NEUE
LIEDER
IN
MELODIEN
GESETZT
VON
BERNHARD THEODOR BREITKOPF.

LEIPZIG,
BEY BERNHARD CHRISTOPH BREITKOPF UND SOHN.
1770.

Verzeichniſs der Lieder.

1. *Neujahrslied.*
Wer kommt, wer kauft von meiner Waar 2

2. *Der wahre Genuſs.*
Umſonſt, daſs du ein Herz zu lenken 4

3. *Die Nacht.*
Gern verlaſs ich dieſe Hütte 6

4. *Das Schreyen.*
Einſt ging ich meinem Mädgen nach 8

5. *Der Schmetterling.*
In des Pappillons Geſtalt 10

6. *Das Glück.*
Du haſt uns oft im Traum geſehen 12

7. *Wunſch eines jungen Mädgens.*
O! finde für mich 14

8. *Hochzeitlied.*
Im Schlafgemach, entfernt vom Feſte 16

9. *Kinderverſtand.*
In groſsen Städten lernen früh 18

10. *Die Freuden.*
Da flattert um die Quelle 20

11. *Amors Grab.*
Weint, Mädgen, weint bey Amors Grabe 24

12. *Liebe und Tugend.*
Wenn einem Mädgen, das wir liebt 26

13. *Unbeſtändigkeit.*

Im ſpielenden Bache, da lieg ich wie helle 28

14. *An die Unſchuld.*

Schönſte Tugend einer Seele 30

15. *Der Miſanthrop.*

Erſt ſitzt er eine Weile 32

16. *Die Reliquie.*

Ich kenn', o Jüngling, deine Freude 34

17. *Die Liebe wider Willen.*

Ich weiſs es wohl, und ſpotte viel 36

18. *Das Glück der Liebe.*

Trink, o Jüngling, heil'ges Gläcke 38

19. *An den Mond.*

Schwefter von dem erſten Licht 40

20. *Zueignung.*

Da ſind ſie nun, da habt ihr ſie 42

NEUE

NEUE
LIEDER
MIT
MELODIEN.

Eyſtes Lied.

Etwas Langſam.

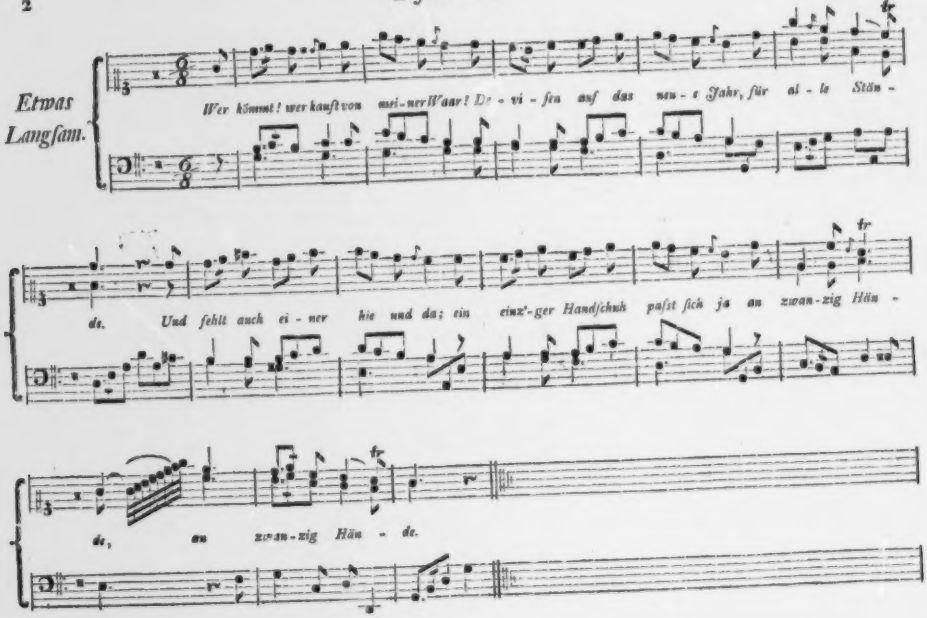

Neujahrslied.

Wer kömmt! Wer kauft von meiner Waar!
Deviſen auf das neue Jahr,
Für alle Stände.
Und fehlt auch einer hie und da;
Ein einz'ger Handſchuh paſst ſich ja
An zwanzig Hände.

Du Jugend, die du tändelnd liebſt,
Ein Küſsgen um ein Küſsgen giebſt,
Unſchuldig heiter.
Jetzt lebſt du noch ein wenig dumm,
Geh nur erſt dieſes Jahr herum,
So biſt du weiter.

Die ihr ſchon Amors Wege kennt,
Und ſchon ein biſsgen lichter brennt,
Ihr macht mir bange.
Zum Ernſt, ihr Kinder, von dem Spaas!
Das Jahr! zur höchſten Noth noch das,
Sonſt währt's zu lange.

Du junger Mann, du junge Frau,
Lebt nicht zu treu, nicht zu genau
In enger Ehe.
Die Eiferſucht quält manches Haus,
Und trägt am Ende doch nichts aus,
Als doppelt Wehe.

Der Wittwer wünſcht in ſeiner Noth
Zur ſeligen Frau, durch ſchnellen Tod
Geführt zu werden.
Du guter Mann, nicht ſo verzagt!
Das, was dir fehlt, das, was dich plagt,
Find'ſt du auf Erden.

Ihr, die ihr Miſogyns heiſst,
Der Wein heb' euern groſsen Geiſt
Beſtändig höher.
Zwar Wein beſchwöret oft den Kopf,
Doch der that manchem Ehetropf,
Wohl zehnmal wahr.

Der Himmel geb zur Frühlingszeit,
Mir manches Lied voll Munterkeit,
Und Euch gefall' es.
Ihr lieben Mädgen ſingt ſie mit,
Dann iſt mein Wunſch am letzten Schritt,
Dann hab' ich alles.

Zweytes Lied.

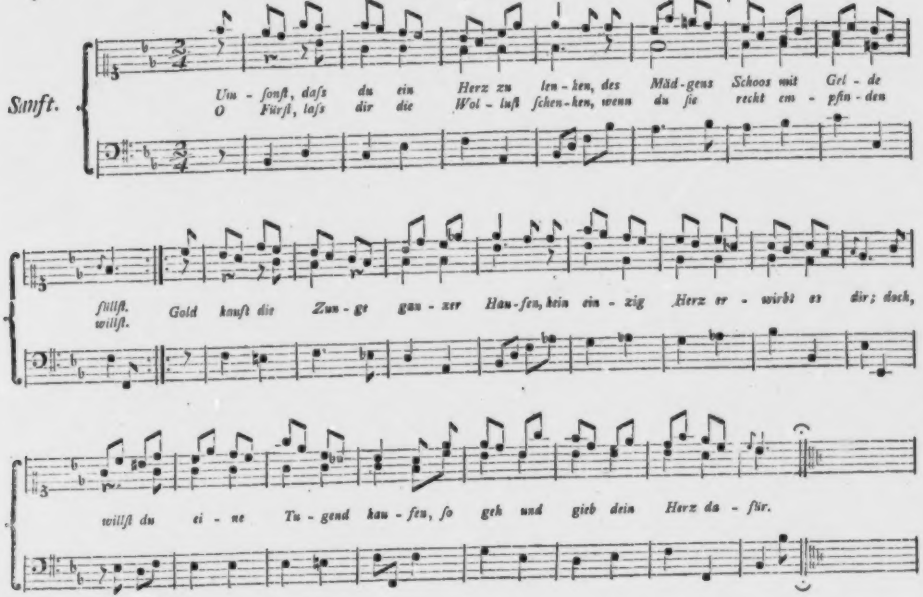

Der wahre Genuſs.

Umſonſt, daſs du ein Herz zu lenken
Des Mädgens Schoos mit Golde füllſt.
O Fürſt, laſs dir die Wolluſt ſchenken,
Wenn du ſie wahr empfinden willſt.
Gold kauft die Zunge ganzer Haufen,
Kein ein.ig Herz erwirbt es dir;
Doch willſt du einer Tugend kaufen,
So geh und gieb dein Herz dafür.

Was iſt die Luſt die in den Armen
Der Buhlerinn die Wolluſt ſchafft?
Du würfſt ein Vorwurf zum Erbarmen,
Ein Thor, würfſt du nicht laſterhaft.
Sie küſst dich aus feilem Triebe,
Und Glut nach Gold füllt ihr Geſicht.
Unglücklicher! Du fühlſt nicht Liebe,
So gar die Wolluſt fühlſt du nicht.

Sey ohne Tugend, doch verliers
Den Vorzug eines Menſchen nie!
Denn Wolluſt fühlen alle Thiere,
Der Menſch allein verfeinert ſie.
Laſs dich die Lehren nicht verdrieſsen,
Sie hindern dich nicht am Genuſs,
Sie lehren dich, wie man genieſsen.
Und Wolluſt würdig fühlen muſs.

B. L.

Soll dich kein heilig Band umgeben
O Jüngling; ſchränke ſelbſt dich ein.
Man kann in wahrer Freyheit leben,
Und doch nicht ungebunden ſeyn.
Laſs nur für Eine dich entzünden,
Und iſt ihr Herz von Liebe voll;
So laſs die Zärtlichkeit dich binden,
Wenn dich die Pflicht nicht binden ſoll.

Empfinde Jüngling, und dann wähle
Ein Mägdgen dir, ſie wähle dich,
Von Körper ſchön, und ſchön von Seele,
Und dann biſt du beglückt, wie ich!
Ich, der ich dieſe Kunſt verſtehe,
Ich habe mir ein Kind gewählt,
Daſs uns zum Glück der ſchönſten Ehe
Allein des Prieſters Segen fehlt.

Für nichts beſorgt als meine Freude,
Für mich nur ſchön zu ſeyn bemüht.
Wollüſtig nur an meiner Seite,
Und ſittſam wenn die Welt ſie ſieht.
Daſs unſrer Glut die Zeit nicht ſchade,
Räumt ſie kein Recht aus Schwachheit ein,
Und ihre Gunſt bleibt immer Gnade,
Und ich muſs immer dankbar ſeyn.

Ich bin genügſam, und genieſse,
Schon da, wenn ſie mir zärtlich lacht,
Wenn ſie beym Tiſch des Liebſten Füſse
Zum Schemmel ihrer Füſse macht.
Den Apfel, den ſie angebiſſen,
Das Glas, woraus ſie trank, mir reicht,
Und mir, bey halbgeraubten Küſſen,
Den ſonſt verdeckten Buſen zeigt.

Wenn in geſellſchaftlicher Stunde,
Sie einſt mit mir von Liebe ſpricht,
Wünſch ich nur Worte von dem Munde,
Nur Worte, Küſse wünſch ich nicht.
Welch ein Verſtand der ſie beſeelet,
Mit immer neuem Reiz umgiebt!
Sie iſt vollkommen, und ſie fehlet
Darinn allein, daſs ſie mich liebt.

Die Ehrfurcht wirft mich ihr zu Füſsen,
Die Wolluſt mich an ihre Bruſt.
Sieh Jüngling, dieſes heiſst genieſsen!
Sey klug und ſuche dieſe Luſt.
Der Todt führt einſt von ihrer Seite
Dich auf zum engliſchen Geſang,
Dich zu des Paradieſes Freude,
Und du fühlſt keinen Uebergang.

Drittes Lied.

Nicht zu geſchwinde.

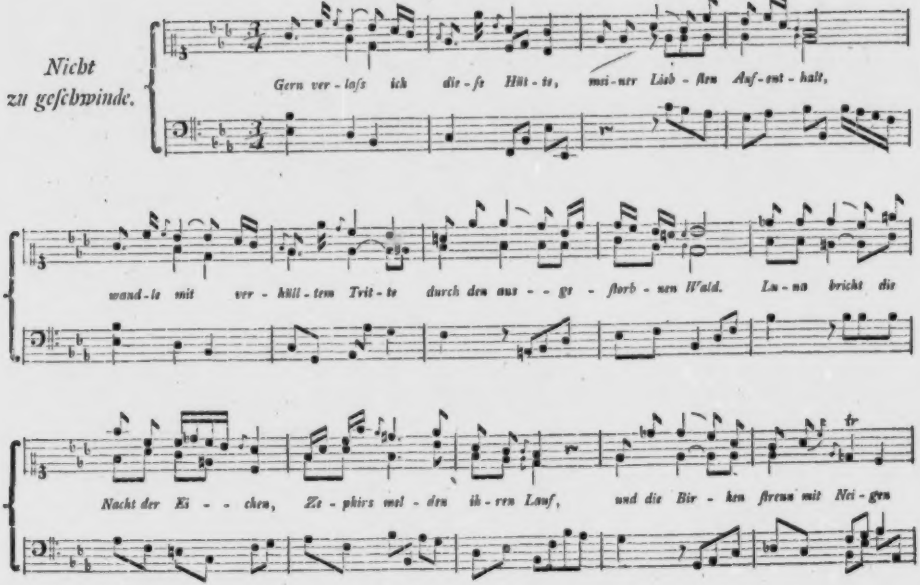

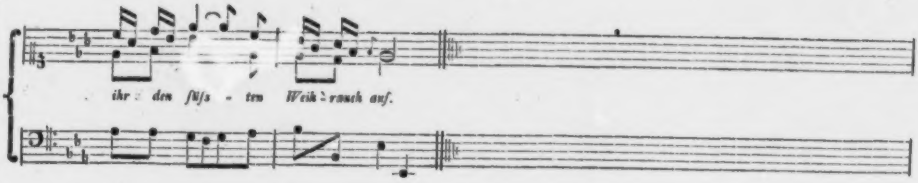

Die Nacht.

Gern verlaſs ich dieſe Hütte,
Meiner Liebſten Aufenthalt,
Wandle mit verhülltem Tritte
Durch den ausgeſtorbnen Wald.
Luna bricht die Nacht der Eichen,
Zephirs melden ihren Lauf,
Und die Birken ſtreun mit Neigen
Ihr den ſüſsten Weihrauch auf.

Schauer, der das Herze fühlen,
Der die Seele ſchmelzen macht,
Flüſtert durchs Gebüſch im Kühlen.
Welche ſchöne, ſüſse Nacht!
Freude! Wolluſt! Kaum zu faſsen!
Und doch wollt' ich, Himmel, dir
Tauſend ſolcher Nächte laſsen,
Gäb' mein Mädgen Eine mir.

Viertes Lied.

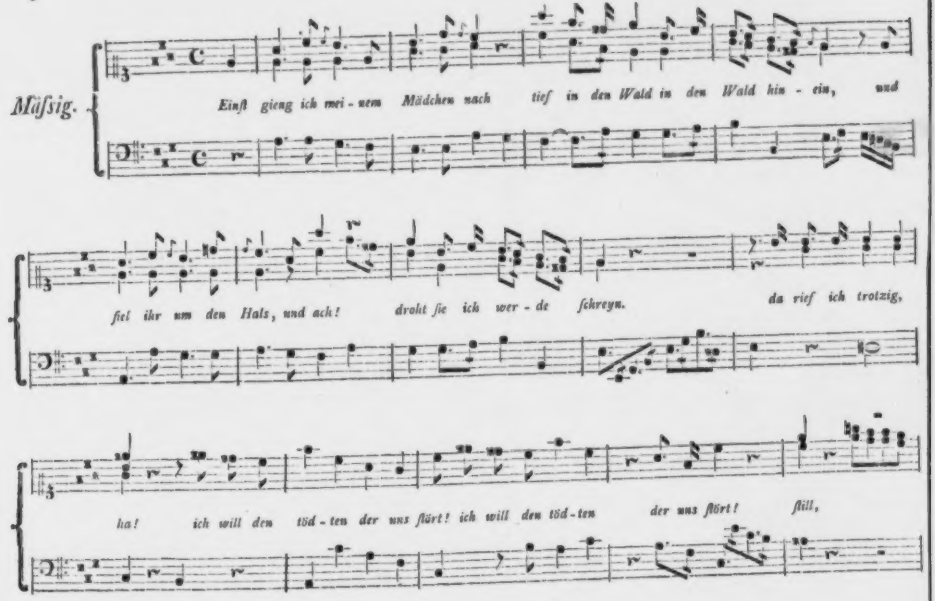

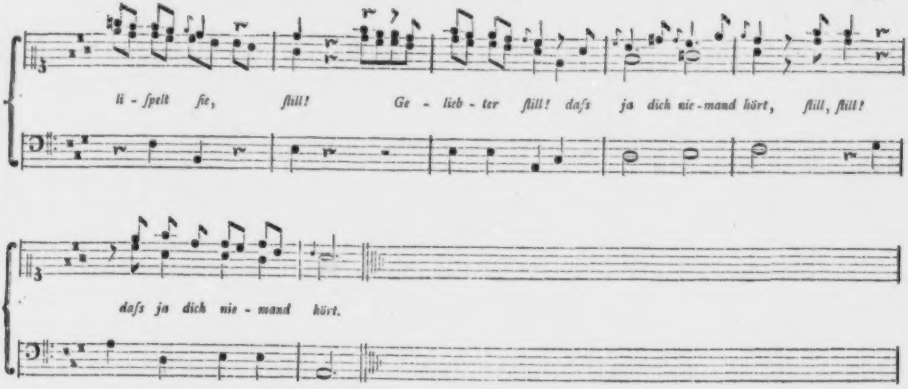

Das Schreyen.

Nach dem Italieniſchen.

Einſt gieng ich meinem Mädchen nach
Tief in den Wald hinein,
Und fiel ihr um den Hals, und ach!
Droht ſie, ich werde ſchreyn.

Da rief ich trotzig, ha! ich will
Den tödten der uns ſtört!
Still, lüftelt ſie, Geliebter, ſtill!
Daſs ja dich niemand hört.

Fünftes Lied.

Tändelnd.

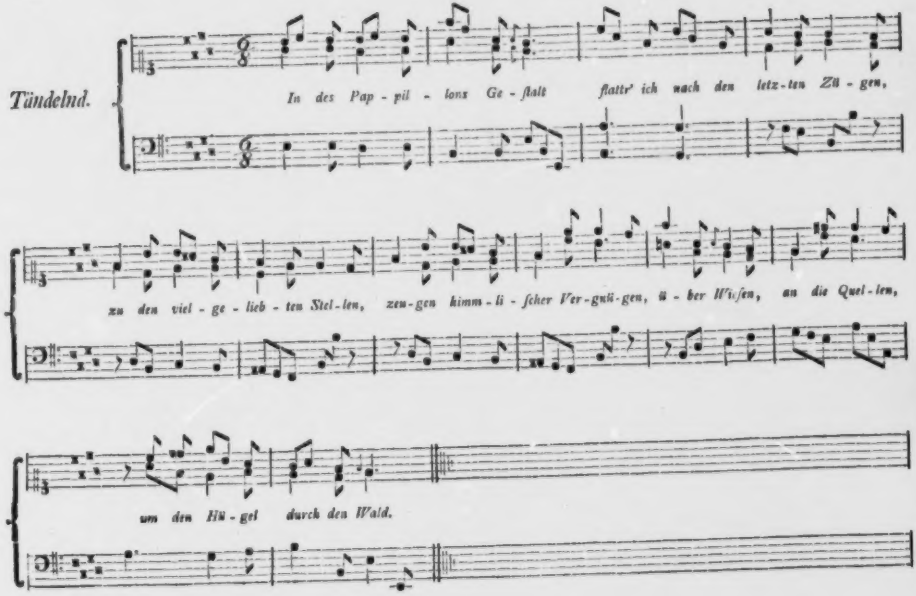

Der Schmetterling.

In der Pappillons Geſtalt
Flattr' ich nach den letzten Zügen
Zu den vielgeliebten Stellen,
Zeugen himmliſcher Vergnügen,
Ueber Wieſen, an die Quellen,
Um den Hügel, durch den Wald.

Ich belauſch ein zärtlich Paar,
Von des ſchönen Mädgens Haupte
Aus den Kränzen ſchau ich wieder,
Alles was der Tod mir raubte,
Seh ich hier im Bilde wieder,
Bin ſo glücklich wie ich war.

Sie umarmt ihn lächelnd ſtumm,
Und ſein Mund genieſst der Stunde,
Die ihm gut'ge Götter ſenden,
Hüpft vom Buſen zu dem Munde,
Von dem Munde zu den Händen,
Und ich hüpf um ihn herum,

Und ſie ſieht mich Schmetterling.
Zitternd vor des Freunds Verlangen
Springt ſie auf, da flieg ich ferne.
„Liebſter komm ihn einzufangen!
„Komm! ich hätt' es gar zu gerne,
„Gern das kleine bunte Ding.

In Bewegung einer Menuet.

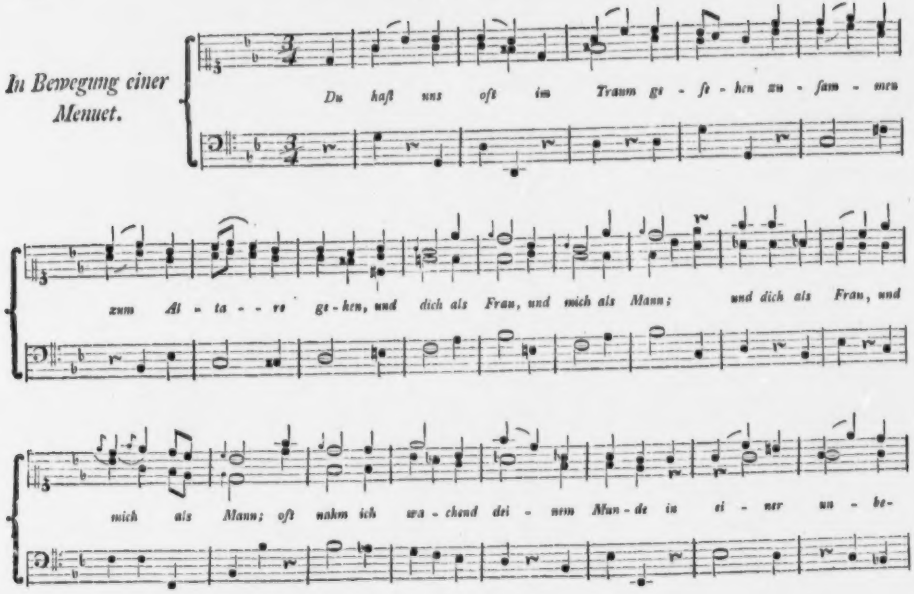

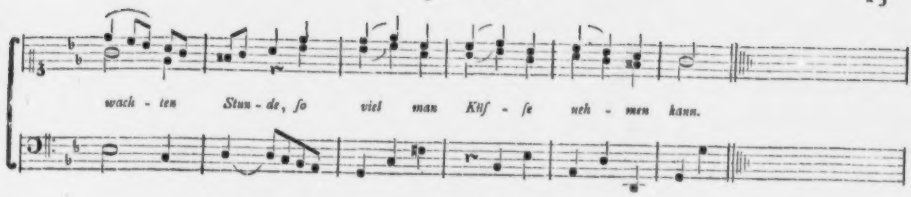

Das Glück.

An mein Mädgen.

Du hast uns oft im Traum gesehen
Zusammen zum Altare gehen,
Und dich als Frau, und mich als Mann;
Oft nahm ich wachend deinem Munde
In einer unbewachten Stunde,
So viel man Küsse nehmen kann.

Das reinste Glück, das wir empfunden,
Die Wollust mancher reichen Stunden
Floh, wie die Zeit, mit dem Genuss.
Was hilft es mir, dass ich genieße?
Wie Träume flichn die wärmsten Küsse,
Und alle Freude wie ein Kuss.

Siebendes Lied.

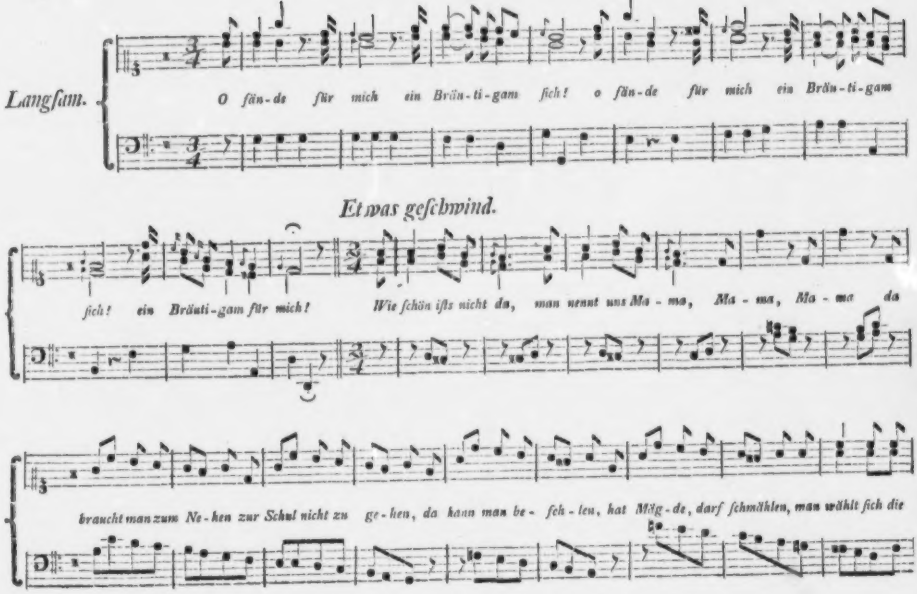

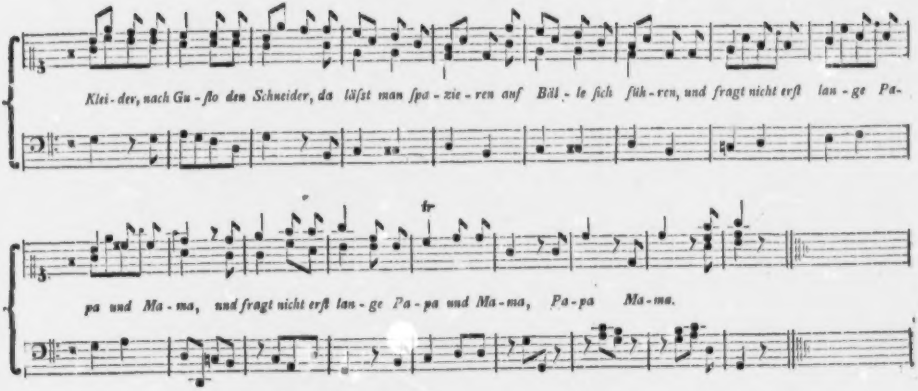

Wunſch eines jungen Mädgens.

O fände für mich
Ein Bräutigam ſich!
Wie ſchön iſts nicht da,
Man nennt uns Mama.
Da braucht man zum Nehen,
Zur Schul nicht zu gehen.
Da kann man befehlen,
Hat Mägde, darf ſchmählen,
Man wählt ſich die Kleider,
Nach Guſto den Schneider.
Da läßt man ſpazieren
Auf Bälle ſich führen,
Und fragt nicht erſt lange
Papa und Mama.

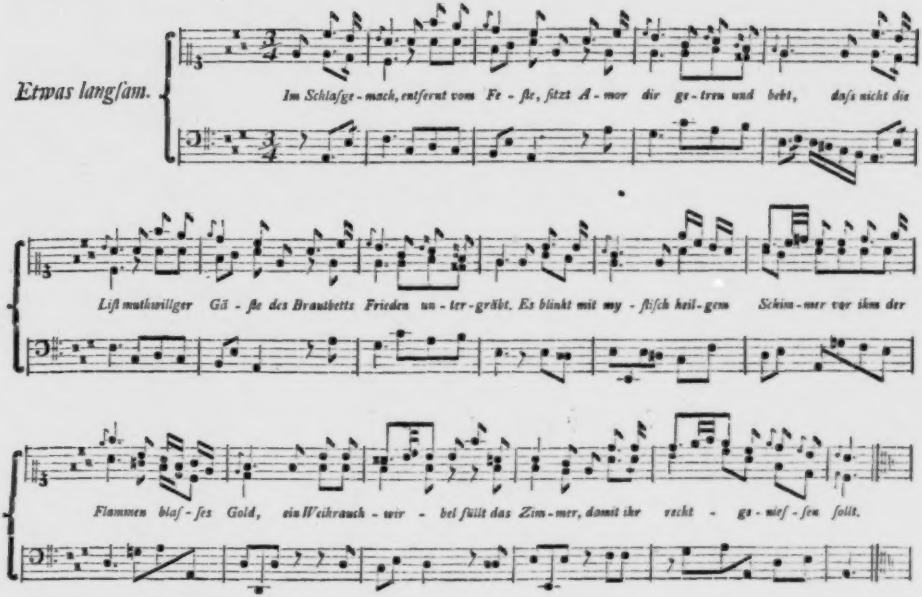
Etwas langſam.
Im Schlafge-mach, entfernt vom Fe-ſte, ſitzt A-mor dir ge-treu und bebt, daſs nicht die
Liſt muthwilliger Gä-ſte des Brautbetts Frieden un-ter-grübt. Es blinkt mit my-ſtiſch heil-gem Schim-mer vor ihm der
Flammen blaſ-fes Gold, ein Weihrauch-wir-bel füllt das Zim-mer, damit ihr recht-ge-nieſ-ſen ſollt.

Hochzeitlied.

An meinen Freund.

Im Schlafgemach, entfernt vom Feſt,
Sitzt Amor dir getreu und bebt,
Daſs nicht die Luſt muthwilliger Gäſte
Des Brautbetts Frieden untergräbt.
Es blinkt mit myſtiſch heil'gem Schimmer
Vor ihm der Flammen blaſses Gold,
Ein Weihrauchwirbel füllt das Zimmer,
Damit ihr recht genieſsen ſollt.

Wie ſchlägt dein Herz beym Schlag der Stunde,
Der deiner Gäſte Lärm verjagt!
Wie glühſt du nach dem ſchönen Munde,
Der bald verſtummt und nichts verſagt.
Da eilſt, um alles zu vollenden,
Mit ihr ins Heiligthum hinein,
Das Feuer in des Wächters Händen
Wird wie ein Nachtlicht ſtill und klein.

Wie bebt von deiner Küſſe Menge
Ihr Buſen, und ihr voll Geſicht,
Zum Zittern wird nun ihre Strenge,
Denn deine Kühnheit wird zur Pflicht.
Schnell hilft dir Amor ſie entkleiden,
Und iſt nicht halb ſo ſchnell als du;
Dann hält er ſchalkhaft und beſcheiden,
Sich feſt die beyden Augen zu.

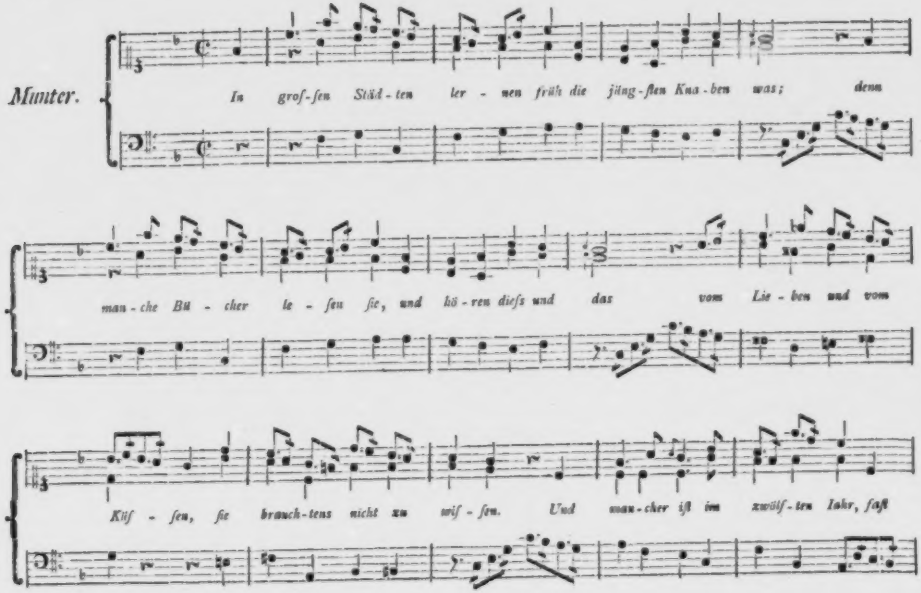
Munter.
In grof-fen Städ-ten ler-nen früh die jüng-ſten Kna-ben was; denn
man-che Bü-cher le-ſen ſie, und hö-ren dieſs und das vom Le-ben und vom
Küſ-ſen, ſie brauch-tens nicht zu wiſ-ſen. Und man-cher iſt im zwölf-ten Jahr, faſt

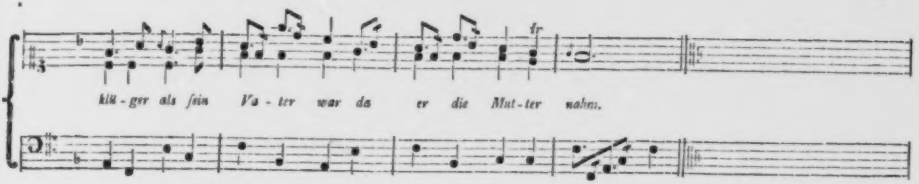

Kinderverſtand.

In groſsen Städten lernen früh
Die jüngſten Knaben was;
Denn manche Bücher leſen ſie,
Und hören dieſs und das
Vom Lieben und vom Küſsen,
Sie brauchtens nicht zu wiſſen.
Und mancher iſt im zwölften Jahr,
Faſt klüger als ſein Vater war
Da er die Mutter nahm.

Das Mädgen wünſcht von Jugend auf,
Sich hochgeehrt zu ſehn.
Sie ziert ſich klein und wächſt heraus
In Pracht und Aſſemblern.
Der Stolz verjagt die Triebe
Der Wolluſt und der Liebe,
Sie ſinnt nur drauf wie ſie ſich ziert,
Ein Aug entzückt, ein Herze rührt,
Und denkt ans andre nicht.

Auf Dörfern ſieht's ganz anders aus,
Da treibt die liebe Noth,
Die Jungen auf das Feld hinaus
Nach Arbeit und nach Brod.
Wer von der Arbeit müde,
Läſst gern den Mädgen Friede.
Und wer noch obendrein nichts weiſs,
Der denkt an nichts, den macht nichts heiſs;
So geht's den Bauern meiſt.

Die Bauermädgen aber ſind
In Ruhe mehr genährt,
Und darum wünſchen ſie geſchwind
Was jede Mutter wehrt.
Oft ſtoſsen ſchöckernd Bräute
Den Bräutgam in die Seite,
Denn von der Arbeit, die ſie thun,
Sich zu erholen, auszuruhn,
Das können ſie dabey.

Zehntes Lied.

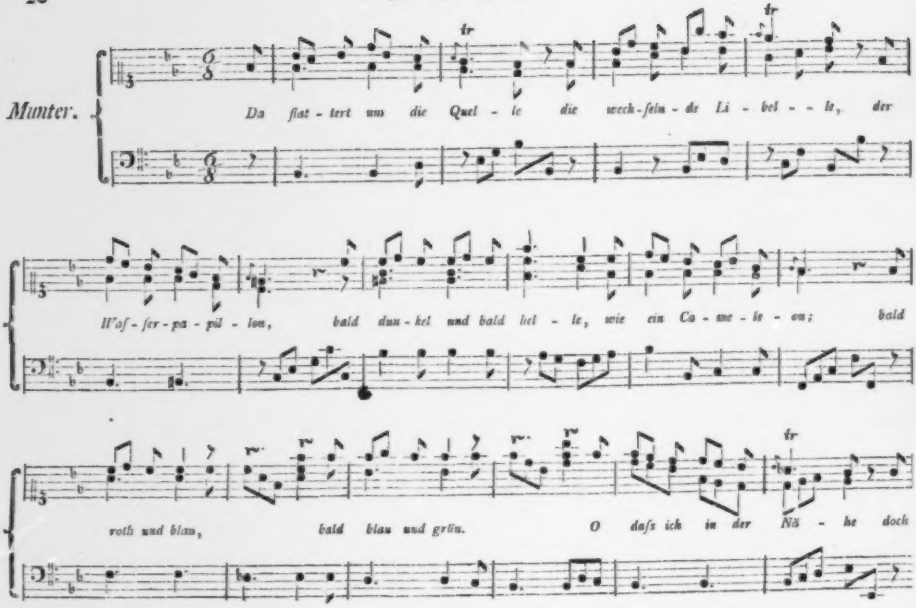

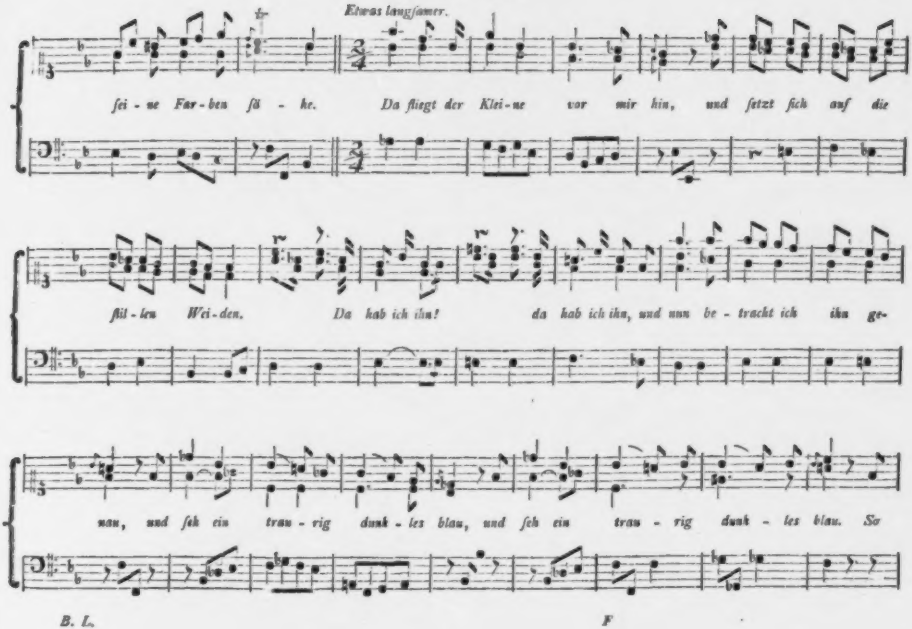
Etwas langſamer.
fei - ne Far - ben ſü - he. Da fliegt der Klei - ne vor mir hin, und ſetzt ſich auf die
ſilt - ten Wei - den. Da hab ich ihn! da hab ich ihn, und nun be - tracht ich ihn ge-
nau, und ſeh ein trau - rig dunk - les blau, und ſeh ein trau - rig dunk - les blau. So

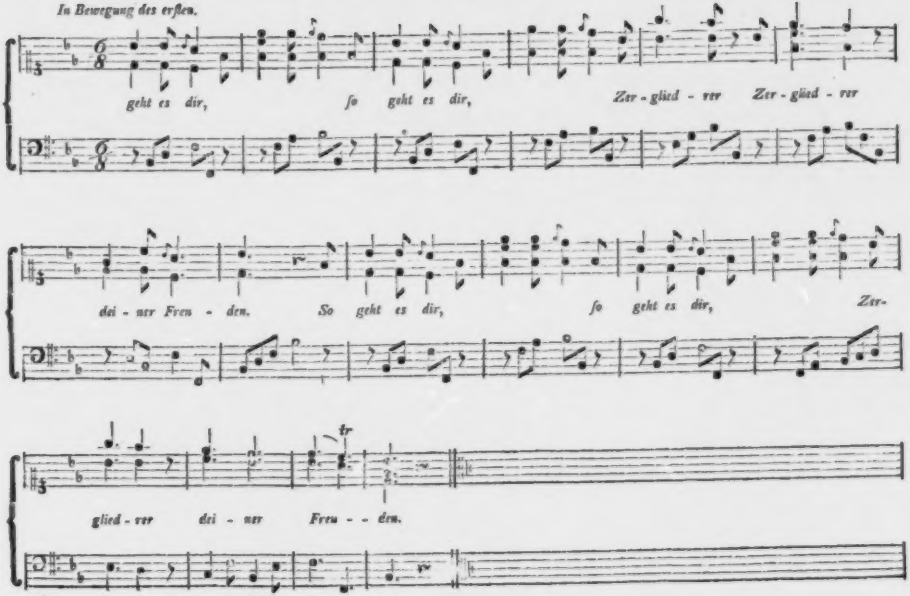
In Bewegung des erſten.
geht es dir, ſo geht es dir, Zer - glied - rer Zer - glied - rer
dei - ner Freu - den. So geht es dir, ſo geht es dir, Zer-
tr
glied - rer dei - ner Freu - - den.

Die Freuden.

Da flattert um die Quelle
Die wechſelnde Libelle,
Der Waſſerpapillon,
Bald dunkel und bald helle,
Wie ein Cameleon;
Bald roth und blau, bald blau und grün.
O daſs ich in der Nähe
Doch ſeine Farben ſähe!

Da fliegt der Kleine vor mir hin
Und ſetzt ſich auf die ſtillen Weiden.
Da hab ich ihn!
Und nun betracht ich ihn genau,
Und ſeh ein traurig dunkles blau.
So geht es dir Zergliedrer deiner Freuden!

Eilftes Lied.

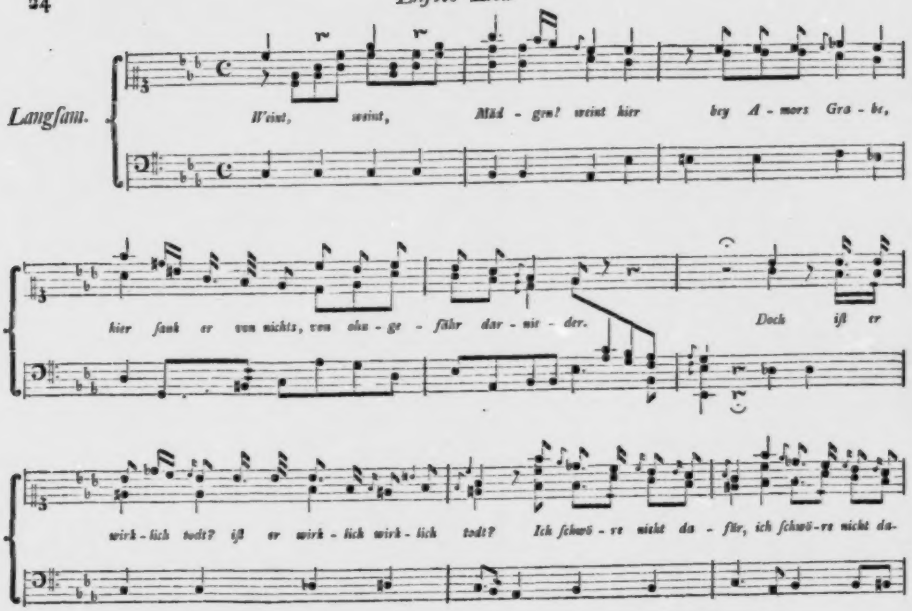

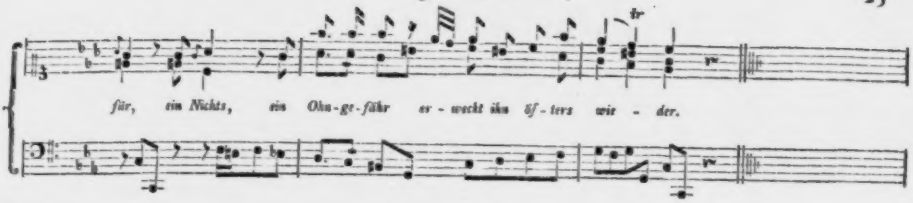

Amors Grab.

Nach dem Franzöſiſchen.

Weint, Mädgen! hier bey Amors Grabe, hier
Sank er von nichts, von ohngefähr darnieder.
Doch iſt er würklich todt? Ich ſchwöre nicht dafür.
Ein Nichts, ein Ohngefähr erweckt ihn öfters wieder.

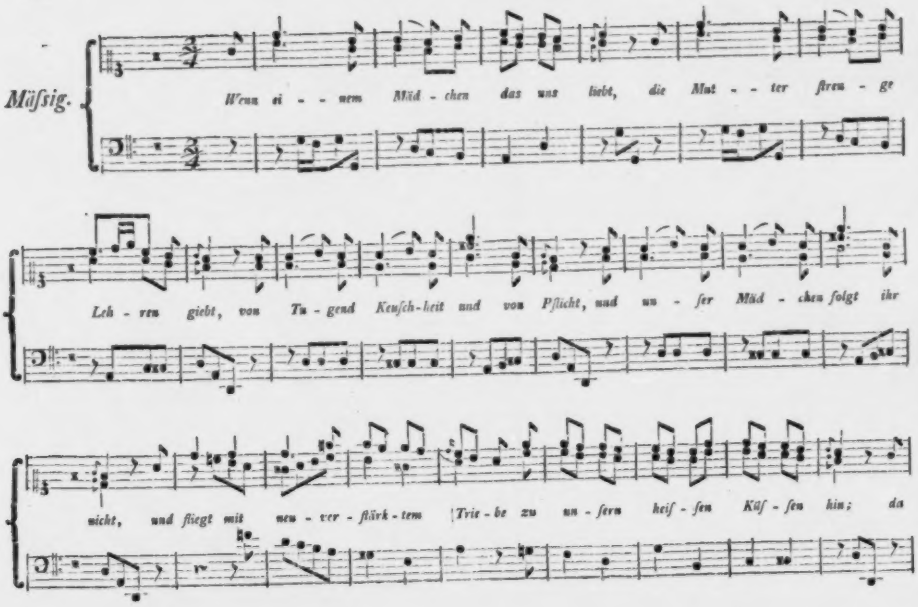
Müfsig.
Wenn ei - - nem Mäd - chen das uns liebt, die Mut - - ter freu - gt
Leh - ren giebt, von Tu - gend Keufch-heit und von Pflicht, und un - fer Mäd - chen folgt ihr
nicht, und fliegt mit neu - ver - ftärk - tem Trie - be zu un - fern heif - fen Küf - fen hin; da

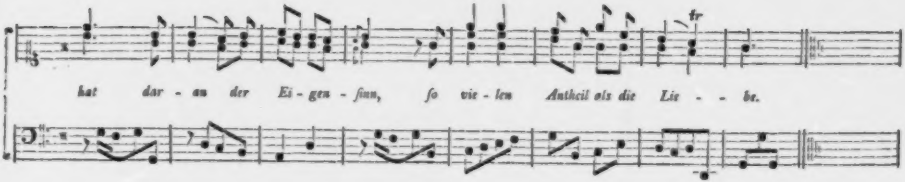

Liebe und Tugend.

Wenn einem Mädgen das um liebt,
Die Mutter ſtrenge Lehren giebt,
Von Tugend, Keuſchheit und von Pflicht,
Und unſer Mädgen folgt ihr nicht,
Und fliegt mit neuverſtärktem Triebe
Zu unſerm heißen Küſſen hin;
Da hat daran der Eigenſinn,
So vielen Antheil als die Liebe.

Doch wenn die Mutter es erreicht,
Daſs ſie das gute Herz erweicht,
Voll Stolz auf ihre Lehren ſieht,
Daſs was das Mädgen ſpröde flieht;
So kennt ſie nicht das Herz der Jugend,
Denn wenn das je ein Mädgen thut
So hat daran der Wankelmuth
Gewiſs mehr Antheil als die Tugend.

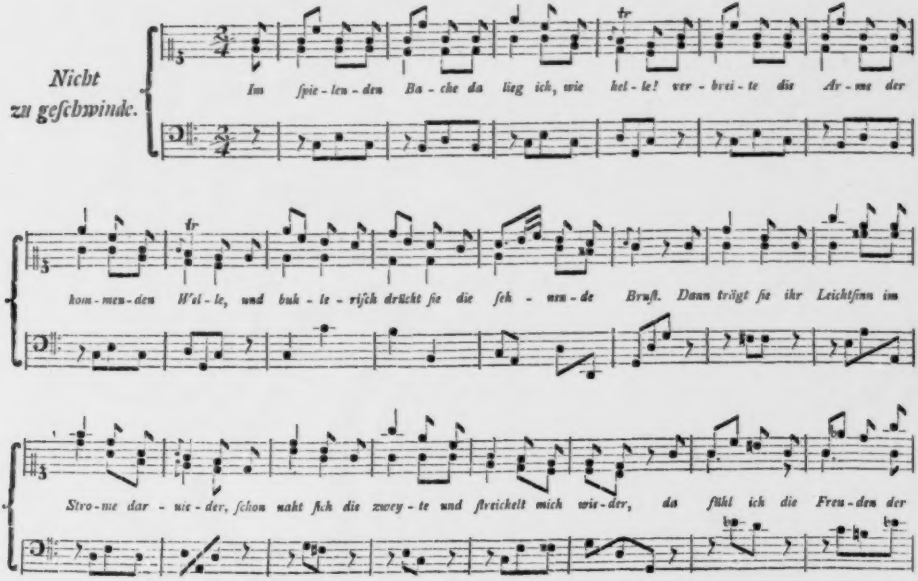
Nicht zu geſchwinde.
Im ſpie-len-den Ba-che da lag ich, wie hel-le! ver-bvii-te die Ar-me der
kom-men-den Wel-le, und buh-le-riſch drückt ſie die ſch-arn-de Bruſt. Dann trägt ſie ihr Leichtſinn im
Stro-me dar-wie-der, ſchon naht ſich die zwey-te und ſtreichelt mich wie-der, da fühl ich die Freu-den der

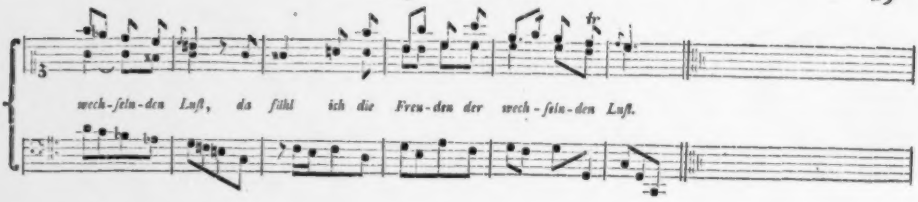

Unbeſtändigkeit.

Im ſpielenden Bache da lieg ich wie helle!
Verbreite die Arme der kommenden Welle,
Und buhleriſch drückt ſie die ſehnende Bruſt.
Dann trägt ſie ihr Leichtſinn im Strome darnieder,
Schon naht ſich die zweyte und ſtreichelt mich wieder,
Da fühl ich die Freuden der wechſelnden Luft.

O Jüngling ſey weiſe, verwein' nicht vergebens
Die frühlichſten Stunden des traurigen Lebens
Wenn flatterhaft je dich ein Mädgen vergiſt.
Geh, ruf ſie zurücke die vorigen Zeiten,
Es küſſt ſich ſo ſüſſe der Buſen der Zweyten,
Als kaum ſich der Buſen der Erſten geküſſt.

Langsamer als eine Menuet.

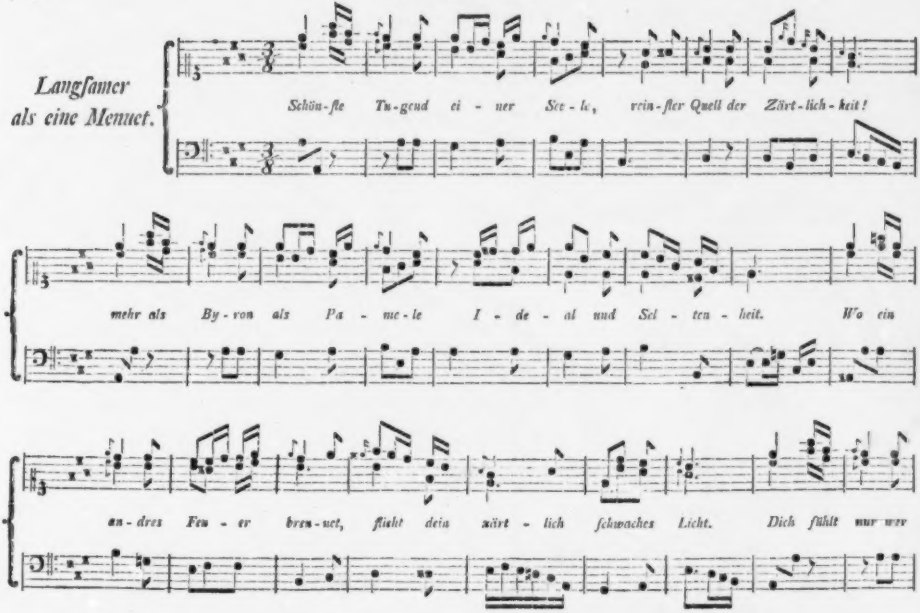

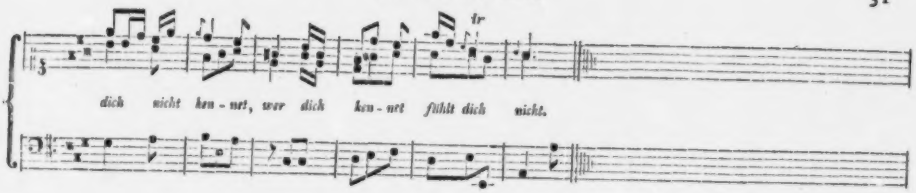

An die Unschuld.

Schönste Tugend einer Seele,
Reinster Quell der Zärtlichkeit?
Mehr als Byron, als Pamela
Ideal und Seltenheit.
Wenn ein andres Feuer brennet,
Flieht dein zärtlich schwaches Licht;
Dich fühlt nur wer dich nicht kennet,
Wer dich kennt der fühlt dich nicht.

Göttinn! In dem Paradiese
Lebtest du mit uns vereint;
Noch erscheinst du mancher Wiese,
Morgens eh die Sonne scheint.
Nur der sanfte Dichter siehet
Dich im Nebelkleide zieh'n;
Phöbus kömmt, der Nebel fliehet,
Und im Nebel bist du hin.

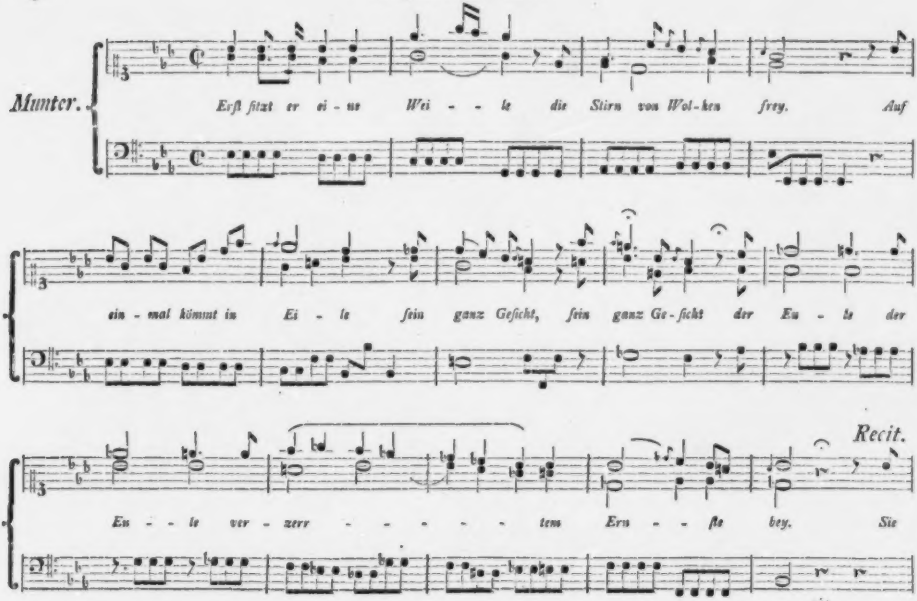
Munter.
Erst sitzt er ei - ne Wei - le die Stirn von Wol-ken frey. Auf
ein - mal kömmt in Ei - le sein ganz Gesicht, sein ganz Ge-sicht der Eu - le der
Recit.
Eu - le ver - zerr - - - - - tem Ern - - ste bey. Sie

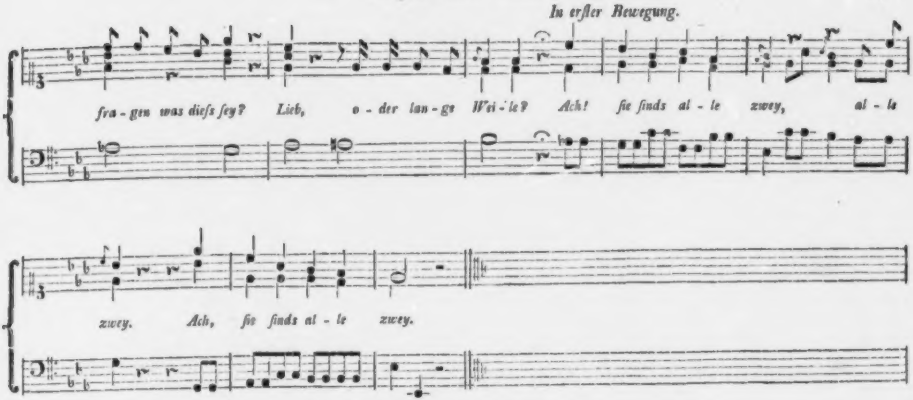

Der Miſanthrop.

A. Erſt ſitzt er eine Weile
Die Stirn von Wolken frey;
Auf einmal kömmt in Eile
Sein ganz Geſicht der Eule
Verzerrtem Ernſte bey.

B. Sie fragen, was das ſey?
Lieb oder lange Weile.

C. Ach ſie finds alle zwey.

In Bewegung einer Polonoiſe.

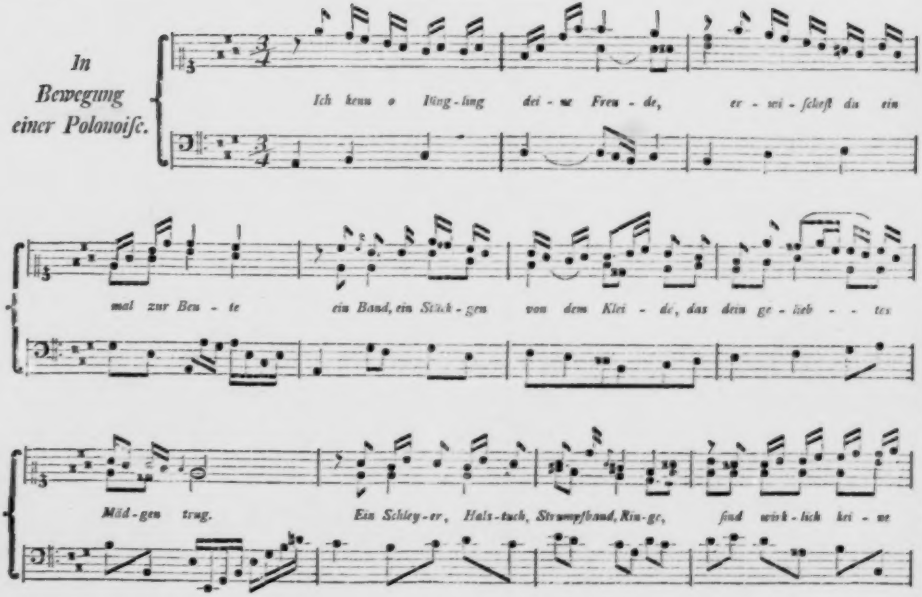

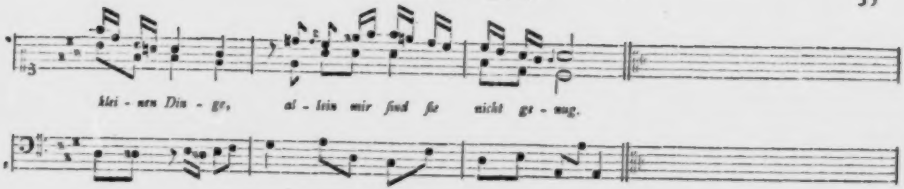

Die Reliquie.

Ich kenn', o Jüngling, deine Freude,
Erwischest du einmal zur Beute
Ein Band, ein Stückgen von dem Kleide,
Das dein geliebtes Mädgen trug.
Ein Schleyer, Halstuch, Strumpfband, Ringe,
Sind wirklich keine kleinen Dinge,
Allein mir sind sie nicht genug.

Mein zweytes Glücke nach dem Leben,
Mein Mädgen hat mir was gegeben,
Setzt eure Schätze mir daneben,
Und ihre Herrlichkeit wird nichts.
Wie lach ich all der Trödelwaare!
Sie schenkte mir die schönsten Haare,
Den Schmuck des schönen Angesichts.

Soll ich dich gleich, Geliebte, missen,
Wirst du mir doch nicht ganz entrissen,
Zu sehn, zu tändeln und zu küssen,
Bleibt mir der schönste Theil von dir.
Gleich ist des Haars und mein Geschicke,
Sonst buhlten wir mit einem Glücke
Um sie, jetzt sind wir fern von ihr.

Fest waren wir an sie gehangen,
Wir streichelten die runden Wangen,
Und glisteten oft mit Verlangen
Von da herab zur runden Brust.
O Nebenbuhler, frey vom Neide,
Reliquie, du schönst Beute,
Krönre mich der alten Lust.

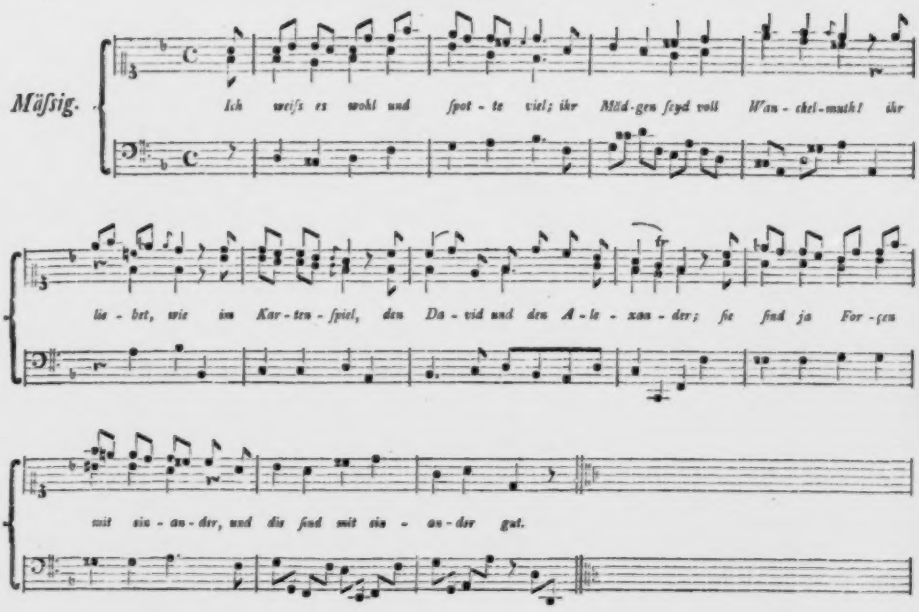
Mäßig.
Ich weiß es wohl und spot - te viel; ihr Mäd-gen seyd voll Wan - chel-muth! ihr
lie - bet, wie im Kar-ten-spiel, dan Da - vid und den A - le - xan - der; sie sind ja For - cen
mit ein - an - der, und die sind mit ein - an - der gut.

Die Liebe wider Willen.

Ich weiß es wohl, und spotte viel:
Ihr Mädgen seyd voll Wankelmuth!
Ihr liebet, wie im Kartenspiel,
Den David und den Alexander;
Sie sind ja Forçen mit einander,
Und die sind mit einander gut.

Doch bin ich elend wie zuvor,
Mit misanthropischem Gesicht,
Der Liebe Sklav, ein armer Thor!
Wie gern wär ich sie los die Schmerzen!
Allein es sitzt zu tief im Herzen,
Und Spott vertreibt die Liebe nicht.

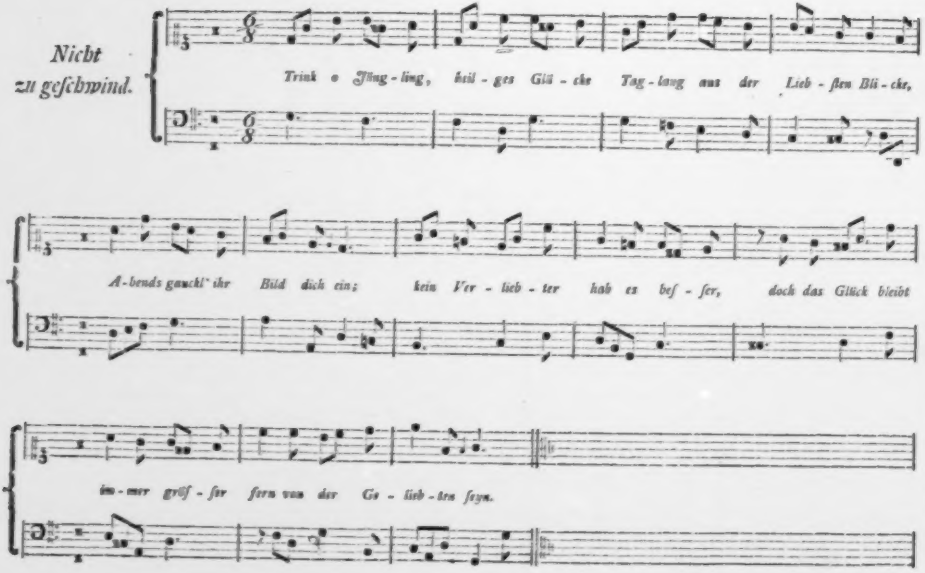
Nicht
zu geschwind.
Trink o Jüng-ling, heil-ges Glü-cke Tag-lang aus der Lieb-sten Blü-cke,
A-bends gaukl' ihr Bild dich ein; kein Ver-lieb-ter hab es bes-ser, doch das Glück bleibt
im-mer gröf-ser fern von der Ge-lieb-ten seyn.

Das Glück der Liebe.

Trink, o Jüngling, heilges Glücke
Taglang aus der Liebsten Blicke,
Abends gaukl' ihr Bild dich ein;
Kein Verliebter hab es beſſer,
Doch das Glück bleibt immer gröſſer
Fern von der Geliebten ſeyn.

Eu'ge Kräfte, Zeit und Ferne,
Heimlich wie die Kraft der Sterne,
Wiegen dieſes Blut zur Ruh.
Mein Gefühl wird ſtets erweichter,
Doch mein Herz wird täglich leichter,
Und mein Glück nimmt immer zu.

Nirgends kann ich ſie vergeſſen,
Und doch kann ich ruhig eſſen,
Heiter iſt mein Geiſt und frey;
Und unmerkliche Bethörung
Macht die Liebe zur Verehrung,
Die Begier zur Schwärmerey.

Aufgezogen durch die Sonne,
Schwimmt im Hauch äther'ſcher Wonne
So das leichtſte Wölckgen hie,
Wie mein Herz in Ruh und Freude.
Frey von Furcht, zu groſs zum Neide
Lieb ich, ewig lieb ich ſie.

Neunzehntes Lied.

Scherzhaft.

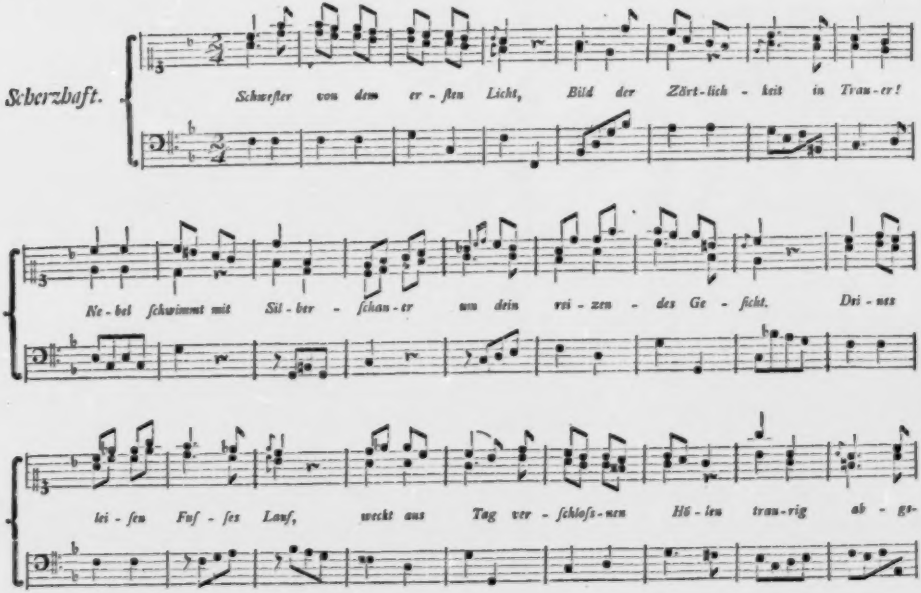

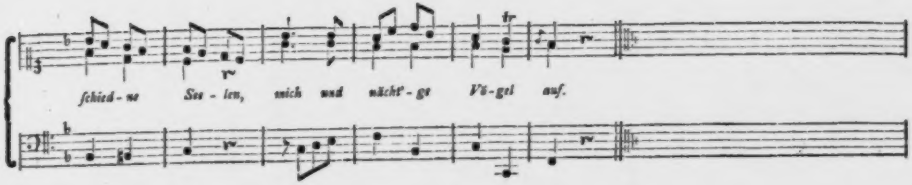

An den Mond.

Schweſter von dem erſten Licht,
Bild der Zärtlichkeit in Trauer!
Nebel ſchwimmt mit Silberſchauer
Um dein verzücktes Geſicht.
Deines leiſen Fußes Lauf
Weckt aus Tagverſchloſſnen Hölen
Traurig abgeſchiednе Seelen,
Mich, und nächt'ge Vögel auf.

Forſchend überſieht dein Blick
Eine groſsgemeſsne Weite!
Hebe mich an deine Seite,
Gieb der Schwärmerey dieſs Glück!
Und in wollüſtvoller Ruh,
Säh der weitverſchlagne Ritter
Durch das gläſerne Gegitter,
Seines Mädgens Nächten zu.

Dämmrung wo die Wolluſt thront,
Schwimm' um ihre runden Glieder.
Trunken ſinkt mein Blick hernieder.
Was verhüllt man wohl dem Mond,
Doch, was das für Wünſche ſind!
Voll Begierde zu genieſsen,
So da droben hängen müſsen;
Ey, da ſcheuſt du dich blind.

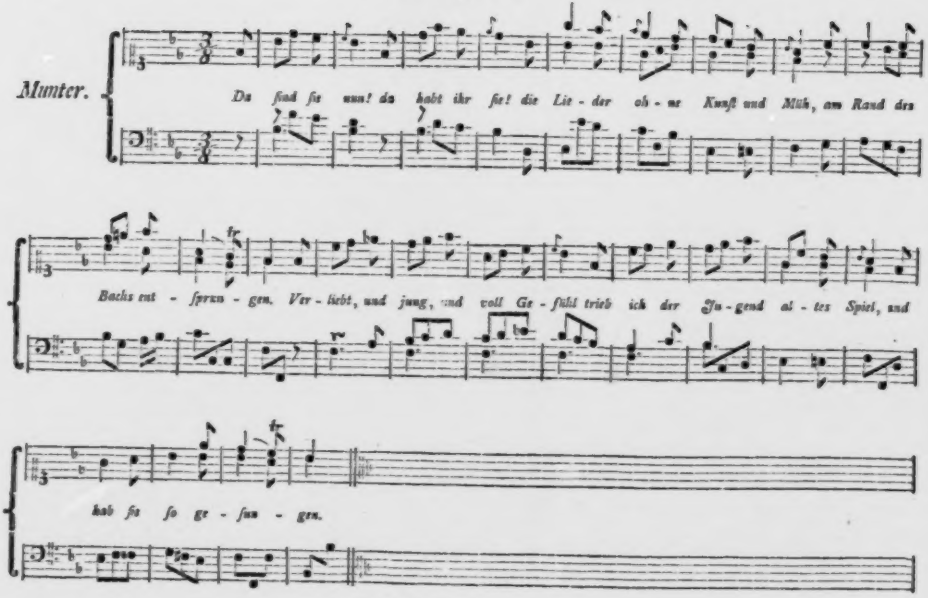
Mumter.
Du ſind ſie nun! da habt ihr ſie! die Lie - der oh - ne Kunſt und Müh, am Rand des
Baches ent - ſprun - gen. Ver - liebt, und jung, und voll Ge - fühl trieb ich der Ju - gend al - tes Spiel, und
hab ſie ſo ge - ſun - gen.

Zueignung.

Da ſind ſie nun! Da hebt ihr ſie!
Die Lieder, ohne Kunſt und Müh
Am Rand des Bachs entſprungen.
Verliebt, und jung, und voll Gefühl
Trieb ich der Jugend altes Spiel,
Und hab ſie ſo geſungen.

Sie ſingt, wer ſie ſingen mag!
An einem hübſchen Frühlingstag
Kann ſie der Jüngling brauchen.
Der Dichter hünzt von ferne zu,
Jetzt drückt ihm diätätſche Ruh
Den Daumen auf die Augen.

Halb ſcheel, halb weiſe ſieht ſein Blick,
Ein biſſgen naſs auf euer Glück,
Und jammert in Sentenzen.
Hört ſeine letzten Lehren an,
Er hat's ſo gut wie ihr gethan
Und kennt des Glückes Gränzen.

Ihr ſeufzt, und ſingt, und ſchmelzt und küſst,
Und jauchzet ohne daſs ihr's wiſst,
Dem Abgrund in der Nähe.
Flieht Wieſe, Bach und Sonnenſchein,
Schleicht, ſollt's auch wohl im Winter ſeyn,
Bald zu dem Heerd der Ehe.

Ihr lacht mich aus und rufſt: der Thor!
Der Fuchs, der ſeinen Schwanz verlohr,
Verſchnitt jetzt gern uns alle.
Doch hier paſst nicht die Fabel ganz,
Das treue Füchslein ohne Schwanz
Das warnt auch für der Falle.

E N D E.

Von

Deutscher Baukunst

D. M.

Ervini a Steinbach.

1773.

15 882

Als ich auf deinem Grabe herumwandelte, edler Erwin, und den Stein suchte, der mir deuten sollte: *Anno domini* 1318. *XVI. Kal. Febr. obiit Magister Ervinus, Gubernator Fabricae Ecclesiae Argentinensis*, und ich ihn nicht finden, keiner deiner Landsleute, mir ihn zeigen konnte, daß sich meine Verehrung deiner, an der heiligen Stätte ergossen hätte; da ward ich tief in die Seele betrübt, und mein Herz, jünger, wärmer, thöriger und besser als jetzt, gelobte dir ein Denkmaal, wenn ich zum ruhigen Genuß meiner Besitzthümer gelangen würde, von Marmor oder Sandsteinen, wie ichs vermögte.

Was brauchts dir Denkmaal! Du hast dir das herrlichste errichtet; und kümmert die Ameisen, die drum krabeln, dein Name nichts, hast du gleiches Schikksal mit dem Baumeister, der Berge aufthürmte in die Wolken.

Wenigen ward es gegeben, einen Babelgedanken in der Seele zu zeugen, ganz, groß, und bis in den kleinsten Theil nothwendig schön, wie Bäume Gottes; wenigern, auf tausend bietende Hände zu treffen, Felsengrund zu graben, steile Höhen drauf zu zaubern, und dann sterbend ihren Söhnen zu sagen: ich bleibe bey euch, in

den Werken meines Geistes, vollendet das begonnene in die Wolken.

Was brauchts dir Denkmaal! und von mir! Wenn der Pöbel heilige Namen ausspricht, ists Aberglaube oder Läsierung. Dem schwachen Geschmäckler wirds ewig schwindlen an deinem Coloß, und ganze Seelen werden dich erkennen ohne Deuter.

Also nur, trefflicher Mann, eh ich mein geflicktes Schiffchen wieder auf den Ocean wage, wahrscheinlicher dem Tod als dem Gewinnst entgegen, siehe hier in diesem Hain, wo ringsum die Namen meiner Geliebten grünen, schneid ich den deinigen, in eine deinem Thurm gleich schlank aufsteigende Buche, hänge an seinen vier Zipfeln dies Schnupftuch mit Gaben dabey auf. Nicht ungleich jenem Tuche, das dem heiligen Apostel aus den Wolken herab gelassen ward, voll reiner und unreiner Thiere; so auch voll Blumen, Blüten, Blätter, auch wohl dürres Gras und Moos und über Nacht geschoßne Schwämme, das alles ich auf dem Spaziergang durch unbedeutende Gegenden, kalt zu meinem Zeitvertreib botanisirend eingesammelt, dir nun zu Ehren der Verwesung weihe.

*

Es ist im kleinen Geschmack, sagt der Italiäner, und geht vorbey. Kindereyen lallt der Franzose nach, und schnellt triumphirend auf seine

Doſe a la Greque. Was habt ihr gethan, daß ihr verachten dürft?

Hat nicht der, ſeinem Grab entſteigende Genius der Alten, den deinen gefeſſelt, Welſcher! Krochſt an den mächtigen Reſten Verhältniſſe zu betteln, flickteſt aus den heiligen Trümmern dir Luſthäuſer zuſammen, und hältſt dich für Verwahrer der Kunſtgeheimniſſe, weil du auf Zoll und Linien von Rieſengebäuden Rechenſchaft geben kannſt. Hätteſt du mehr gefühlt als gemeſſen, wäre der Geiſt der Maſſen über dich gekommen, die du anſtauntеſt, du hätteſt nicht ſo nur nachgeahmt, weil ſie's thaten und es ſchön iſt; nothwendig und wahr hätteſt du deine Plane geſchaffen, und lebendige Schönheit wäre bildend aus ihnen gequollen.

So haſt du deinen Bedürfniſſen einen Schein von Wahrheit und Schönheit aufgetüncht. Die herrliche Wirkung der Säulen traf dich, du wollteſt auch ihrer brauchen und mauerteſt ſie ein, wollteſt auch Säulenreihen haben, und umzirkelteſt den Vorhof der Peterskirche mit Marmorgängen, die nirgends hin noch her führen, daß Mutter Natur, die das ungehörige und unnöthige verachtet und haßt, deinen Pöbel trieb, ihre Herrlichkeit zu öffentlichen Kloacken zu proſtituiren, daß ihr die Augen wegwendet und die Naſen zuhaltet vorm Wunder der Welt.

Das geht nun ſo alles ſeinen Gang, die

Grille des Künstlers dient dem Eigensinne des Reichen, der Reisebeschreiber gafft, und unsre schöne Geister, genannt Philosophen, erdrechseln aus protoplastischen Mährchen, Principien und Geschichte der Künste bis auf den heutigen Tag, und ächte Menschen ermordet der böse Genius im Vorhof der Geheimnisse.

Schädlicher als Beyspiele sind dem Genius Principien. Vor ihm mögen einzelne Menschen, einzelne Theile bearbeitet haben. Er ist der erste aus dessen Seele die Theile, in Ein ewiges Ganze zusammen gewachsen, hervortreten. Aber Schule und Principium fesselt alle Kraft der Erkenntniß und Thätigkeit. Was soll uns das, du neufranzösischer philosophirender Kenner, daß der erste zum Bedürfniß erfindsame Mensch, vier Stämme einrammelte, vier Stangen drüber verband, und Aeste und Moos drauf deckte? Daraus entscheidest du das gehörige unsrer heurigen Bedürfnisse, eben als wenn du dein neues Babylon, mit einfältigem Patriarchalischem Hausvatersinn regieren wolltest.

Und es ist noch dazu falsch, daß deine Hütte die erstgebohrne der Welt ist. Zwey an ihrem Gipfel sich kreuzende Stangen vornen, zwey hinten und eine Stange quer über zum Forst, ist und bleibt, wie du alltäglich, an Hütern der Felder und Weinberge erkennen kannst, eine weit primävere Erfindung, von der du doch nicht

einmal Principium für deine Schweinställe abstrahiren könntest.

So vermag keiner deiner Schlüsse sich zur Region der Wahrheit zu erheben, sie schweben alle in der Atmosphäre deines Systems. Du willst uns lehren, was wir brauchen sollen, weil das, was wir brauchen, sich nach deinen Grundsätzen nicht rechtfertigen läßt.

Die Säule liegt dir sehr am Herzen, und in andrer Weltgegend wärst du Prophet. Du sagst: Die Säule ist der erste, wesentliche Bestandtheil des Gebäudes, und der schönste. Welche erhabene Eleganz der Form, welche reine mannigfaltige Größe, wenn sie in Reihen da stehn! Nur hütet euch sie ungehörig zu brauchen; ihre Natur ist, freyzustehn. Wehe den Elenden, die ihren schlanken Wuchs, an plumpe Mauern geschmiedet haben!

Und doch dünkt mich, lieber Abt, hätte die öftere Wiederhohlung dieser Unschicklichkeit des Säuleneinmauerns, daß die Neuern sogar antiker Tempel Interkolumnia mit Mauerwerk ausstopften, dir einiges Nachdenken erregen können. Wäre dein Ohr nicht für Wahrheit taub, diese Steine würden sie dir gepredigt haben.

Säule ist mit nichten ein Bestandtheil unsrer Wohnungen; sie widerspricht vielmehr dem Wesen all unsrer Gebäude. Unsre Häuser entstehen nicht aus vier Säulen in vier Ecken; sie entstehen

aus vier Mauern auf vier Seiten, die statt aller Säulen sind, alle Säulen ausschließen, und wo ihr sie anflickt, sind sie belastender Ueberfluß. Eben das gilt von unsern Palläsien und Kirchen. Wenige Fälle ausgenommen, auf die ich nicht zu achten brauche.

Eure Gebäude stellen euch also Flächen dar, die, je weiter sie sich ausbreiten, je kühner sie gen Himmel steigen, mit desto unerträglicherer Einförmigkeit die Seele unterdrücken müssen! Wohl! wenn uns der Genius nicht zu Hülfe käme, der Erwinen von Steinbach eingab: Vermannigfaltige die ungeheure Mauer, die du gen Himmel führen sollst, daß sie aufsteige gleich einem hocherhabnen, weitverbreiteten Baume Gottes, der mit tausend Aesten, Millionen Zweigen, und Blättern wie der Sand am Meer, rings um, der Gegend verkündet, die Herrlichkeit des Herrn, seines Meisters.

* *

Als ich das erstemal nach dem Münster gieng, hatt ich den Kopf voll allgemeiner Erkenntniß guten Geschmacks. Auf Hörensagen ehrt ich die Harmonie der Massen, die Reinheit der Formen, war ein abgesagter Feind der verworrenen Willkürlichkeiten gothischer Verzierungen. Unter die Rubrick Gothisch, gleich dem Artikel eines Wörterbuchs, häufte ich alle synonimische Mißverständnisse, die mir von unbestimmtem, ungeordnetem, unnatür-

lichem, zusammengestoppeltem, aufgeflicktem, überladenem, jemals durch den Kopf gezogen waren. Nicht gescheider als ein Volk das die ganze fremde Welt barbarisch nennt, hies alles gothisch, was nicht in mein System paßte, von dem gedrechselten, bunten, Puppen- und Bilderwerk an, womit unsre bürgerliche Edelleute ihre Häuser schmücken, bis zu den ernsten Resten der älteren deutschen Baukunst, über die ich, auf Anlaß einiger abenteuerlichen Schnörkel, in den allgemeinen Gesang stimmte: „Ganz von Zierrath erdrückt!“ und so graute mirs im Gehen vorm Anblick eines mißgeformten krausborstigen Ungeheuers.

Mit welcher unerwarteten Empfindung überraschte mich der Anblick, als ich davor trat. Ein, ganzer, großer Eindruck füllte meine Seele, den, weil er aus tausend harmonirenden Einzelnheiten bestand, ich wohl schmecken und genießen, keineswegs aber erkennen und erklären konnte. Sie sagen, daß es also mit den Freuden des Himmels sey, und wie oft bin ich zurückgekehrt, diese himmlisch-irrdische Freude zu genießen, den Riesengeist unsrer ältern Brüder, in ihren Werken zu umfassen. Wie oft bin ich zurückgekehrt, von allen Seiten, aus allen Entfernungen in jedem Lichte des Tags, zu schauen seine Würde und Herrlichkeit. Schwer ist's dem Menschengeist, wenn seines Bruders Werk so hoch erhaben ist, daß er nur beugen, und anbeten muß.

Wie oft hat die Abenddämmerung mein durch forschendes Schauen ermattetes Aug, mit freundlicher Ruhe gelezt, wenn durch sie die unzähligen Theile, zu ganzen Massen schmolzen, und nun diese, einfach und groß, vor meiner Seele standen, und meine Kraft sich wonnevoll entfaltete, zugleich zu genießen und zu erkennen. Da offenbarte sich mir, in leisen Ahndungen, der Genius des großen Werkmeisters. Was staunst du, lispelt er mir entgegen. Alle diese Maßen waren nothwendig, und siehst du sie nicht an allen älteren Kirchen meiner Stadt. Nur ihre willkürliche Größen hab ich zum stimmenden Verhältniß erhoben. Wie über dem Haupteingang, der zwey kleinere zu'n Seiten beherrscht, sich der weite Kreis des Fensters öffnet, der dem Schiffe der Kirche antwortet und sonst nur Tageloch war, wie, hoch drüber der Glockenplatz die kleineren Fenster forderte! das all war nothwendig, und ich bildete es schön. Aber ach, wenn ich durch die düstern erhabnen Oeffnungen hier zur Seite schwebe, die leer und vergebens da zu stehn scheinen. In ihre kühne schlanke Gestalt hab ich die geheimnißvollen Kräfte verborgen, die jene beyden Thürme hoch in die Luft heben sollten, deren, ach, nur einer traurig da steht, ohne den fünfgethürmten Hauptschmuck, den ich ihm bestimmte, daß ihm und seinem königlichen Bruder die Provinzen umher huldigten. Und so

ſchied er von mir, und ich verſank in theilnehmende Traurigkeit. Bis die Vögel des Morgens, die in ſeinen tauſend Oeffnungen wohnen, der Sonne entgegen jauchzten, und mich aus dem Schlummer weckten. Wie friſch leuchtet er im Morgenduftglanz mir entgegen, wie froh konnt ich ihm meine Arme entgegen ſtrecken, ſchauen die großen, harmoniſchen Maſſen, zu unzählig kleinen Theilen belebt; wie in Werken der ewigen Natur, bis aufs geringſte Zäſerchen, alles Geſtalt, und alles zweckend zum Ganzen; wie das feſtgegründete ungeheure Gebäude ſich leicht in die Luft hebt; wie durchbrochen alles und doch für die Ewigkeit. Deinem Unterricht dank ich's, Genius, daß mirs nicht mehr ſchwindelt an deinen Tiefen, daß in meine Seele ein Tropfen ſich ſenkt, der Wonneruh des Geiſtes, der auf ſolch eine Schöpfung herabſchauen, und gottgleich ſprechen kann, es iſt gut!

* * *

Und nun ſoll ich nicht ergrimmen, heiliger Erwin, wenn der deutſche Kunſtgelehrte, auf Hörenſagen neidiſcher Nachbarn, ſeinen Vorzug verkennt, dein Werk mit dem unverſtandnen Worte gothiſch verkleinert. Da er Gott danken ſollte, laut verkündigen zu können, das iſt deutſche Baukunſt, unſre Baukunſt, da der Italiäner ſich keiner eignen rühmen darf, vielweniger der Franzos. Und wenn du dir ſelbſt dieſen

Vorzug nicht zugestehen willst, so erweis uns, daß die Gothen schon wirklich so gebaut haben, wo sich einige Schwürigkeiten finden werden. Und, ganz am Ende, wenn du nicht darthust, ein Homer sey schon vor dem Homer gewesen, so lassen wir dir gerne die Geschichte kleiner gelungner und mißlungner Versuche, und treten anbetend vor das Werk des Meisters, der zuerst die zerstreuten Elemente, in Ein lebendiges Ganze zusammen schuf. Und du, mein lieber Bruder im Geiste des Forschens nach Wahrheit und Schönheit, verschließ dein Ohr vor allem Wortgeprahle über bildende Kunst, komm, genieße und schaue. Hüte dich, den Namen deines edelsten Künstlers zu entheiligen, und eile herbey, daß du schauest sein treffliches Werk. Macht es dir einen widrigen Eindruck, oder keinen, so gehab dich wohl, laß einspannen, und so weiter nach Paris.

Aber zu dir, theurer Jüngling, gesell ich mich, der du bewegt dastehst, und die Widersprüche nicht vereinigen kannst, die sich in deiner Seele kreuzen, bald die unwiderstehliche Macht des großen Ganzen fühlst, bald mich einen Träumer schiltst, daß ich da Schönheit sehe, wo du nur Stärke und Rauheit siehst. Laß einen Mißverstand uns nicht trennen, laß die weiche Lehre neuerer Schönheiteley, dich für das bedeutende Rauhe nicht verzärteln, daß nicht

zuletzt deine kränkelnde Empfindung, nur eine unbedeutende Glätte ertragen könne. Sie wollen euch glauben machen, die ſchönen Künſte ſeyen entſtanden aus dem Hang, den wir haben ſollen, die Dinge rings um uns zu verſchönern. Das iſt nicht wahr! Denn in dem Sinne, darin es wahr ſeyn könnte, braucht wohl der Bürger und Handwerker die Worte, kein Philoſoph.

Die Kunſt iſt lange bildend, eh ſie ſchön iſt, und doch, ſo wahre, große Kunſt, ja, oft wahrer und größer, als die Schöne ſelbſt. Denn in dem Menſchen iſt eine bildende Natur, die gleich ſich thätig beweiſt, wann ſeine Exiſtenz geſichert iſt. Sobald er nichts zu ſorgen und zu fürchten hat, greift der Halbgott, wirkſam in ſeiner Ruhe, umher nach Stoff ihm ſeinen Geiſt einzuhauchen. Und ſo modelt der Wilde mit abenteuerlichen Zügen, gräßlichen Geſtalten, hohen Farben, ſeine Cocos, ſeine Federn, und ſeinen Körper. Und laßt dieſe Bildnerey aus den willkürlichſten Formen beſtehn, ſie wird ohne Geſtaltsverhältniß zuſammenſtimmen, denn Eine Empfindung ſchuf ſie zum karakteriſtiſchen Ganzen.

Dieſe karakteriſtiſche Kunſt, iſt nun die einzige wahre. Wenn ſie aus inniger, einiger, eigner, ſelbſtſtändiger Empfindung um ſich wirkt, unbekümmert, ja unwiſſend alles Fremden, da mag ſie aus rauher Wildheit, oder aus gebilde-

ter Empfindsamkeit geboren werden, sie ist ganz und lebendig. Da seht ihr bey Nationen und einzelnen Menschen dann unzählige Grade. Jemehr sich die Seele erhebt zu dem Gefühl der Verhältnisse, die allein schön und von Ewigkeit sind, deren Hauptakkorde man beweisen, deren Geheimnisse man nur fühlen kann, in denen sich allein das Leben des gottgleichen Genius in seeligen Melodien herumwälzt; jemehr diese Schönheit in das Wesen eines Geistes eindringt, daß sie mit ihm entstanden zu seyn scheint, daß ihm nichts genugthut als sie, daß er nichts aus sich wirkt als sie, desto glücklicher ist der Künstler, desto herrlicher ist er, desto tiefgebeugter stehen wir da und beten an den Gesalbten Gottes.

Und von der Stufe, auf welche Erwin gestiegen ist, wird ihn keiner herabstossen. Hier steht sein Werk, tretet hin, und erkennt das tiefste Gefühl von Wahrheit und Schönheit der Verhältnisse, würkend aus starker, rauher, deutscher Seele, auf dem eingeschränkten düstern Pfaffenschauplatz des medii aevi.

* * * *

Und unser aevum? hat auf seinen Genius verziehen, hat seine Söhne umher geschickt, fremde Gewächse zu ihrem Verderben einzusammeln. Der leichte Franzose, der noch weit ärger stoppelt, hat wenigstens eine Art von Witz, seine Beute zu Einem Ganzen zu fügen, er baut jezt

aus griechischen Säulen und deutschen Gewölbern seiner Magdalene einen Wundertempel. Von einem unsrer Künstler, als er ersucht ward zu einer alt deutschen Kirche ein Portal zu erfinden, hab ich gesehen ein Model fertigen, stattlichen antiken Säulenwerks.

Wie sehr unsre geschminkte Puppenmahler mir verhaßt sind, mag ich nicht deklamiren. Sie haben durch theatralische Stellungen, erlogne Teints, und bunte Kleider die Augen der Weiber gefangen. Männlicher Albrecht Dürer, den die Neulinge anspötteln, deine holzgeschnitzteste Gestalt ist mir willkommner.

Und ihr selbst, treffliche Menschen, denen die höchste Schönheit zu genießen gegeben ward, und nunmehr herabtretet, zu verkünden eure Seeligkeit, ihr schadet dem Genius. Er will auf keinen fremden Flügeln, und wären's die Flügel der Morgenröthe, empor gehoben und fortgerückt werden. Seine eigne Kräfte sind's, die sich im Kindertraum entfalten, im Jünglingsleben bearbeiten, bis er stark und behend, wie der Löwe des Gebürges ausseilt auf Raub. Drum erzieht sie meist die Natur, weil ihr Pädagogen ihm nimmer den mannigfaltigen Schauplatz erkünsteln könnt, stets im gegenwärtigen Maas seiner Kräfte zu handeln und zu genießen.

Heil dir, Knabe! der du mit einem scharfen Aug für Verhältnisse geboren wirst, dich mit

Leichtigkeit an allen Gestalten zu üben. Wenn denn nach und nach die Freude des Lebens um dich erwacht, und du jauchzenden Menschengenuß nach Arbeit, Furcht und Hoffnung fühlst; das muthige Geschrey des Winzers, wenn die Fülle des Herbsts seine Gefäße anschwellt, den belebten Tanz des Schnitters, wenn er die müsige Sichel hoch in den Balken geheftet hat; wenn dann männlicher, die gewaltige Nerve der Begierden und Leiden in deinem Pinsel lebt, du gestrebt und gelitten genug hast, und genug genossen, und satt bist irrdischer Schönheit, und werth bist auszuruhen in dem Arme der Göttinn, werth an ihrem Busen zu fühlen, was den vergötterten Herkules neu gebahr: nimm ihn auf, himmlische Schönheit, du Mittlerinn zwischen Göttern und Menschen, und mehr als Prometheus leit er die Seeligkeit der Götter auf die Erde.

Götz von Berlichingen

mit der

eisernen Hand.

Ein

Schauspiel.

1773.

90c 2857

Erſter Act.

Schwarzenberg in Franken.

Herberge.

Metzler, Sievers (Bauern am Tiſche,) zwey Reutersknechte (beym Feuer,) Wirth.

Sievers. Hänſel, noch ein Glas Brandtewein, und meß chriſtlich.

Wirth. Du biſt der Nimmerſatt.

Metzler (leiſe.) Erzähl das noch einmal, vom Berlichingen, die Bamberger dort ärgern ſich, ſie möchten ſchwarz werden.

Sievers. Bamberger? Was thun die hier?

Metzler. Der Weislingen iſt oben aufm Schloß beym Herrn Grafen ſchon zwey Tage, dem haben ſie das Gleit geben; ich weiß nicht, wo er herkommt, ſie warten auf ihn, er geht zurück nach Bamberg.

Sievers. Wer iſt der Weislingen?

Metzler. Des Bischofs rechte Hand, ein gewaltiger Herr, der dem Götz auch aufn Dienst lauert.

Sievers. Er mag sich in Acht nehmen.

Metzler. Ich bitt dich, erzähls doch noch einmal! (laut) Seit wann hat denn der Götz wieder Händel mit dem Bischof von Bamberg? Es hieß ja, alles wäre vertragen und geschlichtet.

Sievers. Ja, vertrag du mit den Pfaffen. Wie der Bischof sah, er richt nichts aus, und zieht immer den Kürzern, kroch er zum Kreuz. und war geschäftig, daß der Vergleich zu Stande käm. Und der getreuherzige Berlichingen gab unerhört nach, wie er immer thut, wenn er im Vortheil ist.

Metzler. Gott erhalt ihn! Ein rechtschaffener Herr!

Sievers. Nun denk, ist das nicht schändlich? Da werfen sie ihm einen Buben nieder, da er sich nichts weniger versieht; er wird sie aber schon wieder dafür laußen.

Metzler. Es ist doch tumm, daß ihm der letzte Streich misglückt ist; er wird sich garstig erbost haben.

Sievers. Ich glaube nicht, daß ihn lange was so verdrossen hat. Denk auch, alles war aufs genausle verkundschaft, wann der Bischof aus dem Bad käm, mit wie viel Reutern, welchen Weg; und wenns nicht wär durch falsche Leute verrathen worden, wollt er ihm das Bad gesegnet und ihn ausgetrieben haben.

Erſter Reuter. Was raiſonnirt ihr von unſerm Biſchof? Ich glaub, ihr ſucht Händel.

Sievers. Kümmert euch um eure Sachen. Ihr habt an unſerm Tiſch nichts zu ſuchen.

Zweyter Reuter. Wer heißt euch von unſerm Biſchof deſpecktirlich reden?

Sievers. Hab ich euch Red und Antwort zu geben? Seht doch den Fratzen!

Erſter Reuter (ſchlägt ihm hinter die Ohren.)

Metzler. Schlag den Hund todt.

(Sie fallen über einander her.)

Zweyter Reuter. Komm her, wenn dus Herze haſt.

Wirth (reißt ſie von einander) Wollt ihr Ruh haben! Tauſend Schwerenoth: Schert euch naus, wenn ihr was auszumachen habt. In meiner Stube ſolls ehrlich und ordentlich zugehn. (Schiebt die Reuter zur Thür hinaus) Und ihr Eſel, was fanget ihr an?

Metzler. Nur nit viel geſchimpft, Häuſel, ſonſt kommen wir dir über die Glazze. Komm Kamerad, wir wollen die draus plauen.

Zwey Berlichingiſche Reuter (kommen.)

Erſter Reuter. Was giebts da?

Sievers. Ey guten Tag, Peter! Veit, guten Tag! Woher?

Zweyter Reuter. Daß du dich nit unterſtehſt zu verrathen, wem wir dienen.

Sievers (leiſe.) Da iſt euer Herr Götz wohl auch nit weit.

Erſter Reuter. Halt dein Maul! Habt ihr Händel?

Sievers. Ihr ſeyd den Kerls begegnet draus, ſind Bamberger.

Erſter Reuter. Was thun die hier?

Metzler. Der Weißlingen iſt droben aufm Schloß, beym gnädigen Herrn, den haben ſie geleit.

Erſter Reuter. Der Weislingen.

Zweyter Reuter (leiſe.) Peter! das iſt ein gefunden Freſſen. Wie lang iſt er da?

Metzler. Schon zwey Tage. Aber er will heut noch fort, hört ich einen von den Kerls ſagen.

Erſter Reuter. (leiſe) Sagt ich dir nicht, er wär daher? Hätten wir dort drüben eine Weile paſſen können. Komm, Veit.

Sievers. Helft uns doch erſt die Bamberger ausprügeln.

Zweyter Reuter. Ihr ſeyd ja auch zu zwey. Wir müſſen fort. Adjes. (ab.)

Sievers. Scheiskerle die Reuter, wann man ſie nit bezahlt, thun ſie dir keinen Streich.

Metzler. Ich wollte ſchwören, ſie haben einen Anſchlag. Wem dienen ſie?

Sievers. Ich ſolls nit ſagen. Sie dienen dem Götz.

Metzler. So! Nun wollen wir über die draus. Komm, ſo lang ich einen Bengel hab, fürcht ich ihre Bratſpieſe nicht.

Sievers. Dürften wir nur ſo einmal an die Fürſten, die uns die Haut über die Ohren ziehen.

Herberge im Wald.

Götz (vor der Thüre unter der Linde.)

Wo meine Knechte bleiben. Auf und ab muß ich gehen, sonst übermannt mich der Schlaf. Fünf Täg und Nächte schon auf der Lauer. Es wird einem sauer gemacht das bißchen Leben und Freyheit. Dafür, wenn ich dich habe Weislingen, will ich mirs wohl seyn lassen. (schenkt ein.) Wieder leer! Georg! So langs daran nicht mangelt, und an frischem Muth, lach ich der Fürsten Herrschsucht und Ränke. Georg! Schickt ihr nur euren gefälligen Weislingen herum zu Vettern und Gevattern, laßt mich anschwärzen. Nur immer zu. Ich bin wach. Du warst mir entwischt, Bischof! So mag denn dein lieber Weislingen die Zeche bezahlen. Georg! hört der Junge nicht! Georg! Georg!

Der Bub (im Panzer eines Erwachsenen.)

Georg. Gestrenger Herr!

Götz. Wo stickst du? Hast du geschlafen? Was zum Henker treibst du für Mummerey? Komm her, du siehst gut aus. Schäm dich nicht, Junge. Du bist brav! ja, wenn du ihn ausfülltest. Es ist Hannsens Küras.

Georg. Er wollt ein wenig schlafen, und schnallt ihn aus.

Götz. Er ist bequemer als sein Herr.

Georg. Zürnt nicht. Ich nahm ihn leise weg, und legt ihn an, und holt meines Vaters altes

Schwerdt von der Wand, lief auf die Wiese und zogs aus.

Götz. Und hiebst um dich herum? Da wirds den Hecken und Dornen gut gegangen seyn. Schläft Hanns?

Georg. Auf euer Rufen sprang er auf, und schrie mir, daß ihr rieft. Ich wollt ihn ausschnallen, da hört ich euch zwey dreymal.

Götz. Geh! bring ihm seinen Panzer wieder, und sag ihm, er soll bereit seyn, soll nach den Pferden sehen.

Georg. Die hab ich recht ausgefüttert, und wieder aufgezäumt. Ihr könnt aufsitzen, wann ihr wollt.

Götz. Bring mir einen Krug Wein, gieb Hannsen auch ein Glas, sag ihm, er soll munter seyn, es gilt. Ich hoffe jeden Augenblick, meine Kundschafter sollen zurück kommen.

Georg. Ach gestrenger Herr!

Götz. Was hast du?

Georg. Darf ich nicht mit?

Götz. Ein andermal, Georg, wann wir Kaufleute fangen und Fuhren wegnehmen.

Georg. Ein andermal, das habt ihr schon oft gesagt, o diesmal, diesmal! Ich will nur hinten drein laufen, nur auf der Seite lauren. Ich will euch die verschossene Bolzen wieder holen.

Götz. Das nächste mal, Georg. Du sollst erst einen Wams haben, eine Blechhaube, und einen Spies.

Georg. Nehmet mich mit. Wär ich letzt dabey gewesen, ihr hättet die Armbrust nicht verlohren.

Götz. Weißt du das?

Georg. Ihr warft sie dem Feind am Kerf, und einer von den Fußknechten hub sie auf, weg war sie. Gelt, ich weiß.

Götz. Erzählen dir das meine Knechte?

Georg. Wohl. Dafür pfeif ich ihnen auch, wenn wir die Pferde striegeln, allerley Weisen, und lerne sie allerley lustige Lieder.

Götz. Du bist ein braver Junge.

Georg. Nehmt mich mit, daß ichs zeigen kann.

Götz. Das nächstemal, auf mein Wort. Unbewafnet, wie du bist, sollst du nicht in Streit. Die künftigen Zeiten brauchen auch Männer. Ich sage dir, Knabe, es wird eine theure Zeit werden, Fürsten werden ihre Schätze bieten um einen Mann, den sie jetzt hassen. Geh, Georg, gieb Hansen seinen Küras wieder, und bring mir Wein. (Georg ab) Wo meine Knechte bleiben! Es ist unbegreiflich. Ein Mönch! Wo kommt der noch her?

Bruder Martin (kommt.)

Götz. Ehrwürdiger Vater, guten Abend! woher so spät? Mann der heiligen Ruhe, ihr beschämt viel Ritter.

Martin. Dank euch, edler Herr! Und bin vor der Hand nur demüthiger Bruder, wenns ja Titul seyn soll. Augustin, mit meinem Klosternamen, doch hör ich am liebsten Martin, meinen Taufnamen.

Götz. Ihr seyd müd, Bruder Martin, und ohne Zweifel durstig!

(Der Bub kommt.)

Götz. Da kommt der Wein eben recht.

Martin. Für mich einen Trunk Waſſer. Ich darf keinen Wein trinken.

Götz. Iſt das euer Gelübde?

Martin. Nein, gnädiger Herr, es iſt nicht wider mein Gelübde, Wein zu trinken; weil aber der Wein wider mein Gelübde iſt; ſo trinke ich keinen Wein.

Götz. Wie verſteht ihr das?

Martin. Wohl euch, daß ihrs nicht verſteht. Eſſen und trinken meyn ich, iſt des Menſchen Leben.

Götz. Wohl!

Martin. Wenn ihr gegeſſen und getrunken habt, ſeyd ihr wie neugebohren. Seyd ſtärker, muthiger, geſchickter zu eurem Geſchäft. Der Wein erfreut des Menſchen Herz, und die Freudigkeit iſt die Mutter aller Tugenden. Wenn ihr Wein getrunken habt, ſeyd ihr alles doppelt, was ihr ſeyn ſollt, noch einmal ſo leicht denkend, noch einmal ſo unternehmend, noch einmal ſo ſchnell ausführend.

Götz. Wie ich ihn trinke, iſt es wahr.

Martin. Davon red ich auch. Aber wir —

Georg. (mit Waſſer)

Götz. (zu Georg heimlich.) Geh auf den Weg nach Dachsbach, und leg dich mit dem Ohr auf die Erde, ob du nicht Pferde kommen hörſt, und ſey gleich wieder hier.

Martin. Aber wir, wenn wir gegeſſen und getrunken haben, ſind wir grad das Gegentheil von dem, was wir ſollen. Unſere ſchläfrige Verdauung ſtimmt den Kopf nach dem Magen, und in der Schwäche einer überfüllten Ruhe erzeugen ſich Begierden

gierden, die ihrer Mutter leicht über den Kopf wachsen.

Götz. Ein Glas, Bruder Martin, wird euch nicht im Schlaf stören. Ihr seyd heute viel gegangen. (bringts ihm) Alle Streiter!

Martin. In Gottes Namen, (sie stoßen an) ich kann die müßigen Leut nicht ausstehen, und doch kann ich nicht sagen, daß alle Mönche müßig sind, sie thun was sie können. Da komm ich von St. Veit, wo ich die letzte Nacht schlief. Der Prior führte mich in Garten, das ist nun ihr Bienenkorb. Fürtreflicher Salat! Kohl nach Herzens Lust! Und besonders Blumenkohl und Artischocken, wie keine in Europa!

Götz. Das ist also eure Sache nicht. (Er steht auf, sieht nach dem Jungen und kommt wieder.)

Martin. Ich wünschte, Gott hätte mich zum Gärtner oder Laboranten gemacht, ich könnte glücklich seyn. Mein Abt liebt mich, mein Kloster ist zu Erfurt in Sachsen, er weis, ich kann nicht ruhn, da schickt er mich herum, wo was zu betreiben ist. Ich geh zum Bischof von Constanz.

Götz. Noch eins! Gute Verrichtung!

Martin. Gleichfalls!

Götz. Was seht ihr mich so an, Bruder?

Martin. Daß ich in euren Harnisch verliebt bin.

Götz. Hättet ihr Lust zu einem? Es ist schwer und beschwerlich ihn zu tragen.

Martin. Was ist nicht beschwerlich auf dieser Welt, und mir kommt nichts beschwerlicher vor, als nicht Mensch seyn dürfen. Armuth, Keuschheit und Gehor-

Gehorsam. Drey Gelübte, deren jedes, einzeln betrachtet, der Natur das unausstehlichste scheint, so unerträglich sind sie alle. Und sein ganzes Leben unter dieser Last, oder der weit drückendern Bürde des Gewissens muthlos zu keichen! O Herr! was sind die Mühseligkeiten eures Lebens, gegen die Jämmerlichkeiten eines Stands, der die besten Triebe, durch die wir werden, wachsen und gedeyen, aus mißverstandner Begierde Gott näher zu rücken, verdammt.

Götz. Wäre euer Gelübde nicht so heilig, ich wollte euch bereden einen Harnisch anzulegen, wollt euch ein Pferd geben, und wir zögen mit einander.

Martin. Wollte Gott, meine Schultern fühlten sich Kraft, den Harnisch zu ertragen, und mein Arm die Stärke, einen Feind vom Pferd zu stechen! — Arme schwache Hand, von je her gewöhnt Kreuze und Friedensfahnen zu führen, und Rauchfässer zu schwingen, wie wolltest du Lanze und Schwerdt regieren? Meine Stimme, nur zu Ave und Halleluja gestimmt, würde dem Feind ein Herold meiner Schwäche seyn, wenn ihn die eurige überwältigte. Kein Gelübde sollte mich abhalten, wieder in den Orden zu treten, den mein Schöpfer selbst gestiftet hat.

Götz. Glückliche Retour!

Martin. Das trinke ich nur für euch. Wiederkehr in meinen Käfig, ist allemal unglücklich. Wenn ihr wiederkehrt, Herr, in eure Mauren, mit dem Bewußtseyn eurer Tapferkeit und Stärke, der keine Müdigkeit etwas anhaben kann, euch zum erstenmal

stenmal nach langer Zeit, sicher für feindlichen Ueberfall, entwafnet auf euer Bette streckt, und euch nach dem Schlaf dehnt, der euch besser schmeckt, als mir der Trunk, nach langem Durst; da könnt ihr von Glück sagen!

Götz. Davor kommts auch selten.

Martin. (feuriger) Und ist, wenns kommt, ein Vorschmack des Himmels. — Wenn ihr zurück kehrt mit der Beute eurer Feinde beladen, und euch erinnert: den stach ich vom Pferd, eh er schießen konnte, und den rannt ich sammt dem Pferd nieder, und dann reitet ihr zu eurem Schloß hinauf, und —

Götz. Was meynet ihr?

Martin. Und eure Weiber! (er schenkt ein) Auf Gesundheit eurer Frau! (er wischt sich die Augen) Ihr hab doch eine?

Götz. Ein edles fürtreffliches Weib!

Martin. Wohl dem, der ein tugendsam Weib hat! des lebet er noch eins so lang. Ich kenne keine Weiber, und doch war die Frau die Krone der Schöpfung.

Götz. (vor sich) Er dauert mich! Das Gefühl seines Standes frißt ihm das Herz.

Georg. (gesprungen) Herr! ich höre Pferde im Galopp! Zwey! Es sind sie gewiß.

Götz. Führ mein Pferd heraus, Hanns soll aufsitzen. Lebt wohl, theurer Bruder, Gott geleit euch. Seyd muthig und geduldig. Gott wird euch Raum geben.

Martin. Ich bitt um euren Namen.

Götz. Verzeiht mir. Lebt wohl. (er reicht ihm die linke Hand.)

Martin. Warum reicht ihr mir die Linke? Bin ich die ritterliche Rechte nicht werth?

Götz. Und wenn ihr der Kayser wärt, ihr müßtet mit dieser vorlieb nehmen. Meine Rechte, obgleich im Kriege nicht unbrauchbar, ist gegen den Druck der Liebe unempfindlich. Sie ist eins mit ihrem Handschuh, ihr seht, er ist Eisen.

Martin. So seyd ihr Götz von Berlichingen! Ich danke dir Gott, daß du mich ihn hast sehen lassen, diesen Mann, den die Fürsten hassen, und zu dem die Bedrängten sich wenden. (er nimmt ihm die rechte Hand) Laßt mir diese Hand, laßt mich sie küssen.

Götz. Ihr sollt nicht.

Martin. Laßt mich. Du mehr werth als Reliquienhand, durch die das heiligste Blut geflossen ist, todtes Werkzeug belebt durch des edelsten Geistes Vertrauen auf Gott!

Götz. (setzt den Helm auf und nimmt die Lanze.)

Martin. Es war ein Mönch bey uns vor Jahr und Tag, der euch besuchte, wie sie euch abgeschossen ward vor Landshut, wie er uns erzählte, was ihr littet, und wie sehr es euch schmerzte, zu eurem Beruf verstümmelt zu seyn, und wie euch einfiel, von einem gehört zu haben, der auch nur eine Hand hatte, und als tapferer Reutersmann doch noch lange diente. Ich werde das nie vergessen.

Die zwey Knechte (kommen.)

Götz (zu ihnen.) Sie reden heimlich.

Martin.

Martin. (fährt inzwiſchen fort.) Ich werde das nie vergeſſen, wie er im edelſten einfältigſten Vertrauen auf Gott ſprach: und wenn ich zwölf Hände hätte, und deine Gnad wollt mir nicht, was würden ſie mir fruchten, ſo kann ich mit Einer —

Götz. In den Haslacher Wald alſo. (kehrt ſich zu Martin) Lebt wohl, werther Bruder Martin. (er küßt ihn.)

Martin. Vergeßt mein nicht, wie ich eurer nicht vergeſſe. (Götz ab.)

Martin. Wie mirs ſo eng ums Herz ward, da ich ihn ſah. Er redete nichts, und mein Geiſt konnte doch Seinigen unterſcheiden. Es iſt eine Wolluſt, einen großen Mann zu ſehn.

Georg. Ehrwürdiger Herr, ihr ſchlaft doch bey uns?

Martin. Kann ich ein Bett haben?

Georg. Nein, Herr! Ich kenne Betten nur vom Hörenſagen, in unſrer Herberg iſt nichts als Stroh.

Martin. Auch gut. Wie heißt du?

Georg. Georg! ehrwürdiger Herr!

Martin. Georg! da haſt du einen tapfern Patron.

Georg. Sie ſagen, er wäre ein Reuter geweſen, das will ich auch ſeyn.

Martin. Warte. (er zieht ein Gebetbuch hervor, und giebt dem Buben einen Heiligen.) Da haſt du ihn. Folge ſeinem Beyſpiel, ſey brav und fürchte Gott. (Martin geht.)

Georg.

Georg. Ach ein schöner Schimmel, wenn ich einmal so einen hätte! — und die goldene Rüstung! — Das ist ein garstiger Drach — Jetzt schieß ich nach Sperlingen — Heiliger Georg! mach mich groß und stark, gieb mir so eine Lanze, Rüstung und Pferd, dann laß mir die Drachen kommen.

Jaxthausen.
Götzens Burg.

Elisabeth, (seine Frau,) Maria, (seine Schwester,) Carl, (sein Sohn.)

Carl. Ich bitte dich, liebe Tante, erzähl mir das noch einmal vom frommen Kinde, es ist gar zu schön.

Maria. Erzähl du mirs, kleiner Schelm, da will ich hören, ob du Acht giebst.

Carl. Wart e bis, ich will mich bedenken — Es war einmal — ja — es war einmal ein Kind, und sein Mutter war krank, da gieng das Kind hin.

Maria. Nicht doch. Da sagte die Mutter, liebes Kind —

Carl. Ich bin krank.

Maria. Und kann nicht ausgehn.

Carl. Und gab ihm Geld, und sagte, geh hin, und hol dir ein Frühstück. Da kam ein armer Mann.

Maria.

Maria. Das Kind gieng, da begegnete ihm ein alter Mann, der war — nun Carl!

Carl. Der war — alt.

Maria. Freylich! der kaum mehr gehen konnte, und sagte: liebes Kind —

Carl. Schenk mir was, ich hab kein Brod gessen gestern und heut, da gab ihms Kind das Geld.

Maria. Das für sein Frühstück seyn sollte.

Carl. Da sagte der alte Mann —

Maria. Da nahm der alte Mann das Kind —

Carl. Bey der Hand, und sagte, und ward ein schöner glänzender Heiliger, und sagte: Liebes Kind —

Maria. Für deine Wohlthätigkeit belohnt dich die Mutter Gottes durch mich, welchen Kranken du anrührst —

Carl. Mit der Hand — es war die rechte, glaub ich.

Maria. Ja.

Carl. Der wird gleich gesund.

Maria. Da liefs Kind nach Haus, und konnt für Freuden nichts reden.

Carl. Und fiel seiner Mutter um den Hals, und weinte für Freuden —

Maria. Da rief die Mutter, wie ist mir! und war — nun Carl.

Carl. Und war — und war —

Maria. Du giebst schon nicht Acht. — und war gesund. Und das Kind kurirte König und Kay-

ser, und wurde so reich, daß es ein großes Kloster bguete.

Elisabeth. Ich kann nicht begreifen, wo mein Herr bleibt. Schon fünf Tage und Nächte, daß er weg ist, und er hofte so bald seinen Streich auszuführen.

Maria. Mich ängstigts lang. Wenn ich so einen Mann haben sollte, der sich immer Gefahren aussetzte, ich stürbe im ersten Jahr.

Elisabeth. Dafür dank ich Gott, daß er mich härter zusammen gesetzt hat.

Carl. Aber muß dann der Papa ausreiten, wenns so gefährlich ist?

Maria. Es ist sein guter Wille so.

Elisabeth. Wohl muß er, lieber Carl.

Carl. Warum?

Elisabeth. Weißt du noch, wie er das letzte mal ausritt, da er dir Weck mitbrachte.

Carl. Bringt er mir wieder mit?

Elisabeth. Ich glaub wohl. Siehst du, da war ein Schneider von Stuttgard, der war ein trefflicher Vogenschütz, und hatte zu Cölln aufm Schiessen das Beste gewonnen.

Carl. Wars viel?

Elisabeth. Hundert Thaler. Und darnach wollten sies ihm nicht geben.

Maria. Gelt, das ist garstig, Carl?

Carl. Garstige Leut!

Elisabeth. Da kam der Schneider zu deinem Vater, und bat ihn, er möchte ihm zu seinem Geld verhelfen. Und da ritt er aus, und nahm den Cöllnern

nern ein paar Kaufleute weg, und plagte sie so lang, bis sie das Geld heraus gaben Wärst du nicht auch ausgeritten?

Carl. Nein, da muß man durch einen dicken Wald, sind Zigeuner und Hexen drinn.

Elisabeth. Is ein rechter Pursch, fürcht sich vor Hexen.

Maria. Du thust besser, Carl, leb du einmal auf deinem Schloß, als ein frommer christlicher Ritter. Auf seinen eigenen Gütern findet man zum Wohlthun Gelegenheit genug. Die rechtschaffensten Ritter begehen mehr Ungerechtigkeit als Gerechtigkeit auf ihren Zügen.,

Elisabeth. Schwester, du weißt nicht, was du redst. Gebe nur Gott, daß unser Junge mit der Zeit braver wird, und dem Weislingen nicht nachschlägt, der so treulos an meinem Mann handelt.

Maria. Wir wollen nicht richten, Elisabeth. Mein Bruder ist sehr erbittert, du auch. Ich bin bey der ganzen Sache mehr Zuschauer, und kann billiger seyn.

Elisabeth. Er ist nicht zu entschuldigen.

Maria. Was ich von ihm gehört, hat mich eingenommen. Erzählte nicht selbst dein Mann so viel Liebs und Guts von ihm? Wie glücklich war ihre Jugend, als sie zusammen Edelknaben des Marggrafen waren.

Elisabeth. Das mag seyn. Nur sag, was kann der Mensch je Gutes gehabt haben, der seinem besten treusten Freunde nachstellt, seine Dienste den Feinden meines Manns verkauft, und unsern tref-

lichen Kaiser, der uns so gnädig ist, mit falschen widrigen Vorstellungen einzunehmen sucht.

Carl. Der Papa! Der Papa! Der Thürmer bläst's Liedel: Heysa! machs Thor auf.

Elisabeth. Da kommt er mit Beute.

Ein Reuter (kommt.)

Reuter. Wir haben gejagt! wir haben gefangen! Gott grüß euch, edle Frauen.

Elisabeth. Habt ihr den Weislingen?

Reuter. Ihn und drey Reuter.

Elisabeth. Wie giengs zu, daß ihr so lang bleibt?

Reuter. Wir laureten auf ihn zwischen Nürnberg und Bamberg, er wollte nicht kommen, und wir wußten doch, er war auf dem Wege. Endlich kundschaften wir ihn aus, er war seitwärts gezogen, und saß geruhig beym Grafen auf Schwarzenberg.

Elisabeth. Den möchten sie auch gern meinem Mann feind haben.

Reuter. Ich sagts gleich dem Herrn. Auf! und wir ritten in Haslacher Wald. Und da wars kurios, wie wir so in die Nacht reiten, hütte just ein Schäfer da, und fallen fünf Wölf in die Heerd, und packten weidlich an. Da lachte unser Herr, und sagte: Glück zu, lieben Gesellen, Glück überall und uns auch. Und es freuet uns auch das gute Zeichen. Indem so kommt der Weislingen hergeritten mit vier Knechten.

Maria. Das Herz zittert mir im Leibe.

Reuter.

Reuter. Ich und mein Kamerad, wies der Herr befohlen hatte, niſtelten uns an ihn, als wären wir zuſammen gewachſen, daß er ſich nicht regen noch rühren konnte, und der Herr und der Hanns fielen über die Knechte her, und nahmen ſie in Pflicht. Einer iſt entwiſcht.

Eliſabeth. Ich bin neugierig ihn zu ſehn. Kommen ſie bald?

Reuter. Sie reiten das Thal herauf, in einer Viertelſtund ſind ſie hier.

Maria. Er wird niedergeſchlagen ſeyn.

Reuter. Finſter gnug ſieht er aus.

Maria. Sein Anblick wird mir im Herzen weh thun.

Eliſabeth. Ah! — Ich will gleichs Eſſen zu recht machen. Hungrig werdet ihr doch all ſeyn.

Reuter. Rechtſchaffen.

Eliſabeth. Nimm die Kellerſchlüſſel und hol vom beſten Wein, ſie haben ihn verdient. (Eliſabeth ab.)

Carl. Ich will mit, Tante.

Maria. Komm, Burſch. (ab.)

Reuter. Der wird nicht ſein Vater, ſonſt gieng er mit in Stall.

Götz. Weislingen. Reutersknechte.

Götz. (Helm und Schwerdt auf den Tiſch legend) Schnallt mir den Harniſch auf, und gebt mir mein Wamms. Die Bequemlichkeit wird mir wohl thun,

Bruder Martin, du sagtest recht. Ihr habt uns im Athem erhalten, Weislingen.

Weislingen. (antwortet nichts, auf- und abgehend.)

Götz. Seyd guten Muths. Kommt, entwaffnet euch. Wo sind eure Kleider? Ich hoffe, es soll nichts verlohren gangen seyn. (zum Knecht)

Fragt seine Knechte, und öfnet das Gepäcke, und seht zu, daß nichts abhanden komme. Ich könnt euch auch von den meinigen borgen.

Weislingen. Laßt mich so, es ist all eins.

Götz. Könnt euch ein hübsches saubers Kleid geben, ist zwar nur leinen. Mir ists zu eng worden. Ich hats auf der Hochzeit meines gnädigen Herrn des Pfalzgrafen an, eben damals, als euer Bischoff so giftig über mich wurde. Ich hatte ihm vierzehn Tag vorher zwey Schiff auf dem Mayn niedergeworfen. Und ich geh mit Franzen von Sickingen im Wirthshauß zum Hirsch in Haidelberg die Trepp hinauf. Eh man noch ganz droben ist, ist ein Absatz und ein eisern Geländerlein, da stund der Bischoff und gab Franzen die Hand, wie er vorbey gieng, und gab sie mir auch, wie ich hinten drein kam. Ich lacht in meinem Herzen, und gieng zum Landgrafen von Hanau, der mir ein gar lieber Herr war, und sagte: Der Bischoff hat mir die Hand geben, ich wett, er hat mich nicht gekannt. Das hört der Bischoff, denn ich redt laut mit Fleiß, und kam zu uns trotzig — und sagte: Wohl, weil ich euch nicht kannt hab, gab ich euch die Hand. Da sagt ich: Herr, ich merkts wohl, daß ihr mich

nicht

nicht kanntet, und hiermit habt ihr eure Hand wieder. Da wurds Männlin so roth am Hals, wie ein Krebs vor Zorn, und lief in die Stube zu Pfalzgraf Ludwig und dem Fürsten von Nassau, und klagts ihnen. Wir haben nachher uns oft was drüber zu gute gethan.

Weislingen. Ich wollt, ihr ließt mich allein.

Götz. Warum das? Ich bitt euch, seyd aufgeräumt. Ihr seyd in meiner Gewalt, und ich werd sie nicht mißbrauchen.

Weislingen. Dafür war mirs noch nicht bange. Das ist eure Ritterpflicht.

Götz. Und ihr wißt, daß die mir heilig ist.

Weislingen. Ich bin gefangen, und das übrige ist eins.

Götz. Ihr solltet nicht so reden. Weng ihrs mit Fürsten zu thun hättet, und sie euch in tiefen Turn an Ketten aufhiengen, und der Wächter euch den Schlaf wegpfeifen müßte.

Die Knechte mit den Kleidern.

Weislingen. (legt sich aus und an)

Carl (kommt.)

Carl. Guten Morgen, Papa.

Götz (küßt ihn.) Guten Morgen, Junge. Wie habt ihr die Zeit gelebt?

Carl. Recht geschickt, Papa! Die Tante sagt: ich sey recht geschickt.

Götz. So.

Carl. Hast du mir was mit gebracht?

Götz. Diesmal nicht.

Carl. Ich hab viel gelernt.

Götz. Ey!

Carl. Soll ich dir vom frommen Kind erzählen?

Götz. Nach Tisch.

Carl. Ich weis noch was.

Götz. Was wird das seyn?

Carl. Jaxthausen ist ein Dorf und Schloß an der Jaxt, gehört seit zwey hundert Jahren denen Herren von Berlichingen erb und eigenthümlich zu.

Götz. Kennst du den Herrn von Berlichingen.

Carl. (sieht ihn starr an)

Götz. (vor sich) Er kennt wohl für lauter Gelehrsamkeit seinen Vater nicht. — Wem gehört Jaxthausen?

Carl. Jaxthausen ist ein Dorf und Schloß an der Jaxt. Das frag ich nicht. — Ich kannte alle Pfade, Weg und Furthen, eh ich wußt, wie Fluß, Dorf und Burg hies. — Die Mutter ist in der Küch —

Carl. Ja, Papa! Sie kocht weise Rüben und ein Lammsbraten.

Götz. Weißt dus auch, Hanns Küchenmeister?

Carl. Und vor mich zum Nachtisch, hat die Tannte einen Apfel gebraten.

Götz. Kannst du sie nicht roh essen?

Carl. Schmeckt so besser.

Götz. Du mußt immer was apartes haben. — Weislingen! ich bin gleich wieder bey euch. Ich muß meine Frau doch sehn. Komm mit, Carl.

Carl. Wer ist der Mann?

Götz. Grüß ihn. Bitt ihn, er soll lustig seyn.

Carl.

Carl. Da, Mann! Hast du eine Hand, sey lustig, das Essen ist bald fertig.

Weislingen. (hebt ihn in die Höh und küßt ihn) Glückliches Kind! Das kein Uebel kennt, als wenn die Suppe lang ausbleibt. Gott laß euch viel Freud am Knaben erleben, Berlichingen!

Götz. Wo viel Licht ist, ist starker Schatten — doch wär mirs willkommen. Wollen sehn, was es giebt. (Sie gehn.)

Weislingen. O daß ich aufwachte! Und das alles wäre ein Traum! In Berlichingens Gewalt, von dem ich mich kaum los gearbeitet hatte, dessen Andenken ich mied wie Feuer, den ich hoffte zu überwältigen! Und er — der alte treuherzige Götz! Heiliger Gott, was will aus dem allen werden! Rückgeführt Adelbert in dem Saal! wo wir als Buben unsere Jagd trieben. Da du ihn liebtest, an ihm hiengst, wie an deiner Seele. Wer kann ihm nahen und ihn hassen? Ach! Ich bin so ganz nichts hier. Glückselige Zeiten seyd vorbey, da noch der alte Berlichingen hier am Camin saß, da wir um ihn durch einander spielten, und uns liebten wie die Engel. Wie wird sich der Bischof ängstigen, und meine Freunde. Ich weis, das ganze Land nimmt Theil an meinem Unfall. Was ists? Können sie mir geben, wornach ich strebe.

Götz (mit einer Flasche Wein und Becher.)

Götz. Bis das Essen fertig wird, wollen wir eins trinken. Kommt, setzt euch, thut, als wenn ihr zu Hause wärt. Denkt, ihr seyd wieder einmal beym

Götz. Haben doch lange nicht beysammen gesessen, lang keine Flasche mit einander ausgestochen. (brings ihm) Ein frölich Herz!

Weislingen. Die Zeiten sind vorbey.

Götz. Behüte Gott! Zwar vergnügtere Tage werden wir wohl nicht wieder finden, als an des Marggrafens Hof, da wir noch beysammen schliefen. und mit einander herum zogen. Ich erinnere mich mit Freuden meiner Jugend. Wißt ihr noch, wie ich mit dem Polacken Händel kriegte, dem ich sein gepicht und gekräuselt Haar von ohngefähr mit dem Ermel verwischte?

Weislingen. Es war bey Tische, und er stach nach euch mit dem Messer.

Götz. Den schlug ich wacker aus dazumal, und darüber würdet ihr mit seinem Camerad zu Unfried. Wir hielten immer redlich zusammen als gute brave Jungens, dafür erkennte uns auch jedermann. (schenkt ein und bringts) Castor und Pollux! Mir thats immer im Herzen wohl, wenn uns der Margraf so zutrank.

Weislingen. Der Bischoff von Würzburg hatte es aufgebracht.

Götz. Das war ein gelehrter Herr, und dabey so leutselig. Ich erinnere mich seiner, so lange ich lebe, wie er uns liebkoste, unsere Eintracht lobte, und den Menschen glücklich pries, der ein Zwillingsbruder seines Freunds wäre.

Weislingen. Nichts mehr davon.

Götz. Warum nicht? Nach der Arbeit wüßt ich nichts angenehmers, als mich des Vergangenen

zu

zu erinnern. Freylich, wenn ich wieder ſo bedenke, wie wir Liebs und Leids zuſammen trugen, einander alles waren, und wie ich damals wähnte, ſo ſollts unſer ganzes Leben ſeyn. War das nicht all mein Troſt, wie mir dieſe Hand weggeſchoſſen ward vor Landshut, und du mein pflegteſt, und mehr als Bruder für mich ſorgteſt? ich hoffte, Adelbert wird künftig meine rechte Hand ſeyn. Und nun —

Weislingen. Oh!

Götz. Wenn du mir damals gefolgt hätteſt, da ich dir anlag mit nach Brabant zu ziehen, es wäre alles gut geblieben. Da hielt dich das unglückliche Hofleben, und das Schlenzen und Scharwenzen mit den Weibern. Ich ſagt es dir immer, wenn du dich mit den eitlen garſtigen Vetteln abgabſt, und ihnen erzähltеſt von mißvergnügten Ehen, verführten Mädgen, der rauhen Haut einer dritten, oder was ſie ſonſt gerne hören, du wirſt ein Spitzbub, ſag ich, Adelbert.

Weislingen. Wozu ſoll das alles?

Götz. Wollte Gott, ich könnts vergeſſen, oder es wär anders. Biſt du nicht eben ſo frey, ſo edel gebohren, als einer in Teutſchland, unabhängig nur dem Kaiſer unterthan, und du ſchmiegſt dich unter Vaſallen. Was haſt du von dem Biſchoff? Weil er dein Nachbar iſt? Dich necken könne? Haſt du nicht Arme und Freunde, ihn wieder zu necken? Verkennſt den Werth eines freyen Rittersmanns, der nur abhängt von Gott, ſeinem Kaiſer und ſich ſelbſt? verkriechſt dich zum erſten Hofſchranzen eines eigenſinnigen neidiſchen Pfaffen?

Weis-

Weislingen. Laßt mich reden.

Götz. Was hast du zu sagen?

Weislingen. Du siehst die Fürsten an, wie der Wolf den Hirten. Und doch, darfst du sie schelten, daß sie ihrer Leut und Länder Bestes wahren? Sind sie denn einen Augenblick vor den ungerechten Rittern sicher, die ihre Unterthanen auf allen Straßen anfallen, ihre Dörfer und Schlösser verheeren? Wenn nun auf der andern Seite unsers theuren Kayserś Länder der Gewalt des Erbfeindes ausgesetzt sind, er von den Ständen Hülfe begehrt, und sie sich kaum ihres Lebens erwehren; ists nicht ein guter Geist, der ihnen einräth auf Mittel zu denken, Teutschland zu beruhigen, die Staatsverhältnisse näher zu bestimmen, um einem jeden, Großen und Kleinen die Vortheile des Friedens genießen zu machen. Und uns verdenkst du Berlichingen, daß wir uns in ihren Schutz begeben, deren Hülfe uns nach ist, statt daß die entfernte Majestät sich selbst nicht beschützen kann.

Götz. Ja! Ja! Ich versteh Weislingen, wären die Fürsten, wie ihr sie schildert, wir hätten alle, was wir begehren. Ruh und Frieden. Ich glaubs wohl! Den wünscht jeder Raubvogel, die Beute nach Bequemlichkeit zu verzehren. Wohlseyn eines jeden! Daß sie sich nur darum graue Haare wachsen ließen. Und mit unserm Kayser spielen sie auf eine unanständige Art. Er meynts gut, und möcht gern bessern. Da kommt denn alle Tage ein neuer Pfannenflicker, und meynt so und so. Und weil der Herr geschwind was begreift, und nur reden

darf,

darf, um tausend Händ in Bewegung zu setzen, so meynt er, es wär auch alles so geschwind und leicht ausgeführt. Nun ergehn Verordnungen über Verordnungen, und wird eine über die andere vergessen, und was den Fürsten in ihren Kram dient, da sind sie hinter her, und glorliren von Ruh und Sicherheit des Staats, bis sie die Kleinen unterm Fuß haben. Ich will darauf schwören, es dankt mancher in seinem Herzen Gott, daß der Türk dem Kaiser die Waage hält.

Weislingen. Ihr fehlts von eurer Seite.

Götz. Das thut jeder. Es ist die Frage, auf welcher Licht und Recht ist, und eure Gänge scheuen wenigstens den Tag.

Weislingen. Ihr dürft reden, ich bin der Gefangne.

Götz. Wenn euer Gewissen rein ist, so seyd ihr frey. Aber wie wars mit dem Landfrieden? Ich weiß noch als ein Bub von sechzehn Jahren, war ich mit dem Margraf auf dem Reichstag. Was die Fürsten da für weite Mäuler machten, und die Geistlichen am ärgsten. Euer Bischoff lärmte dem Kaiser die Ohren voll, als wenn ihm wunder die Gerechtigkeit ans Herz gewachsen wäre, und jetzt wirft er mir selbst einen Buben nieder, zur Zeit da unsre Händel vertragen sind, ich an nichts böses denke. Ist nicht alles zwischen uns geschlichtet? Was hat er mit dem Buben?

Weislingen. Es geschah ohne sein Wissen.

Götz. Warum giebt er ihn nicht wieder los?

Weis-

Weislingen. Er hatte sich nicht aufgeführt, wie er sollte.

Götz. Nicht wie er sollte. Bey meinem Eyd, er hat gethan, wie er sollte, so gewiß er mit eurer und des Bischoffs Kundschaft gefangen ist. Meynt ihr, ich komme erst heut auf die Welt, um nicht zu sehen, wo alles hinaus will.

Weislingen. Ihr seyd argwöhnisch, und thut uns Unrecht.

Götz. Weislingen, soll ich von der Leber weg reden? Ich bin euch ein Dorn in den Augen, so klein ich bin, und der Sickingen und Selbitz nicht weniger, weil wir fest entschlossen sind zu sterben, eh, als die Luft jemanden zu verdanken, außer Gott; und unsere Treu und Dienst zu leisten, als dem Kayser. Da ziehen sie nun um mich herum, verschwärzen mich bey Ihro Majestät und ihren Freunden, und meinen Nachbarn, und spioniren nach Vortheil über mich. Aus dem Weg wollen sie mich haben, wies wäre. Darum nahmt ihr meinen Buben gefangen, weil ihr wußtet, ich hatte ihn auf Kundschaft ausgeschickt, und darum that er nicht, was er sollte, weil er mich nicht an euch verrieth. Und du Weislingen bist ihr Werkzeug!

Weislingen. Berlichingen?

Götz. Kein Wort mehr davon, ich bin ein Feind von Explicationen, man betrügt sich, oder den andern, und meist beyde.

Carl. Zu Tisch, Papa.

Götz. Fröliche Bothschaft! Kommt, ich hoffe meine Weibsleute sollen euch munter machen. Ihr waret sonst ein Liebhaber, die Fräuleins wußten von euch zu erzählen. Kommt! (ab.)

Im Bischöflichen Pallast zu Bamberg.

Der Speisesaal.

Bischoff von Bamberg, Abt von Fulda, Olearius beyder Rechten Doctor, Liebetraut, Hofleute,

(an Tafel, der Nachtisch und die große Pokale werden aufgetragen.)

Bischoff. Studieren jetzt viele Deutsche von Adel zu Bologna?

Olearius. Vom Adel- und Bürgerstand. Und ohne Ruhm zu melden, tragen sie das größte Lob davon. Man pflegt im Sprichwort auf der Akademie zu sagen: So fleißig wie ein Deutscher von Adel. Denn indem die Bürgerliche einen rühmlichen Fleiß anwenden, durch Talente den Mangel der Geburt zu ersetzen: so bestreben sich jene mit rühmlicher Wetteiferung, ihre angebohrne Würde, durch die glänzendste Verdienste zu erhöhen.

Abt:

Abt. Ey!

Liebetraut. Sag einer! was man nicht erlebt. So fleißig wie ein Deutscher von Adel! das hab ich mein Tage nicht gehört.

Olearius. Ja, sie sind die Bewunderung der ganzen Akademie. Es werden ehestens einige von den ältesten und geschicktesten als Doctores zurückkommen. Der Kayser wird glücklich seyn, seine Gerichte damit besetzen zu können.

Bischoff. Das kann nicht fehlen.

Abt. Kennen sie nicht zum Exempel einen Junker? — er ist aus Hessen —

Olearius. Es sind viel Hessen da.

Abt. Er heißt — Er ist — Weiß es keiner von euch? — Seine Mutter war eine von — Oh! Sein Vater hatte nur ein Aug — und war Marschall.

Liebetraut. Von Wildenholz.

Abt. Recht — von Wildenholz.

Olearius. Den kenn ich wohl, ein junger Herr von vielen Fähigkeiten. Besonders rühmt man ihn wegen seiner Stärke im Disputiren.

Abt. Das hat er von seiner Mutter.

Liebetraut. Nur wollte sie ihr Mann niemals drum rühmen.

Bischoff. Wie sagtet ihr, daß der Kayser hieß, der euer Corpus Juris geschrieben hat?

Olearius. Justinianus.

Bischoff. Ein trefflicher Herr! Er soll leben!

Olearius. Sein Andenken! (sie trinken.)

Abt. Es mag ein schön Buch seyn.

Olearius. Man möchts wohl ein Buch aller Bücher nennen. Eine Sammlung aller Gesetze, bey jedem Fall der Urtheilsspruch bereit, oder was ja noch abgängig oder dunkel wäre, ersetzen die Glossen, womit die gelehrtesten Männer das fürtreflichste Werk geschmückt haben.

Abt. Eine Sammlung aller Gesetze! potz! Da müssen auch wohl die zehen Gebote drinn seyn.

Olearius. Implicite wohl, nicht explicite.

Abt. Das meyn ich auch, an und vor sich, ohne weitere Explication.

Bischoff. Und was das schönste ist, so könnte, wie ihr sagt, ein Reich in sichersier Ruhe und Frieden leben, wo es völlig eingeführt, und recht gehandhabt würde.

Olearius. Ohne Frage.

Bischoff. Alle Doctores Juris!

Olearius. Ich werds zu rühmen wissen. (sie trinken) Wollte Gott, man spräche so in meinem Vaterland.

Abt. Wo seyd ihr her? Hochgelahrter Herr.

Olearius. Von Frankfurt am Mayn. Ihro Eminenz zu dienen.

Bischoff. Steht ihr Herren da nicht wohl angeschrieben? Wie kommt das?

Olearius. Sonderbar genug. Ich war da, meines Vaters Erbschaft abzuholen, der Pöbel hätte mich fast gesteinigt, wie er hörte, ich sey ein Jurist.

Abt. Behüte Gott!

Olearius. Daher kommts. Der Schöppenstul, der in großem Ansehen weit umher steht, ist mit lauter Leuten besetzt, die der Römischen Rechte unkundig sind. Es gelangt niemand zur Würde eines Richters, als der durch Alter und Erfahrung eine genaue Kenntniß des innern und äussern Zustandes der Stadt, und eine starke Urtheilskraft sich erworben hat, das Vergangene auf das Gegenwärtige anzuwenden. So sind die Schöffen lebendige Archive, Chronicken, Gesetzbücher, alles in Einem, und richten nach altem Herkommen und wenigen Statuten ihre Bürger, und die Nachbarschaft.

Abt. Das ist wohl gut.

Olearius. Aber lange nicht genug. Der Menschen Leben ist kurz, und in Einer Generation kommen nicht alle Casus vor. Eine Sammlung solcher Fälle von vielen Jahrhunderten ist unser Gesetzbuch. Und dann ist der Wille und die Meynung der Menschen schwankend, dem deucht heute das recht, was der andere morgen mißbilliget; und so ist Verwirrung und Ungerechtigkeit unvermeidlich. Das alles bestimmen die Gesetze; und die Gesetze sind unveränderlich.

Abt. Das ist freylich besser.

Olearius. Das erkennt der Pöbel nicht, der, so gierig er auf Neuigkeiten ist, das Neue höchst verabscheuet, das ihn aus seinem Gleise leiten will, und wenn er sich noch so sehr dadurch verbessert. Sie halten den Juristen so arg, als einen Verwirrer des Staats, einen Beutelschneider, und sind wie rasend, daß sich dort keine anbauen.

Liebe-

Liebetraut. Ihr seyd von Frankfurt? Ich bin wohl da bekannt. Bey Kayser Maximilians Krönung haben wir eurem Bräutigam was vorgeschmaußt. Euer Name ist Olearius? Ich kenne so niemanden.

Olearius. Mein Vater hieß Oehlmann. Nur den Mißstand auf den Titel meiner lateinischen Schriften zu vermeiden, nennte ich mich, nach dem Beyspiel und auf Anrathen würdiger Rechtslehrer, Olearius.

Liebetraut. Ihr thatet wohl, daß Ihr euch übersetztet. Ein Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande, es hätte euch in eurer Muttersprache auch so gehen können.

Olearius. Es war nicht darum.

Liebetraut. Alle Dinge haben ein Paar Ursachen.

Abt. Ein Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande.

Liebetraut. Wißt ihr auch, warum, Hochwürdiger Herr?

Abt. Weil er da gebohren und erzogen ist.

Liebetraut. Wohl! Das mag die Eine Ursache seyn. Die andere ist: Weil bey einer näheren Bekanntschaft mit denen Herren der Nimbus von Ehrwürdigkeit und Heiligkeit wegschwindet, den uns eine neblichte Ferne um sie herum legt, und dann sind sie ganz kleine Stümpfgen Unschlitt.

Olearius. Es scheint, ihr seyd dazu bestellt, Wahrheiten zu sagen.

Liebetraut. Weil ichs Herz dazu hab, so fehlt mirs nicht am Maul.

Olearius. Aber doch an Geschicklichkeit, sie wohl anzubringen.

Liebetraut. Schröpfköpfe sind wohl angebracht, wo sie ziehen.

Olearius. Bader erkennt man an der Schürze, und nimmt in ihrem Amt ihnen nichts übel. Zur Vorsorge thätet ihr wohl, wenn ihr eine Schellenkappe trügt.

Liebetraut. Wo habt ihr promovirt? Es ist nur zur Nachfrage, wenn mir einmal der Einfall käme, daß ich gleich vor die rechte Schmiede gienge.

Olearius. Ihr seyd verwegen.

Liebetraut. Und ihr sehr breit. (Bischoff und Abt lachen.)

Bischoff. Von was anders — Nicht so hitzig, Herren. Bey Tisch geht alles drein. — Einen andern Discours, Liebetraut.

Liebetraut. Gegen Frankfurt liegt ein Ding über, heißt Sachsenhaußen.

Olearius. (zum Bischoff.) Was spricht man vom Türkenzug, Ihre Bischöffliche Gnaden?

Bischoff. Der Kayser hat nichts angelegners, als vor erst das Reich zu beruhigen, die Vehden abzuschaffen, und das Ansehn der Gerichte zu befestigen. Dann, sagt man, wird er persönlich gegen die Feinde des Reichs und der Christenheit ziehen. Jetzt machen ihm seine Privathändel noch zu thun, und das Reich ist, trotz ein vierzig Landfriedens, noch immer eine Mördergrube. Franken, Schwaben,

ben, der Oberrhein und die angränzenden Länder, werden von übermüthigen und kühnen Rittern verheeret: Sickingen, Selbiz mit dem einen Fuß, Berlichingen mit der eisernen Hand, spotten in diesen Gegenden des Kayserlichen Ansehens —

Abt. Ja, wenn Ihro Majestät nicht bald darzu thun; so stecken einen die Kerl am End in Sack.

Liebetraut. Das müßte ein Kerl seyn, der das Weinfaß von Fuld in den Sack schieben wollte

Bischoff. Besonders ist dieser letztere seit vielen Jahren mein unversöhnlicher Feind, und molestirt mich unsäglich, aber es soll nicht lang mehr währen, hoff ich. Der Kayser hält jetzt seinen Hof zu Augspurg. Wir haben unsere Maasregeln genommen, es kann uns nicht fehlen. — Herr Doktor, kennt ihr Adelberten von Weislingen?

Olearius. Nein, Ihro Eminenz.

Bischoff. Wenn ihr die Ankunft dieses Mannes erwartet, werdet ihr euch freuen, den edelsten, verständigsten und angenehmsten Ritter in einer Person zu sehen.

Olearius. Es muß ein fürtreflicher Mann seyn, der solche Lobeserhebungen aus solch einem Munde verdient.

Liebetraut. Er ist auf keiner Akademie gewesen.

Bischoff. Das wissen wir.

(Die Bedienten laufen ans Fenster.)

Bischoff. Was giebts?

Ein Bedienter. Eben reit Färber Weislingens Knecht zum Schloßthor herein.

Bischoff. Seht, was er bringt, er wird ihn melden. (Liebetraut geht. Sie stehn auf und trinken noch eins.)

(Liebetraut kommt zurück.)

Bischoff. Was vor Nachrichten?

Liebetraut. Ich wollt, es müßte sie euch ein andrer sagen. Weislingen ist gefangen.

Bischoff. O!

Liebetraut. Berlichingen hat ihn und drey Knechte bey Haslach weggenommen. Einer ist entronnen, euchs anzusagen.

Abt. Eine Hiobs Post!

Olearius. Es thut mir von Herzen leid.

Bischoff. Ich will den Knecht sehn, bringt ihn herauf. — Ich will ihn selbst sprechen. Bringt ihn in mein Cabinet. (ab.)

Abt. (setzt sich.) Noch einen Schluck. (Die Knechte schenken ein.)

Olearius. Belieben Ihro Hochwürden nicht eine kleine Promenade in den Garten zu machen? (*Post coenam stabis, seu passus mille meabis.*)

Liebetraut. Wahrhaftig, das Sitzen ist ihnen nicht gesund. Sie kriegen noch ein Schlagfluß.

(Abt hebt sich auf.)

Liebetraut. (vor sich) Wann ich ihn nur draussen hab, will ich ihm vors Exercitium sorgen.

(gehn ab.)

Jarthauſſen.

Maria. Weislingen.

Maria. Ihr liebt mich, ſagt ihr. Ich glaub es gerne, und hoffe mit euch glücklich zu ſeyn, und euch glücklich zu machen.

Weislingen. Ich fühle nichts, als nur daß ich ganz dein bin. (er umarmt ſie.)

Maria. Ich bitte euch, laßt mich. Einen Kuß hab ich euch zum Gottspfenning erlaubt, ihr ſcheinet aber ſchon von dem Beſitz nehmen zu wollen, was nur unter Bedingungen euer iſt.

Weislingen. Ihr ſeyd zu ſtreng, Maria! Unſchuldige Liebe erfreut die Gottheit, ſtatt ſie zu beleidigen.

Maria. Es ſey; Aber ich bin nicht dadurch erbaut. Man lehrte mich: Liebkoſungen ſeyen wie Ketten ſtark durch ihre Verwandſchaft, und Mädgen, wenn ſie liebten, ſeyen ſchwächer als Simſon nach dem Verluſt ſeiner Locken.

Weislingen. Wer lehrte euch das?

Maria. Die Abtiſſin meines Kloſters. Bis in mein ſechzehnt Jahr war ich bey ihr, und nur mit euch empfind ich das Glück, das ich in ihrem Umgang genoß. Sie hatte geliebt, und durfte reden. Sie hatte ein Herz voll Empfindung! Sie war eine fürtrefliche Frau!

Weislingen. Da glich sie dir! (er nimmt ihre Hand) Wie wird mirs werden, wenn ich euch verlassen soll?

Maria. (zieht ihre Hand zurück) Ein bißgen eng, hoff ich, denn ich weiß, wies mir seyn wird. Aber ihr sollt fort.

Weislingen. Ja, meine Theuerste, und ich will. Denn ich fühle, welche Seligkeiten ich mir durch dieses Opfer erwerbe. Gesegnet sey dein Bruder, und der Tag, an dem er auszog mich zu fangen.

Maria. Sein Herz war voll Hoffnung für ihn und dich. Lebt wohl, sagt er beym Abschied, ich will sehen, daß ich ihn wieder finde.

Weislingen. Er hats. Wie wünscht ich die Verwaltung meiner Güter und ihre Sicherheit, nicht durch das leidige Hofleben so versäumt zu haben. Du könntest gleich die Meinige seyn.

Maria. Auch der Aufschub hat seine Freuden.

Weislingen. Sage das nicht, Maria, ich muß sonst fürchten, du empfindest weniger stark, als ich. Doch ich büße verdient, und schwindet nicht alle Entsagung gegen den Himmel voll Aussichten. Ganz der Deine zu seyn, nur in dir und dem Kreis von Guten zu leben, von der Welt entfernt, getrennt, alle Wonne zu genießen, die so zwey Herzen einander gewähren: Was die Gnade des Fürsten, was der Beyfall der Welt gegen diese einfache einzige Glückseligkeit? Ich habe viel gehoft und gewünscht, das wiederfährt mir über alles Hoffen und Wünschen.

Götz (kommt.)

Götz. Euer Knab iſt wieder da. Er konnte vor Müdigkeit und Hunger kaum etwas vorbringen. Meine Frau giebt ihm zu eſſen. So viel hab ich verſtanden, der Biſchoff will den Knaben nicht herausgeben, es ſollen Kayſerliche Commiſſarien ernannt, und ein Tag ausgeſetzt werden, wo die Sache denn verglichen werden mag. Dem ſey, wie ihm wolle, Adelbert, ihr ſeyd frey, ich verlange weiter nichts, als eure Hand, daß ihr inskünftige meinen Feinden weder öffentlich noch heimlich Vorſchub thun wollt.

Weislingen. Hier faß ich eure Hand. Laßt von dieſem Augenblick an Freundſchaft und Vertrauen gleich einem ewigen Geſetz der Natur unveränderlich unter uns ſeyn. Erlaubt mir zugleich, dieſe Hand zu faſſen. (Er nimmt Mariens Hand;) Und den Beſitz des edelſten Fräuleins.

Götz. Darf ich Ja für euch ſagen?

Maria. Beſtimmt meine Antwort nach dem Werthe ſeiner Verbindung mit euch.)

Götz. Es iſt ein Glück, daß unſere Vortheile diesmal mit einander gehn. Du brauchſt nicht roth zu werden. Deine Blicke ſind Beweis genug. Ja denn Weislingen! Gebt euch die Hände, und ſo ſprech ich Amen! Mein Freund und Bruder! Ich danke dir, Schweſter! Du kannſt mehr als Hanf ſpinnen. Du haſt einen Faden gedreht, dieſen Paradiesvogel zu feſſeln. Du ſiehſt nicht ganz frey! Was fehlt dir? Ich — bin ganz glücklich; was ich nur träumend hefte, ſeh ich, und bin wie träu-

mend. Ach! nun iſt mein Traum aus. Mir wars heute Nacht, ich gäb dir meine rechte eiſerne Hand, und du hielteſt mich ſo feſt, daß ſie aus den Armſchienen gieng, wie abgebrochen. Ich erſchrack, und wachte drüber auf. Ich hätte nur fort träumen ſollen, da würd ich geſehen haben, wie du mir eine neue lebendige Hand anſetzteſt. — Du ſollt mir jetzo fort, dein Schloß und deine Güter in vollkommenen Stand zu ſetzen. Der verdammte Hof hat dich beydes verſäumen machen. Ich muß meiner Frau rufen. Eliſabeth!

Maria. Mein Bruder iſt in voller Freude.

Weislingen. Und doch darf ich ihm den Rang ſtreitig machen.

Götz. Du wirſt anmuthig wohnen.

Maria. Franken iſt ein geſegnetes Land.

Weislingen. Und ich darf wohl ſagen, mein Schloß liegt in der geſegnetſten und anmuthigſten Gegend.

Götz. Das dürft ihr, und ich wills behaupten. Hier fließt der Mayn, und allmählich hebt der Berg an, der mit Aeckern und Weinbergen bekleidet von eurem Schloß gekrönt wird, dann biegt ſich der Fluß ſchnell um die Ecke hinter dem Felſen eures Schloſſes hin. Die Fenſter des großen Saals gehen ſteil herab aufs Waſſer, eine Ausſicht viel Stunden weit.

Eliſabeth (kommt.)

Eliſabeth. Was ſchafft ihr?

Götz. Du ſollſt deine Hand auch darzu geben, und ſagen: Gott ſegne euch. Sie ſind ein Paar.

Eliſa-

Elisabeth. So geschwind?

Götz. Aber nicht unvermuthet.

Elisabeth. Möget ihr euch so immer nach ihr sehnen, als bisher, da ihr um sie warbt. Und dann möchtet ihr so glücklich seyn, als ihr sie lieb behaltet.

Weislingen. Amen! Ich begehre kein Glück, als unter diesem Titel.

Götz. Der Bräutigam, meine liebe Frau, thut eine kleine Reise, denn die große Veränderung zieht viel geringe nach sich. Er entfernt sich zuerst vom Bischöflichen Hof, um diese Freundschaft nach und nach erkalten zu lassen. Dann reißt er seine Güter eigennützigen Pachtern aus den Händen. Und — kommt Schwester, komm Elisabeth! Wir wollen ihn allein lassen. Sein Knabe hat ohne Zweifel geheime Aufträge an ihn.

Weislingen. Nichts, als was ihr wissen dürft.

Götz. Brauchts nicht. Franken und Schwaben! Ihr seyd nun verschwisterter als jemals. Wie wollen wir denen Fürsten dem Daumen auf das Auge halten? (die drey gehn.)

Weislingen. Gott im Himmel! konntest du mir Unwürdigen solch eine Seligkeit bereiten? Es ist zu viel für mein Herz. Wie ich von den elenden Menschen abhieng, die ich zu beherrschen glaubte, von den Blicken des Fürsten, von dem ehrerbietigen Beyfall umher. Götz, theurer Götz, du hast mich mir selbst wieder gegeben, und Maria, du vollendest meine Sinnesänderung. Ich fühle mich so frey, wie

in

in heiterer Luft. Bamberg will ich nicht mehr sehen, will alle die schändlichen Verbindungen durchschneiden, die mich unter mir selbst hielten. Mein Herz erweitert sich, hier ist kein beschwerliches Streben nach versagter Größe. So gewiß ist der allein glücklich und groß, der weder zu herrschen noch zu gehorchen braucht, um etwas zu seyn.

Franz (tritt auf.)

Franz. Gott grüß euch, gestrenger Herr! Ich bring euch so viel Grüße, daß ich nicht weiß, wo anzufangen. Bamberg, und zehn Meilen in die Runde entbieten euch ein tausendfaches: Gott grüß euch.

Weislingen. Willkommen Franz! Was bringst du mehr?

Franz. Ihr steht in einem Andenken bey Hof und überall, das nicht zu sagen ist.

Weislingen. Das wird nicht lang dauren.

Franz. So lang ihr lebt, und nach eurem Tod wirds heller blinken, als die messingene Buchstaben auf einem Grabstein. Wie man sich euern Unfall zu Herzen nahm!

Weislingen. Was sagte der Bischoff?

Franz. Er war so begierig zu wissen, daß er mit der geschäftigsten Geschwindigkeit von Fragen meine Antwort verhinderte. Er wußt es zwar schon; denn Färber, der von Haslach entrann, brachte ihm die Bottschaft. Aber er wollte alles wissen. Er fragte so ängstlich, ob ihr nicht versehrt wäret? Ich sagte: er ist ganz, von der äußersten Haarspitze, bis zum Nagel des kleinen Zehs.

Weislingen. Was sagte er zu den Vorschlägen?

Franz. Er wollte gleich alles heraus geben, den Knaben und noch Geld darauf, nur euch zu befreyen. Da er aber hörte, ihr solltet ohne das loskommen, und nur euer Wort das Equivalent gegen den Buben seyn; da wollte er absolut den Berlichingen verdacht haben. Er sagte mir hundert Sachen an euch, ich habe sie vergessen. Es war eine lange Predigt über die Worte: Ich kann Weislingen nicht entbehren.

Weislingen. Er wirds lernen müssen.

Franz. Wie meynt ihr? Er sagte: mach ihn eilen, es wartet alles auf ihn.

Weislingen. Er kann warten. Ich gehe nicht an Hof.

Franz. Nicht an Hof? Herr! Wie kommt euch das? Wenn ihr wüßtet, was ich weiß. Wenn ihr nur träumen könntet, was ich gesehen habe.

Weislingen. Wie wird dirs?

Franz. Nur von der bloßen Erinnerung komm ich ausser mir. Bamberg ist nicht mehr Bamberg, ein Engel in Weibergestalt macht es zum Vorhof des Himmels.

Weislingen. Nichts weiter?

Franz. Ich will ein Pfaff werden, wenn ihr sie seht, und nicht ausser euch kommt.

Weislingen. Wer ists denn?

Franz. Adelheit von Walldorf.

Weislingen. Die! Ich hab viel von ihrer Schönheit gehört.

Franz.

Franz. Gehört? Das ist eben, als wenn ihr sagtet, ich hab die Musik gesehen. Es ist der Zunge so wenig möglich, eine Linie ihrer Vollkommenheiten auszudrucken, da das Auge so gar in ihrer Gegenwart sich nicht selbst genug ist.

Weislingen. Du bist nicht gescheid.

Franz. So kann wohl seyn. Das letztemal, da ich sie sahe, hatte ich nicht mehr Sinne als ein Trunkener. Oder vielmehr, kann ich sagen, ich fühlte in dem Augenblick, wies den Heiligen bey himmlischen Erscheinungen seyn mag. Alle Sinne stärker, höher, vollkommener, und doch den Gebrauch von keinem.

Weislingen. Das ist seltsam.

Franz. Wie ich von dem Bischoff Abschied nahm, saß sie bey ihm. Sie spielten Schach. Er war sehr gnädig, reichte mir seine Hand zu küssen, und sagte mir vieles, davon ich nichts vernahm. Denn ich sah seine Nachbarinn, sie hatte ihr Auge aufs Bret geheftet, als wenn sie einem großen Streich nachsänne. Ein feiner laurender Zug um Mund und Wange! Ich hätte der elfenbeinerne König seyn mögen. Adel und Freundlichkeit herrschten auf ihrer Stirne. Und das blendende Licht des Angesichts und des Busens, wie es von den finstern Haaren erhoben ward!

Weislingen. Du bist gar drüber zum Dichter geworden.

Franz. So fühl ich denn in dem Augenblick, was den Dichter macht, ein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz. Wie der Bischoff endigte,

und

und ich mich neigte, sah sie mich an, und sagte: auch von mir einen Gruß unbekannter weis. Sag ihm, er mag ja bald kommen. Es warten neue Freunde auf ihn, er soll sie nicht verachten, wenn er schon an alten so reich ist. — Ich wollte was antworten, aber der Paß vom Herzen nach der Zunge war versperrt, ich neigte mich. Ich hätte mein Vermögen gegeben, die Spitze ihres kleinen Fingers küssen zu dürfen! Wie ich so stund, warf der Bischoff einen Bauren herunter, ich fuhr darnach, und berührte im Aufheben den Saum ihres Kleides, das fuhr mir durch alle Glieder, und ich weiß nicht, wie ich zur Thüre hinaus gekommen bin.

Weislingen. Ist ihr Mann bey Hofe?

Franz. Sie ist schon vier Monat Wittwe. Um sich zu zerstreuen, hält sie sich in Bamberg auf. Ihr werdet sie sehen. Wenn sie einen ansieht, ists, als wenn man in der Frühlings-Sonne stünde.

Weislingen. Es würde eine schwächere Würkung auf mich machen.

Franz. Ich höre, ihr seyd so gut als verheyrathet.

Weislingen. Wollte Gott, ich wärs. Meine sanfte Marie wird das Glück meines Lebens machen. Ihre süße Seele bildet sich in ihren blauen Augen. Und weis, wie ein Engel des Himmels, gebildet aus Unschuld und Liebe, leitet sie mein Herz zur Ruhe und Glückseligkeit. Pack zusammen! Und dann auf mein Schloß! Ich will Bamberg nicht sehen

hen, und wenn Sankt Veit in Person meiner begehrte. (geht ab.)

Franz. Da sey Gott für! Wir wollen das Beste hoffen. Maria ist liebreich und schön, und einem Gefangenen und Kranken kann ich nicht übel nehmen, der sich in sie verliebt. In ihren Augen ist Trost, gesellschaftliche Melancholie. — Aber um dich Adelheit ist Leben, Feuer, Muth — Ich würde! Ich bin ein Narr — dazu machte mich Ein Blick von ihr. Mein Herr muß hin! Ich muß hin! Und da will ich mich wieder gescheid oder völlig rasend gaffen.

Zweyter Act.

Bamberg.
Ein Saal.

Biſchoff, Adelheid (ſpielen Schach,) Liebetraut, (mit einer Zitter,) Hofdamen, Hofleute, (um ihn herum am Camin.)

Liebetraut. (Spielt und ſingt.)

Mit Pfeilen und Bogen
Cupido geflogen
Mit Fackel im Brand,
Wollt mutilich kriegen
Und männlich ſiegen
Mit ſtürmender Hand.
Auf! Auf!
An! An!
Die Waffen erklirrten,
Die Flügelein ſchwirrten,
Die Augen entbrannt.
Da fand er die Buſen
Ach leider ſo blos,
Sie nahmen ſo willig
Ihn all auf den Schoos.
Er ſchüttet die Pfeile
Zum Feuer hinein,
Sie herzten und drückten
Und wiegten ihn ein.
Hey, hey, o! Popeyo!

Adelheid. Ihr seyd nicht bey eurem Spiel. Schach dem König!

Bischoff. Es ist noch Auskunft.

Adelheid. Lang werdet ihrs nicht mehr treiben. Schach dem König!

Liebetraut. Das Spiel spielte ich nicht, wenn ich ein großer Herr wär, und verböts am Hof und im ganzen Land.

Adelheid. Es ist wahr, das Spiel ist ein Probierstein des Gehirns.

Liebetraut. Es ist nicht darum. Ich wollte lieber das Geheul der Todtenglocke und ominöser Vögel, lieber das Gebell des knurrischen Hofhunds Gewissen, lieber wollt ich sie durch den tiefsten Schlaf hören, als von Laufern, Springern, und andern Bestien das Ewige: Schach dem König!

Bischoff. Wem wird auch das einfallen?

Liebetraut. Einem zum Exempel, der schwach wäre und ein stark Gewissen hätte, wie denn das meistentheils beysammen ist. Sie nennens ein königlich Spiel, und sagen, es sey für einen König erfunden worden, der den Erfinder mit einem Meer von Ueberfluß belohnte. Wenns wahr ist, so ist mirs, als wenn ich ihn sähe. Er war minorenn an Verstand oder an Jahren, unter der Vormundschaft seiner Mutter oder seiner Frau, hatte Milchhaare im Bart und Flachshaare um die Schläfe; er war so gefällig wie ein Weidenschößling, und spielte gern mit den Damen, und auf der Dame, nicht aus Leidenschaft, behüte Gott, nur zum Zeitvertreib. Sein Hofmeister zu thätig ein Gelehrter,

zu unlenksam ein Weltmann zu seyn, erfand das Spiel *in usum Delphini*, das so homogen mit seiner Majestät war — und so ferner.

Adelheid. Schach dem König! und nun ists aus! Ihr solltet die Lücken unsrer Geschichtsbücher ausfüllen, Liebetraut.

Liebetraut. Die Lücken unsrer Geschlechtsregister, das wäre profitabler. Seit dem die Verdienste unserer Vorfahren mit ihren Portraits zu einerley Gebrauch dienen, die leeren Seiten nämlich unsrer Zimmer und unsres Charakters zu tappezieren; da wäre was zu verdienen.

Bischoff. Er will nicht kommen, sagtet ihr!

Adelheid. Ich bitt euch, schlagts euch aus dem Sinn.

Bischoff. Was das seyn mag.

Liebetraut. Was? Die Ursachen lassen sich herunter beten wie ein Rosenkranz. Er ist in eine Art von Zerknirschung gefallen, von der ich ihn leicht curiren wollte.

Bischoff. Thut das, reitet zu ihm.

Liebetraut. Meine Commission?

Bischoff. Sie soll unumschränkt seyn. Spare nichts, wenn du ihn zurück bringst.

Liebetraut. Darf ich euch auch hinein mischen, gnädige Frau?

Adelheid. Mit Bescheidenheit.

Liebetraut. Das ist eine weitläufige Commission.

Adelheid. Kennt ihr mich so wenig, oder seyd ihr so jung, um nicht zu wissen, in welchem Ton ihr mit Weislingen von mir zu reden habt.

Liebetraut. Im Ton einer Wachtelpfeife, denk ich.

Adelheid. Ihr werdet nie gescheid werden!

Liebetraut. Wird man das, gnädige Frau?

Bischoff. Geht, geht! Nehmt das beste Pferd aus meinem Stall, wählt euch Knechte, und schafft mir ihn her.

Liebetraut. Wenn ich ihn nicht herbanne, so sagt: ein altes Weib, das Warzen und Sommerflecken vertreibt, verstehe mehr von der Sympathie, als ich.

Bischoff. Was wird das helfen? Der Berlichingen hat ihn ganz eingenommen. Wenn er herkommt, wird er wieder fort wollen.

Liebetraut. Wollen, das ist keine Frage, aber ob er kann. Der Händedruck eines Fürsten, und das Lächeln einer schönen Frau! Da reißt sich kein Weisling los. Ich eile und empfehle mich zu Genaden.

Bischoff. Reiset wohl.

Adelheid. Adieu. (er geht.)

Bischoff. Wenn er einmal hier ist, verlaß ich mich auf euch.

Adelheid. Wollt ihr mich zur Leimstange brauchen?

Bischoff. Nicht doch.

Adelheid. Zum Lockvogel denn.

Bischoff.

Bischoff. Nein, den spielt Liebetraut. Ich bitte euch, versagt mir nicht, was mir sonst niemand gewähren kann.

Adelheid. Wir wollen sehn.

Jaxthausen.

Hanns von Selbitz. Götz.

Selbitz. Jedermann wird euch loben, daß ihr denen von Nürnberg Fehd angekündigt habt.

Götz. Es hätte mir das Herz abgefressen, wenn ichs ihnen hätte lang schuldig bleiben sollen. Es ist am Tag, sie haben den Bambergern meinen Buben verrathen. Sie sollen an mich denken!

Selbitz. Sie haben einen alten Groll gegen euch.

Götz. Und ich wider sie. Mir ist gar recht, daß sie angefangen haben.

Selbitz. Die Reichsstädte und Pfaffen halten doch von jeher zusammen.

Götz. Sie habens Ursach.

Selbitz. Wir wollen ihnen die Hölle heiß machen.

Götz. Ich zählte auf euch. Wollte Gott, der Burgemeister von Nürnberg mit der guldenen Kett um den Hals, käm uns in Wurf, er sollt sich mit all seinem Witz verwundern.

Selbitz. Ich höre, Weislingen ist wieder auf eurer Seit. Tritt er zu uns?

Götz. Noch nicht, es hat seine Ursachen, warum er uns noch nicht öffentlich Vorschub thun darf; doch ists eine Weile genug, daß er nicht wider uns ist. Der Pfaff ist ohne ihn was, das Meßgewand ohne den Pfaffen.

Selbitz. Warum ziehen wir aus?

Götz. Morgen oder übermorgen. Es kommen nun bald Kaufleute von Bamberg und Nürnberg aus der Frankfurter Messe. Wir werden einen guten Fang thun.

Selbitz. Wills Gott. (ab.)

Bamberg.

Zimmer der Adelheid.

Adelheid. Kammerfräulein.

Adelheid. Er ist da? Sagst du. Ich glaubs kaum.

Fräulein. Wenn ich ihn nicht selbst gesehn hätte, würd ich sagen: ich zweifle.

Adelheid. Den Liebetraut mag der Bischoff in Gold einfassen, er hat ein Meisterstück gemacht.

Fräulein. Ich sah ihn, wie er zum Schloß herein reiten wollte, er saß auf einem Schimmel. Das Pferd scheute, wies an die Brücke kam, und wollte nicht von der Stelle. Das Volk war aus allen Straßen gelaufen, ihn zu sehn. Sie freueten sich über des Pferds Unart. Von allen Seiten ward er gegrüßt,

grüßt, und er dankte allen. Mit einer angenehmen Gleichgültigkeit saß er droben, und mit Schmeicheln und Drohen bracht er es en lich zum Thor herein, der Liebetraut mit, und wenig Knechte.

Adelheid. Wie gefällt er dir?

Fräulein. Als mir nicht leicht ein Mann gefallen hat. Er glich dem Kaiser hier (deutet auf Maximilians Portrait) als wenn er sein Sohn wäre. Die Nase nur etwas kleiner, eben so freundliche lichtbraune Augen, eben so ein blondes schönes Haar, und gewachsen wie eine Puppe. Ein halb trauriger Zug auf seinem Gesicht war so interessant.

Adelheid. Ich bin neugierig ihn zu sehen.

Fräulein. Das wär ein Herr für euch.

Adelheid. Närrin.

Fräulein. Kinder und Narren —

Liebetraut (kommt.)

Liebetraut. Nun, gnädige Frau, was verdien ich?

Adelheid. Hörner von deinem Weibe. Denn nach dem zu rechnen, habt ihr schon manches Nachbars ehrliches Hausweib aus ihrer Pflicht hinaus geschwatzt.

Liebetraut. Nicht doch, gnädige Frau! Auf ihre Pflicht wollen sie sagen; denn wenns ja geschah, schwätzt ich sie auf ihres Mannes Bette.

Adelheid. Wie habt ihrs gemacht, ihn herzubringen?

Liebetraut. Ihr wißt zu gut, wie man Schnepfen fängt; soll ich euch meine Kunststückchen noch darzu lernen. — Erst that ich, als wüßt ich nichts,

verſtünd nichts von ſeiner Aufführung, und ſetzt ihn dadurch in *Deſavantage* die ganze Hiſtorie zu erzählen. Die ſah ich nun gleich von einer ganz andern Seite an, als er, konnte nicht finden — nicht einſehen — und ſo weiter. Dann redete ich von Bamberg, und gieng ſehr ins Detail, erweckte gewiſſe alte Ideen, und wie ich ſeine Einbildungskraft beſchäftigt hatte, knüpfte ich wirklich eine Menge Fädger wieder an, die ich zerriſſen fand. Er wußte nicht, wie ihm geſchah, er fühlte ſich einen neuen Zug nach Bamberg, er wollte — ohne zu wollen. Wie er nun in ſein Herz gieng, und das zu entwickeln ſuchte, und viel zu ſehr mit ſich beſchäftigt war, um auf ſich Acht zu geben, warf ich ihm ein Seil um den Hals, aus drey mächtigen Stricken, Weiber-Fürſtengunſt und Schmeicheley gedreht, und ſo hab ich ihn hergeſchleppt.

Adelheid. Was ſagtet ihr von mir?

Liebetraut. Die lautre Wahrheit. Ihr hättet wegen eurer Güter Verdrüßlichkeiten, hättet gehofft, da er beym Kaiſer ſo viel gelte, werde er das leicht enden können.

Adelheid. Wohl!

Liebetraut. Der Biſchoff wird ihn euch bringen.

Adelheid. Ich erwarte ſie.

(Liebetraut ab.)

Adelheid. Mit einem Herzen, wie ich ſelten Beſuch erwarte.

Im Speſſart.

Berlichingen, Selbitz, Georg (als Reuters Knecht.)

Götz. Du haſt ihn nicht angetroffen, Georg?

Georg. Er war Tags vorher mit Liebetraut nach Bamberg geritten, und zwey Knechte mit.

Götz. Ich ſeh nicht ein, was das geben ſoll.

Selbitz. Ich wohl. Eure Verſöhnung war ein wenig zu ſchnell, als daß ſie dauerhaft hätte ſeyn ſollen. Der Liebetraut iſt ein pfiffiger Kerl, von dem hat er ſich beſchwätzen laſſen.

Götz. Glaueſt du, daß er bundbrüchig werden wird?

Selbitz. Der erſte Schritt iſt gethan.

Götz. Ich glaubs nicht. Wer weiß, wie nöthig es war, an Hof zu gehen? Man iſt ihm noch ſchuldig, wir wollen das Beſte hoffen.

Selbitz. Wollte Gott! er verdient es, und thäte das Beſte.

Götz. Mir fällt eine Liſt ein, wir wollen Georgen des Bamberger Reuters erbeuteten Küttel anziehen, und ihm das Geleitzeichen geben, er mag nach Bamberg reiten, und ſehen, wie's ſteht.

Georg. Da hab ich lang drauf gehofft.

Götz. Es iſt dein erſter Ritt. Sey fürſichtig, Knabe, mir wäre leid, wenn dir ein Unfall begegnen ſollte.

Georg. Laßts nur, mich irrts nicht, wenn noch so viel um mich herum krabeln, mir ists, als wenns Ratten und Mäus wären. (ab.)

Bamberg.

Bischoff. Weislingen.

Bischoff. Du willst dich nicht länger halten lassen?

Weislingen. Ihr werdet nicht verlangen, daß ich meinen Eyd brechen soll.

Bischoff. Ich hätte verlangen können, du solltest ihn nicht schwören. Was für ein Geist regierte dich? Konnte ich dich ohne das nicht befreyen? Gelt ich so wenig am Kayserlichen Hofe?

Weislingen. Es ist geschehen, verzeiht mir, wenn ihr könnt.

Bischoff. Ich begreife nicht, was nur im geringsten dich nöthigte, den Schritt zu thun? Mir zu entsagen? Waren denn nicht hundert andere Bedingungen, loszukommen? Haben wir nicht seinen Buben? Hätte ich nicht Gelds gnug gegeben, und ihn wieder beruhigt? Unsere Anschläge auf ihn und seine Gesellen wären fortgegangen — Ach, ich denke nicht, daß ich mit seinem Freund rede, der nun wider mich arbeitet, und die Mienen leicht entkräften kann, die er selbst gegraben hat.

Weislingen. Gnädiger Herr!

Bischoff.

Biſchoff. Und doch — wenn ich wieder dein Angeſicht ſehe, deine Stimme höre. Es iſt nicht möglich, nicht möglich.

Weislingen. Lebt wohl, gnädiger Herr!

Biſchoff. Ich geb dir meinen Seegen. Sonſt, wenn du giengſt, ſagte ich: auf Wiederſehn. Jetzt — Wollte Gott, wir ſähn einander nie wieder.

Weislingen. Es kann ſich vieles ändern.

Biſchoff. Es hat ſich leider nur ſchon zuviel geändert. Vielleicht ſeh ich dich noch einmal als Feind vor meinen Mauern, die Felder verheeren, die ihren blühenden Zuſtand dir jetzo danken.

Weislingen. Nein, gnädiger Herr!

Biſchoff. Du kannſt nicht Nein ſagen. Die weltlichen Stände, meine Nachbaren, haben alle einen Zahn auf mich. So lang ich dich hatte. — Geht, Weisling! Ich habe euch nichts mehr zu ſagen. Ihr habt vieles zu nichte gemacht. Geht!

Weislingen. Und ich weiß nicht, was ich ſagen ſoll. (Biſchoff ab.)

Franz (tritt auf.)

Franz. Adelheid erwartet euch. Sie iſt nicht wohl. Und doch will ſie euch ohne Abſchied nicht laſſen.

Weislingen. Komm.

Franz. Gehen wir denn gewiß?

Weislingen. Noch dieſen Abend.

Franz. Mir iſt, als wenn ich aus der Welt ſollte.

Weislingen. Mir auch, und noch darzu, als wüßt ich nicht wohin.

Adelheidens Zimmer.

Adelheid. Fräulein.

Fräulein. Ihr seht sehr blaß, gnädige Frau!

Adelheid. — Ich lieb ihn nicht, und ich wollt doch, daß er bliebe. Siehst du, ich könnte mit ihm leben, ob ich ihn gleich nicht zum Mann haben möchte.

Fräulein. Glaubt ihr, er geht?

Adelheid. Er ist zum Bischoff, um Lebewohl zu sagen.

Fräulein. Er hat darnach noch einen schweren Stand.

Adelheid. Wie meynst du?

Fräulein. Was fragt ihr, gnädige Frau! Ihr habt sein Herz geangelt, und wenn er sich losreissen will, verblutet er.

Adelheid. Weislingen.

Weislingen. Ihr seyd nicht wohl, gnädige Frau?

Adelheid. Das kann euch einerley seyn. Ihr verlaßt uns, verlaßt uns auf immer. Was fragt ihr, ob wir leben oder sterben?

Weislingen. Ihr verkennt mich.

Adelheid. Ich nehme euch, wie ihr euch gebt

Weislingen. Das Ansehn trügt.

Adelheid. So seyd ihr Camäleon.

Weislingen. Wenn ihr mein Herz sehen könntet!

Adelheid. Schöne Sachen würden mir vor die Augen kommen.

Weis-

Weislingen. Gewiß! Ihr würdet euer Bild drinn finden.

Adelheid. In irgend einem Winkel bey den Portraits ausgestorbener Familien. Ich bitt euch, Weislingen, bedenkt, ihr redet mit mir. Falsche Worte gelten zum höchsten, wenn sie Masken unserer Thaten sind. Ein Vermummter, der kenntlich ist, spielt eine armselige Rolle. Ihr läugnet eure Handlungen nicht, und redet das Gegentheil, was soll man von euch halten?

Weislingen. Was ihr wollt. Ich bin so geplagt mit dem, was ich bin, das mir wenig bang ist, für was man mich nehmen mag.

Adelheid. Ihr kommt, um Abschied zu nehmen.

Weislingen. Erlaubt mir eure Hand zu küssen, und ich will sagen: lebt wohl. Ihr erinnert mich! Ich bedachte nicht. Ich bin beschwerlich, gnädige Frau!

Adelheid. Ihr legts falsch aus; ich wollte euch fort helfen. Denn ihr wollt fort.

Weislingen. O! sagt, ich muß. Zöge mich nicht die Ritterpflicht, der heilige Handschlag —

Adelheid. Geht! Geht! Erzählt das Mädgen, die den Teuerdank lesen, und sich so einen Mann wünschen. Ritterpflicht! Kinderspiel!

Weislingen. Ihr denkt nicht so.

Adelheid. Bey meinem Eyd, ihr verstellt euch! Was habt ihr versprochen? Und wem? Einem Mann, der seine Pflicht gegen den Kaiser und das Reich verkennt, in eben dem Augenblick Pflicht zu leisten,

leiſten, da er durch eure Gefangennehmung in die Strafe der Acht verfällt. Pflicht zu leiſten, die nicht gültiger ſeyn kann, als ein ungerechter gezwungener Eyd. Entbinden nicht unſere Geſetze von ſolchen Schwüren? Macht das Kindern weiß, die den Rübezahl glauben. Es ſtecken andere Sachen dahinter. Ein Feind des Reichs zu werden, ein Feind der Bürgerlichen Ruh und Glückſeligkeit! Ein Feind des Kaiſers! Geſelle eines Räubers, du Weislingen mit deiner ſanften Seele.

Weislingen. Wenn ihr ihn kenntet.

Adelheid. Ich wollt ihm Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Er hat eine hohe, unbändige Seele. Eben darum wehe dir, Weislingen. Geh und bilde dir ein, ein Geſelle von ihm zu ſeyn. Geh! und laß dich beherrſchen. Du biſt freundlich, gefällig —

Weislingen. Er iſts auch.

Adelheid. Aber du biſt nachgebend, und er nicht. Unverſehens wird er dich wegreiſſen, du wirſt ein Sklave eines Edelmanns werden, da du Herr von Fürſten ſeyn könnteſt. — Doch es iſt Unbarmherzigkeit, dir deinen zukünftigen Stand zu verleiten.

Weislingen. Hätteſt du gefühlt, wie liebreich er mir begegnete.

Adelheid. Liebreich! Das rechneſt du ihm an? Es war ſeine Schuldigkeit, und was hätteſt du verlohren, wenn er widerwärtig geweſen wäre? Mir hätte das willkommner ſeyn ſollen. Ein übermüthiger Menſch, wie der —

Weislingen. Ihr redet von euerm Feind.

Adelheid. Ich redete für eure Freyheit — Und weiß überhaupt nicht, was ich für ein Intereſſe dran nahm. Lebt wohl.

Weislingen. Erlaubt noch einen Augenblick. (Er nimmt ihre Hand, und ſchweigt.

Adelheid. Habt ihr mir noch was zu ſagen?

Weislingen. — — Ich muß fort.

Adelheid. So geht.

Weislingen. Gnädige Frau! — Ich kann nicht.

Adelheid. Ihr müßt.

Weislingen. Soll das euer letzter Blick ſeyn?

Adelheid. Geht! Ich bin krank, ſehr zur ungelegnen Zeit.

Weislingen. Seht mich nicht ſo an.

Adelheid. Willſt du unſer Feind ſeyn, und wir ſollen dir lächeln? Geh!

Weislingen. Adelheid!

Adelheid. Ich haſſe euch!

Franz (kommt.)

Franz. Gnädiger Herr! Der Biſchoff läßt euch rufen.

Adelheid. Geht! Geht!

Franz. Er bittet euch, eilend zu kommen.

Adelheid. Geht! Geht!

Weislingen. Ich nehme nicht Abſchied, ich ſehe euch wieder! (ab.)

Adelheid.

Adelheid. Mich wieder? Wir wollen dafür seyn. Margrethe, wenn er kommt, weis ihn ab. Ich bin krank, hab Kopfweh, ich schlafe — Weis ihn ab! Wenn er noch zu gewinnen ist, so ists auf diesem Weg. (ab.)

Vorzimmer.

Weislingen. Franz.

Weislingen. Sie will mich nicht sehn?

Franz. Es wird Nacht, soll ich die Pferde satteln?

Weislingen. Sie will mich nicht sehn?

Franz. Dann befehlen Ihro Gnaden die Pferde?

Weislingen. Es ist zu spät. Wir bleiben hier.

Franz. Gott sey Dank. (Franz ab.)

Weislingen. Du bleibst? Sey auf deiner Hut, die Versuchung ist groß. Mein Pferd scheute, wie ich zum Schloßthor herein wollte, mein guter Geist stellte sich ihm entgegen, er kannte die Gefahren, die mein hier warteten. Doch ists nicht recht, die vielen Geschäfte, die ich dem Bischoff unvollendet liegen ließ, nicht wenigstens so zu ordnen, daß ein Nachfolger da anfangen kann, wo ichs gelassen habe. Das kann ich doch alle thun, unbeschadet Berlichingens und unsere Verbindung. Denn halten sollen sie mich hier nicht — Wäre doch besser gewesen, wenn ich nicht gekommen wäre. Aber ich will fort — morgen oder übermorgen. (ab.)

Im

Im Speſſart.

Götz. Selbitz. Georg.

Selbitz. Ihr ſeht, es iſt gegangen, wie ich geſagt habe.

Götz. Nein! Nein! Nein!

Georg. Glaubt, ich berichte euch mit der Wahrheit. Ich that, wie ihr befahlt, nahm den Kittel des Bambergiſchen und ſein Zeichen, und damit ich doch mein Eſſen und Trinken verdiente, geleitete ich Reinekiſche Bauren hinauf nach Bamberg.

Selbitz. In der Verkappung. Das hätte dir übel gerathen können.

Georg. So denk ich auch hinten drein. Ein Reutersmann, der das voraus denkt, wird keine weite Sprünge machen. Ich kam nach Bamberg, und gleich im Wirthshaus hörte ich erzählen: Weislingen und der Biſchoff ſeyen ausgeſöhnt, und man redte viel von einer Heyrath mit der Wittwe des von Walldorf.

Götz. Geſpräche.

Georg. Ich ſah ihn, wie er ſie zur Tafel führte. Sie iſt ſchön, bey meinem Eyd, ſie iſt ſchön. Wir bückten uns alle, ſie dankte uns allen, er nickte mit dem Kopfe, ſah ſehr vergnügt, ſie giengen vorbey, und das Volk murmelte: ein ſchönes Paar!

Götz. Das kann ſeyn.

Georg. Hört weiter. Da er des andern Tags in die Meſſe gieng, paßte ich meine Zeit ab. Er

war allein mit einem Knaben. Ich stund unten an der Treppe, und sagte leise zu ihm: ein Paar Worte von eurem Berlichingen. Er war bestürzt, ich sahe das Geständniß seines Lasters in seinem Gesicht, er hatte kaum das Herz mich anzusehen, mich, einen schlechten Reutersjungen.

Selbitz. Das macht, sein Gewissen war schlechter als dein Stand.

Georg. Du bist Bambergisch! sagt er. Ich bring einen Gruß vom Ritter Berlichingen, sagte ich, und soll fragen — komm morgen früh, sagte er, an mein Zimmer, wir wollen weiter reden.

Götz. Kamst du?

Georg. Wohl kam ich, und mußt im Vorsaal stehn, lang, lang. Und die feidne Buben beguckten mich von vorn und hinten. Ich dachte, guckt ihr — endlich führte man mich hinein, er schien böse, mir wars einerley. Ich trat zu ihm, und sagte meine Commißion. Er that feindlich böse, wie einer, der kein Herz hat, und es nit will merken lassen. Er verwunderte sich, daß ihr ihn durch einen Reutersjungen zur Rede setzen ließt. Das verdroß mich. Ich sagte, es gäbe nur zweyerley Leut, brave und Schurken, und ich diente Götzen von Berlichingen. Nun fieng er an, schwätzte allerley verkehrtes Zeug, das darauf hinaus gieng: Ihr hättet ihn übereilt, er sey euch keine Pflicht schuldig, und wollte nichts mit euch zu thun haben.

Götz. Hast du das aus seinem Munde?

Georg. Das und noch mehr. — Er drohte mir —

Götz. Es iſt genug! Der wäre nun auch verlohren! Treu und Glaube, du haſt mich wieder betrogen. Arme Marie! Wie werd ich dirs beybringen?

Selbitz. Ich wollte lieber mein ander Bein darzu verlieren, als ſo ein Hundsfutt ſeyn. (ab.)

Bamberg.

Adelheid. Weislingen.

Adelheid. Die Zeit fängt mir an unerträglich lang zu werden; Reden mag ich nicht, und ich ſchäme mich mit euch zu ſpielen. Langeweile, du biſt ärger, als ein kaltes Fieber.

Weislingen. Seyd ihr mich ſchon müde?

Adelheid. Euch nicht ſo wohl, als euren Umgang. Ich wollte, ihr wärt wo ihr hin wolltet, und wir hätten euch nicht gehalten.

Weislingen. Das iſt Weibergunſt! Erſt brütet ſie mit Mutterwärme unſere liebſten Hoffnungen an, dann gleich einer unbeſtändigen Henne, verläßt ſie das Neſt, und übergiebt ihre ſchon keimende Nachkommenſchaft dem Tod und der Verweſung.

Adelheid. Deklamirt wider die Weiber! Der unbeſonnene Spieler zerbeißt und zerſtampft die Karten, die ihn unſchuldiger Weis verlieren machten. Aber laßt mich euch was von Mannsleuten erzählen. Was ſeyd denn ihr, um von Wankel-

muth zu sprechen? Ihr, die ihr selten seyd, was ihr seyn wollt, niemals was ihr seyn solltet. Könige im Festtagsornat, vom Pöbel beneidet. Was gäb eine Schneidersfrau drum, eine Schnur Perlen um ihren Hals zu haben, von dem Saum eures Kleids, den eure Absätze verächtlich zurück stoßen!

Weislingen. Ihr seyd bitter.

Adelheid. Es ist die Antistrophe von eurem Gesang. Eh ich euch kannte, Weislingen, gieng mirs wie der Schneidersfrau. Der Ruf hundertzüngig, ohne Metapher gesprochen, hatte euch so zahnarzmäßig heraus gestrichen, daß ich mich überreden ließ zu wünschen: möchtest du doch diese Quintessenz des männlichen Geschlechts, den Phönix Weislingen zu Gesicht kriegen! ich ward meines Wunsches gewährt.

Weislingen. Und der Phönix präsentirte sich als ein ordinairer Haushahn.

Adelheid. Nein, Weislingen, ich nahm Antheil an euch.

Weislingen. Es schien so.

Adelheid. Und war. Denn wirklich ihr übertraft euren Ruf. Die Menge schätzt nur den Widerschein des Verdienstes. Wie mirs denn nun geht, daß ich über die Leute nicht denken mag, die mich interessiren; so lebten wir eine Zeitlang neben einander, es fehlte mir was, und ich wußte nicht, was ich an euch vermißte. Endlich giengen mir die Augen auf. Ich seh statt des aktiven Manns, der die Geschäfte eines Fürstenthums belebte, der sich und seinen Ruhm dabey nicht vergaß, der auf hun-

dert

dert großen Unternehmungen wie auf übereinander gewälzten Bergen zu den Wolken hinauf gestiegen war; den seh ich auf einmal, jammernd wie einen kranken Poeten, melankolisch wie ein gesundes Mädgen, und müßiger als einen alten Junggesellen. Anfangs schrieb ichs eurem Unfall zu, der euch noch neu auf dem Herzen lag, und entschuldigte euch, so gut ich konnte. Itzt, da es von Tag zu Tag schlimmer mich euch zu werden scheint, müßt ihr mir verzeihen, wenn ich euch meine Gunst entreisse; ihr besitzt sie ohne Recht, ich schenkte sie einem andern auf Lebenslang, der sie euch nicht übertragen konnte.

Weislingen. So laßt mich los.

Adelheid. Nicht bis alle Hoffnung verlohren ist. Die Einsamkeit ist in diesen Umständen gefährlich. Armer Mensch! Ihr seyd so mißmuthig, wie einer, dem sein erstes Mädgen untreu wird, und eben darum geb ich euch nicht auf. Gebt mir die Hand, verzeiht mir, was ich aus Liebe gesagt habe.

Weislingen. Könntest du mich lieben, könntest du meiner heissen Leidenschaft einen Tropfen Linderung gewähren. Adelheid! deine Vorwürfe sind höchst ungerecht. Könntest du den hundertsten Theil ahnden, von dem, was die Zeit her in mir arbeitet, du würdest mich nicht mit Gefälligkeit, Gleichgültigkeit und Verachtung so unbarmherzig hin und her zerrissen haben — Du lächelst! — Nach dem übereilten Schritt wieder mit mir selbst einig zu werden, kostete mehr als einen Tag. Wider den Men-

schen zu arbeiten, dessen Andenken so lebhaft neu in Liebe bey mir ist.

Adelheid. Wunderlicher Mann, der du den lieben kannst, den du beneidest! Das ist, als wenn ich meinem Feinde Proviant zuführte.

Weislingen. Ich fühls wohl, es gilt hier kein Säumen. Er ist berichtet, daß ich wider Weislingen bin, und er wird sich seines Vortheils über uns ersehen. Auch Adelheid sind wir nicht so träg, als du meynst. Unsere Reuter sind verstärkt und wachsam, unsere Unterhandlungen gehen fort, und der Reichstag zu Augsburg soll hoffentlich unsere Projekte zur Reife bringen.

Adelheid. Ihr geht ihn?

Weislingen. Wenn ich Eine Hoffnung mit nehmen könnte! (er küßt ihre Hand.)

Adelheid. O ihr Ungläubigen! Immer Zeichen und Wunder! Geh, Weislingen, und vollende das Werk. Der Vortheil des Bischoffs, der Deinige, der Meinige, sie sind so verwebt, daß, wäre es auch nur der Politik willen —

Weislingen. Du kannst scherzen!

Adelheid. Ich scherze nicht. Meine Güter hat der stolze Herzog inne, die deinigen wird Götz nicht lange ungeneckt lassen; und wenn wir nicht zusammen halten wie unsere Feinde, und den Kaiser auf unsere Seite lenken, sind wir verlohren.

Weislingen. Mir ists nicht bange. Der grösste Theil der Fürsten ist unserer Gesinnung, der Kaiser verlangt Hülfe gegen die Türken, und dafür ists billig, daß er uns wieder beystehe. Welche Wol-

lust

luſt wird mirs ſeyn, deine Güter von übermüthigen Feinden zu befreyen, die unruhigen Köpfe in Schwaben aufs Küſſen zu bringen, die Ruhe des Bisthums unſrer aller herzuſtellen. Und dann —?

Adelheid. Ein Tag bringt den andern, und beym Schickſaal ſteht das Zukünftige.

Weislingen. Aber wir müſſen wollen.

Adelheid. Wir wollen ja.

Weislingen. Gewiß?

Adelheid. Nun ja! Geht nur.

Weislingen. Zauberin!

Herberge.

Bauern-Hochzeit.

Muſik und Tanz drauſſen.

Der Braut Vater, Götz, Selbitz (am Tiſche). Bräutigam (tritt zu ihnen.)

Götz. Das geſcheidſte war, daß ihr euern Zwiſt ſo glücklich und fröhlich durch eine Heyrath endigt.

Braut Vater. Beſſer als ich mirs hätte träumen laſſen. In Ruh und Fried mit meinem Nachbar, und eine Tochter wohl verſorgt dazu!

Bräutigam. Und ich in Beſitz des ſtrittigen Stücks, und drüber den hübſchen Backfiſch im ganzen Dorf. Wollte Gott, ihr hättet euch eher drein gegeben.

Selbitz. Wie lange habt ihr prozessirt?

Braut Vater. An die acht Jahre. Ich wollte lieber noch einmal so lang das Frieren haben, als von vorne anfangen. Das ist ein Gezerre, ihr glaubts nicht, bis man den Perrucken ein Urtheil vom Herzen reißt, und was hat man darnach? Der Teufel hol den Assessor Sapupi, es is ein verfluchter schwarzer Italiäner.

Bräutigam. Ja, das ist ein toller Kerl. Zweymal war ich dort.

Braut Vater. Und ich dreymal. Und seht, ihr Herren, kriegen wir ein Urtheil endlich, wo ich so viel Recht hab als er, und er so viel als ich; und wir eben stunden wie die Maulaffen, bis mir unser Herr Gott eingab, ihm meine Tochter zu geben, und das Zeug dazu.

Götz. (trinkt) Gut Vernehmen künftig!

Braut Vater. Gebs Gott! Geh' aber wies will, prozessiren thu ich mein Tag nit mehr. Was das ein Geldspiel kost. Jeden Reverenz, den euch ein Prokurator macht, mußt ihr bezahlen.

Selbitz. Sind ja jährlich Kaiserliche Visitationen da.

Braut Vater. Hab nichts davon gespürt. Ist mir mancher schöner Thaler neben ausgangen. Das unerhörte Blechen!

Götz. Wie meynt ihr?

Braut Vater. Ach, da macht alles hole Pfötgen. Der Assessor allein, Gott verzeihs ihm, hat mir achtzehn Goldgulden abgenommen.

Bräutigam. Wer?

Braut

Braut Vater. Wer anders, als der Sapupi.

Götz. Das ist schändlich.

Braut Vater. Wohl, ich mußt ihm zwanzig erlegen. Und da ich sie ihm hingezahlt hatte, in seinem Gartenhaus, das fürtreflich ist, im großen Saal, wollt mir für Wehmuth fast das Herz brechen. Denn seht, eines Haus und Hof steht gut, aber wo soll baar Geld herkommen? Ich stund, da, Gott weiß, wie mirs war. Ich hatte keinen rothen Heller Reisegeld im Sack. Endlich nahm ich mirs Herz und stellts ihm vor. Nun er sah, daß mirs Wasser an die Seele gieng, da warf er mir zwey davon, und schickt mich fort.

Bräutigam. Es ist nicht möglich! Der Sapupi.

Braut Vater. Wie stellst du dich? Freylich! Kein andrer!

Bräutigam. Den soll der Teufel holen, er hat mir auch funfzehn Goldgülden abgenommen.

Braut Vater. Verflucht!

Selbitz. Götz! Wir sind Räuber!

Braut Vater. Drum fiel das Urtheil so scheel aus. Du Hund!

Götz. Das müßt ihr nicht ungerügt lassen.

Braut Vater. Was sollen wir thun?

Götz. Macht euch auf nach Speyer, es ist eben Visitationszeit, zeigts an, sie müssens untersuchen, und euch zu dem eurigen helfen.

Bräutigam. Denkt ihr, wir treibens durch?

Götz. Wenn ich ihm über die Ohren dürfte, wollt ichs euch versprechen.

Selbitz. Die Summe ist wohl einen Versuch werth.

Götz. Bin ich wohl eher um des vierten Theils willen ausgeritten.

Braut Vater. Wie meynst du?

Brautigam. Wir wollen, es geh, wies geh.

Georg. (kommt.)

Georg. Die Nürnberger sind im Anzug.

Götz. Wo?

Georg. Wenn wir ganz sachte reiten, packen wir sie zwischen Beerheim und Mühlbach im Wald.

Selbitz. Trefflich!

Götz. Kommt, Kinder! Gott grüß euch. Helf uns allen zum Unsrigen.

Bauer. Großen Dank. Wollen wir nicht zum Nacht Ims bleiben?

Götz. Wir können nicht. Adies.

Dritter Act.

Augsburg.

Ein Garten.

Zwey Nürnberger Kaufleute.

Erster Kaufmann. Hier wollen wir stehn, denn da muß der Kayser vorbey. Er kommt eben die lange Allee herauf.

Zweyter Kaufmann. Wer ist bey ihm?

Erster Kaufmann. Adelbert von Weislingen.

Zweyter Kaufmann. Bambergs Freund! das ist gut.

Erster Kaufmann. Wir wollen einen Fußfall thun, und ich will reden.

Zweyter Kaufmann. Wohl! da kommen sie.

Kayser. Weislingen.

Erster Kaufmann. Er sieht verdrüßlich aus.

Kayser. Ich bin unmuthig, Weislingen, und wenn ich auf mein vergangenes Leben zurück sehe, möcht ich verzagt werden, so viel halbe, so viel verunglückte Unternehmungen! und das alles, weil kein Fürst im Reich so klein ist, dem nicht mehr an seinen Grillen gelegen wäre, als an meinen Gedanken.

(Die Kaufleute werfen sich ihm zu Füssen.)

Kauf-

Kaufmann. Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster!

Kayser. Wer seyd ihr? Was giebts?

Kaufmann. Arme Kaufleute von Nürnberg, Euer Majestät Knechte, und flehen um Hülfe. Götz von Berlichingen und Hanns von Selbitz haben unserer dreyßig, die von der Frankfurter Meß kamen, im Bambergischen Geleite niedergeworfen und beraubt, wir bitten Eure Kayserliche Majestät um Hülfe, um Beystand, sonst sind wir alle verdorbene Leute, genöthigt unser Brod zu betteln.

Kayser. Heiliger Gott! Heiliger Gott! Was ist das? Der eine hat eine Hand, der andere nur ein Bein, wenn sie denn erst zwo Hände hätten, und zwo Beine, was wolltet ihr dann thun?

Kaufmann. Wir bitten Eure Majestät unterthänigst, auf unsere bedrängte Umstände ein mitleidiges Auge zu werfen.

Kayser. Wie gehts zu! Wenn ein Kaufmann einen Pfefferſack verliert, soll man das ganze Reich aufmahnen, und wenn Händel vorhanden sind, daran Kayserliche Majestät und dem Reich viel gelegen ist, daß es Königreich, Fürstenthum, Herzogthum und anders betrift, so kann euch kein Mensch zusammen bringen.

Weislingen. Ihr kommt zur ungelegnen Zeit. Geht und verweilt einige Tage hier.

Kaufleute. Wir empfehlen uns zu Gnaden.

(ab.)

Kayser. Wieder neue Händel. Sie wachsen nach, wie die Köpfe der Hydra.

Weislingen.

Weislingen. Und sind nicht auszurotten, als mit Feuer und Schwerdt, und einer muthigen Unternehmung.

Kayser. Glaubt ihr?

Weislingen. Ich halte nichts für thulicher, wenn Eure Majestät und die Fürsten sich über andern unbedeutenden Zwist vereinigen könnten. Es ist mit nichten ganz Deutschland, das über Beunruhigung klagt. Franken und Schwaben allein glimmt noch von den Resten des innerlichen verderblichen Bürgerkriegs. Und auch da sind viele der Edlen und Freyen, die sich nach Ruhe sehnen. Hätten wir einmal diesen Sickingen, Selbitz — Berlichingen auf die Seite geschafft, das übrige würde bald von sich selbsten zerfallen. Denn sie sinds, deren Geist die aufrührische Menge belebt.

Kayser. Ich möchte die Leute gerne schonen, sie sind tapfer und edel. Wenn ich Krieg führte, müßte ich sie unter meiner Armee haben.

Weislingen. Es wäre zu wünschen, daß sie von jeher gelernt hätten, ihrer Pflicht zu gehorchen. Und dann wär es höchst gefährlich, ihre aufrührische Unternehmungen durch Ehrenstellen zu belohnen. Denn eben diese Kayserliche Mild und Gnade ists, die sie bisher so ungeheuer mißbrauchen, und ihr Anhang, der sein Vertrauen und Hofnung darauf setzt, wird nicht ehe zu bändigen seyn, bis wir sie ganz vor den Augen der Welt zunichte gemacht, und alle Aussichten auf die Zukunft ihnen abgeschnitten haben.

Kayser. Ihr rathet also zur Strenge.

Weis-

Weislingen. Ich sehe kein ander Mittel, den Schwindelgeist, der ganze Landschaften ergreift, zu bannen. Hören wir nicht schon hier und da die bittersten Klagen der Edlen, daß ihre Unterthanen ihre Leibeigne sich gegen sie auflehnen und mit ihnen rechten, ihnen die hergebrachte Oberherrschaft zu schmälern drohen, und die gefährlichsten Folgen zu fürchten sind.

Kayser. Jetzt wäre eine schöne Gelegenheit wider den Berlichingen und Selbitz, nur wollt ich nicht, daß ihnen was zu Leid geschehe. Gefangen möcht ich sie haben, und dann müßten sie Urphede schwören, auf ihren Schlössern ruhig zu bleiben, und nicht aus ihrem Bann zu gehen. Bey der nächsten Session will ichs vortragen.

Weislingen. Ein freudiger bestimmender Zuruf wird Eurer Majestät das Ende der Rede ersparen. (ab.)

Jarthauffen.

Sickingen. Berlichingen.

Sickingen. Ja, ich komme, eure edle Schwester um ihr Herz und ihre Hand zu bitten.

Götz. So wollt ich, ihr wärt eher kommen. Ich muß euch sagen, Weislingen hat während seiner Gefangenschaft ihre Liebe gewonnen, um sie angehalten, und ich sagt sie ihm zu. Ich hab ihn los gelassen den Vogel, und er verachtet die gütige Hand,

and, die ihm in der Noth Futter reichte. Er hwiret herum, weiß Gott, auf welcher Hecke seine Nahrung zu suchen.

Sickingen. Ist das so?

Götz. Wie ich sage.

Sickingen. Er hat ein doppeltes Band zer- ssen. Wohl euch, daß ihr mit dem Verräther nicht iher verwandt worden.

Götz. Sie sitzt, das arme Mädgen, und ver- nimert und verbeint ihr Leben.

Sickingen, Wir wollen sie zu Singen machen.

Götz. Wie! Entschliesset ihr euch, eine Ver- ßne zu heyrathen?

Sickingen. Es macht euch beyden Ehre, von m betrogen worden zu seyn. Soll darum das ar- e Mädgen in ein Kloster gehn, weil der erste Mann, denn sie kannte, ein Nichtswürdiger war? ein doch! ich bleibe darauf, sie soll Königin von einem Schlössern werden.

Götz. Ich sage euch, sie war nicht gleichgültig gen ihn.

Sickingen. Traust du mir nicht zu, daß ich n Schatten eines Elenden sollte verjagen können. ßt uns zu ihr. (ab.)

Lager der Reichsexecution.

Hauptmann. Offiziere.

Hauptmann. Wir müssen behutsam gehn, und nsere Leute so viel möglich schonen. Auch ist un-

sere

sere gemessene Ordre, ihn in die Enge zu treiben, und lebendig gefangen zu nehmen. Es wird schwer halten? denn wer mag sich an ihn machen?

Erster Offizier. Freylich! Und er wird sich wehren wie ein wildes Schwein. Ueberhaupt hat er uns sein Lebenlang nichts zu Leid gethan, und jeder wirds von sich schieben, Kaiser und Reich zu Gefallen Arm und Bein daran zu setzen.

Zweyter Offizier. Es wäre eine Schande, wenn wir ihn nicht kriegten. Wenn ich ihn nur einmal beym Leibe habe, er soll nicht los kommen.

Erster Offizier. Faßt ihn nur nicht mit Zähnen, er möchte euch die Kinbacken ausziehen. Guter junger Herr, dergleichen Leut packen sich nicht wie ein flüchtiger Dieb.

Zweyter Offizier. Wollen sehn.

Hauptmann. Unsern Brief muß er nun haben. Wir wollen nicht säumen, und einen Trupp ausschicken, der ihn beobachten soll.

Zweyter Offizier. Laßt mich ihn führen.

Hauptmann. Ihr seyd der Gegend unkundig.

Zweyter Offizier. Ich habe einen Knecht, der hier gebohren und erzogen ist.

Hauptmann. Ich bins zufrieden. (ab.)

Jaxthausen.

Sickingen.

Sickingen. Es geht alles nach Wunsch. Sie war etwas bestürzt über meinen Antrag, und sah mich vom Kopf bis auf die Füsse an, ich wette, sie verglich mich mit ihrem Weissnisch. Gott sey Dank, daß ich mich stellen darf. Sie antwortete wenig, und durch einander, desto besser! Es mag eine Zeit kochen. Bey Mädgen, die durch Liebesunglück geheizt sind, wird ein Heyrathsvorschlag bald gar.

Götz (kommt.)

Sickingen. Was bringt ihr, Schwager?

Götz. In die Acht erklärt.

Sickingen. Was?

Götz. Da leset den erbaulichen Brief. Der Kayser hat Execution gegen mich verordnet, die mein Fleisch den Vögeln unter dem Himmel, und den Thieren auf dem Felde zu fressen vorschneiden soll.

Sickingen. Erst sollen sie dran. Just zur gelegenen Zeit bin ich hier.

Götz. Nein, Sickingen, ihr sollt fort. Das hieße eure großen Anschläge im Keim zertreten, wenn ihr zu so ungelegener Zeit des Reichs Feind werden wolltet. Auch mir könnt ihr weit mehr nutzen, wenn ihr neutral zu seyn scheint. Der Kayser liebt euch, und das Schlimmste, das mir begegnen kann, ist gefangen zu werden; dann braucht euer Wor-

wort, und reißt mich aus einem Elende, in das unzeitige Hülfe uns beyde stürzen konnte. Denn was wärs, jetzo geht der Zug gegen mich, erfahren sie, du bist bey mir, so schicken sie mehr, und wir sind um nichts gebessert. Der Kayser sitzt an der Quelle, und ich wär schon jetzt unwiederbringlich verlohren, wenn man Tapferkeit so geschwind einblaßen könnte, als man einen Haufen zusammen blaßen kann.

Sickingen. Doch kann ich heimlich ein zwanzig Reuter zu euch stoßen lassen.

Götz. Gut! Ich habe schon Georgen nach dem Selbitz geschickt, und meine Knechte in der Nachbarschaft herum. Lieber Schwager, wenn meine Leute beysammen sind, es wird ein Häufgen seyn, dergleichen wenig Fürsten beysammen gesehen haben.

Sickingen. Ihr werdet gegen der Menge wenig seyn.

Götz. Ein Wolf ist einer ganzen Heerde Schaafe zu viel.

Sickingen. Wenn sie aber einen guten Hirten haben?

Götz. Sorg du! Und es sind lauter Miethlinge. Und dann kann der beste Ritter nichts machen, wenn er nicht Herr von seinen Handlungen ist. So kamen sie mir auch einmal, wie ich dem Pfalzgraf zugesagt hatte, gegen Conrad Schotten zu dienen, da legt er mir einen Zettel aus der Canzley vor, wie ich reiten und mich halten sollt, da wurf ich den Räthen das Papier wieder dar, und sagte: ich wüßte nicht darnach zu handeln; ich weiß nicht, was mir

begegnen

begegnen mag, das steht nicht im Zettel; ich muß die Augen selbst aufthun, und sehn, was ich zu schaffen hab.

Sickingen. Glück zu, Bruder! Ich will gleich fort, und dir schicken, was ich in der Eil zusammen treiben kann.

Götz. Komm noch zu den Frauen, ich ließ sie beysammen. Ich wollte, daß du ihr Wort hättest, ehe du giengst. Dann schick mir die Reuter, und komm heimlich wieder, sie abzuholen, denn mein Schloß, fürcht ich, wird bald kein Aufenthalt für Weiber mehr seyn.

Sickingen. Wir wollen das Beste hoffen. (ab.)

Bamberg.

Adelheidens Zimmer.

Adelheid. Franz.

Adelheid. So sind die beyden Exekutionen schon aufgebrochen?

Franz. Ja, und mein Herr hat die Freude, gegen eure Feinde zu ziehen. Ich wollte gleich mit, so gern ich zu euch gehe. Auch will ich jetzt wieder fort, um bald mit fröhlicher Bothschaft wieder zu kehren. Mein Herr hat mirs erlaubt.

Adelheid. Wie stehts mit ihm?

Franz. Er ist munter. Mir befahl er eure Hand zu küssen.

Adelheid. Da — deine Lippen sind warm.

Franz. (vor sich auf die Brust deutend.) Hier ists noch wärmer! (laut) Gnädige Frau, eure Diener sind die glücklichsten Menschen unter der Sonne.

Adelheid. Wer führt gegen Berlichingen?

Franz. Baron von Sirau. Lebt wohl, beste gnädige Frau! Ich will wieder fort. Vergeßt mich nicht.

Adelheid. Du mußt was essen, trinken, und rasten.

Franz. Wozu das? Ich hab euch ja gesehen. Ich bin nicht müd noch hungrig.

Adelheid. Ich kenne deine Treu.

Franz. Ach gnädge Frau!

Adelheid. Du hältsts nicht aus, gieb dich zur Ruh, und nimm was zu dir.

Franz. Eure Sorgfalt für einen armen Jungen. (ab)

Adelheid. Die Thränen stehn ihm in den Augen. Ich lieb ihn von Herzen. So wahr und warm hat noch niemand an mir gehangen. (ab.)

Jaxthausen.

Götz. Georg.

Georg. Er will selbst mit euch sprechen. Ich kenn ihn nicht, es ist ein stattlicher Mann, mit schwarzen feurigen Augen.

Götz.

Götz. Bring ihn herein.

Lerse (kommt.)

Götz. Gott grüß euch. Was bringt ihr?

Lerse. Mich selbst, das ist nicht viel, doch alles, was es ist, biet ich euch an.

Götz. Ihr seyd mir willkommen, doppelt willkommen, ein braver Mann, und zu dieser Zeit, da ich nicht hofte neue Freunde zu gewinnen, vielmehr den Verlust der Alten stündlich fürchtete. Gebt mir euren Namen.

Lerse. Franz Lerse.

Götz. Ich danke euch, Franz, daß ihr mich mit einem braven Mann bekannt gemacht habt.

Lerse. Ich machte euch schon einmal mit mir bekannt, aber damals danket ihr mir nicht dafür.

Götz. Ich erinnere mich eurer nicht.

Lerse. Es wäre mir leid. Wißt ihr noch, wie ihr um des Pfalzgrafen willen Conrad Schotten feind waret, und nach Haßfurth auf die Faßnacht reiten wolltet?

Götz. Wohl weiß ich es.

Lerse. Wißt ihr, wie ihr unterweges bey einem Dorf fünf und zwanzig Reutern entgegen kamt?

Götz. Richtig! Ich hielt sie anfangs nur für zwölfe, und theilte meinen Haufen, waren unserer sechzehn, und hielt am Dorf hinter der Scheuer, in willens, sie sollten bey mir vorbey ziehen. Dann wollt ich ihnen nachrucken, wie ichs mit dem andern Hauffen abgeredt hatte.

Lerse. Aber wir sahn euch, und zogen auf eine Höhe am Dorf. Ihr zogt herbey und hieltet unten.

Wie wir ſahen, ihr wolltet nicht herauf kommen, ritten wir herab.

Götz. Da ſah ich erſt, daß ich mit der Hand in die Kohlen geſchlagen hatte. Fünf und zwanzig gegen acht! Da galts kein Feyren. Erhard Truchſes durchſtach mir einen Knecht, dafür rannt ich ihn vom Pferde. Hätten ſie ſich alle gehalten, wie er und ein Knecht, es wäre mein und meines kleinen Häufgens übel gewart geweſen.

Lerſe. Der Knecht, wovon ihr ſagtet.

Götz. Es war der bravſte, den ich geſehen habe. Er ſetzte mir heiß zu. Wenn ich dachte, ich hätt ihn von mir gebracht, wollt mit andern zu ſchaffen haben, war er wieder an mir, und ſchlug feindlich zu. Er hieb mir auch durch den Panzerermel hindurch, daß es ein wenig gefleiſcht hatte.

Lerſe. Habt ihrs ihm verziehen?

Götz. Er gefiel mir mehr als zu wohl.

Lerſe. Nun ſo hoff ich, daß ihr mit mir zufrieden ſeyn werdet, ich hab mein Probſtück an euch ſelbſt abgelegt.

Götz. Biſt dus? O willkommen, willkommen! Kannſt du ſagen, Maximilian, du haſt unter deinen Dienern Einen ſo geworben!

Lerſe. Mich wundert, daß ihr nicht eh auf mich gefallen ſeyd.

Götz. Wie ſollte mir einkommen, daß der mir ſeine Dienſte anbieten würde, der auf das feindſeligſte mich zu überwältigen trachtete.

Lerſe. Eben das, Herr! Von Jugend auf dien ich als Reuters Knecht, und habs mit manchem

Ritter

Ritter aufgenommen. Da wir auf euch ſtießen, freut ich mich. Ich kannte euren Namen, und da lernt ich euch kennen. Ihr wißt, ich hielt nicht Stand, ihr ſaht, es war nicht Furcht, denn ich kam wieder. Kurz, ich lernt euch kennen, und von Stund an beſchloß ich euch zu dienen.

Götz. Wie lange wollt ihr bey mir aushalten?

Lerſe. Auf ein Jahr. Ohne Entgeld.

Götz. Nein, ihr ſollt gehalten werden wie ein anderer, und drüber wieder, der mir bey Remlin zu ſchaffen machte.

Georg (kommt.)

Georg. Hanns von Selbitz läßt euch grüßen. Morgen iſt er hier mit funfzig Mann.

Götz. Wohl.

Georg. Es zieht am Kocher ein Trupp Reichsvölker herunter, ohne Zweifel euch zu beobachten.

Götz. Wie viel?

Georg. Ihrer funfzig.

Götz. Nicht mehr! Komm, Lerſe, wir wollen ſie zuſammenſchmeiſſen, wenn Selbitz kommt, daß er ſchon ein Stück Arbeit gethan findet.

Lerſe. Das ſoll eine reichliche Vorleſe werden.

Götz. Zu Pferde! (ab.)

Wald an einem Moraſt.

Zwey Reichsknechte (begegnen einander.)

Erſter Knecht. Was machſt du hier?

Zweyter Knecht. Ich hab Urlaub gebeten, meine Nothdurft zu verrichten. Seit dem blinden Lärmen geſtern Abends, iſt mirs in die Gedärme geſchlagen, daß ich alle Augenblicke vom Pferd muß.

Erſter Knecht. Hält der Trupp hier in der Nähe?

Zweyter Knecht. Wohl eine Stunde den Wald hinauf.

Erſter Knecht. Wie verlaufſt du dich dann hieher?

Zweyter Knecht. Ich bitt dich, verrath mich nicht. Ich will aufs nächſte Dorf, und ſehn, ob ich nit mit warmen Ueberſchlägen meinem Uebel abhelfen kann. Wo kommſt du her?

Erſter Knecht. Vom nächſten Dorf. Ich hab unſerm Offizier Wein und Brod geholt.

Zweyter Knecht. So, er thut ſich was zu guts vor unſerm Angeſicht, und wir ſollen faſten. Schön Exempel!

Erſter Knecht. Komm mit zurück, Schurke.

Zweyter Knecht. Wär ich ein Naar. Es ſind noch viele unterm Haufen, die gern faſteten, wenn ſie ſo weit davon wären als ich.

Erſter Knecht. Hörſt du! Pferde!

Zweyter Knecht. O Weh!

Erſter

Erſter Knecht. Ich kletterte auf den Baum.
Zweyter Knecht. Ich ſteck mich ins Rohr.

Götz. Lerſe. Georg. Knechte (zu Pferde.)

Götz. Hier am Teich weg, und linker Hand in den Wald, ſo kommen wir ihnen im Rücken. (ziehen vorbey.)

Erſter Knecht. (Steigt vom Baum.) Da iſt nicht gut ſeyn. Michel! Er antwortet nicht. Michel, ſie ſind fort! (Er geht nach dem Sumpf.) Michel! O weh! er iſt verſunken. Michel! er hört mich nicht; er iſt erſtickt. Biſt doch krepirt, du Memme. — Wir ſind geſchlagen, Feinde überall Feinde.

Götz. Georg. (zu Pferde.)

Götz. Halt, Kerl, oder du biſt des Todes.
Knecht. Schont meines Lebens.
Götz. Dein Schwerdt! Georg, führ ihn zu den andern Gefangenen, die Lerſe dort unten am Walde hat. Ich muß ihren flüchtigen Führer erreichen. (ab.)

Knecht. Was iſt aus unſerm Ritter geworden, der uns führte?

Georg. Unterſt zu oberſt ſtürzt ihn mein Herr vom Pferd, daß der Federbuſch im Koth ſtack. Seine Reuter huben ihn aufs Pferd, und fort wie beſeſſen. (ab.)

Lager.

Hauptmann. Erster Ritter.

Erster Ritter. Sie fliehen von weitem dem Lager zu.

Hauptmann. Er wird ihnen an den Ferſen ſeyn. Laßt ein funfzig ausrucken bis an die Mühle, wenn er ſich zu weit verliert, erwiſcht ihr ihn vielleicht. (Ritter ab.)

Zweyter Ritter (geführt.)

Hauptmann. Wie gehts, junger Herr! Habt ihr ein paar Zinken abgerennt?

Ritter. Daß dich die Peſt! Wenn ich Hörner gehabt hätte, wie ein Dannhirſch, ſie wären geſplittert, wie Glas. Du Teufel! Er rannt auf mich los, es war mir, als wenn mich der Donner in die Erde nein ſchlüg.

Hauptmann. Dankt Gott, daß ihr noch davon gekommen ſeyd.

Ritter. Es iſt nichts zu danken, ein paar Rippen ſind entzwey. Wo iſt der Feldſcheer? (ab.)

Jaxthauſſen.

Götz. Selbitz.

Götz. Was ſagſt du zu der Achtserklärung, Selbitz?

Selbitz.

Selbitz. Es ist ein Streich von Weislingen.

Götz. Meynst du?

Selbitz. Ich meyne nicht, ich weiß.

Götz. Woher?

Selbitz. Er war auf dem Reichstag, sag ich dir, er war um den Kayser.

Götz. Wohl, so machen wir ihm wieder einen Anschlag zu nichte.

Selbitz. Ich hoffs.

Götz. Wir wollen fort! nun soll die Haasenjagd angehn.

Lager.

Hauptmann. Ritter.

Hauptmann. Dabey kommt nichts heraus, ihr Herren. Er schlägt uns ein Detaschement nach dem andern, und was nicht umkommt und gefangen wird, das lauft in Gottes Namen lieber nach der Türkey als ins Lager zurück, so werden wir alle Tage schwächer. Wir müssen einmal für allemal ihm zu Leibe gehen, und das mit Ernst; ich will selbst dabey seyn, und er soll sehn, mit wem er zu thun hat.

Ritter. Wir sinds all zufrieden, nur ist er der Landsart so kundig, weiß alle Gänge und Schliche im Gebürge, daß er so wenig zu fangen ist, wie eine Maus auf dem Kornboden.

Haupt-

Hauptmann. Wir wollen ihn ſchon kriegen. Erſt auf Jaxthauſſen zu. Mag er wollen oder nicht, er muß herbey, ſein Schloß zu vertheidigen.

Ritter. Soll unſer ganzer Hauf marſchieren?

Hauptmann. Freylich! Wißt ihr, daß wir ſchon um hundert geſchmolzen ſind?

Ritter. Drum geſchwind, eh der ganze Eisklumpen aufthaut, es macht warm in der Nähe, und wir ſtehn da wie Butter an der Sonne. (ab.)

Gebürg und Wald.

Götz. Selbitz. Trupp.

Götz. Sie kommen mit hellem Hauf. Es war hohe Zeit, daß Sickingens Reuter zu uns ſtießen.

Selbitz. Wir wollen uns theilen. Ich will linker Hand um die Höhe ziehen.

Götz. Gut! und du, Franz, führe mir die funfzig rechts durch den Wald hinauf, ſie kommen über die Haide, ich will gegen ihnen halten. Georg, du bleibſt um mich. Und wenn ihr ſeht, daß ſie mich angreifen, ſo fallt ungeſäumt in die Seiten. Wir wollen ſie patſchen. Sie denken nicht, daß wir ihnen die Spitze bieten können. (ab.)

Haide,
auf der einen Seite eine Höhe, auf der andern Wald.

Hauptmann. Exekutionszug.

Hauptmann. Er hält auf der Haide! Das ist impertinent. Er solls büßen. Was! den Strohm nicht zu fürchten, der auf ihn los brauſt.

Ritter. Ich wollt nicht, daß ihr an der Spitze rittet, er hat das Ansehn, als ob er den ersten, der ihn anstoßen möchte, umgekehrt in die Erde pflanzen wollte. Reitet hinten drein!

Hauptmann. nicht gern.

Ritter. Ich bitt euch. Ihr seyd noch der Knoten von diesem Bündel Haselruthen, löst ihn auf, so knickt er sie euch einzeln wie Riethgras.

Hauptmann. Trompeter, blas! Und ihr blast ihn weg. (ab.)

Selbitz (hinter der Höhe hervor im Galopp.)

Selbitz. Mir nach! Sie sollen zu ihren Händen rufen: multiplicirt euch. (ab.)

Lerse. (aus dem Wald.)

Lerse. Göhen zu Hülfe! Er ist fast umringt. Braver Selbitz, du hast schon Luft gemacht. Wir wollen die Haide mit ihren Distelköpfen besäen.

(vorbey) (Getümmel.)

Eine Höhe, mit einem Wartthurm.

Selbitz (verwundet.) Knechte.

Selbitz. Legt mich hieher, und kehrt zu Götzen!

Erſter Knecht. Laßt uns bleiben, Herr, ihr braucht unſer.

Selbitz. Steig einer auf die Warte, und ſeh wies geht.

Erſter Knecht. Wie will ich hinauf kommen?

Zweyter Knecht. Steig auf meine Schultern, da kannſt du die Lücke reichen, und dir bis zur Oefnung hinauf helfen. (ſteigt hinauf.)

Zweyter Knecht. Ach Herr!

Selbitz. Was ſieheſt du?

Zweyter Knecht. Eure Reuter fliehen. Der Höhe zu.

Selbitz. Hölliſche Schurken! Ich wollt, ſie ſtünden, und ich hätt eine Kugel vorm Kopf. Reit einer hin, und fluch und wetter ſie zuruck. (Knecht ab.)

Selbitz. Sieheſt du Götzen?

Knecht. Die drey ſchwarze Federn ſeh ich mitten im Getümmel.

Selbitz. Schwimm braver Schwimmer. Ich liege hier!

Knecht. Ein weiſer Federbuſch, wer iſt das?

Selbitz. Der Hauptmann.

Knecht.

Knecht. Götz drängt ſich an ihn — Bau! Er ſtürzt.

Selbitz. Der Hauptmann?

Knecht. Ja, Herr.

Selbitz. Wohl! Wohl!

Knecht. Weh! Weh! Götzen ſeh ich nicht mehr.

Selbitz. So ſtirb, Selbitz.

Knecht. Ein fürchterlich Gedräng, wo er ſtund. Georgs blauer Buſch verſchwindt auch.

Selbitz. Komm herunter. Siehſt du Lerſen nicht?

Knecht. Nichts. Es geht alles drunter und drüber.

Selbitz. Nichts mehr. Komm! Wie halten ſich Sickingens Reuter?

Knecht. Gut. — Da flieht einer nach dem Wald. Noch einer! Ein ganzer Trupp. Götz iſt hin!

Selbitz. Komm herab.

Knecht. Ich kann nicht — Wohl! Wohl! Ich ſehe Götzen! Ich ſehe Georgen!

Selbitz. Zu Pferd?

Knecht. Hoch zu Pferd! Sieg! Sieg! Sie fliehn.

Selbitz. Die Reichstruppen.

Knecht. Die Fahne mitten drinn, Götz hinten drein. Sie zerſtreuen ſich. Götz erreicht den Fähndrich — Er hat die Fahn — Er hält. Eine handvoll Menſchen um ihn herum. Mein Camerad erreicht ihn — Sie ziehn herauf.

Götz. Georg. Lerse. Ein Trupp.

Selbitz. Glück zu! Götz. Sieg! Sieg!

Götz. (steigt vom Pferd) Theuer! Theuer! Du bist verwundt, Selbitz.

Selbitz. Du lebst und siegst! Ich hab wenig gethan. Und meine Hunde von Reutern! Wie bist du davon gekommen?

Götz. Diesmal galts! Und hier Georgen dank ich das Leben, und hier Lersen dank ichs. Ich warf den Hauptmann vom Gaul. Sie stachen mein Pferd nieder, und drangen auf mich ein. Georg hieb sich zu mir und sprang ab, ich wie der Blitz auf seinem Gaul, wie der Donner saß er auch wieder. Wie kamst du zum Pferd?

Georg. Einem, der nach euch hieb, stieß ich meinen Dolch in die Gedärme, wie sich sein Harnisch in die Höhe zog. Er stürzte, und ich half euch von einem Feind, und mir zu einem Pferde.

Götz. Nun stacken wir, bis Franz sich zu uns herein schlug, und da mähten wir von innen heraus.

Lerse. Die Hunde, die ich führte, sollten von aussen hinein mähen, bis sich unsere Sensen begegnet hätten, aber sie flohen wie Reichsknechte.

Götz. Es flohe Freund und Feind. Nur du kleiner Hauf hielst mir den Rücken frey, ich hatte mit den Kerls vor mir gnug zu thun. Der Fall ihres Hauptmanns half mir sie schütteln, und sie flohen. Ich habe ihre Fahne und wenig Gefangene.

Selbitz. Der Hauptmann ist euch entwischt?

Götz.

Götz. Sie hatten ihn inzwiſchen gerettet. Kommt, ihr Kinder, kommt! Selbitz! — Macht eine Bahre von Aeſten, du kannſt nicht aufs Pferd. Kommt in mein Schloß. Sie ſind zerſtreut. Aber unſerer ſind wenig, und ich weiß nicht, ob ſie Truppen nachzuſchicken haben. Ich will euch bewirthen, meine Freunde. Ein Glas Wein ſchmeckt auf ſo einen Straus.

Lager.

Hauptmann.

Hauptmann. Ich möcht euch alle mit eigener Hand umbringen, ihr tauſend Sakerment. Was, fortzulaufen! Er hatte keine handvoll Leute mehr! Fortzulaufen wie die Scheiskerle! Vor Einem Mann. Es wirds niemand glauben, als wer über uns zu lachen Luſt hat. — Reit herum, ihr, und ihr, und ihr. Wo ihr von unſern zerſtreuten Knechten findt, bringt ſie zurück, oder ſtecht ſie nieder. Wir müſſen dieſe Scharten auswetzen, und wenn die Klingen darüber zu Grund gehen ſollten.

Jaxthauſſen.

Götz. Lerſe. Georg.

Götz. Wir dürfen keinen Augenblick ſäumen! Arme Jungens, ich darf euch keine Raſt gönnen. Jagt geſchwind herum, und ſucht noch Reuter auf-

zutreiben, Bestellt sie alle nach Weilern, da sind sie am sichersten. Wenn wir zögern, so ziehen sie mit vors Schloß. (die zwey ab.) Ich muß einen auf Kundschaft ausjagen. Es fängt an heiß zu werden, und wann es nur noch brave Kerls wären, aber so ists die Menge. (ab.)

Sickingen. Maria.

Maria. Ich bitte euch, lieber Sickingen, geht nicht von meinem Bruder! Seine Reuter, Selbitzens, eure, sind zerstreut, er ist allein. Selbitz ist verwundet auf sein Schloß gebracht, und ich fürchte alles.

Sickingen. Seyd ruhig, ich gehe nicht weg.

Götz. (kommt.)

Götz. Kommt in die Kirch, der Pater wartet. Ihr sollt mir in einer viertel Stund ein Paar seyn.

Sickingen. Laßt mich hier.

Götz. In die Kirch sollt ihr jetzt.

Sickingen. Gern. — und darnach?

Götz. Darnach sollt ihr eurer Weg gehn.

Sickingen. Götz!

Götz. Wollt ihr nicht in die Kirche?

Sickingen. Kommt, kommt!

Lager.

Lager.

Hauptmann.

Hauptmann. Wie viel ſinds in allen?

Ritter. Hundert und funfzig.

Hauptmann. Von vierhunderten! Das iſt arg. Itzt gleich auf und grad gegen Jaxthauſſen zu, eh er ſich erholt und ſich uns wieder in Weg ſtellt.

Jaxthauſſen.

Götz. Eliſabeth. Maria. Sickingen.

Götz. Gott ſeegne euch, geb euch glückliche Tage, und behalte die, die er euch abzieht, für eure Kinder.

Eliſabeth. Und die laß er ſeyn, wie ihr ſeyd: Rechtſchaffen! Und dann laßt ſie werden, was ſie wollen.

Sickingen. Ich dank euch. Und dank euch, Maria. Ich führte euch an den Altar, und ihr ſollt mich zur Glückſeligkeit führen.

Maria. Wir wollen zuſammen eine Pilgrimſchaft nach dieſem fremden gelobten Lande antreten.

Götz. Glück auf die Reiſe!

Maria. So iſts nicht gemeynt, wir verlaſſen euch nicht.

Götz. Ich ſollt, Schweſter.

Maria. Du biſt ſehr unbarmherzig, Bruder.

Götz. Und ihr zärtlicher als vorſehend.

Georg (kommt.)

Georg. (heimlich) Ich kann niemand auftreiben. Ein einziger war geneigt, darnach veränderte er ſich und wollte nicht.

Götz. Gut, Georg! Das Glück fängt an launiſch mit mir zu werden. Ich ahndet es. Sickingen, ich bitte euch, geht noch dieſen Abend. Beredet Marie. Sie iſt eure Frau. Laßt ſies fühlen. Wenn Weiber queer in unſere Unternehmungen treten, iſt unſer Feind im freyen Feld ſichrer, als ſonſt in der Burg.

Knecht (kommt.)

Knecht. (leiſe) Herr, das Reichsfähnlein iſt auf dem Marſche, gerad hieher, ſehr ſchnell.

Götz. Ich hab ſie mit Ruthenſtreichen geweckt! Wie viel ſind ihrer?

Knecht. Ohngefähr zweyhundert. Sie können nicht zwey Stunden mehr von hier ſeyn.

Götz. Noch überm Fluß?

Knecht. Ja, Herr!

Götz. Wenn ich nur funfzig Mann hätte, ſie ſollten mir nicht herüber. Haſt du Lerſen nicht geſehen?

Knecht. Nein, Herr!

Götz. Biet allen, ſie ſollen ſich bereit halten. — Es muß geſchieden ſeyn, meine Lieben. Weine, mei-

ne

ne gute Marie, es werden Augenblicke kommen, wo du dich freuen wirſt. Es iſt beſſer, du weinſt deinen Hochzeittag, als daß übergroße Freude der Vorbote künftigen Elends wäre. Lebt wohl, Marie! Lebt wohl, Bruder!

Maria. Ich kann nicht von euch, Schweſter. Lieber Bruder, laß uns. Achteſt du meinen Mann ſo wenig, daß du in dieſer Extremität ſeine Hülfe verſchmähſt.

Götz. Ja, es iſt weit mit mir kommen. Vielleicht bin ich meinem Sturze nahe. Ihr beginnt heut zu leben, und ihr ſollt euch von meinem Schickſal trennen. Ich hab eure Pferde zu ſattlen befohlen. Ihr müßt gleich fort.

Maria. Bruder! Bruder!

Eliſabeth. (zu Sickingen.) Gebt ihm nach! Geht.

Sickingen. Liebe Marie, laßt uns gehen.

Maria. Du auch. Mein Herz wird brechen.

Götz. So bleib denn. In wenigen Stunden wird meine Burg umringt ſeyn.

Maria. Weh! Weh!

Götz. Wir werden uns vertheidigen, ſo gut wir können.

Maria. Mutter Gottes hab Erbarmen mit uns!

Götz. Und am Ende werden wir ſterben, oder uns ergeben. — Du wirſt deinen edlen Mann mit mir in ein Schickſal geweint haben.

Maria. Du marterſt mich.

Götz. Bleib! Bleib! Wir werden zusammen gefangen werden. Sickingen, du wirst mit mir in die Grube fallen! Ich hoffte, du solltest mir heraus helfen.

Maria. Wir wollen fort. Schwester! Schwester?

Götz. Bringt sie in Sicherheit, und dann erinnert euch meiner.

Sickingen. Ich will ihr Bett nicht besteigen, bis ich euch ausser Gefahr weiß.

Götz. Schwester! — liebe Schwester! (er küßt sie.)

Sickingen. Fort! fort.

Götz. Noch einen Augenblick! — Ich seh euch wieder. Tröstet euch! Wir sehn uns wieder. (Sickingen. Maria ab.)

Götz. Ich trieb sie, und da sie geht, möcht ich sie halten. Elisabeth, du bleibst bey mir.

Elisabeth. Bis in den Tod. (ab.)

Götz. Wen Gott lieb hat, dem geb er so eine Frau.

Georg (kommt.)

Georg. Sie sind in der Nähe, ich habe sie vom Thurm gesehen. Die Sonne gieng auf, und ich sah ihre Picken blinken. Wie ich sie sah, wollt mirs nicht bänger werden, als einer Katze vor einer Armee Mäuse. Zwar wir spielen die Ratten.

Götz. Seht nach den Thorriegeln. Verrammelts inwendig mit Balken und Steinen. (Georg ab.) Wir wollen ihre Geduld fürn Narren halten. Und ihre Tapferkeit sollen sie mir an ihren eigenen

Kögeln

Nägeln verkäuen. (Trompeter von aussen.) Aha! ein rothröckiger Schurke, der uns die Frage verlegen wird, ob wir Hundsfütter seyn wollen. (er geht ans Fenster.) Was solls? (Man hört in der Ferne reden.)

Göz. (in seinen Bart.) Einen Strick um deinen Hals.

(Trompeter redet fort.)

Göz. Beleidiger der Majestät! Die Aufforderung hat ein Pfaff gemacht.

(Trompeter endet.)

Göz. (antwortet.) Mich ergeben! Auf Guad und Ungnad! Mit wem redet ihr? Bin ich ein Räuber? Sag deinem Hauptmann: Vor Ihro Kayserliche Majestät hab ich wie immer schuldigen Respect. Er aber, sags ihm, er kann mich —— (schmeist das Fenster zu.)

Belagerung.

Küche.

Elisabeth. Göz (zu ihr.)

Göz. Du hast viel Arbeit, arme Frau.

Elisabeth. Ich wollt, ich hätte sie lang. Wir erden schwerlich lang aushalten können.

Göz. Wir hatten nicht Zeit uns zu versehen.

Elisabeth. Und die vielen Leute, die ihr zeither gespeiset habt — Mit dem Wein sind wir auch schon auf der Neige.

Götz. Wenn wir nur auf einen gewissen Punct halten, daß sie Kapitulation vorschlagen. Wir thun ihnen brav Abbruch. Sie schießen den ganzen Tag, und verwunden unsere Mauern und knicken unsere Scheiben. Lerse ist ein braver Kerl, er schleicht mit seiner Büchse herum, wo sich einer zu nahe wagt, blaff, liegt er.

Knecht. Kohlen, gnädige Frau.

Götz. Was giebts?

Knecht. Die Kugeln sind alle, wir wollen neue gießen.

Götz. Wie stehts mit dem Pulver?

Knecht. So ziemlich. Wir sparen unsere Schüsse wohl aus.

Saal.

Lerse (mit einer Kugelform.)

Knecht. (mit Kohlen.)

Lerse. Stell sie daher, und seht, wo ihr im Haus Bley kriegt. Inzwischen will ich hier zugreifen. (hebt ein Fenster aus und schlägt die Scheiben ein.) Alle Vortheile gelten — So gehts in der Welt, weiß kein Mensch, was aus den Dingen werden kann. Der Glaser, der die Scheiben faßte, dachte gewiß nicht, daß das Bley einem seiner Urenkel

enkel garstiges Kopfweh machen könnte, und da mich mein Vater machte, dachte er nicht, welcher Vogel unter dem Himmel, welcher Wurm auf der Erde mich fressen möchte.

Georg. (kommt mit einer Dachrinne.)

Georg. Da hast du Bley. Wenn du nur mit der Hälfte trifft, so entgeht keiner, der Ihro Majestät ansagen kann: Herr, wir haben uns prostituirt.

Lerse. (haut davon.) Ein brav Stück.

Georg. Der Regen mag sich einen andern Weg suchen, ich bin nicht bange davor, ein braver Reuter und ein rechter Regen mangeln nie eines Pfads.

Lerse. (er gießt.) Halt den Löffel (er geht ans Fenster.) Da zieht so ein Reichsmusje mit der Büchse herum, sie denken, wir haben uns verschossen. Er soll die Kugel versuchen warm, wie sie aus der Pfanne kommt. (Er ladt.)

Georg. (lehnt den Löffel an.) Laß mich sehn!

Lerse. (schießt.) Da liegt der Spatz.

Georg. Der schoß vorhin nach mir, (sie gießen) wie ich zum Dachfenster hinaus stieg, und die Rinne holen wollte. Er traf eine Taube, die nicht weit von mir saß, sie stürzt in die Rinne, ich dankte ihm für den Braten, und stieg mit der doppelten Beute wieder herein.

Lerse. Nun wollen wir wohl laden, und im ganzen Schloß herum gehen, unser Mittagessen verdienen.

Götz (kommt.)

Götz. Bleib, Lerse! Ich hab mit dir zu reden! Dich, Georg, will ich nicht von der Jagd abhalten.

(Georg ab.)

Götz. Sie entbieten mir einen Vertrag.

Lerse. Ich will zu ihnen hinaus, und hören, was es soll.

Götz. Es wird seyn; ich soll mich auf Bedingungen in ritterlich Gefängniß stellen.

Lerse. Das ist nichts. Wie wärs, wenn sie uns freyen Abzug eingestünden, da ihr doch von Sickingen keinen Entsatz erwartet? Wir vergrüben Geld und Silber, wo sies mit keinen Wünschelruthen finden sollten, überließen ihnen das Schloß, und kämen mit Manier davon.

Götz. Sie lassen uns nicht.

Lerse. Es kommt auf eine Probe an. Wir wollen um sicher Geleit rufen, und ich will hinaus. (ab.)

Saal.

Götz. Elisabeth. Georg. Knechte. (bey Tisch.)

Götz. So bringt uns die Gefahr zusammen. Laßts euch schmecken, meine Freunde! Vergeßt das Trinken nicht. Die Flasche ist leer. Noch eine, liebe Frau. (Elisabeth zückt die Achsel.)

Götz. Ist keine mehr da?

Elisabeth. (leise.) Noch eine, ich hab sie für dich bey Seit gesetzt.

Götz. Nicht doch, Liebe! Gieb sie heraus. Sie brauchen Stärkung, nicht ich, es ist ja meine Sache.

Elisa-

Elisabeth. Holt sie draussen im Schrank!

Götz. Es ist die letzte. Und mir ists, als ob wir nicht zu sparen Ursach hätten. Ich bin lang nicht so vergnügt gewesen. (er schenkt ein.) Es lebe der Kaiser!

Alle. Er lebe!

Götz. Das soll unser vorletztes Wort seyn, wenn wir sterben. Ich lieb ihn, denn wir haben einerley Schicksal. Und ich bin noch glücklicher als er. Er muß den Reichsständen die Mäuse fangen, inzwischen die Ratten seine Besitzthümer annagen. Ich weiß, er wünscht sich manchmal lieber todt, als länger die Seele eines so krüplichen Cörpers zu seyn. (schenkt ein.) Es geht just noch einmal herum. Und wenn unser Blut anfängt auf die Neige zu gehen, wie der Wein in dieser Flasche erst schwach, dann tropfenweise rinnt, (er tröpfelt das Letzte in sein Glas.) Was soll unser letztes Wort seyn?

Georg. Es lebe die Freyheit!

Götz. Es lebe die Freyheit!

Alle. Es lebe die Freyheit!

Götz. Und wenn die uns überlebt, können wir ruhig sterben. Denn wir sehen im Geist unsere Enkel glücklich, und die Kaiser unsrer Enkel glücklich. Wenn die Diener der Fürsten so edel und frey dienen, wie ihr mir, wenn die Fürsten dem Kaiser dienen, wie ich ihm dienen möchte.

Georg. Da müßts viel anders werden!

Götz. So viel nicht, als es scheinen möchte. Hab ich nicht unter den Fürsten treffliche Menschen gekannt, und sollte das Geschlecht ausgestorben seyn!

Gute

Gute Menſchen, die in ſich und ihren Unterthanen glücklich waren. Die einen edlen freyen Nachbar neben ſich leiden konnten, und ihn weder fürchteten noch beneideten. Denen das Herz aufgieng, wenn ſie viel ihres Gleichen bey ſich zu Tiſch ſahen, und nicht erſt die Ritter zu Hofſchranzen umzuſchaffen brauchten, um mit ihnen zu leben.

Georg. Habt ihr ſolche Herren gekannt?

Götz. Wohl! Ich erinnere mich Zeitlebens, wie der Landgraf von Hanau eine Jagd gab, und die Fürſten und Herren, die zugegen waren, unter freyem Himmel ſpeiſten, und das Landvolk all herbey lief, ſie zu ſehen. Das war keine Maskerade, die er ſich ſelbſt zu Ehren angeſtellt hatte. Aber die vollen runden Köpfe der Burſchen und Mädels, die rothen Backen alle, und die wohlhäbigen Männer und ſtattlichen Greiſe, und alles fröhliche Geſichter, und wie ſie Theil nahmen an der Herrlichkeit ihres Herrn, der auf Gottes Boden unter ihnen ſich ergötzte.

Georg. Das war ein Herr, vollkommen wie ihr.

Götz. Sollten wir nicht hoffen, daß mehr ſolcher Fürſten auf einmal herrſchen können, und Verehrung des Kaiſers, Fried und Freundſchaft der Nachbarn, und der Unterthanen Lieb, der koſtbarſte Familien Schatz ſeyn wird, der auf Enkel und Urenkel erbt? Jeder würde das Seinige erhalten und in ſich ſelbſt vermehren, ſtatt daß ſie jetzo nicht zuzunehmen glauben, wenn ſie nicht andere verderben.

Georg.

Georg. Würden wir hernach auch reiten?

Götz. Wollte Gott, es gäbe keine unruhige Köpfe in ganz Deutschland, wir würden deswegen noch zu thun genug finden. Wir wollten die Gebürge von Wölfen säubern, wollten unserm ruhig ackernden Nachbar einen Braten aus dem Wald holen, und dafür die Suppe mit ihm essen. Wär uns das nicht genug, wir wollten uns mit unsern Brüdern gleich Cherubs mit flammenden Schwerdten, vor die Gränzen des Reichs gegen die Wölfe die Türken, gegen die Füchse die Franzosen lagern, und zugleich unsers theuern Kaisers ausgesetzte Länder und die Ruhe des Ganzen beschützen. Das wäre ein Leben, Georg! wenn man seine Haut vor die allgemeine Glückseligkeit setzte. (Georg springt auf.

Götz. Wo willst du du hin?

Georg. Ach ich vergaß, daß wir eingesperrt sind. — Und der Kaiser hat uns eingesperrt — und unsere Haut davon zu bringen, setzen wir unsere Haut dran!

Götz. Sey gutes Muths.

Lerse (kommt.)

Lerse. Freyheit! Freyheit! das sind schlechte Menschen, unschlüssige bedächtige Esel. Ihr sollt abziehen, mit Gewehr, Pferden und Rüstung. Proviant sollt ihr dahinten lassen.

Götz. Sie werden sich kein Zahnweh dran kauen.

Lerse. (heimlich) Habt ihr das Silber versteckt?

Götz. Nein! Frau, geh mit Franzen, er hat dir was zu sagen.

Schloßhof.

Georg im Stall (singt.)

Es sieng ein Knab ein Vögelein.
H'm! H'm!
Da lacht er in den Käfig nein,
Hm! Hm!
So! So!
H'm! H'm!
Der freut sich traun so täppisch,
H'm! H'm!
Und griff hinein so täppisch.
Hm! Hm!
So! So!
H'm! H'm!
Da flog das Meislein auf ein Hauch,
H'm! H'm!
Und lacht den dummen Buben aus,
Hm! Hm!
So! So!
H'm! H'm.

Götz. Wie stehts?

Georg. (führt sein Pferd heraus.) Sie sind gesattelt.

Götz. Du bist fix.

Georg. Wie der Vogel aus dem Käfig.

Alle

Alle die Belagerte.

Götz. Ihr habt eure Büchsen. Nicht doch! Geht hinauf und nehmt die besten aus dem Rüstschrank, es geht in einem hin. Wir wollen voraus reiten.

Georg. Hm! Hm!
So! So!
Hm! Hm!
(ab.)

Saal.

Zwey Knechte (am Rüstschrank.)

Erster Knecht. Ich nehm die

Zweyter Knecht. Ich die. Da ist noch eine schönere.

Erster Knecht. Nicht doch. Mach, daß du fort kommst.

Zweyter Knecht. Horch!

Erster Knecht. (springt ans Fenster) Hilf heiliger Gott! sie ermorden unsern Herrn. Er liegt vom Pferd! Georg stürzt!

Zweyter Knecht. Wo retten wir uns? An der Mauer den Nußbaum hinunter ins Feld. (ab.)

Erster Knecht. Franz hält sich noch, ich will zu ihm. Wenn sie sterben, mag ich nicht leben. (ab.)

Vierter Act.

Wirthshaus zu Heilbrunn.

Götz.

Götz. Ich komme mir vor, wie der böse Geist, den der Capuciner in einen Sack beschwur. Ich arbeite mich ab und fruchte mir nichts. Die Meyneidigen!

Elisabeth (kommt.)

Götz. Was für Nachrichten, Elisabeth, von meinen lieben Getreuen?

Elisabeth. Nichts Gewisses. Einige sind erstochen, einige liegen im Thurn. Es konnte oder wollte niemand mir sie näher bezeichnen.

Götz. Ist das Belohnung der Treue, der kindlichsten Ergebenheit? — Auf daß dirs wohl gehe, und du lang lebest auf Erden!

Elisabeth. Lieber Mann, schilt unsern himmlischen Vater nicht. Sie haben ihren Lohn, er ward mit ihnen gebohren, ein freyes edles Herz! Laß sie gefangen seyn, sie sind frey! Gieb auf die deputirten Räthe Acht, die großen goldnen Ketten stehn ihnen zu Gesicht. —

Götz. Wie dem Schwein das Halsband. Ich möchte Georgen und Franzen geschlossen sehn!

Elisabeth. Es wäre ein Anblick, um Engel weinen zu machen.

Götz.

Götz. Ich wollte nicht weinen. Ich wollte die Zähne zusammen beissen, und an meinem Grimm kauen. Ihr Keiten meine Augäpfel! Ihr lieben Jungen, hättet ihr mich nicht geliebt! — Ich würde mich nicht satt an ihnen sehen können! — Im Namen des Kaisers ihr Wort nicht zu halten!

Elisabeth. Entschlagt euch dieser Gedanken. Bedenkt, daß ihr vor den Räthen erscheinen sollt. Ihr seyd nicht gestellt, ihnen wohl zu begegnen, und ich fürchte alles.

Götz. Was wollen sie mir anhaben?

Elisabeth. Der Gerichtsbote!

Götz. Esel der Gerechtigkeit! Schleppt ihre Säcke zur Mühle, und ihren Kehrig aufs Feld. Was giebts?

Gerichtsdiener (kommt.)

Gerichtsdiener. Die Herrn Commissarii sind auf dem Rathhause versammelt, und schicken nach euch.

Götz. Ich komme.

Gerichtsdiener. Ich werde euch bekleiden.

Götz. Viel Ehre.

Elisabeth. Mäßigt euch.

Götz. Sey ausser Sorgen. (ab.)

Rathhaus.

Kayserliche Räthe. Hauptmänn. Rathsherren von Heilbrunn.

Rathsherr. Wir haben auf euern Befehl die stärksten und tapfersten Bürger versammlet; sie warten hier in der Nähe auf euern Wink, um sich Berlichingens zu bemeistern.

Erster Rath. Wir werden Ihro Kayserlicher Majestät eure Bereitwilligkeit ihrem hohen Befehl zu gehorchen, mit vielem Vergnügen zu rühmen wissen. — Es sind Handwerker.

Rathsherr. Schmiede, Weinschröter, Zimmerleute, Männer mit geübten Fäusten und hier wohl beschlagen. (Auf die Brust deutend.)

Rath. Wohl.....

Gerichtsdiener (kommt.)

Gerichtsdiener. Götz von Berlichingen wartet vor der Thür.

Rath. Laßt ihn herein.

Götz (kommt.)

Götz. Gott grüß euch, ihr Herren, was wollt ihr mit mir?

Rath, Zuerst daß ihr bedenkt: wo ihr seyd? und vor wem?

Götz. Bey meinem Eyd, ich verkenn euch nicht, meine Herren.

Rath. Ihr thut eure Schuldigkeit.

Götz. Von ganzem Herzen.

Rath.

Rath. Setzt euch.

Götz. Da unten hin! Ich kann stehn. Das Stülchen riecht so nach armen Sündern, wie überhaupt die ganze Stube.

Rath. So steht!

Götz. Zur Sache, wenns gefällig ist.

Rath. Wir werden in der Ordnung verfahren.

Götz. Binns wohl zufrieden, wollt, es wär von jeher geschehen.

Rath. Ihr wißt, wie ihr auf Gnad und Ungnad in unsre Hand kamt.

Götz. Was gebt ihr mir, wenn ichs vergesse?

Rath. Wenn ich euch Bescheidenheit geben könnte, würd ich eure Sache gut machen.

Götz. Gut machen! Wenn ihr das könntet! Darzu gehört freylich mehr als zum verderben.

Schreiber. Soll ich das alles protokolliren?

Rath. Was zur Handlung gehört.

Götz. Meinetwegen dürft ihrs drucken lassen.

Rath. Ihr wart in der Gewalt des Kayserd, dessen väterliche Gnade an den Platz der Majestätischen Gerechtigkeit trat, euch anstatt eines Kerkers Heilbronn eine seiner geliebten Städte zum Aufenthalt anwies. Ihr verspracht mit einem Eyd, euch, wie es einem Ritter geziemt, zu stellen, und das weitere demüthig zu erwarten.

Götz. Wohl, und ich bin hier und warte.

Rath. Und wir sind hier, euch Ihro Kayserlichen Majestät Gnade und Huld zu verkündigen. Sie verzeiht euch eure Uebertretungen, spricht euch von der Acht und aller wohlverdienten Strafe los, wel-

ches ihr mit unterthänigen Dank erkennen, und dagegen die Urphede abschwören werdet, welche euch hiermit vorgelesen werden soll.

Götz. Ich bin Ihro Majestät treuer Knecht, wie immer. Noch ein Wort, eh ihr weiter geht. Meine Leute, wo sind die? Was soll mit ihnen werden?

Rath. Das geht euch nichts an.

Götz. So wende der Kayser sein Angesicht von euch, wenn ihr in Noth steckt. Sie waren meine Gesellen, und sinds. Wo habt ihr sie hingebracht?

Rath. Wir sind euch davon keine Rechnung schuldig.

Götz. Ah! Ich dachte nicht, daß ihr nicht einmal zu dem verbunden seyd, was ihr versprecht, geschweige —

Rath. Unsere Commission ist, euch die Urphede vorzulegen. Unterwerft euch dem Kayser, und ihr werdet einen Weg finden, um eurer Gesellen Leben und Freyheit zu flehen.

Götz. Euern Zettel!

Rath. Schreiber, leßt!

Schreiber. Ich Götz von Berlichingen bekenne öffentlich durch diesen Brief. Daß da ich mich neulich gegen Kayser und Reich rebellischer Weise aufgelehnt —

Götz. Das ist nicht wahr. Ich bin kein Rebell, habe gegen Ihro Kayserliche Majestät nichts verbrochen, und das Reich geht mich nichts an.

Rath. Mäßigt euch, und hört weiter.

Götz.

Götz. Ich will nichts weiter hören. Tret einer auf, und zeug! Hab ich wider den Kayser, wider das Haus Oesterreich nur einen Schritt gethan? Hab ich nicht von jeher durch alle Handlungen gewiesen, daß ich besser als einer fühle, was Deutschland seinem Regenten schuldig ist, und besonders was die Kleinen, die Ritter und Freyen ihrem Kayser schuldig sind. Ich müßte ein Schurke seyn, wenn ich mich könnte überreden lassen, das zu unterschreiben.

Rath. Und doch haben wir gemessene Ordre euch in der Güte zu überreden, oder im Entstehungs-Fall euch in den Thurn zu werfen.

Götz. In Thurn! Mich!

Rath. Und daselbst könnt ihr euer Schicksal von der Gerechtigkeit erwarten, wenn ihr es nicht aus den Händen der Gnade empfangen wollt.

Götz. In Thurn! Ihr mißbraucht die Kayserliche Gewalt. In Thurn! Das ist sein Befehl nicht. Was! mir erst, die Verräther! eine Falle stellen, und ihren Eyd, ihr ritterlich Wort zum Speck drinn aufzuhängen! Mir dann ritterlich Gefängniß zuzusagen, und die Zusage wieder brechen.

Rath. Einem Räuber sind wir keine Treue schuldig.

Götz. Trügst du nicht das Ebenbild des Kayserß, das ich in dem gesudeltsten Conterfey verehre, du solltest mir den Räuber fressen oder dran erwürgen. Ich bin in einer ehrlichen Fehd begriffen. Du könntest Gott danken, und dich vor der Welt groß machen, wenn du in deinem Leben eine so edle

That gethan hätteſt, wie die iſt, um welcher willen ich gefangen ſitze.

Rath. (Winkt dem Rathsherrn, der zieht die Schelle.)

Götz. Nicht um des leidigen Gewinnſts willen, um Land und Leute unbewehrten Kleinen wegzukapern bin ich ausgezogen. Meinen Jungen zu befreyen, und mich meiner Haut zu wehren! ſeht ihr was Unrechtes dran? Kayſer und Reich hätten unſere Noth nicht in ihrem Kopfküſſen gefühlt. Ich habe, Gott ſey Dank, noch eine Hand, und habe wohl gethan, ſie zu brauchen.

Bürger (treten herein, Stangen in der Hand, Wehren an der Seite.)

Götz. Was ſoll das?

Rath. Ihr wollt nicht hören. Fangt ihn.

Götz. Iſt das die Meynung! Wer kein Ungriſcher Ochs iſt, komm mir nicht zu nah. Er ſoll von dieſer meiner rechten eiſernen Hand eine ſolche Ohrfeige kriegen, die ihm Kopfweh, Zahnweh und alles Weh der Erden aus dem Grund furiren ſoll. (Sie machen ſich an ihn, er ſchlägt den einen zu Boden, und reißt einem andern die Wehr von der Seite, ſie weichen.) Kommt! Kommt! es wäre mir angenehm, den tapferſten unter euch kennen zu lernen.

Rath. Gebt euch.

Götz. Mit dem Schwerdt in der Hand! Wißt ihr, daß es jetzt nur an mir läge, mich durch alle dieſe Haaſenjäger durchzuſchlagen, und das weite

Feld

Feld zu gewinnen. Aber ich will euch lehren, wie man Wort hält. Verſprecht mir ritterlich Gefängniß, und ich gebe mein Schwerdt weg, und bin wie vorher euer Gefangener.

Rath. Mit dem Schwerdt in der That, wollt ihr mit dem Kayſer rechten?

Götz. Behüte Gott! Nur mit euch und eurer edlen Compagnie. Ihr könnt nach Haus gehn, gute Leute. Vor die Verſäumniß kriegt ihr nichts, und zu holen iſt hier nichts als Bäulen.

Rath. Greift ihn. Giebt euch eure Liebe zu eurem Kayſer nicht mehr Muth?

Götz. Nicht mehr, als ihnen der Kayſer Pflaſter giebt, die Wunden zu heilen, die ſich ihr Muth holen könnte.

Gerichtsdiener (kommt.)

Gerichtsdiener. Eben ruft der Thürner: es zieht ein Trupp von mehr als zweyhunderten nach der Stadt zu. Unverſehens ſind ſie hinter der Weinhöhe hervorgedrungen, und drohen unſern Mauern.

Rathsherr. Weh uns, was iſt das?

Wache (kommt.)

Wache. Franz von Sickingen hält vor dem Schlag, und läßt euch ſagen: er habe gehört, wie unwürdig man an ſeinem Schwager bundbrüchig geworden ſeye, wie die Herren von Heilbronn allen Verſchub thäten. Er verlangt Rechenſchaft, ſonſt wolle er binnen einer Stunde die Stadt an vier Ecken anzünden, und ſie der Plünderung Preis geben.

Götz. Braver Schwager!

Rath. Tretet ab, Götz. — Was iſt zu thun?

(Götz ab.)

Rathsherr. Habt Mitleiden mit uns und unſerer Bürgerſchaft, Sickingen iſt unbändig in ſeinem Zorn, er iſt Mann, es zu halten.

Rath. Sollen wir uns und dem Kayſer die Gerechtſame vergeben?

Hauptmann. Wenn wir nur Leute hätten ſie zu halten. So aber könnten wir umkommen, und die Sache wär nur deſto ſchlimmer. Wir gewinnen im Nachgeben.

Rathsherr. Wir wollen Götzen anſprechen, für uns ein gut Wort einzulegen. Mir iſts, als wenn ich die Stadt ſchon in Flammen ſähe.

Rath. Laßt Götz herein.

Götz. Was ſolls?

Rath. Du würdeſt wohl thun, deinen Schwager von ſeinem rebelliſchen Vorhaben abzumahnen. Anſtatt dich vom Verderben zu retten, ſtürzt er dich tiefer hinein, indem er ſich zu deinem Falle geſellt.

Götz. (ſieht Eliſabeth an der Thür, heimlich zu ihr.) Geh hin! Sag ihm: er ſoll unverzüglich herein brechen, ſoll hierher kommen, nur der Stadt kein Leids thun. Wenn ſich die Schurken hier widerſetzen, ſoll er Gewalt brauchen. Es liegt mir nichts dran umzukommen, wenn ſie nur all mit erſtochen werden.

Ein groſser Saal auf dem Rathhaus.

Sickingen. Götz.

(Das ganze Rathhaus iſt mit Sickingens Reutern beſetzt.)

Götz. Das war Hülfe vom Himmel! Wie kommſt du ſo erwünſcht und unvermuthet, Schwager?

Sickingen. Ohne Zauberey. Ich hatte zwey drey Boten ausgeſchickt, zu hören, wie dirs gieng. Auf die Nachricht von ihrem Meyneid macht ich mich auf die Wege. Nun haben wir die Kerls.

Götz. Ich verlange nichts als ritterliche Haft.

Sickingen. Du biſt zu ehrlich. Dich nicht einmal des Vortheils zu bedienen, den der Rechtſchaffene über den Meyneidigen hat. Sie ſitzen im Unrecht, und wir wollen ihnen keine Küſſen unterlegen. Sie haben die Befehle des Kaiſers ſchändlich mißgebraucht. Und wie ich Ihre Majeſtät kenne, darfſt du ſicher auf mehr dringen. Es iſt zu wenig.

Götz. Ich bin von jeher mit wenigem zufrieden geweſen.

Sickingen. Und biſt von jeher zu kurz kommen. Meine Meynung iſt: ſie ſollen deine Knechte aus dem Gefängniß, und dich zuſammt ihnen auf deinem Eyd nach deiner Burg ziehen laſſen. Du magſt verſprechen, nicht aus deiner Terminey zu gehen, und wirſt immer beſſer ſeyn als hier.

Götz. Sie werden sagen: Meine Güter seyn dem Kaiser heimgefallen.

Sickingen. So sagen wir: Du wolltest zur Miethe drinn wohnen, bis sie dir der Kaiser wieder zu Lehn gäbe. Laß sie sich wenden wie Aele in der Reusse, sie sollen uns nicht entschlüpfen. Sie werden von Kaiserlicher Majestät reden, von ihrem Auftrag. Das kann uns einerley seyn. Ich kenn den Kaiser auch, und gelte was bey ihm. Er hat von jeher gewünscht, dich unter seiner Armee zu haben. Du wirst nicht lang auf deinem Schloß sitzen, so wirst du aufgerufen werden.

Götz. Wollte Gott bald, eh ichs Fechten verlerne.

Sickingen. Der Muth verlernt sich nicht, wie er sich nicht lernt. Sorge vor nichts, wenn deine Sachen in der Ordnung sind, geh ich an Hof, denn meine Unternehmung fängt an reif zu werden. Günstige Aspekten deuten mir, brich auf! Es ist mir nichts übrig als dir Gesinnung des Kayserß zu sondiren. Trier und Pfalz vermuthen eher des Himmels Einfall, als daß ich ihnen übern Kopf kommen werde. Und ich will kommen, wie ein Hagelwetter! Und wenn wir unser Schicksal machen können, so sollst du bald der Schwager eines Churfürsten seyn. Ich hoffte auf deine Faust bey dieser Unternehmung.

Götz. (besieht seine Hand) O! das deutete der Traum, den ich hatte, als ich Tags drauf Marien an Weislingen versprach. Er sagte mir Treu zu, und hielt meine rechte Hand so fest, daß sie aus den

Arm-

Armſchienen gieng, wie abgebrochen. Ach! Ich bin in dieſem Augenblick wehrloſer, als ich war, da ſie mir abgeſchoſſen wurde. Weisling! Weisling!

Sickingen. Vergiß einen Verräther. Wir wollen ſeine Anſchläge vernichten, ſein Anſehn untergraben, und Gewiſſen und Schande ſollen ihn zu todt freſſen. Ich ſeh, ich ſeh im Geiſte meine Feinde, deine Feinde niedergeſtürzt. Götz, nur noch ein halb Jahr!

Götz. Deine Seele fliegt hoch. Ich weiß nicht, ſeit einiger Zeit wollen ſich in der Meinigen keine fröhliche Ausſichten eröfnen — Ich war ſchon mehr in Unglück, ſchon einmal gefangen, und ſo wie mirs jetzt iſt, war mirs niemals.

Sickingen. Glück macht Muth. Kommt zu denen Perücken, ſie haben lang genug den Vortrag gehabt, laß uns einmal die Müh übernehmen. (ab.)

Adelheidens Schloß.

Adelheid. Weislingen

Adelheid. Das iſt verhaßt.

Weislingen. Ich hab die Zähne zuſammen gebiſſen. Ein ſo ſchöner Anſchlag, ſo glücklich vollführt, und am Ende ihn auf ſein Schloß zu laſſen! Der verdammte Sickingen.

Adelheid. Sie hättens nicht thun ſollen.

Weislingen Sie ſaßen feſt. Was konnten ſie machen? Sickingen drohte mit Feuer und Schwerdt,

der hochmüthige jähzornige Mann. Ich haß ihn. Sein Ansehn nimmt zu, wie ein Strom, der nur einmal ein Paar Bäche gefreſſen hat, die übrigen geben ſich von ſelbſt.

Adelheid. Hatten ſie keinen Kaiſer?

Weislingen. Liebe Frau! Er iſt nur der Schatten davon, er wird alt und mißmuthig. Wie er hörte, was geſchehen war, und ich, nebſt den übrigen Regimentsräthen eiferte, ſagt er: Laßt ihnen Ruh! Ich kann dem alten Götz wohl das Plätzgen gönnen, und wenn er da ſtill iſt, was habt ihr über ihn zu klagen? Wir redeten vom Wohl des Staats. O! ſagt er: hätt ich von jeher Räthe gehabt, die meinen unruhigen Geiſt mehr auf das Glück einzelner Menſchen gewieſen hätten.

Adelheid. Er verliert den Geiſt eines Regenten.

Weislingen. Wir zogen auf Sickingen los. — Er iſt mein treuer Diener, ſagt er, hat ers nicht auf meinen Befehl gethan, ſo that er doch beſſer meinen Willen als meine Bevollmächtigte, und ich kanns gut heiſſen, vor oder nach.

Adelheid. Man möchte ſich zerreiſſen.

Weislingen. Ich habe deßwegen noch nicht alle Hoffnung aufgegeben. Er iſt auf ſein ritterlich Wort auf ſein Schloß gelaſſen, ſich da ſtill zu halten. Das iſt ihm unmöglich, wir wollen bald eine Urſach wider ihn haben.

Adelheid. Und deſto eher, da wir hoffen können, der Kayſer werde bald aus der Welt gehn, und Carl ſein treflicher Nachfolger majeſtätiſchere Geſinnungen verſpricht.

Weislingen. Carl! Du haſt eine groſſe Idee von ſeinen Eigenſchaften, faſt ſollte man denken, du ſähſt ſie mit andern Augen.

Adelheid. Du beleidigſt mich, Weislingen. Kennſt du mich für das?

Weislingen. Ich ſagte nichts, dich zu beleidigen. Aber ſchweigen kann ich nicht dazu. Carls ungewöhnliche Aufmerkſamkeit für dich beunruhigt mich.

Adelheid. Und mein Betragen?

Weislingen. Du biſt ein Weib. Ihr haßt keinen, der euch hofirt.

Adelheid. Aber ihr?

Weislingen. Es frißt mich am Herzen der fürchterliche Gedanke! Adelheid!

Adelheid. Kann ich deine Thorheit kuriren?

Weislingen. Wenn du wollteſt! Du könnteſt dich vom Hof entfernen.

Adelheid. Sag Mittel und Art. Biſt du nicht bey Hof? Soll ich dich laſſen und meine Freunde, um auf meinem Schloß mich mit den Uhus zu unterhalten? Nein, Weislingen, daraus wird nichts. Beruhige dich, du weißt, wie ich dich liebe.

Weislingen. Der heilige Anker in dieſem Sturm, ſo lang der Strick nicht reißt. (ab.)

Adelheid. Fängſt dus ſo an! Das fehlte noch. Die Unternehmungen meines Buſens ſind zu groß, als daß du ihnen im Weg ſtehen ſollteſt. Carl, groſſer trefflicher Menſch, und Kayſer dereinſt, und ſollte er der einzige ſeyn unter den Männern, den der Titel meines Gemahls nicht ſchmeichelte. Weislingen

lingen denke nicht, mich zu hindern, sonst mußt du in den Boden, mein Weg geht über dich hin.

Franz. (kommt mit einem Brief.)

Franz. Hier, gnädige Frau!

Adelheid. Gab dir Carl ihn selbst?

Franz. Ja.

Adelheid. Was hast du? Du siehst so kummervoll.

Franz. Es ist euer Wille, daß ich mich todt schmachten soll, in den Jahren der Hofnung macht ihr mich verzweifelnd.

Adelheid. Er dauert mich, — und wie wenig kostets mich, ihn glücklich zu machen. Sey gutes Muths, Junge. Ich fühle deine Lieb und Treu, und werde nie unerkenntlich seyn.

Franz (beklemmt.) Wenn ihr das fähig wärt, ich müßte vergehn. Mein Gott! ich habe keine andere Faser an mir, keinen Sinn als euch zu lieben, und zu thun, was euch gefällt.

Adelheid. Lieber Junge!

Franz. Ihr schmeichelt mir. (in Thränen ausbrechend.) Wenn diese Ergebenheit nichts mehr verdient, als andere sich vorgezogen zu sehn, als eure Gedanken alle nach dem Carl gerichtet zu sehn.

Adelheid. Du weißt nicht, was du willst, noch weniger was du redst.

Franz. (mit Verdruß und Zorn mit dem Fuß stampfend. Ich will auch nicht mehr; ich will nicht mehr den Unterhändler abgeben.

Adelheid. Franz! Du vergißt dich.

Franz. Mich aufzuopfern! Meinen lieben Herrn.

Adelheid. Geh mir aus dem Geſicht.

Franz. Gnädige Frau!

Adelheid. Geh, entdecke deinem lieben Herrn mein Geheimniß. Ich war die Närrin, dich für was zu halten, das du nicht biſt.

Franz. Liebe gnädige Frau, ihr wißt, daß ich euch liebe.

Adelheid. Und du warſt mein Freund, meinem Herzen ſo nahe. Geh, verrath mich!

Franz. Ich wollt mir ehe das Herz aus dem Leibe reiſſen. Verzeiht mir, gnädige Frau! Mein Herz iſt zu voll, meine Sinnen haltens nicht aus.

Adelheid. Lieber warmer Junge! (ſie faßt ihn bey den Händen, zieht ihn zu ſich, und ihre Küſſe begegnen einander, er fällt ihr weinend an den Hals.)

Adelheid. Laß mich.

Franz. (erſtickend in Thränen an ihrem Hals.) Gott! Gott!

Adelheid. Laß mich, die Mauern ſind Verräther. Laß mich. (ſie macht ſich los.) Wanke nicht von deiner Lieb und Treu, und der ſchönſte Lohn ſoll dir werden. (ab.)

Franz. Der ſchönſte Lohn! Nur bis dahin laß mich leben! Ich wollte meinen Vater ermorden, der mir dieſen Platz ſtreitig machte.

Jaxthauſſen.

Götz. (an einem Tiſch.) Eliſabeth. (bey ihm mit der Arbeit, es ſteht ein Licht auf dem Tiſch und Schreibzeug.)

Götz. Der Müßiggang will mir gar nicht ſchmecken, und meine Beſchränkung wird mir von Tag zu Tag enger, ich wollt, ich könnte ſchlafen, oder mir nur einbilden, die Ruhe ſey was Angenehmes.

Eliſabeth So ſchreib doch deine Geſchichte aus, die du angefangen haſt. Gieb deinen Freunden ein Zeugniß in die Hand, deine Feinde zu beſchämen, verſchaff einer edlen Nachkommenſchaft die Freude, dich nicht zu verkennen.

Götz. Ach! Schreiben iſt geſchäftiger Müßiggang, es kommt mir ſauer an. Indem ich ſchreibe, was ich gethan habe, ärgere ich mich über den Verluſt der Zeit, in der ich etwas thun könnte.

Eliſabeth. (nimmt die Schrift.) Sey nicht wunderlich. Du biſt eben an deiner erſten Gefangenſchaft in Heilbronn.

Götz. Das war mir von jeher ein fataler Ort.

Eliſabeth. (lieſt.) „Da waren ſelbſt einige von den Bündiſchen, die zu mir ſagten: ich habe thöricht gethan, mich meinen ärgſten Feinden zu ſtellen, da ich doch vermuthen konnte, ſie würden nicht glimpflich mit mir umgehn, da antwortete ich: „ — Nun was antworteſt du? ſchreib weiter.

Götz.

Götz. Ich ſagte: Setz ich ſo oft meine Haut an anderer Gut und Geld, ſollt ich ſie nicht an mein Wort ſetzen?

Eliſabeth. Dieſen Ruf haſt du.

Götz. Den ſollen ſie mir nicht nehmen! Sie haben mir alles genommen, Gut, Freyheit —

Eliſabeth. Es fällt in die Zeiten, wie ich die von Miltenberg und Sindlingen in der Wirthſtube fand, die mich nicht kannten. Da hat ich eine Freude, als wenn ich einen Sohn gebohren hätte. Sie rühmten dich unter einander, und ſagten: Er iſt das Muſter eines Ritters, tapfer und edel in ſeiner Freyheit, und gelaſſen und treu im Unglück.

Götz. Sie ſollen mir einen ſtellen, dem ich mein Wort gebrochen, Und Gott weiß, daß ich mehr geſchwitzt hab, meinem Nächſten zu dienen als mir, daß ich um den Namen eines tapfern und treuen Ritters gearbeitet habe, nicht um hohe Reichthümer und Rang zu gewinnen. Und Gott ſey Dank, warum ich warb, iſt mir worden.

Lerſe. Georg. (mit Wildbret.)

Götz. Glück zu, brave Jäger!

Georg. Das ſind wir aus braven Reutern geworden. Aus Stiefeln machen ſich leicht Pantoffeln.

Lerſe. Die Jagd iſt doch immer was, und eine Art von Krieg.

Götz. Wenn man nur hier zu Land nicht immer mit Reichsknechten zu thun hätte. Wißt ihr, gnädiger Herr, wie ihr uns prophezeihet; wenn ſich

die Welt umkehrte, würden wir Jäger werden. Da sind wirs ohne das.

Götz. Es kommt auf eins hinaus, wir sind aus unserm Kraise geruckt.

Georg. Es sind bedenkliche Zeiten. Schon seit acht Tagen läßt sich ein fürchtlicher Comet sehen, und ganz Deutschland ist in Angst, es bedeute den Tod des Kaysers, der sehr krank ist.

Götz. Sehr krank! Unsere Bahn geht zu Ende.

Lerse. Und hier in der Nähe giebts noch schrecklichere Veränderungen. Die Bauern haben einen entsetzlichen Aufstand erregt.

Götz. Wo?

Lerse. Im Herzen von Schwaben. Sie sengen, brennen und morden. Ich fürchte, sie verheeren das ganze Land.

Georg. Einen fürchterlichen Krieg giebts. Es sind schon an die hundert Ortschaften aufgestanden, und täglich mehr. Der Sturmwind neulich hat ganze Wälder ausgerissen, und kurz darauf hat man in der Gegend, wo der Aufstand begonnen, zwey feurige Schwerdter kreuzweis in der Luft gesehen.

Götz. Da leiden von meinen guten Herren und Freunden gewiß unschuldig mit.

Georg. Schade, daß wir nicht reiten dürfen.

Fünfter Act.

Bauernkrieg.
Tumult in einem Dorfe und Plünderung.

Weiber und Alte mit Kindern, (und Gepäcke, Flucht.)

Alter. Fort! fort! daß wir den Mordhunden entgehen.

Weib. Heiliger Gott, wie blutroth der Himmel iſt! die untergehende Sonne blutroth!

Mutter. Das bedeut Feuer.

Weib. Mein Mann! Mein Mann!

Alter. Fort! fort! in Wald. (ziehen vorbey.)

Link. (Anführer.)

Link. Was ſich widerſetzt, niedergeſtochen. Das Dorf iſt unſer. Daß von Früchten nichts umkommt, nichts zurück bleibt. Plündert rein aus und ſchnell. Wir zünden gleich an.

Metzler (vom Hügel herunter gelaufen.)

Metzler. Wie gehts euch Link?

Link. Drunter und drüber ſiehſt du, du kommſt zum Kehraus. Woher?

Metzler. Von Weinſperg. Da war ein Feſt.

Link. Wie?

Metzler. Wir haben sie zusammen gestochen, daß eine Lust war.

Link. Wen alles?

Metzler. Dietrich von Weiler tanzte vor. Der Fratz! Wir waren mit hellem wütigem Hauf herum, und er oben aufm Kirchthurn wolit gütlich mit uns handeln. Plaff! Schoß ihn einer vorn Kopf. Wir hinauf wie Wetter, und zum Fenster herunter mit dem Kerl.

Link. Ah!

Metzler. (zu den Bauern.) Ihr Hunde, soll ich euch Bein machen? Wie sie hadeln und trenteln die Esel.

Link. Brennt an! sie mögen drinnen braten. Fort! Fahrt zu, ihr Schlingel.

Metzler. Darnach führten wir heraus den Helfenstein, den Eltershofen, an die dreyzehn von Adel, zusammen auf achtzig. Herausgeführt auf die Ebne gegen Heilbronn. Das war ein Jubilirens und ein Tumultuirens von Unsrigen, wie die lange Reih arme reiche Sünder daher zog, einander ansturten, und die Erd und Himmel. Umringt waren sie, ehe sie sichs versahen, und alle mit Spiessen niedergestochen.

Link. Daß ich nicht dabey war!

Metzler. Hab mein Tag so kein Gaudium gehabt.

Link. Fahrt zu! Heraus!

Bauer. Alles ist leer.

Link. So brennt an allen Ecken.

Metzler.

Metzler. Es wird ein hübsch Feuerchen geben. Siehst du, wie die Kerls über einander purzelten und quikten wie die Frösche! Es lief mir so warm übers Herz, wie ein Glas Brandtewein. Da war ein Rixinger, wenn der Kerl sonst auf die Jagd ritt, mit dem Federbusch und weiten Naslöchern, und uns vor sich hertrieb mit den Hunden und wie die Hunde. Ich hat ihn die Zeit nicht gesehen, sein Fratzengesicht fiel mir recht auf. Hasch! den Spieß dem Kerl zwischen die Rippen, da lag er, streckt alle Vier über seine Gesellen. Wie die Haasen beym Treibjagen zuckten die Kerls über einander.

Link. Raucht schon brav.

Metzler. Dort hinten brennts. Laßt uns mit der Beute gelassen zu dem großen Haufen ziehen.

Link. Wo hält er?

Metzler. Von Heilbronn hierher zu. Sie deliberiren einen zum Hauptmann, vor dem das Volk all Respeckt hätt. Denn wir sind doch nur ihres gleichen, das fühlen sie und werden schwürig.

Link. Wen meynen sie?

Metzler. Max Stumpf, oder Götz von Berlichingen.

Link. Das wär gut, gäb auch der Sache einen Schein, wenns der Götz thät, er ist immer für einen rechtschaffenen Ritter passirt. Auf! Auf! wir ziehen nach Heilbronn zu! rufts herum.

Metzler. Das Feuer leucht uns noch eine gute Strecke. Hast du den großen Cometen gesehen?

Link. Ja. Das ist ein grausam erschrecklich Zeichen. Wenn wir die Nacht durchziehen, können wirn recht sehn. Er geht gegen Eins auf.

Metzler. Und bleibt nur fünf viertel Stunden. Wie ein gebogner Arm mit einem Schwerdt sieht er aus, so blut-gelb roth.

Link. Hast du die drey Stern gesehen an des Schwerdts Spitze und Seite?

Metzler. Und der breite wolkenfärbige Streif, mit tausend und tausend Striemen wie Spies, und dazwischen wie kleine Schwerdter.

Link. Mir hats gegraußt. Wie das alles so bleichroth, und darunter viel feurige helle Flammen, und dazwischen die grausame Gesichter mit rauchen Häuptern und Bärten.

Metzler. Hast du die auch gesehen? Und das zwitfert alles so durch einander, als lägs in einem blutigen Meere und arbeitet durch einander, daß einem die Sinne vergehn.

Link. Auf! auf! (ab.)

Feld,
man sieht in der Ferne zwey Dörfer brennen und ein Kloster.

Kohl. Wild. (Anführer.) Max Stumpf. Haufen.

Max Stumpf. Ihr könnt nicht verlangen, daß ich euer Hauptmann seyn soll. Für mich und euch wärs

wärs nichts nütze. Ich bin Pfalzgräflicher Diener, wie ſollt ich gegen meinen Herrn führen? Ihr würdet immer wähnen, ich thät nicht von Herzen.

Kohl. Wußten wohl, du würdeſt Entſchuldigung finden.

Götz. Lerſe. Georg. (kommen.)

Götz. Was wollt ihr mit mir?

Kohl. Ihr ſollt unſer Hauptmann ſeyn.

Götz. Soll ich mein ritterlich Wort dem Kayſer brechen, und aus meinem Bann gehen?

Wild. Das iſt keine Entſchuldigung.

Götz. Und wenn ich ganz frey wäre, und ihr wollt handeln, wie bey Weinsberg an den Edlen und Herrn, und ſo fort hauſſen, wie rings herum das Land brennet und blutet, und ich ſollt euch behülflich ſeyn zu eurem ſchändlich raſenden Weſen, eher ſollt ihr mich todt ſchlagen wie einen wütigen Hund, als daß ich euer Haupt würde.

Kohl. Wäre das nicht geſchehen, es geſchähe vielleicht nimmermehr.

Stumpf. Das war eben das Unglück, daß ſie keinen Führer hatten, den ſie geehrt, und er ihrer Wuth Einhalt thun können. Nimm die Hauptmannſchaft an, ich bitte dich, Götz. Die Fürſten werden dir Dank wiſſen, ganz Deutſchland. Es wird zum Beſten und Frommen aller ſeyn, Menſchen und Länder werden geſchont werden.

Götz. Warum übernimmſt dus nicht?

Stumpf. Ich hab mich von ihnen losgeſagt.

Kohl. Wir haben nicht Sattelhenkenszeit, und langer unnöthiger Diskurſe. Kurz und gut. Götz

ſey unſer Hauptmann, oder ſich zu deinem Schloß, und deiner Haut. Und hiermit zwey Stunden Bedenkzeit. Bewacht ihn.

Götz. Was brauchts das. Ich bin ſo gut entſchloſſen, jetzt als darnach. Warum ſeyd ihr ausgezogen? Eure Rechte und Freyheiten wieder zu erlangen! Was wütet ihr und verderbt das Land! Wollt ihr abſtehen von allen Uebelthaten, und handeln als wackere Leute, und die wiſſen, was ſie wollen, ſo will ich euch behülflich ſeyn zu euren Forderungen, und auf acht Tag euer Hauptmann ſeyn.

Wild. Was geſchehen iſt, iſt in der erſten Hitz geſchehen, und brauchts deiner nicht uns künftig zu hindern.

Kohl. Auf ein viertel Jahr wenigſtens mußt du uns zuſagen.

Stumpf. Macht vier Wochen, damit könnt ihr beyde zufrieden ſeyn.

Götz. Meinetwegen.

Kohl. Eure Hand.

Götz. Und gelobt mir den Vertrag, den ihr mit mir gemacht, ſchriftlich an alle Haufen zu ſenden, bey Strafe ihm ſtreng nachzukommen.

Wild. Nun ja! Soll geſchehen.

Götz. So verbind ich mich euch auf vier Wochen.

Stumpf. Glück zu! Was du thuſt, ſchone unſern gnädigen Herrn, den Pfalzgrafen.

Kohl. (leiſe.) Bewacht ihn. Daß niemand mit ihm rede auſſer eurer Gegenwart.

Götz. Lerse! Kehr zu meiner Frau. Steh ihr bey. Sie soll bald Nachricht von mir haben. (Götz. Stumpf. Georg. Lerse. einige Bauern ab.)

Metzler. Link. (kommen.)

Metzler. Was hören wir von einem Vertrag! Was soll der Vertrag?

Link. Es ist schändlich, so einen Vertrag einzugehen.

Kohl. Wir wissen so gut, was wir wollen, als ihr, und haben zu thun und zu lassen.

Wild. Das Rasen und Brennen und Morden mußte doch einmal aufhören, heut oder morgen; so haben wir noch einen braven Hauptmann dazu gewonnen.

Metzler. Was aufhören! Du Verräther! Warum sind wir da? Uns an unsern Feinden zu rächen, uns empor zu helfen! — Das hat euch ein Fürstenknecht gerathen.

Kohl. Komm, Wild, er ist wie ein Vieh. (ab.)

Metzler. Geht nur! Wird euch kein Haufen zustehn. Die Schurken! Link, wir wollen die andern aufhetzen, Miltenberg dort drüben anzünden, und wenns Händel setzt wegen des Vertrags, schlagen wir den Verträgern zusammen die Köpf ab.

Link. Wir haben doch den großen Haufen auf unsrer Seite.

Berg und Thal.
Eine Mühle in der Tiefe.

Ein Trupp Reuter. Weislingen (kommt aus der Mühle mit) Franzen (und einem) Boten.

Weislingen. Mein Pferd! — Ihr habts den andern Herren auch angesagt?

Bote. Wenigstens sieben Fähnlein werden mit euch eintreffen, im Wald hinter Miltenberg. Die Bauern ziehen unten herum. Ueberall sind Boten ausgeschickt, der ganze Bund wird in kurzem beysammen seyn. Fehlen kanns nicht, man sagt: es sey Zwist unter ihnen.

Weislingen. Desto besser. Franz!

Franz. Gnädiger Herr.

Weislingen. Richt es pünktlich aus. Ich bind es dir auf deine Seele. Gieb ihr den Brief. Sie soll von Hof auf mein Schloß! Sogleich! Du sollst sie abreisen sehn, und mirs dann melden.

Franz. Es soll geschehen, wie ihr befehlt.

Weislingen. Sag ihr, sie soll wollen. (zum Boten) Führt uns nun den nächsten und besten Weg.

Bote. Wir müssen umziehen. Die Wasser sind von dem entsetzlichen Regen alle ausgetreten.

Jarthauſſen.

Eliſabeth. Lerſe.

Lerſe. Tröſtet euch, gnädge Frau!

Eliſabeth. Ach Lerſe, die Thränen ſtunden ihm in den Augen, wie er Abſchied von mir nahm. Es iſt grauſam, grauſam.

Lerſe. Er wird zurück kehren.

Eliſabeth. Es iſt nicht das. Wenn er auszog, rühmlichen Sieg zu erwerben, da war mirs nicht weh ums Herz. Ich freute mich auf ſeine Rückkunft, vor der mir jetzt bang iſt.

Lerſe. Ein ſo edler Mann —

Eliſabeth. Nenn ihn nicht ſo, das macht neu Elend. Die Böſewichter! Sie drohten ihn zu ermorden und ſein Schloß anzuzünden. Wenn er wieder kommen wird. Ich ſeh ihn finſter, finſter, Seine Feinde werden lügenhafte Klagartickel ſchmieden, und er wird nicht ſagen können: nein!

Lerſe. Er wird und kann.

Eliſabeth. Er hat ſeinen Bann gebrochen: Sag nein!

Lerſe. Nein, er ward gezwungen. Wo iſt der Grund ihn zu verdammen?

Eliſabeth. Die Bosheit ſucht keine Gründe, nur Urſachen. Er hat ſich zu Rebellen, Miſſethätern, Mördern geſellt, an ihrer Spitze gezogen. Sage nein!

Lerſe.

Lerſe. Laßt ab euch zu quälen, und mich. Haben ſie ihm nicht ſelbſt feyerlich zugeſagt, keine Thathandlung mehr zu unternehmen, wie die bey Weinsberg? Hört ich ſie nicht ſelbſt halbreuig ſagen: wenns nicht geſchehen wär, geſchähs vielleicht nie. Müßten nicht Fürſten und Herren ihm Dank wiſſen, wenn er freywillig Führer eines unbändigen Volks geworden wäre, um ihrer Raſerey Einhalt zu thun, und ſo viel Menſchen und Beſitzthümer zu ſchonen?

Eliſabeth. Du biſt ein liebevoller Advocat. — Wenn ſie ihn gefangen nähmen, als Rebell behandelten, und ſein graues Haupt — Lerſe, ich möchte von Sinnen kommen.

Lerſe. Sende ihrem Körper Schlaf, lieber Vater der Menſchen, wenn du ihrer Seele keinen Troſt geben willſt.

Eliſabeth. Georg hat verſprochen Nachricht zu bringen. Er wird auch nicht dürfen, wie er will. Sie ſind ärger als gefangen. Ich weiß, man bewacht ſie wie Feinde. Der gute Georg! Er wollte nicht von ſeinem Herrn weichen.

Lerſe. Das Herz blutete mir, wie er mich von ſich ſchickte. Wenn ihr nicht meiner Hülf bedürftet, alle Gefahren des ſchmählichſten Tods ſollten mich nicht von ihm getrennt haben.

Eliſabeth Ich weiß nicht, wo Sickingen iſt. Wenn ich nur Marien einen Boten ſchicken könnte.

Lerſe. Schreibt nur, ich will dafür ſorgen. (ab)

Bey einem Dorfe.

Götz. Georg.

Götz. Geschwind zu Pferde, Georg! ich seh Miltenberg brennen. Halten sie so den Vertrag! Reit hin, sag ihnen die Meynung. Die Mordbrenner! Ich sage mich von ihnen los. Sie sollen einen Ziegeuner zum Hauptmann machen, mich nicht. Geschwind, Georg! (Georg ab)

Götz. Ich wollt, ich wäre tausend Meilen davon, und läg im tiefsten Thurn, der in der Türkey steht. Könnt ich mit Ehren von ihnen kommen! Ich fahr ihnen alle Tag durch den Sinn, sag ihnen die bittersten Wahrheiten, daß sie mein müde werden und mich erlassen sollen.

Ein Unbekannter.

Unbekannter. Gott grüß euch, sehr edler Herr!

Götz. Gott dank euch. Was bringt ihr? Euren Namen?

Unbekannter. Der thut nichts zur Sache. Ich komme euch zu sagen, daß euer Kopf in Gefahr ist. Die Anführer sind müde, sich von euch so harte Worte geben zu lassen, haben beschlossen, euch aus dem Weg zu räumen. Mäßigt euch, oder seht zu entwischen, und Gott gleit euch. (ab.)

Götz. Auf diese Art dein Leben zu lassen, Götz, und so zu enden! Es sey drum! So ist mein Tod der Welt das sicherste Zeichen, daß ich nichts gemeines mit den Hunden gehabt habe.

Einige

Einige Bauern.

Erſter Bauer. Herr! Herr! Sie ſind geſchlagen, ſie ſind gefangen.

Götz. Wer?

Zweyter Bauer. Die Miltenberg verbrannt haben. Es zog ſich ein Bündiſcher Trupp hinter dem Berg hervor, und überfiel ſie auf einmal.

Götz. Sie erwarten ihren Lohn. — O Georg! Georg — Sie haben ihn mit den Böſewichtern gefangen — Mein Georg! Mein Georg! —

Anführer (kommen.)

Link. Auf, Herr Hauptmann, auf! Es iſt nicht ſäumens Zeit. Der Feind iſt in der Nähe und mächtig.

Götz. Wer brannte Miltenberg?

Metzler. Wenn ihr Umſtände machen wollt, ſo wird man euch weiſen, wie man keine macht.

Kohl. Sorgt für unſere Haut und eure. Auf! Auf!

Götz. (zu Metzler.) Drohſt du mir? Du Nichtswürdiger! Glaubſt du, daß du mir fürchterlicher biſt, weil des Grafen von Helfenſtein Blut an deinen Kleidern klebt?

Metzler. Berlichingen!

Götz. Du darfſt meinen Namen nennen, und meine Kinder werden ſich deſſen nicht ſchämen.

Metzler. Mit dir feigen Kerl! Fürſtendiener.

Götz. (haut ihm über den Kopf, daß er ſtürzt. Die andern treten darzwiſchen.)

Kohl. Ihr ſeyd raſend. Der Feind bricht auf allen Seiten rein, und ihr hadert.

Link.

Link. Auf! Auf! (Tumult und Schlacht.)

Weislingen. Reuter.

Weislingen. Nach! Nach! Sie fliehen. Laßt euch Regen und Nacht nicht abhalten. Götz ist unter ihnen, hör ich. Wendet Fleiß an, daß ihr ihn erwischt. Er ist schwer verwundet, sagen die Unsrigen. (die Reuter ab.) Und wenn ich dich habe! — Es ist noch Gnade, wenn wir heimlich im Gefängniß dein Todesurtheil vollstrecken. — So verlischt er vor dem Andenken der Menschen, und du kannst freyer athmen, thöriges Herz! (ab.)

Nacht, im wilden Wald. Ziegeunerlager.

Ziegeunermutter (am Feuer.)

Mutter. Flick das Strohdach über der Grube Tochter, gibt hint Nacht noch Regen genug.

Knab (kommt)

Knab. Ein Hamster, Mutter. Da! Zwey Feldmäus.

Mutter. Ich will sie dir abziehen und braten, und sollst eine Kapp haben von den Fellgen. — Du blutst?

Knab. Hamster hat mich bissen.

Mutter. Hohl mir dürr Holz, daß das Feuer loh brennt, wenn dein Vater kommt, wird naß seyn durch und durch.

Andere

Andere Ziegeunerinn (ein Kind auf dem Rücken.)

Erste Ziegeunerinn. Hast du brav geheischen.

Zweyte Ziegeunerin. Wenig genug. Das Land ist voll Tumult herum, daß man seines Lebens nicht sicher ist. Brennen zwey Dörfer lichterloh.

Erste Ziegeunerin. Ist das dort drunten Brand, der Schein? Seh ihm schon lang zu. Man ist der Feuerzeichen am Himmel zeither so gewohnt worden.

Ziegeunerhauptmann, drey Gesellen (kommen.)

Hauptmann. Hört ihr den wilden Jäger?

Erste Ziegeunerin. Er zieht grad über uns hin.

Hauptmann. Wie die Hunde bellen! Wau! Wau!

Zweyter Ziegeuner. Die Peitschen knallen.

Dritter Ziegeuner. Die Jäger jauchzen holla ho!

Mutter. Bringt ja des Teufels sein Gepäck.

Hauptmann. Haben im Trüben gefischt, die Bauern rauben selbst, ists uns wohl vergönnt.

Zweyte Ziegeunerin. Was hast du Wolf?

Wolf. Einen Haasen, da, und einen Hahn. Ein Bratspies. Ein Bündel Leinwand. Drey Kochlöffel und ein Pferdezaum.

Sticks. Ein wullen Deck hab ich, ein Paar Stiefeln, Zunder und Schwefel.

Mutter. Ist alles pudelnaß, wollens trocknen, geht her.

Haupt-

Hauptmann. Horch, ein Pferd! Geht, seht, was ist.

Götz (zu Pferd.)

Götz. Gott sey Dank, dort seh ich Feuer, sind Ziegeuner. Meine Wunden verbluten, die Feinde hinter her. Heiliger Gott, du endigst gräßlich mit mir!

Hauptmann. Ists Friede, daß du kommst?

Götz. Ich flehe Hülfe von euch. Meine Wunden ermatten mich. Helft mir vom Pferd.

Hauptmann. Helf ihm. Ein edler Mann, an Gestalt und Wort.

Wolf. (leise.) Es ist Götz von Berlichingen.

Hauptmann. Seyd willkommen. Alles ist euer, was wir haben.

Götz. Dank euch.

Hauptmann. Kommt in mein Zelt.

Hauptmanns Zelt.

Hauptmann. Ruft der Mutter, sie soll Blutwurzel bringen und Pflaster.

Götz. (legt den Harnisch ab.)

Hauptmann. Hier ist mein Feyertagswams.

Götz. Gott lohns.

Mutter. (verbindet ihn.)

Hauptmann. Es ist mir herzlich lieb, euch zu haben.

Götz. Kennt ihr mich?

Hauptmann. Wer ſollte euch nicht kennen. Götz, unſer Leben und Blut laſſen wir für euch.

Schricks.

Schricks. Kommen durch den Wald Reuter. Sinds Bündiſche?

Hauptmann. Eure Verfolger! Sie ſollen nit bis zu euch kommen. Auf, Schricks! Biete den andern. Wir kennen die Schliche beſſer als ſie, wir ſchießen ſie nieder, ehe ſie uns gewahr werden. (ab.)

Götz. (allein.) O Kayſer! Kayſer! Räuber beſchützen deine Kinder. (man hört ſcharf ſchießen.) Die wilden Kerls, ſtarr und treu!

Ziegeunerin.

Ziegeunerin. Rettet euch. Die Feinde überwältigen.

Götz. Wo iſt mein Pferd?

Ziegeunerin. Hierbey.

Götz. (gürtet ſich, und ſitzt auf ohne Harniſch.) Zum letztenmal ſollen ſie meinen Arm fühlen. Ich bin ſo ſchwach noch nicht. (ab.)

Ziegeunerin. Er ſprengt zu den Unſrigen. (Flucht.)

Wolf. Fort! fort! Alles verlohren. Unſer Hauptmann erſchoſſen. Götz gefangen. (Geheul der Weiber und Flucht.)

Adelheidens Schlafzimmer.

Adelheid. (mit einem Brief.)

Adelheid. Er, oder ich! Der Uebermüthige! Mir drohn. — Wir wollen dir vorkommen. Was schleicht durch den Saal. (es klopft.) Wer draus?

Franz. (leise.)

Franz. Macht mir auf, gnädige Frau.

Adelheid. Franz! Er verdient wohl, daß ich ihm aufmache. (sie läßt ihn ein.)

Franz. (fällt ihr um den Hals.) Liebe gnädige Frau!

Adelheid. Unverschämter! Wenn dich jemand gehört hätte.

Franz. O es schläft alles, alles.

Adelheid. Was willst du?

Franz. Mich läßts nicht ruhen. Die Drohungen meines Herrn, euer Schicksal, mein Herz!

Adelheid. Er war sehr zornig, als du Abschied nahmst?

Franz. Als ich ihn nie gesehen. Auf ihre Güter soll sie, sagt er, sie soll wollen.

Adelheid. Und wir folgen?

Franz. Ich weiß nichts, gnädige Frau.

Adelheid. Betrogener thöriger Junge, du siehst nicht, wo das hinaus will. Hier weiß er mich in Sicherheit. Denn lange stehts ihm schon nach meiner Freyheit. Er will mich auf seine Güter. Dort hat er Gewalt mich zu behandeln, wie sein Haß ihm eingiebt.

Franz. Er ſoll nicht.

Adelheid. Wirſt du ihn hindern?

Franz. Er ſoll nicht.

Adelheid. Ich ſeh mein ganzes Elend voraus. Von ſeinem Schloß wird er mich mit Gewalt reiſſen, wird mich in ein Kloſter verſperren.

Franz. Hölle und Tod!

Adelheid. Wirſt du mich retten?

Franz. Eh alles! Alles!

Adelheid. (die weinend ihn umhalſt.) Franz, ach uns zu retten!

Franz. Er ſoll nieder, ich will ihm den Fuß auf den Nacken ſetzen.

Adelheid. Keine Wuth. Du ſollſt einen Brief an ihn haben, voll Demuth, daß ich gehorche. Und dieſes Fläſchgen gieß ihm unter das Getränk.

Franz. Ihr ſollt frey ſeyn.

Adelheid. Frey! Wenn du nicht mehr zitternd auf deinen Zehen zu mir ſchleichen wirſt. Nicht mehr ich ängſtlich zu dir ſage, brich auf, Franz, der Morgen kommt.

Heilbronn vorm Thurn.

Eliſabeth. Lerſe.

Lerſe. Gott nehm das Elend von euch, gnädige Frau! Marie iſt hier.

Eliſa-

Eliſabeth. Gott ſey Dank. Lerſe, wir ſind in entſetzliches Elend verſunken. Da iſts nun, wie mir alles ahndete, gefangen, als Meuter, Miſſethäter in den tiefſten Thurn geworfen.

Lerſe. Ich weiß alles.

Eliſabeth. Nichts, nichts weißt du, der Jammer iſt zu groß! Sein Alter, ſeine Wunden, ein ſchleichend Fieber, und mehr als alles das, die Finſterniß ſeiner Seelen, daß es ſo mit ihm enden ſoll.

Lerſe. Auch, und daß der Weislingen Commiſſar iſt.

Eliſabeth. Weislingen!

Lerſe. Man hat mit unerhörten Exekutionen verfahren. Metzler iſt lebendig verbrannt, zu hunderten gerädert, geſpießt, geköpft, geviertelt. Das Land umher gleicht einer Metzge, wo Menſchenfleiſch wohlfeil iſt.

Eliſabeth. Weislingen Commiſſar! O Gott, ein Stral von Hofnung. Marie ſoll mir zu ihm, er kann ihr nichts abſchlagen. Er hatte immer ein weiches Herz, und wenn er ſie ſehen wird, die er ſo liebte, die ſo elend durch ihn iſt. Wo iſt ſie?

Lerſe. Noch im Wirthshaus.

Eliſabeth. Führe mich zu ihr. Sie muß gleich fort. Ich fürchte alles.

Weislingens Schloß.

Weislingen.

Weislingen. Ich bin so krank, so schwach. Alle meine Gebeine sind hohl. Ein elendes Fieber hat das Mark ausgefressen. Keine Ruh und Rast, weder Tag noch Nacht. Im halben Schlummer giftige Träume. Die vorige Nacht begegnete ich Götzen im Wald. Er zog sein Schwerdt und forderte mich heraus. Ich faßte nach meinem, die Hand versagte mir. Da stieß ers in die Scheide, sah mich verächtlich an und gieng hinter mich. — Er ist gefangen, und ich zittere vor ihm. Elender Mensch! Dein Wort hat ihn zum Tode verurtheilt, und du bebst vor seiner Traumgestalt wie ein Missethäter. — Und soll er sterben? — Götz! Götz! — Wir Menschen führen uns nicht selbst, bösen Geistern ist Macht über uns gelassen, daß sie ihren höllischen Muthwillen an unserm Verderben üben. (er setzt sich.) — Matt! Matt! Wie sind meine Nägel so blau. — Ein kalter, kalter verzehrender Schweiß lähmt mir jedes Glied. Es dreht mir alles vorm Gesicht. Könnt ich schlafen. Ach —

Marie. (tritt auf.)

Weislingen. Jesus Marie! — Laß mir Ruh! Laß mir Ruh! — Die Gestalt fehlte noch! — Sie stirbt, Marie stirbt und zeigt sich mir an. — Verlaß mich, seliger Geist, ich bin elend gnug.

Marie. Weislingen, ich bin kein Geist. Ich bin Marie.

Weis-

Weislingen. Das ist ihre Stimme.

Marie. Ich komme, meines Bruders Leben von dir zu erflehen, er ist unschuldig, so strafbar er scheint.

Weislingen. Still, Marie! Du Engel des Himmels bringst die Quaalen der Hölle mit dir. Rede nicht fort.

Marie. Und mein Bruder soll sterben? Weislingen, es ist entsetzlich, daß ich dir zu sagen brauche: er ist unschuldig, daß ich jammern muß, dich von dem abscheulichsten Mord zurück zu halten. Deine Seele ist bis in ihre innerste Tiefen von feindseligen Mächten besessen. Das ist Adelbert!

Weislingen. Du siehst, der verzehrende Athem des Tods hat mich angehaucht, meine Kraft sinkt nach dem Grabe. Ich stürbe als ein Elender, und du kommst, mich in Verzweiflung zu stürzen. Wenn ich reden könnte, dein höchster Haß würde in Mitleyd und Jammer zerschmelzen. Oh! Marie! Marie!

Marie. Mein Bruder, Weislingen verkranket im Gefängniß. Seine schweren Wunden, sein Alter. Und wenn du fähig wärest, sein graues Haupt — Weislingen, wir würden verzweifeln.

Weislingen. Genug! (er zieht die Schelle.)

Franz. (in äusserster Bewegung.)

Franz. Gnädiger Herr!

Weislingen. Die Papiere dort, Franz!

Franz (bringt sie.)

Weislingen. (reißt ein Packet auf, und zeigt Marie ein Papier.) Hier iſt deines Bruders Todesurtheil unterſchrieben.

Marie. Gott im Himmel!

Weislingen. Und ſo zerreiß ichs. Er lebt. Aber kann ich wieder ſchaffen, was ich zerſtört habe! Weine nicht ſo, Franz! Guter Junge, dir geht mein Elend tief zu Herzen.

Franz. (wirft ſich vor ihm nieder, und faßt ſeine Knie.)

Marie. (vor ſich.) Er iſt ſehr krank. Sein Anblick zerreißt mir das Herz. Wie liebte ich ihn, und nun ich ihm nahe, fühl ich wie lebhabſt.

Weislingen. Franz, ſteh auf, und laß das Weinen. Ich kann wieder aufkommen. Hofnung iſt bey den Lebenden.

Franz. Ihr werdet nicht. Ihr müßt ſterben.

Weislingen. Ich muß!

Franz. (auſſer ſich.) Gift! Gift! Von eurem Weibe. Ich! ich! (er rennt davon.)

Weislingen. Marie, geh ihm nach. Er verzweifelt. (Marie ab.)

Weislingen. Gift von meinem Weibe! Weh! Weh! Ich fühls. Marter und Tod.

Marie. (inwendig.) Hülfe! Hülfe!

Weislingen. (will aufſtehn.) Gott, vermag ich das nicht!

Marie. (kommt.) Er iſt hin. Zum Saalfenſter hinaus, ſtürzt er wütend in den Mayn hinunter.

Weislingen. Ihm iſt wohl. Dein Bruder iſt auſſer Gefahr. Die andere Commiſſaren, Seckendorf beſon-

besonders, sind seine Freunde. Ritterlich Gefängniß werden sie ihm auf sein Wort gleich gewähren. Leb wohl, Marie, und geh.

Marie. Ich will bey dir bleiben, armer Verlaßner!

Weislingen. Wohl verlassen und arm. Du bist ein furchtbarer Rächer, Gott! Mein Weib —

Marie. Entschlage dich dieser Gedanken. Kehr dein Herz zu dem Barmherzigen.

Weislingen. Geh, liebe Seele, überlaß mich meinem Elend. Entsetzlich! Auch deine Gegenwart, Marie, der letzte Trost ist Quaal.

Marie. (vor sich.) Stärke mich, Gott, meine Seele erliegt mit der seinigen.

Weislingen. Weh! Weh! Gift von meinem Weibe. Mein Franz verführt durch die Abscheuliche. Wie sie wartet, horcht auf den Boten, der ihr die Nachricht brächte: er ist todt. Und du, Marie. Marie, warum bist du gekommen? daß du jede schlafende Erinnerung meiner Sünden wecktest. Verlaß mich, verlaß mich, daß ich sterbe.

Marie. Laß mich bleiben. Du bist allein. Denk, ich sey deine Wärterinn. Vergiß alles. Vergesse dir Gott so alles, wie ich dir alles vergesse.

Weislingen. Du Seele voll Liebe, bete für mich, bete für mich. Mein Herz ist verschlossen.

Marie. Er wird sich deiner erbarmen. — Du bist matt.

Weislingen. Ich sterbe, sterbe und kann nicht ersterben. Und in dem fürchterlichen Streit des Lebens und Tods sind die Quaalen der Hölle.

Marie. Erbarmer, erbarme dich ſeiner. Nur Einen Blick deiner Liebe an ſein Herz, daß es ſich zum Troſt öffne, und ſein Geiſt Hoffnung, Lebenshoffnung in den Tod hinüber bringe.

In einem finſtern engen Gewölbe.

Die Richter des heimlichen Gerichts.
(alle vermummt.)

Aelteſter. Richter des heimlichen Gerichts, ſchwört auf Strang und Schwerdt unſträflich zu ſeyn, zu richten im Verborgenen, zu ſtrafen im Verborgenen Gott gleich. Sind eure Herzen rein, und eure Hände, hebt die Arme empor, ruft über die Miſſethäter: Wehe! Wehe!

Alle. Wehe! Wehe!

Aelteſter. Rufer, beginne das Gericht.

Rufer. Ich Rufer rufe die Klag gegen den Miſſethäter. Deß Herz rein iſt, deſſen Hände rein ſind, zu ſchwören auf Strang und Schwerdt, der klage bey Strang und Schwerdt! klage! klage!

Kläger. (tritt vor.) Mein Herz iſt rein vor Miſſethat, meine Hande von unſchuldigem Blut. Verzeih mir, Gott, böſe Gedanken, und hemme den Weg zum Willen. Ich hebe meine Hand auf, und klage! klage! klage!

Aelteſter. Wen klageſt du an?

Kläger. Klage an auf Strang und Schwerdt Adelheiden von Weislingen. Sie hat Ehebruchs ſich ſchuldig gemacht, ihren Mann vergiftet durch ihren Knaben.

Knaben. Der Knab hat sich selbst gerichtet, der Mann ist todt.

Aeltester. Schwörst du zu dem Gott der Wahrheit, daß du Wahrheit klagst?

Kläger. Ich schwöre.

Aeltester. Würde es falsch befunden, beutest du deinen Hals der Strafe des Mords und des Ehebruchs?

Kläger. Ich biete.

Aeltester. Eure Stimmen. (Sie reden heimlich zu ihm.)

Kläger. Richter des heimlichen Gerichts, was ist euer Urtheil über Adelheiten von Weislingen? bezüchtigt des Ehebruchs und Mords!

Aeltester. Sterben soll sie! Sterben des bittern doppelten Todes. Mit Strang und Dolch, büßen doppelt doppelte Missethat. Streckt eure Hände empor, und rufet Weh über sie! Weh! Weh! In die Hände des Rächers,

Alle. Weh! Weh! Weh!

Aeltester. Rächer, Rächer, tritt auf!

Rächer. (tritt vor.)

Aeltester. Faß hier Strang und Schwerdt! Sie zu tilgen von dem Angesicht des Himmels, binnen acht Tage Zeit. Wo du sie findest nieder mit ihr in Staub. Richter, die ihr richtet im Verborgenen, und strafet im Verborgenen Gott gleich, bewahrt euer Herz für Missethat und eure Hände vor unschuldigem Blut!

Hof

Hof einer Herberge.

Marie. Lerse.

Marie. Die Pferde haben gnug gerastet. Wir wollen fort, Lerse.

Lerse. Ruht doch bis am Morgen. Die Nacht ist gar zu unfreundlich.

Marie. Lerse, ich habe keine Ruh, bis ich meinen Bruder gesehen habe. Laß uns fort. Das Wetter hellt sich aus, wir haben einen schönen Tag zu gewarten.

Lerse. Wie ihr befehlt.

Heilbronn im Thurn.

Götz. Elisabeth.

Elisabeth. Ich bitte dich, lieber Mann, rede mit mir. Dein Stillschweigen ängstet mich. Du verglühst in dir selbst. Komm, laß uns nach deinen Wunden sehen, sie bessern sich um vieles. In der muthlosen Finsterniß erkenn ich dich nicht mehr.

Götz. Suchtest du den Götz? Der ist lang hin. Sie haben mich nach und nach verstümmelt, meine Hand, meine Freyheit, Güter und guten Namen. Mein Kopf was ist an dem? — Was hört ihr von Georgen? Ist Lerse nach Georgen?

Elisabeth. Ja, Lieber! Richtet euch auf, es kann sich vieles wenden.

Götz. Wen Gott niederschlägt, der richtet sich selbst nicht auf. Ich weiß am besten, was auf mei-

nem

nen Schultern liegt. Unglück bin ich gewohnt zu dulden. Und jetzt ists nicht Weislingen allein, nicht die Bauern allein, nicht der Tod des Kaisers und meine Wunden. — Es ist alles zusammen. Meine Stunde ist kommen. Ich hoffte, sie sollte seyn wie mein Leben. Sein Will geschehe.

Elisabeth. Willt du nicht was essen?

Götz. Nichts, meine Frau. Sieh, wie die Sonne draussen scheint.

Elisabeth. Ein schöner Frühlingstag.

Götz. Meine Liebe, wenn du den Wächter bereden könntest, mich in sein klein Gärtgen zu lassen auf eine halbe Stunde, daß ich der lieben Sonne genösse, des heitern Himmels und der reinen Luft.

Elisabeth. Gleich! und er wirds wohl thun.

Gärtgen am Thurn.

Marie. Lerse.

Marie. Geh hinein, und sieh, wies steht:

(Lerse ab.)

Elisabeth. Wächter.

Elisabeth. Gott vergelt euch die Lieb und Treu an meinem Herrn. (Wächter ab.) Marie, was bringst du?

Marie. Meines Bruders Sicherheit. Ach! aber mein Herz ist zerrissen. Weislingen ist todt, vergiftet von seinem Weibe. Mein Mann ist in Gefahr. Die Fürsten werden ihm zu mächtig, man sagt, er sey eingeschlossen und belagert.

Elisa-

Eliſabeth. Glaubt dem Gerüchte nicht. Und laßt Götzen nichts merken.

Marie. Wie ſtehts um ihn?

Eliſabeth. Ich fürchtete, er würde deine Rückkunft nicht erleben. Die Hand des Herrn liegt ſchwer auf ihm. Und Georg iſt todt.

Marie. Georg! der goldne Junge!

Eliſabeth. Als die Nichtswürdigen Miltenberg verbrannten, ſandte ihn ſein Herr, ihnen Einhalt zu thun, da fiel ein Trupp Bündiſcher auf ſie los. Georg! hätten ſie ſich alle gehalten wie er, ſie hätten all das gute Gewiſſen haben müſſen. Viel wurden erſtochen, und Georg mit, er ſtarb einen Reuters Tod.

Marie. Weiß es Götz?

Eliſabeth. Wir verbergens vor ihm. Er fragt mich zehnmal des Tags, und ſchickt mich zehnmal des Tags, zu forſchen, was Georg macht. Ich fürchte, ſeinem Herzen dieſen letzten Stoß zu geben. —

Maria. O Gott! was ſind die Hoffnungen dieſer Erden!

Götz. Lerſe. Wächter.

Götz. Allmächtiger Gott! wie wohl iſts einem unter deinem Himmel. Wie frey! Die Bäume treiben Knoſpen, und alle Welt hofft. Lebt wohl, meine Lieben, meine Wurzeln ſind abgehauen, meine Kraft ſinkt nach dem Grabe!

Eliſabeth. Darf ich Lerſen nach deinem Sohn ins Kloſter ſchicken, daß du ihn noch einmal ſiehſt und ſegneſt.

Götz. Laß ihn, er iſt heiliger als ich, er braucht meinen Seegen nicht. — An unſerm Hochzeittag Eliſabeth ahndete mirs nicht, daß ich ſo ſterben würde. — Mein alter Vater ſegnete uns, und eine Nachkommenſchaft von edlen tapfern Söhnen quoll aus ſeinem Gebet — Du haſt ihn nicht erhört, und ich bin der letzte. — Lerſe, dein Angeſicht freut mich in der Stunde des Todes mehr, als im muthigſten Gefecht. Damals führte mein Geiſt den eurigen, jetzt hälſt du mich aufrecht. Ach daß ich Georgen noch einmal ſähe, mich an ſeinem Blick wärmte! — Ihr ſeht zur Erden und weint — Er iſt todt — Georg iſt todt. — Stirb Götz — Du haſt dich ſelbſt überlebt, die Edlen überlebt. — Wie ſtarb er? — Ach! ſiengen ſie ihn unter den Mordbrennern, und er iſt hingerichtet?

Eliſabeth. Nein, er wurde bey Miltenberg erſtochen. Er wehrte ſich wie ein Löw um ſeine Freyheit.

Götz. Gott ſey Dank. Er war der beſte Junge unter der Sonne und tapfer! — Löſe meine Seele nun! — Arme Frau! Ich laſſe dich in einer verderbten Welt. Lerſe, verlaß ſie nicht! — Schließt eure Herzen ſorgfältiger als eure Thore. Es kommen die Zeiten des Betrugs, es iſt ihm Freyheit gegeben. Die Nichtswürdigen werden regieren mit Liſt, und der Edle wird in ihre Netze fallen. Marie, gebe dir Gott deinen Mann wieder! Möge er nicht ſo tief fallen, als er hoch geſtiegen iſt. Selbitz ſtarb, und der gute Kaiſer, und mein Georg! — Gebt

mir

mir einen Trunk Waſſer. — Himmliſche Luft! — Freyheit! Freyheit! (er ſtirbt.)

Eliſabeth. Nur droben, droben bey dir. Die Welt iſt ein Gefängniß.

Marie. Edler Mann! Edler Mann! Wehe dem Jahrhundert, das dich von ſich ſtieß.

Lerſe. Wehe der Nachkommenſchaft, die dich verkennt.

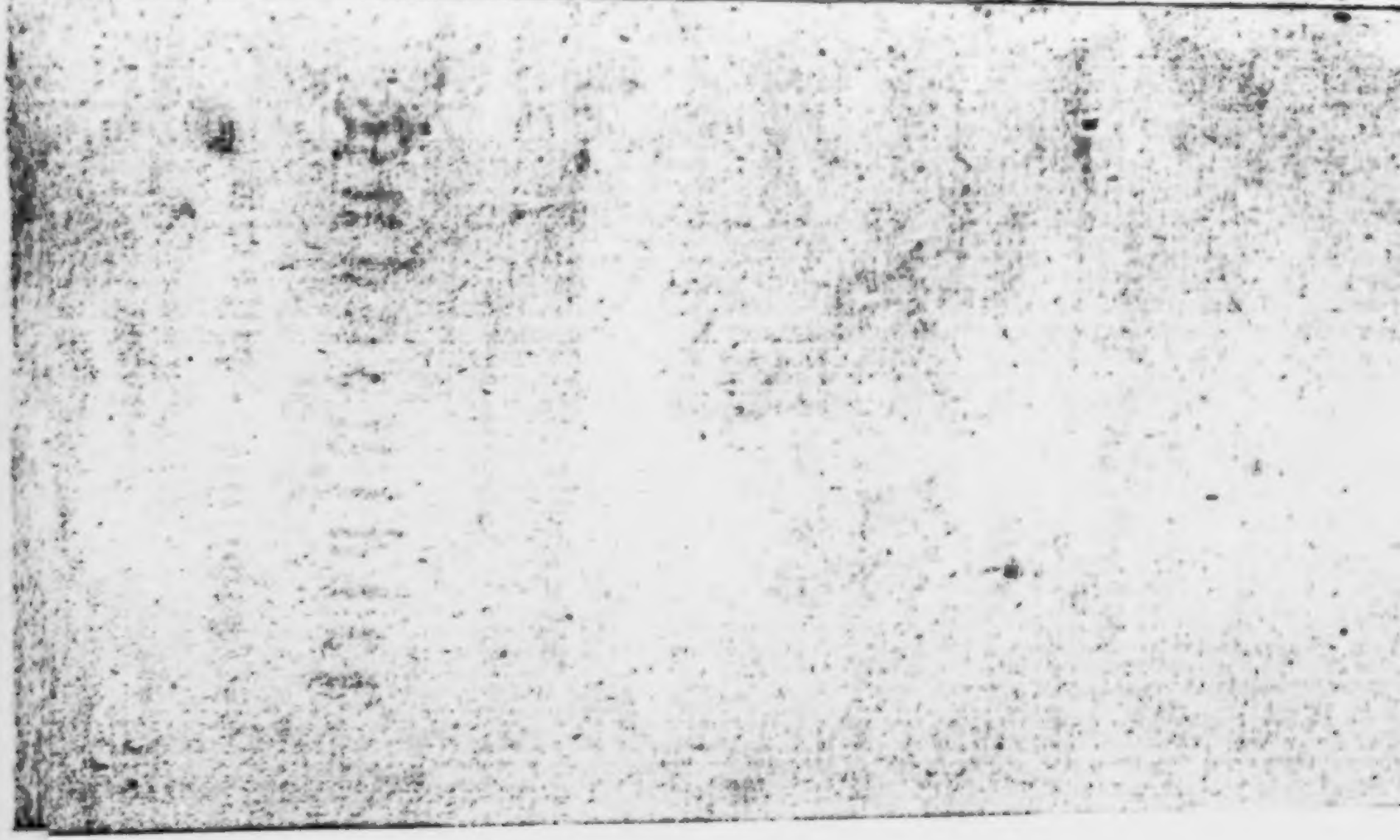

Neueröfnetes

mokaliſch-politiſches

Puppenſpiel.

Et prodeſſe volunt et deleƈtare Poetae.

Leipzig und Frankfurt

1774.

U
57
GOETHE-SCHILLER-ARCHIV
WEIMAR

Prolog.

Auf Adler dich zur Sonne ſchwing
Dem Publiko dies Blättgen bring
So Luſt und Klang giebt friſches Blut
Vielleicht iſt ihm nicht wohl zu Muth.
Ach ſchau ſie guck ſie kumm herbey!
Der Pabſt und Kaiſer und Cleriſei!
Haben lange Mäntel und lange Schwänz.
Paradieren mit Eicheln und Lorbeerkränz
Trottiren und ſtäuben zu hellen Schaaren
Machen ein Geſchwäzzer als wie die Staren
Dringt einer ſich dem andern vor
Deutet einer dem andern ein Eſelsohr.
Da ſteht das liebe Publikum
Und ſieht erſtaunend auf und um

Was all der tollen Reuterey
Vor Anfang Will und Ende sey.
Oho sa sa zum Teufel zu!
O weh laß ab laß mich in Ruh.
Herum herauf hinan hinein
Das muß ein Schwarm Autoren seyn.
Ach Herr man krümt und kramt sich so
Zabelt wie eine Laus hüpft wie eine Floh.
Und fliegt einmal und kriegt einmal
Und endlich läßt man euch im Saal.
Sey's Kammerherr nun sey's Lakey
Genug daß einer drinne sey.
Nun weiter auf nun weiter an
Wie's tummelt auf der Ehrenbahn.
Ach sieh wie schöne pflanzt sich ein
Das Völklein dort im Schattenhayn.

Iſt wohl zurecht und wohl zu Muth
Zäumt ieder ſich ſein kleines Guth,
Beſchneidt die Nägel in Ruh und Fried
Und ſingt ſein Klimpimpimper Lied.
Da kommt ein Flegel ihm auf den Leib
Frißt ſeine Aepfel beſchläft ſein Weib.
Sich drauf die Bürgerſchaft rottirt
Gebrüllt gewezt und Krieg geführt
Und Höll und Erd bewegt ſich ſchon
Da kommt mir ein Titanenſohn
Und packt den ganzen Hügel auf
Mit Städt und Wäldern einem Hauf,
Mit Schlachtfelds' Lärm und lieben Sang
Es wankt die Erd dem Volk iſt's bang
Und trägt ſie eben in einem Lauf
Zum Schemmel den Olymp hinauf

Des wird Herr Jupiter ergrimmt
Sein' erſten beſten Strahl er nimmt
Und ſchmeißt den Kerl die kreuz und queer
Harlarli Burli ins Thal daher
Und freut ſich ſeines Siegs ſo lang
Bis Juno ihm macht wieder bang.
So iſt die Eitelkeit der Welt
Iſt keines Reich ſo feſt geſtellt
Iſt keine Erdenmacht ſo gros
Fühlt alles doch ſein Endelos
Drum treibs ein ieder wie er kann
Ein kleiner Mann iſt auch ein Mann.
Der Hoh ſtolzirt der Kleine lacht
So hat's ein ieder wohl gemacht.

Des

Künstlers Erdewallen.

Drama.

Erſter Akt.

Vor Sonnen Aufgang.

Der Künſtler an ſeiner Staffeley. Er hat eben das Portrait einer fleiſchigen, häßlichen, kokuet ſchielenden Frau aufgeſtrichen. Beym erſten Pinſelſtrich ſetzt er ab.

Ich will nicht! ich kann nicht!

Das ſchändliche verzerrte Geſicht!

(Er kehrt das Bild bey Seite)

Soll ich ſo verderben den himmliſchen Morgen!

Da ſie noch ruhen all meine lieben Sorgen,

Gutes Weib! kostbaare Kleinen!

(er tritt ans Fenster)

Aurora wie neukräftig liegt die Erd um dich

Und dieses Herz fühlt wieder iugendlich

Und mein Auge, wie seelig dir entgegen zu weinen.

(er setzt ein Lebensgrosses Bild der Venus Urania auf die Staffeley)

Meine Göttin deiner Gegenwart Blick,

Ueberdrängt mich, wie erstes Jugend Glück.

Die ich in Seel und Sinn, himmlische Gestalt

Dich umfasse mit Bräutigams Gewalt.

Wo mein Pinsel dich berührt bist du mein:

Du bist ich, bist mehr als ich, ich bin dein.

Uranfängliche Schönheit! Königinn der Welt!

Und ich soll dich lassen für feiles Geld.

Dem Thoren lassen, der am bunten Tand

Sich weidet, an einer schäckigen Wand.

Meine Kinder! — Göttin du wirst sie letzen

Du gehst in eines reichen Haus

Ihn in Contribution zu setzen

Und ich trag ihnen Brod heraus.

Und er besitzt dich nicht, er hat dich nur.

Du wohnst bey mir Urquell der Natur,

Leben und Freude der Creatur!

In dir versunken

Fühl ich mich seelig an allen Sinnen trunken.

(man hört in der Kammer ein Kind schreyn)

Ae! ä!

Künstler.

Lieber Gott!

Künstlers Frau erwacht.

's is schon Tag!

Bist schon auf? Lieber geh doch schlag

Mir

Mir Feuer, leg Holz an, ſtell Waſſer bey,

Daß ich dem Kindel koch den Brey.

Künſtler einen Augenblick vor ſeinem Bilde verweilend.

Meine Göttin!

Sein ältſter Knabe ſpringe aus dem Bette läuft baarfus hervor.

Lieber Pappe ich helfe dich!

Künſtler

Wie lang?

Knabe

Was?

Künſtler

Bring klein Holz in die Küch!

Zweyter

Zweyter Akt.

Künſtler

Wer klopft ſo gewaltig? Fritzel ſchau.

Knabe

Es iſt der Herr mit der dicken Frau.

Künſtler (ſtellt das leidige Portrait wieder auf)

Da muß ich thun als hätt ich gemahlt.

Frau

Machs nur es wird ja wohl bezahlt.

Künſtler

Künſtler

Das tuhts ihm

Der Herr und Madame treten herein.

Herr

Da kommen wir ia zurecht.

Madame

Hab heut geſchlafen gar zu ſchlecht.

Frau

O die Madam ſind immer ſchön.

Herr

Darf man die Stück in der Eck beſehn.

Künſtler

Sie machen ſich ſtaubig

(zu Madame)

Belieben ſich nieder-
zulaſſen!

Herr

Herr

Sie müssen sie recht im Geiste fassen.

Es ist wohl gut doch so noch nicht,

Daß es einen von dem Tuch anspricht.

Künstler heimlich.

Es ist auch darnach ein Angesicht.

Der Herr nimmt ein Gemählde aus der Ecke.

Ist das ihr eigen Bildniß hier.

Künstler

Vor zehen Jahren glich es mir.

Herr

Es gleicht noch ziemlich

Madame einen flüchtigen Blick darauf werfend.

O gar sehr!

Herr

Sie haben jetzt gar viel Runzeln mehr.

Frau mit dem Korbe am Arm heimlich.

Gieb mir Geld ich muß auf den Markt!

Künstler

Ich hab nichts.

Frau

Dafür kauft man ein'n Quark.

Künſtler

Da!

Herr

Aber ihre Manier iſt ietzt gröſſer

Künſtler

Das eine wird ſchlimmer, das andre beſſer.

Herr zur Staffeley tretend.

So! ſo! da an dem Naſenbug!

Und die Augen ſind nicht feurig guug.

Künſtler vor ſich.

O mir! das mag der Teufel ertragen.

Die

Die Muſe ungeſehn den andern
tritt zu ihm.

Mein Sohn fängſt ietzt an zu verzagen!

Trägt ia ein ieder Menſch ſein Joch.

Iſt ſie garſtig bezahlt ſie doch,

Und laß den Kerl tadlen und ſchwäzzen.

Haſt Zeit genug dich zu ergözzen

An dir ſelbſt und an iedem Bild

Das liebevoll aus deinem Pinſel quillt.

Wenn man muß eine Zeitlang hacken und
graben,

Wird man die Ruh erſt willkommen haben.

Der Himmel kann einen auch verwöhnen

Daß man ſich tuht nach der Erde ſehnen.

Dir ſchmeckt das Eſſen Lieb und Schlaff

Und biſt nicht reich ſo biſt du brav.

Jahrmarktsfest

zu Plundersweilern.

Ein Schönbartsspiel.

Docktor Medikus. Marktschreyer.

Marktschreyer

Werd's rühmen und preisen weit und breit

Daß Plundersweilern dieser Zeit

Ein so hochgelahrter Dockter ziert

Der seine Collegen nicht cujonirt.

Habt Dank für den Erlaubnißschein,

Hoffe, ihr werdet zugegen seyn

Wenn wir heut Abend auf allen Vieren

Das liebe Publikum amüsiren.

Ich hoff' es soll euch wohl behagen

Gehts nicht von Herzen, so gehts vom
Magen.

Doctor

Herr Bruder, Gott geb euch seinen Seegen

Unzählbar, in Schnupftuchs Hagelregen.

Den Profit kann ich euch wohl gönnen,

Weiß was im Grund wir alle können.

Läßt sich die Krankheit nicht curiren

Muß man sie eben mit Hofnung schmieren

Die Kranken sind wie Schwamm und Zun-
der

Ein

Ein neuer Arzt thut immer Wunder.

Was gebt ihr für eine Comödia?

Marktschreyer.

Herr es ist eine Tragödia

Voll süsser Worten und Sittensprüchen

Hüten uns auch für Zoten und Flüchen

Seitdem die Gegend in einer Nacht

Der Landcatechismus sittlich gemacht.

Doctor

Da wird man sich wohl ennuyiren

Marktschreyer

Könnt ich nur meinen Hannswurst curiren!

Der sonst im Intermezzo brav

Die Leute weckt aus 'm Sittenschlaf.

Bedienter

Viel Empfehl vom gnädgen Fräulein

Sie hofft, Sie werden so gütig seyn

Und mit zu der Frau Amtmann gehen,

Um all das Gaukelspiel zu sehen.

Tyroler

Kauft allerhand kauft allerhand

Kauft lang und kurze Waar.

Sechs Kreutzer's Stück, ist gar kein Geld

Wies einem in die Hände fällt

Kauft allerhand :,:

Kauft lang und kurze Waar.

Bauer

Beſem kauft, Beſem kauft

Groß und klein

Schroff und rein

Braun und weiß

All aus friſchem Birkenreiß

Kehrt die Gaſſe Stub' und Steiß

Beſenreiß Beſenreiß.

Nürnberger

Liebe Kindlein

Kauft ein

Hier

Hier ein Hündlein

Hier ein Schwein

Trummel und Schlägel

Ein Reitpferd ein Wägel

Kugeln und Kegel

Kistgen und Pfeiffer

Kutschen und Läuffer

Husar und Schweitzer

Nur ein Paar Kreutzer

Ist alles dein

Kindlein kauft ein.

Fräulein

Fräulein

Die Leute ſchreyen wie beſeſſen

Doctor

Es gilt ums Abendeſſen.

Tyrolerin

Kann ich mit meiner Waare dienen

Fräulein

Was führt ſie denn?

Tyrolerin

Gemahlt neumodiſch Band

Die leichtſten Palatinen

Sind bey der Hand.

Sehn Sie die allerliebſten Häubchen an

Die Fächer! was man ſehen kann!

Niedlich ſcharmant.

Wagenſchmeermann.

Her! her!

Butterweiche Wagenſchmeer!

Daß die Achſen nicht knirren

Daß die Räder nicht girren

Ya! ya!

Ich und mein Eſel ſind auch da.

Gouvernante

Dort ſteht der Doctor und mein Fräulein

Herr

Herr Pfarrer laſſen Sie uns eilen.

Pfefferkuchenmädchen

Ha ha ha

Nehmt von den Pfefferkuchen da

Sind gewürzt ſüß und gut

Friſches Blut

Guten Muth

Pfeffernüß ha ha ha.

Gouvernante

Geſchwind Herr Pfarrer dann —

Sticht Sie das Mädchen an?

Pfarrer

Wie Sie befehlen

Zigeunerhauptmann

Lumpen und Quark

Der ganze Mark

Zigeunerburſch

Die Piſtolen

Möcht ich mir holen.

Zigeunerhauptmann

Sind nicht den Teufel werth.

Weitmäuligte Laffen

Feilſchen und gaffen

Gaſſen

Gaffen und kauffen.

Veſticuhauffen

Kinder und Fratzen

Affen und Katzen

Mögt all das Zeug nicht

Wenn ichs geſchenkt kriegt.

Dürft ich nur über ſie

Zigeunerburſch

Wetter! wir wollten ſie

Zigeunerhauptmann

Wollten ſie zauſen

Zigeunerburſch

Wollten ſie laufen

Zigeunerhauptmann

Mit zwanzig Mann

Mein wär der Kram.

Zigeunerburſch

Wär wohl der Müh werth.

Fräulein

Frau Amtmann Sie werden verzeyhen

Amtmannin

Wir freuen

Uns von Herzen. Willkommner Beſuch!

Dock=

Doctor

Ist heut doch des Lärmens genug

Bänkelsänger

Ihr lieben Christen allgemein

Wenn wollt ihr euch verbessern?

Ihr könnt nicht anders ruhig seyn

Und euer Glück vergrössern

Das Laster weh dem Menschen thut

Die Tugend ist das höchste Gut

Und liegt euch vor den Füssen.

Amtmann

Der Mensch meynt's doch gut

Zitterspielbub

Ai! Ai! meinen Kreutzer

Er hat mir mein Kreutzer genommen

Marmötte

Ist nicht wahr, ist mein.

(balgen sich. Marmotte siegt. Zitter weint.)

Lichtputzer in Hannswurstracht auf dem Theater.

Wollens gnädigst erlauben

Daß wir — nicht anfangen

Ziegeunerhauptmann

Wie die Schöpse laufen

Vom Narren Gift zu kaufen

Schwein-

Schweinmeßger

Führt mir die Schwein' nach Haus

Ochſenhändler

Die Ochſen langſam zum Ort hinaus

Wir kommen nach.

Herr Bruder der Wirth uns borgt

Wir trinken eins. Die Heerde iſt verſorgt.

Hannswurſt

Ihr mehnt i bin Hannswurſt nit wahr

Hab ſein Krage, ſei Hoſe, ſei Knopf

Hett i au ſei Kopf

Wär i Hannswurſt gans und gar

Is doch in der Art

Seht nur de Bart

Allons wer kauff mir

Pflaſter, Laxier.

Hab ſoviel Durſt

Als wie Hannswurſt.

Schnupftuch rauf!

Marktſchreyer

Wirſt nit viel angeln, iſt noch zu früh

Meine Damen und Herrn

Sähen wohl gern.

'S trefliche Trauerſtück

Und dieſen Augenblick

Wird ſich der Vorhang heben

Belieben nur Acht zu geben

Iſt die Hiſtoria

Von Eſther in Drama

Iſt nach der neuſten Art

Zähnklapp und Grauſen gepaart

Daß nur ſehr Schad iſt

Daß heller Tag iſt

Sollte ſtich dunkel ſeyn

Denn ſind viel Lichter drein.

(Der Vorhang hebt ſich. Man ſieht den Galgen in der Ferne.)

Kaiſer Ahaſverus. Haman.

Haman

Gnädger König Herr und Fürſt

Du mir es nicht verargen wirſt

Wenn ich an deinem Geburtstag

Dir beſchwerlich bin mit Verdruß und Klag.

Es will mir aber das Herz abfreſſen

Kann weder ſchlafen noch trinken noch eſſen.

Du weißt wieviel es uns Mühe gemacht

Bis wir es haben ſo weit gebracht

Aber wir wollen ſie bald belehren

Und zum Unglauben ſie bekehren

Und laſſen ſie ſich wa nicht weiſen

So ſollen ſie alle Teufel zerreiſſen.

Ahasverus

In ſo fern iſt mirs einerley

Doch brauchts all, dünkt mich, nicht's Geſchrey.

Laßt ſie am Sonnenlicht ſich vergnügen

Fleißig bey ihren Weibern liegen

Damit wir tapfre Kinder kriegen.

Haman

Behüte Gott, Ihre Majeſtät.

Das leidt ſein Lebtag kein Prophet.

Doch

Doch wären die noch zu bekehren

Aber die leidigen Irrlehren

Der Empfindſamen aus Judäa

Sind mir zum theuren Aerger da.

Was hilfts, daß wir Religion

Geſtoßen vom Tyrannenthron

Wenn die Kerls ihren neuen Götzen

Oben auf die Trümmer ſetzen.

Religion, Empfindſamkeit

iſt lang wie breit.

Müſſen das all exterminiren

Nur

Nur die Vernunft, die ſoll uns führen.

Ihr himliſch klares Angeſicht

Ahasverus

Hat auch dafür keine Waden nicht.

Wollen's ein andermal beſehen.

Beliebt mir jetzt zu Bett zu gehen

Haman

Wünſch Euro Majeſtät geruhige Nacht

Hannswurſt

Der erſte Aktus iſt nun vollbracht

Und der nun folgt — das iſt der zweyte.

Markt-

Marktſchreyer

Lieben Freunde! gute Leute!

Daß Menſchenlieb und Freundlichkeit

Sorge für eure Geſundheit

Und Leibeswohl zu dieſer Zeit

Mich dieſen weiten Weg geführt

Das ſeyd ihr alle perſchwadirt.

Und von meiner Wiſſenſchaft und Kunſt

Werdet ihr liebe Freund mit Gunſt

Euch ſelbſt am beſten überführen

Und iſt ſo wenig zu verlieren.

Zwar könnt ich euch Brief und Siegel weisen
Von der Käyserin aller Reussen
Und von Friedrich dem König von Preussen
Und allen Europens Potentaten
Doch wer spricht gern von seinen Thaten?
Sind auch viel meiner Verfahren
Die leider nichts als Prahler waren
Ihr könntet's denken auch von mir
Drum rühm ich nichts und zeig' euch hier
Ein Päckel Arzeney, köstlich und gut.
Die Waar' sich selber loben thut.

Wozu 's alles ſchon gut geweſen

Iſt auf'm gedruckten Zeddel zu leſen.

Und enthält das Päckel ganz

Ein Magenpulver und Purganz

Ein Zahnpülverlein honigſüſſe

Und einen Ring gegen alle Flüſſe.

Wird nur dafür ein Batzen begehrt

Iſt in der Noth wohl hundert werth.

Hannswurſt

Schnupftuch rauf ::

Zigeunerhaupmann

Das Milchmädchen da iſt ein hübſches Ding

Ich

Ich kaufft' ihr wol so ein zinnernen Ring

Gefällt ihr das mein liebes Kind?

Milchmädchen

Man sieht sich an den sieben Sachen blind.

Doctor

Wie gefällt Ihnen das Drama?

Amtmann

Nicht. Sind doch immer Scandala

Hab auch gleich ihnen sagen lassen

Sie sollen das Ding geziemlicher fassen.

Doctor

Was sagte denn der Entrepreneur?

Amtmann

Es käm' dergleichen Zeug nicht mehr

Und zuletzt Haman gehenkt erſcheine

Zur Warnung und Schröcken der ganzen Gemeine.

Hannswurſt

Schnupftuch rauf :,:

Marktſchreyer

Die Herren gehn noch nicht von hinnen

Wir wollen den zweyten Akt beginnen

Indeſſen können ſie ſich beſinnen

Ob ſie von meiner Waar was brauchen

Hannswurſt

Gebt Acht! kommen euch Tränen in die Augen.

Die Königin Eſther. Mardochai.

Eſther

Ich bitt euch, laßt mich ungeplagt

Mardochai

Hätt's gern zum letztenmal geſagt

Wem aber am Herzen thut liegen

Die Menſchen in einander zu fügen

Wie Krebs und Kalbfleiſch in ein Ragu

Und eine wohlſchmeckende Sauce dazu.

Kann unmöglich gleichgültig seyn

Zu sehn die Heiden wie die Schwein

Und unser Lämmelein Häuflein zart

Durcheinander lauffen nach ihrer Art.

Möcht' all sie gern modifiziren

Die Schwein zu Lämmern rectifiziren

Und ein ganzes draus combiniren.

Daß die Gemeine zu Corinthus

Und Rom, Coloß und Epheſus

Und Herrenhut und Herrenhag

Davor beſtünde mit Schand und Schmach.

Da iſt es nun an dir o Frau!

Dich zu machen an die Königsſau

Und ſeiner Borſten harten Straus

Zu kehren in Lämmleins Wolle kraus.

Ich geh aber im Land auf und nieder

Caper immer neue Schweſtern und Brüder

Und gläubige ſie alle zuſammen

Mit Hämmleins Lämmleins Liebesflammen.

Geh dann davon in ſtiller Nacht

Als hätt ich in das Bett gemacht

Die Mägdlein haben mir immer Dank

Iſts nicht Geruch, ſo iſts Geſtank.

Esther

Mein Gemahl ist wohl schon eingeschlaffen

Läg lieber mit einen von euren Schaaffen

Indessen, kann's nicht anders seyn

Ists nicht ein Schaaf, so ists ein Schwein.

(ab)

Marktschreyer

Seiltänzer wird sich sehen lassen.

Schattenspielmann

Orgelum, orgeley.

Dubeldumdey.

Doctor

Laßt ihn rein kommen

Thut die Lichter aus

Sind ja in einem honetten Haus

Nicht wahr Herr Amtmann! man iſt was
man bleibt?

Amtmann

Man iſt, wie man's treibt.

Schattenſpielmann

Orgelum, orgeley

Dudelbumbey!

Lichter weg! mein Lämpgen nur!

Nimmt ſich ſonſt nicht aus.

Ins dunkle da, Mesdames!

Dock

Doctor

Von Herzen gern.

Schattenspielmann

Orgelum, orgeley :,:

Ach wie sie is alles dunkel

Finsternis is

War sie all wüst und leer

Hab sie all nicks auf die Erd gesehn

Orgelum :,:

Sprach sie Gott 's werd Licht

Wie's hell da 'rein bricht

Wie sie all durkeinander gehn

Die Element alle vier

In sechs Tag alles gemacht is

Sonn Mond Stern Baum und Thier

Orgelum orgeley

Dudeldumdey

Steh sie Adam in die Paradies

Steh sie Eva hat sie die Schlang verführt

Rausgejagt

Mit Dorn Disteln

Geburtsschmerzen geplagt

O weh!

Orgelum :,:

Hat ſie die Welt vermehrt

Mit viel gottloſe Leut

Waren ſo fromm vorher

Habe geſunge gebet

Glaube mehr an keine Gott

Iſt es ein Schand und Spott.

Seh ſie die Ritter und Damen

Wie ſie zuſammen kamen

Sich begehn, ſich begatten

In alle grüne Schatten

Uf alle grüne Häide

Kann das unſer Herr Gott leide?

Orgelum, orgeley

Dudeldumdey.

Fährt da die Sündfluth rein

Wie ſie Gotts erbärmlick ſchreyn

All all erſauffen ſchwer

Is gar kein Rettung mehr Orgelum :,:

Guck ſie! in vollem Schuß

Fliegt daher Mercurius

Macht ein End all dieſer Noth

Dank ſey dir lieber Herre Gott

Orgelum, :orgeley

Dubeldumdey

Doctor

Ja da wären wir geborgen.

Fräulein

Empfehlen uns

Amtmann

Sie kommen doch wieder morgen?

Gouvernante

Man hat an einmal ſatt

Doct.

Doctor

Jeder Tag ſeine eigne Plage hat.

Schattenſpielmann

Orgelum, orgeley

Dudeldumdey.

Ein

Faſtnachtsſpiel,

auch wohl zu tragieren

nach Oſtern,

vom

Pater Brey

dem falſchen Propheten.

Zu Lehr Nutz und Kurzweil gemeiner Criſtenheit inſonders Frauen und Jungfrauen zum goldnen Spiegel.

Würzkrämer in seinem Laden.

Junge! hol mir die Schachtel dort droben

Der Teuffels Pfaff hat mir alles verschoben.

Mir war mein Laden wohl eingericht

Fehlt' auch darinn an Ordnung nicht

Mir war eines jeden Platz bekannt

Die nöthigst Waar stund bey der Hand

Toback und Caffee, ohn' den der Tag

Kein Höckerweib mehr leben mag

Da kam ein Teuffels Pfäfflein ins Land

Der hat uns Kopf und Sinn verwandt

Sagt

Sagt wir wären unordentleich

An Sinn und Rumor den Studenten gleich

Könnt unſre Haushaltung nicht beſtehen

Müßten alle ärſchlings zum Teuffel gehen

Wenn wir nicht thäten ſeiner Führung

Uns übergeben und geiſtlicher Regierung.

Wir waren Burgersleut guter Art

Glaubten dem Kerl auf ſeinen Bart

Darinn er freilich hat nicht viel Haar

Wir waren bethört eben ganz und gar

Da kam er denn in den Laden herein,

Sagt: verflucht! das ſind mir Schwein

Wie alles durcheinander ſteht?

Müſt's einrichten nach dem Alphabet.

Da kriegt er mir meinen Kaſten Caffee

Und ſetzt mir ihn oben auf ins C

Und ſtellt mir die Tobacksbüchſen weg

Dort hinten ins T. zum Teuffelsdreck

Kehrt eben alles drüber und drunter

Gieng weg und ſprach: ſo beſteh's jetzunder.

Da macht' er ſich an meine Frauen

Die auch ein bischen umzuſchauen

Ich bat mir aber die Ehr auf einandermal aus

Und ſo ſchafft' ich mir'n aus dem Haus.

Er hat mir's aber auch gedacht

Und mir einen verfluchten Streich gemacht

Sonſt hielten wir's mit der Nachbarinn

Ein altes Weib von treuem Sinn

Mit der hat er uns auch entzweyt

Man ſieht ſie faſt nicht die ganze Zeit

Doch da kommt ſie ſo eben her

Nachbarinn kommt

Würzkrämer

Frau Nachbarinn, was iſt ihr Begehr?

Sibilla die Nachbainn

Hätte gern für zwey Pfenning Schwefel und
Zunder

Würzkrämer

Ey ſich, 's ja ein groſſes Wunder

Daß man nur einmal hat die Ehr

Sibilla

Ey der Herr Nachbar braucht einen nicht ſehr

Würzkrämer

Red ſie das nicht. Es war ein Zeit

Da wir waren gute Nachbarsleut

Und borgten einander Schüſſla und Beſen

Wär' auch alles gut geweſen

Aber vom Pfaffen kommt der Neid

Mistraun, Verdruß und Zwiſtigkeit

Sibilla

Redt er mir nichts übern Herrn Pater

Er iſt im Hauſ' als wie der Vater

Hat über meine Tochter viel Gewalt

Zeigt ihr wie ſie ſoll werden klug und alt

Und iſt ein Menſch von viel Verſtand

Hat auch geſehn ſchon manches Land

Würzkrämer

Aber bedenkt ſie nicht dabey

Wie ſehr gefährlich der Pfaff ihr ſey?

Was thut er an ihrer Tochter lecken

An fremden verbot'nen Speiſen ſchlecken?

Was würd' Herr Balandrino ſagen

Wenn er zurückkäm' in dieſen Tagen

Der in Italia zu dieſer Friſt

Unter'n Dragonern Hauptmann iſt

Und iſt ihrer Tochter Bräutigam

Nicht blöckt und trottelt wie ein Lamm?

Sibilla

Herr Nachbar er hat ein böſes Maul

Er gönnt dem Herrn Pater keinen blinden Gaul.

Mein Tochter, die iſt in Büchern beleſen

Das iſt dem Herrn Pater juſt ſein Weſen

Auch redt ſie verſtändig allermeiſt

Von ihrem Herzen wie ſies heißt

Würzkrämer

Frau Nachbarin, das iſt alles gut

Eure Tochter iſt ein junges Blut

Und kennt den Teuffel der Männer Ränken

Warum ſie ſich an die Maidels henken

Die ganze Stadt is voll davon.

Sibilla

Lieber Herr Nachbar, weiß alles ſchon

Meynt

Meynt er denn aber Herr, beym Blut,

Daß mein Maidel was böſes thut?

Würzkrämer

Was böſes? davon iſt nicht die Red

Es iſt nur aber die Frag, wies ſteht.

Sieht ſie, ich muß ihr deutlich ſagen

Ich ſtund ungefähr dieſer Tagen

Hinten am Hollunderzaun

Da kam mein Pfäfflein und Maidelein traun

Giengen auf und ab ſpazieren

Thäten einander umſchlungen führen

Thäten mit Aeuglins ſich begäffeln

Einander in die Ohren räſſeln

Als wollten ſie eben allſogleich

Miteinander ins Bett oder ins Himmelreich.

Sibilla

Davor habt ihr eben keine Sinnen

Ganz geiſtilich iſt ſein Beginnen

Er iſt von Fleiſchbegierden rein

Wie die lieben Herzengelein.

Ich wolle, ihr thätet ihn nur recht kennen

Würdet ihn gern einen Heiligen nennen.

(Frau Sibilla die Nachbarinn ab)

Valandrino, der Dragoner-Hauptmann tritt auf und ſprich

Da bin ich nun durch viele Gefahr

Zurückgekehrt im dritten Jahr

Hab in Italia die Pfaffen gelauſt

Und manche Republik gezauſt.

Bin nur jetzt von Sorgen getrieben

Wie es drinne ſteht mit meiner Lieben.

Und ob wie in der Stadt man ſagt

Sie ſich mit einem Teuffels-Pfaffen behagt.

Will doch gleich den Nachbar fragen

War ein redlich Kerl in alten Tagen

Würzkrämer

Herr Hauptmann, seyd ihr's? Gott sey Dank

Haben euch halt erwart solang

Hauptmann

Ich bin freilich lang geblieben

Wie habt ihrs denn die Zeit getrieben?

Würzkrämer

So bürgerlich. Eben leidlich dumm.

Hauptmann

Wie stehts in der Nachbarschaft herum?

Ists wahr —

Würzkrämer

Seyd ihr etwa ſchon vergifft?

Da hat einer ein bös Eh geſtifft.

Hauptmann

Sagt, iſts wahr mit dem Pfaffen?

Würzkrämer

Herr ich hab nichts mit dem Miſt zu ſchaffen

Aber ſoviel kann ich euch ſagen

Ihr müßt nit mit Feuer und Schwerdt drein ſchlagen.

Müßt erſt mit eignen Augen ſehn

Wies drinnen thut im Hauſ' hergehn.

Kommt

Kommt nur in meine Stube nein

So eben fällt ein Schwank mir ein.

Laßt euchs unangefochten seyn

Eure Braut ist ein gutes Ding

Und der Pfaff nur ein Dämmerling (sie gehen ab)

Wird veraciellt der Frau Sibilla Garten.
Treten auf: das Pfäfflein und Leonora, sich an Händen führend.

Pfaff

Wie ist doch heut der Tag so schön!

Gar lieblich isis spazieren zu gehn.

Leonora

Wie schön wird nicht erst seyn der Tag.

Da mein Balandrino kommen mag?

Pfaff

Pfaff

Wollt euch wohl gönnen die Herzensfreude!

Doch wir ſind indeß beyſammen heute

Und ergötzen unſere Bruſt

Mit Freundſchaft und Geſprächesluſt

Leonora

Wie wird euch Valandrino ſchätzen

An eurem Umgang ſich ergötzen

Erkennen euer edel Geblüt

Frey und liebevolles Gemüth.

Und wie ihr wollet allen gut

Niemals zuviel noch zu wenig thut.

Pfaff

Pfaff

O Jungfrau, ich mit Seel und Sinn

Auf immerdar dein eigen bin

Und den du Bräutigam thuſt nennen

Mög er ſo deinen Werth erkennen!

O himmliſch glücklich iſt der Mann

Der dich die Seine nennen kann. (ſie gehn vorüber)

Tritt auf Balandrino der Hauptmann verkleidet in einen alten Edelmann, mit weiſſem Bart und Ziegenperüke und der Würzkrämer.

Würzkrämer

Hab euch nun geſagt des Pfaffen Geſchicht

Wie er alles nach ſeinem Gehirn einricht

Wie

Wie er will Berg und Thal vergleichen

Alles Rauhe mit Gips und Kalk verſtreichen

Und endlich mahlen auf das Weiß

Sein Geſicht oder ſunen Steiß.

Hauptmann

Wir wollen den Kerl gewaltig curiren

Und über die Ohren in Dreck nein führen

Geht jetzt ein bischen nur bey Seit

Würzkrämer

Wenn ihr mich braucht, ich bin nicht weit

(geht ab)

Hauptmann

Ho! Holla! ho!

Es

Sibilla

Welch ein Geſchrey?

Hauptmann

Treff ich nicht hier den Pater Brey?

Sibilla

Er wird wohl in dem Garten ſeyn

Ich ſchick ihn Ihnen gleich herein (ab)

Der Pfaff tritt auf und ſpricht.

Womit kann ich dem Herren dienen?

Hauptmann

Ich bin ſo frey, mich zu erkühnen

Den Herrn Pater hier aufzutreiben

Sie müſſens Ihrem Ruf zuſchreiben.

Ich

Ich habe ſoviel guts vernommen

Von vielen die da und dorther kommen

Wie Sie überall haben genug

Der Menſchen Gunſt und guten Geruch

Wollt Sie doch eiligſt kennen lernen.

Aus Furcht, Sie möchten ſich bald entfernen.

Pfaff

Mein lieber Herr, wer ſind Sie dann?

Hauptmann

Ich bin ein reicher Edelmann

Habe gar viel Gut und Geld

Die ſchönſten Dörfer auf der Welt

Aber mir fehlts am rechten Mann

Der all das guberniren kann.

Es geht, geht alles durcheinander

Wie Mäuſedreck und Coriander

Die Nachbarn leben in Zank und Streit

Unter Brüdern iſt keine Einigkeit

Die Mägde ſchlaffen bey den Buben

Die Kinder hoſiren in die Stuben

Ich fürcht, es kommt der jüngſte Tag

Pfaff

Ach da wird alles gut darnach

Hauptmann

Ich hätt's eben noch gern gut vorher

Drum

Drum verlanget mich zu wiſſen ſehr

Wie Sie denken, ich ſollt's anfangen

Pfaff

Können nicht zu Ihrem Zweck gelangen

Sie müſſen denn einen Plan disponiren

Und den mit Feſtigkeit vollführen.

Da muß alles calculirt ſeyn

Da darf kein einzig Geſchöpf hinein

Mäuſ und Ratten, Flöh und Wanzen

Müſſen alle beytragen zum Ganzen.

Hauptmann

Das thun ſie jetzt auch, ohne Kunſt.

Pfaff

Doch iſt das nicht das recht', mit Gunſt,

Es geht ein jedes ſeinen Gang

Doch ſo ein Reich, das dauert nicht lang.

Muß alles ineinander greiffen

Nichts hinüber herüber ſchweiffen

Das giebt alsdenn ein Reich, das hält

Im ſchönſten Flor bis ans End' der Welt.

Hauptmann

Mein Herr, ich hab hier in der Näh

Ein Völklein da ich gerne ſäh

Wenn eure Kunſt und Wiſſenſchaft

Wollt da beweiſen ihre Kraft.

Eie

Sie führen ein Sodomitiſch Leben

Ich will ſie eurer Aufſicht übergeben

Sie reden alle durch die Naſen

Haben Wämſte ſehr aufgeblaſen

Und ſchnautzen jeden Chriſten an

Und lauffen davon vor jedermann.

Paſſ

Da iſt der Fehler, da ſitzt es eben

Sobald die Kerls wie Wilde leben

Und nicht bethulich und freundlich ſind

Doch das verbeſſert ſich geſchwind.

Hab ich doch mit Geiſtesworten

Auf meinen Reiſen aller Orten

Aus rohen ungewaſchnen Leuten

Die lebten wie Juden Türcken und Heyden

Zuſammengebracht eine Gemein

Die lieben wie Mäyenlämmelein

Sich und die Geiſtesbrüderlein.

Hauptmann

Wollet ihr nicht gleich hinaus reiten?

Der Herr Nachbar ſoll euch begleiten.

Pfaff

Der iſt ſonſt nicht mein guter Freund

Hauptmann

Herr Pater! mehr als ihr es meynt.

(ſie gehen ab)

Haupts

Hauptmann kommt zurück und
ſpricht:

Nun muß ich noch ein bischen ſehn
Wie's thut mit Leonoren ſtehn.
Ich thu ſie wohl unſchuldig ſchätzen
Der Pfaff kann nichts als prahlen und ſchwätzen
Da kommt ſie eben recht herein
Jungfrau! ſie ſcheint betrübt zu ſeyn

Leonore

Mir iſts im Herzen weh und bange
Mein Bräutigam der bleibt ſolange.

Hauptmann

Liebt ihr ihn denn allein ſo ſehr?

Leonore

Ohn ihn möcht ich nicht leben mehr

Hauptmann

Der Pater euch ja hofiren thut

Leonore

Ach ja das iſt wohl alles gut

Aber gegen meinen Bräutigam

Iſt der Herr Pater nur ein Schwamm,

Hauptmann

Ich fürcht, es wird ein Hurry geben

Wenn der Hauptman hört euer Leben.

Leonore

Ach nein, denn ich ihm ſchwören kann

Denke nicht dran, der Pfaff ſey Mann

Und ich dem Hauptmann eigen bin

Von ganzem Herzen und ganzem Sinn

Hauptmann (wirft Perüke und Tar: rig und entdeckt ſich)

So komme denn an meine Bruſt

O Liebe, meines Herzens Luſt

Leonore

Iſts möglich? ach ich glaub es kaum

Die himmliſch Freuden iſt ein Traum

Hauptmann

O Leonor', biſt treu genug

Wärſt du geweſen auch ſo klug

Leonore

Ich bin ganz ohne Schuld und Sünd

Hauptmann

Das weiß ich wohl mein liebes Kind

Die Kerls sind vom Teuffel beſeſſen

Schnepern herum an allen Essen

Lecken den Weiblein die Ellenbogen

Stellen sich gar zu wohlgezogen

Nisten sich ein mit Schmeicheln und Lügen

Wie Filzläus, sind nicht heraus zu kriegen

Aber ich hab ihn proſtituirt

Der Nachbar hat ihn hinausgeführt

Wo die Schwein' auf die Weide gehn

Da mag er bekehren und lehren schön.

Nachbar

Nachbar Würzkrämer kommt lachend
ausser Athem

Gott grüß euch edles junges Paar!

Der Pfaff ist rasend ganz und gar

Läuft wie wütig hinter mir drein

Ich führt' ihn draussen zu den Schwein'

Sperrt Maul und Augen auf der Matz

Als ich ihm sagt', er wär' am Platz.

Er säh sie redten durch die Nasen

Hätten Bäuche sehr aufgeblasen

Wären unfreundlich grob und liederlich

Schnauzten und bissen sich unbrüderlich

Lebten ohne Religion und Gott

Und Ordnung wie ein Studentenrott

Möcht ſie nun machen all honett

Und die frömmſt' nehmen mit zu Bett.

Hauptmann

Thät er darauf wacker raſen?

Würzkrämer

Viel Flüch und Schimpf aus 'em Rachen blaſen

Da kommt er ja gelauffen ſchon.

Pfaff auſſer Athem.

Wo hat der Teufel den Cujon? (erſchrickt, da er den Hauptmann ſieht)

Hauptmann

Herr Pfaff! erkennt er nun die Schlingen?

Sollt ihm wohl noch ein Gratias ſingen.

Doch mag er frey ſeiner Wege gahn

Nur hör' er noch zwey Wörtgen an.

Er meynt, die Welt könnt nicht beſtehen

Wenn er nicht thät drauf herumhergehen

Bildt ſich ein wunderliche Streich

Von ſeinem himmliſch geiſtgen Reich

Meynt, er wolle die Welt verbeſſern

Ihre Glückſeeligkeit vergröſſern

Und lebt ein jedes doch fort an

So übel und ſo gut es kann.

Er denkt, er trägt die Welt aufm Rücken

Fäng' er uns nur einweil die Mücken!

Aber da iſt nichts recht und gut

Als was Herr Pater ſelber thut.

Thät gerne eine Stadt abbrennen

Weil er ſie nicht hat bauen können

Findts verflucht, daß ohn' ihn zu fragen

Die Sonne ſich auf und ab kann wagen

Doch Herr! damit er uns beweiſt

Daß ohne ihn die Erde reiſt

Zuſammen ſtürzen Berg und Thal

Probier' ers nur und ſterb er einmahl

Und wenn davon auf der ganzen Welt

Ein Schweinſtall nur zuſammen fällt

So

So erklär' ich ihn für einen Prepheten

Will ihn mit all meinem Hauß anbethen.

(der Paß zieht ab)

Hauptmann

Und du geliebtes Lerchen mein

Warst gleich einem Wickelkindelein

Das schreyt nach Brey und Suppe lang

Des wird der Mutter angst und bang

Ihr Brey ist noch nicht gar und recht

Drum nimmt sie schnell ein Lümpgen schlecht

Und kaut ein Zuckerbrod hinein

Und steckt's dem Kind' ins Mündelein.

Da saugts und zutzt denn um sein Leben

Will ihm aber keine Sättigung geben

Es zieht erſt allen Zucker aus

Und ſpeyt den Lumpen wieder aus.

So laßt uns denn den Schnacken belachen

Und gleich von Herzen Hochzeit machen.

Ihr Jungfrauen, laßt euch nimmer küſſen

Von Pfaffen die ſonſt nichts wollen noch wiſſen

Denn wer möcht' einen zu Tiſche laden

Auf den bloſſen Geruch von einem Braten?

Es gehört zu jeglichem Sacrament

Geiſtlicher Anfang, leiblich Mittel, fleiſchlich

End.

J. N. 4: 21

Clavigo.

Ein Trauerſpiel

von

Göthe.

Leipzig,
in der Weygandſchen Buchhandlung.
1774.

N
15 884

Personen.

Clavigo, Archivarius des Königs.
Carlos, dessen Freund.
von Beaumarchais.
Marie von Beaumarchais.
Sophie Guilbert, gebohrne von Beaumarchais.
Guilbert, ihr Mann.
Buenko.
Saint George.

Der Schauplatz ist zu Madrid.

Erſter Akt.

Clavigos Wohnung.

Clavigo. Carlos.

Clavigo (vom Schreibtiſch aufſtehend) Das Blatt wird eine gute Würkung thun, es muß alle Weiber bezaubern. Sag mir, Carlos, glaubſt du nicht, daß meine Wochenſchrift jezo eine der erſten in Europa iſt?

Carlos. Wir Spanier wenigſtens haben keinen neuern Autor, der ſo viel Stärke des Gedankens, ſo viel blühende Einbildungskraft mit einem ſo glänzenden und leichten Styl verbände.

Clavigo. Laß mich! Ich muß unter dem Volke noch der Schöpfer des guten Geſchmaks werden. Die Menſchen ſind willig, allerley Eindrücke anzunehmen, und ich habe einen Ruhm, ein Zutrauen unter meinen Mitbürgern, und, unter uns geſagt, meine Kenntniſſe breiten ſich täglich aus; meine Empfindungen erweitern ſich, und mein Styl bildet ſich immer wahrer und ſtärker.

Carlos. Gut, Clavigo! Doch, wenn du mir's nicht übel nehmen willt, ſo gefiel mir damals deine Schrift weit beſſer, als du ſie noch zu Mariens Füſſen ſchriebſt, als noch das liebliche, muntere Geſchöpf auf dich Einfluß hatte, ich weis nicht, das Ganze hatte ein jugendlicheres, blühenderes Anſehn.

Clavigo. Es waren gute Zeiten, Carlos, die nun vorbey ſind. Ich geſtehe dir gern, ich ſchrieb damals mit offenerm Herzen, und wahr iſt's, ſie hatte viel Antheil an dem Beyfall, den

das Publikum mir gleich Anfangs gewährte. Aber in der Länge, Carlos, man wird der Weiber gar bald satt, und warst du nicht der erste, meinem Entschluß Beyfall zu geben, als ich mir vornahm, sie zu verlassen.

Carlos. Du wärst verscheuert. Sie sind gar zu einförmig. Nur, dünkt mich, wär's wieder Zeit, daß du dich nach einem neuen Plan umsäheſt, es ist doch auch nichts, wenn man so ganz auf'm Sand ist.

Clavigo. Mein Plan ist der Hof, da gilts kein feyern. Hab ich's für einen Fremden, der ohne Stand, ohne Namen, ohne Vermögen hieher kam, nicht weit genug gebracht? Hier an einem Hofe! unter dem Gedräng von Menschen, wo es so schwer hält, sich bemerken zu machen? Mir ist's so wohl, wenn ich den Weg ansehe, den ich zurükgelegt habe. Geliebt von den Ersten des Königreichs, geehrt durch meine Wissenschaften, meinen Rang! Archivarius des Königs! Carlos! das spornt mich alles; ich wäre nichts, wenn ich bliebe was ich bin! Hinauf! hinauf! Und da kostets Mühe und List! Man braucht seinen ganzen Kopf, und die Weiber, die Weiber! Man vertändelt gar zu viel Zeit mit ihnen.

Carlos. Narre, das iſt deine Schuld. Ich kann nie ohne Weiber leben, und mich hindern ſie gar nichts. Auch ſag ich ihnen nicht ſo viel ſchöne Sachen, röſte mich nicht Monate lang an Sentiments und dergleichen. Wie ich denn mit honnetten Mädchen am ungernſten zu thun habe. Ausgeredt hat man bald mit ihnen, hernach ſchleppt man ſich eine Zeitlang herum, und kaum ſind ſie ein bisgen warm bey einem, hat ſie der Teufel gleich mit Heurathsgedanken und Heurathsvorſchlägen, die ich fürchte wie die Peſt. Du biſt nachdenkend, Clavigo!

Clavigo. Ich kann die Erinnerung nicht los werden, daß ich Marien verlaſſen — hintergangen habe, nenn's wie du willſt.

Carlos. Wunderlich! Mich dünkt doch, man lebt nur einmal in der Welt, hat nur einmal dieſe Kräfte, dieſe Ausſichten, und wer ſie nicht zum Beſten braucht, wer ſich nicht ſo weit treibt als möglich, iſt ein Thor. Und heurathen! heurathen juſt zur Zeit, da das Leben erſt recht in Schwung kommen ſoll, ſich häuslich niederlaſſen, ſich einſchränken, da man noch die Hälfte ſeiner Wanderung nicht zurükgelegt, die Hälfte ſeiner Eroberungen noch nicht gemacht hat!

Daß du ſie liebteſt, das war natürlich, daß du ihr die Ehe verſprachſt, war eine Narrheit, und wenn du Wort gehalten hätteſt, wär's gar Raſerey geweſen.

Clavigo. Sieh, ich begreife den Menſchen nicht. Ich liebte ſie warlich, ſie zog mich an, ſie hielte mich, und wie ich zu ihren Füſſen ſas, ſchwur ich ihr, ſchwur ich mir, daß es ewig ſo ſeyn ſollte, daß ich der Ihrige ſeyn wollte, ſo bald ich ein Amt hätte, einen Stand — Und nun, Carlos!

Carlos. Es wird noch Zeit genug ſeyn, wenn du ein gemachter Mann biſt, wenn du dich zu dem erwünſchten Ziele aufgeſchwungen haſt, daß du alsdann, um all dein Glük zu krönen und zu befeſtigen, dich mit einem angeſehenen und reichen Hauſe durch eine kluge Heurath zu verbinden ſuchſt.

Clavigo. Sie iſt verſchwunden! Glatt aus meinem Herzen verſchwunden, und wenn mir ihr Unglük nicht manchmal durch den Kopf führe — Daß man ſo veränderlich iſt!

Carlos. Wenn man beſtändig wäre, wollt ich mich vernundern. Sieh doch, verändert

ſich nicht alles in der Welt, warum ſollten unſere Leidenſchaften bleiben. Sey du ruhig, ſie iſt nicht das erſte verlaßne Mädchen, und nicht das erſte, das ſich getröſtet hat. Wenn ich dir rathen ſoll, da iſt die junge Wittwe gegen über —

Clavigo. Du weiſt, ich halte nicht viel auf ſolche Vorſchläge, ein Roman, der nicht ganz von ſelbſt kommt, iſt nicht im Stand, mich einzunehmen.

Carlos. Ueber die delikaten Leute.

Clavigo. Laß das gut ſeyn, und vergiß nicht, daß unſer Hauptwerk gegenwärtig ſeyn muß, uns dem neuen Miniſter nothwendig zu machen. Daß Whal das Gouvernement von Indien niederlegt, iſt immer beſchwerlich vor uns. Zwar iſt mir's weiter nicht bange, ſein Einfluß bleibt — Grimaldi und er ſind Freunde, und wir können ſchwatzen und uns bücken —

Carlos. Und denken und thun was wir wollen.

Clavigo. Das iſt die Hauptſache in der Welt. (er ſchellt dem Bedienten) Tragt das Blatt in die Druckerey.

Carlos.

Carlos. Sieht man euch den Abend?

Clavigo. Nicht wohl. Nachfragen könnt ihr ja.

Carlos. Ich möchte heut Abend gar zu gern was unternehmen, das mir das Herz erfreute, ich muß dieſen ganzen Nachmittag wieder ſchreiben. Das endigt nicht.

Clavigo. Laß es gut ſeyn. Wenn wir nicht für ſo viele Leute arbeiteten, wären wir ſo viel Leuten nicht über den Kopf gewachſen. (ab.)

Guilberts Wohnung.

Sophie Guilbert. Marie von Beaumarchais. Don Buenko.

Buenko. Sie haben eine üble Nacht gehabt?

Sophie. Ich ſagt's ihr geſtern Abend. Sie war ſo ausgelaſſen luſtig, und hat geſchwatzt bis eilfe, da war ſie erhitzt, konnte nicht ſchlafen, und nun hat ſie wieder keinen Athem, und weint den ganzen Morgen.

Marie. Daß unſer Bruder nicht kommt. Es ſind zwey Tage über die Zeit.

Sophie. Nur Geduld, er bleibt nicht aus.

Marie. (aufſtehend) Wie begierig bin ich, dieſen Bruder zu ſehen, meinen Richter und meinen Retter. Ich erinnere mich ſeiner kaum.

Sophie. O ja, ich kann mir ihn noch wohl vorſtellen, er war ein feuriger, offener, braver Knabe von dreyzehn Jahren, als uns unſer Vater hierherſchickte.

Marie. Eine edle groſſe Seele. Sie haben den Brief geleſen, den er ſchrieb, als er mein Unglück erfuhr. Jeder Buchſtabe davon ſteht in meinem Herzen. Wenn Du ſchuldig biſt, ſchreibt er, ſo erwarte keine Vergebung; über Dein Elend ſoll noch die Verachtung eines Bruders auf Dir ſchwer werden, und der Fluch eines Vaters. Biſt du unſchuldig! O dann alle Rache, alle, alle glühende Rache auf den Verräther! — Ich zittere! Er wird kommen. Ich zittere, nicht für mich, ich ſtehe vor Gott in meiner Unſchuld. — Ihr müßt, meine Freunde — Ich weis nicht was ich will! O Clavigo!

Sophie. Du hörſt nicht! Du wirſt Dich umbringen.

Marie.

Marie. Ich will ſtille ſeyn! Ja ich will nicht weinen. Mich dünkt auch, ich hätte keine Thränen mehr! Und warum Thränen? Es iſt mir nur leid, daß ich euch das Leben ſauer mache. Denn im Grunde, worüber beklag ich mich. Ich habe viel Freude gehabt, ſo lang' unſer alter Freund noch lebte. Ciavigos Liebe hat mir viel Freude gemacht, vielleicht mehr als ihm die meinige. Und nun — Was iſt's nun weiter? Was iſt an mir gelegen? an einem Mädchen gelegen, ob ihm das Herz bricht? Ob es ſich verzehrt und ſein armes junges Leben ausquält?

Buenko. Um Gotteswillen Mamſell.

Marie. Ob's ihm wohl einerley iſt — daß er mich nicht mehr liebt? Ach! warum bin ich nicht mehr liebenswürdig? — Aber bedauern, bedauern ſollt' er mich! daß die Arme, der er ſich ſo nothwendig gemacht hatte, nun ohne ihn ihr Leben hinſchleichen, hinjammern ſoll. — Bedauern! Ich mag nicht von dem Menſchen bedauert ſeyn.

Sophie. Wenn ich dich ihn könnte verachten lernen, den Nichtswürdigen! den Haſſenswürdigen!

Marie.

Marie. Nein, Schweſter, ein Nichtswürdiger iſt er nicht, und muß ich denn den verachten, den ich haſſe! — Haſſen! Ja manchmal kann ich ihn haſſen, manchmal, wenn der ſpaniſche Geiſt über mich kommt. Neulich, o neulich, als wir ihm begegnet hatten, ſein Anblick würkte volle warme Liebe auf mich! und wie ich wieder zu Hauſe kam, und mir ſein Betragen auffiel, und der ruhige, kalte Blick, den er über mich herwarf an der Seite der glänzenden Donna; da ward ich Spanierin in meinem Herzen und grif nach meinem Dolch und nahm Gift zu mir, und verkleidete mich. Ihr erſtaunt, Buenko, alles in Gedanken verſteht ſich.

Sophie. Närriſches Mädgen.

Marie. Meine Einbildungskraft führte mich ihm nach, ich ſah ihn, wie er zu den Füſſen ſeiner neuen Geliebten all die Freundlichkeit, all die Demuth verſchwendete, mit der er mich vergiftet hat, ich zielte nach dem Herzen des Verräthers! Ach Buenko! — Auf einmal war das gutherzige franzöſiſche Mädchen wieder da, das keine Liebestränke kennt und keine Dolche zur Rache.

Wir ſind übel dran! Vaudevilles, unſere Liebhaber zu unterhalten, Fächer, ſie zu ſtrafen, und wenn ſie untreu ſind? — Sag, Schweſter, wie machen ſie's in Frankreich, wenn die Liebhaber untreu ſind?

Sophie. Man verwünſcht ſie.

Marie. Und?

Sophie. Und läßt ſie laufen.

Marie. Laufen! Nun und warum ſoll ich Clavigo nicht laufen laſſen? Wenn das in Frankreich Mode iſt, wärum ſoll's nicht in Spanien ſeyn? Warum ſoll eine Franzöſin in Spanien nicht Franzöſin ſeyn. Wir wollen ihn laufen laſſen und uns einen andern nehmen, mich dünkt, ſie machen's bey uns auch ſo.

Buenko. Er hat eine feyerliche Zuſage gebrochen, und keinen leichtſinnigen Roman, kein geſellſchaftliches Attachement. Mademoiſelle, Sie ſind bis ins innerſte Herz beleidigt, gekränkt. O mir iſt mein Stand, daß ich ein unbedeutender ruhiger Bürger von Madrid bin, nie ſo beſchwerlich, nie ſo ängſtlich geweſen, als jetzt, da ich mich ſo ſchwach, ſo unvermögend fühle, Ihnen gegen den falſchen Höfling Gerechtigkeit zu ſchaffen!

Marie. Wie er noch Clavigo war, noch nicht Archivarius des Königs, wie er der Fremdling, der Ankömmling, der neu eingeführte in unſerm Hauſe war, wie liebenswürdig war er, wie gut! Wie ſchien all ſein Ehrgeiz, all ſein Aufſtreben ein Kind ſeiner Liebe zu ſeyn. Für mich rang er nach Namen, Stand, Güter, er hats, und ich! — —

Guilbert kommt.

(Heimlich zu ſeiner Frau.) Der Bruder kommt.

Marie. Der Bruder! — (ſie zittert, man führt ſie in einen Seſſel.) Wo! wo! Bringt mir ihn! Bringt mich hin!

von Beaumarchais kommt.

Meine Schweſter! (von der älteſten weg, nach der jüngſten zuſtürzend.) Meine Schweſter! Meine Freunde! o meine Schweſter!

Marie. Biſt du da! Gott ſey Dank, du biſt da!

Beaumarchais. Laß mich zu mir ſelbſt kommen.

Marie. Mein Herz, mein armes Herz!

Sophie. Beruhigt euch; lieber Bruder, ich hoffte, dich gelaſſener zu ſehn.

Beaumarchais. Gelaſſener. Seyd ihr denn gelaſſen! Seh ich nicht an der zerſtörten Geſtalt dieſer Lieben, an deinen verweinten Augen, deiner Bläſſe des Kummers, an dem todten Stillſchweigen eurer Freunde, daß ihr ſo elend ſeyd, wie ich mir euch den ganzen langen Weg vorgeſtellt habe — und elender — denn ich ſeh euch, ich hab euch in meinen Armen, die Gegenwart verdoppelt meine Gefühle, o meine Schweſter!

Sophie. Und unſer Vater?

Beaumarchais. Er ſegnet euch und mich, wenn ich euch rette.

Buenko. Mein Herr, erlauben Sie einem Unbekannten, der den edlen braven Menſchen in Ihnen bey'm erſten Anblick erkennt, ſeinen innigſten Antheil an Tag zu legen, den er bey dieſer ganzen Sache empfindet. Mein Herr! Sie machen dieſe ungeheure Reiſe, Ihre Schweſter zu retten, zu rächen. Willkommen! ſeyn Sie willkommen wie ein Engel, ob ſie uns alle gleich beſchämen!

Beaumarchais. Ich hofte, mein Herr, solche Herzen in Spanien zu finden, wie das Ihre ist, das hat mich angespornt, den Schritt zu thun. Nirgend, nirgend in der Welt mangelt es an theilnehmenden beystimmenden Seelen, wenn nur einer auftritt, dessen Umstände ihm völlige Freyheit lassen, all seiner Entschlossenheit zu folgen. Und o, meine Freunde, ich habe das hofnungsvolle Gefühl: überall giebts treffliche Menschen unter den Mächtigen und Großen, und das Ohr der Majestät ist selten taub, nur ist unsere Stimme meist zu schwach, bis dahinauf zu reichen.

Sophie. Kommt, Schwester! Kommt! Legt euch einen Augenblick nieder. Sie ist ganz außer sich. (Sie führen sie weg.)

Marie. Mein Bruder!

Beaumarchais. Will's Gott, du bist unschuldig, und dann alle, alle Rache über den Verräther.

(Marie. Sophie. ab.)

Beaumarchais. Mein Bruder! Meine Freunde! ich seh's an euren Blicken, daß ihr's seyd. Laßt mich zu mir selbst kommen. Und dann! Eine reine unpartheyische Erzählung der

ganzen

ganzen Geſchichte, die ſoll meine Handlungen beſtimmen. Das Gefühl einer guten Sache ſoll meinen Entſchluß befeſtigen, und glaubt mir, wenn wir Recht haben, werden wir Gerechtigkeit finden.

Zweyter Akt.

Das Haus des Clavigo.

Clavigo.

Wer die Franzoſen ſeyn mögen, die ſich bey mir haben melden laſſen? — Franzoſen! Sonſt war mir dieſe Nation willkommen! — Und warum nicht jetzt? Es iſt wunderbar, ein Menſch, der ſich über ſo vieles hinausſetzt, wird doch an einer Ecke mit Zwirnsfäden angebunden. — Weg! — und war ich Marien mehr ſchuldig, als mir, und iſt's eine Pflicht, mich unglücklich zu machen, weil mich ein Mädchen liebt.

Bediente.

Die Fremden, mein Herr.

Clavigo. Führ sie herein. Du sagtest doch ihrem Bedienten, daß ich sie zum Frühstück erwarte?

Bediente. Wie sie befahlen.

Clavigo. Ich bin gleich wieder hier.

(ab.)

von Beaumarchais. Saint George.

(Der Bediente setzt ihnen Stühle und geht.)

Beaumarchais. Es ist mir so leicht! so wohl! mein Freund, daß ich endlich hier bin, daß ich ihn habe, er soll mir nicht entwischen. Seyn Sie ruhig, wenigstens zeigen Sie ihm die gelassenste Aussenseite. Meine Schwester, meine Schwester! Wer glaubte, daß Du so unschuldig als unglücklich bist. Es soll an den Tag kommen, Du sollst auf das grimmigste gerochen werden. Und du guter Gott erhalt mir die Ruhe der Seele, die du mir in diesem Augenblicke gewährest, daß ich mit aller Mässigung in dem entsetzlichen Schmerz und so klug handle als möglich.

Saint George. Ja diese Klugheit, alles, mein Freund, was Sie jemals von Ueberlegung bewiesen haben, nehm ich in Anspruch. Sagen Sie mir's zu, mein Bester, noch einmal, daß

Sie

Sie bedenken, wo Sie ſind. In einem fremden Königreiche, wo alle ihre Beſchüzzer, wo all Ihr Geld nicht im Stande iſt, Sie gegen die geheime Maſchinen nichtswürdiger Feinde zu ſichern.

Beaumarchais. Seyn Sie ruhig. Spielen Sie Ihre Rolle gut, er ſoll nicht wiſſen, mit welchem von uns beyden er's zu thun hat. Ich will ihn martern. O ich bin guten Humors genug, um den Kerl an einem langſamen Feuer zu braten.

Clavigo.

Meine Herren, es iſt mir eine Freude, Männer von einer Nation bey mir zu ſehen, die ich immer geſchäzt habe.

Beaumarchais. Mein Herr, ich wünſche, daß auch wir der Ehre würdig ſeyn mögen, die Sie unſern Landsleuten anzuthun belieben.

Saint Georg. Das Vergnügen, Sie kennen zu lernen, hat bey uns die Bedenklichkeit überwunden, daß wir beſchwerlich ſeyn könnten.

Clavigo. Perſonen, die der erſte Anblick empfiehlt, ſollten die Beſcheidenheit nicht ſo weit treiben.

Beaumarchais. Freylich kann Ihnen nicht fremd seyn, von Unbekannten besucht zu werden, da Sie durch die Vortreflichkeit Ihrer Schriften sich eben so sehr in auswärtigen Reichen bekannt gemacht haben, als die ansehnlichen Aemter, die Ihro Majestät Ihnen anvertrauen, Sie in Ihrem Vaterlande distinguiren.

Clavigo. Der König hat viele Gnade für meine geringe Dienste, und das Publikum viel Nachsicht für die unbedeutende Versuche meiner Feder, ich wünschte, daß ich einiger massen etwas zu der Verbesserung des Geschmacks in meinem Lande, zur Ausbreitung der Wissenschaften beytragen könnte. Denn sie sind's allein, die uns mit andern Nationen verbinden, sie sind's, die aus den entferntesten Geistern Freunde machen, und die angenehmste Vereinigung unter denen selbst erhalten, die leider durch Staatsverhältnisse öfters getrennt werden.

Beaumarchais. Es ist entzückend, einen Mann so reden zu hören, der gleichen Einfluß auf den Staat und auf die Wissenschaften hat. Auch muß ich gestehen, Sie haben mir das Wort aus dem Munde genommen, und mich gerades Wegs auf das Anliegen gebracht, um dessentwillen

willen Sie mich hier ſehen. Eine Geſellſchaft gelehrter würdiger Männer hat mir den Auftrag gegeben, an jedem Orte, wo ich durchreiſte und Gelegenheit fände, einen Briefwechſel zwiſchen ihnen und den beſten Köpfen des Königreichs zu ſtiften. Wie nun kein Spanier beſſer ſchreibt, als der Verfaſſer der Blätter, die unter dem Nahmen der Denker ſo bekannt ſind, ein Mann, mit dem ich die Ehre habe zu reden —

Clavigo (macht eine verbindliche Beugung)

Beaumarchais. und der eine beſondere Zierde der Gelehrten iſt, indem er gewuſt hat, mit ſeinen Talenten einen ſolchen Grad von Weltklugheit zu verbinden; dem es nicht fehlen kann, die glänzende Stufen zu beſteigen, deren ihn ſein Charakter und ſeine Kenntniſſe würdig machen. Ich glaube meinen Freunden keinen angenehmern Dienſt leiſten zu können, als wenn ich ſie mit einem ſolchen Manne verbinde.

Clavigo. Kein Vorſchlag in der Welt konnte mir erwünſchter ſeyn, meine Herren, ich ſehe dadurch die angenehmſten Hofnungen erfüllt, mit denen ſich mein Herz oft ohne Ausſicht einer glüklichen Gewährung beſchäftigte. Nicht daß ich glaubte, durch meinen Briefwechſel denen

Wünſchen Ihrer gelehrten Freunde genug thun zu können, ſo weit geht meine Eitelkeit nicht. Aber da ich das Glük habe, daß die beſten Köpfe in Spanien mit mir zuſammenhängen, da mir nichts unbekannt bleiben mag, was in unſerm weiten Reiche von einzelnen, oft verborgenen Männern für die Wiſſenſchaften, für die Künſte gethan wird; ſo ſahe ich mich bisher als einen Colporteur an, der das geringe Verdienſt hat, die Erfindungen anderer gemeinnützig zu machen, nun aber werd ich durch Ihre Dazwiſchenkunft zum Handelsmann, der das Glük hat, durch Umſetzung der einheimiſchen Produkten den Ruhm ſeines Vaterlandes auszubreiten, und darüber es noch mit fremden Schätzen zu bereichern. Und ſo erlauben Sie, mein Herr, daß ich einen Mann, der mit ſolcher Freimüthigkeit eine ſo angenehme Botſchaft bringt, nicht wie einen Fremden behandle; erlauben Sie, daß ich frage, was für ein Geſchäft, was für ein Anliegen Sie dieſen weiten Weg geführt hat? Nicht, als wollt' ich durch dieſe Indiskretion eine eitle Neugierde befriedigen; nein, glauben Sie vielmehr, daß es in der reinſten Abſicht geſchieht, alle Kräfte, allen Einfluß, den ich etwa haben mag, für Sie zu verwenden; denn ich ſage

Ihnen

Ihnen zum voraus, Sie sind an einen Ort gekommen, wo sich einem Fremden zu Ausführung seiner Geschäfte, besonders bey Hofe, unzählige Schwürigkeiten entgegen setzen.

Beaumarchais. Ich nehme ein so gefälliges Anerbieten mit allem Dank an. Ich habe keine Geheimnisse für Sie, mein Herr, und dieser Freund wird bey meiner Erzählung nicht zu viel seyn, er ist sattsam von dem unterrichtet, was ich Ihnen zu sagen habe.

Clavigo (betrachtet Saint George mit Aufmerksamkeit)

Beaumarchais. Ein französischer Kaufmann, der bey einer starken Anzahl von Kindern wenig Vermögen besaß, hatte viele Correspondenten in Spanien. Einer der reichsten kam vor funfzehn Jahren nach Paris, und that ihm den Vorschlag: Gebt mir zwey von euren Töchtern, ich nehme sie mit nach Madrid, und versorge sie. Ich bin ledig, bejahrt, ohne Verwandte, sie werden das Glük meiner alten Tage machen, und nach meinem Tode hinterlaß ich ihnen eine der ansehnlichsten Handlungen in Spanien.

Man vertraute ihm die ältste und eine der jüngern Schwestern. Der Vater übernahm, das Haus mit allen französischen Waaren zu versehen, die man verlangen würde, und so hatte alles ein gutes Ansehn, bis der Correspondent mit Tode abging, ohne die Französinnen im geringsten zu bedenken, die sich denn in dem beschwerlichen Falle sahen, allein einer neuen Handlung vorzustehen.

Die ältste hatte unterdessen geheurathet, und ohngeachtet des geringen Zustandes ihrer Glücksgüter, erhielten sie sich durch gute Aufführung, und durch die Annehmlichkeit ihres Geistes eine Menge Freunde, die sich wechselsweise beeiferten, ihren Credit und ihre Geschäfte zu erweitern.

Clavigo (wird immer aufmerksamer)

Beaumarchais. Ohngefähr um eben die Zeit hatte sich ein junger Mensch, von den Canarischen Inseln bürtig, in dem Hause vorstellen lassen.

Clavigo (verliert alle Munterkeit aus seinem Gesicht, und sein Ernst geht nach und nach in eine Verlegenheit über, die immer sichtbarer wird.)

Beau-

Beaumarchais. Ohngeachtet seines geringen Standes und Vermögens nimmt man ihn gefällig auf. Die Frauenzimmer, die eine große Begierde zur Französischen Sprache an ihm bemerkten, erleichtern ihm alle Mittel, sich in wenniger Zeit große Kenntniße zu erwerben.

Voll von Begierde, sich einen Namen zu machen, fällt er auf den Gedanken, der Stadt Madrid das, seiner Nation noch unbekannte Vergnügen einer Wochenschrift im Geschmack des englischen Zuschauers zu geben. Seine Freundinnen lassen es nicht ermangeln, ihm auf alle Art beyzustehn, man zweifelt nicht, daß ein solches Unternehmen großen Beyfall finden würde; genug, ermuntert durch die Hofnung, nun bald ein Mensch von einiger Bedeutung werden zu können, wagt er es, der jüngsten einen Heurathsvorschlag zu thun.

Man giebt ihm Hofnung. Suchet euer Glück zu machen, sagt die ältste, und wenn euch ein Amt, die Gunst des Hofes, oder irgend sonst ein Mittel, ein Recht wird gegeben haben, an meine Schwester zu denken, wenn sie euch denn andern Freyern vorzieht, kann ich euch meine Einwilligung nicht versagen.

Cla-

Clavigo (bewegt ſich in höchſter Verwirrung auf ſeinem Seſſel)

Beaumarchais. Die jüngſte ſchlägt verſchiedene anſehnliche Parthien aus; ihre Neigung gegen den Menſchen nimmt zu, und hilft ihr die Sorge einer ungewiſſen Erwartung tragen; ſie intereßirt ſich für ſein Glük, wie für ihr eigenes, und ermuntert ihn, das erſte Blatt ſeiner Wochenſchrift zu geben, das unter einem vielverſprechenden Titel erſcheint.

Clavigo (iſt in der entſezlichſten Verlegenheit)

Beaumarchais. (ganz kalt) Das Werk macht ein erſtaunendes Glük; der König ſelbſt, durch dieſe liebenswürdige Produktion ergözt, gab dem Autor öffentliche Zeichen ſeiner Gnade. Man verſprach ihm das erſte anſehnliche Amt, das ſich aufthun würde. Von dem Augenblicke an entfernt er alle Nebenbuhler von ſeiner Geliebten, indem er ganz öffentlich ſich um ſie bemühte. Die Heurath verzog ſich nur in Erwartung der zugeſagten Verſorgung. — Endlich nach ſechs Jahren Harren, ununterbrochener Freundſchaft, Beyſtand und Liebe von der Seite des Mädchens; Ergebenheit, Dankbarkeit, Bemühungen, heilige Verſicherungen von der Seite des

Man-

Mannes erſcheint das Amt — und er verſchwindet —

Clavigo. (Es entfährt ihm ein tiefer Seufzer, den er zu verbergen ſucht, und ganz auſſer ſich iſt.)

Beaumarchais. Die Sache hatte zu großes Aufſehn gemacht, als daß man die Entwickelung ſollte gleichgültig angeſehen haben. Ein Haus für zwey Familien war gemiethet. Die ganze Stadt ſprach davon. Alle Freunde waren aufs höchſte aufgebracht und ſuchten Rache. Man wendete ſich an mächtige Gönner, allein der Nichtswürdige, der nun ſchon in den Cabalen des Hofs initiiret war, weis alle Bemühungen fruchtlos zu machen, und geht in ſeiner Inſolenz ſo weit, daß er es wagt, die Unglüklichen zu bedrohen; wagt, denen Freunden, die ſich zu ihm begeben, ins Geſicht zu ſagen: die Franzöſinnen ſollten ſich in Acht nehmen, er böte ſie auf, ihm zu ſchaden, und wenn ſie ſich unterſtünden, etwas gegen ihn zu unternehmen, ſo wär's ihm ein leichtes, ſie in einem fremden Lande zu verderben, wo ſie ohne Schuz und Hülfe ſeyen.

Das arme Mädchen fiel auf dieſe Nachricht in Convulſionen, die ihr den Tod drohten. In der

der Tiefe ihres Jammers schreibt die ältste nach Frankreich die offenbare Beschimpfung, die ihnen angethan worden. Die Nachricht bewegt ihren Bruder auf's schröklichste, er verlangt seinen Abschied, um in so einer verwirrten Sache selbst Rath und Hülfe zu schaffen, er ist im Flug von Paris zu Madrid, und der Bruder — bin ich! der alles verlassen hat, Vaterland, Pflichten, Familie, Stand, Vergnügen, um in Spanien eine unschuldige unglückliche Schwester zu rächen.

Ich komme bewaffnet mit der besten Sache und aller Entschlossenheit, einen Verräther zu entlarfen, mit blutigen Zügen seine Seele auf sein Gesicht zu zeichnen und der Verräther — bist du!

Clavigo. Hören sie mich, mein Herr — Ich bin — Ich habe — Ich zweifle nicht —

Beaumarchais. Unterbrechen sie mich nicht. Sie haben mir nichts zu sagen und viel von mir zu hören.

Nun um einen Anfang zu machen, seyn Sie so gütig, vor diesem Herrn, der expreß mit mir aus Frankreich gekommen ist, zu erklären:

ob

ob meine Schweſter durch irgend eine Treuloſigkeit, Leichtſinn, Schwachheit, Unart oder ſonſt einen Fehler dieſe öffentliche Beſchimpfung um Sie verdient habe.

Clavigo. Nein, mein Herr. Ihre Schweſter, Donna Maria, iſt ein Frauenzimmer voll Geiſt, Liebenswürdigkeit und Tugend.

Beaumarchais. Hat ſie Ihnen jemals ſeit ihrem Umgange eine Gelegenheit gegeben, ſich über ſie zu beklagen, oder ſie geringer zu achten.

Clavigo. Nie! Niemals!

Beaumarchais. (aufſtehend) Und warum, Ungeheuer! hatteſt du die Grauſamkeit, das Mädchen zu Tode zu quälen! Nur weil dich ihr Herz zehn andern vorzog, die alle rechtſchaffner und reicher waren als du.

Clavigo. Oh mein Herr! Wenn Sie wüſten, wie ich verhezt worden bin, wie ich durch mancherley Rathgeber und Umſtände —

Beaumarchais. Genug. (zu Saint George) Sie haben die Rechtfertigung meiner Schweſter gehört; gehn Sie und breiten Sie es aus. Was ich dem Herrn weiter zu ſagen habe, braucht keine Zeugen.

Cla-

Clavigo (sieht auf) (Saint George geht)

Beaumarchais. Bleiben Sie! Bleiben Sie! (beyde setzen sich wieder) Da wir nun so weit sind, will ich Ihnen einen Vorschlag thun, den Sie hoffentlich billigen werden.

Es ist Ihre Convenienz und meine, daß Sie Marien nicht heurathen, und Sie fühlen wohl, daß ich nicht gekommen bin, den Comödienbruder zu machen, der den Roman entwickeln und seiner Schwester einen Mann schaffen will. Sie haben ein ehrliches Mädchen mit kaltem Blute beschimpft, weil Sie glauben, in einem fremden Lande sey sie ohne Beystand und Rächer. So handelt ein Niederträchtiger, ein Nichtswürdiger. Und also, zuförderst erklären Sie eigenhändig, freywillig, bey offenen Thüren, in Gegenwart Ihrer Bedienten: daß Sie ein abscheulicher Mensch sind, der meine Schwester betrogen, verrathen, ohne die mindeste Ursache erniedrigt hat, und mit dieser Erklärung geh ich nach Aranjouez, wo sich unser Gesandte aufhält, ich zeige sie, ich lasse sie drucken, und Uebermorgen ist der Hof und die Stadt davon überschwemmt. Ich habe mächtige Freunde hier, Zeit und Geld, und das al-

les wend ich an, um Sie auf alle Weiſe auf's grauſamſte zu verfolgen, bis der Zorn meiner Schweſter ſich legt, befriedigt iſt, und mir Einhalt thut.

Clavigo. Ich thue dieſe Erklärung nicht.

Beaumarchais. Das glaub ich, denn vielleicht thät ich ſie an Ihrer Stelle eben ſo wenig. Aber hier iſt das andere: Schreiben Sie nicht, ſo bleib ich von dieſem Augenblicke bey Ihnen, ich verlaſſe Sie nicht, ich folge Ihnen überall hin, bis Sie, einer ſolchen Geſellſchaft überdrüßig, hinter Buenretiro meiner los zu werden geſucht haben. Bin ich glücklicher als Sie; ohne den Geſandten zu ſehn, ohne mit einem Menſchen hier geſprochen zu haben, faß ich meine ſterbende Schweſter in meine Arme, hebe ſie in meinen Wagen und kehre mit ihr nach Frankreich zurück. Begünſtigt Sie das Schickſal; ſo hab ich das Meine gethan, und ſo lachen ſie denn auf unſere Koſten. Unterdeſſen das Frühſtück.

(Beaumarchais zieht die Schelle. Ein Bedienter bringt die Schokolade, Beaumarchais nimmt ſeine Taſſe, und geht in der anſtoſſenden Gallerie ſpazieren, die Gemälde betrachtend.)

Clavigo. Luft! Luft! — Das hat dich überraſcht, angepackt wie einen Knaben. — Wo biſt du, Clavigo? Wie willſt du das enden? — Wie kannſt du das enden? — Ein ſchröcklicher Zuſtand, in den dich deine Thorheit, deine Verrätherey geſtürzt hat! (Er greift nach dem Degen auf dem Tiſch) Ha! Kurz und gut! — (Er läßt ihn liegen) — Und da wäre kein Weg, kein Mittel, als Tod — oder Mord, abſcheulicher Mord — Das unglückliche Mädgen ihres letzten Troſtes, ihres einzigen Beyſtandes zu berauben, ihres Bruders! — Des edlen braven Menſchen Blut zu ſehen! Und ſo den doppelten unerträglichen Fluch einer vernichteten Familie auf dich zu laden! — O das war die Ausſicht nicht, als das liebenswürdige Geſchöpf dich die erſte Stunden ihrer Bekanntſchaft mit all denen Reizen anzog! Und da du ſie verließeſt, ſahſt du nicht die gräßlichen Folgen deiner Schandthat! — Welche Seligkeit wartete dein in ihren Armen! in der Freundſchaft ſolch eines Bruders! — Marie! Marie! O daß du vergeben könnteſt, daß ich zu deinen Füſſen das all abweinen dürfte! — Und warum nicht? — Mein Herz geht mir über; mei-

ne

ne Seele geht mir auf, in Hofnung! — Mein Herr!

Beaumarchais. Was beschließen Sie?

Clavigo. Hören Sie mich! Mein Betragen gegen ihre Schweſter iſt nicht zu entſchuldigen. Die Eitlkeit hat mich verführt. Ich fürchtete, all meine Plane, all meine Ausſichten auf ein ruhmvolles Leben durch dieſe Heurath zu Grunde zu richten. Hätte ich wiſſen können, daß ſie ſo einen Bruder habe, ſie würde in meinen Augen keine unbedeutende Fremde geweſen ſeyn, ich würde die gröſten Vortheile von dieſer Verbindung gehoft haben. Sie erfüllen mich, mein Herr, mit der gröſten Hochachtung für Sie; und indem Sie mir auf dieſe Weiſe mein Unrecht lebhaft empfinden machen, flöſſen Sie mir eine Begierde ein, eine Kraft, alles wieder gut zu machen. Ich werfe mich zu Ihren Füſſen! Helfen Sie! Helfen Sie, wenn's möglich iſt, meine Schuld austilgen und das Unglück endigen. Geben Sie mir Ihre Schweſter wieder, mein Herr, geben Sie mich ihr, wie glücklich wär ich, von Ihrer Hand eine Gattin und die Vergebung all meiner Fehler zu erhalten.

Beaumarchais. Es ist zu spät! Meine Schwester liebt Sie nicht mehr, und ich verabscheue Sie. Schreiben Sie die verlangte Erklärung, das ist alles, was ich von Ihnen fordere. Und überlassen Sie mir die Sorgfalt einer ausgesuchten Rache.

Clavigo. Ihre Hartnäckigkeit ist weder gerecht noch klug, ich gebe Ihnen zu, daß es hier nicht auf mich ankommt, ob ich eine so weit verschlimmerte Sache wieder gut machen will. — Ob ich sie gut machen kann, das hängt von dem Herzen Ihrer vortreflichen Schwester ab, ob sie einen Elenden wieder ansehen mag, der nicht verdient das Tageslicht zu sehen. Allein Ihre Pflicht ists, mein Herr, das zu prüfen und darnach sich zu betragen, wenn Ihr Schritt nicht einer jugendlichen unbesonnenen Hitze ähnlich sehen soll. Wenn Donna Maria unbeweglich ist; o ich kenne das Herz! o ihre Güte, ihre himmlische Seele schwebt mir ganz lebhaft vor! Wenn sie unerbittlich ist, dann ist es Zeit, mein Herr.

Beaumarchais. Ich bestehe auf der Erklärung.

Clavigo. (nach dem Tisch zu gehend) Und wenn ich nach dem Degen greife.

Beaumarchais. (gehend) Gut, mein Herr! Schön, mein Herr!

Clavigo. (ihn zurückhaltend) Noch ein Wort. Sie haben die gute Sache; laſſen Sie mich die Klugheit für Sie haben. Bedenken Sie, was Sie thun. Auf beyde Fälle ſind wir alle unwiederbringlich verlohren. Müßt ich nicht für Schmerz, für Beängſtigung untergehen, wenn Ihr Blut meinen Degen färben ſollte, wenn ich Marien noch über all ihr Unglück auch ihren Bruder raubte, und — dann der Mörder des Clavigo würde die Pyrenäen nicht zurückmeſſen.

Beaumarchais. Die Erklärung, mein Herr, die Erklärung!

Clavigo. So ſey's denn. Ich will alles thun, um Sie von der aufrichtigen Geſinnung zu überzeugen, die mir Ihre Gegenwart einflößt. Ich will die Erklärung ſchreiben, ich will ſie ſchreiben aus Ihrem Munde. Nur verſprechen Sie mir, nicht eher Gebrauch davon zu machen, bis ich im Stande geweſen bin, Donna Maria von meinem geänderten reuvollen Herzen zu überzeugen. Bis ich mit ihrer Aelteſten ein Wort geſprochen, bis dieſe ihr gütiges

Vorwort bey meiner Geliebten eingelegt hat. So lang, mein Herr.

Beaumarchais. Ich gehe nach Aranjouez.

Clavigo. Gut denn, bis Sie wiederkommen, so lange bleibt die Erklärung in Ihrem Portefeuille, hab ich meine Vergebung nicht, so lassen Sie Ihrer Rache vollen Lauf. Dieser Vorschlag ist gerecht, anständig, klug, und wenn Sie so nicht wollen, so sey's denn unter uns beyden um Leben und Tod gespielt. Und der das Opfer seiner Uebereilung wird, sind immer Sie und Ihre arme Schwester.

Beaumarchais. Es steht Ihnen an, die zu bedauern, die Sie unglücklich gemacht haben.

Clavigo (sich setzend) Sind Sie das zufrieden?

Beaumarchais. Gut, denn ich gebe nach! Aber keinen Augenblick länger. Ich komme von Aranjouez, ich frage, ich höre! Und hat man Ihnen nicht vergeben, wie ich denn hoffe, wie ich's wünsche! Gleich auf, und mit dem Zettel in die Druckerey.

Clavigo (nimt Papier) Wie verlangen Sie's?

Beaumarchais. Mein Herr! in Gegenwart Ihrer Bedienten.

Clavigo. Wozu das?

Beaumarchais. Befehlen Sie nur, daß ſie in der anſtoſſenden Gallerie gegenwärtig ſind. Man ſoll nicht ſagen, daß ich Sie gezwungen habe.

Clavigo. Welche Bedenklichkeiten.

Beaumarchais. Ich bin in Spanien und habe mit Ihnen zu thun.

Clavigo. Nun denn! (er klingelt. Ein Bedienter.) Ruft meine Leute zuſammen, und begebt euch auf die Gallerie herbey.

(Der Bediente geht, die übrigen kommen, und beſetzen die Gallerie.)

Clavigo. Sie überlaſſen mir, die Erklärung zu ſchreiben.

Beaumarchais. Nein, mein Herr! Schreiben Sie, ich bitte, Schreiben Sie, wie ich's Ihnen ſage.

Clavigo. (ſchreibt)

Beaumarchais. Ich Unterzeichneter, Joſeph Clavigo, Archivarius des Königs,

Clavigo. Des Königs.

Beaumarchais. bekenne, daß, nachdem ich in dem Hause der Madam Guilbert freundschaftlich aufgenommen worden,

Clavigo. Worden.

Beaumarchais. ich Mademoiselle von Beaumarchais, Ihre Schwester, durch hundertfältig wiederholte Heurathsversprechungen, betrogen habe — Haben Sie's —

Clavigo. Mein Herr!

Beaumarchais. Haben Sie ein ander Wort davor?

Clavigo. Ich dächte —

Beaumarchais. Betrogen habe. Was Sie gethan haben, können Sie ja noch eher schreiben. — Ich habe sie verlassen, ohne daß irgend ein Fehler oder Schwachheit von ihrer Seite einen Vorwand oder Entschuldigung dieses Meyneids veranlasset hätten.

Clavigo. Nun!

Beaumarchais. Im Gegentheil ist die Aufführung des Frauenzimmers immer rein, ohn-

echtadelich und aller Ehrfurcht würdig gewesen.

Clavigo. Würdig gewesen.

Beaumarchais. Ich bekenne, daß ich durch mein Betragen, den Leichtsinn meiner Reden, durch die Auslegung, deren sie unterworfen waren, öffentlich dieses tugendhafte Frauenzimmer erniedrigt habe, weswegen ich sie um Vergebung bitte, ob ich mich gleich nicht werth achte, sie zu erhalten.

Clavigo. (hält inne)

Beaumarchais. Schreiben Sie! Schreiben Sie! — Welches Zeugnis ich mit freyem Willen und ungezwungen von mir gegeben habe, mit dem besondern Versprechen, daß wenn diese Satisfaktion der Beleidigten nicht hinreichend seyn sollte, ich bereit bin, sie auf alle andere erforderliche Weise zu geben. Madrid.

Clavigo. (Steht auf, winkt den Bedienten, sich wegzubegeben und reicht ihm das Papier.) Ich habe mit einem beleidigten, aber mit einem edlen Menschen zu thun. Sie halten Ihr Wort, und schieben Ihre Rache auf. In dieser ein-

zigen Rücksicht, in dieser Hofnung hab ich das schimpfliche Papier von mir gestellt, wozu mich sonst nichts gebracht hätte. Aber ehe ich es wage, für Donna Maria zu treten, hab ich beschlossen, jemanden den Auftrag zu geben, mir bey ihr das Wort zu reden, für mich zu sprechen — und der Mann sind Sie.

Beaumarchais. Bilden Sie sich das nicht ein.

Clavigo. Wenigstens sagen Sie ihr die bittere herzliche Reue, die Sie an mir gefühlt haben. Das ist alles, alles, warum ich Sie bitte, schlagen Sie mir's nicht ab, ich müßte einen andern weniger kräftigen Vorsprecher wählen, und Sie sind ihr ja eine treue Erzählung schuldig. Erzählen Sie ihr, wie Sie mich gefunden haben!

Beaumarchais. Gut, das kann ich, das will ich. Und so Adjeu.

Clavigo. Leben Sie wohl! (er will seine Hand nehmen, Beaumarchais zieht sie zurück.)

Clavigo. (allein) So unerwartet aus einem Zustand in den andern. Man taumelt, man träumt! — Diese Erklärung, ich hätte sie

ſie nicht geben ſollen. — Es kam ſo ſchnell, unerwartet als das Donnerwetter!

Carlos kommt.

Was haſt Du für Beſuch gehabt? Das ganze Haus iſt in Bewegung, was giebts?

Clavigo. Mariens Bruder.

Carlos. Ich vermuthet's. Der Hund von einem alten Bedienten, der ſonſt bey Guilberts war und der mir nun trätſcht, weis es ſchon ſeit geſtern, daß man ihn erwartet und triſt mich erſt dieſen Augenblick. Er war da?

Clavigo. Ein vortreflicher Junge.

Carlos. Den wollen wir bald los ſeyn. Ich habe den Weg über ſchon geſponnen! — Was hatt's denn geben? Eine Ausforderung? eine Ehrenerklärung? War er fein hitzig der Burſch?

Clavigo. Er verlangte eine Erklärung, daß ſeine Schweſter mir keine Gelegenheit zur Veränderung gegeben.

Carlos. Und du haſt ſie ausgeſtellt?

Clavigo. Ich hielt es für's beſte.

Carlos.

Carlos. Gut, ſehr gut! Iſt ſonſt nichts vorgefallen?

Clavigo. Er drang auf einen Zweykampf, oder die Erklärung.

Carlos. Das letzte war das geſcheutſte, wer wird ſein Leben gegen einen ſo romantiſchen Fratzen wagen. Und forderte er das Papier ungeſtüm?

Clavigo. Er diktirte mir's, und ich mußte die Bedienten in die Gallerie rufen.

Carlos. Ich verſteh'! Ah! nun hab ich dich, Herrchen, das bricht ihm den Hals! Heis mich einen Schreiber, wenn ich den Buben nicht in zwey Tagen im Gefängnis habe, und mit dem nächſten Transport nach Indien.

Clavigo. Nein, Carlos, die Sache ſteht anders, als Du denkſt.

Carlos. Wie?

Clavigo. Ich hoffe durch ſeine Vermittelung, durch mein eifriges Beſtreben, Verzeihung von der Unglücklichen zu erhalten.

Carlos. Clavigo!

Clavigo. Ich hoffe, all das Vergangene zu tilgen, das Zerrüttete wieder herzuſtellen, und ſo in meinen Augen und in den Augen der Welt wieder zum ehrlichen Mann zu werden.

Carlos. Zum Teufel, biſt Du kindiſch geworden! Man ſpührt Dir doch immer an, daß Du ein Gelehrter biſt. — Dich ſo bethören zu laſſen, ſiehſt Du nicht, daß das ein einfältig angelegter Plan iſt, um Dich in's Garn zu ſprengen?

Clavigo. Nein, Carlos, er will die Heurath nicht, ſie ſind dagegen, ſie will nichts von mir hören.

Carlos. Das iſt die rechte Höhe. Nein, guter Freund, nimm mir's nicht übel, ich hab wohl in Comödien geſehen, daß man einen Landjunker ſo geprellt hat.

Clavigo. Du beleidigſt mich. Ich bitte, ſpare deinen Humor auf meine Hochzeit. Ich bin entſchloſſen, Marien zu heurathen. Freywillig aus innerm Trieb. Meine ganze Hofnung, meine ganze Glückſeligkeit ruht auf dem Gedanken, ihre Vergebung zu erhalten. Und dann fahr hin, Stolz! An der Bruſt dieſer

Lieben

Lieben liegt noch der Himmel wie vormals, aller Ruhm, den ich erwerbe, alle Größe, zu der ich mich erhebe, wird mich mit doppeltem Gefühl ausfüllen, denn das Mädgen theilt's mit mir, die mich zum doppelten Menſchen macht. Leb wohl! ich muß hin; ich muß die Guilbert wenigſtens ſprechen.

Carlos. Warte nur bis nach Tiſch.

Clavigo. Keinen Augenblick.

(ab.)

Carlos. (ihm nachſehend und eine Weile ſchweigend) Da macht wieder jemand einmal einen dummen Streich.

(ab.)

Dritter Akt.

Guilberts Wohnung.

Sophie Guilbert. Marie von Beaumarchais.

Marie. Du haſt ihn geſehn? mir zittern alle Glieder! Du haſt ihn geſehn? ich war nah an einer Ohnmacht, als ich hörte, er käme,

käme, und du haſt ihn geſehn? Nein, ich kann, ich werde, nein, ich kann ihn nie wieder ſehn.

Sophie. Ich war auſſer mir, als er herein trat; denn ach! liebt' ich ihn nicht wie du, mit der vollſten, reinſten, ſchweſterlichſten Liebe? Hat mich nicht ſeine Entfernung gekränkt, gemartert? — Und nun, den Rückkehrenden, den Reuigen zu meinem Füſſen — Schweſter! es iſt ſo was Bezauberndes in ſeinem Anblick, in dem Ton ſeiner Stimme. Er —

Marie. Nimmer, nimmermehr!

Sophie. Er iſt noch der Alte, noch eben das gute, ſanfte, fühlbare Herz, noch eben die Heftigkeit der Leidenſchaft, noch eben die Begier, geliebt zu werden, und das ängſtliche marternde Gefühl, wenn ihm Neigung verſagt wird. Alles! alles! und von Dir ſpricht er, Marie! wie in jenen glücklichen Tagen der feurigſten Leidenſchaft, es iſt, als wenn Dein guter Geiſt dieſen Zwiſchenraum von Untreu und Entfernung ſelbſt veranlaßt habe, um das einförmige, ſchleppende einer langen Bekanntſchaft zu unterbrechen und dem Gefühl eine neue Lebhaftigkeit zu geben.

Marie. Du redst ihm das Wort?

Sophie. Nein, Schwester, auch versprach ich's ihm nicht. Nur, meine Beste, seh ich die Sachen, wie sie sind. Du und der Bruder, ihr seht sie in einem allzuromantischen Lichte. Du hast das mit gar manchem guten Kinde gemein, daß Dein Liebhaber treulos ward, und Dich verlies; und daß er wiederkommt, reuig seinen Fehler verbessern, alle alte Hoffnungen erneuern will — das ist ein Glück, das eine andere nicht leicht von sich stossen würde.

Marie. Mein Herz würde reissen!

Sophie. Ich glaube Dir, der erste Augenblick muß auf Dich eine empfindliche Wirkung machen — und dann, meine Beste, ich bitte Dich, halt' diese Bangigkeit, diese Verlegenheit, die Dir alle Sinnen zu übermeistern scheint, nicht für eine Wirkung des Hasses, für keinen Widerwillen, Dein Herz spricht mehr für ihn, als Du es glaubst, und eben darum traust Du Dich nicht, ihn wieder zu sehen, weil Du seine Rückkehr so sehnlich wünschest.

Marie. Sey barmherzig.

Sophie. Du sollst glücklich werden. Fühlt' ich, daß Du ihn verachtetest, daß er Dir gleichgültig

gültig wäre, wollt' ich kein Wort weiter reden, sollt' er mein Angesicht nicht mehr sehen. Doch so, meine Liebe — Du wirst mir danken, daß ich Dir geholfen habe diese ängstliche Unbestimmtheit überwinden, die ein Zeichen der innigsten Liebe ist.

Guilbert. Buenko.

Sophie. Kommen Sie, Buenko! Guilbert, kommen Sie. Helft mir dieser Kleinen Muth einsprechen, Entschlossenheit, jetzt, da es gilt.

Buenko. Ich wollte, daß ich sagen dürfte, nehmt ihn nicht wieder an.

Sophie. Buenko!

Buenko. Mein Herz wirft sich mir im Leib herum bey dem Gedanken: Er soll diesen Engel noch besitzen, den er so schändlich beleidigt, den er an das Grab geschleppt hat. Und besitzen? — warum? — wodurch macht er das all wieder gut, was er verbrochen hat? — Daß er wiederkehrt, daß ihm auf einmal beliebt, wieder zu kehren, und zu sagen: jetzt mag ich sie, jetzt will ich sie. Just als wäre diese treffliche Seele eine verdächtige Waare, die man

am Ende dem Käufer doch noch nachwirft, wenn er auch schon durch die niedrigsten Gebote und jüdisches Ab- und Zulaufen bis auf's Mark gequält hat. Nein, meine Stimme kriegt er nicht, und wenn Mariens Herz selbst für ihn spräche. — Wieder zu kommen, und warum denn jetzt? — jetzt? — Mußte er warten, bis ein tapferer Bruder käme, dessen Rache er fürchten muß, um wie ein Schulknabe zu kommen und Abbitte zu thun? — Ha! er ist so feig, als er nichtswürdig ist!

Guilbert. Ihr redet wie ein Spanier und als wenn ihr die Spanier nicht kenntet. Wir schweben diesen Augenblick in einer größern Gefahr, als ihr alle nicht seht.

Marie. Bester Guilbert!

Guilbert. Ich ehre die unternehmende Seele unsers Bruders, ich habe im Stillen seinem Heldengange zugesehn, und wünsche, daß alles gut ausschlagen möge, wünsche, daß Marie sich entschließen könnte, Clavigo ihre Hand zu geben, denn — (lächelnd) ihr Herz hat er doch. —

Marie. Ihr seyd grausam.

Sophie. Hör ihn! ich bitte dich, hör ihn!

Guilbert. Dein Bruder hat ihm eine Erklärung abgedrungen, die dich vor den Augen aller Welt rechtfertigen soll, und die wird uns verderben.

Buenko. Wie?

Marie. O Gott!

Guilbert. Er ſtellte ſie aus in der Hofnung, dich zu bewegen. Bewegt er dich nicht, ſo muß er alles anwenden, um das Papier zu vernichten, er kann's, er wird's. Dein Bruder will es gleich nach ſeiner Rückkehr von Aranjouez drucken und ausſtreuen. Ich fürchte, wenn du beharrſt, er wird nicht zurückkehren.

Sophie. Lieber Guilbert!

Marie. Ich vergehe!

Guilbert. Clavigo kann das Papier nicht auskommen laſſen. Verwirfſt du ſeinen Antrag und er iſt ein Mann von Ehre, ſo geht er deinem Bruder entgegen und einer von beyden bleibt; und dein Bruder ſterbe oder ſiege, er iſt verlohren. Ein Fremder in Spanien! Mörder dieſes geliebten Höflings? — Schweſter,

es ist all gut, daß man edel denkt und fühlt, und sich und die Seinigen zu Grunde zu richten —

Marie. Rathe mir, Sophie, hilf mir!

Guilbert. Und, Buenko, widerlegen Sie mich.

Buenko. Er wagts nicht, er fürchtet für sein Leben, sonst hätt er gar nicht geschrieben, sonst böt er Marien seine Hand nicht an.

Guilbert. Desto schlimmer, so findet er hundert, die ihm ihren Arm leihen, hundert, die unserm Bruder tückisch auf dem Wege das Leben rauben. Ha! Buenko, bist du so jung? Ein Hofmann sollte keine Meuchelmörder im Sold haben.

Buenko. Der König ist groß und gut.

Guilbert. Auf denn! Durch all die Mauern, die ihn umschließen, die Wachen, das Ceremoniel, und all das, womit die Hofschranzen ihn von seinem Volke geschieden haben, dringen Sie durch, und retten Sie uns. — Wer kommt?

Clavigo kommt.

Clavigo. Ich muß! Ich muß!

Marie (thut einen Schrey und fällt Sophien in die Arme)

Sophie. Grauſamer, in welchen Zuſtand verſetzen Sie uns. (Guilbert und Buenko treten zu ihr)

Clavigo. Ja Sie iſt's! Sie iſt's! Und ich bin Clavigo. — Hören Sie mich, Beſte, wenn Sie mich nicht anſehen wollen. Zu der Zeit, da mich Guilbert mit Freundlichkeit in ſein Haus aufnahm, da ich ein armer unbedeutender Junge war, da ich in meinem Herzen eine unüberwindliche Leidenſchaft für Sie fühlte, war's da Verdienſt an mir? Oder war's nicht vielmehr innere Uebereinſtimmung der Charaktere, geheime Zuneigung des Herzens, daß auch Sie für mich nicht unempfindlich blieben, daß ich nach einer Zeit mir ſchmeicheln konnte, dies Herz ganz zu beſitzen? Und nun — bin ich nicht ebenderſelbe? Sind Sie nicht ebendieſelbe? Warum ſoll ich nicht hoffen dürfen? Warum nicht bitten? Wollten Sie einen Freund, einen Geliebten, den Sie nach einer gefährlichen unglücklichen Seereiſe lange für verlohren geachtet, nicht wieder an Ihren Buſen nehmen, wenn er unvermuthet wiederkäme, und ſein gerettetes Leben zu Ihren Füſſen legte? Und bin ich weniger auf einem ſtürmiſchen Meere dieſe

Zeit geschwebet, sind unsere Leidenschaften, mit denen wir im ewigen Streit leben, nicht schröcklicher und unbezwinglicher, als jene Wellen, die den Unglücklichen fern von seinem Vaterlande verschlagen? Marie! Marie! Wie können Sie mich hassen, da ich nie aufgehört habe, Sie zu lieben? Mitten in allem Taumel, durch all den verführerischen Gesang der Eitelkeit und des Stolzes, hab ich mich immer jener seligen unbefangenen Tage erinnert, die ich in glücklicher Einschränkung zu Ihren Füssen zubrachte, da wir eine Reihe von blühenden Aussichten vor uns gelegt sahen — Und nun, warum wollten Sie nicht mit mir alles erfüllen, was wir hoften? Wollen Sie das Glück des Lebens nun nicht ausgenießen, weil ein düsterer Zwischenraum sich unsern Hofnungen eingeschoben hatte? Nein, meine Liebe, glauben Sie, die besten Freuden der Welt sind nicht ganz rein, die höchste Wonne wird auch durch unsere Leidenschaften, durch das Schicksal unterbrochen, wollen wir uns beklagen, daß es uns gegangen ist wie allen andern, und wollen wir uns strafbar machen, indem wir diese Gelegenheit von uns stossen, all das Vergangene herzustellen, eine zerrüttete Familie wieder

auf-

aufzurichten, die heldenmüthige That eines edlen Bruders zu belohnen, und unser eigen Glück auf ewig zu befestigen? — Meine Freunde! um die ich's nicht verdient habe, meine Freunde, die es seyn müssen, weil Sie Freunde der Tugend sind, zu der ich rückkehre. Verbinden Sie Ihr Flehen mit dem meinigen. Marie! (er wirft sich nieder) Marie! Kennst Du meine Stimme nicht mehr? vernimmst Du nicht mehr den Ton meines Herzens? Marie! Marie!

Marie. O Clavigo!

Clavigo (springt auf und faßt ihre Hand mit entzückenden Küssen) Sie vergiebt mir, Sie liebt mich! (er umarmt den Guilbert, den Buenko) Sie liebt mich noch! O Marie, mein Herz sagte mir's! Ich hätte mich zu Deinen Füssen werfen, stumm meinen Schmerz, meine Reue ausweinen wollen, Du hättest mich ohne Worte verstanden, wie ich ohne Worte meine Vergebung erhalte. Nein, diese innige Verwandtschaft unserer Seelen ist nicht aufgehoben; nein, sie vernehmen einander noch wie ehemals, wo kein Laut, kein Wink nöthig war, um die innersten Bewegungen sich mitzutheilen. Marie — Marie — Marie. —

Beaumarchais, (tritt auf.)

Ha!

Clavigo. (ihm entgegen fliegend) Mein Bruder!

Beaumarchais. Du vergiebst ihm?

Marie. Laßt, laßt mich! meine Sinnen vergehn. (Man führt sie weg.)

Beaumarchais. Sie hat ihm vergeben?

Buenko. Es sieht so aus.

Beaumarchais. Du verdienst Dein Glück nicht.

Clavigo. Glaube, daß ich's fühle.

Sophie. (kömmt zurück) Sie vergiebt ihm. Ein Strohm von Thränen brach aus ihren Augen. Er soll sich entfernen, rief sie schluchsend, daß ich mich erhole! Ich vergeb ihm. — Ach Schwester! rief sie, und fiel mir um den Hals, woher weis er, daß ich ihn so liebe?

Clavigo. (ihr die Hand küssend) Ich bin der glücklichste Mensch unter der Sonne. Mein Bruder!

Beaumarchais. (umarmt ihn) Von Herzen denn. Ob ich Euch schon sagen muß: noch kann

kann ich Euer Freund nicht seyn, noch kann ich Euch nicht lieben. Und somit seyd Ihr der Unsrige und vergessen sey alles! Das Papier, das ihr mir gabt, hier ist's (er nimmt's aus der Briefstasche zerreißt's und giebts ihm hin.)

Clavigo. Ich bin der Eurige, ewig der Eurige.

Sophie. Ich bitte, entfernt Euch, daß sie Eure Stimme nicht hört, daß sie sich beruhigt.

Clavigo. (sie rings umarmend) Lebt wohl! Lebt wohl! — Tausend Küsse dem Engel. (ab.)

Beaumarchais. Es mag denn gut seyn, ob ich gleich wünschte, es wäre anders. (lächelnd) Es ist doch ein gutherziges Geschöpf, so ein Mädchen — Und, meine Freunde, auch muß ich's sagen, es war ganz der Gedanke, der Wunsch unsers Gesandten, daß ihm Marie vergeben, und daß eine glückliche Heurath diese verdrüßliche Geschichte endigen möge.

Guilbert. Mir ist auch wieder ganz wohl.

Buenko. Er ist Euer Schwager, und so Adieu! Ihr seht mich in eurem Hause nicht wieder.

Beaumarchais. Mein Herr!

Guilbert. Buenko!

Buenko. Ich haß ihn nun einmal bis ans jüngste Gericht. Und gebt Acht, mit was für einem Menschen ihr zu thun habt.

(ab.)

Guilbert. Er ist ein melancholischer Unglücksvogel. Und mit der Zeit läßt er sich doch wieder bereden, wenn er sieht, es geht alles gut.

Beaumarchais. Doch war's übereilt, daß ich ihm das Papier zurückgab.

Guilbert. Laßt! Laßt! Keine Grillen.

(ab.)

Vierter Akt.

Clavigos Wohnung.

Carlos.

Es iſt löblich, daß man dem Menſchen, der durch Verſchwendung oder andere Thorheiten zeigt, daß ſein Verſtand ſich verſchoben hat, von Amtswegen Vormünder ſetzt. Thut das die Obrigkeit, die ſich doch ſonſt nicht viel um uns bekümmert, wie ſollten wir's nicht an einem Freunde thun! Clavigo, Du biſt in übeln Umſtänden! Noch hoff ich! Und wenn Du nur noch halbweg lenkſam biſt wie ſonſt; ſo iſts eben noch Zeit, Dich vor einer Thorheit zu bewahren, die bey Deinem lebhaften empfindlichen Charakter, das Elend Deines Lebens machen, Dich vor der Zeit in's Grab bringen muß. Er kommt.

Clavigo (nachdenkend)

Clavigo. Guten Tag, Carlos.

Carlos. Ein ſchwermüthiges, gepreſtes guten Tag! Kommſt Du in dem Humor von deiner Braut?

Cla=

Clavigo. Es ist ein Engel! Es sind vortrefliche Menschen!

Carlos. Ihr werdet doch mi. der Hochzeit nicht so sehr eilen, daß man sich noch ein Kleid drauf kann sticken lassen?

Clavigo. Scherz oder Ernst. Bey unserer Hochzeit werden keine gestickte Kleider paradiren.

Carlos. Ich glaub's wohl.

Clavigo. Das Vergnügen an uns selbst, die freundschaftliche Harmonie sollen der Prunk dieser Feyerlichkeit seyn.

Carlos. Ihr werdet eine stille kleine Hochzeit machen?

Clavigo. Wie Menschen, die fühlen, daß ihr Glück ganz in ihnen selbst beruht.

Carlos. In denen Umständen ist es recht gut.

Clavigo. Umständen! Was meinst du mit den Umständen?

Carlos. Wie die Sache nun steht, und liegt, und sich verhält.

Clavigo. Höre, Carlos, ich kann den Ton

des Rückhalts an Freunden nicht ausstehen. Ich weis, du bist nicht für diese Heurath, demohngeachtet, wenn du etwas dagegen zu sagen hast, sagen willst, so sag's gerade zu. Wie steht denn die Sache? wie verhält sie sich?

Carlos. Es kommen einem im Leben mehr unerwartete wunderbare Dinge vor, und es wäre schlimm, wenn alles im Gleise gieng, man hätte nichts, sich zu verwundern, nichts, die Köpfe zusammen zu stoßen, nichts, in Gesellschaft zu verschneiden.

Clavigo. Aufsehn wird's machen.

Carlos. Des Clavigo Hochzeit! das versteht sich. Wie manches Mädchen in Madrid harrt auf dich, hofft auf dich, und wenn du ihnen nun diesen Streich spielst?

Clavigo. Das ist nun nicht anders.

Carlos. Sonderbar ist's. Ich habe wenig Männer gekannt, die so großen und allgemeinen Eindruck auf die Weiber machten, als du. Unter allen Ständen giebts gute Kinder, die sich mit Planen und Aussichten beschäftigen, dich habhaft zu werden. Die eine bringt ihre Schönheit in Anschlag, die ihren Reichthum, ihren

ihren Stand, ihren Witz, ihre Verwandte. Was krieg ich nicht um deinetwillen für Complimente. Denn warlich, weder meine Stumpfnase noch mein Krauskopf, noch meine bekannte Verachtung der Weiber, kann mir so was zuziehen.

Clavigo. Du spottest.

Carlos. Wenn ich nicht schon Vorschläge, Anträge in Händen gehabt hätte, geschrieben von eignen zärtlichen kritzlichen Pfötgen, so unorthographisch, als ein originaler Liebesbrief eines Mädchen nur seyn kann. Wie manche hübsche Duena ist mir bey der Gelegenheit unter die Finger gekommen!

Clavigo. Und du sagtest mir von allen dem nichts?

Carlos. Weil ich dich mit leeren Grillen nicht beschäftigen wollte, und niemals rathen konnte, daß du mit einer einzigen Ernst gemacht hättest. O Clavigo, ich habe dein Schicksal im Herzen getragen, wie mein eignes; ich habe keinen Freund als dich, die Menschen sind mir alle unerträglich, und du fängest auch an, mir unerträglich zu werden?

Clavigo. Ich bitte dich, sey ruhig.

Car-

Carlos. Brenn einem das Haus ab, daran er zehen Jahre gebauet hat, und schick ihm einen Beichtvater, der ihm die christliche Geduld empfiehlt. — Man soll sich für niemand interessiren als für sich selbst, die Menschen sind nicht werth —

Clavigo. Kommen deine feindselige Grillen wieder?

Carlos. Wenn ich aufs neue ganz darin versinke, wer ist schuld dran als du? Ich sagte zu mir: was soll ihm jetzt die vortheilhafteste Heurath, ihm, der es für einen gewöhnlichen Menschen weit genug gebracht hätte, aber mit seinem Geist, mit seinen Gaben ist es unverantwortlich — ist es unmöglich, daß er bleibt was er ist. — Ich machte meine Projekte. Es giebt so wenig Menschen, die so unternehmend und biegsam, so geistvoll und fleißig zugleich sind. Er ist in alle Fächer gerecht; als Archivarius kann er sich schnell die wichtigsten Kenntnisse erwerben, er wird sich nothwendig machen, und laßt eine Veränderung vorgehn, so ist er Minister.

Clavigo. Ich gestehe dir, das waren oft auch meine Träume.

Carlos. Träume! So gewiß ich den Thurn erreiche und erklettere, wenn ich drauf losgehe, mit dem festen Vorsatze, nicht abzulassen bis ich ihn erstiegen habe, so gewiß hättest du auch alle Schwürigkeiten überwunden. Und hernach wär mir für das übrige nicht bang gewesen. Du hast kein Vermögen von Hause, desto besser! das hätte dich auf die Erwerbung eifriger, auf die Erhaltung aufmerksamer gemacht. Und wer am Zoll sitzt, ohne reich zu werden, ist ein Pinsel. Und dann seh ich nicht, warum das Land dem Minister nicht so gut Abgaben schuldig ist, als dem König. Dieser giebt seinen Namen hér und jener die Kräfte. Wenn ich denn mit all dem fertig war, dann sah ich mich erst nach einer Parthie für dich um. Ich sah manch stolzes Haus, das die Augen über deine Abkunft zugeblickt hätte, manches der reichsten, das dir gern den Aufwand deines Standes verschaft haben würde, nur an der Herrlichkeit des zweiten Königs Theil nehmen zu dürfen — und nun —

Clavigo. Du bist ungerecht, du setzest meinen gegenwärtigen Zustand zu tief herab; und glaubst du denn, daß ich mich nicht weiter treiben, nicht auch noch mächtige Schritte thun kann?

Car-

Carlos. Lieber Freund, brich du einer Pflanze das Herz aus, ſie mag hernach treiben und treiben unzählige Nebenſchöslinge, es giebt vielleicht einen ſtarken Buſch, aber der ſtolze königliche Wuchs des erſten Schuſſes iſt dahin. Und denke nur nicht, daß man dieſe Heurath bey Hofe gleichgültig anſehen wird. Haſt du vergeſſen, was für Männer dir den Umgang, die Verbindung mit Marien misriethen, haſt du vergeſſen, wer dir den klugen Gedanken eingab, ſie zu verlaſſen? Soll ich dir ſie an den Fingern herzehlen?

Clavigo. Der Gedanke hat mich auch ſchon gepeinigt, daß ſo wenige dieſen Schritt billigen werden.

Carlos. Keiner! Und deine hohen Freunde ſollten nicht aufgebracht ſeyn, daß du, ohne ſie zu fragen, ohne ihren Rath dich ſo gerade zu hingegeben haſt, wie ein unbeſonnener Knabe auf dem Markt ſein Geld gegen wurmſtichige Nüſſe wegwirft?

Clavigo. Das iſt unartig, Carlos, und übertrieben.

Carlos. Nicht um einen Zug. Denn daß einer aus Leidenſchaft einen ſeltſamen Streich

macht, das laß ich gelten. Ein Kammermädchen zu heurathen, weil sie schön ist wie ein Engel! Gut, der Mensch wird getadelt, und doch beneiden ihn die Leute.

Clavigo. Die Leute, immer die Leute.

Carlos. Du weißt, ich frage nicht ängstlich nach andrer Beyfall, doch das ist ewig wahr: wer nichts für andere thut, thut nichts für sich, und wenn die Menschen dich nicht bewundern, oder beneiden, bist du auch nicht glücklich.

Clavigo. Die Welt urtheilt nach dem Scheine. O! wer Mariens Herz besitzt, ist zu beneiden!

Carlos. Was die Sache ist, scheint sie auch. Aber freylich dacht ich, daß das verborgene Qualitäten seyn müssen, die dein Glück beneidenswerth machen, denn was man so mit seinen Augen sieht, mit seinem Menschenverstande begreifen kann —

Clavigo. Du willst mich zu Grunde richten.

Carlos. Wie ist das zugegangen? wird man in der Stadt fragen. Wie ist das zugegangen? fragt man bey Hofe. Um Gotteswillen, wie ist das zugegangen? Sie ist arm, ohne Stand,

Stand, hätte Clavigo nicht einmal ein Abentheuer mit ihr gehabt, man wüste gar nicht, daß sie in der Welt ist. Sie soll artig seyn, angenehm, witzig! — Wer wird darum eine Frau nehmen? das vergeht so in den ersten Zeiten des Ehestands. Ach! sagt einer, sie soll schön seyn, reizend, ausnehmend schön. — Da ist's zu begreifen, sagt ein anderer —

Clavigo (wird verwirrt, ihm entfährt ein tiefer Seufzer) Ach!

Carlos. Schön? O! sagt die eine, es geht an! Ich hab sie in sechs Jahren nicht gesehn, da kann sich schon was verändern, sagt eine andere. Man muß doch Acht geben, er wird sie bald produciren, sagt die dritte. Man fragt, man guckt, man geht zu gefallen, man wartet, man ist ungeduldig, erinnert sich immer des stolzen Clavigos, der sich nie öffentlich sehn lies, ohne eine stattliche, herrliche, hochäugige Spanierin im Triumph aufzuführen, deren volle Brust, ihre blühenden Wangen, ihre heissen Augen, all, alles die Welt rings umher zu fragen schien: bin ich nicht meines Begleiters werth? und die in ihrem Uebermuth den seidnen Schleppрock so weit hinten aus in Wind segeln ließ, als möglich, um ihre Erscheinung ansehnlicher und

würdiger zu machen? — Und nun erscheint der Herr — und allen Leuten versagt das Wort im Munde — kommt angezogen mit seiner trippelnden, kleinen, hohläugigen Französin, der die Auszehrung aus allen Gliedern spricht, wenn sie gleich ihre Todtenfarbe mit weis und roth überpinselt hat. O Bruder, ich werde rasend, ich laufe davon, wenn mich nun die Leute zu packen kriegen, und fragen und quäſtioniren, und nicht begreifen können —

Clavigo (ihn bey der Hand fassend) Mein Freund, mein Bruder, ich bin in einer schröcklichen Lage. Ich sage dir, ich gestehe dir, ich erschrack, als ich Marien wiedersah! Wie entstellt sie ist, — wie bleich, abgezehrt. O das ist mein, meine Schuld, meiner Verrätherey! —

Carlos. Possen! Grillen! Sie hatte die Schwindsucht, da dein Roman noch sehr im Gange war. Ich sagte dir's tausendmal, und — aber, ihr Liebhaber habt keine Augen, keine Nasen. Clavigo, es ist schändlich! so alles, alles zu vergessen, eine kranke Frau, die dir die Pest unter deine Nachkommenschaft bringen wird, daß alle deine Kinder und Enkel so in gewissen Jahren höflich ausgehen, wie Bettierslämpgen. — Ein Mann, der Stammvater einer Familie seyn

könn-

könnte, die vielleicht künftig — Ich werde noch närrisch, der Kopf vergeht mir.

Clavigo. Carlos, was soll ich dir sagen, als ich sie wiedersah; im ersten Taumel flog ihr mein Herz entgegen — und ach! — da der vorüber war — Mitleiden — innige tiefe Erbarmung flößte sie mir ein: aber Liebe — sieh! es war, als wenn mir in der warmen Fülle der Freuden, die kalte Hand des Todes über'n Racken führe. Ich strebte, munter zu seyn, wieder vor denen Menschen, die mich umgaben, den Glücklichen zu spielen, es war alles vorbey, alles so steif, so ängstlich! Wären sie weniger außer sich gewesen, sie müstens gemerkt haben.

Carlos. Hölle! Tod! und Teufel, und du willst sie heurathen?

Clavigo (steht ganz in sich selbst versunken, ohne zu antworten)

Carlos. Du bist hin! verlohren auf ewig. Leb wohl, Bruder! und laß mich alles vergessen, laß mich mein einsames Leben noch so ausknirschen, über das Schicksal deiner Verblendung. Ha! das all all! Sich in den Augen der Welt verächtlich zu machen, und nicht einmal dadurch eine Leidenschaft, eine Begierde

befriedigen, dir muthwillig eine Krankheit zuziehen, die, indem sie deine innern Kräfte untergräbt, dich zugleich dem Anblick der Menschen abscheulich macht.

Clavigo. Carlos! Carlos!

Carlos. Wärst du nie gestiegen, um nie zu fallen! Mit welchen Augen werden sie das ansehn! Da ist der Bruder, werden sie sagen! das muß ein braver Kerl seyn, der hat ihn in's Bockshorn gejagt, er hat sich nicht getraut, ihm die Spitze zu bieten. Ha! werden unsre schwadronirende Hofjunkers sagen, man sieht immer, daß er kein Cavalier ist; Pah! ruft einer, und ruckt den Hut in die Augen, der Franzos hätte mir kommen sollen, und patscht sich auf den Bauch; ein Kerl, der vielleicht nicht werth wäre, dein Reitknecht zu seyn.

Clavigo (der in dem Ausbruch der heftigsten Beängstigung, mit einem Strohm von Thränen, dem Carlos um den Hals fällt) Rette mich! Freund! mein Bester, rette mich! Rette mich von dem gedoppelten Meineid, von der unübersehlichen Schande, von mir selbst, ich vergehe!

Carlos. Armer! Elender! Ich hofte, diese jugendlichen Rasereyen, diese stürmenden Thränen,

nen, dieſe verſinkende Wehmuth ſollte vorüber ſeyn, ich hoffte, dich als Mann nicht mehr erſchüttert, nicht mehr in dem beklemmenden Jammer zu ſehen, den du ehemals ſo oft in meinen Buſen ausgeweint haſt. Ermanne dich, Clavigo, ermanne dich!

Clavigo. Laß mich weinen! (er wirft ſich in einen Seſſel)

Carlos. Weh dir, daß du eine Bahn betreten haſt, die du nicht endigen wirſt! Mit deinem Herzen, deinen Geſinnungen, die einen ruhigen Bürger glücklich machen würden, mußteſt du den unſeligen Hang nach Gröſſe verbinden! Und was iſt Gröſſe, Clavigo? Sich in Rang und Anſehn über andere zu erheben? Glaub' es nicht! Wenn dein Herz nicht gröſſer iſt, als anderer ihr's; wenn du nicht im Stande biſt, dich gelaſſen über Verhältniſſe hinaus zu ſetzen, die einen gemeinen Menſchen ängſtigen würden, ſo biſt du mit all deinen Bändern und Sternen, biſt mit der Krone ſelbſt nur ein gemeiner Menſch. Faſſe dich, beruhige dich.

Clavigo (richtet ſich auf, ſieht Carlos an, und reicht ihm die Hand, die Carlos mit Heftigkeit anfaßt)

Carlos. Auf, auf mein Freund! und ent-

ſchlieſſe dich. Sieh, ich will alles bey Seite ſetzen, ich will ſagen, hier liegen zwey Vorſchläge auf gleichen Schaalen, entweder du heuratheſt Marien, und findeſt dein Glück in einem ſtillen bürgerlichen Leben, in den ruhigen häuslichen Freuden; oder du führſt auf der ehrenvollen Bahn deinen Lauf weiter nach dem nahen Ziele — Ich will alles bey Seite ſetzen und will ſagen, die Zunge ſteht inne, es kommt auf deinen Entſchluß an, welche von beyden Schaalen den Ausſchlag haben ſoll! Gut! Aber entſchlieſſe dich — Es iſt nichts erbärmlicher in der Welt, als ein unentſchloſſener Menſch, der zwiſchen zween Empfindungen ſchwebt, gern beyde vereinigen möchte, und nicht begreift, daß keine andere Vereinigung ihrer möglich iſt, als eben der Zweifel, die Unruhe, die ihn peinigen. Auf, und gieb Marien deine Hand, handle als ein ehrlicher Kerl, der das Glück ſeines Lebens ſeinen Worten aufopfert, der es für ſeine Pflicht achtet, was er verdorben hat, wieder gut zu machen, der auch den Kreis ſeiner Leidenſchaften und Würkſamkeit nie weiter ausgebreitet hat, als daß er im Stande iſt, alles wieder gut zu machen, was er verdorben hat: und ſo genieſſe das Glück einer ruhigen Beſchränkung, den Beyfall

soll eines bedächtigen Gewissens und alle Seligkeit, die denen Menschen gewährt ist, die im Stande sind, sich ihr eigen Glück und die Freuden der Ihrigen zu machen. — Entschliesse dich, so will ich sagen, du bist ein ganzer Kerl —

Clavigo. Einen Funken, Carlos, deiner Stärke, deines Muths.

Carlos. Er schläft in dir, und ich will blasen, bis er in Flammen schlägt. Sieh auf der andern Seite das Glück und die Grösse, die dich erwarten. Ich will dir diese Aussichten nicht mit dichterischen bunten Farben vormahlen, stelle sie dir selbst in der Lebhaftigkeit dar, wie sie in voller Klarheit vor deiner Seele stunden, ehe der französische Strudelkopf dir die Sinnen verwirrte. Aber auch da, Clavigo, sey ein ganzer Kerl, und mache deinen Weg stracks, ohne rechts und links zu sehen. Möge deine Seele sich erweitern, und die Gewißheit des grossen Gefühls über dich kommen, daß ausserordentliche Menschen eben auch darin ausserordentliche Menschen sind, weil ihre Pflichten von den Pflichten des gemeinen Menschen abgehen; daß der, dessen Werk es ist, ein grosses Ganze zu übersehen, zu regieren, zu erhalten, sich keinen Vorwurf zu

machen braucht, geringe Verhältniſſe vernachläßiget, Kleinigkeiten dem Wohl des Ganzen aufgeopfert zu haben. Thut das der Schöpfer in ſeiner Natur, der König in ſeinem Staate; warum ſollten wir's nicht thun, um ihnen ähnlich zu werden?

Clavigo. Carlos, ich bin ein kleiner Menſch.

Carlos. Wir ſind nicht klein, wenn Umſtände uns zu ſchaffen machen, nur wenn ſie uns überwältigen. Noch einen Athemzug, und du biſt wieder bey dir ſelber. Wirf die Reſte einer erbärmlichen Leidenſchaft von dir, die dich in jetzigen Tagen eben ſo wenig kleiden, als das graue Jäckgen und die beſcheidene Miene, mit denen du nach Madrid kamſt. Was das Mädchen für dich gethan hat, haſt du ihr lange gelohnt; und daß du ihr die erſte freundliche Aufnahme ſchuldig biſt — Oh! eine andere hätte um das Vergnügen deines Umgangs eben ſo viel und mehr gethan, ohne ſolche Prätenſionen zu machen, — und wird dir einfallen, deinem Schulmeiſter die Hälfte deines Vermögens zu geben, weil er dich vor dreyßig Jahren das A b c lehrt hat. Nun, Clavigo!

Clavigo. Das ist all gut, im Ganzen magst du Recht haben, es mag also seyn; nur wie helfen wir uns aus der Verwirrung, in der wir stecken? Da gieb Rath, da schaff Hülfe, und dann rede.

Carlos. Gut! Du willst also?

Clavigo. Mach mich können, so will ich. Ich habe kein Nachdenken; hab's für mich.

Carlos. Also denn. Zuerst gehst du, den Herrn an einen dritten Ort zu bescheiden, und alsdann forderst du mit der Klinge die Erklärung zurück, die du gezwungen und unbesonnen ausgestellt hast.

Clavigo. Ich hab sie schon, er zerriß und gab mir sie.

Carlos. Treflich, Treflich! Schon den Schritt gethan — und du hast mich so lange reden lassen. — Also kürzer! Du schreibst ihm ganz gelassen: „Du fändest nicht für gut, seine Schwester zu heurathen, die Ursache könnte er erfahren, wenn er sich heut Nacht, von einem Freunde begleitet, und mit beliebigen Waffen versehen, da oder dort einfinden wollte. Und somit signirt.„ — Komm, Clavigo,

schreib

ſchreib das. Ich bin dein Secundant und — es müßte mit dem Teufel zugehen. —

Clavigo. (Geht nach dem Tiſche.)

Carlos. Höre! Ein Wort! Wenn ich's ſo recht bedenke, iſt das ein einfältiger Vorſchlag! Wer ſind wir, um uns gegen einen aufgebrachten Abentheurer zu wagen? Und die Aufführung des Menſchen, ſein Stand, verdient nicht, daß wir ihn für unſers gleichen achten. Alſo hör mich! Wenn ich ihn nur peinlich anklage, daß er heimlich nach Madrid gekommen, ſich bey dir unter einem falſchen Nahmen mit einem Helfershelfer anmelden laſſen, dich erſt mit freundlichen Worten vertraulich gemacht, dann dich unvermuthet überfallen, eine Erklärung dir abgenöthigt und ſie auszuſtreuen weggegangen iſt. Das bricht ihm den Hals, er ſoll erfahren, was das heiſt, einen Spanier mitten in der bürgerlichen Ruhe zu befehden.

Clavigo. Du haſt Recht.

Carlos. Wenn wir nun aber unterdeſſen, bis der Proceß eingeleitet iſt, bis dahin uns der Herr noch allerley Streiche machen

könn-

könnte, das Gewiſſe ſpielten, und ihn kurz und gut bey'm Kopf nähmen?

Clavigo. Ich verſtehe, und kenn' dich, daß du Mann biſt, es auszuführen.

Carlos. Nun auch! Wenn ich, der ich ſchon fünf und zwanzig Jahre mitlaufe, und dabey war, da den erſten unter den Menſchen die Angſttropfen auf dem Geſichte ſtunden, wenn ich ſo ein Poſſenſpiel nicht entwickeln wollte. Und ſomit läßt du mir freye Hand, du brauchſt nichts zu thun, nichts zu ſchreiben. Wer den Bruder einſtecken läßt, giebt pantominiſch zu verſtehen, daß er die Schweſter nicht mag.

Clavigo. Nein, Carlos, es gehe wie es wolle, das kann, das werd ich nicht leiden. Beaumarchais iſt ein würdiger Menſch und er ſoll in keinem ſchimpflichen Gefängniſſe verſchmachten um ſeiner gerechten Sache willen. Einen andern Vorſchlag, Carlos, einen andern.

Carlos. Pah! pah! Kindereyen! Wir wollen ihn nicht freſſen, er ſoll wohl aufgehoben und verſorgt werden, und lang kann's auch nicht währen. Denn ſiehe, wenn er ſpürt, daß es Ernſt iſt, kriecht ſein theatraliſcher Eifer gewiß

wiß zum Kreuz, er kehrt betuzt nach Frankreich zurück, und dankt auf das höflichſte, wenn man ja ſeiner Schweſter ein jährliches Gehalt ausſetzen will, warum's ihm vielleicht einzig und allein zu thun war.

Clavigo. So ſeys denn! nur verfahrt gut mit ihm.

Carlos. Sey unbeſorgt — Noch eine Vorſicht! Man kann nicht wiſſen, wie's verſchwäzt wird, wie er Wind kriegt, und er überläuft dich und alles geht zu Grunde. Drum begieb dich aus deinem Hauſe, daß auch kein Bedienter weis, wohin. Laß nur das nöthigſte zuſammenpacken. Ich ſchicke dir einen Burſchen, der dir's forttragen und dich hinbringen ſoll, wo dich die heilige Hermandad ſelbſt nicht finden ſoll. Ich hab ſo ein paar Mauslöcher immer offen. Adjeu!

Clavigo. Leb wohl!

Carlos. Friſch! Friſch! Wenn's vorbey iſt, Bruder, wollen wir uns laben.

(ab.)

Guil=

Guilberts Wohnung.

Sophie Guilbert. Marie von Beaumarchais (mit Arbeit.)

Marie. So ungeſtüm iſt Buenko fort?

Sophie. Das war natürlich. Er liebt dich und wie konnte er den Anblick des Menſchen ertragen, denn er doppelt haſſen muß?

Marie. Er iſt der beſte, tugendhafteſte Bürger, den ich je gekannt habe. (ihr die Arbeit zeigend) Mich dünkt, ich mach es ſo? Ich zieh das hier ein und das Ende ſteck ich hinauf. Es wird gut ſtehn.

Sophie. Recht gut. Und ich will paille Band zu dem Häubchen nehmen; es kleidt mich keins beſſer. Du lächelſt?

Marie. Ich lache über mich ſelbſt. Wir Mädchen ſind doch eine wunderliche Nation, kaum heben wir den Kopf nur ein wenig wieder, ſo iſt gleich Putz und Band, was uns beſchäftigt.

Sophie. Das kannſt du dir nicht nachſagen; ſeit dem Augenblick, da Clavigo dich verlies, war nichts im Stande, dir eine Freude zu machen.

Marie. (Fährt zuſammen und ſieht nach der Thüre)

Sophie. Was haſt du?

Marie (beklemmt) Ich glaubte, es käme jemand! Mein armes Herz! O es wird mich noch umbringen. Fühl, wie es ſchlägt, von dem leeren Schrecken.

Sophie. Sey ruhig. Du ſiehſt blaß; ich bitte dich, meine Liebe!

Marie. (auf die Bruſt deutend) Es drückt mich hier ſo. Es ſticht mich ſo. Es wird mich umbringen.

Sophie. Schone dich.

Marie. Ich bin ein närriſches unglückliches Mädchen. Schmerz und Freude haben mit all ihrer Gewalt mein armes Leben untergraben. Ich ſage dir, es iſt nur halbe Freude, daß ich ihn wieder habe. Ich werde das Glück wenig genieſſen; vielleicht nicht, das mich in ſeinen Armen erwartet.

Sophie. Schweſter, meine liebe Einzige! Du nagſt mit ſolchen Grillen an dir ſelber.

Marie. Warum ſoll ich mich betrügen?

Sophie. Du biſt jung und glücklich und kannſt alles hoffen.

Marie. Hoffnung! O der ſüſſe einzige Balſam des Lebens bezaubert oft meine Seele. Muthige jugendliche Träume ſchweben vor mir, und begleiten die geliebte Geſtalt des Unvergleichlichen, der nun wieder der Meine wird. O Sophie, wie reizend iſt er! Seit ich ihn nicht ſah, hat er — ich weis nicht, wie ichs ausdrücken ſoll — es haben ſich alle große Eigenſchaften, die ehemals in ſeiner Beſcheidenheit verborgen lagen, entwickelt, er iſt ein Mann worden, und muß mit dieſem reinen Gefühle ſeiner ſelbſt, mit dem er auftritt, das ſo ganz ohne Stolz, ohne Eitelkeit iſt, er muß alle Herzen wegreiſſen. — Und er ſoll der Meinige werden? — Nein, Schweſter, ich wär ſeiner nicht werth! — Und jetzo bin ich's viel weniger!

Sophie. Nimm ihn nur und ſey glücklich. — Ich höre deinen Bruder!

Beaumarchais.

Wo iſt Guilbert?

Sophie. Er iſt ſchon eine Weile weg, lang' kann er nicht mehr ausbleiben.

Marie. Was haſt du, Bruder? — (aufſpringend und ihm um den Hals fallend) Lieber Bruder, was haſt du?

Beaumarchais. Nichts! Laß mich, meine Marie!

Marie. Wenn ich deine Marie bin, ſo ſag mir, was du auf dem Herzen haſt?

Sophie. Laß ihn. Die Männer machen oft Geſichter, ohne juſt was auf dem Herzen zu haben.

Marie. Nein, nein. Ich ſehe dein Angeſicht nur wenige Zeit; aber ſchon drückt es mir alle deine Empfindungen aus, ich leſe jedes Gefühl dieſer unverſtellten unverdorbenen Seele auf deiner Stirne. Du haſt etwas, das dich ſtuzzig macht. Rede, was iſts?

Beaumarchais. Es iſt nichts, meine Lieben. Ich hoffe, im Grunde iſt's nichts. Clavigo —

Ma-

Marie. Wie?

Beaumarchais. Ich war bey Clavigo. Er iſt nicht zu Hauſe.

Sophie. Und das verwirrt dich.

Beaumarchais. Sein Pförtner ſagt, er ſey verreißt, er wiſſe nicht wohin, wiſſe niemand, wie lange. Wenn er ſich verläugnen ließe! wenn er würklich verreißt wäre! Wozu das? Warum das?

Marie. Wir wollen's abwarten.

Beaumarchais. Deine Zunge lügt. Ha! Die Bläſſe deiner Wangen, das Zittern deiner Glieder, alles ſpricht und zeugt, daß du das nicht abwarten kannſt. Liebe Schweſter! (er faßt ſie in ſeine Arme) an dieſem klopfenden, ängſtlich bebenden Herzen ſchwör ich dir. Hör mich, Gott, der du gerecht biſt, höret mich, alle ſeine Heiligen! Du ſollſt gerochen werden, wenn er — die Sinnen vergehn mir über dem Gedanken, — wenn er rückfiele, wenn er doppelten gräslichen Meineids ſich ſchuldig machte, unſers Elends ſpottete — Nein, es iſt, es iſt nicht möglich, nicht möglich — du ſollſt gerochen werden.

Sophie. Alles zu früh, zu voreilig. Schon ihrer, ich bitte dich, mein Bruder.

Marie. (ſetzt ſich)

Sophie. Was haſt du? du wirſt ohnmächtig.

Marie. Nein, nein. Du biſt gleich ſo beſorgt.

Sophie. (reicht ihr Waſſer) Nimm das Glas.

Marie. Laß doch! wozu ſoll's! — Nun meinetwegen, gieb her.

Beaumarchais. Wo iſt Guilbert? wo iſt Buenko? Schick nach ihnen, ich bitte dich.
(Sophie ab.)

Beaumarchais. Wie iſt dir, Marie?

Marie. Gut, ganz gut! Denkſt du denn, Bruder? —

Beaumarchais. Was? meine Liebe!

Marie. Ach!

Beaumarchais. Der Athem wird dir ſchwer.

Marie. Das unbändige Schlagen meines Herzens verſetzt mir die Luft.

Beaumarchais. Habt ihr denn kein Mittel? Brauchst du nichts niederschlagendes?

Marie. Ich weis ein einzig Mittel, und darum bitt ich Gott schon lange.

Beaumarchais. Du sollst's haben, und ich hoffe, von meiner Hand.

Marie. Schon gut.

Sophie kommt.

So eben giebt ein Courier diesen Brief ab, er kommt von Aranjouez.

Beaumarchais. Das ist das Siegel und die Hand unsers Gesandten.

Sophie. Ich hies ihn absteigen und einige Erfrischungen zu sich nehmen, er wollte nicht, weil er noch mehr Depeschen hätte.

Marie. Willst du doch, Liebe, das Mädgen nach dem Arzte schicken?

Sophie. Fehlt dir was? Heiliger Gott! was fehlt dir?

Marie. Du wirst mich ängstigen, daß ich zuletzt kaum traue, ein Glas Wasser zu begehren — Sophie! — Bruder! — Was enthält

hält der Brief? Sieh, wie er zittert! wie ihn aller Muth verläßt!

Sophie. Bruder, mein Bruder!

Beaumarchais. (wirft ſich ſprachlos in einen Seſſel und läßt den Brief fallen)

Sophie. Mein Bruder! Sie hebt den Brief auf und lieſt)

Marie. Laß mich ihn ſehn! ich muß (ſie will aufſtehn) Weh! Ich fühls. Es iſt das letzte. Schweſter, aus Barmherzigkeit den letzten ſchnellen Todesſtos! — Er verräth uns! —

Beaumarchais. (aufſpringend) Er verräth uns! (an die Stirn ſchlagend und auf die Bruſt) Hier! hier! es iſt alles ſo dumpf ſo todt vor meiner Seele, als hätt ein Donnerſchlag meine Sinnen gelähmt. Marie! Marie! du biſt verrathen! — Und ich ſtehe hier! — Wohin — was — Ich ſehe nichts, nichts! Keinen Weg! Keine Rettung (er wirft ſich in Seſſel)

Guilbert kommt.

Sophie. Guilbert! Rath! Hülfe! Wir ſind verlohren!

Guilbert. Weib!

Sophie. Lies! Lies! Der Gesandte meldet unserm Bruder: Clavigo habe ihn peinlich angeklagt, als sey er unter einem falschen Namen in sein Haus geschlichen, habe ihm im Bette die Pistole vorgehalten, habe ihn gezwungen, eine schimpfliche Erklärung zu unterschreiben, und wenn er sich nicht schnell aus dem Königreiche entfernt, so schleppen sie ihn in's Gefängnis, daraus vielleicht ihn zu befreyen, der Gesandte selbst nicht im Stande ist.

Beaumarchais (aufspringend) Ja sie sollens! sie sollens! Sollen mich in's Gefängnis schleppen. Aber von seinem Leichname weg, von der Stätte weg, wo ich mich in seinem Blute werde geletzt haben. — Ach! der grimmige, entsetzliche Durst nach seinem Blute füllt mich ganz. Dank sey dir, Gott im Himmel, daß du dem Menschen mitten im glühenden unerträglichsten Leiden ein Labsal sendest, eine Erquickung. Wie ich die dürstende Rache in meinem Busen fühle! wie aus der Vernichtung meiner selbst aus der stumpfen Unentschlossenheit mich das herrliche Gefühl, die Begier nach seinem Blute herausreißt, mich über mich selbst reißt! Rache! Wie mir's wohl ist, wie alles an mir

nach ihm hinſtrebt, ihn zu faſſen, ihn zu vernichten.

Sophie. Du biſt fürchterlich, Bruder.

Beaumarchais. Deſto beſſer. — Ach! Keinen Degen, Kein Gewehr! mit dieſen Händen will ich ihn erwürgen, daß mein die Wonne ſey! Ganz mein eigen das Gefühl: ich hab ihn vernichtet.

Marie. Mein Herz! Mein Herz!

Beaumarchais. Ich hab dich nicht retten können, ſo ſollſt du gerochen werden. Ich ſchnaube nach ſeiner Spur, meine Zähne gelüſtet's nach ſeinem Fleiſche, meinen Gaumen nach ſeinem Blute. Bin ich ein raſendes Thier geworden! Mir glüht in jeder Ader, mir zuckt in jeder Nerve die Begier nach ihm, nach ihm! — Ich würde den ewig haſſen, der mir ihn jezt mit Gift vergäbe, der mir ihn meuchelmörderiſch aus dem Wege räumte. O hilf mir, Guilbert, ihn aufſuchen! Wo iſt Buenko? helft mir ihn finden.

Guilbert. Rette dich! Rette dich! du biſt außer dir.

Marie. Fliehe, mein Bruder!

Beau-

Beaumarchais. Nein, hab ich ihn, ich muß ihn haben! O hätt ich ihn drüben über dem Meere! Fangen wollt ich ihn lebendig, und an einen Pfahl gebunden stückweise seine Glieder ablösen, vor seinem Angesichte braten und mir's schmecken lassen, und euch auftischen, Weiber!

Sophie. Führ ihn weg, er bringt seine Schwester um.

Buenko (kommt.)

Auf! Herr! Fort! Ich sah's voraus. Ich gab auf alles Acht. Und nun! man stellt euch nach, ihr seyd verlohren, wenn ihr nicht im Augenblick die Stadt verlaßt.

Beaumarchais. Nimmermehr! Wo ist Clavigo?

Buenko. Ich weiß nicht.

Beaumarchais. Du weißts. Ich bitte Dich fußfällig, sag mir's.

Sophie. Um Gotteswillen, Buenko!

Marie. Ach! Luft! Luft! (sie fällt zurück) Clavigo! —

Sophie. Hülfe! sie stirbt!

Buenko. Verlaß uns nicht, Gott im Himmel! — Fort, mein Bruder, fort!

Beaumarchais. (fällt für Marien nieder, die ohngeachtet aller Hülfe nicht wieder zu sich selbst kommt.) Dich verlassen! dich verlassen!

Sophie. So bleib, und verderb' uns alle, wie du Marien getödtet hast. Du bist hin, o meine Schwester! durch die Unbesonnenheit deines Bruders.

Beaumarchais. Halt, Schwester!

Sophie. (spottend) Retter! — Rächer! — Hilf dir selber!

Beaumarchais. Verdien ich das?

Sophie. Gieb mir sie wieder! Und dann geh in Kerker, geh aufs Martergerüst, geh, vergieße dein Blut, und gieb mir sie wieder.

Beaumarchais. Sophie!

Sophie. Ha! und ist sie hin, ist sie todt — so erhalte Dich uns! (ihn um den Hals fallend) Mein Bruder, erhalte dich uns! Unserm Vater! Eile, eile! Das war ihr Schicksal! Sie hat's geendet. Und ein Gott ist im Himmel, dem laß die Rache.

Buenko. Fort! fort! Kommen Sie mit mir, ich verberge Sie, bis wir Mittel finden, Sie aus dem Königreiche zu schaffen.

Beaumarchais. (fällt auf Marien und küßt sie) Schweſter! (Sie reiſſen ihn los, er faßt Sophien, ſie macht ſich los, man bringt Marien weg, und Buenko mit Beaumarchais ab.)

Guilbert. Ein Arzt.

Sophie. (aus dem Zimmer zurückkommend, darein man Marien gebracht hat) Zu ſpät! Sie iſt hin! Sie iſt todt!

Guilbert. Kommen Sie, mein Herr! Sehen Sie ſelbſt! Es iſt nicht möglich!

(ab.)

Fünfter Akt.

Straße vor dem Hause Guilberts. Nacht.

Das Haus ist offen. Vor der Thür stehen drey in schwarze Mäntel gehüllte Männer, mit Fackeln. Clavigo in einen Mantel gewickelt, den Degen unterm Arm, kommt. Ein Bedienter geht voraus mit einer Fackel.

Clavigo. Ich sagte dir's, du solltest diese Straße meiden.

Bedienter. Wir hätten einen gar großen Umweg nehmen müssen, und Sie eilen so. Es ist nicht weit von hier, wo Don Carlos sich aufhält.

Clavigo. Fackeln dort?

Bedienter. Eine Leiche. Kommen Sie, mein Herr.

Clavigo. Mariens Wohnung! Eine Leiche! Mir fährt ein Todesschauer durch alle Glieder. Geh, frag, wen sie begraben?

Bedien=

Bedienter. (geht zu den Männern) Wen begrabt ihr?

Die Männer. Marien von Beaumarchais.

Clavigo. (setzt sich auf einen Stein und verhüllt sich)

Bediente. (kommt zurück) Sie begraben Marien von Beaumarchais.

Clavigo. (aufspringend) Mußtest du's wiederhohlen, Verräther! Das Donnerwort wiederholen, das mir alles Mark aus meinen Gebeinen schlägt!

Bediente. Stille, mein Herr, kommen Sie, bedenken Sie die Gefahr, in der Sie schweben.

Clavigo. Geh in die Hölle, ich bleibe.

Bediente. O Carlos! O daß ich dich fände. Carlos! Er ist außer sich!

(ab.)

Clavigo. In der Ferne die Leichenmänner.

Clavigo. Todt! Marie todt! Die Fackeln dort! ihre traurigen Begleiter! — Es ist ein Zauberspiel, ein Nachtgesicht, das mich erschröckt, das mir einen Spiegel vorhält, darinn ich

ich das Ende meiner Verräthereyen ahndungsweise erkennen soll. — Noch ist es Zeit! Noch! — Ich bebe, mein Herz zerfließt in Schauer! Nein! Nein! du sollst nicht sterben. Ich komme! Ich komme! — Verschwindet, Geister der Nacht, die ihr euch mit ängstlichen Schrecknissen mir in Weg stellt — (er geht auf sie los.) Verschwindet! — Sie stehen! Ha! sie sehen sich nach mir um! Weh! Weh mir! es sind Menschen wie ich. — Es ist wahr — Wahr — Kannst du's fassen! — Sie ist todt — Es ergreift mich mit allem Schauer der Nacht das Gefühl, sie ist todt! Da liegt sie, die Blume, zu deinen Füssen — und du — Erbarme dich meiner, Gott im Himmel, ich habe sie nicht getödtet! — Verbergt euch, Sterne, schaut nicht hernieder, ihr, die ihr so oft den Missethäter saht in dem Gefühl des innigsten Glücks diese Schwelle verlassen; durch eben diese Straße mit Saitenspiel und Gesang in goldnen Phantasien hinschweben, und fein am heimlichen Gegitter lauschendes Mädchen mit wonnevollen Erwartungen entzünden. — Und du füllst nun das Haus mit Wehklagen und Jammer! und diesen Schauplatz deines Glückes mit Grabegesang! — Marie! Marie!

rie! nimm mich mit dir! nimm mich mit dir! (eine traurige Muſik tönt einige Laute von innen) Sie beginnen den Weg zum Grabe! — Haltet, haltet! ſchlieſt den Sarg nicht! Laßt mich ſie noch einmal ſehen! (er geht auf's Haus los) Ha! wem wag ich's unters Geſicht zu treten? wem in ſeinem entſetzlichen Schmerzen zu begegnen? — Ihren Freunden! Ihrem Bruder! dem wüthender Jammer den Buſen füllt! (die Muſik geht wieder an) Sie ruft mir! ſie ruft mir! Ich komme! — Welche Angſt umgiebt mich! Welches Beben hält mich zurück! (die Muſik fängt zum drittenmale an und fährt fort. Die Fackeln bewegen ſich vor der Thüre, es treten noch drey andere zu ihnen, die ſich in Ordnung reihen, um den Leichenzug einzufaſſen, der aus dem Hauſe kommt. Sechſe tragen die Bahre darauf der bedeckte Sarg ſteht. Guilbert, Buenko in tiefer Trauer.)

Clavigo (hervortretend) Haltet! —

Guilbert. Welche Stimme!

Clavigo. Haltet! (die Träger ſtehn)

Buenko. Wer unterſteht ſich, den ehrwürdigen Zug zu ſtören?

Clavigo. Setzt nieder!

Guil-

Guilbert. Ha!

Buenko. Elender! iſt deiner Schandthaten kein Ende? iſt dein Opfer im Sarge nicht ſicher für dir?

Clavigo. Laßt! macht mich nicht raſend! die Unglücklichen ſind gefährlich! Ich muß ſie ſehen! (er wirft das Tuch ab und den Deckel, Marie liegt weis gekleidet und mit gefaltenen Händen im Sarge, Clavigo tritt zurück und verbirgt ſein Geſicht)

Buenko. Willſt du ſie erwecken, um ſie wieder zu tödten?

Clavigo. Armer Spötter — Marie! (er fällt vor dem Sarge nieder)

Beaumarchais (kommt)

Beaumarchais. Buenko hat mich verlaſſen. Sie iſt nicht todt, ſagen ſie, ich muß ſehen, Trutz dem Teufel! Ich muß ſie ſehen. Fackeln! Leiche! (er rennt auf ſie los, erblickt den Sarg und fällt ſprachlos drüber hin, man hebt ihn auf, er iſt wie ohnmächtig. Guilbert hält ihn)

Clavigo. (der an der andern Seite des Sargs aufſteht) Marie! Marie!

Beau-

Beaumarchais (auffahrend) Das ist seine Stimme. Wer ruft Marie? Wie mit dem Klang der Stimme sich eine glühende Wuth in meine Adern goß?

Clavigo. Ich bin's.

Beaumarchais. (wild hinsehend und nach dem Degen greifend. Guilbert hält ihn)

Clavigo. Ich fürchte deine glühende Augen nicht, nicht die Spitze deines Degens! sieh hier her, dieses geschlossene Aug, diese gefaltenen Hände!

Beaumarchais. Zeigst du mir das? (Er reißt sich los, dringt auf Clavigo ein, der zieht, sie fechten, Beaumarchais stößt ihm den Degen in die Brust)

Clavigo. (sinkend) Ich danke dir, Bruder! Du vermählst uns. (er sinkt auf den Sarg)

Beaumarchais. (ihn wegreißend) Weg von dieser Heiligen, Verdammter!

Clavigo. Weh! (Die Träger halten ihn)

Beaumarchais. Blut! Blick auf, Marie, blick auf deinen Brautschmuck und dann schließ deine Augen auf ewig. Sieh, wie ich deine

Ruheſtätte geweiht habe mit dem Blute deines Mörders! Schön! Herrlich!

Sophie kommt.

Sophie. Bruder! Gott! was giebt's?

Beaumarchais. Tritt näher, Liebe, und ſchau. Ich hoffte, ihr Brautbette mit Roſen zu beſtreuen, ſieh die Roſen, mit denen ich ſie ziere auf ihrem Wege zum Himmel.

Sophie. Wir ſind verlohren.

Clavigo. Rette dich, Unbeſonenner! rette dich, eh der Tag anbricht. Gott, der dich zum Rächer ſandte, geleite dich — Sophie — vergieb mir. — Bruder — Freunde, vergebt mir.

Beaumarchais. Wie ſein fließendes Blut all die glühende Rache meines Herzens auslöſcht, wie mit ſeinem wegfliehenden Leben all meine Wuth abſchwindet! (auf ihn losgehend) Stirb, ich vergebe dir!

Clavigo. Deine Hand! und deine, Sophie! Und eure! (Buenko zaudert)

Sophie. Gieb ſie ihm, Buenko.

Clavigo. Ich danke dir! du bist die alte! Ich danke euch! Und wenn du noch hier diese Stätte umschwebst, Geist meiner Geliebten, schau herab, sieh diese himmlische Güte, sprich deinen Segen dazu, und vergib mir auch! — Ich komme! ich komme! — Rette dich, mein Bruder! Sagt mir, vergab sie mir? Wie starb sie?

Sophie. Ihr letztes Wort war dein unglücklicher Name! Sie schied weg ohne Abschied von uns.

Clavigo. Ich will ihr nach! und ihr den Eurigen bringen.

Carlos. Bedienter.

Carlos. Clavigo! Mörder!

Clavigo. Hör mich, Carlos! Du siehest hier die Opfer deiner Klugheit — Und nun, um des Blutes willen, in dem mein Leben unaufhaltsam dahin fließt! rette meinen Bruder —

Carlos. Mein Freund! Ihr steht da! lauft nach Wundärzten!

(Bedienter ab)

Clavigo. Es ist vergebens. Rette, rette den unglücklichen Bruder! — Deine Hand darauf. Sie haben mir vergeben, und so ver-

geb

geb ich dir. Du begleiteſt ihn bis an die Gränze und — ach!

Carlos. (mit dem Fuße ſtampfend) Clavigo! Clavigo!

Clavigo. (ſich dem Sarge nähernd, auf den ſie ihn niederlaſſen) Marie! Deine Hand! (er entfaltet ihre Hände, und faßt die rechte)

Sophie (zu Beaumarchais) Fort, Unglücklicher! fort!

Clavigo. Ich hab' ihre Hand! Ihre kalte Todtenhand! Du biſt die Meinige — Und noch dieſen Bräutigamskuß. Ach!

Sophie. Er ſtirbt. Rette dich, Bruder!

Beaumarchais (fällt Sophien um den Hals)

Sophie. Ich vergehe.

V

Prolog

zu den

neuſten

Offenbarungen Gottes

verdeutſcht

durch

Dr. Carl Friedrich Bahrdt.

Gieſſen 1774.

Bibliothek der
Gesellschaft.

Die Frau Profeſſorn *tritt auf im Puz, den Mantel umwerfend.* Bahrdt *ſizt am Pulten ganz angezogen und ſchreibt.*

Frau Bahrdt.

So komm denn Kind, die Geſellſchaft im Garten
Wird gewiſs auf uns mit dem Caffee warten.

Bahrdt.

Da kam mir ein Einfall von ohngefähr,
(ſein geſchriebenes Blatt anſehend.)
So redt' ich wenn ich Chriſtus wär.

Frau Bahrdt.

Was kommt ein Getrappel die Trepp herauf?

Baierdt.

's iſt ärger als ein Studentenhauf.
Das iſt ein Beſuch auf allen Vieren.

Frau Bahrdt.

Gott behut! 's iſt der Tritt von Thieren.

Die vier Evangeliſten mit ihrem Gefolg treten herein. Die Frau Doktorn thut einen Schrey. Matthäus *mit dem* Engel, Markus *begleitet vom* Löwen, Lukas *vom* Ochſen, Johannes *über ihm der* Adler.

Matthäus.

Wir hören du biſt ein Biedermann
Und nimmſt dich unſers Herren an.
Uns wird die Chriſtenheit zu enge,
Wir ſind jetzt überall im Gedränge.

Baierdt.

Willkomm ihr Herrn! Doch thut mirs leid.
Ihr kommt zur ungeleg'nen Zeit
Muſs eben in Geſellſchaft ſein.

Johannes.

Johannes.

Das werden Kinder Gottes ſeyn.
Wir wollen uns mit dir ergötzen.

Baldr.

Die Leute würden ſich entſetzen.
Sie ſind nicht gewohnt ſolche Barte breit,
Und Rocke ſo lang und Falten ſo weit,
Und eure Beſtien muſs ich jagen,
Würde jeder andre zur Thür naus jagen.

Marcus.

Das galt doch alles auf der Welt
Seitdem uns unſer Herr beſtellt.

Baldr.

Das kann mir weiter nichts bedeuten.
Genug ſo nehm ich euch nicht zu Leuten.

Marcus.

Und wie und was verlangſt denn du?

Baldr.

Daſs ichs euch kürzlich ſagen thu.
Es iſt mit eurer Schriften Art
Mit euren Falten und eurem Bart,

Wie mit den alten Thalern ſchwer,
Das Silber fein geprobet ſehr,
Und gelten dennoch jezt nicht mehr.
Ein kluger Fürſt der münzt ſie ein
Und thut ein tüchtigs Kupfer drein,
Da mags denn wieder fort kurſiren!
So müßt ihr auch, wollt ihr ruliren,
Euch in Geſellſchaft produziren,
So müßt ihr werden wie unſer einer;
Gepuzt, geſtuzt, glatt. — 's gilt ſonſt keiner,
In ſeidnen Mantel und Kräglein flink
Das iſt doch gar ein ander Ding.

Lukas der Mahler.

' Möcht mich in dem Koſtume ſehn!

Baardt.

Da braucht ihr gar nicht weit zu gehn,
' Hab juſt noch einen ganzen Ornat.

Der Engel Matthai.

Das wär nun ein Evangeliſten Staat.
Kommt ———

Matthäus.

Johannes iſt ſchon weggeſchlichen
Und Bruder Markus mir entwichen.

Des

Des Lukas Ochs kommt Bahrdten *zu nah, er tritt nach ihm.*

Schafft ab zuerſt das gaſtig Thier,
Nehm ich doch kaum ein Hündlein mit mir.

Lukas.

Mögen gar nichts weiter verkehren mit dir

(*Die Evangeliſten mit ihrem Geſelz ab.*)

Frau Bahrdt.

Die Kerls nehmen keine Lebensart an.

Bahrdt.

Komm, 's ſollen ihre Schriften dran.

Des

Herrn Göthe

ſämtliche Wercke.

Erſter Theil.

Biel,

In der Heilmanniſchen Buchhandlung.

M D C C L X X V.

Q
3
4

Götz von Berlichingen

mit der

eisernen Hand.

Ein Schauspiel.

Erſter Act.

Schwarzenberg in Franken, Herberge.

Metzler, Sievers (Bauern am Tiſche,) zwey Reuterskuechte (beym Feuer,) Wirth.

Sievers. Hänſel, noch ein Glas Brandtewein, und meß chriſtlich.

Wirth. Du biſt der Nimmerſatt.

Metzler. (leiſe.) Erzähl das noch einmal, vom Berlichingen, die Bamberger dort ärgern ſich, ſie mögten ſchwarz werden.

Sievers. Bamberger? Was thun die hier?

Metzler. Der Weislingen iſt oben aufm Schloß beym Herrn Grafen ſchon zwey Tage, dem haben ſie das Geit geben, ich weiß nicht, wo er herkommt, ſie warten auf ihn, er geht zurück nach Bamberg.

Sievers. Wer iſt der Weislingen?

Metzler. Des Biſchofs rechte Hand, ein gewaltiger Herr, der dem Götz auch auf'n Dienſt lauret.

Sievers. Er mag sich in Acht nehmen.

Metzler. Ja bitte dich erzähls doch noch einmal! (laut) Seit wann hat denn der Götz wieder Händel mit dem Bischof von Bamberg? Es hies ja, alles wäre vertragen und geschlichtet.

Sievers. Ja, vertrag du mit den Pfaffen Wie der Bischof sah, er richt nichts aus, und zieht immer den kürzern kroch er zum Kreuz, und war geschäftig, daß der Vergleich zu Stande käm. Und der getreuherzige Berlichingen gab unerhört nach, wie er immer thut, wenn er im Vortheil ist.

Metzler. Gott erhalt ihn! Ein rechtschaffner Herr!

Sievers. Nun denk, ist das nicht schändlich? Da werfen sie ihm einen Buben nieder da er sich nichts weniger versieht Wird sie aber schon wieder dafur laufen.

Metzler. Es ist doch dumm, daß ihm der letzte Strich mißglückt ist! Er wird sich garstig erbost haben.

Sievers. Ich glaub nicht, daß ihn lang was so verdrossen hat. Denk auch, alles war aufs genauste verkundschaft, wann der Bischof aus dem Bad kam, mit wie viel Reutern, welchen Weg; und wenns nicht wär durch falsche Leute verrathen worden, wolt er ihm das Bad gesegnet und ihn ausgerieben haben.

Erster Reuter. Was raisonnirt ihr von unserm Bischof? Ich glaub ihr sucht Handel.

Sie-

Sievers. Kümmert euch um eure Sachen ; Ihr habt an unſerm Tiſch nichts zu ſuchen.

Zweyter Reuter. Wer heißt euch von unſerm Biſchof deſpecktierlich reden ?

Sievers. Hab ich euch Red und Antwort zu geben ? Seht doch den Fratzen !

Erſter Reuter. (ſchlägt ihm hinter die Ohren.)

Metzler. Schlag den Hund todt. (Sie fallen über einander her.)

Zweyter Reuter. Komm her, wenn du's Herz haſt.

Wirth. (reißt ſie von einander.) Wollet ihr Ruh haben ! Tauſend Schwerenoth ! Schert euch naus, wenn ihr was auszumachen habt. In meiner Stub ſolls ehrlich und ordentlich zugehen. (Schiebt die Reuter zur Thür hinaus.) Und ihr Eſel was fanget ihr an ?

Metzler. Nur nit viel geſchimpft Hänſel, ſonſt kommen wir dir über die Glazze. Komm, Kamerad, wir wollen die draus blauen.

Zwey Berlichingiſche Reuter (kommen.)

Erſter Reuter. Was giebts da ?

Sievers. Ey guten Tag, Peter ! Veit, guten Tag ! Woher ?

Zweyter Reuter. Daß du dich nit unterſtehſt zu verrathen, wem wir dienen.

Sievers. (leise). Da ist gewiß euer Herr Götz wohl auch nit weit.

Erster Reuter. Halt dein Maul! Habt ihr Händel?

Sievers. Ihr sind den Kerls begegnet draus, sind Bamberger.

Erster Reuter. Was thun die hier?

Metzler. Der Weislingen ist droben aufm Schloß, beym gnädigen Herrn, den haben sie geleit.

Erster Reuter. Der Weislingen?

Zweyter Reuter. (leise.) Peter! das ist ein gefunden Fressen! Wie lange ist er da?

Metzler. Schon zwey Tage. Aber er will heut noch fort, hört ich einen von den Kerls sagen.

Erster Reuter. (leise.) Saat ich dir nicht er wär daher! Hätten wir dort drüben eine Weile passen können. Komm Veit.

Sievers. Helft uns doch erst die Bamberger ausprügeln.

Zweyter Reuter. Ihr seyd ja auch zu zwey. Wir müssen fort. Adies. (ab.)

Sievers. Scheiskerle die Reuter, wenn man sie nit bezahlt, thun sie dir keinen Streich.

Metzler. Ich wollt schwören sie haben einen Anschlag. Wem dienen sie?

Sievers. Ich sollts nit sagen. Sie dienen dem Götz.

Metzler.

Metzler. So! Nun wollen wir über die draus. Komm, ſo lang ich einen Bengel hab, fürcht ich ihre Bratſpieſe nicht.

Sievers. Dürften wir nur ſo einmal an die Für-ſten, die uns die Haut über die Ohren ziehen.

Herberge im Wald.

Götz (vor der Thüre unter der Linde.)

Götz. Wo meine Knechte bleiben! Auf und ab muß ich gehen, ſonſt übermannt mich der Schlaf. Fünf Tag und Nächte ſchon auf der Lauer. Es wird einem ſauer gemacht, das bißgen Leben und Freyheit. Dafür, wenn ich dich habe Weislingen, will ich mirs wohl ſeyn laſſen. (Gießt ein.) Wieder leer! Georg! So langs daran nicht mangelt, und an friſchem Muth, lach ich der Fürſten Herrſchſucht und Ränke. Georg! Schickt ihr nur euren gefälligen Weislingen herum zu Wettern und Gevattern, laßt mich anſchwärzen. Nur immerzu. Ich bin wach. Du waerſt mir entwiſcht, Biſchof! So mag denn dein lieber Weislingen die Zeche bezahlen. Georg! hört der Junge nicht! Georg! Georg!

Der Bub (im Panzer eines Erwachſenen.)

Georg. Geſtrenger Herr!

Götz. Wo ſteckſt du! Haſt du geſchlafen? Was zum Henker treibſt du für Mummerey. Komm her,

du siehst gut aus. Schäm dich nicht, Junge. Du bist brav! ja, wenn du ihn ausfülltest! Es ist Hannsens Kuras?

Georg Er wollt ein wenig schlafen, und schnallt ihn aus.

Götz. Er ist bequemer, als sein Herr.

Georg. Zürnt nicht. Ich nahm ihn leise weg, und legt ihn an, und holt meines Vaters altes Schwerdt von der Wand, lief auf die Wiese und zogs aus.

Götz Und hiebst um dich herum? Da wirds den Hecken und Dornen gut gegangen seyn. Schläft Hanns?

Georg. Auf euer Rufen sprang er auf und schrie mir, daß ihr rieft. Ich wollt ihn ausschnallen, da hört ich euch zwey dreymal.

Götz. Geh! bring ihm seinen Panzer wieder, und sag ihm, er soll bereit seyn, soll nach den Pferden sehen.

Georg. Die hab ich recht ausgefüttert, und wieder aufgezäumt. Ihr könnt aufsitzen wann ihr wollt.

Götz. Bring mir einen Krug Wein, gieb Hansen auch ein Glas, sag ihm, er soll munter seyn, es gilt. Ich hoffe jeden Augenblick meine Kundschafter sollen zurück kommen.

Georg. Ach gestrenger Herr!

Götz Was hast du?

Georg. Darf ich nicht mit?

Götz.

Götz. Ein andermal, Georg, wann wir Kaufleute fangen und Fuhren wegnehmen.

Georg. Ein andermal, das habt ihr ſchon oft geſagt, o diesmal! diesmal! Ich will nur hinten drein laufen, nur auf der Seite lauren. Ich will euch die verſchoſſene Bolzen wieder holen.

Götz. Das nächſtemal, Georg. Du ſollſt erſt einen Wams haben, eine Blechhaube, und einen Spies.

Georg. Nehmt mich mit. War ich letzt dabey geweſen, ihr hätter die Armbruſt nicht verlohren.

Götz. Weißt du das?

Georg. Ihr warft ſie dem Feind an Kopf, und einer von den Fußknechten hub ſie auf, weg war ſie. Gelt ich weiß.

Götz. Erzählen dir das meine Knechte.

Georg. Wohl. Dafür pfeif ich ihnen auch, wenn wir die Pferde ſtriegeln, allerley Weiſen, und lerne ſie allerley luſtige Lieder.

Götz. Du biſt ein braver Junge.

Georg. Nehmt mich mit, daß ich's zeigen kann.

Götz. Das nächſtemal, auf mein Wort. Unbewafnet wie du biſt, ſollſt du nicht in Streit. Die künftigen Zeiten brauchen auch Männer. Ich ſage dir, Knabe, es wird eine theure Zeit werden. Fürſten werden ihre Schätze bieten um einen Mann, den ſie jetzt haſſen. Geh, Georg, nieb Hannſen ſeinen Küras wieder, und bringt mir Wein. (Georg ab.)

Wo meine Knechte bleiben! Es iſt unbegreiflich. Ein Mönch! Wo kommt der noch her?

Bruder Martin (kommt.)

Götz. Ehrwürdiger Vater, guten Abend! woher ſo ſpät? Mann der heiligen Ruhe, ihr beſchämt viel Ritter.

Martin. Dank euch, edler Herr! Und bin vor der Hand nur demüthiger Bruder, wenns ja Titul ſeyn ſoll. Auguſtin mit meinem Kloſternamen, doch hör ich am liebſten Martin meinen Taufnamen.

Götz. Ihr ſeyd müd, Bruder Martin, und ohne Zweifel durſtig! (Der Bub kommt.)

Götz. Da kommt der Wein eben recht.

Martin. Für mich einen Trunk Waſſer. Ich darf keinen Wein trinken.

Götz. Iſt das euer Gelübde?

Martin. Nein, gnädiger Herr, es iſt nicht wider mein Gelübde Wein zu trinken; weil aber der Wein wider mein Gelübde iſt: ſo trinke ich keinen Wein.

Götz. Wie verſteht ihr das?

Martin. Wohl euch, daß ihrs nicht verſteht. Eſſen und trinken meyn ich iſt des Menſchen Leben.

Götz. Wohl!

Martin. Wenn ihr gegeſſen und trunken habt, ſeyd ihr wie neu geboren; ſeyd ſtärker, muthiger, geſchickter zu eurem Geſchäft. Der Wein erfreut des

Men-

Menſchen Herz, und die Freudigkeit iſt die Mutter aller Tugenden. Wenn ihr Wein getrunken habt, ſeyd ihr alles doppelt, was ihr ſeyn ſollt, noch einmal ſo leicht denkend, noch einmal ſo unternehmend, noch einmahl ſo ſchnell ausführend.

Götz. Wie ich ihn trinke, iſt es wahr.

Martin. Davon red ich auch. Aber wir —

Georg (mit Waſſer.)

Götz (zu Georg heimlich.) Geh auf den Weg nach Dachsdach, und leg dich mit dem Ohr auf die Erde, ob du nicht Pferde kommen hörſt, und ſey gleich wieder hier.

Martin. Aber wir, wenn wir geſſen und trunken haben, ſind wir grad das Gegentheil von dem, was wir ſeyn ſollen. Unſere ſchläfrige Verdauung ſtimmt den Kopf nach dem Magen, und in der Schwäche einer übefüllten Ruhe erzeugen ſich Begierden, die ihrer Mutter leicht über den Kopf wachſen.

Götz. Ein Glas, Bruder Martin, werd euch nicht im Schlaf ſtören. Ihr ſeyd heute viel gegangen. (bringts ihm) Alle Streiter!

Martin. In Gottes Namen, (ſie ſtoßen an) ich kann die müßige Leute nicht ausſtehen, und doch kann ich nicht ſagen, daß alle Mönche müßig ſind, ſie thun, was ſie können. Da komm ich von St. Veit, wo ich die letzte Nacht ſchlief. Der Prior führte mich in Garten, das iſt nun ihr Bienenkorb. Fürtreff-

lich

cher Salat' Kohl nach Herzensluſt! Und beſonders Blumenkohl und Artiſchocken, wie keine in Europa.

Göz. Das iſt alſo eure Sache nicht. (Er ſteht auf, ſieht nach dem Junker, und kommt wieder.)

Martin. Wollte, Gott hätte mich zum Gärtner oder Laboranten gemacht, ich könnte glücklich ſeyn. Mein Abt liebt mich mein Kloſter iſt Erfurt in Sachſen, er weis, ich kann nicht ruhn, da ſchickt er mich herum, wo was zu betreiben iſt Ich geh zum Biſchof von Conſtanz.

Göz. Noch eins! Gute Verrichtung!

Martin. Gleichfalls!

Göz. Was ſeht ihr mich ſo an, Bruder?

Martin. Daß ich in euren Harniſch verliebt bin.

Göz. Hättet ihr Luſt zu einem? Es iſt ſchwer und beſchwerlich ihn zu tragen.

Martin. Was iſt nicht beſchwerlich auf dieſer Welt! und mir kommt nichts beſchwerlicher vor, als nicht Menſch ſeyn dürfen. Armuth, Keuſchheit und Gehorſam. Drey Gelübde, deren jedes, einzeln betrachtet, der Natur das unausſtehlichſte ſcheint, ſo unerträglich ſind ſie alle Und ſein ganzes Leben unter dieſer Laſt, oder der weit drückendern Bürde des Gewiſſens muthlos zu tragen! O Herr! was ſind die Mühſeligkeiten eures Lebens, gegen die Jämmerlichkeiten eines Stands, der die beſten Triebe, durch die wir werden, wachſen und gedeyen, aus

mißen-

misverstandner Begierde Gott näher zu rücken, verdammt.

Götz. Wäre euer Gelübde nicht so heilig, ich wollte euch bereden ein n Harnisch anzulegen, wollt euch ein Pferd geben, und wir zögen mit einander.

Martin. Wollte Gott, meine Schultern fühlten sich Kraft, den Harnisch zu ertragen, und mein Arm die Stärke, einen Feind vom Pferd zu stechen! — Arme schwache Hand, von jeher gewöhnt Kreuze und Friedensfahnen zu führen, und Rauchfässer zu schwingen, wie wolltest du Lanze und Schwerdt regieren? Meine Stimme, nur zu Ave und Halleluja gestimmt, wär edem Feind ein Herold meiner Schwäche seen, wenn ihn die eurige überwältigte. Kein Gelubde sollte mich abhalten, wieder in den Orden zu treten, den mein Schöpfer selbst gestiftet hat.

Götz. Glückliche Retour!

Martin. Das trinke ich nur für euch. Wiederkehr in meinen Käfig; ist allemal unglücklich. Wenn ihr wiederkehret, Herr, in eure Mauern, mit dem Bewußtseyn eurer Tapferkeit und Stärke, der keine Müdigkeit etwas anhaben kann, euch zum erstenmal nach langer Zeit, sicher für feindlichem Ueberfall, entwaffnet auf euer Bette streckt, und euch nach dem Schlaf dehnt, der euch besser schmeckt, als mir der Trunk, nach langem Durst; da konnt ihr von Glück sagen!

Götz. Daher kommts auch selten.

Martin.

Martin (feurriger.) Und ist, wenns kommt, ein Vorschmack des Himmels. — Wenn ihr zurückkehrt mit der Beute eurer Feinde beladen, und euch erinnert: den stach ich vom Pferd, eh er schiessen konnte, und den rannt ich samt dem Pferd nieder, und dann reitet ihr zu eurem Schloß hinauf, und —

Götz. Was meynet ihr?

Martin. Und eure Weiber! (er schenkt ein.) Auf Gesundheit eurer Frau! (er wischt sich die Augen.) Ihr habt doch eine?

Götz. Ein edles fürtreffliches Weib!

Martin. Wohl dem, der ein tugendsam Weib hat! des lebet er noch eins so lang. Ich kenne keine Weiber, und doch war die Frau die Krone der Schöpfung.

Götz (vor sich.) Er dauert mich! Das Gefühl seines Standes frißt ihm das Herz.

Georg (gesprungen.) Herr! ich höre Pferde im Galopp! Zwey! Es sind sie gewiß.

Götz. Führ mein Pferd heraus, Hanß soll aufsitzen. Lebt wohl, theurer Bruder. Gott geleit euch. Seyd muthig und geduldig. Gott wird euch Raum geben.

Martin. Ich bitt um euren Namen.

Götz. Verzeiht mir. Lebt wohl. (Er reicht ihm die linke Hand.)

Martin. Warum reicht ihr mir die Linke? Bin ich die ritterliche Rechte nicht werth?

Götz. Und wenn ihr der Kayſer wäret, ihr müßtet mit dieſer vorlieb nehmen. Meine Rechte, obgleich im Kriege nicht unbrauchbar, iſt gegen den Druck der Liebe unempfindlich, ſie iſt eins mit ihrem Handſchuh, ihr ſeht, er iſt Eiſen.

Martin. So ſeyd ihr Götz von Berlichingen! Ich danke dir Gott, daß du mich ihn haſt ſehen laſſen, dieſen Mann, den die Fürſten haſſen, und zu dem die Bedrängten ſich wenden. (Er nimmt ihm die rechte Hand.) Laßt mir dieſe Hand, laßt mich ſie kuſſen.

Götz. Ihr ſollt nicht.

Martin. Laßt mich. Du mehr werth als Reliquienhand, durch die das heiligſte Blut gefloſſen iſt, todtes Werkzeug, belebt durch des edelſten Geiſtes Vertrauen auf Gott!

Götz. (ſetzt den Helm auf und nimmt die Lanze.)

Martin. Es war ein Mönch bey uns vor Jahr und Tag, der euch beſuchte, wie ſie euch abgeſchoſſen ward vor Landshut, wie er uns erzählte, was ihr litter, und wie ſehr es euch ſchmerzte, zu eurem Beruf verſtümmelt zu ſeyn, und wie euch einfiel, von einem gehört zu haben, der auch nur eine Hand hatte, und als tapfrer Reutersmann doch noch lange diente. Ich werde das nie vergeſſen.

Die zwey Knechte (kommen.)

Götz (zu ihnen) Sie reden heimlich.

Martin (ſieht indeſſen vor.) Ich werde das nie vergeſſen, wie er im edelſten einfältigſten Vertrauen

auf

auf Gott sprach: und wenn ich zwölf Hände hätte, und deine Gnad wollt mir nicht, was würden sie mir fruchten, so kann ich mit Einer —

Götz. In den Haslacher Wald also. (Reicht sich dem Martin.) Lebt wohl, werther Bruder Martin. (er steigt ab.)

Martin. Vergeßt mein nicht, wie ich euer nicht vergesse. (Götz ab.)

Martin. Wie mirs so eng ums Herz ward, da ich ihn sah. Er redete nichts, und mein Geist konnte doch den Seinigen unterscheiden. Es ist eine Wollust einen großen Mann zu sehn.

Georg. Ehrwürdiger Herr, ihr schlaft doch bey uns?

Martin. Kann ich ein Bett haben?

Georg. Nein Herr! Ich kenne Betten nur vom Hörensagen, in unserer Herberg ist nichts als Stroh.

Martin. Auch gut. Wie heißt du?

Georg. Georg, ehrwürdiger Herr!

Martin. Georg! da hast du einen tapfern Patron.

Georg. Sie sagen, er wäre ein Reuter gewesen, das will ich auch seyn.

Martin. Warte (er zieht ein Gebetbuch hervor, und giebt dem Buben einen Heiligen.) Da hast du ihn. Folge seinem Beyspiel, sey brav und fürchte Gott. (Martin geht.)

Georg. Ach ein schöner Schimmel wenn ich einmal so einen hätte! — und die goldene Rüstung! Das

Das iſt ein garſtiger Drach — Jezt ſchick ich nach Sperlingen — Heiliger Georg! mach mich groß und ſtark, gieb mir ſo eine Lanze, Rüſtung und Pferd, dann laß mir die Drachen kommen!

Jarthauſſen, Götzens Burg.

Eliſabeth, ſeine Frau, **Maria**, ſeine Schweſter, **Carl**, ſein Söhngen.

Carl. Ich bitte dich, liebe Tante, erzähl mir das noch einmal vom frommen Kind, 's iſt gar zu ſchön.

Maria. Erzähl du mirs, kleiner Scheim, da will ich hören, ob du Acht gibſt.

Carl. Wart e bis, ich will mich bedenken — Es war einmal — ja' — es war einmal ein Kind, und ſein Mutter war krank, da gieng das Kind hin.

Maria. Nicht doch. Da ſagte die Mutter: liebes Kind.

Carl. Ich bin krank.

Maria. Und kann nicht ausgehn.

Carl. Und gab ihm Geld und ſagte: geh hin, und hol dir ein Frühſtück. Da kam ein armer Mann.

Maria. Das Kind ging, da begegnet ihm ein alter Mann, der war — nun Carl!

Carl. Der war — alt.

Maria. Freylich! Der kaum mehr gehen konnte, und ſagte: liebes Kind —

Carl. Schenk mir was, ich hab kein Brod gegessen gestern und heut, da gab ihm 's Kind das Geld.

Maria. Das für sein Kunststück seyn sollte.

Carl. Da sagte der alte Mann —

Maria. Da nahm der alte Mann das Kind —

Carl. Bey der Hand, und sagte, und ward ein schöner glänzender Heiliger, und sagte: liebes Kind —

Maria. Für deine Wohlthätigkeit, belohnt dich die Mutter Gottes durch mich, welchen Kranken du anrührst —

Carl. Mit der Hand — es war die Rechte glaub ich.

Maria. Ja.

Carl. Der wird gleich gesund.

Maria. Da lief's Kind nach Haus, und konnt für Freuden nichts reden.

Carl. Und fiel seiner Mutter um den Hals, und weinte für Freuden —

Maria. Da rief die Mutter, wie ist nur! und war — nun Carl.

Carl. Und war — und war —

Maria. Du giebst schon nicht Acht — und war gesund. Und das Kind kurirte König und Kaiser, und wurde so reich daß es ein grosses Kloster baute.

Elisabeth. Ich kann nicht begreifen, wo mein Herr bleibt. Schon fünf Tag und Nächte, daß er weg ist, und er hoffte so bald seinen Streich auszuführen.

Mar-

Maria. Mich ängſtigts lang. Wenn ich ſo einen Mann haben ſollte, der ſich immer Gefahren ausſetzte, ich ſtürbe im erſten Jahr.

Eliſabeth. Dafür dank ich Gott, daß er mich härter zuſammengeſetzt hat.

Carl. Aber muß denn der Papa ausreiten, wenns ſo gefährlich iſt?

Maria Es iſt ſein guter Wille ſo.

Eliſabeth. Wohl muß er, lieber Carl.

Carl. Warum?

Eliſabeth. Weißt du noch, wie er das letztemal ausritt, da er dir Weck mitbrachte.

Carl. Bringt er mir wieder mit?

Eliſabeth. Ich glaub wohl. Siehſt du, da war ein Schneider von Stuttgard, der war ein trefflicher Bogenſchütz, und hatte zu Cölln aufm Schieſen das Beſte gewonnen.

Carl Wars viel?

Eliſabeth. Hundert Thaler. Und darnach wollten ſies ihm nicht geben.

Maria. Gelt, das iſt garſtig Carl.

Carl. Garſtige Leut!

Eliſabeth. Da kam der Schneider zu deinem Vater und bat ihn, er möchte ihm zu ſeinem Geld verhelfen. Und da ritt er aus und nahm den Cölner ein paar Kaufleute weg und plagte ſie ſo lang, bis ſie das Geld herausgaben. Warſt du nicht auch ausgeritten?

Carl. Nein, da muß man durch einen dicken dicken Wald, sind Zigeuner und Hexen drinn.

Elisabeth. Is ein rechter Pursch, fürcht sich vor Hexen.

Maria. Du thust besser, Carl, leb du einmal auf deinem Schloß, als ein frommer christlicher Ritter. Auf seinen eignen Gütern findet man zum Wohlthun Gelegenheit genug. Die rechtschaffensten Ritter begehen mehr Ungerechtigkeit, als Gerechtigkeit auf ihren Zügen.

Elisabeth. Schwester, du weißt nicht, was du redst. Gebe nur Gott, daß unser Junge mit der Zeit braver wird, und dem Weislingen nicht nachschlägt, der so treulos an meinem Mann handelt.

Maria. Wir wollen nicht richten, Elisabeth. Mein Bruder ist sehr erbittert, du auch. Ich bin bey der ganzen Sache mehr Zuschauer, und kann billiger seyn.

Elisabeth. Er ist nicht zu entschuldigen.

Maria. Was ich von ihm gehört, hat mich eingenommen. Erzählte nicht selbst dein Mann so viel Liebs und Guts von ihm! Wie glücklich war ihre Jugend, als sie zusammen Edelknaben des Markgrafen waren.

Elisabeth. Das mag seyn. Nur sag, was kann der Mensch je Gutes gethan haben, der seinem besten treusten Freunde nachstellt, seine Dienste den Feinden meines Manns verkauft, und unsern treff-

lichen

chen Kayſer, der uns ſo gnädig iſt, mit falſchen widrigen Vorſtellungen einzunehmen ſucht.

Carl. Der Papa! Der Papa! Der Thürner bläſts Liedel; Heyſa machs Thor auf.

Eliſabeth. Da kommt er mit Beute.

Ein Reuter kommt.

Reuter. Wir haben gejagt! wir haben gefangen! Gott grüß euch, edle Frauen.

Eliſabeth. Habt ihr den Weislingen?

Reuter. Ihn und drey Reuter.

Eliſabeth. Wie giengs zu, daß ihr ſo lang bliebt?

Reuter. Wir laureten auf ihn zwiſchen Nürnberg und Bamberg, er wollte nicht kommen, und wir wußten doch, er war auf dem Wege. Endlich kundſchafteten wir ihn aus, er war ſeitwärts gezogen, und ſaß geruhig beym Grafen auf Schwarzenberg.

Eliſabeth. Den möchten ſie auch gern meinem Mann feind haben.

Reuter. Ich ſagts gleich dem Herrn. Auf! und wir ritten in Haslacher Wald. Und da wars curios, wie wir ſo in die Nacht reiten, hütt' auf ein Schäfer da, und fallen fünf Wölf in die Heerd, und packten weidlich an. Da lachte unſer Herr und ſagte: Glück zu lieben Geſellen, Glück überall und uns auch. Und es freut' uns all das gute Zeichen. Indem ſo kommt der Weislingen hergeritten mit vier Knechten.

Maria. Das Herz zittert mir im Leibe.

Reuter. Ich und mein Kamerad, wie's der Herr befohlen hatte, wickelten uns an ihn, als wären wir zusammen gewachsen, daß er sich nicht regen noch rühren konnte und der Herr und der Hanns fielen über die Knechte her und nahmen sie in Pflicht. Einer ist entwischt.

Elisabeth. Ich bin neugierig ihn zu sehn. Kommen sie bald?

Reuter. Sie reiten das Thal herauf, in einer viertel Stund sind sie hier.

Maria. Er wird niedergeschlagen seyn.

Reuter. Finster genug sieht er aus.

Maria. Sein Anblick wird mir im Herzen weh thun.

Elisabeth. Ah! — Ich will gleich's Essen zurecht machen. Hunarig werdet ihr doch all seyn.

Reuter. Rechtschaffen.

Elisabeth. Nimm die Kellerschlüssel und hol vom besten Wein sie haben ihn verdient. (Elisabeth ab.)

Carl. Ich will mit, Tante.

Maria. Komm Bursch. (ab.)

Reuter. Der wird nicht sein Vater, sonst gieng er mit in Stall.

Götz. Weislingen. Reutersknechte.

Götz. (Helm und Schwerdt auf den Tisch legend.) Schnallt mir den Harnisch auf, und gebt mir meinen Wamms.

Die

Die Bequemlichkeit wird mir wohl thun, Bruder Martin, du ſagteſt recht. Ihr habt uns im Athem erhalten, Weislingen.

Weislingen. antwortet nichts, auf und abgehend.)

Götz. Seyd guten Muths. Kommt entwaffnet euch. Wo ſind eure Kleider? ich hoffe, es ſoll nichts verlohren gegangen ſeyn. zum Knecht.) Fraget ſeine Knechte und öffnet das Gepäcke, und ſeht zu, daß nichts abhanden komme. Ich könnt euch auch von den meinigen borgen.

Weislingen. Laßt mich ſo, es iſt all eins.

Götz. Könnt euch ein hübſches ſaubres Kleid geben, iſt zwar nur leinen. Mir iſt's zu eng worden. Ich hats auf der Hochzeit meines gnädigen Herrn des Pfalzgrafen an, eben damals, als euer Biſchoff ſo giftig über mich wurde. Ich hatt' ihm vierzehn Tag vorher, zwey Schiff auf dem Mayn niedergeworfen. Und ich geh mit Franzen von Sickingen im Wirthshauß zum Hirſch in Haidelberg die Trepp hinauf. Eh' man noch ganz droben iſt, iſt ein Abſatz und ein eiſern Geländerlein, da ſtund der Biſchoff und gab Franzen die Hand, wie er vorbey gieng, und gab ſie mir auch, wie ich hinten drein kam. Ich lacht in meinem Herzen und gieng zum Landgrafen von Hanau, der mir ein gar lieber Herr war, und ſagte: Der Biſchoff hat mir die Hand geben, ich wett er hat mich nicht gekannt. Das hört der Biſchoff, denn ich redt laut mit Fleiß, und kam zu

und trotzig — und sagte: Wohl, weil ich euch nicht kannt hab, gab ich euch die Hand. Da sagt ich: Herre, ich merkts wohl, daß ihr mich nicht kanntet, und hiermit habt ihr eure Hand wieder. Da wurds Männlein so roth am Hals, wie ein Krebs vor Zorn, und lief in die Stube zu Pfalzgraf Ludwig und dem Fürsten von Nassau und klagt's ihnen. Wir haben nachher uns oft was drüber zu gute gethan.

Weislingen. Ich wollt ihr ließt mich allein.

Götz. Warum das? Ich bitt euch seyd aufgeräumt. Ihr seyd in meiner Gewalt und ich werd sie nicht mißbrauchen.

Weislingen. Dafür war mirs noch nicht bange. Das ist eure Ritterpflicht.

Götz. Und ihr wißt, daß die mir heilig ist.

Weislingen. Ich bin gefangen und das übrige ist eins

Götz. Ihr solltet nicht so reden. Wenn ihrs mit Fürsten zu thun hättet, und sie euch in tiefen Turn an Ketten aufhingen, und der Wächter euch den Schlaf wegpfeifen müßte.

Die Knechte mit den Kleidern. Weislingen (legt sich aus und an.) **Carl** (kommt.)

Carl. Guten Morgen, Papa.

Götz (küßt ihn.) Guten Morgen, Junge. Wie habt ihr die Zeit gelebt?

Carl.

Carl. Recht geſchickt Papa! Die Tante ſagt: ich ſey recht geſchickt.

Götz. So!

Carl. Haſt du mir was mitgebracht?

Götz. Diesmal nicht.

Carl. Ich hab viel gelernt.

Götz. Ey!

Carl. Soll ich dir vom frommen Kind erzählen?

Götz. Nach Tiſch.

Carl. Ich weiß noch was.

Götz. Was wird das ſeyn?

Carl. Jaxthauſen iſt ein Dorf und Schloß an der Jaxt, gehört ſeit zwey hundert Jahren denen Herrn von Berlichingen erb und eigenthümlich zu.

Götz. Kennſt du den Herrn von Berlichingen.

Carl. (ſieht ihn ſtarr an.)

Götz. (vor ſich) Er kennt wohl für lauter Gelehrſamkeit ſeinen Vater nicht. — Wem gehört Jaxthauſſen?

Carl. Jaxthauſſen iſt ein Dorf und Schloß an der Jaxt.

Götz. Das frag ich nicht. — Ich kannte alle Pfade, Weg und Furthen, eh' ich wuſt wie Fluß, Dorf und Burg hieß. — Die Mutter iſt in der Küch?

Carl. Ja, Papa! Sie kocht weiſe Rüben und ein Lammsbraten.

Götz. Weißt du's auch, Hanns Küchenmeiſter?

Carl. Und vor mich zum Nachtisch, hat die Tante einen Apfel gebraten.

Götz. Kannst du sie nicht roh essen?

Carl. Schmeckt so besser.

Götz. Du mußt immer was apartes haben. — Weislingen! ich bin gleich wieder bey euch. Ich muß meine Frau doch sehn. Komm mit, Carl.

Carl. Wer ist der Mann?

Götz. Grus ihn. Bitt ihn er soll lustig seyn.

Carl. Da Mann! hast du eine Hand, sey lustig, das Essen ist bald fertig.

Weislingen (hebt ihn in die Höh und küßt ihn.) Glückliches Kind! das kein Uebel kennt, als wenn die Suppe lang ausbleibt. Gott laß euch viel Freud am Kinden erleben, Berlichingen!

Götz. Wo viel Licht ist, ist starker Schatten — doch wär mirs willkommen. Wollen sehn, was es giebt. (Sie gehn.)

Weislingen. O daß ich aufwachte! Und das alles wäre ein Traum! In Berlichingens Gewalt! von dem ich mich kaum los gearbeitet hatte dessen Andenken ich mied wie Feuer, den ich hoffte zu überwältigen! Und er — der alte treuherzige Götz! Heiliger Gott, was will aus dem allen werden! Zurückgeführt Adelbert in den Saal! wo wir als Buben unsere Jagd trieben. Da du ihn liebtest, an ihm hingst wie an deiner Seele. Wer kann ihm nahen und ihn hassen? ach! Ich bin so ganz nichts hier. Glückseli-

ge

ge Zeiten ſeyd vorbey, da noch der alte Berlichingen hier am Camin ſaß, da wir um ihn durch einander ſpielten, und uns liebten wie die Engel. Wie wird ſich der Biſchoff ängſtigen, und meine Freunde. Ich weis, das ganze Land nimmt Theil an meinem Unfall. Was iſt's! Können Sie mir geben, wornach ich ſtrebe.

Götz (mit einer Flaſche Wein und Becher.)

Götz. Biß das Eſſen fertig wird, wollen wir eins trinken. Kommt, ſetzt euch, thut, als wenn ihr zu Hauſe wärt. Denkt, ihr ſeyd wieder einmal beym Götz. Haben doch lange nicht beyſammen geſeſſen, lang keine Flaſche mit einander ausgeſtochen. (bringts ihm.) Ein frölich Herz!

Weislingen. Die Zeiten ſind vorbey.

Götz. Behüte Gott! Zwar vergnügtere Tage werden wir wohl nicht wieder finden, als an des Marggrafens Hof, da wir noch beyſammen ſchliefen, und mit einander herum zogen. Ich erinnere mich mit Freuden meiner Jugend. Wißt ihr noch, wie ich mit dem Polacken Händel kriegte, dem ich ſein gepicht und gekräuſelt Haar von ohngefähr mit dem Ermel vermiſchte?

Weislingen. Es war bey Tiſche, und er ſtach nach euch mit dem Meſſer.

Götz. Den schlug ich wacker aus dazumal, und daruber wurdet ihr mit sein.m Kamerad zu Unfried. Wir hielten immer redlich zusam.nen als gute brave Jungens, dafür erkennt uns auch jedermann. (schenkt ein und bringts) Castor und Pallux! Mir thats immer im Herzen wohl, wenn uns der Marggraf so zutrank.

Weislingen. Der Bischoff von Würzburg hatte es aufgebracht.

Götz. Das war ein gelehrter Mann, und dabey so leutselig Ich erinnere mich seiner so lange ich lebe, wie er uns liebkoste, unsere Eintracht lobte, und den Menschen glücklich pries, der ein Zwillingsbruder seines Freunds wäre.

Weislingen. Nichts mehr davon.

Götz. Warum nicht! Nach der Arbeit wüßt ich nichts angenehmers, als mich des Vergangenen zu erinnern. Freylich, wenn ich wieder so bedenke, wie wir Liebs und Leids zusammentrugen, einander alles waren, und wie ich damals wähnte, so solltś unser ganzes Leben seyn. War das nicht all mein Trost, wie mir diese Hand weggeschossen ward vor Landshut, und du mein pflegtest, und mehr als Bruder für mich sorgtest, ich hoffte Adelbert wird künftig meine rechte Hand seyn. Und nun —

Weislingen. Oh!

Götz. Wenn du mir damals gefolgt hätteſt, da ich dir anlag mit nach Brabant zu ziehen, es wäre alles gut geblieben. Da hielt dich das unglückliche Hofleben, und das Schlenzen und Scharbenzen mit den Weibern. Ich ſagt es dir immer, wenn du dich mit den eitlen garſtigen Vetlein abgabſt, und ihnen erzähltest von mißvergnügten Ehen, verführten Mädgen, der rauhen Haut einer dritten, oder was ſie ſonſt gerne hören, du wirſt ein Spitzbub, ſagt ich, Adelbert.

Weislingen. Wozu ſoll das alles?

Götz. Wollte Gott! ich könnts vergeſſen, oder es wär anders. Biſt du nicht eben ſo frey, ſo edel gebohren, als einer in Deutſchland, unabhängig, nur dem Kayſer unterthan, und du ſchmiegſt dich unter Vaſallen. Was haſt du von dem Biſchoff? Weil er dein Nachbar iſt? Dich necken könnte? Haſt du nicht Arme und Freunde, ihn wieder zu necken? Verkennſt den Werth eines freyen Rittersmanns, der nur abhängt von Gott, ſeinem Kayſer und ſich ſelbſt, verkriechſt dich zum erſten Hofſchranzen eines eigenſinnigen neidiſchen Pfaffen.

Weislingen. Laßt mich reden.

Götz. Was haſt du zu ſagen?

Weislingen. Du ſiehſt die Fürſten an, wie der Wolf den Hirten. Und doch, darfſt du ſie ſcheiten, daß ſie ihrer Leut und Länder Beſtes wahren? Sind ſie denn einen Augenblick vor den ungerechten Klagen

tern ſicher, die ihre Unterthanen auf allen Straßen anfallen, ihre Dörfer und Schlöſſer verheeren? Wenn nun auf der andern Seite unſers theuren Kayſers Länder der Gewalt des Erbfeindes ausgeſetzt ſind, er von den Ständen Hülfe begehrt, und ſie ſich kaum ihres Lebens erwehren; iſts nicht ein guter Geiſt, der ihnen einräth, auf Mittel zu denken Deutſchland zu beruhigen, die Staatsverhältniſſe näher zu beſtimmen, um einem jeden, Großen und Kleinen die Vortheile des Friedens genießen zu machen. Und uns verdenkſt dus, Berlichingen, daß wir uns in ihren Schutz begeben, deren Hülfe uns nah iſt, ſtatt daß die entfernte Majeſtät ſich ſelbſt nicht beſchützen kann.

Götz. Ja! Ja! ich verſteh! Weislingen, wären die Fürſten, wie ihr ſie ſchildert, wir hätten alle, was wir begehren Ruh und Frieden! Ich glaubs wohl! Den wünſcht jeder Raubvogel, die Beute nach Bequemlichkeit zu verzehren. Wohlſeyn eines jeden! Daß ſie ſich nur darum graue Haare wachſen lieſen. Und mit unſerm Kayſer ſpielen ſie auf eine unanſtändige Art. Er meynts gut, und möcht gern beſſern. Da kommt denn alle Tage ein neuer Pfannenflicker, und meint ſo und ſo. Und weil der Herr geſchwind was begreift, und nur reden darf um tauſend Händ in Bewegung zu ſetzen, ſo meynt er, es wär auch alles ſo geſchwind und leicht ausgeführt. Nun ergehn Verordnungen über

Verord-

Verordnungen, und wird eine über die andere vergeſſen, und was den Fürſten in ihren Kram dient, da ſind ſie hinter her, und aloriren von Ruh und Sicherheit des Staats, bis ſie die Kleinen unterm Fuß haben. Ich will darauf ſchwören, es dankt mancher in ſeinem Herzen Gott, daß der Türk dem Kayſer die Waage hält.

Weislingen. Ihr fehlts von eurer Seite.

Götz. Das thut jeder. Es iſt die Frage, auf welcher Licht und Recht iſt, und eure Gänge ſcheuen wenigſtens den Tag.

Weislingen. Ihr dürft reden, ich bin der Gefangene.

Götz. Wenn euer Gewiſſen rein iſt, ſo ſeyd ihr frey Aber wie wars mit dem Landfrieden? Ich weiß noch als ein Bub von ſechzehn Jahren, war ich mit dem Marggraf auf dem Reichstag. Was die Fürſten da für weite Mäuler machten, und die Geiſtlichen am ärgſten. Euer Biſchoff lärmte dem Kayſer die Ohren voll, als wenn ihm wunder die Gerechtigkeit ans Herz gewachſen wäre, und jetzt wirft er mir ſelbſt einen Buben nieder, zur Zeit, da unſere Händel vertragen ſind, ich an nichts böſes denke. Iſt nicht alles zwiſchen uns geſchlichtet? Was hat er mit dem Buben?

Weislingen. Es geſchah ohne ſein Wiſſen.

Götz. Warum giebt er ihn nicht wieder los?

Weislingen. Er hat sich nicht aufgeführt wie er sollte.

Götz. Nicht wie er sollte! Bey meinem Eid, er hat gethan, wie er sollte, so gewiß er mit eurer und des Bischoffs Kundschaft gefangen ist. Meynt ihr, ich komme erst heut auf die Welt, um nicht zu sehen, wo alles hinaus will.

Weislingen. Ihr seyd argwöhnisch und thut uns Unrecht.

Götz. Weislingen, soll ich von der Leber weg reden? Ich bin euch ein Dorn in den Augen, so klein ich bin, und der Sickingen und Selbitz nicht weniger, weil wir fest entschlossen sind zu sterben eh, als die Luft jemanden zu verdanken, ausser Gott, und unsere Treu und Dienst zu leisten, als dem Kayser Da ziehen sie nun um mich herum, verschwärzen mich bey Ihro Majestät und ihren Freunden, und meinen Nachbarn, und spioniren nach Vortheil über mich. Aus dem Weg wollen sie mich haben, wies wäre. Darum nahmt ihr meinen Buben gefangen, weil ihr wußtet, ich hatte ihn auf Kundschaft ausgeschickt, und darum that er nicht, was er sollte, weil er mich nicht an euch verrieth. Und du, Weislingen, bist ihr Werkzeug!

Weislingen. Berlichingen!

Götz. Kein Wort mehr davon, ich bin ein Feind von Explicationen, man betrügt sich oder den andern, und meist beyde.

Carl.

Carl. Zu Tiſch, Papa.

Götz. Fröhliche Bothſchaft! Kommt, ich hoffe meine Weibsleute ſollen euch munter machen. Ihr waret ſonſt ein Liebhaber, die Fräuleins wußten von euch zu erzählen. Kommt! (geht ab.)

Im Biſchöflichen Palaſt zu Bamberg, der Speiſeſal.

Biſchoff von Bamberg, Abt von Fulda, Olearius beyder Rechte Doctor, Liebetraut, Hofleute, an Tafel.

(Der Nachtiſch die große Pokale werden aufgetragen.)

Biſchoff. Studieren jetzt viele Deutſche von Adel zu Bolo na?

Olearius. Vom Adel- und Bürgerſtand. Und ohne Ruhm zu melden, tragen ſie das gröſte Lob davon. Man pflegt im Sprichwort auf der Akademie zu ſagen: So fleißig wie ein Deutſcher von Adel. Denn indem die Bürgerliche einen rühmlichen Fleiß anwenden, durch Talente den Mangel der Geburt zu erſetzen, ſo beſtreben ſich jene, mit rühmlicher Wetteiferung, ihre angebohrne Würde, durch die glänzendſte Verdienſte zu erhöhen.

Abt. Ey!

Liebetraut. Sag einer! was man nicht erlebt. So fleißig wie ein Deutſcher von Adel! das hab ich mein Tage nicht gehört.

Olearius Ja, ſie ſind die Bewunderung der ganzen Akademie. Es werden eheſtens einige von den älteſten und geſchickteſten als Doctores zurückkommen. Der Kayſer wird glücklich ſeyn, ſeine Gerichte damit beſetzen zu können.

Biſchoff. Das kan nicht fehlen.

Abt. Kennen ſie nicht zum Exempel einen Junker? — er iſt aus Heſſen.

Olearius. Es ſind viel Heſſen da.

Abt. Er heißt — Er iſt — Weiß es keiner von euch? — Seine Mutter war eine von — Oh! Sein Vater hatte nur ein Aug — und war Marſchall.

Liebetraut. Von Wildenholz.

Abt. Recht — von Wildenholz.

Olearius. Den kenn ich wohl, ein junger Herr von vielen Fähigkeiten. Beſo ders rühmt man ihn wegen ſeiner Stärke im Diſputiren.

Abt. Das hat er von ſeiner Mutter.

Liebetraut. Nur wollte ſie ihr Mann niemals drum rühmen.

Biſchoff. Wie ſagtet ihr, daß der Kayſer hieß, der euer Corpus juris geſchrieben hat.

Olearius. Juſtinianus.

Biſchoff. Ein treflicher Herr! Er ſoll leben.

Olearius. Sein Andenken! (ſie trinken)

Abt.

Abt. Es mag ein ſchön Buch ſeyn.

Olearius. Man mögts wohl ein Buch aller Bücher nennen. Eine Sammlung aller Geſetze, bey jedem Fall der Urtheilsſpruch bereit, oder was ja noch abgängig oder dunkel wäre, erſetzen die Gloſſen, womit die gelehrteſten Männer das fürtreflichſte Werk geſchmückt haben.

Abt. Eine Sammlung aller Geſetze! potz! Da müſſen auch wohl die zehn Gebote drinn ſeyn.

Olearius. Implicite wohl, nicht explicite.

Abt. Das meyn ich auch, an und vor ſich, ohne weitere Explication.

Biſchoff. Und was das ſchönſte iſt, ſo könnte, wie ihr ſagt, ein Reich in ſicherſter Ruhe und Friede leben, wo es völlig eingeführt, und recht gehandhabt würde.

Olearius. Ohne Frage.

Biſchoff. Alle Doctores Juris!

Olearius. Ich werd's zu rühmen wiſſen. (Sie trinken). Wollte Gott man ſpräche ſo in meinem Vaterland.

Abt. Wo ſeyd ihr her? Hochgelahrter Herr.

Olearius. Von Frankfurt am Mayn. Ihro Eminenz zu dienen.

Biſchoff. Steht ihr Herrn da nicht wohl angeſchrieben! Wie kommt das?

Olearius. Sonderbar genug. Ich war da meines Vaters Erbſchaft abzuholen, der Pöbel hätte mich faſt geſteinigt, wie er hörte ich ſey ein Juriſt.

Abt. Behüte Gott!

Olearius. Das kömmts. Der Schöppenstul, der in großem Ansehen weit umher steht, ist mit lauter Leuten besetzt, die der Römischen Rechte unkundig sind. Es gelangt niemand zur Würde eines Richters, als der durch Alter und Erfahrung eine genaue Kenntniß des innern und äußern Zustandes der Stadt, und eine starke Urtheilskraft sich erworben hat, das Vergangene auf das Gegenwärtige anzuwenden. Sie sind die lebendigen Archive, Chroniken, Gesetzbücher, alles in Einem, und richten nach alten Herkommen und wenigen Statuten ihre Bürger, und die Nachbarschaft.

Abt. Das ist wohl gut.

Olearius. Aber lange nicht genug. Der Menschen Leben ist kurz, und in Einer Generation kommen nicht alle Casus vor. Eine Sammlung solcher Fälle von vielen Jahrhunderten ist unser Gesetzbuch. Und dann ist der Wille und die Meynung der Menschen schwankend, dem deucht heute das recht, was der andere morgen mißbilliget; Und so ist Verwirrung und Ungerechtigkeit unvermeidlich. Das alles bestimmen die Gesetze; und die Gesetze sind unveränderlich.

Abt. Das ist freylich besser.

Olearius. Das erkennt der Pöbel nicht, der, so gierig er auf Neuigkeiten ist, das Neue höchst verabscheuet, das ihn aus seinem Gleise leiten will,

und

nd wenn er ſich noch ſo ſehr dadurch verbeſſert. Sie halten den Juriſten ſo arg, als einen Ka[illegible]ver- er des Staats, einen Beutelſchneider, und ſind wie aiend, daß ſich dort keine anbauen.

Liebetraut. Ihr ſeyd von Frankfurt! Ich bin a wohl bekannt. Bey Kayſer Maximilians Krö- nung haben wir eurem Bräutigams was vorge- dmauſt. Euer Name iſt Olearius? Ich kenne ſo iemanden.

Olearius. Mein Vater hies Oehlmann. Nur en Mißſtand auf dem Titel meiner lateiniſchen Schriften zu vermeiden, nennt ich mich, nach dem Beyſpiel und auf Anrathen wurdiger Rechtsleyrer, Olearius.

Liebetraut. Ihr thatet wohl, daß ihr euch über- gtet. Ein Prophet gilt nichts in ſeinem Vaterlande, hätt' euch in eurer Mutterſprache auch ſo gehen nnen.

Olearius. Es war nicht darum.

Liebetraut. Alle Dinge haben ein Paar Urſachen.

Abt. Ein Prophet gilt nichts in ſeinem Vaterland.

Liebetraut. Wißt ihr auch warum, Hochwurdi- Herr?

Abt. Weil er da gebohren und erzogen iſt.

Liebetraut. Wohl! Das mag die eine Urſache n. Die andere iſt: Weil bey einer näheren Be- nſchaft mit denen Herrn, der Nimbus von Ehr- rdigkeit und Heiligkeit verſchwindet, den uns ei-

ne neblichte Ferne um sie herum lügt, und dann sind sie ganz kleine Stümpfgen Unschlitt.

Olearius. Es scheint ihr seyd dazu bestellt Wahrheiten zu sagen.

Liebetraut. Weil ich's Herz dazu hab, so fehlt mirs nicht am Maul.

Olearius. Aber doch an Geschicklichkeit sie wohl anzubringen.

Liebetraut. Schröpfköpfe sind wohl angebracht, wo sie ziehen.

Olearius. Bader erkennet man an der Schürze, und nimmt in ihrem Amte ihnen nichts übel. Zur Vorsorge thätet ihr wohl, wenn ihr eine Schellenkappe trügt.

Liebetraut. Wo habt ihr promoviert? Es ist nur zur Nachfrage, wenn mir einmal der Einfall käme, daß ich gleich vor die rechte Schmide gienge.

Olearius. Ihr seyd verwegen.

Liebetraut. Und ihr sehr breit. (Bischoff und Abt lachen.)

Bischoff. Von was anders — Nicht so hitzig, ihr Herrn. Bey Tisch geht alles drein. — Einen andern Discours, Liebetraut.

Liebetraut. Gegen Frankfurt liegt ein Ding über, heißt Sachsenhaußen. —

Olearius. (zum Bischoff.) Was spricht man vom Türkenzug, Ihro Bischöffliche Gnaden?

Bischoff.

Biſchoff. Der Kayſer hat nichts angelegeners, als vor erſt das Reich zu beruhigen, die Vehden abzuſchaffen, und das Anſehen der Gerichte zu befeſtigen. Dann, ſagt man, wird er perſönlich gegen die Feinde des Reichs und der Chriſtenheit ziehen. Jetzt machen ihm ſeine Privatpändel noch zu thun, und das Reich iſt, trotz ein vierzig Landfriedens, noch immer eine Mördergrube. Franken, Schwaben der Oberrhein und die angränzenden Länder, werden von übermüthigen und kühnen Rittern verheeret. Sickingen, Selbiz mit dem einen Fuß, Berlichingen mit der eiſernen Hand, ſpotten in dieſen Gegenden des Kayſerlichen Anſehens —

Abt. Ja, wenn Ihro Maieſtät nicht bald darzu thun; ſo ſtecken einen die Kerl am End in Sack.

Liebetraut. Das müßt ein Kerl ſeyn, der das Weinfaß von Fuld in den Sack ſchieben wollte.

Biſchoff. Beſonders iſt dieſer letztere ſeit vielen Jahren mein unverſöhnlicher Feind, und moleſtirt mich unſäglich, aber es ſoll nicht lang mehr währen, hoff ich. Der Kayſer hält iezt ſeinen Hof zu Augspurg. Wir haben unſere Maasregeln genommen, es kann uns nicht fehlen. — Herr Doctor, kennt ihr Adelberten von Weislingen?

Olearius. Nein, Ihro Eminenz.

Biſchoff. Wenn ihr die Ankunft dieſes Mann's erwartet, werdet ihr euch freuen, den edelſten, verſtän-

ſtä-digſten und angenehmſten Ritter in einer Perſon zu ſehen.

Olearius. Es muß ein fürtreflicher Mann ſeyn, der ſolche Lobeserhebungen aus ſolch einem Munde verdient.

Liebetraut. Er iſt auf keiner Akademie geweſen.

Biſchoff. Das wiſſen wir. (Die Bedienten lauſen aus Fenſter.)

Biſchoff. Was giebts?

Ein Bedienter. Eben reit Fäber, Weislingens Knecht, zum Schloßthor herein.

Biſchoff. Sebt, was er bringt, er wird ihn melden. (Liebetraut geht.) Sie ſtehen auf und trinken noch eins. (Liebetraut kommt zurück.)

Biſchoff. Was vor Nachrichten?

Liebetraut. Ich wollt es müßt ſie euch ein andrer ſagen. Weislingen iſt gefangen.

Biſchoff. O!

Liebetraut. Berlichingen hat ihn und drey Knechte bey Haslach weggenommen. Einer iſt entronnen euch's anzuſagen.

Abt. Eine Hiobs Poſt!

Olearius. Es thut mir von Herzen leid.

Biſchoff. Ich will den Knecht ſehen, bringt ihn herauf — Ich will ihn ſelbſt ſprechen. Bringt ihn in mein Cabinet. (ab.)

Abt. (ſetzt ſich.) Noch einen Schluck. (Die Knechte ſchenken ein.)

Olearius.

Olearius. Belieben Ihro Hochwürden nicht eine kleine Promenade in den Garten zu machen. Post cœnam ſtabis ſeu paſſus mille meabis.

Liebetraut. Wahrhaftig, das Sitzen iſt ihnen nicht geſund. Sie kriegen noch ein Schlagfluß. (Abt beht ſich auf.)

Liebetraut. (vor ſich.) Wann ich ihn nur draußen hab, will ich ihm vors Exercitium ſorgen.

(gehn ab.)

Jarthauſſen.

Maria und Weislingen.

Maria. Ihr liebt mich, ſagt ihr. Ich glaub es gerne, und hoffe mit euch glücklich zu ſeyn, und euch glücklich zu machen.

Weislingen. Ich fühle nichts, als nur daß ich ganz dein bin. (Er umarmt ſie.)

Maria. Ich bitte euch, laßt mich. Einen Kuß hab ich euch zum Gottsofennig erlaubt, ihr ſcheinet aber ſchon von dem Beſitz nehmen zu wollen, was nur unter Bedingungen euer iſt.

Weislingen. Ihr ſeyd zu ſtrenge, Maria! Unſchuldige Liebe erfreut die Gottheit, ſtatt ſie zu beleidigen.

Maria. Es ſey! Aber ich bin nicht dadurch erbaut. Man lehrte mich: Liebkoſungen ſeyen wie Ketten ſtark durch ihre Verwandſchaft, und Mädchen,

wenn sie liebten, seyen schwächer, als Simson nach dem Verlust seiner Locken.

Weislingen Wer lehrte euch das?

Maria. Die Aebtißin meines Klosters Bis in mein sechzehnt Jahr war ich bey ihr, und nur mit euch empfind ich das Glück das ich in ihrem Umgang genoß. Sie hatte geliebt, und durfte reden. Sie hatte ein Herz voll Empfindung! Sie war eine fürtreffliche Frau.

Weislingen. Da glich sie dir! (er nimmt ihre Hand.) Wie wird mirs werden, wenn ich euch verlassen soll!

Maria (zieht ihre Hand zurück.) Ein bißgen eng hoff ich, denn ich weiß, wies mir seyn wird. Aber ihr sollt fort.

Weislingen. Ja, meine Theureste, und ich will. Denn ich fühle, welche Seeligkeiten ich mir durch dieses Opfer erwerbe. Gesegnet sey dein Bruder, und der Tag, an dem er auszog mich zu fangen.

Maria. Sein Herz war Hoffnung für ihn und dich. Lebt wohl! sagt er beym Abschied, ich will sehen, daß ich ihn wieder finde.

Weislingen. Er hats. Wie wünscht ich die Verwaltung meiner Güter und ihre Sicherheit nicht durch das leidige Hofleben so versäumt zu haben. Du könntest gleich die Meinige seyn.

Maria Auch der Aufschub hat seine Freuden.

Weislingen. Sage das nicht, Maria, ich muß

sonst

ſonſt fürchten, du empfindeſt weniger ſtark, als ich. Doch ich büſe verdient, und ſchwindet nicht alle Entſagung gegen den Himmel voll Ausſichten. Ganz der deine zu ſeyn, nur in dir und dem Kreis von Guten zu leben; von der Welt entfernt, getrennt, alle Wonne zu genieſſen, die ſo zwey Herzen einander gewähren! Was iſt die Gnade des Fürſten, was der Beyfall der Welt gegen dieſe einfache einzige Glückſeligkeit. Ich habe viel gehofft und gewünſcht, das wiederfährt mir über alles Hoffen und Wünſchen.

Götz (kommt.)

Götz. Euer Knab iſt wieder da. Er konnte vor Müdigkeit und Hunger kaum etwas vorbringen. Meine Frau giebt ihm zu eſſen. So viel hab ich verſtanden, der Biſchoff will den Knaben nicht herausgeben, es ſollen kayſerliche Commiſſarien ernannt, und ein Tag ausgeſetzt werden, wo die Sache denn verglichen werden mag. Dem ſey wie ihm wolle, Adelbert; ihr ſeyd frey, ich verlange weiter nichts, als eure Hand, daß ihr ins künftige meinen Feind, den weder öffentlich noch heimlich Vorſchub thun wollt.

Weislingen. Hier faß ich eure Hand. Laßt von dieſem Augenblick an Freundſchaft und Vertrauen gleich einem ewigen Geſetz der Natur unveränderlich

lich unter uns seyn. Erlaubt mir zugleich, diese Hand zu fassen. (Er nimmt Mariens Hand.) Und den Beiß des edelsten Fraulein.

Götz. Darf ich ja für euch sagen?

Maria. Bestimmt meine Antwort nach dem Werthe seiner Verbindung mit euch.

Götz. Es ist ein Glück, daß unsere Vortheile dießmal mit einander gehn. Du brauchst nicht roth zu werden. Deine Blicke sind Beweis genug. Ja den Weislingen! Gebt euch die Hände, und so sprech ich Amen! Mein Freund und Bruder! Ich danke dir, Schwester! Du kannst mehr, als Hanf spinnen. Du hast einen Faden gedreht, diesen Paradiesvogel zu fesseln. Du siehst nicht ganz frey Adelbert! Was fehlt dir? Ich — bin ganz glücklich; was ich nur traumend hoffte, seh ich, und bin wie träumend. Ach! nun ist mein Traum aus. Mir wars heute Nacht, ich gäb dir meine rechte eiserne Hand, und du hieltest mich so fest, daß sie aus dem Armschienen gieng wie abgebrochen. Ich erschrack und wachte drüber auf. Ich hätte nur fort träumen sollen da würd ich gesehen haben, wie du mir eine neue lebendige Hand ansetztest. Du sollt mir itzo fort dein Schloß und deine Güter in vollkommenen Stand zu setzen. Der verdammte Hof hat dich beydes versäumen machen. Ich muß meiner Frau rufen. Elisabeth!

Maria. Mein Bruder ist in voller Freude.

Weis-

Weislingen. Und doch darf ich ihm den Rang ſtreitig machen.

Götz. Du wirſt anmuthig wohnen.

Maria. Franken iſt ein geſegnetes Land.

Weislingen. Und ich darf wohl ſagen, mein Schloß liegt in der geſegnetſten und anmuthigſten Gegend.

Götz. Das dürft ihr, und ich wills behaupten. Hier fließt der Mayn, und allmählich hebt der Berg an, der mit Aeckern und Weinbergen bekleidet von eurem Schloß gekrönt wird, dann biegt ſich der Fluß ſchnell um die Ecke hinter dem Felſen eures Schloſſes hin. Die Fenſter des groſſen Saals gehen ſteil herab aufs Waſſer, eine Ausſicht viel Stunden weit.

Eliſabeth (kommt.)

Eliſabeth Was ſchafft ihr?

Götz. Du ſollſt deine Hand auch darum geben, und ſagen: Gott ſegne euch. Sie ſind ein Paar.

Eliſabeth. So geſchwind!

Götz. Aber nicht unvermuthet.

Eliſabeth. Möget ihr euch ſo immer nach ihr ſehnen, als bisher, da ihr um ſie warbt. Und dann! Möchtet ihr ſo glücklich ſeyn, als ihr ſie lieb behaltet.

Weislingen. Amen! Ich begehre kein Glück, als unter dieſem Titel.

Götz. Der Bräutigam, meine liebe Frau, thut eine kleine Reise, denn die große Veränderung zieht viel geringe nach sich. Er entfernt sich zuerst vom Bischöflichen Hof, um diese Freundschaft nach und nach erkalten zu lassen. Dann reißt er seine Güter eigennützigen Pachtern aus den Händen. Und — kommt Schwester, komm Elisabeth: wir wollen ihn allein lassen. Sein Knab hat ohne Zweifel geheime Aufträge an ihn.

Weislingen. Nichts, als was ihr wissen dürft.

Götz. Brauchts nicht. Franken und Schwaben! Ihr seyd nun verschwisterter, als jemals. Wir wollen vor denen Fürsten den Daumen auf dem Aug halten! (Die beyden gehen ab.)

Weislingen. Gott im Himmel! konntest du mir Unwürdigen solch eine Seligkeit bereiten. Es ist zu viel für mein Herz. Wie ich von den elenden Menschen abhieng, die ich zu beherrschen glaubte, von den Blicken des Fürsten, von dem ehrerbietigen Beyfall umher. Götz, theurer Götz, hast mich mir selbst wiedergegeben, und, Maria, du vollendest meine Sinnesänderung. Ich fühle mich so frey, wie in heiterer Luft. Bamberg will ich nicht mehr sehen, will alle die schändliche Verbindungen durchschneiden, die mich unter mir selbst banden. Mein Herz erweitert sich, hier ist kein beschwerliches Streben nach verfehlter Größe. So gewiß ist der allein glücklich und

groß

groß, der weder zu herrſchen noch zu gehorchen braucht, um etwas zu ſeyn.

Franz (tritt auf.)

Franz. Gott grüß euch, gnädigſter Herr! Ich bring euch ſo viel Grüße, daß ich faſt nicht weiß, wo anzufangen. Bamberg, und zehn Meilen in die Runde entbieten euch ein tauſendfaches: Gott grüß euch.

Weislingen. Willkommen Franz! Was bringſt du mehr?

Franz. Ihr ſteht in einem Andenken bey Hof und überall, daß nicht zu ſagen iſt.

Weislingen. Das wird nicht lange dauren.

Franz. So lang ihr lebt! und nach eurem Tod wirds heller blinken, als die meſſingene Buchſtaben auf einem Grabſtein. Wie man ſich euern Unfall zu Herzen nahm!

Weislingen. Was ſagte der Biſchoff?

Franz. Er war ſo begierig zu wiſſen, daß er mit der geſchäftigſten Geſchwindigkeit von Fragen meine Antwort verhinderte. Er wußt es zwar ſchon, denn Färber, der von Haslach entrann, brachte ihm die Botſchaft. Aber er wollte alles wiſſen. Er fragte ſo ängſtlich, ob ihr nicht verſehret wäret? Ich ſagte: er iſt ganz, von der äußerſten Haarſpitze bis zum Nagel des kleinen Zehs.

Wei-

Weislingen. Was sagte er zu den Vorschlägen?

Franz. Er wollte gleich alles herausgeben, den Knaben und noch Geld darauf, nur euch zu befreyen. Da er aber hörte, ihr sollt ohne das loskommen, und nur ewer Wort das Equivalent gegen den Buben seyn; da wollte er abscheulich den Berlichingen verklagt haben. Er sagte mir hundert Sachen an euch, ich hab sie vergessen. Es war eine lange Predigt über die Worte: Ich kann Weislingen nicht entbehren.

Weislingen. Er wirds lernen müssen!

Franz. Wie meynt ihr? Er sagte: mach ihn eilen, es warten alles auf ihn.

Weislingen. Er kann warten. Ich gehe nicht an Hof.

Franz. Nicht an Hof? Herr! Wie kommt euch das? Wenn ihr wüßtet, was ich weiß. Wenn ihr nur träumen könntet, was ich gesehen habe.

Weislingen. Wie wird dirs?

Franz. Nur von der bloßen Erinnerung komm ich außer mir. Bamberg ist nicht mehr Bamberg, ein Engel in Weibergestalt macht es zum Vorhof des Himmels.

Weislingen. Nichts weiter?

Franz. Ich will ein Narr werden, wenn ihr sie seht, und nicht außer euch kommt.

Weislingen. Wer ists denn?

Franz. Adelheit von Walldorf.

Weis-

Weislingen. Die! Ich hab viel von ihrer Schönheit gehört.

Franz. Gehört? Das iſt eben, als wenn ihr ſagtet, ich hab die Muſik gehört. Es iſt der Zunge ſo wenig möglich, eine Linie ihrer Vollkommenheiten auszudrucken, da das Aug ſo gar in ihrer Gegenwart ſich nicht ſelbſt genug iſt.

Weislingen. Du biſt nicht geſcheidt.

Franz. Das kann wohl ſeyn. Das letztemal, daß ich ſie ſahe, hatte ich nicht mehr Sinne, als ein Trunkener. Oder vielmehr, kann ich ſagen, ich fühlte in dem Augenblick, wies den Heiligen bey himmliſchen Erſcheinungen ſeyn mag. Alle Sinne ſtärker, höher, vollkommener, und doch den Gebrauch von keinem.

Weislingen. Das iſt ſeltſam.

Franz. Wie ich von dem Biſchoff Abſchied nahm, ſaß ſie bey ihm. Sie ſpielten Schach. Er war ſehr gnädig, reichte mir ſeine Hand zu küſſen und ſagte mir ſehr vieles, davon ich nichts vernahm. Denn ich ſah ſeine Nachbarinn, ſie hatte ihr Auge aufs Bret geheftet, als wenn ſie einem großen Streich nachſänne. Ein feiner lauernder Zug um Mund und Wange! Ich hätte der allerſeligſte König ſeyn mögen. Adel und Freundlichkeit herrſchten auf ihrer Stirne. Und das blendende Licht des Angeſichts und des Buſens, wie es von den finſtern Haaren erhoben ward!

Weislingen. Du bist gar bruder zum Dichter geworden.

Franz. So fühl ich denn in dem Augenblick, was den Dichter macht, ein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz. Wie der Bischoff entlaßt und ich mich neigte, sah er mich an und sagte: auch von mir einen Gruß an Adelheiden! Sag ihm, er möge ja bald kommen. Es warten neue Freunde auf ihn, er soll sie nicht verachten, wenn er schon an alten so reich ist. — Ich wollte was antworten aber der Page vom Herzog nach der Zurge war verschwunden, ich neigte mich. Ich hatte mein Vermögen gegeben, die Spitze ihres kleinen Fingers küssen zu dürfen! Wie ich so stund, warf der Bischoff einen Bauer herunter, ich fuhr darnach, und berührte im Aufheben den Saum ihres Kleides, das fuhr mir durch alle Glieder, und ich weis nicht, wie ich zur Thüre hinausgekommen bin.

Weislingen. Ist der Mann bey Hofe?

Franz. Sie ist schon vier Monat Wittwe. Um sich zu zerstreuen hält sie sich in Bamberg auf. Ihr werdet sie sehen. Wenn sie einen anblickt, ists als wenn man in der Frühlingssonne stünde.

Weislingen. Es würde eine schwächere Würkung auf mich machen.

Franz. Ich höre, ihr seid so gut als verheurathet.

Weislingen. Weder ich noch sie. Meine sanfte Marie und das Glück meines Lebens machen. Ihre

sanfte

süße Seele bildet sich in ihren blauen Augen. Und weiß wie ein Engel des Himmels, gebildet aus Unschuld und Liebe, leitet sie mein Herz zur Ruhe und Glückseligkeit. Pack zusammen! Und kann auf mein Schloß! Ich will Bamberg nicht sehen, und wenn Sanct Veit in Person meiner dächte (ab.)

Franz Da sey Gott für, wo ich das Beste vergessen. Maria ist liebreich und schön, und einem Genesenden und Kranken kann ich nicht übel nehmen, der sich in sie verliebt. In ihren Augen ist Trost, gesellschaftliche Melancholie. — Aber um dich Adelheit, ist Leben, Feuer, Muth — Ich wünsche! — Ich bin ein Narr, dazu machte mich ein Blick von ihr. Mein Herr muß hin! Ich muß hin! Und da will ich mich wieder gescheid oder völlig rasend gaffen.

Zweyter Act.

Bamberg, ein Saal.

Bischoff, Adelheid (spielen Schach) Liebetraut (mit einer Zitter) Hofdamen, Hofleute (um ihn herum am Camin.)

Liebetraut (singt und singt.)

Mit Pfeilen und Bogen
Cupido erflogen
Mit Fackeln im Brand,
Wollt muthlich kriegen
Und männlich siegen
Mit stürmender Hand.
Auf: Auf:
An: An:
Die Waffen erklirrten
Die Flügelein schwirrten
Die Augen entbrannt.

Da fand er die Busen
Ach leider so blos,
Er nahmen so willig
Ihn all auf den Schoos.
Er schüttet die Pfeile

Zum Feuer huren,
Sie beiſſen und drücken
Und wiegen ihn ein.
Hey ey, o! Popeia!

Adelheid. Ihr ſeyd nicht bey eurem Spiel. Schach dem König!

Biſchoff. Es iſt noch Auskunft.

Adelheid. Lang werdet ihrs nicht mehr treiben. Schach dem Könige!

Liebetraut. Das Spiel ſpielt ich nicht, wenn ich ein groſſer Herr wär, und verbots am Hof und im ganzen Land.

Adelheid. Es iſt wahr, das Spiel iſt ein Verbrechen des Gehirns.

Liebetraut. Es iſt nicht darum. Ich wollte lieber das Geheul der Todtenglocke und ominöſer Vögel, lieber das Gebell des knurrichen Heerhundsgewiſſen, lieber wollt ich ſie durch den tiefſten Schlaf hören, als von Hunden, Springern, und andern Beſtien das ewige: Schach dem König!

Biſchoff. Wem wird auch das einfallen!

Liebetraut. Einem zum Exempel, der ſchwach wäre und ein ſtark Gewiſſen hätte, wie denn das meiſtentheils beyſammen iſt. Sie nennens ein tönigliches Spiel, und ſagen, es ſey für einen König erfunden worden, der den Erfinder mit einem Meer von Ueberfluß belohnte. Wenn's war iſt, ſo iſt mirs, als wenn ich ihn ſähe. Er war mitunter ein Nar-

stand oder an Jahren, unter der Vormundschaft seiner Mutter oder seiner Frau, hatte Milchhaare im Bart und Flachshaare um die Schläfe er war so gefällig, wie ein Wendenschooßhund, und spielte gerne mit den Damen und auf der Dame, nicht aus Leidenschaft, denke Gott, nur zum Zeitvertreib. Sein Hermeister zu thätig ein Schleicher, zu unelenkam zum Weltmann zu sein, erfand das Spiel in alum Delphini, das so hergegen mit seiner Majestät war — und so ferner.

Adelheit. Man! Ihr sollter die Lücken unsrer Geschichtbücher ausfüllen, Liebetraut.

Liebetraut. Die Lücken unsrer Geschlechtsregister, das wäre preislich er. Sent dem die Verdienste unsrer Vorfahren mit ihren Portraits zu einerley Gebrauch dienen, die leeren Seiten neulich unsrer Zimmer und unsres Charakters zu tapezieren; da wäre was zu verdienen.

Bischoff. Er will nicht kommen, saget ihr!

Adelheid. Ich bitt euch, schlagts euch aus dem Sinn

Bischoff. Was das sein mag?

Liebetraut. Was! Die Ursachen lassen sich heraus'n den wie ein Rosenkranz. Er ist in eine Art von Zerstreuung gefallen, von der ich ihn leicht curiren wollte.

Bischoff. Thut das, reitet zu ihm.

Liebetraut. Meine Commission!

Bischoff.

Biſchoff. Sie ſoll unumſchränkt ſeyn, ſpare nichts, wenn du ihn zurück bringſt.

Liebetraut. Darf ich euch auch hinein mischen, gnädige Frau?

Adelheid. Mit Beſcheidenheit.

Liebetraut. Das iſt eine weitläuftige Commiſſion.

Adelheid. Kennt ihr mich ſo wenig, oder ſeyd ihr ſo klug, um nicht zu wiſſen, in welchem Ton ihr mit Weislingen von mir zu reden habt.

Liebetraut. Im Ton einer Wachtelpfeife, denk ich.

Adelheid. Ihr werdet nie gescheid werden!

Liebetraut. Wird man das, gnädige Frau.

Biſchoff. Geht, geht, nehmt das beſte Pferd aus meinem Stall, wählt euch Knechte, und ſchafft mir ihn her.

Liebetraut. Wenn ich ihn nicht herbanne, ſo ſagt ein altes Weib, das Martin und Sommerfuchs vertreibt, verſtehe mehr von der Sympathie, als ich.

Biſchoff. Was wird das heißen! Verlockungen hat ihn ganz eingenommen. Wenn er herkommt, wird er wieder her wollen.

Liebetraut. Wollen, das iſt keine Kunſt, aber ob er kann. Der Händedruck eines Fürſten, und das Lächeln einer ſchönen Frau! Da reißt ich kein Weislingen los. Ich eile und entwickle mich zu ihrem Heer.

Bischoff. Reizt wohl.

Adelheit. Adieu. (Er geht)

Bischoff. Wenn er einmal hier ist, verlaß ich mich auf euch.

Adelheid. Wollt ihr mich zur Leimstange brauchen.

Bischoff. Nicht doch.

Adelheid. Zum Lockvogel denn.

Bischoff. Nein, den spielt Liebetraut. Ich bitt euch, versagt mir nicht, was mir sonst niemand gewähren kann.

Adelheid. Wollen sehn.

Jarthaussen.

Hanns von Selbitz. Götz.

Selbitz. Jedermann wird euch loben, daß ihr denen von Nürnberg Fehd angekündigt habt.

Götz. Es hätte mir das Herz abgefressen, wenn ich's ihnen hätte lang schuldig bleiben sollen. Es ist am Tag, sie haben den Bambergern meinen Buben verrathen. Sie sollen an mich denken!

Selbitz. Sie haben einen alten Groll gegen euch.

Götz. Und ich wider sie, mir ist gar recht, daß sie angefangen haben.

Selbitz. Die Reichsstädte und Pfaffen halten doch von jeher zusammen.

Götz. Sie habens Ursach.

Sel-

Selbitz. Wir wollen ihnen die Höll heis machen.

Götz. Ich zähle auf euch. Wollte Gott! der Burgemeiſter von Nürnberg mit der guldenen Ket um den Hals, käm uns in Wurf, er ſollt ſich mit all ſeinem Witz verwundern.

Selbitz. Ich höre, Weislingen iſt wieder auf eurer Seite. Tritt er zu uns?

Götz. Noch nicht, es hat ſeine Urſachen, warum er uns noch nicht öffentlich Vorſchub thun darf; doch iſts eine Weile genug, daß er nicht wider uns iſt. Der Paſſ iſt ohne ihn, was das Meßgewand ohne den Pfaffen.

Selbitz. Wann ziehen wir aus?

Götz. Morgen oder übermorgen. Es kommen nun bald Kaufleute von Bamberg und Nürnberg aus der Frankfurter Meſſe. Wir werden einen guten Fang thun.

Selbitz. Wills Gott.

Bamberg, Zimmer der Adelheit.

Adelheid. Kammerfräulein.

Adelheid. Er iſt da! ſagſt du. Ich glaubs kaum.

Fräulein. Wenn ich ihn nicht ſelbſt geſehen hätte, würd ich ſagen, ich weiſe.

Adelheid. Den Liebestrank mag der Biſchoff in Gold einfaſſen, er hat ein Meiſterſtück gemacht.

Fräulein. Ich sah ihn, wie er zum Schloß hereinreiten wollte, er saß auf einem Schimmel. Das Pferd scheuete, wies an die Brücke kam, und wollte nicht von der Stelle. Das Volk war aus allen Enden gelaufen ihn zu sehn. Sie freuten sich über des Pferds Unart. Von allen Seiten ward er gegrüßt, und er dankte allen. Mit einer angenehmen Gleichgültigkeit saß er drauf, und mit Schmeicheln und Drohen brachte er es endlich zum Thor heraus, der Bräutigam mit, und wenig Knechte.

Adelheid. Wie gefällt er dir?

Fräulein. Als mir nicht leicht ein Mann gefallen hat. Er glich dem Kaiser hier, deutet auf Maximilians Portrait, als wenn er sein Sohn wäre. Die Nase war etwas kleiner, eben so ein rundlicht lachsbraune Augen, eben so ein blondes schönes Haar, und gewachsen wie eine Puppe. Ein halb trauriger Zug auf seinem Gesicht war so interessant.

Adelheid. Ich bin neugierig ihn zu sehen.

Fräulein. Das war ein Herr für euch.

Adelheid. Närrin.

Fräulein. Kinder und Narren —

Liebetraut (kommt)

Liebetraut. Nun gnädige Frau, was verdien ich?

Adelheid. Höre nur von deinem Weibe. Denn nach dem zu rechnen, hast ihr schon manches Nachbars

bars ehrliches Hausweib aus ihrer Pflicht hinausgeſchwatzt.

Liebetraut. Nicht doch gnädige Frau! Aus ihre Pflicht, wollen ſie ſagen; denn wenns ja geſchah, ſchwätzt ich ſie auf ihres Mannes Seite.

Adelheid. Wie habt ihrs gemacht ihn herzubringen?

Liebetraut. Ihr wißt zu gut, wie man Schneyfen fängt; ſoll ich euch meine Kunſtſtückgen noch darzu lernen? — Erſt that ich, als wüßt ich nichts, verſtünd nichts von ſeiner Empfindung, und ſetzt ihn dadurch in Defavantage die ganze Hiſtorie zu erzählen. Die ſah ich nun gleich von einer andern Seite an, als er, konnte nicht finden — mocht einſehen — und ſo weiter. Dann redete ich von Bamberg und gieng ſehr ins Detail, erweckte gewiße alte Ideen, und wie ich ſeine Einbildungskraft beſchäftigt hatte, knüpfte ich würklich eine Menge Fäden wieder an, die ich zerriſſen fand. Er wußte nicht, wie ihm geſchah, er fühlte ſich einen neuen Zug nach Bamberg, er wollte — ohne zu wollen. Wie er nun in ſein Herz gieng, und das zu unterſuchen hatte, und noch zu ſehr mit ſich beſchäftigt war, um auf mich Acht zu geben, warf ich ihm ein Seil um den Hals, aus drey mächtigen Stricken, Neider-, Kurtiſanen- und Schmeicheley gedreht, und ſo bald ich ihn hergeſchleppt

Adelheid. Was ſaget ihr von mir?

Lie-

Liebetraut. Die lautre Wahrheit. Ihr hättet wegen eurer Güter Verdrüßlichkeiten, hättet gehofft, da er beym Kayser so viel gelte, werde er das leicht thun können.

Adelheid. Wohl.

Liebetraut. Der Bischoff wird ihn euch bringen.

Adelheid. Ich erwarte ihn, mit einem Herzen wie ich seinen Besuch erwarte. (Liebetraut geht ab.)

Im Speßart.

Berlichingen, Selbitz, Georg, (Reutknecht).

Götz. Du hast ihn nicht angetroffen, Georg?

Georg. Er war Tags vorher mit Liebetraut nach Bamberg geritten, und zwey Knechte mit.

Götz. Ich seh nicht ein, was das geben soll.

Selbitz. Ich wohl. Eure Versöhnung war ein wenig zu schnell, als daß sie dauerhaft hätte seyn sollen. Der Liebetraut ist ein pfiffiger Kerl, von dem hat er sich beschwatzen lassen.

Götz. Glaubst du, daß er bundbrüchig werden wird.

Selbitz. Der erste Schritt ist gethan.

Götz. Ich glaubs nicht. Wer weiß, wie nöthig es war, an Hof zu gehen, man ist ihm noch schuldig wer wollen das beste hoffen.

Selbitz. Wollte Gott, er verdient es, und thäte das Beste.

Götz. Mir fällt eine Liſt ein, wir wollen Georgen des Bamberger Reuters erbeuteten Kittel anziehen, und ihm das Geleitzeichen geben, er mag nach Bamberg reiten, und ſehen wies ſteht.

Georg. Da heb ich lang traur gehofft.

Götz. Es iſt dein erſter Ritt. Sey fürſichtig, Knabe mir wäre leid, wenn dir ein Unfall begegnen ſollte.

Georg. Laßts nur, mich irrts nicht, wenn noch ſo viel um mich herum krabeln, mir iſts, als wenns Ratten und Mäus wären. (geht ab.)

Bamberg.

Biſchoff, Weislingen.

Biſchoff. Du willſt dich nicht länger halten laſſen!

Weislingen. Ihr werdet nicht länger verlangen, daß ich meinen Eyd brechen ſoll.

Biſchoff. Ich hätte verlangen können, du ſollteſt ihn nicht ſchwören. Was für ein Geiſt regierte dich? Konnt ich dich ohne das nicht befreyen? Gelt ich ſo wenig am Kayſerlichen Hofe.

Weislingen. Es iſt geſchehen, verzeiht mir, wenn ihr könnt.

Biſchoff. Ich begreif nicht, was nur im geringſten dich nöthigte den Schritt zu thun! Mir zu entſagen? Waren denn nicht hundert andere Bedin-

gun-

genugen losgekommen? Haben wir nicht seinen Boden? Hört ich nicht Geld genug geben, und ihn wieder beruhigt? Unsere Anschläge auf ihn und seine Gelder wären fortgegangen — Ach ich denke nicht, daß ich mit jemem Freund rede, der nun wieder mich arbeitet und die Mienen leicht entkräften kann, die er selbst gegraben hat.

Weislingen. Gnädiger Herr.

Bischoff. Und doch — wenn ich wieder dein Angesicht sehe deine Stimme höre. Es ist nicht möglich, nicht möglich.

Weislingen. Lebt wohl, Gnädiger Herr.

Bischoff. Ich geb dir meinen Segen. Sonst wenn du gingst, sagt ich: auf Wiedersehn. Jetzt — Wenn Gott, wir sahn einander nie wieder.

Weislingen. Es kann sich vieles ändern.

Bischoff. Es hat sich leider nur schon zuviel geändert. Vielleicht sehe ich dich noch einmal als Feind vor meinen Mauern, die Felder verheeren, die ihren Bäuern den Zustand der jetzo danken.

Weislingen. Nein, gnädiger Herr.

Bischoff. Du kannst nicht nein sagen. Die weltliche Stände, meine Nachbaren, haben alle einen Zahn auf mich. So lang ich dich hatte. — Geht, Weisling! Ich habe euch nichts mehr zu sagen. Ihr habt vieles zu nichte gemacht. Geht!

Weislingen. Und ich weis nicht, was ich sagen soll.

(Bischoff geht ab.)

Fran-

Franz. (tritt auf.)

Franz. Adelheid erwartet euch. Sie iſt nicht wohl. Und doch will ſie euch ohne Abſchied nicht laſſen.

Weislingen. Komm.

Franz. Gehen wir denn gewiß.

Weislingen. Noch dieſen Abend.

Franz. Mir iſt, als wenn ich aus der Welt ſollte.

Weislingen. Mir auch, und noch darzu, als wüßt ich nicht wohin.

Adelheidens Zimmer.

Adelheid. Fräulein.

Fräulein. Ihr ſeht blaß, gnädige Frau.

Adelheid. — Ich lieb ihn nicht, und ich weiß doch, daß er bliebe. Sieh du, ich könnte mit ihm leben, ob ich ihn gleich nicht zum Mann haben möchte.

Fraulein. Glaubt ihr, er geht.

Adelheid. Er iſt zum Bruder, um Lebewohl zu ſagen.

Fräulein. Er hat darnach noch einen ſchweren Stand.

Adelheid. Wie meynſt du?

Fraulein. Was fragt ihr, gnädige Frau. Ihr habt ſein Herz gefangen, und wenn er ſich losreißen will, verblutet er.

Adelheid. Weislingen.

Weislingen. Ihr seyd nicht wohl, gnädge Frau?

Adelheid. Das kann euch einerley seyn. Ihr verlaßt uns, verlaßt uns auf immer. Was fragt ihr, ob wir leben oder sterben.

Weislingen. Ihr verkennt mich.

Adelheid. Ich nehme euch, wie ihr euch gebt.

Weislingen. Das Ansehn trügt.

Adelheid. So seyd ihr Camäleon.

Weislingen. Wenn ihr mein Herz sehen könntet.

Adelheid. Schöne Sachen würden mir vor die Augen kommen.

Weislingen. Gewiß! Ihr würdet euer Bild drinn finden.

Adelheid. In irgend einem Winkel bey den Vorfahrts ausgestorbener Familien. Ich bitt euch, Weislingen, bedenkt, ihr redet mit mir. Falsche Worte gelten zum höchsten, wenn sie Masken unserer Thaten sind. Ein Vermummter, der kenntlich ist, spielt eine armselige Rolle. Ihr läugnet eure Handlungen nicht, und redet das Gegentheil, was soll man von euch halten.

Weislingen. Was ihr wollt. Ich bin so geplagt mit dem, was ich bin, daß mir wenig bang ist, für was man mich nehmen mag.

Adelheid. Ihr kommt, um Abschied zu nehmen.

Weislingen. Erlaubt mir eure Hand zu küssen, und ich will sagen, lebt wohl. Ihr erinnert mich!

Ich

Ich bedachte nicht. Ich bin beſchwerlich, gnädige Frau.

Adelheid. Ihr legts falſch aus; ich wollte euch forthelfen. Denn ihr wollt fort.

Weislingen. O ſagt ich muß. Zöge mich nicht die Ritterpflicht, der heilige Handſchlag —

Adelheid. Geht! Geht! Erzählt das Mädgen, die den Teuerdank leſen, und ſich ſo einen Mann wünſchen. Ritterpflicht! Kinderſpiel!

Weislingen. Ihr denkt nicht ſo.

Adelheid. Bey meinem Eyd, ihr verſtellt euch! Was habt ihr verſprochen? Und wem? Einem Mann, der ſeine Pflicht gegen den Kaiſer und das Reich verkennt, in eben dem Augenblick Pflicht zu leiſten, da er durch eure Gefangennehmung in die Strafe der Acht verfällt. Pflicht zu leiſten! die nicht gültiger ſeyn kann, als ein ungerechter gezwungener Eyd. Entbinden nicht unſere Geſetze von ſolchen Schwüren? Macht das Kindern weiß, die den Rübezahl glauben. Es ſtecken andere Sachen dahinter. Ein Feind des Reichs zu werden, ein Feind der bürgerlichen Ruh und Glückſeligkeit! Ein Feind des Kayſers! Geſelle eines Räubers, du Weislingen mit deiner ſanften Seele.

Weislingen. Wenn ihr ihn kenntet.

Adelheid. Ich wollt ihm Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Er hat eine hohe, unbändige Seele. Eben darum wehe dir, Weislingen. Geh und bilde dir ein, ein Geſelle von ihm zu ſeyn. Geh! und laß dich beherrſchen. Du biſt freundlich, gefällig —

Weislingen. Er liebt auch.

Adelheid. Aber du bist nachgebend, und er nicht! Unversehens wird er dich wegreissen wirst ein Sklave eines Edelmanns werden, da du Herr von Fürsten seyn könntest. — Doch es ist Unbarmherzigkeit dir deinen zukünftigen Stand zu verleiden.

Weislingen. Hättest du gefühlt, wie liebreich er mir begegnete.

Adelheid. Liebreich! Das rechnest du ihm an? Es war seine Schuldigkeit, und was hättest du verlohren, wenn er widerwärtig gewesen wäre? Mir hätte das willkommner seyn sollen. Ein übermüthiger Mensch, wie der —

Weislingen. Ihr redet von eurem Feind.

Adelheid. Ich redete für eure Freyheit — Und weiß überhaupt nicht, was ich für ein Interesse dran nahm. Lebt wohl.

Weislingen. Erlaubt noch einen Augenblick. (Er nimmt ihre Hand und schweigt.)

Adelheid. Habt ihr mir noch was zu sagen?

Weislingen. — — Ich muß fort.

Adelheid. So geht.

Weislingen. Gnädige Frau! — Ich kann nicht.

Adelheid. Ihr müßt.

Weislingen. Soll das euer letzter Blick seyn!

Adelheid. Geht! ich bin krank, sehr zur ungelegnen Zeit.

Weislingen. Seht mich nicht so an.

Adel-

Adelheid. Willst du unser Feind seyn, und wir sollen dir lächeln. Geh!

Weislingen. Adelheid!

Adelheid. Ich hasse euch!

Franz (kommt.)

Franz. Gnädiger Herr! Der Bischoff läßt euch rufen.

Adelheid. Geht! Geht!

Franz. Er bittet euch eilend zu kommen.

Adelheid. Geht! Geht!

Weislingen. Ich nehme nicht Abschied, ich sehe euch wider. (ab)

Adelheid Mich wieder. Wir wollen dafür seyn. Margarethe, wenn er kommt, weis ihn ab. Ich bin krank, hab Kopfweh, ich schlafe — Weis ihn ab. Wenn er noch zu gewinnen ist, so ist's auf diesen Weg. (ab.)

Vorzimmer.

Weislingen. Franz.

Weislingen. Sie will mich nicht sehn!

Franz. Es wird Nacht, soll ich die Pferde satteln?

Weislingen. Sie will mich nicht sehn!

Franz. Wann befehlen Ihro Gnaden die Pferde?

Weislingen. Es ist zu spät! Wir bleiben hier.

Franz. Gott sey Dank. (Franz ab.)

Weislingen. Du bleibst! Sey auf deiner Hut, die Versuchung ist groß. Mein Pferd scheute, wie ich zum Schloßthor herein wollte, mein guter Geist stellte sich ihm entgegen, er kannte die Gefahren, die mein hier warteten. Doch ist's nicht recht, die vielen Geschäfte, die ich dem Bischoff unvollendet liegen ließ, nicht wenigstens so zu ordnen, daß ein Nachfolger da anfangen kann, wo ich's gelassen habe. Das kann ich doch alle thun, unbeschadet Berlichingens und unserer Verbindung. Denn halten sollen sie mich hier nicht — Wäre doch besser gewesen, wenn ich nicht gekommen wäre. Aber ich will fort — morgen oder übermorgen. (Gehen ab.)

Im Spessart.

Götz. Selbitz. Georg.

Selbitz. Ihr seht, es ist gegangen, wie ich gesagt habe

Götz. Nein. Nein. Nein.

Georg. Glaubt, ich betrüge euch mit der Wahrheit. Ich that, wie ihr befahlt, nahm den Kittel des Bundschuhs und sein Zeichen, und damit ich doch mein Essen und Trinken verdiente, geleitete ich Reineckische Bauren hinauf nach Bamberg.

Sel-

Selbitz. In der Verkappung. Das hätte dir übel gerathen können.

Georg. So denk ich auch hinten drein. Ein Reutersmann der voraus denkt, wird keine weite Sprünge machen. Ich kam nach Bamberg, und gleich im Wirthshaus hörte ich erzählen: Weislingen und der Biſchoff ſeyen ausgeſöhnt, und man redte viel von einer Heyrath mit der Wittwe des von Walldorf.

Götz. Geſpröche.

Georg. Ich ſah ihn, wie er ſie zur Tafel führte. Sie iſt ſchön, bey meinem Eyd, ſie iſt ſchön. Wir bückten uns alle, ſie dankte uns allen, er nickte mit dem Kopf, ſah ſehr vergnügt, ſie giengen vorbey, und das Volk murmelte: ein ſchönes Paar!

Götz. Das kann ſeyn.

Georg. Hört weiter. Da er des andern Tags in die Meſſe gieng, paßte ich meine Zeit ab. Er war allein mit einem Knaben. Ich ſtund unten an der Treppe und ſagte leiſe zu ihm: ein Paar Worte von euerm Berlichingen. Er ward beſtürzt, ich ſahe das Geſtändniß ſeines Laſters in ſeinem Geſicht, er hatte kaum das Herz mich anzuſehen, mich einen ſchlechten Reutersjungen.

Selbitz. Das macht, ſein Gewiſſen war ſchlechter, als dein Stand.

Georg. Du biſt Bamberaiſch! ſagt er. Ich bring einen Gruß vom Ritter Berlichingen, ſagt ich, und ſoll fragen — komm morgen früh, ſagt er, an mein Zimmer, wir wollen weiter reden.

Götz. Kamst du.

Georg. Wohl kam ich, und mußt im Vorsaal stehen, lang lang. Und die seidne Buben beguckten mich von vorn und von hinten. Ich dachte guckt ihr — endlich führte man mich hinein, er schien böse, mir war's einerley. Ich trat zu ihm und sagte meine Commission. Er that feindlich böse, wie einer der kein Herz hat und 's nit will merken lassen. Er verwunderte sich, daß ihr ihn durch einen Reutersjungen zur Rede setzen heißt. Das verdroß mich. Ich sagte, es gäbe nur zweyerley Leut, brave und Schurken, und ich diente Götzen von Berlichingen. Nun fing er an und schwätzte allerley verkehrtes Zeug, das darauf hinaus gieng: Ihr hättet ihn übereilt, er sey euch keine Pflicht schuldig, und wollte nichts mit euch zu thun haben.

Götz. Hast du das aus seinem Munde.

Georg. Das und noch mehr. — Er drohete mir —

Götz. Es ist genug! Der wäre nun auch verlohren! Treu und Glaube, du hast mich wieder betrogen. Arme Maria! Wie werd ich dirs beybringen.

Selbitz. Ich wollte lieber mein ander Bein darzu verlieren, als so ein Hundsfutt seyn. (ab.)

Bamberg.

Adelheid. Weislingen.

Adelheid. Die Zeit fängt an mir unerträglich lang zu werden, reden mag ich nicht, und ich schä-

me

me mich mit euch zu ſpielen, Langeweile, du biſt ärger, als ein kaltes Fieber.

Weislingen. Seyd ihr mich ſchon müde?

Adelheid. Euch nicht ſo wohl, als euren Umgang. Ich wollte, ihr wärt, wo ihr hin wolltet, und wir hätten euch nicht gehalten.

Weislingen. Das iſt Weibergunſt! Erſt brütet ſie mit Mutterwärme unſere liebſten Hoffnungen an, dann gleich einer unbeſtändigen Henne, verläßt ſie das Neſt, und übergiebt ihre ſchon keimende Nachkommenſchaft dem Tod und der Verweſung.

Adelheid. Deklamirt wider die Weiber! Der unbeſonnene Spieler zerbeißt und zerſtampft die Karten, die ihn unſchuldiger Weis verlieren machten. Aber laßt mich euch was von Mannsleuten erzählen. Was ſeyd denn ihr, um von Wankelmuth zu ſprechen? Ihr, die ihr ſelten ſeyd, was ihr ſeyn wollt, niemals was ihr ſeyn ſoltet. Könige im Feſttagsornate, vom Pöbel beneidet. Was gäb eine Schneidersfrau drum, eine Schnur Perlen um ihren Hals zu haben, von dem Saum eures Kleids, den eure Abſätze verächtlich zurück ſtoſen!

Weislingen. Ihr ſeyd bitter.

Adelheid. Es iſt die Antiſtrophe von eurem Geſang. Eh ich euch kannte, Weislingen, gieng mir's wie der Schneidersfrau. Der Ruf hundertzüngig, ohne Metapher geſprochen, hatte euch ſo zahnarztmäſig heraus geſtrichen, daß ich mich überreden ließ zu

wünschen: möchtest du doch diese Quintessenz des männlichen Geschlechts, den Phönix Weislingen zu Gesicht kriegen! Ich ward meines Wunsches gewährt

Weislingen. Und der Phönix präsentirte sich als ein ordinairer Haushahn.

Adelheid. Nein, Weislingen, ich nahm Antheil an euch.

Weislingen. Es schien so.

Adelheid Und war. Denn würklich ihr übertraft euren Ruf. Die Menge schätzt nur den Widerschein des Verdienstes. Wie mirs denn nun geht, daß ich über die Leute nicht denken mag die mich interessiren; so lebten wir eine zeitlang neben einander, es fehlte mir was, und ich wußte nicht, was ich an euch vermißte. Endlich giengen mir die Augen auf. Ich sah statt des activen Manns, der die Geschäfte eines Fürstenthums belebte, der sich und seinen Ruhm dabey nicht vergaß, der auf hundert großen Unternehmungen, wie auf über einander gewälzten Bergen zu den Wolken hinaufgestiegen war; denn seh ich auf einmal, jammernd wie einen kranken Poeten, melancholisch wie ein gesundes Mädgen, und müßiger als einen alten Junggesellen. Anfangs schrieb ichs eurem Unfall zu, der euch noch neu auf dem Herzen lag, und entschuldigte euch so gut ich konnte. Jtzt, da es von Tag zu Tag schlimmer mit euch zu werden scheint, müßt ihr mir verzeihen, wenn ich euch mei-

ne

ne Gunſt entreiſſe; ihr beſitzt ſie ohne Recht, ich ſchenkte ſie einem andern auf Lebenslang, der ſie euch nicht übertragen konnte.

Weislingen. So laßt mich los.

Adelheid. Nicht, bis alle Hoffnung verlohren iſt. Die Einſamkeit iſt in dieſen Umſtänden gefährlich. Armer Menſch. Ihr ſeod ſo mißmuthig, wie einer, dem ſein erſtes Mädgen untreu wird, und eben darum geb ich euch nicht auf. Gebt mir die Hand, verzeiht mir, was ich aus Liebe geſagt habe.

Weislingen. Könnteſt du mich lieben, könnteſt du meiner heiſſen Leidenſchaft einen Tropfen Linderung gewähren. Adelheid! deine Vorwürfe ſind höchſtungerecht. Könnteſt du den hundertſten Theil ahnden von dem, was die Zeit her in mir arbeitet du würdeſt mich nicht mit Gefälligkeit, Gleichgültigkeit und Verachtung ſo unbarmherzig hin und her zerriſſen haben. — Du lächeiſt! — Nach dem übereilten Schritt wieder mit mir ſelbſt einig zu werden, koſtete mehr als einen Tag. Wider den Menſchen zu arbeiten, deſſen Andenken ſo lebhaft neu in Liebe bey mir iſt.

Adelheid. Wunderlicher Mann, der du den lieben kannſt, den du beneideſt! Das iſt, als wenn ich meinem Feinde Proviant zuführte.

Weislingen. Ich fühls wohl, es gielt hier kein Säumen. Er iſt berichtet, daß ich wieder Weislingen bin, und er wird ſich ſeines Vortheils über uns

erſehen. Auch, Adelheid, ſind wir nicht ſo träg, als du meynſt. Unſere Reuter ſind verſtärkt und wachſam, unſere Unterhandlungen gehen fort, und der Reichstag zu Augsburg ſoll hoffentlich unſere Projekte zur Reife bringen.

Adelheid. Ihr geht hin?

Weislingen. Wenn ich eine Hoffnung mitnehmen könnte! (Er küßt ihre Hand.)

Adelheid. O ihr Ungläubigen! Immer Zeichen und Wunder! Geh, Weislingen, und vollende das Werk. Der Vortheil des Biſchoffs, der Deinige, der Meinige ſie ſind ſo verwebt, daß, wäre es auch nur der Politik willen. —

Weislingen. Du kannſt ſcherzen.

Adelheid. Ich ſcherze nicht. Meine Güter hat der ſtolze Herzog inne, die Deinigen wird Götz nicht lange ungeneckt laſſen; und wenn wir nicht zuſammenhalten, wie unſere Feinde, und den Kayſer auf unſere Seite lenken, ſind wir verloh en.

Weislingen. Mir iſts nicht bange. Der größte Theil der Fürſten iſt unſerer Gesinnung, der Kayſer verlangt Hülfe gegen die Türken, und dafür iſts billig, daß er uns wieder beſteht. Welche Wolluſt wird mirs ſeyn, deine Güter von übermüthigen Feinden zu befreyen, die unruhigen Köpfe in Schwaben aufs Küſſen zu bringen, die Ruhe des Bisthums, unſrer aller herzuſtellen, und dann? —

Adelheid. Ein Tag bringt den andern, und beym Schickſal ſteht das Zukünftige.

Weis-

Weislingen. Aber wir müſſen wollen.
Adelheid. Wir wollen ja.
Weislingen. Gewiß?
Adelheid. Nun ja. Geht nur.
Weislingen. Zauberinn!

Herberge, Bauern Hochzeit, Muſik und Tanz drauſſen.

Der Brautvater, Götz, Selbitz (am Tiſche,) Bräutigam (tritt zu ihnen.)

Götz. Das geſcheidſte war, daß ihr euern Zwiſt ſo glücklich und frölich durch eine Heyrath endigt.

Brautvater. Beſſer, als ich mirs hätte träumen laſſen. In Ruh und Friede mit meinem Nachbar, und eine Tochter wohl verſorgt dazu!

Bräutigam. Und ich im Beſitz des ſtrittigen Stücks, und drüber den hübſchſten Backfiſch im ganzen Dorf. Wollte Gott, ihr hättet euch eher drein geben.

Selbitz. Wie lange habt ihr proceßirt?

Brautvater. An die acht Jahre. Ich wollte lieber noch einmal ſo lang das Frieren haben, als von vorne anfangen. Das iſt ein Gezerre, ihr glaubts nicht, bis man den Perrücken ein Urtheil vom Herzen reißt, und was hat man darnach. Der Teufel

hohl den Aſſeſſor Sapupi, 's is ein verfluchter ſchwarzer Italiäner.

Bräutigam. Ja, das iſt ein toller Kerl. Zweymal war ich dort.

Brautvater. Und ich dreymal. Und ſeht ihr Herrn, kriegen wir ein Urtheil endlich, wo ich ſo viel Recht hab als er, und er ſo viel als ich, und wir eben ſtunden wie die Maulaffen, bis mir unſer Herr Gott eingab, ihm meine Tochter zu geben und das Zeug dazu.

Götz (trinkt.) Gut Vernehmen künftig.

Brautvater. Gebs Gott. Geh aber wies will, prozeßiren thu ich mein Tag nit mehr. Was das ein Geld ſpiel koſt. Jeden Reverenz, den euch ein Prokurator macht, müßt ihr bezahlen.

Selbitz. Sind ja jährlich Kayſerliche Viſitationen da.

Brautvater. Hab nichts davon geſpürt. Iſt mir mancher ſchöner Thaler nebenausgangen. Das unerhörte Brechen!

Götz. Wie meynt ihr?

Brautvater. Ach da macht alles hohle Pfötger. Der Aſſeſſor allein, Gott verzihs ihm, hat mir achtzehn Goldgulden abgenommen.

Bräutigam. Wer?

Brautvater. Wer anders, als der Sapupi.

Götz. Das iſt ſchändlich.

Brautvater. Wohl, ich mußt ihm zwanzig erlegen.

gen. Und da ich ſie ihm hingezahlt hatte, in ſeinem Gartenhaus, das fürtreflich iſt, im großen Saal, wollt mir vor We. muth faſt das Herz brechen Denn ſeht, eines Haus und Hof ſieht gut, aber wo ſoll baar Geld herkommen. Ich ſtund da, Gott weiß wie mirs war. Ich hatte keinen rothen Heller Reiſegeld im Sack. Endlich nahm ich mirs Herz und ſtellts ihm vor. Nun er ſah, daß mirs Waſſer an die Seele gieng, da warf er mir zwey davon zurück, und ſchickt mich fort.

Bräutigam. Es iſt nicht möglich! Der Sapupi.

Brautvater. Wie ſtellſt du dich! Freylich! Kein andrer!

Bräutigam. Den ſoll der Teufel hohlen, er hat mir auch funfzehn Goldgülden abgenommen.

Brautvater. Verflucht!

Selbitz. Götz! Wir ſind Räuber!

Brautvater. Drum fiel das Urtheil ſo ſcheel aus. Du Hund!

Götz. Das müßt ihr nicht ungerügt laſſen.

Brautvater. Was ſollen wir thun?

Götz. Macht euch auf nach Speyer, es iſt eben Viſitationszeit, zeigts an, ſie müſſens unterſuchen und euch zu dem eurigen helfen.

Bräutigam. Denkt ihr, wir treibens durch?

Götz. Wenn ich ihm uber die Ohren dürfte, wollt ichs euch verſprechen.

Selbitz. Die Summe iſt wohl einen Verſuch werth.

Götz. Bin ich wohl eher um des vierten Theils willen ausgeritten.

Brautvater. Wie meynst du?

Bräutigam. Wir wollen, gehts wies geh.

Georg (kommt.)

Georg. Die Nürnberger sind im Anzug.

Götz. Wo?

Georg. Wenn wir ganz sachte reiten, packen wir sie zwischen Beerheim und Mühlbach im Wald.

Selbitz. Treflich!

Götz Kommt Kinder. Gott grüs euch. Helf uns allen zum Unsrigen.

Bauer. Großen Dank. Wir wollen nicht zum Nacht Ims bleiben?

Götz. Können nicht. Adies.

Dritter Act.

Augsburg, ein Garten.

Zwey Nürnberger Kaufleute.

Erſter Kaufmann. Hier wollen wir ſtehn, denn da muß der Kayſer vorbey. Er kommt eben die lange Allee herauf.

Zweyter Kaufmann. Wer iſt bey ihm?

Erſter Kaufmann. Adelbert von Weislingen.

Zweyter Kaufmann. Bambergs Freund! das iſt gut.

Erſter Kaufmann. Wir wollen einen Fußfall thun, und ich will reden.

Zweyter Kaufmann. Wohl, da kommen ſie.

Kayſer. Weislingen.

Erſter Kaufmann. Er ſieht verdrüßlich aus.

Kayſer. Ich bin unmuthig, Weislingen, und wenn ich auf mein vergangenes Leben zurück ſehe, möcht ich verzagt werden, ſo viel halbe, ſo viel verunglückte Unternehmungen! Und das alles, weil kein Fürſt im Reich ſo klein iſt, dem nicht mehr an ſeinen

Grillen

Grillen gelegen wäre als an meinen Gedanken.
(Die Kaufleute werfen sich ihm zu Füßen.)

Kaufmann. Allerdurchlauchtigster! Großmächtigster!

Kayser. Wer seyd ihr? Was giebts?

Kaufmann. Arme Kaufleute von Nürnberg, Euer Majestät Knechte, und flehen um Hülfe. Götz von Berlichingen und Hanns von Selbitz haben unserer dreyßig, die von der Frankfurter Meß kamen, im Bambergischen Geleite niedergeworfen und beraubt, wir bitten Eure Kayserliche Majestät um Hülfe, um Beystand, sonst sind wir alle verdorbene Leute, genöthigt unser Brodt zu betteln.

Kayser. Heiliger Gott! Heiliger Gott! Was ist das? Der eine hat eine Hand, der andere nur ein Bein, wenn sie denn erst zwo Hände hätten, und zwey Beine, was wolltet ihr dann thun?

Kaufmann Wir bitten Eure Majestät unterthänigst, auf unsere bedrängte Umstände ein mitleidiges Auge zu werfen.

Kayser. Wie gehts zu! Wenn ein Kaufmann einen Pfefferſack verliert, soll man das ganze Reich aufmahnen, und wenn Händel vorhanden sind, daran Kayserliche Majestät und dem Reich viel gelegen ist, daß es Königreich, Fürstenthum, Herzogthum und anders betrifft, so kann euch kein Mensch zusammenbringen.

Weislingen. Ihr kommt zur ungelegnen Zeit. Geht und verweilt einige Tage hier.

Kauf-

Kaufleute. Wir empfehlen uns zu Gnaden. (ab.)

Kayſer. Wieder neue Händel. Sie wachſen nach und nach wie die Köpfe der Hydra.

Weislingen. Und ſind nicht auszurotten, als mit Feuer und Schwerdt, und einer muthigen Unternehmung.

Kayſer. Glaubt ihr?

Weislingen. Ich halte nichts für thunlicher; wenn Eure Majeſtät und die Fürſten ſich über andern unbedeutenden Zwiſt vereinigen könnten. Es iſt mit nichten ganz Deutſchland das über Beunruhigung klagt. Franken und Schwaben allein glimmt noch von den Reſten des innerlichen verderblichen Burgerkriegs. Und auch da ſind viele der Edlen und Freyen, die ſich nach Ruhe ſehnen. Hätten wir einmal dieſen Sickingen, Selbitz — Berlichingen auf die Seite geſchafft, das übrige würde bald von ſich ſelbſten zerfallen. Denn ſie ſinds, deren Geiſt die aufrühriſche Menge belebt.

Kayſer. Ich möchte die Leute gerne ſchonen, ſie ſind tapfer und edel. Wenn ich Krieg führte, müßt ich ſie unter meiner Armee haben.

Weislingen. Es wäre zu wünſchen, daß ſie von jeher gelernt hätten ihrer Pflicht zu gehorchen. Und dann wäre es höchſtgefährlich, ihre aufrühriſche Unternehmungen durch Ehrenſtellenſte zu belohnen. Denn eben dieſe Kayſerliche Mild und Gnade iſts, die ſie bisher ſo ungeheuer mißbrauchen, und ihr An-

hang, der sein Vertrauen und Hoffnung darauf setzt, wird nicht eher zu bändigen seyn, bis wir sie ganz vor den Augen der Welt zu nichte gemacht, und alle Aussichten auf die Zukunft ihnen abgeschnitten haben.

Kayser. Ihr rathet also zur Strenge.

Weislingen. Ich sehe kein ander Mittel den Schwindelgeist, der ganze Landschaften ergreift zu bannen. Hören wir nicht schon hier und da die bittersten Klagen der Edlen, daß ihre Unterthanen ihre Leibeigne sich gegen sie auflehnen und mit ihnen rechten, ihnen die hergebrachte Oberherrschaft zu schmälern drohen, und die gefährlichste Folgen zu fürchten sind.

Kayser. Jetzt wäre eine schöne Gelegenheit wider den Berlichingen und Selbitz, nur wollt ich nicht, daß ihnen was zu leid geschehe. Gefangen möcht ich sie haben, und dann müßten sie Urphede schwören, auf ihren Schlössern ruhig zu bleiben, und nicht aus ihrem Bann zu gehen. Bey der nächsten Session will ichs vortragen.

Weislingen. Ein freudiger beystimmender Zuruf wird Eurer Majestät das Ende der Rede ersparen.

(geht ab.)

Jarthauffen.

Sickingen. Berlichingen.

Sickingen. Ja, ich komme eure edle Schwester um ihr Herz und ihre Hand zu bitten.

Götz. So wollt ich ihr wärt eher gekommen. Ich muß euch ſagen, Weislingen hat während ſeiner Gefangenſchaft ihre Liebe gewonnen, um ſie angehalten, und ich ſagte ſie ihm zu. Ich hab ihn losgelaſſen den Vogel, und er verachtet die gütige Hand, die ihm in der Noth Futter reichte. Er ſchwärmet herum, weiß Gott auf welcher Hecke ſeine Nahrung zu ſuchen.

Sickingen. Iſt das ſo?

Götz. Wie ich ſage.

Sickingen. Er hat ein doppeltes Band zerriſſen. Wohl euch, daß ihr mit dem Verräther nicht näher verwandt worden.

Götz. Sie ſitzt, das arme Mädgen, und verjammert und verbetet ihr Leben.

Sickingen. Wir wollen ſie zu Singen machen.

Götz. Wie! Entſchließet ihr euch eine Verlaßne zu heurathen.

Sickingen. Es macht euch beyden Ehre, von ihm betrogen worden zu ſeyn. Soll darum das arme Mädgen in ein Kloſter gehn, weil der erſte Mann, den ſie kannte, ein Nichtswürdiger war. Nein doch! ich bleibe darauf, ſie ſoll Königinn von meinen Schlöſſern werden.

Götz. Ich ſage euch, ſie war nicht gleichgültig gegen ihn.

Sickingen. Traust du mir nicht zu, daß ich den Schatten eines Elenden ſollte verjagen können. Laßt uns zu ihr. (ab.)

Lager der Reichsexekution.

Hauptmann. Offiziere.

Hauptmann. Wir müssen behutsam gehn, und unsere Leute so viel möglich schonen. Auch ist unsere gemessene Order ihn in die Enge zu treiben, und lebendig gefangen zu nehmen. Es wird schwer halten, denn wer mag sich an ihn machen

Erster Offizier. Freylich! Und er wird sich wehren wie ein wildes Schwein. Ueberhaupt hat er uns sein Lebenlang nichts zu Leid gethan, und jeder wirds von sich schieben Kayser und Reich zu gefallen Arm und Bein dran zu setzen.

Zweyter Offizier. Es wäre eine Schande, wenn wir ihn nicht kriegten. Wenn ich ihn nur einmal beym Lippen habe, er soll nicht los kommen.

Erster Offizier. Faßt ihn nur nicht mit Zähnen, er möchte euch die Kinnbacken ausziehen. Guter junger Herr, dergleichen Leut packen sich nicht wie ein flüchtiger Dieb.

Zweyter Officier Wollen sehn.

Hauptmann. Unsern Brief muß er nun haben. Wir wollen nicht säumen, und einen Trupp ausschicken, der ihn beobachten soll.

Zweyter Offizier. Laßt mich ihn führen.

Hauptmann. Ihr seyd der Gegend unkundig.

Zwey-

Zweyter Officier Ich hab einen Knecht, der hier gebohren und erzogen iſt.

Hauptmann. Ich bins zufrieden. (ab.)

Jarthauſſen.

Sickingen.

Sickingen. Es geht alles nach Wunſch, ſie war etwas beſtürzt über meinen Antrag, und ſah mich vom Kopf biß auf die Füſſe an, ich wette, ſie verglich mich mit ihrem Weisnſch. Gott ſey Dank, daß ich mich ſtellen darf. Sie antwortete wenig, und durcheinander, deſto beſſer! Es mag eine Zeit kochen. Bey Mädgen, die durch Liebesunglück gebeizt ſind, wird ein Heyrathsvorſchlag bald gar.

Götz (kommt.)

Sickingen. Was bringt ihr, Schwager?

Götz. In die Acht erklärt!

Sickingen. Was?

Götz. Da leſt den erbaulichen Brief. Der Kayſer hat Execution gegen mich verordnet, die mein Fleiſch den Vögeln unter dem Himmel, und den Thieren auf dem Felde zu freſſen vorſchneiden ſoll.

Sickingen. Erſt ſollen ſie dran. Juſt zur gelegenen Zeit bin ich hier.

Götz. Nein, Sickingen, ihr sollt fort Eure grossen Anschläge könnten drüber zu Grunde gehn, wenn ihr zu so ungelegener Zeit des Reichs Feind werden wolltet. Auch mir werdet ihr weit mehr nützen, wenn ihr neutral zu seyn scheint. Der Kayser liebt euch, und das schlimmste, das mir begegnen kann, ist gefangen zu werden, dann braucht euer Vorwort, und reißt mich aus einem Elend, wo das unzeitige Hülfe uns beyde stürzen könnte. Dann was wär's, jetzo geht der Zug gegen mich, erfahren sie, du bist bey mir, so schicken sie mehr, und du bist um nichts gebessert. Der Kayser sitzt an der Quelle, und ich wär schon jetzt unwiederbringlich verlohren, wenn man Tapferkeit so geschwind einblasen könnte, als man einen Haufen zusammen blasen kann.

Sickingen. Doch kann ich heimlich ein zwanzig Reuter zu euch stoßen lassen.

Götz. Gut. Ich hab schon Georgen nach dem Selbitz geschickt, und meine Knechte in der Nachbarschaft herum. Lieber Schwager, wenn meine Leute beysammen sind, es wird ein Häufgen seyn, dergleichen wenig Fürsten beysammen gesehen haben.

Sickingen. Ihr werdet gegen der Menge wenig seyn.

Götz. Ein Wolf ist einer ganzen Heerde Schaafe zu viel.

Sickingen. Wenn sie aber einen guten Hirten haben.

Götz. Sorg du. Und es ſind lauter Miethlinge. Und dann kann der beſte Ritter nichts machen, wenn er nicht Herr von ſeinen Handlungen iſt. So kamen ſie mir auch einmal wie ich dem Pfalzgraf zugeſagt hatte gegen Conrad Schotten zu dienen, da legt er mir einen Zettel aus der Canzley vor, wie ich reiten und mich halten ſollt, da wurf ich den Räthen das Papier wieder dar, und ſagt: ich wüßt nicht darnach zu handeln; ich weiß nicht, was mir begegnen mag, das ſteht nicht im Zettel; ich muß die Augen ſelbſt aufthun, und ſehn, was ich zu ſchaffen hab.

Sickingen. Glück zu, Bruder! Ich will gleich fort, und dir ſchicken, was ich in der Eil zuſammentreiben kan.

Götz. Komm noch zu den Frauen, ich ließ ſie beyſammen. Ich wollte, daß du ihr Wort hätteſt, ehe du giengſt. Dann ſchick mir die Reuter, und komm heimlich wieder Marien abzuholen, denn mein Schloß, fürcht ich, wird bald kein Aufenthalt für Weiber mehr ſeyn.

Sickingen. Wollen das Beſte hoffen. (ab.)

Bamberg, Adelheidens Zimmer.

Adelheid, Franz.

Adelheid. So ſind die beyden Exekutionen ſchon aufgebrochen?

Franz Ja, und mein Herr hat die Freude, gegen eure Feinde zu ziehen. Ich wollte gleich mit, so gern ich zu euch gehe. Auch will ich jetzt wieder fort, um bald mit fröhlicher Botschaft wiederzukehren. Mein Herr hat mirs erlaubt.

Adelheid. Wie stehts mit ihm?

Franz. Er ist munter. Mir befahl er eure Hand zu küssen.

Adelheid. Da — deine Lippen sind warm.

Franz. (vor sich auf die Brust deutend.) Hier ists noch wärmer! (laut) gnädige Frau, eure Diener sind die glücklichsten Menschen unter der Sonne.

Adelheid Wer führt gegen Berlichingen.

Franz. Baron von Sirau. Lebt wohl, beste gnädige Frau. Ich will wieder fort. Vergeßt mich nicht

Adelheid. Du mußt was es essen, trinken, und rasten.

Franz. Wozu das? Ich hab euch ja gesehen. Ich bin nicht müd, noch hungrig.

Adelheid. Ich kenne deine Treu.

Franz. Ach anädge Frau!

Adelheid. Du bälgts nicht aus, gieb dich zur Ruh, und nimm was zu dir.

Franz. Eure Sorgfalt für einen armen Jungen. (geht ab.)

Adelheid. Die Thränen stehn ihm in den Augen. Ich lieb ihn von Herzen. So wahr und warm hat noch niemand an mir gehangen. (ab.)

Zart-

Jaxthauſſen.

Götz. Georg.

Georg. Er will ſelbſt mit euch ſprechen. Ich kenn ihn nicht, es iſt ein ſtattlicher Mann, mit ſchwarzen feurigen Augen.

Götz. Bring ihn herein.

Lerſe (kommt.)

Götz. Gott grüß euch. Was bringt ihr?

Lerſe. Mich ſelbſt, das iſt nicht viel, doch alles, was es iſt, biet ich euch an.

Götz. Ihr ſeyd mir willkommen, doppelt willkommen, ein braver Mann, und zu dieſer Zeit, da ich nicht hoffte neue Freunde zu gewinnen, vielmehr den Verluſt der alten ſtündlich fürchtete. Gebt mir euren Namen.

Lerſe. Franz Lerſe.

Götz. Ich danke euch, Franz, daß ihr mich mit einem braven Manne bekannt gemacht habt.

Lerſe. Ich machte euch ſchon einmal mit mir bekannt, aber damals danktet ihr mir nicht dafür.

Götz. Ich erinnere mich eurer nicht.

Lerſe. Es wäre mir leid. Wißt ihr noch, wie ihr um des Pfalzgrafen willen Conrad Schotten feind wart, und nach Haßfurt auf die Faßnacht reiten wollt?

Götz. Wohl weiß ich es.

Lerse. Wißt ihr, wie ihr unterweges bey einem Dorf fünf und zwanzig Reutern entgegen kamt.

Götz. Richtig Ich hielt sie anfangs nur für zwölfe, und theilt meinen Haufen, waren unserer sechzehn, und hielt am Dorf hinter der Scheuer, in willens sie sollten bey mir vorbeyziehen. Dann wollt ich ihnen nachrucken, wie ichs mit dem andern abgeredet hatte

Lerse. Aber wir sahn euch, und zogen auf eine Höhe am Dorf. Ihr zogt herbey und hieltet unten. Wie wir sahen, ihr wolltet nicht heraufkommen, ritten wir herab.

Götz Da sah ich erst, daß ich mit der Hand in die Kohlen geschlagen hatte. Fünf und zwanzig gegen acht! Da galts kein feyren Erhard Truchses durchstach mir einen Knecht, dafür rannt ich ihn vom Pferde. Hätten sie sich alle gehalten, wie er und ein Knecht, es wäre mein und meines kleinen Häufgens übel gewart gewesen

Lerse. Der Knecht, wovon ihr saget.

Götz. Es war der brayste den ich gesehen habe. Er setzte mir heiß zu. Wenn ich dachte, ich hätt ihn von mir gebracht, wollte mit andern zu schaffen haben, war er wider an mir, und schlug feindlich zu. Er hieb mir auch durch den Panzerärmel hindurch, daß es ein wenig gefleischt hatte.

Lerse. Habt ihrs ihm verziehen.

Götz.

Götz. Er gefiel mir mehr als zu wohl.

Lerſe. Nun ſo hoff ich, daß ihr mit mir zufrieden ſeyn werdet, ich hab mein Probſtück an euch ſelbſt abgelegt.

Götz. Biſt du's. O willkommen, willkommen. Kannſt du ſagen, Maximilian, du haſt unter deinen Dienern Einen ſo geworben!

Lerſe. Mich wundert, daß ihr nicht eh auf mich gefallen ſeyd.

Götz. Wie ſollte mir einkommen, daß der mir ſeine Dienſte anbieten würde, der auf das feindſeligſte mich zu überwältigen trachtete.

Lerſe. Eben das Herr! Von Jugend auf dien ich als Reuterknecht, und habs mit manchem Ritter aufgenommen. Da wir auf euch ſtießen, freut ich mich. Ich kannte euren Namen, und da lernt ich euch kennen. Ihr wißt, ich hielt nicht Stand, ihr ſaht, es war nicht Furcht, denn ich kam wieder. Kurz ich lernt euch kennen, und von Stund an beſchloß ich euch zu dienen.

Götz Wie lange wollt ihr bey mir aushalten.

Lerſe. Auf ein Jahr. Ohne Entgeld.

Götz. Nein, ihr ſollt gehalten werden wie ein anderer, und drüber wie der, der mir bey Remlin zu ſchaffen machte.

Georg (kommt.)

Georg. Hanns von Selbitz läßt euch grüßen. Morgen iſt er hier mit fünfzig Mann.

Götz.

Götz. Wohl.

Georg. Es zieht am Kocher ein Trupp Reichsvölker herunter, ohne Zweifel euch zu beobachten.

Götz. Wie viel?

Georg. Ihrer fünfzig.

Götz. Nicht mehr! Komm, Lerse, wir wollen sie zusammen schmeissen wenn Selbitz kommt, daß er schon ein Stück Arbeit gethan findet.

Lerse. Das soll eine reichliche Vorlese werden.

Götz. Zu Pferde! (ab.)

Wald an einem Morast.

Zwey Reichsknechte begegnen einander.

Erster Knecht. Was machst du hier?

Zweyter Knecht. Ich hab Urlaub gebeten, meine Nothdurft zu verrichten. Seit dem blinden Lärmen gestern Abends, ist mirs in die Gedärme geschlagen, daß ich alle Augenblicke vom Pferd muß.

Erster Knecht. Hält der Trupp hier in der Nähe?

Zweyter Knecht. Wohl eine Stunde den Wald hinauf.

Erster Knecht. Wie verlaufst du dich dann hieher?

Zweyter Knecht. Ich bitt dich, verrath mich nicht. Ich will aufs nächste Dorf, und sehn, ob ich mit warmen Ueberschlägen meinem Uebel abhelfen kann. Wo kommst du her?

Erster

Erſter Knecht. Vom nächſten Dorf. Ich hab unſerm Offizier Wein und Brod geholt.

Zweyter Knecht. So, er thut ſich was zu gut vor unſerm Angeſicht, und wir ſollen faſten! Schön Exempel.

Erſter Knecht. Komm mit zurück, Schurke.

Zweyter Knecht. Wär ich ein Narr. Es ſind noch viele unterm Haufen, die gern faſteten, wenn ſie ſo weit davon wären, als ich.

Erſter Knecht. Hörſt du! Pferde!

Zweyter Knecht. O weh!

Erſter Knecht. Ich klettere auf den Baum.

Zweyter Knecht. Ich ſteck mich ins Rohr.

Götz. Lerſe. Georg. Knechte (zu Pferde.)

Götz. Hier am Teiche weg, und linker Hand in den Wald, ſo kommen wir ihnen im Rücken.

(ziehen vorbey.)

Erſter Knecht. (ſteigt vom Baum.) Da iſt nicht gut ſeyn. Michel! Er antwortet nicht? Michel, ſie ſind fort! (er geht nach dem Sumpf.) Michel! O weh er iſt verſunken. Michel! Er hört mich nicht, er iſt erſtickt. Biſt doch krepirt, du Memme. — Wir ſind geſchlagen. Feinde, überall Feinde.

Götz. Georg. (zu Pferd.)

Götz. Halt Kerl, oder du biſt des Todes.

Knecht. Schont meines Lebens.

Götz. Dein Schwerdt! Georg, führ ihn zu den andern Gefangenen, die Lerse dort unten am Wald hat. Ich muß ihren flüchtigen Führer erreichen. (ab.)

Knecht. Was ist aus unserm Ritter geworden, der uns führte?

Georg. Unterst zu oberst stürzt ihn mein Herr vom Pferd, daß der Federbusch im Koth stack. Seine Reuter huben ihn aufs Pferd, und fort wie besessen.

(geht ab.)

Lager.

Hauptmann. Erster Ritter.

Erster Ritter. Sie fliehen von weitem dem Lager zu.

Hauptmann. Er wird ihnen an den Fersen seyn. Laßt ein fünfzig ausrucken bis an die Mühle, wenn er sich zu weit verliert, erwischt ihr ihn vielleicht.

(Ritter ab.)

Zweyter Ritter (geführt.)

Hauptmann. Wie gehts, junger Herr! Habt ihr ein paar Zinken abgerennt?

Ritter. Daß dich die Pest! Wenn ich Hörner gehabt hätte wie ein Dannhirsch, sie wären gesplittert wie Glas. Du Teufel! Er rannt auf mich los, es war mir, als wenn mich der Donner in die Erde nein schlüg.

Haupt-

Hauptmann. Dankt Gott, daß ihr noch davongekommen ſeyd.

Ritter. Es iſt nichts zu danken, ein paar Rppen ſind entzwey. Wo iſt der Feldſcheer? (ab.)

Jaxthauſſen.

Götz. Selbitz.

Götz Was ſagteſt du zu der Achtserklärung, Selbitz?

Selbitz Es iſt ein Streich von Weislingen.

Götz. Meynſt du!

Selbitz. Ich meine nicht, ich weiß.

Götz Woher?

Selbitz. Er war auf dem Reichstag ſag ich dir, er war um den Kayſer.

Götz. Wohl, ſo machen wir ihm wieder einen Anſchlag zu nichte.

Selbitz. Hoffs.

Götz. Wir wollen fort! Und ſoll die Haaſenjagd angehn.

Lager.

Hauptmann. Ritter.

Hauptmann. Dabey kommt nichts heraus, ihr Herren. Er ſchlägt uns ein Detaſchement nach dem

andern, und was nicht umkommt und gefangen wird, das läuft in Gottes Namen lieber nach der Türkey, als ins Lager zurück, so werden wir alle Tag schwächer. Wir müssen einmal für allemal ihm zu Leibe gehen, und das mit Ernst, ich will selbst dabey seyn, und er soll sehn, mit wem er zu thun hat.

Ritter. Wir sinds all zufrieden, nur, ist er der Landsart so kundig, weiß alle Gänge und Schliche im Gebürg, daß er so wenig zu fangen ist, wie eine Maus auf dem Kornboden.

Hauptmann. Wollen ihn schon kriegen. Erst auf Jaxthausen zu. Mag er wollen oder nicht, er muß herbey, sein Schloß zu vertheidigen.

Ritter. Soll unser ganzer Hauf marschiren?

Hauptmann. Freylich! Wißt ihr, daß wir schon um hundert geschmolzen sind?

Ritter. Drum geschwind, eh der ganze Eisklumpen auftaut, es macht warm in der Nähe, und wir stehn da wie Butter an der Sonne. (ab.)

Gebürg und Wald.

Götz. Selbitz. Trupp.

Götz. Sie kommen mit hellem Hauf. Es war hohe Zeit, daß Sickingens Reuter zu uns stießen.

Selbitz. Wir wollen uns theilen. Ich will linker Hand um die Höhe ziehen.

Götz.

Götz. Gut. Und du, Franz, führe mir die fünfzig rechts durch den Wald hinauf, ſie kommen über die Haide, ich will gegen ihnen halten. Georg, du bleibſt um mich. Und wenn ihr ſeht, daß ſie mich angreifen, ſo fallt ungeſäumt in die Seiten. Wir wollen ſie patſchen. Sie denken nicht, daß wir ihnen die Spitze bieten können. (ab.)

Haide, auf der einen Seite eine Höhe, auf der andern Wald.

Hauptmann. Executionszug.

Hauptmann. Er hält auf der Haide! Das iſt impertinent. Er ſolls büſſen. Was! Den Strohm nicht zu fürchten, der auf ihn losbrauſt.

Ritter. Ich wollt nicht, daß ihr an der Spitze rittet, er hat das Anſehn, als ob er den erſten, der ihn anſtoßen möchte, umgekehrt in die Erde pflanzen wollte. Reitet hinten drein.

Hauptmann. Nicht gern.

Ritter. Ich bitt euch. Ihr ſeyd noch der Knoten von dieſem Bündel Haſelruthen, löſt ihn auf, ſo knickt er ſie euch einzeln wie Riethgras.

Hauptmann. Trompeter blas! Und ihr blaſt ihn weg. (ab.)

Selbitz (Hinter der Höhe hervor im Galopp.)

Selbitz. Mir nach! Sie sollen zu ihren Händen rufen: multiplicirt euch. (ab.)

Lerse (aus dem Walde.)

Lerse. Götzen zu Hülf! Er ist fast umringt. Braver Selbitz, du hast schon Luft gemacht. Wir wollen die Haide mit ihren Dickköpfen besäen.

(vorbei Getummel.)

Eine Höhe mit einem Wartthurn.

Selbitz (verwundet.) Knechte.

Selbitz. Legt mich hier und kehrt zu Götzen.

Erster Knecht. Laßt uns bleiben, Herr, ihr braucht unser.

Selbitz. Steig einer auf die Warte und sch wies geht.

Erster Knecht. Wie will ich hinaufkommen?

Zweyter Knecht. Steig auf meine Schultern, da kannst du die Lucke reichen, und dir bis zur Oeffnung hinaufhelfen. (Steigt hinauf.)

Zweyter Knecht. Ach Herr!

Selbitz. Was ist dein?

Zweyter Knecht. Eure Reuter fliehen. Der Höhe zu.

Sel-

Selbitz. Hölliſche Schurken! Ich wollte ſie ſtünden, und ich hätte eine Kugel vorm Kopf. Reit einer hin, und fluch und wetter ſie zurück. (Knecht ab.)

Selbitz. Siehest du Götzen?

Knecht. Die drey ſchwarzen Federn ſeh ich mitten im Getümmel.

Selbitz. Schwimm, braver Schwimmer. Ich liege hier!

Knecht. Ein weiſſer Federbuſch, wer iſt das?

Selbitz. Der Hauptmann.

Knecht. Götz drängt ſich an ihn — Bau! er ſtürzt.

Selbitz. Der Hauptmann?

Knecht. Ja, Herr.

Selbitz. Wohl! Wohl!

Knecht. Weh! Weh! Götzen ſeh ich nicht mehr.

Selbitz. So ſtirb, Selbitz.

Knecht. Ein fürchterlich Gedräng, wo er ſtund. Georgs blauer Buſch verſchwindt auch.

Selbitz. Komm herunter. Siehſt du Lerſen nicht?

Knecht. Nichts. Es geht alles drunter und drüber.

Selbitz. Nichts mehr. Komm! Wie halten ſich Sickingens Reuter.

Knecht. Gut. — Da flieht einer nach dem Wald. Noch einer! Ein ganzer Trupp. Götz iſt hin.

Selbitz. Komm herab.

Knecht. Ich kann nicht. — Wohl! Wohl! Ich sehe Götzen! Ich sehe Georgen!

Selbitz. Zu Pferd?

Knecht. Hoch zu Pferd! Sieg! Sieg! Sie stehn.

Selbitz. Die Reichstruppen.

Knecht. Die Fahne mitten drinn, Götz hinten drein. Sie zerstreuen sich. Götz erreicht den Fähndrich — Er hat die Fahn — Er hält. Eine handvoll Menschen um ihn herum. Mein Kamerad erreicht ihn — Sie ziehn herauf.

Götz. Georg. Lerse. Ein Trupp.

Selbitz. Glück zu! Götz. Sieg! Sieg!

Götz. (Steigt vom Pferd.) Theuer! Theuer! du bist verwundt, Selbitz.

Selbitz. Du lebst und siegst! Ich hab wenig gethan. Und meine Hunde von Reutern! Wie bist du davon gekommen?

Götz. Diesmal galts! Und hier Georgen dank ich das Leben und hier Lersen dank ichs. Ich warf den Hauptmann vom Gaul. Sie stachen mein Pferd nieder und drangen auf mich ein, Georg hieb sich zu mir und sprang ab, ich wie der Blitz auf seinen Gaul, wie der Donner saß er auch wieder. Wie kamst du zum Pferd?

Georg. Einem, der nach euch hieb, stieß ich meinen Dolch in die Gedärme, wie sich sein Harnisch in die

die Höhe zog. Er ſtürzt, und ich half euch von einem Feind und mir zu einem Pferde.

Götz. Nun ſtacken wir, bis Franz ſich zu uns herein ſchlug, und da mähten wir von innen heraus.

Lerſe. Die Hunde, die ich führte, ſollten von auſſen hineinmähen, bis ſich unſere Senſen begegnet hätten, aber ſie flohen wie Reichsknechte.

Götz. Es flohe Freund und Feind. Nur du, kleiner Hauf, hielſt mir den Rücken frey, ich hatte mit den Kerls vor mir gnug zu thun. Der Fall ihres Hautmanns half mir ſie ſchütteln, und ſie flohen. Ich habe ihre Fahne und wenig Gefangene.

Selbitz. Der Hauptmann iſt euch entwiſcht?

Götz. Sie hatten ihn inzwiſchen gerettet. Kommt ihr Kinder, kommt! Selbitz! — Macht eine Bahre von Aeſten, du kannſt nicht aufs Pferd. Kommt in mein Schloß. Sie ſind zerſtreut. Aber unſerer ſind wenig, und ich weiß nicht, ob ſie Truppen nachzuſchicken haben. Ich will euch bewirthen, meine Freunde. Ein Glas Wein, ſchmeckt auf ſo einen Straus.

Lager.

Hauptmann.

Hauptmann. Ich möcht euch alle mit eigener Hand umbringen, ihr tauſendſackerment. Was,

fortzulaufen! Er hatte keine Hand voll Leute mehr! Fortzulaufen wie die Scheiskerle! Vor einem Mann. Es wirds niemand glauben, als wer über uns zu lachen Lust hast. — Reit herum, ihr, und ihr, und ihr. Wo ihr von unsern zerstreuten Knechten findet, bringt sie zurück, oder stecht sie nieder. Wir müssen diese Scharten auswetzen, und wenn die Klingen drüber zu Grund gehen sollten.

Jarthaussen.

Götz, Lerse, Georg.

Götz. Wir dürfen keinen Augenblick säumen! Arme Jungens, ich darf euch keine Rast gönnen. Jagt geschwind herum, und sucht noch Reuter aufzutreiben. Bestellt sie alle nach Weilern, da sind sie am sichersten. Wenn wir zögern, so ziehen sie mir vors Schloß. (Die zwey ab.) Ich muß einen auf Kundschaft ausjagen. Es fängt an heiß zu werden, und wann es nur noch brave Kerls wären, aber so ists die Menge. (ab.)

Sickingen, Maria.

Maria. Ich bitte euch, lieber Sickingen, geht nicht von meinem Bruder! Seine Reuter, Selbitzens, eure, sind zerstreut, er ist allein, Selbitz ist verwundet auf sein Schloß gebracht, und ich fürchte alles.

Sickingen. Seyd ruhig, ich gehe nicht weg.

Götz (kommt.)

Götz. Kommt in die Kirche, der Vater wartet. Ihr ſollt mir in einer viertel Stund ein Paar ſeyn.

Sickingen. Laſt mich hier.

Götz. In die Kirch ſollt ihr jetzt.

Sickingen. Gern — und darnach?

Götz. Darnach ſollt ihr eurer Wege gehn.

Sickingen. Götz!

Götz. Wollt ihr nicht in die Kirche?

Sickingen. Kommt! Kommt.

Lager.

Hauptmann.

Hauptmann. Wie viel ſind's in allem?

Ritter. Hundert und funfzig.

Hauptmann. Von vier hunderten! Das iſt arg. Jetzt gleich auf und grad gegen Jarthauſſen zu, eh er ſich erholt, und ſich uns wieder in den Weg ſtellt.

Jarthauſſen.

Götz, Eliſabeth, Maria, Sickingen.

Götz. Gott ſegne euch, geb euch glückliche Tage, und behalte die, die er euch abzieht, für eure Kinder.

Elisabeth. Und die laß er seyn, wie ihr seyd: rechtschaffen! Und dann laßt sie werden, was sie wollen.

Sickingen. Ich danke euch. Und dank euch, Maria. Ich führte euch an den Altar, und ihr solt mich zur Glückseligkeit führen.

Maria. Wir wollen zusammen eine Pilgrimschaft nach diesem fremden gelobten Lande antreten.

Götz. Glück auf die Reise.

Maria. So ist's nicht gemeynt, wir verlassen euch nicht.

Götz. Ihr sollt, Schwester.

Maria. Du bist sehr unbarmherzig, Bruder.

Götz. Und ihr zärtlicher, als vorsehend.

Georg (kommt.)

Georg. (heimlich.) Ich kann niemand auftreiben. Ein einziger war geneigt, darnach veränderte er sich und wollte nicht.

Götz. Gut, Georg. Das Glück fängt mir an wetterwendisch zu werden. Ich ahndet 's aber. (Laut.) Sickingen, ich bitte euch, geht noch diesen Abend. Beredet Marie. Sie ist eure Frau. Laß sie 's fühlen. Wenn Weiber queer in unsere Unternehmungen tretten, ist unser Feind im freyen Feld sichrer, als sonst in der Burg.

Knecht (kommt.)

Knecht. (leise.) Herr, das Reichsfähnlein ist auf dem Marsch, grad hieher, sehr schnell.

Götz.

Götz. Ich hab sie mit Ruthenstreichen geweckt! Wie viel sind ihrer?

Knecht. Ohngefehr zweyhundert. Sie können nicht zwey Stunden mehr von hier seyn.

Götz. Noch übern Fluß?

Knecht. Ja, Herr.

Götz. Wenn ich nur funfzig Mann hätte, sie sollten mir nicht herüber. Hast du Lersen nicht gesehen?

Knecht. Nein, Herr.

Götz. Biet allen, sie sollen sich bereit halten. — Es muß geschieden seyn meine Lieben. Weine, meine gute Marie, es werden Augenblicke kommen, wo du dich freuen wirst. Es ist besser, du weinst deinen Hochzeittag, als daß übergroße Freude der Vorbote künftigen Elends wäre. Lebt wohl, Marie. Lebt wohl, Bruder.

Maria. Ich kann nicht von euch, Schwester. Lieber Bruder, laß uns. Achtest du meinen Mann so wenig, daß du in dieser Extremität seine Hülfe verschmähst.

Götz. Ja, es ist weit mit mir gekommen. Vielleicht bin ich meinem Sturze nahe. Ihr beginnt heut zu leben, und ihr sollt euch von meinem Schicksal trennen. Ich hab eure Pferde zu sattlen befohlen. Ihr müßt gleich fort.

Maria. Bruder! Bruder!

Elisabeth. (zu Sickingen.) Gebt ihm nach! Geht.

Sickingen. Liebe Marie, laßt uns gehen.

Maria. Du auch. Mein Herz wird brechen.

Götz. So bleib denn. In wenigen Stunden wird meine Burg umringt seyn.

Maria. Weh! Weh!

Götz. Wir werden uns vertheidigen so gut wir können.

Maria. Mutter Gottes, hab Erbarmen mit uns!

Götz. Und am Ende werden wir sterben, oder uns ergeben. — Du wirst deinen edlen Mann mit mir in ein Schicksal geweint haben.

Maria. Du marterst mich.

Götz. Bleib, bleib! Wir werden zusammen gefangen werden. Sickingen, du wirst mit mir in die Grube fallen! Ich hoffte, du solltest mir heraushelfen.

Maria. Wir wollen fort. Schwester! Schwester!

Götz. Bringt sie in Sicherheit, und dann erinnert euch meiner.

Sickingen. Ich will ihr Bett nicht besteigen, bis ich euch ausser Gefahr weiß.

Götz. Schwester — liebe Schwester, (er küßt sie.)

Sickingen. Fort! so!

Götz. Noch einen Augenblick — Ich seh euch wieder. Tröstet euch. Wir sehn uns wieder. (Sickingen, Maria ab.)

Götz. Ich trieb sie, und da sie gehn, möcht ich sie halten. Elisabeth, du bleibst bey mir.

Elisabeth. Bis in den Tod. (ab.)

Götz.

Götz. Wen Gott, lieb hat, dem gab er ſo eine Frau.

Georg (kommt.)

Georg. Sie ſind in der Nähe, ich habe ſie vom Thurm geſehen. Die Sonne gieng auf und ich ſah ihre Picken blinken. Wie ich ſie ſah, wollt mir's nicht bänger werden, als einer Katze vor einer Armee Mäuſe. Zwar wir ſpielen die Ratten.

Götz Seht nach den Thorriegeln. Verrammelts inwendig mit Balken und Steinen. (Georg ab.) Wir wollen ihre Gedult für'n Narren halten. Und ihre Tapferkeit ſollen ſie mir an ihren eigenen Nägeln verkäuen. (Trompeter von auſſen.) Aha! ein rothröckiger Schurke, der uns die Frage vorlegen wird, ob wir Hundsfütter ſeyn wollen (er ſieht ans Fenſter.) Was ſolls? Was ſolls? (Man hört in der Ferne reden.)

Götz (in ſeinen Bart.) Einen Strick um deinen Hals. (Trompeter redet fort.)

Götz. Beleidiger der Majeſtät! Die Aufforderung hat ein Pfaff gemacht. (Trompeter endet.)

Götz. (antwortet.) Mich ergeben! Auf Gnad und Ungnad! Mit wem redet ihr! Bin ich ein Räuber! Sag deinem Hauptmann: vor Ihro Kayſerlichen Majeſtät, hab ich, wie immer ſchuldigen Reſpect. Er aber, ſags ihm, er kann mich im Arſch lecken. (ſchmeißt das Fenſter zu.)

Belagerung, Küche.

Elisabeth, Götz zu ihr.

Götz. Du hast viel Arbeit,, arme Frau.

Elisabeth. Ich wollt, ich hätte sie lang. Wir werden schwerlich lang aushalten können.

Götz. Wir hatten nicht Zeit uns zu versehen.

Elisabeth. Und die vielen Leute, die ihr zeither gespeißt habt. Mit dem Wein sind wir auch schon auf der Neige.

Götz. Wenn wir nur auf einen gewissen Punct halten, daß sie Kapitulation vorschlagen. Wir thun ihnen brav Abbruch. Sie schießen den ganzen Tag und verwunden unsere Mauren und knicken unsere Scheiben. Lerse ist ein braver Kerl, er schleicht mit seiner Büchse herum, wo sich einer zu nahe wagt, blaf liegt er.

Knecht. Kohlen, gnädige Frau.

Götz. Was giebts.

Knecht. Die Kugeln sind all, wir wollen neue gießen.

Götz. Wie stehts Pulver?

Knecht. So ziemlich. Wir sparen unsere Schüsse wohl aus.

Saal.

Lerſe (mit einer Kugelform.) **Knecht** (mit Kohlen)

Lerſe. Stell ſie daher, und ſeht, wo ihr im Haus Bley kriegt. Inzwiſchen will ich hier zuareiſen (reißt ein Fenſter auf und ſchlägt die Scheiben ein.) Alle Vortheile gelten — So gehts in der Welt, weiß kein Menſch, was aus den Dingen werden kann. Der Glaſer, der die Scheiben faßte, dachte gewiß nicht, daß das Bley einem ſeiner Urenkel garſtiges Kopfweh machen könnte, und da mich mein Vater machte, dachte er nicht, welcher Vogel unter dem Himmel, welcher Wurm auf der Erde mich freſſen möchte.

Georg (kommt mit einer Dachrinne.)

Georg. Da haſt du Bley. Wenn du nur mit der Hälfte triffſt, ſo entgeht keiner der Ihro Majeſtät anſagen kann: Herr, wir haben uns proſtituirt.

Lerſe. (haut davon) Ein brav Stück.

Georg. Der Regen mag ſich einen andern Weg ſuchen, ich bin nicht bang davor, ein braver Reuter und ein rechter Regen kommen überall durch.

Lerſe. (er gießt.) Halt den Löffel (er geht ans Fenſter.) Da zieht ſo ein Reichmuſje mit der Büchſe herum, ſie denken, wir haben uns verſchoſſen. Er ſoll die Kugel warm verſuchen, wie ſie aus der Pfanne kommt.

(er ladt.)

Georg.

Georg. (Lehnt den Löffel an.) Laß mich sehn.

Lerse. (schießt.) Da liegt der Spatz.

Georg. Der schoß vorhin nach mir, (sie gießen), wie ich zum Dachfenster hinaussteig, und die Rinne holen wollte. Er traf eine Taube, die nicht weit von mir saß, sie stürzt in die Rinne, ich dankt ihm für den Braten, und stieg mit der doppelten Beyte wieder herein.

Lerse. Nun wollen wir wohl laden und im ganzen Schloß herumgehen, unser Mittagsessen zu verdienen.

Götz (kommt.)

Götz. Bleib, Lerse. Ich hab mit dir zu reden! Dich, Georg, will ich nicht von der Jagd abhalten.

(Georg ab.)

Götz. Sie entbieten mir einen Vertrag.

Lerse. Ich will zu ihnen hinaus, und hören, was es soll.

Götz. Es wird seyn: ich soll mich auf Bedingungen in ritterlich Gefängniß stellen.

Lerse. Das ist nichts. Wie wärs, wenn sie uns freyen Abzug eingestünden, da ihr doch von Sickingen keinen Entsatz erwartet. Wir vergrüben Gold und Silber, wo sies mit keinen Wünschelruthen finden sollten, überliefen ihnen das Schloß, und kämen mit Manier davon.

Götz. Sie lassen uns nicht.

Lerse Es kommt auf eine Probe an. Wir wollen um sicher Geleit rufen, und ich will hinaus. (ab.)

Saal.

Saal.

Götz. Eliſabeth. Georg. Knechte.
(bey Tiſche).

Götz. So bringt uns die Gefahr zuſammen. Laßts euch ſchmecken, meine Freunde! Vergeßt das trinken nicht Die Flaſche iſt leer. Noch eine, liebe Frau.

(Eliſabeth zückt die Achſeln.)

Götz. Iſt keine mehr da?

Eliſabeth. (leiſe.) Noch eine, ich hab ſie für dich bey Seite geſetzt.

Götz. Nicht doch, Liebe! Gieb ſie heraus. Sie brauchen Stärkung nicht ich, es iſt ja meine Sache.

Eliſabeth. Holt ſie d. auſſen im Schrank!

Götz. Es iſt die letzte. Und mir iſts, als ob wir nicht zu ſparen Urſach hätten. Ich bin lang nicht ſo vergnügt geweſen. (er ſchenkt ein.) Es lebe der Kayſer!

Alle. Er lebe.

Götz. Das ſoll unſer vorletztes Wort ſeyn, wenn wir ſterben. Ich lieb ihn, denn wir haben einerley Schickſal. Und ich bin noch glücklicher, als er. Er muß den Reichsſtänden die Mäuſe fangen, inzwiſchen die Ratten ſeine Beſitzthümer anfagen. Ich weiß, er wünſcht ſich manchmal lieber todt, als länger die Seele eines ſo krüplichen Cörpers zu ſeyn. (ſchenkt ein.) Es geht juſt noch einmal herum. Und wenn unſer Blut anfängt auf die Neige zu gehen, wie der Wein in dieſer Flaſche! erſt ſchwach, dann tropfen.

fenweise rinnt, (er tropfelt das letzte in sein Glas) Was soll unser letztes Wort seyn?

Georg. Es lebe die Freyheit!

Götz. Es lebe die Freyheit!

Alle. Es lebe die Freyheit!

Götz. Und wenn die uns überlebt, können wir ruhig sterben. Denn wir sehen im Geist unsere Enkel glücklich, und die Kayser unsrer Enkel glücklich. Wenn die Diener der Fürsten so edel und frey dienen, wie ihr mir, wenn die Fürsten dem Kayser dienen, wie ich ihm dienen möchte.

Georg. Da müßts viel anders werden.

Götz. So viel nicht, als es scheinen möchte. Hab ich nicht unter den Fürsten trefliche Menschen gekannt, und sollte das Geschlecht ausgestorben seyn! Gute Menschen, die in sich, und ihren Unterthanen glücklich waren. Die einen edlen freyen Nachbar neben sich leiden konnten, und ihn weder fürchteten noch beneideten. Denen das Herz aufaieng, wenn sie viel ihres gleichen bey sich zu Tische sahen, und nicht erst die Ritter zu Hofschranzen umzuschaffen brauchten, um mit ihnen zu leben.

Georg. Habt ihr solche Herrn gekannt?

Götz. Wohl. Ich erinnere mich zeitlebens, wie der Landgraf von Hanau eine Jagd gab, und die Fürsten und Herren, die zugegen waren, unter freyem Himmel speißten, und das Landvolk all herbeylief, sie zu sehen. Das war keine Maskerade,

die

die er sich selbst zu Ehren angestellt hatte. Aber die vollen runden Köpfe der Burschen und Mädels, die rothen Backen alle, und die wohlhäbigen Männer und stattlichen Greise, und alles fröhliche Gesichter, und wie sie Theil nahmen an der Herrlichkeit ihres Herrn, der auf Gottes Boden unter ihnen sich ergötzte.

Georg. Das war ein Herr, vollkommen wie ihr.

Götz. Sollten wir nicht hoffen, daß mehr solcher Fürsten auf einmal herrschen können, und Verehrung des Kayserś, Fried und Freundschaft der Nachbarn, und der Unterthanen Lieb, der kostbarste Familien Schatz seyn wird, der auf Enkel und Urenkel erbt. Jeder würde das Seinige erhalten und in sich selbst vermehren, statt, daß sie jetzo nicht zuzunehmen glauben, wenn sie nicht andere verderben.

Georg. Würden wir hernach auch reiten?

Götz. Wollte Gott! es gäbe keine unruhige Köpfe in ganz Deutschland, wir würden deswegen noch zu thun genug finden. Wir wollten die Gebürge von Wölfen säubern, wollten unserm ruhig ackernden Nachbar einen Braten aus dem Wald holen, und dafür die Suppe mit ihm essen. Wär uns das nicht genug, wir wollten uns mit unsern Brüdern gleich Cherubs mit flammenden Schwerdten, vor die Gränzen des Reichs gegen die Wölfe die Türken, gegen die Füchse die Franzosen lagern, und zugleich unsers theuern Kayserś sehr ausgesetzte Länder und die Ruhe

des Ganzen beschützen. Das wäre ein Leben, Georg! wenn man seine Haut vor die allgemeine Glückseligkeit setzte. (Georg springt auf.)

Götz. Wo willst du hin?

Georg. Ach! ich vergaß, daß wir eingesperrt sind. — Und der Kayser hat uns eingesperrt — und unsere Haut davon zu bringen, setzen wir unsere Haut dran!

Götz. Seyd gute Muths.

Lerse (kommt.)

Lerse. Freyheit! Freyheit! Das sind schlechte Menschen, unschlüssig, bedächtige Esel. Ihr sollt abziehen, mit Gewehr, Pferden und Rüstung. Proviant sollt ihr dahinten lassen

Götz. Sie werden sich kein Zahnweh dran kauen.

Lerse. (heimlich) Habt ihr das Silber versteckt?

Götz. Nein! Frag, geh mit Franzen, er hat dir was zu sagen. (alle ab.)

Schloßhof.

Georg im Stall. (singt.)

Es sing ein Knab ein Vögelein.
H'm! H'm!
Da lacht er in den Käfig' nein
Hm! Hm!
So! So!
H'm! H'm!

Der

Der freut ſich traun ſo läppiſch
H'm! H'm!
Und griff hinein ſo täppiſch,
Hm! Hm!
So! So!
H'm! H'm!
Da flog das Meislein auf ein Haus
H'm! H'm!
Und lacht den dummen Buben aus
Hm! Hm!
So! So!
H'm! H'm!

Götz. Wie ſtehts?

Georg. (führt ſein Pferd heraus.) Sie ſind geſattelt.

Götz. Du biſt fix.

Georg. Wie der Vogel aus dem Käfig.

Alle die Belagerte.

Götz. Ihr habt eure Büchſen. Nicht doch! Geht hinauf und nehmt die beſten aus dem Rüſtſchrank, es geht in einem hin. Wir wollen voraus reiten.

Georg. Hm! Hm!
So! So!
H'm! H'm!

(ab.)

Saal.

Zwey Knechte (am Rüſtſchrank.)

Erſter Knecht. Ich nehm' die.

Zweyter Knecht. Ich die. Da iſt noch eine ſchönere.

Erſter Knecht. Nicht doch. Mach daß du fort kommſt.

Zweyter Knecht. Horch!

Erſter Knecht. (ſpringt ans Fenſter) Hilf heiliger Gott! ſie ermorden unſern Herrn. Er liegt vom Pferd! Georg ſtürzt!

Zweyter Knecht. Wo retten wir uns! An der Mauer den Nußbaum hinunter ins Feld. (ab.)

Erſter Knecht. Franz hält ſich noch, ich will zu ihm. Wenn ſie ſterben, mag ich nicht leben. (ab.)

Vierter Act.

Wirthshaus zu Heilbronn.

Götz.

Götz. Ich komme mir vor wie der böſe Geiſt, den der Capuciner in einen Sack beſchwur. Ich arbeite mich ab und fruchte mir nichts. Die Meyneidigen!

Eliſabeth. (kommt.)

Götz Was für Nachrichten, Eliſabeth, von meinen lieben Getreuen.

Eliſabeth. Nichts gewiſſes. Einige ſind erſtochen, einige im Thurn. Es konnte oder wollte niemand mir ſie näher bezeichnen.

Götz. Iſt das Belohnung der Treue! Der kindlichſten Ergebenheit? — Auf daß dir's wohl gehe, und du lang lebeſt auf Erden!

Eliſabeth. Lieber Mann, ſchilt unſern himmliſchen Vater nicht. Sie haben ihren Lohn, er ward mit ihnen gebohren, ein freyes edles Herz Laß ſie gefangen ſeyn, ſie ſind frey! Gieb auf die deputirten

Räthe acht, die grossen goldnen Ketten stehen ihnen zu Gesicht. —

Götz. Wie dem Schwein das Halsband. Ich möchte Georgen und Franzen geschlossen sehn!

Elisabeth. Es wäre ein Anblick, um Engel weinen zu machen.

Götz. Ich wollte nicht weinen. Ich wollte die Zähne zusammen beissen, und an meinem Grimm kauen. In Ketten meine Augäpfel! Ihr lieben Jungen, hättet ihr mich nicht geliebt! — Ich würde mich nicht satt an ihnen sehen können. — Im Rahmen des Kaysers ihr Wort nicht zu halten!

Elisabeth. Entschlagt euch dieser Gedanken. Bedenkt, daß ihr vor den Räthen erscheinen sollt. Ihr seyd nicht gestellt ihnen wohl zu begegnen, und ich fürchte alles.

Götz. Was wollen sie mir anhaben?

Elisabeth. Der Gerichtsbote!

Götz. Esel der Gerechtigkeit! Schleppt ihre Säcke zur Mühle, und ihren Kehrig aufs Feld. Was gibts?

Gerichtsdiener (kommt.)

Gerichtsdiener. Die Herrn Commissarii sind auf dem Rathhause versammlet, und schicken nach euch.

Götz. Ich komme.

Gerichtsdiener. Ich werde euch begleiten.

Götz. Viel Ehre.

Gerichtsdiener. Mäßigt euch. (ab.)

Rath.

Rathhaus.

Kayſerliche Räthe. Hauptmann. Rathsherrn von Heilbronn.

Rathsherr. Wir haben auf euren Befehl die ſtärkſten und tapferſten Bürger verſammlet, ſie warten hier in der Nähe auf euern Wink, um ſich Berlichingen zu bemeiſtern.

Erſter Rath. Wir werden Ihro Kayſerliche Majeſtät eure Bereitwilligkeit, ihrem hohen Befehl zu gehorchen, mit vielem Vergnügen zu rühmen wiſſen — Es ſind Handwerker?

Rathsherr. Schmiede, Weinſchröter, Zimmerleute, Männer mit geübten Fäuſten und hier wohl beſchlagen. (auf die Bruſt deutend)

Rath. Wohl.

Gerichtsdiener. (kommt)

Gerichtsdiener. Götz von Berlichingen wartet vor der Thür.

Rath. Laßt ihn herein.

Götz. (kommt)

Götz. Gott grüs euch, ihr Herrn, was wollt ihr mit mir?

Rath. Zuerſt, daß ihr bedenkt: wo ihr ſeyd? Und vor wem?

Götz. Bey meinem Eyd, ich verkenn euch nicht, meine Herrn.

Rath. Ihr thut eure Schuldigkeit.

Götz. Von ganzem Herzen.

Rath. Setzt euch.

Götz. Da unten hin! Ich kann stehn. Das Stügen riecht so nach armen Sündern, wie überhaupt die ganze Stube.

Rath. So steht!

Götz. Zur Sache, wenns gefällig ist.

Rath. Wir werden in der Ordnung verfahren.

Götz. Bins wohl zufrieden, wollt es wär von jeher geschehen.

Rath. Ihr wißt, wie ihr auf Gnad und Ungnad in unsre Hände kamt.

Götz. Was gebt ihr mir? wenn ichs vergesse.

Rath. Wenn ich euch Bescheidenheit geben könnte, würd ich eure Sache gut machen.

Götz. Gut machen! Wenn ihr das könntet! Darzu gehört freylich mehr, als zum verderben.

Schreiber. Soll ich das alles protokolliren?

Rath. Was zur Handlung gehört.

Götz. Meinetwegen dürft ihrs drucken lassen.

Rath. Ich wart in der Gewalt des Kayſers, dessen väterliche Gnade an den Platz der Majestätischen Gerechtigkeit trat, euch, anstatt eines Kerkers, Heilbronn eine seiner geliebten Städte zum Aufenthalt anwies. Ihr verspracht mit einem Eyd, euch wie

es

es einem Ritter geſiemt zu ſtellen, und das weitere demüthig zu erwarten.

Götz. Wohl, und ich bin hier und warte.

Rath. Und wir ſind hier, euch Ihro Kayſerlichen Majeſtät Gnade und Huld zu verkündigen. Sie verzeiht euch eure Uebertretungen, ſpricht euch von der Acht, und aller wohlverdienten Strafe los, welches ihr mit unterthänigem Dank erkennen, und dagegen die Urphede abſchwören werdet, welche euch hiermit vorgeleſen werden ſoll.

Götz. Ich bin Ihro Majeſtät treuer Knecht wie immer. Noch ein Wort, eh ihr weiter geht. Meine Leute, wo ſind die? Was ſoll mit ihnen werden?

Rath. Das geht euch nichts an.

Götz. So wende der Kayſer ſein Angeſicht von euch, wenn ihr in Noth ſteckt. Sie waren meine Geſellen, und ſinds. Wo habt ihr ſie hingebracht?

Rath. Wir ſind euch davon keine Rechnung ſchuldig.

Götz. Ah! Ich dachte nicht, daß ihr nicht einmal zu dem verbunden ſeyd, was ihr verſprecht, geſchweige —

Rath. Unſere Commißion iſt euch die Urphede vorzulegen. Unterwerft euch dem Kayſer, und ihr werdet einen Weg finden, um eurer Geſellen Leben und Freyheit zu flehen.

Götz. Euern Zettel!

Rath. Schreiber leſt.

Schreiber Ich, Götz von Berlichingen, bekenne öffentlich durch diesen Brief. Daß, da ich mich neulich gegen Kayser und Reich rebellischer Weise aufgelehnt —

Götz. Das ist nicht wahr. Ich bin kein Rebell, habe gegen Ihro Kayserliche Majestät nichts verbrochen, und das Reich geht mich nichts an.

Rath. Mäßigt euch und hört weiter.

Götz. Ich will weiter nichts hören. Tret einer auf, und zeug. Had ich wider den Kayser, wider das Haus Oesterreich, nur einen Schritt gethan? Had ich nicht von jeher durch alle Handlungen gewiesen, daß ich beiser, als einer fühle, was Deutschland seinem Regenten schuldig ist. Und besonders was die Kleinen, die Ritter und Freyen, ihrem Kayser schuldig sind. Ich müßte ein Schurke seyn, wenn ich mich könnte überreden lassen, das zu unterschreiben.

Rath. Und doch haben wir gemessene Ordre, euch in der Güte zu überreden, oder im Entstehungsfall euch in den Thurn zu werfen.

Götz. In Thurn! Mich!

Rath. Und daselbst könnt ihr euer Schicksal von der Gerechtigkeit erwarten, wenn ihr es nicht aus den Händen der Gnade empfangen wollt.

Götz. In Thurn! Ihr mißbraucht die Kayserliche Gewalt. In Thurn! Das ist sein Befehl nicht. Was! mir erst, die Verräther! eine Falle stellen,

und

und ihren Eyd, ihr ritterlich Wort, zum Speck drinn aufzuhängen! Mir dann ritterlich Gefängniß zuzuſagen, und die Zuſage wieder brechen.

Rath. Einem Räuber ſind wir keine Treue ſchuldig.

Götz. Trägſt du nicht das Ebenbild des Kayſers, das ich in dem geſudeltſten Contersey verehre, du ſollteſt mir den Räuber freſſen, oder dran erwürgen. Ich bin in einer ehrlichen Fehd begriffen. Du könnteſt Gott danken, und dich vor der Welt groß machen, wenn du in deinem Leben eine ſo edle That gethan hätteſt, wie die iſt, um welcher willen ich gefangen ſitze.

Rath. (winkt dem Rathsherrn, der zieht die Schelle.)

Götz. Nicht um des leidigen Gewinnſts willen, nicht um Land und Leute, unbewerten Kleinen wegzukayern, bin ich ausgezogen. Meinen Jungen zu befreyen, und mich meiner Haut zu wehren! ſeht ihr was unrechtes dran? Kayſer und Reich hätten unſere Noth nicht in ihrem Kopfküſſen gefühlt. Ich habe Gott ſey Dank noch eine Hand, und habe wohl gethan, ſie zu brauchen.

Bürger (treten herein, Stangen in der Hand, Wehren an der Seite.)

Götz. Was ſoll das!

Rath. Ihr wollt nicht hören. Fangt ihn.

Götz.

Götz. Ist das die Meynung! Wer kein unaarischer Ochs ist, kommt mir nicht zu nah. Er soll von dieser meiner rechten eisernen Hand eine solche Ohrfeige kriegen, die ihm Kopfweh, Zahnweh, und alles Weh der Erden, aus dem Grund kuriren soll. (Sie machen sich an ihn, er schlägt den einen zu Boden, und reißt einem andern die Wehr von der Seite, sie weichen.) Kommt! Kommt! Es wäre mir angenehm, den Tapfersten unter euch kennen zu lernen.

Rath. Gebt euch

Götz. (Mit dem Schwerdt in der Hand): Wißt ihr, daß es jetzt nur an mir läge, mich durch alle diese Haasenjäger durchzuschlagen, und das weite Feld zu gewinnen. Aber ich will euch lehren, wie man Wort hält. Versprecht mir ritterlich Gefangniß, und ich gebe mein Schwerdt weg, und bin, wie vorher, euer Gefangener.

Rath. Mit dem Schwerdt in der Hand, wollt ihr mit dem Kayser rechten?

Götz Behüte Gott! Nur mit euch und eurer edlen Compagnie. Ihr könnt nach Hause gehn, gute Leute. Vor die Versäumniß kriegt ihr nichts, und zu holen ist hier nichts, als Bäulen.

Rath. Greift ihn. Gebt euch eure Liebe zu eurem Kayser nicht mehr Muth?

Götz. Nicht mehr, als ihnen der Kayser Pflaster giebt, die Wunden zu heilen, die sich ihr Muth holen könnte.

Gerichtsdiener (kommt.)

Gerichtsdiener. Eben ruft der Thürner: Es zieht ein Trupp von mehr als zweyhunderten nach der Stadt zu. Unverſehens ſind ſie hinter der Weinhöhe hervorgedrungen, und drohen unſern Mauern.

Rathsherr. Weh uns, was iſt das?

Wache (kommt.)

Wache. Franz von Sickingen hält vor dem Schlag, und läßt euch ſagen: er habe gehört, wie unwürdig man an ſeinem Schwager bundbrüchig geworden ſeye, wie die Herrn von Heilbronn allen Vorſchub thäten. Er verlange Rechenſchaft, ſonſt wolle er binnen einer Stunde die Stadt an vier Ecken anzünden, und ſie der Plünderung Preis geben.

Götz. Braver Schwager!

Rath. Tretet ab, Götz — Was iſt zu thun?

Rathsherr. Habt Mitleiden mit uns, und unſerer Bürgerſchaft, Sickingen iſt unbändig in ſeinem Zorn, er iſt Mann es zu halten.

Rath. Sollen wir uns und dem Kayſer die Gerechtſame vergeben.

Hauptmann. Wenn wir gut Leute hätten, ſie zu behaupten. So aber könnten wir umkommen, und die Sache wär nur deſto ſchlimmer. Wir gewinnen im Nachgeben.

Raths-

Rathsherr. Wir wollen Götzen ansprechen, für uns ein gut Wort einzulegen. Mir ists, als wenn ich die Stadt schon in Flammen sähe.

Rath. Laßt Götz herein.

Götz. Was solls?

Rath. Du würdest wohl thun, deinen Schwager von seinem rebellischen Vorhaben abzumahnen. Anstatt dich vom Verderben zu retten, stürzt er dich tiefer hinein, indem er sich zu deinem Falle gesellt.

Götz. (sieht Elisabeth an der Thur, heimlich zu ihr) Geh hin! Sag ihm: er soll unverzüglich hereinbrechen, soll hierher kommen, nur der Stadt kein Leids thun. Wenn sich die Schurken hier widersetzen, soll er Gewalt brauchen. Es liegt mir nichts dran umzukommen, wenn sie nur all mit erstochen werden.

Ein großer Saal auf dem Rathhause.

Sickingen. Götz.

(Das ganze Rathhaus ist mit Sickingens Reutern besetzt.)

Götz. Das war Hülfe vom Himmel. Wie kommst du so erwünscht und unvermuthet, Schwager.

Sickingen. Ohne Zauberey. Ich hatte zwey, drey Boten ausgeschickt, zu hören, wie dirs gieng. Auf die Nachricht von ihrem Meyneid, macht ich mich auf die Wege. Nun haben wir die Kerls.

Götz.

Götz. Ich verlange nichts, als ritterliche Haft.

Sickingen. Du biſt zu ehrlich. Dich nicht einmal des Vortheils zu bedienen, den der Rechtſchaffne über den Meyneidigen hat. Sie ſitzen im Unrecht, und wir wollen ihnen keine Küſſen unterlegen. Sie haben die Befehle des Kayſers ſchändlich mißbraucht. Und wie ich Ihro Majeſtät kenne, darfſt du ſicher auf mehr dringen. Es iſt zu wenig.

Götz. Ich bin von jeher mit wenigem zufrieden geweſen.

Sickingen. Und biſt von jeher zu kurz kommen. Meine Meynung iſt: ſie ſollen deine Knechte aus dem Gefängniß, und dich zuſammt ihnen, auf deinen Eyd nach deiner Burg ziehen laſſen. Du magſt verſprechen, nicht aus deiner Termincy zu gehen, und wirſt immer beſſer ſeyn, als hier.

Götz. Sie werden ſagen: meine Güter ſeyn dem Kayſer heimgefallen.

Sickingen. So ſagen wir: du wollteſt zur Miethe drinn wohnen, bis ſie dir der Kayſer wieder zu Lehn gäbe. Laß ſie ſich wenden, wie Aale in der Reuße, ſie ſollen uns nicht entſchlüpfen. Sie werden von Kayſerlicher Majeſtät reden, von ihrem Auftrag. Das kann uns einerley ſeyn. Ich kenn den Kayſer auch, und gelte was bey ihm. Er hat von jeher gewünſcht, dich unter ſeiner Armee zu haben. Du wirſt nicht lang auf deinem Schloß ſitzen, ſo wirſt du aufgerufen werden.

Götz. Wollte Gott bald, eh ichs fechten verlerne.

Sickingen. Der Muth verlernt sich nicht, wie er sich nicht lernt. Sorge vor nichts, wenn deine Sachen in der Ordnung sind, geh ich an Hof, denn meine Unternehmung fängt an reif zu werden. Günstige Aspekten deuten mir, brich auf! Es ist mir nichts übrig, als die Gesinnung des Kayserś zu sondiren. Trier und Pfalz vermuthen eher des Himmels Einfall, als daß ich ihnen übern Kopf kommen werde. Und ich will kommen wie ein Hagelwetter! Und wenn wir unser Schicksal machen können, so sollst du bald der Schwager eines Churfürsten seyn! Ich hoffte auf deine Faust bey dieser Unternehmung.

Götz. (ersieht seine Hand) O! das deutete der Traum, den ich hatte, als ich Tags drauf Marien an Weislingen versprach. Er sagte mir Treu zu, und hielt meine rechte Hand so fest, daß sie aus den Armschienen gieng, wie abgebrochen. Ach! ich bin in diesem Augenblick wehrloser, als ich war, da sie mir abgeschossen wurd. Weisling! Weisling!

Sickingen. Vergiß einen Verräther. Wir wollen seine Anschläge vernichten, sein Ansehn untergraben, und Gewissen und Schande sollen ihn zu todt fressen. Ich seh, ich seh im Geiste meine Feinde, deine Feinde niedergestürzt. Götz nur noch ein halb Jahr!

Götz Deine Seele fliegt hoch. Ich weiß nicht, seit einiger Zeit wollen sich in der meinigen keine fröhlichen Aussichten eröffnen — Ich war schon mehr

in

in Unglück, schon einmal gefangen, und so, wie mirs ist, war mirs niemals.

Sickingen. Glück macht Muth. Kommt zu denen Perücken, sie haben lang genug den Vortrag gehabt, laß uns einmal die Müh übernehmen. (ab.)

Adelheidens Schloß.

Adelheid. Weislingen.

Adelheid. Das ist verhaßt.

Weislingen. Ich habe die Zähne zusammengebissen. Ein so schöner Anschlag, so glücklich vollführt, und am Ende ihn auf sein Schloß zu lassen! Der verdammte Sickingen.

Adelheid. Sie hättens nicht thun sollen.

Weislingen. Sie sassen fest. Was konnten sie machen? Sickingen drohte mit Feuer und Schwerdt, der hochmüthige, jähzornige Mann. Ich haß ihn. Sein Ansehn nimmt zu wie ein Strohm, der nur einmal ein paar Bäche gefressen hat, die übrigen geben sich von selbst.

Adelheid. Hatten sie keinen Kayser?

Weislingen. Liebe Frau! Er ist nur der Schatten davon, er wird alt und mißmuthig. Wie er hörte, was geschehen war, und ich, nebst den übrigen Regimentsräthen eiferte, sagt er: laßt ihnen Ruh! Ich kann dem alten Götz wohl das Plätzgen gönnen,

und wenn er da still ist, was habt ihr über ihn zu klagen? Wir redeten vom Wohl des Staats. O! sagt er: hätt ich von jeher Räthe gehabt, die meinen unruhigen Geist mehr auf das Glück einzelner Menschen gewiesen hätten.

Adelheid. Er verliert den Geist eines Regenten.

Weislingen. Wir zogen auf Sickingen los. — Er ist mein treuer Diener, sagt er, hat ers nicht auf meinen Befehl gethan, so that er doch besser meinen Willen, als meine Bevollmächtigte, und ich kanns gut heissen, vor oder nach.

Adelheid. Man möchte sich zerreissen.

Weislingen. Ich habe deswegen noch nicht alle Hoffnung aufgegeben. Er ist auf sein ritterlich Wort auf sein Schloß gelassen, sich da still zu halten. Das ist ihm unmöglich, wir wollen bald eine Ursach wider ihn haben.

Adelheid. Und desto eher, da wir hoffen können, der Kayser werde bald aus der Welt gehn, und Carl, sein trefflicher Nachfolger, maiestätischere Gesinnungen verspricht.

Weislingen. Carl! Du hast eine grosse Idee von seinen Eigenschaften, fast sollte man denken, du sähst sie mit andern Augen.

Adelheid. Du beleidigst mich, Weislingen. Kennst du mich für das?

Weislingen. Ich sagte nichts, dich zu beleidigen. Aber schweigen kann ich nicht dazu. Carls ungewöhnliche Aufmerksamkeit für dich beunruhigt mich

Adel-

Adelheid. Und mein Betragen?

Weislingen. Du biſt ein Weib. Ihr haßt keinen, der euch hofirt.

Adelheid. Aber ihr!

Weislingen. Es frißt mich am Herzen, der fürchterliche Gedanke! Adelheid!

Adelheid. Kann ich deine Thorheit kuriren?

Weislingen. Wenn du wolteſt! Du könnteſt dich vom Hof entfernen.

Adelheid. Sag Mittel und Art. Biſt du nicht bey Hof? Soll ich dich laſſen und meine Freunde, um auf meinem Schloß mich mit den Uhus zu unterhalten? Nein, Weislingen, daraus wird nichts. Beruhige dich, du weißt, wie ich dich liebe.

Weislingen. Der heilige Anker in dieſem Sturm, ſo lang der Strick nicht reißt. (ab.)

Adelheid. Fängſt dus ſo an! Das fehlte noch. Die Unternehmungen meines Buſens ſind zu groß, als daß du ihnen im Weg ſtehen ſollteſt. Carl, großer trefflicher Menſch, und Kaiſer dereinſt, und ſollte er der einzige ſeyn unter den Männern, dem der Titel meines Gemahls nicht ſchmeichelte. Weislingen, denke nicht mich zu hindern, ſonſt mußt du in den Boden, mein Weg geht über dich hin.

Franz (kommt mit einem Brief.)

Franz. Hier, gnädige Frau.

Adelheid. Gab dir Carl ihn ſelbſt?

Franz. Ja.

Adelheid. Was hast du? Du siehst so kummervoll.

Franz. Es ist euer Wille, daß ich mich todt schmachten soll, in den Jahren der Hoffnung, macht ihr mich verzweifelnd.

Adelheid. Er dauert mich, — und wie wenig kostets mich ihn glücklich zu machen. Sey gutes Muthes, Junge. Ich fühle deine Lieb und Treu, und werde nie unerkenntlich seyn.

Franz. (beklemmt.) Wenn ihr das fähig wärt, ich müßte vergehn. Mein Gott, ich habe keine andere Faser an mir, keinen Sinn, als euch zu lieben, und zu thun, was euch gefällt.

Adelheid. Lieber Junge

Franz. Ihr schmeichelt mir. (In Thränen ausbrechend.) Wenn diese Ergebenheit nichts mehr verdient, als andere sich vorgezogen zu sehn, als eure Gedanken alle nach dem Carl gerichtet zu sehn.

Adelheid. Du weißt nicht, was du willst. noch weniger, was du redst.

Franz. (mit Verdruß und Zorn mit dem Fuß stampfend.) Ich will auch nicht mehr. Will nicht mehr den Unterhändler abgeben.

Adelheid. Franz! Du vergißt dich.

Franz. Mich aufzuopfern! Meinen lieben Herrn.

Adelheid. Geh mir aus dem Gesicht.

Franz. Gnädige Frau!

Adel-

Adelheid. Geh, entdecke deinem lieben Herrn mein Geheimniß. Ich war ie Närrin, dich für was zu halten, das du nicht bist.

Franz. Liebe gnädige Frau, ihr wißt, daß ich euch liebe.

Adelheid. Und du warst mein Freund, meinem Herzen so nahe. Geh verrath mich!

Franz. Ich wollt mir ehe das Herz aus dem Leibe reissen. Verzeiht mir, gnädige Frau. Mein Herz ist zu voll, meine Sinnen haltens nicht aus.

Adelheid. Lieber warmer Junge. (Sie faßt ihn bey den Händen, zieht ihn zu sich, und ihre Knie begegnen einander, er fällt ihr weinend um den Hals.)

Adelheid. Laß mich.

Franz. (ergriffen in Thränen an ihren Hals.) Gott! Gott!

Adelheid. Laß mich, die Mauern sind Verräther. Laß mich. (Sie macht sich los.) Wanke nicht von deiner Lieb und Treu, und der schönste Lohn soll dir werden.

(ab.)

Franz. Der schönste Lohn! Nur bis dahin laßt mich leben! Ich wollte meinen Vater ermorden, der mir diesen Platz streitig machte.

Jarthauſſen.

Götz (an einem Tiſch.) **Eliſabeth** (bey ihm mit der Arbeit, es ſteht ein Licht auf dem Tiſch und Schreibzeug.

Götz. Der Müßigaang will mir gar nicht ſchmecken, und meine Beſchränkung wird mir von Tag zu Tag enger, ich wollt, ich könnt ſchlafen, oder mir nur einbilden, die Ruh ſey was angenehmes.

Eliſabeth. So ſchreib doch deine Geſchichte aus, die du angefangen haſt. Gieb deinen Freunden ein Zeugniß in die Hand, deine Feinde zu beſchämen, verſchaff einer edlen Nachkommenſchaft die Freude dich nicht zu verkennen.

Götz. Ach! Schreiben iſt geſchäftiger Müßiggang, es kommt mir ſauer an. Indem ich ſchreibe, was ich gethan habe, ärgere ich mich über den Verluſt der Zeit in der ich etwas thun könnte.

Eliſabeth. (nimmt die Schrift) Sey nicht wunderlich. Du biſt eben an deiner erſten Gefangenſchaft in Heilbronn.

Götz. Das war mir von jeher ein fataler Ort.

Eliſabeth. (lieſt) „Da waren ſelbſt einige von den Bündiſchen, die zu mir ſagten: Ich habe thörig gethan, mich meinen ärgſten Feinden zu ſtellen, da ich doch vermuthen konnte, ſie würden nicht glimpflich mit mir umgehn, da antwortet ich!“ Nun was antwo.teſt du? ſchreibe weiter.

Götz.

Götz. Ich sagte: setz ich so oft meine Haut an anderer Gut und Geld, sollt ich sie nicht an mein Wort setzen.

Elisabeth. Diesen Ruf hast du.

Götz. Den sollen sie mir nicht nehmen! Sie haben mir alles genommen, Gut, Freyheit —

Elisabeth. Es fällt in die Zeiten, wie ich die von Miltenberg und Singlingen in der Wiethstube fand, die mich nicht kannten. Da hat ich eine Freude als wenn ich einen Sohn gebohren hätte. Sie rühmten dich unter einander, und sagten: Er ist das Muster eines Ritters, tapfer und edel in seiner Freyheit, und gelassen und treu im Unglück.

Götz. Sie sollen mir einen stellen, dem ich mein Wort gebrochen. Und Gott weiß, daß ich mehr geschwitzt hab, meinem Nächsten zu dienen, als mir, daß ich um den Nahmen eines tapfern und treuen Ritters gearbeitet habe, nicht um hohe Reichthümer und Rang zu gewinnen, Und Gott sey dank, worum ich ward, ist mir worden.

Lerse. Georg. (mit Wildpret)

Götz. Glück zu, brave Jäger!

Georg. Das sind wir aus braven Reutern geworden. Aus Stiefeln machen sich leicht Pantoffeln.

Lerse. Die Jagd ist doch immer was, und eine Art von Krieg.

Georg. Wenn man nur hier zu Land nicht immer mit Reichsknechten zu thun hätte. Wißt ihr, gnädiger Herr, wie ihr uns prophezeihet: wenn sich die Welt umkehrte, würden wir Jäger werden. Da sind wir's ohne das.

Götz. Es kommt auf eins hinaus, wir sind aus unserm Kraise gerukt.

Georg. Es sind bedenkliche Zeiten. Schon seit acht Tagen läßt sich ein fürchterlicher Comet sehen, und ganz Deutschland ist in Angst, es bedeute den Tod des Kayſers, der sehr krank ist.

Götz. Sehr krank! Unsre Bahn geht zu Ende.

Lerse. Und hier in der Nähe gibts noch schrecklichere Veränderungen. Die Bauern haben einen entsetzlichen Aufstand erregt.

Götz. Wo?

Lerse. Im Herzen von Schwaben. Sie sengen, brennen und morden. Ich fürchte, sie verheeren das ganze Land.

Georg. Einen fürchterlichen Krieg giebts. Es sind schon an die hundert Ortschaften aufgestanden und täglich mehr. Der Sturmwind neulich hat ganze Wälder ausgerissen, und kurz darauf hat man in der Gegend, wo der Aufstand begonnen, zwey feurige Schwerdter kreuzweis in der Luft gesehen.

Götz. Da leiden von meinen guten Herrn und Freunden gewiß unschuldig mit.

Georg. Schade, daß wir nicht reiten dürfen.

Fünfter Act.

Bauernkrieg, Tumult in Dorf und Plünderung.

Weiber und Alte mit Kindern
(und Gepäcke, Flucht)

Alter. Fort, fort, daß wir den Mordhunden entgehen.

Weib. Heiliger Gott, wie blutroth der Himmel iſt, die untergehende Sonne blutroth.

Mutter. Das bedeut Feuer.

Weib. Mein Mann! Mein Mann!

Alter. Fort! fort! in Wald. (ziehen vorbey)

Link. (Anführer)

Link. Was ſich widerſetzt niedergeſtochen. Das Dorf iſt unſer. Daß von Früchten nichts umkommt, nichts zurück bleibt. Plündert rein aus und ſchnell. Wir zünden gleich an.

Metzler (vom Hügel herunter gelaufen)

Metzler. Wie gehts euch, Link?

Link. Drunter und drüber, siehst du, du kömmst zum Kehrauf. Woher?

Metzler. Von Weinsperg. Da war ein Fest.

Link. Wie?

Metzler. Wir haben sie zusammengestochen, daß eine Lust war.

Link. Wen alles?

Metzler Ditrich von Weiler tanzte vor. Der Fratz! Wir waren mit hellem wütigem Hauf herum, und er oben auf'm Kirchthurn wollt au sich mit uns handeln. Plaff! schoß ihn einer vorn Kopf. Wir hinauf wie Wetter und zum Fenster herunter mit dem Kerl

Link. Ah!

Metzler. (zu den Bauern.) Ihr Hund soll ich euch Bein machen, wie sie baudern und trenteln, die Viel.

Link. Brennt an! sie mögen drinnen braten. Fort! Fahret zu, ihr Schlingel.

Metzler. Darnach führten wir heraus den Helfenstein, den Eltersbofen, an die dreizehn von Adel, zusammen auf achtzig Heraus. fuhrt auf die Ebne gegen Heilbronn. Das war ein Jubilirens und ein Tumultuirens von unsrigen, wie die lange Reih arme reiche Sünder daher zog, einander anstirnten, und die Erd und Himmel. Umringt waren sie, ehe sie sichs versahen, und all mit Spießen niedergestochen.

Link. Daß ich nicht dabey war!

Metzler. Hab mein Tag so kein Gaudium gehabt.

Link.

Link. Fahrt zu! Heraus!

Bauer. Alles iſt leer.

Link. So brennt an allen Ecken.

Metzler. Wird ein hübſch Feuergen geben. Siehſt du, wie die Kerls über einander purzelten und quickten wie die Fröſch! Es lief mir ſo warm übers Herz, wie ein Glas Brandtewein. Da war ein Ringer, wenn der Kerl ſonſt auf die Jagd ritt, mit dem Federbuſch und weiten Naslöchern, und uns vor ſich hertrieb mit den Hunden und wie die Hunde. Ich hat ihn die Zeit nicht geſehen, ſein Fraxengeſicht fiel mir recht auf. Hasch! den Spies dem Kerl zwiſchen die Rippen, da lag er, ſtreckt alle Vier über ſeine Geſellen. Wie die Haasen beym Triebjagen zuckten die Kerls über einander.

Link. Raucht ſchon brav.

Metzler. Dort hinten brennts. Laß uns mit der Beute gelaſſen zu dem groſſen Haufen ziehen.

Link. Wo hält er?

Metzler. Von Heilbronn hieher zu. Sie deliberiren einen zum Hauptmann, vor dem das Volk all Reſpect hat. Denn wir ſind doch nur ihres gleichen, das fühlen ſie und werden ſchwürig.

Link. Wen meynen ſie?

Metzler. Max Stumpf oder Götz von Berlichingen.

Link. Das wär gut, gäb auch der Sache einen Schein, wenn's der Götz thät, er iſt immer für einen

rech-

rechts davon Ritter vassirt Auf! Auf! wir ziehen nach Heilbronn zu! rufts herum.

Metzler. Das Feuer leucht uns noch eine gute Strecke. Hast du den grossen Cometen gesehen?

Link. Ja. Das ist ein grausam erschrecklich Zeichen. Wenn wir die Nacht durchziehen, können wir's recht sehn. Er geht gegen Eins auf.

Metzler. Und bleibt nur fünfviertel Stunden. Wie ein gebogner Arm mit einem Schwerdt sieht er aus, so blut geld roth.

Link. Hast du die drey Stern gesehen an des Schwerdts Spitze und Seite?

Metzler. Und der breite wolkenfärbige Streif, mit tausend und tausend Striemen wie Spies, und dazwischen wie kleine Schwerdter.

Link. Mir hats gegraußt. Wie das alles so bleichroth, und darunter viel feurige helle Flammen, und dazwischen die grausame Gesichter mit rauchen Häuptern und Bärten.

Metzler. Hast du die auch gesehen. Und das zwitschert alles so durcheinander, als läg's in einem blutigen Meere und arbeitet durch einander, daß einem die Sinne vergehn.

Link. Auf! Auf! (ab.)

Feld,

Feld, man ſieht in der Ferne zwey Dörfer brennen und ein Kloſter.

Kohl, Wild, (Anführer.) Max Stumpf, Haufen.

Max Stumpf. Ihr könnt nicht verlangen, daß ich euer Hauptmann ſeyn ſoll. Für mich und euch wärs nichts nüze. Ich bin ein Pfalzgräflicher Diener, wie ſolt ich gegen meinen Herrn führen. Würdet immer wähnen, ich thät nicht von Herzen.

Kohl. Wußten wohl du würdeſt Entſchuldigung leiden.

Götz, Lerſe, Georg (kommen.)

Götz. Was wollt ihr mit mir?

Kohl. Ihr ſollt unſer Hauptmann ſeyn.

Götz. Soll ich mein ritterlich Wort dem Kayſer brechen, und aus meinem Bann gehen.

Wild. Das iſt keine Entſchuldigung.

Götz. Und wenn ich ganz frey wäre, und ihr wollt handeln wie bey Weinſperg an den Edlen und Herrn, und ſo fort hauſſen, wie rings herum das Land brennet und blutet, und ich ſollt euch behülflich ſeyn zu eurem ſchändlichen raſenden Weſen, eher ſolt ihr mich todt ſchlagen, wie einen wütigen Hund, als daß ich eure Haupt würde.

Kohl.

Kohl. Wäre das nicht geschehen, es geschähe vielleicht nimmermehr.

Stumpf. Das war eben das Unglück, daß sie keinen Führer hatten, den sie geehrt, und ihrer Wuth Einhalt thun können. Nimm die Hauptmannschaft an, ich bitte dich, Götz. Die Fürsten werden dir Dank wissen, ganz Deutschland. Es wird zum Besten und Frommen aller seyn, Menschen und Länder werden geschont werden.

Götz. Warum übernimmst du's nicht?

Stumpf. Ich hab mich von ihnen losgesagt.

Kohl. Wir haben nicht Sattelhenkenszeit, und langer unnöthiger Discurse. Kurz und gut. Götz sey unser Hauptmann, oder sich zu deinem Schloß, und deiner Haut. Und hiermit zwey Stunden Bedenkzeit. Bewacht ihn.

Götz. Was brauchts das. Ich bin so gut entschlossen — jetzt als darnach. Warum seyd ihr ausgezogen? Eure Rechte und Freyheiten wieder zu erlangen! Was wütet ihr und verderbt das Land! Wollt ihr abstehen von allen Uebelthaten, und handeln als wackere Leute, und die wissen, was sie wollen, so will ich euch behülflich seyn zu euren Forderungen, und auf acht Tag euer Hauptmann seyn.

Wild. Was geschehen ist, ist in der ersten Hitz geschehen, und brauchts deiner nicht uns künftig zu hindern.

Kohl. Auf ein viertel Jahr wenigstens mußt du uns zusagen.

Stumpf

Stumpf. Macht vier Wochen, damit könnt ihr beyde zufrieden seyn.

Götz. Meinetwegen.

Kohl. Eure Hand.

Götz. Und gelobt mir den Vertrag, den ihr mit mir gemacht, schriftlich an alle Haufen zu senden, bey Strafe ihm streng nachzukommen.

Wild. Nun ja! soll geschehen.

Götz. So verbind ich mich auf vier Wochen.

Stumpf. Glück zu. Was du thust, schon unsern gnädigen Herrn, den Pfalzgrafen.

Kohl. (leise.) Bewacht ihn. Daß niemand mit ihm rede ausser eurer Gegenwart.

Götz. Lerse! Kehr zu meiner Frau. Steh ihr bey. Sie soll bald Nachricht von mir haben. (Götz, Stumpf, Georg, Lerse und einige Bauern gehn ab.)

Metzler, Link (kommen.)

Metzler. Was hören wir von einem Vertrag! Was soll der Vertrag!

Link. Es ist schändlich, so einen Vertrag einzugehen.

Kohl. Wir wissen so gut, was wir wollen, als ihr, und haben zu thun und zu lassen.

Wild. Das Rasen und Brennen und Morden mußte doch einmal aufhören, heut oder morgen, so haben wir noch einen braven Hauptmann dazu gewonnen.

Metz-

Metzler. Was aufhören! Du Verräther! Warum sind wir da? Uns an unsern Feinden zu rächen, uns empor zu heifen! — Das hat euch ein Fürstenknecht gerathen.

Rovl. Komm, Wild, er ist wie ein Vieh. (ab.)

Metzler. Geht nur! Wird euch kein Haufen zustehn. Die Schurken! Link, wir wollen die andern aufhetzen, Miltenberg dort drüben anzünden, und wenns Händel setzt wegen des Vertrags, schlagen wir den Verträgern zusammen die Köpf ab.

Link. Wir haben doch den großen Haufen auf unsrer Seite.

Berg und Thal. Eine Mühle in der Tiefe.

Ein Trupp Reuter, **Weislingen** kommt aus der Mühle mit **Franzen** und einem **Boten.**

Weislingen. Mein Pferd! — Ihr habts den andern Herrn auch angesagt?

Bote. Wenigstens sieben Fähnlein werden mit euch eintreffen, im Wald hinter Miltenberg. Die Bauern ziehen unten herum. Ueberall sind Boten ausgeschickt, der ganze Bund wird in kurzem beysammen seyn. Fehlen kanns nicht, man sagt: es sey Zwist unter ihnen.

Weislingen. Desto besser. Franz!

Franz.

Franz. Gnädiger Herr.

Weislingen. Richt es pünktlich aus. Ich bind es dir auf deine Seele. Gieb ihr den Brief Sie ſoll von Hof auf mein Schloß! Sogleich! du ſollſt ſie abreiſen ſehn, und mirs dann melden.

Franz. Soll geſchehen, wie ihr befehlt.

Weislingen. Sag ihr, ſie ſoll wollen. (zum Boten.) Führt uns nun den nächſten und beſten Weg.

Bote. Wir müſſen umziehen. Die Waſſer ſind von den entſetzlichen Regen alle ausgetreten.

Jaxthauſſen.

Eliſabeth, Lerſe.

Lerſe. Tröſtet euch, gnäd'ge Frau!

Eliſabeth. Ach, Lerſe, die Thränen ſtunden ihm in den Augen, wie er Abſchied von mir nahm. Es iſt grauſam, grauſam.

Lerſe. Er wird zurück kehren.

Eliſabeth. Es iſt nicht das. Wenn er auszog rühmlichen Sieg zu erwerben, da war mir's nicht weh ums Herz. Ich freute mich auf ſeine Rückkunft vor der mir iezt bang iſt.

Lerſe Ein ſo edler Mann —

Eliſabeth. Nenn ihn nicht ſo, das macht neu Elend Die Böſewichter. Sie drohten ihn zu ermorden und ſein Schloß anzuzünden. Wenn er wie-

der kommen wird. Ich seh ihn finster, finster. Seine Feinde werden lügenhafte Klagartickel schmieden, und er wird nicht sagen können: nein!

Lerse. Er wird und kann.

Elisabeth. Er hat seinen Bann gebrochen. Sag nein!

Lerse Nein, er ward gezwungen, wo ist der Grund ihn zu verdammen?

Elisabeth. Die Bosheit sucht keine Gründe, nur Ursachen. Er hat sich zu Rebellen, Missethätern, Mördern gesellt, an ihrer Spitze gezogen. Sage nein!

Lerse. Laßt ab euch zu quälen, und mich. Haben sie ihm nicht selbst feyerlich zugesagt, keine Thathandlung mehr zu unternehmen, wie die bey Weinsberg? Hört ich sie nicht selbst halbreuig sagen: wenn's nicht geschehen wär, geschähs vielleicht nie. Müßten nicht Fürsten und Herrn ihm Dank wissen, wenn er freywillig Führer eines unbändigen Volks geworden wäre, um ihrer Raserey Einhalt zu thun und so viel Menschen und Besitzthümer zu schonen.

Elisabeth. Du bist ein liebvoller Advocat — Wenn sie ihn gefangennähmen, als Rebell behandelten, und sein graues Haupt — Lerse, ich möchte von Sinnen kommen.

Lerse Sende ihrem Körper Schlaf, lieber Vater der Menschen, wenn du ihrer Seele keinen Trost geben willst.

Elisabeth. Georg hat versprochen Nachricht zu bringen.

bringen. Er wird auch nicht dürfen, wie er will. Sie ſind ärger, als gefangen. Ich weiß, man bewacht ſie wie Feinde. Der gute Georg! Er wollte nicht von ſeinem Herrn weichen.

Lerſe. Das Herz blutete mir, wie er mich von ſich ſchickte. Wenn ihr nicht meiner Hülf bedürftet, alle Gefahren des ſchmählichſten Tods ſollten mich nicht von ihm getrennt haben.

Elisabeth. Ich weiß nicht, wo Sickingen iſt. Wenn ich nur Marien einen Boten ſchicken konnte.

Lerſe. Schreibt nur, ich will dafür ſorgen. (ab.)

Bey einem Dorf.

Götz, Georg.

Götz. Geſchwind zu Pferde, Georg, ich ſehe Miltenberg brennen. Halten ſie ſo den Vertrag! Reit hin, ſag ihnen die Meynung. Die Mordbrenner! Ich ſage mich von ihnen los. Sie ſollen einen Zigeuner zum Hauptmann machen, mich nicht. Geſchwind, Georg. (Georg ab.)

Götz. Wollt ich wäre tauſend Meilen davon, und läg im tiefſten Thurn, der in der Türkey ſteht. Könnt ich mit Ehren von ihnen kommen! Ich fahr ihnen alle Tag durch den Sinn, ſag ihnen die bitterſten Wahrheiten, daß ſie mein müde werden und mich erlaſſen ſollen.

Ein Unbekannter.

Unbekannter. Gott grüß euch, sehr edler Herr.

Götz. Gott dank euch. Was bringt ihr? Euren Namen?

Unbekannter. Der thut nichts zur Sache. Ich komme euch zu sagen, daß euer Kopf in Gefahr ist. Die Anführer sind müde sich von euch so harte Worte geben zu lassen, haben beschlossen euch aus dem Weg zu räumen. Mäßigt euch, oder seht zu entwischen und Gott gleit euch (ab.)

Götz. Auf diese Art dein Leben zu lassen, Götz, und so zu enden! Es sey drum! So ist mein Tod der Welt das sicherste Zeichen, daß ich nichts gemeines mit den Hunden gehabt habe.

Einige Bauern.

Erster Bauer. Herr! Herr! Sie sind geschlagen, sie sind gefangen.

Götz. Wer?

Zweyter Bauer. Die Miltenberg verbrannt haben. Es zog sich ein Bündischer Trupp hinter dem Berg hervor, und überfiel sie auf einmal.

Götz. Sie erwartet ihr Lohn. — O Georg! Georg — Sie haben ihn mit den Böswichtern gefangen — Mein Georg! Mein Georg! —

Anführer (kommen.)

Link. Auf, Herr Hauptmann, auf! Es ist nicht sau-

ſäumens Zeit. Der Feind iſt in der Nähe und mächtig.

Götz. Wer verbrannte Miltenberg?

Metzler. Wenn ihr Umſtände machen wollt, ſo wird man euch weiſen, wie man keine macht.

Kohl. Sorgt für unſere Haut und eure, Auf! Auf!

Götz (zu Metzler.) Drohſt du mir. Du Nichtswürdiger. Glaubſt du, daß du mir fürchterlicher biſt, weil des Grafen von Helfenſtein Blut an deinen Kleidern klebt.

Metzler. Berlichingen!

Götz. Du darfſt meinen Namen nennen und meine Kleider werden ſich deſſen nicht ſchämen.

Metzler. Mit dir feigen Kerl! Fürſtendiener.

Götz. (haut ihm über den Kopf, daß er ſtürzt. Die andern treten darzwiſchen.)

Kohl. Ihr ſeyd raſend. Der Feind bricht auf allen Seiten rein, und ihr hadert.

Link. Auf! Auf! (Tumult und Schlacht.)

Weislingen, Reuter.

Weislingen. Nach! Nach! Sie fliehen. Laßt euch Regen und Nacht nicht abhalten. Götz iſt unter ihnen hör ich. Wendet Fleiß zu, daß ihr ihn erwiſcht. Er iſt ſchwer verwundet, ſagen die unſrigen. (Die Reuter ab.) Und wenn ich dich habe! — Es iſt noch Gnade, wenn wir heimlich im Gefängniß dein Todesurtheil vollſtrecken. — So verliſcht er vor dem An-

denken der Menschen, und du kannst freyer athmen, thöriges Herz. (ab)

Nacht, im wilden Wald. Zigeunerlager.

Zigeunermutter (am Feuer.)

Mutter. Flik das Strohdach über der Grube, Tochter, gibt hint Nacht noch Regen genug.

Knab (kommt.)

Knab. Ein Hamster, Mutter. Da! Zwey Feldmäus.

Mutter. Will sie dir abziehen und braten, und sollst eine Kapp haben von den Fellgen. — Du blust?

Knab. Hamster hat mich bissen.

Mutter. Hohl mir dürr Holz, daß das Feuer loh brennt, wenn dein Vater kommt, wird naß seyn durch und durch.

Andre Zigeunerinn (ein Kind auf dem Rücken.)

Erste Zigeunerinn. Hast du brav geheischen.

Zweyte Zigeunerinn. Wenig genug. Das Land ist voll Tumult herum, daß man seines Lebens nicht sicher ist. Brennen zwey Dörfer Lichterloh.

Erste Zigeunerinn Ist das dort drunten Brand, der Schein? Seh ihm schon lang zu. Man ist der Feuerzeichen am Himmel zeither so gewohnt worden.

Zigeu-

Zigeunerhauptmann, drey Geſellen (kommen.)

Hauptmann. Hört ihr den wilden Jäger?

Erſte Zigeunerinn. Er zieht grad über uns hin.

Hauptmann. Wie die Hunde bellen! Wau! Wau!

Zweyter Zigeuner. Die Peitſchen knallen.

Dritter Zigeuner. Die Jäger jauchzen, holla! ho!

Mutter. Bringt ja des Teufels ſein Gepäck.

Hauptmann. Haben im trüben gefiſcht, die Bauern rauben ſelbſt, iſt's uns wohl vergönnt.

Zweyte Zigeunerinn. Was haſt du, Wolf.

Wolf. Einen Haaſen, da, und einen Hahn. Ein Bratſpieß. Ein Bündel Leinwand. Drey Kochlöffel und ein Pferdzaum.

Sticks. Ein wullen Deck hab ich, ein Paar Stiefeln, und Zunder und Schwefel.

Mutter. Iſt alles pudelnaß, wollens trocknen, gebt her.

Hauptmann. Horch ein Pferd! Geht, ſeht, was iſt.

Götz (zu Pferd.)

Götz. Gott ſey Dank, dort ſeh ich Feuer, ſind Zigeuner. Meine Wunden verbluten, die Feinde hinter her. Heiliger Gott, du endigſt gräßlich mit mir.

Hauptmann. Iſt's Friede, daß du kommſt?

Götz. Ich flehe Hülfe von euch. Meine Wunden ermatten mich. Helft mir vom Pferd.

Hauptmann. Helf ihm. Ein edler Mann, an Gestalt und Wort.

Wolf. (leise.) Es ist Götz von Berlichingen.

Hauptmann. Seyd willkommen. Alles ist euer, was wir haben.

Götz. Dank euch.

Hauptmann. Kommt in mein Zelt.

Hauptmanns Zelt.

Hauptmann, Götz.

Hauptmann. Ruft der Mutter, sie soll Blutwurzel bringen und Pflaster.

Götz. (legt den Harnisch ab.)

Hauptmann. Hier ist mein Feyertagswamms.

Götz. Gott lohns.

Mutter (verbind ihn.)

Hauptmann. Ist mir herzlich lieb, euch zu haben.

Götz. Kennt ihr mich?

Hauptmann. Wer sollte euch nicht kennen. Götz, unser Leben und Blut lassen wir vor euch.

Schricks.

Schricks. Kommen durch den Wald Reuter. Sind Bündische.

Haupt-

Hauptmann. Eure Verfolger! Sie ſollen nicht bis zu euch kommen. Auf Schricks! Biete den andern. Wir kennen die Schliche beſſer, als ſie, wir ſchieſſen ſie nieder, ehe ſie uns gewahr werden. (ab.)

Götz. (allein.) O Kayſer! Kayſer! Räuber beſchützen deine Kinder. (man hört ſcharf ſchieſſen.) Die wilden Kerls, ſtarr und treu!

Zigeunerinn.

Zigeunerinn. Rettet euch. Die Feinde überwältigen.

Götz. Wo iſt mein Pferd!

Zigeunerinn. Hierbey.

Götz. (ſteht auf und ſitzt auf ohne Harniſch.) Zum letztenmal ſollen ſie meinen Arm fühlen. Ich bin ſo ſchwach noch nicht. (ab.)

Zigeunerinn. Er ſprengt zu den unſrigen (Flucht.)

Wolf. Fort, fort! Alles verlohren Unſer Hauptmann erſchoſſen. Götz gefangen. (Geheul der Weiber und Flucht.)

Adelheidens Schlafzimmer.

Adelheid (mit einem Brief.)

Adelheid. Er, oder ich! Der Uebermüthige! Mir drohn — Wir wollen dir vorkommen. Was ſchleicht durch den Saal. (es klopft.) Wer draus?

Franz (leise.)

Franz. Macht mir auf, gnädige Frau.

Adelheid. Franz! Er verdient wohl, daß ich ihm aufmache, (sie läßt ihn ein.)

Franz. (fällt ihr um den Hals.) Liebe gnädige Frau.

Adelheid. Unverschämter! Wenn dich jemand gehört hätte.

Franz. O es schläft alles, alles.

Adelheid. Was willst du?

Franz. Mich läßt's nicht ruhen. Die Drohungen meines Herrn, euer Schicksal, mein Herz.

Adelheid. Er war sehr zornig, als du Abschied nahmst?

Adelheid. Als ich ihn nie gesehen. Auf ihre Güter soll sie, sagt er, sie soll wollen.

Adelheid. Und wir folgen?

Franz. Ich weiß nichts, gnädige Frau.

Adelheid. Betrogener, thöriger Junge, du siehst nicht, wo das hinaus will. Hier weiß er mich in Sicherheit. Denn lange steht's ihm schon nach meiner Freyheit. Er will mich auf seine Güter. Dort hat er Gewalt mich zu behandeln, wie sein Haß ihm eingiebt.

Franz. Er soll nicht.

Adelheid. Wirst du ihn hindern?

Franz. Er soll nicht.

Adelheid. Ich seh mein ganzes Elend voraus.

Von

Von ſeinem Schloß wird er mich mit Gewalt reiſſen, wird mich in ein Kloſter verſperren.

Franz. Hölle und Tod!

Adelheid. Wirſt du mich retten?

Franz. Eh alles! alles!

Adelheid. (die weinend ihn umfaßt) Franz, ach uns zu retten!

Franz. Er ſoll nieder, ich will ihm den Fuß auf den Nacken ſetzen.

Adelheid. Keine Wuth. Du ſollſt einen Brief an ihn haben, voll Demuth, daß ich gehorche. Und dieſes Fäſchgen gieß ihm unter das Getränk.

Franz. Gebt. Ich ſollt frey ſeyn.

Adelheid. Frey! Wenn du nicht mehr zitternd auf deinen Zehen zu mir ſchleichen wirſt. Nicht mehr ich ängſtlich zu dir ſage, brich auf, Franz, der Morgen kommt.

Heilbronn vorm Thurn.

Eliſabeth. Lerſe.

Lerſe. Gott nehm das Elend von euch, gnädige Frau. Marie iſt hier.

Eliſabeth. Gott ſey Dank. Lerſe, wir ſind in ein entſetzliches Elend verſunken. Da iſts nun, wie mir alles ahndete, gefangen, als Meuter Miſſethäter in den tiefſten Thurn geworfen.

Lerſe. Ich weis alles.

Elisabeth. Nichts, nichts weißt du, der Jammer ist zu groß! Sein Alter, seine Wunden, ein schleichend Fieber, und mehr als alles das, die Finsterniß seiner Seelen, daß es so mit ihm enden soll.

Lerse. Auch, und daß der Weislingen Commissar ist.

Elisabeth. Weislingen!

Lerse. Man hat mit unerhörten Exekutionen verfahren. Metzler ist lebendig verbrannt, zu hunderten gerädert, gespießt, gehövt, geviertelt. Das Land umher, gleicht einer Metzge, wo Menschenfleisch wohlfeil ist.

Elisabeth. Weislingen Commissar! O Gott ein Stral von Hoffnung. Marie soll mir zu ihm, er kann ihr nichts abschlagen. Er hatte immer ein weiches Herz, und wenn er sie sehen wird, die er so liebte, die so elend durch ihn ist. Wo ist sie?

Lerse. Noch im Wirthshaus.

Elisabeth. Führe mich zu ihr. Sie muß gleich fort. Ich fürchte alles.

Weislingens Schloß.

Weislingen.

Weislingen. Ich bin so krank, so schwach. Alle meine Gebeine sind hohl. Ein elendes Fieber hat das Mark aus ihnen gesogen. Keine Ruh und Rast, weder Tag noch Nacht. Im halben Schlummer gistige Träume.

Träume. Die vorige Nacht begegnete ich Götzen im Wald. Er zog ſein Schwerdt, und forderte mich heraus. Ich faßte nach meinem, die Hand verſagte mir. Da ſtieß ers in die Scheide, ſah mich verächtlich an, und gieng hinter mich. — Er iſt gefangen, und ich zitterte vor ihm. Elender Menſch! Dein Wort hat ihn zum Tode verurtheilt, und, du bebſt vor ſeiner Traumgeſtalt wie ein Miſſethäter. — Und ſoll er ſterben? — Götz! Götz! — Wir Menſchen führen uns nicht ſelbſt, böſen Geiſtern iſt Macht über uns gelaſſen, daß ſie ihren hölliſchen Muthwillen an unſerm Verderben üben. (Er ſetzt ſich.) — Matt! Matt! Wie ſind meine Nägel ſo blau. — Ein kalter kalter verzehrender Schweis lähmt mir jedes Glied. Es dreht mir alles vorm Geſicht. Könnt ich ſchlafen. Ach. —

Maria (tritt auf.)

Weislingen. Jeſus Marie! — Laß mir Ruh! Laß mir Ruh! — Die Geſtalt fehlte noch! Sie ſtirbt, Marie ſtirbt, und zeigte ſich mir an. — Verlaß mich, ſeliger Geiſt, ich bin elend genug.

Maria. Weislingen, ich bin kein Geiſt. Ich bin Marie.

Weislingen. Das iſt ihre Stimme.

Maria. Ich komme meines Bruders Leben von dir zu erflehen, er iſt unſchuldig, ſo ſtrafbar er ſcheint.

Weislingen. Still, Marie. Du Engel des Himmels

meis bringst die Quaalen der Hölle mit dir. Rede nicht fort.

Maria Und mein Bruder soll sterben? Weislingen, es ist entsetzlich, daß ich dir zu sagen brauche: er ist unschuldig, daß ich jammern muß, dich von dem abscheulichsten Mord zurückzuhalten. Deine Seele ist bis in ihre innerste Tiefen von feindseligen Mächten besessen. Das ist Adelbert!

Weislingen. Du siehst der verzehrende Athem des Tods hat mich angehaucht, meine Kraft sinkt nach dem Grabe. Ich stürbe als ein Elender, und du kommst mich in Verzweiflung zu stürzen. Wenn ich reden könnte, dein höchster Haß würde in Mitleid und Jammer zerschmelzen. Oh Marie! Marie!

Maria. Mein Bruder, Weislingen, verkranket im Gefängniß Seine schweren Wunden, sein Alter. Und wenn du fähig wärst, sein graues Haupt — Weislingen, wir werden verzweifeln.

Weislingen. Genug. (Er zieht die Schnur.)

Franz (in äußerster Bewegung.)

Franz. Gnädiger Herr.

Weislingen. Die Papiere dort, Franz!

Franz. (bringt sie.)

Weislingen. (reicht ein Packet auf, und zeigt Marie ein Papier.) Hier ist deines Bruders Todesurtheil unterschrieben.

Maria. Gott im Himmel!

Weis-

Weislingen. Und ſo zerreiß ichs. Er lebt. Aber kann ich wieder ſchaffen, was ich zerſtört habe! Weine nicht ſo, Franz! Guter Junge, dir geht mein Elend tief zu Herzen.

Franz. (wirft ſich vor ihm nieder und faßt ſeine Knie.)

Maria. (vor ſich.) Er iſt ſehr krank. Sein Anblick zerreißt mir das Herz. Wie liebt ich ihn, und nun ich ihm nahe, fühl ich, wie lebhaft.

Weislingen. Franz, ſteh, auf und laß das Weinen. Ich kann wieder aufkommen. Hoffnung iſt bey den Lebenden.

Franz. Ihr werdet nicht. Ihr müßt ſterben.

Weislingen. Ich muß?

Franz. (auſſer ſich.) Gift! Gift. Von eurem Weibe. Ich! Ich. (Er rennt davon.)

Weislingen. Marie, geh ihm nach. Er verzweifelt. (Maria ab.)

Weislingen. Gift von meinem Weibe! Weh! Weh! Ich fühls. Marter und Tod.

Maria (inwendig.) Hülfe! Hülfe!

Weislingen. (will aufſtehen.) Gott vermag ich das nicht.

Maria. (kommt.) Er iſt hin. Zum Saalfenſter hinaus, ſtürzt er wütend in den Mann hinunter.

Weislingen. Ihm iſt wohl. Dein Bruder iſt auſſer Gefahr. Die andere Commiſſarien, Seckendorf beſonders, ſind ſeine Freunde. Ritterlich Gefängniß werden ſie ihm auf ſein Wort gleich gewähren. Leb wohl, Marie, und geh.

Maria.

Maria. Ich will bey dir bleiben, armer Verlaßner.

Weislingen. Wohl verlassen und arm. Du bist ein furchtbarer Rächer, Gott! Mein Weib. —

Maria. Entschlage dich dieser Gedanken. Kehr dein Herz zu dem Barmherzigen.

Weislingen. Geh, liebe Seele, überlaß mich meinem Elend. Entsetzlich! auch deine Gegenwart, Marie, der letzte Trost ist Quaal.

Maria. (vor sich.) Stärke mich, Gott, meine Seele erliegt mit der Seinigen.

Weislingen. Weh! Weh! Gift von meinem Weibe. Mein Franz verführt durch die Abscheuliche. Wie sie wartet, horcht auf den Boten, der ihr die Nachricht brächte, er ist todt. Und du, Marie. Marie, warum bist du gekommen? daß du jede schlafende Erinnerung meiner Sünden weckest. Verlaß mich! Verlaß mich! Daß ich sterbe.

Maria. Laß mich bleiben. Du bist allein. Denk ich sey deine Wärterinn. Vergiß alles Vergesse dir Gott so alles, wie ich dir alles vergesse.

Weislingen. Du Seele voll Liebe, bete für mich, bete für mich. Mein Herz ist verschlossen.

Maria. Er wird sich deiner erbarmen. — Du bist matt.

Weislingen. Ich sterbe, sterbe und kann nicht ersterben. Und in dem fürchterlichen Streit des Lebens und Todes sind die Quaalen der Hölle.

Maria.

Maria. Erbarmet, erbarme dich ſeiner. Nur einen Blick deiner Liebe an ſein Herz, daß es ſich zum Troſt öffne, und ſein Geiſt Hoffnung, Lebenshoffnung in den Tod hinüberdringe.

In einem finſtern engen Gewölb.

Die Richter des heimlichen Gerichts.

(Alle vermummt.)

Aelteſter. Richter des heimlichen Gerichts ſchwört auf Strang und Schwerdt unſträflich zu ſeyn, zu richten im Verborgenen, zu ſtrafen im Verborgenen Gott gleich. Sind eure Herzen rein und eure Hände, hebt die Arme empor, ruft über die Miſſethäter.

Alle. Wehe! Wehe!

Aelteſter. Rufer, beginne das Gericht.

Rufer. Ich Rufer rufe die Klage gegen den Miſſethäter. Des Herz rein iſt, deſſen Hände rein ſind zu ſchwören auf Strang und Schwerdt, der klage bey Strang und Schwerdt! Klage! Klage!

Kläger. (tritt vor) Mein Herz iſt rein von Miſſethat, meine Hände von unſchuldigen Blut. Verzeih mir Gott böſe Gedanken und hemme den Weg zum Willen. Ich hebe meine Hand auf und klage! klage! klage!

Aelteſter. Wen klagſt du an?

Kläger. Klage an auf Strang und Schwerdt Adelheiden von Weislingen. Sie hat Ehebruchs sich schuldig gemacht, ihren Mann vergiftet durch ihren Knaben. Der Knab hat sich selbst gerichtet, der Mann ist todt.

Aeltester. Schwörst du zu dem Gott der Wahrheit, daß du Wahrheit klagst.

Kläger. Ich schwöre.

Aeltester. Würde es falsch befunden, beutst du deinen Hals der Strafe des Mords und des Ehebruchs?

Kläger. Ich biete.

Aeltester. Eure Stimmen. (Sie reden heimlich zu ihm.)

Kläger. Richter des heimlichen Gerichts, was ist euer Urtheil über Adelheiden von Weislingen, bezüchtigt des Ehebruchs und Mords.

Aeltester. Sterben soll sie! Sterben des bittern doppelten Todts. Mit Strang und Dolch, büßen doppelt doppelte Missethat. Streckt eure Hände empor, und rufet Weh über sie! Weh! Weh! In die Hände des Rächers.

Alle. Weh! Weh! Weh!

Aeltester. Rächer! Rächer tritt auf.

Rächer. (tritt vor)

Aeltester. Faß hier Strang und Schwerdt. Sie zu tilgen von dem Angesicht des Himmels, binnen acht Tage Zeit. Wo du sie findest, nieder mit ihr in Staub. Richter, die ihr richtet im Verborgenen

genen und ſtrafet im Verborgenen Gott gleich, bewahrt euer Herz für Miſſethat und eure Hände vor unſchuldigem Blut.

Hof einer Herberge.

Maria. Lerſe.

Maria. Die Pferde haben gnug geraſtet. Wir wollen fort, Lerſe.

Lerſe. Ruht doch bis an Morgen. Die Nacht iſt gar zu unfreundlich.

Maria. Lerſe, ich hab keine Ruh, bis ich meinen Bruder geſehen habe. Laß uns fort. Das Wetter hellt ſich aus, wir haben einen ſchönen Tag zu gewarten.

Lerſe. Wie ihr befehlt.

Heilbronn im Thurn.

Götz. Eliſabeth.

Eliſabeth. Ich bitte dich, lieber Mann, redt mit mir. Dein Stillſchweigen ängſtet mich. Du verglühſt in dir ſelbſt. Komm, laß uns nach deinen Wunden ſehen, ſie beſſern ſich um vieles. In

der muthlosen Finsterniß erkenn ich dich nicht mehr.

Götz. Suchtest du den Götz? Der ist lang hin. Sie haben mich nach und nach verstümmelt, meine Hand, meine Freyheit, Güter und guten Namen. Mein Kopf, was ist an dem? — Was hört ihr von Georgen? Ist Lerse nach Georgen?

Elisabeth. Ja, Lieber! Richtet euch auf; es kann sich vieles wenden.

Götz. Wen Gott niederschlägt, der richtet sich selbst nicht auf. Ich weiß am besten, was auf meinen Schuldern liegt. Unglück bin ich gewohnt zu dulden. Und jetzt ist's nicht Weislingen allein, nicht die Bauern allein, nicht der Tod des Kayserś und meine Wunden. — Es ist alles zusammen. Meine Stunde ist kommen. Ich hoffte, sie sollte seyn wie mein Leben. Sein Will geschehe.

Elisabeth. Willt du nicht was essen?

Götz. Nichts, meine Frau. Sieh, wie die Sonne draussen scheint.

Elisabeth. Ein schöner Frühlingstag.

Götz. Meine Liebe, wenn du den Wächter bereden könntest mich in sein klein Gärtgen zu lassen auf eine halbe Stunde, daß ich der lieben Sonne genösse, des heitern Himmels und der reinen Luft.

Elisabeth. Gleich! und er wirds wohl thun.

Gärtgen am Thurn.

Maria. Lerſe.

Maria Geh hinein, und ſieh wie's ſteht. (Lerſe ab)

Eliſabeth. Wächter.

Eliſabeth. Gott vergelt euch die Lieb und Treu an meinem Herrn. (Wächter ab.) Maria, was bringſt du.

Maria. Meines Bruders Sicherheit. Ach aber mein Herz iſt zerriſſen. Weislingen iſt todt, vergiftet von ſeinem Weibe. Mein Mann iſt in Gefahr. Die Fürſten werden ihm zu mächtig, man ſagt, er ſey eingeſchloſſen und belagert.

Eliſabeth. Glaubt dem Gerichte nicht. Und laßt Götzen nichts merken.

Maria. Wie ſtehts um ihn?

Eliſabeth. Ich fürchtete, er würde deine Rückkunft nicht erleben. Die Hand des Herrn liegt ſchwer auf ihm. Und Georg iſt todt.

Maria. Georg, der goldne Junge!

Eliſabeth. Als die Nichtswürdigen Miltenberg verbrannten, ſandte ihn ſein Herr ihnen Einhalt

zu thun, da fiel ein Trupp Bündischer auf sie los. Georg! hätten sie sich alle gehalten, wie er, sie hätten all das gute Gewissen haben müssen. Viel wurden erstochen, und Georg mit, er starb einen Reuterstodt.

Maria. Weiß es Götz?

Elisabeth. Wir verbergens vor ihm. Er fragt mich zehnmal des Tags, und schickt mich zehnmal des Tags zu forschen, was Georg macht. Ich fürchte, seinem Herzen diesen letzten Stoß zu geben.

Maria. O Gott, was sind die Hoffnungen dieser Erden.

Götz. Lerse. Wächter.

Götz. Allmächtiger Gott. Wie wohl ist's einem unter deinem Himmel. Wie frey! Die Bäume treiben Knospen und alle Welt hofft. Lebt wohl, meine Lieben, meine Wurzeln sind abgehauen, meine Kraft sinkt nach dem Grabe.

Elisabeth. Darf ich Lersen nach deinem Sohn ins Kloster schicken, daß du ihn noch einmal siehst und seegnest.

Götz Laß ihn, er ist heiliger, als ich, er braucht meinen Seegen, nicht. — An unserm

Hoch-

Hochzeittag Eliſabeth, ahndete mirs nicht, daß ich ſo ſterben wurde. — Mein alter Vater ſegnete uns, und eine Nachkommenſchaft von edlen tapfern Söhnen quoll aus ſeinem Gebet. — Du haſt ihn nicht erhört, und ich bin der letzte. — Lerſe, dein Angeſicht freut mich in der Stunde des Tods mehr, als im muthigſten Gefecht. Damals führte mein Geiſt den eurigen, jetzt hälſt du mich aufrecht. Ach daß ich Georgen noch einmal ſahe, mich an ſeinem Blick wärmte! — Ihr ſeht zur Erden und weint — Er iſt todt — Georg iſt todt. — Stirb Götz — Du haſt dich ſelbſt überlebt, die Edlen überlebt, — Wie ſtarb er? — Ach fingen ſie ihn unter den Mordbrennern, und er iſt hingerichtet?

Eliſabeth. Nein, er wurde bey Miltenberg erſtochen. Er wehrte ſich wie ein Löw um ſeine Freyheit.

Götz. Gott ſey Dank. — er war der beſte Junge unter der Sonne und tapfer. — Löſe meine Seele nun. — Arme Frau. Ich laſſe dich in einer verderbten Welt. Lerſe, verlaß ſie nicht — Schließt eure Herzen ſorgfältiger, als eure Thore. Es kommen die Zeiten des Betrugs, es iſt ihm Freyheit gegeben. Die Nichtswürdigen werden regieren mit Liſt, und der Edle wird in ihre Netze fallen. Maria, gebe dir Gott deinen

Mann wieder. Möge er nicht so tief fallen, als er hoch gestiegen ist. Selbitz starb, und der gute Kayser, und mein Georg. — Gebt mir einen Trunk Wasser. — Himmlische Luft. — Freyheit! Freyheit! (er stirbt.)

Elisabeth. Nur droben droben bey dir. Die Welt ist ein Gefängniß

Marie. Edler Mann! Edler Mann. Wehe dem Jahrhundert, das dich von sich stieß.

Lerse. Wehe der Nachkommenschaft, die dich verkennt.

Clavigo.

Clavigo.

Ein

Trauerſpiel.

Perſonen.

Clavigo, Archivarius des Königs.
Carlos, deſſen Freund.
von Beaumarchais.
Marie von Beaumarchais.
Sophie Guilbert, gebohrne von Beaumarchais.
Guilbert, ihr Mann.
Buenko.
Saint George.

Der Schauplatz iſt zu Madrid.

Erſter Act.

Clavigos Wohnung.

Clavigo, Carlos.

Clavigo. (vom Schreibtiſch aufſtehend.) Das Blatt wird eine gute Wirkung thun, es muß alle Weiber bezaubern. Sag mir Carlos, glaubſt du nicht, daß meine Wochenſchrift itzo eine der erſten in Europa iſt?

Carlos. Wir Spanier wenigſtens haben keinen neuern Autor, der ſo viel Stärke des Gedankens, ſo viel blühende Einbildungskraft mit einem ſo glänzenden und leichten Styl verbände.

Clavigo. Laß mich! ich muß unter dem Volke noch der Schöpfer des guten Geſchmacks werden. Die Menſchen ſind willig, allerley Eindrücke anzunehmen, und ich habe einen Ruhm, ein Zutrauen unter meinen Mitbürgern, und unter uns geſagt! meine Kenntniſſe breiten ſich täglich aus; meine Empfindungen erweitern ſich, und mein Styl bildet ſich immer wahrer und ſtärker.

Carlos. Gut, Clavigo! Doch, wenn du mirs nicht

nicht übel nehmen willst, so gefiel mir damals deine Schrift weit besser, als du sie noch zu Mariens Füssen schriebst, als noch das liebliche, muntere Geschöpf auf dich Einfluß hatte, ich weiß nicht, das Ganze hat ein jugendlicheres, blühenderes Ansehen.

Clavigo. Es waren gute Zeiten, Carlos, die nun vorbey sind. Ich gestehe dir gern, ich schrieb damals mit offenerm Herzen, und wahr ists, sie hatte viel Antheil an dem Beyfall, den das Publikum mir gleich anfangs gewährte. Aber in der Länge, Carlos, man wird der Weiber gar bald satt, und warst du nicht der erste meinem Entschluß Beyfall zu geben, als ich mir vornahm sie zu verlassen.

Carlos. Du wärst versauert. Sie sind gar zu einförmig. Nur dünkt mich, wärs wieder Zeit, daß du dich nach einem neuen Plan umsähest, es ist doch auch nichts, wenn man so ganz aufm Sand ist.

Clavigo. Mein Plan ist der Hof, da gilts ein Feyern. Hab ichs für einen Fremden, der ohne Stand, ohne Nahmen, ohne Vermögen hierher kam, nicht weit genug gebracht? Hier an einem Hofe! unter dem Gedräng von Menschen, wo es so schwer hält, sich bemerken zu machen? Mir ists so wohl, wenn ich den Weg ansehe, den ich zurück gelegt habe. Geliebt von den ersten des Königreichs, geehrt durch meine Wissenschaften, meinen Rang! Archivarius des Königs! Carlos! das spornt mich alles; ich wäre nichts, wenn ich bliebe, was ich bin! Hinauf!

auf! hinauf! und da kostets Mühe und List! Man braucht seinen ganzen Kopf, und die Weiber, die Weiber! Man verta delt gar zu viel Zeit mit ihnen.

Carlos. Narre, das ist deine Schuld. Ich kann nie ohne Weiber leben, und mich hindern sie gar nichts. Auch sag ich ihnen nicht so viel schöne Sachen, röste mich nicht Monate lang an Sentiments und dergleichen. Wie ich denn mit honetten Mädchen am ungernsten zu thun habe. Ausgeredt hat man bald mit ihnen, hernach schlevpt man sich eine Zeitlang herum, und kaum sind sie ein Bisgen warm bey einem, hat sie der Teufel gleich mit Heurathsgedanken und Heurathsvorschlägen, die ich fürchte, wie die Pest. Du bist nachdenkend, Clavigo!

Clavigo. Ich kann die Erinnerung nicht los werden, daß ich Marien verlassen — hintergangen habe, wenns, wie du wilst.

Carlos. Wunderlich! Mich dünkt doch, man lebt nur einmal in der Welt, hat nur einmal diese Kräfte, diese Aussichten, und wer sie nicht zum Besten braucht, wer sie nicht so weit treibt als möglich, ist ein Thor, und heurathen heurathen ists zur Zeit, da das Leben erst recht in Schwung kommen soll, sich häuslich niederlassen, sich einschränken, da man noch die Hälfte seiner Eroberungen noch nicht gemacht hat! Daß du sie liebtest, das war natürlich, daß du ihr die Ehe versprachst, war eine Narrheit, und wenn du Wort gehalten hättest, wär's gar Ketzerey gewesen.

Clavi-

Clavigo. Sieh, ich begreife den Menſchen nicht. Ich liebte ſie warlich, ſie zog mich an, ſie hielte mich, und wie ich zu ihren Füſſen ſaß, ſchwur ich ihr, daß es ewig ſo ſeyn ſollte, daß ich der Ihrige ſeyn wollte, ſo bald ich ein Amt, hätte, einen Stand — Und nun Carlos!

Carlos. Es wird noch Zeit genug ſeyn, wenn du ein gemachter Mann biſt, wenn du dich zu dem erwünſchten Ziele aufgeſchwungen haſt, daß du alsdann, um all dein Glück zu krönen und zu befeſtigen, dich mit einem angeſehenen und reichen Hauſe durch eine kluge Heurath zu verbinden ſuchſt.

Clavigo. Sie iſt verſchwunden! (Glatt aus meinem Herzen verſchwunden, und wenn mir ihr Unglück nicht manchmal durch den Kopf führe — Daß man ſo veränderlich iſt!

Carlos. Wenn man beſtändig wäre, wollt ich mich verwundern. Sieh doch, verändert ſich nicht alles in der Welt, warum ſollten unſere Leidenſchaften bleiben. Sey du ruhig, ſie iſt nicht das erſte verlaßne Mädchen, und nicht das erſte, das ſich getröſtet hat. Wenn ich dir rathen ſoll, da iſt die junge Wittwe gegen über —

Clavigo. Du weißt, ich halte nicht viel auf ſolche Vorſchläge, ein Roman, der nicht ganz von ſelbſt kommt, iſt nicht im Stande, mich einzunehmen.

Carlos. Ueber die delikaten Leute.

Clavigo. Laß das gut ſeyn, und vergiß nicht, daß

unſer

unser Hauptwerk gegenwärtig seyn muß, uns dem neuen Minister nothwendig zu machen. Daß Whal das Gouvernement von Indien niederlegt, ist immer beschwerlich vor uns. Zwar ist mir's weiter nicht bange, sein Einfluß bleibt — Grimaldi und er sind Freunde, und wir können schwatzen und uns bücken —

Carlos. Und denken und thun, was wir wollen.

Clavigo. Das ist die Hauptsach in der Welt (er schellt dem Bedienten.) Tragt das Blatt in die Druckerey.

Carlos Sieht man euch den Abend?

Clavigo. Nicht wohl. Nachfragen könnt Ihr ja.

Carlos. Ich möchte heut Abend gar zu gern was unternehmen, das mir das Herz erfreute, ich muß diesen ganzen Nachmittag wieder schreiben. Das endigt nicht.

Clavigo. Laß es gut seyn, wenn wir nicht für so viele Leute arbeiteten, wären wir so viel Leuten nicht über den Kopf gewachsen.

Guilberts Wohnung.

Sophie Guilbert, Marie von Beaumarchais, Don Buenko.

Buenko. Sie haben eine üble Nacht gehabt?

Sophie. Ich sagt's ihr gestern Abend. Sie war

ſo ausgelaſſen luſtig, und hat geſchwatzt bis eilfe, da war ſie erhitzt, konnte nicht ſchlafen, und nun hat ſie wieder keinen Athem, und weint den ganzen Morgen.

Marie. Daß unſer Bruder nicht kommt. Es ſind ſchon zwey Tage über die Zeit.

Sophie. Nur Geduld, er bleibt nicht aus.

Marie. (aufſtehend.) Wie begierig bin ich, dieſen Bruder zu ſehen, meinen Richter und meinen Retter. Ich erinnere mich ſeiner kaum.

Sophie. O ſo, ich kann mir ihn noch wohl vorſtellen, er war ein feuriger, offener, braver Knabe von dreyzehn Jahren, als uns unſer Vater hieher ſchickte.

Marie. Eine edle große Seele. Sie haben den Brief geleſen, den er ſchrieb, als er mein Unglück erfuhr. Jeder Buchſtabe davon ſteht in meinem Herzen. Wenn du ſchuldig biſt, ſchreibt er, ſo erwarte keine Vergebung; über dein Elend ſoll noch die Verachtung eines Bruders auf dir ſchwer werden, und der Fluch eines Vaters. Biſt du unſchuldig! O dann alle Rache, alle, alle glühende Rache auf den Verräther! — Ich zittere! Er wird kommen. Ich zittere, nicht für mich, ich ſtehe vor Gott in meiner Unſchuld — Ihr müßt, meine Freunde — Ich weiß nicht, was ich will! O Clavigo.

Sophie. Du hörſt nicht! Du wirſt mich umbringen.

Marie. Ich will stille seyn! Ja, ich will nicht weinen. Mich dünkt auch, ich hätte keine Thränen mehr! Und warum Thränen? Es ist mir nur leid, daß ich euch das Leben sauer mache. Denn im Grunde, worüber beklag ich mich. Ich habe viel Freude gehabt, so lang unser alte Freund noch lebte. Clavigos Liebe hat mir viel Freude gemacht, vielleicht mehr, als ihm die meinige. Und nun — Was ist's nun weiter? Was ist an mir gelegen? an einem Mädchen gelegen, ob ihm das Herz bricht? Ob es sich verzehrt, und sein armes junges Leben ausquält?

Buenko. Um Gotteswillen. Marnsell!

Marie. Ob's ihm wohl einerley ist — Daß er mich nicht mehr liebt? Ach! warum bin ich nicht mehr liebenswürdig? — Aber bedauern, bedauern soll' er mich! daß die Arme, der er sich so nothwendig gemacht hatte, nun ohne ihn ihr Leben hinschleichen, hinjammern soll — Bedauern! Ich mag nicht von dem Menschen bedauert seyn.

Sophie. Wenn ich dich ihn könnte verachten lehren, den Nichtswürdigen, den Hassenswürdigen!

Marie. Nein, Schwester, ein Nichtswürdiger ist er nicht, und muß ich denn den verachten, den ich hasse! — Hassen! ja manchmal kann ich ihn hassen, manchmal, wenn der spanische Geist über mich kommt. Neulich, o neulich, als wir ihm begegneten, sein Anblick würkte volle warme Liebe auf mich!

und wie ich wieder zu Hauſe kam, und mir ſein Betragen auffiel, und der ruhige kalte Blick, den er über mich herwarf an der Seite der glänzenden Danna; da ward ich Spanierin in meinem Herzen und griff nach meinem Dolch und nahm Gift zu mir, und verkleidete mich. Ihr erſtaunt, Buenko, alles in Gedanken verſteht ſich.

Sophie. Närriſches Mädchen.

Marie. Meine Einbildungskraft führte mich ihm nach, ich ſah ihn, wie er zu den Füſſen ſeiner neuen Geliebten all die Freundlichkeit, all die Demuth verſchwendete, mit der er mich vergiftet hatte, ich zielte nach dem Herzen des Verräthers! Ach Buenko! — Auf einmal war das gutherzige franzöſiſche Mädchen wieder da, das keine Liebestränke kennt und keine Dolche zur Rache. Wir ſind übel dran! Vaudevilles, unſer Liebhaber zu unterhalten. Fächer ſie zu ſtrafen, und wenn ſie untreu ſind? — ſag' Schweſter, wie machen ſie's in Frankreich, wenn die Liebhaber untreu ſind? —

Sophie. Man verwünſcht ſie.

Marie. Und?

Sophie. Laßt ſie laufen.

Marie. Laufen! Nun, und warum ſollt ich Clavigo nicht laufen laſſen? Wenn das in Frankreich Mode iſt, warum ſolls nicht in Spanien ſeyn? Warum ſoll eine Franzöſinn in Spanien nicht Franzöſin ſeyn. Wir wollen ihn laufen laſſen und uns einen

andern nehmen, mich dünkt, sie machens bey uns auch so.

Buenko. Er hat eine feyerliche Zusage gebrochen, und keinen leichtsinnigen Roman, kein gesellschaftliches Attachement. Mademoiselle, Sie sind bis ins innerste Herz beleidigt, gekränkt. O mir ist mein Stand, daß ich ein unbedeutender ruhiger Bürger von Madrid bin, nie so ängstlich gewesen, als jetzt, da ich mich so schwach, so unvermögend fühle, Ihnen gegen den falschen Höfling Gerechtigkeit zu schaffen!

Marie. Wie er noch Clavigo war, noch nicht Archivarius des Königs, wie er der Fremdling, der Ankömmling, der neu eingeführte in unserm Hause war, wie liebenswürdig war er, wie gut! Wie schien all sein Ehrgeitz, all sein Aufstreben ein Kind seiner Liebe zu seyn. Für mich rang er nach Namen, Standes Güter, er hats, und ich! —

Guilbert (kommt.)

Guilbert. (Heimlich zu seiner Frau.) Der Bruder kommt.

Marie. Der Bruder! — (Sie zittert, man führt sie zu einem Sessel.) Wo! wo! Bringt mir ihn! Bringt mich hin!

von Baumarchais (kommt.)

Baumarchais. Meine Schwester! (von der allzu[illegible] weg)

weg, nach der jüngſten Pauke zurennend.) Meine Schweſter! meine Freunde! O meine Schweſter!

Marie. Biſt du da! Gott ſey dank, du biſt da!

Beaumarchais. Laß mich zu mir ſelbſt kommen.

Marie. Mein Herz, mein armes Herz!

Sophie. Beruhigt euch; lieber Bruder, ich hoffte dich gelaſſener zu ſehen.

Beaumarchais. Gelaſſener. Seyd ihr denn gelaſſen! Seh ich nicht an der zerſtörten Geſtalt dieſer Lieben, an deinen verweinten Augen, deiner Bläſſe des Kummers, an dem todten Stillſchweigen unſrer Freunde, daß ihr ſo elend ſeyd, wie ich mir euch den ganzen langen Weg vorgeſtellt habe — und elender — denn ich ſeh euch, ich hab euch in meinen Armen, die Gegenwart verdoppelt meine Gefühle, o meine Schweſter!

Sophie. Und unſer Vater?

Beaumarchais. Er ſegnet euch und mich wenn ich euch rette.

Buenko. Mein Herr, erlauben Sie einem Unbekannten, der den edlen braven Menſchen in Ihnen beym erſten Anblick erkennt, ſeinen innigſten Antheil an Tag zu legen, den er bey dieſer ganzen Sache empfindet. Mein Herr! Sie machen dieſe ungeheure Reiſe, Ihre Schweſter zu retten, zu rächen. Willkommen! ſeyn Sie willkommen wie ein Engel, ob ſie uns alle gleich beſchämen.

Beaumarchais. Ich hoffe, mein Herr, ſolche

Herzen in Spanien zu finden, wie das Ihre iſt, das hat mich angeſpornt den Schritt zu thun. Nirgend, nirgend in der Welt mangelt es an theilnehmenden beyſtimmenden Seelen, wenn nur einer auftritt, deſſen Umſtände ihm völlige Freyheit laſſen, all ſeiner Entſchloſſenheit zu folgen, und o, meine Freunde, ich habe das hofnungsvolle Gefühl: Ueberall giebts treffliche Menſchen unter den Mächtigen und Großen, und das Ohr der Majeſtät iſt ſelten taub, nur iſt unſere Stimme meiſt zu ſchwach, bis dahinauf zu reichen.

Sophie. Kommt, Schweſter! Kommt! legt euch einen Augenblick nieder. Sie iſt ganz auſſer ſich.

(Sie führen ſie weg.)

Marie. Mein Bruder.

Beaumarchais. Will's Gott, du biſt unſchuldig, und dann alle, alle Rache über den Verräther.

(Marie, Sophie ab.)

Beaumarchais. Mein Bruder! Meine Freunde! ich ſeh's an euren Blicken, daß ihr's ſeyd. Laßt mich zu mir ſelbſt kommen. Und dann! Eine reine unpartheyiſche Erzählung der ganzen Geſchichte, die ſoll meine Handlungen beſtimmen. Das Gefühl einer guten Sache ſoll meinen Entſchluß befeſtigen, und glaubt mir, wenn wir Recht haben, werden wir Gerechtigkeit finden.

Zweyter Act.

Das Haus des Clavigo.

Clavigo.

Clavigo. Wer die Franzoſen ſeyn mögen, die ſich bey mir haben melden laſſen? — Franzoſen! — Sonſt war mir dieſe Nation willkommen! — Und warum nicht jezt? Es iſt wunderbar, ein Menſch, der ſich über ſo vieles hinausſezt, wird doch an einer Ecke mit Zwirnsfäden angebunden. — Weg! — und war ich Marien mehr ſchuldig, als mir, und iſt's eine Pflicht, mich unglücklich zu machen, weil mich ein Mädchen liebt.

Bediente. (kommt.)

Bediente. Die Fremden, mein Herr.

Clavigo. Führ ſie herein. Du ſagteſt doch ihrem Bedienten, daß ich ſie zum Frühſtück erwarte?

Bediente. Wie ſie befahlen.

Clavigo. Ich bin gleich wieder hier.

von Beaumarchais. Saint George.

(Der Bediente setzt ihnen Stühle, und geht.)

Beaumarchais. Es ist mir so leicht! so wohl! mein Freund, daß ich endlich hier bin, daß ich ihn habe, er soll mir nicht entwischen. Seyn Sie ruhig, wenigstens zeigen Sie ihm die gelassenste Aussenseite. Meine Schwester, meine Schwester! Wer glaubte, daß Du so unschuldig als unglücklich bist. Es soll an den Tag kommen, Du sollst auf das grimmigste gerochen werden. Und du guter Gott, erhalt mir die Ruhe der Seele, die du mir in diesem Augenblicke gewährest, daß ich mit aller Mäßigung in dem entsetzlichen Schmerz und so klug handle als möglich.

Saint George. Ja diese Klugheit, alles, mein Freund, was Sie jemals von Ueberlegung bewiesen haben, nehm ich in Anspruch. Sagen Sie mir's zu, mein Bester, noch einmal, daß Sie bedenken, wo Sie sind. In einem fremden Königreiche, wo alle ihre Beschützer, wo alle ihr Geld nicht im Stande ist, Sie gegen die geheime Maschinen nichtswürdiger Feinde zu sichern.

Beaumarchais. Seyn Sie ruhig. Spielen Sie Ihre Rolle gut, er soll nicht wissen, mit welchem von uns beyden er's zu thun hat. Ich will ihn martern. O ich bin guten Humors genug, um den Kerl an einem langsamen Feuer zu braten.

Clavigo.

Clavigo. Meine Herren, es iſt mir eine Freude, Männer von einer Nation bey mir zu ſehen, die ich immer geſchätzt habe.

Beauma chais. Mein Herr, ich wünſche, daß auch wir der Ehre würdig ſeyn mögen, die Sie unſern Landsleuten anzuthun belieben.

Saint George. Das Vergnügen. Sie kennen zu lernen, hat bey uns die Bedenklichkeit überwunden, daß wir beſchwerlich ſeyn könnten.

Clavigo. Perſonen, die der erſte Anblick empfiehlt, ſollten die Beſcheidenheit nicht ſo weit treiben.

Beaumarchais. Freylich kann Ihnen nicht fremd ſeyn, von Unbekannten beſucht zu werden, da Sie durch die Vortreflichkeit Ihrer Schriften ſich eben ſo ſehr in auswärtigen Reichen bekannt gemacht haben, als die anſehnlichen Aemter, die Seine Majeſtät Ihnen anvertrauen, Sie in Ihrem Vaterlande diſtinguiren.

Clavigo. Der König hat viele Gnade für meine geringe Dienſte, und das Publikum viel Nachſicht für die unbedeutende Verſuche meiner Feder, ich wünſchte, daß ich einiger maſſen etwas zu der Verbeſſerung des Geſchmacks in meinem Lande, zur Ausbreitung der Wiſſenſchaften beytragen könnte. Denn ſie ſind's, allein, die uns mit andern Nationen verbinden, ſie ſind's, die aus den entfernteſten

Geistern Freunde machen, und die angenehmste Vereinigung unter denen selbst erhalten, die leider durch Staatsverhältnisse getrennt werden.

Beaumarchais. Es ist entzückend, einen Mann so reden zu hören, der gleichen Einfluß auf den Staat und auf die Wissenschaften hat. Auch muß ich gestehen, Sie haben mir das Wort aus dem Munde genommen, und mich gerades Wegs auf das Anliegen gebracht, um dessentwillen Sie mich hier sehen. Eine Gesellschaft gelehrter würdiger Männer hat mir den Auftrag gegeben, an jedem Orte, wo ich durchreiste und Gelegenheit fände, einen Briefwechsel zwischen ihnen und den besten Köpfen des Königreichs zu stiften. Wie nun kein Spanier besser schreibt, als der Verfasser der Blätter, die unter dem Namen der Denker so bekannt sind, ein Mann, mit dem ich die Ehre habe zu reden —

Clavigo. (macht eine verbindliche Beugung.)

Beaumarchais. Und der eine besondere Zierde der Gelehrten ist, indem er gewußt hat, mit seinen Talenten einen solchen Grad von Weltklugheit zu verbinden; dem es nicht fehlen kann, die glänzende Stufen zu besteigen, deren ihn sein Charakter und seine Kenntnisse würdig machen. Ich glaube meinen Freunden keinen angenehmern Dienst leisten zu können, als wenn ich sie mit einem solchen Manne verbinde.

Clavigo. Kein Vorſchlag in der Welt konnte erwünſchter ſeyn, meine Herren, ich ſehe dadurch die angenehmſten Hofnungen erfüllt, mit denen ſich mein Herz oft ohne Ausſicht einer glücklichen Gewährung beſchäftigte. Nicht daß ich glaubte, durch meinen Briefwechſel denen Wünſchen Ihrer gelehrten Freunde genug thun zu können, ſo weit geht meine Eitelkeit nicht. Aber da ich das Glück habe, daß die beſten Köpfe in Spanien mit mir zuſammen hängen, da mir nichts unbekannt bleiben mag, was in unſerm weiten Reiche von einzelnen oft verborgenen Männern für die Wiſſenſchaften, für die Künſte gethan wird; ſo ſahe ich mich bisher als einen Colporteur an, der das geringe Verdienſt hat, die Erfindungen anderer gemeinnützig zu machen, nun aber werd ich durch ihre Dazwiſchenkunft zum Handelsmann, der das Glück hat, durch Umſetzung der einheimiſchen Produkten den Ruhm ſeines Vaterlandes auszubreiten, und darüber es noch mit fremden Schätzen zu bereichern. Und ſo erlauben Sie, mein Herr, daß ich einen Mann, der mit ſolcher Freimüthigkeit eine ſo angenehme Botſchaft bringt, nicht wie einen Fremden behandle; erlauben Sie, daß ich frage, was für ein Geſchäft, was für ein Anliegen Sie dieſen weiten Weg geführt hat? Nicht als wollt' ich durch dieſe Indiskretion eine eitle Neugierde befriedigen; nein, glauben Sie vielmehr, daß es in der reinſten Abſicht geſchieht, alle Kräfte, allen

Einfluß, den ich etwa haben mag, für Sie zu verwenden; denn ich sage Ihnen zum voraus, Sie sind an einen Ort gekommen, wo sich einem Fremden zu Ausführung seiner Geschäfte, besonders bey Hofe, unzählige Schwürigkeiten entgegen setzen.

Beaumarchais. Ich nehme ein so gefälliges Anerbieten mit allem Dank an. Ich habe keine Geheimnisse für Sie, mein Herr, und dieser Freund wird bey meiner Erzählung nicht zu viel seyn, er ist sattsam von dem unterrichtet, was ich ihnen zu sagen habe.

Clavigo. (betrachtet Saint George mit Aufmerksamkeit.)

Beaumarchais. Ein französischer Kaufmann, der bey einer starken Anzahl von Kindern wenig Vermögen besaß, hatte viele Correspondenten in Spanien. Einer der reichsten kam vor fünfzehn Jahren nach Paris, und that ihm den Vorschlag: Gebt mir zwey von euren Töchtern, ich nehme sie mit nach Madrid, und versorge sie. Ich bin ledig, bejahrt, ohne Verwandte, sie werden das Glück meiner alten Tage machen, und nach meinem Tode hinterlaß ich ihnen eine der ansehnlichsten Handlungen in Spanien.

Man vertraute ihm die ältste und eine der jüngern Schwestern. Der Vater übernahm das Haus mit allen französischen Waaren zu versehen, die man verlangen würde, und so hatte alles ein gutes Ansehn, bis der Correspondent mit Tode abgieng, ob-

ne die Franzöſinnen im geringſten zu bedenken, die ſich denn in dem beſchwerlichen Falle ſahen, allein einer neuen Handlung vorzuſtehen.

Die älteſte hat unterdeſſen geheurathet, und ohngeachtet des geringen Zuſtandes ihrer Glücksgüter, erhielten ſie ſich durch gute Aufführung, und durch die Annehmlichkeit ihres Geiſtes eine Menge Freunde, die ſich wechſelsweiſe beiferten, ihren Credit und ihre Geſchäfte zu erweitern.

Clavigo. (wird immer aufmerkſamer.)

Beaumarchais. Ohngefähr um eben die Zeit hatte ſich ein junger Menſch, von den Canariſchen Inſeln bürtig, in dem Hauſe vorſtellen laſſen.

Clavigo. (verliert alle Munterkeit aus ſeinem Geſicht, und ſein Ernſt giebt nach und nach in eine Verlegenheit über, die immer ſichtbarer wird.)

Beaumarchais. Ohngeachtet ſeines geringen Standes und Vermögens nimmt man ihn gefällig auf. Die Frauenzimmer, die eine große Begierde zur franzöſiſchen Sprache an ihm bemerkten, erleichterten ihm alle Mittel, ſich in weniger Zeit groſſe Kenntniſſe zu erwerben.

Voll von Begierde, ſich einen Namen zu machen, fällt er auf den Gedanken, der Stadt Madrid das, ſeiner Nation noch unbekannte Vergnügen einer Wochenſchrift im Geſchmack des engliſchen Zuſchauers zu geben. Seine Freundinnen laſſen es nicht ermangeln, ihm auf alle Art beyzuſtehn, man

zweifelt

zweifelt nicht daß ein solches Unternehmen großen Beyfall finden würde; genug, ermuntert durch die Hofnung, nun bald ein Mensch von einiger Bedeutung werden zu können, wagt er es, der jüngsten einen Heurathsvorschlag zu thun.

Man giebt ihm Hofnung. Sucht euer Glück zu machen, sagt die ältste, und wenn euch ein Amt, die Gunst des Hofes, oder irgend sonst ein Mittel, ein Recht wird gegeben haben, an meine Schwester zu denken, wenn sie euch dann andern Freyern vorzieht, kann ich euch meine Einwilligung nicht versagen.

Clavigo. (bewegt sich in höchster Verwirrung auf seinem Sessel.)

Beaumarchais. Die jüngste schlägt verschiedene ansehnliche Parthien aus; ihre Neigung gegen den Menschen nimmt zu, und hilft ihr die Sorge einer ungewissen Erwartung tragen; sie interessirt sich für sein Glück, wie für ihr eigenes, und ermuntert ihn, das erste Blatt seiner Wochenschrift zu geben, das unter einem vielversprechenden Titel erscheint.

Clavigo. (ist in der entsetzlichsten Verlegenheit.)

Beaumarchais (ganz kalt.) Das Werk macht ein erstaunendes Glück; der König selbst, durch diese liebenswürdige Produktion ergötzt, gab dem Autor öffentliche Zeichen seiner Gnade. Man versprach ihm das erste ansehnliche Amt, das sich aufthun würde. Von dem Augenblicke an entfernt er alle Re-

Nebenbuhler von ſeiner Geliebten, indem er ganz öffentlich ſich um ſie bemühte. Die Heurath verzog ſich nur in Erwartung der zugeſagten Verſorgung. — Endlich nach ſechs Jahren Harren, ununterbrochener Freundſchaft, Beyſtand und Liebe von der Seite des Mädchens; Ergebenheit, Dankbarkeit, Bemühungen, heilige Verſicherungen von der Seite des Mannes erſcheint das Amt — und er verſchwindet —

Clavigo. (Es entfährt ihm ein tiefer Seufzer, den er zu verbergen ſucht, und ganz auſſer ſich iſt.)

Beaumarchais. Die Sache hatte zu groſſes Aufſehn gemacht, als daß man die Entwickelung ſollte gleichgültig angeſehen haben. Ein Haus für zwey Familien war gemiethet. Die ganze Stadt ſprach davon. Alle Freunde waren aufs höchſte aufgebracht und ſuchten Rache. Man wendete ſich an mächtige Gönner, allein der Nichtswürdige, der nun ſchon in den Cabalen des Hofs initiiret war, weis alle Bemühungen fruchtlos zu machen, und geht in ſeiner Inſolenz ſo weit, daß er es wagt die Unglücklichen zu bedroben; wagt, denen Freunden, die ſich zu ihm begeben, ins Geſicht zu ſagen: die Franzöſinnen ſollten ſich in Acht nehmen, er böte ſie auf, ihm zu ſchaden, und wenn ſie ſich unterſtünden, etwas gegen ihn zu unternehmen, ſo wär's ihm ein leichtes, ſie in einem fremden Lande zu verderben, wo ſie ohne Schutz und Hülfe ſeyen.

Das

Das arme Mädchen fiel auf diese Nachricht in Convulsionen, die ihr den Tod drohten. In der Tiefe ihres Jammers schreibt die älteste nach Frankreich die offenbare Beschimpfung, die ihnen angethan worden. Die Nachricht bewegt ihren Bruder auf's schröcklichste, er verlangt seinen Abschied, um in so einer verwirrten Sache selbst Rath und Hülfe zu schaffen, er ist im Flug von Paris zu Madrid, und der Bruder — bin ich! der alles verlassen hat, Vaterland, Pflichten, Familie, Stand, Vergnügen, um in Spanien eine unschuldige unglückliche Schwester zu rächen.

Ich komme bewaffnet mit der besten Sache und aller Entschlossenheit, einen Verräther zu entlarven, mit blutigen Zügen seine Seele auf sein Gesicht zu zeichnen und der Verräther — bist du!

Clavigo. Hören sie mich, mein Herr — Ich bin — Ich habe — Ich zweifle nicht —

Beaumarchais. Unterbrechen sie mich nicht. Sie haben mir nichts zu sagen und viel von mir zu hören.

Nun um einen Anfang zu machen, seyn Sie so gütig, vor diesem Herrn, der expreß mit mir aus Frankreich gekommen ist, zu erklären: ob meine Schwester durch irgend eine Treulosigkeit, Leichtsinn, Schwachheit, Unart oder sonst einen Fehler diese öffentliche Beschimpfung um Sie verdient habe.

Clavigo Nein, mein Herr. Ihre Schweſter, Donna Maria, iſt ein Frauenzimmer voll Geiſt, Liebenswürdigkeit und Tugend.

Beaumarchais. Hat ſie Ihnen jemals ſeit ihrem Umgange eine Gelegenheit gegeben, ſich über ſie zu beklagen, oder ſie geringer zu achten.

Clavigo. Nie! Niemals!

Beaumarchais (aufſtehend.) Und warum, Ungeheuer! hatteſt du die Grauſamkeit, das Mädchen zu Tode zu quälen! Nur weil dich ihr Herz zehn andern vorzog, die alle rechtſchaffner und reicher waren als du.

Clavigo. O mein Herr! Wenn Sie wüſten, wie ich verhetzt worden bin, wie ich durch mancherley Rathgeber und Umſtände —

Beaumarchais. Genug. (zu Saint George.) Sie haben die Rechtfertigung meiner Schweſter gehört; gehn Sie und breiten Sie es aus. Was ich dem Herrn weiter zu ſagen habe, braucht keiner Zeugen.

Clavigo. (ſteht auf) (Saint George geht.)

Beaumarchais. Bleiben Sie! Bleiben Sie! (beyde ſetzen ſich nieder.) Da wir nun ſo weit ſind, will ich Ihnen einen Vorſchlag thun, den Sie hoffentlich billigen werden.

Es iſt Ihre Convenienz und meine, daß Sie Marien nicht heurathen, und Sie fühlen wohl, daß ich nicht gekommen bin, den Comödienbruder zu machen, der den Roman entwickeln und ſeiner Schweſter

ſter einen Mann ſchaffen will. Sie haben ein ehrliches Mädchen mit kaltem Blute beſchimpft, weil ſie glauben, in einem fremden Lande ſey ſie ohne Beyſtand und Rächer. So handelt ein Niederträchtiger, ein Nichtswürdiger. Und alſo, zuförderſt erklären Sie eigenhändig, freywillig, bey offenen Thüren, in Gegenwart ihrer Bedienten; daß Sie ein abſcheulicher Menſch ſind, der meine Schweſter betrogen, verrathen, ohne die mindſte Urſache erniedrigt hat, und mit dieſer Erklärung geh ich nach Aranjouez, wo ſich unſer Geſandte aufhält, ich zeige ſie, ich laſſe ſie drucken, und Uebermorgen iſt der Hof und die Stadt davon überſchwemmt. Ich habe mächtige Freunde hier, Zeit und Geld, und das alles wend ich an, um Sie auf alle Weiſe auf's grauſamſte zu verfolgen, bis der Zorn meiner Schweſter ſich legt, befriedigt iſt, und mir Einhalt thut.

Clavigo. Ich thue dieſe Erklärung nicht.

Beaumarchais. Das glaub ich, denn vielleicht thät ich ſie an Ihrer Stelle eben ſo wenig Aber hier iſt das andere: Schreiben Sie nicht, ſo bleib ich von dieſem Augenblicke bey Ihnen, ich verlaſſe Sie nicht, ich folge Ihnen überall hin, bis ſie, einer ſolchen Geſellſchaft überdrüßig, hinter Buenretiro meiner los zu werden geſucht haben. Bin ich glücklicher als Sie; ohne den Geſandten zu ſehen, ohne mit einem Menſchen hier geſprochen zu haben, faß ich meine ſterbende Schweſter in meine Arme,

hebe

hebe sie in meinen Wagen und kehre mit ihr nach Frankreich zurück. Begünstigt Sie das Schicksal; so hab ich das Meine gethan, und so lachen Sie denn auf unsere Kosten. Unterdessen das Frühstück.

(Beaumarchais setzt die Schelle. Ein Bedienter bringt die Schokolade, Beaumarchais nimmt seine Tasse, und geht in der anstossenden Gallerie spazieren, die Gemählde betrachtend.)

Clavigo. Lust! Lust! — Das hat dich überrascht, angepackt wie einem Knaben. — Wo bist du, Clavigo? Wie willst du das enden? — Wie kannst du das enden? — Ein schrecklicher Zustand, in den dich deine Thorheit, deine Verrätherey gestürzt hat; (Er greift nach dem Degen auf dem Tisch) Ha! Kurz und gut! — (Er läßt ihn liegen) — Und da wäre kein Weg, kein Mittel, als Tod — oder Mord, abscheulicher Mord — Das unglückliche Mädchen ihres letzten Trostes, ihres einzigen Beystandes zu berauben, ihres Bruders! — Des edlen braven Menschen Blut zu sehen! Und so den doppelten unerträglichen Fluch einer vernichteten Familie auf dich zu laden! — O das war die Aussicht nicht, als das liebenswürdige Geschöpf dich die erste Stunden ihrer Bekanntschaft mit all denen Reizen anzog! Und da du sie verliessest, sahst du nicht die gräßlichen Folgen deiner Schandthat! — Welche Seligkeit wartete dein in ihren Armen! in der Freundschaft solch eines Bruders! — Marie! Marie! O daß du vergeben

könntest, daß ich zu deinen Füssen das all abweinen dürfte! — Und warum nicht? — Mein Herz geht mir über: meine Seele geht mir auf, in Hofnung! — Mein Herr!

Beaumarchais. Was beschliessen Sie?

Clavigo. Hören Sie mich! Mein Betragen gegen ihre Schwester ist nicht zu entschuldigen. Die Eitelkeit hat mich verführt. Ich fürchtete, all meine Plane, all meine Aussichten auf ein ruhmvolles Leben durch diese Heurath zu Grunde zu richten. Hätte ich wissen können, daß sie einen Bruder habe, sie würde in meinen Augen keine unbedeutende Fremde gewesen seyn, ich würde die grösten Vortheile von dieser Verbindung gehofft haben. Sie erfüllen mich, mein Herr, mit der grösten Hochachtung für Sie; und indem Sie mir auf diese Weise mein Unrecht lebhaft empfinden machen, flössen Sie mir eine Begierde ein, eine Kraft, alles wieder gut zu machen. Ich werfe mich zu Ihren Füssen! Helfen Sie! Helfen Sie, wenn's möglich ist, meine Schuld austilgen und das Unglück endigen. Geben Sie mir ihre Schwester wieder, mein Herr, geben Sie mich ihr, wie glücklich wär ich, von ihrer Hand eine Gattin und die Vergebung all meiner Fehler zu erhalten.

Beaumarchais. Es ist zu spät! Meine Schwester liebt Sie nicht mehr, und ich verabscheue Sie. Schreiben Sie die verlangte Erklärung, das ist al-

les,

les, was ich von Ihnen fordere. Und überlaſſen Sie mir die Sorgfalt einer ausgeſuchten Rache.

Clavigo. Ihre Hartnäckigkeit iſt weder gerecht noch klug, ich gebe Ihnen zu, daß es hier nicht auf mich ankommt, ob ich eine ſo weit verſchimmerte Sache wieder gut machen will. — Ob ich ſie gut machen kann, das hängt von dem Herzen ihrer vortreflichen Schweſter ab, ob ſie einen Elenden wieder anſehen mag, der nicht verdient das Tageslicht zu ſehen. Allein Ihre Pflicht iſts, mein Herr, das zu prüfen und darnach ſich zu betragen, wenn Ihr Schritt nicht einer jugendlichen unbezwungenen Hitze ähnlich ſehen ſoll. Wenn Donna Maria unbeweglich iſt; o ich kenne das Herz! o ihre Güte, ihre himmliſche Seele ſchwebt mir ganz lebhaft vor! Wenn ſie unerbittlich iſt, dann iſt es Zeit, mein Herr.

Beaumarchais. Ich beſtehe auf der Erklärung.

Clavigo. (nach dem Tiſch zu gehend) Und wenn ich nach dem Degen greife.

Beaumarchais. (gehend) Gut, mein Herr! Schön, mein Herr!

Clavigo. (ihn zurückhaltend) Noch ein Wort. Sie haben die gute Sache; laſſen Sie mich die Klugheit für Sie haben. Bedenken Sie, was Sie thun. Auf beyde Fälle ſind wir alle unwiederbringlich verlohren. Müßt ich nicht für Schmerz, für Beangſtigung untergehen, wenn Ihr Blut meinen Degen

färben sollte, wenn ich Marien noch über all ihr Unglück auch ihren Bruder raubte, und — dann der Mörder des Clavigo würde die Pyrenäen nicht zurückmessen.

Beaumarchais. Die Erklärung mein Herr, die Erklärung!

Clavigo. So sey's denn. Ich will alles thun, um Sie von der aufrichtigen Gesinnung zu überzeugen, die mir Ihre Gegenwart einflößt. Ich will die Erklärung schreiben, ich will sie schreiben aus Ihrem Munde. Nur versprechen Sie mir, nicht eher Gebrauch davon zu machen, bis ich im Stande gewesen bin, Donna Marta von meinem geänderten reuvollen Herzen zu überzeugen. Bis ich mit ihrer Aeltesten ein Wort gesprochen, bis diese ihr gütiges Vorwort bey meiner Geliebten eingelegt hat. So lang, mein Herr.

Beaumarchais. Ich gehe nach Aranjuez.

Clavigo. Gut denn, bis Sie wiederkommen, so lange bleibt die Erklärung in Ihrem Portefeuille, hab ich meine Vergebung nicht, so lassen Sie ihrer Rache vollen Lauf. Dieser Vorschlag ist gerecht, anständig, klug, und wenn Sie so nicht wollen, so sey's denn unter uns beyden um Leben und Tod gespielt. Und der das Opfer seiner Uebereilung wird, sind immer Sie und Ihre arme Schwester.

Beaumarchais. Es steht Ihnen an, die zu bedauern, die Sie unglücklich gemacht haben.

Cla-

Clavigo. (sich setzend) Sind Sie das zufrieden?

Beaumarchais. Gut, denn ich gebe nach! Aber keinen Augenblick länger. Ich komme von Aranjuez, ich frage, ich höre! Und hat man Ihnen nicht vergeben, wie ich denn hoffe, wie ich's wünsche! Gleich auf, und mit dem Zettel in die Druckerey.

Clavigo. (nimmt Papier) Wie verlangen Sie's?

Beaumarchais. Mein Herr! in Gegenwart Ihrer Bedienten.

Clavigo Wozu das?

Beaumarchais. Befehlen Sie nur, daß sie in der anstossenden Gallerie gegenwärtig sind. Man soll nicht sagen, daß ich Sie gezwungen habe.

Clavigo. Welche Bedenklichkeiten.

Beaumarchais. Ich bin in Spanien und habe mit Ihnen zu thun.

Clavigo. Nun denn! (Er klingelt. Ein Bedienter.) Ruft meine Leute zusammen, und begebt euch auf die Gallerie herbey.

(Der Bediente geht, die übrigen kommen, und besetzen die Gallerie.)

Clavigo. Sie überlassen mir, die Erklärung zu schreiben.

Beaumarchais. Nein, mein Herr! Schreiben Sie, ich bitte schreiben Sie, wie ich's Ihnen sage.

Clavigo. (schreibt.)

Beaumarchais Ich Unterzeichneter, Joseph Clavigo, Archivarius des Königs.

Clavigo. Des Königs.

Beaumarchais. Bekenne, daß, nachdem ich in dem Hause der Madame Guilbert freundschaftlich aufgenommen worden.

Clavigo. Worden.

Beaumarchais. Ich Mademoiselle von Beaumarchais Ihre Schwester, durch hundertfältig wiederholte Heirathsversprechungen, betrogen habe — Haben Sie's. —

Clavigo Mein Herr!

Beaumarchais. Haben Sie ein ander Wort dafür?

Clavigo. Ich dächte —

Beaumarchais. Betrogen habe. Was Sie gethan haben, können Sie ja noch eher schreiben. — Ich habe sie verlassen, ohne daß irgend ein Fehler oder Schwachheit von ihrer Seite einen Vorwand oder Entschuldigung dieses Meyneids veranlasset hätten.

Clavigo. Nun!

Beaumarchais. Im Gegentheil ist die Aufführung des Frauenzimmers immer rein, ohntadelich und aller Ehrfurcht würdig gewesen.

Clavigo. Würdig gewesen.

Beaumarchais. Ich bekenne, daß ich durch mein Betragen, den Leichtsinn meiner Reden, durch die

Aus-

Auslegung, deren ſie unterworfen waren, öffentlich dieſes tugendhafte Frauenzimmer erniedrigt habe, weswegen ich ſie um Vergebung bitte, ob ich mich gleich nicht werth achte, ſie zu erhalten.

Clavigo. (hält inne.)

Beaumarchais. Schreiben Sie! Schreiben Sie! — Welches Zeugniß ich mit freyem Willen und ungezwungen von mir gegeben habe, mit dem beſondern Verſprechen, daß wenn dieſe Satisfaction der Beleidigenden nicht hinreichend ſeyn ſollte, ich bereit bin, ſie auf alle andere erforderliche Weiſe zu geben. Madrid.

Clavigo. (Steht auf, winkt den Bedienten, ſich wegzugeben und reicht ihm das Papier.) Ich habe mit einem beleidigten, aber mit einem edlen Menſchen zu thun. Sie halten Ihr Wort und ſchieben Ihre Rache auf. In dieſer einzigen Rückſicht, in dieſer Hofnung hab ich das ſchimpfliche Papier von mir geſtellt, wozu mich ſonſt nichts gebracht hätte. Aber ehe ich es wage, vor Donna Maria zu treten, hab ich beſchloſſen, jemanden den Auftrag zu geben, mir bey ihr das Wort zu reden, für mich zu ſprechen — und der Mann ſind Sie.

Beaumarchais. Bilden Sie ſich das nicht ein.

Clavigo. Wenigſtens ſagen Sie ihr die bittere herzliche Reue, die Sie an mir gefühlt haben. Das iſt alles, alles, warum ich Sie bitte, ſchlagen Sie mir's nicht ab, ich müßte einen andern weniger kräftigen Vorſprecher wählen, und Sie ſind ihr ja eine

treue Erzählung schuldig. Erzählen Sie ihr, wie Sie mich gefunden haben!

Beaumarchais. Gut, das kann ich, das will ich, Und so Adieu.

Clavigo. Leben Sie wohl! (er will seine Hand nehmen, Beaumarchais zieht sie zurück.)

Clavigo. (allein.) So unerwartet aus einem Zustand in den andern. Man taumelt, man träumt! — Diese Erklärung, ich hätte sie nicht geben sollen. — Es kam so schnell, unerwartet als das Donnerwetter!

Carlos (kommt.)

Carlos. Was hast du für Besuch gehabt? Das ganze Haus ist in Bewegung, was giebts?

Clavigo. Mariens Bruder.

Carlos. Ich vermuthet's. Der Hund von einem alten Bedienten, der sonst bey Guilberts war, und der mir nun trätscht, weiß es schon seit gestern, daß man ihn erwartet und trift mich erst diesen Augenblick. Er war da?

Clavigo. Ein vortreflicher Junge.

Carlos. Den wollen wir bald los seyn. Ich habe den Weg über schon gesponnen! — Was hatt's denn geben? Eine Ausforderung? eine Ehrenerklärung? War er fein hitzig der Bursch?

Clavigo Er verlangte eine Erklärung, daß seine Schwester mir keine Gelegenheit zur Veränderung gegeben.

Carlos. Und du hast sie ausgestellt?

Clavigo. Ich hielt es für's beste.

Carlos. Gut, sehr gut! Ist sonst nichts vorgefallen?

Clavigo. Er drang auf einen Zweykampf, oder die Erklärung.

Carlos. Das letzte war das gescheutste, wer wird sein Leben gegen einen so romantischen Fratzen wagen. Und forderte er das Papier ungestümm?

Clavigo. Er diktirte mir's, und ich mußte die Bedienten in die Gallerie rufen.

Carlos. Ich versteh'! Ah! nun hab ich dich, Herrchen, das bricht ihm den Hals! Heiß mich einen Schreiber, wenn ich den Buben nicht in zwey Tagen im Gefängniß habe, und mit dem nächsten Transport nach Indien.

Clavigo. Nein, Carlos, die Sache steht anders, als du denkst.

Carlos. Wie?

Clavigo. Ich hoffe durch seine Vermittelung, durch mein eifriges Bestreben, Verzeihung von der Unglücklichen zu erhalten.

Carlos. Clavigo!

Clavigo. Ich hoffe, all das Vergangene zu tilgen, das Zerrüttete wieder herzustellen, und so in meinen Augen und in den Augen der Welt wieder zum ehrlichen Mann zu werden.

Carlos. Zum Teufel, bist du kindisch geworden!

Man spührt dir doch immer an, daß du ein Gelehrter bist. — Dich so bethören zu lassen, siehst du nicht, daß das ein einfältig angelegter Plan ist, um dich in's Garn zu sprengen?

Clavigo. Nein, Carlos, er will die Heurath nicht, sie sind dagegen, sie will nichts von mir hören.

Carlos. Das ist die rechte Höhe. Nein, guter Freund, nimm mir's nicht übel, ich hab wohl in Comödien gesehen, daß man einen Landjunker so geprellt hat.

Clavigo. Du beleidigst mich. Ich bitte, spare deinen Humor auf meine Hochzeit. Ich bin entschlossen, Marien zu heurathen. Freywillig aus innerm Trieb. Meine ganze Hoffnung, meine ganze Glückseligkeit ruht auf dem Gedanken, ihre Vergebung zu erhalten. Und dann fahr hin, Stolz! An der Brust dieser Lieben liegt noch der Himmel wie vormals, aller Ruhm, den ich erwerbe, alle Größe, zu der ich mich erhebe wird mich mit doppeltem Gefühl ausfüllen, denn das Mädchen theilt's mit mir, die mich zum doppelten Menschen macht. Leb wohl! ich muß hin; ich muß die Guilbert wenigstens sprechen.

Carlos. Warte nur bis nach Tisch.

Clavigo Keinen Augenblick. (ab.)

Carlos. (ihm nachsehend und eine Weile schweigend.) Da macht wieder jemand einmal einen dummen Streich. (ab.)

Dritter Act.

Guilberts Wohnung.

Sophie Guilbert, Marie von Baumarchais.

Marie. Du haſt ihn geſehn? mir zittern alle Glieder! Du haſt ihn geſehn? ich war nah an einer Ohnmacht, als ich hörte, er käme, und du haſt ihn geſehn? Nein, ich kann, ich werde, nein, ich kann ihn nie wieder ſehn.

Sophie. Ich war auſſer mir, als er herein trat; denn ach! liebt ich ihn nicht wie du, mit der vollſten, reinſten, ſchweſterlichſten Liebe? Hat mich nicht ſeine Entfernung gekränkt, gemartert? — Und nun den Rückkehrenden, den Reuigen zu meinen Füſſen — Schweſter! es iſt ſo was Bezauberndes in ſeinem Anblick, in dem Ton ſeiner Stimme. Er —

Marie. Nimmer, nimmermehr!

Sophie. Er iſt noch der Alte, noch eben das gute, ſanfte, fühlbare Herz, noch eben die Heftigkeit der Leidenſchaft, noch eben die Begierd, geliebt zu werden, und das ängſtliche martende Gefühl, wenn

ihm

ihm die Neigung verſa t wird Alles! alles! und von Dir ſprich: er, Marie! wie in jenen glücklichen Tagen der feurigſten Leidenſchaft, es iſt, als wenn Dein guter Geiſt dieſen Zwiſchenraum von Untreu und Entfernung ſelbſt veranlaßt habe, um das Einförmige, Schleppende einer langen Bekanntſchaft zu unterbrechen und dem Gefühl eine neue Lebhaftigkeit zu geben.

Marie. Du redſt ihm das Wort?

Sophie. Nein, Schweſter, auch verſprach ich's ihm nicht. Nur, meine Beſte, ſeh ich die Sachen, wie ſie ſind. Du und der Bruder, ihr ſeht ſie in einem allzuromantiſchen Lichte. Du haſt das mit gar manchem guten Kinde gemein, daß Dein Liebhaber treulos ward, und Dich verließ; und daß er wiederkommt, reuig ſeinen Fehler verbeſſern, alle alte Hoffnungen erneuern will — das iſt ein Glück, das eine andere nicht leicht von ſich ſtoſſen würde.

Marie. Mein Herz wurde reiſſen?

Sophie Ich glaube Dir, der erſte Augenblick muß auf Dich eine empfindliche Wirkung machen — und dann, meine Beſte, ich bitte Dich, halt' dieſe Bangigkeit, dieſe Verlegenheit, die Dir alle Sinnen zu übermeiſtern ſcheint, nicht für eine Würkung des Haſſes, für keinen Widerwillen, Dein Herz ſpricht mehr für ihn, als Du es glaubſt, und eben darum trauſt Du Dich nicht, ihn wieder zu ſehen, weil Du ſeine Rückkehr ſo ſehnlich wünſcheſt.

Marie.

Marie. Sey barmherzig.

Sophie. Du sollst glücklich werden. Fühlt' ich, daß Du ihn verachtetest, daß er Dir gleichgültig wäre, wollt ich kein Wort weiter reden, sollt' er mein Angesicht nicht mehr sehen. Doch so, meine Liebe — Du wirst mir danken, daß ich Dir geholfen habe diese ängstliche Unbestimmtheit überwinden, die ein Zeichen der innigsten Liebe ist.

Guilbert, Buenko.

Sophie. Kommen Sie, Buenko! Guilbert, kommen Sie. Helft mir diesen Riemen Muth einsprechen, Entschlossenheit, jetzt da es gilt.

Buenko. Ich wollte, daß ich sagen dürfte, nehmt ihn nicht wieder an.

Sophie. Buenko!

Buenko. Mein Herz wirft sich mir im Leib herum bey dem Gedanken: Er soll diesen Engel noch besitzen, den er so schändlich beleidigt, den er an das Grab geschleppt hat. Und besitzen? — warum? — wodurch macht er das all wieder gut, was er verbrochen hat? — Daß er wiederkehrt, daß ihm auf einmal beliebt, wieder zu kehren, und zu sagen: jetzt mag ich sie, jetzt will ich sie. Just, als wäre diese treffliche Seele eine verdächtige Waare, die man am Ende dem Käufer doch noch nachwirft, wenn er auch schon durch die niedrigsten Gebote und jüdisches Ab- und Zulaufen bis auf's Mark gequält hat.

Nein,

Nein, meine Stimme kriegt er nicht, und wenn Mariens Herz selbst für ihn spräche. — Wieder zu kommen, und warum denn jetzt? — jetzt? — Mußte er warten, bis ein tapferer Bruder käme, dessen Rache er fürchten muß, um wie ein Schulknabe zu kommen, und Abbitte zu thun? — Ha! er ist so feig, als er nichtswürdig ist!

Guilbert. Ihr redet wie ein Spanier und als wenn ihr die Spanier nicht kenntet. Wir schweben diesen Augenblick in einer größern Gefahr, als ihr alle nicht seht.

Marie. Bester Guilbert!

Guilbert. Ich ehre die unternehmende Seele unsers Bruders, ich habe im Stillen seinem Heldengange zugesehn, und wünsche, daß alles gut ausschlagen möge, wünsche, daß Marie sich entschliessen könnte, Clavigo ihre Hand zu geben, denn— (lächelnd) ihr Herz hat er doch. —

Marie. Ihr seyd grausam.

Sophie. Hör ihn! ich bitte dich, hör ihn!

Guilbert. Dein Bruder hat ihm eine Erklärung abgedrungen, die dich vor den Augen aller Welt rechtfertigen soll, und die wird uns verderben.

Buenko. Wie?

Marie. O Gott.

Guilbert. Er stellte sie aus in der Hoffnung, dich zu bewegen. Bewegt er dich nicht, so muß er alles anwenden, um das Papier zu vernichten, er kann's,

er

er wird's. Dein Bruder will es gleich nach seiner Rückkehr von Aranjouez drucken und ausstreuen. Ich fürchte, wenn du beharrst, er wird nicht zurückkehren.

Sophie. Lieber Guilbert!

Marie. Ich vergehe!

Guilbert. Clavigo kann das Papier nicht auskommen lassen. Verwirfst du seinen Antrag und er ist ein Mann von Ehre, so geht er deinem Bruder entgegen und einer von beyden bleibt; und dein Bruder sterbe oder siege, er ist verlohren. Ein Fremder in Spanien! Mörder dieses geliebten Höflings? — Schwester, es ist all gut, daß man edel denkt und fühlt, und sich und die Seinigen zu Grunde zu richten.

Marie. Rathe mir, Sophie, hilf mir!

Guilbert. Und, Buenko, widerlegen Sie mich.

Buenko. Er wagts nicht, er fürchtet für sein Leben, sonst hätt' er gar nicht geschrieben, sonst böt er Marien seine Hand nicht an.

Guilbert. Desto schlimmer, so findet er hundert, die ihm ihren Arm leihen, hundert, die unserm Bruder tückisch auf dem Wege das Leben rauben. Ha! Buenko, bist du so jung? Ein Hofmann sollte keinen Meuchelmörder im Sold haben.

Buenko. Der König ist groß und gut.

Guilbert. Auf denn! Durch all die Mauern, die ihn umschliessen, die Wachen, das Ceremoniel,

und all das, womit die Hofſchranken ihn von seinem Volke geſchieden haben, dringen Sie durch, und retten Sie uns. — Wer kommt?

Clavigo (kommt.)

Clavigo. Ich muß! Ich muß!

Marie. (Thut einen Schrey und fällt Sophien in die Arme.

Sophie Grauſamer, in welchen Zuſtand verſetzen Sie uns. (Guilbert und Buenko treten zu ihm.)

Clavigo. Ja Sie iſts! Sie iſts! Und ich bin Clavigo. — Hören Sie mich Beſte, wenn Sie mich nicht anſehen wollen. Zu der Zeit, da mich Guilbert mit Freundlichkeit in ſein Haus aufnahm, da ich ein armer unbedeutender Junge war, da ich in meinem Herzen eine unüberwindliche Leidenſchaft für Sie fühlte, war's da Verdienſt an mir? Oder war's nicht vielmehr innere Uebereinſtimmung der Charaktere, geheime Zuneigung des Herzens, daß auch Sie für mich nicht unempfindlich bleiben, daß ich nach einer Zeit mir ſchmeicheln konnte, dies Herz ganz zu beſitzen? Und nun — bin ich nicht ebenderſelbe? Sind Sie nicht ebendieſelbe? Warum ſoll ich nicht hoffen dürfen? Warum nicht bitten? Wollten Sie einen Freund, einen Geliebten, den Sie nach einer gefährlichen unglücklichen Seereiſe lange für verlohren geachtet, nicht wieder an Ihren Buſen nehmen, wenn er unvermuthet wiederkäme, und

ſtin gerettetes Leben zu Ihren Füſſen legte? Und bin ich weniger auf einem ſtürmiſchen Meere dieſe Zeit geſchwebet, ſind unſre Leidenſchaften, mit denen wir im ewigen Streit leben nicht ſchrecklicher und unbezwinglicher, als iene Wellen, die den Unglücklichen fern von ſeinem Vaterlande verſchlagen? Marie! Marie! Wie können Sie mich haſſen, da ich nie aufgehört habe, Sie zu lieben? Mitten in allem Taumel, durch all den verführeriſchen Geſang der Eitelkeit und des Stolzes, hab ich mich immer ienes ſeligen unbefangenen Tages erinnert, die ich in glücklicher Einſchränkung zu Ihren Füſſen zubrachte, da wir eine Reihe von blühenden Ausſichten vor uns gelegt ſahen — Und nun, warum wollten Sie nicht mit mir alles erfüllen, was wir hoften? Wollen Sie das Glück des Lebens nun nicht ausgenieſſen, weil ein düſterer Zwiſchenraum ſich unſern Hoffnungen eingeſchoben hatte? Nein, meine Liebe, glauben Sie, die beſten Freuden der Welt ſind nicht ganz rein, die höchſte Wonne wird auch durch unſere Leidenſchaften, durch das Schickſal unterbrochen, wollen wir uns beklagen, daß es uns gegangen iſt, wie allen andern und wollen wir uns fruchtbar machen indem wir dieſe Gelegenheit von uns ſtoſſen, all das Vergangene herzuſtellen, eine zerrüttete Familie wieder aufzurichten, die heldenmüthige That eines edlen Bruders zu belohnen, und unſer eigen Glück auf ewig zu befeſtigen? — Meine Freunde! um die ichs

nicht verdient habe, meine Freunde, die es seyn müssen, weil sie Freunde der Tugend sind, zu der ich zurückkehre, verbinden Sie Ihr Flehen mit dem meinigen! Marie! (er wirft sich nieder) Marie! Kennst du meine Stimme nicht mehr? vernimmst du nicht mehr den Ton meines Herzens! Marie! Marie!

Marie. O Clavigo!

Clavigo. (springt auf und faßt ihre Hand mit entzückenden Kussen) Sie vergiebt mir, Sie liebt mich! (er umarmt den Gulbert, den Buenko) Sie liebt mich noch! O Marie, mein Herz sagte mir's! Ich hätte mich zu Deinen Füssen werfen, stumm meinen Schmerz, meine Reue ausweinen wollen, Du hättest mich ohne Worte verstanden, wie ich ohne Worte meine Vergebung erhalte. Nein, diese innige Verwandtschaft unserer Seelen ist nicht aufgehoben; nein, sie nehmen einander noch wie ehemals, wo kein Laut, kein Wink nöthig war, um die innersten Bewegungen sich mitzutheilen. Marie — Marie — Marie. —

Baumarchais (tritt auf.)

Beaumarchais. Ha!

Clavigo. (ihm entgegen fliegend.) Mein Bruder!

Beaumarchais. Du vergiebst ihm?

Marie. Laß mich, meine Sinnen vergehn. (Man führt sie weg.)

Beaumarchais. Sie hat ihm vergeben?

Buenko. Es sieht so aus.

Beau-

Beaumarchais. Du verdienſt dein Glück nicht.

Clavigo. Glaube, daß ich's fühle.

Sophie. (kommt zurück.) Sie vergiebt ihm. Ein Strohm von Thränen brach aus ihren Augen. Er ſoll ſich entfernen, rief ſie ſchluchzend, daß ich mich erhole! Ich vergeb ihm. — Ach Schweſter! rief ſie, und fiel mir um den Hals, woher weis er, daß ich ihn ſo liebe?

Clavigo. (die Hand kuſſend.) Ich bin der glücklichſte Menſch unter der Sonne. Mein Bruder!

Beaumarchais. (umarmt ihn.) Von Herzen denn. Ob ich Euch ſchon ſagen muß: noch kann ich Euer Freund nicht ſeyn, noch kann ich euch nicht lieben. Und ſomit ſeyd Ihr der Unſrige und vergeſſen ſey alles! Das Papier, das ihr mir gabt, hier iſt's (er nimmt's aus der Brieftaſche, zerreiß's und giebts ihm hin.)

Clavigo. Ich bin der Eurige, ewig der Eurige.

Sophie. Ich bitte, entfernt Euch, daß ſie Eure Stimme nicht hört, daß ſie ſich beruhigt.

Clavigo. (ſie rings umarmend.) Lebt wohl! Lebt wohl! — Tauſend Küſſe dem Engel. (ab.)

Beaumarchais. Es mag denn gut ſeyn, ob ich gleich wünſchte, es wäre anders. (lächelnd.) Es iſt doch ein gutherziges Geſchöpf, ſo ein Mädchen — Und, meine Freunde, auch muß ich's ſagen, es war ganz der Gedanke, der Wunſch unſers Geſandtens, daß ihm Marie vergeben, und daß eine glückliche Heurath dieſe verdrüßliche Geſchichte endigen möge.

Guilbert. Mir ist auch wieder ganz wohl.

Buenko. Er ist Euer Schwager, und so Adieu! Ihr seht mich in eurem Hause nicht wieder.

Beaumarchais. Mein Herr!

Guilbert. Buenko.

Buenko. Ich haß ihn nun einmal bis ans jüngste Gericht. Und gebt Acht, mit was für einem Menschen ihr zu thun habt. (ab.)

Guilbert. Er ist ein melancholischer Unglücksvogel. Und mit der Zeit läßt er sich doch wieder bereden, wenn er sieht, es geht alles gut.

Beaumarchais. Doch war's übereilt, daß ich ihm das Papier zurückgab.

Guilbert. Laßt! Laßt! Keine Grillen. (ab.)

Vierter Act.

Clavigos Wohnung.

Carlos.

Carlos. Es ist löblich, daß man den Menschen, der durch Verschwendung oder andere Thorheiten zeigt, daß sein Verstand sich verschoben hat, von Amtswegen Vormünder setzt. Thut das die Obrigkeit, die sich doch sonst nicht viel um uns bekümmert

mert, wie sollten wir's nicht an einem Freunde thun! Clavigo. Du bist in üblen Umständen! Noch hoff ich! Und wenn Du nur noch halbweg lenksam bist wie sonst; so ists eben noch Zeit, Dich vor einer Thorheit zu bewahren, die bey Deinem lebhaften empfindlichen Charakter, das Elend Deines Lebens machen, Dich vor der Zeit in's Grab bringen muß. Er kommt.

Clavigo (nachdenkend.)

Clavigo. Guten Tag, Carlos.

Carlos Ein schwermüthiges, gepreßtes guten Tag! Kommst Du in dem Humor von deiner Braut?

Clavigo. Es ist ein Engel! Es sind vortrefliche Menschen!

Carlos. Ihr werdet doch mit der Hochzeit nicht so sehr eilen, daß man sich noch ein Kleid drauf kann sticken lassen?

Clavigo. Scherz oder Ernst. Bey unserer Hochzeit werden keine gestickte Kleider paradiren.

Carlos. Ich glaub's wohl.

Clavigo. Das Vergnügen an uns selbst, die freundschaftliche Harmonie sollen der Prunk dieser Feyerlichkeit seyn.

Carlos. Ihr werdet eine stille kleine Hochzeit machen?

Clavigo. Wie Menschen, die fühlen, daß ihr Glück ganz in ihnen selbst beruht.

Carlos. In denen Umständen ist es recht gut.

Clavigo Umständen! Was meynst du mit den Umständen?

Carlos. Wie die Sache nun steht, und liegt, und sich verhält.

Clavigo. Höre, Carlos, ich kann den Ton des Rückhalts an Freunden nicht ausstehen. Ich weis, du bist nicht für diese Heurath, dem ohngeachtet, wenn du etwas dagegen zu sagen hast, sagen willst, so sag's gerade zu. Wie steht denn die Sache? wie verhält sie sich?

Carlos. Es kommen einem im Leben mehr unerwartete wunderbare Dinge vor, und es wäre schlimm, wenn alles im Gleise gieng, man hätte nichts, sich zu verwundern, nichts, die Köpfe zusammen zu stossen, nichts in Gesellschaft zu verschneiden.

Clavigo. Aufsehn wird's machen.

Carlos. Des Clavigo Hochzeit! das versteht sich. Wie manches Mädchen in Madrid harrt auf dich, und wenn du ihnen nun diesen Streich spielst?

Clavigo. Das ist nun nicht anders.

Carlos. Sonderbahr ist's. Ich habe wenig Männer gekannt, die so großen und allgemeinen Eindruck auf die Weiber machten, als du. Unter allen Ständen giebts gute Kinder, die sich mit Planen und Aussichten beschäftigen, dich habhaft zu werden. Die eine bringt ihre Schönheit in Anschlag, die ihren Reich-

Reichthum, ihren Stand, ihren Witz, ihre Verwandte. Was krieg ich nicht um deinetwillen für Complimente. Denn warlich weder meine Stumpfnase, noch mein Krauskopf, noch meine bekannte Verachtung der Weiber, kann mir so was zuziehen.

Clavigo. Du spottest.

Carlos. Wenn ich nicht schon Vorschläge, Anträge in Händen gehabt hätte, geschrieben von eignen zärtlichen kritz'lichen Pfötgen, so unorthographisch, als ein originaler Liebesbrief eines Mädchens nur seyn kann. Wie manche hübsche Duena ist mir bey der Gelegenheit unter die Finger gekommen?

Clavigo. Und du sagtest mir von allen dem nichts?

Carlos. Weil ich dich mit leeren Grillen nicht beschäftigen wollte, und niemals rathen konnte, daß du mit einer einzigen Ernst gemacht hättest. O Clavigo, ich habe dein Schicksal im Herzen getragen, wie mein eigne; ich habe keinen Freund, als dich, die Menschen sind mir alle unerträglich, und du fängst auch an, mir unerträglich zu werden?

Clavigo. Ich bitte dich, sey ruhig.

Carlos. Brenn einem das Haus ab, daran er zehn Jahre gebauet hat, und schick ihm einen Beichtvater, der ihm die christliche Geduld empfiehlt. — Man soll sich für niemand interessiren als für sich selbst, die Menschen sind nicht werth —

Clavigo. Kommen deine feindselige Grillen wieder?

Carlos. Wenn ich aufs neue ganz darin versinke, wer ist schuld dran als du? Ich sagte zu mir: was soll ihm jetzt die vortheilhafteste Heurath, ihm, der es für einen gewöhnlichen Menschen weit genug gebracht hätte, aber mit seinem Geist, mit seinen Gaben ist es unverantwortlich — ist es unmöglich, daß er bleibt was er ist. — Ich machte meine Projekte. Es giebt so wenig Menschen, die so unternehmend und biegsam, so geistvoll und fleißig zugleich sind. Er ist in alle Fächer gerecht; als Archivarius kann er sich schnell die wichtigsten Kenntnisse erwerben, er wird sich nothwendig machen, und laßt eine Veränderung vorgehn, so ist er Minister.

Clavigo. Ich gestehe dir, das waren oft auch meine Träume.

Carlos. Träume! So gewiß ich den Thurn erreiche und erklettere, wenn ich drauf losgehe, mit dem festen Vorsatze, nicht abzulassen bis ich ihn erstiegen habe, so gewiß hättest du auch alle Schwürigkeiten überwunden. Und hernach wär mir für das übrige nicht bang gewesen. Du hast kein Vermögen von Hause, desto besser! das hätte dich auf die Erwerbung eifriger, auf die Erhaltung aufmerksamer gemacht. Und wer am Zoll sitzt, ohne reich zu werden, ist ein Pinsel. Und dann seh ich nicht, warum das Land dem Minister nicht so gut Abgaben schuldig ist, als dem König. Dieser giebt seinen Namen her, und jener die Kräfte. Wenn ich denn

mit

mit all dem fertig war, dann ſah ich mich erſt nach einer Parthie für dich um. Ich ſah manch ſtolzes Haus, das die Augen über deine Abkunft zugeblickt hätte, manches der reichſten, das dir gern den Aufwand deines Standes verſchaft haben würde, nur an der Herrlichkeit des zweiten Königs Theil nehmen zu dürfen — und — nun —

Clavigo. Du biſt ungerecht, du ſetzeſt meinen gegenwärtigen Zuſtand zu tief herab; und glaubſt du denn, daß ich mich nicht weiter treiben, nicht auch noch mächtige Schritte thun kann?

Carlos. Lieber Freund, brich du einer Pflanze das Herz aus, ſie mag hernach treiben und treiben unzählige Nebenſchöslinge, es giebt vielleicht einen ſtarken Buſch, aber der ſtolze königliche Wuchs des erſten Schuſſes iſt dahin. Und denke nur nicht, daß man dieſe Heurath bey Hofe gleichgültig anſehen wird. Haſt du vergeſſen, was für Männer dir den Umgang, die Verbindung mit Marien misriethen, haſt du vergeſſen, wer dir den klugen Gedanken eingab, ſie zu verlaſſen? Soll ich dir ſie an den Fingern herzehlen?

Clavigo. Der Gedanke hat mich auch ſchon geveinigt, daß ſo wenige dieſen Schritt billigen werden.

Carlos. Keiner! Und deine hohen Freunde ſollten nicht aufgebracht ſeyn, daß du, ohne ſie zu fragen, ohne ihren Rath dich ſo gerade zu hingegeben

hast, wie ein unbesonnener Knabe auf dem Markt sein Geld gegen wurmstichige Nüsse wegwirft?

Clavigo. Das ist unartig, Carlos, und übertrieben.

Carlos. Nicht um einen Zug. Denn daß einer aus Leidenschaft einen seltsamen Streich macht, das laß ich gelten. Ein Kammermädchen zu heurathen, weil sie schön ist wie ein Engel! Gut, der Mensch wird getadelt, und doch beneiden ihn die Leute.

Clavigo. Die Leute, immer die Leute.

Carlos. Du weißt, ich frage nicht ängstlich nach andrer Beyfall, doch das ist ewig wahr: wer nichts für andere thut, thut nichts für sich, und wenn die Menschen dich nicht bewundern, oder beneiden, bist du auch nicht glücklich.

Clavigo. Die Welt urtheilt nach dem Scheine. O! wer Mariens Herz besitzt, ist zu beneiden!

Carlos Was die Sache ist, scheint sie auch. Aber freylich dacht ich, daß das verborgene Qualitäten seyn müssen, die dein Glück beneidenswerth machen, denn was man so mit seinen Augen sieht, mit seinem Menschenverstande begreifen kann —

Clavigo. Du willst mich zu Grunde richten.

Carlos Wie ist das zugegangen? wird man in der Stadt fragen. Wie ist das zugegangen? fragt man bey Hofe. Um Gotteswillen, wie ist das zugegangen? Sie ist arm ohne Stand, hätte Clavigo nicht einmal ein Abentheuer mit ihr gehabt, man

wüste

wüſte gar nicht, daß ſie in der Welt iſt. Sie ſoll artig ſeyn, angenehm, witzig! — Wer wird darum eine Frau nehmen? das vergeht ſo in den erſten Zeiten des Eheſtands. Ach! ſagt einer, ſie ſoll ſchön ſeyn, reizend, ausnehmend ſchön — Da iſt's zu begreifen, ſagt ein anderer —

Clavigo. (wird verwirrt, ihm entfährt ein tiefer Seufzer) Ach!

Carlos. Schön? O! ſagt die eine, es geht an! Ich hab ſie in ſechs Jahren nicht geſehn, da kann ſich ſchon was verändern, ſagt eine andere. Man muß doch Acht geben, er wird ſie bald produciren, ſagt die dritte. Man fragt, man guckt, man geht zu gefallen, man wartet, man iſt ungeduldig, erinnert ſich immer des ſtolzen Clavigos, der ſich nie öffentlich ſehen ließ, ohne eine ſtattliche, herrliche, hochäugige Spanierin im Triumph aufzuführen, deren volle Bruſt, ihre blühenden Wangen, ihre heiſſen Augen, all, alles die Welt rings umher zu fragen ſchien: bin ich nicht meines Begleiters werth? und die in ihrem Uebermuth den ſeidnen Schleyprock ſo weit hinten aus in Wind ſegeln ließ, als möglich, um ihre Erſcheinung anſehnlicher und würdiger zu machen? — Und nun erſcheint der Herr — und allen Leuten verſagt das Wort im Munde — kommt angezogen mit ſeiner trippelnden, kleinen, hohläugigen Franzöſin, der die Auszehrung aus allen Gliedern ſpricht, wenn ſie gleich ihre

Tod-

Todtenfarbe mit weis und roth übervinselt hat. O Bruder, ich werde rasend, ich lause davon, wenn mich nun die Leute zu packen kriegen, und fragen, und quästioniren, und nicht begreifen können —

Clavigo. (ihn bey der Hand fassend.) Mein Freund, mein Bruder, ich bin in einer schröcklichen Lage. Ich sage dir, ich gestehe dir, ich erschrack, als ich Marien wiedersah! Wie entstellt sie ist, — wie bleich, abgezehrt. O das ist mein, meine Schuld, meine Verrätherey! —

Carlos. Possen! Grillen! Sie hatte die Schwindsucht, da dein Roman noch sehr im Gange war. Ich sagte dir's tausendmal, und — aber, ihr Liebhaber habt keine Augen, keine Nasen. Clavigo, es ist schändlich! so alles, alles zu vergessen, eine kranke Frau, die dir die Pest unter deiner Nachkommenschaft bringen wird, daß alle deine Kinder und Enkel so in gewissen Jahren höflich ausgehen, wie Bettlerslämpgen — Ein Mann, der Stammvater einer Familie seyn könnte, die vielleicht künftig — Ich werde noch närrisch, der Kopf vergeht mir.

Clavigo. Carlos, was soll ich dir sagen, als ich sie wiedersah; im ersten Taumel flog ihr mein Herz entgegen — und ach! — da der vorüber war — Mitleiden — innige tiefe Erbarmung flößte sie mir ein: aber Liebe — sieh! es war, als wenn mir in der warmen Fülle der Freuden, die kalte Hand des Todes über'n Nacken führe. Ich strebte, munter zu

seyn,

seyn, wieder vor denen Menschen, die mich umgaben, den Glücklichen zu spielen, es war alles vorbey, alles so steif, so ängstlich! Wären sie weniger außer sich gewesen, sie müstens gemerkt haben.

Clavigo. Hölle! Tod! und Teufel, und du willst sie heurathen?

Clavigo. (steht ganz in sich selbst versunken, ohne zu antworten.)

Carlos. Du bist hin! verlohren auf ewig. Leb wohl, Bruder! und laß mich alles vergessen, laß mich mein einsames Leben noch so aussnirschen, über das Schicksal deiner Verbindung. Ha! das all all! Sich in den Augen der Welt verächtlich zu machen, und nicht einmal dadurch eine Leidenschaft, eine Begierde befriedigen, dir muthwillig eine Krankheit zuziehen, die indem sie deine innern Kräfte untergräbt, dich zugleich dem Anblick der Menschen abscheulich macht.

Clavigo. Carlos! Carlos!

Clavigo. Wärst du nie gestiegen, um nie zu fallen! Mit welchen Augen werden sie das ansehen! Da ist der Bruder, werden sie sagen? das muß ein braver Kerl seyn, der hat ihn ins Bockshorn gejagt, er hat sich nicht getraut, ihm die Spitze zu bieten. Ha! werden unsre schwadronirende Hofjunkers sagen, man sieht immer, daß er kein Cavalier ist; Pah, ruft einer, und ruckt den Hut in die Augen, der Franzos hätte mir kommen sollen, und patscht

sich

ſich auf den Bauch; ein Kerl, der vielleicht nicht werth wäre, dein Reitknecht zu ſeyn.

Clavigo. (der in dem Ausbruch der heftigſten Beängſtigung, mit einem Strohm von Thränen, dem Carlos um den Hals fällt) Rette mich! Freund! mein Beſter, rette mich! Rette mich von dem gedoppelten Meineid, von der unüberſehlichen Schande, von mir ſelbſt, ich vergehe!

Carlos. Armer! Elender! ich hoffte, dieſe jugendlichen Raſereyen, dieſe ſtürmenden Thränen, dieſe verſinkende Wehmuth ſollte vorüber ſeyn, ich hoffte, dich als Mann nicht mehr erſchüttert, nicht mehr in dem beklemmenden Jammer zu ſehen, den du ehemals ſo oft in meinen Buſen ausgeweint haſt. Ermanne dich, Clavigo, ermanne dich!

Clavigo. Laß mich weinen! (er wirft ſich in einen Seſſel)

Carlos. Weh dir, daß du eine Bahn betreten haſt, die du nicht endigen wirſt! Mit deinem Herzen, deinen Geſinnungen, die einen ruhigen Bürger glücklich machen würden, mußteſt du den unſeligen Hang nach Größe verbinden! Und was iſt Größe, Clavigo? Sich in Rang und Anſehn über andere zu erheben? Glaub' es nicht! Wenn dein Herz nicht größer iſt, als andrer ihr's; wenn du nicht im Stande biſt, dich gelaſſen über Verhältniſſe hinaus zu ſetzen, die einen gemeinen Menſchen ängſtigen würden, ſo biſt du mit all deinen Bändern und Sternen, biſt mit der Krone ſelbſt nur ein gemeiner Menſch. Faſſe dich, beruhige dich.

Clavigo. (richtet sich auf, sieht Carlos an, und reicht ihm die Hand, die Carlos mit Heftigkeit anfaßt.)

Carlos. Auf, auf mein Freund! und entschliesse dich. Sieh, ich will alles bey Seite setzen, ich will sagen, hier liegen zwey Vorschläge auf gleichen Schaalen, entweder du heurathest Marien, und findest dein Glück in einem stillen bürgerlichen Leben, in den ruhigen häuslichen Freuden; oder du führst auf der ehrenvollen Bahn deinen Lauf weiter nach dem nahen Ziele — Ich will alles bey Seite setzen und will sagen, die Zunge steht mir, es kommt auf deinen Entschluß an, welche von beyden Schaalen den Ausschlag haben soll! Gut! Aber entschliesse dich — Es ist nichts erbärmlicher in der Welt, als ein unentschlossener Mensch, der zwischen zween Empfindungen schwebt, gern beyde vereinigen möchte, und nicht begreift, daß keine andere Vereinigung ihrer möglich ist, als eben der Zweifel, die Unruhe, die ihn peinigen. Auf, und gieb Marien deine Hand, handle als ein ehrlicher Kerl, der das Glück seines Lebens seinen Worten aufopfert, der es für seine Pflicht achtet, was er verdorben hat, wieder gut zu machen, der auch den Kreis seiner Leidenschaften und Würksamkeit nie weiter ausgebreitet hat, als daß er im Stande ist, alles wieder gut zu machen, was er verdorben hat: und so genieſſe das Glück einer ruhigen Beschränkung, den Beyfall eines bedächtigen Gewissens und alle Seligkeit, die denen Menschen gewährt ist, die im Stande sind, sich ihr eigen

Glück

Glück und die Freuden der Ihrigen zu machen. — Entschliesse dich, so will ich sagen, du bist ein ganzer Kerl —

Clavigo. Einen Funken Carlos, deiner Stärke, deines Muths.

Carlos. Er schläft in dir, und ich will blasen, bis er in Flammen schlägt. Sieh auf der andern Seite das Glück und die Gröſse, die dich erwarten. Ich will dir diese Aussichten nicht mit dichterischen bunten Farben vormahlen, stelle sie dir selbst in der Lebhaftigkeit dar, wie sie in voller Klarheit vor deiner Seele stunden, ehe der französische Strudelkopf dir die Sinnen verwirrte. Aber auch da, Clavigo, sey ein ganzer Kerl, und mache deinen Weg stracks, ohne rechts und links zu sehen. Möge deine Seele sich erweitern, und die Gewiſsheit des groſsen Gefühls über dich kommen, daſs auſserordentliche Menschen eben auch darinn auſserordentliche Menschen sind, weil ihre Pflichten von den Pflichten des gemeinen Menschen abgehen; daſs der, dessen Werk es ist, ein grosses Ganze zu übersehen, zu regieren, zu erhalten, sich keinen Vorwurf zu machen braucht, geringe Verhältnisse vernachläſsiget, Kleinigkeiten dem Wohl des Ganzen aufgeopfert zu haben. Thut das der Schöpfer in seiner Natur, der König in seinem Staate; warum sollten wir's nicht thun, um ihnen ähnlich zu werden?

Clavigo. Carlos, ich bin ein kleiner Mensch.

Car-

Carlos. Wir ſind nicht klein, wenn Umſtände uns zu ſchaffen machen, nur wenn ſie uns überwältigen. Noch einen Athemzug, und du biſt wieder bey dir ſelber. Wirf die Reſte einer erbärmlichen Leidenſchaft von dir, die dich in jetzigen Tagen eben ſo wenig kleiden, als das graue Jäckgen und die beſcheidene Miene, mit denen du nach Madrid kamſt. Was das Mädchen für dich gethan hat, haſt du ihr lange gelohnt; und daß du ihr die erſte freundliche Aufnahme ſchuldig biſt — O! eine andere hätte um das Vergnügen deines Umgangs eben ſo viel und mehr gethan, ohne ſolche Prätenſionen zu machen, — und wird dir einfallen, deinem Schulmeiſter die Hälfte deines Vermögens zu geben, weil er dich vor dreißig Jahren das A b c gelehrt hat. Nun, Clavigo!

Clavigo. Das iſt all gut, im Ganzen magſt du Recht haben, es mag alſo ſeyn; nur wie helfen wir uns aus der Verwirrung, in der wir ſtecken? Da gieb Rath, da ſchaff Hülfe, und dann rede.

Carlos. Gut! Du willſt alſo?

Clavigo. Mach mich können, ſo will ich. Ich habe kein Nachdenken; hab's für mich.

Carlos. Alſo denn. Zuerſt gehſt du, den Herrn an einen dritten Ort zu beſcheiden, und alsdann forderſt du mit der Klinge die Erklärung zurück, die du gezwungen und unbeſonnen ausgeſtellt haſt.

Clavigo. Ich hab ſie ſchon, er zerriß und gab mir ſie.

Carlos. Treflich, Treflich! Schon den Schritt

gethan — und du haſt mich ſo lange reden laſſen. — Alſo kürzer! Du ſchreibſt ihm ganz gelaſſen: „Du fändeſt nicht für gut, ſeine Schweſter zu heurathen, die Urſache könnte er erfahren, wenn er ſich heut Nacht, von einem Freunde begleitet, und mit beliebigen Waffen verſehen, da oder dort einfinden wollte. Und ſomit ſignirt.“ — Komm, Clavigo, ſchreib das: Ich bin dein Secundant und — es müßte mit dem Teufel zugehen. —

Clavigo. (Geht nach dem Tiſche.)

Carlos. Höre! Ein Wort! Wenn ich's ſo recht bedenke, iſt das ein einfältiger Vorſchlag! Wer ſind wir, um uns gegen einen aufgebrachten Abentheuer zu wagen? Und die Aufführung des Menſchen, ſein Stand verdient nicht, daß wir ihn für unſers gleichen achten. Alſo hör mich! Wenn ich ihn nur peinlich anklage, daß er heimlich nach Madrid gekommen, ſich bey dir unter einem falſchen Nahmen mit einem Helfershelfer anmelden laſſen, dich erſt mit freundlichen Worten vertraulich gemacht, dann dich unvermuthet überfallen, eine Erklärung dir abgenöthigt und ſie auszuſtreuen weggegangen iſt. Das bricht ihm den Hals, er ſoll erfahren, was das heiſt, einen Spanier mitten in der bürgerlichen Ruh zu befehden.

Clavigo. Du haſt Recht.

Carlos. Wenn wir nun aber unterdeſſen, bis der Proceß eingeleitet iſt, bis dahin uns der Herr noch allerley Streiche machen könnte, das Gewiſſe ſpielen, und ihn kurz und gut beym Kopf nahmen? Cla-

Clavigo. Ich verſtehe, und kenn' dich, daß du Mann biſt, es auszuführen.

Carlos. Nun auch! Wenn ich, der ich ſchon fünf und zwanzig Jahre mitlaufe, und dabey war, da den erſten unter den Menſchen die Angſttropfen auf dem Geſichte ſtunden, wenn ich ſo ein Poſſenſpiel nicht entwickeln wollte. Und ſomit läßt du mir freye Hand, du brauchſt nichts zu thun, nichts zu ſchreiben. Wer den Bruder einſtecken läßt, giebt pantomimiſch zu verſtehen, daß er die Schweſter nicht mag.

Clavigo. Nein Carlos, es gehe wie es wolle, das kann, das werd' ich nicht leiden. Beaumarchais iſt ein würdiger Menſch, und er ſoll in keinem ſchimpflichen Gefängniſſe verſchmachten um ſeiner gerechten Sache willen. Einen andern Vorſchlag, Carlos, einen andern.

Carlos. Pah! pah! Kindereyen! Wir wollen ihn nicht freſſen, er ſoll wohl aufgehoben und verſorgt werden, und lang kann's auch nicht währen. Denn ſiehe, wenn er ſpürt, daß es Ernſt wi. kriecht ſein theatraliſcher Eifer gewiß zum Kreuz, er kehrt betuzt nach Frankreich zurück, und dankt auf das höflichſte, wenn man ia ſeiner Schweſter ein jährliches Gehalt ausſetzen will, worum's ihm vielleicht einzig und allein zu thun war.

Clavigo. So ſeys denn! nur verfahrt gut mit ihm.

Carlos. Sey unbeſorgt — Noch eine Vorſicht! Man kann nicht wiſſen, wie's verſchwazt wird, wie er Wind kriegt, und er überläuft dich und alles geht

zu Grunde. Drum beaieb dich aus deinem Hauſe, daß auch kein Bedienter weis, wohin. Laß nur das nöthigſte zuſammenpacken. Ich ſchicke dir einen Burſchen, der dir's forttragen und dich hinbringen ſoll, wo dich die heilige Hermandad ſelbſt nicht finden ſoll. Ich hab ſo ein paar Mauslöcher immer offen. Adieu!

Clavigo. Leb wohl!

Carlos. Friſch! Friſch! Wenns vorbey iſt, Bruder, wollen wir uns laben. (ab.)

Guilberts Wohnung.

Sophie Guilbert. Marie von Beaumarchais (mit Arbeit.)

Marie. So ungeſtüm iſt Buenko fort?

Sophie. Das war natürlich. Er liebt dich, und wie konnte er den Anblick des Menſchen ertragen, den er doppelt haſſen muß?

Marie. Er iſt der beſte, tugendhafteſte Bürger, den ich je gekannt habe. (über die Arbeit zeigend.) Mich dünkt ich mach es ſo? ich zieh das hier ein und das Ende ſteck ich hinauf. Es wird gut ſtehn.

Sophie. Recht gut. Und ich will paille Band zu dem Häubchen nehmen; es kleidt mich keins beſſer. Du lächelſt?

Marie. Ich lache über mich ſelbſt. Wir Mädchen ſind doch eine wunderliche Nation, kaum heben wir den Kopf nur ein wenig wieder, ſo iſt gleich Putz und Band was uns beſchäftigt.

Sophie.

Sophie. Das kanſt du dir nicht nachſagen; ſeit dem Augenblick, da Clavigo dich verlies, war nichts im Stande, dir eine Freude zu machen.

Marie (fährt zuſammen und ſieht nach der Thüre.)

Sophie. Was haſt du?

Marie. (beklemmt.) Ich glaubte, es käme jemand! Mein armes Herz! O es wird mich noch umbringen. Fühl, wie es ſchlägt, von dem leeren Schrecken.

Sophie. Sey ruhig. Du ſiehſt blaß; ich bitte dich, meine Liebe!

Marie. (Auf die Bruſt deutend) Es drückt mich hier ſo. Es ängſtet mich hier ſo. Es wird mich umbringen.

Sophie. Schone dich.

Marie. Ich bin ein närriſches unglückliches Mädchen. Schmerz und Freude haben mit all ihrer Gewalt mein armes Leben untergraben. Ich ſage dir, es iſt nur halbe Freude, daß ich ihn wieder habe. Ich werde das Glück wenig genieſſen; vielleicht nicht, das mich in ſeinen Armen erwartet.

Sophie. Schweſter, meine liebe Einzige! Du bangſt mit ſolchen Grillen an dir ſelber.

Marie. Warum ſoll ich mich betrüben?

Sophie. Du biſt jung und glücklich und kannſt alles hoffen.

Marie. Hoffnung! O der ſüſſe einzige Balſam des Lebens bezaubert oft meine Seele. Muthige jugendliche Träume ſchweben vor mir, und begleiten die geliebte Geſtalt des Unvergleichlichen, der nun wieder der Meine wird. O Sophie, wie reizend iſt er! Seit

ich ihn nicht sah, hat er — ich weis nicht, wie ichs ausdrücken soll — es haben sich alle grose Eigenschaften, die ehemals in seiner Bescheidenheit verborgen lagen, entwickelt, er ist ein Mann worden, und muß mit diesem reinen Gefühle seiner selbst, mit dem er auftritt, das so ganz ohne Stolz, ohne Eitelkeit ist, er muß alle Herzen wegreissen. — Und er soll der Meinige werden? — Nein, Schwester, ich war seiner nicht werth! — Und jetzo bin ich's vielweniger!

Sophie. Nimm ihn nur und sey glücklich. Ich höre deinen Bruder!

Beaumarchais.

Beaumarchais. Wo ist Guilbert?

Sophie. Er ist schon eine Weile weg, lang kann er nicht mehr ausbleiben.

Marie. Was hast du, Bruder? — (aufspringend, und ihm um den Hals fallend) Lieber Bruder, was hast du?

Beaumarchais. Nichts, laß mich, meine Marie!

Marie. Wenn ich deine Marie bin, so sag' mir, was du auf dem Herzen hast?

Sophie. Laß ihn. Die Männer machen oft Gesichter, ohne just was auf dem Herzen zu haben.

Marie. Nein, nein. Ich sehe dein Angesicht nur wenige Zeit; aber schon drückt es mir alle deine Empfindungen aus, ich lese jedes Gefühl dieser unverstellten unverdorbenen Seele auf deiner Stirne. Du hast etwas, das dich stutzig macht. Rede, was ists?

Beaumarchais. Es ist nichts, meine Lieben. Ich hoffe, im Grund ist's nichts. Clavigo —

Marie. Wie? Beau-

Beaumarchais. Ich war bey Clavigo. Er iſt nicht zu Hauſe.

Sophie. Und das verwirrt dich.

Beaumarchais. Sein Pförtner ſagt, er ſey verreißt, er wiſſe nicht wohin, wiſſe niemand, wie lange. Wenn er ſich verläugnen lieſſe! wenn er wirklich verreißt wäre! Wozu das? Warum das?

Marie. Wir wollen's abwarten.

Beaumarchais. Deine Zunge lügt. Ha! Die Bläſſe deiner Wangen, das Zittern deiner Glieder, alles ſpricht und zeugt, daß du das nicht abwarten kannſt. Liebe Schweſter! (Er faßt ſie in ſeine Arme.) An dieſem klopfenden ängſtlich bebenden Herzen ſchwör ich dir. Hör mich, Gott, der du gerecht biſt, höret mich, alle ſeine Heiligen! Du ſollſt gerochen werden, wenn er — die Sinnen vergehn mir über dem Gedanken, — wenn er rückfiele, wenn er doppelten gräslichen Meineids ſich ſchuldig machte, unſers Elends ſpottete — Nein, es iſt, es iſt nicht möglich, du ſollſt gerochen werden.

Sophie. Alles zu früh zu voreilig. Schon' ihrer, ich bitte dich, mein Bruder.

Marie. (ſetzt ſich.)

Sophie. Was haſt du? du wirſt ohnmächtig.

Marie. Nein, nein. Du biſt gleich ſo beſorgt.

Sophie. (reicht ihr Waſſer) Nimm das Glas.

Marie. Laß doch! wozu ſolls — Nun meinetwegen, gieb her.

Beaumarchais. Wo iſt Guilbert? Wo iſt Buen-

ko? Schick nach ihnen, ich bitte dich. (Sophie ab.)

Beaumarchais. Wie ist dir, Marie?

Marie. Gut, ganz gut! Denkst du denn, Bruder? —

Beaumarchais. Was? meine Liebe!

Marie. Ach!

Beaumarchais. Der Athem wird dir schwer.

Marie. Das unbändige Schlagen meines Herzens versetzt mir die Luft.

Beaumarchais. Habt ihr denn kein Mittel? Brauchst du nichts niederschlagendes?

Marie. Ich weis ein einzig Mittel, und darum bitt ich Gott schon lange.

Beaumarchais. Du sollst's haben, und ich hoffe von meiner Hand.

Marie. Schon gut.

Sophie (kommt.)

Sophie. So eben giebt ein Courier diesen Brief ab, er kommt von Aranjouez.

Beaumarchais. Das ist das Siegel und die Hand unsers Gesandten.

Sophie. Ich hies ihn abstiegen und einige Erfrischungen zu sich nehmen, er wollte nicht, weil er noch mehr Depeschen hätte.

Marie. Willst du doch, Liebe! das Mädchen nach dem Arzte schicken?

Sophie. Fehlt dir was? Heiliger Gott! was fehlt dir?

Marie. Du wirst mich ängstigen, daß ich zuletzt kaum

kaum traue, ein Glas Wasser zu begehren — Sophie! — Bruder! — Was enthält der Brief? Sieh, wie er zittert! wie ihn aller Muth verläßt!

Sophie. Bruder, mein Bruder!

Beaumarchais. (wirft sich sprachlos in einen Sessel und läßt den Brief fallen.)

Sophie. Mein Bruder! (Sie hebt den Brief auf und liest.)

Marie, Laß mich ihn sehn! ich muß (sie will aufstehen) Weh! ich fühls. Es ist das letzte. Schwester, aus Barmherzigkeit den letzten schnellen Todesstos! — Er verräth uns! —

Beaumarchais. (aufspringend.) Er verräth uns! (an die Stirn schlagend und auf die Brust) Hier! hier es ist alles so dumpf so todt vor meiner Seele, als hätte ein Donnerschlag meine Sinnen gelähmt. Marie! Marie! du bist verrathen! — Und ich stehe hier — Wohin — was — Ich sehe nichts, nichts! Keinen Weg! Keine Rettung (er wirft sich in Sessel.)

Guilbert (kommt.)

Sophie. Guilbert! Rath! Hülfe! Wir sind verlohren!

Guilbert. Weib!

Sophie. Lies! Lies! Der Gesandte meldet unserm Bruder: Clavigo habe ihn peinlich angeklagt, als, sey er unter einem falschen Namen in sein Haus geschlichen, habe ihm im Bette die Pistole vorgehalten, habe ihn gezwungen, eine schimpfliche Erklärung zu unterschreiben, und wenn er sich nicht schnell aus dem Königreiche entfernt, so schleppen sie ihn in's Ge-

fängniß, daraus vielleicht ihn zu befreyen, der Gesandte selbst nicht im Stande ist.

Beaumarchais. (aufspringend) Ja sie sollens! sie sollens! Sollen mich in's Gefängniß schleppen. Aber von seinem Leichname weg, von der Stätte weg, wo ich mich in seinem Blute werde gelegt haben.— Ach! der grimmige, entsetzliche Durst nach seinem Blute füllt mich ganz. Dank sey dir, Gott im Himmel, daß du dem Menschen mitten im glühenden unerträglichsten Leiden ein Labsal sendest, eine Erquickung. Wie ich die dürstende Rache in meinem Busen fühle! Wie aus der Vernichtung meiner selbst aus der stumpfen Unentschlossenheit mich das herrliche Gefühl, der Begier nach seinem Blute herausreißt, mich über mich selbst reißt! Rache! wie mir's wohl ist, wie alles an mir nach ihm hinstrebt, ihn zu fassen, ihn zu vernichten.

Sophie. Du bist fürchterlich, Bruder.

Beaumarchais. Desto besser. — Ach! Keinen Degen, kein Gewehr! Mit diesen Händen will ich ihn erwürgen, daß mein die Wonne sey! Ganz mein eigen das Gefühl: ich hab ihn vernichtet.

Marie. Mein Herz! mein Herz!

Beaumarchais Ich hab dich nicht retten können, so sollst du gerochen werden. Ich schnaube nach seiner Spur, meinen Zähnen gelüstet's nach seinem Fleische, meinem Gaumen nach seinem Blute. Bin ich ein rasendes Thier geworden! Mir glüht in jeder Ader, mir zuckt in jeder Nerve die Begier nach ihm,

nach

nach ihm! — Ich würde den ewig haſſen, der mir ihn jetzt mit Gift vergäbe, der mir ihn meuchelmörderiſch aus dem Wege räumte. O hilf, Guilbert, ihn aufſuchen! Wo iſt Buenko? helft mir ihn finden.

Guilbert. Rette dich! Rette dich! du biſt außer dir.

Marie. Fliehe, mein Bruder!

Beaumarchais. Nein, hab ich ihn, ich muß ihn haben! O hätte ich ihn drüben über dem Meer! Fangen wollt ich ihn lebendig, und an einen Pfahl gebunden ſtückweiſe ſeine Glieder ablöſen, vor ſeinem Angeſichte braten und mir's ſchmecken laſſen, und euch auftiſchen, Weiber!

Sophie. Führ ihn weg, er bringt ſeine Schweſter um.

Buenko (kommt.)

Buenko. Auf! Herr! Fort! Ich ſah's voraus. Ich gab auf alles Acht. Und nun! man ſtellt euch nach, ihr ſeyd verlohren, wenn ihr nicht im Augenblick die Stadt verlaßt.

Beaumarchais. Nimmermehr! Wo iſt Clavigo?

Buenko. Ich weiß nicht.

Beaumarchais. Du weißts, ich bitte dich fußfällig, ſag mir's.

Sophie. Um Gotteswillen, Buenko!

Marie. Ach! Luft! Luft! (ſie fällt zurück) Clavigo! —

Sophie. Hülfe! ſie ſtirbt! Verlaß uns nicht, Gott im Himmel! — Fort, mein Bruder, fort!

Beaumarchais. (Fällt vor Marien nieder, die, ohngeachtet aller Hülfe, nicht wieder zu ſich ſelbſt kommet) Dich verlaſſen! dich verlaſſen!

Sophie. So bleib und verderb' uns alle, wie du Marien getödtet haſt. Du biſt hin, o meine Schweſter! durch die Unbeſonnenheit deines Bruders.

Beaumarchais. Halt, Schweſter!

Sophie. (fortfahrend) Retter! — Rächer! — Hilf dir ſelber!

Beaumarchais. Verdien ich das?

Sophie. Gieb mir ſie wieder! Und dann geh in

Her-

Kerker, geh aufs Martergerüſt, geh, vergieße dein Blut, und gieb mir ſie wieder.

Beaumarchais. Sophie!

Sophie. Ha! und iſt ſie hin, iſt ſie todt — ſo erhalte Dich uns, (ihm um den Hals fallend) Mein Bruder, erhalte dich uns! Unſerm Vater! Eile, eile! Das war ihr Schickſal, ſie hat's geendet. Und ein Gott iſt im Himmel, dem laß die Rache.

Buenko. Fort! fort! Kommen Sie mit mir, ich verberge Sie, bis wir Mittel finden, Sie aus dem Königreiche zu ſchaffen.

Beaumarchais (fällt auf Marien und küßt ſie) Schweſter! (ſie reiſſen ihn los, er faßt Sophien, ſie macht ſich los, man bringt Marien weg, und Buenko mit Beaumarchais ab.)

Guilbert. Ein Arzt.

Sophie (aus dem Zimmer zurückkommend, darein man Marien gebracht hat.) Zu ſpät! Sie iſt hin! Sie iſt todt!

Guilbert Kommen Sie, mein Herr! Sehen Sie ſelbſt! Es iſt nicht möglich! (ab.)

Fünfter Act.

Straße vor dem Hauſe Guilberts. Nacht.

Das Haus iſt offen. Vor der Thür ſtehen drey in ſchwarze Mäntel gehüllte Männer, mit Fackeln. Clavigo in einen Mantel gewickelt, den Degen unterm Arm, kommt. Ein Bedienter geht voraus mit einer Fackel.

Clavigo. Ich ſagte dir's du ſollteſt dieſe Straße meiden.

Bedienter. Wir hätten einen gar großen Umweg nehmen müſſen, und Sie eilen ſo. Es iſt nicht weit von hier, wo Don Carlos ſich aufhält.

Cla-

Clavigo. Fackeln dort.

Bedienter. Eine Leiche. Kommen Sie, mein Herr.

Clavigo. Mariens Wohnung! Eine Leiche! Mir fährt ein Todesſchauer durch alle Glieder. Geh, frag, wen ſie begraben?

Bedienter. (geht zu den Männern) Wen begrabt ihr?

Die Männer. Marien von Beaumarchais.

Clavigo. (ſetzt ſich auf einen Stein und verhüllt ſich.)

Bedienter. (kommt zurück) Sie begraben Marien von Beaumarchais.

Clavigo. (aufſpringend) Mußteſt du's wiederhohlen, Verräther. Das Donnerwort wiederhohlen, das mir alles Mark aus meinen Gebeinen ſchlägt!

Bedienter. Stille, mein Herr, kommen Sie, bedenken Sie die Gefahr, in der Sie ſchweben.

Clavigo. Geh in die Hölle, ich bleibe.

Bedienter. O Carlos! O daß ich dich fände. Carlos! Er iſt außer ſich! (ab.)

Clavigo. In der Ferne die Leichenmänner.

Clavigo. Todt! Marie todt! Die Fackeln dort! ihre traurigen Begleiter! — Es iſt ein Zauberſpiel, ein Nachtgeſicht, das mich erſchreckt, das mir einen Spiegel vorhält, darinn ich das Ende meiner Verräthereyen ahndungsweiſe erkennen ſoll. — Noch iſt es Zeit! Noch! — Ich bebe, mein Herz zerfließt in Schauer! Nein! Nein! du ſollſt nicht ſterben. Ich komme! ich komme! — Verſchwindet Geiſter der Nacht, die ihr euch mit ängſtlichen Schreckniſſen mir in Weg ſtellt — (er geht auf ſie los) Verſchwindet! — Sie ſtehen! Ha! ſie ſehen ſich nach mir um! Weh! Weh mir! es ſind Menſchen wie ich. — Es iſt wahr — Wahr — Kannſt du's faſſen! — Sie iſt todt — Es ergreift mich mit allem Schauer der Nacht das Gefühl, ſie iſt todt! Da liegt ſie, die Blume, zu deinen Füſſen — und du — Erbarme dich meiner Gott im Himmel, ich habe ſie nicht getödtet! Verbergt euch, Sterne, ſchaut nicht hernieder, ihr, die ihr ſo oft der Miſſethäter ſaht in dem Gefühl des innig-

nigſten Glücks dieſe Schwelle verlaſſen; durch eben dieſe Straße mit Saitenſpiel und Geſang in goldnen Phantaſien hinſchweben, und ſein am heimlichen Gegitter lauſchendes Mädchen mit wonnevollen Erwartungen entzünden. — Und du füllſt nun das Haus mit Wehklagen und Jammer! und dieſen Schauplatz deines Glückes mit Grabegeſang! Marie! Marie! nimm mich mit dir! nimm mich mit dir! (eine traurige Muſik tont einige Laute von innen) Sie beginnen den Weg zum Grabe! — Haltet, haltet! ſchließt den Sarg nicht! Laßt mich ſie noch einmal ſehen! (er geht aufs Haus los) Ha! wem wag ich's unters Geſicht zu treten? wem in ſeinem entſetzlichen Schmerzen zu begegnen? — Ihren Freunden! Ihrem Bruder! dem wüthender Jammer den Buſen füllt! (die Muſik geht wieder an) Sie ruft mir! ſie ruft mir! Ich komme! — Welche Angſt umgiebt mich! Welches Beben hält mich zurück! (die Muſik fängt zum drittenmale an und fährt fort. Die Fackeln bewegen ſich vor der Thüre, es treten noch drey andere zu ihnen, die ſich in Ordnung reihen, um den Leichenzug einzufaſſen, der aus dem Hauſe kommt. Sechſe tragen eine Bahre, darauf der bedeckte Sarg ſteht. Gulbert, Buenko in tiefer Trauer.)

Clavigo. (hervortretend) Haltet!

Gulbert. Welche Stimme!

Clavigo Haltet! (die Träger ſtehn.)

Buenko. Wer unterſteht ſich, den ehrwürdigen Zug zu ſtören?

Clavigo. Setzt nieder!

Gulbert. Ha!

Buenko. Elender! iſt deiner Schandthaten kein Ende? iſt dein Opfer im Sarge nicht ſicher vor dir?

Clavigo. Laßt! macht mich nicht raſend! die Unglücklichen ſind gefährlich! ich muß ſie ſehen! (er wirft das Tuch ab und den Deckel, Marie liegt weis gekleidet und mit gefalteten Händen im Sarge, Clavigo tritt zurück, und verbirgt ſein Geſicht.)

Buenko. Willſt du ſie erwecken, um ſie wieder zu tödten?

Clavigo. Armer Spötter — Marie! (er fällt vor dem Sarge nieder.)

Beau-

Beaumarchais (kommt.)

Beaumarchais. Buenko hat mich verlaſſen. Sie iſt nicht todt, ſagen ſie, ich muß ſehen, Trutz dem Teufel! Ich muß ſie ſehen. Fockeln! Leiche: (er reunt auf ſie los, erblickt den Sarg und fällt ſprachlos druber hin, man hebt ihn auf, er iſt wie ohnmächtig. (Guilbert hält ihn.)

Clavigo. (der an der andern Seite des Sargs aufſteht.) Marie! Marie!

Beaumarchais. (auffahrend) Das iſt ſeine Stimme. Wer ruft Marien? Wie mit dem Klang der Stimme ſich eine glühende Wuth in meine Adern goß?

Clavigo. Ich bin's.

Beaumarchais. (wild hinſehend und nach dem Degen greifend. Guilbert hält ihn.

Clavigo. Ich fürchte deine glühenden Augen nicht, nicht die Spitze deines Degens! ſieh hier her, dieſes geſchloſſene Aug, dieſe gefaltene Hände!

Beaumarchais. Zeigſt du mir das? er reißt ſich los, dringt auf Clavigo ein, der zieht, ſie fechten, Beaumarchais ſtößt ihm den Degen in die Bruſt.)

Clavigo (ſinkend) Ich danke dir, Bruder! Du vermählſt uns. [er ſinkt auf den Sarg.]

Beaumarchais. [ihn wegreißend] Weg von dieſer Heiligen, Verdammter!

Clavigo. W-h! [die Träger halten ihn.]

Beaumarchais. Blut! blick auf, Marie, blick auf deinen Brautſchmuck und dann ſch'ieß deine Augen auf ewig. Sieh, wie ich deine Ruheſtätte geweiht habe mit dem Blute deines Mörders! Schön! Herrlich!

Sophie (kommt.)

Sophie. Bruder! Gott! was giebt's?

Beaumarchais. Tritt näher, Liebe, und ſchau. Ich hoffte, ihr Brautbette mit Roſen zu beſtreuen, ſieh die Roſen, mit denen ich ſie ziere auf ihrem Wege zum Himmel.

Sophie. Wir ſind verlohren.

Clavigo. Rette dich, Unbeſonnener! rette dich, eh der Tag anbricht. Gott, der dich zum Rächer ſandte, geleite dich — Sophie — vergieb mir. — Bruder — Freunde, vergebt mir.

Beau-

Beaumarchais. Wie sein fließendes Blut all die glühende Rache meines Herzens auslöscht, wie mit seinem wegfliehenden Leben all meine Wuth abschwindet! [auf ihn losgehend] Stirb ich vergebe dir!

Clavigo. Deine Hand! und deine, Sophie! und eure! [Buenko zaudert.]

Sophie. Gieb sie ihm, Buenko.

Clavigo. Ich danke dir! du bist die alte! Ich danke euch! Und wenn du noch hier diese Stätte umschwebst, Geist meiner Geliebten, schau herab, sieh diese himmlische Güte, sprich deinen Segen dazu und vergieb mir auch! — Ich komme! ich komme! — Rette dich, mein Bruder; Sagt mir, vergab sie mir? Wie starb sie?

Sophie. Ihr letztes Wort war dein unglücklicher Name! Sie schied weg, ohne Abschied von uns.

Clav. Ich will ihr nach! und ihr den eurigen bringen.

Carlos. Bedienter.

Carlos. Clavigo! Mörder!

Clavigo. Hör mich, Carlos! Du siehest hier die Opfer deiner Klugheit — Und nun, um des Blutes willen, in dem mein Leben unaufhaltsam dahin fließt! rette meinen Bruder —

Carlos. Mein Freund! Ihr steht da! lauft nach Wundärzten! [Bedienter ab.]

Clavigo. Es ist vergebens. Rette, rette den unglücklichen Bruder! — Deine Hand drauf. Sie haben mir vergeben, und so vergeb ich dir. Du begleitest ihn bis an die Gränze und — ach!

Carlos. [mit dem Fuße stampfend] Clavigo! Clavigo!

Clavigo. [sich dem Sarg nähernd, auf dem sie ihn niedergelassen.] Marie! Deine Hand! [er entfaltet ihre Hände, und faßt die rechte.]

Sophie. [zu Beaumarchais] Fort, Unglücklicher! fort!

Clavigo. Ich hab' ihre Hand! Ihre kalte Todtenhand! Du bist die Meinige — Und noch diesen Bräutigamskuß. Ach!

Sophie. Er stirbt. Rette dich, Bruder!

Beaumarchais. [fällt Sophien um den Hals.]

Sophie. Ich vergehe.

Des

Herrn Göthe

sämtliche Wercke.

Zweyter Theil.

Biel,

In der Hellmannischen Buchhandlung.

M D C C L X X V.

Die Leiden

des

jungen Werthers.

Was ich von der Geſchichte des jungen Werthers nur habe auffinden können, habe ich mit Fleiß geſammlet, und leg es euch hier vor, und weis, daß ihr mir's danken werdet. Ihr könnt ſeinem Geiſt und ſeinem Charakter eure Bewunderung und Liebe, und ſeinem Schickſaale eure Thränen nicht verſagen.

Und du gute Seele, die du eben den Drang fühlſt wie er, ſchöpfe Troſt aus ſeinem Leiden, und laß das Büchlein deinen Freund ſeyn, wenn du aus Geſchick oder eigner Schuld keinen nähern finden kannſt.

Erſter Theil.

am 4 May, 1771.

Wie froh bin ich, daß ich weg bin! Beſter Freund, was iſt das Herz des Menſchen! Dich zu verlaſſen, den ich ſo liebe, von dem ich unzertrennlich war, und froh zu ſeyn! Ich weis, Du verzeihſt mir's. Waren nicht meine übrigen Verbindungen recht ausgeſucht vom Schickſaal, um ein Herz wie das meine zu ängſtigen? Die arme Leonore! Und doch war ich unſchuldig! Konnt ich dafür, daß, während die eigenſinnigen Reize ihrer Schweſter mir einen angenehmen Unterhalt verſchafften, daß eine Leidenſchaft in dem armen Herzen ſich bildete! Und doch — bin ich ganz unſchuldig? Hab ich nicht ihre Empfindungen genährt? Hab ich mich nicht an denen ganz wahren Ausdrücken der Natur, die uns ſo oft zu lachen machten, ſo wenig lächerlich ſie waren, ſelbſt ergötzt! Hab ich nicht — O was iſt der Menſch,

*

am 10 May.

Eine wunderbare Heiterkeit hat meine ganze Seele eingenommen, gleich denen süssen Frühlingsmorgen, die ich mit ganzem Herzen geniesse. Ich bin so allein und freue mich so meines Lebens, in dieser Gegend, die für solche Seelen geschaffen ist, wie die meine. Ich bin so glücklich, mein Bester, so ganz in dem Gefühl von ruhigem Daseyn versunken, daß meine Kunst darunter leidet. Ich könnte jetzo nicht zeichnen, nicht einen Strich, und bin niemalen ein gröſserer Mahler gewesen als in diesen Augenblicken. Wenn das liebe Thal um mich dampft, und die hohe Sonne an der Oberfläche der undurchdringlichen Finsterniß meines Waldes ruht, und nur einzelne Strahlen sich in das innere Heiligthum stehlen, und ich dann im hohen Grase am fallenden Bache liege, und näher an der Erde tausend mannigfaltige Grasgen mir merkwürdig werden. Wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwischen Halmen, die unzähligen, unergründlichen Gestalten, all der Würmgen, der Mückgen, näher an meinem Herzen fühle, und fühle die Gegenwart des Allmächtigen, der uns all nach seinem Bilde schuf, das Weben des Alliebenden, der uns in ewiger Wonne schwebend trägt und erhält. Mein Freund, wenn's denn um meine Augen dämmert, und die Welt um

mich

mich her und Himmel ganz in meiner Seele ruht, wie die Gestalt einer Geliebten; dann sehn ich mich oft und denken: ach könntest du das wieder ausdrücken, könntest du dem Papier das einhauchen, was so voll, so warm in dir lebt, daß es würde der Spiegel deiner Seele, wie deine Seele ist der Spiegel des unendlichen Gottes. Mein Freund — Aber ich gehe darüber zu Grunde, ich erliege unter der Gewalt der Herrlichkeit dieser Erscheinungen.

am 12 May.

Ich weis nicht, ob so täuschende Geister um diese Gegend schweben, oder ob die warme himmlische Phantasie in meinem Herzen ist, die mir alles rings umher so paradisisch macht. Da ist gleich vor dem Orte ein Brunn', ein Brunn', an den ich gebannt bin wie Melusine mit ihren Schwestern. Du gehst einen kleinen Hügel hinunter, und findest dich vor einem Gewölbe, da wohl zwanzig Stufen hinab gehen, wo unten das klarste Wasser aus Marmorfelsen quillt. Das Mäuergen, das oben umher die Einfassung macht, die hohen Bäume, die den Platz rings umher bedecken, die Kühle des Orts, das hat alles so was anzügliches, was schauerliches. Es vergeht kein Tag, daß ich nicht eine Stunde da sitze. Da kommen denn die Mädgen aus der Stadt und hohlen Wasser, das harmloseste Geschäfft und das nöthigste,

das ehmals die Töchter der Könige selbst verrichteten. Wenn ich so da sizze, lebt die patriarchalische Idee so lebhaft um mich, wie sie alle die Altväter am Brunnen Bekanntschaft machen und freyen, und wie um die Brunnen und Quellen wohlthätige Geister schweben. O der muß nie nach einer schweren Sommertagswanderung sich an des Brunnens Kühle gelabt haben, der das nicht mit empfinden kann.

*

am 13 May.

Du fragst, ob Du mir meine Bücher schikken sollst? Lieber, ich bitte dich um Gottes willen, laß mir sie vom Hals Ich will nicht mehr geleitet, ermuntert, angefeuret seyn, braust dieses Herz doch genug aus sich selbst, ich brauche Wiegengesang, und den hab ich in seiner Fülle gefunden in meinem Homer. Wie oft lull ich mein empörendes Blut zur Ruhe, denn so ungleich, so unstet hast Du nichts gesehn als dieses Herz. Lieber! Brauch ich Dir das zu sagen, der Du so oft die Last getragen hast, mich vom Kummer zur Ausschweifung, und von süsser Melancholie zur verderblichen Leidenschaft übergehn zu sehn. Auch halt ich mein Herzgen wie ein krankes Kind, all sein Wille wird ihm gestattet. Sag das nicht weiter, es giebt Leute, die mir's verübeln würden.

Die

Die geringen Leute des Orts kennen mich schon, und lieben mich, besonders die Kinder. Eine traurige Bemerkung hab ich gemacht Wie ich im Anfange mich zu ihnen gesellte, sie freundschaftlich fragte über dieß und das, glaubten einige, ich wollte ihrer spotten, und fertigten mich wol gar grob ab. Ja ließ mich das nicht verdriessen, nur fühlt ich, was ich schon oft bemerkt habe, auf das lebhafteste. Leute von einigem Stande werden sich immer in kalter Entfernung vom gemeinen Volke halten, als glaubten sie durch Annäherung zu verlieren, und dann giebts Flüchtlinge und üble Spasvögel, die sich herabzulassen scheinen, um ihren Uebermuth dem armen Volke desto empfindlicher zu machen.

Ich weiß wohl, daß wir nicht gleich sind, noch seyn können. Aber ich halte dafür, daß der, der glaubt nöthig zu haben, vom sogenannten Pöbel sich zu entfernen, um den Respekt zu erhalten, eben so tadelhaft ist als ein Feiger, der sich für seinem Feinde verbirgt, weil er zu unterliegen fürchtet.

Lezthin kam ich zum Brunnen, und fand ein junges Dienstmädgen, das ihr Gefäß auf die unterste Treppe gesezt hatte, und sich umsah, ob keine Camerädin kommen wollte, ihr's auf den Kopf zu helfen. Ich stieg hinunter und sah sie an. Soll ich ihr helfen, Jungfer? sagt ich. Sie ward roth über und über.

O nein Herr! sagte sie. — Ohne Umstände — Sie legte ihren Kringen zurechte, und ich half ihr. Sie dankte und stieg hinauf.

*

den 17 May.

Ich hab allerley Bekanntschaft gemacht, Gesellschaft hab ich noch keine gefunden. Ich weiß nicht, was ich anzügliches für die Menschen haben muß, es mögen mich ihrer so viele, und hängen sich an mich, und da thut mirs immer weh, wenn unser Weg nur so eine kleine Strecke mit einander geht. Wenn Du fragst, wie die Leute hier sind? muß ich Dir sagen: wie überall! Es ist ein einförmig Ding um's Menschengeschlecht. Die meisten verarbeiten den gröſten Theil der Zeit, um zu leben, und das Bischen, das ihnen von Freyheit übrig bleibt, ängstigt sie so, daß sie alle Mittel aufsuchen, um's los zu werden. O Bestimmung des Menschen!

Aber eine rechte gute Art Volks! Wann ich mich manchmal vergesse, manchmal mit ihnen die Freuden genieſse, die so den Menschen noch gewährt sind, an einem artig besetzten Tisch, mit aller Offen- und Treuherzigkeit sich herum zu strassen, eine Spazierfahrt, einen Tanz zur rechten Zeit anzuordnen und dergleichen, das thut eine ganz gute Würkung auf mich, nur muß mir nicht einfallen, daß noch so viele andere Kräfte in mir ruhen, die alle ungenutzt vermodern,

dern, und die ich sorgfältig verbergen muß. Ach das engt all das Herz so ein — Und doch! Misverstanden zu werden, ist das Schicksal von unser einem.

Ach daß die Freundin meiner Jugend dahin ist, ach daß ich sie je gekannt habe! Ich würde zu mir sagen: du bist ein Thor! du suchst, was hienieden nicht zu finden ist. Aber ich hab sie gehabt, ich habe das Herz gefühlt, die große Seele, in deren Gegenwart ich mir schien mehr zu seyn als ich war, weil ich alles war was ich seyn konnte. Guter Gott, blieb da eine einzige Kraft meiner Seele ungenutzt, konnt ich nicht vor ihr all das wunderbare Gefühl entwickeln, mit dem mein Herz die Natur umfaßt, war unser Umgang nicht ein ewiges Weben von feinster Empfindung, schärfstem Witze, dessen Modifikationen bis zur Unart alle mit dem Stempel des Genies bezeichnet waren? Und nun — Ach ihre Jahre, die sie voraus hatte, führten sie früher an's Grab als mich. Nie werd ich ihrer vergessen, nie ihren festen Sinn und ihre göttliche Duldung.

Vor wenig Tagen traf ich einen jungen V. an, ein offner Junge, mit einer gar glücklichen Gesichtsbildung. Er kommt erst von Akademien, dünkt sich nicht eben weise, aber glaubt doch, er wüßte mehr als andere. Auch war er fleißig, wie ich an allerley spüre, kurz er hatt' hübsche Kenntnisse. Da er hörte, daß ich viel zeichnete, und Griechisch konnte, zwey Meteore hier zu Land, wandt er sich an mich

und kramte viel Wiſſens aus, von Batteux bis zu Wood, von de Piles zu Winkelmann, und verſicherte mich, er habe Sulzers Theorie den erſten Theil ganz durchgeleſen, und beſitze ein Manuſcript von Hennen über das Studium der Antike. Ich ließ das gut ſeyn.

Noch gar einen braven Kerl hab ich kennen lernen, den fürſtlichen Amtmann. Einen offenen treuherzigen Menſchen. Man ſagt, es ſoll eine Seelenfreude ſeyn, ihn unter ſeinen Kindern zu ſehen, deren er neune hat. Beſonders macht man viel Weſens von ſeiner älteſten Tochter. Er hat mich zu ſich gebeten, und ich will ihn ehſter Tage beſuchen, er wohnt auf einem fürſtlichen Jagdhofe, anderthalb Stunden von hier, wohin er, nach dem Tod ſeiner Frau, zu ziehen die Erlaubniß erhielt, da ihm der Aufenthalt hier in der Stadt und dem Amthauſe zu weh that.

Sonſt ſind einige verzerrte Originale mir in Weg gelaufen, an denen alles unausſtehlich iſt, am unerträglichſten ihre Freundſchaftsbezeugungen.

Leb wohl! der Brief wird dir recht ſeyn, er iſt ganz hiſtoriſch.

am 22 May.

Daß das Leben des Menſchen nur ein Traum ſey, iſt manchem ſchon ſo vorgekommen, und auch mit mir zieht dieſes Gefühl immer herum. Wenn ich

die

die Einschränkung so ansehe, in welche die thätigen und forschenden Kräfte des Menschen eingesperrt sind, wenn ich sehe, wie alle Würksamkeit dahinaus läuft, sich die Befriedigung von Bedürfnissen zu verschaffen, die wieder keinen Zwek haben, als unsere arme Existenz zu verlängern, und dann, daß alle Beruhigung über gewisse Punkte des Nachforschens nur eine träumende Resignation ist, da man sich die Wände, zwischen denen man gefangen sizt, mit bunten Gestalten und lichten Aussichten bemahlt. Das alles, Wilhelm, macht mich stumm. Ich kehre in mich selbst zurük, und finde eine Welt! Wieder mehr in Ahndung und dunkler Begier, als in Darstellung und lebendiger Kraft. Und da schwimmt alles vor meinen Sinnen, und ich lächle dann so träumend weiter in die Welt.

Daß die Kinder nicht wissen, warum sie wollen, darinn sind alle hochgelahrte Schul- und Hofmeister einig. Daß aber auch Erwachsene, gleich Kindern, auf diesem Erdboden herumtaumeln, gleichwie jene nicht wissen, woher sie kommen und wohin sie gehen, eben so wenig nach wahren Zwekken handeln, eben so durch Biskuit und Kuchen und Birkenreiser regiert werden, das will niemand gern glauben, und mich dünkt, man kann's mit Händen greifen.

Ich gestehe dir gern, denn ich weis, was du mir hierauf sagen möchtest, daß diejenige die glüklichsten sind, die gleich den Kindern in Tag hinein leben,

ihre

ihre Puppe herum schleppen, aus und anziehen, und mit großem Respekte um die Schublade herum schleichen, wo Mama das Zuckerbrod hinein verschlossen hat, und wenn sie das gewünschte endlich erhaschen, es mit vollen Backen verzehren, und rufen: Mehr! das sind glükliche Geschöpfe! Auch denen ists wohl, die ihren Lumpenbeschäftigungen, oder wohl gar ihren Leidenschaften prächtige Titel geben, und sie dem Menschengeschlechte als Riesenoperationen zu dessen Heil und Wohlfahrt anschreiben. Wohl dem, der so seyn kann! Wer aber in seiner Demuth erkennt, wo das alles hinausläuft, der so sieht, wie artig jeder Bürger, dem's wohl ist, sein Gärtchen zum Paradiese zuzustuzen weis, und wie unverdrossen dann doch auch der Unglückliche unter der Bürde seinen Weg fortkeucht, und alle gleich interessirt sind, das Licht dieser Sonne noch eine Minute länger zu sehn, ja! der ist still und bildet auch seine Welt aus sich selbst, und ist auch glüklich, weil er ein Mensch ist. Und dann, so eingeschränkt er ist, hält er doch immer im Herzen das süsse Gefühl von Freyheit, und daß er diesen Kerker verlassen kann, wann er will.

*

am 26 May.

Du kennst von Alters her meine Art, mich anzubauen, irgend mir an einem vertraulichen Orte ein

Hütt-

Hüttchen aufzuschlagen, und da mit aller Einschränkung zu herbergen. Ich hab auch hier wieder ein Plätzchen angetroffen, das mich angezogen hat.

Ohngefähr eine Stunde von der Stadt liegt ein Ort, den sie Wahlheim *) nennen. Die Lage an einem Hügel ist sehr interessant, und wenn man oben auf dem Fußpfade zum Dorfe heraus geht, übersieht man mit Einem das ganze Thal. Eine gute Wirthin, die gefällig und munter in ihrem Alter ist, schenkt Wein, Bier, Caffee, und was über alles geht, sind zwey Linden, die mit ihren ausgebreiteten Aesten den kleinen Platz vor der Kirche bedecken, der ringsum mit Bauerhäusern Scheuern und Höfen eingeschlossen ist. So vertraulich, so heimlich hab ich nicht leicht ein Plätzchen gefunden, und dahin laß ich mein Tischchen aus dem Wirthshause bringen und meinen Stuhl, und trinke meinen Caffee da, und lese meinen Homer.

Das erstemal als ich durch einen Zufall an einem schönen Nachmittage unter die Linden kam, fand ich das Plätzchen so einsam. Es war alles im Felde. Nur ein Knabe von ungefähr vier Jahren saß an der Erde, und hielt ein andres etwa halbjähriges vor ihm zwischen seinen Füssen sitzendes Kind mit beyden Armen wider seine Brust, so daß er ihm zu einer

Art

*) Der Leser wird sich keine Mühe geben, die hier genannten Orte zu suchen, man hat sich genöthigt gesehen, die im Originale befindlichen wahren Nahmen zu verändern.

Art von Sessel diente, und ohngeachtet der Munterkeit, womit er aus seinen schwarzen Augen herumschaute, ganz ruhig saß. Mich vergnügte der Anblick, und ich sezte mich auf einen Pflug, der gegen über stund, und zeichnete die brüderliche Stellung mit vielem Ergözzen, ich fügte den nächsten Zaun, ein Tennenthor und einige gebrochne Wagenräder bey, wie es all hintereinander stund, und fand nach Verlauf einer Stunde, daß ich eine wohlgeordnete sehr interessante Zeichnung verfertigt hatte, ohne das mindeste von dem meinen hinzuzuthun. Das bestärkte mich in meinem Vorsazze, mich künftig allein an die Natur zu halten. Sie allein ist unendlich reich, und sie allein bildet den großen Künstler. Man kann zum Vortheile der Regeln viel sagen, ohngefähr was man zum Lobe der bürgerlichen Gesellschaft sagen kann. Ein Mensch, der sich nach ihnen bildet, wird nie etwas abgeschmacktes und schlechtes hervor bringen, wie einer, der sich durch Gesezze und Wohlstand modeln läßt, nie ein unerträglicher Nachbar, nie ein merkwürdiger Böswicht werden kann; dagegen wird aber auch alle Regel, man rede was man wolle, das wahre Gefühl von Natur und den wahren Ausdruck derselben zerstören! sagst du, das ist zu hart! Sie schränkt nur ein, beschneidet die geilen Reben ꝛc. Guter Freund, soll ich dir ein Gleichniß geben: es ist damit wie mit der Liebe, ein junges Herz hängt

ganz

ganz an einem Mädchen, bringt alle Stunden seines Tags bey ihr zu, verschwendet all seine Kräfte, all sein Vermögen, um ihr jeden Augenblick auszudrükken, daß er sich ganz ihr hingiebt. Und da käme ein Philister, ein Mann, der in einem öffentlichen Amte steht, und sagte zu ihm: feiner junger Herr, lieben ist menschlich, nur müßt ihr menschlich lieben! Theilet eure Stunden ein, die einen zur Arbeit, und die Erholungsstunden widmet eurem Mädchen, berechnet euer Vermögen, und was euch von eurer Nothdurft übrig bleibt, davon verwehr ich euch nicht ihr ein Geschenk, nur nicht zu oft, zu machen. Etwa zu ihrem Geburts- und Namenstage ꝛc. — Folgt der Mensch, so giebts einen brauchbaren jungen Menschen, und ich will selbst jedem Fürsten rathen, ihn in ein Collegium zu sezzen, nur mit seiner Liebe ist's am Ende, und wenn er ein Künstler ist, mit seiner Kunst. O meine Freunde! warum der Strom des Genies so selten ausbricht, so selten in hohen Fluthen hereinbraust, und eure staunende Seele erschüttert. Lieben Freunde, da wohnen die gelaßnen Kerls auf beyden Seiten des Ufers, denen ihre Gartenhäuschen, Tulpenbeete, und Krautfelder zu Grunde gehen würden, und die daher in Zeiten mit dämmen und ableiten der künftig drohenden Gefahr abzuwehren wissen.

am 27 May.

Ich bin, wie ich sehe, in Verzükkung, Gleichnisse und Deklamation verfallen, und habe drüber vergessen, dir auszuerzählen, was mit den Kindern weiter worden ist. Ich saß ganz in mahlerische Empfindungen vertieft, die dir mein gestriges Blatt sehr zerstükt darlegt, auf meinem Pfluge wohl zwey Stunden. Da kommt gegen Abend eine junge Frau auf die Kinder los, die sich die Zeit nicht gerührt hatten, mit einem Körbchen am Arme, und ruft von weitem: Philips, du bist recht brav. Sie grüßte mich, ich dankte ihr, stand auf, trat näher hin, und fragte sie: ob sie Mutter zu den Kindern wäre? Sie bejahte es, und indem sie dem Aeltesten einen halben Wek gab, nahm sie das Kleine auf und küßte es mit aller mütterlichen Liebe. Ich habe, sagte sie, meinem Philips das Kleine zu halten gegeben, und bin in die Stadt gegangen mit meinem Aeltsten, um weis Brod zu holen, und Zukker, und ein irden Breypfännchen; ich sah das alles in dem Korbe, dessen Dekkel abgefallen war. Ich will meinem Hans (das war der Nahme des Jüngsten) ein Süpychen kochen zum Abende, der lose Vogel der Große hat mir gestern das Pfännchen zerbrochen, als er sich mit Philipsen um die Scharre des Brey's zankte. Ich fragte nach dem Aeltsten, und sie hat-

te

te mir kaum gesagt, daß er auf der Wiese sich mit ein Paar Gänsen herumjagte, als er hergesprungen kam, und beim zweyten eine Haselgerte mitbrachte. Ich unterhielt mich weiter mit dem Weibe, und erfuhr, daß sie des Schulmeisters Tochter sey, und daß ihr Mann eine Reise in die Schweiz gemacht habe, um die Erbschaft eines Vettern zu holen. Sie haben ihn drum betrügen wollen, sagte sie, und ihm auf seine Briefe nicht geantwortet, da ist er selbst hineingegangen. Wenn ihm nur kein Unglück passirt ist, ich höre nichts von ihm. Es ward mir schwer, mich von dem Weibe loszumachen, gab jedem der Kinder einen Kreuzer, und auch für's jüngste gab ich ihr einen, ihm einen Wek mitzubringen zur Suppe, wenn sie in die Stadt gieng, und so schieden wir von einander.

Ich sage dir, mein Schaz, wenn meine Sinnen gar nicht mehr halten wollen, so linderts all den Tumult, der Anblik eines solchen Geschöpfs, das in der glüklichen Gelassenheit so den engen Kreis seines Daseyns auslebt, von einem Tag zum andern sich durchhilft, die Blätter abfallen sieht, und nichts dabey denkt, als daß der Winter kömmt.

Seit der Zeit bin ich oft draus, die Kinder sind ganz an mich gewöhnt. Sie kriegen Zukker, wenn ich Caffee trinke, und theilen das Butterbrod und die saure Milch mit mir des Abends. Sonntags fehlt ihnen der Kreuzer nie, und wenn ich nicht nach

der Bedienten da bin, so hat die Wirthin Ordre, ihn auszubezahlen.

Sie sind vertraut, erzählen mir allerhand, und besonders ergötz' ich mich an ihren Leidenschaften und simplen Ausdrüchen des Begehrens, wenn mehr Kinder aus dem Dorfe sich versammlen.

Viel Mühe hat mich's gekostet, der Mutter ihre Besorgniß zu benehmen: „Sie möchten den Herrn inkommodiren.„

*

am 16 Juny.

Warum ich dir nicht schreibe? Fragst du das und bist doch auch der Gelehrten einer. Du solltest rathen, daß ich mich wohl befinde, und zwar — Kurz und gut, ich habe eine Bekanntschaft gemacht, die mein Herz näher angeht. Ich habe — ich weis nicht.

Dir in der Ordnung zu erzählen, wie's zugegangen ist, daß ich ein's der liebenswürdigsten Geschöpfe habe kennen lernen, wird schwerer halten, ich bin vergnügt und glüklich, und so kein guter Historienschreiber.

Einen Engel! Pfuy! das sagt jeder von der seinigen! Nicht wahr? Und doch bin ich nicht im Stande, dir zu sagen, wie sie vollkommen ist, warum sie vollkommen ist, genug, sie hat all meinen Sinn gefangen genommen.

So

So viel Einfalt bey so viel Verstand, so viel Güte bey so viel Festigkeit, und die Ruhe der Seele bey dem wahren Leben und der Thätigkeit. —

Das ist alles garstiges Gewäsche, was ich da von ihr sage, leidige Abstraktionen, die nicht einen Zug ihres Selbst ausdrükken. Ein andermal — Nein, nicht ein andermal, iezt gleich will ich dir's erzählen. Thu ich's jezt nicht, geschäh's niemals. Denn, unter uns, seit ich angefangen habe zu schreiben, war ich schon dreymal im Begriffe die Feder niederzulegen, mein Pferd satteln zu lassen und hinaus zu reiten, und doch schwur ich mir heut früh nicht hinaus zu reiten — und gehe doch alle Augenblikke ans Fenster zu sehen, wie hoch die Sonne noch steht.

Ich hab's nicht überwinden können, ich mußte zu ihr hinaus. Da bin ich wieder, Wilhelm, und will mein Butterbrod zu Nacht essen und dir schreiben. Welch eine Wonne das für meine Seele ist, sie in dem Kreise der lieben muntern Kinder ihrer acht Geschwister zu sehen! —

Wenn ich so fortfahre, wirst du am Ende so klug seyn wie am Anfange, höre denn, ich will mich zwingen ins Detail zu gehen.

Ich schrieb dir neulich, wie ich den Amtmann S. habe kennen lernen, und wie er mich gebeten habe, ihn bald in seiner Einsiedeley, oder vielmehr seinem kleinen Königreiche zu besuchen. Ich vernachläßigte das, und wäre vielleicht nie hingekom-

men, hätte mir der Zufall nicht den Schaz entdekt, der in der stillen Gegend verborgen liegt.

Unsere jungen Leute hatten einen Ball auf dem Lande angestellt, zu dem ich mich denn auch willig finden ließ. Ich bot einem hiesigen guten, schönen, weiters unbedeutenden Mädchen die Hand, und es wurde ausgemacht, daß ich eine Kutsche nehmen, mit meiner Tänzerinn und ihrer Baase nach dem Orte der Lustbarkeit hinausfahren, und auf dem Wege Charlotten S. mitnehmen sollte. Sie werden ein schönes Frauenzimmer kennen lernen, sagte meine Gesellschafterinn, da wir durch den weiten schön ausgehauenen Wald nach dem Jagdhause fahren. Nehmen sie sich in Acht, versezte die Baase, daß sie sich nicht verlieben! Wie so? sagt' ich: Sie ist schon vergeben, antwortete jene, an einen sehr braven Mann, der weggereist ist, seine Sachen in Ordnung zu bringen nach seines Vaters Tod, und sich um eine ansehnliche Versorgung zu bewerben. Die Nachricht war mir ziemlich gleichgültig.

Die Sonne war noch eine Viertelstunde vom Gebürge, als wir vor dem Hofthore anfuhren, es war sehr schwühle, und die Frauenzimmer äusserten ihre Besorgniß wegen eines Gewitters, das sich in weissgrauen dumpfigen Wölkchen rings am Horizonte zusammen zu ziehen schien. Ich täuschte ihre Furcht mit anmaßlicher Wetterkunde, ob mir gleich selbst zu ahnden anfieng, unsere Lustbarkeit werde einen Stoß leiden.

Ich war ausgestiegen. Und eine Magd, die an's Thor kam, bat uns, einen Augenblick zu verziehen, Mamsell Lottchen würde gleich kommen. Ich gieng durch den Hof nach dem wohlgebauten Hause, und da ich die vorliegenden Treppen hinaufgestiegen war und in die Thüre trat, fiel mir das reitzendste Schauspiel in die Augen, das ich jemals gesehen habe. In dem Vorsaale wimmelten sechs Kinder, von eilf zu zwey Jahren, um ein Mädchen von schöner mittlerer Taille, die ein simples weisses Kleid mit blaßrothen Schleifen an Arm und Brust anhatte. Sie hielt ein schwarzes Brod und schnitt ihren Kleinen rings herum jedem sein Stük nach Proportion ihres Alters und Appetites ab, gabs jedem mit solcher Freundlichkeit, und jedes rufte so ungekünstelt sein: Danke! indem es mit den kleinen Händchen lang in die Höh gereicht hatte, eh es noch abgeschnitten war, und nun mit seinem Abendbrode vergnügt entweder wegsprang, oder nach seinem stillern Charakter gelassen davon nach dem Hofthore zugieng, um die Fremden und die Kutsche zu sehen, darinnen ihre Lotte wegfahren sollte. Ich bitte um Vergebung, sagte sie, daß ich Sie herein bemühe, und die Frauenzimmer warten lasse. Ueber dem Anziehen und allerley Beistellungen für's Haus in meiner Abwesenheit, habe ich vergessen meinen Kindern ihr Vesperstück zu geben, und sie wollen von niemanden Brod geschnitten ha-

den als von mir. Ich machte ihr ein unbedeutendes Compliment, und meine ganze Seele ruhte auf der Gestalt, dem Tone, dem Betragen, und hatte eben Zeit, mich von der Ueberraschung zu erholen, als sie in die Stube lief ihre Handschuh und Fächer zu nehmen. Die Kleinen sahen mich in einiger Entfernung so von der Seite an, und ich gieng auf das Jüngste los, das ein Kind von der glücklichsten Gesichtsbildung war. Es zog sich zurük, als eben Lotte zur Thür herauskam, und sagte: Louis, gieb dem Herrn Vetter eine Hand. Das that der Knabe sehr freymüthig, und ich konnte mich nicht enthalten, ihn ohngeachtet seines kleinen Roznäschens herzlich zu küssen. Vetter, sagt' ich, indem ich ihr die Hand reichte, glauben Sie, daß ich des Glüks werth sey, mit Ihnen verwandt zu seyn. O! sagte sie, mit einem leichtfertigen Lächeln, unsere Vetterschaft ist sehr weitläuftig, und es wäre mir leid, wenn sie der Schlimmste drunter seyn sollten. Im Gehen gab sie Sophien, der ältesten Schwester nach ihr, einem Mädchen von ohngefähr eilf Jahren, den Auftrag, wohl auf die Kleinen Acht zu haben, und den Papa zu grüssen, wenn er vom Spazierritte zurükkäme. Den Kleinen sagte sie, sie sollten ihrer Schwester Sophie folgen, als wenn sie's selbst wäre, das denn auch einige ausdrüklich versprachen. Eine kleine naßweise Blondine aber, von ohngefähr sechs Jahren, sagte: du bist's doch nicht, Lottchen! wir

haben

haben dich doch lieber. Die zwey ältesten der Knaben waren hinten auf die Kutsche geklettert, und auf mein Vorbitten erlaubte sie ihnen, bis vor den Wald mit zu fahren, wenn sie versprächen, sich nicht zu necken, und sich recht fest zu halten.

Wir hatten uns kaum zurecht gesetzt, die Frauenzimmer sich bewillkommt, wechselsweis über den Anzug und vorzüglich die Hütchen ihre Anmerkungen gemacht, und die Gesellschaft, die man zu finden erwartete, gehörig durchgezogen; als Lotte den Kutscher halten, und ihre Brüder herabsitzen hies, die noch einmal ihre Hand zu küssen begehrten, das denn der älteste mit aller Zärtlichkeit, die dem Alter von fünfzehn Jahren eigen seyn kann, der andere mit viel Heftigkeit und Leichtsinn that. Sie hieß die Kleinen noch einmal grüssen, und wir fuhren weiter.

Die Base fragte: ob sie mit dem Buche fertig wäre, das sie ihr neulich geschickt hätte. Nein, sagte Lotte, es gefällt mir nicht, sie können's wieder haben. Das vorige war auch nicht besser. Ich erstaunte, als ich fragte: was es für Bücher wären und sie mir antworte:*) — Ich fand so viel Charakter in allem was sie sagte, ich sah mit jedem Wort

*) Man sieht sich genöthigt, diese Stelle des Briefs zu unterdrücken, um niemand Gelegenheit zu einiger Beschwerde zu geben. Ob gleich im Grunde jedem Autor wenig an dem Urtheile eines einzelnen Mädgens, und eines jungen unsüßen Menschen gelegen seyn kann.

neue Reize, neue Strahlen des Geistes aus ihren Gesichtszügen hervorbrechen, die sich nach und nach vergnügt zu entfalten schienen, weil sie an mir fühlte, daß ich sie verstund.

Wie ich jünger war, sagte sie, liebte ich nichts so sehr als die Romanen. Weis Gott wie wohl mir's war, mich so Sonntags in ein Eckgen zu setzen, und mit ganzem Herzen an dem Glükke und Unstern einer Miß Jenny Theil zu nehmen. Ich läugne auch nicht, daß die Art noch einige Reize für mich hat. Doch da ich so selten an ein Buch komme, so müssen sie auch recht nach meinem Geschmakke seyn. Und der Autor ist mir der liebste, indem ich meine Welt wieder finde, bey dem's zugeht wie um mich, und dessen Geschichte mir doch so interessant so herzlich wird, als mein eigen häuslich Leben, das freylich kein Paradies, aber doch im Ganzen eine Quelle unsäglicher Glückseligkeit ist.

Ich bemühte mich, meine Bewegungen über diese Worte zu verbergen. Das gieng freylich nicht weit, denn da ich sie mit solcher Wahrheit im Vorbeygehn vom Landpriester von Wakefield vom *) — reden hörte, kam ich eben ausser mich und sagte ihr alles

*) Man hat auch hier die Namen einiger vaterländischen Autoren ausgelassen. Wer Theil an Lottens Beyfall hatte, wird es gewiß an seinem Herzen fühlen, wenn er diese Stelle lesen sollte. Und sonst brauchts ja niemand zu wissen.

alles was ich wußte, und bemerkte erſt nach einiger Zeit, da Lotte das Geſpräch an die andern wendete, daß dieſe die Zeit über mit offnen Augen, als ſäſſen ſie nicht da, da geſeſſen hatten. Die Baaſe ſah mich mehr als einmal mit einem ſpöttiſchen Lächeln an, daran mir aber nichts gelegen war.

Das Geſpräch fiel auf das Vergnügen am Tanze. Wenn dieſe Leidenſchaft ein Fehler iſt, ſagte Lotte, ſo geſteh ich ihnen gern, ich weis nichts über's Tanzen. Und wenn ich was im Kopfe habe, und mir auf meinem verſtimmten Klaviere einen Contretanz vortrommle, ſo iſt alles wieder gut.

Wie ich mich unter dem Geſpräche in den ſchwarzen Augen weidete, wie die lebendigen Lippen und die friſchen muntern Wangen meine ganze Seele anzogen, wie ich in den herrlichen Sinn ihrer Rede ganz verſunken, oft gar die Worte nicht hörte, mit denen ſie ſich ausdrukte! Davon haſt du eine Vorſtellung, weil du mich kennſt. Kurz, ich ſtieg aus dem Wagen wie ein Träumender, als wir vor dem Luſthauſe ſtill hielten, und war ſo in Träumen rings in der dämmernden Welt verlohren, daß ich auf die Muſik kaum achtete, die uns von dem erleuchteten Saale herunter entgegen ſchallte.

Die zwey Herren Audran und ein gewiſſer N. N. wer behält all die Nahmen! die der Baaſe und Lottens Tänzer waren, empfiengen uns am Schlage,

bemächtigten sich ihrer Frauenzimmer und ich führte die meinige hinauf.

Wir schlangen uns in Menuets um einander herum, ich forderte ein Frauenzimmer nach dem andern auf, und just die unleidlichsten konnten nicht dazu kommen, einem die Hand zu reichen, und ein Ende zu machen. Lotte und ihr Tänzer fiengen einen englischen an, und wie wohl mir's war, als sie auch in der Reihe die Figur mit uns anfieng, magst du fühlen. Tanzen muß man sie sehen. Siehst du, sie ist so mit ganzem Herzen und mit ganzer Seele dabey, ihr ganzer Körper, eine Harmonie, so sorglos, so unbefangen, als wenn das eigentlich alles wäre, als wenn sie sonst nichts dächte, nichts empfände, und in dem Augenblicke gewiß schwindet alles andere vor ihr.

Ich bat sie um den zweyten Contretanz, sie sagte mir den dritten zu, und mit der liebenswürdigsten Freymüthigkeit von der Welt versicherte sie mich, daß sie herzlich gern deutsch tanzte. Es ist hier so Mode, fuhr sie fort, daß jedes Paar, das zusammen gehört, beym Deutschen zusammen bleibt, und mein Chapeau walzt schlecht, und dankt mir's, wenn ich ihm die Arbeit erlasse, ihr Frauenzimmer kann's auch nicht und mag nicht, und ich hab im Englischen gesehn, daß sie gut walzen, wenn sie nun mein seyn wollen für's Deutsche, so gehn sie und bitten sich's aus von meinem Herrn, ich will zu ihrer Dame gehn.

gehn. Ich gab ihr die Hand drauf, und es wurde schon darauf arrangirt, daß ihrem Tänzer inzwischen die Unterhaltung meiner Tänzerinn aufgetragen ward.

Nun giengs, und wir ergözten uns eine Weile an mannchfaltigen Schlingungen der Arme. Mit welchem Reize, mit welcher Flüchtigkeit bewegte sie sich! Und da wir nun gar an's Walzen kamen, und wie die Sphären um einander herumrollten, giengs freylich anfangs, weil's die wenigsten können, ein bißgen bunt durch einander. Wir waren klug und ließen sie austoben, und wie die ungeschicktesten den Platz geräumt hatten, fielen wir ein, und hielten mit noch einem Paare, mit Audran und seiner Tänzerinn wacker aus. Nie ist mir's so leicht vom Flekke gegangen. Ich war kein Mensch mehr. Das liebenswürdigste Geschöpf in den Armen zu haben, und mit ihr herum zu fliegen wie Wetter, daß alles rings umher vergieng und — Wilhelm, um ehrlich zu seyn, that ich aber doch den Schwur, daß ein Mädchen, das ich liebte, auf das ich Ansprüche hätte, mir nie mit einem andern walzen sollte, als mit mir, und wenn ich drüber zu Grunde gehen müßte, du verstehst mich.

Wir machten einige Touren gehend im Saale, um zu verschnaufen. Dann sezte sie sich, und die Zitronen, die ich weggeschoben hatte dem Punsch machen, die nun die einzigen noch übrigen waren, und

die

die ich ihr in Schnittchen, mit Zukker zur Erfrischung brachte, thaten fürtrefliche Würkung, nur daß mir mit jedem Schnittgen das ihre Nachbarinn aus der Tasse nahm, ein Stich durch's Herz gieng, der ich's nun freylich Schanden halber mit präsentiren mußte.

Beym dritten Englischen waren wir das zweyte Paar. Wie wir die Reihe so durchtanzten, und ich, weis Gott mit wie viel Wonne, an ihrem Arme und Auge hieng, das voll vom wahrsten Ausdrukke des offensten reinsten Vergnügens war, kommen wir an eine Frau, die mir wegen ihrer liebenswürdigen Mine auf einem nicht mehr ganz jungen Gesichte, merkwürdig gewesen war. Sie sieht Lotten lächelnd an hebt einen drohenden Finger auf, und nennt den Nahmen Albert zweymal im Vorbeyfliegen mit viel Bedeutung.

Wer ist Albert, sagte ich zu Lotten, wenns nicht Vermessenheit ist zu fragen. Sie war im Begriffe zu antworten, als wir uns scheiden mußten die große Achte zu machen, und mich dünkte einiges Nachdenken auf ihrer Stirne zu sehen, als wir so vor einander vorbeykreuzten. Was soll ich's ihnen läugnen, sagte sie, indem sie mir die Hand zur Promenade bot. Albert ist ein braver Mensch, dem ich so gut als versprochen bin! Nun war mir das nichts neues, denn die Mädchen hatten mir's auf dem Wege gesagt, und war mir doch so ganz neu, weil ich das noch

nicht

nicht im Verhältniſſe auf ſie, die mir in ſo wenig Augenblicken ſo werth geworden war, gedacht hatte. Genug ich verwirrte mich, vergaß mich, und kam zwiſchen das unrechte Paar hinein, daß alles drunter und drüber gieng, und Lottens ganze Gegenwart und Zerren und Ziehen nöthig war, um's ſchnell wieder in Ordnung zu bringen.

Der Tanz war noch nicht zu Ende, als die Blizze, die wir ſchon lange am Horizonte leuchten geſehn, und die ich immer für Wetterkühlen ausgegeben hatte, viel ſtärker zu werden anfiengen, und der Donner die Muſik überſtimmte. Drey Frauenzimmer liefen aus der Reihe, denen ihre Herren folgten, die Unordnung ward allgemein, und die Muſik hörte auf. Es iſt natürlich, wenn uns ein Unglük oder etwas ſchröckliches im Vergnügen überraſcht, daß es ſtärkere Eindrükke auf uns macht, als ſonſt, theils wegen dem Gegenſatze, der ſich ſo lebhaft empfinden läßt, theils und noch mehr, weil unſere Sinnen einmal der Fühlbarkeit geöffnet ſind und alſo deſto ſchneller einen Eindruk annehmen. Dieſen Urſachen muß ich die wunderbaren Grimaſſen zuſchreiben, in die ich mehrere Frauenzimmer ausbrechen ſah. Die Klügſte ſezte ſich in eine Ekke, mit dem Rüken gegen das Fenſter, und hielt die Ohren zu, eine andere kniete ſich vor ihr nieder und verbarg den Kopf in der erſten Schoos, eine dritte ſchob ſich zwiſchen beyde hinein, und umfaßte ihre Schweſterchen

sterchen mit tausend Thränen. Einige wollten nach Hause, andere, die noch weniger wußten was sie thaten, hatten nicht so viel Besinnungskraft, den Kehlen unserer jungen Schlukkers zu steuern, die sehr beschäftigt zu seyn schienen, alle die ängstlichen Gebete, die dem Himmel bestimmt waren, von den Lippen der schönen Bedrängten wegzufangen. Einige unserer Herren hatten sich hinab begeben, um ein Pfeifchen in Ruhe zu rauchen, und die übrige Gesellschaft schlug es nicht aus, als die Wirthinn auf den klugen Einfall kam, uns ein Zimmer anzuweisen, das Läden und Vorhänge hätte. Kaum waren wir da angelangt, als Lotte beschäftigt war, einen Kreis von Stühlen zu stellen, die Gesellschaft zu setzen, und den Vortrag zu einem Spiele zu thun.

Ich sahe manchen, der in Hoffnung auf ein saftiges Pfand sein Mäulchen spitzte, und seine Glieder rekte. Wir spielen Zählens, sagte sie, nun gebt Acht! Ich gehe im Kreise herum von der Rechten zur Linken, und so zählt ihr auch rings herum jeder die Zahl die an ihn kommt, und das muß gehn wie ein Laufeuer, und wer stokt, oder sich irrt, kriegt eine Ohrfeige, und so bis tausend. Nun war das lustig anzusehen. Sie gieng mit ausgestrektem Arme im Kreise herum, Eins! fieng der erste an, der Nachbar zwey! drey! der folgende und so fort; dann fieng sie an geschwinder zu gehn, immer geschwinder. Da versahs einer, Patsch eine Ohrfeige, und über das Gelächter

der

der folgende auch Patsch! Und immer geschwinder. Ich selbst kriegte zwey Maulschellen und glaubte mit innigem Vergnügen zu bemerken, daß sie stärker seyen als sie sie den übrigen zuzumessen pflegte. Ein allgemeines Gelächter und Geschwärme machte dem Spiele ein Ende, ehe noch das Tausend ausgezählt war. Die Vertrautesten zogen einander beyseite, das Gewitter war vorüber, und ich folgte Lotten in den Saal. Unterwegs saate sie: über die Ohrfeigen haben sie Wetter und alles vergessen! Ich konnte ihr nichts antworten. Ich war, fuhr sie fort, eine der Furchtsamsten, und indem ich mich herzhaft stellte, um den andern Muth zu geben, bin ich muthig geworden. Wir traten an's Fenster, es donnerte abseitwärts und der herrliche Regen säuselte auf das Land, und der erquikkende sie Wohlgeruch stieg in aller Fülle einer warmen Luft zu uns auf. Sie stand auf ihrem Ellenbogen gestüzt, und ihr Blik durchdrang die Gegend, sie sah gen Himmel und auf mich, ich sah ihr Auge thränenvoll, sie legte ihre Hand auf die meinige und saate — Klopstock! Ich versank in dem Strome von Empfindungen, den sie in dieser Loosung über mich ausgoß. Ich ertrugs nicht, neigte mich auf ihre Hand und küßte sie unter den wonnevollesten Thränen. Und sah nach ihrem Auge wieder — Edler! hättest du deine Vergötterung in diesem Blikke gesehn, und möcht ich nun deinen so oft entweihten Nahmen nie wieder nennen hören!

am 19 Juny.

Wo ich neulich mit meiner Erzählung geblieben bin, weis ich nicht mehr, das weis ich, daß es zwey Uhr des Nachts war, als ich zu Bette kam, und daß, wenn ich dir hätte vorschwätzen können, statt zu schreiben, ich dich vielleicht bis an Tag aufgehalten hätte.

Was auf unserer Hereinfahrt vom Balle passiert ist, hab ich noch nicht erzählt, hab auch heute keinen Tag dazu.

Es war der liebwürdigste Sonnenaufgang. Der tröpfelnde Wald und das erfrischte Feld umher! Unsere Gesellschafterinnen nickten ein. Sie fragte mich, ob ich nicht auch von der Parthie seyn wollte, ihrentwegen sollt ich unbekümmert seyn. So lang ich diese Augen offen sehe, sagt' ich, und sah sie fest an, so lang hats keine Gefahr. Und wir haben beyde ausgehalten, bis an ihr Thor, da ihr die Magd leise aufmachte, und auf ihr Fragen vom Vater und den Kleinen versicherte, daß alles wohl sey und noch schlief. Und da verließ ich sie mit dem Versichern: sie selbigen Tags noch zu sehn, und hab mein Versprechen gehalten, und seit der Zeit können Sonne, Mond und Sterne geruhig ihre Wirthschaft treiben, ich weis weder daß Tag noch daß Nacht ist, und die ganze Welt verliert sich um mich her.

am 21 Juny.

Ich lebe so glükliche Tage! wie sie Gott seinen Heiligen ausspart, und mit mir mag werden was will; so darf ich nicht sagen, daß ich die Freuden, die reinsten Freuden des Lebens nicht genossen habe. Du kennst mein Wahlheim. Dort bin ich völlig etablirt. Von dort hab ich nur eine halbe Stunde zu Lotten, dort fühl ich mich selbst und alles Glük, das dem Menschen gegeben ist.

Hätte ich gedacht, als ich mir Wahlheim zum Zwekke meiner Spaziergänge wählte, daß es so nahe am Himmel läge! Wie oft habe ich das Jagdhaus, das nun alle meine Wünsche einschließt, auf meinen weiten Wandrungen bald vom Berge, bald in der Ebne über den Fluß gesehn.

Lieber Wilhelm, ich habe allerley nachgedacht über die Begier im Menschen sich auszubreiten, neue Entdekkungen zu machen, herumzuschweifen; und dann wieder über den innern Trieb, sich der Einschränkung willig zu ergeben, und in dem Gleise der Gewohnheit so hinzufahren, und sich weder um rechts noch links zu bekümmern.

Es ist wunderbar, wie ich hierher kam und vom Hügel in das schöne Thal schaute, wie es mich rings umher anzog. Dort das Wäldchen! Ach könntest du dich in seine Schatten mischen! Dort die Spi-

ze des Berges! Ach könntest du von da die weite Gegend überschauen! Die in einander gekettete Hügel und vertrauliche Thäler. O könnte ich mich in ihnen verliehren! — Ich eilte hin! und kehrte zurük, und hatte nicht gefunden was ich hoffte. O es ist mit der Ferne wie mit der Zukunft! Ein großes dämmerndes Ganze ruht vor unserer Seele, unsere Empfindung verschwimmt sich darinne, wie unser Auge, und wir sehnen uns, ach! unser ganzes Wesen hinzugeben, uns mit all der Wonne eines einzigen grossen herrlichen Gefühls ausfüllen zu lassen — Und ach, wenn wir hinzueilen, wenn das Dort nun Hier wird, ist alles vor wie nah, und wir stehen in unserer Armuth, in unserer Eingeschränktheit, und unsere Seele lechzt nach entschlüpftem Labsale.

Und so sehnt sich der unruhigste Vagabund zulezt wieder nach seinem Vaterlande, und findet in seiner Hütte, an der Brust seiner Gattin, in dem Kreise seiner Kinder und der Geschäfte zu ihrer Erhaltung, all die Wonne, die er in der weiten öden Welt vergebens suchte.

Wenn ich so des Morgens mit Sonnenaufgange hinausgehe nach meinem Wahlheim, und dort im Wirthsgarten mir meine Zukkererbsen selbst pflükke, mich hinsezze, und sie abfädme und dazwischen lese in meinem Homer. Wenn ich denn in der kleinen Küche mir einen Topf wähle, mir Butter aussteche, meine Scholen an's Feuer stelle, zudekke und mich da-

dazu setze, sie manchmal umzuschütteln. Da fühl ich so lebhaft, wie die herrlichen übermüthigen Freyer der Penelope Ochsen und Schweine schlachten, zerlegen und braten. Es ist nichts, das mich so mit einer stillen, wahren Empfindung ausfüllte, als die Züge patriarchalischen Lebens, die ich, Gott sey Dank, ohne Affektion in meine Lebensart verweben kann.

Wie wohl ist mir's, daß mein Herz die simple harmlose Wonne des Menschen fühlen kann, der ein Krauthaupt auf seinen Tisch bringt, das er selbst gezogen, und nun nicht den Kohl allein, sondern all die guten Tage, den schönen Morgen, da er ihn pflanzte, die lieblichen Abende, da er ihn begoß, und da er an dem fortschreitenden Wachsthume seine Freude hatte, alle in einem Augenblikke wieder mit genießt.

*

am 29 Junn.

Vorgestern kam der Medicus hier aus der Stadt hinaus zum Amtmanne und fand mich auf der Erde unter Lottens Kindern, wie einige auf mir herumkrabelten, andere mich nekten und wie ich sie kützelte, und ein grosses Geschrey mit ihnen verführte. Der Doktor, der eine sehr dogmatische Drathpupe ist, und im Diskurs seine Manschetten in Falten legt, und den Kräusel bis zum Nabel herauszupft, fand dieses unter der Würde eines gescheuten Menschen, das merkte ich an seiner Nase. Ich lies mich nichts

ſtören, lies ihn ſehr vernünftige Sachen abhandeln, und baute den Kindern ihre Kartenhäuſer wieder, die ſie zerſchlagen hatten. Auch gieng er darauf in der Stadt herum und beklagte: des Amtmanns Kinder wären ſchon ungezogen genug, der Werther verdürbe ſie nun völlig.

Ja, lieber Wilhelm, meinem Herzen ſind die Kinder am nächſten auf der Erde. Wenn ich ſo zuſehe und in dem kleinen Dinge die Keime aller Tugenden, aller Kräfte ſehe, die ſie einmal nöthig brauchen werden, wenn ich in dem Eigenſinne, alle die künftige Standhaftigkeit und Feſtigkeit des Charakters, in dem Muthwillen, allen künftigen guten Humor und die Leichtigkeit, über alle die Gefahren der Welt hinzuſchlüpfen, erblikke, alles ſo unverdorben, ſo ganz! Immer, immer wiederhol ich die goldnen Worte des Lehrers der Menſchen: wenn ihr nicht werdet wie eines von dieſen! Und nun, mein Beſter, ſie, die unſers gleichen ſind, die wir als unſere Muſter anſehen ſollten; behandeln wir als Unterthanen. Sie ſollen keinen Willen haben! — Haben wir denn keinen? und wo liegt das Vorrecht? — Weil wir älter ſind und geſcheuter? — Guter Gott von deinem Himmel, alte Kinder ſiehſt du, und junge Kinder und nichts weiter, und an welchen du mehr Freude haſt, das hat dein Sohn ſchon lange verkündigt. Aber ſie glauben an ihn und hören ihn nicht, das iſt auch

was alt's, und bilden ihre Kinder nach sich und — Adieu, Wilhelm, ich mag darüber nicht weiter raisonniren.

*

am 1 Juli.

Was Lotte einem Kranken seyn muß, fühl ich an meinem eignen armen Herzen, das übler dran ist als manches, das auf dem Siechbette verschmachtet. Sie wird einige Tage in der Stadt bey einer rechtschaffenen Frau zubringen, die sich nach der Aussage der Aerzte ihrem Ende naht, und in diesen lezten Augenblikken will sie Lotten um sich haben. Ich war vorige Woche mit ihr den Pfarrer von St*** zu besuchen, ein Oertgen, das eine Stunde seitwärts im Gebürge liegt. Wir kamen gegen viere dahin. Lotte hatte ihre zweyte Schwester mitgenommen. Als wir in den, von zwey hohen Nußbäumen überschatteten, Pfarrhof traten, saß der gute alte Mann auf einer Bank vor der Hausthüre, und da er Lotten sah, ward er wie neubelebt, vergaß seinen Knotenstok, und wagte sich auf ihr entgegen. Sie lief hin zu ihm, nöthigte ihn sich niederzusezzen, indem sie sich zu ihm seze, brachte viel Grüsse von ihrem Vater, herzte seinen garstigen schmuzigen jüngsten Buben, das Quakelgen seines Alters. Du hättest sie sehen sollen, wie sie den Alten beschäftigte, wie sie ihre Stimme erhub um sei-

nen halb tauben Ohren vernehmlich zu werden, wie ſie ihm erzählte von jungen robuſten Leuten, die unvermuthet geſtorben waren, von der Vortreflichkeit des Carlsbades, und wie ſie ſeinen Entſchluß lobte, künftigen Sommer hinzugehen, und wie ſie fand, daß er viel beſſer ausſähe, viel munterer ſey als das letztemal, da ſie ihn geſehn. Ich hatte indeß der Frau Pfarrern meine Höflichkeiten gemacht, der Alte wurde ganz munter, und da ich nicht umhin konnte, die ſchönen Nußbäume zu loben, die uns ſo lieblich beſchatteten, fieng er an, uns, wiewohl mit einiger Beſchwerlichkeit, die Geſchichte davon zu geben. Den alten ſagte er, wiſſen wir nicht, wer den gepflanzt hat, einige ſagen dieſer, andere jener Pfarrer. Der jüngere aber dorthinten iſt ſo alt als meine Frau, im Oktober fünfzig Jahre. Ihr Vater pflanzte ihn des Morgens, als ſie gegen Abend gebohren wurde. Er war mein Vorfahr im Amte, und wie lieb ihm der Baum war, iſt nicht zu ſagen, nur iſt er's gewiß nicht weniger, meine Frau ſas drunter auf einem Balken und ſtrikte, als ich vor ſieben und zwanzig Jahren als ein armer Student zum erſtenmal hier in Hof kam. Lotte fragte nach ſeiner Tochter, es hieß, ſie ſey mit Herrn Schmidt auf der Wieſe hinaus zu den Arbeitern, und der Alte fuhr in ſeiner Erzählung fort, wie ſein Vorfahr ihn lieb gewonnen und die Tochter dazu, und wie er erſt ſein Vikar und dann ſein

Nach-

Nachfolger geworden. Die Geſchichte war nicht lange zu Ende, als die Jungfer Pfarrern mit dem ſogenannten Herrn Schmidt durch den Garten herkam, ſie bewillkommte Lotten mit herzlicher Wärme, und ich muß ſagen, ſie gefiel mir nicht übel, eine raſche, wohlgewachſne Brünette, die einen die Kurzeit über auf dem Lande wohl unterhalten hätte. Ihr Liebhaber, denn als ſolchen ſtellte ſich Herr Schmidt gleich dar, ein feiner, doch ſtiller Menſch, der ſich nicht in unſere Geſpräche miſchen wollte, ob ihn gleich Lotte immer herein zog, und was mich am meiſten betrübte, war, daß ich an ſeinen Geſichtszügen zu bemerken ſchien, es ſey mehr Eigenſinn und übler Humor als Eingeſchränktheit des Verſtandes, der ihn ſich mitzutheilen hinderte. In der Folge ward dieß nur leider zu deutlich, denn als Friedrike beym Spazierengehn mit Lotten und verſchiedentlich auch mit mir gieng, wurde des Herrn Angeſicht, das ohne das einer bräunlichen Farbe war, ſo ſichtlich verdunkelt, daß es Zeit war, daß Lotte mich beym Ermel zupfte, und mir das Artigthun mit Friederiken abrieth. Nun verdrießt mich nichts mehr als wenn die Menſchen einander plagen, am meiſten, wenn junge Leute in der Blüthe des Lebens, da ſie am offenſten für alle Freuden ſeyn könnten, einander die paar gute Tage mit Frazzen verderben, und nur erſt zu ſpät das unerſezliche ihrer Verſchwendung einſehen. Mir wurmte das,

und ich konnte nicht umhin, da wir gegen Abend in den Pfarrhof zurükkehrten, und an einem Tische gebrokkes Brod in Milch assen, und der Diskurs auf Freude und Leid in der Welt roulirte, den Faden zu ergreifen, und recht herzlich gegen die üble Laune zu reden. Wir Menschen beklagen uns oft, fing ich an, daß der guten Tage so wenig sind, und der schlimmen so viel, und wie mich dünkt, meist mit Unrecht. Wenn wir immer ein offenes Herz hätten das Gute zu geniessen, das uns Gott für jeden Tag bereitet, wir würden alsdenn auch Kraft genug haben, das Uebel zu tragen, wenn es kommt — Wir haben aber unser Gemüth nicht in unserer Gewalt, versezte die Pfarrern, wie viel hängt vom Körper ab! wenn man nicht wohl ist, ist's einem überall nicht recht. — Ich gestund ihr das ein. Wir wollens also, fuhr ich fort, als eine Krankheit ansehen, und fragen ob dafür kein Mittel ist! — Das läßt sich hören, sagte Lotte, ich glaube wenigstens, daß viel von uns abhängt, ich weis es an mir, wenn mich etwas nekt, und mich verdrüßlich machen will, spring ich auf und ting ein paar Contretänze den Garten auf und ab, gleich ist's weg. — Das war's was ich sagen wollte, versezte ich es ist mit der üblen Laune völlig wie mit der Trägheit, denn es ist eine Art von Trägheit, unsere Natur hängt sehr dahin, und doch, wenn wir nur einmal die Kraft haben uns zu ermannen,

geht

geht uns die Arbeit frisch von der Hand, und wir finden in der Thätigkeit ein wahres Vergnügen. Friederike war sehr aufmerksam, und der junge Mensch wandte mir ein, daß man nicht Herr über sich selbst sey, und am wenigsten über seine Empfindungen gebieten könne. Es ist hier die Frage von einer unangenehmen Empfindung, versezt ich, die doch jedermann gern los ist, und niemand weis wie weit seine Kräfte gehn, bis er sie versucht hat. Gewiß, einer der krank ist, wird bey allen Aerzten herum fragen und die größten Resignationen, die bittersten Arzneyen, wird er nicht abweisen um seine gewünschte Gesundheit zu erhalten. Ich bemerkte, daß der ehrliche Alte sein Gehör anstrengte um an unserm Diskurs Theil zu nehmen, ich erhub die Stimme, indem ich die Rede gegen ihn wandte. Man predigt gegen so viele Laster, sagt ich, ich habe noch nie gehört daß man gegen die üble Laune vom Predigtstuhle gearbeitet hätte. *) — Das müßten die Stadtpfarrer thun, sagt er, die Bauern haben keinen bösen Humor, doch könnts auch nichts schaden zuweilen, es wäre eine Lektion für seine Frau wenigstens, und den Herrn Amtmann. Die Gesellschaft lachte und er herzlich mit, bis er in einen Husten verfiel, der unsern Diskurs eine

Zeit-

*) Wir haben nun von Lavatern eine treffliche Predigt hierüber unter denen über das Buch Jonas.

Zeitlang unterbrach, darauf denn der junge Mensch wieder das Wort nahm: Sie nannten den bösen Humor ein Laster, mich däucht, das ist übertrieben. — Mit nichten gab ich zur Antwort, wenn das, womit man sich selbst und seinen Nächsten schadet, den Namen verdient. Ist es nicht genug, daß wir einander nicht glüklich machen können, müssen wir auch noch einander das Vergnügen rauben, das jedes Herz sich noch manchmal selbst gewähren kann. Und nennen sie mir den Menschen, der übler Laune ist und so brav dabey sie zu verbergen, sie allein zu tragen, ohne die Freuden um sich her zu zerstören; oder ist sie nicht vielmehr ein innerer Unmuth über unsre eigne Unwürdigkeit, ein Misfallen an uns selbst, das immer mit einem Neide verknüpft ist, der durch eine thörige Eitelkeit aufgehezt wird: wir sehen glükliche Menschen die wir nicht glüklich machen, und das ist unerträglich! Lotte lächelte mich an, da sie die Bewegung sah mit der ich redte, und eine Thräne in Friederikens Auge spornte mich, fortzufahren. Weh denen sagt ich, die sich der Gewalt bedienen, die sie über ein Herz haben, um ihm die einfachen Freuden zu rauben, die aus ihm selbst hervorkeimen. Alle Geschenke, alle Gefälligkeiten der Welt ersezen nicht einen Augenblik Vergnügen an sich selbst, den uns eine neidische Unbehaglichkeit unsers Tyrannen vergällt hat.

Mein

Mein ganzes Herz war voll in diesem Augenblikke, die Erinnerung so manches Vergangenen drängte sich an meine Seele, und die Thränen kamen mir in die Augen.

Wer sich das nur täglich saate, rief ich aus: du vermagst nichts auf deine Freunde, als ihnen ihre Freude zu lassen und ihr Glük zu vermehren, indem du es mit ihnen geniessest. Vermagst du, wenn ihre innre Seele von einer ängstigenden Leidenschaft gequält, vom Kummer zerrüttet ist, ihnen einen Trosen Linderung zu geben?

Und wenn die letzte bangste Krankheit dann über das Geschöpf befällt, das du in blühenden Tagen untergraben hast, und sie nun da liegt in dem erbärmlichen Ermatten, und das Aug gefühllos gen Himmel sieht, und der Todesschweiß auf ihrer Stirne abwechselt, und du vor dem Bette stehst wie ein Verdammter, in dem innigsten Gefühl, daß du nichts vermagst mit all deinem Vermögen, und die Angst dich inwendig krampft, daß du alles hingeben möchtest, um dem unterochenden Geschöpf einen Tropfen Stärkung, einen Funken Muth einflösen zu können.

Die Erinnerung einer solchen Scene, da ich gegenwärtig war, fiel mit ganzer Gewalt bey diesen Worten über mich. Ich nahm das Schnupftuch vor die Augen, und verlies die Gesellschaft, und nur Lottens Stimme, die mir rief: wir wollten

fort,

fort: brachte mich zu mir selbst. Und wie sie mich auf dem Wege schalt, über den zu warmen Antheil an allem! und daß ich drüber zu Grunde gehen würde! Daß ich mich schonen sollte! O der Engel! Um deinetwillen mus ich leben!

*

am 6 Juli.

Sie ist immer um ihre sterbende Freundinn, und ist immer dieselbe, immer das gegenwärtige holde Geschöpf, das, wo sie hinsieht, Schmerzen lindert und Glückliche macht. Sie gieng gestern Abend mit Mariannen und dem kleinen Malgen spazieren, ich wußt es und traf sie an, und wir giengen zusammen. Nach einem Wege von anderthalb Stunden kamen wir gegen die Stadt zurück, an den Brunnen, der mir so werth ist, und nun tausendmal werther ward, als Lotte sich auf's Mäuergen sezte. Ich sah umher, ach! und die Zeit, da mein Herz so allein war, lebte wieder vor mir auf. Lieber Brunn, sagt ich, seither hab ich nicht mehr an deiner Kühle geruht, habe in eilendem Vorübergehn dich manchmal nicht angesehn. Ich blikte hinab und sah, daß Malgen mit ei em Glaß Wasser sehr beschäftigt heraufstig. Ich sahe Lotten an und fühlte alles, was ich an ihr habe. Indem so kommt Malgen mit einem Glase, Marianne wollte es ihr abnehmen, nein! rufte das Kind mit dem süßten

Aus-

Ausdrukke: nein, Lottgen, du sollst zuerst trinken! Ich ward über die Wahrheit, die Güte, womit sie das ausrief, so entzükt, daß ich meine Empfindung mit nichts ausdrukken konnte, als ich nahm das Kind von der Erde und küßte es lebhaft, das sogleich zu schreien und zu weinen anfieng. Sie haben übel gethan, sagte Lotte! Ich war betroffen. Komm Malgen, fuhr sie fort, indem sie es an der Hand nahm und die Stufen hinabführte; da wasche dich aus der frischen Quelle geschwind, geschwind, da thut's nichts. Wie ich so da stund und zusah, mit welcher Emsigkeit das Kleine mit seinen nassen Händgen die Bakken rieb, mit welchem Glauben, daß durch die Wunderquelle alle Verunreinigung abgespült, und die Schmach abgethan würde, einen häslichen Bart zu kriegen. Wie Lotte sagte, es ist genug, und das Kind doch immer eifrig fort wusch, als wenn Viel mehr thäte als Wenig. Ich sage dir, Wilhelm, ich habe mit mehr Respekt nie einer Taufhandlung beygewohnt, und als Lotte herauf kam, hätte ich mich gern vor ihr niedergeworfen wie vor einem Propheten, der die Schulden einer Nation weggeweiht hat.

Des Abends konnt ich nicht umhin, in der Freude meines Herzens den Vorfall einem Manne zu erzählen, dem ich Menschensinn zutraute, weil er Verstand hat. Aber wie kam ich an. Er sagte, das wäre sehr übel von Lotten gewesen, man solle

die

die Kinder nichts weis machen, dergleichen gäbe zu unzählichen Irrthümern und Aberglauben Anlaß, man müßte die Kinder frühzeitig davor bewahren. Nun fiel mir ein daß der Mann vor acht Tagen hatte taufen lassen, drum ließ ich's vorbey gehn, und blieb in meinem Herzen der Wahrheit getreu: wir sollen es mit den Kindern machen, wie Gott mit uns, der uns am glüklichsten macht, wenn er uns im freundlichen Wahne so hintaumeln läßt.

*

am 8 Juli.

Was man ein Kind ist! Was man nach so einem Blikke geizt! Was man ein Kind ist! Wir waren nach Wahlheim gegangen, die Frauenzimmer fuhren hinaus, und während unsrer Spaziergänge glaubt ich in Lottens schwarzen Augen — Ich bin ein Thor, verzeih mir's, du solltest sie sehn, diese Augen. Daß ich kurz bin, denn die Augen fallen mir zu vom Schlaf. Siehe die Frauenzimmer steigen ein, da stunden um die Kutsche der junge W*** Selstadt und Audran, und ich. Da ward aus dem Schloge geplaudert mit den Kerlgens, die freylich leicht und lüftig genug waren. Ich suchte Lottens Augen! Ach sie giengen von einem zum andern! Aber auf mich! Mich! Mich! der ganz allein auf sie resignirt dastund, fielen sie nicht! Mein Herz sagte ihr tausend Adieu! Und sie sah mich nicht!

nicht! Die Kutsche fuhr vorbey und eine Thräne stund mir im Auge. Ich sah ihr nach! Und sah Lottens Kopfputz sich zum Schlag heraus lehnen, und sie wandte sich um zu sehn. Ach! Nach mir? — Lieber! In dieser Ungewißheit schweb ich! Das ist mein Trost. Vielleicht hat sie sich nach mir umgesehen. Vielleicht — Gute Nacht! O was ich ein Kind bin!

*

am 10 Juli.

Die alberne Figur, die ich mache, wenn in Gesellschaft von ihr gesprochen wird, solltest du sehen. Wenn man mich nun gar fragt, wie sie mir gefällt — Gefällt! das Wort haß ich in Tod. Was muß das für ein Kerl seyn, dem Lotte gefällt, dem sie nicht alle Sinnen, alle Empfindungen ausfüllt. Gefällt! Neulich fragte mich einer, wie mir Ossian gefiele.

*

am 11 Juli.

Frau M** ist sehr schlecht, ich bete für ihr Leben, weil ich mit Lotten dulde. Ich seh sie selten bey meiner Freundinn, und heut hat sie mir einen wunderbaren Vorfall erzählt. Der alte M** ist ein geiziger rangiger Hund, der seine Frau im Leben was rechts geplagt und eingeschränkt hat.

Doch hat sich die Frau immer durchzuhelfen gewußt. Vor wenig Tagen, als der Doktor ihr das Leben abgesprochen hatte, ließ sie ihren Mann kommen, Lotte war im Zimmer, und redte ihn also an: Ich muß dir eine Sache gestehn, die nach meinem Tode Verwirrung und Verdruß machen könnte. Ich habe bisher die Haus-altung geführt, so ordentlich und sparsam als möglich, allein du wirst mir verzeihen, daß ich dich diese dreyßig Jahre her hintergangen habe. Du bestimmtest im Anfange unserer Heyrath ein geringes für die Bestreitung der Küche und anderer häuslichen Ausgaben. Als unsere Haushaltung stärker wurde, unser Gewerb grösser, warst du nicht zu bewegen, mein Wochengeld nach dem Verhältnisse zu vermehren, kurz du weißt, daß du in den Zeiten, da sie am grösten war, verlangtest, ich solle mit sieben Gulden die Woche auskommen. Die hab ich denn ohne Widerrede genommen und mir den Ueberschuß wöchentlich aus der Loosung geholt, da niemand vermuthete, daß die Frau die Casse bestehlen würde. Ich habe nichts verschwendet, und wäre auch, ohne es zu bekennen, getrost der Ewigkeit entgegen gegangen, wenn nicht diejenige, die nach mir das Wesen zu führen hat, sich nicht zu helfen wissen würde, und du doch immer drauf bestehen könntest, deine erste Frau sey damit ausgekommen.

Ich redete mit Lotten über die unglaubliche Verblendung des Menschensinns, daß einer nicht argwohnen soll, dahinter müsse was anders stekken, wenn eins mit sieben Gulden hinreicht, wo man den Aufwand vielleicht um zweymal so viel sieht. Aber ich hab selbst Leute gekannt, die des Propheten ewiges Oelkrüglein ohne Verwunderung in ihrem Hauß statuirt hätten.

*

am 13 Juli.

Nein, ich betrüge mich nicht! Ich lese in ihren schwarzen Augen wahre Theilnehmung an mir, und meinem Schicksale. Ja ich fühle, und darinn darf ich meinem Herzen trauen, daß sie — O darf ich, kann ich den Himmel in diesen Worten aussprechen? — daß sie mich liebt.

Und ob das Vermessenheit ist oder Gefühl des wahren Verhältnisses: Ich kenne den Menschen nicht, von dem ich etwas in Lottens Herzen fürchtete. Und doch — wenn sie von ihrem Bräutigam spricht mit all der Wärme, all der Liebe, da ist mir's wie einem, der all seiner Ehren und Würden entsezt, und dem der Degen abgenommen wird.

*

am 16 Juli.

Ach wie mir das durch alle Adern läuft, wenn mein Finger unversehens den ihrigen berührt, wenn unsere

Füsse sich unter dem Tische begegnen. Ich ziehe zurück wie vom Feuer, und eine geheime Kraft zieht mich wieder vorwärts, mir wirds so schwindlich vor allen Sinnen. O und ihre Unschuld, ihre unbefangene Seele fühlt nicht, wie sehr mich die kleinen Vertraulichkeiten peinigen. Wenn sie gar im Gespräch ihre Hand auf die meinige legt, und im Interesse der Unterredung näher zu mir rückt, daß der himmlische Athem ihres Mundes meine Lippen reichen kann. — Ich glaube zu versinken wie vom Wetter gerühret. Und Wilhelm, wenn ich mich jemals unterstehe, diesen Himmel, dieses Vertrauen — Du verstehst mich. Nein, mein Herz ist so verderbt nicht! Schwach! schwach genug! Und ist das nicht Verderben?

Sie ist mir heilig. Alle Begier schweigt in ihrer Gegenwart. Ich weis nimmer wie mir ist, wenn ich bey ihr bin, es ist als wenn die Seele sich mir in allen Nerven umkehrte. Sie hat eine Melodie, die sie auf dem Clavier spielt mit der Kraft eines Engels, so simpel und so geistvoll, es ist ihr Leiblied, und mich stellt es von aller Pein, Verwirrung und Grillen her, wenn sie nur die erste Note davon greift.

Kein Wort von der Zauberkraft der alten Musik ist mir unwahrscheinlich, wie mich der einfache Gesang angreift. Und wie sie ihn anzubringen weis, oft zur Zeit, wo ich mir eine Kugel vor'n Kopf schiessen möchte. Und all die Irrung und Finsterniß meiner Seele zerstreut sich, und ich athme wieder freyer.

Am

am 18 Juli.

Wilhelm, was iſt unſerm Herzen die Welt ohne Liebe! Was eine Zauberlaterne iſt, ohne Licht! Kaum bringſt Du das Lämpgen hinein, ſo ſcheinen Dir die bunteſten Bilder an deine weiſe Wand! Und wenn's nichts wäre als das, als vorübergehende Phantomen, ſo machts doch immer unſer Glük, wenn wir wie friſche Bubens davor ſtehen und uns über die Wundererſcheinungen entzükken. Heut konnt ich nicht zu Lotten, eine unvermeidliche Geſellſchaft hielt mich ab. Was war zu thun. Ich ſchikte meinen Buben hinaus, nur um einen Menſchen um mich zu haben, der ihr heut nahe gekommen wäre. Mit welcher Ungedult ich den Buben erwartete, mit welcher Freude ich ihn wieder ſah. Ich hätt' ihn gern bey'm Kopf genommen und geküßt, wenn ich mich nicht geſchämt hätte.

Man erzählt von dem Bononiſchen Stein, daß er, wenn man ihn in die Sonne legt, ihre Strahlen anzieht und eine Weile bey Nacht leuchtet. So war mir's mit dem Jungen. Das Gefühl, daß ihre Augen auf ſeinem Geſicht', ſeinen Backen, ſeinen Rokknöpfen und dem Kragen am Surtout geruht hatten, machte mir das all ſo heilig, ſo werth, ich hätte in dem Augenblikke den Jungen nicht vor tauſend Thaler gegeben. Es war mir ſo wohl in ſeiner Gegen-

wart — Bewahre dich Gott, daß du darüber nicht lachst. Wilhelm, sind das Phantomen, wenn es uns wohl wird?

*

am 19 Juli.

Ich werde sie sehen: ruf ich Morgens aus, wenn ich mich ermuntere, und mit aller Heiterkeit der schönen Sonne entgegenblikke. Ich werde sie sehen! Und da hab ich für den ganzen Tag keinen Wunsch weiter. Alles, alles verschlingt sich in dieser Aussicht.

*

am 20 Juli.

Eure Idee will noch nicht die meinige werden, daß ich mit dem Gesandten nach * * * gehen soll. Ich liebe die Subordination nicht sehr, und wir wissen alle, daß der Mann noch dazu ein widriger Mensch ist. Meine Mutter möchte mich gern in Aktivität haben, sagst du, das hat mich zu lachen gemacht, bin ich jezt nicht auch aktiv? und ist's im Grund nicht einerley: ob ich Erbsen zähle oder Linsen? Alles in der Welt läuft doch auf eine Lumperey hinaus, und ein Kerl, der um anderer willen, ohne daß es seine eigene Leidenschaft ist, sich um Geld, oder Ehre, oder sonst was, abarbeitet, ist immer ein Thor.

*

am 24 Juli.

Da Dir so viel daran gelegen ist, daß ich mein Zeichnen nicht vernachläßige, möcht ich lieber die ganze Sache übergehn, als Dir sagen: daß zeither wenig gethan wird.

Noch nie war ich glüklicher, noch nie meine Empfindung an der Natur, bis auf's Steingen, auf's Gräsgen herunter, voller und inniger, und doch — ich weis nicht, wie ich mich ausdrükken soll, meine vorstellende Kraft ist so schwach, alles schwimmt, schwankt vor meiner Seele, daß ich keinen Umriß packen kann; aber ich bilde mir ein, wenn ich Thon hätte oder Wachs, so wollt ich's wohl herausbilden, ich werde auch Thon nehmen wenn's länger währt, und kneten, und sollten's Kuchen werden.

Lottens Porträt habe ich dreymal angefangen, und habe mich dreymal prostituirt, das mich um so mehr verdrieſt, weil ich vor einiger Zeit sehr glüklich im Treffen war, darauf hab ich denn ihren Schattenriß gemacht, und damit soll mir genügen.

*

am 26 Juli.

Ich habe mir schon so manchmal vorgenommen, sie nicht so oft zu sehn. Ja wer das halten könnte! Alle Tage unterlieg ich der Versuchung, und verspre-

che mir heilig: Morgen willst du einmal wegbleiben, und wenn der Morgen kommt, find ich doch wieder eine unwiderstehliche Ursache, und eh ich mich's versehe, bin ich bey ihr. Entweder sie hat des Abends gesagt: Sie kommen doch Morgen? — Wer könnte da wegbleiben? Oder der Tag ist gar zu schön, ich gehe nach Wahlheim, und wenn ich so da bin — ist's nur noch eine halbe Stunde zu ihr! Ich bin zu nah in der Atmosphäre, Zuk! so bin ich dort. Meine Großmutter hatte ein Mährgen vom Magnetenberg. Die Schiffe die zu nahe kamen, wurden auf einmal alles Eisenwerks beraubt, die Nägel flogen dem Berge zu, und die armen Elenden scheiterten zwischen den übereinander stürzenden Brettern.

*

am 30 Julj.

Albert ist angekommen, und ich werde gehen, und wenn er der beste, der edelste Mensch wäre, unter den ich mich in allem Betracht zu stellen bereit wäre, so wär's unerträglich, ihn vor meinem Angesichte im Besitze so vieler Vollkommenheiten zu sehen. Besitz! — Genug. Wilhelm der Bräutigam ist da. Ein braver lieber Kerl, dem man gut seyn muß. Glüklicher weise war ich nicht bey'm Empfange! Das hätte mir das Herz zerrissen. Auch ist er so ehrlich und hat Lotten in meiner Gegenwart noch nicht einmal geküßt. Das lohn ihm Gott! Um des Respekts willen, den

er

er vor dem Mädgen hat, muß ich ihn lieben. Er will mir wohl, und ich vermuthe, das iſt Lottens Werk, mehr als ſeiner eigenen Empfindung, denn darinn ſind die Weiber fein, und haben recht. Wenn ſie zwey Kerls in gutem Vernehmen mit einander halten können, iſt der Vortheil immer ihre, ſo ſelten es auch angeht.

Indeß kann ich Alberten meine Achtung nicht verſagen, ſeine gelaßne Auſſenſeite, ſticht gegen die Unruhe meines Charakters ſehr lebhaft ab, die ſich nicht verbergen läßt, er hat viel Gefühl und weis, was er an Lotten hat. Er ſcheint wenig üble Laune zu haben, und du weiſt, das iſt die Sünde, die ich ärger haſſe am Menſchen als alle andre.

Er hält mich für einen Menſchen von Sinn, und meine Anhänglichkeit an Lotten, meine warme Freude, die ich an all ihren Handlungen habe, vermehrt ſeinen Triumph, und er liebt ſie nur deſto mehr. Ob er ſie nicht manchmal heimlich mit kleiner Eiferſüchteley peinigt, das laß ich dahin geſtellt ſeyn, wenigſtens an ſeinem Plaze würde ich nicht ganz ſicher vor dem Teufel bleiben.

Dem ſey nun wie ihm wolle, meine Freude bey Lotten zu ſeyn, iſt hin! Soll ich das Thorheit nennen oder Verblendung? — Was braucht's Nahmen! Erzählt die Sache an ſich! — Ich wuſte alles, was ich jezt weis, eh Albert kam, ich wuſte, daß ich keine Prätenſionen auf ſie zu machen hatte, machte auch

keine — Heißt das, insofern es möglich ist, bey so viel Liebenswürdigkeiten nicht zu begehren — Und jezt macht der Fratze grosse Augen, da der andere nun wirklich kommt, und ihm das Mädgen wegnimmt.

Ich beisse die Zähne auf einander und spotte über mein Elend, und spotte derer doppelt und dreyfach, die sagen könnten, ich sollte mich resigniren, und weil's nun einmal nicht anders seyn könnte. — Schaft mir die Kerls vom Hals! — Ich laufe in den Wäldern herum, und wenn ich zu Lotten komme, und Albert so bey ihr sizt im Gärtgen unter der Laube, und ich nicht weiter kann, so bin ich ausgelassen närrisch, und fange viel Possen, viel verwirrtes Zeug an. Um Gottes willen, sagte mir Lotte heute, ich bitte Sie! keine Scene wie die von gestern Abend! sie sind fürchterlich, wenn sie so lustig sind. Unter uns, ich passe die Zeit ab, wenn er zu thun hat, wutsch! bin ich draus, und da ist mir's immer wohl, wenn ich sie allein finde.

•

am 8 Aug.

Ich bitte dich, lieber Wilhelm! Es war gewiß nicht auf dich geredt, wenn ich schrieb: schafft mir die Kerls vom Hals, die sagen ich sollte mich resigniren. Ich dachte warlich nicht dran, daß du von ähnlicher Meynung seyn könntest. Und im Grunde hast du recht! Nur eins, mein Bester, in der Welt ist's sehr selten

mit

mit dem Entweder Oder gethan, es giebt so viel Schattirungen der Empfindungen und Handlungsweisen, als Abfälle zwischen einer Habichts- und Stumpfnase.

Du wirst mir also nicht übel nehmen, wenn ich dir dein ganzes Argument einräume, und mich doch zwischen dem Entweder Oder durchzuwinden suche.

Entweder sagst du, hast du Hofnung auf Lotten, oder hast du keine. Gut! Im ersten Falle suchst du durchzutreiben, suche die Erfüllung deiner Wunsche zu umfassen, im andern Falle ermanne dich und suche einer elenden Empfindung los zu werden, die all deine Kräfte verzehren muß. Besser, das ist wohl gesagt, und — bald gesagt.

Und kannst du von dem Unglükl'chen, dessen Leben unter einer schleichenden Krankheit unaufhaltsam allmählich abstirbt, kannst du von ihm verlangen, er solle durch einen Dolchstos der Qual auf einmal ein Ende machen? Und raubt das Uebel, das ihm die Kräfte wegzehrt, ihm nicht auch zugleich den Muth, sich davon zu befreyen?

Zwar könntest du mir mit einem verwandten Gleichnisse antworten: Wer heisse sich nicht lieber den Arm abnehmen, als daß er durch Zaudern und Zagen sein Leben auf's Spiel sezte — Ich weis nicht — und wir wollen uns nicht in Gleichnissen herumbeissen. Genug — Ja, Wilhelm ich habe manchmal so einen Augenblik aufspringenden, abschüttelnden

Muths,

Muths, und da, wenn ich nur wüßte wohin, ich gienge wohl.

am 10 Aug.

Ich könnte das beste glüklichste Leben führen, wenn ich nicht ein Thor wäre. So schöne Umstände vereinigen sich nicht leicht zusammen, eines Menschen Herz zu ergötzen, als die sind, in denen ich mich jezt befinde. Ach so gewiß ist's, daß unser Herz allein sein Glük macht! Ein Glied der liebenswürdigen Familie auszumachen, von dem Alten geliebt zu werden wie ein Sohn, von den Kleinen wie ein Vater und von Lotten — und nun der ehrliche Albert, der durch keine launische Unart mein Glük stört, der mich mit herzlicher Freundschaft umfaßt, dem ich nach Lotten das liebste auf der Welt bin — Wilhelm, es ist eine Freude uns zu hören, wenn wir spazieren gehn und uns einander von Lotten unterhalten, es ist in der Welt nichts lächerlichers erfunden worden als dieses Verhältniß, und doch kommen mir drüber die Thränen oft in die Augen.

Wenn er mir so von ihrer rechtschaffenen Mutter erzählt wie die auf ihrem Todbette Lotten ihr Haus und ihre Kinder übergeben, und ihm Lotten anbefohlen habe, wie seit der Zeit ein ganz anderer Geist Lotten belebt, wie sie in Sorge für ihre Wirthschaft und im Ernste eine wahre Mutter geworden, wie

kein

kein Augenblik ihrer Zeit ohne thätige Liebe, ohne Arbeit verstrichen, und wie dennoch all ihre Munterkeit, all ihr Leichtsinn sie nicht verlassen habe. Ich gehe so neben ihm hin, und pflükte Blumen am Wege, füge sie sehr sorgfältig in einen Strauß und — werfe sie in den vorüberfliessenden Strohm, und sehe ihnen nach wie sie leise hinunterwallen. Ich weis nicht, ob ich dir geschrieben habe, daß Albert hier bleiben, und ein Amt mit einem artigen Auskommen vom Hofe erhalten wird, wo er sehr beliebt ist. In Ordnung und Emsigkeit in Geschäften hab ich wenig seines gleichen gesehen.

am 12 Aug.

Gewiß Albert ist der beste Mensch unter dem Himmel. ich habe gestern eine wunderbare Scene mit ihm gehabt. Ich kam zu ihm, um Abschied zu nehmen, denn mich wandelte die Lust an, in's Gebürg zu reiten, von daher ich dir auch jezt schreibe, und wie ich in der Stube auf und ab gehe, fallen mir seine Pistolen in die Augen. Borg mir die Pistolen, sagt ich, zu meiner Reise. Meinetwegen, sagt er, wenn du dir die Mühe geben willst, sie zu laden, bey mir hängen sie nur pro forma. Ich nahm eine herunter, und er fuhr fort: Seit mir meine Vorsicht einen so unartigen Streich gespielt hat, mag ich mit dem Zeuge nichts mehr zu thun haben. Ich war neu-

neugierig, die Geschichte zu wissen. Ich hielte mich, erzählte er, wohl ein Vierteljahr auf dem Lande bey einem Freunde auf, hatte ein Paar Terzerolen ohngeladen und schlief ruhig. Einmal an einem regnigten Nachmittage, da ich so müßig sitze, weis ich nicht wie mir einfällt: wir könnten überfallen werden, wir konnten die Terzerols nöthig haben, und könnten — du weißt ja, wie das ist. Ich gab sie dem Bedienten, sie zu putzen, und zu laden, und der dahlt, mit den Mägden, will sie erschrökken, und Gott weis wie, das Gewehr geht los, da der Ladstok noch drinn stekt und schießt den Ladstok einem Mädgen zur Maus herein, an der rechten Hand, und zerschlägt ihr den Daumen. Da hatt' ich das Lamentiren und den Barbierer zu bezahlen oben drein, und seit der Zeit laß ich all das Gewehr ungeladen. Lieber Schaz, was ist Vorsicht! die Gefahr läßt sich nicht auslernen! Zwar — Nun weißt du, daß ich den Menschen sehr lieb habe bis auf seine Zwar. Denn versteht sich's nicht von selbst, daß jeder allgemeine Saz Ausnahm leidet. Aber so rechtfertig ist der Mensch, wenn er glaubt, etwas übereiltes, allgemeines, halbwahres gesagt zu haben; hört er dir nicht auf zu limitiren, modificiren, und ab und zu zu thun, bis zulezt gar nichts mehr an der Sache ist. Und bey diesem Anlasse kam er sehr tief in Text, und ich hörte endlich gar nicht weiter auf ihn, verfiel in Grillen, und mit einer auffahrenden

Ge-

Gebährde drukt ich mir die Mündung der Pistolen übers rechte Aug an die Stirn. Pfuy sagte Albert, indem er mir die Pistole herabzog, was soll das! — Sie ist nicht geladen, sagt ich. — Und auch so! Was soll's? versezt er unaedultig. Ich kann mir nicht vorstellen, wie ein Mensch so thöricht seyn kann, sich zu erschiessen; der bloße Gedanke erregt mir Widerwillen.

Das ihr Menschen, rief ich aus, um von einer Sache zu reden, gleich sprechen müßt: Das ist thöricht, das ist klug, das ist gut, das ist bös! Und was will das all heissen? Habt ihr deßwegen die innern Verhältnisse einer Handlung erforscht? Wißt ihr mit Bestimmtheit die Ursachen zu entwikkeln, warum sie geschah, warum sie geschehen mußte? Hättet ihr das, ihr würdet nicht so eilfertig mit euren Urtheilen seyn.

Du wirst mir zugeben, sagte Albert, daß gewisse Handlungen lasterhaft bleiben, sie mögen aus einem Beweggrunde geschehen, aus welchem sie wollen.

Ich zukte die Achseln und gabs ihm zu. Doch, mein Lieber, fuhr ich fort, finden sich auch hier einige Ausnahmen. Es ist wahr, der Diebstahl ist ein Laster, aber der Mensch, der, um sich und die Seinigen vom schmähligen Hungertode zu erretten, auf Raub ausgeht, verdient der Mitleiden oder Strafe? Wer hebt den ersten Stein auf gegen den Ehemann, der im gerechten Zorne sein untreues Weib

und

und ihren nichtswürdigen Verführer aufopfert? Gegen das Mädgen, das in einer wonnevollen Stunde, sich in den unaufhaltsamen Freuden der Liebe verliert? Unsere Gesetze selbst, diese kaltblütigen Bedanten, lassen sich rühren, und halten ihre Strafe zurük.

Das ist ganz was anders, versetzte Albert, weil ein Mensch, den seine Leidenschaften hinreissen, alle Besinnungskraft verliert, und als ein Trunkener, als ein Wahnsinniger angesehen wird. — Ach ihr vernünftigen Leute! rief ich lächelnd aus. Leidenschaft! Trunkenheit! Wahnsinn! Ihr steht so gelassen, so ohne Theilnehmung da, ihr sittlichen Menschen, scheltet den Trinker, verabscheuet den Unsinnigen, geht vorbey wie der Priester, und dankt Gott wie der Pharisäer, daß er euch nicht gemacht hat, wie einen von diesen. Ich bin mehr als einmal trunken gewesen, und meine Leidenschaften waren nie weit vom Wahnsinne, und beydes reut mich nicht, denn ich habe in meinem Maasse begreifen lernen: Wie man alle ausserordentliche Menschen, die etwas grosses, etwas unmöglich scheinendes würkten, von jeher für Trunkene und Wahnsinnige ausschreyen müßte.

Aber auch im gemeinen Leben ists unerträglich, einem Kerl bey halbweg einer freyen, edlen, unerwarteten That nachrufen zu hören: Der Mensch ist trunken, der ist närrisch. Schämt euch, ihr Nüchter-

trüben. Schämt euch, ihr Weisen Das sind nun wieder von deinen Grillen, sagte Albert. Du übertreibst alles, und hast wenigstens hier gewiß unrecht, daß du den Selbstmord, wovon wir jezo reden, mit grossen Handlungen vergleichst, da man es doch für nichts anders als eine Schwäche halten kann, denn freylich ist es leichter zu sterben, als ein qualvolles Leben standhaft zu ertragen.

Ich war im Begriffe abzubrechen, denn kein Argument in der Welt bringt mich so aus der Fassung, als wenn einer mit einem unbedeutenden Gemeinspruche angezogen kommt, da ich aus ganzem Herzen rede. Doch faßt ich mich, weil ich's schon öfter gehört und mich öfter darüber geärgert hatte, und versezte ihm mit einiger Lebhaftigkeit: Du nennst das Schwäche! ich bitte dich, laß dich vom Anscheine nicht verführen. Ein Volk, das unter dem unerträglichen Joche eines Tyrannen seufzt, darfst du das schwach heissen, wenn es endlich aufgährt und seine Ketten zerreißt. Ein Mensch, der über dem Schrekken, daß Feuer sein Haus ergriffen hat, alle Kräfte zusammen gespannt fühlt, und mit Leichtigkeit Lasten wegträgt, die er bey ruhigem Sinne kaum bewegen kann; einer, der in der Wuth der Beleidung es mit Sechsen aufnimmt, und sie überwältigt, sind die schwach zu nennen? Und mein Guter, wenn Anstrengung Stärke ist, warum soll die Uebespannung das Gegentheil seyn? Albert sah mich an und sagte:

nimm mirs nicht übel, die Beyspiele die du da giebst, scheinen hierher gar nicht zu gehören. Es mag seyn, sagt ich, man hat mir schon öfter vorgeworfen, daß meine Combinationsart manchmal an's Radotage gränze! Laßt uns denn sehen, ob wir auf eine andere Weise uns vorstellen können, wie es dem Menschen zu Muthe seyn mag, der sich entschließt die sonst so angenehme Bürde des Lebens abzuwerfen, denn nur in so fern wir mit empfinden, haben wir Ehre von einer Sache zu reden.

Die Menschliche Natur, fuhr ich fort, hat ihre Grenzen, sie kann Freude, Leid, Schmerzen, bis auf einen gewissen Grad ertragen, und geht zu Grunde, sobald der überstiegen ist.

Hier ist also nicht die Frage, ob einer schwach oder stark ist, sondern ob er das Maas seines Leidens ausdauren kann; es mag nun moralisch oder physikalisch seyn, und ich finde es eben so wunderbar zu sagen, der Mensch ist feig, der sich das Leben nimmt, als es ungehörig wäre, den einen Feigen zu nennen, der an einem bösartigen Fieber stirbt.

Paradox! sehr paradox! rief Albert aus. — Nicht so sehr, als du denkst, versezt ich. Du giebst mir zu wir nennen das Krankheit zum Tode, wodurch die Natur so angegriffen wird, daß theils ihre Kräfte verzehrt, theils so ausser Würkung gesezt werden, daß sie sich nicht wieder aufhelfen, durch keine glük-

liche

liche Revolution, den gewöhnlichen Umlauf des Lebens wieder herzuſtellen fähig iſt.

Nun mein Lieber, laß uns das auf den Geiſt anwenden. Sieh den Menſchen an in ſeiner Eingeſchränktheit, wie Eindrücke auf ihn wü ken, Ideen ſich bey ihm feſt ſezen, bis endlich eine wachſende Leidenſchaft ihn aller ruhigen Sinnenskraft beraubt, und ihn zu Grunde richtet.

Vergebens, daß der ge'aßne vernünftige Menſch den Zuſtand des Unglüklichen überſieht, vergebens, daß er ihm zuredet, eben als wie ein Geſunder, der am Bette des Kranken ſteht, ihm von ſeinen Kräften nicht das geringſte einflößen kann.

Alberten war das zu allgemein geſprochen, ich erinnerte ihn an ein Mädgen, das man vor weniger Zeit im Waſſer todt gefunden, und wiederholt ihm ihre Geſchichte. Ein gutes junges Geſchöpf, das in dem engen Kreiſe häuslicher Beſchäftigungen, wöchentlicher beſtimmter Arbeit ſo herangewachſen war, das weiter keine Ausſicht von Vergnügen kannte, als etwa Sonntags in einem nach und nach zuſammengeſchaften Puzze mit ihres gleichen um die Stadt ſpazieren zu gehen, vielleicht alle hohe Feſte einmal zu tanzen, und übrigens mit aller Lebhaftigkeit des herzlichſten Antheils manche Stunde über den Anlaß eines Gezänkes, einer übeln Nachrede, mit einer Nachbarin zu verplaudern; deren feurige Natur fühlt nun endlich innigere Bedürfniſſe, die durch die

Schmeicheleyen der Männer vermehrt werden, all ihre vori e Freuden werden ihr nach und nach unschmackhaft, bis ſie endlich einen Menſchen antrifft, zu dem ein und. annte Gefühl ſie unwiderſtehlich hinreißt, auf den ſie nun all ihre Hofnungen wirft, die Welt rings um ſich vergißt, nichts hört, nichts ſieht, nichts fühlt als ihn, den Einzigen, ſich nur ſehnt nach ihm, dem Einzigen. Durch die leere Vergnügen einer unbeſtändigen Eitelkeit nicht verdorben, zieht ihr Verlangen grad nach dem Zwekke: Sie will die Seinige werden, ſie will in ewiger Verbindung alle das Glück antreffen, das ihr mangelt, die Vereinigung aller Freuden genieſſen, nach denen ſie ſich ſehnte. Wiederholtes Verſprechen, das ihr die Gewißheit aller Hofnungen verſiegelt, kühne Liebkoſungen, die ihre Begierden vermehren, umfangen ganz ihre Seele, ſie ſchwebt in einem dumpfen Bewußtſeyn, in einem Vorgefühl aller Freuden, ſie iſt bis auf den höchſten Grad geſpannt, wo ſie endlich ihre Arme ausſtrekt, all ihre Wünſche zu umfaſſen — und ihr Geliebter verläßt ſie — Erſtarrt; ohne Sinne ſteht ſie vor einem Abgrund, und alles iſt Finſterniß um ſie her, keine Ausſicht, kein Troſt, keine Abndung, denn der hat ſie verlaſſen, in dem ſie allein ihr Daſeyn fühlte. Sie ſieht nicht die weite Welt, die vor ihr liegt, nicht die Vielen, die ihr den Verluſt erſezzen könnten, ſie fühlt ſich allein, verlaſſen von aller Welt, — und blind, in die Enge gepreßt

von der entsetzlichen Noth ihres Herzens stürzt sie sich hinunter, um in einem rings umfangenden Tode all ihre Quaalen zu ersticken. — Sieh, Albert, das ist die Geschichte so manches Menschen, und sag, ist das nicht der Fall der Krankheit? Die Natur findet keinen Ausweg aus dem Labyrinthe der verworrenen und widersprechenden Kräfte, und der Mensch muß sterben.

Wehe dem, der zusehen und sagen könnte: Die Thörinn! hätte sie gewartet, hätte sie die Zeit würken lassen, es würde sich die Verzweiflung schon gelegt, es würde sich ein anderer sie zu trösten schon vorgefunden haben.

Das ist eben, als wenn einer sagte: der Thor! stirbt am Fieber! hätte er gewartet, bis sich seine Kräfte erhohlt, seine Säfte verbessert, der Tumult seines Blutes gelegt hätten, alles wäre gut gegangen, und er lebte bis auf den heutigen Tag!

Albert, dem die Vergleichung noch nicht anschaulich war, wandte noch einiges ein, und unter andern: ich habe nur von einem einfältigen Mädgen gesprochen, wie denn aber ein Mensch von Verstande, der nicht so eingeschränkt sey, der mehr Verhältnisse übersehe, zu entschuldigen seyn möchte, könne er nicht begreifen. Mein Freund rief ich aus, der Mensch ist Mensch, und das Bißgen Verstand das einer haben mag, kommt wenig oder nicht in Anschlag, wenn Leidenschaft wüthet, und die

Gränzen der Menschheit einen drängen. Vielmehr — ein andermal, davon sagt ich, und griff nach meinem Hute. O mir war das Herz so voll — Und wir giengen auseinander, ohne einander verstanden zu haben. Wie denn auf dieser Welt keiner leicht den andern versteht.

*

am 15 Aug.

Es ist doch gewiß, daß in der Welt den Menschen nichts nothwendig macht als die Liebe. Ich fühl's an Lotten, daß sie mich ungern verlöhre, und die Kinder haben keine andre Idee, als daß ich immer morgen wiederkommen würde. Heut war ich hinausgegangen, Lottens Clavier zu stimmen, ich konnte aber nicht dazu kommen, denn die Kleinen verfolgten mich um ein Mährgen, und Lotte sagte denn selbst, ich sollte ihnen den Willen thun. Ich schnitt ihnen das Abendbrod, das sie nun fast so gerne von mir als von Lotten annehmen und erzählte ihnen das Hauptstückgen von der Prinzessinn, die von Händen bedient wird. Ich lerne viel dabey, das versichr' ich dich, und ich bin erstaunt, was es auf sie für Eindrükke macht. Weil ich manchmal einen Inzidenzpunkt erfinden muß, den ich bey'm zweytenmal vergesse, sagen sie gleich, das vorigemal wär's anders gewest, so daß ich mich jetzt übe, sie unveränderlich in einem singenden Sylben-

benfall an einem Schnürgen weg zu rezitiren. Ich habe daraus gelernt wie ein Autor, durch eine zweyte veränderte Auflage seiner Geschichte, und wenn sie noch so poetisch besser geworden wäre, nothwendig seinem Buche schaden muß Der erste Eindruk findet uns willig, und der Mensch ist so gemacht, daß man ihm das abenteuerlichste überreden kann, das haftet aber auch gleich so fest, und wehe dem, der es wieder auskrazzen und austilgen will. –

am 18 Aug.

Mußte denn das so seyn? daß das, was des Menschen Glükseligkeit macht, wieder die Quelle seines Elends würde.

Das volle warme Gefühl meines Herzens an der lebendigen Natur, das mich mit so viel Wonne überströmte, das rings umher die Welt mir zu einem Paradiese schuf, wird mir jezt zu einem unerträglichen Peiniger, zu einem quälenden Geiste, der mich auf allen Wegen verfolgt. Wenn ich sonst vom Fels über den Fluß bis zu jenen Hügeln das fruchtbare Thal überschaute, und alles um mich her keimen und quellen sah, wenn ich jene Berge, vom Fuße bis auf zum Gipfel, mit hohen, dichten Bäumen bekleidet, all jene Thäler in ihren mannichfaltigen Krümmungen von den lieblichsten

Wäldern beſchattet ſah, und der ſanfte Fluß zwiſchen den liſpelnden Rohren dahin gleitete, und die lieben Wolken abſpiegelte, die der ſanfte Abendwind am Himmel herüber wiegte, wenn ich denn die Vögel um mich, den Wald beleben hörte, und die Millionen Mükkenſchwärme im lezten rothen Strahle der Sonne muthig tanzten, und ihr lezter zukkender Blik den ſummenden Käfer aus ſeinem Graſe befreyte und das Gewebere um mich her, mich auf den Boden aufmerkſam machte und das Moos, das meinem harten Felſen ſeine Nahrung abzwingt, und das Geniſte, das den dürren Sandhügel hinunter wächſt, mir alles das innere glühende, heilige Leben der Natur eröfnete, wie umfaßt ich das all mit warmen Herzen, verlohr mich in der unendlichen Fülle, und die herrlichen Geſtalten der unendlichen Welt bewegten ſich allebend in meiner Seele. Ungeheure Berge umgaben mich, Abgründe lagen vor mir, und Wetterbäche ſtürzten herunter, die Flüſſe ſtrömten unter mir, und Wald und Gebürg erklang. Und ich ſah ſie würken und ſchaffen in einander in den Tiefen der Erde, all die Kräfte unergründlich. Und nun über der Erde und unter dem Himmel wimmeln die Geſchlechter der Geſchöpfe all, und alles, alles bevölkert mit tauſendfachen Geſtalten, und die Menſchen dann ſich in Häuslein zuſammen ſichern, und ſich anniſten, und herrſchen in ihrem Sinne über die wei-

te

le Welt! Armer Thor, der du alles so gering achtest, weil du so klein bist. Vom unzugänglichen Gebürge über die Einöde, die kein Fuß betrat, bis ans Ende des unbekannten Ozeans, weht der Geist des Ewigschaffenden und freut sich jedes Staubs, der ihn vernimmt und lebt. Ach damals, wie oft hab ich mich mit Fittigen eines Kranichs, der über mich hinflog, zu dem Ufer des ungemeßenen Meeres gesehnt, aus dem schäumenden Becher des Unendlichen, jene schwellende Lebenswonne zu trinken, und nur einen Augenblik in der eingeschränkten Kraft meines Busens einen Tropfen der Seligkeit des Wesens zu fühlen, das alles in sich und durch sich selbst hervorbringt.

Bruder, nur die Erinnerung jener Stunden macht mir wohl, selbst diese Anstrengung, jene unsäglichen Gefühle zurück zu rufen, wieder auszusprechen, hebt meine Seele über sich selbst, und läßt mir dann das Bange des Zustands doppelt empfinden, der mich jezt umgiebt.

Es hat sich vor meiner Seele wie ein Vorhang weggezogen, und der Schauplaz des unendlichen Lebens verwandelt sich vor mir in den Abgrund des ewig offnen Grabs. Kannst du sagen: Das ist! da alles vorübergeht, da alles mit der Wetterschnelle vorüber rollt, so selten die ganze Kraft seines Daseyns ausdauert, ach in den Strom fortgerissen, untergetaucht und an Felsen zerschmettert wird. Da

ist kein Augenblik, der nicht dich verzehrte und die Deinigen um dich her, kein Augenblik, da du nicht ein Zerstöhrer bist, seyn müst. Der harmloseste Spaziergang kostet tausend tausend armen Würmgen das Leben, es zerrüttet ein Fustritt die mühseligen Gebäude der Ameisen, und stampft eine kleine Welt in ein schmähliches Grab. Ha! nicht die große seltene Noth der Welt, diese Fluthen, die eure Dörfer wegspülen, diese Erdbeben, die eure Städte verschlingen, rühren mich. Mir untergräbt das Herz die verzehrende Kraft, die im All der Natur verborgen liegt, die nichts gebildet hat, das nicht seinen Nachbar, nicht sich selbst zerstörte. Und so taumele ich beängstet! Himmel und Erde und all die webenden Kräfte um mich her! Ich sehe nichts, als ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheur.

*

am 21 Aug.

Umsonst strekte ich meine Arme nach ihr aus, Morgens wenn ich von schweren Träumen aufdämmere, vergebens such ich sie Nachts in meinem Bette, wenn mich ein glüklicher unschuldiger Traum getäuscht hat, als säß ich neben ihr auf der Wiese, und hielte ihre Hand und dekte sie mit tausend Küssen. Ach wenn ich denn noch halb im Taumel des Schlafs nach ihr tappe, und drüber mich er-

ermuntere. — Ein Strom von Thränen bricht aus meinem gepreßten Herzen, und ich weine trostlos einer finstern Zukunft entgegen.

•

am 22 Aug.

Es ist ein Unglük, Wilhelm! all meine thätigen Kräfte sind zu einer unruhigen Lässigkeit verstimmt, ich kann nicht müssig seyn und wieder kann ich nichts thun. Ich hab keine Vorstellungskraft, kein Gefühl an der Natur und die Bücher speien mich alle an. Wenn wir uns selbst fehlen, fehlt uns doch alles. Ich schwöre Dir, manchmal wünschte ich ein Taglöhner zu seyn, um nur des Morgens bey'm Erwachen eine Aussicht auf den künftigen Tag, einen Drang, eine Hofnung zu haben. Oft beneid ich Alberten, den ich über die Ohren in Akten begraben sehe, und bilde mir ein: mir wär's wohl, wenn ich an seiner Stelle wäre! Schon etlichemal ist mir's so aufgefahren, ich wollte Dir schreiben und dem Minister, und um die Stelle bey der Gesandtschaft anhalten, die, wie Du versicherst, mir nicht versagt werden würde. Ich glaube es selbst, der Minister liebt mich seit lange, hatte lange mir angelegen, ich sollte mich employiren, und eine Stunde ist mir's auch wohl drum zu thun; hernach, wenn ich so wieder dran denke, und mir die Fabel vom Pferde einfällt, das seiner Freyheit ungeduldig

sich

ſich Sattel und Zeug auflegen läßt, und zu Schanden geritten wird. Ich weis nicht, was ich ſoll — Und mein Lieber! Iſt nicht vielleicht das Sehnen in mir nach Veränderung des Zuſtands, eine innre unbehagliche Ungeduld, die mich überall hin verfolgen wird?

am 28 Aug.

Es iſt wahr, wenn meine Krankheit zu heilen wäre, ſo würden dieſe Menſchen es thun. Heut iſt mein Geburtstag, und in aller Frühe empfang ich ein Päkgen von Alberten. Mir fällt bey'm Eröfnen ſogleich eine der blaßrothen Schleifen in die Augen, die Lotte vorhatte, als ich ſie kennen lernte, und um die ich ſie ſeither etlichemal gebeten hatte. Es waren zwey Büchelgen in duodez dabey, der kleine Wetſteiniſche Homer, ein Büchelgen, nach dem ich ſo oft verlangt, um mich auf dem Spaziergange mit dem Erneſtiniſchen nicht zu ſchleppen. Sieh! ſo kommen ſie meinen Wünſchen zuvor, ſo ſuchen ſie all die kleinen Gefälligkeiten der Freundſchaft auf, die tauſendmal werther ſind als jene blendende Geſchenke, wodurch uns die Eitelkeit des Gebers erniedrigt. Ich küſſe dieſe Schleife tauſendmal, und mit iedem Athemzuge ſchlürfe ich die Erinnerung jener Seligkeiten ein, mit denen mich jene wenige, glükliche, unwiederbringliche Tage überfüllten.

Wil-

Wilhelm es iſt ſo, und ich murre nicht, die Blüthen des Lebens ſind nur Erſcheinungen! wie viele gehn vorüber, ohne eine Spur hinter ſich zu laſſen, wie wenige ſetzen Frucht an, und wie wenige dieſer Früchten werden reif. Und doch ſind deren noch genug da, und doch — O mein Bruder! können wir gereifte Früchte vernachläſſigen, verachten, ungenoſſen verwelken und verfaulen laſſen?

Lebe wohl! Es iſt ein herrlicher Sommer, ich ſitze oft auf den Obſtbäumen in Lottens Baumſtük mit dem Obſtbrecher der langen Stange, und hole die Birn aus dem Gipfel. Sie ſteht unten und nimmt ſie ab, wenn ich ſie ihr hinunter laſſe.

*

am 30 Aug.

Unglüklicher! Biſt du nicht ein Thor? Betrügſt du dich nicht ſelbſt? Was ſoll all dieſe tobende endloſe Leidenſchaft? Ich habe kein Gebet mehr, als an ſie, meiner Einbildungskraft erſcheint keine andere Geſtalt als die ihrige, und alles in der Welt um mich her ſehe ich nur im Verhältniſſe mit ihr. Und das macht mir denn ſo manche glükliche Stunde — Bis ich mich wieder von ihr losreißen muß, ach Wilhelm, wozu mich mein Herz oft drängt! — Wenn ich ſo bey ihr geſeſſen bin, zwey, drey Stunden, und mich an der Geſtalt, an dem Betragen, an dem himmliſchen Ausdruk ihrer Worte geweidet

habe,

habe, und nun so nach und nach alle meine Sinnen aufgespannt werden, mir's düster vor den Augen wird, ich kaum was noch höre, und mich's an die Gurgel faßt, wie ein Meuchelmörder, dann mein Herz in wilden Schlägen den bedrängten Sinnen Luft zu machen sucht und ihre Verwirrung vermehrt. Wilhelm, ich weis oft nicht, ob ich auf der Welt bin! Und wenn nicht manchmal die Wehmuth das Uebergewicht nimmt, und Lotte mir den elenden Trost erlaubt, auf ihrer Hand meine Beklemmung auszuweinen, so muß ich fort! Muß hinaus! Und schweife dann weit im Felde umher. Einen gähen Berg zu klettern, ist dann meine Freude, durch einen unwegsamen Wald einen Pfad durchzuarbeiten, durch die Hekken die mich verlezzen, durch die Dornen die mich zerreissen! Da wird mir's etwas besser! Etwas! Und wenn ich für Müdigkeit und Durst manchsmal unterwegs liegen bleibe, manchmal in der tiefen Nacht, wenn der hohe Vollmond über mir steht, im einsamen Walde auf einem krumgewachsnen Baum mich sezze, um meinen verwundeten Solen nur einige Linderung zu verschaffen, und dann in einer ermattenden Ruhe in dem Dämmerscheine hinschlummre! O Wilhelm! Die einsame Wohnung einer Zelle, das härne Gewand und der Stachelgürtel, wären Labsale, nach denen meine Seele schmachtet. Adieu. Ich seh all dieses Elends kein Ende als das Grab.

am

am 3 Sept.

Ich muß fort! ich danke Dir, Wilhelm, daß Du meinen wankenden Entschluß bestimmt hast. Schon vierzehn Tage geh ich mit dem Gedanken um, sie zu verlassen. Ich muß. Sie ist wieder in der Stadt bey einer Freundinn. Und Albert — und — ich muß fort.

am 10 Sept.

Das war eine Nacht! Wilhelm, nun übersieh ich alles. Ich werde sie nicht wiedersehn. O daß ich nicht an Deinen Hals fliegen, Dir mit tausend Thränen und Entzükkungen ausdrükken kann, mein Bester, all die Empfindungen, die mein Herz bestürmen. Hier sitz ich und schnappe nach Luft, suche mich zu beruhigen, und erwarte den Morgen, und mit Sonnen Aufgang sind die Pferde bestellt.

Ach sie schläft ruhig und denkt nicht, daß sie mich nie wieder sehen wird. Ich habe mich losgerissen, bin stark genug gewesen, in einem Gespräche von zwey Stunden mein Vorhaben nicht zu verrathen. Und Gott, welch ein Gespräch!

Albert hatte mir versprochen, gleich nach dem Nachteſſen mit Lotten im Garten zu seyn. Ich stand auf der Terasse unter den hohen Castanienbäumen, und sah der Sonne nach, die mir nun

zum

zum leztenmal über dem lieblichen Thale, über dem sanften Flusse untergieng. So oft hatte ich hier gestanden mit ihr, und eben dem herrlichen Schauspiele zugesehen und nun — Ich gieng in der Allee auf und ab, die mir so lieb war, ein gemeimer sympathetischer Zug hatte mich hier so oft gehalten, eh ich noch Lotten kannte, und wie freuten wir uns, als im Anfange unserer Bekanntschaft wir die wechselseitige Neigung zu dem Plätzchen entdekten, das wahrhaftig eins der romantischten ist, die ich von der Kunst habe hervorgebracht gesehen.

Erst hast du zwischen den Castanienbäumen die weite Aussicht — Ach ich erinnere mich, ich habe dir, denk ich, schon viel geschrieben davon, wie hohe Buchenwände einen endlich einschliessen' und durch ein daran stoßendes Bosquet die Allee immer düstrer wird, bis zulezt alles sich in ein geschlossenes Plätzgen endigt, das alle Schauer der Einsamkeit umschweben. Ich fühl es noch wie heimlich mir's ward, als ich zum erstenmal an einem hohen Mittage hinein trat, ich ahndete ganz leise, was das noch für ein Schauplaz werden sollte von Seligkeit und Schmerz.

Ich hatte mich etwa eine halbe Stunde in denen schmachtenden süssen Gedanken des Abscheidens, des Wiedersehns geweidet; als ich sie die Terasse herauf steigen hörte, ich lief ihnen entgegen, mit einem Schauer faßt ich ihre Hand und küßte sie.

Wir

Wir waren eben herauf getreten, als der Mond hinter dem büschigen Hügel aufgieng, wir redeten mancherley und kamen unvermerkt dem düstern Cabinette näher. Lotte trat hinein und sezte sich, Albert neben sie, ich auch, doch, meine Unruhe lies mich nicht lange sizzen, ich stand auf, trat vor sie, gieng auf und ab, sezte mich wieder, es war ein ängstlicher Zustand. Sie machte uns aufmerksam auf die schöne Würkung des Mondenlichts, das am Ende der Buchenwände die ganze Terasse vor uns erleuchtete, ein herrlicher Anblik, der um so viel frapanter war, weil uns rings eine tiefe Dämmerung einschloß. Wir waren still, und sie fieng nach einer Weile an: Niemals geh ich im Mondenlichte spazieren, niemals daß mir nicht der Gedanke an meine Verstorbenen begegnete, daß nicht das Gefühl von Tod, von Zukunft über mich käme. Wir werden seyn, fuhr sie mit der Stimme des herrlichsten Gefühls fort, aber Werther, sollen wir uns wieder finden? und wieder erkennen? Was ahnden sie, was sagen sie?

Lotte, sagt ich, indem ich ihr die Hand reichte und mir die Augen voll Thränen wurden, wir werden uns wieder sehn! Hier und dort wieder sehn! — Ich konnte nicht weiter reden — Wilhelm, mußte sie mich das fragen? da ich diesen ängstlichen Abschied im Herzen hatte.

Und ob die lieben Abgeschiednen von uns wissen, fuhr sie fort, ob sie fühlen, wann's uns wohl geht, daß wir mit warmer Liebe uns ihrer erinnern? O die Gestalt meiner Mutter schwebt immer um mich, wenn ich so am stille Abend, unter ihren Kindern, unter meinen Kindern sitze, und sie um mich versammlet sind, wie sie um sie versammlet waren. Wenn ich so mit einer sehnenden Thräne gen Himmel sehe, und wünsche: daß sie herein schauen könnte einen Augenblik, wie ich mein Wort halte, das ich ihr in der Stunde des Todes gab: die Mutter ihrer Kinder zu seyn. Hundertmal ruf ich aus: Verzeih mir's, Theuerste, wenn ich ihnen nicht bin, was du ihnen warst. Ach! thu ich doch alles was ich kann, sind sie doch gekleidet, genährt, ach und was mehr ist als das alles, gepflegt und geliebet. Könntest du unsere Eintracht sehn, liebe Heilige! du würdest mit dem heissesten Danke den Gott verherrlichen, den du mit den lezten bittersten Thränen um die Wohlfahrt deiner Kinder batst. Sie sagte das! O Wilhelm! wer kann wiederholen was sie sagte, wie kann der kalte todte Buchstabe diese himmlische Blüthe des Geistes darstellen. Albert fiel ihr sanft in die Rede: es greift sie zu stark an, liebe Lotte, ich weis, ihre Seele hängt sehr nach diesen Ideen, aber ich bitte sie ——. O Albert, sagte sie, ich weis, du vergißt nicht die

die Abende, da wir zusammen saßen an dem kleinen runden Tischgen, wenn der Papa verreist war, und wir die Kleinen schlafen geschikt hatten. Du hattest oft ein gutes Buch, und kamst selten dazu etwas zu lesen. War der Umgang dieser herrlichen Seele nicht mehr als alles! die schöne, sanfte, muntere und immer thätige Frau. Gott kennt meine Thränen, mit denen ich mich oft in meinem Bette vor ihn hinwarf: er möchte mich ihr gleich machen.

Lotte drükte mich aus, indem ich mich vor sie hinwarf, ihre Hände nahm und mit tausend Thränen sagte. Lotte, der Segen Gottes ruht über dir, und der Geist deiner Mutter! — Wenn sie sie gekannt hätten! sagte sie, indem sie mir die Hand drükte, — sie war werth, von ihnen gekannt zu seyn. — Ich glaubte zu vergehen, nie war ein grösseres, stolzeres Wort über mich ausgesprochen worden, und sie fuhr fort: und diese Frau mußte in der Blüthe ihrer Jahre dahin, da ihr jüngster Sohn nicht sechs Monathe alt war. Ihre Krankheit dauerte nicht lange, sie war ruhig, ergeben, nur ihre Kinder thaten ihr weh, besonders das kleine. Wie es gegen das

Ende gieng, und sie zu mir sagte: Bring mir sie herauf, und wie ich sie herein führte, die kleinen die nicht wußten, und die ältesten die ohne Sinne waren, wie sie um's Bett standen; und wie sie die Hände aufhub und über sie betete, und sie küßte nach einander und sie wegschickte, und zu mir sagte: Sey ihre Mutter! Ich gab ihr die Hand drauf! Du versprichst viel, meine Tochter, sagte sie, das Herz einer Mutter und das Aug einer Mutter! Ich hab oft an deinen dankbaren Thränen gesehen, daß du fühlst was das sey. Hab es für deine Geschwister, und für deinen Vater, die Treue, den Gehorsam einer Frau. Du wirst ihn trösten. Sie fragte nach ihm, er war ausgegangen, um uns den unerträglichen Kummer zu verbergen, den er fühlte, der Mann war ganz zerrissen.

Albert, du warst im Zimmer! Sie hörte jemand gehn, und fragte, und forderte dich zu ihr. Und wie sie dich ansah und mich, mit dem getrösteten ruhigen Blikke, daß wir glüklich seyn, zusammen glüklich seyn würden. Albert fiel ihr um den Hals und küßte sie, und rief: wir sinds! wir werdens seyn. Der ruhige Al-

bert

dert war ganz aus seiner Fassung, und ich wuß-te nichts von mir selber.

Werther, fing sie an, und diese Frau sollte dahin seyn! Gott, wenn ich manchmal so denke, wie man das Liebste seines Lebens so wegtragen läßt, und niemand als die Kinder das so scharf fühlt, die sich noch lange beklagten: die schwarzen Männer hätten die Mamma weggetragen.

Sie stund auf, und ich ward erwekt und erschüttert, blieb sizen und hielt ihre Hand. Wir wollen fort, sagte sie, es wird Zeit. Sie wollte ihre Hand zurük ziehen und ich hielt sie fester! Wir werden uns wiedersehn, rief ich, wir werden uns finden, unter allen Gestalten werden wir uns erkennen. Ich gehe, fuhr ich fort, ich gehe willig, und doch, wenn ich sa-gen sollte auf ewig, ich würde es nicht aushal-ten. Leb wohl, Lotte! Leb wohl, Albert! Wir sehen uns wieder. — Morgen denk ich, versezte sie scherzend, ich fühlte das Morgen! Ach sie wußte nichts als sie ihre Hand aus der meinigen zog — sie giengen die Allee hinaus, ich stand, sah ihnen nach im Mondscheine und

warf mich an die Erde und weinte mich aus, und sprang auf, lief auf die Terasse hervor und sah noch dort drunten im Schatten der hohen Lindenbäume ihr weisses Kleid nach der Gartenthüre schimmern, ich strekte meine Arme hinaus, und es verschwand.

Zweyter Theil.

am 20 Okt. 1771.

Gestern sind wir hier angelangt. Der Gesandte ist unraß, und wird sich also einige Tage einhalten, wenn er nur nicht unhold wäre, wär alles gut Ich merke, ich merke, das Schiksal hat mir harte Prüfungen zugedacht. Doch gutes Muths! ein leichter Sinn trägt alles! Ein leichter Sinn! das macht mich zu lachen, wie das Wort in meine Feder kommt. O ein Bißgen leichteres Blut würde mich zum glüklichsten Menschen unter der Sonne machen. Was! Da wo andre, mit ihrem Bißgen Kraft und Talent, vor mir in behaglicher Selbstgefälligkeit herum zu schwadroniren, verzweiß' ich an meiner Kraft, an meinen Gaben. Guter Gott! der du mir das alles schenktest, warum hieltest du nicht die Hälfte zurük und gabst mir Selbstvertrauen und Genügsamkeit.

Gedult! Gedult! Es wird beſſer werden. Denn ich ſage dir, Lieber du haſt Recht. Seit ich unter dem Volke ſo alle Tage herumgetrieben werde, und ſehe was ſie thun und wie ſie's treiben, ſteh ich viel beſſer mit mir ſelbſt. Gewiß, weil wir doch einmal ſo gemacht ſind, daß wir alles mit uns, und uns mit allem vergleichen; ſo liegt Glück oder Elend in den Gegenſtänden, womit wir uns zuſammenhalten, und da iſt nichts gefährlicher als die Einſamkeit. Unſere Einbildungkraft, durch ihre Natur gedrungen ſich zu erheben, durch die phantaſtiſche Bilder der Dichtkunſt genährt, bildet ſich eine Reihe Weſen hinauf, wo wir das unterſte ſind, und alles auſſer uns herrlicher erſcheint, jeder andre vollkommner iſt. Und das geht ganz natürlich zu: Wir fühlen ſo oft, daß uns manches mangelt, und eben was uns fehlt ſcheint uns oft ein anderer zu beſitzen, dem wir denn auch alles dazu geben was wir haben, und noch eine gewiſſe idealiſche Behaglichkeit dazu. Und ſo iſt der Glückliche vollkommen fertig, das Geſchöpf unſerer ſelbſt.

Dagegen wenn wir mit all unſerer Schwachheit und Mühſeligkeit nur gerade fortarbeiten, ſo finden wir gar oft, daß wir mit all unſerm Schlendern und Laviren es weiter bringen als andre mit ihren Segeln und Rudern — und — das iſt doch ein wahres Gefühl ſeiner ſelbſt, wenn man andern gleich oder gar vorlauft.

am 10 Nov.

Ich fange an mich in ſo fern ganz leidlich hier zu befinden. Das beſte iſt, daß es zu thun genug giebt, und dann die vielerley Menſchen, die allerley neue Geſtalten, machen mir ein buntes Schauſpiel vor meiner Seele. Ich habe den Grafen C** kennen lernen, einen Mann, denn ich jeden Tag mehr verehren muß. Einen weiten großen Kopf, und der deswegen nicht kalt iſt, weil er viel überſieht; aus deſſen Umgange ſo viel Empfindung für Freundſchaft und Liebe hervorleuchtet. Er nahm Theil an mir, als ich einen Geſchäftsauftrag an ihn ausrichtete, und er bey den erſten Worten merkte, daß wir uns verſtunden, daß er mit mir reden konnte wie nicht mit jedem. Auch kann ich ſein offnes Betragen gegen mich nicht genug rühmen. So eine wahre warme Freude iſt nicht in der Welt, als eine groſſe Seele zu ſehen, die ſich gegen einen öffnet.

am 24 Dec.

Der Geſandte macht mir viel Verdruß, ich hab es voraus geſehn. Es iſt der pünktlichſte Narre, den's nur geben kann. Schritt vor Schritt und umſtändlich wie eine Baaſe. Ein Menſch, der nie ſelbſt mit ſich zufrieden iſt, und dem's daher niemand zu Dan-

ke machen kann. Ich arbeite gern leicht weg, und wie's steht so steht's, da ist er im Stande, mir einen Aufsaz zurückzugeben und zu sagen: er ist gut, aber sehen sie ihn durch, man findt immer ein besser Wort, eine reinere Partikel. Da möcht ich des Teufels werden. Kein Und, kein Bindwörtchen sonst darf ausenbleiben, und von allen Inversionen die mir manchmal entfahren, ist er ein Todtfeind. Wenn man seinen Period nicht nach der hergebrachten Melodie heraborakelt; so versteht er gar nichts drinne. Das ist ein Leiden, mit so einem Menschen zu thun zu haben.

Das Vertrauen des Grafen von C** ist noch das einzige, was mich schadlos hält. Er sagte mir lezthin ganz aufrichtig: wie unzufrieden er über die Langsamkeit und Bedenklichkeit meines Gesandten sey. Die Leute erschweren sich's und andern. Doch, sagt er, man muß sich darein reü niren. wie ein Reisender, der über einen Berg muß. Freylich! wär der Berg nicht da, wäre der Weg viel bequemer und kürzer, er ist nun aber da! und es soll drüber! —

Mein Alter spürt auch wohl den Vorzug, den mir der Graf vor ihm giebt, und das ärgert ihn, und er ergreift iede Gelegenheit, übels gegen mich vom Grafen zu reden, ich halte, wie natürlich, Widerpart, und dadurch wird die Sache immer schlimmer. Gestern gar bracht er mich auf, denn ich war

mit

mit gemeint. Zu so Weltgeschäften wäre der Graf ganz gut, er hätte viel Leichtigkeit zu arbeiten, und führte eine gute Feder, doch an gründlicher Gelehrsamkeit mangelt es ihm, wie all den Belletristen. Darüber hätt ich ihn gern ausgeprügelt, denn weiter ist mit den Kerls nicht zu raisonniren, da das aber nun nicht angieng, so focht ich mit ziemlicher Heftigkeit, und sagt ihm, der Graf sey ein Mann, vor dem man Achtung haben müßte, wegen seines Charakters sowohl, als seiner Kenntnisse; ich habe, sagt ich, niemand gekannt, dem es so geglükt wäre, seinen Geist zu erweitern, ihn über unzählige Gegenstände zu verbreiten, und doch die Thätigkeit für's gemeine Leben zu behalten. Das waren dem Gehirn spanische Dörfer, und ich empfahl mich, um nicht über ein weiteres Deraisonnement noch mehr Galle zu schlukken.

Und daran seyd ihr all Schuld, die ihr mich in das Joch geschwazt, und mir so viel von Aktivität vorgesungen habt. Aktivität! Wenn nicht der mehr thut, der Kartoffeln stekt, und in die Stadt reitet, sein Korn zu verkaufen, als ich, so will ich zehn Jahre noch mich auf der Galeere abarbeiten, auf der ich nun angeschmiedet bin.

Und das glänzende Elend die Langeweile unter dem garstigen Volke das sich hier neben einander steht. Die Rangsucht unter ihnen, wie sie nur wachen und aufpassen, einander ein Schrittgen abzu-

ge-

gewinnen, die elendesten erbärmlichsten Leidenschaften, ganz ohne Rölgen! Da ist ein Weib, zum Exempel, die jederman von ihrem Adel und ihrem Lande unterhält, daß nun jeder Fremde denken muß: das ist eine Närrin, die sich auf das Bißgen Adel und auf den Ruf ihres Landes Wunderstreiche einbildet — Aber es ist noch viel ärger, eben das Weib ist hier aus der Nachbarschaft eine Amtschreibers Tochter. — Sieh, ich kann das Menschengeschlecht nicht begreifen, das so wenig Sinn hat, um sich so platt zu prostituiren.

Zwar ich merke täglich mehr, mein Lieber, wie thöricht man ist andre nach sich zu berechnen. Und weil ich so viel mit mir selbst zu thun habe, und dieses Herz und Sinn so stürmisch ist, ach ich lasse gern die andern ihres Pfads gehen, wenn sie mich nur auch könnten gehn lassen.

Was mich am meisten nett, sind die fatalen bürgerlichen Verhältnisse. Zwar weis ich so gut als einer, wie nöthig der Unterschied der Stände ist, wie viel Vortheile er mir selbst verschafft, nur soll er mir nicht eben grad im Wege stehn, wo ich noch ein wenig Freude, einen Schimmer von Glück auf dieser Erden geniessen könnte. Ich lernte neulich auf dem Spaziergange ein Fräulein von B*** kennen, ein liebenswürdiges Geschöpf, das sehr viele Natur mitten in dem steifen Leben erhalten hat. Wir gefielen uns in unserm Gespräche, und da wir schieden, bat

ich

ich ſie um Erlaubniß, ſie bey ſich ſehen zu dürfen. Sie geſtattete mir das mit ſo viel Freymüthigkeit, daß ich den ſchiklichen Augenblik kaum erwarten konnte, zu ihr zu gehen. Sie iſt nicht von hier und wohnt bey einer Tante im Hauſe. Die Phyſiognomie der alten Schachtel gefiel mir nicht. Ich bezeigte ihr viel Aufmerkſamkeit, mein Geſpräch war meiſt an ſie gewandt, und in minder als einer halben Stunde hatte ich ſo ziemlich weg, was mir das Fräulein nachher ſelbſt geſtund: daß die liebe Tante in ihrem Alter, und dem Mangel von allem, vom anſtändigen Vermögen an bis auf den Geiſt, keine Stüzze hat, als die Reihe ihrer Vorfahren, keinen Schirm, als den Stand, in dem ſie ſich verpalliſadirt, und kein Ergözzen, als von ihrem Stokwerk herab über die bürgerlichen Häupter weg zu ſehen. In ihrer Jugend ſoll ſie ſchön geweſen ſeyn, und ihr Leben ſo weggegaukelt, erſt mit ihrem Eigenſinne manchen armen Jungen gequält, und in reifern Jahren ſich unter den Gehorſam eines alten Offiziers gedukt haben, der gegen dieien Preis und einen leidlichen Unterhalt das ehrne Jahrhundert mit ihr zubrachte, und ſtarb, und nun ſieht ſie im eiſernen ſich allein, und würde nicht angeſehn, wär ihre Nichte nicht ſo liebenswürdig.

am 8 Jan. 1772.

Was das für Menſchen ſind, deren ganze Seele auf dem Ceremoniel ruht, deren Dichten und Trachten

ten Jahre lang dahin geht, wie sie nun einen Stuhl weiter hinauf bey Tische sich einschieben wollen. Und nicht, daß die Kerls sonst keine Angelegenheit hätten, nein, vielmehr häufen sich die Arbeiten, eben weil man über die kleinen Verdrüßlichkeiten, von Beförderung der wichtigen Sachen abgehalten wird. Vorige Woche gabs bey der Schlittenfahrt Händel, und der ganze Spas wurde verdorben.

Die Thoren, die nicht sehen, daß es eigentlich auf den Plaz gar nicht ankommt, und daß der, der den ersten hat, so selten die erste Rolle spielt! Wie mancher König wird durch seinen Minister, wie mancher Minister durch seinen Sekretär regiert. Und wer ist dann der Erste? der, dünkt mich, der die andern übersieht, und so viel Gewalt oder List hat, ihre Kräfte und Leidenschaften zu Ausführung seiner Plane anzuspannen.

*

am 26 Jan.

Ich muß Ihnen schreiben, liebe Lotte, hier in der Stube einer geringen Bauernherberge, in die ich mich vor einem schweren Wetter geflüchtet habe. So lange ich in dem traurigen Neste D** unter dem fremden, meinem Herzen ganz fremdem Volke, herumziehe, hab' ich keinen Augenblik gehabt, keinen, an dem mein Herz mich geheissen hätte Ihnen zu schreiben. Und jezt in dieser Hütte, in dieser Einsamkeit,

in dieser Einschränkung, da Schnee und Schloßen wider mein Fenstergen wüthen, hier waren Sie mein erster Gedanke. Wie ich herein trat, überfiel mich Ihre Gestalt, Ihr Andenken. O Lotte! so heilig, so warm! Guter Gott! der erste glükliche Augenblik wieder.

Wenn sie mich sähen meine Beste, in dem Schwall von Zerstreuung! Wie ausgetroknet meine Sinnen werden, nicht Einen Augenblik der Fülle des Herzens, nicht Eine selige thränenreiche Stunde. Nichts! Nichts! Ich stehe wie vor einem Marionettenkasten, und sehe die Männgen und Weibgen vor mir herumrukken, und frage mich oft, ob's nicht optischer Betrug ist. Ich spiele mit, vielmehr, ich werde gespielt wie eine Marionete, und fasse manchmal meinen Nachbar an der hölzernen Hand und schaudere zurük.

Ein einzig weiblich Geschöpf hab ich hier gefunden. Eine Fräulein von B**. Sie gleicht Ihnen liebe Lotte, wenn man Ihnen gleichen kann. Ey! werden Sie sagen: der Mensch legt sich auf niedliche Komplimente! Ganz unwahr ist's nicht. Seit einiger Zeit bin ich sehr artig, weil ich doch nicht anders seyn kann, habe viel Witz, und die Frauenzimmer sagen: es wüste niemand so fein zu loben als ich (und zu lügen, setzen Sie hinzu, denn ohne das geht's nicht, verstehen Sie:) Ich wollte von Fräulein B** reden! Sie hat viel Seele,

die

die voll aus ihren blauen Augen hervorblikt, ihr Stand ist ihr zur Last, der keinen der Wünsche ihres Herzens befriedigt. Sie sehnt sich aus dem Getümmel, und wir verphantasiren manche Stunde in ländlichen Scenen von ungemischter Glükseligkeit, ach! und von Ihnen! Wie oft muß sie Ihnen huldigen. Muß nicht, thut's freywillig, hört so gern von Ihnen, liebt Sie —

O säs ich zu Ihren Füssen in dem lieben vertraulichen Zimmergen, und unsere kleinen Leben wälzten sich miteinander um mich herum, und wenn sie Ihnen zu laut würden, wollt ich sie mit einem schauerlichen Mährgen um mich zur Ruhe versammlen. Die Sonne geht herrlich unter über der schneeglänzenden Gegend, der Sturm ist hinüber gezogen. Und ich — muß mich wieder in meinen Käfig sperren. Adieu! Ist Albert bey Ihnen? Und wir? — Gott verzeihe mir diese Frage!

*

am 17 Febr.

Ich fürchte, mein Gesandter und ich, halten's nicht lange mehr zusammen aus. Der Mensch ist ganz und gar unerträglich. Seine Art zu arbeiten und Geschäfte zu treiben ist so lächerlich, daß ich mich nicht enthalten kann ihm zu widersprechen, und oft eine Sache nach meinem Kopfe und Art zu machen, das ihm denn, wie natürlich, niemals

recht

recht ist. Darüber hat er mich neulich bey Hofe verklagt, und der Minister gab mir einen zwar sanften Verweis, aber es war doch ein Verweis, und ich stand im Begriffe, meinen Abschied zu begehren, als ich einen Privatbrief *) von ihm erhielt, einen Brief, vor dem ich mich niederdrücken, und den hohen, edlen, weisen Sinn anbeten habe, wie er meine allzugrosse Empfindlichkeit zurechte weist, wie er meine überspannte Ideen von Würksamkeit, von Einfluß auf andre, von Durchdringen in Geschäften als jugendhaften guten Muth zwar ehrt, sie nicht auszurotten, nur zu mildern und dahin zu leiten sucht, wo sie ihr wahres Spiel haben, ihre kräftige Würkung thun können. Auch bin ich auf acht Tage gestärkt, und in mir selbst einig geworden. Die Ruhe der Seele ist ein herrlich Ding, und die Freude an sich selbst, lieber Freund, wenn nur das Ding nicht eben so zerbrechlich wäre, als es schön und kostbar ist.

B

am 20 Febr.

Gott segne euch, meine Lieben, gieb euch all die guten Tage, die er nur abzieht.

*) Man hat aus Ehrfurcht für diesen trefflichen Mann, gedachten Brief, und einen andern, dessen weiter hinten erwehnt wird, dieser Sammlung entzogen, weil man nicht glaubte, solche Kühnheit durch den wärmsten Dank des Publikums entschuldigen zu können.

Ich danke dir Albert, daß du mich betrogen haſt, ich wartete auf Nachricht, wann euer Hochzeittag ſeyn würde, und hatte mir vorgenommen, feyerlichſt an demſelben Lottens Schattenriß von der Wand zu nehmen, und ſie unter andere Papiere zu begraben. Nun ſeyd ihr ein Paar, und ihr Bild iſt noch hier! Nun ſo ſoll's bleiben! Und warum nicht? Ich weis, ich bin ja auch bey euch, bin dir unbeſchadet in Lottens Herzen. Habe, ja ich habe den zweyten Plaz drinne, und will und muß ihn behalten O ich würde raſend werden, wenn ſie vergeſſen könnte — Albert in dem Gedanken liegt eine Hölle. Albert! Leb wohl. Leb wohl, Engel des Himmels, leb wohl, Lotte!

am 15 Merz.

Ich hab einen Verdruß gehabt, der mich von hier wegtreiben wird, ich knirſche mit den Zähnen! Teufel! Er iſt nicht zu erſezzen, und ihr ſeyd doch allein ſchuld daran, die ihr mich ſpornet und treibt und quältet, mich in einen Poſten zu begeben, der nicht nach meinem Sinne war. Nun hab ich's nun habt ihr's. Und daß du nicht wieder ſagſt: meine überſpannten Ideen verdürben alles; ſo haſt du hier lieber Herr, eine Erzählung, plan und nett, wie ein Chronikenſchreiber das aufzeichnen würde.

Der

Der Graf v. T. liebt mich, distinguirt mich, das ist bekannt, das hab ich dir schon hundertmal gesagt. Nun war ich bey ihm zu Tische geitern, eben an dem Tage, da Abends die noble Gesellschaft von Herren und Frauen bey ihm zusammenkommt, an die ich nie gedacht hab, auch mir nie aufgefallen ist, daß wir Subalternen nicht hinein gehören. Gut. Ich heise beym Grafen und nach Tische gehn wir im grossen Saale auf und ab, ich rede mit ihm, mit dem Obrist B** der dazu kommt, und so rükt die Stunde der Gesellschaft heran. Ich denke, Gott weis, an nichts. Da tritt herein die übergnädige Dame von S** mit Deo Herrn Gemahl und wohl-ausgebrüteten Gänslein Tochter mit der flachen Brust und niedlichem Schnürleib, nahen en passant ihre herabgebrachten hochadlichen Augen und Nasslöcher, und wie mir die Nation von Herzen zuwider ist, wollt ich eben mich empfehlen, und wartete nur, bis der Graf vom garstigen Gewäsche frey wäre, als eben meine Fräulein B** herein trat, da mir denn das Herz immer ein bisgen aufeht, wenn ich sie sehe, blieb ich eben, stellte mich hinter ihren Stuhl, und bemerkte erst nach einiger Zeit, daß sie mit weniger Offenheit als sonst, mit einiger Verlegenheit mit mir redte. Das fiel mir auf. Ist sie auch wie all das Volk, dacht ich, hohl sie der Teufel! und war angestochen und wollte gehn, und doch blieb ich, weil ich intriguirt war,

das Ding näher zu beleuchten. Ueber dem füllt sich die Gesellschaft. Der Baron F** mit der ganzen Garderobe von den Krönungszeiten Franz des ersten her, der Hofrath R** hier aber in qualitate Herr von R** genannt mit seiner tauben Frau ꝛc. den übel fournirten J. nicht zu vergessen, bey dessen Kleidung, Reste des altfränkischen mit dem neu'st aufgebrachten kontrastiren ꝛc. das kommt all und ich rede mit einigen meiner Bekanntschaft, die alle sehr lakonisch sind, ich dachte — und gab nur auf meine B** acht. Ich merkte nicht, daß die Weiber am Ende des Saals sich in die Ohren pisperten, daß es auf die Männer zirkulirte, daß Frau von S** mit dem Grafen redte (das alles hat mir Fräulein B** nachher erzählt:) biß endlich der Graf auf mich losgieng und mich in ein Fenster nahm. Sie wissen sagt er, unsere wunderbaren Verhältnisse, die Gesellschaft ist unzufrieden, merk ich, sie hier zu sehn, ich wollte nicht um alles — Ihro Excellenz, fiel ich ein, ich bitte tausendmal um Verzeihung, ich hätte eher dran denken sollen, und ich weis, Sie verzeihen mir diese Inkonsequenz, ich wollte schon vorhin mich empfehlen, ein böser Genius hat mich zurük gehalten, sezte ich lächelnd hinzu, indem ich mich neigte. Der Graf drükte meine Hände mit einer Empfindung, die alles sagte. Ich machte der vornehmen Gesellschaft mein Compliment, gieng und sezte mich in ein Cabriolet und

fuhr

führ nach M** dort vom Hügel die Sonne untergehen zu sehen, und dabey in meinem Homer den herrlichen Gesang zu lesen, wie Ulyß von dem treflichen Schweinhirten bewirthet wird. Das war alles gut.

Des Abends komm ich zurük zu Tische. Es waren noch wenige in der Gaststube, die würfelten auf einer Ekke, hatten das Tischtuch zurük geschlagen. Da kommt der eheliche A** hinein, legt seinen Hut nieder, indem er mich ansieht, tritt zu mir und sagt leise: Du hast Verdruß gehabt? Ich? sagt ich — der Graf hat dich aus der Gesellschaft gewiesen — Hol sie der Teufel, sagt ich, mir war's lieb, daß ich in die freye Luft kam — Gut, sagt er, daß du's auf die leichte Achsel nimmst. Nur verdrießt mich's. Es ist schon überall herum. —. Da fieng mir das Ding erst an zu wurmen. Alle die zu Tische kamen und mich ansahen, dacht ich. die sehen dich darum an! Das fieng an mir böses Blut zu setzen.

Und da man nun heute gar wo ich hintrete mich bedauert, da ich höre, daß meine Neider nun triumphiren und sagen: Da sähe man's, wo's mit den Uebermüthigen hinausgieng, die sich ihres bißgen Kopfs überhüben und glaubten, sich darum über alle Verhältnisse hinaussetzen zu dürfen, und was des Hundegeschwätzes mehr ist. Da möchte man sich ein Messer in's Herz bohren. Denn man redet von

von Selbſtſtändigkeit was man will, den will ich ſehn der dulden kann, daß Schurken über ihn reden, wenn ſie eine Priſe über ihn haben. Wenn ihr Geſchwätz leer iſt, ach! da kann man ſie leicht laſſen.

am 16 Merz.

Es beſt mich alles! Heut traf ich die Fräulein B** in der Allee. Ich konnte mich nicht enthalten ſie anzureden, und ihr, ſobald wir etwas entfernt von der Geſellſchaft waren, meine Empfindlichkeit über ihr neuliches Betragen zu zeigen. O Werther, ſagte ſie mit einem innigen Tone, konnten Sie meine Verwirrung ſo auslegen, da Sie mein Herz kennen. Was ich gelitten habe um ihrentwillen, von dem Augenblicke an, da ich in den Saal trat. Ich ſah' alles voraus hundertmal ſaß mir's auf der Zunge, es Ihnen zu ſagen, ich wußte, daß die von S** und T** mit ihren Männern eher aufbrechen würden, als in Ihrer Geſellſchaft zu bleiben. ich wußte, daß der Graf es nicht mit Ihnen verderben darf, und jezo der Larm — Wie Fräulein! ſagt ich, und verbarg meinen Schrekken. denn alles, was Adelin mir ehgeſtern geſagt hatte. lief mir wie ſiedend Waſſer durch die Adern in dieſem Augenblikke — Was hat mich's ſchon gekoſtet! ſagte das ſüſſe Geſchöpf, indem ihr die Thrä-

Thränen in den Augen ſtunden. Ich war nicht Herr mehr von mir ſelbſt, war im Begriff, mich ihr zu Füſſen zu werfen. Erklären ſie ſich, ruft ich: Die Thränen liefen ihr die Wangen herunter, ich war auſſer mir. Sie trocknete ſie ab, ohne ſie verbergen zu wollen. Meine Tante kennen ſie, fieng ſie an; ſie war gegenwärtig, und hat, o mit was für Augen hat ſie das angeſehn. Werther, ich habe geſtern Nacht ausgeſtanden, und heute früh eine Predigt über meinen Umgang mit Ihnen, und ich habe müſſen zuhören Sie herabſetzen, erniedrigen, und konnte und durfte Sie nur halb vertheidigen.

Jedes Wort, das ſie ſprach, gieng mir wie Schwerdter durchs Herz. Sie fühlte nicht, welche Barmherzigkeit es geweſen wäre, mir das alles zu verſchweigen; und nun fügte ſie noch all dazu, was weiter würde getratſcht werden, was die ſchlechten Kerls alle darüber triumphiren würden. Wie man nunmehro meinen Uebermuth und Geringſchäzzung andrer, das ſie mir ſchon lange vorwerfen, geſtraft, erniedrigt ausſchreien würde. Das alles, Wilhelm, von ihr zu hören, mit der Stimme der wahreſten Theilnehmung. Ich war zerſtört, und bin noch wüthend in mir. Ich wollte, daß ſich einer unterſtünde mir's vorzuwerfen, daß ich ihm den Degen durch den Leib ſtoſſen könnte! Wenn ich Blut ſähe würde mir's beſſer werden. Ach ich hab hundertmal ein Meſſer ergriffen, um

diesem gedrängten Herzen Luft zu machen. Man erzählt von einer edlen Art Pferde, die, wenn sie schröklich erhizt und aufgejagt sind, sich selbst aus Instinkt eine Ader aufbeissen, um sich zum Athem zu helfen. So ist mir's oft, ich möchte mir eine Ader öfnen, die mir die ewige Freyheit schaffte.

am 24. Merz.

Ich habe meine Dimiſon bey Hofe verlangt, und werde ſie, hoff ich, erhalten, und ihr werdet mir verzeihen, daß ich nicht erſt Permiſion dazu bey euch geholt habe. Ich mußte nun einmal fort, und was ihr zu ſagen hattet, um mir das Bleiben einzureden weis ich all, und alſo — Bring das meiner Mutter in einem Säftgen bey, ich kann mir ſelbſt nicht helfen, alſo mag ſie ſich's gefallen laſſen, wenn ich ihr auch nicht helfen kann. Freylich muß es ihr weh thun. Den ſchönen Lauf, den ihr Sohn grad zum Geheimderath und Geſandten anſezte, ſo auf einmal Halte zu ſehen, und rükwärts mit dem Thiergen in Stall. Macht nun draus was ihr wollt und kombinirt die mögliche Fälle, unter denen ich hätte bleiben können und ſollen. Genug ich gehe. Und damit ihr wißt wo ich hinkomme, ſo iſt hier der Fürſt** der viel Geſchmak an meiner Geſellſchaft findet, der hat mich gebeten, da er von meiner Abſicht hörte, mit ihm auf ſeine Gü-

Güter zu gehen, und den schönen Frühling da zuzubringen. Ich soll ganz mir selbst gelassen seyn, hat er mir versprochen, und da wir uns zusammen bis auf einen gewissen Punkt verstehn, so will ich's denn auf gut Glük wagen, und mit ihm gehn.

*

am 19 April.

Zur Nachricht.

Danke für deine beyden Briefe. Ich antwortete nicht, weil ich diesen Brief liegen ließ, bis mein Abschied von Hofe da wäre, weil ich fürchtete, meine Mutter möchte sich an den Minister wenden und mir mein Vorhaben erschweren. Nun aber ist's geschehen, mein Abschied ist da. Ich mag euch nicht sagen, wie ungern man mir ihn gegeben hat, und was mir der Minister schreibt, ihr würdet in neue Lamentationen ausbrechen. Der Erbprinz hat mir zum Abschiede fünf und zwanzig Dukaten geschikt, mit einem Wort, das mich bis zu Thränen gerührt hat. Also braucht die Mutter mir das Geld nicht zu schikken, um das ich neulich schrieb.

*

am 5 May.

Morgens geh ich von hier ab, und weil mein Geburtsort, nur sechs Meilen vom Wege liegt, so will ich den auch wieder sehen, will mich der alten glück-

lich verträumten Tage erinnern. Zu eben dem Thore will ich hineingehn, aus dem meine Mutter mit mir herausfuhr, als sie nach dem Tode meines Vaters den lieben vertraulichen Ort verlies, um sich in ihre unerträgliche Stadt einzusperren. Adieu, Wilhelm, du sollst von meinem Zuge hören.

*

am 9 May.

Ich habe die Wallfahrt nach meiner Heimath mit aller Andacht eines Pilgrims vollendet, und manche unerwartete Gefühle haben mich ergriffen. An der grossen Linde, die eine Viertelstunde vor der Stadt nach S** zusteht, ließ ich halten, stieg aus und hieß den Postillion fortfahren, um zu Fusse jede Erinnerung ganz neu, lebhaft nach meinem Herzen zu kosten. Da stand ich nun unter der Linde, die ehedessen als Knabe das Ziel und die Gränze meiner Spaziergänge gewesen. Wie anders! Damals sehnt ich mich in glücklicher Unwissenheit hinaus in die unbekannte Welt, wo ich für mein Herz alle die Nahrung, alle den Genuß hoffte, dessen Ermangeln ich so oft in meinem Busen fühlte. Jezt kam ich zurük aus der weiten Welt — O mein Freund, mit wie viel fehlgeschlagenen Hofnungen, mit wie viel zerstörten Planen! — Ich sah das Gebürge vor mir liegen, das so tausendmal der Gegenstand meiner Wünsche gewesen. Stundenlang

konnte

konnte ich hier ſizen, und mich hinüber ſehnen, mit inniger Seele mich in denen Wäldern, denen Thälern verliehren, die ſich meinen Augen ſo freundlich dämmernd darſtellten — und wenn ich denn nun die beſtimmte Zeit wieder zurük muſte, mit welchem Widerwillen verließ ich nicht den lieben Plaz! Ich kam der Stadt näher, alle alte bekannte Gartenhäusgen wurden von mir gegrüßt, die neuen waren mir zuwider, ſo auch alle Veränderungen, die man ſonſt vorgenommen hatte. Ich trat zum Thore hinein, und fand mich doch gleich und ganz wieder. Lieber, ich mag nicht in's Detail gehn, ſo reizend als es mir war, ſo ein ödmig würde es in der Erzählung werden. Ich hatte beſchloſſen auf dem Markte zu wohnen, gleich neben unſerm alten Hauſe. Im Hingehen bemerkte ich daß die Schulſtube, wo ein ehrlich altes Weib unſere Kindheit zuſammengepfercht hatte, in einen Kram verwandelt war. Ich erinnerte mich der Unruhe, der Thränen, der Dumpfheit des Sinnes, der Herzensangſt, die ich in dem Loche ausgeſtanden hatte — Ich that keinen Schritt, der nicht merkwürdig war. Ein Pilger im heiligen Lande trifft nicht ſo viel Städten religioſer Erinnerung, und ſeine Seele iſt ſchwerlich ſo voll heiliger Bewegung. — Noch eins für tauſend. Ich gieng den Fluß hinab, bis an einen gewiſſen Hof, das war ſonſt auch mein Weg, und die Plätzgen da wir Knaben uns übten, die meiſten Sprünge der

flachen

flachen Steine im Waſſer hervorzubringen. Ich erinnere mich ſo lebhaft, wenn ich manchmal ſtand, und dem Waſſer nachſah, mit wie wunderbaren Ahndungen ich das verfolgte, wie abenteuerlich ich mir die Gegenden vorſtellte, wo es nun hinflöſſe, und wie ich da ſo bald Grenzen meiner Vorſtellungskraft fand, und doch mußte das weiter gehn, immer weiter, bis ich mich ganz in dem Anſchauen einer unſichtbaren Ferne verlohr. Siehe mein Lieber, das iſt doch eben das Gefühl der herrlichen Altväter! Wenn Uliß von dem ungemeſſenen Meere, und von der unendlichen Erde ſpricht, iſt das nicht wahrer, menſchlicher, inniger, als wenn jezo jeder Schulknabe ſich wunder weiſe dünkt, wenn er nachſagen kann, daß ſie rund ſey.

Nun bin ich hier auf dem fürſtlichen Jagdſchloſſe. Es läßt ſich noch ganz wohl mit dem Herrn leben, er iſt ganz wahr, und einfach. Was mir noch manchmal leid thut, iſt, daß er oft über Sachen redt, die er nur gehört und geleſen hat, und zwar aus eben dem Geſichtspunkte, wie ſie ihm der andere darſtellen mochte.

Auch ſchäzt er meinen Verſtand und Talente mehr als dies Herz, das doch mein einziger Stolz iſt, das ganz allein die Quelle von allem iſt, aller Kraft, aller Seligkeit und alles Elends. Ach was ich weis, kann jeder wiſſen. — Mein Herz hab ich allein.

am 25 May.

Ich hatte etwas im Kopfe, davon ich euch nichts sagen wollte, bis es ausgeführt wäre, jezt da nichts draus wird, ist's eben so gut. Ich wollte in Krieg! Das hat mir lang am Herzen gelegen. Vornehmlich darum bin ich dem Fürsten hieher gefolgt, der General in * * * schen Diensten ist. Auf einem Spaziergange entdekte ich ihm mein Vorhaben, er widerrieth mir's, und es müßte bey mir mehr Leidenschaft als Grille gewesen seyn, wenn ich seinen Gründen nicht hätte Gehör geben wollen.

*

am 11 Juni.

Sag was Du willst, ich kann nicht länger bleiben. Was soll ich hier? Die Zeit wird mir lang. Der Fürst hält mich wie seines Gleichen gut, und doch bin ich nicht in meiner Lage. Und dann, wir haben im Grunde nichts gemeines mit einander. Er ist ein Mann von Verstande aber von ganz gemeinem Verstande, sein Umgang unterhält mich nicht mehr, als wenn ich ein wohlgeschrieben Buch lese. Noch acht Tage bleib ich, und dann zieh ich wieder in der Irre herum. Das beste, was ich hier gethan habe, ist mein Zeichnen. Und der Fürst fühlt in der Kunst, und würde noch stärker fühlen wenn er nicht durch das garstige, wissenschaftliche Wesen, und durch die

ge-

gewöhnliche Terminologie eingeschränkt wäre. Manchmal knirsch ich mit den Zähnen, wenn ich ihn mit warmer Imagination so an Natur und Kunst herum führe und er's auf einmal recht gut zu machen denkt, wenn er mit einem gestempelten Kunstworte drein tölpelt.

*

am 18 Juni.

Wo ich hin will? Das laß Dir im Vertrauen eröfnen. Vierzehn Tage muß ich doch noch hier bleiben, und dann hab ich mir weis gemacht, daß ich die Bergwerke in ** sehen besuchen wollte, ist aber im Grunde nichts dran, ich will nur Lotten wieder näher, das ist alles. Und ich lache über mein eigen Herz — und thu ihm seinen Willen.

*

am 29 Juli.

Nein es ist gut! Es ist alles gut! Ich ihr Mann! O Gott, der du mich machtest, wenn du mir diese Seligkeit bereitet hättest, mein ganzes Leben sollte ein anhaltendes Gebet seyn. Ich will nicht rechten, und verzeih mir diese Thränen, verzeih mir meine vergebliche Wünsche. — Sie meine Frau! Wenn ich das liebste Geschöpf unter der Sonne in meine Arme geschlossen halte — Es geht mir ein Schauder durch den ganzen Körper, Wilhelm, wenn Albert sie um den schlanken Leib faßt.

Und,

Und, darf ich's sagen? Warum nicht, Wilhelm, sie wäre mit mir glüklicher geworden als mit ihm! O er ist nicht der Mensch, die Wünsche dieses Herzens alle zu füllen. Ein gewisser Mangel an Fühlbarkeit, ein Mangel — nimm's wie du willst, daß sein Herz nicht sympathetisch schlägt bey — Oh! — bey der Stelle eines lieben Buchs, wo mein Herz und Lottens in einem zusammen treffen. In hundert andern Vorfällen, wenn's kommt, daß unsere Empfindungen über eine Handlung eines dritten laut werden. Lieber Wilhelm! — Zwar er liebt sie von ganzer Seele, und so eine Liebe was verdient die nicht —

Ein unerträglicher Mensch hat mich unterbrochen. Meine Thränen sind getroknet. Ich bin zerstreut. Adieu Lieber.

am 4 Aug.

Es geht mir nicht allein so. Alle Menschen werden in ihren Hofnungen getäuscht, in ihren Erwartungen betrogen. Ich besuchte mein gutes Weib unter der Linde. Der ältste Bub lief mir entgegen, sein Freudengeschrey führte die Mutter herbey, die sehr niedergeschlagen aussah. Ihr erstes Wort war: Gnäter Herr! ach mein Hanns ist mir gestorben, es war der jüngste ihrer Knaben, ich war stille, und mein Mann sagte sie, ist aus der Schweiz zurük, und hat

nichts

nichts mit gebracht, und ohne gute Leute hätte er sich heraus betteln müssen. Er hatte das Fieber kriegt unterwegs Ich konnte ihr nichts sagen und schenkte dem kleinen was, sie bat mich einige Aepfel anzunehmen, das ich that und den Ort des traurigen Andenkens verließ.

4

am 21 Aug.

Wie man eine Hand umwendet, ist's anders mit mir. Manchmal will so ein freudiger Blik des Lebens wieder aufdämmern, ach nur für einen Augenblik! Wenn ich mich so in Träumen verliehre, kann ich mich des Gedankens nicht erwehren: Wie, wenn Albert stürbe! Du würdest! ja sie würde — und dann lauf ich dem Hirngespinste nach, bis es mich an Abgründe führt, vor denen ich zurükbebe.

Wenn ich so dem Thore hinaus gehe, den Weg den ich zum erstenmal fuhr, Lotten zum Tanze zu holen, wie war das all so anders! Alles, alles ist vorüber gegangen! Kein Wink der vorigen Welt, kein Pulsschlag meines damaligen Gefühls Mir ist's wie's einem Geiste seyn müßte, der in das verfallne verstörte Schloß zurükkehrte, das er als blühender Fürst einst gebaut und mit allen Gaben der Herrlichkeit ausgestattet, sterbend seinem geliebten Sohne hoffnungsvoll hinterlassen.

am

*

am 3 Sept.

Ich begreife manchmal nicht, wie sie ein anderer lieb haben kann, lieb haben darf, da ich sie so ganz all-in, so innig, so voll liebe, nichts anders kenne, noch weis, noch habe als sie.

*

am 6 Sept.

Es hat schwer gehalten, bis ich mich entschloß, meinen blauen einfachen Frak, in dem ich mit Lotten zum erstenmal tanzte, abzulegen, er ward aber zulezt gar unscheinbar. Auch hab ich mir einen machen lassen, ganz wie den vorigen, Kragen und Aufschlag und auch wieder so gelbe West und Hosen dazu.

Ganz will's es doch nicht thun. Ich weis nicht — Ich denke mit der Zeit soll mir der auch lieber werden.

*

am 15 Sept.

Man möchte sich dem Teufel ergeben, Wilhelm, über all die Hunde die Gott auf Erden duldet, ohne Sinn und Gefühl an dem wenigen, was drauf noch was werth ist Du kennst die Nußbäume, unter denen ich bey dem ehrlichen Pfarrer zu St**,

mit Lotten geſeſſen, die herrlichen Nußbäume, die mich, Gott weis, immer mit dem gröſten Seelenvergnügen füllten. Wie vertaulich ſie den Pfarrhof machten, wie kühl und wie herrlich die Aeſte waren. Und die Erinnerung bis zu die guten Kerls von Pfarrers, die ſie von ſo viel Jahren pflanzten. Der Schulmeiſter hat uns den einen Namen oft genannt, den er von ſeinem Grosvater gehört hatte, und ſo ein braver Mann ſoll er geweſen ſeyn, und ſein Andenken war mir immer heilig, unter den Bäumen. Ich ſage Dir, dem Schulmeiſter ſtanden die Thränen in den Augen, da wir geſtern davon redeten, daß ſie abgehauen worden — Abgehauen! Ich möchte raſend werden, ich könnte den Hund ermorden, der den erſten Hieb dran that. Ich, der ich könnte mich vertrauren, wenn ſo ein paar Bäume in meinem Hofe ſtünden, und einer davon ſtürbe vor Alter ab, ich muß ſo zuſehn. Lieber Schaz, eins iſt doch dabey! Was Menſchengefühl iſt! Das ganze Dorf murrt, und ich hoffe, die Frau Pfarrern ſoll's an Butter und Eyern und übrigem Zutrauen ſpüren, was für eine Wunde ſie ihrem Orte gegeben hat. Denn ſie iſt's, die Frau des neuen Pfarrers, unſer Alter iſt auch geſtorben, ein hageres kränkliches Thier, das ſehr Urſache hat an der Welt kein Antheil zu nehmen, denn niemand nimmt Antheil an mir. Eine Frazze, die ſich abgiebt gelehrt zu ſeyn, ſich in die Unterſuchung des Canons melirt, gar viel an

der

der neumodischen moralisch kritischen Reformation des Christenthums arbeitet, und über Lavaters Schwärmereyen die Achseln zukt, eine ganz zerrüttete Gesundheit hat, und auf Gottes Erdboden deswegen keine Freude. So ein Ding war's auch allein, um meine Nußbäume abzubauen. Siehst du, ich komme nicht zu mir! Stelle dir vor, die abfallenden Blätter machen ihr den Hof unrein und dumpfig, die Bäume nehmen ihr des Tageslicht, und wenn die Nüsse reif sind, so werfen die Knaben mit Steinen darnach, und das fällt ihr auf die Nerven, und das stört sie in ihren tiefen Ueberlegungen, wenn sie Kennikot, Semler und Michaelis, gegen einander abwiegt. Da ich die Leute im Dorfe, besonders die Alten, so unzufrieden sah, sagt' ich: warum habt ihr's gelitten? — Wenn der Schulz will, hier zu Lande, sagten sie, was kann man machen. Aber eins ist recht geschehn, der Schulz und der Pfarrer, der doch auch von seiner Frauen Grillen, die ihm so die Suppen nicht fett machen, etwas haben wollte, dachtens mit einander zu theilen, da erfuhr's die Kammer und sagte: hier herein! und verkaufte die Bäume an den Meistbietenden. Sie liegen! O wenn ich Fürst wäre! Ich wollt die Pfarrern, den Schulzen und die Kammer — Fürst! — Ja wenn ich Fürst wäre, was kümmerten mich die Bäume in meinem Lande.

am 10 Oktober.

Wenn ich nur ihre schwarzen Augen sehe, ist mirs schon wohl! Sieh, und was mich verdrüst, ist, daß Albert nicht so beglükt zu seyn scheinet, als er — hoffte — als ich — zu seyn glaubte — wenn — Ich mache nicht gern Gedankenstriche, aber hier kann ich mich nicht anders ausdrukken — und mich dunkt deutlich genug.

*

am 12 Oktober.

Ossian hat in meinem Herzen den Homer verdrängt. Welch eine Welt, in die der Herrliche mich führt. Zu wandern über die Haide, umsauşt vom Sturmwinde, der in dampfenden Nebeln, die Geister der Väter im dämmernden Lichte des Mondes hinführt. Zu hören vom Gebürge her, im Gebrülle des Waldstroms, halb verwehtes Aechzen der Geister aus ihren Hölen, und die Wehklagen des zu Tode geiammerten Mädgens, um die vier moosbedekten, grasbewachsnen Steine des edelgesinnten ihres Geliebten. Wenn ich ihn denn finde, den wandelnden grauen, Barden, der auf der weiten Haide die Fusstapfen seiner Väter sucht und ach! ihre Grabsteine findet. Und dann jammernd nach dem lieben Sterne des Abends hinblikt, der sich in's rollende Meer verbirgt,

und

und die Zeiten der Vergangenheit in des Helden Seele lebendig werden, da noch der freundliche Stral den Gefahren der Tapfern leuchtete, und der Mond ihr bekränztes, siegrükkehrendes Schiff beschien. Wenn ich so den tiefen Kummer auf seiner Stirne lese, so den lezten verlaßnen Herrlichen in aller Ermattung dem Grabe zu wanken sehe, wie er immer neue schmerzlich glühende Freuden in der kraftlosen Gegenwart der Schatten seiner Abgeschiednen einsaugt, und nach der kalten Erde dem hohen wehenden Grase niedersieht, und ausruft: Der Wanderer wird kommen, kommen, der mich kannte in meiner Schönheit und fragen, wo ist der Sänger, Finaals trefflicher Sohn? Sein Fußtritt geht über mein Grab hin, und er fragt vergebens nach mir auf der Erde. O Freund ich möchte gleich einem edlen Waffenträger das Schwerd ziehen und meinen Fürsten von der zükkenden Quaal des langsam absterbenden Lebens auf einmal befreyen, und dem befreyten Halbgott meine Seele nachsenden.

am 19 Oktob.

Ach diese Lükke! Diese entsezliche Lükke die ich hier in meinem Busen fühle! ich denke oft! — Wenn du sie nur einmal, nur einmal an dieses Herz drükken könntest. All diese Lükke würde ausgefüllt seyn.

am 26 Oktob.

Ja es wird mir gewiß, Lieber! gewiß und immer gewisser, daß an dem Daseyn eines Geschöpfs so wenig gelegen ist, ganz wenig. Es kam eine Freundinn zu Lotten, und ich gieng herein in's Nebenzimmer, ein Buch zu nehmen, und konnte nicht lesen, und dann nahm ich eine Feder zu schreiben. Ich hörte sie leise reden, sie erzählten einander insofern unbedeutende Sachen, Stadtneuigkeiten: wie diese verrathet, wie jene krank, sehr krank ist. Sie hat einen troknen Husten, die Knochen stehn ihr zum Gesichte heraus, und kriegt Ohnmachten, ich gebe keinen Kreuzer für ihr Leben, sagte die eine. Der N. N. ist auch so übel dran, sagte Lotte. Er ist schon geschwollen, sagte die andre. Und meine lebhafte Einbildungskraft versezte mich an's Bette dieser Armen, ich sah sie, mit welchem Widerwillen sie dem Leben den Rükken wandten, wie sie — Wilhelm, und meine Weibgens redeten davon, wie man eben davon redet: das ein Fremder stirbt. — Und wenn ich mich umsehe, und seh das Zimmer an, und ringsum mich Lottens Kleider, hier ihre Ohrringe auf dem Tischgen, und Alberts Scripturen und diese Meubels, denen ich nun so befreundet bin, so gar diesem Dintenfaß; und denke: Sieh, was du nun diesem Hause bist! Alles in allem. Deine Freunde ehren

dich!

dich! Du machst oft ihre Freude, und deinem Herzen scheint's, als wenn es ohne sie nicht seyn könnte, und doch — wenn du nun giengst? wenn du aus diesem Kreise schiedest, würden sie? wie lange würden sie die Lükke fühlen, die dein Verlust in ihr Schiksal reißt? wie lang? — O so vergänglich ist der Mensch, daß er auch da, wo er seines Daseyns eigentliche Gewißheit hat, da, wo er den einzigen wahren Eindruck seiner Gegenwart macht; in dem Andenken in der Seele seiner Lieben, daß er auch da verlöschen, verschwinden muß, und das — so bald!

*

am 27 Oktob.

Ich möchte mir oft die Brust zerreissen und das Gehirn einstoßen, daß man einander so wenig seyn kann. Ach die Liebe und Freude und Wärme und Wonne, die ich nicht hinzu bringe, wird mir der andre nicht geben, und mit einem ganzen Herzen voll Seligkeit, werd ich den andern nicht beglükken der kalt und kraftlos vor mir steht.

*

am 30 Oktob.

Wenn ich nicht schon hundertmal auf dem Punkte gestanden bin ihr auf den Hals zu fallen. Weis der große Gott, wie einem das thut, so viel Liebens-

würdigkeit vor ſich herumkreuzen zu ſehn und nicht zugreifen zu dürfen. Und das Zugreifen iſt doch der natürlichſte Trieb der Menſchheit. Greifen die Kinder nicht nach allem was ihnen in Sinn fällt? Und ich?

am 3 Nov.

Weis Gott, ich lege mich ſo oft zu Bette mit dem Wunſche, ja manchmal mit der Hofnung, nicht wieder zu erwachen, und Morgens ſchlag ich die Augen auf, ſehe die Sonne wieder, und bin elend. O daß ich launiſch ſeyn könnte, könnte die Schuld auf's Wetter, auf einen dritten, auf eine fehlgeſchlagene Unternehmung ſchieben; ſo würde die unerträgliche Laſt des Unwillens doch nur halb auf mir ruhen. Weh mir, ich fühle zu wahr, daß an mir allein alle Schuld liegt, — nicht Schuld! Genug daß in mir die Quelle alles Elendes verborgen iſt, wie es ehemals die Quelle aller Seligkeiten war. Bin ich nicht noch eben derſelbe, der ehemals in aller Fülle der Empfindung herumſchwebt, dem auf jedem Tritte ein Paradies folgte, der ein Herz hatte, eine ganze Welt liebevoll zu umfaſſen. Und das Herz iſt jezo todt, aus ihm flieſſen keine Entzükkungen mehr, meine Augen ſind trokken, und meine Sinnen, die nicht mehr von erquikkenden Thränen gelabt werden, ziehen ängſtlich meine Stirne zuſammen. Ich leide viel,

viel, denn ich habe verlohren was meines Lebens einzige Wonne war, die heilige belebende Kraft, mit der ich Welten um mich schuf. Sie iſt dahin! — Wenn ich zu meinem Fenſter hinaus an den fernen Hügel ſehe, wie die Morgenſonne über ihn her den Nebel durchſtreicht und den ſtillen Wieſengrund beſcheint, und der ſanfte Fluß zwiſchen ſeinen entblätterten Weiden zu mir herſchlängelt, o wenn da dieſe herrliche Natur ſo ſtarr vor mir ſteht wie ein lakirt Bildgen, und all die Wonne keinen Tropfen Seligkeit aus meinem Herzen herauf in das Gehirn pumpen kann, und der ganze Kerl vor Gott s Angeſicht ſteht wie ein verſiegter Brunn, wie ein verlechzter Eymer! Ich habe mich ſo oft auf den Boden geworfen und Gott um Thränen gebeten, wie ein Akkersmann um Regen, wenn der Himmel ehern über ihm iſt, und um ihn die Erde verdürſtet.

Aber, ach ich fühls! Gott giebt Regen und Sonnenſchein nicht unſerm ungeſtümen Bitten, und jene Zeiten, deren Andenken mich quält, warum waren ſie ſo ſelig? als weil ich mit Geduld ſeinen Geiſt erwartete, und die Wonne, die er über mich ausgoß mit ganzem, innig dankbarem Herzen aufnahm.

*

am 8 Nov.

Sie hat mir meine Exzeſſe vorgeworfen! Ach mit ſo viel Liebenswürdigkeit! Meine Exzeſſe, daß ich

mich manchmal von einem Glas Wein verleiten laſſe, eine Bouteille zu trinken. Thun Sie's nicht! ſagte ſie, denken Sie an Lotten! — Denken! ſagt' ich, brauchen Sie mir das zu heiſſen? Ich denke! — Ich denke nicht! Sie ſind immer vor meiner Seelen. Heut ſaß ich an dem Flekke, wo Sie neulich aus der Kutſche ſtiegen — Sie redte was anders, um mich nicht tiefer in den Text kommen zu laſſen. Beſter, ich bin dahin! Sie kann mit mir machen was ſie will.

*

am 15 Nov.

Ich danke Dir, Wilhelm, für Deinen herzlichen Antheil, für Deinen wohlmeynenden Rath, und bitte Dich, ruhig zu ſeyn. Laß mich ausdulden, ich habe bey all meiner Müdſeligkeit noch Kraft genug durchzuſetzen. Ich ehre die Religion, das weiſt Du, ich fühle, daß ſie manchem Ermatteten Stab, manchem Verſchmachtenden Erquikkung iſt. Nur — kann ſie denn, muß ſie denn das einem jeden ſeyn? Wenn Du die groſſe Welt anſiehſt; ſo ſiehſt Du Tauſende denen ſie's nicht war, Tauſende denen ſi'es nicht ſeyn wird, gepredigt oder ungepredigt, und muß ſie mir's denn ſeyn, Sagt nicht ſelbſt der Sohn Gottes: daß die um ihn ſeyn würden, die ihm der Vater gegeben hat. Wenn ich ihm nun nicht gegeben bin! Wenn mich nun der

Vater

Vater für sich behalten will, wie mir mein Herz sagt! Ich bitte Dich, lege das nicht falsch aus, sieh nicht etwa Spott in diesen unschuldigen Worten, es ist meine ganze Seele, die ich dir vorlege. Sonst wollt ich lieber, ich hätte geschwiegen, wie ich denn über all das, wovon iedermann so wenig weis als ich, nicht gern ein Wort verliehre. Was ist's anders als Menschenschiksal, sein Maas auszuleiden, seinen Becher auszutrinken. — Und ward der Kelch dem Gott vom Himmel auf seiner Menschenlippe zu bitter, warum soll ich gros thun und mich stellen, als schmekte er mir süsse. Und warum sollte ich mich schämen, in dem schröklichen Augenblikke, da mein ganzes Wesen zwischen Seyn und Nichtseyn zittert, da die Vergangenheit wie ein Bliz über dem finstern Abgrunde der Zukunft leuchtet, und alles um mich her versinkt, und mit mir die Welt untergeht. — Ist es da nicht die Stimme der ganz in sich gedrängten, sich selbst ermangelnden, und unaufhaltsam hinabstürzenden Creatur, in den innern Tiefen ihrer vergebens aufarbeitenden Kräfte zu knirschen. Mein Gott! Mein Gott! warum hast du mich verlassen? Und sollt ich mich des Ausdruks schämen, sollte mir's vor dem Augenblikke bange seyn, da ihm der nicht entgieng, der die Himmel zusammenrollt wie ein Tuch.

am 21 Nov.

Sie sieht nicht, sie fühlt nicht, daß sie einen Gift bereitet, der mich und sie zu Grunde richten wird. Und ich mit voller Wollust schlurfe den Becher aus, den sie mir zu meinem Verderben reicht. Was soll der gütige Blik, mit dem sie mich oft — oft? — nein nicht oft, aber doch manchmal ansieht, die Gefälligkeit, womit sie einen unwillkührlichen Ausdruk meines Gefühls aufnimmt, das Mitleiden mit meiner Duldung, das sich auf ihrer Stirne zeichnet.

Gestern als ich weggieng, reichte sie mir die Hand, und sagte: Adieu, lieber Werther! Lieber Werther! Es war das erstemal, daß sie mich lieber hies, und mir gieng's durch Mark und Bein. Ich hab mir's hundertmal wiederholt und gestern Nacht da ich in's Bette gehen wollte, und mit mir selbst allerley schwazte sag ich so auf einmal: gute Nacht, lieber Werther! Und mußte hernach selbst über mich lachen.

am 24 Nov.

Sie fühlt, was ich dulde. Heut ist mir ihr Blik tief durch's Herz gedrungen. Ich fand sie allein. Ich sagte nichts und sie sah mich an. Und ich sah nicht mehr in ihr die liebliche Schönheit, nicht mehr

mehr das Leuchten des treflichen Geistes; das war all vor meinen Augen verschwunden. Ein weit herrlicherer Blik würkte auf mich, voll Ausdruk des innigsten Antheils des süßten Mitleidens. Warum durft' ich mich nicht ihr zu Füssen werfen! warum durft ich nicht an ihrem Halse mit tausend Küssen antworten — Sie nahm ihre Zuflucht zum Claviere und hauchte mit süsser leiser Stimme harmonische Laute zu ihrem Spiele. Nie hab ich ihre Lippen so reizend gesehn, es war, als wenn sie sich lechzend öffneten, jene süsse Töne in sich zu saugen, die aus dem Instrument hervorquollen, und nur der heimliche Wiederschall aus dem süssen Munde zurükklänge, — Ja wenn ich dir das so sagen könnte! Ich wiederstund nicht länger, neig'e mich und schwur: Nie will ich's wagen, einen Kuß euch einzudrükken, Lippen, auf denen die Geister des Himmels schweben — Und doch — ich will — Ha, siehst du, das steht wie eine Scheidenwand vor meiner Seelen — diese Seligkeit und — da untergegangen, die Sünde abzubüssen — Sünde?

*

am 30 Nov.

Ich soll, ich soll nicht zu mir selbst kommen, wo ich hintrete, begegnet mir eine Erscheinung die mich aus aller Fassung bringt. Heut! O Schiksal! O Menschheit!

Ich

Ich gehe an dem Waſſer hin in der Mittagsſtunde, ich hatte keine Luſt zu eſſen. Alles war ſo öde, ein naßkalter Abendwind blies vom Berge, und die grauen Regenwolken zogen das Thal hinein. Von ferne ſeh ich einen Menſchen in einem grünen ſchlechten Rokke, der zwiſchen den Felſen herumkrabelte und Kräuter zu ſuchen ſchien. Als ich näher zu ihm kam und er ſich auf das Geräuſch, das ich machte, herumdrehte, ſah ich eine gar intereſſante Phyſiognomie, darinn eine ſtille Trauer den Hauptzug machte, die aber ſonſt nichts als einen graden guten Sinn ausdrükte, ſeine ſchwarzen Haare waren mit Nadeln in zwey Rollen geſtekt, und die übrigen in einen ſtarken Zopf geflochten, der ihm den Rükken herunter hieng. Da mir ſeine Kleidung einen Menſchen von geringem Stande zu bezeichnen ſchien, glaubt' ich, er würde es nicht übel nehmen, wenn ich auf ſeine Beſchäftigung aufmerkſam wäre, und daher fragte ich ihn, was er ſuchte? Ich ſuche, antwortete er mit einem tiefen Seufzer, Blumen — und finde keine — Das iſt auch die Jahrszeit nicht, ſagt' ich lächelnd. — Es giebt ſo viel Blumen, ſagt er, indem er zu mir herunter kam. In meinem Garten ſind Roſen und Je länger je lieber zweyerley Sorten, eine hat mir mein Vater gegeben, ſie wachſen wie's Unkraut, ich ſuche ſchon zwey Tage darnach, und kann ſie nicht finden. Da hauſen ſind auch immer Blumen, gelbe und blaue

und

und rothe, und das Tauſend Güldenkraut hat ein ſchön Blümgen. Keines kann ich finden. Ich merkte was unheimliches, und drum fragte ich durch einen Umweg: Was will er denn mit den Blumen? Ein wunderbares zukkendes Lächlen verzog ſein Geſicht. Wenn er mich nicht verrathen will, ſagt er, indem er den Finger auf den Mund drükte, ich habe meinem Schazze einen Straus verſprochen. Das iſt brav, ſagt ich. O ſagt' er, ſie hat viel andre Sachen, ſie iſt reich. Und doch hat ſie ſeinen Straus lieb, verſezt ich. O! fuhr er fort, ſie hat Juweien und eine Krone. Wie heißt ſie denn? — Wenn mich die Generalſtaaten bezahlen wollten! verſezte er, ich wär ein anderer Menſch! Ja es war einmal eine Zeit, da mir's ſo wohl war. Jezt iſt's aus mit mir, ich bin nun — Ein naſſer Blik zum Himmel drükte alles aus. Er war alſo glüklich? fragt ich Ach ich wollt ich wäre wieder ſo! ſagt er, da war mir's ſo wohl, ſo luſtig, ſo leicht wie ein Fiſch im Waſſer! Heinrich! rufte eine alte Frau, die den Weg herkam. Heinrich, wo ſteſt du. Wir haben dich überall geſucht. Komm zum Eſſen. Iſt das euer Sohn? fragt' ich zu ihr tretend. Wohl mein armer Sohn, verſezte ſie. Gott hat mir ein ſchweres Kreuz aufgelegt. Wie lang iſt er ſo! fragt ich. So ſtille, ſagte ſie, iſt er nun ein halb Jahr. Gott ſey Dank, daß es nur ſo weit iſt. Vorher war er ein ganz Jahr raſend,

da hat er an Ketten im Tollhauſe gelegen. Jezt thut er niemand nichts, nur hat er immer mit Königen und Kayſern zu thun. Es war ein ſo guter ſtiller Menſch, der mich ernähren half, ſeine ſchöne Hand ſchrieb, und auf einmal wird er tiefſinnig, fällt in ein hizig Fieber, daraus in Raſerey, und nun iſt er, wie ſie ihn ſehen. Wenn ich ihm erzählen ſollt, Herr — Ich unterbrach ihren Strom von Erzählungen mit der Frage: was denn das für eine Zeit wäre von der er ſo rühmte, daß er ſo glüklich, ſo wohl daran geweſen wäre. Der thörige Menſch, rief ſie mit mitleidigem Lächlen, da meint er die Zeit, da er von ſich war, das rühmt er immer! Das iſt die Zeit, da er im Tollhauſe war, wo er nichts von ſich wußte — Das fiel mir auf wie ein Donnerſchlag, ich drükte ihr ein Stük Geld in die Hand und verließ ſie eilend.

Da du glüklich warſt! rief ich aus, ſchnell vor mich hin nach der Stadt zu gehend. Da dir's wohl war wie einem Fiſch im Waſſer! — Gott im Himmel! Haſt du das zum Schickſal der Menſchen gemacht, daß ſie nicht glüklich ſind, als eh ſie zu ihrem Verſtande kommen, und wenn ſie ihn wieder verliehren! Elender und auch wie beneid ich deinen Trübſinn, die Verwirrung deiner Sinne, in der du verſchwachteſt! Du gehſt hoffnungsvoll aus, deiner Königin Blumen zu pflükken — im Winter — und traureſt, da du keine findeſt, und be-

begreifst nicht warum, du keine finden kannst. Und ich- und ich gehe ohne Hoffnung ohne Zwek heraus, und kehr wieder heim wie ich gekommen bin. — Du wähnst, welcher Mensch du seyn würdest wenn die Generalstaaten dich bezahlten. Seliges Geschöpf, das den Mangel seiner Glükseligkeit einer irdischen Hinderniß zuschreiben kann. — Du fühlst nicht! Du fühlst nicht! daß in deinem zerstörten Herzen, in deinem zerrütteten Gehirne dein Elend liegt, wovon alle Könige der Erde dir nicht helfen können.

Müsse der trostlos umkommen, der eines Kranken spottet, der nach der entferntesten Quelle reist die seine Krankheit vermehren, sein Ausleben schmerzhafter machen wird, der sich über das bedrängte Herz erhebt, das, um seine Gewissensbisse los zu werden und die Leiden seiner Seele abzuthun, seine Pilgrimschaft nach dem heiligen Grabe thut! Jeder Fußtritt der seine Solen auf ungebahntem Wege durchschneidet, ist ein Lindrungstropfen der geängsteten Seele, und mit jeder ausgedauerten Tagreise legt sich das Herz um viel Bedrängniß leichter nieder. — Und dürft ihr das Wahn nennen — Ihr Wortkrämer auf eurem Polstern — Wahn! — O Gott! du siehst meine Thränen — Mußtest du, der du den Menschen arm genug erschufst, ihm auch Brüder zugeben, die ihm das bisgen Armuth, das bisgen Vertrauen noch raubten, das er auf dich hat,

auf dich, du Alliebender, denn das Vertrauen zu einer heilenden Wurzel, zu den Thränen des Weinstoks, was ist's, als Vertrauen zu dir, daß du in alles, was uns umgiebt, Heil und Lindrungskraft gelegt hast, der wir so stündlich bedürfen. — Vater, den ich nicht kenne! Vater, der sonst meine ganze Seele füllte, und nun sein Angesicht von mir gewendet hat! Rufe mich zu dir! Schweige nicht länger! Dein Schweigen wird diese durstende Seele nicht aufhalten — Und würde ein Mensch, ein Vater zürnen können, dem sein unvermuthet rükkehrender Sohn um den Hals fiele und rief: Ich bin wieder da mein Vater. Zürne nicht, daß ich die Wanderschaft abbreche, die ich nach deinem Willen länger aushalten sollte. Die Welt ist überall einerley, auf Müh und Arbeit, Lohn und Freude; aber was soll mir das? mir ist nur wohl wo du bist, und vor deinem Angesichte will ich leiden und geniessen — Und du, lieber himmlischer Vater, solltest ihn von dir weisen?

*

am 1 Dez.

Wilhelm! der Mensch, von dem ich dir schrieb, der glükliche Unglükliche, war Schreiber bey Lottens Vater, und eine unglükliche Leidenschaft zu ihr, die er nährte, verbarg, entdekte, und aus dem Dienst, geschikt wurde, hat ihn rasend gemacht.

Fühle

Fühle Kerl, bey diesen troknen Worten, mit welchem Unsinne mich die Geschichte ergriffen hat, da mir sie Albert eben so gelassen erzählte, als du's vielleicht liesest.

*

am 4 Dez.

Ich bitte dich — siehst du, mit mir ist's aus — Ich trag das all nicht länger. Heut sas ich bey ihr — sas, sie spielte auf ihrem Clavier, manchfaltige Melodien und all den Ausdruk: all! all! — Was willst du? — Ihr Schwestergen puzte ihre Puppe auf meinem Knie. Mir kamen die Thränen in die Augen. Ich neigte mich und ihr Trauring fiel mir in's Gesicht. — Meine Thränen flossen — Und auf einmal fiel sie in die alte himmelsüsse Melodie ein, so auf einmal, und mir durch die Seele gehn ein Trostgefühl und eine Erinnerung all des Vergangenen, all der Zeiten, da ich das Lied gehört, all der düstern Zwischenräume des Verdrusses, der fehlgeschlagenen Hoffnungen, und dann — Ich gieng in der Stube auf und nieder, mein Herz erstikte unter all dem. Um Gottes Willen, sagt ich mit einem heftigen Ausbruch hin gegen sie fahrend, um Gottes Willen hören sie auf. Sie hielt, und sah mich starr an. Werther, sagte sie, mit einem Lächeln, das mir durch die Seele gieng, Werther, sie sind sehr krank, ihre Lieblingsgerichte widerstehen ihnen. Ge-

hen sie! Ich bitte sie, beruhigen sie sich. Ich riß mich von ihr weg, und — Gott! du siehst mein Elend, und wirst es enden.

*

am 6 Dez.

Wie mich die Gestalt verfolgt. Wachend und träumend füllt sie meine ganze Seele Hier, wenn ich die Augen schliesse, hier in meiner Stirne, wo die innere Sehkraft sich vereinigt, stehen ihre schwarzen Augen. Hier! Ich kann dir's nicht ausdrükken. Mach ich meine Augen zu, so sind sie da, wie ein Meer, wie ein Abgrund ruhen sie vor mir, in mir, füllen die Sinnen meiner Stirne.

Was ist der Mensch? der gepriesene Halbgott! Ermangeln ihm nicht da eben die Kräfte, wo er sie am nöthigsten braucht? Und wenn er in Freude sich aufschwingt, oder im Leiden versinkt, wird er nicht in beyden eben da aufgehalten, eben da wieder zu dem stumpfen kalten Bewustseyn zurük gebracht, da er sich in der Fülle des Unendlichen zu verlieren sehnte.

*

am 8 Dez.

Lieber Wilhelm, ich bin in einem Zustande, in dem jene Unglüklichen müssen gewesen seyn, von denen man glaubte, sie würden von einem böjen Geiste

ſie umher getrieben. Manchmal ergreift mich's, es iſt nicht Angſt, nicht Begier! es iſt ein inneres unbekanntes Toben, das meine Bruſt zu zerreiſſen droht, das mir die Gurgel zupreßt! Wehe! Wehe! Und dann ſchweif ich umher in den furchtbaren nächtlichen Scenen dieſer menſchenfeindlichen Jahrszeit.

Geſtern Nacht muſt ich hinaus. Ich hatte noch Abends gehört, der Fluß ſey übergetreten und die Bäche all, und von Wahlheim herunter all mein Liebesthal überſchwemmt. Nachts 1 ach eilf rannt ich hinaus. Ein fürchterliches Schauſpiel. Vom Fels herunter die wühlenden Fluthen in dem Mondlichte wirbeln zu ſehn, über Aekker und Wieſen und Hekken und alles, und das weite Thal hinauf und hinab eine ſtürmende See im Sauſen des Windes. Und wenn denn der Mond wieder hervortrat und über der ſchwarzen Wolke ruhte, und vor mir hinaus die Fluth in fürchterlich herrlichen Wiederſchein rollte und klang, da überfiel mich ein Schauer, und wieder ein Sehnen! Ach! Mit offenen Armen ſtand ich gegen den Abgrund, und athmete hinab! hinab, und verlohr mich in der Wonne, all meine Quaalen all mein Leiden da hinab zu ſtürmen, dahin zu brauſen wie die Wellen. Oh! Und den Fuß vom Boden zu heben! Vermochteſt du nicht und alle Quaalen zu enden! — Meine Uhr iſt noch nicht ausgelaufen — ich fühl's! O Wilhelm, wie

gern hätt ich all mein Menſchſeyn drum gegeben, mit jenem Sturmwinde die Wolken zu zerreiſſen, die Fluthen zu faſſen. Ha! Und wird nicht vielleicht dem Eingekerkerten einmal dieſe Wonne zu Theil! —

Und wie ich wehmüthig hinab ſah auf ein Plätzgen, wo ich mit Lotten unter einer Weide geruht, auf einem heiſſen Spaziergange, das war auch überſchwemmt, und kaum daß ich die Weide erkannte! Wilhelm. Und ihre Wieſen, dacht ich, und all die Gegend um ihr Jagdhaus, wie izt vom reiſſenden Strome, verſtört unſere Lauben, dacht ich. Und der Vergangenheit Sonnenſtrahl blikte herein — Wie einem Gefangenen ein Traum von Heerden, Wieſen und Ehrenämtern. Ich ſtand! — Ich ſchelte mich nicht, denn ich habe Muth zu ſterben — Ich hätte — Nun ſiz ich hier wie ein altes Weib, das ihr Holz an Zäunen ſtoppelt, und ihr Brod an den Thüren, um ihr hinſterbendes freudloſes Daſeyn noch einen Augenblik zu verlängern und zu erleichtern.

am 17 Dez.

Was iſt das, mein Lieber? Ich erſchrekke vor mir ſelbſt! Iſt nicht meine Liebe zu ihr die heiligſte, reinſte, brüderlichſte Liebe? Hab ich jemals einen ſtrafbaren Wunſch in meiner Seele gefühlt — ich will nicht betheuren — und nun — Träume! O wie wahr

wahr fühlten die Menſchen, die ſo widerſprechende Würkungen fremden Mächten zuſchreiben. Dieſe Nacht! Ich zittere es zu ſagen, hielt ich ſie in meinen Armen, feſt an meinen Buſen gedrükt und dekte ihren lieben lüpelnden Mund mit unendlichen Küſſen. Mein Auge ſchwamm in der Trunkenheit des ihrigen. Gott! bin ich ſtrafbar, daß ich auch izt noch eine Seligkeit fühle, mir dieſe glühende Freuden mit voller innigkeit zurük zu rufen. Lotte! Lotte! — Und mit mir iſt's aus! Meine Sinnen verwirren ſich. Schon acht Tage hab ich kaine Beſinnungskraft, meine Augen ſind voll Thränen. Ich bin nirgends wohl, und überall wohl. Ich wünſche nichts, verlange nichts. Mir wärs beſſer ich gienge.

Der Herausgeber an den Leser.

Die ausführliche Geschichte der lezten merkwürdigen Tage unsers Freundes zu liefern, seh ich mich genöthiget seine Briefe durch Erzählung zu unterbrechen, wozu ich den Stof aus dem Munde Lottens, Albertens, seines Bedienten, und anderer Zeugen gesammlet habe.

Werthers Leidenschaft hatte den Frieden zwischen Alberten und seiner Frau allmählig untergraben, dieser liebte sie mit der ruhigen Treue eines rechtschafnen Mannes, und der freundliche Umgang mit ihr subordinirte sich nach und nach seinen Geschäften. Zwar wollte er sich nicht den Unterschied gestehen, der die genwärtige Zeit den Bräutigams-Tagen so ungleich machte: doch fühlte er innerlich einen gewissen Widerwillen gegen Werthers Aufmerksamkeiten für Lotten, die ihm zugleich ein Eingriff in seine Rechte und ein stiller Vorwurf zu seyn schienen mußten. Dadurch ward der üble Humor vermehrt, den ihm seine überhäuften, gehinderten, schlecht belohnten Geschäfte manchmal gaben, und da denn Werthers Lage auch ihn zum traurigen Gesellschafter machte, indem die Beängstigung seines Herzens, die übrige Kräfte seines Geistes, seine Lebhaftigkeit, seinen Scharfsinn aufgezehrt hatte; so konnte es nicht fehlen daß Lotte zulezt selbst mit angesteckt

gestekt wurde, und in eine Art von Schwermuth verfiel, in der Albert eine wachsende Leidenschaft für ihren Liebhaber, und Werther einen tiefen Verdruß über das veränderte Betragen ihres Mannes zu entdekken glaubte. Das Mistrauen, womit die beyden Freunde einander ansahen, machte ihnen ihre wechselseitige Gegenwart höchst beschwerlich. Albert mied das Zimmer seiner Frau, wenn Werther bey ihr war, und dieser, der es merkte, ergriff nach einigen fruchtlosen Versuchen ganz von ihr zu lassen, die Gelegenheit, sie in solchen Stunden zu sehen, da ihr Mann von seinen Geschäften gehalten wurde. Daraus entstund neue Unzufriedenheit. die Gemüther verhezten sich immer mehr gegen einander, bis zulezt Albert seiner Frau mit ziemlich troknen Worten sagte: sie möchte, wenigstens um der Leute willen, dem Umgange mit Werthern eine andere Wendung geben, und seine allzuöfteren Besuche abschneiden.

Ohngefähr um diese Zeit hatte sich der Entschluß, diese Welt zu verlassen, in der Seele des armen Jungen näher bestimmt. Es war von jeher seine Lieblingsidee gewesen, mit der er sich, besonders seit der Rükkehr zu Lotten, immer getragen.

Doch sollte es keine übereilte, keine rasche That seyn, er wollte mit der besten Ueberzeugung, mit der möglichsten ruhigen Entschlossenheit diesen Schritt thun.

Seine Zweifel, sein Streit mit sich selbst, blikken aus einem Zettelgen hervor, das wahrscheinlich ein angefangener Brief an Wilhelm ist, und ohne Datum, unter seinen Papieren gefunden worden.

*

Ihre Gegenwart, ihr Schicksal, ihr Theilnehmen an dem meinigen, preßt noch die lezten Thränen aus meinem vertrokneten Hirn.

Den Vorhang aufzuheben und dahinter zu treten, das ist's all! Und warum das Zaudern und Zagen? — Weil man nicht weis, wie's dahinten aussieht? — und man nicht zurükkehrt? Und daß das nun die Eigenschaft unseres Geistes ist, da Verwirrung und Finsterniß zu ahnden, wovon wir nichts Bestimmtes wissen.

Den Verdruß, den er bey der Gesandtschaft gehabt, konnte er nicht vergessen. Er erwähnte dessen selten, doch wenn es auch auf die entfernteste Weise geschah, so konnte man fühlen, daß er seine Ehre dadurch unwiederbringlich gekränkt hielte, und daß ihm dieser Vorfall eine Abneigung gegen alle Geschäfte und politische Wirksamkeit gegeben hatte. Daher überließ er sich ganz der wunderbaren Empfind- und Denkensart, die wir aus seinen Briefen kennen, und einer endlosen Leidenschaft, worüber noch endlich alles, was thätige Kraft an ihm war, verlöschen muß-

te. Das ewige einerley eines traurigen Umgangs mit dem liebenswürdigen und geliebten Geschöpfe, dessen Ruhe er störte, das stürmende Abarbeiten seiner Kräfte, ohne Zwek und Aussicht, drangten ihn endlich zu der schröklichen That.

*

am 20 Dec.

Ich danke Deiner Liebe, Wilhelm, daß Du das Wort so aufgefangen hast. Ja Du hast recht! Mir wäre besser, ich gienge. Der Vorschlag, den Du zu einer Rükkehr zu euch thust, gefallt mir nicht ganz, wenigstens möcht ich noch gern einen Umweg machen, besonders da wir anhaltenden Frost und gute Wege zu hoffen haben. Auch ist mir's sehr lieb, daß Du kommen willst, mich abzuholen, verzieh nur noch vierzehn Tage, und erwarte noch einen Brief von mir mit dem weitern. Es ist nöthig, daß nichts gepflükt werde, eh es reif ist. Und vierzehn Tage auf oder ab thun viel. Meiner Mutter sollst Du sagen: daß sie für ihren Sohn beten soll und daß ich sie um Vergebung bitte, wegen all des Verdrusses, den ich ihr gemacht habe. Das war nun mein Schiksal, die zu betrüben, denen ich Freude schuldig war. Leb wohl, mein Theuerster. Allen Segen des Himmels über Dich! Leb wohl!

An

An eben dem Tage, es war der Sonntag vor Weihnachten, kam er Abends zu Lotten, und fand sie allein. Sie beschäftigte sich, einige Spielwerke in Ordnung zu bringen, die sie ihren kleinen Geschwistern zum Christgeschenke zurecht gemacht hatte. Er redete von dem Vergnügen, das die Kleinen haben würden, und von den Zeiten, da einen die unerwartete Oeffnung der Thüre, und die Erscheinung eines aufgeputzten Baums mit Wachslichtern, Zukkerwerk und Aepfeln, in paradisische Entzükkung sezte. Sie sollen, sagte Lotte, indem sie ihre Verlegenheit unter ein liebes Lächeln verbarg: Sie sollen auch bescheert kriegen, wenn Sie recht geschikt sind, ein Wachsstokgen und noch was. Und was heissen Sie geschikt seyn? rief er aus, wie soll ich seyn, wie kann ich seyn, beste Lotte? Donnerstag Abend, sagte sie, ist Weihnachtsabend, da kommen die Kinder, mein Vater auch, da kriegt jedes das seinige, da kommen Sie auch — aber nicht eher. — Werther stuzte! — Ich bitte Sie fuhr sie fort, es ist nun einmal so, ich bitte Sie um meiner Ruhe willen, es kann nicht, es kann nicht so bleiben! — Er wendete seine Augen von ihr, gieng in der Stube auf und ab, und murmelte das: es kann nicht so bleiben! zwischen den Zähnen. Lotte, die den schröklichen Zustand fühlte, worinn ihn diese Worte versezt hatten, suchte durch allerley Fragen seine Gedanken abzulenken, aber vergebens: Nein, Lotte, rief er aus: ich wer-

de

de Sie nicht wieder sehn! Warum das? versezte sie, Werther, Sie können, Sie müssen uns wieder sehen, nur mäßigen Sie sich. O! warum mußten Sie mit dieser Heftigkeit, dieser unbezwinglich haftenden Leidenschaft für alles, das Sie einmal anfassen, gebohren werden. Ich bitte Sie, fuhr sie fort, indem sie ihn bey der Hand nahm, mäßigen Sie sich, Ihr Geist, Ihre Wissenschaft, Ihre Talente, was bieten die Ihnen für mannigfaltige Ergözzungen dar! seyn Sie ein Mann, wenden Sie diese traurige Anhänglichkeit von einem Geschöpfe, das nichts thun kann als Sie bedauren. — Er knirrte mit den Zähnen, und sah sie düster an. Sie hielt seine Hand: Nur einen Augenblik ruhigen Sinn Werther, sagte sie. Fühlen Sie nicht, daß Sie sich betrügen, sich mit Willen zu Grunde richten? Warum den mich! Werther! Just mich! das Eigenthum eines andern. Just das! Ich fürchte, ich fürchte, es ist nur die Unmöglichkeit mich zu besizzen, die Ihnen diesen Wunsch so reizend macht. Er zog seine Hand aus der ihrigen, indem er sie mit einem starren unwillgen Blikke ansah. Weise! rief er, sehr weise! hat vielleicht Albert diese Anmerkung gemacht? Politisch! sehr politisch! — Es kann sie jeder machen, versezte sie drauf. Und sollte denn in der weiten Welt kein Mädgen seyn, das die Wünsche Ihres Herzens erfüllte. Gewinnen Sie's über sich, suchen Sie darnach, und ich schwöre Ihnen,

Sie

Sie werden sie finden. Denn schon lange ängstet mich für Sie und uns die Einschränkung, in die Sie sich diese Zeit her selbst gebannt haben. Gewinnen Sie's über sich! Eine Reise wird Sie, muß Sie zerstreuen! Suchen Sie, finden Sie einen werthen Gegenstand all Ihrer Liebe, und kehren Sie zurük, und lassen Sie uns zusammen die Seligkeit einer wahren Freundschaft geniessen.

Das könnte man, sagte er mit einem kalten Lachen, drucken lassen, und allen Hofmeistern empfehlen. Liebe Lotte, lassen Sie mir noch ein klein wenig Ruh, es wird alles werden. — Nur das Werther! daß Sie nicht eher kommen als Weyhnachtsabend! — Er wollte antworten, und Albert trat in die Stube. Man bot sich einen frostigen guten Abend, und ging verlegen im Zimmer neben einander auf und nieder. Werther fieng einen unbedeutenden Diskurs an, der bald aus war, Albert desgleichen, der sodann seine Frau nach einigen Aufträgen fragte, und als er hörte, sie seyen noch nicht ausgerichtet, ihr spizze Reden gab, die Werthern durch's Herz giengen. Er wollte gehn, er konnte nicht und zauderte bis Acht, da sich denn der Unmuth und Unwillen an einander immer vermehrte, bis der Tisch gedekt wurde und er Huth und Stok nahm, da ihm denn Albert ein unbedeutend Kompliment, ob er nicht mit ihnen vorlieb nehmen wollte? mit auf den Weg gab.

Er

Er kam nach Hause, nahm seinem Burschen, der ihm leuchten wollte, das Licht aus der Hand, und gieng allein in sein Zimmer, weinte laut, redete aufgebracht mit sich selbst, gieng heftig die Stube auf und ab, und warf sich endlich in seinen Kleidern auf's Bette, wo ihn der Bediente fand, der es gegen Eilf wagte hinein zu gehn, um zu fragen, ob er dem Herrn die Stiefel ausziehen sollte, das er denn zuließ und dem Diener verbot, des andern Morgens nicht in's Zimmer zu kommen, bis er ihm rufte.

Montags früh, den ein und zwanzigsten December, schrieb er folgenden Brief an Lotten, den man nach seinem Tode versiegelt auf seinem Schreibtische gefunden und ihr überbracht hat, und den ich Absatzweise hier einrükken will, so wie aus den Umständen erhellet, daß er ihn geschrieben habe.

*

Es ist beschlossen, Lotte, ich will sterben, und das schreib ich Dir ohne romantische Ueberspannung gelassen, an dem Morgen des Tags, an dem ich Dich zum lezten mal sehn werde. Wenn Du dieses liesest, meine Beste, dekt schon das kühle Grab die erstarrten Reste des Unruhigen, Unglüklichen, der für die lezten Augenblikke seines Lebens keine grössere Süßigkeit weis, als sich mit Dir zu unterhalten. Ich habe eine schrökliche Nacht gehabt, und ach eine wohlthätige Nacht, sie ist's, die meinen wankenden Entschluß

ſchluß befeſtiget, beſtimmt hat: ich will ſterben. Wie ich mich geſtern von Dir riß, in der fürchterlichen Empörung meiner Sinnen, wie ſich all all das nach meinem Herzen drängte, und mein hoffnungloſes, freudloſes Daſeyn neben Dir, in gräßlicher Kälte mich anpakte; ich erreichte kaum mein Zimmer, ich warf mich auſſer mir auf meine Knie, und o Gott! du gewährteſt mir das lezte Labſal der bitterſten Thränen, und tauſend Anſchläge, tauſend Ausſichten wütheten durch meine Seele, und zulezt ſtand er da, feſt ganz der lezte einzige Gedanke: Ich will ſterben! — Ich legte mich nieder, und Morgens, in all der Ruh des Erwachens, ſteht er noch feſt, noch ganz ſtark in meinem Herzen Ich will ſterben! — Es iſt nicht Verzweiflung, es iſt Gewißheit, daß ich ausgetragen habe, und daß ich mich opfere für Dich, ja Lotte, warum ſollt ich's verſchweigen? eins von uns dreyen muß hinweg, und das will ich ſeyn. O meine Beſte, in dieſem zerriſſenen Herzen iſt es wüthend herum geſchlichen, oft — Deinen Mann zu ermorden! — Dich! — mich! So ſey's denn! — Wenn du hinauf ſteigſt auf den Berg, an einem ſchönen Sommerabende, dann erinnere Dich meiner, wie ich ſo oft das Thal herauf kam, und dann blikke nach dem Kirchhofe hinüber nach meinem Grabe, wie der Wind das hohe Gras im Schein der ſinken, den Sonne, hin und her wiegt. — Ich war ruhig

da

da ich anfieng, und nun wein ich wie ein Kind, da mir all das so lebhaft um mich wird. —

Gegen zehn Uhr rufte Werther seinem Bedienten, und unter dem Anziehen sagte er ihm: wie er in einigen Tagen verreisen würde, er solle daher die Kleider auskehren, und alles zum Einpakken zurechte machen, auch gab er ihm Befehl, überall Conto's zu fordern, einige ausgeliehene Bücher abzuholen, und einigen Armen, denen er wöchentlich etwas zu geben gewohnt war, ihr Zugetheiltes auf zwey Monathe voraus zu bezahlen.

Er ließ sich das Essen auf die Stube bringen, und nach Tische ritt er hinaus zum Amtmanne, den er nicht zu Hause antraf. Er gieng tiefsinnig im Garten auf und ab, und schien noch zuletzt alle Schwermuth der Erinnerung auf sich häufen zu wollen.

Die Kleinen ließen ihn nicht lange in Ruhe, sie verfolgten ihn, sprangen an ihn hinauf, erzählten ihm: daß, wenn Morgen und wieder Morgen, und noch ein Tag wäre, daß sie die Christgeschenke bey Lotten holten, und erzählten ihm Wunder, die sich ihre kleine Einbildungskraft versprach. Morgen! rief er aus, und wieder Morgen, und noch ein Tag! Und küßte sie alle herzlich, und wollte sie verlassen, als ihm der kleine noch was in's Ohr sagen wollte. Der verrieth ihm, daß die großen Brüder hätten schöne Neujahrswünsche geschrieben, so gros, und

einen für den Papa, für Albert und Lotte einen, und auch einen für Herrn Werther. Die wollten ſie des Neujahrstags früh überreichen.

Das übermannte ihn, er ſchenkte jedem was, ſetzte ſich zu Pferde, ließ den Alten grüßen, und ritt mit Thränen in den Augen davon.

Gegen fünfe kam er nach Hauſe, befahl der Magd nach dem Feuer zu ſehen, und es bis in die Nacht zu unterhalten. Dem Bedienten hieß er Bücher und Wäſche unten in den Coffer packen, und die Kleider einnähen. Darauf ſchrieb er wahrſcheinlich folgenden Abſaz ſeines lezten Briefes an Lotten.

Du erwarteſt mich nicht. Du glaubſt, ich würde gehorchen, und erſt Weyhnachtsabend Dich wieder ſehn. O Lotte! Heut, oder nie mehr. Weyhnachtsabend hältſt Du dieſes Papier in Deiner Hand, zitterſt und benezt es mit Deinen lieben Thränen. Ich will, ich muß! O wie wohl iſt mir's, daß ich entſchloſſen bin.

Um halb ſieben gieng er nach Albertens Hauſe, und fand Lotten allein, die über ſeinen Beſuch ſehr erſchrokken war. Sie hatte ihrem Manne im Diskurs geſagt, daß Werther vor Weyhnachtsabend nicht wiederkommen würde. Er ließ bald darauf

ſein

ſein Pferd ſatteln, nahm von ihr Abſchied und ſagte, er wolle zu einem Beamten in der Nachbarſchaft reiten, mit dem er Geſchäfte abzuthun habe, und ſo machte er ſich trotz der übeln Witterung fort. Lotte, die wohl wußte, daß er dieſes Geſchäft ſchon lange verſchoben hatte, daß es ihn eine Nacht von Hauſe halten würde, verſtund die Pantomime nur allzu wohl und ward herzlich betrübt darüber. Sie ſaß in ihrer Einſamkeit, ihr Herz ward weich, ſie ſah das Vergangene, fühlte all ihren Werth, und ihre Liebe zu ihrem Manne, der nun ſtatt des verſprochenen Glüks anfieng das Elend ihres Lebens zu machen. Ihre Gedanken fielen auf Werthern. Sie ſchalt ihn, und konnte ihn nicht haſſen. Ein geheimer Zug hatte ihr ihn vom Anfange ihrer Bekanntſchaft theuer gemacht, und nun, nach ſo viel Zeit, nach ſo manchen durchlebten Situationen, mußte ſein Eindruk unauslöſchlich in ihrem Herzen ſeyn. Ihr gepreßtes Herz machte ſich endlich in Thränen Luft und gieng in eine ſtille Melancholie über, in der ſie ſich je länger je tiefer verlohr. Aber wie ſchlug ihr Herz, als ſie Werthern die Treppe herauf kommen und außen nach ihr fragen hörte. Es war zu ſpät, ſich verläugnen zu laſſen, und ſie konnte ſich nur halb von ihrer Verwirrung ermannen, als er ins Zimmer trat. Sie haben nicht Wort gehalten! rief ſie ihm entgegen. Ich habe nichts verſprochen, war ſeine Antwort. So hätten

Sie mir wenigstens meine Bitte gewähren sollen, sagte sie, es war Bitte um unserer beyder Ruhe willen. Indem sie das sprach, hatte sie bey sich überlegt, einige ihrer Freundinnen zu sich rufen zu lassen. Sie sollten Zeugen ihrer Unterredung mit Werthern seyn, und Abends, weil er sie nach Hause führen mußte, ward sie ihn zur rechten Zeit los. Er hatte ihr einige Bücher zurük gebracht, sie sagte nach einigen andern, und suchte das Gespräch in Erwartung ihrer Freundinnen, allgemein zu erhalten, als das Mädgen zurük kam und ihr hinterbrachte, wie sie sich beyde entschuldigen ließen; die eine habe unangenehmen Verwandtenbesuch, und die andere möchte sich nicht anziehen, und in dem schmuzigen Wetter nicht gerne ausgehen.

Darüber ward sie einige Minuten nachdenkend, bis das Gefühl ihrer Unschuld sich mit einigem Stolze empörte. Sie bot Albertens Grillen Truz, und die Reinheit ihres Herzens gab ihr eine Festigkeit, daß sie nicht, wie sie anfangs vorhatte, ihr Mädgen in die Stube rief, sondern, nachdem sie einige Menuets auf dem Clavier gespielt hatte, um sich zu erholen, und die Verwirrung ihr Herzens zu stillen, sich gelassen zu Werthern auf's Canapee sezte. Haben Sie nichts zu lesen, sagte sie. Er hatte nichts. Da drinne in meiner Schublade, sieng sie an, liegt ihre Uebersezung einiger Gesänge Ossians, ich habe sie noch nicht gelesen, denn ich hoffte

hoffte immer, sie von Ihnen zu hören, aber zeither sind Sie zu nichts mehr tauglich. Er lächelte, holte die Lieder, ein Schauer überfiel ihn, als er sie in die Hand nahm, und die Augen stunden ihm voll Thränen, als er hinein sah, er sezte sich nieder und las:

Stern der dämmernden Nacht, schön funkelst du in Westen. Hebst dein strahlend Haupt aus deiner Wolke. Wandelst stattlich deinen Hügel hin. Wornach blikst du auf die Haide? Die stürmende Winde haben sich gelegt. Von ferne kommt des Giesbachs Murmeln. Rauschende Wellen spielen am Felsen ferne. Das Gesumme der Abendmücken schwärmet über's Feld. Wornach siehst du, schönes Licht? Aber du lächelst und gehst, freudig umgeben dich die Wellen und baden dein liebliches Haar. Lebe wohl ruhiger Strahl. Erscheine du herrliches Licht von Ossians Seele.

Und es erscheint in seiner Kraft. Ich sehe meine geschiedene Freunde, sie sammeln sich auf Lora, wie in den Tagen, die vorüber sind. — Fingal kommt wie eine feuchte Nebelsäule; um ihn sind seine Helden. Und sieh die Barden des Gesangs! grauer Ullin! stattlicher Ryno! Alpin lieblicher Sänger! Und du sanft klagende Minona! — Wie verändert seyd ihr meine Freunde seit den festlichen Tagen auf Selma! da wir buhlten um die Ehre des Gesangs, wie Frühlingslüfte den Hügel hin wechselnd beugen das schwach lispelnde Gras.

Da trat Minona hervor in ihrer Schönheit, mit niedergeſchlagenem Blik und thränenvollem Auge. Ihr Haar floß ſchwer im unſteten Winde der von dem Hügel herſties. — Düſter wards in der Seele der Helden als ſie die liebliche Stimme erhub; denn oft hatten ſie das Grab Salgars geſehen, oft die finſtere Wohnung der weiſſen Colma. Colma verlaſſen auf dem Hügel, mit all der harmoniſchen Stimme. Salgar verſprach zu kommen; aber rings um zog ſich die Nacht. Höret Colmas Stimme, da ſie auf dem Hügel allein ſaß.

Colma.

Es iſt Nacht; — ich bin allein, verlohren auf dem ſtürmiſchen Hügel. Der Wind ſauſt im Gebürg, der Strohm heult den Felſen hinab. Keine Hütte ſchüzt mich vor dem Regen, verlaſſen auf dem ſtürmiſchen Hügel.

Trit. o Mond, aus deinen Wolken; erſcheinet Sterne der Nacht! Leite mich irgend ein Strahl zu dem Orte wo meine Liebe ruht von den Beſchwerden der Jagd, ſein Bogen neben ihm abgeſpannt, ſeine Hunde ſchnobend um ihn! Aber hier muß ich ſizen allein auf dem Felſen des verwachſenen Strohms. Der Strohm und der Sturm ſauſt, ich höre nicht die Stimme meines Geliebten.

Warum zaudert mein Salgar? Hat er ſein Wort vergeſſen? — Da iſt der Fels und der Baum und

hier

hier der rauſcheude Strohm. Mit der Nacht verſprachſt du hier zu ſeyn. Ach! wohin hat ſich mein Salgar verirrt? Mit dir wollt ich fliehen, verlaſſen Vater und Bruder! die Stolzen! Lange ſind unſere Geſchlechter Feinde, aber wir ſind keine Feinde, o Salgar.

Schweig eine Weile o Wind, ſtill eine kleine Weile o Strohm, daß meine Stimme klinge durch's Thal, daß mein Wandrer mich höre. Salgar! Ich bin's die ruft. Hier iſt der Baum und der Felß. Salgar, mein Lieber, hier bin ich. Warum zauderſt du zu kommen?

Sieh, der Mond erſcheint. Die Fluth glänzt im Thale. Die Felſen ſtehn grau den Hügel hinauf. Aber ich ſeh ihn nicht auf der Höhe. Seine Hunde vor ihm her verkündigen nicht ſeine Ankunft. Hier muß ich ſizzen allein.

Aber wer ſind die dort unten liegen auf der Haide — Mein Geliebter? Mein Bruder? — Redet o meine Freunde! Sie antworten nicht. Wie geängſtet iſt meine Seele — Ach ſie ſind todt! — Ihre Schwerdte roth vom Gefecht. O mein Bruder, mein Bruder, warum haſt du meinen Salgar erſchlagen? O mein Salgar, warum haſt du meinen Bruder erſchlagen? — Ihr wart mir beyde ſo lieb! O du warſt ſchön an dem Hügel unter Tauſenden; er war ſchröklich in der Schlacht. Antwortet mir! Hört meine Stimme, meine Geliebten. Aber ach

ſie ſind ſtumm. Stumm vor ewig. Kalt wie die Erde iſt ihr Buſen.

O von dem Felſen des Hügels, von dem Gipfel des ſtürmenden Berges, redet Geiſter der Todten! Redet! mir ſoll es nicht grauſen! — Wohin ſeyd ihr zur Ruhe gegangen? In welcher Gruft des Gebürges ſoll ich euch finden! — Keine ſchwache Stimme vernehm ich im Wind, keine wehende Antwort im Sturme des Hügels.

Ich ſize in meinem Jammer, ich harre auf den Morgen in meinen Thränen. Wühlet das Grab, ihr Freunde der Todten, aber ſchließt es nicht, bis ich komme. Mein Leben ſchwindet wie ein Traum, wie ſollt ich zurük bleiben. Hier will ich wohnen mit meinen Freunden an dem Strohme des klingenden Felſen — Wenns Nacht wird auf dem Hügel, und der Wind kommt über die Haide, ſoll mein Geiſt im Winde ſtehn und trauren den Tod meiner Freund. Der Jäger hört mich aus ſeiner Laube, fürchtet meine Stimme und liebt ſie, denn ſüß ſoll meine Stimme ſeyn um meine Freunde, ſie waren mir beyde ſo lieb.

Das war dein Geſang, o Minona, Tormans ſanfte erröthende Tochter. Unſere Thränen floſſen um Colma, und unſere Seele ward düſter — Ullin trat auf mit der Harfe und gab uns Alpins Geſang — Alpins Stimme war freundlich, Rynos Seele ein Feuerſtrahl. Aber ſchon ruhten ſie im en-

gen

gen Hauſe, und ihre Stimme war verhallet in Selma — Einſt kehrt Ullin von der Jagd zurük, eh noch die Helden fielen, er hörte ihren Wettegeſang auf dem Hügel, ihr Lied war ſanft, aber traurig, ſie klagten Morars Fall, des erſten der Helden. Seine Seele war wie Fingals Seele; ſein Schwerdt wie das Schwerdt Oslars — Aber er fiel und ſein Vater jammerte und ſeiner Schweſter Augen waren voll Thränen — Minonas Augen waren voll Thränen, der Schweſter des herrlichen Morars. Sie trat zurük vor Ullins Geſang, wie der Mond in Weſten, der den Sturmregen vorausſieht und ſein ſchönes Haupt in eine Wolke verbirgt. — Ich ſchlug die Harfe mit Ullin zum Geſange des Jammers.

Arno.

Vorbey ſind Wind und Regen, der Mittag iſt ſo heiter, die Wolken theilen ſich. Flichend beſcheint den Hügel die unbeſtändge Sonne. So röthlich fließt der Strohm des Bergs im Thale hin. Süß iſt dein Murmeln Strohm, doch ſüſſer die Stimme, die ich höre. Es iſt Alpi'ns Stimme, er beklammert den Todten. Sein Haupt iſt vor Alter gebeugt, und roth ſein thränendes Auge. Alpin trefflicher Sänger, warum allein auf dem ſchweigenden Hügel, warum jammerſt du wie ein Windſtos im Wald, wie eine Welle am fernen Geſtade.

Alpin.

Meine Thränen Ryno, ſind für den Todten, meine Stimme für die Bewohner des Grabs. Schlank biſt du auf den Hügeln, ſchön unter den Söhnen der Haide. Aber du wirſt fallen wie Morar, und wird der traurende ſizen auf deinem Grabe. Die Hügel werden dich vergeſſen, dein Bogen in der Halle liegen ungeſpannt.

Du warſt ſchnell o Morar, wie ein Reh auf dem Hügel, ſchreklich wie die Nachtfeuer am Himmel, dein Grimm war ein Sturm. Dein Schwerdt in der Schlacht wie Wetterleuchten über der Haide. Deine Stimme glich dem Waldſtrohme nach dem Regen, dem Donner auf fernen Hügel. Manche fielen vor deinem Arm, die Flamme deines Grimms verzehrte ſie. Aber wenn du kehrteſt vom Kriege, wie friedlich war deine Stimme! Dein Angeſicht war gleich der Sonne nach dem Gewitter, gleich dem Monde in der ſchweigenden Nacht. Ruhig deine Bruſt wie der See, wenn ſich das Brauſen des Windes gelegt hat.

Eng iſt nun deine Wohnung, finſter deine Stäte. Mit drey Schritten meß ich dein Grab, o du, der du ehe ſo gros warſt! Vier Steine mit moſigen Häuptern ſind dem einzig Gedächtniß. Ein entblätterter Baum, lang Gras, das wiſpelt im Winde, deutet dem Auge des Jägers das Grab des mächtigen Morars. Keine Mutter haſt du, dich zu be-

beweinen, kein Mädgen mit Thränen der Liebe. Todt ist, die dich gebahr. Gefallen die Tochter von Morglan.

Wer auf seinem Stabe ist das? Wer ist's, dessen Haupt weis ist vor Alter, dessen Augen roth sind von Thränen? — Es ist dein Vater, o Morar! Der Vater keines Sohns ausser dir! Er hörte von deinem Rufe in der Schlacht; er hörte von zerstobenen Feinden. Er hörte Morars Ruhm! Ach nichts von seiner Wunde? Weine, Vater Morars! Weine! aber dein Sohn hört dich nicht. Tief ist der Schlaf der Todten, niedrig ihr Küssen von Staub. Nimmer achtet er auf die Stimme, nie erwacht er auf deinen Ruf. O wann wird es Morgen im Grabe? zu bieten dem Schlummerer: Erwache?

Lebe wohl, edelster der Menschen, du Eroberer im Felde! Aber nimmer wird dich das Feld sehn, nimmer der düstere Wald leuchten vom Glanze deines Strahls. Du hinterliessest keinen Sohn, aber der Gesang soll deinen Nahmen erhalten. Künftige Zeiten sollen von dir hören, hören sollen sie von dem gefallenen Morar.

Laut ward die Trauer der Helden, am lautsten Armins berstender Seufzer. Ihn erinnert's an den Tode seines Sohns, der fiel in den Tagen seiner Jugend. Carmor sas nah bey dem Helden, der Fürst des hallenden Balmal. Warum schluchzet der Seufzer Armins? sprach er, was ist hier zu weinen?

nen? Klingt nicht Lied und Geſang, die Seele zu ſchmelzen und zu ergözzen. Sind wie ſanfter Nebel der ſteigend vom See auf's Thal ſtrömt, und die blühenden Blumen füllet das Naß, aber die Sonne kommt wieder in ihrer Kraft und der Nebel iſt gangen. Warum biſt du ſo jammervoll, Armin, Herr des freudenloſſenen Gorma?

Jammervoll! Wohl bin ich, und nicht gering die Urſach meines Wehs. — Carmor, du verlohrſt keinen Sohn; verlohrſt keine blühende Tochter! Colgar der Tapfere lebt; und Amira, die ſchönſte der Mädgen. Die Zweige deines Hauſes blühen, o Carmor, aber Armin iſt der lezte ſeines Stamms. Finſter iſt dein Bett, o Daura! Dumpf iſt dein Schlaf in dem Grabe — Wann erwachſt du mit deinen Geſängen, mit deiner melodiſchen Stimme? Auf! ihr Winde des Herbſt, auf! Stürmt über die finſtre Haide! Waldſtröhme brauſt! Heult Stürme in dem Gipfel der Eichen! Wandle durch gebrochene Wolken o Mond, zeige wechſelnd dein bleiches Geſicht! Erinnere mich der ſchröklichen Nacht, da meine Kinder umkamen, Arindal der mächtige fiel, Daura, die liebe, vergieng.

Daura, meine Tochter, du warſt ſchön! ſchön wie der Mond auf den Hügeln von Fura, weiß wie der gefallene Schnee, ſüß wie die athmende Luft. Arindal, dein Bogen war ſtark, dein Speer ſchnell auf dem Felde, dein Blik wie Nebel auf der Welle, dein

dein Schild eine Feuerwolke im Sturme. Armar berühmt im Krieg, kam und ward um Dauras Liebe, sie widerstund nicht lange, schön waren die Hoffnungen ihrer Freunde.

Erath, der Sohn Odgals, grollte, denn sein Bruder lag erschlagen von Armar. Er kam in einen Schiffer verkleidet, schön war sein Nachen auf der Welle; weiß seine Lokken vor Alter, ruhig sein ernstes Gesicht. Schönste der Mädgen, sagt er, liebliche Tochter von Armin. Dort am Fels nicht fern in der See, wo die rothe Frucht vom Baume herblinkt, dort wartet Armar auf Daura. Ich komme, seine Liebe zu führen über die rollende See.

Sie folgt ihm, und rief nach Armar. Nichts antwortete als die Stimme des Felsens. Armar mein Lieber, mein Lieber, warum ängstest du mich so? Höre, Sohn Arnats, höre. Daura ist's, die dich ruft!

Erath, der Verräther, floh lachend zum Lande. Sie erhub ihre Stimme, rief nach ihrem Vater und Bruder. Arindal! Armin! Ist keiner, seine Daura zu retten?

Ihre Stimme kam über die See. Arindal mein Sohn, stieg vom Hügel herab raub in der Beute der Jagd. Seine Pfeile rasselten an seiner Seite. Seinen Bogen trug er in der Hand. Fünf schwarzgraue Dokken waren um ihn. Er sah den kühnen Erath am Ufer, faßt und band ihn an die Eiche.

Fest

Feſt umflocht er ſeine Hüften, er füllt mit Aechzen die Winde.

Arindal betritt die Welle in ſeinem Boote, Daura herüber zu bringen. Armar kam in ſeinem Grimm, drükt ab den grau beſiederten Pfeil, er klang, er ſank in dein Herz, o Arindal, mein Sohn! Statt Erath des Verräthers kamſt du um, das Boot erreicht den Felſen, er ſank dran nieder und ſtarb. Welch war dein Jammer, o Daura, da zu deinen Füſſen floß deines Bruders Blut.

Die Wellen zerſchmettern das Boot. Armar ſtürzt ſich in die See, ſeine Daura zu retten oder zu ſterben. Schnell ſtürmt ein Stos vom Hügel in die Wellen, er ſank und hub ſich nicht wieder.

Allein auf dem ſeebeſpülten Felſen hört ich die Klage meiner Tochter. Viel und laut war ihr Schreyen; doch konnt ûe ihr Vater nicht retten. Die ganze Nacht ſtund ich am Ufer, ich ſah ſie im ſchwachen Strahle des Monds, die ganze Nacht hört ich ihr Schreyn. Laut war der Wind, und der Regen ſchlug ſcharf nach der Seite des Bergs. Ihre Stimme ward ſchwach, eh der Morgen erſchien, ſie ſtarb weg wie die Abendluft zwiſchen dem Graſe der Felſen. Beladen mit Jammer ſtarb ſie und ließ Armin allein! dahin iſt meine Stärke im Krieg, gefallen mein Stolz unter den Mädgen.

Wenn die Stürme des Berges kommen, wenn der Nord die Wellen hoch hebt, ſiz ich am ſchallenden Ufer,

Ufer, ſchaue nach dem ſchröklichen Felſen. Oft im ſinkenden Mond ſeh ich die Geiſter meiner Kinder, halb dämmernd, wandeln ſie zuſammen in trauriger Eintracht.

Ein Strohm von Thränen, der aus Lottens Augen brach und ihrem gepreßten Herzen Luft machte, hemmte Werthers Geſang, er warf das Papier hin, und faßte ihre Hand und weinte die bitterſten Thränen. Lotte ruhte auf der andern und verbarg ihre Augen in's Schnupftuch, die Bewegung beyder war fürchterlich. Sie fühlten ihr eigenes Elend in dem Schikſal der Edlen, fühlten es zuſammen, und ihre Thränen vereinigten ſie. Die Lippen und Augen Werthers glühten an Lottens Arme, ein Schauer überfiel ſie, ſie wollte ſich entfernen und es lag all der Schmerz, der Antheil betäubend wie Bley auf ihr. Sie athmete ſich zu erholen und bat ihn ſchluchſend, fortzufahren bat mit der ganzen Stimme des Himmels, Werther zitterte, ſein Herz wollte berſten, er hub das Blatt auf und las halb gebrochen:

Warum wekſt du mich Frühlingsluft, du buhlſt und ſprichſt: ich bethaue mit Tropfen des Himmels. Aber die Zeit meines Welkens iſt nah, nah der Sturm, der meine Blätter herabſtört! Morgen wird der Wanderer kommen, kommen der mich ſah in meiner Schönheit, rings wird ſein Aug im Felde mich ſuchen, und wird mich nicht finden. —

Die ganze Gewalt dieſer Worte fiel über den Unglüklichen, er warf ſich vor Lotten nieder in der vollen

Ver-

Verweiflung, faßte ihre Hände, drukte sie in seine Augen, wider seine Stirn, und ihr schien eine Ahndung seines schröklichen Vorhabens durch die Seele zu fliegen. Ihre Sinnen verwirrten sich, sie drukte seine Hände, drukte sie wider ihre Brust, neigte sich mit einer wehmüthigen Bewegung zu ihm, und ihre glühenden Wangen berührten sich. Die Welt vergieng ihnen, er schlang seine Arme um sie her, preßte sie an seine Brust, und bekte ihre zitternde stammelnde Lippen mit wütenden Küssen. Werther! rief sie mit erstikter Stimme sich abwendend, Werther! und drükte mit schwacher Hand seine Brust von der ihrigen! Werther! rief sie mit dem gefaßten Tone des edelsten Gefühls; er widerstund nicht, lies sie aus seinen Armen, und warf sich unsinnig vor sie hin. Sie riß sich auf, und in ängstlicher Verwirrung, bebend zwischen Liebe und Zorn sagte sie: Das ist das leztemal! Werther! Sie sehn mich nicht wieder. Und mit dem vollsten Blik der Liebe auf den Elenden eilte sie in's Nebenzimmer, und schloß hinter sich zu. Werther streckte ihr die Arme nach, getraute sich nicht sie zu halten. Er lag an der Erde, den Kopf auf dem Canapee, und in dieser Stellung blieb er über eine halbe Stunde, biß ihn ein Geräusch zu sich selbst rief. Es war das Mädgen, das den Tisch dekken wollte. Er gieng im Zimmer auf und ab, und da er sich wieder allein sah, gieng er zur Thüre des Cabinets, und rief mit leiser Stimme, Lotte! Lotte! nur noch ein

Wort,

Wort, ein Lebe wohl! — Sie ſchwieg, er harrte — und bat — und harrte, dann riß er ſich weg und rief, Leb wohl, Lotte! auf ewig leb wohl!

Er kam an's Stadtthor. Die Wächter die ihn ſchon gewohnt waren, ließen ihn ſtillſchweigend hinaus, es ſtübte zwiſchen Regen und Schnee, und erſt gegen eilfe klopfte er wieder. Sein Diener bemerkte, als Werther nach Hauſe kam, daß ſeinem Herrn der Huth fehlte. Er getraute ſich nicht's zu ſagen, entkleidete ihn, alles war naß. Man hat nachher den Huth auf einem Felſen, der an dem Abhange des Hügels in's Thal ſieht gefunden, und es iſt unbegreiflich, wie er ihn in einer finſtern feuchten Nacht ohne zu ſtürzen erſtiegen hat.

Er legte ſich zu Bette und ſchlief lange. Der Bediente fand ihn ſchreiben, und als er ihm den andern Morgen auf ſein Rufen den Caffee brachte. Er ſchrieb folgendes am Briefe an Lotten:

Zum leztenmale denn, zum leztenmale ſchlag ich dieſe Augen auf, ſie ſollen ach die Sonne nicht mehr ſehen, ein trüber neblichter Tag hält ſie bedekt. So traure denn, Natur, dein Sohn, dein Freund, dein Geliebter naht ſich ſeinem Ende. Lotte, das iſt ein Gefühl ohne gleichen, und doch kommt's dem dämmernden Traume am nächſten, zu ſich zu ſagen: das iſt der lezte Morgen. Der lezte! Lotte, ich habe kei-

nen Sinn vor das Wort, der lezte! Steh ich nicht da in meiner ganzen Kraft, und Morgen lieg ich ausgestrekt und schlaff am Boden. Sterben! Was heist das? Sieh wir träumen, wenn wir vom Tode reden. Ich hab manchen sterben sehen, aber so eingeschränkt ist die Menschheit, daß sie für ihres Daseyns Anfang und Ende keinen Sinn hat. Jezt noch mein, dein! dein! o Geliebte, und einen Augenblick — getrennt, geschieden — vielleicht auf ewig. — Nein, Lotte, nein — Wie kann ich vergehen, wie kannst du vergehen, wir sind ja! Vergehen! — Was heißt das? das ist wieder ein Wort! ein leerer Schall ohne Gefühl für mein Herz. — Todt, Lotte! Eingescharrt der kalten Erde, so eng, so finster! — Ich hatte eine Freundin, die mein Alles war meiner hülflosen Jugend, sie starb und ich folgte ihrer Leiche, und stand an dem Grabe. Wie sie den Sarg hinunter ließen und die Seile schnurrend unter ihm weg und wieder herauf schnellten, dann die erste Schaufel hinunter scholterte und die ängstliche Lade einen dumpfen Ton wiedergab, und dumpfer und immer dumpfer und endlich bedeckt war! — Ich stürzte neben das Grab hin — Ergriffen erschüttert geängstet zerrissen mein innerstes, aber ich wuste nicht wie mir geschah, — wie mir geschehen wird — Sterben! Grab! Ich verstehe die Worte nicht!

O vergieb mir! vergieb mir! Gestern! Es hätte der lezte Augenblik meines Lebens seyn sollen. O

du Engel! zum erſtenmale, zum erſtenmale ganz ohne Zweifel durch mein innig innerſtes durchglühte mich das Wonnegefühl: Sie liebt mich! Sie liebt mich. Es brennt noch auf meinen Lippen das heilige Feuer das von den deinigen ſtröhmte, neue warme Wonne iſt in meinem Herzen. Vergieb mir, vergieb mir.

Ach ich wuſte, daß du mich liebteſt, wuſte es an den erſten ſeelenvollen Blikken, an dem erſten Händedruk, und doch wenn ich wieder weg war, wenn ich Alberten an deiner Seite ſah, verzagt' ich wieder in fieberhaften Zweifeln.

Erinnerſt du dich der Blumen die du mir ſchikteſt, als du in jener fatalen Geſellſchaft mir kein Wort ſagen, keine Hand reichen konnteſt, o ich habe die halbe Nacht davor gekniet, und ſie verſiegelten mir deine Liebe. Aber ach! dieſe Eindrükke gingen vorüber, wie das Gefühl der Gnade ſeines Gottes allmählig wieder aus der Seele des Gläubigen weicht, die ihm mit ganzer Himmelsfülle im heiligen ſichtbaren Zeichen gereicht ward.

Alles das iſt vergänglich, keine Ewigkeit ſoll das glühende Leben auslöſchen, das ich geſtern auf deinen Lippen genoß, das ich in mir fühle. Sie liebt mich! Dieſer Arm hat ſie umfaſt, dieſe Lippen auf ihren Lippen gezittert, dieſer Mund am ihrigen geſtammelt. Sie iſt mein! du biſt mein! ja Lotte auf ewig!

Und was iſt das · daß Albert dein Mann iſt ! Mann ? — das wäre denn für dieſe Welt — und für dieſe Welt Sünde, daß ich dich liebe, daß ich dich aus ſeinen Armen in die meinigen reiſſen möchte ? Sünde ? Gut und ich ſtrafe mich davor : Ich hab ſie in ihrer ganzen Himmelswonne geſchmekt dieſe Sünde, habe Lebensbalſam und Kraft in mein Herz geſaugt, du biſt von dem Augenblikke mein ! Mein, o Lotte. Ich gehe voran ! Geh zu meinem Vater, dem will ich's klagen und er wird mich tröſten biß du kommſt, und ich fliege dir entgegen und faſſe dich und bleibe bey dir vor dem Angeſichte des Unendlichen in ewigen Umarmungen.

Ich träume nicht, ich wähne nicht ! nah am Grabe ward mir's heller. Wir werden ſeyn, wir werden uns wieder ſehn ! Deine Mutter ſehn ! ich werde ſie finden, ach und vor ihr all mein Herz ausſchütten. Deine Mutter. Dein Ebenbild.

Gegen eilfe fragte Werther ſeinen Bedienten, ob wohl Albert zurük gekommen ſey Der Bediente ſagte : ja er habe deſſen Pferd dahin führen ſehn. Drauf giebt ihm der Herr ein offenes Zettelgen des Inhalts :

Wollten Sie mir wohl zu einer vorhabenden Reise ihre Pistolen leihen? Leben Sie recht wohl.

Die liebe Frau hatte die lezte Nacht wenig geschlafen, ihr Blut war in einer fieberhaften Empörung, und tausenderley Empfindungen zerrütteten ihr Herz. Wider ihren Willen fühlte sie tief in ihrer Brust das Feuer von Werthers Umarmungen, und zugleich stellten sich ihr die Tage ihrer unbefangenen Unschuld, des sorglosen Zutrauens auf sich selbst in doppelter Schöne dar, es ängstigten sie schon zum voraus die Blikke ihres Manns, und seine halb verdrüßlich halb spöttische Fragen, wenn er Werthers Besuch erfahren würde; sie hatte sich nie verstellt, sie hatte nie gelogen, und nun sah sie sich zum erstenmal in der unvermeidlichen Nothwendigkeit; der Widerwillen, die Verlegenheit die sie dabey empfand, machte die Schuld in ihren Augen grösser, und doch konnte sie den Urheber davon weder hassen, noch sich versprechen, ihn nie wieder zu sehn. Sie weinte bis gegen Morgen, da sie in einen matten Schlaf versank, aus dem sie sich kaum aufgerafft und angekleidet hatte, als ihr Mann zurükkam, dessen Gegenwart ihr zum erstenmal ganz unerträglich war; denn indem sie zitterte, er würde das verweinte überwachte ihrer Au-

gen und ihrer Gestalt entdekken, ward sie noch verwirrter, bewillkommte ihn mit einer heftigen Umärmung, die mehr Bestürzung und Reue, als eine auffahrende Freude aus rükte, und eben dadurch machte sie die Aufmerksamkeit Albertens rege, der, nachdem er einige Briefe und Pakets erbrochen, sie ganz trokken fragte, ob sonst nichts vorgefallen, ob niemand da gewesen wäre. Sie antwortete ihm stokkend, Werther seye gestern eine Stunde gekommen. — Er nimmt seine Zeit gut, versezt er, und ging nach seinem Zimmer. Lotte war eine Viertelstunde allein geblieben. Die Gegenwart des Mannes, den sie liebte und ehrte, hatte einen neuen Eindruk in ihr Herz gemacht. Sie erinnerte sich all seiner Güte seines Edelmuths, seiner Liebe, und schalt sich, daß sie es ihm so übel gelohnt habe. Ein unbekannter Zug reizte sie ihm zu folgen, sie nahm ihre Arbeit, wie sie mehr gethan hatte, ging nach seinem Zimmer und fragte, ob er was bedürfte? er antwortete: nein! stellte sich an Pult zu schreiben und sie sezte sich nieder zu strikken. Eine Stunde waren sie auf diese Weise neben einander, und als Albert etlichemal in der Stube auf und ab gieng, und Lotte ihn anredete, er aber wenig oder nichts drauf gab und sich wieder an Pult stellte, so verfiel sie in eine Wehmuth, die ihr um desto ängstlicher ward, als sie solche zu verbergen und ihre Thränen zu verschlukken suchte.

Die Erſcheinung von Werthers Knaben verſezte ſie in die gröſte Verlegenheit, er überreichte Alberten das Zetteigen, der ſich ganz kalt nach ſeiner Frau wendete, und ſagte: gieb ihm die Piſtolen. — Ja, laß ihm glükliche Reiſe wünſchen, ſagt er zum Jungen. Das fiel auf ſie wie ein Donnerſchlag. Sie ſchwankte aufzuſtehn. Sie wußte nicht wie ihr geſchah. Langſam gieng ſie nach der Wand, zitternd nahm ſie ſie herunter, puzte den Staub ab und zauderte, und hätte noch lang gezögert, wenn nicht Albert durch einen fragenden Blik: was denn das geben ſollte? ſie gedrängt hätte. Sie gab das unglükliche Gewehr dem Knaben, ohne ein Wort vorbringen zu können, und als der zum Hauſe draus war, machte ſie ihre Arbeit zuſammen, gieng in ihr Zimmer in dem Zuſtand des unausſprechlichſten Leidens. Ihr Herz weiſſagte ihr alle Schröknuſſe. Bald war ſie im Begriff ſich zu den Füſſen ihres Mannes zu werfen ihm alles zu entdekken, die Geſchichte des geſtrigen Abends, ihre Schuld und ihre Ahndungen. Dann ſah ſie wieder keinen Ausgang des Unternehmens, am wenigſten konnte ſie hoffen ihren Mann zu einem Gange nach Werthern zu bereden. Der Tiſch ward gedekt, und eine gute Freundinn, die nur etwas zu fragen kam und die Lotte nicht wegkeñ, machte die Unterhaltung bey Tiſche erträglich, man zwang ſich, man redete, man erzählte, man vergaß ſich.

Der Knabe kam mit den Piſtolen zu Werthern, der ſie ihm mit Entzükken abnahm, als er hörte, Lotte habe ſie ihm gegeben. Er ließ ſich ein Brod und Wein bringen, hies den Knaben zu Tiſch gehn, und ſezte ſich nieder zu ſchreiben.

*

Sie ſind durch deine Hände gegangen, du haſt den Staub davon gewuzt, ich küſſe ſie tauſent-mal, du haſt ſie berührt. Und du Geiſt des Himmels begünſtigſt meinen Entſchluß! Und du Lotte reichſt mir das Werkzeug, du, von deren Händen ich den Tod zu empfangen wünſchte und ach nun empfangen wünſchte, und ach nun empfange. O ich habe meinen Jungen ausgetragt, du zitterteſt, als du ſie ihm reichteſt, du ſagteſt kein Lebe wohl; — Weh! Weh! — kein Lebe wohl! — Solteſt du dein Herz für mich verſchloſſen haben, um des Augenbliks willen der mich auf ewig an dich befeſtigte. Lotte, kein Jahrtauſend vermag den Eindruk auszulöſchen! Und ich fühl's, du kannſt den nicht haſſen, der ſo für dich glüht.

Nach Tiſche hieß er den Knaben alles vollends einpakken, zerriß viele Papiere, gieng aus, und beachte noch kleine Schulden in Ordnung. Er kam wieder nach Hauſe, gieng wieder aus, vor's Thor ohngeachtet des Regens, in den gräflichen Garten, ſchweifte

weiter

weiter in der Gegend umher, und kam einbrechender Nacht zurük und schrieb.

*

Wilhelm, ich habe zum leztenmale Feld und Wald und den Himmel gesehn. Leb wohl auch du! Liebe Mutter verzeiht mir! Tröste sie, Wilhelm. Gott segne euch! Meine Sachen sind all in Ordnung. Lebt wohl! Wir sehen uns wieder und freudiger.

*

Ich habe dir übel gelohnt, Albert, und du vergiebst mir. Ich habe den Frieden deines Hauses gestört, ich habe Mißtrauen zwischen euch gebracht. Leb wohl, ich will's enden. O daß ihr glüklich wäret durch meinen Tod! Albert! Albert! mache den Engel glüklich. Und so wohne Gottes Seegen über dir!

Er kramte den Abend noch viel in seinen Papieren, zerriß vieles und warf's in Ofen, versiegelte einige Päkke mit den Adressen an Wilhelmen. Sie enthielten kleine Aufsäzze, abgerissene Gedanken, deren ich verschiedene gesehen habe; und nachdem er um zehn Uhr im Ofen nachlegen, und sich einen Schoppen Wein geben lassen, schikte er den Bedienten, dessen Kammer wie auch die Schlafzimmer der Hausleute weit hinten hinaus waren, zu Bette, der sich denn

in ſeinen Kleidern niederlegte um früh bey der Hand zu ſeyn, denn ſein Herr hatte geſagt, die Poſtpferde würden vor ſechſe vor's Haus kommen.

nach eilfe.

Alles iſt ſo ſtill um mich her, und ſo ruhig meine Seele, ich danke dir Gott, der du dieſen lezten Augenblikken dieſe Wärme, dieſe Kraft ſchenkeſt.

Ich trete an's Fenſter, meine Beſte, und ſehe noch die ſtürmenden vorüberflichenden Wolken einzelne Sterne des ewigen Himmels! Nein, ihr werdet nicht fallen! Der ewige trägt euch an ſeinem Herzen, und mich. Ich ſah die Deichſelſterne des Wagens, der liebſten unter allen Geſtirnen. Wenn ich Nachts von dir ging, wie ich aus deinem Thore trat, ſtand er gegen über! Mit welcher Trunkenheit hab ich ihn oft angeſehen! Oft mit aufgehabenen Händen ihn zum Zeichen, zum heiligen Merkmale meiner gegenwärtigen Seligkeit gemacht, und noch — O Lotte, was erinnert mich nicht an dich! Umgiebſt du mich nicht, und hab ich nicht gleich einem Kinde, ungenügſam allerley Kleinigkeiten zu mir gerüſſen, die du Heilige berührt hatteſt!

Liebes Schattenbild! Ich vermache dir's zurük, Lotte, und bitte dich es zu ehren. Tauſend, tauſend Küſſe hab ich drauf gedrükt, tauſend Grüße ihm zugewinkt, wenn ich ausgieng, oder nach Hauſe kam.

Ich

Ich habe deinen Vater in einem Zettelgen gebeten, meine Leiche zu schüzen. Auf dem Kirchhofe sind zwey Lindenbäume, hinten im Ekke nach dem Felde zu, dort wünsch ich zu ruhen. Er kann, er wird das für seinen Freund thun. Bitt ihn auch. Ich will frommen Christen nicht zumuthen, ihren Körper neben einem armen Unglüklichen niederzulegen. Ach ich wollte, ihr begrübt mich am Wege, oder im einsamen Thale, daß Priester und Levite vor dem bezeichneten Steine sich segnend vorübergieng, und der Samariter eine Thräne weinte.

Hier Lotte! Ich schaudere nicht den kalten schröklichen Kelch zu fassen, aus dem ich den Taumel des Todes trinken soll! Du reichtest mir ihn, und ich zage nicht. All! All! so sind all die Hoffnungen meines Lebens erfüllt! So kalt, so starr an der ehernen Pforte des Todes anzuklopfen.

Daß ich des Glücks hätte theilhaftig werden können! Für dich zu sterben, Lotte, für dich mich hinzugeben. Ich wollte muthig, ich wollte freudig sterben, wenn ich dir die Ruhe, die Wonne deines Lebens wieder schaffen könnte; aber ach das ward nur wenig Edlen gegeben, ihr Blut für die Ihrigen zu vergiessen, und durch ihren Tod ein neues hundertfältiges Leben ihren Freunden anzufachen.

In diesen Kleidern, Lotte, will ich begraben seyn. Du hast sie berührt, geheiligt. Ich habe auch darum deinen Vater gebeten. Meine Seele schwebt

über

über dem Sarge. Man soll meine Taschen nicht aussuchen. Diese blaßrothe Schleife, die du am Busen hattest, als ich dich zum erstenmale unter deinen Kindern fand. O küsse sie tausendmal und erzähl ihnen das Schikſal ihres unglüklichen Freunds. Die Lieben, sie wimmeln um mich. Ach wie ich mich an dich schloß! Seit dem ersten Augenblikke dich nicht lassen konnte: Diese Schleife soll mit mir begraben werden. An meinem Geburtstage schenktest du mir sie! Wie ich das all verschlang — Ach ich dachte nicht, daß mich der Weg hieher führen sollte! — Sey ruhig! ich bitte dich, sey ruhig! —

Sie sind geladen — es schlägt zwölfe! — So sey's denn — Lotte! Lotte leb wohl! Leb wohl!

Ein Nachbar sah den Blik vom Pulver und hörte den Schuß fallen! da aber alles still blieb achtete er nicht weiter drauf.

Morgens um sechse tritt der Bediente herein mit dem Lichte, er findet seinen Herrn an der Erde, die Pistole und Blut. Er ruft, er faßt ihn an, keine Antwort, er röchelt nur noch. Er lauft nach den Aerzten, nach Alberten. Lotte hörte die Schelle ziehen, ein Zittern ergreift all ihre Glieder, sie weckt ihren Mann sie stehen auf, der Bediente bringt heulend und stotternd die Nachricht, Lotte sinkt ohnmächtig vor Alberten nieder.

Als der Medikus zu dem Unglüklichen kam, fand er ihn an der Erde ohne Rettung, der Puls schlug, die Glieder waren alle gelähmt, über dem rechten Auge hatte er sich durch den Kopf geschossen, das Gehirn war herausgetrieben. Man ließ ihm zum Ueberfluße eine Ader am Arme, das Blut lief, er holte noch immer Athem.

Aus dem Blut auf der Lehne des Sessels konnte man schliessen, er habe sizend vor dem Schreibtische die That vollbracht. Dann ist er herunter gesunken, hat sich konvulsivisch um den Stuhl herum gewälzt, er lag gegen das Fenster entkräftet auf dem Rükken, war in völliger Kleidung gestiefelt, im blauen Frak mit gelber Weste.

Das Haus, die Nachbarschaft, die Stadt kam in Aufruhr. Albert trat herein. Werthern hatte man auf's Bett gelegt, die Stirne verbunden, sein Gesicht schon wie eines Todten, er rührte kein Glied, die Lunge röchelte noch fürchterlich bald schwach bald stärker, man erwartete sein Ende.

Von dem Weine hatte er nur ein Glas getrunken. Emilia Galotti lag auf dem Pulte aufgeschlagen.

Von Alberts Bestürzung, von Lottens Jammer laßt mich nichts sagen.

Der alte Amtmann kam auf die Nachricht hereingesprengt, er küßte den Sterbenden unter den heissesten Thränen. Seine ältesten Söhne kamen bald nach ihm zu Fuß, sie fielen neben dem Bette nieder

der im Ausdruk des unbändigsten Schmerzens, küßten ihm die Hände und den Mund, und der ältste, den er immer am meisten geliebt, hieng an seinen Lippen, bis er verschieden war und man den Knaben mit Gewalt wegriß. Um zwölfe Mittags starb er. Die Gegenwart des Amtmanns und seine Anstalten tilchten einen Auflauf. Nachts gegen eilfe ließ er ihn an die Stätte begraben, die er sich erwählt hatte, der Alte folgte der Leiche und die Söhne. Albert vermochts nicht. Man fürchtete für Lottens Leben. Handwerker trugen ihn. Kein Geistlicher hat ihn begleitet.

Des

Herrn Göthe

Sämmtliche Werke.

Dritter Theil.

Biel,

In der Heilmanniſchen Buchhandlung.

M DCC LXXVI.

Stella.

Ein

Schauſpiel für Liebende

in fünf Akten.

Personen.

Stella.

Cezilie, anfangs unter dem Namen Madame Sommer.

Fernando.

Luzie.

Verwalter.

Postmeisterinn.

Anngen.

Carl.

Bedienter.

Erster

Erſter Akt.

Im Poſthauſe.

Man hört einen Poſtillion blaſen.

Poſtmeiſterinn. Carl! Carl!

Der Junge (kommt.) Was iſt?

Poſtmeiſterinn. Wo hat dich der Henker wieder? Geh hinaus; der Poſtwagen kommt. Führ' die Paſſagiers herein, trag ihnen das Gepäck; rührt dich! Machſt du wieder ein Geſicht? (Der Junge ab.)

Poſtmeiſterinn (ihm nachrufend.) Wart! ich will dir dein muſſig Weſen vertreiben. Ein Wirthspurſche muß immer munter, immer allert ſeyn. Hernach wenn ſo ein Schurke Herr wird, ſo verdirbt er. Wenn ich wieder heurathen mögte, ſo wär's nur darum; allein fällt's einem gar zu ſchwer, das Pak in Ordnung zu halten!

Madame Sommer. Luzie (in Reiſekleidern.) Carl.

Luzie (einen Mandelſack tragend zu Carl.) Laſſ' er's nur; es iſt nicht ſchwer; Aber nehm er meiner Mutter die Schachtel ab.

Poſtmeiſterinn. Ihre Dienerinn meine Frauenzimmer! Sie kommen beizeiten. Der Wagen kommt ſonſt nimmer ſo früh.

Luzie. Wir haben gar einen jungen, luſtigen, hübſchen Schwager gehabt, mit dem ich durch die Welt fahren mögte; und unſerer ſind nur zwei, und wenig beladen.

Poſtmeiſterinn. Wenn ſie zu ſpeiſen belieben, ſo ſind ſie wohl ſo gütig zu warten, das Eſſen iſt noch nicht gar fertig.

Madame Sommer. Darf ich nur um ein wenig Suppen bitten.

Luzie. Ich habe keine Eil. Wollten ſie indeß meine Mutter verſorgen?

Poſtmeiſterinn. Sogleich.

Luzie. Nur recht gute Brüh!

Poſtmeiſterinn. So gut ſie da iſt. (ab)

Madame Sommer. Daß du dein Befehlen nicht laſſen kannſt! Du hätteſt dünkt mich, die Reiſe über ſchon klug werden können; wir haben immer mehr bezahlt als verzehrt: Und in unſern Umſtänden! —

Luzie.

Luzie. Wir haben noch nie gemangelt.

Madame Sommer. Aber wir waren dran.

Poſtillion (tritt herein.)

Luzie. Nun, braver Schwager, wie ſteht's? Nicht wahr, dein Trinkgeld?

Poſtillion. Hab ich nicht gefahren wie Extrapoſt?

Luzie. Das heißt, du haſt auch was extra verdient; nicht wahr? Du ſollteſt mein Leibkutſcher werden, wenn ich nur Pferde hätte.

Poſtillion. Auch ohne Pferd ſteh ich zu Dienſten.

Luzie. Da!

Poſtillion. Danke, Mamſell! Sie gehn nicht weiter?

Luzie. Wir bleiben vor dießmal hier.

Poſtillion. Adies. (ab.)

Madame Sommer. Ich ſeh an ſeinem Geſicht, daß du ihm zu viel gegeben haſt.

Luzie. Sollte er mit Murren von uns gehen? Er war die ganze Zeit ſo freundlich. Sie ſagen immer, Mama, ich ſey eigenſinnig; wenigſtens eigennützig bin ich nicht.

Madame Sommer. Ich bitte dich, Luzie, verkenn' nicht, was ich dir ſage. Deine Offenheit

ehr' ich, wie deinen guten Muth und Freigebigkeit; aber es sind nur Tugenden wo sie hingehören.

Luzie. Mama, das Oertgen gefällt mir würklich. Und das Haus da drüben ist wohl der Dame, wo ich zu soll?

Madame Sommer. Mich freu'ts, wenn der Ort deiner Bestimmung dir angenehm ist.

Luzie. Still mag's seyn, das merk' ich schon. Ist's doch wie Sonntag auf dem großen Platze! Aber die gnädige Frau hat einen schönen Garten, und soll eine gute Frau seyn; wir wollen, sehn, wie wir zurecht kommen. Was sehen sie sich um, Mama?

Madame Sommer. Laß mich, Luzie! Glükliches Mädgen, das durch nichts erinnert wird: Ach damals war's anders! Mir ist nichts schmerzlicher als in ein Posthaus zu treten.

Luzie. Wo fänden sie auch nicht Stoff sich zu quälen?

Madame Sommer. Und wo nicht Ursache dazu? Meine Liebe, wie ganz anders war's damals, da dein Vater noch mit mir reißte, da wir die schönste Zeit unsers Lebens in freier Welt genossen; die ersten Jahre unserer Ehe! Damals hatte alles den Reiz der Neuheit für mich. Und in seinem Arm vor so tausend Gegenständen vorüber zu eilen, da jede Kleinigkeit mir interessant ward, durch seinen Geist, durch seine Liebe.

Luzie. Ich mag auch wohl gern reiſen.

Madame Sommer. Und wenn wir denn nach einem heißen Tag, nach ausgeſtandenen Fatalitäten, ſchlimmen Weg im Winter: wenn wir eintrafen, und manche noch ſchlechtere Herberge, wie dieſe iſt, und den Genuß der einfachſten Bequemlichkeit zuſammen fühlten, auf der hölzernen Bank zuſammen ſaſſen, unſern Eierkuchen und abgeſottene Cartoffeln zuſammen aſſen — — Damals war's anders!

Luzie. Es iſt nun einmal Zeit, ihn zu vergeſſen.

Madame Sommer. Weißt du was das heißt: Vergeſſen! Gutes Mädgen, du haſt, Gott ſei Dank! noch nichts verlohren, das nicht zu erſetzen geweſen wäre. Seit dem Augenblick, da ich gewiß ward, er habe mich verlaſſen, iſt alle die Freude meines Lebens dahin. Mich ergriff eine Verzweiflung. Ich mangelte mir ſelbſt, ein Gott mangelte mir. Ich weiß mich des Zuſtands kaum zu erinnern.

Luzie. Auch ich weiß nichts mehr, als daß ich auf ihrem Bette ſaß und weinte, weil ſie weinten. Es war in der grünen Stube auf dem kleinen Bette. Die Stube hat mir am wehſten gethan, da wir das Haus verkaufen mußten.

Madame Sommer. Du warſt ſieben Jahr alt, und konnteſt nicht fühlen, was du verlohrſt.

Anngen [mit der Suppe.] Die Poſtmeiſterinn. Carl.

Anngen. Hier iſt die Suppe für Madam.

Madame Sommer. Ich danke, meine Liebe! Iſt das ihr Töchtergen?

Poſtmeiſterinn. Meine Stieftochter, Madame; aber da ſie ſo brav iſt, erſetzt ſie mir den Mangel an eigenen Kindern.

Madame Sommer. Sie ſind in Trauer?

Poſtmeiſterinn. Für meinen Mann, den ich vor drei Monaten verlohr. Wir haben nicht gar drei Jahre zuſammen gelebt.

Madame Sommer. Sie ſcheinen doch ziemlich getröſtet.

Poſtmeiſterinn. O Madame, unſer eins hat ſo wenig Zeit zu weinen, als leider zu beten. Das geht Sonntage und Werktage. Wenn der Pfarrer nicht manchmal auf den Text kommt, oder man ein Sterbelied ſingen hört. Darum gilt's bey uns. Carl, ein paar Servietten! deck hier am Ende auf.

Luzie. Wem iſt das Haus da drüben?

Poſtmeiſterinn. Unſerer Frau Baroneſſe. Eine allerliebſte Frau.

Madame Sommer. Mich freu't's, daß ich dieß von einer Nachbarinn beſtätigen höre, was man uns in einer weiten Ferne betheuert hat. Meine Tochter geht zu ihr in Dienſte.

Poſt-

Poſtmeiſterinn. Die Mamſell?

Luzie. Nun ja!

Poſtmeiſterinn. Ich hab gehört, daß ſie eine Kammerjungfer erwartet. Aber können ſie ſich entſchließen?

Luzie. Wenn ſie mir anſteht, und eine gute Frau iſt, warum nicht? Freylich, wenn's einmal gedient ſeyn ſoll, will ich nach Guſto dienen.

Poſtmeiſterinn. Sie müßten einen kurioſen Geſchmak haben, wenn ſie ihnen nicht gefallen ſollte. Man kann ſie nicht ſehen, ohne ſie zu lieben. Wär nur mein Mädgen ſchon erwachſen, die Condition hätt mir nicht entgehen ſollen.

Anngen. Wenn ſie ſie nur ſehn! Sie iſt ſo lieb! ſo lieb! Sie glauben nicht, wie ſie auf ſie wartet. Sie hat mich auch recht lieb. Wollen ſie denn nicht zu ihr gehn; ich will ſie begleiten?

Luzie. Ich muß mich erſt zurecht machen, und will auch noch eſſen.

Anngen. So darf ich doch hinüber, Mamagen? Ich will der gnädigen Frau ſagen, daß die Mamſell gekommen iſt.

Poſtmeiſterinn. Geh' nur!

Madame Sommer. Und ſag' ihr, Kleine, wir wollten gleich nach Tiſch aufwarten. (Anngen ab.)

Poſtmeiſterinn. Mein Mädgen hängt auſſerordentlich an ihr. Auch iſt ſie die beſte Seele von der Welt, und ihre ganze Freude iſt mit Kindern. Sie

lehrt

lehrt sie allerley Arbeiten machen und singen. Sie läßt sich von Bauersmädchen aufwarten, bis sie ein Geschik haben, hernach sucht sie eine gute Condition für sie; und so vertreibt sie sich die Zeit, seit ihr Gemahl weg ist. Es ist unbegreiflich, wie sie so unglüklich seyn kann, und dabey so freundlich, so gut.

Madame Sommer. Ist sie nicht Wittib?

Poſtmeiſterin. Das weiß Gott! Ihr Herr ist vor drey Jahren weg, und hört und sieht man nichts von ihm. Und sie hat ihn geliebt über alles. Mein Mann konnte nie fertig werden, wenn er anfieng von ihnen zu erzählen. Und noch! Ich sag's selbst, es giebt so kein Herz auf der Welt mehr. Alle Jahre den Tag, da sie ihn zum letztenmal sah, läßt sie keine Seele zu sich, schließt sich ein, und auch sonst, wenn sie von ihm redt, geht's einem durch die Seele.

Madame Sommer. Die Unglükliche!

Poſtmeiſterin. Es läßt sich viel von der Sache reden.

Madame Sommer. Wie meynen sie?

Poſtmeiſterin. Man sagt's nicht gern.

Madame Sommer. Ich bitte sie!

Poſtmeiſterin. Wenn sie mich nicht verrathen wollen, kann ich's ihnen wohl vertrauen. Es sind nun über die acht Jahre, daß sie hierher kamen. Sie kauften das Rittergut, niemand kannte sie; man hieß sie den gnädigen Herrn und die gnädige Frau, und hielt ihn für einen Offizier, der in fremden Kriegsdiensten reich geworden war, und sich nun

zur Ruhe ſetzen wollte. Sie war damals blutlung, nicht älter als ſechszehn Jahr, und ſchön wie ein Engel.

Luzie. Da wär ſie jetzt nicht über vier und zwanzig?

Poſtmeiſterin. Sie hat für ihr Alter Betrübniß genug erfahren. Sie hatte ein Kind; es ſtarb ihr bald, im Garten iſt ſein Grab, nur von Raſen, und ſeit der Herr weg iſt, hat ſie eine Einſiedeley drum angelegt, und ihr Grab dazu beſtellen laſſen. Mein Mann ſeliger war bey Jahren und nicht leicht zu rühren, aber er erzählte nichts lieber, als von der Glükſeligkeit der beyden Leute, ſo lang ſie hier zuſammen lebten. Man war ein ganz anderer Menſch, ſagte er, nur zuzuſehen wie ſie ſich liebten.

Madame Sommer. Mein Herz bewegt ſich nach ihr.

Poſtmeiſterinn. Aber wie's geht; Man ſagte der Herr hätte kurioſe Prinzipia gehabt, wenigſtens kam er nicht in die Kirche; und die Leute die keine Religion haben, haben keinen Gott, und halten ſich an keine Ordnung. Auf einmal hieß es: der gnädige Herr iſt fort. Er war verreißt und kann eben nicht wieder.

Madame Sommer, vor ſich. Ein Bild meines ganzen Schikſals!

Poſtmeiſterinn. Da waren alle Mäuler davon voll. Eben zur Zeit, da ich als eine junge Frau

hier

hier her zog, auf Michäl sind's eben drey Jahre. Und da wust jedes was anders, sogar zischelte man einander in die Ohren, sie seyen niemals getraut gewesen; aber verrathen sie mich nicht. Er soll wohl ein vornehmer Herr seyn, soll sie entführt haben, und was man alles sagt. Ja wenn ein junges Mädgen so einen Schritt thut, sie hat ihr Lebenlang dran abzubüßen.

Anngen kommt.

Anngen. Die gnädige Frau läßt sie sehr bitten, doch gleich hinüber zu kommen; sie will sie nur einen Augenblik sprechen, nur sehen.

Luzie. Es schikt sich nicht in diesen Kleidern.

Poſtmeiſterinn. Gehn sie nur; ich geb' ihnen mein Wort, daß sie darauf nicht achtet.

Luzie. Will sie mich begleiten, Kleine?

Anngen. Von Herzen gern!

Madame Sommer. Luzie, ein Wort. (die Poſtmeiſterinn entfernt sich.)

Madame Sommer. Daß du nichts verräthſt! nicht unsern Stand, nicht unser Schiksal. Begegne ihr ehrerbietig.

Luzie. Lassen sie mich nur! Mein Vater war ein Kaufmann, ist nach Amerika, ist tod; und dadurch sind unsere Umstände — Lassen sie mich nur! ich hab das Märchen ja schon oft genug erzählt. (laut.) Wollten sie nicht ein bissgen ruhen? sie haben's Noth.

Die

Die Frau Wirthinn weist ihnen wohl ein Zimmergen mit einem Bett an.

Postmeisterinn. Ich hab eben ein hübsches stilles Zimmergen im Garten. Ich wünsche daß ihnen die gnädige Frau gefallen möge. (Lucie mit Annchen ab.)

Madame Sommer. Meine Tochter ist noch ein bissgen oben aus.

Postmeisterinn. Das thut die Jugend. Werden sich schon legen die stolzen Wellen.

Madame Sommer. Desto schlimmer.

Postmeisterinn. Kommen sie, Madame; wenns gefällig ist. (ab.)

(Man hört einen Postillion.)

Fernando, in Offizirstracht. **Ein Bedienter.**

Bediente. Soll ich gleich wieder einspannen, und ihre Sachen aufpaken lassen?

Fernando. Du sollst's herein bringen, sag' ich dir; herein. Wir gehen nicht weiter, hörst du.

Bediente. Nicht weiter? Sie sagten ja —

Fernando. Ich sage, laß dir ein Zimmer anweisen, und bring meine Sache dort hin. (Bediente ab.)

Fernando. (ans Fenster tretend.) So seh' ich dich wieder? Himmlischer Anblik! So seh' ich dich wieder! den Schauplatz all meiner Glükseligkeit! Wie still das ganze Haus ist! Kein Fenster offen! Die Gallerie wie öde, auf der wir so oft zusammen sassen! Merk dir's Fernando, das klösterliche Ansehn ihrer Wohnung, wie schmeichelt es deinen Hofnungen!

gen! Und sollte in ihrer Einsamkeit, Fernando ihr Gedanke, ihre Beschäftigung seyn? Und hat er's um sie verdient? O! mir ist als wenn ich nach einem langen, kalten, freudelosen Todesschlaf ins Leben wieder erwachte; so neu, so bedeutend ist mir alles. Die Bäume, der Brunnen, noch alles alles! So lief das Wasser aus eben den Röhren, wenn ich, ach! wie tausendmal mit ihr Gedankenvoll aus unserm Fenster schaute, und jedes in sich gekehrt, still dem Rinnen des Wassers zusah! Sein Geräusch ist mir Melodie, rükerinnernde Melodie. Und sie? Sie wird seyn, wie sie war. Ja, Stella du hast dich nicht verändert; das sagt mir mein Herz. Wie's dir entgegen schlägt! Aber ich will nicht, ich darf nicht; ich muß mich erst erholen, muß mich erst überzeugen, daß ich wirklich hier bin, daß mich kein Traum täuscht, der mich so oft schlafend und wachend aus den fernsten Gegenden hieher geführt hat. Stella! Stella! Ich komme! Fühlst du nicht meine Näherung, in deinen Armen alles zu vergessen? — Und wenn du um mich schwebst, theurer Schatten meines unglüklichen Weibes, vergieb mir, verlaß mich! Du bist dahin; so laß mich dich vergessen, in den Armen des Engels alles vergessen, meine Schiksale, allen Verlust, meine Schmerzen, und meine Reue — Ich bin ihr so nah und so ferne — Und in einem Augenblik — Ich kann nicht, ich kann nicht! Ich muß von all dem Gefühl verschnaufen, oder ich erstike zu ihren Füßen.

Post.

Postmeisterinn kommt.

Postmeisterinn. Verlangen der gnädige Herr zu speisen?

Fernando. Sind sie versehen?

Postmeisterinn. O ja! Wir warten nur auf ein Frauenzimmer, das hinüber zur gnädigen Frau ist.

Fernando. Wie geht's ihrer gnädigen Frau?

Postmeisterinn. Kennen sie sie?

Fernando. Vor Jahren war ich wohl manchmal da. Was macht ihr Gemahl?

Postmeisterinn. Weis Gott. Er ist in die weite Welt.

Fernando. Fort?

Postmeisterinn. Freylich! Verläßt die liebe Seele! Gott verzeih's ihm.

Fernando. Sie wird sich schon zu trösten wissen.

Postmeisterinn. Meinen sie doch? Da müssen sie sie wenig kennen. Sie lebt, wie eine Nonne, so eingezogen, die Zeit ich sie kenne. Fast kein Fremdes, kein Besuch aus der Nachbarschaft kommt zu ihr. Sie lebt mit ihren Leuten, hat die Kinder des Orts alle an sich; und ist, ohngeachtet ihres innern Schmerzens, immer freundlich, immer angenehm.

Fernando. Ich will sie doch besuchen.

Postmeisterinn. Das thun sie. Manchmal läßt sie uns invitiren, die Frau Amtmännin, die Frau Pfarrern und mich, und diskurirt mit uns

von allerley. Freylich hüten wir uns, sie nicht an den gnädigen Herrn zu erinnern. Ein einzigmal geschah's. Gott weiß, wie's uns wurde, da sie anfieng von ihm zu reden, ihn zu preisen, zu weinen, Gnädiger Herr, wir haben alle geweint wie die Kinder, und uns fast nicht erholen können.

Fernando. vor sich. Das hast du um sie verdient! — (laut) Ist meinem Bedienten ein Zimmer angewiesen?

Postmeisterinn. Numero zwey, eine Treppe hoch. Carl, zeig dem gnädigen Herrn das Zimmer.

(Fernando mit dem Jungen ab.)

Luzie. Jungen kommen.

Postmeisterinn. Nun, wie ist's?

Luzie. Ein liebes Weibgen, mit der ich mich vertragen werde. Sie haben nicht zu viel von ihr gesagt. Sie wollt' mich nicht lassen. Ich muste ihr heilig versprechen, gleich nach Tisch mit meiner Mutter und Gepäk zu kommen.

Postmeisterinn. Das dacht' ich wohl! Ist's jetzt gefällig zu essen. Noch ein schöner langer Offizier ist angefahren, wenn sie den nicht fürchten.

Luzie. Nicht im geringsten. Mit Soldaten hab ich lieber zu thun, als mit andern. Sie verstellen sich wenigstens nicht, daß man die Guten und Bösen gleich das erstemal kennt. Schläft meine Mutter?

Post-

Poſtmeiſterinn. Ich weis nicht.

Lucie. Ich muß doch nach ihr ſehn. (ab.)

Poſtmeiſterinn. Carl! da iſt wieder das Salzfaß vergeſſen. Heißt das geſchwenkt? Sieh' nur die Gläſer! Ich ſollt dir ſie am Kopf entzwey ſchmeiſſen, wenn du ſo viel werth wärſt, als ſie koſten!

Fernando (kommt.)

Poſtmeiſterinn. Das Frauenzimmer iſt wieder da. Sie wird gleich zu Tiſch kommen.

Fernando. Wer iſt ſie?

Poſtmeiſterinn. Ich kenn' ſie nicht. Sie ſcheint von gutem Stand zu ſeyn, aber arm. Sie giebt Sie giebt ſich zur gnädigen Frau in Dienſte.

Fernando. Sie iſt jung?

Poſtmeiſterinn. Sehr jung; und ſchnippiſch. Ihre Mutter iſt auch droben.

Luzie (kommt.)

Luzie. Ihre Dienerinn!

Fernando. Ich bin glüklich, eine ſo ſchöne Tiſchgeſellſchaft zu finden.

Luzie (neigt ſich.)

Poſtmeiſterinn. Hieher, Mamſell! Und ſie belieben hierher?

Fernando. Wir haben nicht die Ehre von Ihnen, Frau Poſtmeiſterin?

Poſtmeiſterinn. Wenn ich einmal ruhe, ruht alles.

Fernando. Alſo eine Tete a Tete!

Luzie. Den Tiſch dazwiſchen, wie ich's wohl leiden kann.

Fernando. Sie haben ſich entſchloſſen der Frau Baronneſſe künftig Geſellſchaft zu leiſten.

Luzie. Ich muß wohl!

Fernando. Mich dünkt, ihnen ſollte es nicht fehlen, einen Geſellſchafter zu finden, der noch unterhaltender wäre, als die Frau Baronneſſe.

Luzie. Mir iſt nicht drum zu thun.

Fernando. Auf ihr ehrlich Geſicht?

Luzie. Mein Herr, ſie ſind wie alle Männer, merk ich!

Fernando. Das heiſſt?

Luzie. Auf den Punkt ſehr arrogant. Ihr Herrn dünkt euch unentbehrlich; und ich weis nicht, ich bin doch groß geworden ohne Männer.

Fernando. Sie haben keinen Vater mehr?

Luzie. Ich erinnere mich kaum daß ich einen hatte. Ich war jung da er uns verlies, eine Reiſe nach Amerika zu thun, und ſein Schif iſt untergegangen, hören wir.

Fernando. Und ſie ſcheinen ſo gleichgültig dabey!

Luzie. Wie könnt' ich anders. Er hat mir wenig zu Liebs gethan, und ob ich's ihm gleich verzeihe, daß er uns verlaſſen hat; denn was geht dem Men-

Menſchen über ſeine Freyheit; ſo mögt ich doch nicht meine Mutter ſeyn, die vor Kummer ſtirbt.

Fernando. Und ſie ſind ſo ohne Hülfe, ohne Schuz?

Luzie. Was braucht's das? Unſer Vermögen iſt alle Tage kleiner worden, davor auch ich alle Tage gröſſer: und mir iſt's nicht bange meine Mutter zu ernähren.

Fernando. Mich erſtaunt ihr Muth!

Luzie. O, mein Herr, der giebt ſich. Wenn man ſo oft umzugehen fürchtet, und immer wieder gerettet ſieht, das giebt ein Zutrauen:

Fernando. Davon ſie ihrer lieben Mutter nichts mittheilen können.

Luzie. Leider iſt ſie, die verliehrt; nicht ich. Ich dank's meinem Vater daß er mich auf die Welt geſezt hat, denn ich lebe gern und vergnügt; aber ſie — die alle Hofnung des Lebens auf ihn geſezt, ihm den Flohr ihrer Jugend aufgeopfert hatte, und nun verlaſſen, auf einmal verlaſſen — das muß was entſezliches ſeyn, ſich verlaſſen zu fühlen! — Ich habe noch nichts verlohren, ich kann nichts davon reden. — Sie ſcheinen nachdenkend!

Fernando. Ja meine Liebe, wer lebt, verliert; (aufſtehend) aber er gewinnt auch. Und ſo erhalt ihnen Gott ihren Muth! (Er nimmt ihre Hand.) Sie haben mich erſtaunen machen. O, mein Kind, wie glüklich! — Ich bin auch in der Welt, gar viel, gar

oft von meinen Hofnungen — Freuden — Es ist doch immer — Und —

Luzie. Wie meinen sie?

Fernando. Alles Gute! die besten, wärmsten Wünsche für ihr Glük! (küst ihr die Hand und ab.)

Luzie. Das ist ein wunderbarer Mensch! er scheint aber gut zu seyn.

Zweyter Akt.

Stella, Bedienter.

Stella. Geh hinüber, geschwind hinüber! Sag ihr ich erwarte sie.

Bedienter. Sie versprach gleich zu kommen.

Stella. Du siehst ja, sie kommt nicht. Ich hab das Mädgen recht lieb. Geh! — und ihre Mutter soll ja mit kommen! (Bedienter ab.)

Stella. Ich kann sie kaum erwarten. Was das für ein Wünschen, ein Hoffen ist, bis so ein neues Kleid ankommt! Stella! du bist ein Kind. Und warum soll ich nicht lieben? — Ich brauche viel, viel um dies Herz auszufüllen! — Viel? Arme Stella!

Stella! Viel? — Sonſt da er dich noch liebte, noch in deinem Schooſe lag, füllte ſein Blik deine ganze Seele; Und — o Gott im Himmel! dein Rathſchluß iſt unerforſchlich — wenn ich von ſeinen Küſſen, meine Augen zu dir hinauf wendete, mein Herz an dem ſeinen glühte, und ich mit bebenden Lippen ſeine große Seele in mich trank, und ich dann mit Wonnethränen zu dir hinauf ſah, und aus vollem Herzen zu dir ſprach: Laß uns glüklich, Vater! du haſt uns ſo glüklich gemacht! — Es war dein Wille nicht — (Sie fällt einen Augenblik in Nachdenken, fährt dann ſchnell auf, und drukt ihre Hände an's Herz.) Nein, Fernando, nein, das war kein Vorwurf!

Madame Sommer. Lucie (kommt.)

Stella. Ich habe ſie! Liebes Mädgen, du biſt nun die meine. — Madame, ich danke ihnen für das Zutrauen, mit dem ſie mir den Schaz in die Hände liefern. Das kleine Truzköpfgen, die gute freie Seele. O ich hab dirs ſchon abgelernt, Luzie.

Madame Sommer. Sie fühlen was ich ihnen bringe und laſſe.

Stella, (nach einer Pauſe, in der ſie Madame Sommern angeſehen hat.) Verzeihen ſie! Man hat mir ihre Geſchichte berichtet, ich weis, daß ich Perſonen von guter Familie vor mir habe; Aber ihre Gegenwart überraſcht mich. Ich fühle im erſten Anblik Vertrauen und Ehrfurcht gegen ſie.

Madame Sommer Gnädige Frau —

Stella. Nichts davon. Was mein Herz gesteht, bekennt mein Mund gerne. Ich höre sie sind nicht wohl, wie ist's ihnen? setzen sie sich.

Madame Sommer. Doch gnädige Frau! Diese Reise in den Frühlingstagen, die abwechselnde Gegenstände, und diese reine seegensvolle Luft, die sich schon so oft für mich mit neuer Erquikung gefüllt hat, das wirkte alles auf mich so gut, so freundlich, daß selbst die Erinnerung abgeschiedener Freuden mir ein angenehmes Gefühl wurden, ich einen Wiederschein, der goldenen Zeiten der Jugend, und Liebe in meiner Seele aufdämmern sah.

Stella. Ja die Tage! die ersten Tage der Liebe! — Nein, du bist nicht zum Himmel zurukgekehrt goldene Zeit! du umgiebst noch jedes Herz, in den Momenten, da sich die Blüte der Liebe erschließt.

Madame Sommer, (ihre Hande fassend.) Wie groß! Wie lieb!

Stella. Ihr Angesicht glänzt, wie das Angesicht eines Engels, ihre Wangen färben sich!

Madame Sommer. Ach und mein Herz! Wie geht es auf! wie schwillt's vor ihnen!

Stella. Sie haben geliebt! O Gott sey Dank! Ein Geschöpf das mich versteht! das Mitleiden mit mir haben kann! das nicht kalt zu meinem Schmerzen drein blikt — Wir können ja doch einmal nichts dafür, daß wir so sind! — Was hab ich nicht alles

gethan

gethan! Was nicht alles verſucht! — Ja was half's! — Es wollte das — juſt das — und keine Welt, und ſonſt nichts in der Welt — Ach der Geliebte iſt überall, und alles iſt für den Geliebten.

Madame Sommer. Sie tragen den Himmel im Herzen.

Stella. Eh ich michs verſeh, wieder ſein Bild! — So richtete er ſich auf, in der und jener Geſellſchaft, und ſah ſich nach mir um — ſo kam er dort übers Feld hergeſprengt, und warf ſich an der Gartenthüre in meinen Arm — Dahinaus ſah ich ihn fahren, dahinaus — ach, und er war wiedergekommen — war ſeiner Wartenden wiedergekommen — — Kehr ich mit meinen Gedanken in das Geräuſch der Welt — er iſt da! Wenn ich ſo in der Loge ſaß, und gewiß war, wo er auch ſteckte, ich möchte ihn ſehen oder nicht, daß er jede meiner Bewegungen bemerkte und lichte! Mein Aufſtehen, mein Niederſitzen! Ich fühlte daß das Schütteln meines Federbuſches ihn mehr anzog, als all die blinkenden Augen rings um, und daß alle Muſik nur Melodie zu dem ewigen Liede ſeines Herzens war: Stella? Stella! Wie lieb du mir biſt!

Luzie. Kann man denn einander ſo lieb haben?

Stella. Du fragſt, Kleine? Da kann ich dir nicht antworten — Aber mit was unterhalte ich euch! — Kleinigkeiten! wichtige Kleinigkeiten — Wahrlich man iſt doch ein großes Kind, und iſt einem ſo wohl dabey — Eben wie die Kinder ſich

hinter ihr Schürzgen verſtecken, und rufen Pipp! daß man ſie ſuchen ſoll! — Wie ganz füllt das unſer Herz, wenn wir beleidigt, den Gegenſtand unſerer Liebe zu verlaſſen, bey uns ſehr eifrig feſtſetzen: Mit welchen Verzerrungen von Stärke der Seelen treten wir wieder in ſeine Gegenwart! Wie übt ſich das in unſerm Buſen auf und ab! und wie plazt das zulezt all wieder auf einen Blik, einen Händedruk zuſammen.

Madame Sommer. Wie glüklich! Sie leben doch noch ganz in dem Gefühl der jüngſten reinſten Menſchheit.

Stella. Ein Jahrtauſend von Thränen und Schmerzen, vermögten die Seeligkeit nicht aufzuwiegen, der erſten Blike, des Zitterns, Stammelns, des Nahens, Weichens — des Veraczen ſein ſelbſt — den erſten flüchtigen; feurigen Kuß, und die erſte ruhig athmende Umarmung — Madame! Sie verſinken, meine Theure! — Wo ſind ſie?

Madame Sommer. Männer! Männer!

Stella. Sie machen uns glüklich und elend! Mit welchen Ahndungen von Seeligkeit erfüllen ſie unſer Herz, welche neue und unbekannte Gefühle und Hofnungen ſchwellen unſere Seele, wenn ihre ſtürmende Leidenſchaft ſich jeder unſerer Nerven mittheilt. Wie oft hat alles an mir gezittert und geklungen, wenn er in unbändigen Thränen die

Leiden

Leiden einer Welt an meinen Busen hinströhmte, ich bat ihn um Gotteswillen sich zu schonen — ! mich ! — Vergebens ! — Biß ins innerste Mark fachte er mir die Flammen die ihn durchwühlten. Und so ward das Mädgen von Kopf bis zu'n Solen ganz Herz, ganz Gefühl. Und wo ist denn nun der Himmelsstrich für dies Geschöpf um drinne zu athmen, um Nahrung drunter zu finden ?

Madame Sommer. Wir glauben den Männern ! In den Augenbliken der Leidenschaften betrügen sie sich selbst, warum sollten wir nicht betrogen werden ?

Stella. Madame ! Da fährt mir ein Gedanke durch den Kopf — Wir wollen einander das seyn, was sie uns hätten werden sollen ! Wir wollen zusammen bleiben ! — Ihre Hand ! — Von diesem Augenblik an, laß ich sie nicht !

Luzie. Das wird nicht angehn !

Stella. Warum Luzie ?

Madame Sommer. Meine Tochter fühlt —

Stella. Doch keine Wohlthat in diesem Vorschlag ! Fühlen sie welche Wohlthat sie mir thun, wenn sie bleiben ! O ich darf nicht allein seyn ! Liebe, ich hab alles gethan, ich hab mir Federvieh und Aey und Hunde angeschaft ; ich lehre kleine Mädgen striken und knöpfen, nur um nicht allein zu seyn, nur um was ausser mir zu sehen das lebt und zunimmt. Und dann doch, wenn nur's glükt, wenn eine gute

Gottheit

Gottheit mir an einem heitern Frühlingsmorgen den Schmerz von der Seele weggehoben zu haben scheint. Wenn ich ruhig erwache, und die liebe Sonne auf meinen blühenden Bäumen leuchtet, und ich mich thätig munter fühle zu den Geschäften des Tages, dann ist mir's wohl, dann treib ich eine zeitlang herum, verrichte und ordne, und führe meine Leute an, und in der Freyheit meines Herzens dank' ich laut auf zum Himmel für die glüklichen Stunden.

Madame Sommer. Ach ja, gnädige Frau, ich fühl's! Geschäftigkeit und Wohlthätigkeit sind eine Gabe des Himmels, ein Ersatz für unglükliche liebende Herzen.

Stella. Ersatz? Entschädigung wohl, nicht Ersatz — Etwas anstatt des Verlohrnen, nicht das Verlohrne selbst mehr — Verlohrne Liebe, wo ist da Ersatz für? — O wenn ich manchmal von Gedanken in Gedanken sinke, freundliche Träume der Vergangenheit vor meine Seele bringe, hoffnungsvolle Zukunft ahnde, und so in des Mondes Dämmerung, meinen Garten auf und ab walle; dann m'rtts auf einmal ergreifft! ergreifft daß ich allein bin; vergebens nach allen vier Winden meine Arme ausstrekе, den Zauber der Liebe vergebens mit Einem Drang, Einer Fülle ausspreche, daß ich meine ich müßte den Mond herunter ziehen — und ich allein bin, keine Stimme mir aus dem Gebüsch antwortet,

und

die Sterne kalt und freundlich über meine Quaal herabblinken! — Und dann, auf einmal das Haupt meines Kindes zu meinen Füſſen! —

Madame Sommer. Sie hatten ein Kind?

Stella. Ja, meine Beſte! O Gott, du hatteſt mir dieſe Seeligkeit auch nur zu koſten gegeben, um mir einen bittern Kelch auf mein ganzes Leben zu bereiten — Wenn ſo ein Bauerkind auf dem Spaziergange barfuß mir entgegen läuft, und mit den großen unſchuldigen Augen mir ein Kußhand reicht, es durchdringt mir Mark und Gebeine! So groß, denk ich, wär meine Mina, ich heb es ängſtlich liebend in die Höhe, küß es hundertmal. Mein Herz iſt zerriſſen! die Thränen ſtürzen aus meinen Augen, und ich fluche.

Luzie. Sie haben doch auch viel Beſchwerlichkeit weniger.

Stella, (lachet und kehrt ihr die Augen.) Wie ich nur noch empfinden kann! wie die ſchrekliche Augenblike mich nicht getödtet haben! — Es lag vor mir! abgepflükt die Knoſpe, und ich ſtand — verſteinert im innerſten Buſen — ohne Schmerz — ohne Bewuſtſeyn — ich ſtand! — Da nahm die Wärterin das Kind auf, drükte es an ihr Herz, und rief auf einmal: es lebt! — Ich fiel auf ſie, ihr um den Hals, mit tauſend Thränen auf das Kind — ihr zu Füſſen — — Ach und ſie hatte ſich betrogen. Todt lag es da, und ich neben ihm in

wüthender groſser Verzweifelung. (wirft ſich in einen Seſſel.)

Madame Sommer. Wenden ſie ihre Gedanken von den traurigen Scenen.

Stella. Nein! wohl, ſehr wohl iſt mir's, daß mein Herz ſich wieder öfnen, daß ich das alles losſchwäzen kann, was mich ſo drängt! — Ja wenn ich auch einmal anfange von ihm zu erzählen! der mir alles war! — der — Ihr ſollt ſein Portrait ſehn! — ſein Portrait — O mich dünkt immer die Geſtalt des Menſchen iſt der beſte Text zu allem, was ſich über ihn empfinden und ſagen läßt.

Luzie. Ich bin neugierig.

Stella, (ergreift ihr Tadiret und ſtäret ſie hinein) Hier meine Lieben; Hier.

Madame Sommer. Gott!

Stella. So! — So! — Und doch nicht den tauſendſten Theil, wie er war. Dieſe Stirn! dieſe ſchwarze Augen, dieſe braune Loken, dieſer Ernſt — Aber ach, er hat nicht ausdrüken können, die Lieb, die Freundlichkeit, wenn ſeine Seele ſich ergoß! — O mein Herz das fühlſt du allein!

Luzie. Madame, ich erſtaune!

Stella. Es iſt ein Mann!

Luzie. Ich muß ihnen ſagen, heut aß ich drüben mit einem Offizier im Poſthauſe, der dieſem Herrn gleicht — O er iſt es ſelbſt! ich will mein Leben wetten.

Stella. Heute? Du betrügſt dich! du betrügſt mich!

Luzie. Heute! Nur war jener braunер verbrannt von der Sonne. Er iſt's! Er iſt's!

Stella, (ſieht die Schale.) Luzie, mein Herz zerſpringt! Ich will hinüber!

Luzie. Es wird ſich nicht ſchiken.

Stella. Schiken? O mein Herz! —

Bedienter (kommt.)

Stella. Wilhelm, hinüber in's Poſthaus! hinüber! Ein Offizier iſt drüben, der ſoll, — der iſt — Luzie ſags ihm — Er ſoll herüber kommen.

Luzie. Kannte er den gnädigen Herrn?

Bedienter. Wie mich ſelbſt.

Luzie. So geh' er in's Poſthaus; es iſt ein Offizier drüben, der ihm außerordentlich gleicht. Seh' er ob ich mich betrüge. Ich ſchwöre er iſt's.

Stella. Sag ihm, er ſoll kommen, kommen! geſchwind! geſchwind! — Wär' das überſtanden! — Hört' ich ihn in dieſen, in — Du betrügſt dich! es iſt unmöglich. — Laßt mich, ihr Lieben! Laßt mich allein! —

(Sie ſchlieſt das Cabinet hinter ſich.)

Luzie. Was fehlt ihnen, meine Mutter? Wie blaß!

Madame Sommer. Das iſt der lezte Tag meines Lebens! Das trägt mein Herz nicht! Alles, alles auf einmal!

Luzie

Luzie. Groſſer Gott!

Madame Sommer. Der Gemahl —— Das Bild —— der Erwartete —— Geliebte! —— Das iſt mein Gemahl! —— Es iſt dein Vater!

Luzie. Mutter! beſte Mutter!

Madame Sommer. Und der iſt hier! — wird in ihre Arme ſinken, in wenig Minuten! —— Und wir? —— Luzie wir müſſen fort!

Luzie. Wohin ſie wollen.

Madame Sommer. Gleich!

Luzie. Kommen ſie in Garten. Ich will i'ns Poſthaus. Wenn nur der Wagen noch nicht fort iſt, ſo können wir ohne Abſchied in der Stille — inzwiſchen ſie berauſcht von Glük —

Madame Sommer. In aller Wonne des Wiederſehens ihn umfaſſend — Ihn! Und ich in dem Augenblik da ich ihn wieder finde — auf ewig! auf ewig! —

Fernando. Bedienter (kommt.)

Bedienter. Hierher! Kennen ſie ihr Cabinet nicht mehr? Sie iſt auſſer ſich! Ach, daß ſie wieder da ſind!

Fernando, (vorbey aber ſie hinſehend.)

Madame Sommer. Er iſt's! Er iſt's! — Ich bin verlohren!

Dritter

Zweyter Akt.

Stella in aller Freude hineintretend mit Fernando.

Stella, (zu den Wänden.) Er iſt wieder da! Seht ihr ihn? er iſt wieder da! (Vor das Gemählde einer Venus tretend.) Sieſt du ihn Göttin? er iſt wieder da! Wie oft bin ich Thörinn auf und ab gelaufen, hier, und habe geweint, geklagt vor dir. Er iſt wieder da! Ich traue meinen Sinnen nicht. Göttinn! ich habe dich ſo oft geſehen, und er war nicht da — nun biſt du da, und er iſt da! Lieber! Lieber! —— du warſt lang weg —— Aber du biſt da! (ihm um den Hals fallend.) Du biſt da! Ich will nichts fühlen, nichts hören, nichts wiſſen, als daß du da biſt!

Fernando. Stella! meine Stella! (an ihrem Hals.) Gott im Himmel, du giebſt mir meine Thränen wieder!

Stella. O du Einziger!

Fernando. Stella! laß mich wieder deinen lieben Athem trinken, deinen Athem, gegen den mir alle Himmelsluft leer, unerquicklich war! ——

Stella. Lieber! ——

Fernando. Hauche in dieſen ausgetrokneten, verſtürmten, zerſtörten Buſen, wieder neue Liebe, neue

Lebenswonne, aus der Fülle deines Herzens! —— (er hängt an ihrem Munde.)

Stella. Bester!

Fernando. Erquickung! Erquickung! — Hier wo du athmest, schwebt alles in genüglichem, innigem Leben. Lieb und bleibende Treue würden hier den ausgedorrten Vagabunden fesseln.

Stella. Schwärmer!

Fernando. Du fühlst nicht, was Himmelstau dem Dürstenden ist, der aus der öden, sandigten Welt, an deinen Busen zurückkehrt.

Stella. Und die Wonne des Armen? Fernando! sein verirrtes, verlohrnes, einziges Schäfgen wieder an sein Herz zu drücken?

Fernando, (zu ihren Füssen.) Meine Stella!

Stella. Auf, Bester! Steh' auf! ich kann dich nicht knien sehen.

Fernando Laß das! Lieg ich doch immer vor dir auf den Knien; beugt sich doch immer mein Herz vor dir, unendliche Lieb und Güte!

Stella. Ich habe dich wieder! —— Ich kenne mich nicht, ich verstehe mich nicht! Im Grund, was thut's?

Fernando. Mir ist wieder wie in den ersten Augenblicken unserer Freuden. Ich hab' dich in meinen Armen, ich sauge die Gewißheit deiner Liebe auf deinen Lippen, und taumle, und frage mich staunend, ob ich wache oder träume.

Stella.

Stella. Nun Fernando, wie ich höre, geſcheuter biſt du nicht geworden.

Fernando. Da ſei Gott vor! —— aber dieſe Augenblicke von Wonne in deinen Armen, machen mich wieder gut, wieder fromm. —— Ich kann beten, Stella; denn ich bin glüklich.

Stella. Gott verzeih dir's, daß du ſo ein Böſewicht, und ſo gut biſt —— Gott verzeih dir's, der dich ſo gemacht hat — ſo flatterhaft und ſo treu — Wenn ich den Ton deiner Stimme höre, ſo mein ich doch gleich wieder, das wäre Fernando, der nichts in der Welt liebte, als mich!

Fernando. Und ich, wenn ich in dein blaues ſüſſes Aug dringe, und drinne mich mit Forſchen verliehre; ſo mein' ich die ganze Zeit meines Wegſeyns hätte kein ander Bild drinne gewohnet, als das meine.

Stella. Du irrſt nicht.

Fernando. Nicht?

Stella. Ich würde dir's bekennen! — Geſtand ich dir nicht in den erſten Tagen meiner vollen Liebe zu dir, alle kleine Leidenſchaften, die je mein Herz gerührt hatten? und war ich dir darum nicht lieber? —

Fernando. Du Engel!

Stella. Was ſiehſt du mich ſo an? Nicht wahr, ich bin älter worden? Nicht wahr, das Elend hat die Blüthe von meinen Wangen geſtreift? —

Fernando. Rose! meine süsse Blume! Stella! — Was schüttelst du den Kopf? —

Stella. — Daß man euch so lieb haben kann! — Daß man euch den Kummer nicht anrechnet, den ihr uns verursachet!

Fernando, (ihre Locken streichelnd.) Ob du wohl graue Haare davon gekriegt hast? — Es ist dein Glük, daß sie so blond ohne das sind — Zwar ausgefallen scheinen dir keine zu seyn. (Er zieht ihr den Kamm aus den Haaren, sie rollen tief herunter.)

Stella. Muthwille!

Fernando, (seine Arme drein schlagend.) Rinaldo wieder in den alten Ketten.

Bedienter (kommt.)

Bedienter. Gnädige Frau! —

Stella. Was hast du? Du machst ein verdrießlich, ein kaltes Gesicht; du weist, die Gesichter sind mein Tod, wenn ich vergnügt bin.

Bedienter. Und doch gnädige Frau — die zwey Fremden wollen fort!

Stella. Fort? Ach!

Bedienter. Wie ich sage. Ich sah' die Tochter in's Posthaus gehn, wieder kommen, zur Mutter reden; Da erkundigt' ich mich drüben: es hieß, sie hätten Extrapost bestellt, da der Postwagen hinunter schon fort ist. Ich redete mit ihnen; sie bat mich, die Mutter, in Thränen, ich sollte ihnen ihre Kleider heimlich

heimlich hinüber ſchaffen, und der gnädigen Frau tauſend Segen wünſchen; ſie könnten nicht bleiben.

Fernando. Es iſt die Frau, die heute mit ihrer Tochter angekommen iſt? —

Stella. Ich wollte die Tochter in meine Dienſte nehmen, und die Mutter dazu behalten — O daß ſie mir jetzt dieſe Verwirrung machen, Fernando! —

Fernando. Was mag ihnen ſeyn?

Stella. Gott weis! Ich kann, ich mag nichts wiſſen. Verlieren mögt ich ſie nicht gern — Hab ich doch dich, Fernando! — Ich würde zu Grunde gehn in dieſen Augenblicken! Rede mit ihnen Fernando! — Eben jetzt! jetzt! — Schick die Mutter, Wilhelm; ſie ſoll Freyheit haben — Fernando, ich will ins Bosket! Komm nach! Komm nach! — Ihr Nachtigallen, ihr empfangt ihn noch!

Fernando. Liebſte Liebe!

Stella, (an ihm hangend.) Und du kommſt doch bald?

Fernando. Gleich! Gleich! (Stella ab.)

Fernando, (allein.) Engel des Himmels! Wie vor ihrer Gegenwart alles heiter wird, alles frey! — Fernando, kennſt du dich noch ſelbſt? Alles was dieſen Buſen bedrängt, es iſt weg; jede Sorge, jedes ängſtliche Zurückerinnern, was war — und was ſeyn wird! — Kommt ihr ſchon wieder? — Vor dir ſteht alles! Unbegreiflich! vor ihr! — Wenn ich dich anſehe, deine Hand halte.

Der Verwalter (kommt.)

Verwalter, (ihm zu Füssen fallend, und seine Knie umfassend) Sie sind wieder da?

Fernando. Steh auf! Ich bins.

Verwalter. Lassen sie mich! Lassen sie mich! O gnadiger Herr! —

Fernando. Bist du glüklich?

Verwalter. Meine Frau lebt, ich hab zwey Kinder. — und sie kommen wieder!

Fernando. Wie habt ihr gewirthschaftet?

Verwalter. Daß ich gleich bereit bin Rechenschaft abzulegen —— Sie sollen erstaunen wie wir das Gut verbessert haben. —— Darf ich denn fragen? —— Ihre Gemahlinn? —— Ihre Tochter? ——

Fernando. Stille! —— Soll ich dir alles sagen? Du verdienst's alter Mitschuldiger meiner Thorheiten.

Verwalter. Gott sei nur Dank, daß sie nicht Zigeunerhauptmann waren; ich hätte auf ein Wort von ihnen, gesengt und gebrennt.

Fernando. Du sollst's hören!

Verwalter. Bleiben sie denn nun jetzt? Soll des Vagierens ein Ende werden? Seit ich Frau und Kinder habe, befind' ich mich in einem Eckelgen der Welt ganz wohl, da mir sonst alles zu eng war. Zwar sie ——

Fernando. Keine Vorwürfe!

Ver-

Verwalter. Ich wollte ſagen, daß unſere liebe Frau nun auch wohl wieder nach einer ſo langen Abweſenheit —

Fernando. Meine Mina! Meine Mina!

Verwalter. Nun, nun! Gott wird ihr eins wieder ſchenken! Und werden's behalten, und werden bleiben — und ein wakerer Landmann mit uns werden! — Denn am Ende was iſt all das ſuchen und fahren und ſchwadroniren? —

Fernando. Haſt du's hofmeiſtern noch nicht verlernt?

Verwalter. Gnädiger Herr, warum ſoll ich nicht reden, wie mir's um's Herz iſt? Um Verzeihung! Ich weiß noch wohl, als unſere gute liebe Cezilie zwey drey Jahr ihre Gemahlinn war, wie's ihnen warmte, ihnen alles nicht recht war, wie ſie glaubten gefeſſelt, gefangen zu ſeyn; wie ſie nach Freyheit ſchnappten.

Fernando. So hör' ich's gerne.

Verwalter. Iſt's nicht die Wahrheit?

Fernando. Gut!

Verwalter. Wie ſie mir ihr Herz öfneten, und in einem Anfall von heftiger Unzufriedenheit zu mir ſagten: „Franz ich muß fort! — Ich wär' ein „Thor mich feſſeln zu laſſen! Dieſer Zuſtand erſtikt „alle meine Kräfte, dieſer Zuſtand raubt mir allen „Muth der Seele; er engt mich ein! — Was liegt „nicht alles in mir? Was könnte ſich nicht alles ent-

„wikeln? — Ich muß fort — in die freye „Welt! — “

Fernando. Treffend!

Verwalter. Ich verſtund nicht, was ſie wollten; jetzt verſteh' ichs. Wir giengen durch, wir giengen in die freye Welt; — und flatterten auf und ab, heraus — herein — und wußten zuletzt mit dem freyen Muth nicht, was wir für Langerweile beginnen ſollten — daß wir uns wieder über Hals über Kopf gefangen geben mußten, um uns nicht eine Kugel vor'n Kopf zu ſchießen —

Fernando. Drolligter Menſch!

Verwalter. Da hatten nun die Kräfte ihr freel's Spiel.

Fernando. Haſenfuß!

Verwalter. Da entwikelten ſich die Fähigkeiten.

Fernando. Weißt du, worüber du ſpotteſt?

Verwalter. Ueber das, was ſie ſo oft ſagten, nie thaten; über das, was ſie wünſchten, nie fanden, und auch oft nicht einmal ſuchten.

Fernando. So weit vor diesmal!

Verwalter. Bleiben ſie! bleiben ſie nur! und dann iſt alles gut! (ab.)

Bedienter, [kommt.]

Bedienter. Madame Sommer!

Fernando. Bring ſie herein. (Bedienter ab.)

Fernando, (allein.) Dies Weib macht mich ſchwermüthig. Daß nichts ganz, nichts rein in der Welt

Welt iſt! Dieſe Frau! — ihrer Tochter Muth hat mich zerſtört; was wird ihr Schmerz thun?

Madame Sommer, (tritt auf.)

Fernando, (vor ſich.) O Gott! und auch ihre Geſtalt muß mich an meine Vergehen erinnern! Herz! Unſer Herz! o wenn's in dir liegt, ſo zu fühlen und ſo zu handeln, warum haſt du nicht auch Kraft, dir das geſchehene zu verzeihen. — Ein Schatten der Geſtalt meiner Frau! — Oh wo ſeh' ich den nicht! (laut.) Madame!

Madame Sommer. Was befehlen ſie, mein Herr?

Fernando. Ich wünſchte daß ſie meiner Stella Geſellſchaft leiſten wollten, und mir! Setzen ſie ſich!

Madame Sommer. Die Gegenwart des Elenden iſt dem Glüklichen zur Laſt! Und ach! der Glükliche dem Elenden noch mehr.

Fernando. Ich begreife ſie nicht. Können ſie Stella verkannt haben? ſie, die ganz Liebe, ganz Gottheit iſt?

Madame Sommer. Mein Herr! ich wünſchte heimlich zu reiſen! Laſſen ſie mich — Ich muß fort. Glauben ſie, daß ich Gründe habe! aber ich bitte, laſſen ſie mich!

Fernando (vor ſich.) Welche Stimme! Welche Geſtalt! (laut.) Madame! (er wendet ſich ab.) — Gott es iſt meine Frau! — (laut.) Verzeihen ſie! (eilend ab.)

Madame Sommer (allein.) Er erkennt mich! — Ich danke dir Gott, daß du in dieſen Augenbliken meinem Herzen ſo viel Stärke gegeben haſt! — Bin ich's? die Zerſchlagene! die Zerriſſene! die in dem gegenwärtigen Stand ſo ruhig, ſo muthig iſt? Guter, ewiger Vorſorger, du nimmſt unſerm Herzen doch nichts, was du ihm nicht aufbewahrteſt, bis zur Stunde, wo es deſſen am meiſten bedarf.

Fernando (kommt zurük.)

Fernando, (vor ſich.) Sollte ſie mich kennen? — (laut.) Ich bitte ſie, Madame, ich beſchwöre ſie, eröfnen ſie mir ihr Herz!

Madame Sommer. Ich müßte ihnen mein Schikſal erzählen; und wie ſollten ſie zu Klagen und Trauer geſtimmt ſeyn, auf einen Tag, da ihnen alle Freuden des Lebens wiedergegeben ſind; da ſie alle Freuden des Lebens der würdigſten weiblichen Seele wiedergegeben haben. Nein, mein Herr! Entlaſſen ſie mich!

Fernando! Ich bitte ſie!

Madame Sommer. Wie gern erſpar't ich's ihnen, und mir! Die Erinnerung der erſten glüklichen Tage meines Lebens, macht mir tödtliche Schmerzen.

Fernando. Sie ſind immer unglüklich geweſen?

Madame Sommer. Sonſt würd ich's jetzt in dem Grade nicht ſeyn, (Nach einer Pauſe mit erleichterter Bruſt.)

Madame Sommer. Die Tage meiner Jugend waren leicht und froh. Ich weiß nicht was die Männer an mich feſſelte; eine groſſe Anzahl wünſchte mir gefällig zu ſeyn. Für wenige fühlte ich Freundſchaft, Neigung; doch keiner war, mit dem ich geglaubt hätte mein Leben zubringen zu können. Und ſo vergiengen die glüklichen Tage der roſenfarbenen Zerſtreuungen, wo ſo ein Tag dem andern freundlich die Hand bietet. Und doch fehlte mir etwas — Wenn ich tiefer in's Leben ſah, und alle Freud und Leid ahndete, die des Menſchen warten, da wünſcht' ich mir einen Gatten, deſſen Hand mich durch die Welt begleitete, der für die Liebe, die ihm mein jugendliches Herz weihen konnte, im Alter mein Freund, mein Beſchützer, mir ſtatt meiner Eltern geworden wäre, die ich um ſeinetwillen verlieſs.

Fernando. Und nun?

Madame Sommer. Ach ich ſah' den Mann! Ich ſah' ihn! auf den ich in den erſten Tagen unſerer Bekanntſchaft all' meine Hofnungen niederlegte. Die Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes ſchien mit ſolch einer Treue des Herzens verbunden zu ſeyn, daß ſich ihm das meinige gar bald öfnete, daß ich ihm meine Freundſchaft, und ach, wie ſchnell darauf meine Liebe gab. Gott im Himmel, wenn ſein Haupt an meinem Buſen ruhte, wie ſchien er dir für die Stätte zu danken, die du ihm in meinen Armen bereitet hatteſt! Wie floh' er aus dem Wirbel der Geſchäfte

und

und Zerstreuungen wieder zu mir! und wie unterstützt ich mich in trüben Stunden an seiner Brust!

Fernando. Was konnte diese liebe Verbindung stören?

Madame Sommer. Nichts ist bleibend — Ach er liebte mich! liebte mich so gewiß als ich ihn. Es war eine Zeit, da er nichts kannte, nichts wußte, als mich glüklich zu sehen, mich glüklich zu machen. Es war, ach die leichteste Zeit des Lebens, die ersten Jahre einer Verbindung, wo manchmal mehr ein bißgen Unmuth, ein bißgen Langeweile uns reinigen, als daß es würklich Uebel wären. Ach, er begleitete mich den leidlichen Weg, um mich in einer öden, fürchterlichen Wüste allein zu lassen.

Fernando, (immer verwirrter.) Und wie? Seine Gesinnungen, sein Herz?

Madame Sommer. Können wir wissen was in dem Busen der Männer schlägt! — Ich merkte nicht, daß ihm nach und nach, das alles ward — wie soll ich's nennen? — nicht gleichgültiger! das darf ich mir nicht sagen. Er liebte mich immer, immer! Aber er brauchte mehr als meine Liebe. Ich hatte mit seinen Wünschen zu theilen. Vielleicht mit einer Nebenbuhlerinn; ich verbarg ihm meine Vorwürfe nicht, und zuletzt —

Fernando. Er konnte? —

Madame Sommer. Er verließ mich. Das Gefühl meines Elends hat keinen Namen! All' mei-

ne

ne Hofnungen in dem Augenblik zu Grunde! In dem Augenblik da ich die Früchte der geopferten Blüthe einzuerndten gedachte — verlaſſen! — verlaſſen! — Alle Stützen des menſchlichen Herzens: Liebe, Zutrauen, Ehre, Stand, täglich wachſendes Vermögen, Ausſicht über eine zahlreiche wohlverſorgte Nachkommenſchaft, alles ſtürzte vor mir zuſammen, und ich — und das überbliebene unglükliche Pfand unſerer Liebe — Ein todter Kummer folgte auf die wüthenden Schmerzen; und das ausgeweinte, durch verzweifelte Herz ſank in Ermattung hin. Die Unglüksfälle, die das Vermögen einer armen Verlaſſenen ergriffen, achtete ich nicht, fühlte ich nicht, bis ich zulezt —

Fernando. Der Schuldige!

Madame Sommer (mit zurükgehaltener Wehmuth) Er iſt's nicht! — Ich bedauere den Mann, der ſich an ein Mädgen hängt.

Fernando. Madame.

Madame Sommer, (gelinde ſpottend, ihre Rührung zu verbergen) Nein, gewiß! Ich ſeh ihn als einen Gefangenen an. Sie ſagen ja auch immer, es ſey ſo. Er wird aus ſeiner Welt in die unſere herüber gezogen, mit der er im Grund' nichts gemeines hat. Er betrügt ſich eine Zitiana, und weh uns! wenn ihm die Augen aufgehn! — Ich nun gar, konnte ihm zulezt nichts ſeyn, als eine redliche Hausfrau, die zwar mit dem feſteſten Beſtreben an ihm hing,

ihm gefällig, für ihn sorgsam zu seyn; die dem Wohl ihres Hauses, ihres Kindes, all ihre Tage widmete, und freilich sich mit so viel Kleinigkeiten abgeben mußte, daß ihr Herz und Kopf oft wüste ward, daß sie keine unterhaltende Gesellschafterinn war, daß er mit der Lebhaftigkeit seines Geistes meinen Umgang nothwendig schaal finden mußte. Er ist nicht schuldig!

Fernando, zu ihren Füßen. Ich bin's!

Madame Sommer, mit einem Strohm von Thränen an seinem Hals. Mein! —

Fernando. Cezilie! — mein Weib —

Cezilie, (von ihm sich abwendend.) Nicht mein — Du verläßt mich, mein Herz! — (wieder an seinen Hals.) Fernando! — wer du auch seyst — laß diese Thränen einer Elenden an deinem Busen fließen — Halte mich diesen Augenblick aufrecht, und dann verlaß mich auf ewig — Es ist nicht dein Weib! — Stoße mich nicht von dir! —

Fernando. Gott! — Cezilie, deine Thränen an meinen Wangen — das Zittern deines Herzens an dem meinigen! — Schone mich! schone mich! —

Cezilie. Ich will nichts Fernando! — Nur diesen Augenblik! — Gönne meinem Herzen diese Ergießung, es wird frei werden, stark! Du sollst mich los werden —

Fernando. Eh soll mein Leben zerreißen, eh ich dich lasse!

Cezilie. Ich werde dich wieder sehn, aber nicht auf dieser Erde! du gehörst einer andern, der ich dich nicht rauben kann — — Oefne, öfne mir den Himmel! Einen Blik in jene selige Ferne, in jenes ewige Bleiben — Allein allein ist's Trost in diesem fürchterlichen Augenblik.

Fernando. (Sie bey der Hand fassend, anstehend sie umarmend.) Nichts, nichts in der Welt soll mich von dir trennen. Ich habe dich wieder gefunden.

Cezilie. Gefunden was du nicht suchtest!

Fernando. Laß! Laß! — Ja, ich habe dich gesucht; dich, meine Verlassene, meine Teure! Ich fand so gar in den Armen des Engels hier, keine Ruhe, keine Freuden; alles erinnert mich an dich, an deine Tochter, an meine Luzie. Gütiger Himmel! wie viel Freude! — Sollte das liebenswürdige Geschöpf meine Tochter seyn? — — Ich habe dich aufgesucht überall. Drei Jahre zieh ich herum. An dem Ort unsers Aufenthalts fand ich, ach! unsere Wohnung verändert, in fremden Händen, und die traurige Geschichte des Verlust's deines Vermögens. Deine Entweichung zerriß mir das Herz; ich konnte keine Spur von dir finden, und meiner selbst und des Lebens überdrüßig, stekt ich mich in diese Kleider, in fremde Dienste, half die sterbende Freiheit der edlen Corsen unterdrücken;

und

und nun ſiehſt du mich hier, nach einer langen und wunderbaren Verirrung wieder an deinem Buſen, mein theuerſtes, mein beſtes Weib!

Luzie, [tritt auf.]

Fernando. O meine Tochter!

Luzie. Lieber, beſter Vater! wenn ſie mein Vater wieder ſind!

Fernando. Immer und ewig!

Lezilie. Und Stella? —

Fernando: Hier gilt's ſchnell ſeyn. Die Unglükliche! Warum, Luzie, dieſen Morgen, warum konnten wir nicht entdecken? — Mein Herz ſchlug mir; du weißt wie gerührt ich dich verließ! Warum? Warum? — Wir hätten uns das alles erſpart! Stella! wir hätten ihr dieſe Schmerzen erſpart — Doch wir wollen fort. Ich will ihr ſagen, ihr beſtündet darauf, euch zu entfernen, wolltet ſie mit eurem Abſchied nicht beſchweren; wolltet fort. Und du, Luzie, geſchwind hinüber; laß eine Chaiſe zu dreien anſpannen. Meine Sachen ſoll der Bediente zu den eurigen packen; — Bleib noch hüden, beſte, theuerſte Frau! Und du meine Tochter, wenn alles beſtellt iſt, komm herüber, und verweilt im Gartenſaal, wartet auf mich. Ich will mich von ihr losmachen, ſagen ich wollt euch hinüber begleiten, ſorgen, daß ihr wohl fort kämt, und

das Poſtgeld für euch bezahlen! — Arme Seele, ich betrüge dich mit deiner Güte! — Wir wollen fort! —

Cezilie. Fort? — Nur ein vernünftig Wort!

Fernando. Fort! Laß ſeyn! — Ja meine Lieben, wir wollen fort! (Cezilie mit Luzie ab.)

Fernando (allein.) Fort? — — Wohin? Wohin? ? — ein Dolchſtich würde allen dieſen Schmerzen den Weg öfnen, und mich in die dumpfe Fühlloſigkeit ſtürzen, um die ich iezt alles dahin gäbe! — Biſt du da, Elender? Erinnere dich, der vollglüklichen Tage, da du in ſtarker Genügſamkeit gegen den Armen ſtandſt, der des Lebens Bürde abwerfen wollte; wie du dich fühlteſt, in ienen glüklichen Tagen, und nun! — Ja die Glüklichen! die Glüklichen! — Eine Stunde früher, dieſe Entdekung, und ich wäre geborgen; ich hätte ſie nicht wieder geſehn, ſie mich nicht; ich hätte mich überreden können: ſie hat dich dieſe vier Jahre her vergeſſen, verſchmerzt ihr Leiden. Aber nun? Wie ſoll ich vor ihr erſcheinen, was ihr ſagen? O meine Schuld, meine Schuld! wird ſchwer in dieſen Augenblicken über mir! — Verlaſſen, die beiden lieben Geſchöpfe! Und ich in dem Augenblick da ich ſie wieder finde, verlaſſen von mir ſelbſt! Elend! O meine Bruſt!

Vierter Akt.

Einsiedelei in Stellas Garten.

Stella.

Stella. Du blühst schön, schöner als sonst, liebe liebe Stätte der gehofften ewigen Ruhe — Aber du lokst mich nicht mehr — mir schaudert vor dir, kühle lokre Erde mir schaudert vor dir — Ach wie oft, in Stunden der Einbildung, hüllt' ich schon, Haupt und Brust dahingegeben in den Mantel des Todes, und stand gelassen an deiner Tiefe, und schritt hinunter, und verbarg mein jammervolles Herz unter deine lebendige Decke. Da sollte du Verwesung, wie ein liebes Kind, diese überfüllte, drängende Brust aussaugen, und mein ganzes Dasein in einen freundlichen Traum auflösen — Und nun — Sonne des Himmels du scheinst herein — es ist so licht, so offen um mich her, und ich freue mich des! — Er ist wieder da! — Und in einem Wink steht rings um mich die Schöpfung liebevoll!

hevoll! und ich bin ganz Leben — und neues, wärmeres, glühenderes Leben will ich von ſeinen Lippen trinken! — Zu ihm — bei ihm — mit ihm in bleibender Kraft wohnen — Fernando! — Er kommt! Horch! — Nein, noch nicht! — Hier ſoll er mich finden, hier an meinem Roſenaltar, unter meinen Roſenzweigen! dieſe Knöſpaen will ich ihm brechen — hier! Hier! — Und dann führ ich ihn in dieſe Laube. Wohl, wohl war's, daß ich ſie doch, ſo eng eng ſie iſt, für zwei eingerichtet habe — Hier lag ſonſt mein Buch, ſtand mein Schreibzeug — Weg Buch! und Schreibzeug! — Kämmer nur! — Gleich verlaſſen! Hab' ich ihn denn wieder? — Iſt er da? —

Fernando kommt.

Stella. Wo bleibſt du mein Beſter? Wo biſt du? Ich bin lang, lang allein! (ängſtlich.) Was haſt du?

Fernando (vor ſich.) Die Weiber haben mich verſtimmt! — (laut.) Die Alte iſt ein braves Weib; ſie will aber nicht bleiben, will keine Urſache ſagen, ſie will fort. Laß ſie Stella.

Stella. Wenn ſie nicht zu bewegen iſt, ich will ſie nicht wider Willen — Und, Fernando, ich brauche Geſellſchaft — und iezt — (an ſeinem Halſe) iezt Fernando! Ich habe dich ja!

Fernando. Beruhige dich!

Stella. Laß mich weinen! ich wollte der Tag wäre vorbei! Noch zittern mir alle Gebeine! — Freude! — alles unerwarte, auf einmal! Dich Fernando! Und kaum! kaum! Ich werde vergehen in allem diesem!

Fernando, (vor sich.) Ich Elender! Sie verlassen? (laut.) Laß mich Stella!

Stella. Es ist deine Stimme, deine liebende Stimme! — Stella! Stella! Du weist, wie gern ich diesen Namen aussprechen hörte: — Stella! Es spricht ihn niemand aus wie du. Ganz die Seele der Liebe in dem Klang! — Wie lebhaft ist mir noch die Erinnerung des Tags, da ich dich ihn zuerst aussprechen hörte, da all mein Glük in dir begann!

Fernando. Glük?

Stella. Ich glaube du fängst an zu rechnen; rechnest die trüben Stunden, die ich mich über dich gemacht habe. Laß Fernando! Laß! — O seit dem Augenblik da ich dich zum erstenmal sah, wie ward alles so ganz anders in meiner Seele! Weißt du den Nachmittag im Garten, bei meinem Onkel! Wie du zu uns hereintratst? Wir saßen unter den großen Castanienbäumen hinter dem Lusthaus? —

Fernando (vor sich.) Sie wird mir das Herz zerreißen! — (laut.) Ich weiß noch meine Stella!

Stella. Wie du zu uns tratſt? Ich weiß nicht ob du bemerkteſt, daß du im erſten Augenblik meine Aufmerkſamkeit gefeſſelt hatteſt? Ich wenigſtens merkte bald, daß deine Augen mich ſuchten. Ach, Fernando! da brachte mein Onkel die Muſik; du nahmſt deine Violin, und wie du ſpieleſt, lagen meine Augen ſorglos auf dir; ich ſpähe ieden Zug in deinem Geſicht, und — in einer unvermutheten Pauſe, ſchlugſt du die Augen auf — auf mich! ſie begegneten den meinigen; wie ich erröthete, wie ich wegſah! Du haſt es bemerkt, Fernando! denn von der Zeit an fühlt ich wohl, daß du öfter über dem Blatt wegſahſt, oft zur ungelegenen Zeit, aus dem Takt kamſt, daß mein Onkel ſich zertrat. Jeder Fehlſtrich, Fernando, gieng mir durch die Seele — Es war die ſüßte Confuſion die ich in meinem Leben gefühlt habe; Um alles Gold hätt' ich dich nicht wieder grad anſehen können. Ich machte mir Luft, und ging —

Fernando. Bis auf den kleinſten Umſtand! — (vor ſich) Unglükliches Gedächtniß.

Stella. Ich erſtaune oft ſelbſt; wie ich dich liebe, wie ich ieden Augenblik bei dir mich ganz vergeſſe; doch alles vor mir noch zu haben, ſo lebhaft als wär's heute! Ja wie oft hab ich mir's auch erzählt, wie oft Fernando? — Wie ihr mich ſuchtet, wie du an der Hand meiner Freundinn, die du vor mir kennen lerneteſt, durch's Bosket ſtreifteſt und ſie rief:

Stella! — und du rieffst: Stella! Stella! — ich hatte dich kaum reden gehört, und erkannte deine Stimme, und wie ihr auf mich traft, und du meine Hand nahmst! Wer war konfußer ich oder du? Eins half dem andern — Und von dem Augenblik an — Meine gute Sara sagte mir's wohl, gleich selbigen Abend — Es ist alles eingetroffen. — Und welche Seeligkeit in deinen Armen. Wenn meine Sara meine Freuden sehen könnte! Es war ein gutes Geschöpf; sie weinte viel um mich, da ich so krank, so liebeskrank war. Ich hätte sie gern mitgenommen, da ich um deinetwillen alles verlies.

Fernando. Alles verlies!

Stella. Fällt dir das so auf? Ist's denn nicht wahr? Alles verlies! Oder kannst du in Stellen's Munde so was zum Vorwurf misdeuten? Um deinetwillen hab ich lange nicht genug gethan.

Fernando. Freylich! Deinen Onkel, der dich als Vater liebte, der dich auf den Händen trug, dessen Wille dein Wille war, das war nicht viel? Das Vermögen, die Güter, die alle dein waren, dein worden wären, das war nichts? Den Ort wo du von Jugend auf gelebt, dich gefreut hattest; — deine Gespielen —

Stella. Und das alles, Fernando, ohne dich? Was war mir's vor deiner Liebe; aber da, als die in meiner Seele aufging, da hatt' ich erst Fuß in der Welt gefaßt — Zwar muß ich dir gestehn, daß ich manch-

manchmal in einſamen Stunden dachte: warum konnt ich das nicht alles mit ihm genießen? warum muſſten wir fliehen? warum nicht im Beſiz von all dem bleiben? Hätte ihm mein Onkel meine Hand verweigert? Nein! Und warum fliehen! O ich habe für dich wieder Entſchuldigungen genug gefunden! für dich! da hat mir's nie gemangelt! Und wenn's Grille wäre, ſagte ich! — Wie ihr denn eine Menge Grillen habt —— wenn's Grille wäre, das Mädgen ſo heimlich als Beute für ſich zu haben! — Und wenn's Stolz wäre, das Mädgen ſo allein, ohne Zugabe zu haben. Du kannſt denken daß mein Stolz nicht wenig dabey intereßirt war, ſich das beſte glauben zu machen, und ſo kamſt du nun glüklich durch.

Fernando. Ich vergehe!

Anngen (kommt.)

Anngen. Verzeihen ſie, gnädige Frau! Wo bleiben ſie Herr Hauptmann? Alles iſt aufgepakt, und nun fehlts an ihnen. Die Mamſell hat ſchon ein Laufens, ein Befehlen's heut verführt, daß es unleidlich war; und nun bleiben ſie aus!

Stella. Geh' Fernando, bring ſie hinüber; zahl das Poſtgeld für ſie, aber ſei gleich wieder da.

Anngen. Fahren ſie denn nicht mit? Die Mamſell hat eine Chaiſe zu dreien beſtellt, ihr Bedienter hat ja aufgepakt!

Stella. Fernando, das iſt ein Irrthum!

Fernando. Was weis das Kind?

Anngen. Was ich weis? Freilich ſiehts curios aus, daß der Herr Hauptmann mit dem Frauenzimmer fort will, von der gnädigen Frau; ſeit ſie bey Tiſch Bekanndtſchaft mit ihnen gemacht hat. Das war wohl ein zärtlicher Abſchied als ſie ihr zur geſeegneten Mahlzeit die Hand küſſten!

Stella, (verlegen.) Fernando.

Fernando. Es iſt ein Kind!

Anngen. Glauben ſie's nicht gnädige Frau! es iſt alles aufgepakt; der Herr geht mit.

Fernando. Wohin? Wohin?

Stella. Verlaß uns Anngen! (Anngen ab.)

Stella. Reis mich aus der entſezlichen Verlegenheit! Ich fürchte nichts, und doch ängſtet mich das Kindergeſchwäz — Du biſt bewegt; Fernando! — Ich bin deine Stella!

Fernando, (ſich umwendend und ſie bey der Hand faſſend.) Du biſt meine Stella!

Stella. Du erſchrökſt mich, Fernando! du ſiehſt wild.

Fernando. Stella! ich bin ein Böſewicht, und feig; und vermag vor dir nichts. Fliehen! —— Hab das Herz nicht dir den Dolch in die Bruſt zu ſtoßen, und will dich heimlich vergiften, ermorden! Stella!

Stella. Um Gottes willen!

Fernando.

Fernando, (voll Wuth und Zittern.) Und nur nicht ſehn ihr Elend, nicht hören ihre Verzweiflung! Fliehen! ——

Stella. Ich halt's nicht aus!

(ſie will ſinken und hält ſich an ihn.)

Fernando. Stella! die ich in meinen Armen faſſe! Stella! die du mir alles biſt! Stella! — (kalt.) Ich verlaſſe dich!

Stella, (erwiedert lächelnd.) Mich!

Fernando, (mit Zähnknirſchen.) Dich! mit dem Weib, das, das du geſehen haſt! mit dem Mädgen! ——

Stella. Es wird ſo Nacht!

Fernando. Und dieſes Weib iſt meine Frau! —

Stella, (ſie ſieht ihn ſtarr an, und laſſt die Arme ſinken.)

Fernando. Und das Mädgen iſt meine Tochter! Stella!

(er bemerkt erſt, daß ſie in Ohnmacht gefallen iſt.)

Stella!

(er bringt ſie auf einen Sitz.)

Stella! —— Hülfe! Hülfe!

Lezilie. Luzie (kommen.)

Fernando. Seht! ſeht! den Engel! Er iſt dahin! Seht! —— Hülfe! (bemühen ſich um ſie.)

Luzie. Sie erholt ſich.

Fernando, (ſtumm ſie anſehend.) Durch dich! Durch dich! (ab.)

Stella. Wer? Wer? —— (aufſtehend.) Wo iſt er? (ſie ſinkt zurük, ſieht die an, die ſich um ſie bemühen) Dank euch! Dank! —— Wer ſeyd ihr? ——

Cezilie. Beruhigen ſie ſich! Wir ſind's.

Stella. Ihr? —— Seid ihr nicht fort? —— Seid ihr? — Gott! wer ſagte mir's? —— Wer biſt du? — biſt du — (Cezilie bey den Händen faſſend) Nein! ich halt's nicht aus!

Cezilie. Beſte! Liebſte! Ich ſchließ dich Engel an mein Herz!

Stella. Sag' mir, —— Es liegt tief in meiner Seele — Sag' mir, — Biſt du ——

Cezilie. Ich bin — ich bin ſein Weib! —

Stella (aufſpringend, ſich die Augen zuhaltend.) Und ich? — (ſie geht verwirrt auf und ab.)

Cezilie. Kommen ſie in ihr Zimmer!

Stella. Woran erinnerſt du mich? — Schröklich! Schröklich! — Sind das meine Bäume die ich pflanzte, die ich erzog? Warum in dem Augenblik mir alles ſo fremd wird? — Verſtoßen! — Verlohren! Verlohren auf ewig! Fernando! Fernando!

Cezilie. Geh, Luzie, ſuch deinen Vater.

Stella. Um Gottes Barmherzigkeit! Halt! — Weg! Laß ihn nicht kommen! Entferne dich! — Vater! — Gatte! —

Cezilie. Süſſe Liebe!

Stella. Du liebſt mich! du drükſt mich an deine Bruſt — Nein! Nein! —— Laß mich! —— Verſtoß

ſtos mich! — (an ihrem Hals) Noch einen Augenblik! es wird bald aus mit mir ſeyn! Mein Herz! Mein Herz!

Luzie. Sie müſſen ruhen!

Stella. Ich ertrag euren Anblik nicht! Euer Leben hab' ich vergiftet, euch geraubt euer Alles — Ihr im Elend; und ich — welche Seeligkeit in ſeinen Armen. (wirft ſich auf die Knie.) Könnt ihr mir vergeben?

Cezilie. Laß! Laß! (bemühen ſich ſie aufzuheben.)

Stella. Hier will ich liegen, flehn, jammern, zu Gott und euch: Vergebung! Vergebung! — (ſie ſpringt auf.) — Vergebung? — Troſt, gebt mir! Troſt! Ich bin nicht ſchuldig! — Du gabſt mir ihn, heiliger Gott im Himmel, ich hielte ihn feſt, wie die liebſte Gabe aus deiner Hand — Laß mich! — Mein Herz zerreißt! —

Cezilie. Unſchuldige! Liebe!

Stella, (an ihrem Hals.) Ich leſe in deinen Augen, auf deiner Lippe, Worte des Himmels. Halt mich! trag mich! ich gehe zu Grunde! Sie vergiebt mir! Sie fühlt mein Elend!

Cezilie. Schweſter! meine Schweſter erhole dich! nur einen Augenblik erhole dich! Glaube, daß, der in unſer Herz dieſe Gefühle legte, die uns oft ſo elend machen, auch Troſt und Hülfe dafür bereiten kann.

Stella. An deinem Hals laß mich ſterben!

Cezilie. Kommen ſie!

Stella,

Stella, (nach einer Pauſe wild wegfahrend.) Laſſt mich alle! Siehe es drängt ſich eine Welt voll Verwirrung und Quaal in meine Seele, und füllt ſie ganz mit unſäglichen Schmerzen — Es iſt unmöglich — unmöglich! — So auf einmal! — Iſt nicht zu faſſen, nicht zu tragen! ——

(ſie ſteht eine Weile niederſehend ſtill, in ſich gekehrt, ſieht dann auf, erblikt die beyden, fährt mit einem Schrey zuſammen, und entflieht.)

Cezilie. Geh ihr nach, Luzie, Beobachte ſie!

(Luzie ab.)

Cezilie. Sieh herab auf deine Kinder, und ihre Verwirrung, ihr Elend! —— Leidend lernt ich viel. Stärke mich! — Und kann der Knoten gelöst werden; heiliger Gott im Himmel! zerreiß ihn nicht!

Fünfter Akt.

Stellas Cabinet.

Im Mondenſchein.

Stella. Sie hat Fernando's Portrait, und iſt im Begriff es von der Blendrahme loszumachen.

Stella. Fülle der Nacht, umgieb mich! faſſe mich! leite mich! ich weiß nicht wohin ich trete! — Ich muß! ich will hinaus in die weite Welt! Wohin? Ach wohin? Verbannt aus deiner Schöpfung! wo du heiliger Mond auf den Wipfeln meiner Bäume dämmerſt; wo du mit furchtbar lieben Schatten das Grab meiner holden Mina umgiebſt, ſoll ich nicht mehr wandeln? Von dem Ort, wo alle Schäze meines Lebens, alle ſeelige Erinnerungen aufbewahrt ſind? — Und du, worüber ich ſo oft mit Andacht und Thränen gewohnt habe, Stätte meines Grabs! die ich mir weihte; wo umher alle Wehmuth, alle Wonne meines Lebens dämmert; wo ich noch abgeſchieden umzuſchweben, und die Vergan-

Vergangenheit all schmachtend zu genießen hoffte; von dir auch verbannt seyn? — Verbannt seyn! — Du bist stumm! Gott sey Dank! dein Gehirn ist verwüstet; du kannst ihn nicht fassen den Gedanken; Verbannt seyn! Du würdest wahnsinnig werden! — Nun! — O mir ist schwindelich! — Leb wohl! — Lebt wohl! — Nimmer wieder sehn? Es ist ein dumpfer Todtenblik in dem Gefühl! Nicht wieder sehn? — Fort! Stella! (Sie ergreift das Portrait.) Und dich sollt ich zurük lassen? — (Sie nimmt ein Messer und fängt an die Nagel los zu bersten.) O daß ich ohne Gedanken wäre! daß ich in dumpfem Schlaf, daß ich in hinreißenden Thränen mein Leben hingäbe! — Das ist, und wird seyn: — du bist elend! — (das Gemählde nach dem Mond wendend.) Ha, Fernando! da du zu mir tratst! und mein Herz dir entgegen sprang, fühltest du nicht das Vertrauen auf deine Treue, deine Güte? — Fühltest du nicht, welch Heiligthum sich dir eröfnete, als sich mein Herz gegen dich aufschloß? — Und du bebtest nicht vor mir zurük? Versankst nicht? Entflohst nicht? — Du konntest meine Unschuld, mein Glük, mein Leben, so zum Zeitvertreib pflüken, und zerpflüken, und en Weg gedankenlos hinstreuen! — Edler! — Ha Edler — Meine Jugend! — meine goldne Taae! — Und du trägst die tiefe Tüke im Herzen! — dein Weib! — deine Tochter! — Und mir wär's frey in der Seele, rein wie ein Frühlingsmorgen! —

Alles alles Eine Hofnung — Wo biſt du Stella? — (das Portrait anſchauend.) So groß! ſo ſchmeichelnd! — Der Bild war's, der mich in's Verderben riß! — Ich haſſe dich! Weg! wende dich weg! — So dämmernd! ſo lieb! — Mein! Mein! — Verderber! — Mich? — Mich? — Du? — Mich? — (Stößt mit dem Meſſer nach dem Gemählde.) Fernando! — (Sie wendet ſich ab, das Meſſer fällt, ſie ſtürzt mit einem Ausbruch von Thränen vor dem Stuhl nieder.) — Liebſter! Liebſter! — Vergebens! Vergebens!

Bedienter (kommt.)

Bedienter. Gnädige Frau! wie ſie befahlen, die Pferde ſind an der hintern Gartenthüre. Ihre Wäſche iſt aufgepakt. Vergeſſen ſie nicht Geld!

Stella. Das Gemählde!

Bedienter, (nimmt das Meſſer auf, und ſchneidet das Gemählde von der Rahme und rollt's.)

Stella. Hier iſt Geld.

Bedienter. Aber warum —

Stella, (einen Moment ſtillſtehend auf und umher blikend.) Komm! (ab.)

Saal.

Fernando. Laß mich! Laß mich! Sieh da faſſis mich wieder mit all der ſchröklichen Verworrenheit! — So kalt, ſo graß liegt alles vor mir — als wär die Welt nichts — ich hätte drinne nichts ver-

verſchuldet — Und ſie! — Ha! bin ich nicht elender, als ihr? Was habt ihr an mich zu fordern? — Was iſt nun des Sinnes Ende? — Hier! und hier! Von einem Ende zum andern! durchgedacht! und wieder durchgedacht! Und immer quälender! immer ſchröcklicher! — (Sich die Stirn haltend.) Wo's zuletzt widerſtoß! Nirgends vor, nicht hinter ſich! Nirgends Rath und Hülfe! — Und dieſe zwey? Dieſe drey beſte weibliche Geſchöpfe der Erde — elend durch mich! — elend ohne mich! — Ach noch elender mit mir — Wenn ich liegen könnte, könnt verzweifeln, könnt um Vergebung bitten — könnt in ſtumpfer Hofnung nur eine Stunde hinbringen — zu ihren Füßen liegen, und in theilnehmendem Elend eine Seeligkeit genießen! — Wo ſind ſie? — Stella! du liegſt auf deinem Angeſichte, blickſt ſtehend nach dem Himmel, und ächzſt: — was ich Blume verſchuldet, daß mich dein Grimm ſo niederknikt? Was hatte ich Arme verſchuldet, daß du dieſen Böſewicht zu mir führteſt? — Cezilie! Mein Weib! o mein Weib! — — Elend! Elend! tiefes Elend! — Welche Seeligkeiten vereinigen ſich um mich elend zu machen! Gatte! Vater! Geliebter! — Die beſten edelſten weiblichen Geſchöpfe! — dein! Dein? — kannſt du das faſſen, die dreyfache, unſägliche Wonne? — und nur die iſt's, die dich ſo ergreift, die dich zerreißt! — Jede fordert mich ganz — Und ich? — Hier iſt's zu! —

tief!

tief! unergründlich! — Sie wird elend ſeyn! — Stella! biſt elend! — Was hab ich dir geraubt? das Bewuſtſeyn dein ſelbſt; dein junges Leben! — Stella! — Und ich bin ſo kalt? — (Er nimmt eine Pistole von tisch.) Doch, auf alle Fälle! — (er ladt.)

Cezilie (kommt.)

Cezilie. Mein Beſter! wie iſt's uns? — (Er, da er pistolen.) Das ſieht ja reiſefertig aus!

Fernando, (legt ſie nieder.)

Cezilie. Mein Freund! du ſcheinſt mir gelaſſener. Kann man ein Wort mit dir reden?

Fernando. Was willſt du, Cezilie? Was willſt du, mein Weib?

Cezilie. Nenn mich nicht ſo, bis ich ausgeredet habe. Wir ſind nun wohl ſehr verworren; ſollte das nicht zu löſen ſeyn? Ich hab viel gelitten, und drum nichts von gewaltſamen Entſchließen. Vernimmſt du mich, Fernando?

Fernando. Ich höre!

Cezilie. Nimm's zu Herzen! Ich bin nur ein Weib, ein kummervolles, klagendes Weib; aber Entſchluß iſt in meiner Seele. — Fernando —— ich bin entſchloſſen -- ich verlaſſe dich!

Fernando, (wendet.) Kurz und gut?

Cezilie. Meinſt du man müſſe hinter der Thüre Abſchied nehmen, um zu verlaſſen, was man liebt?

Fernando. Cezilie!

Cezilie. Ich werfe dir nichts vor; Und glaube nicht, daß ich dir so viel aufopfere. Bisher beklagte ich deinen Verlust, ich härmte mich ab, über das was ich nicht ändern konnte; Ich finde dich wieder, deine Gegenwart flößt mir neues Leben, neue Kraft ein. Fernando, ich fühle, daß meine Liebe zu dir nicht eigennüzig ist, nicht die Leidenschaft einer Liebhaberinn, die alles dahingäbe den erstehten Gegenstand zu besizen. Fernando! Mein Herz ist warm und voll für dich; es ist das Gefühl einer Gattinn, die aus Liebe, selbst ihre Liebe hinzugeben vermag.

Fernando. Nimmer! Nimmer!

Cezilie. Du fährst auf?

Fernando. Du marterst mich!

Cezilie. Du sollst glüklich seyn! Ich habe meine Tochter — und einen Freund an dir. Wir wollen scheiden, ohne getrennt zu seyn! Ich will entfernt von dir leben, und ein Zeuge deines Glüks bleiben. Deine Vertraute will ich seyn, du sollst Freude und Kummer in meinen Busen ausgießen. Deine Briefe sollen mein einziges Leben seyn, und die meinen sollen dir als ein lieber Besuch erscheinen — Und so bleibst du mein, bist nicht mit Stella verbannt, in einen Winkel der Erden, wir lieben uns, nehmen Theil an einander! Und so Fernando gieb mir deine Hand drauf.

Fernando. Als Scherz wär's zu grausam; als Ernsts ist's unbegreiflich! — Wie's nun will, Beste! —

ſie! — Der kalte Sinn löſt den Knoten nicht. Was du ſagſt, klingt ſchön, ſchmekt ſüße. Wer nicht fühlte, daß darunter weit mehr verborgen liegt; daß du dich ſelbſt betrügſt, indem du die marterndſten Gefühle, mit einem blendenden eingebildeten Troſte ſchweigen machſt. Nein, Cezilie! Mein Weib, nein! — Du biſt mein — ich bleibe dein — Was ſollen hier Worte, was ſoll ich die Warum's dir vortragen? Die Warum's ſind ſo viel Lügen. Ich bleibe dein, oder —

Cezilie. Nun denn! — Und Stella? —

Fernando fährt auf und geht wild auf und ab.

Cezilie. Wer betrügt ſich? Wer betäubt ſeine Qualen durch einen kalten, ungefühlten, ungedachten, vergänglichen Troſt? Ja ihr Männer kennt euch.

Fernando. Ueberhebe dich nicht deiner Gelaſſenheit! — Stella! Sie iſt elend! Sie wird ihr Leben fern von mir und dir ausjammern. Laß ſie! Laß mich!

Cezilie. Wohl, glaube ich, würde ihrem Herzen die Einſamkeit thun; wohl ihrer Zärtlichkeit, uns wieder vereinigt zu wiſſen. Sie würde mich immer vor unglüklicher halten, wenn ich dich verließ, als ich wäre; denn ſie berechnete mich nach ſich. Sie würde nicht ruhig leben können, der Engel! wenn ſie fühlte daß ihr Glück Raub wäre. Es iſt ihr beſſer —

Fernando. Laß ſie fliehen! Laß ſie in ein Kloſter!

Cezilie. Wenn ich nun aber wieder ſo denke: Warum ſoll ſie denn eingemauert ſeyn? Was hat ſie verſchuldet, um eben die blühendſten Jahre, die Jahre der Fülle, der reifenden Hofnung hinzutrauren, verzweifelnd am Abgrund hinzuiammern? Geſchieden ſeyn von ihrer lieben Welt! von dem, den ſie ſo glühend liebt? — von dem, der ſie — Nicht wahr, du liebſt ſie, Fernando?

Fernando. Ha! was ſoll das? Biſt du ein böſer Geiſt, in Geſtalt meines Weibes? Was kehrſt du mein Herz um und um? Was zerreißt du das Zerriſſene? Bin ich nicht zerſtört, zerrüttet genug? Verlaß mich! Ueberlaß mich meinem Schikſal! — und Gott erbarme ſich euer! (Er wirft ſich in Seſſel.)

Cezilie. Cezilie tritt zu ihm und nimmt ihn bey der Hand. Es war einmal ein Graf —

Fernando, will aufſpringen, ſie hält ihn.

Cezilie. Ein deutſcher Graf. Den trieb ein Gefühl frommer Pflicht von ſeiner Gemahlin, von ſeinen Gütern, nach dem gelobten Land ——

Fernando Ha!

Cezilie. Er war ein Biedermann; er liebte ſein Weib, nahm Abſchied von ihr, empfahl ihr ſein Hausweſen, umarmte ſie, und zog. Er zog durch viele Länder, kriegte und ward gefangen. Seiner Sklaverei erbarmte ſich ſeines Herrn Tochter; ſie

löſte ſeine Feſſeln, ſie flohen. Sie geleitete ihn aufs neue durch alle Gefahren des Kriegs. — Der liebe Waffenträger! — Mit Sieg bekrönt, ginas nun zur Rükreiſe! — zu ſeinem edlen Weibe! — Und ſein Mädgen? — Er fühlte Menſchheit! — Er glaubte an Menſchheit, und nahm ſie mit. — Sieh da, die wakre Hausfrau, die, die ihrem Gemahl entgegen eilt, ſieht all ihre Treue, all ihr Vertrauen, ihre Hofnungen belohnt, ihn wieder in ihren Armen. Und dann daneben ſeine Ritter, mit ſtolzer Ehre von ihren Roßen ſich auf den vaterländiſchen Boden ſchwingend; ſeine Knechte abladend die Beute all, ſie zu ihren Füſſen legend; und ſie ſchon in ihrem Sinn das all in ihren Schränken aufbewahrend, ſchon ihr Schloß mit auszierend, ihre Freunde mit beſchenkend — „Edles, theures Weib, der gröſ'e Schaz iſt noch zurück!“ — Wer iſt's, die dort verſchleiert mit dem Gefolge naht? — anſt ſteigt ſie vom Pferde — „Hier! — rief der Graf, ſie bey der Hand faſſend, ſeiner Frau entgegen führend, — hier! ſieh das alles — und ſie nimmt's aus ihren Händen — nimm mich aus ihren Händen wieder! Sie hat die Ketten von meinem Hals geſchloſſen, ſie hat den Winden befohlen, ſie hat mich erworben — hat mir gedient, mein gewartet! — Was bin ich ihr ſchuldig? — Da haſt du ſie! — belohn ſie.“

Fernand, liegt schluchzend, mit den Armen über'm Tisch gebreitet.

Cezilie. An ihrem Hals, rief das treue Weib, in tausend Thränen rief sie: Nimm alles was ich dir geben kann! Nimm die Helfte des, der ganz dein gehört — Nimm ihn ganz! Laß mir ihn ganz. Jede soll ihn haben, ohne der andern was zu rauben — Und rief sie an seinem Hals, zu seinen Füssen: Wir sind dein! — Sie faßten seine Hände, hiengen an ihm — Und Gott im Himmel freute sich der Liebe, und sein heiliger Stadthalter sprach seinen Seegen dazu. Und ihr Glük, und ihre Liebe faßte selig Eine Wohnung, Ein Bett, und Ein Grab.

Fernando. Gott im Himmel, der du uns Engel sendest in der Noth, schenk uns die Kraft diese gewaltige Erscheinungen zu tragen! —— Mein Weib! — (Er fällt wieder zusammen.)

Cezilie, öfnet die Thüre des Cabinets und ruft: Stella!

Stella, ihr um den Hals fallend. Gott! Gott!

Fernando, springt auf in der Bewegung zu fliehen.

Cezilie, faßt ihn. Stella! nimm die Helfte des der ganz dein gehört — Du hast ihn gerettet —— von ihm selbst gerettet — Du giebst mir ihn wieder!.

Fernando. Stella! (er weigt zu ihr.)

Stella. Ich faß es nicht!

Cezilie.

Cezilie. Du fühlſt's.

Stella, an ſeinem Hals. Ich darf? —

Cezilie. Dankſt du mir's, daß ich dich Flüchtling zurückhielt?

Stella, an ihrem Hals. O du! —

Fernando, beide umarmend. Mein! Mein!

Stella, ſeine Hand faſſend an ihm hangend. Ich bin dein!

Cezilie, ihre Hand faſſend, an ſeinem Hals. Wir ſind dein!

Götter Helden
und
Wieland.

Eine Farce.

Mercurius am Ufer des Cozytus mit zwey Schatten.

Mercurius. Charon! he Charon! Mach daß du rüber kommſt. Geſchwind! Meine Leutgen da beklagen ſich zum erbarmen, wie ihnen das Gras die Füſſe nezt und ſie den Schnuppen kriegen.

Charon. Saubere Nation! Woher? Das iſt einmal wieder von der rechten Race. Die könnten immer leben.

Mercurius. Droben reden ſie umgekehrt. Doch mit alledem war das Paar nicht unangeſehen auf der Oberwelt. Dem Herrn Litterator hier fehlt nichts als ſeine Perrücke und ſeine Bücher, und der Megäre da nur Schminke und Ducaten. Wie ſtets drüben?

Charon. Nimm dich in acht. Sie haben dirs geſchworen, wenn du hinüber kommſt.

Mercurius. Wie ſo?

Charon. Admet und Alceſte ſind übel auf dich zu ſprechen, am ärgſten Euripides. Und Herkules

hat

hat dich im Anfall seiner Hitze einen dummen Buben geheissen, der nie gescheidt werden würde.

Merkurius. Ich versteh kein Wort davon.

Charon. Ich auch nicht. Du hast in Deutschland jetzt ein Geträtsch mit einem gewissen Wieland.

Mercurius. Ich kenne so keinen.

Charon. Was schierts mich? Genug sie sind Fuchswild.

Mercurius. Laß mich in Kahn, ich will mit hinüber, muß doch sehen was giebt. (sie fahren über.)

Euripides. Es ist nicht fein, daß du's uns so spielst, alten guten Freunden und deinen Brüdern und Kindern. Dich mit Kerls zu gesellen, die keine Ader griechisch Blut im Leibe haben und an uns zu necken und zu neidischen, als wenn uns noch was übrig wäre außer dem bisgen Ruhm und dem Respect den die Kinder droben für unsern Bart haben.

Mercurius. Beym Jupiter, ich versteh euch nicht.

Litterator. Sollte etwa die Rede vom deutschen Mercur seyn?

Euripides. Kommt ihr daher? Ihr bezeugts also?

Litterator. O ja, das ist itzo die Wonne und Hoffnung von ganz Deutschland, was der Götterbote für goldne Papiergen der Aristarchen und Aristiden herum trägt.

Euripides.

Euripides. Da hört ihrs. Und mir iſt übel mitgeſpielt in denen goldnen Blättgens.

Litterator. Das nicht ſowohl, Herr W. zeigt nur, daß er nach ihnen habe wagen dürfen eine Alceſte zu ſchreiben. Und daß, wenn er ihre Fehler vermieden und gröſſere Schönheiten aufempfunden, man die Schuld ihrem Jahrhunderte und deſſen Geſinnungen zuſchreiben müſſe.

Euripides. Fehler! Schuld! Jahrhundert! O du hohes herrliches Gewölbe des unendlichen Himmels! was iſt aus uns geworden? **Merkur** und trägſt dich damit?

Merkurius. Ich ſtehe verſteinert.

Alceſte (kommt.) Du biſt in übler Geſellſchaft **Merkur**! und ich werde ſie nicht verbeſſern. Pfuy;

Admet (kommt.) **Merkur**, das hätt ich dir nicht zugetraut.

Merkurius. Redt deutlich, oder ich gehe fort. Was hab ich mit Raſenden zu thun?

Alceſte. Du ſcheinſt betroffen? So höre dann. Wir giengen neulich mein Gemahl und ich in dem Häym jenſeits des Cozytus, wo wie du weißt die Geſtalten der Träume ſich lebhaft darſtellen und hören laſſen. Wir hatten uns eine Weile an den phantaſtiſchen Geſtalten ergötzt, als ich auf einmal meinen Namen mit einem unleidlichen Thone ausrufen hörte. Wir wandten uns. Da erſchienen zwey abgeſchmackte gezierte hagere blaſſe Püppgens, die

ſich einander Alceſte! Admet! nannten, vor einander ſterben wollten, ein Geklingel mit ihren Stimmen machten als die Vögel und zulezt mit einem traurigen Gekrächz verſchwanden.

Admet. Es war lächerlich anzuſehen. Wir verſtunden das nicht, bis erſt kurz ein junger Studioſus herunter kam, der uns die groſſe Neuigkeit brachte, ein gewiſſer **Wieland** habe uns ungebethen wie **Euripides** die Ehre angethan, dem Volke unſere Masken zu proſtituiren. Und der ſagte das Stük auswendig von Anfang bis zu Ende her, es hats aber niemand ausgehalten als **Euripides**, der neugierig und Autor genug dazu war.

Euripides. Ja und was das ſchlimmſte iſt, ſo ſoll er in eben den Wiſchen die du herum trägſt, ſeine **Alceſte** vor der meinigen herausgeſtrichen, mich herunter und lächerlich gemacht haben.

Mercurius. Wer iſt der **Wieland**.

Litterator. Hofrath und Prinzen Hofmeiſter zu Weimar.

Mercurius. Und wenn er Ganymeds Hofmeiſter wäre, ſollt er mir her. Es iſt juſt Schlaffenszeit und mein Stab führt eine Seele leicht aus ihrem Cörper.

Litterator. Mir wirds angenehm ſeyn, ſolch einen groſſen Mann bey dieſer Gelegenheit kennen zu lernen.

Wielands (Schatten in der Nachtmütze tritt auf.)

Wieland. Laſſen ſie uns mein lieber Jacobi

Alceſte. Er ſpricht im Traum.

Euripides. Man ſieht aber doch mit was für Leuten er umgeht.

Mercurius. Ermuntert euch. Es iſt hier von keinen Jacobis die Rede. Wie iſts mit dem Mercur? eurem Mercur? Dem deutſchen Mercur?

Wieland (zugne.) Sie haben mir ihn nachgedrukt.

Mercurius. Was thut uns das? So hört denn und ſeht.

Wieland. Wo bin ich? Wohin führt mich der Traum?

Alceſte. Ich bin Alceſte.

Admet. Und ich Admet.

Euripides. Sollten ihr mich wohl kennen?

Mercurius. Woher? Das iſt Euripides und ich bin Mercur. Was ſteht ihr ſo verwundert?

Wieland. Iſt das Traum, was ich wie wachend fühle? Und doch hat mir meine Einbildungskraft niemals ſolche Bilder hervorgebracht. Ihr Alceſte? Mit dieſer Taille? Verzeyht! Ich weiß nicht was ich ſagen ſoll.

Mercurius. Die eigentliche Frage iſt, warum ihr meinen Namen proſtituirt und dieſen ehrlichen Leuuten zuſammen ſo viel begegnet.

Wieland. Ich bin mir nichts bewuſt. Was euch betrift, ihr könntet, dünkt mich, wiſſen, daß

wir

wir einem Namen keine Achtung schuldig sind; unsere Religion verbietet uns, irgend einer Wahrheit, Grösse, Güte, Schönheit, anzuerkennen und anzubethen, ausser ihr. Daher sind eure Namen wie eure Bildsäulen zerstümmelt und Preiß gegeben. Und ich versichere euch, nicht einmal der griechische Hermes, wie ihn uns die Mythologen geben, ist mir je dabey in Sinn gekommen. Man denkt gar nichts dabey. Es ist als wenn einer sagte; Recueil, Porte feuille.

Mercurius. Es ist doch immer mein Name.

Wieland. Haben sie iemals ihre Gestalt mit Flügeln an Haupt und Fussen, den Schlangenstab in der Hand, sitzend auf Waarenballen und Tonnen im vorbeygehen auf einer Tobacksbüchse figuriren sehn?

Mercurius. Das läßt sich hören. Ich sprech euch loß. Und ihr andern werdet mich künftig ungeplagt lassen. So weiß ich, war auf dem letzten Maskenballe ein gnädiger Herr, der über seine Hosen und Weste noch einen fleischfarbenen Jobs gezogen hatte, und vermittelst Flügeln an Haupt und Sohlen seine Molchsgestalt für einen **Mercurius** an Mann bringen wollte.

Wieland. Das ist die Meynung. So wenig mein Vignettenschneider auf eure Statue, Rükicht nahm, die Florenz aufbewahrt; so wenig auch ich —

Mercurius. So gehabt euch wohl. Und so seyd ihr überzeugt, daß der Sohn Jupiters noch nicht so bankerut gemacht hat, um sich mit allerley Leuten zu assoziiren.

(Mercurius ab.)

Wieland. So empfehl ich mich denn.

Euripides. Nicht uns so. Wir haben noch ein Glas zusammen zu leeren.

Wieland. Ihr seyd Euripides und meine Hochachtung für euch hab ich öffentlich gestanden.

Euripides. Viel Ehre. Es fragt sich in wiefern euch eure Arbeit berechtigt von der meinigen übels zu reden. Fünf Briefe zu schreiben um euer Drama das so mittelmäßig ist, daß ich als compromittirter Nebenbuhler fast darüber eingeschlafen bin, euren Herren und Damen nicht allein vorzuspeichen, das man euch verzeyhen könnte; sondern den guten Euripides als einen verunglückten Mitstreiter hinzustellen, dem ihr auf alle Weise den Rang abgelaufen habt.

Admet. Ich wills euch gestehen, Euripides ist auch ein Poet und ich habe mein Tage die Poeten für nichts mehr gehalten als sie sind Aber ein braver Mensch ist er und unser Landsmann. Es hätte euch doch sollen bedenklich scheinen, ob der Mann, der geboren wurde, da Griechenland den Xerxes bemeisterte, der ein Freund des Socrates war, dessen Stücke eine Wirkung auf sein Jahrhundert hat-

ten wie eure wohl ſchwerlich, ob der Mann nicht eher die Schatten von Alceſte und Admet habe herbeyſchwören können als ihr? Das verdiente einige achtungsvolle Ehrfurcht, der zwar euer ganzes überweiſes Jahrhundert von Litteratoren nicht fähig iſt.

Euripides. Wenn eure Stücke einmal ſo viel Menſchen das Leben gerettet haben als meine, dann ſollt ihr auch reden.

Wieland. Mein Publicum Euripides, iſt nicht das eurige.

Euripides. Das iſt die Sache nicht. Von meinen Fehlern und Unvollkommenheiten iſt die Rede, die ihr vermieden habt.

Alceſte. Daß ichs euch ſage als ein Weib, die eh' ein Wort reden darf, daß es nicht aufhält, eure Alceſte mag gut ſeyn und eure Weibgen- und Männgen amuſirt auch wohl gekützelt haben, was ihr Rührung nennt. Ich bin drüber weggangen, wie man von einer verſtimmten Zitter weg weicht. Des Euripides ſeine hab ich doch ganz ausgehört, mich manchmal drüber gefreut und auch drüber gelächelt.

Wieland. Meine Fürſtin.

Alceſte. Ihr ſolltet wiſſen, daß Fürſten hier nichts gelten. Ich wünſche ihr könntet fühlen, wie viel glüklicher Euripides in Ausführung unſerer Geſchichte geweſen als ihr. Ich bin für meinen Mann geſtorben, wie und wo, das iſt nicht die Frage.

Die

Die Frage iſt von eurer Alceſte, von, von Euripides Alceſte.

Wieland. Könnt ihr mir abſprechen, daß ich das ganze weit delikater behandelt habe?

Alceſte. Was heißt das? Genug Euripides hat gewußt, warum er eine Alceſte aufs Theater bringt, ſo wenig ihr die Gröſſe des Opfers das ich meinem Mann that, darzuſtellen wußtet.

Wieland. Wie meynt ihr das?

Euripides. Laßt mich reden Alceſte! Sieh her, das ſind meine Fehler. Ein junger blühender König, erſterbend mitten im Genuß aller Glückſeligkeit. Sein Haus, ſein Volk in Verzweiflung, den guten trefflichen zu verlieren und über dem Jammer Apoll, bewegt den Parzen einen Wechſeltod abdringend. Und nun — alles verſtummt und Vater und Mutter und Freunde und Volk — alles — und er lechzend am Rande des Tods, umherſchauend nach einem willigen Auge und überall Schweigen — bis ſie auftritt, die Einzige, ihre Schönheit und Kraft aufzuopfern dem Gatten, hinunter zuſteigen zu den hoffnungloſen Todten.

Wieland. Das hab ich alles auch.

Euripides. Nicht gar. Eure Leute ſind erſtlich allzuſammen aus der groſſen Familie der ihr Würde der Menſchheit, ein Ding das Gott weiß woher abſtrahirt iſt, zum Erbe gegeben habt, ihr Dichter auf unſern Trümmern! Sie ſehen einander ähnlich

wie die Eyer und ihr habt sie zum unbedeutenden Brey zusammen gerührt.

Da ist eine Frau, die für ihren Mann sterben will, ein Mann der für seine Frau sterben will, ein Held der für sie beyde sterben will, daß nichts übrig bleibt als das langweilige Stück Parthenia, die man gern wie den Widder aus dem Busche bey den Hörnern kriegte, um dem Elend ein Ende zu machen.

Wieland. Ihr seht das anders an als ich

Alceste. Das vermuth ich. Nur sagt mir; was wär Alcestens That, wenn ihr Mann sie mehr liebte, als sein Leben? Der Mensch der sein ganzes Glück in seiner Göttin genösse wie euer **Admet**, würde durch ihre That in den doppelt bittern Tod gestürzt werden. **Philemon** und **Baucis** erbaten sich zusammen den Tod und euer Klopstock der doch immer unter euch noch ein Mensch ist, läßt seine Liebenden wetteifern — „Daphnis, ich sterbe zuletzt.“ Also mußte **Admet** gerne leben, sehr gerne leben, oder ich war — was? — eine Comödiantin — ein Kind — genug, macht aus mir was euch gefällt.

Admet. Und den **Admet**, der euch so ekelhaft ist, weil er nicht sterben mag. Seyd ihr jemals gestorben? Oder seyd ihr jemals ganz glüklich gewesen? Ihr redt wie großmüthige Hungerleider.

Wieland. Nur Feige fürchten den Tod.

Admet. Den Heldentod, ja. Aber den Hausvatertod? fürchtet jeder ſelbſt der Held. So iſts in der Natur. Glaubt ihr denn, ich würde mein Leben geſchont haben, meine Frau den Feinden zu entreiſſen, meine Beſitzthümer zu vertheidigen? Und doch —

Wieland. Ihr redet wie Leute einer andern Welt, eine Sprache, deren Worte ich vernehme, deren Sinn ich nicht faſſe.

Admet. Wir reden griechiſch. — Iſt euch das ſo unbegreiflich? Admet —

Euripides. Ihr bedenkt nicht, daß er zu einer Secte gehört, die allen Waſſerſüchtigen, Auszehrenden, an Hals und Bein tödtlich verwundeten einreden will, todt würden ihre Herzen voller, ihre Geiſter mächtiger, ihre Knochen markiger ſeyn. Das glaubt er.

Admet. Er thut nur ſo. Nein, ihr ſeyd noch Menſch genug, euch zu Euripides Admeten zu verletzen.

Alceſte. Merkt auf und fragt eure Frau darüber.

Admet. Ein junger ganz glücklicher wohlbehaglicher Fürſt, der von ſeinem Vater Reich und Erbe und Heerde und Güter empfangen hatte und darinne ſaß mit Genüglichkeit und genoß, und ganz war, und nichts bedurfte als Leute die mit ihm genoſſen und ſie, wie natürlich, fand und des Hergebens nicht ſatt wurde und alle liebte, daß ſie ihn lieben

sollten und sich Götter und Menschen so zu Freunden gemacht hatte und Apoll den Himmel an seinem Tisch vergaß. Der sollte nicht ewig zu leben wünschen? — Und der Mensch hatte auch eine Frau.

Alceste. Ihr habt eine und begreift das nicht. Ich wollte das dem schwarzäugigten jungen Ding dort begreiflich machen. Schöne kleine, willst du ein Wort hören?

Das Mädgen. Was verlangt ihr

Alceste. Du hattest einen Liebhaber.

Mädgen. Ach ja.

Alceste. Und liebtest ihn von Herzen, so daß du in mancher guten Stunde Beruf fühltest für ihn zu sterben?

Mädgen. Ach und ich bin um ihn gestorben. Ein feindseliges Schicksal trennte uns, das ich nicht lang überlebte.

Alceste. Da habt ihr eure **Alceste Wieland.** Nun sage mir liebe kleine, du hattest Eltern die sich herzlich liebten.

Mädgen. Gegen unsre Liebe wars kein Schatten. Aber sie ehrten einander von Herzen.

Alceste. Glaubst du wohl, wenn deine Mutter in Todesgefahr gewesen wäre, und dein Vater hätte für sie mit seinem Leben bezahlt, daß sies mit Dank angenommen hätte?

Mädgen. Ganz gewiß.

Alceste. Und wechselsweise **Wieland**, eben so. Da habt ihr **Euripides Alceste.**

Admet.

Admet. Die eurige wäre dann für Kinder, die andre für ehrliche Leute, die schon ein bis zwey Weiber begraben haben. Daß ihr nun mit eurem Auditorio separatiert ist nöthig und billig.

Wieland. Laßt mich, ihr seyd wiederſinnige rohe Leute, mit denen ich nichts gemein habe.

Euripides. Erſt höre mich noch ein paar Worte.

Wieland. Machs kurz.

Euripides. Keine fünf Briefe, aber Stoff dazu. Das worauf ihr euch soviel zu gute thut, ein Theaterſtük so zu lenken und zu ründen daß es sich sehen lassen darf, ist ein Talent, ja, aber ein sehr geringes.

Wieland. Ihr kennt die Mühe nicht, die's kostet.

Euripides. Du hast ja genug davon vorgeprahlt. Das alles, wenn mans beym Licht besieht, nichts ist als eine Fähigkeit nach Sitten und Theaterconventionen und nach und nach aufgeflickten Statuten Natur und Wahrheit zu verſchneiden und einzugleichen.

Wieland. Ihr werdet mich das nicht überreden.

Euripides. So genieſſe deines Ruhmes unter den Deinigen und laß uns in Ruh.

Admet. Begieb dich zur Gelaſſenheit **Euripides.** Die Stellen an denen er deiner spottet sind soviel Flecken mit denen er sein eigen Gewand beſchmizt. Wär er klug und er könnte sie und die No-

ſtes zum Schakeſpear mit Blut abkaufen, er würde es thun. So ſtellt er ſich dar und bekannt, da hab ich nichts gefühlt.

Euripides. Nichts gefühlt bey meinem Prolog der ein Meiſterſtück iſt! Ich darf wohl von meiner Arbeit ſo reden, thuſt dus ja. Du fühlſt nichts, da du in den Gaſthof Admetens triſt?

Alceſte. Er hat keinen Sinn für Gaſtfreyheit hörſt du ja.

Euripides. Und auf der Schwelle begegnet dir Apollo die freundliche Gottheit des Hauſes, die ganz voll Liebe zum Admet ihn erſt dem Tod entreißt, und nun o Jammer! ſein beſtes Weib für ihn dahingegeben ſieht. Er kann nichts weiter retten und entfernt ſich wehmüthig, daß nicht die Gemeinſchaft mit Todten ſeine Reinigkeit beflecke. Da tritt herein ſchwarzgehüllt das Schwerdt ihrer heimtückiſchen Macht in der Fauſt die Königin der Todten, die Geleiterin zum Orcus, das unerbittliche Schickſal und ſchilt auf die gnädig verweilende Gottheit, droht ſchon der Alceſte und Apoll verläßt das Haus und uns. Und wir mit dem verlaſſenen Chor ſeufzen: ach daß Eskulap noch lebte, der Sohn Apollo, der die Kräuter kannte und jeden Balſam, ſie würde gerettet werden. Denn er erwekte die Todten, aber er iſt erſchlagen von Jupiters Blitz, der nicht duldete daß er erweckte vom ewigen Schlaf die in

Staub gestreckt hatte nieder sein unerbittlicher Rathschluß.

Alceste. Bist du nicht ganz entrückt gewesen in die Phantasie der Menschen, die aus ihrer Väter Munde vernommen hatten, von einem so wunderthätigen Manne, dem Macht gegeben war über den allmächtigen Tod. Ist dir nicht da Wunsch, Hoffnung, Glauben aufgegangen, käme einer aus diesem Geschlechte! käme der Halbgott seinen Brüdern zu Hülfe!

Euripides. Und da er nun kommt, nun Hercules auftritt und ruft, sie ist todt! todt! hast sie weggeführt schwarze gräßliche Geleiterin zum Orcus, hast mit deinem verzehrenden Schwerdt abgeweidet ihre Haare? Ich bin Jupiters Sohn und traue mir Kraft zu über dich. An dem Grabe will ich dir auflauschen, wo du das Blut trinkst der abgeschlachteten Todesopfer, fassen will ich dich Todesgöttin, umknüpfen mit meinen Armen, die kein Sterblicher und kein Unsterblicher löset, und du sollst mir herausgeben das Weib, Admetens liebes Weib, oder ich bin nicht Jupiters Sohn.

Hercules. (tritt auf.) Was redt ihr von Jupiters Sohn? Ich bin Jupiters Sohn.

Admet. Haben wir dich in deinem Rauschschlafgen gestört?

Hercules. Was soll der Lärm?

Alceste. Ey da ist der Wieland.

Hercules. Ey wo?

Admet. Da ſteht er.

Hercules. Der? Nun der iſt klein genug. Hab ich mir ihn doch ſo vorgeſtellt. Seyd ihr der Mann der den Hercules immer im Munde führt?

Wieland (zurückweichend.) Ich habe nichts mit euch zu ſchaffen Coloß.

Hercules. Nun wie dann? Bleibt nur!

Wieland. Ich vermuthete einen ſtattlichen Mann mittlerer Gröſſe.

Hercules. Mittlerer Gröſſe? Ich?

Wieland. Wenn ihr Hercules ſeyd, ſo ſeyd ihrs nicht gemeint.

Hercules. Es iſt mein Name, und auf den hin ich ſtolz. Ich weiß wohl, wenn ein Fratze keinen Schildhalter unter den Bären, Greiffen und Schweinen finden kann, ſo nimmt er einen Hercules dazu. Denn meine Gottheit iſt dir niemals im Traum erſchienen.

Wieland. Ich geſtehe, das iſt der erſte Traum, den ich je habe.

Hercules. So geh in dich, und bitte den Göttern ab deine Noten übern Homer, wo wir dir zu groß ſind. Das glaub ich, zu groß.

Wieland. Wahrhaftig ihr ſeyd ungeheuer. Ich hab euch mir niemals ſo imaginirt.

Hercules. Was kann ich davor, daß er ſo eine engbrüſtige Imagination hat? Wer iſt denn ſein

Her-

Hercules auf den er ſich ſoviel zu Gute thut? Und was will er? Für die Tugend! Was heißt die Deviſe? Haſt du die Tugend geſehen? Wieland! Ich bin doch auch in der Welt herumkommen, und iſt mir nichts ſo begegnet

Wieland. Die Tugend für die mein Hercules alles thut, alles wagt, ihr kennt ſie nicht?

Hercules. Tugend! Ich hab das Wort erſt hierunten von ein paar albernen Kerls gehört, die keine Rechenſchaft davon zu geben wuſten.

Wieland. Ich bins eben ſo wenig im Stande. Doch laßt uns darüber keine Worte verderben. Ich wollte, ihr hättet meine Gedichte geleſen, und ihr würdet finden, daß ich ſelbſt die Tugend wenig achte. Sie iſt ein zweydeutiges Ding.

Hercules. Ein Unding iſt ſie wie alle Phantaſie, die mit dem Gang der Welt nicht beſtehen kann. Eure Tugend kommt mir vor wie ein Centaur, ſo lang der vor eurer Imagination herumtrabt, wie herrlich, wie kräftig! und wenn der Bildhauer euch ihn hinſtellt, welch übermenſchliche Form! — Anatomiet ihn und findet vier Lungen, zwey Herzen, zwey Mägen. Er ſtirbt in dem Augenblicke der Geburt wie ein andres Mißgeſchöpf, oder iſt nie auſſer eurem Kopf erzeugt worden.

Wieland. Tugend muß doch was ſeyn, ſie muß wo ſeyn.

Hercules. Bey meines Vaters ewigen Bart! Wer hat daran gezweifelt? Und mich dünkt, bey uns wohnte sie in Halbgöttern und Helden. Meynst du, wir lebten wie das Vieh, weil eure Bürger sich vor den Faustrechts-Zeiten kreuzigen? Wir hatten die braven Kerls unter uns.

Wieland. Was nennt ihr brave Kerls?

Hercules. Einen der mittheilt was er hat. Und der reichste ist der bravste. Hatte einer Ueberfluß an Kräften, so prügelte er den andern aus. Und versteht sich, ein ächter Mann giebt sich nie mit geringern ab, nur mit seines gleichen, auch grössern wohl. Hatte einer denn Ueberfluß an Säften, machte er den Weibern so viel Kinder als sie begehrten, wie ich denn selbst in einer Nacht fünfzig Buben ausgearbeitet habe. Fehlt' es einem denn an heyden und der Himmel hatte ihm, oder auch wohl dazu, Erb und Haab vor tausenden gegeben; eröfnete er seine Thüren und hieß tausend willkommen, mit ihm zu genieſſen. Und da steht Admet, der wohl der bravste in diesem Stücke genannt werden kann.

Wieland. Das meiste davon wird zu unsern Zeiten für Laster gerechnet.

Hercules. Laster? Das ist wieder ein schönes Wort. Dadurch wird eben alles so halb bey euch, daß ihr euch Tugend und Laster als zwey Extreme vorstellt, zwischen denen ihr schwankt, anstatt euren Mittelzustand als den positiven anzusehen und den

besten,

beſſen, wie's eure Bauren und Knechte und Mägde noch thun.

Wieland. Wenn ihr dieſe Geſinnungen in meinem Jahrhunderte merken lieſſet, man würde euch ſteinigen. Haben ſie mich wegen meiner kleinen Angriffe an Tugend und Religion ſo entſetzlich verketzert.

Hercules. Was iſt da viel anzugreiffen? Die Pferde Menſchenfreſſer und Drachen, mit denen habe ichs aufgenommen, mit Wolken niemals, ſie wollten eine Geſtalt haben wie ſie mochten. Die überlaßt ein geſcheidter Mann dem Winde der ſie zuſammengeführt hat, wieder zu verwehren.

Wieland. Ihr ſeyd ein Unmenſch, ein Gotteslästerer.

Hercules. Will dir das nicht in Kopf? Aber des Prodikus Hercules, das iſt dein Mann. Euer Hercules Grandiſon, eines Schulmeiſters Hercules. Ein unbärtiger Sylvio am Schreidewege. Wären mir die Weiber begegnet, ſieht du, eine unter den Arm, eine unter den und alle beyde hätten mit fortgemußt. Darinnen iſt dein Amadis kein Narr, ich laß dir Gerechtigkeit wiederfahren.

Wieland. Kenntet ihr meine Geſinnungen, ihr würdet noch anders denken.

Hercules. Ich weiß genug. Hätteſt du nicht ſo lange unter der Knechtſchaft deiner Sittenlehre geſeufzet, es hätte noch was aus dir werden können. Denn jetzt hängen dir immer noch die ſcheelen Ideen

len an. Kannſt nicht verdauen, daß ein Halbgott ſich betrinkt und ein Flegel iſt, ſeiner Gottheit unbeſchadet? Und Wunder meenſt, wie du einen Kerl proſtituirt hatteſt, wenn du ihn untern Tiſch oder zum Mädel auf die Streu bringſt. Weil eure Hochwürden das nicht Wort haben wollen.

Wieland. Ich empfehle mich.

Hercules. Du möchteſt aufmachen. Noch ein Wort. Was ſoll ich von eines Menſchen Verſtand denken, der in ſeinem vierzigſten Jahr ein groß Werks und Weſens daraus machen kann, und fünf ſechs Bücher vollſchreiben, davon, daß ein Mädel mit kaltem Blut kann bey drey vier Kerls liegen und ſie eben in der Reihe herum lieb haben. Und daß die Kerls ſich darüber beleidigt finden und doch wieder anbeiſſen. Ich ſehe gar nicht —

Pluto, (inwendig.) Ho! Ho! Was für ein verfluchter Lärm da drauſſen? Hercules, dich hört man überall vor. Kann man nicht emmal ruhig liegen bey ſeinem Weibe, wenn ſie nichts dagegen hat. —

Hercules. So gehabt euch wohl, Herr Hofrath.

Wieland, (erwachend.) Sie reden was ſie wollen mögen ſie doch reden, was kümmerts mich?

Erwin und Elmire

ein

Schauſpiel mit Geſang.

Den kleinen Strauß, den ich dir binde,
Pflückt' ich aus dieſem Herzen hier.
Nimm ihn gefällig auf Belinde!
Der kleine Strauß, er iſt von mir.

Personen.

Olimpia.

Elmire; ihre Tochter.

Bernardo.

Erwin.

Der Schauplatz ist nicht in Spanien.

Olimpia tritt herein, und findet Elmiren traurig an einem Tiſche ſitzen, auf den ſie ſich ſtemmt. Die Mutter bezeigt ein zärtliches Mißvergnügen, und ſucht ſie zu ermuntern.

Olimpia.

Liebes Kind, was haſt du wieder?
Welch ein Kummer drückt dich nieder?
Sieh! wie iſt der Tag ſo ſchön;
Komm, laß uns in Garten gehn.

War das ein Sehnen,
War das ein Erwarten:
Blühten doch die Blumen!
Grünte doch mein Garten!

Sieh! die Blumen blühen all,
Hör! es ſchlägt die Nachtigall.

Was haſt du? ich bitte dich, was haſt du? klage, ſo lange du willſt, nur das Schweigen iſt mir unausſtehlich.

Elmire. Liebe Mama, man giebt ſich den Humor nicht ſelbſt.

Olimpia. Wenns Humor wäre, wollt' ich kein Wort ſagen. Wenn dir eine Ratte durch den Kopf läuft, daß du einen Morgen nichts reden magſt, oder bey Tiſche das Maul hängſt, ſag' ich da was

drüber? Hat man jemals eine schönere Haushaltung geſehn, als unſre, da man einander aus dem Wege geht, wenn man üblen Humors iſt? Mein Liebchen, du ſollſt nicht lachen, wenn dirs weinerlich iſt; aber ich wollte, daß dirs nicht weinerlich wäre. Was iſt dir, was fehlt dir? ſags! Rede!

Elmire. Mir? Nichts, Mama.

Olympia. Da ſey Gott vor, daß du ſo ohne Urſache den Kopf hängſt. Nun, das iſt nichts. Und doch begreif' ich nicht — daß ein Mädel den Kopf hängt, die auf Erhörung paßt, wenn die nicht kommen will, daß iſt natürlich! daß eine verdrießlich iſt, die nach allen Mannsleuten angelt und keinen fängt, ſehr natürlich. — Iſt denn das dein Fall? Du, die du ſechſe haben kannſt für einen, die du eine Mutter haſt, die ſagt: nimm, welchen du willt von den ſechſen, und wenn dir ein ſiebenter etwa in die Augen ſticht, dir etwa am Herzen liegt; ſprich nur ihn, nennt mir ihn! Wir wollen ſehn, wie wir ihm ankommen. Und doch immer Thränen in den Augen! biſt du krank, willſt mirs nicht ſagen?

Elmire. Ich bin ja luſtig.

(Sie lacht, und wiſcht ſich die Augen.)

Olimpia. Das iſt eine ayarte Art von Luſtbarkeit. Unterdeß ich wills ſo annehmen. (treffend.) Ich weiß wohl, wo dirs ſticht!

Elmire. (verlegen.) Liebe Mama!

Olymp.

Olympia, (nach einer Pauſe.) An all dem Miß-vergnügen, der üblen Laune unſrer Kinder ſind wir ſelber Schuld, iſt die neumodiſche Erziehung Schuld. Ich fühls ſchon lang!

Limire. Liebe Mama, daß ſie doch nie die Sorge gereuen möchte, die ſie auf mich verwendet haben.

Olympia. Nicht das, meine Tochter. Ich ſagts deinem Vater oft; er wollte nun einmal ein kleines Meerwunder aus dir gemacht haben, du wurdeſt's und biſt nicht glüklicher.

Limire. Sie ſcheinen doch ſonſt mit mir zufrieden zu ſeyn.

Olimpia. Und b'ins noch, und hätte gar nichts zu klagen, wenn du nur mit dir ſelbſt zufrieden wärſt. Wie ich jung war, ich weiß nicht, es war alles ganz anders. Zwar wirft man den Alten vor: ſie lobten thöricht das Vergangene, und verachteten das Gegenwärtige, weil ſie kein Gefühl dafür haben. Aber wahr bleibt wahr. Wie ich jung war, man wußte von all den Verfeinerungen nichts, ſo wenig man von dem Staate was wußte, zu dem man jetzt die Kinder gewöhnt. Man ließ uns leſen lernen und ſchreiben, und übrigens hatten wir alle Freyheit und Freuden der erſten Jahre. Wir vermiengten uns mit Kindern von geringem Stand, ohne daß das unſre Sitten verderbt hätte. Wir durften wild ſeyn, und die Mutter fürchtete nicht für unſern Anzug, wir

hatten keine Falbalas zu zerreißen, keine Blonden zu verschmutzen, keine Bänder zu verderben; unsere leinene Kleidchen waren bald gewaschen. Keine hagere Deutsch Französinn zog hinter uns her, ließ ihren höfen Humor an uns aus, und prätendirte etwa, wir sollten so steif, so eitel, so albern thun, wie sie. Es wird mir immer übel, die kleinen Mißgeburten in der Allee auf und ab treiben sehn. Nicht anders siehts aus, als wenn ein Kerl in der Meße seine Hunde und Affen mit Reifrocken und Fantangen mit der Peitsche vor sich her in Ordnung und auf zwey Beinen hält, und es ihnen mit derben Schlägen gesegnet, wenn die Natur widerkehrt, und sie Luft kriegen, einmal à leur aise auf allen vieren zu trappeln.

Elmire. Darf ich sagen Mama, daß sie ungerecht sind, ein wenig übertrieben, und die gute Seite nicht sehen wollen. Welche Vorzüge giebt uns die gegenwärtige Erziehung! die doch noch lang nicht allgemein ist.

Olimpia. Desto beßer! Vorzüge? Ich dächte, der größte Vorzug in der Welt wäre, glücklich und zufrieden zu seyn. So war unsere Jugend. Wir spielten, sprangen, lärmten, und waren schon ziemlich große Jungfern, da uns noch eine Schaukel, ein Ballspiel ergötzte, und nahmen Männer, ohne kaum was von einer Assemblee, von Kartenspiel und Geld zu wissen. Wir ließen in unsern Hauskleidern zu-

sammen,

ſammen, und ſpielten um Nüße und Stecknadeln, und waren herrlich dabey; und eh man ſich's verſah, paff! hatten wir einen Mann.

Elmire. Man kriegt heut zu Tage auch Männer, und iſt auch luſtig.

Olimpia. Aber wie? Da führen ſie ihre Kinder zuſammen. Sie ſitzen im Kreis, wie die Damen; trinken ihren Kaffee aus der Hand, wie die Damen, ſtatt das man ſie ſonſt um einen Tiſch ſetzte und es ihnen bequem machte; ſo müßen ſie anſtändig ſeyn, wie die Damen; und auch Langeweile haben, wie die Damen; und ſind doch Kinder von innen, und werden durchaus verdorben, weil ſie gleich von Anfang ihres Lebens nicht ſeyn dürfen, was ſie ſind.

Elmire. Unterdeſſen, unſre Lebensart verlangts doch jezt. Wenn wir erzogen würden, wie vor Alters, was für eine Figur würden wir in der Geſellſchaft ſpielen.

Olimpia. Was für eine Figur, Mädchen? die Figur, die eure Mütter geſpielt haben, und deren ihr euch nicht zu ſchämen haben würdet. Glaubſt du denn nicht, daß man ein angenehmes Mädchen, eine rechtſchaffene Frau werden könne, wenn man die Erlaubniß gehabt hat, ein Kind zu ſeyn? Dein Vater hat weder Schande an mir in der großen Welt erlebt, noch hatte er ſich über mein häuslich Leben zu beklagen. Ich ſage dir, die Kinderſchuhe

treten sich von selbst aus, wenn sie einem zu eyg werden; und wenn ein Weib Menschenverstand hat, kann sie sich in alles fügen. Gewiß! die besten, die ich unter unserm Geschlechte habe kennen gelernt, waren eben die, auf deren Erziehung man am wenigsten gewendet hatte.

Elmire. Unsre Kenntnisse, unsre Talente!

Olimpia. Das ist eben das verfluchte Zeug, das euch entweder nichts hilft, oder euch wohl gar unglücklich macht. Wir wußten von all der Firlefanzerey nichts; wir tappelten unser Liedchen, unsern Menuet auf dem Klavier, und sangen und tanzten dazu, jetzt vergeht den armen Kindern das Singen und Tanzen bey ihren Instrumenten, sie werdrn auf die Geschwindigkeit dressirt, und müssen, statt einfacher Melodien, ein Geklimpere treiben, das sie ängstigt und nicht unterhält; und wozu? Um sich zu produciren! Um bewundert zu werden! Vor wem? wo? — Vor Leuten, die's nicht verstehen, oder plaudern, oder nur herzlich passen, bis ihr fertig seyd, um sich auch zu produciren, und auch nicht geachtet, und doch am Ende, aus Gewohnheit oder Spott, beklatscht zu werden.

Elmire. Das ist nie meine Art gewesen. Ich habe immer mehr für mich gelebt, als für andre, und meine Gefühle, meine Ideen, die sich für eine frühzeitige Bildung entwickelten, machten von jeher das Glück meines Lebens.

Olimpia. Und machen iezt dein Elend. Was ſind alle die edelſten Triebe und Empfindungen, da ihr in einer Welt lebt, wo ſie nicht befriedigt werden können, wo alles dagegen zu arbeiten ſcheint! giebt das nicht Anlage zum tiefſten Mißvergnügen, Anlaß zum ewigen Klagen?

Elmire. Ich beklage mich nicht.

Olimpia. Nicht mit Worten, doch leider mit der That. Was hat ein Mädchen zu wünſchen? Jugendliche Freuden zu haben? die erlaub' ich dir. Ihre kleine Eitelkeit zu befriedigen? Ich laſſe dirs an nichts fehlen. Zu gefallen? Mich deuchte, du gefielſt. Freyer zu haben? daran fehlt dirs nicht. Einen gefälligen rechtſchaffenen wohlhabenden Mann zu bekommen? du darfſt nur wählen! Und hernach iſt es deine Sache, eine brave Frau zu ſeyn, Kinder zu kriegen, zu erziehen, und deiner Haushaltung vorzuſtehen; und das giebt ſich dünkt mich alles von ſelbſt. Alſo Summa Summarum (Sie klopft ihr auf die Backen.) biſt du ein Närrchen! Nicht wahr, Elmire?

Elmire. (in Bewegung.) Ich möchte!

Olimpia. Nur nicht aus der Welt laufen, das erbitt' ich mir. Ich glaube, du giengſt jezo ins Kloſter, wenn man dir die Freyheit ließe.

Elmire. Warum nicht?

Olimpia. Liebes Kind, ich verſichre dich, es würde dir dort nicht beſſer werden, als dirs hier iſt. Ein bischen ſchwer iſt's, ſich mit ſich ſelbſt vertra-

ſen, und doch im Grund das einzige, worauf's ankäme. Jetzt da der junge Erwin; der hatte auch ſolche Knöpfe, es war ihm nirgends wohl. Und verzeih ihm Gott den dummen Streich, und die Noth, die er ſeiner Mutter macht. Ich begreifs nicht, was ihn bewogen haben kann, auf einmal durchzugehen. Keine Schulden hatte er nicht, war ſonſt auch ein Menſch nicht zur Ausſchweifung geneigt. Nur die Unruhe, die Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt iſts, die ihn ins Elend ſtürzt.

Elmire. (bewegt.) Glauben ſie Mama!

Olimpia. Was iſt natürlicher? Er wird herumirren, er wird Mangel leiden, er wird in Noth kommen, er wird kümmerlich ſein Brod verdienen, wird unter die Soldaten gehn.

Elmire. Gott im Himmel!

Olimpia. Ich verſichere dich, wenn dadrauſſen in der weiten Welt das Paradies der Dichter zu finden wäre, wir hätten uns in die Städte nicht eingeſperrt.

Elmire. (verlegen.) Erwin!

Olimpia. Es war ein lieber, guter Junge. Sonſt ſo ſtill, ſo ſanft! Wie beliebt war er bey Hofe! Seine Geſchicklichkeit, ſein Fleiß erſetzte den Mangel eignes Vermögens. Hätte er warten können! Er iſt von gutem Hauſe, ihm würd' es an Verſorgung nicht gefehlt haben. Ich begreife nicht, was ihn zu dieſer Entſchlieſſung gebracht hat —

Höre

Höre Liebchen? Wenn du nicht in Garten willſt, ſo geh ich allein.

Elmire. Erlauben ſie Mama —

Olimpia. Ich will dich nicht irren. Komm nach, wenn du willſt. (ab.)

Elmire (allein.)

Elmire. Liebſte, beſte Mutter! Wie viel Eltern verkennen das Wohl ihrer Kinder, und ſind für ihre dringendſten Empfindungen taub; und dieſe Mutter vermöchte mir nicht zu helfen mit all dem wahren Antheil an meinem innerſten Herzen. Wo bin ich? Was will ich? Warum vertraut' ich ihr nicht ſchon lang meine Liebe und nicht meine Quaal? Warum nicht eh? Armer Erwin! Sie wiſſen nicht, was ihn quälte, ſie kannten ſein Herz nicht! — Weh dir Elende, die du ihn zur Verzweiflung brachteſt? Wie rein, wie zärtlich war ſeine Liebe! War er nicht der edelſte von allen, die mich umgaben, und liebt' ich ihn nicht vor allen? Und doch konnt' ich ihn kränken, konnte ihm mit Kaltſinn mit anſcheinender Verachtung begegnen, bis ſein Herz brach, bis er, in dem Ueberfall des heftigſten Schmerzens, ſeine Mutter, ſeine Freunde, und ach! vielleicht die Welt verließ — Schrecklicher Gedanke! er wird mich ums Leben bringen.

Erwin! o ſchau, du wirſt gerochen;
Kein Gott erhöret meine Noth.

Mein Stolz hat ihm das Herz gebrochen,
O Liebe! gieb mir den Tod.

So jung, so ſittſam zum Entzücken!
Die Wangen! Welches friſche Blut!
Und ach! in ſeinen naſſen Blicken,
Ihr Götter! welche Liebesgluth.

Erwin, o ſchau, du wirſt gerochen,
Kein Gott erhöret meine Noth.
Mein Stolz hat ihm das Herz gebrochen.
O Liebe! gieb mir den Tod.

Bernardo (kommt.)

Bernardo. Gnädiges Fräulein, wie ſtehts? ums Himmels willen, welche Miene! Verſprachen ſie mir nicht, ſich zu beruhigen?

Elmire. Habt ihr Nachricht von ihm, Bernardo? habt ihr Nachricht?

Bernardo. Mein Fräulein.

Elmire. Ihr habt keine, ich ſeh's, ich fühls euch an, das iſt wieder das unerträgliche Alltagsgeſicht, das ihr macht.

Bernardo. Sonſt war ihnen doch mein Geſicht nicht unerträglich, ſie ſchienen die Ruhe der Seele zu ſchätzen, die mich begleitet.

Elmire. Schätzt man doch alles, was man nicht hat. Und einem jungen wühlenden Herzen, wie beneidenswerth muß ihm der ewige Sonnenſchein über euern Augenbraunen ſeyn!

Bernardo. Iſts denn nichts?

Elmire.

Elmire. Stille nur, du ergrimmſt mich. Wenn man euch kennen lernt, und ſo ſieht, daß all eure Weisheit Mangel an Theilnehmung iſt, und daß ihr in mitleidigem Erbarmen auf uns herabſeht, weil euch das mangelt, was wir doch haben ——

Bernardo. Ein allerliebſter Humor!

Elmire. Erwin? (Bernardo ſchweigt.)

Elmire. Er iſt verloren, und ich bin elend auf ewig!

Bernardo. Ueberlaſſen ſie der Zeit dieſen Schmerz zu lindern. Glauben ſie mir, alle Empfindungen werden nach und nach ſchwächer, und wie eine Wunde verwächſt, ſchwindet auch der Kummer aus der Seele.

Elmire. Abſcheulich! abſcheulich!

Bernardo. Was hab' ich verbrochen, daß ſie auf mich zürnen? Weil ich ihnen Muth zuſpreche, ſind ſie aufgebracht? Nehm' ich nicht am wärmſten Antheil an Erwinens Schickſal, liebt' ich den Knaben nicht wie meinen Sohn? — Nun, daß wir am Ende alle ſterblich ſind —

Elmire. Unglücksvogel!

Bernardo.

Hin iſt hin,
Und todt iſt todt!
Spare die vergebne Noth,
Wirſt ihn nicht dem Grab entziehn.
Todt iſt todt:
Und hin iſt hin!

Verweine nicht die schönsten Zeiten!
Ich wett', ich freye dir den zweiten,
Jung, schön, und reich: keine Gefahr!
Wie manche trüge kein Bedenken,
Dem andern Herz und Hand zu schenken,
So würdig auch der erste war!

Hin ist hin,
Und todt ist todt!
Spare die vergebne Noth,
Wirst ihn nicht dem Grab entziehn.
Todt ist todt!
Und hin ist hin!

Elmire. Ich erkenne dich nicht, Bernardo. Es fällt mir von den Augen, wie ein Schleyer. So hab' ich dich noch nie gesehen. Oder bist du betrunken? so geh', und laß deinen Rausch bey einem Kammermädchen aus.

Bernardo. Mir das, Fräulein?

Elmire. Du siehst, ich möchte dich vertheidigen. Bist du nicht der Mann, der in meiner ersten Jugend mir das Herz zu bessern Empfindungen öfnete, der nicht nur mein französischer Sprachmeister, sondern auch mein Freund und Vertrauter war. Du kommst, meines Schmerzens zu spotten, ohngefähr, wie ein reicher wollüstiger Esel seine Gemeinsprüche bey so einer Gelegenheit auskramen würde.

Bernardo. Soll ich sie verderben? Soll ich ihnen mit leerer Hoffnung schmeicheln? Handl' ich

nicht

nicht nach meinem Gewiſſen, wenn ich ſie auf alle Weiſe zu bewegen ſuche, ſich dem Schickſal zu ergeben?

Elmire. Wenn ihr nur begreifen könntet, daß das gar nicht anzieht. Schmerzenvolle Erinnerung, du biſt das Labſal meiner Seele. Wäre er nicht ſo ſittſam, ſo gut, ſo demüthig geweſen, ich hätte ihn nicht ſo geliebt, und er wäre nicht unglücklich; er hätte merken müßen, daß ich mich oft nach ihm umſah, wenn er vor dem Schwarm unleidlicher eitler Verehrer zurüktrat. Nahm ich nicht ſeine Blumen mit Gefälligkeit an, aß ich nicht ſeine Früchte —— doch immer fällts über mich, unerwartet fällts über mich in dem Augenblick, da ich mich ſehnlichſt entſchuldigen möchte! Ich habe ihn gepeinigt, ich hab' ihn unglücklich gemacht.

Bernardo. Wenn das ſo fort geht, will ich mich empfehlen. Das iſt nicht auszuſtehen, wie ſie ſich ſelbſt quälen!

Elmire. Und ihn, ihn hab' ich nicht gequält? Habe nicht durch eitle leichtſinnige Launen ihm den tiefſten Verdruß in die Seele gegraben? Wie er mir die zwey Pfirſchen brachte, auf die er ſo lang ein wachſames Auge gehabt hatte, die ein ſelbſt gepfropftes Bäumchen zum erſtenmale trug. Er brachte mir ſie, mir klopfte das Herz, ich fühlte, was er mir zu geben glaubte, was er mir gab. Und doch hatte ich Leichtſinn genug, nicht Leichtſinn,

Bosheit! auch das drückts nicht aus! Gott weiß, was ich wollte — ich präsentirte sie an die gegenwärtige Gesellschaft. Ich sah ihn zurückweichen, erblassen, ich hatte sein Herz mit Füßen getreten.

Bernardo. Er hatte so ein Liedchen, mein Fräulein; ein Liedchen, das er wohl in so einem Augenblick dichtete.

Elmire. Erinnerst du mich dacan! Schwebt mirs nicht immer vor Seel und Sinn! Sing' ich's nicht den ganzen Tag? Und jedesmal da ichs ende, ist mir's als hätt' ich einen Gifttrank eingesogen.

Ein Veilchen auf der Wiese stand
Gebückt in sich und unbekannt,
Es war ein herzigs Veilchen.
Da kam eine junge Schäferin
Mit leichtem Schritt und munterm Sinn,
Daher! Daher!
Die Wiese her und sang.

Ach denkt, das Veilchen wär ich nur,
Die schönste Blume der Natur,
Ach! nur ein kleines Veilchen.
Bis mich das Liebchen abgepflückt,
Und an dem Busen matt gedrückt,
Ach nur! ach nur!
Ein Viertelstündchen lang.

Ach aber, ach! das Mädchen kam,
Und nicht in Acht das Veilchen nahm,
Ertrat das arme Veilchen.
Und sank und starb und freut sich noch,
Und sterb ich denn, so sterb ich doch

Durch

Durch ſie! durch ſie
Zu ihren Füßen doch!

Bernardo. Das wäre denn nun wohl recht gut und ſchön, nur ſeh ich kein End' in der Sache. Daß ſie, mein Fräulein, ein zärtliches liebes Herz haben, das weiß ich lange. Daß ſie es unter dieſer gleichgültigen manchmal ſpottenden Auſſenſeite verbergen können, das iſt ihr Gluck; denn dies hat ſie doch von manchem Mundbeutel gerettet, der im Anfang vielleicht durch ſcheinende gute Eigenſchaften einigen Eindruck auf ſie gemacht hatte. Daß nun der arme Erwin drüber unglücklich geworden iſt, haben ſie ſich nicht zuzuſchreiben.

Elmire. Ich weiß, daß du Unrecht haſt, und nun dir doch nicht widerſprechen; heißt man das nicht einen Sophiſten, Bernardo? Mit all deinen Vernünfteleyen wirſt du mein Herz nicht bereden, mir zu vergeben.

Bernardo. Gut, wenn ſie von mir nicht abſolvirt ſeyn wollen, ſo nehmen ſie ihre Zuflucht zu einem Beichtiger, zu dem ſie mehr Vertrauen haben.

Elmire. Spotteſt du? Ich ſage dir Alter, daß in ſolcher Lage der Seele nirgends Troſt zu hoffen iſt, als den uns der Himmel durch ſeine heiligen Diener gewährt. Gebet, thränenvolles Gebet, das ich auf meine Knie wirft! wo ich mein ganzes Herz drinne ausgießen kann, iſt das einzige Labſal meines

meines gequälten Herzens, der einzige trostvolle Augenblik, den ich noch genieße.

Bernardo. Beſtes edelſtes Mädchen, mein ganzes Herz wird neu, mein Blut bewegt ſich ſchneller, wenn ich ſie ſehe, wenn ich ihre Stimme höre. Ich bitte ſie, verkennen ſie mich nicht. Alles in der Welt, wo ich Güte des Herzens, Größe der Seele finde, erinnert mich an ſie. Jede gute Stunde wünſcht ich mit ihnen zu theilen. Ach! ehegeſtern, wie hab ich an ſie gedacht, wie hab' ich ſie zu mir gewünſcht!

Elmire. Iſt ihnen auf ihrer Spatzierreiſe eine treffliche Gegend aufgeſtoßen? Haben ſie ein Schauſpiel reizender Unſchuld, einfachen natürlichen Stüks begegnet?

Bernardo. O meine Beſte! wie ſoll ich's ihnen ausdrücken, wie ſoll ich's ihnen erzählen? Ich ritt früh von meinem Freunde dem Pfarrer weg, um zeitig in der Stadt zu ſeyn. Allein bald nach Sonnenaufgang kam ich in das ſchöne Thal, wo der kleine Fluß lieblich im Morgennebel hinunter wallte; ich ritt über die Fuhrt, und ſollte nun queer weiter meinen Weg. Da war's nun, wie ich hinab ſah, gar zu ſchön! gar zu ſchön das Thal hin; ich denke: du haſt Zeit, findeſt dich unten ſchon wieder, und ſo weiter — ritt ich am Fluß ganz gelaſſen hinunter.

El.

Elmire. Du wünſchteſt mich gewiß zu dir; ſo ein Morgen im Thale!

Bernardo. Hören ſie, mein Fräulein! ja, ich dachte an ſie, an ihre Trauer, und murrte heimlich über das Schickſal, das die beſten Herzen zu ſolcher Noth geſchaffen hat. Ritte dann ein Wäldchen hinein, kam wieder an den Fluß, dann über Hügel, und wollte auf meinen Weg wieder links einlenken, und fand, daß ich meine Direction verloren hatte. Ich zerſtudirte mich nach der Sonne, ſtieg ab, führte mein Pferd durch unwegſames Gebüſch, zerkratzte mich in den Sträuchen, zerſtolperte mich, und ſtand, eh ich michs verſah, wieder mit der Naſe vor dem Fluß, der mit wunderbaren Krümmungen dahinabläuft. Es wurde felſiger, ſteiler; ich konnte weder auf, noch ab; weder hinter mich, noch vor mich.

Elmire. Armer Ritter!

Bernardo. An meiner Stelle hätten ſie gewiß auch nicht gelacht. Aber wie war's mir, als ich aus dem Gebüſche mit freundlicher trauriger Stimme einen Geſang ſchallen hörte! Es war ein ſtilles andächtiges Lied. Ich rufe! ich gehe darauf los, ich ſchleppe mein Pferd hinter mir drein. Siehe! da erſcheint mir ein Mann, voll Würde, edlen Anſehens, mit langem weiſſem Bart; und Jahre und traurige Erfahrung haben ſeine Geſichtszüge in unzählige bedeutende Falten gevetzt.

Elmire. Wie ward's ihnen bey dem Anblick?

Bernardo. Wohl! sehr wohl! ich glaubte an Engel und Geister mehr, als jemals in diesem Augenblick. Als er den Verirrten sah, bat er mich, in seine Hütte einzukehren; ich bedurfte einiger Erholung, und er versprach mir, die Pfade durchs Gebüsch zu zeigen, die mich der Stadt gar bald nahe bringen sollten, und so folgt ich ihm. O meine Beste, welche Empfindung fiel über mich her! alles, was wir von romantischen Gegenden geträumt haben, hält dieses Plätzchen in einem. Zwischen Felsen, etwas erhaben über den gedrängten Fluß ein sanftsteigender Wald, tiefer hinab eine Wiese, und sein Gärtchen, das alles überschaut, und seine Hütte, die Reinlichkeit, die Armuth, seine Zufriedenheit! — Was beschreib ich! Was red ich! Sie sollen ihn sehn.

Elmire. Wenns möglich wäre.

Bernardo. Sie sollen! Sie müßen! Nie wird aus meinem Herzen der Eindruk verlöschen, den er drinne zurückließ. Ich mag die goldnen Worte nicht wiederholen, die aus seinem Munde flossen. Sie sollen ihn selbst hören, sie sollen entzückt werden; und beruhigt in ihrem Herzen zurückkehren.

Elmire. Du mußt meine Mutter bereden, ja Bernardo. Aber allein mit dir will ich hin! Will

hin!

hin! die Würklichkeit des Traums, der Hoffnung zu ſehen, die ich mir in einſamen Stunden mache, ſo entfernt der Welt in mich ſelbſt gekehrt mein Leben auszuweinen, und an dem Buſen der Natur eine freundliche Nahrung für meinen Kummer einzuſaugen.

Ich muß, ich muß ihn ſehen
Den Göttergleichen Mann!

Bernardo.

Ich will, ich will nur ſehen,
Ob er nicht tröſten kann;

Elmire.

Keinen Troſt aus ſeinem Munde,
Nur Nahrung meinem Schmerz!

Bernardo.

Er heilet deine Wunde,
Beſeeliget dein Herz.

(Elmire ab.)

Bernardo allein. Wie's uns Alten ſo wohl wird, wenn wir eine feine Ausſicht haben, ein paar gute junge Leute zuſammen zu bringen! Weine nur noch ein Weilchen, liebes Kind! weine nur! es ſoll dir wohl werden. — Hab ich ihn doch wieder! und die Mutter iſts zufrieden, wenn ich ihm ein Amt ſchaffe; und das giebt der Miniſter gern, wenn ich ihm nur Erwinen wieder ſchaffe. Sie mag

ihm dann noch eine hübſche Ausſteuer dazu geben. Die Sache iſt richtig. Schön! treflich ſchön, wenns auch ſo ein paar Geſchöpfchen drum zu thun iſt, ſich zu haben, ſoll man nicht alles dazu beytragen? So ein alter Kerl ich bin, wo ich Liebe ſehe, iſt mir's immer, als wär' ich im Himmel.

Ein Schauſpiel für Götter,
Zween Liebende zu ſehn:
Das liebſte Frühlingswetter
Iſt nicht ſo warm, ſo ſchön.

Wie ſie ſtehn,
Nach einander ſehn,
In vollen Blicken
Ihre ganze Seele ſtrebt:
In ſchwebendem Entzücken
Zieht ſich Hand an Hand,
Und ein ſchaudervolles Drücken
Knüpft ein daurend Seelenband.

Wie um ſie ein Frühlingswetter
Aus der vollen Seele quillt!
Das iſt euer Bild, ihr Götter!
Ihr Götter! euer Bild!

Zwiſchen Felſen eine Hütte, davor ein Garten.

(Erwin im Garten arbeitend. Er bleibt vor einem Roſenſtock ſtehen, an dem die Blumen ſchon abfallen.)

Erwin.

Ihr verblühet, ſüße Roſen,
Meine Liebe trug euch nicht.

Blüh-

Blühtet, ach dem Hoffnungsloſen,
Dem der Gram die Seele bricht.

Jener Tage denk ich traurend,
Als ich Engel an dir hieng;
Auf das erſte Knöspchen laurend,
Früh zu meinem Garten gieng,
Alle Blühten, alle Früchte
Noch zu deinem Füßen trug,
Und vor deinem Angeſichte
Hoffnungsvoll die Seele ſchlug.

Ihr verblühet, ſüße Roſen,
Meine Liebe trug euch nicht.
Blühtet, ach! dem Hoffnungsloſen,
Dem der Gram die Seele bricht!

Was hab' ich gethan! Welchen Entſchluß hab' ich gefaßt! Was hab' ich gethan! — Sie nicht mehr ſehn! Abgerißen von ihr! Und fühlſt du nicht Armſeeliger, daß der beſte Theil deines Lebens zurückgeblieben iſt, und das übrige nach und nach traurig abſterben wird! O mein Herz! Wohin! Wo treibſt du mich hin! Wo willſt du Ruhe finden, da du von dem Himmel ausgeſchloſſen biſt, der ſie umgiebt? Täuſche mich Phantaſie! wohlthätige Zauberin täuſche mich! Ich ſehe ſie hier, ſie iſt immer gegenwärtig vor meiner Seele. Die liebliche Geſtalt ſchwebt vor mir Tag und Nacht. Ihre Augen blinken mich an! Ihre heiligen reinen Augen! In denen ich manchmal Güte, Theil-

nehmung zu lesen glaubte — und sollte meine Gestalt nicht auch ihr vorschweben, sollte ich, den sie so oft sah, nicht auch in zufälliger Verbindung ihrer Einbildungskraft erscheinen! — Elmire, und achtest du nicht auf diesen Schatten? Hältst du ihn nicht freundlich einen Augenblick fest? Fragst du nicht: was hast du angefangen? Erwin? wo bist du hin Junge? — Fragt man doch nach einer Katze, die einem entläuft. — Vergebens! Vergebens! In den Zerstreuungen ihrer bunten Welt vergißt sie den abgeschiedenen, und mich umgiebt die ewig einfache, die ewig neue Quaal, dumpfer und peinigender, als die mich in ihrer Gegenwart faßte. Abwechselnde Hoffnung und Verzweiflung bestürmen meine rastlose Seele.

Inneres Wühlen
Ewig zu fühlen;
Immer verlangen,
Nimmer erlangen;
Fliehen und streben,
Sterben und leben,
Höllische Quaal
Endig' einmal.

Bernardo kommt.

Bernardo. Erwin!

Erwin. Bernardo! grausamer Bernardo! verschonst du mich nicht mit deiner Gegenwart! ist

es

es nicht genug, daß du meine einſame Wohnung ausſpähteſt, daß ich nicht mehr ruhig und einſam hier bleiben kann; mußt du mir ſo oft wieder erſcheinen, jedes verklungene, jedes halb eingeſchlafene Gefühl auf das menſchenfeindlichſte wecken! Was willſt du? Was haſt du mit mir? Laß mich, ich bitte dich!

Bernardo. Immer noch in deiner Klauſe, immer noch feſt entſchloſſen, der Welt abzuſagen?

Erwin. Der Welt? wie lieb iſt mir's, daß ich mich herausgerettet habe. Es hat mich gekoſtet; nun bin ich geborgen. Mein Schmerz iſt Labſal gegen das, was ich in dem verfluchten Neſte von allen Seiten auszuſtehen hatte.

Auf dem Land und in der Stadt
Hat man eitel Plagen!
Muß um's Bißchen, was man hat,
Sich mit'm Nachbar ſchlagen.
Rings auf Gottes Erde weit
Iſt nur Hunger, Kummer, Neid.
Dich hinaus zu treiben.

Bernardo.

Erdennoth iſt keine Noth,
Als dem Feig' und Matten.
Arbeit ſchaft dir täglich Brod,
Dach und Fach und Schatten.
Rings, wo Gottes Sonne ſcheint,

Findſt ein Mädchen, findſt einen Freund,
Laß uns immer bleiben!

Erwin. Sehr glücklich! Sehr weiſe!

Bernardo. Junge! Junge! Wenn ich dich nicht ſo lieb hätte —

Erwin. Haſt du mich lieb, ſo ſchone mich!

Bernardo. Daß du zu Grunde gehſt!

Erwin. Nur nicht, daß ich dir folgen ſoll, daß ich zurückkehren ſoll. Ich habe geſchworen, ich kehre nicht zurück!

Bernardo. Und weiter?

Erwin. Habe Mitleiden mit mir. Du weiſt, wie mein Herz in ſich kämpft und bangt, daß Wonne und Verzweiflung es unaufhörlich beſtürmen. Ach! warum bin ich ſo zärtlich, warum bin ich ſo treu!

Bernardo. Schilt dein Herz nicht, es wird dein Glück machen.

Erwin. In dieſer Welt, Bernardo?

Bernardo. Wenn ich's nun garantire?

Erwin. Leichtſinniger!

Bernardo. Denn glaub mir, die Mädchen haben alle eine herzliche Neigung nach ſo einem Herzen.

Sie ſcheinen zu ſpielen,
Voll Leichtſinn und Trug,
Doch glaub mir: ſie fühlen;
Doch glaub, ſie ſind klug.

Ein feuriges Weſen:
Ein trauriger Blick:
Sie ahnden, ſie leſen
Ihr künftiges Glück.

Erwin. Die Mädchen! — Ha! was kennen, was fühlen die? Ihre Eitelkeit iſt's, die ſie etwa höchſtens einigen Antheil an uns nehmen läßt. Uns an ihren Triumphwagen auf und ab zu ſchleppen! — Wenn ſie Langeweile haben, wenn ſie nicht wiſſen, was ſie wollen, da ſehnen ſie ſich freylich nach etwas; und dann iſt ein Liebhaber oder ein Hund ein willkommnes Geſchöpf. Den ſtreicheln und halten ſie wohl, bis es ihnen einfällt, ihn zu necken, und von ſich zu ſtoßen; da denn der arme Teufel ein lautes Gepelfere verführt, und mit allen Pfötchen kratzt, wieder gnädig aufgenommen zu werden — und dann laßt ihnen einen andern Gegenſtand in die Sinnen fallen, auf und davon ſind ſie, und vergeſſen alles, was man auch glaubte, daß ihnen noch ſo nah am Herzen läge.

Bernardo. Wohl geſprochen.

Erwin. Unterhalten, amuſirt wollen ſie ſeyn, das iſt alles. Sie ſchätzen dir einen Menſchen,

der an einem fatalen Abende in der Karte mit ihnen ſpielt, ſo hoch, als den, der Leib und Leben für ſie hingiebt.

Bernardo. Wichtiger Menſch! Was haſt du denn noch für ein Mädchen gethan, daß du dich über ſie beklagen darfſt. Nimm ein liebenswürdig Weib, verſorge ſie und ihre Kinder, trage Freud' und Leid des Lebens mit ihr; und ich verſichre dich, ſie wird dankbar ſeyn, wird jeden Tag mit neuer Liebe und Treue dir um den Hals fallen.

Erwin. Nein! Nein! Sie ſind kalt, ſie ſind flatterhaft.

Bernardo. Iſts nicht ſchlimm für eine, wenn ſie warm, wenn ſie beſtändig iſt; wenn ſie da, wo ein junger Herr achttägigen Zeitvertreib bey ihr ſuchte, eine daurende Verbindung hofft, dem lügenhaften Schein traut, und ſich einbildet, eine Ausſicht von ganzem Glück ihres Lebens vor ſich zu haben?

Erwin. Ich will nichts hören! all deine Weisheit paßt nicht auf mich. Ich liebte ſie für ewig. Ich gab mein ganzes Herz dahin. Aber daß ich arm bin, war ich verachtet. Und doch hoffte ich durch meinen Fleiß ſie ſo anſtändig zu verſorgen, als einer von den übertünchten Windbeuteln. — Alles hätte ich gethan, um ſie zu beſitzen.

Bernardo. Alles gethan? — Ja — unter andern giengſt du auch auf und davon.

Erwin. Wenn ich nicht umkommen, nicht an meiner ewig zurückgetriebenen Leidenſchaft erſticken wollte!

Sein ganzes Herz dahin zu geben,
Und Götter, ſo verachtet ſeyn!
Das untergräbt das innre Leben,
Das iſt die tiefſte Höllenpein.

Bernardo. Hier gilt nun freylich nicht, was man ſonſt zu ſagen pflegt: daß Verliebte ſo ein feines Gefühl haben, wie die Schnecken an den Hörnern, um zu ſpüren, ob man ihnen wohl will, oder nicht.

Erwin. Wem auch das ſein Herz nicht ſagte, der wäre —

Bernardo. Nur kein Eſel, ſonſt kämſt du in Gefahr —

Erwin. Was?

Bernardo. Einen Sack nach der Mühle zu tragen.

Erwin. Ich kann nicht ſagen: leb wohl! denn ich bin zu Hauſe.

Bernardo. Alſo wenn ich mich zu Gnaden empfohle —

Erwin. Bernardo —

Bernardo. Rähmst du's nicht übel.

Erwin. Mensch ohne Gefühl! der du dies Heiligthum meines Schmerzens mit kalten Sophismen und Spott entweihst; hier, wo eine anhaltende reine Trauer umherschwebt und mich erhält und verzehrt —

Bernardo. Und damit wir des Wesens ein Ende machen — zög' er nicht den Kopf aus dem schwarzen Loche des Todes wieder zurück, wenn einer ihn zupfte, und rief: sie liebt dich?

Erwin. Es ist falsch!

Bernardo.

Sein ganzes Herz dahin zu geben,
Und wieder ganz geliebt zu seyn,
Ist das nicht reines Himmelsleben?
Und welch ein Thor macht sichs zur Pein?

Erwin.

Sein ganzes Herz dahin zu geben,
Und Götter so verachtet seyn!
Das untergräbt das innre Leben,
Das ist die tiefste Höllenpein.

Bernardo. Erwin?

Erwin. Bernardo?

Bernardo. Sieh mich an?

Erwin. Nein!

Bernardo. Nicht wild, nicht wirre! ſieh mich ſtarr an, und gut, und feſt! Erwin! — Erkennſt du deinen Bernardo?

Erwin. Was willſt du mit mir?

Bernardo. Sey ruhig und ſieh mich an! — Bin ich Bernardo, der dein ganzes Zutrauen, dein ganzes Herz hatte? Bin ich Bernardo, der dich nie betrog, nie deiner Empfindung ſpottete, ſie nie täuſchte, — willſt du mir glauben?

Erwin. Wer widerſtünde dieſer Stimme, dieſem Ausdruck des edelſten Herzens! Rede Bernardo! rede!

Bernardo. Erwin! — Sie liebt dich.

Erwin. (In äuſſerſter Bewegung ſich wegwendend.) Nein! Nein!

Bernardo. Sie liebt dich!

Erwin. (Ihm um den Hals fallend) Ich bitte dich, laß mich ſterben!

(Nach einer Pauſe hört man von weiten Elmiren ſingen, Erwin fährt auf.)

Bernardo. Horch.

Erwin. Ich vergehe! — das iſt ihre Stimme! Wie mir der Ton durch alle Sinnen läuft! Rede! Rede! — Sie iſts!

Bernardo. Sie kommt.

Erwin. Weh mir! Wohin? Wohin?

Bernardo. Geschwind in die Hütte. Du sollst mit eignen Ohren hören, mit eignen Augen sehen, Ungläubiger! (Er hebt einen Pack auf, den er zu Anfang der Scene an einen Baum geworfen) Hier hab ich deine Maske mitgebracht. Komm, heiliger Mann. Erhole dich, du bist außer dir.

(Er führt Erwinen ab, der ihm in der größten Verwirrung folgt.)

Elmire (Kommt singend das Thal her.)

Mit vollen Athemzügen
Saug ich Natur aus dir
Ein schmerzliches Vergnügen.
Wie lebt,
Wie bebt,
Wie strebt
Das Herz in mir!

Freundlich begleiten
Mich Lüftlein gelinde,
Flohene Freuden
Ach! säuseln im Winde,
Fassen die bebende
Strebende
Brust.

Himmlische Zeiten!
Ach! wie so geschwinde!

Däm-

Dämmert und blicket
Und ſchwindet die Luſt!

Du lachſt mir liebes Thal,
Und du, o reine Himmelsſonne,
Erfüllſt mich wiederum einmal
Mit aller ſüßen Frühlingswonne.
Weh mir! Ach ſonſt war meine Seele rein,
Genoß ſo friedlich deinen Segen.
Verbirg dich Sonne meiner Pein,
Verwildre dich Natur, und ſtürme mir entgegen!

Die Winde ſauſen,
Die Ströme brauſen,
Die Blätter raſcheln
Dürr ab in's Thal.
Auf ſteiler Höhe,
Am nackten Felſen
Lieg' ich, und flehe
Im tiefen Schnee,
Auf öden Wegen
Geſtöber und Regen,
Fühl ich und ſtich ich
Und ſuche die Quaal.

Bernardo. Ach! ſind ſie da, mein Fräulein?

Elmire. Ich ſchleuderte ſo das Thal herauf, wie du es haben wollteſt.

Bernardo. Was haben ſie? Wie iſt ihnen?

Elmire. (Sich erholend.) Gut, recht gut. — Wie im Paradieſe! — und die Hütte — ſie iſts!

kann

kann ich ihn ſehen! — ein Schauer überfällt mich, da ich ihm nahen ſoll.

Bernardo. Gleich. Er kommt gleich. — Ich fand ihn im Gebet begriffen — aber was übel iſt: er gab mir durch Zeichen zu verſtehen, daß er ein Gelübde gethan habe, einige Monate kein Wort zu reden.

Elmire. Eben, da wir kommen?

Bernardo. Indeſſen treten ſie kecklich zu ihm, eröffnen ſie ihm ihr Herz. Er wird ihre Leiden fühlen, und ſein Schweigen ſelbſt wird ihnen Troſt ſeyn, ſeine Gegenwart. Vielleicht giebt er ihnen ſchriftlich ein tröſtend Wörtchen, und wenn wir ihn wieder beſuchen, ſo iſt die Bekanntſchaft gemacht.

(Erwin mit langem Kleide, weißem Bart verhüllt tritt aus der Hütte.)

Bernardo. Er kommt, ich laſſe ſie.

Elmire. Mir vergeht Himmel und Erde bey ſeinem Anblick!

(Erwin tritt näher; ſie grüßt ihn; er iſt in der äuſſerſten Verlegenheit, die er zu verbergen ſucht.)

Elmire.

Sieh mich Heilger, wie ich bin,
Eine arme Sünderin.
Angſt und Kummer, Reu und Schmerz
Quälen dieſes arme Herz.
Sieh mich vor dir unverſtellt,
Herr, die Schuldigſte der Welt.

Ach! es war ein junges Blut,
War ſo lieb, er war ſo gut,
Ach! ſo redlich liebt' er mich,
Ach! ſo heimlich quält er ſich —
Sieh mich Heilger, wie ich bin,
Eine arme Sünderin.

Ich vernahm ſein ſtummes Flehn,
Und ich konnt' ihn zähren ſehn,
Hielte mein Gefühl zurück,
Gönnt ihm keinen holden Blick.
Sieh mich vor dir unverſtellt,
Herr, die Schuldigſte der Welt.

Ach! ſo neid'ſcht' und quält' ich ihn,
Und ſo iſt der Arme hin!
Schwebt in Kummer, Mangel, Noth.
Iſt verloren! Er iſt todt!
Sieh mich Heiliger, wie ich bin,
Eine arme Sünderin.

(Erwin zieht eine Schreibtafel heraus, ſchreibt mit zitternder Hand einige Worte, faltet ſie zuſammen, und giebt ſie ihr. Sie will es aufmachen, er hält ſie ab, und macht ihr ein Zeichen, ſich zu entfernen.)

Elmire. Ich verſtehe dich, würdiger Sterblicher; ich ſoll weg, ſoll dich deinen heiligen Gefühlen überlaſſen, ſoll dieſe Tafel in deiner Gegenwart nicht eröffnen. Wann darf ich es thun? Wann darf ich dieſe heiligen Züge ſchauen, küßen, in mich trinken?

(Erwin deutet in die Ferne.)

Elmire. Wenn ich werde an jene hohe Linde gekommen seyn, die an dem Pfade neben dem Fluß steht?

(Erwin nickt.)

Elmire. Leb wohl! für diesmal wohl! du fühlst, daß mein Herz bey dir zurückbleibt.

(ab.)

(Erwin mit ausgestreckten Armen, schaut ihr einige Augenblicke stumm nach, dann reißt er die Maske weg, und den Mantel, und die Miyit fällt ein.)

Ha sie liebt mich!
Sie liebt mich!
Welch schreckliches Beben!
Fühl ich mich selber?
Bin ich am Leben?
Ha! sie liebt mich!
Sie liebt mich!
Ha! rings so anders!
Bist du's noch Sonne?
Bist du's noch Hütte?
Trage die Wonne
Seeliges Herz!
Sie liebt mich!
Sie liebt mich!

Bernardo hervortretend.

Ja, sie liebt dich,
Sie liebt dich!

Siehst

Siehſt du, die Seele
Haſt du betrübet;
Immer, ach immer
Hat ſie dich geliebet.

Erwin.

Ich bin ſo freudig,
Fühle ſo mein Leben!
Götter, ſelbſt Götter
Würden mir vergeben.

Bernardo.

Ach! ihre Thränen
Thuſt ihr nicht gut.

Erwin.

Sie zu verſöhnen,
Fließe mein Blut.
Sie liebt mich?

Bernardo.

Sie liebt dich!
Wo iſt ſie hin?

Erwin. Ich habe ſie den Weg hinab geſchickt, um nicht von Füll und Freude des Tods zu ſeyn. Ich ſchrieb ihr auf ein Täfelchen: Er iſt nicht weit.

Bernardo. Sie kömmt! nur einen Augenblick in dies Geſträuch.

(Sie verbergen ſich.)

Elmire.

Er iſt nicht weit!
Wo find' ich ihn wieder?
Er iſt nicht weit:
Mir beben die Glieder,
O Hoffnung! o Glück!
Wo geh ich? Wo ſuch ich?
Wo find' ich ihn wieder?
Ihr Götter erhört mich!
O gebt ihn zurück!
Erwin! Erwin!

Erwin. Elmire.

(Er ſpringt hervor.)

Elmire. Weh mir!

Erwin. (Zu ihren Füßen.) Ich bin's.

Elmire. (An ſeinem Hals.) Du biſt's.

(Die Muſik wage es, die Gefühle dieſer Pauſen auszudrücken.)

Bernardo.

O ſchauet hernieder,
Ihr Götter, dies Glück!
Da haſt du ihn wieder,
Da nimm ſie zurück..

Erwin.

Ich habe dich wieder,
Hier bin ich zurück:
O ſchauet hernieder,
Und gönnt mir das Glück,

Elmiren.

Ich habe dich wieder,
Mir trübt ſich der Blick.

Ich

Ich ſinke darnieder,
Mich tödtet das Glück.

Bernardo. Empfindet, meine Kinder, empfindet den ganzen Umfang eurer Glückſeeligkeit! dieſer Augenblick heilet alle Wunden eurer Herzen, die Welt wird wieder neu für euch, und ihr ſchaut in eine gränzenloſe Ausſicht von liebevoller ungetrennter Freude.

Erwin. Mein Vater! Hier halt ich ſie in meinen Armen! Sie iſt mein!

Elmire. Ich hab' eine Mutter, zwar eine liebevolle Mutter; doch wird ſie in unſer Glück willigen?

Erwin. Kann ich ihr werth ſcheinen? —

Bernardo. Da ſeyd unbeſorgt vor! es iſt, war ihr ſo angelegen, als mir, euch Närrchen zuſammen zu bringen. Und wir beyde haben mit größter Sorgfalt auch ſchon euren häuslichen und politiſchen Zuſtand in Ordnung gebracht, woran ſich's meiſtentheils bey ſo idealiſchen Leutchen zu ſtoßen pflegt.

Erwin. Himmel und Erde, was ſoll ich ſagen?

Bernardo. Nichts! das iſt das ſicherſte Zeichen, daß dirs wohl iſt, daß du dankbar biſt! Nun kommt! unſer Wagen hält eine Strecke das Thal droben. Ich bring' euch an das Herz eurer Mutter, gleicher Jubel für die rechtſchaffne liebevolle Alte! kommt.

Erwin. Kommt.

(Sie gehen, Erwin hält auf einmal, und kehrt ſich nach der Hütte.)

Ich gehe, und ſchaue mich nicht nach dir um! danke dir nicht! ehre dich nicht! ſage dir kein Lebewohl, du freundlichſte Wirthin meines Elends — (Entzückt zu Elmire.) O Mädchen, Mädchen, was macht ihr uns nicht vergeiſen!

(Gegen die Hütte.)

Vergieb mir die Eile!
Ich weile
Nicht länger hier.
Verzeihe!
Ich weihe
Noch dieſe Thräne dir.

(Zu Elmiren.)

Engel des Himmels,
Deinem ſanften Blicke
Dank' ich all mein Glücke,
Mein Leben dank ich dir!

(Gegen die Hütte.)

Verzeihe!
Ich weihe
Noch dieſe Thräne dir.

Elmire.

Ach! ich athme freyer,
Du haſt mir vergeben,
All mein künftig Leben
Liebſter! weih ich dir.

Ver-

Bernardo.

Zu dem heiligen Orte
Kehrt ihr einſt zurücke,
Fühlet alles Glücke
Alles Lebens hier.

Erwin.

Engel des Himmels!
Deinem ſanften Blicke
Dank ich all mein Glücke,
Mein Leben dank ich dir.

Stella

Ein

Schauspiel für Liebende

in fünf Akten

von

J. W. Göthe.

Berlin 1776.

bey August Mylius,

Buchhändler in der Brüderstraße.

Personen.

Stella.

Cezilie, anfangs unter dem Namen Madame Sommer.

Fernando.

Luzie.

Verwalter.

Postmeisterinn.

Anngen.

Carl.

Bediente.

Erſter Akt.

Im Poſthauſe.

Man hört einen Poſtillion blaſen.

Poſtmeiſterinn.

Carl! Carl!

Der Junge kommt.

Was is?

Poſtmeiſterinn.

Wo hat dich der Henker wieder? Geh hinaus; der Poſtwagen kommt. Führ' die

Passaziers herein, trag ihnen das Gepäk; rühr dich! Machst du wieder ein Gesicht?

(der Junge ab.)

Postmeisterinn ihm nachrufend.

Wart! ich will dir dein müssig Wesen vertreiben. Ein Wirthspursche muß immer munter, immer allert seyn. Hernach wenn so ein Schurke Herr wird, so verdirbt er. Wenn ich wieder heurathen mögte, so wär's nur darum; allein fällt's einem gar zu schwer, das Pak in Ordnung zu halten!

Madame Sommer. Luzie in Reisekleidern. Carl.

Luzie, einen Mantelsack trägend zu Carl.

Lass' er's nur; es ist nicht schwer; Aber nehm er meiner Mutter die Schachtel ab.

Postmeisterinn.

Ihre Dienerinn meine Frauenzimmer! Sie

Sie kommen beizeiten. Der Wagen kommt sonst nimmer so früh.

Luzie.

Wir haben gar einen jungen lustigen hübschen Schwager gehabt, mit dem ich durch die Welt fahren mögte; und unserer sind nur zwei, und wenig beladen.

Postmeisterinn.

Wenn sie zu speisen belieben, so sind sie wohl so gütig zu warten, das Essen ist noch nicht gar fertig.

Madame Sommer.

Darf ich sie nur um ein wenig Suppe bitten.

Luzie.

Ich hab keine Eil. Wollten sie indeß meine Mutter versorgen?

Postmeisterinn.

Sogleich.

Luzie.

Nur recht gute Brüh!

Poſtmeiſterinn.

So gut ſie da iſt.

(ab.)

Madame Sommer.

Daß du dein Befehlen nicht laſſen kannſt! Du hätteſt dünkt mich die Reiſe über ſchon klug werden können; wir haben immer mehr bezahlt als verzehrt: Und in unſern Umſtänden! —

Luzie.

Wir haben noch nie gemangelt.

Madame Sommer.

Aber wir waren dran.

Poſtillion tritt herein.

Luzie.

Nun, braver Schwager, wie ſteht's? Nicht wahr, dein Trinkgeld?

Poſtil-

Postillion.

Hab ich nicht gefahren wie Extrapost?

Luzie.

Das heisst, du hast auch was Extra verdient; nicht wahr? Du solltest mein Leibkutscher werden, wenn ich nur Pferde hätte.

Postillion.

Auch ohne Pferd steh ich zu Diensten.

Luzie.

Da!

Postillion.

Danke, Mamsell! Sie gehn nicht weiter?

Luzie.

Wir bleiben vor diesmal hier.

Postillion.

Adies.

(ab.)

Madame Sommer.

Ich seh an seinem Gesicht, daß du ihm zu viel gegeben hast.

Luzie.

Sollte er mit Murren von uns gehen? Er war die ganze Zeit so freundlich. Sie sagen immer, Mama, ich sei eigensinnig; wenigstens eigennützig bin ich nicht.

Madame Sommer.

Ich bitte dich, Luzie, verkenn' nicht, was ich dir sage. Deine Offenheit ehr' ich, wie deinen guten Muth und Freigebigkeit; aber es sind nur Tugenden wo sie hingehören.

Luzie.

Mama, das Oertgen gefällt mir wirklich. Und das Haus da drüben ist wohl der Dame, wo ich zu soll?

Madame Sommer.

Mich freut's, wenn der Ort deiner Bestimmung dir angenehm ist.

Luzie.

Still mag's seyn, das merk' ich schon. Ist's doch wie Sonntag auf dem großen Platze! Aber die gnädige Frau hat einen schönen Garten, und soll eine gute Frau seyn; wir wollen sehn, wie wir zurecht kommen. Was sehen sie sich um, Mama?

Madame Sommer.

Laß mich, Luzie! Glückliches Mädgen, das durch nichts erinnert wird: Ach damals war's anders! Mir ist nichts schmerzlicher als in ein Posthaus zu treten.

Luzie.

Wo fänden sie auch nicht Stoff sich zu quälen?

Madame Sommer.

Und wo nicht Ursache dazu? Meine Liebe, wie ganz anders war's damals, da dein Vater noch mit mir reiste, da wir die schönste Zeit unsers Lebens in freier Welt genossen; die ersten Jahre unserer Ehe! Damals hatte alles den Reiz der Neuheit für mich.

Und in seinem Arm vor so tausend Gegenständen vorüber zu eilen; da iede Kleinigkeit mir interessant ward, durch seinen Geist, durch seine Liebe.

Luzie.

Ich mag auch wohl gern reisen.

Madame Sommer.

Und wenn wir denn nach einem heißen Tag, nach ausgestandenen Fatalitäten, schlimmen Weg im Winter; wenn wir eintrafen, in manche noch schlechtere Herberge, wie diese ist, und den Genuß der einfachsten Bequemlichkeit zusammen fühlten, auf der hölzernen Bank zusammen sassen, unsern Eierkuchen und abgesottene Cartoffeln zusammen assen — — Damals war's anders!

Luzie.

Es ist nun einmal Zeit, ihn zu vergessen.

Madame Sommer.

Weisst du was das heisst: Verg n!

Gutes

Gutes Mädgen, du haſt, Gott ſei Dank! noch nichts verlohren, das nicht zu erſetzen geweſen wäre. Seit dem Augenblick, da ich gewiß ward, er habe mich verlaſſen, iſt all die Freude meines Lebens dahin. Mich ergriff eine Verzweifelung. Ich mangelte mir ſelbſt, ein Gott mangelte mir. Ich weiß mich des Zuſtands kaum zu erinnern.

Luzie.

Auch ich weiß nichts mehr, als daß ich auf ihrem Bette ſaß und weinte, weil ſie weinten. Es war in der grünen Stube auf dem kleinen Bette. Die Stube hat mir am wehſten gethan, da wir das Haus verkaufen mußten.

Madame Sommer.

Du warſt ſieben Jahr alt, und konnteſt nicht fühlen, was du verlohrſt.

Anngen mit der Suppe. Die Poſtmeiſterinn. Carl.

Anngen.

Hier iſt die Supp für Madam.

Madame Sommer.

Ich danke, meine Liebe! Iſt das ihr Töchtergen?

Poſtmeiſterinn.

Meine Stieftochter, Madame; aber da ſie ſo brav iſt, erſetzt ſie mir den Mangel an eigenen Kindern.

Madame Sommer.

Sie ſind in Trauer?

Poſtmeiſterinn.

Für meinen Mann, den ich vor drei Monaten verlohr. Wir haben nicht gar drei Jahre zuſammen gelebt.

Madame Sommer.

Sie ſcheinen doch ziemlich getröſtet.

Poſtmeiſterinn.

O Madame, unſer eins hat ſo wenig Zeit zu weinen, als leider zu beten. Das geht Sonntage und Werkeltage. Wenn der Pfarrer nicht manchmal auf den Text kommt, oder

6.

Daß bey einem Vortrag natürlicher Dinge der Lehrer die Wahl habe, entweder von den Erfahrungen zu den Grundsätzen, oder von den Grundsätzen zu den Erfahrungen seinen Weg zu nehmen, versteht sich von selbst; daß er sich beyder Methoden wechselsweise bediene, ist wohl auch vergönnt, ja manchmal nothwendig. Daß aber Newton eine solche gemischte Art des Vortrags zu seinem Zweck advocatenmäßig misbraucht, indem er das, was erst eingeführt, abgeleitet, erklärt, bewiesen werden sollte, schon als bekannt annimmt, und sodann aus der großen Masse der Phänomene nur diejenigen heraussucht, welche scheinbar und nothdürftig zu dem einmal ausgesprochenen passen, dieß liegt uns ob, anschaulich zu machen, und zugleich darzuthun, wie er diese Versuche, ohne Ordnung, nach Belieben anstellt, sie keinesweges rein vorträgt, ja sie vielmehr nur immer vermannigfaltigt und über einander schichtet, so daß zuletzt der beste Kopf ein solches Chaos lieber gläubig verehrt, als daß er sich zur unabsehlichen Mühe verpflichtete, jene streitenden Elemente versöhnen und ordnen zu wollen. Auch würde dieses völlig unmöglich seyn, wenn man nicht vorher, wie von uns mit Sorgfalt geschehen, die

Farbenphänomene in einer gewiſſen natürlichen Verknüpfung nach einander aufgeführt und ſich dadurch in den Stand geſetzt hätte, eine künſtliche und willkührliche Stellung und Entſtellung derſelben anſchaulicher zu machen. Wir können uns nunmehr auf einen natürlichen Vortrag ſogleich beziehen, und ſo in die gröſste Verwirrung und Verwicklung ein heilſames Licht verbreiten. Dieſes ganz allein iſt's, wodurch die Entſcheidung eines Streites möglich wird, der ſchon über hundert Jahre dauert, und ſo oft er erneuert worden, von der triumphirenden Schule als verwegen, frech, ja als lächerlich und abgeſchmackt weggewieſen und unterdrückt wurde.

7.

Wie nun eine ſolche Hartnäckigkeit möglich war, wird ſich unſern Leſern nach und nach aufklären. Newton hatte durch eine künſtliche Methode ſeinem Werk ein dergeſtalt ſtrenges Anſehn gegeben, daſs Kenner der Form es bewunderten und Laien davor erſtaunten. Hiezu kam noch der ehrwürdige Schein einer mathematiſchen Behandlung, womit er das Ganze aufzuſtutzen wuſste.

8.

An der Spitze nämlich stehen Definitionen und Axiome, welche wir künftig durchgehen werden, wenn sie unsern Lesern nicht mehr imponiren können. Sodann finden wir Propositionen, welche das immer wiederholt festsetzen, was zu beweisen wäre; Theoreme, die solche Dinge aussprechen, die Niemand schauen kann; Experimente, die unter veränderten Bedingungen immer das Vorige wiederbringen, und sich mit großem Aufwand in einem ganz kleinen Kreise herumdrehen; Probleme zuletzt, die nicht zu lösen sind, wie das alles in der weiteren Ausführung umständlich darzuthun ist.

9.

Im Englischen führt das Werk den Titel: Opticks, or a Treatise of the Reflections, Refractions, Inflections and Colours of Light. Obgleich das englische Wort Optics ein etwas naiveres Ansehen haben mag, als das lateinische Optice und das deutsche Optik; so drückt es doch, ohne Frage, einen zu großen Umfang aus, den das Werk selbst nicht ausfüllt. Dieses handelt ausschließlich von Farbe, von farbigen Erscheinungen. Alles übrige, was das natürliche oder künst-

liche Sehen betrifft, ist beynahe ausgeschlossen, und man darf es nur in diesem Sinne mit den optischen Lectionen vergleichen, so wird man die grosse Masse eigentlich mathematischer Gegenstände, welche sich dort findet, vermissen.

10.

Es ist nöthig, hier gleich zu Anfang diese Bemerkung zu machen: denn eben durch den Titel ist das Vorurtheil entstanden, als wenn der Stoff und die Ausführung des Werkes mathematisch sey, da jener bloß physisch ist und die mathematische Behandlung nur scheinbar; ja, beym Fortschritt der Wissenschaft hat sich schon längst gezeigt, daß, weil Newton als Physiker seine Beobachtungen nicht genau anstellte, auch seine Formeln, wodurch er die Erfahrungen aussprach, unzulänglich und falsch befunden werden mußten; welches man überall, wo von der Entdeckung der achromatischen Fernröhre gehandelt wird, umständlich nachlesen kann.

11.

Diese sogenannte Optik, eigentlicher Chromatik, besteht aus drey Büchern, von welchen wir gegenwärtig nur das erste, das in zwey Theile ge-

theilt ist, polemisch behandeln. Wir haben uns bey der Uebersetzung meistens des englischen Originals in der vierten Ausgabe, London 1730, bedient, das in einem natürlichen naiven Stil geschrieben ist. Die lateinische Uebersetzung ist sehr treu und genau, wird aber durch die römische Sprachweise etwas pomphafter und dogmatischer.

12.

Da wir jedoch nur Auszüge liefern, und die sämmtlichen Newtonischen Tafeln nachstechen zu lassen keinen Beruf fanden, so sind wir genöthigt, uns öfters auf das Werk selbst zu beziehen, welches diejenigen unserer Leser, die bey der Sache wahrhaft interessirt sind, entweder im Original oder in der Uebersetzung zur Seite haben werden.

13.

Die wörtlich übersetzten Stellen, in denen der Gegner selbst spricht, haben wir mit kleinerer Schrift, unsre Bemerkungen aber mit der grössern, die unsre Leser schon gewohnt sind, abdrucken lassen.

14.

Uebrigens haben wir die Sätze, in welche unſre Arbeit ſich theilen ließ, mit Nummern bezeichnet. Es geſchieht dieſes hier, ſo wie im Entwurf der Farbenlehre, nicht um dem Werke einen Schein höherer Conſequenz zu geben, ſondern bloß um jeden Bezug, jede Hinweiſung zu erleichtern, welches dem Freunde ſowohl als dem Gegner angenehm ſeyn kann. Wenn wir künftig den Entwurf citiren, ſo ſetzen wir ein E. vor die Nummer des Paragraphen.

Zwischenrede.

15.

Vorstehendes war geschrieben und das Nachstehende zum grösten Theil, als die Frage entstand, ob es nicht räthlich sey, mit wenigem gleich hier anzugeben, worin sich denn die Meynung, welcher wir zugethan sind, von derjenigen unterscheidet, die von Newton herstammend sich über die gelehrte und ungelehrte Welt verbreitet hat.

16.

Wir bemerken zuerst, daß diejenige Denkweise, welche wir billigen, uns nicht etwa eigenthümlich angehört, oder als eine neue nie vernommene Lehre vorgetragen wird. Es finden sich vielmehr von derselben in den frühern Zeiten deutliche Spuren, ja sie hat sich immer, durch alle schwankenden Meynungen hindurch, so manche Jahrhunderte her lebendig erhalten, und ist von Zeit zu Zeit wieder ausgesprochen worden, wovon uns die Geschichte weiter unterrichten wird.

17.

Newton behauptet, in dem weißen farbloſen Lichte überall, beſonders aber in dem Sonnenlicht, ſeyen mehrere farbige, (die Empfindung der Farbe erregende,) verſchiedene Lichter wirklich enthalten, deren Zuſammenſetzung das weiße Licht (die Empfindung des weißen Lichts) hervorbringe.

18.

Damit aber dieſe Lichter zum Vorſchein kommen, ſetzt er dem weißen Licht gar mancherley Bedingungen entgegen, durchſichtige Körper, welche das Licht von ſeiner Bahn ablenken, undurchſichtige, die es zurückwerfen, andre, an denen es hergeht; aber dieſe Bedingungen ſind ihm nicht einmal genug. Er gibt den brechenden Mitteln allerley Formen, den Raum, in dem er operirt, richtet er auf mannigfaltige Weiſe ein, er beſchränkt das Licht durch kleine Oeffnungen, durch winzige Spalten, und bringt es auf hunderterley Art in die Enge. Dabey behauptet er nun, daß alle dieſe Bedingungen keinen andern Einfluß haben, als die Eigenſchaften, die Fertigkeiten (fits) des Lichtes rege zu machen, ſo daß dadurch ſein Innres aufgeſchloſſen werde, und was in ihm liegt, an den Tag komme.

19.

Jene farbigen Lichter sind die integrirenden Theile seines weißen Lichtes. Es kommt durch alle obgemeldeten Operationen nichts zu dem Licht hinzu, es wird ihm nichts genommen, sondern es werden nur seine Fähigkeiten, sein Inhalt geoffenbart. Zeigt es nun bey der Refraction verschiedene Farben, so ist es divers refrangibel; auch bey der Reflexion zeigt es Farben, deßwegen ist es divers reflexibel, u. s. w. Jede neue Erscheinung deutet auf eine neue Fähigkeit des Lichtes, sich aufzuschließen, seinen Inhalt herzugeben.

20.

Die Lehre dagegen, von der wir überzeugt sind, und von der wir dießmal nur insofern sprechen, als sie der Newtonischen entgegensteht, beschäftigt sich auch mit dem weißen Lichte. Sie bedient sich auch äußerer Bedingungen, um farbige Erscheinungen hervorzubringen. Sie gesteht aber diesen Bedingungen Werth und Würde zu, sie bildet sich nicht ein, Farben aus dem Licht zu entwickeln, sie sucht uns vielmehr zu überzeugen, daß die Farbe zugleich von dem Lichte und von dem, was sich ihm entgegenstellt, hervorgebracht werde.

21.

Alſo, um nur des Refractionsfalles, mit dem ſich Newton in der Optik vorzüglich beſchäftigt, hier zu gedenken, ſo iſt es keinesweges die Brechung, welche die Farben aus dem Licht hervorlockt, vielmehr bleibt eine zweyte Bedingung unerläßlich, daß die Brechung auf ein Bild wirke, und ſolches von der Stelle wegrücke. Ein Bild entſteht nur durch Gränzen, dieſe Gränzen überſieht Newton ganz, ja er läugnet ihren Einfluß. Wir aber ſchreiben dem Bilde ſowohl als ſeiner Umgebung, der hellen Mitte ſowohl als der dunkeln Gränze, der Thätigkeit ſowohl als der Schranke, in dieſem Falle vollkommen gleiche Wirkung zu. Alle Verſuche ſtimmen uns bey, und jemehr wir ſie vermannigfaltigen, deſto mehr wird ausgeſprochen, was wir behaupten, deſto plaper, deſto klarer wird die Sache. Wir gehen vom Einfachen aus, indem wir einen ſich wechſelſeitig entſprechenden Gegenſatz zugeſtehen, und durch Verbindung deſſelben die farbige Welt hervorbringen.

22.

Newton ſcheint vom Einfacheren auszugehen, indem er ſich bloß ans Licht halten will; allein er

oder man ein Sterbelied ſingen hört. Darum gilt's bey uns. Carl, ein paar Servietten! dek hier am Ende auf.

Luzie.

Wem iſt das Haus da drüben?

Poſtmeiſterinn.

Unſerer Frau Baronneſſe. Eine allerliebſte Frau.

Madame Sommer.

Mich freut's, daß ich dies von einer Nachbarinn beſtätigen höre, was man uns in einer weiten Ferne betheuert hat. Meine Tochter geht zu ihr in Dienſte.

Poſtmeiſterinn.

Die Mamſell?

Luzie.

Nun ia!

Poſtmeiſterinn.

Ich hab gehört, daß ſie eine Kammerjungfer erwartet. Aber können ſie ſich entſchließen?

Luzie.

ſetzt ihm auch Bedingungen entgegen ſo gut wie wir, nur daß er denſelben ihren integrirenden Antheil an dem Hervorgebrachten abläugnet. Seine Lehre hat nur den Schein, daß ſie monadiſch oder unitariſch ſey. Er legt in ſeine Einheit ſchon die Mannigfaltigkeit, die er heraus bringen will, welche wir aber viel beſſer aus der eingeſtandenen Dualität zu entwickeln und zu conſtruiren glauben.

23.

Wie er nun zu Werke geht, um das Unwahre wahr, das Wahre unwahr zu machen, das iſt jetzt unſer Geſchäft zu zeigen und der eigentliche Zweck des gegenwärtigen polemiſchen Theils.

Der Newtoniſchen Optik

erſtes Buch.

Erſter Theil.

Erſte Propoſition. Erſtes Theorem.

Lichter welche an Farbe verſchieden ſind, dieſelben ſind auch an Refrengibilität verſchieden und zwar gradweiſe.

24.

Wenn wir gleich von Anfang willig zugeſtehen, das Werk, welches wir behandeln, ſey völlig aus einem Guſſe, ſo dürfen wir auch bemerken, daß in den vorſtehenden erſten Worten, in dieſer Propoſition, die uns zum Eintritt begegnet, ſchon die ganze Lehre wie in einer Nuß vorhanden ſey, und daß auch zugleich jene captiöſe Methode völlig eintrete, wodurch uns der Verfaſſer das ganze Buch hindurch zum Beſten hat. Dieſes zu zeigen, dieſes anſchaulich und deutlich zu machen, dürfen wir ihm nicht leicht ein Wort, eine Wendung hingehen laſſen; und wir erſuchen unſre Leſer um die vollkommenſte Aufmerkſamkeit, dafür ſie ſich

denn aber auch von der Knechtſchaft dieſer Lehre auf ewige Zeiten befreyt fühlen werden.

25.

Lichter — Mit dieſem Plural kommt die Sub- und Obreption, deren ſich Newton durch das ganze Werk ſchuldig macht, gleich recht in den Gang. Lichter, mehrere Lichter! und was denn für Lichter?

welche an Farbe verſchieden ſind — In dem erſten und zweyten Verſuche, welche zum Beweis dienen ſollen, führt man uns farbige Papiere vor, und diejenigen Wirkungen, die von dorther in unſer Auge kommen, werden gleich als Lichter behandelt. Offenbar ein hypothetiſcher Ausdruck: denn der gemeine Sinn beobachtet nur, daß uns das Licht mit verſchiedenen Eigenſchaften der Oberflächen bekannt macht; daß aber dasjenige, was von dieſen zurückſtrahlt, als ein verſchiedenartiges Licht angeſehen werden könne, darf nicht vorausgeſetzt werden.

Genug wir haben ſchon farbige Lichter fertig, ehe noch von einem farbloſen die Rede geweſen. Wir operiren ſchon mit farbigen Lichtern, und erſt hinterdrein vernehmen wir, wie und wo etwa ihr Urſprung ſeyn möchte. Daß aber hier von Lichtern die Rede nicht ſeyn könne, davon iſt jeder überzeugt, der den Entwurf unſerer Farbenlehre wohl erwogen hat. Wir haben nämlich genugſam dargethan, daß alle Farbe einem Licht und Nicht-Licht ihr Daſeyn ſchuldig ſey, daß die Farbe ſich durchaus zum Dunkeln hinneige, daß ſie ein

σκιερὸν sey, daß wenn wir eine Farbe auf einen hellen Gegenstand hinwerfen, es sey auf welche Weise es wolle, wir denselben nicht beleuchten, sondern beschatten. Mit solchem Schattenlicht, mit solcher Halbfinsterniß fängt Newton sehr künstlich seinen ganzen Vortrag an, und kein Wunder, daß er diejenigen, die ihm sein Erstes zugeben, von nun an im Dunkeln oder Halbdunkeln zu erhalten weiß.

26.

dieselben sind auch an Refrangibilität — Wie springt doch auf einmal dieses abstracte Wort hervor! Freylich steht es schon in den Axiomen, und der aufmerksam gläubige Schüler ist bereits von diesen Wundern durchdrungen, und hat nicht mehr die Freyheit, dasjenige, was ihm vorgeführt wird, mit einigem Mistrauen zu untersuchen.

27.

verschieden — Die Refrangibilität macht uns also mit einem großen Geheimniß bekannt. Das Licht, jenes Wesen, das wir nur als eine Einheit, als einfach wirkend gewahr werden, wird uns nun als ein Zusammengesetztes, aus verschiedenartigen Theilen Bestehendes, auf eine verschiedene Weise Wirkendes dargestellt.

Wir geben gern zu, daß sich aus einer Einheit, an einer Einheit ein Diverses entwickeln, eine Differenz entstehen könne; allein es gibt gar verschiedene Arten, wie dieses geschehen mag. Wir wollen hier nur zweyer gedenken

len: Erstens daß ein Gegensatz hervortritt, wodurch die Einheit sich nach zwey Seiten hin manifestirt und dadurch großer Wirkungen fähig wird; Zweytens daß die Entwickelung des Unterschiedenen stätig in einer Reihe vorgeht. Ob jener erste Fall etwa bey den prismatischen Erscheinungen eintreten könne, davon hat Newton nicht die mindeste Vermuthung, ob ihn gleich das Phänomen oft genug zu dieser Auslegungsart hindrängt. Er bestimmt sich vielmehr ohne Bedenken für den zweyten Fall. Es ist nicht nur eine diverse Refrangibilität, sondern sie wirkt auch

28.

gradweise — Und so ist denn gleich ein auf- und aus einander folgendes Bild, eine Scala, ein aus verschiedenen Theilen, aber aus unendlichen bestehendes, in einander fließendes und doch separables, zugleich aber auch inseparables Bild fertig, ein Gespenst, das nun schon hundert Jahre die wissenschaftliche Welt in Ehrfurcht zu erhalten weiß.

29.

Sollte in jener Proposition etwas Erfahrungsgemäßes ausgesprochen werden, so konnte es allenfalls heißen: Bilder, welche an Farbe verschieden sind, erscheinen durch Refraction auf verschiedene Weise von der Stelle bewegt. Indem man sich dergestalt ausdrückte, spräche man denn doch das Phänomen des ersten Versuchs allenfalls aus. Man könnte die Erscheinung eine diverse Refraction nennen, und alsdann ge-

nauer nachforſchen, wie es denn eigentlich damit aus-ſehe. Aber daß wir ſogleich zu den Ibilitäten, zu den Keiten geführt werden, daß wir den Beweis derſelben mit Gefallen aufnehmen ſollen, ja daß wir nur darauf eingehen ſollen, ſie uns beweiſen zu laſſen, iſt eine ſtarke Forderung.

Beweis durch Experimente.

30.

Wir möchten nicht gern gleich von Anfang unſre Leſer durch irgend eine Paradoxie ſcheu machen, wir können uns aber doch nicht enthalten, zu behaupten, daß ſich durch Erfahrungen und Verſuche eigentlich nichts beweiſen läßt. Die Phänomene laſſen ſich ſehr genau beobachten, die Verſuche laſſen ſich reinlich anſtellen, man kann Erfahrungen und Verſuche in einer gewiſſen Ordnung aufführen, man kann eine Erſcheinung aus der andern ableiten, man kann einen gewiſſen Kreis des Wiſſens darſtellen, man kann ſeine Anſchauungen zur Gewißheit und Vollſtändigkeit erheben, und das, dächte ich, wäre ſchon genug. Folgerungen hingegen zieht jeder für ſich daraus; beweiſen läßt ſich nichts dadurch, beſonders keine Ibilitäten und Keiten. Alles, was Meynungen über die Dinge ſind, gehört dem Individuum an, und wir wiſſen nur zu ſehr, daß die Ueberzeugung nicht von der Einſicht, ſondern von dem Willen abhängt; daß

Niemand etwas begreift, als was ihm gemäß iſt und was er deßwegen zugeben mag. Im Wiſſen wie im Handeln entſcheidet das Vorurtheil alles, und das Vorurtheil wie ſein Name wohl bezeichnet, iſt ein Urtheil vor der Unterſuchung. Es iſt eine Bejahung oder Verneinung deſſen, was unſre Natur anſpricht oder ihr widerſpricht; es iſt ein freudiger Trieb unſres lebendigen Weſens nach dem Wahren wie nach dem Falſchen, nach allem was wir mit uns im Einklang fühlen.

31.

Wir bilden uns alſo keineswegs ein, zu beweiſen, daß Newton unrecht habe; denn jeder Atomiſtiſch-geſinnte, jeder am Hergebrachten Feſthaltende, jeder vor einem großen alten Namen mit heiliger Scheu Zurücktretende, jeder Bequeme wird viel lieber die erſte Propoſition Newtons wiederholen, darauf ſchwören, verſichern, daß alles erwieſen und bewieſen ſey und unſere Bemühungen verwünſchen.

Ja wir geſtehen es gerne, daß wir ſeit mehreren Jahren oft mit Widerwillen dieſes Geſchäft aufs neue vorgenommen haben. Denn man konnte ſich's wirklich zur Sünde rechnen, die ſelige Ueberzeugung der Newtoniſchen Schule, ja überhaupt die himmliſche Ruhe der ganzen halb unterrichteten Welt in und an dem Credit dieſer Schule zu ſtören und in Unbehaglichkeit zu ſetzen. Denn wenn die ſämmtlichen Meiſter die alte ſtarre Confeſſion immer auf ihren Lehrſtühlen wiederholen, ſo imprimiren ſich die Schüler jene kurzen Formeln ſehr ge-

ne, womit das Ganze abgethan und bey Seite gebracht wird; indeſſen das übrige Publicum dieſe ſelige Ueberzeugung gleichſam aus der Luft auffchnappt; wie ich denn die Anekdote hier nicht verſchweigen kann, daß ein ſolcher Glücklicher, der von den neueren Bemühungen etwas vernahm, verſicherte: Newton habe das alles ſchon geſagt und beſſer; er wiſſe nur nicht wo.

32.

Indem wir uns nun alſo zu den Verſuchen wenden, ſo bitten wir unſre Leſer, auf den erſten ſogleich alle Aufmerkſamkeit zu richten, den der Verfaſſer durch einen Salto mortale gleich zu Anfang wagt, und uns ganz unerwartet in medias res hineinreißt; wobey wir, wenn wir nicht wohl Acht haben, überraſcht werden, uns verwirren und ſogleich die Freyheit des Urtheils verlieren.

33.

Diejenigen Freunde der Wiſſenſchaft, die mit den ſubjectiven dioptriſchen Verſuchen der zweyten Claſſe, die wir umſtändlich genug vorgetragen und abgeleitet, gehörig bekannt ſind, werden ſogleich einſehen, daß Newton hier nicht auf eine Weiſe verfährt, die dem Mathematiker geziemt. Denn dieſer ſetzt, wenn er belehren will, das Einfachſte voraus, und baut aus den begreiflichſten Elementen ſein bewundernswürdiges Gebäude zuſammen. Newton hingegen ſtellt den complicirteſten ſubjectiven Verſuch, den es vielleicht gibt, an

die Spitze, verſchweigt ſeine Herkunft, hütet ſich, ihn von mehreren Seiten darzuſtellen, und überraſcht den unvorſichtigen Schüler, der wenn er einmal Beyfall gegeben, ſich in dieſer Schlinge gefangen hat, nicht mehr weiß, wie er zurück ſoll.

Dagegen wird es demjenigen, der die wahren Verhältniſſe dieſes erſten Verſuchs einſieht, leicht ſeyn, ſich auch vor den übrigen Feſſeln und Banden zu hüten, und wenn ſie ihm früher durch Ueberlieferung umgeworfen worden, ſie mit freudiger Energie abzuſchütteln.

Erſter Verſuch.

34.

Ich nahm ein ſchwarzes länglichtes ſteifes Papier, das von parallelen Seiten begränzt war, und theilte es durch eine perpendiculare Linie, die von einer der längern Seiten zu der andern reichte, in zwey gleiche Theile. Einen dieſer Theile ſtrich ich mit einer rothen, den andern mit einer blauen Farbe an; das Papier war ſehr ſchwarz und die Farben ſtark und fett aufgetragen, damit die Erſcheinung deſto lebhafter ſeyn möchte.

35.

Daß hier das Papier ſchwarz ſeyn müſſe, iſt eine ganz unnöthige Bedingung. Denn wenn das Blaue und Rothe ſtark und dick genug aufgetragen iſt, ſo kann der Grund nicht mehr durchblicken, er ſey von

welcher Farbe er will. Wenn man jedoch die Newtonische Hypothese kennt, so sieht man ungefähr, was es heißen soll. Er fordert hier einen schwarzen Grund, damit ja nicht etwas von seinem supponirten unzerlegten Licht durch die aufgetragenen Farben als durchfallend vermuthet werden könne. Allein, wie schon gezeigt ist, steht die Bedingung hier ganz unnütz, und nichts verhindert mehr die wahre Einsicht in ein Phänomen, oder einen Versuch, als überflüssige Bedingungen. Eigentlich heißt alles nichts weiter, als man verschaffe sich zwey gleiche Vierecke von rothem und blauem steifen Papier und bringe sie genau neben einander.

Wollte nun der Verfasser fortfahren, seinen Versuch richtig zu beschreiben, so mußte er vor allen Dingen die Lage, Stellung, genug die Localität dieses zweyfarbigen Papiers genau angeben, anstatt daß sie jetzt der Leser erst aus dem später folgenden nach und nach, mühsam und nicht ohne Gefahr sich zu vergreifen, einzeln zusammen suchen muß.

36.

Dieses Papier betrachtete ich durch ein gläsernes massives Prisma, dessen zwey Seiten, durch welche das Licht zum Auge gelangte, glatt und wohl polirt waren, und in einem Winkel von ungefähr sechzig Graden zusammenstießen, den ich den brechenden Winkel nenne. Und indem ich also nach dem Papier schaute, hielt ich das Prisma gegen das Fenster dergestalt, daß die langen Seiten des Papiers und das Prisma sich parallel gegen den Horizont verhielten, da denn jene Durchschnittslinie, welche die beiden Farben trennte, gegen denselben rechtwinklicht gerichtet war.

Luzie.

Wenn sie mir ansteht, und eine gute Frau ist, warum nicht? Freilich, wenn's einmal gedient seyn soll, will ich nach Gusto dienen.

Postmeisterinn.

Sie müßten einen kuriosen Geschmack haben, wenn sie ihnen nicht gefallen sollte. Man kann sie nicht sehen, ohne sie zu lieben. Wär nur mein Mädgen schon erwachsen, die Condition hätt mir nicht entgehen sollen.

Anngen.

Wenn sie sie nur sehn! Sie ist so lieb! so lieb! Sie glauben nicht, wie sie auf sie wartet. Sie hat mich auch recht lieb. Wollen sie denn nicht zu ihr gehn; ich will sie begleiten?

Luzie.

Ich muß mich erst zurecht machen, und will auch noch essen.

37.

Im Engliſchen ſteht anſtatt rechtwinklicht parallel, welches offenbar ein Druckfehler iſt. Denn die langen Seiten des farbigen Papiers und die Durchſchnittslinie können nicht zugleich parallel mit dem Horizont ſeyn. Im Lateiniſchen ſteht perpendicular, welches an ſich ganz richtig iſt; da aber nicht von einem Grundriſſe, ſondern einem räumlichen Verhältniſſe die Rede iſt, ſo verſteht man leicht vertical darunter: wodurch der Verſuch in Confuſion geriethe. Denn das farbige Papier muß flach liegen, und die kurzen Seiten müſſen, wie wir angeben, mit dem Horizont, oder wenn man will, mit der Fenſterbank, einen rechten Winkel machen.

38.

Und das Licht, das von dem Fenſter auf das Papier fiel, einen Winkel mit dem Papier machte, demjenigen gleich, in welchem das Papier das Licht nach dem Auge zurückwarf.

39.

Wie kann man ſagen, daß das allgemeine Tageslicht, denn hier ſcheint nicht vom Sonnenlichte die Rede zu ſeyn, einen Winkel mit dem Papier mache, da es von allen Enden hier darauf fällt? Auch iſt die Bedingung ganz unnöthig; denn man könnte die Vorrichtung eben ſo gut an der Seite des Fenſters machen.

40.

Jenſeits des Prisma's war die Fenſterbrüſtung mit ſchwarzem Tuche beſchlagen, welches alſo ſich im Dunkeln befand, damit kein Licht von daher kommen konnte, das etwa an den Kanten des Papiers vorbey zu dem Auge gelangt wäre, ſich mit dem Lichte des Papiers vermiſcht und das Phänomen unſicher gemacht hätte.

41.

Warum ſagt er nicht lieber jenſeits des farbigen Papiers? Denn dieſes kommt ja näher an das Fenſter zu ſtehen, und das ſchwarze Tuch ſoll nur dazu dienen, um dem farbigen Papier einen dunkeln Hintergrund zu verſchaffen. Wollte man dieſe Vorrichtung gehörig und deutlich angeben, ſo würde es auf folgende Weiſe geſchehen: man beſchlage den Wandraum unter einer Fenſterbank bis an den Fußboden mit ſchwarzem Tuche; man verſchaffe ſich ein Parallelogramm von Pappe, und überziehe es zur Hälfte mit rothem, zur Hälfte mit blauem Papier, welche beyde an der kurzen Durchſchnittslinie zuſammenſtoßen. Dieſe Pappe bringe man flachliegend, etwa in der halben Höhe der ſchwarzbeſchlagenen Fenſterbrüſtung vor derſelben dergeſtalt an, daß ſie dem etwas weiter abſtehenden Beobachter wie auf ſchwarzem Grunde erſcheine, ohne daß von dem Geſtell, worauf man ſie angebracht, etwas zu ſehen ſey. Ihre längeren Seiten ſollen ſich zur Fenſterwand parallel verhalten, und in derſelben Richtung halte der Beobachter auch das Prisma, wodurch er nach gedach-

tem Papier hinblickt, einmal den brechenden Winkel aufwärts und sodann denselben unterwärts gekehrt.

Was heißt nun aber diese umständliche Vorrichtung anders, als man bringe das oben beschriebene doppelfarbige Papier auf einen schwarzen Grund, oder man klebe ein rothes und ein blaues Viereck horizontal neben einander auf eine schwarzgrundirte Tafel, und stelle sie vor sich hin; denn es ist ganz gleichgültig, ob dieser schwarze Grund auch einigermaßen erleuchtet sey, und allenfalls ein dunkles Grau vorstelle, das Phänomen wird immer dasselbe seyn. Durch die sämmtlichen Newtonischen Versuche jedoch geht eine solche pedantische Genauigkeit, alles nach seiner Hypothese unzerlegte Licht zu entfernen, und dadurch seinen Experimenten eine Art von Reinlichkeit zu geben, welche, wie wir noch genugsam zeigen werden, durchaus nichtig ist, und nur zu unnöthen Forderungen und Bedingungen die Veranlassung gibt.

42.

Als diese Dinge so geordnet waren, fand ich, indem ich den brechenden Winkel des Prismas aufwärts kehrte, und das farbige Papier scheinbar in die Höhe hob, daß die blaue Hälfte durch die Brechung höher gehoben wurde, als die rothe Hälfte. Wenn ich dagegen den brechenden Winkel unterwärts kehrte, so daß das Papier durch die Brechung herabgezogen schien; so war die blaue Hälfte tiefer heruntergeführt als die rothe.

43.

Wir haben in unserm Entwurf der Farbenlehre die

dioptrischen Farben der zweyten Classe und besonders die subjectiven Versuche umständlich genug ausgeführt, besonders aber im 18. Capitel von Paragraph 238. bis 284., auf das genaueste dargethan, was eigentlich vorgeht, wenn farbige Bilder durch Brechung verrückt werden. Es ist dort auf das klärste gezeigt, daß an farbigen Bildern, eben wie an farblosen, farbige Ränder entstehen, welche mit der Fläche entweder gleichnamig oder ungleichnamig sind, in dem ersten Falle aber die Farbe der Fläche begünstigen, in dem andern sie beschmutzen und unscheinbar machen; und dieses ist es, was einem leichtsinnigen oder von Vorurtheilen bemebelten Beobachter entgeht, und was auch den Autor zu der übereilten Folgerung verführte, wenn er ausruft:

44.

Dekhalb in beyden Fällen das Licht, welches von der blauen Hälfte des Papiers durch das Prisma zum Auge kommt, unter denselben Umständen eine größere Refraction erleidet, als das Licht, das von der rothen Hälfte kommt, und folglich refrangibler ist als dieses.

45.

Dieß ist nun der Grund- und Eckstein des Newtonischen optischen Werks; so sieht es mit einem Experiment aus, das dem Verfasser so viel zu bedeuten schien, daß er es aus hunderten herausnehob, um es an die Spitze aller chromatischen Erfahrungen zu setzen. Wir haben schon (S. 268.) bemerkt, wie captiös und taschenspielerisch dieser Versuch angegeben worden: denn wenn

die Erſcheinung einigermaßen täuſchen ſoll; ſo muß das Rothe ein Zinnoberroth, und das Blaue ſehr dunkelblau ſeyn. Nimmt man Hellblau, ſo wird man die Täuſchung gleich gewahr. Und warum iſt denn Niemanden eingefallen, noch eine andre verfängliche Frage zu thun? Nach der Newtoniſchen Lehre iſt das Gelbroth am wenigſten refrangibel, das Blauroth am meiſten; warum nimmt er denn alſo nicht ein violettes Papier neben das rothe, ſondern ein dunkelblaues? Wäre die Sache wahr, ſo müßte die Verſchiedenheit der Refrangibilität bey Gelbroth und Violett weit ſtärker ſeyn, als bey Gelbroth und Blau. Allein hier findet ſich der Umſtand, daß ein violettes Papier die prismatiſchen Ränder weniger verſteckt, als ein dunkelblaues; wovon ſich jeder Beobachter nunmehr, nach unſrer umſtändlichen Anleitung, leicht überzeugen kann. Wie es dagegen um die Newtoniſche Beobachtungsgabe und um die Genauigkeit ſeiner Experimente ſtehe, wird jeder, der Augen und Sinn hat, mit Verwunderung gewahr werden; ja man darf dreiſt ſagen, wer hätte einen Mann von ſo außerordentlichen Gaben, wie Newton war, durch ein ſolches Hocus pocus betrügen können, wenn er ſich nicht ſelbſt betrogen hätte? Nur derjenige, der die Gewalt des Selbſtbetruges kennt, und weiß, daß er ganz nahe an die Unredlichkeit gränzt, wird allein das Verfahren Newtons und ſeiner Schule ſich erklären können.

46.

Wir wollen nur noch mit wenigem auf die New-

tonische Figur, die eilfte seiner zweyten Tafel, welche bey ihm selbst nachzusehen wäre, die Aufmerksamkeit erregen. Sie ist perspectivisch confus gezeichnet, und hat nebenher noch etwas merkwürdig captiöses. Die zweyfarbige Pappe ist hier durch Dunkel und Hell unterschieden, die rechtwinklichte Lage ihrer Fläche gegen das Fenster ist ziemlich deutlich angegeben; allein das durchs Prisma bewaffnete Auge steht nicht an der rechten Stelle; es müßte in Einer Linie mit der Durchschnittslinie der gefärbten Pappe stehen. Auch ist die Verrückung der Bilder nicht glücklich angegeben, denn es sieht aus, als wenn sie in der Diagonale verrückt würden, welches doch nicht ist: denn sie werden nur, je nachdem der brechende Winkel gehalten wird, vom Beobachter ab, oder zum Beobachter zu gerückt. Was aber höchst merkwürdig ist, darf Niemanden entgehen. Die verrückten, nach der Newtonischen Lehre divers refrangirten Bilder sind mit Säumen vorgestellt, die im Original an dem dunkeln Theil undeutlich, an dem hellen Theil sehr deutlich zu sehen sind, welches letzte auch die Tafeln zur lateinischen Uebersetzung zeigen. Wenn also bey diesem Experimente nichts weiter geschieht, als daß ein Bild weiter gerückt werde, als das andre, warum läßt er denn die Bilder nicht in ihren Linien eingeschlossen, warum macht er sie breiter, warum gibt er ihnen verfließende Säume? Er hat also diese Säume wohl gesehen; aber er konnte sich nicht überzeugen, daß diesen Säumen, und keinesweges einer diversen Refrangibilität, das Phänomen zuzuschreiben sey. Warum erwähnt er denn im Texte dieser Er-

ſcheinung nicht, die er doch ſorgfältig, obgleich nicht ganz richtig, in Kupfer ſtechen läßt? Wahrſcheinlich wird ein Newtonianer darauf antworten: das iſt eben noch von dem undecomponirten Lichte, das wir niemals ganz los werden können und das hier ſein Unweſen treibt.

Zweyter Verſuch.

47.

Inwiefern auch dieſer Verſuch auf einer Täuſchung beruhe, wie der vorige, iſt nunmehr unſre Pflicht klar zu machen. Wir finden aber dießmal gerathener, den Verfaſſer nicht zu unterbrechen, ſondern ihn ausreden zu laſſen, alsdann aber unſre Gegenrede im Zuſammenhange vorzutragen.

48.

Um das vorgemeldete Papier, deſſen eine Hälfte blau, die andre roth angeſtrichen und welches ſteif wie Pappe war, wickelte ich einen Faden ſchwarzer Seide mehrmals um, dergeſtalt, daß es ausſah, als wenn ſchwarze Linien über die Farbe gezogen wären, oder als wenn ſchmale ſchwarze Schatten darauf fielen. Ich hätte eben ſo gut ſchwarze Linien mit einer Feder ziehen können, aber die Seide bezeichnete feinere Striche.

49.

Dieſes ſo gefärbte und liniirte Papier befeſtigte ich an eine Wand, ſo daß eine Farbe zur rechten, die andere zur

linken Hand zu ſtehen kam. Genau vor das Papier, unten wo die beyden Farben zuſammentrafen, ſtellte ich ein Licht, um das Papier ſtark zu beleuchten, denn das Experiment war bey Nacht angeſtellt.

50.

Die Flamme der Kerze reichte bis zum untern Rande des Papiers, oder um ein weniges höher. Dann, in der Entfernung von ſechs Fuß und ein oder zwey Zoll von dem Papier an der Wand, richtete ich eine Glaslinſe auf, welche vier und einen Viertelzoll breit war, welche die Strahlen, die von den verſchiedenen Puncten des Papiers herkämen, auffaſſen und, in der Entfernung von ſechs Fuß, ein oder zwey Zoll auf der andern Seite der Linſe, in ſo viel andern Puncten zuſammenbringen, und das Bild des farbigen Papiers auf einem weißen Papier, das dorthin geſtellt war, abbilden ſollte, auf die Art, wie die Linſe in einer Ladenöffnung die Bilder der Objecte draußen auf einen weißen Bogen Papier in der dunkeln Cammer werfen mag.

51.

Das vorgedachte weiße Papier ſtand vertical zu dem Horizont und parallel mit der Linſe. Ich bewegte daſſelbe manchmal gegen die Linſe, manchmal von ihr weg, um die Plätze zu finden, wo die Bilder der blauen und rothen Theile des Papiers am deutlichſten erſcheinen würden. Dieſe Plätze konnte ich leicht erkennen an den Bildern der ſchwarzen Linien, die ich hervorgebracht hatte, indem ich die Seide um das Papier wand. Denn die Bilder dieſer feinen und zarten Linien, die ſich wegen ihrer Schwärze wie ein Schatten auf der Farbe abſetzten, waren dunkel und kaum ſichtbar, außer wenn die Farbe an jeder Seite einer jeden Linie ganz deutlich begränzt war. Deßwegen bezeichnete ich ſo genau als möglich die Plätze, wo die Bilder der blauen und rothen Hälfte des

farbigen Papiers am deutlichsten erschienen. Ich fand, daß wo die rothe Hälfte ganz deutlich war, die blaue Hälfte verworren erschien, so daß ich die darauf gezogenen schwarzen Linien kaum sehen konnte; im Gegentheil, wo man die blaue Hälfte deutlich unterscheiden konnte, erschien die rothe verworren, so daß die schwarzen Linien darauf kaum sichtbar waren. Zwischen den beiden Orten aber, wo diese Bilder sich deutlich zeigten, war die Entfernung ein und ein halber Zoll. Denn die Entfernung des weißen Papiers von der Linse, wenn das Bild der rothen Hälfte sehr deutlich erschien, war um einen und einen halben Zoll größer, als die Entfernung des weißen Papiers von der Linse, wenn das Bild der blauen Hälfte sehr deutlich war. Daraus folgern wir, daß indem das Blaue und Rothe gleichmäßig auf die Linse fiel, doch das Blaue mehr durch die Linse gebrochen wurde, als das Rothe, so daß es um anderthalb Zoll früher convergirte, und daß es deßwegen refrangibler seyn müsse.

52.

Nachdem wir den Verfasser angehört, seine Vorrichtung wohl kennen gelernt, und das, was er dadurch zu bewirken glaubt, vernommen haben, so wollen wir unsre Bemerkungen zu diesem Versuche unter verschiedenen Rubriken vorbringen, und denselben in seine Elemente zu zerlegen suchen, worin der Hauptvortheil aller Controvers mit Newton bestehen muß.

53.

Unsre Betrachtungen beziehen sich also 1) auf das Vorbild, 2) auf die Beleuchtung, 3) auf die Linse, 4) auf das gewirkte Abbild und 5) auf die aus den Erscheinungen gezogene Folgerung.

54.

1) Das Vorbild. Ehe wir mit der aus dem vorigen Verſuch uns ſchon bekannten doppelfarbigen Pappe weiter operiren, ſo müſſen wir ſie und ihre Eigenſchaften uns erſt näher bekannt machen.

55.

Man bringe mennigrothes und ſattblaues Papier neben einander, ſo wird jenes hell, dieſes aber dunkel und, beſonders bey Nacht, dem Schwarzen faſt ähnlich erſcheinen. Wickelt man nun ſchwarze Fäden um beyde, oder zieht man ſchwarze Linien darüber her, ſo iſt offenbar, daß man mit bloßem Auge die ſchwarzen Linien auf dem hellrothen in ziemlicher Entfernung erkennen wird, wo man eben dieſe Linien auf dem blauen noch nicht erkennen kann. Man denke ſich zwey Männer, den einen im ſcharlachrothen, den andern im dunkelblauen Rocke, beyde Kleider mit ſchwarzen Knöpfen; man laſſe ſie beyde neben einander eine Straße heran gegen den Beobachter kommen; ſo wird dieſer die Knöpfe des rothen Rocks viel eher ſehen, als die des blauen, und die beyden Perſonen müſſen ſchon nahe ſeyn, wenn beyde Kleider mit ihren Knöpfen gleich deutlich dem Auge erſcheinen ſollen.

56.

Um daher das richtige Verhältniß jenes Verſuches einzuſehen, vermannigfaltige man ihn. Man theile eine

Anngen.

So darf ich doch hinüber, Mamagen? Ich will der gnädigen Frau sagen, daß die Mamsell gekommen ist.

Postmeisterinn.

Geh' nur!

Madame Sommer.

Und sag' ihr, Kleine, wir wollten gleich nach Tisch aufwarten.

(Anngen ab.)

Postmeisterinn.

Mein Mädgen hängt außerordentlich an ihr. Auch ist sie die beste Seele von der Welt, und ihre ganze Freude ist mit Kindern. Sie lehrt sie allerlei Arbeiten machen und singen. Sie läßt sich von Bauersmädgen aufwarten, bis sie ein Geschick haben, hernach sucht sie eine gute Condition für sie; und so vertreibt sie sich die Zeit, seit ihr Gemahl weg ist. Es ist unbegreiflich, wie sie so unglücklich seyn kann, und dabei so freundlich, so gut.

viereckte Fläche in vier gleiche Quadrate, man gebe einem jeden eine besondre Farbe, man ziehe schwarze Striche über sie alle hin, man betrachte sie in gewisser Entfernung mit bloßem Auge, oder mit einer Lorgnette, man verändre die Entfernung und man wird durchaus finden, daß die schwarzen Fäden dem Sinne des Auges früher oder später erscheinen, keinesweges weil die verschiedenen farbigen Gründe besondre Eigenschaften haben, sondern bloß insofern als der eine heller ist als der andre. Nun aber, um keinen Zweifel übrig zu lassen, wickle man weiße Fäden um die verschiedenen farbigen Papiere, man ziehe weiße Linien darauf und die Fälle werden nunmehr umgekehrt seyn. Ja, um sich völlig zu überzeugen, so abstrahire man von aller Farbe und wiederhole das Experiment mit weißen, schwarzen, grauen Papieren; und immer wird man sehen, daß bloß der Abstand des Hellen und Dunkeln Ursache der mehrern oder wenigern Deutlichkeit sey. Und so werden wir es auch bey dem Versuche, wie Newton ihn vorschlägt, durchaus antreffen.

57.

2) Die Beleuchtung. Man kann das aufgestellte Bild durch eine Reihe angezündeter Wachskerzen, welche man gegen die Linse zu verdeckt, sehr stark beleuchten, oder man bringt drey Wachskerzen unmittelbar an einander, so daß ihre drey Dochte gleichsam nur eine Flamme geben. Diese verdeckt man gegen die Linse zu und läßt, indem man beobachtet, einen Gehülfen

die Flamme ganz nahe an dem Bilde sachte hin und wiederführen, daß alle Theile desselben nach und nach lebhaft erleuchtet werden. Denn eine sehr starke Erleuchtung ist nöthig, wenn der Versuch einigermaßen deutlich werden soll.

58.

3) Die Linse. Wir sehen uns hier genöthigt, einiges Allgemeine vorauszuschicken, was wir sowohl an diesem Orte, als auch künftig zur richtigen Einsicht in die Sache bedürfen.

59.

Jedes Bild bildet sich ab auf einer entgegengesetzten glatten Fläche, wohin seine Wirkung in gerader Linie gelangen kann. Auch erscheint es auf einer rauhen Fläche, wenn die einzelnen Theile des Bildes ausschließlich von einzelnen Theilen der entgegengesetzten Fläche zurückgesendet werden. Bey einer kleinen Oeffnung in der Camera obscura bilden sich die äußern Gegenstände auf einer weißen Tafel umgekehrt ab.

60.

Bey einer solchen Abbildung wird der Zwischenraum als leer gedacht; der ausgefüllte, aber durchsichtige Raum, verrückt die Bilder. Die Phänomene, welche, bey Verrückung der Bilder durch Mittel, sich aufdringen, besonders die farbigen Erscheinungen, sind es, die uns hier besonders interessiren.

61.

Durch Prismen von dreyseitiger Base und durch Linsen werden diejenigen Operationen vollbracht, mit denen wir uns besonders beschäftigen.

62.

Die Linsen sind gleichsam eine Versammlung unendlicher Prismen; und zwar convexe eine Versammlung von Prismen, die mit dem Rücken aneinanderstehen; concave eine Versammlung von Prismen, die mit der Schneide aneinanderstehen, und in beyden Fällen um ein Centrum versammelt mit krummlinigen Oberflächen.

63.

Das gewöhnliche Prisma, mit dem brechenden Winkel nach unten gekehrt, bewegt die Gegenstände nach dem Beobachter zu; das Prisma mit dem brechenden Winkel nach oben gekehrt, rückt die Gegenstände vom Beobachter ab. Wenn man sich diese beyden Operationen im Kreise herumdenkt, so verengt das erste den Raum um den Beobachter her, das zweyte erweitert ihn. Daher muß ein convexes Glas im subjectiven Fall vergrößern, ein concaves verkleinern; bey der Operation hingegen, die wir die objective nennen, geschieht das Gegentheil.

64.

Die convexe Linse, mit der wir es hier eigentlich zu thun haben, bringt die Bilder, die durch sie hin-

einfallen, ins Enge. Das bedeutendste Bild ist das Sonnenbild. Läßt man es durch die Linse hindurchfallen, und fängt es bald hinter derselben mit einer Tafel auf; so sieht man es zuerst bey wachsender Entfernung der Tafel immer mehr sich verkleinern, bis es auf eine Stelle kommt, wo es nach Verhältniß der Linse seine größte Kleinheit erreicht und am deutlichsten gesehen wird.

65.

Schon früher zeigt sich bey diesen Versuchen eine starke Hitze, und eine Entzündung der entgegengehaltenen Tafel, besonders einer schwarzen. Diese Wirkung äußert sich eben so gut hinter dem Bildpuncte der Sonne als vor demselben; doch kann man sagen, daß ihr Bildpunct und der mächtigste Brennpunct zusammenfalle.

66.

Die Sonne ist das entfernteste Bild, das sich bey Tage abbilden kann. Darum kommt es auch zuerst durch die Operation der Linse entschieden und genau begränzt zusammen. Will man die Wolken auf der Tafel deutlich sehen, so muß man schon weiter rücken. Die Berge und Wälder, die Häuser, die zunächst stehenden Bäume, alle bilden sich stufenweise später ab, und das Sonnenbild hat sich hinter seiner Bildstelle schon wieder sehr stark ausgedehnt, wenn die nahen Gegenstände sich erst an ihrer Bildstelle zusammendrängen. So viel sagt uns die Erfahrung in Absicht auf Abbildung äußerer Gegenstände durch Linsen.

67.

Bey dem Verſuche, den wir gegenwärtig beleuchten, ſind die verſchiedenfarbigen Flächen, welche mit ihren ſchwarzen Fäden hinter der Linſe abgebildet werden ſollen, neben einander. Sollte nun eine früher als die andre deutlich erſcheinen, ſo kann die Urſache nicht in der verſchiedenen Entfernung geſucht werden.

68.

Newton wünſcht ſeine diverſe Refrangibilität dadurch zu beweiſen: wir haben aber ſchon oben, bey Betrachtung des Vorbildes, auseinandergeſetzt, daß eigentlich nur die verſchiedene Deutlichkeit der auf verſchiedenfarbigen Gründen angebrachten Bilder die Urſache der verſchiedenen Erſcheinungen hinter der Linſe ſey. Daß dieſes ſich alſo verhalte, haben wir näher zu zeigen.

69.

Wir beſchreiben zuerſt die Vorrichtung, welche wir gemacht, um bey dem Verſuche ganz ſicher zu gehen. Auf einem horizontalgelegten Geſtelle findet ſich an einem Ende Gelegenheit, das Vorbild einzuſchieben. Vor denſelben in einer Vertiefung können die Lichter angebracht werden. Die Linſe iſt in einem verticalen Brett befeſtigt, welches ſich auf dem Geſtelle hin und wieder bewegen läßt. Innerhalb des Geſtells iſt ein beweglicher Rahmen, an deſſen Ende eine Tafel aufgerichtet iſt,

worauf die Abbildung vor sich geht. Auf diese Weise kann man die Linse gegen das Vorbild, oder gegen die Tafel, und die Tafel entweder gegen beyde zu, oder von beyden abrücken, und die drey verschiedenen Theile, Vorbild, Linse und Tafel stehn vollkommen parallel gegen einander. Hat man den Punct, der zur Beobachtung günstig ist, gefunden; so kann man durch eine Schraube den innern Rahmen festhalten. Diese Vorrichtung ist bequem und sicher, weil alles zusammensteht und genau auf einander paßt. Man sucht nun den Punct, wo das Abbild am deutlichsten ist, indem man Linse und Tafel hin und her bewegt. Hat man diesen gefunden; so fängt man die Beobachtung an.

70.

4) Das Abbild. Newton führt uns mit seiner hellrothen und dunkelblauen Pappe, wie er pflegt, in medias res; und wir haben schon oben bemerkt, daß erst das Vorbild vermannigfaltigt und untersucht werden müsse, um zu erfahren, was man von dem Abbild erwarten könne. Wir gehen daher folgendermaßen zu Werke. Wir bringen auf eine Pappe vier Vierecke in ein größeres Viereck zusammen, ein schwarzes, ein weißes, ein dunkelgraues und ein hellgraues. Wir ziehen schwarze und weiße Striche darüber hin und bemerken sie schon mit bloßem Auge nach Verschiedenheit des Grundes mehr oder weniger. Doch da Newton selbst seine schwarzen Fäden Bilder nennt, warum macht er denn den Versuch nicht mit wirklichen kleinen Bil-

dern? Wir bringen daher auf die vier oben benannten Vierecke helle und dunkle kleine Bilder, gleichfalls Vierecke, oder Scheiben, oder Figuren wie die der Spielcharten an, und diese so ausgerüstete Pappe machen wir zum Vorbilde. Nun können wir zuerst zu einer sichern Prüfung desjenigen fortschreiten, was wir von dem Abbilde zu erwarten haben.

71.

Ein jedes von Kerzen erleuchtetes Bild zeigt sich weniger deutlich, als es beym Sonnenschein geschehen würde, und ein solches von Kerzen erleuchtetes Bild soll hier gar noch durch eine Linse gehen, soll ein Abbild hergeben, das deutlich genug sey, um eine bedeutende Theorie darauf zu gründen.

72.

Erleuchten wir nun jene unsere bemeldete Pappe so stark als möglich, und suchen ih Abbild auch möglichst genau durch die Linse auf die weiße Tafel zu bringen, so sehen wir immer doch nur eine stumpfe Abbildung. Das Schwarze erscheint als ein dunkles Grau, das Weiße als ein helles Grau, das dunkle und helle Grau der Pappe sind auch weniger zu unterscheiden als mit bloßem Auge. Eben so verhält es sich mit den Bildern. Diejenigen, welche sich, dem Hellen und Dunkeln nach, am stärksten entgegensetzen, diese sind auch die deutlichsten. Schwarz auf Weiß, Weiß auf Schwarz läßt sich gut unterscheiden; Weiß und Schwarz auf Grau er-

ſcheint ſchon matter, obgleich noch immer in einem gewiſſen Grade von Deutlichkeit.

73.

Bereiten wir uns nun ein Vorbild von farbigen Quadraten an einander, ſo muß uns zum Voraus gegenwärtig bleiben, daß wir im Reich der halbbeſchatteten Flächen ſind, und daß das farbige Papier ſich gewiſſermaßen verhalten wird wie das graue. Dabey haben wir uns zu erinnern, daß die Farben beym Kerzenlicht anders als bey Tage erſcheinen. Das Violette wird grau, das Hellblaue grünlich, das Dunkelblaue faſt ſchwarz, das Gelbe nähert ſich dem Weißen, weil auch das Weiße gelb wird, und das Gelbrothe wächſt auch nach ſeiner Art, ſo daß alſo die Farben der activen Seite auch hier die helleren und wirkſameren, die der paſſiven hingegen die dunkleren und unwirkſameren bleiben. Man hat alſo bey dieſem Verſuch beſonders die Farben der paſſiven Seite hell und energiſch zu nehmen, damit ſie bey dieſer Nachtoperation etwas verlieren können. Bringt man nun auf dieſe farbigen Flächen kleine ſchwarze, weiße und graue Bilder, ſo werden ſie ſich verhalten, wie es jene angezeigten Eigenſchaften mit ſich bringen. Sie werden deutlich ſeyn, inſofern ſie als Hell und Dunkel von den Farben mehr oder weniger abſtechen. Eben daſſelbe gilt, wenn man auf die ſchwarzen, weißen und grauen, ſo wie auf die farbigen Flächen, farbige Bilder bringt.

74.

Wir haben diesen Apparat der Vorbilder, um zur Gewißheit zu gelangen, bis ins Ueberflüssige vervielfältigt. Denn dadurch unterscheidet sich ja bloß der Experimentirende von dem, der zufällige Erscheinungen, als wären's unzusammenhängende Begebenheiten, anblickt und anstaunt. Newton sucht dagegen seinen Schüler immer nur an gewissen Bedingungen festzuhalten, weil veränderte Bedingungen seiner Meynung nicht günstig sind. Man kann daher die Newtonische Darstellung einer perspectivisch gemalten Theaterdecoration vergleichen, an der nur aus einem einzigen Standpuncte alle Linien zusammentreffend und passend gesehen werden. Aber Newton und seine Schüler leiden nicht, daß man ein wenig zur Seite trete, um in die offnen Coulissen zu sehen. Dabey versichern sie dem Zuschauer, den sie auf seinem Stuhle festhalten, es sey eine wirklich geschlossene und undurchdringliche Wand.

75.

Wir haben bisher referirt, wie wir die Sache bey genauer Aufmerksamkeit gefunden; und man sieht wohl, daß einerseits die Täuschung dadurch möglich ward, daß Newton zwey farbige Flächen, eine helle und eine dunkle mit einander vergleicht, und verlangt, daß die dunkle leisten soll, was die helle leistet. Er führt sie uns vor, nur als an Farbe verschieden, und macht uns nicht aufmerksam, daß sie auch am Helldunkel verschie-

den sind. Wie er aber andrerseits sagen kann, Schwarz auf Blau sey alsdann sichtbar gewesen, wenn Schwarz auf Roth nicht mehr erschien, ist uns ganz und gar unbegreiflich.

76.

Wir haben zwar bemerkt, daß, wenn man für die weiße Tafel die Stelle gefunden hat, wo sich das Abbild am deutlichsten zeigt, man mit derselben noch etwas weniges vor und rückwärts gehen kann, ohne der Deutlichkeit merklich Abbruch zu thun. Wenn man jedoch etwas zu weit vor oder zu weit zurückgeht, so nimmt die Deutlichkeit der Bilder ab, und wenn man sie unter sich vergleicht, geschieht es in der Maße, daß die stark vom Grunde abstechenden sich länger als die schwach abstechenden erhalten. So sieht man Weiß auf Schwarz noch ziemlich deutlich, wenn Weiß auf Grau undeutlich wird. Man sieht Schwarz auf Mennigroth noch einigermaßen, wenn Schwarz auf Indigblau schon verschwindet, und so verhält es sich mit den übrigen Farben durch alle Bedingungen unserer Vorbilder. Daß es aber für das Abbild eine Stelle geben könne, wo das weniger abstechende deutlich, das mehr abstechende undeutlich sey, davon haben wir noch keine Spur entdecken können, und wir müssen also die Newtonische Assertion bloß als eine beliebige, aus dem vorgefaßten Vorurtheil entsprungene, bloß mit den Augen des Geistes gesehene Erscheinung halten und angeben. Da der Apparat leicht ist, und die Versuche keine großen Umstände erfordern, so sind andre vielleicht glücklicher, etwas

Madame Sommer.

Iſt ſie nicht Wittib?

Poſtmeiſterinn.

Das weiß Gott! Ihr Herr iſt vor drei Jahren weg, und hört und ſieht man nichts von ihm. Und ſie hat ihn geliebt über alles. Mein Mann konnte nie fertig werden, wenn er anfieng von ihnen zu erzählen. Und noch! Ich ſag's ſelbſt, es giebt ſo kein Herz auf der Welt mehr. Alle Jahre, den Tag, da ſie ihn zum letztenmal ſah, läßt ſie keine Seele zu ſich, ſchließt ſich ein, und auch ſonſt, wenn ſie von ihm redt, geht's einem durch die Seele.

Madame Sommer.

Die Unglückliche!

Poſtmeiſterinn.

Es läßt ſich von der Sache viel reden.

Madame Sommer.

Wie meinen ſie?

Poſt-

zu entdecken, was wenigstens zu des Beobachters Entschuldigung dienen könne.

77.

5) Folgerung. Nachdem wir gezeigt, wie es mit den Prämissen stehe, so haben wir unsres Bedünkens das vollkommenste Recht, die Folgerung ohne weiteres zu läugnen. Ja wir ergreifen diese Gelegenheit, den Leser auf einen wichtigen Punct aufmerksam zu machen, der noch öfters zur Sprache kommen wird. Es ist der, daß die Newtonische Lehre durchaus zu viel beweist. Denn wenn sie wahr wäre, so könnte es eigentlich gar keine dioptrischen Fernröhre geben; wie denn auch Newton aus seiner Theorie die Unmöglichkeit ihrer Verbesserung folgerte: ja selbst unserm bloßen Auge müßten farbige Gegenstände neben einander durchaus verworren erscheinen, wenn sich die Sache wirklich so verhielte. Denn man denke sich ein Haus, das in vollem Sonnenlicht stünde; es hätte ein rothes Ziegeldach, wäre gelb angestrichen, hätte grüne Schaltern, hinter den offnen Fenstern blaue Vorhänge, und ein Frauenzimmer ginge im violetten Kleide zur Thüre heraus. Betrachteten wir nun das Ganze mit seinen Theilen aus einem gewissen Standpuncte, wo wir es auf einmal ins Auge fassen könnten, und die Ziegel wären uns recht deutlich, wir wendeten aber das Auge sogleich auf das Frauenzimmer, so würden wir die Form und die Falten ihres Kleides keinesweges bestimmt erblicken, wir müßten vorwärts treten, und sähen wir das Frauenzimmer deutlich, so müßten uns die

Ziegel wie im Nebel erscheinen, und wir hätten dann auch, um die Bilder der übrigen Theile ganz bestimmt im Auge zu haben, immer etwas vor- und etwas zurückzutreten, wenn die prätendirte, im zweyten Experiment erwiesen seyn sollende diverse Refrangibilität statt fände. Ein gleiches gilt von allen Augengläsern, sie mögen einfach oder zusammengesetzt seyn, nicht weniger von der Camera obscura.

78.

Ja daß wir eine dem zweyten Newtonischen Experiment unmittelbar verwandte Instanz beybringen, so erinnern wir unsre Leser an jenen optischen Kasten, in welchem stark erleuchtete Bilder von Hauptstädten, Schlössern und Plätzen durch eine Linse angesehen und verhältnißmäßig vergrößert, zugleich aber auch sehr klar und deutlich erblickt werden. Man kann sagen, es sey hier der Newtonische Versuch selbst, nur in größerer Mannigfaltigkeit subjectiv wiederholt. Wäre die Newtonische Hypothese wahr, so könnte man unmöglich den hellblauen Himmel, das hellgrüne Meer, die gelb- und blaugrünen Bäume, die gelben Häuser, die rothen Ziegeldächer, die bunten Kutschen, Livreen und Spaziergänger neben einander zugleich deutlich erblicken.

79.

Noch einiger andern wunderlichen Consequenzen, die aus der Newtonischen Lehre herfließen, müssen wir erwähnen. Man gedenke der schwarzen Bilder auf vey

schiedenfarbigen, an Hellung nicht allzusehr von einander unterschiedenen Flächen. Nun fragen wir, ob das schwarze Bild denn nicht auch das Recht habe, seine Gränze zu bestimmen, wenn es durch die Linse durchgegangen ist? Zwey schwarze Bilder, eins auf rothem, das andre auf blauem Grunde, werden beyde gleich gebrochen: denn dem Schwarzen schreibt man doch keine diverse Refrangibilität zu. Kommen aber beyde schwarze Bilder mit gleicher Deutlichkeit auf der entgegengehaltenen weißen Tafel an, so möchten wir doch wissen, wie sich der rothe und blaue Grund gebährden wollten, um ihnen die einmal scharfbezeichneten Gränzen streitig zu machen. Und so stimmt denn auch die Erfahrung mit dem, was wir behaupten, vollkommen überein; so wie das Unwahre und Ungehörige der Newtonischen Lehre immer mächtiger in die Augen springt, je länger man sich damit, es sey nun experimentirend oder nachdenkend, beschäftigt.

80.

Fragt man nun gar nach farbigen Bildern auf farbigem Grund, so wird der prätendirte Versuch und die daraus gezogene Folgerung ganz lächerlich: denn ein rothes Bild auf blauem Grunde könnte niemals erscheinen und umgekehrt. Denn wenn es der rothen Gränze beliebte, deutlich zu werden, so hätte die blaue keine Lust, und wenn diese sich endlich bequemte, so wär' es jener nicht gelegen. Fürwahr, wenn es mit den Elementen der Farbenlehre so beschaffen wäre, so hätte die Natur dem Sehen, dem Gewahrwerden der

ſichtbaren Erſcheinungen, auf eine ſaubre Weiſe vorgearbeitet.

81.

So ſieht es alſo mit den beyden Experimenten aus, auf welche Newton einen ſo großen Werth legte, daß er ſie als Grundpfeiler ſeiner Theorie an die erſte Stelle des Werkes brachte, welches zu ordnen er ſich über dreyßig Jahre Zeit nahm. So beſchaffen ſind zwey Verſuche, deren Ungrund die Naturforſcher ſeit hundert Jahren nicht einſehn wollten, obgleich das, was wir vorgebracht und eingewendet haben, ſchon öfters in Druckſchriften dargelegt, behauptet und eingeſchärft worden, wie uns davon die Geſchichte umſtändlicher belehren wird.

Zweyte Propoſition. Zweytes Theorem.

Das Licht der Sonne beſteht aus Strahlen von verſchiedener Refrangibilität.

82.

Nachdem wir alſo ſchon farbige Lichter kennen gelernt, welche ſogar durch das matte Kerzenlicht aus den Oberflächen farbiger Körper herausgelockt werden, nachdem man uns das Abgeleitete oder erſt Abzuleitende

ſchon bekannt gemacht; ſo wendet ſich der Verfaſſer an die rechte Quelle, zur Sonne nehmlich, als demjenigen Lichte, das wir gern für ein Urlicht annehmen.

83.

Das Licht der Sonne alſo, heißt es, beſteht aus Strahlen von verſchiedener Refrangibilität. Warum wird denn aber hier der Sonne vorzüglich erwähnt? Das Licht des Mondes, der Sterne, einer jeden Kerze, eines jeden hellen Bildes auf dunklem Grunde iſt in dem Fall, uns die Phänomene zu zeigen, die man hier der Sonne als eigenthümlich zuſchreibt. Sey es auch, daß man ſich der Sonne zu den Verſuchen, welche wir die objectiven genannt haben, wegen ihrer mächtigen Wirkung bediene, ſo iſt dieß ein Umſtand, der für den Experimentator günſtig iſt, aber keineswegs eine Grunderſcheinung, an die man eine Theorie anlehnen könnte.

84.

Wir haben deßwegen in unſerm Entwurfe, bey den dioptriſchen Verſuchen der zweyten Claſſe, die ſubjectiven vorangeſtellt, weil ſich aus denſelben deutlich machen läßt, daß hier keineswegs von Licht, noch Lichtern, ſondern von einem Bilde und deſſen Gränzen die Rede ſey; da denn die Sonne vor keinem andern Bilde, ja nicht vor einem hell- oder dunkelgrauen auf ſchwarzem Grunde, den mindeſten Vorzug hat.

85.

Jedoch, nach der Newtonischen Lehre, sollen ja die Farben im Lichte stecken, sie sollen daraus entwickelt werden. Schon der Titel des Werkes deutet auf diesen Zweck hin. Schon dort werden wir auf die Colours of Light hingewiesen, auf die Farben des Lichtes, wie sie denn auch die Newtonianer bis auf den heutigen Tag zu nennen pflegen. Kein Wunder also, daß dieser Satz auch hier also gestellt wird. Lasset uns jedoch untersuchen, wie der Verfasser dieses Fundament seiner chromatischen Lehre mit acht Experimenten zu beweisen denkt, indem er das dritte bis zum zehnten diesem Endzwecke widmet, welche wir nunmehr der Reihe nach durchgehen.

Dritter Versuch.

86.

Wir verfolgen des Verfassers Vortrag hier nicht von Wort zu Wort: denn es ist dieses der allgemein bekannte Versuch, da man durch eine kleine Oeffnung des Fensterladens das Sonnenbild in eine dunkle Kammer fallen läßt, solches durch ein horizontal gestelltes Prisma, dessen brechender Winkel nach unten gerichtet ist, auffängt; da denn das Bild an die entgegengesetzte

Wand in die Höhe gebrochen nicht mehr farblos und rund, sondern länglich und farbig erscheint.

87.

Wie es eigentlich mit diesem Phänomen beschaffen sey, wissen alle Theilnehmende nunmehr genau, welche dasjenige wohl inne haben, was von uns über die dioptrischen Farben der zweyten Classe überhaupt, vorzüglich aber über die objectiven vom 20 bis 24 Capitel umständlich vorgetragen worden; so wie wir uns deßhalb noch besonders auf unsre zweyte, fünfte und sechste Tafel berufen. Es ist daraus klar, daß die Erscheinung, wie sie aus dem Prisma tritt, keinesweges eine fertige sey, sondern daß sie, je näher und je weiter man die Tafel hält, worauf sie sich abbilden soll, immer neue Verhältnisse zeigt. Sobald man dieses eingesehen hat, so bedarf es gegen dieses dritte Experiment, ja gegen die ganze Newtonische Lehre, keines Streites mehr: denn der Meister sowohl als die Schüler stellen den Versuch, auf den sie ihr grösites Gewicht legen, völlig falsch vor, wie wir solches auf unserer Tafel, welche mit VI. a. bezeichnet ist, vor die Augen bringen.

88.

Sie geben nehmlich, der Wahrheit ganz zuwider, vor, das Phänomen sey, wie es aus dem Prisma herauskomme, fertig, man sehe die Farben in dem verlängerten Bilde gleich in derselben Ordnung und Propor-

tion; in dieſer Ordnung und Proportion wachſe nun das Bild, bey mehr entfernter Tafel, immer an Länge, bis es, da wo ſie es endlich feſt zu halten belieben, ungefähr um fünfmal länger iſt als breit. Wenn ſie nun dieß Bild auf dieſe Stelle fixirt, beobachtet, gemeſſen und auf allerley Weiſe gehandhabt haben, ſo ziehen ſie den Schluß, wenn in dem runden Bilde, das ſie den Abglanz eines Strahls nennen, alle Theile gleich refrangibel wären, ſo müßten ſie nach der Refraction alle an dem gleichen Orte anlangen und das Bild alſo noch immer erſcheinen wie vorher. Nun aber iſt das Bild länglicht, es bleiben alſo einige Theile des ſogenannten Strahls zurück, andre eilen vor, und alſo müſſen ſie in ſich eine verſchiedene Determinabilität durch Refraction und folglich eine diverſe Refrangibilität haben. Ferner iſt dieſes Bild nicht weiß, ſondern vielfarbig und läßt eine aufeinander folgende bunte Reihe ſehen; daher ſie denn auch ſchließen, daß jene angenommenen divers refrangiblen Strahlen auch diverſe Farben haben müſſen.

39.

Hierauf antworten wir gegenwärtig nichts weiter, als daß das ganze Räſonnement auf einen falſch dargeſtellten Verſuch gebaut iſt, der ſich in der Natur anders zeigt als im Buche; wobey hauptſächlich in Betrachtung kommt, daß das prismatiſche Bild, wie es aus dem Prisma tritt, keinesweges eine ſtätige farbige Reihe, ſondern eine durch ein weißes Licht getrennte farbige Erſcheinung darſtellt. Indem nun alſo Newton

und seine Schüler dieses Phänomen keinesweges, wie sie es hätten thun sollen, entwickelten, so mußte ihnen auch seine eigentliche Natur verborgen bleiben und Irrthum über Irrthum sich anhäufen. Wir machen besonders auf das, was wir jetzt vortragen werden, den Leser aufmerksam.

90.

Newton, nachdem er die Erscheinung sorgfältig gemessen und mancherley dabey vorkommende Umstände, nur die rechten nicht, beobachtet, fährt fort:

Die verschiedene Größe der Oeffnung in dem Fensterladen und die verschiedene Stärke der Prismen, wodurch die Strahlen hindurchgehen, machen keine merkliche Veränderung in der Länge des Bildes.

91.

Diese beyden Assertionen sind völlig unwahr, weil gerade die Größe des Bildes, so wie die Größe des Winkels des gebrauchten Prismas, vorzüglich die Ausdehnung der Länge des Bildes gegen seine Breite bestimmt und verschieden macht. Wir werden der ersten dieser beyden Wirkungen eine Figur auf unsern Tafeln widmen, und hier das Nöthige zur näheren Einsicht des Verhältnisses aussprechen.

92.

Unsern aufmerksamen Lesern ist bekannt, daß wenn ein helles Bild verrückt wird, der gebrochne Rand und

der gelbe Saum in das Bild hinein, der blaue Rand und der violette Saum hingegen aus dem Bilde hinaustrebe. Der gelbe Saum kann niemals weiter gelangen als bis zum entgegengesetzten blauen Rande, mit dem er sich zum Grün verbindet; und hier ist eigentlich das Ende des innern Bildes. Der violette Saum geht aber immer seiner Wege fort und wird von Schritt zu Schritt breiter. Nimmt man also eine kleine Oeffnung und verrückt das Lichtbild so lange, daß es nunmehr um fünf Theile länger als breit erscheint, so ist dieß keineswegs die Normallänge für größere Bilder unter gleicher Bedingung. Denn man bereite sich eine Pappe oder ein Blech, in welchem mehrere Oeffnungen von verschiedener Größe oben an einer Horizontallinie anstehen; man schiebe diese Vorrichtung vor das Wasserprisma und lasse auf diese sämmtlichen Oeffnungen nun das Sonnenlicht fallen, und die durch das Prisma gebrochenen Bilder werden sich an der Wand in jeder beliebigen Entfernung zeigen, jedoch so, daß weil sie alle an einer Horizontallinie oben anstehen, der violette Saum bey keinem Bilde länger seyn kann als beym andern. Ist nun das Bild größer, so hat es ein andres Verhältniß zu diesem Saume, und folglich ist seine Breite nicht so oft in der Länge enthalten, als am kleinen Bilde. Man kann diesen Versuch auch subjectiv sehr bequem machen, wenn man auf eine schwarze Tafel weiße Scheiben von verschiedener Größe neben einander klebt, die aber, weil man gewöhnlich den brechenden Winkel unterwärts hält, unten auf einer Horizontallinie aufstehen müssen.

Postmeisterinn.

Man sagt's nicht gern.

Madame Sommer.

Ich bitte sie!

Postmeisterinn.

Wenn sie mich nicht verrathen wollen, kann ich's ihnen wohl vertrauen. Es sind nun über die acht Jahre, daß sie hierher kamen. Sie kauften das Rittergut, niemand kannte sie; man hieß sie den gnädigen Herrn und die gnädige Frau, und hielt ihn für einen Offizier, der in fremden Kriegsdiensten reich geworden war, und sich nun zur Ruhe setzen wollte. Sie war damals blutjung, nicht älter als sechszehn Jahr, und schön wie ein Engel.

Luzie.

Da wär sie iezt nicht über vier und zwanzig?

Postmeisterinn.

Sie hat für ihr Alter Betrübniß genug erfah-

93.

Daß ferner die Stärke des Prismas, d. h. die Vergrößerung seines Winkels, eine Differenz in der Länge des Bildes zur Breite machen müsse, wird jedermann deutlich seyn, der das, was wir im 210. und 324. Paragraph und zwar im dritten Puncte angedeutet, und im Gange des Vortrags weiter ausgeführt haben, gegenwärtig hat, daß nehmlich eine Hauptbedingung einer stärkern Färbung sey, wenn das Bild mehr verrückt werde. Da nun ein Prisma von einem grössern Winkel das Bild stärker verrückt, als ein anderes von einem kleinern, so wird auch die Farbenerscheinung, unter übrigens gleichen Bedingungen, sehr verschieden seyn. Wie es also mit diesem Experiment und seiner Beweiskraft beschaffen sey, werden unsre Leser nun wohl ohne weitres vollkommen einsehen.

Vierter Versuch.

94.

Der Beobachter blickt nun durch das Prisma gegen das einfallende Sonnenbild, oder gegen die bloß durch den Himmel erleuchtete Oeffnung, und kehrt also den vorigen objectiven Versuch in einen subjectiven um; wes gegen nichts zu sagen wäre, wenn wir dadurch nur

einigermaßen gefördert würden. Allein das subjective Bild wird hier so wenig auf seine Anfänge zurückgeführt, als vorher das objective. Der Beobachter sieht nur das verlängerte stätig gefärbte Bild, an welchem der violette Theil abermals der längste bleibt.

93.

Leider verhehlt uns der Verfasser bey dieser Gelegenheit abermals einen Hauptpunct, daß nehmlich die Erscheinung geradezu die umgekehrte sey von der, die wir bisher an der Wand erblickten. Bemerkt man dieses, so kann man die Frage aufwerfen, was würde denn geschehen, wenn das Auge sich an die Stelle der Tafel setzte? würde es denn die Farben in eben der Ordnung sehen, wie man sie auf der Tafel erblickt, oder umgekehrt? und wie ist denn eigentlich im Ganzen das Verhältniß?

96.

Diese Frage ist schon zu Newtons Zeiten aufgeworfen worden, und es fanden sich Personen, die gegen ihn behaupteten, das Auge sehe gerade die entgegengesetzte Farbe, wenn es himwärts blicke, von der, welche herwärts auf die Tafel oder auch auf ein Auge falle, das sich an die Stelle der Tafel setzte. Newton lehnt nach seiner Weise diesen Einwurf ab, anstatt ihn zu heben.

97.

Das wahre Verhältniß aber ist dieses. Beyde Bilder haben nichts mit einander gemein. Es sind zwey

ganz verſchiedene Bilder, das eine heraufwärts, das andere herunterwärts bewegt, und alſo geſetzmäßig verſchieden gefärbt.

98.

Von der Coexiſtenz dieſer zwey verſchiedenen Bilder, wovon das objective heraufwärts, das ſubjective herunterwärts gefärbt iſt, kann man ſich auf mancherley Weiſe überzeugen. Jedoch iſt folgender Verſuch wohl der bequemſte und vollkommenſte. Man laſſe mittelſt einer Oeffnung des Fenſterladens von etwa zwey bis drey Zoll das Sonnenbild durch das große Waſſerprisma auf ein weißes feines über einen Rahmen geſpanntes Papier hinaufwärts gebrochen in der Entfernung anlangen, daß die beyden gefärbten Ränder noch von einander abſtehen, das Grün noch nicht entſtanden, ſondern die Mitte noch weiß ſey. Man betrachte dieſes Bild hinter dem Rahmen; man wird das Blaue und Violette ganz deutlich oben, das Gelbrothe und Gelbe unten ſehen. Nun ſchaue man neben dem Rahmen hervor, und man wird durch das Prisma das hinuntergerückte Bild der Fenſteröffnung umgekehrt gefärbt ſehen.

Damit man aber beyde Bilder über- und mit einander erblicke, ſo bediene man ſich folgenden Mittels. Man mache das Waſſer im Prisma durch einige Tropfen Seifenſpiritus dergeſtalt trübe, daß das Bild auf dem Papierrahmen nicht undeutlich, das Sonnenlicht aber dergeſtalt gemäßigt werde, daß es dem Auge er-

träglich ſey. Man mache alsdann, indem man ſich hinter den Rahmen ſtellt, an dem Ort, wo ſich das gebrochene und gefärbte Bild abbildet, ins Papier eine kleine Oeffnung, und ſchaue hindurch; und man wird wie vorher das Sonnenbild hinabgerückt ſehen. Nun kann man, wenn die in das Papier gemachte Oeffnung groß genug iſt, etwas zurücktreten, und zugleich das objective durchſcheinende aufwärts gefärbte Bild und das ſubjective, das ſich im Auge darſtellt, erblicken; ja man kann mit einiger Auf- und Abbewegung des Papiers die gleichnamigen und ungleichnamigen Ränder beyder Erſcheinungen zuſammenbringen, wie es beliebig iſt; und indem man ſich von der Coexiſtenz der beyden Erſcheinungen überzeugt, überzeugt man ſich zugleich von ihrem ewig beweglichen und werdend wirkſamen Weſen. Man erinnere ſich hierbey jenes höchſt merkwürdigen Verſuchs (S. 350—354.) und familiariſire ſich mit demſelben, weil wir noch öfters auf ihn zurückkommen müſſen.

Fünfter Verſuch.

99.

Auch dieſen Verſuch betrachtet Newton nur durch den Nebel des Vorurtheils. Er weiß nicht recht, was er ſieht, noch was aus dem Verſuche folgt. Doch iſt

ihm die Erscheinung zum Behuf seiner Beweise außerordentlich willkommen, und er kehrt immer wieder auf dieselbe zurück. Es wird nehmlich das Spectrum, das heißt jenes verlängerte farbige Bild der Sonne, welches durch ein horizontales Prisma im dritten Experiment hervorgebracht worden, durch ein verticalstehendes Prisma aufgefangen, und durch selbiges nach der Seite gebrochen, da es denn völlig wie vorher, nur etwas vorwärts gebogen, erscheint, so nehmlich, daß der violette Theil vorausgeht.

100.

Newton schließt nun daraus folgendermaßen:

Läge die Ursache der Verlängerung des Bildes in der Brechung etwa dergestalt, daß die Sonnenstrahlen durch sie zerstreut, zersplittert und ausgeweitet würden, so müßte ein solcher Effect durch eine zweyte Refraction abermals hervorgebracht und das lange Bild, wenn man seine Länge durch ein zweytes Prisma, parallel mit dessen Axe auffängt, abermals in die Breite gezogen, und wie vorher aus einander geworfen werden. Allein dieses geschieht nicht, sondern das Bild geht lang, wie es war, heraus und neigt sich nur ein wenig; daher sich folgern läßt, daß die Ursache der Erscheinung auf einer Eigenschaft des Lichtes beruhe, und daß diese Eigenschaft, da sie sich nun in so viel farbigen Lichtern einmal manifestirt, nun keine weitere Einwirkung annehme, sondern daß das Phänomen nunmehr unveränderlich bleibe, nur daß es sich bey einer zweyten Refraction etwas niederbückt, jedoch auf eine der Natur sehr gemäße Weise, indem auch hier die mehr refrangibeln Strahlen, die violetten, vorausgehen und also auch ihre Eigenheit vor den übrigen sehen lassen.

101.

Newton begeht hierbey den Fehler, den wir schon früher gerügt haben, und den er durch sein ganzes Werk begeht, daß er nehmlich das prismatische Bild als ein fertiges unveränderliches ansieht, da es doch eigentlich immer nur ein werdendes und immer abänderliches bleibt. Wer diesen Unterschied wohl gefaßt hat, der kennt die Summe des ganzen Streites und wird unsre Einwendungen nicht allein einsehen und ihnen beypflichten, sondern er wird sie sich selbst entwickeln. Auch haben wir schon in unserm Entwurfe dafür gesorgt (205—207.) daß man das Verhältniß dieses gegenwärtigen Phänomens bequem einsehen könne; wozu auch unsre zweyte Tafel das ihrige beytragen wird. Man muß nehmlich Prismen von wenigen Graden, z. B. von funfzehn anwenden; wobey man das Werden des Bildes deutlich beobachten kann. Verrückt man subjectiv nun durch ein Prisma das Bild dergestalt, daß es in die Höhe gehoben erscheint, so wird es in dieser Richtung gefärbt. Man sehe nun durch ein andres Prisma, daß das Bild im rechten Winkel nach der Seite gerückt erscheint, so wird es in dieser Richtung gefärbt seyn; man bringe beyde Prismen nunmehr kreuzweise übereinander, so muß das Bild nach einem allgemeinen Gesetze sich in der Diagonale verrücken und sich in dieser Richtung färben: denn es ist, in einem wie in dem andern Falle, ein werdendes erst entstehendes Gebilde. Denn die Ränder und Säume entstehen bloß in der Linie des Verrückens. Jenes gebückte Bild Newtons aber ist keineswegs das

aufgefangene erſte, das nach der zweyten Refraction einen Reverenz macht, ſondern ein ganz neues, das nunmehr in der ihm zugenöthigten Richtung gefärbt wird. Man kehre übrigens zu unſern angeführten Paragraphen und Tafeln nochmals zurück, und man wird die völlige Ueberzeugung deſſen, was wir ſagen, zum Gewinn haben.

Und auf dieſe Weiſe vorbereitet, gehe man nun bey Newton ſelbſt die ſogenannte Illuſtration dieſes Experiments und die derſelben gewidmeten Figuren und Beſchreibungen durch, und man wird einen Fehlſchluß nach dem andern entdecken, und ſich überzeugen, daß jene Propoſition keinesweges durch dieſes Experiment irgend ein Gewicht erhalten habe.

102.

Indem wir nun, ohne unſre Leſer zu begleiten, ihnen das Geſchäft für einen Augenblick ſelbſt überlaſſen, müſſen wir auf die ſonderbaren Wege aufmerkſam machen, welche der Verfaſſer nunmehr einzuſchlagen gedenkt.

103.

Bey dem fünften Verſuche erſcheint das prismatiſche Bild nicht allein geſenkt, ſondern auch verlängert. Wir wiſſen dieſes aus unſern Elementen ſehr gut abzuleiten: denn indem wir, um das Bild in der Diagonale erſcheinen zu laſſen, ein zweytes Prisma nöthig haben, ſo heißt das eben ſo viel, als wenn die Erſchei-

nung durch ein gedoppeltes Prisma hervorgebracht wäre. Da nun eine der vorzüglichsten Bedingungen der zu verbreiternden Farbenerscheinung das verstärkte Maß des Mittels ist (E. 210.), so muß also auch dieses Bild, nach dem Verhältniß der Stärke der angewendeten Prismen, mehr in die Länge gedehnt erscheinen. Man habe diese Ableitung beständig im Auge, indem wir deutlich zu machen suchen, wie künstlich Newton es anlegt, um zu seinem Zwecke zu gelangen.

Unsern Lesern ist bekannt, wie man das bey der Refraction entstehende farbige Bild immer mehr verlängern könne, da wir die verschiedenen Bedingungen hierzu umständlich ausgeführt. Nicht weniger sind sie überzeugt, daß, weil bey der Verlängerung des Bildes die farbigen Ränder und Säume immer breiter werden und die gegen einander gestellten sich immer inniger zusammendrängen, daß durch eine Verlängerung des Bildes zugleich eine größere Vereinigung seiner entgegengesetzten Elemente vorgehe. Dieses erzählen und behaupten wir gerne, ganz einfach, wie es der Natur gemäß ist.

Newton hingegen muß sich mit seiner ersonnenen Unnatur viel zu schaffen machen, Versuche über Versuche, Fictionen über Fictionen häufen, um zu blenden, wo er nicht überzeugen kann.

Seine zweyte Proposition, mit deren Beweis er sich gegenwärtig beschäftigt, lautet doch, das Sonnenlicht bestehe aus verschiedenrefrangiblen Strahlen. Da diese verschiedenen Lichtstrahlen und Lichter integrirende Theile des Sonnenlichtes seyn sollen, so begreift

der Verfasser wohl, daß die Forderung entstehen könne und müsse, diese verschiedenen Wesen doch auch abgesondert und deutlich, vereinzelt neben einander zu sehen.

Schon wird das Phänomen des dritten Experiments, das gewöhnliche Spectrum, so erklärt, daß es die auseinandergeschobenen verschiedenen Lichter des Sonnenlichts, die aus einandergezogenen verschiedenfarbigen Bilder des Sonnenbildes zeige und manifestire. Allein bis zur Absonderung ist es noch weit hin. Eine stätige Reihe in einander greifender, aus einander gleichsam quellender Farben zu trennen, zu zerschneiden, zu zerreißen, ist eine schwere Aufgabe; und doch wird Newton in seiner vierten Proposition mit dem Problem hervortreten: Man solle die heterogenen Strahlen des zusammengesetzten Lichtes von einander absondern. Da er sich hierdurch etwas Unmögliches aufgibt, so muß er freylich bey Zeiten anfangen, um den unaufmerksamen Schüler nach und nach überlisten zu können. Man gebe wohl Acht, wie er sich hierbey benimmt.

104.

Aber daß man den Sinn dieses Experiments desto deutlicher einsehe, muß man bedenken, daß die Strahlen, welche von gleicher Brechbarkeit sind, auf einen Cirkel fallen, der der Sonnenscheibe entspricht, wie es im dritten Experiment bewiesen worden.

105.

Wenn es bewiesen wäre, ließe sich nichts dagegen sagen: denn es wäre natürlich, wenn die Theile, die

von der Sonne herfließen, verschieden refrangibel wären, so müßten einige, ob sie gleich von einer und derselben Sonnenscheibe herkommen, nach der Refraction zurückbleiben, wenn die andern vorwärts gehen. Daß die Sache sich aber nicht so verhalte, ist uns schon bekannt. Nun höre man weiter.

106.

Unter einem Cirkel verstehe ich hier nicht einen vollkommenen geometrischen Cirkel, sondern irgend eine Kreisfigur, deren Länge der Breite gleich ist, und die den Sinnen allenfalls wie ein Cirkel vorkommen könnte.

107.

Diese Art von Vor- und Nachklage, wie man es nennen möchte, geht durch die ganze Newtonische Optik. Denn erst spricht er etwas aus, und setzt es fest; weil es aber mit der Erfahrung nur scheinbar zusammentrifft, so limitirt er seine Proposition wieder so lange, bis er sie ganz aufgehoben hat. Diese Verfahrungsart ist schon oft von den Gegnern relevirt worden; doch hat sie die Schule weder einsehen können, noch eingestehen wollen. Zu mehrerer Einsicht der Frage nehme man nun die Figuren 4. 5. 6. 7. unserer siebenten Tafel vor sich.

In der vierten Figur wird das Spectrum dargestellt, wie es Newton und seine Schüler, oft captiös genug, als eine zwischen zwey Parallellinien eingefaßte, oben und unten abgerundete lange Figur vorstellen, ohne auf irgend eine Farbe Rücksicht zu nehmen. Fi-

erfahren. Sie hatte ein Kind; es ſtarb ihr bald, im Garten iſt ſein Grab, nur von Raſen, und ſeit der Herr weg iſt, hat ſie eine Einſiedelei drum angelegt, und ihr Grab dazu beſtellen 'laſſen. Mein Mann ſeeliger war bei Jahren und nicht leicht zu rühren, aber er erzählte nichts lieber, als von der Glückſeeligkeit der beiden Leute, ſo lang ſie hier zuſammen lebten. Man war ein ganz anderer Menſch, ſagte er, nur zuzuſehn wie ſie ſich liebten.

Madame Sommer.

Mein Herz bewegt ſich nach ihr.

Poſtmeiſterinn.

Aber wie's geht; Man ſagte der Herr hätte kurioſe Prinzipia gehabt, wenigſtens kam er nicht in die Kirche; und die Leute die keine Religion haben, haben keinen Gott, und halten ſich an keine Ordnung. Auf einmal hieß es: der gnädige Herr iſt fort. Er war verreißt und kam eben nicht wieder.

gur 5. iſt dagegen die Figur, welche zu der gegenwärtigen Darſtellung gehört.

108.

Man laſſe alſo den obern Kreis für die brechbarſten Strahlen gelten, welche von der ganzen Scheibe der Sonne herkommen und auf der entgegengeſetzten Wand ſich alſo erleuchtend abmalen würden, wenn ſie allein wären. Der untre Kreis beſtehe aus den wenigſt brechbaren Strahlen, wie er ſich, wenn er allein wäre, gleichfalls erleuchtend abbilden würde. Die Zwiſchenkreiſe mögen ſodann diejenigen ſeyn, deren Brechbarkeit zwiſchen die beyden äußern hineinfällt, und die ſich gleichfalls an der Wand einzeln zeigen würden, wenn ſie einzeln von der Sonne kämen, und aufeinander folgen könnten, indem man die übrigen auffinge. Nun ſtelle man ſich vor, daß es noch andre Zwiſchencirkel ohne Zahl gebe, die vermöge unzähliger Zwiſchenarten der Strahlen ſich nach und nach auf der Wand zeigen würden, wenn die Sonne nach und nach jede beſondre Art herunterſchickte. Da nun aber die Sonne ſie alle zuſammen von ſich ſendet, ſo müſſen ſie zuſammen als unzählige gleiche Cirkel ſich auf der Wand erleuchtend abbilden, aus welchen, indem ſie nach den verſchiedenen Graden der Refrangibilität ordnungsgemäß in einer zuſammenhängenden Reihenfolge ihren Platz einnehmen, jene länglichte Erſcheinung zuſammengeſetzt iſt, die ich in dem dritten Verſuche beſchrieben habe.

109.

Wie der Verfaſſer dieſe hypothetiſche Darſtellung, die Hieroglyphe ſeiner Ueberzeugung, keineswegs aber ein Bild der Natur, benutzt, um die Bücklinge ſeines Spectrums deutlicher zu machen, mag der wißbegierige

Leſer bey ihm ſelbſt nachſehen. Uns iſt gegenwärtig nur darum zu thun, das Unſtatthafte dieſer Vorſtellung deutlich zu machen. Hier ſind keineswegs Kreiſe, die in einander greifen; eine Art von Täuſchung kann bloß entſtehen, wenn das refrangirte Bild rund iſt; wodurch denn auch die Gränzen des farbigen Bildes, als eines Nebenbildes, rundlich erſcheinen, da doch eigentlich der Fortſchritt der verſchiedenen Abtheilungen des farbigen Bildes bey den prismatiſchen Verſuchen immer in Parallellinien geſchieht, welche die Linie des Vorſchreitens jederzeit in einem rechten Winkel durchſchneiden. Wir haben, um dieſes deutlich zu machen, auf unſerer fünften und ſechſten Tafel angenommen, daß ein viereckes Bild verrückt werde; da man ſich denn von dem parallelen Vorrücken der verſchiedenen farbigen Reihen einen deutlichen Begriff machen kann. Wir müſſen es daher abermals wiederholen, hier kann weder von ineinandergreifenden fünf, noch ſieben, noch unzähligen Kreiſen die Rede ſeyn; ſondern an den Gränzen des Bildes entſtehet ein rother Rand, der ſich in den gelben verliert, ein blauer Rand, der ſich in den violetten verliert. Erreicht bey der Schmäle des Bildes, oder der Stärke der Refraction, der gelbe Saum den blauen Rand über das weiße Bild, ſo entſteht Grün; erreicht der violette Saum den gelbrothen Rand über das ſchwarze Bild, ſo entſteht Purpur. Das kann man mit Augen ſehen, ja man möchte ſagen, mit Händen greifen.

110.

Nicht genug aber, daß Newton seine verschieden refrangibeln Strahlen zwar auseinander zerrt, aber doch ihre Kreise noch ineinander greifen läßt; er will sie, weil er wohl sieht, daß die Forderung entsteht, noch weiter auseinander bringen. Er stellt sie auch wirklich in einer zweyten Figur abgesondert vor, läßt aber immer noch die Gränzlinien stehen, so daß sie getrennt und doch zusammenhängend sind. Man sehe die beyden Figuren, welche Newton auf seiner dritten Tafel mit 13 bezeichnet. Auf unsrer siebenten gibt die sechste Figur die Vorstellung dieser vorgeblichen Auseinanderzerrung der Kreise, worauf wir künftig abermals zurückkommen werden.

111.

Worauf wir aber den Forscher aufmerksam zu machen haben, ist die Stelle, womit der Autor zu dem folgenden Experiment übergeht. Er hatte nehmlich zwey Prismen übereinander gestellt, ein Sonnenbild durch jedes durchfallen lassen, um beyde zugleich durch ein verticales Prisma aufzufangen und nach der Seite zu biegen. Wahrscheinlich war dieses letztere nicht lang genug, um zwey vollendete Spectra aufzufassen; er rückte also damit nahe an die ersten Prismen heran, und findet, was wir lange kennen und wissen, auch nach der Refraction zwey runde und ziemlich farblose Bilder. Dieß irrt ihn aber gar nicht: denn anstatt einzusehen und einzugestehen, daß seine bisherige Dar-

ſtellung durchaus falſch ſey, ſagte er ganz naiv und unbewunden:

112.

Uebrigens würde dieſes Experiment einen völlig gleichen Erfolg haben, man mag das dritte Prisma gleich hinter die beyden erſten, oder auch in gröſsere Entfernung ſtellen, ſo daß das Licht im erſten Falle, nachdem es durch die beyden vordern Prismen gebrochen worden, von dem dritten entweder weiß und rund, oder gefärbt und länglicht aufgenommen werde.

113.

Wir haben alſo hier auf einmal ein durch das Prisma durchgegangenes und gebrochenes Farbenbild, das noch weiß und rund iſt, da man uns doch bisher daſſelbe durchaus als länglicht auseinander gezogen und völlig gefärbt dargeſtellt hatte. Wie kommt nun auf einmal das Weiße durch die Hinterthür herein? wie iſt es abgeleitet? ja, wie iſt es, nach dem bisher vorgetragenen, nur möglich? Dieß iſt einer von den ſehr ſchlimmen Advocatenſtreichen, wodurch ſich die Newtoniſche Optik ſo ſehr auszeichnet. Ein gebrochnes und doch weißes, ein zuſammengeſetztes und durch Brechung in ſeine Elemente nicht geſondertes Licht, haben wir nun auf einmal durch eine beyläufige Erwähnung erhalten. Niemand bemerkt, daß durch die Erſcheinung dieſes Weißen der ganze bisherige Vortrag zerſtört iſt, daß man ganz wo anders ausgehen, ganz wo anders anfangen müſſe, wenn man zur Wahrheit gelangen will. Der Verfaſſer fährt vielmehr auf ſeinem einmal einge-

schlagenen Wege ganz geruhig fort, und hat nun außer seiner grünen Mitte des fertigen Gespenstes auch noch eine weiße Mitte des erst werdenden noch unfarbigen Gespenstes, er hat ein langes Gespenst, er hat ein rundes, und operirt nun mit beyden wechselsweise, wie es ihm beliebt, ohne daß die Welt, die hundert Jahre seine Lehre nachbetet, den Taschenspielerstreich gewahr wird, vielmehr diejenigen, die ihn ans Licht bringen wollen, verfolgt und übel behandelt.

Denn sehr künstlich ist diese Bemerkung hier angebracht, indem der Verfasser diese weiße Mitte, welche hier auf einmal in den Vortrag hereinspringt, bey dem nächsten Versuch höchst nöthig braucht, um sein Hocus Pocus weiter fortzusetzen.

Sechster Versuch.

114.

Haben wir uns bisher lebhaft, ja mit Heftigkeit, vorgesehen und verwahrt, wenn uns Newton zu solchen Versuchen berief, die er vorsätzlich und mit Bewußtseyn ausgesucht zu haben schien, um uns zu täuschen, und zu einem übereilten Beyfall zu verführen; so haben wir es gegenwärtig noch weit ernstlicher zu nehmen, indem wir an jenen Versuch gelangen, durch welchen sich Newton selbst zuerst von der Wahrheit seiner Erklä-

rungsart überzeugte, und welcher auch wirklich unter allen den meisten Schein vor sich hat. Es ist dieses das sogenannte Experimentum crucis, wobey der Forscher die Natur auf die Folter spannte, um sie zu dem Bekenntniß dessen zu nöthigen, was er schon vorher bey sich festgesetzt hatte. Allein die Natur gleicht einer standhaften und edelmüthigen Person, welche selbst unter allen Qualen bey der Wahrheit verharrt. Steht es anders im Protocoll, so hat der Inquisitor falsch gehört, der Schreiber falsch niedergeschrieben. Sollte darauf eine solche untergeschobene Aussage für eine kleine Zeit gelten, so findet sich doch wohl in der Folge noch Jemand, welcher sich der gekränkten Unschuld annehmen mag; wie wir uns denn gegenwärtig gerüstet haben, für unsere Freundinn diesen Ritterdienst zu wagen. Wir wollen nun zuerst vernehmen, wie Newton zu Werke geht.

113.

In der Mitte zweyer dünnen Bretter machte ich runde Oeffnungen, ein drittel Zoll groß, und in den Fensterladen eine viel größere. Durch letztere ließ ich in mein dunkles Zimmer einen breiten Strahl des Sonnenlichtes herein, ich setzte ein Prisma hinter den Laden in den Strahl, damit er auf die entgegengesetzte Wand gebrochen würde, und nahe hinter das Prisma befestigte ich eines der Bretter dergestalt, daß die Mitte des gebrochnen Lichtes durch die kleine Oeffnung hindurchging und das übrige von dem Rande aufgefangen wurde.

116.

Hier verfährt Newton nach seiner alten Weise.

Er giebt Bedingungen an, aber nicht die Urſache derſelben. Warum iſt denn hier auf einmal die Oeffnung im Fenſterladen groß? und wahrſcheinlich das Prisma auch groß, ob er es gleich nicht meldet. Die Größe der Oeffnung bewirkt ein großes Bild, und ein großes Bild fällt, auch nach der Refraction, mit weißer Mitte auf eine nah hinter das Prisma geſtellte Tafel. Hier iſt alſo die weiße Mitte, die er am Schluß des vorigen Verſuches (112.) heimlich hereingebracht. In dieſer weißen Mitte operirt er; aber warum geſteht er denn nicht, daß ſie weiß iſt? warum läßt er dieſen wichtigen Umſtand errathen? Doch wohl darum, weil ſeine ganze Lehre zuſammenfällt, ſobald dieſes ausgeſprochen iſt.

117.

Dann in einer Entfernung von zwölf Fuß von dem erſten Brett befeſtigte ich das andre dergeſtalt, daß die Mitte des gebrochenen Lichtes, welche durch die Oeffnung des erſten Brettes hindurch fiel, nunmehr auf die Oeffnung dieſes zweyten Brettes gelangte, das übrige aber, welches von der Fläche des Brettes aufgefangen wurde, das farbige Spectrum der Sonne daſelbſt zeichnete.

118.

Wir haben alſo hier abermals eine Mitte des gebrochenen Lichtes und dieſe Mitte iſt, wie man aus dem Nachſatz deutlich ſieht, grün: denn das übrige ſoll ja das farbige Bild darſtellen. Uns werden zweyerley Mitten, eine farbloſe und eine grüne, gegeben, in denen und mit denen wir nach Belieben operiren, ohne

daß man uns den Unterschied im mindesten anzeigt, und einen so bedeutenden Unterschied, auf den alles ankommt. Wem hier über die Newtonische Verfahrungsweise die Augen nicht aufgehn, dem möchten sie wohl schwerlich jemals zu öffnen seyn. Doch wir brechen ab: denn die angegebene genaue Vorrichtung ist nicht einmal nöthig, wie wir bald sehen werden, wenn wir die Illustration dieses Versuchs durchgehen, zu welcher wir uns sogleich hinwenden und eine Stelle des Textes überschlagen, deren Inhalt ohnehin in dem folgenden wiederholt wird. Dem bessern Verständniß dieser Sache widmen wir unsre zwölfte Tafel, welche daher unsere Leser zur Hand nehmen werden. Sie finden auf derselben unter andern zwey Figuren, die eine falsch, wie sie Newton angiebt, die andre wahr, so daß sie das Experiment rein darstellt. Beyden Figuren geben wir einerley Buchstaben, damit man sie unmittelbar vergleichen könne.

119.

Es soll F eine etwas große Oeffnung im Fensterladen vorstellen, wodurch das Sonnenlicht zu dem ersten Prisma A B C gelange, worauf denn das gebrochne Licht auf den mittlern Theil der Tafel D E fallen wird. Dieses Lichtes mittlerer Theil gehe durch die Oeffnung G durch und falle auf die Mitte der zweyten Tafel d e und bilde dort das länglichte Sonnenbild, wie wir solches oben im dritten Experimente beschrieben haben.

120.

Das erstemal ist also, wie oben schon bemerkt

worden, der mittlere Theil weiß, welches hier abermals vom Verfaſſer nicht angezeigt wird. Nun fragen wir, wie geht es denn zu, daß jener auf der Tafel D E anlangende weiße Theil, indem er durch die Oeffnung G durchgeht, auf der zweyten Tafel d e ein völlig gefärbtes Bild hervorbringt? Darauf müßte man denn doch antworten: es geſchähe durch die Beſchränkung, welche nach der Refraction das Lichtbild in der kleinen Oeffnung G erleidet. Dadurch aber wäre auch zugleich ſchon eingeſtanden, daß eine Beſchränkung, eine Begränzung zur prismatiſchen Farbenerſcheinung nothwendig ſey; welches jedoch in dem zweyten Theile dieſes Buches hartnäckig geläugnet werden ſoll. Dieſe Verhältniſſe, dieſe nothwendigen und unerläßlichen Bedingungen muß Newton verſchweigen, er muß den Leſer, den Schüler im Dunkeln erhalten, damit ihr Glaube nicht wankend werde. Unſre Figur ſetzt dagegen das Factum aufs deutlichſte auseinander, und man ſieht recht wohl, daß ſo gut durch Wirkung des Randes der erſten Oeffnung als des Randes der zweyten, gefärbte Säume entſtehen, welche, da die zweyte Oeffnung klein genug iſt, indem ſie ſich verbreitern, ſehr bald übereinander greifen und das völlig gefärbte Bild darſtellen. Nach dieſer Vorrichtung ſchreitet Newton zu ſeinem Zweck.

121.

Nun kann man jenes farbige Bild, wenn man das erſte Prisma A B C langſam auf ſeiner Achſe hin und her bewegt, auf der Tafel d e nach Belieben herauf und herabführen, und wenn man auf derſelben gleichfalls eine Oeffnung g anbringt,

jeden einzelnen farbigen Theil des gedachten Bildes der Ordnung nach hindurchlaſſen. Inzwiſchen ſtelle man ein zweytes Prisma a b c hinter die zweyte Oeffnung g und laſſe das durchgehende farbige Licht dadurch abermals in die Höhe gebrochen werden. Nachdem dieſes alſo gethan war, bezeichnete ich an der aufgeſtellten Wand die beyden Orte M und N, wohin die verſchiedenen farbigen Lichter geführt wurden, und bemerkte, daß, wenn die beyden Tafeln und das zweyte Prisma feſt und unbeweglich blieben, jene beyden Stellen, indem man das erſte Prisma um ſeine Achſe drehte, ſich immerfort veränderten. Denn wenn der untre Theil des Bildes, das ſich auf der Tafel d e zeigte, durch die Oeffnung g geführt wurde, ſo gelangte er nach einer untern Stelle der Wand M; ließ man aber den obern Theil deſſelben Lichtes durch gedachte Oeffnung g fallen, ſo gelangte derſelbe nach einer obern Stelle der Wand N; und wenn ein mittlerer Theil hindurch ging, ſo nahm er auf der Wand gleichfalls die Mitte zwiſchen M und N ein; wobey man zu bemerken hat, daß, da an der Stellung der Oeffnungen in den Tafeln nichts verändert wurde, der Einfallswinkel der Strahlen auf das zweyte Prisma in allen Fällen derſelbige blieb. Dem ungeachtet wurden bey gleicher Incidenz einige Strahlen mehr gebrochen als die andern, und die im erſten Prisma durch eine gröſsere Refraction weiter vom Wege abgenöthigt waren, auch dieſe wurden durch das zweyte Prisma abermals am meiſten gebrochen. Da das nun auf eine gewiſſe und beſtändige Weiſe geſchah, ſo muß man die einen für refrangibler als die andern anſprechen.

122.

Die Urſache, warum ſich Newton bey dieſem Verſuche zweyer durchlöcherten Bretter bedient, ſpricht er ſelbſt aus, indem er nehmlich dadurch zeigen will, daß der Einfallswinkel der Strahlen auf das zweyte Pris-

Madame Sommer, vor ſich.

Ein Bild meines ganzen Schickſals!

Poſtmeiſterinn.

Da waren alle Mäuler davon voll. Eben zur Zeit, da ich als eine iunge Frau hier her zog, auf Michäl ſind's eben drei Jahre. Und da wuſt iedes was anders, ſogar ziſchelte man einander in die Ohren, ſie ſeyen niemals getraut geweſen; aber verrathen ſie mich nicht. Er ſoll wohl ein vornehmer Herr ſeyn, ſoll ſie entführt haben, und was man alles ſagt. Ja wenn ein iunges Mädgen ſo einen Schritt thut, ſie hat ihr Lebenlang dran abzubüßen.

Annges kommt.

Annges.

Die gnädige Frau läſſt ſie ſehr bitten, doch gleich hinüber zu kommen; ſie will ſie nur einen Augenblick ſprechen, nur ſehen.

Luzie.

Es ſchikt ſich nicht in dieſen Kleidern.

ma, bey jeder Bewegung des erſten, derſelbige blieb; allein er überſieht oder verbirgt uns, was wir ſchon oben bemerkt, daß das farbige Bild erſt hinter der Oeffnung des erſten Brettes entſtehe, und daß man ſeinen verſchiedenen Theilen, indem ſie durch die Oeffnung des zweyten Brettes hindurchgehen, immer noch den Vorwurf einer verſchiedenen Incidenz auf das zweyte Prisma machen könne.

123.

Allein wir gehören nicht zu denjenigen, welche der Incidenz bey dieſen Verſuchen bedeutende Wirkung zuſchreiben, wie es mehrere unter Newtons frühern Gegnern gethan haben; wir erwähnen dieſes Umſtands nur, um zu zeigen, daß man ſich bey dieſem Verſuche, wie bey andern, gar wohl von ängſtlichen Bedingungen losmachen könne. Denn die doppelten Bretter ſind in gegenwärtigem Falle ſehr beſchwerlich; ſie geben ein kleineres ſchwächeres Bild, mit welchem nicht gut noch ſcharf zu operiren iſt. Und ob gleich das Reſultat zuletzt erſcheint, ſo bleibt es doch oft, wegen der Complication der Vorrichtung ſchwankend, und der Experimentirende iſt nicht leicht im Fall, die ganze Anſtalt mit vollkommener Genauigkeit einzurichten.

124.

Wir ſuchen daher der Erſcheinung, welche wir nicht läugnen, auf einem andern Wege beyzukommen, um ſowohl ſie als das, was uns der folgende Verſuch

darſtellen wird, an unſere früher begründeten Erfahrungen anzuknüpfen; wobey wir unſre Leſer um beſondre Aufmerkſamkeit bitten, weil wir uns zunächſt an der Achſe befinden, um welche ſich der ganze Streit umdreht, weil hier eigentlich der Punct iſt, wo die Newtoniſche Lehre entweder beſtehen kann, oder fallen muß.

125.

Die verſchiedenen Bedingungen, unter welchen das prismatiſche Bild ſich verlängert, ſind unſern Leſern, was ſowohl ſubjective als objective Fälle betrifft, hinlänglich bekannt. (S. 210. 324.) Sie laſſen ſich meiſt unter eine Hauptbedingung zuſammenfaſſen, daß nehmlich das Bild immer mehr von der Stelle gerückt werde.

126.

Wenn man nun das durch das erſte Prisma gegangene, und auf der Tafel farbig erſcheinende Bild, ganz, mit allen ſeinen Theilen auf einmal, durch ein zweytes Prisma im gleichen Sinne hindurchläßt und es auf dem Wege abermals verrückt; ſo hebt man es in die Höhe und zugleich verlängert man es. Was geſchieht aber bey Verlängerung des Bildes? Die Diſtanzen der verſchiedenen Farben erweitern ſich, die Farben ziehen ſich in gewiſſen Proportionen weiter auseinander.

127.

Da bey Verrückung des hellen Bildes der gelb-

rothe Rand keinesweges in der Maße nachfolgt, in welcher der violette Saum vorangeht; so iſt es eigentlich dieſer, der ſich von jenem entfernt. Man meſſe das ganze, durch das erſte Prisma bewirkte Spectrum; es habe z. B. drey Zoll, und die Mitte der gelbrothen Farbe ſey etwa von der Mitte der violetten um zwey Zoll entfernt; man refrangire nun dieſes ganze Spectrum abermals durch das zweyte Prisma, und es wird eine Länge von etwa neun Zoll gewinnen. Daher wird die Mitte der gelbrothen und violetten Farbe auch viel weiter von einander abſtehen, als vorher.

128.

Was von dem ganzen Bilde gilt, das gilt auch von ſeinen Theilen. Man fange das durchs erſte Prisma hervorgebrachte farbige Bild mit einer durchlöcherten Tafel auf, und laſſe dann die aus verſchiedenen farbigen iſolirten Bildern beſtehende Erſcheinung auf die weiße Tafel fallen; ſo werden dieſe einzelnen Bilder, welche ja nur ein unterbrochenes ganzes Spectrum ſind, den Platz einnehmen, den ſie vorher in der Folge des Ganzen behauptet hatten.

129.

Nun fange man dieſes unterbrochene Bild gleich hinter der durchlöcherten Tafel mit einem Prisma auf, und refrangire es zum zweytenmal; ſo werden die einzelnen Bilder, indem ſie weiter in die Höhe ſteigen, ihre Diſtanzen verändern, und beſonders das Violette, als der

vorſtrebende Saum, ſich in ſtärkerer Proportion als die andern entfernen. Es iſt aber weiter nichts, als daß das ganze Bild geſetzmäßig verlängert worden, von welchem im letztern Fall nur die Theile geſehen werden.

130.

Bey der Newtoniſchen Vorrichtung iſt dieſes nicht ſo deutlich; doch bleiben Urſache und Reſultat immer dieſelbigen, er mag die Bilder einzeln, indem er das erſte Prisma bewegt, durchs zweyte hindurchführen; es ſind immer Theile des ganzen farbigen Bildes, die ihrer Natur getreu bleiben.

131.

Hier iſt alſo keine diverſe Refrangibilität, es iſt nur eine wiederholte Refraction, eine wiederholte Verrückung, eine vermehrte Verlängerung, nichts mehr und nichts weniger.

132.

Zu völliger Ueberzeugung mache man den Verſuch mit einem dunklen Bilde. Bey demſelben iſt der gelbe Saum vorſtrebend und der blaue Rand zurückbleibend. Alles, was bisher vom violetten Theile prädicirt worden, gilt nunmehr vom gelben, was vom gelbrothen geſagt worden, gilt vom blauen. Wer dieſes mit Augen geſehen und recht erwogen hat, dem wird nun wohl die vermeynte Bedeutſamkeit dieſes Hauptverſuches wie ein Nebel verſchwinden. Wir wollen auf unſrer zwölften Tafel, und bey Erläuterung derſelben noch alles

nachholen, was zu mehrerer Deutlichkeit nöthig scheinen möchte; so wie wir auch den zu diesem Versuche nöthigen Apparat noch besonders beschreiben werden.

133.

Wir fügen hier nur noch die Bemerkung hinzu, wie captios Newton die Sache vorträgt, (121.) wenn er sagt: bey der zweyten Refraction sey das rothe Bildchen nach dem untern Theil der Wand, das violette nach dem obern gelangt. (Im Englischen steht went, im lateinischen pergebat.) Denn es verhält sich keineswegs also. Sowohl der gelbrothe Theil als der violette steigen beyde nach der zweyten Refraction in die Höhe, nur entfernt sich der letzte von dem ersten in der Maße, wie das Bild gewachsen wäre, wenn man es ganz und nicht in seinen Theilen refrangirt hätte.

134.

Da nun aber dieser Versuch gar nichts im Hinterhalte hat, nichts beweist, nicht einmal abgeleitet oder erklärt zu werden braucht, sondern nichts als ein schon bekanntes Phänomen selbst ist; da die Sache sich nach dem, was wir in unserm Entwurfe dargelegt, leicht abthun läßt: so könnte man uns den Einwurf machen und die Frage erregen, warum wir denn nicht direct auf diesen eingebildeten Haupt- und Grundversuch zugegangen, das Unstatthafte der daraus gezogenen Argumente nachgewiesen, anstatt mit so vielen Umständen

der Newtoniſchen Deduction Schritt vor Schritt zu fol-
gen und den Verfaſſer durch ſeine Irrwege zu be-
gleiten. Hierauf antworten wir, daß, wenn davon
die Rede iſt, ein eingewurzeltes Vorurtheil zu zerſtören,
man keineswegs ſeinen Zweck erreicht, indem man
bloß das Hauptaperçû überliefert. Es iſt nicht genug,
daß man zeigt, das Haus ſey baufällig und unbewohn-
bar: denn es könnte doch immer noch geſtützt und
nothdürftig eingerichtet werden; ja es iſt nicht genug,
daß man es einreißt und zerſtört, man muß auch den
Schutt wegſchaffen, den Platz abräumen und ebnen.
Dann möchten ſich allenfalls wohl Liebhaber finden,
einen neuen kunſtgemäßen Bau aufzuführen.

135.

In dieſem Sinne fahren wir fort, die Verſuche zu
vermannigfaltigen. Will man das Phänomen, von
welchem die Rede iſt, recht auffallend machen, ſo be-
diene man ſich folgender Anſtalt. Man bringe zwey
gleiche Prismen hart nebeneinander und ſtelle ihnen
eine Tafel entgegen, auf welcher zwey kleine runde
Oeffnungen horizontal neben einander in einiger Ent-
fernung eingeſchnitten ſind; man laſſe aus dem einen
Prisma auf die eine Oeffnung den gelbrothen Theil des
Bildes, und aus dem andern Prisma den violetten Theil
auf die andere Oeffnung fallen; man fange die beyden
verſchiedenfarbigen Bilder auf einer dahinter ſtehenden
weißen Tafel auf, und man wird ſie horizontal neben-
einander ſehen. Nun ergreife man ein Prisma, das
groß und lang genug iſt, beyde Bildchen aufzufaſſen,

und bringe daſſelbe horizontal nahe hinter die durchlöcherte Tafel, und breche beyde Bildchen zum zweytenmal, ſo daß ſie ſich auf der weißen Tafel abermals abbilden. Beyde werden in die Höhe gerückt erſcheinen, aber ungleich, das violette weit höher als das gelbrothe; wovon uns die Urſache aus dem vorigen bekannt iſt. Wir empfehlen dieſen Verſuch allen übrig bleibenden Newtonianern, um ihre Schüler in Erſtaunen zu ſetzen und im Glauben zu ſtärken. Wer aber unſerer Darſtellung ruhig gefolgt iſt, wird erkennen, daß hier an einzelnen Theilen auch nur das geſchehe, was an den ganzen Bildern geſchehen würde, wenn zwey derſelben, wovon das eine tiefer als das andere ſtünde, eine zweyte Refraction erlitten. Es iſt dieſes letzte ein Verſuch, den man mit dem groſſen Waſſerprisma recht gut anſtellen kann.

136.

Genöthigt finden wir uns übrigens, noch eines Umſtandes zu erwähnen, welcher beſonders bey dem folgenden Verſuch zur Sprache kommen wird, und der auch bey dem gegenwärtigen mit eintritt, ob er hier gleich nicht von ſo groſſer Bedeutung iſt. Man kann nehmlich die durch die objective prismatiſche Wirkung entſtandenen Bilder als immer werdende und bewegliche anſehen, ſo wie wir es durchaus gethan haben. Mit dieſen kann man nicht operiren, ohne ſie zu verändern. Man kann ſie aber auch, wie beſonders Newton thut, wie wir aber nur mit der gröſten Einſchränkung und für

einem Augenblick thun, als fertig anſehen und mit ihnen experiren.

137.

Sehen wir nun die einzelnen durch eine durchlöcherte Tafel durchgegangenen Bilder als fertig an, experiren mit denſelben und verrücken ſie durch eine zweyte Refraction, ſo muß das eintreten, was wir überhaupt von Verrückung farbiger Bilder dargethan haben: Es müſſen nehmlich an ihnen abermals Ränder und Säume entſtehen, aber entweder durch die Farbe des Bildes begünſtigte oder verkümmerte. Das iſolirte gelbrothe Bild nehmen wir aus dem einwärts ſtrebenden gelbrothen Rande; an ſeiner untern Gränze wird es durch einen gleichnamigen neuen Rand an Farbe verſtärkt, das allenfalls entſpringende Gelb verliert ſich und an der entgegengeſetzten Seite kann wegen des Widerſpruchs kein Blau und folglich auch kein Violett entſtehen. Das Gelbrothe bleibt alſo gleichſam in ſich ſelbſt zurückgedrängt, erſcheint kleiner und geringer als es ſeyn ſollte. Das violette Bild hingegen iſt ein Theil des aus dem ganzen Bilde hinausſtrebenden violetten Saumes. Es wird allenfalls an ſeiner untern Gränze ein wenig verkümmert und hat oben die völlige Freyheit, vorwärts zu gehen. Dieſes mit jenen obigen Betrachtungen zuſammengenommen, läßt auf ein weiteres Vorrücken des Violetten auch durch dieſen Umſtand ſchließen. Jedoch legen wir hierauf keinen allzugroßen Werth, ſondern führen es nur an, damit man ſich bey einer ſo complicirten Sache eines jeden Nebenumſtan-

des erinnere; wie man denn, um ſich von der Entſtehung dieſer neuen Ränder zu überzeugen, nur den gelben Theil des Bildes durch eine Oeffnung im Brette durchführen und alsdann zum zweytenmal hinter demſelben zufangiren mag.

Siebenter Verſuch.

138.

Hier läßt der Verfaſſer durch zwey nebeneinander geſtellte Prismen zwey Spectra in die dunkle Kammer fallen. Auf einen horizontalen ſchmalen Streifen Papier trifft nun die rothe Farbe des einen Spectrums und gleich daneben die violette Farbe des andern. Nun betrachtet er dieſen doppelt prismatiſch gefärbten Streifen durch ein zweytes Prisma und findet das Papier gleichſam auseinander geriſſen. Die blaue Farbe des Streifens hat ſich nehmlich viel weiter herunter begeben, als die rothe; es verſteht ſich, daß der Beobachter durch ein Prisma blickt, deſſen brechender Winkel nach unten gekehrt iſt.

139.

Man ſieht, daß dieß eine Wiederholung des erſten Verſuches werden ſoll, welcher dort mit körperlichen Farben angeſtellt war, hier aber mit Flächen an

geſtellt wird, die eine ſcheinbare Mittheilung durch apparente Farben erhalten haben. Der gegenwärtige Fall, die gegenwärtige Verrichtung iſt doch von jenen himmelweit unterſchieden, und wir werden, da wir das Phänomen nicht läugnen, es abermals auf mancherley Weiſe darzuſtellen, aus unſern Quellen abzuleiten und das Hohle der Newtoniſchen Erklärung darzuthun ſuchen.

140.

Wir können unſre erſtgemeldete (135.) Vorrichtung mit zwey Prismen nebeneinander beybehalten. Wir laſſen das rothe und violette Bildchen nebeneinander auf die hintere weiße Tafel fallen, ſo daß ſie völlig horizontal ſtehen. Man nehme nun das horizontale Prisma vor die Augen, den brechenden Winkel gleichfalls unterwärts gekehrt, und betrachte jene Tafel; ſie wird auf die bekannte Weiſe verrückt ſeyn, allein zugleich wird man einen bedeutenden Umſtand eintreten ſehen: das rothe Bild nehmlich rückt nur in ſofern von der Stelle, als die Tafel verrückt wird; ſeine Stelle auf der Tafel hingegen behält es genau. Mit dem violetten Bilde verhält es ſich nicht ſo; dieſes verändert ſeine Stelle, es zieht ſich viel weiter herunter, es ſteht nicht mehr mit dem rothen Bilde auf Einer horizontalen Linie.

141.

Sollte es den Newtonianern möglich ſeyn, auch künftig noch die Farbenlehre in die dunkle Kammer ein-

Poſtmeiſterinn.

Gehn ſie nur; ich geb' ihnen mein Wort, daß ſie darauf nicht achtet.

Luzie.

Will ſie mich begleiten, Kleine?

Annchen.

Von Herzen gern!

Madame Sommer.

Luzie, ein Wort!

(die Poſtmeiſterinn entfernt ſich.)

Madame Sommer.

Daß du nichts verräthſt! nicht unſern Stand, nicht unſer Schikſal. Begegne ihr ehrerbietig.

Luzie.

Laſſen ſie mich nur! Mein Vater war ein Kaufmann, iſt nach Amerika, iſt tod; und dadurch ſind unſere Umſtände — Laſſen ſie mich nur; ich hab das Märchen ja ſchon oft genug erzählt. (laut.) Wollten ſie nicht

zusperren, ihre Schüler in die Gängelbank einzuzwängen und ihnen jeden Schritt freyer Beobachtung zu versagen; so wollen wir ihnen auch diesen Versuch besonders empfohlen haben, weil er etwas Ueberraschendes und Imponirendes mit sich führt. Uns aber muß angelegen seyn, die Verhältnisse des Ganzen deutlich zu machen und bey dem gegenwärtigen Versuche zu leisten, was bey dem vorigen bestanden worden.

142.

Newton verbindet hier zum erstenmal die objectiven Versuche mit den subjectiven. Es hätte ihm also gezieмt, den Hauptversuch (E. 330 — 336) zuerst aufzustellen und vorzutragen, dessen er, nach seiner Unmethode, erst viel später erwähnt, wo das Phänomen, weit entfernt zur wahren Einsicht in die Sache etwas beyzutragen, nur wieder neue Verwirrungen anzurichten im Fall ist. Wir setzen voraus, daß jedermann diesen Versuch gesehen habe, daß jedermann, den die Sache interessirt, so eingerichtet sey, um ihn, so oft die Sonne scheint, wiederholen zu können.

143.

Dort wird also das länglichte Farbenbild durch ein Prisma an die Wand in die Höhe geworfen; man nimmt sodann ein völlig gleiches Prisma, den brechenden Winkel unterwärts gekehrt, hält es vor die Augen und tritt nahe vor das Bild auf der Tafel. Man sieht es wenig verändert, aber je weiter man zu

rücktritt, deſto mehr zieht es ſich, nicht allein herabwärts, ſondern auch in ſich ſelbſt zuſammen, dergeſtalt, daß der violette Saum immer kürzer wird. Endlich erſcheint die Mitte weiß und nur die Gränzen des Bildes gefärbt. Steht der Beobachter genau ſo weit als das erſte Prisma, wodurch das farbige Bild entſtand, ſo erſcheint es ihm nunmehr ſubjectiv farblos. Tritt er weiter zurück, ſo färbt es ſich im umgekehrten Sinne herabwärts. Iſt man doppelt ſoweit zurückgetreten, als das erſte Prisma von der Wand ſteht, ſo ſieht man mit freyem Auge das aufſtrebende, durch das zweyte Prisma aber das herabſtrebende umgekehrte gleich ſtark gefärbte Bild; woraus ſoviel abermals erhellt, daß jenes erſte Bild an der Wand keinesweges ein fertiges, im Ganzen und in ſeinen Theilen unveränderliches Weſen ſey, ſondern daß es ſeiner Natur nach zwar beſtimmt, aber doch wieder beſtimmbar und zwar bis zum Gegenſatz beſtimmbar, gefunden werde.

144.

Was nun von dem ganzen Bilde gilt, das gilt auch von ſeinen Theilen. Man faſſe das ganze Bild, ehe es zur gedachten Tafel gelangt, mit einer durchlöcherten Zwiſchentafel auf, und man ſtelle ſich ſo, daß man zugleich das ganze Bild auf der Zwiſchentafel und die einzelnen verſchiedenfarbigen Bilder auf der Haupttafel ſehen könne. Nun beginne man den vorigen Verſuch. Man trete ganz nahe zur Haupttafel und betrachte durchs horizontale Prisma die vereinzelt übereinander ſtehenden farbigen Bilder; man wird ſie, nach Verhält-

niß der Nähe, nur wenig vom Platze gerückt finden. Man entferne ſich nunmehr nach und nach, und man wird mit Verwunderung ſehen, daß das rothe Bild ſich nur inſofern verrückt, als die Tafel verrückt ſcheint, daß ſich hingegen die obern Bilder, das violette, blaue, grüne, nach und nach herab gegen das rothe ziehen und ſich mit dieſem verbinden, welches denn zugleich ſeine Farbe, doch nicht völlig, verliert und als ein ziemlich rundes einzelnes Bild daſteht.

145.

Betrachtet man nun, was indeſſen auf der Zwiſchentafel vorgegangen, ſo ſieht man, daß ſich das verlängerte farbige Bild für das Auge gleichfalls zuſammengezogen, daß der violette Saum ſcheinbar die Oeffnung verlaſſen, vor welcher dieſe Farbe ſonſt ſchwebte, daß die blaue, grüne, gelbe Farbe gleichfalls verſchwunden, daß die rothe zuletzt auch völlig aufgehoben iſt, und fürs Auge nur ein weißes Bild auf der Zwiſchentafel ſteht. Entfernt man ſich noch weiter, ſo färbt ſich dieſes weiße Bild umgekehrt, wie ſchon weitläuftig ausgeführt worden (143.).

146.

Man beobachte nun aber, was auf der Haupttafel geſchieht. Das einzige, dort übrige, noch etwas röthliche Bild fängt nun auch an, ſich am obern Theile ſtark roth, am untern blau und violett zu färben. Bey dieſer Umkehrung vermögen die verſchwundenen Bilder

des obern Theils läßt sich einzeln wiederherzustellen. Die Färbung geschieht an dem einzig übrig gebliebenen untern Theil, an der Base, an dem Kern des Ganzen.

147.

Wer diese sich einander entsprechenden Versuche genau kennt, der wird sogleich einsehen, was es für eine Bewandniß mit den zwey horizontal nebeneinander gebrachten Bildern (140.) und deren Verrückung habe, und warum sich das Violette von der Linie des Rothen entfernen müssen, ohne deßhalb eine diverse Refranglibilität zu beweisen. Denn wie alles dasjenige, was vom ganzen Bilde gilt, auch von den einzelnen Theilen gelten muß, so gilt von zwey Bildern nebeneinander und von ihren Theilen eben dasselbe; welches wir nun durch Darstellung und Entwickelung der Newtonischen Vorrichtung noch umständlicher und unwidersprechlicher zeigen wollen.

148.

Man stelle einen schmalen, etwa fingerbreiten Streifen weiß Papier, quer über einen Rahmen befestigt, in der dunklen Kammer dergestalt auf, daß er einen dunklen Hintergrund habe, und lasse nun von zwey nebeneinander gestellten Prismen, von einem die rothe Farbe, vom andern die violette oder auch wohl blaue auf diesen Streifen fallen; man nehme alsdann das Prisma vors Auge und sehe nach diesem Streifen: das Rothe wird an demselben verharren, sich mit dem

Streifen verrucken und nur noch feuriger roth werden. Das Violette hingegen wird das Papier verlaſſen und als ein geiſtiger, jedoch ſehr deutlicher Streif, tiefer unten, über der Finſterniß ſchweben. Abermals eine ſehr empfehlenswerthe Erſcheinung für diejenigen, welche die Newtoniſche Taſchenſpielerey fortzuſetzen gedenken; höchlich bewundernswerth für die Schüler in der Lauſbank.

149.

Aber damit man vom Staunen zum Schauen übergehen möge, geben wir folgende Vorrichtung an. Man mache den gedachten Streifen nicht ſehr lang, nicht länger, als daß beyde Bildertheile jedes zur Hälfte darauf Platz haben. Man mache die Wangen des Rahmens, an die man den Streifen befeſtigt, etwas breit, ſo daß die andre Hälfte der Bilder, der Länge nach getheilt, darauf erſcheinen könne. Man ſieht nun alſo beyde Bilder zugleich, mit allen ihren Schattirungen, das eine höher, das andre tiefer, zu beyden Seiten des Rahmens. Man ſieht nun auch einzelne Theile nach Belieben, z. B. Gelbroth und Blauroth von beyden Seiten auf dem Papierſtreifen. Nun ergreife man jene Verſuchsweiſe. Man blicke durchs Prisma nach dieſer Vorrichtung; ſo wird man zugleich die Veränderung der ganzen Bilder und die Veränderung der Theile gewahr werden. Das höhere Bild, welches dem Streifen die rothe Farbe mittheilt, zieht ſich zuſammen, ohne daß das Rothe ſeine Stelle auf dem Rahmen, ohne daß die rothe Farbe den Strei-

quemlichkeit künftigen Allegirens mit Nummern verſehen.

151.

Man erinnere ſich vor allen Dingen jenes fünften Verſuches, bey welchem zwey übers Kreuz gehaltene Prismen dem Spectrum einen Bückling abzwangen; wodurch die diverſe Refrangibilität der verſchiedenen Strahlen erwieſen werden ſollte, wodurch aber nach uns bloß ein allgemeines Naturgeſetz, die Wirkung in der Diagonale bey zwey gleichen im rechten Winkel anregenden Kräften, ausgeſprochen wird.

152.

Gedachten Verſuch können wir nun gleichfalls durch Verbindung des Subjectiven mit dem Objectiven anſtellen und geben folgende Vorrichtung dazu an, welche ſo wohl dieſes als die nachſtehenden Experimente erleichtert. Man werfe zuerſt durch ein vertikal ſtehendes Prisma das verlängerte Sonnenbild ſeitwärts auf die Tafel, ſo daß die Farben horizontal nebeneinander zu ſtehen kommen; man halte nunmehr das zweyte Prisma horizontal wie gewöhnlich vor die Augen: ſo wird, indem das rothe Ende des Bildes an ſeinem Platze verharrt, die violette Spitze ihren Ort auf der Tafel ſcheinbar verlaſſen und ſich in der Diagonale herunterneigen. Alſo vorbereitet, ſchreite man zu den zwey von Newton vorgeſchlagenen Verſuchen.

153.

VII a. Jenem von uns angegebenen vertikalen Prisma, füge man ein andres gleichfalls verticales hinzu dergestalt, daß zwey länglichte farbige Bilder in einer Reihe liegen. Diese beyden zusammen betrachte man nun abermals durch ein horizontales Prisma; so werden sie sich beyde in der Diagonale neigen, dergestalt, daß das rothe Ende fest steht und gleichsam die Axe ist, worum sich das Bild herumdreht; wodurch aber weiter nichts ausgesprochen wird, als was wir schon wissen.

154.

VII b. Aber eine Vermannigfaltigung des Versuches ist demungeachtet noch angenehm. Man stelle die beyden verticalen Prismen dergestalt, daß die Bilder übereinander fallen, jedoch im umgekehrten Sinne, so daß das gelbrothe des einen auf das violette des andern, und umgekehrt, falle; man betrachte nun durch das horizontale Prisma diese beyden fürs nackte Auge sich deckenden Bilder, und sie werden sich für das bewaffnete nunmehr kreuzweise übereinander neigen, weil jedes in seinem Sinn diagonal bewegt wird. Auch dieses ist eigentlich nur ein curioser Versuch, denn es bleibt unter einer wenig verschiedenen Bedingung immer dasselbe, was wir gewahr werden. Mit den folgenden beyden verhält es sich eben so.

155.

VII c. Man lasse auf jenem weißen Papierstreifen (148.) dem rothen und violetten Theil der beyden prismati-

schen farbigen Bilder aufeinander fallen; sie werden sich vermischen und eine Purpurfarbe hervorbringen. Nimmt man nunmehr ein Prisma vor die Augen, betrachtet diesen Streifen, so wird das Violette sich von dem Gelbrothen ablösen, herunter steigen, die Purpurfarbe verschwinden, das Gelbrothe aber stehen zu bleiben scheinen. Es ist dieses dasselbige, was wir oben (149.) nebeneinander gesehen haben, und für uns kein Beweis für die diverse Refraction, sondern nur für die Determinabilität des Farbenbildes.

136.

VII d. Man stelle zwey kleine runde Papierscheiben in geringer Entfernung nebeneinander, und werfe den gelbrothen Theil des Spectrums durch ein Prisma auf die eine Scheibe, den blaurothen auf die andre, der Grund dahinter sey dunkel. Diese so erleuchteten Scheiben betrachte man durch ein Prisma, welches man dergestalt hält, daß die Refraction sich gegen den rothen Cirkel bewegt; je weiter man sich entfernt, je näher rückt das Violette zum Rothen hin, trifft endlich mit ihm zusammen, und geht sogar darüber hinaus. Auch dieses Phänomen wird Jemand, der mit dem bisher beschriebenen Apparat umzugehn weiß, leicht hervorbringen und abzuleiten verstehen.

Alle diese dem siebenten Versuche angehängte Versuche sind, so wie der siebente selbst, nur Variationen jenes ob- und subjectiven Hauptversuches (E. 330—336.) Denn es ist ganz einerley, ob ich das objectiv an die Wand geworfene prismatische Bild, im Ganzen oder

theilweiſe, in ſich ſelbſt zuſammenziehe, oder ob ich ihm einen Bückling in der Diagonale abzwinge. Es iſt ganz einerley, ob ich dieß mit einem oder mit mehreren prismatiſchen objectiven Bildern thue, ob ich es mit den ganzen Bildern, oder mit den Theilen vornehme, ob ich ſie nebeneinander, übereinander, verſchränkt oder ſich theilweiſe deckend, richte und ſchiebe: immer bleibt das Phänomen eins und daſſelbe und ſpricht nichts weiter aus, als daß ich das in einem Sinn, z. B. aufwärts, hervorgebrachte objective Bild, durch ſubjective, im entgegengeſetzten Sinn, z. B. herabwärts angewendete Refraction, zuſammenziehen, aufheben und im Gegenſatze färben kann.

137.

Man ſieht alſo hieraus, wie ſich eigentlich die Theile des objectiv entſtandenen Farbenbildes zu ſubjectiven Verſuchen keinesweges gebrauchen laſſen, weil in ſolchem Falle, ſowohl die ganzen Erſcheinungen als die Theile derſelben verändert werden, und nicht einen Augenblick dieſelbigen bleiben. Was bey ſolchen Verſuchen für eine Complication obwalte, wollen wir durch ein Beyſpiel anzeigen, und etwas oben geäußertes dadurch weiter ausführen und völlig deutlich machen.

138.

Wenn man jenen Papierſtreifen in der dunklen Kammer mit dem rothen Theile des Bildes erleuchtet, und ihn alsdann durch ein zweytes Prisma in ziemli-

nicht ein biſſgen ruhen? ſie haben's Noth. Die Frau Wirthinn weißt ihnen wohl ein Zimmergen mit einem Bett an.

Poſtmeiſterinn.

Ich hab eben ein hübſches ſtilles Zimmergen im Garten. Ich wünſche daß ihnen die gnädige Frau gefallen möge.

(Luzie mit Annen ab.)

Madame Sommer.

Meine Tochter iſt noch ein biſſgen oben aus.

Poſtmeiſterinn.

Das thut die Jugend. Werden ſich ſchon legen die ſtolzen Wellen.

Madame Sommer.

Deſto ſchlimmer.

Poſtmeiſterinn.

Kommen ſie, Madame; wenns gefällig iſt.

(ab.)

cher Nähe betrachtet; ſo verläßt die Farbe das Papier nicht, vielmehr wird ſie an dem obern Rande ſehr viel lebhafter. Woher entſpringt aber dieſe lebhaftere Farbe? Blos daher, weil der Streifen nunmehr als ein helles rothes Bild wirkt, welches durch die ſubjective Brechung oben einen gleichnamigen Rand gewinnt, und alſo erhöht an Farbe erſcheint. Ganz anders verhält ſichs, wenn der Streifen mit dem violetten Theile des Bildes erleuchtet wird. Durch die ſubjective Wirkung zieht ſich zwar die violette Farbe von dem Streifen weg, (148. 149.) aber die Hellung bleibt ihm einigermaßen. Dadurch erſcheint er in der dunklen Kammer, wie ein weißer Streif auf ſchwarzem Grunde und färbt ſich nach dem bekannten Geſetz, indeſſen das herabgeſunkene violette Schemen dem Auge gleichfalls ganz deutlich vorſchwebt. Hier iſt die Natur abermals durchaus conſequent, und wer unſern didactiſchen und polemiſchen Darſtellungen gefolgt iſt, wird hieran nicht wenig Vergnügen finden. Ein Gleiches bemerkt man bey dem Verſuche VII 4.

159.

Eben ſo verhält es ſich in dem oben beſchriebenen Falle, (144) da wir die einzelnen übereinander erſcheinenden farbigen Bilder ſubjectiv herabziehen. Die farbigen Schemen ſind es nur, die den Platz verlaſſen, aber die Hellung, die ſie auf der weißen Tafel erregt haben, kann nicht aufgehoben werden. Dieſe farbloſen hellen zurückbleibenden Bilder werden nunmehr nach den bekannten ſubjectiven Geſetzen gefärbt und

bringen dem, der mit dieſer Erſcheinung nicht bekannt iſt, eine ganz beſondere Confuſion in das Phänomen.

160.

Auf das vorhergehende, vorzüglich aber auf unſern hundert und fünf und dreyßigſten Paragraph, bezieht ſich ein Verſuch, den wir nachbringen. Man habe im Fenſterladen, horizontal nahe neben einander, zwey kleine runde Oeffnungen. Vor die eine ſchiebe man ein blaues, vor die andere ein gelbrothes Glas, wodurch die Sonne hereinſcheint. Man hat alſo hier wie dort (135) zwey verſchiedenfarbige Bilder neben einander. Nun faſſe man ſie mit einem Prisma auf und werfe ſie auf eine weiße Tafel. Hier werden ſie nicht ungleich in die Höhe gerückt, ſondern ſie bleiben unten auf Einer Linie; aber genau beſehen ſind es zwey prismatiſche Bilder, welche unter dem Einfluß der verſchiedenen farbigen Gläſer ſtehen, und alſo in ſo fern verändert ſind, wie es nach der Lehre der ſcheinbaren Miſchung und Mittheilung nothwendig iſt.

161.

Das eine durch das gelbe Glas fallende Spectrum hat ſeinen obern violetten Schweif faſt gänzlich eingebüßt; der untere gelbrothe Saum hingegen erſcheint mit verdoppelter Lebhaftigkeit; das Gelbe der Mitte erhöht ſich auch zu einem Gelbrothen und der obere blaue Saum wird in einen grünlichen verwandelt. Dagegen behält jenes durch das blaue Glas gehende Spectrum

ſeinen violetten Schweif völlig bey; das Blaue iſt deutlich und lebhaft; das Grüne zieht ſich herunter, und ſtatt des Gelbrothen erſcheint eine Art Purpur.

162.

Stellt man die gedachten beyden Verſuche entweder neben einander, oder doch unmittelbar nach einander an; ſo überzeugt man ſich, wie Unrecht Newton gehandelt habe, mit den beweglichen phyſiſchen Farben und den fixirten chemiſchen ohne Unterſchied zu operiren, da ſie doch ihrer verſchiedenen Natur nach ganz verſchiedene Reſultate hervorbringen müſſen, wie wir wohl hier nicht weiter auseinander zu ſetzen brauchen.

163.

Auch jenen objectiv-ſubjectiven Verſuch (§. 350—354.) mit den eben gedachten beyden verſchiedenen prismatiſchen Farbenbildern vorzunehmen, wird belehrend ſeyn. Man nehme wie dort das Prisma vor die Augen, betrachte die Spectra erſt nahe, dann entferne man ſich von ihnen nach und nach; ſie werden ſich beyde, beſonders das blaue, von oben herein zuſammenziehen, das eine endlich ganz gelbroth, das andere ganz blau erſcheinen, und indem man ſich weiter entfernt, umgekehrt gefärbt werden.

164.

So möchte denn auch hier der Platz ſeyn, jener Vorrichtung abermals zu gedenken, welche wir ſchon

früher (E. 284.) beſchrieben haben. In einer Pappe ſind mehrere Quadrate farbigen Glaſes angebracht; man erhellet ſie durch das Sonnen-, auch nur durch das Tageslicht, und wir wollen hier genau anzeigen, was geſehen wird, wenn man an ihnen den ſubjectiven Verſuch macht, indem man ſie durch das Prisma betrachtet. Wir thun es um ſo mehr, als dieſe Verrichtung künftig bey ſubjectiver Verrückung farbiger Bilder den erſten Platz einnehmen, und mit einiger Veränderung und Zuſätzen, beynahe allen übrigen Apparat entbehrlich machen wird.

165.

Zuvörderſt meſſe man jene Quadrate, welche auf der Pappe herausgeſchnitten werden ſollen, ſehr genau ab und überzeuge ſich, daß ſie von einerley Größe ſind. Man bringe alsdann die farbigen Gläſer dahinter, ſtelle ſie gegen den grauen Himmel und betrachte ſie mit bloßem Auge. Das gelbe Quadrat als das hellſte wird am größten erſcheinen. (E. 16.) Das grüne und blaue wird ihm nicht viel nachgeben, hingegen das gelbrothe und violette als die dunkelſten werden ſehr viel kleiner erſcheinen. Dieſe phyſiologiſche Wirkung der Farben, inſofern ſie heller oder dunkler ſind, nur beyläufig zu Ehren der großen Conſequenz natürlicher Erſcheinungen.

166.

Man nehme ſodann ein Prisma vor die Augen und betrachte dieſe nebeneinander geſtellten Bilder. Da

ſie ſpecificirt und chemiſch fixirt ſind, ſo werden ſie nicht, wie jene des Spectrums, verändert oder gar aufgehoben; ſondern ſie verharren in ihrer Natur und nur die begünſtigende oder verkümmernde Wirkung der Ränder findet ſtatt.

167.

Obgleich jeder dieſe leichte Vorrichtung ſich ſelbſt anſchaffen wird, ob wir ſchon dieſer Phänomene öfters gedacht haben; ſo beſchreiben wir ſie doch wegen eines beſondern Umſtands hier kürzlich, aber genau. Am gelben Bilde ſieht man deutlich den obern hochrothen Rand, der gelbe Saum verliert ſich in der gelben Fläche; am untern Rande entſteht ein Grün, doch ſieht man das Blaue ſo wie ein mäßig herausſtrebendes Violett ganz deutlich. Beym grünen iſt alles ungefähr daſſelbige, nur matter, gedämpfter, weniger Gelb, mehr Blau. Am blauen erſcheint der rothe Rand bräunlich und ſtark abgeſetzt, der gelbe Saum macht eine Art von ſchmutzigem Grün, der blaue Rand iſt ſehr begünſtigt und erſcheint faſt in der Größe des Bildes ſelbſt. Er endigt in einen lebhaften violetten Saum. Dieſe drey Bilder, gelb, grün und blau, ſcheinen ſich ſtufenweiſe herabzuſenken und einem Unaufmerkſamen die Lehre der diverſen Refrangibilität zu begünſtigen. Nun tritt aber die merkwürdige Erſcheinung des Violetten ein, welche wir ſchon oben (45) angedeutet haben. Verhältnißmäßig zum Violetten iſt der gelbrothe Rand nicht widerſprechend: denn Gelbroth und Blaureth bringen bey apparenten Farben

Purpur hervor. Weil nun hier die Farbe des durchscheinenden Glases auch auf einem hohen Grade von Reinheit steht, so verbindet sie sich mit dem an ihr entspringenden gelbrothen Rand, es entsteht eine Art von bräunlichem Purpur und das Violette bleibt mit seiner obern Gränze unverrückt, indeß der untere violette Saum sehr weit und lebhaft herabwärts strebt. Daß ferner das gelbrothe Bild an der obern Gränze begünstigt wird und also auf der Linie bleibt, versteht sich von selbst, so wie daß an der untern, wegen des Widerspruchs kein Blau und also auch kein daraus entspringendes Violett entstehen kann, sondern vielmehr etwas schmutziges daselbst zu sehen ist.

168.

Will man diese Versuche noch mehr vermannigfaltigen, so nehme man farbige Fensterscheiben und klebe Bilder von Pappe auf dieselben. Man stelle sie gegen die Sonne, so daß diese Bilder dunkel auf farbigem Grund erscheinen; und man wird die umgekehrten Ränder, Säume und ihre Vermischung mit der Farbe des Glases abermals gewahr werden. Ja, man mag die Vorrichtung vermannigfaltigen so viel man will, so wird das Falsche jenes ersten Newtonischen Versuchs und aller der übrigen, die sich auf ihn beziehen, dem Freunde des Wahren, Graden und Folgerechten immer deutlicher werden.

Achter Versuch.

169.

Der Verfasser läßt das prismatische Bild auf ein gedrucktes Blatt fallen, und wirft sodann durch die Linse des zweyten Experiments diese farbig erleuchtete Schrift auf eine weiße Tafel. Hier will er denn auch, wie dort, die Buchstaben im blauen und violetten Licht näher an der Linse, die im rothen aber weiter von der Linse, deutlich gesehen haben. Der Schluß, den er daraus zieht, ist uns schon bekannt, und wie es mit dem Versuche, welcher nur der zweyte, jedoch mit apparenten Farben, wiederholt ist, beschaffen seyn mag, kann sich Jeder im Allgemeinen vorstellen, dem jene Ausführung gegenwärtig geblieben. Allein es treten noch besondere Umstände hinzu, die es räthlich machen, auch den gegenwärtigen Versuch genau durchzugehen, und zwar dabey in der Ordnung zu verfahren, welche wir bey jenem zweyten der Sache gemäß gefunden; damit man völlig einsehe, in wiefern diese beyden Versuche parallel gehen, und in wiefern sie von einander abweichen.

170.

1) Das Vorbild (54—57.) In dem gegenwärtigen Falle stehen die Lettern der Druckschrift anstatt jener schwarzen Fäden; und nicht einmal so vortheilhaft: denn sie sind von den apparenten Farben mehr oder weniger überlasirt. Aber der von Newton

hier wie dort vernachläſſigte Hauptpunkt iſt dieſer: daß die verſchiedenen Farben des Spectrums an Hellung ungleich ſind. Denn das prismatiſche Sonnenbild zerfällt in zwey Theile, in eine Tag- und Nachtſeite. Gelb und Gelbroth ſtehen auf der erſten, Blau und Blauroth auf der zweyten. Die unterliegende Druckſchrift iſt in der gelben Farbe am deutlichſten; im Gelbrothen weniger: denn dieſes iſt ſchon gedrängter und dunkler. Blauroth iſt durchſichtig, verdünnt, aber beleuchtet wenig. Blau iſt gedrängter, dichter, macht die Buchſtaben trüber; oder vielmehr ſeine Trübe verwandelt die Schwärze der Buchſtaben in ein ſchönes Blau, deswegen ſie vom Grunde weniger abſtechen. Und ſo erſcheint, nach Maßgabe ſo verſchiedener Wirkungen, dieſe farbig beleuchtete Schrift, dieſes Vorbild, an verſchiedenen Stellen verſchieden deutlich.

171.

Außer dieſen Mängeln des hervorgebrachten Bildes iſt die Newtoniſche Vorrichtung in mehr als einem Sinne unbequem. Wir haben daher eine neue erſonnen, die in folgendem beſteht. Wir nehmen einen Rahmen, der zu unſerm Geſtelle (69) paßt, überziehen denſelben mit Seidenpapier, worauf wir mit ſtarker Tuſche verſchiedene Züge, Punkte und dergl. calligraphiſch anbringen, und ſodann den Grund mit feinem Oel durchſichtig machen. Dieſe Tafel kommt völlig an die Stelle des Vorbildes zum zweyten Verſuche. Das prismatiſche Bild wird von hinten dar-

auf geworfen, die Linſe iſt nach dem Zimmer zu gerichtet und in gehöriger Entfernung ſteht die zweite Tafel, worauf die Abbildung geſchehen ſoll. Eine ſolche Vorrichtung hat groſſe Bequemlichkeiten, indem ſie dieſen Verſuch dem zweyten gleichſtellt; auch ſogar darin, daß die Schattenſtriche rein ſchwarz daſtehen und nicht von den priſmatiſchen Farben überlaſirt ſind.

172.

Hier drängt ſich uns abermals auf, daß durchaus das experimentirende Verfahren Newtons deßhalb tadelhaft iſt, weil er ſeinen Apparat mit auffallender Ungleichheit einmal zufällig ergreift, wie ihm irgend etwas zur Hand kommt, dann aber mit Complication und Ueberkünſtelung nicht fertig werden kann.

173.

Ferner iſt hier zu bemerken, daß Newton ſein Vorbild behandelt als wär' es unveränderlich, wie das Vorbild des zweyten Verſuchs, da es doch wandelbar iſt. Natürlicher Weiſe läßt ſich das hier auf der Rückſeite des durchſichtigen Papiers erſcheinende Bild, durch ein entgegengeſetztes Prisma angeſehen, auf den Nullpunkt reduciren und ſodann völlig umkehren. Wie ſich durch Linſen das priſmatiſche Bild verändern läßt, erfahren wir künftig, und wir halten uns um ſo weniger bey dieſer Betrachtung auf, als wir zum Zwecke des gegenwärtigen Verſuchs dieſes Bild einſtweilen als ein fixes annehmen dürfen.

174.

2) Die Beleuchtung (57.) Die apparenten Farben bringen ihr Licht mit; sie haben es in und hinter sich. Aber doch sind die verschiedenen Stellen des Bildes, nach der Natur der Farben, mehr oder weniger beleuchtet, und daher jenes Bild der übergfärbten Druckschrift höchst ungleich und mangelhaft. Ueberhaupt gehört dieser Versuch, so wie der zweyte, ins Fach der Camera obscura. Man weiß, daß alle Gegenstände, welche sich in der dunklen Kammer abbilden sollen, höchst erleuchtet seyn müssen. Bey der Newtonischen, so wie bey unserer Vorrichtung aber, ist es keine Beleuchtung des Gegenstandes, der Buchstaben oder der Züge, sondern eine Beschattung derselben und zwar eine ungleiche; deshalb auch Buchstaben und Züge als ganze Schatten in helleren oder dunkleren Halbschatten und Halblichtern sich ungleich darstellen müssen. Doch hat auch in diesem Betracht die neuere Vorrichtung große Vorzüge, wovon man sich leicht überzeugen kann.

175.

3) Die Linse (58—69.) Wir bedienen uns eben derselben, womit wir den zweyten Versuch anstellten, wie überhaupt des ganzen dort beschriebenen Apparates.

176.

4) Das Abbild (70—76.) Da nach der Newtonischen Weise schon das Vorbild sehr ungleich und

Man hört einen Postillion.

Fernando, in Offizierstracht. Ein Bedienter.

Bediente.

Soll ich gleich wieder einspannen, und ihre Sachen aufpacken lassen?

Fernando.

Du sollst's herein bringen, sag' ich dir; herein. Wir gehen nicht weiter, hörst du.

Bediente.

Nicht weiter? Sie sagten ia — —

Fernando.

Ich sage, laß dir ein Zimmer anweisen, und bring meine Sachen dort hin.

(Bediente ab.)

Fernando, ans Fenster tretend.

So seh' ich dich wieder? Himmlischer Anblick! So seh' ich dich wieder! Den Schauplatz all meiner Glückseeligkeit! Wie still

undeutlich ist, wie kann ein deutliches Abbild entstehen? Auch legt Newton, unsern angegebenen Bestimmungen gemäß, ein Bekenntniß ab, wodurch er, wie öfters geschieht, das Resultat seines Versuches wieder aufhebt. Denn ob er gleich zu Anfang versichert, er habe sein Experiment im Sommer bey dem hellsten Sonnenschein angestellt, so kommt er doch zuletzt mit einer Nachklage und Entschuldigung, damit man sich nicht wundern möge, wenn die Wiederholung des Versuchs nicht sonderlich gelänge. Wir hören ihn selbst:

177.

Das gefärbte Licht des Prismas war aber doch noch sehr zusammengesetzt, weil die Kreise, die ich in der zweyten Figur des fünften Experiments beschrieben habe, sich in einander schoben, und auch das Licht von glänzenden Wolken, zunächst bey der Sonne, sich mit diesen Farben vermischte; ferner weil das Licht durch die Ungleichheiten in der Politur des Prismas unregelmäßig zersplittert wurde. Um aller dieser Nebenumstände willen war das farbige Licht, wie ich sagte, noch so mannigfaltig zusammengesetzt, daß der Schein von jenen schwachen und dunklen Farben, dem Blauen und Violetten, der auf das Papier fiel, nicht so viel Deutlichkeit gewährte, um eine gute Beobachtung zuzulassen.

178.

Das Unheil solcher Reservationen und Restrictionen geht durch das ganze Werk. Erst versichert der Verfasser; er habe bey seinen Verrichtungen die größte Vorsicht gebraucht, die hellsten Tage abgewartet, die

Kammer hermetisch verfinstert, die vortrefflichsten Prismen ausgewählt; und dann will er sich hinter Zufälligkeiten flüchten, daß Wolken vor der Sonne gestanden, daß durch eine schlechte Politur das Prisma unsicher geworden sey. Der homogenen nie zu homogenisirenden Lichter nicht zu gedenken, welche sich einander verwirren, verunreinigen, in einander greifen, sich stören und niemals das sind noch werden können, was sie seyn sollen. Mehr als einmal muß uns daher jener berühmte theatralische Hetmann der Cosacken einfallen, welcher sich ganz zum Newtonianer geschickt hätte. Denn ihn würde es vortrefflich kleiden, mit großer Behaglichkeit auszurufen: wenn ich Zirkel sage, so meyn' ich eben, was nicht rund ist; sage ich gleichartig, so heißt das immer noch zusammengesetzt; und sag' ich Weiß, so kann es fürwahr nichts anders heißen als schmutzig.

179.

Betrachten wir nunmehr die Erscheinung nach unserer Anstalt, so finden wir die schwarzen Züge deutlicher oder undeutlicher, nicht in Bezug auf die Farben, sondern aufs Hellere oder Dunklere derselben; und zwar sind die Stufen der Deutlichkeit folgende: Gelb, Grün, Blau, Gelbroth und Blauroth; da denn die beyden letztern, je mehr sie sich dem Rande, dem Dunklen nähern, die Züge immer undeutlicher darstellen.

180.

Ferner ist hierbey ein gewisser Bildpunct offenbar,

in welchem, so wie auf der Fläche, die ihn parallel mit der Linse durchschneidet, die sämmtlichen Abbildungen am deutlichsten erscheinen. Indessen kann man die Linse von dem Vorbilde ab und zu dem Vorbilde zurücken, so daß der Unterschied beynahe einen Fuß beträgt, ohne daß das Abbild merklicher undeutlich werde.

181.

Innerhalb dieses Raumes hat Newton operirt; und nichts ist natürlicher, als daß die von den helleren prismatischen Farben erleuchteten Züge, auch da schon oder noch sichtbar sind, wenn die von den dunkleren Farben erleuchteten, oder vielmehr beschatteten Züge verschwinden. Daß aber, wie Newton behauptet, die von den Farben der Tagseite beleuchteten Buchstaben alsdann undeutlich werden, wenn die von der Nachtseite her beschienenen deutlich zu sehen sind, ist ein für allemal nicht wahr, so wenig wie beym zweyten Experimente, und alles, was Newton daher behaupten will, fällt zusammen.

182.

5) Die Folgerung. Gegen diese bleibt uns, nach allem dem was bisher ausgeführt und dargethan worden, weiter nichts zu wirken übrig.

183.

Ehe wir aber uns aus der Gegend dieser Versuche entfernen, so wollen wir noch einiger andern erwäh-

nen, die wir bey dieſer Gelegenheit anzuſtellen veranlaßt worden. Das zweyte Experiment ſo energiſch als möglich darzuſtellen, brachten wir verſchiedenfarbige von hinten wohl erleuchtete Scheiben an die Stelle des Vorbildes, und fanden, was voraus zu ſehen war, daß ſich die durch ausgeſchnittene Pappe oder ſonſt auf denſelben abzeichnenden dunklen Bilder auch nur nach der verſchiedenen Helle oder Dunkelheit des Grundes mehr oder weniger auszeichneten. Dieſer Verſuch führte uns auf den Gedanken, gemalte Fenſterſcheiben an die Stelle des Vorbildes zu ſetzen, und alles fand ſich einmal wie das andremal.

184.

Hievon war der Uebergang zur Zauberlaterne ganz natürlich, deren Erſcheinungen mit dem zweyten und achten Verſuche Newtons im Weſentlichen zuſammentreffen; überall ſpricht ſich die Wahrheit der Natur und unſerer naturgemäßen Darſtellung, ſo wie das Falſche der Newtoniſchen verkünſtelten Vorſtellungsart, energiſch aus.

185.

Nicht weniger ergriffen wir die Gelegenheit in einer portativen Camera obſcura an einem Feſttage, bey dem hellſten Sonnenſchein, die buntgeputzten Leute auf dem Spaziergange anzuſehen. Alle nebeneinander ſich befindenden variegirten Kleider waren deutlich, ſobald die Perſonen in den Bildpunct oder in ſeine Region kamen; alle Muſter zeigten ſich genau, es mochte

bloß Hell und Dunkel, oder beydes mit Farbe, oder Farbe mit Farbe wechseln. Wir können also hier abermals kühn wiederholen, daß alles natürliche und künstliche Sehen unmöglich wäre, wenn die Newtonische Lehre wahr seyn sollte.

196.

Der Hauptirrthum, dessen Beweis man durch den achten so wie durch die zwey ersten Versuche erzwingen will, ist der: daß man farbigen Flächen, Farben, wenn sie als Massen im Malersinne erscheinen und wirken, eine Eigenschaft zuschreiben möchte, vermöge welcher sie, nach der Refraction, früher oder später in irgend einem Bildpunct anlangen; da es doch keinen Bildpunct ohne Bild gibt, und die Aberration, die bey Verrückung des Bildes durch Brechung sich zeigt, bloß an den Rändern vorgeht, die Mitte des Bildes hingegen nur in einem äußersten Falle afficirt wird. Die diverse Refrangibilität ist also ein Mährchen. Wahr aber ist, daß Refraction auf ein Bild nicht rein wirkt, sondern ein Doppelbild hervorbringt, dessen Eigenschaft wir in unserm Entwurf genugsam klar gemacht haben.

Recapitulation
der acht ersten Versuche.

187.

Da wir nunmehr auf einen Punct unserer polemischen Wanderung gekommen sind, wo es vortheilhaft seyn möchte, still zu stehen, und sich umzuschauen nach dem Weg, welchen wir zurückgelegt haben; so wollen wir das bisherige zusammenfassen und mit wenigen Worten die Resultate darstellen.

188.

Newtons bekannte, von andern und uns bis zum Ueberdruß wiederholte Lehre soll durch jene acht Versuche bewiesen seyn. Und gewiß, was zu thun war, hat er gethan: denn im folgenden findet sich wenig Neues; vielmehr sucht er nur von andern Seiten her seine Argumente zu bekräftigen. Er vermannigfaltigt die Experimente und nöthigt ihnen immer neue Bedingungen auf. Aus dem schon Abgehandelten zieht er Folgerungen, ja er geht polemisch gegen Andersgesinnte zu Werke. Doch immer dreht er sich nur in einem engen Kreise und stellt seinen kümmerlichen Hausrath bald so, bald so zurechte. Kennen wir den Werth der hinter uns liegenden acht Experimente, so ist uns in dem Folgenden weniges mehr fremd. Daher kommt es auch, daß die Ueberlieferung der Newtonis

ſchen Lehre in den Compendien unſerer Experimentalphyſik ſo laconiſch vorgetragen werden konnte. Mehr gedachte Verſuche gehen wir nun einzeln durch.

189.

In dem dritten Verſuche wird das Hauptphänomen, das prismatiſche Spectrum, unrichtig als Scale dargeſtellt; da es urſprünglich aus einem Entgegengeſetzten, das ſich erſt ſpäter vereinigt, beſteht. Der vierte Verſuch zeigt uns eben dieſe Erſcheinung ſubjectiv, ohne daß wir mit ihrer Natur tiefer bekannt würden. Im fünften neigt ſich gedachtes Bild durch wiederholte Refraction etwas verlängert zur Seite. Woher dieſe Neigung in der Diagonale ſo wie die Verlängerung ſich herſchreibe, wird von uns umſtändlich dargethan.

190.

Der ſechſte Verſuch iſt das ſogenannte Experimentum Crucis, und hier iſt wohl der Ort anzuzeigen, was eigentlich durch dieſen Ausdruck gemeynt ſey. Crux bedeutet hier einen in Kreuzesform an der Landſtraße ſtehenden Wegweiſer, und dieſer Verſuch ſoll alſo für einen ſolchen gelten, der uns vor allem Irrthum bewahrt und unmittelbar auf das Ziel hindeutet. Wie es mit ihm beſchaffen, wiſſen diejenigen, die unſerer Ausführung gefolgt ſind. Eigentlich gerathen wir dadurch ganz ins Stecken und werden um nichts weiter gebracht, nicht einmal weiter gewieſen. Denn im Grunde iſt es nur ein Idem per Idem. Refrangirt

man das ganze prismatische Bild in derselben Richtung zum zweytenmal, so verlängert es sich, wobey aber die verschiedenen Farben ihre vorigen Entfernungen nicht behalten. Was auf diese Weise am Ganzen geschieht, geschieht auch an den Theilen. Im Ganzen rückt das Violette viel weiter vor als das Rothe, und eben dasselbe thut das abgesonderte Violette. Dieß ist das Wort des Räthsels, auf dessen falsche Auflösung man sich bisher so viel zu gute gethan hat. In dem siebenten Versuche werden ähnliche subjective Wirkungen gezeigt und von uns auf ihre wahren Elemente zurückgeführt.

191.

Hatte sich nun der Verfasser bis dahin beschäftigt, die farbigen Lichter aus dem Sonnenlichte herauszuzwingen; so war schon früher eingeleitet, daß auch körperliche Farben eigentlich solche farbige Lichttheile von sich schicken. Hiezu war der erste Versuch bestimmt, der eine scheinbare Verschiedenheit in Verrückung bunter Quadrate auf dunklem Grund vors Auge brachte. Das wahre Verhältniß haben wir umständlich gezeigt, und gewiesen, daß hier nur die Wirkung der prismatischen Ränder und Säume an den Gränzen der Bilder die Ursache der Erscheinung sey.

192.

Im zweyten Versuche wurden auf gedachten bunten Flächen kleinere Bilder angebracht, welche, durch eine Linse auf eine weiße Tafel geworfen, ihre Um-

risse früher oder später daselbst genauer bezeichnen sollten. Auch hier haben wir das wahre Verhältniß umständlich auseinander gesetzt, so wie bey dem achten Versuch, welcher, mit prismatischen Farben angestellt, dem zweyten zu Hülfe kommen und ihn außer Zweifel setzen sollte. Und so glauben wir durchaus das Verfängliche und Falsche der Versuche, so wie die Richtigkeit der Folgerungen, enthüllt zu haben.

193.

Um zu diesem Zwecke zu gelangen, haben wir immerfort auf unsern Entwurf hingewiesen, wo die Phänomene in naturgemäßerer Ordnung aufgeführt sind. Ferner bemerkten wir genau, wo Newton etwas Unvorbereitetes einführt, um den Leser zu überraschen. Nicht weniger suchten wir zugleich die Versuche zu vereinfachen und zu vermannigfaltigen, damit man sie von der rechten Seite und von vielen Seiten sehen möge, um sie durchaus beurtheilen zu können. Was wir sonst noch gethan und geleistet, um zu unserm Endzweck zu gelangen, darüber wird uns der günstige Leser und Theilnehmer selbst das Zeugniß geben.

Dritte Propoſition. Drittes Theorem.

Das Licht der Sonne beſteht aus Strahlen, die verſchieden reflexibel ſind, und die am meiſten refrangiblen Strahlen ſind auch die am meiſten reflexiblen.

194.

Nachdem der Verfaſſer uns genugſam überzeugt zu haben glaubt, daß unſer weißes reines einfaches helles Licht aus verſchiedenen farbigen dunklen Lichtern insgeheim gemiſcht ſey, und dieſe innerlichen Theile durch Refraction hervorgenöthigt zu haben wähnt; ſo denkt er nach, ob nicht auch noch auf andere Weiſe dieſe Operation glücken möchte, ob man nicht durch andere verwandte Bedingungen das Licht nöthigen könne, ſeinen Buſen aufzuſchließen.

195.

Der Refraction iſt die Reflexion nahe verwandt, ſo daß die erſte nicht ohne die letzte vorkommen kann. Warum ſollte Reflexion, die ſonſt ſo mächtig iſt, nicht auch dießmal auf das unſchuldige Licht ihre Gewalt ausüben? Wir haben eine diverſe Refrangibilität, es wäre doch ſchön, wenn wir auch eine diverſe Reflexibilität hätten. Und wer weiß, was ſich nicht noch alles fernerhin daran anſchließen läßt. Daß nun dem Verfaſſer der Beweis durch Verſuche, wozu er ſich nunmehr anſchickt, vor den Augen eines gewarnten Beob-

ſtill das ganze Haus iſt! Kein Fenſter offen! Die Gallerie wie öde, auf der wir ſo oft zuſammen ſaſſen! Merk dir's Fernando, das klöſterliche Anſehn ihrer Wohnung, wie ſchmeichelt es deinen Hofnungen! Und ſollte in ihrer Einſamkeit, Fernando ihr Gedanke, ihre Beſchäftigung ſeyn? Und hat er's um ſie verdient? O! mir iſt als wenn ich nach einem langen, kalten, freudeloſen Todesſchlaf ins Leben wieder erwachte; ſo neu, ſo bedeutend iſt mir alles. Die Bäume, der Brunnen, noch alles alles! So lief das Waſſer aus eben den Röhren, wenn ich, ach! wie tauſendmal mit ihr gedankenvoll aus unſerm Fenſter ſchaute, und iedes in ſich gekehrt, ſtill dem Rinnen des Waſſers zuſah! Sein Geräuſch iſt mir Melodie, rükerinnernde Melodie. Und ſie? Sie wird ſeyn, wie ſie war. Ja, Stella du haſt dich nicht verändert; das ſagt mir mein Herz. Wie's dir entgegen ſchlägt! Aber ich will nicht, ich darf nicht; ich muß mich erſt erholen, muß mich erſt überzeugen, daß ich wirklich hier bin, daß mich kein Traum täuſcht, der mich ſo oft ſchlafend und wachend aus den fernſten Gegenden hierher ge-

achters eben ſo wenig als ſeine bisherigen Beweiſe gelingen werde, läßt ſich voraus ſehen; und wir wollen von unſerer Seite zur Aufklärung dieſes Fehlgriffs das möglichſte beytragen.

Neunter Verſuch.

196.

Wie der Verfaſſer hierbey zu Werke geht, erſuchen wir unſere Leſer in der Optik ſelbſt nachzuſehen: denn wir gedenken, anſtatt uns mit ihm einzulaſſen, anſtatt ihm zu folgen und ihn Schritt vor Schritt zu widerlegen, uns auf eigenem Wege um die wahre Darſtellung des Phänomens zu bemühen. Wir haben zu dieſem Zweck auf unſerer achten Tafel die ein und zwanzigſte Figur der vierten Newtoniſchen Tafel zum Grunde gelegt, jedoch eine naturgemäßere Abbildung linearisch ausgedruckt, auch zu beſſerer Ableitung des Phänomens die Figur fünfmal nach ihren ſteigenden Verhältniſſen wiederholt, wodurch die in dem Verſuch vorgeſchriebene Bewegung gewiſſermaßen vor Augen gebracht, und was eigentlich vorgehe dem Beſchauenden offenbar wird. Uebrigens haben wir zur leichtern Ueberſicht des Ganzen die Buchſtaben der Newtoniſchen Tafeln beybehalten, ſo daß eine Vergleichung ſich bequem anſtellen läßt. Wir beziehen uns hierbey auf

die Erläuterung unſerer Kupfertafeln, wo wir noch manches, über die Unzulänglichkeit und Verfänglichkeit der Newtoniſchen Figuren überhaupt, beyzubringen gedenken.

197.

Man nehme nunmehr unſere achte Tafel vor ſich und betrachte die erſte Figur. Bey F trete das Sonnenbild in die finſtre Kammer, gehe durch das rechtwinklichte Prisma ABC bis auf deſſen Baſe M, von da an gehe es weiter durch, werde gebrochen, gefärbt und male ſich, auf die uns bekannte Weiſe, auf einer unterliegenden Tafel als ein längliches Bild GH. Bey dieſer erſten Figur erfahren wir weiter nichts, als was uns ſchon lange bekannt iſt.

198.

In der zweyten Figur trete das Sonnenbild gleichfalls bey F in die dunkle Kammer, gehe in das rechtwinklichte Prisma ABC, und ſpiegle ſich auf deſſen Boden M dergeſtalt ab, daß es durch die Seite AC heraus nach einer unterliegenden Tafel gehe, und daſelbſt das runde und farbloſe Bild N aufwerfe. Dieſes runde Bild iſt zwar ein abgeleitetes aber ein völlig unverändertes; es hat noch keine Determination zu irgend einer Farbe erlitten.

199.

Man laſſe nun, wie die dritte Figur zeigt, dieſes Bild N auf ein zweytes Prisma VXY fallen, ſo

wird es beym Durchgehen eben das leiſten, was ein originäres oder von jedem Spiegel zurückgeworfenes Bild leiſtet; es wird nehmlich, nach der uns genugſam bekannten Weiſe, auf der entgegengeſtellten Tafel das längliche gefärbte Bild p t abmalen.

206.

Man laſſe nun, nach unſrer vierten Figur, den Apparat des erſten Prismas durchaus wie bey den drey erſten Fällen, und faſſe mit einem zweyten Prisma VXY auf eine behutſame Weiſe nur den obern Rand des Bildes N auf; ſo wird ſich zuerſt auf der entgegengeſetzten Tafel der obere Rand p des Bildes p t blau und violett zeigen, dahingegen der untere t ſich erſt etwas ſpäter ſehen läßt, nur dann erſt, wenn man das ganze Bild N durch das Prisma VXY aufgefaßt hat. Daß man eben dieſen Verſuch mit einem directen oder von einem Planſpiegel abgeſpiegelten Sonnenbilde machen könne, verſteht ſich von ſelbſt.

201.

Der grobe Irrthum, den hier der Verfaſſer begeht, iſt der, daß er ſich und die Seinigen überredet, das bunte Bild GH der erſten Figur habe mit dem farbloſen Bilde N der zweyten, dritten und vierten Figur den innigſten Zuſammenhang, da doch auch nicht der mindeſte ſtatt findet. Denn wenn das bey der erſten Figur in M anlangende Sonnenbild durch die Seite BC hindurchgeht und nach der Refraction in GH gefärbt wird; ſo iſt dieſes ein ganz anderes Bild

als jenes, das in der zweyten Figur von der Stelle M nach N zurückgeworfen wird und farblos bleibt, bis es, wie uns die dritte Figur überzeugt, in p t auf der Tafel, bloß als käme es von einem directen Lichte, durch das zweyte Prisma gefärbt abgebildet wird.

202.

Bringt man nun, wie in der vierten Figur gezeichnet ist, ein Prisma sehr schief in einen Theil des Bildes (200); so geschieht dasselbe, was Newton durch eine langsame Drehung des ersten Prismas um seine Axe bewirkt: eine von den scheinbaren Feinheiten und Accurateſſen unſeres Experimentators.

203.

Denn wie wenig das Bild, das bey M durchgeht und auf der Tafel das Bild GH bildet, mit dem Bilde, das bey M zurückgeworfen und farblos bey N abgebildet wird, gemein habe, wird nun Jedermann deutlich ſeyn. Allein noch auffallender iſt es, wenn man bey der fünften Figur den Gang der Linien verfolgt. Man wird alsdann ſehen, daß da, wo das Bild M nach der Refraction den gelben und gelbrothen Rand G erzeugt, das Bild N nach der Refraction den violetten p erzeuge; und umgekehrt, wo das Bild M den blauen und blaurothen Rand H erzeugt, das Bild N, wenn es die Refraction durchgegangen, den gelben und gelbrothen Rand t erzeuge: welches ganz natürlich iſt, da einmal das Sonnenbild F in dem erſten Prisma herunterwärts und das abgeleitete Bild

M in N hinaufwärts gebrochen wird. Es ist also nichts als die alte, uns bis zum Ueberdruß bekannte Regel, die sich hier wiederholt und welche nur durch die Newtonischen Subtilitäten, Verwerrenheiten und falschen Darstellungen dem Beobachter und Denker aus den Augen gerückt wird. Denn die Newtonische Darstellung auf seiner vierten Tafel Figur 21. giebt bloß das Bild mit einer einfachen Linie an, weil der Verfasser, wie es ihm beliebt, bald vom Sonnenbild, bald vom Licht, bald vom Strahle redet; und gerade im gegenwärtigen Falle ist es höchst bedeutend, wie wir oben bey der vierten Figur unserer achten Tafel gezeigt haben, die Erscheinung als Bild, als einen gewissen Raum einnehmend, zu betrachten. Es würde leicht seyn, eine gewisse Vorrichtung zu machen, wo alles das erforderliche auf einem Gestelle fixirt beysammen stünde; welches nöthig ist, damit man durch eine sachte Wendung das Phänomen hervorbringen, und das Verfängliche und Unzulängliche des Newtonischen Versuchs dem Freunde der Wahrheit vor Augen stellen könne.

Zehnter Versuch.

204.

Auch hier wäre es Noth, daß man einige Figuren und mehrere Blätter Widerlegung einem Versuch

widmete, der mit dem vorigen in genauem Zusammenhang steht. Aber es wird nun Zeit, daß wir dem Leser selbst etwas zutrauen, daß wir ihm die Freude gönnen, jene Verwerrenheiten selbst zu entwickeln. Wir übergeben ihm daher Newtons Text und die daselbst angeführte Figur. Er wird eine umständliche Darstellung, eine Illustration, ein Scholien finden, welche zusammen weiter nichts leisten, als daß sie den neuen Versuch mit mehr Bedingungen und Umständlichkeiten belasten, den Hauptpunct unfaßlicher machen, keinesweges aber einen bessern Beweis gründen.

203.

Dasjenige worauf hierbey alles ankommt, haben wir schon umständlich herausgesetzt (201), und wir dürfen also hier dem Beobachter, dem Beurtheiler nur kürzlich zur Pflicht machen, daran festzuhalten, daß die beyden prismatischen Bilder, wovon das eine nach der Spiegelung, das andere nach dem Durchgang durch das Mittel hervorgebracht wird, in keiner Verbindung, in keinem Verhältniß zusammen stehen, jedes vielmehr für sich betrachtet werden muß, jedes für sich entspringt, jedes für sich aufgehoben wird; so daß alle Beziehung unter einander, von welcher uns Newton so gern überreden möchte, als ein leerer Wahn, als ein beliebiges Mährchen anzusehen ist.

Newtons Recapitulation
der
Zehn erſten Verſuche.

206.

Wenn wir es von unſerer Seite für nöthig und vortheilhaft hielten, nach den acht erſten Verſuchen eine Ueberſicht derſelben zu veranlaſſen, ſo thut Newton daſſelbige auf ſeine Weiſe, nach dem zehnten; und indem wir ihn hier zu beobachten alle Urſache haben, finden wir uns in dem Falle, unſern Widerſpruch abermals zu articuliren. In einem höchſt verwickelten Perioden drängt er das nicht Zuſammengehörende neben und übereinander dergeſtalt, daß man nur mit innerſter Kenntniß ſeines bisherigen Verfahrens und mit genaueſter Aufmerkſamkeit dieſer Schlinge entgehen kann, die er hier, nachdem er ſie lange zurecht gelegt, endlich zuſammenzieht. Wir erſuchen daher unſere Leſer dasjenige nochmals mit Geduld in anderer Verbindung anzuhören, was ſchon öfter vorgetragen worden: denn es iſt kein ander Mittel, ſeinen bis zum Ueberdruß wiederholten Irrthum zu vertilgen, als daß man das Wahre gleichfalls bis zum Ueberdruß wiederhole.

207.

Findet man nun bey allen dieſen mannigfaltigen Experimenten, man mache den Verſuch mit reflectirtem Licht, und

zwar ſowohl mit ſolchem, das von natürlichen Körpern (Exper. 1. 2.) als auch mit ſolchem, das von ſpiegelnden (Exper. 9.) zurückſtrahlt;

208.

Hier bringt Newton unter der Rubrik des reflectirten Lichtes Verſuche zuſammen, welche nichts gemein mit einander haben, weil es ihm darum zu thun iſt, die Reflexion in gleiche Würde und Wirkung mit der Refraction, was Farbenhervorbringen betrifft, zu ſetzen. Das ſpiegelnde Bild im neunten Experiment wirkt nicht anders als ein directes, und ſein Spiegeln hat mit Hervorbringung der Farbe gar nichts zu thun. Die natürlichen gefärbten Körper des erſten und zweyten Experiments hingegen kommen auf eine ganz andere Weiſe in Betracht. Ihre Oberflächen ſind ſpecificirt, die Farbe iſt an ihnen fixirt, das daher reflectirende Licht macht dieſe ihre Eigenſchaften ſichtbar, und man will nur, wie auch ſchon früher geſchehen, durch das Spiel der Terminologie, hier abermals andeuten, daß von den natürlichen Körpern farbige Lichter, aus dem farbloſen Hauptlicht durch gewiſſe Eigenſchaften der Oberfläche herausgelockte Lichter, reflectiren, welche ſodann eine diverſe Refraction erdulden ſollen. Wir wiſſen aber beſſer, wie es mit dieſem Phänomen ſteht, und die drey hier angeführten Experimente imponiren uns weder in ihrer einzelnen falſchen Darſtellung, noch in ihrer gegenwärtigen erzwungenen Zuſammenſtellung.

209.

Oder man mache denſelben mit gebrochenem Licht, es ſey nun bevor die ungleich gebrochenen Strahlen durch Divergenz von einander abgeſendert ſind, bevor ſie noch die Weiße, welche aus ihrer Zuſammenſetzung entſpringt, verloren haben, alſo bevor ſie noch einzeln, als einzelne Farben erſcheinen (Experiment 3.);

210.

Bey dieſer Gelegenheit kommen uns die Nummern unſerer Paragraphen ſehr gut zu ſtatten: denn es würde Schwierigkeit haben, am fünften Verſuche das was hier geäußert wird, aufzufinden. Es iſt eigentlich nur bey Gelegenheit des fünften Verſuches angebracht, und wir haben ſchon dort auf das Einpaſchen dieſes contrebanden Punctes alle Aufmerkſamkeit erregt. Wie künſtlich bringt Newton auch hier das Wahre gedämpft herein, damit es ja ſein Falſches nicht überleuchte. Man merke ſein Bekenntniß. Die Brechung des Lichtes iſt alſo nicht allein hinreichend, um die Farben zu ſondern, ihnen ihre anfängliche Weiße zu nehmen, die ungleichen Strahlen einzeln als einzelne Farben erſcheinen zu machen; es gehört noch etwas anderes dazu, und zwar eine Divergenz. Wo iſt von dieſer Divergenz bisher auch nur im mindeſten die Rede geweſen? Selbſt an der angeführten Stelle (112.) ſpricht Newton wohl von einem gebrochnen und weißen Lichte, das noch rund ſey, auch daß es gefärbt und länglich erſcheinen könne; wie aber ſich eins aus dem andern entwickele, eins aus dem andern herfließe, darüber

iſt ein tiefes Stillſchweigen. Nun erſt in der Recapitulation ſpricht der kluge Mann das Wort Divergenz als im Vorbeygehen aus, als etwas das ſich von ſelbſt verſteht. Aber es verſteht ſich neben ſeiner Lehre nicht von ſelbſt, ſondern es zerſtört ſolche unmittelbar. Es wird alſo oben (112.) und hier abermals zugeſtanden, daß ein Licht, ein Lichtbild, die Brechung erleiden und nicht völlig farbig erſcheinen könne. Wenn dem ſo iſt, warum ſtellen denn Newton und ſeine Schüler Brechung und völlige Farbenerſcheinung als einen und denſelben Act vor? Man ſehe die erſte Figur unſerer ſiebenten Tafel, die durch alle Compendien bis auf den heutigen Tag wiederholt wird; man ſehe ſo viele andere Darſtellungen, ſogar die ausführlichſten, z. B. in Martins Optik: wird nicht überall Brechung und vollkommene Divergenz aller ſogenannten Strahlen gleich am Prisma vorgeſtellt? Was heißt denn aber eine nach vollendeter Brechung eintretende ſpätere Divergenz? Es heißt nur geſtehen, daß man unredlich zu Werke geht, daß man etwas einſchieben muß, was man nicht brauchen und doch nicht läugnen kann.

211.

Auch oben (112.) geht Newton unredlich zu Werke, indem er das gebrochene Lichtbild für weiß und rund angiebt, da es zwar in der Mitte weiß, aber doch an den Rändern gefärbt und ſchon einigermaßen länglich erſcheint. Daß die Farbenerſcheinung bloß an den Rändern entſtehe, daß dieſe Ränder divergiren, daß ſie endlich über einander greifen und das ganze Bild

führt hat. Stella! Stella! Ich komme! Fühlst du nicht meine Näherung, in deinen Armen alles zu vergessen? — Und wenn du um mich schwebst, theurer Schatten meines unglüklichen Weibes, vergieb mir, verlaß mich! Du bist dahin; so laß mich dich vergessen, in den Armen des Engels alles vergessen, meine Schikſale, allen Verluſt, meine Schmerzen, und meine Reue —. Ich bin ihr ſo nah und ſo ferne — Und in einem Augenblik — — Ich kann nicht, ich kann nicht! Ich muß von all dem Gefühl verſchnaufen, oder ich erſtike zu ihren Füßen.

Poſtmeiſterinn kommt.

Poſtmeiſterinn.

Verlangen der gnädige Herr zu ſpeiſen?

Fernando.

Sind ſie verſehen?

Poſtmeiſterinn.

O ia! Wir warten nur auf ein Frauenzimmer, das hinüber zur gnädigen Frau iſt.

Fernan-

bedecken, daß hierauf alles ankomme, daß durch dieses simple Phänomen die Newtonische Theorie zerstört werde, haben wir zu unserem eigenen Ueberdruß hundertmal wiederholt. Allein wir versäumen hier die Gelegenheit nicht, eine Bemerkung beyzubringen, wodurch der Starrsinn der Newtonianer einigermaßen entschuldigt wird. Der Meister nehmlich kannte recht gut die Umstände, welche seiner Lehre widerstrebten. Er verschwieg sie nicht, er verhüllte, er versteckte sie nur; doch erwähnt war derselben. Brachte man nun nachher den Newtonianern einen solchen Umstand als der Lehre widerstreitend vor, so versicherten sie: der Meister habe das alles schon gewußt, aber nicht darauf geachtet, seine Theorie immerfort für gegründet und unumstößlich gehalten; und so müßten denn doch wohl diese Dinge von keiner Bedeutung seyn. Was uns betrifft, so machen wir auf das Bekenntniß: Refraction thue es nicht allein, sondern es gehöre Divergenz dazu, aber und abermals aufmerksam, indem wir uns in der Folge des Streites noch manchmal darauf werden beziehen müssen.

212.

Oder nachdem sie von einander gesondert worden und sich gefärbt zeigen (Exper. 6. 7. 8.);

213.

Wem durch unsere umständliche Ausführung nicht klar geworden, daß durch gedachte drey Experimente

nicht das mindeſte geleiſtet und dargethan iſt, mit dem haben wir weiter nichts mehr zu reden.

214.

Man experimentire mit Licht, das durch parallele Oberflächen hindurchgegangen, welche wechſelſeitig ihre Wirkung aufheben (Exper. 10.):

215.

Ein Sonnenbild, das rechtwinklicht durch parallele Oberflächen hindurchgegangen iſt, findet ſich wenig verändert und bringt, wenn es nachher durch ein Prisma hindurchgeht, völlig diejenige Erſcheinung hervor, welche ein unmittelbares leiſtet. Das zehnte Experiment iſt wie ſo viele andere nichts als eine Verkünſtelung ganz einfacher Phänomene, vermehrt nur die Maſſe deſſen, was überſchaut werden ſoll, und ſteht auch hier in dieſer Recapitulation ganz müßig.

216.

Findet man, ſage ich, bey allen dieſen Experimenten immer Strahlen, welche bey gleichen Incidenzen auf daſſelbe Mittel, ungleiche Brechungen erleiden,

217.

Niemals findet man Strahlen, man erklärt nur die Erſcheinungen durch Strahlen; nicht eine ungleiche, ſondern eine nicht ganz reine, nicht ſcharf abgeſchnittene Brechung eines Bildes findet man, deren Urſprung und Anlaß wir genugſam entwickelt haben.

Daß Newton und ſeine Schule dasjenige mit Augen zu ſehen glauben, was ſie in die Phänomene hinein theoretiſirt haben, das iſt es eben, worüber man ſich beſchwert.

218.

Und das nicht etwa durch Zerſplitterung oder Erweiterung der einzelnen Strahlen,

219.

Hier wird eine ganz unrichtige Vorſtellung ausgeſprochen. Newton behauptet nämlich, dem farbigen Lichte begegne das nicht, was dem weißen Lichte begegnet; welches nur der behaupten kann, der unaufmerkſam iſt und auf zarte Differenzen nicht achtet. Wir haben umſtändlich genug gezeigt, daß einem farbigen Bilde eben das bey der Brechung begegne, was einem weißen begegnet, daß es an den Rändern geſetzmäßig prismatiſch gefärbt werde.

220.

Noch durch irgend eine zufällige Ungleichheit der Refraction (Exper. 5 u. 6.);

221.

Daß die Farbenerſcheinung bey der Refraction nicht zufällig, ſondern geſetzmäßig ſey, dieſes hat Newton ganz richtig eingeſehen und behauptet. Die Geſchichte wird uns zeigen, wie dieſes wahre Aperçu ſei-

nem Falſchen zur Baſe gedient; wie uns denn dort auch noch manches wird erklärbar werden.

222.

Findet man ferner, daß die an Brechbarkeit verſchiedenen Strahlen von einander getrennt und fortirt werden können, und zwar ſowohl durch Refraction (Exper. 3) als durch Reflexion (Exper. 10);

223.

Im dritten Experiment ſehen wir die Farbenreihe des Spectrums; daß das aber getrennte und ſortirte Strahlen ſeyen, iſt eine bloße hypothetiſche und, wie wir genugſam wiſſen, höchſt unzulängliche Erklärungsformel. Im zehnten Experiment geſchieht nichts, als daß an der einen Seite ein Spectrum verſchwindet, indem an der andern Seite ein neues entſteht, das ſich jedoch weder im Ganzen noch im Einzelnem keineweges von dem erſten herſchreibt, nicht im mindeſten mit demſelben zuſammenhängt.

224.

Und daß dieſe verſchiedenen Arten von Strahlen jede beſonders bey gleichen Incidenzen ungleiche Refraction erleiden, indem diejenigen welche vor der Scheidung mehr als die andern gebrochen wurden, auch nach der Scheidung mehr gebrochen werden (Exper. 6 und ff.);

225.

Wir haben das ſogenannte Experimentum Crucis

und was Newton demſelben noch irgend zur Seite ſtellen mag, ſo ausführlich behandelt, und die dabey vorkommenden verfänglichen Umſtände und verdeckten Bedingungen ſo ſorgfältig ins Plane und Klare gebracht, daß uns hier nichts zu wiederholen übrig bleibt, als daß bey jenem Experiment, welches uns den wahren Weg weiſen ſoll, keine diverſe Refrangibilität im Spiel iſt; ſondern daß eine wiederholte fortgeſetzte Refraction nach ihren ganz einfachen Geſetzen immer fort und weiter wirkt.

226.

Findet man endlich, daß wenn das Sonnenlicht durch drey oder mehrere kreuzweis geſtellte Prismen nach und nach hindurchgeht, diejenigen Strahlen, welche in dem erſten Prisma mehr gebrochen waren als die andern, auf dieſelbe Weiſe und in demſelben Verhältniß in allen folgenden Prismen abermals gebrochen werden:

227.

Hier iſt abermals ein Kreuz, an das der einfache Menſchenſinn geſchlagen wird: denn es iſt auch hier derſelbe Fall wie bey dem Experimentum Crucis. Bey dieſem iſt es eine wiederholte fortgeſetzte Refraction auf geradem Wege im Sinne der erſten; beym fünften Verſuch aber iſt es eine wiederholte fortgeſetzte Refraction nach der Seite zu, wodurch das Bild in die Diagonale und nachher zu immer weiterer Senkung genöthigt wird, wobey es denn auch, wegen immer weiterer Verrückung, an Länge zunimmt.

228.

So iſt offenbar, daß das Sonnenlicht eine heterogene Miſchung von Strahlen iſt, deren einige beſtändig mehr refrangibel ſind als andre; welches zu erweiſen war.

229.

Uns iſt nur offenbar, daß das Sonnenbild ſo gut wie jedes andre, helle oder dunkle, farbige oder farbloſe, in ſofern es ſich vom Grunde auszeichnet, durch Refraction an dem Rand ein farbiges Nebenbild erhält, welches Nebenbild unter gewiſſen Bedingungen wachſen und das Hauptbild zudecken kann.

230.

Daß Newton aus lauter falſchen Prämiſſen keine wahre Folgerung ziehen konnte, verſteht ſich von ſelbſt. Daß er durch ſeine zehn Experimente nichts bewieſen, darin ſind gewiß alle aufmerkſame Leſer mit uns einig. Der Gewinn, den wir von der zurückgelegten Arbeit ziehen, iſt erſtlich: daß wir eine falſche hohle Meynung los ſind; zweytens: daß wir die Conſequenz eines früher (E. 178—336) abgeleiteten Phänomens deutlich einſehen; und drittens: daß wir ein Muſter von ſophiſtiſcher Entſtellung der Natur kennen lernten, das nur ein außerordentlicher Geiſt wie Newton, deſſen Eigenſinn und Hartnäckigkeit ſeinem Genie gleich kam, aufſtellen konnte. Wir wollen nun, nachdem wir ſoweit gelangt, verſuchen, ob wir zunächſt unſre Polemik uns und unſern Leſern bequemer machen können.

Ueberſicht
des
Nächſtfolgenden.

231.

Wenn wir uns hätten durch die Newtoniſche Recapitulation überzeugen laſſen, wenn wir geneigt wären, ſeinen Worten Beyfall zu geben, ſeiner Theorie beyzutreten; ſo würden wir uns verwundern, warum er denn die Sache nicht für abgethan halte, warum er fortfahre zu beweiſen, ja warum er wieder von vorn anfange? Es iſt daher eine Ueberſicht deſto nöthiger, was und wie er es denn eigentlich beginnen will, damit uns deutlich werde, zu welchem Ziele er nun eigentlich hinſchreitet.

232.

Im Allgemeinen ſagen wir erſt hierüber ſoviel. Newtons Lehre war der naturforſchenden Welt lange Zeit nur aus dem Briefe an die Londner Societät bekannt; man unterſuchte, man beurtheilte ſie hiernach, mit mehr oder weniger Fähigkeit und Glück. Der Hauptſatz, daß die aus dem weißen heterogenen Licht geſchiedenen homogenen Lichter unveränderlich ſeyen, und bey wiederholter Refraction keine andere Farbe als ihre eigene zeigten, ward von Mariotte beſtritten,

der wahrſcheinlich, indem er das Experimentum Crucis unterſuchte, bey der zweyten Refraction die fremden Farbenränder der kleinen farbigen Bildchen bemerkt hatte. Newton griff alſo nach der Ausflucht: jene durch den einfachen prismatiſchen Verſuch geſonderten Lichter ſeyen nicht genugſam geſondert; hierzu gehöre abermals eine neue Operation: und ſo ſind die vier nächſten Verſuche zu dieſem Zweck erſonnen und gegen dieſen Widerſacher gerichtet, gegen welchen ſie in der Folge auch durch Desaguliers gebraucht werden.

233.

Zuerſt alſo macht er aufs neue wunderbare Anſtalten, um die verſchiedenen, in dem heterogenen Licht ſteckenden homogenen Lichter, welche bisher nur gewiſſermaßen getrennt worden, endlich und ſchließlich völlig zu ſcheiden, und widmet dieſem Zweck den elften Verſuch. Dann iſt er bemüht abermals vor Augen zu bringen und einzuſchärfen, daß dieſe nunmehr wirklich geſchiedenen Lichter bey einer neuen Refraction keine weitre Veränderung erleiden. Hiezu ſoll der zwölfte, dreyzehnte und vierzehnte Verſuch dienſtlich und hülfreich ſeyn.

234.

Wie oft ſind uns nicht ſchon jene beyden Propoſitionen wiederholt worden, wie entſchieden hat der Verfaſſer nicht ſchon behauptet, dieſe Aufgaben ſeyen gelöſt, und hier wird alles wieder von vorn vorge-

nommen als wäre nichts geſchehen! Die Schule hält ſich deshalb um ſo ſichrer, weil es dem Meiſter gelungen auf ſo vielerley Weiſe dieſelbe Sache darzuſtellen und zu befeſtigen. Allein genauer betrachtet, iſt ſeine Methode die Methode der Regentraufe, die durch wiederholtes Tropfen auf dieſelbige Stelle den Stein endlich aushöhlt; welches denn doch zuletzt eben ſoviel iſt als wenn es gleich mit tüchtiger wahrer Gewalt eingeprägt wäre.

233.

Um ſodann zu dem Praktiſchen zu gelangen, ſchärft er die aus ſeinem Wahn natürlich herzuleitende Folgerung nochmals ein: daß, bey gleicher Incidenz des zuſammengeſetzten heterogenen Lichts, nach der Brechung jeder geſonderte homogene Strahl ſein beſonderes Richtungsverhältniß habe, ſo daß alſo dasjenige was vorher beyſammen geweſen, nunmehr unwiederbringlich von einander abgeſondert ſey.

236.

Hieraus leitet er nun zum Behuf der Praxis, wie er glaubt, unwiderleglich ab: daß die dioptriſchen Fernröhre nicht zu verbeſſern ſeyen. Die dioptriſchen Fernröhre ſind aber verbeſſert worden, und nur wenige Menſchen haben ſogleich rückwärts geſchloſſen, daß eben deshalb die Theorie falſch ſeyn müſſe; vielmehr hat die Schule, wie es uns in der Geſchichte beſonders intereſſiren wird, bey ihrer völligen theoretiſchen

Überzeugung noch immer versichert: die dioptrischen Fernröhre seyen nicht zu verbessern, nachdem sie schon lange verbessert waren.

237.

So viel von dem Inhalt des ersten Theils von hier bis ans Ende. Der Verfasser thut weiter nichts als daß er das Gesagte mit wenig veränderten Worten, das Versuchte mit wenig veränderten Umständen widerholt: weswegen wir uns denn abermals mit Aufmerksamkeit und Geduld zu waffnen haben.

238.

Schließlich führt Newton sodann das von ihm eingerichtete Spiegelteleskop vor, und wir haben ihm und uns Glück zu wünschen, daß er durch eine falsche Meynung beschränkt einen so wahrhaft nützlichen Ausweg gefunden. Gestehen wir es nur! der Irrthum insofern er eine Nöthigung enthält, kann uns auch auf das Wahre hindrängen, so wie man sich vor dem Wahren, wenn es uns mit allzu großer Gewalt ergreift, gar zu gern in den Irrthum flüchten mag.

Fernando.

Wie geht's ihrer gnädigen Frau?

Poſtmeiſterinn.

Kennen ſie ſie?

Fernando.

Vor Jahren war ich wohl manchmal da. Was macht ihr Gemahl?

Poſtmeiſterinn.

Weis Gott. Er iſt in die weite Welt.

Fernando.

Fort?

Poſtmeiſterinn.

Freilich! Verläßt die liebe Seele! Gott verzeih's ihm!

Fernando.

Sie wird ſich ſchon zu tröſten wiſſen.

Poſtmeiſterinn.

Meinen ſie doch? Da müſſen ſie ſie we-

Vierte Propoſition. Erſtes Problem.

Man ſoll die heterogenen Strahlen des zuſammengeſetzten Lichtes von einander abſondern.

239.

Wie mag Newton hier abermals mit dieſer Aufgabe hervortreten? hat er doch oben ſchon verſichert, daß die homogenen Strahlen von einander geſondert (212.), daß ſie von einander getrennt und fortirt werden (222.). Nur zu wohl fühlt er, bey den Einwendungen ſeines Gegners, daß er früher nichts geleiſtet und geſteht nun auch, daß es nur gewißermaßen geſchehen. Deshalb bemüht er ſich aufs neue mit einem weitläuftigen Vortrag, mit Aufgabe des

---

Elften Verſuchs,

---

mit Illuſtration der zu demſelben gehörigen Figur, und bewirkt dadurch eben ſo wenig als vorher; nur verwickelt er die Sache, nach ſeiner Weiſe, dergeſtalt, daß nur der Wohlunterrichtete darin klar ſehen kann.

240.

Indem nun dieß alles nach ſchon abgeſchloſſener

Recapitulation geſchieht, ſo läßt ſich denken, daß nur dasjenige wiederholt wird, was ſchon dageweſen. Wollten wir, wie bisher meiſt geſchehen, Wort vor Wort mit dem Verfaſſer controvertiren; ſo würden wir uns auch nur wiederholen müſſen und unſern Leſer aufs neue in ein Labyrinth führen, aus dem er ſich ſchon mit uns herausgewickelt hat. Wir erwählen daher eine andere Verfahrungsart; wir gedenken zu zeigen, daß jene Aufgabe unmöglich zu löſen ſey, und brauchen hiezu nur an das zu erinnern, was von uns ſchon an mehreren Stellen, beſonders zum fünften Verſuch, umſtändlich ausgeführt worden.

241.

Alles kommt darauf an, daß man einſehe, die Sonne ſey bey objectiven prismatiſchen Experimenten nur als ein leuchtendes Bild zu betrachten; daß man ferner gegenwärtig habe, was vorgeht, wenn ein helles Bild verrückt wird. An der einen Seite erſcheint nämlich der gelbrothe Rand, der ſich hineinwärts, nach dem Hellen zu, ins Gelbe verliert, an der andern der blaue Rand, der ſich hinauswärts, nach dem Dunkeln zu, ins Violette verliert.

242.

Dieſe beyden farbigen Seiten ſind urſprünglich getrennt, geſondert und geſchieden; dagegen iſt das Gelbe nicht vom Gelbrothen, das Blaue nicht vom Blaurothen zu trennen. Verbreitet man durch weitere Ver-

rückung des Bildes dieſe Ränder und Säume dergeſtalt, daß Gelb und Blau einander ergreifen; ſo miſcht ſich das Grün, und die auf eine ſolche Weiſe nunmehr entſtandene Reihe von Farben kann durch abermalige Verlängerung des Bildes ſo wenig aus einander geſchieden werden, daß vielmehr die innern Farben, Gelb und Blau, ſich immer mehr über einander ſchieben und ſich zuletzt im Grünen völlig verlieren, da denn ſtatt ſieben oder fünf Farben nur drey übrig bleiben.

243.

Wer dieſe von uns wiederholt vorgetragene Erſcheinung recht gefaßt hat, der wird das Newtoniſche Benehmen ohne Weiteres beurtheilen können. Newton bereitet ſich ein ſehr kleines leuchtendes Bild und verrückt es durch eine wunderliche Vorrichtung dergeſtalt, daß er es fünfundſiebzigmal länger als breit will gefunden haben. Wir geſtehen die Möglichkeit dieſer Erſcheinung zu; allein was iſt dadurch gewonnen?

244.

Die eigentliche Verlängerung eines hellen großen oder kleinen Bildes bewirkt nur der äußere violette Saum; der innre gelbe verbindet ſich mit dem blauen Rande und geht aus dem Bilde nicht heraus. Daher folgt, daß bey gleicher Verrückung ein kleines Bild ein ander Verhältniß ſeiner Breite zur Länge habe, als ein großes; welches Newton gern läugnen möchte,

weil es freylich ſeiner Lehre geradezu widerſpricht (90 — 93).

245.

Hat man den wahren Begriff recht gefaßt, ſo wird man das Falſche der Newtoniſchen Vorſtellung gleich erkennen, die wir (P. 103 — 110) genugſam erörtert haben. Gegenwärtig bringen wir folgendes bey. Nach Newton beſteht das verlängerte Bild aus lauter in einander greifenden Kreiſen, welche in dem weißen Sonnenbilde ſich gleichſam deckend über einander liegen und nun, wegen ihrer diverſen Refrangibilität, durch die Refraction aus einander geſchoben werden. Nun kommt er auf den Gedanken, wenn man die Diameter der Kreiſe verkleinerte und das prismatiſche Bild ſoviel als möglich verlängerte; ſo würden ſie nicht mehr, wie beym größren Bilde über einander greifen, ſondern ſich mehr von einander entfernen und aus einander treten. Um ſich dieſes zu verſinnlichen, ſtelle man eine Säule von Speciesthalern und eine andere von eben ſoviel Groſchen neben einander auf den Tiſch, lege ſie um, und ſchiebe ſie in gleicher Richtung ſacht aus einander, und zwar daß die Mittelpuncte der Thaler und Groſchen jederzeit gegen einander über liegen; und man wird bald ſehen, daß die Groſchen ſchon lange von einander abgeſondert ſind, wenn die Peripherieen der Thaler noch über einander greifen. Auf eine ſo crude Weiſe hat ſich Newton die diverſe Refrangibilität ſeiner homogenen Strahlen gedacht, ſo hat er ſie abgebildet;

man ſehe ſeine 15 und 23ſte Figur und auf unſerer ſiebenten Tafel Figur 5. 6. 7. Allein da er bey allem Zerren des Bildes, weder in dem vorigen Verſpche noch beym gegenwärtigen, die Farben aus einander ſondern kann; ſo faßt er in der Zeichnung die Kreiſe immer noch mit punctirten Linien ein, ſo daß ſie als geſondert und nicht geſondert, auf dem Papier angedeutet ſind. Da flüchtet man ſich denn hinter eine andere Suppoſition; man verſichert, daß es nicht etwa fünf oder ſieben, ſondern unendliche homogene Strahlen gebe. Hat man alſo diejenigen die man erſt für nachbarlich annahm, von einander abgeſondert, ſo tritt immer ein Zwiſchenſtrahl gleich hervor und macht die mühſelige, ſchon als glücklich gelungen angegebene Operation abermals unmöglich.

246.

Auf dieſes elfte Experiment hin, ohne ſolches im mindeſten zu unterſuchen, hat man die Möglichkeit einer vollkommnen Abſonderung jener homogen ſupponirten Strahlen in Schulen fortgelehrt, und die Figuren nach der Hypotheſe, ohne die Natur oder den Verſuch zu fragen, kecklich abgebildet. Wir können nicht umhin, den 370ſten Paragraph der Erxlebenſchen Naturlehre hier Wort vor Wort abdrucken zu laſſen, damit man an dieſem Beyſpiel ſehe, wie verwegen ein compilirender Compendienſchreiber ſeyn muß, um ein unbearbeitetes oder falſchbearbeitetes Capitel fertig zu machen.

„Das farbige Licht beſteht aus ſoviel Kreiſen als Farben darin ſind, wovon der eine roth, der andre orangegelb u. ſ. w. der letzte violett iſt, und die in einander in den farbigen Streifen zuſammenfließen. Jeder dieſer Kreiſe iſt das Bild der Sonne, das von ſolchem Lichte, deſſen Brechbarkeit verſchieden iſt, auch nicht an Einen Ort fallen kann. Weil aber dieſe Kreiſe ſo groß ſind, daß ſie nur deswegen in einander zuſammenfließen, ſo kann man ſie dadurch kleiner machen, daß man ein erhobenes Glas zwiſchen das Prisma und das Loch im Fenſterladen hält; dann ſtellt ſich jedes einfache Licht in Geſtalt kleiner runder Scheiben einzeln vor, in einer Reihe über einander, 75 Fig. a. iſt das rothe, b. das violette Licht.“

In gedachter Figur nun ſind die ſieben Lichter als ſieben Cirkelchen ganz rein und ruhig über einander geſetzt, eben als wenn ſie doch irgend Jemand einmal ſo geſehen hätte; die verbindenden Strichelchen ſind weggelaſſen, welche Newton denſelben klüglich doch immer beygegeben. Und ſo ſteht dieſe Figur ganz ſicher zwiſchen andern mathematiſchen Linearzeichnungen und Abbildungen mancher zuverläſſigen Erfahrung, und ſo hat ſie ſich durch alle Lichtenbergiſche Ausgaben erhalten

247.

Daß wir über dieſes elfte Experiment ſchneller als über die andern weggehen, dazu bewegt uns außer obgemeldeten Urſachen auch noch folgende. Newton ver-

bindet hier zum erstenmal Prisma und Linse, ohne uns auch nur im mindesten belehrt zu haben, was denn eigentlich vorgehe, wenn man mit diesen so nahverwandten und so sehr verschiedenen Instrumenten zusammen operire. Dießmal will er durch ihre Verbindung seine mährchenhaften Lichter sondern, in der Folge wird er sie auf eben dem Weg vereinigen und sein weißes Licht daraus wieder herstellen; welches letztere Experiment besonders mit unter diejenigen gehört, deren die Newtonianer immer im Triumph erwähnen. Wir werden daher, sobald wir einen schicklichen Ruhepunct finden, deutlich machen, was eigentlich vorgeht, wenn man zu einem Versuche Prismen und Linsen vereinigt. Ist dieses geschehen, so können wir das elfte Experiment wieder vorführen und sein wahres Verhältniß an den Tag bringen; wie wir denn auch bey Gelegenheit der Controvers des Desaguliers gegen Mariotte dieses Versuchs abermals zu gedenken haben.

Fünfte Propoſition. Viertes Theorem.

Das homogene Licht wird regelmäßig, ohne Erweiterung, Spaltung oder Zerſtreuung der Strahlen, refrangirt, und die verworrene Anſicht der Gegenſtände, die man durch brechende Mittel im heterogenen Lichte betrachtet, kommt von der verſchiedenen Refrangibilität mehrerer Arten von Strahlen.

248.

Der erſte Theil dieſer Propoſition iſt ſchon früher durch das fünfte Experiment genugſam erwieſen worden;

249.

Daß das fünfte Experiment nichts bewies, haben wir umſtändlich dargethan.

250.

Und die Sache wird durch nachſtehende Verſuche noch deutlicher werden.

251.

Durch unſre Bemerkung wird noch deutlicher werden, daß die Behauptung grundlos und unerweislich iſt.

Zwölfter Verſuch.

252.

Ein ſchwarzes Papier

253.

Warum ein ſchwarzes Papier? Zu dieſem Zweck iſt jede durchlöcherte Tafel von Holz, Pappe oder Blech vollkommen geeignet; vielleicht auch wieder ein ſchwarzes Papier, um recht vorſichtig zu ſcheinen, daß kein ſtörendes Licht mitwirke.

254.

Ein ſchwarzes Papier, worin eine runde Oeffnung befindlich war, deren Durchmeſſer etwa den fünften oder ſechſten Theil eines Zolls hatte.

255.

Warum war die Oeffnung ſo klein? Doch nur daß die Beobachtung ſchwerer und jeder Unterſchied unbemerklicher wäre.

256.

ſtellte ich ſo, daß es ein Bild aus homogenem Lichte, ſo wie wir es in der vorhergehenden Propoſition beſchrieben haben, aufnahm, und ein Theil dieſes Lichts durch die Oeff-

rung durchging. Dann fing ich diesen durchgegangenen Theil mit einem hinter das Papier gestellten Prisma dergestalt auf, daß es in der Entfernung von zwey bis drey Fuß auf eine weiße Tafel senkrecht aufiel. Nach dieser Vorrichtung bemerkte ich, daß jenes Bild, das auf der weißen Tafel durch Brechung jenes homogenen Lichtes abgemalt war, nicht länglich sey, wie jenes, als wir im dritten Experiment das zusammengesetzte Sonnenlicht gebrochen hatten. Vielmehr war es, in soferne ich mit bloßen Augen urtheilen konnte, an Länge und Breite gleich und vollkommen rund. Woraus folgt, daß dieses Licht regelmäßig gebrochen worden sey, ohne weitre Verbreiterung der Strahlen.

237.

Hier tritt abermals ein Kunstgriff des Verfassers hervor. Dieses Experiment ist völlig dem sechsten gleich, nur mit wenig veränderten Umständen; hier wird es aber wieder als ein neues gebracht, die Zahl der Experimente wird unnöthig vermehrt, und der Unaufmerksame, der eine Wiederholung vernimmt, glaubt eine Bestätigung, einen neuen Beweis zu hören. Das einmal gesagte Falsche drückt sich nur stärker ein und man glaubt in den Besitz neuer Ueberzeugungsgründe zu gelangen.

Was wir daher gegen den sechsten Versuch umständlich angeführt, gilt auch gegen diesen, und wir enthalten uns das oft wiederholte zu wiederholen.

238.

Doch machen wir noch eine Bemerkung. Der

nig kennen. Sie lebt, wie eine Nonne, so eingezogen, die Zeit ich sie kenne. Fast kein Freundes, kein Besuch aus der Nachbarschaft kommt zu ihr. Sie lebt mit ihren Leuten, hat die Kinder des Orts alle an sich; und ist, ohngeachtet ihres innern Schmerzens, immer freundlich, immer angenehm.

Fernando.

Ich will sie doch besuchen.

Postmeisterinn.

Das thun sie. Manchmal lässt sie uns invitiren, die Frau Amtmänninn, die Frau Pfarrern und mich, und diskurirt mit uns von allerlei. Freilich hüten wir uns, sie nicht an den gnädigen Herrn zu erinnern. Ein einzigmal geschah's. Gott weiß, wie's uns wurde, da sie anfieng von ihm zu reden, ihn zu preisen, zu weinen. Gnädiger Herr, wir haben alle geweint wie die Kinder, und uns fast nicht erholen können.

Fernando vor sich.

Das hast du um sie verdient! — (laut)

Ist

Verfaſſer ſagt, daß er ein homogenes Licht durch die Oeffnung gelaſſen und ſodann zum zweytenmal gebrochen habe; er ſagt aber nicht, welche Farbe. Gewiß war es die rothe, die ihm zu dieſen Zwecken ſo angenehme gelbrothe, weil ſie gleichſam mit ihm conſpirirt und das verhehlt, was er gern verhehlen möchte. Verſuch' er es doch mit den übrigen Farben, und wie anders werden die Verſuche, wenn er recht zu beobachten Luſt hat, ausfallen!

259.

Die beyden folgenden Experimente ſind nun prismatiſch ſubjective, von denen unſre Leſer durch den Entwurf genugſam unterrichtet ſind. Wir wollen jedoch nicht verſchmähen auch beyde hier nochmals zu entwickeln.

Dreyzehnter Verſuch.

260.

Ins homogene Licht

261.

Doch wohl wahrſcheinlich wieder ins rothe.

262.

ſtellte ich eine papierne Scheibe, deren Diameter ein Viertelszoll war.

263.

Was ſoll nun wieder dieſes winzige Scheibchen? Was iſt für eine Bemerkung daran zu machen? Doch freylich ſind wir mit winzigen Oeffnungen im Laden zu operiren gewohnt, warum nicht auch mit Papiers ſchnitzeln!

264.

Dagegen ſtellte ich in das weiße heterogene Sonnenlicht

265.

Man merke noch beſonders, nun iſt das homogene und heterogene Licht vollkommen fertig. Das was noch immer bewieſen werden ſoll, wird ſchon als ausgemacht, beſtimmt, benamſet ausgeſprochen und drückt ſich in das Gehirn des gläubigen Schülers immer tiefer ein.

266.

das noch nicht gebrochen war, eine andre papierne Scheibe von derſelbigen Größe.

267.

Wohl auch deshalb ſo klein, damit die ganze Fläche nachher durchs Prisma angeſchaut, ſogleich gefärbt würde.

268.

Dann trat ich einige Schritte zurück und betrachtete

beyde Scheiben durch das Prisma. Die Scheibe welche von dem heterogenen Sonnenlicht erleuchtet war, erschien sehr verlängt, wie jene helle Oeffnung im vierten Experiment, so daß die Breite von der Länge vielmal übertroffen wurde; die Scheibe aber vom homogenen Lichte erleuchtet, schien völlig rund und genau begränzt, eben so als wenn man sie mit nackten Augen ansah.

269.

Wahrscheinlich war also diese letzte, wie schon oben erwähnt, im rothen Lichte, und wir können, da Newton selbst im ersten Experiment gefärbtes Papier an die Stelle der prismatischen Farben setzt, unsre Leser vollkommen auf das was theils bey Gelegenheit des sechsten Experiments, theils bey Gelegenheit des ersten gesagt worden, verweisen. Man nehme unsre dritte Tafel wieder zur Hand, worauf sich neben andern Vierecken auch ein rothes und weißes auf schwarzem Grunde finden wird; man betrachte sie durch ein Prisma und lese dazu, was wir früher ausgeführt (271. 272.), und man wird begreifen, woher der Schein kam, durch welchen Newton sich täuschte, ja ein für allemal täuschen wollte. Wenn er nun fortfährt:

270.

Mit welchem Versuch denn also beyde Theile dieser Proposition bewiesen werden.

271.

So wird wohl Niemand, der sich besser belehrte,

mit ihm einſtimmen, vielmehr den alten Irrthum erkennen und, wenn er ihn je ſelbſt gehegt haben ſollte, auf immer von ſich werfen.

Vierzehnter Verſuch.

272.

Damit unſre Leſer den Werth dieſes Verſuchs ſogleich beurtheilen können, haben wir auf einer Tafel ſechs Felder, mit den Hauptfarben illuminirt, angebracht und auf ſelbige verſchiedene dunkle, helle und farbige Körper gezeichnet. Man betrachte dieſe Tafeln nunmehr durchs Prisma, leſe alsdann die Newtoniſche Darſtellung der eintretenden Erſcheinung und bemerke wohl, daß er bloß dunkle Körper in dem ſogenannten homogenen Licht beobachtet und beobachten kann, daß unſer Verſuch hingegen eine Mannigfaltigkeit von Fällen darbietet, wodurch wir allein über das Phänomen zu einer völligen und reinen Einſicht gelangen mögen.

273.

Wenn ich Fliegen und andre dergleichen kleine Körper, vom homogenen Lichte beſchienen, durchs Prisma betrachtete, ſo ſah ich ihre Theile ſo genau begränzt, als wenn ich ſie mit bloßen Augen beſchaute.

274.

Das hier eintretende Verhältniß muß unſern Leſern, beſonders denen auf die unſer didactiſcher Vortrag Eindruck gemacht, ſchon genugſam bekannt ſeyn. Es iſt nämlich dieſes, daß die Ränder eines farbigen Bildes auf dunklem Grunde, beſonders wenn die Farben ſelbſt dunkel ſind, ſich nur mit Aufmerkſamkeit beobachten laſſen. Hier iſt der Fall umgekehrt. Newton bringt dunkle Bilder auf farbigen Grund, welche noch überdieß von dem farbigen Lichte, das den Grund hervorbringt, ſelbſt beſchienen und einigermaßen tingirt werden. Daß die prismatiſchen Ränder ſodann weniger an dieſen Gegenſtänden erſcheinen, ſondern ſich mit ihnen vermiſchen oder am entgegengeſetzten Ende aufgehoben werden, iſt natürlich, ſo daß ſie alſo ziemlich begränzt und ohne merkliche Säume geſehen werden. Um aber das Phänomen von allen Seiten auf einmal deutlich zu machen, ſo haben wir auf unſerer zwölften Tafel auf den farbigen Gründen helle, dunkle und farbige Bilder angebracht. Der Beobachter kann ſie ſogleich durchs Prisma anſchauen, und wird die Ränder und Säume nach den verſchiedenen Verhältniſſen des Hellen und Dunklen, ſo wie nach den Eigenſchaften der verſchiedenen Farben, überall erkennen und beobachten lernen. Er wird einſehen, wie unglücklich der Newtoniſche Vortrag iſt, der aus allen Phänomenen immer nur eins, nur dasjenige heraushebt, was ihm günſtig ſeyn kann, alle die übrigen aber verſchweigt und verbirgt, und ſo von Anfang bis zu Ende ſeiner belobten Optik verfährt.

Kaum wäre es nöthig den Ueberreſt der ſich auf dieſes Experiment bezieht, zu überſetzen und zu beleuchten; wir wollen uns aber dieſe kleine Mühe nicht reuen laſſen.

275.

Wenn ich aber dieſelben Körper im weißen, heterogenen, noch nicht gebrochenen Sonnenlicht

276.

Man merke wohl: Schwarz auf Weiß.

277.

gleichfalls durch das Prisma anſah; ſo erſchienen ihre Gränzen ſehr verworren, ſo daß man ihre kleineren Theile nicht erkennen konnte.

278.

Ganz recht! Denn die kleineren, ſchmäleren Theile wurden völlig von den Säumen überſtrahlt und alſo unkenntlich gemacht.

279.

Gleichfalls, wenn ich kleine gedruckte Buchſtaben erſt im homogenen, dann im heterogenen Licht durchs Prisma anſah, erſchienen ſie in dem letztern ſo verworren und undeutlich, daß man ſie nicht leſen konnte, in dem erſtern aber ſo deutlich, daß man ſie bequem las und ſo genau erkannte, als wenn man ſie mit bloßen Augen ſähe. In beyden Fällen

habe ich die Gegenstände in derselben Lage, durch dasselbe Prisma, in derselben Entfernung betrachtet.

280.

Hier gebärdet sich der Verfasser als wenn er recht genau auf die Umstände Acht gäbe, da er doch den Hauptumstand außer Acht gelassen.

281.

Nichts war unterschieden als daß sie von verschiedenem Licht erleuchtet wurden, davon das eine einfach und das andre zusammengesetzt war.

282.

Und nun hätten wir denn also das einfache und zusammengesetzte Licht völlig fertig, das freylich schon viel früher fertig war: denn es stak schon in der ersten Proposition und kam immer gleich unerwiesen in jeder Proposition und in jedem Experimente zurück.

283.

Deswegen also keine andre Ursache seyn kann, warum wir jene Gegenstände in einem Fall so deutlich, in dem andern so dunkel sehen, als die Verschiedenheit der Lichter.

284.

Ja wohl der Lichter; aber nicht in soferu sie farbig oder farblos, einfach oder zusammengesetzt sind, sondern in sofern sie heller oder dunkler scheinen.

283.

Wodurch denn zugleich die ganze Propoſition bewieſen wird.

286.

Wodurch denn aber, wie wir unter hoffentlicher Beyſtimmung aller unſerer Leſer ausrufen, nichts bewieſen iſt.

287.

Ferner iſt in dieſen drey Experimenten das auch höchſt bemerkenswerth, daß die Farbe des homogenen Lichtes bey dieſen Verſuchen um nichts verändert worden.

288.

Es iſt freylich höchſt bemerkenswerth, daß Newton erſt hier bemerkt, was zu dem ABC der prismatiſchen Erfahrungen gehört, daß nämlich eine farbige Fläche ſo wenig als eine ſchwarze, weiße oder graue durch Refraction verändert werde, ſondern daß allein die Gränzen der Bilder ſich bunt bezeichnen. Betrachtet man nun durch ein Prisma das farbige Spectrum in ziemlicher Nähe, ſo daß es nicht merklich vom Flecke gerückt und ſeine Verſatilität (§. 350—356.) nicht offenbar werde; ſo kann man die von demſelben beſchienene Fläche als eine wirklich gefärbte zu dieſem Zwecke annehmen. Und ſomit gedenken wir denn, da der Verfaſſer glücklich ans Ende ſeines Beweiſes gelangt zu ſeyn glaubt, wir hingegen überzeugt ſind,

daß ihm seine Arbeit ungeachtet aller Bemühung höchst mißglückt sey, seinen fernern Consequenzen auf dem Fuße zu folgen.

Sechste Proposition. Fünftes Theorem.

Der Sinus der Incidenz eines jeden besondern Strahls ist mit dem Sinus der Refraction im gegebenen Verhältniß.

289.

Anstatt mit dem Verfasser zu controvertiren, legen wir die Sache wie sie ist, naturgemäß vor, und gehen daher bis zu den ersten Anfängen der Erscheinung zurück. Die Gesetze der Refraction waren durch Snellius entdeckt worden. Man hatte sodann gefunden, daß der Sinus des Einfalls-Winkels mit dem Sinus des Refractions-Winkels im gleichen Mittel jederzeit im gleichen Verhältniß steht.

290.

Dieses Gefundene pflegte man durch eine Linearzeichnung vorzustellen, die wir in der ersten Figur unserer elften Tafel wiederholen. Man zog einen Zirkel und theilte denselben durch eine Horizontallinie: der obere Halbzirkel stellt das dünnere Mittel, der untere das dichtere vor. Beyde theilt man wieder durch

eine Perpendicularlinie; alsdann läßt man im Mittelpuncte den Winkel der Incidenz von oben, und den Winkel der Refraction von unten zusammenstoßen, und kann nunmehr ihr wechselseitiges Maaß ausdrücken.

291.

Dieses ist gut und hinreichend, um die Lehre anschaulich zu machen und das Verhältniß in Abstracto darzustellen; allein, um in der Erfahrung die beyden Winkel gegen einander wirklich zu messen, dazu gehört eine Vorrichtung, auf die bey dieser Linearfigur nicht hingedeutet ist.

292.

Die Sonne scheine in ein leeres Gefäß (E. 187.) sie werfe den Schatten genau bis an die gegenüberstehende Wand und der Schatten bedecke den Boden ganz. Nun gieße man Wasser in das Gefäß, und der Schatten wird sich zurückziehen gegen die Seite wo das Licht herkommt. Hat man in dem ersten Falle die Richtung des einfallenden Lichtes, so findet man im zweyten die Richtung des gebrochnen. Woraus erfähret man denn aber das Maaß dieser beyden Richtungen, als aus dem Schatten und zwar aus des Schattens Gränze? Um also in der Erfahrung das Maaß der Refraction zu finden, bedarf es eines begränzten Mittels.

293.

Wir schreiten weiter. Man hatte das oben aus-

Iſt meinem Bedienten ein Zimmer angewieſen?

Poſtmeiſterinn.

Numero zwei, eine Treppe hoch. Carl, zeig dem gnädigen Herrn das Zimmer.

(Fernando mit dem Jungen ab.)

Luzie. Anngen kommen.

Poſtmeiſterinn.

Nun, wie iſt's?

Luzie.

Ein liebes Weibgen, mit der ich mich vertragen werde. Sie haben nicht zu viel von ihr geſagt. Sie wollt' mich nicht laſſen. Ich muſte ihr heilig verſprechen, gleich nach Tiſch mit meiner Mutter und Gepäk zu kommen.

Poſtmeiſterinn.

Das dacht' ich wohl! Iſt's iezt gefällig zu eſſen. Noch ein ſchöner langer Offizier iſt angefahren, wenn ſie den nicht fürchten.

geſprochene Geſetz der Refraction entdeckt, ohne auf die bey dieſer Gelegenheit eintretende Farbenerſcheinung nur im mindeſten zu achten, indem ſie freylich bey parallelen Mitteln ſehr gering iſt; man hatte die Refraction des hellen, weißen, energiſchen Lichtes zu ſeiner Incidenz gemeſſen betrachtet und auf obige Weiſe gezeichnet: nun fand aber Newton, daß bey der Refraction geſetzmäßig eine Farbenerſcheinung eintrete; er erklärte ſie durch verſchiedenfarbige Lichter, welche in dem weißen ſtecken ſollten, und ſich, indem ſie eine verſchiedene Brechbarkeit hätten, ſonderten und nebeneinander erſchienen.

294.

Hieraus folgte natürlich, daß wenn das weiße Licht einen gewiſſen einzigen Einfallswinkel, wie z. E. bey uns, 45 Grad hatte, der Refractionswinkel der nach der Brechung geſonderten Strahlen verſchieden ſeyn mußte, indem einige mehr als andre rückwärts gingen, und daß alſo, wenn bey dem einfallenden Licht nur Ein Sinus in Betracht kam, bey den Refractionswinkeln fünf, ſieben, ja unzählige Sinus gedacht werden mußten.

295.

Um dieſes faßlich zu machen, bediente ſich Newton einer Figur von derjenigen entlehnt, wie man das Verhältniß der Refraction zur Incidenz bisher vorgeſtellt hatte, aber nicht ſo vollſtändig und ausführlich.

296.

Man hatte einen Lichtstrahl, der Bequemlichkeit wegen, angenommen, weil die abstracte Linie die Stelle von Millionen Strahlen vertritt; auch hatte man, bey der gedachten Figur, der Schranke nicht erwähnt, weil man sie voraussetzte: nun erwähnt Newton der Schranke auch nicht, setzt sie auch nicht voraus, sondern übergeht, beseitigt sie und zeichnet seine Figur, wie man bey uns in Nr. 2. sehen kann.

297.

Bedenke man aber, wie oben schon eingeleitet, selbst bey diesen Figuren den Erfahrungsfall. Man lasse unendliche Sonnenstrahlen durch den obern Halbkreis des dünnern Mittels auf den untern Halbkreis des dichtern Mittels in einem Winkel von 45 Graden fallen; auf welche Weise soll man denn aber beobachten können, welch ein Verhältniß die auf die freye Horizontallinie oder Fläche des dichtern Mittels fallenden Lichtstrahlen nunmehr nach der Brechung haben? Wie will man den Bezug des Einfallswinkels zum Brechungswinkel auffinden? Man muß doch wohl erst einen Punct geben, an welchem beyde bemerkbar zusammenstoßen können.

298.

Dieses ist auf keine Weise zu bewirken, als wenn man irgend ein Hinderniß, eine Bedeckung, über die eine Seite bis an den Mittelpunct schiebt. Und dieses

kann geschehen entweder an der Lichtseite, wie wir es in Nr. 4. oder an der entgegengesetzten, wie wir es Nr. 3. dargestellt haben. In beyden Fällen verhält sich der Sinus des Einfallswinkels zu dem Sinus des Refractionswinkels ganz gleich, nur daß im ersten Falle das Licht gegen die Finsterniß zurückt, im zweyten die Finsterniß gegen das Licht. Daher denn im ersten der blaue und blaurothe Rand und Saum, im zweyten der gelbe und gelbrothe zum Vorschein kommen; wobey übrigens keine Differenz ihrer Refraction, noch weniger also einer Refrangibilität eintritt.

299.

Es steht also hier die Bemerkung wohl am rechten Platze, daß man zwar irgend ein durch Erfahrung ausgemitteltes allgemeines Naturgesetz linearsymbolisch ausdrücken und dabey gar wohl die Umstände, wodurch das zum Grunde liegende Phänomen hervorgebracht wird, voraussetzen könne; daß man aber von solchen Figuren auf dem Papiere nicht gegen die Natur weiter operiren dürfe, daß man bey Darstellung eines Phänomens, das bloß durch die bestimmtesten Bedingungen hervorgebracht wird, eben diese Bedingungen nicht ignoriren, verschweigen, beseitigen dürfe; sondern sich Mühe zu geben habe, diese gleichfalls im Allgemeinen auszusprechen und symbolisch darzustellen. Wir glauben dieses auf unsrer elften Tafel geleistet, dem was wir in unserm Entwurf mühsam auferbaut, hierdurch den Schlußstein eingesetzt und die Sache zur endlichen Ent-

ſcheidung gebracht zu haben; und dürfen wohl hoffen, daß man beſonders dieſe Figuren künftig in die Compendien aufnehmen werde, da man an ihnen Lehre und Controvers am beſten und kürzeſten vortragen kann.

300.

Um endlich alles auf einem Blatte überſehen zu können, haben wir in der fünften Figur dasjenige Phänomen dargeſtellt, woraus die Achromaſie und ſogar die Hyperchromaſie entſpringt. Wir nehmen an, daß ein mit dem vorigen gleich brechendes Mittel die chemiſche Kraft und Gabe beſitze, die Farbenerſcheinung mehr zu verbreiten. Hier ſieht man, daß bey gleicher Incidenz mit Nr. 1. und gleicher Refraction, dennoch eine anſehnliche Differenz in der Farbenerſcheinung ſey. Vielleicht iſt dieſes Phänomen auch in der Natur darzuſtellen, wie es hier nur in Abſtracto ſteht; wie man denn ſchon jetzt die Farbenerſcheinung eines Mittels vermehren kann, ohne an ſeiner Refractionskraft merklich zu ändern. Auch wiederholen wir hier die Vermuthung (E. 686.), daß es möglich ſeyn möchte, irgend einem refrangirenden Mittel die chemiſche Eigenſchaft, farbige Ränder und Säume hervorzubringen, gänzlich zu benehmen.

301.

Wem nunmehr dieſes bisher von uns Dargeſtellte deutlich und geläufig iſt, dem wird alles was Newton von Meſſung, Berechnung und Räſonnement bey dieſer

Propoſition aubringt, weiter nicht imponiren, um ſo weniger als durch die neuern Erfahrungen jenes alte Sparrwerk längſt eingeriſſen iſt. So bekriegen wir auch nicht den

---

Funfzehnten Verſuch.

302.

Es wird in demſelben die Seitenbewegung des Spectrums, die uns durch den fünften Verſuch bekannt geworden, durch mehrere Prismen wiederholt, dadurch aber weiter nichts geleiſtet, als daß das immer verlängerte Spectrum ſich immermehr bückt; welches alles uns nach dem, was wir ſchon genugſam kennen, weiter nicht intereſſirt.

Siebente Propoſition. Sechſtes Theorem.

Die Vollkommenheit der Teleſkope wird verhindert durch die verſchiedene Refrangibilität der Lichtſtrahlen.

303.

Man kann von verſchiedenen Seiten in eine Wiſſenſchaft herein oder auch zu einem einzelnen Phäno-

men herankommen, und von dieser ersten Ansicht hängt sehr oft die ganze Behandlung des Gegenstandes ab. Giebt man hierauf in der Geschichte des Wissens wohl Acht, bemerkt man genau, wie gewisse Individuen, Gesellschaften, Nationen, Zeitgenossen an eine Entdeckung, an die Bearbeitung eines Entdeckten herankommen; so klärt sich manches auf, was außerdem verborgen bliebe oder uns verwirrt machte. In der Geschichte der Chromatik werden wir diesen Leitfaden öfters anknüpfen, und auch bey Beurtheilung des gegenwärtigen Abschnittes soll er uns gute Dienste thun. Wir bemerken also vor allen Dingen, daß Newton sein Interesse für die Farbenlehre dadurch gewann, daß er die dioptrischen Fernröhre zu verbessern suchte.

304.

Bey Entdeckung der Refractionsgesetze hatte man die Farbenerscheinung nicht beachtet und zwar mit Recht: denn bey Versuchen mit parallelen Mitteln ist sie von keiner Bedeutung. Als man aber geschliffene Gläser zu Brillen und Teleskopen anwendete, kam dieses Phänomen näher zur Sprache. Sobald die Teleskope einmal entdeckt waren, gingen Mathematiker und Techniker mit Ernst auf ihre Verbesserung los, der sich besonders zwey Mängel entgegenstellten, die man Aberrationen, Abirrungen nannte. Die eine kam von der Form her: denn man bemerkte, daß die aus Kugelschnitten bestehenden Linsen nicht alle Theile des Bildes rein in einen Punct versammelten, sondern die Strahlen (indem man sich dieser Vorstellung dabey bediente)

theils früher, theils später zur Convergenz brachten. Man that daher den Vorschlag und machte Versuche, elliptische und paraboliſche Gläſer anzuwenden, welche jedoch nicht vollkommen gelingen wollten.

305.

Während ſolcher Bemühungen ward man auf die zweyte Abweichung, welche farbig war, aufmerkſam. Es zeigte ſich, daß der Deutlichkeit der Bilder ſich eine Farbenerſcheinung entgegenſetzte, welche beſonders die Gränzen, worauf es doch hauptſächlich bey einem Bilde ankommt, unſicher machte. Lange hielt man dieſe Erſcheinung für zufällig; man ſchob ſie auf eine unregelmäßige Brechung, auf Unrichtigkeiten des Glaſes, auf Umſtände welche vorhanden und nicht vorhanden ſeyn konnten, und war indeß unabläſſig bemüht, jene erſte von der Form ſich herſchreibende Abweichung auszugleichen und aufzuheben.

306.

Newton wendete hingegen ſeine Aufmerkſamkeit auf die zweyte Art der Aberration. Er findet die Farbenerſcheinung conſtant und, da er von prismatiſchen Verſuchen ausgeht, ſehr mächtig; er ſetzt die Lehre von diverſer Refrangibilität bey ſich feſt. Wie er ſie begründet, haben wir geſehen; wie er dazu verleitet worden, wird uns die Geſchichte zeigen.

307.

Nach ſeinen Erfahrungen, nach der Art wie er ſie

auslegt, nach der Weise wie er theoretisirt, ist die in der Proposition ausgesprochne Folgerung ganz richtig: denn wenn das farblose Licht divers refrangibel ist; so kann die Farbenerscheinung von der Refraction nicht getrennt werden, jene Aberration ist nicht ins Gleiche zu bringen, die dioptrischen Fernröhre sind nicht zu verbessern.

308.

Jedoch nicht allein dieses, sondern weit mehr folgt aus der Hypothese der diversen Refrangibilität. Unmittelbar folgt daraus, daß die dioptrischen Fernröhre ganz unbrauchbar seyn müssen, indem wenigstens alles was an den Gegenständen weiß ist, vollkommen bunt erscheinen müßte.

309.

Ja, ganz abgesehen von dioptrischen Fernröhren, Brillen und Lorgnetten, müßte die ganze sichtbare Welt, wäre die Hypothese wahr, in der höchsten Verworrenheit erscheinen. Alle Himmelslichter sehen wir durch Refraction; Sonne, Mond und Sterne zeigen sich uns, indem sie durch ein Mittel hindurchblicken, an einer andern Stelle als an der sie sich wirklich befinden; wie bey ihrem Auf- und Untergang die Astronomen besonders zu bemerken wissen. Warum sehen wir denn diese sämmtlichen leuchtenden Bilder, diese größern und kleinern Funken, nicht bunt, nicht in die sieben Farben aufgelöst? Sie haben die Refraction erlitten, und

wäre die Lehre von der diversen Refrangibilität unbedingt wahr; so müßte unsre Erde, bey Tag und bey Nacht, mit der wunderlichsten bunten Beleuchtung überschimmert werden.

310.

Newton fühlt diese Folgerung wohl: denn da er in Gefolg obiger Proposition eine ganze Meile gemessen und gerechnet hat, so bricht er sehr naiv in die bedeutenden Worte aus: „Wobey man sich denn verwundern muß, daß Fernröhre die Gegenstände noch so deutlich zeigen, wie sie es thun.“ Er rechnet wieder fort und zeigt, daß die Aberration die aus der Form des Glases herkommt, beynahe sechstehalbtausendmal geringer sey als die welche sich von der Farbe herschreibt, und kann daher die Frage nicht unterlassen: „Wenn aber die Abweichungen die aus der verschiedenen Refrangibilität der Strahlen entspringen, so ungeheuer sind, wie sehen wir durch Fernröhre die Gegenstände nur noch so deutlich wie es geschieht?“ Die Art wie er diese Frage beantwortet, wird der nunmehr unterrichtete Leser mit ziemlicher Bequemlichkeit im Original wahrnehmen können. Es ist auch hier höchst merkwürdig, wie er sich herumdrückt und wie seltsam er sich gebärdet.

311.

Wäre er aber auch auf dem rechten Wege gewesen und hätte er, wie Descartes vor ihm, eingesehn, daß

zu der prismatiſchen Farbenerſcheinung nothwendig ein Rand gehöre; ſo hätte er doch immer noch behaupten können und dürfen, daß jene Aberration nicht auszugleichen, jene Randerſcheinung nicht wegzunehmen ſey. Denn auch ſeine Gegner, wie Rizzetti und andre, konnten eben deshalb nicht recht Fuß faſſen, weil ſie jene Randerſcheinung der Refraction allein zuſchreiben mußten, ſobald ſie als conſtant anerkannt war. Nur erſt die ſpätere Entdeckung, daß die Farbenerſcheinung nicht allein eine allgemeine phyſiſche Wirkung ſey, ſondern eine beſondre chemiſche Eigenſchaft des Mittels vorausſetze, konnte auf den Weg leiten, den man zwar nicht gleich einſchlug, auf dem wir aber doch gegenwärtig mit Bequemlichkeit wandeln.

Sechzehnter Verſuch.

312.

Newton bemüht ſich hier, die Farbenerſcheinung wie ſie durchs Prisma gegeben iſt, mit der welche ſich bey Linſen findet, zu vergleichen, und durch einen Verſuch zu beweiſen, daß ſie beyde völlig mit einander übereintreffen. Er wählt die Vorrichtung ſeines zweyten Verſuches, wo er ein roth und blaues, mit ſchwarzen Fäden umwickeltes Bild durch eine Linſe auf eine entgegengeſtellte Tafel warf. Statt jenes zwiefach gefärbten Bildes nimmt er ein gedrucktes, oder auch mit

Luzie.

Nicht im geringsten. Mit Soldaten hab ich lieber zu thun, als mit andern. Sie verstellen sich wenigstens nicht, daß man die Guten und Bösen gleich das erstemal kennt. Schläft meine Mutter?

Postmeisterinn.

Ich weis nicht.

Luzie.

Ich muß doch nach ihr sehn.

(ab.)

Postmeisterinn.

Carl! da ist wieder das Salzfaß vergessen. Heißt das geschwenkt? Sieh' nur die Gläser! Ich sollt' dir sie am Kopf entzwei schmeissen, wenn du so viel werth wärst, als sie kosten!

Fernando kommt.

Postmeisterinn.

Das Frauenzimmer ist wieder da. Sie wird gleich zu Tisch kommen.

Fer-

ſchwarzen Linien bezogenes weiſſes Blatt, auf welches er das prismatiſche Spectrum wirft, um die deutlichere oder undeutlichere Erſcheinung der Abbildung hinter der Linſe zu beobachten.

313.

Was über die Sache zu ſagen iſt, haben wir weitläuftig genug bey jenem zweyten Experiment ausgeführt, und wir betrachten hier nur kürzlich abermals ſein Benehmen. Sein Zweck iſt, auch an den prismatiſchen Farben zu zeigen, daß die mehr refrangiblen ihren Bildpunct näher an der Linſe, die weniger refrangiblen weiter von der Linſe haben. Indem man nun denkt, daß er hierauf los gehen werde, macht er, nach ſeiner ſcheinbaren großen Genauigkeit, die Bemerkung, daß bey dieſem Verſuche nicht das ganze prismatiſche Bild zu brauchen ſey: denn das tiefſte Violett ſey ſo dunkel, daß man die Buchſtaben oder Linien bey der Abbildung gar nicht gewahr werden könne; und nachdem er hiervon umſtändlich gehandelt und das Rothe zu unterſuchen anfängt, ſpricht er, wie ganz im Vorbeygehen, von einem ſenſiblen Rothen; alsdann bemerkt er, daß auch an dieſem Ende des Spectrums die Farbe ſo dunkel werde, daß ſich die Buchſtaben und Linien gleichfalls nicht erkennen ließen, und daß man daher in der Mitte des Bildes operiren müſſe, wo die gedachten Buchſtaben und Linien noch ſichtbar werden können.

314.

Man erinnere sich alles dessen was wir oben angeführt, und bemerke, wie Newton durch diese Ausflucht den ganzen Versuch aufhebt. Denn, wenn eine Stelle ist im Violetten, wo die Buchstaben unsichtbar werden, und eben so im Rothen eine, wo sie gleichfalls verschwinden; so folgt ja natürlich, daß in diesem Falle die Figuren auf der meist refrangiblen Farbenfläche zugleich mit denen auf der mindest refrangiblen verschwinden, und umgekehrt, daß wo sie sichtbar sind, sie stufenweise zu gleicher Zeit sichtbar seyn müssen; daß also hier an keine diverse Refrangibilität der Farben zu denken, sondern daß allein der hellere oder dunklere Grund die Ursache der deutlichern oder undeutlichern Erscheinung jener Züge seyn müsse. Um aber sein Spiel zu verdecken, drückt Newton sich höchst unbestimmt aus: er spricht von sensiblem Roth, da es doch eigentlich die schwarzen Buchstaben sind, die im helleren Rothen noch sensibel bleiben. Sensibel ist das Roth noch ganz zuletzt am Spectrum in seiner größten Tiefe und Dunkelheit, wenn es auch kein gedrucktes Blatt mehr erleuchten kann, und die Buchstaben darin nicht mehr sensibel sind. Eben so drückt sich Newton auch über das Violette und die übrigen Farben aus. Bald stehen sie wie in Abstracto da, bald als Lichter die das Buch erleuchten; und doch können sie als leuchtend und scheinend für sich, bey diesem Versuche keineswegs gelten; sie müssen allein als ein heller oder dunkler Grund in Bezug auf die Buchstaben und Fäden betrachtet werden.

315.

Dieſer Verſuch alſo wird von dem zweyten, auf den er ſich bezieht, zerſtört und hilft dagegen auch den zweyten zerſtören, da wir das Bekenntniß Newtons vor uns haben, daß von beyden Seiten die Bemerkbarkeit der unterliegenden ſchwarzen Züge aufhöre, und zwar wegen des eintretenden Dunklen; woraus denn folgt, daß bey zunehmender Hellung die Deutlichkeit dieſer Züge durchaus mitwachſen wird, die Farbe mag ſeyn welche ſie will. Alles was hierüber zu ſagen iſt, werden wir nochmals bey Beſchreibung des Apparats zuſammenfaſſen.

Achte Propoſition. Zweytes Problem.

Die Fernröhre zu verkürzen.

316.

Hier führt nun Newton ſein katoptriſches Teleſkop vor: eine Erfindung die auch nach Verbeſſerung der dioptriſchen Fernröhre bey Ehren und Würden geblieben iſt, und von der wir unſererſeits, da wir uns nur mit den Farben beſchäftigen, nichts zu ſagen

Der Newtoniſchen Optik

erſtes Buch.

Zweyter Theil.

317.

Auch in dieſem Theile ſind falſche und captioſe Verſuche, confus genug aber doch abſichtlich, zuſammengeſtellt. Man kann ſie in eine polemiſche und in eine didactiſche Maſſe ſondern.

318.

Polemiſch fängt der Verfaſſer an: denn nachdem er unumſtößlich dargethan zu haben glaubt, die Farben ſeyen wirklich im Lichte enthalten; ſo muß er die ältere auf Erfahrung gegründete Vorſtellungsart, daß nämlich zu den Farbenerſcheinungen in Refractionsfällen eine Gränze nöthig ſey, widerlegen, und er wähnt ſolches mit den vier erſten Verſuchen geleiſtet zu haben.

319.

Didactiſch urgirt er ſodann aufs neue die Unveränderlichkeit des einmal hervorgebrachten homogenen

Lichtes und die verſchiedenen Grade der Refrangibilität. Hiermit beſchäftigt er ſich vom fünften bis zum achten Experiment. Späterhin im ſiebzehnten limitirt er, ja hebt er wieder auf, was er im fünften bewieſen hat.

320.

Nun aber beſchäftigt er ſich vom neunten bis zum funfzehnten Verſuch, etwas hervorzubringen und zu beweiſen, woran ihm ſehr viel gelegen ſeyn muß. Wenn er nämlich aus dem farbloſen Lichte und aus weißen Flächen die Farben hervorgelockt, oder vielmehr das reine weiße Licht in Farben geſpalten hat; ſo muß er ja auch, wenn er das Herausgebrachte wieder hineinbringt, das Geſonderte wieder zuſammendrängt, jenes reine körperliche Weiß wieder herſtellen.

321.

Da wir aber genugſam überzeugt ſind, daß die Farbe nicht aus einer Theilung des Lichtes entſtehe, ſondern vielmehr durch den Zutritt einer äußeren Bedingung, die unter mancherley empiriſchen Formen, als des Trüben, des Schattens, der Gränze, ſich ausſpricht; ſo erwarten wir wohl, Newton werde ſich ſeltſam gebärden müſſen, um das bedingte, getrübte, überſchattete, beſchattete Licht mit Inbegriff dieſer Bedingung als reines weißes Licht darzuſtellen, um aus dunklen Farben ein helles Weiß zu miſchen.

322.

Indem er alſo hier gleichſam die Probe auf ſein

erſtes Rechnungsexempel machen will, zeigen will, daß dasjenige was er durch bloße Trennung hervorgebracht, abermals durch bloße Verbindung jenes erſte Reſultat geben müſſe; ſo ſtellt ſich ihm durchaus das Dritte, die äußere Bedingung, die er beſeitigt zu haben glaubt, in den Weg, und ſo muß er Sinne, ſinnlichen Eindruck, Menſchenverſtand, Sprachgebrauch und alles verläugnen, wodurch ſich Jemand als Menſch, als Beobachter, als Denker bethätigt.

323.

Wie dieß zugehen konnte, glauben wir im hiſtoriſchen Theil von der pſychiſchen und ethiſchen Seite, unter der Rubrik: Newtons Perſönlichkeit, hinreichend entwickelt zu haben. Hier bleibt uns nichts übrig, als unſre polemiſche Pflicht abermals im Beſondern zu erfüllen.

Erſte Propoſition. Erſtes Theorem.

Die Farbenphänomene bey gebrochenem oder zurückgeworfenem Lichte werden nicht durch neue Modificationen des Lichtes verurſacht, welche nach der Verſchiedenheit der Begränzungen des Lichtes und Schattens verſchiedentlich eingedrückt würden.

324.

Da wir in unſerm Entwurf gezeigt, daß bey der

Refraction gar keine Farben entstehen, als da wo Licht und Dunkel an einander gränzen; so werden diejenigen welche sich durch unsern Vortrag von der Wahrheit dieser Verhältnisse überzeugt haben, neugierig seyn, zu erfahren, wie sich Newton benehme, um nunmehr das Wahre unwahr zu machen. Er verfährt hierbey wie in dem ersten Falle, da er das Unwahre wahr zu machen gedachte, wie wir bald im Einzelnen einsehen werden.

Erster Versuch.

Siehe Fig. 4. Taf. XIII.

325.

Lasset die Sonne in eine dunkle Cammer scheinen durch eine längliche Oeffnung F.

326.

Diese Oeffnung muß nothwendig in die Höhe gehen, obgleich die Figur nur einen Punct vorstellt und also dadurch sogleich die Einsicht in die Sache erschwert.

327.

Die Breite kann sechs oder acht Theile eines Zolls seyn, auch weniger.

328.

Dieſe erſte Vorrichtung beſtehe alſo in einer etwa ſechs Zoll hohen und äußerſt ſchmalen Spalte im Bleche des Fenſterladens.

329.

Nun gehe der Strahl FH

330.

Nun iſt es ſchon wieder ein Strahl, da es doch eigentlich nur ein von einer Seite ſehr verſchmälertes, von der andern ſehr verlängertes Sonnenbild iſt.

331.

zuerſt durch ein ziemlich großes Prisma ABC, das ohngefähr zwanzig Fuß von der Oeffnung ſteht.

332.

Warum denn nun wieder zwanzig Fuß? Ueber dieſes Einführen von Bedingungen, ohne daß man die Urſachen davon entdeckt, haben wir uns öfters beklagt und durchaus gefunden, daß ſie entweder überflüſſig oder captios ſind. Hier iſt die Bedingung captios. Denn eigentlich will er nur ein ganz ſchwaches Licht haben, ganz ſchwache Farben hervorbringen, ja vielleicht gar den Verſuch gleichſam unmöglich machen. Denn wer hat gleich eine dunkle Cammer von zwanzig Fuß Tiefe und drüber, und wenn er ſie hat, wie

lange ſteht denn die Sonne niedrig genug, um in der Mittagszeit die dem Fenſter entgegengeſetzte Wand oder ein Prisma, das doch wenigſtens in einiger Höhe vom Boden ſtehn muß, zu beſcheinen?

333.

Wir erklären daher dieſe Bedingung für ganz unnöthig, da der Verſuch mit dem Prisma geſchieht und keine Linſe mit ins Spiel kommt, wo ſich wegen der Brenn- und Bildweite die Bedingungen der Entfernung allenfalls nothwendig machen.

334.

Dieſes Prisma ſey parallel zu der Oeffnung.

335.

Das heißt parallel zur Tafel worin die Oeffnung ſich befindet, parallel zur Fenſterbank, eigentlich aber, wie bey allen prismatiſchen Verſuchen, ſo, daß eine aus dem Mittelpunct des Sonnenbildes gedachte Linie rechtwinklig auf dem Prisma ſtehe.

336.

Dann gehe dieſer Strahl mit ſeinem weißen Theile

337.

Hier haben wir alſo wieder einen weißen Theil eines ſchon gebrochnen Strahles. Es iſt aber weiter

nichts als die weiße Mitte des ſehr verlängerten Bildes.

338.

durch eine längliche Oeffnung H.

339.

Dieſe längliche Oeffnung iſt auch wieder als ein Punct gezeichnet, wodurch die Darſtellung ganz falſch wird; denn dieſe Oeffnung muß bey dem Verſuch auch länglich ſeyn und vertical ſtehen wie die Oeffnung F im Fenſterladen.

340.

welche breit ſey den vierten oder ſechſten Theil eines Zolles.

341.

Das heißt doch alſo nur eine ſchmale Ritze. Und warum ſoll denn dieſe Ritze ſo ſchmal ſeyn? Bloß damit man nicht ſehe, was denn eigentlich vorgeht und was getrieben wird.

342.

Dieſe Oeffnung H ſey in einen ſchwarzen dunklen Körper GI gemacht.

343.

Daß das Blech oder die Pappe GI ſchwarz ſey,

Fernando.

Wer iſt ſie?

Poſtmeiſterinn.

Ich kenn' ſie nicht. Sie ſcheint von gutem Stand zu ſeyn, aber arm. Sie giebt ſich zur gnädigen Frau in Dienſte.

Fernando.

Sie iſt jung?

Poſtmeiſterinn.

Sehr jung; und ſchnippiſch. Ihre Mutter iſt auch droben.

Luzie kommt.

Luzie.

Ihre Dienerinn!

Fernando.

Ich bin glüklich, eine ſo ſchöne Tiſchgeſellſchaft zu finden.

Luzie neigt ſich.

iſt gar nicht nöthig; daß ſie aber undurchſichtig ſey, verſteht ſich von ſelbſt.

344.

und ſtehe zwey oder drey Fuß vom Prisma

345.

Dieſe Entfernung iſt aber auch wieder gleichgültig oder zufällig.

346.

in einer parallelen Lage zu dem Prisma und zu der vordern Oeffnung.

347.

Weil Newton ſeine Verſuche nicht in einer natürlichen Ordnung, ſondern auf eine künſtlich verſchränkte Weiſe vorbringt; ſo iſt er genöthigt bey einem jeden Verſuch den ganzen Apparat zu beſchreiben, da derſelbe Apparat doch ſchon öfter dageweſen iſt und Newton ſich, wenn er redlich wäre, nur auf den vorigen beziehen könnte. Allein bey ihm wird jeder Verſuch für ſich aufgebaut und das Nothwendige mit unnöthigen Bedingungen durchwebt, ſo daß eben dadurch das Helldunkel entſteht, in dem er ſo gern operirt.

348.

Wenn nun das weiße Licht durch die Oeffnung II durch-

gegangen, so falle es auf ein weißes Papier p r, das hinter der Oeffnung ohngefähr drey bis vier Fuß entfernt steht, damit sich die gewöhnlichen Farben des Prisma's darauf abbilden mögen, nämlich Roth in r, Gelb in o, Grün in n, Blau in q, und Violett in p.

349.

Man gebe wohl Acht! Das Licht ist an der Spalte weiß angekommen und bildet hinter derselben das Spectrum. Auf das was folgt wende man nun aber alle Aufmerksamkeit.

350.

Man nehme einen Eisendraht, oder sonst einen dünnen undurchsichtigen Körper, dessen Stärke ohngefähr der zehnte Theil eines Zolls ist; damit kann man die Strahlen in k l m n o auffangen.

351.

Nun nehme man die Figur vor sich und sehe, wo sich denn diese Strahlen k l m n o finden sollen. Diese Buchstaben stehen vor dem Prisma, gegen die Sonne zu, und sollen also, wie auch die fünf Linien bezeichnen, farbige Strahlen vorstellen, wo noch keine Farbe ist. In keiner Figur des ganzen Werkes, in keinem Experiment ist noch dergleichen vorgekommen, ist uns zugemuthet worden, etwas das selbst gegen den Sinn des Verfassers ist, anzunehmen und zuzugeben.

352.

Was thut denn also das Stäbchen r, indem es an der Außenseite des Prisma's herumfährt? Es schneidet das farblose Bild in mehrere Theile, macht aus einem Bild mehrere Bilder. Dadurch wird freylich die Wirkung in p q r s t verwirrt und verunreinigt; aber Newton legt die Erscheinung dergestalt aus:

353.

Sind die Strahlen k l m n o successiv aufgefangen, so werdet ihr auch die Farben t s r q oder p eine nach der andern dadurch wegnehmen, indessen die übrigen auf dem Papier bleiben wie vorher; oder mit einem etwas stärkeren Hinderniß könnt ihr zwey, drey oder vier Farben zusammen wegnehmen, so daß der Ueberrest bleibt.

354.

Die drey ersten Figuren unserer 13ten Tafel stellen die Erscheinungen dieses ersten Versuchs der Wahrheit gemäß vor. Da wir bey Beschreibung und Erklärung dieser Tafel die Sache umständlicher entwickeln, so erlauben wir uns unsre Leser dorthin zu verweisen und fragen nur vorläufig: was hat denn Newton vorgenommen, um seinen Satz zu beweisen?

355.

Er behauptet daß Ränder, daß Gränzen des Hellen und Dunklen keinen Einfluß auf die Farbenerscheinung bey der Refraction haben; und was thut er in

seinem Experiment? Er bringt dreymal Gränzen hervor, damit er beweise, die Gränze sey ohne Bedeutung!

356.

Die erste Gränze ist oben und unten an der Oeffnung H im Fensterladen. Er behält noch weißes Licht in der Mitte, gesteht aber nicht, daß schon Farben an den beyden Enden sich zeigen. Die zweyte Gränze wird durch die Ritze H hervorgebracht. Denn warum wird denn das refrangirte Licht, das weiß auf der Tafel Gl ankommt, farbig, als weil die Gränze der Ritze H oben und unten die prismatischen Farben hervorbringt? Nun hält er das dritte Hinderniß, einen Draht oder sonst einen andern cylindrischen Körper, vor das Prisma und bringt also dadurch abermals Gränzen hervor, bringt im Bilde ein Bild, die Färbung an den Rändern des Stäbchens umgekehrt hervor. Besonders erscheint die Purpurfarbe in der Mitte, an der einen Seite das Blaue, an der andern das Gelbe. Nun bildet er sich ein, mit diesem Stäbchen farbige Strahlen wegzunehmen, wirft aber dadurch nur ein ganz gefärbtes schmales Bild auf die Tafel Gl. Mit diesem Bilde operirt er denn auch in die Oeffnung H hinein; verdrängt, verschmutzt die dort abgebildeten Farben, ja verhindert sogar ihr Werden, indem sie in der Oeffnung H erst werdend sind, und jetzt denjenigen der die Verhältnisse einsehen lernt, in Erstaunen, wie man sich so viele unredliche Mühe geben konnte, ein Phänomen zu verwirren, und wie

ein Mann von solchen Talenten in diesem Fall gerade dasjenige thun konnte was er läugnet. So ist denn auch das was hierauf folgt keinesweges der Erfahrung gemäß.

357.

Auf diese Weise kann jede der Farben so gut als die violette die letzte an der Gränze des Schattens, gegen p. zu, werden, und eine jede kann so gut als das Rothe die letzte an der Gränze des Schattens t seyn.

338.

Einem unaufmerksamen Zuschauer könnte man wohl dergleichen vorspiegeln, weil durch das Hinderniß r neue Farben entstehen, indem die alten verdrängt werden; aber man kann geradezu sagen, wie Newton die Sache ausdrückt, ist sie nicht wahr: bey den mittlern Farben kann er wohl eine Confusion hervorbringen, doch nicht an der Gränze; weder in p noch in t wird man jemals Grün sehen können. Man beherzige genau die folgende Stelle, wo er wieder anfängt wie Bileam das entgegengesetzte von dem zu sagen, was er sagen will.

359.

Ja, einige Farben können auch den Schatten begränzen, welcher durch das Hinderniß r innerhalb des Farbenbildes hervorgebracht worden.

360.

Nun gesteht er also, daß er durch sein Hinderniß r

Schatten hervorbringt, daß an dieſen Schatten Farbenſäume geſehen werden, und dieß ſagt er zum Beweis daß die Gränze des Lichtes und Schattens auf die Farbe nicht einfließe! Man gebe uns ein Beyſpiel in der Geſchichte der Wiſſenſchaften, wo Hartnäckigkeit und Unverſchämtheit auf einen ſo hohen Grad getrieben worden.

361.

Zulezt kann jede Farbe, wenn man alle übrigen weggenommen hat und ſie allein bleibt, zugleich an beyden Seiten vom Schatten begränzt ſeyn.

362.

Daß die ſchon entſtandene Farbe des prismatiſchen Bildes einzeln durch irgend eine Oeffnung gelaſſen und iſolirt werden könne, wird nicht geläugnet; daß man durch das Stäbchen etwas ähnliches hervorbringen könne, iſt natürlich: allein der aufmerkſame Beobachter wird ſelbſt an dieſer entſtandenen Farbe die durch dieſe Einklemmung abgenöthigte entgegengeſetzte Farbe entſtehen ſehen, die bey der Unreinlichkeit dieſes Verſuchs dem Unerfahrenen entgehen möchte. Ganz vergeblich alſo zieht er den Schluß:

363.

Alle Farben verhalten ſich gleichgültig zu den Gränzen des Schattens.

364.

Daß die Gränzen des Schattens nach ganz bestimmten Gesetzen bey der Refraction auf die Farben wirken, haben wir in dem Entwurf umständlich gezeigt.

365.

Und deswegen entstehen die Unterschiede dieser Farben von einander nicht von den Gränzen des Schattens, wodurch das Licht verschiedentlich modificirt würde, wie es bisher die Meynung der Philosophen gewesen.

366.

Da seine Prämissen falsch sind, seine ganze Darstellung unwahr, so ist seine Conclusion auch nichtig; und wir hoffen die Ehre der alten Philosophen wieder herzustellen, die bis auf Newton die Phänomene in wahrer Richtung verfolgt, wenn auch gleich manchmal auf Seitenwege abgelenkt hatten.

Der Schluß seiner Darstellung läßt uns noch etwas tiefer in die Charte sehen.

367.

Wenn man diese Dinge versucht, so muß man bemerken, daß je schmäler die Oeffnungen F und H sind, je größer die Intervalle zwischen ihnen und dem Prisma, je dunkler das Zimmer, um desto mehr werde das Experiment gelingen, vorausgesetzt, daß das Licht nicht so sehr vermindert sey, daß man die Farben bey p t nicht noch genugsam sehen könne.

368.

Daß alſo wegen der Entfernung vom Fenſter, wegen der Entfernung der Tafeln vom Prisma, die Lichter ſehr ſchwach ſind mit denen man operire, geſteht er Die Oeffnungen ſollen kaum Ritzen ſeyn, ſo daß das Farbenbild auch nicht einmal einige Breite habe, und man ſoll denn doch genau beobachten können, welche Farbe denn eigentlich die Kränze macht. Eigentlich aber iſt es nur drauf angelegt, das Ganze den Sinnen zu entziehen, blaſſe Farben hervorzubringen, um innerhalb derſelben mit dem Stäbchen r deſto beſſer operiren zu können. Denn wer den Verſuch, wie wir ihn nachher vortragen werden, beym energiſchen Lichte macht, der wird das Unwahre der Aſſertion auffallend genug finden.

369.

Ein Prisma von maſſivem Glas, das groß genug zu dieſem Experiment wäre, zu finden, würde ſchwer ſeyn, weswegen ein prismatiſches Gefäß, von polirten Glasplatten zuſammengefügt und mit Salzwaſſer oder Oel gefüllt, nöthig iſt.

370.

Wie wir Newton ſchon oben den Vorwurf gemacht, daß er die Beſchreibung ſeines Apparats bey jedem Experiment wiederholt, ohne daß man das Verhältniß der Experimente die mit gleichem Apparat hervorgebracht werden, gewahr wird; ſo läßt ſich auch hier bemerken, daß Newton immer ſein Waſſerprisma bringt, wenn er die weiße Mitte braucht und alſo ein großes Bild durch Refraction verrücken muß.

371.

Merkwürdig iſt es, wie er erſtlich dieſe weiße Mitte durch eine Hinterthüre hereinſchiebt und ſie nach und nach ſo überhand nehmen läßt, daß von den ſie begränzenden Rändern gar die Rede nicht mehr iſt; und das alles geht vor den Augen der gelehrten und experimentirenden Welt vor, die doch ſonſt genau und widerſprechend genug iſt!

Zweyter Verſuch.

372.

Da dieſer Verſuch gleichfalls unter die zuſammengeſetzten gehört, wobey Prismen und Linſen vereinigt gebraucht werden; ſo können wir denſelben nur erſt in unſerm mehr erwähnten ſupplementaren Aufſatz entwickeln. Auch dürfen wir ihn um ſo eher hier übergehen, als Newton einen völlig gleichgeltenden nachbringt, der, wie er ſelbſt geſteht, bequemer iſt und genau betrachtet, den gegenwärtigen völlig unnöthig macht.

Dritter Versuch.

Siehe Fig. 2. Tef. XIV.

373.

Ein anderes ähnliches Experiment läßt sich leichter anstellen, wie folgt. Laßt einen breiten Sonnenstraht

374.

Nun ist der Sonnenstrahl breit. Es heißt aber weiter nichts, als man mache die Oeffnung groß, wodurch das Licht herein fällt; ja, welches bey diesem Versuch ganz einerley ist, man stelle das Prisma ins freye Sonnenlicht. Hier aber soll es

375.

in eine dunkle Kammer fallen durch eine Oeffnung im Fensterladen, und durch ein grobes Prisma A B C gebrochen werden,

376.

Unser gewöhnliches Wasserprisma ist zu diesem Versuche sehr geschickt.

377.

dessen brechender Winkel C mehr als sechzig Grade hat,

Poſtmeiſterinn.

Hierher, Mauſell! Und ſie belieben hierher!

Fernando.

Wir haben nicht die Ehre von Ihnen, Frau Poſtmeiſtern?

Poſtmeiſterinn.

Wenn ich einmal ruhe, ruht alles.

Fernando.

Alſo ein Tete a Tete!

Luzie.

Den Tiſch dazwiſchen, wie ich's wohl leiden kann.

Fernando.

Sie haben ſich entſchloſſen der Frau Baronneſſe künftig Geſellſchaft zu leiſten?

Luzie.

Ich muß wohl!

Fernando.

Mich dünkt, ihnen ſollt es nicht fehlen, einen

378.

Dieſe Vermehrung der Grade des Winkels iſt, bey dieſem Verſuch beſonders, ganz unnütz, nur eine Bedingung die einen ſehr leichten Verſuch erſchwert, indem ſie einen umſtändlicheren Apparat fordert als er ſich gewöhlich findet.

379.

und ſobald es aus dem Prisma kommt, laßt es auf das weiße Papier D E, das auf eine Pappe gezogen iſt, fallen, und dieſes Licht, wenn das Papier perpendicular gegen daſſelbe ſteht, wie es in D E gezeichnet iſt, wird vollkommen weiß auf dem Papier erſcheinen.

380.

Hier haben wir nun alſo endlich ein durchs Prisma gegangnes, gebrochnes und völlig weißes Licht. Wir müſſen hier abermals, und wäre es unſern Leſern verdrüßlich, aufmerkſam machen, wie es herein gekommen.

381.

Erſtlich, im dritten Experiment des erſten Theils wird uns ein völlig farbiges Spectrum vorgeführt, und an demſelben durch mancherley Verſuche und Folgerungen die diverſe Refrangibilität bewieſen. Iſt der Verfaſſer damit zu Stande, ſo kommt am Ende der Illuſtration des fünften Experiments ein zwar refrangirtes aber doch noch weißes Licht unangemeldet zum Vorſchein.

Nun bringt er auch bald das sonst flächig gefärbte Bild mit einer weißen Mitte. Dann fängt er an in dieser weißen Mitte zu operiren, manchal sogar ohne es zu gestehen; und jetzt, weil er die Wirkung der Gränze zwischen Licht und Schatten nicht anerkennt, läugnet er auf der Tafel D E jede farbige Erscheinung. Warum sind denn aber die an den beyden Enden A C der innern Seite des Prisma's hervortretenden farbigen Räuder verschwiegen? Warum ist denn die Tafel D E nicht größer angegeben? Doch wohl nur darum, weil er sonst, wenn sie größer wäre, nothwendig jener auf ihr erscheinenden Ränder gedenken müßte.

382.

Man betrachte nun die Figur und sehe wie ein Linienstrom auf das Prisma herankommt, durch dasselbe durchgeht, und hinter demselben wieder heraustritt, und dieser Linienstrom soll einen durchaus weißen Raum vorstellen. Indessen werden uns durch diese fingirten Linien die hypothetischen Strahlen doch wieder vor die Augen gebracht. Nun bemerke man aber wohl, was mit der Tafel D E vorgeht. Sie wird in die Stellung d e gebracht und was geschieht in e? Das gebrochene Licht gelangt weiß an den Rand der Tafel, und beginnt an diesem Rande sogleich die eine Seite der Farben hervorzubringen, und zwar in dieser Lage die gelbe und gelbrothe. Dieser hier entstehende Rand und Saum verbreitet sich über die ganze Tafel wegen der schiefen Lage derselben; und also da, wo

Newton einen Rand, eine Gränze läugnet, muß er gerade einen Rand hervorbringen, um das Phänomen wovon er spricht darzustellen. In der Lage d e entsteht die umgekehrte Erscheinung, nämlich der violette Rand, und verbreitet sich gleichfalls über die ganze Tafel, wie man sich dessen genugsam an unsrer wahrheitgemäßen Figur unterrichten kann.

Da also Newton nicht einsehen konnte, daß hier der Rand der Tafel vollkommen wirksam sey, so bleibt er bey seiner starren Ueberzeugung, indem er fortfährt:

383.

Und wenn das Licht, ehe es auf das Papier fällt, zweymal in derselben Richtung durch zwey parallele Prismen gebrochen wird, so werden diese Farben viel deutlicher seyn.

384.

Also ein Licht kann zweymal durch zwey hintereinanderstehende Prismen gebrochen werden, und immer weiß bleiben und so auf der Tafel D E ankommen? Dieß merke man doch ja! Daß aber nachher, wenn man in diesem doppelt gebrochnen weißen Lichte operirt, die Farben lebhafter erscheinen, ist natürlich, weil die Verrückung des Bildes verdoppelt wird. Aber diese Vorrichtung, die keinesweges leicht zu machen ist, weil man nach seiner Forderung zwey Wasserprismen und beyde am Ende gar über sechzig Grade haben sollte, diese Steigerung des Versuchs hier anzuempfehlen, ist

abermals gänzlich unnütz: denn bey der Operation mit Einem Prisma ſind die Farben ſchon deutlich genug, und wer da nicht ſieht wo ſie herkommen, der wird es durch das zweyte Prisma auch nicht lernen. Indeſſen fährt Newton fort:

385.

Hier geſchah es nun, daß alle die mittlern Theile des breiten Strahls vom weißen Lichte, das auf das Papier fiel, ohne eine Gränze von Schatten, die es hätte modificiren können, über und über mit einer gleichen Farbe gefärbt wurden.

386.

Wir haben oben gezeigt, daß der Rand der Pappe hier ſelbſt die Gränze mache und ſeinen gefärbten Halbſchatten über das Papier hinwerfe.

387.

Die Farbe aber war ganz dieſelbe in der Mitte des Papiers wie an den Enden.

388.

Keineswegs! denn der genaue Beobachter wird recht gut Einmal an der Gränze das Gelbrothe, aus dem das Gelbe ſich entwickelt, das andremal das Blaue, von dem das Violette herſtralt, bemerken können.

389.

Die Farbe wechſelte nur nach der verſchiedenen Schiefe

der Tafel, ohne daß in der Refraction oder dem Schatten oder dem Licht etwas wäre verändert worden.

390.

Er biegt seine Pappe hin und wieder und behauptet, es sey in den Umständen nichts verändert worden. Dasselbe behauptete er mit eben so wenig Genauigkeit beym vorigen Experimente. Da er nun immer die Hauptmomente übersieht und sich um seine Prämissen nichts bekümmert, so ist sein ergo immer dasselbige.

391.

Es fällt uns bey dieser Gelegenheit ein, daß Basedow, der ein starker Trinker war, und in seinen besten Jahren in guter Gesellschaft einen sehr erfreulichen Humor zeigte, stets zu behaupten pflegte: die Conclusion ergo bibamus passe zu allen Prämissen. Es ist schön Wetter, ergo bibamus! Es ist ein häßlicher Tag, ergo bibamus! Wir sind unter Freunden, ergo bibamus! Es sind fatale Bursche in der Gesellschaft, ergo bibamus! So setzt auch Newton sein ergo zu den verschiedensten Prämissen. Das gebrochne Lichtbild ist ganz und stätig gefärbt; also ist das Licht divers refrangibel. Es hat eine weiße Mitte; und doch ist es divers refrangibel. Es ist einmal ganz weiß; und doch ist es divers refrangibel. Und so schließt er auch hier, nachdem er in diesen drey Experimenten doppelt und dreyfach Ränder und Gränzen des Lichts und Schattens gebraucht:

392.

Deswegen muß man dieſe Farben aus einer andern Urſache herleiten, als von neuen Modificationen des Lichtes durch Refraction und Schatten.

393.

Dieſe Art Logik hat er ſeiner Schule überliefert und bis auf den heutigen Tag wiederholen ſie ihr ewiges ergo bibamus, das eben ſo lächerlich und noch viel läſtiger iſt als das Baſedowiſche manchmal werden konnte, wenn er denſelben Spaß unaufhörlich wiederbrachte.

394.

Daß der Verfaſſer nunmehr bereit ſeyn werde, die Urſache nach ſeiner Weiſe anzugeben, verſteht ſich von ſelbſt. Denn er fährt fort:

395.

Fragt man nun aber nach ihrer Urſache, ſo antworte ich: das Papier in der Stellung d e iſt ſchiefer gegen die mehr refrangiblen Strahlen als gegen die weniger refrangiblen gerichtet, und wird daher ſtärker durch die letzten als durch die erſten erleuchtet, und deswegen ſind die weniger refrangiblen Strahlen in dem von der Tafel zurückgeworfnen Lichte vorherrſchend.

396.

Man bemerke, welche ſonderbare Wendung er nehmen muß, um ſein Phänomen zu erklären. Erſt hatte

er ein gebrochnes und doch völlig weißes Licht. In demſelben ſind keine Farben ſichtbar, wenn die Tafel gerade ſteht; dieſe Farben aber kommen gleich zum Vorſchein, ſobald die Tafel eine ſchiefe Richtung erhält. Weil er von den Rändern und Säumen nichts wiſſen will, die nur einſeitig wirken, ſo ſupponirt er, daß bey ſchiefer Lage der Tafel wirklich das ganze Spectrum entſtehe, aber nur das eine Ende davon ſichtbar werde. Warum wird denn aber das ans Gelbe ſtoßende Grün niemals ſichtbar? Warum kann man das Gelbe über die weiße Tafel hin und her führen, ſo daß es immer im Weißen endigt? wobey niemals ein Grün zum Vorſchein kommt, und dieſes ganz naturgemäß, weil hier der gelbe und gelbrothe Rand nur einſeitig wirkt, und ihm der andere nicht entgegen kommen kann. Im zweyten Falle äußert der Rand wieder ſeine einſeitige Wirkung; Blau und Violett entſtehen, ohne daß Gelb und Gelbroth entſpringen und entgegenſtrahlen können.

397.

Um recht deutlich zu machen, daß dieſe Farben hier bloß von dem Rande entſtehen, ſo haben wir zu dieſem Verſuch eine Tafel mit Erhöhungen, mit Stiften, mit Kugelſegmenten angegeben, damit man ſich ſogleich überzeugen könne, daß nur eine ſchattenwerfende Gränze innerhalb des gebrochenen aber noch weißen Lichtes, Farben hervorzubringen im Stande ſey.

398.

Und wo dieſe weniger refrangiblen Strahlen im Lichte

prädominiren, ſo färben ſie es mit Roth oder Gelb, wie es einigermaßen aus der erſten Propoſition des erſten Theils dieſes Buchs erſcheint.

399.

Dieſes Newtoniſche einigermaßen heißt auch hier in der Hetmanniſchen Manier, gar nicht. Denn aus der Propoſition kann nichts erſcheinen oder hervortreten, als inſofern ſie bewieſen iſt: nun haben wir umſtändlich gezeigt, daß ſie nicht bewieſen iſt, und ſie läßt ſich alſo zu keiner Beſtätigung anführen.

400.

und wie künftig noch ausführlicher erſcheinen wird.

401.

Mit dem Künftigen hoffen wir ſowohl als mit dem Vergangenen fertig zu werden.

Vierter Verſuch.

402.

Hier führt Newton den Fall mit Seifenblaſen an, welche ihre Farbe verändern, ohne daß man ſagen könne, es trete dabey eine Veränderung der Gränze des Lichts und Schattens ein. Dieſe Inſtanz paßt

hier gar nicht. Die Erſcheinungen an den Seifenblaſen gehören in ein ganz andres Fach, wie in unſerem Entwurfe genugſam auseinander geſetzt iſt.

403.

Wenn man zwar im Ganzen behauptet, daß zur Entſtehung der Farbe ein Licht und Schatten, ein Licht und Nichtlicht nöthig ſey; ſo kann doch dieſe Bedingung auf gar vielerley Weiſe eintreten. Beym Refractionsfall ſpricht ſich aber jene allgemeine Bedingung als eine beſondre, als Verrückung der Gränze zwiſchen Licht und Schatten aus.

404.

Zu dieſen Verſuchen kann man noch das zehnte Experiment des erſten Theils dieſes Buchs hinzufügen.

405.

Wir können das was hier geſagt iſt, übergehen, weil wir bey Auslegung jenes Verſuches ſchon auf die gegenwärtige Stelle Rückſicht genommen.

Zweyte Propoſition. Zweytes Theorem.

Alles homogene Licht hat ſeine eigene Farbe, die ſeinem Grade der Refrangibilität entſpricht, und dieſe Farbe kann weder durch Reflexionen noch Refractionen verändert werden.

406.

Bey den Verſuchen zu der vierten Propoſition des erſten Theils dieſes erſten Buchs, als ich die heterogenen Strahlen von einander geſchieden hatte,

407.

Wie reinlich dieſe Scheidung geſchehen, iſt unſern Freunden ſchon oben klar geworden, und Newton wird ſogleich wieder ſelbſt bekennen, wie es denn eigentlich mit dieſer Abſonderung ausſehe.

408.

erſchien das Spectrum p t, welches durch die geſchiedenen Strahlen hervorgebracht war, im Fortſchritt

409.

Hier iſt alſo ein Fortſchritt! Doch wohl ein ſtätiger?

410.

von dem Punkte p, wohin die refrangibelſten Strahlen

einen Gesellschafter zu finden, der noch unterhaltender wäre, als die Frau Baronnesse.

Luzie.

Mir ist nicht drum zu thun.

Fernando.

Auf ihr ehrlich Gesicht?

Luzie.

Mein Herr, sie sind wie alle Männer, merk ich!

Fernando.

Das heisst?

Luzie.

Auf den Punkt sehr arrogant. Ihr Herrn dünkt euch unentbehrlich; und ich weis nicht, ich bin doch groß geworden ohne Männer.

Fernando.

Sie haben keinen Vater mehr?

Luzie.

ſeien, bis zu dem andern Ende r, wohin die wenigſt refrangirten Strahlen anlangten, gefärbt mit den Reihen von Farben,

411.

Man bemerke wohl: Reihen.

412.

Violett, Dunkel- und Hellblau, Grün, Gelb, Orange und Roth zugleich,

413.

Man merke wohl: zugleich.

414.

mit allen ihren Zwiſchenſtufen

415.

Die Reihen ſtanden alſo nicht von einander ab, ſondern ſie hatten Stufen zwiſchen ſich. Nun bemerke man was folgt.

416.

in einer beſtändigen Folge, die immer abwechſelte.

417.

Alſo oben hatten wir ſeparirte Farben, und hier haben wir eine beſtändige Folge derſelben; und mit

wie leisem Schritt, man möchte auch wohl sagen, in welcher stätigen Folge wird hier Lüge mit Wahrheit verbunden: Lüge, daß die Farben in jenem Experiment separirt worden, Wahrheit, daß sie in einer stätigen Folge erscheinen.

418.

dergestalt daß sie als eben so viele Stufen von Farben erschienen, als es Arten von Strahlen giebt, die an Refrangibilität verschieden sind.

419.

Hier sind es nun wieder Stufen. In einer nach Newtons Weise dargestellten stätigen Reihe giebt es keine natürlichen Stufen, wohl aber künstliche; wie jes doch seinem künstlichen Stufenwesen die Natur, die er läugnet, heimlich zu Hulfe kommt, wissen theils unsre Leser schon, theils müssen wir später nochmals darauf zurückkommen.

Fünfter Versuch.

420.

Diese Farben also konnten durch Refraction nicht weiter verändert werden. Ich erkannte des, als ich durch ein Prisma einen kleinen Theil bald dieses bald jenes Lichtes wieder der Brechung unterwarf: denn durch eine solche Re-

hung ward die Farbe des Lichtes niemals im mindeſten verändert.

421.

Wie es ſich damit verhält, haben wir ſchon oben gezeigt, und man gebe nur Acht, wohin dieſe abſoluten Aſſertionen, niemals, im mindeſten, ſogleich hinauslaufen werden.

422.

Wir anticipiren hier eine Bemerkung die eigentlich in die Geſchichte der Farbenlehre gehört. Hauy in ſeinem Handbuch der Phyſik wiederholt obige Behauptung mit Newtons entſchiedenen Worten; allein der deutſche Ueberſetzer iſt genöthigt in einer Note anzufügen: „Ich werde unten Gelegenheit nehmen zu ſagen, von welchen Lichtarten des Farbenſpectrums, meinen eigenen Verſuchen zufolge, dieß eigentlich gilt und von welchen nicht.“ Dasjenige alſo, von deſſen abſoluter Behauptung ganz allein die Haltbarkeit der Newtoniſchen Lehre abhinge, gilt und gilt nicht. Hauy ſpricht die Newtoniſche Lehre unbedingt aus, und ſo wird ſie im Lyceen-Unterricht jedem jungen Franzoſen unbedingt in den Kopf geprägt; der Deutſche muß mit Bedingungen hervortreten, und doch iſt jene durch Bedingungen ſogleich zerſtörte Lehre noch immer die gültige: ſie wird gedruckt, überſetzt und das Publicum muß dieſe Mährchen zum tauſendſtenmal bezahlen.

Aber in ſolchen Bedingungen iſt Newton ſelbſt

Schülern ſchon muſterhaft vorgegangen, wie wir gleich wieder hören werden.

423.

Ward ein Theil des rothen Lichtes gebrochen, ſo blieb es völlig von derſelben rothen Farbe wie vorher.

424.

Er fängt mit ſeinem günſtigen Roth wieder an, damit ja jeder Experimentator auch wieder mit demſelben anfange, und, wenn er ſich genug damit herumgequält, die übrigen Farben entweder fahren laſſe oder die Erſcheinungen wenigſtens mit Vortheil betrachte. Deswegen fährt auch der Verfaſſer mit ſo beſtimmter Sicherheit fort:

425.

Weder Orange noch Gelb, weder Grün noch Blau, noch irgend eine neue Farbe ward durch dieſe Brechung hervorgebracht, auch ward die Farbe durch wiederholte Refractionen keineswegs verändert, ſondern blieb immer das völlige Roth wie zuerſt.

426.

Wie es ſich damit verhalte, iſt oben umſtändlich ausgeführt.

427.

Die gleiche Beſtändigkeit und Unveränderlichkeit fand ich ebenfalls in blauen, grunen und andern Farben.

428.

Wenn der Verfaſſer ein gut Gewiſſen hat, warum erwähnt er denn der Farben hier außer der Ordnung? Warum erwähnt er das Gelbe nicht, an welchem die entgegengeſetzten Ränder ſo deutlich erſcheinen? Warum erwähnt er des Grünen zuletzt, an dem ſie doch auch nicht zu verkennen ſind?

429.

Eben ſo, wenn ich durch ein Prisma auf einen Körper ſah, der von einem Theil dieſes homogenen Lichtes erleuchtet war, wie im vierzehnten Experiment des erſten Theils dieſes Buchs beſchrieben iſt; ſo konnte ich ſeine neue Farbe, die auf dieſem Weg erzeugt worden wäre, gewahr werden.

430.

Wie es ſich damit verhalte, haben wir auch dort ſchon gewieſen.

431.

Alle Körper die mit zuſammengeſetztem Lichte erleuchtet ſind, erſcheinen durch Prismen verworren, wie ſchon eben geſagt iſt, und mit verſchiedenen neuen Farben gefärbt; aber die, welche mit homogenem Lichte erleuchtet ſind, ſchienen durch die Prismen weder undeutlicher noch anders gefärbt als wenn man ſie mit bloßen Augen ſah.

432.

Die Augen müſſen äußerſt ſchlecht, oder der Sinn

muß ganz von Vorurtheil umnebelt ſeyn, wenn man ſo ſehen, ſo reden will.

434.

Die Farben dieſer Körper waren nicht im mindeſten verändert durch die Refraction des angewendeten Prisma's.

435.

Man halte dieſes abſolute nicht im mindeſten nur einen Augenblick feſt und höre.

436.

Ich ſpreche hier von einer merklichen (sensibel) Veränderung der Farbe:

437.

Merklich muß doch freylich etwas ſeyn, wenn man es bemerken ſoll.

438.

denn das Licht, das ich homogen nenne,

439.

Hier haben wir den Coſaken Hetmann wieder.

440.

iſt nicht abſolut homogen, und es könnte denn doch von ſeiner Heterogenität eine kleine Veränderung der Farbe entſpringen.

Iſt aber jene Heterogenität ſo klein, als ſie bey jenen Experimenten zur vierten Propoſition gemacht worden; ſo war dieſe Veränderung nicht merklich.

440.

Man gehe zu dem zurück was wir bey jenen Experimenten geſagt haben, wobey auch auf gegenwärtige Stelle Rückſicht genommen worden, und man wird ſich überzeugen, daß die ſogenannte Newtoniſche Heterogenität gar nicht vermindert werden kann, und daß alles nur Spiegelfechtereyen ſind was er zu ſeinen ſophiſtiſchen Zwecken vornimmt. Eben ſo ſchlecht iſt es mit der Homogenität beſtellt. Genug, alles was er erſt in ſeinen Propoſitionen abſolut ausſpricht, bedingt er nachher und flüchtet ſich entweder ins Unendliche oder ins Indiscernible; wie er denn gegenwärtig auch thut, indem er ſchließt:

441.

Deswegen bey Experimenten, wo die Sinne Richter ſind,

442.

Auch ein eigner Ausdruck. Die Sinne ſind keineswegs Richter, aber vortreffliche Zeugen, wenn ſie außen geſund ſind und von innen nicht beſtochen.

443.

jene allenfalls übrige Heterogenität für gar nichts gerechnet werden darf.

444.

Hier beißt ſich die Schlange wieder in den Schwanz, und wir erleben zum hundertſtenmal immer eben dieſelbe Verfahrungsart. Erſt ſind die Farben völlig unveränderlich, dann wird eine gewiſſe Veränderung doch merklich, dieſes Merkliche wird ſo lange gequält bis es ſich vermindert und wieder vermindert, aber doch den Sinnen nicht entzogen werden kann, und doch zuletzt für ganz und gar nichts erklärt. Ich möchte wohl wiſſen, wie es mit der Phyſik ausſähe, wenn man durch alle Capitel ſo verfahren wäre.

Sechſter Verſuch.

443.

Wie nun dieſe Farben durch Refraction nicht zu verändern ſind, ſo ſind ſie es auch nicht durch Reflexion. Denn alle weiße, graue, rothe, gelbe, grüne, blaue, violette Körper, als Papier, Aſche, Mennige, Auripigment, Indig, Bergblau, Gold, Silber, Kupfer, Gras, blaue Blumen, Veilchen, Waſſerblaſen mit verſchiedenen Farben gefärbt, Papageyen-Federn, die Tinctur der nephritiſchen Holzes u. dgl. erſchienen im rothen homogenen Lichte völlig roth, im blauen Licht völlig blau, im grünen Licht völlig grün, und ſo in den andern Farben.

446.

Wenn wir nicht von Newton gewohnt wären, daß

dasjenige was er angiebt, der Erfahrung geradezu widerſpricht; ſo würde es unbegreiflich ſeyn, wie er hier etwas völlig Unwahres behaupten kann. Der Verſuch iſt ſo einfach und läßt ſich ſo leicht anſtellen, daß die Falſchheit dieſer Angabe einem jeden leicht vor die Augen gebracht werden kann.

Eigentlich gehört dieſer Verſuch in das Capitel der ſcheinbaren Miſchung, wo wir ihn auch (S. 565. 566.) angeführt haben.

447.

Warum nimmt denn aber Newton zu ſeinem Zwecke farbige Pulver, Blumen, kleine Körper, die ſich nicht gut handhaben laſſen? da doch der Verſuch ſich ſehr viel bequemer, und demjenigen dem es ums Rechte zu thun iſt, ſehr viel deutlicher auf größern farbigen Flächen, z. B. auf farbigem Papier, am deutlichſten zeigt.

448.

Es verſteht ſich zuerſt, daß die weiße Fläche die ſämmtlichen Farben des Bildes am reinſten und mächtigſten zeigen wird. Das Graue zeigt ſie zwar auch rein, aber nicht ſo mächtig, und dieß immer weniger je mehr ſich das Graue dem Schwarzen nähert. Nimmt man aber farbige Flächen, ſo entſteht die ſcheinbare Miſchung, und die Farben des Spectrums erſcheinen entweder, in ſofern ſie mit der Farbe des

Papiers übereinkommen, mächtiger und ſchöner, oder, in ſofern ſie der Farbe des Papiers widerſprechen, unſcheinbarer und undeutlicher; in ſofern ſie aber ſich mit der Farbe des Papiers vermiſchen und eine dritte hervorbringen können, wird dieſe dritte Farbe wirklich hervorgebracht. Dieſes iſt das wahre und naturgemäße Verhältniß, von welchem ſich Jedermann überzeugen kann, der nur ein Prisma in die Sonne ſtellen und das Spectrum mit weißem, grauem oder farbigem Papier der Reihe nach auffangen will.

449.

Man bemerke nun, daß in dem nächſtfolgenden der Verfaſſer auf ſeine alte Manier das erſt ausgeſprochene wieder bedingt.

450.

In dem homogenen Lichte einer jeden Farbe erſcheinen alle körperlichen Farben völlig von jener einen Farbe, mit dem einzigen Unterſchied, daß einige derſelben das Licht ſtärker, andre ſchwächer zurückwarfen.

451.

Mit ſtark und ſchwach läßt ſich die Erſcheinung nur bey Weiß und Grau und Schwarz ausdrücken; bey allen farbigen Flächen aber muß, wie geſagt, auf die Miſchung geſehen werden, da ſich denn das ereignet was wir eben angezeigt haben.

Luzie.

Ich erinnere mich kaum daß ich einen hatte. Ich war jung da er uns verlies, eine Reise nach Amerika zu thun, und sein Schif ist untergegangen, hören wir.

Fernando.

Und sie scheinen so gleichgültig dabei!

Luzie.

Wie könnt' ich anders. Er hat mir wenig zu Liebs gethan, und ob ich's ihm gleich verzeihe, daß er uns verlassen hat; denn was geht dem Menschen über seine Freiheit; so mögt ich doch nicht meine Mutter seyn, die vor Kummer stirbt.

Fernando.

Und sie sind so ohne Hülfe, ohne Schuz?-

Luzie.

Was braucht's das? Unser Vermögen ist alle Tage kleiner worden, davor auch ich alle Tage größer: und mir ist's nicht bange meine Mutter zu ernähren.

452.

Und doch fand ich niemals einen Körper, der wenn er das homogene Licht zurückwarf, merklich dessen Farbe verändern konnte.

453.

Hier haben wir das Wort merklich schon wieder, und doch ist es wohl sehr merklich, wenn das gelbrothe Ende des Spectrums auf ein blaues oder violettes Papier geworfen wird, da denn sogleich mehr oder weniger die Purpurfarbe entsteht: und so mit allen übrigen Mischungen, wie sie uns bekannt sind. Doch haben wir noch zu bemerken, daß die Art wie Newton den Versuch mit Körpern oder körperlichen Gegenständen, mit Pulvern u. dgl. anstellt, etwas captioses im Hinterhalte hat; weil alsdann nicht von einer reinen Fläche, sondern aus Höhen und Tiefen, aus erleuchteten und beschatteten Stellen, das Licht zurück ins Auge kommt und der Versuch unsicher und unrein wird. Wir bestehen daher darauf, daß man ihn mit schönen farbigen, glatt auf Pappe gezogenen Papieren anstelle. Will man Taffent, Atlaß, feines Tuch zu dem Versuche nehmen, so wird er mehr oder weniger schön und deutlich ausfallen.

Daß nunmehr Newton abermals mit seinem ergo bibamus schließen werde, läßt sich erwarten: denn er setzt sehr glorios hinzu:

454.

Woraus denn klar ist, daß wenn das Sonnenlicht nur

aus Einer Art Strahlen beſtünde, nur Eine Farbe in der ganzen Welt ſeyn würde. Auch wird es nicht möglich ſeyn irgend eine neue Farbe durch Reflexionen und Refractionen hervorzubringen, und folglich hängt die Verſchiedenheit der Farben von der Zuſammenſetzung des Lichtes ab.

435.

Unſre Leſer welche einſehen, wie es mit den Prämiſſen ſteht, werden die Schlußfolge von ſelbſt würdigen können.

Definitionen.

436.

Das homogene Licht, die homogenen Strahlen, welche roth erſcheinen oder vielmehr die Gegenſtände ſo erſcheinen machen, nenne ich rubrifik oder rothmachend, diejenigen durch welche die Gegenſtände gelb, grün, blau, violett erſcheinen, nenne ich gelbmachend, grünmachend, blaumachend, violettmachend und ſo mit den übrigen. Denn, wenn ich manchmal von Licht und Strahlen rede, als wenn ſie gefärbt oder von Farben durchdrungen wären, ſo will ich dieſes nicht philoſophiſch und eigentlich geſagt haben; ſondern auf gemeine Weiſe, nach ſolchen Begriffen wie das gemeine Volk, wenn es dieſe Experimente ſähe, ſie ſich vorſtellen könnte. Denn, eigentlich zu reden, ſind die Strahlen nicht farbig, es iſt nichts darin als eine gewiſſe Kraft und Diſpoſition das Gefühl dieſer oder jener Farbe zu erregen: denn wie der Klang einer Glocke, einer Muſikſaite, eines andern klingenden Körpers nichts als

eine zitternde Bewegung iſt, und in der Luft nichts als dieſe Bewegung, die von dem Object fortgepflanzt wird, und im Senſorium das Gefühl dieſer Bewegung, unter der Form des Klanges; eben ſo ſind die Farben der Gegenſtände nur eine Dispoſition dieſe oder jene Art Strahlen häufiger als die übrigen zurückzuwerfen, in den Strahlen aber iſt nichts als ihre Dispoſitionen dieſe oder jene Bewegung bis zum Senſorium fortzupflanzen, und im Senſorium ſind es Empfindungen dieſer Bewegungen, unter der Form von Farben.

437.

Wie unter der Rubrik einer Definition dieſe wunderliche theoretiſche Stelle hier eingeſchaltet wird, einigermaßen begreiflich zu machen, iſt hier vor allen Dingen unſre Pflicht, weil wir allein dadurch zu einer beſſern Einſicht in die Stelle ſelbſt gelangen können. Die Geſchichte der Farbenlehre benachrichtigt uns, daß ſogleich als Newton mit ſeiner Erklärung des prismatiſchen Phänomens hervortrat, die Naturforſcher der damaligen Zeit, wohlbemerkend, daß nach dieſer Art ſich die Sache zu denken, die Farben körperlich in dem Lichte enthalten ſeyn mußten, ihm die damals ſehr in Gunſt ſtehende Theorie der Schwingungen entgegen ſetzten und behaupteten, daß die Farben bequemer und beſſer auf dieſem Wege erklärt oder gedacht werden könnten. Newton erwiederte, daß es ganz gleichgültig ſey, was man für eine höhere Theorie zu Erklärung dieſer Phänomene anwenden wolle; ihm ſey es nur um die Thatſache zu thun, daß dieſe farbebringenden Eigenſchaften des Lichtes durch Refraction manifeſtirt würden, und ſich eben auch ſo durch Reflexion, Ju-

flexion u. ſ. w. manifeſtirten. Dieſe Schwingungslehre, dieſe Vergleichung der Farbe mit dem Ton, ward durch Malebranche abermals begünſtigt und man war alſo auch in Frankreich geneigt dazu. Gegenwärtige Definition oder Declaration ſteht alſo hier, um jene theoretiſche Differenz aufzuheben und zu neutraliſiren, das Atomiſtiſche der Newtoniſchen Vorſtellungsart mit der dynamiſchen ſeiner Gegner zu amalgamiren, dergeſtalt daß es wirklich ausſehe, als ſey zwiſchen beyden Lehren kein Unterſchied. Der Leſer commentire ſich die Stelle ſelbſt und bemerke das Zuſammenkneten dynamiſcher und atomiſtiſcher Ausdrücke.

458.

In dieſer unſerer Erläuterung liegt die Antwort für diejenigen welche die Frage aufwerfen, wie ſich die Newtoniſche Farbenlehre noch habe allgemein erhalten können, da ſpäterhin Euler die Schwingungslehre wieder angeregt und in Gunſt gebracht. Man ließ ſich nämlich gefallen, daß die verſchiedenen Schwingungsmöglichkeiten, die im Lichte ſich heimlich befinden, durch Refraction und andere äußere Beſtimmungen zur Erſcheinung gebracht würden; wodurch man denn auch nicht weiter kam, wie Newton ſelbſt bey Gelegenheit ſeiner Controvers und in der oben angeführten Stelle anmerkt und behauptet.

459.

Dieſer Verhältniſſe aber hier zu erwähnen, hat

Newton noch einen beſondern Anlaß. Er bereitet ſich vor, das Verhältniß der Farben ſeines Spectrums zu meſſen, und dieſe Verhältniſſe mit denen des Tons zu vergleichen; wobey ihm denn jene Schwingungslehre zur Einleitung dient.

Dritte Propoſition. Erſtes Problem.

Die Refrangibilität der verſchiedenen Arten des homogenen Lichts, wie ſie den verſchiedenen Arten Farben entſpricht, zu beſtimmen.

Siebenter Verſuch.

460.

Der Verfaſſer, welcher wohl gefühlt haben mag, daß ſeine Farbenlehre ſich im phyſikaliſchen Kreiſe völlig iſolire, daß ſeine Erklärung der Phänomene mit der Erklärung andrer Naturerſcheinungen ſich nicht wohl verbinden laſſe, geht nun darauf aus, die Maßverhältniſſe ſeines Spectrums an die Tonverhältniſſe anzuſchließen und durch dieſe Verbindung ſeiner Meynung einigen Rückenhalt zu verſchaffen.

461.

Ganz vergeblicherweise knüpft er daher gegenwärtigen Versuch an den fünften des ersten Theils und an dasjenige was bey Gelegenheit der vierten Proposition gesagt worden: denn eigentlich nimmt er sein gewöhnlich Spectrum, läßt es aufs Papier fallen, auf welchem der Umriß gezeichnet ist, und zieht alsdann an der Gränze jeder Farbe Querlinien, um den Raum den eine jede einnimmt, und die Verhältnisse der Distanzen von einander zu messen.

462.

Nachdem er also im Vorhergehenden viele Zeit und Papier verdorben, um gegen die Natur zu beweisen, daß das Spectrum aus unendlichen in einander greifenden Farben-Cirkeln bestehe; so lassen sich nun auf einmal Querlinien ziehen durch die Gränzen, wo eine die andere berührt, eine von der andern zu unterscheiden ist.

463.

Wie nun bey dem Verfasser Wahrheit und Irrthum innig mit einander verbunden sind, weswegen sein Amalgama sich um so schwerer beurtheilen läßt; so tritt auch hier das Wahre, daß die Farben im perpendikularen Spectrum sich ziemlich mit horizontalen Strichen bezeichnen lassen, zum erstenmal auf; allein der Irrthum, daß diese Farben unter sich ein feststehendes Maßverhältniß haben, wird zugleich mit eingeführt

und gewinnt durch Messungen und Berechnungen ein ernsthaftes und sichres Ansehen.

464.

Wie es sich mit diesen beyden Puncten verhalte, ist unsern Lesern schon genugsam bekannt. Wollen sie sichs kürzlich wiederholen, so dürfen sie nur nochmals unsre fünfte Tafel vor sich nehmen. Wir haben auf derselben das verrückte helle Bild viereckt angenommen, wobey man am deutlichsten sehen kann, wie es sich mit der Sache verhält. Die Farben der gezeichneten Durchschnitte erscheinen zwischen horizontalen parallelen Linien. Erst sind sie durch das Weiße getrennt, dann tritt das Gelbe und Blaue über einander, so daß ein Grünes erscheint. Dieses nimmt endlich überhand, denn das Gelbe und Blaue verliert sich in demselben. Man sieht deutlich, indem man diese Tafel betrachtet, daß jeder Durchschnitt, den man durch die fortschreitende Erscheinung macht, anders ausfällt, und daß nur derjenige, über den ein punctirtes Oval gezeichnet ist, mit dem Newtonischen Spectrum allenfalls übereinkommt. Eben so verhält es sich mit dem verrückten dunklen Bilde auf der sechsten Tafel, wodurch die Sache vollkommen ins Klare gesetzt wird.

465.

Uns scheint sie so außer allem Streit, daß wir die Messungen und die darauf gegründeten Zahlen und Berechnungen ohne weiteres übergehen, um somehr

als man dieſes Scheingebäude bey dem Autor ſelbſt beliebig nachſehen kann; behaupten aber ausdrücklich, daß dieſe hier ausgegrübelten Terzen, Quarten, Quinten bloß imaginär ſeyen, und daß ſich von dieſer Seite keine Vergleichung der Farbe und des Tons denken laſſe.

Achter Verſuch.

466.

Wie nun in dem vorigen Verſuche das durchs Glasprisma hervorgebrachte Spectrum angeblich gemeſſen und ſeine Verhältniſſe fälſchlich berechnet worden, ſo geht der Verfaſſer auf Verbindung mehrerer Mittel über, um die verſchiedene Farbenerſcheinung, nach dem einmal gefundenen Geſetz, zu beſtimmen.

467.

Zu dieſem Zwecke nimmt er ein Waſſerprisma mit unterwärts gekehrtem brechenden Winkel, ſetzt in daſſelbe ein Glasprisma, den brechenden Winkel oberwärts gekehrt, und läßt alsdann das Sonnenlicht durchfallen. Nun verſucht er ſo lange bis er ein Glasprisma findet, das bey geringerem Winkel als das Waſſerprisma, durch ſtärkere Refraction die Refraction des Waſſerprisma's aufhebt, dergeſtalt daß die einfallenden und aus-

fallenden Strahlen mit einander parallel werden; da denn auch, nach aufgehobener Brechung, die Farbenerscheinung verschwunden seyn soll.

468.

Wir übersetzen und bestreiten dieses Experiment nicht, indem dessen Unstatthaftigkeit von Jedermann anerkannt ist: denn daß Newton hier einen wichtigen Umstand übersehen, mußte sogleich in die Augen fallen, als die Achromasie bey fortdauernder Refraction, oder umgekehrt die Chromasie bey aufgehobener Refraction, entdeckt war.

469.

Indessen war es sehr verzeihlich, daß Newton hier nicht genau nachspürte. Denn da er den Grund der Farbenerscheinung in die Refraction selbst legte, da er die Brechbarkeit, die verschiedene Brechbarkeit ausgesprochen und festgesetzt hatte; so war nichts natürlicher als daß er die Wirkung der Ursache gleich setzte, daß er glaubte und behauptete, ein Mittel das mehr breche, müsse auch die Farben stärker hervorbringen, und indem es die Brechung eines andern aufhebe, auch zugleich die Farbenerscheinung wegnehmen. Denn indem die Brechbarkeit aus der Brechung entspringt, so muß sie ja mit ihr gleichen Schritt halten.

470.

Man hat sich verwundert, daß ein so genauer

Experimentator, wofür man Newton bisher gehalten, daß ein so vortrefflicher Beobachter ein solches Experiment anstellen und den Hauptumstand dabey übersehen konnte. Aber Newton hat nicht leicht einen Versuch angestellt, als insofern er seiner Meynung günstig war; wenigstens beharrt er nur auf solchen, welche seiner Hypothese schmeicheln. Und wie sollte er eine diverse Refrangibilität, die von der Refraction selbst wieder divers wäre, auch nur ahnden? In der Geschichte der Farbenlehre werden wir die Sache weiter auseinander setzen, wenn von Dollonds Erfindung die Rede seyn wird, da wir in unserm Entwurf das Naturverhältniß deutlich gemacht haben (682—687.).

471.

Eigentlich war die Newtonische Lehre auf der Stelle todt, sobald die Achromasie entdeckt war. Geistreiche Männer, z. B. unser Klügel, empfanden es, drückten sich aber unentschieden darüber aus. Der Schule hingegen, welche sich schon lange gewöhnt hatte, an dieser Lehre zu leimen, zu flicken und zu verkleistern, fehlte es nicht an Wundärzten welche den Leichnam balsamirten, damit er auf ägyptische Weise, auch nach seinem Tode, bey physischen Gelagen präsidiren möge.

472.

Man brauchte neben der verschiedenen Brechbarkeit auch noch den Ausdruck einer verschiedenen Zerstreu-

Fernando.

Mich erſtaunt ihr Muth!

Luzie.

O, mein Herr, der giebt ſich. Wenn man ſo oft unterzugehen fürchtet, und ſich immer wieder gerettet ſieht, das giebt ein Zutrauen!

Fernando.

Davon ſie ihrer lieben Mutter nichts mittheilen können?

Luzie.

Leider iſt ſie, die verliehrt; nicht ich. Ich dank's meinem Vater daß er mich auf die Welt geſezt hat, denn ich lebe gern und vergnügt; aber ſie — die alle Hofnung des Lebens auf ihn geſezt, ihm den Flohr ihrer Jugend aufgeopfert hatte, und nun verlaſſen, auf einmal verlaſſen — — das muß was entſezliches ſeyn, ſich verlaſſen zu fühlen! — Ich habe noch nichts verlohren, ich kann nichts davon reden. — Sie ſcheinen nachdenkend!

Fer-

barkeit, indem man das unbeſtimmte, ſchon von Grimaldi, Rizzetti, Newton ſelbſt und andern gebrauchte Wort Zerſtreuen hier in einem ganz eigenen Sinne anwendete, und, ſo ungeſchickt es auch war, der neu bekannt gewordenen Erſcheinung anpaßte, ihm ein groſſes Gewicht gab, und eine Lehre durch Redensarten rettete, die eigentlich nur aus Redensarten beſtand.

473.

Uebergehen wir nun die bey dieſer Gelegenheit vorgebrachten Meſſungen und Berechnungen, welche ſchon von der phyſiſchen und mathematiſchen Welt für falſch erklärt worden, ſo überſetzen und beleuchten wir doch die Schlußrede, welche den Uebergang zu neuen Kunſtſtücken macht, durch die wir nicht ins Licht, ſondern hinter das Licht geführt werden ſollen. Denn alſo ſpricht der Verfaſſer:

474.

Nimmt man nun dieſe Theoreme in die Optik auf,

475.

Es iſt ſehr wunderbar, daß er dieſe Empfehlung gerade an einer Stelle anbringt, welche nun ſchon durchaus für falſch anerkannt iſt.

476.

ſo hätte man Stoff genug, dieſe Wiſſenſchaft weitläuftig (voluminously) nach einer neuen Manier zu behandeln, nicht

allein bey dem Vortrag alles deſſen was zur Vollkommenheit des Sehens beyträgt, ſondern auch indem man mathematiſch alle Arten der Farbenphänomene, welche durch Refraction entſtehen können, beſtimmte.

477.

Daß man aber eben dieſes auf Newtons Weiſe, nach Anleitung des letzten Experiments that, dadurch iſt die Verbeſſerung der dioptriſchen Fernröhre, und die wahre Einſicht in die Natur der Farbe überhaupt, beſonders aber der Farbe in ſofern ſie durch Refraction entſteht, auf lange Zeit unmöglich gemacht worden.

Nun folgt ein ganz leiſer Uebergang zu dem was wir uns zunächſt ſollen gefallen laſſen.

478.

Denn hiezu iſt nichts weiter nöthig, als daß man die Abſonderung der heterogenen Strahlen finde,

479.

Welche wunderlichen Anſtalten er hierzu gemacht, wie wenig er damit zu Stande gekommen, iſt von uns genau und weitläuftig ausgeführt. Aber man merke wohl was noch weiter nöthig iſt.

480.

und ihre verſchiedenen Miſchungen und Proportionen in jeder Miſchung.

481.

Alſo erſt ſoll man ſie abſondern und dann wieder miſchen, ihre Proportion in der Abſonderung, ihre Proportion in der Miſchung finden. Und was hat man denn davon? Was aber der Autor darunter hat, wird ſich bald zeigen, indem er uns mit den Miſchungen in die Enge treiben will. Indeſſen fährt er fort goldne Berge zu verſprechen.

482.

Auf dieſem Wege zu denken und zu ſchlieſſen (way of arguing) habe ich die meiſten Phänomene, die in dieſem Buche beſchrieben ſind, erfunden,

483.

Ja wohl hat er ſie erfunden, oder ſie vielmehr ſeinem Argutiren angepaßt.

484.

und andre mehr, die weniger zu der gegenwärtigen Abhandlung gehören. Und ich kann bey den Fortſchritten, die ich in den Verſuchen gemacht habe, wohl verſprechen, daß derjenige der recht denken und folgern und alles mit guten Gläſern und hinreichender Vorſicht unternehmen wird, des erwarteten Erfolgs nicht ermangeln ſoll.

485.

Der erwartete Erfolg wird nur der ſeyn, wie er es denn auch geweſen iſt, daß eine Hypotheſe ins

mer mehr ausgeputzt wird und die vorgefaßte Meynung im Sinn immer mehr erstarrt.

486.

Aber man muß zuerst erkennen, was für Farben von andern, die man in bestimmter Proportion vermischt, entstehen können.

487.

Und so hätte uns der Verfasser ganz leise wieder an eine Schwelle hingeführt, über die er uns in eine neue Concameration seines Wahnes höflicherweise hineinnöthigt.

Vierte Propoſition. Drittes Theorem.

Man kann Farben durch Zuſammenſetzung hervorbringen, welche den Farben des homogenen Lichts gleich ſind, dem Anſehn der Farben nach, aber keineswegs was ihre Unveränderlichkeit und die Conſtitution des Lichtes betrifft. Und jemehr man dieſe Farben zuſammenſetzt, deſtoweniger ſatt und ſtark werden ſie, ja ſie können, wenn man ſie allzu ſehr zuſammenſetzt, ſo diluirt und geſchwächt werden, daß ſie verſchwinden und ſich in Weiß oder Grau verwandeln. Auch laſſen ſich Farben durch Zuſammenſetzung hervorbringen, welche nicht vollkommen den Farben des homogenen Lichtes gleich ſind.

458.

Was dieſe Propoſition hier bedeuten ſolle, wie ſie mit dem Vorhergehenden eigentlich zuſammenhange und was ſie für die Folge beabſichtige, müſſen wir vor allen Dingen unſern Leſern deutlich zu machen ſuchen. Die falſche Anſicht des Spectrums, daß es urſprünglich aus einer ſtätigen Farbenreihe beſtehe, hatte Newton in dem Vorhergehenden noch mehr befeſtigt, indem er darin eine der Tonleiter ähnliche Scale gefunden haben wollte.

489.

Nun wiſſen wir aber, daß man, um der Erſcheinung auf den Grund zu kommen, zugleich ein verrücktes helles und ein verrücktes dunkles Bild betrachten muß. Da finden ſich nun zwey Farben, die man für einfach anſprechen kann, Gelb und Blau, zwey geſteigerte, Gelbroth und Blauroth, und zwey gemiſchte, Grün und Purpur. Auf dieſe Unterſchiede hatte Newton keine Acht, ſondern betrachtete nur die bey ſtarker Verrückung eines hellen Bildes vorkommenden Farben, unterſchied, zählte ſie, nahm ihrer fünf oder ſieben an, ja ließ deren, weil in einer ſtätigen Reihe ſich unendliche Einſchnitte machen laſſen, unzählige gelten; und dieſe alle ſollten nun, ſo viel ihrer auch ſeyn möchten, primitive, primäre, in dem Licht für ſich befindliche Urfarben ſeyn.

490.

Bey genauerer Betrachtung mußte er jedoch finden, daß manche von dieſen einfachen Urfarben gerade ſo ausſahen wie andere, die man durch Miſchung hervorbringen konnte. Wie nun aber das Gemiſchte dem Urſprünglichen, und das Urſprüngliche dem Gemiſchten ähnlich, ja gleich ſeyn könne, dieß wäre freylich in einem naturgemäßen Vortrag ſchwer genug darzuſtellen geweſen; in der Newtoniſchen Behandlung wird es jedoch möglich, und wir wollen, ohne uns weiter im Allgemeinen aufzuhalten, gleich zu dem Vortrag des Verfaſſers übergehen, und in kurzen Anmerkungen, wie

bisher, unsere Leser aufmerksam machen, worauf es denn eigentlich mit diesem Mischen und Wiedermischen am Ende hinausgeht.

491.

Denn eine Mischung von homogenem Roth und Gelb bringt ein Orange hervor, gleich an Farbe dem Orange das in der Reihe von ungemischten prismatischen Farben zwischeninne liegt, aber das Licht des einen Orange ist homogen, die Refrangibilität betreffend; das andere aber ist heterogen: denn die Farbe des ersten, wenn man sie durch ein Prisma ansieht, bleibt unverändert, die von dem zweyten wird verändert und in die Farben zerlegt die es zusammensetzen, nämlich Roth und Gelb.

492.

Da uns der Verfasser mit so verschiedenen umständlichen Versuchen gequält hat, warum giebt er nicht auch hier den Versuch genau an? Warum bezieht er sich nicht auf einen der vorigen, an den man sich halten könnte? Wahrscheinlicherweise ist er denjenigen ähnlich, die wir oben (154 und 153) mit eingeführt haben, wo ein Paar prismatische Bilder, entweder im Ganzen oder theilweise, objectiv über einander geworfen und dann, durch ein Prisma angesehen, subjectiv auseinander gerückt werden. Newton's Intention hierbey ist aber keine andere, als eine Ausflucht sich zu bereiten, damit, wenn bey abermaliger Verrückung seiner homogenen Farbenbilder sich neue Farben zeigen, er sagen könne, jene seyen eben nicht homogen gewe-

ſen; da denn freylich Niemand Einem der auf dieſe Weiſe lehrt und disputirt, etwas anhaben kann.

493.

Auf dieſelbe Weiſe können andere benachbarte homogene Farben neue Farben hervorbringen, den homogenen gleich, welche zwiſchen ihnen liegen, z. B. Gelb und Grün.

494.

Man bemerke, wie liſtig der Verfaſſer auftritt. Er nimmt hier ſein homogenes Grün, da doch Grün als eine zuſammengeſetzte Farbe durchaus anerkannt iſt.

495.

Gelb und Grün alſo bringen die Farbe hervor, die zwiſchen ihnen beyden liegt.

496.

Das heißt alſo ungefähr ein Paragrygrün, das nach der Natur und in unſerer Sprache durch mehr Gelb und weniger Blau hervorgebracht wird. Aber man gebe nur weiter Acht.

497.

Und nachher wenn man Blau dazu thut, ſo wird es ein Grün werden, von der mittlern Farbe der drey, woraus es zuſammengeſetzt iſt.

498.

Erſt macht er alſo Grün zur einfachen Farbe und erkennt das Gelb und Blau nicht an, woraus es zuſammengeſetzt iſt; dann giebt er ihm ein Uebergewicht von Gelb, und dieſes Uebergewicht von Gelb nimmt er durch eine Beymiſchung von Blau wieder weg, oder vielmehr er verdoppelt nur ſein erſtes Grün, indem er noch eine Portion neues Grün hinzubringt. Er weiß aber die Sache ganz anders auszulegen.

499.

Denn das Gelbe und Blaue an jeder Seite, wenn ſie in gleicher Menge ſind, ziehen das mittlere Grün auf gleiche Weiſe zu ſich und halten es wie es war, im Gleichgewicht, ſo daß es nicht mehr gegen das Gelbe auf der einen, noch gegen das Blaue an der andern ſich neigt, ſondern durch ihre gemiſchten Wirkungen als eine Mittelfarbe erſcheint.

500.

Wie viel kürzer wär' er davon gekommen, wenn er der Natur die Ehre erzeigt und das Phänomen, wie es iſt, ausgeſprochen hätte, daß nämlich das prismatiſche Blau und Gelb, die erſt im Spectrum getrennt ſind, ſich in der Folge verbinden und ein Grün machen, und daß im Spectrum an kein einfaches Grün zu denken ſey. Was hilft es aber! Ihm und ſeiner Schule ſind Worte lieber als die Sache.

501.

Zu dieſem gemiſchten Grün kann man noch etwas Roth

und Violett hinzuthun, und das Grüne wird nicht gleich verſchwinden, ſondern nur weniger voll und lebhaft werden. Thut man noch mehr Roth und Violett hinzu, ſo wird es immer mehr und mehr verdünnt, bis durch das Uebergewicht von hinzugethanen Farben es überwältigt und in Weiß oder in irgend eine andre Farbe verwandelt wird.

502.

Hier tritt wieder das Hauptübel der Newtoniſchen Lehre herein, daß ſie das ἀκυρὸν der Farbe verkennt, und immer glaubt mit Lichtern zu thun zu haben. Es ſind aber keinesweges Lichter, ſondern Halblichter, Halbſchatten, welche durch gewiſſe Bedingungen als verſchiedenfarbig erſcheinen. Bringt man nun dieſe verſchiedenen Halblichter, dieſe Halbſchatten übereinander, ſo werden ſie zwar nach und nach ihre Specification aufgeben, ſie werden aufhören, Blau, Gelb oder Roth zu ſeyn; aber ſie werden keinesweges dadurch diluirt. Der Fleck des weißen Papiers auf den man ſie wirft, wird dadurch dunkler; es entſteht ein Halblicht, ein Halbſchatten aus ſoviel andern Halblichtern, Halbſchatten zuſammengeſetzt.

503.

So wird, wenn man zu der Farbe von irgend einem homogenen Lichte das weiße Sonnenlicht, das aus allen Arten Strahlen zuſammengeſetzt iſt, hinzuthut, dieſe Farbe nicht verſchwinden, oder ihre Art verändern, aber immer mehr und mehr verdünnt werden.

Fernando.

Ja, meine Liebe, wer lebt, verliert; (aufstehend) aber er gewinnt auch. Und so erhalt ihnen Gott ihren Muth! (Er nimmt ihre Hand.) Sie haben mich erstaunen machen. O, mein Kind, wie glüklich! — — Ich bin auch in der Welt, gar viel, gar oft von meinen Hofnungen — Freuden — Es ist doch immer — Und —

Luzie.

Wie meinen sie?

Fernando.

Alles Gute! die besten, wärmsten Wünsche für ihr Glük!

(küßt ihr die Hand und ab:)

Luzie.

Das ist ein wunderbarer Mensch! er scheint aber gut zu seyn.

504.

Man laſſe das Spectrum auf eine weiße Tafel fallen, die im Sonnenlicht ſteht, und es wird bleich ausſehen, wie ein anderer Schatten auch, auf welchen das Sonnenlicht wirkt ohne ihn ganz aufzuheben.

505.

Zuletzt wenn man Roth und Violett miſcht, ſo werden nach verſchiedenen Proportionen verſchiedene Purpurfarben zum Vorſchein kommen, und zwar ſolche, die keiner Farbe irgend eines homogenen Lichtes gleichen.

506.

Hier tritt denn endlich der Purpur hervor, das eigentliche wahre reine Roth, das ſich weder zum Gelben noch zum Blauen hinneigt. Dieſe vornehmſte Farbe, deren Entſtehung wir im Entwurf, in phyſiologiſchen, phyſiſchen und chemiſchen Fällen, hinreichend nachgewieſen haben, fehlt dem Newton, wie er ſelbſt geſteht, in ſeinem Spectrum ganz, und das bloß deswegen, weil er nur das Spectrum eines verrückten hellen Bildes zum Grunde ſeiner Betrachtung legt, und das Spectrum eines verrückten dunklen Bildes nicht zugleich aufführt, nicht mit dem erſten paralleliſirt. Denn wie bey Verrückung des hellen Bildes endlich in der Mitte Gelb und Blau zuſammenkommen und Grün bilden, ſo kommen bey Verrückung des dunklen Bildes endlich Gelbroth und Blaureth zuſammen. Denn das was Newton am einen Ende ſeiner

Farbenſcale Roth nennt, iſt eigentlich nur Gelbroth, und er hat alſo unter ſeinen primitiven Farben nicht einmal ein vollkommenes Roth. Aber ſo muß es allen ergehen, die von der Natur abweichen, welche das Hinterſte zu vörderſt ſtellen, das Abgeleitete zum Urſprünglichen erheben, das Urſprüngliche zum Abgeleiteten erniedrigen, das Zuſammengeſetzte einfach, das Einfache zuſammengeſetzt nennen. Alles muß bey ihnen verkehrt werden, weil das erſte verkehrt war; und doch finden ſich Geiſter vorzüglicher Art, die ſich auch am Verkehrten erfreuen.

507.

Und aus dieſen Purpurfarben, wenn man Gelb und Blau hinzumiſcht, können wieder andre neue Farben erzeugt werden.

508.

Und ſo hätte er denn ſein Miſchen und Mengen auf die confuſeſte Weiſe zu Stande gebracht; worauf es aber eigentlich angeſehn iſt, zeigt ſich im folgenden.

Durch dieſe Miſchung der Farben ſucht er ihre ſpecifiſche Wirkung endlich zu neutraliſiren, und möchte gar zu gern aus ihnen Weiß hervorbringen; welches ihm zwar in der Erfahrung nicht geräth, ob er gleich mit Worten immer verſichert, daß es möglich und thunlich ſey.

Fünfte Propoſition. Viertes Theorem.

Das Weiße und alle graue Farben, zwiſchen Weiß und Schwarz, können aus Farben zuſammengeſetzt werden, und die Weiße des Sonnenlichts iſt zuſammengeſetzt aus allen Urfarben (primary) in gehörigem Verhältniß vereinigt.

509.

Wie es ſich mit dem erſten verhalte, haben wir in den Capiteln der realen und ſcheinbaren Miſchung genugſam dargelegt; und die zweyte Hälfte der Propoſition wiſſen unſre Leſer auch zu ſchätzen. Wir wollen jedoch ſehen, wie er das Vorgebrachte zu beweiſen gedenkt.

Neunter Verſuch.

510.

Die Sonne ſchien in eine dunkle Kammer durch eine kleine runde Oeffnung in dem Fenſterladen, und warf das gefärbte Bild auf die entgegengeſetzte Wand. Ich hielt ein weißes Papier an die Seite, auf die Art, daß es durch das vom Bild zurückgeworfene Licht erleuchtet wurde, ohne einen Theil des Lichtes auf ſeinem Wege vom Prisma zum Spectrum aufzufangen; und ich fand, wenn man das Papier

näher zu einer Farbe als zu den übrigen hielt, ſo erſchien es von dieſer Farbe; wenn es aber gleich oder faſt gleich von allen Farben entfernt war, ſo daß alle es erleuchteten, erſchien es weiß.

511.

Man bedenke was bey dieſer Operation vorgeht. Es iſt nämlich eine unvollkommene Reflexion eines farbigen halbhellen Bildes, welche jedoch nach den Geſetzen der ſcheinbaren Mittheilung geſchieht. (E. 388 — 392.) Wir wollen aber den Verfaſſer ausreden laſſen, um alsdann das wahre Verhältniß im Zuſammenhang vorzubringen.

512.

Wenn nun bey dieſer letzten Lage des Papiers einige Farben aufgefangen wurden, verlor daſſelbe ſeine weiße Farbe und erſchien in der Farbe des übrigen Lichtes das nicht aufgefangen war. Auf dieſe Weiſe konnte man das Papier mit Lichtern von verſchiedenen Farben erleuchten; namentlich mit Roth, Gelb, Grün, Blau und Violett, und jeder Theil des Lichts behielt ſeine eigene Farbe bis er aufs Papier fiel und von da zum Auge zurückgeworfen wurde, ſo daß er, wenn entweder die Farbe allein war, und das übrige Licht aufgefangen, oder wenn ſie prädominirte, dem Papier ſeine eigene Farbe gab; war ſie aber vermiſcht mit den übrigen Farben in gehörigem Verhältniß, ſo erſchien das Papier weiß, und brachte alſo dieſe Farbe in Zuſammenſetzung mit den übrigen hervor. Die verſchiedenen Theile des farbigen Lichtes, welche das Spectrum reflectirt, indem ſie von daher durch die Luft fortgepflanzt werden, behalten beſtändig ihre eigenen Farben: denn wie ſie auch auf die Augen des Zuſchauers fallen, ſo

erſcheinen die verſchiedenen Theile des Spectrums unter ihren eigenen Farben. Auf gleiche Weiſe behalten ſie auch ihre eigenen Farben, wenn ſie auf das Papier fallen; aber dort machen ſie durch Verwirrung und vollkommene Miſchung aller Farben die Weiße des Lichts, welche von dorther zurückgewieſen wird.

513.

Die ganze Erſcheinung iſt, wie geſagt, nichts als eine unvollkommene Reflexion. Denn erſtlich bedenke man, daß das Spectrum ſelbſt ein dunkles aus lauter Schattenlichtern zuſammengeſetztes Bild ſey. Man bringe ihm nah an die Seite eine zwar weiße aber doch rauhe Oberfläche, wie das Papier iſt, ſo wird jede Farbe des Spectrums von derſelben obgleich nur ſchwach reflectiren, und der aufmerkſame Beobachter wird die Farben noch recht gut unterſcheiden können. Weil aber das Papier auf jedem ſeiner Puncte von allen Farben zugleich erleuchtet iſt, ſo neutraliſiren ſie ſich gewiſſermaßen einander und es entſteht ein Dämmerſchein, dem man keine eigentliche Farbe zuſchreiben kann. Die Hellung dieſes Dämmerſcheins verhält ſich wie die Dämmerung des Spectrums ſelbſt, keineswegs aber wie die Hellung des weißen Lichtes, ehe es Farben annahm und ſich damit überzog. Und dieſes iſt immer die Hauptſache welcher Newton ausweicht. Denn man kann freylich aus ſehr hellen Farben, auch wenn ſie körperlich ſind, ein Grau zuſammenſetzen, das ſich aber, von weißer Kreide z. B., ſchon genugſam unterſcheidet. Alles dieß iſt in der Natur ſo eins

fach und ſo kurz, und nur durch dieſe falſchen Theorieen und Sophiſtereyen hat man die Sache ins Weite, ja ins Unendliche geſpielt.

514.

Will man dieſen Verſuch mit farbigen Papieren, auf die man das Sonnenlicht gewaltig fallen und von da auf eine im Dunklen ſtehende Fläche reflectiren läßt, anſtellen, in dem Sinne wie unſere Capitel von ſcheinbarer Miſchung und Mittheilung der Sache erwähnen; ſo wird man ſich noch mehr von dem wahren Verhältniß der Sache überzeugen, daß nämlich durch Verbindung aller Farben ihre Specification zwar aufgehoben, aber das was ſie alle gemein haben, das σκυγρόν, nicht beſeitigt werden kann.

515.

In den drey folgenden Experimenten bringt Newton wieder neue Kunſtſtückchen und Boſſeleyen hervor, ohne das wahre Verhältniß ſeines Apparats und der dadurch erzwungenen Erſcheinung anzugeben. Nach gewohnter Weiſe ordnet er die drey Experimente falſch, indem er das complicirteſte voranſetzt, ein anderes das dieſer Stelle gewiſſermaßen fremd iſt, folgen läßt, und das einfachſte zuletzt bringt. Wir werden daher, um uns und unſern Leſern die Sache zu erleichtern, die Ordnung umkehren, und wenden uns deshalb ſogleich zum

Zwölften Verſuch.

516.

Das Licht der Sonne gehe durch ein großes Prisma durch, falle ſodann auf eine weiße Tafel und bilde dort einen weißen Raum.

517.

Newton operirt alſo hier wieder in dem zwar refrangirten aber doch noch ungefärbten Lichte.

518.

Gleich hinter das Prisma ſetze man einen Kamm.

519.

Man gebe doch Acht, auf welche rohe Weiſe Newton ſein weißes Licht zuſammenkrämpeln und fixiren will.

520.

Die Breite der Zähne ſey gleich ihren Zwiſchenräumen, und die ſieben Zähne

521.

Doch als wenn für jeden Hauptlichtſtrahl einer präparirt wäre.

522.

nehmen mit ihren Intervallen die Breite eines Zolles ein. Wenn nun das Papier zwey oder drey Zoll von dem Kamm entfernt ſtand, ſo zeichnete das Licht, das durch die verſchiedenen Zwiſchenräume hindurchging, verſchiedene Reihen Farben,

523.

Warum ſagt er nicht die prismatiſchen Farben reihen?

524.

die parallel unter ſich waren und ohne eine Spur von Weiß.

523.

Und dieſe Erſcheinung kam doch wohl bloß daher, weil jeder Zahn zwey Ränder machte, und das gebrochene ungefärbte Licht ſogleich an dieſen Gränzen, durch dieſe Gränzen zur Farbe beſtimmt wurde: welches Newton in der erſten Propoſition dieſes Buchs ſo entſchieden läugnete. Das iſt eben das Unerhörte bey dieſem Vortrag, daß erſt die wahren Verhältniſſe und Erſcheinungen abgelängnet werden, und daß, wenn ſie zu irgend einem Zwecke brauchbar ſind, man ſie ohne weiteres hereinführt, als wäre gar nichts geſchehen noch geſagt worden.

526.

Dieſe Farbenſtreifen, wenn der Kamm auf und abwärts bewegt ward, ſtiegen auf und abwärts.

527.

Keinesweges dieſelben Farbenſtreifen; ſondern wie der Kamm ſich bewegte, entſtunden an ſeinen Gränzen immer neue Farbenerſcheinungen, und es waren ewig werdende Bilder.

528.

Wenn aber die Bewegung des Kamms ſo ſchnell war, daß man die Farben nicht von einander unterſcheiden konnte, ſo erſchien das ganze Papier durch ihre Verwirrung und Miſchung dem Sinne weiß.

529.

So kardetſcht unſer gewandter Naturforſcher ſeine homogenen Lichter dergeſtalt durcheinander, daß ſie ihm abermals ein Weiß hervorbringen, welches wir aber auch nothwendig verkümmern müſſen. Wir haben zu dieſem Verſuche einen Apparat erſonnen, der ſeine Verhältniſſe ſehr gut an den Tag legt. Die Vorrichtung einen Kamm auf und abwärts ſehr ſchnell zu bewegen, iſt unbequem und umſtändlich. Wir bedienen uns daher eines Rades mit zarten Speichen, das an die Walze unſers Schwungrades befeſtigt werden kann. Dieſes Rad ſtellen wir zwiſchen das erleuchtete große Prisma und die weiße Tafel. Wir ſetzen es langſam

in Bewegung, und wie eine Speiche vor dem weiſſen Raum des refrangirten Bildes vorbeygeht, ſo bildet ſie dort einen farbigen Stab in der bekannten Folge: Blau, Purpur und Gelb. Wie eine andre Speiche eintritt, ſo entſtehen abermals dieſe farbigen Erſcheinungen, die ſich geſchwinder folgen, wenn man das Rad ſchneller herumdreht. Giebt man nun dem Rade den völligen Umſchwung, ſo daß der Beobachtende wegen der Schnelligkeit die Speichen nicht mehr unterſcheiden kann, ſondern daß eine runde Scheibe dem Auge erſcheint; ſo tritt der ſchöne Fall ein, daß einmal das aus dem Prisma hervorkommende weiße, an ſeinen Gränzen gefärbte Bild auf jener Scheibe völlig deutlich erſcheint, und zugleich, weil dieſe ſcheinbare Scheibe doch noch immer als halbdurchſichtig angeſehen werden kann, auf der hinteren weißen Pappe ſich abbildet. Es iſt dieſes ein Verſuch, der ſogleich das wahre Verhältniß vor Augen bringt, und welchen Jedermann mit Vergnügen anſehn wird. Denn hier iſt nicht von Krämpeln, Filzen und Kardetſchen fertiger Farbenlichter die Rede; ſondern eben die Schnelligkeit, welche auf der ſcheinbaren Scheibe das ganze Bild auffängt, läßt es auch hindurch auf die weiße Tafel fallen, wo eben wegen der Schnelligkeit der vorbeygehenden Speichen keine Farben für uns entſtehen können; und das hintre Bild auf der weißen Tafel iſt zwar in der Mitte weiß, doch etwas trüber und dämmernder, weil es ja vermittelſt der für halbdurchſichtig anzunehmenden Scheibe gedämpft und gemäßigt wird.

Zweiter Akt.

Stella. Bedienter.

Stella.

Geh hinüber, geſchwind hinüber! Sag ihr ich erwarte ſie.

Bediente.

Sie verſprach gleich zu kommen.

Stella.

Du ſiehſt ia, ſie kommt nicht. Ich hab das Mädgen recht lieb. Geh! — und ihre Mutter ſoll ia mit kommen!

(Bedienter ab.)

Stella.

Ich kann ſie kaum erwarten. Was das für ein Wünſchen, ein Hoffen iſt, bis ſo ein neues Kleid ankommt! Stella! du biſt ein Kind. Und warum ſoll ich nicht lieben?

530.

Noch angenehmer zeigt ſich der Verſuch, wenn man durch ein kleineres Prisma die Farbenerſcheinung dergeſtalt hervorbringt, daß ein ſchon ganz fertiges Spectrum auf die Speichen des umzudrehenden Rades fällt. Es ſteht in ſeiner völligen Kraft alsdann auf der ſchnell umgetriebenen ſcheinbaren Scheibe, und eben ſo unverwandt und unverändert auf der hintern weißen Tafel. Warum geht denn hier keine Miſchung, keine Confuſion vor? warum quirlt denn das auf das ſchnellſte herumgedrehte Speichenrad die fertigen Farben nicht zuſammen? warum operirt denn dießmal Newton nicht mit ſeinen fertigen Farben? warum mit entſtehenden? Doch bloß darum, daß er ſagen könne, ſie ſeyen fertig geworden und durch Miſchung ins Weiße verwandelt; da der Raum doch bloß darum vor unſern Augen weiß bleibt, weil die vorübereilenden Speichen ihre Gränze nicht bezeichnen und deshalb keine Farbe entſtehn kann.

531.

Da nun der Verfaſſer einmal mit ſeinem Kamme operirt, ſo häuft er noch einige Experimente, die er aber nicht numerirt, deren Gehalt wir nun auch kürzlich würdigen wollen.

532.

Laßt nun den Kamm ſtill ſtehn und das Papier ſich weiter

vom Prisma nach und nach entfernen, ſo werden die verſchiedenen Farbenreihen ſich verbreitern und eine über die andre mehr hinausrücken, und indem ſie ihre Farben mit einander vermiſchen, einander verdünnen; und dieſes wird zuletzt ſo ſehr geſchehen, daß ſie weiß werden.

533.

Was vorgeht, wenn ſchmale ſchwarze und weiße Streifen auf einer Tafel wechſeln, kann man ſich am beſten durch einen ſubjectiven Verſuch bekannt machen. Die Ränder entſtehen nämlich geſetzmäßig an den Gränzen ſowohl des Schwarzen als des Weißen, die Säume verbreiten ſich ſowohl über das Weiße als das Schwarze, und ſo erreicht der gelbe Saum geſchwind den blauen Rand und macht Grün, der violette Rand den gelbrothen und macht Purpur, ſo daß wir ſowohl das Syſtem des verrückten weißen, als des verrückten ſchwarzen Bildes zugleich gewahr werden. Entfernt man ſich weiter von der Pappe, ſo greifen Ränder und Säume dergeſtalt in einander, vereinigen ſich innigſt, ſo daß man nur noch grüne und purpurne Streifen übereinander ſieht.

534.

Dieſelbe Erſcheinung kann man durch einen Kamm, mit dem man vor einem großen Prisma operirt, objectiv hervorbringen und die abwechſelnden purpurnen und grünen Streifen auf der weißen Tafel recht gut gewahr werden.

535.

Es iſt daher ganz falſch was Newton andeutet, als wenn die ſämmtlichen Farben in einander griffen, da ſich doch nur die Farben der entgegengeſetzten Räm der vermiſchen können, und gerade, indem ſie es thun, die übrigen aus einander halten. Daß alſo dieſe Farben, wenn man mit der Pappe ſich weiter entfernt, indem es doch im Grunde lauter Halbſchatten ſind, verdünnter erſcheinen, entſteht daher, weil ſie ſich mehr ausbreiten, weil ſie ſchwächer wirken, weil ihre Wirkung nach und nach faſt aufhöret, weil jede für ſich unſcheinbar wird, nicht aber weil ſie ſich vermiſchen und ein Weiß hervorbringen. Die Neutraliſation, die man bey andern Verſuchen zugeſteht, findet hier nicht einmal ſtatt.

536.

Ferner nehme man durch irgend ein Hinderniß

537.

Hier iſt ſchon wieder ein Hinderniß, mit dem er bey dem erſten Experiment des zweyten Theils ſo unglücklich operirt hat, und das er hier nicht beſſer anwendet.

538.

das Licht hinweg, das durch irgend einen der Zwiſchenräume der Kammzähne durchgefallen war, ſo daß die Reihe Farben, welche daher entſprang, aufgehoben ſey, und man

wird bemerken, daß das Licht der übrigen Reihen an die Stelle der weggenommenen Reihe tritt und ſich daſelbſt färbt.

539.

Keineswegs iſt dieſes das Factum, ſondern ein genauer Beobachter ſieht ganz etwas anders. Wenn man nämlich einen Zwiſchenraum des Kammes zudeckt, ſo erhält man nur einen breitern Zahn, der, wenn die Intervalle und die Zähne gleich ſind, dreymal ſo breit iſt wie die übrigen. An den Gränzen dieſes breitern Zahns geht nun gerade das vor, was an den Gränzen der ſchmäleren vorgeht: der violette Saum erſtreckt ſich hereinwärts, der gelbrothe Rand bezeichnet die andre Seite. Nun iſt es möglich, daß bey der gegebenen Diſtanz dieſe beyden Farben ſich über den breiten Zahn noch nicht erreichen, während ſie ſich über die ſchmalen Zähne ſchon ergriffen haben; wenn man alſo bey den übrigen Fällen ſchon Purpur ſieht, ſo wird man hier noch das Gelbrothe vom Blaurothen getrennt ſehen.

540.

Läßt man aber dieſe aufgefangene Reihe wieder wie vorher auf das Papier fallen; ſo werden die Farben derſelben in die Farben der übrigen Reihen einfallen, ſich mit ihnen vermiſchen und wieder das Weiße hervorbringen.

541.

Keineswegs; ſondern, wie ſchon oben gedacht, werden die durch die ſchmalen Kammöffnungen durchfallenden Farbenreihen in einer ſolchen Entfernung nur

unſcheinbar, ſo daß ein zweydeutiger, eher bunt als farblos zu nennender Schein hervorgebracht wird.

542.

Biegt man nun die Tafel ſehr ſchräg gegen die einfallenden Strahlen, ſo daß die am ſtärkſten refrangiblen häufiger als die übrigen zurückgeworfen werden; ſo wird die Weiße der Tafel, weil gedachte Strahlen häufiger zurückgeworfen werden als die übrigen, ſich in Blau und Violett verwandeln. Wird das Papier aber im entgegengeſetzten Sinne gebeugt, daß die weniger refrangiblen Strahlen am häufigſten zurückgeworfen werden, ſo wird das Weiße in Gelb und Roth verwandelt.

543.

Dieſes iſt, wie man ſieht, nur noch ein Corollar auf das dritte Experiment des zweyten Theils.

Man kann, weil wir einmal dieſen Spielausdruck gebraucht haben, Newton einem falſchen Spieler vergleichen, der bey einem unaufmerkſamen Banquier ein Paroli in eine Charte biegt, die er nicht gewonnen hat, und nachher, theils durch Glück theils durch Liſt, ein Ohr nach dem andern in die Charte knickt und ihren Werth immer ſteigert. Dort operirt er in dem weißen Lichte und hier nun wieder in einem durch den Kamm gegangenen Lichte, in einer ſolchen Entfernung, wo die Farbenwirkungen der Kammzähne ſehr geſchwächt ſind. Dieſes Licht iſt aber immer noch ein refrangirtes Licht, und durch jedes Hinderniß nahe

an der Tafel kann man wieder Schatten und Farbenſäume hervorbringen. Und ſo kann man auch das dritte Experiment hier wiederholen, indem die Ränder, die Ungleichheit der Tafel ſelbſt, entweder Violett und Blau, oder Gelb und Gelbroth hervorbringen und mehr oder weniger über die Tafel verbreiten, je nachdem die Richtung iſt, in welcher die Tafel gehalten wird. Bewies alſo jenes Experiment nichts, ſo wird auch gegenwärtiges nichts beweiſen, und wir erlaſſen unſern Leſern das ergo bibamus, welches hier auf die gewöhnliche Weiſe hinzugefügt wird.

Elfter Verſuch.

344.

Hier bringt der Verfaſſer jenen Hauptverſuch, deſſen wir ſo oft erwähnen, und den wir in dem neunzehnten Capitel von Verbindung objectiver und ſubjectiver Verſuche (S. 330 — 333) vorgetragen haben. Es iſt nämlich derjenige, wo ein objectiv an die Wand geworfenes Bild ſubjectiv heruntergezogen, entfärbt und wieder umgekehrt gefärbt wird. Newton hüthet ſich wohl dieſes Verſuchs an der rechten Stelle zu erwähnen: denn eigentlich gäbe es für denſelben gar keine rechte Stelle in ſeinem Buche, indem ſeine Theorie vor dieſem Verſuch verſchwindet. Seine feſtigen, ewig unveränderlichen Farben werden hier ver-

mindert, aufgehoben, umgekehrt, und ſtellen uns das Werdende, immerfort Entſtehende und ewig Bewegliche der prismatiſchen Farben recht vor die Sinne. Nun bringt er dieſen Verſuch ſo nebenbey, als eine Gelegenheit ſich weißes Licht zu verſchaffen und in demſelben mit Kämmen zu operiren. Er beſchreibt den Verſuch, wie wir ihn auch ſchon dargeſtellt, behauptet aber nach ſeiner Art, daß dieſe Weiße des ſubjectiv heruntergeführten Bildes aus der Vereinigung aller farbigen Lichter entſtehe, da die völlige Weiße doch hier, wie bey allen prismatiſchen Verſuchen, den Indifferenzpunct und die nahe Umwendung der begränzenden Farben in den Gegenſatz andeutet. Nun operirt er in dieſem ſubjectiv weiß gewordnen Bilde mit ſeinen Kammzähnen und bringt alſo, durch neue Hinderniſſe, neue Farbenſtreifen von außen herbey, keineswegs von innen heraus.

Zehnter Verſuch.

543.

Hier kommen wir nun an eine recht zerknickte Charte, an einen Verſuch der aus nicht weniger als fünf bis ſechs Verſuchen zuſammengeſetzt iſt. Da wir ſie aber alle ſchon ihrem Werth nach kennen, da wir ſchon überzeugt ſind, daß ſie einzeln nichts beweiſen;

ſo werden ſie uns auch in der gegenwärtigen Verſchränkung und Zuſammenſetzung keineswegs imponiren.

Anſtatt alſo dem Verfaſſer hier, wie wir wohl ſonſt gethan, Wort vor Wort zu folgen, ſo gedenken wir die verſchiedenen Verſuche, aus denen der gegenwärtige zuſammengeſetzt iſt, als Glieder dieſes monſtroſen Ganzen, nur kürzlich anzuzeigen, auf das was ſchon einzeln geſagt iſt, zurückzudeuten und auch ſo über das gegenwärtige Experiment abzuſchließen.

Glieder

des zehnten Verſuchs.

546.

1) Ein Spectrum wird auf die bekannte Weiſe hervorgebracht.

2) Es wird auf eine Linſe geworfen und von einer weißen Tafel aufgefangen. Das farbloſe runde Bild entſteht im Focus.

3) Dieſes wird ſubjectiv heruntergerückt und gefärbt.

4) Jene Tafel wird gebogen. Die Farben erſcheinen wie beym zweyten Verſuch dieſes zweyten Theils.

5) Ein Kamm wird angewendet. S. den zwölften Verſuch dieſes Theils.

547.

Wie Newton dieſen complicirten Verſuch beſchreibt, auslegt und was er daraus folgert, werden diejenigen welche die Sache intereſſirt, bey ihm ſelbſt nachſehen, ſo wie die welche ſich in den Stand ſetzen, dieſe ſämmtlichen Verſuche nachzubilden, mit Verwunderung und Erſtaunen das ganz Unnütze dieſer Aufhäufungen und Verwicklungen von Verſuchen erkennen werden. Da auch hier abermals Linſen und Prismen verbunden werden, ſo kommen wir ohnehin in unſerer ſupplementaren Abhandlung auch auf gegenwärtigen Verſuch zurück.

Dreyzehnter Verſuch.

Siehe Fig. 3. Taf. XIV.

548.

Bey den vorerwähnten Verſuchen thun die verſchiedenen Zwiſchenräume der Kammzähne den Dienſt verſchiedener Prismen, indem ein jeder Zwiſchenraum das Phänomen eines Prisma's hervorbringt.

549.

Freylich wohl, aber warum? Weil innerhalb des weißen Raums, der ſich im refrangirten Bilde des großen Prisma's zeigte, friſche Gränzen hervorgebracht werden, und zwar durch den Kamm oder Rechen wiederholte Gränzen, da denn das geſetzliche Farbenſpiel ſein Weſen treibt.

550.

Wenn ich nun alſo, anſtatt dieſer Zwiſchenräume, verſchiedene Prismen gebrauchen und, indem ich ihre Farben vermiſchte, das Weiße hervorbringen wollte; ſo bediente ich mich dreyer Prismen, auch wohl nur zweyer.

551.

Ohne uns weitläuftig dabey aufzuhalten, bemerken wir nur mit Wenigem, daß der Verſuch mit mehreren Prismen und der Verſuch mit dem Kamm keinesweges einerley ſind. Newton bedient ſich, wie ſeine Figur und deren Erklärung anweiſt, nur zweyer Prismen, und wir wollen ſehen was durch dieſelben, oder vielmehr zwiſchen denſelben hervorgebracht wird.

552.

Es mögen zwey Prismen ABC und abc, deren brechende Winkel B und b gleich ſind, ſo parallel gegen einander geſtellt ſeyn, daß der brechende Winkel B des einen, den Winkel c an der Baſe des andern berühre, und ihre beyden Seiten CB und cb, wo die Strahlen heraustreten, mögen gleiche Richtung haben; dann mag das Licht, das durch ſie

ben? — Ich brauche viel, viel um dies Herz auszufüllen! — Viel? Arme Stella! Viel? — Sonst da er dich noch liebte, noch in deinem Schooſe lag, füllte ſein Blik deine ganze Seele; Und — o Gott im Himmel! dein Rathſchluß iſt unerforſchlich — wenn ich von ſeinen Küſſen, meine Augen zu dir hinauf wendete, mein Herz an dem ſeinen glühte, und ich mit bebenden Lippen ſeine große Seele in mich trank, und ich dann mit Wonnetränen zu dir hinauf ſah, und aus vollem Herzen zu dir ſprach: Laß uns glüklich, Vater! du haſt uns ſo glücklich gemacht! — Es war dein Wille nicht — (Sie fällt einen Augenblik in Nachdenken, fährt dann ſchnell auf, und drükt ihre Hände an's Herz.) Nein, Fernando, nein, das war kein Vorwurf!

Madame Sommer. Luzie kommen.

Stella.

Ich habe ſie! Liebes Mädgen, du biſt nun die meine. — Madame, ich danke ihnen für das Zutrauen, mit dem ſie mir

den

durchgehet, auf das Papier MN, etwa acht oder zwölf Zoll von dem Prisma, hinfallen: alsdann werden die Farben, welche an den innern Gränzen B und c der beyden Prismen entstehen, an der Stelle PT vermischt und daraus das Weiße zusammengesetzt.

533.

Wir begegnen diesem Paragraphen, welcher manches Bedenkliche enthält, indem wir ihn rückwärts analysiren. Newton bekennt hier, auch wieder nach seiner Art, im Vorbeygehen, daß die Farben an den Gränzen entstehen: eine Wahrheit die er so oft und hartnäckig geläugnet hat. Sodann fragen wir billig: warum er denn dießmal so nahe an den Prismen operire? die Tafel nur acht oder zwölf Zoll von denselben entferne? Die verborgene Ursache ist aber keine andere, als daß er das Weiß, das er erst hervorbringen will, in dieser Entfernung noch ursprünglich hat, indem die Farbensäume an den Rändern noch so schmal sind, daß sie nicht übereinander greifen und kein Grün hervorbringen können. Fälschlich zeichnet also Newton an den Winkeln B und c fünf Linien, als wenn zwey ganze Systeme des Spectrums hervorträten, anstatt daß nur in c der blaue und blaurothe, in B der gelbrothe und gelbe Rand entspringen können. Was aber noch ein Hauptpunct ist, so ließe sich sagen, daß, wenn man das Experiment nicht nach der Newtonischen Figur, sondern nach seiner Beschreibung anstellt, so nämlich daß die Winkel B und c sich unmittelbar berühren, und die Seiten CB und cb in Einer Linie

liegen, daß alsdann an den Puncten B und c keine Farben entſpringen können, weil Glas an Glas unmittelbar anſtößt, Durchſichtiges ſich mit Durchſichtigem verbindet und alſo keine Gränze hervorgebracht wird.

534.

Da jedoch Newton in dem Folgenden behauptet, was wir ihm auch zugeben können, daß das Phänomen ſtatt finde, wenn die beyden Winkel B und c ſich einander nicht unmittelbar berühren; ſo müſſen wir nur genau erwägen, was alsdann vorgeht, weil hier die Newtoniſche falſche Lehre ſich der wahren annähert. Die Erſcheinung iſt erſt im Werden; an dem Puncte c entſpringt, wie ſchon geſagt, das Blaue und Blaurothe, an dem Puncte B das Gelbrothe und Gelbe. Führt man dieſe nun auf der Tafel genau übereinander, ſo muß das Blaue das Gelbrothe, und das Blaurothe das Gelbe aufheben und neutraliſiren, und weil alsdann zwiſchen M und N, wo die andern Farbenſäume erſcheinen, das übrige noch weiß iſt, auch die Stelle wo jene farbigen Ränder über einander fallen, farblos wird; ſo muß der ganze Raum weiß erſcheinen.

535.

Man gehe nun mit der Tafel weiter zurück, ſo daß das Spectrum ſich vollendet und das Grüne in der Mitte ſich darſtellt, und man wird ſich vergebens bemühen, durch Uebereinanderwerfen der Theile oder des Ganzen farbloſe Stellen hervorzubringen. Denn

das durch Verrückung des hellen Bildes hervorgebrachte Spectrum kann weder für ſich allein, noch durch ein zweytes gleiches Bild neutraliſirt werden; wie ſich kürzlich darthun läßt. Man bringe das zweyte Spectrum von oben herein über das erſte; das Gelbrothe mit dem Blaurothen verbunden bringt den Purpur hervor; das Gelbrothe mit dem Blauen verbunden ſollte eine farbloſe Stelle hervorbringen: weil aber das Blaue ſchon meiſtens auf das Grüne verwandt iſt, und das Uebrigbliebene ſchon vom Violetten participirt; ſo wird keine entſchiedene Neutraliſation möglich. Das Gelbrothe über das Grüne geführt, hebt dieſes auch nicht auf, weil es allenfalls nur dem darin enthaltenen Blauen widerſtrebt, von dem Gelben aber ſecundirt wird. Daß das Gelbrothe auf Gelb und Gelbroth geführt, nur noch mächtiger werde, verſteht ſich von ſelbſt. Und hieraus iſt alſo vollkommen klar, in wiefern zwey ſolche vollendete Spectra ſich zuſammen verhalten, wenn man ſie theilweiſe oder im Ganzen übereinander bringt.

536.

Will man aber in einem ſolchen vollendeten Spectrum die Mitte, d. h. das Grüne aufheben, ſo wird dieß bloß dadurch möglich, daß man erſt durch zwey Prismen vollendete Spectra hervorbringt, durch Vereinigung von dem Gelbrothen des einen mit dem Violetten des andern einen Purpur darſtellt, und dieſen nunmehr mit dem Grünen eines dritten vollendeten

Spectrums auf Eine Stelle bringt. Dieſe Stelle wird alsdann farblos, hell und, wenn man will, weiß erſcheinen, weil auf derſelben ſich die wahre Farbentotalität vereinigt, neutraliſirt und jede Specification aufhebt. Daß man an einer ſolchen Stelle das σκιερὸν nicht bemerken werde, liegt in der Natur, indem die Farben welche auf dieſe Stelle fallen, drey Sonnenbilder und alſo eine dreyfache Erleuchtung hinter ſich haben.

537.

Wir müſſen bey dieſer Gelegenheit des glücklichen Gedankens erwähnen, wie man das Lampenlicht, welches gewöhnlich einen gelben Schein von ſich wirft, farblos zu machen geſucht hat, indem man die bey der argandiſchen Lampe angewendeten Glascylinder mäßig mit einer violetten Farbe tingirte.

538.

Jenes iſt alſo das Wahre an der Sache, Jenes iſt die Erſcheinung wie ſie nicht geläugnet wird; aber man halte unſere Erklärung, unſere Ableitung gegen die Newtoniſche: die unſrige wird überall und vollkommen paſſen, jene nur unter kümmerlich erzwungenen Bedingungen.

Vierzehnter Verſuch.

539.

Bisher habe ich das Weiße hervorgebracht, indem ich die Prismen vermiſchte.

560.

In wiefern ihm dieſes Weiße gerathen, haben wir umſtändlich ausgelegt.

561.

Nun kommen wir zur Miſchung körperlicher Farben, und da laßt ein dünnes Seifenwaſſer dergeſtalt in Bewegung ſetzen, daß ein Schaum entſtehe, und wenn der Schaum ein wenig geſtanden hat, ſo wird derjenige der ihn recht genau anſieht, auf der Oberfläche der verſchiedenen Blaſen lebhafte Farben gewahr werden. Tritt er aber ſo weit davon, daß er die Farben nicht mehr unterſcheiden kann, ſo wird der Schaum weiß ſeyn und zwar ganz vollkommen.

562.

Wer ſich dieſen Uebergang in ein ganz anderes Capitel gefallen läßt, von einem Refractionsfalle zu einem epoptiſchen, der iſt freylich von einer Sinnes- und Verſtandesart, die es auch mit dem Künftigen ſo genau nicht nehmen wird. Von dem Mannigfaltigen was ſich gegen dieſes Experiment ſagen läßt, wollen

wir nur bemerken, daß hier das Unterſcheidbare dem Ununterſcheidbaren entgegengeſetzt iſt, daß aber darum etwas noch nicht aufhört zu ſeyn, nicht aufhört innerhalb eines Dritten zu ſeyn, wenn es dem äußern Sinne unbemerkbar wird. Ein Kleid das kleine Flecken hat, wird deswegen nicht rein, weil ich ſie in einiger Entfernung nicht bemerke, das Papier nicht weiß, weil ich kleine Schriftzüge darauf in der Entfernung nicht unterſcheide. Der Chemiker bringt aus den dilutirteſten Infuſionen durch ſeine Reagentien Theile an den Tag, die der gerade geſunde Sinn darin nicht entdeckte. Und bey Newton iſt nicht einmal von geradem geſunden Sinn die Rede, ſondern von einem verkünſtelten, in Vorurtheilen befangenen, dem Aufſtutzen gewiſſer Vorausſetzungen gewidmeten Sinn, wie wir beym folgenden Experiment ſehen werden.

Funfzehnter Verſuch.

563.

Wenn ich nun zuletzt aus farbigen Pulvern, deren ſich die Maler bedienen, ein Weiß zuſammenzuſetzen verſuchte; ſo fand ich, daß alle dieſe farbigen Pulver einen großen Theil des Lichts, wodurch ſie erleuchtet werden, in ſich verſchlingen und auslöſchen.

564.

Hier kommt der Verfaſſer ſchon wieder mit ſeiner

Vorklage, die wir so wie die Nachklagen an ihm schon lange gewohnt sind. Er muß die dunkle Natur der Farbe anerkennen, er weiß jedoch nicht wie er sich recht dagegen benehmen soll, und bringt nun seine vorigen unreinen Versuche, seine falschen Folgerungen wieder zu Markte, wodurch die Ansicht immer trüber und unerfreulicher wird.

363.

Denn die farbigen Pulver erscheinen dadurch gefärbt, daß sie das Licht der Farbe die ihnen eigen ist, häufiger und das Licht aller andern Farben spärlicher zurückwerfen; und doch werfen sie das Licht ihrer eigenen Farben nicht so häufig zurück als weiße Körper thun. Wenn Mennige z. B. und weißes Papier in das rothe Licht des farbigen Spectrums in der dunklen Kammer gelegt werden; so wird das Papier heller erscheinen als die rothe Mennige, und deswegen die rubrikten Strahlen häufiger als die Mennige zurückwerfen.

366.

Die letzte Folgerung ist nach Newtonischer Weise wieder übereilt. Denn das Weiße ist ein heller Grund, der von dem rothen Halblicht erleuchtet, durch dieses zurückwirkt und das prismatische Roth in voller Klarheit sehen läßt; die Mennige aber ist schon ein dunkler Grund, von einer Farbe die dem prismatischen Roth zwar ähnlich, aber nicht gleich specificirt ist. Dieser wirkt nun, indem er von dem rothen prismatischen Halblicht erleuchtet wird, durch dasselbe gleichfalls zurück, aber auch schon als ein Halbdunkles.

Daß daraus eine verſtärkte, verdoppelte, verdüſterte Farbe hervorgehen müſſe, iſt natürlich.

567

Und wenn man Papier und Mennige in das Licht anderer Farben hält, ſo wird das Licht das vom Papier zurückſtrahlt, das Licht das von der Mennige kommt, in einem weit größern Verhältniſſe übertreffen.

568.

Und dieſes naturgemäß, wie wir oben genugſam auseinandergeſetzt haben. Denn die ſämmtlichen Farben erſcheinen auf dem weißen Papier, jede nach ihrer eigenen Beſtimmung, ohne gemiſcht, geſtört, beſchmutzt zu ſeyn, wie es durch die Mennige geſchieht, wenn ſie nach dem Gelben, Grünen, Blauen, Violetten hingerückt wird. Und daß ſich die übrigen Farben eben ſo verhalten, iſt unſern Leſern ſchon früher deutlich geworden. Die folgende Stelle kann ſie daher nicht mehr überraſchen, ja das Lächerliche derſelben muß ihnen auffallend ſeyn, wenn er verdrießlich, aber entſchloſſen fortfährt:

569.

Und deswegen, indem man ſolche Pulver vermiſcht, müſſen wir nicht erwarten ein reines und vollkommenes Weiß zu erzeugen, wie wir etwa am Papier ſehen; ſondern ein gewiſſes düſteres dunkles Weiß, wie aus der Miſchung von Licht und Finſterniß entſtehen möchte,

570.

Hier springt ihm endlich auch dieſer ſo lang zurückgehaltene Ausdruck durch die Zähne; ſo muß er immer wie Bileam ſegnen, wenn er fluchen will, und alle ſeine Hartnäckigkeit hilft ihm nichts gegen den Dämon der Wahrheit, der ſich ihm und ſeinem Eſel ſo oft in den Weg ſtellt. Alſo aus Licht und Finſterniß! mehr wollten wir nicht. Wir haben die Entſtehung der Farben aus Licht und Finſterniß abgeleitet, und was jeder einzelnen, jeder beſonders ſpecificirten als Hauptmerkmal, allen nebeneinander als gemeines Merkmal zukommt, wird auch der Miſchung zukommen, in welcher die Specificationen verſchwinden. Wir nehmen alſo recht gerne an, weil es uns dient, wenn er fortfährt:

571.

oder aus Weiß und Schwarz, nämlich ein graues, braunes, rothbraunes, dergleichen die Farbe der Menſchennägel iſt; oder mäuſefarben, aſchfarben, etwa ſteinfarben oder wie der Mörtel, Staub, oder Straßenkoth ausſieht und dergleichen. Und ſo ein dunkles Weiß habe ich oft hervorgebracht, wenn ich farbige Pulver zuſammenmiſchte.

572.

Woran denn freylich Niemand zweifeln wird, nur wünſchte ich, daß die ſämmtlichen Newtonianer dergleichen Leibwäſche tragen müßten, damit man ſie an dieſem Abzeichen von andern vernünftigen Leuten unterſcheiden könnte.

573.

Daß ihm nun ſein Kunſtſtück gelingt, aus farbigen Pulvern ein Schwarzweiß zuſammenzuſetzen, daran iſt wohl kein Zweifel; doch wollen wir ſehen, wie er ſich benimmt, um wenigſtens ein ſo helles Grau als nur möglich hervorzubringen.

574.

Denn ſo ſetzte ich z. B. aus Einem Theil Mennige und fünf Theilen Grünſpan eine Art von Mäuſegrau zuſammen.

575.

Der Grünſpan pulveriſirt erſcheint hell und mehlig, deshalb braucht ihn Newton gleich zuerſt, ſo wie er ſich durchaus hüthet, ſatte Farben anzuwenden.

576.

Denn dieſe zwey Farben ſind aus allen andern zuſammengeſetzt, ſo daß ſich in ihrer Miſchung alle übrigen befinden.

577.

Er will hier dem Vorwurf ausweichen, daß er ja nicht aus allen Farben ſeine Unfarbe zuſammenſetze. Welcher Streit unter den ſpäteren Naturforſchern über die Miſchung der Farben überhaupt und über die endliche Zuſammenſetzung der Unfarbe aus drey, fünf oder ſieben Farben entſtanden, davon wird uns die Geſchichte Nachricht geben.

den Schaz in die Hände liefern. Das kleine Trutzköpfgen, die gute freie Seele, O ich hab dir's schon abgelernt, Luzie.

Madame Sommer.

Sie fühlen, was ich ihnen bringe und lasse.

Stella, nach einer Pause, in der sie Madame Sommer angesehen hat.

Verzeihen sie! Man hat mir ihre Geschichte berichtet, ich weis, daß ich Personen von guter Familie vor mir habe; Aber ihre Gegenwart überrascht mich. Ich fühle im ersten Anblik Vertrauen und Ehrfurcht gegen sie.

Madame Sommer.

Gnädige Frau —

Stella.

Nichts davon. Was mein Herz gesteht, bekennt mein Mund gerne. Ich höre sie sind nicht wohl, wie ist's ihnen? sezen sie sich.

578.

Ferner mit Einem Theil Mennige und vier Theilen Berglau ſetzte ich eine graue Farbe zuſammen, die ein wenig gegen den Purpur zog, und indem ich dazu eine gewiſſe Miſchung von Oppiment und Grünſpan in ſchicklichem Maße hinzufügte, verlor die Miſchung ihren Purpurſchein und ward vollkommen grau. Aber der Verſuch gerieth am beſten ohne Mennige folgendermaßen. Zum Oppiment that ich nach und nach ſatten glänzenden Purpur hinzu, wie ſich deſſen die Maler bedienen, bis das Oppiment aufhörte gelb zu ſeyn und blaßroth erſchien. Dann verdünnte ich das Roth, indem ich etwas Grünſpan und etwas mehr Berglau als Grünſpan hinzuthat, bis die Miſchung ein Grau oder blaſſes Weiß annahm, das zu keiner Farbe mehr als zu der andern hinneigte. Und ſo entſtand eine Farbe an Weiße der Aſche gleich, oder friſch gehauenem Holze, oder der Menſchenhaut.

579.

Auch in dieſer Miſchung ſind Berglau und Grünſpan die Hauptingredienzien, welche beyde ein mehliges kreidenhaftes Anſehen haben. Ja Newton hätte nur immer noch Kreide hinzumiſchen können, um die Farben immer mehr zu verdünnen, und ein helleres Grau hervorzubringen, ohne daß dadurch in der Sache im mindeſten etwas gewonnen wäre.

580.

Betrachtete ich nun, daß dieſe grauen und dunklen Farben ebenfalls hervorgebracht werden können, wenn man Weiß und Schwarz zuſammenmiſcht, und ſie daher vom vollkommenen Weißen nicht in der Art der Farbe, ſondern nur in dem Grade der Hellung verſchieden ſind:

531.

Hier liegt eine ganz eigene Tücke im Hinterhalt, die ſich auf eine Vorſtellungsart bezieht, von der an einem andern Orte gehandelt werden muß, und von der wir gegenwärtig nur ſo viel ſagen. Man kann ſich ein weißes Papier im völligen Lichte denken, man kann es bey hellem Sonnenſcheine in den Schatten legen, man kann ſich ferner denken, daß der Tag nach und nach abnimmt, daß es Nacht wird, und daß das weiße Papier vor unſern Augen zuletzt in der Finſterniß verſchwindet. Die Wirkſamkeit des Lichtes wird nach und nach gedämpft und ſo die Gegenwirkung des Papieres, und wir können uns in dieſem Sinne vorſtellen, daß das Weiße nach und nach in das Schwarze übergehe. Man kann jedoch ſagen, daß der Gang des Phänomens dynamiſcher idealer Natur iſt.

532.

Ganz entgegengeſetzt iſt der Fall, wenn wir uns ein weißes Papier im Lichte denken und ziehen erſt eine dünne ſchwarze Tinktur darüber. Wir verdoppeln, wir verdreyfachen den Ueberzug, ſo daß das Papier immer dunkler Grau wird, bis wir es zuletzt ſo ſchwarz als möglich färben, ſo daß von der weißen Unterlage nichts mehr hindurchſcheint. Wir haben hier auf dem atomiſtiſchen, mechaniſchen Weg eine reale Finſterniß über das Papier verbreitet, welche durch auffallendes Licht wohl einigermaßen benagt und gemildert, keineswegs aber aufgehoben werden kann. Nun ſieht ſich aber unſer

Sophist zwischen diesen beyden Arten die Sache darzu stellen und zu denken einen Mittelstand, wo er, je nachdem es ihm nützt, eine von den beyden Arten braucht, oder vielmehr wo er sie beyde übereinander schiebt, wie wir gleich sehen werden.

583.

So ist offenbar, daß nichts weiter nöthig ist, um sie vollkommen weiß zu machen, als ihr Licht hinlänglich zu vermehren, und folglich, wenn man sie durch Vermehrung ihres Lichtes zur vollkommnen Weiße bringen kann, so sind sie von derselben Art Farbe, wie die besten Weißen, und unterscheiden sich allein durch die Quantität des Lichts.

584.

Es ist ein großes Unheil, das nicht allein durch die Newtonische Optik, sondern durch mehrere Schriften, besonders jener Zeit durchgeht, daß die Verfasser sich nicht bewußt sind, auf welchem Standpunct sie stehen, daß sie erst mitten in dem Realen stecken, auf einmal sich zu einer idealen Vorstellungsart erheben, und dann wieder ins Reale zurückfallen. Daher entstehen die wunderlichsten Vorstellungs- und Erklärungsweisen, denen man einen gewißen Gehalt nicht absprechen kann, deren Form aber einen innern Widerspruch mit sich führt. Eben so ist es mit der Art, wie Newton nunmehr sein Heiligen zum Weißen erheben will.

585.

Ich nehme die dritte der oben gemachten grauen Ta-

ſchungen und ſtrich ſie dick auf den Fußboden meines Zimmers, wohin die Sonne durch das offne Fenſter ſchien, und daneben legte ich ein Stück weißes Papier von derſelbigen Breite in den Schatten.

586.

Was hat unſer Ehrenmann denn nun gethan? Um das recht dunkle Pulver weiß zu machen, muß er das recht weiße Papier ſchwärzen; um zwey Dinge mit einander vergleichen und ſie gegen einander aufheben zu können, muß er den Unterſchied, der zwiſchen beyden obwaltet, wegnehmen. Es iſt eben als wenn man ein Kind auf den Tiſch ſtellte, vor dem ein Mann ſtünde, und behauptete nun, ſie ſeyen gleich groß.

587.

Das weiße Papier im Schatten iſt nicht mehr weiß: denn es iſt verdunkelt, beſchattet; das graue Pulver in der Sonne iſt doch nicht weiß: denn es führt ſeine Finſterniß unauslöſchlich bey ſich. Die lächerliche Verrichtung kennt man nun; man ſehe wie ſich der Beobachter dabey benimmt.

588.

Dann ging ich etwa zwölf oder achtzehn Fuß hinweg, ſo daß ich die Unebenheiten auf der Oberfläche des Pulvers nicht ſehen konnte, noch die kleinen Schatten, die von den einzelnen Theilen der Pulver etwa fallen mochten; da ſich das Pulver vollkommen weiß auf, ſo daß es gar noch das Papier an Weiße übertraf, beſonders wenn man von dem Pa-

piere noch das Licht abhielt, das von einigen Wolken her darauf fiel. Dann erſchien das Papier, mit dem Pulver verglichen, ſo grau als das Pulver vorher.

500.

Nichts iſt natürlicher! Wenn man das Papier, womit das Pulver verglichen werden ſoll, durch einen immer mehr entſchiedenen Schatten nach und nach verdunkelt, ſo muß es freylich immer grauer werden. Er lege doch aber das Papier neben das Pulver in die Sonne, oder ſtreue ſein Pulver auf ein weißes Papier das in der Sonne liegt, und das wahre Verhältniß wird hervortreten.

501.

Wir übergehen, was er noch weiter vorbringt, ohne daß ſeine Sache dadurch gebeſſert würde. Zuletzt kommt gar noch ein Freund herein, welcher auch das graue in der Sonne liegende Pulver für weiß anſpricht, wie es einem jeden, der überrascht in Dingen welche gewöhnlich in die Sinne fallen, ein Zeugniß abgeben ſoll, gar leicht ergehen kann.

502.

Wir überſchlagen gleichfalls ſein triumphierendes ergo bibamus, indem für diejenigen, welche die wahre Anſicht zu faſſen geneigt ſind, ſchon im Vorhergehenden genugſam geſagt iſt.

Sechste Propoſition. Zweytes Problem.

In einer Miſchung von urſprünglichen Farben, bey gegebener Quantität und Qualität einer jeden, die Farbe der zuſammengeſetzten zu beſtimmen.

592.

Daß ein Farbenſchema ſich bequem in einen Kreis einſchließen laſſe, daran zweifelt wohl Niemand, und die erſte Figur unſerer erſten Tafel zeigt ſolches auf eine Weiſe welche wir für die vortheilhafteſte halten. Newton nimmt ſich hier daſſelbige vor; aber wie geht er zu Werke? Das ſammetartig verſcheinende, bekannte Spectrum ſoll in einen Kreis gebogen und die Räume, welche die Farben an der Peripherie einnehmen, ſollen nach jenem Tonmaaße beſtimmt werden, welche Newton in dem Spectrum gefunden haben will.

593.

Allein hier zeigt ſich eine neue Unbequemlichkeit: denn zwiſchen ſeinem Violetten und Orange, indem alle Stufen von Roth angegeben werden müſſen, iſt er genöthigt das reine Roth, das ihm in ſeinem Spectrum fehlt, in ſeinen Urfarbenkreis mit einzuſchalten. Es bedarf freylich nur einer kleinen Wendung nach ſeiner Art, um auch dieſes Roth zu intercalliren, einzuſchwärzen, wie er es früher mit dem Grünen und

Weißen gethan. Nun ſollen centra gravitatis gefunden, kleine Cirkelchen in gewiſſen Proportionen beſchrieben, Linien gezogen, und ſo auf diejenige Farbe gedeutet werden, welche aus der Miſchung mehrerer gegebenen entſpringt.

594.

Wir müſſen einem jeden Leſer überlaſſen dieſe neue Manipulation bey dem Verfaſſer ſelbſt zu ſtudiren. Wir halten uns dabey nicht auf, weil uns nur zu deutlich iſt, daß die Raumeintheilung der Farben um gedachten Kreis nicht naturgemäß ſey, indem keine Vergleichung des Spectrums mit den Tonintervallen ſtatt findet; wie denn auch die einander entgegenſtehenden, ſich fordernden Farben aus dem Newtoniſchen Kreiſe keineswegs entwickelt werden können. Uebrigens nachdem er genug gemeſſen und gebuchſtabt, ſagt er ja ſelbſt: „Dieſe Regel finde ich genau genug für die Praktik, obgleich nicht mathematiſch vollkommen.“ Für die Ausübung hat dieſes Schema und die Operation an demſelben nicht den mindeſten Nutzen; und wie wollte es ihn haben, da ihm nichts theoretiſch maßes zum Grunde liegt.

Siebente Propoſition. Fünftes Theorem.

Alle Farben des Univerſums, welche durch Licht hervorgebracht werden, und nicht von der Gewalt der Einbildungskraft abhängen, ſind entweder die Farben homogener Lichter, oder aus dieſen zuſammengeſetzt, und zwar entweder ganz genau oder doch ſehr nahe der Regel des vorſtehenden Problems gemäß.

393.

Unter dieſer Rubrik recapitulirt Newton was er in dem gegenwärtigen zweyten Theile des erſten Buchs nach und nach vorgetragen, und ſchließt daraus, wie es die Propoſition ausweiſt: daß alle Farben der Körper eigentlich nur integrirende Theile des Lichts ſeyen, welche auf mancherley Weiſe aus dem Licht heraus gezwängt, gezüngelt, geſchieden und ſodann auch wieder gemiſcht werden. Da wir den Inhalt des zweyten Theils Schritt vor Schritt geprüft, ſo brauchen wir uns bey dieſer Wiederholung nicht aufzuhalten.

396.

Zuletzt erwähnt er derjenigen Farben, welche wir unter der Rubrik der phyſiologiſchen und pathologiſchen bearbeitet haben. Dieſe ſollen dem Lichte nicht

angeführten, und er wird ſie dadurch auf einmal los, daß er ſie der Einbildungskraft zuſchreibt.

Achte Propoſition. Drittes Problem.

Durch die entdeckten Eigenſchaften des Lichts die prismatiſchen Farben zu erklären.

597.

Sollte man nicht mit Verwunderung fragen, wie denn eigentlich dieſes Problem hieher komme? Denn ſeit dem Anfang ſeiner Optik an iſt Newton bemüht, vermittelſt der prismatiſchen Farben, die Eigenſchaften des Lichts zu entdecken. Wäre es ihm gelungen, ſo würde nichts leichter ſeyn, als die Demonſtration anzuſtellen, und aus den offenbarten Eigenſchaften des Lichts die prismatiſchen Farben herzuleiten.

598.

Allein es liegt dieſem Problem abermals eine Täuſchung zum Grunde. In der hieher gehörigen Figur, welche zu ſeinem zweyten Theil die zweilfte iſt, und auf unſerer ſiebenten Tafel mit Nr. 9 bezeichnet worden, bringt er zum erſtenmal das zwiſchen den beyden farbigen Randerſcheinungen unveränderte Weiß entſtehen vor, nachdem er ſolches früher mehrmals, und zuletzt bey dem dreyzehnten Verſuch, wo er zwey Prismen anwendete, ſtillſchweigend eingeſchaltet hatte.

Dort wie hier bezeichnet er jede der beyden Randerscheinungen mit fünf Linien, wodurch er anzudeuten scheinen möchte, daß an beyden Enden jedesmal das ganze Farbensystem hervortrete. Allein genau besehen, läßt er die uns wohlbekannten Randerscheinungen endlich einmal gelten; doch anstatt durch ihr einfaches Zusammenrücken das Grün hervorzubringen, läßt er, wunderlich genug, die Farben hintereinander aufmarschiren, sich einander decken, sich mischen, und will nun durch diese Wort- und Zeichenmengerey das Weiß hervorgebracht haben, das freylich in der Erscheinung da ist, aber an und für sich, ohne erst durch jene farbigen Lichter zu entspringen, die er hypothetisch über einander schiebt.

599.

So sehr er sich nun auch bemüht, mit griechischen und lateinischen Buchstaben seine so falsche als ungereimte und abstruse Vorstellungsart faßlich zu machen, so gelingt es ihm doch nicht, und seine treuen gläubigen Schüler fanden sich genöthigt, diese linearische Darstellung in eine tabellarische zu verwandeln.

600.

Green in Halle hat, indem er sich unsern unschuldigen optischen Beyträgen mit pfäffischem Stolz und Heftigkeit widersetzte, eine solche tabellarische Darstellung mit Buchstaben ausgearbeitet, was die Verrückung des hellen Bildes betrifft. Der Recensent uns

Madame Sommer.

Doch gnädige Frau! Dieſe Reiſe in den Frühlingstagen, die abwechſelnde Gegenſtände, und dieſe reine ſeegensvolle Luft, die ſich ſchon ſo oft für mich mit neuer Erquikung gefüllt hat, das wirkte alles auf mich ſo gut, ſo freundlich, daß ſelbſt die Erinnerung abgeſchiedener Freuden mir ein angenehmes Gefühl wurden, ich einen Wiederſchein, der goldenen Zeiten der Jugend, und Liebe in meiner Seele aufdämmern ſah.

Stella.

Ja die Tage! die erſten Tage der Liebe! — Nein, du biſt nicht zum Himmel zurückgekehrt goldene Zeit! du umgiebſt noch iedes Herz, in den Momenten, da ſich die Blüte der Liebe erſchließt.

Madame Sommer, ihre Hände faſſend.

Wie groß! Wie lieb!

Stella.

Ihr Angeſicht glänzt, wie das Angeſicht eines Engels, ihre Wangen färben ſich!

Mada-

ſerer Beyträge in der jenaiſchen Literaturzeitung hat die nämliche Bemühung wegen Verrückung eines dunkeln Bildes übernommen. Weil aber eine ſolche Buchſtabenkrämerey nicht von jedem an und durchgeſchaut werden kann; ſo haben wir unſere neunte und zehnte Tafel einer anſchaulichen Darſtellung gewidmet, wo man die prismatiſchen Farbenſyſteme theils zuſammen, theils in Diviſionen und Detachements, en échelon hinter einander als farbige Quadrate vertical aufmarſchiren ſieht, da man ſie denn horizontal mit den Augen ſogleich zuſammenſummiren und die lächerlichen Reſultate, welche nach Newton und ſeiner Schule auf dieſe Weiſe entſpringen ſollen, mit bloßem Gerade ſinn beurtheilen kann.

601.

Wir haben auf denſelbigen Tafeln noch andere ſolche Farbenreihen aufgeführt, um zugleich des wunderlichen Wünſch ſeltſame Reduction der prismatiſchen Farbenerſcheinung deutlich zu machen, der, um die Newtoniſche Darſtellung zu retten, dieſelbe epitomiſirt, und mit der wunderlichſten Intrigue, indem er das Geſchäft zu vereinfachen glaubte, noch mehr verunnaturet hat.

602.

Wir verſparen das Weitere hierüber bis zur Erklärung der Tafeln, da es uns denn mit Gunſt unſerer Leſer wohl erlaubt ſeyn wird, uns über dieſe Ge-

ner und Halbgegner ſowohl als ihren Meiſter, zur Entſchädigung für ſo viele Mühe, billigermaßen luſtig zu machen.

Sechzehnter Verſuch.

603.

Dieſes aus der bloßen Empirie genommene und dem bisherigen hypothetiſchen Verfahren nur gleichſam angeklebte, durch eine ungeſchickte Figur, die dreyzehnte des zweyten Theils, keineswegs verſinnlichte Phänomen müſſen wir erſt zum Verſuch erheben, wenn wir verſtehen wollen, worauf er eigentlich deute.

604.

Man ſtelle ſich mit einem Prisma an ein offnes Fenſter, wie gewöhnlich den brechenden Winkel unter ſich gekehret: man lehne ſich ſo weit vor, daß nicht etwa ein oberes Fenſterkreuz durch Refraction erſcheine: alsdann wird man oben am Prisma unter einem dunklen Rand einen gelben Bogen erblicken, der ſich an dem hellen Himmel herzieht. Dieſer dunkle Rand entſpringt von dem äußern oberen Rande des Prisma's, wie man ſich ſogleich überzeugen wird, wenn man ein Stückchen Wachs über denſelben hinaus klebt; welches innerhalb des farbigen Bogens recht gut geſehen werden kann.

Unter dieſem gelben Bogen erblickt man ſodann den klaren Himmel, tiefer den Horizont, er beſtehe nun aus Häuſern oder Bergen, welche nach dem Geſetz blau und blauroth geſäumt erſcheinen.

Nun biege man das Prisma immer mehr nieder, indem man immer fortfährt hineinzuſehen. Nach und nach werden die Gebäude, der Horizont, ſich zurücklegen, endlich ganz verſchwinden und der gelbe und gelbrothe Bogen, den man bisher geſehen, wird ſich ſodann in einen blauen und blaurothen verwandeln, welches derjenige iſt, von dem Newton ſpricht ohne des vorhergehenden und dieſer Verwandlung zu erwähnen.

605.

Dieſes iſt aber auch noch kein Experiment, ſondern ein bloſes empiriſches Phänomen. Die Vorrichtung aber, welche wir vorſchlagen, um von dieſer Erſcheinung das Zufällige wegzunehmen und ſie in ihren Bedingungen zugleich zu vermannigfaltigen und zu befeſtigen, wollen wir ſogleich angeben, wenn wir vorher noch eine Bemerkung gemacht haben. Das Phänomen, wie es ſich uns am Fenſter zeigt, entſpringt indem der helle Himmel über der dunklen Erde ſteht. Wir können es nicht leicht umkehren und uns einen dunklen Himmel und eine helle Erde verſchaffen. Eben dieſes gilt von Zimmern, in welchen die Decken mehrentheils hell und die Wände mehr oder weniger dunkel ſind.

606.

In dieſem Sinne mache man in einem mäßig großen und hohen Zimmer folgende Vorrichtung. In dem Winkel, da wo die Wand ſich von der Decke ſcheidet, bringe man eine Bahn ſchwarzes Papier neben einer Bahn weißen Papiers an; an der Decke dagegen bringe man, in gedachtem Winkel zuſammenſtoßend, über der ſchwarzen Bahn eine weiße, über der weißen eine ſchwarze an, und betrachte nun dieſe Bahnen neben und über einander auf die Weiſe wie man vorher zum Fenſter hinaus ſah. Der Bogen wird wieder erſcheinen, den man aber freylich von allen andern, welche Ränder oder Leiſten verurſachen, unterſcheiden muß. Wo der Bogen über die weiße Bahn der Decke geht, wird er wie vorher, als er über den weißen Himmel zog, gelb, wo er ſich über die ſchwarze Bahn zieht, blau erſcheinen. Senkt man nun wieder das Prisma, ſo daß die Wand ſich zurückzulegen ſcheint; ſo wird der Bogen ſich auf einmal umkehren, wenn er über die umgekehrten Bahnen der Wand herläuft: auf der weißen Bahn wird er auch hier gelb, und auf der ſchwarzen blau erſcheinen.

607.

Iſt man hiervon unterrichtet, ſo kann man auch in der zufälligen Empirie, beym Spazierengehn in beſchneiten Gegenden, bey hellen Sandwegen, die an dunklen Raſenpartieen herlaufen, daſſelbige Phänomen gewahr werden. Um dieſe Erſcheinung, welche um-

ſtändlich auseinanderzulegen, ein größerer Aufſatz und eine eigene Tafel erfordert würde, vorläufig zu erklären, ſagen wir nur ſoviel, daß bey dieſem Refractionsfalle, welcher die gerade vor uns ſtehenden Gegenſtände herunterzieht, die über uns ſich befindenden Gegenſtände oder Flächen, indem ſich wahrſcheinlich eine Reflexion mit in das Spiel miſcht, gegen den obern Rand des Prisma's getrieben und an demſelben, je nachdem ſie hell oder dunkel ſind, nach dem bekannten Geſetze gefärbt werden. Der Rand des Prisma's erſcheint als Bogen, wie alle vor uns liegende horizontale Linien durch das Prisma die Geſtalt eines Bogens annehmen.

Neunte Propoſition. Viertes Problem.

Durch die entdeckten Eigenſchaften des Lichtes die Farben des Regenbogens zu erklären.

&c.

Daß alles was von den Prismen gilt, auch von den Linſen gelte, iſt natürlich; daß dasjenige was von den Kugelſchnitten gilt, auch von den Kugeln ſelbſt gelten werde, wenn auch einige andere Beſtimmungen und Bedingungen miteintreten ſollten, läßt ſich gleichfalls erwarten. Wenn alſo Newton ſeine Lehre, die er auf Prismen und Linſen angewandt, nunmehr auch auf Kugeln und Tropfen anwendet, ſo iſt dieſes ſei-

nem theoretiſchen und hypothetiſchen Gange ganz gemäß.

609.

Haben wir aber bisher alles anders gefunden als er, ſo werden wir natürlicher Weiſe ihm auch hier zu widerſprechen und das Phänomen des Regenbogens auf unſere Art auszulegen haben. Wir halten uns jedoch bey dieſem in die angewandte Phyſik gehörigen Falle hier nicht auf, ſondern werden was wir deshalb zu ſagen nöthig finden, in einer der ſupplementaren Abhandlungen nachbringen.

Zehnte Propoſition. Fünftes Problem.

Aus den entdeckten Eigenſchaften des Lichtes die dauernden Farben der natürlichen Körper zu erklären.

610.

Dieſe Farben entſtehen daher, daß einige natürliche Körper eine gewiſſe Art Strahlen häufiger als die übrigen Strahlen zurückwerfen, und daß andre natürliche Körper eben dieſelbe Eigenſchaft gegen andre Strahlen ausüben.

611.

Man merke hier gleich häufiger; alſo nicht etwa allein, oder ausſchließlich, wie es doch ſeyn müßte,

wenigſtens bey einigen ganz reinen Farben. Betrachtet man ein reines Gelb, ſo könnte man ſich die Vorſtellung gefallen laſſen, daß dieſes reine Gelb die gelben Strahlen allein von ſich ſchickt; eben ſo mit ganz reinem Blau. Allein der Verfaſſer hütet ſich wohl, dieſes zu behaupten, weil er ſich abermals eine Hinterthüre anlaſſen muß, um einem dringenden Gegner zu entgehen, wie man bald ſehen wird.

612.

Mennige wirft die am wenigſten refrangiblen Strahlen am häufigſten zurück und erſcheint deßwegen roth. Veilchen werfen die refrangibelſten Strahlen am häufigſten zurück und haben ihre Farbe daher; und ſo verhält es ſich mit den übrigen Körpern. Jeder Körper wirft die Strahlen ſeiner eigenen Farbe häufiger zurück, als die übrigen Strahlen; und von ihrem Uebermaße und Vorherrſchaft im zurückgeworfenen Licht hat er ſeine Farbe.

613.

Die Newtoniſche Theorie hat das Eigene, daß ſie ſehr leicht zu lernen und ſehr ſchwer anzuwenden iſt. Man darf nur die erſte Propoſition, womit die Optik anfängt, gelten laſſen oder gläubig in ſich aufnehmen; ſo iſt man auf ewig über das Farbenweſen beruhigt. Schreitet man aber zur nähern Unterſuchung, will man die Hypotheſe auf die Phänomene anwenden; dann geht die Noth erſt an; dann kommen Vor- und Nachklagen, limitationen, reſtrictionen, reſervationen kommen zum Vorſchein, bis ſich

jede Propoſition erſt im Einzelnen, und zuletzt die Lehre im Ganzen vor dem Blick des ſcharfen Beobachters völlig neutraliſirt. Man gebe Acht, wie die es hier abermals der Fall iſt.

Siebzehnter Verſuch.

614.

Denn wenn ihr in die homogenern Lichter, welche ihr durch die Auflöſung des Problems, welches in der vierten Propoſition des erſten Theiles aufgeſtellt wurde, erhaltet,

615.

Daß wir auch dort durch alle Bemühung keine homogeneren Lichter, als durch den gewöhnlichen prismatiſchen Verſuch erhielten, iſt ſeines Ortes dargethan worden.

616.

Körper von verſchiedenen Farben hineinbringt; ſo werdet ihr finden, daß jeder Körper, in das Licht ſeiner eigenen Farbe gebracht, glänzend und leuchtend erſcheint.

617.

Dagegen iſt nichts zu ſagen, nur wird derſelbe Effect hervorgebracht, wenn man auch das ganz ge-

wöhnliche und ungequälte prismatiſche Bild bey dieſem Verſuche anwendet. Und nichts iſt natürlicher als wenn man Gleiches zu Gleichem bringt, daß die Wirkung nicht vermindert werde, ſondern vielmehr verſtärkt, wenn das eine Homogene dem Grade nach wirkſamer iſt, als das andre. Man gieße concentrirten Eſſig zu gemeinem Eſſig und dieſe ſo verbundene Flüſſigkeit wird ſtärker ſeyn, als die gemeine. Ganz anders iſt es, wenn man das Heterogene dazu miſcht, wenn man Alcali in den gemeinen Eſſig wirft. Die Wirkung beyder geht verlorn bis zur Neutraliſation. Aber von dieſem Gleichnamigen und Ungleichnamigen will und kann Newton nichts wiſſen. Er quält ſich auf ſeinen Graden und Stufen herum, und muß doch zuletzt eine entgegengeſetzte Wirkung geſtehen.

618.

Zinnober glänzt am meiſten im homogenen rothen Licht, weniger im grünen, und noch weniger im blauen.

619.

Wie ſchlecht iſt hier das Phänomen ausgedrückt, indem er bloß auf den Zinnober und ſein Glänzen Rückſicht nimmt, und die Miſchung verſchweigt, welche die auffallende prismatiſche Farbe mit der unterliegenden körperlichen hervorbringt.

620.

Indig im veilchenblauen Licht glänzt am meiſten

621.

Aber warum? Weil der Indig, der eigentlich nur eine dunkle ſatte blaue Farbe iſt, durch das violette Licht einen Glanz, einen Schein, Hellung und Leben erhält; und ſein Glanz wird ſtufenweiſe vermindert, wie man ihn gegen Grün, Gelb und Roth bewegt.

622.

Warum ſpricht denn der Verfaſſer nur vom Glanz der ſich vermindern ſoll? warum ſpricht er nicht von der neuen gemiſchten Farbenerſcheinung, welche auf dieſem Wege entſteht? Freylich iſt das Wahre zu natürlich, und man braucht das Falſche, Halbe, um die Unnatur zu beſchönigen, in die man die Sache gezogen hat.

623.

Ein Lauchblatt

624.

Und was ſoll nun der Knoblauch im Experimente und gleich auf die Pulver? Warum bleibt er nicht bey gleichen Flächen, Papier oder aufgezogenem Seidenzeug? Wahrſcheinlich ſoll der Knoblauch hier nur ſo viel heißen, daß die Lehre auch von Pflanzen gelte.

625.

wirft das grüne Licht und das gelbe und blaue, worauf

Madame Sommer.

Ach und mein Herz! Wie geht es auf! wie ſchwillt's vor ihnen!

Stella.

Sie haben geliebt! O Gott ſei Dank! Ein Geſchöpf das mich verſteht! das Mitleiden mit mir haben kann! das nicht kalt zu meinem Schmerzen drein blikt — Wir können ia doch einmal nichts dafür, daß wir ſo ſind! — Was hab ich nicht alles gethan! Was nicht alles verſucht! — Ja was half's! — Es wollte das — iuſt das — und keine Welt, und ſonſt nichts in der Welt — Ach der Geliebte iſt überall, und alles iſt für den Geliebten.

Madame Sommer.

Sie tragen den Himmel im Herzen.

Stella.

Eh ich michs verſeh, wieder ſein Bild! — So richtete er ſich auf, in der und iener Geſellſchaft, und ſah ſich nach mir um — ſo kam er dort übers Feld hergeſprengt,

es zuſammengeſetzt iſt, lebhafter zurück als es das rothe und violette zurückwirft.

626.

Damit aber dieſe Verſuche deſto lebhafter erſcheinen, ſo muß man ſolche Körper wählen, welche die vollſten und lebhafteſten Farben haben, und zwey ſolche Körper müſſen mit einander verglichen werden. Z. B. wenn man Zinnober und Ultramarinblau

627.

Mit Pulvern ſollte man, wie ſchon oft geſagt, nicht operiren; denn wie kann man hindern, daß ihre ungleichen Theile Schatten werfen?

628.

zuſammen (neben einander) in rothes homogenes Licht hält, ſo werden ſie beyde roth erſcheinen;

629.

Dieß ſagt er hier auch nur, um es gleich wieder zurückzunehmen.

630.

aber der Zinnober wird von einem ſtarken leuchtenden und glänzenden Roth ſeyn, und der Ultramarin von einem ſchwachen dunklen und finſtern Roth.

631.

Und das von Rechtswegen: denn Gelbroth erhebt das Gelbrothe und zerſtört das Blaue.

632.

Dagegen wenn man ſie zuſammen in das blaue Licht hält, ſo werden ſie beyde blau erſcheinen; nur wird der Ultramarin mächtig leuchtend und glänzend ſeyn, das Blau des Zinnobers aber ſchwach und finſter.

633.

Und zwar auch, nach unſerer Auslegung, von Rechtswegen.

Sehr ungern wiederholen wir dieſe Dinge, da ſie oben ſchon ſo umſtändlich von uns ausgeführt worden. Doch muß man den Widerſpruch wiederholen, da Newton das Falſche immer wiederholt, nur um es tiefer einzuprägen.

634.

Welches außer Streit ſetzt, daß der Zinnober das rothe Licht häufiger als der Ultramarin zurückwirft, und der Ultramarin das blaue Licht mehr als der Zinnober.

635.

Dieſes iſt die eigene Art etwas außer Streit zu ſetzen, nachdem man erſt eine Meynung unbedingt ausgeſprochen, und bey den Beobachtungen nur mit Worten und deren Stellung ſich jener Behauptung genähert hat. Denn das ganze Newtoniſche Farbenweſen iſt nur ein Wortkram, mit dem ſich deshalb ſo gut kramen läßt, weil man vor lauter Kram die Natur nicht mehr ſieht.

636.

Daſſelbe Experiment kann man nach und nach mit Mennige, Indig oder andern zwey Farben machen, um die verſchiedene Stärke und Schwäche ihrer Farbe und ihres Lichtes einzuſehen.

637.

Was dabey einzuſehen iſt, iſt den Einſichtigen ſchon bekannt.

638.

Und da nun die Urſache der Farben an natürlichen Körpern durch dieſe Experimente klar iſt;

639.

Es iſt nichts klar, als daß er die Erſcheinung unvollſtändig und ungeſchickt ausſpricht, um ſie nach ſeiner Hypotheſe zu bequemen.

640.

ſo iſt dieſe Urſache ferner beſtätigt und außer allem Streit geſetzt, durch die zwey erſten Experimente des erſten Theils, da man an ſolchen Körpern bewies, daß die reflectirten Lichter, welche an Farbe verſchieden ſind, auch an Graden der Refrangibilität verſchieden ſind.

641.

Hier ſchließt ſich nun das Ende an den Anfang künſtlich an, und da man uns dort die körperlichen

Farben ſchon auf Treu und Glauben für lichter gab; ſo ſind dieſe Lichter endlich hier völlig fertige Farben geworden und werden nun abermals zu Hülfe gerufen.

Da wir nun aber dort aufs Umſtändlichſte dargethan haben, daß jene Verſuche gar nichts beweiſen, ſo werden ſie auch hier weiter der Theorie nicht zu ſtatten kommen.

642.

Daher iſt es alſo gewiß, daß einige Körper die mehr, andre die weniger refrangiblen Strahlen häufiger zurückwerfen.

643.

Und uns iſt gewiß, daß es weder mehr noch weniger refrangible Strahlen giebt, ſondern daß die Naturerſcheinungen auf eine ächtere und bequemere Weiſe ausgeſprochen werden können.

644.

Und dieß iſt nicht allein die wahre Urſache dieſer Farben, ſondern auch die einzige, wenn man bedenkt, daß die Farben des homogenen Lichtes nicht verändert werden können durch die Reflexion von natürlichen Körpern.

645.

Wie ſicher muß Newton von dem blinden Glauben ſeiner Leſer ſeyn, daß er zu ſagen wagt, die Farben des homogenen Lichtes können durch Reflexion von

natürlichen Körpern nicht verändert werden, da er doch auf der vorhergehenden Seite zugiebt, daß das rothe Licht ganz anders vom Zinnober als vom Ultramarin, das blaue Licht ganz anders vom Ultramarin als vom Zinnober zurückgeworfen werde. Nun ſieht man aber wohl, warum er dort ſeine Redensarten ſo künſtlich ſtellt, warum er nur vom Glanz und Hellen oder vom Matten und Dunklen der Farbe, keineswegs aber von ihrem andern Bedingtwerden durch Miſchung reden mag. Es iſt unmöglich ein ſo deutliches und einfaches Phänomen ſchiefer und unredlicher zu behandlen; aber freylich wenn er Recht haben wollte, ſo mußte er ſich, ganz oder halb bewußt, mit Reineke Fuchs zurufen:

Aber ich ſehe wohl, Lügen bedarf's, und über die Maßen!

Denn nachdem er oben die Veränderung der prismatiſchen Farben auf den verſchiedenen Körpern ausdrücklich zugeſtanden, ſo fährt er hier fort:

646.

Denn wenn Körper durch Reflexion auch nicht im mindeſten die Farbe irgend einer Art von Strahlen verändern können; ſo können ſie nicht auf andre Weiſe gefärbt erſcheinen, als indem ſie diejenigen zurückwerfen, welche entweder von ihrer eigenen Farbe ſind, oder die durch Miſchung ſie hervorbringen können.

647.

Hier tritt auf einmal die Miſchung hervor und

zwar dergeſtalt, daß man nicht recht weiß, was ſie ſagen will; aber das Gewiſſen regt ſich bey ihm, es iſt nur ein Uebergang zum Folgenden, wo er wieder alles zurücknimmt, was er behauptet hat. Merke der Leſer auf, er wird den Verfaſſer bis zum Unglaublichen unverſchämt finden.

648.

Denn wenn man dieſe Verſuche macht, ſo muß man ſich bemühen das Licht ſoviel als möglich homogen zu erhalten.

649.

Wie es mit den Bemühungen, die prismatiſchen farbigen Lichter homogener zu machen, als ſie bey dem einfachen Verſuch im Spectrum erſcheinen, haben wir oben umſtändlich dargethan, und wir wiederholen es nicht. Nur erinnere ſich der Leſer, daß Newton die ſchwierigſten, ja gewiſſermaßen unmögliche Vorrichtungen vorgeſchrieben hat, um dieſer beliebten Homogenität näher zu kommen. Nun bemerke man, daß er uns die einfachen, einem jeden möglichen Verſuche verdächtig macht, indem er fortfähret:

650.

Denn wenn man Körper mit den gewöhnlichen prismatiſchen Farben erleuchtet, ſo werden ſie weder in ihrer eigenen Tageslichts-Farbe, noch in der Farbe erſcheinen, die man auf ſie wirft, ſondern in einer gewiſſen Mittelfarbe zwiſchen beyden, wie ich durch Erfahrung gefunden habe.

631.

Es iſt recht merkwürdig, wie er endlich einmal eine Erfahrung eingeſteht, die einzig mögliche, die einzig nothwendige, und ſie ſogleich wieder verdächtig macht. Denn was von der einfachſten prismatiſchen Erſcheinung, wenn ſie auf körperliche Farben fällt, wahr iſt, das bleibt wahr, man mag ſie durch noch ſo viel Oeffnungen, große und kleine, durch Linſen von nahem oder weitem Brennpunct quälen und bedingen: nie kann, nie wird etwas anders zum Vorſchein kommen.

632.

Wie benimmt ſich aber unſer Autor, um dieſe Unſicherheit ſeiner Schüler zu vermehren? Auf die verſchmitzteſte Weiſe. Und betrachtet man dieſe Kniffe mit redlichem Sinn, hat man ein lebendiges Gefühl fürs Wahre, ſo kann man wohl ſagen, der Autor benimmt ſich ſchändlich: denn man höre nur:

633.

Denn die Neunige, wenn man ſie mit dem gewöhnlichen prismatiſchen Grün erleuchtet, wird nicht roth oder grün, ſondern orange oder gelb erſcheinen, je nachdem das grüne Licht, wodurch ſie erleuchtet wird, mehr oder weniger zuſammengeſetzt iſt.

634.

Warum geht er denn hier nicht grade oder in

ſenweiſe? Er werfe doch das ganz gewöhnliche prismatiſche Roth auf die Mennige, ſo wird ſie eben ſo ſchön und glänzend roth erſcheinen, als wenn er das gequälteſte Spectrum dazu anwendete. Er werfe das Grün des gequälteſten Spectrums auf die Mennige und die Erſcheinung wird ſeyn, wie er ſie beſchreibt, oder vielmehr wie wir ſie oben, da von der Sache die Rede war, beſchrieben haben. Warum macht er denn erſt die möglichen Verſuche verdächtig, warum ſchiebt er alles ins Ueberfeine, und warum kehrt er dann zuletzt immer wieder zu den erſten Verſuchen zurück? Nur um die Menſchen zu verwirren und ſich und ſeiner Heerde eine Hinterthür offen zu laſſen.

Mit Widerwillen überſetzen wir die fratzenhafte Erklärungsart, wodurch er, nach ſeiner Weiſe, die Zerſtörung der grünen prismatiſchen auf die Mennige geworfenen Farbe auslegen will.

635.

Denn wie Mennige roth erſcheint, wenn ſie vom weißen Licht erleuchtet wird, in welchem alle Arten Strahlen gleich gemiſcht ſind; ſo muß bey Erleuchtung derſelben mit dem grünen Licht, in welchem alle Arten von Strahlen ungleich gemiſcht ſind, etwas anders vorgehen.

636.

Man bemerke, daß hier im Grünen alle Arten von Strahlen enthalten ſeyn ſollen, welches jedoch nicht zu ſeiner früheren Darſtellung der Heterogenität der

homogenen Strahlen paßt: denn indem er dort die ſupponirten Zirkel auseinander zieht, ſo greifen doch nur die nächſten Farben in einander; hier aber geht jede Farbe durchs ganze Bild und man ſieht alſo gar die Möglichkeit nicht ein, ſie auf irgend eine Weiſe zu ſepariren. Es wird künftig zur Sprache kommen, was noch alles für Unſinn aus dieſer Vorſtellungsart, in einem Syſtem fünf bis ſieben Syſteme en échelon aufmarſchiren zu laſſen, hervorſpringt.

657.

Denn einmal wird das Uebermaß der gelbmachenden, grünmachenden und blaumachenden Strahlen, das ſich in dem auffallenden grünen Lichte befindet, Urſache ſeyn, daß dieſe Strahlen auch in dem zurückgeworfenen Lichte ſich ſo häufig befinden, daß ſie die Farbe vom Rothen gegen ihre Farbe ziehen. Weil aber die Mennige dagegen die rothmachenden Strahlen häufiger in Rückſicht ihrer Anzahl zurückwirft, und zunächſt die orangemachenden und gelbmachenden Strahlen, ſo werden dieſe in dem zurückgeworfenen Licht häufiger ſeyn, als ſie es in dem einfallenden grünen Licht waren, und werden deswegen das zurückgeworfene Licht vom Grünen gegen ihre Farbe ziehen; und deswegen wird Mennige weder roth noch grün, ſondern von einer Farbe erſcheinen, die zwiſchen beyden iſt.

658.

Da das ganze Verhältniß der Sache oben umſtändlich dargethan worden, ſo bleibt uns weiter nichts übrig, als dieſen baaren Unſinn der Nachwelt zum Muſterbilde einer ſolchen Behandlungsart zu empfehlen.

Er fügt nun noch vier Erfahrungen hinzu, die er

auf ſeine Weiſe erklärt, und die wir nebſt unſern Bemerkungen mittheilen wollen.

659.

In gefärbten durchſichtigen Liquoren läßt ſich bemerken, daß die Farbe nach ihrer Maſſe ſich verändert. Wenn man z. B. eine rothe Flüſſigkeit in einem koniſchen Glaſe zwiſchen das Licht und das Auge hält; ſo ſcheint ſie unten, wo ſie weniger Maſſe hat, als ein blaſſes und verdünntes Gelb, etwas höher, wo das Glas weiter wird, erſcheint ſie orange, noch weiter hinauf roth, und ganz oben von dem tiefſten und dunkelſten Roth.

660.

Wir haben dieſe Erfahrung in Stufengefäßen dargeſtellt (S. 317. 318.) und an ihnen die wichtige Lehre der Steigerung entwickelt, wie nämlich das Gelbe durch Verdichtung und Beſchattung, eben ſo wie das Blaue, zum Rothen ſich hinneigt, und dadurch die Eigenſchaft bewähret, welche wir bey ihrem erſten Urſprung in trüben Mitteln gewahr wurden. Wir erkannten die Einfachheit, die Tiefe dieſer Ur- und Grunderſcheinungen; deſto ſonderbarer wird uns die Qual vorkommen, welche ſich Newton macht, ſie nach ſeiner Weiſe auszulegen.

661.

Hier muß man ſich vorſtellen, daß eine ſolche Feuchtigkeit die indigomachenden und violettmachenden Strahlen ſehr leicht abhält, die blaumachenden ſchweren, die grünmachenden

und warf ſich an der Gartenthüre in meinen Arm — Dahinaus ſah ich ihn fahren, dahinaus — ach, und er war wiedergekommen — war ſeiner Wartenden wiedergekommen — — Kehr ich mit meinen Gedanken in das Geräuſch der Welt — er iſt da! Wenn ich ſo in der Loge ſaß, und gewiß war, wo er auch ſtekte, ich mochte ihn ſehen oder nicht, daß er iede meiner Bewegungen bemerkte und liebte! Mein Aufſtehen, mein Niederſitzen! Ich fühlte daß das Schütteln meines Federbuſches ihn mehr anzog, als all die blinkenden Augen rings um, und daß alle Muſik nur Melodie zu dem ewigen Liede ſeines Herzens war: Stella! Stella! Wie lieb du mir biſt!

Luzie.

Kann man denn einander ſo lieb haben?

Stella.

Du fragſt, Kleine? Da kann ich dir nicht antworten — Aber mit was unterhalt ich euch! — — Kleinigkeiten! wichtige Kleinigkeiten — Warrlich man iſt doch ein großes Kind, und iſt einem ſo wohl dabei

noch ſchwerer und die rothmachenden am allerſchwerſten. Wenn nun die Maſſe der Feuchtigkeit nicht ſtärker iſt, als daß ſie nur eine hinlängliche Anzahl von violettmachenden und blaumachenden Strahlen abhält, ohne die Zahl der übrigen zu vermindern; ſo muß der Ueberreſt (nach der ſechſten Propoſition des zweyten Theils) ein blaſſes Gelb machen: gewinnt aber die Feuchtigkeit ſo viel an Maſſe, daß ſie eine große Anzahl von blaumachenden Strahlen und einige grünmachende abhalten kann, ſo muß aus der Zuſammenſetzung der übrigen ein Orange entſtehen; und wenn die Feuchtigkeit noch breiter wird um eine große Anzahl von den grünmachenden und eine bedeutende Anzahl von den gelbmachenden abzuhalten, ſo muß der Ueberreſt anfangen ein Roth zuſammenzuſetzen; und dieſes Roth muß tiefer und dunkler werden, wenn die gelbmachenden und orangemachenden Strahlen mehr und mehr durch die wachſende Maſſe der Feuchtigkeit abgehalten werden, ſo daß wenig Strahlen außer den rothmachenden durchgelangen können.

662.

Ob wohl in der Geſchichte der Wiſſenſchaften etwas ähnlich närriſches und lächerliches von Erklärungsart zu finden ſeyn möchte?

663.

Von derſelben Art iſt eine Erfahrung, die mir neulich Herr Hallen erzählt hat; der, als er tief in die See in einer Taucherglocke hinabſtieg, an einem klaren Sonnenſcheintag, bemerkte, daß wenn er mehrere Faden tief ins Waſſer hinabſank, der obere Theil ſeiner Hand, worauf die Sonne gerade durchs Waſſer und durch ein kleines Glasfenſter in der Glocke ſchien, eine rothe Farbe hatte, wie eine Damaſcener Roſe, ſo wie das Waſſer unten und die untere Seite ſeiner Hand,

die durch das von dem Waſſer reflectirte Licht erleuchtet war, grün ausſah.

664.

Wir haben dieſes Verſuchs unter den phyſiologiſchen Farben, da wo er hingehört, ſchon erwähnt. Das Waſſer wirkt hier als ein trübes Mittel welches die Sonnenſtrahlen nach und nach mäßigt, bis ſie aus dem Gelben ins Rothe übergehen und endlich purpurfarben erſcheinen; dagegen denn die Schatten in der geforderten grünen Farbe geſehen werden. Man höre nun, wie ſeltſam ſich Newton benimmt, um dem Phänomen ſeine Terminologie anzupaſſen.

665.

Daraus läßt ſich ſchließen, daß das Seewaſſer die violett- und blaumachenden Strahlen ſehr leicht zurückwirft und die rothmachenden Strahlen frey und häufig in große Tiefen hinunter läßt; deshalb das directe Sonnenlicht in allen großen Tiefen, wegen der vorwaltenden rothmachenden Strahlen, roth erſcheinen muß, und je größer die Tiefe iſt, deſto ſtärker und mächtiger muß das Roth werden. Und in ſolchen Tiefen, wo die violettmachenden Strahlen kaum hinkommen, müſſen die blaumachenden, grünmachenden, gelbmachenden Strahlen von unten häufiger zurückgeworfen werden als die rothmachenden, und ein Grün zuſammenſetzen.

666.

Da uns nunmehr die wahre Ableitung dieſes Phänomens genugſam bekannt iſt, ſo kann uns die Newtoniſche Lehre nur zur Beluſtigung dienen, wobey denn

zugleich, indem wir die falsche Erklärungsart einsehen, das ganze System unhaltbarer erscheint.

667.

Nimmt man zwey Flüssigkeiten von starker Farbe, z. B. Roth und Blau, und beyde hinlänglich gesättigt; so wird man, wenn jede Flüssigkeit für sich noch durchsichtig ist, nicht durch beyde hindurchsehen können, sobald sie zusammengestellt werden. Denn wenn durch die eine Flüssigkeit nur die rothmachenden Strahlen hindurchkönnen und nur die blaumachenden durch die andre, so kann kein Strahl durch beyde hindurch. Dieses hat Herr Hook zufällig mit keilförmigen Glasgefäßen, die mit rothen und blauen Liquoren gefüllt waren, versucht, und wunderte sich über die unerwartete Wirkung, da die Ursache damals noch unbekannt war. Ich aber habe alle Ursache an die Wahrheit dieses Experiments zu glauben, ob ich es gleich selbst nicht versucht habe. Wer es jedoch wiederholen will, muß sorgen, daß die Flüssigkeiten von sehr guter und starker Farbe seyen.

668.

Worauf beruht nun dieser ganze Versuch? Er sagt weiter nichts aus, als daß ein noch allenfalls durchscheinendes Mittel, wenn es doppelt genommen wird, undurchsichtig werde; und dieses geschieht, man mag einerley Farbe oder zwey verschiedene Farben, erst einzeln und dann an einander gerückt, betrachten.

669.

Um dieses Experiment, welches nun auch schon

über hundert Jahre in der Geſchichte der Farbenlehre ſpukt, los zu werden, verſchaffe man ſich mehrere, aus Glastafeln zuſammengeſetzte keilförmige aufrechtſtehende Gefäße, die an einander geſchoben Parallelepipeden bilden, wie ſie ſollen ausführlicher beſchrieben werden, wenn von unſerm Apparat die Rede ſeyn wird. Man fülle ſie erſt mit reinem Waſſer, und gewöhne ſich die Verrückung entgegengeſtellter Bilder und die bekannten prismatiſchen Erſcheinungen dadurch zu beobachten; dann ſchiebe man zwey über einander und tröpfle in jedes Tinte, nach und nach, ſo lange bis endlich der Liquor undurchſichtig wird; nun ſchiebe man die beyden Keile aus einander, und jeder für ſich wird noch genugſam durchſcheinend ſeyn.

671.

Dieſelbe Operation mache man nunmehr mit farbigen Liquoren, und das Reſultat wird immer daſſelbe bleiben, man mag ſich nur Einer Farbe in den beyden Gefäßen oder zweyer bedienen. So lange die Flüſſigkeiten nicht überſättigt ſind, wird man durch das Parallelepipedon recht gut hindurchſehen können.

672.

Nun begreift man alſo wohl, warum Newton wiederholt zu Anfang und zu Ende ſeines Perioden auf geſättigte und reiche Farben dringt. Damit man aber ſehe, daß die Farbe gar nichts zur Sache thut, ſo bereite man mit Lacmus in zwey ſolchen Keilgläſern

einen blauen Liquor dergeſtalt, daß man durch das Parallelepipedon noch durchſehen kann. Man laſſe alsdann in das eine Gefäß, durch einen Gehülfen, Eſſig tröpfeln, ſo wird ſich die blaue Farbe in eine rothe verwandeln, die Durchſichtigkeit aber bleiben, wie vorher, ja wohl eher zunehmen, indem durch die Säure dem Blauen von ſeinem σκιερὸν etwas entzogen wird. Bey Vermannigfaltigung des Verſuchs kann man auch alle die Verſuche wiederholen, die ſich auf ſcheinbare Farbenmiſchung beziehen.

673.

Will man dieſe Verſuche ſich und andern recht anſchaulich machen, ſo habe man vier bis ſechs ſolcher Gefäße zugleich bey der Hand, damit man nicht durch Ausgießen und Umfüllen die Zeit verliere und keine Unbequemlichkeit und Unreinlichkeit entſtehe. Auch laſſe man ſich dieſen Apparat nicht reuen, weil man mit demſelben die objectiven und ſubjectiven prismatiſchen Verſuche, wie ſie ſich durch farbige Mittel modificiren, mit einiger Uebung vortheilhaft darſtellen kann. Wir ſprechen alſo was wir oben geſagt, nochmals aus: ein Durchſcheinendes doppelt oder mehrfach genommen, wird undurchſichtig, wie man ſich durch farbige Fenſterſcheiben, Opalgläſer, ja ſogar durch farbloſe Fenſterſcheiben überzeugen kann.

674.

Nun kommt Newton noch auf den Verſuch mit

trüben Mitteln. Uns ſind dieſe Urphänomene aus dem Entwurf umſtändlich bekannt, und wir werden deshalb um deſto leichter das Unzulängliche ſeiner Erklärungsart einſehen können.

675.

Es giebt einige Feuchtigkeiten, wie die Tinctur des Lignum nephriticum, und einige Arten Glas, welche eine Art Licht häufig durchlaſſen und eine andre zurückwerfen, und deswegen von verſchiedener Farbe erſcheinen, je nachdem die Lage des Auges gegen das Licht iſt. Aber wenn dieſe Feuchtigkeiten oder Gläſer ſo dick wären, ſo viel Maſſe hätten, daß gar kein Licht hindurch könnte; ſo zweifle ich nicht, ſie würden andern dunklen Körpern gleich ſeyn und in allen Lagen des Auges dieſelbe Farbe haben, ob ich es gleich nicht durch Experimente beweiſen kann.

676.

Und doch iſt gerade in dem angeführten Falle das Experiment ſehr leicht. Wenn nämlich ein trübes Mittel noch halbdurchſichtig iſt, und man hält es vor einen dunklen Grund, ſo erſcheint es blau. Dieſes Blau wird aber keinesweges von der Oberfläche zurückgeworfen, ſondern es kommt aus der Tiefe. Reflectirten ſolche Körper die blaue Farbe leichter als eine andre von ihrer Oberfläche, ſo müßte man dieſelbe noch immer blau ſehen, auch dann, wenn man die Trübe auf den höchſten Grad, bis zur Undurchſichtigkeit gebracht hat. Aber man ſieht Weiß, aus den von uns im Entwurf genugſam ausgeführten Urſachen. Newton

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.

3-598-50924-3
FN. 18630/456

macht sich aber hier ohne Noth Schwierigkeiten, weil er wohl fühlt, daß der Boden, worauf er steht, nicht sicher ist.

677.

Denn durch alle farbigen Körper, so weit meine Bemerkung reicht, kann man hindurchsehen, wenn man sie dünn genug macht; sie sind deswegen gewissermaßen durchsichtig, und also nur in Graden der Durchsichtigkeit von gefärbten durchsichtigen Liquoren verschieden. Diese Feuchtigkeiten, so gut wie solche Körper, werden bey hinreichender Masse undurchsichtig. Ein durchsichtiger Körper, der in einer gewissen Farbe erscheint wenn das Licht hindurchfällt, kann bey zurückgeworfenem Licht dieselbe Farbe haben, wenn das Licht dieser Farbe von der hinteren Fläche des Körpers zurückgeworfen wird, oder von der Luft die daran stößt. Dann kann aber die zurückgeworfene Farbe vermindert werden, ja aufhören, wenn man den Körper sehr dick macht, oder ihn auf der Rückseite mit Pech überzieht, um die Reflexion der hinteren Fläche zu vermindern so daß das von den färbenden Theilen zurückgeworfene Licht vorherrschen mag. In solchen Fällen wird die Farbe des zurückgeworfenen Lichtes von der des durchfallenden Lichtes wohl abweichen können.

678.

Alles dieses Hin- und Wiederreden findet man unnütz, wenn man die Ableitung der körperlichen Farben kennt, wie wir solche im Entwurf versucht haben; besonders wenn man mit uns überzeugt ist, daß jede Farbe, um gesehen zu werden, ein Licht im Hintergrunde haben müsse, und daß wir eigentlich alle körperliche Farbe mittelst eines durchfallenden Lichts gewahr

werden, es sey nun, daß das einfallende Licht durch einen durchsichtigen Körper durchgehe, oder daß es bey dem undurchsichtigen Körper auf seine helle Grundlage dringe und von da wieder zurückkehre.

Das ergo bibamus des Autors übergehen wir und eilen mit ihm zum Schlusse.

Elfte Proposition. Sechstes Problem.

Durch Mischung farbiger Lichter einen Lichtstrahl zusammenzusetzen, von derselben Farbe und Natur wie ein Strahl des directen Sonnenlichts, und dadurch die Wahrheit der vorhergehenden Propositionen zu bestätigen.

679.

Hier verbindet Newton nochmals Prismen mit Linsen, und es gehört deshalb dieses Problem in jenes supplementare Capitel, auf welches wir abermals unsere Leser anweisen. Vorläufig gesagt, so leistet er hier doch auch nichts: denn er bringt nur die durch ein Prisma auf den höchsten Gipfel geführte Farbenerscheinung durch eine Linse auf den Nullpunct zurück; hinter diesem kehrt sie sich um, das Blaue und Violette kommt nun unten, das Gelbe und Gelbrothe oben hin. Dieses so gesäumte Bild fällt abermals auf ein Pris-

ma, das, weil es das umgekehrt anlangende Bild in die Höhe rückt, solches wieder umkehrt, die Ränder auf den Nullpunct bringt, wo denn abermals von einem dritten Prisma, das den brechenden Winkel nach oben richtet, das farblose Bild aufgefangen wird und nach der Brechung wieder gefärbt erscheint.

68c.

Hieran können wir nichts merkwürdiges finden: denn daß man ein verrücktes und gefärbtes Bild auf mancherley Weise wieder zurecht rücken und farblos machen könne, ist uns kein Geheimniß. Daß ferner ein solches entfärbtes Bild auf mancherley Weise durch neue Verrückung wieder von vorn anfange gefärbt zu werden, ohne daß diese neue Färbung mit der ersten aufgehobenen auch nur in der mindesten Verbindung stehe, ist uns auch nicht verborgen, da wir, was gewisse Reflexionsfälle betrifft, unsere achte Tafel mit einer umständlichen Auslegung diesem Gegenstand gewidmet haben.

681.

So ist denn auch aufmerksamen Lesern und Experimentatoren keineswegs unbekannt, wann solche gefärbte, auf den Nullpunct entweder subjectiv oder objectiv zurückgebrachte Bilder, nach den Gesetzen des ersten Anstoßes, oder durch entgegengesetzte Determination, ihre Eigenschaften behaupten, fortsetzen, erneuern oder umkehren.

dabei — Eben wie die Kinder ſich hinter ihr Schürzgen verſteken, und rufen Pipp! daß man ſie ſuchen ſoll! —— Wie ganz füllt das unſer Herz, wenn wir beleidigt, den Gegenſtand unſerer Liebe zu verlaſſen, bei uns ſehr eifrig feſtſezen: Mit welchen Verzerrungen von Stärke der Seelen tretten wir wieder in ſeine Gegenwart! Wie übt ſich das in unſerm Buſen auf und ab! und wie plazzt das zulezt all wieder auf einen Blik, einen Händedruk zuſammen.

Madame Sommer.

Wie glüklich! Sie leben doch noch ganz in dem Gefühl der jüngſten reinſten Menſchheit.

Stella.

Ein Jahrtauſend von Trähnen und Schmerzen, vermögten die Seeligkeit nicht aufzuwiegen, der erſten Blike, des Zitterns, Stammelns, des Nahens, Weichens — des Vergeßen ſein ſelbſt — den erſten flüchtigen; feurigen Kuß, und die erſte ruhig athmende Umarmung — Madame! Sie verſinken, meine Teure! — Wo ſind ſie?

Abſchluß.

Wir glauben nunmehr in polemiſcher Behandlung des erſten Buches der Optik unſre Pflicht erfüllt und ins Klare geſetzt zu haben, wie wenig Newtons hypothetiſche Erklärung und Ableitung der Farbenerſcheinung beym Refractionsfall Stich halte. Die folgenden Bücher laſſen wir auf ſich beruhen. Sie beſchäftigen ſich mit den Erſcheinungen, welche wir die epoptiſchen und paroptiſchen genannt haben. Was Newton gethan, um dieſe zu erklären und auszulegen, hat eigentlich niemals großen Einfluß gehabt, ob man gleich in allen Geſchichten und Wörterbüchern der Phyſik hiſtoriſche Rechenſchaft davon gab. Gegenwärtig iſt die Naturforſchende Welt, und mit ihr ſogar des Verfaſſers eigene Landsleute, völlig davon zurückgekommen, und wir haben alſo nicht Urſache uns weiter darauf einzulaſſen.

Will Jemand ein Uebriges thun, der vergleiche unſere Darſtellung der epoptiſchen Erſcheinungen mit der Newtoniſchen. Wir haben ſie auf einfache Elemente zurückgeführt; er hingegen bringt auch hier wieder Nothwendiges und Zufälliges durch einander vor, mißt und berechnet, erklärt und theoretiſirt eins mit dem andern und alles durch einander, wie er es bey dem Refractionsfalle gemacht hat; und ſo müßten wir denn auch

nur unsere Behandlung des ersten Buches bey den folgenden wiederholen.

Blicken wir nun auf unsre Arbeit zurück, so wünschten wir wohl in dem Falle jenes Cardinals zu seyn, der seine Schriften ins Concept drucken ließ. Wir würden alsdann noch manches nachzuholen und zu bessern Ursache finden. Besonders würden wir vielleicht einige heftige Ausdrücke mildern, welche den Gegner aufbringen, dem Gleichgültigen verdrießlich sind und die der Freund wenigstens verzeihen muß. Allein wir bedenken zu unserer Beruhigung, daß diese ganze Arbeit mitten in dem heftigsten Kriege der unser Vaterland erschütterte, unternommen und vollendet wurde. Das Gewaltsame der Zeit dringt leider bis in die friedlichen Wohnungen der Musen, und die Sitten der Menschen werden durch die nächsten Beyspiele, wo nicht bestimmt, doch modificirt. Wir haben mehrere Jahre erlebt und gesehen, daß es im Conflict von Meynungen und Thaten nicht darauf ankommt seinen Gegner zu schonen, sondern ihn zu überwinden; daß Niemand sich aus seinem Vortheil herausschmeicheln oder herauscomplimentiren läßt, sondern daß er, wenn es ja nicht anders seyn kann, wenigstens herausgeworfen seyn will. Hartnäckiger als die Newtonische Partey hat sich kaum eine in der Geschichte der Wissenschaften bewiesen. Sie hat manchem wahrheitsliebenden Manne das Leben verkümmert, sie hat auch mir eine frohere und vortheilhaftere Benutzung mehrerer Jahre geraubt: man verzeihe mir daher, wenn ich von ihr

und ihrem Urheber alles mögliche Böse gesagt habe. Ich wünsche, daß es unsern Nachfahren zu Gute kommen möge.

Aber mit allem diesem sind wir noch nicht am Ende. Denn der Streit wird in dem folgenden historischen Theile gewissermoßen wieder aufgenommen, indem gezeigt werden muß, wie ein so außerordentlicher Mann zu einem solchen Irrthum gekommen, wie er bey demselben verharren und so viele vorzügliche Menschen, ihm Beyfall zu geben, verführen können. Hierdurch muß mehr als durch alle Polemik geleistet, auf diesem Wege muß der Urheber, die Schüler, das einstimmende und beharrende Jahrhundert nicht sowohl angeklagt als entschuldigt werden. Zu dieser milderen Behandlung also, welche zu Vollendung und Abschluß des Ganzen nothwendig erfordert wird, laden wir unsere Leser hiermit ein und wünschen, daß sie einen freyen Blick und guten Willen mitbringen mögen.

Tafeln.

Die sowohl auf die Farbenlehre überhaupt als zunächst auf diesen ersten Band bezüglichen Tafeln hat man, des bequemeren Gebrauchs wegen, in einem besondern Heft gegeben und dazu eine Beschreibung gefügt, welche bestimmt ist, den Hauptzweck derselben

noch mehr vor Augen zu bringen und sie mit dem Werke selbst in nähere Verbindung zu setzen.

Die Linearzeichnungen welche sie enthalten, stellen die Phänomene, wie es gewöhnlich ist, in so fern es sich thun ließ, im Durchschnitte vor; in andern Fällen hat man die aufrechte Ansicht gewählt. Sie haben theils einen didactischen, theils einen polemischen Zweck. Ueber die didactischen belehrt der Entwurf selbst; was die polemischen betrifft, so stellen sie die unwahren und captiosen Figuren Newtons und seiner Schule theils wirklich nachgebildet dar, theils entwickeln sie dieselben auf mannigfaltige Weise, um was in ihnen verborgen liegt an den Tag zu bringen.

Man hat ferner die meisten Tafeln illuminirt, weil bisher ein gar zu auffallender Schaden daraus entsprang, daß man eine Erscheinung wie die Farbe, die am nächsten durch sich selbst gegeben werden konnte, durch bloße Linien und Buchstaben bezeichnen wollte.

Endlich sind auch einige Tafeln so eingerichtet, daß sie als Glieder eines anzulegenden Apparats mit Bequemlichkeit gebraucht werden können.

Inhalt

des polemiſchen Theils.

Seite.

Einleitung 355

Zwiſchenrede 364

Der Newtoniſchen Optik

Erſtes Buch. Erſter Theil. 369

Erſte Propoſition. Erſtes Theorem . 369

Beweis durch Experimente 373

Erſter Verſuch 376

Zweyter Verſuch 384

Zweyte Propoſition. Zweytes Theorem 401

Dritter Verſuch 403

Seite.

Vierter Verſuch 408
Fünfter Verſuch 411
Sechſter Verſuch 422
Siebenter Verſuch 436
Achter Verſuch 434
Recapitulation der acht erſten Verſuche . . 463
Dritte Propoſition. Drittes Theorem 467
Neunter Verſuch 468
Zehnter Verſuch 472
Newtons Recapitulation der zehn erſten Verſuche 474
Ueberſicht des Nächſtfolgenden 484
Vierte Propoſition. Erſtes Problem 488
Elfter Verſuch 488
Fünfte Propoſition. Viertes Theorem 493
Zwölfter Verſuch 496
Dreyzehnter Verſuch 498
Vierzehnter Verſuch 501
Sechſte Propoſition. Fünftes Theorem 506
Funfzehnter Verſuch 512
Siebente Propoſition. Sechſtes Theorem 512
Sechzehnter Verſuch 517
Achte Propoſition. Zweytes Problem 520

Seite.

Der Newtoniſchen Optik

Erſtes Buch. Zweyter Theil. 521
Erſte Propoſition. Erſtes Theorem . 523
Erſter Verſuch 524
Zweyter Verſuch 536
Dritter Verſuch 537
Vierter Verſuch 545
Zweyte Propoſition. Zweytes Theorem 547
Fünfter Verſuch 549
Sechſter Verſuch 553
Definition 559
Dritte Propoſition. Erſtes Problem . 562
Siebenter Verſuch 564
Achter Verſuch 565
Vierte Propoſition. Drittes Theorem 572
Fünfte Propoſition. Viertes Theorem 580
Neunter Verſuch 580
Zwölfter Verſuch 584
Elfter Verſuch 593
Zehnter Verſuch 594
Glieder des zehnten Verſuchs 595
Dreyzehnter Verſuch 596

Seite.

Vierzehnter Versuch 602
Funfzehnter Versuch 603
Sechste Proposition. Zweytes Problem . . .
Siebente Proposition. Fünftes Theorem 615
Achte Proposition. Drittes Problem 616
Sechzehnter Versuch 619
Neunte Proposition. Viertes Problem 622
Zehnte Proposition. Fünftes Problem 623
Siebzehnter Versuch 625
Eilfte Proposition. Sechstes Problem . 645
. 647
Abschluß 649
Tafeln. . . . . .

Madame Sommer.

Männer! Männer!

Stella.

Sie machen uns glüklich und elend! Mit welchen Ahndungen von Seeligkeit erfüllen sie unser Herz, welche neue und unbekannte Gefühle und Hofnungen schwellen unsere Seele, wenn ihre stürmende Leidenschaft sich ieder unserer Nerven mittheilt, Wie oft hat alles an mir gezittert und geklungen, wenn er in unbändigen Trähnen die Leiden einer Welt an meinen Busen hinströhmte, ich bat ihn um Gotteswillen sich zu schonen — ! mich! — Vergebens! — Biß ins innerste Mark fachte er mir die Flammen die ihn durchwühlten. Und so ward das Mädgen von Kopf bis zu'n Solen ganz Herz, ganz Gefühl. Und wo ist denn nun der Himmelstrich für dies Geschöpf um drinne zu athmen, um Nahrung drunter zu finden?

Madame Sommer.

Wir glauben den Männern! In den

An-

Zur

Farbenlehre.

von Goethe.

Zweyter Band.

Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1810.

N.F.G.

Materialien

zur

Geſchichte der Farbenlehre.

Atqui perpendat philosophiae cultor, rerum abstrutarum investigationem non unius esse seculi; saepe veritas furtim quasi in conspectum venieus, negligentia philosophorum offensa subito se rursum subducit, non dignata homines sui conspectu mero, nisi officiosos et industrios.

Des

Zweyten Bandes

Erſter, hiſtoriſcher Theil.

Einleitung.

Wird einer strebenden Jugend die Geschichte eher lästig als erfreulich, weil sie gern von sich selbst eine neue, ja wohl gar eine Urwelt-Epoche beginnen möchte; so haben die in Bildung und Alter Fortschreitenden gar oft mit lebhaftem Danke zu erkennen, wie mannigfaltiges Gute, Brauchbare und Hülfreiche ihnen von den Vorfahren hinterlassen worden.

Nichts ist stillstehend. Bey allen scheinbaren Rückschritten müssen Menschheit und Wissenschaft immer vorschreiten, und wenn beyde sich zuletzt auch wieder in sich selbst abschließen sollten. Vorzügliche Geister haben sich immer gefunden, die sich mittheilen mochten. Viel Schätzenswerthes hievon ist auf uns gekommen, woraus wir uns überzeugen können, daß es unsern Vorfahren an treffenden Ansichten der Natur nie gefehlt habe.

Der Kreis, den die Menschheit auszulaufen hat, ist bestimmt genug, und ungeachtet des grossen Stillstandes, den die Barbarey machte, hat sie ihre Laufbahn schon mehr als einmal zurückgelegt. Will man ihr auch eine Spiralbewegung zuschreiben, so kehrt sie doch immer wieder in jene Gegend, wo sie schon einmal durchgegangen. Auf diesem Wege wiederholen sich alle wahren Ansichten und alle Irrthümer.

Um sich von der Farbenlehre zu unterrichten, mußte man die ganze Geschichte der Naturlehre wenigstens durchkreuzen, und die Geschichte der Philosophie nicht außer Acht lassen. Eine gedrängte Darstellung wäre zu wünschen gewesen; aber sie war unter den gegebenen Umständen nicht zu leisten. Wir mußten uns daher entschließen nur Materialien zur Geschichte der Farbenlehre zu liefern, und hiezu das, was sich bey uns aufgehäuft hatte, einigermaßen sichten.

Was wir unter jenem Ausdrucke verstehen, wird nicht schwer zu deuten seyn. Wer Materialien zu einem Gebäude liefert, bringt immer mehr und weniger als erforderlich ist. Denn dem Herbeygeschafften muß öfters soviel genommen werden,

nur um ihm eine Form zu geben, und an dasjenige, was eigentlich zur letzten besten Zierde gereicht, daran pflegt man zu Anfang einer Bauanstalt am wenigsten zu denken.

Wir haben Auszüge geliefert und fanden uns hiezu durch mehrere Ursachen bewogen. Die Bücher, welche hier zu Rathe gezogen werden mußten, sind selten zu haben, wo nicht in großen Städten und wohlausgestatteten Bibliotheken, doch gewiß an manchen mittlern und kleinen Orten, von deren theilnehmenden Bewohnern und Lehrern wir unsre Arbeit geprüft und genutzt wünschten. Deshalb sollte dieser Band eine Art Archiv werden, in welchem niedergelegt wäre, was die vorzüglichsten Männer, welche sich mit der Farbenlehre befaßt, darüber ausgesprochen.

Auch trat noch eine besondre Betrachtung ein, welche sowohl hier als in der Geschichte der Wissenschaften überhaupt gilt. Es ist äußerst schwer, fremde Meynungen zu referiren, besonders wenn sie sich nachbarlich annähern, kreuzen und decken. Ist der Referent umständlich, so erregt er Ungeduld und lange Weile; will er sich zusammenfassen, so kommt er in Gefahr, seine Ansicht für die

fremde zu geben; vermeidet er zu urtheilen, ſo weiß der Leſer nicht, woran er iſt; richtet er nach gewiſſen Maximen, ſo werden ſeine Darſtellungen einſeitig und erregen Widerſpruch, und die Geſchichte macht ſelbſt wieder Geſchichten.

Ferner ſind die Geſinnungen und Meynungen eines bedeutenden Verfaſſers nicht ſo leicht auszuſprechen. Alle Lehren, denen man Originalität zuſchreiben kann, ſind nicht ſo leicht gefaßt, nicht ſo geſchwind epitomirt und ſyſtematiſirt. Der Schriftſteller neigt ſich zu dieſer oder jener Geſinnung; ſie wird aber durch ſeine Individualität, ja oft nur durch den Vortrag, durch die Eigenthümlichkeit des Idioms, in welchem er ſpricht und ſchreibt, durch die Wendung der Zeit, durch mancherley Rückſichten modificirt. Wie wunderbar verhält ſich nicht Gaſſendi zu Epicur!

Ein Mann, der länger gelebt, iſt verſchiedene Epochen durchgegangen; er ſtimmt vielleicht nicht immer mit ſich ſelbſt überein; er trägt manches vor, davon wir das eine für wahr, das andre für falſch anſprechen möchten: alles dieſes darzuſtellen, zu ſondern, zu bejahen, zu verneinen, iſt eine unendliche Arbeit, die nur dem gelingen kann, der ſich ihr ganz widmet und ihr ſein Leben aufopfern mag.

Durch ſolche Betrachtungen veranlaßt, durch ſolche Nöthigungen gedrängt, laſſen wir meiſtens die Verfaſſer ſelbſt ſprechen; ja wir hätten die Originale lieber als die Ueberſetzung geliefert, wenn uns nicht eine gewiſſe Gleichförmigkeit und allgemeinere Brauchbarkeit zu dem Gegentheil bewogen hätte. Der einſichtsvolle Leſer wird ſich mit jedem beſonders unterhalten; wir haben geſucht ihm ſein Urtheil zu erleichtern, nicht ihm vorzugreifen. Die Belege ſind bey der Hand, und ein fähiger Geiſt wird ſie leicht zuſammenſchmelzen. Die Wiederholung am Schluſſe wird hiezu behülflich ſeyn.

Wollte man uns hier noch eine heitere Anmerkung erlauben, ſo würden wir ſagen: daß durch dieſe Art, jeden Verfaſſer ſeinen Irrthum wie ſeine Wahrheit frey ausſprechen zu laſſen, auch für die Freunde des Unwahren und Falſchen geſorgt ſey, denen hierdurch die beſte Gelegenheit verſchafft wird, dem Seltſamſten und am wenigſten Haltbaren ihren Beyfall zuzuwenden.

Nach dieſem Erſten, welches eigentlich den Grund unſerer Bemühung ausmacht, haben wir charakteriſtiſche Skizzen, einzelne biographiſche Züge, manchen bedeutenden Mann betreffend, aphoriſtiſch

mitgetheilt. Sie ſind aus Notizen entſtanden, die wir zu künftigem unbeſtimmten Gebrauch, beym Durchleſen ihrer Schriften, bey Betrachtung ihres Lebensganges, aufgezeichnet. Sie machen keinen Anſpruch ausführlich zu ſchildern, oder entſchieden abzuurtheilen; wir geben ſie wie wir ſie fanden: denn nicht immer waren wir in dem Falle, bey Redaction dieſer Papiere, alles einer nochmaligen genauen Prüfung zu unterwerfen.

Mögen ſie nur daſtehen, um zu erinnern, wie höchſt bedeutend es ſey, einen Autor als Menſchen zu betrachten; denn wenn man behauptet hat: ſchon der Styl eines Schriftſtellers ſey der ganze Mann, wie vielmehr ſollte nicht der ganze Menſch den ganzen Schriftſteller enthalten. Ja eine Geſchichte der Wiſſenſchaften, inſofern dieſe durch Menſchen behandelt worden, zeigt ein ganz anderes und höchſt belehrendes Anſehen, als wenn bloß Entdeckungen und Meynungen an einander gereiht werden.

Vielleicht iſt auch noch auf eine andre Weiſe nöthig, dasjenige zu entſchuldigen, was wir zu viel gethan. Wir gaben Nachricht von Autoren, die nichts oder wenig für die Farbenlehre geleiſtet, jedoch nur von ſolchen, die für die Naturforſchung

Augenbliken der Leidenſchaften betrügen ſie ſich ſelbſt, warum ſollten wir nicht betrogen werden?

Stella.

Madame! Da fährt mir ein Gedanke durch den Kopf — Wir wollen einander das ſeyn, was ſie uns hätten werden ſollen! Wir wollen zuſammen bleiben! — Ihre Hand! — Von dieſem Augenblik an, laß ich ſie nicht!

Luzie.

Das wird nicht angehn!

Stella.

Warum Luzie?

Madame Sommer.

Meine Tochter fühlt —

Stella.

Doch keine Wohlthat in dieſem Vorſchlag! Fühlen ſie welche Wohlthat ſie mir thun, wenn ſie bleiben! O ich darf nicht allein ſeyn! Liebe, ich hab alles gethan, ich

überhaupt bedeutend waren. Denn wie schwierig es sey, die Farbenlehre, die sich überall gleichsam nur durchschmiegt, von dem übrigen Wissen einigermaßen zu isoliren und sie dennoch wieder zusammen zu halten, wird jedem Einsichtigen fühlbar seyn.

Und so haben wir, um eines durchgehenden Fadens nicht zu ermangeln, allgemeine Betrachtungen eingeschaltet, den Gang der Wissenschaften in verschiedenen Epochen flüchtig bezeichnet, auch die Farbenlehre mit durchzuführen und anzuknüpfen gesucht. Daß hiebey mancher Zufall gewaltet, manches einer augenblicklichen Stimmung seinen Ursprung verdankt, kann nicht geläugnet werden. Indessen wird man einige Launen auch wohl einer ernsten Sammlung verzeihen, zu einer Zeit, in der ganze wetterwendische Bücher mit Vergnügen und Beyfall aufgenommen werden.

Wie Manches nachzubringen sey, wird erst in der Folge recht klar werden, wenn die Aufmerksamkeit mehrerer auf diesen Gegenstand sich richtet. Verschiedene Bücher sind uns ungeachtet aller Bemühungen nicht zu Handen gekommen; auch wird man finden, daß Memoiren der Academien, Journale und andre dergleichen Sammlungen nicht ge-

nugsam genutzt sind. Möchten doch mehrere, selbst diejenigen, die, um anderer Zwecke willen, alte und neue Werke durchgehen, gelegentlich notiren, was ihnen für unser Fach bedeutend scheint und es gefällig mittheilen; wie wir denn schon bisher manchen Freunden für eine solche Mittheilung den besten Dank schuldig geworden.

Inhalt

Seite.

Zur Geſchichte der Urzeit xxiii

Erſte Abtheilung.

Griechen . . 1

Pythagoras 1

Pythagoreer . . . . . 1 — 2

Empedocles . . . . . 2 — 4

Democritus . . . . . 4 — 5

Democritus und Epicurus 6

Epicurus 6

Zeno 7

Chryſippus 7

Seite.

Pyrrhonier 8

Plato . . . . . 8 — 10

Aristoteles . . . . . 11 — 23

Theophrast oder vielmehr Aristoteles von den Farben . . . . . 24 — 53

Farbenbenennungen der Griechen und Römer 54 — 59

Zweyte Abtheilung.

Römer 60

Lucretius . . . . . 60 — 67

Plinius 68

Hypothetische Geschichte des Colorits . 69 — 106

Betrachtungen über Farbenlehre und Farbenbehandlung. . . . . 107 — 122

Nachtrag . . . . . 123 — 128

Dritte Abtheilung.

Seite.

Zwiſchenzeit . . 129

Lücke 129

Ueberliefertes . . . . . 137 — 144

Autorität . . . . . 144 — 147

Roger Bacon . . . . . 148 — 164

Nachleſe 164

Auguſtinus 163

Themiſtius 165

Luſt am Geheimniß . . . . . 166 — 168

Vierte Abtheilung.

Sechzehntes Jahrhundert 169

Antonii Thylesii de coloribus libellus 173 — 193

Antonius Thyleſius 194

Simon Portius 197

Julius Cäſar Scaliger 200

Zwiſchenbetrachtung 204

Seite.

Paracelſus 205

Alchymiſten 207

Zwiſchenbetrachtungen 212

Bernhardinus Teleſius 213

Hieronymus Cardanus 217

Johann Baptiſt Porta 220

Baco von Verulam 226

Fünfte Abtheilung.

Siebzehntes Jahrhundert. 242

Allgemeine Betrachtungen 243

Galileo Galilei 243

Johann Keppler 247

Willebrord Snellius 252

Antonius de Dominis 255

Franciscus Aguilonius 264

Intentionen der Farben 267

Renatus Carteſius 274

Seite.

Athanaſius Kircher 279

Marcus Marci 286

De la Chambre 288

Iſaac Voſſius 293

Franciscus Maria Grimaldi 306

Robert Boyle 311

Hook 322

Nicolaus Mallebranche 324

Johann Chriſtoph Sturm 328

Funccius 329

Lazarus Nüguet 331

Nügnets Farbenſyſtem 332

Betrachtungen über vorſtehende Abhandlung . 343

Nachtrag kurzer Notizen 346

Uebergang zur Geſchichte des Colorits . . 349

Geſchichte des Colorits ſeit Wiederherſtellung

der Kunſt . . . . . 350 — 377

Sechſte Abtheilung.

Seite.

Achtzehntes Jahrhundert 378

Erſte Epoche.

Von Newton bis auf Dollond.

Londoner Societät 378

Thomas Sprat 379

Thomas Birch 381

Philoſophiſche Transactionen 382

Ungewiſſe Anfänge der Societät 383

Naturwiſſenſchaften in England 386

Aeußere Vortheile der Societät 389

Innere Mängel der Societät 390

Mängel die in der Umgebung und in der Zeit liegen 398

Robert Hook 399

Iſaak Newton 401

Lectiones opticae 404

Brief an den Secretär der Londner Societät . 404

Seite.

Die Optik 403

Newtons Verhältniß zur Societät . . . 418

Erſte Gegner Newtons 422

Mariotte 442

Joh. Theoph. Desaguliers 453

Desaguliers gegen Mariotte 456

Joh. Rizzetti 463

Desaguliers gegen Rizzetti 468

Gauger 473

Newtons Perſönlichkeit . . . 474 — 484

Erſte Schüler und Bekenner Newtons . . 484

Wilhelm Jacob s'Gravesand 487

Peter von Muſchenbrock 488

Franzöſiſche Akademiſten 490

Mariotte 492

De la Hire 492

Joh. Mich. Conradi 493

Mallebranche 494

Seite.

Fontenelle 496

Fontenelle's Lobrede auf Newton 500

Mairan 507

Cardinal Polignac 511

Voltaire 513

Beyspiele von Voltairens Vorurtheil für Newton 516

Algarotti 517

Anglomanie 520

Chemiker 521

Düfay 524

Louis Bertrand Caſtel 527

Techniſche Malerey 536

Le Bion 537

Gautier 538

Celeſtin Cominale 549

Deutſche große und thätige Welt. 551

Deutſche gelehrte Welt 552

Akademie Göttingen 563

hab mir Federvieh und Reh und Hunde angeſchaft; ich lehre kleine Mädgen ſtriken und knöpfen, nur um nicht allein zu ſeyn, nur um was außer mir zu ſehen das lebt und zunimmt. Und dann doch, wenn mir's glükt, wenn eine gute Gottheit mir an einem heitern Frühlingsmorgen den Schmerz von der Seele weggehoben zu haben ſcheint. Wenn ich ruhig erwache, und die liebe Sonne auf meinen blühenden Bäumen leuchtet, und ich mich thätig munter fühle zu den Geſchäften des Tages, dann iſt mir's wohl, dann treib ich eine zeitlang herum, verrichte und ordne, und führe meine Leute an, und in der Freiheit meines Herzens dank' ich laut auf zum Himmel für die glüklichen Stunden.

Madame Sommer.

Ach ja, gnädige Frau, ich fühl's! Geſchäftigkeit und Wohlthätigkeit ſind eine Gabe des Himmels, ein Erſaz für unglükliche liebende Herzen.

Stella.

Erſaz? Entſchädigung wohl, nicht Erſaz — Er-

Seite.

Nachlese 566

Tobias Mayer 568

Joh. Heinr. Lambert 574

Carl Scherffer 575

Benjamin Franklin 579

Achtzehntes Jahrhundert 581

Zweyte Epoche.

Von Dollond bis auf unsre Zeit.

Achromasie 581

Joseph Priestley 588

Paolo Frisi 589

Georg Simon Klügel 590

Uebergang 592

Westfeld 593

Guyot 598

Mauclerc 600

Marat 601

Seite.

H. F. T. 606

Diego de Carvalho e Sampayo 614

Robert Waring Darwin 623

Anton Raphael Mengs 628

Jeremias Friedrich Gülich 630

Eduard Huſſey Delaval 633

Joh. Leonhard Hoffmann 639

Robert Blair 643

Confeſſion des Verfaſſers 666

Entſchuldigung.

Statt des ſupplementaren Theils . 693

Wirkung farbiger Beleuchtung 703

Zur Geſchichte der Urzeit.

Die Zuſtände ungebildeter Völker, ſowohl der alten als der neuern Zeit, ſind ſich meiſtens ähnlich. Stark in die Sinne fallende Phänomene werden lebhaft aufgefaßt.

In dem Kreiſe meteoriſcher Erſcheinungen muſte der ſeltnere, unter gleichen Bedingungen immer wiederkehrende Regenbogen die Aufmerkſamkeit der Naturmenſchen beſonders an ſich ziehen. Die Frage, woher irgend ein ſolches Ereigniß entſpringe, iſt dem kindlichen Geiſte wie dem ausgebildeten natürlich. Jener löſt das Räthſel bequem durch ein phantaſtiſches, höchſtens poetiſches Symboliſiren; und ſo verwandelten die Griechen den Regenbogen in ein liebliches Mädchen, eine Tochter des Thaumas (des Erſtaunens); beydes mit Recht: denn wir werden bey dieſem Anblick das Erhabene auf eine erfreuliche Weiſe gewahr. Und ſo ward ſie dieſem Geſtalt liebenden Volke ein Individuum, Iris,

ein Friedensbote, ein Götterbote überhaupt; andern, weniger Form bedürfenden Nationen, ein Friedenszeichen.

Die übrigen atmosphärischen Farbenerscheinungen, allgemein, weit ausgebreitet, immer wiederkehrend, waren nicht gleich auffallend. Die Morgenröthe nur noch erschien gestaltet.

Was wir überall und immer um uns sehen, das schauen und genießen wir wohl, aber wir beobachten es kaum, wir denken nicht darüber. Und wirklich entzog sich die Farbe, die alles Sichtbare bekleidet, selbst bey gebildeteren Völkern gewissermaßen der Betrachtung. Destomehr Gebrauch suchte man von den Farben zu machen, indem sich färbende Stoffe überall vorfanden. Das Erfreuliche des Farbigen, Bunten, wurde gleich gefühlt; und da die Zierde des Menschen erstes Bedürfniß zu seyn scheint und ihm fast über das Nothwendige geht, so war die Anwendung der Farben auf den nackten Körper und zu Gewändern bald im Gebrauch.

Nirgends fehlte das Material zum Färben. Die Fruchtsäfte, fast jede Feuchtigkeit außer dem reinen Wasser, das Blut der Thiere, alles ist gefärbt; so

auch die Metallkalke, besonders des überall vorhandnen Eisens. Mehrere verfaulte Pflanzen geben einen entschiedenen Färbestoff, dergestalt daß der Schlick an seichten Stellen großer Flüsse als Farbematerial benutzt werden konnte.

Jedes Beflecken ist eine Art von Färben, und die augenblickliche Mittheilung konnte jeder bemerken, der eine rothe Beere zerdrückte. Die Dauer dieser Mittheilung erfährt man gleichfalls bald. Auf dem Körper bewirkte man sie durch Tatuiren und Einreiben. Für die Gewänder fanden sich bald farbige Stoffe, welche auch die beizende Dauer mit sich führen, vorzüglich der Eisenrost, gewisse Fruchtschalen, durch welche sich der Uebergang zu den Galläpfeln mag gefunden haben.

Besonders aber machte sich der Saft der Purpurschnecke merkwürdig, indem das damit Gefärbte nicht allein schön und dauerhaft war, sondern auch zugleich mit der Dauer an Schönheit wuchs.

Bey dieser jedem Zufall freygegebenen Anfärbung, bey der Bequemlichkeit das Zufällige vorsätzlich zu wiederholen und nachzuahmen, mußte auch die Aufforderung entstehen, die Farbe zu entfernen.

Durchsichtigkeit und Weiße haben an und für sich schon etwas edles und wünschenswerthes. Alle ersten Gläser waren farbig; ein farbloses Glas mit Absicht darzustellen gelang erst spätern Bemühungen. Wenig Gespinnste, oder was sonst zu Gewändern benutzt werden kann, ist von Anfang weiß; und so mußte man aufmerksam werden auf die entfärbende Kraft des Lichtes, besonders bey Vermittlung gewisser Feuchtigkeiten. Auch hat man gewiß bald genug den günstigen Bezug eines reinen weißen Grundes zu der darauf zu bringenden Farbe in früheren Zeiten eingesehen.

Die Färberey konnte sich leicht und bequem vervollkommnen. Das Mischen, Sudlen und Manschen ist dem Menschen angeboren. Schwankendes Tasten und Versuchen ist seine Lust. Alle Arten von Infusionen gehen in Gährung oder in Fäulniß über; beyde Eigenschaften begünstigen die Farbe in einem entgegengesetzten Sinne. Selbst untereinander gemischt und verbunden heben sie die Farbe nicht auf, sondern bedingen sie nur. Das Saure und Alcalische in seinem rohsten empirischen Vorkommen, in seinen absurdesten Mischungen wurde von jeher zur Färberey gebraucht, und viele Färberecepte bis auf den heutigen Tag sind lächerlich und zweckwidrig.

Doch konnte bey geringem Wachsthum der Cultur bald eine gewisse Absonderung der Materialien so wie Reinlichkeit und Consequenz statt finden, und die Technik gewann durch Ueberlieferung unendlich. Deswegen finden wir die Färberey bey Völkern von stationären Sitten auf einem so hohen Grade der Vollkommenheit, bey Aegyptern, Indiern, Chinesen.

Stationäre Völker behandlen ihre Technik mit Religion. Ihre Vorarbeit und Vorbereitung der Stoffe ist höchst reinlich und genau, die Bearbeitung stufenweise sehr umständlich. Sie gehen mit einer Art von Naturlangsamkeit zu Werke; dadurch bringen sie Fabricate hervor, welche bildungsfähigern, schnell vorschreitenden Nationen unnachahmlich sind.

Nur die technisch höchstgebildeten Völker, wo die Maschinen wieder zu verständigen Organen werden, wo die größte Genauigkeit sich mit der größten Schnelligkeit verbindet, solche reichen an jene hinan und übertreffen sie in vielem. Alles Mittlere ist nur eine Art von Pfuscherey, welche eine Concurrenz, sobald sie entsteht, nicht aushalten kann.

Stationäre Völker verfertigen das Werk um sein selbst willen, aus einem frommen Begriff, unbekümmert um den Effect; gebildete Völker aber müssen auf schnelle augenblickliche Wirkung rechnen, um Beyfall und Geld zu gewinnen.

Der charakteristische Eindruck der verschiedenen Farben wurde gar bald von den Völkern bemerkt, und man kann die verschiedene Anwendung in diesem Sinne bey der Färberey und der damit verbundenen Weberey, wenigstens manchmal, als absichtlich und aus einer richtigen Empfindung entspringend ansehen.

Und so ist alles, was wir in der früheren Zeit und bey ungebildeten Völkern bemerken können, praktisch. Das Theoretische begegnet uns zuerst, indem wir nunmehr zu den gebildeten Griechen übergehen.

Erſte Abtheilung.

Griechen.

Pythagoras

nach Diogenes Laertius.

Pythagoras ſagt von den Sinnen überhaupt und insbeſondere vom Geſicht, es ſey: eine heiße Ausdünſtung oder Dampf, vermittelſt deſſen wir ſowohl durch Luft als Waſſer ſehen: denn das Heiße werde von dem Kalten zurückgeworfen. Wäre nun die Ausdünſtung in den Augen kalt, ſo würde ſie in die ihr ähnliche äußere Luft übergehen. An einer andern Stelle nennt er die Augen Pforten der Sonne.

Pythagoreer

nach Plutarch.

Die Pythagoreer laſſen die katoptriſchen Erſcheinungen entſtehen durch eine Zurückwerfung der Opſis.

Die Opsis erstrecke sich bis auf den Spiegel und von seiner Dichte und Glätte getroffen, kehre sie in sich selbst zurück, indem sie etwas ähnliches erleide mit der Hand, welche ausgestreckt und an die Schulter zurückgezogen wird.

Die Pythagoreer nannten die Oberfläche der Körper χροιά, das heißt Farbe. Ferner gaben sie als Farbgeschlechter an, das Weiße, das Schwarze, das Rothe und das Gelbe. Die Unterschiede der Farben suchten sie in der verschiedenen Mischung der Elemente; die mannigfaltigen Farben der Thiere hingegen in der Verschiedenheit der Nahrungsmittel und Himmelsstriche.

Empedocles

nach Theophrast.

Empedocles sagt, das Innre des Auges sey Feuer (und Wasser), die äußre Umgebung Erde und Luft; durch welche das Feuer, als ein Zartes durchschwitze, wie das Licht durch die Laterne .... Die Gänge (πόροι) aber des Feuers und Wassers lägen verschränkt; durch die Gänge des Feuers erkenne man das Weiße, durch die des Wassers das Schwarze: denn jedes von diesen beyden sey dem andern von beyden angemessen oder damit übereinstimmend (nach dem Grundsatz: Aehnli-

— Etwas anſtat des Verlohrnen, nicht das Verlohrne ſelbſt mehr — Verlohrne Liebe, wo iſt da Erſaz für? — O wenn ich manchmal von Gedanken in Gedanken ſinke, freundliche Träume der Vergangenheit vor meine Seele bringe, hoffnungsvolle Zukunft ahnde, und ſo in des Mondes Dämmerung, meinen Garten auf und ab walle; dann mich's auf einmal ergreifft! ergreifft daß ich allein bin; vergebens nach allen vier Winden meine Arme ausſtreke, den Zauber der Liebe vergebens mit Einem Drang, Einer Fülle ausſpreche, daß ich meine ich müſſte den Mond herunter ziehen! — Und ich allein bin, keine Stimme mir aus dem Gebüſch antwortet, und die Sterne kalt und freundlich über meine Quaal herabblinken! — Und dann, auf einmal das Grab meines Kindes zu meinen Füſſen! —

Madame Sommer.

Sie hatten ein Kind?

Stella.

Ja, meine Beſte! O Gott, du hatteſt mir dieſe Seeligkeit auch nur zu koſten gegeben,

um

ches wird durch Aehnliches erkannt). Die Farben aber gelangten durch einen Abfluß zu dem Gesicht. Die Augen seyen aber nicht aus Gleichem zusammengesetzt, sondern aus Entgegenstehendem; auch hätten einige das Feuer in sich, andre außer sich. Daher sähen auch einige Thiere bey Tage, andre bey Nacht besser. Die nehmlich weniger Feuer hätten, bey Tage: das innre Licht werde durch das äußre ausgeglichen; die im Gegentheil, bey Nacht: denn ihnen werde das Fehlende ersetzt. In den entgegengesetzt organisirten verhalte es sich umgekehrt; sie sähen schlecht. Bey denen nehmlich das Feuer vorwalte, am Tage noch vermehrt (durch das äußre) überwältige und verstopfe es die Gänge des Wassers; bey denen aber das Wasser vorwalte, werde des Nachts das Feuer vom Wasser überwältigt, so lange bis dort in diesen das Wasser vom äußern Licht, bey jenen das Feuer durch die Luft ausgeschieden und abgesondert werde. Denn immer das Entgegenstehende sey die Heilung des andern. Am besten gemischt und am tauglichsten seyen die Augen, die aus beyden Bestandtheilen gleichförmig gemischt wären.

Nach Stobäus.

Empedocles erklärt die Farbe für etwas, das den Gängen des Auges oder Gesichts angemessen und damit übereinstimmend sey. Ihre Verschiedenheit leitet er von der Mannigfaltigkeit der Nahrung ab. Gleich den Ele-

menten nimmt er viere derſelben an: weiß, ſchwarz, roth, gelb.

Nach Plutarch.

Nach Empedocles geſchehen die Erſcheinungen im Spiegel durch Ausflüſſe von den Gegenſtänden, welche ſich auf der Oberfläche des Spiegels verſammeln, und vollendet werden durch das aus dem Auge ſich ausſcheidende Feuerhafte, welches die umgebende Luft, in welche jene Ausflüſſe getrieben werden, mit in Bewegung ſetzt.

Democritus
nach Theophraſt.

Democritus läßt das Sehen entſtehn durch eine Emphaſis. Darunter verſteht er etwas beſonderes. Die Emphaſis geſchehe nicht geradenweges in der Pupille; ſondern die Luft zwiſchen dem Geſicht und dem Geſehenen erhalte eine Form, indem ſie von dem Geſehenen und Sehenden zuſammengedrückt werde: denn von Allem geſchehe ein beſtändiger Ausfluß. Die nunmehr harte und anders gefärbte Luft ſpiegle ſich in den naſſen Augen. Das Dichte nun werde nicht aufgenommen, das Wäſſrichte aber ſeihe durch. Darum wären auch die naſſen Augen tauglicher zum ſehen, als die harten, wofern die Hornhaut ſehr fein und dicht wäre, das In-

nere des Auges aber ſchwammig und leer an dickem und ſtarkem Fleiſche, ſo wie an dicker und fetter Feuchtigkeit, die durch die Augen gehenden Adern aber in gerader Richtung und trocken, ſo wie von paßlicher Geſtalt für das Abgebildete: denn jedes erkenne am meiſten das ihm verwandte und ähnliche.

Nach Plutarch.

Democritus behauptet: τῷ νόμῳ χροιὴν εἶναι: die Farbe ſey nichts von Natur nothwendiges, ſondern ein durch Geſetz, Uebereinkunft, Gewöhnung Angenommenes und Feſtgeſtelltes.

Nach Stobäus.

Democritus ſagt, die Farbe ſey Nichts an ſich. Die Elemente, das Volle und das Leere hätten (zwar) Eigenſchaften; aber das aus ihnen Zuſammengeſetzte erhalte Farbe (erſt) durch Ordnung, Geſtalt und Lage oder Richtung: denn darnach fielen die Erſcheinungen aus. Dieſer Farbe ſeyen vier Beſchiedenheiten, weiß, ſchwarz, roth und gelb.

Democritus und Epicurus
nach Plutarch.

Democritus und Epicurus ſagen, das Sehen geſchehe dadurch, daß Bilder von den Gegenſtänden ſich abſondern und ins Auge kommen.

Die katoptriſchen Erſcheinungen geſchehen durch Zurückwerfung von Bildern, welche von uns ausgehen und ſich auf dem Spiegel vereinigen.

Epicurus
nach Plutarch.

Epicur im zweyten Buche gegen Theophraſt läugnet, daß Farben den Körpern inwohnen, und behauptet vielmehr, ſie entſtänden durch gewiſſe Stellungen und Lagen der Körper gegen das Geſicht; und auf dieſe Weiſe könne ein Körper eben ſo wenig farblos ſeyn, als Farbe haben. Weiter vorn ſchreibt er alſo: Auch davon abgeſehen, weiß ich nicht, wie man ſagen könne, daß Körper in der Finſterniß auch Farbe hätten.

Nach Diogenes Laertius.

Die Farbe verändre ſich nach der Lage der Atomen.

Zeno, der Stoiker,

nach Plutarch.

Die Farben seyen die ersten Schematismen der Materie.

Chrysippus

nach Plutarch.

Nach Chrysippus Meynung geschieht das Sehen, indem die Luft zwischen dem Gegenstande und uns sich erstreckt, getroffen von dem zum Sehen bestimmten Pneuma, das von der Seele aus bis in die Pupille dringt, und nach der Berührung der äußern Luft sich in Gestalt eines Kegels hinerstreckt. Es ergießen sich aber aus dem Auge feurige Strahlen, nicht schwarze oder neblichte; daher wir die Finsterniß sehen können.

Nach Diogenes Laertius.

Das Sehen geschieht, wenn das Licht, welches zwischen dem Gesicht und dem Gegenstande ist, sich in konischer Gestalt hinerstreckt. Die Spitze des Luftkegels entsteht am Auge und die Basis an dem was gesehen wird; und so, indem die Luft wie ein Stab sich hinerstreckt, kündigt sich das Gesehene an.

Pyrrhonier

nach Diogenes Laertius.

Nichts erscheint rein und an sich, sondern mit Luft und Licht, mit Flüssigem und Festem, mit Wärme und Kälte, Bewegung, Verdunstung und andern Eigenschaften. Der Purpur z. B. zeigt eine andre Farbe in der Sonne, eine andre bey Mond- und Lampenlicht. Unsre eigene Farbe ist anders um Mittag, und so auch der Sonne. Durch Lage, Ort und Entfernung erscheint Großes klein, Eckiges rund, Ebenes uneben; Gerades erscheint gebrochen, das Bleiche anders gefärbt. Berge erscheinen von fern luftartig und glatt, in der Nähe rauh; der nehmliche Körper im schattigen Hain anders als im Freyen; der Hals der Taube, je nachdem sie ihn wendet.

Plato.

Uebrigens giebt es noch eine vierte Art Empfindbares, die wir abzuhandeln haben, welche aus vielen Mannigfaltigkeiten besteht. Diese werden von uns sämmtlich Farben genannt, eine Flamme, die von jedem Körper ausfließt und solche Theile hat, die sich zum Sinn des Gesichts dergestalt verhalten, daß sie von ihm empfunden werden können.

Was das Gesicht betrifft, von dessen Ursprung haben wir oben geredet, und nun ziemt es sich auch die Farben kürzlich abzuhandeln.

Was von jenen Theilen dergestalt herangebracht wird, daß es ins Gesicht fällt, ist entweder kleiner oder größer als die Theile des Gesichts, oder ihnen völlig gleich. Das Gleiche wird nicht empfunden, deßhalb wir es durchsichtig nennen. Durch das Kleine hingegen wird das Gesicht gesammelt, durch das Größere entbunden, und beyde sind mit dem Warmen und Kalten das auf die Haut, mit dem Sauern das auf die Zunge wirkt, mit dem Hitzigen das wir auch bitter nennen, verschwistert.

Durch Schwarz und Weiß entstehen eben solche Wirkungen, aber als Erscheinungen für einen andern Sinn, jedoch aus denselben Ursachen. Daher läßt sich behaupten: durch das Weiße werde das Gesicht entbunden, durch das Schwarze hingegen gesammelt.

Ein lebhafter Trieb aber und eine Art andern Feuers dringt von innen gegen die Augen und entbindet gleichfalls das Gesicht, und indem er die Gänge der Augäpfel mit Gewalt durchdringt und schmelzt, wird ein feuriges Wasser häufig vergossen, das wir Thräne heißen. Jener Trieb aber ist ein Feuer das dem äußern begegnet.

Wenn nun das innere Feuer herausstürzt wie ein Blitzstrahl, indem das äußre eindringt und in der Feuchtigkeit verlischt, werden wir durch die bey solcher gegenseitigen Wirkung entstandenen Farben geblendet, und dasjenige, wovon sich die Wirkung herschreibt, nennen wir leuchtend oder glänzend.

Eine mittlere Art Feuer hingegen, die zu der Augenfeuchte gelangt und sich damit verbindet, bringt zwar

keinen Glanz hervor; weil jedoch die Feuchtigkeit sich mit dem Leuchten des Feuers vereinigt, entsteht eine Blutfarbe, welche man Roth nennt.

Das Leuchtende ferner mit Roth und Weiß vermischt erzeugt das Gelbe.

Nach welchem Maße aber solches entstehe, würde Niemand, selbst wenn er es verstünde, zu sagen nicht unternehmen, weil er weder das Nothwendige noch das Wahrscheinliche davon einigermaßen anzuführen im Stande wäre.

Roth mit Schwarz und Weiß vermischt giebt die Purpurfarbe.

Wenn diese Mischung eine Verbrennung erleidet, so daß das Schwarze überwiegend wird, entsteht das Orphnion (ein leuchtend feurig Schwarz).

Das Braunrothe entsteht, wenn Gelb und Grau, das Graue hingegen, wenn Weiß und Schwarz gemischt werden.

Aus Weiß und Gelb entsteht das Blasse (Gelb).

Wenn das Glänzende mit dem Weißen zusammentritt und auf reines Schwarz fällt, dann wird die blaue Farbe vollendet.

Blau mit Weiß macht Hellblau.

Braunroth und Schwarz Lauchfarbe.

Hieraus sind denn auch die übrigen gewissermaßen offenbar und durch was für ähnliche Mischungen sie hervorgebracht werden.

Aristoteles.

Anzunehmen, daß die blauen Augen feuerhaft sind, wie Empedocles sagt, die schwarzen aber mehr Wasser als Feuer haben und dieserwegen am Tage nicht scharf sehen aus Mangel des Wassers, die andern aber des Nachts aus Mangel des Feuers, ist irrig; sintemal nicht des Feuers das Auge ist, sondern des Wassers. Außerdem läßt sich die Ursache der Farben noch auf eine andre Weise angeben.

Wäre das Auge Feuer, wie Empedocles behauptet, und im Timäus geschrieben steht, und geschähe das Sehen, indem das Licht, wie aus einer Laterne, (aus den Augen) herausgehe; warum in der Finsterniß sieht nicht das Auge? Daß es ausgelöscht werde im Finstern, wenn es herauskomme, wie der Timäus sagt, ist durchaus nichtig. Denn was heißt Auslöschung des Lichtes? Gelöscht wird im Nassen oder im Kalten das Warme (Heiße) und Trockne; dergleichen in dem Kohlichten das Feuer zu seyn scheint und die Flamme. Keins von beyden aber scheint dem Augenlicht zu Grunde zu liegen. Lägen sie aber auch, und nur, wegen der Wenigkeit, auf eine uns verborgne Weise; so müßte täglich auch vom Wasser das Augenlicht ausgelöscht werden, und im Frost zumeist müßte Finsterniß entstehen, wie wenigstens mit der Flamme und brennenden Körpern geschieht. Nun aber geschieht nichts dergleichen.

Empedocles nun ſcheint einmal zu behaupten, indem das Licht herausgehe, ſähen wir, ein andermal wieder durch Aus- oder Abflüſſe von den geſehenen Gegenſtänden.

Democritus hingegen, ſo fern er behauptet das Auge ſey Waſſer, hat Recht; ſo fern er aber meint, daß Sehen ſey eine Emphaſis (Spiegelung), hat er Unrecht. Denn dieß geſchieht, weil das Auge glatt iſt, und eine Emphaſis findet nicht ſtatt im Gegenſtande, ſondern im Sehenden: denn der Zuſtand iſt eine Zurückwerfung. Doch über die Emphänomena und über die Zurückwerfung hatte er, wie es ſcheint, keine deutlichen Begriffe. Sonderbar iſt es auch, daß ihm nicht die Frage aufſtieß: warum das Auge allein ſieht, die andern Dinge, worin die Bilder ſich ſpiegeln, aber nicht. Daß nun das Auge Waſſer ſey, darin hat er Recht. Das Sehen aber geſchieht nicht, in ſo fern das Auge Waſſer iſt, ſondern in ſo fern das Waſſer durchſichtig iſt, welche Eigenſchaft es mit der Luft gemein hat.

Democritus aber und die meiſten Phyſiologen, die von der Wahrnehmung des Sinnes handeln, behaupten etwas ganz unſtatthaftes. Denn alles Empfindbare machen ſie zu etwas Fühlbarem; da doch, wenn dem ſo wäre, in die Augen fällt, daß auch alle übrigen Empfindungen ein Fühlen ſeyn müßten; welches, wie leicht einzuſehen, unmöglich. Ferner machen ſie, was allen Wahrnehmungen der Sinne gemeinſchaftlich iſt, zu einem Eigenthümlichen. Denn Größe und Geſtalt, Rauhes und Glattes, Scharfes und Stumpfes an den

um mir einen bittern Kelch auf mein ganzes Leben zu bereiten — Wenn ſo ein Bauerkind auf dem Spaziergange barfuß mir entgegen läuft, und mit den großen unſchuldigen Augen mir eine Kußhand reicht, es durchdringt mir Mark und Gebeine! So groß, denk ich, wär meine Mina; ich heb es ängſtlich liebend in die Höhe, küß es hundertmal. Mein Herz iſt zerriſſen! die Thränen ſtürzen aus meinen Augen, und ich fliehe.

Luzie.

Sie haben doch auch viel Beſchwerlichkeit weniger.

Stella, lächelt und klopft ihr die Achſeln.

Wie ich nur noch empfinden kann! wie die ſchröckliche Augenblike mich nicht getödtet haben! — Es lag vor mir! abgepflükt die Knoſpe, und ich ſtand — verſteinert im innerſten Buſen — ohne Schmerz — ohne Bewuſtſeyn — — ich ſtand! — Da nahm die Wärterin das Kind auf, drükte es an ihr Herz, und rief auf einmal: es lebt! —

Ich

Massen sind etwas allen Sinneswahrnehmungen gemeines, oder wenn nicht allen, doch dem Gesichte und Gefühl. Darum täuschen diese beyden Sinne sich zwar hierüber, nicht aber über das jedem eigenthümliche, z. E. das Gesicht nicht über die Farbe, das Gehör nicht über den Schall. Jene Physiologen aber werfen das Eigenthümliche mit dem Gemeinschaftlichen zusammen, wie Democritus. Vom Weißen nehmlich und Schwarzen behauptet er, dieses sey rauh und jenes glatt. Auch die Geschmäcke bringt er auf Gestalten zurück. Wiewohl es des Gesichtes mehr als jedes andern Sinnes Eigenschaft ist, das Gemeinsame zu erkennen. Sollte es nun mehr des Geschmackes Sache seyn; so müßte, da das kleinste in jeglicher Art zu unterscheiden, dem schärfsten Sinne angehört, der Geschmack zumeist das übrige gemeinsame empfinden und über die Gestalt der vollkommenste Richter seyn. Ferner alles Empfindbare hat Gegensätze, z. E. in der Farbe, ist dem Schwarzen das Weiße, im Geschmack, das Süße dem Bittern entgegen; Gestalt aber scheint kein Gegensatz von Gestalt zu seyn. Denn welchem Ey steht der Zirkel entgegen? Ferner da die Gestalten unendlich sind, müßten auch die Geschmäcke unendlich seyn: denn warum sollte man von den schmeckbaren Dingen einige empfinden, andre aber nicht? —

Sichtbar ist, wessen allein das Gesicht ist. Sichtbar ist aber die Farbe und etwas das sich zwar beschreiben läßt, aber keinen eigenen Nahmen hat. Was

wir meynen, soll weiterhin klar werden. Das Sichtbare nun, von dem wir reden, ist einmal die Farbe. Diese aber ist das, was an dem an sich Sichtbaren sich befindet. An sich sichtbar ist, was es nicht (τῷ λόγῳ) durch Bezug auf ein anderes ist, sondern den Grund des Sichtbarseyns in sich hat. Alle Farbe aber ist ein Erregendes des actu Durchsichtigen. Und dieß ist seine Natur. Daher ist ohne Licht Farbe nicht sichtbar, sondern jede Farbe ist durchaus nur im Lichte sichtbar. Daher müssen wir zuerst sagen, was das Licht ist.

Es giebt ein Durchsichtiges (διαφανές). Durchsichtig nenn' ich, was zwar sichtbar ist, aber nicht sichtbar an sich, sondern durch eine andre Farbe. Von der Art ist die Luft, das Wasser und mehrere feste Körper. Denn nicht in so fern sie Wasser und in so fern sie Luft, sind sie durchsichtig; sondern weil eine solche Natur in ihnen ist.

Licht nun ist der actus dieses Durchsichtigen, als Durchsichtigen. Worin es sich nur potentia befindet, das kann auch Finsterniß seyn. Licht ist aber gleichsam die Farbe des Durchsichtigen, wann es actu durchsichtig ist, es sey durchs Feuer oder durch das höchste und letzte Element.

Was nun das Durchsichtige und was das Licht sey, ist gesagt, daß es nicht Feuer sey, noch überhaupt ein Körper, noch der Ausfluß irgend eines Körpers: denn auch so würde es ein Körper seyn; sondern Feuers oder eines Andern dergleichen Anwesenheit in dem Durchsichtigen. Denn zwey Körper können nicht zugleich in Einem seyn. Das Licht ferner scheint

der Gegensatz von Finsterniß. Finsterniß scheint der Mangel einer dergleichen Art in dem Durchsichtigen. Wie daraus erhellt, daß die Anwesenheit desselben das Licht ist. Daher Empedocles, und wer sonst, nicht recht hat zu behaupten, das Licht verbreite sich und komme zwischen die Erde und ihre Umgebung, ohne daß wir es merkten. Denn dieß ist gegen alle Principien, und gegen die Erscheinung. In einem kleinen Raume könnte es unbemerkt bleiben; aber vom Aufgang der Sonne bis zum Niedergang ist die Foderung zu groß.

Der Farbe nun empfänglich ist das Farblose, wie des Schalls das Schallose. Farblos ist das Durchsichtige und Unsichtliche, oder das kaum Sichtbare, dergleichen das Finstere zu seyn scheint. Dergleichen also ist das Durchsichtige, aber nicht wenn es actu durchsichtig ist, sondern, wenn es potentia. Denn das ist seine Natur, daß es bald Licht bald Finsterniß ist. Nicht alles aber ist sichtbar im Licht: sondern nur eines jeden eigenthümliche Farbe. Denn einiges wird nicht gesehen im Licht, aber in der Finsterniß giebt es Empfindung, z. E. das Feurige und Leuchtende. Diese Dinge lassen sich mit einem Worte nicht benennen, z. E. die Schnuppe am Licht, Horn, die Köpfe der Fische und Schuppen und Augen. An keinem von diesen Dingen wird die eigenthümliche Farbe geschaut; wodurch sie aber nun sichtbar werden, ist eine andre Untersuchung.

Soviel ist allbereits klar, daß das im Licht gesehene, Farbe ist; daher wird sie nicht ohne Licht gesehen. Denn das ist das Wesen der Farbe, daß es

das Erregende des actu Durchsichtigen ist. Der actus des Durchsichtigen aber ist das Licht. Ein offenbarer Beweis davon ist: Wenn jemand etwas Farbiges auf das Auge selbst legt, so sieht er es nicht; sondern die Farbe erregt das Durchsichtige, die Luft; von dieser aber, die ein continuum ist, wird das Gesichtsorgan erregt. Daher hat Democritus unrecht, zu glauben, wenn der Zwischenraum leer wäre, so würde man auch eine Ameise am Himmel genau sehen können. Denn dieß ist unmöglich. Denn nur dadurch, daß das Gesichtsorgan etwas erleidet, geschieht das Sehen. Von der gesehenen Farbe selbst kann jenes nicht erfolgen; es bleibt also nur übrig, daß es von dem, was zwischen ist (dem Medium), geschehe. Darum muß nothwendig etwas zwischen seyn. Wäre der Zwischenraum leer, so würde die Ameise nicht nur nicht genau, sondern ganz und gar nicht gesehen werden können.

Warum nun die Farbe nothwendig im Licht gesehen werden muß, ist gesagt. Das Feuer aber wird in beyden gesehen, im Licht und in der Finsterniß; und dieß nothwendiger Weise. Denn das Durchsichtige wird dadurch durchsichtig. Dieselbe Bewandniß hat es mit dem Schall und mit dem Geruch.

Denn keins von beyden, wenn es unmittelbar das Organ berührt, bringt eine Empfindung hervor; sondern von Geruch und Schall muß zuvor das Medium bewegt werden, und durch dieses erst das Organ für Beyde. Wenn Jemand unmittelbar an das Organ ein Schallendes oder Riechendes bringt; so entsteht durchaus keine Empfindung. Auf gleiche Weise verhält es

ſich mit dem Gefühl (tactus) und Geſchmack, nur fällt es da nicht ſo in die Augen. Das Medium für den Schall, iſt die Luft, für das Riechende, etwas das keinen Nahmen hat. Denn ſo wie das Durchſichtige für die Farbe eine gemeinſchaftliche Affection des Waſſers und der Luft iſt; ſo giebt es eine andre gemeinſchaftliche Affection in beyden, dem Waſſer und der Luft, für das Riechende. Es ſcheinen nehmlich die im Waſſer lebenden Thiere eine Empfindung des Geruchs zu haben; aber der Menſch, und andre Landthiere, welche athmen, können nicht riechen ohne zu athmen.

Licht iſt des Durchſichtigen Farbe per accidens: denn die Gegenwart eines Feuerartigen im Durchſichtigen iſt Licht, die Abweſenheit, Finſterniß.

Was wir durchſichtig nennen, iſt weder der Luft, noch dem Waſſer, noch einem der Elemente beſonders eigen; ſondern es iſt eine gemeinſame Natur und Eigenſchaft, die abgeſondert zwar nicht iſt, aber in ihnen befindet ſie ſich und wohnt einem Körper mehr, andern weniger bey. So wie nun der Körper ein Aeußerſtes haben muß, ſo auch das Durchſichtige. Die Natur des Lichts iſt nun in einem unbegränzten (ἀοριστῳ) Durchſichtigen. Daß nun das Durchſichtige in den Körpern ein Aeußerſtes haben muß, iſt allen einleuchtend; daß dieſes aber die Farbe ſey, iſt aus den Vorderſätzen ergeblich. Denn die Farbe iſt entweder in der Gränze, oder ſelbſt die Gränze.

Daher nannten auch die Pythagoreer die Oberfläche Farbe. Nun ist aber die Farbe in der Gränze des Körpers und nicht selbst die Gränze; sondern dieselbe färbende Natur, die man außen annimmt, muß man auch innerhalb annehmen.

Luft und Wasser erscheinen gefärbt: denn ihr Aussehen (αὐγή) ist ein solches. Aber weil dort die Farbe in einem Unbegränzten ist, zeigen beyde in der Nähe und in der Ferne nicht einerley Farbe. In (festen) Körpern aber ist die Erscheinung der Farbe eine bestimmte, wenn nicht etwa das, was den Körper einschließt, eine Veränderung hervorbringt. Es ist also klar, daß ein und dasselbe der Farbe Empfängliche, so wohl dort als hier statt findet. Das Durchsichtige also, in so fern es den Körpern inwohnt, und das ist mehr oder weniger der Fall, macht sie alle der Farbe fähig oder theilhaft. Da nun die Farbe in der Gränze des Körpers ist, so ist sie auch in der Gränze des Durchsichtigen, so daß also Farbe die Gränze des Durchsichtigen an dem begränzten Körper wäre. Den durchsichtigen Körpern selbst, als dem Wasser und was sonst der Art ist, und was eine eigene Farbe hat, diesen allen wohnt sie bey im Aeußersten.

In dem Durchsichtigen nun ist dasjenige, wodurch auch in der Luft das Licht hervorgebracht wird, bald wirklich vorhanden, bald nicht, sondern entnommen. So wie nun dort bald Licht, bald Finsterniß statt findet, so ist auch in den Körpern Weiß und Schwarz.

Von den andern Farben ist nun zu handeln, auf wie vielerley Art sie entstehen. Einmal können sie so entstehen, daß wenn Schwarz und Weiß neben einander liegen, eins wie das andre aber wegen ihrer Kleinheit unsichtbar sind, dennoch Etwas aus ihnen entspringe, welches sichtbar wird. Dieses kann nun weder schwarz, noch auch weiß seyn; da es aber doch eine Farbe seyn muß, so muß sie eine gemischte seyn und einen andern Anblick gewähren.

Auf diese Weise können nun sehr viele Farben, außer dem Weißen und Schwarzen, entstehen. Einige durch Verhältnisse, indem sie wie drey zu zwey, drey zu viere und so fort in andern Portionen neben einander liegen. Andre hingegen nicht durch Zahlenverhältnisse, sondern durch ein incommensurables Plus oder Minus. So können sie sich verhalten z. E. wie die Consonanzen in der Musik, daß nehmlich die Farben von den leichtesten Zahlenverhältnissen, gerade wie die Consonanzen, als die angenehmsten erschienen, z. B. Violett und Roth, und einige andre dergleichen. Daher auch nur wenige Consonanzen sind. Andre ferner, die nicht in solchen Verhältnissen bestehen, würden die übrigen Farben ausmachen. Oder auch, alle Farben, sowohl die in einer Ordnung als die in keiner bestehen, beruhten auf Zahlenverhältnissen, und selbst diese, wenn sie nicht rein sind, weil sie auf keinem Zahlenverhältniß beruhen, müßten es dennoch werden.

Dieß ist nun Eine Art der Farbenentstehung. Eine andre Art ist, wenn sie durch einander erscheinen; wie z. B. die Maler thun, daß sie eine Farbe über eine

andre mehr energische hervorreichen, wenn sie etwas als in Luft oder Waſſer beſindlich vorſtellen wollen; oder wie die Sonne, die an ſich weiß erſcheint, durch Nebel und Rauch geſehen aber roth. Auf dieſe Weiſe können viele Farben entſtehen, daß nehmlich eine gegenſeitige Bedingung der oben und der unten befindlichen Farbe ſtatt findet. Andre können gänzlich ohne dieſelbe entſtehen.

Zu behaupten, wie die Alten ſagen, die Farben ſeyen Ausflüſſe und das Sehen geſchähe aus dieſer Urſache, iſt ganz unſtatthaft. Denn alsdann müſſen ſie die Empfindung von allem andern durch Berühren entſtehen laſſen. Viel beſſer iſt es daher zu ſagen, durch die Bewegung des Mediums zwiſchen dem Organ und dem Empfindbaren geſchehe die Empfindung, als durch Ausflüſſe und Berühren.

Bey Nebeneinanderliegendem muß man, wie man eine unſichtliche Größe annimmt, auch eine unmerkliche Zeit annehmen, damit wir die ankommenden Bewegungen nicht bemerken, und der Gegenſtand Eins ſcheine, weil er zugleich erſcheint. Aber bey der Farbe iſt das nicht nothwendig. Denn die über einer andern liegende Farbe, ſie mag von der untern bewegt werden oder nicht, bringt doch keine gleichen Eindrücke hervor. Darum erſcheint ſie als eine andre Farbe und nicht weder als weiß noch als ſchwarz. Daher, wenn auch keine unſichtliche Größe, ſondern alles in einer gewiſſen Entfernung ſichtbar wäre, würde auch ſo noch eine Miſchung der Farbe ſtatt finden, und nichts uns hin-

dern, auch in der Entfernung eine gemeinſchaftliche Farbe wahrzunehmen.

Wenn nun eine Miſchung der Körper ſtatt findet, ſo geſchieht es nicht blos auf die Weiſe, wie Einige ſich die Sache vorſtellen, daß nehmlich kleinſte Theile neben einander liegen, die uns unbemerklich ſind; ſondern auch ſo, daß die Miſchung überall und durchweg ſey. Denn auf jene Weiſe miſcht ſich nur, was ſich in die kleinſten Theile zerlegen läßt, wie Menſchen, Pferde, Samenkörner. Denn von einer Menge Menſchen iſt ein Menſch der kleinſte Theil, von Pferden, ein Pferd; ſo daß aus Zuſammenſtellung beyder die Menge beyder gemiſcht iſt. Von einem Menſchen und einem Pferde kann man nicht ſagen, daß ſie gemiſcht ſind. Was ſich nun nicht in die kleinſten Theile zerlegen läßt, bey dem findet keine Miſchung auf dieſe Art ſtatt; ſondern auf die Art, daß alles durchaus und aller Orten gemiſcht ſey, was ſich beſonders zu einer ſolchen Miſchung eignet.

Daß nun wie jenes ſich miſcht, auch die Farben ſich miſchen, iſt klar, und daß dieſes die Haupturſache der Verſchiedenheit der Farben ſey und nicht das Ueber- und Nebeneinanderliegen derſelben. Denn nicht etwa in der Ferne blos und in der Nähe nicht, zeigen vermiſchte Dinge einerley Farbe, ſondern in jedem Standpunct.

Viele Farben werden ſich ergeben, weil viele Verhältniſſe möglich ſind, in denen das Gemiſchte ſich miſcht. Einige beruhen auf Zahlen, andere blos auf einem Uebermaaß; andere endlich auf derſelben Weiſe,

wie bey über ; oder nebeneinander liegenden Farben geſchicht.

Wie die Farben aus der Miſchung des Weißen und Schwarzen entſtehen, ſo auch die Geſchmäcke aus der des Süßen und Bittern; und zwar nach Verhältniß des Mehr oder Weniger, es ſey der Zahl nach, oder der Bewegung, oder unbeſtimmt. Die angenehmen Geſchmäcke beruhen auf dem Zahlenverhältniß. Der fette Geſchmack gehört zu dem ſüßen; der ſalzige und bittre ſind beynahe eins. Der beißende, herbe, zuſammenziehende und ſaure fallen dazwiſchen. Schier wie die Arten des Geſchmacks verhalten ſich auch die Species der Farben. Denn beyder ſind ſieben; wenn man, wie billig, das φαιὸν zum Schwarzen rechnet. Daraus folgt, daß das Gelbe zum Weißen gehöre, wie das Fette zum Süßen. Das Rothe, Violette, Grüne und Blaue liegt zwiſchen dem Weißen und Schwarzen. Die übrigen ſind aus dieſen gemiſcht. Und wie das Schwarze eine Beraubung des Weißen im Durchſichtigen; ſo iſt das Salzige und Bittre eine Beraubung des Süßen in dem nährenden Feuchten. Darum iſt die Aſche aller verbrannten Körper bitter: denn das Trinkbare iſt ihr entzogen.

Die empfindbaren Dinge geben uns durch einen jeglichen Sinn eine Empfindung, und dieſer durch dieſelben in uns entſtehende Zuſtand dauert nicht blos ſo

Ich fiel auf ſie, ihr um den Hals, mit tauſend Thränen auf das Kind — ihr zu Füſſen — — Ach und ſie hatte ſich betrogen. Todt lag es da, und ich neben ihm in wüthender großer Verzweifelung.

(wirft ſich in einen Seſſel.)

Madame Sommer.

Wenden ſie ihre Gedanken von den traurigen Scenen.

Stella.

Nein! wohl, ſehr wohl iſt mir's, daß mein Herz ſich wieder öfnen, daß ich das alles losſchwäzen kann, was mich ſo drängt! — Ja wenn ich auch einmal anfange von ihm zu erzählen! der mir alles war! — der — Ihr ſollt ſein Portrait ſehn! — ſein Portrait — O mich dünkt immer die Geſtalt des Menſchen iſt der beſte Text zu allem, was ſich über ihn empfinden und ſagen läßt.

Luzie.

Ich bin neugierig.

Stella,

lange die Sinne eben thätig sind, sondern auch wenn sie aufhören. Wenn wir anhaltend einer Sinnesempfindung uns hingeben, und nun den Sinn auf einen andern Gegenstand übertragen; so begleitet ihn der erste Zustand mit hinüber, z. E. wenn man aus der Sonne ins Dunkle geht. Dann sieht man nichts, wegen des in den Augen fortdauernden Lichteindrucks. Auch wenn wir auf eine Farbe, weiß oder grün, lange hingeschaut haben, so erscheint uns etwas dergleichen, wohin wir auch den Blick wenden mögen. Auch sobald wir in die Sonne, oder auf einen andern hellen Gegenstand gesehen haben, und die Augen schließen, erscheint, wenn wir in der geraden Richtung, worin wir sehen, beobachten, zuförderst etwas dergleichen an Farbe: dann verwandelt es sich in Roth, dann in Purpur, bis es zuletzt ins Schwarze übergeht und verschwindet.

Theophraſt

oder vielmehr

Ariſtoteles

von den Farben.

I. Von den einfachen Farben . . . 1—14.
II. Von den mittlern oder gemiſchten . . 15—26.
III. Von der Unbeſtimmbarkeit der Farben . 27—37.
IV. Von den künſtlichen Farben . . 38.
V. Von der Veränderung der Farben an den Pflanzen durch organiſche Kochung . . 39—62.
VI. Von den Farben der Haare, Federn und Häute 63—82.

I.

Von den einfachen Farben, weiß, gelb und ſchwarz.

1.

Einfache Farben ſind diejenigen, welche die Elemente begleiten, das Feuer, die Luft, das Waſſer und die Erde. Die Luft und das Waſſer ſind ihrer Natur nach weiß, das Feuer und die Sonne aber gelb. Die Erde iſt urſprünglich gleichfalls weiß, aber wegen der Tingirung erſcheint ſie vielfärbig. Dieſes wird offen-

bar an der Asche; denn sobald nur die Feuchtigkeit ausgebrannt ist, welche die Tinctur verursachte, so wird der Ueberrest weiß, nicht aber völlig; denn etwas wird wieder von dem Rauch gefärbt, welcher schwarz ist. Deswegen wird auch die Lauge gelb, weil etwas Flammenartiges und Schwarzes das Wasser färbt.

2.

Die schwarze Farbe begleitet die Elemente, wenn sie in einander übergehen.

3.

Die übrigen Farben aber entstehen, wenn sich jene einfachen vermischen und wechselseitig temperiren.

4.

Die Finsterniß entsteht, wenn das Licht mangelt.

5.

Schwarz erscheint uns auf dreyerley Weise: denn, erstens, was durchaus nicht gesehen wird, wenn man den umgebenden Raum sieht, erscheint uns als schwarz, so auch, zweytens, dasjenige, wovon gar kein Licht in das Auge kommt. Drittens nennen wir aber auch solche Körper schwarz, von denen ein schwaches und geringes Licht zurückgeworfen wird.

6.

Deswegen halten wir auch die Schatten für schwarz.

7.

Ingleichen das Waſſer, wenn es rauh wird, wie das Meer im Sturm. Denn da von der rauhen Oberfläche wenig Lichtſtrahlen zurückgeworfen werden, vielmehr das Licht ſich zerſtreut, ſo erſcheint das Schattige ſchwarz.

8.

Durchſichtige Körper, wenn ſie ſehr dick ſind, z. B. die Wolken, laſſen kein Licht durch und erſcheinen ſchwarz. Auch ſtrahlt, wenn ſie eine große Tiefe haben, aus Waſſer und Luft kein Licht zurück, daher die mittlern Räume ſchwarz und finſter erſcheinen.

9.

Daß aber die Finſterniß keine Farbe ſey, ſondern eine Beraubung des Lichts, dieſes iſt nicht ſchwer aus verſchiedenen Umſtänden einzuſehen; am meiſten aber daher: daß ſich nicht empfinden läßt, wie groß und von welcher Art das Gebilde derſelben ſey, wie es ſich doch bey andern ſichtbaren Dingen verhält.

10.

Daß aber das Licht zugleich die Farbe des Feuers ſey, iſt daraus deutlich, weil man an dieſem keine andere Farbe findet und weil es durch ſich allein ſichtbar iſt, ſo wie es alles übrige ſichtbar macht.

11.

Das Gleiche gilt von einigem, was weder Feuer, noch feuerartig iſt, und doch Licht von ſich zu geben ſcheint.

12.

Die ſchwarze Farbe aber entſteht, wenn Luft und Waſſer vom Feuer verbrannt werden, deswegen alles angebrannte ſchwarz wird, wie z. B. Holz und Kohlen, nach ausgelöſchtem Feuer. Ja ſogar der Rauch, der aus dem Ziegel aufſteigt, iſt ſchwarz, indem die Feuchtigkeit, welche im Ziegel war, ſich abſondert und verbrennt.

13.

Deswegen auch der Rauch am ſchwärzeſten iſt, der von Fett und harzigen Dingen aufſteigt, als von Oel, Pech und Kien; weil dieſe am heftigſten brennen und von gedrängter Natur ſind.

14.

Woran aber Waſſer herfließt, auch dieſes wird ſchwarz; denn hierdurch entſteht etwas moosartiges, deſſen Feuchtigkeit ſodann austrocknet und einen ſchwärzlichen Ueberzug zurück läßt, wie man am Bewurf der Wände, nicht weniger an Steinen, welche im Bache liegen, ſehen kann.

Und ſo viel war von den einfachen Farben zu ſagen.

II.

Von den mittlern oder gemiſchten Farben.

15.

Diejenigen Farben, welche aus der Miſchung (κρᾶσις) der vorhergehenden, oder durch das Mehr und Weniger entſtehen, ſind viel und mannigfaltig. Durchs Mehr und Weniger erzeugen ſich die Stufen zwiſchen dem Scharlach und Purpur; durch die Miſchung aber, z. B. des Schwarzen und Weißen, entſteht das Grau.

16.

Auch wenn wir das Schwarze und Schattige mit dem Licht, welches von der Sonne oder dem Feuer her ſcheint, vermiſchen, ſo entſteht ein Gelbroth; ingleichen wird das Schwarze, das ſich entzündet, roth, z. B. rauchende Flamme und glühende Kohlen.

17.

Eine lebhafte und glänzende Purpurfarbe aber erſcheint, wenn, mit mäßigem und ſchattigem Weiß, ſchwache Sonnenſtrahlen temperirt werden.

18.

Deswegen auch, um die Gegend des Aufgangs und Untergangs, wenn die Sonne dahin tritt, die Luft purpurfarb ausſieht; denn die ſchwachen Strahlen

fallen alsdann meistentheils in die schattige Atmosphäre.

19.

Auch das Meer erscheint purpurähnlich, wenn die erregten Wellen beym Niederbeugen beschattet werden, indem die Sonnenstrahlen nur schwach in die Biegung einfallen können.

20.

Ein gleiches erblicken wir auch auf den Federn, denn wenn sie in einem gewissen Sinne gegen das Licht ausgebreitet werden, so haben sie eine Purpurfarbe, wenn aber weniger Licht einfällt, eine dunkle, die man orphninos nennt.

21.

Wird aber das Licht, durch ein häufiges und reines Schwarz, gemäßigt, so erscheint ein Gelbroth, das, so wie es lebhaft wird und leuchtet, in Flammenfarbe übergeht.

22.

Diese Erscheinungen können wir daher als die wechselseitigen Wirkungen des gewissermaßen verkörperten Schwarzen und Weißen von der einen, und des Lichts von der andern Seite, recht wohl annehmen, ohne zu behaupten, daß gedachte Farben immer auf dieselbe Weise entstehen müssen.

23.

Denn es ist bey den Farben nicht allein das einfache Verhältniß zu betrachten, sondern es giebt auch

zusammengesetzte, die sich verhalten wie die einfachen; ich, da ihre Mischungen einigen Spielraum haben, nicht eben eine entschiedene, voraus zu sagende Wirkung hervorbringen.

24.

Wenn wir z. B. von der Entstehung der blau- oder gelbrothen Farbe sprechen, so müssen wir auch die Erzeugung solcher Farben angeben, die aus diesen gemischt werden und eine ganz verschiedene Erscheinung verursachen, und zwar sollen wir immer aus den angezeigten Grundsätzen folgern. So erzeugt sich die Weinfarbe, wenn mit reinem und leuchtendem Schwarz sich lichte Strahlen verbinden. Dies geschieht auch körperlich an den Weinbeeren; denn indem sie reifen, sind sie von weinhafter Farbe, wenn sie sich aber schwärzen, so geht das Gelbrothe ins Blaurothe hinüber.

25.

Nun muß man aber auf die angezeigte Weise alle Verschiedenheit der Farben betrachten, welche bey mannigfaltiger Bewegung sich doch selber ähnlich bleiben, je nachdem ihre Mischung beschaffen ist; und so werden wir uns von den Ursachen der Erscheinung, welche sie sowohl beym Entstehen, als beym wechselseitigen Wirken hervorbringen, völlig überzeugen. Allein man muß die Betrachtung hierüber nicht anstellen, indem man die Farben vermischt, wie der Maler, sondern indem man, wie vorgesagt, die zurückgeworfenen Strahlen auf einander wirken läßt, denn auf die-

se Weise kann man am besten die Verschiedenheiten der Farben betrachten. Als Beweise aber muß man die einfacheren Fälle aufzusuchen verstehen, in welchen man den Ursprung der Farben deutlich erkennt; deshalb muß man besonders das Licht der Sonne, Feuer, Luft und Wasser vor Augen haben; denn, indem diese mehr oder weniger auf einander wirken, vollenden sie, kann man sagen, alle Farben. Ferner muß man nach der Aehnlichkeit anderer, mehr körperlichen, Farben sehen, welche sich mit leuchtenden Strahlen vermischen. So bringen z. B. Kohlen, Rauch, Rost, Schwefel, Federn, indem sie theils von den Sonnenstrahlen, theils von dem Glanze des Feuers temperirt werden, viele und mannigfaltige Farbenveränderungen hervor.

26.

Auch ist zu betrachten, was durch (organische) Kochung in Pflanzen, Früchten, Haaren, Federn und dergleichen bewirkt wird.

III.

Von der Unbestimmbarkeit der Farben.

27.

Es darf uns aber nicht verborgen bleiben, woher das Vielfältige und Unbestimmbare der Farben entstehe, indem wir finden, daß die Verbindung des Lichts und

des Schattens sich ungleich und unregelmäßig ereigne. Beyde sind, durch das Mehr oder Weniger, gar sehr von einander unterschieden, daher sie, sowohl unter sich, als wenn sie mit den Farben vermischt werden, viele Farbenveränderungen hervorbringen; theils weil das, was nun zusammen wirkt, an Menge und an Kräften sich nicht gleich ist, theils weil sie gegen einander nicht dieselben Beziehungen haben. Und so haben denn auch die Farben in sich viel Verschiedenheiten, das Blaurothe, so wie das Gelbrothe, ingleichen das Weiße und so auch die übrigen, sowohl wegen des Mehr oder Weniger, als wegen wechselseitiger Mischung, oder Reinheit.

28.

Denn es macht einen Unterschied, ob dasjenige, was zugemischt wird, leuchtend und glänzend sey, oder im Gegentheil schmutzig und glanzlos. Das Glänzende aber ist nichts anders als die Gedrängtheit und Dichtheit des Lichtes. So entsteht die Goldfarbe, wenn das Gelbe und Sonnenhafte, verdichtet, stark leuchtet, deswegen auch die Hälse der Tauben und die Wassertropfen golden erscheinen, wenn das Licht zurückgeworfen wird.

29.

Es giebt auch Körper, welche, indem sie durch Reiben oder sonst eine Gewalt glatt werden, eine Veränderung verschiedener Farben zeigen, wie abgeriebenes Silber, Gold, Erz und Eisen.

Stella, eröfnet ihr Cabinet und führt ſie hinein.

Hier meine Lieben; Hier.

Madame Sommer.

Gott!

Stella.

So! — So! — Und doch nicht den tauſendſten Theil, wie er war. Dieſe Stirn, dieſe ſchwarze Augen, dieſe braune Loken, dieſer Ernſt — Aber ach, er hat nicht ausdrüken können, die Lieb, die Freundlichkeit, wenn ſeine Seele ſich ergoß! — O mein Herz das fühlſt du allein!

Luzie.

Madame, ich erſtaune!

Stella.

Es iſt ein Mann!

Luzie.

Ich muß ihnen ſagen, heut aß ich drüben mit einem Offizier im Poſthauſe, der die-

30.

Auch bringen gewiſſe Steinarten mehrerley Farben hervor, z. B. (der Schiefer) der indem er ſchwarz iſt, weiße Linien zieht. Bey ſolchen Körpern ſind die Ur-Theile klein, dicht und ſchwarz, das Gewebe des Steins aber ward, bey ſeiner Entſtehung, mit allen ſeinen Gängen, beſonders gefärbt, daher man auch äußerlich entweder dieſe oder jene Farbe ſieht. Das vom Körper Abgeriebene aber erſcheint nicht mehr gold- oder kupferfarbig, noch auf irgend eine Weiſe gefärbt, ſondern ganz ſchwarz, weil das anders gefärbte Gewebe zerriſſen iſt und nun die urſprüngliche Natur der kleinſten Theile geſehen wird.

Streicht man aber einen ſolchen Körper an etwas Gleiches und Glattes, wie z. B. an einen Probierſtein, ſo kommt ſeine Urfarbe, die ſchwarze nehmlich, nicht zum Vorſchein, ſondern er zeigt die Farbe womit ſein Gewebe bey deſſen erſter Schichtung und Verbindung tingirt ward.

31.

Unter den brennenden, im Feuer ſich auflöſenden und ſchmelzenden Körpern zeigen ſolche, deren Rauch dünn und luftartig iſt, die verſchiedenſten Farben, wie der Schwefel und die roſtenden Kupfergefäße; auch Körper, welche dicht und glatt ſind, wie das Silber.

32.

Auch andere Körper, welche ſchattige Farben zeigen, ſind gleichfalls glatt, wie z. B. das Waſſer

und die Wolken und die Federn der Vögel; denn weil hier die Strahlen auf die Glätte fallen, und bald so oder so temperirt werden, entstehen verschiedene Farben, wie auch durch die Finsterniß geschieht.

33.

Keine Farbe sehen wir aber rein, wie sie ist, sondern entweder durch den Einfluß fremder Farben, oder durch Licht und Schatten verändert; wir mögen daher einen Körper in den Sonnenstrahlen oder im Schatten sehen, bey starker oder schwacher Beleuchtung, bey der oder jener Neigung der Flächen; immer wird die Farbe anders erscheinen.

34.

Eben so geschieht es bey Feuer-, Monden- oder Lampenlicht; denn ein jedes von diesen hat eine eigene Farbe. Wenn sie nun mit der Farbe des Körpers durch einander spielt, so entsteht die gemischte Farbe, die wir sehen.

35.

Wenn das Licht auf irgend einen Körper fällt und dadurch z. B. einen purpurnen oder grünen Schein annimmt, von da aber auf einen andern Körper geworfen wird und von der Farbe desselben abermals eine Veränderung erleidet; so geschieht dieß zwar in der That, doch nicht für die Empfindung: denn das Licht kommt zum Auge von vielerley Farben getränkt, aber nur diejenige, welche vorzüglich wirkt, wird empfunden. So erscheint im Wasser alles wasserhaft, im Spiegel nach

der Farbe des Spiegels, und wir können vermuthen, daß es in der Luft auch also geschehe.

36.

Wir finden also, daß alle gemischte Farben aus drey Ursprüngen erzeugt werden, aus dem Licht, durch das Mittel, wodurch das Licht erscheint, als Wasser oder Luft, und sodann von den untergelegten Farben, von denen das Licht zurück geworfen wird.

37.

Das Weiße und Durchscheinende, wenn es sehr dünn ist, erscheint luftfarbig, an allem Dichten aber erscheint eine gewisse Trübe, z. B. am Wasser, am Glas, an dunstiger Luft; denn wegen der Dichte nehmen die Strahlen überall ab, und wir können das, was in diesen Mitteln ist, nicht deutlich erkennen. Die Luft, wenn wir sie nahe sehen, scheint keine Farbe zu haben, denn sie wird, weil sie dünn ist, von den Strahlen überwunden und getheilt, indem diese mächtiger sind und durch sie hindurch scheinen. Wenn man aber die Luft in einiger Tiefe sieht, so erscheint sie, wenn sie noch dünn genug ist, blau; denn wo das Licht abnimmt, wird die Luft von der Finsterniß aufgefaßt und erscheint blau; verdichtet aber ist sie, wie das Wasser, ganz weiß.

IV.

Von künſtlichen Farben.

38.

Uebrigens was gefärbt wird (vorausgeſetzt daß es ganz weiß ſey), empfängt ſeine Farbe von dem Färbenden. So wird vieles durch Blumen, Wurzeln, Rinden, Hölzer, Blätter und Früchte gefärbt, ſodann vieles mit Erde, Schaum und metalliſchen Tinten, auch mit thieriſchen Säften, wie das Blaurothe durch die Purpurſchnecke. Einiges wird mit Wein, einiges mit Rauch, mit Lauge, ja ſogar durch das Meer gefärbt, wie die Haare der Seeleute, denn dieſe werden roth, und überhaupt mit allen Körpern, welche eigene Farben enthalten.

Denn verbunden mit dem Feuchten und Warmen, dringen ſolche Farben in die Gänge der Körper ein, und wenn dieſe trocken ſind, ſo haben ſie die Farben ſich zugeeignet, ja man kann öfters die Farbe auswaſchen, indem ſie aus den Poren wieder ausfließt.

Auch macht der Gebrauch zuſammenziehender Ingredienzien beym Färben großen Unterſchied, ſowohl der Miſchung, als auch überhaupt deſſen, was die Körper dabey erleiden.

Man färbt auch ſchwarze Felle; an dieſen wird aber die Farbe nicht ſonderlich ſcheinbar, indem ſich zwar, ſowohl die Farbe, als die innern Gänge der

Wolle einander wechſelsweiſe aufnehmen, aber das Gewebe der Haare ſelbſt die Farbe nicht annimmt.

Das Weiße hat zu den Farben ein reines Verhältniß und bewirkt eine glänzendere Erſcheinung der Blüthe; das Schwarze hingegen macht ſich dunkel, obgleich die Farbe, welche ſie Orphnios nennen, ſich blühender auf Schwarz als auf Weiß ausnimmt, weil ihre Blüthe durch die Strahlen des Schwarzen gehoben wird.

Die Zwiſchenräume der Gänge ſieht man aber an ſich ſelbſt nicht, wegen ihrer Kleinheit, ſo wie man die Theile des Zinnes und des Kupfers nicht unterſcheiden kann, wenn beyde Metalle gemiſcht ſind.

Und ſo werden aus vorgemeldeten Urſachen die Farben der gefärbten Dinge verändert.

V.

Von Veränderung der Farben, an den Pflanzen, durch organiſche Kochung.

39.

Die Haare aber, die Federn, Blumen, Früchte und alle Pflanzen nehmen durch Kochung alle Veränderung der Farben an, wie ſolches aus vielerley Fällen deutlich iſt. Was aber die einzelnen Dinge, die aus der Erde wachſen, für Anfänge der Farben haben, was für Veränderungen mit ihnen vorgehen und warum

ſie ſolches leiden, darüber kann man, wenn auch einige Zweifel dieſe Betrachtungen begleiten ſollten, folgendermaßen denken:

40.

In allen Pflanzen iſt der Anfang der Farbe grün, und die Knospen, die Blätter und die Früchte ſind im Anfange von dieſer Farbe.

41.

Man kann auch ebendaſſelbe am Regenwaſſer ſehen, denn wenn es eine Weile geſtanden hat und ſodann vertrocknet, ſo erhält es eine grüne Farbe.

42.

Auf dieſe Weiſe geſchieht es, daß allem demjenigen, was aus der Erde wächſt, die grüne Farbe zuerſt angehört; denn altes Waſſer, worauf die Sonnenſtrahlen gewirkt haben, hat anfänglich dieſe Farbe, hernach wird ſie allmählig ſchwarz; vermiſcht man ſie aber aufs neue mit dem Gelben, ſo erſcheint ſie wieder grün. Denn das Feuchte, wie ſchon geſagt iſt, das in ſich ſelbſt veraltet und austrocknet, wird ſchwarz, wie der Bewurf von den Waſſerbehältern, ſo wie alles, was ſich immer unter dem Waſſer befindet; weil die der Luft ausgeſetzte Feuchtigkeit austrocknet. Schöpft man es aber und bringt es an die Sonne, ſo wird es grün, weil ſich das Gelbe mit dem Schwarzen verbindet, wenn aber die Feuchtigkeit mehr ins Schwarze fällt, ſo giebt es ein ſehr geſättigtes, lauchfarbes Grün.

43.

Deswegen auch alle ältere Knospen ſchwärzer ſind als die neuen; dieſe aber gelblicher, weil die Feuchtigkeit in ihnen ſich noch nicht völlig geſchwärzt hat. Wenn nun aber, bey langſamerem Wachsthum, die Feuchtigkeit lange in ihnen verweilt, ſo wird das der Luft ausgeſetzte Feuchte nach und nach ſchwarz und die Farbe lauchartig, indem ſie durch ein ganz reines Schwarz temperiret iſt.

44.

Diejenigen Theile der Pflanzen aber, in denen das Feuchte nicht mit den Sonnenſtrahlen gemiſcht wird, bleiben weiß, wenn ſie nicht etwa ſchon veraltet und ausgetrocknet und daher ſchwarz geworden ſind.

45.

Deswegen auch an den Pflanzen alles, was über der Erde ſteht, zuerſt grün iſt, unter der Erde aber Stengel, Wurzeln und Keime die weiße Farbe haben. So wie man ſie aber von der Erde entblößt, wird, wie geſagt iſt, alles grün; weil die Feuchtigkeit, welche durch die Keime zu den übrigen Theilen durchſeizt, die Natur dieſer Farbe hat und zu dem Wachsthum der Früchte ſogleich verbraucht wird.

46.

Wenn die Früchte aber nicht mehr zunehmen, weil die Wärme die zufließende Nahrung nicht mehr beherrſchen kann, ſondern die Feuchtigkeit nur von der Wärme

aufgelöst erhalten wird, so reifen alle Früchte, und indem, theils von der Sonnenwärme, theils von der Wärme der Luft, die Feuchtigkeit, die sich in den Früchten befindet, gar gekocht worden, nehmen sie nun andere Farben an, welche den Pflanzen eigen sind, wie wir ein Aehnliches beym Färben (38) gesehen haben; und so färben sie sich lang am; stark aber färben sich die Theile, welche gegen die Sonne und die Wärme stehen.

47.

Deswegen verwandeln die Früchte ihre Farben mit den Jahrezeiten.

48.

Wie bekannt ist. Denn was vorher grün war, nimmt, wenn es reift, die Farbe an, die seiner Natur gemäß ist.

49.

Denn sie können weiß, schwarz, braun, gelb, schwärzlich, schattenfärbig, gelbroth, wein- und safranfarbig werden und beynahe alle Farbenunterschiede annehmen.

50.

Wenn nun aber überhaupt die Mannigfaltigkeit der Farben daher entsteht, daß mehrere wechselsweise Einfluß auf einander haben, so folgt auch, daß bey den Farben der Pflanzen derselbe Fall sey.

Die Feuchtigkeit, indem sie die Pflanzengefäße durchseihet und durchsrület, nimmt alle Farbenkräfte in sich, und wenn sie nun, beym Reifen der Früchte, durch Sonnen- und Luftwärme durchgekocht wird, treten

die einzelnen Farben in ſich zuſammen und erſcheinen abgeſondert, einige ſchneller, andere langſamer.

Etwas Aehnliches begegnet beym Purpurfärben. Denn wenn man die Schnecke zerſtößt, ihre Feuchtigkeit auspreßt und im Keſſel kocht; ſo iſt in der Küpe zuerſt keine beſtimmte Farbe zu ſehen, nach und nach aber trennen ſich die eingebornen Farben und miſchen ſich wieder, wodurch denn die Mannigfaltigkeit entſteht, als Schwarz, Weiß, Schatten- und Luftfarbe. Zuletzt wird alles purpurfarbig, wenn die Farben gehörig zuſammengekocht ſind, ſo daß wegen ihrer Miſchung und Uebergang aus einer in die andere keine der einzelnen Farben an ſich mehr zu ſehen iſt.

31.

Dieſes begegnet auch an Früchten. Denn bey vielen werden nicht alle Farben auf einmal gar gekocht, ſondern einige zeigen ſich früher, andere ſpäter, und eine wird in die andere verändert, wie man an den Trauben und Datteln ſieht. Denn dieſe letzten werden zuerſt roth; wenn aber das Schwarze in ihnen in ſich zuſammentritt, gehen ſie in die Weinfarbe über. Zuletzt werden ſie blau, wenn das Rothe mit vielem und reinem Schwarz gemiſcht iſt.

32.

Denn die Farben, welche ſpäter entſtehen, verändern, wenn ſie vorwalten, die erſten Farben, welches beſonders bey ſchwarzen Früchten deutlich iſt. Denn die meiſten, welche zuerſt grün ausſehen, nei-

gen ſich ein wenig ins Rothe und werden dann feuerfarb, aber bald verändern ſie auch dieſe Farbe wieder, weil ein reines Schwarz ſich urſprünglich in ihnen befindet.

53.

Es iſt offenbar, daß auch die Reiſer, die Härchen und die Blätter dieſer Pflanzen einige Schwärze zeigen, weil ſich eine ſolche Farbe häufig in ihnen befindet: daß aber die ſchwarzen Früchte beyde Farben in ſich haben, zeigt der Saft, welcher weinhaft ausſieht.

54.

Bey der Entſtehung aber iſt die rothe Farbe ſpäter als die ſchwarze, wie man an dem Pflaſter unter den Dachtraufen ſieht und überall, wo an ſchattigen Orten mäßiges Waſſer fließt; alles verwandelt ſich da aus der grünen in die rothe Farbe und das Pflaſter wird, als wenn beym Schlachten friſches Blut ausgegoſſen worden wäre. Denn die grüne Farbe iſt hier weiter durchgekocht worden, zuletzt aber wirds auch hier ſehr ſchwarz und blau, wie es an den Früchten geſchieht.

55.

Davon aber, daß die Farbe der Früchte ſich verwandelt, wenn die erſten Farben durch die folgenden überwältigt werden, laſſen ſich Beyſpiele an der Frucht des Granatbaums und an den Roſenblättern zeigen; denn beyde ſind anfänglich weiß, zuletzt aber, wenn die Säfte älter und durch Kochung gefärbt werden, ſo verwandeln ſie ſich in Purpur und hochrothe Farbe.

dieſem Herrn gleicht — O er iſt es ſelbſt! ich will mein Leben wetten.

Stella.

Heute? Du betrügſt dich! du betrügſt mich!

Luzie.

Heute! Nur war iener brauner verbrannt von der Sonne. Er iſt's! Er iſt's!

Stella, zieht die Schelle.

Luzie, mein Herz zerſpringt! Ich will hinüber!

Luzie.

Es wird ſich nicht ſchiken.

Stella.

Schiken? O mein Herz! —

Bedienter kommt.

Stella.

Wilhelm, hinüber in's Poſthaus! hinüber!

56.

Manche Körper haben mehrere Farben in ſich, wie der Saft des Mohns und die Neige des ausgepreßten Olivenöls; auch dieſe ſind anfangs weiß, wie der Granatapfel, ſodann gehen ſie ins Hochrothe über, zuletzt aber, wenn viel Schwarzes dazu kommt, wird die Farbe blau, deswegen auch die Blätter des Mohns oberhalb roth ſind, weil die Kochung in ihnen ſehr ſchnell vorgeht, gegen den Anſatz aber ſchwarz, da bereits dieſe Farbe in ihnen die Oberhand hat, wie auch bey der Frucht, die zuletzt ſchwarz wird.

57.

Bey ſolchen Pflanzen aber, in welchen nur Eine Farbe herrſcht, etwa die weiße, ſchwarze, hochrothe, oder violette, behalten auch die Früchte diejenige Farbe, in welche ſie ſich einmal aus dem Grünen verändert haben.

58.

Auch findet man bey einigen, daß Blüthe und Frucht gleiche Farbe hat, wie z. B. am Granatapfel; denn hier iſt die Frucht ſo wie die Blüthe roth. Bey andern aber iſt die Farbe beyder ſehr verſchieden, wie beym Lorber und Epheu; denn an dieſen ſehen wir die Blüthe ganz gelb und die Frucht ſchwarz. Die Blüthe des Apfels neigt ſich aus dem Weißen ins Purpurfarbne, die Frucht hingegen iſt gelb. Die Blume des Mohns iſt roth, aber die Frucht bald weiß, bald ſchwarz; weil die Kochung der einwohnenden Säfte zu verſchiedenen Zeiten geſchieht.

59.

Dieſes bewährt ſich aber auf vielerley Weiſe. Denn einige Früchte verändern, mit der fortſchreitenden Kochung, ſowohl Farbe als Geruch und Geſchmack. Auch iſt hierin zwiſchen Blume und Frucht oft ein großer Unterſchied.

Ja, an einer und derſelben Blume bemerkt man eine ſolche Mannigfaltigkeit, indem das eine Blatt ſchwarz, das andere roth, das eine weiß, das andere purpurfarb ſeyn kann, welches auffallend an der Iris geſehen wird; denn, wegen mannigfaltiger Kochung, hat dieſe Blume die verſchiedenſten Farben.

Ein gleiches geſchieht an den Trauben, wenn ſie reifen.

Auch werden die Enden der Blumenblätter am meiſten ausgekocht, denn da, wo ſie am Stiel aufſitzen, ſind ſie weniger gefärbt.

60.

Faſt wird auch an einigen das Feuchte gleichſam ausgebrannt, ehe es ſeine eigentliche Kochung erreicht; daher behalten die Blumen ihre Farbe, die Früchte aber bey fortſchreitender Kochung verändern die ihrige. Denn die Blumenblätter ſind, wegen der geringen Nahrung, gleich durchgekocht; die Früchte aber laſſen ſich, wegen der Menge Feuchtigkeit, die in ihnen wohnt, beym Auskochen, durch alle Farben durchführen, die ihrer Natur gemäß ſind.

Etwas Aehnliches geſchieht, wie ſchon vorher geſagt worden iſt, auch beym Färben. Denn im Anfang,

wenn die Purpurfärber die Blutbrühe anſetzen, wird ſie dunkel, ſchwarz und luftfarbig; iſt aber die Maſſe genug durchgearbeitet, ſo wird die Purpurfarbe blühend und glänzend.

Daher müſſen auch die Blumen an Farbe von den Früchten ſehr unterſchieden ſeyn; einige überſteigen gleichſam das Ziel, das ihnen die Natur geſteckt hat, andre bleiben dahinter zurück, die einen, weil ſie eine vollendete, die andern, weil ſie eine unvollendete Kochung erfahren.

Dieß ſind nun die Urſachen, warum Blüthen und Früchte von einander unterſchiedene Farben zeigen.

61.

Die meiſten Blätter mehrerer Bäume aber werden zuletzt gelb, weil die Nahrung abnimmt und ſie eher welken, als ſie in die (höchſte) Farbe, die ihrer Natur möglich iſt, übergehen. Auch werden einige abfallende Früchte gelb, weil ihnen die Nahrung vor der vollkommenen Kochung ausgeht.

62.

Ferner wird ſowohl der Waizen, als alles, was unmittelbar aus der Erde wächſt, zuletzt gelb; denn in ſolchen Pflanzen wird das Feuchte nicht ſchwarz, ſondern, weil ſie ſchnell trocknen, geſchieht ein Rückſchritt in der Farbe.

Denn das Schwarze, mit dem Gelbgrünen verbunden, wird, wie geſagt, grasgrün; wo aber das Schwarze immer ſchwächer wird, geht die Farbe wieder ins Gelbgrüne und dann ins Gelbe.

Zwar werden die Blätter des Apium und der Andrachne, auch einiger andern Pflanzen, wenn sie vollkommen durchgekocht sind, hochroth; aber was an ihnen geschwind trocknet, wird gelb, weil ihm die Nahrung vor der völligen Kochung abgeht.

Daher kann man schließen, daß der Unterschied der Pflanzen (Farben) sich aus den vorgesagten Ursachen herschreibt.

VI.

Von den Farben der Haare, Federn und Häute.

63.

Auch die Haare, Federn und Häute der Pferde, Ochsen, Schafe und Menschen, so wie aller andern Thiere, werden weiß, grau, roth oder schwarz, aus derselben Ursache.

64.

Und zwar werden sie weiß, wenn das Feuchte, indem es vertrocknet, seine eigne Farbe behält.

65.

Schwarz hingegen werden sie, wenn das ursprüngliche Feuchte häufig genug vorhanden ist, so daß es langsam altern und zeitigen kann. Auf diese Weise werden Felle und Häute schwarz.

66.

Körper hingegen, welche eine braune, rothe, gelbe, oder sonst eine Farbe haben, sind solche, die früher austrocknen, ehe das Feuchte vollkommen in die schwarze Farbe übergeht.

67.

Wenn aber dieses (Austrocknen) ungleich geschieht, so werden auch die Farben verschieden, wobey sich die Farbe der Haare nach der Farbe der Haut richtet. So sind die Haare rötlicher Menschen hellroth, schwarzer Menschen aber schwarz. Bricht aber eine weiße Stelle hervor, so sind die Haare ebenfalls auf der Stelle weiß, wie man auch bey scheckigen Thieren sieht, und so richten sich Haare und Federn nach der Haut, entweder zum Theil, oder im Ganzen.

68.

So verhält sichs auch mit dem Hufe, den Klauen, dem Schnabel und den Hörnern. An schwarzen Thieren werden sie schwarz, an weißen aber weiß; weil auch bey diesen Theilen die Nahrung, durch die Haut, nach der äußeren Bedeckung durchsiehet.

69.

Daß aber die angegebene Ursache die richtige sey, läßt sich an mancherley Fällen erkennen. Denn die Häupter aller Knaben sind anfangs roth, wegen geringerer Nahrung, eben deßhalb sind die Haare schwach, dünn und kurz; bey fortschreitendem Alter hingegen

werden ſie ſchwarz, wenn die Kinder durch die Menge der zufließenden Nahrung mehr Farbe gewinnen.

70.

So iſt es auch mit den Milchhaaren und dem Barte beſchaffen. Wenn dieſe ſich zu zeigen anfangen, ſo werden ſie geſchwind roth, wegen der wenigen Feuchtigkeit, die in ihnen austrocknet; wenn aber etwas mehr Nahrung zugeführt wird, ſo werden ſie gleichfalls ſchwarz.

71.

An dem Körper alſo bleiben die Haare ſo lange roth, als ihnen die Nahrung fehlt; wenn ſie aber wachſen, ſo werden ſie auch ſchwarz, ſowohl am Bart, als auf der Scheitel.

Auch ſtreitet für unſere Meinung der Umſtand, daß bey ſolchen Geſchöpfen, welche lange Haare haben, in der Nähe des Körpers die Haare ſchwärzer, gegen die Spitzen aber gelber werden, wie man bey Schafen, Pferden und Menſchen ſieht; weil gegen die Enden weniger Nahrung hingeführt wird und ſie daſelbſt ſchneller vertrocknet.

72.

Auch die Federn ſchwarzer Vögel ſind in der Nähe des Leibes am ſchwärzeſten, an den Enden aber gelber. So verhalten ſie ſich auch um den Hals und überhaupt wo ſie geringere Nahrung empfangen.

Imgleichen gehen alle Haare nach der Vollendung zurück und werden braunroth, weil die nun wieder abnehmende Nahrung ſchnell vertrocknet.

73.

Zuletzt aber werden ſie weiß, wenn die Nahrung in denſelben ausgekocht wird, ehe das Feuchte ſchwarz werden kann. Dieß iſt am ſichtbarſten bey Thieren, welche unter dem Joche gehen. An ſolcher Stelle werden die Haare durchaus weiß; denn es kann daſelbſt die Nahrung nicht gleichförmig angezogen werden, und bey einer ſchwachen Wärme vertrocknet die Feuchtigkeit zu geſchwind und wird weiß.

74.

Um die Schläfe werden die Haare am früheſten grau, ſo wie überhaupt an ſchwachen und leidenden Stellen.

Vorzüglich aber gehen Geſchöpfe, wenn ſie ausarten, in dieſe Farbe hinüber. So gibt es weiße Haaſen, weiße Hirſche und Bären, auch kommen weiße Wachteln, Rebhühner und Schwalben vor. Dieſes alles geſchieht bey einer ſchwachen Zeugung und wegen Mangel von nährendem Stoff, der zu früh austrocknet, und ſo werden ſie weiß.

75.

So ſind auch anfangs die Kopfhaare der Kinder weiß, die Augenbraunen und Wimpern. Nicht weniger erfährt auch jedermann im Alter, daß ſich die Haare bleichen, wegen Schwäche und Mangel an Nahrung.

76.

Deßhalb ſind auch meiſtentheils die weißen Thiere ſchwächer als die ſchwarzen; denn ehe ihr Bau vollen-

det werden kann, iſt ſchon ihre mangelhafte Nahrung durchgekocht, und ſo werden ſie weiß. Eben dieſes begegnet den Früchten, welche kränkeln, denn dieſe ſind auch wegen ihrer Schwäche bald durchgekocht.

77.

Die Thiere aber, welche weiß werden und von andern auf dieſe Art ſich unterſcheiden, als Pferde und Hunde, gehen aus ihrer natürlichen Farbe in das Weiſſe hinüber wegen reichlicher Nahrung; denn das Feuchte in ihnen veraltet nicht, ſondern wird zum Wachsthum verbraucht und weiß. Die meiſten dieſer Geſchöpfe ſind feucht und fruchtbar, wegen reichlicher Nahrung, daher auch die weiße Farbe in keine andere übergeht, (weil ſie ſchon das Ende erreicht hat,) ſo wie dagegen ſchwarze Haare, ehe ſie grau werden, durch das Rothe durchgehen und zuletzt weiß werden.

78.

Uebrigens glauben einige alles werde ſchwarz, weil die Nahrung von der Wärme verbraunt werde, ſo wie beym Blut und manchem andern geſchieht, worinn ſie jedoch irren.

Denn einige Thiere werden gleich anfangs ſchwarz, als Hunde, Ziegen und Ochſen und überhaupt alle diejenigen, deren Häute und Haare von Anfang genugſame Nahrung haben, bey fortſchreitenden Jahren aber weniger. Doch ſollten, (wenn jene Meynung wahr wäre,) die Haare zu Anfang vielmehr weiß ſeyn und erſt, wenn das Thier auf dem Gipfel ſeiner Kraft

ſteht, ſchwarz werden, als um welche Zeit auch ſeine Wärme den höchſten Punkt erreicht hat. Denn zu Anfang der Organiſation iſt die Wärme viel ſchwächer, als um die Zeit, wo (ſonſt) das Haar (wieder) weiß zu werden anfängt.

79.

Die Unrichtigkeit jener Meynung ergibt ſich auch an den weißen Thieren. Einige ſind nämlich gleich anfänglich von der weißeſten Farbe, denen gleich Anfangs die meiſte Nahrung zufließt, und in denen die Feuchtigkeit nicht vor der Zeit vertrocknet; hingegen bey fortſchreitendem Alter, wenn ihnen minder Nahrung zufließt, werden ſie gelb. Andere ſind von Anfang gelb und auf dem Gipfel ihres Wachsthums ſehr weiß. Wie denn auch die Farbe der Vögel ſich wieder verändert: wenn die Nahrung abnimmt, werden ſie alle gelb, beſonders um den Hals, und überhaupt an allen den Stellen, welche bey abnehmender Feuchtigkeit Mangel an Nahrung haben. Denn ſo wie das Röthliche ins Weiße ſich verwandelt, und das Schwarze ins Röthliche; ſo geht auch das Weiße ins Gelbe über.

80.

Etwas Aehnliches begegnet auch mit den Pflanzen. Denn einige, wenn ſie ſchon durch Kochung in eine andere Farbe übergegangen, kehren doch wieder zur erſten zurück. Dieſes iſt am deutlichſten am Granatapfel zu ſehen; denn im Anfange ſind die Kerne der

Aepfel roth, ſo wie die Blätter, weil nur geringe Nahrung ausgekocht wird, dann werden ſie grün, wenn viel Saft zuſtrömt und die Kochung nicht mit gleicher Kraft vor ſich geht. Zuletzt aber, wenn die Kochung vollendet iſt, entſteht wieder die rothe Farbe.

81.

Ueberhaupt aber gilt von den Haaren und Federn, daß ſie ſich verändern, theils, wenn ihnen die Nahrung fehlt, theils, wenn ſie zu reichlich iſt. Deßhalb werden auf verſchiedenen Stufen des Alters die Haare ſehr weiß, ſo wie ſehr ſchwarz. Manchmal gehen ſogar die Rabenfedern in eine gelbe Farbe über, wenn ihnen die Nahrung mangelt.

82.

Unter den Haaren gibt es aber keine ſcharlach- noch purpurrothe, ſo wenig als lauchgrüne oder von ſonſt einer Farbe dieſer Art, weil dieſe Farben zu ihrer Entſtehung die Beymiſchung der Sonnenſtrahlen bedürfen. Dieſe nehmen aber die feuchten Haare nicht an, ſondern ſie ſind an innere Veränderungen gebunden. Dagegen ſind die Federn zu Anfang nicht wie in der Folge gefärbt. Denn auch die bunten Vögel haben anfangs faſt alle ſchwarze Federn, als der Pfau, die Taube und die Schwalbe. Nachher nehmen ſie aber große Mannigfaltigkeit an, indem die Kochung außerhalb des Körpers vor ſich geht, ſowohl in den Kielen als in den Verzweigungen derſelben, wie bey den Pflanzen außerhalb der Erde; daher können die

ber! Ein Offizier iſt drüben, der ſoll, — der iſt — Luzie ſags ihm — Er ſoll herüber kommen.

Luzie.

Kannte er den gnädigen Herrn?

Bediente.

Wie mich ſelbſt.

Luzie.

So geh' er in's Poſthaus; es iſt ein Offizier drüben, der ihm außerordentlich gleicht. Seh' er ob ich mich betrüge. Ich ſchwöre er iſt's.

Stella.

Sag ihm, er ſoll kommen, kommen! geſchwind! geſchwind! — Wär' das überſtanden! — Hätt' ich ihn in dieſen, in — Du betrügſt dich! es iſt unmöglich. — Laſſt mich, ihr Lieben! Laſſt mich allein! —

(ſie ſchlieſſt das Cabinet hinter ſich.)

Luzie.

Lichtſtrahlen zu Entſtehung mannigfaltiger Farben mit wirken.)

So haben auch die übrigen Thiere, die ſchwimmenden, kriechenden und beſchaalten, alle Arten der Farben, weil bey ihnen auch eine vielfache Kochung vorgeht.

Und ſo möchte einer wohl die Theorie der Farben aus dem Geſagten einzuſehen im Stande ſeyn.

Farbenbenennungen

der Griechen und Römer.

Die Alten laſen alle Farbe aus Weiß und Schwarz, aus Licht und Finſterniß entſtehen. Sie ſagen, alle Farben fallen zwiſchen Weiß und Schwarz und ſeyen aus dieſen gemiſcht. Man muß aber nicht wähnen, daß ſie hierunter eine blos atomiſtiſche Miſchung verſtanden, ob ſie ſich gleich an ſchicklichen Orten des Wortes μίξις bedienen, dagegen ſie an den bedeutenden Stellen, wo ſie eine Art Wechſelwirkung beyder Gegenſätze ausdrucken wollen, das Wort κρᾶσις, σύγκρισις gebrauchen; ſo wie ſie denn überhaupt ſowohl Licht als Finſterniß, als die Farben untereinander ſich temperiren laſſen, wofür das Wort κεράννυσθαι vorkommt; wie man ſich davon aus den bisher überſetzten und mitgetheilten Stellen überzeugen kann.

Sie geben die Farbengeſchlechter verſchieden, Einige zu ſieben, Andre zu zwölfen an, doch ohne ſie vollſtändig aufzuzählen.

Aus der Betrachtung ihres Sprachgebrauchs, ſowohl des griechiſchen als römiſchen, ergiebt ſich, daß ſie generelle Benennungen der Farben ſtatt der ſpeciellen und umgekehrt dieſe ſtatt jener ſetzen.

Ihre Farbenbenennungen ſind nicht fix und genau beſtimmt, ſondern beweglich und ſchwankend, indem

sie nach beyden Seiten auch von angränzenden Farben gebraucht werden. Ihr Gelbes neigt sich einerseits ins Rothe, andrerseits ins Blaue; das Blaue theils ins Grüne, theils ins Rothe; das Rothe bald ins Gelbe bald ins Blaue; der Purpur schwebt auf der Gränze zwischen Roth und Blau und neigt sich bald zum Scharlach bald zum Violetten.

Indem die Alten auf diese Weise die Farbe als ein nicht nur an sich bewegliches und flüchtiges ansehen; sondern auch ein Vorgefühl der Steigerung und des Rückganges haben: so bedienen sie sich, wenn sie von den Farben reden, auch solcher Ausdrücke, welche diese Anschauung andeuten. Sie lassen das Gelbe röthein, weil es in seiner Steigerung zum Rothen führt; oder das Rothe gelbeln, indem es sich oft zu diesem seinen Ursprunge zurück neigt.

Die so specificirten Farben lassen sich nun wiederum ramificiren. Die in der Steigerung begriffene Farbe kann, auf welchem Puncte man sie festhalten will, durch ein stärkeres Licht dilurirt, durch einen Schatten verfinstert, ja in sich selbst vermehrt und zusammengedrängt werden. Für die dadurch entstehenden Nüancen werden oft nur die Nahmen der Species, auch wohl nur das Genus überhaupt, angewendet.

Die gesättigten, in sich gedrängten und noch dazu schattigen Farben werden zur Bezeichnung des Dunklen, Finstern, Schwarzen überhaupt gebraucht, so wie im Fall daß sie ein gedrängtes Licht zurückwerfen, für leuchtend, glänzend, weiß oder hell.

Jede Farbe, welcher Art ſie ſey, kann von ſich ſelbſt eingenommen, in ſich ſelbſt vermehrt, überdrängt, geſättigt ſeyn und wird in dieſem Falle mehr oder weniger dunkel erſcheinen. Die Alten nennen ſie alsdann suasum πεπεισμένον, in se consumptum, plenum, saturum κατακορές, incrassatum ἄκρατον, pressum βαρύ, adstrictum, triste, austerum αὐστηρόν, amarum πικρόν, nubilum ἀμαυρόν, profundum βαθύ.

Sie kann ferner diluirt und in einer gewiſſen Bläſſe erſcheinen, in ſo fern nennt man ſie dilutum, liquidum, ὑδαρές, pallidum ἐκλευκον.

Bey aller Sättigung kann die Farbe dennoch von vielem Lichte ſtrahlen und daſſelbe zurückwerfen; dann nennt man ſie clarum, λαμπρόν, candidum, acutum ὀξύ, excitatum, laetum, hilare, vegetum, floridum εὐανθές, ἀνθηρόν. Sämmtliche Benennungen geben die beſondern Anſchauungen durch andre ſymboliſche vermittelnd wieder.

Wir haben nunmehr noch die generellen Benennungen der Farbe, ſammt den ſpecifiſchen, die ihre Sphäre ausmachen, anzugeben.

Fangen wir von der unterſten Stufe an, wo das Licht ſo alterirt erſcheint, daß es die beſondre Empfindung deſſen, was wir Farbe nennen, erregt; ſo treffen wir daſelbſt zuerſt ὠχρόν, dann ξανθόν, ferner πυῤῥόν, dann ἐρυθρόν, ſodann φοινικοῦν, zuletzt πορφυροῦν an. Im gemeinen wie im poetiſchen Sprachgebrauch finden wir herauf und herabwärts öfter ein Glied für das andre geſetzt. Das πορφυροῦν ſteigt abwärts in das ἁλουργές, κυανοῦν coeruleum,

γλαυκόν caesium, und ſchließt ſich durch dieſes an das πράσινον porraceum, ποώδες herbidum, und zuletzt an das χλωρόν viride an, das ſowohl ein mit Blau vermiſchtes Gelb, d. i. ein Grünes, als das reine Gelb anzeigt und ſo das Ende des Farbenkreiſes mit dem Anfange verbindet und zuſchließt.

Die Farbenbenennungen, welche die weiteſte Sphäre haben, ſind vorzüglich folgende:

Ξανθόν geht vom Strohgelben und Hellblonden durch das Goldgelbe, Braungelbe bis ins Rothgelbe, Gelbrothe, ſogar in den Scharlach.

Darunter gehören als Species ὠχρόν, θάψινον, πυῤῥόν, κιτρινόν, κίτρινον, μήλινον, μήλοψ, αἰτόχρουν, ξοῦθον, πυῤῥόν, χρυσοειδές, ἠλιώδες, φλογοειδές, οἰνώδες, κροκοειδές etc. Im lat. buxeum, melleum, cereum, flavum, fulvum, helvum, galbinum, aureum, croceum, igneum, luteum, melinum, gilvum, robeum, adustum, russum, rufum.

Ἐρυθρόν, rufum, welches nach Gellius das Geſchlechtswort aller rothen Farbe iſt, begreift unter ſich, von ξανθόν, πυῤῥόν an, alles was roth iſt und braun, welches zum Gelben oder Rothen neigt, bis zum Purpur. Im Lateiniſchen rufum, russeum, rubrum, rutilum, rubicundum, spadix, badium, φοινικοῦν puniceum. (*ponçeau, coquelicot, nacarat*), coccineum Scharlach, ὑακινθόν, welches nach Plinius zwiſchen purpureum und coccineum liegt und wahrſcheinlich *cramoisi* Carmeſin iſt; zuletzt purpureum πορφυροῦν, das vom Roſenrothen an durchs Blut; und

Braunrothe bis ins Blaurothe ἁλουργές und Violette übergeht.

Κυάνεον geht vom Himmelblauen bis ins Dunkels und Schwarzblaue, Violette, und Violetpurpurne. Eben so coeruleum; das sogar ins Dunkelgrüne und Blaugrüne γλαυκόν, wie in das caesium Katzengrüne übergeht.

Darunter fallen ἀερίζον, ἀεροειδές aërium, coelinum, οὐρανοειδές, ὑακίνθινον, ferrugineum, οἰνωπόν, ἀμεθύστινον, thalassinum, vitreum, venetum, γλαυκόν, das aus dem Blaugrünen und Katzengrünen ins bloße Graue übergeht und noch das χαροπόν und ravum unter sich begreift.

Χλωρόν geht aus der einen Seite ins Gelbe, aus der andern ins Grüne. Eben so viride, das nicht nur ins Gelbe sondern auch ins Blaue geht.

Darunter fallen πρασῶδες herbidum, πράσινον porraceum, aerugineum ἰώδες, σμαράγδινον, vitreum ἰσατῶδες, venetum.

Aus der Mischung von Schwarz und Weiß gehen, nach Aristoteles und Platon, hervor: das Φαιόν, welches auch μύϊνον erklärt wird, also Grau.

Ferner πελλός, πέλιος, πόλιος, pullus sowohl schwärzlich als weißlich, je nachdem die Anfoderung an das Weiße oder an das Schwarze gemacht wird.

Ferner τεφρόν aschfarben, und σποδιον welches isabelfarben erklärt wird, wahrscheinlich gris cendré; drückt aber auch Eselsfarbe aus, welche an den Spitzen der Haare in ein πυῤῥόν, mehr oder weniger Gelbbraunes, ausläuft.

Aus verbranntem Purpur und Schwarz entſteht, nach eben dieſen Beyden, das ὄφϕινον, die Farbe des Rauchtopaſes; welches, wie im Lateiniſchen das verwandte furvum, oft nur in der allgemeinern Bedeutung des Schwarzen und Dunkeln gebraucht wird.

In dieſes, nach unſern theoretiſchen Einſichten nunmehr im Allgemeinen aufgeſtellte Schema laſſen ſich die übrigen allenfalls noch vorzufindenden Ausdrücke leicht einordnen; wobey ſich mehr und mehr ergeben wird, wie klar und richtig die Alten das Außerihnen gewahr geworden, und wie ſehr, als naturgemäß, ihr Ausſprechen des Erfahrenen und ihre Behandlung des Gewußten zu ſchätzen ſey.

Zweyte Abtheilung.

Römer.

Lucretius.

Auf, und vernehme du jezt, was süßes Bemühen erforscht hat,
Und ich dich lehre; daß nicht, was weiß dem Auge sich darstellt,
Weiß erscheine deßhalb, weil weiße Stoffe der Grund sind;
Oder was schwarz aussieht, aus schwarzen Saamen erzeugt sey;
Noch auch jegliches Ding, das irgend gefärbt wir erblicken,
Also sich zeige, dieweil schon ähnliche Farbe von dieser
In der Materie selbst, in den Ursprungsstoffen vorhanden.

Denn der Materie Stoff iſt gänzlich beraubet der Farbe,
Weder den Dingen gleich noch ungleich ihnen zu nennen.
Sagſt du, der menſchliche Geiſt vermöge nicht Körper zu faſſen
Solcherley Art, ſo irreſt du ſehr und täuſcheſt dich gänzlich.
Nimm dir den Blindgebornen doch: die göttliche Sonne
Hat er nimmer geſehn, doch kennet er, durch das Gefühl bloß,
Dinge, die nie im Leben mit Farbe verbunden ihm waren.
Eben ſo läßt ſich verſtehn, wie die Seele Begriffe von Körpern
Machen ſich könne, die nicht mit Farbe von außen getüncht ſind.
Selbſt die Dinge, die wir bey Nacht und im Dunkel betaſten,
Unterſcheiden ſich uns, obgleich wir die Farbe nicht fühlen.

Was die Erfahrung bezeugt, laß jetzt durch Gründe mich darthun.
Jegliche Farbe verwandelt ſich leicht in jegliche Farbe;
Aber das dürfen doch nie die Urelemente der Dinge.

Stets muß etwas bestehn, das unveränderlich bleibe;
Soll nicht alles in Nichts von Grund aus wieder sich kehren:
Denn was irgend verläßt die Gränzen des eigenen Daseyns,
Stirbt als das, was es war, wird augenblicklich ein andres.
Hüte dich also, den Stoff mit wechselnden Farben zu tünchen,
Soll ins völlige Nichts zuletzt nicht alles vergehen.

Sind die Stoffe nun gleich nicht farbig ihrer Natur nach;
Sind sie dennoch begabt mit mannigfaltigen Formen,
Wechselnde Farben daraus von allerley Arten zu schaffen.
Dann auch lieget noch viel an Mischung und Lage der Stoffe,
Wie sie sich unter sich selbst, und wie sie zu andern sich halten,
Welche Bewegung sie sich ertheilen, und wieder empfangen;
Also, daß leicht sich hieraus ein rechenschaftlicher Grund giebt,
Wie, was kurz noch zuvor von Farbe dunkel und schwarz war,

Luzie.

Was fehlt ihnen, meine Mutter? Wie blaß!

Madame Sommer.

Das iſt der lezte Tag meines Lebens! Das trägt mein Herz nicht! Alles, alles auf einmal!

Luzie.

Großer Gott!

Madame Sommer.

Der Gemahl — Das Bild — Der Erwartete — Geliebte! — Das iſt mein Gemahl! — Es iſt dein Vater!

Luzie.

Mutter! beſte Mutter!

Madame Sommer.

Und der iſt hier! — wird in ihre Arme ſinken, in wenig Minuten! — Und wir? — Luzie wir müſſen fort!

Könn' urplötzlich darauf in Marmorweiße ſich wandeln.
Eben ſo wird auch das Meer, von heftigen Winden erreget,
Umgewandelt in Wogen von heller und glänzender Weiße.
Sagen ließe ſich dann, daß das, was öfters wir ſchwarz ſehn,
Wann es die Stoffe durchmiſcht, die Ordnung derſelben verändert,
Einige ſich vermindern, und andre dagegen vermehren;
Dieſes auf einmal alsdann ſich weiß und glänzend uns zeige.
Wären die Fluthen des Meeres jedoch ſchon dunkel im Grundſtoff,
Dann ſo könnten auf keinerley Art ins Weiße ſie wandeln;
Möchteſt du noch ſo ſehr in einander jagen die Stoffe,
Nimmer würden ins Weiße ſie übergehen, die dunkeln.
Wären die Saamen jedoch, aus denen der einfache, klare,
Meeresſchimmer beſteht, mit verſchiedenen Farben gefärbet;
Wie man ein Viereck oft, und andre beſtimmte Figuren,
Bildet aus anderen Formen und unterſchiednen Figuren:

Müßte man auch, wie hier die verschiedenen Formen im Viereck,
So in der Fläche des Meers, und in jeder lauteren Glanzflut,
Bunte, und weit von einander verschiedene Farben bemerken.

Uebrigens zeigt sich die äußre Figur vollkommen im Viereck,
Sind auch die Glieder, woraus es besteht, verschieden an Bildung;
Aber an Dingen verschiedene Farbe verhindert es gänzlich,
Daß dasselbige Ding einfärbig jemals erscheine.

Irgend ein Grund, der noch uns verführen könnte, den Stoffen
Einzuräumen die Farbe, zerfällt und verlieret sich gänzlich;
Wenn man bedenkt, daß nicht aus weißen entstünde das Weiße,
Noch was schwarz man benennt, aus schwarzen; vielmehr aus verschiednen.
Weit natürlicher ist's, daß Weißes aus Stoffen entspringe
Ganz farbloser Natur, als daß es aus schwarzen sich zeuge,
Oder aus jeglicher Farbe, mit welcher es gänzlich im Streit steht.

Ferner, da ohne Licht nicht Farben können bestehen,
Aber hervor aus Licht ursprüngliche Körper nicht treten;
Folgt natürlich hieraus, daß diese von Farben entblößt sind.
Wie kann Farbe denn nur lichtlosem Dunkel gemein seyn?
Sie, die sich selbst verändert im Licht, und verschieden zurückglänzt,
Je nachdem sie der Strahl schief oder gerade getroffen.
An dem Gefieder der Tauben, das ihnen den Hals und den Nacken
Rings umkränzt, kannst dieses du sehn im Strahle der Sonne:
Anders gewandt erscheinet es roth, im Glanz des Pyropus,
Wieder anders, Lasur, in grüne Smaragden gemischet.
So auch des Pfauen Schweif; zur volleren Sonne gewendet,
Wandelt auf ähnliche Art er die mannigfaltigen Farben.
Da nun des Lichtes eigener Wurf die Wirkung hervorbringt,
Ist es auch klar, daß ohne das Licht nicht solches geschähe.
Ferner noch, da die Pupille durch andere Stöße gereizt wird,

Wann ſie das Weiße fühlt, durch andere wieder vom Schwarzen,
Wieder auf andere Art von jeglicher anderen Farbe;
Auch an der Farbe des Dinges, wofern du ſolches berührest,
Wenig lieget, vielmehr an der Form und der eigenen Bildung:
Alſo erhellt, daß Stoffe durchaus nicht Farbe bedürfen,
Sondern verſchiedene Formen, verſchiedne Gefühle zu wecken.

Sollte gewiſſer Farben Natur beſtimmten Figuren
Eigen nicht ſeyn, und könnte daher mit jeglicher Farbe
Jegliche Bildung der Stoffe beſtehn: wie kömmt es, daß Dinge
Nicht auf ähnliche Art in jegliche Farbe ſich kleiden?
Dann ſo träf' es ſich wohl, daß zuweilen den fliegenden Raben
Weißer Schimmer entglänzte, von weißem Gefieder und Flügel;
Schwarze Schwanen entſtünden, aus ſchwarzen Saamen erzeuget,
Oder auch einfach und bunt, in jeder beliebigen Färbung.

Ja du bemerkeſt ſogar, je kleiner man Dinge zertheilet,
Deſto mehr ſich die Farbe verliert, die endlich verſchwindet;
So, wenn man Gold zerreibt zu feinem Staube, des Purpurs
Glänzendes Roth zerlegt in die allerzarteſten Fäden:
Welches dir klar erweiſt, daß, ehe zum Stoffe ſie kehren,
Alle die Theilchen zuvor aushauchen jegliche Farbe.

Endlich, indem du Ton und Geruch nicht jeglichem Körper
Zugeſteheſt, ſo räumeſt du ein, daß Körper es gebe
Ohne Ton und Geruch: auf ähnliche Weiſe begreift ſich's,
Daß, indem wir nicht alles mit Augen zu faſſen vermögen,
Dennoch Körper vorhanden, die ſo der Farbe beraubt ſind,
Wie des Geruches und wie des tönenden Schalles die andern:
Und es erkennt der forſchende Geiſt nicht minder dieſelben,
Als die in anderen Dingen auch anderer Zeichen entbehren.

Plinius.

Da dieſer Autor in Jedermanns Händen ſeyn kann, ſowohl im Original als in Ueberſetzungen, ſo wäre ſeinen Text hier abdrucken zu laſſen überflüßig und unnütz, um ſo mehr als derjenige, der ihn im Einzelnen zu verſtehen und auszulegen ſucht, manche Schwierigkeiten findet, welche wir nicht zu überwinden hoffen. Wir ziehen daher vor, einen Aufſatz einzurücken, in welchem ein Freund das, was Plinius von Farben und Colorit geſagt, zuſammenfaßt, und ſeine Meynung äußert, wie nach dem natürlichen Vorſchritte der Malerkunſt das Einzelne möchte zu verſtehen und zurecht zu legen ſeyn.

Es mag dieſer Verſuch als ein Beyſpiel dienen, wie man eine bedeutende Weltbegebenheit aus ihrer eigenen Natur heraus entwickeln, darſtellen, und die hiezu überlieferten Nachrichten nur inſofern benutzen kann, als ſie mit der Nothwendigkeit in Harmonie ſtehen. Die Hauptpuncte, worauf alles ankommt, treten alsdann glänzender hervor; Lücken werden entdeckt und, wo nicht ausgefüllt, doch wenigſtens bezeichnet; und auf dieſe Weiſe theils gegenwärtig etwas Belehrendes und Aufregendes geleiſtet, theils der Zukunft vorgearbeitet.

Hypothetiſche Geſchichte

des Colorits

beſonders griechiſcher Maler

vorzüglich nach dem Berichte des Plinius.

Der Verfaſſer nennt die gegenwärtige Abhandlung eine hypothetiſche Geſchichte, weil die Nachrichten, welche uns durch alte Schriftſteller überliefert worden, in vielen Stücken höchſt undeutlich und lückenhaft ſind, und alſo durch Vermuthungen erſt aufgeklärt und ergänzt werden müſſen. Wenn indeſſen dasjenige, was wir vermuthen, auf eine ganz natürliche und keinesweges gezwungene Weiſe aus dem Ganzen der Nachrichten hervorgeht, oder durch den Gang der Sache ſelbſt als nothwendig gefordert wird; ſo verdient daſſelbe allerdings mehr Glaubwürdigkeit als ein ſolches Ueberliefertes, das ſich mit dem Weſen der Kunſt ſchwer oder gar nicht verträgt. Der Verfaſſer behält ſich alſo die Freyheit vor, theils Vermuthungen, deren Wahrſcheinlichkeit ihm nach dem nothwendigen Gange der Kunſt einleuchtend iſt, vorzubringen, theils Nachrichten, welche ihm widerſprechend ſcheinen, wenn ſie ſich gleich auf die Autorität eines alten Schriftſtellers gründen ſollten, zu verwerfen.

Nach des Plinius Behauptung stimmten alle älteren Ueberlieferungen darin überein, daß die Malerey eigentlich vom Umriß eines menschlichen Schattens begonnen habe; welches unter der Bedingung für wahrscheinlich gelten kann, daß man sich dabey nicht etwa wirkliche Schatten- oder Silhouettenfiguren denke; sondern vielmehr die ersten Linearversuche, eine Gestalt auf eine Fläche aufzuzeichnen: denn dieses ist ja in der That das Elementare der Malerey.

Ardices und Telephanes, sagt Plinius, hatten zuerst diese Art von Kunst geübt, noch aber keiner Farben sich bedient, sondern nur innerhalb der Figuren hin und wieder Linien gezogen; wobey er hinzufügt, es sey in dieser ersten Zeit üblich gewesen, jedesmal daneben zu schreiben, wen man abgemalt habe.

Hier zeigt sich dieselbe Bemühung, Formen und Gestalten darzustellen, wie wir noch an den Kindern gewahr werden, wenn sie spielend ihre Popanze an die Wände zeichnen.

Schelte indessen Niemand die alten Erfinder der Kunst kindischen oder unreifen Geistes, wenn auch die Werke, die sie verfertigten, sich mit dem Bestreben der Kinder vergleichen lassen. Denn durch sie ist der erste Anlaß zur Malerey, zur Darstellung erhobener runder Gegenstände auf ebener Fläche, in die Welt gekommen, und jeder erste Schritt kann als ein großer und wichtiger angesehen werden.

Ferner ſehen wir auch unſere Kinder, welche einen Begriff von Malerey ſich geſchwind bilden können, ſehr bald um etwas weiter gehen, und den Verſuch machen, wie ſie mit Ziegelmehl ihren Fratzen von Seiten der Farbe mehr Naturähnlichkeit verſchaffen möchten: eben ſo, wie nach Plinius Bericht der Corinthier Cleophantus ſoll gethan haben. Und wir ſehen nicht, was ſich gegen die Wahrſcheinlichkeit dieſer Nachricht von der erſten einfachſten Weiſe, wie ſich der Sinn fürs Colorit ausgeſprochen, viel einwenden ließe. Denn ehe man den Boden nach Ockerarten und Kreiden durchſucht und verſchiedene Hauptfarben zur Nachahmung der Carnation zu miſchen gewagt, mögen wohl die Scherben gebrannter irdener Gefäße oder Backſteine das nächſte und beſte Mittel dargeboten haben, den vorgeſetzten Zweck zu erreichen.

Hierbey wird Jedermann leicht einfallen, daß die bemalten, ſogenannten hetruriſchen, Gefäße in gebrannter Erde gewiſſermaßen als Symbole dieſer uranfänglichen Malerey können angeſehen werden. Die älteſten derſelben mit ſchwarzen, im Detail oft noch unförmlichen Geſtalten, ſtellen uns die Linearzeichnungen des Telephanes und Ardices vor Augen; und wie Plinius von den Werken dieſer beyden Künſtler erzählt, ſo ſind auch auf den erwähnten Vaſenzeichnungen älteſter Art, im Innern, zur Andeutung der Theile, einzelne Linien gezogen. Woraus klar erhellt, daß man dadurch keineswegs eigentliche Schattenriſſe

bezweckte, sondern wirklich allgemeine Zeichnung plastischer Gestalten auf ebener Fläche, doch ohne Begriff von Colorit, noch weniger von Licht und Schatten; welcher letzteren Erkenntniß, wie wir in der Folge sehen werden, erst später aufgegangen ist und die Vollendung der Malerey bewirkt hat.

Die andere und vermuthlich spätere Art der Vasenbilder, mit gelbrothen Figuren auf schwarzem Grunde, kann den durch Kleophantus eingeführten ersten vorschreitenden Versuch, die anfängliche Andeutung der Farbe, darstellen. Denn wenn er mit zerstoßenen Scherben malte, so muß daraus eben dieselbe Farbe entstanden seyn, die der gebrannte Thon auf nicht glasirten Gefäßen wirklich zeigt.

Wenn wir die sogenannten hetruriſchen Gefäße als Darstellung der uranfänglichen Versuche in der Malerey anführten, so würde man uns doch mißverstehen, wenn man glauben wollte, daß wir die Zeichnungen auf dergleichen Gefäßen wirklich in ein so hohes Alterthum hinaufrücken und sie selbst als Erstlinge der Malerey betrachten möchten. Wiewohl einige mit schwarzen Figuren, uralter Schrift und unbehelfener noch roher Zeichnung, in der That sehr alt sind, und aus Zeiten herrühren können, welche von der Erfindung der auf Flächen zeichnenden Kunst bey den Griechen nicht fern gewesen. Wir aber gedenken ihrer bloß als solcher Kunstwerke, worauf die ersten ursprünglichen Arten der Malerey noch beybehalten waren, und wodurch wir uns dieselben desto besser vorstellen können.

Luzie.

Wohin ſie wollen.

Madame Sommer.

Gleich!

Luzie.

Kommen ſie in Garten. Ich will in's Poſthaus. Wenn nur der Wagen noch nicht fort iſt, ſo können wir ohne Abſchied in der Stille — inzwiſchen ſie berauſcht von Glük —

Madame Sommer.

In aller Wonne des Wiederſehens ihn umfaſſend — Ihn! Und ich in dem Augenblik da ich ihn wiederfinde — auf ewig! auf ewig! —

Fernando. Bedienter kommen.

Bedienter.

Hierher! Kennen ſie ihr Cabinet nicht mehr?

Fruchtlos würde die Bemühung ohne Zweifel ausfallen, wenn Jemand unternehmen wollte, die Zeit bestimmt auszumitteln, wann eigentlich bey den Griechen die ersten Anfänge der Malerey statt gehabt. Die Namen Philocles, Cleanthes, Ardices, Telephanes, welche Plinius den Erfindern beylegt, mögen wohl nur bloße Namen seyn, so wie alles, was er über das Alter der bildenden Kunst in Griechenland und Italien vorgebracht, aus ungewissen, widersprechenden Nachrichten zusammengetragen ist.

Das Einzige läßt sich mit Gewißheit behaupten, daß die ersten Versuche der Malerey in sehr entfernte Zeiten fallen. Und wenn man gleich anfänglich schon einige Lebhaftigkeit des Kunstbetriebs annehmen dürfte, so müßte die Plastik selbst nicht beträchtlich älter seyn. Doch ist nicht zu läugnen, daß ihre Erfindung oder erste Uebung dem Menschen leichter als die der Malerey fallen mochte, und daß man jene immer als die ältere, diese als die nachgeborne jüngere Schwester wird erkennen müssen.

Wir schreiten in unsern Betrachtungen weiter fort und finden einen Eumarus, der den Ruhm erwarb, zuerst in seinen Darstellungen die männlichen von den weiblichen Figuren unterschieden zu haben. Dieses scheint mehr von Verbesserung und Berichtigung der Gestalt oder der Zeichnung, als von Verfeinerung des Colorits auszulegen.

Dieser, und Cimon von Cleone erweiterten die

Kunst, indem von ihnen die katagraphischen Darstellungen erfunden wurden. Die Unbestimmtheit der Bedeutung dieses Worts hat den Auslegern nicht allein zu schaffen gemacht, sondern man kann sogar behaupten, der eigentliche Sinn desselben sey ihnen verborgen geblieben. Nach unserm Dafürhalten geht die Meynung des Plinius dahin, daß durch die Bemühungen der genannten Künstler die menschlichen Gestalten in der Malerey zuerst mehrere Bewegung und Mannigfaltigkeit erhalten haben. Die Figuren wurden zurückschauend, aufschauend und niederschauend dargestellt; Gelenke und Adern, wie auch an Gewändern die Falten angedeutet, mit einem Worte, die Kunst hatte sich der Natur genähert und sie nachzuahmen begonnen.

Wenn also Plinius von der Erfindung katagraphischer Darstellungen redet, so will er dadurch das Vermögen oder die Kunst, im Umriß die Wendungen und Verkürzungen anzudeuten, ausdrücken. Ein Umstand, welcher allerdings von so großer Wichtigkeit in geschichtlicher Rücksicht ist, als unser Autor darauf zu legen scheint. Denn es war dadurch eine der großen Hauptstufen erstiegen, über welche die Kunst sich zu ihrer Vollkommenheit emporarbeiten mußte.

Hierauf wird nun eine Lücke in den von Plinius uns überlieferten Nachrichten bemerkt. Die Kunst mag vielleicht durch eine geraume Zeit von verschiedenen Künstlern mancherley Verbesserungen erhalten ha

ben; doch ohne daß eine derſelben ſo auffallend geweſen, um als ein wichtiger Vorfall in der alten Kunſtgeſchichte angezeigt zu werden. Unterdeſſen mag man zu mehrerer Fertigkeit gelangt, die Maler mögen nach dem damaligen Maß der gangbaren Kenntniſſe mehr Meiſter ihres Fachs geworden ſeyn.

Ohne Zweifel erhielt die Mäleren große und bedeutende Verbeſſerungen durch den Polygnot von Thaſos. Die Bewunderung, welche das ganze Alterthum ſeinen Werken zollte, iſt ein ſicherer Bürge für ihre hohen Verdienſte. Und noch können wir über den edlen Geiſt ſeiner Erfindungen urtheilen, indem uns Pauſanias den Inhalt von zweyen ſeiner Hauptgemälde beſchrieben und überliefert hat.

Polygnot mag als ein außerordentlicher Geiſt im Ganzen über die Kunſt gewaltet und ſie ihrer Vollkommenheit näher gebracht haben; aber unſere gegenwärtigen Betrachtungen beziehen bloß dasjenige, was die Fortſchritte der Farbengebung angeht.

Er muß, den alten Nachrichten zufolge, um mehrere Mannigfaltigkeit der Farben bemüht geweſen ſeyn, ſie auf eine zwar einfache Weiſe, aber mit Sinn und nach Maßgabe des beabſichtigten Charakters, angewendet haben. Er kleidete zuerſt die weiblichen Figuren in helle Gewänder, und gab dem Hauptſchmuck derſelben fröhlich bunte Farben; wodurch alſo die Gemälde im allgemeinen anziehender und gefälliger wurden.

Man sagt, Polygnot und sein Zeitgenosse Mikon hätten sich zuerst des lichten Ockers zum Malen bedient. Nimmt man diese Nachricht in dem Sinne, als hätten diese Künstler die erwähnte Farbe unvermischt zum Anstrich von Gewändern gebraucht, so erhellt daraus eben das vorhin bemerkte sorgfältige Bestreben nach Mannigfaltigkeit, Abwechselung und Farbenreiz. Will man aber gar zugeben, sie hätten, was nicht unwahrscheinlich ist, durch Vermischung dieser Farbe mit Roth und Weiß, die genauere Nachahmung der Wahrheit in Darstellung der nackten Theile ihrer Figuren, besonders der weiblichen, erzwecken wollen; so war die Kunst der Malerey bereits auf dem Wege, der sie ihrer vollkommnen Entwicklung zuführen mußte. Es ist vielleicht hier der schicklichste Ort, beyzubringen, daß, ebenfalls einer Nachricht des Plinius zufolge, nicht lange vor dieser Zeit auch die Farbe des Zinnobers erfunden wurde.

Von Panänus, des Phidias Bruder, einem Zeit- und Kunstgenossen des Polygnot, wissen wir aus Nachrichten des Plinius und Pausanias, daß er in der Poekile zu Athen die Schlacht bey Marathon gemalt, und zwar, wie aus eben diesen Nachrichten zu vermuthen ist, mit mancherley Farben. Auch sollen die Figuren der Feldherren, sowohl der Griechen als Perser, wirkliche Bildnisse darzustellt haben. Man sieht also offenbar das damalige lebhafte Bemühen der Maler, ihren Werken Wahrheit zu geben. Dieses Bemühen aber mußte vornehmlich Farbe

und Farbenmiſchung betreffen: denn die Zeichnung war damals ſchon auf den Gipfel des Großen, Edlen, Würdigen gelangt, wovon die plaſtiſchen Werke jener Zeit zu unverwerflichem Zeugniß dienen können.

Um die neunzigſte Olympiade ſcheint ſich die Malerey bis zur Selbſtändigkeit emporgearbeitet zu haben. Offenbar ſetzt Plinius einen bedeutenden Lebenspunct, das Beginnen einer neuen Epoche der Malerey, in dieſe Zeit, hat aber zu bemerken unterlaſſen, worin die weſentliche, damals bewirkte Verbeſſerung eigentlich beſtanden habe. Wir machen uns davon ungefähr folgende Vorſtellung.

Bis auf dieſe Zeit waren die ſchnelleren Fortſchritte der malenden Kunſt noch immer gehindert, theils weil die Künſtler dieſes Fachs die nothwendige Fertigkeit und Bequemlichkeit der Behandlung noch nicht in ihrer Gewalt haben mochten, theils weil es ihnen an zweckmäßigen Werkzeugen gebrach. In der frühſten Zeit bediente man ſich des Griffels; allein dieſer konnte doch wohl nur bloße Umriſſe zu ziehen gebraucht werden. Sobald aber die Abſicht, mehrere Farben anzuwenden, entſtanden war, trat auch das nothwendige Bedürfniß eines die Auftragung derſelben erleichternden Werkzeuges ein. Wie aber und wann eigentlich zu ſolchem Behuf der Pinſel erdacht und nach und nach vervollkommnet worden, davon iſt keine ſichere Nachricht vorhanden.

Im Beſitz zwar einfacher, aber doch für die

Nachbildung aller sichtbaren Gegenstände genugsam hinreichender Farben, mögen die Künstler dieser Zeit gewesen seyn. Als berühmte Männer, die also wahrscheinlich Steigerer und Erweiterer der Malerey gewesen, nennt Plinius in der neunzigsten Olympiade den Aglaophon, vermuthlich einen andern als den Vater des Polygnot; ferner Erphissodorus und Evenor, dessen Sohn und Schüler Parrhasius war. Worin aber eigentlich ihre Verdienste und die von ihnen bewirkten Fortschritte der Kunst bestanden haben, wird nicht gemeldet. Jedoch finden wir Ursache zu glauben, daß von ihnen, wo nicht die ganz ersten, doch wenigstens die allmählig besser gelungenen Versuche, Licht und Schatten anzudeuten, gemacht worden. Hierzu scheint uns die Erwähnung verschiedener Umstände zu berechtigen.

Denn erstlich ist, nach vorhin geschehenen Andeutungen, die Zeichnung schwerlich derjenige Theil gewesen, in welchem die erwähnten Künstler, die dem Polygnot unmittelbar folgten, eine höhere Vollkommenheit als dieser große Meister erlangt haben. Also müssen sie, da mit ihnen eine neue Epoche der Malerey anfangen soll, in irgend einem vorhin noch nicht, oder wenigstens mit geringem Erfolg, bearbeiteten Theile starke Vorschritte gemacht haben.

Nun ist, angezeigter Weise sowohl als auch der innern Nothwendigkeit nach, die Malerey vom reinen Umriß zu Figuren, die sich bloß durch eine ein-

fache Localfarbe vom Grund, auf den ſie gearbeitet waren, unterſchieden, vorgeſchritten; dann wurden, als man ſich nach und nach im Beſitz von mehreren Farben ſah, dieſelben von großen Künſtlern zu ſinnvoller Bedeutung, aber wie wir zu glauben geneigt ſind, alle noch immer bloß als Localfarbe gebraucht, ohne durch Abſtufung von helleren und dunkleren Tönen die Wirkung des Lichts und Schattens nachahmen zu wollen.

Denn wenn uns die neuere Kunſtgeſchichte belehrt, daß erſt nach langen und ſchweren Bemühungen das Helldunkel an natürlichen Gegenſtänden richtig wahrgenommen werden konnte, obgleich die Tradition davon aus dem Alterthum einigermaßen noch übrig war, wie ſehr viel größere Schwierigkeiten hatten nicht die Alten zu beſiegen, da ſie ſich den Begriff ſelbſt neu erſchaffen mußten! Auch iſt kein einziger wahrſcheinlicher Grund und keine alte Nachricht vorhanden, nach welchen vermuthet werden dürfte, daß in Polygnots Gemälden bereits Licht und Schatten angegeben geweſen. Vielmehr läßt das Symboliſche ſeiner Darſtellungen, die vielen Figuren, die er auf Gemälden angebracht und Reihenweiſe geordnet, ſchließen, daß die Angabe von Licht und Schatten von ihm noch nicht bezweckt worden. Hingegen iſt wohl nicht zu zweifeln, daß dieſes vom Apollodorus, einem Athenienſer, der ſich um die vierundneunzigſte Olympiade berühmt gemacht, geſchehen ſey. Selbſt Plinius bemerkt, daß von den vor dieſem Meiſter verfertigten Gemälden kein einzi-

ges das Auge angezogen; wovon der Grund doch wohl nur in dem früher noch gar nicht, oder doch nur unbestimmt, angedeuteten Licht und Schatten zu suchen ist.

Auch hinsichtlich auf die Gegenstände scheinen die vom Apollodorus gemalten Werke sich von denen des Polygnot wesentlich unterschieden, und meist nur einzelne oder doch eingeschränkte Figuren dargestellt zu haben, welche vom Symbolischen, als dem vornehmlich der Plastik gehörigen Feld, abwichen und allmählig den für die Malerey besser geeigneten dramatischen Charakter annahmen.

Nach dem Ruhme zu urtheilen, welchen die Alten einstimmig dem Zeuxis von Heraklea gegeben, muß derselbe sich außerordentliche Verdienste um die Kunst erworben haben. Und wenn wir seine Bemühungen bloß aus dem beschränktern Gesichtspunct, den wir hier vorzüglich im Auge haben müssen, ansehen; so scheint durch ihn sowohl eine freyere malerische Behandlung, als auch in Hinsicht auf das Colorit und den Gebrauch von Licht und Schatten mehr Freyheit eingeführt worden zu seyn.

Betrachten wir aber, was Zeuxis auch in andern Theilen geleistet, so scheint er als einer der großen Beförderer der Kunst im allgemeinen anzusehen: denn seine Erfindungen waren von der edelsten, gehaltvollsten Art, die Formen nach dem Zeitgeschmack von würdi-

ger Großheit; aber sein eigenthümliches Bestreben ging auf das Schöne. Und also mochten, nach unserm Ermessen, die Arbeiten dieses Künstlers wohl nicht fern von der höchsten in der Kunst erreichbaren Höhe gestanden haben. Im vierten Jahr der fünf und neunzigsten Olympiade wird aller Wahrscheinlichkeit nach eines der vorzüglichsten Werke von ihm verfertigt worden seyn, weil Plinius des Künstlers höchsten Ruhm von diesem Jahre datirt hat.

Androcydes, Eupompus, Parrhasius und Timanthes waren Nebenbuhler des Zeuxis, wahrscheinlich aber auch etwas junger als derselbe. Von den beyden ersten wissen wir wenig mehr als die Namen; doch von den letztern sind umständlichere Nachrichten vorhanden, und es leidet durchaus keinen Zweifel, daß Parrhasius die Malerey vorzüglich befördert und vervollkommnet habe. Hauptsächlich mögen durch ihn die Umrisse der Figuren weicher und schwindender, die Gestalten wie mit Luft umgeben, gemalt worden seyn. Dieses zeigt, daß die Beobachtung und Nachahmung von Licht und Schatten bereits auf einen hohen Grad von Feinheit und Genauigkeit getrieben war. Daß er auch in der Wahrheit des Colorits zu einer großen Höhe gelangt sey, lernen wir aus einer andern Nachricht des Plinius, wo unter den berühmtesten Werken dieses Künstlers eines Wettläufers gedacht wird, welcher zu schwitzen schien. Es kann also kein Räthsel für uns seyn, warum Parrhasius dem Zeuxis für überlegen geachtet wurde. Er war, nach unserer

Ansicht der Dinge, kein besserer Künstler als Zeuxis aber unstreitig war er ein vollkommnerer Maler.

Das flache Mährchen, welches Plinius von dem Wettstreit der genannten beyden großen Künstler erzählt, wo Zeuxis Trauben, Parrhasius aber eine als mit dem Vorhang bedeckte Tafel dargestellt haben soll, möchten wir freylich seinem ganzen Umfange nach nicht in Schutz nehmen; allein es konnte unmöglich erfunden und nacherzählt werden, ohne daß sich beyde Künstler um das Colorit besonders verdient gemacht, ohne daß Parrhasius die täuschende Wahrheit der Nachahmung in seiner Gewalt gehabt, das heißt, daß seine Localtinten richtig und die Schattirung nach der Natur sehr wohl beobachtet gewesen.

Timanthes soll in einem Wettstreit selbst über den Parrhasius gesiegt haben. Ob er aber auch in Hinsicht auf das Colorit besonders vortrefflich gewesen, und durch Vorzüge dieser Art den Sieg erlangt, geht aus den Nachrichten nicht hervor. Er wird uns vornehmlich als höchst sinnreich in seinen Erfindungen beschrieben; auch müssen seine Gemälde in Betreff des Ausdrucks der Leidenschaft und Darstellung des Charakters der Figuren höchst schätzbar gewesen seyn. Jenes ist aus seiner berühmten Iphigenia wahrscheinlich; dieses schließen wir aus der Nachricht von einem andern seiner Gemälde, welches einen Helden dargestellt, und worin, wie Plinius anmerkt, die ganze Kunst Männer zu malen enthalten war.

mehr? Sie iſt außer ſich! Ach, daß ſie wieder da ſind!

Fernando, vorbei über ſie hinſehend.

Madame Sommer.

Er iſt's! Er iſt's! — Ich bin verlohren!

Demnach bleibt es allerdings räthſelhaft, worauf Parrhaſius eigentlich gezielt, welcher, als das Gemälde des Timanthes vom Streit des Ulyſſes und Ajax um Achills Waffen dem ſeinigen, wo derſelbe Gegenſtand abgebildet war, vorgezogen wurde, ſoll geſagt haben: es kränke ihn, daß Ajax abermals von einem Unwürdigen überwunden werde.

Eben ſo ſchwer möchte auszumachen ſeyn, worin die Vorzüge des Eupompus, Stifters der Sicyoniſchen Schule, beſtanden haben; weil durchaus keine umſtändlichen Nachrichten über ihn vorhanden ſind, wir auch überhaupt noch nicht wiſſen, auf welche Weiſe ſich die griechiſchen Malerſchulen in Geſchmack, Styl und Behandlung von einander unterſchieden haben.

Euphranor vom Corinthiſchen Iſthmus, ein berühmter Künſtler, der ſowohl gemalte als plaſtiſche Meiſterſtücke verfertigt, und nach Plinius in der hundert und vierten Olympiade geblüht, wird ſonder Zweifel auch zur Vervollkommnung des Colorits beygetragen haben: denn es waren von ihm verfaßte Bücher über die Farben vorhanden. Und weil er von einem gemalten Theſeus des oben erwähnten Parrhaſius zu urtheilen wagte: derſelbe ſey mit Roſen genährt, ein anderer aber, von ihm ſelbſt gemalter, mit Fleiſch; ſo iſt alſo durch ihn damals größere Wahrheit, Abwechſelung und Charakteriſtik des Farbentons erreicht worden.

Wir nennen hier noch den Echion, Ariſtides und Pamphilus. Echion lebte in der hundert und ſiebenten Olympiade, und man muß damals ſchon mit groſſer Kraft und Gegenſätzen von Hell und Dunkel gemalt haben, weil unter den berühmteſten Gemälden dieſes Künſtlers eines erwähnt wird, worauf eine Neuvermählte dargeſtellt war, der eine alte Frau die Lampe vortrug. Alſo ein Nachtſtück, und neben dem höhern Verdienſt ungemein zarten Ausdrucks, von kräftiger Wirkung.

Pamphilus hatte den Ruhm, den gröſten der griechiſchen Maler gezogen zu haben, und ſcheint von den Alten, beſonders wegen ſeiner theoretiſchen Kenntniſſe, geſchätzt worden zu ſeyn. Ob ihm die Kunſt auch von Seiten des Practiſchen und vorzüglich des Colorits, Erweiterungen zu danken habe, iſt uns nicht überliefert worden.

Ariſtides, der Thebaner, mag etwas jünger als die eben genannten Meiſter und ein noch gröſſerer, ja dem Apelles ſelbſt gleichgeſchätzter Künſtler geweſen ſeyn. Unterdeſſen wird von ihm ausdrücklich bemerkt, ſein Hauptverdienſt habe nicht in vorzüglicher Anmuth der Behandlung, oder in zartem Colorit, ſondern in bewundernswürdigem Geiſt und Lebhaftigkeit des Ausdrucks ſeiner Figuren, und in gehaltreicher Erfindung beſtanden.

Dieſer Künſtler, ſo wie einige der vorhergenannten könnten zwar hier als überflüſſig angeführt betrach-

tet werden, weil wir bloß die Absicht angekündigt, den Fortschritten in der Malerey, hinsichtlich auf Anwendung der Farben, und was überhaupt mit dem Colorit verwandt ist, nachzuforschen. Allein eben aus dem Umstand, daß einige Künstler rühmlich bemerkt sind, deren Kunst ganz anderer Vorzüge als des Colorits wegen gelobt worden, und der gedachte so hoch gerühmte Aristides sogar von dieser Seite gelindem Tadel nicht entgangen, eben daraus ergiebt sich klar, daß die Kunst der Farbenbehandlung und der Nachahmung natürlicher Gegenstände durch dieselben, um gedachte Zeit schon sehr weit getrieben gewesen, so daß an den Künstler von dieser Seite damals schon sehr große Anforderungen gemacht werden konnten.

Die zufällige Erfindung des gebrannten Bleyweißes, oder dessen, was wir jetzt Neapel-Gelb nennen, und die Einführung seines Gebrauchs in die Malerey, ist ein Umstand welchen wir nicht übergehen dürfen. Nicias soll der erste gewesen seyn, der diese Farbe angewendet. Dieser Künstler aber lebte zur Zeit des Praxiteles. Weibliche Figuren sollen ihm vorzüglich gelungen seyn. Die Richtigkeit der Beleuchtung und das Vortretende in seinen Bildern wird gerühmt; woraus geschlossen werden kann, daß dieser Meister kräftig und mit Effekt gemalt habe.

In Bezug hierauf kann man ebenfalls die Bemerkung des Plinius anführen, der, wo er von der

Usta, dem gebrannten Bleyweiße spricht, hinzufügt: daß ohne diese Farbe der Schatten nicht ausgedrückt werden könne; welches genau mit den Grundsätzen der neuern Maler, die mit kräftigem Colorit gearbeitet, übereinstimmt.

Zu welcher Zeit und von welchem Künstler das System der Massen von Licht und Schatten in der Malerey gegründet worden, ist nicht genau bekannt; aber wenn wir dasselbe an den plastischen Werken, zur Zeit des schönen Styls, um die Zeit des Praxiteles, angewandt sehen, so ist mit Grund zu vermuthen, daß in der Malerey schon etwas früher davon Gebrauch gemacht worden, und diese Maximen nachher auf die Plastik übergegangen.

Durch den Apelles erreichte endlich die Malerey bey den Griechen ihr höchstes Ziel. Was den Adel der Erfindung, die Schönheit der Gestalten betrifft, scheint er allen seinen Kunstgenossen wenigstens gleichgekommen zu seyn; in Betreff der Anmuth aber über alle den Vorzug behauptet zu haben.

Aus der Menge Arbeiten dieses Künstlers, von denen uns noch Nachricht übrig geblieben, läßt sich schließen, daß die Behandlung derselben vollkommen meisterhaft und leicht gewesen, ohne jedoch der Zartheit der Ausführung einigen Abbruch zu thun. Und so dürfen wir auch, theils aus diesem, theils aus andern Gründen, welche die erwähnten Nachrichten uns dar-

bieten, die beſte Meynung von der Vollkommenheit des Colorits in den Bildern des Apelles hegen.

Durch ihn ſoll die Zahl der Pigmente noch um eines, nämlich um das aus gebranntem Elfenbein verfertigte Schwarz, vermehrt worden ſeyn. Woraus zu vermuthen iſt, daß er damit eine vorher noch nicht erreichte Stärke und Wirkung beabſichtigt habe.

Allein eine noch weit wichtigere Erweiterung der maleriſch-techniſchen Mittel war die von ihm eingeführte Laſirung, wodurch er den Bildern jenen künſtlichen bezaubernden Schein, den Farben die gefällige Milde, und die höchſt zarte, auf keinem andern Wege in ſolcher Vollkommenheit erreichbare Abſtufung ertheilte. Die hieher gehörige Stelle des Plinius iſt ungemein deutlich, ja ſie ſcheint ſogar keine andere Auslegung zu leiden.

„Wenn ſeine Gemälde vollendet waren, überzog er ſie mit einer ſehr feinen Schwärze, atramentum, die durch ihren Glanz die Schönheit der Farben noch erhob, das Gemälde vor Staub und Schmutz ſchützte, und erſt bemerkt werden konnte, wenn man es näher betrachtete. Er verfuhr aber darin ſehr behutſam. Die Lebhaftigkeit der Farben ſollte das Auge nicht beleidigen, und es ſollte ſie in der Entfernung wie durch einen Spiegelſtein erblicken. Eben dieſe Schwärze ſollte auch den zu hellen Farben unvermerkt mehr Ernſt geben.“

Der Umstand, daß es ein glänzender Firniß war, durch welchen das Gemälde vor Staub und Schmutz geschützt wurde, ist nicht minder interessant, als die noch ferner hinzugefügte Anmerkung, daß das Auge die Farben oder das Gemälde wie durch Spiegelstein erblicken sollte. Es geht daraus hervor, daß Apelles auf oder über seine Malereyen einen in hohem Grade dehnbaren, nach Willkühr stärker oder schwächer aufzutragenden Firniß von dunkler Farbe zog, der ganz die Eigenschaft und Wirkung der in der Oelmalerey heut zu Tage angewendeten Lasurfarben, vorzüglich des Asphalts, hatte. Ob es sogar dieses Erdharz selbst, mit irgend einer Art Oel oder Gummi vermischt, gewesen sey, läßt sich zwar nicht unumstößlich darthun; aber es ist nicht unwahrscheinlich, da die beschriebenen Wirkungen gerade diejenigen sind, welche wir auf den vortrefflichsten Oelgemälden der vorzüglichsten neuern Meister in diesem Theile der Kunst erreicht sehen.

Protogenes, des Apelles Zeitgenosse und Mitbewerber um den höchsten Ruhm in der Malerey, scheint seine Bilder mit auffallend größerer Sorgfalt ausgearbeitet zu haben, worüber das so höchst erfreuliche Leichte, der Schein eines freyen fröhlichen Spiels, zum Theil eingebüßt werden mochte; wie wir aus dem aufbewahrten Urtheil des Apelles vermuthen können, welcher gestanden: daß Protogenes ihm selbst in allem gleich komme, ja ihn wohl noch übertreffe; nur wisse er nicht zur rechten Zeit aufzuhören. Hierauf

beſchränkt ſich alles Weſentliche, was über dieſen groſſen Künſtler bis auf uns gekommen.

Nun bleibt uns noch ein ſchwieriger Punct in den Nachrichten des Plinius zu unterſuchen übrig; wobey aber wenig Hoffnung iſt, denſelben völlig ins Klare zu ſetzen. Mehrmals berichtet nämlich der angeführte Schriftſteller, die älteren groſſen griechiſchen Meiſter hätten ihre unſterblichen Werke nur mit vier Farben gemalt. Er geht noch weiter und ſpecificirt ſogar dieſe vier Farben, deren ſich ſeiner Angabe nach Apelles, Echion, Melanthius und Nicomachus, mit Ausſchluß aller andern Pigmente, ſollen bedient haben.

Von den weißen Farben iſt es das Melinum allein, welches eine Kreide war: das Erethriſche hielt man für das beſte; von den ockerartigen, das Atticum, wahrſcheinlich ein ſchöner heller Ocker; von den rothen die pontiſche Sinopis, ohne Zweifel eine rothe Erde wie die Neapolitaniſche; und von den ſchwarzen das Atramentum. Unter der letzten Benennung wird, wie es ſcheint, von Plinius alle ſchwarze Farbe, oder Schwärze überhaupt, und oft eine beſondere Art Schwarz verſtanden; wie hier der Fall ſeyn mag: und folglich iſt es ungewiß, ob er das Erdpech, den Kienruß, Kohlſchwarz, oder die aus gebrannten Weinhefen und aus Weintreſtern verfertigte ſchwarze Farbe, oder gar das verkohlte Elfenbein, deſſen Erfindung er dem Apelles zuſchreibt, gemeynt habe.

So bestimmt auch Plinius im Ganzen an dieser Stelle zu seyn scheint, so kann man doch unmöglich seinen Bericht buchstäblich auslegen, weil offenbare Schwierigkeiten, ja Widersprüche daraus entstehen würden. Die angeführte Stelle kann demnach schwerlich eine andere als die allgemeine Bedeutung haben: daß die großen Meister des Colorits in Griechenland — denn ohne Zweifel sind diese vorhingenannten in dieser besondern Rücksicht aufgeführt worden — sich bloß einfacher Farbenmittel bedient, aber durch verständige kunstreiche Anwendung derselben nichts deste weniger große Wirkungen erzielt und den ächten Kunstforderungen genug gethan; dahingegen die Maler zu Plinius Zeiten blendende Farben mancherley Art anwendeten, aber das Wesentlichste der Kunst vernachlässigten.

Man dürfte sich freylich sehr wundern in Aufzählung der einfachen Farben, deren sich die größten Maler bey den Griechen zu ihren Werken bedient, das Blau ganz vergessen zu sehen. Und wenn es erweislich ist, daß zur guten Wirkung eines Gemäldes unumgänglich die Totalität des ganzen Farbenkreises erfordert wird; so müßte die hohe Meynung vom Farbenspiel und von der Harmonie, welche die Verehrer des Alterthums sonst den Werken jener genannten großen Meister zuschreiben mochten, allerdings vermindert werden, und sie schwerlich, bey allen übrigen Vorzügen, vor dem Verdacht der Monotonie zu schützen seyn. Denn wenn sie sich keiner blauen Farbe sollten bedient

haben, so hätte nothwendig auch das frische Grün mangeln müssen. Allein es ist keinesweges wahrscheinlich, daß die großen Meister die Vortheile nicht eingesehen haben sollten, welche aus der Anwendung von Blau und Grün für bessere Harmonie und Mannigfaltigkeit des Farbenspiels in Gemälden entspringen.

Unsres Bedünkens muß man daher, um die Stelle beym Plinius zu retten, auf die buchstäbliche Auslegung derselben verzichten, und unter den vier Farben bloß den Gebrauch einfacher Farben verstehen: denn sonst würde der Autor mit sich selbst in Widerspruch gerathen. Er berichtet ja, daß Minium, es sey nun Zinnober oder Mennig darunter verstanden, schon früh erfunden worden. Er rechnet dem Polygnot als ein Verdienst an, daß derselbe seinen weiblichen Figuren buntes Kopfzeug gegeben habe, welches aus denen Farben, die er dem Nicias und Apelles selbst nur lassen will, nicht zu bewerkstelligen war. Vom Nicias wird aber an einem andern Orte ausdrücklich gemeldet, er habe sich der Usta, des gebrannten Bleyweißes, zuerst bedient; und es wird ferner beygefügt, ohne Usta lasse sich der Schatten nicht ausdrücken. Folglich müßten alle die großen alten Meister den Schatten nur unzulänglich dargestellt haben. Es geht aber aus den eigenen Anmerkungen, die Plinius über ihre Werke eingeschaltet hat, ganz das Gegentheil hervor. Und wäre es nicht also gewesen, hätte die Malerey sich in der That von dieser Seite erst später vervollkommnet, so wären ja die Vorwürfe ungerecht,

die Plinius eben den spätern Künstlern über die Anwendung mehrerer Farben machen will. Apelles selbst hat sicherlich sein Elfenbeinschwarz um größerer Kraft willen, und um allenfalls die übrigen schwarzen Farben durch noch tiefere Schwärze abschattiren zu können, gebraucht, und nicht etwa darum, weil es zur Mischung in den Fleischtinten am bequemsten war, wie ein jeder neuerer Maler wohl aus Erfahrung weiß.

Warum aber vom Plinius unter jenen vier Farben das Blau nicht erwähnt wird, erklärt sich vielleicht durch die Stelle, wo derselbe vom Atrament oder von schwarzen Farben spricht, am besten. Er meldet nämlich, die gebrannten Hefen von gutem Wein gäben nach der Behauptung einiger Maler eine Schwärze, welche dem Indicum nahe käme, und Indicum selbst wird von ihm an die schwarzen Farben angeschlossen. Aus einer folgenden Stelle geht aber hervor, daß unter Indicum schwerlich etwas andres als der wirkliche Indigo, und also blaue Farbe, gemeynt seyn kann; die denn auch in Gouach- und Leimfarben noch immer gebraucht wird. Das Blau von Waid, Vitrum, war wenigstens zur Zeit des Plinius ebenfalls bekannt. Man verfälschte damals das Indicum damit. Eben so haben die Alten das Bergblau, und zu Alexanders Zeiten sicherlich auch den Lapis Lazuli gekannt. Dieses ist es, was wir über eine allerdings schwierige und vielfacher, nur nicht wörtlicher, Auslegung fähige Stelle anzumerken für schicklich erachtet haben.

Dritter Akt.

Stella in aller Freude hineintretend mit Fernando.

Stella, zu den Wänden.

Er iſt wieder da! Seht ihr ihn? er iſt wieder da! (Vor das Gemählde einer Venus tretend.) Siehſt du ihn Göttinn? er iſt wieder da! Wie oft bin ich Thörinn auf und ab gelaufen, hier, und habe geweint, geklagt vor dir. Er iſt wieder da! Ich traue meinen Sinnen nicht. Göttinn! ich habe dich ſo oft geſehen, und er war nicht da — nun biſt du da, und er iſt da! Lieber! Lieber! — du warſt lang weg — Aber du biſt da! (ihm um den Hals fallend.) Du biſt da! Ich will nichts fühlen, nichts hören, nichts wiſſen, als daß du da biſt!

Fernando.

Stella! meine Stella! (an ihrem Hals.)

Gott

Nachdem wir nun das erſte Entſprießen der griechiſchen Malerey, ihre Blüten und die herrlichen goldenen Früchte, die ſie zur Zeit ihres höchſten Glanzes getragen, betrachtet haben, verfolgen wir dieſelbe auch während ihres Sinkens bis zu ihrem endlichen Untergang. Gewiß, es könnte demjenigen nicht an Gründen fehlen, der eine Naturnothwendigkeit auch hier behaupten und ſagen wollte, kein mögliches Mittel ſey geweſen, ihren Verfall zu verhindern, da ewige Geſetze ſo die Kunſt wie alle übrigen Dinge einem Auf- und Niederſteigen, der Jugend und dem Alter, dem Erſcheinen und Vergehen unterworfen hätten. Allein dieſes dürfte uns zu weit von unſerm vorgeſetzten Zwecke ableiten, der hier nicht iſt, Urſachen zu ergründen, ſondern was wahrſcheinlich geſchehen iſt, darzulegen.

So geſchah es alſo, daß hinter dem Apelles und Protogenes, deren Werke man als die höchſten Gipfel der Malerey anſehen kann, die Kunſt, durch immer verſuchte Neuerungen, an Gehalt, an Styl, an Reinheit der Formen und des Geſchmacks immer mehr abnahm.

Aus den freylich ſehr mangelhaften Nachrichten, die uns davon noch übrig ſind, läßt ſich ſchließen, daß Maler aufgeſtanden, welche vornehmlich die Wirkung fürs Auge bezweckten; andere, welche bey gemeinen Gegenſtänden durch das Gefällige der Ausführung; andere, die ſich durch Witz und Laune des Inhalts Beyfall zu erwerben geſucht. Noch von andern wird ausdrücklich gemeldet, ſie hätten ſich vorzüglich durch

Geschwindigkeit mit der sie arbeiteten, hervorgethan. Diese waren also genöthigt, dem Wesentlichen, Genauen, sorgfältig Ausstudirten und Wohlgeendigten zu entsagen, und das bloß Scheinbare zu suchen. Und so werden ihre Arbeiten gegen die Werke des Apelles und Protogenes gehalten, ungefähr eben das Verhältniß, wie in neuerer Zeit die Gemälde des Peter von Cortona und des Luca Giordano gegen die des Michel Angelo oder Raphael, gehabt haben.

Mit diesen wenigen Betrachtungen sind wir freylich genöthigt, einen Zeitraum von etwa dreyhundert Jahren, nämlich von Alexander dem Großen an bis zu den ersten römischen Kaisern, dürftig auszufüllen. Allein die spärlichen Nachrichten erlauben kein größeres Detail. Von hier an treten wir jedoch aus der Dunkelheit einigermaßen heraus, und können unsere Untersuchungen auf festerem Grunde fortsetzen. Wenn wir uns sonst begnügen mußten zu sagen: es scheint, wir meynen, wir vermuthen; so werden nunmehr Thatsachen angeführt werden können, indem wirklich noch Monumente der alten Malerey aus der Zeit, da Plinius schrieb, wohl auch noch von etwas früherem Datum, vorhanden sind; desgleichen andere, welche uns über den Zustand der Malerey in späteren Zeiten belehren.

Bey weitem die größte Zahl der noch jetzt vorhandenen antiken Gemälde wurde in den Grüften von Herculanum und Pompeji wieder gefunden. Nach

Maßgabe des an ihnen wahrzunehmenden Geschmackes und Styls gehören sie, ohne Ausnahme, den Zeiten nach Alexander dem Großen an, und reichen bis dahin, als unter Titus die erwähnten beyden Städte vom Vesuv mit Lava und Asche verschüttet wurden. Es wäre indessen möglich, daß einige der dort aufgefundenen Bilder nur Erfindungen älterer Künstler, frey und flüchtig nachgeahmt, darstellen. Allein keines zeigt jene einfache Größe und Ernst des Geschmacks, wodurch es sich als Originalarbeit eines von den Meistern, welche vor Alexanders Zeiten gelebt haben, ankündigte. Vielmehr erscheint überall der Geist einer schon ausgebildeten üppigen Kunst, der man ohne Mühe ansehen kann, daß sie nicht im Auf- sondern im Niedersteigen begriffen ist. Durchgängig, es mögen nun gute oder bloß handwerksmäßige Maler den Pinsel geführt haben, wird eine sehr große Leichtigkeit in der Behandlung wahrgenommen, ein herkömmliches Verfahren nach überlieferten Regeln. Ob schon es eben nicht wahrscheinlich ist, daß sich unter den in Pompeji und Herculanum bis jetzt gefundenen antiken Gemälden wirkliche Arbeiten hochberühmter Künstler befinden, und wir also durch diese Entdeckungen noch immer keinen durchaus vollständigen Begriff erlangen von dem was die Malerkunst in der Zeit, aus welcher die besagten Werke stammen, leisten konnte; so haben gleichwohl diejenigen Kunstrichter, welche alle ohne Ausnahme für mittelmäßig erklären wollen, sich sehr voreiliger Urtheile schuldig gemacht, deren Widerlegung zwar nicht schwer fallen dürfte, doch uns gegenwärtig zu

weit von unserm vorgesetzten Zweck ableiten würde. Wir behaupten aber an unserm Theil, kein unparteyischer Kenner der Kunst könne, mit billigen Gründen, den bekannten Tänzerinnen oder den Centauren erhebliche Fehler vorwerfen. In diesen, so wie in noch einigen andern, offenbart sich ein äußerst zarter, eleganter Geschmack der Formen. Durchgängig sind sie leicht und lieblich gedacht, oft in hohem Grade sinnreich. An den Centauren erregt neben den übrigen Verdiensten noch die vollendete Kunst, mit welcher der Meister die Gruppen anordnete, gerechte Bewunderung. Nicht weniger musterhaft ist Schatten und Licht in große ununterbrochene Massen vertheilt. Die Tänzerinnen, so wie verschiedene andere der besseren Bilder, haben einen ganz ungemein fröhlichen Farbenreiz. Diese letzte Eigenschaft, welche uns hier vornehmlich interessirt, führt auf allgemeinere Betrachtungen.

Sämmtliche noch übrig gebliebenen antiken Malereyen zeigen einen fröhlichen heiteren Charakter der Farben, wodurch sie sich auffallend, und, man mag hinzusetzen, nicht weniger vortheilhaft von den Arbeiten der Neuern unterscheiden, als durch die anerkannte Ueberlegenheit in Geschmack und Styl der Formen. Die Ursache dieser fröhlicheren Farbenwirkung kann grossentheils dem fröhlicheren Geist der alten Kunst zugeschrieben werden, und überdem hat selbst die Malerey mit Wasserfarben wahrscheinlich dazu beygetragen; dahingegen die neuern Maler schon durch die Natur der Oelmalerey, welche dem Düstern günstig ist, und

durch den oft ſchwermüthigen Inhalt ihrer Bilder, auf einen ganz andren Weg gelenkt wurden.

In Betreff der Harmonie, oder mit andern Worten, der künſtlichen Stellung und Vertheilung der Farben, ſind die Alten, wie wir uns in der Folge zu zeigen bemühen werden, ſolchen Regeln gefolgt, die ihnen mehrere Mannigfaltigkeit und größern Spielraum erlaubten, als die Neuern bey ihrer Weiſe zu denken und zu malen gehabt haben.

Die antiken Gemälde, welche zu Rom in den Ruinen der Bäder des Titus noch an Ort und Stelle übrig ſind; andere beſſere, die vor etwa dreyßig Jahren in der Villa Negroni ausgegraben und ſeither nach England gebracht worden; ferner die berühmte aldobrandiniſche Hochzeit, welche ſchon im ſiebzehnten Jahrhundert entdeckt und noch jetzt in Rom befindlich iſt, ſind ohne Zweifel ſämmtlich zeitverwandt mit den Malereyen aus Herculanum und Pompeji. Wenigſtens entſprechen ihre Eigenſchaften und Vorzüge einander dergeſtalt, daß wenn wir hier noch einiges Nähere über das Colorit, über Anwendung und Austheilung der Farben, wie auch über die Behandlung in der eben erwähnten aldobrandiniſchen Hochzeit beybringen, ſolches als von allen den noch vorhandenen antiken Gemälden beſſerer Art wird gelten können.

Beabſichtigter Kürze wegen müſſen wir annehmen, unſeren Leſern ſey die Darſtellung der aldobrandiniſchen Hochzeit ſchon bekannt, und ſo unterlaſſen wir

auch von der Kunst der Erfindung, der Anordnung, der Zeichnung u. s. w. zu reden. Die folgenden Bemerkungen beziehen demnach vornehmlich nur:

Colorit, Ton und Harmonie,
die vom Künstler angewendeten Farben,
die Behandlung.

Obschon die Arbeit im Ganzen nur flüchtig und skizzenhaft ist, so war der Maler dennoch mit großer Sorgfalt um zweckmäßige Abwechselung der Farbentöne, nach Maßgabe der verschiedenen Charaktere seiner Figuren, bemüht und hat sich darin besonders tüchtig erwiesen. Die zarte auf der Wange der Braut glühende Schamröthe contrastirt vortrefflich mit dem kräftigen Ton, in welchem der Bräutigam gehalten ist. Auch sind alle übrigen Figuren des Bildes mit feiner Kunst so nüanzirt, wie die Bedeutung einer jeden es erfordert. Nicht geringere Fertigkeit und Kenntnisse zeigte unser alte Meister an den verschiedenen Stellen, wo er das Durchscheinende farbiger Gewänder durch Weiß angegeben, wo benachbarte Farben sich einander mittheilen; und ferner in der Wahl und Vertheilung der den herrschenden violetten Ton des Bildes begünstigenden und von demselben wieder gehobenen Farben, zum Zweck einer fröhlich harmonischen Wirkung des Ganzen.

Den Ton eigens betreffend, mögen hier zu mehrerer Deutlichkeit noch folgende Bemerkungen Platz nehmen.

Wenn die Neuern, vielleicht durch das Bequeme einiger Farben in der Oelmalerey veranlaßt, den Ton ihrer Bilder fast immer gelb gewählt, oder auch zu

weilen die Uebereinſtimmung, wie durch dämmerndes Licht, mit dem farbeloſen Dunkel des Aſphalts zu bewirken geſucht; ſo iſt man hingegen durch den vorhin erwähnten violetten Ton, welcher in der aldobrandiniſchen Hochzeit erſcheint, ohne Zweifel berechtigt, der Malerey der Alten überhaupt mehrere Mannigfaltigkeit und Ausbildung von dieſer Seite zuzuſchreiben, und beſagtes Bild, inſofern ſich nämlich für Erweiterung der Kunſt nutzbare Regeln aus demſelben ableiten oder wieder auffinden laſſen, den Künſtlern unſerer Zeit zur aufmerkſamen Beobachtung zu empfehlen. Ein bunter, als Einfaſſung, unten durch gezogener Streifen, beynahe auf die Art eines prismatiſchen Farbenbildes abſchattirt, dürfte dem Betrachtenden, nach allem, wovon wir bereits gehandelt haben, noch beſonders auffallen, vielleicht räthſelhaft, vielleicht auch nur zufällig und ohne Bedeutung ſcheinen. Wir unſeres Orts wären der Vermuthung geneigt, der antike Maler habe dieſen Streifen ſo zu ſagen als Declaration der von ihm beabſichtigten Farbenharmonie und Tons unter ſein Werk geſetzt. Hierdurch ſoll nun einer wahrſcheinlicheren und beſſern Erklärung keinesweges vorgegriffen ſeyn; unterdeſſen iſt die Sache von ſolchem Belang, daß wir vorläufig uns die Freyheit nehmen, die Freunde der alten Kunſt, bey etwa vorkommenden Entdeckungen antiker Malereyen, zur näheren Erforſchung derſelben aufzufordern.

Gegen die Angabe von der Mannigfaltigkeit des allgemeinen Farbentons in den Gemälden der Alten dürfte vielleicht eingewendet werden: „daß Plinius

zwar von dem Kunstbehelf des Tons überhaupt als von einer Künstlern und Kunstrichtern wohlbekannten Sache spreche, dass aber eben aus seiner Beschreibung des bewunderten, Farben mäßigenden und vereinbarenden Ueberzugs oder Firnisses des Apelles weniger für als gegen eine damals übliche Mannigfaltigkeit des Farbentones zu schließen sey; falls aber eine solche Mannigfaltigkeit erst in späten Zeiten wäre aufgebracht worden, so möchte Plinius, da er dieser Erfindung nicht eigens gedacht hat, sie wohl überhaupt bloß nur unter die überflüßigen, wahrer Kunst nachtheiligen Künsteleyen gerechnet haben."

Auf dergleichen Einwendungen würden wir etwa folgendermaßen antworten.

Ist eine vorherrschende Farbe, oder durchgehender Schein von einerley Farbe, den wir Ton nennen, ein wirklich nützlicher und nöthiger Kunstbehelf zur Erzweckung harmonischer Anmut in der Malerey, dann gibt es keinen gültigen Grund, warum dieser Behelf bloß auf eine einförmige und nicht lieber auf die möglichst mannigfaltige Weise angewendet werden sollte, da sinnige geschickte Künstler sich größerer Verschiedenheit zum Behuf der Bedeutung ohne Zweifel nützlich zu bedienen wissen werden. Ueberdem schließt die Lasirung des Apelles, deren Plinius gedenkt, den verschiedenfarbigen Ton in Gemälden nicht unbedingt aus; jene Lasirung, deren Apelles zur letzten Vollendung seiner Bilder sich bediente, verursachte nur überhaupt einen milden Schein, eine größere Uebereinstimmung des Lichts und der Farben; das Werk mochte übrigens ge-

malt seyn aus was für einem Tone der Charakter und die Bedeutung des Gegenstandes es forderten. So sehen wir, um durch Beyspiele das Gesagte deutlicher zu machen, etwa von Rembrand oder vom Ferdinand Bol, Bilder in sehr gelbem Tone gemalt, wo aber doch wieder durch die letzten endenden Lasuren ein alle Farben, alle Lichter mildernder Schein, eine dem Auge schmeichelnde Dämmerung über das Ganze ergossen ist. Adrian von Ostade, nebst einigen andern Meistern, hat hingegen Bilder geliefert, woran kein entschiedener Ton einer im Allgemeinen übergreifenden Farbe wahrgenommen wird, deren stille Harmonie einzig durch den Ueberzug einer farblosen bloß dunklen Lasirung bewirkt ist, und man die Gegenstände erblickt ungefähr wie sie im schwarz unterlegten Spiegel erscheinen.

Wenn wir unsere Betrachtungen über die aldobrandinische Hochzeit nun weiter fortsetzen und theils die kunstmäßige Vertheilung der Farben, theils die angewendeten Farbenstoffe für sich selbst in Erwägung ziehen; so zeigt sich das Weiße, Gelbe, Grüne und Violette, zwar in verschiedenen Nüanzen, übrigens aber an Masse oder Quantität ohngefähr gleichmäßig durch das ganze Bild vertheilt. Reines Blau ist wenig und nur in heller Mischung zur Luft und zum Untergewande der Braut gebraucht; hingegen desto öfter eine hohe Purpur- oder Lackfarbe, die aber nirgends Masse macht, sondern nur die Schatten bricht und erwärmt, oder auch Changeant bewirkt, und so auf verschiedene Weise zur allgemeinen Harmonie des Ganzen sehr wesentlich beyträgt. Daß Zinnoberroth und Orangefarb ausge-

ſchloſſen ſind, mag noch ferner die Einſichten und das zweckmäßige Verfahren des Künſtlers bewähren. Denn dieſe Farben würden dem von ihm beabſichtigten fröhlichen und doch ſanften Farbenſpiel entgegen und unvereinbar mit dem überhaupt herrſchenden violetten Ton geweſen ſeyn.

Die weiße Farbe, deren ſich unſer Meiſter bediente, ſcheint wenig Körper zu haben, und iſt wahrſcheinlich eine Art Kreide, worunter man ſich alſo das Melinum, deſſen Plinius gedenkt, vorzuſtellen hätte; das Gelb eine ganz ausnehmend ſchöne goldgelbe Ocherart, vermuthlich das attiſche Sil. Von dem Grün, welches einen reinen friſchen Schein hat, getrauen wir uns nicht zu entſcheiden, ob es durch Miſchung hervorgebracht oder in ſeinem natürlichen Zuſtande angewendet worden, ſind aber doch aus verſchiedenen Gründen geneigt, das letztere zu glauben. Zum Roth diente außer der vorerwähnten Purpurfarbe oder Lack eine ſchöne rothe Erde, welche wohl für die Synopis gelten könnte, wenn man nicht etwa lieber annehmen will, die neapolitaniſche rothe Erde ſey zu Rom um die Zeit, da dieſes Gemälde verfertigt wurde, bereits bekannt geweſen; worüber jedoch, ſo viel wir wiſſen, keine beſtimmten Nachrichten vorhanden ſind. Von dem Blau halten wir uns für überzeugt, daß es aus Indigo beſteht, welcher gemiſcht mit der vorgedachten Purpurfarbe auch das Violett gegeben. In vertiefenden Miſchungen, beſonders im Schatten der Fleiſchpartieen, mag ferner noch ein brauner Ocher angewandt ſeyn, und in den dunkelſten Strichen läßt ſich die Be-

Gott im Himmel, du giebſt mir meine Thränen wieder!

Stella.

O du Einziger!

Fernando.

Stella! laß mich wieder deinen lieben Athem trinken; deinen Athem, gegen den mir alle Himmelsluft leer, unerquiklich war! — —

Stella.

Lieber! — —

Fernando.

Hauche in dieſen ausgetrokneten, verſtürmten, zerſtörten Buſen, wieder neue Liebe, neue Lebenswonne, aus der Fülle deines Herzens! — (er hängt an ihrem Munde.)

Stella.

Beſter!

Fernando.

Erquikung! Erquikung! — Hier wo du

genwart einer ſchwarzbraunen Erde von der Art, wie die Caſſeler und Cölniſchen Erden ſind, wahrnehmen. Schwarz zeigt ſich im Grauen ſehr innig mit der weiſſen Farbe vereint, woraus man alſo eher auf Ruß als auf Kohle ſchlieſſen kann. Dieſes ſind die ſämmtlichen Farben, deren Spur wir in dieſem Gemälde bemerkt zu haben glauben.

Die Behandlung oder das an demſelben beobachtete techniſche Verfahren ſcheint ein etwas anderes und Vollkommneres, als das heut zu Tage übliche mit Gouache oder Leimfarben. Ohne ſo verſchmolzen ſanft und weich zu ſeyn, als Malerey mit Oelfarben, gewährte es doch im Ganzen faſt eben die Vortheile für allgemeine Wirkung und erhielt nebenben die Eigenſchaften, durch welche ſich Waſſerfarben vorzüglich empfehlen, nämlich das Fröhlichere, Heitere überhaupt und die Wahrheit in den Tönen der beleuchteten Partien.

Wir gedenken mit dieſer Bemerkung keineswegs die Oelmalerey verdächtig zu machen, ſind auch gar nicht des Glaubens derer, welche da meynen, man könne mit Erneuerung des techniſchen Verfahrens der Alten auch den Geiſt ihrer Kunſt wieder aufrufen; eben ſo wenig möchten wir uns aber auch zu denen bekennen, die hingegen aus dem Gebrauche der Oelfarben eine Ueberlegenheit der neueren Malerey über die alte zu zeigen gedachten. So viel ſcheint ſich aus unſern angeſtellten Unterſuchungen als wahr zu ergeben, daß die Alten ihre zwar einfachen Mittel ſehr zweckmäßig zu behandeln gewußt und damit jedem wer-

sentlichen Kunsterforderniß hinlänglich Genüge leisten konnten.

Der Meister der aldobrandinischen Hochzeit malte auf weißen glatten Grund, welches auch bey mehreren andern antiken Malereyen der Fall ist, wie aus Stellen, wo die Farben sich abgelöset, klar wird. Ob Leim, Gummi, Eyer, Milch von Feigensprößlingen, oder welches andre Bindungsmittel den Farben beygemischt worden, läßt sich vor der Hand nicht bestimmt nachweisen. Daß es Wachs gewesen, ist wenigstens in Hinsicht auf die aldobrandinische Hochzeit unwahrscheinlich, weil sich die lasirenden, der Aquarelle ähnlichen Farben über Wachs schwerlich hätten auftragen lassen, und früher, als der Ueberzug mit Wachs geschehen war, ebenfalls nicht anders als äußerst unbequem, indem ihre Feuchtigkeit zu schnell in die unterliegenden trocknen Farben würde eingedrungen seyn. Uebrigens läßt eben der Umstand, daß die erwähnten lasirenden Farben viel und mit Bequemlichkeit angewendet sind, auf ein festes, den gesammten Farben beygemischtes Bindemittel schließen. Die erste Anlage ist völlig in der Art gemacht, wie noch jetzt in Leim- und Frescofarben zu geschehen pflegt, nämlich in großen hellen und dunkeln Massen, beydes mittlere Tinten, wohinein denn, besonders im Fleisch, mit nicht sehr regelmäßigen Schraffirungen, in den Gewändern hingegen zuweilen mit freyen breitern Pinselstrichen, die weitern Vertiefungen gearbeitet sind. Auf die angelegten hellen Partieen wurden die höhern Lichttinten keck aufgesetzt und endlich durch die mehrmals erwähn-

ten verdünnten, der Aquarelle vergleichbaren, bloß lasirenden Farben (vornehmlich Purpur und schwärzlich Braun) das Werk vollendet, dem Ganzen mehr Uebereinstimmung, dem Schatten größere Klarheit gegeben, und die Einwirkung einer jeden Farbe auf die benachbarte angedeutet. Vielleicht sind ganz zuletzt noch einige Striche des vorsprechendsten Lichts aufgesetzt worden, mit einem Wort, man bemerkt durchgehends, wenn schon nicht die Hand eines großen Meisters, doch die eines fertigen Malers und in den Kunstregeln, nach welchen er verfahren, die herrliche Schule, worin er sich gebildet. Verschiedene, obwohl nicht eben vorzüglich bedeutende Reste alter Malerey in den Ruinen der Villa des Hadrian bey Tivoli, die lebensgroße Figur der Roma im Pallast Barberini zu Rom, welche nach der Meynung einiger Alterthumsforscher aus Constantins Zeit seyn soll, allein wie wir nach Maßgabe des darin herrschenden Geschmacks glauben, früher entstanden ist; ferner einige Bilder von geringem Umfang und nicht großen Verdiensten, im Pallast Rospigliosi ebenfalls zu Rom, zeigen alle dieselbe heitere Anmut in den Farben und sind, so viel sich aus ihren beschränktern Darstellungen wahrnehmen läßt, in eben der Manier, oder wenn man lieber will, unter dem Einfluß ähnlicher Grundsätze verfertigt, als wir kurz zuvor bemerkt haben und deutlicher aus einander zu setzen bemüht gewesen sind.

Einige von den Herculanischen Bildern ausgenommen, mochten alle übrigen von uns bisher erwähnten, noch vorhandenen, antiken Malereyen, die bessern Mo-

saiken mit eingerechnet, welche indessen ihrer Natur nach nur wenig Unterricht gewähren, etwa aus dem Zeitraum von Augustus bis auf Constantin den Grossen herrühren; nachher ging die verfallende Kunst in geistlose Manier über, die Nachahmung der Natur wurde seltener und in eben dem Maße verschwand auch der bessre Geschmack im Colorit, der Sinn für Harmonie der Farbe.

Werke der Malerey von einigermaßen beträchtlichem Umfang aus dem fünften, sechsten, siebenten und vielleicht auch achten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung sind uns aus eigener Anschauung nicht bekannt; allein an Madonnen- und Heiligen-Bildern, welche vermuthlich noch später in Constantinopel fabrizirt worden, zeigt es sich, daß der Begriff von naturnachahmendem Colorit gänzlich verloren gegangen war. Denn die Gesichter derselben, so wie Hände und Füße, sind nußbraun gefärbt und mit weißgelblichen grellen Strichen regellos und unannehmlich aufgeblickt. Sogar der Glaube an die Möglichkeit, einem Bilde durch die Kunst Werth zu ertheilen, scheint den Malern damaliger Zeit ausgegangen gewesen zu seyn. Daher bemühten sie sich bloß durch köstliches Material ihren Arbeiten einige Achtung zu verschaffen. Aus diesem Grunde waren Mosaiken die geschätztesten Malereyen; den übrigen gab man durch stark vergoldeten Grund, durch Ultramarin und Purpurfarbe so viel möglich ein reiches Ansehen.

Betrachtungen

über

Farbenlehre und Farbenbehandlung

der Alten.

Wie irgend Jemand über einen gewiſſen Fall denke, wird man nur erſt recht einſehen, wenn man weiß, wie er überhaupt geſinnt iſt. Dieſes gilt, wenn wir die Meynungen über wiſſenſchaftliche Gegenſtände, es ſey nun einzelner Menſchen oder ganzer Schulen und Jahrhunderte, recht eigentlich erkennen wollen. Daher iſt die Geſchichte der Wiſſenſchaften mit der Geſchichte der Philoſophie innigſt verbunden, aber eben ſo auch mit der Geſchichte des Lebens und des Charakters der Individuen, ſo wie der Völker.

So begreift ſich die Geſchichte der Farbenlehre auch nur in Gefolg der Geſchichte aller Naturwiſſenſchaften. Denn zur Einſicht in den geringſten Theil iſt die Ueberſicht des Ganzen nöthig. Auf eine ſolche Behandlung können wir freylich nur hindeuten; indeſſen wenn wir unter unſern Materialien manches mit einführen, was nicht unmittelbar zum Zwecke zu gehören ſcheint; ſo iſt ihm doch eigentlich nur deßwegen der Platz gegönnt, um an allgemeine Bezüge zu erinnern,

welches in der Geschichte der Farbenlehre um so nothwendiger ist, als sie ihre eigenen Schicksale gehabt hat und auf dem Meere des Wissens bald nur für kurze Zeit auftaucht, bald wieder auf längere niedersinkt und verschwindet.

In wiefern bey der ersten Entwickelung nachsinnender Menschen mystisch-arithmetische Vorstellungsarten wirklich statt gefunden, ist schwer zu beurtheilen, da die Documente meistens verdächtig sind. Manches andre, was man uns von jenen Anfängen gern möchte glauben machen, ist eben so unzuverlässig, und wenige werden uns daher verargen, wenn wir den Blick von der Wiege so mancher Nationen weg und dahin wenden, wo uns eine erfreuliche Jugend entgegen kommt.

Die Griechen, welche zu ihren Naturbetrachtungen aus den Regionen der Poesie herüberkamen, erhielten sich dabey noch dichterische Eigenschaften. Sie schauten die Gegenstände tüchtig und lebendig und fühlten sich gedrungen, die Gegenwart lebendig auszusprechen. Suchen sie sich darauf von ihr durch Reflexion loszuwinden, so kommen sie wie Jedermann in Verlegenheit, indem sie die Phänomene für den Verstand zu bearbeiten denken. Sinnliches wird aus Sinnlichem erklärt, dasselbe durch dasselbe. Sie finden sich in einer Art von Cirkel und jagen das Unerklärliche immer vor sich her im Kreise herum.

Der Bezug zu dem Aehnlichen ist das erste Hülfsmittel, wozu sie greifen. Es ist bequem und nützlich, indem

dadurch Symbole entstehen, und der Beobachter einen dritten Ort außerhalb des Gegenstandes findet; aber es ist auch schädlich, indem das, was man ergreifen will, sogleich wieder entwischt, und das, was man gesondert hat, wieder zusammen fließt.

Bey solchen Bemühungen fand man gar bald, daß man nothwendig aussprechen müsse, was im Subject vorgeht, was für ein Zustand in dem Betrachtenden und Beobachtenden erregt wird. Hierauf entstand der Trieb, das Aeußere mit dem Innern in der Betrachtung zu vereinen; welches freylich mitunter auf eine Weise geschah, die uns wunderlich, abstrus und unbegreiflich vorkommen muß. Der Billige wird jedoch deshalb nicht übler von ihnen denken, wenn er gestehen muß, daß es uns, ihren späten Nachkommen, oft selbst nicht besser geht.

Aus dem, was uns von den Pythagoreern überliefert wird, ist wenig zu lernen. Daß sie Farbe und Oberfläche mit Einem Worte bezeichnen, deutet auf ein sinnlich gutes, aber doch nur gemeines Gewahrwerden, das uns von der tiefern Einsicht in das Penetrative der Farbe ablenkt. Wenn auch sie das Blaue nicht nennen, so werden wir abermals erinnert, daß das Blaue mit dem Dunklen und Schattigen dergestalt innig verwandt ist, daß man es lange Zeit dazu zählen konnte.

Die Gesinnungen und Meynungen Demokrits beziehen sich auf Forderungen einer erhöhten geschärften

Sinnlichkeit und neigen sich zum Oberflächlichen. Die Unsicherheit der Sinne wird anerkannt; man findet sich genöthigt, nach einer Controlle umherzuschauen, die aber nicht gefunden wird. Denn anstatt bey der Verwandtschaft der Sinne nach einem idealen Sinn aufzublicken, in dem sich alle vereinigten; so wird das Gesehene in ein Getastetes verwandelt, der schärfste Sinn soll sich in den stumpfsten auflösen, uns durch ihn begreiflicher werden. Daher entsteht Ungewißheit anstatt einer Gewißheit. Die Farbe ist nicht, weil sie nicht getastet werden kann, oder sie ist nur insofern, als sie allenfalls tastbar werden könnte. Daher die Symbole von dem Tasten hergenommen werden. Wie sich die Oberflächen glatt, rauh, scharf, eckig und spitz finden, so entspringen auch die Farben aus diesen verschiedenen Zuständen. Auf welche Weise sich aber hiermit die Behauptung vereinigen lasse, die Farbe sey ganz conventionell, getrauen wir uns nicht aufzulösen. Denn sobald eine gewisse Eigenschaft der Oberfläche eine gewisse Farbe mit sich führt, so kann es doch hier nicht ganz an einem bestimmten Verhältniß fehlen.

Betrachten wir nun Epikur und Lukrez, so gedenken wir einer allgemeinen Bemerkung, daß die originellen Lehrer immer noch das Unauflösbare der Aufgabe empfinden, und sich ihr auf eine naive gelenke Weise zu nähern suchen. Die Nachfolger werden schon didactisch, und weiterhin steigt das Dogmatische bis zum Intoleranten.

Auf diese Weise möchten sich Demokrit, Epikur und Lukrez verhalten. Bey dem Letztern finden wir die Gesinnung der Erstern, aber schon als Ueberzeugungsbekenntniß erstarrt und leidenschaftlich parteiisch überliefert.

Jene Ungewißheit dieser Lehre, die wir schon oben bemerkt, verbunden mit solcher Lebhaftigkeit einer Lehrüberlieferung, läßt uns den Uebergang zur Lehre der Pyrrhonier finden. Diesen war alles ungewiß, wie es Jedem wird, der die zufälligen Bezüge irdischer Dinge gegen einander zu seinem Hauptaugenmerk macht; und am wenigsten wäre ihnen zu verargen, daß sie die schwankende, schwebende, kaum zu erhaschende Farbe für ein unsicheres, nichtiges Meteor ansehen: allein auch in diesem Puncte ist nichts von ihnen zu lernen, als was man meiden soll.

Dagegen nahen wir uns dem Empedokles mit Vertrauen und Zuversicht. Er erkennt ein Aeußeres an, die Materie; ein Inneres, die Organisation. Er läßt die verschiedenen Wirkungen der ersten, das mannigfaltig Verflochtene der andern, gelten. Seine πόροι machen uns nicht irre. Freylich entspringen sie aus der gemein-sinnlichen Vorstellungsart. Ein Flüssiges soll sich bestimmt bewegen; da muß es ja wohl eingeschlossen seyn, und so ist der Canal schon fertig. Und doch läßt sich bemerken, daß dieser Alte gedachte Vorstellung keineswegs so roh und körperlich genommen habe, als manche Neuern; daß er vielmehr daran nur ein bequemes faßliches Symbol gefunden. Denn die

Art, wie das Aeußere und Innere eins für das andre da ist, eins mit dem andern übereinstimmt, zeigt sogleich von einer höhern Ansicht, die durch jenen allgemeinen Satz: Gleiches werde nur von Gleichem erkannt, noch geistiger erscheint.

Daß Zeno, der Stoiker, auch irgendwo sichern Fuß fassen werde, läßt sich denken. Jener Ausdruck: die Farben seyen die ersten Schematismen der Materie, ist uns sehr willkommen. Denn wenn diese Worte im antiken Sinne auch das nicht enthalten, was wir hineinlegen könnten, so sind sie doch immer bedeutend genug. Die Materie tritt in die Erscheinung, sie bildet, sie gestaltet sich. Gestalt bezieht sich auf ein Gesetz und nun zeigt sich in der Farbe, in ihrem Bestehen und Wechseln, ein Naturgesetzliches fürs Auge, von keinem andern Sinne leicht unterscheidbar.

Noch willkommner tritt uns bey Plato jede vorige Denkweise, gereinigt und erhöht, entgegen. Er sondert, was empfunden wird. Die Farbe ist sein viertes Empfindbares. Hier finden wir die Poren, das Innere, das dem Aeußern antwortet, wie beym Empedokles, nur geistiger und mächtiger; aber was vor allem ausdrücklich zu bemerken ist, er kennt den Hauptpunct der ganzen Farben- und Lichtschatten-Lehre; denn er sagt uns: durch das Weiße werde das Gesicht entbunden, durch das Schwarze gesammelt.

Wir mögen anstatt der griechischen Worte συγκρίνειν und διακρίνειν in anderen Sprachen setzen was

athmest, schwebt alles in genüglichem lun gem Leben. Lieb und bleibende Treue würden hier den ausgedorrten Vagabunden fesseln.

Stella.

Schwärmer!

Fernando.

Du fühlst nicht, was Himmelstau dem Dürstenden ist, der aus der öden, sandigten Welt, an deinen Busen zurükkehrt.

Stella.

Und die Wonne des Armen? Fernando! sein verirrtes, verlohrnes, einziges Schäfgen wieder an sein Herz zu drücken?

Fernando, zu ihren Füssen.

Meine Stella!

Stella.

Auf, Bester! Steh' auf! ich kann dich nicht knien sehen.

Fer-

wir wollen: Zusammenziehen, Ausdehnen, Sammlen, Entbinden, Fesseln, Lösen, retrecir und développer etc. so finden wir keinen so geistig-körperlichen Ausdruck für das Pulsiren, in welchem sich Leben und Empfinden ausspricht. Ueberdieß sind die griechischen Ausdrücke Kunstworte, welche bey mehrern Gelegenheiten vorkommen, wodurch sich ihre Bedeutsamkeit jedesmal vermehrt.

So entzückt uns denn auch in diesem Fall, wie in den übrigen, am Plato die heilige Scheu, womit er sich der Natur nähert, die Vorsicht, womit er sie gleichsam nur umtastet, und bey näherer Bekanntschaft vor ihr sogleich wieder zurücktritt, jenes Erstaunen, das, wie er selbst sagt, den Philosophen so gut kleidet.

Den übrigen Gehalt jener kurzen aus dem Timäus ausgezogenen Stelle bringen wir in dem Folgenden nach, indem wir unter dem Namen des Aristoteles alles versammeln können, was den Alten über diesen Gegenstand bekannt gewesen.

Die Alten glaubten an ein ruhendes Licht im Auge; sie fühlten sodann als reine kräftige Menschen die Selbstthätigkeit dieses Organs und dessen Gegenwirken gegen das Aeußre sichtbare; nur sprachen sie dieses Gefühl so wie des Fassens, des Ergreifens der Gegenstände mit dem Auge durch allzu krude Gleichnisse aus. Die Einwirkung des Auges nicht aufs Auge allein, sondern auch auf andre Gegenstände erschien

ihnen so mächtig wundersam, daß sie eine Art von Bann und Zauber gewahr zu werden glaubten.

Das Sammlen und Entbinden des Auges durch Licht und Finsterniß, die Dauer des Eindrucks war ihnen bekannt. Von einem farbigen Abklingen, von einer Art Gegensatz finden sich Spuren. Aristoteles kannte den Werth und die Würde der Beachtung der Gegensätze überhaupt. Wie aber Einheit sich in Zweyheit selbst auseinander lege, war den Alten verborgen. Sie kannten den Magnet, das Electron, bloß als Anziehen; Polarität war ihnen noch nicht deutlich geworden. Und hat man bis auf die neusten Zeiten nicht auch nur immer der Anziehung die Aufmerksamkeit geschenkt, und das zugleich geforderte Abstoßen nur als eine Nachwirkung der ersten schaffenden Kraft betrachtet?

In der Farbenlehre stellten die Alten Licht und Finsterniß, Weiß und Schwarz, einander entgegen. Sie bemerkten wohl, daß zwischen diesen die Farben entspringen; aber die Art und Weise sprachen sie nicht zart genug aus, obgleich Aristoteles ganz deutlich sagt, daß hier von keiner gemeinen Mischung die Rede sey.

Derselbe legt einen sehr großen Werth auf die Erkenntniß des Diaphanen, als des Mittels, und kennt so gut als Plato die Wirkung des trüben Mittels zu Hervorbringung des Blauen. Bey allen seinen Schritten aber wird er denn doch durch Schwarz und Weiß, das er bald materiell nimmt, bald symbolisch oder

vielmehr rationell behandelt, wieder in die Irre geführt.

Die Alten kannten das Gelbe, entspringend aus gemäßigtem Licht; das Blaue bey Mitwirkung der Finsterniß; das Rothe durch Verdichtung, Beschattung, obgleich das Schwanken zwischen einer atomistischen und dynamischen Vorstellungsart auch hier oft Undeutlichkeit und Verwirrung erregt.

Sie waren ganz nahe zu der Eintheilung gelangt, die auch wir als die günstigste angesehen haben. Einige Farben schrieben sie dem bloßen Lichte zu, andere dem Licht und den Mitteln; andre den Körpern als inwohnend, und bey diesen letztern kannten sie das Oberflächliche der Farbe sowohl als ihr Penetratives und hatten in die Umwandlung der chemischen Farben gute Einsichten. Wenigstens wurden die verschiedenen Fälle wohl bemerkt und die organische Kochung wohl beachtet.

Und so kann man sagen, sie kannten alle die hauptsächlichsten Puncte, worauf es ankommt; aber sie gelangten nicht dazu, ihre Erfahrungen zu reinigen und zusammen zu bringen. Und wie einem Schatzgräber, der durch die mächtigsten Formeln den mit Gold und Juwelen gefüllten blinkenden Kessel schon bis an den Rand der Grube heraufgebracht hat, aber ein Einziges an der Beschwörung versieht, das nah gehoffte Glück unter Gepraſſel und Gepolter und dämonischem Hohngelächter wieder zurücksinkt, um auf späte Epochen hinaus abermals verscharrt zu liegen; so

ist auch jede unvollendete Bemühung für Jahrhunderte wieder verloren; worüber wir uns jedoch trösten müssen, da sogar von mancher vollendeten Bemühung kaum noch eine Spur übrig bleibt.

Werfen wir nun einen Blick auf das allgemeine Theoretische, wodurch sie das Gewahrgewordne verbinden; so finden wir die Vorstellung, daß die Elemente von den Farben begleitet werden. Die Eintheilung der ursprünglichen Naturkräfte in vier Elemente ist für kindliche Sinnen faßlich und erfreulich, ob sie gleich nur oberflächlich gelten kann; aber die unmittelbare Begleitung der Elemente durch Farben ist ein Gedanke, den wir nicht schelten dürfen, da wir ebenfalls in den Farben eine elementare über alles ausgegossene Erscheinung anerkennen.

Ueberhaupt aber entsprang die Wissenschaft für die Griechen aus dem Leben. Beschaut man das Büchelchen über die Farben genau, wie gehaltvoll findet man solches. Welch ein Aufmerken, welch ein Aufpassen auf jede Bedingung, unter welcher diese Erscheinung zu beobachten ist. Wie rein, wie ruhig gegen spätre Zeiten, wo die Theorieen keinen andern Zweck zu haben schienen, als die Phänomene bey Seite zu bringen, die Aufmerksamkeit von ihnen abzulenken, ja sie wo möglich aus der Natur zu vertilgen.

Das was man unter jenen Elementen verstand, mit allen Zufälligkeiten ihres Erscheinens, ward be-

obachtet: Feuer so gut als Rauch, Wasser so gut als das daraus entspringende Grün, Luft und ihre Trübe, Erde rein und unrein gedacht. Die apparenten Farben wechseln hin und her; mannigfaltig verändert sich das Organische; die Werkstätten der Färber werden besucht und das Unendliche Unbestimmbare des engen Kreises recht wohl eingesehen.

Wir läugnen nicht, daß uns manchmal der Gedanke gekommen, eben gedachtes Büchlein umzuschreiben mit so wenig Abänderungen als möglich, wie es sich vielleicht bloß durch Veränderung des Ausdrucks thun ließe. Eine solche Arbeit wäre wohl fruchtbarer, als durch einen weitläuftigen Commentar auseinander zu setzen, worin man mit dem Verfasser eins oder uneins wäre. Jedes gute Buch, und besonders die der Alten, versteht und genießt Niemand, als wer sie supplieren kann. Wer etwas weiß, findet unendlich mehr in ihnen, als derjenige, der erst lernen will.

Sehen wir uns aber nach den eigentlichen Ursachen um, wodurch die Alten in ihren Vorschritten gehindert worden; so finden wir sie darin, daß ihnen die Kunst fehlt, Versuche anzustellen, ja sogar der Sinn dazu. Die Versuche sind Vermittler zwischen Natur und Begriff, zwischen Natur und Idee, zwischen Begriff und Idee. Die zerstreute Erfahrung zieht uns allzusehr nieder und ist sogar hinderlich, auch nur zum Begriff zu gelangen. Jeder Versuch aber ist schon theoretisirend: er entspringt aus einem Begriff oder stellt ihn sogleich auf. Viele einzelne Fälle

werden unter ein einzig Phänomen subsummirt; die Erfahrung kommt ins Enge, man ist im Stande weiter vorwärts zu gehen.

Die Schwierigkeit, den Aristoteles zu verstehen, entspringt aus der antiken Behandlungsart, die uns fremd ist. Zerstreute Fälle sind aus der gemeinen Empirie aufgegriffen, mit gehörigem und geistreichen Räsonnement begleitet, auch wohl schicklich genug zusammengestellt; aber nun tritt der Begriff ohne Vermittlung hinzu, das Räsonnement geht ins Subtile und Spitzfündige, das Begriffene wird wieder durch Begriffe bearbeitet, anstatt daß man es nun deutlich auf sich beruhen ließe, einzeln vermehrte, massenweise zusammenstellte, und erwartete, ob eine Idee daraus entspringen wolle, wenn sie sich nicht gleich von Anfang an dazu gesellte.

Hatten wir nun bey der wissenschaftlichen Behandlung, wie sie von den Griechen unternommen worden, wie sie ihnen geglückt, manches zu erinnern; so treffen wir nunmehr, wenn wir ihre Kunst betrachten, auf einen vollendeten Kreis, der, indem er sich in sich selbst abschließt, doch auch zugleich als Glied in jene Bemühungen eingreift und, wo das Wissen nicht Genüge leistete, uns durch die That befriedigt.

Die Menschen sind überhaupt der Kunst mehr gewachsen als der Wissenschaft. Jene gehört zur großen Hälfte ihnen selbst, diese zur großen Hälfte der Welt an. Bey jener läßt sich eine Entwickelung in reiner Folge, diese kaum ohne ein unendliches Zusam-

menhäufen denken. Was aber den Unterſchied vorzüglich beſtimmt: die Kunſt ſchließt ſich in ihren einzelnen Werken ab; die Wiſſenſchaft erſcheint uns gränzenlos.

Das Glück der griechiſchen Ausbildung iſt ſchon oft und trefflich dargeſtellt worden. Gedenken wir nur ihrer bildenden Kunſt und des damit ſo nahe verwandten Theaters. An den Vorzügen ihrer Plaſtik zweifelt Niemand. Daß ihre Malerey, ihr Helldunkel, ihr Colorit eben ſo hoch geſtanden, können wir in vollkommenen Beyſpielen nicht vor Augen ſtellen; wir müſſen das wenige Uebriggebliebene, die hiſtoriſchen Nachrichten, die Analogie, den Naturſchritt, das Mögliche zu Hülfe nehmen, wie es der Verfaſſer des obenſtehenden Aufſatzes gethan, und es wird uns kein Zweifel übrig bleiben, daß ſie auch in dieſem Puncte alle ihre Nachfahren übertroffen.

Zu dem geprieſenen Glück der Griechen muß vorzüglich gerechnet werden, daß ſie durch keine äußre Einwirkung irre gemacht worden: ein günſtiges Geſchick, das in der neuern Zeit den Individuen ſelten, den Nationen nie zu Theil wird; denn ſelbſt vollkommene Vorbilder machen irre, indem ſie uns veranlaſſen, nothwendige Bildungsſtufen zu überſpringen, wodurch wir denn meiſtens am Ziel vorbey in einen gränzenloſen Irrthum geführt werden.

Kehren wir nun zur Vergleichung der Kunſt und Wiſſenſchaft zurück; ſo begegnen wir folgender Betrachtung: Da im Wiſſen ſowohl als in der Reflexion kein

Ganzes zusammengebracht werden kann, weil jenem das Innre, dieser das Aeußere fehlt; so müssen wir uns die Wissenschaft nothwendig als Kunst denken, wenn wir von ihr irgend eine Art von Ganzheit erwarten. Und zwar haben wir diese nicht im Allgemeinen im Ueberschwänglichen zu suchen, sondern wie die Kunst sich immer ganz in jedem einzelnen Kunstwerk darstellt, so sollte die Wissenschaft sich auch jedesmal ganz in jedem einzelnen Behandelten erweisen.

Um aber einer solchen Forderung sich zu nähern, so müßte man keine der menschlichen Kräfte bey wissenschaftlicher Thätigkeit ausschließen. Die Abgründe der Ahndung, ein sicheres Anschauen der Gegenwart, mathematische Tiefe, physische Genauigkeit, Höhe der Vernunft, Schärfe des Verstandes, bewegliche sehnsuchtsvolle Phantasie, liebevolle Freude am Sinnlichen, nichts kann entbehrt werden zum lebhaften fruchtbaren Ergreifen des Augenblicks, wodurch ganz allein ein Kunstwerk, von welchem Gehalt es auch sey, entstehen kann.

Wenn diese geforderten Elemente wo nicht widersprechend, doch sich dergestalt gegenüberstehend erscheinen möchten, daß auch die vorzüglichsten Geister nicht hoffen dürften sie zu vereinigen; so liegen sie doch in der gesammten Menschheit offenbar da, und können jeden Augenblick hervortreten, wenn sie nicht durch Vorurtheile, durch Eigensinn einzelner Besitzenden, und wie sonst alle die verkennenden, zurückschreckenden und tödtenden Verneinungen heißen mögen, in dem

Augenblick, wo sie allein wirksam seyn können, zurückgedrängt werden und die Erscheinung im Entstehen vernichtet wird.

Vielleicht ist es kühn, aber wenigstens in dieser Zeit nöthig zu sagen: daß die Gesammtheit jener Elemente vielleicht vor keiner Nation so bereit liegt als vor der deutschen. Denn ob wir gleich, was Wissenschaft und Kunst betrifft, in der seltsamsten Anarchie leben, die uns von jedem erwünschten Zweck immer mehr zu entfernen scheint; so ist es doch eben diese Anarchie, die uns nach und nach aus der Weite ins Enge, aus der Zerstreuung zur Vereinigung drängen muß.

Niemals haben sich die Individuen vielleicht mehr vereinzelt und von einander abgesondert als gegenwärtig. Jeder möchte das Universum vorstellen und aus sich darstellen; aber indem er mit Leidenschaft die Natur in sich aufnimmt, so ist er auch das Ueberlieferte, das was andre geleistet, in sich aufzunehmen genöthigt. Thut er es nicht mit Bewußtseyn, so wird es ihm unbewußt begegnen; empfängt er es nicht offenbar und gewissenhaft, so mag er es heimlich und gewissenlos ergreifen; mag er es nicht dankbar anerkennen, so werden ihm Andere nachspuren: genug, wenn er nur Eigenes und Fremdes, unmittelbar und mittelbar aus den Händen der Natur oder von Vorgängern Empfangenes tüchtig zu bearbeiten und einer bedeutenden Individualität anzueignen weiß; so wird jederzeit für alle ein großer Vortheil daraus entstehen. Und

wie dieß nun gleichzeitig ſchnell und heftig geſchieht, ſo muß eine Uebereinſtimmung daraus entſpringen, das was man in der Kunſt Stil zu nennen pflegt, wodurch die Individualitäten im Rechten und Guten immer näher aneinander gerückt und eben dadurch mehr herausgehoben, mehr begünſtigt werden, als wenn ſie ſich durch ſeltſame Eigenthümlichkeiten carricaturmäßig von einander zu entfernen ſtreben.

Wem die Bemühungen der Deutſchen in dieſem Sinne ſeit mehrern Jahren vor Augen ſind, wird ſich Beyſpiele genug zu dem, was wir im Allgemeinen ausſprechen, vergegenwärtigen können, und wir ſagen getroſt in Gefolg unſerer Ueberzeugung: an Tiefe ſo wie an Fleiß hat es dem Deutſchen nie gefehlt. Nähert er ſich andern Nationen an Bequemlichkeit der Behandlung und übertrifft ſie an Aufrichtigkeit und Gerechtigkeit; ſo wird man ihm früher oder ſpäter die erſte Stelle in Wiſſenſchaft und Kunſt nicht ſtreitig machen.

Fernando.

Laß das! Lieg ich doch immer vor dir auf den Knien; beugt ſich doch immer mein Herz vor dir, unendliche Lieb und Güte!

Stella.

Ich habe dich wieder! — Ich kenne mich nicht, ich verſtehe mich nicht! Im Grund, was thut's?

Fernando.

Mir iſt wieder wie in den erſten Augenbliken unſerer Freuden. Ich hab' dich in meinen Armen, ich ſauge die Gewißheit deiner Liebe auf deinen Lippen, und taumle, und frage mich ſtaunend, ob ich wache oder träume.

Stella.

Nun, Fernando, wie ich ſpüre, geſcheuter biſt du nicht geworden.

Fernando.

Da ſei Gott vor! — Aber dieſe Augenblike von Wonne in deinen Armen, machen

Nachtrag.

Ehe wir uns von diesen gutmüthigen Hoffnungen zu jener traurigen Lücke wenden, die zwischen der Geschichte alter und neuer Zeit sich nun bald vor uns aufthut, so haben wir noch einiges nachzubringen, das uns den Ueberblick des bisherigen erleichtert und uns zu weiterem Fortschreiten anregt.

Wir gedenken hier des Lucius Annäus Seneca nicht sowohl insofern er von Farben etwas erwähnt, da es nur sehr wenig ist und bloß beyläufig geschieht, als vielmehr wegen seines allgemeinen Verhältnisses zur Naturforschung.

Ungeachtet der ausgebreiteten Herrschaft der Römer über die Welt stockten doch die Naturkenntnisse eher bey ihnen, als daß sie sich verhältnißmäßig erweitert hätten. Denn eigentlich interessirte sie nur der Mensch, insofern man ihm mit Gewalt oder durch Ueberredung etwas abgewinnen kann. Wegen des letztern waren alle ihre Studien auf rednerische Zwecke berechnet. Uebrigens benutzten sie die Naturgegenstände zu nothwendigem und willkührlichem Gebrauch so gut und so wunderlich als es gehn wollte.

Seneca war, wie er selbst bedauert, spät zur Naturbetrachtung gelangt. Was die Früheren in diesem Fache gewußt, was sie darüber gedacht hatten, war ihm nicht unbekannt geblieben. Seine eigenen Meynungen und Ueberzeugungen haben etwas Tüchtiges. Eigentlich aber steht er gegen die Natur doch nur als ein ungebildeter Mensch: denn nicht sie interessirt ihn, sondern ihre Begebenheiten. Wir nennen aber Begebenheiten diejenigen zusammengesetzten auffallenden Ereignisse, die auch den rohesten Menschen erschüttern, seine Aufmerksamkeit erregen, und wenn sie vorüber sind, den Wunsch in ihm beleben, zu erfahren, woher so etwas denn doch wohl kommen möchte.

Im Ganzen führt Seneca dergleichen Phänomene, auf die er in seinem Lebensgange aufmerksam geworden, nach der Ordnung der vier Elemente auf, läßt sich aber doch, nach vorkommenden Umständen, bald da bald dorthin ableiten.

Die meteorischen Feuerkugeln, Höfe um Sonn und Mond, Regenbogen, Wettergallen, Neben-Sonnen, Wetterleuchten, Sternschnuppen, Cometen, beschäftigen ihn unter der Rubrik des Feuers. In der Luft sind Blitz und Donner die Hauptveranlassungen seiner Betrachtungen. Später wendet er sich zu den Winden, und da er das Erdbeben auch einem unterirdischen Geiste zuschreibt, findet er zu diesem den Uebergang.

Bey dem Wasser sind ihm, außer dem süßen, die Gesundbrunnen merkwürdig, nicht weniger die perio-

dischen Quellen. Von den Heilkräften der Wasser geht er zu ihrem Schaden über, besonders zu dem, den sie durch Ueberschwemmung anrichten. Nach den Quellen des Nils und der weisen Benutzung dieses Flusses beschäftigen ihn Hagel, Schnee, Eis und Regen.

Er läßt keine Gelegenheit vorbeygehen, prächtige und, wenn man den rhetorischen Stil einmal zugeben will, wirklich köstliche Beschreibungen zu machen, wovon die Art, wie er den Nil und was diesen Fluß betrifft, behandelt, nicht weniger seine Beschreibung der Ueberschwemmungen und Erdbeben, ein Zeugniß ablegen mag. Seine Gesinnungen und Meynungen sind tüchtig. So streitet er z. B. lebhaft gegen diejenigen, welche das Quellwasser vom Regen ableiten, welche behaupten, daß die Cometen eine vorübergehende Erscheinung seyen.

Worin er sich aber vom wahren Physiker am meisten unterscheidet, sind seine beständigen, oft sehr gezwungen herbeygeführten Nutzanwendungen und die Verknüpfung der höchsten Naturphänomene mit dem Bedürfniß, dem Genuß, dem Wahn und dem Uebermuth der Menschen.

Zwar sieht man wohl, daß er gegen Leichtgläubigkeit und Aberglauben im Kampfe steht, daß er den humanen Wunsch nicht unterdrücken kann, alles was die Natur uns reicht, möge dem Menschen zum Besten gedeihen; er will, man solle so viel als möglich in

Mäßigkeit genießen und zugleich den verderblichen und zerstörenden Naturwirkungen mit Ruhe und Ergebung entgegensehen; in sofern erscheint er höchst ehrwürdig, und da er einmal von der Redekunst herkommt, auch nicht außer seinem Kreise.

Unleidlich wird er aber, ja lächerlich, wenn er oft, und gewöhnlich zur Unzeit, gegen den Luxus und die verderbten Sitten der Römer loszieht. Man sieht diesen Stellen ganz deutlich an, daß die Redekunst aus dem Leben sich in die Schulen und Hörsäle zurückgezogen hat: denn in solchen Fällen finden wir meist bey ihm wo nicht leere doch unnütze Declamationen, die, wie man deutlich sieht, bloß daher kommen, daß der Philosoph sich über sein Zeitalter nicht erheben kann. Doch ist dieses das Schicksal fast seiner ganzen Nation.

Die Römer waren aus einem engen, sittlichen, bequemen, behaglichen, bürgerlichen Zustand zur großen Breite der Weltherrschaft gelangt, ohne ihre Beschränktheit abzulegen; selbst das, was man an ihnen als Freyheitssinn schätzt, ist nur ein bornirtes Wesen. Sie waren Könige geworden und wollten nach wie vor Hausväter, Gatten, Freunde bleiben; und wie wenig selbst die besseren begriffen, was Regieren heißt, sieht man an der abgeschmacktesten That, die jemals begangen worden, an der Ermordung Cäsars.

Aus eben dieser Quelle läßt sich ihr Luxus herleiten. Ungebildete Menschen, die zu großem Vermögen

gelangen, werden sich dessen auf eine lächerliche Weise bedienen; ihre Wollüste, ihre Pracht, ihre Verschwendung werden ungereimt und übertrieben seyn. Daher denn auch jene Lust zum Seltsamen, Unzähligen und Ungeheuern. Ihre Theater, die sich mit den Zuschauern drehen, das zweyte Volk von Statuen, womit die Stadt überladen war, sind wie der spätere colossale Napf, in welchem der große Fisch ganz gesotten werden sollte, alle Eines Ursprungs; sogar der Uebermuth und die Grausamkeit ihrer Tyrannen läuft meistens aufs Alberne hinaus.

Bloß indem man diese Betrachtungen anstellt, begreift man, wie Seneca, der ein so bedeutendes Leben geführt, dagegen zürnen kann, daß man gute Mahlzeiten liebt, sein Getränk dabey mit Schnee abkühlt, daß man sich des günstigen Windes bey Seeschlachten bedient, und was dergleichen Dinge mehr seyn mögen. Solche Capuzinerpredigten thun keine Wirkung, hindern nicht die Auflösung des Staates und können sich einer eindringenden Barbarey keineswegs entgegensetzen.

Schließlich dürfen wir jedoch nicht verschweigen, wie er höchst liebenswürdig in seinem Vertrauen auf die Nachwelt erscheint. Alle jene verflochtenen Naturbegebenheiten, auf die er vorzüglich seine Aufmerksamkeit wendet, ängstigen ihn als eben so viele unergründliche Räthsel. Aufs Einfachere zu dringen, das Einfachste durch eine Erfahrung, in einem Versuch vor die Sinne zu stellen, die Natur durch Entwicklung zu ent-

räthſelh, war noch nicht Sitte geworden. Nun bleibt ihm, bey dem groſſen Drange, den er in ſich fühlt, nichts übrig, als auf die Nachkommen zu hoffen, mit Vorfreude überzeugt zu ſeyn, daß ſie mehr wiſſen, mehr einſehen werden als er, ja ihnen ſogar die Selbſtgefälligkeit zu gönnen, mit der ſie wahrſcheinlich auf ihre unwiſſenden Vorfahren herabſehen würden.

Das haben ſie denn auch redlich gethan und thun es noch. Freylich ſind ſie viel ſpäter dazu gelangt, als unſer Philoſoph ſich vorſtellen mochte. Das Verderbniß der Römer ſchwebt ihm fürchterlich vor; daß aber daraus nur allzubald das Verderben ſich entwickeln, daß die vorhandene Welt völlig untergehen, die Menſchheit über ein Jahrtauſend verworren und hülflos irren und ſchwanken würde, ohne auf irgend einen Ausweg zu gerathen, das war ihm wohl unmöglich zu denken, ihm, der das Reich, deſſen Kaiſer von ihm erzogen ward, in übermäßiger Herrlichkeit vor ſich blühen ſah.

Dritte Abtheilung.

Zwischenzeit.

Lücke.

Jene früheren Geographen, welche die Charte von Africa verfertigten, waren gewohnt, dahin, wo Berge, Flüsse, Städte fehlten, allenfalls einen Elefanten, Löwen oder sonst ein Ungeheuer der Wüste zu zeichnen, ohne daß sie deshalb wären getadelt worden. Man wird uns daher wohl auch nicht verargen, wenn wir in die große Lücke, wo uns die erfreuliche, lebendige, fortschreitende Wissenschaft verläßt, einige Betrachtungen einschieben, auf die wir uns künftig wieder beziehen können.

Die Cultur des Wissens durch inneren Trieb um der Sache selbst willen, das reine Interesse am Gegenstand, sind freylich immer das vorzüglichste und nutzbarste; und doch sind von den frühsten Zeiten an die Einsichten der Menschen in natürliche Dinge durch je-

nes weniger gefördert worden, als durch ein nahe liegendes Bedürfniß, durch einen Zufall, den die Aufmerksamkeit nutzte, und durch mancherley Art von Ausbildung zu entschiedenen Zwecken.

Es gibt bedeutende Zeiten, von denen wir wenig wissen, Zustände, deren Wichtigkeit uns nur durch ihre Folgen deutlich wird. Diejenige Zeit, welche der Same unter der Erde zubringt, gehört vorzüglich mit zum Pflanzenleben.

Es gibt auffallende Zeiten, von denen uns weniges, aber höchst merkwürdiges bekannt ist. Hier treten außerordentliche Individuen hervor, es ereignen sich seltsame Begebenheiten. Solche Epochen geben einen entschiedenen Eindruck, sie erregen große Bilder, die uns durch ihr Einfaches anziehen.

Die historischen Zeiten erscheinen uns im vollen Tag. Man sieht vor lauter Licht keinen Schatten, vor lauter Hellung keinen Körper, den Wald nicht vor Bäumen, die Menschheit nicht vor Menschen; aber es sieht aus, als wenn Jedermann und Allem Recht geschähe und so ist Jedermann zufrieden.

Die Existenz irgend eines Wesens erscheint uns ja nur, in sofern wir uns desselben bewußt werden. Daher sind wir ungerecht gegen die stillen dunklen Zeiten, in denen der Mensch, unbekannt mit sich selbst, aus

innerm ſtarken Antrieb thätig war, trefflich vor ſich hin wirkte und kein anderes Document ſeines Daſeyns zurückließ als eben die Wirkung, welche höher zu ſchätzen wäre als alle Nachrichten.

Höchſt reizend iſt für den Geſchichtsforſcher der Punct, wo Geſchichte und Sage zuſammengränzen. Es iſt meiſtens der ſchönſte der ganzen Ueberlieferung. Wenn wir uns aus dem bekannten Gewordenen das unbekannte Werden aufzubauen genöthigt finden, ſo erregt es eben die angenehme Empfindung, als wenn wir eine uns bisher unbekannte gebildete Perſon kennen lernen und die Geſchichte ihrer Bildung lieber herausahnden als herausforſchen.

Nur müßte man nicht ſo grießgrämig, wie es würdige Hiſtoriker neuerer Zeit gethan haben, auf Dichter und Chronikenſchreiber herabſehen.

Betrachtet man die einzelne frühere Ausbildung der Zeiten, Gegenden, Ortſchaften, ſo kommen uns aus der dunklen Vergangenheit überall tüchtige und vortreffliche Menſchen, tapfere, ſchöne, gute in herrlicher Geſtalt entgegen. Der Lobgeſang der Menſchheit, dem die Gottheit ſo gerne zuhören mag, iſt niemals verſtummt, und wir ſelbſt fühlen ein göttliches Glück, wenn wir die durch alle Zeiten und Gegenden vertheilten harmoniſchen Ausſtrömungen, bald in einzelnen Stimmen, in einzelnen Chören, bald fugenweiſe, bald in einem herrlichen Vollgeſang vernehmen.

Freylich müßte man mit reinem frischen Ohre hinlauschen, und jedem Vorurtheil selbstsüchtiger Parteylichkeit, mehr vielleicht als dem Menschen möglich ist, entsagen.

Es gibt zwey Momente der Weltgeschichte, die bald auf einander folgen, bald gleichzeitig, theils einzeln und abgesondert, theils höchst verschränkt, sich an Individuen und Völkern zeigen.

Der erste ist derjenige, in welchem sich die Einzelnen neben einander frey ausbilden; dieß ist die Epoche des Werdens, des Friedens, des Nährens, der Künste, der Wissenschaften, der Gemüthlichkeit, der Vernunft. Hier wirkt alles nach innen, und strebt in den besten Zeiten zu einem glücklichen, häuslichen Auferbauen; doch löst sich dieser Zustand zuletzt in Parteysucht und Anarchie auf.

Die zweyte Epoche ist die des Benutzens, des Kriegens, des Verzehrens, der Technik, des Wissens, des Verstandes. Die Wirkungen sind nach außen gerichtet; im schönsten und höchsten Sinne gewährt dieser Zeitpunct Dauer und Genuß unter gewissen Bedingungen. Leicht artet jedoch ein solcher Zustand in Selbstsucht und Tyranney aus, wo man sich aber keineswegs den Tyrannen als eine einzelne Person zu denken nöthig hat; es gibt eine Tyranney ganzer Massen, die höchst gewaltsam und unwiderstehlich ist.

---

mich wieder gut, wieder fromm. — Ich kann beten, Stella; dann ich bin glüklich.

Stella.

Gott verzeih dir's, daß du so ein Böse-wicht, und so gut bist — Gott verzeih dir's, der dich so gemacht hat — so flatterhaft und so treu — Wenn ich den Ton deiner Stimme höre, so mein ich doch gleich wieder, das wäre Fernando, der nichts in der Welt liebte, als mich!

Fernando.

Und ich, wenn ich in dein blaues süsses Aug dringe, und drinne mich mit Forschen verliehre; so mein' ich die ganze Zeit meines Wegseyns hätte kein ander Bild drinne gewohnet, als das meine.

Stella.

Du irrst nicht.

Fernando.

Nicht? —

Stella.

Man mag ſich die Bildung und Wirkung der Menſchen unter welchen Bedingungen man will denken, ſo ſchwanken beyde durch Zeiten und Länder, durch Einzelnheiten und Maſſen, die proportionirlich und unproportionirlich auf einander wirken; und hier liegt das Incalculable, das Incommenſurable der Weltgeſchichte. Geſetz und Zufall greifen in einander, der betrachtende Menſch aber kommt oft in den Fall beyde mit einander zu verwechſeln, wie ſich beſonders an parteyiſchen Hiſtorikern bemerken läßt, die zwar meiſtens unbewußt, aber doch künſtlich genug, ſich eben dieſer Unſicherheit zu ihrem Vortheil bedienen.

Der ſchwache Faden, der ſich aus dem manchmal ſo breiten Gewebe des Wiſſens und der Wiſſenſchaften durch alle Zeiten, ſelbſt die dunkelſten und verworrenſten, ununterbrochen fortzieht, wird durch Individuen durchgeführt. Dieſe werden in einem Jahrhundert wie in dem andern von der beſten Art geboren und verhalten ſich immer auf dieſelbe Weiſe gegen jedes Jahrhundert, in welchem ſie vorkommen. Sie ſtehen nämlich mit der Menge im Gegenſatz, ja im Widerſtreit. Ausgebildete Zeiten haben hierin nichts voraus vor den barbariſchen: denn Tugenden ſind zu jeder Zeit ſelten, Mängel gemein. Und ſtellt ſich denn nicht ſogar im Individuum eine Menge von Fehlern der einzelnen Tüchtigkeit entgegen?

Gewiſſe Tugenden gehören der Zeit an, und ſo auch gewiſſe Mängel, die einen Bezug auf ſie haben.

Die neuere Zeit ſchätzt ſich ſelbſt zu hoch, wegen der großen Maſſe Stoffes, den ſie umfaßt. Der Hauptvorzug des Menſchen beruht aber nur darauf, in wie fern er den Stoff zu behandeln und zu beherrſchen weiß.

Es gibt zweyerley Erfahrungsarten, die Erfahrung des Abweſenden und die des Gegenwärtigen. Die Erfahrung des Abweſenden, wozu das Vergangene gehört, machen wir auf fremde Autorität, die des Gegenwärtigen ſollten wir auf eigene Autorität machen. Beydes gehörig zu thun, iſt die Natur des Individuums durchaus unzulänglich.

Die in einander greifenden Menſchen- und Zeitalter nöthigen uns, eine mehr oder weniger unterſuchte Ueberlieferung gelten zu laſſen, um ſo mehr als auf der Möglichkeit dieſer Ueberlieferung die Vorzüge des menſchlichen Geſchlechts beruhen.

Ueberlieferung fremder Erfahrung, fremden Urtheils ſind bey ſo großen Bedürfniſſen der eingeſchränkten Menſchheit höchſt willkommen, beſonders wenn

von hohen Dingen, von allgemeinen Anſtalten die Rede iſt.

Ein ausgeſprochnes Wort tritt in den Kreis der übrigen, nothwendig wirkenden Naturkräfte mit ein. Es wirkt um ſo lebhafter, als in dem engen Raume, in welchem die Menſchheit ſich ergeht, die nämlichen Bedürfniſſe, die nämlichen Forderungen immer wiederkehren.

Und doch iſt jede Wortüberlieferung ſo bedenklich. Man ſoll ſich, heißt es, nicht an das Wort, ſondern an den Geiſt halten. Gewöhnlich aber vernichtet der Geiſt das Wort, oder verwandelt es doch dergeſtalt, daß ihm von ſeiner frühern Art und Bedeutung wenig übrig bleibt.

Wir ſtehen mit der Ueberlieferung beſtändig im Kampfe, und jene Forderung, daß wir die Erfahrung des Gegenwärtigen auf eigene Autorität machen ſollten, ruft uns gleichfalls zu einem bedenklichen Streit auf. Und doch fühlt ein Menſch, dem eine originelle Wirkſamkeit zu Theil geworden, den Beruf, dieſen doppelten Kampf perſönlich zu beſtehen, der durch den Fortſchritt der Wiſſenſchaften nicht erleichtert, ſondern erſchwert wird. Denn es iſt am Ende doch nur im-

mer das Individuum, das einer breiteren Natur und breiteren Ueberlieferung Brust und Stirn bieten soll.

Der Conflict des Individuums mit der unmittelbaren Erfahrung und der mittelbaren Ueberlieferung, ist eigentlich die Geschichte der Wissenschaften: denn was in und von ganzen Massen geschieht, bezieht sich doch nur zuletzt auf ein tüchtigeres Individuum, das alles sammeln, sondern, redigiren und vereinigen soll; wobey es wirklich ganz einerley ist, ob die Zeitgenossen ein solch Bemühen begünstigen oder ihm widerstreben. Denn was heißt begünstigen, als das Vorhandene vermehren und allgemein machen. Dadurch wird wohl genutzt, aber die Hauptsache nicht gefördert.

Sowohl in Absicht auf Ueberlieferung als eigene Erfahrung muß nach Natur der Individuen, Nationen und Zeiten ein sonderbares Entgegenstreben, Schwanken und Vermischen entstehen.

Gehalt ohne Methode führt zur Schwärmerey; Methode ohne Gehalt zum leeren Klügeln; Stoff ohne Form zum beschwerlichen Wissen, Form ohne Stoff zu einem hohlen Wähnen.

Leider besteht der ganze Hintergrund der Geschichte der Wissenschaften bis auf den heutigen Tag aus lauter solchen beweglichen in einander fließenden und sich doch nicht vereinigenden Gespenstern, die den Blick dergestalt verwirren, daß man die hervortretenden, wahrhaft würdigen Gestalten kaum recht scharf ins Auge fassen kann.

Ueberliefertes.

Nun können wir nicht einen Schritt weiter gehen, ohne jenes Ehrwürdige, wodurch das Entfernte verbunden, das Zerrissene ergänzt wird, ich meyne das Ueberlieferte, näher zu bezeichnen.

Weniges gelangt aus der Vorzeit herüber als vollständiges Denkmal, vieles in Trümmern; manches als Technik, als praktischer Handgriff; einiges, weil es dem Menschen nahe verwandt ist, wie Mathematik; anderes, weil es immer wieder gefordert und angeregt wird, wie Himmel- und Erd-Kunde; einiges, weil man dessen bedürftig bleibt, wie die Heilkunst; anderes zuletzt, weil es der Mensch, ohne zu wollen, immer wieder selbst hervorbringt, wie Musik und die übrigen Künste.

Doch von alle diesem ist im wissenschaftlichen Falle nicht sowohl die Rede als von schriftlicher Ueber-

lieferung. Auch hier übergehen wir vieles. Soll jedoch für uns ein Faden aus der alten Welt in die neue herüberreichen, so müssen wir dreyer Hauptmassen gedenken, welche die größte, entschiedenste, ja oft eine ausschließende Wirkung hervorgebracht haben, der Bibel, der Werke Plato's und Aristoteles.

Jene große Verehrung, welche der Bibel von vielen Völkern und Geschlechtern der Erde gewidmet worden, verdankt sie ihrem innern Werth. Sie ist nicht etwa nur ein Volksbuch, sondern das Buch der Völker, weil sie die Schicksale eines Volks zum Symbol aller übrigen aufstellt, die Geschichte desselben an die Entstehung der Welt anknüpft und durch eine Stufenreihe irdischer und geistiger Entwickelungen, nothwendiger und zufälliger Ereignisse, bis in die entferntesten Regionen der äußersten Ewigkeiten hinausführt.

Wer das menschliche Herz, den Bildungsgang der Einzelnen kennt, wird nicht in Abrede seyn, daß man einen trefflichen Menschen tüchtig heraufbilden könnte, ohne dabey ein anderes Buch zu brauchen als etwa Tschudi's schweizerische, oder Aventins bayerische Chronik. Wie vielmehr muß also die Bibel zu diesem Zwecke genügen, da sie das Musterbuch zu jenen erstgenannten gewesen, da das Volk, als dessen Chronik sie sich darstellt, auf die Weltbegebenheiten so großen Einfluß ausgeübt hat und noch ausübt.

Es ist uns nicht erlaubt, hier ins Einzelne zu gehen; doch liegt einem Jeden vor Augen, wie in bey-

den Abtheilungen dieſes wichtigen Werkes der geſchichtliche Vortrag mit dem Lehrvortrage dergeſtalt innig verknüpft iſt, daß einer dem andern auf und nachhilft, wie vielleicht in keinem andern Buche. Und was den Inhalt betrifft, ſo wäre nur wenig hinzuzufügen, um ihn bis auf den heutigen Tag durchaus vollſtändig zu machen. Wenn man dem alten Teſtamente einen Auszug aus Joſephus beyfügte, um die jüdiſche Geſchichte bis zur Zerſtörung Jeruſalems fortzuführen; wenn man, nach der Apoſtelgeſchichte, eine gedrängte Darſtellung der Ausbreitung des Chriſtenthums und der Zerſtreuung des Judenthums durch die Welt, bis auf die letzten treuen Miſſionsbemühungen Apoſtel-ähnlicher Männer, bis auf den neuſten Schacher- und Wucherbetrieb der Nachkommen Abrahams, einſchaltete; wenn man vor der Offenbarung Johannis die reine chriſtliche Lehre im Sinn des neuen Teſtamentes zuſammengefaßt aufſtellte, um die verworrene Lehrart der Epiſteln zu entwirren und aufzuhellen: ſo verdiente dieſes Werk gleich gegenwärtig wieder in ſeinen alten Rang einzutreten, nicht nur als allgemeines Buch, ſondern auch als allgemeine Bibliothek der Völker zu gelten, und es würde gewiß, je höher die Jahrhunderte an Bildung ſteigen, immer mehr zum Theil als Fundament, zum Theil als Werkzeug der Erziehung, freylich nicht von naſeweiſen, ſondern von wahrhaft weiſen Menſchen, genutzt werden können.

Die Bibel an ſich ſelbſt, und dieß bedenken wir nicht genug, hat in der ältern Zeit faſt gar keine Wir-

kung gehabt. Die Bücher des alten Testaments fanden sich kaum gesammelt, so war die Nation, aus der sie entsprungen, völlig zerstreut; nur der Buchstabe war es, um den die Zerstreuten sich sammelten und noch sammlen. Kaum hatte man die Bücher des neuen Testaments vereinigt, als die Christenheit sich in unendliche Meynungen spaltete. Und so finden wir, daß sich die Menschen nicht sowohl mit dem Werke als an dem Werke beschäftigten, und sich über die verschiedenen Auslegungsarten entzweyten, die man auf den Text anwenden, die man dem Text unterschieben, mit denen man ihn zudecken konnte.

Hier werden wir nun veranlaßt, jener beyden trefflichen Männer zu gedenken, die wir oben genannt. Es wäre Verwegenheit, ihr Verdienst an dieser Stelle würdigen, ja nur schildern zu wollen; also nicht mehr denn das Nothwendigste zu unsern Zwecken.

Plato verhält sich zu der Welt, wie ein seliger Geist, dem es beliebt, einige Zeit auf ihr zu herbergen. Es ist ihm nicht sowohl darum zu thun, sie kennen zu lernen, weil er sie schon voraussetzt, als ihr dasjenige, was er mitbringt und was ihr so noth thut, freundlich mitzutheilen. Er dringt in die Tiefen, mehr um sie mit seinem Wesen auszufüllen, als um sie zu erforschen. Er bewegt sich nach der Höhe, mit Sehnsucht, seines Ursprungs wieder theilhaft zu werden. Alles was er äußert, bezieht sich auf ein ewig Ganzes, Gutes, Wahres, Schönes, dessen Forderung er in jedem

Busen aufzuregen strebt. Was er sich im Einzelnen von irdischem Wissen zueignet, schmilzt, ja man kann sagen, verdampft in seiner Methode, in seinem Vortrag.

Aristoteles hingegen steht zu der Welt wie ein Mann, ein baumeisterlicher. Er ist nun einmal hier und soll hier wirken und schaffen. Er erkundigt sich nach dem Boden, aber nicht weiter als bis er Grund findet. Von da bis zum Mittelpunct der Erde ist ihm das Uebrige gleichgültig. Er umzieht einen ungeheuren Grundkreis für sein Gebäude, schafft Materialien von allen Seiten her, ordnet sie, schichtet sie auf und steigt so in regelmäßiger Form pyramidenartig in die Höhe, wenn Plato, einem Obelisken, ja einer spitzen Flamme gleich, den Himmel sucht.

Wenn ein Paar solcher Männer, die sich gewissermaßen in die Menschheit theilten, als getrennte Repräsentanten herrlicher nicht leicht zu vereinender Eigenschaften auftraten; wenn sie das Glück hatten, sich vollkommen auszubilden, das an ihnen Ausgebildete vollkommen auszusprechen, und nicht etwa in kurzen lakonischen Sätzen gleich Orakelsprüchen, sondern in ausführlichen, ausgeführten, mannigfaltigen Werken; wenn diese Werke zum Besten der Menschheit übrig blieben, und immerfort mehr oder weniger studirt und betrachtet wurden: so folgt natürlich, daß die Welt, insofern sie als empfindend und denkend anzusehen ist, genöthigt war, sich Einem oder dem Andern hinzuge-

den, Einen oder den Andern, als Meister, Lehrer, Führer anzuerkennen.

Diese Nothwendigkeit zeigte sich am deutlichsten bey Auslegung der heiligen Schrift. Diese, bey der Selbstständigkeit, wunderbaren Originalität, Vielseitigkeit, Totalität, ja Unermeßlichkeit ihres Inhalts, brachte keinen Maaßstab mit, wonach sie gemessen werden konnte; er mußte von außen gesucht und an sie angelegt werden, und das ganze Chor derer, die sich deshalb versammelten, Juden und Christen, Heiden und Heilige, Kirchenväter und Ketzer, Concilien und Päbste, Reformatoren und Widersacher, sämmtlich, indem sie auslegen und erklären, verknüpfen oder suppliren, zurechtlegen oder anwenden wollten, thaten es auf Platonische oder Aristotelische Weise, bewußt oder unbewußt, wie uns, um nur der jüdischen Schule zu erwähnen, schon die talmudistische und cabbalistische Behandlung der Bibel überzeugt.

Wie bey Erklärung und Benutzung der heiligen Schriften, so auch bey Erklärung, Erweiterung und Benutzung des wissenschaftlich Ueberlieferten, theilte sich das Chor der Wiß- und Kenntnißbegierigen in zwey Parteyen. Betrachten wir die africanischen, besonders ägyptischen, neuern Weisen und Gelehrten, wie sehr neigt sich dort alles nach der Platonischen Vorstellungsart. Bemerken wir die Asiaten, so finden wir mehr Neigung zur Aristotelischen Behandlungsweise, wie es später bey den Arabern besonders auffällt.

Stella.

Ich würde dir's bekennen! — Gestand ich dir nicht in den ersten Tagen meiner vollen Liebe zu dir, alle kleine Leidenschaften, die ie mein Herz gerührt hatten? und war ich dir darum nicht lieber? —

Fernando.

Du Engel!

Stella.

Was siehst du mich so an? Nicht wahr, ich bin älter worden? Nicht wahr, das Elend hat die Blüthe von meinen Wangen gestreift? —

Fernando.

Rose! meine süsse Blume! Stella! — Was schüttelst du den Kopf? —

Stella.

— Daß man euch so lieb haben kann! — Daß man euch den Kummer nicht anrechnet, den ihr uns verursachet!

Ja wie die Völker, so theilen sich auch Jahrhunderte in die Verehrung des Plato und Aristoteles, bald friedlich, bald in heftigem Widerstreit; und es ist als ein großer Vorzug des unsrigen anzusehen, daß die Hochschätzung beyder sich im Gleichgewichte hält, wie schon Rafael, in der sogenannten Schule von Athen, beyde Männer gedacht und gegen einander über gestellt hat.

Wir fühlen und wissen recht gut, was sich gegen die von uns aphoristisch entworfene Skizze einwenden läßt, besonders wenn man von dem, was ihr mangelt, und von dem, was an ihr näher zu bestimmen wäre, reden wollte. Allein es war die Aufgabe, in möglichster Kürze hinzuzeichnen, was von Hauptwirkungen über die durch Barbaren zerissene Lücke in die mittlere und neuere Zeit vor allem andern bedeutend herüberreicht, was in die Wissenschaften überhaupt, in die Naturwissenschaften besonders und in die Farbenlehre, die uns vorzüglich beschäftigt, einen dauernden Einfluß ausübte.

Denn andre köstliche Massen des unschätzbar Ueberlieferten, wie z. E. die Masse der griechischen Dichter, hat erst spät, ja sehr spät, wieder lebendig auf Bildung gewirkt, so wie die Denkweisen anderer philosophischen Schulen, der Epikureer, der Skeptiker, auch erst spät für uns einige Bedeutung gewinnen.

Wenn wir nun oben schon ausgesprochen und behauptet, daß die Griechen mit allem bekannt gewesen,

was wir als Hauptgrund der Farbenlehre anerkennen, was wir als die Hauptmomente derselben verehren; so bleibt uns nun die Pflicht, dem Natur- und Geschichtsfreunde vor Augen zu legen, wie in der neuern Zeit die platonischen und aristotelischen Ueberzeugungen wieder emporgehoben, wie sie verdrängt oder genutzt, wie sie vervollständigt oder verstümmelt werden mochten, und wie, durch ein seltsames Schwanken älterer und neuerer Meynungsweisen, die Sache von einer Seite zur andern geschoben, und zuletzt am Anfang des vorigen Jahrhunderts völlig verschoben worden.

Autorität.

Indem wir nun von Ueberlieferung sprechen, sind wir unmittelbar aufgefordert, zugleich von Autorität zu reden. Denn genau betrachtet, so ist jede Autorität eine Art Ueberlieferung. Wir lassen die Existenz, die Würde, die Gewalt von irgend einem Dinge gelten, ohne daß wir seinen Ursprung, sein Herkommen, seinen Werth deutlich einsehen und erkennen. So schätzen und ehren wir z. B. die edlen Metalle beym Gebrauch des gemeinen Lebens; doch ihre großen physischen und chemischen Verdienste sind uns dabey selten gegenwärtig. So hat die Vernunft und das ihr verwandte Gewissen eine ungeheure Autorität, weil sie unergründlich sind; ingleichen das was wir mit dem Namen Genie bezeichnen. Dagegen kann man dem Verstand gar keine

Autorität zuschreiben: denn er bringt nur immer seines Gleichen hervor; so wie denn offenbar aller Verstandes-Unterricht zur Anarchie führt.

Gegen die Autorität verhält sich der Mensch, so wie gegen vieles andere, beständig schwankend. Er fühlt in seiner Dürftigkeit, daß er, ohne sich auf etwas Drittes stützen, mit seinen Kräften nicht auslangt. Dann aber, wenn das Gefühl seiner Macht und Herrlichkeit in ihm aufgeht, stößt er das Hülfreiche von sich und glaubt für sich selbst und andre hinzu reichen.

Das Kind bequemt sich meist mit Ergebung unter die Autorität der Aeltern; der Knabe sträubt sich dagegen; der Jüngling entflieht ihr, und der Mann läßt sie wieder gelten, weil er sich deren mehr oder weniger selbst verschafft, weil die Erfahrung ihn gelehrt hat, daß er ohne Mitwirkung anderer doch nur wenig ausrichte.

Eben so schwankt die Menschheit im Ganzen. Bald sehen wir um einen vorzüglichen Mann sich Freunde, Schüler, Anhänger, Begleiter, Mitlebende, Mitwohnende, Mitstreitende versammeln. Bald fällt eine solche Gesellschaft, ein solches Reich wieder in vielerley Einzelnheiten auseinander. Bald werden Monumente älterer Zeiten, Documente früherer Gesinnungen, göttlich verehrt, buchstäblich aufgenommen; Jedermann gibt seine Sinne, seinen Verstand darunter gefangen:

alle Kräfte werden aufgewendet, das Schätzbare solcher Ueberreste darzuthun, sie bekannt zu machen, zu commentiren, zu erläutern, zu erklären, zu verbreiten und fortzupflanzen. Bald tritt dagegen, wie jene bilderstürmende, so hier eine schriftstürmende Wuth ein; es thäte Noth man vertilgte bis auf die letzte Spur das, was bisher so großen Werthes geachtet wurde. Kein ehmals ausgesprochenes Wort soll gelten, alles was weise war, soll als närrisch erkannt werden, was heilsam war, als schädlich, was sich lange Zeit als förderlich zeigte, nunmehr als eigentliches Hinderniß.

Die Epochen der Naturwissenschaften im Allgemeinen und der Farbenlehre insbesondre, werden uns ein solches Schwanken auf mehr als eine Weise bemerklich machen. Wir werden sehen, wie dem menschlichen Geist das aufgehäufte Vergangene höchst lästig wird zu einer Zeit, wo das Neue, das Gegenwärtige gleichfalls gewaltsam einzudringen anfängt; wie er die alten Reichthümer aus Verlegenheit, Instinkt, ja aus Maxime wegwirft; wie er wähnt, man könne das Neuzuerfahrende durch bloße Erfahrung in seine Gewalt bekommen: wie man aber bald wieder genöthigt wird, Räsonnement und Methode, Hypothese und Theorie zu Hülfe zu rufen; wie man dadurch abermals in Verwirrung, Controvers, Meynungenwechsel, und früher oder später aus der eingebildeten Freyheit wieder unter den ehernen Scepter einer aufgedrungenen Autorität fällt.

Alles was wir an Materialien zur Geschichte, was wir Geschichtliches einzeln ausgearbeitet zugleich überliefern, wird nur der Commentar zu dem vorgesagten seyn. Die Naturwissenschaften haben sich bewundernswürdig erweitert, aber keineswegs in einem stätigen Gange, auch nicht einmal stufenweise, sondern durch Auf- und Absteigen, durch Vor- und Rückwärtswandeln in grader Linie oder in der Spirale; wobey sich denn von selbst versteht, daß man in jeder Epoche über seine Vorgänger weit erhaben zu seyn glaubte. Doch wir dürfen künftigen Betrachtungen nicht vorgreifen. Da wir die Theilnehmenden durch einen labyrinthischen Garten zu führen haben, so müssen wir ihnen und uns das Vergnügen mancher überraschenden Aussicht vorbehalten.

Wenn nun derjenige, wo nicht für den Vorzüglichsten, doch für den Begabtesten und Glücklichsten zu halten wäre, der Ausdauer, Lust, Selbstverläugnung genug hätte, sich mit dem Ueberlieferten völlig bekannt zu machen, und dabey noch Kraft und Muth genug behielte, sein originelles Wesen selbstständig auszubilden und das vielfach Aufgenommene nach seiner Weise zu bearbeiten und zu beleben: wie erfreulich muß es nicht seyn, wenn dergleichen Männer in der Geschichte der Wissenschaften uns, wiewohl selten genug, wirklich begegnen. Ein solcher ist derjenige, zu dem wir uns nun wenden, der uns vor vielen andern trefflichen Männern aus einer zwar regsamen, aber doch immer noch trüben Zeit, lebhaft und freudig entgegen tritt.

Roger Bacon

von 1216 — 1294

Die in Britannien durch Römerherrschaft gewirkte Cultur, diejenige, welche früh genug durch das Christenthum daselbst eingeleitet worden, verlor sich nur gar zu bald, vernichtet durch den Zudrang wilder Inseln Nachbarn und seeräuberischer Schaaren. Bey zurückkehrender obgleich oft gestörter Ruhe fand sich auch die Religion wieder ein und wirkte auf eine vorzügliche Weise zum Guten. Treffliche Männer bildeten sich aus zu Aposteln ihres eigenen Vaterlandes, ja des Auslandes. Klöster wurden gestiftet, Schulen eingerichtet und jede Art besserer Bildung schien sich in diese abgesonderten Länder zu flüchten, sich daselbst zu bewahren und zu steigern.

Roger Bacon war in einer Epoche geboren, welche wir die des Werdens, der freyen Ausbildung der Einzelnen neben einander genannt haben, für einen Geist wie der seine, in der glücklichsten. Sein eigentliches Geburtsjahr ist ungewiß, aber die magna Charta war bereits unterzeichnet (1213), als er zur Welt kam, jener große Freyheitsbrief, der durch die Zusätze nachfolgender Zeiten das wahre Fundament neuer englischer Nationalfreyheit geworden. So sehr auch der Clerus und die Baronen für ihren Vortheil dabey mochten gesorgt haben, so gewann doch der Bürgerstand dadurch außerordentlich, daß freyer Handel gestattet, beson-

ders der Verkehr mit Auswärtigen völlig ungehindert seyn sollte, daß die Gerichtsverfassung verbessert ward, daß der Gerichtshof nicht mehr dem Könige folgen, sondern stets an Einem Orte Sitz haben, daß kein freyer Mann sollte gefangen gehalten, verbannt oder auf irgend eine Weise an Freyheit und Leben angegriffen werden; es sey denn, Seinesgleichen hätten über ihn gesprochen, oder es geschähe nach dem Recht des Landes.

Was auch noch in der Verfassung zu wünschen übrig blieb, was in der Ausführung mangeln, was durch politische Stürme erschüttert werden mochte, die Nation war im Vorschreiten, und Roger brachte sein höheres Alter unter der Regierung Königs Eduard des ersten zu, wo die Wissenschaften aller Art einen beträchtlichen Fortgang nahmen und großen Einfluß auf eine vollkommnere Justiz- und Polizeyverfassung hatten. Der dritte Stand wurde mehr und mehr begünstigt und einige Jahre nach Rogers Tode (1297) erhielt die magna Charta einen Zusatz zu Gunsten der Volksclasse.

Obgleich Roger nur ein Mönch war und sich in dem Bezirk seines Klosters halten mochte, so dringt doch der Hauch solcher Umgebungen durch alle Mauern, und gewiß verdankt er gedachten nationellen Anlagen, daß sein Geist sich über die trüben Vorurtheile der Zeit erheben und der Zukunft voreilen konnte. Er war von der Natur mit einem geregelten Charakter begabt, mit

einem solchen, der für sich und andre Sicherheit will, sucht und findet. Seine Schriften zeugen von großer Ruhe, Besonnenheit und Klarheit. Er schätzt die Autorität, verkennt aber nicht das Verworrene und Schwankende der Ueberlieferung. Er ist überzeugt von der Möglichkeit einer Einsicht in Sinnliches und Uebersinnliches, Weltliches und Göttliches.

Zuvörderst weiß er das Zeugniß der Sinne gehörig anzuerkennen; doch bleibt ihm nicht unbewußt, daß die Natur dem bloß sinnlichen Menschen vieles verberge. Er wünscht daher tiefer einzudringen und wird gewahr, daß er die Kräfte und Mittel hiezu in seinem eigenen Geiste suchen muß. Hier begegnet seinem kindlichen Sinne die Mathematik als ein einfaches, eingebornes, aus ihm selbst hervorspringendes Werkzeug, welches er um so mehr ergreift, als man schon so lange alles Eigene vernachläßigt, die Ueberlieferung auf eine seltsame Weise übereinander gehäuft und sie dadurch gewissermaßen in sich selbst zerstört hatte.

Er gebraucht nunmehr sein Organ, um die Vorgänger zu beurtheilen, die Natur zu betasten, und zufrieden mit der Weise, nach der ihm manches gelingt, erklärt er die Mathematik zu dem Hauptschlüssel aller wissenschaftlichen Verborgenheiten.

Je nachdem nun die Gegenstände sind, mit welchen er sich beschäftigt, danach ist auch das Gelingen. In den einfachsten physischen Fällen löst die Formel das

Problem, in complicirteren iſt ſie wohl behülflich, deutet auf den Weg, bringt uns näher; aber ſie dringt nicht mehr auf den Grund. In den höheren Fällen und nun gar im Organiſchen und Moraliſchen bleibt ſie ein bloßes Symbol.

Ob nun gleich der Stoff, den er behandelt, ſehr gehaltvoll iſt, auch nichts fehlt, was den ſinnenden Menſchen intereſſiren kann, ob er ſich ſchon mit großer Ehrfurcht den erhabenen Gegenſtänden des Univerſums nähert; ſo muß er doch den einzelnen Theilen des Wißbaren und Ausführbaren, einzelnen Wiſſenſchaften und Künſten, Unrecht thun, um ſeine Theſe durchzuſetzen. Was in ihnen eigenthümlich, fundamental und elementar gewiß iſt, erkennt er nicht an; er beachtet bloß die Seite, die ſie gegen die Mathematik bieten. So löſt er die Grammatik in Rhythmik, die Logik in Muſik auf, und erklärt die Mathematik wegen Sicherheit ihrer Demonſtrationen für die beſſere Logik.

Indem er nun zwar parteyiſch aber keineswegs Pedant iſt, ſo fühlt er ſehr bald, wo ſeine Grundmaximen (canones), mit denen er alles ausrichten will, nicht hinreichen, und es ſcheint ihm ſelbſt nicht recht Ernſt zu ſeyn, wenn er ſeinen mathematiſch-phyſiſchen Maßſtab geiſtigen und göttlichen Dingen anpaſſen und durch ein witziges Bilderſpiel das, was nicht ineinander greift, zuſammenhängen will.

Bey alle dem läßt ihn ſein großes Sicherheitsbedürfniß durchaus feſte und entſchiedene Schritte thun.

Was die Alten erfahren und gedacht, was er selbst gefunden und ersonnen, das alles bringt er nicht gerade streng methodisch, aber doch in einem sehr faßlichen naiven Vortrag, uns vor Seel' und Gemüth. Alles hängt zusammen, alles hat die schönste Folge, und indem das Bekannte klar vor ihm liegt, so ist ihm auch das Unbekannte selbst nicht fremd; daher er denn voraussieht, was noch künftig zu leisten ist und was erst einige Jahrhunderte nachher, durch fortschreitende Beobachtung der Natur und durch eine immer verfeinerte Technik, wirklich geleistet worden.

Wir lassen ihn seine allgemeinen Grundsätze selbst vortragen, sowohl weil es interessant ist, sie an und für sich kennen zu lernen, als auch weil wir dadurch Gelegenheit finden, unsere Ueberzeugungen in seinem Sinne auszusprechen.

„Es gibt mancherley, das wir geradehin und leicht erkennen; anderes aber, das für uns verborgen ist, welches jedoch von der Natur wohl gekannt wird. Dergleichen sind alle höhere Wesen, Gott und die Engel, als welche zu erkennen die gemeinen Sinne nicht hinreichen. Aber es findet sich, daß wir auch einen Sinn haben, durch den wir das gleichfalls erkennen, was der Natur bekannt ist, und dieser ist der mathematische: denn durch diesen erkennen wir auch die höheren Wesen, als den Himmel und die Sterne, und gelangen auf diesem Wege zur Erkenntniß der übrigen erhabenen

Fernando, ihre Loken ſtreichelnd.

Ob du wohl graue Haare davon gekriegt haſt? — Es iſt dein Glük, daß ſie ſo blond ohne das ſind — Zwar ausgefallen ſcheinen dir keine zu ſeyn. (Er zieht ihr den Kamm aus den Haaren, und ſie rollen tief herunter.)

Stella.

Muthwille!

Fernando, ſeine Arme drein wikelnd.

Rinaldo wieder in den alten Ketten.

Bedienter kommt.

Bediente.

Gnädige Frau! —

Stella.

Was haſt du? Du machſt ein verdrießlich, ein kaltes Geſicht; du weiſt, die Geſichter ſind mein Tod, wenn ich vergnügt bin.

Bediente.

Und doch gnädige Frau — Die zwei Fremden wollen fort!

Stella.

Naturen und zwar auch auf eine einfache und leichte Weise."

„Alle natürlichen Dinge werden zum Daseyn gebracht durch ein Wirksames und durch eine Materie, auf welche jenes seine Thätigkeit ausübt: denn diese beyden treffen zu allererst zusammen. Denn das Handelnde durch seine Tugend bewegt und verwandelt die Materie, daß sie eine Sache werde; aber die Wahrheit des Wirksamen und der Materie können wir nicht einsehen, ohne große Gewalt der Mathematik, ja nicht einmal die hervorgebrachten Wirkungen. Diese drey sind also zu beachten, das Wirkende, die Materie und das Gewirkte.

Alles Wirksame handelt durch seine Tugend, die es in der untergelegten Materie zur Wirklichkeit bringt. Eine solche (abgeleitete) Tugend wird ein Gleichniß, ein Bild, ein Artiges genannt und sonst noch auf mancherley Weise bezeichnet. Dieses aber wird sowohl durch die Wesenheit als durch das Zufällige, durch das Geistige wie durch das Körperliche hervorgebracht, durch die Wesenheit aber mehr, als durch das Zufällige, durch das Geistige mehr als durch das Körperliche; und dieses Gleichartige macht alle Wirkungen dieser Welt: denn es wirkt auf den Sinn, auf den Geist und auf die ganze Materie der Welt durch Erzeugung der Dinge. Und so bringt ein natürlich Wirksames immer Ein- und dasselbe hervor, es mag wirken, wor-

auf es will; weil es hier nicht etwa überlegen und wählen kann, sondern was ihm vorkommt macht es zu seines gleichen. Wirkt es auf Sinne und Verstandeskräfte, so entsteht das Bild, das Gleichartige, wie ein jeder weiß, aber auch in der Materie wird dieses Gleichniß gewirkt. Und diejenigen wirksamen Wesen, welche Vernunft und Verstand haben, wenn sie gleich vieles aus Ueberlegung und Wahl des Willens thun, so ist doch diese Wirkung, die Erzeugung des Gleichnisses, ihnen so gut natürlich als andern Wesen, und so vervielfältigt die Wesenheit der Seele ihre Tugend im Körper und außerhalb des Körpers, und ein jeder Körper schafft auch außer sich seine Tugenden, und die Engel bewegen die Welt durch dergleichen Tugenden.

Aber Gott schafft die Tugenden aus Nichts, die er alsdann in den Dingen vervielfältigt. Die erschaffenen wirksamen Wesen vermögen dieß nicht, sondern leisten das Ihre auf andre Weise, wobey wir uns gegenwärtig nicht aufhalten können. Nur wiederhohlen wir, daß die Tugenden wirksamer Wesen in dieser Welt alles hervorbringen. Dabey ist aber zweyerley zu bemerken: erstlich die Vervielfältigung des Gleichnisses und der Tugend, von dem Ursprung ihrer Zeugung her; zweytens das mannigfaltige Wirken in dieser Welt, wodurch Fortzeugung und Verderbniß entsteht. Das Zweyte läßt sich nicht ohne das Erste begreifen; deshalb wir uns zuerst an die Vervielfältigung wenden."

Wie er nun zu Werke geht, die Vervielfältigung der urſprünglichen Tugenden nach Linien, Winkeln, Figuren und ſo fort auf mathematiſche Weiſe zu bewirken, iſt höchſt bedeutend und erfreulich. Beſonders gelingt es ihm, die fortſchreitende Wirkung phyſiſcher und mechaniſcher Kräfte, die wachſende Mittheilung erſter Anſtöße, vorzüglich auch die Rückwirkungen, auf eine folgerechte und heitre Weiſe abzuleiten. So einfach ſeine Maximen ſind, ſo fruchtbar zeigen ſie ſich in der Anwendung, und man begreift wohl, wie ein reines freyes Gemüth ſehr zufrieden ſeyn konnte, auf ſolche Weiſe ſich von himmliſchen und irdiſchen Dingen Rechenſchaft zu geben.

Von Farben ſpricht er nur gelegentlich. Auch er ſetzt ſie voraus und erwähnt ihrer mehr beyſpielsweiſe und zu Erläuterung anderer Erſcheinungen, als daß er ſie ſelbſt zu ergründen ſuchte. Wir könnten es alſo hier bey dem Geſagten bewenden laſſen. Damit aber doch etwas geſchehe, ſo verſetzen wir uns im Geiſt an ſeine Stelle, nehmen an, das Büchlein von Theophraſt ſey ihm bekannt geweſen, was die Griechen eingeſehen, ſey auch ihm zur Ueberzeugung geworden, ihm wäre nicht entgangen, worauf es eigentlich bey der Sache ankomme, und ſo hätte er nachſtehende kurze Farbenlehre, ſeinen Maximen gemäß, verfaſſen können, die auch uns ganz willkommen ſeyn würde.

Das Licht ist eine der ursprünglichen, von Gott erschaffenen Kräfte und Tugenden, welches sein Gleichniß in der Materie darzustellen sich bestrebt. Dieses geschieht auf mancherley Weise, für unser Auge aber folgendermaßen.

Das reine Materielle, insofern wir es mit Augen erblicken, ist entweder Durchsichtig, oder Undurchsichtig, oder Halbdurchsichtig. Das letzte nennen wir Trübe. Wenn nun die Tugend des Lichts durch das Trübe hindurchstrebt, so daß seine ursprüngliche Kraft zwar immer aufgehalten wird, jedoch aber immer fortwirkt, so erscheint sein Gleichniß Gelb und Gelbroth; setzt aber ein Finsteres dem Trüben Gränze, so daß des Lichts Tugend nicht fortzuschreiten vermag, sondern aus dem erhellten Trüben als ein Abglanz zurückkehrt, so ist dessen Gleichniß Blau und Blauroth.

Aehnliches begegnet bey durchsichtigen und undurchsichtigen Körpern, ja im Auge selbst.

Diese Wirkungen sind sehr einfach und beschränkt. Die Unendlichkeit und Unzähligkeit der Farben aber erzeugt sich aus der Mischung und daß die ursprünglichen Farben abermals ihr Gleichniß in der Materie und sonst hervorbringen, welches denn, wie alles Abgeleitete, unreiner und ungewisser erscheint; wobey wir jedoch zu bedenken haben, daß eben durch dieses Abgeleitete, durch dieses Bild vom Bilde, durch das Gleichniß vom Gleichniß, das meiste geschieht und eben dadurch das

völlige Verſchwinden der erſten Tugend, Verderbniß und Untergang möglich wird.

Nachſtehendes kann zum Theil als Wiederholung, zum Theil als weitre Aus- und Fortbildung des oben Geſagten angeſehen werden; ſodann aber mag man entſchuldigen, daß hier abermals gelegentlich erregte Gedanken mit aufgeführt ſind.

Die Schriften Bacons zeugen von groſſer Ruhe und Beſonnenheit. Er fühlte ſehr tief den Kampf, den er mit der Natur und mit der Ueberlieferung zu beſtehen hat. Er wird gewahr, daß er die Kräfte und Mittel hiezu bey ſich ſelbſt ſuchen muß. Hier findet er die Mathematik als ein ſicheres, aus ſeinem Innern hervorſpringendes Werkzeug. Er operirt mit demſelben gegen die Natur und gegen ſeine Vorgänger, ſein Unternehmen glückt ihm und er überzeugt ſich, daß Mathematik den Grund zu allem Wiſſenſchaftlichen lege.

Hat ihm jedoch dieſes Organ bey allem Meßbaren gehörige Dienſte geleiſtet, ſo findet er bald bey ſeinem zarten Gefühle, daß es Regionen gebe, wo es nicht hinreicht. Er ſpricht ſehr deutlich aus, daß ſie in ſolchen Fällen als eine Art von Symbolik zu brauchen ſey; aber in der Ausführung ſelbſt vermiſcht er den reellen Dienſt, den ſie ihm leiſtet, mit dem ſymboliſchen; wenigſtens knüpft er beyde Arten ſo genau zuſammen,

daß er beyden denſelben Grad von Ueberzeugung zuſchreibt, obgleich ſein Symboliſiren manchmal bloß auf ein Witzſpiel hinausläuft. In dieſem Wenigen ſind alle ſeine Tugenden und alle ſeine Fehler begriffen.

Man halte dieſe Anſicht feſt und man wird ſich überzeugen, daß es eine falſche Anwendung der reinen Mathematik und eben ſo eine falſche Anwendung der angewandten Mathematik gebe. Offenbar iſt die Aſtrologie aus der Aſtronomie durch den eben gerügten Mißgriff entſtanden, indem man aus den Wirkungen bekannter Kräfte auf die Wirkungen unbekannter ſchloß und beyde als gleichgeltende behandelte.

Man ſehe, wie Baco das Mathematiſche geiſtigen und geiſtlichen Dingen annähern will durch ein anmuthiges, heiteres Zahlenſpiel.

Ein großer Theil deſſen, was man gewöhnlich Aberglauben nennt, iſt aus einer falſchen Anwendung der Mathematik entſtanden, deswegen ja auch der Name eines Mathematikers mit dem eines Wahrſagers und Aſtrologen gleich galt. Man erinnere ſich der Signatur der Dinge, der Chiromantie, der Punctirkunſt, ſelbſt des Höllenzwangs; alle dieſes Unweſen nimmt ſeinen wüſten Schein von der klarſten aller Wiſſenſchaften, ſeine Verworrenheit von der exacteſten. Man hat daher nichts für verderblicher zu halten, als daß man, wie in der neuern Zeit abermals geſchieht, die Mathematik aus der Vernunft- und Verſtandesregion, wo ihr Sitz

iſt, in die Region der Phantaſie und Sinnlichkeit frey-entlich herüberzieht.

Dunklen Zeiten ſind ſolche Mißgriffe nachzuſehen; ſie gehören mit zum Charakter. Denn eigentlich ergreift der Aberglaube nur falſche Mittel, um ein wahres Bedürfniß zu befriedigen, und iſt deswegen weder ſo ſcheltenswerth als er gehalten wird, noch ſo ſelten in den ſogenannten aufgeklärten Jahrhunderten und bey aufgeklärten Menſchen.

Denn wer kann ſagen, daß er ſeine unerläßlichen Bedürfniſſe immer auf eine reine, richtige, wahre, untadelhafte und vollſtändige Weiſe befriedige; daß er ſich nicht neben dem ernſteſten Thun und Leiſten, wie mit Glauben und Hoffnung, ſo auch mit Aberglauben und Wahn, Leichtſinn und Vorurtheil hinhalte.

Wie viel falſche Formeln zu Erklärung wahrer und unläugbarer Phänomene finden ſich nicht durch alle Jahrhunderte bis zu uns herauf. Die Schriften Luthers enthalten, wenn man will, viel mehr Aberglauben, als die unſers engliſchen Mönchs. Wie bequem macht ſich's nicht Luther durch ſeinen Teufel, den er überall bey der Hand hat, die wichtigſten Phänomene der allgemeinen und beſonders der menſchlichen Natur auf eine oberflächliche und barbariſche Weiſe zu erklären und zu beſeitigen; und doch iſt und bleibt er, der er war, außerordentlich für ſeine und für künftige Zeiten. Bey ihm kam es auf That an; er fühlte den

Conflict, in dem er sich befand, nur allzu lästig, und indem er sich das ihm Widerstrebende recht häßlich, mit Hörnern, Schwanz und Klauen dachte, so wurde sein heroisches Gemüth nur desto lebhafter aufgeregt, dem Feindseligen zu begegnen und das Gehaßte zu vertilgen.

An jene Neigung Roger Bacons, das Unbekannte durch das Bekannte aufzulösen, das Ferne durch das Nahe zu gewältigen, wodurch sich eben sein vorzüglicher Geist legitimirt, schließt sich eine Eigenheit an, welche genau beachtet zu werden verdient, weil sie schon früher historische Zweifel erregt hat. Aus gewissen Eigenschaften der Körper, die ihm bekannt sind, aus gewissen Folgen, die sich von ihrer Verbindung oder von einer gewissen bestimmten Form hoffen lassen, folgert er so richtig, daß er über das, was zu seiner Zeit geleistet war, weit hinausgehe und von Dingen spricht, als wenn sie schon geleistet wären. Das Schießpulver, besonders aber die Fernröhre, behandelt er so genau, daß wir uns überzeugt halten müssen, er habe sie vor sich gehabt, zumal da er ja schon geschliffene Kugeln, Abschnitte von Kugeln in Glas besessen.

Allein wem bekannt ist, wie der Menschengeist voreilen kann, ehe ihm die Technik nachkommt, der wird auch hier nichts Unerhörtes finden.

Und so wagen wir zu behaupten, daß es nur Folgerungen bey ihm gewesen. Auch hier bey der ange-

wandten Mathematik geht es ihm, wie bey der reinen. Wie er jene anwendete, wo sie nicht hingehörte, so traut er dieser zu, was sie nicht leisten kann.

Durch die von ihm beschriebenen Gläser soll man nicht allein die entferntesten Gegenstände ganz nah, die kleinsten ungeheuer groß im eignen Auge wahrnehmen; sondern diese und andre Bilder sollen auch hinaus in die Luft, in die Atmosphäre, geworfen einer Menge zur Erscheinung kommen. Zwar ist auch dieses nicht ohne Grund. So mancherley Naturerscheinungen, die auf Refraction und Reflexion beruhen, die viel später erfundene Camera obscura, die Zauberlaterne, das Sonnenmikroscop und ihre verschiedenen Anwendungen haben sein Vorausgesagtes fast buchstäblich wahr gemacht, weil er alle diese Folgen voraussah. Aber die Art, wie er sich über diese Dinge äußert, zeigt, daß sein Apparat nur in seinem Geiste gewirkt und daß daher manche imaginäre Resultate entsprungen seyn mögen.

Zunächst bemerken wir, daß er, wie alle Erfinder, weit schauende und geistig lebhaft wirkende Menschen, von seinen Zeitgenossen angegangen worden, auch unmittelbar etwas zu ihrem Nutzen zu thun. Der Mensch ist so ein Lust- und Hülfsbedürftiges Wesen, daß man ihm nicht verargen kann, wenn er sich überall umsieht, wo er im Glück einigen Spaß und in der Bedrängtheit einigen Beystand finden kann.

Den Mathematikern sind von jeher die Kriegshelden auf der Spur gewesen, weil man seine Macht gern mechanisch vermehren und jeder Uebermacht große Wirkungen mit geringen Kräften entgegensetzen möchte. Daher findet sich bey Baco die Wiederhohlung älterer und die Zusicherung neuer dergleichen Hülfsmittel. Brennspiegel, um in der Ferne die Sonnenstrahlen zu concentriren, Vervielfältigungsspiegel, wodurch dem Feinde wenige Truppen als eine große Anzahl erschienen, und andre solche Dinge kommen bey ihm vor, die wunderbar genug aussehen, und die dennoch bey erhöhter Technik, geübtester Taschenspielerkunst, und auf andre Weise wenigstens zum Theil möglich gemacht worden.

Daß man ihn der Irrlehre angeklagt, das Schicksal hat er mit allen denen gemein, die ihrer Zeit vorlaufen; daß man ihn der Zauberey bezüchtigt, war damals ganz natürlich. Aber seine Zeit nicht allein beging diese Uebereilung, daß sie das, was tiefen, unbekannten, festgegründeten, consequenten, ewigen Naturkräften möglich ist, als dem Willen und der Willkühr unterworfen, als zufällig herbeygerufen, im Widerstreit mit Gott und der Natur gelten ließ.

Auch hierüber ist der Mensch weder zu schelten noch zu bedauern: denn diese Art von Aberglauben wird er nicht los werden, so lange die Menschheit existirt. Ein solcher Aberglaube erscheint immer wieder, nur unter einer andern Form. Der Mensch sieht nur

Stella.

Fort? Ach!

Bediente.

Wie ich sage. Ich sah' die Tochter in's Posthaus gehn, wieder kommen, zur Mutter reden; Da erkundigt' ich mich drüben: es hieß, sie hätten Extrapost bestellt, da der Postwagen hinunter schon fort ist. Ich redete mit ihnen; sie bat mich, die Mutter, in Thränen, ich sollte ihnen ihre Kleider heimlich hinüber schaffen, und der gnädigen Frau tausend Seegen wünschen; sie könnten nicht bleiben.

Fernando.

Es ist die Frau, die heute mit ihrer Tochter angekommen ist? —

Stella.

Ich wollte die Tochter in meine Dienste nehmen, und die Mutter dazu behalten — O daß sie mir iezt diese Verwirrung machen, Fernando! —

die Wirkungen, die Ursachen, selbst die nächsten, sind ihm unbekannt; nur sehr wenige, tiefer dringende, erfahrene, aufmerkende werden allenfalls gewahr, woher die Wirkung entspringe.

Man hat oft gesagt und mit Recht, der Unglaube sey ein umgekehrter Aberglaube, und an dem letzten möchte gerade unsere Zeit vorzüglich leiden. Eine edle That wird dem Eigennutz, eine heroische Handlung der Eitelkeit, das unläugbare poetische Product einem fieberhaften Zustande zugeschrieben; ja was noch wunderlicher ist, das allervorzüglichste was hervortritt, das allermerkwürdigste was begegnet, wird so lange als nur möglich ist, verneint.

Dieser Wahnsinn unserer Zeit ist auf alle Fälle schlimmer, als wenn man das Außerordentliche, weil es nun einmal geschah, gezwungen zugab und es dem Teufel zuschrieb. Der Aberglaube ist ein Erbtheil energischer, großthätiger, fortschreitender Naturen; der Unglaube das Eigenthum schwacher, kleingesinnter, zurückschreitender, auf sich selbst beschränkter Menschen. Jene lieben das Erstaunen, weil das Gefühl des Erhabenen dadurch in ihnen erregt wird, dessen ihre Seele fähig ist, und da dieß nicht ohne eine gewisse Apprehension geschieht, so spiegelt sich ihnen dabey leicht ein böses Princip vor. Eine ohnmächtige Generation aber wird durchs Erhabene zerstört, und da man Niemanden zumuthen kann, sich willig zerstören zu lassen; so haben sie völlig das Recht, das Große und Uebergroße, wenn

es neben ihnen wirkt, so lange zu läugnen, bis es historisch wird, da es denn aus gehöriger Entfernung in gedämpftem Glanze leidlicher anzuschauen seyn mag.

Nachlese.

Unter dieser Rubrik mag das wenige Platz nehmen, was wir in unsern Collectaneen, den erst besprochenen Zeitpunct betreffend, vorgefunden haben.

Von den Arabern ist mir nicht bekannt geworden, daß sie eine theoretische Aufmerksamkeit auf die Farbe geworfen hätten. Averroes und Avempazes mögen, wie aus einigen Citaten zu vermuthen ist, bey Gelegenheit, daß sie den Aristoteles commentirt, etwas beyläufig darüber geäußert haben. Das Büchlein des Theophrast scheint ihrer Aufmerksamkeit entgangen zu seyn. Alhazen, von dem ein optischer Tractat auf uns gekommen, beschäftigt sich mit den Gesetzen des Sehens überhaupt; doch war ihm der im Auge bleibende Eindruck eines angeschauten Bildes bekannt geworden.

Ueberhaupt war dieses physiologische Phänomen des bleibenden, ja des farbig abklingenden Lichteindruckes rein sinnlichen Naturen jener Zeit nicht verborgen geblieben, weshalb wir eine Stelle des Augustinus und eine des Themistius als Zeugniß anführen.

Augustinus.

Wenn wir eine Zeitlang irgend ein Licht anschauen, und sodann die Augen schließen, so schweben vor unserm Blick gewisse leuchtende Farben, die sich verschiedentlich verändern und nach und nach weniger glänzen, bis sie zuletzt gänzlich verschwinden. Diese können wir für das überbleibende jener Form halten, welche in dem Sinn erregt ward, indem wir das leuchtende Bild erblickten.

Themistius.

Wenn Jemand den Blick von einem Gegenstande, den er aufs schärfste betrachtet hat, wegwendet, so wird ihn doch die Gestalt der Sache, die er anschaute, begleiten, als wenn der frühere Anstoß die Augen bestimmt und in Besitz genommen hätte. Deshalb, wenn Jemand aus dem Sonnenschein sich ins Finstere begibt, sehen die vor großem Glanz irre gewordenen Augen nichts; auch wenn du etwas sehr Glänzendes oder Grünes länger angesehen, so wird alles, was dir hernach in die Augen fällt, gleichfarbig erscheinen. Nicht weniger, wenn du die Augen gegen die Sonne, oder sonst etwas glänzendes richtest, und sodann zudrückst; so wirst du eine Farbe sehen, wie etwa Weiß oder Grün, welche sich alsdann in Hochroth verwandelt, sodann in Purpur, nachher in andre Farben, zuletzt ins Schwarze, von da an aber abnimmt und verschwindet. Gleichermaßen zerrüttet auch das, was sich

ſchnell bewegt, unſere Augen, ſo daß, wenn du in einen reißenden Strom hinabſiehſt, eine Art von Schäumen und Schwindel in dir entſteht, und auch das Stillſtehende ſich vor dir zu bewegen ſcheint.

Luſt am Geheimniß.

Das Ueberlieferte war ſchon zu einer großen Maſſe angewachſen, die Schriften aber, die es enthielten, nur im Beſitz von wenigen; jene Schätze, die von Griechen, Römern und Arabern übrig geblieben waren, ſah man nur durch einen Flor; die vermittelnden Kenntniſſe mangelten; es fehlte völlig an Critik; apocryphiſche Schriften galten den ächten gleich, ja es fand ſich mehr Neigung zu jenen als zu dieſen.

Eben ſo drängten ſich die Beobachtungen einer erſt wieder neu und friſch erblickten Natur auf. Wer wollte ſie ſondern, ordnen und nutzen? Was jeder Einzelne erfahren hatte, wollte er auch ſich zu Vortheil und Ehre gebrauchen; beydes wird mehr durch Vorurtheile als durch Wahrhaftigkeit erlangt. Wie nun die früheren, um die Gewandtheit ihrer dialectiſchen Formen zu zeigen, auf allen Cathedern ſich öffentlich hören ließen; ſo fühlte man ſpäter, daß man mit einem gehaltreichen Beſitz Urſach hatte ſparſamer umzugehen. Man verbarg, was dem Verbergenden ſelbſt

noch halb verborgen war, und weil es bey einem gro-ßen Ernſt an einer vollkommnen Einſicht in die Sache fehlte; ſo entſtand, was uns bey Betrachtung jener Bemühungen irre macht und verwirrt, der ſeltſame Fall, daß man verwechſelte, was ſich zu eſoteriſcher und was ſich zu exoteriſcher Ueberlieferung qualificirt. Man verhehlte das Gemeine und ſprach das Ungemeine laut, wiederhohlt und dringend aus.

Wir werden in der Folge Gelegenheit nehmen, die mancherley Arten dieſes Verſteckens näher zu betrachten. Symbolik, Allegorie, Räthſel, Attrape, Chiffriren wurden in Uebung geſetzt. Aprehenſion gegen Kunſtverwandte, Marktſchreyerey, Dünkel, Witz und Geiſt hatten alle gleiches Intereſſe, ſich auf dieſe Weiſe zu üben und geltend zu machen, ſo daß der Gebrauch dieſer Verheimlichungskünſte ſehr lebhaft, bis in das ſiebzehnte Jahrhundert hinübergeht, und ſich zum Theil noch in den Canzleyen der Diplomatiker erhält.

Aber auch bey dieſer Gelegenheit können wir nicht umhin, unſern Roger Baco, von dem nicht genug Gutes zu ſagen iſt, höchlich zu rühmen, daß er ſich dieſer falſchen und ſchiefen Ueberlieferungsweiſe gänzlich enthalten, ſo ſehr, daß wir wohl behaupten können, der Schluß ſeiner höchſtſchätzbaren Schrift de mirabili potestate artis et naturae gehöre nicht ihm, ſondern einem Verfälſcher, der dadurch dieſen kleinen Tractat an eine Reihe alchymiſtiſcher Schriften anſchließen wollen.

An dieser Stelle müssen wir manches, was sich in unsern Collectaneen vorfindet, bey Seite legen, weil es uns zu weit von dem vorgesteckten Ziele ablenken würde. Vielleicht zeigt sich eine andere Gelegenheit, die Lücke, die auch hier abermals entsteht, auf eine schickliche Weise auszufüllen.

Vierte Abtheilung.

Sechszehntes Jahrhundert.

Eine geſchichtliche Darſtellung nach Jahrhunderten einzutheilen, hat ſeine Unbequemlichkeit. Mit keinem ſchneiden ſich die Begebenheiten rein ab; Menſchen Leben und Handeln greift aus einem ins andre; aber alle Eintheilungsgründe, wenn man ſie genau beſieht, ſind doch nur von irgend einem Ueberwiegenden hergenommen. Gewiſſe Wirkungen zeigen ſich entſchieden in einem gewiſſen Jahrhundert, ohne daß man die Vorbereitung verkennen, oder die Nachwirkung läugnen möchte. Bey der Farbenlehre geben uns die drey nunmehr auf einander folgenden Jahrhunderte Gelegenheit, das was wir vorzutragen haben, in gehöriger Abſonderung und Verknüpfung darzuſtellen.

Daß wir in der ſo genannten mittlern Zeit für Farbe und Farbenlehre wenig gewonnen, liegt in dem vorhergehenden nur allzu deutlich am Tage. Vielleicht

glückt es denjenigen, die sich mit den Denkmalen jener Zeit genauer bekannt machen, noch einiges aufzufinden; vielleicht kann in der Geschichte des Colorits und der Färbekunst noch manches beygebracht werden. Für uns ging die Farbenlehre mit dem Glanz der übrigen Wissenschaften und Künste scheidend unter, um erst später wieder hervorzutreten. Wenn wir hier und da der Farbe erwähnt finden, so ist es nur gelegentlich; sie wird vorausgesetzt wie das Athemholen und Sprechen bey der Redekunst. Niemand beschäftigt sich mit ihren Elementen und Verhältnissen, bis endlich diese erfreuliche Erscheinung, die uns in der Natur so lebhaft umgibt, auch für das Bewußtseyn mit den übrigen Wissenschaften aus der Ueberlieferung wieder hervortritt.

Je mehrere und vorzüglichere Menschen sich mit den köstlichen überlieferten Resten des Alterthums beschäftigen mochten, desto energischer zeigte sich jene Function des Verstandes, die wir wohl die höchste nennen dürfen, die Critik nämlich, das Absondern des Aechten vom Unächten.

Dem Gefühl, der Einbildungskraft ist es ganz gleichgültig, wovon sie angeregt werden, da sie beyde ganz reine Selbstthätigkeiten sind, die sich ihre Verhältnisse nach Belieben hervorbringen, nicht so dem Verstande, der Vernunft. Beyde haben einen entschiedenen Bezug auf die Welt; der Verstand will sich

nichts Unächtes aufbinden lassen, und die Vernunft verabscheuet es.

Dieser natürliche Abscheu vor dem Unächten und das Sonderungsvermögen sind nicht immer beysammen. Jener fühlt wohl, was er will, aber vermag es nicht immer zu beweisen; dieses will eigentlich nichts, aber das Erkannte vermag es darzuthun. Es verwirft wohl ohne Abneigung und nimmt auf ohne Liebe. Vielleicht entsteht dadurch eine der Absicht gemäße Gerechtigkeit. Wenn beydes jedoch, Abscheu und Sonderungsgabe, zusammenträfe, stünde die Critik wohl auf der höchsten Stufe.

Die Bibel, als ein heiliges unantastbares Buch, entfernte von sich die Critik, ja eine uncritische Behandlung schien ihr wohl angemessen. Den platonischen und aristotelischen Schriften erging es anfänglich auf ähnliche Weise. Erst später sah man sich nach einem Prüfstein um, der nicht so leicht zu finden war. Doch ward man zuletzt veranlaßt, den Buchstaben dieser Werke näher zu untersuchen; mehrere Abschriften gaben zu Vergleichung Anlaß. Ein richtigeres Verstehen führte zum bessern Uebersetzen. Dem geistreichen Manne mußten bey dieser Gelegenheit Emendationen in die Hand fallen und der reine Wortverstand immer bedeutender werden.

Die Farbenlehre verdankt auch diesen Bemühungen ihre neuen Anfänge, obgleich das, was auf solche

Weiſe geſchehen, für die Folge ohne ſonderliche Wirkung blieb. Wir werden hier zuerſt das Büchlein des Antonius Thyleſius von den Farben in der Urſchrift abdrucken laſſen, und ſodann unſre Leſer mit dieſem Manne etwas näher bekannt machen; ferner des Simon Portius gedenken, welcher die kleine ariſtoteliſche Schrift, deren Ueberſetzung wir früher eingerückt, zuerſt überſetzt und commentirt. Ihm folgt Julius Cäſar Scaliger, der im ähnlichen Sinne für uns nicht ohne Verdienſt bleibt; ſo wie wir denn auch bey dieſer Gelegenheit den Aufſatz über Farbenbenennung, den wir auf der vier und funfzigſten Seite eingeſchaltet, wieder in Erinnerung zu bringen haben.

Fernando.

Was mag ihnen ſeyn?

Stella.

Gott weis! Ich kann, ich mag nichts wiſſen. Verlieren mögt ich ſie nicht gern — Hab ich doch dich, Fernando! — Ich würde zu Grunde gehn in dieſen Augenblikken! Rede mit ihnen Fernando! — — Eben iezt! iezt! — Schik die Mutter, Wilhelm; ſie ſoll Freiheit haben — Fernando, ich will ins Bosket! Komm nach! Komm nach! — Ihr Nachtigallen, ihr empfangt ihn noch!

Fernando.

Liebſte Liebe!

Stella, an ihm hangend.

Und du kommſt doch bald?

Fernando.

Gleich! Gleich!

(Stella ab.)

Fer-

Antonii Thylesii

De Coloribus

Libellus.

Dicam aliquid de coloribus in hoc libello, non quidem unde conficiantur aut quae sit eorum natura: neque enim pictoribus haec traduntur aut philosophis, sed tantum philologis, qui Latini sermonis elegantiam studiose inquirunt. Scribam omnia breviter et accurate, ac rerum ipsarum nomina, quo statim colores intelligantur, singulis apponam.

1. *Coeruleus.* Exordiar primum à coeruleo: quo nisi natura ipsa maxime gauderet, nunquam profecto deorum hoc domicilium

> Continuo circumplexu cuncta coerceus,
> Specie tam laeta universum exhilarasset.

reliquos deinde contexam. Coeruleus igitur dictus quasi coeluleus, ut ex voce ipsa apparet, proprie color est coeli, sed sereni: id quod Ennius respiciens, Coeli inquit, coerula templa. atque inde ab omnibus mare appellatur coeruleum: refert enim illud eundem quem ab ipso superne accipit coeli nitorem. Quare ex antiquis nonnulli, ut alterum Homeri opus, propter caedes, de quibus illic poeta loquitur, co-

lore exornabant sanguineo: sic Odysseam, ubi Ulyssis idem maritimos scribit errores, membrana contegebant coerulea. Sed quoniam coerulei quaedam species est pene nigra, ut quod *Indicum* dicitur, eoque olim vestitu Graecae mulieres amictae producebant eorum funera, quorum in coelum animas migrasse coeruleum existimabant: idcirco pro tristi nonnunquam capitur, ut apud Virgilium puppis coerulea Charontis, Imberque et Sol coeruleus. Cucumis autem coeruleus, nam id quoque legitur, Melopeponem significat, qui inter cucumeres, multa enim sunt eorum genera, pulcherrimus est. Nec tantum coerulei videtur particeps, sed ipsius quoque mundi gradus, introrsum versus, attenuatos ostendit, ut hoc olim de eo lusimus,

Quis neget e coelo missum formamque, coloremque
Atque gradus coeli Nectaris atque refert.

Est enim sapore svavissimo. Sine ulla dubitatione, quod nos coeruleum, Graeci dicunt *cyaneum*, in quorum etiam commentariis *lazurion* invenio. Adscribitur huic generi, qui *venetus* olim nunc vulgo *blavus* nuncupatur color, ex factione Circensi valde nobilitatus. Fuerunt autem colores in Circo, praeter hunc venetum, roseus, albus et prasinus: quibus auratus postea, purpureus et luteus additi sunt. De iis loco dicemus.

2. *Caesius.* Caesius vero si dictus esset, ut doctissimi viri monumentis olim tradiderunt, quasi coelius a coelo, eadem foret in coelo et caesio diphthongus. Constat autem esse in iis vocibus diversam: nihil praeterea differret a coeruleo, quando id, ut ostendimus, a coelo deductum est: differt autem sine dubio, vel ex ipsius M. Tullii auctoritate, cujus haec sunt verba in primo de natura deorum libro, Caesios oculos Minerva, coeruleos esse Neptuni. Ad haec non quemadmodum legimus coelum, mare, vestem, florem coeruleum: ita legimus coelum, mare, vestem, florem caesium: sed oculos tantum caesios veteres dixerunt, quibus inest fulgor quidam visu horrendus. Unde existimo, sicut Caesar et Caeso dicuntur a caedendo: ita caesium a caede nominatum esse: ut qui caesius sit, caedem quodammodo oculis minari videatur: qualis proelio gaudens et caede dicitur fuisse Minerva, ex quo illa ab antiquis vocata fuit, ut ego arbitror, caesia. Significat hoc M. Cicero, ubi de Catilina ait, Notat et designat oculis ad caedem unumquemque nostrum. Hic qui oculis ad caedem Senatores designabat, caesius erat. Cujus etiam oculos Sallustius, insignis historicus, fuisse tradidit foedos, id est caesios. Cujusmodi memoriae proditum est Neronis quoque oculos fuisse: quod ipsum non leve fuit argumentum tyrannicae crudelitatis. Quin a Terentio caesii hominis facies dicitur cadaverosa, hoc est immanis, et saevitiam arguens, qualem Sicarii prae

se ferunt et carnifices: quamvis alii parum erudite cadaverosam pro sublivida exposuerint. Enimvero leonis oculos si quis inspexit, qualis sit hic color, intelligit. Micant illi, ut studiose ipsi prope consideravimus, velut ignis penitus flagrans. Dicitur color hic Graece ab omnibus *glaucus*, quod verbum longo jam usu Latini poetae suum fecerunt. Latius tamen patet glaucus: nam praeter oculos noctuinos, quos, ut avis ipsius Graecum nomen declarat, omnes glaucos esse confirmant: multa quoque dicuntur glauca, ut ulva palustris herba: ut salix, cujus quum frondes, tum multo magis cortex in ramis, praesertim anniculis, nitet hoc colore. Quem laudat Virgilius in equis eosque noto carmine glaucos appellat, communi Italorum lingua *baios* nominatos. Nam spadices honesti ab eodem poeta ibidem vocati, illustriores sunt aliquanto, baii et ipsi, sed clari vulgo nuncupati: atque ii duo aliorum omnium maxime probantur colores in equis. Ulva igitur et salix, quas idem Virgilius glaucas dixit, equi item species optima: castaneae etiam nucis tunica, aliaque multa, praeter leonis ac noctuae oculos, colorem glaucum ostendunt. Sed ut unde discessi, redeam: quando caesius color tantum est oculorum, videndum est, ne is sit potius quem Aristoteles *charopon* vocat. Sic enim ab illo dicitur leo ab oculorum saevitia, quem Catullus poeta doctissimus caesium appellat. Unde Hercules cognomento dictus fuit *chareps*, quasi iracunde intuens. Nam *chara* Graece, ira

quoque dicitur Latine: et ex eodem ut puto, horrore Charybdis nominata est, et Charon: de quo cum inquit Virgilius, Stant circum lumina flamma, Caesium voluit senem illum horribilem ac dirum significare. Quamvis non nesciam, charopon ab aliis aliter quoque exponi.

3. *Ater.* Horribilis etiam color est ater dictus, omnino velut anthrax, id est carbo: nam proprie est carbonis extincti. Quare scite, ut omnia, Terentius, Tam excoctam, inquit, reddam atque atram, quam est carbo. Et inde a Virgilio cinis dictus est ater et favilla atra. Sanguis praeterea caloris atque coloris ignei particeps, effusus ac frigefactus amisso rubore, tanquam in carbonem mutatus, ater ab omnibus vocatur. Dicitur et mors atra, quia cadaver extincto calore illo vitali, quo corpus alitur, atrum relinquitur, ut est carbo, quae mihi perquam elegans videtur similitudo. Quid quod dies atri eadem de causa dicti fuerunt! Qui enim luctum afferebant, carbonibus: ut contra dies laeti scrupis signabantur gypseis. ex quo Horatius ait:

Creta, an carbone notandi.

Differt in hoc a colore *nigro*, quod ut omnis ater est niger: sic non omnis niger est ater: horrendus est hic, tristis, visu injucundus, lugentibus accommodatus, ille contra nonnunquam lepidus ac

venustus: ut humani oculi sunt complures, quos nemo atros diceret, sed nigros, iisque tamen nihil majori cum voluptate spectamus. Vocabatur autem ater ab antiquis etiam *anthracinus*, idemque *furvus:* quibus longe minus sunt nigri, *lividus* et *fuscus*. Alter ex gravi corporis ictu proveniens deformitatem habet. Unde invidi aliorum bonis, velut verberibus laniati, et idcirco exsangues, lividi nuncupantur. Alter non insuavis, et in homine persaepe laudatur. Qui tamen, si modum excedit, ac maxime fuscus est, et quasi nigrescit, *pressus* dicitur: ut quae aliquamdiu sub prelo vestis pressa nimium coloratur. Legimus etiam equi colorem pressum. Secus vero fasciolae coloriscae dictae fuerunt, quae non saturatae, sed vix colore aliquo illitae e coronis dependebant. Est autem forma diminutiva, ut Lycisca, Syrisca. *Aquilum* veteres hunc fuscum a colore aquae vocarunt, qui inter nigrum est et album, id quod Plato etiam docet.

4. *Albus.* Est autem albus color purissimus, quocirca ad animum translatus pro sincero capitur: is nullibi quam in nive clarior est, quam tamen atram esse Anaxagoras affirmabat. Sumitur pro *pallido*, unde timor albus legitur et metu exalbuit. Quam ob rem Romanae mulieres quondam funera sequebantur in veste alba, tanquam mortui quem efferebant, colorem referrent. Elucet *candidus* atque oculos delectat. At *candens* non hoc tantum est, sed pro ignito accipitur. Itaque Veneris

humeros recte dixeris candidos, vel candentes. Ferrum quod a marito tunditur, non candidum est, sed candens. Ejusdem generis est *canus*, qui etsi ad alia transfertur, proprie tamen est capilli et barbae senilis. Nascitur equus nonnunquam canus atque *albineus*, non idem qui et candidus aut albus, sed hujus non expers. Est et color albi nigrique particeps, a Graecis inde *leucophaeus*, voce jam a nostris usurpata, vocatus. Genus est id coloris nativi, non enim inficitur, sed ovis ipsa sic natura quasi pingitur. Hunc sibi secta sacerdotum sumpsit sanctissima, qui nulla tunica linea penitus induti, pro cingulo reste se vinciunt nodosa, ac ligneis tantum calciamentis usi, precario victum quaeritant.

5. *Pullus.* Qualis vero sit pullus, ostendit terrae ipsius color: major enim illius pars pulla est. Itaque quoniam ea mortuis injicitur, voluerunt veteres, ut qui lugerent, pullis pallis, terrae similibus, essent amicti. Dorsum etiam leporinum proprie est pullum: quam ob rem naturae ipsius doctus magisterio, terram recentem ab aratro metu pavidus quaerit ille, ibique nonnunquam stratus, nullaque se abditus, venatores canesque ipsos praetereuntes, ac sagaciter prope omnia perquirentes, coloris tantum beneficio saepissime latet: et ut in quodam epigrammate de lepore diximus,

Quem fuga non rapit ore canum, non occulit umbra:
Concolor immotum sub Jove terra tegit.

Nulla arte aut impensa color hic paratur. Natura enim sic provenit, unde nativus quoque vocatus est, diversus ab eo de quo locuti sumus. Iamque nos Cosentini, apud quos multa antiquitatis vestigia apparent, siquidem et praeficae, ut quondam, mortuos laudant, et silicernium in usu est, ac nemo sine suorum oculo sepelitur, utriusque sexus vestimentum funebre, nativum dicimus: quamvis atrum sit illud, et in mulieribus matrimonio junctis cyaneum, quo Graeci, ut dictum est, olim in funere utebantur. Idem quoque *Hispanus* vocatus est et *Baeticus*, etiam *Matinensis*. In iis enim locis id genus lanae videtur. Est autem pullus nomen, ut reor, diminutivum a puro, velut a rara vestimenti genere fit ralla, ab opere opella, a terra etiam tellus: ut lana pulla sit pura, nullo alio colore infecta, sed suo tantum et ingenuo contenta. Colorias hujusmodi vestes per se coloratas aliqui dixerunt. Posuit hanc vocem Augustus in suo testamento, ubi haec verba legebantur Gausapes, lodices purpureas et colorias meas. Atque indidem, ut sentio, dicti sunt pulli equorum aliarumque pecudum, quasi puri, nulla adhuc libidine aut labore violati. Sunt huic pullo simillimi color *impluviatus*, dictus velut fumato stillicidio imbutus: et *suasus*, qui *insuasus* quoque vocatus, lutum re-

fert. Est autem suasus e stillicidio etiam factus fumoso in vestimento albo. Quare haud dubitanter non alius est quam impluviatus: quamvis aliqui tradiderint colorem omnem, qui fiat infuciendo, suasum dici, quod illi quodammodo sit persuasum, in alium quemvis colorem ex albo transire.

6. *Ferrugineus.* Ferrum longo situ rubiginosum, facile ostendit colorem ab ipso appellatum ferrugineum: agit enim is, id est refert colorem ferri. Quin et filamenta, quibus saepe conopaeum, et multae praeterea vestes lineae circumsuuntur, ferrugineum dicunt infectores. Tunica etiam nuclei pinei lanugine quadam pulverulenta ferruginea est. Erat is quoque lugentium color. Itaque capitur nonnunquam et ipse pro funesto, atque ea de causa hyacinthi dicti fuerunt a Virgilio ferruginei, quasi lugubres: quia puerum, ut est in fabulis, casu interfectum Apollo diu luxit: atque in ejus foliis velut epitaphium, in sui doloris perpetuum monumentum inscripsit, non quia vere floris color sit ferrugineus: est enim is, in quem mutatum ferunt adulescentulum, purpureus. De Hyacintho in literatum flosculum transformato fecimus hoc,

Nil opus elogio redimire aut flore sepulchrum:
Ipse sibi flos est, elogiumque puer.

Eodem modo coelum vocatur ferrugineum, hoc est nubilum et triste: atque apud eundem Virgi-

lium, Sol caput suum nitidum in morte Caesaris texit ferrugine, quasi colorem se induit lugenti aptum: ut tanti viri caedem sol ipse lamentari videretur. Nec alia ratione Charontis naviculam dixit ferrugineam, quam quoniam ea una loco sandapilae, mortuos omnes vespillo indefessus transvectat.

7. *Rufus.* Non eundem esse rufum atque *rubrum*, ex hoc intelligi potest, quod recte dicitur sanguis ruber, rufus non recte. Iursus barbam et capillum Aenobarbi rubrum veteres non dixerunt: sed modo rufum, *rutilum* modo, qui idem est. Quin et canes immolabant Romani sacerdotes, nunquam rubras vocatas, sed quas nunc rufas, nunc rutilas appellabant, ad placandum canis caniculae sidus, frugibus inimicum. Ex quo manifestum est rufum rutilumque eundem esse, id quod ex antiquis etiam aliqui docent. E canis igitur colore satis noto, atque e multorum barba et capillo, cujusmodi sit color rufus apparet. Hunc rustici in armentis *rubum*, *gilvumque* olim dixerunt, atque etiam *helvum*, ut vini genus est quoddam inter rufum albumque nulli non cognitum: quod quoniam cerasi colorem refert duracini, *cerasulum* aliqui dicunt Italiae populi. Sed et *burrhum* iidem appellebant vitulam, quae rostro esset rufo. At homo burrhus est, qui pransus, cibo et potione rubet: hunc aliqui etiam *rubidum* vocant. Invenitur et *rubens*, etsi aliqui non indocti vocem nec

Fernando allein.

Engel des Himmels! Wie vor ihrer Gegenwart alles heiter wird, alles frei! — Fernando, kennſt du dich noch ſelbſt? Alles was dieſen Buſen bedrängt, es iſt weg; iede Sorge, iedes ängſtliche Zurükerinnern, was war — und was ſeyn wird! — Kommt ihr ſchon wieder? — Vor dir flieht alles! Unbegreiflich! vor ihr! — Wenn ich dich anſehe, deine Hand halte.

Der Verwalter kommt.

Verwalter, ihm zu Füſſen fallend, und ſeine Knie umfaſſend.

Sie ſind wieder da?

Fernando.

Steh auf! Ich bin's.

Verwalter.

Laſſen ſie mich! Laſſen ſie mich! O gnädiger Herr! —

Fernando.

Biſt du glüklich?

Ver-

esse Latinam monuerint: cum tamen apud auctores non malos ex uvis nigris fieri vinum forte legatur, e rubeis autem suave, nec non bos rubens probetur. Verbum est omnino rusticum, nec prorsus idem color est, qui et ruber, sed ad eum proxime accedit. Quid quod *russeus* etiam legitur? negat quidam e veustis grammaticis dici posse, *russum* jubet, ex quo pannus est russatus. Utrumque certe Latinum est, sed aratoris magis quam oratoris: habent enim et sua verba qui ruri vivunt, urbanis nonnullis inaudita. Russeum equum dicunt illi, qui non plane russus est, sed aliquanto minus ruboris habens, idem fere videtur. Hic autem, quoniam quasi cruentato similis est, hodie *saginatus*, quasi sanguinatus vulgo nominatur; quamvis hujus nominis nonnunquam equi albescant.

§. *Ruber.* Rubrum maxime indicat animantium sanguis, et quo lana inficitur, coccus: granum id a nostris vocatur, unde vestis est coccina, nullis ignota. Ostentat tamen hunc colorem praeterea rebus liquor purpurae, cujus adeo gratus est color, ut siquid paululum habeat ruboris, modo vinu sit illud non injucundum, *purpureum* saepe dicatur, ut sunt violae, et varia florum genera: quin et candidus, is enim quoque oculos remoratur, a poetis vocatur nonnunquam purpureus. Nam et olores purpureos dixit Horatius, et nivem ipsam purpuream Albinovanus. Invenitur et *flat-*

teus positus pro purpureo. Non praetereundus est color viteis frondibus arefactis simillimus, et idcirco *xerampelinus* Graece dictus. Usurpant hanc vocem Latini: certum enim vitis genus adulto jam autumno pampinis rubet velut cruentatis, unde nomen colori inditum est. Atrabapticas vestes eo colore infectas, quoniam in eo purpura nigresceret, aliqui appellaverunt. De ea re fabellam excogitatam his versiculis sui complexus,

Caederet immeritae vitis dum crura, cecidit
Ipse sua: et dira caede Lycurgus obit.
Unde prius viridis, rubet hostis sparsa cruore
Illaeso vitis stipite, et ulta nefas.

9. *Roseus.* Jucundissimus omnium est color roseus, atque humano corpori, si id formosum est quam simillimus. Itaque os, cervicem, papillas, digitos roseos poetae dicunt: id est candidos, rubore sanguinis penitus diffuso cum venustate: isque color proprie est, quem communis sermo *incarnatum* vocat. Refert enim maxime omnium pueri nitorem ac virginis: rosam non Milesiam intelligo quae nimis purpurea ardere quodammodo videtur, nec rursus albam: sed quae utrinque decorem accipit, et quia corpus hominis imitatur, quod lingua vernacula carnem appellat, eadem id genus rosarum incarnatum nominavit. Cicero colorem hunc suavem dixit.

10. *Puniceus.* A Phoenicibus color phoeniceus, puniceus quoque dictus flagrat, velut viola flammea: atque ita a multis olim purpura vocata fuit violacea, hodie pene nomen servat: nam *Paonacius*, quasi puniceus dicitur, etsi aliqui vocem hanc vernaculam a pavonis colore factam volunt. Phoeniceum vero alium ab hoc palma (quae phoenix Graece est) a se nominavit. Color hic in equo, ut jam diximus, maxime laudatur, qui modo *spadiceus*, *baius* modo, *badius* etiam et *balius*, variis nominibus vocatus est. Termites enim palmarum cum fructu spadices, et baia Graeci dicunt: unde equus ab equisonibus appellatur baius.

11. *Fulvus.* Ex omnibus maxime lucet fulvus, quem multa jactant, orichalcum in primis, aurum, ipsaeque etiam stellae:

> Quas non extinguunt venti, non nimbus aquosa
> Nube cadens: celsa semper sed luce coruscant.

Quare Tibullus proprie sidera fulva appellavit. Est et aureolae species arenae, quam fulvam dixit Virgilius: et genus quoddam aquilae ab Aristotele maxime celebratum, colore etiam fulvo. Qui si obtusus quodammodo est, atque obscuratus, vocatur *ravus*. Jamque sic Horatius lupam appellavit, cujus colorem noto magis verbo plerique omnes fulvum dixerunt. Tradunt aliqui ravos oculos, quos in cane et ariete laudat M. Varro, inter caesios esse et flavos.

Ornat saepe color hic flavus virginum, ac puerorum capita: atque in maturis frugibus semper elucet, nec non pro pulchro frequenter positum videmus.

At *luteum* nihil aeque ostentat, ac flos calthae et genistae, ovique etiam vitellus. *Croceo* est hic perquam similis, sed lucidior aliquanto: ab antiquis *flammeus* quoque dictus, quoniam eo Flaminis uxor flaminica utebatur. Potest hoc loco *pallidus* poni, ac *luridus*: mortui color est hic horribilis, ipsiusque mortis, ut poetae dicunt, et Plutonis. Ille nonnunquam vel gratus in homine, atque amabilis.

12. *Viridis.* Cujusmodi sit color viridis, suppeditat exemplum herbarum multitudo, quarum tanta est varietas, ut cum earum vis sit infinita, nulla tamen aeque, atque ex iis aliqua prorsus viseat: sed omnes inter se discolores videantur, id quod in reliquis omnibus coloribus apparet. Quare si minus est hic albus aut niger, quam ille: non idcirco nomen albi amittit, aut nigri. Ex avibus autem insignis est hoc colore psittacus, avis inde a quibusdam viridis appellata, et qua nihil laetius est, smaragdus: maxime quoque lucet viriditas in genere quodam scarabei, cujus ipse meminit Aristoteles. Is quoniam dorsum habet, nota quadam aureola sic' litum atque illustratum, ut lunae speciem exiguae sustinere videatur, non invenuste a

nobis Cosentinis equus lunae nuncupatur. Fecimus hoc jam pridem de scarabeis jocosum epigramma:

Parvula Sisyphio genus condemnata labori,
Quas figula ipsa facit, fertque refertque pilas.
Pars nigra, ut Aethiopum manus usta coloribus horret,
Regia pars viridi picta colore nitet.
Parva micat cujus dorso nota, magna minutis
Si conferre licet, luna pusilla velut.
Dixit equum lunae hinc cognomine Brutia tellus.
Quodsi bellator sic nituisset equus,
Illo capta foret non una Semiramis, essent
Centauri et plures, quam genus est hominum.

Egregius est inter colores, qui virent, *prasinus*, multorum carminibus collaudatus, nunc *viride porrum* ab infectoribus vocatur.

Epilogus. Libet epilogum addere, varietatem proprie de coloribus dici, ex quo vestis varia, discolor est, diversisque coloribus consuta. *Divisam* nunc omnes vocant, et equus varius non totus vel candidus vel niger, sed his aliisve coloribus distinctus: sic et coelum varium, cujus partes serenae interlucent, partes nubilae tristantur. Atque alium saepe pro alio, si inter eos affinitas est, colorem usurpant poetae, ut lumen Minervae flavum dixit Virgilius pro glauco, quo venustatem quoque esse in oculis deae ostenderet: quemadmodum

amictum Tiberis, cujus aquam alibi flavam appellavit, glaucum idem esse cecinit: est enim inter hos colores similitudo et quasi vicinitas. Sic ut jam dictum est, albus pro pallido, ac coeruleus pro subviridi poetice ponitur, proque etiam subnigro, multique praeterea invicem cedunt. Ex omnibus vero maxime contrarii sunt albus et niger, quare nihil aeque apparet atque in alba papyro atramentum. Utebantur veteres, quod nunc etiam servatur, quum librorum titulos notarent, colore puniceo, in honorem memoriamque Phoenicum, quos literarum tradunt fuisse inventores. Sunt etiam e coloribus aliqui incerti, qui intuentium oculos fallunt, ut est coeli nitor, quod quum tenebrosum quidam autument, illustratum radiis solaribus cyaneum videtur, ut iris, ut quas suspicimus nubes nonnunquam ignescere, ut mare ipsum, quod praeter coeruleum, modo atrum horret, modo virescit, interdum etiam flavum, ravumque se ostendit, aut specie quadam purpurascit violacea. Non idem quoque decor in collo cernitur columbae et pavonis, unde aves saepe dicuntur versicolores, quale est serici genus satis notum, quod e diversis partibus spectanti, non eundem offert coloris leporem.

Discolor autem non modo pro vario sumitur, sed si quid eundem colorem velut radios quosdam diffundit, ut, Discolor unde auri per ramos aura refulsit. At decoloris dicitur ex cujus ore color de-

fluxit, et exsangnis relictus est, atque idcirco pro deformi capitur et nigro, ut decolor Indus: nam concolorem ejusdem esse coloris nemo ignorat. Ad haec colores bifariam dividuntur, nam austeri vocabantur reliqui omnes, praeter minium, purpurissum, cinnabarim, armenium, chrysocollam, indicum, quos floridos dixerunt. Sed haec pictores videant, quibus olim in usu tantum erat melinus color, candidus. Silaceus, qui inter coeruleos nominatur. Sinopis genus rubricae, et atramentum. Quidam etiam suaves dicti sunt, ut flavus, purpureus, candidus, in primis roseus: humanis autem oculis nihil venusti hominis colore suavius videtur. Inesse vero coloribus suavitatem, praeterquam quod sensus ipsi judicant, egregii Latinitatis auctores ostendunt, M. Cicero et Virgilius Maro, quorum alter suavem hominis colorem dixit, ab altero suave rubens hyacinthus vocatus est. Alii tristes sunt et lugubres, veiut atrum esse dicimus, pullum, ferrugineum, et coerulei speciem. Quin ut videntur, sic sordidi etiam aliqui dicti sunt, ut de quibus locuti sumus, svasus et impluviatus: iis enim rei ut misericordiam apud judices captarent, se deturpabant. Talem quoque fuisse vestitum Charontis ostendit, cum inquit Virgilius,

Sordidus ex humeris nodo pendebat amictus.

Jam vero colores partim nominati sunt a locis, ut Puniceus, Tyrius, idemque Sarranus. Purpurei

sunt hi, Indicum, Sinopis, Melinus, Hispanus, Baeticus, Mutinensis, de quibus dictum est. Colossinus a Colosso urbe in Troade, ubi lana inficitur, florem referens cyclamini, quod tum rapum, tum terrae malum, ac tuber vocatur, a nobis Cosentinis terrigena. Fulget flos ilie inter candorem et purpuram. Partim a metallis nuncupati sunt, ut plumbeus, ferrugineus, argenteus, aureus. Sed a plantis nomen acceperunt complures, ut praeter phoeniceum, id est palmeum, ac xerampelinum, buxeus est qui pro pallido sumitur: pallet enim prae caeteris buxea materia. Roseus praeterea hyacinthinus, in quo purpura lucet subnigra. Hysginus ab hysge herba: coccinus, et utrique similis sandycinus. Violaceus qui et ianthinus, ex quo tyrianthinus, e purpura ut nomen indicat, factus, et viola. Additur his croceus. Unde crocotula vestis genus, ut a calta caltula: a bysso lini genere tenuissimo byssina: erantque hae omnes luteae, sed byssina pene ut aurum fulgebat. Fuit in usu vestis a citri similitudine, citrosa dicta. Et quaedam coloris candidi, papaverata a Lucilio Satyrico, cum eam, ut probrum, Torquato obiecisset, nominata. Invenitur quoque Galbia vestis alba a Galbano. A malvae item flosculo color est molochinus, ut a punicae etiam flore balaustinus. Virentis quoque porri folia nomen ex se, ut jam diximus, fecerunt prasinum. Multi praeterea ab animalibus vocati sunt, ut cervinus, murinus. Atque hi colores sunt in equo notissimi. Mustellinus, de quo

Terentius. Ictericus, qui regio morbo laborat, a colore galguli, quam Graeci avem icteron dicunt. Luteus est hic admodum. Cygneus, ideinque Latine olorinus, id est candidus, ut contra coracinus, niger. Adscribuntur et his ostrinus, conchyliatus, muriceus, purpureus, ab Hercule, ut fabulantur, primum inventus. Feci paucos de ea re choriambos, quos visum est hic ponere.

Errat dum bibulis Herculeus littoribus canis,
Nantem forte videt spumifero gurgite purpuram:
Aggressusque ferox corripuit viscera mordicus.
Mox pastus rediit commaculans gramina sanguine.
Quem Tyro simul ac pulcra videt (namque erat haec comes)
Prolutum roseis candida sic ora coloribus,
Alcidem alloquitur; Non alio munere te sequar,
Quam si picta mihi palla rubens huic similis datur.
Quod nunc per spolium terrificae te rogo belluae,
Invictaeque manus robora, per tela sonantia,
Non ignota avibus nubila translata fugacibus,
Da ferre haec (poteris nam omnia) nec te tenuit maris
Circumfusa palus, hesperidum quo minus aurea
Ferres munera. Sic brachiolis fata revinciens
Robusta implicuit nympha procax colla tenaciter
Paret victus amans blanditiis Amphitryonius:
Nactusque exanimem, quam exspuerat jam mare, purpuram
Infecit tyrio primus ovem murice candidam.

A rebus denique diversis nonnulli colores dicti sunt, ut igneus, flammeus. Sic orbis nitorque solis ab Attio et Catullo appellatus est. Quare color solis, et quia ita apparet, et ex illorum auctoritate flammeus proprie potest vocari. A coelo, ut jam principio dixi, coeruleus est. Marinus, et thalassinus a mari: ab unda cymatilis et cymatius: idemque est in iis omnibus color. Quin etiam ab arcu pluviarum nuntio, arquatus est nominatus. Hyalinus, qui et vitreus, niveus, marmoreus, lacteus, eburneus, quo dictus fuit cognomento propter candorem corporis Fabius quidam. Amethystinus praterea, ex quo tyriamethystius in usu fuit olim. Sandaracinus, flammeus est is, quibus etiam impluviatus, sanguineus, atque herbidus adduntur. Cereus item, piceus, cinereus, ut cardui genus esculenti a colore, Cinara vocatum. In hoc autem cardno esse etiam aliquod ipsius virtutis simulachrum, pauci, quos hic subjeci, declarant versiculi.

Ut vallatus acutis
Circum frondibus horret,
Intus sed tamen abdit
Dulcem cardous escam:
Coelo missa sereno
Sic virtus, puer, asprs
Ambit sentibus ipsam
Jucundam ambrosiam Diis.

Verwalter.

Meine Frau lebt, ich hab zwei Kinder. — Und sie kommen wieder!

Fernando.

Wie habt ihr gewirtschaftet?

Verwalter.

Daß ich gleich bereit bin Rechenschaft abzulegen — Sie sollen erstaunen wie wir das Gut verbessert haben. — Darf ich denn fragen? — Ihre Gemahlinn? — Ihre Tochter? —

Fernando.

Stille! — Soll ich dir alles sagen? Du verdienst's alter Mitschuldiger meiner Thorheiten.

Verwalter.

Gott sei nur Dank, daß sie nicht Zigeunerhauptmann waren; ich hätte auf ein Wort von ihnen, gesengt und gebrennt.

Fernando.

Du sollst's hören!

A spumis quoque et maculis, spumeus est et maculosus: atque ii equorum sunt etiam colores, ut a guttis guttatus: cujusmodi praeter equos, canes videntur nonnulli sagaces, quos a muscarum similitudine muscatos dicunt, velut equus scutulatus a scutulis: quem ab exiguorum pomorum specie, pomulatum vocant equisones, et si orbes sunt latiusculi, rotatum. Videtur ad extremum natura amare coeruleum: eo enim, ut initio diximus, mare collustravit, ac coelum ipsum: quod nunquam stellis fulgentibus ornasset, nisi eadem quoque fulvo maxime delectaretur. Sed quia vicissim videmus terram, aut viriditate convestiri, aut eo ornatu spoliatam, pullam esse, aut etiam candore niveo contegi: viridem, pullum, atque album naturae gratum esse nemo potest dubitare. Nigra insuper est nox: nigri sunt Indi, atque Aethiopes. Gaudet igitur rerum mater colore nigro: quam a rubro nihil abhorrere, hominum ac caeterarum animantium sanguis facile declarat.

Antonius Thylesius.

Als uns in der Epoche der erneuerten Wissenschaften vorstehendes kleines Buch freundlich begegnete, war es uns eine angenehme Erscheinung, um so mehr, als es sich jenem des Aristoteles an die Seite und in gewissem Sinne entgegen stellte. Wir gedachten es zu übersetzen, fanden aber bald, daß man in einer Sprache nicht die Etymologie der andern behandeln könne, und so entschlossen wir uns, es in der Urschrift wieder abdrucken zu lassen. Es ist zwar nicht selten, indem es öfter anderen größeren und kleineren Schriften beygefügt worden, jedoch einzeln nicht immer zur Hand, und so glaubten wir es um so mehr einschalten zu dürfen, als uns aus demselben das Gefühl einer freyen und heitern Zeit entgegenkommt, und die Tugenden des Verfassers wohl verdienen, daß ihre Wirkungen nochmals vervielfältigt werden.

Antonius Thylesius war zu Cosenza geboren, einer Stadt, die an der Cultur des untern Italien schon früher Theil nahm. In dem ersten Viertel des sechszehnten Jahrhunderts war er Professor zu Mailand. Er gehört unter diejenigen, welche man in der Literargeschichte als Philologen, Redner und Poeten zugleich gerühmt findet. Ein gründliches und doch liberales Studium der Alten regte in solchen Männern die eigene Productivität auf, und wenn sie auch ei-

gentlich nicht zu Poeten geboren waren, so schärfte sich doch am Alterthum ihr Blick für die Natur und für die Darstellung derselben.

Ein Büchelchen de coronis gab er 1526 heraus. Die Anmuth des gewählten Gegenstandes zeugt für die Anmuth seines Geistes. Er führt in demselben sehr kurz und leicht alle Kränze und Kronen vor, womit sich Götter und Heroen, Priester, Helden, Dichter, Schmausende und Leidtragende zu schmücken pflegten, und man begreift sehr leicht, wie bey solcher Gelegenheit ein gesunder Blick auf Farbe mußte aufmerksam gemacht werden.

So finden wir denn auch in der kleinen Schrift über die Farben einen Mann, dem es um das Verständniß der Alten zu thun ist. Es entgeht ihm nicht, daß die Farbenbenennungen sehr beweglich sind und von mancherley Gegenständen gebraucht werden. Er dringt daher auf den ersten Ursprung der Worte, und ob wir gleich seinem Etymologisiren nicht immer beystimmen, so folgen wir ihm doch gern und belehren uns an und mit ihm.

Beyde oben benannte Aufsätze wurden mit seinen übrigen poetischen Schriften von Conrad Geßner 1545 zu Basel herausgegeben, wobey sich bemerken läßt, daß ihm seine Zeitgenossen eine gewisse Originalität zugestanden, indem sie ihn andern entgegensetzen, die nur durch Zusammenstellung von Worten und Phrasen der

Alten ein neues Gedicht, eine neue Rede hervorzubringen glaubten.

Eine Tragödie, der goldene Regen, kleinere Gedichte, der Cyclop, Galathee, u. ſ. w. zeigen genugſam, daß wenn man ihn auch nicht eigentlich einen Poeten nennen darf, einen ſolchen, der einen Gegenſtand zu beleben, das Zerſtreute zur Einheit zwingen kann; ſo müſſen wir doch außer ſeiner antiquariſchen Bildung, einen aufmerkſamen Blick in die Welt, ein zartes Gemüth an ihm rühmen. Er behandelt die Spinne, den Leuchtwurm, das Rohr, auf eine Weiſe, die uns überzeugt, daß er in der Mittelgattung von Dichtkunſt, in der beſchreibenden, noch manches erfreuliche hätte leiſten können. Uns ſteht er als Repräſentant mancher ſeiner Zeitgenoſſen da, die daß Wiſſen mit Anmuth behandelten, und der Anmuth etwas Gewußtes unterzulegen nöthig fanden.

Mit welchem freyen, liebe- und ehrfurchtsvollen Blick er die Natur angeſehen, davon zeugen wenige Verſe, die wir zu ſeinem Angedenken hier einzurücken uns nicht enthalten können.

Omniparens natura, hominum rerumque creatrix,
Difficilis, facilis, similis tibi, dissimilisque,
Nulligena, indefessa, ferax, te pulchrior ipsa,
Solaque quae tecum certas, te et victa revincis.
Omnia me nimis afficiunt, quo lumina cunque
Verto libens, nihil est non mirum. Daedala quod te

Effingis, rebusque animam, simul omnibus afflas,
Unde vigent, quaecunque videntur, pabula, frondes,
Et genus aligerum, pecudesque et squamea tuba.

Simon Portius.

Das Büchlein von den Farben, welches dem Theophrast zugeschrieben wird, scheint in der mitt'ern Zeit nicht viel gekannt gewesen zu seyn; wenigstens haben wir es auf unserm Wege nicht citirt gefunden. In der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts nimmt Simon Portius sich desselben an, übersetzt, commentirt es, und giebt statt einer Vorrede eine kleine Abhandlung über die Natur der Farben.

Aus der Zueignung an Cosmus den ersten, Großherzog von Florenz, lernen wir, daß er von demselben als Gelehrter begünstigt und unter den seinen wohl aufgenommen war. Er hielt über die aristotelischen Schriften öffentliche Lehrstunden, und hatte auch über mehr gedachtes Büchlein in den Ferien gelesen. Später ward Uebersetzung und Commentar eine Villeggiatur-Arbeit. So viel wir wissen, erschien die erste Ausgabe zu Neapel 1537. Diejenige, deren wir uns bedienen, ist zu Paris 1549. gedruckt.

Sogleich wie sich einige Bildungslust auf der Welt wieder zeigt, treten uns die aristotelischen Verdienste

frisch entgegen. Freylich standen diese schriftlichen Ueberlieferungen von einer Seite der Natur zu nahe und von einer andern auf einem zu hohen Puncte der glücklichsten Bildung, als daß die Auffinder ihnen hätten gewachsen seyn können. Man verstand sie leider nicht genugsam, weder ihrer Absicht nach, noch insofern schon genug durch sie geleistet war. Was also gegenwärtig an ihnen geschah, war eine zwar lobenswerthe, aber meist unfruchtbare Mühe.

Sowohl in der von Portius vorausgeschickten Vorrede, worin uns etwas über die Natur der Farben versprochen wird, als auch in den Anmerkungen selbst, welche dem Text beygefügt sind, sehen wir einen belesenen und zugleich in der aristotelischen Schulmethode wohlgeübten Mann, und können ihm daher unsere Achtung, so wie unsern Dank für das, was wir von ihm lernen, nicht versagen. Allein der Gewinn, den wir aus einem mühsamen Studium seiner Arbeit ziehen, ist doch nur historisch. Wir erfahren, wie die Alten sich über diesen Gegenstand ausgedrückt, wir vernehmen ihre Meynungen und Gegenmeynungen; wir werden von mancherley Widerstreit belehrt, den unser Autor nach seiner Art weder zu vergleichen noch zu entscheiden sich im Stande befindet.

Von einer eigentlichen Naturanschauung ist hier gar die Rede nicht. Das ausgesprochene Wort, die gebildete Phrase, die mehr oder weniger zulängliche Definition, werden zum Grund gelegt; das Original,

die Ueberſetzung, eine Worterklärung, eine Umſchreibung ergreifen ſich wechſelsweiſe; bald wird etwas Verwandtes herbeygehohlt, etwas Aehnliches oder Unähnliches citirt, Zweifel nicht verſchwiegen, Fragen beantwortet, dem Widerſpruch begegnet und bald beyfällig, bald abfällig verfahren, wobey es nicht an Mißverſtändniſſen und Halbverſtändniſſen fehlt; da denn durchaus eine ſorgfältige und fleißige Behandlung an die Stelle einer gründlichen tritt. Die Form des Vortrags, Noten zu einem Text zu ſchreiben, nöthigt zum Wiederhohlen, zum Zurückweiſen, alles Geſagte wird aber und abermals durch und über einander gearbeitet, ſo daß es dem Ganzen zwar an innerer Klarheit und Conſequenz nicht fehlt, wie irgend einem Karten- und Steinſpiel; hat man jedoch alles geleſen und wieder geleſen, ſo weiß man wohl etwas mehr als vorher, aber gerade das nicht, was man erwartete und wünſchte.

Solche ſchätzenswerthe und oft nur ſehr geringe Frucht tragende Arbeiten muß man kennen, wenn man in der Folge diejenigen Männer rechtfertigen will, welche von einem lebhaften Trieb zur Sache beſeelt, dieſe Wortarbeiten als Hinderniſſe anſahen, die Ueberlieferung überhaupt anfeindeten und ſich gerade zur Natur wendeten, oder gerade zu ihr hinwieſen.

Wir geben den Vorſatz auf, einige überſetzte Stellen mitzutheilen, indem ſie weder belehrend noch erfreulich ſeyn könnten. Auch haben wir ſchon das Brauchbare in unſerm Aufſatze, worin wir die Meynungen

und Lehren der Griechen behandeln, aufgeführt, und werden künftig Gelegenheit haben, Eins und Anderes am schicklichen Orte zu wiederhohlen.

Julius Cäsar Scaliger.

Von 1484 bis 1558.

Dieser merkwürdige Mann brachte seine Jugend am Hof, sein Jünglingsalter im Militärstande zu, suchte später als Arzt seinen Lebensunterhalt und war wegen seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit vor vielen seiner Zeitgenossen berühmt. Ein starkes Gedächtniß verhalf ihm zu vielem Wissen; doch thut man ihm wohl nicht Unrecht, wenn man ihm eigentlichen Geschmack und Wahrheitssinn abspricht. Dagegen war er, bey einem großen Vorgefühl seiner selbst, von dem Geiste des Widerspruchs und Streitlust unablässig erregt.

Cardan, dessen wir später gedenken werden, publicirt eine seiner Arbeiten unter dem Titel: de subtilitate. Scaliger findet es gelegen, sich daran zu üben und verfaßte ein großes Buch gegen ihn, worin er ihm zeigt, daß man mehr wissen, genauer bemerken, subtiler unterscheiden und bestimmter vortragen könne. Dieses Werk ist seinem Inhalte nach schätz-

bar genug: denn es ſind eigentlich nur in Streitform zuſammengeſtellte Collectaneen, wodurch wir unterrichtet werden, wie manches damals bekannt war, und wie vieles die Wißbegierigen ſchon intereſſirte.

Was Scaliger über die Farben in der dreyhundert fünf und zwanzigſten Exercitation vorzubringen weiß, läßt ſich in zwey Hauptabſchnitte theilen, in einen theoretiſchen und einen etymologiſchen. In dem erſten wiederhohlt er, was die Alten von den Farben geſagt, theils beyfällig, theils mißfällig; er hält ſich auf der Seite des Ariſtoteles, die platoniſchen Vorſtellungsarten wollen ihm nicht einleuchten. Da er aber keinen eigentlichen Standpunct hat, ſo iſt es auch nur ein Hin- und Wiederreden, wodurch nichts ausgemacht wird.

Bey dieſer Gelegenheit läßt ſich jene Betrachtung anſtellen, die uns auch ſchon früher entgegendrang: welch eine andre wiſſenſchaftliche Anſicht würde die Welt gewonnen haben, wenn die griechiſche Sprache lebendig geblieben wäre und ſich anſtatt der lateiniſchen verbreitet hätte.

Die weniger ſorgfältigen arabiſchen und lateiniſchen Ueberſetzungen hatten ſchon früher manches Unheil angerichtet, aber auch die ſorgfältigſte Ueberſetzung bringt immer etwas fremdes in die Sache, wegen Verſchiedenheit des Sprachgebrauchs.

Das Griechische ist durchaus naiver, zu einem natürlichen, heitern, geistreichen, ästhetischen Vortrag glücklicher Naturansichten viel geschickter. Die Art, durch Verba, besonders durch Infinitiven und Participien zu sprechen, macht jeden Ausdruck läßlich; es wird eigentlich durch das Wort nichts bestimmt, bepfählt und festgesetzt, es ist nur eine Andeutung, um den Gegenstand in der Einbildungskraft hervorzurufen.

Die lateinische Sprache dagegen wird durch den Gebrauch der Substantiven entscheidend und befehlshaberisch. Der Begriff ist im Wort fertig aufgestellt, im Worte erstarrt, mit welchem nun als einem wirklichen Wesen verfahren wird. Wir werden später Ursache haben, an diese Betrachtungen wieder zu erinnern.

Was den zweyten etymologischen Theil betrifft, so ist derselbe schätzenswerth, weil er uns mit vielen lateinischen Farbenbenennungen bekannt macht; wodurch wir den Thyleſius und andre supplirren können.

Wir fügen hier eine Bemerkung bey, jedoch mit Vorsicht, weil sie uns leicht zu weit führen könnte. In unserm kleinen Aufsatz über die Farbenbenennungen der Griechen und Römer, S. 54. des gegenwärtigen Bandes, haben wir auf die Beweglichkeit der Farbenbenennungen bey den Alten aufmerksam gemacht; doch ist nicht zu vergessen, wie viele derselben bey ihrem Ursprunge sogleich fixirt worden: denn ge-

Verwalter.

Bleiben ſie denn nun iezt? Soll des Vagierens ein Ende werden? Seit ich Frau und Kinder habe, befind' ich mich in einem Ekelgen der Welt ganz wohl, da mir ſonſt alles zu eng war. Zwar ſie —

Fernando.

Keine Vorwürfe!

Verwalter.

Ich wollte ſagen, daß unſere liebe Frau nun auch wohl wieder nach ſo einer langen Abweſenheit —

Fernando.

Meine Mina! Meine Mina!

Verwalter.

Nun, nun! Gott wird ihr eins wieder ſchenken! Und werden's behalten, und werden bleiben — und ein wakerer Landmann mit uns werden! — Denn am Ende was iſt all das ſuchen und fahren und ſchwadroniren? —

Fernan-

rade durch dieſen Widerſtreit des Fixen und Beweglichen wird die Anwendung der Farbenbenennungen bis auf den heutigen Tag noch immer ſchwierig.

So einfach auch die Farben in ihrer erſten elementaren Erſcheinung ſeyn mögen; ſo werden ſie doch unendlich mannigfaltig, wenn ſie aus ihrem reinen und gleichſam abſtracten Zuſtande ſich in der Wirklichkeit manifeſtiren, beſonders an Körpern, wo ſie tauſend Zufälligkeiten ausgeſetzt ſind. Dadurch entſpringt eine Individualiſirung bis ins Gränzenloſe, wohin keine Sprache, ja alle Sprachen der Welt zuſammengenommen, nicht nachreichen.

Nun ſind aber die meiſten Farbenbenennungen davon ausgegangen, daß man einen individuellen Fall als ein Beyſpiel ergriffen, um, nach ihm und an ihm, andre ähnliche zu bezeichnen. Wenn uns nun das Alterthum dergleichen Worte ſchon genugſam überliefert, ſo iſt in der Folge der Zeit, durch eine ausgebreitetere Kenntniß der Welt, natürlicher Körper, ja ſo vieler Kunſtproducte, bey jeder Nation ein neuer Zuwachs von Terminologie entſtanden, die immer aufs Neue wieder auf bekannte und unbekannte Gegenſtände angewendet, neue Bedenklichkeiten, neue Zweifel und Irrungen hervorbringt; wobey denn doch zuletzt nichts weiter übrig bleibt, als den Gegenſtand, von dem die Rede iſt, recht genau zu kennen, und ihn wo möglich in der Einbildungskraft zu behalten.

Zwiſchenbetrachtung.

Da wir durch erſtgedachte drey Männer in das Alterthum wiede: zurückgeführt worden, ſo erinnern wir uns billig deſſen, was früher, die naturwiſſenſchaftlichen Einſichten der Alten betreffend, bemerkt ward. Sie wurden nämlich als tüchtige Menſchen von den Naturbegebenheiten aufgeregt, und betrachteten mit Verwunderung die verwickelten Phänomene, die uns täglich und ſtündlich umgeben, und wodurch die Natur ihnen eher verſchleyert als aufgedeckt ward.

Wenn wir oben dem glücklichen theoretiſchen Bemühen mancher Männer volle Gerechtigkeit widerfahren laſſen; ſo iſt doch nicht zu läugnen, daß man ihren Theorieen meiſtens einen empiriſchen Urſprung nur allzuſehr anſieht. Denn was war ihre Theilung natürlicher Uranfänge in vier Elemente anders, als eine nothdürftige Topik, nach welcher ſich die erſcheinenden Erſcheinungen allenfalls ordnen und mit einiger Methode vortragen ließen. Die faßliche Zahl, die in ihr enthaltene doppelte Symmetrie, und die daraus entſpringende Bequemlichkeit machte eine ſolche Lehre zur Fortpflanzung geſchickt, und obgleich aufmerkſamere Beobachter mancherley Zweifel erregen, manche Frage aufwerfen mochten; ſo blieb doch Schule und Menge dieſer Vorſtellungs- und Eintheilungsart geneigt.

In der neuern Zeit brachte die Chemie eine Hauptveränderung hervor; sie zerlegte die natürlichen Körper und setzte daraus künstliche auf mancherley Weise wieder zusammen; sie zerstörte eine wirkliche Welt, um eine neue, bisher unbekannte, kaum möglich geschienene, nicht geahndete wieder hervor zu bauen. Nun ward man genöthigt, über die wahrscheinlichen Anfänge der Dinge und über das daraus Entsprungene immer mehr nachzudenken, so daß man sich bis an unsre Zeit zu immer neuen und höheren Vorstellungsarten heraufgehoben sah, und das um so mehr, als der Chemiker mit dem Physiker einen unauflöslichen Bund schloß, um dasjenige, was bisher als einfach erschienen war, wo nicht in Theile zu zerlegen, doch wenigstens in den mannigfaltigsten Bezug zu setzen, und ihm eine bewundernswürdige Vielseitigkeit abzugewinnen. In dieser Rücksicht haben wir zu unsern Zwecken gegenwärtig nur eines einzigen Mannes zu gedenken.

Paracelsus.

geb. 1493. gest. 1542.

Man ist gegen den Geist und die Talente dieses außerordentlichen Mannes in der neuern Zeit mehr als in einer früheren gerecht, daher man uns eine Schilderung derselben gern erlassen wird. Uns ist er deshalb merkwürdig, weil er den Reihen derjenigen an

führt, welche auf den Grund der chemischen Farbenerscheinung und Veränderung zu dringen suchen.

Paracelsus ließ zwar noch vier Elemente gelten, jedes war aber wieder aus dreyen zusammengesetzt, aus Sal, Sulphur und Mercurius, wodurch sie denn sämmtlich, ungeachtet ihrer Verschiedenheit und Unähnlichkeit, wieder in einen gewissen Bezug unter einander kamen.

Mit diesen drey Uranfängen scheint er dasjenige ausdrücken zu wollen, was man in der Folge alcalische Grundlagen, säurende Wirksamkeiten, und begeistende Vereinigungsmittel genannt hat. Den Ursprung der Farben schreibt Paracelsus dem Schwefel zu, wahrscheinlich daher, weil ihm die Wirkung der Säuren auf Farbe und Farbenerscheinung am bedeutendsten auffiel, und im gemeinen Schwefel sich die Säure im hohen Grade manifestirt. Hat sodann jedes Element seinen Antheil an dem höher verstandenen mystischen Schwefel, so läßt sich auch wohl ableiten, wie in den verschiedensten Fällen Farben entstehen können.

So viel für dießmal; in der Folge werden wir sehen, wie seine Schüler und Nachkommen diese Lehre erweitert und ihr durch mancherley Deutungen zu helfen gesucht.

Alchymisten.

Auf eben diesem Wege gingen die Alchymisten fort und mußten sich, weil darunter wenig originelle Geister, hingegen viele Nachahmer sich befanden, immer tiefer zur Geheimnißkrämerey ihre Zuflucht nehmen, deren Dunkelheiten aus dem vorigen Jahrhundert herüber gekommen waren. Daher die Monotonie aller dieser Schriften.

Betrachtet man die Alchymie überhaupt; so findet man an ihr dieselbe Entstehung, die wir oben bey anderer Art Aberglauben bemerkt haben. Es ist der Misbrauch des Aechten und Wahren, ein Sprung von der Idee, vom Möglichen, zur Wirklichkeit, eine falsche Anwendung ächter Gefühle, ein lügenhaftes Zusagen, wodurch unsern liebsten Hoffnungen und Wünschen geschmeichelt wird.

Hat man jene drey erhabenen unter einander im innigsten Bezug stehenden Ideen, Gott, Tugend und Unsterblichkeit, die höchsten Forderungen der Vernunft genannt; so giebt es offenbar drey ihnen entsprechende Forderungen der höheren Sinnlichkeit, Gold, Gesundheit und langes Leben. Gold ist so unbedingt mächtig auf der Erde, wie wir uns Gott im Weltall denken. Gesundheit und Tauglichkeit fallen zusammen. Wir wünschen einen gesunden Geist in einem gesunden Körper. Und das lange Leben tritt an die Stelle der Unsterblichkeit. Wenn es nun edel ist, jene drey

hehen Ideen in sich zu erregen und für die Ewigkeit zu cultiviren; so wäre es doch auch gar zu wünschenswerth, sich ihrer irdischen Repräsentanten für die Zeit zu bemächtigen. Ja diese Wünsche müssen leidenschaftlich in der menschlichen Natur gleichsam wüthen und können nur durch die höchste Bildung ins Gleichgewicht gebracht werden. Was wir auf solche Weise wünschen, halten wir gern für möglich; wir suchen es auf alle Weise, und derjenige, der es uns zu liefern verspricht, wird unbedingt begünstigt.

Daß sich hierbey die Einbildungskraft sogleich thätig erzeige, läßt sich erwarten. Jene drey obersten Erfordernisse zur höchsten irdischen Glückseligkeit scheinen so nahe verwandt, daß man ganz natürlich findet, sie auch durch ein einziges Mittel erreichen zu können. Es führt zu sehr angenehmen Betrachtungen, wenn man den poetischen Theil der Alchymie, wie wir ihn wohl nennen dürfen, mit freyem Geiste behandelt. Wir finden ein aus allgemeinen Begriffen entspringendes auf einen gehörigen Naturgrund aufgebautes Mährchen.

Etwas Materielles muß es seyn, aber die erste allgemeine Materie, eine jungfräuliche Erde. Wie diese zu finden, wie sie zu bearbeiten, dieses ist die ewige Ausführung alchymischer Schriften, die mit einem unerträglichen Einerley, wie ein anhaltendes Glockengeläute, mehr zum Wahnsinn als zur Andacht hindrängen.

Eine Materie soll es seyn, ein Unorganisirtes, das durch eine der organischen ähnliche Behandlung veredelt wird. Hier ist ein Ey, ein Sperma, Mann und Weib, Vierzig Wochen, und so entspringt zugleich der Stein der Weisen, das Universal-Recipe und der allzeit fertige Cassier.

Die Farbenerscheinungen, welche diese Operation begleiten, und die uns eigentlich hier am meisten interessiren müssen, geben zu keiner bedeutender Bemerkung Anlaß. Das Weiße, das Schwarze, das Rothe und das Bunte, das bey chemischen Versuchen vorkommt, scheint vorzüglich die Aufmerksamkeit gefesselt zu haben.

Sie legten jedoch in alle diese Beobachtungen keine Folge, und die Lehre der chemischen Farben erhielt durch sie keine Erweiterung, wie doch hätte geschehen können und sollen. Denn da ihre Operationen sämmtlich auf Uebergänge, Metaschematismen und Verwandlungen hindeuteten, und man dabey eine jede, auch die geringste, Veränderung des bearbeiteten Körpers zu beachten Ursache hatte; so wäre z. B. jene höchst bedeutende Wirkung der Farbennatur, die Steigerung, am ersten zu bemerken und, wenn auch nur irrig, als Hoffnungsgrund der geheimnißvollen Arbeit anzusehen gewesen. Wir erinnern uns jedoch nicht, etwas darauf bezügliches gefunden zu haben.

Uebrigens mag ein Musterstück, wie sie ihr Geschäft überhaupt, besonders aber die Farbenerscheinung behandelt, in der Uebersetzung hier Platz finden.

Calid, ein fabelhafter König von Aegypten, unterhält sich mit einem palästinischen Einsiedler Morienus, um über das große Werk des wunderbaren Steins belehrt zu werden. Der König. Von der Natur und dem Wesen jenes großen Werkes hast du mir genug eröffnet, nun würdige mich auch, mir dessen Farbe zu offenbaren. Dabey möchte ich aber weder Allegorie noch Gleichnisse hören. Morienus. Es war die Art der Weisen, daß sie ihr Assos von dem Stein und mit dem Stein immer verfertigten. Dieses aber geschah, ehe sie damit etwas anders färbten. Assos ist ein arabischer Ausdruck und könnte lateinisch Alaun verdolmetscht werden. O guter König, Dir sey genug, was ich hier vorbringe. Laß uns zu ältern Zeugnissen zurückkehren, und verlangst Du ein Beyspiel, so nimm die Worte Datin des Philosophen wohl auf, denn er sagt: Unser Lato, ob er gleich zuerst roth ist, so ist er doch unnütz; wird er aber nach der Röthe ins Weiße verwandelt, so hat er großen Werth. Deswegen spricht Datin zum Euthices: O Euthices, dieses wird alles fest und wahrhaft bleiben; denn so haben die Weisen davon gesprochen: Die Schwärze haben wir weggenommen, und nun mit dem Salz Anatron, d. i. Salpeter, und Almizadir, dessen Eigenschaft kalt und trocken ist, halten wir die Weiße fest. Deswegen geben wir ihm den Namen Borreza, welches arabisch Tinkar heißt. Das Wort aber Datin des Philosophen wird durch Hermes Wort bestätigt. Hermes aber sagt: Zuerst ist die Schwärze, nachher mit dem Salz Anatron folgt die Weiße. Zuerst war es roth und zuletzt weiß, und

so wird alle Schwärze wegaenommen und sodann in ein helles leuchtendes Roth verwandelt. Maria sagt gleichfalls: Wenn Laton mit Alzebric, d. h. mit Schwefel, verbrennt, und das Weichliche drauf gegossen wird, so daß dessen Hitze aufgehoben werde, dann wird die Dunkelheit und Schwärze davon weggenommen und derselbe in das reinste Gold verwandelt. Nicht weniger sagt Datin der Philosoph: Wenn du aber Laton mit Schwefel verbrennst und das Weichliche wiederholt auf ihn gießest; so wird seine Natur aus dem Guten ins Bessere mit Hülfe Gottes gewendet. Auch ein anderer sagt: Wenn der reine Laton so lange gekocht wird, bis er wie Fischaugen glänzt, so ist seine Nützlichkeit zu erwarten. Dann sollst du wissen, daß er zu seiner Natur und zu seiner Farbe zurückkehrt. Ein anderer sagt gleichfalls: Jemehr etwas gewaschen wird, desto klarer und besser erscheint es. Wird er nicht abgewaschen, so wird er nicht rein erscheinen, noch zu seiner Farbe zurückkehren. Desgleichen sagt Maria: Nichts ist, was vom Lato die Dunkelheit noch die Farbe wegnehmen könne, aber Azoc ist gleichsam seine Decke, nämlich zuerst, wenn er gekocht wird: denn er färbt ihn und macht ihn weiß; dann aber beherrscht Lato den Azoc, macht ihn zu Wein, d. i. roth.

Wie sehr der König Calid durch diese Unterhaltung sich erbaut und aufgeklärt gefunden habe, überlassen wir unsern Lesern selbst zu beurtheilen.

Zwischenbetrachtung.

Wir befinden uns nunmehr auf dem Puncte, wo die Scheidung der ältern und neuern Zeit immer bedeutender wird. Ein gewisser Bezug aufs Alterthum geht noch immer ununterbrochen und mächtig fort; doch finden wir von nun an mehrere Menschen, die sich auf ihre eigenen Kräfte verlassen.

Man sagt von dem menschlichen Herzen, es sey ein trotzig und verzagtes Wesen. Von dem menschlichen Geiste darf man wohl ähnliches prädiciren. Er ist ungeduldig und anmaßlich und zugleich unsicher und zaghaft. Er strebt nach Erfahrung und in ihr nach einer erweiterten reinern Thätigkeit, und dann bebt er wieder davor zurück, und zwar nicht mit Unrecht. Wie er vorschreitet, fühlt er immer mehr, wie er bedingt sey, daß er verlieren müsse, indem er gewinnt: denn ans Wahre wie ans Falsche sind nothwendige Bedingungen des Daseyns gebunden.

Daher wehrt man sich im Wissenschaftlichen so lange als nur möglich für das Hergebrachte, und es entstehen heftige, langwierige Streitigkeiten, theoretische sowohl als practische Retardationen. Hievon geben uns das funfzehnte und sechszehnte Jahrhundert die lebhaftesten Beyspiele. Die Welt ist kaum durch Entdeckung neuer Länder unmäßig in die Länge ausgedehnt; so muß sie sich schon in sich selbst als rund abschließen.

Fernando.

Haſt du's hofmeiſtern noch nicht verlernt?

Verwalter.

Gnädiger Herr, warum ſoll ich nicht reden, wie mir's um's Herz iſt? Um Verzeihung! Ich weiß noch wohl, als unſere gute liebe Cezilie zwei drei Jahr ihre Gemahlinn war, wie's ihnen wurmte, ihnen alles nicht recht war, wie ſie glaubten gefeſſelt, gefangen zu ſeyn; wie ſie nach Freiheit ſchnappten.

Fernando.

So hör' ich's gerne.

Verwalter.

Iſt's nicht die Wahrheit?

Fernando.

Gut!

Verwalter.

Wie ſie mir ihr Herz eröfneten, und in einem Anfall von heftiger Unzufriedenheit zu mir

Kaum deutet die Magnetnadel nach entschiednen Weltgegenden, so beobachtet man, daß sie sich eben so entschieden zur Erde nieder neigt.

Im Sittlichen gehen ähnliche große Wirkungen und Gegenwirkungen vor. Das Schießpulver ist kaum erfunden, so verliert sich die persönliche Tapferkeit aus der Welt, oder nimmt wenigstens eine andre Richtung. Das tüchtige Vertrauen auf seine Faust und Gott löst sich auf in die blindeste Ergebenheit unter ein unausweichlich bestimmendes, unwiederruflich gebietendes Schicksal. Kaum wird durch Buchdruckerey Cultur allgemeiner verbreitet, so macht sich schon die Censur nöthig, um dasjenige einzuengen, was bisher in einem natürlich beschränkten Kreise frey gewesen war.

Doch unter allen Entdeckungen und Ueberzeugungen möchte nichts eine größere Wirkung auf den menschlichen Geist hervorgebracht haben, als die Lehre des Copernikus. Kaum war die Welt als rund anerkannt und in sich selbst abgeschlossen, so sollte sie auf das ungeheure Vorrecht Verzicht thun, der Mittelpunct des Weltalls zu seyn. Vielleicht ist noch nie eine größere Forderung an die Menschheit geschehen: denn was ging nicht alles durch diese Anerkennung in Dunst und Rauch auf: ein zweytes Paradies, eine Welt der Unschuld, Dichtkunst und Frömmigkeit, das Zeugniß der Sinne, die Ueberzeugung eines poetisch-religiösen Glaubens; kein Wunder, daß man dieß alles nicht wollte fahren lassen, daß man sich auf alle Weise einer sol-

chen Lehre entgegensetzte, die denjenigen, der sie annahm, zu einer bisher unbekannten, ja ungeahneten Denkfreyheit und Großheit der Gesinnungen berechtigte und aufforderte.

Wir fügen noch zwey Bemerkungen hinzu, die uns in der Geschichte der Wissenschaften überhaupt und der Farbenlehre besonders, leitend und nützlich seyn können.

In jedem Jahrhundert, ja in jedem Jahrzehend werden tüchtige Entdeckungen gemacht, geschehen unerwartete Begebenheiten, treten vorzügliche Menschen auf, welche neue Ansichten verbreiten. Weil aber solche Ereignisse sich gewöhnlich nur auf partielle Gegenstände beziehen, so wird die ganze Masse der Menschen und ihre Aufmerksamkeit dahin geleitet. Dergleichen mehr oder weniger ausschließliche Beschäftigungen ziehen ein solches Zeitalter von allem Uebrigen ab, so daß man weder an das Wichtige denkt, was schon da gewesen, noch an das, was noch zu thun sey, bis denn endlich das begünstigte Particulare genugsam durchgearbeitet in den allgemeinen Kreis des Bekannten mit eintritt und nunmehr still fortwirkt, ohne ein besonderes lebhaftes Interesse weiter zu erregen.

Alles ist in der Natur aufs innigste verknüpft und verbunden, und selbst was in der Natur getrennt ist, mag der

Mensch gern zusammenbringen und zusammenhalten. Daher kommt es, daß gewisse einzelne Naturerscheinungen schwer vom Uebrigen abzulösen sind und nicht leicht durch Vorsatz didactisch abgelöst werden.

Mit der Farbenlehre war dieses besonders der Fall. Die Farbe ist eine Zugabe zu allen Erscheinungen, und obgleich immer eine wesentliche, doch oft scheinbar eine zufällige. Deshalb konnte es kaum jemand beygehen, sie an und für sich zu betrachten, und besonders zu behandeln. Auch geschieht dieses von uns beynahe zum erstenmal, indem alle früheren Bearbeitungen nur gelegentlich geschahen und von der Seite des Brauchbaren oder Widerwärtigen, des einzelnen oder eminenten Vorkommens, oder sonst, eingeleitet worden.

Diese beyden Umstände werden wir also nicht aus dem Auge verlieren und bey den verschiednen Epochen anzeigen, womit die Naturforscher besonders beschäftigt gewesen, wie auch bey welchem eigenen Anlaß die Farbe wieder zur Sprache kommt.

Bernhardinus Telesius.

geb. 1508. gest. 1588.

Durch die Buchdruckerey wurden mehrere Schriften der Alten verbreitet. Aristoteles und Plato fesselten nicht allein die Aufmerksamkeit; auch andere Meynungen und theoretische Gesinnungen wurden bekannt,

chen Lehre entgegensetzte, die denjenigen, der sie annahm, zu einer bisher unbekannten, ja ungeahneten Denkfreyheit und Grossheit der Gesinnungen berechtigte und aufforderte.

[illegible]

In jenem Jahrhundert, ja in jenem Jahrzehend werden tüchtige Entdeckungen gemacht, geschehen unerwartete Begebenheiten, treten vorzügliche Menschen auf, welche neue Ansichten verbreiten. Weil aber solche Ereignisse sich [illegible]

[illegible]

[illegible] das [illegible] Interesse weiter zu erregen.

Mensch gern zusammenbringen und zusammenhalten. Daher kommt es, daß gewisse einzelne Naturerscheinungen schwer vom Uebrigen abzulösen sind und nicht leicht durch Vertrag dinglich abgelöst werden.

Wie bei Kaufverträgen war hier besonders der Fall, wo die Karbe ist eine Angabe zu allen Verfügungen, und obgleich immer eine wesentliche, doch oft scheinbar eine zufällige. Deshalb kommt es kaum jemand beigehen, sie um und für sich zu betrachten, und besonders zu behandeln. Auch geschieht dieses hier und beinahe zum erstenmal, indem alle früheren Entwicklungen nur gelegentlich geschahen und von der Seite des Verhältnisses eines Widerwärtigen, des einzelnen oder eminenten Vorkommens, oder sonst, eingeleitet worden.

[illegible]

beim Wege verlieren und der von verschiedenen Sprach-

[illegible]

Wenn das Pferd [illegible]

[illegible]

und ein guter Kopf konnte sich die eine oder die andre zur Nachfolge wählen, je nachdem sie ihm seiner Denkweise gemäß schien. Dennoch hatte Autorität im Allgemeinen so großes Gewicht, daß man kaum etwas zu behaupten unternahm, was nicht früher von einem Alten schon geäußert worden; wobey man jedoch zu bemerken nicht unterlassen kann, daß sie den abgeschlossenen Kreis menschlicher Vorstellungsarten völlig, wenn gleich oft nur flüchtig und genialisch, durchlaufen hatten, so daß der Neuere, indem er sie näher kennen lernt, seine geglaubte Originalität oft beschämt sieht.

Daß die Elemente, wonach Aristoteles und die seinigen die Anfänge der Dinge darstellen und eintheilen wollen, empirischen, und wenn man will, poetischen Ursprungs seyen, war einem frey aufblickenden Geiste nicht schwer zu entdecken. Telesius fühlte, daß man, um zu Anfängen zu gelangen, ins Einfachere gehen müsse. Er setzt daher die Materie voraus und stellt sie unter den Einfluß von zwey empfindbaren aber ungreiflichen Principien, der Wärme und der Kälte. Was er hiebey frühern Ueberlieferungen schuldig, lassen wir unausgemacht.

Genug er faßte jene geheimnißvolle Systole und Diastole, aus der sich alle Erscheinungen entwickeln, gleichfalls unter einer empirischen Form auf, die aber doch, weil sie sehr allgemein ist, und die Begriffe von Ausdehnung und Zusammenziehung, von Solidescenz und Liquescenz hinter sich hat, sehr fruchtbar ist und eine höchst mannigfaltige Anwendung leidet.

Wie Bernhardinus dieſes geleiſtet und wie er denn doch zuletzt empfunden, daß ſich nicht alle Erſcheinungen unter ſeiner Formel ausſprechen laſſen, ob ſie gleich überall hindeutet, davon belehrt uns die Geſchichte der Philoſophie eines weitern. Was aber für uns höchſt merkwürdig iſt, er hat ein Büchelchen de colorum generatione geſchrieben, das 1570 zu Neapel in Quart herauskam. Wir haben es leider nie zu ſehen Gelegenheit gehabt und wiſſen nur ſo viel, daß er die Farben gleichfalls ſämmtlich aus den Principien der Wärme und Kälte ableitet. Da auch unſre Ableitung derſelben auf einem Gegenſatz beruht, ſo würde es intereſſant ſeyn zu ſehen, wie er ſich benommen und in wiefern ſich ſchon eine Annäherung an das, was wir für wahr halten, bey ihm zeige. Wir wünſchen dieſes um ſo mehr zu erfahren, als im achtzehnten Jahrhundert Weſtfeld mit dem Gedanken hervortritt, daß die Farbe, wenn ſie auch nicht der Wärme zuzuſchreiben ſey, doch wenigſtens mit derſelben und ihren Modificationen in genauer Verwandtſchaft ſtehe.

Hieronymus Cardanus.

geb. 1501. geſt. 1576.

Cardan gehört unter diejenigen Menſchen, mit denen die Nachwelt nie fertig wird, über die ſie ſich nicht leicht im Urtheil vereinigt. Bey großen angebornen Vorzügen konnte er ſich doch nicht zu einer gleichmä-

ſigen Bildung erheben; es blieb immer etwas Wildes und Verworrenes in ſeinen Studien, ſeinem Charakter und ganzen Weſen zurück. Man mag übrigens an ihm noch ſo vieles Tadelnswerthe finden, ſo muß er doch des großen Lobes theilhaft werden, daß es ihm ſowohl um die äußern Dinge, als um ſich ſelbſt Ernſt und zwar recht bitterer Ernſt geweſen, weshalb denn auch ſeine Behandlung ſowohl der Gegenſtände als des Lebens bis an ſein Ende leidenſchaftlich und heftig war. Er kannte ſein eigenes Naturell bis auf einen gewiſſen Grad, doch konnte er bis ins höchſte Alter nicht darüber Herr werden. Gar oft haben wir bey ihm, ſeiner Umgebung und ſeinem Beſtreben, an Cellini denken müſſen, um ſo mehr, als beyde gleichzeitig gelebt. Auch die Biographien oder Confeſſionen beyder, wie man ſie wohl nennen kann, treffen darin zuſammen, daß die Verfaſſer, obſchon mit Misbilligung, doch auch zugleich mit einigem Behagen von ihren Fehlern ſprechen, und in ihre Reue ſich immer eine Art von Selbſtgefälligkeit über das Vollbrachte mit einmiſcht. Erinnern wir uns hiebey noch eines jüngern Zeitgenoſſen, des Michael Montaigne, der mit einer unſchätzbar heitern Wendung ſeine perſönlichen Eigenheiten, ſo wie die Wunderlichkeiten der Menſchen überhaupt, zum Beſten gibt; ſo findet man die Bemerkung vielleicht nicht unbedeutend, daß dasjenige, was bisher nur im Beichtſtuhl als Geheimniß dem Prieſter ängſtlich vertraut wurde, nun mit einer Art von kühnem Zutrauen der ganzen Welt vorgelegt ward. Eine Vergleichung der ſogenannten Confeſſionen aller Zeiten würde in dieſem Sinne gewiß

ſchöne Reſultate geben. So ſcheinen uns die Bekenntniſſe, deren wir erwähnten, gewiſſermaßen auf den Proteſtantismus hinzudeuten.

Wie Cardan die Farben behandelt, iſt nicht ohne Originalität. Man ſieht, er beobachtete ſie und die Bedingungen unter welchen ſie entſpringen. Doch that er es nur im Vorübergehen, ohne ſich ein eigenes Geſchäft daraus zu machen, deshalb er auch allzuwenig leiſtet und Scaligern Gelegenheit giebt, ſich über Flüchtigkeit und Uebereilung zu beklagen.

Erſt führt er die Namen der vornehmſten und gewöhnlichſten Farben auf und erklärt ihre Bedeutung; dann wendet er ſich gegen das Theoretiſche, wobey man zwar eine gute Intention ſieht, ohne daß jedoch die Behandlung zulänglich wäre und dem Gegenſtand genug thäte. Bey Erörterung der Frage: auf wie mancherley Weiſe die Farben entſpringen, gelangt er zu keiner glücklichen Eintheilung. So hilft er ſich auch an einigen bedeutenden Puncten, die er gewahr wird, mehr vorbey als drüber hinaus, und weil ſeine erſten Beſtimmungen nicht umfaſſend ſind, ſo wird er genöthigt Ausnahmen zu machen, ja das Geſagte wieder zurückzunehmen.

Es wäre leicht, die wenigen Spalten zu überſetzen, die Cardan dieſer Materie widmet, aber ſchwer, ihre Mängel kürzlich anzudeuten, und zu weitläuftig, das Fehlende zu ſuppliren. Eigentlich Falſches findet

ſich nichts darin; inwiefern er das Rechte geahndet, werden diejenigen, welche unſern Entwurf der Farbenlehre wohl inne haben, künftig, wenn es ſie intereſſirt, ohne große Mühe entwickeln.

Schließlich haben wir zu bemerken, daß bey Cardan eine naivere Art, die Wiſſenſchaften zu behandeln, hervortritt. Er betrachtet ſie überall in Verbindung mit ſich ſelbſt, ſeiner Perſönlichkeit, ſeinem Lebensgange, und ſo ſpricht aus ſeinen Werken eine Natürlichkeit und Lebendigkeit, die uns anzieht, anregt, erfriſcht und in Thätigkeit ſetzt. Es iſt nicht der Doctor im langen Kleide, der uns vom Catheder herab belehrt; es iſt der Menſch, der umherwandelt, aufmerkt, erſtaunt, von Freude und Schmerz ergriffen wird und uns davon eine leidenſchaftliche Mittheilung aufdringt. Nennt man ihn vorzüglich unter den Erneuerern der Wiſſenſchaften, ſo hat ihm dieſer ſein angedeuteter Charakter ſo ſehr als ſeine Bemühungen zu dieſer Ehrenſtelle verholfen.

Johann Baptiſt Porta.

Wenn gleich Porta für unſer Fach wenig geleiſtet, ſo können wir ihn doch, wenn wir im Zuſammenhange der Naturwiſſenſchaften einigermaßen bleiben wollen, nicht übergehen. Wir haben vielmehr Urſache, uns länger bey ihm aufzuhalten, weil er uns Gelegenheit gibt,

mir sagten: „Franz ich muß fort! — Ich „wär' ein Thor, mich fesseln zu lassen! Die„ser Zustand erstikt alle meine Kräfte, die„ser Zustand raubt mir allen Muth der „Seele; er engt mich ein! — Was liegt „nicht alles in mir? Was könnte sich nicht „alles entwikeln? — Ich muß fort — in „die freie Welt! —"

Fernando.

Treffend!

Verwalter.

Ich verstund nicht, was sie wollten; iezt versteh' ichs. Wir gingen durch, wir gingen in die freie Welt; — und flatterten auf und ab, heraus — herein — und wusten zulezt mit all dem freien Muth nicht, was wir für Langerweile beginnen sollten — — daß wir uns wieder über Hals über Kopf gefangen geben mußten, um uns nicht eine Kugel vor'n Kopf zu schießen —

Fernando.

Drolligter Mensch!

einiges, was wir schon berührt, umständlicher auszuführen.

Er ist hauptsächlich bekannt durch sein Buch von der natürlichen Magie. Der Ursprung dieser Art von halbgeheimer Wissenschaft liegt in den ältesten Zeiten. Ein solches Wissen, eine solche Kunst war dem Aberglauben, von dem wir schon früher gehandelt, unentbehrlich. Es gibt so manches wünschenswerthe, möglich scheinende; durch eine kleine Verwechselung machen wir es zu einem erreichbaren Wirklichen. Denn obgleich die Thätigkeiten, in denen das Leben der Welt sich äußert, begränzt, und alle Specificationen hartnäckig und zäh sind; so läßt sich doch die Gränze keiner Thätigkeit genau bestimmen, und die Specificationen finden wir auch biegsam und wandelbar.

Die natürliche Magie hofft mit demjenigen, was wir für thätig erkennen, weiter als billig ist zu wirken, und mit dem, was specificirt vor uns liegt, mehr als thunlich ist zu schalten. Und warum sollten wir nicht hoffen, daß ein solches Unternehmen gelingen könne. Metaschematismen und Metamorphosen gehen vor unsern Augen vor, ohne daß sie von uns begriffen werden; mehrere und andere lassen sich vermuthen und erwarten, wie ihrer denn auch täglich neue entdeckt und bemerkt werden. Es gibt so viele Bezüge der specificirten Wesen unter einander, die wahrhaft und doch wunderbar genug sind, wie z. B. der Metalle beym Galvanism. Thun wir einen Blick auf die Bezüge

der specificirten organischen Wesen, so sind diese von unendlicher Mannigfaltigkeit und oft erstaunenswürdig seltsam. Man erinnere sich, im gröberen Sinne, an Ausdünstungen, Geruch; im zarteren, an Bezüge der körperlichen Form, des Blickes, der Stimme. Man gedenke der Gewalt des Wollens, der Intentionen, der Wünsche, des Gebetes. Was für unendliche und unerforschliche Sympathieen, Antipathieen, Idiosyncrasieen überkreuzen sich nicht! Wie manches wird Jahrelang als ein wundersamer einzelner Fall bemerkt, was zuletzt als ein allgemeiner durchgehendes Naturgesetz erscheint. Schon lange war es den Besitzern alter Schlösser verdrießlich, daß die bleyernen und kupfernen Dachrinnen, da wo sie auf den eisernen Haken auflagen, vom Rost früher aufgezehrt wurden, als an allen andern Stellen; jetzt wissen wir die Ursache und wie auf eine ganz natürliche Weise zu helfen ist. Hätte früher Jemand bemerkt, daß ein zwischengeschobenes Stückchen Holz die ganze Wirkung aufhebe; so hätte er vielleicht diesem besondern Holze die Wirkung zugeschrieben und als ein Hausmittel bekannt gemacht.

Wenn uns nun die fortschreitende Naturbetrachtung und Naturkenntniß, indem sie uns etwas verborgenes entdecken, auf etwas noch verborgeneres aufmerksam machen; wenn erhöhte Kunst, verfeinerte Künstlichkeit das Unmögliche in etwas Gemeines verwandeln; wenn der Taschenspieler täglich mehr alles Glaubwürdige und Begreifliche vor unsern Augen zu Schanden macht, werden wir dadurch nicht immerfort schwe-

bend erhalten, so daß uns Erwartung, Hoffnung, Glaube und Wahn immer natürlicher, bequemer und behaglicher bleiben müssen, als Zweifelsucht, Unglaube und starres hochmüthiges Abläugnen.

Die Anlässe zur Magie überhaupt finden wir bey allen Völkern und in allen Zeiten. Je beschränkter der Erkenntnißkreis, je dringender das Bedürfniß, je höher das Ahndungsvermögen, je froher das poetische Talent, desto mehr Elemente entspringen dem Menschen, jene wunderbare, unzusammenhängende, nur durch ein geistiges Band zu verknüpfende Kunst wünschenswerth zu machen.

Betrachten wir die natürliche Magie insofern sie sie sich absondern läßt; so finden wir, daß schon die Alten viele solche einzelne Bemerkungen und Recepte aufbewahrt hatten. Die mittlere Zeit nahm sie auf und erweiterte den Vorrath nach allen Seiten. Albert der Große, besonders seine Schule, sodann die Alchymisten wirkten immer weiter fort. Roger-Baco, zu seinen Ehren sey es gesagt, ist, bey allem Wunderbaren womit er sich beschäftigt, bey allem Seltsamen das er verspricht, fast gänzlich frey von Aberglauben; denn sein Vorahnden zukünftiger Möglichkeiten ruht auf einem sichern Fundament, so wie sein köstliches Büchelchen de mirabili potestate artis et naturae gegen das Wüste, Absurde des Wahnes ganz eigentlich gerichtet ist, nicht mit jener negirenden erkältenden Manier der Neuern, sondern mit einem Glauben erregenden heitern Hinweisen auf ächte Kunst und Naturkraft.

So hatte sich manches bis zu Porta's Zeiten fortgepflanzt; doch lagen die Kenntnisse zerstreut. Sie waren mehr im Gedächtnisse bewahrt als geschrieben, und selbst dauerte es eine Zeitlang bis die Buchdruckerkunst durch alle Fächer des Wissens durchwirkte und das Wissenswerthe durchaus zur Sprache förderte.

Porta gibt sein Buch de magia naturali im Jahr 1560 heraus, eben als er das funfzehnte seines Alters erreicht hatte. Dieses Büchelchen mit beständiger Rücksicht auf jene Zeit und auf einen so jugendlichen Verfasser zu lesen, ist höchst interessant. Man sieht dessen Bildung in der platonischen Schule, heitere mannigfaltige Kenntnisse, doch die entschiedene Neigung zum Wahn, zum Seltsamen und Unerreichbaren.

Er wendet nun sein übriges Leben an, diese Bemühungen fortzusetzen. Er versäumt nicht zu studiren, Versuche anzustellen, Reisen zu machen; einer gelehrten Gesellschaft, die er in Neapel in seinem Hause errichtet, verdankt er Beyhülfe und Mitwirkung. Besonders hat er sich auch der Gunst des Cardinals von Este zu rühmen.

Nach fünf und dreyßig Jahren gibt er das Buch zum zweytenmale heraus, da uns denn die Vergleichung beyder Ausgaben einen schönen Blick verschafft, wie in dieser Zeit das Jahrhundert und er selbst zugenommen.

Zwar von den abenteuerlichen Forderungen, Vorschlägen und Recepten ist noch immer mehr oder we-

niger die Rede; doch sieht man hie und da, wo das gar zu Abgeschmackte überliefert wird, den klugen Mann, der sich eine Hinterthüre offen läßt.

Was die Farben betrifft, so werden sie nur beyläufig angeführt, wenn verschieden-gefärbte Blumen hervorgebracht, falsche Edelsteine verfertigt und die Tugenden natürlicher Edelsteine gerühmt werden sollen.

Uebrigens bemerkt man wohl, daß in diesen fünf und dreyßig Jahren die chemischen Kenntnisse sehr gewachsen, und was die physischen betrifft, besonders die Eigenschaften des Magnets viel genauer bekannt geworden sind.

Ungern verlassen wir einen Mann, von dem noch vieles zu sagen wäre: denn eine genauere Beachtung dessen, womit er sich beschäftigt, würde der Geschichte der Wissenschaften höchst förderlich seyn. Will man ihn auch nicht für einen solchen Geist erkennen, der fähig gewesen wäre, die Wissenschaften in irgend einem Sinne zur Einheit heran zu rufen; so muß man ihn doch als einen lebhaften, geistreichen Sammler gelten lassen. Mit unermüdlicher unruhiger Thätigkeit durchforscht er das Feld der Erfahrung; seine Aufmerksamkeit reicht überall hin, seine Sammlerlust kommt nirgends unbefriedigt zurück. Nähme man seine sämmtlichen Schriften zusammen, das physiognomische Werk und die Verheimlichungskunst, und was sonst noch von ihm übrig ist, so würden wir in ihm das ganze Jahrhundert abgespiegelt erblicken.

Baco von Verulam.

Von den Schriften eines bedeutenden Mannes geben wir gewöhnlich nur in sofern Rechenschaft, als sie auf uns gewirkt, unsre Ausbildung entweder gefördert, oder auch sich derselben entgegengesetzt haben. Nach solchen an uns selbst gemachten Erfahrungen beurtheilen wir unsre Vorgänger, und aus diesem Gesichtspuncte möchte auch wohl dasjenige zu betrachten seyn, was wir, indem das sechzehnte Jahrhundert sich schließt und das siebzehnte anfängt, über einen bewundernswürdigen Geist mitzutheilen uns erkühnen.

Was Baco von Verulam uns hinterlassen, kann man in zwey Theile sondern. Der erste ist der historische, meistens misbilligende, die bisherigen Mängel aufdeckende, die Lücken anzeigende, das Verfahren der Vorgänger scheltende Theil. Den zweyten würden wir den belehrenden nennen, den didaktisch dogmatischen, zu neuen Tagewerken aufrufenden, aufregenden, verheißenden Theil.

Beyde Theile haben für uns etwas erfreuliches und etwas unerfreuliches, das wir folgendermaßen näher bezeichnen. Im historischen ist erfreulich die Einsicht in das, was schon da gewesen und vorgekommen, besonders aber die große Klarheit, womit die wissenschaftlichen Stockungen und Retardationen vorgeführt sind; erfreulich das Erkennen jener Vorurtheile, welche

die Menſchen im Einzelnen und im Ganzen abhalten vorwärts zu ſchreiten. Höchſt unerfreulich dagegen die Unempfindlichkeit gegen Verdienſte der Vorgänger, gegen die Würde des Alterthums. Denn wie kann man mit Gelaſſenheit anhören, wenn er die Werke des Ariſtoteles und Plato leichten Tafeln vergleicht, die eben, weil ſie aus keiner tüchtigen gehaltvollen Maſſe beſtünden, auf der Zeitfluth gar wohl zu uns herüber geſchwemmt werden können. Im zweyten Theil ſind unerfreulich ſeine Forderungen, die alle nur nach der Breite gehen, ſeine Methode, die nicht conſtructiv iſt, ſich nicht in ſich ſelbſt abſchließt, nicht einmal auf ein Ziel hinweiſt, ſondern zum Vereinzeln Anlaß gibt. Höchſt erfreulich hingegen iſt ſein Aufregen, Aufmuntern und Verheißen.

Aus dem Erfreulichen iſt ſein Ruf entſtanden: denn wer läßt ſich nicht gern die Mängel vergangener Zeiten vorerzählen? wer vertraut nicht auf ſich ſelbſt, wer hofft nicht auf die Nachwelt? Das Unerfreuliche dagegen wird zwar von Einſichtsvolleren bemerkt, aber wie billig geſchont und verziehen.

Aus dieſer Betrachtung getrauen wir uns das Räthſel aufzulöſen, daß Baco ſo viel von ſich reden machen konnte, ohne zu wirken, ja daß ſeine Wirkung mehr ſchädlich als nützlich geweſen. Denn da ſeine Methode, in ſofern man ihm eine zuſchreiben kann, höchſt peinlich iſt, ſo entſtand weder um ihn noch um ſeinen Nachlaß eine Schule. Es mußten und

konnten also wieder vorzügliche Menschen auftreten, die ihr Zeitalter zu consequenteren Naturansichten emporhoben und alle Wissens- und Fassenslustigen um sich versammelten.

Da er übrigens die Menschen an die Erfahrung hinwies, so geriethen die sich selbst überlassenen ins Weite, in eine gränzenlose Empirie; sie empfanden dabey eine solche Methodenscheu, daß sie Unordnung und Wust als das wahre Element ansahen, in welchem das Wissen einzig gedeihen könne. Es sey uns erlaubt, nach unserer Art das Gesagte in einem Gleichniß zu wiederhohlen.

Baco gleicht einem Manne, der die Unregelmäßigkeit, Unzulänglichkeit, Baufälligkeit eines alten Gebäudes recht wohl einsieht, und solche den Bewohnern deutlich zu machen weiß. Er räth ihnen, es zu verlassen, Grund und Boden, Materialien und alles Zubehör zu verschmähen, einen andern Bauplatz zu suchen und ein neues Gebäude zu errichten. Er ist ein trefflicher Redner und Ueberreder: er rüttelt an einigen Mauern, sie fallen ein, und die Bewohner sind genöthigt, theilweise auszuziehen. Er deutet auf neue Plätze; man fängt an zu ebnen, und doch ist es überall zu enge. Er legt neue Risse vor, sie sind nicht deutlich, nicht einladend. Hauptsächlich aber spricht er von neuen unbekannten Materialien, und nun ist der Welt gedient. Die Menge zerstreut sich nach allen Himmelsgegenden und bringt unendlich Einzelnes zurück, indessen zu

Hauſe neue Plane, neue Thätigkeiten, Anſiedelungen die Bürger beſchäftigen und die Aufmerkſamkeit verſchlingen.

Mit allem dieſem und durch alles dieſes bleiben die Baconiſchen Schriften ein großer Schatz für die Nachwelt, beſonders wenn der Mann nicht mehr unmittelbar, ſondern hiſtoriſch auf uns wirken wird; welches nun bald möglich ſeyn ſollte, da ſich zwiſchen ihn und uns ſchon einige Jahrhunderte geſtellt haben.

Daß dieſe gegen Ueberlieferung und Autorität anſtürmenden Geſinnungen Bacons ſchon zu ſeiner Zeit Widerſtand gefunden haben, läßt ſich denken. Auch iſt eine im Namen des Alterthums und der bisherigen Cultur eingelegte Proteſtation eines trefflichen gelehrten Mannes übrig geblieben, die wir ſowohl wegen ihrer Mäßigung als wegen ihrer Derbheit theilweiſe überſetzen und einſchalten.

Der Ritter Bodley, der einen Theil ſeines Lebens an diplomatiſche Geſchäfte gewendet hatte, ſich ſodann zurückzog, und indem er ſich den Wiſſenſchaften widmete, eine große Bibliothek zuſammenbrachte, die noch jetzt zu Oxford aufbewahrt wird, war ein Freund Bacons und erhielt von dieſem den Aufſatz cogitata et visa, der einem Gelehrten und Alterthumsforſcher keineswegs erfreulich ſeyn konnte. Ein Brief Bodleys,

bey dieſer Gelegenheit geſchrieben, iſt uns übrig, aus welchem folgende Stellen hier Platz finden mögen.

„Soll ich aufrichtig ſeyn, ſo muß ich offen bezeugen, daß ich unter diejenigen gehöre, welche unſre Künſte und Wiſſenſchaften für feſter gegründet halten, als Du gern zugeben möchteſt.“

„Wenn wir uns deinem Rathe folgſam bezeigen und die allgemeinen Begriffe, die dem Menſchen angeboren ſind, ablegen, alles was wir geleiſtet auslöſchen, und im Handeln und Denken Kinder werden, damit wir ins Reich der Natur eingehen dürfen, wie wir unter gleichen Bedingungen, nach Bibliſcher Vorſchrift, ins Himmelreich gelangen ſollen; ſo iſt nach meiner Ueberzeugung nichts gewiſſer, als daß wir uns jählings in eine Barbarey verlieren, aus der wir nach vielen Jahrhunderten, um nichts an theoretiſchen Hülfsmitteln reicher als jetzt, hervortauchen werden. Ja wohl würden wir eine zweyte Kindheit antreten, wenn wir zur tabula rasa geworden, und nach ausgetilgter Spur früherer Grundſätze, die Anfänge einer neuen Welt wieder hervorzulocken unternähmen. Und wenn wir aus dem was geſchieht, aus dem was uns die Sinne bringen, erſt wieder ſoviel zuſammen klauben ſollten, als im Verſtande zu einem allgemeinen Begriff hinreichend wäre, nach jenem Waidſpruch: im Verſtande

Verwalter.

Da hatten nun die Kräfte ihr frei's Spiel.

Fernando.

Hasenfuß!

Verwalter.

Da entwikelten ſich die Fähigkeiten.

Fernando.

Weiſſt du, worüber du ſpotteſt?

Verwalter.

Ueber das, was ſie ſo oft ſagten, nie thaten; über das, was ſie wünſchten, nie fanden, und auch oft nicht einmal ſuchten.

Fernando.

So weit vor diesmal!

Verwalter.

Bleiben ſie! bleiben ſie nur! und dann iſt alles gut!

(ab.)

sey nichts was nicht vorher in den Sinnen gewesen; so ist mir wenigstens wahrscheinlich, daß wenn man, nach Umwälzung eines platonischen Jahres, die Wissenschaft untersuchen wollte, sie weit geringer erfunden werden möchte, als sie gegenwärtig besteht."

„Wenn Du uns eine herrlichere Lehre versprichst, als sie jetzt unter uns blühet, die wir von Erfahrungen hernehmen sollen, indem wir die Verborgenheiten der Natur erforschen und eröffnen, um im Einzelnen recht gewiß zu werden; so will das weiter nichts heißen, als daß dü die Menschen dazu anreizest, wozu sie ihr innerer Trieb auch ohne äußre Anmahnung hinführt. Denn es ist natürlich, daß unzählige Menschen, in allen Theilen der Welt sich befinden, welche den Weg, auf den Du deutest, betreten, und zwar mit lebhaftem und dringendem Fleiß. Denn allen ist das Verlangen zu wissen eingeboren, so daß man ihren Eifer gar nicht anzufachen noch zu reizen braucht; eben so wenig als man nöthig hat, der Wassersucht nachzuhelfen, welche den Körper ohnehin übermäßig aufschwellt."

„Ich glaube nicht, daß sich derjenige betrügt, welcher überzeugt ist, daß alle Wissenschaften, wie sie jetzt öffentlich gelehrt werden, jederzeit vorhanden gewesen, nicht aber an allen Orten in gleichem Maaß, noch an einem Orte in gleicher Zahl, sondern nach dem Geiste

der Zeit, auf mancherley Weise verändert, bald belebt und blühend, bald unaufgeregt und auf eine finstre und rohe Weise mitgetheilt."

Haben also durch alle Jahrhunderte in allen Künsten und Wissenschaften die Menschen sich fleißig bearbeitet und geübt, sind sie zu Erkenntnissen gelangt, eben so wie zu unsrer Zeit, obgleich auf eine veränderliche und schwankende Weise, wie es Zeit, Ort und Gelegenheit erlauben mochten; wie könnten wir nun Dir Beyfall geben, und unsre Wissenschaft verwerfen als zweifelhaft und ungewiß? Sollten wir unsre Axiome Maximen und allgemeine Behauptungen abthun, die wir von unsern Vorfahren erhalten, und welche durch die scharfsinnigsten Menschen aller Zeiten sind gebilligt worden, und nun erst erwarten, daß eine Art und Weise ersonnen werde, welche uns, die wir indeß wieder zu Abcschützen geworden, durch die Umwegskrümmungen der besondern Erfahrungen, zur Erkenntniß gründlich aufgestellter allgemeiner Sätze hinführen, damit sodann wieder neue Grundfesten der Künste und Wissenschaften gelegt würden: was dürfte von allem diesem das Ende seyn, als daß wir entblößt von den Kenntnissen, die wir besitzen, ermüdet durch die im Cirkel wiederkehrenden Arbeiten, dahin gelangen, wo wir ausgegangen sind, glücklich genug, wenn wir nur in den vorigen Zustand wieder zurückversetzt werden. Mich däucht, so viele Bemühungen voriger Jahrhunderte könnten uns gleich jetzt eines bessern überzeugen

und uns wohl getrost machen, als am Ziel stehend, endlich zu verharren."

„Doch man glaube nicht, daß ich stolz das verwerfe, was durch neue Erfindungen den Wissenschaften für eine Vermehrung zuwächst: denn jenes Bemühen ist edel und mit großem Lob zu erkennen; auch bringt es jedesmal Frucht und Nutzen in der Gegenwart. Niemals hat der Welt ein großer Haufe solcher Menschen gefehlt, welche sich bemühen Neues aufzufinden und auszudenken; aber unsere Begriffe und Grundsätze sind immer sowohl von solchen, als von den höchsten Gelehrten dankbar aufgenommen worden."

Nicht leicht können sich Meynungen so schnurstracks entgegen stehen, als hier die Baconische und Bodleyische, und wir möchten uns zu keiner von beyden ausschließlich bekennen. Führt uns jene in eine unabsehbare Weite, so will uns diese zu sehr beschränken. Denn wie von der einen Seite die Erfahrung gränzenlos ist, weil immer noch ein Neues entdeckt werden kann, so sind es die Maximen auch, indem sie nicht erstarren, die Fähigkeit nicht verlieren müssen, sich selbst auszudehnen um mehreres zu umfassen, ja sich in einer höhern Ansicht aufzuzehren und zu verlieren.

Denn wahrscheinlich versteht hier Bodley nicht etwa die subjectiven Axiome, welche durch eine fortschreitende Zeit weniger Veränderung erleiden, als solche,

welche aus der Betrachtung der Natur entſpringen und ſich auf die Natur beziehen. Und da iſt es denn nicht zu läugnen, daß dergleichen Grundſätze der ältern Schulen, beſonders in Verbindung mit religiöſen Ueberzeugungen, dem Fortſchritt wahrer Naturanſichten ſehr unbequem im Wege ſtanden. Auch iſt es intereſſant zu bemerken, was eigentlich einem Manne wie Baco, der ſelbſt wohl unterrichtet, gelehrt und nach älterem Herkommen cultivirt war, beſonders hinderlich geſchienen, daß er ſich gedrungen gefühlt, auf eine ſo zerſtörende Weiſe zu verfahren, und wie man im Sprüchworte ſagt, das Kind mit dem Bade auszuſchütten. Revolutionäre Geſinnungen werden bey einzelnen Menſchen mehr durch einzelne Anläſſe als durch allgemeine Zuſtände erzeugt, und ſo ſind uns in Bacons Schriften einige ſolcher Axiome begegnet, die er mit beſonderm Verdruſſe immer wieder aufſucht und verfolgt; z. B. die Lehre von den Endurſachen die ihm höchlich zuwider iſt.

In der Denkweiſe Bacons findet ſich übrigens manches, was auf den Weltmann hindeutet. Eben dieſe Forderung einer gränzenloſen Erfahrung, das Verkennen, ja Verneinen gegenwärtiger Verdienſte, das Dringen auf Werkthätigkeit hat er mit denjenigen gemein, die im Wirken auf eine große Maſſe und im Beherrſchen und Benutzen ihrer Gegenwirkung das Leben zubringen.

Wenn Baco ungerecht gegen die Vergangenheit war, ſo ließ ihm ſein immer vorſtrebender Geiſt auch eine ruhige Schätzung der Mitwelt nicht zu. Wir wollen hier nur Gilberts erwähnen, deſſen Bemühungen um den Magneten dem Canzler Bacon bekannt ſeyn konnten und waren: denn er erwähnt Gilberts ſelbſt mit Lob in ſeinen Schriften. Aber wie wichtig die Gegenſtände, Magnetismus und Electricität ſeyen, ſchien Baco nicht zu faſſen, dem in der Breite der Erſcheinung alles gleich war. Denn ob er ſchon ſelbſt immer darauf hindeutet, man ſolle die Particularien nur deswegen ſammeln, damit man aus ihnen wählen, ſie ordnen und endlich zu Univerſalien gelangen könne; ſo behalten doch bey ihm die einzelnen Fälle zu viele Rechte, und ehe man durch Induction, ſelbſt diejenige, die er anpreiſt, zur Vereinfachung und zum Abſchluß gelangen kann, geht das Leben weg und die Kräfte verzehren ſich. Wer nicht gewahr werden kann, daß ein Fall oft Tauſende werth iſt, und ſie alle in ſich ſchließt, wer nicht das zu faſſen und zu ehren im Stande iſt, was wir Urphänomene genannt haben, der wird weder ſich noch andern jemals etwas zur Freude und zum Nutzen fördern können. Man ſehe die Fragen an, die Baco aufwirft und die Vorſchläge zu Unterſuchungen im Einzelnen; man bedenke ſeinen Tractat von den Winden in dieſem Sinne, und frage ſich, ob man auf dieſem Wege an irgend ein Ziel zu gelangen hoffen könne.

Auch halten wir es für einen großen Fehler Ba-

cons, daß er die mechanischen Bemühungen der Handwerker und Fabricanten zu sehr verachtete. Handwerker und Künstler, die einen beschränkten Kreis zeitlebens durcharbeiten, deren Existenz vom Gelingen irgend eines Vorsatzes abhängt, solche werden weit eher vom Particularen zum Universalen gelangen, als der Philosoph auf Baconischem Wege. Sie werden vom Pfuschen zum Versuchen, vom Versuch zur Vorschrift, und was noch mehr ist, zum gewissen Handgriff vorschreiten, und nicht allein reden sondern thun und durch das Thun das Mögliche darstellen; ja sie werden es darstellen müssen, wenn sie es sogar läugnen sollten, wie der außerordentliche Fall sich bey Entdeckung der achromatischen Fernröhre gefunden hat.

Technischen und artistischen abgeschlossenen Thätigkeitskreisen sind die Wissenschaften mehr schuldig als hervorgehoben wird, weil man auf jene treu fleißige Menschen oft nur als auf werkzeugliche Thätler hinabsieht. Hätte jemand zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts sich in die Werkstätten der Färber und Maler begeben und nur alles redlich und consequent aufgezeichnet, was er dort gefunden; so hätten wir einen weit vollständigeren und methodischeren Beytrag zu unserm gegenwärtigen Zweck, als er uns durch Beantwortung tausend Baconischer Fragen nicht hätte werden können.

Damit man aber nicht denke, daß dieses nur ein frommer Wunsch oder eine Forderung ins Blaue sey, so

wollen wir unſers Landsmannes Georg Agricola gedenken, der ſchon in der erſten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts, in Abſicht auf das Bergweſen, dasjenige geleiſtet was wir für unſer Fach hätten wünſchen mögen. Er hatte freylich das Glück, in ein abgeſchloſſenes, ſchon ſeit geraumer Zeit behandeltes, in ſich höchſt mannigfaltiges und doch immer auf einen Zweck hingeleitetes Natur- und Kunſtweſen einzutreten. Gebirge aufgeſchloſſen durch Bergbau, bedeutende Naturproducte roh aufgeſucht, gewältigt, behandelt, bearbeitet, geſondert, gereinigt und menſchlichen Zwecken unterworfen: dieſes war es, was ihn als einen Dritten, denn er lebte im Gebirg als Bergarzt, höchlich intereſſirte, indem er ſelbſt eine tüchtige und wohl um ſich her ſchauende Natur war, dabey Kenner des Alterthums, gebildet durch die alten Sprachen, ſich bequem und anmuthig darin ausdrückend. So bewundern wir ihn noch jetzt in ſeinen Werken, welche den ganzen Kreis des alten und neuen Bergbaus, alter und neuer Erz- und Steinkunde umfaſſen und uns als ein köſtliches Geſchenk vorliegen. Er war 1494 geboren und ſtarb 1555, lebte alſo in der höchſten und ſchönſten Zeit der neu hervorbrechenden, aber auch ſogleich ihren höchſten Gipfel erreichenden Kunſt und Literatur. Wir errinnern uns nicht, daß Baco des Agricola gedenke, auch nicht, daß er das, was wir an dieſem Manne ſo höchlich ſchätzen, an andern zu würdigen gewußt habe.

Ein Blick auf die Umſtände, unter welchen beyde Männer gelebt, giebt zu einer heitern Vergleichung An-

laß. Der mittelländiſche Deutſche findet ſich eingeladen, in dem abgeſchloſſenen Kreiſe des Bergweſens zu verweilen, ſich zu concentriren und ein beſchränktes Ganzes wiſſenſchaftlich auszubilden. Baco als ein meerumgebener Inſulaner, Glied einer Nation, die ſich mit der ganzen Welt im Rapport ſah, wird durch die äuſſern Umſtände bewogen, ins Breite und Unendliche zu gehen, und das unſicherſte aller Naturphänomene, die Winde, als Hauptaugenmerk zu faſſen, weil Winde den Schifffahrern von ſo groſſer Bedeutung ſind.

Daß die Weltgeſchichte von Zeit zu Zeit umgeſchrieben werden müſſe, darüber iſt in unſern Tagen wohl kein Zweifel übrig geblieben. Eine ſolche Nothwendigkeit entſteht aber nicht etwa daher, weil viel Geſchehenes nachentdeckt worden, ſondern weil neue Anſichten gegeben werden, weil der Genoſſe einer fortſchreitenden Zeit auf Standpuncte geführt wird, von welchen ſich das Vergangene auf eine neue Weiſe überſchauen und beurtheilen läßt. Eben ſo iſt es in den Wiſſenſchaften. Nicht allein die Entdeckung von bisher unbekannten Naturverhältniſſen und Gegenſtänden, ſondern auch die abwechſelnden vorſchreitenden Geſinnungen und Meynungen verändern ſehr vieles und ſind werth von Zeit zu Zeit beachtet zu werden. Beſonders würde ſichs nöthig machen, das vergangene achtzehnte Jahrhundert in dieſem Sinne zu controliren. Bey ſeinen groſſen Verdienſten hegte und pflegte es manche Mängel und that den vorhergehenden Jahrhunderten,

besonders den weniger ausgebildeten, gar mannigfaltiges Unrecht. Man kann es in diesem Sinne wohl das selbstkluge nennen, indem es sich auf eine gewisse klare Verständigkeit sehr viel einbildete, und alles nach einem einmal gegebenen Maßstabe abzumessen sich gewöhnte. Zweifelsucht und entscheidendes Absprechen wechselten mit einander ab, um eine und dieselbe Wirkung hervorzubringen: eine dünkelhafte Selbstgenügsamkeit, und ein Ablehnen alles dessen, was sich nicht sogleich erreichen noch überschauen ließ.

Wo findet sich Ehrfurcht für hohe unerreichbare Forderungen? Wo das Gefühl für einen in unergründliche Tiefe sich senkenden Ernst? Wie selten ist die Nachsicht gegen kühnes mislungenes Bestreben! wie selten die Geduld gegen den langsam Werdenden! Ob hierin der lebhafte Franzose oder der trockne Deutsche mehr gefehlt, und in wiefern beyde wechselseitig zu diesem weit verbreiteten Tone beygetragen, ist hier der Ort nicht zu untersuchen. Man schlage diejenigen Werke, Hefte, Blätter nach, in welchen kürzere oder längere Notizen von dem Leben gelehrter Männer, ihrem Charakter und Schriften gegeben sind; man durchsuche Dictionnaire, Bibliotheken, Nekrologen, und selten wird sich finden, daß eine problematische Natur mit Gründlichkeit und Billigkeit dargestellt worden. Man kommt zwar den wackern Personen früherer Zeiten darin zu Hülfe, daß man sie vom Verdacht der Zauberey zu befreyen sucht; aber nun thäte es gleich wieder Noth, daß man sich auf eine andre Weise ihrer an

nähme und sie aus den Händen solcher Exorcisten abermals befreyte, welche, um die Gespenster zu vertreiben, sichs zur heiligen Pflicht machen, den Geist selbst zu verjagen.

Wir haben bey Gelegenheit, als von einigen verdienten Männern, Roger Baco, Cardan, Porta, als von Alchymie und Aberglauben die Rede war, auf unsere Ueberzeugungen hingedeutet, und dieß mit so mehr Zuversicht, als das neunzehnte Jahrhundert auf dem Wege ist, gedachten Fehler des vorangegangenen wieder gut zu machen, wenn es nur nicht in den entgegengesetzten sich zu verlieren das Schicksal hat.

Was von Wiederbelebung der Malerkunst an, die großen Meister für das Colorit stufenweise geleistet, bringen wir zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts nach, da sich denn der ganze Gang, den dieser Theil der Kunst genommen, auf einmal wird überschauen lassen.

Und sollten wir nun nochmals einen Blick auf das sechzehnte Jahrhundert zurückwerfen; so würden wir seine beyden Hälften von einander deutlich unterschieden finden. In der ersten zeigt sich eine hohe Bildung, die aus Gründlichkeit, Gewissenhaftigkeit, Gebundenheit und Ernst hervortritt. Sie ruht auf der zweyten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts. Was in dieser geboren und erzogen ward, glänzt nunmehr

Bedienter kommt.

Bediente.

Madame Sommer!

Fernando.

Bring ſie herein.

(Bediente ab.)

Fernando, allein.

Dies Weib macht mich ſchwermüthig. Daß nichts ganz, nichts rein in der Welt iſt! Dieſe Frau! — ihrer Tochter Muth hat mich zerſtört; was wird ihr Schmerz thun?

Madame Sommer, tritt auf.

Fernando, vor ſich.

O Gott! und auch ihre Geſtalt muß mich an meine Vergehen erinnern! Herz! Unſer Herz! o wenn's in dir liegt, ſo zu fühlen, und ſo zu handeln, warum haſt du nicht auch Kraft, dir das geſchehene zu verzeihen — Ein Schatten der Geſtalt meiner Frau!

in seinem ganzen Werth, in seiner vollen Würde, und die Welt erlebt nicht leicht wieder eine solche Erscheinung. Hier zeigt sich zwar ein Conflict zwischen Autorität und Selbstthätigkeit, aber noch mit einem gewissen Maße. Beyde sind noch nicht von einander getrennt, beyde wirken auf einander, tragen und erheben sich.

In der zweyten Hälfte wird das Streben der Individuen nach Freyheit schon viel stärker. Schon ist es Jedem bequem, sich an dem Entstandenen zu bilden, das Gewonnene zu genießen, die freygemachten Räume zu durchlaufen; die Abneigung vor Autorität wird immer stärker, und wie einmal in der Religion protestirt worden, so wird durchaus und auch in den Wissenschaften protestirt, so daß Baco von Verulam zuletzt wagen darf, mit dem Schwamm über alles hinzufahren, was bisher auf die Tafel der Menschheit verzeichnet worden war.

Fünfte Abtheilung.

Siebzehntes Jahrhundert.

Wir haben den Baco von Verulam am Ende des vorigen Jahrhunderts beſprochen, deſſen Leben noch in den vierten Theil des gegenwärtigen herüberdauert, und deſſen eigentlich wiſſenſchaftliche Bemühungen an das Ende ſeiner Laufbahn fallen. Doch hat ſich der in ſeinen Schriften aufbewahrte, gegen die Autorität anſtrebende, proteſtirende, revolutionäre Sinn im vorigen Jahrhundert bereits entwickelt und zeigt ſich nur bey Baco, bezüglich auf Naturwiſſenſchaften, in ſeiner höchſten Energie.

Wie nun eben dieſe Wiſſenſchaften durch andre bedeutende Menſchen nunmehr eine entgegengeſetzte Richtung nehmen, iſt die Aufgabe zu zeigen, wenn wir einiges uns bey dieſer Gelegenheit Entgegentretende vorher mitgetheilt haben.

Allgemeine Betrachtungen.

Wenn die Frage: welcher Zeit der Mensch eigentlich angehöre? gewissermaßen wunderlich und müßig scheint, so regt sie doch ganz eigene Betrachtungen auf, die uns interessiren und unterhalten könnten.

Das Leben jedes bedeutenden Menschen, das nicht durch einen frühen Tod abgebrochen wird, läßt sich in drey Epochen theilen, in die der ersten Bildung, in die des eigenthümlichen Strebens, und in die des Gelangens zum Ziele, zur Vollendung.

Meistens kann man nur von der ersten sagen, daß die Zeit Ehre von ihr habe: denn erstlich deutet der Werth eines Menschen auf die Natur und Kraft der in seiner Geburts-Epoche Zeugenden; das Geschlecht, aus dem er stammt, manifestirt sich in ihm öfters mehr als durch sich selbst, und das Jahr der Geburt eines Jeden enthält in diesem Sinne eigentlich das wahre Nativitäts-Prognosticon mehr in dem Zusammentreffen irdischer Dinge, als im Aufeinanderwirken himmlischer Gestirne.

Sodann wird das Kind gewöhnlich mit Freundlichkeit aufgenommen, gepflegt und Jedermann erfreut sich dessen was es verspricht. Jeder Vater, jeder Lehrer sucht die Anlagen nach seinen Einsichten und Fähigkeiten bestens zu entwickeln, und wenigstens ist es der gute Wille, der alle die Umgebungen des Knaben

belebt. Sein Fleiß wird gepriesen, seine Fortschritte werden belohnt, der größte Eifer wird in ihm erregt, und ihm zugleich die thörige Hoffnung vorgespiegelt, daß das immer stufenweise so fortgehn werde.

Allein er wird den Irrthum nur allzubald gewahr: denn sobald die Welt den einzelnen Strebenden erblickt, sobald erschallt ein allgemeiner Aufruf, sich ihm zu widersetzen. Alle Vor- und Mitwerber sind höchlich bemüht, ihn mit Schranken und Gränzen zu umbauen, ihn auf jede Weise zu retardiren, ihn ungeduldig, verdrießlich zu machen, und ihn nicht allein von außen, sondern auch von innen zum Stocken zu bringen.

Diese Epoche ist also gewöhnlich die des Conflicts, und man kann niemals sagen, daß diese Zeit Ehre von einem Manne habe. Die Ehre gehört ihm selbst an und zwar ihm allein und den wenigen, die ihn begünstigen und mit ihm halten.

Sind nun diese Widerstände überwunden, ist dieses Streben gelungen, das Angefangene vollbracht, so läßt sichs denn die Welt zuletzt wohl auch gefallen; aber auch dieses gereicht ihr keineswegs zur Ehre. Die Vorwerber sind abgetreten, den Mitwerbern ist es nicht besser gegangen, und sie haben vielleicht doch auch ihre Zwecke erreicht und sind beruhigt; die Nachwerber sind nun an ihrer Reihe der Lehre, des Raths, der Hülfe bedürftig, und so schließt sich der Kreis, oder vielmehr so dreht sich das Rad abermals, um seine immer erneuerte wunderliche Linie zu beschreiben.

Man sieht hieraus, daß es ganz allein von dem Geschichtschreiber abhange, wie er einen Mann einordnen, wann er seiner gedenken will. So viel ist aber gewiß, wenn man bey biographischen Betrachtungen, bey Bearbeitung einzelner Lebensgeschichten, ein solches Schema vor Augen hat, und die unendlichen Abweichungen von demselben zu bemerken weiß; so wird man, wie an einem guten Leitfaden, sich durch die labyrinthischen Schicksale manches Menschenlebens hindurch finden.

Galileo Galilei.

geb. 1564. gest. 1642.

Wir nennen diesen Namen mehr um unsere Blätter damit zu zieren, als weil sich der vorzügliche Mann mit unserm Fache beschäftigt.

Schien durch die Verulamische Zerstreuungsmethode die Naturwissenschaft auf ewig zersplittert, so ward sie durch Galilei sogleich wieder zur Sammlung gebracht; er führte die Naturlehre wieder in den Menschen zurück und zeigte schon in früher Jugend, daß dem Genie Ein Fall für tausend gelte, indem er sich aus schwingenden Kirchenlampen die Lehre des Pendels und des Falles der Körper entwickelte. Alles kommt in der Wissenschaft auf das an, was man ein Aperçu nennt, auf ein Gewahrwerden dessen, was eigentlich den Erschei-

nungen zum Grunde liegt. Und ein solches Gewahrwerden ist bis ins Unendliche fruchtbar.

Galilei bildete sich unter günstigen Umständen und genoß die erste Zeit seines Lebens des wünschenswerthesten Glückes. Er kam wie ein tüchtiger Schnitter zur reichlichsten Erndte und säumte nicht bey seinem Tagewerk. Die Fernröhre hatten einen neuen Himmel aufgethan. Viele neue Eigenschaften der Naturwesen, die uns mehr oder weniger sichtbar und greiflich umgeben, wurden entdeckt, und nach allen Seiten zu konnte der heitere mächtige Geist Eroberungen machen. Und so ist der größte Theil seines Lebens eine Reihe von herrlichen, glänzenden Wirkungen.

Leider trübt sich der Himmel für ihn gegen das Ende. Er wird ein Opfer jenes edlen Strebens, mit welchem der Mensch seine Ueberzeugungen andern mitzutheilen gedrängt wird. Man pflegt zu sagen, des Menschen Wille sey sein Himmelreich; noch mehr findet er aber seine Seligkeit in seinen Meinungen, im Erkannten und Anerkannten. Vom großen Sinne des Copernicanischen Systems durchdrungen enthält sich Galilei nicht, diese von der Kirche, von der Schule verworfne Lehre, wenigstens indirect, zu bestätigen und auszubreiten; und beschließt sein Leben in einem traurigen Halbmärtyrerthum.

Was das Licht betrifft, so ist er geneigt es als etwas gewissermaßen materielles mittheilbares anzusehen:

eine Vorstellungsart, zu der ihm die an dem bononischen Stein gemachte Erfahrung Anlaß gibt. Sich über die Farbe zu erklären lehnt er ab, und es ist nichts natürlicher, als daß er, geschaffen sich in die Tiefen der Natur zu senken, er, dessen angebornes eindringendes Genie durch mathematische Cultur ins Unglaubliche geschärft worden war, zu der oberflächlichen, wechselnden, nicht zu haschenden, leicht verschwindenden Farbe wenig Anmuthung haben konnte.

Johann Keppler.

geb. 1571. gest. 1630.

Wenn man Kepplers Lebensgeschichte mit demjenigen was er geworden und geleistet zusammenhält, so geräth man in ein frohes Erstaunen, indem man sich überzeugt, daß der wahre Genius alle Hindernisse überwindet. Der Anfang und das Ende seines Lebens werden durch Familienverhältnisse verkümmert, seine mittlere Zeit fällt in die unruhigste Epoche, und doch dringt sein glückliches Naturell durch. Die ernstesten Gegenstände behandelt er mit Heiterkeit und ein verwickeltes mühsames Geschäft mit Bequemlichkeit.

Gibt er schriftlich Rechenschaft von seinem Thun, von seinen Einsichten, so ist es als wenn es nur gelegentlich, im Vorbeygehen geschähe, und doch findet er immer die Methode, die von Grund aus anspricht. An-

dern sey es überlassen seine Verdienste anzuerkennen und zu rühmen, welche außer unserm Gesichtskreise liegen; aber uns ziemt es, sein herrliches Gemüth zu bemerken, das überall auf das freudigste durchblickt. Wie verehrt er seinen Meister und Vorgesetzten Tycho! Wie schätzt er die Verdienste dieses Mannes, der sich dem ganzen Himmel gewachsen fühlte, insofern er sich durch die Sinne fassen und durch Instrumente bezwingen ließ. Wie weiß er diesen seinen Lehrer und Vorgänger auch nach dem Tode gegen unfreundliche Angriffe zu vertheidigen! Wie gründlich und anmuthig beschreibt er, was an dem astronomischen Baue schon geleistet, was gegründet, was aufgeführt, was noch zu thun und zu schmücken sey! Und wie arbeitet er sein ganzes Leben unverrückt an der Vollendung!

Indeß war Tycho bey allen seinen Verdiensten doch einer von den beschränkten Köpfen, die sich mit der Natur gewissermaßen im Widerspruch fühlen und deswegen das complicirte Paradoxe mehr als das einfache Wahre lieben und sich am Irrthum freuen, weil er ihnen Gelegenheit gibt ihren Scharfsinn zu zeigen; da derjenige, der das Wahre anerkennt, nur Gott und die Natur, nicht aber sich selbst zu ehren scheint, und von dieser letzten Art war Keppler. Jedes klare Verdienst klärt ihn selbst auf; durch freye Beystimmung eilt er es sich zuzueignen. Wie gern spricht er von Copernikus! Wie fleißig deutet er auf das einzig schöne Aperçu, was uns die Geschichte noch ganz allein erfreulich machen kann, daß die ächten Menschen aller

Zeiten einander voraus verkünden, auf einander hinweisen, einander vorarbeiten. Wie umständlich und genau zeigt Keppler, daß Euklides Copernikisire!

Eben so verhält er sich zu seinen Zeitgenossen. Dem Wilhelm Porta ertheilt er die anmuthigsten Lobsprüche, den herzlichsten Dank für die Entdeckung der Camera obscura, für die dadurch auf einmal erweiterte Einsicht in die Gesetze des Sehens.

Wie sein Sinn, so sein Ausdruck. Geübt im Griechischen und Lateinischen fehlt es ihm an keiner Kenntniß des Alterthums, des gründlichen sowohl als des schönen, und er weiß sich nach Belieben auszudrücken. Manchmal läßt er sich zu Unwissenden, ja zu Dummen herab; manchmal sucht er wenigstens allgemein verständlich zu werden. Bey Erzählung von natürlichen Ereignissen ist er klar und deutlich; bald aber, wenn er wirken, wenn er lebhaftere Eindrücke, entschiedenere Theilnahme hervorbringen will, dann fehlt es ihm nicht an Gleichnissen, Anspielungen und classischen Stellen.

Da er die Sprache völlig in seiner Gewalt hat, so wagt er gelegentlich kühne, seltsame Ausdrücke, aber nur dann, wenn der Gegenstand ihm unerreichbar scheint. So verfährt er bey Gelegenheit der Farbe, die er nur im Vorbeygehen behändelt, weil sie ihm, dem alles Maß und Zahl ist, von keiner Bedeutung seyn kann. Er bedient sich so wunderbarer Worte, um

ihrer Natur einigermaßen beyzukommen, daß wir sie nicht zu übersetzen wagen, sondern im Original hier einschalten: Color est lux in potentia, lux sepulta in pellucidi materia si jam extra visionem considerretur; et diversi gradus in dispositione materiae, causâ raritatis et densitatis, seu pellucidi et tenebrarum; diversi item gradus luculae, quae materiae est concreta, efficiunt discrimina colorum. Die Auslegung davon läßt sich vielleicht eher in einer andern Sprache wiedergeben; sie ist folgende:

„Denn da die Farben, welche man im Regenbogen sieht, von derselben Art sind, wie die der Körper, so müssen sie auch einen gleichen Ursprung haben; jene aber entspringen nur aus den angeführten Ursachen. Denn wie das Auge seinen Platz verläßt, so verändert sich auch die Farbe, und zwar entspringen sie alle an der Gränze des Lichts und des Schattens; woraus erhellet, daß sie aus einer Schwächung des Lichtes und aus einem Ueberzug der wäßrigen Materie entstehen. Deswegen werden auch die Farben der Körper auf gleiche Weise entspringen und es wird nur der Unterschied zwischen ihnen seyn, daß bey dem Regenbogen das Licht hinzutretend ist, bey den Farben aber eingeboren, auf die Weise wie in den Theilen vieler Thiere sich Lichter wirklich befinden. Wie nun die Möglichkeit der Wärme im Ingwer von der wirklichen Wärme im Feuer unterschieden ist, so scheint auch das Licht in der gefärbten Materie vom Licht in der Sonne verschieden zu seyn. Denn dasjenige ist nur der Fähigkeit nach da,

— Oh wo ſeh' ich den nicht! (laut.) Madame!

Madame Sommer.

Was befehlen ſie, mein Herr?

Fernando.

Ich wünſchte daß ſie meiner Stella Geſellſchaft leiſten wollten, und mir! Sezen ſie ſich!

Madame Sommer.

Die Gegenwart des Elenden iſt dem Glüklichen zur Laſt! Und ach! der Glükliche dem Elenden noch mehr.

Fernando.

Ich begreife ſie nicht. Können ſie Stella verkannt haben? ſie, die ganz Liebe, ganz Gottheit iſt?

Madame Sommer.

Mein Herr! ich wünſchte heimlich zu reiſen! Laſſen ſie mich — Ich muß fort. Glauben ſie, daß ich Gründe habe! aber ich bitte, laſſen ſie mich!

Fer-

was sich nicht mittheilt, sondern innerhalb der Gränzen seines Gegenstandes gehalten wird, wie das Licht, das in den Farben verborgen ist, so lange sie nicht von der Sonne erleuchtet werden. Doch kann man nicht wissen, ob die Farben nicht in tiefer Nacht ihre Lichtlein umherstreuen."

„Freylich hat dieser Gegenstand die Köpfe der scharfsinnigsten Philosophen auf mancherley Weise in Uebung gesetzt, und wir finden uns gegenwärtig weder im Falle noch im Stande seine Dunkelheit zu enthüllen. Wolltest Du mir aber den Einwurf machen, die Finsterniß sey eine Privation und könne deshalb niemals etwas Positives, niemals eine active Eigenschaft werden, welche nämlich zu strahlen und sich auf den Wänden abzubilden vermöchte; so erwähne ich der Kälte dagegen, welche auch eine reine Privation ist und doch, bezüglich auf die Materie, als wirksame Eigenschaft erscheint."

Das Uebrige werden diejenigen, welche bey der Sache interessirt sind, bey ihm selbst nachsehen; nur bemerken wir noch, daß ihm verschiedene Hauptpuncte, die wir in der Rubrik von den physiologischen Farben behandelt haben, nicht unbekannt gewesen; daß nämlich helle und dunkle Bilder von gleichem Maß dem Auge als verschieden groß erscheinen, daß das Bild im Auge eine Dauer habe, daß lebhafte Lichteindrücke farbig abklingen. Erwähnt er auch nur beyläufig dergleichen Erscheinungen; so bemerkt man mit Vergnügen, wie les

bendig alles mit seinem Hauptgeschäft zusammenhängt, wie innig er alles was ihm begegnet auf sich zu beziehen weiß.

Willebrord Snellius.

geb. 1591. gest. 1626.

Nach Erfindung der Fernröhre drängte sich alles, um an ihrer Verbesserung zu arbeiten. Die Gesetze der Refraction, die man vorher nur empirisch und mühsam zu bestimmen wußte, wurden immer genauer untersucht; man kam immer mehr in Uebung, höhere mathematische Formeln auf Naturerscheinungen anzuwenden, und so näherte sich Snellius dem gegenwärtig allgemein bekannten Gesetze der Refraction, ob er es gleich noch nicht unter dem Verhältniß der Sinus des Einfalls- und Brechungswinkels aussprach.

Dieses in allen Lehrbüchern vorgetragene Gesetz brauchen wir hier nicht umständlicher auszuführen; doch machen wir zwey Bemerkungen, die sich näher auf die Gegenstände unserer Behandlung beziehen.

Snellius gründete seine Messungen und Berechnungen nicht auf den objectiven Versuch, da man nämlich das Licht durch das Mittel hindurchfallen läßt, wobey das was man Brechung nennt zum Vorschein kommt; sondern auf den subjectiven, dessen Wirkung

wir die Hebung genannt haben, weil ein durch das Mittel geſehener Gegenſtand uns entgegenzutreten ſcheint. Er ſchreibt daher ganz richtig dem perpendicularen Strahl (wenn es doch einmal Strahl ſeyn ſoll) die vollkommne Hebung zu, wie man denn bey jedem vollkommen perpendicularen Aufſchauen auf einen gläſernen Cubus ganz bequem erfahren kann, daß die darunterliegende Fläche dem Auge vollkommen entgegentritt.

Da man aber in der Folge ſich bloß an den objectiven Verſuch hielt, als der das Phänomen nur einſeitig, das Verhältniß der Sinus aber am beſten ausdrückt; ſo fing man an zu läugnen, daß der perpendiculare Strahl verändert werde, weil man dieſe Veränderung unter der Form der Brechung nicht gewahr wird und kein Verhältniß der Sinus dabey ſtatt haben kann.

Schon Hugens, durch den die Entdeckung des Snellius eigentlich bekannt wurde, proteſtirt gegen die Veränderung des perpendicularen Strahls und führt ſeine ſämmtlichen Nachfolger in Irrthum. Denn man kann ganz allein von der Wirkung der Mittel auf Licht und beleuchtete Gegenſtände ſich einen Begriff machen, wenn man beyde Fälle, den objectiven und ſubjectiven, den Fall des Brechens und Hebens, das wechſelſeitige Verhältniß des dichten Mittels zum dünnen, des dünnen zum dichten, zugleich faßt und eins durch das andere ergänzt und erklärt. Worüber wir an ſeinem Orte das nothwendigſte geſagt haben. (S. 187. 188)

Die andere Betrachtung, die wir hier nicht übergehen dürfen, ist die, daß man die Gesetze der Brechung entdeckt, und der Farben, die doch eigentlich durch sie manifestirt werden sollen, gar nicht gedenkt; welches ganz in der Ordnung war. Denn in parallelen Mitteln, welche man zu jenem Grundversuch der Brechung und Hebung benutzt, läßt sich die Farben-Erscheinung zwar an der Gränze von Licht und Schatten deutlich sehen, aber so unbedeutend, daß man über sie recht wohl hinausgehen konnte. Wir wiederholen hier was wir schon früher urgirt: (E. 193. 196.) Gäbe es eine wirklich verschiedene Brechbarkeit, so müßte sie sich bey Brechung jeder Art manifestiren. Aber diese Lehre ist, wie wir bereits gesehen haben und noch künftig sehen werden, nicht auf einen einfachen natürlichen Fall, sondern auf einen künstlich zusammengesetzten gebaut, und sie kann daher nur demjenigen wahr vorkommen, der sich in einer solchen gemachten Verwirrung gefallen mag; jedem hingegen muß sie falsch erscheinen, der aus dem Freyen kommt oder ins Freye gelangt.

Was sonst von Euclids und seiner Lehre zu sagen ist, findet sich in allen Schriften, die von dieser Materie handeln.

Vorstehendes war geschrieben, als uns zufälliger Weise bekannt wurde, Isaac Vossius, von welchem

späterhin noch die Rede seyn wird, sey gleichfalls der Ueberzeugung gewesen, daß dasjenige, was man Refraction zu nennen pflegt, auch im Perpendikel wirke. Er hatte die drey optischen Bücher des Willebrord Snellius im Manuscripte gelesen und sich dessen Ansichten zu eigen gemacht. Dabey erzählt er, daß er zu Brüssel vor der Königinn von Schweden diese seine Meynung vorgetragen, jedoch einen allgemeinen Widerspruch gefunden; ja man habe ihm vorgeworfen, daß er gegen die ersten Grundsätze sündige. Nachdem aber die Gesellschaft durch den Augenschein überzeugt worden, so habe man die Sache in einen Wortstreit gespielt und gesagt: incidi quidem radium, non tamen frangi. Er führt darauf aus den Werken des Snellius eine Demonstration des subjectiven Versuchs an, wodurch die stufenweise Hebung ins Klare gesetzt wird.

Antonius De Dominis.

umgekommen 1624.

De radiis visus et lucis in vitris perspectivis et iride tractatus Marci Antonii de Dominis, per Joannem Bartolum in lucem editus Venetiis 1611.

Durch dieses Werk von nicht großem Umfange ist der Verfasser unter den Naturforschern berühmt geworden und zwar mit Recht: denn man erkennt hier die

Arbeit eines unterrichteten, in mathematischen und physischen Dingen wohlgeübten Mannes, und was mehr ist, eines originellen Beobachters. Hier wird ein Auszug an der rechten Stelle seyn.

Das Werk enthält im ersten Capitel die erste öffentliche Bekanntmachung der Theorie der Fernglaser. Nachdem sodann der Verfasser verschiedene allgemeine mathematische und physische Grundsätze vorausgeschickt, welche das Licht und das Sehen betreffen, kommt er zu Ende des dritten Capitels auf der neunten Seite zu den Farben, welche bey der Refraction erscheinen, und äußert sich darüber folgendermaßen.

„Außer den eigenen Farben der Körper, welche in den Körpern selbst verharren, sie mögen nun aus welcher Ursache sie wollen entspringen und entstehen, gibt es in der Natur einige wechselbare und veränderliche Farben, welche man emphatische und erscheinende nennt und welche ich die glänzenden zu nennen pflege. Daß diese Farben aus dem Lichte entspringen, daran habe ich keinen Zweifel, ja sie sind nichts anders als das Licht selbst: denn wenn in einem Körper reines Licht sich befindet, wie in den Sternen und dem Feuer, und er verliert aus irgend einer Ursache sein Funkeln; so wird uns ein solcher Körper weiß. Mischt man dem Licht irgend etwas Dunkles hinzu, wodurch jedoch das ganze Licht nicht verhindert oder ausgelöscht wird, so entstehen die Farben dazwischen. Denn derhalb wird unser Feuer roth, weil es Rauch bey sich führt, der es

verdunkelt. Deshalb auch röthen sich Sonn' und Gestirne nah am Horizont, weil die dazwischen tretenden Dünste solche verdunkeln. Und solcher mittleren Farben können wir eigentlich drey zählen. Die erste Beymischung des Dunklen, welche das Weiße einigermaßen verdunkelt, macht das Licht roth: und die rothe Farbe ist die leuchtendste der Mittelfarben zwischen den beyden Enden, dem Weißen und Schwarzen, wie man es deutlich in dem länglichen dreykantigen Glase sieht. Der Sonnenstrahl nämlich, der das Glas bey dem Winkel durchdringt, wo die geringste Dicke ist und also auch die geringste Dunkelheit, tritt hochroth heraus; zunächst folgt das Grün bey zunehmender Dicke; endlich das Violette bey noch größerer Dicke: und so nimmt nach Verhältniß der Stärke des Glases auch die Verdunklung zu oder ab."

„Eine etwas mehrere Dunkelheit bringt, wie gesagt, das Grüne hervor. Wächst die Dunkelheit, so wird die Farbe blau oder violett, welche die dunkelste ist aus allen Mittelfarben. Wächst nun die Dunkelheit noch mehr, so löscht sie das ganze Licht aus und die Schwärze bleibt, obgleich die Schwärze mehr eine Beraubung des Lichts als eine wirkliche Farbe ist; deswegen auch das Auge die Finsterniß selbst und sehr schwarze Körper für eins hält. Die übrigen Farben aber sind aus diesen zusammengesetzt."

„Die Dunkelheit aber verwandelt das Licht in eine glänzende Farbe, nicht allein wenn sie sich mit dem

leuchtenden Körper selbst vermischt, wie es beym Feuer geschieht, sondern auch wenn sie zwischen das Licht und das Auge gebracht wird, dergestalt, daß das Licht, wenn es durch einen etwas dunklen Körper, dessen Durchsichtigkeit nicht ganz aufgehoben ist, durchgeht, nothwendig gefärbt wird, und so gefärbt, nicht allein vom Auge, sondern auch oft von jedem andern Körper, farbig aufgenommen wird. So erscheint uns die Sonne beym Auf- und Untergang roth, nicht weiß, wie im Mittage, und so wird das Licht, wenn es durch ein Glas von ungleicher Dicke, jedoch von bedeutender Masse, wie jene dreykantigen Prismen sind, oder durch ein gläsernes mit Wasser gefülltes Gefäß, oder durch ein gefärbtes Glas hindurch geht, gefärbt. Daher werden auch die fernliegenden Berge unter einer blauen Farbe gesehen. Denn die große Ferne verdunkelt, wegen der Menge des Mittels und durch das einigermaßen Körperliche des Dunkeln, alle Lichter, die nicht so mächtig sind als das der Sonne, verdunkelt auch die erleuchteten Gegenstände und macht sie blau. So scheint uns gleichfalls der Ferne wegen das Licht des Himmels blau. Was aber eine gar zu schwache Farbe hat, wird auch wohl schwarz."

Diejenigen unsrer Leser, welche den Entwurf unserer Farbenlehre wohl inne haben, werden selbst beurtheilen, in wiefern der Verfasser sich der Wahrheit genähert, in wiefern noch manches Hinderniß einer reinen Einsicht in die Dinge ihm entgegen gestanden. Merkwürdig ist, daß er im prismatischen Bild nur

drey Farben gesehen, welches andeutet, daß er auch ein sehr kleines Bild gehabt und es verhältnißmäßig sehr weit von dem Ausfallen aus dem Prisma aufgefangen, wie er denn auch das Weiße zwischen den beyden Rändern nicht bemerkt. Das Uebrige wissen wir nun aus der Lehre vom Trüben weit besser zu entwickeln.

Hierauf trägt er im vierten Capitel noch verschiedene mathematische Propositionen vor, die ihm zu seiner Deduction nöthig scheinen. Endlich gelangt er zu einem runden durchsichtigen Körper und zeigt, erstlich, wie von demselben das auffallende Licht zurückgeworfen werde, und nun geht er seinem Ziele entgegen, indem er auf der dreyzehnten und vierzehnten Seite umständlich anzeigt, was auf der innern hintern concaven Fläche des runden durchsichtigen Körpers, welche wie ein Hohlspiegel wirkt, vorgehe. Er fügt eine Figur hinzu, welche, wenn man sie recht versteht, das Phänomen in seinem Umfange und seiner Complication, wo nicht vollständig darstellt, jedoch sich demselben weit mehr nähert, als diejenigen einfacheren Figuren, welche Descartes theils aus ihm genommen, theils nach ihm gebildet. Uebrigens wird sich in der Folge zeigen, daß eben dasjenige, was auf dem Grunde des durchsichtigen Körpers vorgeht, mit Linearzeichnung keineswegs dargestellt werden kann. Bey der Figur des De Dominis tritt überdieß noch ein sonderbarer Fall ein, daß gerade diese sehr complicirte Hauptfigur, die wegen ihrer Wichtigkeit viermal im Buche vorkommt, durch die Ungeschicklichkeit des Holzschneiders in ihren Haupt

puncten undeutlich und wahrscheinlich deshalb für die Nachfolger des Verfassers unbrauchbar geworden. Wir haben sie nach seiner Beschreibung wiederhergestellt und werden sie unter unsern Tafeln beybringen, wie wir denn jetzt seine Erklärung derselben, worin das Verdienstliche seiner Beobachtung und Entdeckung ruht, übersetzt mittheilen.

„Jener sphärische durchsichtige Körper, solid oder ausgefüllt, außerdem daß er von seiner erhöhten Oberfläche die Strahlen gedachtermaßen zurückwirft, bewirkt noch einen andern Widerschein des Lichtes, der mit einiger Refraction verbunden ist: denn der Lichtstrahl aus dem Mittelpuncte des leuchtenden Körpers b dringt ungebrochen gerade bis nach v durchs Centrum a, da er perpendicular ist; die Strahlen aber bc und bd werden in c und d gebrochen, nach der Perpendicularе zu, und dringen gleichfalls nach dem Grunde g und weiter nach v; daselbst bringen sie viel Licht zusammen, vereint mit den inneren Strahlen br und bo, welche an den Puncten r und o gebrochen nach g gelangen, auf dem Hohlgrunde der Kugel a; welches auch die übrigen Strahlen thun, welche von b her auf die ganze erhöhte Fläche von c bis d fallen."

„Aber indessen dringen nicht nur die gebrochnen und um den Grund g versammelten Strahlen zum Theil hindurch und vereinigen sich in v, wo sie Feuer anzünden können; sondern sie werden auch großentheils, gleichfalls mit verstärktem Licht wegen ihrer Versamm-

Fernando, vor ſich.

Welche Stimme! Welche Geſtalt! (laut) Madame! (er wendet ſich ab.) — Gott es iſt meine Frau! — (laut) Verzeihen ſie!

(eilend ab.)

Madame Sommer, allein.

Er erkennt mich! — Ich danke dir Gott, daß du in dieſen Augenbliken meinem Herzen ſo viel Stärke gegeben haſt! — Bin ich's? die Zerſchlagene! die Zerriſſene! die in dem geltenden Stand ſo ruhig, ſo muthig iſt? Guter, ewiger Verſorger, du nimmſt unſerm Herzen doch nichts, was du ihm nicht aufbewahrteſt, bis zur Stunde, wo es deſſen am meiſten bedarf.

Fernando kommt zurük.

Fernando, vor ſich.

Sollte ſie mich kennen' — — (laut.) Ich bitte ſie, Madame, ich beſchwöre ſie, eröfnen ſie mir ihr Herz!

Madame Sommer.

Ich müſte ihnen mein Schikſal erzählen;

lung, vom Grunde g zurückgeworfen, welcher Grund g dieſes vervielfältigte Licht, nach dem Geſetz der Widerſcheine aus einer Hohlkugel, auf mancherley Weiſe zurückwirft. Wobey zu bedenken iſt, daß einige Abänderung ſtatt findet, weil die Zurückwerfung nach den eben erwähnten Brechungen geſchieht und weil nicht allein die auf die Kugel a. aus dem Mittelpuncte des leuchtenden Körpers b. fallenden Strahlen, ſondern auch unzählige andre von dem großen und leuchtenden Körper wie die Sonne iſt, alle nämlich die aus t und p. ins gleichen von dem ganzen Umfange t. q. p hervortreten, zurückgeworfen werden. Welche Abweichung aber hier mit Demonſtrationen zu beweiſen nicht die Mühe lohnte."

„Genug daß ich durch die deutlichſten Verſuche gefunden habe, ſowohl in Schalen, welche mit Waſſer gefüllt worden, als auch in Glaskugeln gleichfalls gefüllt, welche ich zu dieſem Endzwecke verfertigen laſſen, daß aus dem Grunde g. welcher der Sonne gerade entgegenſtehet, außer der Refraction, welche nach v zu geſchieht, eine doppelte Reflexion geſchehe: einmal gleich gegen die Seite f und e im Cirkel; ſodann aber gegen die Sonne, nächſt gegen die Perpendiculare b a, nach dem vordern Theile h und i, gleichfalls im Cirkel, und nicht durch eine einzige untheilbare Linie, ſondern durch mehrere nach allen Seiten hin mit einiger Breite, (wie in der erſten Reflexion gf. gn. gm; in der andern aber gi. gk. gl;) welche Breite theils entſpringt aus den Brechungen, welche innerhalb der Kugel

geſchehen, wodurch mehrere Strahlen verſammlet werden, zum Theil aus der groſſen Breite des leuchtenden Körpers p. q. t, wie wir kurz vorher geſagt."

Da wir uns genöthigt ſehen, in der Folge dem Regenbogen einen beſondern Aufſatz zu widmen, um zu zeigen, daß bey dieſem Meteor nichts anderes vorgehe, als das was wir in unſerm Entwurf von den Farben, welche bey Gelegenheit der Refraction entſtehen, umſtändlich ausgeführt haben; ſo muß das bisher mitgetheilte als Material zu jenem Behuf ruhen und liegen bleiben; nur bemerken wir, daß dasjenige, was im Tropfen vorgeht, keinesweges durch eine Linearzeichnung, welche nur Grundriſſe und Durchſchnitte geben kann, ſondern durch eine Perſpectiviſche darzuſtellen iſt, wie unſer De Dominis zuletzt ſelbſt andeutet in den Worten: „und nicht durch eine einzige untheilbare Linie, ſondern durch mehrere nach allen Seiten hin mit einiger Breite." Wir geben nunmehr von ſeinem weitern Verfahren Rechenſchaft.

Vom fünften Capitel bis zum neunten einſchlieſslich handelt er von den Fernröhren und dem was ſich darauf bezieht. Im zehnten von den vorzüglichſten Meynungen über den Regenbogen. Er trägt die Geſinnungen des Albertus Magnus aus deſſen drittem Buch der Meteore und deſſen vierzehntem Capitel, die des Cardanus aus dem vierten Buch de subtilitate, des Ariſtoteles aus den Meteoren vor. Alle nehmen an, daß die Farben aus einer Schwächung der Lichtſtrah-

len entſtehen, welche nach jenen beyden, durch die Maſſe der Dünſte, nach lezterem, durch mehr oder minder ſtarke Reflexion der ſich vom Perpendikel mehr oder weniger entfernenden Strahlen bewirkt werde. Vitellio hält ſich nahe an den Ariſtoteles, wie auch Piccoluomini.

Im elften Capitel werden die vorgemeldeten Meynungen über die Farben bearbeitet und widerlegt. Im zwölften ausgeführt, woher die runde Geſtalt des Regenbogens komme. Im dreyzehnten der wahre Urſprung des Regenbogens völlig erklärt: es werden nämlich Tropfen erfordert und durch eine Figur gezeigt, wie das Sonnenlicht aus dem Grunde des Tropfens nach dem Auge reflectirt werde. Hierauf wendet er ſich zu den Farben und erklärt ſie nach ſeiner ſechſten und ſiebenten Propoſition im dritten Capitel, die wir oben überſetzt haben, wonach die Farben in ihrer Lebhaftigkeit vom Rothen durchs Grüne bis zum Blauen abnehmen ſollen. Hier wird ſodann die Hauptfigur wiederhohlt und daraus, daß der Strahl gſ nach der Reflexion durch eine geringere Glasmaſſe durchgehe als die Strahlen gm und gn, die Farbenabſtufung derſelben dargethan. Zur Urſache der Breite des Regenbogens gibt er jene Breite der farbigen Reflexion an, die er ſchon oben nach der Erfahrung dargelegt.

Das vierzehnte Capitel beſchäftigt ſich mit dem äußern Regenbogen und mit Erzählung und Widerlegung verſchiedener Meynungen darüber. Im funfzehnten Capitel jedoch ſucht er denſelben zu erklären. Er

gebraucht hiezu wieder die Hauptſaur, leitet den zweyten Regenbogen von den Strahlen gi gk gl ab und die verſchiedene Färbung derſelben, von der mehr oder minder ſtarken Reflexion. Man ſieht alſo, daß er ſich hier dem Ariſtoteles nähert, wie bey Erklärung der Farben des erſten Regenbogens dem Albertus Magnus und dem Cardan.

Das ſechzehnte Capitel ſammelt einige Corollarien aus dem ſchon Geſagten. Das ſiebzehnte trägt noch einige Fragen über den Regenbogen vor und beantwortet ſie. Im achtzehnten wird abgehandelt, wie der Regenbogen mit den Höfen, Wettergallen und Nebenſonnen übereintreffe und wie er von ihnen verſchieden ſey. In dieſen drey Capiteln, den letzten der Abhandlung, ſteht noch manches Gute, das nachgeſehen und genutzt zu werden verdient.

Franciscus Aguilonius.

Geb. 1567. geſt. 1617.

Er war Jeſuit zu Brüſſel und gab 1613 ſeine Optik in Folio heraus zu Antwerpen. Ihr ſollten noch die Dioptrik und Catoptrik folgen, welches durch ſeinen Tod, der 1617, als er funfzig Jahr alt war, erfolgte, verhindert wurde.

Man ſieht ſeinem Werke die Ruhe des Kloſters an, die bey einer Arbeit bis ins Einzelnſte zu gehen

erlaubt; man ſieht die Bedächtlichkeit eines Lehrers, der nichts zurücklaſſen will. Daher iſt das Werk ausführlich, umſtändlich, ja überflüſſig durchgearbeitet. Betrachtet man es aber als einen Diskurs, als einen Vortrag, ſo iſt es, beſonders Stellenweiſe, angenehm und unterhaltend, und weil es uns mit Klarheit und Genauigkeit in frühere Zeiten zurückführt, auf manche Weiſe belehrend.

Hier ſteht die Autorität noch in ihrer völligen Würde: die griechiſchen Urväter der Schulen, ihre Nachfolger und Commentatoren, die neueren Lichter und Forſcher, ihre Lehre, ihre Controverſen, bey welchen ein oder der andre Theil durch Gründe begünſtiget wird. Indeſſen kann man nicht läugnen, daß der Verfaſſer, indem er ſeinem Nachfolger nichts zu thun übrig laſſen möchte, im Theoretiſchen ſich bis ins Kleinliche und im Practiſchen bis in die Künſteley verliert; wobey wir ihn jedoch immer als einen ernſten und tüchtigen Mann zu ſchätzen haben.

Was die Farbe und das damit zunächſt Verwandte betrifft, ſo iſt ihm das vom Plato ſich herſchreibende und von uns ſo oft urgirte Disgregiren und Colligiren des Auges, jenes erſte durch das Licht und das Weiße, dieſes letztere durch Finſterniß und das Schwarze, wohl bekannt und merkwürdig, doch mehr im pathologiſchen Sinne, in ſo fern das Helle das Auge blendet, das Finſtere ihm auf eine negative Weiſe ſchadet. Der reine phyſiologiſche Sinn dieſer

Erſcheinung mag ihm nicht aufgegangen ſeyn, wor- über wir uns um ſo weniger wundern werden, als Hamberger ſolche der geſunden Natur gemäße, zum reinen Sehen unumgänglich nothwendige Bedingungen gleichfalls für krankhaft und für vitia fugitiva er- klärt hat.

Das Weiße und Schwarze nun ſetzt er an die beyden Enden, dazwiſchen in eine Reihe Gelb, Roth und Blau, und hat alſo fünf Farben auf einer Linie, welches ein ganz hübſches Schema gibt, indem das Gelbe zunächſt an dem Weißen, das Blaue an dem Schwarzen und das Rothe in der Mitte ſteht, welche ſämmtlich mit einander durch Halbzirkel verbunden ſind, wodurch die Mittelfarben angedeutet werden.

Daß nach den verſchiedenen Erſcheinungsarten die Farben eingetheilt werden müſſen, kommt bey ihm auf eine entſchiedenere Weiſe als bisher zur Sprache. Er theilt ſie in wahre, apparente und intentionelle Farben. Da nun die intentionellen, wie wir nachher ſehen werden, keinen richtigen Eintheilungsgrund hinter ſich haben, die phyſiologiſchen aber fehlen; ſo quält er ſich ab, die verſchiedenen Erſcheinungsfälle unter dieſe Rubriken zu bringen.

Die wahren Farben werden den Eigenſchaften der Körper zugeſchrieben, die apparenten für unerklär- lich, ja als ein göttliches Geheimniß angeſehen, und doch gewiſſermaßen wieder als zufällig betrachtet. Er

bedient sich dabey eines sehr artigen und unübersetzlichen Ausdrucks: penduli in medio diaphano oberrant, ceu extemporaneae quaedam Lucis affectiones.

Die Hauptfragen, wie sie Aristoteles schon berührt, kommen zur Sprache, und gegen Plato wird polemisirt. Was überhaupt hievon und sonst noch brauchbar ist, haben wir am gehörigen Orte eingeschaltet. Daß jede Farbe ihre eigene Wirkung aufs Gesicht habe, wird behauptet und ausgeführt; doch gleichfalls mehr pathologisch als physiologisch.

Intentionelle Farben.

Da wir der intentionellen Farben in unserm Entwurf nicht besonders gedacht haben, und dieser Ausdruck in den Schriftstellern, vorzüglich auch in dem gegenwärtigen, vorkommt; so ist unsre Pflicht, wenigstens historisch, dieser Terminologie zu gedenken, und anzuzeigen, wie sie mit den übrigen Lehren und Gesinnungen jener Zeit zusammenhängt. Man verzeihe uns, wenn wir, der Deutlichkeit wegen, etwas weit auszuhohlen scheinen.

Die Poesie hat in Absicht auf Gleichnißreden und uneigentlichen Ausdruck sehr große Vortheile vor allen übrigen Sprachweisen, denn sie kann sich eines jeden Bildes, eines jeden Verhältnisses nach ihrer Art und Bequemlichkeit bedienen. Sie vergleicht Geistiges mit

Körperlichem und umgekehrt; den Gedanken mit dem Blitz, den Blitz mit dem Gedanken, und dadurch wird das Wechselleben der Weltgegenstände am besten ausgedrückt. Die Philosophie auf ihren höchsten Puncten bedarf auch uneigentlicher Ausdrücke und Gleichnißreden, wie die von uns oft erwähnte, getadelte und in Schutz genommene Symbolik bezeugt.

Nur leiden die philosophischen Schulen, wie uns die Geschichte belehrt, meistentheils daran, daß sie, nach Art und Weise ihrer Stifter und Hauptlehrer, meist nur einseitige Symbole brauchen, um das Ganze auszudrücken und zu beherrschen, und besonders die Einen durchaus das Körperliche durch geistige Symbole, die Andern das Geistige durch körperliche Symbole bezeichnen wollen. Auf diese Weise werden die Gegenstände niemals durchdrungen; es entsteht vielmehr eine Entzweyung in dem was vorgestellt und bezeichnet werden soll, und also auch eine Discrepanz in denen, die davon handeln, woraus alsbald ein Widerwille auf beyden Seiten entspringt und ein Parteysinn sich befestigt.

Wenn man von intentionellen Farben spricht, so ist es eigentlich eine Gleichnißrede, daß man den Farben wegen ihrer Zartheit und Wirkung eine geistige Natur zuschreibt, ihnen einen Willen, eine Absicht unterlegt.

Wer dieses fassen mag, der wird diese Vorstellungsart anmuthig und geistreich finden, und sich

daran, wie etwa an einem poetiſchen Gleichniſſe, ergetzen. Doch wir müſſen dieſe Denkart, dieſen Ausdruck bis zu ihrer Quelle verfolgen.

Man erinnere ſich, was wir oben von der Lehre des Roger Baco mitgetheilt, die wir bey ihm aufgegriffen haben, weil ſie uns da zunächſt im Wege lag, ob ſie ſich gleich von weit früheren Zeiten herſchreibt: daß ſich nämlich jede Tugend, jede Kraft, jede Tüchtigkeit, alles dem man ein Weſen, ein Daſeyn zuſchreiben kann, ins unendliche vervielfältigt und zwar dadurch, daß immerfort Gleichbilder, Gleichniſſe, Abbildungen als zweyte Selbſtheiten von ihm ausgehen, dergeſtalt daß dieſe Abbilder ſich wieder darſtellen, wirkſam werden, und indem ſie immer fort und fort reflectiren, dieſe Welt der Erſcheinungen ausmachen. Nun liegt zwiſchen der wirkenden Tugend und zwiſchen dem gewirkten Abbild ein Drittes in der Mitte, das aus der Wirklichkeit des Erſten und aus der Möglichkeit des Zweyten zuſammengeſetzt ſcheint. Für dieſes Dritte, was zugleich iſt und nicht iſt, was zugleich wirkt und unwirkſam bleiben kann, was zugleich das allerhöchſte Schaffende und in demſelben Augenblicke ein vollkommenes Nichts iſt, hat man kein ſchicklicheres Gleichniß finden können, als das menſchliche Wollen, welches alle jene Widerſprüche in ſich vereinigt. Und ſo hat man auch den wirkſamen Naturgegenſtänden, beſonders denjenigen, die uns als thätige Bilder zu erſcheinen pflegen, dem Lichte ſo wie dem Erleuchteten, welche beyde nach allen Orten hin ſich zu äußern

bestimmt sind, ein Wollen, eine Intention gegeben und daher das Abbild (species), in so fern es noch nicht zur Erscheinung kommt, intentionell genannt, indem es, wie das menschliche Wollen, eine Realität, eine Nothwendigkeit, eine ungeheure Tugend und Wirksamkeit mit sich führt, ohne daß man noch etwas davon gewahr würde. Vielleicht sind ein Paar sinnliche Beyspiele nicht überflüssig.

Es befinde sich eine Person in einem großen von rohen Mauern umgränzten Saal, ihre Gestalt hat die Intention, oder wie wir uns in unserm Entwurfe mit einem gleichfalls sittlichen Gleichniß ausgedrückt haben, das Recht sich an allen Wänden abzuspiegeln; allein die Bedingung der Glätte fehlt. Denn das ist der Unterschied der ursprünglichen Tugenden von den abgebildeten, daß jene unbedingt wirken, diese aber Bedingnissen unterworfen sind. Man gebe hier die Bedingung der Glätte zu, man polire die Wand mit Gipsmörtel oder behänge sie mit Spiegeln, und die Gestalt der Persönlichkeit wird ins Tausendfältige vermehrt erscheinen.

Man gebe nun dieser Persönlichkeit etwa noch einen eitlen Sinn, ein leidenschaftliches Verlangen sich abgespiegelt zurückkehren zu sehen, so würde man mit einem heiteren Gleichnisse die intentionellen Bilder auch eitle Bilder nennen können.

Noch ein andres Beyspiel gebe endlich der Sache völlig den Ausschlag. Man mache sich auf den Weg

und wie ſollten ſie zu Klagen und Trauer geſtimmt ſeyn, auf einen Tag, da ihnen alle Freuden des Lebens wiedergegeben ſind; da ſie alle Freuden des Lebens der würdigſten weiblichen Seele wiedergegeben haben. Nein, mein Herr! Entlaſſen ſie mich!

Fernando.

Ich bitte ſie!

Madame Sommer.

Wie gern erſpart' ich's ihnen, und mir! Die Erinnerung der erſten glüklichen Tage meines Lebens, macht mir tödliche Schmerzen.

Fernando.

Sie ſind nicht immer unglüklich geweſen?

Madame Sommer.

Sonſt würd ich's izt in dem Grade nicht ſeyn. (Nach einer Pauſe mit erleichterter Bruſt.) Die Tage meiner Jugend waren leicht und froh. Ich weiß nicht was die Männer an mich feſſelte; eine große Anzahl wünſchte mir gefällig zu ſeyn. Für wenige fühlte

ich

haben. Das prismatiſche Bild wird ſich auf ſeinem Wege vom Fenſter bis zur Tafel kaum auszeichnen; man errege Staub und beſonders von weißem Puder, ſo wird man es vom Austritt aus dem Prisma bis zur Tafel begleiten können: denn die Intention ſich abzubilden wird jeden Augenblik erfüllt, eben ſo als wenn ich einer Colonne Soldaten entgegen und alsdann gerade durch ſie hindurch ginge, wo mit jedem Manne der Zweck, das Regiment zu erreichen, erfüllt und, wenn wir ſo ſagen dürfen, ricochetirt wird. Und ſo ſchließen wir mit einem ſinnlichen Gleichniß, nachdem wir etwas, das nicht in die Sinne fallen kann, durch eine überſinnliche Gleichnißrede begreiflich zu machen geſucht haben.

Wie man nun zu ſagen pflegt, daß jedes Gleichniß hinke, welches eigentlich nur ſoviel heißen will, daß es nicht identiſch mit dem Verglichenen zuſammenfalle; ſo muß eben dieſes ſogleich bemerkt werden, wenn man ein Gleichniß zu lange und zu umſtändlich durchführt, da die Unähnlichkeiten, welche durch den Glanz des Witzes verborgen wurden, nach und nach in einer traurigen, ja ſogar abgeſchmackten Realität zum Vorſchein kommen. So ergeht es daher den Philoſophen oft auf dieſe Weiſe, die nicht bemerken, daß ſie mit einer Gleichnißrede anfangen und im Durch- und Ausführen derſelben immer mehr ins Hinken gerathen. So ging es auch mit den intentionellen Bildern (ſpeciebus); anſtatt daß man zufrieden geweſen wäre, durch ein geiſtiges Gleichniß dieſe un-

faßlichen Weſen aus dem Reiche der Sinnlichkeit in ein geiſtigeres herübergeſpielt zu haben, ſo wollte man ſie auf ihrem Wege haſchen, ſie ſollten ſeyn oder nicht ſeyn, je nachdem man ſich zu einer oder der andern Vorſtellung geneigt fühlte, und der durch eine geiſtreiche Terminologie ſchon geſchlichtete Streit ging wieder von vorn an. Diejenigen welche realer geſinnt waren, worunter auch Aguilonius gehört, behaupteten: die Farben der Körper ſeyen ruhig, müßig, träge; das Licht rege ſie an, entreiße ſie dem Körper, führe ſie mit ſich fort und ſtreue ſie umher, und ſo war man wieder bey der Erklärungsart des Epicur, die Lukrez ſo anmuthig ausdrückt:

Häufig bemerket man das an den röthlichen, blauen, und gelben
Teppichen, welche geſpannt hoch über das weite Theater
Wogend ſchweben, allda verbreitet an Maſten und Balken.
Denn der Verſammlung unteren Raum, den ſämmtlichen Schauplatz,
Sitze der Väter und Mütter, der Götter erhabene Bilder,
Tünchen ſie an, ſie zwingend in ihrem Gefärbe zu ſchwanken.
Und ſind enger umher des Theaters Wände verſchloſſen,
Dann lacht fröhlicher noch vom ergoſſenen Reize der Umfang,

Wenn genauer zuſammengefaßt der Schimmer des Tags
iſt.
Laſſen die Tücher demnach von der oberſten Fläche die
Schminke
Fahren; wie ſollte denn nicht ein zartes Gebilde der
Dinge
Jedes entlaſſen, da, ähnlicher Art, ſie jedes vom Rand
ſchießt?

Renatus Carteſius.

geb. 1596. geſt. 1650.

Das Leben dieſes vorzüglichen Mannes wie auch ſeine Lehre wird kaum begreiflich, wenn man ſich ihn nicht immer zugleich als franzöſiſchen Edelmann denkt. Die Vortheile ſeiner Geburt kommen ihm von Jugend auf zu ſtatten, ſelbſt in den Schulen, wo er den erſten guten Unterricht im Lateiniſchen, Griechiſchen und in der Mathematik erhält. Wie er ins Leben tritt, zeigt ſich die Facilität in mathematiſchen Combinationen bey ihm theoretiſch und wiſſenſchaftlich, wie ſie ſich bey andern im Spielgeiſt äußert.

Als Hof-, Welt- und Kriegsmann bildet er ſeinen geſelligen ſittlichen Charakter aufs Höchſte aus. In Abſicht auf Betragen erinnere man ſich, daß er Zeitgenoſſe, Freund und Correſpondent des hyperboliſch complimentöſen Balzac war, den er in Briefen und Antworten auf eine geiſtreiche Weiſe gleichſam parodirt.

Außerordentlich zart behandelt er seine Mitlebenden, Freunde, Studiengenossen, ja sogar seine Gegner. Reizbar und voll Ehrgefühl entweicht er allen Gelegenheiten sich zu compromittiren; er verharrt im hergebrachten Schicklichen und weiß zugleich seine Eigenthümlichkeit auszubilden, zu erhalten und durchzuführen. Daher seine Ergebenheit unter die Aussprüche der Kirche, sein Zaudern als Schriftsteller hervorzutreten, seine Aengstlichkeit bey den Schicksalen Galilei's, sein Suchen der Einsamkeit und zugleich seine ununterbrochne Geselligkeit durch Briefe.

Seine Avantagen als Edelmann nutzt er in jüngern und mittlern Jahren; er besucht alle Hof-, Staats-, Kirchen- und Kriegsfeste; eine Vermählung, eine Krönung, ein Jubiläum, eine Belagerung kann ihn zu einer weiten Reise bewegen; er scheut weder Mühe, noch Aufwand, noch Gefahr, um nur alles mit Augen zu sehen, um mit seines Gleichen, die sich jedoch in ganz anderm Sinne in der Welt herumtummeln, an den merkwürdigsten Ereignissen seiner Zeit ehrenvoll Theil zu nehmen.

Wie man nun dieses Aufsuchen einer unendlichen Empirie an ihm verulamisch nennen könnte, so zeigt sich an dem stets wiederhohlten Versuch der Rückkehr in sich selbst, in der Ausbildung seiner Originalität und Productionskraft ein glückliches Gegengewicht. Er wird müde mathematische Probleme aufzugeben und aufzulösen, weil er sieht, daß dabey nichts her-

auskommt; er wendet sich gegen die Natur und gibt sich im Einzelnen viele Mühe; doch mochte ihm als Naturforscher manches entgegenstehen. Er scheint nicht ruhig und liebevoll an den Gegenständen zu verweilen, um ihnen etwas abzugewinnen; er greift sie als auflösbare Probleme mit einiger Hast an und kommt meistentheils von der Seite des complicirtesten Phänomens in die Sache.

Dann scheint es ihm auch an Einbildungskraft und an Erhebung zu fehlen. Er findet keine geistigen lebendigen Symbole, um sich und andern schwer auszusprechende Erscheinungen anzunähern. Er bedient sich, um das Unfaßliche, ja das Unbegreifliche zu erklären, der crudesten sinnlichen Gleichnisse. So sind seine verschiedenen Materien, seine Wirbel, seine Schrauben, Haken und Zacken, niederziehend für den Geist, und wenn dergleichen Vorstellungsarten mit Beyfall aufgenommen wurden, so zeigt sich daraus, daß eben das Roheste, Ungeschickteste der Menge das Gemäßeste bleibt.

In dieser Art ist denn auch seine Lehre von den Farben. Das Mittlere seiner Elemente besteht aus Lichtkügelchen, deren directe gemessene Bewegung nach einer gewissen Geschwindigkeit wirkt. Bewegen sich die Kügelchen rotirend, aber nicht geschwinder als die gradlinigen: so entsteht die Empfindung von Gelb. Eine schnellere Bewegung derselben bringt Roth hervor, und eine langsamere als die der gradlinigen, Blau.

Schon früher hatte man der mehrern Stärke des Stoffes aufs Auge die Verschiedenheit der Farben zugeschrieben.

Carteſius Verdienſte um den Regenbogen ſind nicht zu läugnen. Aber auch hier, wie in andern Fällen, iſt er gegen ſeine Vorgänger nicht dankbar. Er will nun ein für allemal ganz original ſeyn; er lehnt nicht allein die läſtige Autorität ab, ſondern auch die förderliche. Solche Geiſter, ohne es beynahe ſelbſt gewahr zu werden, verläugnen was ſie von ihren Vorgängern gelernt und was ſie von ihren Mitlebenden genutzt. So verſchweigt er den Antonius De Dominis, der zuerſt die Glaskugel angewendet, um die ganze Erſcheinung des Regenbogens innerhalb des Tropfens zu beſchränken, auch den innern Regenbogen ſehr gut erklärt hat.

Des Cartes hingegen hat ein bedeutendes Verdienſt um den äußern Regenbogen. Es gehörte ſchon Aufmerkſamkeit dazu, die zweyte Reflexion zu bemerken, wodurch er hervorgebracht wird, ſo wie ſein mathematiſches Talent dazu nöthig war, um die Winkel zu berichtigen, unter denen das Phänomen ins Auge kommt.

Die Linearzeichnungen jedoch, welche er, um den Vorgang deutlich zu machen, ausſinnt, ſtellen keineswegs die Sache dar, ſondern deuten ſie nur an. Dieſe Figuren ſind ein abſtractes compendiöſes Sapienti

sar, belehren aber nicht über das Phänomen, indem sie die Erscheinung auf einfache Strahlen zurückführen, da doch eigentlich Sonnenbilder im Grunde des Tropfens verengt, zusammengeführt und über einander verschränkt werden. Und so konnten diese Carteſiſchen, einzelne Strahlen vorſtellenden Linien der Newtoniſchen Erklärung des Regenbogens günſtig zum Grunde liegen.

Der Regenbogen als anerkannter Refractionsfall führt ihn zu den prismatiſchen einfacheren Verſuchen. Er hat ein Prisma von 30 bis 40 Graden, legt es auf ein durchlöchert Holz und läßt die Sonne hindurchſcheinen; das ganze colorirte Spectrum erblickt er bey kleiner Oeffnung: weil aber ſein Prisma von wenig Graden iſt, ſo kann er leicht, bey vergrößerter Oeffnung, den weißen Raum in der Mitte bemerken.

Hierdurch gelangt er zu der Haupteinſicht, daß eine Beſchränkung nöthig ſey, um die prismatiſchen Farben hervorzubringen. Zugleich ſieht er ein, daß weder die Ründe der Kugel, noch die Reflexion, zur Hervorbringung der Farbenerſcheinung beytrage, weil beydes beym Prisma nicht ſtatt findet, und die Farbe doch mächtig erſcheint. Nun ſucht er auch im Regenbogen jene nöthige Beſchränkung und glaubt ſie in der Gränze der Kugel, in dem dahinter ruhenden Dunkel anzutreffen, wo ſie denn freylich, wie wir künftig zeigen werden, nicht zu ſuchen iſt.

Athanasius Kircher.

geb. 1601. gest. 1680.

Er gibt in dem Jahre 1646 sein Werk Ars magna lucis et umbrae heraus. Der Titel so wie das Motto Sicut tenebrae ejus ita lumen ejus, verkündigen die glückliche Hauptmaxime des Buches. Zum erstenmal wird deutlich und umständlich ausgeführt, daß Licht, Schatten und Farbe als die Elemente des Sehens zu betrachten; wie denn auch die Farben als Ausgeburten jener beyden ersten dargestellt sind.

Nachdem er Licht und Schatten im Allgemeinen behandelt, gelangt er im dritten Theile des ersten Buches an die Farbe, dessen Vorrede wir übersetzt einschalten.

Vorrede.

„Es ist gewiß, daß in dem Umfange unseres Erdkreises kein dergestalt durchsichtiger Körper sich befinde, der nicht einige Dunkelheit mit sich führe. Daraus folgt, daß wenn kein dunkler Körper in der Welt wäre, weder eine Rückstrahlung des Lichtes, noch in den verschiedenen Mitteln eine Brechung desselben, und auch keine Farbe sichtbar seyn würde, als jene erste, die zugleich im Lichte mit geschaffen ist. Hebt man aber die Farbe auf, so wird zugleich alles Sehen aufgehoben, da alles Sichtbare nur vermöge der gefärbten Oberfläche gesehen wird; ja der leuch-

tende Körper der Sonne könnte nicht einmal gesehen werden, wenn er nicht dunkel wäre, dergestalt daß er unserem Sehen widerstünde; woraus unwidersprechlich folgt, daß kein Licht ohne Schatten und kein Schatten ohne Licht auf irgend eine Weise seyn könne. Ja der ganze Schmuck der Welt ist aus Licht und Schatten dergestalt bereitet, daß wenn man eins von beyden wegnähme, die Welt nicht mehr cosmos heißen, noch die verwunderungswürdige Schönheit der Natur auf irgend eine Weise dem Gesicht sich darstellen könnte. Denn alles was sichtlich in der Welt ist, ist es nur durch ein schattiges Licht, oder einen lichten Schatten. Da also die Farbe die Eigenschaft eines dunklen Körpers ist, oder wie einige sagen, ein beschattetes Licht, des Lichts und des Schattens ächte Ausgeburt; so haben wir hier davon zu handlen, auf daß die größte Zierde der irdischen Welt und wie viel Wundersames dadurch bewirkt werden kann, dem Leser bekannt werde."

Erstes Capitel. Unser Verfasser möchte, um sich sogleich ein recht methodisches Ansehn zu geben, eine Definition voraus schicken, und wird nicht gewahr, daß man eigentlich ein Werk schreiben muß, um zur Definition zu kommen. Auch ist hier weiter nichts geleistet, als daß dasjenige angeführt und wiederhohlt wird, wie die Griechen sich über diesen Gegenstand auszudrücken pflegten.

Zweytes Capitel. Von der vielfachen Mannigfaltigkeit der Farben. Er hält sich hiebey an das

ich Freundſchaft, Neigung; doch keiner war, mit dem ich geglaubt hätte mein Leben zubringen zu können. Und ſo vergingen die glüklichen Tage der roſenfarbenen Zerſtreuungen, wo ſo ein Tag dem andern freundlich die Hand bietet. Und doch fehlte mir etwas — Wenn ich tiefer in's Leben ſah, und alle Freud und Leid ahndete, die des Menſchen warten, da wünſcht' ich mir einen Gatten, deſſen Hand mich durch die Welt begleitete, der für die Liebe, die ihm mein jugendliches Herz weihen konnte, im Alter mein Freund, mein Beſchüzer, mir ſtatt meiner Eltern geworden wäre, die ich nun ſeinetwillen verließ.

Fernando.

Und nun?

Madame Sommer.

Ach ich ſah' den Mann! Ich ſah' ihn! auf den ich in den erſten Tagen unſerer Bekanntſchaft all' meine Hofnungen niederlegte. Die Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes ſchien mit ſolch einer Treue des Herzens verbunden zu ſeyn, daß ſich ihm das meinige gar

Schema des Aguilonius, das er mit einiger Veränderung benutzt. Er behauptet, alle Farben seyen wahr, worin er in gewissem Sinne Recht hat, will von den andern Eintheilungen nichts wissen, worin er didactisch Unrecht hat. Genug er gründet sich darauf, daß jede Farbe, sie möge an Körpern oder sonst erscheinen, eine wahre entschiedene Ursache hinter sich habe.

Drittes Capitel. Chromatismus der Luft. Er handelt von den Farben des Himmels und des Meeres und bringt verschiedene ältere Meynungen über die Bläue der Luft vor. Wir übersetzen die Stelle, welche seine eigenen Gedanken enthält, um den Leser urtheilen zu lassen, wie nahe er an der ächten Erklärungsart gewesen. Denn er fühlt die Bedeutsamkeit des nicht völlig Durchsichtigen, wodurch wir ja zunächst auf die Trübe hingeleitet werden.

Warum der Himmel blau erscheint.

„Zuvörderst muß man wissen, daß unser Gesicht nichts sehen könne, als was eine Farbe hat. Weil aber das Gesicht nicht immer auf dunkle Körper oder Körper von gefärbter Oberfläche gerichtet ist, sondern auch sich in den unendlichen Luftraum und in die himmlischen durchsichtigen Fernen, welche keine Düsternheit haben, verliert, wie wenn wir den heiteren Himmel und entfernte hohe Gebirgsgipfel betrachten; so war, damit eine solche Handlung nicht ihres Zwe-

ckes beraubt werde und sich im Gränzenlosen verliere, die Natur schuldig, jenem durchsichtigen unendlichen Mittel eine gewisse Farbe zu verleihen, auf daß der Blick eine Gränze fände, nicht aber in Finsterniß und Nichts auslieſe. Eine solche Farbe nun konnte weder Weiß, Gelb noch Roth seyn, indem diese, als dem Licht benachbart und verwandt, einen unterliegenden Gegenstand verlangen, um gesehen werden zu können. Denn was nahe ist, vergleicht sich dem Lichte, und das Fernste der Finsterniß. Deswegen auch helle Farben, wenn man sie in einem bestimmten Raum gewahr wird, desto mehr zum Schatten und zur Finsterniß sich neigen, je mehr sie sich vom Lichte oder der Sehkraft entfernen. Der Blick jedoch, der in jene unendliche ätherische Räume dringt, sollte zuletzt begränzt werden und war sowohl wegen der unendlichen Ferne, als wegen der unendlichen Vermannigfaltigung der Luftschichten nur durch Finsterniß zu begränzen, eine schwarze Farbe aber wollte sich weder für die Augen, noch für die Welt schicken; deswegen berieth sich die Natur aufs weiseste, und zwischen den lichten Farben, dem Weißen, Gelben und Rothen und dem eigentlich Finstern fand sich eine Mittelfarbe, nämlich die blaue, die aus einer ungleichen Mischung des Lichtes und der Finsterniß bestand. Durch diese nun, wie durch einen höchst angenehmen Schatten, sollte der Blick begränzt seyn, daß er vom Hellen nicht so sehr zerstreut, vom Finstern nicht zu sehr zusammengezogen oder von dem Rothen entzündet würde, und so stellte die Natur das Blaue

dazwiſchen, zunächſt an der Finſterniß, ſo daß das Auge, ohne verletzt zu werden, die erfreulichen Himmelsräume durch ihre Vorſehung mit Vergnügen und Bewunderung betrachten kann."

Die Naivetät, womit Kircher um die Sache herumgeht, iſt merkwürdig genug. Man könnte ſie comiſch nennen, wenn man nicht dabey ein treues Beſtreben wahrnähme. Und iſt er es doch nicht allein, ſind doch bis auf den heutigen Tag noch Menſchen, denen die Vorſtellungsart der Endurſachen gefällt, weil ſie wirklich etwas geiſtiges hat und als eine Art von Anthropomorphism angeſehen werden kann. Dem Aufmerkſameren freylich wird nicht entgehen, daß man der Natur nichts abgewinnen kann, wenn man ihr, die bloß nothwendig handelt, einen Vorſatz unterſchiebt und ihren Reſultaten ein zweckmäßiges Anſehen verleihen möchte.

Viertes Capitel. Chromatismus der Brechung. Die Farben des Prismas erklärt er wie Antonius de Dominis dadurch, daß die hellſten Farben beym Durchgang durch die ſchwächſte Seite des Glaſes, die dunkelſten beym Durchgang durch die ſtärkſten Seiten des Glaſes entſtehen.

Die Erfahrung mit dem nephritiſchen Holze trägt er weitläuftig vor.

Fünftes Capitel. Chromatismus der Me-

talle, Gefärbtheit durchsichtiger Steine, der Salze, der Metallkalke.

Sechstes Capitel. Chromatismus der Pflanzen. Besonders wird gefragt: wie man Pflanzen färben könne.

Siebentes Capitel. Chromatismus der Thiere. Er bringt zur Sprache warum Pferde nicht grün und blau seyn können; warum die vierfüßigen Thiere nicht goldfarben aussehen, warum hingegen die Vögel und Insekten alle Arten von Farben annehmen. Auf welche Fragen durchaus er, wie man wohl erwarten kann, keine befriedigende Antwort gibt. Von den Farben des Chamäleons werden eigene Erfahrungen beygebracht.

Achtes Capitel. Vom Urtheil nach Farben, und zwar zuerst von den Farben des Himmels, der Wolken; Beurtheilung der Steine, Pflanzen und Thiere nach den Farben. Hiezu werden Regeln gegeben. Beurtheilung der Menschen, ihre Complexion und sonstige Eigenschaften betreffend, nach den verschiedenen Farben der Haut, der Augen, der Haare. Der Farben des Urins wird gedacht, wobey zu bemerken ist, daß bey Gelegenheit des Urins die Farben schon früher zur Sprache gekommen, und wenn wir nicht irren, ein Büchlein de Urinis der Abhandlung des Theophrast über die Farben bey einer früheren Edition hinzugefügt ist.

Kircher hat bey dem Vielen, was er unternommen und geliefert, in der Geſchichte der Wiſſenſchaften doch einen ſehr zweydeutigen Ruf. Es iſt hier der Ort nicht, ſeine Apologie zu übernehmen; aber ſoviel iſt gewiß: die Naturwiſſenſchaft kommt uns durch ihn fröhlicher und heiterer entgegen, als bey keinem ſeiner Vorgänger. Sie iſt aus der Studierſtube, vom Katheder in ein bequemes wohlausgeſtattetes Kloſter gebracht, unter Geiſtliche, die mit aller Welt in Verbindung ſtehen, auf alle Welt wirken, die Menſchen belehren aber auch unterhalten und ergetzen wollen.

Wenn Kircher auch wenig Probleme auflöſt, ſo bringt er ſie doch zur Sprache und betaſtet ſie auf ſeine Weiſe. Er hat eine leichte Faſſungskraft, Bequemlichkeit und Heiterkeit in der Mittheilung, und wenn er ſich aus gewiſſen techniſchen Späßen, Perſpectiv- und Sonnenuhr-Zeichnungen gar nicht loswinden kann, ſo ſteht die Bemerkung hier am Platze, daß, wie jenes im vorigen Jahrhundert bemerkliche höhere Streben nachläßt, wie man mit den Eigenſchaften der Natur bekannter wird, wie die Technik zunimmt, man nun das Ende von Spielereyen und Künſteleyen gar nicht finden, ſich durch Wiederhohlung und mannigfaltige Anwendung eben derſelben Erſcheinung, eben deſſelben Geſetzes, niemals erſättigen kann; wodurch zwar die Kenntniß verbreitet, die Ausübung erleichtert, Wiſſen und Thun aber zuletzt geiſtlos wird. Witz und Klugheit arbeiten indeſſen jenen Forderungen des Wunderbaren entgegen und machen die Taſchenſpielerey vollkommner.

Wir wollen hier noch zum Schluſſe des Pater Bonacurſius gedenken, der mit Kirchern auf die Dauer des Bildeindrucks im Auge aufmerkſam ward. Zufälligerweiſe war es das Fenſterkreuz, das ſie von jener merkwürdigen phyſiologiſchen Erſcheinung belehrte, und es iſt ihnen als Geiſtlichen nicht zu verargen, daß ſie zuerſt der Heiligkeit dieſer mathematiſchen Figur eine ſolche Wunderwirkung zuſchrieben. Uebrigens iſt dieß einer von den wenigen Fällen, wo eine Art von Aberglaube ſich zur Betrachtung der Farbenerſcheinung geſellt hat.

Marcus Marci.

geb. 1595. geſt. 1667.

Die großen Wirkungen, welche Keppler und Tycho de Brahe, in Verbindung mit Galilei, im ſüdlichen Deutſchland hervorgebracht, konnten nicht ohne Folge bleiben, und es läßt ſich bemerken, daß in den kaiſerlichen Staaten, ſowohl bey einzelnen Menſchen als ganzen Geſellſchaften, dieſer erſte kräftige Anſtoß immer fortwirkt.

Marcus Marci, etliche und zwanzig Jahre jünger als Keppler, ob er ſich gleich vorzüglich auf Sprachen gelegt hatte, ſcheint auch durch jenen mathematiſch-aſtronomiſchen Geiſt angeregt worden zu ſeyn. Er war zu Landscron geboren und zuletzt Profeſſor in

Prag. Bey allen seinen Verdiensten, die von seinen gleichzeitigen Landsleuten höchlich geschätzt wurden, fehlte es ihm doch eigentlich, soviel wir ihn beurtheilen können, an Klarheit und durchdringendem Sinn. Sein Werk, das uns hier besonders angeht, Thaumantias, Liber de arcu coelesti, deque Colorum apparentium natura, ortu et causis, zeugt von dem Ernst, Fleiß und Beharrlichkeit des Verfassers; aber es hat im Ganzen etwas Trübseliges. Er ist mit den Alten noch im Streit, mit den Neuern nicht einig, und kann die Angelegenheit, mit der er sich eigentlich beschäftigt, nicht in die Enge bringen; welches freylich eine schwere Aufgabe ist, da sie nach allen Seiten hindeutet.

Einsicht in die Natur kann man ihm nicht absprechen; er kennt die prismatischen Versuche sehr genau; die dabey vorkommende farblose Refraction, die Färbung sowohl in objectiven als subjectiven Fällen, hat er vollständig durchgearbeitet: es mangelt ihm aber an Sonderungsgabe und Ordnungsgeist. Sein Vortrag ist unbequem, und wenn man auch begreift, wie er auf seinem Weg, zum Zweck zu gelangen glaubte; so ist es doch ängstlich, ihm zu folgen.

Bald stellt er fremde Sätze auf, mit denen er streitet, bald seine eigenen, denen er gleichfalls opponirt, sodann aber sie wieder rechtfertigt, dergestalt daß nichts auseinander tritt, vielmehr eins über das andre hingeschoben wird.

Die prismatiſchen Farben entſtehen ihm aus einer Condenſation des Lichts; er ſtreitet gegen die, welche den Schatten zu einer nothwendigen Bedingung dieſer Erſcheinung machen, und muß doch bey ſubjectiven Verſuchen sepimenta und interstitia umbrosa verlangen und hinzufügen: cujus ratio est, quod species lucis aut color se mediam infert inter umbrosa intervalla. Auch iſt zu bemerken, daß wir bey ihm ſchon eine diverſe Refraction finden.

So wie in Methode und Vortrag, alſo auch in Sprache und Styl iſt er Keplern entgegengeſetzt. Wenn man bey dieſem mit Luſt Materien abgehandelt ſieht, die man nicht kennt, und ihn zu verſtehen glaubt; ſo wird bey jenem dasjenige, was man ſehr gut verſteht, wovon wir die genaueſte Kenntniß haben, durch eine düſtre Behandlung verworren, trub, ja man darf ſagen ausgelöſcht. Um ſich hiervon zu überzeugen, leſe derjenige, dem die ſubjectiven prismatiſchen Verſuche vollkommen bekannt ſind, die Art, wie der Verfaſſer das Phänomen erklärt S. 177.

De la Chambre.

geb. 1594. geſt. 1669.

La Lumiere, par le Sieur De la Chambre, Conseiller du Roy en Ses Conseils, et son Medecin ordinaire. Paris 1657.

Kircher hatte ausgesprochen, daß die Farben Kinder des Lichts und des Schattens seyen; Carteſius hatte bemerkt, daß zum Erſcheinen der prismatiſchen Farben eine Beſchränkung mitwirken müſſe: man war alſo von zwey Seiten her auf dem Wege, das Rechte zu treffen, indem man jenen dem Licht entgegengeſetzten Bedingungen ihren integrirenden und conſtituirenden Antheil an der Farbenerſcheinung zugeſtand.

Man warf ſich jedoch bald wieder auf die entgegengeſetzte Seite und ſuchte alles in das Licht hineinzulegen, was man hernach wieder aus ihm herausdemonſtriren wollte. Der einfache Titel des Buchs La Lumière, im Gegenſatz mit dem Kircheriſchen, iſt recht charakteriſtiſch. Es iſt dabey darauf angeſehen, alles dem Lichte zuzuſchieben, ihm alles zuzuſchreiben, um nachher alles wieder von ihm zu fordern.

Dieſe Geſinnung nahm immer mehr überhand, jemehr man ſich dem Ariſtoteles entgegenſtellte, der das Licht als ein Accidens, als etwas, das einer bekannten oder verborgenen Subſtanz begegnen kann, angeſehen hatte. Nun wurde man immer geneigter, das Licht wegen ſeiner ungeheuern Wirkungen nicht als etwas Abgeleitetes anzuſehen; man ſchrieb ihm vielmehr eine Subſtanz zu, man ſah es als etwas Urſprüngliches, für ſich Beſtehendes, Unabhängiges, Unbedingtes an; doch mußte dieſe Subſtanz, um zu erſcheinen, ſich materiiren, materiell werden, Materie werden, ſich körperlich und endlich als Körper darſtellen,

als gemeiner Körper, der nun Theile aller Art enthalten, auf das verschiedenste und wunderlichste gemischt, und ungeachtet seiner anscheinenden Einfalt als ein heterogenes Wesen angesehen werden konnte. Dieß ist der Gang, den von nun an die Theorie nimmt, und die wir in der Newtonischen Lehre auf ihrem höchsten Puncte finden.

Jene frühere Erklärungkart aber, die wir durch Kirchern umständlicher kennen gelernt, geht neben der neuern bis zu Ende des Jahrhunderts immer parallel fort, bildet sich immer mehr und mehr aus und tritt noch einmal zuletzt ganz deutlich in Rugues hervor, wird aber von der Newtonischen völlig verdrängt, nachdem sie vorher durch Boyle bey Seite geschoben war.

De la Chambre selbst erscheint uns als ein Mann von sehr schwachen Kräften: es ist weder Tiefe in seinen Conceptionen, noch Scharfsinn in seinen Controversen. Er nimmt vier Arten Licht in der Natur an; die erste sey das innere, radicale, gewissen Körpern wesentliche, das Licht der Sonne, der Sterne, des Feuers; das andre ein äußeres, abgeleitetes, vorübergehendes, das Licht der von jenen Körpern erleuchteten Gegenstände. Nun gibt es, nach seiner Lehre, noch andre Lichter, die vermindert und geschwächt sind und nur einige Theile jener Vollkommenheit besitzen, das sind die Farben. Man sieht also, daß von einer Seite eine Bedingung zugegeben werden muß, die das Licht schwächt, und daß man von der andern wieder dem Lichte eine Eigen-

bald öfnete, daß ich ihm meine Freundschaft, und ach, wie schnell darauf meine Liebe gab. Gott im Himmel, wenn sein Haupt an meinem Busen ruhte, wie schien er dir für die Stätte zu danken, die du ihm in meinen Armen bereitet hattest! Wie floh er aus dem Wirbel der Geschäfte und Zerstreuungen wieder zu mir! und wie unterstützt ich mich in trüben Stunden an seiner Brust!

Fernando.

Was konnte diese liebe Verbindung stören?

Madame Sommer.

Nichts ist bleibend — Ach er liebte mich! liebte mich so gewiß als ich ihn. Es war eine Zeit, da er nichts kannte, nichts wüste, als mich glüklich zu sehen, mich glüklich zu machen. Es war, ach die leichteste Zeit des Lebens, die ersten Jahre einer Verbindung, wo manchmal mehr ein bissgen Unmuth, ein bissgen Langeweile uns peinigen, als daß es würklich Uebel wären. Ach, er begleitete mich den leidlichen Weg, um mich in einer öden, fürchterlichen Wüste allein zu lassen.

Fernan-

ſchaft zuſchreibt, gleichſam ohne Bedingung geſchwächt ſeyn zu können. Wir wollen übrigens dem Verfaſſer in ſeiner Deduction folgen.

Erſter Artikel. Daß das äußre Licht von derſelben Art ſey wie das radicale. Nachdem er Wirkung und Urſache getrennt, welche in der Natur völlig zuſammen fallen, ſo muß er ſie hier wieder verknüpfen und alſo ſeine Eintheilung gewiſſermaßen wieder aufheben.

Zweyter Artikel. Daß die apparenten Farben nichts anders als das Licht ſelbſt ſeyen. Auch hier muß er das Mittel, wodurch das Licht durchgeht, als Bedingung vorausſetzen; dieſe Bedingung ſoll aber nichts als eine Schwächung hervorbringen.

Dritter Artikel. Das Licht vermiſche ſich nicht mit der Dunkelheit (obscurité). Es iſt ja aber auch nicht von der Dunkelheit die Rede, ſondern von dem Schatten, mit welchem das Licht ſich auf manche Weiſe verbinden, und der unter gewiſſen Umſtänden zur Bedingung werden kann, daß Farben erſcheinen, ſo wie bey den Doppelbildern ſchattengleiche Halbbilder entſtehen, welche eben in den Fall kommen können farbig zu ſeyn. Alles übrige ſchon oft Geſagte wollen wir hier nicht wiederhohlen.

Vierter Artikel. Das Licht vermiſche ſich nicht mit dem Düſtern (opacité). Bey dem prisma-

tischen Falle, wovon er spricht, mag er zwar in gewissem Sinne Recht haben: denn die Farben entstehen nicht aus dem einigermaßen Düstern des Prismas, sondern an dem zugleich gewirkten Doppelbilde. Hat man aber die Lehre vom Trüben recht inne; so sieht man, wie das, was man allenfalls auch düster nennen könnte, nämlich das nicht vollkommen Durchsichtige, das Licht bedingen kann, farbig zu erscheinen.

Fünfter Artikel. Daß das Licht, indem es sich in Farbe verwandelt, seine Natur nicht verändere. Hier wiederhohlt er nur die Behauptung: die Farben seyen bloß geschwächte Lichter.

Sechster Artikel. Welche Art von Schwächung das Licht in Farbe verwandle. Durch ein Gleichniß vom Ton hergenommen unterscheidet er zwey Arten der Schwächung des Lichtes: die erste vergleicht er einem Ton, der durch die Entfernung geschwächt wird, und das ist nun seine dritte Art Licht; die zweyte vergleicht er einem Ton, der von der Tiefe zur Höhe übergeht und durch diese Veränderung schwächer wird, dieses ist nun seine vierte Art Licht, nämlich die Farbe. Die erste Art möchte man eine quantitative und die zweyte eine qualitative nennen, und dem Verfasser eine Annährung an das Rechte nicht abläugnen. Am Ende, nachdem er die Sache weitläuftig auseinander gesetzt, zieht er den Schluß, daß die Farben nur geschwächte Lichter seyn können, weil sie nicht mehr die Lebhaftigkeit haben, welche das Licht besaß, woraus sie

entſpringen. Wir geben gern zu, daß die Farben als geſchwächte Lichter angeſehen werden können, die aber nicht aus dem Licht entſpringen, ſondern an dem Licht gewirkt werden.

Siebenter Artikel. Daß die apparenten und die fixen Farben beyde von einerley Art ſeyen. Daß die ſämmtlichen Farben, die phyſiologiſchen apparenten und fixen, unter einander in der größten Verwandtſchaft ſtehen, wäre Thorheit zu läugnen. Wir ſelbſt haben dieſe Verwandtſchaft in unſerm Entwurfe abzuleiten und, wo es nicht möglich war ſie ganz durchzuführen, ſie wenigſtens anzudeuten geſucht.

Achter Artikel. Daß die fixen Farben nicht vom Sonnenlichte herkommen. Er ſtreitet hier gegen diejenigen, welche die Oberfläche der Körper aus verſchieden geſtalteten Theilchen zuſammenſetzen und von dieſen das Licht verſchiedenfarbig zurückſtrahlen laſſen. Da wir den fixen Farben einen chemiſchen Urſprung zugeſtehen und eine gleiche Realität wie andern chemiſchen Phänomenen; ſo können wir den Argumenten des Verfaſſers beytreten. Uns iſt Lacmus in der Finſterniß ſo gut gelbroth als der zugemiſchte Eſſig ſauer, eben ſo gut blauroth als das dazugemiſchte Alcali ſade. Man könnte, um es hier im Vorbeygehen zu ſagen, die Farben der Finſterniß auch intentionell nennen: ſie haben die Intention eben ſo gut, zu erſcheinen und zu wirken, als ein Gefangner im Gefängniß, frey zu ſeyn und umher zu gehen.

Neunter Artikel. Daß die Farben keine Flammen seyen. Dieses ist gegen den Plato gerichtet, der indessen, wenn man seine Rede gleichnißweise nehmen will, der Sache nahe genug kommt: denn der Verfasser muß ja im

Zehnten Artikel behaupten: daß die fixen Farben innerliche Lichter der Körper seyen. Was hier zur Sprache kommt, drückt sich viel besser aus durch die später von De la Val hauptsächlich urgirte nothwendige Bedingung zum Erscheinen der fixen Farben, daß sie nämlich einen hellen Grund hinter sich haben müssen, bis zu dem das auffallende Licht hindurchdringt, durch die Farbe zum Auge zurückkehrt, sich mit ihr gleichsam tingirt und auf solche Weise specifisch fortwirkt. Das Gleiche geschieht beym Durchscheinen eines ursprünglich farblosen Lichtes durch transparente farbige Körper oder Flächen Wie nun aber dieß zugehe, daß die den Körpern angehörigen Lichter durch das radicale Licht aufgeweckt werden, darüber verspricht uns der Verfasser in seinem Capitel von der Wirkung des Lichtes zu belehren, wohin wir ihm jedoch zu folgen nicht rathsam finden. Wir bemerken nur noch, daß er in seinem

Elften Artikel nun die vier verschiedenen Lichter fertig hat, nämlich das Licht, das den leuchtenden Körpern angehört, dasjenige was sie von sich abschicken, das Licht das in den fixen Farben sich befindet, und das was von diesen als Wirkung, Gleichniß,

Gleichartiges, Species, espèce abgesendet wird. Dadurch erhält er also zwey vollkommene und völlig radicale, den Körpern eigene, so wie zwey geschwächte und verminderte äußerliche und vorübergehende Lichter.

Auf diesem Wege glaubt er nun dem Licht oder den Lichtern, ihrem Wesen und Eigenschaften näher zu dringen, und schreitet nun im zweyten Capitel des ersten Buchs zur eigentlichen Abhandlung. Da jedoch das was uns interessirt, nämlich seine Gesinnung über Farbe, in dem ersten Capitel des ersten Buchs völlig ausgesprochen ist, so glauben wir ihm nicht weiter folgen zu müssen, um so weniger, als wir schon den Gewinn, den wir von der ganzen Abhandlung haben könnten, nach dem bisher Gesagten, zu schätzen im Stande sind.

Isaac Vossius.

geb. 1618. gest. 1689.

Sohn und Bruder vorzüglicher Gelehrten und für die Wissenschaften thätiger Mensch. Frühe wird er in alten Sprachen und den damit verbundenen Kenntnissen unterrichtet. In ihm entwickelt sich eine leidenschaftliche Liebhaberey zu Manuscripten. Er bestimmt sich zum Herausgeber alter Autoren und beschäftigt sich vorzüglich mit geographischen und astronomischen Werken. Hier mag er empfinden, wie nothwendig zu Be-

arbeitung derselben Sachkenntnisse gefordert werden; und so nähert er sich der Physik und Mathematik. Weite Reisen befördern seine Naturanschauung.

Wie hoch man seine eigenen Arbeiten in diesem Fache anzuschlagen habe, wollen wir nicht entscheiden. Sie zeugen von einem hellen Verstand und ernsten Willen. Man findet darin originelle Vorstellungsarten, welche uns Freude machen, wenn sie auch mit den unsrigen nicht übereinstimmen. Seine Zeitgenossen, meist Descartes Schüler, sind übel mit ihm zufrieden und lassen ihn nicht gelten.

Uns interessirt hier vorzüglich sein Werk de Lucis natura et proprietate. Amstelodami 1662; wozu er später einen polemischen Nachtrag herausgegeben. Wie er über die Farben gedacht, lassen wir ihn selbst vortragen.

Im drey und zwanzigsten Kapitel.

Alle einfachen Körper seyen durchsichtig.

„Opak, d. h. undurchsichtig, werden alle Körper genannt, die gefärbt sind und das Licht nicht durchlassen. Genau genommen ist eigentlich nichts vollkommen durchsichtig, als der leere Raum, indem die meisten Körper, ob sie gleich klar erscheinen, eben weil sie gesehen werden, offenbar etwas von Undurchsichtigkeit an sich haben.“

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Die Farben ſeyen kein Licht, und woher ſie entſpringen.

„Daß alſo einige Körper durchſichtig, andre aber opak erſcheinen, dieſes rührt von nichts anderm als von der Beymiſchung der Farbe her. Wenn es keine Farben gäbe, ſo würde alles durchſichtig oder weiß ausſehen. Es gibt keinen Körper, er ſey flüſſig oder feſt und dicht, der nicht ſogleich durchſichtig würde, ſobald man die Farbe von ihm trennt. Daher iſt die Meynung derer nicht richtig, welche die Farbe ein modificirtes Licht nennen, da dem Lichte nichts ſo entgegen iſt als die Farbe. Wenn die Farben Licht in ſich hätten, ſo würden ſie auch des Nachts leuchten, welches doch nicht der Fall iſt.“

„Urſache und Urſprung der Farben daher kommt allein von dem Feuer oder der Wärme. Wir können dieſes daran ſehen, daß in kalten Gegenden alles weiß iſt, ja ſelbſt die Thiere weiß werden, beſonders im Winter. Die Weiße aber iſt mehr der Anfang der Farben als Farbe ſelbſt.“

„An heißen Orten hingegen findet ſich die ganze Mannigfaltigkeit der Farben. Was auch die Sonne mit ihren günſtigen Strahlen beſcheint, dieſes nimmt ſogleich eine angenehme und erfreuliche Färbung an. Findet ſich auch in kalten Gegenden manchmal etwas gefärbtes, ſo iſt es doch nur ſelten und ſchwach, und

deutet mehr auf ein Bestreben einer abnehmenden Natur, als ihre Macht und Gewalt an; wie denn ein einziges indisches Vögelchen eine größere Farbenmannigfaltigkeit leistet, als das sämmtliche Vögelgeschlecht, das norwegische und schwedische Wälder bevölkert. Eben so verhält sichs mit den übrigen Thieren, Pflanzen und Blumen; denn in jenen Gegenden findest du nicht einmal die Thäler mit leuchtenden und lebhaften Farben geschmückt, man müßte sie denn durch Kunst hervorbringen, oder der Boden müßte von einer besondern Beschaffenheit seyn. Gelangt man weiter nach Norden, so begegnet einem nichts als Graues und Weißes. Deswegen nehmen wir an: die Ursache der Farben sey das Verbrennen der Körper."

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Die Materie der Farben rühre von der Eigenschaft des Schwefels her.

„Der Grundstoff der Farben schreibt sich nirgends anders her als von dem Schwefel, der einem jeden Körper beygemischt ist. Nach dem verschiedenen Brennen dieses Elements entstehen auch die verschiedenen Farben: denn der natürliche Schwefel, so lange er weder Wärme noch Feuer erfahren hat, ist durchsichtig; wird er aufgelöst, dann nimmt er verschiedene Farben an und verunreinigt die Körper, denen er beygemischt ist. Und zwar erscheint er zuerst grün, dann gelb, sodann roth, dann purpurfarb und zuletzt wird er schwarz. Ist aller Schwefel erschöpft und verzehrt, dann lösen sich die Körper auf, alle Farbe geht weg und nichts

bleibt als eine weiße oder durchſichtige Aſche; und ſo iſt die Weiße der Anfang aller Farben, und das Schwarze das Ende. Das Weiße iſt am wenigſten Farbe; das Schwarze hingegen am meiſten. Und nun wollen wir die einzelnen Arten und Stufen der Farbe durchgehen."

Sechs und zwanzigſtes Kapitel.

Die Ordnung der Farben.

„Die erſte Farbe daher, wenn man es Farbe nennen kann, iſt das Weiße. Dieſes tritt zunächſt an das Durchſichtige, und da alle Körper von Natur durchſichtig ſind, ſo kommt hier zuerſt das Düſtre (opacitas) hinzu und der Körper wird ſichtbar bey dem geringſten Lichte, auch wenn der Schwefel nicht ſchmilzt, den wir jedem Körper zugeſchrieben haben. Denn jeder durchſichtige Körper, wenn er zerrieben wird, ſo daß eine Verſchiedenheit der Oberflächen entſteht, erſcheint ſogleich als weiß, und es iſt ganz einerley, ob die Materie feſt oder flüſſig geweſen. Man verwandle Waſſer zu Schaum, oder Glas in Pulver, ſo wird ſich die Durchſichtigkeit ſogleich in das Weiße verwandeln. Und zwar iſt dieſes die erſte Art des Weißen, und wenn du ſie allein betrachteſt; ſo kann man die Weiße nur uneigentlich zu den Farben zählen. Denn wenn du die einzelnen Körperchen und ihre kleinſten Oberflächen beſonders anſiehſt, ſo bleibt ihnen die Durchſichtigkeit, und bloß die Stellung, die Lage der Körper betriegt den Anblick."

„Aber eine andre Art des Weißen gibt es, wenn in einem durchsichtigen Körper durch Einwirkung des Lichtes und der Wärme die zarteren Theile des Schwefels schmelzen und angezündet werden: denn da auf diese Weise die Körper austrocknen und dünner werden, so folgt daraus, daß auch verschiedene neue Oberflächen entstehen; und auf diese Art werden durchsichtige Dinge, auch ehe die Tinctur des Schwefels hinzutritt, weiß. Denn es ist eine allgemeine Regel, daß jeder klein zerstückte Körper weiß werde, und umgekehrt, daß jeder weiße Körper aus kleinen durchsichtigen Theilen bestehe."

„Zunächst an der Weiße folgen zwey Farben, das blässere Grün und das Gelbe. Ist die Wärme schwach, die das, was schweflicht ist, in den Körpern auflösen soll; so geht das Grüne voraus, welches roher und wäßriger ist als das Gelbe. Verursacht aber die Wärme eine mächtigere Kochung; so tritt sogleich nach dem Weißen ein Gelbes hervor, das reifer ist und feuriger. Folgt aber auf diese Art das Gelbe dem Weißen, so bleibt kein Platz mehr für das Grüne. Denn auch in den Pflanzen wie in andern Körpern, wenn sie grün werden, geht das Grüne dem Gelben voraus."

„In welcher Ordnung man auch die Farben zählt, so ist die mittlere immer roth. Am mächtigsten ist hier das flammende Roth, und dieses entsteht nicht aus dem Weißen und Schwarzen, sondern es ist dem Schwefel seinen Ursprung schuldig. Und doch lassen sich aus dem

Fernando, immer verwirrter.

Und wie? Seine Geſinnungen, ſein Herz!

Madame Sommer.

Können wir wiſſen was in dem Buſen der Männer ſchlägt! — Ich merkte nicht, daß ihm nach und nach, das alles ward — wie ſoll ich's nennen? — nicht gleichgültiger! das darf ich mir nicht ſagen. Er liebte mich immer, immer! Aber er brauchte mehr als meine Liebe. Ich hatte mit ſeinen Wünſchen zu theilen, vielleicht mit einer Nebenbuhlerinn; ich verbarg ihm meine Vorwürfe nicht, und zuletzt —

Fernando.

Er konnte? —

Madame Sommer.

Er verließ mich. Das Gefühl meines Elends hat keinen Nahmen! All' meine Hofnungen in dem Augenblik zu Grunde! In dem Augenblik da ich die Früchte der geopferten Blüthe einzuerndten gedachte — verlaſſen! — verlaſſen! — Alle Stüzen des

Rothen, dem Weißen und dem Schwarzen alle Farben zuſammenſetzen."

„Entſteht nämlich eine gröſsere Verbrennung der Körper und des Schwefels, ſo erſcheint die Purpur- und blaue Farbe, deren Miſchung bekannt iſt. Die Gränze der Farbe jedoch, ſo wie die letzte Verbrennung iſt die Schwärze. Dieſes iſt die letzte Tinctur des Schwefels und ſeine letzte Wirkung. Hierauf folgt die Auflöſung der Körper. Wenn aber der Schwefel erſchöpft und die Feuchtigkeit aufgezehrt iſt, ſo bleibt nichts als die weiße und durchſichtige Aſche. Gibſt du dieſer die Feuchtigkeit und den Halt wieder, ſo kehren die Körper in ihren erſten Zuſtand zurück."

„In denjenigen Flammen, wie ſie täglich auf unſerm Heerde aufſteigen, iſt die entgegengeſetzte Ordnung der Farben. Denn je dunkler die Tinctur des Schwefels in der Kohle iſt, deſto reiner und weiſser ſteigt die Flamme auf. Jedoch iſt die Flamme, die zuerſt aufſteigt, wegen beygemiſchten Unraths, dunkel und finſter; dann wird ſie purpurfarb, dann röthet ſie ſich und wird gelb. Fängt ſie an weiß zu werden, ſo iſt es ein Zeichen, daß Schwefel und brennbare Materien zu Ende gehen."

„Es gibt aber weder eine völlig ſchwarze, noch völlig weiße Flamme. Wird ſie zu ſehr verdunkelt, dann iſt es Rauch, nicht Flamme; wird ſie zu ſehr weiß, ſo kann ſie auch nicht länger beſtehen, da ihr der Schwefel ausgeht."

„Und so glaub' ich, ist deutlich genug, warum verschiedene Körper, nach der verschiedenen Tinctur des Schwefels, sich auf eine verschiedene Weise gefärbt sehen lassen, und ich hoffe, hier werden mir die Chemiker nicht entgegen seyn, die, ob sie gleich, wie überhaupt, also auch von den Farben, sehr verworren und räthselhaft sprechen, doch nicht viel von dem, was wir bisher ausgesprochen, abzuweichen scheinen."

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Wie die apparenten Farben erzeugt werden.

„Nun ist aber eine andere Frage zu beantworten, welche verwickelter und schwerer ist: woher nämlich die Farben kommen, welche von ihren Körpern gewissermaßen abgesondert sind, welche man die apparenten nennt, wie die Farben des Regenbogens, der Morgenröthe und die, welche durch gläserne Prismen sich ausbreiten. Aus dem, was wir gesagt haben, erhellt, wie mich dünkt, genugsam, daß die Flamme jederzeit der Farbe des Schwefels folgt und alle Farben zuläßt, ausser dem Schwarzen und dem völlig Weißen. Denn der Schwefel enthält wohl die beyden Farben, aber eigentlich in der Flamme können sie nicht seyn. Weiß zwar erscheinen zarte Flämmchen; wenn sie es aber vollkommen wären, und nicht noch etwas von anderer Farbe zugemischt hätten, so wären sie durchsichtig und würden kein Licht oder ein sehr schwaches verbreiten. Daß aber eine Flamme schwarz sey, ist gegen die Vernunft und gegen die Sinne."

„Dieſes feſtgeſetzt, fahr' ich fort: wie die Farbe des Schwefels in der verbrennlichen Materie, ſo iſt auch die Farbe der Flammen; wie aber die Flamme, ſo iſt auch das Licht, das von ihr ausgebreitet wird; da aber die Flamme alle Farben enthält und begreift, ſo iſt nothwendig, daß das Licht dieſelbe Eigenſchaft habe. Deswegen ſind auch in dem Licht alle Farben, obgleich nicht immer ſichtbar. Denn wie eine mächtige Flamme weiß und einfärbig erſcheint, wenn man ſie aber durch einen Nebel oder andern dichten Körper ſieht, verſchiedene Farben annimmt, auf eben dieſe Weiſe bekleidet ſich das Licht, ob es gleich unſichtbar oder weiß iſt, wenn es durch ein gläſernes Prisma oder durch eine feuchte Luft durchgeht, mit verſchiedenen Farben."

„Ob nun gleich in dem reinen Licht keine Farben erſcheinen, ſo ſind ſie demungeachtet wahrhaft in dem Licht enthalten. Denn wie ein größeres Licht einem geringeren ſchadet, ſo verhindert auch ein reines Licht, das verdunkelte Licht zu ſehen. Daß aber ein jedes Licht Farben mit ſich führe, kann man daraus folgern, daß, wenn man durch eine Glaslinſe oder auch nur durch eine Oeffnung Licht in eine dunkle Kammer fallen läßt, ſich auf einer entferntern Mauer oder Leinwand alle Farben deutlich zeigen, da doch an den Kreuzungspuncten der Strahlen und an den Stellen, die der Linſe allzunah ſind, keine Farbe, ſondern das bloße Licht erſcheint."

„Da nun aber das Licht Form und Bild des

Feuers iſt, welche aus dem Feuer nach allen Seiten hinſtrahlen, ſo ſind auch die Farben, die das Licht mitbringt, Formen und Bilder der Farben, welche wahrhaft und auf eine materielle Weiſe ſich in dem Feuer befinden, von dem das Licht umhergeſendet wird."

„Wie aber Flamme und Feuer, je ſchwächer ſie ſind, ein deſto ſchwächeres Licht von ſich geben, ſo auch nach Geſetz und Verhältniß der wahren und materialiſirten Farbe, die in der Flamme iſt, wachſen und nehmen ab die apparenten Farben im Lichte."

„Und wie nun bey abnehmender Flamme auch das Licht geſchwächt wird, ſo verſchwindet auch die apparente Farbe, wenn die wahre Farbe abnimmt. Deswegen wirft das gläſerne Prisma bey Nacht oder bey ſchwachem Lichte keine Farben umher, es gibt keine farbigen Phänomene, die Mondſcheinregenbogen ſind blaß, nichts erſcheint irgend feurig oder von einer andern deutlichen Farbe tingirt."

„So wie auch keine Flamme vollkommen ſchwarz oder weiß iſt, ſo ſind auch keine apparenten Farben weiß oder ſchwarz, ſondern ſo wie bey der Flamme ſo auch im Lichte ſind das Gelbe und Blaue die Gränzen der Farbe."

„Und hieraus, wenn ich nicht irre, ergibt ſich deutlich, was die wahre, permanente und fixe Farbe ſey, desgleichen die vergängliche, unſtäte, die ſie

auch apparent nennen. Denn die wahre Farbe iſt ein Grad, eine Art der Verbrennung in irgend einem Körper; die apparente Farbe aber iſt ein Bild einer wahren Farbe, das man außer ſeiner Stelle ſieht. Wie man aber auch die wahren Farben mit den apparenten zuſammenhalten und vergleichen will, ſo werden ſie ſich immer wie Urſache zu Urſache und wie Wirkung zu Wirkung verhalten, und was den fixen Farben begegnet, wird auch den Bildern, welche von denſelben erzeugt werden, geſchehen. Trifft dieſes manchmal nicht vollkommen ein, ſo ereignet ſichs wegen der Lage und Geſtalt der Körper, wodurch die Bilder durchgeführt und fortgepflanzt werden.“

Hier ſehen wir alſo einige Jahre früher als Newton ſich mit dieſem Gegenſtande beſchäftigt, ſeine Lehre völlig ausgeſprochen. Wir ſtreiten hier nicht mit Iſaac Voſſius, ſondern führen ſeine Meynung nur hiſtoriſch an. Die Tendenz jener Zeit, den äußeren Bedingungen ihren integrirenden Antheil an der Farbenerſcheinung abzuſprechen und ihnen nur einen anregenden, entwickelnden Anſtoß zuzuſchreiben, dagegen alles im Lichte ſchon im Voraus zu ſontheſiren, zuſammenzufaſſen, zu verſtecken und zu verheimlichen, was man künftig aus ihm hervorhohlen und an den Tag bringen will, ſpricht ſich immer deutlicher aus, bis zuletzt Newton mit ſeinen Ibilitäten hervortritt, den Reihen ſchließt und, obgleich nicht ohne Widerſpruch, dieſer Vorſtellungsart den Ausſchlag giebt. Wir werden in der Folge noch

Gelegenheit haben anzuzeigen, was noch alles vorausgegangen, um Newtons Lehre den Weg zu bahnen; können aber hier nicht unbemerkt lassen, daß schon Matthäus Pankl, in seinem Compendium Institutionum physicarum, Posoniae 1793. unsern Isaac Vossius für einen Vorläufer Newtons erklärt, indem er sagt: „Den Alten war das Licht das einfachste und gleichartigste Wesen. Zuerst hat Isaac Vossius vermuthet, die Mannigfaltigkeit der Farben, die wir an den Körpern wahrnehmen, komme nicht von den Körpern, sondern von Theilchen des Lichts her."

Franciscus Maria Grimaldi.

geb. 1613. gest. 1663.

Er stammte aus einem alten berühmten Geschlechte und zwar von dem Zweige desselben, der zu Bologna blühte. Er scheint seine erste Bildung in den Jesuitenschulen erhalten zu haben; besonders befleißigte er sich der Mathematik und der damals innigst mit ihr verbundenen Naturlehre.

Nachdem er in den Orden getreten, ward er Professor der Mathematik zu Bologna und zeigte sich als einen in seinem Fache sehr geübten Mann, kenntnißreich, scharfsinnig, fleißig, pünctlich, unermüdet. Als einen solchen rühmt ihn Riccioli in der Dedication seines Almagest und preist ihn als einen treuen Mitarbei-

ter. Sein Werk, wodurch er uns bekannt, wodurch er überhaupt berühmt geworden, führt den Titel; Physico-Mathesis de Lumine, Coloribus et Iride, Bononiae 1665. Man bemerke, daß auch hier nur des Lichts und nicht des Schattens erwähnt ist, und erwarte, daß Grimaldi sich als ein solcher zeigen werde, der die Farbenerscheinungen aus dem Licht entwickelt.

Hier haben wir nun das dritte Werk in unserm Fache, das sich von einem Jesuitischen Ordensgeistlichen herschreibt. Wenn Aguilonius sorgfältig und umständlich, Kircher heiter und weitläuftig ist, so muß man den Verfasser des gegenwärtigen Buchs höchst consequent nennen. Es ist reich in Absicht auf Erfahrungen und Experimente, ausführlich und methodisch in seiner Behandlung, und man sieht wohl, daß der Verfasser in allen Subtilitäten der Dialectik sehr geübt ist.

Vor allem aber ist zu bemerken, daß Form und Darstellung problematisch, ja ironisch sind, welches einer so ernsten folgerechten Arbeit eine ganz wunderliche Wendung gibt. Galilei hatte sich schon einer ähnlichen Wendung bedient, in den Dialogen, wegen welcher er von den Jesuiten so heftig verfolgt wurde. Hier bedient sich ein Jesuit, nach etwa zwanzig Jahren, desselben Kunstgriffs. Im ersten Buch, das 472 gespaltene Quartseiten stark ist, thut er alles mögliche, um zu zeigen, daß das Licht eine Substanz sey; im zweyten Buch, welches nur 63 gespaltene Seiten enthält, widerlegt er scheinbar seine vorige Meynung und

verclauſulirt dieſe Widerlegung aufs neue dergeſtalt, daß er ſie völlig vernichtet. Auch darf man nur die Vorrede des Ganzen und den Schluß des erſten Theils leſen, ſo fällt ſeine Abſicht ſchon deutlich genug in die Augen. Bey allen dieſen Verwahrungen zaudert er, das Werk herauszugeben, das bey ſeinem Tode völlig fertig liegt, wie es denn auch drey Jahre nach demſelben, und ſo viel ſich bemerken läßt, ohne Verſtümmlung erſcheint.

Indem er nun das Licht als Subſtanz behandelt, ſo finden wir ihn auf dem Wege, auf dem wir Carteſius, De la Chambre und Voſſius wandeln ſahen, nur betritt er denſelben mit mehr Ernſt und Sicherheit und zugleich mit mehr Vorſicht und Zartheit. Seine Naturkenntniß überhaupt iſt höchſt ſchätzenswerth. Erfahrungen und Verſuche, dieſe Gegenſtände betreffend, ſind vor ihm von keinem ſo vollſtändig zuſammengebracht worden. Freylich ſtellt er ſie alle zurecht, um ſeine Erklärungsart zu begründen, doch kann man ihm nachſagen, daß er keine Erfahrung, keinen Verſuch entſtelle, um ihn ſeiner Meynung anzupaſſen.

Das Licht iſt ihm alſo eine Subſtanz, im phyſiſchen Sinne eine Flüſſigkeit, die er jedoch aufs äußerſte zu verfeinern ſucht. Durch Beyſpiele und Gleichniſſe will er uns von der Zartheit eines ſo ſubtilen materiellen Weſens, das gleichſam nur wie ein geiſtiger Aushauch wirkt, überzeugen. Er führt die Lehre vom Magneten zu dieſem Zwecke umſtändlich durch,

bringt die Fälle von unendlicher Theilbarkeit der Farbe, äußerster Ductilität der Metalle und dergleichen vor, nimmt den Schall, und was er sonst noch brauchen kann, zu Hülfe, um unsre Kenntnisse durch Erinnerung auf einen Punct zu sammeln und unsre Einbildungskraft anzuregen.

Man hatte bisher drey Arten, in welchen sich das Licht verbreite, angenommen: die directe, refracte, reflexe, wozu er noch die inflexe hinzusetzt, welche er sogleich in Rücksicht seiner hypothetischen Zwecke die diffracte nennt.

Jene verschiednen Arten der Lichtfortpflanzung zu erklären und andre dabey vorkommende Phänomene auszulegen, gibt er seiner feinen Flüssigkeit eine verschiedene innere Disposition. Und so wird denn diesem wirksamen Wesen ein Fließen (fluidatio), ein Wogen (undulatio, undatio), ein Regen und Bewegen (agitatio), ein Wälzen (volutatio) zugeschrieben.

Durchsichtigen Körpern wird eine continua porositas zugeeignet, welches eigentlich eine contradictio in adjecto ist, woran sich erkennen läßt, wie leicht man mit Worten das Unmögliche und Ungehörige als ein Mögliches, Verständiges und Verständliches mittheilen könne. Die undurchsichtigen Körper haben auch mannigfaltige wunderliche Oberflächen, die das Licht verschiedentlich zurückwerfen; deshalb er sich denn vertheidigen muß, daß seine Lehre mit der Lehre der Atomisten nicht zusammenfalle, welches ihm auch Ernst zu seyn scheint.

In jenen Poren und Irrgängen, wunderlichen Aus- und Einwegen, Schlupflöchern und andern mannigfaltigen Bestimmungen, müdet sich nun das Licht auf oben beschriebene Weise gewaltig ab und erleidet eine Zerstreuung (dissipatio), Zerbrechung (diffractio), Zerreißung (disscissio) und natürlicher Weise auch eine Trennung (separatio); dabey denn auch gelegentlich eine Anhäufung (glomeratio) statt findet.

Wir bemerken hier im Vorbeygehen, daß einer Zerstreuung des Lichtes schon bey den Griechen erwähnt wird. Dort ist es aber nur ein empirischer naiver Ausdruck, der eine oft vorkommende Erscheinung von hin und wiedergeworfenem, geschwächtem Lichte so gut er kann bezeichnen soll. Bey Grimaldi hingegen sollen die mannigfaltigen Versuren des Lichtes, das Innere dieses zarten, unbegreiflichen Wesens aufschließen und uns von seiner Natur dogmatisch belehren.

Die Farben werden also, nach Grimaldi, bey Gelegenheit der Refraction, Reflexion und Inflexion bemerkt; sie sind das Licht selbst, das nur auf eine besondre Weise für den Sinn des Gesichts fühlbar wird. Doch geht der Verfasser auch wohl so weit, daß er im Licht bestimmte Arten der Farbe annimmt und also die Newtonische Lehre unmittelbar vorbereitet.

Alle Farben sind ihm wahr und entspringen auf einerley Weise; doch läßt er, um sie erklären zu können, den Unterschied zwischen dauernden und vorüber-

menſchlichen Herzens: Liebe, Zutrauen, Ehre, Stand, täglich wachſendes Vermögen, Ausſicht über eine zahlreiche wohlverſorgte Nachkommenſchaft, alles ſtürzte vor mir zuſammen, und ich — und das überbliebene unglükliche Pfand unſerer Liebe — Ein todter Kummer folgte auf die wüthenden Schmerzen; und das ausgeweinte, durch verzweifelte Herz ſank in Ermattung hin. Die Unglüksfälle, die das Vermögen einer armen Verlaſſenen ergriffen, achtete ich nicht, fühlte ich nicht, biß ich zulezt —

Fernando.

Der Schuldige!

Madame Sommer, mit zurükgehaltener Wehmuth.

Er iſt's nicht! — Ich bedauere den Mann, der ſich an ein Mädgen hängt.

Fernando.

Madame.

Madame Sommer, gelinde ſpottend, ihre Rührung zu verbergen.

Nein, gewiß! Ich ſeh ihn als einen Gefange-

gehenden Farben einstweilen zu, und um jene auch in vorübergehende zu verwandeln, benutzt er auf eine sehr geschickte Weise die Versatilität der chemischen Farben.

Was übrigens den Apparat betrifft, so bedient er sich öfters der kleinen Oeffnung im Fensterladen, die sich eigentlich von der die äußern Gegenstände innerlich abbildenden Camera obscura herschreibt. Die prismatischen Phänomene kennt er meistens, wie er denn auch auf die längliche Gestalt des Farbenbildes unsere Aufmerksamkeit hinlenkt. Unter seiner theoretischen Termis nologie finden wir auch schon Strahlenbündel. Da ihm manche Erfahrungen und Versuche, die erst später bekannt geworden, in der Reihe seines Vortrags abgehen; so zeigen sich in demselben Lücken und Sprünge und gar manches Unzulängliche, das ihm aber nicht zu Schulden kommt. Den Regenbogen mit seinen Umständen und Bedingungen führt er sorgfältig aus; die Farben desselben weiß er nicht abzuleiten.

Robert Boyle.

geb. 1627. gest. 1691.

Die Scheidung zwischen Geist und Körper, Seele und Leib, Gott und Welt war zu Stande gekommen. Sittenlehre und Religion fanden ihren Vortheil dabey: denn indem der Mensch seine Freyheit behaupten will,

muß er ſich der Natur entgegenſetzen; indem er ſich zu Gott zu erheben ſtrebt, muß er ſie hinter ſich laſſen, und in beyden Fällen kann man ihm nicht verdenken, wenn er ihr ſo wenig als möglich zuſchreibt, ja wenn er ſie als etwas Feindſeliges und Läſtiges anſieht. Verfolgt wurden daher ſolche Männer, die an eine Wiedervereinigung des Getrennten dachten. Als man die teleologiſche Erklärungsart verbannte, nahm man der Natur den Verſtand; man hatte den Muth nicht ihr Vernunft zuzuſchreiben und ſie blieb zuletzt geiſtlos liegen. Was man von ihr verlangte, waren techniſche, mechaniſche Dienſte, und man fand ſie zuletzt auch nur in dieſem Sinne faßlich und begreiflich.

Auf dieſe Weiſe läßt ſich einſehen, wie das zarte, fromme Gemüth eines Robert Boyle ſich für die Natur intereſſiren, ſich zeitlebens mit ihr beſchäftigen und doch ihr weiter nichts abgewinnen konnte, als daß ſie ein Weſen ſey, das ſich ausdehnen und zuſammenziehen, miſchen und ſondern laſſe, deſſen Theile, indem ſie durch Druck, Stoß gegen einander arbeiten und ſich in die verſchiedenſten Lagen begeben, auch verſchiedene Wirkungen auf unſre Sinne hervorbringen.

In die Farbenlehre war er von der chemiſchen Seite hereingekommen. Er iſt der erſte ſeit Theophraſt, der Anſtalt macht, eine Sammlung der Phänomene aufzuſtellen und eine Ueberſicht zu geben. Er betreibt das Geſchäft nur gelegentlich und zaudert ſeine Arbeit abzuſchließen; zuletzt, als ihm eine Augenkrank-

heit hinderlich iſt, ordnet er ſeine Erfahrungen, ſo gut es gehen will, zuſammen, in der Form als wenn er das Unvollſtändige einem jungen Freunde zu weiterer Bearbeitung übergäbe. Dabey möchte er zwar gern von einer Seite das Anſehen haben, als wenn er nur Erfahrungen zuſammenſtellte, ohne eben dadurch eine Hypotheſe begründen zu wollen; allein er iſt von der andern Seite aufrichtig genug, zu geſtehen, daß er ſich zur corpuſcularen mechaniſchen Erklärungsart hinneige und mit dieſer am weiteſten auszulangen glaube. Er bearbeitet daher das Weiße und Schwarze am ausführlichſten, weil freylich bey dieſem noch am erſten ein gewiſſer Mechanismus plauſibel werden dürfte. Was aber die eigentlich farbigen Phänomene der Körper, ſo wie was die apparenten Farben betrifft, bey dieſen geht er weniger methodiſch zu Werke, ſtellt aber eine Menge Erfahrungen zuſammen, welche intereſſant genug ſind und nach ihm immer wieder zur Sprache gekommen. Auch haben wir ſie, in ſofern wir es für nöthig erachtet, in unſerm Entwurfe, nach unſerer Weiſe und Ueberzeugung aufgeführt.

Der Titel dieſes Werkes in der lateiniſchen Ausgabe, der wir gefolgt ſind, iſt: Experimenta et considerationes de coloribus — seu initium historiae experimentalis de Coloribus a Roberto Boyle. Londini 1663.

Seine ganze Denkart, ſeine Vorſätze, ſein Thun und Leiſten wird aus dem fünften Capitel des erſten Thei-

les am klärſten und eigentlichſten erkannt, welches wir denn auch überſetzt hier einſchalten.

Des erſten Theils

Fünftes Kapitel.

I. „Es gibt, wie du weißt, mein Pyrophilus, außer jenen veralteten Meynungen von den Farben, die man ſchon längſt verworfen hat, gar verſchiedene Theorieen, deren jede zu unſerer Zeit von bedeutenden Männern in Schutz genommen wird. 1) Denn die peripathetiſchen Schulen, ob ſie gleich wegen der beſonderen Farben unter ſich nicht ganz eins ſind, kommen doch alle darin überein: die Farben ſeyen einwohnende und wirkliche Eigenſchaften, welche das Licht nur offenbare, nicht aber ſie hervorzubringen etwas beytrage. 2) Alsdann gibt es unter den Neueren einige, die mit geringer Veränderung die Meynung Platons annehmen, und wie er die Farbe für eine Art Flamme hält, die aus den kleinſten Körperchen beſtehe, welche von dem Object gleichſam ins Auge geſchleudert worden und deren Figur mit den Poren des Auges ſich in Uebereinſtimmung befinde; ſo lehren ſie, die Farbe ſey ein innres Licht der helleren Theile des Gegenſtandes, welches durch die verſchiedenen Miſchungen der weniger leuchtenden Theile verdunkelt und verändert worden. 3) Nun gibt es andere, welche einigen der alten Atomiſten nachfolgen und die Farbe zwar nicht für eine leuchtende Emanation, aber doch für einen körperlichen Ausfluß halten, der aus dem

gefärbten Körper hervortritt. Aber die gelehrteren unter ihnen haben neulich ihre Hypotheſe verbeſſert, indem ſie anerkannten und hinzufügten: es ſey etwas äußeres Licht nöthig, um dieſe Körperchen der Farbe zu reizen und anzuregen und ſie zum Auge zu bringen. 4) Eine bedeutendere Meynung der neuern Philoſophen iſt ſodann: die Farben entſpringen aus einer Miſchung des Lichts und der Finſterniß oder vielmehr des Lichts und der Schatten, und dieſe Meynung ließe ſich denn wohl gewiſſermaßen mit der vorhergehenden vereinigen. 5) Was die Chemiker betrifft, ſo ſchreibt die Menge derſelben den Urſprung der Farben dem Princip des Schwefels in den Körpern zu, ob ich gleich finde, daß einige ihrer Anführer die Farben mehr vom Salz als vom Schwefel herleiten, ja andere ſogar von dem dritten Elementarprincip, dem Mercur. 6) Von des Carteſius Nachfolgern brauch' ich dir nicht zu ſagen, daß ſie behaupten, die Empfindung des Lichtes werde von einem Anſtoß hervorgebracht, welcher auf die Organe des Sehens von ſehr kleinen und feſten Kügelchen gewirkt wird, welche durch die Poren der Luft und andrer durchſichtiger Körper durchdringen können. Daraus verſuchen ſie denn auch die Verſchiedenheit der Farben zu erklären, indem ſie die verſchiedenen Bewegungen dieſer Kügelchen und die Proportion der Bewegung zu der Rotation um ihren Mittelpunct beachten, wodurch ſie nämlich geſchickt werden ſollen, den optiſchen Nerven auf mancherley Weiſe zu treffen, ſo daß man dadurch verſchiedene Farben gewahr werden könne."

II. „Außer diesen sechs vornehmsten Hypothesen kann es noch andre geben, mein Pyrophilus, die, obschon weniger bekannt, doch eben so gut als diese deine Betrachtung verdienen. Erwarte aber nicht, daß ich sie gegenwärtig umständlich durcharbeite, da du den Zweck dieser Blätter und die mir vorgesetzte Kürze kennest. Deswegen will ich nur noch einiges im Allgemeinen bemerken, was sich auf den Tractat, den du in Händen hast, besonders bezieht."

III. „Und zwar gesteh' ich dir zuerst, daß ich, obgleich die Anhänger der gedachten verschiedenen Hypothesen durch eine jede besonders und ausschließlich die Farben erklären und hiezu weiter keine Beyhülfe annehmen wollen, was mich betrifft, zweifle: ob irgend eine dieser Hypothesen, wenn man alle andern ausschließt, der Sache genug thue. Denn mir ist wahrscheinlich, daß man das Weiße und Schwarze durch die bloße Reflexion, ohne Refraction anzunehmen, erklären könne, wie ich es in nachstehender Abhandlung vom Ursprunge des Schwarzen und Weißen zu leisten gesucht habe. Da ich aber nicht habe finden können, daß durch irgend eine Mischung des Weißen und wahrhaft Schwarzen (denn hier ist nicht von einem Blauschwarz die Rede, welches Viele für das ächte halten) daß, sage ich, je daraus Blau, Gelb, Roth, geschweige denn die übrigen Farben könnten erzeugt werden; da wir ferner sehen, daß diese Farben durchs Prisma und andre durchsichtige Körper hervorzubringen sind mit Beyhülfe der Brechung: so

scheint es, man müsse die Brechung auch zu Hülfe nehmen, um einige Farben zu erklären, zu deren Entstehung sie beyträgt, weil sie auf eine oder die andre Weise den Schatten mit dem gebrochenen Lichte verbindet, oder auf eine Art, die wir gegenwärtig nicht abhandeln können. Scheint es nun einigen wahrscheinlich, daß die Poren der Luft und anderer durchsichtiger Körper durchaus mit solchen Kügelchen angefüllt sind, wie die Cartesianer voraussetzen, und daß zugleich die verschiedenen Bewegungsarten dieser Kügelchen in vielen Fällen von Bedeutung sind, um das verschiedene Gewahrwerden der Farbe bey uns zu bewirken; so läßt sich auch ohne diese Kügelchen, die man nicht so leicht beweisen kann, vorauszusetzen, überhaupt mit Wahrscheinlichkeit annehmen: das Auge könne mannigfaltig afficirt werden nicht allein von ganzen Lichtstrahlen die darauf fallen, und zwar als solchen, sondern auch von der Ordnung derselben und dem Grade der Geschwindigkeit, und daß ich mich kurz fasse, nach der Art und Weise, wie die Theilchen woraus die einzelnen Strahlen bestehen zu dem Sinn gelangen, dergestalt daß, welche Figur auch jene kleinen Körper haben aus denen die Lichtstrahlen bestehen, sie nicht allein durch ihre Geschwindigkeit oder Langsamkeit der Entwicklung oder Rotation im Fortschreiten, sondern noch mehr durch ihre absolute Schnelligkeit, ihre directe oder wogende Bewegung und andre Zufälligkeiten, welche ihren Stoß aufs Auge begleiten können, geschickt sind, verschiedenartige Eindrücke zu erregen."

IV. „Zweytens muß ich dich, wegen dieser und ähnlicher Betrachtungen, mein Porophilus, bitten, daß du diese kleine Abhandlung ansehest, nicht als eine Dissertation, die geschrieben sey, um eine der vorstehenden Hypothesen ausschließlich vor allen andern zu vertheidigen, oder eine neue, welche mein wäre, dafür aufzustellen; sondern als einen Anfang einer Geschichte der Farben, worauf, wenn sie erst durch dich und deine geistreichen Freunde bereichert worden, eine gründliche Theorie könne aufgebaut werden. Weil aber diese Geschichte nicht bloß als Catalog der darin überlieferten Sachen anzusehen ist, sondern auch als ein Apparat zu einer gründlichen und umfassenden Hypothese; hielt ich es der Sache gemäß, so meine ganze Dissertation zu stellen, daß ich sie zu jenem Zweck so brauchbar machte, als es sich wollte thun lassen. Deswegen zweifelte ich nicht, dir zu bezeugen, ich sey geneigt gewesen, sowohl dir die Arbeit zu ersparen, verschiedene unzulängliche Theorien, die dich niemals zu deinem Zweck führen würden, selbst zu erforschen; als überhaupt deine Untersuchungen zu vereinfachen, weshalb ich mir zweyerley zum Augenmerk nahm, einmal daß ich gewisse Versuche aufzeichnete, welche durch Hülfe begleitender Betrachtungen und Erinnerungen dir dienen könnten, die Schwäche und Unzulänglichkeit der gemeinen peripathetischen Lehre und der gegenwärtig mit noch mehr Beyfall aufgenommenen Theorie der Chemiker von den Farben einzusehen. Denn da diese beyden Lehren sich festgesetzt haben, und zwar die eine in den meisten Schulen, die andre

aber bey den meiſten Aerzten und andern gelehrten Männern, deren Leben und Berufsart nicht erlaubt, daß ſie die eigentlichſten erſten und einfachſten Naturanfänge gewiſſenhaft unterſuchten; ſo glaubt' ich wenig nützliches zu leiſten, wenn ich nicht etwas thäte, die Unzulänglichkeit dieſer Hypotheſen offenbar zu machen. Deswegen ich denn zweytens unter meine Verſuche diejenigen in gröſſerer Zahl aufgenommen, welche dir zeigen mögen, daß ich jener Meynung geneigt bin, welche behauptet, die Farbe ſey eine Modification des Lichtes; wodurch ich dich anlocken wollen, dieſe Hypotheſe weiter auszubilden und dahin zu erheben, daß du vermittelſt derſelben die Erzeugung der beſondern Farben erklären könneſt, wie ich bemüht geweſen, ſie zur Erklärung des Weißen und Schwarzen anzuwenden."

V. „Zum Dritten aber, mein Pyrophilus, ob dieſes zwar gegenwärtig die Hypotheſe iſt, die ich verziehe, ſo ſchlage ich ſie doch nur im allgemeinen Sinne vor, indem ich nur lehre: die Lichtſtrahlen werden von den Körpern, woher ſie zurückgeworfen oder gebrochen zum Auge kommen, modificirt und bringen ſo jene Empfindung hervor, welche wir Farbe zu nennen pflegen. Ob aber dieſe Modification des Lichts geſchehe, indem es mit den Schatten gemiſcht wird, oder durch ein verſchiedenes Verhältniß der Bewegung und Rotation der Kügelchen des Carteſius, oder auf irgend eine andre Weiſe, dieß unterſtehe ich mich nicht hier auszumachen. Vielweniger unterſuche

ich mich anzugeben, ja ich glaube nicht einmal alles Wissensnöthige zu wissen, um dir oder auch mir selbst eine vollkommene Theorie des Sehens und der Farben zu überliefern. Denn erstlich, um dergleichen zu unternehmen, müßte ich zuvor einsehen, was das Licht sey, und wenn es ein Körper ist, und das scheint es wohl oder doch die Bewegung eines Körpers zu seyn, aus was für einer Art Körperchen nach Größe und Figur es bestehe, mit welcher Geschwindigkeit sie vorschreiten und sich um ihre Mittelpuncte bewegen; hernach möchte ich die Natur der Brechung erkennen, welche von den geheimsten ist, wenn du sie nicht scheinbar, sondern gründlich erklären willst, die ich nur in der Naturlehre gefunden habe. Dann möchte ich wissen, welche Art und welcher Grad der Vermischung der Finsterniß oder der Schatten bey Refractionen und Reflexionen oder durch beyde geschehe, auf den oberflächlichen Theilen der Körper, welche erleuchtet immer nur eine Farbe zeigen, die blaue, gelbe, rothe. Dann wünscht' ich unterrichtet zu seyn, warum die Verbindung des Lichtes und Schattens, welche z. B. von dem Häutchen einer reifen Kirsche gewirkt wird, eine rothe Farbe zeige, nicht aber eine grüne, und das Blatt desselben Baums mehr eine grüne als eine rothe Farbe. Zuletzt auch, warum das Licht, das zu solchen Farben modificirt ist, wenn es nur aus Körperchen besteht, welche gegen die Retina oder das Mark des optischen Nerven bewegt werden, nicht bloß ein Stechen, sondern eine Farbe hervorbringe, da doch die Nadel, wenn sie das Auge verwundet, keine Farbe, sondern eines

fangenen an. Sie sagen ja auch immer, es sei so. Er wird aus seiner Welt in die unsere herüber gezogen, mit der er im Grund nichts gemeines hat. Er betrügt sich eine Zeitlang, und weh uns! wenn ihm die Augen aufgehn! — Ich nun gar, konnte ihm zuletzt nichts seyn, als eine redliche Hausfrau, die zwar mit dem festesten Bestreben an ihm hing, ihm gefällig, für ihn sorgsam zu seyn; die dem Wohl ihres Hauses, ihres Kindes, all ihre Tage widmete, und freilich sich mit so viel Kleinigkeiten abgeben mußte. daß ihr Herz und Kopf oft wüste ward. daß sie keine unterhaltende Gesellschafterinn war, daß er mit der Lebhaftigkeit seines Geistes meinen Umgang nothwendig schaal finden muste. Er ist nicht schuldig!

Fernando, zu ihren Füssen.

Ich bin's!

Madame Sommer, mit einem Strohm von Thränen an seinem Hals.

Mein! —

Fer-

Schmerz hervorbringen würde. Dieß und anderes wünscht' ich zu wissen, ehe ich glaubte die wahre und vollkommene Natur der Farben erkannt zu haben. Daher, ob ich gleich durch die Versuche und Betrachtungen, die ich in diesem Büchelchen überliefre, einigermaßen meine Unwissenheit in dieser Sache zu mindern gesucht habe und es für viel besser halte, etwas als gar nichts zu entdecken; so nehme ich mir doch nur vor, durch die Versuche welche ich darlege, wahrscheinlich zu machen, daß sich einige Farben sehr wohl durch die hier überlieferte Lehre im Allgemeinen erklären lassen. Denn so oft ich mich auf eine ins Einzelne gehende und genaue Erklärung des Besondern einlassen soll, empfinde ich die große Dunkelheit der Dinge, selbst die nicht ausgenommen, die wir nicht anders zu Gesicht bekommen als wenn sie erleuchtet werden, und ich stimme Scaligern bey, wenn er von der Natur der Farbe handlend spricht: die Natur verbirgt diese so wie andre Erscheinungen in die tiefste Dunkelheit des menschlichen Unwissens."

So unverkennbar auch aus dem Vortrage Boyle's die Vorliebe, gewisse Farbenphänomene mechanisch zu erklären, erhellt, so bescheiden drückt er sich doch gegen andere Theorieen und Hypothesen aus, so sehr empfindet er, daß noch andre Arten von Erklärungen, Ableitungen möglich und zulässig wären; er bekennt, daß noch lange nicht genug vorgearbeitet sey und läßt uns zuletzt in einem schwankenden, zweifelhaften Zustande.

Wenn er nun von einer Seite, durch die vielfachen Erfahrungen die er gesammlet, sich bey den Naturforschern Ansehen und Dank erwarb, so daß dasjenige was er mitgetheilt und überliefert, lange Zeit in der Naturlehre Werth und Gültigkeit behielt, in allen Lehrbüchern wiederhohlt und fortgepflanzt wurde; so war doch von der andern Seite seine Gesinnung viel zu zart, seine Aeußerungen zu schwankend, seine Forderungen zu breit, seine Zwecke zu unabsehlich, als daß er nicht hätte durch eine neu eintretende ausschließende Theorie leicht verdrängt werden können, da ein lernbegieriges Publicum am liebsten nach einer Lehre greift, woran es sich festhalten und wodurch es aller weitern Zweifel, alles weitern Nachdenkens bequem überhoben wird.

H o o k.

geb. 1635. gest. 1703.

Er ist mehr ein emsiger als ein fleißiger Beobachter und Experimentator zu nennen. Er blickt überall um sich her und seine unruhige Thätigkeit verbreitet sich über die ganze Naturlehre. Man muß ihm zugestehen, daß er gute Entdeckungen gemacht, Entdecktes glücklich bearbeitet habe; doch ist er kein theoretischer Kopf, nicht einmal ein methodischer.

Die Lehre von Licht und Farben ist ihm manches schuldig. Er beobachtet die brechende Kraft des Eises,

bemerkt mit Grimaldi die Ablenkung des Lichtes und thut Vorschläge, wie man die Sonne anschauen könne, ohne geblendet zu werden; richtet eine tragbare Camera obscura zu bequemerer Abzeichnung ein und bemüht sich ums reflectirende Teleskop.

Seine Farbenlehre ist freylich barok. Er nimmt nur zwey Farben an, Blau und Roth; diese sollen durch schiefe oder ungleiche Erschütterung aufs Auge erregt werden. Seitdem Descartes die Lehre von dem Lichte materialisirt und mechanisirt hatte, so können sich die Denker nicht wieder aus diesem Kreise herausfinden: denn diejenigen welche Licht und Farben nicht materiell nehmen wollen, müssen doch zur mechanischen Erklärung greifen, und so schwankt die Lehre immer fort in einem unfruchtbaren Raume, sie mag sich nach der dynamischen oder atomistischen Seite neigen.

Das Capitel der Farben, die wir epoptische genannt haben, ist ihm mancherley schuldig. Er macht auf den Versuch mit den Seifenblasen aufmerksam, auf die farbigen Kreise im russischen Glase und zwischen den an einander gedruckten Glasplatten. Doch konnte er diese Erscheinungen nicht zusammenbringen noch reduciren.

Was von ihm als Secretär der Londner Societät und als Gegner Newtons zu sagen ist, wird künftig beygebracht werden.

Nicolaus Malebranche.

geb. 1638. geſt. 1715.

Réflexions sur la lumière et les couleurs et la génération du fèu par le Père Malebranche. Mémoires de l'Académie royale 1699.

„Die Philoſophie hat das Joch der Autorität völlig abgeworfen und die größten Philoſophen überreden uns nur noch durch ihre Gründe. So ſcharfſinnig auch das Syſtem über das Licht von Herrn Descartes ſeyn mag, ſo hat es doch der Pater Malebranche verlaſſen, um ein andres aufzuſtellen, das nach dem Syſtem des Tones gebildet iſt, und dieſe Aehnlichkeit ſelbſt kann für die Wahrheit deſſelben zeugen bey ſolchen, welchen bekannt iſt, wie ſehr die Natur, was die allgemeinen Principien betrifft, gleichförmig ſey.“

„Man iſt überzeugt, daß der Ton hervorgebracht wird durch das Zittern oder Schwingen unmerklicher Theile des klingenden Körpers. Größere oder kleinere Schwingungen, d. h. ſolche, welche größere oder kleinere Bogen deſſelben Kreiſes machen, begeben ſich für die Empfindung in gleichen Zeiten, und die Töne welche ſie hervorbringen, können nicht unterſchieden ſeyn, als daß ſie ſtärker oder ſchwächer ſind. Die ſtärkern werden durch die größern Schwingungen hervorgebracht, die ſchwachen durch die kleinern. Geſetzt aber, es entſtehe in gleicher Zeit eine größere Anzahl Schwingungen in

einem Körper als in einem andern, so werden diejenigen welche in gröſserer Zahl entſtehen, weil ſie gedrängter und ſo zu ſagen lebhafter ſind, von einer verſchiedenen Art ſeyn als die andern. Die Klänge alſo ſind auch der Art nach verſchieden, und das iſt, was man die Töne nennt. Die ſchnellſten Vibrationen bringen die hohen Töne hervor und die langſamſten die tiefen. Dieſe Grundſätze, welche von allen Philoſophen angenommen werden, laſſen ſich leicht auf das Licht und die Farben anwenden. Alle die kleinſten Theile eines leuchtenden Körpers ſind in einer ſehr ſchnellen Bewegung, welche von Augenblick zu Augenblick durch ſehr lebhafte Erſchütterungen die ganze äuſſerſt zarte, bis zum Auge reichende Materie, zuſammendrückt und in ihr, nach Pater Malebranche, Schwingungen des Drucks hervorbringt. Sind dieſe Schwingungen gröſſer, ſo erſcheint der Körper leuchtender oder mehr erhellt; ſind ſie ſchneller oder langſamer, ſo iſt er von dieſer oder jener Farbe; und daher kommt, daß der Grad des Lichtes gewöhnlich nicht die Art der Farben verändert, und daß ſie bey ſtärkerer oder ſchwächerer Beleuchtung immer als dieſelben erſcheinen, obgleich mehr oder weniger lebhaft. Können nun dieſe Schwingungen, welche zu gleicher Zeit hervorgebracht werden, aber an Zahl verſchieden ſind, nach aller möglichen Art von Zahlenverhältniſſen verſchieden ſeyn; ſo kann man deutlich erkennen, daß aus dieſer unendlichen Verſchiedenheit der Verhältniſſe auch die Verſchiedenheit der Farben entſtehen muß, und daß die verſchiedenſten Farben auch aus den verſchiedenſten und am weitſten von

der Gleichheit entfernten Verhältnissen entspringen müssen; z. B. wenn ein gefärbter Körper vier Schwingungen des Drucks auf die zarte Materie hervorbringt, indessen ein andrer nur zwey; so wird er an Farbe davon verschiedener seyn, als wenn er nur drey Schwingungen machte."

„Man hat in der Musik die Verhältnisse der Zahlen bestimmt, welche die verschiedenen Töne hervorbringen; aber es läßt sich nicht hoffen, daß dieses auch bey den Farben gelinge."

„Die Erfahrung belehrt uns, daß, wenn man einige Zeit die Sonne oder einen andern sehr erleuchteten Gegenstand angesehen und darauf das Auge schließt, man erst Weiß sieht, sodann Gelb, Roth, Blau, endlich Schwarz; daher man denn folgerecht schließen kann, vorausgesetzt, daß diese Ordnung immer dieselbige sey, daß die Farben welche zuerst erscheinen, durch schnellere Schwingungen hervorgebracht werden, weil die Bewegung welche auf der Netzhaut durch den leuchtenden Gegenstand gewirkt wird, sich immerfort vermindert."

„Bey dieser Gelegenheit erzählte Herr Homberg der Academie eine Erfahrung, die er über die Ordnung und die Folge der verschiedenen Farben gemacht hatte. Er nahm nämlich ein Glas, das von beyden Seiten rauh und deshalb wenig durchsichtig war. Er brachte es vor eine Oeffnung und ließ es vom Lichte bescheinen. Indem er nun durch das Glas hindurch sah,

konnte er draußen nur die weißen Gegenstände bemerken, keinesweges aber die von einer andern Farbe. Nun polirte er ein wenig das Glas und sah nun das Weiße besser, wobey sich das Gelbe zu zeigen anfing. Je mehr er nun das Glas glättete, wurden die übrigen Farben in folgender Ordnung sichtbar: Gelb, Grün, Roth, Blau und Schwarz."

„Nach dem System des Herrn Descartes wird das Licht durch die Kügelchen des zweyten Elements fortgepflanzt, welche die zarte Materie des leuchtenden Körpers in grader Linie fortstößt. Was aber die Farben bildet, ist der Umstand, daß diese Kügelchen, außer der directen Bewegung, bestimmt sind sich zu drehen, und daß aus der verschiedenen Verbindung der directen und zirkelnden Bewegung, die verschiedenen Farben entstehen. Da aber diese Kügelchen nach gedachtem System hart seyn müßten, wie kann nun dasselbige Kügelchen zu gleicher Zeit sich auf verschiedene Art herumwälzen, welches doch nöthig seyn müßte, wenn die verschiedenen Strahlen, welche verschiedene Farben nach dem Auge bringen, sich in einem Puncte kreuzen sollten, ohne sich zu verwirren und zu zerstören, welches sie doch nicht thun, wie uns die Erfahrung lehrt."

„Deswegen hat der Pater Malebranche an die Stelle dieser harten Kügelchen kleine Wirbel von subtiler Materie gesetzt, welche sich leicht zusammendrücken lassen und an ihren verschiedenen Seiten auf verschiedene Weise zusammengedrückt werden können: denn so

klein man sie sich auch denkt, so haben sie Theile, denn die Materie ist ins Unendliche theilbar, und die kleinste Sphäre kann sich auf allen Puncten mit der grössten, die man sich denken mag, berühren."

Johann Christoph Sturm.

geb. 1635. gest. 1703.

Physica electiva sive hypothetica. Norimbergae 1697.

Die Lehre von den Farben behandelt er wie die übrigen Rubriken. Erst bringt er ohne sonderliche Ordnung und Methode die Phänomene vor, wie sie ihm die Schriftsteller überlieferten; dann die Meynungen der Alten und Neuern, jedoch keineswegs vollständig; zuletzt wählt er sich aus alle dem bisher Gesagten und Theoretisirten dasjenige, womit er sich nothdürftig über die Erscheinungen hinaus zu helfen glaubt. Es ist überall nur Druck und Papier und nirgends Natur. Wie sehr wäre zu wünschen gewesen, daß ein geistreicher Mann diese Arbeit übernommen und seinen Nachfolgern durchgreifender vorgearbeitet hätte.

Funccius.

De coloribus coeli. Ulmae 1716. Eine frühere Ausgabe von 1705 iſt mir nicht zu Geſicht gekommen.

Daß etwas Schattiges zum Lichte oder zum Hellen hinzutreten müſſe, damit Farben entſtehen können, hatte Kircher ſehr umſtändlich zur Sprache gebracht. Einer ſeiner Zeitgenoſſen, Honoratus Fabri, gleichfalls Jeſuit, iſt von derſelben Ueberzeugung durchdrungen. Er wendet ſich aber, um die Sache näher zu beſtimmen, und die verſchiedenen Farben entſtehen zu laſſen, zu einer quantitativen Erklärung, auf welche Ariſtoteles ſchon hingedeutet, und nimmt an, daß vom Weißen das reine gedrängte Licht zurückſtrahle, daß Roth aus gleichen Theilen von Licht und Schatten beſtehe, Gelb aus zwey Theilen Licht und einem Theil Schatten, Blau aus zwey Theilen Schatten und einem Theile Licht.

Auf demſelben Wege geht Funccius, indem er von den atmoſphäriſchen Farben handelt. Unſere Leſer, denen bekannt iſt, wie ſich die meiſten farbigen Himmelserſcheinungen kürzlich und bequem aus der Lehre von den trüben Mitteln herleiten laſſen, möchten ſich wohl wundern, wie ein ganzes Büchlein darüber zu ſchreiben geweſen.

Der Verfaſſer geht freylich etwas umſtändlich zu Werke. Erſt leitet er, wie ſeine Vorgänger, die far-

digen Erſcheinungen von einer Verbindung des Hellen und Dunkeln, von einer Vermählung des Lichts mit dem Schatten, ſodann die atmoſphäriſchen von einer Wirkung der Sonne auf Nebel und Wolken her. Als lein der nothwendige Gegenſatz, wodurch an der einen Seite das Gelbe, an der andern das Blaue nahe bis an den Purpur geſteigert werden, war ihm nicht deutlich geworden. Er ſah wohl ein, daß vom Gelben bis zum Purpur und rückwärts eine Art von quantitativem Verhältniß ſtatt finde; aber er wollte auf eben dieſem Wege über den Purpur hinaus ins Blaue, um ſo mehr als wirklich die Sonne auf der höchſten Stufe der Mäßigung ihres Lichtes durch trübe Dünſte eine Art von bläulichem Schein anzunehmen genöthigt werden kann. Allein es gelang ihm die Ableitung der ſchönen Himmelsbläue nicht, und ſein ganzes Werk wird dadurch unzulänglich. Er polemiſirt mit ſich ſelbſt und andern, keineswegs zwecklos und ungeſchickt, aber weder ſtringent noch glücklich.

Da er ſich von der quantitativen Steigerung überzeugt hat, ſo fängt er an die Farben mit Zahlen und Brüchen auszudrücken, wodurch denn der Vortrag nur krauſer wird, ohne daß für die Behandlung ſelbſt der mindeſte Gewinn entſpränge.

Fernando.

Cezille! — mein Weib! —

Cezilie, von ihm ſich abwendend.

Nicht mein — Du verläſſt mich, mein Herz! — (wieder an ſeinem Hals.) Fernando! — wer du auch ſeyſt — laß dieſe Trähnen einer Elenden an deinem Buſen fließen — Halte mich dieſen Augenblik aufrecht, und dann verlaß mich auf ewig — Es iſt nicht dein Weib! — Stoße mich nicht von dir! —

Fernando.

Gott! — Cezilie, deine Trähnen an meinen Wangen — das Zittern deines Herzens an dem meinigen! — Schone mich! ſchone mich! —

Cezilie.

Ich will nichts Fernando! — Nur dieſen Augenblik! — Gönne meinem Herzen dieſe Ergießung, es wird frei werden, ſtark! Du ſollſt mich los werden —

Lazarus Rüguet.

Französischer Priester, wahrscheinlich Jesuit, beschäftigte sich überhaupt mit Physik und ließ in das so genannte Journal de Trevoux April 1703. p. 675. einen Aufsatz über Farben einrücken, den wir übersetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet mittheilen. Das Wahre, was er enthält, ist, wie so manches andere was in diesem Journal Platz gefunden, bey Seite gedrängt worden, weil diese in vielen Stücken partheyische Zeitschrift sich einer mächtigern Partey, der academischen, entgegensetzte.

So wird im Journal des Savans, im Supplement zum July 1707, der Beschreibung eines neuen Thermometers gedacht, welche Rüguet 1706 herausgegeben, worin er sich über die Erfindung vielleicht mit allzu großer Selbstgefälligkeit mochte geäußert haben. Man persifflirt sein Thermometer, und bey dieser Gelegenheit auch sein Farbensystem, wobey man, um seine etwanigen Verdienste herabzusetzen, ihm die Ehre der Erfindung abspricht und bemerkt, daß Honoratus Fabri schon das ähnliche behauptet; als wenn es nicht verdienstlich genug wäre, ein richtiges Aperçû aufzufassen, das andre schon gehabt, und das, was sie bis auf einen gewissen Grad gefördert, weiter auszuarbeiten und auf den rechten Punct hinzuführen. Wir wollen ihn vor allen Dingen selbst hören.

Rüguet's Farbensyßem.

„Um mich einmal gründlich von der wahrhaften Urſache der Farben und von dem was ihren Unterſchied macht zu unterrichten, glaubte ich nichts beſſeres thun zu können, als deshalb die Natur zu befragen, indem ich mit Sorgfalt die vorzüglichſten Veränderungen bemerkte, die ſich zeigen, wenn Farben hervortreten und wechſeln, damit ich nachher ein Syſtem feſtſtellen könnte, das auf gründlichen Unterſuchungen ruhte, welche klar und unzweydeutig die Wahrheit bezeugten. Und ſo bemerkte ich"

„Erſtlich, daß alle Farben in der Finſterniß verſchwanden. Daraus war ich berechtigt zu ſchließen, daß das Licht zu den Farben weſentlich erforderlich ſey."

„Zweytens, daß keine Farben entſtehen in einem völlig durchſichtigen Mittel, ſo ſehr es auch erleuchtet ſey, eben weil darin nichts zugegen iſt als Licht ohne Schatten. Daraus mußte ich ſchließen, daß der Schatten eben ſo weſentlich den Farben ſey als das Licht."

„Drittens bemerkte ich, daß verſchiedene Farben entſtehen gerade in der Gegend, wo Licht und Schatten ſich verſchiedentlich vermiſchen, z. B. wenn die Lichtſtrahlen auf irgend einen dunklen Körper fielen oder-

durch das dreyseitige Prisma durchgingen. Daher schloß ich sogleich, daß die Farben einzig und allein aus der Vermischung des Lichtes und des Schattens, und ihre Verschiedenheit aus der Verschiedenheit dieser beyden entsprängen."

„Ferner um zu bestimmen, worin jede Farbe besonders bestehe, so stellte ich mancherley Versuche an, aus denen man nicht allein erkennt, worin ganz genau jede Urfarbe von allen andern unterschieden ist, sondern die auch zugleich ganz unumstößlich beweisen, daß die Farben nichts anders sind als Schatten und Licht zusammengemischt. Hier sind nun die vorzüglichsten."

I. „Wenn ich durch ein Brennglas mehrere Lichtstrahlen auf ein schwarzes Tuch versammelte, so bemerkte ich, daß der Ort, wo die Strahlen sich vereinigten, merklich weiß erschien; dagegen aber, wenn ich eine Flasche voll Wasser zwischen ein angezündetes Licht und ein weiß Papier setzte, so erschienen die Stellen des Papiers, wo nur wenig Strahlen zusammenkamen, schwarz. Daraus zieh' ich die Folge, daß das Weiße aus Lichtstrahlen bestand, die wenig oder gar keinen Schatten enthielten; das Schwarze dagegen aus reinem Schatten oder doch nur mit wenig Licht vermischt; sodann überzeugte ich mich, daß Schwarz und Weiß die erste Materie aller Farben sey, aber daß sie, um eigentlich zu reden, selbst nicht wirkliche Farben seyen."

II. „Wenn man ein Glas rothen Wein auf ein weiß Papier setzt und dann eine brennende Kerze dergestalt richtet, daß ihr Licht durch den Wein geht und sich auf irgend einem Fleck des Papiers endigt, so wird man daselbst ein sehr glänzendes Roth sehen; nähert man aber diesem Roth ein andres brennendes Licht, so wird es merklich gelb. Eben so verwandelt sich das Roth des prismatischen Farbenbildes, das glänzend und tief an einem schattigen Orte ist, sogleich in Gelb, wenn man das Bild auf einen Fleck fallen läßt, auf den die Strahlen der Sonne unmittelbar auffallen. Daraus konnte ich schließen, daß das Roth mehr Schatten und weniger Licht enthalte denn das Gelbe."

III. „Wenn man durch einen Brennspiegel mehrere Sonnenstrahlen zusammenzieht und sie auf ein prismatisches Farbenbild wirft, das man vorher in einem mittelmäßig erhellten Zimmer durch ein Prisma sehr glänzend farbig hervorgebracht; so verschwinden diese Farben sogleich; welches ganz deutlich beweis't, daß die ursprünglichen Farben nothwendigerweise einen gewissen Antheil Schatten mit sich führen, der, wenn er durch die häufig auf diese Farbe versammelten Strahlen zerstreut und aufgehoben wird, sie auch sogleich verschwinden läßt."

IV. „Nimmt man fünf Blätter Papier von fünf verschiedenen Farben, nämlich ein violettes, blaues, rothes, grünes und gelbes, und man stellt sie über

einander in verschiedenen Reihen an einen Ort, wohin man das prismatische Farbenbild bringen kann; so wird man deutlich sehen, daß das Rothe dieses Farbenbildes dunkler und tiefer ist auf dem violetten Papier als auf dem blauen, auf dem blauen mehr als auf dem rothen, auf dem rothen mehr als auf dem grünen, auf dem grünen mehr als auf dem gelben. Diese Erfahrung, die ich sehr oft mit demselbigen Erfolg wiederhohlt habe, ist ein überzeugender Beweis, daß das Violette mehr Schatten als das Blaue, das Blaue mehr als das Rothe, das Rothe mehr als das Grüne, das Grüne mehr als das Gelbe in sich enthalte. Denn eine Farbe verfinstert sich nur nach Maßgabe des Schattens, mit dem sie sich vermischt."

V. „Hat man Acht auf die Art und Weise, wie die Lichtstrahlen durchs Prisma hindurchgehen, auf die Brechungen, welche diese Strahlen erleiden, auf die Schatten, die eine natürliche Folge dieser Brechungen sind; so bemerkt man, daß das Gelbe des prismatischen Farbenbildes mehr Licht und weniger Schatten als alle übrigen Farben enthält, das Grüne mehr Licht und weniger Schatten als das Blaue, das Blaue mehr Licht und weniger Schatten als das Violette, das Violette mehr Schatten und weniger Licht als alle übrigen Farben des Prismas. Denn die Erfahrung hatte mich gelehrt, daß das Rothe und Violette von beyden Seiten durch Strahlen hervorgebracht wurde, die unmittelbar von Schatten umgeben waren, verursacht durch Brechungen, welche diese Strahlen beym

Durchgang durchs Prisma erlitten hatten; mit dem einzigen Unterschied, daß diejenigen Strahlen welche das Violette verursachten, durch die Brechung sich dem Schatten näherten, an den sie anstießen, anstatt daß diejenigen die das Rothe bildeten, sich durch die Brechung vom Schatten entfernten, der sie unmittelbar umgab. Daher schloß ich, a) daß die Strahlen welche das Violette hervorbringen, mehr Schatten enthalten als diejenigen die das Rothe bilden, weil diese sich durch die Wirkung der Refraction vom Schatten entfernen, der sie umgab, anstatt daß sich die andern dem Schatten annäherten, der ihnen unmittelbar nach der Brechung nahe lag. Ich folgerte, b) daß das Gelbe weniger Schatten enthalte als das Rothe, das Blaue weniger als das Violette; c) daß das Grüne, das nur ein Gemisch des Gelben und Blauen ist, weniger Schatten enthalte als das Blaue und mehr als das Gelbe; d) endlich, daß das Violette mehr Schatten enthalte als keine andre Farbe, weil es durch Strahlen gebildet war die sich der Brechung gemäß gegen den Schatten bewegten, der ihnen unmittelbar begegnete. Diese kurze und natürliche Erklärung der prismatischen Farben ist augenscheinlich bekräftigt durch folgenden Versuch, der so angenehm als leicht auszuführen ist."

VI. „Um diesen Versuch zu machen, wählte ich die Zeit, als die Sonne auf Häuser traf die dem Fenster einer ziemlich dunklen Kammer, wo ich mich damals befand, entgegenstanden, dergestalt, daß die zurückge-

worfenen Sonnenstrahlen die eine Seite des Fensters bedeutender erhellten als die andre. Auf einen Tisch, der nicht weit von der Oeffnung stand, legte ich sodann ein weißes Papier, worauf das Licht der zwey Zurückstrahlungen fiel. Nachdem ich das Fenster geschlossen hatte, erhob ich meine Hand ein wenig über das Papier, um auf beyden Seiten Schatten zu erregen, und sogleich bemerkte ich auf dem Papier vier deutliche Farben: Gelb, Blau, Grün und Violett. Das Gelbe erschien jedesmal an der Stelle, wo das stärkste Licht sich mit dem schwächsten Schatten verband, d. h. auf der Seite der stärksten Wiederstrahlung; das Blau dagegen zeigte sich nur an der Stelle, wo das schwächste Licht sich mit dem stärksten Schatten vereinigte, d. h. an der Seite der geringsten Wiederstrahlung; das Violette zeigte sich immer an der Stelle, wo die Schatten der zwey Wiederstrahlungen zusammenliefen; und das Grüne entstand durch die Vermischung des Gelben und Blauen. Alle diese Farben entstanden nur aus den verschiedenen Vermischungen von Licht und Schatten, wie es offenbar ist, und sie verschwanden sogleich, nachdem die Sonne aufgehört hatte auf die Häuser zu leuchten, die dem Zimmer, wo ich den Versuch machte, entgegenstunden, obgleich sonst der Tag noch sehr hell war. Um nun aufs neue dieselben Farben wieder darzustellen, ohne daß man Zurückstrahlungen der Sonne von ungleicher Kraft nöthig hätte, nahm ich ein angezündetes Licht und ein Buch in Quart, das mir Schatten auf das Papier gäbe, um verschiedene Mischungen des Tages-

lichts und ſeines Schattens mit dem Kerzenlicht und deſſen Schatten hervorzubringen: denn ich vermuthete, daß auch hier ſich Farben zeigen müßten; welches mir vollkommen gelang. Denn das Tageslicht und der Schatten des Kerzenlichtes bildeten Blau durch ihr Zuſammentreffen; der Schatten des Tageslichts und das Licht der Kerze brachten das Gelbe hervor, und wenn man ſodann das Gelbe mit dem Blauen verband, welches ſehr leicht war, ſo entſtand ein ſehr deutlich Grün."

„Dieſe drey letzten Verſuche beweiſen ganz klar: einmal, daß die Farben in nichts anderem beſtehen als in Miſchung von Licht und Schatten, und ihre Verſchiedenheit in der Verſchiedenheit der Miſchungen die man machen kann; ſodann, daß das Violette von den andern urſprünglichen Farben ſich dadurch unterſcheidet, daß es mehr Schatten hat als die übrigen; das Gelbe, daß es weniger Schatten hat als die andern; das Grüne, daß es mehr Schatten hat als das Gelbe und weniger als alle übrigen: das Rothe, daß es mehr Schatten enthält als Gelb und Grün, weniger als Blau und Violett; das Blaue zuletzt, daß es weniger Schatten enthält als das Violette und mehr als die übrigen urſprünglichen Farben. Und weil in dieſen drey Verſuchen dieſelbigen Farben immer entſprangen durch dieſelbigen Miſchungen von Schatten und Licht, und da ſie ſogleich verſchwanden, wenn jene beyden aufgehoben waren; ſo ſehen wir

darin eine überzeugende Probe von der Wahrheit des vorgeſchlagenen Syſtems."

„Und da man in dieſem Syſtem eine ſichre Urſache der Natur der Farben überhaupt und einer jeden urſprünglichen beſonders angeben kann, ſo iſt es unnöthig, zu unbekannten Urſachen ſeine Zuflucht zu nehmen, wie z. B. die ſtärkeren oder ſchwächeren Schwingungen einer ſubtilen Materie oder die verſchiedenen Umdrehungen der kugelartigen Materie, welches bloße Fictionen des Geiſtes ſind, die keinen Grund in der Natur haben, und deren Exiſtenz weder vom Pater Malebranche, dem Erfinder der erſten, noch von Descartes, dem Erfinder der andern, iſt dargethan worden."

„Aus allem vorhergeſagten folgt alſo, daß alle Farben aus Gelb und Blau zuſammengeſetzt ſind: denn das Grüne iſt nur eine Vermiſchung von Gelb und Blau, wie denn gelbes und blaues Glas aufeinander gelegt ein Grünes hervorbringt; das Rothe iſt nur ein Gelb mit Schatten gemiſcht, wie es früher bewieſen worden; das Violette iſt nur eine Miſchung von vielem Blau mit wenig Roth, wie man erfahren kann, wenn man mehrere blaue Gläſer und ein rothes zuſammenlegt. Weil aber das Blau ſelbſt nur eine Miſchung von Schatten und wenigem Licht, das Gelbe eine Miſchung von vielem Licht und wenigem Schatten iſt, wie wir eben gezeigt haben; ſo iſt offenbar, daß alle Farben urſprünglich von dem Schwarzen und Weißen herkommen, oder was einerley iſt, von Licht und Schatten."

„Weil man aber das Wort Farbe in verschiedenem Sinne nimmt, so betrachten wir, um alle Zweydeutigkeit zu vermeiden, die Farben unter vier verschiedenen Bedingungen, nämlich im gefärbten Gegenstande, im durchsichtigen Mittel, im Sehorgan und in der Seele."

„Die Farben in dem gefärbten Gegenstande sind nach dem aufgestellten System alles dasjenige, was Gelegenheit gibt, daß sich auf erforderliche Weise Licht und Schatten zu Farben verbinden, es mögen nun die Körper, welche zu solchen Vermischungen Gelegenheit geben, durchsichtig oder undurchsichtig seyn."

„Die Farben betrachtet in dem Mittel wodurch sie zu uns gelangen, bestehen auch in Verbindung des Schattens und des Lichtes, oder welches dasselbe ist, in den verschiedenen Entfernungen der Lichtstrahlen bezüglich untereinander."

„Die Farben von der Seite des Organs sind nichts anders als eine Erschütterung von mehr oder weniger Nervenfasern, die sich in der Proportion von einander entfernen, wie die Entfernung der Lichtstrahlen untereinander war, welche die Retina erschütterten."

„Endlich die Farben in Bezug auf die Seele bestehen in verschiedenen Perceptionen der Seele, welche verursacht werden durch die Erschütterungen von mehr oder weniger Nervenfasern des Auges."

Fernando.

Eh soll mein Leben zerreißen, eh ich dich lasse!

Cezilie.

Ich werde dich wieder sehn, aber nicht auf dieser Erde! du gehörst einer andern, der ich dich nicht rauben kann — — Oefne öfne mir den Himmel! Einen Blik in iene selige Ferne, in ienes ewige Bleiben — Allein allein ist's Trost in diesem fürchterlichem Augenblike.

Fernando, sie bei der Hand fassend, anse-hend sie umarmend.

Nichts, nichts in der Welt soll mich von dir trennen. Ich habe dich wieder gefunden.

Cezilie.

Gefunden, was du nicht suchtest!

Fernando.

Laß! Laß! — Ja, ich habe dich gesucht; dich, meine Verlassene, meine Teure! Ich fand

„Dieſes vorausgeſetzt, ſo läßt ſich nach unſerm Syſtem gar leicht von einer Erfahrung Rechenſchaft geben, welche der Pater Malebranche vorbringt, um das ſeinige zu beſtärken, das auf nichts als auf die Analogie der Farbe mit den Tönen gegründet iſt. Dieſe Erfahrung beſteht darin, daß wenn Jemand, nachdem er in die Sonne geſehen und alſo der optiſche Nerve ſtark erſchüttert worden, ſodann die Augen ſchließt oder ſich an einen dunklen Ort begibt, ihm in einer Folge verſchiedene Farben erſcheinen, erſt Weiß, dann Gelb und ſo fort Roth, Blau und Schwarz. Denn die Erſchütterungen welche auf verſchiedene Faſern des optiſchen Nerven erregt worden, endigen nach und nach, eine nach der andern, und ſo wird der optiſche Nerv immer in weniger Theilen erſchüttert ſeyn, je mehr Zeit verfloſſen iſt als man die Augen zugedrückt hat; und darin beſteht die Folge und die Abwechſelung der Farben die man alsdann ſieht. Ich weiß nicht, wie der Pater Malebranche dieſes Beyſpiel anführen mochte, um die Verſchiedenheit der Farben durch Analogie mit den Tönen zu erklären. Denn ein Ton bleibt immer derſelbe, auf derſelben Violinſaite, ob er gleich immer unmerklich ſchwächer wird."

„Zum Schluſſe will ich hier zu bemerken nicht unterlaſſen, daß die Erfahrung welche Boyle vom nephritiſchen Holze erzählt, und welche Herr Pourchot gleichfalls wiederhohlt, ſehr unſicher, dabey aber nicht ſo ſelten ſey als dieſe Philoſophen glauben."

„Die Erfahrung beſteht darin, daß man eine Nacht über, eine gewiſſe Portion nephritiſchen Holzes, mit reinem Brunnenwaſſer übergoſſen, ſtehen läßt und mit dieſem Aufguſſe ſodann ein rundes gläſernes Gefäß anfüllt. Dieſes Gefäß ſoll, nach dem Bericht obgedachter beyder Beobachter, gelb erſcheinen, wenn es ſich zwiſchen dem Auge des Betrachters und dem äußern Lichte befindet; blau hingegen, wenn das Auge zwiſchen das Licht und die Flaſche gebracht wird. Ich habe dieſen Verſuch öfters und faſt auf alle mögliche Weiſe gemacht, ohne auch nur irgend etwas zu bemerken, was dem Blauen ſich einigermaßen näherte. Wohl zeigte ſich das Waſſer gelb, aber auch Stroh würde es gelb machen, wenn man davon eine Infuſion bereitete. Herr Polinier, Doctor der Arzneykunſt, hat mich verſichert, daß er dieſen Verſuch gleichfalls ohne den mindeſten Erfolg vorgenommen habe. Aber wenn er auch richtig wäre, ſo wäre es nichts außerordentliches: denn gewiſſe kleine gläſerne Geſchirre, deren man ſich bedient um Confituren hinein zu thun, haben alle jene Eigenſchaften, welche die Herren Boyle und Pourchot ihrem nephritiſchen Holze zuſchreiben. Vielleicht kamen dieſe verſchiedenen Farben, die ſie in ihrem Aufguſſe wollen geſehen haben, bloß von der Flaſche, welche vielleicht ein Glas von der Art war wie ich eben erwähnte; welches denn ein bedeutender Irrthum ſeyn würde.“

Betrachtungen über vorstehende Abhandlung.

Wenn der denkende Geschichtsforscher mit Betrübniß bemerken muß, daß Wahrheit so wenig als Glück einen dauerhaften Sitz auf der Erde gewinnen können, da dieses mit manchem Unheil, jene mit manchem Irrthum beständig abzuwechseln hat; so ist es ihm desto erfreulicher, zu sehen, wenn die Wahrheit auch in Zeiten wo sie nicht durchdringen kann, nur gleichsam eine Protestation einlegt, um ihre Rechte, wo nicht zu behaupten, doch zu verwahren.

Mit dieser vergnüglichen Empfindung lesen wir vorstehende Schrift, die wir den Freunden der Wissenschaft nicht genug empfehlen können. Sie ist verfaßt von einem unbekannten, unbedeutenden französischen Geistlichen, der zu derselben Zeit den echten Fundamenten der Farbenlehre ganz nahe tritt und seine Ueberzeugungen einfach und naiv ausspricht, als eben Newton von allem Glanze des Ruhms umgeben seine Optik bekannt macht, um mit dem wunderlichsten aller Irrthümer ein ganzes Jahrhundert zu stempeln.

Ein solcher Vorgang ist keineswegs wunderbar: denn außerordentliche Menschen üben eine solche Gewalt aus, daß sie ganz bequem ihre zufälligen Irrthümer fortpflanzen, indeß weniger begabte und beglückte keine Mittel finden, ihren wohleingesehenen Wahrheiten Raum zu machen.

Da sich Nüguet jedoch dem rein Wahren nur annähern vermag, da ihm eine vollkommene Einsicht abgeht, da er hie und da in Schwanken und Irren geräth; so bedarf man gegen ihn einer durchgehenden Nachsicht. Hier muß man einen Schritt weiter gehen, hier ihn suppliren, hier ihn rectificiren. Indem wir diese unterhaltende und übende Bemühung unsern Lesern überlassen, machen wir nur auf einige Hauptmomente aufmerksam.

In seinem fünften Puncte bemerkt er ganz richtig, daß im prismatischen Bilde Gelb und Blau mehr dem Lichte, Roth und Violett mehr dem Schatten angehören; daß das Rothe sich von dem Schatten entfernt, daß das Violette sich gegen den Schatten bewegt, der ihm unmittelbar begegnet. Freylich entsteht, nach unsrer gegenwärtigen Einsicht, das Rothe, weil sich ein trübes Doppelbild über das Licht, das Violette, weil sich ein trübes Doppelbild über das Dunkle bewegt, und so sprechen wir die nächste Ursache dieser Farbenerscheinung aus; aber wir müssen doch Nüguet zugestehen, daß ihm die nothwendige Bedingung der Erscheinung vorgeschwebt, daß er auf dasjenige was dabey vorgeht, besser als einer seiner Vorgänger aufgemerkt.

Sein sechster Punct enthält die sämmtlichen Elemente der farbigen Schatten. Hier ist ihm nicht aufgegangen, was dabey physiologisch ist; auch hat er nicht einmal die zufälligen Erscheinungen, welche

ihm durch die seiner Camera obscura gegenüberstehenden Häuser gebeten werden, genugsam in wiederhohlbare Versuche verwandelt.

Wenn ihm ferner der Versuch mit dem nephritischen Holze nicht gelingen wollen, so scheint uns die Ursach darin zu liegen, daß er kein echtes erhalten können. Denn eben so ist es uns auch ergangen, ob wir uns gleich aus vielen Apothekn ein sogenanntes nephritisches Holz angeschafft haben. An dem Versuche, den Kircher und nach ihm andre so deutlich beschreiben, hat man keine Ursache zu zweifeln; allein darin hat Nügnet völlig Recht, daß er auf mehr als eine Art an festen und flüssigen Mitteln zu wiederhohlen ist: man darf ihnen nur, auf eine oder die andre Weise, eine reine Trübe mittheilen, wie wir in unserm Entwurfe umständlich angezeigt haben.

Nachdem wir nun am Ende des siebzehnten Jahrhunderts noch ganz unerwartet ein erfreuliches Wahre hervorblicken sehen, bereiten wir uns zu einem verdrießlichen Durchwandern jener Irrgänge, aus welchen die Naturforscher des achtzehnten Jahrhunderts sich heraus zu finden weder vermochten noch geneigt waren.

Nachtrag
kurzer Notizen.

Daniel Sennert. Epitome naturalis scientiae. Vitebergae 1633. Seite 567 definirt er die Farbe nach Aristoteles und ist in dieser Materie sehr kurz und beschränkt.

Johann Sperling. Institutiones physicae. Vitebergae 1639. streitet p. 562 gegen Zabarella, das Licht und die Farbe seyen nicht Eins.

Johann Amos Comenius. Physicae ad Lumen divinum reformatae synopsis. Amstel. 1643. Ist mir unbekannt, ob etwas von Farben darin stehe.

Marin Mersenne. Cogitata physico-mathematica. Paris 1644. Er fertigt p. 485 die Farben auf anderthalb Seiten ab, gewissermaßen im aristotelischen Sinne.

Sebastian Basson. Philosophiae naturalis adversus Aristotelem Lib. XII. Amstel. 1649. p. 530. 554. 555. Visio fit per radiorum ocularium (dasjenige werden vom Auge ausgehende Strahlen verstanden) qui corporei sunt, factam ab objecto repercussionem. Haec repercussio varia est, inde generantur varii colores. Dieß ist die Summe seiner Abhandlung.

Pater Scheiner. In ſeinem Werke oculus Lib. III. Part. 2. c. 11. „Deshalb erſcheint in convexen Gläſern am Rand ein gewiſſes Gedränge von leuchtenden Ringen, Regenbogen und dgl. Dieſe ränderliche Verwirrung ſchreibt ſich von den Seitenſtrahlen her, die ſich in die Hornhaut und in die Feuchtigkeiten des Auges bösartig auf alle mögliche Weiſe eindrängen.“

Hamberger. Dissertatio de opticis oculorum vitiis. Diejenigen Erſcheinungen, die wir nunmehr als phyſiologiſche, geſetzmäßige erkennen, nennt er im Gegenſatz der vitiorum stabilium, die er eigentlich behandelt, vitia fugitiva, magis et citius transeuntia. Die Ordnung der abklingenden Farben gibt er folgendermaßen an: colore virescente, rubente, mox purpureo, tandem violaceo.

Barow. Er ſetzt die Farbenerſcheinung lect. 12. sub finem in constipata et rara seu segnius concitata luce.

Johannes Faber. In ſeinem Werke Panchymicus Buch III. Cap. XII. p. 388. ſchreibt folgendermaßen: „Mercurius, Schwefel und Salz ſind die innerſten Wurzelanfänge der Dinge, welche durch mannigfaltige Kochung und Verarbeitung in verſchiedenen Unterlagen gar beſondere Eigenſchaften annehmen. Deswegen leitet der Schwefel, der die innere materielle und hervorbringende Urſache aller Farben iſt, durch

ſeine einfache Kochung alle Farben ab. Wenn er roh und unvollkommen oder ſchwächlich ſeine Kochung vollbringt, ſo verſchafft er die grüne und weiße Farbe; kocht er aber vollkommen in vollkommen reinen Anfängen, ſo bringt er die rothe Farbe und die feurige zum Vorſchein; kocht er unvollkommen in reinen Anfängen, dann wird das Gelbe, Grüne, Weiße, nach den verſchiedenen Graden der unvollkommenen Kochung, hervorgeführt und ans Licht gebracht. Wirkt er aber ſehr unvollkommen in unreinen Anfängen, ſo bringt er die ſchwarze Farbe hervor und andre, die man auf die Schwärze beziehen kann."

Johann Baptiſta du Hamel. Philosophia vetus et nova, pag. 729. „Wenn man Kupferfeile mit Harngeiſt auflöſt, ſo wird die blaue Farbe der Tinctur ſogleich aufgehoben, wenn man Vitriolöl zugießet. Aber ſalzige und ſchwefelige Liquoren, wenn ſie die Theile die erſt zerſtreut waren, in eins zuſammenbringen, erzeugen neue Farben; welches auch alle Niederſchläge und tauſend Verſuche beweiſen."

Philipp Ludwig Böhmer. Physica positiva. Helmstaedt. 1704. p. 120. „Color nihil aliud est quam radiorum modificatio vel diversus motus, quo corpus coloratum radios recipit et ad oculos remittit."

Uebergang zur Geſchichte des Colorits.

Nachdem wir uns bisher im Theoretiſchen wie auf Wogen von einer Seite zur andern geworfen geſehen, ſo läßt ſich erwarten, daß uns im Practiſchen gleichfalls keine vollkommene Sicherheit begegnen werde. Denn obgleich der Practiker vorzüglich vor dem Theoretiker als ganzer Menſch handelt und bey der That immer durch äußere Bedingungen mehr auf den rechten Weg genöthigt wird; ſo kommt doch dabey eben ſoviel Hinderliches als Förderliches vor, und wenn auch irgend Jemand, durch Genie, Talent, Geſchmack, etwas Außerordentliches leiſtet; ſo kann der Grund hievon, weder als Maxime, noch als Handgriff, ſo leicht überliefert werden.

Maler und Färber ſind zwar durchaus den Philoſophen und Naturforſchern in Abſicht auf Farbenlehre im achtzehnten Jahrhundert weit vorgeſchritten; doch konnten ſie ſich allein aus der Verworrenheit und Inconſequenz nicht helfen. Die Geſchichte des Colorits ſeit Wiederherſtellung der Kunſt, welche wir an dieſer Stelle einſchalten, wird hierüber das Beſondere anſchaulich machen. Um den Vortrag nicht zu unterbrechen, findet ſich dieſe Geſchichte bis auf den heutigen Tag durchgeführt, wobey vorauszuſehen iſt, daß die herrſchende Theorie dem Künſtler keine Hülfe leiſten konnte, weil ſie die dem Maler zum Gegenſatze des Lichtes ſo nöthigen Bedingungen, die Begränzung und den Schatten, aus der Farbenlehre verbannt hatte.

Geſchichte des Colorits

ſeit

Wiederherſtellung der Kunſt.

Ob der Florentiner Cimabue oder Guido von Siena, ob der Piſaner Berlinghieri oder irgend ein anderer aus dem dreyzehnten Jahrhundert, der erſte geweſen, der ſeine Augen wieder auf die Natur gewendet, dieſelbe nachzuahmen ſich bemüht und dadurch den in der Irre ſchlafenden Genius der Kunſt wieder geweckt und auf den rechten Weg geführt, in dieſen Streit, der ſchon manche Feder abgenutzt, laſſen wir uns nicht ein; genug für unſern gegenwärtigen Endzweck, daß Cimabue in jener erſten Zeit der neuern Kunſt, wenn auch nicht vor allen andern die Bahn gebrochen, doch wenigſtens die bedeutendſten Fortſchritte gemacht. Vorzüglich iſt er uns merkwürdig, weil ſein Colorit, oder beſſer zu ſagen, ſeine Farben, wiewohl noch im Licht weiß, in den Schatten braun und ſchmutzig, doch im Ganzen betrachtet unſtreitig etwas freundlicher ſind, heller und munterer, als wir ſie bey ſeinen übrigen Zeitgenoſſen gewahr werden.

fand ſo gar in den Armen des Engels hier, keine Ruhe, keine Freuden; alles erinnerte mich an dich, an deine Tochter, an meine Luzie. Gütiger Himmel! wie viel Freude! — Sollte das liebenswürdige Geſchöpf meine Tochter ſeyn? — — Ich habe dich aufgeſucht überall. Drei Jahre zieh ich herum. An dem Ort unſers Aufenthalts fand ich, ach! unſere Wohnung verändert, in fremden Händen, und die traurige Geſchichte des Verluſt's deines Vermögens. Deine Entweichung zerriß mir das Herz; ich konnte keine Spur von dir finden, und meiner ſelbſt und des Lebens überdrüßig, ſtekt ich mich in dieſe Kleider, in fremde Dienſte, half die ſterbende Freiheit der edlen Corſen unterdrüken: und nun ſiehſt du mich hier, nach einer langen und wunderbaren Verirrung wieder an deinem Buſen, mein theuerſtes, mein beſtes Weib!

Luzie tritt auf.

Fernando.

O meine Tochter!

Luzie.

Durch Cimabue's Schüler, den großen Giotto, erhielt die Kunst wichtige Verbesserungen. Das Colorit in seinen besten Werken unterscheidet sich von dem seines Meisters vortheilhaft durch wärmere Fleischtinten. Die Schatten oder vielmehr die dunklen Partieen sind zwar fast eben so schwach, aber etwas weniger schmutzig und fallen zuweilen ins Grauliche.

Unter Simon Memmi, Thaddäus Gaddi und andern sonst berühmten Schülern des Giotto gewann das Colorit nichts, als daß es in einigen Arbeiten des erwähnten Gaddi kräftiger mit besser auseinandergesetzten Farben erscheint. Giottino, der etwas später als die genannten auftrat, brachte mehr Uebereinstimmung ins Ganze, bediente sich blühenderer Tinten und verstand bereits dieselben nach Erforderniß des Gegenstandes abzuwechseln. Vornehmlich sind die Schattenpartieen durch ihn kräftiger geworden, haben auch etwas mehr Wahrheit erhalten als in den Werken der früheren Meister der Fall ist.

Durch den Lorenzo di Bicci erhielt das Colorit abermals Verbesserungen. Dieser Künstler liebte das Helle und Muntere der Farben und wußte die Massen der Localtinten rein aufzutragen und zart abzuwechseln, so daß man in einigen noch übrigen Arbeiten von ihm Gewänder von derselben Farbe wahrnimmt, welche mit vollkommen befriedigender Kunst nur um eine zarte Nüance von einander unterschieden sind, und nichts destoweniger deutlich sich abheben, wodurch der Künst-

ter eben sowohl Ruhe als eine harmonische Mannigfaltigkeit in seine Werke gebracht hat. Er mag daher wohl unter die guten Coloristen gerechnet werden und ist unstreitig der beste seines Zeitalters. Er lebte wahrscheinlich von 1350 bis 1427.

Massolino da Panicale, anfänglich ein plastischer Künstler, bereicherte die Malerey, wozu er überging, durch bessere Beobachtung von Licht und Schatten, wodurch ihm denn zuerst die richtige Darstellung verkürzter Glieder gelang. Und da er sich überhaupt größerer Schattenpartieen bediente, als vorher gebräuchlich war; so erhielt auch sein Colorit im Ganzen dadurch mehr Sättigung. Nach wenigen Ueberbleibseln seiner Werke zu urtheilen, scheinen die beleuchteten Stellen jedoch etwas zu weiß gerathen; die beschatteten hingegen fallen zu sehr ins Rothbraune.

Bey Massolino's Schüler, dem vortrefflichen Masaccio, sind die Fleischtinten etwas wahrhafter, und er wußte das Colorit mit Meisterschaft zur Bedeutung, zur Verstärkung des Ausdrucks seiner Figuren anzuwenden. Helle und dunkle Massen sind sehr wohl unterschieden, ruhig und breit gehalten, wodurch die Farbe überhaupt angenehmer wird. Die Schatten aber fallen auch bey ihm zu sehr ins Rothbraune.

Mit lieblichen zarten Tinten malte der selige Fra Giovanni da Fiesole seine frommen Bilder. Wir finden in denselben zuerst eine allgemeine, im Ganzen

herrschende Uebereinstimmung. Sie scheint indessen nicht sowohl aus Ueberlegung entsprossen, oder mit Bewußtseyn hervorgebracht, sondern aus der Naturanlage, dem Hang dieses liebenswürdigen Malers zum Lieblichen, Sanften, herzuruhren.

Noch etwas blühender und lebhafter sind die Gemälde seines Schulers Gentile da Fabriano, und schon mehr Kraft wußte Fra Filippo Lippi den seinigen mitzutheilen. Doch hatten sie alle drey die von Massolino und Masaccio eingeführten röthlichen Schatten beybehalten. Beym Fra Giovanni da Fiesole trifft man dieselben am sättigsten an. Gentile da Fabriano ist überhaupt etwas gemäßigter darin. Fra Filippo Lippi hat sie in vielen Bildern beynah übertrieben roth gemacht. In andern, welche überhaupt kräftiger und vielleicht spätre Arbeiten sind, ist er zwar mehr grau aber auch etwas schmutzig in den Schattenpartieen.

Die Erfindung der Oelfarben, oder wenn man einem unfruchtbaren Streit ausweichen und lieber sagen will, die bessere Anwendung derselben durch Johann van Eyck, hat auf das Colorit sehr bedeutenden Einfluß. Der Natur dieser Farben und der Behandlungsweise, welche sie zulassen, gemäß wurde nun alles nach und nach weichlicher, mehr verrieben, gesättigter. Vornehmlich erhielten die Schattenpartieen mehr Kraft, Durchsichtigkeit, Anmuth und Leben. Die Folge hievon war, daß mehr Schatten in den Gemälden angewendet wurden, woraus endlich der düstre Charakter

entſprang, der bey einem groſſen Theile der Werke unſerer Maler der vorherrſchende iſt.

Van Eyck mag bereits vor 1430 Gemälde in Oelfarbe verfertigt haben. Was uns unter ſeinem Namen vor Augen kam, iſt mit Fleiß und Treue der Natur nachgeahmt, zeigt aber übrigens keine Eigenſchaften, welche für eine weſentliche und unmittelbar durch den genannten Künſtler bewirkte Verbeſſerung der Kunſt zu coloriren gelten könnten. Nicht anders iſt es auch mit den Arbeiten der damals berühmten deutſchen Maler, des Martin Schön und Michael Wohlgemuth, beſchaffen.

Haben wir bisher unter den vorzüglichen Beförderern des Colorits keine andre als bloß toscaniſche Meiſter zu nennen gehabt, weil die neuere Malerey in Toscana und vornehmlich zu Florenz ihren frühſten Sitz faßte; ſo treten nunmehr auch venezianiſche Künſtler in die Schranken. Dieſe oder die von ihnen geſtiftete Schule hat um ſo gröſſeren Einfluß auf unſere Geſchichte, als ſie das Colorit zu ihrer Hauptangelegenheit gemacht und unſtreitig die allervollkommenſten Meiſter dieſes Fachs aus ihr hervorgegangen ſind.

Daß einige der ſpäteren Arbeiten des Bartolomeo Vivarino in Oelfarben gemalt ſind, iſt zwar wahrſcheinlich, doch können wir ſolches nicht mit vollkommener Zuverläſſigkeit behaupten. Verſchiedene vorzügliche Bilder von ihm ſind zwiſchen 1470 und 1480 gemalt, und auf alle Fälle gehört er unter die beſten Meiſter

im Colorit. Seine Tinten sind von anmuthiger Klarheit und man bemerkt im Allgemeinen schon die schöne Eigenthümlichkeit der venezianischen Malerschule in ihrer ersten Entstehung.

Giovanni Bellini that noch etwas mehr Blüthe und Kraft hinzu und war unter den Malern des strengeren älteren Styls unstreitig der beste Colorist.

Werfen wir nun abermals einen Blick auf die florentinische Malerschule; so sehen wir dort, vom Andrea Verocchio unterrichtet den Pietro Perugino hervorgehen, der zwar ebenfalls dem alten strengen Styl noch anhing, aber mit blühenderen zarteren Farben malte als irgend einer seiner Vorgänger. Wir dürfen ihn jedoch, da seine Schattenfarben in Oelgemälden grünlich grau und in Arbeiten al Fresco röthlich sind, nur im beschränkten Sinne und bezüglich auf seine Schule, seine nächste Umgebung, nicht aber im Allgemeinen, als einen Verbesserer des Colorits aufführen, weil der erwähnte Johann Bellini, sein Zeitgenosse, ja wahrscheinlich noch um einige Jahre älter als er, ihm in der That überlegen und näher zur Wahrheit gelangt ist.

Durch Leonardo da Vinci, der ebenfalls aus der Schule des Andrea Verocchio hervorging, erhielt das Colorit mittelbar eine höchst bedeutende Verbesserung. Dieser große Künstler beobachtete nämlich Licht und Schatten mit weit mehr Genauigkeit als zuvor gesche-

ben war. Er malte zwar mit wenig freundlichem etwas hefenartigen Colorit; aber seine Werke zeigten nun durch zart angegebene Mitteltinten die Rundung der Theile, richtiges Vor- und Zurücktreten derselben und eine große noch nie gesehene Kraft in den Schatten.

Hieraus entst. d nun in nächster Folge des mächtige Colorit des Fra Bartolomeo di San Marco, und die venezianische Schule blieb nicht zurück. Giorgio Barbarelli da Castel Franco, genannt Giorgione, ein Zögling des Giovan Bellini, bediente sich bey eben so kräftigen Schatten, noch glühenderer Tinten, und hatte es so weit gebracht, daß für den gleich auf ihn folgenden, von demselben Lehrer unterrichteten Tiziano Vecelli kaum noch ein kleiner Schritt zu thun übrig blieb, um sich zur höchsten uns bekannten Vortrefflichkeit des Colorits zu erheben.

Obgleich Raffael von Urbino und Andrea del Sarto bewundernswürdige Werke geliefert, jener besonders Namen und Ruhm des ersten aller neueren Maler mit Recht verdient, und alle beyde ein treffliches Colorit besessen; so war doch diese Seite nicht die glänzendste ihrer Kunst, und beyde sind von ihren oben erwähnten Zeitgenossen, Giorgione und Tizian, übertroffen worden.

Ohngefähr dasselbe kann man auch von Albrecht Dürer, von Holbein und Lucas Kranach sagen. Dürern gelangen zwar zuweilen die hellen Tinten des Fleisches sehr wohl; allein die Schatten sind gewöhnlich

schwach oder fallen ins Grünliche, wenn er sie kräftig machen wollte. Holbein ahmte die Farben der Naturgegenstände sehr treu nach. Er ist zarter in den Tinten als Dürer, weiß den Pinsel gewandter zu führen, und die Bestimmtheit artet selten bey ihm in Härte aus. Lucas Kranach war noch ein besserer und vielleicht der beste unter den ultramontanen Coloristen. Einige seiner Arbeiten würden, die Beleuchtung abgerechnet, auf welche er nicht Acht hatte, in Hinsicht auf Wahrheit und Blüte der Fleischtinten selbst neben Tizian bestehen. Es ist aber auch wahrscheinlich, daß Kranach Tizians Arbeiten studirt, ja vielleicht mit dem Meister selbst persönlichen Umgang gepflogen habe.

Eine Eigenschaft desjenigen Theils der Malerey, dessen Geschichte wir hier zu bearbeiten übernommen, ist bisher noch nicht berührt worden, wir meynen die Harmonie der Farben. Zwar wird solche unter dem allgemeinen Begriff des Colorits gewöhnlich mit gefaßt, kann aber auch als abgesondert von demselben gedacht werden. Die Harmonie also, für sich allein betrachtet, besteht im schicklichen, zweckmäßigen, Nebeneinander- und Gegeneinandersetzen der Farben; Colorit hingegen, im strengen und eingeschränkten Sinne, bedeutet nur die künstliche Mischung derselben und die treue Darstellung der Natur.

Auf die Wahrheit ihrer Farbenmischung nun hatten die Meister der venezianischen Malerschule ihr Hauptangenmerk gerichtet, und darin angezeigtermaßen

einen sehr hohen Grad erreicht; ja Tizian ist vielleicht in diesem Stück für vollkommen und unübertreffich zu halten. Mit der Harmonie der Farben fanden sie sich hingegen leicht ab, und wenn unsre diesfallsigen Beobachtungen gegründet sind, so bestanden die Regeln, welche sie sich darüber gemacht hatten, ohngefähr aus folgendem.

Erfahrung lehret, daß das Rothe als Farbe das Auge am mächtigsten reizt, daß vornehmlich der Lack oder Purpur, höchst gesättigt, warm und milde, den Begriff von Pracht und Würdigkeit zu erregen, und zugleich die Fleischtinten hervorzuheben geschickt ist. Diese Farbe wurde also ihrer angeführten Eigenschaften wegen häufig, jedoch mit der Vorsicht gebraucht, daß sie in der Mitte des Bildes erscheint, oder hüben und drüben, oder auch, in weitläuftigen Compositionen, dergestalt ausgetheilt, daß das Gleichgewicht erhalten wird.

Nächst dem Purpurroth, welches fast immer in voller Kraft und rein erscheint, sieht man die gelbe Farbe in allen Abstufungen, vom hellsten Gelb bis zum Dunkelbraunen häufig gebraucht. Sie reizt zwar das Auge ungleich weniger als Roth, ist aber warm und steht in Verwandtschaft mit den Fleischtinten, so wie mit dem Purpur; dahingegen Grün und Blau, als Gegensätze von Roth und Gelb betrachtet und daher nur sparsam, der Mannigfaltigkeit wegen und zur Belebung der übrigen, angewendet wurden.

In allen Gemälden der beſten Meiſter aus der venezianiſchen Schule glauben wir ein Uebergewicht der activen Farben wahrgenommen zu haben. Daher kommt das Warme und Ruhige im Ganzen. Das Auge wird zwar nicht durch buntes regelloſes Farbenwirre unangenehm erſchüttert, aber auch nicht vermittelſt des harmoniſchen heitern Spiels des geſammten Farbenkreiſes erfreulich berührt.

Die großen venezianiſchen Meiſter des Colorits haben faſt ohne Ausnahme die Regel beobachtet, ſich ungemiſchter ganzer Farben zu den Gewändern zu bedienen, damit die gemiſchten Tinten des Fleiſches beſſer gehoben werden, jene hingegen als Maſſen von entſchiedener Farbe deutlicher in die Augen fallen ſollten. Changeante Gewänder findet man daher nie, oder nur als höchſt ſeltene Ausnahmen. Sogar das Violette ſcheint als eine gemiſchte Farbe betrachtet und nicht eben beliebt geweſen zu ſeyn.

Tizian hat vor den Uebrigen oft weißes Gewand oder Leinenzeug angebracht und ſolches vorzüglich gut gemalt. In Hinſicht auf Harmonie der Farben war dabey ſein Zweck, die zarten Fleiſchtinten ſeiner nakten weiblichen Figuren vortheilhaft zu heben und blühender erſcheinen zu laſſen. Ja er hatte ſich's wie zum Geſetz gemacht, wo immer möglich zwiſchen lichtes Fleiſch und farbiges Gewand etwas Weiß anzubringen.

Auf dem Vorhergehenden hat sich gezeigt, zu welchen Eigenschaften das Colorit durch die Bemühungen der grössten Meister aus der venezianischen Schule gelangt war. In der Carnation sind sie nie übertroffen, ja nicht einmal erreicht worden; aber der allgemeine Begriff von Colorit, so wie wir oben denselben mit leichten Zügen entworfen, wurde durch die Werke des Antonio Allegri von Correggio noch mehr erweitert.

Er malte zwar mit anmehmend zarten, blühenden Tinten, konnte aber doch im Licht, weder die Wahrheit des Tizian, noch die Glut des Giorgione erreichen. Sein hauptsächlichstes Studium ging auf die Beleuchtung, auf Darstellen und zweckmäßiges Anwenden derselben zum gefälligen Effect, zuweilen sogar zur höhen Bedeutung in seinen Werken. Bey keinem Maler findet man daher so sanfte Uebergänge vom Licht zum Schatten, so reingehaltene Massen, so durchsichtige klare Schattenpartieen, keiner hat die Widerscheine so genau beobachtet, und ferner scheint er uns der erste gewesen zu seyn, welcher auf die Harmonie des Ganzen durch künstliches Nebeneinanderstellen und Entgegensetzen der Farben gedacht hat. Das Farbenspiel ist daher in seinen Werken mannigfaltiger, lebhafter und fröhlicher als in den tizianischen, und dieses ist die Erweiterung, welche das Colorit dem Correggio schuldig geworden. Er wird mit Recht für das Haupt, für den Stifter der lombardischen Malerschule angesehen, und diese Schule, indem ihre Künstler alle mehr oder weniger den Correggio zum Muster genommen,

Luzie.

Lieber, beſter Vater! wenn ſie mein Vater wieder ſind!

Fernando.

Jammer und ewig!

Lezilie.

Und Stella? —

Fernando.

Hier gilt's ſchnell ſeyn. Die Unglükliche! Warum, Luzie, dieſen Morgen, warum konnten wir nicht entdeken? — Mein Herz ſchlug mir; du weiſt wie gerührt ich dich verließ! Warum? Warum? — Wir hätten uns das alles erſpart! Stella! wir hätten ihr dieſe Schmerzen erſpart — Doch wir wollen fort. Ich will ihr ſagen, ihr beſtündet darauf, euch zu entfernen, wolltet ſie mit eurem Abſchied nicht beſchweren; wolltet fort. Und du, Luzie, geſchwind hinüber; laß eine Chaiſe zu dreien anſpannen. Meine Sachen ſoll der Bediente zu den eurigen paken! — Bleib noch hüben, beſte,

theure

zeichnete ſich in dem größten Theil ihrer Werke durch kräftige Schatten und Farben aus. Sie waren dunkler aber auch geſättigter, mehr harmoniſch und von auffallenderer Wirkung als die florentiniſchen; nicht ſo wahr und warm in ihren Fleiſchtinten wie die Venezianer. Man bediente ſich der gelben und Purpurfarbe weniger, hingegen der blauen Farbe mehr zu Gewändern, beſonders in den Figuren des vorderſten Grundes, wodurch die Bilder überhaupt einen Charakter von Ernſt, das Colorit von großer Kräftigkeit erhalten. So ſind z. B. die Gemälde des Parmeggianino, eines der vorzüglichſten Maler der lombardiſchen Schule und anfänglichen Nachahmers des Correggio, beſchaffen.

Die heitere, angenehme Manier, deren ſich Friedrich Barocci von Urbino bediente, iſt mehr für eine Abirrung als für eine Erweiterung der Kunſt in Abſicht auf das Colorit zu betrachten. Dieſer Meiſter pflegt alle Farben in den Gewändern gerne hoch, im reinſten glänzendſten Zuſtand anzuwenden. Im Fleiſch ſind die Lichter gewöhnlich etwas zu gelb, die Mittelstinten zu blau, das Roth ſcheint mehr Schminke als natürliche Röthe; ſeine Schattenfarben ſind ſchön klar, die Maſſen von Hell und Dunkel, einzeln genommen, zwar groß, deutlich, nicht unterbrochen; Licht und Schatten aber, beſonders in weitläuftigen Compoſitionen, etwas zu ſehr zerſtückelt, wodurch die Ruhe des Ganzen leidet. Manche Bilder von dieſem Meiſter ſind daher buntfleckig. In den beſten ſucht er ſich

mit einem über das Ganze verbreiteten, gelblichen Tone zu helfen, und wenn wir nicht irren, so iſt Parocci der erſte der dieſes Hülfsmittel angewendet hat, welches, wie wir im Verfolg ſehen werden, ſpäter öfters gebraucht worden, um die Harmonie der Farben zu erſetzen.

Jacopo Baſſano, Tintoret und Paul Veroneſe, Häupter der venezianiſchen Schule, folgten der von Giorgione und Tizian eingeführten Weiſe, zwar nicht als knechtiſche Nachahmer, doch unterſchied ſich ihr Colorit auch nicht als eigenthümlich, ſondern es muß daſſelbe als Nüancirung des allgemeinen Charakters, wodurch die venezianiſche Schule ſich von den übrigen unterſcheidet, angeſehen werden. Baſſano bediente ſich, beſonders in Gewändern, häufiger der auflaſirten Farben. In den Gemälden des Paul Veroneſe wird das heiterſte Farbenſpiel wahrgenommen, und Tintoret hat vor anderen ſeiner Landsleute kräftige Schatten angewandt.

Nachdem die florentiniſche Schule einige Zeit den ſogenannten manierierten Styl mit unnatürlichen übertriebenen Formen, mattem, vernachläßigten, unangenehmen Colorit geübt hatte, ſo traten aus derſelben bald wieder verſchiedene Künſtler auf den Weg der Natur und bemühten ſich, vornehmlich dem Colorit beſſere Eigenſchaften zu erwerben. Jacopo Chimenti da Empoli malte ſeine beſten Bilder mit großer Kraft und ſehr warmer Farbe. Ludwig Cardi, genannt

Cigoli, erhielt den Beynamen des florentinischen Correggio, weil er in der That kräftig, mit klaren Schatten und überhaupt gutem Ton des Colorits arbeitete. Doch die florentinische Schule verehrt den Christofano Allori als ihren vorzüglichsten Coloristen. Seine Bilder sind kräftig, ungemein blühend und angenehm; wovon der halbnackte Jüngling, im berühmten Gemälde dieses Künstlers, das den heiligen Julianus vorstellt, und sonst im Pallast Pitti und jetzt zu Paris befindlich, ein Zeugniß geben mag. Denn man möchte von diesem Körper, wie von jenem griechischen sagen: er sey mit Rosen genährt.

Doch ungefähr um eben diese Zeit schien die Malerey ihren vornehmsten Sitz in Bologna nehmen zu wollen: denn es lebten daselbst die drey Carracci, Künstler von ewig dauerndem Ruhm. Sie selbst zwar haben von Seiten des Colorits die Kunst weder erweitert, noch darin einen auffallend sich unterscheidenden Charakter behauptet; hingegen werden künftig verschiedene, aus ihrer berühmten Schule hervorgegangene Künstler genannt werden, welche denkwürdige Neuerungen eingeführt haben.

Michel-Angelo Merigi von Carravaggio unterwarf seine Kunst unbedingt der Natur, und stellte edle und unedle Formen mit gleicher scheinbarer Treue dar, untereinander, ohne weitere Wahl, wie sie ihm vorkamen. Den Farben gab er eine bisher noch nie gesehene Stärke. Seine meisten Gemälde haben mehr Schatten

als Licht, indem er dieses als sehr hoch einfallend anzunehmen pflegte, und als ob die Scene an einem dunklen, von einem einzigen Strahl erleuchteten Ort wäre. Die gemeine Wahrheit dieser Darstellungen, die auffallende große Wirkung ihrer Beleuchtung und das gewaltige Colorit erwarben sich lebhaften Beyfall und manche Nachahmer. Unter diesen bemerken wir vor andern den Joseph Ribera, genannt Spagnoletto, der mit eben so gewaltigen Schatten, mit nicht weniger Geist und Lebhaftigkeit und mit noch wahrhafteren Localtinten gemalt, dessen Figuren aber ebenfalls meistentheils aus der gemeinen Natur aufgegriffen sind, und obwohl in sich selbst charakteristisch, doch gewöhnlich niedriger und gemeiner als es des Künstlers Vorhaben und Zweck erfordert hätte.

Francesco Barbieri von Cento, Quercino genannt, wiewohl aus der Carracciſchen Schule, folgte doch der vom Carravaggio eingeführten Weise. Indessen sind seine Gestalten, seine Darstellungen überhaupt, ja wir dürfen sagen seine Gesinnungen edler. Eine rührende Naivetät ziert nicht selten seine kraft- und effectvollen Werke. Das Colorit besonders betreffend ist Quercino überhaupt, wenn nicht wahrhafter, doch zarter und gefälliger als Carravaggio, und weil sein Geschmack gebildeter war, so erscheinen seine besten Werke farbenreicher und dem Auge angenehmer.

Auch der große Guido Reni bediente sich in seinen frühern Gemälden höchst kräftiger großer Schattenpar-

tieen und bekleidete solche im Licht mit noch zarteren und helleren Fleischtinten als Quercino. Daher kann man seine in diesem kräftigen Geschmack des Colorits behandelten Bilder als höchste Gipfel desselben betrachten. Als nun Guido in der Folge zu einer, jener dunklen kräftigen ganz entgegengesetzten, hellen Art zu malen überging, wo die Gegenstände gleichsam im offnen Raume und vollen Licht dargestellt sind; so wurde durch ihn die Kunst zu coloriren, wenn schon nicht im Wesentlichen verbessert, doch erweitert. Die herrschenden silbergrauen Mitteltinten sind zuerst von diesem Künstler eingeführt worden. Francesco Albani, der Zeitgenosse des Guido, mit ihm aus einer Schule hervorgegangen, malte eben so heiter in offnem Lichte, mit lieblicher blühenden Tinten als sonst irgend ein anderer Künstler der bolognesischen Malerschule aufzuweisen hat.

Des Domenichino gröſtes Verdienst lag nicht auf der Seite des Colorits, und wir haben also seiner als eines der gröſten Künstler hier bloß im Vorbeygehen zu gedenken. In Fresco malte er heiter, die Schattenfarben spielen etwas ins Grünliche, bilden aber nicht so groſe vorwaltende Partieen wie bey Quercino und andern.

Hier ist es Zeit, uns zur niederländischen Malerschule zu wenden, welche in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts eben in schöner Blüthe stand, und das Colorit zu einem ihrer Hauptzwecke gemacht

hatte. Rubens und van Dyk glänzen unter den Coloristen der ersten Reihe; mit ihnen Rembrand, ein großer Meister im Colorit und noch größerer im künstlichen Gebrauch des Lichtes und des durch Wies derscheine unterbrochnen Schattens. David Tenier, Adrian von Ostade, Gerard Doum, Mezú, Terburg, und nebst ihnen noch viele andre sind als Coloristen berühmt.

Die Eigenschaft aber, wodurch sich die niederländische Malerschule hinsichtlich auf das Colorit von den andern im Allgemeinen unterscheidet, oder vielmehr worin sie andern vorgegangen, ist der Ton, nicht derjenige, den die Kunstsprache Localton oder Ton der Tinten heißt: denn wiewohl viele niederländische Künstler auch in diesem Puncte vortrefflich waren, sind ihnen die Venezianer doch darin überlegen gewesen; sondern wir verstehen hier die eine, im Ganzen eines Bildes vorherrschende Farbe, eingemischt oder als Lasur übergezogen, so daß die Darstellung dem Auge wie durch das Medium eines gefärbten Glases erscheint.

Dieser Art, eine gefällige Uebereinstimmung der Farben zu bewirken, scheint sich, wie oben gedacht worden, Friedrich Barocci zuerst bedient zu haben; aber sie ist bey den Niederländern nachher weiter ausgebildet und häufiger gebraucht worden.

Zu eben der Zeit war auch die französische Schule im Zustand ihres höchsten Flors; inzwischen gibt sie

für unſre gegenwärtige Betrachtung nur geringe Ausbeute, weil kein Künſtler derſelben ſich im Colorit beſonders hervorgethan. Das Fach der Landſchaft verehrt zwar in Claude Lorrain ſeinen größten Meiſter, und vorzüglich iſt das Colorit deſſelben im höchſten Grade heiter, zart und wahrhaft; allein die Landſchaftsmalerey läßt dem Coloriſten, vermöge ihrer Natur, weniger Freyheit und Spielraum als im hiſtoriſchen Fache der Fall iſt.

Von franzöſiſchen Malern ſind dem Schreiber dieſer Nachrichten nur Velasquez und Morillo aus eigener Anſchauung einzelner Werke bekannt. Beyde ſcheinen in Hinſicht auf das Colorit unter die vorzüglichſten Meiſter ihrer Zeit zu gehören. Vom Velasquez behauptete Mengs: derſelbe ſtehe, in Betreff des Scheins von Luft und Ablöſung eines Gegenſtandes vom andern, ſelbſt dem Rembrand nicht nach. Wir aber haben nur Bildniſſe von ihm geſehen, welche ſich durch kühnen Pinſel und wahre warme Fleiſchtinten vortheilhaft auszeichnen. Morillo malte, wie ſich aus verſchiedenen Bildern von ihm, welche ſich in deutſchen Galerien befinden, ergibt, Gegenſtände aus dem gemeinen Leben anmuthig, mit kräftigem, der Natur angemeſſenen Colorit; allein es finden ſich auch religioſe Darſtellungen, wo ſeine Farbe noch wärmer und den beſten venezianiſchen Malern nachgeahmt ſcheint.

Wir wenden uns nun wieder nach Italien, wo

ſelbſt Pietro Beretini von Cortona zu Rom, unter Pabſt Urban dem achten, und einigen folgenden Päbſten, viele große Werke in Oelfarben und al Fresco ausgeführt. Unerſchöpflich reich in Erfindungen behandelte er ſeine Bilder mit einem zwar ſehr fluchtigen, aber angenehmen Pinſel und wußte das Colorit ſowohl als die Beleuchtung, nach Erforderniß des Gegenſtandes, bald heiter und fröhlich, bald ernſt und ſehr kräftig zu halten. Warum er uns aber bey unſern gegenwärtigen Betrachtungen vorzüglich merkwürdig ſeyn muß, iſt die Austheilung der Farben zum Behuf allgemeiner Harmonie; und wir getrauen uns zu behaupten, daß Beretini hierin der größte Meiſter geweſen.

Schon oben bemerkten wir, wie die vornehmſten Maler der venezianiſchen Schule die Energie der rothen Farbe erkannt, ſolche in ungefähr gleichen Maſſen durch ihre Bilder ausgetheilt und ihr verhältnißmäßig viel Gelb zugeſellt, woraus eine harmoniſche, obgleich ſtreng genommen etwas monotone Wirkung entſprang. Correggio beſaß ein zartes und lebhaftes Gefühl für die Harmonie der Farben; dieſes leitete ihn oft richtig, doch ſcheint er die Regeln, worauf Harmonie ſich gründet, nicht erforſcht zu haben, deswegen er ſich zuweilen durch Miſchungen zu helfen ſucht. Auch wurde durch ſchöne Beleuchtung, milde Uebergänge, vortreffliche Mäßigung und Abſtufung des Lichtes, oder was man ſonſt Haltung zu nennen pflegt, jener Mangel gleichſam zugedeckt und unmerklich gemacht. Den

Malern der niederländischen Schule ist sehr wahrscheinlich eben so wenig Gründliches vom Harmonienspiel der Farben bekannt gewesen, und sie setzten an dessen Stelle, wie erwähnt worden, den Ton. Daß sie die Wirkung der Farben, das Maaß ihrer Energie, Freundschaft und Abneigung, noch weniger als die Venezianer eingesehen, erhellet fast unwiderstreichlich aus einem großen schönen Gemälde des van Dyk in der Tribune der florentinischen Galerie, wo derselbe eine unzulängliche Harmonie durch willkührlichen Gebrauch von Licht und Schatten zu erzwecken suchte, so nämlich, daß mehr oder weniger Hell und Dunkel an die Stellen gesetzt ist, wo der beabsichtigte Endzweck durch Anwendung schicklicher Farben besser und sicherer erreicht worden wäre.

Bey Pietro von Cortona hingegen nimmt man, da wo er es für zuträglich fand, ein fröhliches mannigfaltiges Farbenspiel wahr. Nach Erforderniß wußte er aber auch das Ganze gehörig zu mäßigen, niederzuhalten und gleichsam ins Düstre oder Traurige herabzustimmen. Immer sind indessen verwandte, befreundete Farben, die sich wechselseitig heben, nebeneinander gesetzt, und widerwärtige Contraste finden sich niemals in seinen Werken. Die ganze neuere Kunst hat kein Gemälde aufzuweisen, worin die Austheilung der Farben eine so gefällige Wirkung thäte, als dieses Meisters Altarbild bey den Capuzinern zu Rom, den Paulus darstellend, der sein Gesicht wieder empfängt, oder das weitläuftige Deckengemälde

im barberiniſchen Pallaſt. Ob er auch übrigens von dem Werth und der Wirkung einer jeden Farbe allein und im Verhältniß zu den andern, von ihrer wechſelſeitigen Verwandtſchaft oder Abneigung; von den Regeln, nach welchen ſie durch Uebergang und Gegenſatz zu gebrauchen ſind, ob er von dieſem allen wiſſenſchaftlich unterrichtet geweſen und mit klarem Bewußtſeyn gehandelt, oder ſich bloß ſeinem richtigen Gefühl überlaſſen und durch praktiſche Ausbildung einer vorzüglich glücklichen Naturanlage ſo viel zu leiſten vermocht, ſind wir nicht im Stande mit völliger Zuverläſſigkeit zu entſcheiden. Am wahrſcheinlichſten iſt es, daß er zwar nach einigen Regeln gehandelt, die aber nicht überall ausgereicht, und daß er alsdann das übrige nach Gefühl und Gutdünken hinzugefügt habe: denn ſein Verfahren in Abſicht der Vertheilung der Farben hat ſich nur auf eine ſehr unvollkommene Weiſe auf die Schüler fortgepflanzt.

Der vorzüglichſte unter ihnen, Ciro Ferri, zeigt zwar im Allgemeinen ſeiner Manier Aehnlichkeit mit dem Geſchmack ſeines Meiſters; doch in beſonderer Hinſicht auf Harmonie der Farben verdient keines ſeiner Werke als Muſter angeführt zu werden.

Andrea Sacchi lebte ungefähr zu gleicher Zeit mit Pietro von Cortona und ſeine Arbeiten werden ſogar wegen eines ſanften Scheins und wegen Uebereinſtimmung geſchätzt und gelobt. Dieſes Lob jedoch ſcheint uns weniger im wirklich Harmoniſchen der

theuerſte Frau! Und du meine Tochter, wenn alles beſtellt iſt, komm herüber, und verweilt im Gartenſaal, wartet auf mich. Ich will mich von ihr losmachen, ſagen, ich wollt euch hinüber begleiten, ſorgen, daß ihr wohl fort kämt, und das Poſtgeld für euch bezahlen! — Arme Seele, ich betrüge dich mit deiner Güte! — Wir wollen fort! —

Cezilie.

Fort? — Nur ein vernünftig Wort!

Fernando.

Fort! Laß ſeyn! — Ja meine Lieben, wir wollen fort!

(Cezilie mit Luzie ab.)

Fernando allein.

Fort? — — Wohin? Wohin? — Ein Dolchſtich würde allen dieſen Schmerzen den Weg öfnen, und mich in die dumpfe Fühlloſigkeit ſtürzen, um die ich iezt alles dahin gäbe! — Biſt du da, Elender? Erinnere dich, der vollglüklichen Tage, da du in ſtarker

Farbenanwendung oder Austheilung als vielmehr in der Einförmigkeit und zuweilen in der Anwendung des Tons begründet zu ſeyn, und uns gibt Sacchi zu keinen weitern Bemerkungen Anlaß.

Sacchi's berühmter Schüler Carlo Maratti hat in ſeinen Bildern zuweilen kräftige geſättigte Farben gebraucht, iſt aber alsdann gewöhnlich unruhig geworden. In andern, beſonders von ſeiner ſpätern Zeit, beachtete er beſſere Miſchungen an, konnte aber dabey das Matte nicht vermeiden.

Der Neapolitaner Luca Giordano iſt in ſeinen beſſern Werken ein guter Coloriſt. Seine Fleiſchtinten ſind heiter und blühend; wo indeſſen bey ihm das Ganze in harmoniſcher Uebereinſtimmung iſt, rührt ſolche vom Ton, nicht aber von künſtlicher Vertheilung der Farben her.

Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts hat auch ſelbſt in Italien ein verderbter Geſchmack ſich über die Kunſt verbreitet. Piazzetta, Corrado und Solimena waren Männer von guten Talenten, aber ſie wendeten ſie nur an, um von der gaffenden Menge Lob einzuärnten, keineswegs aber zum Vergnügen vernünftiger gebildeter Menſchen. Ihre Werke ſind reich, mit kühnem Pinſel behandelt, aber voll wilden Getümmels. Solimena als der berühmteſte iſt der am wenigſten erfreuliche; oft grau und kalt, oft von grellen unangenehmen Gegenſätzen heller und dunkler

Farben, und wenn er beynahe in allen Theilen der Kunst Blößen gegeben, so geschah es doch vorzüglich im Colorit und der Harmonie der Farben, wo er Geschmack und Regeln am frechsten beleidigte.

Romanelli, Cignani, Franceschini, Luti und andre haben vielleicht weniger geirrt, doch finden wir unnöthig etwas weiter von ihnen zu sagen, weil keiner derselben sich auf eine bedeutende Art auszeichnet.

In Frankreich blühte vornehmlich die Bildnißmalerey. Rigaud und Largilliere wurden als große Meister dieses Faches angesehen, indessen mußten sie sich nach den grellen rauschenden Farben bequemen, welche die Mode ihrer Zeit erforderte; doch würden sie auch, vermöge der allgemeinen Richtung des Geschmacks ihrer Schule, bey völliger Freyheit, in Betreff der Harmonie der Farben, wahrscheinlich nur wenig geleistet haben: wie wir an Coypel, Watean, Lancret, Restout und vielen andern wahrnehmen. Jouvenet, von Anlagen einer der achtungswerthesten Künstler der französischen Schule, hat in den Gemälden, welche wir von ihm gesehen, bloß die Uebereinstimmung, welche ein gelber Ton und sein schmelzender Pinsel gewähren können.

Die schöne Zeit der niederländischen Schule war bereits vorübergegangen. Sie bietet uns nichts bemerkenswerthes für diese unsre Betrachtungen.

In Deutſchland folgten die Bildnißmaler theils der Manier des Rigaud und Largilliere, theils arbeiteten ſie, wie Kupezky und andre, mit dunklerer Beleuchtung und Farbe, und haben überhaupt wenig Anmuth. Unter den Geſchichtemalern waren Daniel Gran und Heizer die vorzüglichſten, von deren größern wohlerhaltenen Werken Schreiber dieſer Nachrichten keine anſchauliche Kenntniß hat; allein er vermuthet ſie werden, was die Harmonie der Farben betrifft, ihren übrigen Zeitgenoſſen wenig überlegen ſeyn, zumal Gran, welcher unter Carl Maratti und Solimena ſtudirt hatte. Auf dieſe folgte nun C. W. E. Dietrich, geboren 1712, welcher eigentlich Misbrauch von bunten Farben gemacht, ausgenommen da, wo er die Manier niederländiſcher Maler nachgeahmt und vermittelſt des Tons Uebereinſtimmung erzielt hat.

Friedrich Oeſer, wenige Jahre ſpäter geboren als Dietrich, war allerdings ein Kunſtler von großen Talenten und man kann ihm eine Neigung zum Uebereinſtimmenden nicht abläugnen; doch hat er ſolches nicht durch kunſtmäßige Vertheilung der Farben, ſondern durch Dämpfung ihres natürlichen Glanzes zu erreichen geſucht, ſo daß die Harmonie ſeiner Bilder eigentlich aus dem ſchwachen Colorit derſelben entſpringt.

Bald nach Oeſer trat ſodann Mengs auf und erwarb ſich unſterblichen Ruhm, indem durch ſein Bemühen und Beyſpiel die Malerey überhaupt zu

gröſſerem Ernſt, einem ſtrengeren reineren Styl, beſonders in der Zeichnung, zurückgeführt wurde. Sein Colorit, vorzüglich in Fresco-Gemälden, iſt ſchön und warm. Er bediente ſich überhaupt gern der lebhaften, hohen, glänzenden Farben; indeſſen haben wir weder am Parnaß in der Villa Albani, noch im Manuſcriptenzimmer der vaticaniſchen Bibliothek eine kunſtmäßige Vertheilung der Farben nach Regeln bemerken können. Im Deckenſtück der Kirche San Euſebio, dem frühſten öffentlichen Werke des Künſtlers in Rom, hat er die gefällige Uebereinſtimmung des Ganzen durch gelben Ton zu bewirken geſucht, der auch an dieſem Orte und Gegenſtand ſchicklich angebracht iſt.

Die Schüler und Nachahmer von Mengs, Knoller, Unterberger, der jüngere Conca und andre, haben ſich ſämmtlich heller Farben in ihren Werken befliſſen; aber keiner derſelben hat in dieſem Theil der Kunſt einige Vorſchritte gemacht, oder ſich um Erforſchung der wahren Regeln bemüht. Alle ſind, wo ſie ſich nicht durch gelben Ton halten, entweder bunt und unruhig, oder froſtig und unfreundlich geworden, wie ſolches beſonders dem Schwager von Mengs, Maron, in hiſtoriſchen Darſtellungen mit Oelfarben faſt immer begegnet iſt.

Angelica Kauffmann folgte, in Hinſicht auf das Colorit, ebenfalls der von Mengs eingeführten Weiſe und liebte neben friſchen Fleiſchtinten die Anwendung heller fröhlicher Farben. Ihr ſchönes Talent, ihre

natürliche Neigung zum Gefälligen, Milden, Sanften hat ſie indeß vor allem Uebermaß behütet; daher ſind ihre Bilder auch durchgängig munter und erfreulich, wenn ſchon die Harmonie der Farben durch ſie nicht in völliger Ausübung erſchien, ſo daß wir ihr keine Muſterhaftigkeit in dieſem Stück zugeſtehen können.

Pompeo Battoni galt von der Mitte des vergangenen Jahrhunderts an bis zu ſeinem Tode, welcher um 1790 erfolgte, für den beſten italiäniſchen Maler und wurde ſo lange Mengs lebte als der Nebenbuhler deſſelben um den höchſten Ruhm in der Kunſt betrachtet. Er war nach dem ſogenannten academiſchen Styl, der ſich unter Sacchi und Maratti gebildet hatte, zugethan, und nach den Bedingungen deſſelben iſt z. B. ſein groſſes Gemälde vom Fall Simons des Zauberers unſtreitig ein ſehr verdienſtliches Werk. Das Colorit iſt kräftig, ſehr lebhaft, aber in Hinſicht auf Harmonie der Farben kann weder dieſem noch einem andern von Battoni's Werken einiger Werth beygelegt werden. Je figurenreicher ſie ſind, je weniger Befriedigung gewähren ſie dem Auge. Das gedachte groſſe Gemälde zeigt bloß ein unruhiges Gewirre willkührlich zuſammengeſtellter bunter Farben.

Hier haben wir wie billig auch der Maler aus England mit wenigem zu gedenken. Reinolds gehört allerdings zu den beſten Bildnißmalern des abgelaufenen Jahrhunderts, und Weſt hat im hiſtoriſchen Fach, nach Maßgabe des Zuſtandes der Kunſt im Allgemeinen,

lobenswürdige Werke geliefert. Aus einzelnen Werken von beschränktem Raum und Darstellung dieser beyden vorzüglichsten Künstler ihrer Nation wissen wir, daß jener ein sehr kräftiges Colorit besaß und hauptsächlich die Wirkung von Licht und Schatten zum Zweck hatte; dieser malte im guten Ton des Colorits, aber überhaupt schwächer. Was beyde in Hinsicht harmonischer Farbenvertheilung geleistet haben, können wir aus Mangel anschaulicher Kenntniß der größern Arbeiten dieser Künstler nicht sagen.

Heinrich Füesli, Schweizer von Geburt, der aber in England lebt und sich für England gebildet hat, ein bekannter und berühmter Maler von Schreckensscenen, bedient sich, dem Charakter seiner Darstellung gemäß, eines kräftigen, oft sogar düstern Colorits und gesättigter ernster Farben. Unter die vorzüglichen Coloristen mag er zwar nicht gerechnet werden; doch pflegt er auch den Regeln des Colorits so wie der guten Harmonie nicht zuwider zu handeln.

Nachdem unter den französischen Malern die süßliche, lüsterne, fade Manier des Boucher und die sentimentale des Greuze vorübergegangen war, so wurden durch den noch lebenden David ernstere Gegenstände und nach Erforderniß derselben auch edlere Formen eingeführt. In Ansehung Lichtes und Schattens war es ihm um große wirksame Partieen, so wie im Colorit um Gegensätze der gewaltigsten Farben vornehmlich zu thun. Die stille Uebereinstimmung

fröhlicher, verwandter und zum Theil gemäßigter Farben ſcheint überhaupt nicht zu den Zwecken dieſes Kunſtgeſchmacks zu gehören, der ſowohl in Frankreich in der neuern Zeit faſt allgemein angenommen iſt, als auch unter den beſſern Künſtlern in Italien ſich verbreitet, ſogar in Deutſchland Nachahmer gefunden und bis jetzt fortgedauert hat. Doch iſt vielleicht eben die Zeit gekommen, wo man ſich deſſen zu entwöhnen anfängt. Es ſollen nämlich in Rom vor kurzem, durch einen emporſtrebenden jungen Maler, Bilder mit heitern Gründen und gemäßigten, zarten, der Wahrheit ähnlichen Tinten des Fleiſches verfertigt worden ſeyn, welche, da ſie Aufſehen erregt, wohl nicht ohne Nachahmung bleiben werden. Und ſo ſteht zu hoffen, daß die Künſtler, wenn ſie zu einem Colorit zurückkehren, welches nicht durch Gegenſätze gewaltſam zu rühren, ſondern die Anmuth ſchöner Formen, zarter Geſtalten, durch gefälligen Reiz von ſeiner Seite zu erhöhen beabſichtigt, auch bald das Bedürfniß harmoniſcher Nebeneinanderſtellung der Farben fühlen und ſich des Studiums dieſes Theiles der Kunſt gehörigermaßen befleißigen werden.

Sechſte Abtheilung.

Achtzehntes Jahrhundert.

Erſte Epoche.

Von Newton bis auf Dollond.

Bisher beſchäftigten ſich die Glieder mehrerer Nationen mit der Farbenlehre: Italiäner, Franzoſen, Deutſche und Engländer; jetzt haben wir unſern Blick vorzüglich auf die letztere Nation zu wenden, denn aus England verbreitet ſich eine ausſchließende Theorie über die Welt.

Londoner Societät.

Wenn wir den Zuſtand der Naturwiſſenſchaften in England während der zweyten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts uns vergegenwärtigen wollen, ſo iſt es für unſere Zwecke hinreichend, mit flüchtiger Feder Urſprung und Wachsthum der Londner Academie darzuſtellen. Hiezu geben uns hinlängliche Hülfsmittel Sprat, Birch und die philoſophiſchen Transactionen. Nach dieſen liefern wir eine Skizze der Geſchichte der Societät bis auf die königliche Confirmation, und den Umriß einer Geſchichte der Wiſſenſchaften in England, früherer Zeit.

Thomas Sprat.

geb. 1634. geſt. 1713.

History of the royal Society of London. Die Ausgabe von 1702, deren wir uns bedienen, ſcheint nicht die erſte zu ſeyn. Das Buch war für den Augenblick geſchrieben, und gewiß ſogleich gedruckt. Auch iſt die franzöſiſche Ueberſetzung ſchon 1669 zu Genf herausgekommen.

Thomas Sprat, nachmals Biſchoff, war ein frühzeitiger guter Kopf, ein talentvoller, munterer, leidenſchaftlicher Lebemann. Er hatte das Glück als Jüngling von vielen Hoffnungen den frühern Verſammlungen der Geſellſchaft in Oxford beyzuwohnen, wodurch er alſo Urſprung und Wachsthum derſelben aus eigener Theilnahme kennen lernte. Als man ſpäterhin etwas über die Societät ins Publicum bringen wollte, ward er zum Sprecher gewählt und wahrſcheinlich von Oldenburg, der das Amt eines Secretärs bekleidete, mit Nachrichten und Argumenten verſehen. So ſchrieb er die Geſchichte derſelben bis zur königlichen Confirmation und etwas weiter, mit vielem Geiſt, guter Laune und Lebhaftigkeit.

Als Schriftſteller betrachtet finden wir ihn mehr geeignet, die Angelegenheiten einer Partey in Broſchüren muthig zu verfechten — wie er denn ſein Vater-

land gegen die Zudringlichkeiten eines französischen Reisenden, Deforbieres, in einem eigenen Bändchen mit großer Heftigkeit zu schützen suchte — als daß er ein Buch zu schreiben fähig gewesen wäre, welches man für ein bedächtiges Kunstwerk ansprechen könnte. Wer solche Forderungen an ihn macht, wird ihn uns billig beurtheilen, wie es von Montucla geschehen. (Histoire des Mathématiques. Paris 1758. Part. IV. Liv. 8 p. 486. Note a.)

Doch ist auf alle Fälle die erste Hälfte des Buchs sorgfältiger geschrieben und methodischer geordnet als die zweyte: denn leider wird seine Arbeit durch das doppelte große Unglück der Seuche und des Brandes zu London unterbrochen. Von da an scheint das Buch mehr aus dem Stegereife geschrieben und sieht einer Compilation schon ähnlicher. Doch hat er ein großes Verdienst um seine Zeit wie um die Nachwelt.

Denn alle Hindernisse, welche der Societät im Wege stehen, sucht er ins Klare zu bringen und zu beseitigen; und gewiß hat er dazu beygetragen, daß manche Neigung erhöht und manches Vorurtheil ausgelöscht worden. Was uns betrifft, so lernen wir den Gang der Gesellschaft, ihre Lage, ihre Grundsätze, ihren Geist und Sinn aus ihm recht wohl kennen. Ihre Handlungsweise nach innen, ihre Verhältnisse nach außen, die Vorstellung, die sich das Publicum von ihren Mitgliedern machte, was man ihr entgegensetzte, was sie für sich anzuführen hatte, das alles

ter Genügsamkeit gegen den Armen standst, der des Lebens Bürde abwerfen wollte; wie du dich fühltest, in jenen glüklichen Tagen, und nun! — Ja die Glüklichen! die Glüklichen! — Eine Stunde früher, diese Entdekung, und ich wäre geborgen; ich hätte sie nicht wieder gesehn, sie mich nicht; ich hätte mich überreden können: sie hat dich diese vier Jahre her vergessen, verschmerzt ihr Leiden. Aber nun? Wie soll ich vor ihr erscheinen, was ihr sagen? — O meine Schuld, meine Schuld! wird schwer in diesen Augenblikken über mir! — Verlassen, die beiden lieben Geschöpfe! Und ich in dem Augenblik da ich sie wieder finde, verlassen von mir selbst! Elend! O meine Brust!

liegt in dem Werke theils klar und unbewunden ausgedrückt, theils reductisch künstlich angedeutet und versteckt.

Glaubt man auch manchmal eine sachwalterische Declamation zu hören, so müßten wir uns doch sehr irren, wenn nicht auch öfters eine Ironie durchschiene, daß er nämlich die Societät wegen verschiedener Tugenden preist, nicht sowohl weil sie solche besitzt, als weil sie solche zu erwerben denken soll.

Der Verfaßer zeigt durchaus einen heitern lebhaften Geist, ein vordringendes leidenschaftliches Gemüth. Er hat seine Materie recht wohl inne, schreibt aber nur mit laufender Feder, im Gefühl, daß ihm sein Vorhaben leidlich gelingen müsse.

Eine bessere Uebersetzung als die Französische ist, hätte er auf alle Fälle verdient.

Thomas Birch.

History of the royal Society of London. Vier Bände in Quart, der erste von 1666.

Dieses Werk ist eigentlich nur ein Abdruck der Protokolle der Societätssessionen bis 1687, und wenn

wir den erſt genannten Extrat als einen Sachwalter anſehen und ſeine Arbeit nur mit einigem Mistrauen nutzen; ſo finden wir dagegen hier die ſchätzbarſten und untrüglichſten Documente, welche, indem ſie alle Verhandlungen der Seſſionen unſchuldig und trocken anzeigen, uns über das was geſchehen den beſten Aufſchluß geben. Aus ihnen iſt die zerſtückelte Manier zu erkennen, womit die Societät nach ihrer Ueberzeugung verfuhr und die Wiſſenſchaften verſpätete, indem ſie für ihre Beförderung bemüht war.

Philoſophiſche Transactionen.

Dieſe ſind das Archiv deſſen was man bey ihr niederlegte. Hier findet man Nachrichten von den Unternehmungen, Studien und Arbeiten der Forſcher in manchen bedeutenden Weltgegenden. Dieſes allgemein bekannte Werk hat nach und nach für die Freunde der Wiſſenſchaft einen unſchätzbaren Werth erhalten. Denn obgleich jedes zufällige und empiriſche Sammeln anfangs nur verwirrt und die eigentliche wahre Kenntniß verhindert, ſo ſtellt ſich, wenn es nur immer fortgeſetzt wird, nach und nach die Methode von ſelbſt her, und das was ohne Ordnung aufbewahrt worden, gereicht dem der zu ordnen weiß, zum größten Vortheile.

Ungewiſſe Anfänge der Societät.

Der Urſprung wichtiger Begebenheiten und Erzeugniſſe tritt ſehr oft in eine undurchdringliche mythologiſche Nacht zurück. Die Anfänge ſind unſcheinbar und unbemerkt und bleiben dem künftigen Forſcher verborgen.

Der patriotiſche Engländer möchte den Urſprung der Societät gern früh feſtſetzen, aus Eiferſucht gegen gewiſſe Franzoſen, welche ſich gleichzeitig zu ſolchem Zwecke in Paris verſammlet. Der patriotiſche Londner gönnt der Univerſität Orford die Ehre nicht, als Wiege eines ſo merkwürdigen Inſtituts gerühmt zu werden.

Man ſetzt daher ihre frühſten Anfänge um das Jahr 1643 nach London, wo ſich namhafte Naturfreunde wöchentlich einmal verſammelten, um mit Ausſchließung aller Staats- und Religionsfragen, welche in der unglücklichen Zeit des bürgerlichen Kriegs die Nation leidenſchaftlich beſchäftigten, ſich über natürliche Dinge zu unterhalten. Boyle ſoll dieſer Zuſammenkünfte, unter dem Namen des unſichtbaren oder philoſophiſchen Collegiums, in ſeinen Briefen gedenken.

In den Jahren 1648 und 49 entstand zu Oxford ein ähnlicher Kreis, den die von London dahin versetzten Glieder jener ersten Gesellschaft entweder veranlaßten oder erweiterten. Auch hier versammelte man sich, um durch Betrachtung der ewig gesetzmäßigen Natur sich über die gesetzlosen Bewegungen der Menschen zu trösten oder zu erheben.

Die Universitäten zu Cambridge und Oxford hatten sich, als Verwandte der bischöflichen Kirche, treu zu dem König gehalten und deshalb von Cromwell und der republicanischen Parten viel gelitten. Nach der Hinrichtung des Königs 1649 und dem vollkommenen Siege der Gegenparten hatten die an beyden Akademieen versammelten Gelehrten alle Ursache still zu bleiben. Sie hielten sich an die unschuldige Natur fest, verbannten um so ernstlicher aus ihren Zusammenkünften alle Streitigkeiten sowohl über politische als religiöse Gegenstände, und hegten bey ihrer reinen Liebe zur Wahrheit ganz im Stillen jene Abneigung gegen Schwärmerey, religiöse Phantasterey, daraus entspringende Weissagungen und andre Ungeheuer des Tages.

So lebten sie zehn Jahre nebeneinander, kamen anfangs öfter, nachher aber seltner zusammen, wobey ein Jeder das was ihn besonders interessirte, das worauf er bey seinen Studien unmittelbar gestoßen, treulich den Uebrigen mittheilte, ohne daß man deshalb an eine äußere Form oder an eine innere Ordnung gedacht hätte.

Der gröſte Theil der Mitglieder dieſer Oxforder Geſellſchaft ward 1659 nach London zurück und in verſchiedene Stellen geſetzt. Sie hielten immerfort mit hergebrachter vertraulicher Gewohnheit aneinander, verſammelten ſich regelmäßig jeden Donnerstag in Gresham College, und es dauerte nicht lange, ſo traten manche londner Naturforſcher hinzu, darunter ſich mehrere aus dem hohen und niedern Adel befanden.

Beyde Claſſen des engliſchen Adels waren mit zeitlichen Gütern reichlich geſegnet. Der hohe Adel beſaß von Alters her groſe Güter und Bequemlichkeiten, die er ſtets zu vermehren im Fall war. Der niedere Adel war ſeit langer Zeit genöthigt worden, gut hauszuhalten und ſeine Glücksumſtände zu verbeſſern, indem ihn zwey Könige, Jacob und Karl, auf ſeinen Gütern zu wohnen und Stadt- und Hofleben zu meiden angehalten hatten. Viele unter ihnen waren zur Naturforſchung aufgeregt und konnten ſich mit Ehren an die neuverſammelten Gelehrten anſchlieſen.

Nur kurze Zeit wurde der Wachsthum, die Mittheilung dieſer Geſellſchaft geſtört, indem bey den Unruhen, welche nach der Abdankung von Cromwel's Sohn entſtanden, ihr Verſammlungsort in ein Soldaten-Quartier verwandelt ward. Doch traten ſie 1660 gleich wieder zuſammen, und ihre Anzahl vermehrte ſich.

Den 18. November dieſes Jahrs bezeichnet die erſte dieſe groſe Anſtalt begründende Sitzung. Unge-

ſähr funfzehn Perſonen waren gegenwärtig; ſie beſtimmten die Zeit ihrer Verſammlung, die Eintritts- und wöchentlichen Zuſchußgelder, erwählten einen Präſidenten, Schatzmeiſter und Secretär; zwanzig aufzunehmende Perſonen wurden vorgeſchlagen. Bald darauf ordneten ſie als Männer, die Gelegenheit genug gehabt hatten über Conſtitutionen nachzudenken, die übrigen zur äußern Form gehörigen Einrichtungen, vortrefflich und zweckmäßig.

Kaum hatte König Karl der II. vernommen, daß eine Verſammlung ſolcher ihm von jeher zugethaner Männer ſich zu einer Geſellſchaft conſtituirt; ſo ließ er ihnen Beſtätigung, Schutz und allen Vorſchub anbieten, und bekräftigte 1662 auf die ehrenvollſte Weiſe die ſämmtlichen Statuten.

Naturwiſſenſchaften in England.

Die Theilnahme des Königs an den natürlichen Wiſſenſchaften kam eben zur rechten Zeit: denn wie bisher theils die Wiſſenſchaften überhaupt, theils die natürlichen verſpätet worden, davon ſoll uns der Biſchof Sprat eine flüchtige Ueberſicht geben.

„Bis zur Verbindung der beyden Häuſer York und Lancaſter wurden alle Kräfte unſeres Landes zu

häuslichen Kriegen zwiſchen dem König und dem Adel, oder zu wüthenden Kämpfen zwiſchen jenen beyden getrennten Familien verwendet, wenn nicht irgend einmal ein muthiger Fürſt ihre Kräfte zu fremden Eroberungen zu gebrauchen wußte. Die zwey Roſen waren in der Perſon des Königs Heinrich des VII. vereinigt, deſſen Regierung, wie ſeine Gemüthsart, heimlich, ſtreng, eiferſüchtig, geizig, aber dabey ſiegreich und weiſe war. Wie wenig aber dieſe Zeit ſich zu neuen Entdeckungen vorbereitet fand, ſieht man daraus, wie gering er das Anerbieten des Chriſtoph Columbus zu ſchätzen wußte. Die Regierung Heinrichs des VIII. war kräftig, kühn, prächtig, freygebig und gelehrt, aber die Veränderung der Religion trat ein und dieß allein war genug den Geiſt der Menſchen zu beſchäftigen."

„Die Regierung Königs Eduard des VI. war unruhig wegen des Zwieſpalts derer die während ſeiner Minderjährigkeit regierten, und die Kürze ſeines Lebens hat uns jener Früchte beraubt, die man nach den bewundernswerthen Anfängen dieſes Königs hoffen konnte. Die Regierung der Königinn Maria war ſchwach, melancholiſch, blutdürſtig gegen die Proteſtanten, verdunkelt durch eine fremde Heirat und unglücklich durch den Verluſt von Calais. Dagegen war die Regierung der Königinn Eliſabeth lang, triumphirend, friedlich nach innen, und nach außen glorreich. Da zeigte ſich, zu welcher Höhe die Engländer ſteigen können, wenn ſie ein Fürſt anführt, der ihren Herzen ſo gut als ihren Händen gebieten kann. In ihren

Tagen setzte sich die Reformation fest; der Handel ward geregelt und die Schiffarth erweiterte sich. Aber obgleich die Wissenschaft schon etwas Grosses hoffen liess; so war doch die Zeit noch nicht gekommen, daß den Naturerfahrungen eine öffentliche Aufmunterung hätte zu Theil werden können, indem die Schriften des Alterthums und die Streitigkeiten zwischen uns und der römischen Kirche noch nicht völlig studiert und beseitigt waren."

„Die Regierung des Königs Jacob war glücklich in allen Vortheilen des Friedens und reich an Personen von tiefer Literatur; aber nach dem Beyspiele des Königs wendeten sie vorzüglich ihre Aufmerksamkeit auf die Verhandlungen der Religion und der Streitigkeiten, so daß selbst Mylord Bacon, mit allem Ansehn das er im Staate besaß, sein Collegium Salomons nur als eine Schilderung, als einen Roman zu Stande bringen konnte. Zwar fing die Zeit Carls des I. an zu solchen Unternehmungen reifer zu werden, wegen des Ueberflusses und der glücklichen Zustände seiner ersten Jahre, auch wegen der Fähigkeit des Königes selbst, der nicht nur ein unnachahmlicher Meister in Verstand und Redekunst war, sondern der auch in verschiedenen practischen Künsten sich über die gewöhnliche Weise der Könige, ja sogar über den Fleiß der besten Künstler erhob. Aber ach! er wurde von den Studien, von Ruhe und Frieden hinweg zu der gefährlichern und rühmlichern Laufbahn des Märtyrers berufen."

„Die letzten Zeiten des bürgerlichen Kriegs und der Verwirrung haben, zum Ersatz jenes unendlichen Jammers, den Vortheil hervorgebracht, daß sie die Geister der Menschen aus einem langen Behagen, aus einer müßigen Ruhe herausrissen und sie thätig, fleißig und neugierig machten. Und gegenwärtig, seit der Rückkehr des Königs, ist die Verblendung vergangener Jahre mit dem Jammer der letzten verschwunden. Die Menschen überhaupt sind müde der Ueberbleibsel des Alterthums und gesättigt von Religionsstreitigkeiten. Ihre Augen sind gegenwärtig nicht allein offen und bereitet zur Arbeit; sondern ihre Hände sind es auch. Man findet jetzo ein Verlangen, eine allgemeine Begierde nach einer Wissenschaft, die friedlich, nutzlich und nährend sey und nicht wie die der alten Secten, welche nur schwere und unverdauliche Argumente gaben, oder bittere Streitigkeiten statt Nahrung, und die, wenn der Geist des Menschen Brodt verlangte, ihm Steine reichten, Schlangen oder Gift."

Aeußere Vortheile der Societät.

Der Theilnahme des Königs folgte sogleich die der Prinzen und reichen Barone. Nicht allein Gelehrte und Forscher, sondern auch Praktiker und Tech-

niker mußten sich für eine solche Anstalt bemühen. Weit ausgebreitet war der Handel; die Gegenstände desselben näher kennen zu lernen, neue Erzeugnisse fremder Weltgegenden in Umlauf zu bringen, war der Vortheil sämmtlicher Kaufmannschaft. Wißbegierigen Reisenden gab man lange Register von Fragen mit; eben dergleichen sendete man an die englischen Residenten in den fernsten Ansiedelungen.

Gar bald drängte sich nunmehr von allen Seiten das Merkwürdige herzu. Durch Beantwortung jener Fragen, durch Einsendung von Instrumenten, Büchern und andern Seltenheiten ward die Gesellschaft jeden Tag reicher und ihre Einwirkung bedeutender.

Innere Mängel der Societät.

Bey allen diesen großen äußeren Vortheilen war auch manches das ihr widerstand. Am meisten schadete ihr die Furcht vor jeder Art von Autorität. Sie konnte daher zu keiner innern Form gelangen, zu keiner zweckmäßigen Behandlung desjenigen was sie besaß und was sie sich vorgenommen hatte.

Vierter Akt.

Einſiedelei in Stellas Garten.

Stella.

Da blühſt ſchön, ſchöner als ſonſt, liebe-liebe Stätte der gehofften ewigen Ruhe — Aber du lokſt mich nicht mehr — mir ſchaudert vor dir — kühle lokre Erde mir ſchaudert vor dir — — Ach wie oft, in Stunden der Einbildung, hüllt ich ſchon, Haupt und Bruſt dahingegeben in den Mantel des Todes, und ſtand gelaſſen an deiner Tiefe, und ſchritt hinunter, und verbarg mein iammervolles Herz unter deine lebendige Deke. Da ſollteſt du Verweſung, wie ein liebes Kind, dieſe überfüllte, drängende Bruſt ausſaugen, und mein ganzes Daſeyn in einen freundlichen Traum auflöſen — Und nun — Sonne des Himmels du ſcheinſt herein — es iſt ſo licht, ſo offen um mich her, und ich freue mich des! — Er iſt wie-

der

Durch Bacons Anlaß und Anstoß war der Sinn der Zeit auf das Reale, das Wirkliche gerichtet worden. Dieser außerordentliche Mann hatte das große Verdienst, auf die ganze Breite der Naturforschung aufmerksam gemacht zu haben. Bey einzelnen Erfahrungen drang er auf genaue Beobachtung der Bedingungen, auf Erwägung aller begleitenden Umstände. Der Blick in die Unendlichkeit der Natur war geöffnet und zwar bey einer Nation, die ihn sowohl nach innen als nach außen am lebhaftesten und weitesten umherwenden konnte. Sehr viele fanden eine leidenschaftliche Freude an solchen Versuchen, welche die Erfahrungen wiederholten, sicherten und mannigfaltiger machten; andere ergetzten sich hingegen an der nächsten Aussicht auf Anwendung und Nutzen.

Wie aber in der wissenschaftlichen Welt nicht leicht ohne Trennung gewirkt werden kann, so findet man auch hier eine entschiedene Spaltung zwischen Theorie und Praxis. Man hatte noch in frischem Andenken, wie die weichende Scholastik durch eine seltsame Philosophie, durch den Cartheſianismus sogleich wieder ersetzt worden. Hier sah man aufs Neue ein Beyspiel, was ein einziger trefflicher Kopf auf andere zu wirken, wie er sie nach seinem Sinne zu bilden im Stande ist. Wie entfernt man sey die Gesinnungen eines Einzelnen gelten zu lassen, drückte die Societät unter ihrem Wappen durch den Wahlspruch aus: Nullius in Verba; und damit man ja vor allem Allgemeinen, vor allem was eine Theorie nur von fern

anzudeuten ſchien, ſicher wäre; ſo ſprach man den Vorſatz beſtimmt aus, die Phänomene ſo wie die Experimente an und für ſich zu beobachten, neben einander, ohne irgend eine künſtlich ſcheinende Verbindung, einzeln ſtehen zu laſſen.

Die Unmöglichkeit dieſen Vorſatz auszuführen, ſahen ſo kluge Leute nicht ein. Man bemerkte nicht, daß ſehr bald nach den Urſachen gefragt wurde, daß der König ſelbſt, indem er der Societät natürliche Körper verehrte, nach dem Wie der Wirkungen ſich erkundigte. Man konnte nicht vermeiden, ſich ſo gut und ſchlimm als es gehen wollte, einige Rechenſchaft zu geben; und nun entſtanden partielle Hypotheſen, die mechaniſche und machiniſtiſche Vorſtellungsart gewann die Oberhand, und man glaubte noch immer, wenn man ein Gefolgertes ausgeſprochen hatte, daß man den Gegenſtand, die Erſcheinung ausſpreche.

Indem man aber mit Furcht und Abneigung ſich gegen jede theoretiſche Behandlung erklärte, ſo behielt man ein großes Zutrauen zu der Mathematik, deren methodiſche Sicherheit in Behandlung körperlicher Dinge ihr, ſelbſt in den Augen der größten Zweifler, eine gewiſſe Realität zu geben ſchien. Man konnte nicht läugnen daß ſie, beſonders auf techniſche Probleme angewendet, vorzüglich nützlich war, und ſo ließ man ſie mit Ehrfurcht gelten, ohne zu ahnden daß, indem man ſich vor dem Ideellen zu hüthen ſuchte, man das Ideelſte zugelaſſen und beybehalten hatte.

So wie das was eigentlich Methode ſey, den Augen der Geſellen faſt gänzlich verborgen war, ſo hatte man gleichfalls eine ſorgliche Abneigung vor einer Methode zu der Erfahrung. Die Unterhaltung der Geſellſchaft in ihren erſten Zeiten war immer zufällig geweſen. Was die Einen als eigenes Studium beſchäftigte, was die Andern als Neuigkeit intereſſirte, brachte Jeder unaufgefordert und nach Belieben vor. Eben ſo blieb es nach der übrigens ſehr förmlich eingerichteten Conſtitution. Jeder theilt mit was gerade zufällig bereit iſt. Erſcheinungen der Naturlehre, Körper der Naturgeſchichte, Operationen der Technik, alles zeigt ſich bunt durch einander. Manches Unbedeutende, anderes durch einen wunderbaren Schein Intereſſirende, anderes bloß Curioſe findet Platz und Aufnahme; ja ſogar werden Verſuche mitgetheilt aus deren nähern Umſtänden man ein Geheimniß macht. Man ſieht eine Geſellſchaft ernſthafter würdiger Männer, die nach allen Richtungen Streifzüge durch das Feld der Naturwiſſenſchaft vornehmen, und weil ſie das Unermeßliche deſſelben anerkennen, ohne Plan und Maßregel darin herumſchweifen. Ihre Seſſionen ſind öfters Quodlibets, über die man ſich des Lächelns, ja des Lachens nicht enthalten kann.

Die Angſt der Societät vor irgend einer rationellen Behandlung war ſo groß, daß ſich Niemand getraute auch nur eine empiriſche Abtheilung und Ordnung in das Geſchäft zu bringen. Man durfte nur die verſchiedenen Klaſſen der Gegenſtände, man durfte

Physik, Naturgeschichte und Technik von einander trennen und in diesen die nothwendigsten Unterabtheilungen machen, sodann die Einrichtung treffen, daß in jeder Session nur Ein Fach bearbeitet werden sollte; so war der Sache schon sehr geholfen.

Porta hatte schon hundert Jahre vorher die physicalischen Phänomene in Rubriken vorgetragen. Man konnte dieses Buch bequem zum Grunde legen, das alte Wunderbare nach und nach sichten und auslöschen, das in der Zwischenzeit Erfundene nachtragen, sodann das jedesmal bey der Societät Vorkommende aus den Protocollen an Ort und Stelle eintragen; so entging man wenigstens der größten Verwirrung und war sicher, daß sich nichts versteckte oder verlor, wie es z. B. mit Mayow's Erfahrungen ging, von welchen die Societät Notiz hatte, sie aber vernachlässigte und freylich das Genauere nicht erfuhr, weil sie den von Hook zum Mitglied vorgeschlagenen Mayow nicht aufnahm.

In seiner neuen Atlantis hatte Bacon für das naturforschende Salomonische Collegium einen ungeheuern romantischen Pallast mit vielen Flügeln und Pavillons gebaut, worin sich denn wohl auch mancher äußerst phantastische Saal befand. Diese Andeutungen konnten freylich einer Gesellschaft, die im wirklichen Leben entsprang, wenig Vortheil gewähren; aber bestimmt genug hatte er am Ende jener Dichtung die Nothwendigkeit ausgesprochen, die verschiedenen Functionen eines solchen Unternehmens unter mehrere Per-

sonen zu theilen, oder wenn man will, diese Functionen als von einander abgesondert, aber doch immer in gleichem Werthe neben einander fortschreitend zu betrachten.

„Wir haben zwölf Gesellen, sagte er, um uns Bücher, Materialien und Vorschriften zu Experimenten anzuwerben. Drey haben wir, welche alle Versuche, die sich in Büchern finden, zusammenbringen; drey welche die Versuche aller mechanischen Künste, der freyen und praktischen Wissenschaften, die noch nicht zu einer Einheit zusammengeflossen, sammeln. Wir haben drey, die sich zu neuen Versuchen anschicken, wie es ihnen nützlich zu seyn scheint; drey welche die Erfahrungen aller dieser schon genannten in Rubriken und Tafeln aufstellen, daß der Geist zu Beobachtungen und Schlüssen sie desto bequemer vor sich finde. Drey haben wir, welche diese sämmtlichen Versuche in dem Sinne ansehen, daß sie daraus solche Erfindungen ziehen, die zum Gebrauche des Lebens und zur Ausübung dienen; dann aber drey, die nach vielen Zusammenkünften und Rathschlüssen der Gesellschaft, worin das Vorhandene durchgearbeitet worden, Sorge tragen, daß nach dem was schon vor Augen liegt, neue, tiefer in die Natur dringende Versuche eingeleitet und angestellt werden; dann drey, welche solche aufgegebene Experimente ausführen und von ihrem Erfolg Nachricht geben. Zuletzt haben wir drey, die jene Erfindungen und Offenbarungen der Natur durch Versuche zu höheren Beobachtungen, Axiomen und Aphorismen erheben

und befördern, welches nicht anders als mit Beyrath der sämmtlichen Gesellschaft geschieht."

Von dieser glücklichen Sonderung und Zusammenstellung ist keine Spur in dem Verfahren der Societät, und eben so geht es auch mit ihren nach und nach sich anhäufenden Besitzungen. Wie sie jeden Naturfreund ohne Unterschied des Ranges und Standes für societätsfähig erklärt hatte, eben so bekannt war es, daß sie alles was sich nur einigermaßen auf Natur bezog, annehmen und bey sich aufbewahren wolle. Bey der allgemeinen Theilnahme die sie erregte, fand sich ein grosser Zufluß ein, wie es bey allen empirischen Anhäufungen und Sammlungen zu geschehen pflegt. Der König, der Adel, Gelehrte, Oekonomen, Reisende, Kaufleute, Handwerker, alles drängte sich zu, mit Gaben und Merkwürdigkeiten. Aber auch hier scheint man vor irgend einer Ordnung Scheu gehabt zu haben, wenigstens sieht man in der frühern Zeit keine Anstalt ihre Vorräthe zu rangiren, Catalogen darüber zu machen und dadurch auf Vollständigkeit auch nur von ferne hinzudeuten. Will man sie durch die Beschränktheit und Unsicherheit ihres Locals entschuldigen, so lassen wir diesen Einwurf nur zum Theil gelten: denn durch einen wahren Ordnungsgeist wären diese Hindernisse wohl zu überwinden gewesen.

Jede einseitige Maxime muß, wenn sie auch zu gewissen Zwecken tauglich gefunden wird, sich zu andern unzulänglich, ja schädlich erzeigen. Sprat mag

mit noch ſo vieler Beredtſamkeit den Vorſatz der Geſellſchaft, nicht zu theoretiſiren, nicht zu methodiſiren, nicht zu ordnen, rühmen und vertheidigen, hinter ſeinen vielen Argumenten glaubt man nur ſein böſes Gewiſſen zu entdecken; und man darf nur den Gang des Societätsgeſchäftes in den Protokollen einige Jahre verfolgen, ſo ſieht man, daß ſie die aus ihrer Maxime entſpringenden Mängel gar wohl nach und nach bemerkt und dagegen, jedoch leider unzulängliche, Anordnungen macht.

Die Experimente ſollen nicht aus dem Stegreife vorgelegt, ſondern in der vorhergehenden Seſſion angezeigt werden; man ordnet Verſuche in gewiſſen Folgen an, man ſetzt Committees nieder, welche, im Vorbeygehen ſey es geſagt, in politiſchen und praktiſchen Fällen gut ſeyn mögen, in wiſſenſchaftlichen Dingen aber gar nichts taugen. Neigung oder Abneigung, vorgefaßte Meynung der Commiſſarien ſind hier nicht ſo leicht wie dort zu controliren. Ferner verlangt man Gutachten und Ueberſichten; da aber nichts zuſammenhängt, ſo wird eins über das andere vergeſſen. Selten geſchieht was man ſich vorgeſetzt hatte, und wenn es geſchieht, ſo iſt es meiſtentheils nicht anlangend noch hinreichend. Und nach welchem Maaßſtab ſoll es gemeſſen, von wem ſoll es beurtheilt werden?

Vielleicht iſt hieran auch der im Anfang monatliche Präſidentenwechſel Schuld; ſo wie auch hier die Ungewißheit und Unzulänglichkeit des Locals, der Man-

gel eines Laboratoriums und was andere daraus entspringende Hinderniſſe ſind, zur Entſchuldigung angeführt werden können.

Mängel die in der Umgebung und in der Zeit liegen.

Von manchem was ſich einem regelmäßigen und glücklichen Fortſchritt der Societät entgegenſetzte, haben wir freylich gegenwärtig kaum eine Ahndung. Man hielt von Seiten der Menge, und zwar nicht eben gerade des Pöbels, die Naturwiſſenſchaften und beſonders das Experimentiren auf mancherley Weiſe für ſchädlich, ſchädlich der Schullehre, der Erziehung, der Religion, dem praktiſchen Leben und was dergleichen Beſchränktheiten mehr waren.

Ingleichen ſtellen wir uns nicht vor, wenn wir von jenen engliſchen Experimentalphiloſophen ſo vieles leſen, wie weit man überhaupt zu Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts noch im Experimentiren zurückſtand. Von der alchymiſtiſchen Zeit her war noch die Luſt am Geheimniß geblieben, von welchem man bey zunehmender Technik, beym Eingreifen des Wiſſens ins Leben, nunmehr manche Vortheile hoffen konnte. Die Werkzeuge mit denen man operirte, waren noch höchſt unvollkommen. Wer ſieht dergleichen Inſtrumente aus

jener Zeit in alten physicalischen Rüstkammern und ihre Unbehülflichkeit nicht mit Verwunderung und Bedauern.

Das größte Uebel aber entsprang aus einer gewissen Verfahrungsart selbst. Man hatte kaum den Begriff, daß man ein Phänomen, einen Versuch auf seine Elemente reduciren könne; daß man ihn zergliedern, vereinfachen und wieder vermannigfaltigen müsse, um zu erfahren, wohin er eigentlich deute. Die fleißigsten Beobachter der damaligen Zeit geben Anlaß zu dieser Reflexion, und Newtons Theorie hätte nicht entstehen können, wenn er für diese Hauptmaxime, die den Experimentirenden leiten soll, irgend einen Sinn gehabt hätte. Man ergriff einen verwickelten Versuch und eilte sogleich zu einer Theorie die ihn unmittelbar erklären sollte; man that gerade das Gegentheil von dem was man in Mund und Wappen führte.

Robert Hook.

Hook, der Experimentator und Sekretär der Societät, war in demselben Falle, und ob ihm gleich die Gesellschaft manches schuldig ist, so hat ihr doch sein Character viel Nachtheil gebracht. Er war ein lebhafter, unruhig thätiger Mann, von den ausgebreitetsten Kenntnissen; aber er wollte auch nichts für neu oder bedeutend gelten lassen, was irgend angebracht und

mitgetheilt wurde. Er glaubte es entweder selbst schon zu kennen, oder etwas anderes und besseres zu wissen.

So viel er auch that, ja im Einzelnen durcharbeitete, so war er doch durchaus unstät und wurde es noch mehr durch seine Lage, da die ganze Erfahrungsmasse auf ihn eindrang und er, um ihr gewachsen zu seyn, seine Kräfte bald dahin, bald dorthin wenden mußte. Dabey war er zerstreut, nachlässig in seinem Amte, obgleich auf seinem eigenen Wege immer thätig.

Viele Jahre müht sich die Societät vergebens mit ihm ab. Sehr ernstlich wird ihm auferlegt: er soll regelmäßig Versuche machen, sie vorher anzeigen, in den folgenden Sessionen wirklich darlegen; wobey die gute Societät freylich nicht bedenkt, daß Sessionen nicht dazu geeignet sind, Versuche anzustellen und sich von den Erscheinungen vollständig zu überzeugen. Wie ihnen denn auch einmal ein Vogel den Gefallen nicht thun will, unter der mapowschen Glocke, ehe die Versammlung auseinander geht, zu sterben.

Aehnliche Fälle benutzt Hook zu allerley Ausflüchten. Er gehorcht nicht, oder nur halb; man verkümmert ihm seine Pension, er wird nicht gefügsamer, und wie es in solchen Fällen geht, man ermüdet streng zu seyn, man bezahlt ihm zuletzt aus Gunst und Nachsicht seine Rückstände auf einmal. Er zeigt eine Anwandlung von Besserung, die nicht lange dauert, und die Sache schleppt sich ihren alten Gang.

der da! — Und in einem Wink steht rings um mich die Schöpfung liebevoll — und ich bin ganz Leben — — und neues, wärmeres, glühenderes Leben will ich von seinen Lippen trinken! — Zu ihm — bei ihm — mit ihm in bleibender Kraft wohnen — Fernando! — Er kommt! Horch! — Nein, noch nicht! — — Hier soll er mich finden, hier an meinem Rosenaltar, unter meinen Rosenzweigen! diese Knöspgen will ich ihm brechen — — Hier! Hier! — Und dann führ ich ihn in diese Laube. Wohl, wohl war's, daß ich sie doch, so eng eng sie ist, für zwei eingerichtet habe — Hier lag sonst mein Buch, stand mein Schreibzeug — Weg Buch! und Schreibzeug! — Käm' er nur! — Gleich verlassen! — Hab' ich ihn denn wieder? — Ist er da? —

Fernando kommt.

Stella.

Wo bleibst du mein Bester? Wo bist du? Ich bin lang, lang allein! (ängstlich.) Was hast du?

So sah es mit der innern Verfassung eines Gerichtshofes aus, bey dessen Entscheidung über eine bedeutende und weit eingreifende Theorie sich die wissenschaftliche Welt beruhigen sollte.

Isaak Newton

geb. 1642. gest. 1727.

Unter denen welche die Naturwissenschaften bearbeiten, lassen sich vorzüglich zweyerley Arten von Menschen bemerken.

Die ersten, genial, productiv und gewaltsam, bringen eine Welt aus sich selbst hervor, ohne viel zu fragen, ob sie mit der wirklichen übereinkommen werde. Gelingt es, daß dasjenige was sich in ihnen entwickelt, mit den Ideen des Weltgeistes zusammentrifft, so werden Wahrheiten bekannt, wovor die Menschen erstaunen und wofür sie Jahrhunderte lang dankbar zu seyn Ursache haben. Entspringt aber in so einer tüchtigen genialen Natur irgend ein Wahnbild, das in der allgemeinen Welt kein Gegenbild findet, so kann ein solcher Irrthum nicht minder gewaltsam um sich greifen und die Menschen Jahrhunderte durch hinreißen und übervortheilen.

Die von der zweyten Art, geistreich, scharfsinnig,

behutsam, zeigen sich als gute Beobachter, sorgfältige Experimentatoren, vorsichtige Sammler von Erfahrungen; aber die Wahrheiten welche sie fördern, wie die Irrthümer welche sie begehen, sind gering. Ihr Wahres fügt sich zu dem anerkannten Richtigen oft unbemerkt, oder geht verloren; ihr Falsches wird nicht aufgenommen, oder wenn es auch geschieht, verlischt es leicht.

Zu der ersten dieser Classen gehört Newton, zu der zweyten die besseren seiner Gegner. Er irrt und zwar auf eine entschiedene Weise. Erst findet er seine Theorie plausibel, dann überzeugt er sich mit Uebereilung, ehe ihm deutlich wird, welcher mühseligen Kunstgriffe es bedürfen werde, die Anwendung seines hypothetischen Apercüs durch die Erfahrung durchzuführen. Aber schon hat er sie öffentlich ausgesprochen, und nun verfehlt er nicht alle Gewandtheit seines Geistes aufzubieten, um seine These durchzusetzen; wobey er mit unglaublicher Kühnheit das ganz Absurde als ein ausgemachtes Wahre der Welt ins Angesicht behauptet.

Wir haben in der neuern Geschichte der Wissenschaften einen ähnlichen Fall an Tycho de Brahe. Dieser hatte sich gleichfalls vergriffen, indem er das Abgeleitete für das Ursprüngliche, das Untergeordnete für das Herrschende in seinem Weltsystem gestellt hatte. Auch er war zu geschwind mit dieser unhaltbaren Grille hervorgetreten; seine Freunde und gleichzeitigen Verehrer schreiben in ihren vertraulichen Briefen darüber

ganz unbewunden und sprechen deutlich aus, daß Tycho, wenn er nicht schon sein System publicirt und eine Zeit lang behauptet hätte, das Copernikanische wahrscheinlich annehmen und dadurch der Wissenschaft grossen Dienst leisten würde; dahingegen nunmehr zu fürchten sey, daß er den Himmel öfter nach seiner Lehre ziehen und biegen werde.

Schon die Zeitgenossen und Mitarbeiter Tycho's befreyten sich von seiner ängstlichen verwirrenden Meynung. Aber Newton theilte seine Ueberzeugung, so wie seine Hartnäckigkeit, seinen Schülern mit, und wer den Parteygeist kennt, wird sich nicht verwundern, daß diese keine Augen und Ohren mehr haben, sondern das alte Credo immerfort wiederholen, wie es ihnen der Meister eingelernt.

Der Character, die Fähigkeiten, das Benehmen, die Schicksale seiner Gegner, können nur im Einzelnen vorgetragen werden. Zum Theil begriffen sie nicht worauf es ankam, zum Theil sahen sie den Irrthum wohl ein; hatten aber weder Kraft, noch Geschick, noch Opportunität ihn zu zerstören.

Wir finden 1666 Newton als Studirenden zu Cambridge, mit Verbesserung der Teleskope und mit prismatischen Versuchen zu diesem Zweck beschäftigt, wobey er seine Farbentheorie bey sich festsetzt. Von ihm selbst haben wir hierüber drey Arbeiten, aus wel-

chen wir seine Denkweise übersehen, dem Gange den er genommen, folgen können.

Lectiones Opticae.

Nachdem er 1667 Magister, 1669 Professor der Mathematik an Barrow's Stelle geworden, hält er in diesem und den beyden folgenden Jahren der studirenden Jugend Vorlesungen, in welchen er das Physische der Farbenphänomene durch mathematische Behandlung soviel als möglich an dasjenige heranzuziehen sucht, was man von ihm in seiner Stelle erwartet. Er arbeitet diese Schrift nachher immer weiter aus, läßt sie aber liegen, so daß sie erst nach seinem Tode 1729 gedruckt wird.

Brief an den Secretär der Londner Societät.

Im Jahre 1671 wird er Mitglied der Londner Societät und legt ihr sein neues katoptrisches Teleskop vor und zugleich seine Farbentheorie, aus welcher er

folgert wird, daß die dioptriſchen Fernröhre nicht zu verbeſſern ſeyen.

Dieſer Brief eigentlich beſchäftigt uns hier, weil Newton den Gang den er genommen ſich von ſeiner Theorie zu überzeugen, darin ausführlich erzählt, und weil er überhaupt hinreichend wäre, uns einen vollkommenen Begriff von der Newtoniſchen Lehre zu geben.

An dieſen Brief ſchließen ſich auch die erſten Einwürfe gegen die Newtoniſche Lehre, welche nebſt den Antworten des Verfaſſers bis 1676 reichen.

Die Optik.

Seit gedachtem Jahre läßt ſich Newton in weiter keine Controvers ein, ſchreibt aber die Optik, welche 1703 herauskommt, da ſeine Autorität am höchſten geſtiegen und er zum Präſidenten der Societät ernannt war. In dieſem Werke ſind die Erfahrungen und Verſuche ſo geſtellt, daß ſie allen Einwendungen die Stirn bieten ſollen.

Um nunmehr dasjenige worauf es bey der Sache ankommt, hiſtoriſch deutlich zu machen, müſſen wir einiges aus der vergangenen Zeit nachholen.

Die Wirkung der Refraction war von den älteſten Zeiten her bekannt, ihre Verhältniſſe aber, bis in das ſechzehnte Jahrhundert, nur empiriſch beſtimmt. Snellius entdeckte das Geſetzliche daran und bediente ſich zur Demonſtration des ſubjectiven Verſuchs, den wir mit dem Namen der Hebung bezeichnet haben. Andere wählten zur Demonſtration den objectiven Verſuch, und das Kunſtwort Brechung wird davon ausſchließlich gebraucht. Das Verhältniß der beyden Sinus des Einfalls- und Brechungswinkels wird rein ausgeſprochen, als wenn kein Nebenumſtand dabey zu beobachten wäre.

Die Refraction kam hauptſächlich bey Gelegenheit der Fernröhre zur Sprache. Diejenigen die ſich mit Teleſkopen und deren Verbeſſerung beſchäftigten, mußten bemerken, daß durch Objectivgläſer die aus Kugelſchnitten beſtehen, das Bild nicht rein in einen Punct zu bringen iſt, ſondern daß eine gewiſſe Abweichung ſtatt findet, wodurch das Bild undeutlich wird. Man ſchrieb ſie der Form der Gläſer zu und ſchlug deswegen hyperboliſche und elliptiſche Oberflächen vor.

So oft von Refraction, beſonders ſeit Antonius de Dominis, die Rede iſt, wird auch immer der Farbenerſcheinung gedacht. Man ruft bey dieſer Gelegenheit die Prismen zu Hülfe, welche das Phänomen ſo eminent darſtellen. Als Newton ſich mit Verbeſſerung der Teleſkope beſchäftigte und, um jene Aberration von Seiten der Form wegzuſchaffen, hyperboliſche

und elliptiſche Gläſer arbeitete, unterſuchte er auch die Farbenerſcheinung und überzeugte ſich, daß dieſe gleichfalls eine Art von Abweichung ſey wie jene, doch von weit größerer Bedeutung, dergeſtalt daß jene dagegen gar nicht zu achten ſey, dieſe aber, wegen ihrer Größe, Beſtändigkeit und Untrennbarkeit von der Refraction, alle Verbeſſerung der dioptriſchen Teleſkope unmöglich mache.

Bey Betrachtung dieſer die Refraction immer begleitenden Farbenerſcheinung fiel hauptſächlich auf, daß ein rundes Bild wohl ſeine Breite behielt, aber in der Länge zunahm. Es wurde nunmehr eine Erklärung gefordert, welche im ſiebzehnten Jahrhundert oft verſucht worden, Niemanden aber gelungen war.

Newton ſcheint, indem er eine ſolche Erklärung aufſuchte, ſich gleich die Frage gethan zu haben: ob die Urſache in einer innern Eigenſchaft des Lichts, oder in einer äußern Bedingtheit deſſelben zu ſuchen ſey? Auch läßt ſich aus ſeiner Behandlung der Sache, wie ſie uns bekannt worden, ſchließen, daß er ſich ſehr ſchnell für die erſtere Meynung entſchieden habe.

Das erſte was er alſo zu thun hatte, war, die Bedeutſamkeit aller äußern Bedingungen, die bey dem prismatiſchen Verſuche vorkamen, zu ſchwächen, oder ganz zu beſeitigen. Ihm waren die Ueberzeugungen ſeiner Vorgänger wohl bekannt, welche eben dieſen äußern Bedingungen einen großen Werth beygelegt.

Er führt ihrer sechs auf, um eine nach der andern zu verneinen. Wir tragen sie in der Ordnung vor wie er sie selbst aufführt, und als Fragen wie er sie gleichfalls gestellt hat.

Erste Bedingung. Trägt die verschiedene Dicke des Glases zur Farbenerscheinung bey?

Diese hier nur im Allgemeinen und Unbestimmten aufgestellte Frage ward eigentlich dadurch veranlaßt: Antonius de Dominis, Kircher und andere hatten geglaubt, indem sie das Gelbe durch die Spitze des brechenden Winkels oder näher an ihm, das Blaue aber zu oberst, wo das Prisma mehrere Masse hat, hervorgebracht sahen, es sey die größere oder geringere Stärke des Glases Ursache der Farbenverschiedenheit. Sie hätten aber nur dürfen beym Gebrauch eines größeren Prisma's dasselbe von unten hinauf, oder von oben herunter, nach und nach zudecken, so würden sie gesehen haben, daß an jeder mittleren Stelle jede Farbe entstehen kann. Und Newton hatte also ganz Recht, wenn er in diesem Sinne die Frage mit Nein beantwortet.

Doch haben weder Er noch seine Nachfolger auf den wichtigen Umstand aufmerksam gemacht, daß die Stärke oder die Schwäche des Mittels überhaupt, zwar nicht zur Entstehung der verschiedenen Farben, aber doch zum Wachsthum oder zur Verminderung der Erscheinung sehr viel beytrage, wie wir am gehörigen

Orte umſtändlich ausgeführt haben. (S. 209 — 217.) Dieſe Bedingung iſt alſo keineswegs als vollkommen beſeitigt anzuſehen, ſie bleibt vielmehr in einem Sinne, an den man freylich damals nicht gedacht, als höchſt bedeutend beſtehen.

Zweyte Bedingung. In wiefern tragen größere oder kleinere Oeffnungen im Fenſterladen zur Geſtalt der Erſcheinung, beſonders zum Verhältniß ihrer Länge zur Breite bey?

Newton will auch dieſe Bedingung unbedeutend gefunden haben, welches ſich auf keine Weiſe begreifen läßt, als daß man annimmt, er habe, indem er mit kleinen Prismen operirt, die Oeffnungen im Fenſterladen nicht von ſehr verſchiedener Größe machen können. Denn obgleich das Verhältniß der Länge zur Breite, im prismatiſchen Bilde, von mancherley Urſachen abhängt, ſo iſt doch die Größe der Oeffnung eine der hauptſächlichſten: denn je größer die Oeffnung wird, deſto geringer wird das Verhältniß der Länge zur Breite. Man ſehe was wir hierüber im polemiſchen Theil (92.) umſtändlich und genau ausgeführt haben. Dieſe zweyte Frage wird alſo von uns auf das entſchiedenſte mit Ja beantwortet.

Dritte Bedingung. Tragen die Gränzen des Hellen und Dunklen etwas zur Erſcheinung bey?

Das ganze Capitel unſeres Entwurfs, welches die

Farben abhandelt, die bey Gelegenheit der Refraction entstehen, ist durchaus bemüht zu zeigen, daß eben die Gränzen ganz allein die Farbenerscheinung hervorbringen. Wir wiederholen hier nur das Hauptmoment.

Es entspringt keine prismatische Farbenerscheinung, als wenn ein Bild verrückt wird, und es kann kein Bild ohne Gränze seyn. Bey dem gewöhnlichen prismatischen Versuch geht durch die kleinste Oeffnung das ganze Sonnenbild durch, das ganze Sonnenbild wird verrückt; bey geringer Brechung nur an den Rändern, bey stärkerer aber völlig gefärbt.

Durch welche Art von Untersuchung jedoch Newton sich überzeugt habe, daß der Gränze kein Einfluß auf die Farbenerscheinung zuzuschreiben sey, muß jeden der nicht verwahrlost ist, zum Erstaunen, ja zum Entsetzen bewegen, und wir fordern alle günstige und ungünstige Leser auf, diesem Puncte die größte Aufmerksamkeit zu widmen.

Bey jenem bekannten Versuche, bey welchem das Prisma innerhalb der dunklen Kammer sich befindet, geht das Licht, oder vielmehr das Sonnenbild, zuerst durch die Oeffnung und dann durch das Prisma, da denn auf der Tafel das farbige Spectrum erscheint. Nun stellt der Experimentator, um gleichsam eine Probe auf seinen ersten Versuch zu machen, das Prisma hinaus vor die Oeffnung und findet in der dunklen Kam-

Fernando vor ſich.

Die Weiber haben mich verſtimmt! — (laut.) Die Alte iſt ein braves Weib; ſie will aber nicht bleiben, will keine Urſache ſagen, ſie will fort. Laß ſie Stella.

Stella.

Wenn ſie nicht zu bewegen iſt, ich will ſie nicht wider Willen — Und, Fernando, ich brauche Geſellſchaft — und iezt — (an ſeinem Hals) iezt Fernando! Ich habe dich ja!

Fernando.

Beruhige dich!

Stella.

Laß mich weinen! Ich wollte der Tag wäre vorbei! Noch zittern mir alle Gebeine! — Freude! — alles unerwartet, auf einmal! Dich Fernando! Und kaum! kaum! Ich werde vergehen in allem dieſem!

Fernando vor ſich.

Ich Elender! Sie verlaſſen? (laut.) Laß mich Stella!

hier, vor wie nach, sein gefärbtes verlängertes Bild. Daraus schließt er, die Oeffnung habe keinen Einfluß auf die Färbung desselben.

Wir fodern alle unsere gegenwärtigen und künftigen Gegner auf diese Stelle. Hier wird von nun an um die Haltbarkeit oder Unhaltbarkeit des Newtonischen Systems gekämpft, hier, gleich am Eingange des Labyrinths und nicht drinnen in den verworrenen Irrgängen, hier, wo uns Newton selbst aufbewahrt hat, wie er zu seiner Ueberzeugung gelangt ist.

Wir wiederholen daher was schon oft von uns didactisch und polemisch eingeschärft worden: Das gebrochene Licht zeigt keine Farbe als bis es begränzt ist; das Licht nicht als Licht, sondern insofern es als ein Bild erscheint, zeigt bey der Brechung eine Farbe, und es ist ganz einerley, ob erst ein Bild entstehe das nachher gebrochen wird, oder ob eine Brechung vorgehe, innerhalb welcher man ein Bild begränzt.

Man gewöhne sich mit dem großen Wasserprisma zu operiren, welches uns ganz allein über die Sache einen vollkommnen Aufschluß geben kann, und man wird nicht aufhören sich zu wundern, durch welch einen unglaublichen Fehlschluß sich ein so vorzüglicher Mann nicht allein zu Anfang getäuscht, sondern den Irrthum so bey sich festwurzeln lassen, daß er wider allen Augenschein, ja wider besser Wissen und Gewissen, in der Folge dabey verharrt und einen ungehörigen

Verſuch nach dem andern erſonnen, um ſeine erſte Unaufmerkſamkeit vor unaufmerkſamen Schülern zu verbergen. Man ſehe was von uns im polemiſchen Theile, beſonders zum zweyten Theil des erſten Buchs der Optik, umſtändlicher ausgeführt worden, und erlaube uns hier den Triumph der guten Sache zu feyern, den ihr die Schule, mit aller ihrer Halsſtarrigkeit, nicht lange mehr verkümmern wird.

Jene drey nunmehr abgehandelten Fragepuncte beziehen ſich auf Aeußerungen älterer Naturforſcher. Der erſte kam vorzüglich durch Antonius de Dominis, der zweyte und dritte durch Kircher und Descartes zur Sprache.

Außerdem waren noch andre Puncte zu beſeitigen, andere äußere Bedingungen zu läugnen, die wir nun der Ordnung nach vorführen, wie ſie Newton beybringt.

Vierte Bedingung. Sind vielleicht Ungleichheiten und Fehler des Glaſes Schuld an der Erſcheinung?

Noch in dem ſiebzehnten Jahrhunderte ſind uns mehrere Forſcher begegnet, welche die prismatiſchen Erſcheinungen bloß für zufällig und regellos hielten. Newton beſtand zuerſt mit Macht darauf, daß ſie regelmäßig und beſtändig ſeyen.

Wenn Ungleichheiten und Fehler des Glases unregelmäßig scheinende Farben hervorbringen, so entstehen sie doch eben so gut dem allgemeinen Gesetze gemäß, als die entschiedenen des reinsten Glases: denn sie sind nur Wiederholungen im Kleinen von der größern Farbenerscheinung an den Rändern des Prisma's, indem jede Ungleichheit, jede undurchsichtige Faser, jeder dunkle Punct als ein Bildchen anzusehen ist, um welches her die Farben entstehen. Wenn also die Hauptserscheinung gesetzlich und constant ist, so sind es diese Nebenerscheinungen auch; und wenn Newton völlig Recht hatte, auf dem Gesetzlichen des Phänomens zu bestehen, so beging er doch den großen Fehler, das eigentliche Fundament dieses Gesetzlichen nicht anzuerkennen.

Fünfte Bedingung. Hat das verschiedene Einfallen der Strahlen, welche von verschiedenen Theilen der Sonne herabkommen, Schuld an der farbigen Abweichung?

Es war freylich dieses ein Punct, welcher eine genaue Untersuchung verdiente. Denn kaum hatte man sich an der durch Huygens bekannt gewordnen Entdeckung des Snellius, wodurch dem Einfallswinkel zu dem gebrochnen Winkel ein beständiges Verhältniß zugesichert worden, kaum hatte man sich daran erfreut und hierin ein großes Fundament zu künftigen Untersuchungen und Ausübungen erblickt, als nun Newton auf einmal die früher kaum geachtete farbige Aberra-

tion so sehr bedeutend finden wollte. Die Geister hielten fest an jener Vorstellung, daß Incidenz und Brechung in bestimmtem Verhältnisse stehen müsse, und die Frage war natürlich: ob nicht etwa auch bey dieser scheinbar aus der Regel schreitenden Erscheinung eine verschiedene Incidenz im Spiele sey?

Newton wendete also hier ganz zweckmäßig seine mathematische Genauigkeit an diesen Punct und zeigte, soviel wir ihn beurtheilen können, gründlich, obgleich mit etwas zu viel Umständlichkeit, daß die Farbenerscheinung keiner diversen Incidenz zugeschrieben werden könne; worin er denn auch ganz Recht hat und wogegen nichts weiter zu sagen ist.

Sechste Bedingung. Ob vielleicht die Strahlen nach der Refraction sich in krummen Linien fortpflanzen und also das so seltsam verlängerte Bild hervorbringen?

Durch Descartes und andre, welche zu mechanischen Erklärungsarten geneigt waren, kam beym Lichte, beym Schall und bey andern schwer zu versinnlichenden Bewegungen, das in mechanischen Fällen übrigens ganz brauchbare Beyspiel vom Ballschlag zur Sprache. Weil nun der geschlagene Ball sich nicht in gerader Linie sondern in einer krummen bewegt, so konnte man nach jener globularen Vorstellungsart denken, das Licht erhalte bey der Refraction einen solchen Schub, daß es aus seiner geradlinigen Bewegung in eine krummli-

nige überzugehen veranlaßt werde. Gegen dieſe Vorſtellung argumentirt und experimentirt Newton und zwar mit Recht.

Da nunmehr Newton dieſe ſechs äußern Bedingungen völlig removirt zu haben glaubt, ſo ſchreitet er unmittelbar zu dem Schluſſe: es ſey die Farbe dem Licht nicht nur eingeboren, ſondern die Farben in ihren ſpecifiſchen Zuſtänden ſeyen in dem Licht als urſprüngliche Lichter enthalten, welche nur durch die Refraction und andre äußere Bedingungen manifeſtirt, aus dem Lichte hervorgebracht und in ihrer Uranfänglichkeit und Unveränderlichkeit nunmehr dargeſtellt würden.

Daß an dieſen dergeſtalt entwickelten und entdeckten Lichtern keine weitere Veränderung vorgehe, davon ſucht er ſich und andere durch das Experimentum Crucis zu überzeugen; worauf er denn in dreyzehn Propoſitionen ſeine Lehre mit allen Clauſeln und Cautelen, wie ſie hernach völlig ſtehen geblieben, vorträgt, und da er die Farben zuerſt aus dem weißen Licht entwickelt, zuletzt ſich genöthigt ſieht, das weiße Licht wieder aus ihnen zuſammenzuſetzen.

Dieſes glaubt er vermittelſt der Linſe zu leiſten, die er ohne weitre Vorbereitung einführt und ſich für vollkommen befriedigt hält, wenn er das im Brennpunct aufgehobene farbige Bild für das wieder zuſammengebrachte, vereinigte, gemiſchte ausgeben kann.

Die Folgerung die er aus allem dieſem zieht, iſt ſodann, daß es unnütz ſey, ſich mit Verbeſſerung der dioptriſchen Fernröhre abzugeben, daß man ſich vielmehr bloß an die katoptriſchen halten müſſe, wozu er eine neue Vorrichtung ausgeſonnen.

Dieſe erſten Confeſſionen und Behauptungen Newtons wurden in jenem von uns angezeigten Briefe an die königliche Societät der Wiſſenſchaften gebracht, und durch die Transactionen öffentlich bekannt. Sie ſind das erſte was von Newtons Lehre im Publicum erſcheint und uns in manchem Sinne merkwürdig, beſonders auch deshalb, weil die erſten Einwendungen ſeiner Gegner vorzüglich gegen dieſen Brief gerichtet ſind.

Nun haben wir geſehen, daß ſein Hauptfehler darin beſtanden, daß er jene Fragen, die ſich hauptſächlich darauf beziehen: ob äußere Bedingungen bey der Farbenerſcheinung mitwirken? zu ſchnell und übereilt beſeitigt und verneint, ohne auf die näheren Umſtände genauer hinzuſehen. Deswegen haben wir ihm bey einigen Puncten völlig, bey andern zum Theil, und abermals bey andern nicht widerſprechen müſſen und können; und wir haben deutlich zu machen geſucht, welche Puncte, und in wiefern ſie haltbar ſind oder nicht. Widerſtrebt nun einer ſeiner erſten Gegner irrigerweiſe den haltbaren Puncten, ſo muß er bey der Controvers verlieren, und es entſteht ein gutes Vorurtheil für das Ganze; widerſtrebt ein Gegner

den unhaltbaren Puncten, aber nicht kräftig genug und auf die unrechte Weise, so muß er wieder verlieren, und das Falsche erhält die Sanction des Wahren.

Schon in diesem Briefe, wie in allen Beantwortungen die er gegen seine ersten Gegner richtet, findet sich jene von uns in der Polemik angezeigte Behandlungsart seines Gegenstandes, die er auf seine Schüler fortgepflanzt hat. Es ist ein fortdauerndes Setzen und Aufheben, ein unbedingtes Aussprechen und augenblickliches Limitiren, so daß zugleich alles und nichts wahr ist.

Diese Art, welche eigentlich bloß dialectisch ist und einem Sophisten ziemte, der die Leute zum besten haben wollte, findet sich, so viel mir bekannt geworden, seit der scholastischen Zeit wieder zuerst bey Newton. Seine Vorgänger, von den wiederauflebenden Wissenschaften an, waren, wenn auch oft beschränkt, doch immer treulich dogmatisch, wenn auch unzulänglich, doch redlich didactisch; Newtons Vortrag hingegen besteht aus einem ewigen Hinterstzuvörderst, aus den tollsten Transpositionen, Wiederholungen und Verschränkungen, aus dogmatisirten und didactisirten Widersprüchen, die man vergeblich zu fassen strebt, aber doch zuletzt auswendig lernt und also etwas wirklich zu besitzen glaubt.

Und bemerken wir nicht im Leben, in manchen andern Fällen: wenn wir ein falsches Aperçû, ein ei-

genes oder fremdes, mit Lebhaftigkeit ergreifen, so kann es nach und nach zur fixen Idee werden, und zuletzt in einen völligen partiellen Wahnsinn ausarten, der sich hauptsächlich dadurch manifestirt, daß man nicht allein alles einer solchen Vorstellungsart Günstige mit Leidenschaft festhält, alles zart Widersprechende ohne weiteres beseitigt, sondern auch das auffallend Entgegengesetzte zu seinen Gunsten auslegt.

Newtons Verhältniß zur Societät.

Newtons Verdienste, die ihm schon als Jüngling eine bedeutende Lehrstelle verschafft, wurden durchaus höchlich geachtet. Er hatte sich im Stillen gebildet und lebte meist mit sich selbst und seinem Geiste: eine Art zu seyn die er auch in spätern Zeiten fortsetzte. Er hatte zu mehreren Gliedern der königlichen Societät, die mit ihm beynahe von gleichem Alter war, besonders aber zu Oldenburg, ein sehr gutes Verhältniß.

Oldenburg, aus Bremen gebürtig, Bremischer Consul in London, während des langen Parlaments, verließ seine öffentliche Stelle und ward Hofmeister junger Edelleute. Bey seinem Aufenthalte in Oxford

ward er mit den vorzüglichsten Männern bekannt und Freund, und als die Academie sich bildete, Secretär derselben, eigentlich der auswärtigen Angelegenheiten, wenn Hook die innern anvertraut waren.

Als Welt- und Geschäftsmann herangekommen war seine Thätigkeit und Ordnungsliebe völlig ausgebildet. Er hatte sehr ausgebreitete Verbindungen, correspondirte mit Aufmerksamkeit und Anhaltsamkeit. Durch ein kluges folgerechtes Bemühen beförderte vorzüglich er den Einfluß und Ruhm der königlichen Societät, besonders im Auslande.

Die Gesellschaft hatte kaum einige Zeit bestanden, als Newton in seinem dreyßigsten Jahre darin aufgenommen wurde. Wie er aber seine Theorie in einen Kreis eingeführt, der alle Theorieen entschieden verabscheute, dieses zu untersuchen ist wohl des Geschichtforschers werth.

Des Denkers einziges Besitzthum sind die Gedanken, die aus ihm selbst entspringen; und wie ein jedes Apercü was uns angehört, in unserer Natur ein besonderes Wohlbefinden verbreitet, so ist auch der Wunsch ganz natürlich, daß es andere als das Unsrige anerkennen, indem wir dadurch erst etwas zu werden scheinen. Daher werden die Streitigkeiten über die Priorität einer Entdeckung so lebhaft; recht genau besehen sind es Streitigkeiten um die Existenz selbst.

Schon in früherer Zeit fühlte jeder die Wichtigkeit dieses Punctes. Man konnte die Wissenschaften nicht bearbeiten, ohne sich mehreren mitzutheilen, und doch waren die Mehreren selten groß genug, um das was sie empfangen hatten, als ein Empfangenes anzuerkennen. Sie eigneten sich das Verdienst selbst zu, und man findet gar manchen Streit wegen solcher Präoccupationen. Galilei, um sich zu verwahren, legte seine Entdeckungen in Anagrammen mit beygeschriebenem Datum bey Freunden nieder, und sicherte sich so die Ehre des Besitzes.

Sobald Academien und Societäten sich bildeten, wurden sie die eigentlichen Gerichtshöfe, die dergleichen aufzunehmen und zu bewahren hatten. Man meldete seine Erfindung; sie wurde zu Protokoll genommen, in den Acten aufbewahrt, und man konnte seine Ansprüche darauf geltend machen. Hieraus sind in England später die Patentdecrete entstanden, wodurch man dem Erfinder nicht allein sein geistiges Recht von Wissenschafts wegen, sondern auch sein ökonomisches von Staatswegen, zusicherte.

Bey der königlichen Societät bringt Newton eigentlich nur sein neuerfundenes katoptrisches Teleskop zur Sprache. Er legt es ihr vor und bittet, seine Rechte darauf zu wahren. Seine Theorie bringt er nur neben her und in dem Sinne heran, daß er den Werth seiner teleskopischen Erfindung dadurch noch mehr begründen will, weil durch die Theorie die Un

Stella.

Es iſt deine Stimme, deine liebende Stimme! — Stella! Stella! — Du weiſt, wie gern ich dieſen Namen ausſprechen hörte: — Stella! Es ſpricht ihn niemand aus wie du. Ganz die Seele der Liebe in dem Klang! — Wie lebhaft iſt mir noch die Erinnerung des Tags, da ich dich ihn zuerſt ausſprechen hörte, da all mein Glük in dir begann!

Fernando.

Glük?

Stella.

Ich glaube du fängſt an zu rechnen; rechneſt die trüben Stunden, die ich mich über dich gemacht habe. Laß Fernando! Laß! — O! ſeit dem Augenblik da ich dich zum erſtenmal ſah, wie ward alles ſo ganz anders in meiner Seele! Weiſſt du den Nachmittag im Garten, bei meinem Onkel! Wie du zu uns hereintratſt? Wir ſaßen unter den großen Caſtanienbäumen hinter dem Luſthaus? —

möglichkeit, dioptriſche Fernröhre zu verbeſſern, außer allen Zweifel geſetzt werden ſoll.

Die falſche Maxime der Societät, ſich mit nichts Theoretiſchem zu befaſſen, leidet hier ſogleich Gefahr. Man nimmt das Newtoniſche Eingeſendete mit Wohlwollen und Achtung auf, ob man ſich gleich in keine nähere Unterſuchung einläßt. Hook jedoch widerſpricht ſogleich, behauptet, man komme eben ſo gut, ja beſſer mit ſeiner Lehre von den Erſchütterungen aus. Dabey verſpricht er neue Phänomene und andre bedeutende Dinge vorzubringen. Newtons Verſuche hingegen zu entwickeln fällt ihm nicht ein; auch läßt er die aufgeführten Erſcheinungen als Facta gelten, wodurch denn Newton im Stillen viel gewinnt, obgleich Hook zuletzt doch die Tücke ausübt und das erſte Spiegelteleſkop, nach dem frühern Vorſchlag des Gregory, ſorgfältig zu Stande bringt, um den Werth der Newtoniſchen Erfindung einigermaßen zu verringern.

Boyle, der nach ſeiner ſtillen, zarten Weiſe in der Societät mitwirkt und bey dem monatlichen Präſidentenwechſel auch wohl einmal den Stuhl einnimmt, ſcheint von der Newtoniſchen Farbenlehre nicht die mindeſte Notiz zu nehmen.

So ſieht es im Innern der königlichen Societät aus, indeſſen nun auch Fremde, durch jenen Brief Newtons von ſeiner Theorie unterrichtet und dadurch aufgeregt, ſowohl gegen die Verſuche als gegen die

Meynung manches einzuwenden haben. Auch hiervon das Detail einzusehen ist höchst nöthig, weil das Recht und Unrecht der Gegner auf sehr zarten Puncten beruht, die man seit vielen Jahren nicht mehr beachtet, sondern alles nur zu Gunsten der Newtonischen Lehre in Bausch und Bogen genommen hat.

Erste Gegner Newtons, denen er selbst antwortete.

Wenn wir uns von vergangenen Dingen eine rechte Vorstellung machen wollen, so haben wir die Zeit zu bedenken in welcher etwas geschehen, und nicht etwa die unsrige, in der wir die Sache erfahren, an jene Stelle zu setzen. So natürlich diese Forderung zu seyn scheint, so bleibt es doch eine größere Schwierigkeit als man gewöhnlich glaubt, sich die Umstände zu vergegenwärtigen, wovon entfernte Handlungen begleitet wurden. Deswegen ist ein gerechtes historisches Urtheil über einzelnes persönliches Verdienst und Unverdienst so selten. Ueber Resultate ganzer Massenbewegungen läßt sich eher sprechen.

Den schlechten Zustand physicalischer Instrumente überhaupt in der zweyten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts haben wir schon erwähnt, so wie die Unzulänglichkeit der Newtonischen Vorrichtungen. Er be-

diente sich keines überdachten, ausgesuchten, fixirten Apparats; deswegen er noch in der Optik fast bey jedem Versuche von vorn anfangen muß, seine Einrichtung umständlich zu beschreiben. Was ihm gerade zufällig zur Hand liegt, wird sogleich mit gebraucht und angewendet; daher seine Versuche voll unnützer Nebenbedingungen, die das Hauptinteresse nur verwirren. Im polemischen Theile finden sich genugsame Belege zu dieser Behauptung, und wenn Newton so verfuhr, wie mag es bey andern ausgesehn haben!

Wenden wir uns vom Technischen zum Innern und Geistigen, so begegnen uns folgende Betrachtungen. Als man beym Wiederaufleben der Wissenschaften sich nach Erfahrungen umsah und sie durch Versuche zu wiederholen trachtete, bediente man sich dieser zu ganz verschiedenen Zwecken.

Der schönste war und bleibt immer der, ein Naturphänomen das uns verschiedene Seiten bietet, in seiner ganzen Totalität zu erkennen. Gilbert brachte auf diesem Wege die Lehre vom Magneten weit genug, so wie man auch, um die Elasticität der Luft und andere ihrer physischen Eigenschaften kennen zu lernen, consequent zu Werke ging. Manche Naturforscher hingegen arbeiteten nicht in diesem Sinne; sie suchten Phänomene aus den allgemeinsten Theorieen zu erklären; wie Descartes die Kügelchen seiner Materie, und Boyle seine Körperfacetten zur Erklärung der Farben anwendete. Andere wollten wieder durch Phänomene

einen allgemeinen Grundsatz bestätigen, wie Grimaldi durch unzählige Versuche nur immer dahin deutete, daß das Licht wohl eine Substanz seyn mochte.

Newtons Verfahren hingegen war ganz eigen, ja unerhört. Eine tief verborgene Eigenschaft der Natur an den Tag zu bringen, dazu bedient er sich nicht mehr als dreyer Versuche, durch welche keineswegs Urphänomene, sondern höchst abgeleitete dargestellt wurden. Diese, dem Brief an die Societät zum Grunde liegenden drey Versuche, den mit dem Spectrum durch das einfache Prisma, den mit zwey Prismen, Experimentum Crucis, und den mit der Linse, ausschließlich zu empfehlen, alles andere aber abzuweisen, darin besteht sein ganzes Manöbre gegen die ersten Gegner.

Wir bemerken hiebey, daß jener von uns oben ausgezogene Brief an die Societät eigentlich das erste Document war, wodurch die Welt Newtons Lehre kennen lernte. Wir können uns, da seine Lectiones opticae, seine Optik nunmehr vor uns liegen, da die Sache so tausendmal durchgesprochen und durchgestritten worden, keinen Begriff machen, wie abrupt und abstrus die Newtonische Vorstellungsart in der wissenschaftlichen Welt erscheinen mußte.

Auch können die Gelehrten sich in die Sache nicht finden. Im Praktischen will es Niemanden in den Kopf, daß die dioptrischen Fernröhre, denen man so viel verdankt, um die man sich so viel Mühe gegeben,

ganz verworfen werden sollten. Im Theoretischen hängt man an allgemeinen Vorstellungsarten, die man Newtonen entgegensetzt; oder man macht besondere Einwendungen. Mit seinen Versuchen kann man entweder nicht zurecht kommen, oder man schlägt andere vor, davon die wenigsten zum Ziel, zu irgend einer Entscheidung führen.

Was uns nun von Newtons Controvers mit seinen ersten Gegnern überliefert ist, tragen wir kürzlich auszugsweise vor, insofern es überhaupt bedeutend seyn kann; wobey wir alles fallen lassen, was die Aussicht nur verwirren und eine weit umständlichere Abhandlung nöthig machen würde. Die Actenstücke liegen aller Welt vor Augen; wir werden sie unter Nummern und Buchstaben ordnen, damit man was sich auf die verschiedenen Gegner bezieht, besser übersehen könne; wobey wir doch jedesmal die Nummer angeben, wie sie in Newtons kleinen Schriften, aus den philosophischen Transactionen abgedruckt, bezeichnet sind.

Jenes Hauptdocument, der angeführte Brief, macht den ersten Artikel aus. Bis zum neunten folgen Bemerkungen und Verhandlungen über das katoptrische Teleskop, die uns hier weiter nicht berühren; die folgenden jedoch verdienen mehr oder weniger unsere Aufmerksamkeit.

1. Ein Ungenannter. Kann eigentlich nicht als Widersacher Newtons angesehen werden.

A. Artikel X. Denn er ſchlägt noch einige Verſuche vor, deren Abſicht man nicht geradezu begreift, die aber auf mehrere Bewährung der Newtoniſchen Lehre zu dringen ſcheinen.

B. Artikel XI. Newton erklärt ſich ganz freundlich darüber, ſucht aber anzudeuten, daß er das hier Geforderte ſchon genugſam bey ſich bedacht habe.

II. Ignatius Gaſton Pardies, gebohren 1636, geſtorben 1673.

C. Art. XII. Er will die Erſcheinung des verlängerten Bildes aus der verſchiedenen Incidenz erklären. Auch hat er gegen das Experimentum Crucis Einwendungen zu machen, wobey er gleichfalls die Incidenz zu Hülfe ruft. Zugleich gedenkt er des bekannten Hookiſchen Verſuchs mit den zwey keilförmigen aneinandergeſchobenen farbigen Prismen.

D. Art. XIII. Newton removirt die beyden erſten Puncte und erklärt das letztere Phänomen zu ſeinen Gunſten. Dabey nimmt er es übel, daß man ſeine Lehre eine Hypotheſe und nicht eine Theorie nennt.

E. Art. XIV. Newton unaufgefordert ſendet an den Herausgeber einen kleinen Aufſatz, welcher eigentlich ſeine Theorie, in acht Fragen eingeſchloſſen, enthält. Am Schluſſe verlangt er, daß man vor allen Dingen prüfen möge, ob ſeine Verſuche hinreichen,

dieſe Fragen zu bejahen, und ob er ſich nicht etwa in ſeinen Schlußfolgen geirrt; ſodann auch, daß man Experimente, die ihm gerade entgegengeſetzt wären, aufſuchen ſolle. Hier fängt er ſchon an, ſeine Gegner auf ſeinen eigenen Weg zu nöthigen.

F. Art. XV. Pater Pardies antwortet auf das Schreiben des XIIIten Artikels und giebt höflich nach, ohne eigentlich überzeugt zu ſcheinen.

G. Art. XVI. Newton erklärt ſich umſtändlich und verharrt bey ſeiner erſten Erklärungsart.

H. Pater Pardies erklärt ſich für befriedigt, tritt von dem polemiſchen Schauplatze und bald nachher auch von dem Schauplatze der Welt ab.

III. Ein Ungenannter, vielleicht gar Hook ſelbſt, macht verſchiedene Einwendungen gegen Newtons Unternehmung und Lehre. Der Aufſatz wird in den philoſophiſchen Transactionen nicht abgedruckt, weil, wie eine Note bemerkt, der Inhalt deſſelben aus Newtons Antwort genugſam hervorgehe. Doch für uns iſt der Verluſt deſſelben höchlich zu bedauern, weil die ſonſt bequeme Einſicht in die Sache dadurch erſchwert wird.

I. Art. XVII. Newtons umſtändliche Verantwortung gegen vorgemeldete Erinnerung. Wir referiren ſie Punctweiſe, nach der Ordnung der aufgeführten Nummern.

1) Newton vertheidigt ſich gegen den Vorwurf, daß er an der Verbeſſerung der dioptriſchen Fernröhre ohne genugſamen Bedacht verzweifelt habe.

2) Newton ſummirt was von ſeinem Gegner vorgebracht worden, welches er im Folgenden einzeln durchgeht.

3) Newton läugnet behauptet zu haben, das Licht ſey ein Körper. Hier wird die von uns ſchon oben bemerkte eigene Art ſeiner Behandlung auffallender. Sie beſteht nämlich darin, ſich ganz nahe an die Phänomene zu halten, und um dieſelben herum ſoviel zu argumentiren, daß man zuletzt glaubt das Argumentirte mit Augen zu ſehen. Die entfernteren Hypotheſen, ob das Licht ein Körper, oder eine Energie ſey, läßt er unerörtert, doch deutet er darauf, daß die Erſcheinungen für die erſtere günſtiger ſeyen.

4) Der Widerſacher hatte die Hypotheſe von den Schwingungen vorgebracht und ließ daher, auf dieſe oder jene Weiſe, eine Farbe anders als die andere ſchwingen. Newton fährt nunmehr fort, zu zeigen, daß dieſe Hypotheſe auch noch leidlich genug zu ſeinen Erfahrungen und Enunciaten paſſe: genug, die coloriſiken Lichter ſteckten im Licht und würden durch Refraction, Reflexion ꝛc. herausgelockt.

5) Hier wird, wo nicht gezeigt, doch angedeutet,

daß jene Schwingungstheorie, auf die Erfahrungen angewendet, manche Unbequemlichkeit nach ſich ziehe.

6) Es ſey überhaupt keine Hypotheſe nöthig, die Lehre Newtons zu beſtimmen oder zu erläutern.

7) Des Gegners Einwendungen werden auf drey Fragen reducirt.

8) Die Strahlen werden nicht zufällig getheilt oder auf ſonſt eine Weiſe ausgedehnt. Hier tritt Newton mit mehreren Verſuchen hervor, die in den damals noch nicht gedruckten optiſchen Lectionen enthalten ſind.

9) Der urſprünglichen Farben ſeyen mehr als zweye. Hier wird von der Zerlegbarkeit oder Nichtzerlegbarkeit der Farben gehandelt.

10) Daß die weiße Farbe aus der Miſchung der übrigen entſpringe. Weitläuftig behauptet, auf die Weiſe die uns bey ihm und ſeiner Schule ſchon widerlich genug geworden. Er verſpricht ewig Weiß und es wird nichts als Grau daraus.

11) Das Experimentum Crucis ſey ſtringent beweiſend und über alle Einwürfe erhoben.

12) Einige Schlußbemerkungen.

IV. Ein Ungenannter zu Paris.

K. Art. XVIII. Nicht durchaus ungereimte, doch nur problematisch vorgetragene Einwürfe: Man könne sich mit Blau und Gelb als Grundfarben begnügen; man könne vielleicht aus einigen Farben, ohne sie gerade alle zusammen zu nehmen, Weiß machen. Wenn Newtons Lehre wahr wäre, so müßten die Telescope lange nicht die Bilder so deutlich zeigen als sie wirklich thäten.

Was das erste betrifft, so kann man ihm, unter gewissen Bedingungen, Recht geben. Das zweyte ist eine alberne nicht zu lösende Aufgabe, wie Jedem gleich in's Gesicht fällt. Bey dem dritten aber hat er vollkommen Recht.

L. Art. XIX. Newton zieht sich, wegen des ersten Punctes, auf seine Lehre zurück. Was den zweyten betrifft, so wird es ihm nicht schwer sich zu vertheidigen. Den dritten, sagt er, habe er selbst nicht übersehen und schon früher erwähnt, daß er sich verwundert habe, daß die Linsen noch so deutlich zeigten als sie thun.

Man sieht, wie sehr sich Newton schon gleich anfangs verstockt und in seinen magischen Kreis eingeschlossen haben müsse, daß ihn seine Verwunderung nicht selbst zu neuen Untersuchungen und aufs Rechte geführt.

M. Art. XX. Der Ungenannte antwortet, aber

Fernando vor ſich.

Sie wird mir das Herz zerreißen! —— (laut.) Ich weiß noch meine Stella!

Stella.

Wie du zu uns tratſt? Ich weiß nicht ob du bemerkteſt, daß du im erſten Augenblik meine Aufmerkſamkeit gefeſſelt hatteſt? Ich wenigſtens merkte bald, daß deine Augen mich ſuchten. Ach, Fernando! da brachte mein Onkel die Muſik; du nahmſt deine Violin, und wie du ſpielteſt, lagen meine Augen ſorglos auf dir; ich ſpähte jeden Zug in deinem Geſicht, und — in einer unvermutheten Pauſe, ſchlugſt du die Augen auf — auf mich! ſie begegneten den meinigen; wie ich erröthete, wie ich wegſah! Du haſt es bemerkt, Fernando; denn von der Zeit an fühlt ich wohl, daß du öfter über dem Blat wegſahſt, oft zur ungelegenen Zeit, aus dem Takt kamſt, daß mein Onkel ſich zertrat. Jeder Fehlſtrich, Fernando, ging mir durch die Seele — Es war die ſüſſte Confuſion die ich in meinem Leben gefühlt habe; Um alles Gold hätt' ich

freylich auf eine Weise, die nur zu neuen Weiterungen Anlaß giebt.

N. Art. XXI. Newton erklärt sich abermals, und um die Sache wieder ins Enge und in sein Gebiet zu bringen, verfährt er nun mit Definitionen und Propositionen, wodurch er alles dasjenige was noch erst ausgemacht werden soll, schon als entschieden aufstellt und sodann sich wieder darauf bezieht und Folgerungen daraus herleitet. In diesen fünf Definitionen und zehn Propositionen ist wirklich abermals die ganze Newtonische Lehre verfaßt, und für diejenigen, welche die Beschränktheit dieser Lehre übersehen oder welche ein Glaubensbekenntniß derselben auswendig lernen wollen, gleich nützlich und hinreichend. Wäre die Sache wahr gewesen, so hätte es keiner weiteren Ausführung bedurft.

V. Franciscus Linus, Jesuit, geb. 1595 zu London, gest. 1676 zu Lüttich, wo er am englischen Collegium angestellt, hebräische Sprache und Mathematik gelehrt hatte. Die Schwäche seines theoretischen Vermögens zeigt sich schon in frühern Controversen mit Boyle; nunmehr als Greis von achtzig Jahren, der zwar früher sich mit optischen Dingen beschäftigt und vor dreyßig Jahren die prismatischen Experimente angestellt hatte, ohne ihnen jedoch weiter etwas abzugewinnen, war er freylich nicht der Mann, die Newtonische Lehre zu prüfen. Auch beruht seine ganze Opposition auf einem Misverständniß.

O. Art. XXII. Schreiben deſſelben an Oldenburg. Er behauptet, das farbige Bild ſey nicht länger als breit, wenn man das Experiment bey hellem Sonnenſchein anſtelle und das Prisma nahe an der Oeffnung ſtehe; hingegen könne es wohl länger als breit werden, wenn eine glänzende Wolke ſich vor der Sonne befinde und das Prisma ſo weit von der Oeffnung abſtehe, daß das von der Wolke ſich herſchreibende Licht, in der Oeffnung ſich kreuzend, das ganze Prisma erleuchten könne.

Dieſe ſalbaderiſche Einwendung kann man anfangs gar nicht begreifen, bis man endlich einſieht, daß er die Länge des Bildes nicht vertikal auf dem Prisma ſtehend, ſondern parallel mit dem Prisma angenommen habe, da doch jenes und nicht dieſes Newtons Vorrichtung und Behauptung iſt.

P. Art. XXIII. Der Herausgeber verweiſt ihn auf die zweyte Antwort Newtons an Pardies.

Q. Art. XXIV. Linus beharrt auf ſeinen Einwendungen und kommt von ſeinem Irrthum nicht zurück.

R. Art. XXV. Newton an Oldenburg. Die beyden Schreiben des Linus ſind ſo ſtumpf und confus gefaßt, daß man Newtonen nicht verargen kann, wenn ihm das Misverſtändniß nicht klar wird. Er begreift deswegen gar nicht, wie ſich Linus müſſe angeſtellt haben, daß er bey hellem Sonnenſcheine das

prismatische Bild nicht länger als breit finden wolle. Newton giebt den Versuch nochmals genau an und erbietet sich, einem von der Societät, auf welchen Linus Vertrauen setze, das Experiment zu zeigen.

VI. Wilhelm Gascoigne. Wirkt in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts. Er hatte sich mit dioptrischen Fernröhren abgegeben und es mochte ihm nicht angenehm seyn, daß Newton sie so gar sehr heruntersetzte. Hier tritt er auf als Schüler und Anhänger des Linus, welcher indessen gestorben war. Newton hatte zu verstehen gegeben, der gute alte Mann möchte wohl die Versuche vor alten Zeiten einmal gemacht haben, und hatte ihn ersucht sie zu wiederholen.

S. Art. XXVI. Gascoigne, nach dem Tode des Linus, vermehrt die Confusion, indem er versichert: Linus habe das Experiment vor kurzem angestellt und Jedermann sehen lassen. Die beyderseitigen Experimente beständen also, und er wisse kaum wie die Sache vermittelt werden solle.

T. Art. XXVII. Newton beruft sich auf sein vorhergehendes Schreiben, und weil ihm das obwaltende Misverständniß noch verborgen bleibt, so giebt er sich abermals sehr ernstliche Mühe, den Gegnern zu zeigen, wie sie sich eigentlich benehmen müßten, um das Experiment zu Stande zu bringen.

U. Art. XXVIII. Noch umständlicher wird New-

ton über dieſe Sache, als er jenen Brief des Linus Art. XXIV in den Transactionen abgedruckt lieſt. Er geht denſelben nochmals auf das genauſte durch und läßt keinen Umſtand unerörtert.

VII. Antonius Lucas zu Lüttich, Schüler des Linus und Geſelle des Gascoigne, der erſte helle Kopf unter den Gegnern Newtons.

V. Art. XXIX. Er ſieht das Misverſtändniß welches obwaltet ein und ſpricht zum erſtenmal deutlich aus: Linus habe die Länge des Bildes parallel mit der Länge des Prismas und nicht vertical auf derſelben verſtanden. Da es nun Newton auf die letztere Weiſe anſehe, ſo habe er vollkommen Recht und ſey über dieſe Sache nichts weiter zu ſagen. Nur habe er, Lucas, die Länge dieſes verticalen Bildes niemals über drey Theile zu ſeiner Breite bringen können.

Sodann giebt er mehrere Verſuche an, welche er der newtoniſchen Lehre für ſchädlich und verderblich hält, wovon wir die bedeutendſten und klarſten ausziehn.

a) Er bringt zwey verſchiedenfarbige ſeidene Bänder unter das Mikroſkop. Nach Newtons Lehre dürften ſie nicht zugleich deutlich erſcheinen, ſondern das eine früher, das andere ſpäter, je nachdem ſie zu den mehr oder weniger refrangiblen Farben gehören. Er ſieht aber beyde zugleich eins ſo deutlich als das andere,

und concludirt mit Recht gegen die Newtoniſche Lehre. Man erinnere ſich was wir umſtändlich gegen das zweyte Experiment der Newtoniſchen Optik ausgeführt haben. Wahrſcheinlich iſt es durch dieſen Einwurf des Lucas veranlaßt worden: denn es findet ſich, wenn wir uns recht erinnern, noch nicht in den optiſchen Lectionen.

b) Bringt er ein ſehr geiſtreiches, der Newtoniſchen Lehre direct entgegenſtehendes Experiment vor, das wir folgendermaßen nachgeahmt haben:

Man verſchaffe ſich ein längliches Blech, das mit den Farben in der Ordnung des prismatiſchen Bildes der Reihe nach angeſtrichen iſt. Man kann an den Enden Schwarz, Weiß und verſchiedenes Grau hinzufügen. Dieſes Blech legten wir in einen viereckten blechnen Kaſten, und ſtellten uns ſo, daß es ganz von dem einen Rande deſſelben für das Auge zugedeckt war. Wir ließen alsdann Waſſer hineingießen und die Reihe der ſämmtlichen Farbenbilder ſtieg gleichmäßig über den Rand dem Auge entgegen, da doch, wenn ſie divers refrangibel wären, die einen vorauseilen und die andern zurückbleiben müßten. Dieſes Experiment zerſtört die Newtoniſche Theorie von Grund aus, ſo wie ein anderes, das wir hier, weil es am Platze iſt, einſchalten.

Man verſchaffe ſich zwey, etwa ellenlange, runde Stäbchen, von der Stärke eines kleinen Fingers. Das

eine werde blau, das andere orange angestrichen; man befestige sie aneinander und lege sie so nebeneinander ins Wasser. Wären diese Farben divers refrangibel, so müßte das eine mehr als das andere, nach dem Auge zu, gebogen erscheinen, welches aber nicht geschieht; so daß also an diesem einfachsten aller Versuche die Newtonische Lehre scheitert. Die sehr leichte Vorrichtung zu beyden darf künftig bey keinem physicalischen Apparat mehr fehlen.

c. Zuletzt kommt Lucas auf die Spur, daß die prismatische Farbe eine Randerscheinung sey, die sich umkehre, je nachdem dem Bilde ein hellerer oder dunklerer Grund als es selbst ist, unterliegt. Man kann ihm also nicht abläugnen, daß er das wahre Fundament aller prismatischen Erscheinungen erkannt habe, und es muß uns unendlich freuen, der Wahrheit die sich aus England flüchten muß, in Lüttich zu begegnen. Nur bringt freylich Lucas die Sache nicht ins Enge, weil er immer noch mit Licht und Lichstrahl zu operiren glaubt; doch ist er dem Rechten so nahe, daß er es wagt, den kühnen Gedanken zu äußern: wenn es möglich wäre, daß hinter der Sonne ein hellerer Grund hervorträte, so müßte das prismatische Bild umgekehrt erscheinen. Aus diesem wahrhaft grandiosen Aperçû ist klar, daß Lucas für seine Person der Sache auf den Grund gesehen, und es ist Schade, daß er nicht beharrlicher gewesen und die Materie, ohne weiter zu controvertiren, durchgearbeitet. Wie es zugegangen, daß er bey so schönen Einsichten die Sache ruhen lassen,

und weder polemisch noch didactisch vorgetragen, ist uns leider ein Geheimniß geblieben.

W. Artik. XXX. Eine Antwort Newtons auf vorgedachten Brief, an Oldenburg gerichtet. Den größten Theil nimmt der, in unsern Augen ganz gleichgültige, Nebenumstand ein, wie sich dem Maaße nach das prismatische Bild in seiner Länge zur Breite verhalte. Da wir im didactischen und polemischen Theil umständlich gezeigt haben, daß dieses Verhältniß durch mancherley Bedingungen sich abändern kann, und eigentlich gar nicht der Rede werth ist; so bedarf es hier keiner Wiederholung.

Bedeutender hingegen ist die Art, wie sich Newton gegen die neuen Experimente benimmt. Denn hier ist gleichsam der Text, welchen die Newtonische Schule, ein ganzes Jahrhundert durch, theils nachgebetet, theils amplificirt und paraphrasirt hat. Wir wollen den Meister selbst reden lassen.

„Was des Herrn Lucas übrige Experimente betrifft, so weiß ich ihm vielen Dank für den großen Antheil den er an der Sache nimmt, und für die fleißigen Ueberlegungen derselben, ja ich bin ihm um so mehr verpflichtet, als er der erste ist, der mir Versuche zusendet, um die Wahrheit zu erforschen; aber er wird sich schneller und vollkommener genug thun, wenn er nur die Methode die er sich vorschrieb, verändert und statt vieler andern Dinge nur das Expe-

rimentum Crucis versucht: denn nicht die Zahl der Experimente sondern ihr Gewicht muß man ansehen, und wenn man mit Einem ausreicht, was sollen uns mehrere."

„Hätte ich mehrere für nöthig gehalten, so hätte ich sie beybringen können: denn bevor ich meinen ersten Brief über die Farben an Dich schrieb, hatte ich die Versuche sehr umständlich bearbeitet, und ein Buch über diesen Gegenstand geschrieben, in welchem die vornehmsten von mir angestellten Experimente ausführlich erzählt werden, und da trifft sichs, daß unter ihnen sich die vorzüglichsten, welche Lucas mir übersendet hat, mitbefinden. Was aber die Versuche betrifft, die ich in meinem ersten Briefe vortrage, so sind es nur die, welche ich aus meinem größern Aufsatz auszuwählen für gut befunden."

„Wenn aber auch in jenem an Dich gerichteten Briefe der sämmtliche Vorrath meiner Versuche enthalten wäre, so würde doch Lucas nicht wohl thun zu behaupten, daß mir Experimente abgehen, bis er jene wenigen selbst versucht: denn wenn einige darunter eine völlige Beweiskraft haben, so brauchen sie keine weiteren Helfershelfer, noch lassen sie Raum, über dasjenige was sie bewiesen haben, weiter zu streiten."

Dieses wären denn die Verhandlungen, welche zwischen Newton und seinen ersten Widersachern vorgekommen und welcher die Schule stets mit großem

Triumphe gedacht hat. Wie es ſich aber eigentlich damit verhalte, werden unſere Leſer nun wohl aus unſerer kurzen Erzählung überſehen können. Wir haben den Gang nur im Allgemeinen bezeichnet und uns auf die ſogenanten merita causae nicht eingelaſſen, weil dieſes in unſerm didactiſchen und polemiſchen Theil genugſam geſchehen. Wen die Sache näher intereſſirt, der wird an dem von uns gezogenen Faden das Labyrinth ſichrer und bequemer durchlaufen. Eine kurze Rückweiſung wird hieben nicht überflüßig ſeyn.

Unter den anonymen Gegnern zeichnet ſich keiner auf eine vorzügliche Weiſe aus. Daß die dioptriſchen Fernröhre nicht ſo ganz zu verwerfen ſeyen, fühlen und glauben ſie wohl alle; allein ſie treffen doch den Punct nicht, warum dieſe in ihrem damaligen Zuſtande doch weit mehr leiſten, als ſie nach Newtons Lehre leiſten dürften. Die übrigen Einwendungen dieſer unbekannten Männer ſind zwar zum Theil nicht ohne Grund, doch keinesweges gründlich vorgetragen und durchgeführt.

Pater Pardies und Linus, zwey alte Männer, ohne Scharfſinn und ohne theoretiſches Vermögen, taſten nur an der Sache umher, ohne ſie anzufaſſen, und ihre ſämmtlichen Einwürfe verſchwinden, ſobald ihre Mißverſtändniſſe ſich offenbaren. Gascoigne, der in die Mängel des Linus ſuccedirt, verdient kaum eine Erwähnung.

Dagegen kann Lucas, von dem wir übrigens wenig wiſſen, nicht hoch genug geprieſen werden. Seine Folgerung aus der Newtoniſchen Lehre, daß eine Reihe farbiger Bilder ſich nach der Refraction ungleich über einen mit ihnen parallel ſtehenden Rand erheben müßten, zeigt von einem ſehr geiſtreichen Manne, ſo wie ſeine Gegenfolgerung, als das Experiment nicht erwartet ermaßen abläuft, die Newtoniſche Lehre ſey nicht haltbar, ganz untadlig iſt. Seine Einſicht, daß die Sonne bloß als Bild wirke, ob er es gleich nicht ſo ausdrückt, iſt bewundernswerth, ſo wie der kühne Gedanke, ein helleres Licht hinter der Sonne hervortreten zu laſſen, um ſie zu einem halbdunklen Körper zu machen, beneidenswerth. Das was er hier beabſichtigt, haben wir in unſerm didactiſchen Theil durch graue Bilder auf ſchwarzem und weißem Grunde darzuthun geſucht.

Nun aber haben wir noch ſchließlich zu betrachten, wie ſich denn Newton gegen dieſe Widerſacher benommen. Er bringt in dem erſten Briefe an die Societät aus dem Vorrathe ſeiner Experimente, die in den optiſchen Lectionen enthalten ſind, nur drey vor, welche er ſeine Lehre zu begründen für hinreichend hält, und verlangt, daß die Gegner ſich nur mit dieſen beſchäftigen ſollen. Schweifen dieſe jedoch ab, ſo zeigt er noch eins und das andre von ſeinem heimlichen Vorrath, kehrt aber immer zu ſeinem Verfahren zurück, indem er ſeine Gegner auf die wenigen Verſuche beſchränken will, von welchen freylich das Experimen-

ch dich nicht wieder grad anſehen können. Ich machte mir Luſt, und ging —

Fernando.

Bis auf den kleinſten Umſtand! — (vor ſich) Unglükliches Gedächtniß.

Stella.

Ich erſtaune oft ſelbſt; wie ich dich liebe, wie ich ieden Augenblik bei dir mich ganz vergeſſe; doch alles vor mir noch zu haben, ſo lebhaft als wär's heute! Ja wie oft hab ich mir's auch erzählt, wie oft Fernando? — Wie ihr mich ſuchtet, wie du an der Hand meiner Freundinn, die du vor mir kennen lerneteſt, durch's Bosket ſtreifteſt, und ſie rief: Stella! — und du riefſt: Stella! Stella! — ich hatte dich kaum reden gehört, und erkannte deine Stimme, und wie ihr auf mich traft, und du meine Hand nahmſt! Wer war konfuſer ich oder du? Eins half dem andern — Und von dem Augenblik an — Meine gute Sara ſagte mir's wohl, gleich ſelbigen Abend — Es iſt alles eingetroffen. — Und welche

tum Crucis jeden der die Sache nicht von Grund aus durchgearbeitet hat, zum lauten oder schweigenden Beystimmen nöthigt. Daher wiederholt Newton aber und abermals: man solle zeigen, daß diese wenigen Versuche seine Lehre nicht beweisen, oder soll andere Versuche beybringen, die ihr unmittelbar entgegenstehen.

Wie benimmt er sich denn aber, als dieses von Lucas wirklich geschieht? Er dankt ihm für seine Bemühung, versichert, die vorzüglichsten von Lucas beygebrachten Versuche befänden sich in den optischen Lectionen, welches keineswegs der Wahrheit gemäß ist, beseitigt sie auf diese Weise, dringt immer wieder darauf, daß man nur den eingeleiteten Weg gehen, sich auf demselben vorgeschriebnermaßen benehmen solle, und will jede andre Methode, jenen andern Weg der Wahrheit sich zu nähern, ausschließen. Wenige Experimente sollen beweisen, alle übrigen Bemühungen unnöthig machen, und eine über die ganze Welt ausgebreitete Naturerscheinung soll aus dem Zauberkreise einiger Formeln und Figuren betrachtet und erklärt werden.

Wir haben die wichtige Stelle, womit sich diese Controvers schließt, übersetzt. Newton erscheint nicht wieder polemisch, außer in sofern die Optik polemischer Natur ist. Aber seine Schüler und Nachfolger wiederholen diese Worte des Meisters immerfort. Erst setzen sie sub- und obreptice was der Lehre günstig

iſt, feſt, und dann verfahren ſie ausſchlieſſend gegen Natur, Sinne und Menſchenverſtand. Erſt laſſen ſich's Einzelne, dann läßt ſich's die Menge gefallen. Newtons übrige groſſe Verdienſte erregen ein günſtiges Vorurtheil auch für Farbentheorie. Sein Ruf, ſein Einfluß ſteigt immer höher; er wird Präſident der Societät. Er giebt ſeine künſtlich geſtellte Optik heraus; durch Clarke's lateiniſche Ueberſetzung wird auch dieſe in der Welt verbreitet und nach und nach in die Schulen eingeführt. Experimentirende Techniker ſchlagen ſich auf ſeine Seite, und ſo wird die eingefaßte, in ſich ſelbſt erſtarrte Lehre eine Art von Arche des Herrn, deren Berührung ſogleich den Tod bringt.

So verfährt nun auch, theils bey Newtons Leben, theils bey ſeinem Tode, Desaguliers gegen alles was die Lehre anzufechten wagt; wie nunmehr aus der geſchichtlichen Darſtellung, in der wir weiter fortſchreiten, ſich umſtändlicher ergeben wird.

Edme (Peter) Mariotte.

Geboren zu oder bey Dijon. Academiſt 1666, geſtorben 1684.

Traité de la nature des couleurs. Paris 1688. Schwerlich die erſte Ausgabe; doch iſt nach dieſer der

Abdruck in seinen gesammelten Werken gemacht, welche zu Haag 1717 und 1740 veranstaltet worden.

Wir haben wenig Nachrichten von seinem Leben. Seinen Arbeiten sieht man die ungestörteste Ruhe an. Er ist einer der ersten, welche die Experimental-Physik in Frankreich einführen, Mathematiker, Mechaniker, Physiker, wo nicht Philosoph, doch redlicher Denker, guter Beobachter, fleißiger Sammler und Ordner von Beobachtungen, sehr genauer und gewissenhafter Experimentator, ja gewissenhaft bis ins Uebertriebene: denn ihm in sein Detail zu folgen, wäre vielleicht nicht unmöglich, doch möchte es in unserer Zeit jedem höchst beschwerlich und fruchtlos erscheinen.

Durch Beobachten, Experimentiren, Messen und Berechnen gelangt er zu den allgemeinsten einfachsten Erscheinungen, die er Principien der Erfahrung nennt. Er läßt sie empirisch in ihrer reinsten Einfalt stehen und zeigt nur, wo er sie in complicirten Fällen wiederfindet. Dieß wäre schön und gut, wenn sein Verfahren nicht andre Mängel hätte, die sich uns nach und nach entdecken, wenn wir an sein Werk selbst gehen und davon einige Rechenschaft zu geben suchen.

Er theilt die Farben in apparente und permanente. Unter den ersten versteht er bloß diejenigen die bey der Refraction erscheinen, unter den andern alle

übrigen. Man ſieht leicht, wie disproportionirt dieſe Haupteintheilung iſt, und wie unbequem, ja falſch die Unterabtheilungen werden müſſen.

Erſte Abtheilung.

Er hat Kenntniß von Newtons Arbeiten, wahrſcheinlich durch jenen Brief in den Transactionen. Er erwähnt nicht nur deſſen Lehre, ſondern man glaubt durchaus zu bemerken, daß er hauptſächlich durch ſie zu ſeiner Arbeit angeregt worden: denn er thut den Phänomenen der Refraction viel zu viel Ehre an und arbeitet ſie allein höchſt ſorgfältig durch. Er kennt recht gut die objectiven und ſubjectiven Erſcheinungen, giebt Rechenſchaft von unzähligen Verſuchen, die er anſtellt, um das Allgemeine dieſer Phänomene zu finden; welches ihm denn auch bis auf einen gewiſſen Punct gelingt. Nur iſt ſein Allgemeines zu abſtract, zu kahl, die Art es auszudrücken nicht glücklich; beſonders aber iſt es traurig, daß er ſich vom Strahl nicht losmachen kann. Er nimmt leider bey ſeinen Erklärungen und Demonſtrationen einen dichten Strahl an (rayon solide). Wie wenig damit zu thun ſey, iſt allen deutlich, welche ſich die Lehre von Verrückung des Bildes eigen gemacht haben. Außerdem bleibt er dadurch zu nahe an Newtons Lehre, welcher auch

mit Strahlen operirt und die Strahlen durch Refraction afficiren läßt.

Eine eigene Art dieſen dichten Strahl, wenn er refrangirt wird, anzuſehen, giebt den Grund zu Mariottens Terminologie. Man denke ſich einen Stab den man bricht, ein Rohr das man biegt, ſo wird an denſelben ein einſpringender und ausſpringender Winkel, eine Concavität, eine Convexität zu ſehen ſeyn. Nach dieſer Anſicht ſpricht er in ſeinen Erfahrungsſätzen die Erſcheinung folgendermaßen aus:

An der convexen Seite erſcheint immer Roth, an der concaven Violett. Zunächſt am Rothen zeigt ſich Gelb, zunächſt am Violetten Blau. Folgen mehrere Refractionen im gleichen Sinne, ſo gewinnen die Farben an Lebhaftigkeit und Schönheit. Alle dieſe Farben erſcheinen in den Halbſchatten, bis an ſie hinan iſt keine Farbe im Lichte merklich. Bey ſtarken Refractionen erſcheint in der Mitte Grün, durch Vermiſchung des Blauen und Gelben.

Er iſt alſo, wie man ſieht, in ſoweit auf dem rechten Wege, daß er zwey entgegengeſetzte Reihen als Randerſcheinungen anerkennt. Auch gelingt es ihm, mehrere objective und ſubjective Farbenerſcheinungen auf jene Principien zurückzuführen und zu zeigen, wie nach denſelben die Farben in jedem beſondern Falle entſtehen müſſen. Ein Gleiches thut er in Abſicht auf den Regenbogen, wobey man, ſoweit

man ihm folgen kann und mag, seine Aufmerksamkeit, Fleiß, Scharfsinn, Reinlichkeit und Genauigkeit der Behandlung bewundern muß.

Allein es wird einem doch dabey sonderbar zu Muthe, wenn man sieht, wie wenig mit so vielem Aufwande geleistet wird, und wie das Wahre, bey einer so treuen genauen Behandlung, so mager bleiben, ja werden kann, daß es fast null wird. Seine Principien der Erfahrung sind natürlich und wahr, und sie scheinen deshalb so simpel ausgesprochen, um die Newtonische Theorie, welche keineswegs, wie wir schon oft wiederholt, von den einfachen Erscheinungen ausgegangen, sondern auf das zusammengesetzte abgeleitete Gespenst gebaut ist, verdächtig zu machen, ja in den Augen desjenigen, der eines Aperçüs mit allen seinen Folgerungen fähig wäre, sogleich aufzuheben.

Das Aehnliche hatten wir in unsern Beyträgen zur Optik versucht; es ist aber uns so wenig als Mariotten gelungen, dadurch Sensation zu erregen.

Ausdrücklich von und gegen Newton spricht er wenig. Er gedenkt jener Lehre der diversen Refrangibilität, zeigt gutmüthig genug, daß einige Phänomene sich dadurch erklären lassen, behauptet aber, daß andre nicht dadurch erklärbar seyen, besonders folgendes:

Wenn man weit genug von seinem Ursprung das sogenannte prismatische Spectrum auffange, so daß es

eine ansehnliche Länge gegen seine Breite habe, und das Violette weit genug vom Rothen entfernt und durch andere Farben völlig von ihm getrennt sey, so daß man es also für hinreichend abgeschieden halten könne; wenn man alsdann einen Theil dieses violetten Scheines durch eine Oeffnung gehen und durch ein zweytes Prisma in derselben Richtung refrangiren lasse: so erscheine unten abermals Roth (Gelbroth), welches doch nach der Theorie keineswegs statt finden könne; deswegen sie nicht anzunehmen sey.

Der gute Mariotte hatte hierin freylich vollkommen Recht, und das ganze Räthsel löst sich dadurch, daß ein jedes Bild, es sey von welcher Farbe es wolle, wenn es verrückt wird, gesäumt erscheint. Das violette Halblicht aber, das durch die kleine Oeffnung durchfällt, ist nur als ein violettes Bild anzusehen, an welchem der gelbrothe Rand mit einem purpurnen Schein gar deutlich zu bemerken ist; die übrigen Randfarben aber fallen entweder mit der Farbe des Bildes zusammen, oder werden von derselben verschlungen.

Der gute natürliche Mariotte kannte die Winkelzüge Newtons und seiner Schule nicht. Denn nach diesem lassen sich die Farben zwar sondern, aber nicht völlig; Violett ist zwar violett, allein es stecken die übrigen Farben auch noch drinn, welche nun aus dem violetten Licht, bey der zweyten Refraction, wie die sämmtlichen Farben aus dem weißen Lichte, bey der ersten Refraction, geschieden werden. Dabey ist denn

freylich das Merkwürdige, daß das Violett aus dem man nun das Roth geschieden, vollkommen so violett bleibt wie vorher; so wie auch an den übrigen Farben keine Veränderung vorgeht, die man in diesen Fall bringt. Doch genug hievon. Mehr als obiges bedarf es nicht, um deutlich zu machen, in wiefern Mariotte als Newtons Gegner anzusehen sey.

Zweyte Abtheilung.

In dieser sucht er alle übrigen Farben, welche nicht durch Refraction hervorgebracht werden, aufzuführen, zu ordnen, gegen einander zu halten, zu vergleichen, sie auseinander abzuleiten und daraus Erfahrungssätze abzuziehen, die er jedoch hier nicht Principien sondern Regeln nennt. Die sämmtlichen Erscheinungen trägt er in vier Discursen vor.

Erster Discurs. Von Farben, die an leuchtenden Körpern erscheinen.

Verschiedenfarbiges Licht der Sonne, der Sterne, der Flamme, des Glühenden, des Erhitzten; wobey recht artige und brauchbare Versuche vorkommen. Die Erfahrungsregel wozu er gelangt, ist ein Idem per idem, womit man gar nichts ausrichten kann.

Zweyter Discurs. Von den changeanten Farben, die auf der Oberfläche der Körper entstehen.

Hier führt er diejenigen Farben auf, welche wir die epoptischen nennen: aneinander gedruckte Glasplatten, angelaufenes Glas, Seifenblasen. Er schreibt diese Phänomene durchaus einer Art von Refraction zu.

Dritter Discurs. Von fixen und permanenten Farben, deren Erscheinungen er vorzüglich unter Regeln bringt.

Hier werden unsre chemischen Farben aufgeführt, und dabey etwas Allgemeines von Farben überhaupt. Weiß und Schwarz, dazwischen Gelb, Roth und Blau. Er hat die Einsicht, daß jede Farbe etwas weniger hell als das Weiße und etwas mehr hell als das Schwarze seyn müsse.

In den Erklärungen verfährt er allzu realistisch, wie er denn das Blau zur eigenen Farbe der Luft macht; dann aber wieder zu unbestimmt: denn die körperlichen Farben sind ihm modificirtes Licht. Das Licht muß nämlich in den Körper eindringen, dort zur besondern Farbenwirkung modificirt in unser Auge zurückkehren und darin die Wirkung hervorbringen.

Der chemische Gegensatz von Acidum und Alcali ist ihm sehr bedeutend. Hier stehen wieder schöne und

brauchbare Erfahrungen, doch ohne Ordnung unter einander, worauf denn ſchwache, nach Corpuſculars vorſtellungsart ſchmeckende Erklärungen folgen. Ueber die Farben organiſcher Körper macht er ſeine Bemerkungen.

Vierter Discurs. Von Farbenerſcheinungen, die von innern Modificationen der Organe des Sehens entſpringen.

Hier wird aufgeführt was bey uns unter der Rubrik von phyſiologiſchen Farben vorkommt: Dauer des Eindrucks, farbiges Abklingen und dergleichen; zuletzt die Diakriſis des Auges durch Licht, die Synkriſis durch Finſterniß. Und ſomit hört er da auf, wo wir anfangen.

Die aus dem Kapitel von den chemiſchen Farben ausgezogenen ſechs Regeln überſetzen wir, weil man daraus das vorſichtige Benehmen dieſes Mannes am beſten beurtheilen kann.

1) „Die fixen Farben erſcheinen uns, wenn das Licht durch die Materie, welche dieſe Farben hervorbringt, gedrungen, zu unſern Augen mit genugſamer Kraft zurückkehrt.“

Dieſes bezieht ſich auf die wahre Bemerkung, daß

Seeligkeit in deinen Armen. Wenn meine Sara meine Freuden ſehen könnte! Es war ein gutes Geſchöpf; ſie weinte viel um mich, da ich ſo krank, ſo liebeskrank war. Ich hätte ſie gern mitgenommen, da ich um deinetwillen alles verlies.

Fernando.

Alles verlies!

Stella.

—Fällt dir das ſo auf? Iſt's denn nicht wahr? Alles verlies! Oder kannſt du in Stellen's Munde ſo was zum Vorwurf misdeuten? Um deinetwillen hab ich lange nicht genug gethan.

Fernando.

Freilich! Deinen Onkel, der dich als Vater liebte, der dich auf den Händen trug, deſſen Wille dein Wille war, das war nicht viel? Das Vermögen, die Güter, die alle dein waren, dein worden wären, das war nichts? Den Ort wo du von Jugend auf gelebt, dich gefreut hatteſt; — deine Geſpielen —

jede chemisch specificirte Farbe ein Helles hinter sich haben muß, um zu erscheinen. Nur ist dieses nothwendige Erforderniß von Mariotte nicht genug eingesehen, noch deutlich genug ausgedrückt.

2) „Die Säfte von allen blauen und violetten Blumen werden grun durch die Alcalien und schön roth durch die Säuren."

3) „Die Abfude rother Hölzer werden gelb durch die Säuren, violett durch die Alcalien; aber die Aufgusse gelber Pflanzen werden dunkel durch die Alcalien, und verlieren fast gänzlich ihre Farbe durch die Säuren."

4) „Die Vegetationen die in freyer Luft vorgehen, sind grun; diejenigen an unterirdischen Oertern, oder in der Finsterniß, sind weiß oder gelb."

5) „Es giebt viel gelbe oder dunkle Materien welche sich bleichen, wenn man sie wechselsweise netzt und an der Sonne trocknet. Sind sie sodann weiß, und bleiben sie lange unbefeuchtet an der Luft, so werden sie gelb."

6) „Irdische und schwefligе Materien werden durch eine groſse Hitze roth und einige zuletzt schwarz."

Hiezu fügt der Verfasser eine Bemerkung, daß

man sehr viele Farbenerscheinungen auf diese sechs Regeln zurückführen und bey der Färberey, so wie bey Verfertigung des farbigen Glases, manche Anwendung davon machen könne. Unsre Leser werden sich erinnern, wie das Bewährte von diesen Regeln in unserer Abtheilung von chemischen Farben beygebracht ist.

Im Ganzen läßt sich nicht abläugnen, daß Mariotte eine Ahndung des Rechten gehabt und daß er auf dem Wege dahin gewesen. Er hat uns manches gute Besondere aufbewahrt, fürs Allgemeine aber zu wenig gethan. Seine Lehre ist mager, seinem Unterricht fehlt Ordnung, und bey aller Vorsichtigkeit spricht er doch wohl zuletzt, statt einer Erfahrungsregel, etwas Hypothetisches aus. Aus dem bisher Vorgetragenen läßt sich nunmehr beurtheilen, in wiefern Mariotte als ein Gegner von Newton anzusehen sey. Uns ist nicht bekannt geworden, daß er das was er im Vorbeygehen gegen die neue Lehre geäußert, jemals wieder urgirt habe. Sein Aufsatz über die Farben mag kurz vor seinem Tode herausgekommen seyn. Auf welche Weise jedoch die Newtonische Schule ihn angefochten und um seinen guten Ruf gebracht, wird sich sogleich des Nähern ergeben.

Johann Theophilus Desaguliers.

Geboren 1683.

Die Philoſophen des Alterthums, welche ſich mehr für den Menſchen als für die übrige Natur intereſſirten, betrachteten dieſe nur nebenher und theoretiſirten nur gelegentlich über dieſelbe. Die Erfahrungen nahmen zu, die Beobachtungen wurden genauer und die Theorie eingreifender; doch brachten ſie es nicht zur Wiederholung der Erfahrung, zum Verſuch.

Im ſechzehnten Jahrhundert, nach friſcher Wiederbelebung der Wiſſenſchaften, erſchienen die bedeutenden Wirkungen der Natur noch unter der Geſtalt der Magie, mit vielem Aberglauben umhüllt, in welchen ſie ſich zur Zeit der Barbarey verſenkt hatten. Im ſiebzehnten Jahrhundert wollte man, wo nicht erſtaunen, doch ſich immer noch verwundern, und die angeſtellten Verſuche verloren ſich in ſeltſame Künſteleyen.

Doch war die Sache immer ernſthafter geworden. Wer über die Natur dachte, wollte ſie auch ſchauen. Jeder Denker machte nunmehr Verſuche, aber auch noch nebenher. Gegen das Ende dieſer Zeit traten immer mehr Männer auf, die ſich mit einzelnen Thei-

len der Naturwiſſenſchaft beſchäftigten und vorzüglich dieſe durch Verſuche zu ergründen ſuchten.

Durch dieſe lebhafte Verbindung des Experimentirens und Theoretiſirens entſtanden nun diejenigen Perſonen, welche man, beſonders in England, Natural- und Experimental-Philoſophen nannte, ſo wie es denn auch eine Experimental-Philoſophie gab. Ein Jeder der die Naturgegenſtände nur nicht gerade aus der Hand zum Mund, wie etwa der Koch, behandelte, wer nur einigermaßen conſequent aufmerkſam auf die Erſcheinungen war, der hatte ſchon ein gewiſſes Recht zu jenem Ehrennamen, den man freylich in dieſem Sinne vielen beylegen konnte. Jedes allgemeine Räſonnement, das tief oder flach, zart oder crud, zuſammenhängend oder abgeriſſen, über Naturgegenſtände vorgebracht wurde, hieß Philoſophie. Ohne dieſen Misbrauch des Wortes zu kennen, bliebe es unbegreiflich, wie die londner Societät den Titel Philoſophiſche Transactionen für die unphiloſophiſcheſte aller Sammlungen hätte wählen können.

Der Hauptmangel einer ſolchen unzulänglichen Behandlung blieb daher immer, daß die theoretiſchen Anſichten ſo vieler Einzelnen vorwalteten, und dasjenige was man ſehen ſollte, nicht einem Jeden gleichmäßig erſchien. Uns iſt bekannt, wie ſich Boyle, Hook und Newton benommen.

Durch die Bemühungen ſolcher Männer, beſon-

ders aber der Londner Societät, ward inzwiſchen das Intereſſe immer allgemeiner. Das Publicum wollte nun auch ſehen und unterrichtet ſeyn. Die Verſuche ſollten zu jeder Zeit auf eines Jeden Erfordern wieder dargeſtellt werden, und man fand nun, daß Experimentiren ein Metier werden müſſe.

Dieß ward es zuerſt durch Hawksby. Er machte in London öffentliche Verſuche der Electricität, Hydroſtatik und Luftlehre, und enthielt ſich vielleicht am reinſten von allem Theoretiſchen. Keil ward ſein Schüler und Nachfolger. Dieſer erklärte ſich aber ſchon für Newtons Theorie. Hätte er die Farbenlehre behandelt, wie Hawksby die Lehre von der Electricität; ſo würde alles ein anderes Anſehen gewonnen haben. Er wirkte in Oxford bis 1710.

Auf Keil folgte Desaguliers, der von ihm, ſeinem Meiſter, die Fertigkeit Newtoniſche Experimente receptgemäß nachzubilden, ſo wie die Neigung zu dieſer Theorie geerbt hatte, und deſſen Kunſtfertigkeit man anrief, wenn man Verſuche ſichten, durch Verſuche etwas beweiſen wollte.

Desaguliers ward berühmt durch ſein Geſchick zu experimentiren. s'Graveſand ſagt von ihm: cujus peritia in instituendis experimentis nota est. Er hatte hinreichende mathematiſche Kenntniſſe, ſo wie auch genugſame Einſicht in das was man damals Naturphiloſophie nannte.

Desaguliers gegen Mariotte.

Die Acta eruditorum hatten 1706 S. 60. Nachricht von der Optik Newtons gegeben, durch einen gedrängten Auszug, ohne die mindeste Spur von Beyfall oder Widerspruch.

Im Jahre 1713 S. 447. erwähnen sie, bey Gelegenheit von Rohaults Physik, jenes von Mariotte ausgesprochenen Einwurfs, und äußern sich darüber folgendermaßen: „Wenn es wahr ist, daß ein aus dem Spectrum abgesondertes einzelnes farbiges Licht, bey einer zweyten Brechung, aufs Neue an seinen Theilen Farben zeigt; so periclitirt die Newtonische Lehre. Noch entscheidender würde das Mariottische Experiment seyn, wenn das ganze blaue Licht in eine andere Farbe verwandelt worden wäre."

Man sieht wohl, daß dieser Zweifel sich von einer Person herschreibt, die mit der Sache zwar genugsam bekannt ist, sie aber nicht völlig durchdrungen hat. Denn jedes einfärbige Bild kann so gut als ein schwarzes, weißes oder graues, durch die verbreiterten Säume zugedeckt und seine Farbe dadurch aufgehoben, keineswegs aber in eine einzelne andere Farbe verwandelt werden. Genug, ein Aufruf dieser Art war von zu großer Bedeutung für Newton selbst und seine

Schule, als daß nicht dadurch hätten Bewegungen hervorgebracht werden ſollen. Dieſes geſchah auch, und Desaguliers ſtellte 1715 die Verſuche gegen Mariotte an. Das Verfahren iſt uns in den philoſophiſchen Transactionen Nr. 348 S. 433 aufbewahrt.

Wir müſſen uns Gewalt anthun, indem wir von dieſem Aufſatz Rechenſchaft geben, aus der hiſtoriſchen Darſtellung nicht wieder in die polemiſche Behandlung zu verfallen. Denn eigentlich ſollte man Desaguliers gleichfalls Schritt vor Schritt, Wort vor Wort folgen, um zu zeigen, daß er wie ſein Meiſter, ja noch ſchlimmer als dieſer, ſich bey den Verſuchen benommen. Unbedeutende, unnütze Nebenumſtände werden hervorgehoben, die Hauptbedingungen des Phänomens ſpät und nur wie im Vorübergehen erwähnt, es wird verſichert daß man dieſes und jenes leiſten wolle, geleiſtet habe und ſodann, als wenn es nichts wäre, zum Schluſſe eingeſtanden, daß es nicht geſchehen ſey, daß eins und anderes noch beyher ſich zeige und gerade das wovon eben die Rede war, daß es ſich nicht zeigen dürfe.

Gegen Mariotte ſoll bewieſen werden, daß die Farben des Spectrums, wenn ſie recht geſondert ſeyen, keine weitere Veränderung erleiden, aus ihnen keine andere Farben hervorgehen, an ihnen keine andere Farbe ſich zeige. Um nun die prismatiſchen Farben auf dieſen hohen Grad zu reinigen, wird der Newtoniſche eiſte Verſuch des erſten Theils als genugthuend angeführt, die dort vorgeſchlagene umſtändliche Vorrichtung

zwar als beſchwerlich und verdrießlich (troublesome) angegeben und, wie auch Newton ſchon gethan, mit einer bequemern ausgetauſcht, und man glaubt nun es ſolle direct auf den Gegner losgehen, es werde dasjenige was er behauptet, umgeſtoßen, dasjenige was er geläugnet, bewieſen werden.

Allein Desaguliers verfährt völlig auf die Newtoniſche Manier und bringt ganz unſchuldig bey: er wolle auch noch einige begleitende Verſuche (concomitant) vorführen. Nun iſt aber an dieſem elften Experiment gar nichts zu begleiten: wenn es beſtehen könnte, müßte es für ſich beſtehen. Desaguliers Abſicht aber iſt, wie man wohl einſieht, die ganze Newtoniſche Lehre von vorn herein feſtzuſetzen, damit das was am elften Verſuche fehlt, gegen die ſchon gegründete Lehre unbedeutend ſcheinen möge: eine Wendung, deren ſich die Schule fortdauernd bedient hat. Er bringt daher nicht Einen ſondern neun Verſuche vor, welche ſämmtlich mit gewiſſen Verſuchen der Optik correſpondiren, die wir deswegen nur kürzlich anzeigen, und unſern Leſern dasjenige was wir bey jedem einzelnen im polemiſchen Theile zur Sprache gebracht, zur Erinnerung empfehlen.

1) Verſuch mit einem rothen und blauen Bande nebeneinander, durchs Prisma angeſehn. Der erſte Verſuch des erſten Theils mit einigen Veränderungen. Dieſer wegen ſeiner Scheinbarkeit Newtonen ſo wichtige Verſuch, daß er ſeine Optik damit eröffnet, ſteht

auch hier wieder an der Spitze. Der Experimentator hält sich bey ganz unnöthigen Bedingungen auf, versichert der Versuch des Auseinanderrückens der beyden Bänder sey vortrefflich gerathen, und sagt erst hinterdrein: wenn der Grund nicht schwarz ist, so geräth der Versuch nicht so gut. Daß der Grund hinter den Bändern schwarz sey, ist die unerläßliche Bedingung welche obenan stehen müßte. Ist der Grund heller als die Bänder, so geräth der Versuch nicht etwa nur nicht so gut, sondern er geräth gar nicht; es entsteht etwas Umgekehrtes, etwas ganz Anders. Man wird an dieser ausflüchtenden Manier doch wohl sogleich den echten Jünger Newtons erkennen.

2) Ein ähnliches Experiment mit den beyden Papierstreifen durch die Farben des Spectrums gefärbt, vergleicht sich mit dem dreyzehnten Versuche des ersten Theils.

3) Das Bild dieser letzten, violetten und gelbrothen Streifen durch eine Linse auf ein Papier geworfen, sodann derselbe Versuch mit gefärbten Papieren, kommt mit dem zweyten Versuche des ersten Theils überein.

4) Verschiedene Längen und Directionen des prismatischen Bildes nach den verschiedenen Einfallswinkeln des reinen Lichts aufs Prisma. Was hier ausgeführt und dargestellt ist, würde zum dritten Versuch des ersten Theils gehören.

5) Das objective Spectrum wird durch das Prisma angesehen, es scheint heruntergerückt und weiß. Ist der elfte Versuch des zweyten Theils.

6) Das Spectrum geht durch die Linse durch und erscheint im Focus weiß. Ist ein Glied des zehnten Versuchs des zweyten Theils.

7) Das eigentliche Experimentum crucis, das sechste des ersten Theils. Hier gesteht er, was Mariotte behauptet hat, daß die zu einzelnen Bildchen separirten prismatischen Farben, wenn man sie mit dem Prisma ansieht, wieder Farbenränder zeigen.

8) Nun schreitet er zu der complicirten Vorrichtung des elften Experiments des ersten Theils, um ein Spectrum zu machen, das seiner Natur nach viel unsicherer und schwankender ist als das erste.

9) Mit diesem macht er nun ein Experiment, welches mit dem vierzehnten des ersten Theils zusammenfällt, um zu zeigen, daß nunmehr die farbigen Lichter ganz gereinigt, einfach, homogen, gefunden worden. Dieß sagt er aber nur: denn wer ihm aufmerksam nachversucht, wird das Gegentheil finden.

Das was Desaguliers gethan, theilt sich also in zwey Theile: die sieben ersten Versuche sollen die diverse Refrangibilität beweisen und in dem Kopf des Schauenden festsetzen; unter der siebenten und achten Nummer

Stella.

Und das alles, Fernando, ohne dich? Was war mir's vor deiner Liebe; aber da, als die in meiner Seele aufging, da hatt' ich erst Fuß in der Welt gefaßt — Zwar muß ich dir gestehn, daß ich manchmal in einsamen Stunden dachte: warum konnt ich das nicht alles mit ihm genießen? warum mussten wir fliehen? warum nicht im Besiz von all dem bleiben? Hätte ihm mein Onkel meine Hand verweigert? — Nein! — Und warum fliehen? — O ich habe für dich wieder Entschuldigungen genug gefunden! für dich! da hat mir's nie gemangelt! Und wenn's Grille wäre, sagte ich! — Wie ihr denn eine Menge Grillen habt — wenn's Grille wäre, das Mädgen so heimlich als Beute für sich zu haben! — Und wenn's Stolz wäre, das Mädgen so allein, ohne Zugabe zu haben. Du kannst denken daß mein Stolz nicht wenig dabei interessirt war, sich das beste glauben zu machen, und so kamst du nun glüklich durch.

hingegen, welche erſt gegen Mariotte gerichtet ſind, ſoll das wirklich geleiſtet ſeyn, was verſprochen worden. Wie captios und unredlich auch er hier zu Werke gehe, kann man daraus ſehen, daß er wiederholt ſagt: mit dem Rothen gelang mirs ſehr gut, und ſo auch mit den übrigen. Warum ſagt er denn nicht: es gelang mir mit allen Farben? oder warum fängt er nicht mit einer andern an? Alles dieſes iſt ſchon von uns bis zum Ueberdruß im polemiſchen Theile auseinandergeſetzt. Beſonders iſt es in der ſupplementaren Abhandlung über die Verbindung der Prismen und Linſen bey Experimenten, ausführlich geſchehen und zugleich das elfte Experiment wiederholt beleuchtet worden.

Aber hier macht ſich eine allgemeine Betrachtung nöthig. Das was Desaguliers gegen Mariotte und ſpäter gegen Rizzetti verſucht und vorgetragen, wird von der Newtoniſchen Schule ſeit hundert Jahren als ein Schlußverfahren angeſehn. Wie war es möglich, daß ein ſolcher Unſinn ſich in einer Erfahrungswiſſenſchaft einſchleichen konnte?, Dieſes zu beantworten, müſſen wir darauf aufmerkſam machen, daß, wie ſich in die Wiſſenſchaften ethiſche Beweggründe mehr als man glaubt, einſchlingen, eben ſo auch Staats- und Rechts-Motive, und Maximen darin zur Ausübung gebracht werden. Ein ſchließliches Aburtheln, ohne weitere Appellation zuzulaſſen, geziemt wohl einem Gerichtshofe. Wenn vor hundert Jahren ein Verbrecher vor die Geſchworenen gebracht, von dieſen ſchuldig befunden, und ſodann aufgehangen worden;

ſo fällt es uns nicht leicht ein, die Reviſion eines ſolchen Proceſſes zu verlangen, ob es gleich Fälle genug gegeben hat, wo das Andenken eines ſchmälich Hingerichteten durch Recht und Urtheil rehabilitirt worden. Nun aber Verſuche, von einer Seite ſo bedeutend, von der andern ſo leicht und bequem anzuſtellen, ſollen, weil ſie vor hundert Jahren, in England, vor einer zwar anſehnlichen aber weder theoretiſirend noch experimentirend völlig tactfeſten Geſellſchaft angeſtellt worden, nunmehr als ein für allemal abgethan, abgemacht und fertig erklärt, und die Wiederholung derſelben für unnütz, thöricht, ja anmaßlich ausgeſchrieen werden! Iſt hierbey nur der mindeſte Sinn, was Erfahrungswiſſenſchaft ſey, worauf ſie beruhe, wie ſie wachſen könne und müſſe, wie ſie ihr Falſches nach und nach von ſelbſt wegwerfe, wie durch neue Entdeckungen die alten ſich ergänzen und wie durch das Ergänzen die älteren Vorſtellungsarten, ſelbſt ohne Polemik, in ſich zerfallen!

Auf die lächerlichſte und unerträglichſte Weiſe hat man von eben dieſen Desaguliersſchen Experimenten ſpäterhin einſichtige Naturforſcher weggeſchreckt, gerade wie die Kirche von Glaubensartikeln die naſeweiſen Ketzer zu entfernen ſucht. Betrachtet man dagegen, wie in der neuern Zeit Phyſiker und Chemiker die Lehre von den Luftarten, der Electricität, des Galvanism, mit unſäglichem Fleiß, mit Aufwand und mancherley Aufopferungen bearbeitet; ſo muß man ſich ſchämen, im chromatiſchen Fach beynahe allein mit dem alten Inventarium

von Traditionen, mit der alten Rüſtkammer ungeſchickter Vorrichtungen ſich in Glauben und Demuth begnügt zu haben.

Johannes Rizzetti

Ein Venetianer und aufmerkſamer Liebhaber der Dioptrik, faßte ein ganz richtiges Aperçu gegen Newton und fühlte, wie natürlich, einen großen Reiz andern ſeine Entdeckung mitzutheilen und einleuchtend zu machen. Er verbreitete ſeine Meynung durch Briefe und reiſende Freunde, fand aber überall Gegner. In Deutſchland wurden ſeine Argumente in die Acta Eruditorum eingerückt. Profeſſor Georg Friedrich Richter in Leipzig ſetzte ſich dagegen; in England experimentirte und argumentirte Desaguliers gegen ihn; in Frankreich Sauger; in Italien die Bologneſer Societät.

Er gab zuerſt ein Diarium einer Reiſe durch Italien vor dem Jahre 1724 mit Nachträgen heraus, wovon man einen Auszug in die Acta Eruditorum ſetzte. (Supplemente derſelben Tom. 8. p. 127.)

Bey Gelegenheit daß Rizzetti die Frage aufwirft, wie es möglich ſey, daß man die Gegenſtände mit bloßen Augen farblos ſähe, wenn es mit der von Newton bemerkten und erklärten farbigen Aberration ſeine

Richtigkeit habe, bringt er verſchiedene Einwendungen gegen die Newtoniſchen Experimente ſo wie auch gegen die Theorie vor. Richter ſchreibt dagegen (Tom. eod. p. 226.). Darauf läßt ſich Rizzetti wieder vernehmen und fügt noch einen Anhang hinzu (p. 303. f.) Aus einer neu veränderten Ausgabe des erſten Rizzettiſchen Aufſatzes findet ſich gleichfalls ein Auszug (p. 234.) und ein Auszug aus einem Briefe des Rizzetti an die Londner Societät (p. 236.).

Richter vertheidigt ſich gegen Rizzetti (A. E. 1724. p. 27.) Dieſer giebt heraus: Specimen physico - mathematicum de Luminis affectionibus, Tarvisii et Venet. 1727. 8. Einzelne Theile daraus waren früher erſchienen: De Luminis refractione, Auctore Rizzetto (Siehe A. E. 1726. Nr. 10.) De Luminis reflexione, Auctore Rizzetto (S. A. E. supl. Tom. IX, Sect. 2. Nr. 4.).

Gedachtes Werk darf keinem Freunde der Farbenlehre künftighin unbekannt bleiben. Wir machen zu unſern gegenwärtigen hiſtoriſchen Zwecken daraus einen flüchtigen Auszug.

Er nimmt an, das Licht beſtehe aus Theilen, die ſich ungern von einander entfernen, aber doch durch Refraction von einander getrennt werden; dadurch entſtehe die Diſperſion deſſelben, welche Grimaldi ſich ſchon ausgedacht hatte. Rizzetti nimmt leider auch noch Strahlen an, um mit denſelben zu operiren.

Man ſieht, daß dieſe Vorſtellungsart viel zu nah an der Newtoniſchen liegt, um als Gegenſatz derſelben Glück zu machen.

Rizzetti's diſpergirtes Licht iſt nun ein Halblicht; es kommt in ein Verhältniß zum Hellen oder Dunkeln, daraus entſteht die Farbe. Wir finden alſo, daß er auf dem rechten Wege war, indem er eben daſſelbe abzuleiten ſucht, was wir durch Doppelbild und Trübe ausgeſprochen haben.

Der mathematiſche Theil ſeines Werks, ſo wie das was er im Allgemeinen von Refraction, Reflexion und Diſperſion handelt, liegt außer unſerm Kreiſe. Das übrige was uns näher angeht, kann man in den polemiſchen und den didactiſchen Theil eintheilen.

Die Mängel der Newtoniſchen Lehre, das Captioſe und Unzulängliche ihrer Experimente ſieht Rizzetti recht gut ein. Er führt ſeine Controvers nach der Ordnung der Optik und iſt den Newtoniſchen Unrichtigkeiten ziemlich auf der Spur; doch durchdringt er ſie nicht ganz und giebt z. B. gleich bey dem erſten Verſuch ungeſchickter Weiſe zu, daß das blaue und rothe Bild auf dunklem Grunde wirklich ungleich verrückt werde, da ihm doch ſonſt die Erſcheinung der Säume nicht unbekannt iſt. Dann bringt er die beyden Papiere auf weißen Grund, wo denn freylich durch ganz andere Säume für den Unbefangenen die Unrichtigkeit, die ſich

auf ſchwarzem Grunde verſteckt, augenfällig werden muß.

Aber ſein Widerſacher, Richter in Leipzig, erhaſcht ſogleich das Argument gegen ihn, daß die unter dieſen Bedingungen erſcheinenden Farben ſich vom weißen Grunde herſchreiben: eine ungeſchickte Behauptung, in welcher ſich jedoch die Newtonianer bis auf den heutigen Tag ſelig fühlen, und welche auch mit großer Selbſtgenügſamkeit gegen uns vorgebracht worden.

Seiner übrigen Controvers folgen wir nicht: ſie trifft an vielen Orten mit der unſrigen überein, und wir gedenken nicht zu läugnen, daß wir ihm manches ſchuldig geworden, ſo wie noch künftig manches aus ihm zu nutzen ſeyn wird.

In ſeinem didactiſchen Theile findet man ihn weiter vorgerückt als alle Vorgänger, und er hätte wohl verdient, daß wir ihn mit Theophraſt und Boyle unter den wenigen genannt, welche ſich bemüht, die Maſſe der zu ihrer Zeit bekannten Phänomene zu ordnen.

In ſeiner Eintheilung der Farben ſind alle die Bedingungen beachtet, unter welchen uns die Farbe erſcheint. Er hat unſere phyſiologiſchen Farben unter der Rubrik der phantaſtiſchen oder imaginären, unſere phyſiſchen unter der doppelten der variirenden, welche wir die dioptriſchen der erſten Claſſe, und der apparenten, welche wir die dioptriſchen der zweyten Claſſe ge-

nannt, vorgetragen. Unſere chemiſchen Farben finden ſich bey ihm unter dem Titel der permanenten oder natürlichen.

Zum Grunde von allen Farbenerſcheinungen legt er, wie ſchon oben bemerkt, dasjenige was wir unter der Lehre von trüben Mitteln begreifen. Er nennt dieſe Farben die variirenden, weil ein trübes Mittel, je nachdem es Bezug auf eine helle oder dunkle Unterlage hat, verſchiedene Farben zeigt. Auf dieſem Wege erklärt er auch die Farben der Körper, wie wir es auf eine ähnliche Weiſe gethan haben.

Die apparenten leitet er gleichfalls davon ab, und nähert ſich dabey unſerer Darſtellung vom Doppelbild; weil er aber das Doppelbild nicht als Factum ſtehen läßt, ſondern die Urſache deſſelben zugleich mit erklären will: ſo muß er ſeine Diſperſion herbeybringen, wodurch denn die Sache ſehr mühſelig wird.

So ſind auch ſeine Figuren höchſt unerfreulich und beſchwerlich zu entziffern; da hingegen die Newtoniſchen, obgleich meiſtens falſch, den großen Vortheil haben, bequem zu ſeyn und deshalb faßlich zu ſcheinen.

Bey den phyſiologiſchen, ſeinen imaginären, bemerkt er recht gut den Unterſchied der abklingenden Farbenerſcheinung auf dunklem und hellem Grunde; weil ihm aber das wichtige, von Plato anerkannte

Fundament von allem, die Synkriſis durchs Schwarze, die Diakriſis durchs Weiſe bewirkt, abgeht; weil er auch die Forderung der entgegengeſetzten Farben nicht kennt: ſo bringt er das Ganze nicht auf eine Art zuſammen die einigermaßen befriedigend wäre.

Uebrigens rechnen wir es uns zur Ehre und Freude, ihn als denjenigen anzuerkennen, der zuerſt am aufgeklärteſten und tüchtigſten das wovon auch wir in der Farbenlehre überzeugt ſind, nach Beſchaffenheit der Erfahrung ſeiner Zeit, ausgeſprochen hat.

Desaguliers gegen Rizzetti.

Als in den Leipziger Actis Eruditorum (Supplem. Tom. 8. §. 3. p. 130. 131.) einiger Einwürfe Rizzetti's gegen Newton erwähnt ward, wiederholt Desaguliers das Experiment wovon die Rede iſt, 1722 vor der Societät zu London, und giebt davon in den Philoſophiſchen Transactionen Vol. 32, pag. 206 eine kurze Nachricht.

Es iſt das zweyte Experiment des erſten Buchs der Optik, bey welchem ein hellrothes und ein dunkelblaues Papier, beyde mit ſchwarzen Fäden umwunden, durch eine Linſe auf einer weißen Tafel abgebildet wer-

den; da denn das rothe Bild, oder vielmehr das Bild der ſchwarzen Fäden auf rothem Grunde, ſich ferner von der Linſe, und das blaue Bild, oder vielmehr das Bild der ſchwarzen Fäden auf blauem Grunde, ſich näher an der Linſe deutlich zeigen ſoll. Wie es damit ſtehe, haben wir im polemiſchen Theil umſtändlich genug auseinandergeſetzt und hinlänglich gezeigt, daß hier nicht die Farbe, ſondern das mehr oder weniger Abſtechende des Hellen und Dunkeln Urſache iſt, daß zu dem einen Bilde der Abbildungspunct ſchärfer genommen werden muß, da bey dem andern ein laxerer ſchon hinreichend iſt.

Desaguliers, ob er gleich behauptet ſein Experiment ſey vortrefflich gelungen, muß doch zuletzt auf dasjenige worauf wir feſthalten, in einem Notabene hindeuten; wie er denn, nach Newtoniſcher Art, die Hauptſachen in Noten und Notabene nachbringt, und ſo ſagt er: Man muß Sorge tragen, daß die Farben ja recht tief ſind; denn indem ich zufälliger Weiſe von dem Blauen abgeſtreift hatte, ſo war das Weiße der Charte unter dem Blauen Schuld, daß auch dieſes Bild weiter reichte, faſt ſo weit als das Rothe.

Ganz natürlich! Denn nun ward das Blaue heller und die ſchwarzen Fäden ſtachen beſſer darauf ab, und wer ſieht nun nicht, warum Newton, bey Bereitung einer gleichen Pappe zu ſeinen zwey erſten Experimenten, einen ſchwarzen Grund unter die aufzuſtreichenden Farben verlangt?

Dieſes Experiment, deſſen ganzen Werth man in einem Notabene zurücknehmen kann, noch beſſer kennen zu lernen, erſuchen wir unſere Leſer beſonders dasjenige nachzuſehen, was wir im polemiſchen Theil zum ſechzehnten Verſuch, (312—315) angemerkt haben.

Rizzetti hatte 1727 ſein Werk herausgegeben, deſſen einzelne Theile ſchon früher bekannt gemacht worden. Desaguliers experimentirt und argumentirt gegen ihn: man ſehe die Philoſophiſchen Transactionen Nr. 406. Monat December 1728.

Zuerſt beklagt ſich Desaguliers über die arrogante Manier, womit Rizzetti dem größten Philoſophen jetziger und vergangener Zeit begegne; über den triumphirenden Ton, womit er die Irrthümmer eines großen Mannes darzuſtellen glaube. Darauf zieht er ſolche Stellen aus die freylich nicht die höflichſten ſind, und von einem Schüler Newtons als Gotteslästerung verabſcheut werden mußten. Ferner tractirt er den Autor als some people (ſo ein Menſch), bringt noch mehrere Stellen aus dem Werke vor, die er theils kurz abfertigt, theils auf ſich beruhen läßt, ohne jedoch im mindeſten eine Ueberſicht über das Buch zu geben. Endlich wendet er ſich zu Experimenten, die ſich unter verſchiedene Rubriken begreifen laſſen.

a) Zum Beweiſe der diverſen Refrangibilität: 1) das zweyte Experiment aus Newtons Optik; 2) das erſte Experiment daher.

Fernando.

Ich vergehe!

Anngen kommt.

Anngen.

Verzeihen sie, gnädige Frau! Wo bleiben sie Herr Hauptmann? Alles ist aufgepakt, und nun fehlt's an ihnen. Die Mamsell hat schon ein Laufens, ein Befehlen's heut verführt, daß es unleidlich war; und nun bleiben sie aus!

Stella.

Geh' Fernando, bring sie hinüber; zahl das Postgeld für sie, aber sei gleich wieder da.

Anngen.

Fahren sie denn nicht mit? Die Mamsell hat eine Chaise zu dreien bestellt, ihr Bediente hat ia aufgepakt!

Stella.

Fernando, das ist ein Irrthum!

b) Refraction und Reflexion an ſich betreffend, meiſtens ohne Bezug auf Farbe, 3) 4) 5) 6). Ferner wird die Beugung der Strahlen bey der Refraction, die Beugung der Strahlen bey der Reflexion nach Newtoniſchen Grundſätzen entwickelt und dieſe Phänomene der Attraction zugeſchrieben. Die Darſtellung iſt klar und zweckmäßig, obgleich die Anwendung auf die divers refrangiblen Strahlen mißlich und peinlich erſcheint. In 7) und 8) wird die durch Berührung einer Glasfläche mit dem Waſſer auf einmal aufgehobene Reflexion dargeſtellt, wobey die Bemerkung gemacht wird, daß die durch Refraction und Reflexion geſehenen Bilder deutlicher ſeyn ſollen als die durch bloße Reflexion geſehenen, zum Beweis, daß das Licht leichter durch dichte als durch dünne Mittel gehe.

c) Als Zugabe 9) der bekannte Newtoniſche Verſuch, der ſechzehnte des zweyten Theils: wenn man unter freyem Himmel auf ein Prisma ſieht, da ſich denn ein blauer Bogen zeigt. Wir haben an ſeinem Orte dieſen Verſuch umſtändlich erläutert und ihn auf unſere Erfahrungsſätze zurückgeführt.

Dieſe Experimente wurden vorgenommen vor dem damaligen Präſidenten der Societät Hans Sloane, vier Mitgliedern derſelben, Engländern, und vier Italiänern, welche ſämmtlich den guten Erfolg der Experimente bezeugten. Wie wenig aber hierdurch eigentlich ausgemacht werden können, beſonders in Abſicht auf Farbentheorie, läßt ſich gleich daraus ſehen, daß

die Experimente 3 bis 8 inclus. ſich auf die Theorie der Refraction und Reflexion im Allgemeinen beziehen, und daß die ſämmtlichen Herren von den drey übrigen Verſuchen nichts weiter bezeugen konnten, als was wir alle Tage auch bezeugen können: daß nämlich unter den gegebenen beſchränkten Bedingungen die Phänomene ſo und nicht anders erſcheinen. Was ſie aber ausſprechen und ausſagen, das iſt ganz was anderes, und das kann kein Zuſchauer bezeugen, am wenigſten ſolche, denen man die Verſuche nicht in ihrer ganzen Fülle und Breite vorgelegt hat.

Wir glauben alſo der Sache nunmehr überflüßig genuggethan zu haben, und verlangen vor wie nach von einem Jeden, der ſich dafür intereſſirt, daß er alle Experimente, ſo oft als es verlangt wird, darſtellen könne.

Was übrigens Desaguliers betrifft, ſo iſt der vollſtändige Titel des von ihm herausgegebenen Werkes: A Course of Experimental Philosophy by John Theophilus Desaguliers, L. L. D. F. R. S. Chaplain to his royal Highness Frederik Prince of Wales, formerly of Hart Hall (now Hertford College) in Oxford. London.

Die erſte Auflage des erſten Theils iſt von 1734 und die zweyte von 1745. Der zweyte Band kam 1744 heraus. In der Vorrede des zweyten Theils pag. VII iſt eine Stelle merkwürdig, warum er die

Optik und ſo auch die Licht- und Farbenlehre nicht behandelt.

Gauger.

Gehört auch unter die Gegner Nizzetti's. Von ihm ſind uns bekannt

Lettres de Mr. Gauger sur la différente Refrangibilité de la Lumiere et l'immutabilité de leurs couleurs etc etc. Sie ſind beſonders abgedruckt, ſtehen aber auch in der Continuation des Mémoires de Littérature et d'Histoire Tom. V, p. 1. Paris 1728. und ein Auszug daraus in den Mémoires pour l'histoire des Sciences et des beaux arts. Trevoux. Juillet 1728.

Im Ganzen läßt ſich bemerken, wie ſehr es Nizzetti muß angelegen geweſen ſeyn, ſeine Meynung zu verbreiten und die Sache zur Sprache zu bringen. Was hingegen die Controvers betrifft, die Gauger mit ihm führt, ſo müßten wir alles das wiederholen, was wir oben ſchon beygebracht, und wir erſparen daher uns und unſern Leſern dieſe Unbequemlichkeit.

Newtons Perſönlichkeit.

Die Abſicht deſſen was wir unter dieſer Rubrik zu ſagen gedenken, iſt eigentlich die, jene Rolle eines Gegners und Widerſachers, die wir ſo lange behauptet und auch künftig noch annehmen müſſen, auf eine Zeit abzulegen, ſo billig als möglich zu ſeyn, zu unterſuchen, wie ſo ſeltſam Widerſprechendes bey ihm zuſammengehangen und dadurch unſere mit unter gewiſſermaßen heftige Polemik auszuſöhnen. Daß manche wiſſenſchaftliche Räthſel nur durch eine ethiſche Auflöſung begreiflich werden können, giebt man uns wohl zu, und wir wollen verſuchen was uns in dem gegenwärtigen Falle gelingen kann.

Von der engliſchen Nation und ihren Zuſtänden iſt ſchon unter Roger Bacon und Baco von Verulam einiges erwähnt worden, auch giebt uns Sprats flüchtiger Aufſatz ein zuſammengedrängtes hiſtoriſches Bild. Ohne hier weiter einzugreifen, bemerken wir nur, daß bey den Engländern vorzüglich bedeutend und ſchätzenswerth iſt die Ausbildung ſo vieler derber tüchtiger Individuen, eines Jeden nach ſeiner Weiſe; und zugleich gegen das Oeffentliche, gegen das gemeine Weſen: ein Vorzug, den vielleicht keine andere Nation, wenigſtens nicht in dem Grade, mit ihr theilt.

Die Zeit in welcher Newton geboren ward, iſt eine der prägnanteſten in der engliſchen, ja in der Weltgeſchichte überhaupt. Er war vier Jahr alt, als Carl der I. enthauptet wurde, und erlebte die Thronbeſteigung Georgs des I. Ungeheure Conflicte bewegten Staat und Kirche, jedes für ſich und beyde gegen einander, auf die mannigfaltigſte und abwechſelndſte Weiſe. Ein König ward hingerichtet; entgegengeſetzte Volks- und Kriegsparteyen ſtürmten wider einander; Regierungsveränderungen, Veränderungen des Miniſteriums, der Parlamente, folgten ſich gedrängt; ein wiederhergeſtelltes mit Glanz geführtes Königthum ward abermals erſchüttert; ein König vertrieben, der Thron von einem Fremden in Beſitz genommen, und abermals nicht vererbt, ſondern einem Fremden abgetreten.

Wie muß nicht durch eine ſolche Zeit ein Jeder ſich angeregt, ſich aufgefordert fühlen! Was muß das aber für ein eigener Mann ſeyn, den ſeine Geburt, ſeine Fähigkeiten zu mancherley Anſpruch berechtigen, und der alles ablehnt und ruhig ſeinem von Natur eingepflanzten Forſcherberuf folgt!

Newton war ein wohlorganiſirter, geſunder, wohltemperirter Mann, ohne Leidenſchaft, ohne Begierden. Sein Geiſt war conſtructiver Natur und zwar im abſtracteſten Sinne; daher war die höhere Mathematik ihm als das eigentliche Organ gegeben, durch das er ſeine innere Welt aufzubauen und die äußere zu gewältigen ſuchte. Wir maßen uns über dieſes ſein Haupt-

verdienst kein Urtheil an, und gestehen gern zu, daß sein eigentliches Talent außer unserm Gesichtskreise liegt; aber, wenn wir aus eigener Ueberzeugung sagen können: das von seinen Vorfahren Geleistete ergriff er mit Bequemlichkeit und führte es bis zum Erstaunen weiter; die mittleren Köpfe seiner Zeit ehrten und verehrten ihn, die besten erkannten ihn für ihres Gleichen, oder geriethen gar, wegen bedeutender Erfindungen und Entdeckungen, mit ihm in Contestation: so dürfen wir ihn wohl, ohne näheren Beweis, mit der übrigen Welt für einen außerordentlichen Mann erklären.

Von der praktischen, von der Erfahrungsseite rückt er uns dagegen schon näher. Hier tritt er in eine Welt ein, die wir auch kennen, in der wir seine Verfahrungsart und seinen Succeß zu beurtheilen vermögen, um so mehr, als es überhaupt eine unbestrittne Wahrheit ist, daß so rein und sicher die Mathematik in sich selbst behandelt werden kann, sie doch auf dem Erfahrungsboden sogleich bey jedem Schritte periclitirt und eben so gut, wie jede andere ausgeübte Maxime, zum Irrthum verleiten, ja den Irrthum ungeheuer machen und sich künftige Beschämungen vorbereiten kann.

Wie Newton zu seiner Lehre gelangt, wie er sich bey ihrer ersten Prüfung übereilt, haben wir umständlich oben auseinandergesetzt. Er baut seine Theorie sodann consequent auf, ja er sucht seine Erklärungsart als ein Factum geltend zu machen; er entfernt alles

was ihr ſchädlich iſt und ignorirt dieſes, wenn er es nicht läugnen kann. Eigentlich controvertirt er nicht, ſondern wiederholt nur immer ſeinen Gegnern: greift die Sache an, wie ich; geht auf meinem Wege; richtet alles ein wie ich's eingerichtet habe; ſeht wie ich, ſchließt wie ich, und ſo werdet ihr finden, was ich gefunden habe: alles andere iſt vom Uebel. Was ſollen hundert Experimente, wenn zwey oder drey meine Theorie auf das beſte begründen?

Dieſer Behandlungsart, dieſem unbiegſamen Character iſt eigentlich die Lehre ihr ganzes Glück ſchuldig. Da das Wort Character ausgeſprochen iſt, ſo werde einigen zudringenden Betrachtungen hier Platz vergönnt.

Jedes Weſen das ſich als eine Einheit fühlt, will ſich in ſeinem eigenen Zuſtand ungetrennt und unverrückt erhalten. Dieß iſt eine ewige nothwendige Gabe der Natur, und ſo kann man ſagen, jedes Einzelne habe Character bis zum Wurm hinunter, der ſich krümmt wenn er getreten wird. In dieſem Sinne dürfen wir dem Schwachen, ja dem Feigen ſelbſt Character zuſchreiben: denn er giebt auf, was andere Menſchen über alles ſchätzen, was aber nicht zu ſeiner Natur gehört: die Ehre, den Ruhm, nur damit er ſeine Perſönlichkeit erhalte. Doch bedient man ſich des Wortes Character gewöhnlich in einem höhern Sinne: wenn nämlich eine Perſönlichkeit von bedeutenden Ei-

genſchaften auf ihrer Weiſe verharret und ſich durch nichts davon abwendig machen läßt.

Einen ſtarken Character nennt man, wenn er ſich allen äußerlichen Hinderniſſen mächtig entgegenſetzt und ſeine Eigenthümlichkeit, ſelbſt mit Gefahr ſeine Perſönlichkeit zu verlieren, durchzuſetzen ſucht. Einen groſſen Character nennt man, wenn die Stärke deſſelben zugleich mit großen unüberſehlichen, unendlichen Eigenſchaften, Fähigkeiten, verbunden iſt und durch ihn ganz originelle unerwartete Abſichten, Plane und Thaten zum Vorſchein kommen.

Ob nun gleich Jeder wohl einſieht, daß hier eigentlich das Ueberſchwängliche, wie überhaupt, die Gröſſe macht; ſo muß man ſich doch ja nicht irren, und etwa glauben, daß hier von einem Sittlichen die Rede ſey. Das Hauptfundament des Sittlichen iſt der gute Wille, der ſeiner Natur nach nur aufs Rechte gerichtet ſeyn kann; das Hauptfundament des Characters iſt das entſchiedene Wollen, ohne Rückſicht auf Recht und Unrecht, auf Gut und Böſe, auf Wahrheit oder Irrthum: es iſt das was jede Partey an den übrigen ſo höchlich ſchätzt. Der Wille gehört der Freyheit, er bezieht ſich auf den innern Menſchen, auf den Zweck; das Wollen gehört der Natur und bezieht ſich auf die äußere Welt, auf die That: und weil das irdiſche Wollen nur immer ein beſchränktes ſeyn kann, ſo läßt ſich beynahe vorausſetzen, daß in der Ausübung

das höhere Rechte niemals oder nur durch Zufall gewollt werden kann.

Man hat, nach unſerer Ueberzeugung, noch lange nicht genug Beyworte aufgeſucht, um die Verſchiedenheit der Charactere auszudrücken. Zum Verſuch wollen wir die Unterſchiede, die bey der phyſiſchen Lehre von der Cohärenz ſtatt finden, gleichnißweiſe gebrauchen; und ſo gäbe es ſtarke, feſte, dichte, elaſtiſche, biegſame, geſchmeidige, dehnbare, ſtarre, zähe flüſſige und wer weiß was ſonſt noch für Charactere. Newtons Character würden wir unter die ſtarren rechnen, ſo wie auch ſeine Farbentheorie als ein erſtarrtes Aperçu anzuſehen iſt.

Was uns gegenwärtig betrifft, ſo berühren wir eigentlich nur den Bezug des Characters auf Wahrheit und Irrthum. Der Character bleibt derſelbe, er mag ſich dem einen oder der andern ergeben; und ſo verringert es die große Hochachtung, die wir für Newton hegen, nicht im geringſten, wenn wir behaupten: er ſey als Menſch, als Beobachter in einen Irrthum gefallen und habe als Mann von Character, als Sectenhaupt, ſeine Beharrlichkeit eben dadurch am kräftigſten bethätigt, daß er dieſen Irrthum, trotz allen äußern und innern Warnungen, bis an ſein Ende feſt behauptet, ja immer mehr gearbeitet und ſich bemüht ihn auszubreiten, ihn zu befeſtigen und gegen alle Angriffe zu ſchützen.

Und hier tritt nun ein ethiſches Haupträthſel ein, das aber demjenigen, der in die Abgründe der menſchlichen Natur zu blicken wagte, nicht unauflösbar bleibt. Wir haben in der Heftigkeit des Polemiſirens Newtonen ſogar einige Unredlichkeit vorgeworfen; wir ſprechen gegenwärtig wieder von nicht geachteten inneren Warnungen, und wie wäre dieß mit der übrigens anerkannten Moralität eines ſolchen Mannes zu verbinden?

Der Menſch iſt dem Irren unterworfen, und wie er in einer Folge, wie er anhaltend irrt, ſo wird er ſogleich falſch gegen ſich und gegen andere; dieſer Irrthum mag in Meynungen oder in Neigungen beſtehen. Von Neigungen wird es uns deutlicher, weil nicht leicht Jemand ſeyn wird, der eine ſolche Erfahrung nicht an ſich gemacht hätte. Man widme einer Perſon mehr Liebe, mehr Achtung als ſie verdient, ſogleich muß man falſch gegen ſich und andre werden: man iſt genöthigt auffallende Mängel als Vorzüge zu betrachten und ſie bey ſich wie bey andern dafür gelten zu machen.

Dagegen laſſen Vernunft und Gewiſſen ſich ihre Rechte nicht nehmen. Man kann ſie belügen aber nicht täuſchen. Ja wir thun nicht zu viel, wenn wir ſagen: je moraliſcher, je vernünftiger der Menſch iſt, deſto lügenhafter wird er, ſobald er irrt, deſto ungeheurer muß der Irrthum werden, ſobald er darin beharrt; und je ſchwächer die Vernunft, je ſtumpfer das

Fernando.

Was weis das Kind?

Anngen.

Was ich weis? Freilich siehts kurios aus, daß der Herr Hauptmann mit dem Frauenzimmer fort will, von der gnädigen Frau; seit sie bei Tisch Bekanndtschaft mit ihnen gemacht hat. Das war wohl ein zärtlicher Abschied als sie ihr zur geseegneten Mahlzeit die Hand küssten!

Stella, verlegen.

Fernando.

Fernando.

Es ist ein Kind!

Anngen.

Glauben sie's nicht gnädige Frau! es ist alles aufgepakt; der Herr geht mit.

Fernando.

Wohin? Wohin?

Gewiſſen, deſto mehr ziemt der Irrthum dem Menſchen, weil er nicht gewarnt iſt. Das Irren wird nur bedauernswerth, ja es kann liebenswürdig erſcheinen.

Aengſtlich aber iſt es anzuſehen, wenn ein ſtarker Character, um ſich ſelbſt getreu zu bleiben, treulos gegen die Welt wird, und um innerlich wahr zu ſeyn, das Wirkliche für eine Lüge erklärt und ſich dabey ganz gleichgültig erzeigt, ob man ihn für halsſtarrig, verſtockt, eigenſinnig, oder für lächerlich halte. Demungeachtet bleibt der Character immer Character, er mag das Rechte oder das Unrechte, das Wahre oder das Falſche wollen und eifrig dafür arbeiten.

Allein hiermit iſt noch nicht das ganze Räthſel aufgelöſt; noch ein Geheimnißvolleres liegt dahinter. Es kann ſich nämlich im Menſchen ein höheres Bewußtſeyn finden, ſo daß er über die nothwendige ihm einwohnende Natur, an der er durch alle Freyheit nichts zu verändern vermag, eine gewiſſe Ueberſicht erhält. Hierüber völlig ins Klare zu kommen iſt beynahe unmöglich; ſich in einzelnen Augenblicken zu ſchelten, geht wohl an, aber Niemanden iſt gegeben, ſich fortwährend zu tadeln. Greift man nicht zu dem gemeinen Mittel, ſeine Mängel auf die Umſtände, auf andere Menſchen zu ſchieben; ſo entſteht zuletzt aus dem Conflict eines vernünftig richtenden Bewußtſeyns mit der zwar modificablen aber doch unveränderlichen Natur eine Art von Ironie in und mit uns ſelbſt, ſo daß wir unſere Fehler und Irrthümer, wie ungezogene

Kinder, ſpielend behandeln, die uns vielleicht nicht ſo lieb ſeyn würden, wenn ſie nicht eben mit ſolchen Unarten behaftet wären.

Dieſe Ironie, dieſes Bewußtſeyn, womit man ſeinen Mängeln nachſieht, mit ſeinen Irrthümern ſcherzt und ihnen deſtomehr Raum und Lauf läßt, weil man ſie doch am Ende zu beherrſchen glaubt oder hofft, kann von der klarſten Verruchtheit bis zur dumpfſten Ahndung ſich in mancherley Subjecten ſtufenweiſe finden, und wir getrauten uns eine ſolche Galerie von Characteren, nach lebendigen und abgeſchiedenen Muſtern, wenn es nicht allzu verfänglich wäre, wohl aufzuſtellen. Wäre alsdann die Sache durch Beyſpiele völlig aufgeklärt, ſo würde uns Niemand verargen, wenn er Newtonen auch in der Reihe fände, der eine trübe Ahndung ſeines Unrechts gewiß gefühlt hat.

Denn wie wäre es einem der erſten Mathematiker möglich, ſich einer ſolchen Unmethode zu bedienen, daß er ſchon in den optiſchen Lectionen, indem er die diverſe Refrangibilität feſtſetzen will, den Verſuch mit parallelen Mitteln, der ganz an den Anfang gehört, weil die Farbenerſcheinung ſich da zuerſt entwickelt, ganz zuletzt bringt; wie konnte einer, dem es darum zu thun geweſen wäre, ſeine Schüler mit den Phänomenen im ganzen Umfang bekannt zu machen, um darauf eine haltbare Theorie zu bauen, wie konnte der die ſubjectiven Phänomene gleichfalls erſt gegen das Ende und keineswegs in einem gewiſſen Parallelismus

mit den objectiven abhandeln; wie konnte er ſie für unbequem erklären, da ſie ganz ohne Frage die bequemeren ſind: wenn er nicht der Natur ausweichen und ſeine vorgefaßte Meynung vor ihr ſicher ſtellen wollte? Die Natur ſpricht nichts aus, was ihr ſelbſt unbequem wäre; deſto ſchlimmer wenn ſie einem Theoretiker unbequem wird.

Nach allem dieſem wollen wir, weil ethiſche Probleme auf gar mancherley Weiſe aufgelöſt werden können, noch die Vermuthung anführen, das vielleicht Newton an ſeiner Theorie ſoviel Gefallen gefunden, weil ſie ihm, bey jedem Erfahrungsſchritte, neue Schwierigkeiten darbot. So ſagt ein Mathematiker ſelber: C' est la coutume des Géométres de s'élever de difficultés en difficultés, et même de s'en former sans cesse de nouvelles, pour avoir le plaisir de les surmonter.

Wollte man aber auch ſo den vortrefflichen Mann nicht genug entſchuldigt halten, ſo werfe man einen Blick auf die Naturforſchung ſeiner Zeiten, auf das Philoſophiren über die Natur, wie es theils von Descartes her, theils durch andere vorzügliche Männer üblich geworden war, und man wird aus dieſen Umgebungen ſich Newtons eigenen Geiſteszuſtand eher vergegenwärtigen können.

Auf dieſe und noch manche andere Weiſe möchten wir den Manen Newtons, in ſofern wir ſie beleidigt

haben könnten, eine hinlängliche Ehrenerklärung thun. Jeder Irrthum der aus dem Menſchen und aus den Bedingungen die ihn umgeben, unmittelbar entſpringt, iſt verzeihlich, oft ehrwürdig; aber alle Nachfolger im Irrthum können nicht ſo billig behandelt werden. Eine nachgeſprochene Wahrheit verliert ſchon ihre Grazie; ein nachgeſprochener Irrthum erſcheint abgeſchmackt und lächerlich. Sich von einem eigenen Irrthum loszumachen, iſt ſchwer, oft unmöglich bey großem Geiſt und großen Talenten; wer aber einen fremden Irrthum aufnimmt und halsſtarrig dabey verbleibt, zeigt von gar geringem Vermögen. Die Beharrlichkeit eines originalen Irrenden kann uns erzürnen; die Hartnäckigkeit der Irrthumscopiſten macht verdrießlich und ärgerlich. Und wenn wir in dem Streit gegen die Newtoniſche Lehre manchmal aus den Gränzen der Gelaſſenheit herausgeſchritten ſind, ſo ſchieben wir alle Schuld auf die Schule, deren Incompetenz und Dünkel, deren Faulheit, und Selbſtgenügſamkeit, deren Ingrimm und Verfolgungsgelüſt miteinander durchaus in Proportion und Gleichgewicht ſtehen.

Erſte Schüler und Bekenner Newtons.

Außer den ſchon erwähnten Experimentatoren, Keil und Desaguliers, werden uns folgende Männer merkwürdig.

Samuel Clarke geb. 1675 geſt. 1735 trägt zur Ausbreitung der Newtoniſchen Lehre unter allen am meiſten bey. Zum geiſtlichen Stande beſtimmt, zeigt er in der Jugend großes Talent zur Mathematik und Phyſik, penetrirt früher als andere die Newtoniſchen Anſichten und überzeugt ſich davon.

Er überſetzt Rohault's Phyſik, welche nach Cartheſianiſchen Grundſätzen geſchrieben, in den Schulen gebraucht wurde, ins Lateiniſche. In den Noten trägt der Ueberſetzer die Newtoniſche Lehre vor, von welcher denn, bey Gelegenheit der Farben, geſagt wird: Experientia compertum est etc. Die erſte Ausgabe iſt von 1697. Auf dieſem Wege führte man die Newtoniſche Lehre, neben der des Cartheſius, in den Unterricht ein und verdrängte jene nach und nach.

Der größte Dienſt jedoch, den Clarke Newtonen erzeigte, war die Ueberſetzung der Optik ins Lateiniſche, welche 1706 heraus kam. Newton hatte ſie ſelbſt revidirt, und Engländer ſagen, ſie ſey verſtändlicher als das Original ſelbſt. Wir aber können dieß keineswegs finden. Das Original iſt ſehr deutlich, naiv ernſt geſchrieben; die Ueberſetzung muß, um des lateiniſchen Sprachgebrauchs willen, oft umſchreiben und Phraſen machen; aber vielleicht ſind es eben dieſe Phraſen, die den Herren, welche ſich nichts weiter dabey denken wollten, am beſten zu Ohre gingen.

Uebrigens ſtanden beyde Männer in einem moraliſ-

ſchen, ja religiöſen Verhältniß zu einander, indem ſie beyde dem Arrianismus zugethan waren: einer mäßigen Lehre, die vielen vernünftigen Leuten der damaligen Zeit behagte und den Deismus der folgenden vorbereitete.

Wilhelm Molyneux, einer der erſten Newtoniſchen Bekenner. Er gab eine Dioptrica nova, London. 1692. heraus, woſelbſt er auf der vierten Seite ſagt: „Aber Herr Newton in ſeinen Abhandlungen, Farben und Licht betreffend, die in den philoſophiſchen Transactionen publicirt worden, hat umſtändlich dargethan, daß die Lichtſtrahlen keineswegs homogen, oder von einerley Art ſind, vielmehr von unterſchiedenen Formen und Figuren, daß einige mehr gebrochen werden als die andern, ob ſie ſchon einen gleichen oder ähnlichen Neigungswinkel zum Glaſe haben".

Niemanden wird entgehen, daß hier, bey allem Glauben an den Herrn und Meiſter, die Lehre ſchon ziemlich auf dem Wege iſt, verſchoben und entſtellt zu werden.

Regnault. Entretiens phyſiques Tom. 2. Entret. 23. p. 395. ff. und Entret. 22. p. 379. ff. trägt die Newtoniſche Lehre in der Kürze vor.

Maclaurin. Expoſitions des découvertes philoſophiques de Mr. Newton.

Pemberton. A view of Sir Isaac Newton's philoſophy. London 1728.

Wilhelm Whiſton. Praelectiones mathematicae.

Dunch. Philosophia mathematica Newtoniana.

In wiefern dieſe letzteren ſich auch um die Farbenlehre bekümmert und ſolche, mehr oder weniger dem Buchſtaben nach, vorgetragen, gedenken wir hier nicht zu unterſuchen; genug ſie gehören unter diejenigen, welche als die erſten Anhänger und Bekenner Newtons in der Geſchichte genannt werden.

Von auswärtigen Anhängern erwähnen wir zunächſt s'Graveſand und Muſchenbroek.

Wilhelm Jakob 's Graveſand.

geboren 1688.

Physices elementa mathematica, sive introductio ad philosophiam Newtonianam. Lugd. Batav. 1721.

Im zweyten Bande p. 76. Cap. 18. trägt er die Lehre von der diverſen Refrangibilität nach Newton vor; in ſeinen Definitionen ſetzt er ſie voraus. Die ins Ovale gezogene Geſtalt des runden Sonnenbildes ſcheint ſie ihm ohne weiteres zu beweiſen.

Merkwürdig iſt, daß Tab. XV. die erſte Figur

ganz richtig gezeichnet ist, und daß er §. 831. zur Entschuldigung, daß im Vorhergehenden beym Vortrag der Refractions-Gesetze die weißen Strahlen als homogen behandelt worden, sagt: satis est exigua differentia refrangibilitatis in radiis solaribus, ut in pracedentibus negligi potuit.

Freylich, wenn die Versuche mit parallelen Mitteln gemacht werden, sind die farbigen Ränder unbedeutend, und man muß das Sonnenbild genug quälen bis das Phänomen ganz farbig erscheint.

Uebrigens sind die perspectivisch, mit Licht und Schatten vorgestellten Experimente gut und richtig, wie es scheint, nach dem wirklichen Apparat gezeichnet. Aber wozu der Aufwand, da die Farbenerscheinung als die Hauptsache fehlt? Reine Linearzeichnungen, richtig illuminirt, bestimmen und entscheiden die ganze Sache, da hingegen durch jene umständliche, bis auf einen gewissen Grad wahre und doch im Hauptpuncte mangelhafte Darstellung der Irrthum nur desto ehrwürdiger gemacht und fortgepflanzt wird.

Peter von Muschenbroek

geb. 1692. gest. 1761.

Elementa physica 1734. Völlig von der Newtonischen Lehre überzeugt, fängt er seinen Vortrag mit

der hypothetiſchen Figur an, wie ſie bey uns, Tafel VII. Figur 1. abgebildet iſt. Dann folgt: Si per exiguum foramen mit der bekannten Litaney.

Bey dieſer Gelegenheit erwähnen wir der florentiniſchen Akademie, deren Tentamina von Muſchenbroek überſetzt und 1731 herausgegeben worden. Sie enthalten zwar nichts die Farbenlehre betreffend; doch iſt uns die Vorrede merkwürdig, beſonders wegen einer Stelle über Newton, die als ein Zeugniß der damaligen höchſten Verehrung dieſes außerordentlichen Mannes mitgetheilt zu werden verdient. Indem nämlich Muſchenbroek die mancherley Hinderniſſe und Beſchwerlichkeiten anzeigt, die er bey Ueberſetzung des Werks aus dem Italiäniſchen ins Lateiniſche gefunden, fügt er folgendes hinzu: „Weil nun auch mehr als ſechzig Jahre ſeit der erſten Ausgabe dieſes Werkes verfloſſen; ſo iſt die Philoſophie inzwiſchen mit nicht geringem Wachsthum vorgeſchritten, beſonders ſeitdem der allerreichſte und höchſte Lenker und Vorſteher aller menſchlichen Dinge, mit unendlicher Liebe und unbegreiflicher Wohlthätigkeit die Sterblichen unſerer Zeit bedenkend, ihre Gemüther nicht länger in dem Druck der alten Finſterniß laſſen wollte, ſondern ihnen als ein vom Himmel geſandtes Geſchenk jenes brittiſche Orakel, Iſaac Newton, gewährt; welcher eine erhabene Matheſin auf die zarteſten Verſuche anwendend, und alles geometriſch beweiſend, gelehrt hat, wie man in die verborgenſten Geheimniſſe der Natur dringen und eine wahre befeſtigte Wiſſenſchaft erlangen könne.

Deswegen hat auch dieser mit göttlichem Scharfsinn begabte Philosoph mehr geleistet als alle die erfindsamsten Männer von den ersten Anfängen der Weltweisheit her zusammen. Verbannt sind nun alle Hypothesen; nichts als was bewiesen ist wird zugelassen; die Weltweisheit wird durch die gründlichste Lehre erweitert, und auf den menschlichen Nutzen übergetragen, durch mehrere angesehene, die wahre Methode befolgende gelehrte Männer."

Französische Akademiker.

Die erste französische Akademie, schon im Jahre 1634 eingerichtet, war der Sprache im allgemeinsten Sinne, der Grammatik, Rhetorik und Poesie gewidmet. Eine Versammlung von Naturforschern aber hatte zuerst in England statt gefunden.

In einem Brief an die Londner Societät preist von Montmort Desorbieres die englische Nation glücklich, daß sie einen reichen Adel und einen König habe, der sich für die Wissenschaften interessire; welches in Frankreich nicht der Fall sey. Doch fanden sich auch in diesem Lande schon so viel Freunde der Naturwissenschaften in einzelnen Gesellschaften zusammen, daß man von Hof aus nicht säumen konnte, sie näher zu ver-

Stella.

Verlaß uns Anngen!

(Anngen ab.)

Stella.

Reis mich aus der entſezlichen Verlegenheit! Ich fürchte nichts, und doch ängſtet mich das Kindergeſchwäz — Du biſt bewegt! Fernando! — Ich bin deine Stella!

Fernando, ſich umwendend und ſie bei der Hand faſſend.

Du biſt meine Stella!

Stella.

Du erſchrökſt mich, Fernando! du ſiehſt wild.

Fernando.

Stella! ich bin ein Böſewicht, und feig; und vermag vor dir nichts. Fliehen! — Hab das Herz nicht dir den Dolch in die Bruſt zu ſtoßen, und will dich heimlich vergiften, ermorden! Stella!

einigen. Man dachte ſich ein weit umfaſſendes Ganze und wollte jene erſte Akademie der Redekünſte und die neu einzurichtende der Wiſſenſchaften mit einander vereinigen. Dieſer Verſuch gelang nicht; die Sprach-Akademiker ſchieden ſich gar bald, und die Akademie der Wiſſenſchaften blieb mehrere Jahre zwar unter königlichem Schutz, doch ohne eigentliche Sanction und Conſtitution, in einem gewiſſen Mittelzuſtand, in welchem ſie ſich gleichwohl um die Wiſſenſchaften genug verdient machte.

Mit ihren Leiſtungen bis 1696 macht uns Du Hamel in ſeiner Regiae Scientiarum academiae historia auf eine ſtille und ernſte Weiſe bekannt.

In dem Jahre 1699 wurde ſie reſtaurirt und völlig organiſirt, von welcher Zeit an ihre Arbeiten und Bemühungen ununterbrochen bis zur Revolution fortgeſetzt wurden.

Die Geſellſchaft hielt ſich, ohne ſonderliche theoretiſche Tendenz, nahe an der Natur und deren Beobachtung, wobey ſich von ſelbſt verſteht, daß in Abſicht auf Aſtronomie, ſo wie auf alles was dieſer großen Wiſſenſchaft vorausgehen muß, nicht weniger bey Bearbeitung der allgemeinen Naturlehre, die Mathematiker einen fleißigen und treuen Antheil bewieſen. Naturgeſchichte, Thierbeſchreibung, Thieranatomie beſchäftigten manche Mitglieder und bereiteten vor, was ſpäter von Büffon und Daubenton ausgeführt wurde.

Im Ganzen ſind die Verhandlungen dieſer Geſellſchaft eben ſo wenig methodiſch als die der engliſchen; aber es herrſcht doch eher eine Art von verſtändiger Ordnung darin. Man iſt hier nicht ſo confus wie dort, aber auch nicht ſo reich. In Abſicht auf Farbenlehre verdanken wir derſelben folgendes:

Mariotte.

Unter dem Jahre 1679 giebt uns die Geſchichte der Akademie eine gedrängte aber hinreichende Nachricht von den Mariottiſchen Arbeiten. Sie bezeigt ihre Zufriedenheit über die einfache Darſtellung der Phänomene und äußert, daß es ſehr wohl gethan ſey, auf eine ſolche Weiſe zu verfahren, als ſich in die Aufſuchung entfernterer Urſachen zu verlieren.

De la Hire.

Im Jahre 1678 hatte dieſer in einer kleinen Schrift, Accidents de la vue, den Urſprung des Blauen ganz richtig gefaßt, daß nämlich ein dunkler ſchwärzlicher Grund, durch ein durchſcheinendes weißliches Mittel geſehen, die Empfindung von Blau gebe.

Unter dem Jahre 1711 findet ſich in den Memoiren der Akademie ein kleiner Aufſatz, worin dieſe Anſicht wiederholt und zugleich bemerkt wird, daß das Sonnenlicht durch ein angerauchtes Glas roth erſcheine. Er war, wie man ſieht, auf dem rechtem Wege, doch fehlte es ihm an Entwicklung des Phänomens. Er drang nicht weit genug vor, um einzuſehen, daß das angerauchte Glas hier nur als ein Trübes wirke, indem daſſelbe, wenn es leicht angeraucht iſt, vor einen dunklen Grund gehalten, bläulich erſcheint. Eben ſo wenig gelang es ihm das Rothe aufs Gelbe zurück, und das Blaue aufs Violette vorwärts zu führen. Seine Bemerkung und Einſicht blieb daher unfruchtbar liegen.

Wegen übereinſtimmender Geſinnungen ſchalten wir an dieſer Stelle einen Deutſchen ein, den wir ſonſt nicht ſchicklicher unterzubringen wußten.

Johann Michael Conradi.

Anweiſung zur Optica. Coburg 1710 in 4.

Pag. 18. § 16. „Wo das Auge nichts ſiehet, ſo meynet es, es ſehe etwas ſchwarzes; als wenn man des Nachts gen Himmel ſiehet, da iſt wirklich nichts, und man meynet die Sterne hingen an einem ſchwarzen expanso. Wo aber eine durchſcheinende Weiße

vor dieſer Schwärze, oder dieſem Nichts ſtehet, ſo giebt es eine blaue Farbe; daher der Himmel des Tages blau ſiehet, weil die Luft wegen der Dünſte weiß iſt. Dahero je reiner die Luft iſt, je hochblauer iſt der Himmel, als wo ein Gewitter vorüber iſt, und die Luft von denen vielen Dünſten gereinigt; je dünſtiger aber die Luft iſt, deſto weißlicher iſt dieſe blaue Farbe. Und daher ſcheinen auch die Wälder von weitem blau, weil vor dem ſchwarzen ſchattenvollen Grün die weiße und illuminirte Luft ſich befindet.

Mallebranche.

Wir haben ſchon oben S. 324. den Entwurf ſeiner Lehre eingerückt. Er gehört unter diejenigen, welche Licht und Farbe zarter zu behandeln glaubten, wenn ſie ſich dieſe Phänomene als Schwingungen erklärten. Und es iſt bekannt, daß dieſe Vorſtellungsart durch das ganze achtzehnte Jahrhundert Gunſt gefunden.

Nun haben wir ſchon geäußert, daß nach unſerer Ueberzeugung damit gar nichts gewonnen iſt. Denn wenn uns der Ton deswegen begreiflicher zu ſeyn ſcheint als die Farbe, weil wir mit Augen ſehen und mit Händen greifen können, daß eine mechaniſche Impulſion Schwingungen an den Körpern und in der

Luft hervorbringt, deren verſchiedene Maßverhältniſſe harmoniſche und disharmoniſche Töne bilden; ſo erfahren wir doch dadurch keineswegs was der Ton ſey, und wie es zugehe, daß dieſe Schwingungen und ihre Abgemeſſenheiten das was wir im Allgemeinen Muſik nennen, hervorbringen mögen. Wenn wir nun aber gar dieſen mechaniſchen Wirkungen, die wir für intelligibel halten, weil wir einen gewiſſermaßen groben Anſtoß ſo zarter Erſcheinungen bemerken können, zum Gleichniß brauchen, um das was Licht und Farbe leiſten, uns auf eben dem Wege begreiflich zu machen; ſo iſt dadurch eigentlich gar nichts gethan. Statt der Luft, die durch den Schall bewegt wird, einen Aether zu ſupponiren, der durch die Anregung des Lichts auf eine ähnliche Weiſe vibrire, bringt das Geſchäft um nichts weiter: denn freylich iſt am Ende Alles Leben und Bewegung, und beyde können wir doch nicht anders gewahr werden, als daß ſie ſich ſelbſt rühren und durch Berührung das Nächſte zum Fortſchritt anreizen.

Wie unendlich viel ruhiger iſt die Wirkung des Lichts als die des Schalles. Eine Welt die ſo anhaltend von Schall erfüllt wäre, als ſie es von Licht iſt, würde ganz unerträglich ſeyn.

Durch dieſe oder eine ähnliche Betrachtung iſt wahrſcheinlich Mallebranche, der ein ſehr zart fühlender Mann war, auf ſeine wunderlichen Vibrations de pression geführt worden, da die Wirkung des Lichts durchaus mehr einem Druck als einem Stoß ähnlich

ist. Wovon diejenigen welche es interessirt, die Memoiren der Akademie von 1699 nachsehen werden.

Bernard le Bovier de Fontenelle.

geb. 1657. gest. 1757.

Es war nicht möglich, daß die Franzosen sich lange mit den Wissenschaften abgaben, ohne solche ins Leben, ja in die Societät zu ziehen, und sie, durch eine gebildete Sprache, der Redekunst, wo nicht gar der Dichtkunst zu überliefern. Schon länger als ein halbes Jahrhundert war man gewohnt, über Gedichte und prosaische Aufsätze, über Theaterstücke, Kanzelreden, Memoiren, Lobreden und Biographien in Gesellschaften zu dissertiren und seine Meynung, sein Urtheil gegenseitig zu eröffnen. Im Briefwechsel suchten Männer und Frauen der oberen Stände sich an Einsicht in die Welthändel und Charactere, an Leichtigkeit, Heiterkeit und Anmuth bey der möglichsten Bestimmtheit, zu übertreffen; und nun trat die Naturwissenschaft als eine spätre Gabe hinzu. Die Forscher so gut als andre Literatoren und Gelehrte lebten in der Welt und für die Welt; sie mußten auch für sich Interesse zu erregen suchen, und erregten es leicht und bald.

Aber ihr Hauptgeschäft lag eigentlich von der

Welt ab. Die Unterſuchung der Natur durch Experimente, die mathematiſche oder philoſophiſche Behandlung des Erfahrenen, erforderte Ruhe und Stille, und weder die Breite noch die Tiefe der Erſcheinung ſind geeignet vor die Verſammlung gebracht zu werden, die man gewöhnlich Societät nennt. Ja manches Abſtracte, Abſtruſe läßt ſich in die gewöhnliche Sprache nicht überſetzen. Aber dem lebhaften, geſelligen, mundfertigen Franzoſen ſchien nichts zu ſchwer, und gedrängt durch die Nöthigung einer großen gebildeten Maſſe unternahm er eben Himmel und Erde mit allen ihren Geheimniſſen zu vulgariſiren.

Ein Werk dieſer Art iſt Fontenelle's Schrift über die Mehrheit der Welten. Seitdem die Erde im Copernicaniſchen Syſtem auf einem ſubalternen Platz erſchien, ſo traten vor allen Dingen die übrigen Planeten in gleiche Rechte. Die Erde war bewachſen und bewohnt, alle Climaten brachten nach ihren Bedingungen und Eigenheiten eigene Geſchöpfe hervor, und die Folgerung lag ganz nahe, daß die ähnlichen Geſtirne, und vielleicht auch gar die unähnlichen, ebenfalls mit Leben überſät und beglückt ſeyn müßten. Was die Erde an ihrem hohen Rang verloren, ward ihr gleichſam hier durch Geſellſchaft erſetzt, und für Menſchen die ſich gern mittheilen, war es ein angenehmer Gedanke, früher oder ſpäter einen Beſuch auf den umliegenden Welten abzuſtatten. Fontenelle's Werk fand großen Beyfall und wirkte viel, indem es außer dem Hauptgedanken noch manches andere, den Welt-

bau und deſſen Einrichtung betreffend, populariſiren müſſe.

Dem Redner kommt es auf den Werth, die Würde, die Vollſtändigkeit, ja die Wahrheit ſeines Gegenſtandes nicht an; die Hauptfrage iſt, ob er intereſſant ſey, oder intereſſant gemacht werde. Die Wiſſenſchaft ſelbſt kann durch eine ſolche Behandlung wohl nicht gewinnen, wie wir auch in neuerer Zeit durch das Feminiſiren und Infantiſiren ſo mancher höheren und profunderen Materie geſehen haben. Derjenige wenn das Publicum hört, daß man ſich damit in den Werkſtätten, in den Studirzimmern der Gelehrten beſchäftige, das will es auch näher kennen lernen, um nicht ganz albern zuzuſehen, wenn die Wiſſenden davon ſich laut unterhalten. Darum beſchäftigen ſich ſo viele Referirende, Exiſtemiſirende, Ausziehende, Urtheilende, Vorurtheilende; die launigen Schriftſteller verfehlen nicht, Seitenblicke dahin zu thun; der Tagesſchreiber ſcheut ſich nicht, das Ehrwürdige auf dem Theater zu verſpotten, wobey die Menge immer am freyſten Athem holt, weil ſie fühlt, daß ſie etwas Edles, etwas Bedeutendes los iſt, und daß ſie vor dem was andre für wichtig halten, keine Ehrfurcht zu haben braucht.

Zu Fontenelle's Zeiten war dieſes Alles erſt im Werden. Es läßt ſich aber ſchon bemerken, daß Irrthum und Wahrheit, ſo wie ſie im Gange waren,

andre, wechſelsweiſe mit Gunſt oder Ungunſt, behandelt werden.

Dem großen Rufe Newtons, als derſelbe in einem hohen Alter mit Tode abging, war Niemand gewachſen. Die Wirkungen ſeiner Perſönlichkeit erſchienen durch ihre Tiefe und Ausbreitung der Welt höchſt ehrwürdig, und jeder Verdacht, daß ein ſolcher Mann geirrt haben könnte, wurde weggewieſen. Das Unbedingte, an dem ſich die menſchliche Natur erfreut, es ſcheint nicht mächtiger als im Beyfall und im Tadel, im Haß und der Neigung der Menge. Alles oder Nichts iſt von jeher die Deviſe des angeregten Demos.

Schon von jener erſten, der Sprache gewidmeten Akademie ward der löbliche Gebrauch eingeführet, bey dem Todtenamte, das einem verſtorbenen Mitgliede gehalten wurde, eine kurze Nachricht von des Abgeſchiedenen Leben mitzutheilen. Peliſſon, der Geſchichtſchreiber jener Akademie, giebt uns ſolche Notizen von den zu ſeiner Zeit verſtorbenen Gliedern, auf ſeine reine, natürliche, liebenswürdige Weiſe. Jemehr nachher dieſe Inſtitute ſelbſt ſich Anſehn geben und verſchaffen, je mehr man Urſache hat, aus den Todten etwas zu machen, damit die Lebendigen als etwas erſcheinen, deſtomehr werden ſolche Perſonalien aufgeſchmückt und treten in der Geſtalt von Elogien hervor.

Daß nach dem Tode Newtons, der ein Mitglied der französischen Akademie war, eine bedeutende, allgemein verständliche, von den Anhängern Newtons durchaus zu billigende Lobrede würde gehalten werden, ließ sich erwarten. Fontenelle hielt sie. Von seinem Leben und seiner Lehre, und also auch von seiner Farbentheorie wurde mit Beyfall Rechenschaft gegeben. Wir übersetzen die hierauf bezüglichen Stellen, und begleiten sie mit einigen Bemerkungen, welche durch den polemischen Theil unsrer Arbeit bestätigt und gerechtfertigt werden.

Fontenelle's Lobrede auf Newton.

Aufgezogen und mit Bemerkungen begleitet.

„Zu gleicher Zeit als Newton an seinem großen Werk der Principien arbeitete, hatte er noch ein anderes unter Händen, das eben so original und neu, weniger allgemein durch seinen Titel, aber durch die Manier, in welcher der Verfasser einen einzelnen Gegenstand zu behandeln sich vornahm, eben so ausgebreitet werden sollte. Es ist die Optik, oder das Werk über Licht und Farbe, welches zum erstenmal 1704 erschien. Er hatte in dem Lauf von dreyßig Jahren die Experimente angestellt, deren er bedurfte."

Stella.

Um Gottes willen!

Fernando, mit Wuth und Zittern.

Und nur nicht sehn ihr Elend, nicht hören ihre Verzweiflung! Fliehen! —

Stella.

Ich halt's nicht aus!

(sie will sinken und hält sich an ihn.)

Fernando.

Stella! die ich in meinen Armen fasse! Stella! die du mir alles bist! Stella! — (kalt.) Ich verlasse dich!

Stella, verwirrt lächelnd.

Mich!

Fernando mit Zähnknirschen.

Dich! mit dem Weib, das du gesehen hast! mit dem Mädgen! —

Stella.

Es wird so Nacht!

das sich nicht schon in den optischen Lectionen fände, ja in diesen steht manches was in jener ausgelassen ward, weil es nicht in die künstliche Darstellung paßte, an welcher Newton dreyßig Jahre gearbeitet hat.

„Die Kunst Versuche zu machen, in einem gewissen Grade, ist keinesweges gemein. Das geringste Factum, das sich unsern Augen darbietet, ist aus so viel andern Facten verwickelt, die es zusammensetzen oder bedingen, daß man ohne eine außerordentliche Gewandtheit nicht alles was darin begriffen ist, entwickeln, noch ohne vorzüglichen Scharfsinn vermuthen kann, was alles darin begriffen seyn dürfte. Man muß das Factum wovon die Rede ist, in soviel andre trennen, die abermals zusammengesetzt sind, und manchmal, wenn man seinen Weg nicht gut gewählt hätte, würde man sich in Irrgänge einlassen, aus welchen man keinen Ausgang fände. Die ursprünglichen und elementaren Facta scheinen von der Natur mit so viel Sorgfalt wie die Ursachen versteckt worden zu seyn; und gelangt man endlich dahin sie zu sehen, so ist es ein ganz neues und überraschendes Schauspiel."

Dieser Periode, der dem Sinne nach allen Beyfall verdient, wenn gleich die Art des Ausdrucks vielleicht eine nähere Bestimmung erfoderte, paßt auf Newton nur dem Vorurtheil, keinesweges aber dem Verdienst nach: denn eben hier liegt der von uns zu rügende, von ihm begangene Hauptfehler, daß er das

hat; welches doch bis auf einen gewissen Grad leicht gewesen wäre, da ihm die Erscheinungen, aus denen sein Spectrum zusammengesetzt wird, selbst nicht unbekannt waren.

„Der Gegenstand dieser Optik ist durchaus die Anatomie des Lichts. Dieser Ausdruck ist nicht zu kühn, es ist die Sache selbst."

So weit war man nach und nach im Glauben gekommen! An die Stelle des Phänomens setzte man eine Erklärung; nun nannte man die Erklärung ein Factum, und das Factum gar zuletzt eine Sache.

Bey dem Streite mit Newton, da er ihn noch selbst führte, findet man, daß die Gegner seine Erklärung als Hypothese behandelten; er aber glaubte, daß man sie als eine Theorie ja wohl gar ein Factum nennen könnte, und nun macht sein Lobredner die Erklärung gar zur Sache!

„Ein sehr kleiner Lichtstrahl,"

Hier ist also der hypothetische Lichtstrahl: denn bey dem Experiment bleibt es immer das ganze Sonnenbild.

„den man in eine vollkommen dunkle Kammer hereinläßt,"

In jedem hellen Zimmer iſt der Effect eben derſelbe.

„der aber niemals ſo klein ſeyn kann, daß er nicht noch eine unendliche Menge von Strahlen enthielte, wird getheilt, zerſchnitten, ſo daß man nun die Elementarſtrahlen hat,"

Man hat ſie! und wohl gar als Sache!

„aus welchen er vorher zuſammengeſetzt war, die nun aber von einander getrennt ſind, jeder von einer andern Farbe gefärbt, die nach dieſer Trennung nicht mehr verändert werden können. Das Weiße alſo war der geſammte Strahl vor ſeiner Trennung, und entſtand aus dem Gemiſch aller dieſer beſondern Farben der primitiven Lichtſtrahlen."

Wie es ſich mit dieſen Redensarten verhalte, iſt anderwärts genugſam gezeigt.

„Die Trennung dieſer Strahlen war ſo ſchwer,"

Hinter die Schwierigkeit der Verſuche ſteckt ſich die ganze Newtoniſche Schule. Das was an den Erſcheinungen wahr und natürlich iſt, läßt ſich ſehr leicht darſtellen, was aber Newton zuſammengeſtümpert hat, um ſeine falſche Theorie zu beſchönigen, iſt nicht ſo wohl ſchwer, als beſchwerlich (troublesome) darzuſtellen. Einiges, und gerade das Hauptſächlichſte, iſt

ſogar unmöglich. Die Trennung der farbigen Strahlen in ſieben runde, völlig von einander abſtehende Bilder iſt ein Mährchen, das bloß als imaginäre Figur auf dem Papier ſteht, und in der Wirklichkeit gar nicht darzuſtellen iſt.

„daß Herr Mariotte, als er auf das erſte Gerücht von Herrn Newtons Erfahrungen dieſe Verſuche unternahm,“

Ehe Mariotte ſeinen Tractat über die Farben herausgab, konnte er den Aufſatz in den Tranſactionen recht gut geleſen haben.

„ſie verfehlte, er der ſo viel Genie für die Erfahrung hatte und dem es bey andern Gegenſtänden ſo ſehr geglückt iſt.“

Und ſo mußte der treffliche Mariotte, weil er das Hocuspocus, vor dem ſich die übrigen Schuljünglingen beugten, als ein ehrlicher Mann der Augen hatte, nicht anerkennen wollte, ſeinen wohlhergebrachten Ruf, als guter Beobachter, vor ſeiner eigenen Nation verlieren, den wir ihm denn hiermit auf das vollkommenſte wiederherzuſtellen wünſchen.

„Noch ein anderer Nutzen dieſes Werks der Optik, ſo groß vielleicht als der, den man aus der großen Anzahl neuer Kenntniſſe nehmen kann, womit man es angefüllt findet, iſt, daß es ein vortreffliches Muſter

Reſert der Kunſt ſich in der Experimentalphiloſophie zu benehmen."

Was man ſich unter Experimentalphiloſophie gedacht, iſt oben ſchon ausgeführt, ſo wie wir auch gehörigen Orts dargethan haben, daß man nie verkehrter zu Werke gegangen iſt, um eine Theorie auf Experimente aufzubauen, oder, wenn man will, Experimente an eine Theorie anzuſchließen.

„Will man die Natur durch Erfahrungen und Beobachtungen fragen, ſo muß man ſie fragen wie Herr Newton, auf eine ſo gewandte und dringende Weiſe."

Die Ausdrücke gewandt und dringend ſind recht wohl angebracht, um die Newtoniſche künſtliche Behandlungsweiſe auszudrücken. Die engliſchen Lobredner ſprechen gar von nice Experiments, welches Wort alles was genau und ſtreng, ſcharf, ja ſpitzfindig, behutſam, vorſichtig, bedenklich, gewiſſenhaft und pünctlich bis zur Uebertreibung und Kleinlichkeit einſchließt. Wir können aber ganz füglich ſagen: die Experimente ſind einſeitig, man läßt den Zuſchauer nicht alles ſehen, am wenigſten das, worauf es eigentlich ankommt; ſie ſind unnöthig umſtändlich, wodurch die Aufmerkſamkeit zerſtreut wird; ſie ſind complicirt, wodurch ſie ſich der Beurtheilung entziehen und alſo durchaus taſchenſpielleriſch.

„Sachen die ſich faſt der Unterſuchung entziehen, weil ſie zu ſubtil (déliées) ſind;“

Hier haben wir ſchon wieder Sachen, und zwar ſo ganz feine, flüchtige, der Unterſuchung entwiſchende Sachen!

„verſteht er dem Calcul zu unterwerfen, der nicht allein das Wiſſen guter Geometer verlangt, ſondern was mehr iſt, eine beſondre Geſchicklichkeit.“

Nun ſo wäre denn endlich die Unterſuchung in die Geheimniſſe der Mathematik gehüllt, damit doch ja Niemand ſo leicht wage ſich dieſem Heiligthum zu nähern.

„Die Anwendung die er von ſeiner Geometrie macht, iſt ſo fein, als ſeine Geometrie erhaben iſt.“

Auf dieſen rednerischen Schwung und Schwank brauchen wir nur ſoviel zu erwiedern, daß die Hauptformeln dieſer ſublimen ſeiner Geometrie, nach Entdeckung der achromatiſchen Fernröhre, falſch befunden und dafür allgemein anerkannt ſind. Jene famoſe Meſſung und Berechnung des Farbenbildes, wodurch ihnen eine Art von Tonleiter angedichtet wird, iſt von uns auch anderweit vernichtet worden, und es wird von ihr zum Ueberfluß noch im nächſten Artikel die Rede ſeyn.

Jean-Jacques d'Ortous de Mairan

geb. 1678. geſt. 1771.

Ein Mann gleichſam von der Natur beſtimmt mit Fontenellen zu wetteifern, unterrichtet, klar, ſcharfſinnig, fleißig, von einer ſocialen und höchſtgefälligen Natur. Er folgte Fontenellen im Secretariat bey der Akademie, ſchrieb einige Jahre die erforderlichen Lobreden, erhielt ſich die Gunſt der vornehmen und rührigen Welt bis in ſein Alter, das er beynahe ſo hoch als Fontenelle brachte. Uns geziemt nur desjenigen zu gedenken was er gethan, um die Farbenlehre zu fördern.

Schon mochte bey den Phyſikern vergeſſen ſeyn, was Mariotte für dieſe Lehre geleiſtet; der Weg den er gegangen, den er eingeleitet, war vielleicht zum zweytenmal von einem Franzoſen nicht zu betreten. Er hatte ſtill und einſam gelebt, ſo daß man beynahe nichts von ihm weiß, und wie wäre es ſonſt auch möglich geweſen, den Erfahrungen mit ſolcher Schärfe und Genauigkeit bis in ihre letzten nothwendigſten und einfachſten Bedingungen zu folgen. Von Nüguet und demjenigen was er im Journal von Trevoux geäußert, ſcheint Niemand die mindeſte Notiz genommen zu haben. Eben ſo wenig von De la Hire's richtigem Aperçu wegen des Blauen und Rothen. Alles das war für

die Franzoſen verloren, deren Blick durch die magiſche Gewalt des engliſchen Geſtirns faſcinirt worden. Newton war Präſident einer ſchon gegründeten Societät, als die franzöſiſche Akademie in ihrer erſten Bildungsepoche begriffen war; ſie ſchätzte ſich's zur Ehre ihn zum Mitglied aufzunehmen, und von dieſem Augenblick an ſcheinen ſie auch ſeine Lehre, ſeine Geſinnungen adoptirt zu haben.

Gelehrte Geſellſchaften, ſobald ſie vom Gouvernement beſtätigt, einen Körper ausmachen, befinden ſich in Abſicht der reinen Wahrheit in einer mißlichen Lage. Sie haben einen Rang und können ihn mittheilen; ſie haben Rechte und können ſie übertragen; ſie ſtehen gegen ihre Glieder, ſie ſtehen gegen gleiche Corporationen, gegen die übrigen Staatszweige, gegen die Nation, gegen die Welt in einer gewiſſen Beziehung. Im Einzelnen verdient nicht Jeder den ſie aufnehmen, ſeine Stelle; im Einzelnen kann nicht alles was ſie billigen recht, nicht alles was ſie tadeln, falſch ſeyn: denn wie ſollten ſie vor allen andern Menſchen und ihren Verſammlungen das Privilegium haben, das Vergangene ohne hergebrachtes Urtheil, das Gegenwärtige ohne leidenſchaftliches Vorurtheil, das Neuauftretende ohne mistrauiſche Geſinnung, und das Künftige ohne übertriebene Hoffnung oder Apprehenſion, zu kennen, zu beſchauen, zu betrachten, und zu erwarten.

So wie bey einzelnen Menſchen, um ſo mehr bey ſolchen Geſellſchaften, kann nicht alles um der Wahr-

heit willen geſchehen, welche eigentlich ein überirdiſches Gut, ſelbſtſtändig und über alle menſchliche Hülfe erhaben iſt. Wer aber in dieſem irdiſchen Weſen Exiſtenz, Würde, Verhältniſſe jeder Art erhalten will, bey dem kommt manches in Betracht, was vor einer höheren Anſicht ſogleich verſchwinden müßte.

Als Glied eines ſolchen Körpers, der ſich nun ſchon die Newtoniſche Lehre als integrirenden Theil ſeiner Organiſation angeeignet hatte, müſſen wir Mairan betrachten, wenn wir gegen ihn gerecht ſeyn wollen. Außerdem ging er von einem Grundſatze aus, der ſehr löblich iſt, wenn deſſen Anwendung nur nicht ſo ſchwer und gefährlich wäre, von dem Grundſatze der Einförmigkeit der Natur, von der Ueberzeugung, es ſey möglich durch Betrachtung der Analogieen ihrem Geſetzlichen näher zu kommen. Bey ſeiner Vorliebe für die Schwingungslehre erfreute ihn deswegen die Vergleichung welche Newton zwiſchen dem Spectrum und dem Monochord anſtellte. Er beſchäftigte ſich damit mehrere Jahre: denn von 1720 finden ſich ſeine erſten Andeutungen, 1738 ſeine letzten Ausarbeitungen.

Rizzetti iſt ihm bekannt, aber dieſer iſt ſchon durch Desaguliers aus den Schranken getrieben; Niemand denkt mehr an die richtigen Fragen, welche der Italiäner zur Sprache gebracht; Niemand an die große Anzahl von bedeutenden Erfahrungen die er aufgeſtellt: alles iſt durch einen wunderlichen Zauber in das Neue

tonische Spectrum versenkt und an demselben gefestet, gerade so wie es Newton vorzustellen beliebt.

Wenn man bedenkt, daß Mairan sich an die zwanzig Jahre mit dieser Sache, wenigstens von Zeit zu Zeit abgegeben, daß er das Phänomen selbst wieder hervorgebracht, das Spectrum gemessen und die gefundenen Maße, auf eine sehr geschickte ja künstlichere Art als Newton selbst, auf die Moll-Tonleiter angewendet; wenn man sieht, daß er in Nichts weder an Aufmerksamkeit, noch an Nachdenken, noch an Fleiß gespart, wie wirklich seine Ausarbeitung zierlich und allerliebst ist: so darf man es sich nicht verdrießen lassen, daß alles dieses umsonst geschehen, sondern man muß es eben als ein Beyspiel betrachten, daß falsche Annahmen so gut wie wahre, auf das genauste durchgearbeitet werden können.

Beynahe unbegreiflich jedoch bleibt es, daß Mairan, welcher das Spectrum wiederholt gemessen haben muß, nicht zufällig seine Tafel näher oder weiter vom Prisma gestellt hat, da er denn nothwendig hätte finden müssen, daß in keinem von beyden Fällen die Newtonischen Maße treffen. Man kann daher wohl behaupten, daß er in der Dunkelheit seines Vorurtheils immer erst die Tafel so gerückt, bis er die Maße nach der Angabe richtig erfunden. So muß auch sein Apparat höchst beschränkt gewesen seyn: denn er hätte bey jeder größern Oeffnung im Fensterladen und beybehaltner ersten Entfernung, abermals die Maße anders finden müssen.

Fernando.

Und dieſes Weib iſt meine Frau! —

Stella, ſie ſieht ihn ſtarr an, und läſſt die Arme ſinken.

Fernando.

Und das Mädgen iſt meine Tochter! Stella!

(er bemerkt erſt, daß ſie in Ohnmacht gefallen iſt.)

Stella!

(er bringt ſie auf einen Siz.)

Stella! — Hülfe! Hülfe!

Cezilie. Luzie kommen.

Fernando.

Seht! ſeht! den Engel! Er iſt dahin! Seht! — Hülfe!

(bemühen ſich um ſie.)

Luzie.

Sie erholt ſich.

Dem ſey nun wie ihm wolle, ſo ſcheinet ſich durch dieſe, im Grunde redlichen, bewunderungswürdigen, und von der Akademie gebilligten Bemühungen die Newtoniſche Lehre nur noch feſter geſetzt und den Gemüthern noch tiefer eingeprägt zu haben. Doch iſt es ſonderbar, daß ſeit 1738, als unter welchem Jahre die gedachte Abhandlung ſich findet, der Artikel Farbe aus dem Regiſter der Akademie verſchwindet und kaum ſpäterhin wieder zum Vorſchein kommt.

Cardinal Polignac.

geb. 1661. geſt. 1741.

Im Gefolg der Akademiker führen wir dieſen Mann auf, der als Welt- und Staatsmann und Negotiateur einen großen Ruf hinterlaſſen hat, deſſen weit umgreifender Geiſt aber ſich über andere Gegenſtände, beſonders auch der Naturwiſſenſchaft, verbreitete. Der Descartiſchen Lehre, zu der er in früher Jugend gebildet worden, blieb er treu, und war alſo gewiſſermaßen ein Gegner Newtons. Rizzetti dedicirte demſelben ſein Werk de Luminis affectionibus. Unſer Cardinal beſchäftigte ſich mit Prüfung der Newtoniſchen Lehre. Gauger behauptet in ſeinen Briefen, p. 40: der Cardinal ſey durch das Experimentum Crucis überzeugt worden. Eine Stelle aus den Anecdotes littéraires Paris 1750. Tom 2. p. 430. laſſen

mir im Original abdrucken, welche ſich auf dieſe Unterſuchungen bezieht.

Les expériences de Newton avoient été tentées plusieurs fois en France, et toujours sans succès, d'où l'on commençoit à inférer, que le Système du docte Anglois ne pouvoit pas se soutenir. Le Cardinal de Polignac, qui n'a jamais été Newtonien, dit, qu'un fait avancé par Newton, ne devoit pas être nié légèrement, et qu'il falloit recommencer les expériences jusqu' à ce qu'on put s'assurer de les avoir bien faites. Il fit venir des Prismes d'Angleterre. Les expériences furent faites en sa présence aux Cordeliers, et elles réussirent. Il ne put jamais cependant parvenir à faire du blanc, par la réunion des rayons, d'où il conclut que le blanc n'est pas le résultat de cette réunion, mais le produit des rayons directs, non rompus et non réfrangibles. Newton, qui s'étoit plaint du peu d'exactitude et même du peu de bonne foi des Physiciens François, écrivit au Cardinal, pour le remercier d'un procédé si honnête et qui marquoit tant de droiture.

Wir geſtehen gern, daß wir mit den geſperrt gedruckten Worten nichts anzufangen wiſſen. Wahrſcheinlich hat ſich der Cardinal mündlich über dieſe Sache anders ausgedrückt, und man hat ihn unrecht verſtanden.

Dem ſey nun wie ihm ſey, ſo haben wir nicht Urſache uns dabey aufzuhalten: denn es iſt außer Zweifel, daß der Cardinal die Newtoniſche diverſe Refrangibilität angenommen, wie aus einer Stelle ſeines Anti-Lucretius hervorgeht, wo er, im Begriff Newtonen in einigen Puncten zu widerſprechen, hiezu durch Lob und Beyfall ſich gleichſam die Erlaubniß zu nehmen ſucht.

Lib. II. v. 874

Dicam
Tanti pace viri, quo non solertior alter
Naturam rerum ad leges componere motûs,
Ac Mundi partes justâ perpendere librâ,
Et radium Solis transverso prismate fractum
Septem in primigenos permansurosque colores
Solvere; qui potuit Spatium sibi fingere vanum,
Quod nihil est, multisque prius nihil esse probatum
est?

Voltaire.

geb. 1694. geſt. 1778.

In der beſten Zeit dieſes außerordentlichen Mannes war es zum höchſten Bedürfniß geworden, Göttliches und Menſchliches, Himmliſches und Irdiſches vor das Publicum überhaupt, beſonders vor die gute Geſellſchaft zu bringen, um ſie zu unterhalten, zu beleben, aufzu

regen, zu erſchüttern. Gefühle, Thaten, Gegenwärtiges, Vergangnes, Nahes und Entferntes, Erſcheinungen der ſittlichen und der phyſiſchen Welt, von allem mußte geſchöpft, alles, wenn es auch nicht zu erſchöpfen war, oberflächlich gekoſtet werden.

Voltaireus groſſes Talent ſich auf alle Weiſe, ſich in jeder Form zu communiciren, machte ihn für eine gewiſſe Zeit zum unumſchränkten geiſtigen Herrn ſeiner Nation. Was er ihr anbot mußte ſie aufnehmen; kein Widerſtreben half: mit aller Kraft und Künſtlichkeit wußte er ſeine Gegner bey Seite zu drängen, und was er dem Publicum nicht aufnöthigen konnte, das wußte er ihm aufzuſchmeicheln, durch Gewöhnung an ſeinen.

Als Flüchtling fand er in England die beſte Aufnahme und jede Art von Unterſtützung. Von dorther zurückgekehrt machte er ſich's zur Pflicht, das Newtoniſche Evangelium, das ohnehin ſchon die allgemeine Gunſt erworben hatte, noch weiter auszubreiten, und vorzüglich die Farbenlehre den Gemüthern recht einzuſchärfen. Zu dieſen phyſiſchen Studien ſcheint er beſonders durch ſeine Freundinn, die Marquiſe Du Chatelet, geführt worden zu ſeyn; wobey jedoch merkwürdig iſt, daß in ihren Institutions physiques, Amsterdam 1742. nichts von den Farben vorkommt. Es iſt möglich, daß ſie die Sache ſchon durch ihren Freund für völlig abgethan gehalten, deſſen Bemühungen wir jedoch nicht umſtändlich recenſiren, ſondern nur mit wenigem einen Begriff davon zu geben ſuchen.

Elémens de la philosophie de Newton mis à la portée de tout le monde. Amsterdam 1738.

In der Epiſtel an die Marquiſe Du Chatelet heißt es:

Il déploye à mes yeux par une main savante
De l'Astre des Saisons la robe étincelante.
L'Emeraude, l'azur, le pourpre, le rubis,
Sont l'immortel tissu dont brillent ses habits.
Chacun de ses rayons dans sa substance pure,
Porte en soi les couleurs dont se peint la Nature,
Et confondus ensemble, ils éclairent nos yeux,
Ils animent le Monde, ils emplissent les Cieux.

Der Vortrag ſelbſt iſt heiter, ja mitunter drollig, wie es ſich von Voltairen erwarten läßt, dagegen aber auch unglaublich ſeicht und ſchief. Eine nähere Entwickelung wäre wohl der Mühe werth. Facta, Verſuche, mathematiſche Behandlung derſelben, Hypotheſe, Theorie ſind ſo durcheinander geworfen, daß man nicht weiß was man denken und ſagen ſoll, und das heißt zuletzt triumphirende Wahrheit.

Die beygefügten Figuren ſind äußerſt ſchlecht. Sie drücken als Linearzeichnungen allenfalls die Newtoniſchen Verſuche und Lehren aus; die Fenſterchen aber, wo durch das Licht hereinfällt, und die Puppen die zu ſehen, ſind ganz flau und geſchmacklos.

Beyſpiele von Voltaire's Vorurtheilen für Newton.

Brief an Herrn Thiriot den 7ten Auguſt 1738.

„Wenn man Herrn Algarotti den behauptenden Ton vorwirft, ſo hat man ihn nicht geleſen. Viel eher könnte man ihm vorwerfen, nicht genug behauptet zu haben; ich meyne, nicht genug Sachen geſagt und zu viel geſprochen zu haben. Uebrigens, wenn das Buch nach Verdienſt überſetzt iſt, ſo muß es Glück machen.“

„Was mein Buch betrift (Eléments de la philosophie de Newton) ſo iſt es bis jetzt das erſte in Europa, das parvulos ad regnum coelorum berufen hat: denn regnum coelorum iſt Newton; die Franzoſen überhaupt ſind parvuli genug. Mit Euch bin ich nicht einig, wenn Ihr ſagt, es ſeyen neue Meynungen in Newtons Werken. Erfahrungen ſind es und Berechnungen, und zuletzt muß die ganze Welt ſich unterwerfen. Die Renauds und Caſtels werden den Triumph der Vernunft auf die länge nicht verhindern.“

In demſelben Briefe.

„Der Pater Caſtel hat wenig Methode, ſein Geiſt iſt das Umgekehrte vom Geiſte des Jahrhunderts. Man könnte nicht leicht einen Auszug verworrener und unbelehrender einrichten.“

Brief an Herrn Jerment den 1. April 1740.

„Alſo habt Ihr den unnützen Plunder über die Färberey geleſen, den Herr Pater Caſtel ſeine Optik nennt. Es iſt luſtig genug, daß er ſich beygehen läßt zu ſagen: Newton habe ſich betrogen, ohne es im mindeſten zu beweiſen, ohne den geringſten Verſuch über die urſprünglichen Farben gemacht zu haben.“ Es ſcheint die Phyſik will nun drollig werden, ſeitdem es die Comödie nicht mehr iſt.“

Algarotti.

geb. 1712. geſt. 1774.

Stammend aus einem reichen venetianiſchen Kaufmannshauſe, erhielt er bey ſehr ſchönen Fähigkeiten ſeine erſte Bildung in Bologna, reiſte ſchon ſehr jung, und kam im zwanzigſten Jahre nach Paris. Dort ergriff auch er den Weg der Populariſation eines abſtrufen Gegenſtandes, um ſich bekannt und beliebt zu machen. Newton war der Abgott des Tages, und das ſiebenjäh-

bige Licht ein gar zu luſtiger Gegenſtand. Algarotti betrat die Pfade Fontenelle's, aber nicht mit gleichem Geiſt, gleicher Anmuth und Glück.

Fontenelle ſteht ſowohl in der Conception als in der Ausführung ſehr viel höher. Bey ihm geht ein Abbé mit einer ſchönen Dame, die aber mit wenig Zügen ſo geſchildert iſt, daß Einem kein Liebesverhältniß einfallen kann, bey ſternhellem Himmel ſpazieren. Der Abbé wird über dieſes Schauſpiel nachdenklich; ſie macht ihm Vorwürfe, und er macht ihr dagegen die Würde dieſes Anblicks begreiflich. Und ſo knüpft ſich das Geſpräch über die Mehrheit der Welten an. Sie ſetzen es immer nur Abends fort und der herrlichſte Sternhimmel wird jedesmal für die Einbildungskraft zurückgerufen.

Von einer ſolchen Vergegenwärtigung iſt bey Algarotti keine Spur. Er befindet ſich zwar auch in der Geſellſchaft einer ſchönen Marcheſina, an welche viel verbindliches zu richten wäre, umgeben von der ſchönſten italiäniſchen Gegend; allein Himmel und Erde mit allen ihren bezaubernden Farben bieten ihm keinen Anlaß dar, in die Materie hinein zu kommen; die Dame muß zufälliger Weiſe in irgend einem Sonett von dem ſiebenfachen Lichte geleſen haben, das ihr denn freylich etwas ſeltſam vorkommt. Um ihr nun dieſe Phraſe zu erklären, holt der Geſellſchafter ſehr weit aus, indem er, als ein wohlunterrichteter Mann, von der Naturforſchung überhaupt und über die Lehre vom

licht besonders, manches Hiſtoriſche und Dogmatiſche recht gut vorbringt. Allein zuletzt, da er auf die Newtoniſche Lehre übergehen will, geſchieht es durch einen Sprung, wie denn ja die Lehre ſelbſt durch einen Sprung in die Phyſik gekommen. Und wer ein Buch mit aufmerkſamer Theilnahme zu leſen gewohnt iſt, wird ſogleich das Unzuſammenhängende des Vortrags empfinden. Die Lehre kommt von nichts und geht zu nichts. Er muß ſie ſtarr und ſteif hinlegen, wie ſie der Meiſter überliefert hat.

Auch zeigt er ſich nicht einmal ſo gewandt, die ſchöne Dame in eine dunkle Kammer zu führen, wohin er ja allenfalls, des Anſtands und ſelbſt des beſſern Dialogs wegen, eine Vertraute mitnehmen konnte. Bloß mit Worten führt er ihr die Phänomene vor, erklärt ſie mit Worten, und die ſchöne Frau wird auf der Stelle ſo gläubig als hundert andre. Sie braucht auch über die Sache nicht weiter nachzudenken; ſie iſt über die Farben auf immer beruhigt. Denn Himmelblau und Morgenroth, Wieſengrün und Veilchenblau, alles entſpringt aus Strahlen und noch einmal Strahlen, die ſo höflich ſind ſich in Feuer, Waſſer, Luft und Erde, an allen lebendigen und lebloſen Gegenſtänden, auf jede Art und Weiſe, ſpalten, verſchlucken, zurückwerfen und bunt herumſtreuen zu laſſen. Und damit glaubt er ſie genugſam unterhalten zu haben, und ſie iſt überzeugt, genugſam unterrichtet zu ſeyn.

Von jener Zeit an wird nun nicht leicht ein Dichter oder Redner, ein Versküntler oder Prosaist gefunden, der nicht einmal oder mehreremal in seinem Leben diese farbige Spaltung des Lichts zum Gleichniß der Entwicklung des Ungleichartigen aus dem Gleichartigen gebraucht hätte; und es ist freylich Niemand zu verargen, wenn einmal so eine wunderliche Synthese zum Behuf einer so wunderlichen Analyse gemacht worden, wenn der Glaube daran allgemein ist, daß er sie auch zu seinem Behuf, es sey nun des Belehrens und Ueberzeugens, oder des Blendens und Ueberredens, als Instanz oder Gleichniß beybringe.

Anglomanie.

Die Engländer sind vielleicht vor vielen Nationen geeignet, Auswärtigen zu imponiren. Ihre persönliche Ruhe, Sicherheit, Thätigkeit, Eigensinn und Wohlhäbigkeit geben beynahe ein unerreichbares Musterbild von dem was alle Menschen sich wünschen. Ohne uns hier in ein Allgemeines einzulassen, bemerken wir nur, daß die Klage über Anglomanie von früherer Zeit bis zur neuesten in der französischen Literatur vorkommt. Dieser Enthusiasmus der französischen Nation für die englische soll sich besonders gleich nach einem geschlossenen Frieden am lebhaftesten äußern: welches wohl daher kommen mag, weil alsdann nach wiederhergestellter Communication beyder Nationen der Reich-

Fernando, ſtumm ſie anſehend.

Durch dich! Durch dich!

(ab.)

Stella.

Wer? Wer? — (aufſtehend) Wo iſt er? (ſie ſinkt zurük, ſieht die an, die ſich um ſie bemühen) Dank euch! Dank! — Wer ſeid ihr? —

Lezilie.

Beruhigen ſie ſich! Wir ſind's.

Stella.

Ihr? — Seid ihr nicht fort? — Seid ihr? — Gott! wer ſagte mir's? — Wer biſt du? — Biſt du? — (Lezilie bey den Händen faſſend) Nein! ich halt's nicht aus!

Lezilie.

Beſte! Liebſte! Ich ſchließ dich Engel an mein Herz!

Stella.

Sag' mir, — Es liegt tief in meiner Seele — Sag' mir, — Biſt du —

Lezilie.

thum und die Comforts der Engländer dem, wenigstens in früherer Zeit, geldarmen und genügsamen Franzosen gar wünschenswerth in die Augen leuchten müssen.

Dieses Vorziehen einer fremden Völkerschaft, dieses Hintansetzen seiner eigenen kann doch wohl aber nicht höher getrieben werden, als wir es oben bey Voltairen finden, der die Newtonische Lehre zum regnum coelorum und die Franzosen zu den parvulis macht. Doch hätte er es gewiß nicht gethan, wenn das Vorurtheil in seiner Nation nicht schon gäng und gäbe gewesen wäre. Denn bey aller Kühnheit hütet er sich doch etwas vorzubringen, wogegen er die allgemeine Stimmung kennt, und wir haben ihn im Verdacht, daß er seinen Deismus überall und so entschieden ausspricht, bloß damit er sich vom Verdacht des Atheis mus reinige: einer Denkweise, die jederzeit nur wenigen Menschen gemäß und den übrigen zum Abscheu seyn mußte.

Chemisten.

Das Verhalten der Lakmustinktur gegen Säuren und Alcalien, so bekannt es war, blieb doch immer wegen seiner Eminenz und seiner Brauchbarkeit den Chemisten merkwürdig, ja das Phänomen wurde gewissermaßen für einzig gehalten. Die frühern Bemerkungen

des Paracelſus und ſeiner Schule, daß die Farben aus dem Schwefel und deſſen Verbindung mit dem Salzen ſich herſchreiben möchten, waren auch noch in friſchem Andenken geblieben. Man gedachte mit Intereſſe eines Verſuchs von Mariotte, der einen rothen franzöſiſchen Wein durch Alcalien gebräunt und ihm das Anſehn eines ſchlechten verdorbenen Weins gegeben, nachher aber durch Schwefelgeiſt die erſte Farbe, und zwar noch ſchöner, hergeſtellt. Man erklärte damals daraus das Vortheilhafte des Aus- und Ausbrennens der Weinfäſſer durch Schwefel, und fand dieſe Erfahrung bedeutend.

Die Akademie intereſſirte ſich für die chemiſche Analyſe der Pflanzentheile, und als man die Reſultate bey den verſchiedenſten Pflanzen ziemlich einförmig und übereinſtimmend fand; ſo beſchäftigten ſich andere wieder die Unterſchiede aufzuſuchen.

Geoffroy, der jüngere, ſcheint zuerſt auf den Gedanken gekommen zu ſeyn, die eſſentiellen Oele der Vegetabilien mit Säuren und Alcalien zu behandeln, und die dabey vorkommenden Farbenerſcheinungen zu beobachten.

Sein allgemeineres Theoretiſche gelingt ihm nicht ſonderlich. Er braucht körperliche Configurationen, und dann wieder beſondere Feuertheile und was dergleichen Dinge mehr ſind. Aber die Anwendung ſeiner chemiſchen Verſuche auf die Farben der Pflanzen ſelbſt,

hat viel Gutes. Er ſieht zwar ſelbſt die Zartheit und Beweglichkeit der Criterien ein, gibt aber doch deswegen nicht alle Hoffnungen auf; wie wir denn von dem was er uns überliefert, nähern Gebrauch zu machen gedenken, wenn wir auf dieſe Materie, die wir in unſerm Entwurfe nur beyläufig behandelt haben, dereinſt zurückkehren.

In dem animaliſchen Reiche hatte Reaumür den Saft einiger europäiſchen Purpurſchnecken und deſſen Färbungseigenſchaften unterſucht. Man fand, daß Licht und Luft die Farbe gar herrlich erhöhten. Andere waren auf die Farbe des Blutes aufmerkſam geworden, und beobachteten, daß das arterielle Blut ein höheres, das venöſe ein tieferes Roth zeige. Man ſchrieb der Wirkung der Luft auf die Lungen jene Farbe zu; weil man es aber materiell und mechaniſch nahm, ſo kam man nicht weiter und erregte Widerſpruch.

Das Mineralreich bot dagegen bequeme und ſichere Verſuche dar. Lemery, der jüngere, unterſuchte die Metalle nach ihren verſchiedenen Auflöſungen und Präcipitationen. Man ſchrieb dem Queckſilber die gröſte Verſatilität in Abſicht der Farben zu, weil ſie ſich an demſelben am leichteſten offenbart. Wegen der übrigen, glaubte man eine Specification eines jeden Metalls zu gewiſſen Farben annehmen zu müſſen, und blieb deswegen in einer gewiſſen Beſchränktheit, aus der wir uns noch nicht ganz haben herausreißen können.

Bey allen Verſuchen Lemery's jedoch zeigt ſich deutlich das von uns relevirte Schwanken der Farbe, das durch Säuren und Alcalien, oder wie man das was ihre Stelle vertritt, nennen mag, hervorgebracht wird. Wie denn auch die Sache ſo einfach iſt, daß, wenn man ſich nicht in die Nüancen, welche nur als Beſchmutzung anzuſehen ſind, einläßt, man ſich ſehr wohl einen allgemeinen Begriff zu eigen machen kann.

Die Citate zu Vorſtehendem fügen wir nicht bey, weil man ſolche gar leicht in dem zu der Histoire und den Mémoires de l'académie française gefertigten Regiſtern auffinden kann.

Defay.

Die franzöſiſche Regierung hatte unter Anleitung von Colbert, durch wohlüberdachte Verordnungen, das Gutfärben und Schönfärben getrennt, zum groſſen Vortheil aller, denen, es ſey zu welchem Gebrauch, zu wiſſen nöthig war, daß ſie mit haltbar gefärbten Zeugen oder Geſpinnſten gewiſſenhaft verſorgt würden. Die Polizey fand nun die Aufſicht über beyderley Arten der Färberey bequemer, indem dem Gutfärber eben ſo wohl verboten war vergängliche Materialien in der Werkſtatt zu haben, als dem Schönfärber dauerhafte. Und ſo konnte ſich auch jeder Handwerker in dem ihm angewieſenen Kreiſe immer mehr und mehr vervoll-

kommnen. Für die Technik und den Gebrauch war geſorgt.

Allein es ließ ſich bald bemerken, daß die Wiſſenſchaft, ja die Kunſt ſelbſt dabey leiden mußte. Die Behandlungsarten waren getrennt. Niemand blickte über ſeinen Kreis hinaus, und Niemand gewann eine Ueberſicht des Ganzen. Eine einſichtige Regierung jedoch fühlte dieſen Mangel bald, ſchenkte wiſſenſchaftlich gebildeten Männern ihr Zutrauen und gab ihnen den Auftrag, das was durch die Geſetzgebung getrennt war, auf einem höhern Standpuncte zu vereinigen. Duſay iſt einer von dieſen.

Die Beſchreibungen auch anderer Handwerker ſollten unternommen werden. Duſay bearbeitete die Färberey. Ein kurzer Aufſatz in den Memoiren der Akademie 1737 iſt ſehr verſtändig geſchrieben. Wir übergehen was uns nicht nahe berührt, und bemerken nur folgendes:

Wer von der Färberey in die Farbenlehre kommt, muß es höchſt drollig finden, wenn er von ſieben, ja noch mehr Urfarben reden hört. Er wird bey der geringſten Aufmerkſamkeit gewahr, daß ſich in der mineraliſchen, vegetabiliſchen und animaliſchen Natur drey Farben iſoliren und ſpecifiziren. Er kann ſich Gelb, Blau und Roth ganz rein verſchaffen; er kann ſie den Geweben mittheilen und durch verſchiedene, wirkende und gegenwirkende Behandlung, ſo wie durch Mi-

ſchung die übrigen Farben hervorbringen, die ihm alſo abgeleitet erſcheinen. Unmöglich wäre es ihm, das Grün zu einer Urfarbe zu machen. Weiß hervorzubringen, iſt ihm durch Färbung nicht möglich; hingegen durch Entfärbung leicht genug dargeſtellt, gibt es ihm den Begriff von völliger Farbloſigkeit, und wird ihm die wünſchenswertheſte Unterlage alles Zufärbenden. Alle Farben zuſammengemiſcht geben ihm Schwarz.

So erblickt der ruhige Sinn, der geſunde Menſchenverſtand die Natur, und wenn er auch in ihre Tiefen nicht eindringt, ſo kann er ſich doch niemals auf einen falſchen Weg verlieren, und er kommt zum Beſitz deſſen was ihm zum verſtändigen Gebrauch nothwendig iſt. Jene drey Farben nennt daher Düfay ſeine Mutterfarben, ſeine urſprünglichen Farben, und zwar als Färber mit völligem Recht. Der Newtoniſchen Lehre gedenkt er im Vorbeygehen, verſpricht etwas mehr darüber zu äußern; ob es aber geſchehen, iſt mir nicht bekannt.

Louis Bertrand Caſtel

geb. 1688. geſt. 1757.

Jeſuit und geiſtreicher Mann, der indem er auf dem Wege Fontenelle's ging, die ſogenannten exacten Wiſſenſchaften durch einen lebendigen und angenehmen Vortrag in die Geſellſchaft einzuführen, und ſich dadurch den beyden gleichſam vorzüglich cultivirten Nationen, der engliſchen und der franzöſiſchen, bekannt und beliebt zu machen ſuchte. Er hatte deshalb, wie alle die ſich damals auf dieſe Weiſe beſchäftigten, mit Newton und Descartes pro und contra zu thun; da er denn auch bald dieſen bald jenen nach ſeiner Ueberzeugung begünſtigte, oft aber auch ſeine eignen Vorſtellungsarten mitzutheilen und durchzuſetzen trachtete.

Wir haben hier nur das zu bedenken, was er in der Farbenlehre geleiſtet, weshalb er, wie wir oben geſehen, von Voltairen ſo übel behandelt worden.

Eine Regierung darf nur auf einen vernünftigen Weg deuten, ſo wird dieß ſogleich zur Aufforderung für viele, ihn zu wandeln und ſich darauf zu bemühen. So ſcheint auch Pater Caſtel zu ſeiner Arbeit, nicht durch beſondern Auftrag der Obern, wie Düfay, ſondern durch Neigung und durch den Wunſch, dem Staate als Privatmann nützlich zu werden, in dieſes Fach getrieben zu ſeyn, das er um ſo mehr cultivirte,

als er neben seinen Studien eine große Lust zum Mechanischen und Technischen empfand.

Auch auf seinem Gange werden ihm die Newtonischen sieben Urfarben unerträglich; er führt sie auf drey zurück. Das Clair-obscur, das Schwarze und Weiße, das Erhellen und Verdunkeln der Haupt- und abgeleiteten Farben beschäftigen ihn um so mehr, als er auch dem Maler entgegen gehen will.

Man kann nicht läugnen, daß er die Probleme der Farbenlehre meist alle vorbringt, doch ohne sie gerade aufzulösen. Seinem Buche fehlt es nicht an einer gewissen Ordnung; aber durch Umständlichkeit, Kleinigkeitskrämerey und Weitschweifigkeit verdirbt er sich das Spiel gegen den billigsten Leser. Sein größtes Unglück ist, daß er ebenfalls die Farbe mit dem Tone vergleichen will, zwar auf einem andern Wege als Newton und Mairan, aber auch nicht glücklicher. Auch ihm hilft es nichts, daß er eine Art von Ahndung von der sogenannten Sparsamkeit der Natur hat, von jener geheimnißvollen Urkraft, die mit wenigem viel, und mit dem Einfachsten das Mannigfaltigste leistet. Er sucht es noch, wie seine Vorgänger, in dem was man Analogie heißt, wodurch aber nichts gewonnen werden kann, als daß man ein paar sich ähnelnde empirische Erscheinungen einander an die Seite setzt, und sich verwundert, wenn sie sich vergleichen und zugleich nicht vergleichen lassen.

Sein Farben-Clavier, das auf eine ſolche Uebereinſtimmung gebaut werden ſollte, und woran er ſein ganzes Leben hin und her verſuchte, konnte freylich nicht zu Stande kommen; und doch ward die Möglichkeit und Ausführbarkeit eines ſolchen Farben-Claviers immer einmal wieder zur Sprache gebracht, und neue mißglückte Unternehmungen ſind den alten gefolgt. Worin er ſich aber vollkommen einſichtig bewies, iſt ſeine lebhafte Controvers gegen die Newtoniſche falſche Darſtellung der prismatiſchen Erſcheinung. Mit munterer franzöſiſcher Eigenthümlichkeit wagt er den Scherz: es ſey dem Newtoniſchen Spectrum eben ſo gefährlich, wenn man es ohne Grün, als einer hübſchen Frau, wenn man ſie ohne Roth ertappe. Auch nennt er mit Recht die Newtoniſche Farbenlehre eine Remora aller geſunden Phyſik.

Seine Invectiven gegen die Newtoniſche Darſtellung des Spectrums überſetzen wir um ſo lieber, als wir ſie ſämmtlich unterſchreiben können. Hätte Caſtels Widerſpruch damals gegriffen und auch nur einen Theil der gelehrten Welt überzeugt, ſo wären wir einer ſehr beſchwerlichen Mühe überhoben geweſen.

„Da ich mich gar gern zu den Gegenſtänden meiner Aufmerkſamkeit zurückfinde; ſo war mein erſter oder zweyter Schritt in dieſer Laufbahn mit einem Gefühl von Ueberraſchung und Erſtaunen begleitet, wovon ich mich noch kaum erholen kann. Das Prisma, das Herr Newton und ganz Europa in Händen gehabt

hatte, konnte und ſollte noch wirklich ein ganz neues Mittel zur Erfahrung und Beobachtung werden. Das Prisma auf alle mögliche Weiſe hin und wieder gedreht, aus allen Standpuncten angeſehen, ſollte das nicht durch ſo viel geſchickte Hände erſchöpft worden ſeyn? Wer hätte vermuthen können, daß alle dieſe Verſuche, von denen die Welt geblendet iſt, ſich auf einen oder zwey zurückführen ließen, auf eine einzige Anſicht und zwar auf eine ganz gemeine, aus hundert andern Anſichten, wie man das Prisma faſſen kann, und aus tauſend Erfahrungen und Beobachtungen ſo tiefſinnig als man ſie vielleicht nicht machen ſollte."

„Niemals hatte Herr Newton einen andern Gegenſtand als ſein farbiges Geſpenſt. Das Prisma zeigte es zuerſt auch ganz unphiloſophiſchen Augen. Die erſten welche das Prisma nach ihm handhabten, handhabten es ihm nur nach. Sie ſetzten ihren ganzen Ruhm darein, den genauen Punct ſeiner Verſuche zu erhaſchen, und ſie mit einer abergläubiſchen Treue zu copiren. Wie hätten ſie etwas anderes finden können, als was er gefunden hatte? Sie ſuchten was er geſucht hatte, und hätten ſie was anderes gefunden, ſo hätten ſie ſich deſſen nicht rühmen dürfen; ſie würden ſich ſelbſt darüber geſchämt, ſich daraus einen heimlichen Vorwurf gemacht haben. So koſtete es dem berühmten Herrn Mariotte ſeinen Ruf, der doch ein geſchickter Mann war, weil er es wagte, weil er verſtand den betretenen Weg zu verlaſſen. Gab es jemals

Cezilie.

Ich bin — ich bin sein Weib! —

Stella aufspringend, sich die Augen zuhaltend.

Und ich? —

(sie geht verwirrt auf und ab.)

Cezilie.

Kommen sie in ihr Zimmer!

Stella.

Woran erinnerst du mich? — — Schröklich! Schröklich! — Sind das meine Bäume die ich pflanzte, die ich erzog? Warum in dem Augenblik mir alles so fremd wird? — Verstoßen! — Verlohren! — Verlohren auf ewig! Fernando! Fernando!

Cezilie.

Geh, Luzie, such deinen Vater.

Stella.

Um Gottes Barmherzigkeit! Halt! — Weg!

eine Knechtſchaft, die Künſten und Wiſſenſchaften ſchädlicher geweſen wäre?“

„Und hätte Herr Newton das Wahre gefunden; das Wahre iſt unendlich und man kann ſich nicht darin beſchränken. Unglücklicher Weiſe that er nichts, als auf einen erſten Irrthum unzählige Irrthümer häufen. Denn eben dadurch können Geometrie und ſcharfe Folgerungen ſchädlich werden, daß ſie einen Irrthum fruchtbar und ſyſtematiſch machen. Der Irrthum eines Ignoranten oder eines Thoren iſt nur ein Irrthum; auch gehört er ihm nicht einmal an, er adoptirt ihn nur. Ich werde mich hüten Herrn Newton einer Unredlichkeit zu beſchuldigen; andre würden ſagen, er hat ſich's recht angelegen ſeyn laſſen, ſich zu betrügen und uns zu verführen.“

„Zuerſt ſelbſt verführt durch das Prismengeſpenſt ſucht er es nur aufzuputzen, nachdem er ſich ihm einzig ergeben hat. Hätte er es doch als Geometer gemeſſen, berechnet und combinirt, dagegen wäre nichts zu ſagen; aber er hat darüber als Phyſiker entſcheiden, deſſen Natur beſtimmen, deſſen Urſprung bezeichnen wollen. Auch dieſes ſtand ihm frey. Das Prisma iſt freylich der Urſprung und die unmittelbare Urſache der Farben dieſes Geſpenſtes; aber man geht Stromaufwärts, wenn man die Quelle ſucht. Doch Herr Newton wendet dem Prisma ganz den Rücken, und ſcheint nur beſorgt, das Geſpenſt in der größten Entfernung aufzufaſſen; und nichts hat er ſeinen Schülern mehr empfohlen.“

„Das Gespenst ist schöner, seine Farben haben mehr Einheit, mehr Glanz, mehr Entschiedenheit, je mehr sie sich von der Quelle entfernen. Sollte aber ein Philosoph nur nach dem Spielwerk schöner Farben laufen? — Die vollkommensten Phänomene sind immer am entferntesten von ihren geheimen Ursachen, und die Natur glänzt niemals mehr, als indem sie ihre Kunst mit der größten Sorgfalt verbirgt.“ —

„Und doch wollte Herr Newton die Farben trennen, entwirren, zersetzen. Sollte ihn hier die Geometrie nicht betrogen haben? Eine Gleichung läßt sich in mehrere Gleichungen auflösen; jemehr Farben, der Zahl nach verschieden, ihm das Gespenst zeigte, für desto einfacher, für desto zersetzter hielt er sie. Aber er dachte nicht daran, daß die Natur mannigfaltig und zahlreich in ihren Phänomenen, in ihren Ursachen sehr einfach, fast unitarisch, höchstens und sehr oft trinitarisch zu seyn pflege.“

„Und doch ist das Prisma, wie ich gestehe, die unmittelbare und unleugbare Ursache des Gespenstes; aber hier hätte Herr Newton aufmerken und sehen sollen, daß die Farben nur erst in gevierter Zahl aus dem Prisma hervortreten, sich dann aber vermischen, um sieben hervorzubringen, zwölfe wenn man will, ja eine Unzahl.“

„Aber zu warten bis die Farben recht verwickelt sind, um sie zu entwirren, mit Gefahr sie noch mehr

zu verwirren, iſt das eine Unredlichkeit des Herzens, die ein ſchlechtes Syſtem bemäntelt, oder eine Schiefheit des Geiſtes, die es aufzuſtutzen ſucht?"

„Die Farben kommen faſt ganz getrennt aus dem Prisma in zwey Bündeln, durch einen breiten Streif weißen Lichtes getrennt, der ihnen nicht erlaubt ſich zuſammen zu begeben, ſich in eine einzige Erſcheinung zu vereinigen, als nach einer merklichen Entfernung, die man nach Belieben vergrößern kann. Hier iſt der wahre Standpunct, günſtig für den, der die redliche Geſinnung hat, das zuſammengeſetzte Geſpenſt zu entwirren. Die Natur ſelbſt bietet einem Jeden dieſe Ausſicht, den das gefährliche Geſpenſt nicht zu ſehr bezaubert hat. Wir klagen die Natur an, ſie ſey geheimnißvoll; aber unſer Geiſt iſt es, der Spitzfindigkeiten und Geheimniſſe liebt.

Naturam expellas furca, tamen usque recurret."

„Herr Newton hat mit Kreuzesmarter und Gewalt hier die Natur zu beſeitigen geſucht; tauſendmal hat er dieſes primitive Phänomen geſehen; die Farben ſind nicht ſo ſchön, aber ſie ſind wahrer, ſie ſprechen uns natürlicher an. Von dieſer Erſcheinung ſpricht der groſſe Mann, aber im Vorbeygehen und gleichſam vorſätzlich, daß nicht mehr davon die Rede ſey, deß die Nachfolger gewiſſermaßen verhindert werden, die Augen für die Wahrheit zu eröffnen."

„Er thut mehr. Auch wider Willen würde man

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.

3-598-50924-3
FN. 18631457

das rechte Verhältniß erkennen beym Gebrauch eines großen Prisma's, wo das weiße Licht, das die zwey ursprünglichen Farbensäume trennt, sehr breit ist. In einem kleinen Prisma sind die beyden Säume näher beysammen. Sie erreichen einander viel geschwinder und betrügen den unaufmerksamen Beobachter. Herr Newton giebt kleinen Prismen den Vorzug; die berühmtesten Prismen sind die englischen, und gerade diese sind auch die kleinsten."

„Ein geistreicher Gegner Newtons sagte mit Verdruß: diese Prismen sind sämmtlich Betrüger, alle zur Theatererscheinung des magischen Gespenstes zugerichtet. Aber das Uebermaß Newtonischer — Unredlichkeit sage ich nicht, sondern wohl nur Newtonischen Irrthums zeigt sich darin, daß man sich nicht mit kleinen Prismen begnügt, sondern uns über alles anempfiehlt, ja nur den feinsten, leisesten Strahl hereinzulassen, so daß man über die Kleinheit der Oeffnung, wodurch der Sonnenstrahl in eine dunkle Kammer fallen soll, recht spitzfindig verhandelt und ausdrücklich verlangt, das Loch soll mit einem feinen Nadelstich in einer bleiernen oder kupfernen Platte angebracht seyn. Ein großer Mann und seine Bewunderer behandeln diese Kleinigkeiten nicht als geringfügig; und das ist gewiß, hätte man uns Natur und Wahrheit vorsätzlich verhüllen wollen, was ich nicht glaube, so hätte man es nicht mit mehr Gewandtheit anfangen können. Ein so feiner Strahl kommt aus dem Prisma mit einem so schmalen weißen Licht, und seine beyden Säume sind

schon dergestalt genähert zu Gunsten des Gespenstes und zu Ungunsten des Teschauers."

„Wirklich zum Unheil dessen, der sich betrügen läßt. Das Publicum sollte demjenigen höchlich danken, der es warnt: denn die Verführung kam dergestalt in Zug, daß es äußerst verdienstlich ist, ihre Fortschritte zu hemmen. Die Physik mit andern ihr verwandten Wissenschaften und von ihr abhängigen Künsten war ohne Rettung verloren durch dieses System des Irrthums und durch andere Lehren, denen die Autorität desselben statt Beweises diente. Aber in diesen wie in jenem wird man künftig das Schädliche einsehen."

„Sein Gespenst ist wahrhaft nur ein Gespenst, ein phantastischer Gegenstand, der an nichts geheftet ist, an keinen wirklichen Körper; es bezieht sich vielmehr auf das, wo die Dinge nicht mehr sind, als auf ihr Wesen, ihre Substanz, ihre Ausdehnung. Da wo die Körper endigen, da, ganz genau da, bildet es sich; und welche Größe es auch durch Divergenz der Strahlen erhalte, so gehen diese Strahlen doch nur von Einem Puncte aus, von diesem untheilbaren Puncte, der zwey angränzende Körper trennt, das Licht des einen von dem naheliegenden Schatten oder dem schwächeren Licht des andern."

Friede mit seiner Asche! Uns aber verzeihe man, wenn wir mit einigem Behagen darauf hinsehen, daß

wir einen solchen Mann, der zwar nicht unter die ersten Geister, aber doch unter die vorzüglichen seiner Nation gehört, gegen seine Landsleute in Schutz genommen, und seinem Andenken die verdiente Achtung wieder hergestellt haben.

Technische Malerey.

Die Nachahmung von braunen Zeichnungen durch mehrere Holzstöcke, welche in Italien zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts von Andreas Andreani und andern versucht wurde, ist Liebhabern der Kunst genugsam bekannt. Später thut sich die Nachahmung der Malerey oder bunter Zeichnungen durch mehrere Platten hervor. Lastmann, Rembrands Lehrer, soll sich damit beschäftigt haben.

Ohne daß wir hierüber besondere Nachforschungen angestellt hätten, so scheint uns, daß die Erfindung der schwarzen Kunst dem Abdruck bunter Bilder vorausgehen mußte. Sehr leicht fand sich sodann der Weg dahin. Durch Zufall, aus Scherz, mit Vorsatz konnte man eine schwarze Kunstplatte mit einer andern Farbe abdrucken, und bey dem ewigen Streben der menschlichen Natur von der Abstraction, wie doch alle Monochromen angesehen werden können, zu der Wirklichkeit und also auch zu der farbigen Nachahmung der Oberflächen, war ein wiederholter theilweis

ser Abdruck derselben Platte, ein Druck mit mehreren Platten, ja das Malen auf die Platte, stufenweise ganz wohl zu denken.

Daß jedoch diese Art von Arbeit zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts noch nicht bekannt und üblich war, läßt sich daraus schließen, daß De la Hire in seinem sehr schönen und unterrichtenden Tractat über die praktische Malerey dieser bunten Drucke nicht erwähnt, ob er gleich sonst sehr ausführlich ist, und auch einiger ganz nahe verwandten Künste und Künsteleyen gedenkt und uns mit dem Verfahren dabey bekannt macht.

Gegenwärtig haben wir zu unsern Zwecken zwey Männer anzuführen, welche sich besonders in der Epoche, bey der wir verweilen, in diesem Fache mit Eifer bemüht haben.

Le Blond.

Gebürtig von Frankfurt am Main, steht nicht bloß hier seines Namens wegen unter den Franzosen, sondern weil er sich in Frankreich und England thätig bewiesen.

Er versuchte erst, nach der Newtonischen Lehre, mit sieben Platten zu drucken; allein er bringt bey grosser Beschwerlichkeit nur einen geringen Effect hervor.

Er reducirt sie deshalb auf drey und verharrt bey dieser Methode, ohne daß ihm jedoch seine Arbeit, die er mehrere Jahre fortsetzt, sonderlich Vortheil verschafft. Er legt seinen Druckbildern kein Clair-obscür, etwa durch eine schwarze Platte, zum Grunde; sondern seine Schwärze, sein Schatten, soll ihm da entstehen, wo beym Abdruck die drey Farben zusammentreffen. Man wirft ihm vor, daß seine Behandlung unvollkommen gewesen, und daß er deshalb viel retouchiren müssen. Indeß scheint er der erste zu seyn, der mit dieser Arbeit einiges Aufsehen erregt. Sein Programm, das er in London deshalb herausgegeben, ist uns nicht zu Gesicht gekommen; es soll dunkel und abstrus geschrieben seyn.

Gautier.

Ein thätiger, rascher, etwas wilder, zwar talentvoller, aber doch mehr als billig zudringlicher und Aufsehen liebender Mann. Er studirte erst die Malerey, dann die Kupferstecherkunst, und kommt gleichfalls auf den Gedanken, mit drey farbigen Platten zu drucken, wobey er eine vierte, die das Clair-obscür leisten soll, zum Grunde legt. Er behauptet, seine Verfahrungsart sey eine ganz andre und bessere als die des Le Blond, mit welchem er über die Priorität in Streit geräth. Seine Myologie kommt 1746, die Anatomie des Hauptes und ein Theil der Nervenlehre 1748, in Paris

heraus. Die Arbeit ist sehr verdienstvoll; allein es ist überaus schwer über das eigentliche Verfahren, welches er beym Druck dieser colorirten Tafeln angewendet, etwas Befriedigendes zu sagen. Dergleichen Dinge lassen sich nicht ganz mechanisch behandeln; und ob es gleich ausgemacht ist, daß er mit mehrern Platten gedruckt, so scheint es doch, daß er weniger als viere angewendet, daß auf die Clairobscür-Platte stellenweise schon gemalt worden, und daß sonst auch durch eine zärtere künstlerische Behandlung diese Abdrücke den Grad der Vollkommenheit erreicht haben, auf welchem wir sie sehen.

Indessen, da er auf dem praktischen und technischen Malerweg über die Farben zu denken genöthigt ist; so muß er freylich darauf kommen, daß man aus drey Farben alle die übrigen hervorbringen kann. Er faßt daher, wie Castel und andere, ein richtiges Aperçü gegen Newton und verfolgt es, indem er die prismatischen Versuche durcharbeitet.

Im November des Jahres 1749 trägt er der Akademie ein umständliches Memoire vor, worin er sowohl gegen Newton polemisirt, als auch das was er theoretisch für wahr hält, niederlegt. Diese gelehrte Gesellschaft war nun schon so groß und mächtig, daß sie der Wissenschaft schaden konnte. Vorzügliche Mitglieder derselben, wie Nollet und Büffon, hatten sich der Newtonischen Lehre hingegeben. Gautier's Zudringlichkeit mag höchst unbequem gewesen seyn. Genug,

Weg! Laß ihn nicht kommen! Entfern dich! — Vater! — Gatte! —

Cezilie.

Süsse Liebe!

Stella.

Du liebst mich! du drükst mich an deine Brust! — — Nein! Nein — Laß mich! — Verstos mich! — (an ihrem Hals) Noch einen Augenblik! es wird bald aus mit mir seyn! Mein Herz! Mein Herz!

Luzie.

Sie müssen ruhen!

Stella.

Ich ertrag euren Anblik nicht! Euer Leben hab' ich vergifftet, euch geraubt euer Alles — Ihr im Elend; und ich — welche Seeligkeit in seinen Armen. (wirft sich auf die Knie) Könnt ihr mir vergeben?

Cezilie.

Laß! Laß!

(bemühen sich sie aufzuheben)

ſein Aufſatz ward nicht in die Memoiren der Akademie aufgenommen, ja man erwähnte deſſelben nicht einmal in der Geſchichte der Verhandlungen. Wir hätten auch nichts davon erfahren, wäre uns nicht eine wunderliche lateiniſche Ueberſetzung deſſelben zu Handen gekommen, welche ein Pariſer Chirurgus, Carl Nicolaus Jenty, London 1750 herausgegeben, unter dem Titel: Φωτωφυσις χροαγενεσις De optice Errores Isaaci Newtonis Aurati Equitis demonstrans. Dieſe, wie der Titel, fehlerhafte, ungrammatiſche, incorrecte, überhaupt barbariſche Ueberſetzung konnte freylich kein Glück machen, obgleich der Inhalt dieſes Werkchens ſehr ſchätzenswerth, mit Einſicht und Scharfſinn concipirt, und mit Lebhaftigkeit und Ordnung vorgetragen iſt. Wir haben uns jedoch dabey nicht aufzuhalten, weil es eigentlich nur eine Art von Auszug aus dem gröſſern Werke iſt, von dem wir umſtändlicher handeln werden. Uebrigens wollen wir nicht läugnen, daß wir faſt durchgängig mit ihm einig ſind, wenige Stellen ausgenommen, in welchen er uns verkünſtelnd zu verfahren ſcheint.

Sein ausführliches Werk führt den Titel: Chroagenesie ou Génération des Couleurs, contre le syſtéme de Newton. à Paris 1750. 51. II. Tomes in 8. Die Darſtellung ſeiner Farbentheorie, ſo wie die Controvers gegen die Newtoniſche, gehen erſt im zweyten Bande, Seite 49 an. Das Allgemeine von beyden findet ſich Seite 60 bis 68. Von da an folgen umſtändliche antinewtoniſche Verſuche.

1) Mit Pergamentblättchen vor der Oeffnung in der dunkeln Kammer. Steigerung dadurch von Gelb auf Roth. (E. 170).

2) Er entdeckt, daß der untere blaue Theil der Flamme nur blau erscheint, wenn sich Dunkel, nicht aber wenn ein Helles sich dahinter befindet. (E. 159.) Weil er aber das, was wir durch Trübe aussprechen, noch durch Licht ausspricht, so geht er von dieser Erfahrung nicht weiter; sie thut ihm genug, ob es gleich nur ein einzelner Fall ist.

3) Er hält fest darauf, daß bey prismatischen Versuchen die Farben nicht erscheinen als nur da, wo eine dunkle Fläche an eine helle gränzt; ferner daß diese durch Refraction gegen einander bewegt werden müssen, und erklärt daher ganz richtig, warum die perpendicularen Gränzen nicht gefärbt werden. (E. 197. ff.)

4) Weil er aber immer noch mit Strahlen zu thun hat, so kann er damit nicht fertig werden, warum das Bild an der Wand und das im Auge, bey gleicher Lage des brechenden Winkels, umgekehrt gefärbt sind. Er spricht von auf- und niedersteigenden Strahlen. Hätte er es unter der Formel des auf- und niedergerückten Bildes ausgesprochen, so war alles abgethan. Bey dieser Gelegenheit entwickelt er ganz richtig den ersten Versuch der Newtonischen Optik, auf die Weise, wie es auch von uns geschehen. (P. 34. ff.)

5) Ein Wasserprisma theilt er in der Mitte durch eine Wand, füllt die eine Hälfte mit einem schönen rothen, die andere mit einem schönen blauen Liquor, läßt durch jedes ein Sonnenbild durchfallen, und bemerkt dabey die Verruckung und Färbung. Es ist dieses ein sehr guter Versuch, der noch besonders unterrichtend werden kann, wenn man durch eine etwas größere Oeffnung die Lichtscheibe halb auf die eine, halb auf die andere Seite fallen läßt; da sich denn nach der Refraction das wahre Verhältniß gar schön ausspricht. Es versteht sich von selbst, daß man successiv mehrere Farben neben einander bringen kann.

Bey dieser Gelegenheit wird das zweyte Experiment Newtons critisirt und auf die Weise, wie wir auch gethan haben, gezeigt, daß man nur Hellblau zu nehmen habe, um das wahre Verhältniß der Sache einzusehen. (P. 47. ff.)

6) Versuch mit dem subjectiven Herunterrücken des objectiven Bildes, dessen Entfärbung und Umfärbung.

7) Versuch mit einem linsenförmigen Prisma, d. h. mit einem solchen dessen eine Seite convex ist. Wir sind nie dazu gelangt, mit einer solchen Vorrichtung zu operiren, und lassen daher diese Stelle auf sich beruhen.

8) Versuch gegen das sogenannte Experimentum Crucis. Wir glauben die Sache kürzer gefaßt zu haben. (P. 114. ff.)

9) Dieſe Nummer iſt überſprungen.

10) In Gefolg von Nummer 8. Bey der Entwicklung des Experimentum Crucis ſcheint uns der Verfaſſer die verſchiedene Incidenz allzuſehr zu urgiren. Zwar iſt etwas daran; aber die Eminenz des Phänomens wird dadurch nicht zum Vorſchein gebracht.

11) Verſuch gegen die Newtoniſche Behauptung gerichtet: die different refrangiblen Strahlen ſeyen auch different reflexibel. Der Gedanke, das Spectrum durch einen Planſpiegel aufzufaſſen, und es nach allerley Seiten hin zu werfen, unter ſolchen Winkeln und Bedingungen, daß eine diverſe Reflexibilität ſich darthun müßte, wenn ſie exiſtirte, iſt lobenswerth. Man wende jedoch einen metallnen Spiegel an, damit keine Irrung durch die untere Fläche entſtehe, und man wird, wie Bautier, finden, daß die Farben des Spectrums nach ihrem Einfalls-Winkel zurückgeworfen werden und keineswegs eine diverſe Reflexion erleiden. Bey dieſer Gelegenheit gedenkt er des neunten Newtoniſchen Verſuchs, den wir aufs genaueſte analyſirt, (P. 196—203.) und ihm eine beſondre Tafel, die achte, gewidmet haben. Der Verfaſſer ſieht denſelben an wie wir, ſo wie auch den zehnten.

12) Verſuch gegen das erſte Theorem des zweyten Theils des erſten Buchs der Optik, wo Newton behauptet: die Gränze des Lichtes und Schattens trage nichts zur Entſtehung der prismatiſchen Farbe bey.

Gautier führt mit Recht über den mittleren weißen Theil der prismatischen Erscheinung eines großen Prisma's seinen Finger oder einen Stab, und zeigt dadurch die bloß an der Gränze entstehenden Farben. Dabey erzählt er, daß die Newtonianer sich gegen dieses Phänomen dadurch retten wollen, daß sie behaupteten: erst am Finger gehe die Brechung vor. Man sieht, daß dieser Secte schon vor sechzig Jahren eben so unbedenklich war, Albernheiten zu sagen, wie am heutigen Tag.

13) Er bringt zu Bestätigung seiner Erklärung noch einen complicirten Versuch vor, dessen Werth wir andern zu prüfen überlassen.

14) Er läßt das Spectrum auf eine durchlöcherte Pappe fallen, so daß jede Farbe einzeln durchgeht. Hier, durch eine zweyte Begränzung, ohne wiederholte Refraction, erscheinen die Farbenbildchen nach dem ersten Gesetz aufs neue gesäumt, und widerlegen die Lehre von Unveränderlichkeit der sogenannten homogenen Lichter. Der Verfasser gedenkt mit Ehren Mariotte's, der dieses Phänomen zuerst vor ihm beobachtete.

15) Er wendet hier abermals das Prisma mit der convexen Seite an, die mit einer Art von fein durchlöchertem siebartigen Deckel bedeckt ist, und bringt das durch mannigfaltige Abwechselung der Erscheinung hervor, wodurch er seine Behauptungen begünstigt glaubt. Wir haben diesen Versuch nicht nachgebildet.

16) Verbindung der Linse und des Prisma's, wodurch die Farben des Spectrums zum Weißen vereinigt werden sollen. Hiebey Versuch mit einem T, der an seinem Ort zu entwickeln ist.

Hiermit endigen sich die antinewtonischen Versuche.

Ueber Newtons Erklärung des Regenbogens.

Ueber die Nebensonnen, wobey die paroptischen Farben zur Sprache kommen.

Ueber die bleibenden Farben der Körper. Erst gegen die Erklärungsart Newtons; dann leitet der Verfasser Weiß und Schwarz ohngefähr wie Boyle ab. Das Blaue bringt er durch das Helle über dem Dunklen hervor; das Rothe umgekehrt, welches freylich nicht ganz so glücklich ist; das Gelbe auf eben die Weise und mit mehrerem Recht. Er beschreibt manche Versuche, um diese Lehre zu bestätigen. Der Kürze halben beziehen wir uns auf unsere Darstellung der Sache (E. 501. ff.)

Hierauf folgt die Erklärung seiner Kupfertafeln und zugleich eine Zurückweisung auf die Stellen des Werks, zu welchen sie eigentlich gehören.

Hätte er seiner Controvers, an welcher wir wenig auszusetzen finden, eine etwas ausführlichere Farbenlehre folgen lassen, und sich damit begnügt, ohne die ganze übrige Naturlehre umfassen zu wollen; so hätte er vielleicht mehr Wirkung hervorgebracht. Allein sein Fehler, wie der seiner Vorgänger, besteht darin, daß Newton, weil seine Farbenlehre unhaltbar befunden wird, auch in gar Nichts recht haben soll, daß man also unternimmt, auch alles übrige was er geleistet, zu critisiren, ja was noch schlimmer ist, ein eignes System dagegen aufzubauen, und sich etwas das viel über seine Kräfte geht, anzumaßen.

In gedachtem Sinne hat leider Gautier ein zweytes Titelblatt seinem Buche vorgesetzt: Nouveau système de l'Univers, sous le titre de Chroa-genesie ou Critique des prétendues découvertes de Newton. Und so enthält denn der erste Theil nichts was sich auf Farbe bezieht, sondern behandelt die allgemeinsten physischen und damit verwandten metaphysischen Gegenstände, denen Gautier, ob er sich gleich historisch genugsam mit ihnen bekannt gemacht, dennoch weder als Philosoph, noch als Naturforscher gewachsen seyn mochte.

Erst am Schlusse des ersten Theils findet man etwas über die Geschichte der Farbenlehre. Der Anfang des zweyten gibt einen kurzen Abriß der im ersten verhandelten allgemeinen, physisch-metaphysischen Principien, von denen der Verfasser zuletzt auf das Licht

übergeht, und um Newtonen auch in der Behandlung keinen Vorzug zu lassen, mit Definitionen und Axiomen gerüstet auftritt, sodann die Definitionen und Axiomen Newtons wiederholt; da denn erst auf der neunundvierzigsten Seite des zweyten Theils die Hauptsache wirklich zur Sprache kommt, die wir oben ausführlich ausgezogen haben.

Hiernach mag man erkennen, warum dem Verfasser nicht geglückt ist, Wirkung hervorzubringen. Seine Controvers, so wie seine theoretische Ueberzeugung hätte sich ganz isolirt darstellen lassen. Beyde hatten mit Anziehen und Abstoßen, mit Schwere und sonst dergleichen Allgemeinheiten gar nichts zu schaffen. Wollte er die Farbenlehre an die Physik überhaupt anschließen, so mußte er einen andern Weg einschlagen.

Außerdem begeht er noch einen Haupt- und Grundfehler, daß er mit Strahlen zu operiren glaubt, und also, wie seine Vorgänger, den Gegner ganz im Vortheil läßt. Auch sind seine Figuren nicht glücklich; es gilt von ihnen, was wir von den Rizzettischen gesagt haben. Newton hatte seine falsche Lehre symbolisch auszudrücken verstanden; seine Gegner wissen für das Wahre keine entschiedene Darstellung zu finden.

Von dem mannigfaltigen Verdruß den er ausgestanden, so wie von allerley Argumentationen die er gegen die Schule geführt, gibt uns der leidenschaftliche Mann selbst Nachricht, in einer Art von physika-

lischem Journal, das er aber nicht weit geführt. Die drey Hefte, welche den ersten Band ausmachen und zu Paris 1732 herausgekommen, liegen vor uns und führen den Titel: Observations sur l'histoire naturelle, sur la physique et sur la peinture, avec des Planches imprimées en couleur. Sie enthalten ein wahres Quodlibet von Naturgeschichte und Naturlehre, jedoch, wie man gestehen muß, durchaus interessante Materien und Gegenstände. Sie sind auf bunte Tafeln gegründet, nach Art des großen anatomischen Werks.

In diesen Heften fehlt es nicht an verschiedenen Aufsätzen, seine Controvers mit Newton und der Newtonischen Schule betreffend. Er kann sich freylich dabey nur, wie wir auch gethan, immer wiederholen, sich verwundern und ärgern, da die Sache im Grunde so simpel ist, daß sie jedes verständige unbefangene Kind bald einsehen müßte. Wie aber die gelehrte und naturforschende Welt damals durch das Newtonische Spectrum benebelt gewesen, so daß sie sich gar nichts anderes daneben denken können, und wie ihnen die Natur dadurch zur Unnatur geworden, ist auch aus diesen Blättern höchst merkwürdig zu ersehen.

Nach allem diesem bleibt uns nichts übrig als nochmals zu bekennen und zu wiederholen, daß Gautier unter denen, die sich mit der Sache beschäftigt, nach Rizzetti am weitesten gekommen, und daß wir ihm, in Absicht auf eine freyere Uebersicht der Contro-

vers sowohl als der an die Stelle zu setzenden naturgemäßen Lehre, gar manches schuldig geworden.

Zu der Zeit, als diesen tüchtigen Mann die französische Akademie unterdrückte, lag ich als ein Kind von einigen Monaten in der Wiege. Er, umgeben von so vielen Widersachern, die er nicht überwinden konnte, obgleich begünstigt und pensionirt vom Könige, sah sich um eine gewünschte Wirkung und eben so wie treffliche Vorgänger um seinen guten Ruf gebracht. Ich freue mich, sein Andenken, obgleich spät, zu rehabilitiren, seine Widersacher als die meinigen zu verfolgen und den von ihm, da er nicht durchdringen konnte, oft geäußerten Wunsch zu realisiren:

Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor.

Celestin Cominale.

Er war Professor der Philosophie bey dem königlichen Gymnasium zu Neapel. Von seinem Werke Anti-Newtonianismus kam daselbst der erste Theil 1754, der zweyte 1756 in Quart heraus. Es ist eigentlich eine Bearbeitung des Gautierschen Werkes, welche wohlgerathen genannt werden kann.

Der Verfasser hat mehr Methode als sein Vorgänger: denn er widmet den ersten Theil gleich ohne

Stella.

Hier will ich liegen, flehn, lammern, zu Gott und euch: Vergebung! Vergebung! — (ſie ſpringt auf.) — Vergebung? — Troſt, gebt mir! Troſt! Ich bin nicht ſchuldig! — Du gabſt mir ihn, heiliger Gott im Himmel, ich hielte ihn feſt, wie die liebſte Gabe aus deiner Hand — Laß mich! — Mein Herz zerreißt! —

Cezilie.

Unſchuldige! Liebe!

Stella, an ihrem Hals.

Ich leſe in deinen Augen, auf deiner Lippe, Worte des Himmels. Halt mich! trag mich! ich gehe zu Grunde! Sie vergiebt mir! Sie fühlt mein Elend!

Cezilie.

Schweſter! meine Schweſter erhole dich! nur einen Augenblik, erhole dich! Glaube, daß, der in unſer Herz dieſe Gefühle legte, die uns oft ſo elend machen, auch Troſt und Hülfe dafür bereiten kann.

Stella,

Umschweife der Controvers gegen Newtons Farbenlehre, und den neu aufzustellenden theoretischen Ansichten. Er hat sich vollkommen von den Ueberzeugungen seines Vorgängers durchdrungen, und auch außerdem die Materie, sowohl theoretisch als praktisch, gut durchstudirt, so daß er das Werk wohl sein eigen nennen konnte. Der zweyte Theil behandelt die übrigen physisch-metaphysischen Gegenstände, welche Gautier in seinem ersten Buche abgehandelt hatte. Die Tafeln, welche sich alle auf den ersten Theil beziehen, stellen theils Newtonische, theils Gautiersche, theils eigene Figuren vor. Im Ganzen ist es merkwürdig, daß Gautier, der unter seinen Landsleuten keine Wirkung hervorbringen konnte, aus der Ferne sich eines so reinen Widerhalles zu erfreuen hatte.

Vielleicht geben uns diejenigen, welche mit der italiänischen Literatur bekannt sind, Nachricht von dem, was man über Cominale damals in seinem Vaterlande geurtheilt. Seine Wirkung konnte jedoch sich nicht weit erstrecken: denn die Newtonische Lehre war schon in die Jesuiten-Schulen aufgenommen. Le Sueur und Jacquier hatten die Newtonischen Schriften schon mit einem durchgehenden Commentar versehen, und so war dem Anti-Newtonianism Rom so wie die übrige gelehrte Welt verschlossen, und die Flamme der Wahrheit, die sich wieder hervorthun wollte, abermals mit Schulasche zugedeckt.

Wir verlassen nunmehr Frankreich und das Ausland und wenden den Blick gegen das Vaterland.

Deutsche
Große und thätige Welt.

Wir setzen diese Rubrik hieher, nicht um sie auszufüllen, sondern nur anzudeuten, daß an diesem Platze eine ganz interessante Abhandlung stehen könnte.

Die deutschen Höfe hatten schon zu Anfange des vorigen Jahrhunderts viele Verdienste um die Wissenschaften. Sowohl Fürsten als Fürstinnen waren aufgeregt, begünstigten gelehrte Männer, und suchten sich selbst zu unterrichten.

Johann Wilhelm, Churfürst von der Pfalz, nahm 1704 Hartsoekern in seine Dienste. Dieser hatte schon in seinem Essay de Dioptrique die diverse Refrangibilität anerkannt, doch auf seine Weise erklärt, und sie den verschiedenen Geschwindigkeiten der farbigen Strahlen zugeschrieben.

Was der Casselsche Hof, was die Höfe Niederdeutschlands gethan, und wie fern auch die Newtonische Lehre zur Sprache gekommen, und Gunst erhalten, wird in der Folge zu untersuchen seyn. Nur eins können wir anführen, daß Professor Hamberger 1743 nach Gotha berufen wird, um die Newtonischen Versuche, welche die allgemeine Aufmerksamkeit erregt, bey Hofe vorzuzeigen. Wahrscheinlich hat man das Zimmer recht dunkel gemacht, durch das foramen exiguum im

Fenſterladen erſt den ſogenannten Strahl hereingelaſſen, das fertige prismatiſche Bild an der Wand gezeigt, mit einem durchlöcherten Bleche die einzelnen Farben dargeſtellt, und durch eine zweyte ungleiche Verrückung, durch das ſogenannte Experimentum Crucis, auf der Stelle die höchſten Herrſchaften und den ſämmtlichen Hof überzeugt; ſo daß Hamberger triumphirend zur Akademie zurückkehren konnte.

Deutſche Gelehrte Welt.

Um die Thätigkeit derſelben und was ſie in dieſer Sache gewirkt, kennen zu lernen, haben wir uns vorzüglich auf Akademieen umzuſehen. Was und wie es gelehrt worden, davon geben uns die Compendien am beſten und kürzeſten Nachricht.

Jeder der ein Lehrbuch ſchreibt, das ſich auf eine Erfahrungswiſſenſchaft bezieht, iſt im Falle eben ſo oft Irrthümer als Wahrheiten aufzuzeichnen: denn er kann viele Verſuche nicht ſelbſt machen, er muß ſich auf anderer Treu und Glauben verlaſſen und oft das Wahrſcheinliche ſtatt des Wahren aufnehmen. Deswegen ſind die Compendien Monumente der Zeit, in welcher die Data geſammelt wurden. Deswegen müſſen ſie auch oft erneuert und umgeſchrieben werden. Aber indem ſie neue Entdeckungen geſchwind aufnehmen und

einige Capitel dadurch verbessern, so erhalten sie in andern falsche Versuche und unrichtige Schlußfolgen desto länger.

Wenn nun der Compendienschreiber gewöhnlich das benutzt, was er schon völlig fertig vor sich findet, so war die Boylische Bemühung viele Farben-Phänomene zusammenzustellen und gewissermaßen zu erklären, solchen Männern sehr angenehm, und man findet auch noch bis über das erste Viertel des achtzehnten Jahrhunderts diese Methode herrschen, bis sie endlich von der Newtonischen Lehre völlig verdrängt wird.

Wir wollen die Compendien, die uns bekannt geworden, besonders die deutschen, welche bey Mehrheit der Universitäten, zu einer größern Anzahl als in andern Ländern anwuchsen, kürzlich anzeigen und das hieher gehörige mit wenigem ausziehn.

Physica oder Naturwissenschaft durch Scheuchzer, erste Ausgabe 1703.

Ein würdiger, wohlgesinnter, fleißiger und unterrichteter Mann bringt in diesem Werke meistens die Geschichte der Meynungen mit vor, und geht von der Metaphysik seiner Zeit zur Physik über. Die Farbenlehre überliefert er nach Boyle, Hook und Descartes.

In der zweyten Ausgabe von 1711 fügt er ein besonderes Capitel bey, worin er die Newtonische Lehre nach Anleitung der Optik genau und umständlich vor-

trägt, so wie er auch die Kupfertafeln nachstechen läßt. Die Newtonische Lehre steht, wie eine unverarbeitete Masse, gleichsam nur literarisch da; man sieht nicht, daß er irgend ein Experiment mit Augen gesehen, oder über die Sachen gedacht habe.

Hermann Friedrich Teichmeyer. Amoenitates. Jena 1712. Hält sich noch an Hook und Boyle. Man findet keine Newtonische Spur.

Deutsche Physik durch Theodor Hersfeld, 1714. Der wahre Name ist Conrad Mel. Ein pedantisches, philisterhaftes Werk. Die Farbenerscheinungen bringt er confus und ungeschickt genug hervor. Er will die Farben der Körper aus der verschiedenen Art ihrer Theile herleiten, so wie aus den von ihnen wunderlich zurückgeworfenen Lichtstrahlen. Die Newtonische Lehre scheint er gar nicht zu kennen.

Martin Gotthelf Löscher. Physica experimentalis. Wittenberg 1715. Scheint ein Schüler von Teichmeyern zu seyn, wenigstens sind die Phänomene beynahe eben dieselben, so wie auch die Erklärung.

Bey ihm ist color, tertia affectio specialis corporum naturalium, seu ea lucis in poris ac superficiebus corporum modificatio, quae eadem nobis sistit colorata et diverso colore praedita. Man erkennt hier Boylen; Newtons wird nicht erwähnt.

Johannes Wenceslaus Caschubius. Elementa

Physicae. Jena 1718. Hier fängt schon der Refrain an, den man künftig immer fort hört: si per foramen rotundum etc.

Er thut die apparenten und körperlichen Farben in ein paar Paragraphen nach Newtonischer Art ab.

Vernünftige Gedanken von den Wirkungen der Natur, von Christian Wolff 1723. Der Verf. beweist die Lehre von der Heterogeneität des Lichtes a priori.

Julius Bernhard von Rohr. Physikalische Bibliothek, Leipzig 1724. Seine Literatur ist sehr mager; mit Newton mag er nichts zu thun haben, weil er lieber künstliche und mechanische Zusammensetzungen, als mühsame Ausrechnungen befördert wünscht.

Johann Matthäus Barth. Physica generalior. Regensburg 1724. Ein Geistlicher und wohldenkender Mann, der dem Abergiauben entgegen arbeitet, und sich daher mit Naturlehre abgibt, doch nicht sowohl selbst versucht, als das was andre geleistet, zusammenstellt. Im Paragraphen von den Farben folgt er Boylen, gedenkt der Lehre Newtons, läßt sich aber nicht darauf ein, und hat folgende merkwürdige Stelle: „Es hat mich Herr Baier, Professor Theologiae zu Altorf, einst im Discours versichert, daß er in dergleichen Versuchen (den Newtonischen nämlich, von denen eben die Rede ist) betrügliche Umstände gefunden, welche er publicirt wünschte."

Dieſes iſt die erſte Spur die ich finde, daß ein Deutſcher gegen die Newtoniſche Lehre einigen Zweifel erregt. Ferner gedenkt Barth deſſen, was Mariotte derſelben entgegengeſetzt.

Johann Friedrich Wucherer. Institutiones philosophiae naturalis eclecticae. Jena 1725. Vom 238 §. an. Die Farbe ſey nichts Reelles. Das Reelle ſey, was exiſtire, wenn es auch Niemand dächte; aber es gebe keinen Schmerz, wenn ihn Niemand fühlte. Darin kämen alle neueren Phyſiker überein. Wenn das Licht weggenommen iſt, ſieht man alles ſchwarz. Blinde können Farben fühlen, z. B. Boylens Vermaaſen. Finch Tractatus de coloribus. Schmidii dissertatio caecus de colore judicans. Sturm führt ein Exempel an, daß ein Blinder die verſchiedenen Farben riechen konnte. vid. illius physicam hypotheticam. Die Farben kommen alſo von der Verſchiedenheit der Oberfläche der Körper her, et hinc pendente reflexione, refractione, infractione, collectione, dissipatione radiorum solarium. Gründe die Boyle angibt. Bey verändertem Licht verändern ſich die Farben. So auch bey veränderter Oberfläche, wie auch durch veränderte Lage. Hier bringt er nicht ſehr glücklich die Regentropfen und das Prisma vor. Nachdem er ſeine Lehre auf die verſchiedenen Farben angewendet, fährt er fort: Haec equidem non sine ratione dicuntur et ad colores supra dictos non sine specie veri accommodantur. At vero ad specialia ubi descendimus, difficultates omnino

tales occurrunt, quibus solvendis spes ulla vix superest.

Er citirt Hamelius de corporum affectionibus, Weidlerus in Explicatione nova Experimentorum Newtonianorum. Er kennt Newtons Lehre, nimmt aber keine Notiz davon.

Hermann Friedrich Teichmeyer. Elementa Philosophiae naturalis, Jena 1733. Eine neue Auflage seines frühern Compendiums. Sein Vortrag ist noch immer der alte.

Georg Ehrhardt Hamberger. Elementa physices. Jena 1735. Auf der 339. Seite beruft er sich auf Wolff, daß dieser die Heterogenität des Lichts a priori bewiesen habe und verweiset auf ihn.

Er führt einen gewissen Complex der Newtonischen Versuche an, und beginnt mit dem bekannten Liede: sit igitur conclave tenebrosum et admittatur per exiguum foramen radius lucis. Uebrigens sind seine Figuren von den Newtonischen copirt und es findet sich keine Spur, daß er über die Sache nachgedacht, oder critisch experimentirt habe.

Samuel Christ. Hollmann. Physica. Introductionis in universam Philosophiam Tom. II. Göttingen 1737. §. 147. Non id enim, quod rubicundum, flavum, caeruleum etc. appellamus, in rebus ipsis

extra nos positis, sed in nostris solum perceptionibus; immo certa tantummodo perceptionum nostrarum modificatio est, a sola diversa lucis modificatione in nobis solum oriunda.

Er verwirft daher die alte Eintheilung in reales und apparentes. Trägt die Newtonische Lehre bündig, doch mehr überredend, als entscheidend vor.

Die Note zum 150 §. enthält zur Geschichte der Theorie sehr brauchbare Allegate, woraus man sieht, daß er die Entstehung der Lehre, sowohl als die Controversen dagegen recht gut kennt, nicht weniger den Beyfall den sie erhalten. Aus dem Tone des Vortrags im Texte bemerkt man, daß er sein Urtheil in suspenso halten will.

Johann Heinrich Winkler. Institutiones mathematico-physicae. 1738. §. 1112. erwähnt er der Newtonischen Lehre im Vorbeygehen, bey Gelegenheit der undeutlichen Bilder durch die Linsen: praeterea Newtonus observavit, radium unum per refractionem in plures diversi coloris dispesci, qui cum catheto refractionis diversos angulos efficiunt.

Samuel Christ. Hollmann. Primae physicae experimentalis lineae. Göttingen 1742. Die Newtonische Lehre laconisch, jedoch noch mit videtur vorgetragen. In den Ausgaben von 1749, 1753, 1765 laconisch und ganz entschieden.

Vernünftige Gedanken von Christian Wolff, fünfte Ausgabe von 1746. Im ersten Theile, §. 129. erklärt er die Farbenerscheinung an den Körpern ganz nach Newtonischer Manier und beruft sich auf den zweyten Theil seiner Experimenta.

Johann Andreas Segner. Einleitung in die Naturlehre, erste Auflage 1746, zweyte, Göttingen 1754, trägt die Newtonischen Versuche so wie die Theorie kurz vor. Seine Figuren sind nach Newton copirt. Es zeigt sich keine Spur, daß er die Phänomene selbst gesehen.

Johann Wolfgang Kraft. Praelectiones in Physicam theoreticam, Tübingen 1750. Er folgte, wie er selbst sagt, dem Muschenbroek, läßt die Lehre von den Farben ganz aus, und verweist auf einen optischen Tractat, pag. 267.

Andreas Gordon. Physicae experimentalis elementa, Erfurt 1751. Ein Benedictiner im Schottenkloster zu Erfurt, ein sehr fleißiger Mann voller Kenntnisse. Man sieht, daß in katholischen Schulen man damals noch mit der Scholastik zu streiten hatte.

Im 1220 §. sind ihm die Farben auch Körper, die sich vom Licht herschreiben. Sein Vortrag der Newtonischen Lehre ist ein wenig confus; seine Figuren sind, wie die der ganzen Schule, falsch und mährchenhaft.

Die chemischen Experimente trägt er zuletzt vor

Stella.

An deinem Hals laß mich sterben!

Cezilie.

Kommen sie! —

Stella, nach einer Pause wild wegfahrend.

Lasst mich alle! Siehe es drängt sich eine Welt voll Verwirrung und Quaal in meine Seele, und füllt sie ganz mit unsäglichen Schmerzen — Es ist unmöglich — unmöglich! — So auf einmal! — Ist nicht zu fassen, nicht zu tragen! —

(sie steht eine Weile niedersehend still, in sich gekehrt, sieht dann auf, erblikt die beiden, fährt mit einem Schrei zusammen, und entflieht.

Cezilie.

Geh ihr nach, Luzie! Beobachte sie!

(Luzie ab.)

Cezilie.

Sieh herab auf deine Kinder, und ihre Verwirrung, ihr Elend! — Leidend lernt ich viel. Stärke mich! — Und kann der Knoten gelöst werden; heiliger Gott im Himmel! zerreiß ihn nicht!

und schließt: quae omnia pulchra quidem, suis tamen haud carent difficultatibus.

Johanne Charlotte Zieglerinn. Grundriß einer Naturlehre für Frauenzimmer, Halle 1751. P. 424. trägt sie die hergebrachte Lehre vor und verweist ihre Leserinnen auf Algarotti.

Johann Peter Eberhard. Erste Gründe der Naturlehre; Halle 1753. Die Newtonische Theorie, doch mit einiger Modification, die er schon in einer kleinen Schrift angegeben. Im 387 §. fängt er den ganzen Vortrag mit dem bekannten Refrain an: Man lasse durch eine kleine runde Oeffnung ꝛc. Seine Figuren sind klein, schlecht und wie alle aus dieser Schule, nicht nach dem Phänomen, sondern nach der Hypothese gebildet.

In seiner Sammlung der ausgemachten Wahrheiten der Naturlehre 1755 setzt er, wie natürlich, die Newtonische Theorie auch unter die ausgemachten Wahrheiten.

Man sey darüber einig, daß die Sonnenstrahlen nicht gleich stark gebrochen werden.

Er bringt etwas von der Geschichte der Farbenlehre bey und citirt wegen des Beyfalls den Newton fast überall gefunden, die Schriften mehrerer Naturforscher.

„Es hat zwar der bekannte Pater Castel Einwürfe

dagegen gemacht, die aber auf solche Versuche gegründet waren, bey welchen der gute Franzose keine mathematische Accuratesse beweisen."

(Welche wunderlichen Redensarten! als wenn es keine andere Accuratesse gäbe als die mathematische.)

„Man sieht aus den Miscell. curios. p. 115. daß man auch schon damals in Paris Newtons Theorie angegriffen, welches aber aus einem Mißverständniß geschehen."

Florian Dalham. Institutiones physicae. Wien 1733. Ein Geistlicher, bringt etwas weniges von der Geschichte der Farbenlehre vor; dann intonirt er: radius solis per foramen A. Mit den Einwürfen ist er bald fertig, dann folgen einige chemische Experimente.

Emanuel Schwendeborg. Prodromus Principiorum rerum naturalium, Hildburghausen 1734. p. 137. Wie er durch diese ganze Schrift die Körper aus Kugeln verschiedener Größe und Art, aus Kreisen und Kränzen und deren Interstitien aufs wunderlichste zusammensetzt, eben so macht er es mit der Transparenz, dem Weißen, Rothen und Gelben. Alles sey trans, parent seinen kleinsten Theilen nach: Albedo; si anguli reflexionis varie confundantur in particulis transparentibus, albedinem oriri. Rubedo; si superficies particularum varii generis particulis variegetur, oriri rubedinem. Flavedo; si albedo mixta sit cum rubedine, flavedinem oriri.

Jacob Friedrich Malers Physik, Carlsruhe 1767. pag. 225. Kurz und schlechtweg Newtons Lehre.

Bernhard Krank. Praelectiones encyclopaedicae in physicam experimentalem, Erfurt 1770. p. 47. Newtons Lehre schlechtweg und kurz.

Johann Christian Polycarp Erxleben. Anfangsgründe der Naturlehre, 1772. „Wenn man durch ein kleines rundes Loch" ꝛc. Er trägt übrigens die Newtonische und Eulersche Lehre in der bösen, halb historischen, halb didaktischen Manier vor, die sich nicht compromitiren mag und immer noch eine Hinterthüre findet, wenn die Lehre auch falsch befunden würde.

Schmalings Naturlehre für Schulen, Göttingen und Gotha 1774. pag. 8. Das gewöhnliche Stoßgebet.

Johann Lorenz Beckmanns Naturlehre, Carlsruhe 1775. p. 321. Das alte Lied: „man lasse durch eine mittelmäßige runde Oeffnung" ꝛc.

Matthias Gablers Naturlehre, drey Theile, München 1778. p. 319. item: „man lasse einen Lichtstrahl" ꝛc. P. 323. läßt er sich in Controvers ein, glaubt aber wie die Schule überhaupt viel zu geschwind mit dem Gegner fertig zu werden. Einwand eines Anti-Newtonianers oder eigentlich Anti-Eulerianers von den Trabanten des Jupiter hergenommen. Auch Herr Gabler fertigt Mariotten und Rizzetti'n leicht ab.

Wenceslaus Johann Gustav Karsten. Naturlehre, 1781. Erst wie gewöhnlich die Lehre von der Brechung für sich: dann §. 590. „mit der Strahlenbrechung ist noch ein Erfolg verbunden" ꝛc. Merkwürdig ist, daß der Verf. seine Ausdrücke behutsamer als hundert andre stellt, z. E. „der Erfolg läßt sich am besten erklären, wenn man mit Herrn Newton annimmt ꝛc. wenn es wahr ist, daß rothes Licht am wenigsten brechbar ist" ꝛc.

C. G. Kratzenstein. Vorlesungen über die Experimentalphysik, Kopenhagen 1782. p. 134. „Das weiße Licht besteht nach Newton aus sieben Hauptfarben" ꝛc.

Johann Daniel Titius. Physicae experimentalis elementa, Lipsiae 1782. §. 111. Der Radius solaris, dann aber zwey Prismen, man weiß nicht warum: denn das Experimentum Crucis ist es nicht. Auch dieser macht einen Sprung: patet ex hoc experimento diversam radiorum solarium refrangibilitatem etc. Dann einige Folgerungen und etwas weniges Chemisches.

W. J. G. Karsten. Anleitung zur gemeinnützlichen Kenntniß der Natur, Halle 1783. §. 1. und folgende, ohngefähr in dem Sinne, wie in seiner Naturlehre.

Johann Philipp Hobert. Grundriß der Naturlehre, Berlin 1789. §. 221. Lichtstrahl, enge Oeffnung, verfinstertes Zimmer ꝛc. wie so viele andre, hinter der ganzen Heerde drein.

Anton Bruchhausen. Institutiones physicae, übersetzt von Bergmann, Maynz 1790. Sonnenstrahl, kleine Oeffnung und sogar Lichtfäden.

Johann Baptista Horvat. Elementa physicae, Budae 1790. Die alte Leyer. Stamina lucis, colore immutabili praedita.

Matthäus Pankl. Compendium institutionum physicarum Pars I. Posoniae 1793. p. 160. cap. 3. de lucis heterogeneitate. Veteribus lumen simplicissima, et homogenea substantia fuit. Newtonus heterogeneam esse extra omnem dubitationem posuit.

A. W. Hauch. Anfangsgründe der Experimentalphysik, aus dem Dänischen von Tobiesen. Schleswig 1795. 1. Theil §. 286. Das hergebrachte Lied wird abgeorgelt.

Wir sind bey dieser Anzeige der Compendien weit über die Epoche hinausgegangen in der wir uns gegenwärtig befinden, und haben die Recension solcher Schriften bis gegen das Ende des achtzehnten vorigen Jahrhunderts fortgesetzt, indem wir auf diese Wiederhohlungen und Nachbeterey en nicht wieder zurückzukehren wünschten.

Akademie Göttingen.

Es ist interessant zu sehen, durch welche Reihe von Personen auf einer besuchten Akademie die Newtonische Lehre fortgepflanzt worden. Ein Göttinger Professor hatte ohnehin, bey der nahen Verwandtschaft mit England, keine Ursache, eine Meynung näher zu prüfen, welche schon durchgängig angenommen war, und so wird sie denn auch bis auf den heutigen Tag noch dort so gut als auf andern Akademien gelehrt.

Hollmann, 1736, liest Physik als einen Theil des philosophischen Cursus. Seine Institutiones werden 1738 gedruckt. Er liest weitläufige Experimentalphysik, nachher dieselbe zusammengezogener. Fährt damit nach Abgang Segners fort bis gegen 1773; stirbt 1788, nachdem er schon mehrere Jahre der Physik, und später den übrigen Vorlesungen sich entzogen.

Segner, 1736, liest Physik über Hamberger, Wolff, Muschenbrock, nach Dictaten, von 1744 an; sodann über seine Anfangsgründe, von 1746 bis zu seinem Abgang 1754.

Kästner, liest 1759 Physik nach Winkler, später nach Eberhards ersten Gründen der Naturlehre. Er hat als Mathematiker den besondern Tick, die Physiker anzufeinden.

Meiſter lieſt Perſpective und Optik.

Erxleben, Profeſſor extraordinarius ſeit 1770. Erſte Ausgabe ſeines Compendii 1772; ſtirbt 1777.

Lichtenberg, Profeſſor extraordinarius ſeit 1770. Anfangs viel abweſend und mit mathematicis beſchäftigt, lieſt von 1778 an über Erxleben und gibt ſieben vermehrte Auflagen heraus.

Mayer, nach Lichtenbergs Tod, ſtimmt in einem neuen Compendium das alte Lied an.

Nachleſe.

Smith und Martin, Engländer, bringen die Lehre Newtons im Auszuge in ihre Lehrbücher.

Le Sueur und Jaquier, geiſtliche Väter zu Rom, commentiren Newtons Werke und verbreiten ſeine Lehre.

Encyclopädiſten. Da ein Lexicon ſo wie ein Compendium einer Erfahrungswiſſenſchaft, eigentlich nur eine Sammlung des curſirenden Wahren und Falſchen iſt; ſo wird man auch von dieſer Geſellſchaft nichts weiter erwarten. Man konnte ihr nicht zumuthen, daß ſie jede Wiſſenſchaft ſollte neu durcharbeiten

lassen. Und so haben sie denn auch die alte Confession mit Ernst und Vollständigkeit dergestalt abgelegt, daß sie vor den sämmtlichen Glaubensgenossen mit Ehren bestehen können. Die Artikel, unter welchen solches aufzusuchen, verstehen sich von selbst.

Montucla. In der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts hatten sich, wie wir wissen, die Formeln und Redensarten völlig ausgebildet, welche man zu Gunsten Newtons und zu Ungunsten seiner Gegner wiederholte und einander nachsagte. In Montucla's histoire des mathématiques. Paris 1758. findet man auch nichts anders. Nicht allein Auswärtige, wie Rizzetti, behalten Unrecht, sondern es geschieht auch Franzosen, Mariotten, Castel, Dufay, von den Franzosen Unrecht. Da sich diese so sehr auf Ehre haltende Nation gegen das einmal eingewurzelte Vorurtheil nicht wieder erholen konnte; so wird man ja wohl andern, nicht so lebhaften, und nicht so eigenwilligen Völkern verzeihen, wenn sie auch bey dem einmal Angenommenen ruhig verharrten.

Tobias Mayer.

De affinitate colorum commentatio, lecta in conventu publico, Goettingae 1758. in den kleinen, nach dessen Tod, von Lichtenberg herausgegebenen Schriften.

Der Newtonische Wortkram wurde nunmehr von allen deutschen Cathedern ausgeboten. Man freute sich die Urfarben aus dem Licht hervorgelockt zu haben; es sollten ihrer unzählige seyn. Diese ersten homogenen, einfachen Farben hatten aber die wunderliche Eigenschaft, daß ein großer Theil derselben von den zusammengesetzten nicht zu unterscheiden war.

Betrachtete man jedoch das sogenannte Spectrum genauer, so konnte nicht verborgen bleiben, daß theils der Natur der Sache nach, theils der Bequemlichkeit des Vortrags wegen, sich diese unendlichen Farben auf eine gerin[illegible]ahl reduciren ließen. Man nahm ihrer fünf an, oder sieben. Weil aber das höchste, im völligen Gleichgewicht stehende Roth dem prismatischen Farbenbild abging; so fehlte auch hier die sechste oder die achte Farbe; das Ganze blieb unvollständig und die Sache confus.

Alle diejenigen, die von der Malerey und Färberey an die Farbenlehre herantraten, fanden dagegen, wie uns die Geschichte umständlich unterrichtet, natur-

gemäß und bequem, nur drey Grundfarben anzunehmen. Dieses hatte schon Boyle im zwölften Experiment des dritten Theils seines bekannten Werks kurz und bündig ausgesprochen, und den Malern das Recht ertheilt, nur drey primäre Farben zu statuiren: weil man denn doch wohl diejenigen so nennen dürfe, die aus keinen andern entspringen, alle übrigen aber erzeugen.

In diesem Sinne ist denn auch Mayers Aufsatz geschrieben. Es herrscht darin der gerade gesunde Menschenverstand. Er operirt zwar mit Pigmenten, wählt aber unter ihnen diejenigen aus, die er als Repräsentanten jener durch den Begriff bestimmten, einfachen Farben ansehen darf. Durch Combination und Berechnung will er nun die möglichen, unterscheidbaren Zusammensetzungen ausmitteln.

Allein, weil er atomistisch zu Werke geht, so ist seine Behandlung keineswegs zulänglich. Die einfachen, die Grundfarben, mögen dem Verstande bestimmbar seyn, aber wo sollen sie in der Erfahrung als Körper aufgefunden werden? Jedes Pigment hat seine besondern Eigenschaften und verhält sich, sowohl färbend als körperlich, gegen die übrigen, nicht als ein Allgemeines, sondern als ein Specifisches. Ferner entsteht die Frage: soll man die Pigmente nach Maaß, oder nach Gewicht zusammenbringen? Beydes kann hier nicht frommen. Alle Mischung der Pigmente zu malerischen Zwecken ist empirisch-ästhetisch, und hängt von

Fünfter Akt.

Stellas Cabinet.

Im Mondenschein.

Stella. Sie hat Fernando's Portrait, und ist im Begriff es von der Blendrahme loszumachen.

Stella.

Fülle der Nacht, umgieb mich! faſſe mich! leite mich! ich weiß nicht wohin ich trete! — — Ich muß! ich will hinaus in die weite Welt! Wohin? Ach wohin? — Verbannt aus deiner Schöpfung! wo du heiliger Mond auf den Wipfeln meiner Bäume dämmerſt; wo du mit furchtbar lieben Schatten das Grab meiner holden Mina umgiebſt, ſoll ich nicht mehr wandeln? Von dem Ort, wo alle Schäze meines Lebens, alle ſeelige Erinnerungen aufbewahrt ſind? — Und du, worüber ich ſo oft mit Andacht und Trähnen gewohnt

Kenntniß der unterliegenden Körper und von dem zarten Gefühle des Auges ab. Hier, wie in allen Künsten, gilt ein geistreiches, incalculables Eingreifen in die Erfahrung.

Noch manches wäre hier beyzubringen, doch wird es demjenigen, der unserm Vortrage bisher aufmerksam gefolgt ist, gewiß gegenwärtig seyn. Wir geben daher, ohne weiteres, die Summe des Mayerischen Aufsatzes nach seiner Paragraphen-Zahl.

1) Es seyen nur drey einfache primitive Farben, aus denen durch Mischung die übrigen entstehen.

2) Schwarz und Weiß sey nicht unter die Farben zu rechnen, hingegen dem Licht und der Finsterniß zu vergleichen.

3) Die secundären Farben seyen gemischt aus zwey oder drey einfachen.

4) Mischung von Roth und Gelb.

5) Mischung von Gelb und Blau.

6) Mischung von Roth und Blau.

7) Weitere Ausführung.

8) Mischung der drey Farben in verschiedenen Proportionen.

9) Weiß und Schwarz zu den Farben gemischt, macht sie nur heller und dunkler. Die drey Urfarben, in gehörigem Maaße zusammengemischt, machen Grau, so wie jene beyde.

10) Von chemischen Mischungen ist nicht die Rede. Die Versuche zu dem gegenwärtigen Zweck sind mit trocknen Pulvern anzustellen, die auf einander nicht weiter einwirken.

11) Die Portion der einer andern zuzumischenden Farbe muß nicht zu klein seyn, sonst ist das Resultat nicht bestimmbar.

12) Man kann zwölf Theile einer jeden Farbe festsetzen, bezüglich auf Musik und Architectur, welche auch nur so viel Theile für sensibel halten.

13) Bezeichnung mit Buchstaben und Zahlen.

14) Durch gemeinsame Factoren multiplicirt oder dividirt, ändert sich das Resultat nicht.

15) Die einfachen Farben werden erst zu zwey, dann zu drey, zwölfmal combinirt.

16) Durch weitere Operation entstehen ein und neunzig Veränderungen,

17) die in einem Dreyeck aufgestellt werden können.

18) Die Felder dieses Dreyecks sollen nun nach ihren Zahlbezeichnungen colorirt werden. Dieß soll durch einen Maler geschehen. Dadurch wird also das Fundament der Sache dem Auge, dem Gefühl des Künstlers überlassen.

19) Ein Pigment stelle die Farbe nicht rein dar. Dieses ist freylich ganz natürlich, weil sie an irgend einem Körper besonders bedingt wird. Die reine Farbe ist eine bloße Abstraction, die wohl manchmal, aber selten zur Wirklichkeit kommt. So nimmt Mayer z. B. den Zinnober als ein vollkommenes Roth an, der doch durchaus einen gelben Schein mit sich führt.

20) Vier Pigmente werden angegeben mit ihren Buchstaben und Ziffern des Dreyecks. Nun wird berechnet, welche Farbe aus diesen Pigmenten entstehen soll. Diese Pigmente müssen also doch erst mit den Feldern des Dreyecks verglichen werden, und wer vergleicht sie, als ein geübtes Auge? und wer wird die zusammengesetzte Farbe mit der durch das Zeichen des Resultats der Berechnung angegebenen Farbe vergleichen?

21) Die Aufgabe wird umgekehrt. Man verlangt eine gewisse Farbe: wie viel Theile der übrigen sollen dazu genommen werden?

22) Mehr als drey Pigmente dürfe man nicht annehmen, sonst werde die Aufgabe unbestimmt.

23) Mischung der vollkommenen, gehörig beleuchteten, mit Licht versehenen Farben mit Weiß,

24) wodurch sie heller werden, und zugleich unkenntlicher, d. i. weniger unterscheidbar. Des Weißen werden auch zwölf Theile angenommen, und so entstehen dreyhundert vierundsechzig Farben. Diese Zahl deutet auf eine Pyramidal-Fläche, deren je eine Seite zwölf enthält.

25) Dieselbige Operation mit Schwarz.

26) Vollkommene Farben sollen immer etwas Weiß oder Licht bey sich haben.

27) Weitere Ausführung.

28) Schwarz betrachtet als die Privation des Weißen.

29) Sämmtliche auf diesem Wege hervorgebrachten Farben belaufen sich auf achthundert neunzehn.

30) Schlußbetrachtung über diese bestimmte große Mannigfaltigkeit und über die noch weit größere der verschiedenen Abstufungen, die dazwischen liegen.

Mayer hatte, wie natürlich war, seine Unzufriedenheit mit der Newtonischen Terminologie zu erkennen gegeben. Dieses zog ihm nicht den besten Willen seiner Collegen und der gelehrten Welt überhaupt zu. Schon

in der Vorlesung selbst machte Röderer eine unbedeutende und unrichtige Bemerkung, welche aber begierig aufgefaßt und durch Kästnern fortgepflanzt wurde. Was dieser, und nachher Erxleben, Lichtenberg, Johann Tobias Mayer, Mollweide und andere, wenn die Sache zur Sprache kam, für Sandweben über diesen Gegenstand hingetrieben und ihn damit zugedeckt, wäre allzu umständlich aus einander zu setzen. Der besser Unterrichtete wird es künftig selbst leisten können.

Joh. Hein. Lambert.

Beschreibung einer mit dem Calauischen Wachse ausgemalten Farbenpyramide. Berlin 1772. in 4.

Der Mayerischen Abhandlung war eine colorirte Tafel beygefügt, welche die Farbenmischung und Abstufung in einem Dreyeck, freylich sehr unzulänglich, vorstellt. Dieser Darstellung mehr Ausdehnung und Vielseitigkeit zu geben, wählte man später die körperliche Pyramide. Die Calauische Arbeit und die Lambertische Erklärung ist gegenwärtig nicht vor uns; doch läßt sich leicht denken, was dadurch geleistet worden. Ganz neuerlich hat Philipp Otto Runge, von dessen schönen Einsichten in die Farbenlehre, von der malerischen Seite her, wir schon früher ein Zeugniß abgelegt, die Abstufungen der Farben und ihr Abschattiren gegen Hell und Dunkel auf einer Kugel dargestellt, und wie

wir glauben, diese Art von Bemühungen völlig abgeschlossen.

Lamberts Photometrie berühren wir hier nur in sofern, als wir uns nicht erinnern, daß er, bey Messung der verschiedenen Lichtstärken, jene Farbenerscheinungen gewahr geworden, welche doch bey dieser Gelegenheit so leicht entspringen, wie vor ihm Bouguer und nach ihm Rumford wohl bemerkt. Sie sind theils physisch, indem sie aus der Mäßigung des Lichtes entspringen, theils physiologisch, in sofern sie sich an die farbigen Schatten anschließen.

Carl Scherffer.

Abhandlung von den zufälligen Farben. Wien 1765.

Bouguer und Büffon hatten bey Gelegenheit des abklingenden Bildes im Auge und der farbigen Schatten, diese, wie es schien, unwesentlichen Farben, denen wir jedoch unter der Rubrik der physiologischen den ersten Platz zugestanden, zur Sprache gebracht und sie zufällig genannt, weil es noch nicht gelungen war, ihre Gesetzmäßigkeit anzuerkennen.

Scherffer, ein Priester der Gesellschaft Jesu, beschäftigte sich mit diesen Erscheinungen und vermannig-

faltigte die Verſuche, wobey er ſich als einen ſcharfſinnigen und redlichen Beobachter zeigt. Da er jedoch der Lehre Newtons zugethan iſt, ſo ſucht er die Phänomene nach derſelben zu erklären, oder vielmehr ſie ihr anzupaſſen. Die Umkehrung eines hellen Bildes im Auge in ein dunkles, eines dunklen in ein helles, nach verſchiedenen gegebenen Bedingungen, (S. 15 ff.) erklärte man, wie am angeführten Orte erſichtlich iſt. Nun ſchlug Pater Scherffer zu Erklärung der farbig mit einander abwechſelnden Erſcheinungen folgenden Weg ein.

Er legt jenen mangelhaften Newtoniſchen Farbenkreis (P. 592—94.) zum Grunde, deſſen Zuſammenmiſchung Weiß geben ſoll. Dann fragt er, was für eine Farbe z. B. entſtehen würde, wenn man aus dieſem Kreiſe das Grün hinwegnähme? Nun fängt er an zu rechnen, zu operiren, Schwerpuncte zu ſuchen, und findet, daß ein Violett entſtehen müſſe, welches zwar, wie er ſelbſt ſagt, in der Erfahrung nicht entſteht, wohl aber ein Roth, das er dann eben auch gelten läßt.

Nun ſoll das Auge, wenn es von den grünen Strahlen afficirt worden, der grüne Gegenſtand aber weggehoben wird, ſich in einer Art von Nothwendigkeit befinden, von dem Reſultat der ſämmtlichen übrigen Strahlen afficirt zu werden.

Da nun aber dieſe Reſultate niemals rein zutreffen — und wie wäre es auch möglich, indem das voll-

kommene Roth, welches eigentlich der Gegensatz des Grünen ist, jenem Kreise fehlt! — so muß der gute Pater auch in die Hetmanns-Manier fallen, worin ihm denn freylich sein Herr und Meister weidlich vorgegangen, so daß er Ausflüchte, Ausnahmen, Einschränkungen, überall finden und nach seinem Sinne gebrauchen kann.

Darwin, der in der letzten Zeit diese Erscheinungen ausführlich vorgenommen, erklärt sie zwar auch nach der Newtonischen Lehre, hält sich aber weniger dabey auf, in wiefern diese zu den Erscheinungen passe oder nicht.

Unser einfacher, naturgemäßer Farbenkreis, Taf. I. Fig. 1. dient jedoch dazu, diese Gegensätze, indem man bloß die Diameter zieht, bequem aufzufinden.

Weil übrigens jeder tüchtige Mensch, selbst auf dem Wege des Irrthums, das Wahre ahndet, so hat auch Scherffer dasjenige was wir unter der Form der Totalität ausgesprochen, zwar auf eine schwankende und unbestimmte, aber doch sehr anmuthige Weise ausgedrückt, wie folgt:

„Bey Erwägung dieser und mehr dergleichen Muthmaßungen glaub' ich nicht, daß ich mich betrüge, wenn ich dafür halte, es habe mit dem Auge eine solche Beschaffenheit, daß es nach einem empfindlichern Drucke des Lichtes, nicht allein durch die Ruhe, sondern auch

durch den Unterschied der Farben, wiederum müsse gleichfalls erfrischt werden. Jener Ekel, den wir durch das längere Ansehen einer Farbe verspüren, rühre nicht so viel von dem uns angeborenen Wankelmuthe her, als von der Einrichtung des Auges selbst, vermöge welcher auch die schönste Farbe durch den allzulang anhaltenden Eindruck ihre Annehmlichkeit verliert. Und vielleicht hat die vorsichtige Natur dieses zum Absehen gehabt, damit wir einen so edlen Sinn nicht immer mit einer Sache beschäftigen, indem sie unserer Untersuchung eine so große Menge darbietet, da sie den Unterschied in Abwechselung der Farben weit reizender machte, als alle Schönheit einer jeden ins besondre."

Wir enthalten uns manche interessante Beobachtung und Betrachtung hier auszuziehen, um so mehr als diese Schrift in jedes wahren Liebhabers der Farbenlehre eigene Hände zu gelangen verdient.

Benjamin Franklin.

Kleine Schriften, herausgegeben von G. Schatz 1762. Zweyter Theil S. 324. f.

„Der Eindruck, den ein leuchtender Gegenstand auf die Sehnerven macht, dauert zwanzig bis dreyßig Sekunden. Sieht man an einem heitern Tage, wenn man im Zimmer sitzt, eine Zeit lang in die Mitte eines Fensters, und schließt sodann die Augen, so bleibt die Gestalt des Fensters eine Zeit lang im Auge, und zwar so deutlich, daß man im Stande ist, die einzelnen Fächer zu zählen. Merkwürdig ist bey dieser Erfahrung der Umstand, daß der Eindruck der Form sich besser erhält, als der Eindruck der Farbe. Denn sobald man die Augen schließt, scheinen die Glasfächer, wenn man das Bild des Fensters anfängt wahrzunehmen, dunkel, die Querhölzer der Kreuze aber, die Rahmen und die Wand umher weiß oder glänzend. Vermehrt man jedoch die Dunkelheit der Augen dadurch, daß man die Hände über sie hält, so erfolgt sogleich das Gegentheil. Die Fächer erscheinen leuchtend und die Querhölzer dunkel. Zieht man die Hand weg, so erfolgt eine neue Veränderung, die alles wieder in den ersten Stand setzt. Ein Phänomen, das ich so wenig zu erklären weiß, als folgendes. Hat man lange durch eine gemeine, grüne, oder sogenannte Conservationsbrille gesehn, und nimmt sie nun ab, so sieht das weiße Papier eines Buchs röthlich aus, so wie es grünlich aus-

wohnt habe, Stäte meines Grabs! die ich mir weihte; wo umher alle Wehmuth, alle Wonne meines Lebens dämmert; wo ich noch abgeschieden umzuschweben, und die Vergangenheit all schmachtend zu genießen hofte; von dir auch verbannt seyn? — Verbannt seyn! — Du bist stumpf! Gott sei Dank! dein Gehirn ist verwüstet; du kannst ihn nicht fassen den Gedanken: Verbannt seyn! Du würdest wahnsinnig werden! — — — Nun! — O mir ist schwindelich! — Leb wohl! — Lebt wohl! — — Nimmer wieder sehn? — Es ist ein dumpfer Todtenblik in dem Gefühl! Nicht wieder sehn? — Fort! Stella! (Sie ergreift das Portrait.) Und dich sollt ich zurük lassen? — (Sie nimmt ein Messer und fängt an die Nägel los zu brechen) O daß ich ohne Gedanken wäre! daß ich in dumpfem Schlaf, daß ich in hinreißenden Trähnen mein Leben hingäbe! — — Das ist, und wird seyn: — du bist elend! — (das Gemählde nach dem Mond wendend.) Ha, Fernando! da du zu mir tratst, und mein Herz dir entgegen sprang, fühltest du nicht das Vertrauen auf deine Treue, deine Güte? — Fühltest du nicht, welch Heiligthum

sieht, wenn man lange durch rothe Brillen gesehen hat. Dieß scheint eine noch nicht erklärte Verwandtschaft der grünen und rothen Farbe anzuzeigen."

Noch manches was sich hier anschließt, ist von Büffon, Mazeas, Beguelin, Melville beobachtet und überliefert worden. Es findet sich beysammen in Priestley's Geschichte der Optik, Seite 327, woselbst es unsre Leser aufzusuchen belieben werden.

Achtzehntes Jahrhundert.

Zweyte Epoche

von Dollond bis auf unsere Zeit.

Achromasie.

Die Geschichte dieser wichtigen Entdeckung ist im Allgemeinen bekannt genug, indem sie theils in besondern Schriften, theils in Lehr- und Geschichtsbüchern öfters wiederholt worden. Uns geziemt daher nur das Hauptsächliche zu sagen; vorzüglich aber, zu zeigen, wie diese bedeutende Aufklärung einer ungeahndeten Natureigenschaft auf das Praktische einen großen, auf das Theoretische gar keinen Einfluß gewinnen können.

Von uralten Zeiten her war bekannt und außer Frage, daß Brechung auf mannigfaltige Weise, ohne Farbenerscheinung, statt finden könne. Man sah daher diese, welche sich doch manchmal dazu gesellte, lange Zeit als zufällig an. Nachdem aber Newton ihre Ursache in der Brechung selbst gesucht und die Beständigkeit des Phänomens dargethan; so wurden beyde für unzertrennlich gehalten.

Demungeachtet konnte man sich nicht läugnen, daß ja unser Auge selbst durch Brechung sieht, daß also, da wir mit nacktem Auge nirgends Farbensäume oder sonst eine apparente Färbung der Art erblicken, Brechung und Farbenerscheinung bey dieser Gelegenheit von einander unabhängig gedacht werden können.

Rizetti hatte das schon zur Sprache gebracht; weil aber seine Zeit in manchem noch zurück war, weil er den nächsten Weg verfehlte und in seiner Lage verfehlen mußte; so wurde auch dieses Verhältnisses nicht weiter gedacht. Indessen war es anatomisch und physiologisch bekannt, daß unser Auge aus verschiedenen Mitteln bestehe. Die Folgerung, daß durch verschiedene Mittel eine Compensation möglich sey, lag nahe, aber Niemand fand sie.

Dem sey wie ihm wolle, so stellte Newton selbst den so oft besprochenen Versuch, den achten seines zweyten Theils, mit verschiedenen Mitteln an, und wollte gefunden haben, daß wenn in diesem Fall der ausgehende Strahl nur dahin gebracht würde, daß er parallel mit dem eingehenden sich gerichtet befände, die Farbenerscheinung alsdann aufgehoben sey.

Zuerst kann es auffallen, daß Newton, indem ihm, bey parallelen sogenannten Strahlen, Brechung übrig geblieben und die Farbenerscheinung aufgehoben worden, nicht weiter gegangen, sondern daß es ihm

vielmehr beliebt, wunderliche Theoreme aufzustellen, die aus dieser Erfahrung herfließen sollten.

Ein Vertheidiger Newtons hat in der Folge die artige Vermuthung geäußert, daß in dem Wasser, dessen sich Newton bedient, Bleyzucker aufgelöst gewesen, den er auch in andern Fällen angewendet. Dadurch wird allerdings das Phänomen möglich; zugleich aber die Betrachtung auffallend, daß dem vorzüglichsten Menschen etwas ganz deutlich vor Augen kommen kann, ohne von ihm bemerkt und aufgefaßt zu werden. Genug, Newton verharrte bey seiner theoretischen Ueberzeugung, so wie bey der praktischen Behauptung: die dioptrischen Fernröhre seyen nicht zu verbessern. Es kam daher ein Stillstand in die Sache, der nur erst durch einen andern außerordentlichen Menschen wieder konnte aufgehoben werden.

Euler, einer von denjenigen Männern, die bestimmt sind, wieder von vorn anzufangen, wenn sie auch in eine noch so reiche Aernte ihrer Vorgänger gerathen, ließ die Betrachtung des menschlichen Auges, das für sich keine apparenten Farben erblickt, ob es gleich die Gegenstände durch bedeutende Brechung sieht und gewahr wird, nicht aus dem Sinne und kam darauf, Menisken, mit verschiedenen Feuchtigkeiten angefüllt, zu verbinden, und gelangte durch Versuche und Berechnung dahin, daß er sich zu behaupten getraute: die Farbenerscheinung lasse sich in

ſolchen Fällen aufheben und es bleibe noch Brechung übrig.

Die Newtoniſche Schule vernahm dieſes, wie billig, mit Entſetzen und Abſcheu; im Stillen aber, wir wiſſen nicht, ob auf Anlaß dieſer Euleriſchen Behauptung, oder aus eigenem Antriebe, ließ Cheſter Morehall in England heimlich und geheimnißvoll achromatiſche Fernröhre zuſammenſetzen, ſo daß 1754 ſchon dergleichen vorhanden, obgleich nicht öffentlich bekannt waren.

Dollond, ein berühmter optiſcher Künſtler, widerſprach gleichfalls Eulern aus Newtoniſchen Grundſätzen, und fing zugleich an praktiſch gegen ihn zu operiren; allein zu ſeinem eignen Erſtaunen entdeckt er das Gegentheil von dem was er behauptet; die Eigenſchaften des Flint- und Crownglaſes werden gefunden, und die Achromaſie ſteht unwiderſprechlich da.

Bey alledem widerſtrebt die Schule noch eine Zeit lang; doch ein trefflicher Mann, Klingenſtierna, macht ſich um die theoretiſche Ausführung verdient.

Niemanden konnte nunmehr verborgen bleiben, daß der Lehre eine tödtliche Wunde beygebracht ſey. Wie ſie aber eigentlich nur in Worten lebte, ſo war ſie auch durch ein Wort zu heilen. Man hatte die Urſache der Farbenerſcheinung in der Brechung ſelbſt geſucht; ſie war es, welche dieſe Ur-Theile aus dem

Licht entwickelte, denen man zu diesem Behuf eine verschiedene Brechbarkeit zuschrieb. Nun war aber bey gleicher Brechung diese Brechbarkeit sehr verschieden, und nun faßte man ein Wort auf, den Ausdruck Zerstreuung, und setzte hinter diese Brechung und Brechbarkeit noch eine von ihr unabhängige Zerstreuung und Zerstreubarkeit, welche im Hinterhalt auf Gelegenheit warten mußte, sich zu manifestiren; und ein solches Flickwerk wurde in der wissenschaftlichen Welt, so viel mir bekannt geworden, ohne Widerspruch aufgenommen.

Das Wort Zerstreuung kommt schon in den ältesten Zeiten, wenn vom Licht die Rede ist, vor. Man kann es als einen Trivial-Ausdruck ansehen, wenn man dasjenige, was man als Kraft betrachten sollte, materiell nimmt, und das was eine gehinderte, gemäßigte Kraft ist, als eine zerstückelte, zermalmte, zersplitterte ansieht.

Wenn ein blendendes Sonnenlicht gegen eine weiße Wand fällt; so wirkt es von dort nach allen entgegengesetzten Enden und Ecken zurück, mit mehr oder weniger geschwächter Kraft. Führt man aber mit einer gewaltsamen Feuerspritze eine Wassermasse gegen diese Wand; so wirkt diese Masse gleichfalls zurück, aber zerstiebend und in Millionen Theile sich zerstreuend. Aus einer solchen Vorstellungeart ist der Ausdruck Zerstreuung des Lichts entstanden.

Je mehr man das Licht als Materie, als Körper ansah, für desto passender hielt man diese Gleichnissrede. Grimaldi wird gar nicht fertig das Licht zu zerstreuen, zu zerbrechen und zu zerreißen. Bey Rizzetti findet auch die Disperſion der Strahlen mit denen er operirt, jedoch wider ihren Willen und zu ihrem höchſten Verdruſſe, ſtatt. Newton, bey dem die Strahlen ja auch auseinander gebrochen werden, brauchte dieſen und ähnliche Ausdrücke, aber nur discurſiv, als erläuternd, verſinnlichend; und auf dieſe Weiſe wird jenes Wort herangetragen, bis es endlich in dem neu eintretenden unerwarteten Nothfalle aufgeſchnappt und zum Kunſtworte geſtempelt wird.

Mir ſind nicht alle Documente dieſes wichtigen Ereigniſſes zu Handen gekommen, daher ich nicht ſagen kann, wer ſich zuerſt ſo ausgedrückt. Genug, dieſes Kunſtwort ward bald ohne Bedenken gebraucht, und wird es noch, ohne daß irgend Jemanden einfiele, wie durch jene groſſe Entdeckung das Alte völlig verändert und aufgehoben worden. Man hat mit dieſem Pflaſter den Schaden zugedeckt; und wer in der Kürze einen eminenten Fall ſehen will, wie man mit der größten Gemüthsruhe und Behaglichkeit einen neuen Lappen auf ein altes Kleid flickt, der leſe in den Anfangsgründen der Naturlehre von Johann Tobias Mayer, die kurze Darſtellung von der Theorie der Farben, beſonders vergleiche man den 630 und 635 Paragraphen. Wäre dieß ein alter Autor; ſo würden

die Critiker ſich mit der gröſsten Sorgfalt nach andern Codicibus umſehen, um ſolche Stellen, die gar keinen Sinn haben, mit Bedacht und Vorſicht zu emendiren.

Die Lehre mag ſich indeſſen ſtellen wie ſie will, das Leben geht ſeinen Gang fort. Achromatiſche Fernröhre werden verfertigt, einzelne Männer und ganze Nationen auf die Eigenſchaften der verſchiedenen Glasarten aufmerkſam. Clairault in Frankreich bedient ſich der ſogenannten Pierres de Stras ſtatt des Flintglaſes, und die Entdeckung lag ganz nahe, daſs der Bleykalk dem Glaſe jene Eigenſchaft, die Farbenſäume disproportionirlich gegen die Brechung zu verbreitern, mittheilen könne. Zeiher in Petersburg machte ſich um die Sache verdient. Was Boskowitſch und Steiner gethan, um dieſe Angelegenheit theoretiſch und praktiſch zu fördern, bleibt unvergeſſen.

Le Baude erhielt in Frankreich 1773 den Preis für eine Glasart, die dem Flint nahe kam. Düfougerais hat zu unſerer Zeit, in ſeiner Manufactur zu Mont-Cenis, ein Glas verfertigt, wovon ein Prisma zu zwey Graden mit einem Prisma von Crownglas zu achtzehn Graden zuſammengeſtellt, die Farbenerſcheinung aufhebt.

Von dieſer Glasart liegt noch eine groſse Maſſe vorräthig, und es iſt zu wünſchen, daſs ein Theil derſelben von den franzöſiſchen Optikern zu Prismen

von allen Winkeln genutzt, und zum Besten der Wissenschaft in einen allgemeinen Handelsartikel verwandelt werde.

Das Weitere und Nähere was diese wichtige Epoche betrifft, ist in Priestleys Geschichte der Optik nachzuschlagen; wobey die Klügelschen Zusätze von großer Bedeutung sind. Uebrigens ist Priestley, hier wie durchaus, mit Vorsicht zu lesen. Er kann die Erfahrung, er kann die großen, gegen Newton daraus entspringenden Resultate nicht läugnen, gibt aber ganz gewissenlos zu verstehen: Euler sey durch einen Wink Newtons angeregt worden; als wenn jemand auf etwas hinwinken könnte, was er aufs hartnäckigste läugnet, ja was noch schlimmer ist, von dessen Möglichkeit er gar keine Spur hat! Unser, in diesem Falle so wie in andern geradsinnige Klügel läßt es ihm auch nicht durchgehen, sondern macht in einer Note aufmerksam auf diese Unredlichkeit.

Joseph Priestley.

The history and present state of discoveries relating to vision, light and colours, London 1772 in Quart.

Ohne diesem Werk sein Verdienst verkümmern, oder ihm denjenigen Nutzen abläugnen zu wollen, den

wir selbst daraus gezogen haben, sind wir doch genöthigt auszusprechen, daß dadurch besonders die anbrüchige Newtonische Lehre wiederhergestellt worden. Der Verfasser braucht die eingeführten Phrasen wieder ruhig fort. Alles was im Alterthum und in der mittlern Zeit geschehen, wird für nichts geachtet. Newtons Versuche und Theorieen werden mit großem Bombast ausgekramt. Die achromatische Entdeckung wird so vorgetragen, als sey jene Lehre dadurch nur ein wenig modificirt worden. Alles kommt wieder ins Gleiche, und der theoretische Schlendrian schleift sich wieder so hin.

Da man dieses Werk, genau betrachtet, gleichfalls mehr als Materialien denn als wirkliche Geschichtserzählung anzusehen hat; so verweisen wir übrigens unsere Leser gern darauf, weil wir auf manches was dort ausführlich behandelt worden, nur im Vorbeygehen hingedeutet haben.

Paolo Frisi.

Wir erwähnen hier dieses Mannes, ob er gleich erst später, 1778, eine Lobschrift auf Newton herausgegeben, um nur mit wenigem zu bemerken, daß immer noch die ältere Lehre, wie sie Newton vorgetragen, Desagniliers sie vertheidigt, wie sie in die Schulen aufgenommen worden, ihre unbedingten Lob-

ſich dir eröfnete, als ſich mein Herz gegen dich aufſchloß? — Und du bebteſt nicht vor mir zurük? Verſankſt nicht? Entflohſt nicht? — — Du konnteſt meine Unſchuld, mein Glük, mein Leben, ſo zum Zeitvertreib pflüken, und zerpflüken, und an Weg gedankenlos hinſtreuen! — Edler! — Ha Edler — Meine Jugend! — meine goldne Tage! — Und du trägſt die tiefe Tüke im Herzen! — dein Weib! — deine Tochter! — Und mir war's frei in der Seele, rein wie ein Frühlingsmorgen! — Alles alles Eine Hofnung — — Wo biſt du Stella? — (das Portrait anſchauend.) So groß! ſo ſchmeichelnd! — Der Blik war's, der mich in's Verderben riß! — — Ich haſſe dich! Weg! wende dich weg! — So dämmernd! ſo lieb! — Nein! Nein! — Verderber! — Mich? — Mich? — Du? — Mich? — (Sie zukt mit dem Meſſer nach dem Gemählde.) Fernando! — (Sie wendt' ſich ab, das Meſſer fällt, ſie ſtürzt mit einem Ausbruch von Trähnen vor den Stuhl nieder.) — Liebſter! Liebſter! — Vergebens! Vergebens! —

redner findet, selbst in der neuern Epoche, die ihren Untergang entschieden hätte herbeyführen müssen, wenn die Menschen, unter dem Druck einer beschränkten Gewohnheit hinlebend, zu einem neuen Aperçü Augen und Geist entschieden froh hinaufheben könnten.

Wird übrigens ein Muster verlangt, wie ein echter Newtonianer gedacht und gesprochen, und sich die Sache vorgestellt; so kann diese übrigens sehr gut geschriebene und mit heiterm Enthusiasmus vorgetragene Lobschrift zur Hand genommen und beherzigt werden.

Georg Simon Klügel.

Die Lehre von der Achromasie war wie ein fruchtbarer und unzerstörlicher Same über das Feld der Wissenschaften ausgestreut. So manches davon auch unter die Schuldornen fiel, um daselbst zu ersticken, so manches davon auch von den immer geschäftigen theoretisch-critischen Vögeln aufgepickt und verschluckt wurde, so manches davon das Schicksal hatte, auf dem platten Wege der Gewöhnheit zertreten zu werden: so konnte es doch nicht fehlen, daß in guten und tragbaren Boden ein Theil trefflich aufgenommen ward, und wo nicht gleich Frucht trug, doch wenigstens im Stillen keimte.

So haben wir oft genug unſern redlichen Landsmann Klügel bewundert und gelobt, wenn wir ſein Verfahren bey Ueberſetzung und Supplirung der Prieſtleyſchen Optik mit Ruhe beobachteten. Ueberall vernimmt man leiſe Warnungen, vielleicht zu leiſe, als daß ſie hätten können gehört werden. Klügel wiederholt beſcheiden und oft, daß alle theoretiſche Enuncias tionen nur Gleichnißreden ſeyen. Er deutet an, daß wir nur den Widerſchein und nicht das Weſen der Dinge ſehen. Er bemerkt, daß die Newtoniſche Theorie durch die achromatiſche Erfindung wohl gar aufgehoben ſeyn könnte.

Wenn es uns nicht ziemt, von ſeinem Hauptverdienſte, das außer unſerm Geſichtskreiſe liegt, zu ſprechen; ſo geben wir um ſo lieber ihm das Zeugniß eines vielleicht noch ſeltenern Verdienſtes, daß ein Mann wie er, von ſo viel mathematiſcher Gewandtheit, dem Wiſſenſchaft und Erfahrung in ſolcher Breite zu Gebote ſtanden, daß dieſer eine vorurtheilsfreye verſtändige Ueberſicht dergeſtalt walten ließ, daß ſeine wiſſenſchaftlichen Behandlungen, ſicher ohne dogmatiſch, warnend ohne ſceptiſch zu ſeyn, uns mit dem Vergangenen bekannt machen, das Gegenwärtige wohl einprägen, ohne den Blick für die Zukunft zu verſchließen.

Uebergang.

Die Newtonische Schule mochte sich indessen geberden, wie sie wollte. Es war nun so oft von vielen bedeutenden Männern, in so vielen Schriften, welche gleichsam jeden Tag wirksam waren: denn die Sache wurde lebhaft betrieben; es war ausgesprochen worden, daß Newton sich in einem Hauptpunkte geirrt habe, und mehr als alle Worte sprachen dieß die dioptrischen Fernröhre auf Sternwarten und Mastbäumen, in den Händen der Forscher und der Privatleute, immer lauter und unwidersprechlicher aus.

Der Mensch, wir haben schon früher darauf aufmerksam gemacht, unterwirft sich eben so gern der Autorität, als er sich derselben entzieht; es kommt bloß auf die Epochen an, die ihn zu dem einen oder dem andern veranlassen. In der gegenwärtigen Epoche der Farbenlehre erhielten nunmehr jüngere, geistreichere, ernst und treu gesinnte Menschen eine gewisse Halbfreyheit, die weil sie keinen Punct der Vereinigung vor sich sah, einen Jeden auf sich selbst zurückwies, eines Jeden eigne Ansichten, Lieblingsmeynungen, Grillen hervorrief, und so zwar manchem Guten förderlich war, dagegen aber auch eine Art von Anarchie weissagte und vorbereitete, welche in unsern Tagen völlig erschienen ist.

Was Einzelne gethan, die Natur der Farbe auf dieſe oder jene Weiſe mehr zu ergründen und zu erklären, ohne auf die Newtoniſche Lehre beſonders Rückſicht zu nehmen, iſt jetzt die Hauptaufgabe unſers fernern Vortrags. Wir nehmen mit, was wir ſonſt noch auf unſerm Wege finden, laſſen aber dazwiſchen manches Einzelne liegen, welches nicht frommt und fördert.

C. F. G. Weſtfeld.

Die Erzeugung der Farben, eine Hypotheſe. Göttingen 1767.

Dieſer einzelne Bogen verdiente wohl, wenn man eine Anzahl kleiner, auf die Farbenlehre bezüglicher, ſich verlierender Schriften ſammlen und der Vergeſſenheit entziehen wollte, mit abgedruckt zu werden.

Des Verfaſſers Vortrag iſt zwar nicht luminos, und weil er ſich gleich in Controvers verwickelt, keineswegs erfreulich; doch iſt ſeine Ueberzeugung guter Art. Erſt drückt er ſie im Allgemeinen folgendermaßen aus: „Die Verſchiedenheit der Farben iſt nur eine Verſchiedenheit der Bewegung in den nervigen Faſern der Netzhaut"; dann aber tritt er der Sache näher und ſchreibt die Farbenwirkung aufs Auge einer mehr oder minder erregten Wärme auf der Netzhaut zu.

Mit einer vergnüglichen Zufriedenheit sehen wir dasjenige geahndet und vorbereitet, was später von Herscheln entdeckt und zu unserer Zeit weiter ausgeführt worden. Wir wollen ihn selbst hören:

„Das Licht ist ein ausgedehntes Feuer, das man nur in einen engen Raum zusammendrängen darf, um sich von der Heftigkeit seiner Wirkungen zu überführen. Die Netzhaut des Auges hat die natürliche Wärme des Körpers. Die Lichtstrahlen, die auf sie fallen, müssen ihre natürliche Wärme vermehren, und ihre Fasern desto mehr ausdehnen, je dichter sie sind. Diese Verschiedenheit der Ausdehnung der nervigen Fasern muß eine verschiedene Empfindung in der Seele hervorbringen, und diese verschiedenen Empfindungen nennen wir Farben. Mit den Empfindungen, wenn sie zu heftig sind, ist bisweilen ein gewisses Gefühl verbunden, das wir Schmerz heißen. Wenn die Lichtstrahlen solche Empfindungen erregen, so haben sie einen zu heftigen Grad der Ausdehnung hervorgebracht. Die Empfindungen, die wir Farben nennen, müssen von einem geringern Grade der Ausdehnung herrühren, und unter diesen ist die heftigste Empfindung gelbe Farbe, weniger heftige die rothe, grüne, blaue Farbe."

„Ein einzelner Lichtstrahl dehnt die Stelle der Netzhaut auf die er fällt, so aus, daß dadurch die Empfindung in der Seele entsteht, die wir gelbe Farbe nennen. Man zerlege diesen Lichtstrahl durch das Prisma in sieben Theile, wovon einer immer dichter

ist als der andere, so werden diese sieben Theile, nach Verhältniß ihrer Dichtigkeit, verschiedene Ausdehnungen erzeugen, wovon wir jede mit einem eigenen Namen belegen. Schwarze Körper saugen die meisten Lichtstrahlen ein; folglich bringen sie auch die geringste Ausdehnung auf der Netzhaut hervor; violette etwas mehr, und dieß steigt bis zu den gelben und weißen Körpern, die weil sie am dichtesten sind, die meisten Lichtstrahlen zurückwerfen, und dadurch die heftigste Ausdehnung auf der Netzhaut erregen."

„Man merke es wohl, was wir vorhin gesagt haben, daß die natürliche Wärme der Netzhaut vermehrt werden muß, wenn wir Farben sehen, oder überhaupt, wenn wir sehen sollen. So können wir lange in einem warmen finstern Zimmer seyn, worinnen wir durch die Wärme nicht sehen. Der ganze Körper empfindet in diesem Falle, und deswegen lassen sich die Empfindungen an einzelnen Theilen nicht unterscheiden. Wir sehen im Winter bey einer heftigen Kälte gefärbte und ungefärbte Körper, weil sie Lichtstrahlen in unser Auge werfen, und dadurch eine größere Wärme oder größere Ausdehnung erregen."

„Die Dichtigkeit der Lichtstrahlen, die die gelbe oder weiße Farbe in uns erzeugt, kann sehr verschieden seyn, ohne daß sie eine andere Farbe hervorbringt. Das Licht, das in der Nähe gelb brennt, brennt auch noch in einer großen Entfernung so. Kreide sieht in der Nähe und in der Ferne weiß aus. Ganz anders

verhält es sich mit den Farben, die von einer viel mindern Dichtigkeit der Lichtstrahlen entstehen: diese werden schon in einer kleinen Entfernung schwarz."

„Ich sehe nicht, wie ein Newtonianer verantworten kann, daß Körper von schwachen Farben in der Entfernung schwarz zu seyn scheinen. Wenn sie z. B. nur die blauen Lichttheilchen zurückwerfen, warum bleiben denn diese auf der entfernten Netzhaut nicht eben so wohl blaue Lichttheilchen als auf der nahen? Es ist ja nicht, wie mit dem Geschmacke eines Salzes, das man mit zu vielem Wasser verdünnt hat. Die blauen Lichttheilchen werden auch in der Entfernung mit nichts vermischt, das ihre Wirkungen verändern könnte. Sie gehen zwar durch die Atmosphäre, die voll fremder Körper und anderer Farbetheilchen ist, aber sie leiden doch dadurch keine Veränderung."

„Die scheinbaren Farben lassen sich aus dieser Hypothese noch leichter als aus den übrigen erklären. Wenn die Netzhaut, indem das Auge lange in das Licht sah, oder einen andern gefärbten Körper einige Zeit betrachtete, nach Verhältniß der Dichtigkeit der empfangenen Lichtstrahlen erwärmt wurde; so konnte sich diese Wärme nur nach und nach verlieren. So wird ein warmes Metall nicht auf einmal kalt. Mit der Fortdauer der Wärme dauerte die Ausdehnung fort, und folglich die Farben, die allmälich so wie sich die Wärme verlor, in andere Farben übergingen."

„Ich mag diese Hypothese jetzt nicht weitläuftiger ausführen, und deswegen will ich nur noch das Wahre derselben, von dem Wahrscheinlichen abgesondert, herausſetzen. Wahr iſt es: „daß die Lichtſtrahlen, ſo einfach ſie auch ſeyn mögen, Wärme und Ausdehnung auf der Netzhaut hervorbringen müſſen,“ daß die Seele dieſe Ausdehnung empfinden muß. Denn man erkläre auch die Farben wie man will, ſo muß man mir doch allezeit zugeben, daß das, was z. B. die blaue Farbe erzeugt, nicht heftiger wirken kann, als die Wärme eines ſolchen blauen Lichttheilchens wirkt.“

Hätte Weſtfeld ſtatt des Mehr und Minder, wodurch doch immer nur eine Abſtufung ausgedrückt wird, von der man nicht weiß wo ſie anfangen und wo ſie aufhören ſoll, ſeine Meynung als Gegenſatz ausgeſprochen, und die Farbenwirkungen als erwärmend und erkältend angenommen, ſo daß die von der einen Seite die natürliche Wärme der Retina erhöhen, die von der andern ſie vermindern; ſo wäre nach ihm dieſe Anſicht nicht viel mehr zu erweitern geweſen. Sie gehört in das Capitel von der Wirkung farbiger Beleuchtung, wo wir theils das Nöthige ſchon angegeben haben, theils werden wir das allenfalls Erforderliche künftig ſuppliren.

Büyot.

Nouvelles Récréations physiques et mathématiques, à Paris, 1769-70. 4 Bände in 8.

Man kann nicht oft genug wiederholen, daß eine Theorie sich nicht besser bewährt, als wenn sie dem Praktiker sein Urtheil erleichtert und seine Anwendungen fördert. Bey der Newtonischen ist gerade das Gegentheil: sie steht Jedem im Wege, der mit Farben irgend etwas beginnen will; und dieß ist auch hier der Fall, bey einem Manne, der sich unter andern physischen Erscheinungen und Kräften auch der Farben zu mancherley Kunststücken und Erheiterungen bedienen will.

Er findet bald, daß er, um alle Farben hervorzubringen, nur drey Hauptfarben bedarf, die er also auch wohl Ur- und Grundfarben nennen mag. Er bringt diese in helleren, sich nach und nach verdunkelnden Reihen auf durchscheinendes, über Quadrat-Rahmen gespanntes Papier, bedient sich dieser erst einzeln, nachher aber dergestalt mit einander verbunden, daß die hellern und dunklern Streifen übers Kreuz zu stehen kommen; und so entspringen wirklich alle Farbenschattirungen, sowohl in Absicht auf Mischung als auf Erhellung und Verdunkelung, zu welchem letztern Zwecke er jedoch noch eine besondere Vorrichtung macht.

Sich dieser Rahmen zu bedienen, verfertigt er ein Kästchen worein sie passen, wovon die eine Seite ganz offen und nach der Sonne gerichtet ist, die andere aber mit einer hinreichenden Oeffnung versehen, daß man die gefärbten Flächen überschauen könne.

Bey diesen Operationen, die so einfach sind, und eben weil sie so einfach sind, steht ihm die Newtonische Theorie im Wege, worüber er sich, zwar mit vorhergeschickten Protestationen, daß er dem scharfsinnigen und curiosen System keinesweges zu widersprechen wage, folgendermaßen äußert:

„Die Wirkung, welche von diesen gefärbten durchscheinenden Papieren hervorgebracht wird, scheint nicht mit dem gegenwärtigen System von der Bildung der Farben übereinzustimmen. Denn das Papier worauf man z. B. die blaue Farbe angebracht hat, wirft die blauen Strahlen zurück, wenn man es durch die große Oeffnung des Kastens betrachtet, indeß die andere geschlossen ist. Schaut man aber durch die kleinere, indeß die größere gegen die Sonne gewendet ist, so erblickt man durch das Papier hindurch eben dieselben blauen Strahlen. Dieses aber wäre, dem System nach, ein Widerspruch, weil ja dasselbe Papier dieselben Strahlen zurückwirft und durchläßt. Man kann auch nicht sagen, das Papier werfe nur einen Theil zurück und lasse den andern durchgehen: denn bey dieser Voraussetzung müßte das Papier, indem es nur einen Theil der blauen Strahlen durchließe, die

Bedienter kommt.

Bediente.

Gnädige Frau! wie sie befahlen, die Pferde sind an der hintern Gartenthüre. Ihre Wäsche ist aufgepakt. Vergessen sie nicht Geld!

Stella.

Das Gemählde!

Bediente, nimmt das Messer auf, und schneidt das Gemählde von der Rahme und rollt's.

Stella.

Hier ist Geld.

Bedienter.

Aber warum —

Stella, einen Moment stillstehend auf und umher blikend.

Komm!

(ab.)

Kraft haben alle übrigen zu verschlingen, da man doch, wenn man den gelben Rahmen hinter den blauen stellt, nichts sieht als grüne Strahlen, welche vielmehr der blaue Rahmen verschlingen sollte. Ja man dürfte gar keine Farbe sehen: denn die einzigen blauen Strahlen, welche durch den blauen Rahmen durchzugehen im Stande sind, müßten ja durch den zweyten Rahmen verschluckt werden, der nur die gelben durchläßt. Dieselbe Betrachtung kann man bey allen übrigen Farben machen, welche durch die verschiedenen Stellungen dieser farbigen Rahmen hervorgebracht werden."

Und so hat auch dieser verständige, im Kleinen thätige Mann, nach seiner Weise und auf seinem Wege, die Absurdität des Newtonischen Systems eingesehen und ausgesprochen: abermals ein Franzos, der gleichfalls die umsichtige Klugheit und Gewandtheit seiner Nation beurkundet.

Mauclerc.

Traité des Couleurs et Vernis. à Paris 1773.

Die Farbenkörper haben gegen einander nicht gleichen Gehalt, und das Gelbe sey ausgiebiger als das Blaue, so daß, wenn man ihre Wirkung mit einander ins Gleichgewicht zu einem Grün setzen wolle, man drey Theile Blau gegen zwey Theile Gelb nehmen

müſſe. So ſey auch das hohe Roth ſtärker als das Blaue, und man müſſe fünf Theile Blau gegen vier Theile Roth nehmen, wenn das Gemiſch gerade in die Mitte von beyden fallen ſolle.

Marat.

Découvertes sur le Feu, l'électricité et la lumière, à Paris 1779. 8vo.

Découvertes sur la Lumière, à Londres et à Paris 1780. 8vo.

Notions élémentaires d'Optique, à Paris 1784. 8vo.

Ohne uns auf die groſſe Anzahl Verſuche einzulaſſen, worauf Marat ſeine Ueberzeugungen gründet, kann es hier bloß unſere Abſicht ſeyn, den Gang den er genommen anzudeuten.

Die erſte Schrift liefert umſtändliche Unterſuchungen über das was er feuriges Fluidum, fluide igné, nennt. Er bringt nämlich brennende, glühende, erhitzte Körper in das Sonnenlicht, und beobachtet den Schatten ihrer Ausflüſſe und was ſonſt bey dieſer Gelegenheit ſichtbar wird.

Da er sich nun das Vorgehende noch deutlicher machen will, so bedient er sich in einer dunklen Kammer des Objectivs von einem Sonnenmikroscop, und bemerkt dadurch genauer die Schatten der Körper, der Dünste, die verschiedenen Bewegungen und Abstufungen.

Den Uebergang zu dem was uns eigentlich interessirt, werden wir hier gleich gewahr, und da er auch erkaltende, ja kalte Körper auf diese Weise beobachtet; so findet er, daß auch etwas eignes um sie vorgeht. Er bemerkt Schatten und Lichtstreifen, hellere und dunklere Linien, welche das Schattenbild des Körpers begleiten.

War die feurige Flüßigkeit bey jenen ersten Versuchen aus dem Körper herausdringend sichtbar geworden; so wird ihm nunmehr eine Eigenschaft des Lichtes anschaulich, welche darin bestehen soll, daß es sich von den Körpern anziehen läßt, indem es an ihnen vorbeygeht. Er beobachtet die Phänomene genau und will finden, daß diese Anziehung, woraus jene von Grimaldi früher schon sogenannte Beugung entsteht, nach der verschiedenen Natur der Körper, verschieden sey. Er beobachtet und mißt die Stärke dieser Anziehungskräfte, und wie weit sich die Atmosphäre dieser Anziehung erstrecken möchte.

Bey dieser Gelegenheit bemerkt er jene uns auch schon bekannten Farbensäume. Er findet nur zwey

Farben, die blaue und die gelbe, an welche beyden ſich die dritte, die rothe, nur anſchließend ſehen läßt.

Das Licht iſt nun einmal angezogen, es iſt von ſeinem Wege abgelenkt; dieß deutet ihm gleichfalls auf die Eigenſchaft eines Fluidums. Er verharrt auf dem alten Begriff der Decompoſition des Lichtes in farbige Lichttheile; aber dieſe ſind ihm weder fünf, noch ſieben, noch unzählige, ſondern nur zwey, höchſtens drey.

Da er nun bey dieſen Verſuchen, welche wir die paroptiſchen nannten, auch wie bey jenen, die feurige Flüßigkeit betreffenden, das Objectivglas eines Sonnen-Mikroſcops anwendet; ſo verbinden ſich ihm die dioptriſchen Erfahrungen der zweyten Claſſe, die Refractionsfälle, ſogleich mit den paroptiſchen, deren Verwandtſchaft freylich nicht abzuläugnen iſt, und er widerſpricht alſo von dieſer Seite der Newtoniſchen Lehre, indem er ohngefähr diejenigen Verſuche aufführt, die auch wir und andere vorgelegt haben. Er ſpricht entſchieden aus, daß die Farbenerſcheinung nur an den Rändern entſpringe, daß ſie nur in einem einfachen Gegenſatz entſtehe, daß man das Licht hin und wieder brechen könne ſoviel man wolle, ohne daß eine Farbenerſcheinung ſtatt finde. Und wenn er auch zugeſteht, daß das Licht decomponirt werde, ſo behauptet er ſteif und feſt: es werde nur auf dem paroptiſchen Wege durch die ſogenannte Beugung decom-

ponirt, und die Refraction wirke weiter nichts dabey, als daß sie die Erscheinung eminent mache.

Er operirt nunmehr mit Versuchen und Argumenten gegen die diverse Refrangibilität, um seiner diversen Inflexibilität das erwünschte Ansehen zu verschaffen; sodann fügt er noch einiges über die gefärbten Schatten hinzu, welches gleichfalls seine Aufmerksamkeit und Sagacität verräth, und verspricht, diese und verwandte Materien weiter durchzuarbeiten.

Wer unserm Entwurf der Farbenlehre und dem historischen Faden unserer Bemühung gefolgt ist, wird selbst übersehen, in welchem Verhältniß gegen diesen Forscher wir uns befinden. Paroptische Farben sind, nach unserer eigenen Ueberzeugung, ganz nahe mit den bey der Refraction erscheinenden verwandt (E. 415.). Ob man jedoch, wie wir glaubten, diese Phänomene allein aus dem Doppelschatten herleiten könne, oder ob man zu geheimnißvolleren Wirkungen des Lichtes und der Körper seine Zuflucht nehmen müsse, um diese Phänomene zu erklären, lassen wir gern unentschieden, da für uns und andere in diesem Fache noch manches zu thun übrig bleibt.

Wir bemerken nur noch, daß wir die paroptischen Fälle, mit den Refractionsfällen zwar verwandt, aber nicht identisch halten. Marat hingegen, der sie völlig identificiren will, findet zwar bey den objectiven Versuchen, wenn das Sonnenbild durchs Prisma geht,

ziemlich seine Rechnung; allein bey subjectiven Versuchen, wo sich nicht denken läßt, daß das Licht an der Gränze eines, auf einer flachen Tafel aufgetragenen, Bildes hergehe, muß er sich freylich wunderlich gebären, um auch hier eine Beugung zu erzwingen. Es ist merkwürdig genug, daß den Newtonianern bey ihrem Verfahren die subjectiven Versuche gleichfalls im Wege sind.

Wie wenig Gunst die Maratischen Bemühungen bey den Naturforschern, besonders bey der Akademie, fanden, läßt sich denken, da er die hergebrachte Lehre, ob er gleich ihr letztes Resultat, die Decomposition des Lichtes, zugab, auf dem Wege den sie dahin genommen, so entschieden angriff. Das Gutachten der Commissarien ist als ein Muster anzusehen, wie grimassirend ein böser Wille sich gebärdet, um etwas das sich nicht ganz verneinen läßt, wenigstens zu beseitigen.

Was uns betrifft, so halten wir dafür, daß Marat mit viel Scharfsinn und Beobachtungsgabe die Lehre der Farben, welche bey der Refraction und sogenannten Inflection entstehen, auf einen sehr zarten Punct geführt habe, der noch fernerer Untersuchung werth ist, und von dessen Aufklärung wir einen wahren Zuwachs der Farbenlehre zu hoffen haben.

Schließlich bemerken wir noch, daß die beyden letztern oben benannten Schriften, welche uns eigentlich interessiren, gewissermaßen gleichlautend sind, in-

dem die zweyte nur als eine Redaction und Epitome der ersten angesehen werden kann, welche von Christ. Ehrenfried Weigel ins Deutsche übersetzt, und mit Anmerkungen begleitet, Leipzig 1783, herausgekommen ist.

H. F. T.

Observations sur les ombres colorées, à Paris 1782.

Dieser, übrigens so viel wir wissen unbekannt gebliebene, Verfasser macht eine eigene und artige Erscheinung in der Geschichte der Wissenschaft. Ohne mit der Naturlehre überhaupt, oder auch nur mit diesem besondern Capitel des Lichts und der Farben bekannt zu seyn, fallen ihm die farbigen Schatten auf, die er denn, da er sie einmal bemerkt hat, überall gewahr wird. Mit ruhigem und geduldigen Antheil beobachtet er die mancherley Fälle, in welchen sie erscheinen, und ordnet zuletzt in diesem Buche zwey- und neunzig Erfahrungen, durch welche er der Natur dieser Erscheinungen näher zu kommen denkt. Allein alle diese Erfahrungen und sogenannten Expériences sind immer nur beobachtete Fälle, durch deren Anhäufung die Beantwortung der Frage immer mehr ins Weite gespielt wird. Der Verfasser hat keineswegs die Gabe mehreren Fällen ihr Gemeinsames abzulernen, sie ins Enge zu bringen, und in bequeme Versuche zusam-

menzufassen. Da dieses letztere von uns geleistet ist (S. 62 : 80.); so läßt sich nunmehr auch leichter übersehen, was der Verfasser eigentlich mit Augen geschaut, und wie er sich die Erscheinungen ausgelegt hat.

Bey der Seltenheit des Buches halten wir es für wohlgethan, einen kurzen Auszug davon, nach den Rubriken der Capitel, zu geben.

Einleitung. Historische Nachricht, was Leonardo da Vinci, Büffon, Millot und Rollet über die farbigen Schatten hinterlassen.

Erster Theil. Was nöthig sey um farbige Schatten hervorzubringen. Nämlich zwey Lichter, oder Licht von zwey Seiten; sodann eine entschiedene Proportion der beyderseitigen Helligkeit.

Zweyter Theil. Von den verschiedenen Mitteln farbige Schatten hervorzubringen, und von der Verschiedenheit ihrer Farben.

I. Von farbigen Schatten, welche durch das directe Licht der Sonne hervorgebracht werden. Hier werden sowohl die Schatten bey Untergang der Sonne, als bey gemäßigtem Licht den Tag über, beobachtet.

II. Farbige Schatten, durch den Widerschein des Sonnenlichtes hervorgebracht. Hier werden Spie-

gel, Mauern und andere Lichtzurückwerfende Gegenstände mit in die Erfahrung gezogen.

III. Farbige Schatten, durch das Licht der Atmosphäre hervorgebracht, und erleuchtet durch die Sonne. Es werden diese seltener gesehen, weil das Sonnenlicht sehr schwach werden muß, um den von der Atmosphäre hervorgebrachten Schatten nicht völlig aufzuheben. Sie kommen daher gewöhnlich nur dann vor, wenn die Sonne schon zum Theil unter den Horizont gesunken ist.

IV. Farbige Schatten, durch das Licht der Atmosphäre allein hervorgebracht. Es muß, wo nicht von zwey Seiten, doch wenigstens übers Kreuz fallen. Diese Versuche sind eigentlich nur in Zimmern anzustellen.

V. Farbige Schatten, hervorgebracht durch künstliche Lichter. Hier bedient sich der Verfasser zweyer oder mehrerer Kerzen, die er sodann mit dem Caminfeuer in Verhältniß bringt.

VI. Farbige Schatten, hervorgebracht durch das atmosphärische Licht und ein künstliches. Dieses sind die bekanntesten Versuche mit der Kerze und dem Tageslicht, unter den mannigfaltigsten empirischen Bedingungen angestellt.

VII. Farbige Schatten, hervorgebracht durch den

Mondenschein und ein künstliches Licht. Dieses ist ohne Frage die schönste und eminenteste von allen Erfahrungen.

Dritter Theil. Von der Ursache der verschiedenen Farben der Schatten. Nachdem er im Vorhergehenden das obige Erforderniß eines Doppellichtes und ein gewisses Verhältniß der beyderseitigen Helligkeit nunmehr völlig außer Zweifel gesetzt zu haben glaubt; so scheint ihm beym weitern Fortschritt besonders bedenklich, warum dasselbe Gegenlicht nicht immer die Schatten gleich färbe.

I. Vom Licht und den Farben. Er hält sich vor allen Dingen an die Newtonische Lehre, kann jedoch seine farbigen Schatten nicht mit der Refraction verbinden. Er muß sie in der Reflexion suchen, weiß aber doch nicht recht wie er sich gebärden soll.

Er kommt auf Gautier's System, welches ihn mehr zu begünstigen scheint, weil hier die Farben aus Licht und Schatten zusammengesetzt werden. Er giebt auch einen ziemlich umständlichen Auszug; aber auch diese Lehre will ihm so wenig als die Newtonische genügen, die farbigen Schatten zu erklären.

II. Von verschiedenen Arten der farbigen Schatten. Er bemerkt, daß diese Erscheinungen sich nicht gleich sind, indem man den einen eine gewisse Wirklichkeit, den andern nur eine gewisse Apparenz zuschrei-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.

3-598-50924-3
FN. 18614/440

ben könne. Allein er kann sich doch, weil ihm das Wort des Räthsels fehlt, aus der Sache nicht finden. Daß die rothen Schatten von der untergehenden Sonne und den sie begleitenden Wolken herkommen, ist auffallend; aber warum verwandelt sich der entgegengesetzte Schatten, bey dieser Gelegenheit, aus dem Blauen ins Grüne? Daß diese Farben, wenn die Schatten auf einen wirklich gefärbten Grund geworfen werden, sich nach demselben modificiren und mischen, zeigt er umständlich.

III. Ueber die Farbe der Luft. Enthält die confusen und dunkeln Meynungen der Naturforscher über ein so leicht zu erklärendes Phänomen (E. 151).

IV. Bemerkungen über die Hervorbringung der farbigen Schatten. Die Bedenklichkeiten und Schwierigkeiten, auf diesem Wege die farbigen Schatten zu erklären, vermehren sich nur. Der Verfasser nähert sich jedoch dem Rechten, indem er folgert: Die Farben dieser Schatten sey man sowohl dem Lichte schuldig welches den Schatten verursacht, als demjenigen das ihn erleuchtet.

Der Verfasser beobachtet so genau und wendet die Sache so oft hin und wieder, daß er immer sogleich auf Widersprüche stößt, sobald er einmal etwas festgesetzt hat. Er sieht wohl, daß das früher von ihm aufgestellte Erforderniß einer gewissen Proportion der Lichter gegen einander nicht hinreicht; er sucht es nun

in gewissen Eigenschaften der leuchtenden Körper, besonders der Flammen, und berührt auch den Umstand, daß verschiedene Lichter nicht einerley gleiche Farben verbreiten.

V. Beobachtungen über die Ursachen der verschiedenen Schattenfarben. Er vermannigfaltigt die Versuche abermals, besonders um zu erkennen, auf welchem Wege eine Schattenfarbe in die andere übergeht, und ob dieser Uebergang nach einer gewissen Ordnung geschehe. Dabey beharrt er immer auf dem Begriff von der verschiedenen Intensität des Lichts, und sucht sich damit durchzuhelfen, ob es gleich nur kümmerlich gelingt. Und weil er durchaus redlich zu Werke geht, begegnen ihm immer neue Widersprüche, die er eingesteht und dann wieder mit dem was er schon festgesetzt zu vereinigen sucht. Seine letzten Resultate sind folgende:

Farbige Schatten entspringen:

1) durch das stärkere oder schwächere Licht, das die Schatten empfangen.

2) durch die größere oder geringere Klarheit des Lichts, welches die Schatten hervorbringt.

3) Durch die größere oder kleinere Entfernung der Lichter von den Schatten.

4) von der gröſsern oder geringern Entfernung der ſchattenwerfenden Körper von dem Grunde, der ſie empfängt.

5) von der gröſsern oder geringern Incidenz, ſowohl der Schatten als des Lichtes, das ſie erleuchtet, gegen den Grund, der ſie aufnimmt.

6) Man könnte noch ſagen von der Farbe des Grundes, welcher die Schatten aufnimmt.

Auf dieſe Weiſe beſchlieſst der Verfaſſer ſeine Arbeit, die ich um ſo beſſer beurtheilen kann, als ich, ohne ſeine Bemühungen zu kennen, früher auf demſelbigen Wege geweſen; aus welcher Zeit ich noch eine kleine in dieſem Sinne geſchriebene Abhandlung beſitze.

An Gewiſſenhaftigkeit und Genauigkeit fehlt es dieſem ruhig theilnehmenden Beobachter nicht. Die geringſten Umſtände zeigt er an: das Jahr, die Jahreszeit, den Tag, die Stunde; die Höhen der himmliſchen, die Stellung der künſtlichen Lichter; die gröſsere oder geringere Klarheit der Atmoſphäre; Entfernung und alle Arten von Bezug: aber gerade die Hauptſache bleibt ihm verborgen, daſs das eine Licht den weiſsen Grund, worauf es fällt und den Schatten projicirt, einigermaſsen färben müſſe. So entgeht ihm, daſs die ſinkende Sonne das Papier gelb und ſodann roth färbt, wodurch im erſten Fall der blaue, ſodann der grüne Schatten entſteht. Ihm entgeht, daſs ley

einem von Mauern zurückstrahlenden Lichte leicht ein gelblicher Schein auf einen weißen Grund geworfen und daselbst ein violetter Schatten erzeugt wird; daß die dem Tageslicht entgegengesetzte Kerze dem Papier gleichfalls einen gelblich rothen Schein mittheilt, wodurch der blaue Schatten gefordert wird. Er übersieht, daß wenn er ein atmosphärisches Licht von zwey Seiten in sein Zimmer fallen läßt, von einem benachbarten Hause abermals ein gelblicher Schein sich hereinmischen kann. So darf, selbst wenn bey Nachtzeit mit zwey Kerzen operirt wird, die eine nur näher als die andere an einer gelblichen Wand stehen. So ist ein Kaminfeuer nicht sowohl stärker und mächtiger als eine Kerze, sondern es bringt, besonders wenn viele glühende Kohlen sich dabey befinden, sogar einen rothen Schein hervor; deswegen, wie beym Untergang der Sonne, leicht grüne Schatten entstehen. Das Mondlicht färbt jede weiße Fläche mit einem entschieden gelben Schein; und so entspringen alle die Widersprüche, die dem Verfasser begegnen, blos daher, daß er die Nebenumstände aufs genaueste beachtet, ohne daß ihm die Hauptbedingung deutlich geworden wäre.

Daß indessen schwach wirkende Lichter selbst schon als farbig und färbend anzusehen, darauf haben wir auch schon hingedeutet (S. 81. ff.). Daß sich also, in einem gewissen Sinne, die mehr oder mindere Intensität des Lichts an die Erscheinung der farbigen Schatten anschließe, wollen wir nicht in Abrede seyn; nur wirkt sie nicht als eine solche, sondern als eine

gefärbte und färbende. Wie man denn überhaupt das Schattenhafte und Schattenverwandte der Farbe, unter welchen Bedingungen ſie auch erſcheinen mag, hier recht zu beherzigen abermals aufgefordert wird.

Diogo de Carvalho e Sampayo.

Tratado das Cores. Malta, 1787.

Dissertação sobre as cores primitivas. 1788. Dieſem iſt beygefügt:

Breve Tratado sobre a composição artificial das cores.

Elementos de agricultura. Madrid, 1790. 1791.

Memoria sobre a formação natural das Cores. Madrid, 1791.

Der Verfaſſer, ein Maltheſer-Ritter, wird zufälliger Weiſe auf die Betrachtung farbiger Schatten geleitet. Nach wenigen Beobachtungen eilt er gleich zu einer Art Theorie, und ſucht ſich von derſelben durch mehrere Verſuche zu überzeugen. Seine Erfahrungen und Geſinnungen finden ſich in den vier erſten oben benannten Schriften aufgezeichnet und in der letz

ten epitomirt. Wir ziehen ſie noch mehr ins Enge zuſammen, um unſern Leſern einen Begriff von dieſen zwar redlichen, doch ſeltſamen und unzulänglichen Bemühungen zu geben.

Theoretiſche Grundſätze.

„Die Farben manifeſtiren und formiren ſich durchs Licht. Das Licht, welches von leuchtenden Körpern ausfließt, oder das von dunklen Körpern zurückſtrahlt, enthält die nämlichen Farben und producirt eben dieſelben Phänomene. Die Lebhaftigkeit des Lichts iſt eben ſo zerſtörend für die Farben, als die Tiefe des Schattens. Bey einem Mittellicht erſcheinen und bilden ſich die Farben.“

„Primitive Farben gibt es zwey: Roth und Grün. Blau und Gelb ſind keine primitiven Farben. Schwarz iſt eine poſitive Farbe, ſie entſteht aus Roth und Grün. Weiß iſt eine poſitive Farbe, und entſteht durch die äußerſte Trennung der primitiven Farben, Roth und Grün.“

Erfahrungen

die den Verfaſſer auf ſeine Theorie geleitet.

„Der Anlaß, Roth und Grün als primitive Farben anzunehmen und zu ſehen, gab ſich mir durch einen Zufall im December 1788, zu Lamego. Ich kam in ein Zimmer und ſah an der Wand grüne und rothe

Reflexe. Als ich das Licht suchte, welches dieselben hervorbrachte, fand ich daß es von der Sonne kam, die durch das Fenster drang und auf die entgegengesetzte Wand und das grüne Tuch fiel, mit welchem ein Tisch bedeckt war. Dazwischen stand ein Stuhl, mit dessen Schatten die farbigen Reflexe von Roth und Grün zusammentrafen."

„Ich zog den Stuhl weg, daß kein Körper dazwischen stehen möchte, und sogleich verschwanden die Farben. Ich stellte mein spanisches Rohr, das ich in der Hand hatte, dazwischen, und sogleich bildeten sich dieselben Farben, und ich bemerkte, daß die rothe Farbe mit der Zurückstrahlung des grünen Tuchs correspondirte, und die grüne mit dem Theile der Wand, auf welchen die Sonne fiel."

„Ich nahm das Tuch vom Tische, so daß die Sonne bloß auf die Wand fiel, und auch da verschwanden die Farben, und aus den dazwischen liegenden Körpern resultirte nur ein dunkler Schatten. Ich machte daß die Sonne bloß auf das Tuch fiel, ohne auf die Wand zu fallen, und ebenfalls verschwanden die Farben, und aus den zwischenliegenden Körpern resultirte der dunkle Schatten, den das von der Wand reflectirende Licht hervorbrachte."

„Indem ich diese Experimente anstellte, beobachtete ich daß die Farben lebhafter erschienen, wenn das Zimmer dunkel und die Reflexe stärker waren als das um

türliche Licht; und daß sie sogar endlich verschwanden, wenn das natürliche Licht, welches man durch Fenster oder Thüre eingehen ließ, die Reflexe an Stärke übertraf."

„Bey der Wiederholung der Versuche stellte ich mich so, daß ein Theil der Sonne auf die weiße Wand fiel und ein anderer auf einen Theil meiner scharlachrothen Maltheser-Uniform, und indem ich die Reflexe der Wand beobachtete, sah ich sie nochmals roth und grün, so daß die grüne Farbe mit dem rothen Reflex, und die rothe mit dem Lichte an der Wand correspondirte."

„So oft ich diese Observationen machte, so oft ergaben sich die nämlichen Resultate. Es ergiebt sich also, daß das Licht der Sonne eine achromatische Flüssigkeit ist, mit der Eigenschaft wie das Wasser, sich mit allen Farben färben zu können, und daß in dieser Flüssigkeit einige farbige und sehr feine Theilchen schwimmen, welche das Licht verschiedentlich färbend, durch Refraction, Reflexion und Inflexion alle diejenigen Farben bilden, die wir auf den natürlichen Körpern und in dem gefärbten Lichte erblicken."

„Das Licht, als Element angesehen, ist kein einfacher Körper, sondern aus unter sich verschiedenen Principien zusammengesetzt. Eine achromatische, höchst feine durchsichtige Flüssigkeit bildet seine Basis, und

eine farbige, heterogene dunkle Materie ſchwimmt beſtändig in dieſer Flüſſigkeit."

„Wenn nicht in dem Lichte eine achromatiſche Flüſſigkeit exiſtirte, ſo würde die Intenſität der Farben des Lichts in jeder ſeiner Arten immer dieſelbe ſeyn; z. B. das Rothe würde immer dieſelbe Stärke behalten, ohne ſich zum hellern diluiren, oder zum Dunklern concentriren zu können. Nun aber zeigt die Erfahrung, daß die Farben des Lichts ſich concentriren und diluiren, ohne ihre Natur zu verändern; alſo folgt, daß in demſelben Lichte eine achromatiſche Materie exiſtiren muß, die dergleichen Modificationen hervorzubringen vermögend iſt."

„So muß auch die farbige Materie des Lichts nicht homogen ſeyn: denn wäre ſie bloß von Einer Natur, z. B. roth; ſo würde man in allen Körpern nichts mehr ſehen als dieſe Farbe, hell oder dunkel, nach dem Grade der Intenſität oder der Verdünnung des Lichts. Nun aber ſieht man in den Körpern eine erſtaunliche Mannigfaltigkeit verſchiedener Farben, nicht nur der Intenſität ſondern auch der Qualität nach; folglich iſt die farbige Materie, welche in der achromatiſchen Flüſſigkeit ſchwimmt, nicht homogen, ſondern von verſchiedenen Beſchaffenheiten."

„Durch eine Reihe neuer und entſchiedener Experimente, die von mir über das Licht gemacht worden, iſt es hinlänglich bewieſen, daß es eine farbige Ma-

terie von zweyerley Art gebe: eine die vermögend ist, in uns ein Gefühl der rothen Farbe zu erwecken, und eine andere, die ein Gefühl der grünen Farbe hervorbringen kann. Alle die andern Farben die man im Lichte sieht, sind aus diesen beyden zusammengesetzt, und sind anzusehen als bloße Resultate ihrer wechselseitigen Verbindung mit der achromatischen Materie zu einem Zustand von größerer oder kleinerer Dichtigkeit. Denn das Licht hat eine Kraft sich zu concentriren, daß es einen Glanz und eine unerträgliche Stärke für das Gesichtsorgan erhält; und zugleich die Fähigkeit, sich so sehr zu verdünnen, daß es demselben Organ nicht mehr merklich ist, und die Gegenstände nicht mehr sichtbar macht."

„Endlich ist die farbige Materie des Lichts von Natur dunkel, weil sie, indem sie sich vermittelst schicklicher Vorrichtungen verbindet, entweder den freyen Durchgang der achromatischen Strahlen verhindert, oder uns die Oberfläche der Gegenstände verdeckt, über welche sich diese farbige Materie verbreitet."

Versuche.

Seine Vorrichtung ist nicht ungeschickt farbige Schatten hervorzubringen. Er bereitet hohle Röhren, bespannt das eine Ende mit leichten seidenen Zeugen, theils weißen theils von verschiedenen Farben. Diese bringt er in dem Laden einer Camera obscura berge-

Saal.

Fernando.

Laß mich! Laß mich! Sieh da faſſts mich wieder mit all der ſchröflichen Verworrenheit! — So kalt, ſo graß liegt alles vor mir — als wär' die Welt nichts — ich hätte drinne nichts verſchuldet — — Und ſie! — Ha! bin ich nicht elender als ihr? Was habt ihr an mich zu fordern? — — — Was iſt nun des Sinnes Ende? — Hier! und hier! Von einem Ende zum andern! durchgedacht! und wieder durchgedacht! Und immer quälender! immer ſchröflicher! — — (ſich die Stirn haltend.) Wo's zulezt widerſtöſt! Nirgends vor, nicht hinter ſich! Nirgends Rath und Hülfe! — Und dieſe zwei? Dieſe drei beſte weibliche Geſchöpfe der Erde — elend durch mich! — elend ohne mich! — Ach noch elender mit mir — Wenn ich klagen könnte, könnt verzweifeln, könnt um Vergebung bitten — könnt in ſtumpfer Hofnung nur eine Stunde hinbringen — zu ihren Füßen liegen, und in theilnehmendem Elend eine Seeligkeit genießen! — Wo ſind ſie? — Stella! du liegſt auf deinem Angeſichte,

ſtalt an, daß er auf eine entg'gengeſtellte Tafel, entweder ſein achromatiſches oder ſeine verſchieden gefärbten Lichter hereinbringen kann. Dazwiſchen ſtellt er irgend einen Körper, um einen einfachen oder Doppelſchatten hervorzubringen. Da er ſeine ſeidenen Ueberzüge Objective nennt; ſo wollen wir der Kürze wegen dieſen Ausdruck beybehalten.

Ein weißes Objectiv gibt farbloſes Licht und ſchwarzen Schatten.

Zwey weiße Objective geben farbloſes Licht und farbloſe Halbſchatten.

Ein rothes und ein weißes Objectiv geben ein helles Licht und rothen Schein, den er Reflex nennt, ſodann rothe und grüne Halbſchatten.

Ein grünes und ein weißes Objectiv geben ein ſchwaches grünes Licht und ſodann grüne und rothe Halbſchatten.

Ein rothes und ein grünes Objectiv geben ein verdunkeltes Licht, ohne einige Farbe, ſodann rothe und grüne Halbſchatten.

Soweit iſt alles in der Ordnung. Nun verbindet er aber mit dem rothen und grünen Objectiv noch ein weißes, und will dadurch auf mancherley Art

Blau, Gelb, ſo wie Orange und Violett erhalten haben.

Nun fährt er fort ein Objectiv von Orangefarbe und ein weißes zuſammen zu ſtellen. Er erhält ein ſchwaches Orange-Licht, ſodann orange und blaue Schatten. Ein weißes und blaues Objectiv geben ihm ein ſchwachblaues Licht und blaue und gelbe Schatten. (Soll wohl rothgelbe heißen.) Ein gelbes und weißes Objectiv geben ihm ein hellgelbes Licht und gelbe und violette Schatten. Ein violettes und weißes Objectiv zuſammen geben ihm nunmehr violette und grünliche Schatten.

Dieſes Violett that hier, wie man ſieht, die Wirkung vom reinen Roth; der Verfaſſer glaubt aber hier wieder an dem Anfange zu ſeyn, wo er ausgegangen iſt. Anſtatt jedoch die richtigen Erfahrungen, die ihm die Natur von dem Gegenſatz der Farben darbot, zu beachten und weiter zu verfolgen, hielt er die geforderten Scheinfarben für reale, wirklich aus dem Licht hervorgelockte Farben, und getäuſcht durch jenen mittleren Verſuch, bey welchem ein nicht beachteter Nebenumſtand, den wir jedoch zu entwickeln noch nicht Gelegenheit gehabt, eintreten mochte, beſtand er auf ſeinem erſten wunderlichen Aperçü in Lamego, Roth und Grün, vielleicht ſeiner Maltheſer-Uniform und dem Teppich zu Ehren, als die einzigen Urfarben anzuſprechen.

Seine Bemühungen sind redlich, seine Aufmerksamkeit genau und anhaltend. Er wird die dunkle Eigenschaft der Farbe gewahr, die Nothwendigkeit eines farblosen Lichts zur Erscheinung der Farbe, und führt die sämmtlichen Paare der sich fordernden Farben ganz richtig durch; nur übereilt er sich im Urtheil, und kommt so wenig als H. F. T. auf das Aperçü, daß die zweyte Farbe eine physiologische sey.

Das letzte der oben benannten Werke, sehr schön auf 32 Seiten in klein Quart gedruckt, verdiente wohl ganz übersetzt, und mit der ihm beygefügten Kupfertafel begleitet zu werden, indem nur zweyhundert Exemplare davon existiren, und alle aufrichtigen Versuche zu dem Wahren zu gelangen, schätzbar und selbst die Mißgriffe belehrend sind.

Robert Waring Darwin.

On the Ocular Spectra of Light and Colours. Abgedruckt in den Philoſophiſchen Transactionen, Volum. 76. pag. 313. datirt vom November 1785. Nochmals abgedruckt in Erasmus Darwins Zoonomie.

Dieſer Aufſatz von den Augengeſpenſtern iſt ohne Zweifel der ausführlichſte unter allen die erſchienen ſind, ob ihm gleich die oben angezeigte Schrift des Pater Scherffer an die Seite geſtellt werden dürfte. Nach der Inhaltsanzeige folgt eine kurze Einleitung, welche eine Eintheilung dieſer Geſpenſter und einige Literarnotizen enthält. Die Ueberſchriften und Summarien ſeiner Kapitel ſind folgende:

1) Thätigkeit der Netzhaut beym Sehen.

2) Von Geſpenſtern aus Mangel von Empfindlichkeit.

Die Retina wird nicht ſo leicht durch geringere Reizung in Thätigkeit geſetzt, wenn ſie kurz vorher eine ſtärkere erlitten.

3) Von Geſpenſtern aus Uebermaß von Empfindlichkeit.

Die Retina wird leichter zur Thätigkeit erregt durch einen größern Reiz, wenn sie kurz vorher einen geringern erfahren.

4) Von directen Augengespenstern.

Eine Reizung über das natürliche Maaß, erregt die Retina zu einer krampfhaften Thätigkeit, welche in wenig Secunden aufhört.

5) Ein Reiz, stärker als der letzterwähnte, erregt die Retina zu krampfhafter Thätigkeit, welche wechselweise sich verliert und wiederkehrt.

6) Von umgekehrten Augengespenstern.

Die Netzhaut, nachdem sie zur Thätigkeit durch einen Reiz aufgeregt worden, welcher abermals etwas größer ist als der letzterwähnte, fällt in eine entgegengesetzte krampfhafte Thätigkeit.

7) Die Netzhaut, nachdem sie zur Thätigkeit durch einen Reiz erregt worden, welcher abermals größer ist als der letzterwähnte, fällt in verschiedene aufeinander folgende krampfhafte Thätigkeiten.

8) Die Netzhaut, nachdem sie zur Thätigkeit durch einen Reiz erregt worden, der einigermaßen größer ist als der letzterwähnte, fällt in eine fixe krampfhafte Thätigkeit, welche mehrere Tage anhält.

9) Ein Reiz, gröſſer als der vorhergehende, bringt eine temporäre Paralyſe in dem Geſichtsorgan hervor.

10) Vermiſchte Bemerkungen. Hier bringt der Verfaſſer ſolche Beobachtungen an, welche aus einem ganz natürlichen Grunde zu den vorhergehenden nicht paſſen.

a) Von directen und umgekehrten Geſpenſtern die zu gleicher Zeit exiſtiren. Von wechſelſeitigen directen Geſpenſtern. Von einer Verbindung directer und umgekehrter Geſpenſter. Von einem geſpenſterhaften Hofe. Regeln die Farben der Geſpenſter voraus zu ſagen.

b) Veränderlichkeit und Lebhaftigkeit der Geſpenſter, durch fremdes Licht bewirkt.

c) Veränderlichkeit der Geſpenſter in Abſicht auf Zahl, Geſtalt und Nachlaſſen.

d) Veränderlichkeit der Geſpenſter in Abſicht auf Glanz. Die Sichtbarkeit der Circulation des Blutes im Auge.

e) Veränderlichkeit der Geſpenſter in Abſicht auf Deutlichkeit und Größe, mit einer neuen Art die Gegenſtände zu vergröſſern.

f) Schluß.

Jedem der dieſe Summarien und Rubriken mit einiger Aufmerkſamkeit betrachtet, wird in die Augen fallen, was an dem Vortrag des Verfaſſers zu tadeln ſey. Waring Darwin, wie ſein Bluts- oder Namensvetter, Erasmus Darwin, begehen, bey allem Verdienſt einer heitern und ſorgfältigen Beobachtung, den Fehler, daß ſie als Aerzte alle Erſcheinungen mehr pathologiſch als phyſiologiſch nehmen. Waring erkennt in ſeinem erſten Artikel, daß wohl alles Sehen von der Thätigkeit der Netzhaut abhängen möchte, und nimmt nun nicht etwa den naturgemäßen Weg, die Geſetze wornach ein ſolches geſundes Organ wirkt und gegenwirkt, auszumitteln und zu bezeichnen; ſondern er führt ſie unter der künſtlichen, ärztlichen Form auf, wie ſie ſich gegen ſchwächere und ſtärkere Reize verhalten; welches in dieſem Falle von geringer Bedeutung, ja in der Erfahrung, wie man aus ſeinen Rubriken wohl ſehen kann, gar nicht zu beſtimmen iſt.

Wir haben den Gehalt dieſer Abhandlung, ſo wie der übrigen uns bekannt gewordenen, geſondert und an der Natur ſelbſt, zum Nachtheil unſrer eigenen Augen, wiederholt geprüft, und in unſerer Abtheilung von phyſiologiſchen, nicht weniger in dem Anhang von pathologiſchen Farben, die allgemeinen Umriſſe zu ziehen geſucht, in welchen ſich alles einſchließt, die beſte Ordnung auszufinden getrachtet, nach welcher ſich die Phänomene darſtellen und einſehen laſſen.

Anſtatt alſo den Darwiniſchen Aufſatz Artikel vor

Artikel durchzugehen, anstatt Beyfall und Mißfallen im Einzelnen zu bezeigen, ersuchen wir unsere Leser, die es besonders interessiren könnte, diese Abhandlung mit unserer erstgemeldeten Abtheilung des Entwurfs zusammenzuhalten und sich durch eigene Ansicht von dem dort Geleisteten zu überzeugen.

Wir haben bey Recension des Darwinischen Aufsatzes den Ausdruck Augengespenst mit Fleiß gewählt und beybehalten, theils weil man dasjenige was erscheint ohne Körperlichkeit zu haben, dem gewöhnlichen Sprachgebrauche nach, ein Gespenst nennt, theils weil dieses Wort, durch Bezeichnung der prismatischen Erscheinung, das Bürgerrecht in der Farbenlehre sich hergebracht und erworben. Das Wort Augentäuschungen, welches der sonst so verdienstvolle Uebersetzer der Darwinischen Zoonomie dafür gebraucht hat, wünschten wir ein für allemal verbannt. Das Auge täuscht sich nicht; es handelt gesetzlich und macht dadurch dasjenige zur Realität, was man zwar dem Worte aber nicht dem Wesen nach, ein Gespenst zu nennen berechtigt ist.

Wir fügen die obengemeldeten literarischen Notizen hinzu, die wir theils dem Verfasser, theils dem Uebersetzer schuldig sind.

Doctor Jurin in Smiths Optik, zu Ende. Aepinus in den Petersburger neuen Commentarien Vol. X. Beguelin in den Berliner Memoiren Vol. II., 1771.

D'Arcy, Geschichte der Akademie der Wissenschaften 1765. De la Hire, Büffon, Memoiren der franz. Akademie 1743. Christ. Ernst Wünsch Visus phaenomena quaedam. Lips. 1776. 4. Joh. Eichel Experimenta circa sensum videndi, in Collectaneis societatis medicae Havniensis. Vol. I., 1774 8.

Anton Raphael Mengs.

Lezioni prattiche di pittura, in seinen Werken, herausgekommen zu Parma 1780 in Quart.

Den Grund der Harmonie, welche wir bey einem Gemälde empfinden, setzte Mengs in das Helldunkel, so wie er denn auch dem allgemeinen Ton die vorzüglichste Wirkung zuschrieb. Die Farben waren ihm dagegen nur einzelne Töne, womit man die Oberflächen der Körper specificirte, welche sich dem Helldunkel und dem allgemeinen Ton subordiniren sollten, ohne eben gerade für sich und unter sich einen Anspruch an Uebereinstimmung und Ganzheit zu machen.

Er bemerkte jedoch, daß eine Farbe, wenn sie in ihrer völligen Lebhaftigkeit gebraucht werde, durch eine andere gewissermaßen aufgewogen werden müsse, um erträglich zu seyn. Und so fand sein offner Sinn und guter Geschmack die einfachen Gesetze der Farben

harmonie, ohne jedoch ihren physiologischen Grund einzusehen.

„Bey dem Gebrauch der Farben ist es nöthig ihr Gleichgewicht zu beobachten, wenn wir die Art und Weise finden wollen, sie mit Anmuth anzuwenden, und gut zu begleiten. Eigentlich gibt es nur drey Farben, Gelb, Roth und Blau. Diese darf man nie an und für sich in einem Werke gebrauchen; doch wenn man ja eine davon, und zwar rein anwenden wollte, so suche man die Art und Weise eine andere aus zweyen gemischt, an die Seite zu setzen: z. E. das reine Gelb begleite man mit Violett, weil dieses aus Roth und Blau besteht. Hat man ein reines Roth angewendet, so füge man aus derselben Ursache das Grüne hinzu, das ein Gemisch von Blau und Gelb ist. Besonders ist die Vereinigung des Gelben und Rothen, wodurch die dritte Mischung entsteht, schwer mit Vortheil anzuwenden, weil diese Farbe zu lebhaft ist, derwegen man das Blau zu seiner Begleitung hinzufügen muß."

Man sehe was wir hierüber im naturgemäßen Zusammenhange am gehörigen Orte vorgetragen haben. (S. 803. ff.)

ſichte, blikſt ſterbend nach dem Himmel, und ächzſt: — was hab ich Blume verſchuldet, daß mich dein Grimm ſo niederknikt? Was hatte ich Arme verſchuldet, daß du dieſen Böſewicht zu mir führteſt? — — Cezilie! Mein Weib! o mein Weib! — — Elend! Elend! tiefes Elend! — Welche Seeligkeiten vereinigen ſich um mich elend zu machen! Gatte! Vater! Geliebter! — Die beſten edelſten weiblichen Geſchöpfe! — dein! Dein? — kannſt du das faſſen, die dreifache, unſägliche Wonne? — und nur die iſt's, die dich ſo ergreift, die dich zerreißt! — Jede fordert mich ganz — Und ich? — Hier iſt's zu! — tief! unergründlich! — — Sie wird elend ſeyn! — Stella! biſt elend! — Was hab ich dir geraubt? das Bewuſtſeyn dein ſelbſt, dein junges Leben! — Stella! — Und ich bin ſo kalt? — (Er nimmt eine Piſtole vom Tiſch) Doch, auf alle Fälle! — (er ladt.) —

Cezilie kommt.

Cezilie.

Mein Beſter! wie iſt's uns? — (ſieht die Piſtolen.) Das ſieht ja reiſefertig aus!

Jeremias Friedrich Gülich.

Vollständiges Färbe- und Bleichbuch ꝛc. ꝛc. Sechs Bände. Ulm, 1779 bis 1793.

Dieser Mann, welcher zu Sindelfingen bey Stuttgart ansäßig und zuletzt im Baadenischen angestellt war, dessen Lebensgang wohl mehr verdiente bekannt zu seyn, war in seinem Handwerk, in seiner Halbkunst, wie man es nennen will, so viel wir ihn beurtheilen können, wohl zu Hause. Alle Erfordernisse bey der Färberey, sowohl in so fern sie vorbereitend als ausführend und vollendend gedacht werden, lagen ihm zur Hand, so wie die verschiedensten Anwendungen, welche man von Farben technisch auf alle Arten von Zeugen und Stoffen nach und nach ersonnen hat.

Bey der großen Breite, bey dem genauen Detail seiner Kenntnisse sah er sich nach einem Leitfaden um, an welchem er sich durch das Labyrinth der Natur- und Kunsterscheinungen durchwinden könnte. Da er aber weder gelehrte, noch philosophische noch literarische Bildung hatte, so wurde es seinem übrigens tüchtigen Charakter sehr schwer, wo nicht unmöglich, sich überall zurecht zu finden.

Er sah wohl ein, daß bey allem Verfahren des Färbers nur sehr einfache Maximen zum Grunde lagen, die sich aber unter einem Wust von einzelnen Recepten

und zufälligen Behandlungen verbargen und kaum gefaßt werden konnten.

Daß mit einer klugen Anwendung von Säuren und Alcalien viel, ja beynah alles gethan ſey, ward ihm klar, und bey dem Drange zum Allgemeinen, den er in ſich fühlte, wollte er dem Material ſeines Geſchäfts und deſſen Anwendung nicht allein, ſondern zugleich der ganzen Natur, einen eben ſo einfachen Gegenſatz zum Grunde legen. Deshalb wurden ihm Feuer und Waſſer die zwey Haupt-Elemente. Jenem geſellte er die Säuren, dieſem die Alcalien zu. In jenem wollte er zugleich die hochrothe, in dieſem die blaue Farbe finden, und hiermit war ſeine Theorie abgeſchloſſen; das Uebrige ſollte ſich hieraus entwickeln und ergeben.

Da die eminenteſten und beſtändigſten Farben aus den Metallen hervorzubringen waren; ſo ſchenkte er auch dieſen vorzügliche Aufmerkſamkeit und eine beſondere Ehrfurcht. Dem Feuer, den Säuren, dem Hochrothen ſoll Gold und Eiſen, dem Waſſer, den Alcalien, dem Blauen ſoll vorzüglich Kupfer antworten und gemäß ſeyn; und überall wo man dieſe Farben finde, ſoll etwas wo nicht gerade wirklich Metalliſches, doch dem Metalliſchen nahe Verwandtes und Analoges angetroffen werden.

Man ſieht leicht, daß dieſe Vorſtellungsart ſehr beſchränkt iſt und bey der Anwendung oft genug unbe-

quem werden muß. Weil jedoch seine Erfahrung sehr sicher und stät, seine Kunstbehandlung meisterhaft ist; so kommen bey dieser seltsamen Terminologie Verhältnisse zur Sprache, an die man sonst nicht gedacht hätte, und er muß die Phänomene selbst recht deutlich machen, damit sie vielseitig werden, und er ihnen durch seine wunderliche Theorie etwas abgewinnen kann. Uns wenigstens hat es geschienen, daß eine Umarbeitung dieses Buchs, nach einer freyern theoretischen Ansicht, von mannigfaltigem Nutzen seyn müßte.

Da, wie der Titel seines Buches ausweist, die erste Sorge des Färbers, die Farblosigkeit und Reinigkeit der Stoffe auf welche er wirken will, ihm niemals aus den Augen gekommen; da er die Mittel sorgfältig angibt, wie solchen Stoffen alle Farbe und Unreinigkeit zu entziehen: so muß ihm freylich der Newtonische siebenfarbige Schmutz, so wie bey seiner einfachern Ansicht, die siebenfache Gesellschaft der Grundfarben höchst zuwider seyn; deswegen er sich auch gegen die Newtonische Lehre sehr verdrießlich und unfreundlich gebärdet.

Mit den Chemikern seiner Zeit, Meyer, Justi und andern, verträgt er sich mehr oder weniger. Das acidum pingue des ersten ist ihm nicht ganz zuwider; mit dem zweyten steht er in mancherley Differenz. So ist er auch in dem was zu seiner Zeit über die Färbekunst geschrieben worden, und was man sonst über die Farbenlehre geäußert, nicht unbekannt.

So viel ſey genug, das Andenken eines Mannes aufzufriſchen, der ein laborioſes und ernſtes Leben geführt, und dem es nicht allein darum zu thun war, für ſich und die Seinigen zu wirken und zu ſchaffen; ſondern der auch dasjenige was er erfahren, und wie er ſichs zurecht gelegt, andern zu Nutz und Bequemlichkeit, emſig mittheilen wollte.

Eduard Huſſey Delaval.

Verſuch und Bemerkungen über die Urſache der dauerhaften Farben undurchſichtiger Körper. Ueberſetzt und herausgegeben von Crell. Berlin und Stettin 1788. 8.

Der eigentliche Gehalt dieſer Schrift, ob er gleich in der Farbenlehre von groſſer Bedeutung iſt, läßt ſich doch mit wenigen Worten ausſprechen. Des Verfaſſers Hauptaugenmerk ruht auf dem σκιερόν, auf der dunklen Eigenſchaft der Farbe, wohin wir auch wiederholt gedeutet haben.

Er behandelt vorzüglich färbende Stoffe aus dem Mineralreiche, ſodann auch aus dem vegetabiliſchen und animaliſchen; er zeigt, daß dieſe Stoffe in ihrem feinſten und concentrirteſten Zuſtande keine Farbe bey auffallendem Lichte ſehen laſſen, ſondern vielmehr ſchwarz erſcheinen.

Auch in Feuchtigkeiten aufgelöste reine Farbestoffe, so wie farbige Gläser, zeigen, wenn ein dunkler Grund hinter ihnen liegt, keine Farbe, sondern nur, wenn ein heller hinter ihnen befindlich ist. Alsdann aber lassen sie ihre farbige Eigenschaft eben so gut als bey durchfallendem Lichte sehen.

Was sich auch vielleicht gegen des Verfassers Verfahrungsart bey seinen Versuchen einwenden läßt; so bleibt doch das Resultat derselben für denjenigen, der sie nachzuahmen und zu vermannigfaltigen weiß, unverrückt stehen, in welchem sich das ganze Fundament der Färberey und Malerey ausdrückt.

Des Verfassers Vortrag hingegen ist keiner von den glücklichsten. Seine Ueberzeugung trifft mit der Newtonischen nicht zusammen, und doch kann er sich von dieser nicht losmachen, so wenig als von der Terminologie, wodurch sie sich ausspricht. Man sieht ferner durch seine Deduction wohl den Faden durch, an welchen er sich hält, allein er verschlingt ihn selbst und macht dadurch den Leser verworren.

Da er vorzüglich in dem chemischen Felde arbeitet, so steht ihm freylich die Vorstellungsart seiner Zeit und die damalige Terminologie entgegen, wo das Phlogiston so wunderbar Widersprechendes wirken sollte. Die Kenntniß der verschiedenen Luftarten ist auf dem Wege; aber der Verfasser entbehrt noch die großen Vorzüge der neuern französischen Chemie und

ihres Sprachgebrauchs, wodurch wir denn freylich gegenwärtig viel weiter reichen. Es gehört daher eine Ueberzeugung von seinem Hauptgrundsatze und ein guter Wille dazu, um das Echte und Verdienstliche seiner Arbeit auszuziehen und anzuerkennen.

Wir haben ihn seit langen Jahren geschätzt und daher auch schon (S. 572 ff.) seine Ueberzeugung, verbunden mit der unsern, aufgeführt.

Bey den Pflanzen geräth es ihm am besten. Er entzieht ihnen das Färbende und es bleibt eine weiße Structur übrig. Dieses ausgezogene Färbende verfinstert sich immer mehr beym Verdichten, manifestirt seine schattenhafte Natur, nähert sich dem Schwarzen, Ununterscheidbaren, und kann wieder einer andern weißen Fläche mitgetheilt und in seiner vorigen Specification und Herrlichkeit dargestellt werden. Im Thierreich ist es schon schwieriger. Im Mineralreiche finden sich noch mehr Hindernisse, wenn man den Grundsatz durchführen will. Jedoch beharrt er fest bey demselben und wendet ihn, wo er empirisch anwendbar ist, glücklich an.

In der Vorrede sind zwey kurze Aufsätze, die jedoch dem Verfasser nicht besonders günstig sind, vom Herausgeber eingeschaltet, der eine von Klügel, der andere von Lichtenberg. In dem ersten finden wir einen gemüthlichen und redlichen, in dem zweyten einen geistreichen und gewandten Skepticismus. Wir mögen

hierbey eine Bemerkung äußern, welche wohl verdiente gesperrt gedruckt zu werden; daß nämlich auf eine solche Weise, wie von beyden Männern hier geschehen, alle Erfahrungswissenschaft vernichtet werden könne: denn weil nichts was uns in der Erfahrung erscheint, absolut angesprochen und ausgesprochen werden kann, sondern immer noch eine limitirende Bedingung mit sich führt, so daß wir Schwarz nicht Schwarz, Weiß nicht Weiß nennen dürften, in sofern es in der Erfahrung vor uns steht: so hat auch jeder Versuch, er sey wie er wolle und zeige was er wolle, gleichsam einen heimlichen Feind bey sich, der dasjenige was der Versuch a potiori ausspricht, begränzt und unsicher macht. Dieß ist die Ursache, warum man im Lehren, ja sogar im Unterrichten, nicht weit kommt; bloß der Handelnde, der Künstler entscheidet, der das Rechte ergreift und fruchtbar zu machen weiß.

Der Delavalischen Ueberzeugung, die wir kennen, wird die Lehre von Newtons Lamellen an die Seite gesetzt, und freylich sind sie sehr verwandt. Bey Newton kommt auch die Farbe nicht von der Oberfläche, sondern das Licht muß durch eine Lamelle des Körpers eindringen und decomponirt zurückkehren. Bey Delaval ist die Farbe dieser Lamelle specificirt und wird nicht anders gesehen, als wenn hinter ihr ein heller, weißer Grund sich befindet, von dem das Licht alsdann gleichfalls specifisch gefärbt zurückkehrt.

Merkwürdig ist besonders in dem Lichtenbergischen

Aufſatz, wie man der Newtoniſchen Lehre durch chemiſche Hülfstruppen in jener Zeit wieder beygeſtanden. Man hätte eine latente Wärme ausgemittelt, warum ſollte es nicht auch ein latentes Licht geben?, und warum ſollten die, nach der Theorie, dem Licht angehörigen farbigen Lichter nicht auch der Reihe nach Verſteckens ſpielen, und wenn es den gelben beliebte hervorzugucken, warum ſollten die übrigen nicht neckiſch im Hinterhalte lauſchen können?

Zwey merkwürdige, unſerer Ueberzeugung günſtige Stellen aus gedachtem Aufſatz jedoch, wovon wir die eine ſchon früher angeführt (S. 584.), mögen hier Platz nehmen:

„Ich bemerke hier im Vorbeygehen, daß vielleicht die Lehre von den Farben eben deswegen bisher ſo viele Schwierigkeiten hatte, weil alles auf Einem Wege, z. B. Brechung, erklärt werden ſollte.“

Wir haben oft genug wiederholt, daß alles auf den Weg ankommt, auf welchem man zu einer Wiſſenſchaft gelangt. Newton gieng von einem Phänomen der Brechung aus, von einem abgeleiteten Complicirten. Dadurch ward Brechung das Hauptaugenmerk, das Hauptkunſtwort, und was bey einem einzelnen Falle vorgieng, die Grundregel, das Grundgeſetz fürs Allgemeine. Hatte man hier mehrere, ja unzählige Grundfarben angenommen; ſo bedurften die welche von der Malerey und Färberey herkamen, nur

drey Farben; noch mehr Aufpaſſende und Sondernde gar nur zwey, und ſo veränderte ſich alles nach den verſchiedenen Anſichten.

Carvalho und der Franzoſe H. F. T. fanden die farbigen Schatten höchſt bedeutend und legten den ganzen Grund der Farbenlehre dahin. Aber alle dieſe Phänomene, ſie mögen Namen haben wie ſie wollen, haben ein gleiches Recht Grundphänomene zu ſeyn. Die von uns aufgeführten phyſiologiſchen, phyſiſchen, chemiſchen Farben ſind alle gleich befugt die Aufmerkſamkeit der Beobachtenden und Theoretiſirenden anzuſprechen. Die Natur allein hat den wahren republicaniſchen Sinn, da der Menſch ſich gleich zur Ariſtokratie und Monarchie hinneigt, und dieſe ſeine Eigenheit überall, beſonders auch theoretiſirend ſtatt finden läßt.

„Auch ſcheint es mir aus andern Gründen wahrſcheinlich, daß unſer Organ um eine Farbe zu empfinden, etwas von allem Licht (weißes) zugleich mit empfangen müſſe.“

Was hier Lichtenberg im Vorbeygehen äußert, iſt denn das etwas anderes als was Delaval behauptet? nur daß dieſer das Helle hinter das Dunkle bringt und die Specification des Dunklen dadurch erſcheinen macht, und daß jener das Helle unter das Dunkle miſcht; welches ja auch nichts weiter iſt, als daß eins mit und durch das andre erſcheint. Ob ich ein durchſichtiges Blau über Gelb laſire, oder ob ich

Gelb und Blau vermiſche, iſt in gewiſſem Sinne einerley: denn auf beyde Weiſe wird ein Grün hervorgebracht. Jene Behandlungsart aber ſteht viel höher, wie wir wohl nicht weiter auszuführen brauchen.

Uebrigens wird Delaval's Vortrag, beſonders indem er auf die trüben Mittel gelangt, unſicher und unſcheinbar. Er kehrt zu der Newtoniſchen Lehre zurück, ohne ſie doch in ihrer ganzen Reinheit beyzubehalten; dadurch entſteht bey ihm, wie bey ſo vielen andern, ein unglückliches eklektiſches Schwanken. Denn man muß ſich zu Newton ganz bekennen, oder ihm ganz entſagen.

Johann Leonhard Hoffmann.

Verſuch einer Geſchichte der maleriſchen Harmonie überhaupt und der Farbenharmonie insbeſondere, mit Erläuterungen aus der Tonkunſt, und vielen praktiſchen Anmerkungen, Halle 1786.

Dieſer Mann, deſſen Andenken faſt gänzlich verſchwunden iſt, lebte um gedachtes Jahr in Leipzig als privatiſirender Gelehrter, war als guter Phyſiker und rechtlicher Mann geſchätzt, ohne ſich jedoch einer ärmlichen Exiſtenz entwinden zu können. Er nahm beträchtlichen Antheil an phyſicaliſchen, technologiſchen, ökonomiſchen Journalen und anderen Schriften dieſes

Fernando, legt sie nieder.

Cezilie.

Mein Freund! du scheinst mir gelassener. Kann man ein Wort mit dir reden?

Fernando.

Was willst du, Cezilie? Was willst du, mein Weib?

Cezilie.

Nenn mich nicht so, bis ich ausgeredet habe. Wir sind nun wohl sehr verworren; sollte das nicht zu lösen seyn? Ich hab viel gelitten, und drum nichts von gewaltsamen Entschließen. Vernimmst du mich, Fernando?

Fernando.

Ich höre!

Cezilie.

Nimm's zu Herzen! Ich bin nur ein Weib, ein kummervolles, klagendes Weib; aber Entschluß ist in meiner Seele. — Fernando — ich bin entschlossen — ich verlasse dich!

Fernando, spottend.

Kurz und gut?

Cezilie.

Inhalts. Mehr ist uns von ihm nicht bekannt geworden.

Seine obgemeldete Schrift zeigt ihn uns als einen durch Studien wohl gebildeten Mann. Kenntniß der Sprachen, des Alterthums, der Kunstgeschichte und recht treue Theilnahme an der Kunst selbst, ist überall sichtbar. Ohne selbst Künstler zu seyn, scheint er sich mit der Malerey, besonders aber mit dem Malen, als ein guter Beobachter und Aufmerker beschäftigt zu haben, indem er die Erfordernisse der Kunst und Technik recht wohl einsieht und penetrirt.

Da er jedoch in allem dem, was von dem Maler verlangt wird und was er leistet, kein eigentliches Fundament finden kann; so sucht er durch Vergleichung mit der Tonkunst eine theoretische Ansicht zu begründen, und die malerischen und musicalischen Phänomene, so wie die Behandlungsweise der beyden Künste, mit einander zu parallelisiren.

Eine solche, von Aristoteles schon angeregte, durch die Natur der Erscheinungen selbst begünstigte, von mehreren versuchte Vergleichung kann uns eigentlich nur dadurch unterhalten, daß wir mit gewissen schwankenden Aehnlichkeiten spielen, und indem wir das Eine fallen lassen, das Andere ergreifen und immer so fortfahren, uns geistreich hin und wieder schaukeln.

Auf dem empirischen Wege, wir wir schon früher

bemerkt (E. 748 ff.) werden ſich beyde Künſte niemals vergleichen laſſen, ſo wenig als zwey Maßſtäbe von verſchiedenen Längen und Eintheilungen neben einander gehalten. Wenn auch irgend wo einmal ein Einſchnitt paßt, ſo treffen die übrigen nicht zuſammen; rückt man nach, um jene neben einander zu bringen, ſo verſchieben ſich die erſten wieder, und ſo wird man auf eine höhere Berechnungsart nothwendig getrieben.

Wir können dieß nicht anſchaulicher machen, als wenn wir diejenigen Erſcheinungen und Begriffe, die er paralleliſirt, neben einander ſtellen.

Licht	Laut
Dunkelheit	Schweigen
Schatten	
Lichtſtrahlen	Schallſtrahlen
Farbe	Ton
Farbenkörper	Inſtrument
Ganze Farben	Ganze Töne
Gemiſchte Farben	Halbe Töne
Gebrochene Farbe	Abweichung des Tons
Helle	Höhe
Dunkel	Tiefe
Farbenreihe	Octave
Wiederholte Farbenreihe	Mehrere Octaven.
Helldunkel	Unisons
Himmliſche Farben	Hohe Töne
Irdiſche (braune) Farben	Contra-Töne

Herrschender Ton	Solostimme
Licht und Halbschatten	Prime und Secundstimme
Indig	Violoncell
Ultramarin	Viole und Violine
Grün	Menschenkehle
Gelb	Clarinette
Hochroth	Trompete
Rosenroth	Hoboe
Kermesroth	Querflöte
Purpur	Waldhorn
Violett	Fagott
Zurichtung der Palette	Stimmung der Instrumente
Tractement	Applicatur
Bunte lavierte Zeichnung	Clavier-Conzert
Impastirtes Gemälde.	Symphonie.

Bey dieser Art von strengem Nebeneinandersetzen, welches im Buche theils wirklich ausgesprochen, theils durch Context und Styl nur herbeygeführt und eingeleitet ist, sieht Jedermann das Gezwungene, Willkührliche und Unpassende zweyer großen in sich selbst abgeschlossenen Naturerscheinungen, in sofern sie theilsweise mit einander verglichen werden sollen.

Es ist zu verwundern, daß der Verfasser, der sich sehr lebhaft gegen das Farbenclavier erklärt und dasselbe für unausführbar und unnütz hält, ein solches Vergnügen fand, sich aus Verschlingung der beyden Künste

gleichsam selbst ein Labyrinth zu erschaffen. Dieses wird denn in seinen letzten Kapiteln recht kraus, indem er den motus rectus und contrarius, Intervalle, Consonanzen und Dissonanzen, den modus major und minor, Accord und Disharmonie, aneinandergereihte Octaven und was noch alles sonst der Musik eigen ist, auch in der Farbenlehre und der sie anwendenden Malerkunst finden will.

Er muß freylich, als ein im Grunde scharfsinniger Mann, sich zuletzt daran stoßen, daß die Malerey eine simultane Harmonie, die Musik eine successive fordere. Er findet natürlich die Intervalle der Farben nicht so bestimmt und meßbar, wie die der Töne. Da er seine Farbenscala nicht in ihr selbst abschließt, sondern sie, statt in einem Cirkel, in einer Reihe vorstellt, um sie an eine hellere Octave wieder anschließen zu können; so weiß er nicht, welche er zur ersten und welche zur letzten machen, und wie er dieses Anschließen am natürlichsten bewirken soll. Ihm steht entgegen daß er von einem gewissen Gelb auf geradem Wege durch Roth und Blau hindurch niemals zu einem helleren Gelb gelangen kann, und er muß fühlen, daß es ein unendlicher Unterschied ist zwischen der Operation wodurch man eine Farbe verdünnt, und zwischen der wodurch man zu einem höheren Tone vorschreitet.

Eben so traurig ist es anzusehen, wenn er glaubt, man könne jede Farbe durch gewisse Modificationen in den Minor setzen, wie man es mit den Tönen vermag,

weil die einzelnen Töne sich gegen den ganzen musicalischen Umfang viel gleichgültiger verhalten, als die einzelnen Farben gegen den Umkreis in welchem sie aufgestellt sind: denn die Farben machen in diesem Kreise selbst das majus und minus, sie machen selbst diesen entschiedenen Gegensatz, welcher sichtbar und empfindbar ist und der nicht aufzuheben geht, ohne daß man das Ganze zerstört.

Die Töne hingegen sind, wie gesagt, gleichgültiger Natur, sie stehen jedoch unter dem geheimen Gesetz eines gleichfalls entschiedenen Gegensatzes, der aber nicht an sich, wie bey der Farbe, nothwendig und unveränderlich empfindbar wird, sondern, nach Belieben des Künstlers, an einem jeden Tone und seiner von ihm herfließenden Folge hörbar und empfindbar gemacht werden kann.

Es ist uns angenehm, indem wir gegen das Ende zu eilen, nochmals Gelegenheit gefunden zu haben, uns über diesen wichtigen Punct zu erklären, auf welchen schon im Laufe unseres Vortrags auf mehr als eine Weise hingedeutet worden.

Das Büchelchen selbst verdient eine Stelle in der Sammlung eines jeden Natur- und Kunstfreundes, sowohl damit das Andenken eines braven, beynah völlig vergessenen Mannes erhalten, als damit die Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit einer solchen Unternehmung einem jeden deutlicher gemacht werde. Geistreiche Per-

sonen werden an den künstlichen, aber redlich gemeyn-ten, und so weit es nur gehen wollte, ernstlich durchgeführten Bemühungen des Verfassers Unterhaltung und Vergnügen finden.

Robert Blair.

Experiments and Observations on the unequal Refrangibility of Light, in den Transactionen der Königlichen Societät zu Edinburg, Vol. 3, 1794.

Das Phänomen der Achromasie war nun allgemein bekannt und besonders durch die einfachen prismatischen Versuche außer allem Zweifel gesetzt worden; doch stand der Anwendung dieses Naturgesetzes auf Objectivgläser manches im Wege, sowohl von der chemischen als von der mechanischen Seite, indem es seine Schwierigkeiten hat, ein innerlich vollkommen reines Flintglas zu bereiten und genau zusammenpassende Gläser zu schleifen. Besonders aber stellten sich manche Hindernisse ein, wenn man die Weite der Objectivgläser über einen gewissen Grad vermehren wollte.

Daß nicht allein feste, sondern auch allerley flüssige Mittel die Farbenerscheinung zu erhöhen im Stande seyen, war bekannt. Doctor Blair beschäftigte sich mit diesen letzten, um so mehr als er wollte gefunden haben, daß bey der gewöhnlichen Art,

durch Verbindung von Flint- und Crownglas, die Achromasie nicht vollkommen werden könne.

Er hatte dabey die Newtonische Vorstellungsart auf seiner Seite: denn wenn man sich das Spectrum als eine fertige, in allen ihren einzelnen Theilen ungleich gebrochene Strahlenreihe denkt; so läßt sich wohl hoffen, daß ein entgegengesetztes Mittel allenfalls einen Theil derselben, aber nicht alle aufheben und verbessern könne. Dieses war schon früher zur Sprache gekommen und Dr. Blairs Versuche, so wie die daraus gezogenen Folgerungen, wurden von den Newtonianern mit Gunst aufgenommen.

Wir wollen ihn erst selbst hören und sodann dasjenige, was wir dabey zu erinnern im Fall sind, nachbringen.

Versuche des Dr. Blair

über die chromatische Kraft verschiedener Flüssigkeiten und Auflösungen.

„Verschiedene Auflösungen von Metallen und Halbmetallen in verschiedenen Gestalten fanden sich immer chromatischer als Crownglas. Die Auflösungen einiger Salze in Wasser, z. B. des rohen Ammoniaksalzes, vermehren die Erscheinung sehr. Die Salzsäure hat auch diese Kraft, und je concentrirter sie ist, desto

ſtärker wirkt ſie. Ich fand daher, daß diejenigen Flüſſigkeiten die allerhöchſte chromatiſche Kraft haben, in welchen die Salzſäure und die Metalle verbunden ſind. Die chemiſche Präparation, genannt Causticum antimoniale oder Butyrum Antimonii, beſitzt in ihrem concentrirteſten Zuſtande, wenn ſie eben genug Feuchtigkeit an ſich gezogen hat, um flüſſig zu ſeyn, dieſe Kraft in einem erſtaunlichen Grade, ſo daß drey Keile Crownglas nöthig ſind, um die Farbe aufzuheben, die durch einen entgegengeſetzten Keil von gleichem Winkel hervorgebracht worden. Die große Menge des in dieſer Solution enthaltenen Halbmetalls, und der concentrirte Zuſtand der Salzſäure, ſcheinen dieſen kaum glaublichen Effect hervorzubringen."

„Aetzendes ſublimirtes Queckſilber, mit einer Auflöſung von rohem Ammoniakſalz in Waſſer, iſt an Stärke die nächſte Auflöſung. Man kann ſie ſo ſtark machen, daß der Winkel eines Prisma's von Crownglas, welches ihre Farbenerſcheinung aufwiegen ſoll, doppelt ſo groß ſeyn muß. Hier ſind auch offenbar das Queckſilber und die Salzſäure an der Erſcheinung Urſache: denn weder das Waſſer, noch das flüchtige Laugenſalz, als die übrigen Theile der Zuſammenſetzung, zeigen, wenn man ſie einzeln unterſucht, eine ſolche Wirkung."

„Die weſentlichen Oele folgen zunächſt. Diejenigen welche man aus harzigen Mineralien erhält, wirken am ſtärkſten: als aus natürlichem Bergöl,

Steinkohle und Ambra. Ihr Verhältniß zu dem Crownglas ist ohngefähr wie zwey zu drey. Das wesentliche Oel des Sassafraß wirkt nicht viel geringer. Wesentliches Citronenöl, ganz ächt, verhält sich wie drey zu vier, Terpentinöl wie sechs zu sieben, und im wesentlichen Rosmarinöl ist die Kraft noch etwas geringer."

„Ausgepreßte Oele unterscheiden sich nicht sonderlich vom Crownglas, so auch rectificirte Geister, und der Aether des Salpeters und Vitriols."

Vorlesung des Dr. Blair.

I. „Die ungleiche Refrangibilität des Lichts, wie sie Isaak Newton entdeckt und umständlich erörtert hat, steht nur in sofern unwidersprochen gegründet, als die Refraction an der Gränze irgend eines Mediums und eines leeren Raumes vorgeht. Alsdann sind die Strahlen von verschiedenen Farben ungleich gebrochen, die rothmachenden Strahlen sind die am wenigsten, die violetmachenden die am meisten brechbaren Strahlen."

II. „Die Entdeckung von demjenigen was man die verschieden zerstreuende Kraft in den verschieden brechenden Medien nannte, zeigt, daß die Newtonischen Theoreme nicht allgemein sind, wenn er schließt: daß der Unterschied der Brechung zwischen den meist

und geringst brechbaren Strahlen immer in einem gegebenen Verhältnisse zu der Refraction der mittelst refrangiblen stehe. Man zweifelt nicht, daß dieser Satz wahr sey, bezüglich auf die Mittel, an welchen diese Erfahrungen gemacht sind; aber es finden sich manche Ausnahmen desselben."

III. „Denn die Erfahrungen des Herrn Dollond beweisen, daß der Unterschied der Brechung zwischen den rothen und violetten Strahlen, im Verhältniß zu der Refraction des ganzen Strahlenpinsels, größer ist in gewissen Glasarten als im Wasser, und größer im Flintglas als im Crownglas."

IV. „Die erste Reihe der obenerwähnten Versuche zeigt, daß die Eigenschaft, die farbigen Strahlen in einem höheren Grade als Crownglas zu zerstreuen, nicht auf wenige Mittel begränzt ist, sondern einer großen Mannigfaltigkeit von Flüssigkeiten angehört, und einigen derselben in ganz außerordentlichem Grade. Metallauflösungen, wesentliche Oele, mineralische Säuren, mit Ausnahme der vitriolischen, sind in diesem Betracht höchst merkwürdig."

V. „Einige Folgerungen, die sich aus Verbindung solcher Mittel, welche eine verschiedene zerstreuende Kraft haben, ergeben und bisher noch nicht genug beachtet worden, lassen sich auf diese Weise erklären. Obgleich die größere Refrangibilität der violetten vor den rothen Strahlen, wenn das Licht aus irgend ei-

Cezilie.

Meinst du man müsse hinter der Thüre Abschied nehmen, um zu verlassen, was man liebt?

Fernando.

Cezille!

Cezilie.

Ich werfe dir nichts vor; Und glaube nicht, daß ich dir so viel aufopfere. Bisher beklagte ich deinen Verlust, ich härmte mich ab, über das was ich nicht ändern konnte; Ich finde dich wieder, deine Gegenwart flößt mir neues Leben, neue Kraft ein. Fernando, ich fühle, daß meine Liebe zu dir nicht eigennüzig ist, nicht die Leidenschaft einer Liebhaberinn, die alles dahingäbe den erflehten Gegenstand zu besizen. Fernando! Mein Herz ist warm und voll für dich; es ist das Gefühl einer Gattinn, die aus Liebe, selbst ihre Liebe hinzugeben vermag.

Fernando.

Nimmer! Nimmer!

Cezilie.

Du fährst auf?

nem Mittel in einen leeren Raum geht, als ein Gesetz der Natur betrachtet werden kann; so sind es doch gewisse Eigenschaften der Mittel, von denen es abhängt, welche von diesen Strahlen, beym Uebergang des Lichtes aus einem Mittel ins andere, die meist refrangiblen seyn sollen, oder in wiefern irgend ein Unterschied in ihrer Brechbarkeit statt finde."

VI. „Die Anwendung von Huyghens Demonstrationen auf die Verbesserung jener Abweichung, die sich von der sphärischen Figur der Linsen herschreibt, sie mögen fest oder flüssig seyn, kann als der nächste Schritt, die Theorie der Ferngläser zu verbessern, angesehen werden."

VII. „Sodann bey Versuchen, welche mit Objectivgläsern von sehr weiter Oeffnung gemacht, und in welchen beyde Abweichungen, in sofern es die Grundsätze erlauben, verbessert worden, findet sich, daß die Farbenabweichung durch die gemeine Verbindung zweyer Mittel von verschiedener Dispersivkraft nicht vollkommen zu verbessern sey. Die homogenen grünen Strahlen sind alsdann die meist refrangirten, zunächst bey diesen Blau und Gelb vereinigt, dann Indigo und Orange vereinig', dann Violett und Roth vereinigt, welche am wenigsten refrangirt sind."

VIII. „Wenn diese Farbenhervorbringung beständig, und die Länge des secundären Spectrums dieselbe wäre,

in allen Verbindungen der Mittel wo die ganze Brechung des Pinsels gleich ist; so würde die vollkommene Verbesserung jener Abweichung, die aus der Verschiedenheit der Refrangibilität entsteht, unmöglich seyn und als ein unübersteigliches Hinderniß der Verbesserung dioptrischer Instrumente entgegenstehen."

IX. „Der Zweck meiner Experimente war daher, zu untersuchen, ob die Natur solche durchsichtige Mittel gewähre, welche dem Grade nach, in welchem sie die Strahlen des prismatischen Spectrums zerstreuen, verschieden wären, zugleich aber die mancherley Reihen der Strahlen in derselben Proportion aus einander hielten. Denn wenn sich solche Mittel fänden, so würde das obengemeldete secundäre Spectrum verschwinden, und die Abweichung welche durch die verschiedene Refrangibilität entsteht, könnte aufgehoben werden. Der Erfolg dieser Untersuchung war nicht glücklich in Betracht ihres Hauptgegenstandes. In jeder Verbindung die man versuchte, bemerkte man dieselbe Art von nicht beseitigter Farbe, und man schloß daraus, daß es keine directe Methode gebe, die Aberration wegzuschaffen."

X. „Aber es zeigte sich in dem Verlauf der Versuche, daß die Breite des secundären Spectrums geringer war in einigen Verbindungen als in anderen, und da eröffnete sich ein indirecter Weg, jene Verbesserung zu finden, indem man nämlich eine zusammengesetzte hohle Linse von Materialien welche die meiste Farbe hervorbringen, mit einer zusammengesetzten con-

zeren linse von Materialien welche die wenigste Farbe hervorbringen, verband und nun beobachtete, auf was Weise man dieß durch drey Mittel bewirken könnte, ob es gleich schien, daß ihrer viere nöthig wären."

XI. „Indem man sich nun nach Mitteln umsah, welche zu jenem Zweck am geschicktesten seyn möchten; so entdeckte man eine wunderbare und merkwürdige Eigenschaft in der Salzsäure. In allen Mitteln, deren Zerstreuungskräfte man bisher untersucht hatte, waren die grünen Strahlen, welche sonst die mittlern refrangiblen im Crownglas sind, unter den weniger refrangiblen, und daher verursachten sie jene nicht beseitigte Farbe, welche vorher beschrieben worden. In der Salzsäure hingegen machen dieselben Strahlen einen Theil der mehr refrangiblen, und in Gefolg davon ist die Ordnung der Farben in dem secundären Spectrum, welches durch eine Verbindung von Crownglas mit dieser Flüssigkeit hervorgebracht war, umgekehrt, indem das homogene Grün das wenigst refrangible und das verbundene Roth und Violett das meist refrangible war."

XII. „Diese merkwürdige Eigenschaft, die man in der Salzsäure gefunden, führt zu dem vollkommensten Erfolg, dem großen Mangel der optischen Instrumente abzuhelfen, nämlich der Zerstreuung oder Abweichung der Strahlen, welche sich von ihrer ungleichen Refrangibilität herschrieb, und wodurch es bisher unmöglich ward, sie alle zusammen auf einen Punct zu bringen, sowohl bey einfachen als bey entgegengesetzten

Brechungen. Eine Flüssigkeit, in welcher Theile der Salzsäure mit metallischen in gehörigem Verhältniß stehn, trennt die äußersten Strahlen des Spectrums weit mehr als Crownglas, bricht aber alle Reihen der Strahlen genau in demselben Verhältniß, wie dieß Glas thut; und daher können die Strahlen aller Farben, welche durch die Brechung des Glases divergent geworden, wieder parallel werden, entweder durch eine folgende Refraction auf der Gränze des Glases und gedachter Flüssigkeit, oder indem die brechende Dichtigkeit derselben geschwächt wird. Die Brechung, welche an der Gränze derselben und des Glases statt findet, kann so regelmäßig, als wäre es Reflexion, gemacht werden, indessen die Mängel, welche von unvermeidlicher Unvollkommenheit des Schleifens entspringen müssen, hier viel weniger anstößig sind als bey der Reflexion, und die Masse licht, welche durch gleiche Oeffnung der Telescope durchfällt, viel größer ist."

XIII. „Dieses sind die Vortheile, welche unsere Entdeckung anbietet. In der Ausführung mußte man beym ersten Angreifen der Sache mancherley Schwierigkeiten erwarten und deren manche überwinden, ehe die Erfahrungen vollständig wirken konnten. Denn zur Genauigkeit der Beobachtungen gehört, daß die Objectivgläser sehr sorgfältig gearbeitet werden, indem die Phänomene viel auffallender sind, wenn die vergrößernden Kräfte wachsen. Die Mathematiker haben sich viel Mühe zu geringem Zwecke gegeben, indem sie die Radien der Sphären ausrechneten, welche zu achro-

matischen Teleskopen nöthig sind: denn sie bedachten nicht, daß Objectivgläser viel zartere Prüfmittel sind für die optischen Eigenschaften brechender Medien als die groben Versuche durch Prismen, und daß die Resultate ihrer Demonstrationen nicht über die Genauigkeit der Beobachtungen hinausgehen, wohl aber dahinter zurückbleiben können.."

XIV. „Ich schließe diesen Vortrag, der schon länger geworden als ich mir vorsetzte, indem ich die verschiedenen Fälle ungleicher Brechbarkeit des Lichts erzähle, damit ihre Mannigfaltigkeit auf einmal deutlich eingesehen werde.

XV. „Bey der Brechung, welche an der Gränze eines jeden bekannten Mittels und eines leeren Raums statt findet, sind die verschiedenfarbigen Strahlen ungleich brechbar, die rothmachenden am wenigsten, die violettmachenden am meisten. Dieser Unterschied der Brechbarkeit der rothen und violetten Strahlen ist jedoch nicht derselbige in allen Mitteln. Solche Mittel, in welchen der Unterschied am größten ist, und welche daher die verschiedenfarbigen Strahlen am meisten trennen oder zerstreuen, hat man durch den Ausdruck disperśive unterschieden, und diejenigen welche die Strahlen am wenigsten von einander trennen, sind indisperśive genannt worden. Diese Mittel sind also dadurch von einander unterschieden, und mehr noch durch einen andern höchst wesentlichen Umstand."

XVI. „Es zeigt sich durch Versuche, welche man auf indisperſive Mittel gemacht hat, daß das mittlere refrangible Licht immer daſſelbe und zwar von grüner Farbe iſt."

XVII. „Hingegen in der weitläuftigen Claſſe disperſiver Mittel, wozu Flint-Glas, metalliſche Auflösungen und weſentliche Oele gehören, macht das grüne Licht nicht die mittlere refrangible Reihe, ſondern bildet eine von den weniger refrangiblen Reihen, indem man ſolches im prismatiſchen Spectrum näher am tiefen Roth als an dem äußerſten Violett findet."

XVIII. „In einer andern Claſſe disperſiver Mittel, welche die Salz- und Salpeterſäure enthält, wird daſſelbe grüne Licht eines der mehr refrangiblen, indem es ſich näher am letzten Violett, als am tiefſten Roth zeigt."

XIX. „Dieſes ſind die Verſchiedenheiten in der Brechbarkeit des Lichtes, wenn die Refraction an der Gränze eines leeren Raumes ſtatt findet, und die Phänomene werden nicht merklich unterſchieden ſeyn, wenn die Brechungen an der Gränze des dichten Mittels und der Luft geſchehen. Aber wenn Licht aus einem dichten Mittel ins andere übergeht, ſind die Fälle der ungleichen Refrangibilität viel verwickelter."

XX. „Bey Refractionen, welche auf der Gränze von Mitteln geſchehen, welche nur an Stärke und nicht

an Eigenschaft verschieden sind, als Wasser und Crownglas, oder an der Gränze von verschieden disperſiven Flüſſigkeiten, welche mehr oder weniger verdünnt sind, wird der Unterschied der Refrangibilität derselbe seyn, der oben an der Gränze dichter Mittel und der Luft bemerkt worden, nur daß die Refraction geringer ist."

XXI. „An der Gränze eines indisperſiven und eines dünnern Mittels, das zu irgend einer Classe der disperſiven gehört, können die rothen und violetten Strahlen gleich refrangibel gemacht werden. Wenn die disperſive Gewalt des dünneren Mittels sich vermehret, so werden die violetten Strahlen die wenigst refrangiblen, und die rothen die meist refrangiblen. Wenn die mittlere refractive Dichtigkeit zweyer Mittel gleich ist, so werden die rothen und violetten Strahlen in entgegengesetzten Richtungen gebrochen, die einen zu, die andern von dem Perpendikel."

XXII. „Dieses begegnet den rothen und violetten Strahlen, welche Art von disperſiven Mitteln man auch brauche; aber die Refrangibilität der mittleren Strahlenordnung und besonders der grünen Strahlen wird verschieden seyn, wenn die Classe der disperſiven Mittel verändert wird."

XXIII. „So in dem ersten Fall, wenn rothe und violette Strahlen gleich refrangibel gemacht worden, werden die grünen Strahlen als die meist refrangiblen heraustreten, sobald man die erste Classe der disperſi-

den Mittel gebraucht, und als die wenigst refrangiblen, sobald die zweyte Classe angewendet wird. So in den zwey andern Fällen, wo das Violette das am wenigsten und das Rothe das am meisten refrangible wird, und wo diese beyden in entgegengesetzten Directionen gebrochen werden; alsdann werden die grünen Strahlen zu den rothen gelangen, wenn die erste Classe der diversiven Mittel gebraucht wird, und werden sich zu den violetten gesellen, wenn man die zweyte Classe braucht."

XXIV. „Nur noch ein anderer Fall ungleicher Refraction bleibt übrig zu bemerken, und das ist der, wenn Licht gebrochen wird an der Gränze von Mitteln, die zu den zwey verschiedenen Classen diversiver Flüssigkeiten gehören. Bey dem Uebergang z. B. von einem wesentlichen Oel, oder einer metallischen Solution in die Salzsäuren, läßt sich die refractive Dichtigkeit dieser Flüssigkeiten so zurichten, daß die rothen und violetten Strahlen keine Refraction erdulden, wenn sie aus einer Flüssigkeit in die andere gehen, wie schief auch ihre Incidenz seyn möge. Aber die grünen Strahlen werden alsdann eine merkliche Brechung erleiden, und diese Brechung wird sich vom Perpendikel wegbewegen, wenn das Licht aus der Salzsäure in das wesentliche Oel übergeht, und gegen den Perpendikel, wenn es von dem wesentlichen Oel in die Salzsäure übergeht. Die andern Reihen der Strahlen erleiden ähnliche Brechungen, welche am größesten sind bey denen die dem Grün am nächsten kommen, und abneh-

men, wie sie sich dem tiefen Rothen an der einen Seite, und dem letzten Violetten an der andern nähern, wo Refraction vollkommen aufhört."

Bemerkungen über das Vorhergehende.

Wir können voraussetzen, daß unsere Leser die Lehre von der Achromasie überhaupt, theils wie wir solche in unserm Entwurf, theils im historischen Theile vorgetragen, genugsam gegenwärtig haben. Was die Blairischen Bemühungen betrifft, so findet sich über dieselben ein Aufsatz in den Gilbertischen Annalen der Physik (sechster Band, S. 129 ff.); auch kommen in dem Reichsanzeiger (1794, N. 132. und 1795, N. 4 und 14.) einige Notizen vor, welche zur Erläuterung der Sache dienen. Wir haben den Autor selbst reden lassen, und seine einzelnen Paragraphen numerirt, um einige Bemerkungen darauf beziehen zu können.

Die Blairischen Versuche sind mit Prismen und Objectivgläsern gemacht, aber beyde Arten sind nicht deutlich von einander abgesondert, noch ist die Beschreibung so gefaßt, daß man wissen könnte, wann die eine oder die andere Weise zu versuchen eintritt. Er nennt die prismatischen Versuche grob. Wir finden dieß eine des Naturforschers unwürdige Art sich auszudrücken. Sie sind wie alle ähnlichen einfachen Versuche keineswegs grob, sondern rein zu nennen. Die

reine Mathematik ist nicht grob, verglichen mit der angewandten, ja sie ist vielmehr zarter und zuverlässiger.

Das größte Uebel jedoch, das den Blairischen Versuchen beywohnt, ist, daß sie nach der Newtonischen Theorie beschrieben sind. Versuche nach einer falschen Terminologie ausgesprochen, sind, wenn man sie nicht wiederholen kann, sehr schwer durch eine Conjectural-Critik auf den rechten Fuß zu stellen. Wir fanden uns nicht in dem Fall, die Blairischen Versuche zu wiederholen; doch werden wir möglichst suchen ihnen auf die Spur zu kommen.

ad VII.

Es sollen Versuche mit achromatischen Objectivgläsern von sehr weiter Oeffnung gemacht worden seyn; was für Versuche aber, ist nicht deutlich. Man kann durch solche Objectivgläser das Sonnenlicht fallen lassen, um zu sehen, ob es bey seinem Zusammenziehen oder Ausdehnen Farben zeige; man kann schwarze und weiße kleine Scheiben auf entgegengesetzten Gründen dadurch betrachten, ob sich Ränder an ihnen zeigen oder nicht. Wir nehmen an, daß er den Versuch auf die erste Weise angestellt; nun sagt er, in diesen Objectivgläsern wären die beyden Abweichungen gewissermaßen verbessert gewesen. Dieß heißt doch wohl von Seiten der Form und von Seiten der Farbe. Ist dieses letztere auch nur einigermaßen geschehen, wie können denn die wunderlichen Farbenerscheinungen noch übrig bleiben, von denen der Schluß des Paragraphen spricht?

Fernando.

Du marterſt mich!

Cezilie.

Du ſollſt glüklich ſeyn! Ich habe meine Tochter — und einen Freund an dir. Wir wollen ſcheiden, ohne getrennt zu ſeyn! Ich will entfernt von dir leben, und ein Zeuge deines Glüks bleiben. Deine Vertraute will ich ſeyn, du ſollſt Freude und Kummer in meinen Buſen ausgießen. Deine Briefe ſollen mein einziges Leben ſeyn, und die meinen ſollen dir als ein lieber Beſuch erſcheinen — Und ſo bleibſt du mein, biſt nicht mit Stella verbannt, in einen Winkel der Erden, wir lieben uns, nehmen Theil an einander! Und ſo Fernando gieb mir deine Hand drauf.

Fernando.

Als Scherz wär's zu grauſam; als Ernſt iſt's unbegreiflich! — Wie's nun will, Beſte! — Der kalte Sinn löſt den Knoten nicht. Was du ſagſt, klingt ſchön, ſchmekt ſüße. Wer nicht fühlte, daß darunter weit mehr verborgen liegt; daß du dich ſelbſt betrügſt, indem du die marterndſten Gefühle, mit einem

Wir finden uns bey Betrachtung dieser Stelle in nicht geringer Verlegenheit. Homogene grüne Strahlen, die wir nach unsrer Lehre gar nicht kennen, sollen die meist refrangirten seyn. Das müßte also doch wohl heißen: sie kommen zuerst im Focus an. Hier wäre also irgend etwas Grünes gesehen worden. Wie soll man nun aber das folgende verstehen? wo immer je zwey und zwey farbige Strahlen vereinigt seyn sollen. Hat man sie gesehen oder nicht gesehen? Im ersten Fall müßten sie jedesmal an einander gränzen und doppelfarbige Kreise bilden. Oder hat man sie nicht gesehen, und heißt das vereinigt hier, nach der unglückseligen Newtonischen Theorie, wieder zu Weiß verbunden, wie erkennt man denn, daß sie da waren, und wie erfährt man, wo sie geblieben sind?~

Wir dachten uns aus dieser Verwirrung allenfalls durch eine doppelte Vermuthung zu helfen. Bey achromatischen Fernröhren kommt manchmal der Fall vor, daß die Convex- und Concavlinse so genau passen, daß sie sich unmittelbar berühren und drücken, wodurch die lebhaftesten spoptischen Farben entstehen. Trat vielleicht bey jenem Objectiv dieser Umstand ein, und Blair ließ das Sonnenlicht hindurchfallen, so konnten solche Farbenkreise entstehen, wie er sie bezeichnet, aber von einer ganz andern Seite. Sie gehören unter eine ganz andre Rubrik, als wohin er sie zieht. Noch ein anderer Umstand konnte statt finden, daß nämlich das zu diesem Objectiv angewandte Crownglas nicht vollkommen rein war, und sich also mit Refrac-

tion verbundene paroptiſche Farbenkreiſe zeigten; doch bleibt es uns unmöglich, etwas Gewiſſes hierüber feſtzuſetzen.

ad VI.

Die Verſuche von denen hier die Rede iſt, müſſen mit Prismen gemacht worden ſeyn. Er hält ſich beſonders bey dem Grünen des prismatiſchen Spectrums auf, welches, wie bekannt, urſprünglich darin gar nicht exiſtirt. Die Redensart, daß grüne Strahlen die mittleren brechbaren ſeyn ſollen, iſt grundfalſch. Wir haben es tauſendmal wiederholt: die Mitte des Geſpenſtes iſt zuerſt weiß.

Man nehme unſere fünfte Tafel zur Hand. Wo Gelb und Blau ſich berühren, entſteht das Grün und erſcheint einen Augenblick ohngefähr in der Mitte des Spectrums. Wie aber bey Anwendung eines jeden Mittels, es ſey von welcher Art es wolle, das Violette wächſt, ſo gehört Grün freylich mehr dem untern als dem obern Theile zu.

Weil nun ſogenannte mehr diſperſive Mittel einen längern violetten Schweif bilden, ſo bleibt das Grün, obgleich immer an ſeiner Stelle, doch weiter unten, und nun rechnet es der Verfaſſer gar zu den minder refrangiblen Strahlen. Es ſteckt aber eigentlich nur in der Enge des hellen Bildes, und der violette Saum geht weit darüber hinaus. Hiermit wären wir alſo im Reinen.

Daß es aber stark disperse Mittel geben soll, durch welche das Grün mehr nach oben gerückt wird, oder nach jener Terminologie zu den mehr refrangiblen Reihen gehört, scheint ganz unmöglich, weil die Säume ins helle Bild hinein stärker wachsen müßten, als aus dem Hellen hinaus; welches sich nicht denken läßt, da beyde Randerscheinungen sich jederzeit völlig auf gleiche Weise ausdehnen.

Was hingegen Dr. Blair gesehen haben mag, glauben wir indeß durch eine Vermuthung auslegen zu können. Er bedient sich zu diesen Versuchen seiner hohlen Prismen. Diese sind aus Messing und Glas zusammengesetzt. Wahrscheinlich haben Salz- und Salpetersäure etwas von dem Messing aufgelöst, und einen Grünspan in sich aufgenommen. Durch dieses nunmehr grün gefärbte Mittel wurde das Grün des Spectrums erhöht, und der violette Theil desselben deprimirt. Ja es ist möglich, daß der äußerste zarte Theil des Saums völlig aufgehoben worden. Auf diese Weise rückt freylich das Grün scheinbar weit genug hinauf, wie man sich dieß Resultat schon durch jedes grüne Glas vergegenwärtigen kann.

ad XXII und XXIV.

Durch diese beyden Paragraphen wird jene Vermuthung noch bestärkt: denn hier kommen Versuche vor, durch welche, nach aufgehobenen Randstrahlen, die grünen mittleren Strahlen in ihrem Werth geblieben seyn sollen. Was kann das anders heißen, als daß

zuletzt ein grünes Bild noch übrig blieb? Aber wie kann dieses entstehen, wenn die Reihen der entgegengesetzten Enden aufgehoben sind, da es bloß aus diesen zusammengesetzt ist? Schwerlich kann es etwas anders seyn und heißen, als daß ein an seinen Rändern wirklich achromatisirtes, durch ein grünes Mittel aber grün gefärbtes gebrochnes Bild noch übrig geblieben.

Soviel von unsern Vermuthungen, denen wir noch manches hinzufügen könnten. Allein es ist eine traurige Aufgabe mit Worten gegen Worte zu streiten; und die Versuche anzustellen, um der Sache genau auf die Spur zu kommen, mangelt uns gegenwärtig Zeit und Gelegenheit. Sie verdient wegen Erweiterung der theoretischen Ansicht vielleicht künftig noch eine nähere Prüfung. Denn was das Praktische betrifft, so sieht man leicht, daß diesen aus Glas und salinischen Flüssigkeiten zusammengesetzten sogenannten aplanatischen Gläsern in der Ausführung noch mehr Hindernisse entgegenstanden, als jenen aus zwey Glasarten verbundenen achromatischen. Auch scheint das Unternehmen nicht weiter geführt worden zu seyn. Ob wir hierüber nähere Nachricht erhalten können, muß die Zeit lehren.

Uns sey indessen vergönnt, da wir uns dem Schlusse unserer Arbeit immer mehr nähern, eine allgemeine, bisher wohl passende Anmerkung beyzubringen.

In physischen sowohl als andern Erfahrungswis-

senschaften kann der Mensch nicht unterlassen ins Minutiose zu gehen, theils weil es etwas Reizendes hat, ein Phänomen ins unendlich Kleine zu verfolgen, theils weil wir im Praktischen, wenn einmal etwas geleistet ist, das Vollkommnere zu suchen immer aufgefordert werden. Beydes kann seinen Nutzen haben; aber der daraus entspringende Schaden ist nicht weniger merklich. Durch jenes erstgenannte Bemühen wird ein unendlicher Wissenswust aufgehäuft und das Würdige mit dem Unwürdigen, das Werthe mit dem Unwerthen durcheinander gerütteit und eins mit dem andern der Aufmerksamkeit entzogen.

Was die praktischen Forderungen betrifft, so mögen unnütze Bemühungen noch eher hingehen, denn es springt zuletzt doch manchmal etwas Unerwartetes hervor. Aber der, dem es Ernst um die Sache ist, bedenke doch ja, daß der Mensch in einen Mittelzustand gesetzt ist, und daß ihm nur erlaubt ist das Mittlere zu erkennen und zu ergreifen. Der Natur, um ganz zunächst bey der Materie zu bleiben, von der wir eben handeln, war es selbst nicht möglich, das Auge ganz achromatisch zu machen. Es ist achromatisch nur in sofern als wir frey, gerade vor uns hin sehen. Bücken wir den Kopf nieder, oder heben ihn in die Höhe, und blicken in dieser gezwungenen Stellung nach irgend einem entschiedenen hellen oder dunklen Bilde, nach einem zu diesen Erfahrungen immer bereiten Fensterkreuz; so werden wir mit bloßen Augen die prismatischen Säume gewahr. Wie sollte es also der Kunst gelingen, die Na-

tur in einem solchen Grade zu meistern, da man ja nicht mit abstracten sondern mit concreten Kräften und und Körpern zu thun hat, und es sich mit dem Höchsten, der Idee, eben so verhält, daß man sie keineswegs ins Enge noch ins Gleiche bringen kann.

Keineswegs werde jedoch, wie schon gesagt, der Forscher und Techniker abgeschreckt, ins Feinere und Genauere zu gehen; nur thue er es mit Bewußtseyn, um nicht Zeit und Fähigkeiten zu vertändeln und zu verschwenden.

Confession des Verfassers.

Da uns, wenn wir an irgend einem Geschehenen Theil nehmen, nichts willkommener seyn kann, als daß Personen welche mitgewirkt, uns die besondern Umstände offenbaren mögen, wie dieses oder jenes Ereigniß seinen Ursprung genommen, und dieß sowohl von der politischen als wissenschaftlichen Geschichte gilt; auch in beyden nichts so klein geachtet werden mag, das nicht irgend einem Nachkommenden einmal bedeutend seyn könnte: so habe ich nicht unterlassen wollen, nachdem ich dem Lebensgange so mancher andern nachgespürt, gleichfalls aufzuzeichnen, wie ich zu diesen physischen und besonders chromatischen Untersuchungen gelangt bin; welches um so mehr erwartet werden darf, weil eine solche Beschäftigung schon Manchem als meinem übrigen Lebensgange fremd erschienen ist.

Die Menge mag wohl Jemänden irgend ein Talent zugestehen, worin er sich thätig bewiesen und wobey das Glück sich ihm nicht abhold gezeigt; will er aber in ein andres Fach übergehen und seine Künste vervielfältigen, so scheint es als wenn er die Rechte verletze, die er einmal der öffentlichen Meynung über sich eingeräumt, und es werden daher seine Bemühungen in einer neuen Region selten freundlich und gefällig aufgenommen.

Hierin kann die Menge wohl einigermaßen Recht

haben: denn es hat jedes einzelne Beginnen so viele Schwierigkeiten, daß es einen ganzen Menschen, ja mehrere zusammen braucht, um zu einem erwünschten Ziele zu gelangen. Allein dagegen hat man wieder zu bedenken, daß die Thätigkeiten, in einem höhern Sinne, nicht vereinzelt anzusehen sind, sondern daß sie einander wechselsweise zu Hülfe kommen, und daß der Mensch, wie mit andern also auch mit sich selbst, öfters in ein Bündniß treten und daher sich in mehrere Tüchtigkeiten zu theilen und in mehreren Tugenden zu üben hat.

Wie es mir hierin im Ganzen ergangen, würde nur durch eine umständliche Erzählung mitgetheilt werden können, und so mag das Gegenwärtige als ein einzelnes Capitel jenes größern Bekenntnisses angesehen werden, welches abzulegen mir vielleicht noch Zeit und Muth übrig bleibt.

Indem sich meine Zeitgenossen gleich bey dem ersten Erscheinen meiner dichterischen Versuche freundlich genug gegen mich erwiesen, und mir, wenn sie gleich sonst mancherley auszusetzen fanden, wenigstens ein poetisches Talent mit Geneigtheit zuerkannten; so hatte ich selbst gegen die Dichtkunst ein eignes wunderſames Verhältniß, das blos praktisch war, indem ich einen Gegenstand der mich ergriff, ein Muster das mich aufregte, einen Vorgänger der mich anzog, so lange in meinem innern Sinn trug und hegte, bis daraus etwas entstanden war, das als mein angesehen werden mochte,

und das ich, nachdem ich es Jahre lang im Stillen ausgebildet, endlich auf einmal, gleichsam aus dem Stegreife und gewissermaßen instinctartig, auf das Papier fixirte. Daher denn die Lebhaftigkeit und Wirksamkeit meiner Productionen sich ableiten mag.

Da mir aber, so wohl in Absicht auf die Conception eines würdigen Gegenstandes als auf die Composition und Ausbildung der einzelnen Theile, so wie was die Technik des rhythmischen und prosaischen Stils betraf, nichts Brauchbares, weder von den Lehrstühlen noch aus den Büchern entgegenkam, indem ich manches Falsche zwar zu verabscheuen, das Rechte aber nicht zu erkennen wußte und deshalb selbst wieder auf falsche Wege gerieth; so suchte ich mir außerhalb der Dichtkunst eine Stelle, auf welcher ich zu irgend einer Vergleichung gelangen, und dasjenige was mich in der Nähe verwirrte, aus einer gewissen Entfernung übersehen und beurtheilen könnte.

Diesen Zweck zu erreichen, konnte ich mich nirgends besser hinwenden als zur bildenden Kunst. Ich hatte dazu mehrfachen Anlaß: denn ich hatte so oft von der Verwandtschaft der Künste gehört, welche man auch in einer gewissen Verbindung zu behandeln anfing. Ich war in einsamen Stunden früherer Zeit auf die Natur aufmerksam geworden, wie sie sich als Landschaft zeigt, und hatte, da ich von Kindheit auf in den Werkstätten der Maler aus und einging, Versuche gemacht, das was mir in der Wirklichkeit erschien, so

gut es sich schicken wollte, in ein Bild zu verwandlen; ja ich fühlte hiezu, wozu ich eigentlich keine Anlage hatte, einen weit größern Trieb als zu demjenigen was mir von Natur leicht und bequem war. So gewiß ist es, daß die falschen Tendenzen den Menschen öfters mit größerer Leidenschaft entzünden, als die wahrhaften, und daß er demjenigen weit eifriger nachstrebt was ihm mißlingen muß, als was ihm gelingen könnte.

Je weniger also mir eine natürliche Anlage zur bildenden Kunst geworden war, desto mehr sah ich mich nach Gesetzen und Regeln um; ja ich achtete weit mehr auf das Technische der Malerey, als auf das Technische der Dichtkunst: wie man denn durch Verstand und Einsicht dasjenige auszufüllen sucht, was die Natur Lückenhaftes an uns gelassen hat.

Je mehr ich nun durch Anschauung der Kunstwerke, in sofern sie mir im nördlichen Deutschland vor die Augen kamen, durch Unterredung mit Kennern und Reisenden, durch Lesen solcher Schriften, welche ein lange pedantisch vergrabenes Alterthum einem geistigern Anschaun entgegen zu heben versprachen, an Einsicht gewissermaßen zunahm, destomehr fühlte ich das Bodenlose meiner Kenntnisse, und sah immer mehr ein, daß nur von einer Reise nach Italien etwas Befriedigendes zu hoffen seyn möchte.

Als ich endlich nach manchem Zaudern über die Alpen gelangt war, so empfand ich gar bald, bey dem

nem blendenden eingebildeten Troſte ſchweigen machſt. Nein, Cezilie! Mein Weib, nein! — Du biſt mein — ich bleibe dein — Was ſollen hier Worte, was ſoll ich die Warum's dir vortragen? Die Warum's ſind ſo viel Lügen. Ich bleibe dein, oder —

Cezilie.

Nun denn! — Und Stella? —

Fernando fährt auf und geht wild auf und ab.

Cezilie.

Wer betrügt ſich? Wer betäubt ſeine Qualen durch einen kalten, ungefühlten, ungedachten, vergänglichen Troſt? Ja ihr Männer kennt euch.

Fernando.

Ueberhebe dich nicht deiner Gelaſſenheit! — Stella! Sie iſt elend! Sie wird ihr Leben fern von mir und dir ausjammern. Laß ſie! Laß mich!

Cezilie.

Wohl, glaube ich, würde ihrem Herzen

Zudrang so vieler unendlichen Gegenstände, daß ich nicht gekommen sey, um Lücken auszufüllen und mich zu bereichern, sondern daß ich von Grund aus anfangen müsse alles bisher Gewähnte wegzuwerfen und das Wahre in seinen einfachsten Elementen aufzusuchen. Zum Glück konnte ich mich an einigen von der Poesie herüber gebrachten, mir durch inneres Gefühl und langen Gebrauch bewährten Maximen festhalten, so daß es mir zwar schwer aber nicht unmöglich ward, durch ununterbrochnes Anschauen der Natur und Kunst, durch lebendiges wirksames Gespräch mit mehr oder weniger einseitigen Kennern, durch stetes Leben mit mehr oder weniger praktischen oder denkenden Künstlern, nach und nach mir die Kunst überhaupt einzutheilen, ohne sie zu zerstückeln, und ihre verschiedenen lebendig in einander greifenden Elemente gewahr zu werden.

Freylich nur gewahr zu werden und festzuhalten, ihre tausendfältigen Anwendungen und Ramificationen aber einer künftigen Lebenszeit aufzusparen. Auch ging es mir, wie jedem der reisend oder lebend mit Ernst gehandelt, daß ich in dem Augenblicke des Scheidens erst einigermaßen mich werth fühlte, hereinzutreten. Mich trösteten die mannichfaltigen und unentwickelten Schätze, die ich mir gesammlet; ich erfreute mich an der Art wie ich sah, daß Poesie und bildende Kunst wechselseitig aufeinander einwirken könnten. Manches war mir im Einzelnen deutlich, manches im ganzen Zusammenhange klar. Von einem einzigen Puncte wußte

ich mir nicht die mindeste Rechenschaft zu geben: es war das Colorit.

Mehrere Gemälde waren in meiner Gegenwart erfunden, componirt, die Theile, der Stellung und Form nach, sorgfältig durchstudirt worden, und über alles dieses konnten mir die Künstler, konnte ich mir und ihnen Rechenschaft, ja sogar manchmal Rath ertheilen. Kam es aber an die Färbung, so schien alles dem Zufall überlassen zu seyn, dem Zufall der durch einen gewissen Geschmack, einen Geschmack der durch Gewohnheit, eine Gewohnheit die durch Vorurtheil, ein Vorurtheil das durch Eigenheiten des Künstlers, des Kenners, des Liebhabers bestimmt wurde. Bey den Lebendigen war kein Trost, eben so wenig bey den Abgeschiedenen, keiner in den Lehrbüchern, keiner in den Kunstwerken. Denn wie bescheiden sich über diesen Punct z. B. Laireſſe ausdrückt, kann Verwunderung erregen. Und wie wenig sich irgend eine Maxime aus der Färbung welche neuere Künstler in ihren Gemälden angebracht, abstrahiren lasse, zeigt die Geschichte des Colorits, verfaßt von einem Freunde, der schon damals mit mir zu suchen und zu untersuchen geneigt war, und bis jetzt diesem gemeinsam eingeschlagenen Weg auf die löblichste Weise treu geblieben.

Je weniger mir nun bey allen Bemühungen etwas erfreulich Belehrendes entgegenschien, destomehr brachte ich diesen mir so wichtigen Punct überall wiederholt, lebhaft und dringend zur Sprache, dergestalt daß ich

dadurch selbst Wohlwollenden fast lästig und verdrießlich fiel. Aber ich konnte nur bemerken, daß die lebenden Künstler bloß aus schwankenden Ueberlieferungen und einem gewissen Impuls handelten, daß Helldunkel, Colorit, Harmonie der Farben immer in einem wunderlichen Kreise sich durcheinander drehten. Keins entwickelte sich aus dem andern, keins griff nothwendig ein in das andere. Was man ausübte, sprach man als technischen Kunstgriff, nicht als Grundsatz aus. Ich hörte zwar von kalten und warmen Farben, von Farben die einander heben, und was dergleichen mehr war; allein bey jeder Ausführung konnte ich bemerken, daß man in einem sehr engen Kreise wandelte, ohne doch denselben überschauen oder beherrschen zu können.

Das Sulzerische Wörterbuch wurde um Rath gefragt, aber auch da fand sich wenig Heil. Ich dachte selbst über die Sache nach, und um das Gespräch zu beleben, um eine oft durchgedroschene Materie wieder bedeutend zu machen, unterhielt ich mich und die Freunde mit Paradoxen. Ich hatte die Ohnmacht des Blauen sehr deutlich empfunden, und seine unmittelbare Verwandtschaft mit dem Schwarzen bemerkt; nun gefiel es mir zu behaupten: das Blaue sey keine Farbe! und ich freute mich eines allgemeinen Widerspruchs. Nur Angelika, deren Freundschaft und Freundlichkeit mir schon öfters in solchen Fällen entgegen gekommen war — sie hatte z. B. auf mein Ersuchen erst ein Bild, nach Art älterer Florentiner, Grau in Grau gemalt und es bey völlig entschiedenem und fertigen Helldunkel

mit durchscheinender Farbe überzogen, wodurch eine sehr erfreuliche Wirkung hervorgebracht wurde, ob man es gleich von einem auf die gewöhnliche Weise gemalten Bilde nicht unterscheiden konnte — Angelika gab mir Beyfall und versprach eine kleine Landschaft ohne Blau zu malen. Sie hielt Wort und es entsprang ein sehr hübsches harmonisches Bild, etwa in der Art wie ein Akyanobleps die Welt sehen würde; wobey ich jedoch nicht läugnen will, daß sie ein Schwarz anwendete, welches nach dem Blauen hinzog. Wahrscheinlich findet sich dieses Bild in den Händen irgend eines Liebhabers, für den es durch diese Anekdote noch mehr Werth erhält.

Daß hierdurch nichts ausgemacht wurde, ja vielmehr die Sache in einen geselligen Scherz ablief, war ganz natürlich. Indessen versäumte ich nicht, die Herrlichkeit der atmosphärischen Farben zu betrachten, wobey sich die entschiedenste Stufenfolge der Luftperspective, die Bläue der Ferne so wie naher Schatten, auffallend bemerken ließ. Beym Scirocco-Himmel, bey den purpurnen Sonnenuntergängen waren die schönsten meergrünen Schatten zu sehen, denen ich um so mehr Aufmerksamkeit schenkte, als ich schon in der ersten Jugend bey frühem Studiren, wenn der Tag gegen das angezündete Licht heranwuchs, diesem Phänomen meine Bewunderung nicht entziehen konnte. Doch wurden alle diese Beobachtungen nur gelegentlich angestellt, durch soviel andres mannigfaltiges Interesse zerstreut und verdrängt, so daß ich meine Rückreise unter-

nahm und zu Hause, bey manchem Zudrang fremdartiger Dinge, die Kunst und alle Betrachtung derselben fast gänzlich aus dem Auge verlor.

Sobald ich nach langer Unterbrechung endlich Muße fand, den eingeschlagenen Weg weiter zu verfolgen, trat mir in Absicht auf Colorit dasjenige entgegen, was mir schon in Italien nicht verborgen bleiben konnte. Ich hatte nämlich zuletzt eingesehen, daß man den Farben, als physischen Erscheinungen, erst von der Seite der Natur beykommen müsse, wenn man in Absicht auf Kunst etwas über sie gewinnen wolle. Wie alle Welt war ich überzeugt, daß die sämmtlichen Farben im Licht enthalten seyen; nie war es mir anders gesagt worden, und niemals hatte ich die geringste Ursache gefunden, daran zu zweifeln, weil ich bey der Sache nicht weiter interessirt war. Auf der Akademie hatte ich mir Physik wie ein anderer vortragen und die Experimente vorzeigen lassen. Winkler in Leipzig, einer der ersten der sich um Elektricität verdient machte, behandelte diese Abtheilung sehr umständlich und mit Liebe, so daß mir die sämmtlichen Versuche mit ihren Bedingungen fast noch jetzt durchaus gegenwärtig sind. Die Gestelle waren sämmtlich blau angestrichen; man brauchte ausschließlich blaue Seidenfäden zum Anknüpfen und Aufhängen der Theile des Apparats: welches mir auch immer wieder, wenn ich über blaue Farbe dachte, einfiel. Dagegen erinnere ich mich nicht, die Experimente, wodurch die Newtonische Theorie bewiesen werden soll, jemals gesehen zu haben; wie sie denn gewöhnlich in der

Experimental-Physik auf gelegentlichen Sonnenschein verschoben, und außer der Ordnung des laufenden Vortrags gezeigt werden.

Als ich mich nun von Seiten der Physik den Farben zu nähern gedachte, las ich in irgend einem Compendium das hergebrachte Kapitel, und weil ich aus der Lehre wie sie dastand, nichts für meinen Zweck entwickeln konnte; so nahm ich mir vor, die Phänomene wenigstens selbst zu sehen, zu welchen Hofrath Büttner, der von Göttingen nach Jena gezogen war, den nöthigen Apparat mitgebracht und mir ihn nach seiner freundlich mittheilenden Weise sogleich angeboten hatte. Es fehlte nur also noch an einer dunklen Kammer, die durch einen wohlverschlossenen Fensterladen bewirkt werden sollte; es fehlte nur noch am Foramen exiguum, das ich mit aller Gewissenhaftigkeit, nach dem angegebenen Maß, in ein Blech einzubohren im Begriff stand. Die Hindernisse jedoch, wodurch ich abgehalten ward die Versuche nach der Vorschrift, nach der bisherigen Methode anzustellen, waren Ursache daß ich von einer ganz andern Seite zu den Phänomenen gelangte und dieselben durch eine umgekehrte Methode ergriff, die ich noch umständlich zu erzählen gedenke.

Eben zu dieser Zeit kam ich in den Fall meine Wohnung zu verändern. Auch dabey hatte ich meinen frühern Vorsatz vor Augen. In meinem neuen Quartier traf ich ein langes schmales Zimmer mit einem Fenster gegen Südwest; was hätte mir erwünschter seyn

können! Indessen fand sich bey meiner neuen Einrichtung so viel zu thun, so manche Hindernisse traten ein, und die dunkle Kammer kam nicht zu Stande. Die Prismen standen eingepackt wie sie gekommen waren in einem Kasten unter dem Tische, und ohne die Ungeduld des Jenaischen Besitzers hätten sie noch lange da stehen können.

Hofrath Büttner, der alles was er von Büchern und Instrumenten besaß, gern mittheilte, verlangte jedoch, wie es einem vorsichtigen Eigenthümer geziemt, daß man die geborgten Sachen nicht allzulange behalten, daß man sie zeitig zurückgeben und lieber einmal wieder aufs Neue borgen solle. Er war in solchen Dingen unvergessen und ließ es, wenn eine gewisse Zeit verflossen war, an Erinnerungen nicht fehlen. Mit solchen wollte er mich zwar nicht unmittelbar angehen; allein durch einen Freund erhielt ich Nachricht von Jena: der gute Mann sey ungeduldig, ja empfindlich, daß ihm der mitgetheilte Apparat nicht wieder zugesendet werde. Ich ließ dringend um einige Frist bitten, die ich auch erhielt, aber auch nicht besser anwendete: denn ich war von ganz anderem Interesse festgehalten. Die Farbe, so wie die bildende Kunst überhaupt, hatte wenig Theil an meiner Aufmerksamkeit, ob ich gleich ungefähr in dieser Epoche, bey Gelegenheit der Saussürischen Reisen auf den Montblanc und des dabey gebrauchten Kyanometers, die Phänomene der Himmelsbläue, der blauen Schatten u. s. w. zusammenschrieb, um mich und andre zu überzeugen, daß das Blaue nur dem

Grade nach von dem Schwarzen und dem Finstern verschieden sey.

So verstrich abermals eine geraume Zeit, die leichte Vorrichtung des Fensterladens und der kleinen Oeffnung ward vernachlässigt, als ich von meinem Jenaischen Freunde einen dringenden Brief erhielt, der mich aufs lebhafteste bat, die Prismen zurückzusenden, und wenn es auch nur wäre, daß der Besitzer sich von ihrem Daseyn überzeugte, daß er sie einige Zeit wieder in Verwahrung hätte; ich sollte sie alsdann zu längerm Gebrauch wieder zurück erhalten. Die Absendung aber möchte ich ja mit dem zurückkehrenden Boten bewerkstelligen. Da ich mich mit diesen Untersuchungen sobald nicht abzugeben hoffte, entschloß ich mich das gerechte Verlangen sogleich zu erfüllen. Schon hatte ich den Kasten hervorgenommen, um ihn dem Boten zu übergeben, als mir einfiel, ich wolle doch noch geschwind durch ein Prisma sehen, was ich seit meiner frühsten Jugend nicht gethan hatte. Ich erinnerte mich wohl, daß alles bunt erschien, auf welche Weise jedoch, war mir nicht mehr gegenwärtig. Eben befand ich mich in einem völlig geweißten Zimmer; ich erwartete, als ich das Prisma vor die Augen nahm, eingedenk der Newtonischen Theorie, die ganze weiße Wand nach verschiedenen Stufen gefärbt, das von da ins Auge zurückkehrende Licht in soviel farbige Lichter zersplittert zu sehen.

Aber wie verwundert war ich, als die durchs

Prisma angeschaute weiße Wand nach wie vor weiß blieb, daß nur da, wo ein Dunkles dran stieß, sich eine mehr oder weniger entschiedene Farbe zeigte, daß zuletzt die Fensterstäbe am allerlebhaftesten farbig erschienen, indessen am lichtgrauen Himmel draußen keine Spur von Färbung zu sehen war. Es bedurfte keiner langen Ueberlegung, so erkannte ich, daß eine Gränze nothwendig sey, um Farben hervorzubringen, und ich sprach wie durch einen Instinct sogleich vor mich laut aus, daß die Newtonische Lehre falsch sey. Nun war an keine Zurücksendung der Prismen mehr zu denken. Durch mancherley Ueberredungen und Gefälligkeiten suchte ich den Eigenthümer zu beruhigen, welches mir auch gelang. Ich vereinfachte nunmehr die mir in Zimmern und im Freyen durchs Prisma vorkommenden zufälligen Phänomene, und erhob sie, indem ich mich bloß schwarzer und weißer Tafeln bediente, zu bequemen Versuchen.

Die beyden sich immer einander entgegengesetzten Ränder, die Verbreiterung derselben, das Uebereinandergreifen über einen hellen Streif und das dadurch entstehende Grün, wie die Entstehung des Rothen beym Uebereinandergreifen über einen dunklen Streif, alles entwickelte sich vor mir nach und nach. Auf einen schwarzen Grund hatte ich eine weiße Scheibe gebracht, welche in einer gewissen Entfernung durchs Prisma angesehen, das bekannte Spectrum vorstellte, und vollkommen den Newtonischen Hauptversuch in der Camera obscura vertrat. Eine schwarze Scheibe auf hellem

Grund machte aber auch ein farbiges und gewiſſermaßen noch prächtigeres Geſpenſt. Wenn ſich dort das Licht in ſo vielerley Farben auflöſt, ſagte ich zu mir ſelbſt: ſo müßte ja hier auch die Finſterniß als in Farben aufgelöſt angeſehen werden.

Der Apparat meiner Tafeln war ſorgfältig und reinlich zuſammengeſchafft, vereinfacht ſoviel wie möglich und ſo eingerichtet, daß man die ſämmtlichen Phänomene in einer gewiſſen Ordnung dabey betrachten konnte. Ich wußte mir im Stillen nicht wenig mit meiner Entdeckung, denn ſie ſchien ſich an manches bisher von mir Erfahrne und Geglaubte anzuſchließen. Der Gegenſatz von warmen und kalten Farben der Maler zeigte ſich hier in abgeſonderten blauen und gelben Rändern. Das Blaue erſchien gleichſam als Schleyer des Schwarzen, wie ſich das Gelbe als ein Schleyer des Weißen bewies. Ein Helles mußte über das Dunkle, ein Dunkles über das Helle geführt werden, wenn die Erſcheinung eintreten ſollte: denn keine perpendiculare Gränze war gefärbt. Das alles ſchloß ſich an dasjenige an, was ich in der Kunſt von Licht und Schatten, und in der Natur von apparenten Farben gehört und geſehen hatte. Doch ſtand alles dieſes mir ohne Zuſammenhang vor der Seele und keinesweges ſo entſchieden, wie ich es hier ausſpreche.

Da ich in ſolchen Dingen gar keine Erfahrung hatte und mir kein Weg bekannt war, auf dem ich

die Einſamkeit thun; wohl ihrer Zärtlichkeit, uns wieder vereinigt zu wiſſen. Jezo macht ſie ſich bittere Vorwürfe. Sie würde mich immer vor unglüklicher halten, wenn ich dich verliess, als ich wäre; denn ſie berechnete mich nach ſich. Sie würde nicht ruhig leben, nicht lieben können, der Engel! wenn ſie fühlte daß ihr Glük Raub wäre. Es iſt ihr beſſer —

Fernando.

Laß ſie fliehen! Laß ſie in ein Kloſter!

Cezilie.

Wenn ich nun aber wieder ſo denke: Warum ſoll ſie denn eingemauert ſeyn? Was hat ſie verſchuldet, um eben die blühendſten Jahre, die Jahre der Fülle, der reifenden Hofnung hinzutrauren, verzweifelnd am Abgrund hinzuſammern? Geſchieden ſeyn von ihrer lieben Welt! — von dem, den ſie ſo glühend liebt! — von dem, der ſie — Nicht wahr, du liebſt ſie, Fernando?

Fernando.

Ha! was ſoll das? Biſt du ein böſer Geiſt,

hätte ſicher fortwandeln können; ſo erſuchte ich einen benachbarten Phyſiker, die Reſultate dieſer Vorrichtungen zu prüfen. Ich hatte ihn vorher bemerken laſſen, daß ſie mir Zweifel in Abſicht auf die Newtoniſche Theorie erregt hätten, und hoffte ſicher, daß der erſte Blick auch in ihm die Ueberzeugung von der ich ergriffen war, aufregen würde. Allein wie verwundert war ich, als er zwar die Erſcheinungen in der Ordnung wie ſie ihm vorgeführt wurden, mit Gefälligkeit und Beyfall aufnahm, aber zugleich verſicherte, daß dieſe Phänomene bekannt und aus der Newtoniſchen Theorie vollkommen erklärt ſeyen. Dieſe Farben gehörten keineswegs der Gränze, ſondern dem Licht ganz allein an; die Gränze ſey nur Gelegenheit, daß in dem einen Fall die weniger refrangiblen, im andern die mehr refrangiblen Strahlen zum Vorſchein kämen. Das Weiße in der Mitte ſey aber noch ein zuſammengeſetztes, durch Brechung nicht ſeparirtes Licht, das aus einer ganz eigenen Vereinigung farbiger, aber ſtufenweiſe übereinandergeſchobener Lichter entſpringe; welches alles bey Newton ſelbſt und in den nach ſeinem Sinn verfaßten Büchern umſtändlich zu leſen ſey.

Ich mochte dagegen nun einwenden was ich wollte, daß nämlich das Violette nicht refrangibler ſey als das Gelbe, ſondern nur, wie dieſes in das Helle ſo jenes in das Dunkle hineinſtrahle; ich mochte anführen, daß bey wachſender Breite der Säume das Weiße ſo wenig als das Schwarze in Farben zerlegt, ſondern in dem einen Falle nur durch ein zuſammen-

gesetztes Grün, in dem andern durch ein zusammengesetztes Roth zugedeckt werde; kurz ich mochte mich mit meinen Versuchen und Ueberzeugungen gebärden wie ich wollte: immer vernahm ich nur das erste Credo, und mußte mir sagen lassen, daß die Versuche in der dunklen Kammer weit mehr geeignet seyen, die wahre Ansicht der Phänomene zu verschaffen.

Ich war nunmehr auf mich selbst zurückgewiesen; doch konnte ich es nicht ganz lassen und setzte noch einigemal an, aber mit eben so wenig Glück, und ich wurde in nichts gefördert. Man sah die Phänomene gern; die Ununterrichteten amüsirten sich damit, die Unterrichteten sprachen von Brechung und Brechbarkeit, und glaubten sich dadurch von aller weitern Prüfung loszuzählen. Nachdem ich nun diese, in der Folge von mir subjectiv genannten Versuche ins Unendliche, ja Unnöthige vervielfältigte, Weiß, Schwarz, Grau, Bunt in allen Verhältnissen an und über einander auf Tafeln gebracht hatte, wobey immer nur das erste simple Phänomen, bloß anders bedingt, erschien; so setzte ich nun auch die Prismen in die Sonne, und richtete die Camera obscura mit schwarz ausgeschlagenen Wänden so genau und finster als möglich ein. Das Foramen exiguum selbst wurde sorgfältig angebracht. Allein diese beschränkten Taschenspieler-Bedingungen hatten keine Gewalt mehr über mich. Alles was die subjectiven Versuche mir leisteten, wollte ich auch durch die objectiven darstellen. Die Kleinheit der

Prismen ſtand mir im Wege. Ich ließ ein größeres aus Spiegelſcheiben zuſammenſetzen, durch welches ich nun, vermittelſt vorgeſchobener ausgeſchnittener Pappen, alles dasjenige hervorzubringen ſuchte, was auf meinen Tafeln geſehen wurde, wenn man ſie durchs Prisma betrachtete.

Die Sache lag mir am Herzen, ſie beſchäftigte mich; aber ich fand mich in einem neuen unabſehlichen Felde, welches zu durchmeſſen ich mich nicht geeignet fühlte. Ich ſah mich überall nach Theilnehmern um; ich hätte gern meinen Apparat, meine Bemerkungen, meine Vermuthungen, meine Ueberzeugungen einem Andern übergeben, wenn ich nur irgend hätte hoffen können, ſie fruchtbar zu ſehen.

All mein dringendes Mittheilen war vergebens. Die Folgen der franzöſiſchen Revolution hatten alle Gemüther aufgeregt und in jedem Privatmann den Regierungsdünkel erweckt. Die Phyſiker, verbunden mit den Chemikern, waren mit den Gasarten und mit dem Galvanismus beſchäftigt. Ueberall fand ich Unglauben an meinen Beruf zu dieſer Sache; überall eine Art von Abneigung gegen meine Bemühungen, die ſich, je gelehrter und kenntnißreicher die Männer waren, immer mehr als unfreundlicher Widerwille zu äußern pflegte.

Höchſt undankbar würde ich hingegen ſeyn, wenn ich hier nicht diejenigen nennen wollte, die mich durch

Neigung und Zutrauen förderten. Der Herzog von Weimar, dem ich von jeher alle Bedingungen eines thätigen und frohen Lebens schuldig geworden, vergönnte mir auch dießmal den Raum, die Muße, die Bequemlichkeit zu diesem neuen Vorhaben. Der Herzog Ernst von Gotha eröffnete mir sein physikalisches Cabinet, wodurch ich die Versuche zu vermannigfaltigen und ins Größere zu führen in Stand gesetzt wurde. Der Prinz August von Gotha verehrte mir aus England verschriebene köstliche, sowohl einfache als zusammengesetzte, achromatische Prismen. Der Fürst Primas, damals in Erfurt, schenkte meinen ersten und allen folgenden Versuchen eine ununterbrochene Aufmerksamkeit, ja er begnadigte einen umständlichen Aufsatz mit durchgehenden Randbemerkungen von eigner Hand, den ich noch als eine höchst schätzbare Erinnerung unter meinen Papieren verwahre.

Unter den Gelehrten, die mir von ihrer Seite Beystand leisteten, zähle ich Anatomen, Chemiker, Literatoren, Philosophen, wie Loder, Sömmering, Göttling, Wolf, Forster, Schelling; hingegen keinen Physiker.

Mit Lichtenberg correspondirte ich eine Zeit lang und sendete ihm ein paar auf Gestellen bewegliche Schirme, woran die sämmtlichen subjectiven Erscheinungen auf eine bequeme Weise dargestellt werden konnten, ingleichen einige Aufsätze, freylich noch roh und ungeschlacht genug. Eine Zeit lang antwortete er mir;

als ich aber zuletzt dringender ward und das ekelhafte Newtonische Weiß mit Gewalt verfolgte, brach er ab über diese Dinge zu schreiben und zu antworten; ja er hatte nicht einmal die Freundlichkeit, ungeachtet eines so guten Verhältnisses, meiner Beyträge in der letzten Ausgabe seines Erlebens zu erwähnen. So war ich denn wieder auf meinen eigenen Weg gewiesen.

Ein entschiedenes Aperçû ist wie eine inoculirte Krankheit anzusehen: man wird sie nicht los bis sie durchgekämpft ist. Schon längst hatte ich angefangen über die Sache nachzulesen. Die Nachbeterey der Compendien war mir bald zuwider und ihre beschränkte Einförmigkeit gar zu auffallend. Ich ging nun an die Newtonische Optik, auf die sich doch zuletzt Jedermann bezog, und freute mich, das Captiose, Falsche seines ersten Experiments mir schon durch meine Tafeln anschaulich gemacht zu haben und mir das ganze Räthsel bequem auflösen zu können. Nachdem ich diese Vorposten glücklich überwältigt, drang ich tiefer in das Buch, wiederholte die Experimente, entwickelte und ordnete sie, und fand sehr bald, daß der ganze Fehler darauf beruhe, daß ein complicirtes Phänomen zum Grunde gelegt und das Einfachere aus dem Zusammengesetzten erklärt werden sollte. Manche Zeit und manche Sorgfalt jedoch bedurfte es, um die Irrgänge alle zu durchwandern, in welche Newton seine Nachfolger zu verwirren beliebt hat. Hierzu waren mir die Lectiones opticae höchst behülflich, indem diese einfacher, mit mehr Aufrichtigkeit und eigener Ue-

berzeugung des Verfaſſers geſchrieben ſind. Die Reſultate dieſer Bemühungen enthält mein polemiſcher Theil.

Wenn ich nun auf dieſe Weiſe das Grundloſe der Newtoniſchen Lehre, beſonders nach genauer Einſicht in das Phänomen der Achromaſie, vollkommen erkannte; ſo half mir zu einem neuen theoretiſchen Weg jenes erſte Gewahrwerden, daß ein entſchiedenes Auseinandertreten, Gegenſetzen, Vertheilen, Differenziren, oder wie man es nennen wollte, bey den prismatiſchen Farbenerſcheinungen ſtatt habe, welches ich mir kurz und gut unter der Formel der Polarität zuſammenfaßte, von der ich überzeugt war, daß ſie auch bey den übrigen Farben-Phänomenen durchgeführt werden könne.

Was mir inzwiſchen als Privatmann nicht gelingen mochte, bey irgend Jemand Theilnahme zu erregen, der ſich zu meinen Unterſuchungen geſellt, meine Ueberzeugungen aufgenommen und darnach fortgearbeitet hätte, das wollte ich nun als Autor verſuchen, ich wollte die Frage an das größere Publicum bringen. Ich ſtellte daher die nothwendigſten Bilder zuſammen, die man bey den ſubjectiven Verſuchen zum Grunde legen mußte. Sie waren ſchwarz und weiß, damit ſie als Apparat dienen, damit ſie Jedermann ſogleich durchs Prisma beſchauen könnte. Andere waren bunt, um zu zeigen, wie dieſe ſchwarzen und weißen Bilder durchs Prisma verändert würden. Die Nähe einer

Chartenfabrik veranlaßte mich das Format von Spielcharten zu wählen, und indem ich Versuche beschrieb und gleich die Gelegenheit sie anzustellen gab, glaubte ich das Erforderliche gethan zu haben, um in irgend einem Geiste das Aperçû hervorzurufen, das in dem meinigen so lebendig gewirkt hatte.

Allein ich kannte damals, ob ich gleich alt genug war, die Beschränktheit der wissenschaftlichen Gilden noch nicht, diesen Handwerksinn, der wohl etwas erhalten und fortpflanzen, aber nichts fördern kann, und es waren drey Puncte die für mich schädlich wirkten. Erstlich hatte ich mein kleines Heft: Beyträge zur Optik, betitelt. Hätte ich Chromatik gesagt, so wäre es unverfänglicher gewesen; denn da die Optik zum größten Theil mathematisch ist, so konnte und wollte Niemand begreifen, wie einer der keine Ansprüche an Meßkunst machte, in der Optik wirken könne. Zweytens hatte ich, zwar nur ganz leise, angedeutet, daß ich die Newtonische Theorie nicht zulänglich hielte, die vorgetragenen Phänomene zu erklären. Hierdurch regte ich die ganze Schule gegen mich auf und nun verwunderte man sich erst höchlich, wie Jemand, ohne höhere Einsicht in die Mathematik, wagen könne, Newton zu widersprechen. Denn daß eine Physik unabhängig von der Mathematik existire, davon schien man keinen Begriff mehr zu haben. Die uralte Wahrheit, daß der Mathematiker sobald er in das Feld der Erfahrung tritt, so gut wie jeder andere dem Irrthum unterworfen sey, wollte Niemand in dies

sem Falle anerkennen. In gelehrten Zeitungen, Journalen, Wörterbüchern und Compendien sah man stolzmitleidig auf mich herab, und keiner von der Gilde trug Bedenken, den Unsinn nochmals abdrucken zu lassen, den man nun fast hundert Jahre als Glaubensbekenntniß wiederholte. Mit mehr oder weniger dünkelhafter Selbstgefälligkeit betrugen sich Green in Halle, die gothaischen gelehrten Zeitungen, die allgemeine jenaische Literaturzeitung, Gehler und besonders Fischer, in ihren physikalischen Wörterbüchern. Die göttingischen gelehrten Anzeigen, ihrer Aufschrift getreu, zeigten meine Bemühungen auf eine Weise an, um sie sogleich auf ewig vergessen zu machen.

Ich gab, ohne mich hierdurch weiter rühren zu lassen, das zweyte Stück meiner Beyträge heraus, welches die subjectiven Versuche mit bunten Papieren enthält, die mir um so wichtiger waren als dadurch für Jeden, der nur einigermaßen in die Sache hätte sehen wollen, der erste Versuch der Newtonischen Optik vollkommen enthüllt und dem Baum die Axt an die Wurzel gelegt wurde. Ich fügte die Abbildung des großen Wasserprismas hinzu, die ich auch wieder unter die Tafeln des gegenwärtigen Werkes aufgenommen habe. Es geschah damals, weil ich zu den objectiven Versuchen übergehen und die Natur aus der dunklen Kammer und von den winzigen Prismen zu befreyen dachte.

Da ich in dem Wahn stand, denen die sich mit

Natur-Wissenschaften abgeben, sey es um die Phänomene zu thun, so gesellte ich wie zum ersten Stücke meiner Beyträge ein Paket Charten, so zum zweyten eine Folio-Tafel, auf welcher alle Fälle von hellen, dunkeln und farbigen Flächen und Bildern dergestalt angebracht waren, daß man sie nur vor sich hinstellen, durch ein Prisma betrachten durfte, um alles wovon in dem Hefte die Rede war, sogleich gewahr zu werden. Allein diese Vorsorge war gerade der Sache hinderlich, und der dritte Fehler den ich beging. Denn diese Tafel, vielmehr noch als die Charten, war uns bequem zu packen und zu versenden, so daß selbst einige aufmerksam gewordne Liebhaber sich beklagten, die Beyträge nebst dem Apparat durch den Buchhandel nicht erhalten zu können.

Ich selbst war zu andern Lebensweisen, Sorgen und Zerstreuungen hingerissen. Feldzüge, Reisen, Aufenthalt an fremden Orten, nahmen mir den größten Theil mehrerer Jahre weg; dennoch hielten mich die einmal angefangenen Betrachtungen, das einmal übernommene Geschäft, denn zum Geschäft war diese Beschäftigung geworden, auch selbst in den bewegtesten und zerstreutesten Momenten fest; ja ich fand Gelegenheit in der freyen Welt Phänomene zu bemerken, die meine Einsicht vermehrten und meine Ansicht erweiterten.

Nachdem ich lange genug in der Breite der Phänomene herumgetastet und mancherley Versuche gemacht hatte, sie zu schematisiren und zu ordnen, fand ich

mich am meiſten gefördert, als ich die Geſetzmäßigkeit der phyſiologiſchen Erſcheinungen, die Bedeutſamkeit der durch trübe Mittel hervorgebrachten, und endlich die verſatile Beſtändigkeit der chemiſchen Wirkungen und Gegenwirkungen erkennen lernte. Hiernach beſtimmte ſich die Eintheilung, der ich, weil ich ſie als die beſte befunden, ſtets treu geblieben. Nun ließ ſich ohne Methode die Menge von Erfahrungen weder ſondern noch verbinden; es wurden daher theoretiſche Erklärungsarten rege, und ich machte meinen Weg durch manche hypothetiſche Irrthümer und Einſeitigkeiten. Doch ließ ich den überall ſich wieder zeigenden Gegenſatz, die einmal ausgeſprochne Polarität nicht fahren, und zwar um ſo weniger, als ich mich durch ſolche Grundſätze im Stand fühlte, die Farbenlehre an manches Benachbarte anzuſchließen und mit manchem Entfernten in Reihe zu ſtellen. Auf dieſe Weiſe iſt der gegenwärtige Entwurf einer Farbenlehre entſtanden.

Nichts war natürlicher, als daß ich aufſuchte was uns über dieſe Materie in Schriften überliefert worden, und es von den älteſten Zeiten bis zu den unſrigen nach und nach auszog und ſammelte. Durch eigene Aufmerkſamkeit, durch guten Willen und Theilnahme mancher Freunde kamen mir auch die ſeltnern Bücher in die Hände; doch nirgends bin ich auf einmal ſoviel gefördert worden, als in Göttingen durch den mit großer Liberalität und thätiger Beyhülfe geſtatteten Gebrauch der unſchätzbaren Bücherſammlung. So häufte ſich allmählich eine große Maſſe von Abſchriften

Geiſt, in Geſtalt meines Weibs? Was kehrſt du mein Herz um und um? Was zerreißt du das Zerriſſene? Bin ich nicht zerſtört, zerrüttet genug? Verlaß mich! Ueberlaß mich meinem Schikſal! — und Gott erbarme ſich euer!

(Er wirft ſich in Seſſel.)

Cezilie, tritt zu ihm und nimmt ihn bei der Hand.

Es war einmal ein Graf —

Fernando, er will aufſpringen, ſie hält ihn.

Cezilie.

Ein teutſcher Graf. Den trieb ein Gefühl frommer Pflicht von ſeiner Gemahlinn, von ſeinen Gütern, nach dem gelobten Land —

Fernando.

Ha!

Cezilie.

Er war ein Biedermann; er liebte ſein Weib, nahm Abſchied von ihr, empfahl ihr ſein Hausweſen, umarmte ſie, und zog. Er

und Excerpten, aus denen die Materialien zur Geſchichte der Farbenlehre redigirt worden und wovon noch manches zu weiterer Bearbeitung zurückliegt.

Und ſo war ich, ohne es beynahe ſelbſt bemerkt zu haben, in ein fremdes Feld gelangt, indem ich von der Poeſie zur bildenden Kunſt, von dieſer zur Naturforſchung überging, und dasjenige was nur Hülfsmittel ſeyn ſollte, mich nunmehr als Zweck anreizte. Aber als ich lange genug in dieſen fremden Regionen verweilt hatte, fand ich den glücklichen Rückweg zur Kunſt durch die phyſiologiſchen Farben und durch die ſittliche und äſthetiſche Wirkung derſelben überhaupt.

Ein Freund, Heinrich Meyer, dem ich ſchon früher in Rom manche Belehrung ſchuldig geworden, unterließ nicht, nach ſeiner Rückkehr, zu dem einmal vorgeſetzten Zweck, den er ſelbſt wohl ins Auge gefaßt hatte, mitzuwirken. Nach angeſtellten Erfahrungen, nach entwickelten Grundſätzen machte er manchen Verſuch gefärbter Zeichnungen, um dasjenige mehr ins Licht zu ſetzen und wenigſtens für uns ſelbſt gewiſſer zu machen, was gegen das Ende meines Entwurfs über Farbengebung mitgetheilt wird. In den Propyläen verſäumten wir nicht, auf manches hinzudeuten, und wer das dort Geſagte mit dem nunmehr umſtändlicher Ausgeführten vergleichen will, dem wird der innige Zuſammenhang nicht entgehen.

Höchſt bedeutend aber ward für das ganze Unternehmen die fortgeſetzte Bemühung des gedachten Freun-

des, der sowohl bey wiederholter Reise nach Italien, als auch sonst bey anhaltender Betrachtung von Gemälden, die Geschichte des Colorits zum vorzüglichen Augenmerk behielt und dieselbige entwarf, wie wir sie in zwey Abtheilungen unsern Lesern vorgelegt haben: die ältere, welche hypothetisch genannt wird, weil sie, ohne genugsame Beyspiele, mehr aus der Natur des Menschen und der Kunst, als aus der Erfahrung zu entwickeln war; die neuere, welche auf Documenten beruht, die noch von Jedermann betrachtet und beurtheilt werden können.

Indem ich mich nun auf diese Weise dem Ende meines aufrichtigen Bekenntnisses nähere; so werde ich durch einen Vorwurf angehalten, den ich mir mache, daß ich unter jenen vortrefflichen Männern, die mich geistig gefördert, meinen unersetzlichen Schiller nicht genannt habe. Dort aber empfand ich eine Art von Scheu, dem besonderen Denkmal, welches ich unserer Freundschaft schuldig bin, durch ein voreiliges Gedenken, Abbruch zu thun. Nun will ich aber doch in Betrachtung menschlicher Zufälligkeiten, aufs kürzeste bekennen, wie er an meinem Bestreben lebhaften Antheil genommen, sich mit den Phänomenen bekannt zu machen gesucht, ja sogar mit einigen Vorrichtungen umgeben, um ich an denselben vergnüglich zu belehren. Durch die große Natürlichkeit seines Genies ergriff er nicht nur schnell die Hauptpunkte worauf es ankam; sondern wenn ich manchmal auf meinem beschaulichen Wege zögerte, nöthigte er mich durch seine reflectirende Kraft vorwärts

zu eilen, und riß mich gleichsam an das Ziel wohin ich strebte. Und so wünsche ich nur, daß mir das Besondere dieser Verhältnisse, die mich noch in der Erinnerung glücklich machen, bald auszusprechen vergönnt seyn möge.

Aber alle diese Fortschritte wären durch die ungeheuren Ereignisse dieser letzten Jahre noch kurz vor dem Ziel aufgehalten und eine öffentliche Mittheilung unmöglich geworden, hätte nicht unsere verehrteste Herzoginn, mitten unter dem Drang und Sturm gewaltsamer Umgebungen, auch mich in meinem Kreise nicht allein gesichert und beruhigt, sondern zugleich aufs höchste aufgemuntert, indem sie einer Experimental-Darstellung der sämmtlichen, sich nach meiner Einsicht nunmehr glücklich aneinanderschließenden Naturerscheinungen beyzuwohnen und eine aufmerksame Versammlung durch ihre Gegenwart zu concentriren und zu beleben geruhte. Hierdurch allein wurde ich in den Stand gesetzt, alles Aeußere zu vergessen und mir dasjenige lebhaft zu vergegenwärtigen, was bald einem größern Publicum mitgetheilt werden sollte. Und so sey denn auch hier am Schlusse, wie schon am Anfange geschehen, die durch Ihren Einfluß glücklich vollbrachte Arbeit dieser nicht genug zu verehrenden Fürstinn dankbar gewidmet.

Statt

des

versprochenen

Supplementaren Theils.

Wir ſtammen unſre ſechs Geſchwiſter
Von einem wunderſamen Paar,
Die Mutter ewig ernſt und düſter,
Der Vater fröhlich immerdar;
Von beyden erbten wir die Tugend,
Von ihr die Milde, von ihm den Glanz:
So drehn wir uns in ewiger Jugend
Um Dich herum im Zirkeltanz.
Gern meiden wir die ſchwarzen Höhlen
Und lieben uns den heitern Tag,
Wir ſind es, die die Welt beſeelen
Mit unſers Lebens Zauberſchlag.
Wir ſind des Frühlings luſt'ge Boten
Und führen ſeinen muntern Reihn;
Drum fliehen wir das Haus der Todten,
Denn um uns her muß Leben ſeyn.
Uns mag kein Glücklicher entbehren,
Wir ſind dabey, wo man ſich freut,
Und läßt der Kaiſer ſich verehren,
Wir leihen ihm die Herrlichkeit.

Schiller.

In der Vorrede des erſten Bandes haben wir zu den drey nunmehr beendigten Theilen unſres Werkes, dem didaktiſchen, polemiſchen, hiſtoriſchen, noch einen vierten ſupplementaren verſprochen, welcher ſich bey einer ſolchen Unternehmung allerdings nöthig macht; und es wird daher, in doppeltem Sinne, einer Entſchuldigung bedürfen, daß derſelbe nicht gegenwärtig mit den übrigen zugleich erſcheint.

Ohne zu gedenken, wie lange dieſe Bände, die man hier dem Publicum übergibt, vorbereitet waren, dürfen wir wohl bemerken, daß ſchon vor vier Jahren der Druck derſelben angefangen und durch ſo manche öffentliche und häusliche, durch geiſtige und körperliche, wiſſenſchaftliche und techniſche Hinderniſſe verſpätet worden.

Abermals nähert ſich mit dem Frühjahr derjenige Termin, an welchem die ſtillen Früchte gelehrten Fleißes durch den Buchhandel verbreitet werden, eben zu der Zeit als die drey erſten Theile unſerer chromatiſchen Arbeit die Preſſe verlaſſen, und mit den dazu gehörigen Ta-

ſeln ausgeſtattet worden. Der dritte Theil iſt zur Stärke eines ganzen Bandes herangewachſen, deſſen größere Hälfte er eigentlich nur ausmachen ſollte, und es ſcheint daher wohl räthlich, die Herausgabe des ſoweit Gediehenen nicht aufzuſchieben, indem die vorliegende Maſſe groß genug iſt, um als eine nicht ganz unwerthe Gabe der theilnehmenden Welt angeboten zu werden.

Was jedoch von einem ſupplementaren Theile zu erwarten ſtehe, wollen wir hier mit wenigem bemerken. Eine Reviſion des Didaktiſchen kann auf mancherley Weiſe ſtatt finden. Denn wir werden im Laufe einer ſolchen Arbeit mit Phänomenen bekannt, die wenn auch nicht neu oder von ſolcher Bedeutung, daß ſie unerwartete Aufſchlüſſe geben, doch mehr als andere ſich zu Repräſentanten von vielen Fällen qualificiren, und ſich daher gerade in ein Lehrbuch aufgenommen zu werden vorzüglich eignen, weil man das Didaktiſche von allen Einzelnheiten, allem Zweydeutigen und Schwankenden ſoviel als möglich zu reinigen hat, um daſſelbe immer ſicherer und bedeutender zu machen.

Hierdurch wird auch dasjenige was allein Methode zu nennen iſt, immer vollkommener. Denn jemehr die einzelnen Theile an innerem Werthe wachſen, deſto reiner und ſicherer ſchließen ſie an einander und das Ganze iſt leichter zu überſehen, dergeſtalt daß zuletzt die höhern theoretiſchen Einſichten von ſelbſt und unerwartet hervor und dem Betrachter entgegentreten.

Die Beſchreibung des Apparats wäre ſodann das Nothwendigſte. Denn obgleich die Haupterforderniſſe bey den Verſuchen ſelbſt angegeben ſind, und eigentlich nichts vorkommt was außerhalb der Einſicht eines geſchickten Mechanikers und Experimentators läge; ſo würde es doch gut ſeyn, auf wenigen Blättern zu überſehen, was man denn eigentlich bedürfe, um die ſämmtlichen Phänomene, auf welche es ankommt, bequem hervorzubringen. Und freylich ſind hiezu Hülfsmittel der verſchiedenſten Art nöthig. Auch hat man dieſen Apparat, wenn er ſich einmal beyſammen befindet, ſo gut als jeden andern, ja vielleicht noch mehr, in Ordnung zu halten, damit man zu jeder Zeit die verlangten Verſuche anſtellen und vorlegen könne. Denn es wird künftig nicht wie bisher die Ausrede gelten, daß durch gewiſſe Verſuche, vor hundert Jahren in England angeſtellt, alles hinlänglich auch für uns bewieſen und abgethan ſey. Nicht weniger iſt zu bedenken, daß, ob wir gleich die Farbenlehre der freyen Natur wiederzugeben ſo viel als möglich bemüht geweſen, doch ein geräumiges Zimmer, welches man nach Belieben erhellen und verfinſtern kann, nöthig bleibt, damit man für ſich und andere, ſowohl die Lehre als die Controvers, befriedigend durch Verſuche und Beyſpiele belegen könne. Dieſe ganz unerläßliche Einrichtung iſt von der Art, daß ſie einem Privatmanne beſchwerlich werden müßte; deswegen darf man ſie wohl Univerſitäten und Akademieen der Wiſſenſchaften zur Pflicht machen, damit ſtatt des alten Wortkrams die Erſcheinungen ſelbſt

und ihre wahren Verhältniſſe dem Wißbegierigen anſchaulich werden.

Was den polemiſchen Theil betrifft; ſo iſt demſelben noch eine Abhandlung hinzuzufügen über dasjenige was vorgeht, wenn die ſo nahe verwandten Werkzeuge, Prismen und Linſen, vereinigt gebraucht werden. Es iſt zwar höchſt einfach und wäre von einem Jeden leicht einzuſehen, wenn nicht Newton und ſeine Schüler auch hier einen völlig willkührlichen Gebrauch der Werkzeuge zu ganz entgegengeſetzten Zwecken eingeführt hätten. Denn einmal ſollen auf dieſem Wege die farbigen Lichter völlig ſeparirt, ein andermal wieder völlig vereinigt werden: welches denn beydes nicht geleiſtet wird noch werden kann.

An dieſe Betrachtungen ſchließt ſich unmittelbar eine andere. Es iſt nämlich die Frage, was in einer Glas- oder Waſſerkugel durch Refraction oder Reflexion gewirkt werde, damit wir das ſo merkwürdige als ſchöne Phänomen des Regenbogens erblicken. Auch mit dieſem hat man, wie mit ſo vielem andern, fertig und ins Reine zu ſeyn geglaubt. Wir hingegen ſind überzeugt, daß man den Hauptpunct vernachläſſigt, welchen Antonius de Dominis bey ſeiner Behandlung dieſes Gegenſtandes ſchon ſicher und entſchieden ausgeſprochen.

Zu dem hiſtoriſchen Theile ließen ſich auch man-

cherley Supplemente geben. Zuerſt wären Citate nachzubringen, gar mancherley Verbeſſerungen in Namen, Jahrzahlen und andern kleinen Angaben. Bey manchem Artikel könnte ſogar eine neue Bearbeitung ſtatt finden, wie wir z. B. das über Kepplern Geſagte gegenwärtig bedeutender und zweckgemäßer auszuführen uns getrauten.

Auch mit Rubriken und kurzen Inhaltsanzeigen kleinerer Schriften ließen ſich dieſe hiſtoriſch-literariſchen Materialien um vieles vermehren, von denen hier manches weggeblieben, was uns einen gewiſſen Bezug verſteckt hätte, der aus einer Hintereinanderſtellung bedeutender Schriften Eines Zeitraums von ſich ſelbſt, ohne weiteres Räſonniren und Pragmatiſiren, hervorzugehen ſchien.

Soll jedoch dereinſt das Geſchichtliche einen unmittelbaren Einfluß auf das Didaktiſche erlangen, ſo wäre jenes einmal nach den Abtheilungen, Rubriken, Capiteln des Entwurfs gedrängt aufzuführen, wodurch die Zeitenfolge zwar aufgehoben, die Folge und Uebereinſtimmung des Sinnes hingegen ſich deſto deutlicher zeigen würde. Der liberal Geſinnte, nicht auf ſeiner Perſönlichkeit und Eigenheit Verharrende würde mit Vergnügen auch hier bemerken, daß nichts Neues unter der Sonne, daß das Wiſſen und die Wiſſenſchaft ewig ſey, daß das wahrhaft Bedeutende darin von unſern Vorfahren, wo nicht immer erkannt und ergriffen, doch

zog durch viele Länder, kriegte und ward gefangen. Seiner Sklaverei erbarmte sich seines Herrn Tochter; sie löste seine Fesseln, sie flohen. Sie geleitete ihn aufs neue durch alle Gefahren des Kriegs — Der liebe Waffenträger! — Mit Sieg bekrönt, gings nun zur Rükreise! — zu seinem edlen Weibe! — Und sein Mädgen? — Er fühlte Menschheit! — er glaubte an Menschheit, und nahm sie mit. — Sieh da, die wahre Hausfrau, die ihrem Gemahl entgegen eilt, sieht all ihre Treue, all ihr Vertrauen, ihre Hofnungen belohnt, ihn wieder in ihren Armen. Und dann daneben seine Ritter, mit stolzer Ehre von ihren Rossen sich auf den vaterländischen Boden schwingend; seine Knechte abladend die Beute all, sie zu ihren Füssen legend; und sie schon in ihrem Sinn das all in ihren Schränken aufbewahrend, schon ihr Schloß mit auszierend, ihre Freunde mit beschenkend — „Edles, theures Weib, der grösste Schaz ist noch zurük!“ — Wer ist's, die dort verschleiert mit dem Gefolge naht? Sanft steigt sie vom Pferde — — „Hier! — rief der Graf, sie bei der Hand fassend, seiner Frau entgegen führend, — hier! sieh

das

wenigstens geahndet, und das Ganze der Wissenschaft so wie jeder Tuchtigkeit und Kunst, von ihnen empfunden, geschätzt und nach ihrer Weise geübt worden.

Doch wäre vielleicht vor allem andern noch das Geschichtliche der letzten zwanzig Jahre nachzubringen, obgleich keine sonderliche Ausbeute davon zu hoffen steht. Das Bedeutende darunter, die Wirkung farbiger Beleuchtung betreffend, welche Herschel wieder zur Sprache gebracht, wird in einem Aufsatze, den wir Herrn Doctor Seebeck in Jena verdanken, hier zum Schlusse mitgetheilt. Das seltsam Unerfreuliche, durch welches Wünsch neue Verwirrung in der Farbenlehre angerichtet, ist bey Erklärung der Tafeln in seine ersten Elemente aufgelöst und dabey das Nöthige erinnert worden.

Der andern, minder wirksamen Aeußerungen möchte ich überhaupt gegenwärtig nicht gerne, so wenig als dessen was sich auf mich bezieht, gedenken. Theils hat man gesucht, durch ein mißwollendes Verschweigen, meine frühern Bemühungen gänzlich auszulöschen, welches um so mehr thunlich schien, als ich selbst seit vielen Jahren nichts direct deshalb zur Sprache brachte. Theils hat man von meinen Ansichten, die ich seit eben so langer Zeit im Leben und Gespräch gern mittheilte, in größern und kleineren Schriften eine Art von Halbgebrauch gemacht, ohne mir die Ehre zu erzeigen, meiner dabey zu gedenken. Dieses alles zu rügen, deutlich zu machen, wie auf

dieſe Weiſe die gute Sache retardirt und discreditirt worden, würde zu unfreundlichen Erklärungen Anlaß geben, und ich könnte denn doch, da ich mit meinen Vorfahren und mit mir ſelbſt ſtreng genug umgegangen, die Mitlebenden nicht wohl ſchonender behandeln.

Viel beſſer und auch wohl gelinder macht ſich dieß in der folgenden Zeit, wenn ſich erſt ergeben wird, ob dieſes Werk ſich Eingang verſchafft und was für Wirkungen es hervorbringt. Die Farbenlehre ſcheint überhaupt jetzt an die Tagesordnung zu kommen. Außer dem was Runge in Hamburg als Maler bereits gegeben, verſpricht Klotz in München gleichfalls von der Kunſtſeite her einen anſehnlichen Beytrag. Placidus Heinrich zu Regensburg läßt ein ausführliches Werk erwarten, und mit einem ſchönen Aufſatz über die Bedeutung der Farben in der Natur hat uns Steffens beſchenkt. Dieſem möchten wir vorzüglich die gute Sache empfehlen, da er in die Farbenwelt von der chemiſchen Seite hereintritt und alſo mit freyem unbefangenem Muth ſein Verdienſt hier bethätigen kann. Nichts von allem ſoll uns unbeachtet bleiben: wir bemerken, was für und gegen uns, was mit und wider uns erſcheint, wer den antiquirten Irrthum zu wiederholen trachtet, oder wer das alte und vorhandene Wahre erneut und belebt, und wohl gar unerwartete Anſichten durch Genie oder Zufall eröffnet, um eine Lehre zu fördern, deren abgeſchloſſener Kreis ſich vielleicht vor vielen andern ausfüllen und vollenden läßt.

Was diesen frommen Wünschen und Hoffnungen entgegensteht, ist mir nicht unbekannt. Der Sache würde nicht dienlich seyn, es hier ausdrücklich auszusprechen. Einige Jahre belehren uns hierüber am besten, und man vergönne mir nur Zeit, zu überlegen, ob es vortheilhafter sey, die theils nothwendigen, theils nutzbaren Supplemente zusammen in einem Bande, oder Heftweise nach Gelegenheit herauszugeben.

Wirkung farbiger Beleuchtung.

Ob wir uns schon aus oben erwähnten Ursachen enthalten, desjenigen umständlich zu gedenken, was seit den letzten zwanzig Jahren in unserm Fache vorgekommen; so dürfen wir doch den bedeutendsten Punkt nicht übergehen, welchen Herschel besonders wieder in Anregung gebracht, wir meynen die Wirkung farbiger Beleuchtung auf Leuchtsteine, Metalloxyde und Pflanzen; ein Kapitel, das in unserm Entwurfe nur skizzirt, in der Chemie immer von größerer Bedeutung werden muß. Wir können unsre Pflicht hierin nicht besser erfüllen, als wenn wir einen ausführlichen Aufsatz von Herrn Doctor Seebeck zu Jena einrücken, der von dem scharfen und treuen Beobachtungsgeiste des Verfassers so wie von dessen unvergleichlicher Gabe zu experimentiren ein schönes Zeugniß ablegt, und bey Freunden der Wissenschaft den Wunsch erregen wird, der Verfasser möge sich immer in dem Falle befinden, seinem natürlichen und beurkundeten Forscher-Berufe zu folgen.

Wirkung farbiger Beleuchtung auf verschiedene Arten von Leuchtsteinen.

Zu diesen Versuchen bediente ich mich folgender künstlicher Leuchtsteine oder Phosphoren.

1) Barytphosphoren, nach Marggrafs bekannter Angabe bereitet. Die vollkommensten von diesen

leuchteten, nachdem sie dem Sonnen- oder auch bloß dem Tageslichte ausgesetzt worden, gelbroth, wie schwach glühende Kohlen.

2) Phosphoren aus künstlichem schwefelsaurem Strontian, ganz auf dieselbe Weise, wie die vorigen, mit Gummi Traganth im freyen Feuer des Windofens präparirt. Diese leuchteten meergrün, einige Stücke schwach bläulich.

3) Nach Cantons Vorschrift aus gebrannten Austerschalen zubereitete Kalkphosphoren, welche größtentheils hellgelb leuchteten. Einige von diesen gaben reines Rosenroth, andere ein blasses Violett.

Der Glanz und die Lebhaftigkeit der Farbe der Phosphoren steht mit der Intensität des excitirenden Lichtes in directem Verhältniß; je schwächer dieses ist, desto schwächer und blässer phosphoresciren jene im Dunkeln, ja in sehr schwachem Lichte, z. B. im Mondlichte, werden sie fast ganz farblos, weißlich leuchtend.

Diese Phosphoren wurden nach der Reihe den verschiedenen prismatischen Farben ausgesetzt. Im Blau und Violett wurden alle sogleich leuchtend, doch war ihr Licht auf keine Weise verändert: die Barytphosphoren erschienen im Dunkeln gelbroth, die neuen Strontianphosphoren meergrün, u. s. w. vollkommen so, wie sie dem reinen Sonnenlichte ausgesetzt leuchteten. Im

Blauen wurden ſie nur wenig ſchwächer leuchtend als im Violett. Hart über dem Violett, wo kaum eine Farbe zu erkennen iſt, nahmen ſie einen eben ſo lebhaften Glanz an als im Violett. Im Grün wurden ſie beträchtlich ſchwächer leuchtend als im Blau, im Gelben noch viel ſchwächer, und im Roth am ſchwächſten, und zwar wurden ſie hier mehrentheils nur weißlich leuchtend. Auch unter dem Roth nahmen die Phosphoren häufig einen Glanz an.

So verhielten ſich die Leuchtſteine und auch noch andere leuchtende Körper in den Farbengeſpenſtern einer beträchtlichen Anzahl Glasprismen, unter denen einige höchſt vollkommen waren. Im Gelb und Roth derjenigen wurden gute Leuchtſteine zwar leuchtend, (noch bey einer 5 bis 6 Linien breiten Oeffnung im Laden und in einem Abſtande von 9 bis 12 Fuß vom Prisma); doch immer ſehr viel ſchwächer als im Blau und Violett. Wenn die Oeffnung im Laden noch kleiner war, etwa 2 Linien im Durchmeſſer betrug, ſo wurden mehrere Leuchtſteine in dem eben erwähnten Abſtande im Roth nicht mehr leuchtend, im Blau und Violett aber wurden ſie es.

Verſuche mit farbigen Gläſern.

Ein dickes dunkelblaues Glas, durch welches nur hell erleuchtete Gegenſtände eben zu erkennen waren, wurde vor den von der Sonne beſchienenen Laden der

dunkeln Kammer befestigt, und ein Bononischer Leuchtstein in das einfallende Licht gehalten; er wurde im Augenblick leuchtend, und zwar wie gewöhnlich gelbroth. Die übrigen Leuchtsteine verhielten sich eben so.

Nun wurde ein gelbrothes Glas, wodurch man vollkommen alle Gegenstände erkennen konnte, in den Laden gesetzt, und die Leuchtsteine in dieß helle gelbrothe Licht gelegt; aber keiner von allen wurde leuchtend, wie lange sie auch in diesem Lichte blieben.

Ein Leuchtstein wurde durch reines Sonnenlicht zum Phosphoresciren gebracht, und die Zeit bemerkt, welche bis zu seinem völligen Erlöschen verfloß. Dieß währte etwa 10 Minuten. Er wurde hierauf nochmals in der Sonne leuchtend gemacht, und dann sogleich in das durch das gelbrothe Glas einfallende Licht gehalten. Er verlosch hier nicht nur völlig, sondern auch in beträchtlich kürzerer Zeit, als für sich im Dunkeln; schon nach 1 bis 2 Minuten konnte man keinen Schein mehr an diesem Phosphor erkennen. Je lebhafter die Sonne schien, desto schneller erfolgte das Erlöschen unter dem gelbrothen Glase.

Wenn schon aus diesen Versuchen die entgegengesetzte Wirkung der gelbrothen und blauen Beleuchtung unwidersprechlich hervorging, so wurde sie noch glänzender durch folgende Vorrichtung bestätigt.

Ich stellte in das durch das gelbrothe Glas einfallende Sonnenlicht eine Linse von 4 Zoll, und brachte

in den Focus derſelben einen auf das lebhafteſte glänzenden Barytphosphor; er erloſch hier ſogleich, wie eine in Waſſer getauchte Kohle. Selbſt die empfindlichſten und dauerndſten Leuchtſteine, z. B. die grünlichen Strontianphosphoren, wurden hier in wenigen Secunden lichtlos. Man braucht die Leuchtſteine nicht einmal völlig in den Focus zu bringen, auch außer demſelben erloſchen ſie ſchon nach einigen Secunden.

Statt des gelbrothen Glaſes wurde hierauf eine ſtärkere blaue Scheibe, durch welche man noch alle Gegenſtände erkennen konnte, in den Laden befeſtigt, die nämliche Linſe davor geſtellt, und in den Focus derſelben ein dunkler, nicht leuchtender Erdphosphor gehalten; er wurde hier ſogleich glühend, und wohl ſo ſtark, als im helleſten Sonnenſchein.

Auch das prismatiſche Roth wirkt, wie ſchon Wilſon und ſpäter Davy und Ritter bemerkt hatten, lichtſchwächend auf die Phosphoren. Nach meinen Erfahrungen erlöſchen ſie hier gemeinhin nicht völlig, ſondern kommen nur in etwas kürzerer Zeit auf den ſchwachen Lichtzuſtand zurück, den ſie an dieſer Stelle annehmen. Iſt die Oeffnung im Laden ſehr klein, ſo werden, wie ſchon oben angeführt, die Phosphoren, bey einer gewiſſen Entfernung vom Prisma, in dem Roth deſſelben nicht mehr leuchtend, aber dann wirkt auch dieſe Beleuchtung überhaupt nicht; die Phosphoren erlöſchen hier nicht ſchneller, als für ſich im Dunkeln. Im Blau und Violett dagegen werden die Leuchtſteine in dem angegebenen Ab-

stande noch leuchtend; hieraus folgt also, daß die deprimirende Kraft des Rothen und Gelben früher abnimmt, als die excitirende des Blauen und Violetten. Doch auch diese hört in einer größern Entfernung vom Prisma auf, und dort existirt nur für das Auge noch ein wirksames Farbenbild.

Wie das Licht der Sonne, so wirkt auch jedes andere Licht durch die genannten farbigen Gläser auf die Leuchtsteine, wenn es nur überhaupt Intensität genug hat, ein Leuchten in den Steinen zu erregen. Es ist bekannt, daß die Bononischen und Cantonschen Phosphoren durch den Funken der Leidner Flasche leuchtend werden. Man läßt, um dieß zu bewirken, gemeiniglich den Schlag durch den Phosphor geben. Dieß ist jedoch nicht nöthig; auch wenn er sich in hermetisch verschlossenen Glasröhren befindet, und einen Zoll, ja noch tiefer unter den Kugeln des allgemeinen Ausladers liegt, so wird er während der Explosion der Flasche leuchtend.

Zwey Leuchtsteine von gleicher Güte wurden, einer in gelbrother, der andere in dunkelblauer Glasröhre 1 Zoll unter die Kugeln des allgemeinen Ausladers gelegt, und eine Flasche mittelst desselben entladen. Als der Funke überschlug, wurde der Leuchtstein in der dunkelblauen Röhre sogleich leuchtend, der in der gelbrothen Glasröhre dagegen blieb dunkel.

Diese Versuche, welche ich öfters wiederholt habe, beweisen zugleich, daß die Electricität, indem sie die

Phosphoren leuchtend macht, nur als Licht wirkt, daher denn auch lichtlose Electricität keinen Erdphosphor oder ähnlichen leuchtenden Körper zum Phosphoresciren bringt. Hierüber, und über das Leuchten als chemischen Prozeß, an einem andern Orte mehr.

Die genannten Phosphoren und überhaupt alle Substanzen, welche im Dunkeln glühend erscheinen, nachdem sie dem Licht der Sonne oder einer andern starken Beleuchtung ausgesetzt werden, leuchten schon in diesem Lichte selbst. Hiervon kann man sich am besten überzeugen, wenn man Erdphosphoren, welche einzelne nichtleuchtende Stellen haben, dem durch ein recht dunkelblaues oder violettes Glas einfallenden Sonnenlichte entgegen hält; die leuchtenden Stellen, besonders die gelbroth leuchtenden der Bononischen Phosphoren, sieht man nun deutlich glühen, in dem Augenblicke wie sie ins Licht kommen, (ja die empfindlichern schon in einiger Entfernung von dem vollen Lichte,) die nichtleuchtenden Stellen dagegen haben die Farbe des Glases, sehen blau oder violett aus. Vor dem gelbrothen Glase, wo sie bekanntlich nicht leuchtend werden, erscheinen sie ganz einfarbig. Das Leuchten im Dunkeln ist also nur ein Beharren in dem Zustande, den der fremde leuchtende Körper hervorrief, ein Nachklingen, Verklingen.

Vorstehendes will Beccaria anders gefunden haben; nach ihm wurde der Bologneser Phosphor unter

das alles — und sie! nimm's aus ihren Händen — nimm mich aus ihren Händen wieder! Sie hat die Ketten von meinem Hals geschlossen, sie hat den Winden befohlen, sie hat mich erworben — hat mir gedient, mein gewartet! — — Was bin ich ihr schuldig? — Da hast du sie! — belohn sie."

Fernando, liegt schluchzend, mit den Armen über'n Tisch gebreitet.

Cezilie.

An ihrem Hals, rief das treue Weib, in tausend Thränen rief sie: Nimm alles was ich dir geben kann! Nimm die Helfte des, der ganz dein gehört — Nimm ihn ganz! Laß mir ihn ganz. Jede soll ihn haben, ohne der andern was zu rauben — Und rief sie an seinem Hals, zu seinen Füssen: Wir sind dein! — — — Sie fassten seine Hände, hingen an ihm — Und Gott im Himmel freute sich der Liebe, und sein heiliger Stadthalter sprach seinen Seegen dazu. Und ihr Glük, und ihre Liebe fasste seelig Eine Wohnung, Ein Bett, und Ein Grab.

allen farbigen Gläsern leuchtend, und zwar glänzte er im Dunkeln mit rothem Lichte, wenn er unter rothen Gläsern, und mit blauem Lichte, wenn er unter blauen Gläsern dem Sonnenlicht war ausgesetzt worden. — Woher nun diese abweichenden, ja ganz entgegengesetzten Resultate? — Die beste Aufklärung hierüber gibt die Geschichte dieser Entdeckung, welche auch durch ihren Zusammenhang mit dem Streit über die Newtonische Lehre interessant ist.

Zanotti stellte die ersten Versuche über die Wirkung des farbigen Lichtes auf den Bononischen Phosphor an, (1728). Erwartend daß er mit der Farbe des ihn treffenden Lichtes leuchten werde, hielt er ihn für vorzüglich geschickt, den Streit der Cartesianer und Newtonianer über die Natur des Lichts zur Entscheidung zu bringen. Algarotti, ein eifriger Anhänger Newtons, wohnte diesen Versuchen bey. Sie ließen die prismatischen Farben auf ihre besten Leuchtsteine fallen, allein sie konnten, „wie auch der Strahl gefärbt war," keinen Unterschied wahrnehmen, der Stein leuchtete schwach, und „nahm keinesweges die Farbe des Lichtes an, in welches er gehalten worden," woraus Zanotti den Schluß zog, „daß der Phosphor durch sein eigenthümliches Licht glänze, und daß dieses durch das von außen auffallende Licht nur belebt werde." Er fügte hinzu, „daß aus diesen Versuchen sich nichts beweisen lasse, und daß sich beyde Hypothesen damit vertrügen." (Zanotti's Abhandlung steht in den Comment. Bonon. Vol. VI. p. 205.)

Hiermit hatte man sich beruhigt, bis 1770 Joh. Bapt. Beccaria in Turin mit neuen Versuchen auftrat. Er verfertigte, wie erzählt wird, künstliche Leuchtsteine, welche den Stein von Bologna weit übertrafen, setzte diese unter farbigen Gläsern dem Sonnenlichte aus, und versicherte, daß seine Phosphoren unter blauem Glase blau, unter rothem Glase roth geleuchtet hätten. (Philos. Transact. LXI. p. 112.) Diese Entdeckung machte großes Aufsehen, und wurde von den Newtonianern gut aufgenommen. Priestley (in seiner Geschichte der Optik p 267.) erklärte: „durch diese Versuche sey nun außer Streit gesetzt, daß der Phosphor eben dasselbe Licht welches er empfängt, und kein anderes von sich gebe, und hierdurch sey auch bewiesen, daß das Licht aus körperlichen Theilen bestehe, weil es eingesogen, angehalten und wieder zurückgegeben werden könne." Mehrere Physiker wiederholten Beccarias Versuche, doch keinem gelangen sie. Wilson vor allen gab sich viele Mühe. Magellan verschaffte ihm von Beccaria eine sehr genaue Beschreibung der Versuche mit allen Umständen, beyde wiederholten die Versuche nochmals, „aber alle ihre Unternehmungen waren umsonst," nie sahen sie die Phosphoren mit der Farbe des Glases leuchten. (Von Wilsons interessanten Versuchen findet man einen Auszug in Gehlers Sammlung zur Physik und Naturgeschichte 1. Band.) Euler mischte sich auch in den Streit; er fand Wilsons Versuche seiner Lehre vom Licht günstig, und behauptete, die Neptonische Theorie der Farben werde hierdurch ganz

lich über den Haufen geworfen. Die Newtonianer erwiederten: Euler habe keine Ursache zu triumphiren, Beccaria verdiene eben so viel Glauben als Wilson, und dann wären ja auch unter Wilsons Versuchen mehrere, die nach der Eulerschen Theorie eben so wenig erklärt werden könnten. Es wurden indessen mehrere mißlungene Versuche bekannt, und es blieb nun denen, die sich mit Beccaria retten wollten, nichts übrig, als zu behaupten, die Gegner hätten keine so guten Leuchtsteine oder Gläser gehabt als jener, und dieß ist bis auf den heutigen Tag auch oft genug geschehen. Späterhin trat Beccaria selbst gegen sich auf und erklärte, daß er sich geirrt habe; doch hierauf wurde wenig Rücksicht genommen. Man hatte bereits neue Zeugen für seine früheren Entdeckungen, und diese sagten den mehrsten Newtonianern besser zu. Allenthalben findet man von nun an einen Brief Magellans an Priestley citirt, der jene neue Bestätigung enthält; mit Stillschweigen wird aber gemeiniglich der Widerruf Beccaria's übergangen, obwohl er in demselben Briefe ausführlich zu lesen ist. Magellan erzählt in diesem Briefe (s. Priestley's Versuche und Beobachtungen über verschiedene Gattungen der Luft III. Theil, Anhang p. 16.): „er habe (1776) bey dem Prof. Allamand in Leiden sehr schöne farbige Gläser gefunden, und habe gegen diesen geäußert: „wie sehr es ihm aufgefallen sey, daß er nie im Stande gewesen, Beccaria's Versuche mit Erfolg zu wiederholen, welches er dem Umstand zuschreibe, daß er nicht so gute Gläser gehabt habe, als Becca-

ria, und als er jetzt vor sich sehe." Allamand antwortete hierauf: „es sey einer von seinen Versuchen beynahe einerley mit den Versuchen Beccaria's gewesen; denn ein Stück des Bononischen Phosphors habe die Farbe des durch ein Prisma getheilten Sonnenstrahls gezeigt, dem er ihn ausgesetzt hatte." Hemsterhuis, der bey den Versuchen Allamands zugegen gewesen, soll noch hinzugefügt haben, „daß nach einiger Zeit, wenn die deutlich an dem Phosphorus gesehene Farbe zu vergehen anfing, derselbe gelblich worden sey, als wenn der Phosphorus bloß dem Sonnenlichte, ohne Theilung der farbigen Strahlen desselben, wäre ausgesetzt worden." „Ueberdieß," sagt Magellan, „besitze ich das Original eines in Italien geschriebenen Briefes, aus dem sich ergibt, daß ein junger Herr vom ersten Range, mit zween Cavaliers, seinen Führern, vor deren Augen dieser Versuch von dem P. Beccaria wiederholt worden, eben dieses Phänomen gesehen habe, und daß die Farben des Phosphorus im dunkeln Zimmer deutlich genug gewesen sind, um daraus, ohne vorhergegangene Nachricht, die richtige Farbe des Glases errathen zu können, durch welches die Sonne denselben beschienen hatte." — „Es ist mir unangenehm," fährt hierauf Magellan fort, „aus einem gedruckten Briefe des gedachten Prof. Beccaria gesehen zu haben, daß er fast die ganze Sache wieder aufgibt, indem er sich bey seinen Versuchen geirrt, und den Schatten oder die blasse Dunkelheit des Phosphorus für eine bestimmte Farbe genommen habe. Er habe sich dabey, sagt er, nach dem

Herrn Zanotti, Präsidenten der Akademie zu Bologna, gerichtet; denn er selbst und andere wären nie im Stande gewesen, dasselbe Phänomen zu sehen."

Und gegen dieß offene und entscheidende Geständniß Beccaria's, gegen so viele und sorgfältig angestellte Versuche erfahrner Physiker mochte man noch ein Zeugniß, wie das jener vornehmen Beobachter, und ein halbes, wie das von Allamand, aufführen und geltend zu machen suchen! Wäre dieß wohl geschehen, wenn nicht vorgefaßte Meinung, und der Wunsch, einer beliebten Lehre den Sieg zu verschaffen und die Gegner auf jede Weise aus dem Felde zu schlagen, sich eingemengt hätte? — Die Aussage von Hemsterhuis ist zwar bestimmter, als die von Allamand, doch ist auch sie von keinem Gewicht, da die Art, wie der Versuch und das Material, womit er angestellt worden, nicht angegeben sind. Denn auf die Beschaffenheit des Leuchtsteins kömmt auch viel an; enthielt der Barytphosphor z. B. Strontian- oder flußsaure Kalkerde, so konnte wohl ein bläulicher Schein gesehen werden, wenn er ins blaue Licht gehalten wurde. An Leuchtsteinen, die aus einer Mischung der genannten Erden bestehen, läßt sich wirklich etwas Aehnliches zeigen, doch nicht allein im blauen, sondern auch im Tageslichte, weil jene Erden bläulich und grünlich leuchtende Phosphoren geben. An Phosphoren, die nur mit einer Farbe leuchten, wird man nie etwas der Art wahrnehmen.

Wo der von Magellan angeführte gedruckte Brief Beccaria's steht, habe ich nicht finden können.

Einer Täuschung habe ich noch zu erwähnen, die bey den Versuchen mit Prismen und farbigen Gläsern vorkommen kann. Die Phosphoren können wirklich bisweilen in einer ganz entgegengesetzten, als ihrer gewöhnlichen Farbe, leuchtend erscheinen. Dieß ist dann der Fall, wenn das Auge des Beobachtenden von irgend einer lebhaften Farbe afficirt war. So sah ich Bononische Steine, welche im prismatischen Roth weißlich leuchtend werden, im Dunkeln mit grünlichem Lichte glänzen, wenn ich auch nur flüchtig vorher (ja selbst eine Minute und länger vorher) in das Roth gesehen hatte. Wenn ich dieß vermieden hatte, so erschienen sie weiß oder höchst blaßgelb. Eine ähnliche Veränderung der Farbe bemerkte ich auch einmal an den rosenrothen Kalkphosphoren, als ich diese vor ein violettes von der Sonne erhelltes Glas hielt; sie leuchteten mir nun im Dunkeln rothgelb. Mein Gehülfe dagegen, welcher sich ganz im Dunkeln befunden hatte, versicherte das schönste rosenrothe Licht zu sehen. Als sich meine Augen von dem vorigen Eindrucke erholt hatten, erschienen auch mir diese Phosphoren im Dunkeln rosenroth, so wie sie nun meinem Gehülfen, welcher in das violette Licht gesehen hatte, gelbroth schienen. Durch Violett wird, nach bekannten physiologischen Gesetzen (S. 47. ff.) Gelb im Auge hervorgerufen, so wie durch Roth Grün, durch Orange Blau, und umgekehrt; und auf diese Weise entsteht im gegenwärtigen Fall, wie

in mehreren andern eine Täuschung, vor der man sich zu hüten hat.

Von der chemischen Action des Lichts und der farbigen Beleuchtung.

Es ist eine der wichtigsten Entdeckungen der neuern Zeit, daß mit der äußerlichen längst bekannten Veränderung der Körper im Sonnenlichte häufig auch eine innere, eine Aenderung in den chemischen Bestandtheilen verbunden sey. Scheele erwies zuerst, in seiner Abhandlung von Luft und Feuer, daß die Metallkalke im Lichte „phlogistisirt," oder wie wir uns jetzt ausdrücken, desoxydirt werden. Senebier, Priestley, Berthollet, Miß Fulham, Rumford, Ritter und andere bestätigten diese Entdeckung und vermehrten sie mit mancher neuen.

Eine der empfindlichsten Substanzen gegen die Action des Sonnenlichtes ist das salzsaure Silber, oder Hornsilber; es ist bekanntlich frisch gefällt weiß, und wird im Lichte sehr bald grau und endlich schwarz, wobey es den größten Theil, wo nicht alle seine Säure verliert. Schon Scheele bemerkte, daß die prismatischen Farben ungleich auf dasselbe wirkten, „daß die Schwärzung im Violett schneller erfolge, als in den andern Farben." (a. a. O. §. 66.) Senebier bestätigte diese Erfahrung, und führt in seiner Abhandlung über den Einfluß des Sonnenlichtes 3. Th. S. 97. an: „daß

das Hornsilber sich im violetten Strahl in 15 Secunden, im blauen in 23 Sec., im grünen in 35 Sec., im gelben in 51 Minute, im pomeranzenfarbenen in 12 Minuten, und im rothen in 20 Minuten gefärbt habe;" auch sagt er, „daß er nie vermögend gewesen sey, die Farbe in den drey letzten prismatischen Farben so stark zu machen, als die vom violetten Strahl hervorgebrachte war. Ritter (s. Gilb. Annalen der Physik B. VII. S. 527. und B. XII. S. 409.) will auch noch außerhalb dem Violett „sogenannte unsichtbare Strahlen entdeckt haben, welche das Hornsilber noch stärker reducirten, als das violette Licht selbst;" ferner, „daß die Reduction an dem Orte des Maximums außer dem Violett, nach dem Blau hin abnehme, und mehr hinter dem Grün aufhöre; und daß sie im Orange und Roth in wahre Oxydation des bereits Reducirten übergehe."

Schon Senebier's Versuche zeigten deutlich eine Hemmung der Wirkung auf der Seite des Gelben und Rothen, sowohl der Zeit als dem Grade nach; doch fand nach ihm hier noch eine Reduction statt, wo Ritter eine Oxydation fand. Neue Versuche waren also nöthig. Hier sind die Resultate von den meinigen.

Als ich das Spectrum eines fehlerfreyen Prisma's, welches die Lage hatte, in welcher der Einfallswinkel an der vordern Fläche dem Brechungswinkel an der hintern Fläche gleich ist, bey einer Oeffnung von etwa 3 bis 6 Linien im Laden, in einem Abstande, wo eben Gelb und Blau zusammentreten, auf weißes noch

feuchtes und auf Papier gestrichenes Hornsilber fallen ließ, und 15 bis 20 Minuten, durch eine schickliche Vorrichtung, in unveränderter Stellung erhielt; so fand ich das Hornsilber folgendermaßen verändert. Im Violett war es röthlich braun (bald mehr violett, bald mehr blau) geworden, und auch noch über die vorher bezeichnete Gränze des Violett hinaus erstreckte sich diese Färbung, doch war sie nicht stärker als im Violett; im Blauen des Spectrums war das Hornsilber rein blau geworden, und diese Farbe erstreckte sich abnehmend und heller werdend bis ins Grün; im Gelben fand ich das Hornsilber mehrentheils unverändert, bisweilen kam es mir etwas gelblicher vor als vorher; im Roth dagegen, und mehrentheils noch etwas über das Roth hinaus, hatte es meist rosenrothe oder hortensienrothe Farbe angenommen. Bey einigen Prismen fiel diese Röthung ganz außerhalb dem Roth des Spectrums, es waren dieß solche, bey welchen auch die stärkste Erwärmung außer dem Roth statt hatte.

Das prismatische Farbenbild hat jenseits des Violett und jenseits des Roth noch einen mehr oder minder hellen farblosen Schein; in diesem veränderte sich das Hornsilber folgendermaßen: Ueber dem oben beschriebenen braunen Streifen, — der im Violett und hart darüber entstanden war, — hatte sich das Hornsilber mehrere Zoll hinauf, allmählich heller werdend, bläulichgrau gefärbt, jenseits des rothen Streifen aber, der so eben beschrieben worden, war es noch eine beträchtliche Strecke hinab schwach röthlich geworden.

Wenn am Lichte grau gewordenes, noch feuchtes Hornsilber eben so lange der Einwirkung des prismatischen Sonnenbildes ausgesetzt wird, so verändert es sich im Violett und Blau, wie vorhin; im Rothen und Gelben dagegen wird man das Hornsilber heller finden, als es vorher war, zwar nur wenig heller, doch deutlich und unverkennbar. Eine Röthung in, oder hart unter dem prismatischen Roth wird man auch hier gewahr werden.

Wurde das Spectrum in einem gröſsern Abstande, etwa 12 bis 15 Fuß vom Prisma, aufgefangen, so blieb das weiße Hornsilber im Gelben und Rothen weiß, das schon graue blieb so grau als vorher, zumal wenn auch die Oeffnung im Laden etwas verengert wurde; im Blau und Violett dagegen schwärzte es sich, obwohl schwächer als näher am Prisma. In einem noch beträchtlichern Abstande hört auch endlich die reducirende Kraft des blauen und violetten Lichtes auf. Eine gleiche Abnahme der Action der prismatischen Farben bemerkten wir bereits an den Leuchtsteinen, und zwar früher am Gelb und Roth, als am Blau und Violett.

Läßt man Violett und Roth von zwey Prismen zusammentreten, so erhält man bekanntlich ein Pfirsichblüthroth. In diesem wird das Hornsilber auch geröthet, und zwar wird es oft sehr schön carmesinroth.

Wenn man das prismatische Spectrum so nahe am Prisma auffängt, daß nur die Ränder gefärbt, die

Fernando.

Gott im Himmel, der du uns Engel ſendeſt in der Noth, ſchenk uns die Kraft dieſe gewaltige Erſcheinungen zu tragen! — — Mein Weib! —

(Er fällt wieder zuſammen.)

Cezilie, eröfnet die Thüre des Cabinets und ruft:

Stella!

Stella, ihr um den Hals fallend.

Gott! Gott!

Fernando, ſpringt auf in der Bewegung zu fliehen.

Cezilie, faſſt ihn.

Stella! nimm die Helfte des der ganz dein gehört — Du haſt ihn gerettet — von ihm ſelbſt gerettet — Du giebſt mir ihn wieder!

Fernando.

Stella!

(er neigt zu ihr.)

Stella.

Mitte aber weiß erscheint, so bemerkt man hart unter dem Blau noch einen gelbröthlichen blassen Streifen: dieser röthet zwar das Hornsilber nicht, aber er wirkt doch hemmend auf die vom Weißen herrührende Reduction oder Schwärzung, wie Ritter schon vor mir bemerkt hat.

Noch kann man am Prisma ein Roth hervorbringen, nämlich wenn man eine Leiste mitten über das Prisma befestigt; es erscheint dann in dem nahe aufgefangenen weißen Felde des Spectrums mitten Gelb, Pfirsichblüthroth und Blau; diese aber wirken auf das Hornsilber nicht, oder doch nur so schwach, daß es kaum zu bemerken ist; ich konnte wenigstens in verschiedenen Abständen vom Prisma keine recht deutliche Wirkung von diesen Farben erkennen.

Versuche mit farbigen Gläsern.

Das salzsaure Silber wurde unter den violetten, blauen und blaugrünen Gläsern wie am Sonnen- oder Tageslichte grau, und zwar nach der Verschiedenheit der Gläser auch verschieden nüancirt, bey der einen mehr ins Bläuliche, bey der andern mehr ins Röthliche ziehend, oft auch fast schwarz. Unter gelben und gelbgrünen Gläsern dagegen veränderte sich das Hornsilber wenig; selbst unter nur sehr schwach gefärbten Gläsern blieb es im Tageslicht lange weiß, nur die Wirkung des Son-

nenlichtes konnten diese nicht aufheben, aber sie schwächten sie doch bedeutend. Unter tiefern orangefarbigen Gläsern veränderte sich das Hornsilber noch weniger, und erst nachdem es mehrere Wochen gehörig benetzt, dem Sonnenlichte unter diesen ausgesetzt war, färbte es sich schwach und zwar röthlich. Hornsilber, welches so tief als möglich geschwärzt war, wurde unter dem gelbrothen Glase im Sonnenlichte sehr bald heller, nach 6 Stunden war seine Farbe schmutzig gelb oder röthlich.

Alle die Farben, welche wir das weiße salzsaure Silber im prismatischen Spectrum haben annehmen sehen, kommen auch an dem, welches dem gemeinen Tageslichte ausgesetzt ist, vor; in einem sehr schwachen Lichte wird es gelblich, in einem lebhafteren läuft es blaßroth an, doch verfliegt diese Farbe sehr schnell, das Hornsilber wird gleich darauf grau und braun in verschiedenen Schattirungen, und endlich schwarz. In diesem letzten Zustande ist es fast gänzlich seiner Säure beraubt; die gelbe und rothe Farbe des Hornsilbers scheinen die niedrigsten, und Blau und Violett höhere Stufen der Entsäurung desselben zu bezeichnen. Dieß zugegeben, so folgt aus den eben erzählten Beobachtungen, daß zwar im prismatischen Roth und noch über dasselbe hinaus eine Entsäurung statt findet, daß aber auch hier Gelb und Roth hemmend wirken, und daß die Entsäurung durch gelbrothe Beleuchtung auf eine niedrigere Stufe derselben zurückgeführt werden kann.

Von den verschiedenen Versuchen, welche ich mit

reinen Metalloxyden angestellt habe, will ich hier einen ausheben, welcher über das was ihnen allen im Lichte begegnet, keinen Zweifel weiter übrig lassen wird.

Rothes Queckſilberoxyd wurde in drey verſchiedenen Gläſern, in einem dunkelblauen, einem gelbrothen und in einem weißen Glaſe, unter deſtillirtem Waſſer der Einwirkung der Sonne und des Tageslichts mehrere Monate hindurch ausgeſetzt. An dem Queckſilberoxyd im weißen Glaſe erfolgte unter beſtändiger Gasentbindung eine vollkommene Desoxydation, es verwandelte ſich in graues unvollkommnes Oxyd, und ein Theil wurde ſelbſt zu reinem reguliniſchen Queckſilber hergeſtellt, welches nach einiger Zeit zu einer nicht unbeträchtlichen Kugel zuſammenlief. Das Oxyd im dunkelblauen Glaſe hatte dieſelbe Veränderung erlitten, es hatte ſich zum Theil reducirt, zum Theil war es unvollkommenes Oxyd geworden. Das Queckſilberoxyd im gelbrothen Glaſe dagegen war faſt unverändert, nur ein wenig heller ſchien es mir nach 6 Monaten geworden zu ſeyn.

Die blaue Beleuchtung wirkt überhaupt auf alle Subſtanzen, welche im Licht eine Veränderung erleiden, wie das reine Sonnen- oder Tageslicht; die rothe Beleuchtung dagegen verhält ſich immer entgegengeſetzt, häufig bloß wie gänzliche Abweſenheit des Lichtes. So wird, um noch einige Beyſpiele anzuführen, die farbloſe Salpeterſäure unter blauen und violetten Gläſern gelb, wie im reinen Sonnenlichte, unter dem gelbro-

then bleibt sie weiß; Bestuschefs Nerventinktur wird im Sonnenlichte weiß, unter dem blauen Glase gleichfalls, unter dem gelbrothen aber bleibt sie gelb u. s. w.

Wir haben oben bey den Versuchen mit den Leuchtsteinen bemerkt, daß die Action, welche einmal durch das Licht hervorgerufen worden, auch im Dunkeln noch fortwährt; dasselbe läßt sich auch an den Substanzen nachweisen, welche im Licht entschieden eine chemische Veränderung erleiden. Schon an jedem Hornsilberpräparat kann man es sehen, doch noch vollkommener am Goldsalze. Von einer Auflösung des salzsauren Goldsalzes streiche man etwas auf zwey Streifen Papier; das eine, A, werde sogleich an einem ganz dunkeln Orte aufgehoben, das andere, B, aber einige Minuten ins Sonnen- oder Tageslicht gelegt, und bleibe darin nur so lange, bis sich eine schwache Veränderung der Farbe zeigt, bis es etwas grau wird, und nun werde es zu dem Präparat A gethan, und alles Licht so vollkommen als möglich abgehalten. Nach einer halben Stunde vergleiche man die Präparate; B wird beträchtlich tiefer gefärbt seyn, als man es hineingelegt hatte, A dagegen findet man unverändert. B färbt sich von Stunde zu Stunde tiefer, und wird endlich violett, wie Goldsalz das längere Zeit im Lichte gelegen hatte, während A noch unverändert rein goldgelb erscheint.

Wirkung der farbigen Beleuchtung auf die Pflanzen.

Die wichtigsten Versuche hierüber verdanken wir Senebier und Tessier. Nach Senebier (s. dessen Abhandlung über den Einfluß des Sonnenlichtes 2. Thl. S. 29. 4.) erreichten die Pflanzen unter gelber Beleuchtung eine größere Höhe als unter der violetten; die Blätter der Pflanzen unter dem gelben Glase kamen grün zum Vorschein und vergilbten hernach, die unter dem rothen blieben grün, wie sie hervorkamen; in der violetten Beleuchtung nahm die grüne Farbe der Blätter mit dem Alter zu, sie wurde dunkler.

Nach den Versuchen von Tessier (v. Mem. de l'Academ. des Sc. de Paris. 1783. p. 133.) blieben die Pflanzen unter dunkelblauem Glase am grünsten, unter dunkelgelbem hingegen wurden sie bleich.

Die blaue Beleuchtung wirkt also auf die Pflanzen vollkommen wie das reine Sonnenlicht, die dunkelgelbe Beleuchtung dagegen wie die Finsterniß; denn auch in dieser werden die Pflanzen bleich, schießen stärker; genug sie zeigen sich mehr oder weniger etiolirt.

Namenregiſter.

A.

Aglaophon II. 78.
Agricola, Georg. II, 237.
Aguilenius II, 264 ff.
Albani, Franz, II. 365.
Albertus Magnus II, 223. 262.
Alexander Magnus, II, 94.
Algarotti II, 517. 710.
Alhazen, II, 164.
Allamand II, 712 ff.
Allori II, 363.
Andreas Andreani, II, 576.
Andrecudes II, 81.
Angelica Kauffmann II, 574 f. 672 f.
Apelles II, 86.
Apollodorus II, 79.
Ardices II, 70 f.
Ariſtides II, 84.
Ariſtoteles II, 11—23.
Von den Farben 16d. 24—53.
Auguſtinus II, 165.
Auguſtus, Cäſar, II, 106.
Avempaces II, 164.
Aventin II, 238.
Averroes II, 164.

B.

Bacon, Roger, II, 148—164.
Baco von Verulam II, 226.
Baier II, 555.
Balzac II, 274.
Barbaretti II, 356.
Barberini II, 105.
Barocci II, 361.
Barow II, 347.
Barth II, 555.
Bartolomeo di San Marco I, §. 902. II, 356.
Baſedow I, Vor. §. 391.
Baſſano II, 362.
Baſſon II, 346.
Batteni II, 375.
Beccaria I, §. 30. II. 709. 711. ff.
Beckmann II, 562.
Beguelin II, 580. 627.

Bellini II, 355.
Berettini II, 368 f.
Berlinghieri II, 350.
Berthollet II, 716.
Beſtuſchef II, 723.
Bicci, Lorenzo di, II, 351.
Birch, Thom. II, 531.
Bodley II, 229.
Boi II, 101.
Bömer II, 348.
Bonacurſius II, 286.
Boſcovich II, 587.
Boucher II, 376.
Bouguer I, §. 81. II, 575.
Boyle I, §. 2. 130. 478. 635. II, 311 ff. 383. 421.
Bruchhauſen II, 564.
Büffon I, §. 2. II, 491. 539. 575. 580. 628.
Büſch I, §. 124.
Büttner II, 676.

E.

Calau II, 574.
Canton II, 704.
Caravaggio I, §, 909. II, 363.
Cardanus II, 200. 217.
Cardi II, 362.
Carracci II, 363.
Carteſius II, 274—278.
Caſchubius II, 554.
Caſtel I, §. 573. 732. II, 516 f. 527 ff.
Cellini II, 218.
Cephiſſodorus II, 78.
Cheſter-Morehall, II, 584.
Chimenti da Empoli II, 362.
Cignani II, 372.
Cigoli II, 362.
Cimabue II, 350.
Cimon von Cleone II, 73.
Cleanthes II, 73.
Cleophantus II, 71.
Colbert I, §. 604. II, 524.
Comenius, Joh. Am. II, 346.
Cominate II, 549.
Conca II, 374.
Conradi II, 498.
Conſtantinus Magnus II, 206.
Copernicus II, 213.
Corrado II, 371.
Correggio I, §. 361. II, 360.
Cortona, S. Berettini.
Coſmus II, 197.
Coypel II, 372.
Crell II, 633.
Cromwell II, 384 f.
Chryſippus II, 7.
Cuvier I, §. 728.

D.

Dalham II, 561.
D'Arcy II, 628.
Darwin, Robert, I, §. 2. II, 577. 623. ff.
Darwin, Erasmus, II, 623. 626.
Daubenton II, 491.
David, Maler, II, 376.
Davy II, 707.
De Dominis, Antonius, II, 255.
De la Chambre II, 288 ff.
De la Hire II, 492. 628.
Delaval I. §. 534. II, 633.
Democritus II, 4—6.
Desaguliers II, 453 ff. 468 ff.
Descartes I, §. 92. II, 274.
Desorbieres II, 380. 490.
Dietrich II, 373.
Dolland II. 534. 649.
Domenichino II, 365.
Douw, Gerh., II, 366.
Du Chatelet II, 514.
Dufay II, 524.
Dufougerais II, 587.
Dunch II, 487.
Dürer II, 356.
Dyk, van, II, 366.

E.

Eberhard, Joh. Peter, II, 560.
Echion II, 84.
Eduard I. und VI. König v. England II, 149. 387.
Eichel, Joh. II. 628.
Elisabeth, Königinn von Engl. II, 387.
Empedocles II, 2—6. 110. 111.
Encyclopädisten II, 566.
Epicurus II, 6. 110.
Errleben II. 562. 574. I, Pol. §. 246 f.
Euklides II, 249.
Euler II, 583. 711. I Pol. §. 438.
Eumarus II, 73.
Euphranor II, 83.
Eupompus II, 81. 83.
Evener II. 78.
Eyck, Joh. van II, 363.

F.

Faber, Joh. II. 347.
Fabri, Honoratus, II, 329.
Ferri, Cito, II, 370.
Finch II. 556.
Fischer II. 687.
Fontenelle, Bernard le Bovier, II, 496 ff.
Formont II, 516 f.

Forſter I. §. 645. II. 683.
Fra Filippo Lippi II, 353.
Fra Giovanni da Fieſole, II, 352.
Franceſchini II, 372.
Franklin II, 579.
Friſi, Paolo, II, 589.
Füeßli, Heinr. II, 376.
Fulham, Miß, II, 716.
Funccius II, 329.

G.

Gabler II, 562.
Gaddi II, 351.
Galileo Galilei II, 245 ff.
Gall, Erll. d. Taf. S. 18.
Gascoigne II, 433.
Gauger II, 473. 511.
Gehler II, 687. 711.
Gentile da Fabriano II, 353.
Geoffroy II, 522 f.
Georg I. König v. England II, 475.
Gilbert II, 235. 423.
Gilberts Annalen II, 658.
Giordano, Luca, II, 371.
Giorgione (Barbarelli) I. §. 907. II, 356.
Giottino II, 351.
Giotto II, 351.
Göttingen, Akademie, II, 565.
Göttling II, 683.
Gordon II, 559.
Gotha, Herzog Ernſt von, II, 685. Prinz Auguſt. ebd.
Guido Reni I, §. 902. II, 364 f.
Guido von Siena II, 350.
Guiſe, Herzog von I, §. 46.
Gülich I, §. 732. II, 630.
Guyot II, 598.
Gyan II, 573.
s'Graveſand II, 455. 457.
Green, I. Vol. §. 600. Erll. d. Taf. S. 11. ff.
Gregory II, 421.
Gresham-College, II, 385.
Grenze II, 576.
Grimaldi II, 306 ff.

H.

Halley I, Vol. §. 663.
Hamberger I, §. 2. II, 266. 347. 551 f.
Hartſoeker II, 551.
Hauch II, 565.
Haus I, Vol. §. 422.
Hawkſbee II, 485.
Heinrich IV. König. von Frankr. I, §. 46.
Heinrich VII. VIII. König v. England II, 387.
Hemſterhuis II, 712 ff.
Herſchel II, 709. 703.
Herßfeld II, 554.

Hobert II, 563.
Hoffmann II, 639.
Holbein II, 356.
Hollmann II, 365. 557 ff.
Holzer II, 373.
Homberg II, 326.
Hoof I, Pol. §. 667. II, 322. 399.
Horvat II, 564.
Huygens II, 253. 413.

J.

Jacob, König v. Engl. II, 385. 388.
Jaquier II, 566.
Jenty II, 540.
Josephus II, 139.
Jurin II, 627.
Justi II, 632.
Jouvenet II, 372.

K.

Karl I. und II. König von Engl. II, 386. 388. 475.
Karsten II, 563.
Kästner II, 565.
Kauffmann, Angelica, II, 374. 672.
Keil II, 435.
Keppler I, §. 7. II, 247 ff.
Kircher I, §. 69. II, 271 ff.
Klingenstierna II, 584.
Klop II, 702.
Klügel II, 588. 590 f. 635.
Knoller II, 374.
Kranach II, 356.
Krant II, 562.
Krahenstein II, 563.
Kupetzky II, 573.

L.

Lairesse II, 671.
Lambert I, §. 81. II, 594.
Lancret II, 372.
Largillierre II, 372.
Lastmann II, 556.
Le Bande II, 537.
Le Blon II, 537.
Le Mery II, 523 f.
Leo X I, §. 875.
Leonardo da Vinci I, §. 902. II, 385.
Le Sueur II, 566.
Lichtenberg I, §. 584. Pol. §. 246. — II, 565. 574. 635. 638. 683.
Linné II, 431.
Loder II, 683.
London, Societät zu, II, 378. 383. 401. ihre Gesinnen 393.
Löscher II, 554.
Lucas II, 431 ff.
Lukrez II, 60—67. 110. 273.
Luther II, 259.
Lutti II, 573.

Stella.

Ich faß es nicht!

Cezilie.

Du fühlſt's.

Stella, an ſeinem Hals.

Ich darf? — —

Cezilie.

Dankſt du mir's, daß ich dich Flüchtling zurückhielt?

Stella, an ihrem Hals.

O du! — —

Fernando, beide umarmend.

Mein! Mein!

Stella, ſeine Hand faſſend an ihm hangend.

Ich bin dein!

Cezilie, ſeine Hand faſſend, an ſeinem Hals.

Wir ſind dein!

M.

Maclaurin II, 486.
Magellan II, 711 ff.
Mairan II, 507 f.
Maleb: ancel, Pol. §. 457. II, 324 ff. 494 ff.
Maler, Jac. Friedr., II, 562.
Marat II, 601.
Maratti II, 371.
Marco, San, II, 356.
Marcus Marci II, 286 f.
Marggraf II, 703.
Maria Stuart II, 387.
Mariotte I Pol. §. 484. II, 442. 456. 492.
Maron II, 374.
Martin II. 556.
Maſaccio II, 352.
Maſſolino II, 352.
Mauclerc II, 600.
Mayer, Joh. Tob. II, 566. 574.
Mayer, Tob. II, 568. 574. 586.
Mavow II, 394.
Mazeas II, 580.
Meiſter II, 565.
Melanthius II, 89.
Melville II, 580.
Memmi II, 351.
Mengs II, 373. 628.
Merſenne II, 346.
Meyer II, 632.
Meyer, Heinr. II, 690.
Mezu II, 566.
Micon II, 76.
Mellweide II, 574.
Meloneur II, 486.
Montaigne II, 218.
Montucla II, 380. 566.
Morillo II, 367.
Muſchenbroek II, 488.

N.

Newton. Newtonus ante Newtonum II, 305. ſeine Perſönlichkeit II, 474—484. ſeine Lehre, ein Amalgam von Wahrheit und Irrthum Pol. §. 463. Wortkram Pol. §. 635. II, 568. leicht zu lernen und ſchwer anzuwenden Pol. §. 613. 624. Remora aller geſunden Phyſik II, 528. ſteht einer freyen Anſicht der Natur entgegen I Vorw. XV. der Technik entgegen II, 598. Art von Arche des Herrn II, 442. verglichen mit einer alten Burg I Vorw. XVI. zerſtört durch die Entdeckung der Achromaſie Pol. §. 470. II. 591. Hauptſtelle, um die gekämpft wird Pol. §. 411—416. ſeine Methode, die der Hegentrau-

se Pol. §. 234. ein Hysteron Proteron II. 417. Pol. §. 116. voll Vor- und Nachklagen, Reservationen, Restrictionen ꝛc. Pol. §. 107. 178. 613. unmathematisch Pol. §. 33. voll Advocatenstreiche Pol. § 113. Einl. zur Pol. S. 358. voll Sophisterey Pol. §. 230. 513. 582. II. 417. Taschenspielerey und Spiegelfechterey Pol. §. 113. §. 440. II. 505. unredlich §. 211. II. 490. 530. 534. schändlich. Pol. §. 632. sein Apparat, unzulänglich II. 422. 423. Pol. §. 347. seine Versuche, voll unnützer Nebenbedingungen II. 423. Pol. §. 332. sein Manövre gegen seine Gegner II. 424. 437. 440.

Newtonianer, Abzeichen, so sie tragen sollten Pol. §. 572. Albernheiten sagen sie unbedenklich II. 544. Ausflüchte II. 466. 459. Balsamiren den Leichnam der Newtonischen Lehre Pol. §. 471. Credo derselben II. 403. 441. Dünkel I Vorw. XX. Ergo bibamus, ihr ewiges, Pol. §. 393. Faulheit II. 466. 484. Gängeln ihre Schüler Pol. §. 241. Glaubensstärkung Pol. §. 135. Halsstarrigkeit II. 402. Ingrimm II. 484. Invaliden, gerüstete, I Vorw. XVIII. Irrthumsepisteln II. 434. Kämmen, krämpeln, kardetschen und filzen das Licht Pol. §. 519 ff. 529. Kreuzigen den Menschensinn Pol. §. 227. Lächerlich II. 462. Leyer, alte, II. 564. Leviten bey der Arche des Herrn II. 432. Manier II. 444. 451. Nachbeterey II. 684. Notabene, beständiges, II. 469. vgl. Pol. §. 422. Obreptionen Pol. §. 441. Pfaffenstolz Pol. §. 600. Quäkereyen Pol. §. 594. Refrain, ewiger, II. 556 ff. Selige Ueberzeugung Pol. §. 31. II. 466. Selbstgenügsamkeit II. 466. 484. Starrsinn Pol. §. 211. Texte, den sie nachbeten II. 437. Unerträglich II. 462. Unredlichkeit Pol. §. 45. II. 536. 461. Verfolgungsgeist II. 434. Verfechtern II. 462. Winkelzüge II. 447. Wortkrämer Pol. §. 500. 635. II. 468. Zeichnenmeyer Pol. §. 598 ff.

Nicias II. 85. 91.

Nicomachus II. 89.

Reiſet II, 539.
Rüguet, Lazar., II, 331.

O.

Oeſer, Friedr. II, 373.
Oldenburg II, 379.
Oſtade, Adrian v. II, 101. 366.
Orford, Societät zu, II, 379. 383—385.

P.

Pamphilus II, 84.
Panänus II, 76.
Panli, Matthäus, II, 506. 561.
Paracelſus II, 205 ff.
Pardies II, 426.
Parmeggianino II, 361.
Parrhaſius II, 81.
Peliſſon II, 499.
Pemberton II, 498.
Perugino, Pietr. II, 355.
Phidias II, 76.
Philoctes II, 73.
Piazzetta II, 374.
Piccinomini II, 263.
Placidus Heinrich II. 701.
Plato II, 8. 112. 240.
Plinius II, 68 ff.
Polignac II, 511—513.
Pölvder I, §. 864.
Polygnot II, 75.
Pompeji, Gemälde II, 94 ff.
Porta II, 220 ff.
Pourchot II, 342.
Praxiteles II, 85 f.
Prieſtley II, 588 ff.
Primas, Fürſt, II, 683.
Protogenes II, 88 f.
Pyrrhonier II, 8. 111.
Pythagoras II, 1.
Pythagoreer II, 1. 2. 109.

Q.

Quercino II, 364.

R.

Raphael I, §. 861. II, 356.
Reaumur II, 523.
Regnault II, 436.
Reichsanzeiger II, 658.
Reinolds II, 375.
Rembrand II, 366.
Renaud II, 516.
Reni, Guido, II, 364.
Reſtout II, 372.
Ribera, S. Spagnoletto.
Richter, Georg Friedr. II, 463 ff.
Rigaud II, 372.
Ritter II, 707 716 ff.
Rizzetti I, §. 2. II, 463. ff.
Rohault II, 456. 485.
Rohr, v. II, 555.

Romanelli II, 372.
Rospiglioſi II, 105.
Rubens I, §. 361. II, 366.
Rumford I, §. 81. II, 575. 716.
Runge I, S. 339. II, 574. 701.

S.

Sacchi II, 370.
Sarto, Andrea del, II, 356.
Sauſſure I, §. 74. II, 676.
Scaliger, Jul. Cäſ., II, 200 ff.
Scheele II, 716 ff.
Scheiner, Pater, II, 347.
Schelling II, 683.
Scherffer, Pater, I, §. 2. 18. 126. II, 575 ff.
Scheuchzer II, 553.
Schiller II, 691.
Schmaling II, 562.
Schmidius II, 556.
Schwedenborg II, 561.
Seebeck II, 700. 703 ff.
Segner II, 565.
Senebier II, 716 ff.
Seneca II, 123.
Sennert II, 346.
Simon Portius II, 197.
Sloane, Hans, II, 470.
Smith II, 566.
Snellius II, 252.
Solimena II, 371.
Sömmering II, 683.
Spagnoletto II, 364.
Sperling II, 346.
Spinoza II, 312. Zeile 6.
Sprat, Thom. II, 379.
Steffens II, 701.
Steiner II, 587.
Sturm II, 328. 556.
Sulzer II, 672.

T.

T, H. F. II, 606 ff.
Teichmeyer II, 554.
Telephanes II, 70.
Teleſius, Bernh. II, 215.
Tenier, Dav. II, 366.
Terburg II, 366.
Teſſier II, 724.
Themiſtius II, 165.
Theophraſt II, 23—53.
Thiriot II, 516.
Thyleſius II, 172—194.
Timanthes II, 31. 82.
Tintoretto II, 362. I, §. 907.
Titius II, 563.
Tiziano II, 356. I, §. 903. 907.
Tycho Brahe II, 248. 402. I, §. 17.
Tſchudi II, 138.

U.

Uccello, Paolo, I, §. 365.
Unterberger II, 374.

V.

Van Dyk II, 366.
Velasquez II, 367.
Vecelli. S. Tiziano.
Vermaasen II, 556.
Verocchio II, 355.
Veronese, Paul, II, 362.
Villa Hadriani II, 103.
Vitellio II, 263.
Vivarino II, 354.
Voltaire II, 513—517.
Voſſius, Iſaac, II, 254. 295 ff. 305 f.

W.

Wall, Dr. I, §. 11.
Watteau II, 372.
Weigel II, 606.
Weimar, Herzog von, II, 683.
Weſt II, 375.
Weſtfeld II, 217. 593 ff.
Whiſton, Wilh. II, 487.
Wilhelm, Joh. Churfürſt von der Pfalz II, 551.
Wilſon II, 707. 711.
Winkler II, 558. 674.
Wohlgemuth, Michael, II, 354.
Wolf, Fr. Aug. II, 683.
Wolff II, 555. 559.
Wucherer II, 556.
Wünſch I, §. 601. Polem. II, 623. Crit. d. Tof. S. 14 f.

Z.

Zaberella II, 346.
Zambeccari I, §. 129.
Zanotti II, 710 ff.
Zeiher II, 587.
Zeno II, 7. 112.
Zeuris II, 80. 81.
Ziegleriun, Charlotte, II, 560.

Sachregiſter.

A.

ABC der prismatiſchen Erfahrungen I. Pol. §. 288.

Abendröthe I, §. 154.

Aberglaube, iſt zum Theil aus falſcher Anwendung der Mathematik entſtanden II, 158. gründet ſich auf ein wahres Bedürfniß II, 159. 207. wird der Menſch nicht los II. 162. iſt ein Erbtheil energiſcher Naturen. 163.

Aberration, von Seiten der Farbe und der Geſtalt der Gläſer I. Pol. §. 304. 305.

Abgeſchmackteſte That ſo jemals begangen worden II, 126.

Abklingen, farbiges, eines blendenden Lichteindrucks, I, §. 39. ff. II, 114. 164. ff.

Abſicht, des Verfaſſers bey der Farbenlehre I, §. 744. Einl. XIII. II, Einl. VI. ff.

Academieen, ſchaden den Wiſſenſchaften II, 539.

Achromaſie des Auges I, §. 131. §. 423. des Mittels §. 285. 345. in wiefern II, 654. chemiſche Wirkung bey derſelben 682 — 687. Geſchichte derſelben II, 581. ff. Schwierigkeit in der Anwendung II, 645. ff. Verſuche mit mehrern Mitteln, ebend.

Acta Eruditorum II, 456.

Adularia I, §. 449.

Aethiops I, §. 514.

Affen, I, §. 666.

Akyanoblepſ II, 673. ff.

Akyanoblepſie I, §. 103 — 113.

Alaunerde I, §. 507. 585.

Alcalien I, §. 492.

Alchymie, poetiſcher Theil derſelben II, 207.

Alchymiſten II, 207.

Allegoriſcher Gebrauch der Farbe I, §. 915.

Alten, wer ſie verſtehe und

genieße II, 117. Kenntniſſe derſelben in der Farbenlehre II, 113 — 117. was ihnen abgeht 117.

Amaranthen I, §. 622.

Anagramme II, 420.

Anarchie, in der wir leben II, 121. 592.

Anglomanie II, 520. f.

Anhäufung, glomeratio, des Lichts II, 310.

Anlaufen des Stahls I, §. 471. 485.

Antike Malereyen I, §. 860. Charakteriſtik derſelben II, 94. f. auf welchem Zeitraum 106.

Antike Statuen I, §. 859.

Antipathien II, 222.

Anziehen fodert Abſtoßen, II, 214.

Aperçu, Wichtigkeit deſſelben II, 245. 330. entſchiedenes, wird man nicht los II, 684.

Aplanatiſche Gläſer II, 663.

Apotrophiſche Schriften II, 166.

Apparat, Newtons, iſt nicht überdacht, nicht ausgeſucht, nicht ſirirt II, 423.

Appellation, laſſen die Newtonianer nicht zu II, 562.

Arrianismus II, 456.

Arſenikoxyd I, §. 526.

Arzt, was der Verfaſſer von ihm hofft I, Einl. XLIV.

Aſphalt II, 88.

Aſtrologie II, 158.

Atheismus, nur wenigen gemäß II, 521.

Atmoſphäriſche Farben I, §. 253. ff. 273.

Atramentum II, 87. des Apelles was es geweſen 89. 91.

Atticum Sil II, 89.

Auge, woher es ſey I, Einl. XXXVII. ſteht keine Form, ebend. ſteht durch Brechung II, 582: in wiefern es achromatiſch I, §. 423. II, 582. 664. Samulen und Entbinden, Colligiren und Digregiren, συγκρίνειν und διακρίνειν deſſelben II, 112. 113. 114. 265. wann es die prismatiſchen Ränder ſehe II, 664.

Augengeſpenſt II, 627 — 631.

Augenkrankheiten I, §. 28. 51. 101 — 133.

Augentäuſchungen I, §. 2. 180. unrichtiger Ausdruck II, 627.

Autochthonen der neuſten Zeit II, Einl. V. vergl. II, 121.

B.

Balanciren der Farbe I. §. 551.
Bankerottirer I, §. 771.
Battist I. §. 641.
Baumwolle I, §. 503. 549.
Bedingungen der Farbenerscheinung I, §. 197. 309. der Zunahme derselben 209. 323.
Begebenheiten in der Natur, was sie sind II. 124.
Behandlung der Farben in antiken Gemälden II. 98. 103.
Beizen I, §. 550. 648. 715.
Bekenntnisse, Confessionen, gehen vom Beichtstuhl in die Selbstbiographien II. 218.
Beleuchtung, farbige I. §. 673.
Bergbau, Bergwesen II. 237.
Bergcrystall I, §. 496.
Berliner Blau I, §. 515. 521. 577.
Bernstein I, §. 11.
Betrachtungen, historische I, 853.
II.
Bibel, II, 158. allgemeine Bibliothek der Völker, 171.
Bild, farbloses, blendendes I. §. 39
Bilder I. §. 198. 219. primäre, secundäre §. 220. farbige §. 47. §. 342. ursprüngliche, abgeleitete §. 221. graue §. 35. 341. directe, indirecte §. 222. ff. schwarze und weiße §. 15. Hauptbilder, Nebenbilder §. 226. 232. Doppelbilder §. 222. ff.
Biographieen als Confessionen II. 218.
Birken I. §. 631.
Bittererde I, §. 496.
Blasen, farbige I. §. 461 f.
Bleichkunst I. §. 595.
Bleichmittel I. §. 599.
Bley I, §. 497. 509. 511—514.
Bleyweiß I, §. 514. 520. gebranntes, von wem zuerst gebraucht II. 85.
Blau I, §. 151. 155. 778. II, 90. 92. 114. 492. 493. 517. 520. ist mit dem Dunklen und Schattigen verwandt II. 109. Ohnmacht desselben II. 672. Menschen, die kein Blau sehen, I. §. 103—113. II. 673 ff.
Blinder, der Farben fühlt und riecht II. §. 556.

Blumen blitzen oder phosphoresciren I. §. 54.
Blut, verschiedene Farbe desselben II. 523. I. §. 643.
Braunsteinroth I. §. 542.
Brechbarkeit, verschiedene, gibt es nicht II. 254.
Brechung I. §. 187. ohne Farbenerscheinung von alterher bekannt, II. 581. soll alles auf dem Wege der Brechung erklärt werden II. 637.
Brille, grüne I. §. 55. II. 579.
Buchdruckerey macht die Censur nöthig II. 215.
Bulben I. §. 618.
Buntes I. §. 896—899.

C.

Calendeln I. §. 54.
Camayeu I. §. 864.
Camera obscura, von Porta entdeckt II. 249. 161.
Capuzinerpredigten II. 127.
Carmin I. §. 792. 795.
Chamäleon I. 645. §. mineralisches I. §. 542.
Charakter, Betrachtungen darüber II. 477. ff.
Charakteristische Zusammensetzung der Farben I. §. 816.
Charakterlose I. §. 816.
Chemie, was sie hervorgebracht II. 205.
Chemiker II. 521. I. Einl. XLV.
Chemische Farben I. §. 486.
Chiromantie II. 158.
Chocoladenschaum I. §. 461. 465.
Chromatik, verschieden von der Optik II. 686.
Chromatische Kraft verschiedener Mittel II. 646—648. ff.
Chromatoskop I. §. 72.
Chrupsie I. §. 131.
Ciselirte Metalle, zeigen Farben I. §. 572.
Clair-obscur I. §. 849.
Coccus I. §. 648.
Cochenille I. §. 795. 799.
Colores, adventicii, imaginarii, phantastici I. §. 2. apparentes, fluxi, fugitivi, phantastici, falsi, varientes, speciosi, emphatici §. 137. 693. proprii, corporei, materiales, veri, permanentes, fixi §. 487. notionales et intentionales I. §. 592. II. 267.
Colorit I. §. 872—887.

hypothetiſche Geſchichte deſſelben II. 69 — 106. ſeit Wiederherſtellung der Kunſt II. 350 - 377.
Comitteen, wiſſenſchaftl. taugen nichts II 397, 605.
Compendien, was ſie ſind II. 552. ff. Compendienſchreiber, in welchen Fall ſie kommen II, 552. wie verwegen I. Pol. §. 246.
Copernicaniſches Syſtem, Einfluß deſſelben II, 213.
Corallen I. §. 637.
Cramoiſi I. §. 762. 800.
Critik II, 170
Crownglas I, §. 291. ff.
Cryſtallinſe I, 131. 171.
Culmination I, §. 523.

D.

Dachrinnen, bleyerne, leiden vom Galvanismus II, 222.
Dauer des Lichteindrucks im Auge I, §. 23. 121. ff. II, 114. 164. ff.
Definition, was ſie verlangt II, 280.
Deiſmus, wodurch vorbereitet II, 486. Voltairens 521.
Demos, ſeine Deviſe II, 493.
Deutſche, was ſie thun ſollten I, §. 728. ihr Verdienſt II. 121 f. verglichen mit den Engländern 238.
Diakryſis und Synkriſis des Auges II, 112. 213. 265. 450. 468.
Diaphanes S. Durchſichtiges.
Diaſtole und Syſtole ſehen ſich wechſelſeitig voraus I, §. 38. 739. II, 216.
Dilettanten, was Kunſt und Wiſſenſchaft ihnen verdanke I S. 351. ff.
Dioptriſche Farben I, §. 143. ff.
Diplomatiker II, 167.
Disgregiren und Colligiren des Auges II, 112. 213. 265.
Diſperſion S. Zerſtreuung.
Diſperſive Mittel II, §. 654. ff.
Divergenz Pol. §. 210.
Druck, bringt Farben hervor I, §. 432—459.
Durchſichtiges, Durchſichtigkeit I, §. 240. 494 —496. II, 24. ff.
Durchwandern des Farbenkreiſes I, §. 534.

E.

Edelſteine, Heilkräfte derſelben I, §. 759. ihre Farbe fixirt durch die Natur §. 714.

Eindruck des Bildes im Auge I, §. 10. 23. 121.

Eiſen, chemiſches Verhalten deſſelben I, §. 499. 500. 504. 506. 512. 741. Magnetiſmus deſſelben I. Vorw. XI.

Elaſticität der Luft II, 424.

Electricität I, §. 742. 745.

Electron II, 114.

Elefanten, als Lückenbüßer II, 129.

Elementarfarben I, §. 664. 666.

Elfenbein, gebranntes II, 87.

Elfenbeinſchwarz II, 92.

Elegien, Lobreden, ihr Urſprung, II, 499.

Empirie, Verdienſtliches derſelben I, §. 732.

England, aus ihm verbreitet ſich eine neue Theorie II, 378.

Engländer, wodurch ſie den Auswärtigen imponiren II, 520.

Engliſche Verfaſſung II, 148.

Entziehung der Farbe I, §. 543—604.

Entzweyung, urſprüngliche I, §. 739.

Epoptiſche Farben I, §. 429.

Erden I, §. 496.

Erfahrungsarten, zweyerley II, 134.

Erfahrungswiſſenſchaft, jede, wodurch ſie aufgehoben werden kann, II, 676.

Erfinder, was man von ihnen verlangt II, 161.

Erregung der Farbe I, §. 501. 520.

Eſſig macht das Eiſen ſchwarz I, §. 499.

Ethiſche Beweggründe wirken in den Wiſſenſchaften II, 461.

Experiment, was dazu gehört, Vor. §. 605. Eins das die Newtoniſche Lehre zerſtört II, 435.

Experimentalphiloſophen in England II, 393. ff. 454.

Experimentiren, wie es im XVIIten Jahrh. damit ausſah II, 393. ward ein Metier II, 455.

Exorciſten, moderne, vertreiben die guten mit den böſen Geiſtern II, 240.

F.

Farbe. Von ihr zu handeln iſt gefährlich I, Einl. XI. Erklärung derſelben XXXIX. (vgl. Vorw. X.) Erzeugung XLI. Farben ſind als Halblichter, Halbſchatten, anzuſehen XLIII. Bedingungen zu ihrer Entſtehung I. Pol. §. 403. Eintheilung derſelben XLI. Energie der Farbe I, §. 693. geliebt von Naturmenſchen, rohen Völkern, Kindern I, §. 135. 775. 855. Abneigung der gebildeten §. 135. 776. 841. Streben zur Farbe I, §. 862 — 866. II, 536. Gebrauch zu Abzeichen I, §. 847. 840 843. Farbe der verſchiedenen Nationen 837. Der Alter und Geſchlechter 840. 841.

Farbenbehandlung, der Alten II, 107. — 121.

Farbenbenennungen in der Mineralogie I, §. 614 — 616. der Griechen und Römer II, 54 — 59. wovon ſie aufgegangen II, 202. f.

Farbenclavier II, 529.

Farbenerſcheinungen, ob ſie null werden können bey der Refraction I, §. 686. Verſuch ſie zuſammenzuſtellen dreymal gemacht I, Einl. XXXVI.

Farbengebung I, §. 871. ff.

Farbenkugel II, 374.

Farbenlehre, ſtand bisher gegen die übrige Naturlehre zurück I, Vorw. XV. II, 462. Betrachtungen über die der Alten II, 107 — 121.

Farbenpyramide II, 574.

Farbenton, in den antiken Gemälden II, 98.

Färber und Färbekunſt I, §. 730. ff.

Farbige Bilder, durch Brechung verrückt I, §. 258. 312.

Farbige Lichter Pol. I, §. 25.

Farbige Schatten I, §. 62 — 80. II. 606 — 614. 619 — 22.

Federn der Vögel I, §. 654. ff.

Feminiſiren der Wiſſenſchaften II, 498.

Fenſterkreuz I, §. 20. 29. 31. 420. II, 286. 579.

Fenſterſcheiben, ange-

hauchte I. §. 386. blind werden derſelben I. §. 168.

Fenſterſtäbe I. §. 80. 216. 224.

Finſterniß und Licht zum Auge I. §. 5.

Firniß, der Kupferſtecher I. §. 470. der aus Schwarz Blau macht §. 172. deſſen ſich Apelles bedient II, 83.

Fiſche I. §. 636. ff.

Fixation der Farbe I. §. 545.

Fixſterne I. §. 150.

Flächen, graue I. §. 35.

Flächenhafte, il piazzoso, in der Malerey.

Flintglas I. §. 290. ff. 684.

Formel des Lebens I. §. 38.

Formeln, mathematiſche, mechaniſche, metaphyſiſche, moraliſche ꝛc. I. §. 752. II, 150. 151. 159.

Franzoſen, vulgariſiren die Wiſſenſchaften II. 496. ff. die älteren widerſetzen ſich einſichtvoll der Newtoniſchen Lehre. Siehe Mariotte, Caſtel, Gautier, Guyot. Den Neuern wird ſie eingeprägt Pol. §. 428.

G.

Gallus I. §. 500. 504.

Galvanität I. §. 745.

Gegenſatz des Auges gegen gebotene Farbe I. §. 35. 38. 48. 696. chromatiſcher I. §. 492. chemiſcher ebend. Werth und Würde deſſelben II. 124.

Geiſt, menſchlicher II. 212. Pol. §. 506.

Geiſtlichkeit, Farbe der hohen I. §. 791.

Gelb I. §. 765. Gelb und Blau §. 819. 502. 517. Gelb und Purpur §. 820. ausgiebiger als Blau II, 600.

Gelbroth I. §. 774. 822.

Gelbſüchtiger I. §. 133.

Gelehrte Geſellſchaften, ſind in einer mißlichen Lage II. 508.

Gemüth, Stimmung deſſelben durch Farben I. §. 762 ff.

Genie, Autorität deſſelben, II. 144. ihm gilt Ein Fall ſtatt tauſend II. 215. überwindet alle Hinderniſſe 247.

Geſchichte, der Wiſſenſchaften, was ſie iſt II. 136. reizendſter Moment derſelben II. 131. Hintergrund 137. was ſie erfreulich macht

II, 249. in England II, 526. ff.
Geſchlecht, wer es zuerſt in den Figuren unterſchieden II. 73.
Gewiſſen II. 144.
Gilden, wiſſenſchaftlicher, Beſchränktheit II. 696.
Glas, Crownglas I, §. 291. Flintglas §. 291. 684. ff. angerauchtes §. 169. Blindwerden deſſelben §. 480. chromatiſche Eigenſchaft deſſelben, wodurch ſie erhöht wird §. 683. ff.
Glasplatten zeigen Farben I, §. 431—458
Glasſcheiben, farbige I, §. 55.
Glimmer I, §. 496.
Gränze, gehört zur Farbenerſcheinung I, §. 208.
Gold I, §. 509. 514. 526.
Goldauflöſung I, §. 526.
Goldflinter I, §. 100.
Goldſalz II, 723.
Grau, wie es ſich zu Weiß und Schwarz verhalte I, §. 257. wie zu den Farben §. 259. 556 — 559. Entſtehung deſſelben 557.
Graue Bilder durch Brechung verrückt I, §. 248. 341.
Griechen, wie ſie die Natur betrachtet II. 108. Glück ihrer Ausbildung 119.
Griechiſche Dichter II, 148.
Griechiſche Sprache II, 201. f.
Griffel II, 77.
Grün I, §. 538. f. 801.
Grundfarben, des Phyſikers zwey, des Malers und Färbers drey I, §. 705. II, 526. 569.
Grundphänomen I, §. 153. 174. ff. 202.
Grund, in Gemälden I, §. 902—910. weißer, vergoldeter II, 106. abſtechender Pol. §. 56. 68. 73.
Gutfärben II, 524.

H.

Hahnenfarbe I, §. 791.
Halbverbrennung I, §. 498.
Haltung I, §. 867.
Handgriff II, 236.
Handwerker II, 236. Beſchreibung derſelben II, 525.
Handwerksſinn II, 696.
Harmonie der Farben I, §. 805. in antiken Gemälden II, 97. ff. Grund derſelben II, 628. f. vergleichen mit der muſicaliſchen II, 639—645.

Hauch bringt Farben hervor I. §. 455—460. 691.
Häutchen, farbige I. §. 470.
Hebung S. Brechung. I. §. 187. 188. II. 253.
Hetrrauch I. §. 154.
Heiligenbilder II. 206.
Hell und Dunkel I. §. 830.
Helldunkel I. §. 849. Behagen daran, woher es entspringe §. 34.
Herkulaniſche Gemälde II. 94.
Herz, menſchliches II. 212.
Heterogen I. §. 260. ff. 566.
Hetmann der Coſaken, ein vortreflicher Newtonianer Pol. §. 178.
Hetruriſche Gefäße II. 71. 72.
Himmel, warum er blau erſcheint II. 258. 281. 493.
Hiſtoriker, griesgrämige II. 131. parteyiſche II. 135.
Hiſtoriſche Betrachtung über die Farben I. §. 833.
Hocus-pocus der Newtoniſchen Lehre II. 504. Pol. §. 45.
Höfe, ſubjective I. §. 89—100. objective §. 380—387.
Höllenzwang II. 158.
Holz, farbiges I. §. 630. Leuchten des fauten I. §. 11. 87.
Homogen I. §. 260. ff. 566.
Hornſilber I. §. 680. II. 716 ff.
Hyperchromaſie I. §. 285. 345. 682. ff.
Hypochondriſten, was ſie ſehen I. §. 119. 120.

J.

Jahrhundert, vergangnes XVIIItes critißrt II. 238. ff. XVtes und XVIIes 240. 241.
Idee, läßt ſich nicht ins Enge noch Gleiche bringen II. 665 auf welchen die Alchymie beruhe II. 207. ſire Idee II. 418.
Idioſyncraſieen II. 222
Jeſuiten-Schulen nehmen die Newtoniſche Lehre auf II. 550.
Incalculables und Incommenſurables der Weltgeſchichte II. 133.
Indicum II. 92.
Indig I. §. 546. 577. ff. 633.
Individuum, Werth und Wichtigkeit deſſelben in den Wiſſenſchaften II. 136.

Infantiſiren der Wiſſenſchaften II, 498.
Inflexion des Lichts II, 309. f.
Ingwer II, 350
Inſecten I, §. 636. 648.
Inſtrumente, phyſicaliſcher, ſchlechter Zuſtand II, 598. f.
Intentionelle Farben II. 267. ff. 293.
Invectiven gegen Newton II, 529. ff.
Ironie über ſich ſelbſt II, 431. in den Wiſſenſchaften I, Vorw. XV.
Irrthum, Freunde deſſelben II. Einl. IX. kann brauchbar werden I, S. 352. nöthigt zum Wahren Pol. §. 238. gibt Gelegenheit zur Oſtentation des Scharfſinns II, 248. wann er gewaltſam wirkt II, 401. Fortpflanzung deſſelben II, 343. 488. wird ungeheuer II, 480. f. wird verzeihlich II, 484 macht den Menſchen falſch 480. Bezug des Charakters zu ihm II, 479 f.
Juden, Abzeichen I, §. 771. Schacher II, 139.

K.

Käfer I, §. 649.
Kalkerde I, §. 496.
Kalkſpäthe I, §. 449. 496.
Kälte, eine Privation II, 251.
Karmeſin I, §. 762. 800.
Katagraphiſche Darſtellungen II, 74.
Katoptriſche Farben I, §. 366.
Kermes I, §. 799.
Kerzenlicht, wie es auf die Farben wirkt I, § 84. ff. Pol. §. 72. f. verſchiedene Farbe deſſelben I, §. 381. f.
Kochung, organiſche (πέψις) I, §. 607. II, 37. ff.
Kohle I, §. 493.
Körperfaçetten II, 423.
Kranke, was ſie ſehen I, §. 128. ff.
Krankhafte, pathologiſche Phänomene I, §. 101. 102. ff.
Kreisartige Dispoſition der Retina I, §. 95. 98.
Kriegshelden, wem ſie auf der Spur ſind II, 162.
Kunſt, ihr ſind die Menſchen mehr gewachſen als der Wiſſenſchaft II, 118. verglichen mit der Wiſſenſchaft

119. letztere als Kunst zu denken 120. griechische Kunst 118. Beruht weniger auf der Erfahrung I, S. 351. Wer sich damit abgeben sollte Ebend.
Kupfer I, §. 509. 511. 525.

L.

Lacfarben I, §. 583
Lacmus I, § 533.
Lacmustinctur II, 521.
Laien, was sie oft geleistet I, S. 352.
Lamellen I, §. 446. 449. 470. II, 636.
Lampe, argandische Pol §. 557.
Lapis Lazuli II, 92.
Lasuren I, §. 571. wer sie eingeführt II, 87 stehn viel höher als Mischung II, 638. f.
Lateinische Sprache II, 202.
Latentes Licht, latente Wärme II, 639.
Laterna magica Pol. §. 78. II, 161.
Laugen I, §. 600.
Leben der Natur, worin es bestehe I, §. 739. des Menschen, hat drey Epochen II, 243.
Lederfarben I, §. 773.
Leimfarben II, 103.
Leinwand I, § 503. 549.
Leuchtsteine, oder Phosphoren unter farbiger Beleuchtung II, 703 ff.
Licht, bisher als eine Art Abstractum angesehen I, §. 361. wird durch Mittel bedingt I, §. 140. ff. Licht und Finsterniß zum Auge I, §. 5. Licht und Schatten, erste Andeutung derselben in der Malerey II, 78. ob es Substanz oder Accidens II, 289. 308. f. was es alles erleiden muß II, 309. 310.
Lichtbild I, §. 361. 363. 371. II, 411.
Lichteindruck, Dauer desselben I, §. 23. ff. II, 114.
Lichter, farbige Pol. §. 25. 502.
Lichter, schwachwirkende I, §. 81—89.
Lichtkügelchen und Wirbelchen II, 327. 423
Lichtstärke I, §. 81. II, 575.
Liebhaber S. Dilettanten.
Lila I, §. 719.
Linearperspective I, §. 867.
Linearzeichnungen II, 72.

Linſe, iſt eine Verſammlung von Priſmen I, Pol. §. 62. priſmatiſche Verſuche damit I, §. 512. ff.
Livreen I, §. 847.
Localfarben I, §. 872. erſte Anwendung derſelben II. 79.
Logik, Newtoniſche, Ergo bibamus I, Pol. §. 391 — 393.
Luftballon I, §. 30.
Luftfahrer I, §. 129.
Luftperſpective I, §. 867. 872.
Luftthermometer I, §. 674. ff.

M.

Madonnenbilder II, 106.
Magie, natürliche, Urſprung und Abſicht II, 221 ff.
Magnet II, 114. 423.
Magnetiſmus I, §. 741. Vorw. XI.
Maler, haben oft beſondere Dispoſitionen des Auges I, §. 134. 59.
Malerey, woron ſie aufgegangen II, 70. Alter derſelben II, 73. Antike und deren Charakter II, 96 ff. wodurch ſie möglich wird. I, Einl. XXXVII.
Malven I, §. 624.
Mannigfaltigkeit der Farben II, 75.
Maſſen von Licht und Schatten, wer ſie zuerſt angewendet II, 86.
Maſſicot I, §. 514. 520. 575.
Mathematik I, §. 722 ff. II, 150 ff. 476.
Mathematiker I, Einl. XLVI. I, §. 757. II, 162. lieben ſich Schwierigkeiten, 483. wo ihr Beytritt gewünſcht wird I, §. 787.
Maximen, was ſie thun müſſen II, 233. einſeitige, II, 396.
Meer, Farbe deſſelben I, §. 57.
Meergrün I, §. 75. 76. 785.
Melinum, eine weiße Erde II, 89.
Menge, wann ſie am freyſten Athem holt II, 332. wem ſie ein Talent zugeſteht II, 666. was ihr am gemäßeſten II, 276.
Mennige, I, §. 520. 694. 764.
Menſch, Luft- und Hülfsbedürftig II, 161. ſein Verhalten gegen Autorität II, 243. II, 592. welcher Zeit

er angehöre II, 243. was er immer wieder hervorbringt II, 237. was er begreift Pol. §. 30. erkennt nur das Mittlere II, 664. neigt ſich zur Ariſtokratie und Monarchie II, 653. was ihm angeboren II, xxvi. ſeine Luſt II, xxvi. ſeine Seligkeit II, 246. falſche Tendenzen II, 669. geht ins Minutioſe II, 664. muß mit ſich in Bündniß treten II, 667. mag gern Getrenntes zuſammenbringen II, 215. ſucht ſein Lückenhaftes zu erſetzen II, 669.

Menſchenbildung, welches die ſchönſte I, §. 672.

Menſchliche Farbe I, §. 667. 670.

Menſchheit, Lobgeſang derſelben II, 131. Größte Forderung an ſie II, 213. ergeht ſich in einem engen Raume II, 135. u. Einl. VI.

Meſſerklingen, zeigen paroptiſche Erſcheinungen I, §. 426.

Meſſing I, §. 511.

Meßkunſt I, §. 725 ff.

Metallkalke I, §. 497.

Metalloxyde erhöhen die Farbenerſcheinung I, §. 290. II, 646 ff.

Metamorphoſe der Pflanzen I, §. 620. 657. II, 221.

Metaſchematiſmen II, 221.

Mineralien I, §. 613.

Miſchung, reale I, §. 551. ſcheinbare §. 560. der beyden farbigen Enden §. 697.

Mittheilung, wirkliche I, §. 572. ſcheinbare §. 588.

Modefarben I, §. 845.

Mohne I, §. 625. 54.

Molusken I, §. 646.

Mond, verſchiedene Größe ſeines Erſcheinens I, §. 17.

Mondſchein, beym, farbige Schatten I, §. 76.

Mondlicht, prismatiſche Verſuche I, §. 312.

Morgenröthe I, §. 154.

Morphologie I, §. 665.

Moſaiken I, 106.

Muſcheln I, §. 638—644.

Muſik, was mit ihr geſchehen ſollte I, §. 750.

N.

Nachtſtück, antikes II, 34.

Narrenfarbe I, §. 829.

Nativitäts-Prognoſticon, wahres II, 243.

Natur, wie ſie ſpricht I,

Vorw. X. ff. iſt republicaniſch geſinnt II, 638.
Naturgeſchichte, was ſie werden ſollte I, §. 735.
Naturwiſſenſchaften, Epochen und Gang derſelben II, 146 f. in England II, 386 ff. Bearbeiter derſelben theilen ſich in zwey Claſſen II, 401.
Neapelgelb II, 85. 91.
Nephritiſches Holz I, §. 162. II, 342. 345. Pol. §. 675.
Netzhaut. S. Retina. Verſchiedene Wärmewirkung auf dieſelbe ſeyen die Farben II, 593—597. Thätigkeit derſelben bey phyſiologiſchen Farben II, 623 ff.
Nimbus I, §. 30. 31. 91.
Nomenclatur der Farben I, §. 605—612.

O.

Objective Verſuche I, §. 299.
Ocher I, §. 514. 520. lichter, zuerſt angewendet II, 76. attiſcher oder Sil, 89. dunkler 102.
Ocular-Spectra, I, §. 2. II, 623—627.
Oeltarben II, 383.
Oelmalerey II, 103. 353.
Opal I, §. 165.
Opalglas I, §. 166.
Optik, wird mit Chromatik vermengt I, §. 725 ff.
Orange, kommt nicht in den alten Gemälden vor II, 101. iſt ſchwer mit Vortheil anzuwenden II, 629.
Organismus I, §. 734.
Orleans I, §. 529.
Orphuinon I, §. 504. II, 10. 29. 59.
Oxydation und Deoxydation I, §. 743. 505 ff. Halboxydation I, §. 499.

P.

Paeonien I, §. 54.
Papageyen I, §. 660.
Papier I, §. 503. 549. gefärbtes und durchſcheinendes II, 590 f. Papierdrache I, §. 30.
Parallaxe I, §. 394. 428.
Paralyſe I, §. 28 122.
Paroptiſche Farben I, §. 389. ff. II, 604.
Particularia, ziehen die Aufmerkſamkeit eines ganzen Zeitalters an II, 214.
Patente, woher ſie entſprungen II, 420.

Claudine
von
Villa Bella

Ein
Schauſpiel mit Geſang
von
J. W. Göthe.

Berlin
bey Auguſt Mylius 1776.

Pathologiſche Farben I, §. 101. ff.
Pergamentblätter I, §. 170.
Perioptiſche Farben I, §. 389.
Perlemutter I, §. 578. 644.
Perle I, §. 644.
Pflanzen I, §. 617. Wirkung farbiger Beleuchtung auf ſie II, 724.
Pfauenauge I, §. 657.
Pfirſichblüthfarbe, I, §. 273. II, 709 f.
Philoſoph, wenn er von Farbe hört I, Einl. XL. was er zu thun hätte I, §. 177. 716 ff. was der Verfaſſer von ihm erwartet I, Einl. XLIV Natural-Experimental-Philoſophen II, 454.
Philoſophie, was man ſonſt in England darunter verſtand II, 454.
Phyſik, Zuſtand derſelben I, §. 737. unabhängig von Mathematik II, 676. Newtoniſche Behandlungsart Pol. §. 444.
Phyſiker I, Einl. XLV. §. 716. 720. 722.
Phyſicaliſche Inſtrumente, ſchlechter Zuſtand im XVIIten Jahrhundert II, 422. 388.
Phyſiſche Farben I, §. 136 ff.
Phyſiologiſche Farben I, §. 2 ff.
Phosphoren oder Leuchtſteine, ihr Verhalten bey farbiger Beleuchtung I, §. 678 ff. II 705 ff.
Phosphoreſciren der Blumen I, §. 54.
Photometrie II, 575.
Phraſen, gehen am beſten zu Ohren II, 455.
Pizzoso, il, das Flächenhafte I, §. 855.
Pierres de Stras II, 587.
Pigmente I, §. 901. ff. anfängliche Zahl derſelben II, 89. vermehrt durch Apelles II, 87. verhalten ſich ſpecifiſch II, 569. ſtellt die Farbe rein dar II, 562.
Pinſel, wann erfunden II, 77.
Plaſtik, Alter derſelben II, 78.
Platina I, §. 514.
Plus und Minus I, §. 492. 514. 525. 696.
Poeſie, ihre Vortheile vor andern Sprachweiſen II, 267.
Poet II, 196.

Polarität, in der Farbenlehre I. §. 696. 757. II. 685. den Alten noch nicht deutlich II. 114.
Priorität der Entdeckung, Streit darüber II. 419 f.
Prismen I. §. 193. 211. achromatische 298. 345.
Protestantismus, spukt vor II. 218.
Protestiren, in den Wissenschaften II. 218.
Publicum, lernbegieriges, wornach es greift II. 322. woher es seine Ueberzeugungen nimmt I. Pol. §. 375.
Pulsiren II. 213.
Punctirkunst II. 158.
Purpurfarbe des Meers I. §. 57. 58.
Purpur, wie er entsteht II. 101. 102. 106. I. §. 612. 703. 792. fehlt bey Newton ganz Pol. §. 506.
Purpurglas I. §. 798.
Purpurschnecke I. §. 640—643. von Reaumur untersucht II. 523.
Purpur und Gelb I. §. 820.
Purpur und Blau I. §. 821.

Q.

Quantitatives macht qualitativen Eindruck auf unsre Sinne I. §. 519.
Quecksilber I. §. 513 f. Versatilität desselben in Absicht auf Farben II. 503. chromatische Kraft des sublimirten II. 647. Quecksilberoxyd II. 722.
Quodlibet der Societäts-Sessionen II. 395.

R.

Rand I. §. 212.
Randerscheinung, ist die prismatische Farbe II. 436. dehnen sich auf gleiche Weise aus II. 636. läßt Newton einmal gelten Pol. §. 598.
Rauch I. §. 160.
Rauchtopas I. §. 504.
Reagentien I. §. 598—600. 713. 715.
Redner, worauf es ihm nicht ankomme II. 493.
Reflexe I. §. 590. 592.
Reflexion des Lichts I. §. 366 ff. 590 f. II. 310. Pol. §. 610 ff.
Refraction I. §. 256 ff. ohne Farbenerscheinung §. 295 ff. 227. 247. 406.
Regenbogen II. 250. 260. 264. 277 f. 311. Verdienste des Cartesius u. A. de Do-

minis um die Erklärung desselben II, 277.
Reißdecoct, in Gährung, schwärzt das Eisen I, §. 499.
Retina, Netzhaut, verschiedene Zustände derselben I, §. 5 ff. 13. 15. u. vergl. II, 603—605. verschiedene Mitwirkung auf dieselbe soll die Farben erzeugen II, 593 ff.
Revolutionäre Gesinnungen der Einzelnen, ueber II, 234. in den Wissenschaften II, 242.
Röhre, doppelte, zum Besserſehen der Gemälde I, §. 11.
Römer, was sie eigentlich interessirte II, 123. Zustand der Naturwissenschaften ebd. Character 126. Quelle ihres Luxus 127.
Rosen I, §. 624. 655.
Rotation bringt Farben hervor I, §. 691.
Roth I, §. 699 ff. 705.
Rothblau I, §. 786.
Rothgelb I, §. 772.
Rubinroth I, §. 150. 154. 16.

S.

Saffior I, §. 529.
Sal, Sulphur und Mercurius Elemente der ältern Chemie II, 206. 567.
Salzsäure, chromatische Kraft derselben II, 647 ff.
Säugethiere I, §. 662 ff.
Saum I, §. 212.
Säuren I, §. 492.
Säurungen I, §. 493 497. 499. 500. 526.
Schädel, eines Newtonianers, Erkl. d. Taf. S. 18.
Schall II, 495 ff.
Schalthiere I, §. 644.
Scharlach, französischer I, §. 799. italiänischer ebend.
Scharlachfärberey I, §. 553.
Schatten, farbige I, §. 62—80.
Schattenhaftes der Farbe, (σκιερὸν) I, §. 69. 259. 556.
Scheidung, zwischen Geist und Körper, Gott und Welt II, 311 ff.
Scheinbild I, §. 39. 42 ff.
Scheinen des Sonnen- und andern Lichts I, §. 402.
Schematismen der Materie II, 112.
Schießpulver, vertreibt die persönliche Tapferkeit II, 213. ob es Roger Baco gekannt II, 160.

Schmarotzerpflanzen I. §. 651.
Schmetterlinge I. §. 649—652.
Schminke, nothwendig I. §. 846. spanische I. §. 580.
Schotaßker I. §. 592.
Schönfärben II. 524.
Schönfärberey I. §. 604.
Schwarz, Ableitung desselben I. §. 468. aus gebranntem Elfenbein II. 87.
Schwefel II. 206. Ausbrennen der Weinfässer damit II. 522. als Ursache der Farben II. 298 ff.
Schwefeldampf I. §. 598.
Schwefelgelb I. §. 538.
Schwefelsäure I. §. 598.
Schwingungen II. 324 ff. 491 ff.
Schwingungslehre, Pol. §. 457. II. 509.
Schwungrad I. §. 560. Pol. §. 529.
Scirocco I. §. 154. II. 673.
Seide I. §. 503. 549. 874 f.
Seifenspiritus I. §. 165.
Selbstbetrug Pol. §. 45.
Signatura rerum II. 158.
Sil, atrarum, Ofterart. II. 39.
Silber I. §. 509. 511.
Silberplatte I. §. 578.
Silhouetten I. §. 865. II.
Sinne I. §. 182.
Sinnlich-sittliche Wirkung der Farbe I. §. 758 ff.
Sinopis, rothe Erde zum Malen II. 89.
Smaragdgrün I. §. 75.
Societäts-Sessionen, wozu nicht geeignet II. 400.
S. gelehrte Gesellschaften.
Solutionen, metallische, I. §. 163.
Sonne, Auf- und Untergehen I. §. 17. 75 II. 258. 673. wirkt als bloßes Lichtbild I. §. 306. 309. II. 410. Pol §. 84.
Spaltung des Lichts, beständiges Gleichniß der Gelehrten II. 520.
Specierum multiplicatio II. 150—157.
Specificationen II. 221.
Spiegel, zeigen Doppelbilder I. §. 223.
Spiegelung, Farben die dabey entstehen I. §. 366.
Spießglanzbutter I. §. 684.
Spinnweben I. § 377.
Sprache, ist symbolisch I. §. 752 ff. der Natur, I. Verm. X f.
Stahl I. §. 509—524. angelaufner §. 472.
Stahlsaiten I. §. 267 f.

Staarkrank I. §. 116.
Steigerung I. §. 507 ff. 649.
Stein der Weisen II. 219.
Steif, ist nachzuahmen vom Maler I. §. 875. 877.
Strahl, eine Fiction, Pol. §. 207. 310.
Strahlenbündel II. 311. 557.
Streben zur Farbe I. §. 562 – 566. II. 536
Stufengefäße I. §. 518 ff.
Styl eines Schriftstellers II. Einl. X. in der Wissenschaft II. 121 f.
Subjective Versuche I. §. 194.
Symbole II. 268.
Symbolik I. §. 757. I Vorw. XIII.
Sympathetische Tinte I. §. 543.
Sympathieen II. 222.
Systole und Diastole setzen sich wechselseitig voraus I. §. 33. II. 216.

T.

Tabaksrauch I. §. 635.
Tafeln, unzulängliches Surrogat I Vorw. XXX.
Talk I. §. 496.
Tapetenwirkerey I. §. 603
Taschenspielerey vervollkommnet II. 225.
Taucher I. §. 78. 164. Pol. §. 663 664.
Technik, der, ist die Wissenschaft viel schuldig II. 276.
Techniker, Färber. I. Einl. XLVII.
Technisches Verfahren der Alten bey ihren Gemälden II. 105.
Teleskop, katoptrisches, Pol §. 238. 304. 306. II. 425.
Tendenzen, falsche, was sie thun II. 669.
Terminologie der Farbenlehre, deutsche I. §. 610. Betrachtungen darüber I. §. 751 ff.
Teufel, muß die Naturphänomene erklären II. 259.
Theoretisches, Furcht vor demselben I. §. 900. II. 391 f.
Thonerde I. §. 496.
Tinte I. §. 500.
Tintenfisch I. §. 630.
Ton, ächter I. §. 829 falscher §. 831. in den antiken Gemälden II. 93 ff. rother der Aquarellisten I. §. 59. über die Vergleichung desselben mit der Farbe Pol.

§. 591. II. 610 f. 699 f.
Turten Reihen I. §. 389. 390.
Ton, herrſchender der Zeit. II. 239.
Tonlehre, Verhältniß derſelben zur Farbe I. §. 747 f.
Topik, nothdürftige, der alten Naturlehre II. 204.
Totalität, wodurch hervorgebracht I. §. 223.
Totalität und Harmonie der Farbenerſcheinung I. §. 705. 706—709.
Transactionen, philoſophiſche II. 392. die unphiloſophiſchſte aller Sammlungen II. 454.
Trübe und trübe Mittel I. §. 197—273.
Turbith I. §. 504. 520.

U.

Uebereinſtimmung der vollſtändigen Farbenerſcheinung I. §. 708.
Ueberſetzungen nichts Unheil an II. 204.
Ueberzeugung hängt vom Willen ab I. Pol. §. 30.
Ultramarin II. 605.
Umriß des menſchlichen Schattens, in wiefern wahrſcheinlicher Anfang der Malerey II. 70.
Unbedingtes, an ihm erfreut ſich der Menſch II. 499.
Unglaube, Eigenthum ſchwacher, kleingeiſtiger, ſelbſtiſcher Seelen II. 167.
Uniformen I. §. 847.
Univerſum möchte Jeder vorſtellen II. 120.
Urphänomen, was der Verfaſſer ſo nennt I. §. 174. 237. f. Wichtigkeit deſſelben. 720. II. 235.
Uran, oder gebrannter Atherweiß, von wem es erfunden II. 86. 91.

V.

Verbindung objectiver und ſubjectiver Verſuche I. §. 359.
Verfaſſer, Confeſſion deſſelben. II. 666. f.
Verhältniſſe, nachbarliche, der Farbenlehre I. §. 706—747.
Verheimlichungskünſte II. 167.
Vermillon I. §. 528.
Vernunft hat Autorität II. 244.
Verrückung I. §. 189 f.

Verſtand hat keine Autorität II. 195.
Verſuch, was er iſt II. 107. Den Alten fehlt die Kunſt ihn anzuſtellen II. 107. ſchönſter Zweck deſſelben II. 422. hat einen heimlichen Feind bey ſich II. 636.
Vibrationes de pression II. 495
Violett I. §. 251. 517.
Violetter Ton II. 98.
Vivre, was die Franzoſen ſo nennen I. §. 552.
Vitia fugitiva I. §. 2. 51. II. 317.
Vitrum, Waid II. 92.
Vogelfedern, changeant I. §. 379. Farben I. §. 653.
Völker, ſtationäre, behandeln ihre Technik mit Religion II. xxvii. technisch höchſtgebildete, machen die Maſchinen zu Organen, ek.
Vollſtändigkeit der mannigfaltigen Erſcheinungen I. §. 706.
Verurtheil, Macht deſſelben I. Pol. §. 50. Methode es zu zerſtören Pol. §. 134.

W.

Wachs I. §. 503.
Waid II. 92.
Waſſerprisma I. §. 308.
Wahnſinn unſrer Zeit II. 263.
Wärme und Kälte, als Principe der Materie II. 216. ff.
Wärme bringt Farben hervor I. §. 691. II. 595. ff.
Weingeiſt I. §. 159. zieht die Pflanzenfarben aus I. §. 595.
Weingeiſtfirniß I. §. 263.
Weinſtein I. §. 470.
Weiß, Ableitung deſſelben I. §. 493 Weiß iſt die vollendete Trübe I. §. 155. 494. ſind alle Grunderden I. §. 496. 594. Newtoniſches, ſieht aus wie Strafenkoth I. Pol. §. 570. daß es aus der Zuſammenmiſchung aller Farben entſtehe, eine hundertjährige Abſurdität I. §. 558.
Welt, womit ihr gedient iſt II. 228. ſonſtiges Verfahren II. 244.
Weltgeſchichte, Momente derſelben II. 232. muß umgeſchrieben werden II. xiii.
Weltmann, Art und Weiſe deſſelben II. 234.

Wettereleſtricität I. §. 30.
Wille und Wollen II. 478.
Winde II, 238.
Wirkung, der Farben, chemiſche I. §. 692. äſthetiſche §. 318. ſinnlich-ſittliche §. 756. farbiger Beleuchtung §. 673. II. 703 ff.
Wiſſenſchaft, iſt als Kunſt zu denken II. 120. Wiſſenſchaften ruhen weit mehr auf der Erfahrung als die Kunſt I. S. 351. durch welche Behandlung ſie wohl nicht gewinnen II. 435.
Wolle I. §. 519.
Wurmer I. §. 636.

Z.

Zeichenſprache, Grundbild I. §. 796.
Zeichnung II, 77.
Zerbrechung, diffractio, des Lichts II, 310.
Zerreißung, diacriſio, des Lichts II, 310.
Zerſtreuung, diſſipatio, des Lichts I. Vor. §. 472. II. 310. 585.
Ziegelmehl, zur Coloriſirung angewandt II, 71.
Zierde, des Menſchen erſtes Bedürfniß II, XXIV.
Zink I. §. 509.
Zinn I. §. 509. Unfarblichkeit deſſelben §. 510. 511.
Zinnauflöſung I. §. 526.
Zinnober I. §. 520. 528. 764. Erfindung deſſelben II, 76.
Zoophyten I. §. 657.
Zumuthung, ſo Niemanden zu machen II, 163.

Druckfehler.

Im erſten Bande.

Entwurf.

S. 77. §. 204. Zeile 7. ff. muß es heißen: ſo wird der obere Rand, nach dem Geſetz der Figur B, blau und blauroth erſcheinen, der untere, nach dem Geſetz der Scheibe C, gelb und gelbroth.

— 111. §. 294. Zeile 5. Prisma von Flintglas ꝛc. ꝛc.

— 117. §. 307. Zeile 2. wir ſtatt wie.

— 132. §. 344. Zeile 2. Fig. (294) ſt. 291.

— 217. §. 584. Zeile 6. iſt Delaval zu ſchreiben.

— 292. iſt die Paragraphenzahl 573 in 773. zu ändern.

Polemik.

— 365. §. 467. iſt zu leſen:
Die Refraction des Waſſerprisma's verbeſſert, ꝛc.
da denn nach verbeſſerter Brechung ꝛc.

Im zweyten Bande.

S. 54. Zeile 11. von oben: Licht und Finſterniß.

— 80. 81. 82 iſt Jenrié zu ſchreiben.

— 145. Zeile 7. fehlt zu vor finden.

— 173. Zeile 20. von unten comera coerecna.

— 196. Zeile 1. von unten mirum, dedala.

— 337. iſt Le Blon zu ſchreiben.

— 527. iſt nach dem Namen Caſtel, der Titel ſeines Werkes einzuſchalten: L'optique des Couleurs, fondée sur les simples Observations et tournée sur toute la pratique de la Peinture avec figures, à Paris 1740.

— 561. lies Schwedenborg.

— 587. Zeile 13. von unten lies Boſkovich.

— — Zeile 6. von unten lies zehn ſt. zwey.

Goethe's

Gedichte.

Tübingen
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1812.

Ka
711.

Verzeichniß des Inhalts.

Lieder.

	Seite
An die Günstigen.	3
Der neue Amadis.	4
Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg.	6
Heldenröslein.	7
Blinde Kuh.	8
Die Spröde.	9
Die Bekehrte.	10
Der Maienbohn.	11
Stiftungslied.	13
Zum neuen Jahr.	15
Wechsellied zum Tanze.	17
Verklärung.	18
Kriegserklärung.	19
Antworten bey einem gesellschaftlichen Trauerspiel.	21
Verschiedene Empfindungen an einem Tage.	23
Wer kauft Liebesgötter?	24
Der Abschied.	27
Die schöne Nacht.	28
An die Geschäftige.	29
Freier Beruf.	30
Fischerlied	31

Seite

Ode des Entfernten. 32
An die Entfernte. 33
Am Flusse. 34
Die Freuden. 35
Abschied. 36
Wechsel. 37
Verherrlichung. 38
Mercurs Sülle. 39
Glückliche Reise. 39
Mond. 40
Erinnerung. 41
Willkommen und Abschied. 42
Neue Liebe, neues Leben. 44
An Delinden. 45
Maylied. 46
Mit einem gemahlten Band. 48
Mit einem goldnen Hut beschenken. 49
An Lottchen. 50
Bundeslied. 52
Abschied. 54
Generalbeichte. 55
Metrische. 57
Dauer im Wechsel. 58
Die glücklichen Gatten. 63
Auf dem See. 67
Dem Monde. 68
Frühzeitiger Frühling. 69
Herbstgefühl. 72
Phänicie Liebe. 72
Schäfers Klagelied. 73
Trost in Thränen. 74
Nachtgesang. 76
Gedenke. 77
An Minna. 79
Vergänglich. 81

Seite

Geistes-Gruß. 83
An ein geldnes Herz, das er am Halse trug. . . . 84
Wonne der Wehmuth. 85
Wanderers Nachtlied. 86
Harfners Abendlied. 87
An den Mond. 88
Einschränkung. 90
Hoffnung. 91
Trost. 92
Gesellenfeyer. 93
Mädchen. 94
Das Genett. 95
Perfectibilität. 96
Vorschlag zur Güte. 97
Amantes amentem monitum? 98
Republikanisches Lied. 100
Ein Anderes. 101
Musen und Grazien in der Mark. 102
Der Nationsänger. 103
Frühlingsgefühl. 104
An Lina. 105

Vermischte Gedichte.

Klaggesang von der steten Jungfrau des Alten Nom. . . 111
Madonnens Gesang. 113
Gesang der Geister über den Wassern. 116
Meine Göttin. 120
Fantasie im Winter. 123
An Schwager Kronos. 127
Seefahrt. 129
Adler und Taube. 131
Prometheus. 134
Phantasie. 136
Gränzen der Menschheit. 138
Das Göttliche. 140

	Seite
Herzog Leopold von Braunschweig.	143
Dem Ackermann.	144
Anakreons Grab.	145
Die Geschwister.	146
Heirathsmaß.	147
Warnung.	148
Einsamkeit.	149
Erkaufte Glück.	150
Erwählter Krieg	151
Ländliches Glück.	152
Philemele.	153
Gewerbter Platz.	154
Der Park.	155
Die Lehrer.	156
Verbindung.	157
Ungleiche Heirath.	158
Heilige Familie.	159
Entschuldigung.	160
Der Ehmele in Rom.	161
Phöbus und Hermes.	162
Spiegel der Muse.	163
Der neue Amor.	164
Liebesbedürfniß.	165
Anklagen.	166
An seine Spröde.	167
Die Minnesänger.	168
Morgenklagen.	170
Der Besuch.	173
Magischer Reg.	176
Der Becher.	178
Nachgedanken.	180
An Silvien.	181
Arme.	182
An Lila.	183
Bitte.	184

Seite

Süße Sorgen. 185
An die Gleiche. 189
Die Nectartropfen. 187
Der Wanderer. 188
Künstlers Morgenlied. 190
Amor, ein Landschaftsmahler. 192
Künstlers Abendlied. 203
Kenner und Künstler. 204
Kenner und Enthusiast. 205
Monolog des Liebhabers. 207
Guter Rath. 208
Dithyrambe. 209

Balladen und Romanzen.

Der Sänger. 219
Das Veilchen 224
Der untreue Knabe. 222
Erlkönig. 224
Der Fischer. 226
Der König in Thule. 228
Das Blümlein Wunderschön. 230
Ritter Curts Brautfahrt. 234
Hochzeitlied. 239
Der Schatzgräber. 239
Die Spinnerinn. 241
Der Edelknabe und die Müllerinn. 243
Der Junggesell und der Mühlbach. 245
Der Müllerinn Verrath. 248
Der Müllerinn Reue. 252
Wanderer und Pächterinn. 256
Die erste Walpurgisnacht. 259
Der Zauberlehrling. 264
Die Braut von Corinth. 268
Der Gott und die Bajadere 276

Elegien.

	Seite
I) Römische. Zwanzig.	283
II) Alexis und Dora.	317
Der neue Paulus.	324
Euphrosyne.	332
Das Wiedersehen.	338
Amyntas.	339
Die Metamorphose der Pflanzen.	341
Hermann und Dorothea.	344

Episteln.

Epigramme.

Von Venedig. Hundert und drey.	359
Weissagungen des Vatis. Zwey und dreyßig.	385
Vier Jahreszeiten. Hundert.	393

Lieder.

Perſonen.

Don Gonzalo, Herr von Villa Bella.

Donna Claudina, ſeine Tochter.

Sybilla, und
Camilla, } ſeine Nichten.

Don Sebaſtian von Rovero, ein Freund des Hauſes.

Don Pedro von Caſtelvecchio, ein Fremder.

Crugantino,
Basko, } Vagabunden.

An die Günſtigen.

Dichter lieben nicht zu ſchweigen,
Wollen ſich der Menge zeigen..
Lob und Tadel muß ja ſeyn!
Niemand beichtet gern in Proſa;
Doch vertraun wir oft ſub Roſa
In der Muſen ſtillem Hain.

Was ich irrte, was ich ſtrebte,
Was ich litt und was ich lebte,
Sind hier Blumen nur im Strauß;
Und das Alter wie die Jugend,
Und der Fehler wie die Tugend
Nimmt ſich gut in Liedern aus.

Der neue Amadis.

Als ich noch ein Knabe war,
Sperrte man mich ein;
Und so saß ich manches Jahr
Ueber mir allein,
Wie in Mutterleib.

Doch du warst mein Zeitvertreib,
Goldne Phantasie,
Und ich ward ein warmer Held,
Wie der Prinz Pipi,
Und durchzog die Welt.

Baute manch krystallen Schloß,
Und zerstört' es auch,
Warf mein blinkendes Geschoß
Drachen durch den Bauch,
Ja ich war ein Mann!

Ritterlich befreyt' ich dann
Die Prinzessyn Fisch;
Sie war gar zu obligeant,
Führte mich zu Tisch,
Und ich war galant.

Und ihr Kuß war Götterbrodt,
Glühend wie der Wein.
Ach! ich liebte faſt mich todt!
Rings mit Sonnenſchein
War ſie emaillirt.

Ach! wer hat ſie mir entführt?
Hielt kein Zauberband
Sie zurück vom ſchnellen Fliehn?
Sagt, wo iſt ihr Land?
Wo der Weg dahin?

Stirbt der Fuchs, ſo gilt der Balg.

Nach Mittage ſaßen wir
Junges Volk im Kühlen;
Amor kam, und ſtirbt der Fuchs
Wollt' er mit uns ſpielen.

Jeder meiner Freunde ſaß
Froh bey ſeinem Herzchen;
Amor blies die Fackel aus,
Sprach: hier iſt das Kerzchen!

Und die Fackel, wie ſie glomm,
Ließ man eilig wandern,
Jeder drückte ſie geſchwind
In die Hand des andern.

Und mir reichte Dorilis
Sie mit Scherz und Scherze;
Kaum berührt mein Finger ſie,
Hell entflammt die Kerze,

Senkt mir Augen und Geſicht,
Setzt die Bruſt in Flammen,
Ueber meinem Haupte ſchlug
Faſt die Gluth zuſammen.

Löſchen wollt' ich, patſchte zu;
Doch es brennt beſtändig;
Statt zu ſterben ward der Fuchs
Recht bey mir lebendig.

Heideröslein.

Sah ein Knab' ein Röslein ſtehn,
Röslein auf der Heiden,
War ſo jung und morgenſchön,
Lief er ſchnell es nah zu ſehn,
Sah's mit vielen Freuden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden.

Knabe ſprach: ich breche dich,
Röslein auf der Heiden!
Röslein ſprach: ich ſteche dich,
Daß du ewig denkſt an mich,
Und ich will's nicht leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden.

Und der wilde Knabe brach
's Röslein auf der Heiden;
Röslein wehrte ſich und ſtach,
Half ihr doch kein Weh und Ach,
Mußt' es eben leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden.

Blinde Kuh.

O liebliche Thereſe!
Wie wandelt gleich in's Böſe
Dein offnes Auge ſich!
Die Augen zugebunden
Haſt du mich ſchnell gefunden,
Und warum fingſt du eben mich?

Du faßteſt mich aufs beſte,
Und hielteſt mich ſo feſte,
Ich ſank in deinen Schoos.
Kaum warſt du aufgebunden
War alle Luſt verſchwunden;
Du ließeſt kalt den Blinden los.

Er tappte hin und wieder,
Verrenkte faſt die Glieder,
Und alle foppten ihn.
Und willſt du mich nicht lieben;
So geh' ich ſtets im Trüben,
Wie mit verbundnen Augen hin.

Die Spröde.

An dem reinſten Frühlingsmorgen
Ging die Schäferinn und ſang,
Jung und ſchön und ohne Sorgen,
Daß es durch die Felder klang,
So la la! le ralla!

Thyrſis bot ihr für ein Mäulchen
Zwey, drey Schäfchen gleich am Ort,
Schalkhaft blickte ſie ein Veilchen;
Doch ſie ſang und lachte fort,
So la la! le ralla.

Und ein andrer bot ihr Bänder
Und der dritte bot ſein Herz;
Doch ſie trieb mit Herz und Bändern
So wie mit den Lämmern Scherz,
Nur la la! le ralla.

Die Bekehrte.

Bey dem Glanze der Abendröthe
Ging ich ſtill den Wald entlang,
Damon ſaß und blies die Flöte,
Daß es von den Felſen klang,
So la la!

Und er zog mich, ach! an ſich nieder,
Küßte mich ſo hold, ſo ſüß.
Und ich ſagte: blaſe wieder!
Und der gute Junge blies,
So la la!

Meine Ruhe iſt nun verloren,
Meine Freude floh davon,
Und ich höre vor meinen Ohren
Immer nur den alten Ton,
So la la, le rella.

u. ſ. w.

Der Muſenſohn.

Durch Feld und Wald zu ſchweifen,
Mein Liedchen wegzupfeifen,
So gehts von Ort zu Ort!
Und nach dem Tacte reget,
Und nach dem Maaß beweget
Sich alles an mir fort.

Ich kann ſie kaum erwarten
Die erſte Blum' im Garten,
Die erſte Blüt' am Baum.
Sie grüßen meine Lieder,
Und kommt der Winter wieder,
Sing' ich noch jenen Traum.

Ich ſing' ihn in der Weite,
Auf Eiſes Läng' und Breite,
Da blüht der Winter ſchön!
Auch dieſe Blüte ſchwindet
Und neue Freude findet
Sich auf bebauten Höhn.

Denn wie ich bey der Linde
Das junge Völkchen finde,
Sogleich erreg' ich ſie.
Der ſtumpfe Burſche bläht ſich,
Das ſteife Mädchen dreht ſich
Nach meiner Melodie.

Ihr gebt den Sohlen Flügel
Und treibt, durch Thal und Hügel,
Den Liebling weit von Haus.
Ihr lieben holden Musen,
Wann ruh' ich ihr am Busen
Auch endlich wieder aus?

Stiftungslied.

Was gehſt du, ſchöne Nachbarinn,
Im Garten ſo allein?
Und wenn du Haus und Felder pflegſt,
Will ich dein Diener ſeyn.

Mein Bruder ſchlich zur Kellnerinn
Und ließ ihr keine Ruh.
Sie gab ihm einen friſchen Trunk
Und einen Kuß dazu.

Mein Vetter iſt ein kluger Wicht,
Er iſt der Köchinn hold.
Den Braten dreht er, für und für,
Um ſüßen Minnelohn.

Die ſechſe die verzehrten dann
Zuſammen ein gutes Mahl,
Und ſingend kam ein viertes Paar
Geſprungen in den Saal.

Willkommen! und willkommen auch!
Fürs wackre fünfte Paar,
Das voll Geſchicht' und Neuigkeit
Und friſcher Schwänke war.

Noch blieb für Räthſel, Witz und Geiſt
Und ſeine Spiele Platz;
Ein ſechſtes Pärchen kam heran,
Gefunden war der Schatz.

Doch eines fehlt' und fehlte ſehr,
Was doch das beſte thut.
Ein zärtlich Pärchen ſchloß ſich an,
Ein treues — nun war's gut.

Geſellig feyert, fert und fert,
Das ungeſtörte Mahl,
Und eins im andern freue ſich
Der heil'gen Doppelzahl.

Zum neuen Jahr.

Zwiſchen dem Alten,
Zwiſchen dem Neuen,
Hier uns zu freuen
Schenkt uns das Glück.
Und das Vergangne
Heißt, mit Vertrauen,
Vorwärts zu ſchauen,
Schauen zurück.

Stunden der Plage,
Leider, ſie ſcheiden
Treue von Leiden,
Liebe von Luſt;
Beſſere Tage
Sammlen uns wieder,
Heitere Lieder
Stärken die Bruſt.

Leiden und Freuden,
Jener verſchwundnen,
Sind die Verbundnen
Fröhlich gedenk.
O! des Geſchickes
Seltſamer Wendung!
Alte Verbindung,
Neues Geſchenk!

Dankt es dem regen,
Wogenden Glücke,
Dankt dem Geſchicke
Männiglich Gut.
Freut euch des Wechſels
Heiterer Triebe,
Offener Liebe,
Heimlicher Glut.

Andere ſchauen
Deckende Falten,
Ueber dem Alten,
Traurig und ſcheu;
Aber uns leuchtet
Freundliche Treue.
Sehet das Neue
Findet uns Neu.

So wie im Tanze
Bald ſich verſchwindet,
Wieder ſich findet
Liebendes Paar;
So, durch des Lebens
Wirrende Bewegung,
Führe die Neigung
Uns in das Jahr.

Wechſellied zum Tanze.

Die Gleichgültigen.

Komm mit, o Schöne, komm mit mir zum Tanze;
Tanzen gehöret zum feſtlichen Tag.
Biſt du mein Schatz nicht, ſo kannſt du es werden,
Wirſt du es nimmer, ſo tanzen wir doch.
Komm mit, o Schöne, komm mit mir zum Tanze;
Tanzen verherrlicht den feſtlichen Tag.

Die Zärtlichen.

Ohne dich, Liebſte, was wären die Feſte?
Ohne dich, Süße, was wäre der Tanz?
Wärſt du mein Schatz nicht, ſo möcht' ich nicht tanzen;
Bleibſt du es immer, iſt Leben ein Feſt.
Ohne dich, Liebſte, was wären die Feſte?
Ohne dich, Süße, was wäre der Tanz?

Die Gleichgültigen.

Laß ſie nur lieben, und laß du uns tanzen!
Schmachtende Liebe vermeidet den Tanz.
Schlingen wir fröhlich den drehenden Reihen,
Schleichen die andern zum dämmernden Wald.
Laß ſie nur lieben, und laß du uns tanzen!
Schmachtende Liebe vermeidet den Tanz.

Die Zärtlichen.

Laß ſie ſich drehen, und laß du uns wandeln!
Wandeln der Liebe iſt himmliſcher Tanz.
Amor, der Rabe, der höret ſie ſpotten,
Rächet ſich einmal, und rächet ſich bald.
Laß ſie ſich drehen, und laß du uns wandeln!
Wandeln der Liebe iſt himmliſcher Tanz.

Kriegserklärung.

Wenn ich doch ſo ſchön wär'
Wie die Mädchen auf dem Land!
Sie tragen gelbe Hüte
Mit roſenrothem Band.

Glauben, daß man ſchön ſey,
Dächt' ich, iſt erlaubt.
In der Stadt ach! ich hab' es
Dem Junker geglaubt.

Nun im Frühling ach! iſt's
Um die Freuden gethan;
Ihn ziehen die Dirnen,
Die ländlichen, an.

Und die Taill' und den Schlepp
Verändr' ich zur Stund',
Das Leibchen iſt länger,
Das Röckchen iſt rund.

Trage gelblichen Hut,
Und ein Mieder wie Schnee;
Und ſichle, mit andern,
Den blühenden Klee.

Spürt er unter dem Chor
Etwas Zierliches aus;
Der lüſterne Knabe
Er winkt mir ins Haus.

Ich begleit' ihn verschämt
Und er kennt mich noch nicht,
Er kneipt mir die Wangen
Und sieht mein Gesicht.

Die Städterinn droht
Euch Dirnen den Krieg,
Und doppelte Reize
Behaupten den Sieg.

Antworten,

bey einem geſellſchaftlichen Frageſpiel.

Die Dame.

Was ein weiblich Herz erfreue?
In der klein- und großen Welt.
Ganz gewiß iſt es das Neue,
Deſſen Blüte ſtets gefällt;
Doch viel werther iſt die Treue,
Die, auch in der Früchte Zeit,
Noch mit Blüten uns erfreut.

Der junge Herr.

Paris war, in Wald und Höhlen,
Mit den Nymphen wohl bekannt,
Bis ihm Zeus, um ihn zu quälen,
Drey der Himmliſchen geſandt;
Und es fühlte wohl im Wählen,
In der alt- und neuen Zeit,
Niemand mehr Verlegenheit.

Der Erfahrne.

Geh den Weibern zart entgegen,
Du gewinnſt ſie auf mein Wort;
Und wer raſch iſt und verwegen,
Kommt vielleicht noch beſſer fort;
Doch wem wenig dran gelegen
Scheinet, ob er reizt und rührt,
Der beleidigt, der verführt.

Die Muſik kündigt einen Wirrwarr, einen frölichen Tumult an, einen Zuſammenlauf des Volks zu einem feſtlichen Pompe.

Eine geſchmükte Gartenſcene ſtellt ſich dar. Unter einem feurigen Marſche naht ſich der Zug.

Kleine Kinder gehen voran mit Blumenkörben und Kränzen; ihnen folgen Mädchen und Jünglinge mit Früchten; darauf kommen Alte mit allerlei Gaben. Sybilla und Camilla tragen Geſchmeide und köſtliche Kleider. Sodann gehen die beiden Alten, Don Gonzalo und Don Sebaſtian. Gleich hinter ihnen erſcheint, getragen von vier Jünglingen, auf einem mit Blumen geſchmükten Seſſel, Donna Claudina. Die herabhangenden Kränze tragen vier andere Jünglinge, deren erſter, rechter Hand, Don Pedro iſt. Während des Zugs ſingt der Chor:

Der Zufriedne.

Vielfach iſt der Menſchen Streben,
Ihre Unruh, ihr Verdruß;
Auch iſt manches Gut gegeben,
Mancher liebliche Genuß;
Doch das größte Glück im Leben
Und der reichlichſte Gewinn
Iſt ein guter, leichter Sinn.

Der luſtige Rath.

Wer der Menſchen thöricht Treiben
Täglich ſieht und täglich ſchilt,
Und, wenn Andre Narren bleiben,
Selbſt für einen Narren gilt,
Der trägt ſchwerer, als zur Mühle
Irgend ein beladen Thier.
Und, wie ich im Buſen fühle,
Wahrlich! ſo ergeht es mir.

Verſchiedene Empfindungen an einem Platze.

Das Mädchen.

Ich hab' ihn geſehen!
Wie iſt mir geſchehen?
O himmliſcher Blick!
Er kommt mir entgegen,
Ich weiche verlegen,
Ich ſchwanke zurück.
Ich irre, ich träume!
Ihr Felſen, ihr Bäume,
Verbergt meine Freude,
Verberget mein Glück!

Der Jüngling.

Hier muß ich ſie finden!
Ich ſah ſie verſchwinden,
Ihr folgte mein Blick.
Sie kam mir entgegen,
Dann trat ſie verlegen
Und ſchamroth zurück.
Iſts Hoffnung? ſinds Träume?
Ihr Felſen, ihr Bäume,
Entdeckt mir die Liebſte,
Entdeckt mir mein Glück!

Der Schmachtende.

Hier klag' ich, verborgen,
Dem thauenden Morgen
Mein einſam Geſchick.
Verkannt von der Menge,
Wie zieh' ich ins Enge
Mich ſtille zurück!
O! zärtliche Seele,
O! ſchweige, verhehle
Die ewigen Leiden,
Verhehle dein Glück!

Der Jäger.

Es lohnet mich heute
Mit doppelter Beute
Ein gutes Geſchick.
Der redliche Diener
Bringt Haſen und Hühner
Beladen zurück.
Hier ſind' ich gefangen
Auch Vögel noch hangen.
Es lebe der Jäger!
Es lebe ſein Glück!

Wer kauft Liebesgötter?

Von allen ſchönen Waaren,
Zum Markte hergefahren,
Wird keine mehr behagen
Als die wir euch getragen,
Aus fremden Ländern bringen.
O höret was wir ſingen!
Und ſeht die ſchönen Vögel,
Sie ſtehen zum Verkauf.

Zuerſt beſeht den großen,
Den luſtigen, den loſen!
Er hüpfet, leicht und munter,
Von Baum und Buſch herunter;
Gleich iſt er wieder droben.
Wir wollen ihn nicht loben.
O ſeht den muntern Vogel!
Er ſteht hier zum Verkauf.

Betrachtet nun den kleinen,
Er will bedächtig ſcheinen
Und doch iſt er der Loſe,
So gut als wie der Große;
Er zeiget meiſt im ſtillen
Den allerbeſten Willen.
Der loſe kleine Vogel,
Er ſteht hier zum Verkauf.

O! ſeht das kleine Täubchen,
Das liebe Turtelweibchen!
Die Mädchen ſind ſo zierlich,
Verſtändig und manierlich;
Sie mag ſich gerne putzen
Und eure Liebe nutzen.
Der kleine zarte Vogel,
Er ſteht hier zum Verkauf.

Wir wollen ſie nicht loben,
Sie ſtehn zu allen Proben.
Sie lieben ſich das Neue;
Doch über ihre Treue
Verlangt nicht Brief und Siegel,
Sie haben alle Flügel.
Wie artig ſind die Vögel!
Wie reizend iſt der Kauf!

Der Abſchied.

Laß mein Aug' den Abſchied ſagen,
Den mein Mund nicht nehmen kann!
Schwer, wie ſchwer iſt er zu tragen!
Und ich bin doch ſonſt ein Mann.

Traurig wird in dieſer Stunde
Selbſt der Liebe ſüßtes Pfand,
Kalt der Kuß von deinem Munde,
Matt der Druck von deiner Hand.

Sonſt, ein leicht geſtohlnes Mäulchen,
O wie hat es mich entzückt!
So erfreuet uns ein Veilchen,
Das man früh im März gepflückt.

Doch ich pflücke nun kein Kränzchen,
Keine Roſe mehr für dich,
Frühling iſt es, liebes Kränzchen,
Aber leider Herbſt für mich!

Die ſchöne Nacht.

Nun verlaſſ' ich dieſe Hütte,
Meiner Liebſten Aufenthalt,
Wandle mit verhülltem Schritte
Durch den öden, finſtern Wald:
Luna bricht durch Buſch und Eichen,
Zephyr meldet ihren Lauf,
Und die Birken ſtreun mit Neigen
Ihr den ſüßten Weihrauch auf.

Wie ergetz' ich mich im Kühlen
Dieſer ſchönen Sommernacht!
O wie ſtill iſt hier zu fühlen,
Was die Seele glücklich macht!
Läßt ſich kaum die Wonne faſſen;
Und doch, wollt' ich, Himmel, dir
Tauſend ſolcher Nächte laſſen,
Gäb' mein Mädchen Eine mir.

An die Erwählte.

Hand in Hand! und Lipp' auf Lippe!
Liebes Mädchen, bleibe treu!
Lebe wohl! und manche Klippe
Fährt dein Liebſter noch vorbey;
Aber wenn er einſt den Hafen,
Nach dem Sturme, wieder grüßt,
Mögen ihn die Götter ſtrafen,
Wenn er ohne dich genießt.

Friſch gewagt iſt ſchon gewonnen,
Halb iſt ſchon mein Werk vollbracht!
Sterne leuchten mir wie Sonnen,
Nur dem Feigen iſt es Nacht.
Wär' ich müßig dir zur Seite,
Drückte noch der Kummer mich;
Doch in aller dieſer Weite
Wirk' ich raſch und nur für dich.

Schon iſt mir das Thal gefunden
Wo wir einſt zuſammen gehn,
Und den Strom in Abendſtunden
Sanft hinunter gleiten ſehn.
Dieſe Pappeln auf den Wieſen,
Dieſe Buchen in dem Hain!
Ach! und hinter allen dieſen
Wird doch auch ein Hüttchen ſeyn.

Erſter Verluſt.

Ach! wer bringt die ſchönen Tage,
Jene Tage der erſten Liebe,
Ach! wer bringt nur eine Stunde
Jener holden Zeit zurück!

Einſam nähr' ich meine Wunde,
Und mit ſtets erneuter Klage
Traur' ich um's verlorne Glück.

Ach! wer bringt die ſchönen Tage,
Jene holde Zeit zurück!

Nachgefühl.

Wenn die Reben wieder blühen,
Rühret ſich der Wein im Faſſe;
Wenn die Roſen wieder glühen,
Weiß ich nicht, wie mir geſchieht.

Thränen rinnen von den Wangen,
Was ich thue, was ich laſſe;
Nur ein unbeſtimmt Verlangen
Fühl' ich, das die Bruſt durchglüht.

Und zuletzt muß ich mir ſagen,
Wenn ich mich bedenk' und faſſe,
Daß in ſolchen ſchönen Tagen
Doris einſt für mich geglüht.

Chor.

Frölicher,
Seeliger,
Herrlicher Tag!
Gabſt uns Claudinen!
Biſt uns, ſo glüklich,
Uns wieder erſchienen!
Frölicher,
Seeliger,
Herrlicher Tag!

Der Zug theilt ſich auf beiden Seiten. Die Träger halten in der Mitte; und die Begleiter bringen ihre Gaben an.

Ein Kleines.

Sieh, es erſcheinen
Alle die Kleinen;
Mädgen und Bübgen
Kommen. o Liebgen!
Binden mit Bändern
Und Kränzen dich an!

Chor.

Nimm ſie, die herzlichen
Gaben, ſie an.

Eine Jungfrau.

Alten und Jungen
Kommen geſungen;

Männer

Nähe des Geliebten.

Ich denke dein, wenn mir der Sonne Schimmer
Vom Meere strahlt;
Ich denke dein, wenn sich des Mondes Flimmer
In Quellen mahlt.

Ich sehe dich, wenn auf dem fernen Wege
Der Staub sich hebt;
In tiefer Nacht, wenn auf dem schmalen Stege
Der Wandrer bebt.

Ich höre dich, wenn dort mit dumpfem Rauschen
Die Welle steigt.
Im stillen Haine geh ich oft zu lauschen,
Wenn alles schweigt.

Ich bin bey dir, du seyst auch noch so ferne,
Du bist mir nah!
Die Sonne sinkt, bald leuchten mir die Sterne.
O wärst du da!

An die Entfernte.

So hab' ich wirklich dich verloren?
Bist du, o Schöne, mir entflohn?
Noch klingt in den gewohnten Ohren
Ein jedes Wort, ein jeder Ton.

So wie des Wandrers Blick am Morgen
Vergebens in die Lüfte dringt,
Wenn, in dem blauen Raum verborgen,
Hoch über ihm die Lerche singt:

So dringet ängstlich hin und wieder
Durch Feld und Busch und Wald mein Blick.
Dich rufen alle meine Lieder;
O komm, Geliebte, mir zurück!

Am Fluſſe.

Verfließet, vielgeliebte Lieder,
Zum Meere der Vergeſſenheit!
Kein Knabe ſing' entzückt euch wieder,
Kein Mädchen in der Blütenzeit.

Ihr ſanget nur von meiner Lieben,
Nun ſpricht ſie meiner Treue Hohn;
Ihr wart in's Waſſer eingeſchrieben,
So fließt denn auch mit ihm davon.

Die Freude.

Es flattert um die Quelle
Die wechſelnde Libelle,
Mich freut ſie lange ſchon;
Bald dunkel und bald helle,
Wie der Chamäleon,
Bald roth, bald blau,
Bald blau, bald grün;
O daß ich in der Nähe
Doch ihre Farben ſähe!

Sie ſchwirrt und ſchwebet, raſtet nie!
Doch ſtill, ſie ſetzt ſich an die Weiden.
Da hab' ich ſie! Da hab' ich ſie!
Und nun betracht' ich ſie genau,
Und ſeh' ein traurig-dunkles Blau —

So geht es dir, Zergliedrer deiner Freuden!

Abſchied.

Zu lieblich iſt's, ein Wort zu brechen
Zu ſchwer die wohlerkannte Pflicht,
Und leider kann man nichts verſprechen,
Was unſerm Herzen widerſpricht.

Du übſt die alten Zauberlieder,
Du lockſt ihn, der kaum ruhig war,
Zum Schaukelkahn der ſüßen Thorheit wieder,
Erneuſt, verdoppelſt die Gefahr.

Was ſuchſt du mir dich zu verſtecken!
Sey offen, flieh nicht meinen Blick!
Früh oder ſpät mußt' ich's entdecken,
Und hier haſt du dein Wort zurück.

Was ich gefollt, hab' ich vollendet;
Durch mich ſey dir von nun an nichts verwehrt;
Allein verzeih dem Freund, der ſich nun von dir wendet,
Und ſtill in ſich zurücke kehrt.

Wechſel.

Auf Kieſeln im Bache da lieg' ich, wie helle!
Verbreite die Arme der kommenden Welle,
Und buhleriſch drückt ſie die ſehnende Bruſt;
Dann führt ſie der Leichtſinn im Strome danieder;
Es naht ſich die zweyte, ſie ſtreichelt mich wieder:
So fühl' ich die Freuden der wechſelnden Luſt.

Und doch, und ſo traurig, verſchleifſt du vergebens
Die köſtlichen Stunden des eilenden Lebens,
Weil dich das geliebteſte Mädchen vergißt!
O ruf' ſie zurücke die vorigen Zeiten!
Es küßt ſich ſo ſüße die Lippe der zweyten,
Als kaum ſich die Lippe der erſten geküßt.

Beherzigung.

Ach, was ſoll der Menſch verlangen?
Iſt es beſſer, ruhig bleiben?
Klammernd feſt ſich anzuhangen?
Iſt es beſſer, ſich zu treiben?
Soll er ſich ein Häuschen bauen?
Soll er unter Zelten leben?
Soll er auf die Felſen trauen?
Selbſt die feſten Felſen beben.

Eines ſchickt ſich nicht für alle;
Sehe jeder wie er's treibe,
Sehe jeder wo er bleibe,
Und wer ſteht, daß er nicht falle.

Meeres Stille.

Tiefe Stille herrſcht im Waſſer,
Ohne Regung ruht das Meer,
Und beklommen ſieht der Schiffer
Glatte Fläche rings umher.
Keine Luft von keiner Seite!
Todesſtille fürchterlich!
In der ungeheuern Weite
Regt keine Welle ſich.

Glückliche Fahrt.

Die Nebel zerreißen,
Der Himmel iſt helle
Und Aeolus löſet
Das ängſtliche Band.
Es ſäuſeln die Winde,
Es rührt ſich der Schiffer.
Geſchwinde! Geſchwinde!
Es theilt ſich die Welle,
Es naht ſich die Ferne;
Schon ſeh' ich das Land!

Muth.

Sorglos über die Fläche weg,
Wo vom kühnſten Wager die Bahn
Dir nicht vorgegraben du ſiehſt,
Mache dir ſelber Bahn!

Stille, Liebchen, mein Herz!
Kracht's gleich, bricht's doch nicht!
Bricht's gleich, bricht's nicht mit dir!

Erinnerung.

Willſt du immer weiter ſchweifen?
Sieh, das Gute liegt ſo nah.
Lerne nur das Glück ergreifen,
Denn das Glück iſt immer da.

Männer und Greiſe,
Jeder nach Weiſe,
Bringet ein jeder
Dir was er vermag.

Chor.

Fröhlicher,
Seeligrer,
Herrlicher Tag!

Pedro, reicht ihr einen Strauß.

Blumen der Wieſe,
Dürfen auch dieſe
Hoffen und wähnen?
Ach es ſind Trähnen —
Noch ſind die Trähnen
Des Thaues daran!

Chor.

Nimm ſie, die herzlichen
Gaben, ſie an!

Gonzalo, auf die Kleider und Koſtbarkeiten zeigend.

Tochter, die Gaben
Sollſt du heut haben.
(zu den andern.)
Theilt ihr die Freude,
Theilet euch heute

Willkommen und Abſchied.

Es ſchlug mein Herz, geſchwind zu Pferde!
Es war gethan faſt eh' gedacht;
Der Abend wiegte ſchon die Erde,
Und an den Bergen hing die Nacht:
Schon ſtand im Nebelkleid die Eiche,
Ein aufgethürmter Rieſe, da,
Wo Finſterniß aus dem Geſträuche
Mit hundert ſchwarzen Augen ſah.

Der Mond von einem Wolkenhügel
Sah kläglich aus dem Duft hervor,
Die Winde ſchwangen leiſe Flügel,
Umſaus'ten ſchauerlich mein Ohr;
Die Nacht ſchuf tauſend Ungeheuer;
Doch friſch und fröhlich war mein Muth:
In meinen Adern welches Feuer!
In meinem Herzen welche Gluth!

Dich ſah ich, und die milde Freude
Floß von dem ſüßen Blick auf mich;
Ganz war mein Herz an deiner Seite,
Und jeder Athemzug für dich.
Ein roſenfarbnes Frühlingswetter
Umgab das liebliche Geſicht,
Und Zärtlichkeit für mich — Ihr Götter!
Ich hofft' es, ich verdient' es nicht!

Doch ach! ſchon mit der Morgenſonne
Verengt der Abſchied mir das Herz:
In deinen Küſſen, welche Wonne!
In deinem Auge, welcher Schmerz!
Ich ging, du ſtandſt und ſahſt zur Erden,
Und ſahſt mir nach mit naſſem Blick:
Und doch, welch Glück geliebt zu werden!
Und lieben, Götter, welch ein Glück!

Neue Liebe neues Leben.

Herz, mein Herz, was ſoll das geben?
Was bedränget dich ſo ſehr?
Welch ein fremdes, neues Leben!
Ich erkenne dich nicht mehr.
Weg iſt Alles, was du liebteſt,
Weg warum du dich betrübteſt,
Weg dein Fleiß und deine Ruh' —
Ach wie kamſt du nur dazu!

Feſſelt dich die Jugendblüte,
Dieſe liebliche Geſtalt,
Dieſer Blick voll Treu' und Güte,
Mit unendlicher Gewalt?
Will ich raſch mich ihr entziehen,
Mich ermannen, ihr entfliehen,
Führet mich im Augenblick
Ach! mein Weg zu ihr zurück.

Und an dieſem Zauberfädchen,
Das ſich nicht zerreißen läßt,
Hält das liebe, loſe Mädchen
Mich ſo wider Willen feſt;
Muß in ihrem Zauberkreiſe
Leben nun auf ihre Weiſe.
Die Verändrung ach wie groß!
Liebe! Liebe! laß mich los!

An Belinden.

Warum ziehſt du mich unwiderſtehlich
Ach in jene Pracht?
War ich guter Junge nicht ſo ſelig
In der öden Nacht?

Heimlich in mein Zimmerchen verſchloſſen,
Lag im Mondenſchein
Ganz von ſeinem Schauerlicht umfloſſen,
Und ich dämmert' ein;

Träumte da von vollen goldnen Stunden
Ungemiſchter Luſt,
Hatte ſchon das liebe Bild empfunden
Tief in meiner Bruſt.

Bin ich's noch, den du bey ſo viel Lichtern
An dem Spieltiſch hältſt?
Oft ſo unerträglichen Geſichtern
Gegen über ſtellſt?

Reizender iſt mir des Frühlings Blüte
Nun nicht auf der Flur;
Wo du, Engel, biſt, iſt Lieb' und Güte,
Wo du biſt, Natur.

Maylied.

Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!

Es dringen Blüten
Aus jedem Zweig,
Und tausend Stimmen
Aus dem Gesträuch,

Und Freud' und Wonne
Aus jeder Brust.
O Erd'! o Sonne!
O Glück! o Lust!

O Lieb'! o Liebe!
So golden-schön,
Wie Morgenwolken
Auf jenen Höhn!

Du segnest herrlich
Das frische Feld,
Im Blütendampfe
Die volle Welt.

O Mädchen, Mädchen,
Wie lieb' ich dich!
Wie blickt dein Auge!
Wie liebſt du mich!

So liebt die Lerche
Geſang und Luft,
Und Morgenblumen
Den Himmelsduft,

Wie ich dich liebe
Mit warmem Blut,
Die du mir Jugend
Und Freud' und Muth

Zu neuen Liedern
Und Tänzen giebſt.
Sey ewig glücklich,
Wie du mich liebſt!

Mit einem gemahlten Band.

Kleine Blumen, kleine Blätter
Streuen mir mit leichter Hand
Gute junge Frühlings-Götter
Tändelnd auf ein luftig Band.

Zephyr, nimm's auf deine Flügel,
Schling's um meiner Liebſten Kleid;
Und ſo tritt ſie vor den Spiegel
All in ihrer Munterkeit,

Sieht mit Roſen ſich umgeben,
Selbſt wie eine Roſe jung.
Einen Blick, geliebtes Leben!
Und ich bin belohnt genung.

Fühle, was dies Herz empfindet,
Reiche frey mir deine Hand,
Und das Band, das uns verbindet,
Sey kein ſchwaches Roſen-Band!

Mit einem goldnen Halskettchen.

Dir darf dies Blatt ein Kettchen bringen,
Das, ganz zur Biegſamkeit gewöhnt,
Sich mit viel hundert kleinen Schlingen
Um deinen Hals zu ſchmiegen ſehnt.

Gewähr dem Närrchen die Begierde,
Sie iſt voll Unſchuld, iſt nicht kuhn;
Am Tag iſt's eine kleine Zierde,
Am Abend wirfſt du's wieder hin.

Doch bringt dir einer jene Kette,
Die ſchwerer drückt und ernſter faßt,
Verdenk' ich dir es nicht, Liſette,
Wenn du ein klein Bedenken haſt.

An Lottchen.

Mitten im Getümmel mancher Freuden,
Mancher Sorgen, mancher Herzensnoth,
Denk' ich dein, o Lottchen, denken dein die Beyden,
Wie beym ſtillen Abendroth
Du die Hand uns freundlich reichteſt,
Da du uns auf reich bebauter Flur,
In dem Schoße herrlicher Natur,
Manche leicht verhüllte Spur
Einer lieben Seele zeigteſt.

Wohl iſt mir's, daß ich dich nicht verkannt,
Daß ich gleich dich in der erſten Stunde,
Ganz den Herzensausdruck in dem Munde,
Dich ein wahres gutes Kind genannt.

Still und eng und ruhig auferzogen,
Wirft man uns auf Einmal in die Welt;
Uns umſpülen hunderttauſend Wogen,
Alles reizt uns, mancherley gefällt,
Mancherley verdrießt uns, und von Stund' zu Stunden
Schwankt das leichtunruhige Gefühl,
Wir empfinden, und was wir empfunden,
Spült hinweg das bunte Weltgewühl.

Wohl, ich weiß es, da durchſchleicht uns innen
Manche Hoffnung, mancher Schmerz.
Lottchen, wer kennt unſre Sinnen?
Lottchen, wer kennt unſer Herz?

Ach! es möchte gern gekannt seyn, überfließen
In das Mitempfinden einer Creatur,
Und vertrauend zwiefach neu genießen
Alles Leid und Freude der Natur.

Und da sucht das Aug' oft so vergebens
Rings umher, und findet Alles zu;
So vertaumelt sich der schönste Theil des Lebens
Ohne Sturm und ohne Ruh;
Und zu deinem ew'gen Unbehagen
Stößt dich heute, was dich gestern zog.
Kannst du zu der Welt nur Neigung tragen,
Die so oft dich trog
Und bey deinem Weh, bey deinem Glücke,
Blieb in eigenwill'ger, starrer Ruh'?
Sieh, da tritt der Geist in sich zurücke,
Und das Herz — es schließt sich zu.

So fand ich dich und ging dir frey entgegen.
O sie ist werth zu seyn geliebt!
Rief ich, erflehte dir des Himmels reinsten Segen,
Den er dir nun in deiner Freundinn giebt.

Eſſen und Trinken,
Und was ich vermag!

Chor.

Fröhlicher,
Seeliger,
Herrlicher Tag!

(die Träger laſſen den Seſſel herunter; Claudine ſteigt herab.)

Claudine.

Thränen und Schweigen
Mögen euch zeigen,
Wie ich ſo fröhlich,
Fühle ſo ſeelig
Alles, was alles
Ihr für mich gethan!

Chor.

Nimm ſie, die herzlichen
Gaben, ſie an!

Claudine, ihren Vater umarmend.

Könnt ich mein Leben,
Vater, dir geben!

(zu den übrigen.)

Könnt ich, ohn Schranken,
Allen euch danken!

Bundeslied.

In allen guten Stunden,
Erhöht von Lieb' und Wein,
Soll dieſes Lied verbunden
Von uns geſungen ſeyn!
Uns hält der Gott zuſammen,
Der uns hierher gebracht,
Erneuert unſre Flammen,
Er hat ſie angefacht.

So glühet fröhlich heute,
Seyd recht von Herzen eins!
Auf, trinkt erneuter Freude
Dies Glas des echten Weins!
Auf! in der holden Stunde
Stoßt an, und küſſet treu,
Bey jedem neuen Bunde,
Die alten wieder neu!

Wer lebt in unſerm Kreiſe,
Und lebt nicht ſelig drin?
Genießt die freye Weiſe
Und treuen Bruderſinn!
So bleibt durch alle Zeiten
Herz Herzen zugekehrt!
Von keinen Kleinigkeiten
Wird unſer Bund geſtört.

Uns hat ein Gott geſegnet
Mit freyem Lebensblick,
Und Alles, was begegnet,
Erneuert unſer Glück.
Durch Grillen nicht gedränget,
Verknickt ſich keine Luſt;
Durch Zieren nicht geenget,
Schlägt freyer unſre Bruſt.

Mit jedem Schritt wird weiter
Die raſche Lebensbahn,
Und heiter, immer heiter
Steigt unſer Blick hinan.
Uns wird es nimmer bange,
Wenn Alles ſteigt und fällt,
Und bleiben lange! lange!
Auf ewig ſo geſellt.

Tiſchlied.

Mich ergreift, ich weiß nicht wie,
Himmliſches Behagen.
Will mich's etwa gar hinauf
Zu den Sternen tragen?
Doch ich bleibe lieber hier,
Kann ich redlich ſagen,
Beym Geſang und Glaſe Wein
Auf den Tiſch zu ſchlagen.

Wundert euch, ihr Freunde, nicht,
Wie ich mich gebärde;
Wirklich iſt es allerliebſt
Auf der lieben Erde:
Darum ſchwör' ich feyerlich,
Und ohn' alle Fährde,
Daß ich mich nicht freventlich
Wegbegeben werde.

Da wir aber allzumal
So beyſammen weilen,
Dächt' ich, klänge der Pocal
Zu des Dichters Zeilen.
Gute Freunde ziehen fort,
Wohl ein hundert Meilen,
Darum ſoll man hier am Ort
Anzuſtoßen eilen.

Lebe hoch, wer Leben ſchafft!
Das iſt meine Lehre.
Unſer König denn voran,
Ihm gebührt die Ehre.
Gegen inn- und äußern Feind
Setzt er ſich zur Wehre;
Uns Erhalten denkt er zwar,
Mehr noch, wie er mehre.

Nun begrüß' ich ſie ſogleich,
Sie die einzig Eine.
Jeder denke, ritterlich,
Sich dabey die Seine.
Merket auch ein ſchönes Kind,
Wen ich eben meyne,
Nun ſo nicke ſie mir zu:
Leb' auch ſo der Meine!

Freunden gilt das dritte Glas,
Zweyen oder dreyen,
Die mit uns, am guten Tag,
Sich im Stillen freuen
Und der Nebel trübe Nacht
Leis und leicht zerſtreuen,
Dieſen ſey ein Hoch gebracht,
Alten oder Neuen.

Breiter wallet nun der Strom,
Mit vermehrten Wellen.
Leben jetzt, im hohen Ton,
Redliche Gesellen!
Die sich, mit gedrängter Kraft,
Brav zusammen stellen,
In des Glückes Sonnenschein
Und in schlimmen Fällen.

Wie wir nun zusammen sind,
Sind zusammen viele.
Wohl gelingen denn, wie uns,
Andern ihre Spiele!
Von der Quelle bis ans Meer
Mahlet manche Mühle,
Und das Wohl der ganzen Welt
Ist's, worauf ich ziele.

Generalbeichte.

Laſſet heut, im edlen Kreis,
Meine Warnung gelten!
Nehmt die ernſte Stimmung wahr,
Denn ſie kommt ſo ſelten.
Manches habt ihr vernommen,
Manches iſt euch ſchlecht bekommen,
Und ich muß euch ſcheiten.

Reue ſoll man doch einmal
In der Welt empfinden!
So bekannt, vertraut und fromm,
Eure größten Sünden!
Aus des Irrthums falſchen Weiten
Sammelt euch und ſucht, bey Zeiten,
Euch zu recht zu finden.

Ja, wir haben, ſey's bekannt!
Wachend oft geträumet,
Nicht geleert das friſche Glas,
Wenn der Wein geſchäumet.
Manche raſche Schäferſtunde,
Flücht'gen Kuß vom lieben Munde,
Haben wir verſäumet.

Still und maulfaul ſaßen wir,
Wenn Philiſter ſchwätzten,
Ueber göttlichen Geſang
Ihr Geklatſche ſchätzten;
Wegen glücklicher Momente,
Deren man ſich rühmen könnte,
Uns zur Rede ſetzten.

Willſt du Abſolution
Deinen Treuen geben;
Wollen wir nach deinem Wink,
Unabläßlich ſtreben,
Uns vom Halben zu entwöhnen,
Und, im Ganzen, Guten, Schönen,
Reſolut zu leben;

Den Philiſtern allzumal
Wohlgemuth zu ſchnippen,
Jenen Perlenſchaum des Weins
Nicht nur flach zu nippen,
Nicht zu liebeln, leis mit Augen,
Sondern feſt uns anzuſaugen
An geliebte Lippen.

Weltſeele.

Vertheilet Euch, nach allen Regionen,
Von dieſem heil'gen Schmaus!
Begeiſtert reißt Euch durch die nächſten Zonen
In's All und füllt es aus!

Schon ſchwebet Ihr, in ungemeßnen Fernen,
Den ſeel'gen Göttertraum,
Und leuchtet neu, geſellig, unter Sternen
Im lichtbeſäten Raum.

Dann treibt Ihr Euch, gewaltige Kometen,
In's Weit' und Weitr' hinaus.
Das Labyrinth der Sonnen und Planeten
Durchſchneidet Eure Bahn.

Ihr greifet raſch nach ungeformten Erden
Und wirket, ſchöpferiſch innig,
Daß ſie belebt und ſtets belebter werden,
Im abgemeſſnen Schwung.

Und kreiſend führt Ihr in bewegten Lüften
Den wandelbaren Flor,
Und ſchreibt dem Stein, in allen ſeinen Grüften,
Die feſten Formen vor.

Nun Alles ſich, mit göttlichem Erkühnen,
Zu übertreffen ſtrebt;
Das Waſſer will, das unfruchtbare, grünen
Und jedes Stäubchen lebt.

Und ſo verdrängt, mit liebevollem Streiten,
Der feuchten Qualme Nacht;
Nun glühen ſchon des Paradieſes Weiten,
In überbunter Pracht.

Wie regt ſich bald, ein holdes Licht zu ſchauen,
Geſtaltenreiche Schaar,
Und Ihr erſtaunt, auf den beglückten Auen,
Nun als das erſte Paar.

Und bald verliſcht ein unbegränztes Streben,
Im ſeel'gen Wechſelblick.
Und ſo empfangt, mit Dank, das ſchönſte Leben
Vom All in's All zurück.

Dauer im Wechſel.

Hielte dieſen frühen Segen
Ach nur Eine Stunde feſt!
Aber vollen Blütenregen
Schüttelt ſchon der laue Weſt.
Soll ich mich des Grünen freuen?
Dem ich Schatten erſt verdankt;
Bald wird Sturm auch das zerſtreuen,
Wenn es falb im Herbſt geſchwankt.

Willſt du nach den Früchten greifen;
Eilig nimm dein Theil davon!
Dieſe fangen an zu reifen
Und die andern keimen ſchon;
Gleich, mit jedem Regenguſſe,
Aendert ſich dein holdes Thal,
Ach! und in demſelben Fluſſe
Schwimmſt du nicht zum zweytenmal.

Du nun ſelbſt! Was felſenfeſte
Sich vor dir hervorgethan,
Mauern ſiehſt du, ſiehſt Paläſte
Stets mit andern Augen an.
Weggeſchwunden iſt die Klippe,
Die im Kuſſe ſonſt genaß,
Jener Fuß, der an der Klippe,
Sieh, mit Bemſenkraft, maß.

(wendet sich schüchtern zu Pedro.)

Könnt ich —

(Sie stokt. Die Musik macht eine Pause. Sie sucht ihre Verwirrung zu verbergen setzt sich auf den Sessel den die Träger aufheben; und das Chor fällt ein)

Chor.

Frölicher,
Seeliger,
Herrlicher Tag!
Gabst uns Claudinen!
Bist uns, so alüklich,
Uns wieder erschienen!
Frölicher,
Seeliger,
Herrlicher Tag!

(der Zug geht singend ab.)

Gonzalo und Sebastian bleiben.

Gonzalo.

Bastian, lieber Bastian, verdenke mir's nicht! Sieh das Mädgen an, und du wirst mir nicht verdenken, daß ich einen kleinen Abgott aus ihr mache. So manche Festlichkeit, bei so manchem Anlaß, scheint

Jene Hand, die gern und milde
Sich bewegte wohlzuthun,
Das gegliederte Gebilde,
Alles iſt ein andres nun.
Und was ſich, an jener Stelle,
Nun mit deinem Nahmen nennt,
Kam herbey, wie eine Welle,
Und ſo eilt's zum Element.

Laß den Anfang mit dem Ende
Sich in Eins zuſammenziehn!
Schneller als die Gegenſtände
Selber dich vorüberfliehn.
Danke, daß die Gunſt der Muſen
Unvergängliches verheißt,
Den Gehalt in deinem Buſen
Und die Form in deinem Geiſt.

Die glücklichen Gatten.

Nach dieſem Frühlingsregen,
Den wir, ſo warm, erfleht,
Weibchen! o! ſieh den Segen,
Der unſre Flur durchweht.
Nur in der blauen Trübe
Verliert ſich fern der Blick;
Hier wandelt noch die Liebe,
Hier hauſet noch das Glück.

Das Pärchen weißer Tauben,
Du ſiehſt, es fliegt dorthin,
Wo, um beſonnte Lauben,
Gefüllte Veilchen blühn.
Dort banden wir zuſammen
Den allererſten Strauß,
Dort ſchlugen unſre Flammen,
Zuerſt, gewaltig aus.

Doch als uns vom Altare,
Nach dem beliebten Ja,
Mit manchem jungen Paare,
Der Pfarrer eilen ſah;
Da gingen andre Sonnen
Und andre Monden auf.
Da war die Welt gewonnen,
Für unſern Lebenslauf.

Und hunderttauſend Siegel
Bekräftigten den Bund,
Im Wäldchen auf dem Hügel,
Im Buſch am Wieſengrund,
In Höhlen, im Gemäuer,
Auf des Geklüftes Höh,
Und Amor trug das Feuer
Selbſt in das Rohr am See.

Wir wandelten zufrieden,
Wir glaubten uns zu zwey;
Doch anders war's beſchieden
Und ſieh! wir waren drey.
Und vier' und fünf' und ſechſe,
Sie ſaßen um den Topf,
Und nun ſind die Gewächſe
Faſt all' uns übern Kopf.

Und dort, in ſchöner Fläche,
Das neugebaute Haus
Umſchlingen Pappelbäche,
So freundlich ſieht's heraus.
Wer ſchaffte wohl, da drüben,
Sich dieſen frohen Sitz?
Iſt es, mit ſeiner Lieben,
Nicht unſer braver Fritz?

Und wo, im Felſengrunde,
Der eingeklemmte Fluß
Sich, ſchäumend, aus dem Schlunde
Auf Räder ſtürzen muß.
Man ſpricht von Müllerinnen
Und wie ſo ſchön ſie ſind;
Doch immer wird gewinnen
Dort hinten unſer Kind.

Doch wo das Grün, ſo dichte,
Um Kirch' und Raſen ſteht,
Da wo die alte Fichte,
Allein zum Himmel weht;
Da ruhet unſrer Todten
Frühzeitiges Geſchick,
Und leitet, von dem Beden,
Zum Himmel unſern Blick.

Es blitzen Waffenwogen
Den Hügel, ſchwankend, ab.
Das Heer es kommt gezogen,
Das uns den Frieden gab.
Wer, mit der Ehrenbinde,
Bewegt ſich ſtolz voraus?
Es gleichet unſerm Kinde!
So kommt der Carl nach Haus!

Den liebſten aller Gäſte
Bewirthet nun die Braut;
Sie wird, am Friedensfeſte,
Dem Treuen angetraut;
Und zu den Fevertänzen
Drängt jeder ſich herbei,
Da ſchmückeſt du mit Kränzen,
Der jüngſten Kinder drey.

Wo Flöten und Schalmeyen
Erneuert ſich die Zeit,
Da wir uns einſt, im Reihen,
Als junges Paar gefreut,
Und in des Jahres Laufe,
Die Wonne fühl' ich ſchon!
Begleiten wir zur Taufe
Den Enkel und den Sohn.

Auf dem See.

Und frische Nahrung, neues Blut
Saug' ich aus freyer Welt;
Wie ist Natur so hold und gut,
Die mich am Busen hält!
Die Welle wieget unsern Kahn
Im Rudertakt hinauf,
Und Berge, wellig himmelan,
Begegnen unserm Lauf.

Aug', mein Aug', was sinkst du nieder?
Goldne Träume, kommt ihr wieder?
Weg, du Traum! so Gold du bist;
Hier auch Lieb' und Leben ist.

Auf der Welle blinken
Tausend schwebende Sterne,
Weiche Nebel trinken
Rings die thürmende Ferne;
Morgenwind umflügelt
Die beschattete Bucht,
Und im See bespiegelt
Sich die reifende Frucht.

Vom Berge.

Wenn ich, liebe Lili, dich nicht liebte,
Welche Wonne gäb' mir dieser Blick!
Und doch wenn ich, Lili, dich nicht liebte,
Fänd' ich hier und fänd' ich dort mein Glück?

Frühzeitiger Frühling.

Tage der Wonne
Kommt ihr ſo bald?
Schenkt mir die Sonne,
Hügel und Wald?

Reichlicher fließen
Bächlein zumal.
Sind es die Wieſen?
Iſt es das Thal?

Blaulicher Friſche!
Himmel und Höh:
Goldene Fiſche
Wimmeln im See.

Buntes Gefieder
Rauſchet im Hain,
Himmliſche Lieder
Schallen darein.

Unter des Grünen
Blühender Kraft,
Naſchen die Bienen
Summend am Saft.

Leiſe Bewegung
Bebt in der Luft,
Reizende Regung
Schläfernder Duft.

Mächtiger rühret
Bald ſich ein Hauch,
Doch er verlieret
Gleich ſich im Strauch.

Aber zum Buſen
Kehrt er zurück,
Helfet, ihr Muſen,
Tragen das Glück!

Saget ſeit geſtern
Wie mir geſchah?
Liebliche Schweſtern
Liebchen iſt da!

Herbſtgefühl.

Fetter grüne, du Laub',
Am Rebengeländer
Hier mein Fenſter herauf!
Gedrängter quellet,
Zwillingsbeeren, und reifet
Schneller und glänzend vollkr!
Euch brütet der Mutter Sonne
Scheideblick; euch umjäuſelt
Des holden Himmels
Fruchtende Fülle;
Euch kühlet des Mondes
Freundlicher Zauberhauch,
Und euch bethauen, ach!
Aus dieſen Augen
Der ewig belebenden Liebe
Vollſchwellende Thränen.

mir nicht hinreichend, das Gefühl meines Innersten gegen sie an den Tag zu legen. Wie warm dank ich dem Schikſal, das, da es mir eine männliche Nachkommenschaft versagt hat, da es mit mir den alten herrlichen Stamm von Villa Bella ausgehen läßt, mir diese Tochter giebt. O, ihr Werth entzükt mich mehr, als die Aussicht über eine grenzenlose Nachkommenschaft!

Sebastian.

Nein, ich sage dir, mich ergözt das kleine Fest recht herzlich. Denn ob ich gleich kein Freund von Umständen bin; so bin ich doch den Ceremonien nicht feind. Ein feierlicher Aufzug von gepuzten Leuten; ein Zusammenlauf des Volks; gelauchzt, die Gloken geläutet; gelauchzt und geschossen drein: es geht einem das Herz doch immer dabei auf, und ich verdenks den Leuten nicht, wenn sie dadurch glauben die Heiligen zu verehren, und Gott selbst zu verherrlichen.

Gonzalo.

Und ich glaube, für Claudinen niemals

genug

Raſtloſe Liebe.

Dem Schnee, dem Regen,
Dem Wind entgegen,
Im Dampf der Klüfte,
Durch Nebelblüfte,
Immer zu! Immer zu!
Ohne Raſt und Ruh!

Lieber durch Leiden
Möcht' ich mich ſchlagen,
Als ſo viel Freuden
Des Lebens ertragen.
Alle das Neigen
Von Herzen zu Herzen,
Ach wie ſo eigen
Schaffet das Schmerzen!

Wie ſoll ich fliehen?
Wälderwärts ziehen?
Alles vergebens!
Krone des Lebens,
Glück ohne Ruh,
Liebe, biſt du!

Schäfers Klagelied.

Da droben auf jenem Berge
Da ſteh' ich tauſendmal,
An meinem Stabe gebogen
Und ſchaue hinab in das Thal.

Dann folg' ich der weidenden Heyde,
Mein Hündchen bewahret mir ſie.
Ich bin herunter gekommen
Und weiß doch ſelber nicht wie.

Da ſtehet von ſchönen Blumen
Die ganze Wieſe ſo voll.
Ich breche ſie, ohne zu wiſſen,
Wem ich ſie geben ſoll.

Und Regen, Sturm und Gewitter
Verpaſſ' ich unter dem Baum.
Die Thüre dort bleibet verſchloſſen;
Doch alles iſt leider ein Traum.

Es ſtehet ein Regenbogen
Wohl über jenem Haus!
Sie aber iſt weggezogen,
Und weit in das Land hinaus.

Hinaus in das Land und weiter,
Vielleicht gar über die See.
Vorüber, ihr Schafe, vorüber,
Dem Schäfer iſt gar ſo weh.

Troſt in Thränen.

Wie kommt's, daß du ſo traurig biſt,
Da alles froh erſcheint?
Man ſieht dir's an den Augen an,
Gewiß du haſt geweint.

„Und hab' ich einſam auch geweint,
So iſt's mein eigner Schmerz,
Und Thränen fließen gar ſo ſüß,
Erleichtern mir das Herz."

Die frohen Freunde laden dich,
O! komm an unſre Bruſt!
Und was du auch verloren haſt,
Vertraue den Verluſt.

„Ihr lärmt und rauſcht, und ahnet nicht,
Was mich den Armen quält.
Ach nein! Verloren hab' ich's nicht,
So ſehr es mir auch fehlt."

So raffe denn dich eilig auf,
Du biſt ein junges Blut.
In deinen Jahren hat man Kraft,
Und zum Erwerben Muth.

„Ach nein! erwerben kann ich's nicht,
Es ſteht mir gar zu fern.
Es weilt ſo hoch, es blinkt ſo ſchön,
Wie droben jener Stern.“

Die Sterne, die begehrt man nicht,
Man freut ſich ihrer Pracht,
Und mit Entzücken blickt man auf
In jeder heitern Nacht.

„Und mit Entzücken blick' ich auf,
So manchen lieben Tag,
Verweinen laßt die Nächte mich,
So lang' ich weinen mag.“

Nachtgeſang.

O! gieb, vom weichen Pfühle,
Träumend, ein halb Gehör!
Bey meinem Saitenſpiele
Schlafe! was willſt du mehr?

Bey meinem Saitenſpiele
Segnet der Sterne Heer
Die ewigen Gefühle;
Schlafe! was willſt du mehr?

Die ewigen Gefühle
Heben mich, hoch und hehr,
Aus irdiſchem Gewühle;
Schlafe! was willſt du mehr?

Vom irdiſchen Gewühle
Trennſt du mich nur zu ſehr,
Bannſt mich in dieſe Kühle;
Schlafe! was willſt du mehr?

Bannſt mich in dieſe Kühle,
Giebſt nur im Traum Gehör.
Ach! auf dem weichen Pfühle
Schlafe! was willſt du mehr?

Sehnſucht.

Was zieht mir das Herz ſo?
Was zieht mich hinaus?
Und windet und ſchraubt mich
Aus Zimmer und Haus?
Wie dort ſich die Wolken
Um Felſen verziehn,
Da möcht' ich hinüber
Da möcht' ich wohl hin!

Nun wiegt ſich der Raben
Geſelliger Flug,
Ich miſche mich drunter
Und folge dem Zug.
Und Berg und Gemäuer
Umflittigen wir,
Sie weilet da drunten;
Ich ſpähe nach ihr.

Da kommt ſie und wandelt;
Ich eile ſobald,
Ein ſingender Vogel,
Zum buſchigen Wald.
Sie weilet und horchet,
Und lächelt mit ſich:
„Er ſinget ſo lieblich
Und ſingt es an mich.“

Die ſcheidende Sonne
Vergoldet die Höhn,
Die ſinnende Schöne
Sie läßt es geſchehn.
Sie wandelt am Bache
Die Wieſen entlang,
Und finſter und finſterer
Umſchlingt ſich der Gang.

Auf einmal erſchein' ich
Ein blinkender Stern.
„Was glänzet da droben?
So nah und ſo fern?"
Und haſt du, mit Staunen,
Das Leuchten erblickt;
Ich lieg dir zu Füßen,
Da bin ich beglückt!

An Mignon.

Ueber Thal und Fluß getragen
Ziehet rein der Sonne Wagen.
Ach! sie regt, in ihrem Lauf,
So wie deine, meine Schmerzen,
Tief im Herzen,
Immer morgens wieder auf.

Kaum will mir die Nacht noch frommen,
Denn die Träume selber kommen
Nun in traurigster Gestalt,
Und ich fühle dieser Schmerzen,
Still im Herzen,
Heimlich bildende Gewalt.

Schon seit manchen schönen Jahren
Seh' ich unten Schiffe fahren;
Jedes kommt an seinen Ort;
Aber ach, die steten Schmerzen,
Fest im Herzen,
Schwimmen nicht im Strome fort.

Schön in Kleidern muß ich kommen,
Aus dem Schrank sind sie genommen,
Weil es heute Festtag ist;
Niemand ahnet, daß von Schmerzen,
Herz im Herzen,
Grimmig mir zerrissen ist.

Heimlich muß ich immer weinen,
Aber freundlich kann ich ſcheinen
Und ſogar geſund und roth;
Wären tödtlich dieſe Schmerzen
Meinem Herzen,
Ach! ſchon lange wär ich todt.

Bergſchloß.

Da droben auf jenem Berge
Da ſteht ein altes Schloß,
Wo, hinter Thoren und Thüren,
Sonſt lauerten Ritter und Roß.

Verbrannt ſind Thüren und Thore
Und überall iſt es ſo ſtill;
Das alte verfallne Gemäuer
Durchklettr' ich, wie ich nur will.

Hiemeben lag ein Keller,
So voll von köſtlichem Wein,
Nun ſteiget nicht mehr, mit Krügen,
Die Kellnerinn heiter hinein.

Sie ſetzt den Gäſten, im Saale,
Nicht mehr die Becher umher,
Sie füllt, zum heiligen Mahle,
Dem Pfaffen das Fläſchchen nicht mehr.

Sie reicht dem lüſternen Knappen
Nicht mehr, auf dem Gange, den Trank,
Und nimmt für flüchtige Gabe
Nicht mehr den flüchtigen Dank.

Denn alle Balken und Decken,
Sie ſind ſchon lange verbrannt,
Und Trepp' und Gang und Capelle
In Schutt und Trümmer verwandt.

genug zu thun. Wie kann ich genug ausdrüken, daß ſie Königinn iſt über alle meine Beſitzthümer, über meine Unterthanen, über mich ſelbſt — Muß ich ſie nicht den Vorzug fühlen laſſen, den ſie vor andern Menſchen hat, da ſie ihn ſelbſt nicht fühlt; nicht die geringſte Ahndung davon zu haben ſcheint, daß ihres gleichen nicht in der Welt iſt? Dieſe Ruhe des Geiſtes, dieſes innere Gefühl ihrer ſelbſt, dieſe Theilnehmung an anderer Schikſale, dieſe Empfindlichkeit gegen alles Schöne und Gute — Sage nicht, ich ſei Vater, ich beſpiegle mich nur ſelbſt in ihr — Höre! alle meine Leute, alles was ſie umgiebt; ſogar die neidiſchen Nichten müſſen ihr huldigen.

Sebaſtian.

Hab' ich nicht Augen und ein Herz? Freilich ſeh ich ſie weder als Vater noch als Liebhaber; aber ſo viel ſeh ich doch, daß es eine Gabe vom Himmel iſt, Vater oder Liebhaber ſo eines Mädgens zu ſeyn. Haſt du bemerkt, daß all der Triumph, all die Herrlichkeit heute, ſie mehr in Verlegenheit ſezte, als erfreute? Ich hab mein

Tage

Doch als mit Zitter und Flaſche
Nach dieſen felſigen Höhn,
Ich, an dem heiterſten Tage,
Mein Liebchen ſteigen geſehn;

Da drängte ſich frohes Behagen
Hervor aus verödeter Ruh;
Da ging's wie in alten Tagen
Recht feyerlich wieder zu.

Als wären für ſtattliche Gäſte,
Die weiteſten Räume bereit,
Als käm' ein Pärchen gegangen
Aus jener tüchtigen Zeit.

Als ſtünd', in ſeiner Capelle,
Der würdige Pfaffe ſchon da,
Und fragte: wollt ihr einander?
Wir aber lächelten: Ja!

Und tief bewegten Geſänge
Des Herzens innigſten Grund,
Es zenzte, ſtatt der Menge,
Der Echo ſchallender Mund.

Und als ſich, gegen den Abend,
Im Stillen Alles verlor,
Da blickte die glühende Sonne
Zum ſchroffen Gipfel empor.

Und Knapp und Kellnerinn glänzen,
Als Herren, weit und breit,
Sie nimmt ſich zum Kredenzen
Und er zum Danke ſich Zeit.

Geiſtes-Gruß.

Hoch auf dem alten Thurme ſteht
Des Helden edler Geiſt,
Der, wie das Schiff vorübergeht,
Es wohl zu fahren heißt.

„Sieh, dieſe Senne war ſo ſtark,
„Dies Herz ſo feſt und wild,
„Die Knochen voll von Rittermark,
„Der Becher angefüllt;

„Mein halbes Leben ſtürmt' ich fort,
„Verdehnt' die Hälft' in Ruh,
„Und du, du Menſchen-Schifflein dort,
„Fahr' immer, immer zu."

An ein goldnes Herz, das er am Halſe trug.

Angedenken du verklung'ner Freude,
Das ich immer noch am Halſe trage,
Hältſt du länger als das Seelenband uns beyde?
Verlängerſt du der Liebe kurze Tage?

Flieh' ich, Lili, vor dir! Muß noch an deinem Bande
Durch fremde Lande,
Durch ferne Thäler und Wälder wallen!
Ach, Lili's Herz konnte ſo bald nicht
Von meinem Herzen fallen.

Wie ein Vogel, der den Faden bricht
Und zum Walde kehrt,
Er ſchleppt des Gefängniſſes Schmach,
Noch ein Stückchen des Fadens nach,
Er iſt der alte freygeborne Vogel nicht,
Er hat ſchon jemand angehört.

Wonne der Wehmuth.

Trocknet nicht, trocknet nicht,
Thränen der ewigen Liebe!
Ach! nur dem halbgetrockneten Auge
Wie öde, wie todt die Welt ihm erscheint!
Trocknet nicht, trocknet nicht,
Thränen unglücklicher Liebe!

Wandrers Nachtlied.

Der du von dem Himmel biſt,
Alles Leid und Schmerzen ſtilleſt,
Den, der doppelt elend iſt,
Doppelt mit Erquickung füllеſt,
Ach! ich bin des Treibens müde!
Was ſoll all der Schmerz und Luſt?
Süßer Friede!
Komm, ach komm in meine Bruſt!

Jägers Abendlied.

Im Felde ſchleich' ich ſtill und wild,
Geſpannt mein Feuerrohr.
Da ſchwebt ſo licht dein liebes Bild,
Dein ſüßes Bild mir vor.

Du wandelſt jetzt wohl ſtill und mild
Durch Feld und liebes Thal,
Und ach mein ſchnell verrauſchend Bild,
Stellt ſich dir's nicht einmal?

Des Menſchen, der die Welt durchſtreift
Voll Unmuth und Verdruß,
Nach Oſten und nach Weſten ſchweift,
Weil er dich laſſen muß.

Mir iſt es, denk' ich nur an dich,
Als in den Mond zu ſehn,
Ein ſtiller Friede kommt auf mich,
Weiß nicht wie mir geſchehn.

An den Mond.

Füllest wieder Busch und Thal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz;

Breitest über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Wie des Freundes Auge, mild
Ueber mein Geschick.

Jeden Nachklang fühlt mein Herz
Froh- und trüber Zeit,
Wandle zwischen Freud' und Schmerz
In der Einsamkeit.

Fließe, fließe, lieber Fluß!
Nimmer werd' ich froh,
So verrauschte Scherz und Kuß,
Und die Treue so.

Ich besaß es doch einmal,
Was so köstlich ist!
Daß man doch zu seiner Qual
Nimmer es vergißt!

Rausche, Fluß, das Thal entlang,
Ohne Rast und Ruh,
Rausche, flüstre meinem Sang
Melodien zu!

Wenn du in der Winternacht
Wüthend überschwillst,
Oder um die Frühlingspracht
Junger Knospen quillst.

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt,

Was, von Menschen nicht gewußt,
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

Einſchränkung.

Ich weiß nicht, was mir hier gefällt,
In dieſer engen, kleinen Welt
Mit holdem Zauberband mich hält?
Vergeß' ich doch, vergeß' ich gern,
Wie ſeltſam mich das Schickſal leitet;
Und ach! ich fühle, nah' und fern
Iſt mir noch manches zubereitet.
O wäre doch das rechte Maß getroffen!
Was bleibt mir nun, als, eingehüllt,
Von holder Lebenskraft erfüllt,
In ſtiller Gegenwart die Zukunft zu erhoffen!

Hoffnung.

Schaff, das Tagwerk meiner Hände,
Hohes Glück, daß ich's vollende!
Laß! o laß mich nicht ermatten!
Nein, es sind nicht leere Träume;
Jetzt nur Stangen, diese Bäume
Geben einst noch Frucht und Schatten.

Tage kein rührenders Bild der Demuth gesehn, als sie in dem Schmuk. Auch war noch iemand dabei, dem ein einsamer Busch weit mehr Wonne gegeben hätte; dessen Empfindung zu dem Rauschen des Wassers und dem lispeln der Blätter besser stimmte, als zu den Trompeten und Freudengesang.

Gonzalo.

Du meinst?

Sebastian.

Pedro!

Gonzalo.

Pedro?

Sebastian.

Du wirst doch darüber nicht staunen? Pedro, der, seitdem er Claudinen zum erstenmal gesehen hat, kein Pfötgen mehr machen kann; den du schon hundertmal auf einem Seitenblik, einem Händereiben, einem Hutknäten mußt ertappt haben.

Sorge.

Kehre nicht in diesem Kreise
Neu und immer neu zurück!
Laß, o laß mir meine Weise,
Gönn', o gönne mir mein Glück!
Soll ich fliehen? Soll ich's fassen?
Nun gezweifelt ist genug.
Willst du mich nicht glücklich lassen,
Sorge, nun so mach mich klug!

Stoßſeufzer.

Ach, man ſparte viel!
Seltner wäre verrukt das Ziel,
Wär weniger Dumpfheit, vergebnes Sehnen,
Ich könnte viel glücklicher ſeyn;
Gäb's nur keinen Wein
Und keine Weiberthränen!

Räthſel.

Ein Bruder iſt's von vielen Brüdern,
In allem ihnen gleich,
Ein nöthig Glied von vielen Gliedern,
In eines großen Vaters Reich.
Jedoch erblickt man ihn nur ſelten,
Faſt wie ein eingeſchobnes Kind,
Die andern laſſen ihn nur gelten
Da wo ſie unvermögend ſind.

Das Sonett.

Sich in erneutem Kunſtgebrauch zu üben
Iſt heil'ge Pflicht, die wir dir auferlegen.
Du kannſt dich auch, wie wir, beſtimmt bewegen
Nach Tritt und Schritt, wie es dir vorgeſchrieben.

Denn eben die Beſchränkung läßt ſich lieben,
Wenn ſich die Geiſter gar gewaltig regen;
Und wie ſie ſich denn auch gebärden mögen,
Das Werk zuletzt iſt doch vollendet blieben.

So möcht' ich ſelbſt in künſtlichen Sonetten,
In ſprachgewandter Maßen kühnem Stolze,
Das beſte, was Gefühl mir gäbe, reimen;

Doch weiß ich hier mich nicht bequem zu betten,
Ich ſchneide ſonſt ſo gern aus ganzem Holze,
Und müßte nun doch auch mitunter leimen.

Perfectibilität.

Möcht' ich doch wohl beſſer ſeyn
Als ich bin! — Was wär' es?
Soll ich aber beſſer ſeyn
Als du biſt; — ſo lehr' es!

Möcht' ich auch wohl beſſer ſeyn,
Als ſo mancher Andre!
„Willſt du beſſer ſeyn als wir,
Lieber Freund, ſo wandre.“

Vorſchlag zur Güte.

Er.

Du gefällſt mir ſo wohl, mein liebes Kind,
Und wie wir hier bey einander ſind;
So möcht' ich nimmer ſcheiden,
Da wär' es wohl uns beyden.

Sie.

Gefall' ich dir; ſo gefällſt du mir.
Du ſagſt es frey, ich ſag' es dir.
Eh nun! Heirathen wir eben!
Das übrige wird ſich geben.

Er.

Heirathen, Engel, iſt wunderlich Wort.
Ich meint', da müßt' ich gleich wieder fort.

Sie.

Was iſt's denn ſo großes Leiden?
Geht's nicht; ſo laſſen wir uns ſcheiden.

Vanitas! vanitatum vanitas!

Ich hab mein Sach auf nichts geſtellt.
Juchhe!
Drum iſt's ſo wohl mir in der Welt.
Juchhe!
ob wer will mein Kamerade ſeyn,
Der ſtoße mit an, der ſtimme mit ein,
Bey dieſer Neige Wein.

Ich ſtellt' mein Sach auf Geld und Gut.
Juchhe!
Darüber verlor ich Freud' und Muth.
O weh!
Die Münze rollte hier und dort
Und haſcht' ich ſie an einem Ort,
Am andern war ſie fort.

Auf Weiber ſtellt' ich nun mein Sach.
Juchhe!
Daher mir kam viel Ungemach.
O weh!
Die Falſche ſucht ſich ein ander Theil,
Die Treue macht mir Langeweil;
Die beſte war nicht feil.

Ich ſtellt' mein Sach auf Reiſ' und Fahrt.
Juchhe!
Und ließ meine Vaterlandesart.
O weh!
Und mir behagt es nirgends recht,
Die Koſt war fremd, das Bett war ſchlecht,
Niemand verſtand mich recht.

Ich ſtellt' mein Sach auf Ruhm und Ehr.
Juchhe!
Und ſieh! gleich hatt' ein Andrer mehr.
O weh!
Wie ich mich hatt hervorgethan
Da ſahen die Leute ſcheel mich an,
Hatte keinem Recht gethan.

Ich ſetzt' mein Sach auf Kampf und Krieg.
Juchhe!
Und uns gelang ſo mancher Sieg.
Juchhe!
Wir zogen in Feindes Land hinein,
Dem Freunde ſollt's nicht viel beſſer ſeyn,
Und ich verlor ein Bein.

Nun hab ich mein Sach auf Nichts geſtellt.
Juchhe!
Und mein gehört die ganze Welt.
Juchhe!
Zu Ende geht nun Sang und Schmaus,
Nur trinkt mir alle Neigen aus;
Die letzte muß heraus!

Koptiſches Lied.

Laſſet Gelehrte ſich zanken und ſtreiten,
Streng und bedächtig die Lehrer auch ſeyn!
Alle die Weiſeſten aller der Zeiten
Lächeln und winken und ſtimmen mit ein:
Thöricht, auf Beſſrung der Thoren zu harren!
Kinder der Klugheit, o! habet die Narren
Eben zum Narren auch, wie ſich's gehört.

Merlin der Alte, im leuchtenden Grabe,
Wo ich als Jüngling geſprochen ihn habe,
Hat mich mit ähnlicher Antwort belehrt:
Thöricht, auf Beſſrung der Thoren zu harren!
Kinder der Klugheit, o! habet die Narren
Eben zum Narren auch, wie ſich's gehört.

Und auf den Höhen der Indiſchen Küſte,
Und in den Tiefen Aegyptiſcher Grüfte
Hab ich das heilige Wort nur gehört:
Thöricht, auf Beſſrung der Thoren zu harren!
Kinder der Klugheit, o! habet die Narren
Eben zum Narren auch, wie ſich's gehört.

Ein andres.

Geh! gehorche meinen Winken,
Nutze deine jungen Tage,
Lerne zeitig klüger seyn.
Auf des Glückes großer Wage
Steht die Zunge selten ein.
Du mußt steigen oder sinken,
Du mußt herrschen und gewinnen,
Oder dienen und verlieren,
Leiden oder triumphiren,
Amboß oder Hammer seyn.

Gonzalo.

Und wenn auch —

Sebaſtian.

Gut! Du mußt denken wie ich, daß dieſe Parthie für deine Tochter — Du lächelſt?

Gonzalo.

Daß wir Alten gleich verheyrathen!

Sebaſtian.

Ich trag das wachend und träumend herum. Aber alles will reif werden. Unterdeſſen haſt du recht, daß du ein Aug zuthuſt und mit andern neben ausblikſt.

Gonzalo.

Wenn ich ſie ſo anſehe, erinnere ich mich der blühenden Tage meiner Jugend; mir wird ganz wohl.

Sebaſtian.

Ich glaube auch, daß ihnen ganz wohl bei der Sache iſt. Wenn Pedro nur unſer Hauptgeſchäfft nicht drüber vergäſſe!

Gon-

Muſen und Grazien in der Mark.

O! wie iſt die Stadt ſo wenig,
Laßt die Maurer künftig ruhn!
Unſre Bürger, unſer König
Könnten wohl was Beſſers thun.
Ball und Oper wird uns tödten;
Liebchen, komm auf meine Flur,
Denn beſonders die Poeten,
Die verderben die Natur.

O wie freut es mich, mein Liebchen,
Daß du ſo natürlich biſt;
Unſre Mädchen, unſre Bübchen,
Spielen künftig auf dem Miſt!
Und auf unſern Promenaden
Zeigt ſich erſt die Neigung ſtark.
Liebes Mädchen! laß uns maden,
Maden noch, durch dieſen Quark.

Dann im Sand uns zu verlieren,
Der uns keinen Weg verſperrt!
Dich den Anger hin zu führen,
Wo der Dorn das Röckchen zerrt!
Zu dem Dörfchen laß uns ſchleichen,
Mit dem ſpitzen Thurme hier;
Welch ein Wirthshaus ſonder gleichen!
Trocknes Brot! und ſaures Bier!

Sagt mir nichts von gutem Boden,
Nichts vom Magdeburger Land!
Unſre Saamen, unſre Todten,
Ruhen in dem leichten Sand.
Selbſt die Wiſſenſchaft verlieret
Nichts an ihrem raſchen Lauf,
Denn bey uns, was vegetiret,
Alles keimt getrocknet auf.

Gebt es nicht in unſerm Hofe
Wie im Paradieſe zu?
Statt der Dame, ſtatt der Zofe
Macht die Henne Glu! glu! glu!
Uns beſchäftigt nicht der Pfauen,
Nur der Gänſe Lebenslauf;
Meine Mutter zieht die grauen,
Meine Frau die weißen auf.

Laß den Wipling uns beſticheln!
Glücklich! wenn ein deutſcher Mann
Seinem Freunde, Vetter Michein,
Guten Abend bieten kann.
Wie iſt der Gedanke labend!
Solch ein Edler bleibt uns nah!
Immer ſagt man: geſtern Abend
War doch Vetter Michel da!

Und in unſern Liedern reimet
Sylb' aus Sylbe, Wort aus Wort.
Ob ſich gleich auf deutſch nichts reimet,
Reimt der Deutſche dennoch fort.
Ob es kräftig oder zierlich,
Geht uns ſo genau nicht an;
Wir ſind lieber und natürlich,
Und das iſt genug gethan.

Der Rattenfänger.

Ich bin der wohlbekannte Sänger,
Der vielgereiſ'te Rattenfänger,
Den dieſe altberühmte Stadt
Gewiß beſonders nöthig hat.
Und wären's Ratten noch ſo viele,
Und wären Wieſel mit im Spiele;
Von allen ſäubr' ich dieſen Ort,
Sie müſſen mit einander fort.

Dann iſt der gutgelaunte Sänger
Mitunter auch ein Kinderfänger,
Der ſelbſt die wildeſten bezwingt,
Wenn er die goldnen Mährchen ſingt.
Und wären Knaben noch ſo trutzig,
Und wären Mädchen noch ſo ſtutzig,
In meine Saiten greif' ich ein,
Sie müſſen alle hinter drein.

Dann iſt der vielgewandte Sänger
Gelegentlich ein Mädchenfänger;
In keinem Städtchen langt er an,
Wo er's nicht mancher angethan.
Und wären Mädchen noch ſo blöde,
Und wären Weiber noch ſo ſpröde;
Doch allen wird ſo liebebang,
Bey Zauberſaiten und Geſang.
(Von Anfang.)

Frühlingsorakel.

Du prophet'ſcher Vogel du,
Blütenſänger, o! Coucou!
Bitten eines jungen Paares,
In der ſchönſten Zeit des Jahres,
Höre, liebſter Vogel du,
Kann es hoffen; ruf ihm zu:
Dein Coucou, dein Coucou,
Immer mehr Coucou, Coucou.

Hörſt du! ein verliebtes Paar
Sehnt ſich herzlich zum Altar;
Und es iſt, bey ſeiner Jugend,
Voller Treue, voller Tugend.
Iſt die Stunde denn noch nicht voll?
Sag, wie lange es warten ſoll?
Horch! Coucou! Horch! Coucou!
Immer ſtille! Nichts hinzu.

Iſt es doch nicht unſre Schuld!
Nur zwey Jahre noch Geduld!
Aber, wenn wir uns genommen,
Werden Pa, pa, papas kommen?
Wiſſe, daß du uns erfreuſt,
Wenn du viele prophezeyſt.
Eins! Coucou! Zwey! Coucou!
Immer weiter Coucou, Coucou, Cou.

Haben wir wohl recht gezählt;
Wenig am Halbdutzend fehlt.
Wenn wir gute Worte geben;
Sagst du wohl, wie lang wir leben?
Freylich, wir gestehen dir's,
Gern zum längsten trieben wir's.
Cou Coucou, Cou Coucou,
Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou.

Leben ist ein großes Fest,
Wenn sich's nicht berechnen läßt.
Sind wir nun zusammen blieben;
Bleibt denn auch das treue Lieben?
Könnte das zu Ende gehn;
Wär' doch alles nicht mehr schön.
Cou Coucou, Cou Coucou :|:
Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou.
(Mit Grazie in infinitum.)

An Lina.

Liebchen, kommen dieſe Lieder
Jemals wieder dir zu Hand,
Sitze beym Claviere nieder,
Wo der Freund ſonſt bey dir ſtand.

Laß die Saiten raſch erklingen
Und dann ſieh in's Buch hinein.
Nur nicht leſen! immer ſingen!
Und ein jedes Blatt iſt dein.

Ach! wie traurig ſieht in Lettern,
Schwarz auf weiß, das Lied mich an,
Das aus deinem Mund vergöttern,
Das ein Herz zerreißen kann.

Vermiſchte Gedichte.

Klaggeſang

von der edeln Frauen des Aſan Aga, aus dem Morlackiſchen.

Was iſt Weißes dort am grünen Walde?
Iſt es Schnee wohl, oder ſind es Schwäne?
Wär' es Schnee, er wäre weggeſchmelzen;
Wären's Schwäne, wären weggeflogen.
Iſt kein Schnee nicht, es ſind keine Schwäne,
's iſt der Glanz der Zelten Aſan Aga.
Niederliegt er drinn an ſeiner Wunde;
Ihn beſucht die Mutter und die Schweſter;
Schamhaft ſäumt ſein Weib, zu ihm zu kommen.

Als nun ſeine Wunde linder wurde,
Ließ er ſeinem treuen Weibe ſagen:
„Harre mein nicht mehr an meinem Hofe,
„Nicht am Hofe und nicht bey den Meinen."

Als die Frau dies harte Wort vernommen,
Stand die Treue ſtarr und voller Schmerzen,
Hört der Pferde Stampfen vor der Thüre,
Und es däucht ihr, Aſan käm', ihr Gatte,
Springt zum Thurme, ſich herab zu ſtürzen.
Aengſtlich folgen ihr zwey liebe Töchter,
Rufen nach ihr, weinend bittre Thränen:
„Sind nicht unſers Vaters Aſans Roſſe,
„Iſt kein Bruder Pintorowich kommen!"

Gonzalo.

Hats ihm noch nicht geglükt, was von seinem Bruder auszufragen?

Sebastian.

Ihm? Das ist mir der rechte Spion! Er ist ia so verliebt, daß, wenn du nach der Stunde fragst, er nicht weiß, in welcher Tasche seine Uhr stekt. Bei Gott! wenn ich mich nicht abritte und abarbeitete, wir wären noch auf dem alten Flecke.

Gonzalo.

Unter uns, Bastian; hast du was heraus?

Sebastian.

Es bleibt bei dir. Wenn nicht alle Umstände lügen, so hab ich den Vogel, dem wir so sehnlich nachstreben, hier im Städtgen nah bei, wo er lustig und guter Ding ist. Heut früh sagt ich's Pedro so halb und halb; wir wollen aber das Fest nicht verderben, sagt ich. Ach Claudine! seufzte der Arme aus tiefer Brust, als wollt' er sagen:

Und es kehret die Gemahlinn Aians,
Schlingt die Arme jammernd um den Bruder:
„Sieh die Schmach, o Bruder, deiner Schweſter!
„Mich verſtoßen! Mutter dieſer fünfe!“

Schweigt der Bruder, ziehet aus der Taſche,
Eingehüllet in hochrothe Seide,
Ausgefertiget den Brief der Scheidung,
Daß ſie kehre zu der Mutter Wohnung,
Frey ſich einem Andern zu ergeben.

Als die Frau den Trauer-Scheidbrief ſahe,
Küßte ſie der beyden Knaben Stirne,
Küßt' die Wangen ihrer beyden Mädchen.
Aber ach! vom Säugling in der Wiege
Kann ſie ſich im bittern Schmerz nicht reißen!

Reißt ſie los der ungeſtüme Bruder,
Hebt ſie auf das muntre Roß behende,
Und ſo eilt er mit der bangen Frauen
Grad' nach ſeines Vaters hoher Wohnung.

Kurze Zeit war's, noch nicht ſieben Tage;
Kurze Zeit g'nug; von viel großen Herren
Unſre Frau in ihrer Wittwen-Trauer,
Unſre Frau zum Weib begehret wurde.

Und der größte war Imoëlis Cadi;
Und die Frau bat weinend ihren Bruder:
„Ich beſchwöre dich bey deinem Leben,
„Gib mich keinem Andern mehr zur Frauen,
„Daß das Wiederſehen meiner lieben
„Armen Kinder mir das Herz nicht breche!“

Ihre Reden achtet nicht der Bruder,
Eilt, Imoklis Cadi sie zu trauen.
Doch die Gute bittet ihn unendlich:
Schicke wenigstens ein Blatt, o Bruder,
Mit den Worten zu Imoklis Cadi:
„Dich begrüßt die junge Wittib freundlich,
„Und läßt durch dies Blatt dich höchlich bitten,
„Daß, wenn dich die Suaten herbegleiten,
„Du mir einen langen Schleyer bringeſt,
„Daß ich mich vor Aſans Haus verhülle,
„Meine lieben Waiſen nicht erblicke.“

Kaum erſah der Cadi dieſes Schreiben,
Als er ſeine Suaten alle ſammelt,
Und zum Wege nach der Braut ſich rüſtet,
Mit den Schleyer, den ſie heiſchte, tragend.

Glücklich kamen ſie zur Fürſtinn Hauſe,
Glücklich ſie mit ihr vom Hauſe wieder.
Aber als ſie Aſans Wohnung nah'ten,
Sah'n die Kinder oben ab die Mutter,
Riefen: „Komm zu deiner Halle wieder!
„Iß das Abendbrot mit deinen Kindern.“
Traurig hört' es die Gemahlinn Aſans,
Kehrete ſich zu der Suaten Fürſten:
„Laß doch, laß die Suaten und die Pferde
„Halten wenig vor der lieben Thüre,
„Daß ich meine Kleinen noch beſchenke.“

Und ſie hielten vor der Lieben Thüre,
Und den armen Kindern gab ſie Gaben;
Gab den Knaben goldgeſtickte Stiefel,
Gab den Mädchen lange reiche Kleider,
Und dem Säugling, hülflos in der Wiege,
Gab ſie für die Zukunft auch ein Röckchen.

Das bevſeit ſah Vater Åſan Aga,
Rief gar traurig ſeinen lieben Kindern:
„Kehrt zu mir, ihr lieben armen Kleinen!
„Eurer Mutter Bruſt iſt Eiſen worden,
„Feſt verſchloſſen, kann nicht Mitleid fühlen.“

Wie das hörte die Gemahlinn Åſans,
Stürzt' ſie bleich den Boden ſchütternd nieder.
Und die Seel' entfloh dem bangen Buſen.
Als ſie ihre Kinder vor ſich fliehn ſah.

Mahomets Geſang.

Seht den Felſenquell,
Freudehell,
Wie ein Sternenblick;
Ueber Wolken,
Nährten ſeine Jugend
Gute Geiſter
Zwiſchen Klippen im Gebüſch.

Jünglingfriſch
Tanzt er aus der Wolk
Auf die Marmorfelſen nieder,
Jauchzet wieder
Nach dem Himmel.

Durch die Gipfelgänge
Jagt er bunten Kieſeln nach,
Und mit frohem Führertritt
Reißt er ſeine Bruderquellen
Mit ſich fort.

Drunten werden in dem Thal
Unter ſeinem Fußtritt Blumen,
Und die Wieſe
Lebt von ſeinem Hauch.

Doch ihn hält kein Schattenthal,
Keine Blumen,
Die ihm ſeine Knie' umſchlingen,
Ihm mit Liebesangen ſchmeicheln:
Nach der Ebne bringt ſein Lauf
Schlangenwandelnd.

Bäche ſchmiegen
Sich geſellig an. Nun tritt er
In die Ebne ſilberprangend,
Und die Ebne prangt mit ihm,
Und die Flüſſe von der Ebne,
Und die Bäche von den Bergen,
Jauchzen ihm und rufen: Bruder!
Bruder, nimm die Brüder mit,
Mit zu deinem alten Vater,
Zu dem ew'gen Ocean,
Der mit ausgeſpannten Armen
Unſer wartet,
Die ſich ach! vergebens öffnen,
Seine Sehnenden zu faſſen;
Denn uns frißt in öder Wüſte
Gier'ger Sand; die Sonne droben
Saugt an unſerm Blut, ein Hügel
Hemmet uns zum Teiche! Bruder,
Nimm die Brüder von der Ebne,
Nimm die Brüder von den Bergen
Mit, zu deinem Vater mit!

Kommt ihr alle! —
Und nun ſchwillt er
Herrlicher, ein ganz Geſchlechte
Trägt den Fürſten hoch empor!
Und im rollenden Triumphe
Gibt er Ländern Namen, Städte
Werden unter ſeinem Fuß.

Unaufhaltſam rauſcht er weiter,
Läßt der Thürme Flammengipfel,
Marmorhäuſer, eine Schöpfung
Seiner Fülle, hinter ſich.

Zedernhäuſer trägt der Atlas
Auf den Rieſenſchultern: tauſend
Wehen über ſeinem Haupte
Tauſend Flaggen durch die Lüfte,
Zeugen ſeiner Herrlichkeit.

Und ſo trägt er ſeine Brüder
Seine Schätze, ſeine Kinder,
Dem erwartenden Erzeuger
Freudebrauſend an das Herz.

Geſang der Geiſter über den Waſſern.

Des Menſchen Seele
Gleicht dem Waſſer:
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel ſteigt es
Und wieder nieder
Zur Erde muß es,
Ewig wechſelnd.

Strömt von der hohen,
Steilen Felswand
Der reine Strahl,
Dann ſtäubt er lieblich
In Wolkenwellen
Zum glatten Fels,
Und leicht empfangen,
Wallt er verſchleiernd,
Leisrauſchend,
Zur Tiefe nieder.

Ragen Klippen
Dem Sturz' entgegen,
Schäumt er unmuthig
Stufenweiſe
Zum Abgrund.

Im flachen Bette
Schleicht er das Wieſenthal hin,
Und in dem glatten See
Weiden ihr Antlitz
Alle Geſtirne.

Wind iſt der Weſſe
Lieblicher Buhler;
Wind miſcht vom Grund aus
Schäumende Wogen.

Seele des Menſchen
Wie gleichſt du dem Waſſer!
Schickſal des Menſchen,
Wie gleichſt du dem Wind!

Meine Göttinn.

Welcher Unſterblichen
Soll der höchſte Preis ſeyn?
Mit Niemand ſtreit' ich,
Aber ich geb' ihn
Der ewig beweglichen,
Immer neuen,
Seltſamen Tochter Jovis,
Seinem Schoßkinde,
Der Phantaſie.

Denn ihr hat er
Alle Launen,
Die er ſonſt nur allein
Sich vorbehält,
Zugeſtanden,
Und hat ſeine Freude
An der Thörinn.

Sie mag roſenbekränzt
Mit dem Lilienſtängel
Blumenthäler betreten,
Sommervögeln gebieten,
Und leichtnährenden Thau
Mit Bienenlippen
Von Blüten ſaugen:

Oder ſie mag,
Mit flatterndem Haar
Und düſterm Blicke,
Im Winde ſauſen
Um Felſenwände,
Und tauſendfarbig,
Wie Morgen und Abend,
Immer wechſelnd
Wie Mondesblicke,
Den Sterblichen ſcheinen.

Laſſt uns alle
Den Vater preiſen!
Den alten, heben,
Der ſolch eine ſchöne,
Unverwelkliche Gattinn
Dem ſterblichen Menſchen
Geſellen mögen!

Denn uns allein
Hat er ne verbunden
Mit Himmelsband,
Und ihr geboten,
In Freud' und Elend,
Als treue Gattinn,
Nicht zu entweichen.

Alle die andern
Armen Geſchlechter
Der kinderreichen
Lebendigen Erde

den Bruder zum Teufel und dich mir in Arm!

Gonzalo.

Ich habe das Mädgen bemerkt, ich habe die keimende Leidenschaft in ihrer Seele beobachtet: Es ist ein reizendes Schauspiel, das einem wieder ganz lung macht!

Sebastian.

Hätten wir nur erst unser Vorhaben ausgeführt, woran dem ganzen Hause Castelvecchio so viel gelegen, wovon Pedros Schikfal zum Theil mit abhängt! Ich sag ihm so oft: Herr, seyd verliebt; wer wehrts euch? Seyd bei Claudinen; wer hindert euch? Nur vergeßt nicht ganz, was ihr euch und eurer Familie und der Welt schuldig seyd. Das hilfft —!

Gonzalo.

Wie eine Arznei! Nicht wahr? Sey ruhig, Bastian! Haben wir's unsern Hofmeistern nicht eben so gemacht?

Seba-

Wandeln und weiden
In dunkelm Genuß
Und trüben Schmerzen
Des augenblicklichen
Beſchränkten Lebens,
Gebeugt vom Joche
Der Nothdurft.

Uns aber hat er
Seine gewandteſte,
Verzärtelte Tochter,
Freut euch! gegönnt!
Begegnet ihr lieblich,
Wie einer Geliebten!
Laßt ihr die Würde
Der Frauen im Haus!

Und daß die alte
Schwiegermutter Weisheit
Das zarte Seelchen
Ja nicht beleid'ge!

Doch kenn' ich ihre Schweſter,
Die ältere, geſetztere,
Meine ſtille Freundinn:
O daß die erſt
Mit dem Lichte des Lebens
Sich von mir wende,
Die edle Treiberinn,
Tröſterinn, Hoffnung!

Harzreiſe im Winter.

Dem Geyer gleich,
Der auf ſchweren Morgenwolken
Mit ſanftem Fittig ruhend
Nach Beute ſchaut,
Schwebe mein Lied.

Denn ein Gott hat
Jedem ſeine Bahn
Vorgezeichnet,
Die der Glückliche
Raſch zum freudigen
Ziele rennt:
Wem aber Unglück
Das Herz zuſammenzog,
Er ſträubt vergebens
Sich gegen die Schranken
Des ehernen Fadens,
Den die doch bittre Schere
Nur einmal löſ't.

In Dickichts-Schauer
Drängt ſich das raube Wild,
Und mit den Sperlingen
Haben längſt die Reiher
In ihre Sümpfe ſich geſenkt.

Leicht iſt's folgen dem Wagen,
Den Fortuna führt,
Wie der gemächliche Troß
Auf gebeſſerten Wegen,
Hinter des Fürſten Einzug.

Aber abſeits wer iſt's?
In's Gebüſch verliert ſich ſein Pfad,
Hinter ihm ſchlagen
Die Sträuche zuſammen,
Das Gras ſteht wieder auf,
Die Oede verſchlingt ihn.

Aber wer heilet die Schmerzen
Deß, dem Balſam zu Gift ward?
Der ſich Menſchenhaß
Aus der Fülle der Liebe trank!
Erſt verachtet, nun ein Verächter,
Zehrt er heimlich auf
Seinen eignen Werth
In ung'nügender Selbſtſucht.

Iſt auf deinem Pfalter,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohre vernehmlich,
So erquicke ſein Herz!
Oeffne den umwölkten Blick
Ueber die tauſend Quellen
Neben dem Durſtenden
In der Wüſte.

Der du der Freuden viel schaffst,
Jedem ein überfließend Maß,
Segne die Brüder der Jagd
Auf der Fährte des Wilds,
Mit jugendlichem Uebermuth
Fröhlicher Mordsucht,
Späte Rächer des Unbilds,
Dem scheuen Jahre vergeblich
Wehrt mit Knütteln der Bauer.

Aber den Einsamen hüll'
In deine Goldwolken,
Umgieb mit Wintergrün,
Bis die Rose wieder heranreift,
Die feuchten Haare,
O Liebe deines Dichters!

Mit der dämmernden Fackel
Leuchtest du ihm
Durch die Furten der Nacht,
Ueber grundlose Wege
Auf öden Gefilden;
Mit dem tausendfarbigen Morgen
Lachst du in's Herz ihm;
Mit dem heißenden Sturm
Trägst du ihn hoch empor;
Winterströme stürzen vom Felsen
In seine Psalmen,
Und Altar des lieblichsten Danks

Wird ihm des gefürchteten Gipfels
Schneebehangner Scheitel,
Den mit Geisterreihen
Kränzten ahnende Völker.

Du siehst mit unerforschtem Busen
Geheimnißvoll offenbar
Ueber der erstaunten Welt,
Und schaust aus Wolken
Auf ihre Reiche und Herrlichkeit,
Die du aus den Adern deiner Brüder
Neben dir wässerst.

An Schwager Kronos.

Spude dich, Kronos!
Fort den raſſelnden Trott!
Bergab gleitet der Weg;
Eilen Schwindeln zögert
Mir vor die Stirne dein Zaudern.
Friſch, holpert es gleich,
Ueber Stock und Steine den Trott
Raſch in's Leben hinein!

Nun ſchon wieder
Den erahmenden Schritt
Mühſam Berg hinauf!
Auf denn, nicht träge denn,
Strebend und hoffend hinan!

Weit, hoch, herrlich der Blick
Rings ins Leben hinein,
Vom Gebirg' zum Gebirg'
Schwebet der ewige Geiſt,
Ewigen Lebens ahndevoll.

Seitwärts des Ueberdachs Schatten
Zieht dich an,
Und ein Erfriſchung verheißender Blick
Auf der Schwelle des Mädchens da.
Labe dich — Mir auch, Mädchen,
Dieſen ſchäumenden Trank,
Dieſen friſchen Geſundheitsblick!

Ab denn, raſcher hinab!
Sieh, die Sonne ſinkt!
Eh' ſie ſinkt, eh' mich Greiſen
Ergreift im Moore Nebelduft,
Entzahnte Kiefer ſchnattern
Und das ſchlotternde Gebein.

Trunknen vom letzten Strahl
Reiß mich, ein Feuermeer
Mir im ſchäumenden Aug',
Mich geblendeten Taumelnden
In der Hölle nächtliches Thor.

Töne, Schwager, in's Horn,
Raſſle den ſchallenden Trab,
Daß der Orcus vernehme: wir kommen.
Daß gleich an der Thüre
Der Wirth uns freundlich empfange.

Seefahrt.

Lange Tag' und Nächte ſtand mein Schiff betrachtet,
Günſt'ger Winde harrend, ſaß mit treuen Freunden,
Mir Geduld und guten Muth erzehrend,
Ich im Hafen.

Und ſie waren doppelt ungeduldig:
Gerne gönnen wir die ſchnellſte Reiſe,
Gern die hohe Fahrt dir; Güterfülle
Wartet drüben in den Welten deiner,
Wird Rückkehrendem in unſern Armen
Lieb' und Preis dir.

Und am frühen Morgen ward's Getümmel,
Und dem Schlaf entjauchzt uns der Matroſe,
Alles wimmelt, alles lebet, webet,
Mit dem erſten Segenshauch zu ſchiffen.

Und die Segel blühen in dem Hauche,
Und die Sonne leckt mit Feuerliebe,
Ziehn die Segel, ziehn die hohen Weiten,
Jauchzen an dem Ufer alle Freunde
Hoffnungslieder nach, im Freudetaumel
Reiſefreuden wähnend, wie des Einſchiffmorgens,
Wie der erſten hohen Sternennächte.

Aber gottgeſandte Wechſelwinde treiben
Seitwärts ihn der vorgeſteckten Fahrt ab,
Und er ſcheint ſich ihnen hinzugeben,
Strebet leiſe ſie zu überliſten,
Treu dem Zweck auch auf dem ſchiefen Wege.

Aber aus der dumpfen, grauen Ferne
Kündet leiſewandelnd ſich der Sturm an,
Drückt die Vögel nieder auf's Gewäſſer,
Drückt der Menſchen ſchwellend Herz darnieder,
Und er kommt. Vor ſeinem ſtarren Wüthen,
Streckt der Schiffer ſling die Segel nieder;
Mit dem angſterfüllten Balle ſpielen
Wind und Wellen.

Und an jenem Ufer drüben ſtehen
Freund' und Lieben, beben auf dem Feſten:
Ach, warum iſt er nicht hier geblieben!
Ach, der Sturm! Verſchlagen weg vom Glücke!
Soll der Gute ſo zu Grunde gehen?
Ach er ſollte, ach er könnte! Götter!

Doch er ſteht männlich an dem Steuer;
Mit dem Schiffe ſpielen Wind und Wellen;
Wind und Wellen nicht mit ſeinem Herzen:
Herrſchend blickt er auf die grimme Tiefe,
Und vertrauet, ſcheiternd oder landend,
Seinen Göttern.

Adler und Taube.

Ein Adlerjüngling hob die Flügel
Nach Raub aus;
Ihn traf des Jägers Pfeil und schnitt
Der rechten Schwinge Sennkraft ab.
Er stürzt hinab in einen Myrtenhain,
Fraß seinen Schmerz drey Tage lang,
Und zuckt an Qual
Drey lange, lange Nächte lang:
Zuletzt heilt ihn
Allgegenwärt'ger Balsam
Allheilender Natur.
Er schleicht aus dem Gebüsch hervor
Und reckt die Flügel — ach!
Die Schwingkraft weggeschnitten —
Hebt sich mühsam kaum
Am Boden weg
Unwürd'gem Raubbedürfniß nach,
Und ruht tiefstrauernd
Auf dem niedern Fels am Bach:
Er blickt zur Eich' hinauf,
Hinauf zum Himmel,
Und eine Thräne füllt sein hehres Aug'.

Da kommt mutwillig durch die Myrtenäste
Hervorgeschlüpft ein Taubenpaar,
Läßt sich herab und wandelt nickend
Ueber goldnen Sand und Bach,

Sebastian.

Nein, Freund, so ists nicht gemeint. Sollen wir umsonst die weite Reise von Madrid hierher gemacht haben; sollen wir beschämt nach Hause kehren? Und wer wird alsdenn die Schuld tragen müssen als ich? Ich rede ihm zu wie ein Biedermann. Was! seinen Bruder länger in dem Lu derleben verwildern zu lassen, der mit Spielern und Buben im Lande herumschwadronirt, mehr Mädels betrügt, als ein anderer kennt, und öfter Händel anfängt, als ein Trunkenbold sein Wasser abschlägt!

Gonzalo.

Ein toller unbegreiflicher Kopf!

Sebastian.

Du hättest den Buben sehn sollen, wie er so heran wuchs; er war zum fressen. Kein Tag verging, da er uns nicht durch die lebhaftesten Streiche zu lachen machte; und wir alten Narren lachten über das, was künftig unser grösster Verdruß werden sollte. Der Vater wurd nicht satt, von sei-

Und rückt einander an,
Ihr röthlich Auge buhlt umher,
Erblickt den Innigtrauernden.
Der Tauber ſchwingt neugiergeſellig ſich
Zum nahen Buſch und blickt
Mit Selbſtgefälligkeit ihn freundlich an.
Du trauerſt, liebelt er,
Sey guten Muthes, Freund!
Haſt du zur ruhigen Glückſeligkeit
Nicht alles hier?
Kannſt du dich nicht des goldnen Zweiges freun,
Der vor des Tages Gluth dich ſchützt?
Kannſt du der Abendſonne Schein
Auf weichem Moos am Bache nicht
Die Bruſt entgegen heben?
Du wandelſt durch der Blumen friſchen Thau,
Pflückſt aus dem Ueberfluß
Des Waldgebüſches dir
Gelegne Speiſe, leſeſt
Den leichten Durſt am Silberquell, —
O Freund, das wahre Glück
Iſt die Genügſamkeit,
Und die Genügſamkeit
Hat überall genug.
O Weiſe! ſprach der Adler, und tief ernſt
Verſinkt er tiefer in ſich ſelbſt,
O Weisheit! Du redſt wie eine Taube!

Prometheus.

Bedecke deinen Himmel, Zeus,
Mit Wolkendunst,
Und übe, dem Knaben gleich,
Der Disteln köpft,
An Eichen dich und Bergeshöhn;
Mußt mir meine Erde
Doch lassen stehn,
Und meine Hütte, die du nicht gebaut,
Und meinen Herd,
Um dessen Gluth
Du mich beneidest.

Ich kenne nichts Aermeres
Unter der Sonn', als euch, Götter!
Ihr nährtet kümmerlich
Von Opfersteuern
Und Gebetshauch
Eure Majestät,
Und darbtet, wären
Nicht Kinder und Bettler
Hoffnungsvolle Thoren.

Da ich ein Kind war,
Nicht wußte wo aus noch ein,
Kehrt' ich mein verirrtes Auge
Zur Sonne, als wenn drüber wär'

Ein Ohr, zu hören meine Klage,
Ein Herz, wie mein's,
Sich des Bedrängten zu erbarmen.

Wer half mir
Wider der Titanen Uebermuth?
Wer rettete vom Tode mich,
Von Sclaverey?
Haſt du nicht Alles ſelbſt vollendet,
Heilig glühend Herz?
Und glühteſt jung und gut,
Betrogen, Rettungsdank!
Dem Schlafenden da droben?

Ich dich ehren? Wofür?
Haſt du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Haſt du die Thränen geſtillet
Je des Geängſteten?
Hat nicht mich zum Manne geſchmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schickſal,
Meine Herrn und deine?

Wähnteſt du etwa,
Ich ſollte das Leben haſſen,
In Wüſten fliehen,
Weil nicht alle
Blütenträume reiften?

Hier ſitz' ich, forme Menſchen
Nach meinem Bilde,
Ein Geſchlecht, das mir gleich ſey,
Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen und zu freuen ſich,
Und dein nicht zu achten,
Wie ich!

Ganymed.

Wie im Morgenglanze
Du rings mich anglühſt,
Frühling, Geliebter!
Mit tauſendfacher Liebeswonne
Sich an mein Herz drängt
Deiner ewigen Wärme
Heilig Gefühl,
Unendliche Schöne!

Daß ich dieſen faſſen möcht'
In dieſen Arm!

Ach an deinem Buſen
Lieg' ich, ſchmachte,
Und deine Blumen, dein Gras
Drängen ſich an mein Herz.
Du kühlſt den brennenden
Durſt meines Buſens,
Lieblicher Morgenwind!
Ruft drein die Nachtigall
Liebend nach mir aus dem Nebelthal.
Ich komm'! ich komme!
Wohin? Ach, wohin?

Hinauf! Hinauf ſtrebt's.
Es ſchweben die Wolken
Abwärts, die Wolken
Neigen ſich der ſehnenden Liebe.
Mir! Mir!
In euerm Schoße
Aufwärts!
Umfangend umfangen!
Aufwärts an deinen Buſen,
Allliebender Vater!

Gränzen der Menſchheit.

Wenn der uralte,
Heilige Vater
Mit gelaſſener Hand
Aus rollenden Wolken
Segnende Blitze
Ueber die Erde ſä't,
Küſſ' ich den letzten
Saum ſeines Kleides,
Kindliche Schauer
Treu in der Bruſt.

Denn mit Göttern
Soll ſich nicht meſſen
Irgend ein Menſch.
Hebt er ſich aufwärts,
Und berührt
Mit dem Scheitel die Sterne,
Nirgends haften dann
Die unſichern Sohlen,
Und mit ihm ſpielen
Wolken und Winde.

Steht er mit feſten,
Markigen Knochen
Auf der wohlgegründeten,
Dauernden Erde;

Reicht er nicht auf,
Nur mit der Eiche
Oder der Rebe
Sich zu vergleichen.

Was unterſcheidet
Götter von Menſchen?
Daß viele Wellen
Vor jenen wandeln,
Ein ewiger Strom:
Uns hebt die Welle,
Verſchlingt die Welle,
Und wir verſinken.

Ein kleiner Ring
Begränzt unſer Leben,
Und viele Geſchlechter
Reihen ſich dauernd
An ihres Daſeyns
Unendliche Kette.

Das Göttliche.

Edel ſey der Menſch,
Hülfreich und gut!
Denn das allein
Unterſcheidet ihn
Von allen Weſen,
Die wir kennen.

Heil den unbekannten
Höhern Weſen,
Die wir ahnen!
Sein Beyſpiel lehr' uns
Jene glauben.

Denn unfühlend
Iſt die Natur:
Es leuchtet die Sonne
Ueber Böſ' und Gute,
Und dem Verbrecher,
Glänzen, wie dem Beſten,
Der Mond und die Sterne.

Wind und Ströme,
Donner und Hagel
Rauſchen ihren Weg,
Und ergreifen,
Vorüber eilend,
Einen um den andern.

Auch ſo das Glück
Tappt unter die Menge,
Faßt bald des Knaben
Lockige Unſchuld,
Bald auch den kahlen
Schuldigen Scheitel.

Nach ewigen, ehrnen,
Großen Geſetzen
Müſſen wir alle
Unſeres Daſeyns
Kreiſe vollenden.

Nur allein der Menſch
Vermag das Unmögliche:
Er unterſcheidet,
Wählet und richtet;
Er kann dem Augenblick
Dauer verleihen.

Er allein darf
Den Guten lohnen,
Den Böſen ſtrafen,
Heilen und retten,
Alles Irrende, Schweifende
Nützlich verbinden.

ſeinen Streichen, ſeinen kindiſchen Heldenthaten erzählen zu hören. Immer hatt' er's mit den Hunden zu thun; keine Scheibe der Nachbarn, keine Taube war vor ihm ſicher; er kletterte wie eine Katze auf Bäumen und in der Scheuer herum. Einmal ſtürzt er herab; er war acht Jahr alt; ich vergeſſe das nie; er fiel ſich ein großes Loch in Kopf, ging ganz gelaſſen zum Entenpfuhl in Hof, wuſch ſich's aus, und kam mit der Hand vor der Stirn herein, und ſagte mit ſo ganz lachendem Geſicht: Papa! — Papa! — ich hab ein Loch in Kopf gefallen! Eben als wollt er uns ein Glük notificiren, das ihm zugeſtoßen wäre.

Gonzalo.

Schade für den ſchönen Muth, den glüklichen Humor des Jungens!

Sebaſtian.

So ging's freilich fort; Je älter er ward, ie toller. Statt nun das Zeug zu laſſen, ſtatt ſich zu fügen, ſtatt ſeine Kräfte zu Ehren der Familie und ſeinem Nuz zu verwenden; trieb er einen unſinnigen

Und wir verehren
Die Unſterblichen,
Als wären ſie Menſchen,
Thäten im Großen,
Was der Beſte im Kleinen
Thut oder möchte.

Der edle Menſch
Sey hülfreich und gut!
Unermüdet ſchaff' er
Das Nützliche, Rechte,
Sey uns ein Verbild
Jener geahneten Weſen!

Herzog Leopold von Braunſchweig.

Dich ergriff mit Gewalt der alte Herrſcher des Fluſſes,
Hält dich und theilet mit dir ewig ſein ſtrömendes Reich.
Ruhig ſchlummerſt du nun beym ſtilleren Rauſchen der Urne,
Bis dich ſtürmende Fluth wieder zu Thaten erweckt.
Hülfreich werde dem Volke! ſo wie du ein Sterblicher wollteſt,
Und vollend' als ein Gott, was dir als Menſchen mißlang.

Dem Ackermann.

Flach bedecket und leicht den goldenen Samen die Furche,
Guter! die tiefere deckt endlich dein ruhend Gebein.
Fröhlich gepflügt und geſä't! Hier keimet lebendige Nahrung.
Und die Hoffnung entfernt ſelbſt von dem Grabe ſich nicht.

Anakreons Grab.

Wo die Roſe hier blüht, wo Reben um Lorbern ſich ſchlingen,
Wo das Turteldhen lockt, wo ſich das Grillchen ergetzt,
Welch ein Grab iſt hier, das alle Götter mit Leben
Schön bepflanzt und geziert? Es iſt Anakreons Ruh.
Frühling, Sommer und Herbſt genoß der glückliche Dichter,
Vor dem Winter hat ihn endlich der Hügel geſchützt.

Die Geſchwiſter.

Schlummer und Schlaf, zwey Brüder, zum Dienſte der
Götter berufen,
Bat ſich Prometheus herab ſeinem Geſchlechte zum Troſt;
Aber den Göttern ſo leicht, doch ſchwer zu ertragen den
Menſchen,
Ward nun ihr Schlummer uns Schlaf, ward nun ihr
Schlaf uns zum Tod.

Zeitmaaß.

Eros, wie ſeh' ich dich hier! In jeglichem Händchen die Sanduhr!
Wie? Leichtſinniger Gott, miſſeſt du doppelt die Zeit?
„Langſam rinnen aus einer die Stunden entfernter Geliebten,
Gegenwärtigen fließt eilig die zweyte herab.“

Warnung.

Wecke den Amor nicht auf! Noch ſchläft der liebliche Knabe;
Geh', vollbring' dein Geſchäft, wie es der Tag dir gebeut!
So der Zeit bedienet ſich klug die ſorgliche Mutter,
Wenn ihr Knäbchen entſchläft, denn es erwacht nur zu bald.

Einſamkeit.

Die ihr Felſen und Bäume bewohnt, o heilſame Nymphen,
Gebet Jeglichem gern, was er im Stillen begehrt!
Schaffet dem Traurigen Troſt, dem Zweifelhaften Belehrung,
Und dem Liebenden gönnt, daß ihm begegne ſein Glück.
Denn euch gaben die Götter, was ſie den Menſchen verſagten,
Jeglichem, der euch vertraut, tröſtlich und hülflich zu ſeyn.

Erkanntes Glück.

Was bedächtlich Natur ſonſt unter Viele vertheilet,
Gab ſie mit reichlicher Hand Alles der Einzigen, ihr.
Und die ſo herrlich Begabte, von vielen ſo innig Verehrte
Gab ein liebend Geſchick freundlich dem Glücklichen, mir.

Erwählter Fels.

Hier im Stillen gedachte der Liebende ſeiner Geliebten;
Heiter ſprach er zu mir: Werde mir Zeuge, du Stein!
Doch erhebe dich nicht, du haſt noch viele Geſellen;
Jedem Felſen der Flur, die mich den Glücklichen nährt,
Jedem Baume des Wald's, um den ich wandernd mich ſchlinge,
Denkmal bleibe des Glücks! ruf' ich ihm weihend und froh.
Doch die Stimme verleih' ich nur dir, wie unter der Menge
Einen die Muſe ſich wählt, freundlich die Lippen ihm küßt.

Streich nach dem andern; belog und betrog alle Mädgen, und ging endlich gar auf und davon; begab sich, wie wir Nachricht haben, unter die schlechteste Gesellschaft, wo ich nicht begreife, wie er's aushält; denn er hatte immer einen Grund von Edelmuth und Großheit im Herzen.

Gonzalo.

Glük zu, Bastian! und gieb ihn seiner Familie zurük.

Sebastian.

Mich eben das! Umsonst soll er uns nicht genarrt haben. Krieg ich ihn nur einmal bei'm Kragen, ich will schon in einem Kloster oder irgend einer Festung ein Plätzgen für ihn finden, und Pedro soll mir die Rechte des Erstgebohrnen genieſſen. Der König hat schon seine Gesinnung hierüber bliken lassen. Wenns wahr ist, daß mein Mann sich in der Gegend aufhält; so müßt es arg zugehn, wenn ich ihn nicht, zu Ehren des Fests, heute noch pake. Wir könnens vor Gott und der

Welt

Ländliches Glück.

Seyd, o Geister des Hains, o seyd, ihr Nymphen des Flusses,
Eurer Entfernten gedenk, eurer Nahen zur Lust!
Weihend feyerten sie im Stillen die ländlichen Feste,
Wir dem gebahnten Pfad folgend beschleichen das Glück.
Amor wohne mit uns, es macht der himmlische Knabe
Gegenwärtige lieb, und die Entfernten euch nah.

Philomele.

Dich hat Amor gewiß, o Sängerinn, fütternd erzogen,
Kindiſch reichte der Gott dir mit dem Pfeile die Koſt.
So, durchdrungen von Gift die harmlosathmende Kehle,
Trift mit der Liebe Gewalt nun Philomele das Herz.

Geweihter Platz.

Wenn zu den Reihen der Nymphen, verſammelt in heiliger Mondnacht,
Sich die Grazien heimlich herab vom Olympus geſellen;
Hier belauſcht ſie der Dichter und hört die ſchönen Geſänge,
Sieht verſchwiegener Tänze geheimnißvolle Bewegung.
Was der Himmel nur herrliches hat, was glücklich die Erde
Reizendes immer gebar, das erſcheint dem wachenden Träumer.
Alles erzählt er den Muſen, und daß die Götter nicht zürnen,
Lehren die Muſen ihn gleich beſcheiden Geheimniſſe ſprechen.

Der Park.

Welch ein himmliſcher Garten entſpringt aus Oed' und aus Wüſte,
Wird und lebet und glänzt herrlich im Lichte vor mir.
Wohl den Schöpfer ahmet ihr nach, ihr Götter der Erde!
Fels und See und Gebüſch, Vögel und Fiſch und Gewild.
Nur daß euere Stätte ſich ganz zum Eden vollende,
Fehlt hier ein Glücklicher, fehlt euch am Sabbat die Ruh.

Die Lehrer.

Als Diogenes ſtill in ſeiner Tonne ſich ſonnte,
Und Calanus mit Luſt ſtieg in das flammende Grab,
Welche herrliche Lehre dem raſchen Sohn des Philippus,
Wäre der Herrſcher der Welt nicht auch der Lehre zu
groß!

Verſuchung.

Reichte die ſchädliche Frucht einſt Mutter Eva dem Gatten,
Ach! vom thörichten Biß kränkelt das ganze Geſchlecht.
Nun, vom heiligen Leibe, der Seelen ſpeiſet und heilet,
Koſteſt du Lydia fromm, liebliches büßendes Kind;
Darum ſchick' ich dir eilig die Frucht voll irdiſcher Süße,
Daß der Himmel dich nicht deinem Geliebten entzieh.

Ungleiche Heirath.

Selbſt ein ſo himmliſches Paar fand nach der Verbindung
ſich ungleich,
Pſyche ward älter und klug, Amor iſt immer noch Kind.

Heilige Familie.

O des ſüßen Kindes, und o der glücklichen Mutter,
Wie ſie ſich einzig in ihm; wie es in ihr ſich ergetzt!
Welche Wonne gewährte der Blick auf dies herrliche Bild mir,
Stünd' ich Armer nicht ſo heilig, wie Joſeph, dabey!

Entschuldigung.

Du verklagst das Weib, sie schwanke von Einem zum Andern!
Kalte sie nicht, sie sucht einen beständigen Mann.

Der Chineſe in Rom.

Einen Chineſen ſah ich in Rom; die geſammten Gebäude
Alter und neuerer Zeit ſchienen ihm läſtig und ſchwer.
Ach! ſo ſeufzt' er, die Armen! ich hoffe, ſie ſollen begreifen,
Wie erſt Säulchen von Holz trugen des Daches Gezelt,
Daß an Latten und Farren, Geſchnitz und bunter Vergol-
dung
Sich des gebildeten Aug's feinerer Sinn nur erfreut.
Siehe, da glaubt' ich, im Bilde, ſo manchen Schwärmer zu
ſchauen,
Der ſein luftig Geſpinnſt mit der ſoliden Natur
Ewigem Teppich vergleicht, den ächten reinen Geſunden
Krank nennt, daß ja nur er heiße, der Kranke, geſund.

Welt nicht verantworten; der alte Vater würde ſich im Grab umwenden!

Gonzalo.

Brav, Baſtian! du biſt immer der alte, treue Baſtian.

Sebaſtian.

Und eben deswegen — Unter uns — Sieh doch ein bisgen nach deiner Tochter!

Gonzalo.

Wie meinſt du?

Sebaſtian.

Der Teufel iſt ein Schelm; und Pedro und die Liebe ſind auch nicht ſo da.

Gonzalo.

Auch immer der alte Baſtian! Verzeih mir; du weiſſt keinen Unterſchied zu machen. Das Mädgen, die Sorge meiner Seele, der Zwek all dieſer achtzehnjährigen Erziehung,

Phöbos und Hermes.

Delos erſter Beherrſcher und Maja's Sohn, der gewandte, Rechteten heftig, es wünſcht jeder den herrlichen Preis.
Hermes verlangte die Leyer, die Leyer verlangt' auch Apollon, Doch vergeblich erfüllt Hoffnung den Beyden das Herz;
Denn raſch dränget ſich Ares heran, gewaltſam entſcheidend, Schlägt das goldene Spiel, wild, mit dem Eiſen entzwey.
Hermes lacht unmäßig, der ſchadenfrohe; doch Phöbos Und den Muſen ergreift inniger Schmerz das Gemüth.

Spiegel der Muſe.

Sich zu ſchmücken begierig verfolgte den rinnenden Bach einſt
Früh die Muſe hinab, ſie ſuchte die ruhigſte Stelle.
Eilend und rauſchend indeß verzog die ſchwankende Fläche
Stets das bewegliche Bild, die Göttinn wandte ſich zürnend;
Doch der Bach rief hinter ihr drein und höhnte ſie: Freilich
Magſt du die Wahrheit nicht ſehn, wie rein dir mein Spiegel ſie zeiget!
Aber indeſſen ſtand ſie ſchon fern, am Winkel des Sees,
Ihrer Geſtalt ſich erfreuend und rückte den Kranz ſich zurechte.

Der neue Amor.

Amor, nicht das Kind, der Jüngling, der Psychen verführte,
Sah im Olympus sich um, frech und der Siege gewohnt;
Eine Göttinn erblickt' er, vor allen die herrlichste Schöne,
Venus Urania war's, und er entbrannte für sie.
Ach! die Heilige selbst, sie widerstand nicht dem Werben,
Und der Verwegene hielt fest sie im Arme bestrickt.
Da entstand aus ihnen ein neuer, lieblicher Amor,
Der dem Vater den Sinn, Sitte der Mutter verdankt.
Immer findest du ihn in holder Musen Gesellschaft,
Und sein reizender Pfeil stiftet die Liebe der Kunst.

Liebebedürfniß.

Wer vernimmt mich? ach! wem ſoll ich's klagen?
Wer's vernähme, würd' er mich bedauern?
Ach! die Lippe, die ſo manche Freude
Sonſt genoſſen hat und ſonſt gegeben,
Iſt geſpalten und ſie ſchmerzt erbärmlich,
Und ſie iſt nicht etwa wund geworden,
Weil die Liebſte mich zu wild ergriffen,
Hold mich angebiſſen, daß ſie feſter
Sich des Freunds verſichernd ihn genöſſe:
Nein, das zarte Lippchen iſt geſprungen,
Weil nun über Reif und Froſt die Winde
Spitz und ſcharf und lieblos mir begegnen.

Und nun ſoll mir Saft der edlen Traube,
Mit dem Saft der Bienen, bey dem Feuer
Meines Herds vereinigt, Lind'rung ſchaffen.
Ach, was will das helfen, miſcht die Liebe
Nicht ein Tröpfchen ihres Balſams drunter?

Anliegen.

O ſchönes Mädchen du,
Du mit dem ſchwarzen Haar,
Die du an's Fenſter trittſt,
Auf dem Balcone ſtehſt!
Und ſiehſt du mich umſonſt?
O fänd'ſt du für mich
Und zögſt die Klinke los,
Wie glücklich wär' ich da!
Wie ſchnell ſprang' ich hinauf!

An ſeine Sprödc.

Siehſt du die Pomeranze?
Noch hängt ſie an dem Baume,
Schon iſt der März verfloſſen,
Und neue Blüten kommen.
Ich trete zu dem Baume,
Und ſage: Pomeranze,
Du reife Pomeranze,
Du ſüße Pomeranze,
Ich ſchüttle, fühl', ich ſchüttle,
O fall' in meinen Schoß!

Die Musageten.

Oft in tiefen Winternächten
Klef ich an die holden Musen:
Keine Morgenröthe leuchtet
Und es will kein Tag erscheinen,
Aber kommt zur rechten Stunde
Mir der Lampe fromm Gelenchte,
Daß es, Gott Amor' und Phöbus,
Meinen stillen Dienst belebe.
Doch sie ließen mich im Schlafe,
Dumpf und unerquicklich, liegen,
Und nach jedem spaten Morgen,
Folgten ungenutzte Tage.

Da sich nun der Frühling regte,
Sagt' ich zu den Nachtigallen:
Liebe Nachtigallen, schlaget
Früh', o früh'! vor meinem Fenster,
Weckt mich aus dem vollen Schlafe,
Der den Jüngling mächtig fesselt.
Doch die liederfüllten Sänger
Dehnten Nachts vor meinem Fenster
Ihre süßen Melodien,
Hielten wach die liebe Seele,
Regten zartes neues Sehnen
Aus dem neugerührten Busen.
Und so ging die Nacht vorüber
Und Aurora fand mich schlafen,
Ja, mich weckte kaum die Sonne.

Endlich iſt es Sommer worden,
Und beym erſten Morgenſchimmer
Reizt mich aus dem holden Schlummer
Die geſchäftig frühe Fliege.
Unbarmherzig kehrt ſie wieder,
Wenn auch oft der halb Erwachte
Ungeduldig ſie verſcheuchet,
Lockt die unverſchämten Schweſtern,
Und von meinen Augenliedern
Muß der holde Schlaf entweichen.
Rüſtig ſpring' ich von dem Lager,
Suche die geliebten Muſen,
Finde ſie im Buchenhaine,
Mich gefällig zu empfangen.
Und den leidigen Inſecten
Dank' ich manche goldne Stunde.
Seyd mir doch, ihr Unbequemen,
Von dem Dichter hochgeprieſen,
Als die wahren Muſageten.

Morgenklagen.

O du loses, leidigliebes Mädchen,
Sag' mir an, womit hab' ich's verschuldet,
Daß du mich auf diese Folter spannest,
Daß du dein gegeben Wort gebrochen?

Drucktest doch so freundlich gestern Abend
Mir die Hände, lispeltest so lieblich:
Ja, ich komme, komme gegen Morgen
Ganz gewiß, mein Freund, auf deine Stube.

Angelehnet ließ ich meine Thüre,
Hatte wohl die Angeln erst geprüfet,
Und mich recht gefreut, daß sie nicht knarrten.

Welche Nacht des Wartens ist vergangen!
Wacht' ich doch und zählte jedes Viertel:
Schlief ich ein auf wenig Augenblicke,
War mein Herz beständig wach geblieben,
Weckte mich von meinem leisen Schlummer.

Ja, da segnet' ich die Finsternisse,
Die so ruhig alles überdeckten,
Freute mich der allgemeinen Stille,
Horchte lauschend immer in die Stille,
Ob sich nicht ein Laut bewegen möchte.

„Hätte ſie Gedanken wie ich denke,
„Hätte ſie Gefühl wie ich empfinde,
„Würde ſie den Morgen nicht erwarten,
„Würde ſchon in dieſer Stunde kommen.“

Hörſt' ein Kätzchen eben über'n Boden,
Muſterte das Mäuschen in der Ecke,
Regte ſich, ich weiß nicht was, im Hauſe,
Immer hofft' ich, deinen Schritt zu hören,
Immer glaubt' ich, deinen Tritt zu hören.

Und ſo lag ich lang' und immer länger,
Und es fing der Tag ſchon an zu grauen,
Und es rauſchte hier und rauſchte dorten.

„Iſt es ihre Thüre? Wär's die meine!“
Saß ich aufgeſtemmt in meinem Bette,
Schaute nach der halb erhellten Thüre,
Ob ſie nicht ſich wohl bewegen möchte.
Angelehnet blieben beide Flügel
Auf den leiſen Angeln ruhig hangen.

Und der Tag ward immer hell und heller:
Hört' ich ſchon des Nachbars Thüre gehen,
Der das Taglohn zu gewinnen eilet,
Hört' ich bald darauf die Wagen raſſeln,
War das Thor der Stadt nun auch eröffnet.
Und es regte ſich der ganze Plunder
Des bewegten Marktes durch einander.

das feinste delikateste weibliche Geschöpf, das vor dem geringsten Gedanken — nicht Gedanken, vor der geringsten Ahndung eines Gefühls erzittert, das ihrer unwürdig wäre.

Sebastian.

Eben deswegen!

Gonzalo.

Ich setze mein Vermögen an sie, meinen Kopf.

Sebastian.

Da kommt sie eben die Allee herauf. Sie hat sich von der Menge losgewunden, sie ist allein; und sieh den Gang, sieh das Köpfgen wie sie's hängt! Komm, komm ihr aus dem Wege; Sünde wär's durch unsere kalte Gegenwart die angenehmen Träume zu verjagen, in deren Gesellschafft sie daherwandelt!

(beide ab.)

Claudi-

Ward nun in dem Haus ein Gehn und Kommen,
Auf und ab die Stiegen, hin und wieder
Knarrten Thüren, klapperten die Tritte;
Und ich konnte, wie vom schönen Leben,
Mich noch nicht von meiner Hoffnung scheiden.

Endlich, als die ganz verhaßte Sonne
Meine Fenster traf und meine Wände,
Sprang ich auf, und eilte nach dem Garten,
Meinen heißen, sehnsuchtsvollen Athem
Mit der kühlen Morgenluft zu mischen,
Dir vielleicht im Garten zu begegnen:
Und nun bist du weder in der Laube,
Noch im hohen Lindengang zu finden.

Der Beſuch.

Meine Liebſte wollt' ich heut beſchleichen,
Aber ihre Thüre war verſchloſſen.
Hab' ich doch den Schlüſſel in der Taſche!
Oeffn' ich leiſe die geliebte Thüre!

Auf dem Saale fand ich nicht das Mädchen,
Fand das Mädchen nicht in ihrer Stube,
Endlich da ich leis die Kammer öffne,
Find ich ſie gar zierlich eingeſchlafen,
Angekleidet, auf dem Sopha liegen.

Bey der Arbeit war ſie eingeſchlafen,
Das Geſtrickte mit den Nadeln ruhte
Zwiſchen den gefaltnen zarten Händen;
Und ich ſetzte mich an ihre Seite,
Ging bey mir zu Rath', ob ich ſie weckte.

Da betrachtet' ich den ſchönen Frieden,
Der auf ihren Augenliedern ruhte:
Auf den Lippen war die ſtille Treue,
Auf den Wangen Lieblichkeit zu Hauſe,
Und die Unſchuld eines guten Herzens
Regte ſich im Buſen hin und wieder.
Jedes ihrer Glieder lag gefällig
Aufgelöſ't von ſüßen Götterbalſam.

Freudig ſaß ich da, und die Betrachtung
Hielte die Begierde, ſie zu wecken,
Mit geheimen Banden feſt und feſter.

O du Liebe, dacht' ich, kann der Schlummer,
Der Verräther jedes falſchen Zuges,
Kann er dir nicht ſchaden, nichts entdecken,
Was des Freundes zarte Meinung ſtörte.

Deine holden Augen ſind geſchloſſen,
Die mich offen ſchon allein bezaubern;
Es bewegen deine ſüßen Lippen
Weder ſich zur Rede noch zum Kuſſe;
Aufgelöſ't ſind dieſe Zauber-Bande
Deiner Arme, die mich ſonſt umſchlingen,
Und die Hand, die reizende Gefährtinn
Süßer Schmeicheleyen, unbeweglich.
Wär's ein Irrthum, wie ich von dir denke,
Wär' es Selbſtbetrug, wie ich dich liebe,
Müßt' ich's jetzt entdecken, da ſich Amor
Ohne Binde neben mich geſtellet.

Lange ſaß ich ſo und freute herzlich
Ihres Werthes mich und meiner Liebe;
Schlafend hatte ſie mir ſo gefallen,
Daß ich mich nicht traute, ſie zu wecken.

Leiſe leg' ich ihr zwey Pomeranzen
Und zwey Roſen auf das Tiſchchen nieder,
Sachte, ſachte ſchlich ich meiner Wege.
Oeffnet ſie die Augen, meine Gute,
Gleich erblickt ſie dieſe bunte Gabe,
Staunt, wie immer bey verſchloßnen Thüren
Dieſes freundliche Geſchenk ſich finde.

Seh' ich dieſe Nacht den Engel wieder,
O wie freut ſie ſich, vergilt mir doppelt
Dieſes Opfer meiner zarten Liebe.

Magiſches Netz.
Zum erſten May 1803.

Sind es Kämpfe, die ich ſehe?
Sind es Spiele? ſind es Wunder?
Fünf der allerliebſten Knaben,
Gegen fünf Geſchwiſter ſtreitend,
Regelmäßig, taktbeſtändig,
Einer Zauberinn zu Gebote.

Blanke Spieße führen jene,
Dieſe flechten ſchnelle Fäden,
Daß man glaubt, in ihren Schlingen
Werde ſich das Eiſen fangen.
Bald gefangen ſind die Spieße;
Doch im leichten Kriegestanze
Stiehlt ſich einer nach dem andern
Aus der zarten Schleifenreihe,
Die ſogleich den Freyen haſchet,
Wenn ſie den Gebundnen löſet.

So mit Ringen, Streiten, Siegen,
Wechſelflucht und Wiederkehren
Wird ein künſtlich Netz geflechten,
Himmelsflocken gleich an Weiße,
Die, vom Lichten in das Dichte,
Muſterhafte Streifen ziehen,
Wie es Farben kaum vermöchten.

Wer empfängt nun der Gewänder
Allerwünschtes? Wen begünstigt
Unsre vielgeliebte Herrinn,
Als den auserkannten Diener?
Mich beglückt des holden Looses
Treu und still ersehntes Zeichen!
Und ich fühle mich umschlungen,
Ihrer Dienerschaft gewidmet.

Doch indem ich so behaglich,
Aufgeschmückt stolzirend wandle,
Sieh! da knüpfen jene Feen,
Ohne Streit, geheim geschäftig,
Andre Netze, fein und feiner,
Dämmrungsfäden, Wendenblicke,
Nachtviolenduft verwebend.

Eh' wir nur das Netz bemerken,
Ist ein Mädchen gefangen;
Den wir andern, den wir alle,
Seufzend und beneidend, grüßen.

Der Becher.

Einen wohlgeschnitzten vollen Becher
Hielt ich drückend in den beyden Händen,
Sog begierig süßen Wein vom Rande,
Gram' und Sorg' auf Einmal zu vertrinken.

Amor trat herein und fand mich sitzen,
Und er lächelte bescheidenweise,
Als den Unverständigen bedauernd.

„Freund, ich kenn' ein schöneres Gefäße,
„Werth die ganze Seele drein zu senken;
„Was gelobst du, wenn ich dir es gönne,
„Es mit anderm Nectar dir erfülle?"

O wie freundlich hat er Wort gehalten!
Da er, Lida, dich mit sanfter Neigung
Mir, dem lange sehnenden, geeignet.

Wenn ich deinen lieben Leib umfasse,
Und von deinen einzig treuen Lippen
Langbewahrter Liebe Balsam koste,
Selig sprech' ich dann zu meinem Gaste:

Nein, ein ſolch Gefäß hat, außer Ihnen,
Nie ein Gott gebildet noch beſeſſen!
Solche Formen treibet nie Vulcanus
Mit den ſinnbegabten, ſeinen Hämmern!
Auf belaubten Hügeln mag Lyäus
Durch die ältſten, klügſten ſeiner Zunen
Ausgeſuchte Trauben keltern laſſen,
Selbſt geheimnißvoller Gährung verſiehn:
Solchen Trank verſchafft ihm keine Sorgfalt!

Nachtgedanken.

Euch bedaur' ich, unglückſel'ge Sterne,
Die ihr ſchön ſeyd und ſo herrlich ſcheinet,
Dem bedrängten Schiffer gerne leuchtet,
Unbelohnt von Göttern und von Menſchen:
Denn ihr liebt nicht, kanntet nie die Liebe!
Unaufhaltſam führen ew'ge Stunden
Eure Reihen durch den weiten Himmel.
Welche Reiſe habt ihr ſchon vollendet!
Seit ich weilend in dem Arm der Liebſten
Euer und der Mitternacht vergeſſen.

An Silvien.

Wenn die Zweige Wurzeln ſchlagen,
Wachſen, grünen, Blüten tragen;
Möchteſt du dem Angedenken
Eines Freunds ein Lächeln ſchenken.

Claudine, mit Pedros Strauß.

Alle Freuden, alle Gaben
Die mir heut gehuldigt haben,
Sind nicht dieſer Blumen werth.
Ehr und Lieb von allen Seiten,
Kleider, Schmuk und Koſtbarkeiten,
Alles was mein Herz begehrt!
Aber alle dieſe Gaben
Sind nicht dieſer Blumen werth.

Liebes Herz, ich wollte dich noch einmal ſo lieb haben, wenn du nur nicht immer ſo pochteſt. Sei ruhig, ich bitte dich, ſei ruhig! (Pedro von ferne) Pedro? Auch der? Ach, da ſoll ich nun gar verbergen, daß ich empfinde!

Pedro kommt.

Pedro.

Fräulein!

Claudine.

Mein Herr!

(ſchweigen einige Augenblike.)

Ferne.

Königen, sagt man, gab die Natur vor andern Gebornen
Eines längeren Arms weithinaus fassende Kraft.
Doch auch mir dem Geringen verlieh sie das fürstliche Vorrecht:
Denn ich fasse von fern, halte dich, Lida, mir fest.

An Lida.

Den einzigen, Lida, welchen du lieben kannst,
Forderst du ganz für dich, und mit Recht.
Auch iſt er einzig dein.
Denn, ſeit ich von dir bin,
Scheint mir des ſchnellſten Lebens
Lärmende Bewegung
Nur ein leichter Flor, durch den ich deine Geſtalt
Immerfort wie in Wolken erblicke:
Sie leuchtet mir freundlich und treu,
Wie durch des Nordlichts bewegliche Strahlen
Ewige Sterne ſchimmern.

Nähe.

Wie du mir oft, geliebtes Kind,
Ich weiß nicht wie, so fremde bist!
Wenn wir im Schwarm der vielen Menschen sind,
Das schlägt mir alle Freude nieder.
Doch ja, wenn alles still und finster um uns ist,
Erkenn' ich dich an deinen Küssen wieder.

Süße Sorgen.

Weichet, Sorgen, von mir! — Doch ach! den Armen!

den Menſchen

läßet die Sorge nicht los, eh' ihn das Leben verläßt.
Soll es einmal denn ſeyn; ſo kommt ihr, Sorgen der Liebe.
Treibt die Geſchwiſter hinaus, nehmt und behauptet mein Herz!

An die Cicade,

nach dem Anakreon.

Selig bist du, liebe Kleine,
Die du auf der Bäume Zweigen,
Von geringem Trank begeistert,
Singend, wie ein König lebest!
Dir gehöret eigen Alles,
Was du auf den Feldern siehest,
Alles, was die Stunden bringen;
Lebest unter Ackersleuten,
Ihre Freundinn, unbeschädigt,
Du den Sterblichen Verehrte,
Süßen Frühlings süßer Bothe!
Ja, dich lieben alle Musen,
Phöbus selber muß dich lieben,
Gaben dir die Silberstimme,
Dich ergreifet nie das Alter,
Weise, zarte, Dichterfreundinn,
Ohne Fleisch und Blut Geborne,
Leidenlose Erdentochter,
Fast den Göttern zu vergleichen.

Die Nectartropfen.

Als Minerva jenen Liebling,
Den Prometheus, zu begünſt'gen,
Eine volle Nectarſchale
Von dem Himmel niederbrachte,
Seine Menſchen zu beglücken,
Und den Trieb zu holden Künſten
Ihrem Buſen einzuflößen;
Eilte ſie mit ſchnellen Füßen,
Daß ſie Jupiter nicht ſähe:
Und die goldne Schale ſchwankte,
Und es fielen wenig Tropfen
Auf den grünen Boden nieder.

Emſig waren drauf die Bienen
Hinterher, und ſaugten fleißig:
Kam der Schmetterling geſchäftig,
Auch ein Tröpfchen zu erhaſchen;
Selbſt die ungeſtalte Spinne
Kroch herbey und trug gewaltig.

Glücklich haben ſie gegeſſet,
Sie und andre zarte Thierchen!
Denn ſie theilen mit dem Menſchen
Nun das ſchönſte Glück, die Kunſt.

Der Wandrer.

Wandrer.

Gott ſegne dich, junge Frau,
Und den ſäugenden Knaben
An deiner Bruſt!
Laß mich an der Felſenwand hier,
In des Lindbaums Schatten,
Meine Bürde werfen,
Neben dir ausruhn.

Frau.

Welch Gewerbe treibt dich
Durch des Tages Hitze
Den ſtaubigen Pfad her?
Bringſt du Waaren aus der Stadt
Im Land herum?
Lächelſt, Fremdling,
Ueber meine Frage?

Wandrer.

Keine Waaren bring' ich aus der Stadt.
Kühl wird nun der Abend.
Zeige mir den Brunnen,
Draus du trinkeſt,
Liebes junges Weib!

Frau.

Hier den Felſenpfad hinauf.
Geh voran! Durch's Gebüſche
Geht der Pfad nach der Hütte.
Drin ich wohne,
Zu dem Brunnen,
Den ich trinke.

Wandrer.

Spuren ordnender Menſchenhand
Zwiſchen dem Geſträuch!
Dieſe Steine haſt du nicht gefügt,
Reichhinſtrebende Natur!

Frau.

Weiter hinauf!

Wandrer.

Von dem Moos gedeckt ein Architrav!
Ich erkenne dich, bildender Geiſt!
Haſt dein Siegel in den Stein geprägt.

Frau.

Weiter, Fremdling!

Wandrer.

Eine Inſchrift, über die ich trete!
Nicht zu leſen!
Weggewandelt ſeyd ihr,
Tiefgegrabne Worte,
Die ihr eures Meiſters Andacht
Tauſend Enkeln zeigen ſolltet.

Frau.

Staunest, Fremdling,
Diese Stein' an?
Droben sind der Steine viel
Um meine Hütte.

Wandrer.

Droben?

Frau.

Gleich zur Linken
Durchs Gebüsch hinan;
Hier.

Wandrer.

Ihr Musen und Grazien!

Frau.

Das ist meine Hütte.

Wandrer.

Eines Tempels Trümmern!

Frau.

Hier zur Seit' hinab
Quillt der Brunnen,
Den ich trinke.

Wandrer.

Glühend webst du
Ueber deinem Grabe,
Genius! Ueber dir
Ist zusammengestürzt
Dein Meisterstück,
O du Unsterblicher!

Frau.

Wart', ich hole das Gefäß
Dir zum Trinken.

Wandrer.

Epheu hat deine ſchlanke
Götterbildung umkleidet.
Wie du emporſtrebſt
Aus dem Schutte,
Säulenpaar!
Und du einſame Schweſter dort,
Wie ihr,
Duſtres Moos auf dem heiligen Haupt,
Majeſtätiſch trauernd herabſchaut
Auf die zertrümmerten
Zu euren Füßen,
Eure Geſchwiſter!
In des Brombeergeſträuches Schatten
Deckt ſie Schutt und Erde,
Und hohes Gras wankt drüber hin!
Schäßeſt du ſo, Natur,
Deines Meiſterſtücks Meiſterſtück?
Unempfindlich zertrümmerſt du
Dein Heiligthum?
Säeſt Diſteln drein?

Frau.

Wie der Knabe ſchläft!
Willſt du in der Hütte ruhn,
Fremdling? Willſt du hier
Lieber in dem Freyen bleiben?

Pedro, auf sie schnell losgehend.

Ich bin der glüklichste Mensch unter d
Sonne!

Claudine, zurükweichend.

Wie ist Ihnen?

Pedro.

Wohl! wohl! als wie im Himmel
dieser englischen Gesellschaft! Ach! daß S
meine armen Blumen so ehren, ihnen
nen Plaz an ihrem Herzen gegönnt haben

Claudine.

Weniger konnt ich nicht thun. Sie ve
welken bis den Abend, und iedes Geschen
hat mir heut eine Herzensfreude gemacht.

Pedro.

Jedes?

Claudine.

Wann reiten Sie weg?

Pedro

Es iſt kühl! Nimm den Knaben,
Daß ich Waſſer ſchöpfen gehe.
Schlafe, Lieber! ſchlaf!

Wandrer.

Süß iſt deine Ruh!
Wie's, in himmliſcher Geſundheit
Schwimmend, ruhig athmet!
Du, geboren über Reſten
Heiliger Vergangenheit,
Ruh' ihr Geiſt auf dir!
Weichen der umſchwebt,
Wird in Götterſelbſtgefühl,
Jedes Tags genießen.
Voller Keim blüh' auf,
Des glänzenden Frühlings
Herrlicher Schmuck,
Und leuchte vor deinen Geſellen!
Und welkt die Blütenhülle weg,
Dann ſteig' aus deinem Buſen
Die volle Frucht,
Und reife der Sonn' entgegen.

Frau.

Geſegne's Gott! — Und ſchläft er noch?
Ich habe nichts zum friſchen Trunk,
Als ein Stück Brot, das ich dir bieten kann.

Wandrer.

Ich danke dir.
Wie herrlich alles blüht umher
Und grunt!

Frau.

Mein Mann wird bald
Nach Hauſe ſeyn
Vom Feld. O bleibe, bleibe, Mann!
Und iß mit uns das Abendbrot.

Wandrer.

Ihr wohnet hier?

Frau.

Da, zwiſchen dem Gemäuer her.
Die Hütte baute noch mein Vater
Aus Ziegeln und des Schuttes Steinen.
Hier wohnen wir.
Er gab mich einem Ackersmann,
Und ſtarb in unſern Armen. —
Haſt du geſchlafen, liebes Herz?
Wie er munter iſt, und ſpielen will!
Du Schelm!

Wandrer.

Natur! du ewig keimende,
Schaffſt Jeden zum Genuß des Lebens,
Haſt deine Kinder alle mütterlich
Mit Erbtheil ausgeſtattet, einer Hütte.
Hoch baut die Schwalb' an das Geſims,
Unfühlend, welchen Zierrath
Sie verliehn.
Die Raup' umſpinnt den goldnen Zweig
Zum Winterhaus für ihre Brut;

Und du flickſt zwiſchen der Vergangenheit
Erhabne Trümmer
Für deine Bedürfniſſe
Eine Hütte, o Menſch,
Genießeſt über Gräbern! —
Leb wohl, du glücklich Weib!

Frau.

Du willſt nicht bleiben?

Wandrer.

Gott erhalt' euch,
Segn' euern Knaben!

Frau.

Glück auf den Weg!

Wandrer.

Wohin führt mich der Pfad
Dort über'n Berg?

Frau.

Nach Cuma.

Wandrer.

Wie weit iſt's hin?

Frau.

Drey Meilen gut.

Wandrer.

Leb wohl!
O leite meinen Gang, Natur!
Den Fremdlings Reiſetritt,

Den über Gräber
Heiliger Vergangenheit
Ich wandle.
Leit' ihn zum Schutzort,
Vor'm Neid gedeckt,
Und wo dem Mittagsſtrahl
Ein Pappelwäldchen wehrt.
Und kehr' ich dann
Am Abend heim
Zur Hütte,
Vergoldet vom letzten Sonnenſtrahl;
Laß mich empfangen ſolch ein Weib,
Den Knaben auf dem Arm!

Künſtlers Morgenlied.

Der Tempel iſt euch aufgebaut,
Ihr hohen Muſen all,
Und hier in meinem Herzen iſt
Das Allerheiligſte.

Wenn Morgens mich die Sonne weckt,
Warm, froh ich ſchau' umher,
Steht rings ihr ewig lebenden
Im heil'gen Morgenglanz.

Ich bet' hinan, und Lobgeſang
Iſt lauter mein Gebet,
Und freudeklingend Saitenſpiel
Begleitet mein Gebet.

Ich trete vor den Altar hin,
Und leſe, wie ſich's ziemt,
Andacht liturg'ſcher Lection
Im heiligen Homer.

Und wenn er ins Getümmel mich
Von Löwenkriegern reißt,
Und Götterſöhn' auf Wagen hoch
Nachglühend ſtürmen an,

Und Roß dann vor dem Wagen ſtürzt,
Und drunter und drüber ſich
Freund', Feinde wälzen in Todesblut —
Er ſengte ſie dahin

Mit Flammenſchwert der Heldenſohn,
Zehntauſend auf einmal,
Bis dann auch er, gebändiget
Von einer Götterhand,

Ab auf den Rogus niederſtürzt,
Den er ſich ſelbſt gehäuft,
Und Feinde nun den ſchönen Leib
Verſchändend taſten an:

Da greif' ich muthig auf, es wird
Die Kehle zum Gewehr,
Und jene meine hohe Wand
In Schlachtfeld-Wogen brauſ't.

Hinan! Hinan! Es heulet laut
Gebrüll der Feindeswuth,
Und Schild an Schild, und Schwert auf Helm,
Und um den Todten Tod.

Ich dränge mich hinan, hinan,
Da kämpfen ſie um ihn,
Die tapfern Freunde, tapferer
In ihrer Thränenwuth.

Ach rettet! Kämpfet! Rettet ihn!
In's Lager tragt ihn fort,
Und Balſam gießt dem Todten auf,
Und Thränen Todten-Ehr!

Und find' ich mich zurück hierher,
Empfängſt du, Liebe, mich,
Mein Mädchen, ach, im Bilde nur,
Und ſo im Bilde warm!

Ach, wie du ruhteſt neben mir,
Und ſchmachteteſt mich an,
Und mir's vom Aug' durch's Herz hindurch
Zum Griffel ſchmachtete!

Wie ich an Aug' und Wange mich
Und Mund mich weidete,
Und mir's im Buſen jung und friſch,
Wie einer Gottheit, war!

O kehre doch und bleibe dann
In meinen Armen feſt,
Und keine, keine Schlachten mehr,
Nur dich in meinem Arm;

Und ſollſt mir, meine Liebe, ſeyn
Alldeutend Ideal,
Madonna ſeyn, ein Erſtlingskind,
Ein heilig an der Bruſt;

Und haſchen will ich, Nymphe, dich,
Im tiefen Waldgebüſch;
O ſtehe nicht die rauhe Bruſt,
Mein aufgerecktes Ohr!

Und liegen will ich Mars zu dir,
Du Liebesgöttinn ſtark,
Und ziehn ein Netz um uns herum,
Und rufen dem Olymp,

Wer von den Göttern kommen will,
Beneiden unſer Glück,
Und ſoll's die Frauze Eiferſucht
Am Bettfuß angebannt.

Amor ein Landſchaftsmahler.

Saß ich früh auf einer Felſenſpitze,
Sah mit ſtarren Augen in den Nebel,
Wie ein grau grundirtes Tuch geſpannet,
Deckt' er Alles in die Breit' und Höhe.

Stellt' ein Knabe ſich mir an die Seite,
Sagte: Lieber Freund, wie magſt du ſtarrend
Auf das leere Tuch gelaſſen ſchauen?
Haſt du denn zum Mahlen und zum Bilden
Alle Luſt auf ewig wol verloren?

Sah ich an das Kind, und dachte heimlich:
Will das Bübchen doch den Meiſter machen!

Willſt du immer trüb' und müßig bleiben,
Sprach der Knabe, kann nichts kluges werden:
Sieh, ich will dir gleich ein Bildchen mahlen,
Dich ein hübſches Bildchen mahlen lehren.

Und er richtete den Zeigefinger,
Der ſo röthlich war wie eine Roſe,
Nach dem weiten ausgeſpannten Teppich,
Fing mit ſeinem Finger an zu zeichnen:

Oben mahlt' er eine ſchöne Sonne,
Die mir in die Augen mächtig glänzte,
Und den Saum der Wolken macht' er golden,
Ließ die Strahlen durch die Wolken dringen;

Mahlte dann die zarten leichten Wipfel
Frisch erquickter Bäume, zog die Hügel,
Einen nach dem andern, frey dahinter;
Unten ließ ers nicht an Wasser fehlen,
Zeichnete den Fluß so ganz natürlich,
Daß er schien im Sonnenstrahl zu glitzern,
Daß er schien am hohen Rand zu rauschen.

Ach, da standen Blumen an dem Flusse,
Und da waren Farben auf der Wiese,
Gold und Schmelz und Purpur und ein Grünes,
Alles wie Smaragd und wie Karfunkel!
Hell und rein lasirt er drauf den Himmel,
Und die blauen Berge fern und ferner:
Daß ich ganz entzückt und neu geboren
Bald den Mahler, bald das Bild beschaute.

Hab' ich doch, so sagt' er, dir bewiesen,
Daß ich dieses Handwerk gut verstehe;
Doch es ist das schwerste noch zurücke.

Zeichnete darnach mit spitzem Finger
Und mit großer Sorgfalt an dem Wäldchen,
G'rad' an's Ende, wo die Sonne kräftig
Von dem hellen Boden wiederglänzte,
Zeichnete das allerliebste Mädchen,
Wohlgebildet, zierlich angekleidet,
Frische Wangen unter braunen Haaren,
Und die Wangen waren von der Farbe,
Wie das Fingerchen, das sie gerieben.

Pedro.

Die Pferde sind gesattelt. Sebastian will mich mit aller Gewalt bei sich haben; er glaubt mein Bruder sey in der Nähe, und denkt ihn noch heute zu fangen.

Claudine.

Der Bruder macht Ihnen viel Verdruß.

Pedro.

Er macht das Glük meines Lebens. Ohne ihn kennte ich Sie nicht. Ohne ihn —

Claudine.

Und wenn Sie ihn erwischen, ihn wieder durch Liebe und Beispiel dem rechten Weg zuführen, wenn Sie ihn seiner Familie zurükbringen, Pedro; wie werden Sie empfangen werden, mit welchen Freuden!

Pedro.

Nichts davon, um Gottes willen! Ich kenne mich selbst nicht, ich weis nicht, wo ich bin, ich sehe kaum, wohin ich trete.

O du Knabe! rief ich, welch ein Meiſter
Hat in ſeine Schule dich genommen,
Daß du ſo geſchwind und ſo natürlich
Alles klug beginnſt und gut vollendeſt!

Da ich noch ſo rede, ſieh, da rühret
Sich ein Windchen, und bewegt die Gipfel,
Kräuſelt alle Wellen auf dem Fluſſe,
Füllt den Schleyer des vollkommnen Mädchens,
Und was mich Erſtaunten mehr erſtaunte,
Fängt das Mädchen an den Fuß zu rühren,
Geht zu kommen, nähert ſich dem Orte,
Wo ich mit dem loſen Lehrer ſitze.

Da nun Alles, Alles ſich bewegte,
Bäume, Fluß und Blumen und der Schleyer,
Und der zarte Fuß der Allerſchönſten;
Glaubt ihr wohl, ich ſey auf meinem Felſen,
Wie ein Felſen, ſtill und feſt geblieben?

Künſtlers Abendlied.

Ach, daß die innre Schöpfungskraft
Durch meinen Sinn erſchölle!
Daß eine Bildung voller Saft
Aus meinen Fingern quölle!

Ich zittre nur, ich ſtottre nur,
Und kann es doch nicht laſſen;
Ich fühl', ich kenne dich, Natur,
Und ſo muß ich dich faſſen.

Bedenk' ich dann, wie manches Jahr
Sich ſchon mein Sinn erſchlieſſet,
Wie er, wo dürre Haide war,
Nun Freudenquell genießet;

Wie ſehn' ich mich, Natur, nach dir,
Dich treu und lieb zu fühlen!
Ein luſt'ger Springbrunn, wirſt du mir
Aus tauſend Röhren ſpielen.

Wirſt alle meine Kräfte mir
In meinem Sinn erheitern,
Und dieſes enge Daſeyn mir
Zur Ewigkeit erweitern.

Kenner und Künſtler.

Kenner.

Gut! Brav, mein Herr! Allein
Die linke Seite
Nicht ganz gleich der rechten;
Hier ſcheint es mir zu lang,
Und hier zu breit;
Hier zuckt's ein wenig,
Und die Lippe
Nicht ganz Natur,
So todt noch Alles!

Künſtler.

O rathet! Helft mir,
Daß ich mich vollende!
Wo iſt der Urquell der Natur,
Daraus ich ſchöpfend
Himmel fühl' und Leben
In die Fingerſpitzen hervor,
Daß ich mit Götterſinn
Und Menſchenhand
Vermöge zu bilden,
Was bey meinem Weib'
Ich animaliſch kann und muß.

Kenner.

Da ſehen Sie zu.

Künſtler.

So!

Kenner und Enthuſiaſt.

Ich führt' einen Freund zum Maidel jung,
will' ihm zu genießen geben,
Was Alles es hätt', gar Freud' genung,
Friſch junges warmes Leben.
Wir fanden ſie ſitzen an ihrem Bett,
Thät' ſich auf ihr Händlein ſtützen.
Der Herr der macht' ihr ein Compliment,
Thät' gegen ihr über ſitzen.
Er ſpitzt die Naſe, er ſtutt ſie an,
Betracht ſie herüber, hinüber:
Und um mich war's gar bald gethan,
Die Sinnen gingen mir über.

Der liebe Herr für allen Dank
Führt mich drauf in eine Ecken,
Und ſagt, ſie wär' doch allzu ſchlank,
Und hätt' auch Sommerflecken.
Da nahm ich von meinem Kind Adieu,
Und ſcheidend ſah ich in die Höh:
Ach Herre Gott, ach Herre Gott,
Erbarm dich doch des Herren!

Da führt' ich ihn in die Gallerie
Voll Menſchengalut und Geiſtes;
Mir wirds da gleich, ich weiß nicht wie,
Mein ganzes Herz zerreißt es.

O Mahler! Mahler! rief ich laut,
Belohn' dir Gott dein Mahlen!
Und nur die allerſchönſte Braut
Kann dich für uns bezahlen.

Und ſieh, da ging mein Herr herum,
Und ſtochert ſich die Zähne,
Regiſtrirt in Catalogum
Mir meine Götterſöhne.
Mein Buſen war ſo voll und bang,
Von hundert Welten trächtig;
Ihm war bald was zu kurz, zu lang,
Wägt' alles gar bedächtig.

Da warf ich in ein Eckchen mich,
Die Eingeweide brannten.
Um ihn verſammelten Männer ſich,
Die ihn einen Kenner nannten.

Monolog des Liebhabers.

Was nutzt die glühende Natur
Vor deinen Augen dir,
Was nutzt dir das Gebildete
Der Kunst rings um dich her,
Wenn liebevolle Schöpfungskraft
Nicht deine Seele füllt,
Und in den Fingerspitzen dir
Nicht wieder bildend wird?

Guter Rath.

Geſchieht wohl, daß man einen Tag
Weder ſich noch andre leiden mag,
Will nichts dir nach dem Herzen ein;
Sollt's in der Kunſt wohl anders ſeyn?
Drum hetze dich nicht zur ſchlimmen Zeit,
Denn Füll' und Kraft ſind nimmer weit:
Haſt in der böſen Stund' geruht,
Iſt dir die gute doppelt gut.

Dythyrambe.

Unter dieſen
Lorberbuſchen,
Auf den Wieſen,
An den friſchen
Waſſerfällen,
Meines Lebens zu genießen,
Gab Apoll dem heitern Knaben;
Und ſo haben
Mich, im Stillen,
Nach des Gottes hohem Willen,
Hehre Muſen auferzogen,
Aus den hellen
Silberquellen
Des Parnaſſus mich erquicket,
Und das keuſche, reine Siegel
Auf die Lippen mir gedrücket.

Und die Nachtigall umkreiſet
Mich mit dem beſcheidnen Flügel.
Hier in Büſchen, dort auf Bäumen,
Ruft ſie die verwandte Menge,
Und die himmliſchen Geſänge
Lehren mich von Liebe träumen.

Und im Herzen wächſt die Fülle
Der geſellig edlen Triebe,
Nährt ſich Freundſchaft, keimet Liebe,
Und Apoll belebt die Stille

Seiner Thäler, ſeiner Höhen.
Süße laue Lüfte wehen.
Alle, denen er gewogen,
Werden mächtig angezogen,
Und ein Edler folgt dem andern.

Dieſer kommt mit munterm Weſen
Und mit offnem, heitrem Blicke;
Dieſen ſeh' ich ernſter wandeln;
Und ein andrer, kaum geneſen,
Ruft die alte Kraft zurücke.
Denn ihm drang durch Mark und Leben
Die verderblich holde Flamme,
Und was Amor ihm entwendet,
Kann Apoll nur wiedergeben,
Ruh' und Luſt und Harmonien
Und ein kräftig rein Beſtreben.

Auf, ihr Brüder,
Ehrt die Lieder!
Sie ſind gleich den guten Thaten.
Wer kann beſſer als der Sänger
Dem verirrten Freunde rathen?
Wirke gut, ſo wirkſt du länger
Als es Menſchen ſonſt vermögen.

Ja! ich höre ſie von weiten,
Ja! ſie greifen in die Saiten,
Mit gewalt'gen Götterſchlägen
Rufen ſie zu Recht und Pflichten
Und bewegen,
Wie ſie ſingen, wie ſie dichten,

Zum erhabenſten Geſchäfte,
Zu der Bildung aller Kräfte.
Auch die holden Phantaſien
Blühen
Rings umher auf allen Zweigen,
Die ſich beide,
Wie im holden Zauberwalde,
Voller goldnen Früchte beugen.
Was wir fühlen, was wir ſchauen
In dem Land der höchſten Wonne,
Dieſer Boden, dieſe Sonne,
Locket auch die beſten Frauen.
Und der Hauch der lieben Muſen
Weckt des Mädchens zarten Buſen,
Stimmt die Kehle zum Geſange,
Und mit ſchöngefärbter Wange
Singet ſie ſchon würd'ge Lieder,
Setzt ſich zu den Schweſtern nieder
Und es ſingt die ſchöne Kette,
Zart und zärter, um die Wette.
Doch die eine,
Geht alleine,
Bey den Buchen,
Unter Linden,
Dort zu ſuchen,
Dort zu finden,
Was im ſtillen Morgenhaine
Amor ſchalkiſch ihr entwendet.
Ihres Herzens holde Stille,
Ihres Buſens erſte Fülle.

Zurük nach Hauſe! zurük! Von Ihnen weg, mein Fräulein!

Claudine.

Der König, der Sie liebt, der ſo ein treflicher Herr ſeyn ſoll; der Hof der Sie mit aller Herrlichkeit erwartet —

Pedro.

Iſt das ein Leben? Und doch, ſonſt war mir's nicht ganz zuwider. Wenn ich meine Tage den Geſchäften des Vaterlands gewidmet hatte, konnt ich wohl meine Abende und Nächte in dem Schwarme zubringen, der um die Maieſtät, wie Müken um's Licht ſummt. Jezt würde mir das eine Hölle ſeyn! Ich weiß nicht, wo meine Arbeitſamkeit, meine Geſchäftigkeit hin iſt. Es ekelt mir einen Brief zu ſchreiben, der ich ſonſt allein zwei drei Sekretaire beſchäftigen konnte. Ich gehe aus und ein, träumend und wähnend; aber ſeelig, ſeelig iſt mein Herz!

Clau-

Und ſie träget in die grünen
Schattenwälder,
Was die Männer nicht verdienen,
Ihre lieblichen Gefühle;
Schonet nicht des Tages Schwüle,
Achtet nicht des Abends Kühle
Und verliert ſich in die Felder.
Stört ſie nicht auf ihren Wegen!
Muſe, geh' ihr ſtill entgegen!
Doch was hör' ich? Welch ein Schall
Ueberbrauſ't den Waſſerfall?
Sauſet heftig durch den Hain?
Welch' ein Lärmen, welches Schrey'n?
Iſt es möglich, ſeh' ich recht?
Ein verwegenes Geſchlecht
Dringt ins Heiligthum herein.
Hier hervor
Strömt ein Chor!
Liebeswuth,
Weinesgluth,
Raſ't im Blick,
Sträubt das Haar!
Und die Schaar
Mann und Weib —
Tigerfell
Schlägt umher —
Ohne Scheu
Zeigt den Leib.
Und Metall
Rauher Schall

Grellt ins Ohr.
Wer ſie hört,
Wird gezört.
Hier hervor
Drängt das Chor;
Alles flieht,
Wer ſie ſieht.
Ach, die Büſche ſind geknickt!
Ach, die Blumen ſind erſtickt
Von den Sohlen dieſer Brut
Wer begegnet ihrer Wuth?
Brüder, laßt uns Alles wagen,
Eure reine Wange glüht.
Phöbus hilft ſie uns verjagen,
Wenn er unſre Schmerzen ſieht.
Und uns Waffen
Zu verſchaffen,
Schüttert er des Berges Wipfel,
Und vom Gipfel
Praſſeln Steine
Durch die Haine.
Brüder, faßt ſie mächtig auf!
Schloßenregen
Ströme dieſer Brut entgegen,
Und vertreib' aus unſerm milden
Himmelreinen Luftgefilden
Dieſe Fremden, dieſe Wilden!
Doch was ſeh' ich?
Iſt es möglich?
Unerträglich

Fährt es mir durch alle Glieder,
Und die Hand
Sinket von dem Schwunge nieder.
Iſt es möglich?
Keine Fremden!
Unſre Brüder
Zeigen ihnen ſelbſt die Wege!
O! die Frechen!
Wie ſie mit den Klapperblechen
Selbſt voraus im Tacte ziehn!
Gute Brüder, laßt uns fliehn!

Doch ein Wort zu den Verwegnen!
Ja, ein Wort ſoll euch begegnen,
Kräftig wie ein Donnerſchlag.
Worte ſind des Dichters Waffen.
Will der Gott ſich Recht verſchaffen,
Folgen ſeine Pfeile nach.

War es möglich, eure hohe
Götterwürde
Zu vergeſſen! Iſt der rohe
Schwere Thyrſus keine Bürde
Für die Hand, auf zarten Saiten
Nur gewöhnet hinzugleiten?
Aus den klaren Waſſerfällen,
Aus den zarten Rieſelwellen
Tränket ihr
Gar Silens abſcheulich Thier?
Dort entweiht es Aganippen
Mit den rothen breiten Lippen.

Stampft mit ungeſchickten Füßen,
Bis die Wellen trübe fließen.
O! wie möcht' ich gern mich täuſchen;
Aber Schmerzen fühlt das Ohr,
Aus dem keuſchen
Heil'gen Schatten
Dringt verhaßter Ton hervor.
Wild Gelächter,
Statt der Liebe ſüßem Wahn!
Weiberhaſſer und Verächter
Stimmen ein Triumphlied an.
Nachtigall und Turtel fliehen
Das ſo keuſch erwärmte Neſt,
Und in wüthendem Erglühen
Hält der Faun die Nymphe feſt.
Hier wird ein Gewand zerriſſen,
Dem Genuſſe folgt der Spott,
Und zu ihren frechen Küſſen
Leuchtet mit Verdruß der Gott.
Ja, ich ſehe ſchon von weiten
Wolkenzug und Dunſt und Rauch.
Nicht die Leyer nur hat Saiten,
Saiten hat der Bogen auch.
Selbſt den Buſen des Verehrers
Schüttert das gewalt'ge Nahn,
Denn die Flamme des Verheerers
Kündet ihn von weiten an.
O! vernehmt noch meine Stimme
Meiner Liebe Bruderwort!
Fliehet vor des Gottes Grimme,

Eilt aus unſern Gränzen fort!
Daß ſie wieder heilig werde,
Lenkt hinweg den wilden Zug!
Vielen Boden hat die Erde
Und unheiligen genug.
Uns umleuchten reine Sterne,
Hier nur hat das Edle Werth.
Doch wenn ihr aus rauher Ferne
Wieder einſt zu uns begehrt,
Wenn euch nichts ſo ſehr beglücket,
Als was ihr bey uns erprobt,
Euch nicht mehr ein Spiel entzücket,
Das die Schranken übertobt;
Kommt als gute Pilger wieder,
Steiget froh den Berg heran,
Tief gefühlte Neulieder
Künden uns die Brüder an.
Und ein neuer Kranz umwindet
Eure Schläfe feyerlich.
Wenn ſich der Verirrte findet,
Freuen alle Götter ſich.
Schneller noch als Lethes Fluten
Um der Todten ſtilles Haus,
Löſcht der Liebe Reich den Guten
Jedes Fehls Erinnrung aus.
Alles eilet euch entgegen
Und ihr kommt verklärt heran,
Und man ſieht um euren Segen;
Ihr gehört uns doppelt an!

Balladen

und

Romanzen.

Der Sänger.

Was hör' ich draußen vor dem Thor,
Was auf der Brücke ſchallen?
Laß den Geſang vor unſerm Ohr
Im Saale wiederhallen!
Der König ſprachs, der Page lief;
Der Page kam, der König rief:
Laßt mir herein den Alten!

Gegrüßet ſeyd mir, edle Herrn,
Gegrüßt ihr, ſchöne Damen!
Welch reicher Himmel! Stern bey Stern!
Wer kennet ihre Nahmen?
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
Schließt, Augen, euch; hier iſt nicht Zeit,
Sich ſtaunend zu ergetzen.

Der Sänger drückt' die Augen ein,
Und ſchlug in vollen Tönen;
Die Ritter ſchauten muthig drein,
Und in den Schoß die Schönen.
Der König, dem es wohlgefiel,
Ließ, ihn zu ehren für ſein Spiel,
Eine goldne Kette holen.

Die goldne Kette gib mir nicht;
Die Kette gib den Rittern,
Vor deren kühnem Angeſicht
Der Feinde Lanzen ſplittern;
Gib ſie dem Kanzler, den du haſt,
Und laß ihn noch die goldne Laſt
Zu andern Laſten tragen.

Ich ſinge, wie der Vogel ſingt,
Der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Iſt Lohn, der reichlich lohnet.
Doch darf ich bitten, bitt' ich eins:
Laß mir den beſten Becher Weins,
In eurem Golde reichen.

Er ſetzt' ihn an, er trank ihn aus:
O, Trank voll ſüßer Labe!
O, wohl dem hochbeglückten Haus,
Wo das iſt kleine Gabe!
Erquickt's euch wohl, ſo denkt an mich,
Und danket Gott ſo warm, als ich
Für dieſen Trunk euch danke.

Das Veilchen.

Ein Veilchen auf der Wieſe ſtand,
Gebückt in ſich und unbekannt;
Es war ein herzig's Veilchen.
Da kam eine junge Schäferinn,
Mit leichterm Schritt und munterm Sinn,
Daher, daher,
Die Wieſe her, und ſang.

Ach! denkt das Veilchen, wär' ich nur
Die ſchönſte Blume der Natur,
Ach, nur ein kleines Veilchen,
Bis mich das Liebchen abgepflückt,
Und an dem Buſen matt gedrückt!
Ach nur, ach nur,
Ein Viertelſtündchen lang!

Ach! aber ach! das Mädchen kam
Und nicht in Acht das Veilchen nahm,
Ertrat das arme Veilchen.
Es ſank und ſtarb und freut ſich noch:
Und ſterb' ich denn, ſo ſterb' ich doch
Durch ſie, durch ſie,
Zu ihren Füßen doch.

Claudine.

Ja, Pedro; je näher wir der Natur sind, je näher fühlen wir uns der Gottheit, und unser Herz fließt unaussprechlich in Freuden über.

Pedro.

Ach, diesen Morgen, als ich die Blümgen brach am Bach herauf, der hinter dem Wald herfließt, und die Morgennebel um mich dufteten, und die Spitze des Bergs drüben mir den Aufgang der Sonne verkündigte, und ich ihr entgegen rief; das ist der Tag! — das ist ihr Tag! — Claudine! — Ich bin ein Thor, daß ich auszusprechen wage, was ich empfinde!

Claudine.

Ach ja, Pedro, ich wüsste nichts für mein Herz, so volle warme Fülle, als die Herrlichkeit der Natur um uns her.

Pedro.

O wer dafür keine Seele hätte, zu fühlen, wie um diese himmlische Güte, um die-

Der untreue Knabe.

Es war ein Knabe frech genung,
War erſt aus Frankreich kommen,
Der hatt' ein armes Mädel jung
Gar oft in Arm genommen,
Und liebgekoſ't und liebgeherzt,
Als Bräutigam herumgeſcherzt,
Und endlich ſie verlaſſen.

Das braune Mädel das erfuhr,
Vergingen ihr die Sinnen,
Sie lacht und weint und bet't und ſchwur;
So fuhr die Seel' von hinnen.
Die Stund', da ſie verſchieden war,
Wird bang dem Buben, grauſ't ſein Haar,
Es treibt ihn fort zu Pferde.

Er gab die Sporen kreuz und quer,
Und ritt auf alle Seiten,
Herüber, hinüber, hin und her,
Kann keine Ruh erreiten,
Reit't ſieben Tag' und ſieben Nacht;
Es blitzt und donnert, ſtürmt und kracht,
Die Fluthen reißen über.

Und reit't in Blitz und Wetterſchein
Gemäuerwerk entgegen,
Bind't's Pferd hauß' an, und kriecht hinein,
Und duckt ſich vor dem Regen.
Und wie er tappt, und wie er fühlt,
Sich unter ihm die Erd' erwühlt;
Er ſtürzt wohl hundert Klaftern.

Und als er ſich ermannt vom Schlag,
Sieht er drey Lichtlein ſchleichen.
Er rafft ſich auf und krabbelt nach;
Die Lichtlein ferne weichen;
Irr' führen ihn, die Quer' und Läng',
Trepp' auf, Trepp' ab, durch enge Gäng',
Verfallne, wüſte Keller.

Auf einmal ſteht er hoch im Saal,
Sieht ſitzen hundert Gäſte,
Hohläugig grinſen allzumahl
Und winken ihm zum Feſte.
Er ſieht ſein Schädel unten an,
Mit weißen Tüchern angethan,
Die wend't ſich —

Erlkönig.

Wer reitet ſo ſpät durch Nacht und Wind?
Es iſt der Vater mit ſeinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
Er faßt ihn ſicher, er hält ihn warm.

Mein Sohn, was birgſt du ſo bang dein Geſicht? —
Siehſt, Vater, du den Erlkönig nicht?
Den Erlenkönig mit Kron' und Schweif?
Mein Sohn; es iſt ein Nebelſtreif. —

„Du liebes Kind, komm, geh mit mir!
„Gar ſchöne Spiele ſpiel' ich mit dir;
„Manch' bunte Blumen ſind an dem Strand;
„Meine Mutter hat manch' gülden Gewand." —

Mein Vater, mein Vater, und höreſt du nicht,
Was Erlenkönig mir leiſe verſpricht? —
Sey ruhig, bleibe ruhig, mein Kind;
In dürren Blättern ſäuſelt der Wind. —

„Willſt, feiner Knabe, du mit mir gehn?
„Meine Töchter ſollen dich warten ſchön;
„Meine Töchter führen den nächtlichen Reihn,
„Und wiegen und tanzen und ſingen dich ein."

Mein Vater, mein Vater, und ſiehſt du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düſtern Ort? —
Mein Sohn, mein Sohn, ich ſeh' es genau;
Es ſcheinen die alten Weiden ſo grau. —

„Ich liebe dich, mich reizt deine ſchöne Geſtalt,
„Und biſt du nicht willig, ſo brauch' ich Gewalt.“ —
Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
Erlkönig hat mir ein Leids gethan! —

Dem Vater grauſet's, er reitet geſchwind,
Er hält in Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Mühe und Noth;
In ſeinen Armen das Kind war todt.

Der Fiſcher.

Das Waſſer rauſcht', das Waſſer ſchwoll,
Ein Fiſcher ſaß daran,
Sah nach dem Angel ruhevoll,
Kühl bis ans Herz hinan.
Und wie er ſitzt und wie er lauſcht,
Theilt ſich die Fluth empor;
Aus dem bewegten Waſſer rauſcht
Ein feuchtes Weib hervor.

Sie ſang zu ihm, ſie ſprach zu ihm:
Was lockſt du meine Brut,
Mit Menſchenwitz und Menſchenliſt
Hinauf in Todesgluth?
Ach! wüßteſt du, wie's Fiſchlein iſt
So wohlig auf dem Grund,
Du ſtiegſt herunter, wie du biſt,
Und würdeſt erſt geſund.

Labt ſich die liebe Sonne nicht,
Der Mond ſich nicht im Meer?
Kehrt wellenathmend ihr Geſicht
Nicht doppelt ſchöner her?
Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
Das feuchtverklärte Blau?
Lockt dich dein eigen Angeſicht
Nicht her in ew'gen Thau?

Das Waſſer rauſcht', das Waſſer ſchwoll,
Netzt' ihm den nackten Fuß;
Sein Herz wuchs ihm ſo ſehnſuchtsvoll,
Wie bey der Liebſten Gruß.
Sie ſprach zu ihm, ſie ſang zu ihm;
Da war's um ihn geſchehn:
Halb zog ſie ihn, halb ſank er hin,
Und ward nicht mehr geſehn.

Der König in Thule.

Es war ein König in Thule
Gar treu bis an das Grab,
Dem sterbend seine Buhle
Einen goldnen Becher gab.

Es ging ihm nichts darüber,
Er leert' ihn jeden Schmaus;
Die Augen gingen ihm über,
So oft er trank daraus.

Und als er kam zu sterben,
Zählt' er seine Städt' im Reich,
Gönnt' Alles seinem Erben,
Den Becher nicht zugleich.

Er saß beym Königsmahle,
Die Ritter um ihn her,
Auf hohem Vätersaale,
Dort auf dem Schloß am Meer.

Dort stand der alte Zecher,
Trank letzte Lebensgluth,
Und warf den heil'gen Becher
Hinunter in die Fluth.

Er ſah ihn ſtürzen, trinken
Und ſinken tief ins Meer.
Die Augen thäten ihm ſinken;
Trank nie einen Tropfen mehr.

Das Blümlein Wunderſchön.

Lied des gefangenen Grafen.

Graf.

Ich kenn' ein Blümlein Wunderſchön
Und trage darnach Verlangen;
Ich möcht' es gerne zu ſuchen gehn,
Allein ich bin gefangen.
Die Schmerzen ſind mir nicht gering;
Denn als ich in der Freyheit ging,
Da hatt' ich es in der Nähe.

Von dieſem ringsum ſtellen Schloß
Laſſ' ich die Augen ſchweifen,
Und kann's vom hohen Thurmgeſchoß
Mit Blicken nicht ergreifen;
Und wer mir's vor die Augen brächt',
Es wäre Ritter oder Knecht,
Der ſollte mein Trauter bleiben.

Roſe.

Ich blühe ſchön, und höre dies
Hier unter deinem Gitter.
Du meineſt mich, die Roſe, gewiß,
Du edler, armer Ritter!
Du haſt gar einen hohen Sinn;
Es herrſcht die Blumenköniginn
Gewiß auch in deinem Herzen.

Graf.

Dein Purpur iſt aller Ehren werth,
Im grünen Ueberkleide,
Darob das Mädchen dein begehrt,
Wie Gold und edel Geſchmeide.
Dein Kranz erhöht das ſchönſte Geſicht:
Allein du biſt das Blümchen nicht,
Das ich im Stillen verehre.

Lilie.

Das Röslein hat gar ſtolzen Braun
Und ſtrebet immer nach oben;
Doch wird ein liebes Liebchen auch
Der Lilie Zierde loben.
Wem's Herze ſchlägt in treuer Bruſt
Und iſt ſich rein, wie ich, bewußt,
Der hält mich wohl am höchſten.

Graf.

Ich nenne mich zwar keuſch und rein,
Und rein von böſen Fehlen;
Doch muß ich hier gefangen ſeyn,
Und muß mich einſam quälen.
Du biſt mir zwar ein ſchönes Bild
Von mancher Jungfrau, rein und mild:
Doch weiß ich noch was Lieberes.

sen heiligen Reiz alles, alles schöner, herrlicher wird; wer nicht in dieser Gegend lieber sein Leben in einer stillen Hütte verbärge, um nur Zeuge seyn zu dürfen! —

Claudine.

So ganz ungleich Ihrem Bruder, den ich doch auch kennen mögte! Es muß ein wunderlicher Mensch seyn, der allen Stand, Güter, Freund verläßt, und in tollen Streichen, schwärmender Abwechselung, seine schönsten Tage verdirbt.

Pedro.

Der Unglükliche! Ich erschröke über seine Verhärtung. Nicht zu fühlen, daß das unstete flüchtige Leben ein Fluch ist, der auf dem Verbrecher ruht, verbannt er sich selbst aus der menschlichen Gesellschaft. Es ist unglaublich! Und dann — mit Zittern sag ich's, — wie manche Thräne von ihm verführter, verlassener Mädgen hab ich fließen sehn? O, das war's, was uns am meisten aufbrachte, seiner Freiheit nachzustellen. Ich hätte mit den armen Geschöpfen vergehen mögen!

Nelke.

Das mag wohl ich, die Nelke, ſeyn,
Hier in des Wächters Garten,
Wie würde ſonſt der Alte mein
Mit ſo viel Sorge warten?
Im ſchönen Kreis der Blätter Drang,
Und Wohlgeruch das Leben lang,
Und alle tauſend Farben.

Graf.

Die Nelke ſoll man nicht verſchmähn,
Sie iſt des Gärtners Wonne:
Bald muß ſie in dem Lichte ſtehn,
Bald ſchützt er ſie vor Sonne;
Doch was den Grafen glücklich macht,
Es iſt nicht ausgeſuchte Pracht:
Es iſt ein ſtilles Blümchen.

Veilchen.

Ich ſteh verborgen und gebückt,
Und mag nicht gerne ſprechen,
Doch will ich, weil ſich's eben ſchickt,
Mein tiefes Schweigen brechen.
Wenn ich es bin, du guter Mann,
Wie ſchmerzt mich's, daß ich hinauf nicht kann
Dir alle Gerüche ſenden.

Graf.

Das gute Veilchen ſchätz ich ſehr:
Es iſt ſo gar beſcheiden,
Und duftet ſo ſchön; doch brauch' ich mehr
In meinem herben Leiden.
Ich will es euch nur eingeſtehn:
Auf dieſen dürren Felſenhöhn
Iſt's Liebchen nicht zu finden.

Doch wandelt unten, an dem Bach,
Das treuſte Weib der Erde,
Und ſeufzet leiſe manches Ach,
Bis ich erlöſet werde.
Wenn ſie ein blaues Blümchen bricht,
Und immer ſagt: Vergiß mein nicht!
So fühl' ich's in der Ferne.

Ja, in der Ferne fühlt ſich die Macht,
Wenn Zwey ſich redlich lieben;
Drum bin ich in des Kaiſers Pracht
Auch noch lebendig geblieben.
Und wenn mir faſt das Herze bricht,
So ruf' ich nur: Vergiß mein nicht!
Da komm' ich wieder in's Leben.

Ritter Curts Brautfahrt.

Mit des Bräutigams Behagen
Schwingt ſich Ritter Curt auf's Roß,
Zu der Trauung ſoll's ihn tragen,
Auf der edlen Liebſten Schloß;
Als am öden Felſenorte
Drohend ſich ein Gegner naht;
Ohne Zögern, ohne Worte
Schreiten ſie zu raſcher That.

Lange ſchwankt des Kampfes Welle,
Bis ſich Curt im Siege freut;
Er entfernt ſich von der Stelle,
Ueberwinder und gebläut.
Aber was er bald gewahret
In des Buſches Zitterſchein!
Mit dem Säugling ſtill gepaaret
Schleicht ein Liebchen durch den Hain.

Und ſie winkt ihn auf das Plätzchen:
Lieber Herr, nicht ſo geſchwind!
Habt ihr nichts an euer Schätzchen?
Habt ihr nichts für euer Kind?
Ihn durchglühet ſüße Flamme,
Daß er nicht vorbey begehrt,
Und er findet nun die Amme,
Wie die Jungfrau, liebenswerth.

Doch er hört die Diener blaſen,
Denket nun der hohen Braut,
Und nun wird auf ſeinen Straßen
Jahresfeſt und Markt ſo laut,
Und er wählet in den Buden
Manches Pfand zu Lieb und Huld;
Aber ach! da kommen Juden
Mit dem Schein vertagter Schuld.

Und nun halten die Gerichte
Den behenden Ritter auf.
O! verteufelte Geſchichte!
Heldenhafter Lebenslauf!
Soll ich heute mich gedulden?
Die Verlegenheit iſt groß.
Widerſacher, Weiber, Schulden,
Ach! kein Ritter wird ſie los.

Hochzeitlied.

Wir ſingen und ſagen vom Grafen ſo gern,
Der hier in dem Schloſſe gehauſet,
Da wo ihr den Enkel des ſeligen Herrn,
Den heute vermählten, beſchmauſet.
Nun hatte ſich jener im heiligen Krieg
Zu Ehren geſtritten durch mannigen Sieg,
Und als er zu Hauſe vom Röſſelein ſtieg,
Da fand er ſein Schlöſſelein oben;
Doch Diener und Habe zerſtoben.

Da biſt du nun, Gräflein, da biſt du zu Haus,
Das Heimiſche findeſt du ſchlimmer!
Zum Fenſter da ziehen die Winde hinaus,
Sie kommen durch alle die Zimmer.
Was wäre zu thun in der herbſtlichen Nacht?
So hab' ich doch manche noch ſchlimmer vollbracht,
Der Morgen hat Alles wohl beſſer gemacht.
Drum raſch bey der mondlichen Helle,
In's Bett, in das Streh, in's Geſtelle.

Und als er im willigen Schlummer ſo lag,
Bewegt es ſich unter dem Bette.
Die Ratte die raſchle ſo lange ſie mag!
Ja, wenn ſie ein Bröſelein hätte!
Doch ſiehe! da ſtehet ein winziger Wicht,
Ein Zwerglein ſo zierlich mit Ampelen-Licht,
Mit Redner-Gebärden und Sprechergewicht,
Zum Fuß des ermüdeten Grafen,
Der, ſchläft er nicht, möcht' er doch ſchlafen.

Wir haben uns Feſte hier oben erlaubt,
Seitdem du die Zimmer verlaſſen,
Und weil wir dich weit in der Ferne geglaubt;
So dachten wir eben zu praſſen.
Und wenn du vergönneſt und wenn dir nicht graut;
So ſchmauſen die Zwerge, behaglich und laut,
Zu Ehren der reichen, der niedlichen Braut.
Der Graf, im Behagen des Traumes;
Bedienet euch immer des Raumes!

Da kommen drey Reiter, ſie reiten hervor,
Die unter dem Bette gehalten,
Dann folget ein ſingendes, klingendes Chor
Poſſierlich kleiner Geſtalten;
Und Wagen auf Wagen mit allem Geräth,
Das einem ſo Hören als Sehen verracht,
Wie's nur in den Schlöſſern der Könige ſteht;
Zuletzt auf vergoldetem Wagen,
Die Braut und die Gäſte getragen.

So rennet nun Alles in vollem Galopp
Und kehrt ſich im Saale ſein Plätzchen.
Zum Drehen und Walzen und luſtigen Hopp
Erkieſet ſich jeder ein Schätzchen.
Da pfeift es und geigt es und klinget und klirrt,
Da ringelt's und ſchleift es und rauſchet und wirrt.
Da piſpert's und kniſtert's und ſiſtert's und ſchwirrt
Das Gräflein, es blicket hinüber,
Es dünkt ihn, als läg' er im Fieber.

Nun dappelt's und rappelt's und klappert's im Saal,
Von Bänken und Stühlen und Tischen,
Da will nun ein jeder, am festlichen Mahl,
Sich neben dem Liebchen erfrischen.
Sie tragen die Würste, die Schinken so klein
Und Braten und Fisch und Geflügel herein;
Es kreiset beständig der köstliche Wein.
Das toset und toset so lange,
Verschwindet zuletzt mit Gesange.

Und sollen wir singen, was weiter geschehn;
So schweige das Toben und Tosen.
Denn was er, so artig, im Kleinen gesehn,
Erfuhr er, genoß er im Großen.
Trompeten und klingender, singender Schall,
Und Wagen und Reiter und bräutlicher Schwall,
Sie kommen und zeigen und neigen sich all,
Unzählige, selige Leute.
So ging es und geht es noch heute.

Der Schatzgräber.

Arm am Beutel, krank am Herzen,
Schleppt' ich meine langen Tage.
Armuth iſt die größte Plage,
Reichthum iſt das höchſte Gut!
Und zu enden meine Schmerzen,
Ging ich einen Schatz zu graben.
Meine Seele ſollſt du haben!
Schrieb ich hin mit eignem Blut.

Und ſo zog' ich Kreiſ' um Kreiſe,
Stellte wunderbare Flammen,
Kraut und Knochenwerk zuſammen:
Die Beſchwörung war vollbracht.
Und auf die gelernte Weiſe
Grub ich nach dem alten Schatze,
Auf dem angezeigten Platze.
Schwarz und ſtürmiſch war die Nacht.

Und ich ſah ein Licht von weiten;
Und es kam gleich einem Sterne,
Hinten aus der fernſten Ferne,
Eben als es zwölfe ſchlug.
Und da galt kein Vorbereiten.
Heller ward's mit einemmale
Von dem Glanz der vollen Schale,
Die ein ſchöner Knabe trug.

Holde Augen ſah ich blinken
Unter dichtem Blumenkranze;
In des Trankes Himmelsglanze
Trat er in den Kreis herein.
Und er hieß mich freundlich trinken;
Und ich dacht': es kann der Knabe,
Mit der ſchönen lichten Gabe,
Wahrlich! nicht der Böſe ſeyn.

Trinke Muth des reinen Lebens!
Dann verſchönſt du die Belehrung,
Kommſt, mit ängſtlicher Beſchwörung,
Nicht zurück an dieſen Ort.
Grabe hier nicht mehr vergebens.
Tages Arbeit! Abends Gäſte!
Saure Wochen! Frohe Feſte!
Sey dein künftig Zauberwort.

Die Spinnerinn.

Als ich ſtill und ruhig ſpann,
Ohne nur zu ſtocken,
Trat ein ſchöner junger Mann
Nahe mir zum Rocken.

Lobte, was zu loben war,
Sollte das was ſchaden?
Mein dem Flachſe gleiches Haar,
Und den gleichen Faden.

Ruhig war er nicht dabey,
Ließ es nicht beym Alten;
Und der Faden riß entzwey,
Den ich lang' erhalten.

Und des Flachſes Stein-Gewicht
Gab noch viele Zahlen;
Aber, ach! ich konnte nicht
Mehr mit ihnen prahlen.

Als ich ſie zum Weber trug,
Fühlt' ich was ſich regen,
Und mein armes Herze ſchlug
Mit geſchwindern Schlägen.

mögen! Wie wird ihm ſeyn, wenn er, von ſeiner Verblendung dereinſt geheilt, mit Zittern ſehn muß, daß er das innerſte Heiligthum der Menſchheit entweihte, da er Liebe und Treue ſo ſchändlich mit Füſſen trat?

Claudine.

Liebe und Treue! Glauben Sie dran, Pedro?

Pedro.

Sie können ſcherzen und fragen?

Claudine.

Treue Herzen!
Männer ſcherzen
Ueber treue Liebe nur.

Pedro.

Drüber ſcherzen
Schlechte Herzen
Nur, verderbte Männer nur.

Claudine.

Aber ſag, wo ſind die Rechten,
Und wie kennt man ſie von Schlechten;
Sieht man's 'en an den Augen an?

Pedro.

Nun, beym heißen Sonnenlicht,
Bring' ich's auf die Bleiche,
Und mit Mühe bück' ich mich
Nach dem nächſten Teiche.

Was ich in dem Kämmerlein
Still und fein geſponnen,
Kommt — wie kann es anders ſeyn? —
Endlich an die Sonnen.

Der Edelknabe und die Müllerinn.

Edelknabe.

Wohin? wohin?
Schöne Müllerinn!
Wie heißt du?

Müllerinn.

Liſe.

Edelknabe.

Wohin denn? Wohin,
Mit dem Rechen in der Hand?

Müllerinn.

Auf des Vaters Land,
Auf des Vaters Wieſe.

Edelknabe.

Und gehſt ſo allein?

Müllerinn.

Das Heu ſoll herein,
Das bedeutet der Rechen;
Und im Garten daran
Fangen die Birn zu reifen an,
Die will ich kreben.

Edelknabe.

Iſt nicht eine ſtille Laube dabey?

Müllerinn.

Sogar ihrer zwey
An beyden Ecken.

Edelknabe.

Ich komme die nach,
Und am heißen Mittag,
Wollen wir uns drein verſtecken.
Nicht wahr, im grünen vertraulichen Haus —

Müllerinn.

Das gäbe Geſchichten.

Edelknabe.

Ruhſt du in meinen Armen aus?

Müllerinn.

Mit nichten!
Denn wer die artige Müllerinn küßt,
Auf der Stelle verrathen iſt.
Euer ſchönes dunkles Kleid
Thät mir leid
So weiß zu färben.
Gleich und gleich! ſo allein iſt's recht!
Darauf will ich leben und ſterben.
Ich liebe mir den Müllerknecht;
An dem iſt nichts zu verderben.

Der Jungeſell und der Mühlbach.

Geſell.

Wo willſt du klares Bächlein hin,
So munter?
Du eilſt, mit frohem leichtem Sinn
Hinunter.
Was ſuchſt du eilig in dem Thal?
So höre doch und ſprich einmal!

Bach.

Ich war ein Bächlein, Jungeſell;
Sie haben
Mich ſo gefaßt, damit ich ſchnell,
Im Graben,
Zur Mühle dort hinunter fall,
Und immer bin ich raſch und voll.

Geſell.

Du eileſt, mit gelaſſ'nem Muth,
Zur Mühle,
Und weißt nicht, was ich junges Blut
Hier fühle.
Es blickt die ſchöne Müllerinn
Wohl freundlich manchmal nach dir hin?

Bach.

Sie öffnet früh, beym Morgenlicht,
Den Laden,
Und kommt, ihr liebes Angeſicht
Zu baden.
Ihr Buſen iſt ſo voll und weiß;
Es wird mir gleich zum Dampfen heiß.

Geſell.

Kann ſie im Waſſer Liebesgluth
Entzünden;
Wie ſoll man Ruh mit Fleiſch und Blut
Wohl finden?
Wenn man ſie Einmal nur geſehn,
Ach! immer muß man nach ihr gehn.

Bach.

Dann ſtürz' ich auf die Räder mich
Mit Brauſen,
Und alle Schaufeln brechen ſich
Im Sauſen.
Seitdem das ſchöne Mädchen ſchafft:
Hat auch das Waſſer beſſ're Kraft.

Geſell.

Du Armer, fühlſt du nicht den Schmerz,
Wie Andre?
Sie lacht dich an, und ſagt im Scherz:
Nun wandre!
Sie bietet dich wohl ſelbſt zurück
Mit einem ſüßen Liebesblick?

Bach.

Mir wird ſo ſchwer, ſo ſchwer, vom Ort
Zu ſcheiden:
Ich krümme mich nur ſachte fort
Durch Wieſen;
Und kám' es erſt auf mich nur an,
Der Weg wär' bald zurück gethan.

Geſell.

Geſelle meiner Liebesqual,
Ich ſcheide;
Du murmelſt mir vielleicht einmal
Zur Freude.
Geh, ſag' ihr gleich, und ſag' ihr oft,
Was ſtill der Knabe wünſcht und hofft.

Der Müllerinn Verrath.

Woher der Freund so früh und schnelle,
Da kaum der Tag im Osten graut?
Hat er sich in der Waldkapelle,
So kalt und frisch es ist, erbaut?
Es starret ihm der Bach entgegen;
Mag er mit Willen barfuß gehn?
Was sucht er seinen Morgensegen
Durch die beschneiten, wilden Höhn?

Ach, wohl! er kommt vom warmen Bette,
Wo er sich andern Spaß versprach;
Und wenn er nicht den Mantel hätte,
Wie schrecklich wäre seine Schmach!
Es hat ihn jener Schalk betrogen,
Und ihm den Bündel abgepackt;
Der arme Freund ist ausgezogen,
Und fast, wie Adam, bloß und nackt.

Warum auch schlich er diese Wege
Nach einem frischen Aepfelpaar,
Das freylich schön im Mühlgehege,
So wie im Paradiese, war.
Er wird den Scherz nicht leicht erneuen;
Er drückte schnell sich aus dem Haus,
Und bricht auf einmal nun, im Freyen,
In bittre, laute Klagen aus.

„Ich las in ihren Feuerblicken
Nicht eine Silbe von Verrath;
Sie ſchien mit mir ſich zu entzücken,
Und ſann auf ſolche ſchwarze That!
Konnt' ich in ihren Armen träumen,
Wie meuchleriſch der Buſen ſchlug?
Sie hieß den holden Amor ſäumen,
Und günſtig war er uns genug.

Sich meiner Liebe zu erfreuen!
Der Nacht, die nie ein Ende nahm!
Und erſt die Mutter anzuſchreien,
Nun eben als der Morgen kam!
Da drang ein Dutzend Anverwandten
Herein, ein wahrer Menſchenſtrom;
Da kamen Vettern, kuckten Tanten,
Es kam ein Bruder und ein Ohm.

Das war ein Toben, war ein Wüthen!
Ein jeder ſchien ein andres Thier.
Sie forderten des Mädchens Blutheu,
Mit ſchrecklichem Geſchrei, von mir. —
Was bringt ihr Alle, wie von Sinnen,
Auf den unſchuld'gen Jüngling ein?
Denn ſolche Schätze zu gewinnen,
Da muß man viel behender ſeyn.

Weiß Amor seinem schönen Spiele
Doch immer zeitig nachzugehn.
Er läßt fürwahr nicht in der Mühle
Die Blumen sechzehn Jahre stehn. —
Sie raubten nun das Kleiderbündel,
Und wollten auch den Mantel noch.
Wie nur so viel verflucht Gesindel
Im engen Hause sich verkroch!

Nun sprang ich auf, und tobt' und fluchte,
Gewiß, durch alle durchzugehn.
Ich sah noch einmal die Verruchte,
Und ach! sie war noch immer schön.
Sie alle wichen meinem Grimme;
Da flog noch manches wilde Wort;
Da macht' ich mich, mit Donnerstimme,
Noch endlich aus der Höhle fort.

Man soll euch Mädchen auf dem Lande,
Wie Mädchen aus den Städten, fliehn.
So lasset doch den Frau'n von Stande
Die Lust, die Diener auszuziehn!
Doch seyd ihr auch von den Geübten,
Und kennt ihr keine zarte Pflicht,
So ändert immer die Geliebten,
Doch sie verrathen müßt ihr nicht."

So ſingt er in der Winterſtunde
Wo nicht ein armes Hälmchen grünt.
Ich lache ſeiner tiefen Wunde;
Denn wirklich iſt ſie wohlverdient.
So geh' es Jedem, der am Tage
Sein edles Liebchen frech betriegt,
Und Nachts, mit allzukühner Wage,
Zu Amors falſcher Mühle kriecht.

Pedro.

Zwar verſtellen ſich die Schlechten,
Blikken, ſeufzen wie die Rechten;
Doch das geht ſo lang nicht an.

Claudine.

Ach, des Betrugs iſt viel,
Wir Arme ſind ihr Spiel!

Pedro.

Wer findt ein treues Blut,
Finde drum ein edel Gut.

Claudine.

Ach, nur zu viel
Ein Sonntagsſpiel!

Pedro.

Ein treues Blut
Ein edel Gut!

In dem Schluß des Duetts hört man ſchon von weitem ſingen Camillen und Sybillen; die ſingend näher kommen.

Beyde.

Vom hohen hohen Sternenrund
Biſſ'n unter in tiefen Erdengrund,

Der Müllerinn Reue.

Jüngling.

Nur fort, du braune Hexe, fort!
Aus meinem gereinigten Hause,
Daß ich dich, nach dem ernsten Wort,
Nicht zause!
Was singst du hier für Heucheley,
Von Lieb' und süßer Mädchentreu?
Wer mag das Mährchen hören!

Zigeunerinn.

Ich singe von des Mädchens Reu,
Und langem, heißem Sehnen;
Denn Leichtsinn wandelte sich in Treu
Und Thränen.
Sie fürchtet der Mutter Drohen nicht mehr,
Sie fürchtet des Bruders Faust nicht so sehr,
Als den Haß des herzlich Geliebten.

Jüngling.

Von Eigennutz sing' und von Verrath,
Von Mord und diebischem Rauben;
Man wird dir jede falsche That
Wohl glauben.
Wenn sie Beute vertheilt, Gewand und Gut,
Schlimmer als je ihr Zigeuner thut,
Das sind gewohnte Geschichten.

Zigeunerinn.

„Ach weh! ach weh! Was hab' ich gethan!
Was hilft mir nun das Lauſchen!
Ich hör' an meine Kammer heran
Ihn rauſchen.
Da klopfte mir hoch das Herz, ich dacht':
O, hätteſt du doch die Liebesnacht
Der Mutter nicht verrathen!"

Jüngling.

Ach, leider! trat ich auch einſt hinein,
Und ging verführt im Stillen:
Ach Süßchen! laß mich zu dir ein,
Mit Willen.
Doch gleich entſtand ein Lärm und Geſchrei;
Es rannten die tollen Verwandten herbey.
Noch ſiedet das Blut mir im Leibe.

Zigeunerinn.

„Kommt nun dieſelbige Stunde zurück,
Wie ſtill mich's kränket und ſchmerzet!
Ich habe das nahe, das einzige Glück
Verſcherzet.
Ich armes Mädchen, ich war zu jung!
Es war mein Bruder verrucht genung,
So ſchlecht an dem Liebſten zu handeln."

Der Dichter.

So ging das ſchwarze Weib in das Haus,
In den Hof zur ſpringenden Quelle;
Sie wuſch ſich heftig die Augen aus,
Und helle
Ward Aug' und Geſicht, und weiß und klar
Stellt ſich die ſchöne Müllerinn dar
Dem erſtaunt-erzürnten Knaben.

Müllerinn.

Ich fürchte fürwahr dein erzürnt Geſicht,
Du Süßer, Schöner und Trauter!
Und Schläg' und Meſſerſtiche nicht;
Nur lauter
Sag' ich von Schmerz und Liebe dir,
Und will zu deinen Füßen hier
Nun leben oder auch ſterben.

Jüngling.

O Neigung, ſage, wie haſt du ſo tief
Im Herzen dich verſtecket?
Wer hat dich, die verborgen ſchlief,
Gewecket?
Ach Liebe, du wohl unſterblich biſt!
Nicht kann Verrath und hämiſche Liſt
Dein göttlich Leben tödten.

Müllerinn.

Liebſt du mich noch ſo hoch und ſehr,
Wie du mir ſonſt geſchworen,
So iſt uns beiden auch nichts mehr
Verloren.
Nimm hin das vielgeliebte Weib!
Den jungen unberührten Leib,
Es iſt nun Alles dein eigen!

Beide.

Nun, Sonne, gehe hinab und hinauf,
Ihr Sterne, leuchtet und dunkelt!
Es geht ein Liebesgeſtirn mir auf
Und funkelt.
So lange die Quelle ſpringt und rinnt,
So lange bleiben wir gleichgeſinnt,
Eins an des Andern Herzen.

Wandrer und Pächterinn.

Er.

Kannſt du, ſchöne Pächtrinn ohne gleichen,
Unter dieſer breiten Schattenlinde,
Wo ich Wandrer kurze Ruhe finde,
Labung mir, für Durſt und Hunger, reichen?

Sie.

Willſt du Vielgereiſ'ter hier dich laben;
Sauren Raam und Brot und reife Früchte,
Nur die ganz natürlichſten Gerichte,
Kannſt du reichlich an der Quelle haben.

Er.

Iſt mir doch, ich müßte ſchon dich kennen,
Unvergeßne Zierde holder Stunden!
Aehnlichkeiten hab' ich oft gefunden,
Dieſe muß ich doch ein Wunder nennen.

Sie.

Ohne Wunder findet ſich, bey Wandrern,
Oft ein ſehr erklärliches Erſtaunen.
Ja, die Blonde, gleichet oft der Braunen,
Eine reizet eben, wie die andern.

Er.

Heute nicht, fürwahr, zum erſtenmale
Hat mirs dieſe Bildung abgewonnen!
Damals war ſie Sonne vieler Sonnen,
In dem feſtlich aufgeſchmückten Saale.

Sie.

Freut es dich, ſo kann es wohl geſchehen,
Daß man deinen Mährchenſcherz vollende:
Purpurſeide floß von ihrer Lende,
Da du ſie zum erſtenmal geſehen.

Er.

Nein, fürwahr, das haſt du nicht gedichtet!
Konnten Geiſter dir es offenbaren;
Von Juwelen haſt du auch erfahren
Und von Perlen, die ihr Blick vernichtet.

Sie.

Dieſes eine ward mir wohl vertrauet:
Daß die Schöne, ſchamhaft zu geſtehen,
Und in Hoffnung, wieder dich zu ſehen,
Manche Schlöſſer in die Luft erbauet.

Er.

Trieben mich umher doch alle Winde!
Sucht' ich Ehr' und Geld auf jede Weiſe!
Doch geſegnet, wenn, am Schluß der Reiſe,
Ich das edle Bildniß wieder finde.

Sie.

Nicht ein Bildniß, wirklich ſiehſt du jene
Hohe Tochter des verdrängten Blutes;
Nun im Pachte des verlaßnen Gutes;
Mit dem Bruder freuet ſich Helene.

Er.

Aber dieſe herrlichen Gefilde
Kann ſie der Beſitzer ſelbſt vermeiden?
Reiche Felder, breite Wieſ' und Weiden,
Mächt'ge Quellen, ſüße Himmelsmilde.

Sie.

Iſt er doch in alle Welt entlaufen!
Wir Geſchwiſter haben viel erworben.
Wenn der Gute, wie man ſagt, geſtorben,
Wollen wir das Hinterlaßne kaufen.

Er.

Wohl zu kaufen iſt es, meine Schöne!
Vom Beſitzer hört' ich die Bedinge;
Doch der Preis iſt keineswegs geringe,
Denn das letzte Wort, es iſt: Helene!

Sie.

Konnt' uns Glück und Höhe nicht vereinen!
Hat die Liebe dieſen Weg genommen?
Doch ich ſeh den wackren Bruder kommen,
Wenn er's hören wird, was kann er meinen?

Die erſte Walpurgisnacht.

Ein Druide.

Es lacht der Mai!
Der Wald iſt frey
Von Eis und Reifgehänge.
Der Schnee iſt fort;
Am grünen Ort
Erſchallen Luftgeſänge.
Ein reiner Schnee
Liegt auf der Höh;
Doch eilen wir nach oben,
Begehn den alten, heil'gen Brauch,
Allvater dort zu loben.
Die Flamme lodre durch den Rauch!
So wird das Herz erhoben.

Die Druiden.

Die Flamme lodre durch den Rauch!
Begeht den alten heil'gen Brauch,
Allvater dort zu loben!
Hinauf! hinauf nach oben!

Einer aus dem Volke.

Könnt ihr ſo verwegen handeln?
Wollt ihr denn zum Tode wandeln?
Kennet ihr nicht die Geiſter
Unſrer harten Ueberwinder?

Rings geſtellt ſind ihre Netze
Auf die Heiden, auf die Sünder.
Ach! ſie ſchlachten auf dem Walle
Unſre Weiber, unſre Kinder,
Und wir alle
Nahen uns gewiſſem Falle.

Chor der Weiber.

Auf des Lagers hohem Walle
Schlachten ſie ſchon unſre Kinder.
Ach! die ſtrengen Ueberwinder!
Und wir alle
Nahen uns gewiſſem Falle.

Ein Druide.

Wer Opfer heut
Zu bringen ſcheut,
Verdient erſt ſeine Bande.
Der Wald iſt frey!
Das Holz herbey,
Und ſchichtet es zum Brande!
Doch bleiben wir
Im Buſchrevier
Am Tage noch im Stillen,
Und Männer ſtellen wir zur Hut,
Um eurer Sorge willen.
Dann aber laßt, mit friſchem Muth,
Uns unſre Pflicht erfüllen.

Chor der Wächter.

Vertheilt euch, wackre Männer, hier
Durch dieſes ganze Waldrevier,
Und wachet hier im Stillen,
Wenn ſie die Pflicht erfüllen.

Ein Wächter.

Dieſe dumpfen Pfaffenchriſten,
Laßt uns keck ſie überliſten!
Mit dem Teufel, den ſie fabeln,
Wollen wir ſie ſelbſt erſchrecken.
Kommt! Mit Zacken und mit Gabeln,
Und mit Gluth und Klopperſtöcken
Lärmen wir bey nächt'ger Weile
Durch die ernſten Felſenſtrecken.
Kauz und Eule,
Heul' in unſer Rundgeheule.

Chor der Wächter.

Kommt mit Zacken und mit Gabeln,
Wie der Teufel, den ſie fabeln,
Und mit wilden Klopperſtöcken,
Durch die leeren Felſenſtrecken!
Kauz und Eule,
Heul' in unſer Rundgeheule

Ein Druide.

So weit gebracht,
Daß wir bey Nacht

Muß nichts ſo ſchön, ſo liebes ſeyn,
Als nur mein Schäzel allein!

(ſie treten herein:)

Camille.

Er iſt der ſträkſt im ganzen Land
Iſt kühn und ſittſam und gewandt,
Und bitten kann er, betteln, fein:
Es ſag einmal eins; nein!

Sybille.

Guten Abend! Wie treffen wir einander hier? Allons, Chorus!

Alle vier.

Vom hohen hohen Sternenrund
Biſſ'n unter in tiefen Erdengrund,
Muß nichts ſo ſchön, ſo liebes ſeyn,
Als nur mein Schäzel allein!

Sybille.

Und das was über alles geht,
Ihn über Kön'g und Herrn erhöht;
Er iſt und bleibet mein,
Er iſt mein Schäzel allein.

Cho-

Allvater heimlich ſingen!
Doch iſt es Tag,
Sobald man mag
Ein reines Herz dir bringen.
Du kannſt zwar heut,
Und manche Zeit,
Dem Feinde viel erlauben.
Die Flamme reinigt ſich vom Rauch:
So reinig' unſern Glauben!
Und raubt man uns den alten Brauch;
Dein Licht, wer will es rauben!

Ein chriſtlicher Wächter.

Hilf, ach hilf mir, Kriegsgeſelle!
Ach, es kommt die ganze Hölle!
Sieh, wie die verherten Leiber
Durch und durch von Flamme glühen!
Menſchen- Wölf' und Drachen- Weiber,
Die im Flug vorüberziehen!
Welch entſetzliches Geheſe!
Laßt uns, laßt uns alle fliehen!
Oben ſtammt und ſauſt der Böſe;
Aus dem Boden
Dampfet rings ein Höllen- Broden.

Chor der chriſtlichen Wächter.

Schreckliche, verherte Leiber,
Menſchen- Wölf' und Drachen- Weiber!

Welch entſetzliches Getöſe!
Sieh, da flammt, da zieht der Böſe!
Aus dem Boden
Dampfet rings ein Höllen-Broden.

Chor der Druiden.

Die Flamme reinigt ſich vom Rauch:
So reinig' unſern Glauben!
Und raubt man uns den alten Brauch;
Dein Licht, wer kann es rauben!

Der Zauberlehrling.

Hat der alte Hexenmeiſter
Sich doch einmal wegbegeben!
Und nun ſollen ſeine Geiſter
Auch nach meinem Willen leben.
Seine Wort' und Werke
Merkt' ich, und den Brauch,
Und mit Geiſtesſtärke
Thu' ich Wunder auch.

Walle! walle!
Manche Strecke,
Daß, zum Zwecke,
Waſſer fließe,
Und mit reichem, vollem Schwalle
Zu dem Bade ſich ergieße.

Und nun komm du alter Beſen,
Nimmt die ſchlechten Lumpenhüllen!
Biſt ſchon lange Knecht geweſen;
Nun erfülle meinen Willen.
Auf zwey Beinen ſtehe,
Oben ſey ein Kopf,
Eile nun, und gehe
Mit dem Waſſertopf!

Walle! walle!
Manche Strecke,
Daß, zum Zwecke,
Waſſer fließe,
Und, mit reichem, vollem Schwalle
Zu dem Bade ſich ergieße.

Seht, er läuft zum Ufer nieder;
Wahrlich! iſt ſchon an dem Fluſſe,
Und mit Blitzesſchnelle wieder
Iſt er hier mit raſchem Guſſe.
Schon zum zweytenmale!
Wie das Becken ſchwillt!
Wie ſich jede Schale
Voll mit Waſſer füllt!

Stehe! ſtehe!
Denn wir haben
Deiner Gaben
Vollgemeſſen! —
Ach, ich merk' es! Wehe! wehe!
Hab' ich doch das Wort vergeſſen!

Ach! das Wort, worauf am Ende
Er das wird, was er geweſen,
Ach, er läuft und bringt behende.
Wärſt du doch der alte Beſen!
Immer neue Güſſe
Bringt er ſchnell herein,
Ach! und hundert Flüſſe
Stürzen auf mich ein.

Nein, nicht länger
Kann ich's laſſen;
Will ihn faſſen.
Das iſt Tücke!
Ach! nun wird mir immer bänger!
Welche Miene! welche Blicke!

O, du Ausgeburt der Hölle!
Soll das ganze Haus erſaufen?
Seh' ich über jede Schwelle
Doch ſchon Waſſerſtröme laufen.
Ein verruchter Beſen,
Der nicht hören will!
Stock, der du geweſen,
Steh doch wieder ſtill!

Willſt's am Ende
Gar nicht laſſen?
Will dich faſſen,
Will dich halten,
Und das alte Holz behende
Mit dem ſcharfen Beile ſpalten.

Seht, da kommt er ſchleppend wieder!
Wie ich mich nur auf dich werfe',
Gleich, o Kobold, liegſt du nieder;
Krachend trifft die glatte Schärfe.
Wahrlich! brav getroffen!
Seht, er iſt entzwey!
Und nun kann ich hoffen,
Und ich athme frey!

Wehe! wehe!
Beide Theile
Stehn in Eile
Schon als Knechte
Völlig fertig in die Höhe!
Helft mir, ach! ihr hohen Mächte!

Und ſie laufen! Naß und näſſer
Wird's im Saal und auf den Stufen.
Welch entſetzliches Gewäſſer!
Herr und Meiſter! hör' mich rufen! —
Ach, da kommt der Meiſter!
Herr, die Noth iſt groß!
Die ich rief, die Geiſter,
Werd' ich nun nicht los.

„In die Ecke,
Beſen! Beſen!
Seyd's geweſen.
Denn als Geiſter
Ruft euch nur, zu ſeinem Zwecke,
Erſt hervor der alte Meiſter."

Die Braut von Corinth.

Nach Corinthus von Athen gezogen
Kam ein Jüngling, dort noch unbekannt.
Einen Bürger hofft' er ſich gewogen;
Beide Väter waren gaſtverwandt,
Hatten frühe ſchon
Töchterchen und Sohn
Braut und Bräutigam voraus genannt.

Aber wird er auch willkommen ſcheinen,
Wenn er theuer nicht die Kunſt erkauft?
Er iſt noch ein Heide mit den Seinen,
Und ſie ſind ſchon Chriſten und getauft.
Keimt ein Glaube neu,
Wird oft Lieb' und Treu
Wie ein böſes Unkraut ausgeraufft.

Und ſchon lag das ganze Haus im Stillen,
Vater, Töchter, nur die Mutter wacht;
Sie empfängt den Gaſt mit beſtem Willen,
Gleich ins Prunkgemach wird er gebracht.
Wein und Eſſen prangt
Eh' er es verlangt:
So verſorgend wünſcht ſie gute Nacht.

Aber bey dem wohlbeſtellten Eſſen
Wird die Luſt der Speiſe nicht erregt;
Müdigkeit läßt Speiſ' und Trank vergeſſen,
Daß er angekleidet ſich auf's Bette legt,
Und er ſchlummert faſt,
Als ein ſeltner Gaſt
Sich zur offnen Thür herein bewegt.

Denn er ſieht, bey ſeiner Lampe Schimmer
Tritt, mit weißem Schleyer und Gewand,
Sittſam ſtill ein Mädchen in das Zimmer,
Um die Stirn ein ſchwarz- und gelbes Band.
Wie ſie ihn erblickt,
Hebt ſie, die erſchrickt,
Mit Erſtaunen eine weiſſe Hand.

Bin ich, rief ſie aus, ſo fremd im Hauſe,
Daß ich von dem Gaſte nichts vernahm?
Ach, ſo hält man mich in meiner Klauſe!
Und nun überfällt mich hier die Scham.
Ruhe nur ſo fort
Auf dem Lager dort,
Und ich gehe ſchnell, ſo wie ich kam.

'Bleibe, ſchönes Mädchen! ruft der Knabe.
Faßt von ſeinem Lager ſich geſchwind:
Hier iſt Ceres, hier iſt Bacchus Gabe;
Und du bringſt den Amor, liebes Kind;
Biſt vor Schrecken blaß!
Liebe, komm und laß,
Laß uns ſehn, wie froh die Götter ſind.

Ferne bleib', o Jüngling! bleibe ſtehen;
Ich gehöre nicht den Freuden an.
Schon der letzte Schritt iſt, ach! geſchehen,
Durch der guten Mutter kranken Wahn,
Die geneſend ſchwur:
Jugend und Natur
Sey dem Himmel künftig untergethan.

Und der alten Götter bunt Gewimmel
Hat ſogleich das ſtille Haus geleert.
Unſichtbar wird Einer nur im Himmel,
Und ein Heiland wird am Kreuz verehrt;
Opfer fallen hier,
Weder Lamm noch Stier,
Aber Menſchenopfer unerhört.

Und er fragt und wäget alle Worte,
Deren keines ſeinem Geiſt entgeht.
Iſt es möglich, daß am ſtillen Orte
Die geliebte Braut hier vor mir ſteht?
Sey die meine nur!
Unſrer Väter Schwur
Hat vom Himmel Segen uns erfleht.

Mich erhältſt du nicht, du gute Seele;
Meiner zweyten Schweſter gönnt man dich,
Wenn ich mich in ſtiller Klauſe quäle,
Ach! in ihren Armen denk' an mich,
Die an dich nur denkt,
Die ſich liebend kränkt;
In die Erde bald verbirgt ſie ſich.

Nein! bey dieſer Flamme ſey's geſchworen,
Gütig zeigt ſie Hymen uns voraus;
Biſt der Freude nicht und mir verloren,
Kommſt mit mir in meines Vaters Haus.
Liebchen, bleibe hier!
Feire gleich mit mir
Unerwartet unſern Hochzeitſchmaus.

Und ſchon wechſeln ſie der Treue Zeichen
Golden reicht ſie ihm die Kette dar,
Und er will ihr eine Schale reichen,
Silbern, künſtlich, wie nicht eine war.
Die iſt nicht für mich;
Doch, ich bitte dich,
Eine Locke gib von deinem Haar.

Eben ſchlug die dumpfe Geiſterſtunde,
Und nun ſchien es ihr erſt wohl zu ſeyn.
Gierig ſchlürfte ſie, mit blaſſem Munde,
Nun den dunkel blutgefärbten Wein;
Doch vom Weizenbrot,
Das er freundlich bot,
Nahm ſie nicht den kleinſten Biſſen ein.

Und dem Jüngling reichte ſie die Schale,
Der, wie ſie, nun haſtig lüſtern trank.
Liebe fordert er beym ſtillen Mahle;
Ach, ſein armes Herz war liebekrank.
Doch ſie widerſteht,
Wie er immer fleht,
Bis er weinend auf das Bette ſank.

Chorus!

Alle vier.

Vom hohen hohen Sternenrund
Biſſ 'n unter in tiefen Erdengrund,
Muß nichts ſo ſchön, ſo liebes ſeyn,
Als nur mein Schäzel allein.

Claudine.

Habt ihr meinen Vater nicht geſehn? Ach, ich muß zu ihm; ſeit unſerer Feierlichkeit hab ich ihn nicht allein geſprochen. Auch euch dank ich, lieben Kinder, daß ihr den Tag habt wollen verherrlichen helfen, an dem das Geſchöpf zur Welt kam, das — Ihr kennt mich ia? Leben ſie wohl, Pedro!

Pedro.

Darf ich Sie begleiten?

Claudine.

Bleiben Sie, ich bitte, bleiben Sie!

Pedro.

Wir gehen zuſammen. Sebaſtian wartet auf mich; die Pferde ſiud geſattelt.

Und ſie kommt und wirft ſich zu ihm nieder:
Ach! wie ungern ſeh' ich dich gequält!
Aber, ach! berührſt du meine Glieder,
Fühlſt du ſchaudernd, was ich dir verhehlt.
Wie der Schnee ſo weiß,
Aber kalt wie Eis,
Iſt das Liebchen, das du dir erwählt.

Heftig faßt er ſie, mit ſtarken Armen,
Von der Liebe Jugendkraft durchmannt:
Hoffe doch bey mir noch zu erwarmen,
Wär'ſt du ſelbſt mir aus dem Grab geſandt!
Wechſelhauch und Kuß!
Liebesüberfluß!
Brennſt du nicht und fühleſt mich entbrannt?

Liebe ſchließet feſter ſie zuſammen,
Thränen miſchen ſich in ihre Luſt;
Gierig ſaugt ſie ſeines Mundes Flammen;
Eins iſt nur im andern ſich bewußt.
Seine Liebeswuth
Wärmt ihr ſtarres Blut,
Doch es ſchlägt kein Herz in ihrer Bruſt.

Unterdeſſen ſchleichet auf dem Gange,
Häuslich ſpät die Mutter noch vorbey,
Horchet an der Thür und horchet lange,
Welch ein ſonderbarer Ton es ſey.
Klag- und Wonnelaut
Bräutigams und Braut,
Und des Liebesflammens Koſerey.

Unbeweglich bleibt ſie an der Thüre,
Weil ſie erſt ſich überzeugen muß,
Und ſie hört die höchſten Liebesſchwüre,
Lieb' und Schmeichelworte, mit Verdruß —
Still! der Hahn erwacht! —
Aber morgen Nacht
Biſt du wieder da? — und Kuß auf Kuß.

Länger hält die Mutter nicht das Zürnen,
Oeffnet das bekannte Schloß geſchwind: —,
Gibt es hier im Hauſe ſolche Dirnen,
Die dem Fremden gleich zu Willen ſind? —
So zur Thür hinein
Bey der Lampe Schein
Sieht ſie — Gott! ſie ſieht ihr eigen Kind.

Und der Jüngling will im erſten Schrecken
Mit des Mädchens eignem Schleierflor,
Mit dem Teppich die Geliebte decken;
Doch ſie windet gleich ſich ſelbſt hervor.
Wie mit Geiſt's Gewalt,
Hebet die Geſtalt
Lang' und langſam ſich im Bett' empor.

Mutter! Mutter! ſpricht ſie hohle Worte:
So mißgönnt Ihr mir die ſchöne Nacht!
Ihr vertreibt mich von dem warmen Orte.
Bin ich zur Verzweiflung nur erwacht?
Iſt's Euch nicht genug,
Daß in's Leichentuch,
Daß Ihr früh mich in das Grab gebracht?

Aber aus der ſchwerbedeckten Enge
Treibet mich ein eigenes Gericht.
Eurer Prieſter ſummende Geſänge
Und ihr Segen haben kein Gewicht;
Salz und Waſſer kühlt
Nicht, wo Jugend fühlt;
Ach! die Erde kühlt die Liebe nicht.

Dieſer Jüngling war mir erſt verſprochen,
Als noch Venus heitrer Tempel ſtand.
Mutter, habt Ihr doch das Wort gebrochen,
Weil ein fremd, ein falſch Gelübd' Euch band!
Doch kein Gott erhört,
Wenn die Mutter ſchwört,
Zu verſagen ihrer Tochter Hand.

Aus dem Grabe werd' ich ausgetrieben,
Noch zu ſuchen das vermiſſte Gut,
Noch den ſchon verlornen Mann zu lieben,
Und zu ſaugen ſeines Herzens Blut.
Iſt's um den geſchehn,
Muß nach Andern gehn,
Und das junge Volk erliegt der Wuth.

Schöner Jüngling! kannſt nicht länger leben;
Du verſiechſt nun an dieſem Ort.
Meine Kette hab' ich dir gegeben;
Deine Locke nehm' ich mit mir fort.
Sieh' ſie an genau!
Morgen biſt du grau,
Und nur braun erſcheinſt du wieder dort.

Höre, Mutter, nun die letzte Bitte:
Einen Scheiterhaufen schichte du;
Oeffne meine bange kleine Hütte,
Bring' in Flammen Liebende zur Ruh.
Wenn der Funke sprüht,
Wenn die Asche glüht,
Eilen wir den alten Göttern zu.

Der Gott und die Bajadere.

Indiſche Legende.

Mahadöh, der Herr der Erde,
Kommt herab zum ſechstenmal,
Daß er unſers gleichen werde,
Mit zu fühlen Freud' und Qual.
Er beguemt ſich hier zu wohnen,
Läßt ſich Alles ſelbſt geſchehn.
Soll er ſtrafen oder ſchonen,
Muß er Menſchen menſchlich ſehn.
Und hat er die Stadt ſich als Wandrer betrachtet,
Die Großen belauert, auf Kleine geachtet,
Verläßt er ſie Abends, um weiter zu gehn.

Als er nun hinausgegangen,
Wo die letzten Häuſer ſind,
Sieht er, mit gemahlten Wangen,
Ein verlornes ſchönes Kind.
Grüß' dich Jungfrau! — Dank der Ehre!
Wart', ich komme gleich hinaus —
Und wer biſt du? — Bajadere,
Und dies iſt der Liebe Haus.
Sie rührt ſich, die Zimbeln zum Tanze zu ſchlagen;
Sie weiß ſich ſo lieblich im Kreiſe zu tragen,
Sie neigt ſich und biegt ſich, und reicht ihm den Strauß.

Schmeichelnd zieht ſie ihn zur Schwelle,
Lebhaft ihn ins Haus hinein.
Schöner Fremdling, lampenhelle
Soll ſogleich die Hütte ſeyn.
Biſt du müd', ich will dich laben,
Lindern deiner Füße Schmerz.
Was du willſt, das ſollſt du haben,
Ruhe, Freuden oder Scherz.
Sie lindert geſchäftig geheuchelte Leiden.
Der Göttliche lächelt; er ſiehet mit Freuden,
Durch tiefes Verderben, ein menſchliches Herz.

Und er fordert Sklavendienſte;
Immer heiterer wird ſie nur,
Und des Mädchens frühe Künſte
Werden nach und nach Natur.
Und ſo ſtellet auf die Minde
Bald und bald die Frucht ſich ein;
Iſt Gehorſam im Gemüthe,
Wird nicht fern die Liebe ſeyn.
Aber, ſie ſchärfer und ſchärfer zu prüfen,
Wählet der Kenner der Höhen und Tiefen
Luſt und Entſetzen und grimmige Pein.

Und er küßt die bunten Wangen,
Und sie fühlt der Liebe Qual,
Und das Mädchen steht gefangen,
Und sie weint zum erstenmal;
Sinkt zu seinen Füßen nieder,
Nicht um Wollust noch Gewinnst,
Ach! und die gelenken Glieder,
Sie versagen allen Dienst.
Und so zu des Lagers vergnüglicher Feier
Bereiten den dunklen behaglichen Schleier
Die nächtlichen Stunden das schöne Gespinnst.

Spät entschlummert, unter Scherzen,
Früh erwacht, nach kurzer Rast,
Findet sie, an ihrem Herzen,
Todt den vielgeliebten Gast.
Schreyend stürzt sie auf ihn nieder;
Aber nicht erweckt sie ihn,
Und man trägt die starren Glieder
Bald zur Flammengrube hin.
Sie höret die Priester, die Todtengesänge,
Sie raset und rennet, und theilet die Menge.
Wer bist du? was drängt zu der Grube dich hin?

Bey der Bahre ſtürzt ſie nieder,
Ihr Geſchrei durchdringt die Luft:
Meinen Gatten will ich wieder!
Und ich ſuch' ihn in der Gruft.
Soll zu Aſche mir zerfallen
Dieſer Glieder Götterpracht?
Mein! er war es, mein vor allen!
Ach, nur Eine ſüße Nacht!
Es ſingen die Prieſter: wir tragen die Alten,
Nach langem Ermatten und ſpätem Erkalten,
Wir tragen die Jugend, noch eh' ſie's gedacht.

Höre deiner Prieſter Lehre:
Dieſer war dein Gatte nicht.
Lebſt du doch als Bajadere,
Und ſo haſt du keine Pflicht.
Nur dem Körper folgt der Schatten
In das ſtille Todtenreich;
Nur die Gattinn folgt dem Gatten:
Das iſt Pflicht und Ruhm zugleich.
Ertöne, Drommete, zu heiliger Klage!
O, nehmet, ihr Götter! die Zierde der Tage,
O, nehmet den Jüngling in Flammen zu euch.

So das Ehor, das ohn' Erbarmen
Mehret ihres Herzens Noth;
Und mit ausgeſtreckten Armen
Springt ſie in den heißen Tod.
Doch der Götter-Jüngling hebet
Aus der Flamme ſich empor,
Und in ſeinen Armen ſchwebet
Die Geliebte mit hervor.

Es freut ſich die Gottheit der reuigen Sünder;
Unſterbliche heben verlorene Kinder
Mit feurigen Armen zum Himmel empor.

Elegieen.

I.

Sybille.

Gehen Sie nur. Er hat lang nach Ihnen gefragt.

(gehen ab.)

Sybille. Camille.

Sybille.

Ich möchte berſten vor Bosheit! „Bleiben Sie! Bleiben Sie!“ Ich glaub, ſie that's uns zu ſpotten. Sie iſt übermüthig, daß ihr der Menſch nachläuft, wie ein Hündgen. „Bleiben Sie! Bleiben Sie!“ Ich komm ſchier aus der Faſſung. Und er! macht er nicht ein Hängmaul, wie ein Schulknabe? Der Affe!

Camille.

Sie meint, weil ſie ein rund Köpfgen hat, ein Stumpfnäsgen, und über ein Gräsgen und Gänsblümgen gleich weinen kann; ſo wär was mit ihr.

Sybille.

Und weil man uns auch heute an den Triumpf-

I.

Saget, Steine, mir an, o! ſprecht, ihr hohen Paläſte'
Straßen, redet ein Wort! Genius, regſt du dich nicht?
Ja, es iſt Alles beſeelt in deinen heiligen Mauern,
Ewige Roma; nur mir ſchweiget noch Alles ſo ſtill.
O! wer flüſtert mir zu, an welchem Fenſter erblick' ich
Einſt das holde Geſchöpf, das mich verſengend erquickt?
Ahn' ich die Wege noch nicht, durch die ich immer und immer,
Zu ihr und von ihr zu gehn, opfre die köſtliche Zeit?
Noch betracht' ich Kirch' und Pallaſt, Ruinen und Säulen,
Wie ein bedächtiger Mann ſpöttlich die Reiſe benutzt.
Doch bald iſt es vorbey; dann wird ein einziger Tempel,
Amors Tempel nur ſeyn, der den Geweihten empfängt.
Eine Welt zwar biſt du, o Rom; doch ohne die Liebe
Wäre die Welt nicht die Welt, wäre denn Rom auch nicht Rom.

II.

Ehret, wen ihr auch wollt! Nun bin ich endlich geborgen!
Schöne Damen und ihr Herren der feineren Welt:
Fraget nach Oheim und Vetter und alten Muhmen und Tanten;
Und dem gebundnen Gespräch folge das traurige Spiel.
Auch ihr Uebrigen fahret mir wohl, in großen und kleinen
Zirkeln, die ihr mich oft nah der Verzweiflung gebracht.
Wiederholet, politisch und zwecklos, jegliche Meinung,
Die den Wandrer mit Wuth über Europa verfolgt.
So verfolgte das Liedchen Malbrough den reisenden Britten
Einst von Paris nach Livorn, dann von Livorno nach Rom,
Weiter nach Napel hinunter; und wär' er nach Smyrna gesegelt,
Malbrough! empfing ihn auch dort! Malbrough! im Hafen das Lied.
Und so mußt' ich bis jetzt auf allen Tritten und Schritten
Schelten hören das Volk, schelten der Könige Rath.
Nun entdeckt' ihr mich nicht so bald in meinem Asyle,
Das mir Amor der Fürst, königlich schützend, verlieh.
Hier bedecket er mich mit seinem Fittig; die Liebste
Fürchtet, römisch gesinnt, wüthende Gallier nicht;
Sie erkundigt sich nie nach neuer Mähre, sie spähet
Sorglich den Wünschen des Mann's, dem sie sich eignete, nach.
Sie ergetzt sich an ihm, dem freyen rüstigen Fremden,

Der von Bergen und Schnee, hölzernen Häuſern erzählt;
Theilt die Flammen, die ſie in ſeinem Buſen entzündet,
Freut ſich, daß er das Gold nicht wie der Römer bedenkt.
Beſſer iſt ihr Tiſch nun beſtellt; es fehlet an Kleidern,
Fehlet am Wagen ihr nicht, der nach der Oper ſie bringt.
Mutter und Tochter erfreun ſich ihres nordiſchen Gaſtes,
Und der Barbare beherrſcht Römiſchen Buſen und Leib.

III.

Laß dich, Geliebte, nicht reu'n, daß du mir ſo ſchnell dich ergeben!
Glaub' es, ich denke nicht frech, denke nicht niedrig von dir.
Vielfach wirken die Pfeile des Amor: einige ritzen,
Und vom ſchleichenden Gift kranket auf Jahre das Herz.
Aber mächtig befiedert, mit friſch geſchliffener Schärfe,
Dringen die andern ins Mark, zünden behende das Blut.
In der heroiſchen Zeit, da Götter und Göttinnen liebten,
Folgte Begierde dem Blick, folgte Genuß der Begier.
Glaubſt du, es habe ſich lange die Göttinn der Liebe beſonnen,
Als im Idäiſchen Hain einſt ihr Anchiſes gefiel?
Hätte Luna geſäumt, den ſchönen Schläfer zu küſſen;
O, ſo hätt' ihn geſchwind, neidend, Aurora geweckt.
Hero erblickte Leandern am lauten Feſt, und behende
Stürzte der Liebende ſich heiß in die nächtliche Fluth.
Rhea Sylvia wandelt, die fürſtliche Jungfrau, der Tiber
Waſſer zu ſchöpfen, hinab, und ſie ergreifet der Gott.
So erzeugte die Söhne ſich Mars! — Die Zwillinge tränket
Eine Wölfinn, und Rom nennt ſich die Fürſtinn der Welt.

IV.

Fromm sind wir Liebende, still verehren wir alle Dämonen,
Wünschen uns jeglichen Gott, jegliche Göttinn geneigt.
Und so gleichen wir euch, o römische Sieger! Den Göttern
Aller Völker der Welt bietet ihr Wohnungen an,
Habe sie schwarz und streng, aus altem Basalt der Egypter,
Oder ein Grieche sie weiß, reizend, aus Marmor geformt.
Doch verdrießet es nicht die Ewigen, wenn wir besonders
Weihrauch köstlicher Art Einer der Göttlichen streun.
Ja, wir bekennen euch gern, es bleiben unsre Gebete,
Unser täglicher Dienst Einer besonders geweiht.
Schalkhaft, munter und ernst begehen wir heimliche Feste,
Und das Schweigen geziemt allen Geweihten genau.
Eh' an die Ferse lockten wir selbst, durch gräßliche Thaten,
Uns die Erinnyen her, wagten es eher des Zeus
Hartes Gericht am rollenden Rad und am Felsen zu dulden,
Als dem reizenden Dienst unser Gemüth zu entziehn.
Diese Göttinn, sie heißt Gelegenheit, lernet sie kennen!
Sie erscheinet euch oft, immer in andrer Gestalt.
Tochter des Proteus möchte sie seyn, mit Thetis gezeuget,
Deren verwandelte List manchen Heroen betrog.
So betriegt nun die Tochter den Unerfahrnen, den Blöden,
Schlummernde necket sie stets, Wachende fliegt sie vorbey;
Gern ergibt sie sich nur dem raschen thätigen Manne;
Dieser findet sie zahm, spielend und zärtlich und hold.
Einst erschien sie auch mir, ein bräunliches Mädchen, die Haare
Fielen ihr dunkel und reich über die Stirne herab,

Kurze Locken ringelten ſich um's zierliche Hälschen,
Ungeflochtenes Haar kraus'te vom Scheitel ſich auf.
Und ich verkannte ſie nicht, ergriff die Eilende, lieblich
Gab ſie Umarmung und Kuß bald mir gelehrig zurück.
O, wie war ich beglückt! — Doch ſtille, die Zeit iſt vorüber,
Und umwunden bin ich, römiſche Flechten, von euch.

V.

Froh empfind' ich mich nun auf klaſſiſchem Boden begeiſtert.
Vor- und Mitwelt ſpricht lauter und reizender mir.
Hier befolg' ich den Rath, durchblättre die Werke der Alten
Mit geſchäftiger Hand, täglich mit neuem Genuß.
Aber die Nächte hindurch hält Amor mich anders beſchäftigt;
Werd' ich auch halb nur gelehrt, bin ich doch doppelt beglückt.
Und belehr' ich mich nicht, indem ich des lieblichen Buſens
Formen ſpähe, die Hand leite die Hüften hinab?
Dann verſteh' ich den Marmor erſt recht; ich denk' und vergleiche,
Sehe mit fühlendem Aug', fühle mit ſehender Hand.
Raubt die Liebſte denn gleich mir einige Stunden des Tages;
Gibt ſie Stunden der Nacht mir zur Entſchädigung hin.
Wird doch nicht immer geküßt, es wird vernünftig geſprochen;
Ueberfällt ſie der Schlaf, lieg' ich und denke mir viel.
Oftmals hab' ich auch ſchon in ihren Armen gedichtet,
Und des Hexameters Maß, leiſe mit fingernder Hand,
Ihr auf den Rücken gezählt. Sie athmet in lieblichem Schlummer,
Und es durchglühet ihr Hauch mir bis ins Tiefſte die Bruſt.
Amor ſchüret die Lamp' indeß, und denket der Zeiten,
Daß er den nämlichen Dienſt ſeinen Triumviru gethan.

VI.

„Kannſt du, o Grauſamer! mich in ſolchen Worten be
trüben?
Reden ſo bitter und hart liebende Männer bey euch?
Wenn das Volk mich verklagt, ich muß es dulden! und
bin ich
Etwa nicht ſchuldig? Doch, ach! ſchuldig nur bin ich
mit dir!
Dieſe Kleider, ſie ſind der neidiſchen Nachbarinn Zeugen,
Daß die Wittwe nicht mehr einſam den Gatten beweint.
Biſt du ohne Bedacht nicht oft bey Mondſchein gekommen,
Grau, im dunkeln Surtout, hinten gerundet das Haar?
Haſt du dir ſcherzend nicht ſelbſt die geiſtliche Maske ge
wählet?
Soll's ein Prälate denn ſeyn! gut, der Prälate biſt du.
In dem geiſtlichen Rom, kaum ſcheint es zu glauben, doch
ſchwör' ich:
Nie hat ein Geiſtlicher ſich meiner Umarmung gefreut.
Arm war ich leider! und jung, und wohl bekannt den Ver
führern.
Falconieri hat mir oft in die Augen gegafft,
Und ein Kuppler Albani's mich, mit gewichtigen Zetteln,
Bald nach Oſtia, bald nach den vier Brunnen gelockt.
Aber wer nicht kam, war das Mädchen. So hab' ich von
Herzen
Rothſtrumpf immer gehaßt und Violetſtrumpf dazu.
Denn „ihr Mädchen bleibt am Ende doch die Betrognen,"
Sagte der Vater, wenn auch leichter die Mutter es nahm.

Und ſo bin ich denn auch am Ende betrogen! Du zürneſt
Nur zum Scheine mit mir, weil du zu fliehen gedenkſt.
Geh! ihr ſeyd der Frauen nicht werth! Wir tragen die Kinder
Unter dem Herzen, und ſo tragen die Treue wir auch;
Aber ihr Männer, ihr ſchüttet, mit eurer Kraft und Begierde,
Auch die Liebe zugleich in den Umarmungen aus!"
Alſo ſprach die Geliebte, und nahm den Kleinen vom Stuhle,
Drückt' ihn küſſend ans Herz, Thränen entquollen dem Blick.
Und wie ſaß ich beſchämt, daß Reden feindlicher Menſchen
Dieſes liebliche Bild mir zu beflecken vermocht!
Dunkel brennt das Feuer nur augenblicklich und dampfet,
Wenn das Waſſer die Gluth ſtürzend und gähling verhüllt.
Aber ſie reinigt ſich ſchnell, verjagt die trübenden Dämpfe,
Neuer und mächtiger dringt leuchtende Flamme hinauf.

Triumpfwagen geſpannt hat. Ich war ſo im Grimm —

Camille.

Unſer eins iſt auch keine Kaz, und den Pedro mögt ich nit einmal. Es iſt ein langweiliger träumiger Menſch. Uebel iſt er nicht gemacht.

Sybille.

Und war auch artig, eh' ihn die Närrinn verwirrt hat. Denn meintwegen eigentlich hat er hier ins Haus Bekanntſchaft geſucht, und dem Don Sebaſtian in den Ohren gelegen, ihn hereinzubringen. Seit ich ihn drüben bei'm Gouverneur auf Salanka kennen lernte, da war er galant, freundlich, artig. Ich weiß wohl noch, wie mich Sebaſtian vexirte. Jezt iſt er unerträglich.

Camille.

Unausſtehlich! Ja, aber ich hab einen Fang gethan, wenn du mich nicht verrathen willſt.

VII.

O, wie fühl' ich in Rom mich ſo froh! gedenk' ich der Zeiten,
Da mich ein graulicher Tag hinten im Norden umfing,
Trübe der Himmel und ſchwer auf meine Scheitel ſich ſenkte,
Farb'- und geſtaltlos die Welt um den Ermatteten lag,
Und ich über mein Ich, des unbefriedigten Geiſtes
Düſtre Wege zu ſpähn, ſtill in Betrachtung verſank.
Nun umleuchtet der Glanz des helleren Aethers die Stirne;
Phöbus rufet, der Gott, Formen und Farben hervor.
Eternhell glänzet die Nacht, ſie klingt von weichen Geſängen,
Und mir leuchtet der Mond heller als nordiſcher Tag.
Welche Seligkeit ward mir Sterblichen! Träum' ich? Empfänget
Dein ambroſiſches Haus, Jupiter Vater, den Gaſt?
Ach! hier lieg' ich, und ſtrecke nach deinen Knieen die Hände
Flehend aus. O vernimm, Jupiter Xenius, mich!
Wie ich hereingekommen, ich kann's nicht ſagen; es faßte
Hebe den Wandrer, und zog mich in die Hallen heran.
Haſt du ihr einen Heroen herauf zu führen geboten?
Irrte die Schöne? Vergib! Laß mir des Irrthums Gewinn!
Deine Tochter Fortuna ſie auch! Die herrlichſten Gaben
Theilt als ein Mädchen ſie aus, wie es die Laune gebeut.
Biſt du der wirthliche Gott? O! dann ſo verſtoße den Gaſtfreund
Nicht von deinem Olymp wieder zur Erde hinab!

„Dichter! wohin verſteigeſt du dich?“ — Vergib mir;
der hohe
Capitoliniſche Berg iſt dir ein zweyter Olymp.
Dulde mich, Jupiter, hier, und Hermes führe mich ſpäter,
Ceſtius Mahl vorbey, leiſe zum Orkus hinab.

VIII.

Wenn du mir ſagſt, du habeſt als Kind, Geliebte, den Menſchen
Nicht gefallen, und dich habe die Mutter verſchmäht,
Bis du größer geworden und ſtill dich entwickelt; ich glaub' es:
Gerne denk' ich mir dich als ein beſonderes Kind.
Fehlet Bildung und Farbe doch auch der Blüthe des Weinſtocks,
Wenn die Beere, gereift, Menſchen und Götter entzückt.

IX.

Herbſtlich leuchtet die Flamme vom ländlich geſelligen Herde,
Kniſtert und glänzet, wie raſch! ſauſend vom Reiſig empor.
Dieſen Abend erfreut ſie mich mehr; denn eh' noch zur Kohle
Sich das Bündel verzehrt, unter die Aſche ſich neigt,
Kommt mein liebliches Mädchen. Dann flammen Reiſig und Scheite,
Und die erwärmte Nacht wird uns ein glänzendes Feſt.
Morgen frühe geſchäftig verläßt ſie das Lager der Liebe,
Weckt aus der Aſche behend Flammen aufs Neue hervor.
Denn vor andern verlieh der Schmeichlerinn Amor die Gabe,
Freude zu wecken, die kaum ſtill wie zu Aſche verſank.

X.

Alexander und Cäsar und Heinrich und Friedrich, die Großen,
Gäben die Hälfte mir gern ihres erworbenen Ruhms,
Könnt' ich auf Eine Nacht dies Lager Jedem vergönnen;
Aber die Armen, sie hält strenge des Orkus Gewalt.
Freue dich also, Lebend'ger, der lieberwärmeten Stätte,
Ehe den fliehenden Fuß schauerlich Lethe dir netzt.

XI.

Euch, o Grazien, legt die wenigen Blätter ein Dichter
Auf den reinen Altar, Knospen der Rose dazu,
Und er thut es getrost. Der Künstler freuet sich seiner
Werkstatt, wenn sie um ihn immer ein Pantheon scheint.
Jupiter senket die göttliche Stirn, und Juno erhebt sie;
Phöbus schreitet hervor, schüttelt das lockige Haupt;
Trocken schauet Minerva herab, und Hermes, der Leichte,
Wendet zur Seite den Blick, schalkisch und zärtlich zugleich.
Aber nach Bacchus, dem Weichen, dem Träumenden, hebet Cythere
Blicke süßer Begier, selbst in dem Marmor noch sehnend.
Seiner Umarmung gedenket sie gern, und scheinet zu fragen:
Sollte der herrliche Sohn uns an der Seite nicht stehn?

XII.

Höreſt du, Liebchen, das muntre Geſchrey den Flaminiſchen Weg her?
Schnitter ſind es; ſie ziehn wieder nach Hauſe zurück,
Weit hinweg. Sie haben des Römers Ernte vollendet,
Der für Ceres den Kranz ſelber zu flechten verſchmäht
Keine Feſte ſind mehr der großen Göttinn gewidmet,
Die, ſtatt Eicheln, zur Koſt goldenen Weizen verlieh.
Laß uns Beide das Feſt im Stillen freudig begehen!
Sind zwey Liebende doch ſich ein verſammeltes Volk.
Haſt du wohl je gehört von jener myſtiſchen Feier,
Die von Eleuſis hieher frühe dem Sieger gefolgt?
Griechen ſtifteten ſie, und immer riefen nur Griechen,
Selbſt in den Mauern Roms: „Kommt zur geheiligten Nacht!
Fern entwich der Profane; da bebte der wartende Neuling,
Den ein weißes Gewand, Zeichen der Reinheit, umgab.
Wunderlich irrte darauf der Eingeführte durch Kreiſe
Seltner Geſtalten; im Traum ſchien er zu wallen: denn hier
Wanden ſich Schlangen am Boden umher, verſchloſſene Käſtchen,
Reich mit Aehren umkränzt, trugen hier Mädchen vorbey,
Vielbedeutend geberdeten ſich die Prieſter, und ſummten;
Ungeduldig und bang harrte der Lehrling auf Licht.
Erſt nach mancherley Proben und Prüfungen ward ihm enthüllet,
Was der geheiligte Kreis ſeltſam in Bildern verbarg.

Und was war das Geheimniß? als daß Demeter, die große,
Sich gefällig einmal auch einem Helden bequemt,
Als sie dem Jasion einst, dem rüstigen König der Kreter,
Ihres unsterblichen Leib's holdes Verborgne gegönnt.
Da war Kreta beglückt; das Hochzeitbette der Göttinn
Schwoll von Aehren, und reich drückte den Acker die Saat.
Aber die übrige Welt verschmachtete; denn es versäumte
Ueber der Liebe Genuß Ceres den schönen Beruf.
Voll Erstaunen vernahm der Eingeweihte das Mährchen,
Winkte der Liebsten — Versiehst du nun, Geliebte, den Wink?
Jene buschige Myrte beschattet ein heiliges Plätzchen!
Unsre Zufriedenheit bringt keine Gefährde der Welt.

XIII.

Amor bleibet ein Schalk, und wer ihm vertraut, iſt betrogen!
Heuchelnd kam er zu mir: „Diesmal nur traue mir noch.
Redlich mein' ich's mit dir, du haſt dein Leben und Dichten,
Dankbar erkenn' ich es wohl, meiner Verehrung geweiht.
Siehe, dir bin ich nun gar nach Rom gefolget, ich möchte
Dir im fremden Gebiet gern was Gefälliges thun.
Jeder Reiſende klagt, er finde ſchlechte Bewirthung;
Welchen Amor empfiehlt, köſtlich bewirthet iſt er.
Du betrachteſt mit Staunen die Trümmern alter Gebäude,
Und durchwandelſt mit Sinn dieſen geheiligten Raum.
Du verehrteſt noch mehr die werthen Reſte des Bildens
Einziger Künſtler, die ſtets ich in der Werkſtatt beſucht.
Dieſe Geſtalten, ich formte ſie ſelbſt! Verzeih mir, ich prahle
Diesmal nicht; du geſtehſt, was ich dir ſage, ſey wahr.
Nun du mir läſſiger dienſt, wo ſind die ſchönen Geſtalten,
Wo die Farben, der Glanz deiner Erfindungen hin?
Denkſt du nun wieder zu bilden, o Freund? Die Schule der Griechen
Blieb noch offen, das Thor ſchloſſen die Jahre nicht zu.
Ich, der Lehrer, bin ewig jung, und liebe die Jungen.
Altklug lieb' ich dich nicht! Munter! Begreife mich wohl!
War das Antike doch neu, da jene Glücklichen lebten!
Lebe glücklich, und ſo lebe die Vorzeit in dir.

Stoff zum Liede, wo nimmſt du ihn her? Ich muß dir ihn geben,
Und den höheren Styl lehret die Liebe dich nur.“
Alſo ſprach der Sophiſt. Wer widerſprách' ihm? und leider
Bin ich zu folgen gewöhnt, wenn der Gebieter befiehlt.
Nun, verrätheriſch hält er ſein Wort, gibt Stoff zu Geſängen,
Ach! und raubt mir die Zeit, Kraft und Beſinnung zugleich;
Blick und Händedruck, und Küſſe, gemüthliche Worte,
Sylben köſtlichen Sinns wechſelt ein liebendes Paar.
Da wird Liſpeln Geſchwätz, wird Stottern liebliche Rede:
Solch ein Hymnus verhallt ohne proſodiſches Maß.
Dich, Aurora, wie kannt' ich dich ſonſt als Freundinn der Muſen!
Hat, Aurora, dich auch Amor, der Loſe, verführt?
Du erſcheineſt mir nun als ſeine Freundinn, und weckeſt
Mich an ſeinem Altar wieder zum feſtlichen Tag.
Find' ich die Fülle der Locken an meinem Buſen! das Köpfchen
Ruhet und drucket den Arm, der ſich dem Halſe bequemt.
Welch ein freudig Erwachen, erhieltet ihr ruhige Stunden
Mir das Denkmahl der Luſt, die in den Schlaf uns gewiegt! —
Sie bewegt ſich im Schlummer, und ſinkt auf die Breite des Lagers
Weggewendet; und doch läßt ſie mir Hand noch in Hand.
Herzliche Liebe verbindet uns ſtets und treues Verlangen,
Und den Wechſel behielt nur die Begierde ſich vor.

Sybille.

Ich dächte du weißt, daß du dich auf mich verlaſſen kannſt, und wahrhaftig ich weis auch, du hilfſt mir Rache an Pedro nehmen, und an ſeiner zärtlichen Dulzinee.

Camille.

Hör nur, in der Nachbarſchaft hält ſich ein Cavalier auf. Siehſt du, ich ſage nichts; aber es iſt der Ausbund vom ganzen Geſchlecht. Reich muß er ſeyn, und vornehm; das ſieht man ihm an. Und ein Bürſchgen, wie ein Hirſchgen!

Sybille.

Wie heißt er? Wo iſt er?

Camille.

Er verbirgt ſeinen Stand und Nahmen. Sie heißen ihn Don Erugantino. Heiß er wie er will, es giebt nicht ſeines gleichen.

Sybille.

Den haſt du gewiß ehegeſtern auf'm Jahrmark gekapert?

Einen Druck der Hand, ich ſehe die himmliſchen Augen
Wieder offen. — O nein! laßt auf der Bildung
ruhn!
Bleibt geſchloſſen! Ihr macht mich verwirrt und trunken,
raubet
Mir den ſtillen Genuß reiner Betrachtung zu früh.
Dieſe Formen, wie groß! wie edel gewendet die Glieder!
Schlief Ariadne ſo ſchön; Theſeus, du konnteſt entflie
Dieſen Lippen ein einziger Kuß! O Theſeus, nun ſcheide
Blick' ihr ins Auge! Sie wacht! — Ewig nun hält
dich feſt.

XIV.

Zünde mir Licht an, Knabe! — „Noch iſt es hell, ihr verzehret
Oel und Docht nur umſonſt. Schließet die Läden doch nicht!
Hinter die Häuſer entwich, nicht hinter den Berg, uns die Sonne;
Ein halb Stündchen noch währt's bis zum Geläute der Nacht.“ —
Unglückſeliger! geh und gehorch'! Mein Mädchen erwart' ich;
Tröſte mich, Lämpchen, indeß, lieblicher Bote der Nacht!

XV.

Cäsarn wär' ich wohl nie zu jenen Tonnen gefolget,
Hermes hätte mich leicht in die Pforte geschleppt!
Denn mir bleiben weit mehr die Nebel des traurigen Nordens,
Als ein geschäftiges Volk südlicher Flöhe verhaßt.
Und noch schöner von heut' an seyd mir gegrüßet, ihr Schenken,
Ostereen, wie euch schicklich der Römer benennt;
Denn ihr zeigtet mir heute die Liebste begleitet vom Oheim,
Den die Gute so oft, mich zu besitzen, betrügt.
Hier stand unser Tisch, den Deutsche vertraulich umgaben;
Drüben suchte das Kind neben der Mutter den Platz,
Rückte vielmals die Bank, und wußt' es artig zu machen,
Daß ich halb ihr Gesicht, völlig den Nacken gewann.
Lauter sprach sie, als hier die Römerinn zweyet, credenzte,
Blickte gewendet nach mir, goß und verschlte das Glas.
Rein floß über den Tisch, und sie, mit zierlichem Finger,
Zog auf dem hölzernen Blatt Kreise der Feuchtigkeit hin.
Meinen Namen verschlang sie dem ihrigen; immer begierig
Schaut' ich dem Fingerchen nach, und sie bemerkte mich wohl.
Endlich zog sie bedeutend das Zeichen der römischen Zünfte
Und ein Strichlein davor. Schnell, und sobald ich's gesehn,
Schlang sie Kreise durch Kreise, die Lettern und Ziffern zu löschen;
Aber die köstliche Tier blieb mir im's Auge gezeigt.
Stumm war ich sitzen geblieben, und biß die glühende Lippe,

Halb aus Schalkheit und Luſt, halb aus Begierde, mir wund.
Erſt noch ſo lange bis Nacht! dann noch vier Stunden zu warten!
Hehre Sonne, du weilſt und du beſchleunigſt deinen Reim!
Größeres ſaheſt du nichts und wirſt nichts Größeres ſehen,
Wie es dein Prieſter Horaz in der Entzückung verſprach.
Aber heute verweile mir nicht, und wende die Blicke
Von dem Siebengebirg früher und williger ab!
Einem Dichter zu Liebe verkürze die herrlichen Stunden,
Die mit begierigem Blick ſelig der Mahler genießt;
Glühend blicke noch ſchnell zu dieſen hohen Façaden,
Kuppeln und Säulen zuletzt, und Obelisken heraus;
Stürze dich eilig ins Meer, um morgen früher zu ſehen,
Was Jahrhunderte ſchon göttliche Luſt dir gewährt:
Dieſe feuchten mit Rohr ſo lange bewachſnen Geſtade,
Dieſe mit Bäumen und Buſch köſtlich beſchatteten Höhn.
Wenig Hütten zeigten ſie erſt; kaum ſahſt du auf einmal
Sie vom wimmelnden Volk glücklicher Räuber belebt.
Alles ſchleppten ſie dann an dieſe Stätte zuſammen;
Kaum war das übrige Rund deiner Betrachtung noch werth,
Sahſt eine Welt hier entſtehn, ſahſt dann eine Welt hier in Trümmern,
Aus den Trümmern auf's neu faſt eine größere Welt!
Daß ich dieſe noch lange, von dir berauſchet, erblicke,
Spinne die Parze mir fing langſam den Faden herab;
Aber ſie eile herbey, die ſchön verſchaffte Stunde! —

Glücklich! Hör' ich sie schon? Nein; doch ich höre schon Dorp.

So, ihr lieben Musen, betrogt ihr wieder die Länge
Dieser Meile, die mich von der Geliebten getrennt.

Lebet wohl! Nun eil' ich, und fürcht' euch nicht zu beleid'gen;
Denn, ihr Stelzen, ihr gebt Amorn doch immer den Rang.

XVI.

„Warum biſt du, Geliebter, nicht heute zur Vigne gekommen?
Einſam, wie ich verſprach, wartet' ich oben auf dich.“ —
Weſte, ſchon war ich hinein; da ſah ich zum Glücke den Oheim
Neben den Stöcken, bemüht, hin ſich und her ſich zu drehn.
Schleichend eilt' ich hinaus! — O, welch ein Irrthum ergriff dich!
Eine Scheuche nur war's, was dich vertrieb! Die Geſtalt
Flickten wir emſig zuſammen aus alten Kleidern und Netzen;
Emſig half ich daran, ſelbſt mir zu ſchaden bemüht.
Nun! des Alten Wunſch iſt erfüllt; den leckerſten Vogel
Scheucht er heute, der ihm Gärtchen und Aehre beſtiehlt.“

XVII.

Manche Töne ſind mir Verdruß, doch bleibet am meiſten
Hundegebell mir verhaßt, kläffend zerreißt es mein Ohr.
Einen Hund nur hör' ich ſehr oft mit frohem Behagen
Bellend kläffen, den Hund, den ſich der Nachbar erzog.
Denn er bellte mir einſt mein Mädchen an, da ſie ſich heimlich
Zu mir ſtahl, und verrieth unſer Geheimniß beynah.
Jetzo, hör' ich ihn bellen, ſo denk' ich nur immer: ſie
kommt wohl!
Oder ich denke der Zeit, da die Erwartete kam.

XVIII.

Eines iſt mir verdrießlich vor allen Dingen, ein andres
Bleibt mir abſcheulich, empört jegliche Faſer in mir;
Nur der bloße Gedanke. Ich will es euch, Freunde, ge-
ſtehen:
Gar verdrießlich iſt mir einſam das Lager zu Nacht.
Aber ganz abſcheulich iſt's, auf dem Wege der Liebe
Schlangen zu fürchten, und Gift unter den Roſen der
Luſt,
Wenn im ſchönſten Moment der hin ſich gebenden Freude
Deinem ſinkenden Haupt liſpelnde Sorge ſich naht.
Darum macht Fauſtine mein Glück; ſie theilet das Lager
Gerne mit mir, und bewahrt Treue dem Treuen genau.
Reizendes Hinderniß will die raſche Jugend; ich liebe,
Mich des verſicherten Guts lange bequem zu erfreun.
Welche Seligkeit iſt's! wir wechſeln ſichere Küſſe,
Athem und Leben getroſt ſaugen und ſtößen wir ein.
So erfreuen wir uns der langen Nächte, wir lauſchen,
Buſen an Buſen gedrängt, Stürmen und Regen und Guß.
Und ſo dämmert der Morgen heran; es bringen die Stunden
Neue Blumen herbei, ſchmücken uns feſtlich den Tag.
Gönnet mir, o Quiriten! das Glück, und Jedem gewähre
Aller Güter der Welt erſtes und letztes der Gott!

XIX.

Schwer erhalten wir uns den guten Namen, denn Zeno
Steht mit Amorn, ich weiß, meinem Gebieter, i
Streit.
Wißt auch ihr, woher es entsprang, daß beide sich hassen?
Alte Geschichten sind das, und ich erzähle sie wohl.
Immer die mächtige Göttinn, doch war sie für die Gesel
schaft
Unerträglich, denn gern führt sie das herrschende Wort
Und so war sie von je, bey allen Göttergelagen,
Mit der Stimme von Erz, Großen und Kleinen ver
haßt.
So berühmte sie einst sich übermüthig, sie habe
Jovis herrlichen Sohn ganz sich zum Sklaven gemacht.
„Meinen Herkules führ' ich hervor, o Vater der Götter,"
Rief triumphirend sie aus, „wiedergeboren dir zu.
Herkules ist es nicht mehr, den dir Alkmene geboren;
Seine Verehrung für mich macht ihn auf Erden zum
Gott.
Schaut er nach dem Olymp, so glaubst du, er schone noch
seiner
Mächtigen Kniee; vergißt nur in den Aether nach mir
Blickt der wichtigste Mann; nur mich zu verdienen, durch
dringt
Leicht sein mächtiger Fuß Bahnen, die keiner betrat;
Wer auch ich begegn' ihm auf seinen Wegen, und preise
Seinen Namen voraus, eh' er die That noch beginnt.
Mich vermißt du ihm einst; der Amazonen Besieger

Werd' auch meiner, und ihn nenn' ich mit Freuden Gemahl!"

Alles ſchwieg; ſie mochten nicht gern die Prahlerinn reizen:
Denn ſie denkt ſich, erzürnt, leicht was Gehäſſiges aus.
Amorn bemerkte ſie nicht: er ſchlich bey Seite; den Helden
Bracht' er mit weniger Kunſt unter der Schönſten Gewalt.
Nun vermummt er ſein Haar; ihr hängt er die Bürde des Löwen
Ueber die Schultern, und lehnt mühſam die Keule dazu.
Drauf beſteckt er mit Blumen des Helden ſtrotzende Haare,
Reichet den Rocken der Fauſt, die ſich dem Scherze bequemt.
So verändert er bald die nackiſche Gruppe, dann läuft er,
Ruft durch den ganzen Olymp: „herrliche Thaten geſchehn!
Nie hat Erd' und Himmel, die unermüdete Sonne
Hat auf der ewigen Bahn keines der Wunder erblickt."
Alles eilte; ſie glaubten dem leisen Knaben, denn ernſtlich
Hatt' er geſprochen; und auch Juno, ſie blieb nicht zurück.
Wer ſich freute, den Mann ſo tief erniedrigt zu ſehen,
Denkt ihr! Junge. Es galt Amorn ein freundlich Geſicht.
Juno daneben, wie ſtand ſie beſchämt, verlegen, verzweifelnd!
Anfangs lachte ſie nur: „Meiſten, ihr Götter ſind das!
Meinen Helden, ich kenn' ihn zu gut! es haben Tragöden
Uns zum beſten!" Doch bald ſah ſie mit Schmerzen, er war's! —
Nicht den tauſendſten Theil verdroß es Vulkanen, ſein Weibchen
Mit dem rüſtigen Freund unter den Maſchen zu ſehn.
Als das verſtändige Netz im rechten Momente ſie umfaßte,

Camille.

Et!

Sybille.

Noch eins, Camille! Du weißt, wenn Don Pedro des Abends fort muß, wie ſie da einander mit langen Athemzügen und Bliken eine gute Nacht geben, als ſollten ſie auf ewig getrennt werden, und wie's bei Tiſch ſo ſtill hergeht, und wie bald abgeſſen iſt, und wie mein Claudingen, ſo bald der Vater im Lehnſeſſel zu niken anfängt, weg und in Garten ſchleicht, und dem Mond was vorſingt. Camille, ich wollt ſchwören, es iſt nicht der Mond! Wenn nicht hinter der Sach was ſtikt.

Camille.

Meinſt du?

Sybille.

Närrgen; dahinten die Teraſſe mit dem eiſernen Gatter kennſt du. Das müßt ein ſchlechter Liebhaber ſeyn, der nicht da herüber wollte, wie ein Steinwurf, um ſeiner Schar-

Rasch die Verſchlungnen umſchlang, feſt die Genießenden hielt.
Wie ſich die Jünglinge freuten! Merkur und Bacchus! ſie beide
Mußten geſtehn: es ſey, über dem Buſen zu ruhn
Dieſes herrlichen Weibes, ein ſchöner Gedanke. Sie baten:
Löſe, Vulcan, ſie noch nicht! Laß ſie noch einmal beſtehn.
Und der Alte war ſo Hahnrey, und hielt ſie nur feſter. —
Aber Fama, ſie ſteh rasch und voll Grimmes davon.
Seit der Zeit iſt zwiſchen den Zweyen der Fehde nicht Stillſtand;
Wie ſie ſich Helden erwählt, gleich iſt der Knabe darnach.
Wer ſie am höchſten verehrt, den weiß er am beſten zu faſſen,
Und den Sittlichſten greift er am gefährlichſten an.
Will ihm Einer entgehn, den bringt er vom Schlimmen ins Schlimmſte.
Mädchen bietet er an; wer ſie ihm thöricht verſchmäht,
Muß erſt grimmige Pfeile von ſeinem Bogen erdulden;
Mann erhitzt er auf Mann, treibt die Begierden auf's Thier.
Wer ſich ſeiner ſchämt, der muß erſt leiden; dem Heuchler
Streut er bittern Genuß unter Verbrechen und Noth.
Aber auch ſie, die Göttinn, verfolgt ihn mit Augen und Ohren,
Sieht ſie ihn einmal bey dir, gleich iſt ſie feindlich geſinnt,
Schreckt dich mit ernſtem Blick, verachtenden Mienen, und heftig
Strenge vertraut ſie das Haus, das er gewöhnlich beſucht.
Und ſo geht es auch mir: ſchon leid' ich ein wenig; die Göttinn
Eiferſüchtig, ſie forſcht meinem Geheimniſſe nach.
Doch es iſt ein altes Geſetz: ich ſchweig' und verehre;
Denn der Könige Zwiſt büßten die Griechen, wie ich.

XX.

Zieret Stärke den Mann, und freyes muthiges Weſen,
O! ſo ziemet ihm faſt tiefes Geheimniß noch mehr.
Städtebezwingerinn, du Verſchwiegenheit! Fürſtinn der Völker!
Theure Göttinn, die mich ſicher durch's Leben geführt,
Welches Schickſal erfahr' ich! Es leidet ſcherzend die Muſe,
Amor leidet, der Schalk! mir den verſchloſſenen Mund.
Ach, ſchon wird es ſo ſchwer, der Königе Schande verbergen!
Weder die Krone bedeckt, weder ein phrygiſcher Bund
Midas verlängertes Ohr; der nächſte Diener entdeckt es,
Und ihm ängſtet und drückt gleich das Geheimniß die Bruſt.
In die Erde vergräb' er es gern, um ſich zu erleichtern:
Doch die Erde verwehrt ſolche Geheimniße nicht;
Rohre ſprießen hervor, und rauſchen und liſpeln im Winde:
Midas! Midas, der Fürſt, trägt ein verlängertes Ohr!
Schwerer wird es nun mir, ein ſchönes Geheimniß zu wahren;
Ach, den Lippen entquillt Fülle des Herzens ſo leicht!
Keiner Freundinn darf ich's vertraun: ſie möchte mich ſcheiten;
Keinem Freunde: vielleicht brächte der Freund mir Gefahr.
Mein Entzücken dem Hain, dem ſchallenden Felſen zu ſagen,
Bin ich endlich nicht jung, bin ich nicht einſam genug.
Dir, Hexameter, dir, Pentameter, ſey es vertrauet,
Wie ſie des Tags mich erfreut, wie ſie des Nachts mich beglückt.

Sie, von vielen Männern gesucht, vermeidet die Schlingen,
Die ihr der Kühnere frech, heimlich der Listige legt;
Klug und zierlich schlüpft sie vorbey, und kennet die Wege,
Wo sie der Liebste gewiß lauschend begierig empfängt.
Zaudre, Luna, sie kommt! damit sie der Nachbar nicht sehe,
Manische, Lüftchen, im Laub! Niemand vernehme den Tritt.
Und ihr, wachset und blüht, geliebte Lieder, und wieget
Euch im leisesten Hauch lauer und liebender Luft,
Und entdeckt den Quiriten, wie jene Rohre geschwätzig,
Eines glücklichen Paars schönes Geheimniß zuletzt.

Elegieen.

II.

Alexis und Dora.

Ach! unaufhaltſam ſtrebet das Schiff mit jedem Momente
Durch die ſchäumende Fluth weiter und weiter hinaus!
Langhin furcht ſich die Gleiſe des Kiels, worin die Del-
phine
Springend folgen, als ſtieß' ihnen die Beute daran.
Alles deutet auf glückliche Fahrt: der ruhige Beſtémann
Ruckt am Segel gelind, das ſich für alle bemüht;
Vorwärts bringt der Schiffenden Geiſt, wie Flaggen und
Wimpel;
Einer nur ſteht rückwärts traurig gewendet am Maſt,
Sieht die Berge ſchon blau, die ſcheidenden, ſieht in das
Meer ſie
Niederſinken, es ſinkt jegliche Freude vor ihm.
Auch dir iſt es verſchwunden, das Schiff, das deinen Alexis,
Dir, o Dora, den Freund, ach! dir den Bräutigam
raubt.
Auch du blickeſt vergebens nach mir. Noch ſchlagen die
Herzen
Für einander, doch, ach! nun an einander nicht mehr.
Einziger Augenblick, in welchem ich lebte! du wirgeſt
Alle Tage, die ſonſt kalt mir verſchwindenden, auf.
Ach! nur im Augenblick, im letzten, fliegt mir ein Leben,
Unvermuthet in dir, wie von den Göttern, herab.
Nur umſonſt verklärſt du mit deinem Lichte den Aether;
Dein allleuchtender Tag, Phöbus, mir iſt er verhaßt.
In mich ſelber kehr' ich zurück; da will ich im Stillen
Wiederholen die Zeit, als ſie mir täglich erſchien.

War es möglich, die Schönheit zu ſehn und nicht zu empfinden?
Wirkte der himmliſche Reiz nicht auf dein ſtumpfes Gemüth?
Klage dich, Armer, nicht an! — So legt der Dichter ein Räthſel,
Künſtlich mit Worten verſchränkt, oft der Verſammlung ins Ohr.
Jeden freuet die ſeltne, der zierlichen Bilder Verknüpfung;
Aber noch fehlet das Wort, das die Bedeutung vermehrt.
Iſt es endlich entdeckt, dann heitert ſich jedes Gemüth auf.
Und erblickt im Gedicht beyzeit erfreulichen Sinn.
Ach! warum ſo ſpät, o Amor, nahmſt du die Binde,
Die du um's Aug' mir geknüpft, nahmſt ſie zu ſpät mir hinweg!
Lange ſchon harrte betrachtet das Schiff auf günſtige Lüfte;
Endlich ſtrebte der Wind, glücklich, vom Ufer ins Meer.
Leere Zeiten der Jugend! und leere Träume der Zukunft!
Ihr verſchwindet, es bleibt einzig die Stunde mir nur.
Ja, ſie bleibt, es bleibt mir das Glück! ich halte dich, Dora!
Und die Hoffnung zeigt, Dora, dein Bild mir allein.
Oefter ſah ich zum Tempel dich gehn, geſchmückt und geſittet,
Und das Mütterchen ging feyerlich neben dir her.
Eilig warſt du und friſch, zu Markte die Früchte zu tragen;
Und vom Brunnen, wie kühn! wiegte dein Haupt das Gefäß.
Da erſchien dein Hals, erſchien dein Nacken vor allen,

Und vor allen erſchien deiner Bewegungen Maß.
Oftmals hab' ich gezagt, es möchte der Krug dir entſtürzen;
Doch er hielt ſich ſtet auf dem geringelten Tuch.
Schöne Nachbarinn, ja, ſo war ich gewohnt dich zu ſehen,
Wie man die Sterne ſieht, wie man den Mond ſich beſchaut,
Sich an ihnen erfreut, und innen im ruhigen Busen
Nicht der entfernteſte Wunſch, ſie zu beſitzen, ſich regt.
Jahre, ſo gingt ihr dahin! Nur zwanzig Schritte getrennet
Waren die Häuſer, und nie hab' ich die Schwelle berührt.
Und nun trennt uns die gräßliche Fluth! Du lägſt nur den Himmel,
Welle! dein herrliches Blau iſt mir die Farbe der Nacht.
Alles rührte ſich ſchon; da kam ein Knabe gelaufen
An mein väterlich Haus, rief mich zum Strande hinab.
Schon erhebt ſich das Segel, es flattert im Winde: ſo ſprach er;
Und gelichtet, mit Kraft, trennt ſich der Anker vom Sand.
Komm, Alexis, o komm! Da drückte der wackere Vater,
Würdig, die ſegnende Hand mir auf das lockige Haupt,
Sorglich reichte die Mutter ein nachbereitetes Bündel:
Glücklich kehre zurück! riefen ſie, glücklich und reich!
Und ſo ſprang ich hinweg, das Bündelchen unter dem Arme,
An der Mauer hinab, fand an der Thüre dich ſchon
Deines Gartens. Du lächelteſt mir und ſagteſt: Alexis!
Sind die Lärmenden dort deine Geſellen der Jahrt?
Fremde Küſten beſuchſt du nun, und köſtliche Waaren
Handelſt du ein, und Schmuck reichen Matronen der Stadt.

Aber bringe mir auch ein leichtes Kettchen; ich will es
Dankbar zahlen: so oft hab' ich die Zierde gewünscht!
Stehen war ich geblieben, und fragte, nach Weise des Kaufmanns,
Erst nach Form und Gewicht deiner Bestellung genau.
Gar bescheiden erwogst du den Preis; da blickt' ich indessen
Nach dem Halse, des Schmucks unserer Königinn werth.
Heftiger tönte vom Schiff das Geschrey; da sagtest du freundlich:
Nimm aus dem Garten noch einige Früchte mit dir!
Nimm die reifsten Orangen, die weißen Feigen; das Meer bringt
Keine Früchte, sie bringt jegliches Land nicht hervor.
Und so trat ich herein. Du brachst nun die Früchte geschäftig,
Und die goldene Last zog das geschürzte Gewand.
Oefters bat ich: es sey nun genug! und immer noch eine
Schönere Frucht fiel dir, leise berührt, in die Hand.
Endlich kamst du zur Laube hinaus; da fand sich ein Körbchen,
Und die Myrte beg, blühend, sich über uns hin.
Schweigend begannest du nun, geschickt, die Früchte zu ordnen:
Erst die Orange, die schwer ruht, als ein goldener Ball,
Dann die weichliche Feige, die jeder Druck sonst entstellet;
Und mit Myrte bedeckt ward, und geziert, das Geschenk.
Aber ich hob es nicht auf; ich stand. Wir sahen einander
In die Augen, und mir ward vor dem Auge so trüb.
Deinen Busen fühlt' ich an meinem! Den herrlichen Nacken,

Ihn umſchlang nun mein Arm; tauſendmal küßt' ich den Hals.
Mir ſank über die Schulter dein Haupt; nun knüpften auch beide
Lieblichen Arme das Band um den Beglückten herum.
Unſers Hände fühlt' ich: er drückt' uns gewaltig zuſammen,
Und aus heiterer Luft donnert' es dreymal, da floß
Häufig die Thräne vom Aug' mir herab, du weinteſt, ich weinte,
Und vor Jammer und Glück ſchien uns die Welt zu vergehn.
Immer heftiger rief es am Strand; da wollten die Füße
Mich nicht tragen, ich rief: Dora! und biſt du nicht mein!
Ewig! ſagteſt du leiſe. Da ſchienen unſere Thränen,
Wie durch göttliche Luft, leiſe vom Auge verdunſtet.
Näher rief es: Alexis! Da blickte der ſuchende Knabe
Durch die Thüre herein. Wie er das Körbchen ergriff!
Wie er mich trieb! Wie ich dir die Hand noch drückte! — Zu Schiffe
Wie ich gekommen? Ich weiß, daß ich ein Trunkener ſchien.
Und ſo hielten mich auch die Geſellen, ſchonten den Kranken;
Und ſchon deckte der Hauch trüber Entfernung die Stadt.
Ewig! Dora, lifpelteſt du; mir ſchallt es im Ohre
Mit dem Donner des Zeus! Stand ſie doch neben dem Thron,
Seine Tochter, die Göttinn der Liebe; die Grazien ſtanden
Ihr zur Seiten! Er iſt götterbeſtätigt, der Bund!
O, ſo eile denn Schiff, mit allen günſtigen Winden!

Scharmanten die Trähnen abzutrocknen, die ihr der keuſche Mond abgelokt hat.

Camille.

Wahrhaftig! und ſie kann nicht leiden, das eins mitgeht.

Sybille.

Und ich ſtell mich auch immer ſo ſchläfrig, um ſie ſicher zu machen. Nun aber muß es heraus. Pedro reit ſchon iezt weg; dahinter ſtikt was. Das Nachteſſen iſt ſo früh beſtellt! Ganz gewiß!

Camille.

Wann wir ſie beſchlichen?

Sybille.

Das iſt nichts. Säh auch unfreundlich aus. Nein, dem Alten wollen wirs erzählen, der wird raſend; wie er auf ſeine Tochter und Ehre hält. Der ſoll ſich hinten hin ſchleichen.

Strebe, mächtiger Kiel, trenne die ſchäumende Fluth!
Bringe dem fremden Hafen mich zu, damit mir der Goldſchmidt
In der Werkſtatt gleich erbau das himmliſche Pfand.
Wirklich! zur Kette ſoll das Kettchen werden, o Dora!
Neunmal umgebe ſie dir, locker gewunden, den Hals.
Ferner ſchaff' ich noch Schmuck, den mannichfaltigſten; goldne
Spangen ſollen dir auch reichlich verzieren die Hand:
Da wetteifre Rubin und Smaragd, der liebliche Saphir
Stelle dem Hyacinth ſich gegenüber, und Gold
Halte das Edelgeſtein in ſchöner Verbindung zuſammen.
O, wie den Bräutigam freut, einzig zu ſchmücken die Braut!
Seh' ich Perlen, ſo denk' ich an dich; bey jeglichem Ringe
Kommt mir der länglichen Hand ſchönes Gebild' in den Sinn.
Tauſchen will ich und kaufen; du ſollſt das Schönſte von Allem
Wählen; ich widmete gern alle die Ladung nur dir.
Doch nicht Schmuck und Juwelen allein verſchafft dein Geliebter;
Was ein häusliches Weib freuet, das bringt er dir auch.
Feine wollene Decken, mit Purpurſäumen, ein Lager
Zu bereiten, das uns traulich und weichlich empfängt;
Köſtlicher Leinwand Stücke. Du ſpeiſt und näheſt und kleideſt
Mich und dich, und auch wohl noch ein Drittes darein.
Bilder der Hoffnung, täuſchet mein Herz! O mäßiget, Götter,

Dieſen gewaltigen Brand, der mir den Buſen durch-
tobt!
Aber auch ſie verlang' ich zurück, die ſchmerzliche Freude,
Wenn die Sorge ſich kalt, gräßlich gelaſſen, mir naht.
Nicht der Erinnyen Fackel, das Bellen der hölliſchen Hunde
Schreckt den Verbrecher ſo, in der Verzweiflung Gefild,
Als das gelaſſ'ne Geſpenſt mich ſchreckt, das die Schöne von
fern mir
Zeiget: die Thüre ſteht wirklich des Gartens noch auf!
Und ein anderer kommt! Für ihn auch fallen die Früchte!
Und die Feige gewährt ſtärkenden Honig auch ihm!
Lockt ſie auch ihn nach der Laube? und feigt er? O, macht
mich, ihr Götter,
Blind, verwiſchet das Bild jeder Erinnrung in mir!
Ja, ein Mädchen iſt ſie! und die ſich geſchwinde dem Einen
Gibt, ſie kehret ſich auch ſchnell zu dem Andern herum.
Lache nicht diesmal, Zevs, der frechgebrochenen Schwüre!
Donnere ſchrecklicher! triff! — Halte die Blitze zurück!
Sende die ſchwankenden Wolken mir nach! Im nächtlichen
Dunkel
Treffe dein leuchtender Blitz dieſen unglücklichen Maſt!
Streue die Planken umher, und gib der tobenden Welle
Dieſe Waaren, und mich gib den Delphinen zum
Raub. —
Nun, ihr Muſen, genug! Vergebens ſtrebt ihr zu ſchildern,
Wie ſich Jammer und Glück wechſeln in liebender Bruſt.
Heilen könnet die Wunden ihr nicht, die Amor geſchlagen;
Aber Linderung kommt einzig, ihr Guten, von euch.

Der neue Pauſias

und

ſein Blumenmädchen.

Pauſias von Sicyon, der Maler, war als Jüngling in Glycera, ſeine Mitbürgerinn, verliebt, welche Blumenkränze zu winden einen ſehr eigenthümlichen Geiſt hatte. Sie wetteiferten mit einander, und er brachte die Nachahmung der Blumen zur größten Mannichfaltigkeit. Oftmals malte er ſeine Geliebte, ſpinnend, mit einem Kranz beſchäftigt. Dieſes Bild wurde für eins ſeiner beſten gehalten, und die Kranzmahlerinn, oder Kranzhändlerinn genannt, weil Glycera ſich auf viele Arten als ein armes Mädchen ernährt hatte. Lucius Lucullus kaufte eine Tafel in Athen für zwey Talente. Plinius B. XXXV. C. XI.

Sie.

Schütte die Blumen nur her, zu meinen Füßen und deinen!
Welch ein chaotiſches Bild holder Verwirrung du ſtreuſt!

Er.

Du erſcheineſt als Liebe, die Elemente zu knüpfen;
Wie du ſie bindeſt, ſo wird nun erſt ein Leben daraus.

Sie.

Sanft berühre die Roſe, ſie bleib' im Kätzchen verborgen;
Wo ich dich finde, mein Freund, öffentlich reich' ich ſie dir.

Er.

Und ich thu', als kennt' ich dich nicht, und danke dir freundlich;
Aber dem Gegengeſchenk weichet die Geberinn aus.

Sie.

Reiche die Hyacinthe mir nun, und reiche die Nelke,
Daß die frühe zugleich neben der ſpäteren ſey.

Er.

Laß im blumigen Kreiſe zu deinen Füßen mich ſitzen,
Und ich fülle den Schoß dir mit der lieblichen Schaar.

Sie.

Reiche den Faden mir erſt; dann ſollen die Gartenverwandten
Die ſich von ferne nur ſahn, neben einander ſich freun.

Er.

Was bewundr' ich zuerſt? was zuletzt? die herrlichen Blumen?
Oder der Finger Geſchick? oder der Wählerinn Geiſt?

Sie.

Gib auch Blätter, den Glanz der blendenden Blumen zu mildern;
Auch das Leben verlangt ruhige Blätter im Kranz.

Er.

Sage, was wählſt du ſo lange bey dieſem Strauße? Gewiß iſt
Dieſer Jemand geweiht, den du beſonderſt bedenkſt.

Sie.

Hundert Sträuße vertheil' ich des Tags, und Kränze die Menge;
Aber den ſchönſten doch bring' ich am Abende dir.

Er.

Ach! wie wäre der Mahler beglückt, der dieſe Gewinde
Mahlte, das blumige Feld, ach! und die Göttinn zuerſt.

Sie.

Aber doch mäßig beglückt iſt der, mich dünkt, der am Boden
Hier ſitzt, dem ich den Kuß reichend noch glücklicher nim.

Er.

Ach, Geliebte, noch Einen! die neidiſchen Lüfte des Morgens
Nahmen den erſten ſogleich mir von den Lippen hinweg.

Sie.

Wie der Frühling die Blumen mir gibt, ſo geb' ich die Küſſe
Gern dem Geliebten; und hier ſey mit dem Kuße der Kranz!

Er.

Hätt' ich das hohe Talent des Pauſias glücklich empfangen:
Nachzubilden den Kranz, wär' ein Geſchäfte des Tags!

Sie.

Schön iſt er wirklich. Sieh' ihn nur an! Es wechſeln die ſchönſten
Kinder Florens um ihn, bunt und gefällig, den Tanz.

Er.

In die Reiche verſenkt' ich mich dann, und erſchöpfte den ſüßen
Zauber, den die Natur über die Kronen ergoß.

Sie.

Und ſo fänd' ich am Abend noch friſch den gebundenen Kranz hier;
Unverwelklich ſpräch' uns von der Tafel er an.

Er.

Ach, wie fühl' ich mich arm und unvermögend! wie wünſcht' ich
Feſt zu halten das Glück, das mir die Augen verſengt.

Sie.

Unzufriedener Mann! Du biſt ein Dichter, und neideſt
Jenes Alten Talent? Brauche das deinige doch!

Er.

Und erreicht wohl der Dichter den Schmelz der farbigen Blumen?
Neben deiner Geſtalt bleibt nur ein Schatten ſein Wort!

Sie.

Aber vermag der Mahler wohl auszudrücken: ich liebe!
Nur dich lieb' ich, mein Freund! lebe für dich nur allein!

Er.

Ach! und der Dichter ſelbſt vermag nicht zu ſagen: ich liebe!
Wie du, himmliſches Kind, ſüß mir es ſchmeichelſt ins Ohr.

Sie.

Viel vermögen ſie Beide; doch bleibt die Sprache des Kuſſes,
Mit der Sprache des Blicks, nur den Verliebten geſchenkt.

Er.

Du vereinigeſt Alles; du dichteſt und mahleſt mit Blumen:
Florens Kinder ſind dir Farben und Worte zugleich.

Sie.

Nur ein vergängliches Werk entwindet der Hand ſich des Mädchens
Jeden Morgen; die Pracht welkt vor dem Abende ſchon.

Er.

Auch ſo geben die Götter vergängliche Gaben, und locken
Mit erneutem Geſchenk immer die Sterblichen an.

Sie.

Hat dir doch kein Strauß, kein Kranz des Tages gefehlet,
Seit dem erſten, der dich mir ſo von Herzen verband.

Er.

Ja, noch hängt er zu Hauſe, der erſte Kranz, in der Kammer,
Welchen du mir, den Schmaus lieblich umwandelnd, gereicht.

Sie.

Da ich den Becher dir kränzte, die Roſenknoſpe hineinfiel,
Und du trankeſt, und rieſſt: Mädchen, die Blumen ſind Gift!

Er.

Und dagegen du ſagteſt: ſie ſind voll Honig, die Blumen;
Aber die Biene nur findet die Süßigkeit aus.

Sie.

Und der rohe Timanth ergriff mich, und ſagte: die Hummeln
Forſchen des herrlichen Kelchs ſüße Geheimniſſe wohl?

Er.

Und du wandteſt dich weg, und wollteſt fliehen; es ſtürzten,
Vor dem täppiſchen Mann, Körbchen und Blumen hinab.

Sie.

Und du rieſſt ihm gebietend: das Mädchen laß nur! die Sträuße,
So wie das Mädchen ſelbſt, ſind für den feineren Sinn.

Er.

Aber feſter hielt er dich nur; es grinſ'te der Lacher,
Und dein Kleid zerriß oben vom Nacken herab.

Sie.

Und du warfſt in begeiſterter Wuth den Becher hinüber,
Daß er am Schedel ihm, hißlich vergoſſen, erklang.

Er.

Wein und Zorn verblendeten mich; doch ſah ich den weißen
Nacken, die herrliche Bruſt, die du bedeckteſt, im Blick.

Sie.

Welch ein Getümmel ward und ein Aufſtand! Purpurn das Blut lief,
Mit dem Weine vermiſcht, gräulich dem Gegner vom Haupt.

Er.

Dich nur ſah' ich, nur dich am Boden knieend, verdrießlich;
Mit der einen Hand hielteſt das Gewand du hinauf.

Sie.

Ach da flogen die Teller nach dir! Ich ſorgte, den edlen
Fremdling träfe der Wurf freiend geſchlungnen Metalls.

Er.

Und doch ſah ich nur dich, wie raſch mit der andern Hand du
Körbchen, Blumen und Kranz ſammelteſt unter dem Stuhl.

Sie.

Schützend trateſt du vor, daß nicht mich verletzte der Zufall,
Oder der zornige Wirth, weil ich das Mahl ihm geſtört.

Er.

Ja, ich erinn're mich noch; ich nahm den Teppich, wie einer,
Der auf dem linken Arm gegen den Stier ihn bewegt.

Sie.

Ruhe gebot der Wirth und ſinnige Freunde. Da ſchlüpft' ich
Sachte hinaus; nach dir wendet' ich immer den Blick.

Er.

Ach, du warſt mir verſchwunden! Vergebens ſucht' ich in allen
Winkeln des Hauſes herum, ſo wie auf Straßen und Markt.

Sie.

Schamhaft blieb ich verborgen. Das unbeſcholtene Mädchen,
Sonſt von den Bürgern geliebt, war nun das Mährchen
des Tags.

Er.

Blumen ſah ich genug und Sträuße, Kränze die Menge;
Aber du fehlteſt mir, aber du fehlteſt der Stadt.

Sie.

Stille ſaß ich zu Hauſe. Da blätterte leis ſich vom Zweige
Manche Roſe, ſo auch dorrte die Reihe dahin.

Er.

Mancher Jüngling ſtrach auf dem Platz: da liegen die Blumen!
Aber die Liebſte fehlt, die ſie verbände zum Kranz.

Sie.

Kränze band ich indeſſen zu Haus', und ließ ſie verwelken.
Siehſt du? da hangen ſie noch, neben dem Herde, für dich.

Er.

Auch ſo welkte der Kranz, dein erſtes Geſchenk! Ich vergaß nicht
Ihn im Getümmel, ich hing neben dem Bett mir ihn auf.

Sie.

Abends betrachtet' ich mir die welkenden, ſaß noch und weinte,
Bis in der dunkeln Nacht Farbe nach Farbe verloſch.

Er.

Irrend ging ich umher, und fragte nach deiner Behauſung;
Keiner der Elteſten ſelbſt konnte mir geben Beſcheid.

Sie.

Keiner hat je mich beſucht, und keiner weiß die entlegne
Wohnung; die Größe der Stadt birget die Aermere leicht.

Er.

Irrend lief ich umher, und flehte zur ſpähenden Sonne:
Zeige mir, mächtiger Gott, wo du im Winkel ihr ſcheinſt!

Sie.

Große Götter hörten dich nicht; doch Penia hört' es.
Endlich trieb die Noth nach dem Gewerbe mich aus.

Er.

Trieb nicht noch dich ein anderer Gott, den Beſchützer zu ſuchen?
Hatte nicht Amor für uns wechſelnde Pfeile getauſcht?

Sie.

Spähend ſucht' ich dich auf bey vollem Markt, und ich ſah dich!

Er.

Und es hielt das Gedräng' keines der Liebenden auf.

Sie.

Schnell wir theilten das Volk, wir kamen zuſammen, du ſtandeſt,

Er.

Und du ſtandeſt vor mir, ja! und wir waren allein.

Sie.

Mitten unter den Menſchen! ſie ſchienen nur Sträucher und
Bäume,

Er:

Und mir ſchien ihr Getöſ' nur ein Geriefel des Quells.

Sie.

Immer allein ſind Liebende ſich in der größten Verſammlung:
Aber ſind ſie zu zwey'n, ſtellt auch der Dritte ſich ein.

Er.

Amor, ja! er ſchmückt ſich mit dieſen herrlichen Kränzen.
Schütte die Blumen nun doch fort, aus dem Schoße den Reſt!

Sie.

Nun, ich ſchüttle ſie weg, die ſchönen. In deiner Umarmung,
Lieber, geht mir auch heut wieder die Sonne nur auf.

Camille.

Fangen wir's nur klug an, daß es nicht ausſieht —

Sybille.

Iſt das das erſtemal, daß wir Leute aneinanderhezen? Komm, eh es zu Tiſch geht, komm!

(beide ab.)

Eine Stube einer ſchlechten Dorfherberge.

Drei Vagabunden ſtehen um einen Tiſch und würfeln. Crugantino, den Degen an der Seite, eine Zitter mit einem blauen Band in der Hand. Er ſtimmt, auf und abgehend, und ſingt:

Mit Mädeln ſich vertragen,
Mit Männern 'rumgeſchlagen,
Und mehr Credit als Geld;
So kommt man durch die Welt.
Ein Lied, am Abend warm geſungen,
Hat mir ſchon manches Herz errungen;
Und ſteht der Neider an der Wand,
Hervor den Degen in der Hand;

'Raus,

Euphroſyne.

Auch von des höchſten Gebirgs beeisten zackigen Gipfeln
Schwindet Purpur und Glanz ſcheidender Sonne hinweg.
Lange verhüllt ſchon Nacht das Thal und die Pfade des Wandrers,
Der, am toſenden Strom, auf zu der Hütte ſich ſehnt,
Zu dem Ziele des Tags, der ſtillen hirtlichen Wohnung;
Und der göttliche Schlaf eilet gefällig voraus,
Dieſer holde Geſelle des Reiſenden. Daß er auch heute,
Segnend, kränze das Haupt mir mit dem heiligen Mohn!
Aber was leuchtet mir dort vom Felſen glänzend herüber,
Und erhellet den Duft ſchäumender Ströme ſo hold?
Strahlt die Sonne vielleicht durch heimliche Spalten und Klüfte?
Denn kein irdiſcher Glanz iſt es, der wandelnde, dort.
Näher wälzt ſich die Wolke, ſie glüht. Ich ſtaune dem Wunder!
Wird der roſige Strahl nicht ein bewegtes Gebild?
Welche Göttinn nahet ſich mir? und welche der Muſen
Suchet den treuen Freund, ſelbſt in dem grauſen Geklüft?
Schöne Göttinn! enthülle dich mir, und täuſche, verſchwindend,
Nicht den begeiſterten Sinn, nicht das gerührte Gemüth.
Nenne, wenn du es darfſt vor einem Sterblichen, deinen
Göttlichen Namen; wo nicht: rege bedeutend mich auf,
Daß ich fühle, welche du ſeyſt von den ewigen Töchtern
Zevs, und der Dichter ſogleich preiſe dich würdig im Lied.
„Kennſt du mich, Guter, nicht mehr? Und käme dieſe Geſtalt dir,
Die du doch ſonſt geliebt, ſchon als ein fremdes Gebild?
Zwar der Erde gehör' ich nicht mehr, und trauernd entſchwang ſich
Schon der ſchaudernde Geiſt jugendlich frohem Genuß;
Aber ich hoffte, mein Bild noch feſt in des Freundes Erinn'rung
Eingeſchrieben, und noch ſchön durch die Liebe verklärt.

Ja, ſchon ſagt mir gerührt dein Blick, mir ſagt es die Thräne:
Euphroſyne, ſie iſt noch von dem Freunde gekannt.
Sieh, die Scheidende zieht durch Wald und grauſes Gebirge,
Sucht den wandernden Mann, ach! in der Ferne noch auf;
Sucht den Lehrer, den Freund, den Vater, blicket noch einmal
Nach dem leichten Gerüſt irdiſcher Freuden zurück.
Laß mich der Tage gedenken, da mich, das Kind, du dem Spiele
Jener täuſchenden Kunſt reizender Muſen geweiht.
Laß mich der Stunde gedenken, und jedes kleineren Umſtands.
Ach, wer ruft nicht ſo gern Unwiederbringliches an!
Jenes ſüße Gedränge der leichteſten irdiſchen Tage,
Ach, wer ſchätzt ihn genug, dieſen vereilenden Werth!
Klein erſcheinet es nun, doch ach! nicht kleinlich dem Herzen;
Macht die Liebe, die Kunſt, jegliches Kleine doch groß.
Denkſt du der Stunde noch wohl, wie, auf dem Breter-Gerüſte,
Du mich der höheren Kunſt ernſtere Stufen geführt?
Knabe ſchien ich, ein rührendes Kind, du nanntest mich Arthur,
Und belebteſt in mir brittiſches Dichter-Gebild,
Drohteſt mit grimmiger Gluth den armen Augen, und wandteſt
Selbſt den thränenden Blick, innig getäuſchet, hinweg.
Ach! da warſt du ſo hold und ſchützteſt ein trauriges Leben,
Das die verwegene Flucht endlich dem Knaben entriß.
Freundlich faßteſt du mich, den Zerſchmetterten, trugſt mich von dannen,
Und ich heuchelte lang', dir an dem Buſen, den Tod.
Endlich ſchlug die Augen ich auf, und ſah dich, in ernſte,
Stille Betrachtung verſenkt, über den Liebling geneigt.
Kindlich ſtrebt' ich empor, und küßte die Hände dir dankbar,
Reichte, zum reinen Kuß, dir den gefälligen Mund.
Fragte: warum, mein Vater, ſo ernſt? und hab' ich gefehlet.

O! so zeige mir an, wie mir das Beſſre gelingt,
Keine Mühe verdrießt mich bey dir, und Alles und Jedes
Wiederhol' ich so gern, wenn du mich leiteſt und lehrſt.
Aber du faſſteſt mich ſtark, und drückteſt mich feſter im Arme,
Und es ſchauderte mir tief in dem Buſen das Herz.
Nein! mein liebliches Kind, so riefſt du, Alles und Jedes,
Wie du es heute gezeigt, zeig' es auch morgen der Stadt.
Rühre ſie alle, wie mich du gerührt, und es fließen, zum Beyfall,
Dir von dem trockenſten Aug' herrliche Thränen herab.
Aber am tiefſten trafſt du doch mich, den Freund, der im Arm dich
Hält, den ſelber der Schein früherer Leiche geſchreckt.
Ach, Natur, wie ſicher und groß in Allem erſcheinſt du!
Himmel und Erde befolgt ewiges, feſtes Geſetz,
Jahre folgen auf Jahre, dem Frühlinge reichet der Sommer,
Und dem reichlichen Herbſt traulich der Winter die Hand.
Felſen ſtehen gegründet, es ſtürzt ſich das ewige Waſſer,
Aus der bewölkten Kluft, ſchäumend und brauſend hinab.
Fichten grünen ſo fort, und ſelbſt die entlaubten Gebüſche
Hegen, im Winter ſchon, heimliche Knoſpen am Zweig.
Alles entſteht und vergeht nach Geſetz; doch über des Menſchen
Leben, den köſtlichen Schatz, herrſchet ein ſchwankendes Loos.
Nicht dem blühenden nickt der willig ſcheidende Vater,
Seinem trefflichen Sohn, freundlich vom Rande der Gruft;
Nicht der Jüngere ſchließt dem Aelteren immer das Auge,
Das ſich willig geſenkt, kräftig dem Schwächeren zu.
Oefter, ach! verkehrt das Geſchick die Ordnung der Tage;
Hülflos klaget ein Greis Kinder und Enkel umſonſt,
Steht, ein beſchädigter Stamm, dem rings zerſchmetterte Zweige
Um die Seiten umher ſtrömende Schloſſen geſtreckt.
Und ſo, liebliches Kind, durchdrang mich die tiefe Betrachtung,

Als du zur Leiche verſtellt über die Arme mir hingſt;
Aber freudig ſeh' ich dich mir, in dem Glanze der Jugend,
Vielgeliebtes Geſchöpf, wieder am Herzen belebt.
Springe fröhlich dahin, verſtellter Knabe! das Mädchen
Wächſt zur Freude der Welt, mir zum Entzücken heran.
Immer ſtrebe ſo fort, und deine natürlichen Gaben
Bilde, bey jeglichem Schritt ſteigenden Lebens, die Kunſt.
Sey mir lange zur Luſt, und eh' mein Auge ſich ſchließet,
Wünſch' ich dein ſchönes Talent glücklich vollendet zu ſehn. —
Alſo ſprachſt du, und nie vergaß ich der wichtigen Stunde!
Deutend entwickelt' ich mich an dem erhabenen Wort.
O, wie ſprach ich ſo gerne zum Volk die rührenden Reden,
Die du, voller Gehalt, kindlichen Lippen vertraut!
O, wie bildet' ich mich an deinen Augen, und ſuchte
Dich im tiefen Gedräng' ſtaunender Hörer heraus!
Doch dort wirſt du nun ſeyn, und ſehn, und nimmer bewegt ſich
Euphroſyne hervor, dir zu erheitern den Blick.
Du vernimmſt ſie nicht mehr, die Töne des wachſenden Zöglings,
Die du zu liebendem Schmerz frühe, ſo frühe! geſtimmt.
Andere kommen und gehn; es werden dir Andre gefallen,
Selbſt dem großen Talent drängt ſich ein größeres nach.
Aber du, vergeſſe mich nicht! Wenn eine dir jemals
Sich im verworrnen Geſchäft heiter entgegen bewegt,
Deinem Winke ſich fügt, an deinem Lächeln ſich freuet,
Und am Platze ſich nur, den du beſtimmteſt, gefällt;
Wenn ſie Mühe nicht ſpart noch Fleiß, wenn thätig der Kräfte,
Selbſt bis zur Pforte des Grabs, freudiges Opfer ſie bringt;
Guter! dann gedenkeſt du mein, und rufeſt auch ſpät noch:
Euphroſyne, ſie iſt wieder erſtanden vor mir!
Vieles ſagt' ich noch gern; doch, ach! die Scheidende weilt nicht,

Wie ſie wollte, mich führt ſtreng ein gebietender Gott.
Lebe wohl! ſchon zieht mich's dahin in ſchwankendem Eilen.
Einen Wunſch nur vernimm, freundlich gewähre mir ihn:
Laß nicht ungerühmt mich zu den Schatten hinabgehn!
Nur die Muſe gewahrt einiges Leben dem Tod.
Denn geſtaltlos ſchweben umher in Perſefoneia's
Reiche, maſſenweiſ', Schatten vom Namen getrennt;
Wen der Dichter aber gerühmt, der wandelt, geſtaltet,
Einzeln, geſellet dem Chor aller Heroen ſich zu.
Freudig tret' ich einher, von deinem Liede verkündet,
Und der Göttinn Blick weilet gefällig auf mir.
Mild empfängt ſie mich dann, und nennt mich; es winken die hohen
Göttlichen Frauen mich an, immer die nächſten am Thron.
Penelopeia redet zu mir, die treuſte der Weiber,
Auch Evadne, gelehnt auf den geliebten Gemahl.
Jüngere nahen ſich dann, zu früh herunter Geſandte,
Und beklagen mit mir unſer gemeines Geſchick.
Wenn Antigone kommt, die ſchweſterlichſte der Seelen,
Und Polyxena, trüb' noch von dem bräutlichen Tod,
Seh' ich als Schweſtern ſie an, und trete würdig zu ihnen;
Denn der tragiſchen Kunſt holde Geſchöpfe ſind ſie.
Bildete doch ein Dichter auch mich; und ſeine Geſänge,
Ja, ſie vollenden an mir, was mir das Leben verſagt."
Alſo ſprach ſie, und noch bewegte der liebliche Mund ſich,
Weiter zu reden; allein ſchwirrend verſagte der Ton.
Denn aus dem Purpurgewölk, dem ſchwebenden, immer bewegten,
Trat der herrliche Gott, Hermes, gelaſſen hervor,
Mild erhob er den Stab und deutete; wallend verſchlangen
Wachſende Wolken, im Zug, beide Geſtalten vor mir.
Tiefer liegt die Nacht um mich her; die ſtürzenden Waſſer

Brauſen gewaltiger nun neben dem ſchlüpfrigen Pfad.
Unbezwingliche Trauer befällt mich, entkräftender Jammer,
Und ein mooſiger Fels ſtützet den Sinkenden nur.
Wehmuth reißt durch die Saiten der Bruſt; die nächtlichen Thränen
Fließen, und über dem Wald kündet der Morgen ſich an.

Das Wiedersehn.

Er.

Süße Freundinn, noch Einen, nur Einen Kuß noch gewähre
Diesen Lippen! Warum bist du mir heute so karg?
Gestern blühte wie heute der Baum; wir wechselten Küsse
Tausendfältig; dem Schwarm Bienen verglichst du sie ja,
Wie sie den Blüthen sich nahn und saugen, schweben und wieder
Saugen, und lieblicher Ton süßen Genusses erschallt.
Alle noch üben das holde Geschäft. Und wäre der Frühling
Uns vorübergeflohn, eh' sich die Blüthe zerstreut?

Sie.

Träume, lieblicher Freund, nur immer! rede von gestern!
Gerne hör' ich dich an, drücke dich redlich ans Herz.
Gestern, sagst du? — Es war, ich weiß, ein köstliches Gestern;
Worte verklangen im Wort, Küsse verdrängten den Kuß.
Schmerzlich war's zu scheiden am Abende, traurig die lange
Nacht von gestern auf heut, die den Getrennten gebot.
Doch der Morgen kehret zurück. Ach! daß mir indessen
Zehnmal, leider! der Baum Blüthen und Früchte gebracht!

Amyntas.

Nikias, trefflicher Mann, du Arzt des Leibs und der Seele!
Krank! ich bin es fürwahr; aber dein Mittel iſt hart.
Ach! mir ſchwanden die Kräfte dahin, dem Rathe zu folgen;
Ja, und es ſcheinet der Freund ſchon mir ein Gegner zu ſeyn.
Widerlegen kann ich dich nicht; ich ſage mir Alles,
Sage das härtere Wort, das du verſchweigeſt, mir auch.
Aber, ach! das Waſſer entſtürzt der Stelle des Felſens
Raſch, und die Welle des Bachs halten Geſänge nicht auf.
Raſ't nicht unaufhaltſam der Sturm? und wälzet die Sonne
Sich, von dem Gipfel des Tags, nicht in die Wellen hinab?
Und ſo ſpricht mir rings die Natur: auch du biſt, Amyntas,
Unter das ſtrenge Geſetz ehrner Gewalten gebeugt.
Runzle die Stirne nicht tiefer, mein Freund, und höre gefällig,
Was mich geſtern ein Baum, dort an dem Bache, gelehrt.
Wenig Aepfel trägt er mir nur, der ſonſt ſo beladne;
Sieh, der Epheu iſt Schuld, der ihn gewaltig umgibt.
Und ich faſſte das Meſſer, das krummgebogene, ſcharfe,
Trennte ſchneidend, und riß Ranke nach Ranken herab;
Aber ich ſchauderte gleich, als, tief erſeufzend und kläglich,
Aus den Wipfeln zu mir liſpelnde Klage ſich goß.
O, verletze mich nicht! den treuen Gartengenoſſen,
Dem du, als Knabe, ſo früh, manche Genüſſe verdankt.
O, verletze mich nicht! du reißeſt mit dieſem Geflechte,
Das du gewaltig zerſtörſt, grauſam das Leben mir aus.
Hab' ich nicht ſelbſt ſie genährt, und ſanft ſie herauf mir erzogen?
Iſt, wie mein eigenes Laub, nicht mir das ihre verwandt?
Soll ich nicht lieben die Pflanze, die, meiner einzig bedürftig,
Still, mit begieriger Kraft, mir um die Seite ſich ſchlingt?

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.

3-598-50924-3
FN. 18632/458

Tauſend Ranken wurzelten an, mit tauſend und tauſend
Faſern ſenket ſie feſt mir in das Leben ſich ein.
Nahrung nimmt ſie von mir; was ich bedürfte, genießt ſie,
Und ſo ſaugt ſie das Mark, ſauget die Seele mir aus.
Nur vergebens nähr' ich mich noch; die gewaltige Wurzel
Sendet lebendigen Safts, ach! nur die Hälfte hinauf.
Denn der gefährliche Gaſt, der geliebteſte, maßet behende
Unterweges die Kraft herbſtlicher Früchte ſich an.
Nichts gelangt zur Krone hinauf; die äußerſten Wipfel
Dorren, es dorret der Aſt über dem Bache ſchon hin.
Ja, die Verrätherinn iſt's! ſie ſchmeichelt mir Leben und Güter,
Schmeichelt die ſtrebende Kraft, ſchmeichelt die Hoffnung mir ab.
Sie nur fühl' ich, nur ſie, die umſchlingende, freue der Feſſeln,
Freue des tödtenden Schmucks, fremder Umlaubung mich nur.
Halte das Meſſer zurück! o Nikias, ſchone den Armen,
Der ſich in liebender Luſt, willig gezwungen, verzehrt!
Süß iſt jede Verſchwendung; o, laß mich der ſchönſten genießen!
Wer ſich der Liebe vertraut, hält er ſein Leben zu Rath?

'Raus, feurig, friſch
Den Flederwiſch!
Kling! Kling! Klang! Klang!
Dik! Dik! Dak! Dak!
Krik! Krak!
Mit Mädeln ſich vertragen,
Mit Männern 'rumgeſchlagen,
Und mehr Credit als Geld;
So kommt man durch die Welt.

1. Vagabund.

Komm doch, Crugantino; Halt eins!

Crugantino.

Mir iſt heut gar nicht drum zu thun.

2. Vagabund.

Er iſt heut wieder nicht zu brauchen.

Crugantino.

Servitor! Wenn ich mich wollte brauchen laſſen, ging in honette Geſellſchaft, und gäb mich mit Lumpen nicht ab, wie ihr ſeyd.

1. Vagabund.

Laßt ihn! Er iſt guten Humors.

Die Metamorphoſe der Pflanzen.

Dich verwirret, Geliebte, die tauſendfältige Miſchung
Dieſes Blumengewühls über den Garten umher;
Viele Nahmen höreſt du an, und immer verdränget,
Mit barbariſchem Klang, einer den andern im Ohr.
Alle Geſtalten ſind ähnlich, und keine gleichet der andern;
Und ſo deutet das Chor auf ein geheimes Geſetz,
Auf ein heiliges Räthſel. O, könnt' ich dir, liebliche Freundinn,
Ueberliefern ſogleich glücklich das löſende Wort!
Werdend betrachte ſie nun, wie nach und nach ſich die Pflanze,
Stufenweiſe geführt, bildet zu Blüthen und Frucht.
Aus dem Samen entwickelt ſie ſich, ſobald ihn der Erde
Stille befruchtender Schoß hold in das Leben entläßt,
Und dem Reize des Lichts, des heiligen, ewig bewegten,
Gleich den zärteſten Bau keimender Blätter empfiehlt.
Einfach ſchlief in dem Samen die Kraft; ein beginnendes Vorbild
Lag, verſchloſſen in ſich, unter die Hülle gebeugt;
Blatt und Wurzel und Keim, nur halb geformet und farblos:
Trocken erhält ſo der Kern ruhiges Leben bewahrt,
Quillet ſtrebend empor, ſich milder Feuchte vertrauend,
Und erhebt ſich ſogleich aus der umgebenden Nacht.
Aber einfach bleibt die Geſtalt der erſten Erſcheinung;
Und ſo bezeichnet ſich auch unter den Pflanzen das Kind.
Gleich darauf ein folgender Trieb, ſich erhebend, erneuet,
Knoten auf Knoten gethürmt, immer das erſte Gebild.
Zwar nicht immer das gleiche; denn mannigfaltig erzeugt ſich,
Ausgebildet, du ſiehſt's, immer das folgende Blatt,
Ausgedehnter, gekerbter, getrennter in Spitzen und Theile,
Die verwachſen vorher ruhten im untern Organ.

Und so erreicht es zuerst die höchst bestimmte Vollendung,
Die bey manchem Geschlecht dich zum Erstaunen bewegt.
Viel gerippt und gezackt, auf mastig strotzender Fläche
Scheinet die Fülle des Triebs frey und unendlich zu seyn.
Doch hier hält die Natur, mit mächtigen Händen, die Bildung
An, und lenket sie sanft in das Vollkommnere hin.
Mäßiger leitet sie nun den Saft, verengt die Gefäße,
Und gleich zeigt die Gestalt zärtere Wirkungen an.
Stille zieht sich der Trieb der strebenden Ränder zurücke,
Und die Rippe des Stiels bildet sich völliger aus.
Blattlos aber und schnell erhebt sich der zärtere Stengel,
Und ein Wundergebild zieht den Betrachtenden an.
Rings im Kreise stellet sich nun, gezählet und ohne
Zahl, das kleinere Blatt neben dem ähnlichen hin.
Um die Achse gedrängt entscheidet der bergende Kelch sich,
Der zur höchsten Gestalt farbige Kronen entläßt.
Also prangt die Natur in hoher, voller Erscheinung,
Und sie zeiget, gereizt, Glieder an Glieder gestuft.
Immer erstaunst du auf's Neue, so bald sich am Stengel die Blume
Ueber dem schlanken Gerüst wechselnder Blätter bewegt.
Aber die Herrlichkeit wird des neuen Schaffens Verkündung.
Ja, das farbige Blatt fühlet die göttliche Hand.
Und zusammen zieht es sich schnell; die zärtesten Formen,
Zwiefach streben sie vor, sich zu vereinen bestimmt.
Traulich stehen sie nun, die holden Paare, beysammen,
Zahlreich ordnen sie sich um den geweihten Altar.
Hymen schwebet herbey, und herrliche Düfte, gewaltig,
Strömen süßen Geruch, Alles belebend, umher.
Nun vereinzelt schwellen sogleich unzählige Keime,
Hold in den Mutterschoß schwellender Früchte gehüllt.

Und hier ſchließt die Natur den Ring der ewigen Kräfte;
Doch ein neuer ſogleich faſſet den vorigen an,
Daß die Kette ſich fort durch alle Zeiten verlänge,
Und das Ganze belebt, ſo wie das Einzelne, ſey.
Wende nun, o Geliebte, den Blick zum bunten Gewimmel,
Das verwirrend nicht mehr ſich vor dem Geiſte bewegt.
Jede Pflanze verkündet dir nun die ew'gen Geſetze,
Jede Blume, ſie ſpricht lauter und lauter mit dir.
Aber entzifferſt du hier der Göttinn heilige Lettern,
Ueberall ſiehſt du ſie dann, auch in verändertem Zug.
Kriechend zaudre die Raupe, der Schmetterling eile geſchäftig,
Bildſam ändre der Menſch ſelbſt die beſtimmte Geſtalt.
O, gedenke denn auch, wie aus dem Keim der Bekanntſchaft
Nach und nach in uns holde Gewohnheit entſproß,
Freundſchaft ſich mit Macht aus unſerm Innern enthüllte,
Und wie Amor zuletzt Blüthen und Früchte gezeugt.
Denke, wie mannichfach bald die, bald jene Geſtalten,
Still entfaltend, Natur unſern Gefühlen geliehn!
Freue dich auch des heutigen Tags! Die heilige Liebe
Strebt zu der höchſten Frucht gleicher Geſinnungen auf,
Gleicher Anſicht der Dinge, damit in harmoniſchem Anſchaun
Sich verbinde das Paar, finde die höhere Welt.

Herrmann und Dorothea.

Alſo das wäre Verbrechen, daß einſt Properz mich begeiſtert;
Daß Martial zu mir auch, der Verwegne, geſellt?
Daß ich die Alten nicht hinter mir ließ, die Schule zu hüten;
Daß ſie nach Latium gern mir in das Leben gefolgt?
Daß ich Natur und Kunſt zu ſchaun mich treulich beſtrebe;
Daß kein Name mich täuſcht, daß mich kein Dogma beſchränkt?
Daß nicht des Lebens bedingender Drang mich, den Menſchen, verändert;
Daß ich der Heucheley dürftige Maske verſchmäht?
Solcher Fehler, die du, o Muſe, ſo emſig gepfleget,
Zeihet der Pöbel mich; Pöbel nur ſieht er in mir.
Ja, ſogar der Beſſere ſelbſt, gutmüthig und bieder,
Will mich anders; doch du, Muſe, befiehlſt mir allein.
Denn du biſt es allein, die noch mir die innere Jugend
Friſch erneueſt, und ſie mir bis zu Ende verſprichſt.
Aber verdopple nunmehr, o Göttinn, die heilige Sorgfalt!
Ach! die Scheitel umwallt reichlich die Locke nicht mehr:
Da bedarf man der Kränze, ſich ſelbſt und Andre zu täuſchen;
Kränzte doch Cäſar ſelbſt nur aus Bedürfniß das Haupt.
Haſt du ein Lorberreis mir beſtimmt, ſo laß es am Zweige
Weiter grünen, und gib einſt es dem Würdigern hin;

Aber Roſen winde genug zum häuslichen Kranze;
Bald als Lilie ſchlingt ſilberne Locke ſich durch.
Schüre die Gattinn das Feuer, auf reinlichem Herde zu kochen!
Werfe der Knabe das Reis, ſpielend, geſchäftig dazu!
Laß im Becher nicht fehlen den Wein! Geſprächige Freunde,
Gleichgeſinnte, herein! Kränze! ſie warten auf euch.
Erſt die Geſundheit des Mannes, der, endlich vom Namen Homeros
Kühn uns befreyend, uns auch ruft in die vollere Bahn.
Denn wer wagte mit Göttern den Kampf? und wer mit dem Einen?
Doch Homeride zu ſeyn, auch nur als letzter, iſt ſchön.
Darum höret das neuſte Gedicht! Noch einmal getrunken!
Euch beſteche der Wein, Freundſchaft und Liebe das Ohr.
Deutſche ſelber führ' ich euch zu, in die ſtillere Wohnung,
Wo ſich, nah der Natur, menſchlich der Menſch noch erzieht,
Uns begleite des Dichters Geiſt, der ſeine Luiſe
Raſch dem würdigen Freund, uns zu entzücken, verband.
Auch die traurigen Bilder der Zeit, ſie führ' ich vorüber;
Aber es ſieze der Muth in dem geſunden Geſchlecht.
Hab' ich euch Thränen ins Auge gelockt, und Luſt in die Seele
Singend geflößt', ſo kommt, drücket mich herzlich ans Herz!
Weiſe denn ſey das Geſpräch! Uns lehret Weisheit am Ende
Das Jahrhundert; wen hat das Geſchick nicht geprüft?

Blicket heiterer nun auf jene Schmerzen zurücke,
Wenn euch ein fröhlicher Sinn Manches entbehrlich erklärt.
Menſchen lernten wir kennen und Nationen; ſo laßt uns,
Unſer eigenes Herz kennend, uns deſſen erfreun.

Epistel n.

Erſte Epiſtel.

Jetzt da Jeglicher lieſ't und viele Leſer das Buch nur
Ungeduldig durchblättern und, ſelbſt die Feder ergreifend,
Auf das Büchlein ein Buch mit ſeltner Fertigkeit pfropfen,
Soll auch ich, du wilſt es, mein Freund, dir über das Schreiben
Schreibend die Menge vermehren und meine Meinung verkünden,
Daß auch Andere wieder darüber meinen und immer
So ins Unendliche fort die ſchwankende Woge ſich wälze.
Doch ſo fähret der Fiſcher dem hohen Meer zu, ſo bald ihm
Günſtig der Wind und der Morgen erſcheint; er treibt ſein Gewerbe,
Wenn auch hundert Geſellen die blinkende Fläche durchkreuzen.

Edler Freund, du wünſcheſt das Wohl des Menſchengeſchlechtes,
Unſerer Deutſchen beſonders und ganz vorzüglich des nächſten
Bürgers, und fürchteſt die Folgen gefährlicher Bücher; wir haben
Leider oft ſie geſehen. Was ſollte man, oder was könnten
Biedere Männer vereint, was könnten die Herrſcher bewirken?
Ernſt und wichtig erſcheint mir die Frage, doch trifft ſie mich eben
In vergnüglicher Stimmung. Im warmen heiteren Wetter
Glänzet fruchtbar die Gegend, mir bringen liebliche Lüfte
Ueber die wallende Flut ſüß duftende Kühlung herüber,
Und dem Heitern erſcheint die Welt auch heiter, und ferne
Schwebt die Sorge mir nur in leichten Wölkchen vorüber.

Was mein leichter Griffel entwirft iſt leicht zu verlöſchen,
Und viel tiefer präget ſich nicht der Eindruck der Lettern,
Die, ſo ſagt man, der Ewigkeit trotzen. Freylich an Viele
Spricht die gedruckte Columne, doch bald, wie Jeder ſein Antlitz,
Das er im Spiegel geſehen, vergißt, die behaglichen Züge,
So vergißt er das Wort, wenn auch von Erze geſtempelt.

Reden ſchwanken ſo leicht herüber hinüber, wenn Viele
Sprechen und Jeder nur ſich im eigenen Worte, ſogar auch
Nur ſich ſelbſt im Worte vernimmt, das der Andere ſagte.
Mit den Büchern iſt es nicht anders. Lieſ't doch nur Jeder
Aus dem Buch ſich heraus, und iſt er gewaltig, ſo lieſ't er
In das Buch ſich hinein, amalgamirt ſich das Fremde.
Ganz vergebens ſtrebſt du daher durch Schriften des Menſchen
Schon entſchiedenen Hang und ſeine Neigung zu wenden;
Aber beſtärken kannſt du ihn wohl in ſeiner Geſinnung,
Oder wär' er noch neu, in Dieſes ihn tauchen und Jenes.

Sag' ich, wie ich es denke, ſo ſcheint durchaus mir, es bildet
Nur das Leben den Mann und wenig bedeuten die Worte.
Denn zwar hören wir gern, was unſre Meinung beſtätigt,
Aber das Hören beſtimmt nicht die Meinung; was uns zuwider
Wäre, glaubten wir wohl dem künſtlichen Redner; doch eilet
Unſer befreytes Gemüth, gewohnte Bahnen zu ſuchen.
Sollen wir freudig horchen und willig gehorchen, ſo mußt du
Schmeicheln. Sprichſt du zum Volke, zu Fürſten und Königen, allen
Magſt du Geſchichten erzählen, worin als wirklich erſcheinet,
Was ſie wünſchen, und was ſie ſelber zu leben begehrten.

3. Vagabund.

Ich wette, er harrt auf die Stunde zum Rendezvous. Wohin geht's heut? zur Almeria hinüber?

Crugantino.

Wie du meynst.

2. Vagabund.

Nein der Roman ist gewiß zu Ende. Er dauert schon drei Wochen.

1. Vagabund.

Wett' ich rath's! Zur Camilla, die auf'm lezten Jahrmark ihm mit ihren schwarzen Augen straks durch die Leber geschossen hat.

Crugantino.

Ich dächte, du giengst mit, und sähst zu; wärst du doch deiner Sache gewiß.

1. Vagabund.

Viel Ehr. Wenn sie nur so ein lange Nas nicht hätt. Sonst ist sie nicht übel, ausser — fürcht ich —

Cru-

Wäre Homer von Allen gehört, von Allen geleſen,
Schmeichelt' er nicht dem Geiſte ſich ein, es ſey auch der Hörer,
Wer er ſey, und klinget nicht immer im hohen Pallaſte,
In des Königes Zelt, die Ilias herrlich dem Helden?
Hört nicht aber dagegen Ulyſſens wandernde Klugheit
Auf dem Markte ſich beſſer, da wo ſich der Bürger verſammelt?
Dort ſieht jeglicher Held in Helm und Harniſch, es ſieht hier
Sich der Bettler ſogar in ſeinen Lumpen veredelt.

Alſo hört' ich einmal, am wohlgepflaſterten Ufer
Jener Neptuniſchen Stadt, allwo man geflügelte Löwen
Göttlich verehrt, ein Mährchen erzählen. Im Kreiſe geſchloſſen,
Drängte das horchende Volk ſich um den zerlumpten Rhapſoden.
Einſt, ſo ſprach er, verſchlug mich der Sturm ans Ufer der Inſel,
Die Utopien heißt. Ich weiß nicht, ob ſie ein Andrer
Dieſer Geſellſchaft jemals betrat, ſie lieget im Meere
Links von Herkules Säulen. Ich ward gar freundlich empfangen;
In ein Gaſthaus führte man mich, woſelbſt ich das beſte
Eſſen und Trinken fand und weiches Lager und Pflege.
So verſtrich ein Monat geſchwind. Ich hatte des Kummers
Völlig vergeſſen und jeglicher Noth; da fing ſich im Stillen
Aber die Sorge nun an: wie wird die Zeche dir leider
Nach der Mahlzeit bekommen? Denn nichts enthielte der Seckel.
Reiche mir weniger! bat ich den Wirth; er brachte nur immer
Deſto mehr. Da wuchs mir die Angſt, ich konnte nicht länger
Eſſen und ſorgen, und ſagte zulezt: ich bitte die Zeche
Billig zu machen, Herr Wirth! Er aber mit finſterem Auge
Sah von der Seite mich an, ergriff den Knittel und ſchwenkte
Unbarmherzig ihn über mich her und traf mir die Schultern,

Traf den Kopf und hätte beynah mich zu Tode geſchlagen.
Eilend lief ich davon und ſuchte den Richter, man holte
Gleich den Wirth, der ruhig erſchien und bedächtig verſetzte:

Alſo müſſ' es Allen ergehn, die das heilige Gaſtrecht
Unſrer Inſel verletzen und, unanſtändig und gottlos,
Zeche verlangen vom Manne, der ſie doch höflich bewirthet.
Sollt' ich ſolche Beleidigung dulden im eigenen Hauſe?
Nein! es hätte fürwahr ſtatt meines Herzens ein Schwamm nur
Mir im Buſen gewohnt, wofern ich dergleichen gelitten.

Darauf ſagte der Richter zu mir: vergeſſet die Schläge,
Denn ihr habt die Strafe verdient, ja ſchärfere Schmerzen;
Aber wollt ihr bleiben und mitbewohnen die Inſel,
Müſſet ihr euch erſt würdig beweiſen und tüchtig zum Bürger.
Ach! verſetzt' ich, mein Herr, ich habe leider mich niemals
Gerne zur Arbeit gefügt. So hab' ich auch keine Talente,
Die den Menſchen bequemer ernähren; man hat mich im Spott nur
Hans Ohnſorge genannt und mich von Hauſe vertrieben.

O ſo ſey uns gegrüßt! verſetzte der Richter; du ſollſt dich
Oben ſetzen zu Tiſch, wenn ſich die Gemeine verſammelt,
Sollſt im Rathe den Platz, den du verdieneſt, erhalten.
Aber hüte dich wohl, daß nicht ein ſchändlicher Rückfall
Dich zur Arbeit verleite, daß man nicht etwa das Grabſcheit
Oder das Ruder bey dir im Hauſe finde, du wäreſt
Gleich auf immer verloren und ohne Nahrung und Ehre.

Aber auf dem Markte zu ſitzen, die Arme geſchlungen
Ueber dem ſchwellenden Bauch, zu hören luſtige Lieder
Unſrer Sänger, zu ſehn die Tänze der Mädchen, der Knaben
Spiele, das werde dir Pflicht, die du gelobeſt und ſchwöreſt,

So erzählte der Mann und heiter waren die Stirnen
Aller Hörer geworden und alle wünſchten des Tages,
Solche Wirthe zu finden, ja ſolche Schläge zu dulden.

Zweyte Epistel.

Würdiger Freund, du runzelst die Stirn, dir scheinen die Scherze
Nicht auf rechten Orte zu seyn, die Frage war ernsthaft,
Und besonnen verlangst du die Antwort; da weiß ich, beym Himmel!
Nicht, wie eben sich mir der Schall im Busen bewegte.
Doch ich fahre bedächtiger fort. Du sagst mir: so möchte
Meinetwegen die Menge sich halten im Leben und Lesen,
Wie sie könnte; doch denke dir nur die Töchter im Hause,
Die mir der kuppelnde Dichter mit allem Bösen bekannt macht.

Dem ist leichter geholfen, versetz' ich, als wol ein Andrer
Denken möchte. Die Mädchen sind gut und machen sich gerne
Was zu schaffen. Da gib nur dem einen die Schlüssel zum Keller,
Daß es die Weine des Vaters besorge, so bald sie vom Winzer
Oder vom Kaufmann geliefert die weiten Gewölbe bereichern.
Manches zu schaffen hat ein Mädchen, die vielen Gefäße,
Leere Fässer und Flaschen in reinlicher Ordnung zu halten.
Dann betrachtet sie oft des schäumenden Mostes Bewegung,
Gießt das Fehlende zu, damit die wallenden Blasen
Leicht die Oeffnung des Fasses erreichen, trinkbar und helle
Endlich der edelste Saft sich künftigen Jahren vollende.
Unermüdet ist sie alsdann zu füllen, zu schöpfen,
Daß stets geistig der Trank und rein die Tafel belebe.

Laß der Andern die Küche zum Reich, da gibt es, wahrhaftig!
Arbeit genug, das tägliche Mahl, durch Sommer und Winter,

Schmackhaft ſtets zu bereiten und ohne Beſchwerde des Beutels.
Denn im Frühjahr ſorget ſie ſchon, im Hofe die Küchlein
Bald zu erziehen und bald die ſchnatternden Enten zu füttern.
Alles, was ihr die Jahrszeit gibt, das bringt ſie bey Zeiten
Dir auf den Tiſch und weiß mit jeglichem Tage die Speiſen
Klug zu wechſeln, und reift nur eben der Sommer die Früchte,
Denkt ſie an Vorrath ſchon für den Winter. Im kühlen Gewölbe
Gährt ihr der kräftige Kohl, und reifen im Eſſig die Gurken;
Aber die luftige Kammer bewahrt ihr die Gaben Pomonens.
Gerne nimmt ſie das Lob vom Vater und allen Geſchwiſtern,
Und mißlingt ihr etwas, dann iſt's ein größeres Unglück,
Als wenn dir ein Schuldner entläuft und den Wechſel zurückläßt.
Immer iſt ſo das Mädchen beſchäftigt und reifet im Stillen
Häuslicher Tugend entgegen, den klugen Mann zu beglücken.
Wünſcht ſie dann endlich zu leſen, ſo wählt ſie gewißlich ein Kochbuch,
Deren Hunderte ſchon die eifrigen Preſſen uns gaben.

Eine Schweſter beſorget den Garten, der ſchwerlich zur Wildniß,
Deine Wohnung romantiſch und feucht zu umgeben, verdammt iſt,
Sondern in zierliche Beete getheilt, als Vorhof der Küche,
Nützliche Kräuter ernährt und jugend-beglückende Früchte.
Patriarchaliſch erzeuge ſo ſelbſt dir ein kleines gedrängtes
Königreich und bevölkre dein Haus mit treuem Geſinde.
Haſt du der Töchter noch mehr, die lieber ſitzen, und ſtille
Weibliche Arbeit verrichten, da iſt's noch beſſer; die Nadel
Ruht im Jahre nicht leicht: denn noch ſo häuslich im Hauſe,
Mögen ſie öffentlich gern als müßige Damen erſcheinen.

Wie sich das Nähen und Flicken vermehrt, das Waschen und Biegeln,
Hundertfältig seitdem in weißer arkadischer Hülle
Sich das Mädchen gefällt, mit langen Röcken und Schleppen
Gassen kehret und Gärten, und Staub erreget im Tanzsaal.
Wahrlich! wären mir nur der Mädchen ein Dutzend im Hause,
Niemals wär' ich verlegen um Arbeit, sie machen sich Arbeit
Selber genug, es sollte kein Buch im Laufe des Jahres
Ueber die Schwelle mir kommen, vom Bücherverleiher gesendet.

Epigramme.

Venedig 1790.

1.

Sarkophagen und Urnen verzierte der Heide mit Leben.
Faunen tanzen umher, mit der Bacchantinnen Chor
Machen sie bunte Reihe; der ziegengefußete Pausback
Zwingt den heiseren Ton wild aus dem schmetternden Horn.
Cymbeln, Trommeln erklingen; wir sehen und hören den Marmor.
Flatternde Vögel, wie schmeckt herrlich dem Schnabel die Frucht!
Euch verscheuchet kein Lärm, noch weniger flüchtet er den Amor,
Der in dem bunten Gewühl erst sich der Fackel erfreut.
So überwältiget Fülle den Tod; und die Asche da drinnen
Scheint, im stillen Bezirk, noch sich des Lebens zu freun.
Sie umgebe denn spät den Sarkophagen des Dichters
Diese Rolle, von ihm reichlich mit Leben geschmückt.

2.

Kaum an dem blaueren Himmel erblickt' ich die glänzende Sonne,
Reich, vom Felsen herab, Epheu zu Kränzen geschmückt,
Sah den emsigen Winzer die Rebe der Pappel verbinden,
Ueber die Wiege Virgils kam mir ein laulicher Wind:
Da gesellten die Musen sich gleich zum Freund: wir pflogen
Abgerissnes Gespräch, wie es den Wanderer freut.

3.

Immer halt' ich die Liebste begierig im Arme geschlossen,
Immer drängt sich mein Herz fest an den Busen ihr an,
Immer lehnet mein Haupt an ihren Knieen, ich blicke
Nach dem lieblichen Mund, ihr nach den Augen hinauf.

Weichling! schölte mich Einer, und so verbringst du die Tage?
Ach, ich verbringe sie schlimm! Höre nur, wie mir geschieht:
Leider wend' ich den Rücken der einzigen Freude des Lebens;
Schon den zwanzigsten Tag schleppt mich der Wagen dahin.
Vetturine trotzen mir nun, es schmeichelt der Kämm'rer,
Und der Bediente vom Platz sinnet auf Lügen und Trug.
Will ich ihnen entgehn, so fasst mich der Meister der Posten,
Postillone sind Herrn, dann die Dogane dazu!
„Ich verstehe dich nicht! du widersprichst dir! du schienest
Paradiesisch zu ruhn, ganz, wie Rinaldo, beglückt."
Ach! ich verstehe mich wohl: es ist mein Körper auf Reisen,
Und es ruhet mein Geist stets der Geliebten im Schoß.

4.

Das ist Italien, das ich verließ. Noch stäuben die Wege,
Noch ist der Fremde geprellt, stell' er sich, wie er auch will.
Deutsche Redlichkeit suchst du in allen Winkeln vergebens;
Leben und Weben ist hier, aber nicht Ordnung und Zucht;
Jeder sorgt nur für sich, mißtraut dem Andern, ist eitel,
Und die Meister des Staats sorgen nur wieder für sich.
Schön ist das Land; doch, ach! Faustinen find' ich nicht wieder.
Das ist Italien nicht mehr, das ich mit Schmerzen verließ.

5.

In der Gondel lag ich gestreckt und fuhr durch die Schiffe,
Die in dem großen Kanal, viele bestrachtete, stehn.
Mancherley Waare findest du da für manches Bedürfniß,
Weizen, Wein und Gemüs, Scheite, wie leichtes Gesträuch.
Pfeilschnell drangen wir durch; da traf ein verlorener Lorber
Derb mir die Wangen. Ich rief: Daphne, verletzest du mich?

Crugantino.

Ich glaub, du fängst an, delikat zu werden.

2. Vagabund.

Mag nicht mehr spielen.

3. Vagabund.

Ich auch nit.

2. Vagabund.

Unter ein paaren ist's nicht der Mühe werth. Man gewinnt einander das Geld ab, das ist fatal.

Crugantino.

Besonders wo keins ist.

2. Vagabund.

Bliebst du bey uns, hättst du auch was zu lachen.

Crugantino.

Was treibt ihr denn?

2. Vagabund.

Der Pfarrer hat heut ein Hirschkalb geschenkt

Lohn erwartet' ich eher! Die Nymphe lispelte lächelnd:
Dichter ſünd'gen nicht ſchwer. Leicht iſt die Strafe. Nur zu!

6.

Seh' ich den Pilgrim, ſo kann ich mich nie der Thränen enthalten.
O, wie beſeliget uns Menſchen ein falſcher Begriff!

7.

Eine Liebe hatt' ich, ſie war mir lieber als Alles!
Aber ich hab' ſie nicht mehr! Schweig', und ertrag' den Verluſt.

8.

Dieſe Gondel vergleich ich der ſanft einſchaukelnden Wiege,
Und das Käſtchen darauf ſcheint ein geräumiger Sarg.
Recht ſo! Zwiſchen der Wieg' und dem Sarg wir ſchwanken und ſchweben
Auf dem großen Kanal ſorglos durch's Leben dahin.

9.

Feierlich ſehn wir neben dem Doge den Nuncius gehen;
Sie begraben den Herrn, einer verſiegelt den Stein.
Was der Doge ſich denkt, ich weiß es nicht; aber der Andre
Lächelt über den Ernſt dieſes Gepränges gewiß.

10.

Warum treibt ſich das Volk ſo, und ſchreit? Es will ſich ernähren,
Kinder zeugen, und die nähren, ſo gut es vermag.
Merke dir, Reiſender, das, und thue zu Hauſe desgleichen!
Weiter bringt es kein Menſch, ſtell' er ſich, wie er auch will.

11.

Wie sie klingeln, die Pfaffen! Wie angelegen sie's machen,
Daß man komme, nur ja plappre, wie gestern so heut!
Scheltet mir nicht die Pfaffen; sie kennen des Menschen Bedürfniß!
Denn wie ist er beglückt, plappert er morgen wie heut!

12.

Mache der Schwärmer sich Schüler, wie Sand am Meere, der Sand ist
Sand; die Perle sey mein, du, o vernünftiger Freund.

13.

Süß den sprossenden Klee mit weiblichen Füßen im Frühling,
Und die Wolle des Lamms tasten mit zärtlicher Hand;
Süß voll Blüthen zu sehn die neulebendigen Zweige,
Dann das grünende Laub lecken mit sehnendem Blick.
Aber süßer, mit Blumen dem Busen der Schäferinn schmeicheln;
Und dies vielfache Glück läßt mich entbehren der May.

14.

Diesem Ambos vergleich ich das Land, den Hammer dem Herrscher;
Und dem Volke das Blech, das in der Mitte sich krümmt.
Wehe dem armen Blech! wenn nur willkührliche Schläge
Ungewiß treffen, und nie fertig der Kessel erscheint.

15.

Schüler macht sich der Schwärmer genug, und rühret die Menge,
Wenn der vernünftige Mann einzelne Liebende zählt.

Wunderthätige Bilder sind meist nur schlechte Gemählde:
Werke des Geist's und der Kunst sind für den Pöbel nicht da.

16.

Mache zum Herrscher sich der, der seinen Vortheil versteht:
Doch wir wählten uns den, der sich auf unsern versteht.

17.

Noth lehrt beten, man sagt's; will einer es lernen, er gehe
Nach Italien! Noth findet der Fremde gewiß.

18.

Welch ein heftig Gedränge nach diesem Laden! Wie emsig
Wägt man, empfängt man das Geld, reicht man die Waare dahin!
Schnupftaback wird hier verkauft. Das heißt sich selber erkennen!
Nieswurz holt sich das Volk, ohne Verordnung und Arzt.

19.

Jeder Edle Venedigs kann Doge werden, das macht ihn
Gleich als Knaben so fein, eigen, bedächtig und stolz.
Darum sind die Oblaten so zart im katholischen Welschland;
Denn aus demselbigen Teig weihet der Priester den Gott.

20.

Ruhig am Arsenal stehn zwey altgriechische Löwen,
Klein wird neben dem Paar Pforte, wie Thurm und Kanal.
Käme die Mutter der Götter herab, es schmiegten sich beide
Vor den Wagen, und sie freute sich ihres Gespanns.
Aber nun ruhen sie traurig; der neue geflügelte Kater
Schnurrt überall, und ihn nennet Venedig Patron.

21.

Emſig wallet der Pilger! Und wird er den Heiligen finden?
Hören und ſehen den Mann, welcher die Wunder gethan?
Nein, es führte die Zeit ihn hinweg: du findeſt nur Reſte,
Seinen Schedel, ein Paar ſeiner Gebeine verwahrt.
Pilgrime ſind wir Alle, die wir Italien ſuchen;
Nur ein zerſtreutes Gebein ehren wir gläubig und froh.

22.

Jupiter Pluvius, heut erſcheinſt du ein freundlicher Dämon;
Denn ein vielfach Geſchenk gibſt du in Einem Moment:
Gibſt Venedig zu trinken, dem Lande grünendes Wachsthum;
Manches kleine Gedicht gibſt du dem Bächelchen hier.

23.

Gieße nur, tränke nur fort die rothbemäntelten Frösche,
Wäſſ're das durſtende Land, daß es uns Broccoli ſchickt.
Nur durchwäſſre' mir nicht dies Büchlein; es ſey mir ein Fläſchchen
Reinen Arals, und Punſch mache ſich jeder nach Luſt.

24.

Sanct Johannes im Koth heißt jene Kirche; Venedig
Nenn' ich mit doppeltem Recht heute Sankt Markus im Koth.

25.

Haſt du Bajä geſehn, ſo kennſt du das Meer und die Fiſche.
Hier iſt Venedig; du kennſt nun auch den Pfuhl und den Froſch.

26.

Schläfst du noch immer? Nur still, und laß mich ruhen; erwach' ich,
Nun, was soll ich denn hier? Breit ist das Bette, doch leer.
Ist überall ja doch Sardinien, wo man allein schläft;
Tibur, Freund, überall, wo dich die Liebliche weckt.

27.

Alle Neun, sie winkten mir oft, ich meine die Musen;
Doch ich achtet' es nicht, hatte das Mädchen im Schoß.
Nun verließ ich mein Liebchen; mich haben die Musen verlassen,
Und ich schielte, verwirrt, suchte nach Messer und Strick.
Doch von Göttern ist voll der Olymp; du kamst mich zu retten,
Langeweile! du bist Mutter der Musen gegrüßt.

28.

Welch ein Mädchen ich wünsche zu haben? Ihr fragt mich. Ich hab' sie,
Wie ich sie wünsche, das heißt, dünkt mich, mit Wenigem Viel.
An dem Meere ging ich, und suchte mir Muscheln. In einer
Fand ich ein Perlchen; es bleibt nun mir am Herzen verwahrt.

29.

Vieles hab' ich versucht, gezeichnet, in Kupfer gestochen,
Oel gemahlt, in Thon hab' ich auch Manches gedruckt,
Unbeständig jedoch, und nichts gelernt noch geleistet;
Nur ein einzig Talent bracht' ich der Meisterschaft nah:
Deutsch zu schreiben. Und so verderb' ich unglücklicher Dichter
In dem schlechtesten Stoff leider nun Leben und Kunst.

30.

Schöne Kinder tragt ihr, und ſteht mit verdeckten Geſichtern,
Bettelt: das heißt, mit Macht reden ans männliche Herz.
Jeder wünſcht ſich ein Knäbchen, wie ihr das Dürftige zeiget,
Und ein Liebchen, wie man's unter dem Schleyer ſich denkt.

31.

Das iſt dein eigenes Kind nicht, worauf du bettelſt, und rührſt mich;
O, wie rührt mich erſt die, die mir mein eigenes bringt!

32.

Warum leckſt du dein Mäulchen, indem du mir eilig begegneſt?
Wohl, dein Züngelchen ſagt mir, wie geſprächig es ſey.

33.

Sämmtliche Künſte lernt und treibet der Deutſche; zu jeder
Zeigt er ein ſchönes Talent, wenn er ſie ernſtlich ergreift.
Eine Kunſt nur treibt er, und will ſie nicht lernen, die Dichtkunſt.
Darum pfuſcht er auch ſo; Freunde, wir haben's erlebt.

34. a)

Oft erklärtet ihr euch als Freunde des Dichters, ihr Götter!
Gebt ihm auch, was er bedarf! Mäßiges braucht er, doch viel:
Erſtlich freundliche Wohnung, dann leiblich zu eſſen, zu trinken
Gut; der Deutſche verſteht ſich auf den Nektar, wie ihr.
Dann geziemende Kleidung und Freunde, vertraulich zu ſchwatzen;
Dann ein Liebchen des Nachts, das ihn von Herzen begehrt.
Dieſe fünf natürlichen Dinge verlang' ich vor Allem.
Gebet mir ferner dazu Sprachen, die alten und neu'n,

Daß ich der Völker Gewerb' und ihre Geſchichten vernehme;
Gebt mir ein reines Gefühl, was ſie in Künſten gethan.
Anſehn gebt mir im Volke, verſchafft bey Mächtigen Einfluß,
Oder was ſonſt noch bequem unter den Menſchen erſcheint;
Gut — ſchon dank' ich euch, Götter; ihr habt den glücklichſten Menſchen
Ehſtens fertig: denn ihr gönntet das Meiſte mir ſchon.

34. b)

Klein iſt unter den Fürſten Germaniens freylich der meine,
Kurz und ſchmal iſt ſein Land, mäßig nur, was er vermag.
Aber ſo wende nach innen, ſo wende nach außen die Kräfte
Jeder; da wär's ein Feſt, Deutſcher mit Deutſchen zu ſeyn.
Doch was prieſeſt du ihn, den Thaten und Werke verkünden?
Und beſtochen erſchien deine Verehrung vielleicht;
Denn mir hat er gegeben, was Große ſelten gewähren,
Neigung, Muße, Vertraun, Felder und Garten und Haus.
Niemand braucht' ich zu danken als ihm, und Manches bedurft' ich,
Der ich mich auf den Erwerb ſchlechterdings, als ein Dichter, verſtand.
Hat mich Europa gelobt, was hat mir Europa gegeben?
Nichts! Ich habe, wie ſchwer! meine Gedichte bezahlt.
Deutſchland ahmte mich nach, und Frankreich mochte mich leſen.
England! freundlich empfingſt du den zerrütteten Gaſt.
Doch was fördert es mich, daß auch ſogar der Chineſe
Mahlet, mit ängſtlicher Hand, Werthern und Lotten auf Glas?
Niemals frug ein Kaiſer nach mir, es hat ſich kein König
Um mich bekümmert, und Er war mir Auguſt und Mäzen.

35.

Eines Menſchen Leben, was iſt's? Doch Tauſende können
Reden über den Mann, was er und wie er's gethan.
Weniger iſt ein Gedicht; doch können es Tauſend genießen,
Tauſende tadeln. Mein Freund, lebe nur, dichte nur fort!

36.

Müde war ich geworden, nur immer Gemählde zu ſehen,
Herrliche Schätze der Kunſt, wie ſie Venedig bewahrt.
Denn auch dieſer Genuß verlangt Erholung und Muße;
Nach lebendigem Reiz ſuchte mein ſchmachtender Blick.
Gaulierinn! da erſah ich in dir zu den Büdchen das Urbild,
Wie ſie Johannes Bellin reizend mit Flügeln gemahlt,
Wie ſie Paul Veroneſe mit Bechern dem Bräutigam ſendet,
Deſſen Gäſte, getäuſcht, Waſſer genießen für Wein.

37.

Wie, von der künſtlichſten Hand geſchnitzt, das liebe Figürchen,
Weich und ohne Gebein, wie die Moluska nur ſchwimmt!
Alles iſt Glied, und alles Gelenk, und Alles gefällig,
Alles nach Maßen gebaut, alles nach Willkür bewegt.
Menſchen hab' ich gekannt, und Thiere, ſo Vögel als Fiſche,
Manches beſondre Gewürm, Wunder der großen Natur;
Und doch ſtaun' ich dich an, Bettine, liebliches Wunder,
Die du Alles zugleich biſt, und ein Engel dazu.

38.

Kehre nicht, liebliches Kind, die Beinchen hinauf zu dem Himmel;
Jupiter ſieht dich, der Schalk, und Ganymed iſt beſorgt.

39.

Wende die Füßchen zum Himmel nur ohne Sorge! Wir ſtrecken
Arme betend empor; aber nicht ſchuldlos, wie du.

40.

Seitwärts neigt ſich dein Hälschen. Iſt das ein Wunder?
Es träget
Oft dich Ganze; du biſt leicht, nur dem Hälschen zu ſchwer.
Mir iſt ſie gar nicht zuwider die ſchiefe Stellung des Köpfchens;
Unter ſchönerer Laſt beugte kein Nacken ſich je.

41.

So verwirret mit dumpf willkürlich verwebten Geſtalten,
Hölliſch und trübe geſinnt, Breughel den ſchwankenden Blick;
So zerrüttet auch Dürer mit apokalyptiſchen Bildern
Menſchen und Grillen zugleich, unſer geſundes Gehirn;
So erreget ein Dichter, von Sphinxen, Sirenen, Centauren
Singend mit Macht Neugier in dem verwunderten Ohr;
So beweget ein Traum den Sorglichen, wenn er zu greifen,
Vorwärts glaubet zu gehn, Alles veränderlich ſchwebt:
So verwirrt uns Bettine, die holden Glieder verwechſelnd;
Doch erfreut ſie uns gleich, wenn ſie die Sohlen betritt.

42.

Gern überſchreit' ich die Gränze, mit breiter Kreide gezogen.
Macht ſie Bottegha, das Kind, drängt ſie mich artig zurück.

43.

„Ach! mit dieſen Seelen, was macht er? Jeſus Maria!
„Bündelchen Wäſche ſind das, wie man zum Brunnen ſie trägt.

„Wahrlich, sie fällt! Ich halt' es nicht aus! Komm, geh: wir! Wie zierlich!
„Sieh nur, wie steht sie! wie leicht! Alles mit Lächeln und Lust!"
Altes Weib, du bewunderst mit Recht Bettinen; du scheinst mir Jünger zu werden und schön, da dich mein Liebling erfreut.

44.

Alles seh' ich so gerne von dir; doch seh' ich am liebsten,
Wenn der Vater behend über dich selber dich wirft,
Du dich im Schwung überschlägst und, nach dem tödtlichen Sprunge,
Wieder stehest und läufst, eben ob nichts wär' geschehn.

45.

Schon entrunzelt sich jedes Gesicht; die Furchen der Mühe,
Sorgen und Armuth fliehn, Glückliche glaubt man zu sehn.
Dir erweicht sich der Schiffer, und klopft dir die Wange; der Seckel
Thut sich dir kärglich zwar, aber er thut sich doch auf,
Und der Bewohner Venedigs entfaltet den Mantel, und reicht dir,
Eben als flehtest du laut bey den Mirakeln Antons,
Bey des Herrn fünf Wunden, dem Herzen der seligsten Jungfrau,
Bey der feurigen Qual, welche die Seelen durchfegt.
Jeder kleine Knabe, der Schiffer, der Höke, der Bettler
Drängt sich, und freut sich bey dir, daß er ein Kind ist, wie du.

46.

Dichten ist ein lustig Metier; nur sind ich es theuer:
Wie dies Büchlein mir wächst, gehn die Zechinen mir fort.

ſchenkt kriegt; das hängt hunten in der Küchenkammer. Das wird ihm weggeputzt.

3. Vagabund.

Und die Hörner ihm auf den Parükenſtok genagelt. Sein Perükenſtok mit der Feſtperüke ſteht in der Eke; verlaßt euch auf mich! — Ich hätte ſie neulich bald übern Haufen geworfen, als mich die Köchinn in dan Kämmergen conſultirte.

2. Vagabund.

Du ſteigſt hinein, reichſt mir den Bok heraus. Wir löſen die Hörner ab, und geben ſie dir.

3. Vagabund.

Für das übrige laßt mich ſorgen! Auf der Perüke muß das herrlich ſtehn, und ein Zettelgen dran: — der neue Moſes! —

Alle.

Bravo, Bravo!

1. Vagabund.

Hat keiner den Basko geſehn?

Cru-

47.

„Welch ein Wahnſinn ergriff die Müßigen? Hältſt du nicht inne?
Wird dies Mädchen ein Buch? Stimme was Klügeres an!“
Wartet, ich ſinge die Könige bald, die Großen der Erde,
Wenn ich ihr Handwerk einſt beſſer begreife, wie jetzt.
Doch Bettinen ſing' ich indeß; denn Gaukler und Dichter
Sind gar nahe verwandt, ſuchen und finden ſich gern.

48.

Böcke, zur Linken mit euch! ſo ordnet künftig der Richter:
Und ihr Schäfchen, ihr ſollt ruhig zur Rechten mir ſtehn!
Wohl! Doch eines iſt noch von ihm zu hoffen; dann ſagt er:
Seyd, Vernünftige, mir grad' gegenüber geſtellt!

49.

Wißt ihr, wie ich gewiß zu Hunderten euch Epigramme
Fertige? Führet mich nur weit von der Liebſten hinweg!

50.

Alle Freiheits-Apoſtel, ſie waren mir immer zuwider;
Willkür ſuchte doch nur Jeder am Ende für ſich.
Willſt du Viele befrein, ſo wag' es, Vielen zu dienen.
Wie gefährlich das ſey; willſt du es wiſſen? Verſuch's!

51.

Könige wollen das Gute, die Demagogen desgleichen,
Sagt man; doch irren ſie ſich: Menſchen, ach, ſind ſie,
wie wir.
Nie gelingt es der Menge, für ſich zu wollen; wir wiſſens:
Doch wer verſtehet, für uns Alle zu wollen; Er zeig's.

52.

Jeglichen Schwärmer ſchlagt mir an's Kreuz im dreyßigſten Jahre;
Kennt er nur einmal die Welt, wird der Betrogne der Scheim.

53.

Frankreichs traurig Geſchick, die Großen mögen's bedenken;
Aber bedenken fürwahr ſollen es Kleine noch mehr.
Große gingen zu Grunde: doch wer beſchützte die Menge
Gegen die Menge? Da war Menge der Menge Tyrann.

54.

Tolle Zeiten hab' ich erlebt, und hab' nicht ermangelt,
Selbſt auch thöricht zu ſeyn, wie es die Zeit mir gebot.

55.

Sage, thun wir nicht recht? Wir müſſen den Pöbel betrügen.
Sieh nur, wie ungeſchickt, ſieh nur, wie wild er ſich zeigt!
Ungeſchickt und wild ſind alle rohen Betrognen;
Seyd nur redlich, und ſo führt ihn zum Menſchlichen an.

56.

Fürſten prägen ſo oft auf kaum verſilbertes Kupfer
Ihr bedeutendes Bild; lange betrügt ſich das Volk.
Schwärmer prägen den Stempel des Geiſt's auf Lügen und Unſinn;
Wem der Probierſtein fehlt, hält ſie für redliches Gold.

57.

Jene Menſchen ſind toll, ſo ſagt ihr von heftigen Sprechern,
Die wir in Frankreich laut hören auf Straßen und Markt.

Mir auch ſcheinen ſie toll; doch redet ein Toller in Freiheit
Weiſe Sprüche, wenn, ach! Weisheit im Sklaven verſtummt.

58.

Lange haben die Großen der Franzen Sprache geſprochen,
Halb nur geachtet den Mann, dem ſie vom Munde nicht floß.
Nun lallt alles Volk entzückt die Sprache der Franken.
Zürnet, Mächtige, nicht! Was ihr verlangtet, geſchieht.

59.

„Seyd doch nicht ſo frech, Epigramme!" Warum nicht? Wir ſind nur
Ueberſchriften; die Welt hat die Kapitel des Buchs.

60.

Wie dem hohen Apoſtel ein Tuch voll Thiere gezeigt ward,
Rein und unrein, zeigt, Lieber, das Büchlein ſich dir.

61.

Ein Epigramm, ob wol es gut ſey? Kannſt du's entſcheiden?
Weiß man doch eben nicht ſtets, was er ſich dachte, der Schalk.

62.

Um ſo gemeiner es iſt, und näher dem Neide, der Mißgunſt;
Um ſo eher begreifſt du das Gedichtchen gewiß.

63.

Chloe ſchwöret, ſie liebt mich; ich glaub's nicht. Aber ſie liebt dich!
Sagt mir ein Kenner. Schon gut; glaubt' ich's, da wär es vorbei.

64.

Niemand liebst du, und mich, Philarchos, liebst du so heftig.
Ist denn kein anderer Weg, mich zu bezwingen, als der?

65.

Ist denn so groß das Geheimniß, was Gott und der Mensch und die Welt sey?
Nein! Doch Niemand hört's gerne; da bleibt es geheim.

66.

Vieles kann ich ertragen. Die meisten beschwerlichen Dinge
Duld' ich mit ruhigem Muth, wie es ein Gott mir gebeut.
Wenige sind mir jedoch wie Gift und Schlange zuwider;
Viere: Rauch des Tabacks, Wanzen und Knoblauch und †.

67.

Längst schon hätt' ich euch gern von jenen Thierchen gesprochen,
Die so zierlich und schnell fahren dahin und daher.
Schlängelchen scheinen sie gleich, doch viergefüßet; sie laufen,
Kriechen und schleichen, und leicht schleppen die Schwänzchen sie nach.
Seht, hier sind sie! und hier! Nun sind sie verschwunden! Wo sind sie?
Welche Ritze, welch Kraut nahm die Entfliehenden auf?
Wollt ihr mir's künftig erlauben, so nenn' ich die Thierchen Lacerten;
Denn ich brauche sie noch oft als gefälliges Bild.

68.

Wer Lacerten gesehn, der kann sich die zierlichen Mädchen
Denken, die über den Platz fahren dahin und daher.

Schnell und beweglich sind sie, und gleiten, stehen und schwatzen,
Und es rauscht das Gewand hinter den Eilenden drein.
Sieh, hier ist sie! und hier! verlierst du sie einmal, so suchst du
Sie vergebens; so bald kommt sie nicht wieder hervor.
Wenn du aber die Winkel nicht scheust, nicht Gäßchen und Treppchen,
Folg' ihr, wie sie dich lockt, in die Spelunke hinein!

69.

Was Spelunke nun sey, verlangt ihr zu wissen? Da wird je
Fast zum Lexikon dies epigrammatische Buch.
Dunkele Häuser sind's in engen Gäßchen; zum Kaffee
Führt dich die Schöne, und sie zeigt sich geschäftig, nicht du.

70.

Zwey der feinsten Lacerten, sie hielten sich immer zusammen;
Eine beynahe zu groß, eine beynahe zu klein.
Siehst du beide zusammen, so wird die Wahl dir unmöglich;
Jede besonders, sie schien einzig die Schönste zu seyn.

71.

Heilige Leute, sagt man, sie wollten besonders dem Sünder
Und der Sünderinn wohl. Geht's mir doch eben auch so.

72.

Wär' ich ein häusliches Weib, und hätte, was ich bedürfte,
Treu seyn wollt' ich und froh, herzen und küssen den Mann.
So sang, unter andern gemeinen Liedern, ein Dirnchen
Mir in Venedig, und nie hört' ich ein frömmer Gebet.

73.

Wundern kann es mich nicht, daß Menſchen die Hunde ſo lieben;
Denn ein erbärmlicher Schuft iſt, wie der Menſch, ſo der Hund.

74.

Frech wohl bin ich geworden; es iſt kein Wunder. Ihr Götter
Wißt, und wißt nicht allein, daß ich auch fromm bin und treu.

75.

Haſt du nicht gute Geſellſchaft geſehn? Es zeigt uns dein Büchlein
Faſt nur Gaukler und Volk, ja was noch niedriger iſt.
Gute Geſellſchaft hab' ich geſehn, man nennt ſie die gute,
Wenn ſie zum kleinſten Gedicht keine Gelegenheit gibt.

76.

Was mit mir das Schickſal gewollt? Es wäre verwegen,
Das zu fragen; denn meiſt will es mit Vielen nicht viel.
Einen Dichter zu bilden, die Abſicht wär' ihm gelungen,
Hätte die Sprache ſich nicht unüberwindlich gezeigt.

77.

Mit Botanik gibſt du dich ab? mit Optik? Was thuſt du?
Iſt es nicht ſchönrer Gewinn, rühren ein zärtliches Herz?
Ach, die zärtlichen Herzen! ein Pfuſcher vermag ſie zu rühren;
Sey es mein einziges Glück, dich zu berühren, Natur!

78.

Weiß hat Newton gemacht aus allen Farben. Gar manches
Hat er euch weis gemacht, das ihr ein Selnium glaubt.

79.

„Alles erklärt ſich wohl, ſo ſagt mir ein Schüler, aus jenen
Theorien, die uns weislich der Meiſter gelehrt.“
Habt ihr einmal das Kreuz von Holze tüchtig gezimmert,
Paſſt ein lebendiger Leib freylich zur Strafe daran.

80.

Wenn auf beſchwerlichen Reiſen ein Jüngling zur Liebſten
ſich windet,
Hab' er dies Büchlein; es iſt reizend und tröſtlich zugleich.
Und erwartet dereinſt ein Mädchen den Liebſten, ſie halte
Dieſes Büchlein, und nur, kommt er, ſo werfe ſie's weg.

81.

Gleich den Winken des Mädchens, des eilenden, welche verſtohlen
Im Vorbeygehn nur freundlich mir ſtreifet den Arm,
So vergönnt, ihr Muſen, dem Reiſenden kleine Gedichte:
O, behaltet dem Freund größere Gunſt noch bevor!

82.

Wenn, in Wolken und Dünſte verhüllt, die Sonne nur trübe
Stunden ſendet; wie ſtill wandeln die Pfade wir fort!
Dränget Regen den Wandrer; wie iſt uns des ländlichen Daches
Schirm willkommen! Wie ſanft ruht ſich's in ſtürmiſcher Nacht!
Aber die Göttinn kehret zurück! ſchnell ſcheuche die Nebel
Von der Stirne hinweg; gleiche der Mutter Natur!

83.

Willſt du mit reinem Gefühl der Liebe Freuden genießen,
O, laß Frechheit und Trutz ferne vom Herzen dir ſeyn.

Die will Amorn verjagen, und der gedenkt ihn zu feſſeln;
Beiden das Gegentheil lächelt der ſchelmiſche Gott.

84.

Göttlicher Morpheus, umſonſt bewegſt du die lieblichen Mohne;
Bleibt das Auge doch wach, wenn mir es Amor nicht ſchließt.

85.

Liebe flößeſt du ein, und Begier; ich fühl' es, und brenne.
Liebenswürdige, nun flöße Vertrauen mir ein.

86.

Ha! ich kenne dich, Amor, ſo gut als einer! Da bringſt du
Deine Fackel, und ſie leuchtet im Dunkel uns vor.
Aber du führeſt uns bald verwetrene Pfade; wir brauchten
Deine Fackel erſt recht, ach! und die falſche erliſcht.

87.

Eine einzige Nacht an deinem Herzen! — Das andre
Gibt ſich. Es trennet uns noch Amor in Nebel und Nacht.
Ja, ich erlebe den Morgen, an dem Aurora die Freunde
Buſen an Buſen belauſcht, Phöbus, der Frühe, ſie weckt.

88.

Iſt es dir Ernſt, ſo zaudre nun länger nicht; mache mich glücklich!
Wollteſt du ſcherzen? Es ſey, Liebchen, des Scherzes genug.

89.

Daß ich ſchweige, verdrießt dich? Was ſoll ich reden? Du merkeſt
Auf der Seufzer, des Blicks leiſe Beredſamkeit nicht.

Eine Göttinn vermag der Lippe Siegel zu löſen;
Nur Aurora, ſie weckt einſt dir am Buſen mich auf.
Ja, dann töne mein Hymnus den frühen Göttern entgegen,
Wie das Memnoniſche Bild lieblich Geheimniſſe ſang.

90.

Welch ein luſtiges Spiel! Es windet am Faden die Scheibe,
Die von der Hand entfloh, eilig ſich wieder herauf!
Echt, ſo ſchein' ich mein Herz bald dieſer Schönen, bald jener
Zuzuwerfen; doch gleich kehrt es im Fluge zurück.

91.

O, wie achtet' ich ſonſt auf alle Zeiten des Jahres;
Grüßte den kommenden Lenz, ſehnte dem Herbſte mich nach!
Aber nun iſt nicht Sommer noch Winter, ſeit mich Verſuchten
Amors Fittig bedeckt, ewiger Frühling umweht.

92.

Sage, wie lebſt du? Ich lebe! und wären hundert und hundert
Jahre dem Menſchen gegönnt, wünſcht' ich mir morgen,
wie heut.

93.

Götter, wie ſoll ich euch danken! Ihr habt mir Alles gegeben,
Was der Menſch ſich erfleht; nur in der Regel faſt nichts.

94.

In der Dämmrung des Morgens den höchſten Gipfel erklimmen,
Frühe den Boten des Tags grüßen, den freundlichen Stern,
Ungeduldig die Blicke der Himmelsfürſtinn erwarten,
Wenne des Jünglings, wie oft lockteſt du Nachts mich heraus!

Nun erscheint ihr mir, Boten des Tags, ihr himmlischen Augen
Meiner Geliebten, und stets kommt mir die Sonne zu früh.

95.

Du erstaunest, und zeigst mir das Meer; es scheinet zu brennen.
Wie bewegt sich die Fluth flammend um's nächtliche Schiff!
Mich verwundert es nicht, das Meer gebar Aphroditen,
Und entsprang nicht aus ihr uns eine Flamme, der Sohn?

96.

Glänzen sah ich das Meer, und blinken die liebliche Welle;
Frisch mit günstigem Wind zogen die Segel dahin.
Keine Sehnsucht fühlte mein Herz; es wendete rückwärts,
Nach dem Schnee des Gebirgs, bald sich der schmachtende Blick.
Südwärts liegen der Schätze, wie viel! Doch einer im Norden
Zieht, ein großer Magnet, unwiderstehlich zurück.

97.

Ach! mein Mädchen verreis't! Sie steigt zu Schiffe! — Mein König,
Aeolus! mächtiger Fürst! halte die Stürme zurück!
Thörichter! ruft mir der Gott: befürchte nicht wüthende Stürme;
Fürchte den Hauch, wenn sanft Amor die Flügel bewegt!

98.

Arm und kleiderlos war, als ich sie geworben, das Mädchen;
Damals gefiel sie mir nackt, wie sie mir jetzt noch gefällt.

99.

Oftmals hab' ich geirrt, und habe mich wieder gefunden,
Aber glücklicher nie; nun ist dies Mädchen mein Glück!

Crugantino.

Wollt ihr einen Augenblik warten? er wird gleich zur Hand seyn.

2. Vagabund.

Ich glaub's nicht; er ist bös auf mich, ich hab ihn gestern ein bißgen übergezogen.

Crugantino.

Bös über dich? bildt dir's nit ein! Basko ist kein Kerl das nachzutragen. Er hätt dir in's Gesicht geschmissen, und ein Schrämmgen über die Nase gehauen, und da wär's gut gewest.

(man hört eine Nachtigall draussen.)

1. Vagabund.

Da ist er! Hört ihr ihn? Da ist er!

Basko.

Guten Abend!

Crugantino.

Du kommst eben recht. Sylvio meint, du wärst bös über ihn.

Iſt auch dieſes ein Irrthum, ſo ſchont mich, ihr klügeren Götter,
Und benehmt mir ihn erſt drüben am kalten Geſtad.

100.

Traurig, Midas, war dein Geſchick; in bebenden Händen
Fühltest du, hungriger Greis, ſchwere verwandelte Koſt.
Mir, im ähnlichen Fall, geht's luſt'ger; denn was ich berühre,
Wird mir unter der Hand gleich ein bebendes Gedicht.
Holde Muſen, ich ſträube mich nicht; nur daß ihr mein Liebchen,
Drück' ich es feſt an die Bruſt, nicht mir zum Mährchen verkehrt!

101.

Ach, mein Hals iſt ein wenig geſchwollen! ſo ſagte die Veſte
Aengſtlich. — Stille, mein Kind! ſtill und vernehme das Wort:
Dich hat die Hand der Venus berührt; ſie deutet dir leiſe,
Daß ſie das Körperchen bald, ach! unaufhaltſam verſtellt.
Bald verdirbt ſie die ſchlanke Geſtalt, die zierlichen Brüſtchen,
Alles ſchwillt nun; es paßt nirgends das neuſte Gewand.
Sey nur ruhig! Es deutet die fallende Blüthe dem Gärtner,
Daß die liebliche Frucht ſchwellend im Herbſte gedeiht.

102.

Wonniglich iſt's, die Geliebte verlangend im Arme zu halten,
Wenn ihr klopfendes Herz Liebe zuerſt dir geſteht.
Wonniglicher, das Pochen des Neulebendigen fühlen,
Das in dem lieblichen Schoß immer ſich nährend bewegt.
Schon verſucht es die Sprünge der raſchen Jugend; es klopfet
Ungeduldig ſchon an, ſehnt ſich nach himmliſchem Licht.
Harre noch wenige Tage! Auf allen Pfaden des Lebens
Führen die Horen dich ſtreng, wie es das Schickſal gebeut.

Widerfahre dir, was dir auch will, du wachſender Liebling —
Liebe bildete dich; werde dir Liebe zu Theil.

103.

Und ſo tändelt' ich mir, von allen Freunden geſchieden,
In der neptuniſchen Stadt Tage wie Stunden hinweg.
Alles, was ich erfuhr, ich würzt' es mit ſüßer Erinn'rung,
Würzt' es mit Hoffnung; ſie ſind lieblichſte Würzen der Welt.

Weissagungen des Bakis.

1.

Wahnſinn ruft man dem Calchas, und Wahnſinn ruft man Caſſandren,
Eh' man nach Ilion zog, wenn man von Ilion kommt.
Wer kann hören das Morgen und Uebermorgen? Nicht Einer!
Denn was geſtern und ehgeſtern geſprochen — wer hörts?

2.

Lang und ſchmal iſt ein Weg. Sobald du ihn geheſt, ſo wird er
Breiter; aber du ziehſt Schlangengewinde dir nach.
Biſt du an's Ende gekommen, ſo werde der ſchreckliche Knoten
Dir zur Blume, und du gib ſie dem Ganzen dahin.

3.

Nicht Zukünftiges nur verkündet Vaſis; auch jetzt noch
Still Verborgenes zeigt er, als ein Kundiger, an.
Wünſchelruthen ſind hier: ſie zeigen am Stamm nicht die Schätze;
Nur in der fühlenden Hand regt ſich das magiſche Reis.

4.

Wenn ſich der Hals des Schwanes verkürzt und, mit Menſchengeſichte,
Sich der prophetiſche Gaſt über den Spiegel beſtrebt;
Läßt den ſilbernen Schleyer die Schöne dem Nachen entfallen,
Ziehen dem Schwimmenden gleich goldene Ströme ſich nach.

5.

Zweye ſeh' ich! den Großen! ich ſeh' den Größern! Die Beiden
Reiben, mit feindlicher Kraft, Einer den Andern ſich auf.
Hier iſt Felſen und Land, und dort ſind Felſen und Wellen!
Welcher der Größere ſey, redet die Parze nur aus.

6.

Kommt ein wandernder Fürſt auf kalter Schwelle zu ſchlafen,
Schlinge Ceres den Kranz, ſtille verflechtend, um ihn;
Dann verſtummen die Hunde; es wird ein Geyer ihn wecken,
Und ein thätiges Volk freut ſich des neuen Geſchicks.

7.

Sieben gehn verhüllt, und ſieben mit offnem Geſichte.
Jene fürchtet das Volk, fürchten die Großen der Welt.
Aber die Andern ſind's, die Verräther! von Keinem erforſchet;
Denn ihr eigen Geſicht birget, als Maske, den Schalk.

8.

Geſtern war es noch nicht, und weder heute noch morgen
Wird es, und jeder verſpricht Nachbarn und Freunden es ſchon;
Ja, er verſpricht es den Feinden. So edel gehn wir ins neue
Säkulum hinüber, und leer bleibet die Hand und der Mund.

9.

Mäuſe kaufen zuſammen auf offnem Markte; der Wandrer
Kommt, auf hölzernem Fuß, viereckt und klappernd heran.
Fliegen die Tauben der Saat in gleichem Momente vorüber:
Dann iſt, Tola, das Glück unter der Erde dir held.

10.

Einſam ſchmückt ſich, zu Hauſe, mit Gold und Seide die Jungfrau;
Nicht vom Spiegel belehrt, fühlt ſie das ſchickliche Kleid.
Tritt ſie hervor, ſo gleicht ſie der Magd; nur Einer von Allen
Kennt ſie: es zeiget ſein Aug' ihr das vollendete Bild.

11.

Ja, vom Jupiter rollt ihr, mächtig ſtrömende Fluthen,
Ueber Ufer und Damm, Felder und Gärten mit fort.
Einen ſeh' ich! Er putzt und barricirt der Verwüſtung;
Aber der reißende Strom nimmt auch die Retter hinweg.

12.

Mächtig biſt du! gebildet zugleich, und Alles verneigt ſich,
Wenn du, mit herrlichem Zug, über den Markt dich bewegſt.
Endlich iſt er vorüber. Da liſpelt fragend ein Jeder:
War denn Gerechtigkeit auch in der Tugenden Zug?

13.

Mauern ſeh' ich geſtürzt, und Mauern ſeh' ich errichtet,
Hier Gefangene, dort auch der Gefangenen viel.
Iſt vielleicht nur die Welt ein großer Kerker? und frey iſt
Wohl der Tolle, der ſich Ketten zu Kränzen erliest.

14.

Laß mich ruhen, ich ſchlafe. — „Ich aber wache.“ — Mit nichten! —
„Träumt du?“ Ich werde geliebt! — „Freilich, du redeſt im Traum.“ —

Wachender, ſage, was haſt du? — „Da ſieh nur alle die Schätze!“ —
Sehen ſoll ich? Ein Schatz, wird er mit Augen geſehn?

15.

Schlüſſel liegen im Buche zerſtreut, das Räthſel zu löſen;
Denn der prophetiſche Geiſt ruft den Verſtändigen an.
Jene nenn' ich die Klügſten, die leicht ſich vom Tage belehren
Laſſen; es bringt wohl der Tag Räthſel und Löſung zugleich.

16.

Auch Vergangenes zeigt euch Vaſis; denn ſelbſt das Vergangne
Ruht, verblendete Welt, oft als ein Räthſel vor dir.
Wer das Vergangene kennte, der wüßte das Künftige; Beides
Schließt an Heute ſich rein, an ein Vollendetes, an.

17.

Thun die Himmel ſich auf und regnen, ſo träufelt das Waſſer
Ueber Felſen und Gras, Mauern und Bäume zugleich.
Kehret die Sonne zurück, ſo verdampfet vom Steine die Wohlthat;
Nur das Lebendige hält Gabe der Göttlichen feſt.

18.

Sag', was zählſt du? — „Ich zähle, damit ich die Zehne begreife,
Dann ein andres Zehn, Hundert und Tauſend hernach.“

Näher kommſt du dazu, ſobald du mir folgeſt. — „Und wie denn?“ —
Sage zur Zehne: ſey zehn! Dann ſind die Tauſende dein.

19.

Haſt du die Welle geſehen, die über das Ufer einher ſchlug?
Siehe die zweyte, ſie kommt! rollet ſich ſprudelnd ſchon aus.
Gleich erhebt ſich die dritte! Fürwahr, du erwarteſt vergebens,
Daß die letzte ſich heut ruhig zu Füßen dir legt.

20.

Einem möcht' ich gefallen! ſo denkt das Mädchen; den Zweyten
Find' ich edel und gut, aber er reizet mich nicht.
Wäre der Dritte gewiß, ſo wäre mir dieſer der Liebſte.
Ach, daß der Unbeſtand immer das Lieblichſte bleibt!

21.

Blaß erſcheineſt du mir, und todt dem Auge. Wie rufſt du,
Aus der innern Kraft, heiliges Leben empor?
„Wär' ich dem Auge vollendet, ſo könnteſt du ruhig genießen;
Nur der Mangel erhebt über dich ſelbſt dich hinweg.“

22.

Zweymal färbt ſich das Haar; zuerſt aus dem Blonden ins Braune,
Bis das Braune ſodann ſilbergediegen ſich zeigt.
Halb errathe das Räthſel! ſo iſt die andere Hälfte
Völlig dir zu Gebot, daß du die erſte bezwingſt.

23.

Was erſchrickſt du? — „Hinweg, hinweg, mit dieſen Geſpenſtern!
Zeige die Blume mir doch; zeig' mir ein Menſchengeſicht!“
Ja, nun ſeh' ich die Blumen; ich ſehe die Menſchengeſichter. —
Aber ich ſehe dich nun ſelbſt als betrognes Geſpenſt.

24.

Einer rollet daher; es ſtehen ruhig die Neune:
Nach vollendetem Lauf liegen die Viere geſtreckt.'
Helden finden es ſchön, gewaltſam treffend zu wirken;
Denn es vermag nur ein Gott Kegel und Kugel zu ſeyn.

25.

Wie viel Aepfel verlangſt du für dieſe Blüten? — „Ein Tauſend;
Denn der Blüten ſind wohl Zwanzig der Tauſende hier.
Und von Zwanzig nur Einen, das ſind' ich billig.“ — Du biſt ſchon
Glücklich, wenn du dereinſt Einen von Tauſend behältſt.

26.

Sprich, wie werd' ich die Sperlinge los? ſo ſagte der Gärtner:
Und die Raupen dazu, ferner das Käſergeſchlecht,
Maulwurf, Erdfloh, Weſpe, die Würmer, das Teufelsgezüchte? —
„Laß ſie nur Alle, ſo frißt Einer den Anderen auf.“

Basko.

Was der Menſch ſich vor Streiche einbildt! Crugantino, ein Wort —

1. Vagabund.

Scheuirt euch nicht. Wir machen euch Plaz.

Basko.

Lernſt du noch Lebensart, alter Bok! Gelt, du ſpürſt in allen Gliedern, daß dich ehſtens der Teufel holen wird, und da wirſt du kirre?

Die Vagabunden.

Viel Glük auf die Expedition! Wir wollen eine Bouteille drauf ausleeren.

Mit vielem hält man Haus,
Mit wenig kommt man auch aus;
Heyſa! Heyſa! ſo geht's doch hinaus.

(ab.)

Crugantino.

Die ich doch am Ende wieder bezahlen muß — O Basko, das Leben wird mir unter den Kerls unerträglich! Eine Langeweile,

27.

Klingeln hör' ich: es ſind die luſtigen Schlittengeläute.
Wie ſich die Thorheit doch ſelbſt in der Kälte noch rührt!
„Klingeln hörſt du? Mich deucht, es iſt die eigene Kappe,
Die ſich am Ofen dir leiſ' um die Ohren bewegt."

28.

Seht den Vogel! er fliegt von einem Baume zum andern.
Naſcht mit geſchäftigem Pick unter den Früchten umher.
Frag' ihn, er plappert auch wol, und wird dir eſen verſichern,
Daß er der hehren Natur herrliche Tiefen erpickt.

29.

Eines kenn' ich verehrt, ja angebetet zu Fuße;
Auf die Scheitel geſtellt, wird es von Jedem verflucht.
Eines kenn' ich, und feſt bedruckt es zufrieden die Lippe;
Doch in dem zweyten Moment iſt es der Abſcheu der Welt.

30.

Dieſes iſt es, das Höchſte, zu gleicher Zeit das Gemeinſte;
Nun das Schönſte, ſogleich auch das Abſcheulichſte nun.
Nur im Schurfen genieße du das, und koſte nicht tiefer;
Unter dem reizenden Schaum ſinket die Neize zu Grund.

31.

Ein beweglicher Körper erfreut mich, ewig gewendet
Erſt nach Norden, und dann ernſt nach der Tiefe hinab.
Doch ein andrer gefällt mir nicht ſo; er gehorchet den Winden
Und ſein ganzes Talent löſ't ſich in Wällungen auf.

32.

Ewig wird er euch seyn der Eine, der sich in Viele
Theilt, und Einer jedoch, ewig der Einzige bleibt.
Findet in Einem die Vielen, empfindet die Viele, wie Einen;
Und ihr habt den Beginn, habet das Ende der Kunst.

Vier Jahrszeiten.

Frühling.

1.

Auf, ihr Diſtichen, friſch! Ihr muntern, lebendigen Knaben!
Reich iſt Garten und Feld! Blumen zum Kranze herbey!

2.

Reich iſt an Blumen die Flur; doch einige ſind nur dem Auge,
Andre dem Herzen nur ſchön; wähle dir, Leſer, nun ſelbſt.

3.

Roſenknoſpe, du biſt dem blühenden Mädchen gewidmet,
Die als die Herrlichſte ſich, als die Beſcheidenſte zeigt.

4.

Viele der Veilchen zuſammen gekränzt, das Sträußchen erſcheinet
Erſt als Blume; du biſt, häusliches Mädchen, gemeint.

5.

Eine kannt' ich, ſie war wie die Lilie ſchlank, und ihr Stolz war
Unſchuld; herrlicher hat Salomo keine geſehn.

6.

Schön erhebt ſich der Agley, und ſenkt das Köpfchen herunter:
Iſt es Gefühl? oder iſt's Muthwill? Ihr rathet es nicht.

7.

Viele duftende Blecken, o Hyacinthe, bewegſt du;
Aber die Blecken ziehn, wie die Gerüche, nicht an.

8.

Nachtviole, dich geht man am blendenden Tage vorüber;
Doch bey der Nachtigall Schlag hauchest du köstlichen Geist.

9.

Tuberrose, du ragest hervor und ergetzest im Freyen;
Aber bleibe vom Haupt, bleibe vom Herzen mir fern!

10.

Fern erblick' ich den Mohn; er glüht. Doch komm' ich dir näher,
Ach! so seh' ich zu bald, daß du die Rose nur lügst.

11.

Tulpen, ihr werdet gescholten von sentimentalischen Kennern;
Aber ein lustiger Sinn wünscht auch ein lustiges Blatt.

12.

Nelken, wie sind' ich euch schön! Doch alle gleicht ihr einander,
Unterscheidet euch kaum, und ich entscheide mich nicht.

13.

Prangt mit den Farben Aurorens, Ranunkeln, Tulpen und Astern;
Hier ist ein dunkles Blatt, das euch an Dufte beschämt.

14.

Keine lockt mich, Ranunkeln, von euch, und keine begehr' ich;
Aber im Beete vermischt sieht euch das Auge mit Lust.

15.

Sagt! was füllet das Zimmer mit Wohlgerüchen? Reseda,
Farblos, ohne Gestalt, stilles bescheidenes Kraut.

16.

Zierde wärſt du der Gärten; doch wo du erſcheineſt, da ſagſt du:
Ceres ſtreute mich ſelbſt aus, mit der goldenen Saat.

17.

Deine liebliche Kleinheit, dein holdes Auge, ſie ſagen,
Immer: Vergiß mein nicht! immer: Vergiß nur nicht mein!

18.

Schwänden dem inneren Auge die Bilder ſämmtlicher Blumen,
Eleonore, dein Bild brächte das Herz ſich hervor.

Sommer.

19.

Grauſam erweiſet ſich Amor an mir! O, ſpielet, ihr Muſen,
Mit den Schmerzen, die er, ſpielend, im Buſen erregt!

20.

Manuſcripte beſitz' ich, wie kein Gelehrter noch König;
Denn mein Liebchen, ſie ſchreibt, was ich ihr dichtete, mir.

21.

Wie im Winter die Saat nur langſam keimet, im Sommer
Lebhaft treibet und reift, ſo war die Neigung zu dir.

22.

Immer war mir das Feld und der Wald, und der Fels und die Gärten
Nur ein Raum, und du machſt ſie, Geliebte, zum Ort.

23.

Raum und Zeit, ich empfind' es, ſind bloße Formen des Anſchauns,
Da das Eckchen mit dir, Liebchen, unendlich mir ſcheint.

24.

Sorge! ſie ſteiget mit dir zu Roß, ſie ſteiget zu Schiffe;
Viel zudringlicher noch packet ſich Amor uns auf.

25.

Neigung beſiegen iſt ſchwer; geſellet ſich aber Gewohnheit,
Wurzelnd, allmählig zu ihr, unüberwindlich iſt ſie.

26.

Welche Schrift ich zwey-, ja dreymal hinter einander
Lese? Das herzliche Blatt, das die Geliebte mir schreibt.

27.

Sie entzückt mich, und täuschet vielleicht. O, Dichter und Sänger,
Mimen! lerntet ihr doch meiner Geliebten was ab.

28.

Alle Freude des Dichters, ein gutes Gedicht zu erschaffen,
Fühle das liebliche Kind, das ihn begeisterte, mit.

29.

Ein Epigramm sey zu kurz, mir etwas Herzlichs zu sagen?
Wie, mein Geliebter, ist nicht kürzer der herzliche Kuß?

30.

Kennst du das herrliche Gift der unbefriedigten Liebe?
Es versengt und erquickt, zehret am Mark und erneut's.

31.

Kennst du die herrliche Wirkung der endlich befriedigten Liebe?
Körper verbindet sie schön, wenn sie die Geister befreyt.

32.

Das ist die wahre Liebe, die immer und immer sich gleich bleibt,
Wenn man ihr alles gewährt, wenn man ihr alles versagt.

33.

Alles wünscht' ich zu haben, um mit ihr Alles zu theilen;
Alles gäb' ich dahin, wär' sie, die Einzige, mein.

34.

Kränken ein liebendes Herz, und ſchweigen müſſen; geſchärfter
Können die Qualen nicht ſeyn, die Rhadamant ſich erſinnt.

35.

Warum bin ich vergänglich, o Zevs? ſo fragte die Schönheit.
Macht' ich doch, ſagte der Gott, nur das Vergängliche ſchön.

36.

Und die Liebe, die Blumen, der Thau und die Jugend vernahme'ns;
Alle gingen ſie weg, weinend, von Jupiters Thron.

37.

Leben muß man und lieben; es endet Leben und Liebe.
Schnitteſt du, Parze, doch nur beiden die Fäden zugleich!

le, ein ewig Einerlei. Wenn unſere Streiche nicht wären. — Was bringſt du Basko? Was bringſt du von Villa Bella?

Basko.

Viel, gar viel.

Crugantino.

Hab ich Hofnung mich Claudinen zu nähern? Ein Engel, ganzer Engel!

Basko.

Camillgen, das liebe Camillgen hat mir Winke gegeben, hat mir zugeflüſtert: dem edlen Crugantino meinen Gruß!

Crugantino.

Laß ſie zum Teufel gehn! Red mir von Claudinen.

Basko.

Herr! Wir, oder unſer Genius, oder allzuſammen ſind ausgemachte Eſel.

Crugantino.

Was giebt's?

Basko.

Herbſt.

38.

Früchte bringet das Leben dem Mann; doch hangen ſie ſelten
Roth und luſtig am Zweig, wie uns ein Apfel begrüßt.

39.

Richtet den herrſchenden Stab auf Leben und Handeln, und laſſet
Amorn, dem lieblichen Gott, doch mit der Muſe das Spiel!

40.

Lehret! Es ziemet euch wohl, auch wir verehren die Sitte:
Aber die Muſe läßt nicht ſich gebieten von euch.

41.

Nimm dem Prometheus die Fackel, belebe, o Muſe, die Menſchen:
Nimm ſie dem Amor, und raſch quäl' und beglücke, wie er.

42.

Alle Schöpfung iſt Werk der Natur. Von Jupiters Throne
Zuckt der allmächtige Strahl, nährt und erſchüttert die Welt.

43.

Freunde, treibet nur Alles mit Ernſt und Liebe: die Beiden
Stehen dem Deutſchen ſo ſchön, den ach! ſo Vieles entſtellt.

44.

Kinder werfen den Ball an die Wand, und fangen ihn wieder
Aber ich liebe das Spiel, wirft mir der Freund ihn zurück.

45.

Immer ſtrebe zum Ganzen, und kannſt du ſelber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied ſchließ' an ein Ganzes dich an.

46.

Wär't ihr, Schwärmer, im Stande, die Ideale zu faſſen,
O! ſo verehrtet ihr auch, wie ſich's gebührt, die Natur.

47.

Wem zu glauben iſt, redlicher Freund, das kann ich dir ſagen:
Glaube dem Leben; es lehrt beſſer als Redner und Buch.

48.

Alle Blüten müſſen vergehn, daß Früchte beglücken;
Blüten und Frucht zugleich geben ihr Muſen allein.

50.

Schädliche Wahrheit, ich flehe ſie vor dem nützlichen Irrthum.
Wahrheit heilet den Schmerz, den ſie vielleicht uns erregt.

51.

Schadet ein Irrthum wohl? Nicht immer; aber das Irren
Immer ſchadet's. Wie ſehr, ſieht man am Ende des Wegs.

52.

Fremde Kinder, wir lieben ſie nie ſo ſehr als die eignen;
Irrthum, das eigene Kind, iſt uns dem Herzen ſo nah.

53.

Irrthum verläßt uns nie; doch zieht ein höher Bedürfniß
Immer den ſtrebenden Geiſt leiſe zur Wahrheit hinan.

54.

Gleich ſey Keiner dem Andern; doch gleich ſey Jeder dem Höchſten.
Wie das zu machen? Es ſey Jeder vollendet in ſich.

55.

Warum will ſich Geſchmack und Genie ſo ſelten vereinen?
Jener fürchtet die Kraft; dieſes verachtet den Zaum.

56.

Fortzupflanzen die Welt ſind alle vernünft'gen Diſcurſe
Unvermögend; durch ſie kommt auch kein Kunſtwerk hervor.

57.

Welchen Leſer ich wünſche? den Unbefangenſten, der mich,
Sich und die Welt vergißt, und in dem Buche nur lebt.

58.

Dieſer iſt mir der Freund, der mit mir Strebenden wandelt:
Läd't er zum Sitzen mich ein, ſtehl' ich für heute mich weg.

59.

Wie beklag' ich es tief, daß dieſe herrliche Seele,
Werth, mit zum Zwecke zu gehn, mich nur als Mittel begreift!

60.

Preiſe dem Kinde die Puppen, wofür es begierig die Groſchen
Hinwirft; wahrlich! du wirſt Krämern und Kindern ein Gott.

61.

Wie verfährt die Natur, um Hohes und Niedres im Menſchen
Zu verbinden? Sie ſtellt Eitelkeit zwiſchen hinein.

62.

Auf das empfindſame Volk hab' ich nie was gehalten; es werden,
Kommt die Gelegenheit, nur ſchlechte Geſellen daraus.

63.

Franzthum drängt in dieſen verworrenen Tagen, wie ehmals
Lutherthum es gethan, ruhige Bildung zurück.

64.

Wo Parteyen entſtehn, hält Jeder ſich hüben und drüben;
Viele Jahre vergehn, eh' ſie die Mitte vereint.

65.

„Jene machen Parthey; welch unerlaubtes Beginnen!
Aber unſre Parthey, freylich, verſteht ſich von ſelbſt."

66.

Willſt du, mein Sohn, frey bleiben, ſo lerne was Rechtes, und halte
Dich genügſam, und nie blicke nach oben hinauf!

67.

Wer iſt der edlere Mann in jedem Stande? Der ſtets ſich
Neiget zum Gleichgewicht, was er auch habe voraus.

68.

Wißt ihr, wie auch der Kleine was iſt? Er mache das Kleine
Recht; der Große begehrt juſt ſo das Große zu thun.

69.

Was iſt heilig? Das iſt's, was viele Seelen zuſammen
Bindet; bänd' es auch nur leicht, wie die Binſe den Kranz.

70.

Was iſt das Heiligſte? Das, was, heut und ewig, die Geiſter,
Tiefer und tiefer gefühlt, immer nur einiger macht.

71.

Wer iſt das würdigſte Glied des Staats? Ein wackerer Bürger;
Unter jeglicher Form bleibt er der edelſte Stoff.

72.

Wer iſt denn wirklich ein Fürſt? Ich hab' es immer geſehen,
Der nur iſt wirklich Fürſt, der es vermochte zu ſeyn.

73.

Fehlet die Einſicht oben, der gute Wille von unten,
Führt ſogleich die Gewalt, oder ſie endet den Streit.

74.

Republiken hab' ich geſehen, und das iſt die beſte,
Die dem regierenden Theil Laſten, nicht Vortheil, gewährt.

75.

Bald, es kenne nur Jeder den eigenen, gönne dem Andern
Seinen Vortheil, ſo iſt ewiger Friede gemacht.

76.

Keiner beſcheidet ſich gern mit dem Theile, der ihm gebühret.
Und ſo habt ihr den Stoff immer und ewig zum Krieg.

77.

Zweyerley Arten gibt es, die treffende Wahrheit zu ſagen:
Oeffentlich immer dem Volk, immer dem Fürſten geheim.

78.

Wenn du laut den Einzelnen ſchiltſt, er wird ſich verſtecken,
Wie ſich die Menge verſtockt, wenn du im Ganzen ſie lobſt.

79.

Du biſt König und Ritter, und kannſt befehlen und ſtreiten;
Aber zu jedem Vertrag rufe den Kanzler herbey.

80.

Klug und thätig und feſt, bekannt mit Allem, nach oben
Und nach unten gewandt, ſey er Miniſter und bleib's.

81.

Welchen Hofmann ich ehre? Den klärſten und feinſten! Das
Andre,
Was er noch ſonſt beſitzt, kommt ihm als Menſchen zu gut.

82.

Ob du der Klügſte ſeyſt: daran iſt wenig gelegen;
Aber der Biederſte ſey, ſo wie bey Rathe, zu Haus.

83.

Ob du wachſt, das kümmert uns nicht, wofern du nur ſingeſt.
Singe, Wächter, dein Lied ſchlafend, wie Mehrere thun.

84.

Diesmal ſtreuſt du, o Herbſt, nur leichte, welkende Blätter;
Gib mir ein andermal ſchwellende Früchte dafür.

Winter.

85.

Waſſer iſt Körper und Boden der Fluß. Das nervſte Theater
Thut, in der Sonne Glanz, zwiſchen den Ufern ſich auf.

86.

Wahrlich, es ſcheint nur ein Traum! Bedeutende Bilder des Lebens
Schweben, lieblich und ernſt, über die Fläche dahin.

87.

Eingefroren ſahen wir ſo Jahrhunderte ſtarren,
Menſchengefühl und Vernunft ſchlich nur verborgen am Grund.

88.

Nur die Fläche beſtimmt die kreiſenden Bahnen des Lebens;
Iſt ſie glatt, ſo vergißt Jeder die nahe Gefahr.

89.

Alle ſtreben und eilen und ſuchen und ſtechen einander;
Aber Alle beſchränkt freundlich die glättere Bahn.

90.

Durch einander gleiten ſie her, die Schüler und Meiſter,
Und das gewöhnliche Volk, das in der Mitte ſich hält.

91.

Jeder zeigt hier, was er vermag; nicht Lob und nicht Tadel
Hielte Dieſen zurück, förderte Jenen zum Ziel.

92.

Euch Präconen des Pfuſchers, des Meiſters Verkleinerer wünſcht' ich,
Mit ohnmächtiger Wuth, ſtumm hier am Ufer zu ſehn.

93.

Lehrling du ſchwankeſt und zauderſt, und ſcheueſt die glättere Fläche.
Nur gelaſſen! du wirſt einſt noch die Freude der Bahn.

94.

Willſt du ſchon zierlich erſcheinen? und biſt nicht ſicher. Vergebens!
Nur aus vollendeter Kraft blicket die Anmuth hervor.

95.

Fallen iſt der Sterblichen Loos. So fällt hier der Schüler,
Wie der Meiſter; doch ſtürzt dieſer gefährlicher hin.

96.

Stürzt der rüſtigſte Läufer der Bahn, ſo lacht man am Ufer;
Wie man bey Bier und Tabak über Beſiegte ſich hebt.

97.

Gleite fröhlich dahin, gib Rath dem werdenden Schüler,
Freue des Meiſters dich, und ſo genieße des Tags.

98.

Siehe, ſchon nahet der Frühling; das ſtrömende Waſſer verzehret
Unten, der ſanftere Blick oben der Sonne, das Eis.

99.

Dieſes Geſchlecht iſt hinweg, zerſtreut die bunte Geſellſchaft;
Schiffern und Fiſchern gehört wieder die wallende Fluth.

100.

Schwimme, du mächtige Scholle, nur hin! und kommſt du als Scholle
Nicht hinunter, du kommſt doch wohl als Treyſen ins Meer.

Henrich Illeyer
Haus Pharfuhrer Gesuch

Basko.

Ich, der ich ſonſt herumſchwärme den ganzen Tag, und plane wie ein Raubvogel, muß heut den ganzen Nachmittag hier auf der Bärenhaut liegen.

Crugantino.

Nun.

Basko.

Und drüben; ich hätte mir die Augen ausſchlagen mögen; drüben in Villa Bella — Ich hab in Gonzaloshofe bei Claudinen geſtanden, von hier an den Tiſch, und wer's eh' gewußt hätte —

Crugantino.

Schwerenoth! Wie ging das?

Basko.

Heut iſt Claudinens Geburtstag. Ihr Vater, der ſie wie ein Narr liebt, hat ein Feſt angeſtellt. Sie haben einen Umgang gehalten, ſie im Triumpf getragen —

Aus meinem Leben

Dichtung und Wahrheit.

Von

Goethe.

Erſter Theil.

Ὁ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται.

Tübingen,
in der J. G. Cottaiſchen Buchhandlung.
1811.

Als Vorwort zu der gegenwärtigen Arbeit, welche deſſelben vielleicht mehr als eine andere bedürfen möchte, ſtehe hier der Brief eines Freundes, durch den ein ſolches, immer bedenkliches Unternehmen veranlaßt worden.

„Wir haben, theurer Freund, nunmehr die zwölf Theile Ihrer dichteriſchen Werke beyſammen, und finden, indem wir ſie durchleſen, manches Bekannte, manches Unbekannte; ja manches Vergeſſene wird durch dieſe Sammlung wieder angefriſcht. Man kann ſich nicht enthalten, dieſe zwölf Bände, welche in

Einem Format vor uns ſtehen, als ein Ganzes zu betrachten, und man möchte ſich daraus gern ein Bild des Autors und ſeines Talents entwerfen. Nun iſt nicht zu läugnen, daß für die Lebhaftigkeit, womit derſelbe ſeine ſchriftſtelleriſche Laufbahn begonnen, für die lange Zeit die ſeit dem verfloſſen, ein Duzzend Bändchen zu wenig ſcheinen müſſen. Eben ſo kann man ſich bey den einzelnen Arbeiten nicht verhehlen, daß meiſtens beſondere Veranlaſſungen dieſelben hervorgebracht, und ſowohl äußere beſtimmte Gegenſtände als innere entſchiedene Bildungsſtufen daraus hervorſcheinen, nicht minder auch gewiſſe temporäre moraliſche und äſthetiſche Maximen und Ueberzeugungen darin obwalten. Im Ganzen aber bleiben dieſe Productionen

immer unzuſammenhängend; ja oft ſollte man kaum glauben, daß ſie von demſelben Schriftſteller entſprungen ſeyen.

Ihre Freunde haben indeſſen die Nachforſchung nicht aufgegeben und ſuchen, als näher bekannt mit Ihrer Lebens- und Denkweiſe, manches Räthſel zu errathen, manches Problem aufzulöſen; ja ſie finden, da eine alte Neigung und ein verjährtes Verhältniß ihnen beyſteht, ſelbſt in den vorkommenden Schwierigkeiten einigen Reiz. Doch würde uns hie und da eine Nachhülfe nicht unangenehm ſeyn, welche Sie unſern freundſchaftlichen Geſinnungen nicht wohl verſagen dürfen.

Das Erſte alſo, warum wir Sie erſuchen, iſt, daß Sie uns Ihre, bey der neuen Ausgabe, nach gewiſſen innern Beziehungen geordneten Dichtwerke in einer chronologiſchen Folge aufführen und ſowohl die Lebens- und Gemüthszuſtände, die den Stoff dazu hergegeben, als auch die Beyſpiele, welche auf Sie gewirkt, nicht weniger die theoretiſchen Grundſätze, denen Sie gefolgt, in einem gewiſſen Zuſammenhange vertrauen möchten. Widmen Sie dieſe Bemühung einem engern Kreiſe, vielleicht entſpringt daraus etwas, was auch einem größern angenehm und nützlich werden kann. Der Schriftſteller ſoll bis in ſein höchſtes Alter den Vortheil nicht aufgeben, ſich mit denen die eine Neigung zu ihm gefaßt, auch in die Ferne zu unterhal-

ten; und wenn es nicht einem Jeden verliehen seyn möchte, in gewissen Jahren mit unerwarteten, mächtig wirksamen Erzeugnissen von neuem aufzutreten: so sollte doch gerade zu der Zeit, wo die Erkenntniß vollständiger, das Bewußtseyn deutlicher wird, das Geschäft sehr unterhaltend und neubelebend seyn, jenes Hervorgebrachte wieder als Stoff zu behandeln und zu einem Letzten zu bearbeiten, welches denen abermals zur Bildung gereiche, die sich früher mit und an dem Künstler gebildet haben."

Dieses so freundlich geäußerte Verlangen erweckte bey mir unmittelbar die Lust es zu befolgen. Denn wenn wir in früherer Zeit leidenschaftlich unsern eigenen Weg gehen, und um nicht irre zu

werden, die Anforderungen Anderer ungeduldig ablehnen, ſo iſt es uns in ſpätern Tagen höchſt erwünſcht, wenn irgend eine Theilnahme uns aufregen und zu einer neuen Thätigkeit liebevoll beſtimmen mag. Ich unterzog mich daher ſogleich der vorläufigen Arbeit, die gröſseren und kleineren Dichtwerke meiner zwölf Bände auszuzeichnen und den Jahren nach zu ordnen. Ich ſuchte mir Zeit und Umſtände zu vergegenwärtigen, unter welchen ich ſie hervorgebracht. Allein das Geſchäft ward bald beſchwerlicher, weil ausführliche Anzeigen und Erklärungen nöthig wurden, um die Lücken zwiſchen dem bereits Bekanntgemachten auszufüllen. Denn zuvörderſt fehlt alles woran ich mich zuerſt geübt, es fehlt manches Angefangene und nicht Vollen-

dete; ja ſogar iſt die äußere Geſtalt manches Vollendeten völlig verſchwunden, indem es in der Folge gänzlich umgearbeitet und in eine andere Form gegoſſen worden. Außer dieſem blieb mir auch noch zu gedenken, wie ich mich in Wiſſenſchaften und andern Künſten bemüht, und was ich in ſolchen fremd ſcheinenden Fächern ſowohl einzeln als in Verbindung mit Freunden, theils im Stillen geübt, theils öffentlich bekannt gemacht.

Alles dieſes wünſchte ich nach und nach zu Befriedigung meiner Wohlwollenden einzuſchalten; allein dieſe Bemühungen und Betrachtungen führten mich immer weiter: denn indem ich jener ſehr wohl überdachten Forderung zu entſpre-

chen wünſchte, und mich bemühte, die innern Regungen, die äußern Einflüſſe, die theoretiſch und praktiſch von mir betretenen Stufen, der Reihe nach darzuſtellen; ſo ward ich aus meinem engen Privatleben in die weite Welt gerückt, die Geſtalten von hundert bedeutenden Menſchen, welche näher oder entfernter auf mich eingewirkt, traten hervor; ja die ungeheuren Bewegungen des allgemeinen politiſchen Weltlaufs, die auf mich wie auf die ganze Maſſe der Gleichzeitigen den größten Einfluß gehabt, mußten vorzüglich beachtet werden. Denn dieſes ſcheint die Hauptaufgabe der Biographie zu ſeyn, den Menſchen in ſeinen Zeitverhältniſſen darzuſtellen, und zu zeigen, in wiefern ihm das Ganze widerſtrebt, in wiefern es ihn begünſtigt, wie er ſich

Crugantino.

Das haſt du geſehn?

Basko.

Ich kam zu ſpät. Aber im Haf unter den großen Linden, waren für's ganze Dorf Tiſche gedekt. Alt und Junge, alles gepuzt! Und heyſa oben aus; Fäſſer mit Bier, ungeheure Töpfe mit Brei, und ein Geſumm und Gedräng! da kam ich eben auch hinein.

Crugantino.

Und holteſt mich nicht?

Basko.

Kaum hat ich mich umgeſehn, verlohren ſich die Herrſchaften.

Crugantino.

Haſt ſie geſehn?

Basko.

Narr, ich mögt' dir ſagen können wie ſchön ſie war. In einer gewiſſen Verlegenheit.

Cru-

eine Welt- und Menſchenanſicht daraus gebildet, und wie er ſie, wenn er Künſtler, Dichter, Schriftſteller iſt, wieder nach außen abgeſpiegelt. Hiezu wird aber ein kaum Erreichbares gefordert, daß nämlich das Individuum ſich und ſein Jahrhundert kenne, ſich, in wiefern es unter allen Umſtänden daſſelbe geblieben, das Jahrhundert, als welches ſowohl den willigen als unwilligen mit ſich fortreißt, beſtimmt und bildet, dergeſtalt daß man wohl ſagen kann, ein Jeder, nur zehn Jahre früher oder ſpäter geboren, dürfte, was ſeine eigene Bildung und die Wirkung nach außen betrifft, ein ganz anderer geworden ſeyn.

Auf dieſem Wege, aus dergleichen Betrachtungen und Verſuchen, aus ſol-

chen Erinnerungen und Ueberlegungen entſprang die gegenwärtige Schilderung, und aus dieſem Geſichtspunct ihres Entſtehens wird ſie am beſten genoſſen, genutzt, und am billigſten beurtheilt werden können. Was aber ſonſt noch, beſonders über die halb poetiſche, halb hiſtoriſche Behandlung etwa zu ſagen ſeyn möchte, dazu findet ſich wohl im Laufe der Erzählung mehrmals Gelegenheit.

Erstes Buch.

Am 28. August 1749, Mittags mit dem Glockenſchlage zwölf, kam ich in Frankfurt am Main auf die Welt. Die Conſtellation war glücklich; die Sonne ſtand im Zeichen der Jungfrau, und culminirte für den Tag; Jupiter und Venus blickten ſie freundlich an, Merkur nicht widerwärtig; Saturn und Mars verhielten ſich gleichgültig: nur der Mond, der ſo eben voll ward, übte die Kraft ſeines Gegenſcheins um ſo mehr, als zugleich ſeine Planetenſtunde eingetreten war. Er widerſetzte ſich daher meiner Geburt, die nicht eher erfolgen konnte, als bis dieſe Stunde vorübergegangen.

Dieſe guten Aſpecten, welche mir die Aſtrologen in der Folgezeit ſehr hoch anzurechnen

wußten, mögen wohl Urſache an meiner Erhaltung geweſen ſeyn: denn durch Ungeſchicklichkeit der Hebamme kam ich für todt auf die Welt, und nur durch vielfache Bemühungen brachte man es dahin, daß ich das Licht erblickte. Dieſer Umſtand, welcher die Meinigen in große Noth verſetzt hatte, gereichte jedoch meinen Mitbürgern zum Vortheil, indem mein Großvater, der Schultheiß Johann Wolfgang Textor, daher Anlaß nahm, daß ein Geburtshelfer angeſtellt, und der Hebammen-Unterricht eingeführt oder erneuert wurde; welches denn manchem der Nachgebornen mag zu Gute gekommen ſeyn.

Wenn man ſich erinnern will, was uns in der frühſten Zeit der Jugend begegnet iſt, ſo kommt man oft in den Fall, dasjenige was wir von andern gehört, mit dem zu verwechſeln, was wir wirklich aus eigner anſchauender Erfahrung beſitzen. Ohne alſo hierüber eine genaue Unterſuchung anzuſtellen, welche ohnehin zu nichts füh-

ren kann, bin ich mir bewußt, daß wir in einem alten Hauſe wohnten, welches eigentlich aus zwey durchgebrochnen Häuſern beſtand. Eine thurmartige Treppe führte zu unzuſammenhangenden Zimmern, und die Ungleichheit der Stockwerke war durch Stufen ausgeglichen. Für uns Kinder, eine jüngere Schweſter und mich, war der untere weitläuftige Hausflur der liebſte Raum, welcher neben der Thüre ein großes hölzernes Gitterwerk hatte, wodurch man unmittelbar mit der Straße und der freyen Luft in Verbindung kam. Einen ſolchen Vogelbauer, mit dem viele Häuſer verſehen waren, nannte man ein Gerämſe. Die Frauen ſaßen darin, um zu nähen und zu ſtricken; die Köchinn las ihren Salat; die Nachbarinnen beſprachen ſich von daher miteinander, und die Straßen gewannen dadurch in der guten Jahrszeit ein ſüdliches Anſehen. Man fühlte ſich frey, indem man mit dem Oeffentlichen vertraut war. So kamen auch durch dieſe Gerämſe die Kinder mit den Nachbarn in Verbindung, und mich gewan-

nen drey gegenüber wohnende Brüder von Ochſenſtein, hinterlaſſene Söhne des verſtorbenen Schultheißen, gar lieb, und beſchäftigten und neckten ſich mit mir auf mancherley Weiſe.

Die Meinigen erzählten gern allerley Eulenſpiegeleyen, zu denen mich jene ſonſt ernſte und einſame Männer angereizt. Ich führe nur einen von dieſen Streichen an. Es war eben Topfmarkt geweſen, und man hatte nicht allein die Küche für die nächſte Zeit mit ſolchen Waaren verſorgt, ſondern auch uns Kindern dergleichen Geſchirr im Kleinen zu ſpielender Beſchäftigung eingekauft. An einem ſchönen Nachmittag, da alles ruhig im Hauſe war, trieb ich im Geräms mit meinen Schüſſeln und Töpfen mein Weſen, und da weiter nichts dabey heraus kommen wollte, warf ich ein Geſchirr auf die Straße und freute mich, daß es ſo luſtig zerbrach. Die von Ochſenſtein, welche ſahen, wie ich mich daran ergetzte, daß ich ſo gar fröhlich in die Händchen patſchte, riefen:

Noch mehr! Ich ſäumte nicht, ſogleich einen Topf, und auf immer fortwährendes Rufen: Noch mehr! nach und nach ſämmtliche Schüſſelchen, Tiegelchen, Kännchen gegen das Pflaſter zu ſchleudern. Meine Nachbarn fuhren fort ihren Beyfall zu bezeigen, und ich war höchlich froh ihnen Vergnügen zu machen. Mein Vorrath aber war aufgezehrt und ſie rieſen immer: Noch mehr! Ich eilte daher ſtracks in die Küche und holte die irdenen Teller, welche nun freylich im Zerbrechen noch ein luſtigeres Schauſpiel gaben; und ſo lief ich hin und wieder, brachte einen Teller nach dem andern, wie ich ſie auf dem Topfbrett der Reihe nach erreichen konnte, und weil ſich jene gar nicht zufrieden gaben, ſo ſtürzte ich alles was ich von Geſchirr erſchleppen konnte, in gleiches Verderben. Nur ſpäter erſchien Jemand zu hindern und zu wehren. Das Unglück war geſchehen, und man hatte für ſo viel zerbrochne Töpferwaare wenigſtens eine luſtige Ge-

ſchichte, an der ſich beſonders die ſchalkiſchen Urheber bis an ihr Lebensende ergetzten.

Meines Vaters Mutter, bey der wir eigentlich im Hauſe wohnten, lebte in einem großen Zimmer hinten hinaus, unmittelbar an der Hausflur, und wir pflegten unſere Spiele bis an ihren Seſſel, ja wenn ſie krank war, bis an ihr Bett hin auszudehnen. Ich erinnere mich ihrer gleichſam als eines Geiſtes, als einer ſchönen, hagern, immer weiß und reinlich gekleideten Frau. Sanft, freundlich, wohlwollend, iſt ſie mir im Gedächtniß geblieben.

Wir hatten die Straße, in welcher unſer Haus lag, den Hirſchgraben nennen hören; da wir aber weder Graben noch Hirſche ſahen, ſo wollten wir dieſen Ausdruck erklärt wiſſen. Man erzählte ſodann, unſer Haus ſtehe auf einem Raum, der ſonſt außerhalb der Stadt gelegen, und da wo jetzt die Straße ſich befinde, ſey ehmals ein Graben geweſen, in welchem eine

Crugantino.

Was iſt nun das alles?

Basko.

Geduld! Geduld! Eins hab ich erfahren. Sie pflegt alle Nacht, beſonders bei ſo ſchönem Mondenſcheine, allein im Garten zu ſpazieren. Du kennſt die Caſtanienbäume, die davor ſtehen auf dem Wege nach Salanko?

Crugantino.

Lehr' mich das! Die Teraſſe geht da heraus, und die eiſerne Thüre. O, ich will hin, gleich hin, und dort ſeyn, eh der Mond noch aufgeht. Komm Basko!

Basko.

Noch eins! Nimm dich doch in Acht. Serpillo, der Häſcher, der mein Herzensfreund iſt, hat mir vertraut: man frage nach dir, erkundige ſich nach dir.

Crugantino.

Poſſen! Ich wüßte iezt nichts.

Basko.

Anzahl Hirſche unterhalten worden. Man habe dieſe Thiere hier bewahrt und genährt, weil nach einem alten Herkommen der Senat alle Jahre einen Hirſch öffentlich verſpeiſet, den man denn für einen ſolchen Feſttag hier im Graben immer zur Hand gehabt, wenn auch auswärts Fürſten und Ritter der Stadt ihre Jagdbefugniß verkümmerten und ſtörten, oder wohl gar Feinde die Stadt eingeſchloſſen oder belagert hielten. Dieß gefiel uns ſehr, und wir wünſchten, eine ſolche zahme Wildbahn wäre auch noch bey unſern Zeiten zu ſehen geweſen.

Die Hinterſeite des Hauſes hatte, beſonders aus dem oberen Stock, eine ſehr angenehme Ausſicht über eine beynah unabſehbare Fläche von Nachbarsgärten, die ſich bis an die Stadtmauern verbreiteten. Leider aber war, bey Verwandlung der ſonſt hier befindlichen Gemeindeplätze in Hausgärten, unſer Haus und noch einige andere, die gegen die Straßenecke zu lagen, ſehr verkürzt worden, indem die

Häuſer vom Roßmarkt her weitläufige Hintergebäude und groſse Gärten ſich zueigneten, wir aber uns durch eine ziemlich hohe Mauer unſres Hofes von dieſen ſo nah gelegenen Paradieſen ausgeſchloſſen ſahen.

Im zweyten Stock befand ſich ein Zimmer, welches man das Gartenzimmer nannte, weil man ſich daſelbſt durch wenige Gewächſe vor dem Fenſter den Mangel eines Gartens zu erſetzen geſucht hatte. Dort war, wie ich heranwuchſe, mein liebſter, zwar nicht trauriger, aber doch ſehnſüchtiger Aufenthalt. Ueber jene Gärten hinaus, über Stadtmauern und Wälle ſah man in eine ſchöne fruchtbare Ebene; es iſt die, welche ſich nach Höchſt hinzieht. Dort lernte ich Sommerszeit gewöhnlich meine Lectionen, wartete die Gewitter ab, und konnte mich an der untergehenden Sonne, gegen welche die Fenſter gerade gerichtet waren, nicht ſatt genug ſehen. Da ich aber zu gleicher Zeit die Nachbarn in ihren Gärten wandeln und ihre

Blumen beſorgen, die Kinder ſpielen, die Geſellſchaften ſich ergetzen ſah, die Kegelkugeln rollen und die Kegel fallen hörte; ſo erregte dieß frühzeitig in mir ein Gefühl der Einſamkeit und einer daraus entſpringenden Sehnſucht, das dem von der Natur in mich gelegten Ernſten und Ahndungsvollen entſprechend, ſeinen Einfluß gar bald und in der Folge noch deutlicher zeigte.

Die alte, winkelhafte, an vielen Stellen düſtere Beſchaffenheit des Hauſes war übrigens geeignet, Schauer und Furcht in kindlichen Gemüthern zu erwecken. Unglücklicherweiſe hatte man noch die Erziehungsmaxime, den Kindern frühzeitig alle Furcht vor dem Ahndungsvollen und Unſichtbaren zu benehmen, und ſie an das Schauderhafte zu gewöhnen. Wir Kinder ſollten daher allein ſchlafen, und wenn uns dieſes unmöglich fiel, und wir uns ſacht aus den Betten hervormachten und die Geſellſchaft der Bedienten und Mägde ſuchten; ſo ſtellte ſich,

in umgewandtem Schlafrock und alſo für uns verkleidet genug, der Vater in den Weg und ſchreckte uns in unſere Ruheſtätte zurück. Die daraus entſpringende üble Wirkung denkt ſich Jedermann. Wie ſoll derjenige die Furcht los werden, den man zwiſchen ein doppeltes Furchtbare einklemmt? Meine Mutter, ſtets heiter und froh, und andern das Gleiche gönnend, erfand eine beſſere pädagogiſche Auskunft. Sie wußte ihren Zweck durch Belohnungen zu erreichen. Es war die Zeit der Pfirſchen, deren reichlichen Genuß ſie uns jeden Morgen verſprach, wenn wir Nachts die Furcht überwunden hätten. Es gelang, und beyde Theile waren zufrieden.

Innerhalb des Hauſes zog meinen Blick am meiſten eine Reihe römiſcher Proſpecte auf ſich, mit welchen der Vater einen Vorſaal ausgeſchmückt hatte, geſtochen von einigen geſchickten Vorgängern des Piraneſe, die ſich auf Architectur und Perſpective wohl verſtanden, und deren Nadel ſehr deutlich

und ſchätzbar iſt. Hier ſah ich täglich die Piazza del Popolo, das Coliſeo, den Peters-platz, die Peterskirche von außen und innen, die Engelsburg und ſo manches andere. Dieſe Geſtalten drückten ſich tief bey mir ein, und der ſonſt ſehr laconiſche Vater hatte wohl manchmal die Gefälligkeit, eine Beſchreibung des Gegenſtandes vernehmen zu laſſen. Seine Vorliebe für die italiäniſche Sprache und für alles was ſich auf jenes Land bezieht, war ſehr ausgeſprochen. Eine kleine Marmor- und Naturalienſammlung, die er von dorther mitgebracht, zeigte er uns auch manchmal vor, und einen großen Theil ſeiner Zeit verwendete er auf ſeine italiäniſch verfaßte Reiſebeſchreibung, deren Abſchrift und Redaction er eigenhändig, heftweiſe, langſam und genau ausfertigte. Ein alter heiterer italiäniſcher Sprachmeiſter, Giovinazzi genannt, war ihm daran behülflich. Auch ſang der Alte nicht übel, und meine Mutter mußte ſich bequemen, ihn und ſich ſelbſt mit

dem Claviere täglich zu accompagniren; da ich denn das Solitario bosco ombroso bald kennen lernte, und auswendig wußte, ehe ich es verstand.

Mein Vater war überhaupt lehrhafter Natur, und bey seiner Entfernung von Geschäften wollte er gern dasjenige was er wußte und vermochte, auf andre übertragen. So hatte er meine Mutter in den ersten Jahren ihrer Verheiratung zum fleißigen Schreiben angehalten, wie zum Clavierspielen und Singen; wobey sie sich genöthigt sah, auch in der italiänischen Sprache einige Kenntniß und nothdürftige Fertigkeit zu erwerben.

Gewöhnlich hielten wir uns in allen unsern Freystunden zur Großmutter, in deren geräumigem Wohnzimmer wir hinlänglich Platz zu unsern Spielen fanden. Sie wußte uns mit allerley Kleinigkeiten zu beschäftigen,

und mit allerley guten Biſſen zu erquicken. An einem Weihnachtsabende jedoch ſetzte ſie allen ihren Wohlthaten die Krone auf, indem ſie uns ein Puppenſpiel vorſtellen ließ, und ſo in dem alten Hauſe eine neue Welt erſchuf. Dieſes unerwartete Schauſpiel zog die jungen Gemüther mit Gewalt an ſich; beſonders auf den Knaben machte es einen ſehr ſtarken Eindruck, der in eine große langdauernde Wirkung nachklang.

Die kleine Bühne mit ihrem ſtummen Perſonal, die man uns anfangs nur vorgezeigt hatte, nachher aber zu eigner Uebung und dramatiſcher Belebung übergab, mußte uns Kindern um ſo viel werther ſeyn, als es das letzte Vermächtniß unſerer guten Großmutter war, die bald darauf durch zunehmende Krankheit unſern Augen erſt entzogen, und dann für immer durch den Tod entriſſen wurde. Ihr Abſcheiden war für die Familie von deſto größerer Bedeutung, als es eine völlige Ver-

änderung in dem Zuſtande derſelben nach ſich zog.

So lange die Großmutter lebte, hatte mein Vater ſich gehütet, nur das Mindeſte im Hauſe zu verändern oder zu erneuern; aber man wußte wohl, daß er ſich zu einem Hauptbau vorbereitete, der nunmehr auch ſogleich vorgenommen wurde. In Frankfurt, wie in mehrern alten Städten, hatte man bey Aufführung hölzerner Gebäude, um Platz zu gewinnen, ſich erlaubt, nicht allein mit dem erſten, ſondern auch mit den folgenden Stocken überzubauen; wodurch denn freylich beſonders enge Straßen etwas Düſteres und Aengſtliches bekamen. Endlich ging ein Geſetz durch, daß wer ein neues Haus von Grund auf baue, nur mit dem erſten Stock über das Fundament herausrücken dürfe, die übrigen aber ſenkrecht aufführen müſſe. Mein Vater, um den vorſpringenden Raum im zweyten Stock auch nicht aufzugeben, wenig

bekümmert um äußeres architectoniſches Anſehen, und nur um innere gute und bequeme Einrichtung beſorgt, bediente ſich, wie ſchon mehrere vor ihm gethan, der Ausflucht, die oberen Theile des Hauſes zu unterſtützen und von unten herauf einen nach dem andern wegzunehmen, und das Neue gleichſam einzuſchalten, ſo daß, wenn zuletzt gewiſſermaßen nichts von dem Alten übrig blieb, der ganz neue Bau noch immer für eine Reparatur gelten konnte. Da nun alſo das Einreißen und Aufrichten allmählich geſchah, ſo hatte mein Vater ſich vorgenommen, nicht aus dem Hauſe zu weichen, um deſto beſſer die Aufſicht zu führen und die Anleitung geben zu können: denn aufs Techniſche des Baues verſtand er ſich ganz gut; dabey wollte er aber auch ſeine Familie nicht von ſich laſſen. Dieſe neue Epoche war den Kindern ſehr überraſchend und ſonderbar. Die Zimmer, in denen man ſie oft enge genug gehalten und mit wenig erfreulichem Lernen und Arbeiten geängſtigt, die

Gänge, auf denen ſie geſpielt, die Wände, für deren Reinlichkeit und Erhaltung man ſonſt ſo ſehr geſorgt, alles das vor der Hacke des Maurers, vor dem Beile des Zimmermanns fallen zu ſehen, und zwar von unten herauf, und indeſſen oben auf unterſtützten Balken, gleichſam in der Luft zu ſchweben, und dabey immer noch zu einer gewiſſen Lection, zu einer beſtimmten Arbeit angehalten zu werden — dieſes alles brachte eine Verwirrung in den jungen Köpfen hervor, die ſich ſo leicht nicht wieder ins Gleiche ſetzen ließ. Doch wurde die Unbequemlichkeit von der Jugend weniger empfunden, weil ihr etwas mehr Spielraum als bisher, und manche Gelegenheit ſich auf Balken zu ſchaukeln und auf Brettern zu ſchwingen, gelaſſen ward.

Hartnäckig ſetzte der Vater die erſte Zeit ſeinen Plan durch; doch als zuletzt auch das Dach theilweiſe abgetragen wurde, und ohngeachtet alles übergeſpannten Wachstuches von abge-

Basko.

Wenn's nur nicht über etwas geht, das du schon vor abgethan hältst!

Crugantino.

Das wär dumm.

Basko.

Unsere Landsleute tragen gar lange nach.

Crugantino.

Ist mir nit bang. Und nach Villa Bella muß ich. Komm, wir wollen unsern Operationsplan so einrichten: ich stek mich in die Allee; hör ich sie, bin ich gleich am Garten; über'm Gitter; im Garten. Und du, klettre auf einen Castanienbaum. Wenn iemand kommt, so mach deine Nachtigall.

Basko.

Gut, gut! Zwar ziemlich außer der Zeit —

nommenen Tapeten, der Regen bis zu unſern Betten gelangte: ſo entſchloß er ſich, obgleich ungern, die Kinder wohlwollenden Freunden, welche ſich ſchon früher dazu erboten hatten, auf eine Zeit lang zu überlaſſen und ſie in eine öffentliche Schule zu ſchicken.

Dieſer Uebergang hatte manches Unangenehme: denn indem man die bisher zu Hauſe abgeſondert, reinlich, edel, obgleich ſtreng, gehaltenen Kinder unter eine rohe Maſſe von jungen Geſchöpfen hinunterſtieß; ſo hatten ſie vom Gemeinen, Schlechten, ja Niederträchtigen ganz unerwartet alles zu leiden, weil ſie aller Waffen und aller Fähigkeit ermangelten, ſich dagegen zu ſchützen.

Um dieſe Zeit war es eigentlich, daß ich meine Vaterſtadt zuerſt gewahr wurde: wie ich denn nach und nach immer freyer und ungehinderter, theils allein, theils mit muntern Geſpielen, darin auf und abwandelte. Um

den Eindruck, den dieſe ernſten und würdigen Umgebungen auf mich machten, einigermaßen mitzutheilen, muß ich hier mit der Schilderung meines Geburtsortes vorgreifen, wie er ſich in ſeinen verſchiedenen Theilen allmählich vor mir entwickelte. Am liebſten ſpazirte ich auf der großen Mainbrücke. Ihre Länge, ihre Feſtigkeit, ihr gutes Anſehen machte ſie zu einem bemerkenswerthen Bauwerk; auch iſt es aus früherer Zeit beynahe das einzige Denkmal jener Vorſorge, welche die weltliche Obrigkeit ihren Bürgern ſchuldig iſt. Der ſchöne Fluß auf- und abwärts zog meine Blicke nach ſich; und wenn auf dem Brückenkreuz der goldene Hahn im Sonnenſchein glänzte, ſo war es mir immer eine erfreuliche Empfindung. Gewöhnlich ward alsdann durch Sachſenhauſen ſpazirt, und die Ueberfahrt für einen Kreuzer gar behaglich genoſſen. Da befand man ſich nun wieder dieſſeits, da ſchlich man zum Weinmarkte, bewunderte den Mechanismus der Krahne, wenn Waaren aus-

geladen wurden; beſonders aber unterhielt uns die Ankunft der Marktſchiffe, wo man ſo mancherley und mitunter ſo ſeltſame Figuren ausſteigen ſah. Ging es nun in die Stadt herein, ſo ward jederzeit der Saalhof, der wenigſtens an der Stelle ſtand, wo die Burg Kaiſer Carls des Großen und ſeiner Nachfolger geweſen ſeyn ſollte, ehrfurchtsvoll gegrüßt. Man verlor ſich in die alte Gewerbſtadt, und beſonders Markttages gern in dem Gewühl, das ſich um die Bartholomäus-Kirche herum verſammelte. Hier hatte ſich, von den früheſten Zeiten an, die Menge der Verkäufer und Krämer übereinander gedrängt, und wegen einer ſolchen Beſitznahme konnte nicht leicht in den neuern Zeiten eine geräumige und heitere Anſtalt Platz finden. Die Buden des ſogenannten Pfarreiſen waren uns Kindern ſehr bedeutend, und wir trugen manchen Batzen hin, um uns farbige, mit goldenen Thieren bedruckte Bogen anzuſchaffen. Nur ſelten aber mochte man ſich über den be-

ſchränkten, vollgepfropften und unreinlichen Marktplatz hindrängen. So erinnere ich mich auch, daß ich immer mit Entſetzen vor den daranſtoßenden, engen und häßlichen Fleiſchbänken geflohen bin. Der Römerberg war ein deſto angenehmerer Spazirplatz. Der Weg nach der neuen Stadt, durch die neue Kräm, war immer aufheiternd und ergetzlich; nur verdroß es uns, daß nicht neben der Liebfrauen-Kirche eine Straße nach der Zeile zuging, und wir immer den großen Umweg durch die Hasengaſſe oder die Catharinenpforte machen mußten. Was aber die Aufmerkſamkeit des Kindes am meiſten an ſich zog, waren die vielen kleinen Städte in der Stadt, die Feſtungen in der Feſtung, die ummauerten Kloſterbezirke nämlich, und die aus frühern Jahrhunderten noch übrigen mehr oder minder burgartigen Räume: ſo der Nürnberger Hof, das Compoſtell, das Braunfels, das Stammhaus derer von Stallburg, und mehrere in den ſpätern Zeiten zu Wohnungen

und Gewerbsbenutzungen eingerichtete Veſten. Nichts architectoniſch Erhebendes war damals in Frankfurt zu ſehen: alles deutete auf eine längſt vergangne, für Stadt und Gegend ſehr unruhige Zeit. Pforten und Thürme, welche die Gränze der alten Stadt bezeichneten, dann weiterhin abermals Pforten, Thürme, Mauern, Brücken, Wälle, Gräben, womit die neue Stadt umſchloſſen war, alles ſprach noch zu deutlich aus, daß die Nothwendigkeit, in unruhigen Zeiten dem Gemeinweſen Sicherheit zu verſchaffen, dieſe Anſtalten hervorgebracht, daß die Plätze, die Straßen, ſelbſt die neuen, breiter und ſchöner angelegten, alle nur dem Zufall und der Willkühr und keinem regelnden Geiſte ihren Urſprung zu danken hatten. Eine gewiſſe Neigung zum Alterthümlichen ſetzte ſich bey dem Knaben feſt, welche beſonders durch alte Chroniken, Holzſchnitte, wie z. B. den Grave'ſchen von der Belagerung von Frankfurt, genährt und begünſtigt wurden; wobey noch eine andre Luſt.

blos menſchliche Zuſtände in ihrer Mannigfaltigkeit und Natürlichkeit, ohne weitern Anſpruch auf Intereſſe oder Schönheit, zu erfaſſen, ſich hervorthat. So war es eine von unſern liebſten Promenaden, die wir uns des Jahrs ein paarmal zu verſchaffen ſuchten, inwendig auf dem Gange der Stadtmauer herzuſpaziren. Gärten, Höfe, Hintergebäude ziehen ſich bis an den Zwinger heran; man ſieht mehreren tauſend Menſchen in ihre häuslichen, kleinen, abgeſchloſſenen, verborgenen Zuſtände. Von dem Putz- und Schaugarten des Reichen zu den Obſtgärten des für ſeinen Nutzen beſorgten Bürgers, von da zu Fabriken, Bleichplätzen und ähnlichen Anſtalten, ja bis zum Gottesacker ſelbſt — denn eine kleine Welt lag innerhalb des Bezirks der Stadt — ging man an dem mannigfaltigſten, wunderlichſten, mit jedem Schritt ſich verändernden Schauſpiel vorbey, an dem unſre kindiſche Neugier ſich nicht genug ergetzen konnte. Denn fürwahr der bekannte hinkende Teufel,

als er für ſeinen Freund die Dächer von Madrid in der Nacht abhob, hat kaum mehr für dieſen geleiſtet, als hier vor uns unter freyem Himmel, bey hellem Sonnenſchein, gethan war. Die Schlüſſel, deren man ſich auf dieſem Wege bedienen mußte, um durch mancherley Thürme, Treppen und Pförtchen durchzukommen, waren in den Händen der Zeugherren, und wir verfehlten nicht ihren Subalternen aufs beſte zu ſchmeicheln.

Bedeutender noch und in einem andern Sinne fruchtbarer blieb für uns das Rathhaus, der Römer genannt. In ſeinen untern, gewölbähnlichen Hallen verloren wir uns gar zu gerne. Wir verſchafften uns Eintritt in das große, höchſt einfache Seſſionszimmer des Rathes. Bis auf eine gewiſſe Höhe getäfelt, waren übrigens die Wände ſo wie die Wölbung weiß, und das Ganze ohne Spur von Malerey oder irgend einem Bildwerk.

Nur an der mittelſten Wand in der Höhe las man die kurze Inſchrift:

Eines Manns Rede
Iſt keines Manns Rede:
Man ſoll ſie billig hören Beede.

Nach der alterthümlichſten Art waren für die Glieder dieſer Verſammlung Bänke ringsumher an der Vertäfelung angebracht und um eine Stufe von dem Boden erhöht. Da begriffen wir leicht, warum die Rangordnung unſres Senats nach Bänken eingetheilt ſey. Von der Thüre linker Hand bis in die gegenüberſtehende Ecke, als auf der erſten Bank, ſaßen die Schöffen, in der Ecke ſelbſt der Schultheiß, der einzige der ein kleines Tiſchchen vor ſich hatte; zu ſeiner Linken bis gegen die Fenſterſeite ſaßen nunmehr die Herren der zweyten Bank; an den Fenſtern her zog ſich die dritte Bank, welche die Handwerker einnahmen; in der Mitte des Saals ſtand ein Tiſch für den Protocollführer.

Waren wir einmal im Römer, so miſchten wir uns auch wohl in das Gedränge vor den burgemeiſterlichen Audienzen. Aber gröſſeren Reiz hatte alles, was ſich auf Wahl und Krönung der Kaiſer bezog. Wir wußten uns die Gunſt der Schlieſſer zu verſchaffen, um die neue, heitre, in Fresko gemalte, ſonſt durch ein Gitter verſchloſſene Kaiſertreppe hinaufſteigen zu dürfen. Das mit Purpurtapeten und wunderlich verſchnörkelten Goldleiſten verzierte Wahlzimmer flößte uns Ehrfurcht ein. Die Thürſtücke, auf welchen kleine Kinder oder Genien mit dem kaiſerlichen Ornat bekleidet, und belaſtet mit den Reichsinſignien, eine gar wunderliche Figur ſpielen, betrachteten wir mit großer Aufmerkſamkeit, und hofften wohl auch noch einmal eine Krönung mit Augen zu erleben. Aus dem großen Kaiſerſaale konnte man uns nur mit ſehr vieler Mühe wieder herausbringen, wenn es uns einmal geglückt war hineinzuſchlüpfen; und wir hielten denjenigen für unſern wahr-

ſien Freund, der uns bey den Bruſtbildern der ſämmtlichen Kaiſer, die in einer gewiſſen Höhe umher gemalt waren, etwas von ihren Thaten erzählen mochte.

Von Carl dem Großen vernahmen wir manches Mährchenhafte; aber das Hiſtoriſch-intereſſante für uns fing erſt mit Rudolph von Habsburg an, der durch ſeine Mannheit ſo großen Verwirrungen ein Ende gemacht. Auch Carl der vierte zog unſre Aufmerkſamkeit an ſich. Wir hatten ſchon von der goldnen Bulle und der peinlichen Halsgerichtsordnung gehört, auch daß er den Frankfurtern ihre Anhänglichkeit an ſeinen edlen Gegenkaiſer, Günther von Schwarzburg, nicht entgelten ließ. Maximilianen hörten wir als einen Menſchen- und Bürgerfreund loben, und daß von ihm prophezeyt worden, er werde der letzte Kaiſer aus einem deutſchen Hauſe ſeyn; welches denn auch leider eingetroffen, indem nach ſeinem Tode die Wahl nur zwiſchen dem

Crugantino.

Und vergiß die Maske nicht. Und wie ich dir sage; schlag und zwitsere und kümmere dich um nichts, bis ich dich rufe. Ich zieh mich schon heraus. Zwei verderben immer so einen Handel. Komm! Ich halt dich doch von nichts ab die Nacht, Basko?

Basko.

Ich bring's gegen Tag wieder ein.

Crugantino.

Du hast doch auch was auf'm Korn.

Basko, abgehend.

A!

Eine Blond und eine Braune,
Schlagen sich izt um mein Herz;
Eine mit immer schlimmen Laune,
Eine mit immer Lust und Scherz.

König von Spanien, Carl dem fünften, und dem König von Frankreich, Franz dem ersten, geschwankt habe. Bedenklich fügte man hinzu, daß nun abermals eine solche Weissagung oder vielmehr Vorbedeutung umgehe: denn es sey augenfällig, daß nur noch Platz für das Bild eines Kaisers übrig bleibe; ein Umstand, der obgleich zufällig scheinend, die Patriotisch-gesinnten mit Besorgniß erfülle.

Wenn wir nun so einmal unsern Umgang hielten, verfehlten wir auch nicht, uns nach dem Dom zu begeben und daselbst das Grab jenes braven, von Freund und Feinden geschätzten Günther zu besuchen. Der merkwürdige Stein, der es ehmals bedeckte, ist in dem Chor aufgerichtet. Die gleich daneben befindliche Thüre, welche ins Conclave führt, blieb uns lange verschlossen, bis wir endlich durch die obern Behörden auch den Eintritt in diesen so bedeutenden Ort zu erlangen wußten. Allein wir hätten besser gethan, ihn durch-

unſre Einbildungskraft, wie bisher, auszumalen: denn wir fanden dieſen in der deutſchen Geſchichte ſo merkwürdigen Raum, wo die mächtigſten Fürſten ſich zu einer Handlung von ſolcher Wichtigkeit zu verſammlen pflegten, keinesweges würdig ausgeziert, ſondern noch obenein mit Balken, Stangen, Gerüſten und anderem ſolchen Geſperr, das man bey Seite ſetzen wollte, verunſtaltet. Deſto mehr ward unſere Einbildungskraft angeregt und das Herz uns erhoben, als wir kurz nachher die Erlaubniß erhielten, beym Vorzeigen der goldnen Bulle an einige vornehme Fremden, auf dem Rathhauſe gegenwärtig zu ſeyn.

Mit vieler Begierde vernahm der Knabe ſodann, was ihm die Seinigen ſo wie ältere Verwandte und Bekannte gern erzählten und wiederholten, die Geſchichten der zuletzt kurz auf einander gefolgten Krönungen: denn es war kein Frankfurter von einem gewiſſen Al-

ter, der nicht dieſe beyden Ereigniſſe und was ſie begleitete, für den Gipfel ſeines Lebens gehalten hätte. So prächtig die Krönung Carls des ſiebenten geweſen war, bey welcher beſonders der franzöſiſche Geſandte, mit Koſten und Geſchmack, herrliche Feſte gegeben; ſo war doch die Folge für den guten Kaiſer deſto trauriger, der ſeine Reſidenz München nicht behaupten konnte und gewiſſermaßen die Gaſtfreyheit ſeiner Reichsſtädter anflehen mußte.

War die Krönung Franz des erſten nicht ſo auffallend prächtig wie jene, ſo wurde ſie doch durch die Gegenwart der Kaiſerinn Maria Thereſia verherrlicht, deren Schönheit eben ſo einen großen Eindruck auf die Männer ſcheint gemacht zu haben, als die ernſte würdige Geſtalt und die blauen Augen Carls des ſiebenten auf die Frauen. Wenigſtens wetteiferten beyde Geſchlechter, dem aufhorchenden Knaben einen höchſt vortheilhaften Begriff von jenen beyden Perſonen beyzubringen. All-

dieſe Beſchreibungen und Erzählungen geſchahen mit heitrem und beruhigtem Gemüth: denn der Achner Friede hatte für den Augenblick aller Fehde ein Ende gemacht, und wie von jenen Feyerlichkeiten, ſo ſprach man mit Behaglichkeit von den vorübergegangenen Kriegszügen, von der Schlacht bey Dettingen, und was die merkwürdigſten Begebenheiten der verfloſſenen Jahre mehr ſeyn mochten; und alles Bedeutende und Gefährliche ſchien, wie es nach einem abgeſchloſſenen Frieden zu gehen pflegt, ſich nur ereignet zu haben, um glücklichen und ſorgenfreyen Menſchen zur Unterhaltung zu dienen.

Hatte man in einer ſolchen patriotiſchen Beſchränkung kaum ein halbes Jahr hingebracht, ſo traten ſchon die Meſſen wieder ein, welche in den ſämmtlichen Kinderköpfen jederzeit eine unglaubliche Gährung hervorbrachten. Eine durch Erbauung ſo vieler Buden innerhalb der Stadt in weniger Zeit

entſpringende neue Stadt, das Wogen und Treiben, das Abladen und Auspacken der Waaren, erregte von den erſten Momenten des Bewußtſeyns an, eine unbezwinglich thätige Neugierde und ein unbegränztes Verlangen nach kindiſchem Beſitz, das der Knabe mit wachſenden Jahren, bald auf dieſe bald auf jene Weiſe, wie es die Kräfte ſeines kleinen Beutels erlauben wollten, zu befriedigen ſuchte. Zugleich aber bildete ſich die Vorſtellung von dem was die Welt alles hervorbringt, was ſie bedarf, und was die Bewohner ihrer verſchiedenen Theile gegen einander auswechſeln.

Dieſe großen, im Frühjahr und Herbſt eintretenden Epochen wurden durch ſeltſame Feyerlichkeiten angekündigt, welche um deſto würdiger ſchienen, als ſie die alte Zeit und was von dorther noch auf uns gekommen, lebhaft vergegenwärtigten. Am Geleitstag war das ganze Volk auf den Beinen, drän-

te ſich nach der Fahrgaſſe, nach der Brücke, bis über Sachſenhauſen hinaus; alle Fenſter waren beſetzt, ohne daß den Tag über was beſonderes vorging; die Menge ſchien nur da zu ſeyn, um ſich zu drängen, und die Zuſchauer, um ſich unter einander zu betrachten: denn das worauf es eigentlich ankam, ereignete ſich erſt mit ſinkender Nacht, und wurde mehr geglaubt als mit Augen geſehen.

In jenen ältern unruhigen Zeiten nämlich, wo ein Jeder nach Belieben Unrecht that, oder nach Luſt das Rechte beförderte, wurden die auf die Meſſen ziehenden Handelsleute von Wegelagerern, edlen und unedlen Geſchlechts, willkührlich geplagt und geplackt, ſo daß Fürſten und andre mächtige Stände die Ihrigen mit gewaffneter Hand bis nach Frankfurt geleiten ließen. Hier wollten nun aber die Reichsſtädter ſich ſelbſt und ihrem Gebiet nichts vergeben; ſie zogen den Ankömmlingen entgegen: da gab es denn

manchmal Streitigkeiten, wie weit jene Geleitenden heran kommen, oder ob ſie wohl gar ihren Einritt in die Stadt nehmen könnten. Weil nun dieſes nicht allein bey Handels- und Meßgeſchäften ſtatt fand, ſondern auch wenn hohe Perſonen in Kriegs- und Friedenszeiten, vorzüglich aber zu Wahltagen, ſich heranbegaben; und es auch öfters zu Thätlichkeiten kam, ſobald irgend ein Gefolge, das man in der Stadt nicht dulden wollte, ſich mit ſeinem Herrn hereinzudrängen begehrte: ſo waren zeither darüber manche Verhandlungen gepflogen, es waren viele Receſſe deshalb, obgleich ſtets mit beyderſeitigen Vorbehalten, geſchloſſen worden, und man gab die Hoffnung nicht auf, den ſeit Jahrhunderten dauernden Zwiſt endlich einmal beyzulegen, als die ganze Anſtalt, weshalb er ſo lange und oft ſehr heftig geführt worden war, beynah für unnütz, wenigſtens für überflüßig angeſehen werden konnte.

Unterdeſſen ritt die bürgerliche Cavallerie in mehreren Abtheilungen, mit den Oberhäuptern an ihrer Spitze, an jenen Tagen zu verſchiedenen Thoren hinaus, fand an einer gewiſſen Stelle einige Reiter oder Huſaren der zum Geleit berechtigten Reichsſtände, die nebſt ihren Anführern wohl empfangen und bewirthet wurden; man zögerte bis gegen Abend, und ritt alsdann, kaum von der wartenden Menge geſehen, zur Stadt herein; da denn mancher bürgerliche Reiter weder ſein Pferd noch ſich ſelbſt auf dem Pferde zu erhalten vermochte. Zu dem Brückenthore kamen die bedeutendſten Züge herein, und deswegen war der Andrang dorthin am ſtärkſten. Ganz zuletzt und mit ſinkender Nacht langte der auf gleiche Weiſe geleitete Nürnberger Poſtwagen an, und man trug ſich mit der Rede, es müſſe jederzeit, dem Herkommen gemäß, eine alte Frau darin ſitzen; weshalb denn die Straßenjungen bey Ankunft des Wagens in ein gellendes Ge-

ſchrey auszubrechen pflegten, ob man gleich die im Wagen ſitzenden Paſſagiere keinesweges mehr unterſcheiden konnte. Unglaublich und wirklich die Sinne verwirrend war der Drang der Menge, die in dieſem Augenblick durch das Brückenthor herein dem Wagen nachſtürzte; deswegen auch die nächſten Häuſer von den Zuſchauern am meiſten geſucht wurden.

Eine andere, noch viel ſeltſamere Feyerlichkeit, welche am hellen Tage das Publicum aufregte, war das Pfeifergericht. Es erinnerte dieſe Ceremonie an jene erſten Zeiten, wo bedeutende Handelsſtädte ſich von den Zöllen, welche mit Handel und Gewerb in gleichem Maaße zunahmen, wo nicht zu befreyen, doch wenigſtens eine Milderung derſelben zu erlangen ſuchten. Der Kaiſer, der ihrer bedurfte, ertheilte eine ſolche Freyheit, da wo es von ihm abhing, gewöhnlich aber nur auf ein Jahr, und ſie mußte daher jährlich erneuert werden. Dieſes geſchah

durch ſymboliſche Gaben, welche dem kaiſerlichen Schultheißen, der auch wohl gelegentlich Oberzöllner ſeyn konnte, vor Eintritt der Bartholomäi-Meſſe gebracht wurden, und zwar des Anſtands wegen, wenn er mit den Schöffen zu Gericht ſaß. Als der Schultheiß ſpäterhin nicht mehr vom Kaiſer geſetzt, ſondern von der Stadt ſelbſt gewählt wurde, behielt er doch dieſe Vorrechte, und ſowohl die Zollfreyheiten der Städte, als die Ceremonien, womit die Abgeordneten von Worms, Nürnberg und Alt-Bamberg dieſe uralte Vergünſtigung anerkannten, waren bis auf unſere Zeiten gekommen. Den Tag vor Mariä Geburt ward ein öffentlicher Gerichtstag angekündigt. In dem großen Kaiſerſaale, in einem umſchränkten Raume, ſaßen erhöht die Schöffen, und eine Stufe höher der Schultheiß in ihrer Mitte; die von den Parteyen bevollmächtigten Procuratoren unten zur rechten Seite. Der Actuarius fängt an, die auf dieſen Tag geſparten wichtigen Urtheile

Mondſchein.

Die Teraſſe des Gartens von Villa Bella, mit einer Gartenthüre, wohinauf eine doppelte Treppe führt. Eine Reihe hoher Caſtanienbäume vor der Teraſſe.

Claudine oben, Crugantino unter den Bäumen.

Claudine.

Hier, im ſtillen Mondenſcheine
Mit dir, heilge Nacht! alleine,
Schlägt dies Herz ſo liebevoll;
Ach, daß ich's nicht ſagen ſoll!

Crugantino.

In dem ſtillen Mondenſcheine
Wandelſt, Engel, nicht alleine;
Seufzet noch ein armes Herz,
Birgt im Schatten ſeinen Schmerz.

Claudine. a)

Welche Stimme! ich vergehe.

Crugan-

a) Sich der Thüre nähernd.

laut vorzulesen; die Procuratoren bitten um Abschrift, appelliren, oder was sie sonst zu thun nöthig finden.

Auf einmal meldet eine wunderliche Musik gleichsam die Ankunft voriger Jahrhunderte. Es sind drey Pfeifer, deren einer eine alte Schalmey, der andere einen Baß, der dritte einen Pommer oder Hoboe bläst. Sie tragen blaue mit Gold verbrämte Mäntel, auf den Aermeln die Noten befestigt, und haben das Haupt bedeckt. So waren sie aus ihrem Gasthause, die Gesandten und ihre Begleitung hinterdrein, Punkt zehn ausgezogen, von Einheimischen und Fremden angestaunt, und so treten sie in den Saal. Die Gerichtsverhandlungen halten inne, Pfeifer und Begleitung bleiben vor den Schranken, der Abgesandte tritt hinein und stellt sich dem Schultheißen gegenüber. Die symbolischen Gaben, welche auf das genauste nach dem alten Herkommen gefordert wurden, bestanden ge-

wöhnlich in ſolchen Waaren, womit die darbringende Stadt vorzüglich zu handlen pflegte. Der Pfeffer galt gleichſam für alle Waaren, und ſo brachte auch hier der Abgeſandte einen ſchön gedrechſelten hölzernen Pocal mit Pfeffer angefüllt. Ueber demſelben lagen ein Paar Handſchuhe, wunderſam geſchlitzt, mit Seide beſteppt und bequaſtet, als Zeichen einer geſtatteten und angenommenen Vergünſtigung, deſſen ſich auch wohl der Kaiſer ſelbſt in gewiſſen Fällen bediente. Daneben ſah man ein weiſſes Stäbchen, welches vormals bey geſetzlichen und gerichtlichen Handlungen nicht leicht fehlen durfte. Es waren noch einige kleine Silbermünzen hinzugefügt, und die Stadt Worms brachte einen alten Filzhut, den ſie immer wieder einlöſte, ſo daß derſelbe viele Jahre ein Zeuge dieſer Ceremonien geweſen.

Nachdem der Geſandte ſeine Anrede gehalten, das Geſchenk abgegeben, von dem Schult-

heißen die Verſicherung fortdauernder Begünſtigung empfangen; ſo entfernte er ſich aus dem geſchloſſenen Kreiſe, die Pfeifer bliesen, der Zug ging ab, wie er gekommen war, das Gericht verfolgte ſeine Geſchäfte, bis der zweyte und endlich der dritte Geſandte eingeführt wurden: denn ſie kamen erſt einige Zeit nacheinander, theils damit das Vergnügen des Publicums länger daure, theils auch weil es immer dieſelben alterthümlichen Virtuoſen waren, welche Nürnberg für ſich und ſeine Mitſtädte zu unterhalten und jedes Jahr an Ort und Stelle zu bringen übernommen hatte.

Wir Kinder waren bey dieſem Feſte beſonders intereſſirt, weil es uns nicht wenig ſchmeichelte, unſern Großvater an einer ſo ehrenvollen Stelle zu ſehen, und weil wir gewöhnlich noch ſelbigen Tag ihn ganz beſcheiden zu beſuchen pflegten, um, wenn die Großmutter den Pfeffer in ihre Gewürzladen geſchüttet hätte, einen Becher und Stäbchen, ein paar Hand-

ſchuh oder einen alten Räder-Albus zu erhaſchen. Man konnte ſich dieſe ſymboliſchen, das Alterthum gleichſam hervorzaubernden Ceremonien nicht erklären laſſen, ohne in vergangene Jahrhunderte wieder zurückgeführt zu werden, ohne ſich nach Sitten, Gebräuchen und Geſinnungen unſerer Altvordern zu erkundigen, die ſich durch wieder auferſtandene Pfeifer und Abgeordnete, ja durch handgreifliche und für uns beſitzbare Gaben, auf eine ſo wunderliche Weiſe vergegenwärtigten.

Solchen altehrwürdigen Feyerlichkeiten folgte in guter Jahrszeit manches für uns Kinder luſtreicherz Feſt außerhalb der Stadt unter freyem Himmel. An dem rechten Ufer des Mains unterwärts, etwa eine halbe Stunde vom Thor, quillt ein Schwefelbrunnen, sauber eingefaßt und mit uralten Linden umgeben. Nicht weit davon ſteht der Hof zu den guten Leuten, ehmals ein um dieſer Quelle willen erbautes Hoſpital. Auf dey Ge-

meinwelden umher verſammelte man zu einem gewiſſen Tage des Jahres die Rindviehheerden aus der Nachbarſchaft, und die Hirten ſammt ihren Mädchen feyerten ein ländliches Feſt, mit Tanz und Geſang, mit mancherley Luſt und Ungezogenheit. Auf der andern Seite der Stadt lag ein ähnlicher nur größerer Gemeindeplatz, gleichfalls durch einen Brunnen und durch noch ſchönere Linden geziert. Dorthin trieb man zu Pfingſten die Schafheerden, und zu gleicher Zeit ließ man die armen verbleichten Waiſenkinder aus ihren Mauern ins Freye: denn man ſollte erſt ſpäter auf den Gedanken gerathen, daß man ſolche verlaſſene Kreaturen, die ſich einſt durch die Welt durch zu helfen genöthigt ſind, früh mit der Welt in Verbindung bringen, anſtatt ſie auf eine traurige Weiſe zu hegen, ſie lieber gleich zum Dienen und Dulden gewöhnen müſſe, und alle Urſach habe, ſie von Kindesbeinen an ſowohl phyſiſch als moraliſch zu kräftigen. Die Ammen und Mägde, welche ſich ſelbſt

immer gern einen Spazirgang bereiten, verfehlten nicht, von den frühſten Zeiten, uns an dergleichen Orte zu tragen und zu führen, ſo daß dieſe ländlichen Feſte wohl mit zu den erſten Eindrücken gehören, deren ich mich erinnren kann.

Das Haus war indeſſen fertig geworden und zwar in ziemlich kurzer Zeit, weil alles wohl überlegt, vorbereitet und für die nöthige Geldſumme geſorgt war. Wir fanden uns nun alle wieder verſammelt und fühlten uns behaglich; denn ein wohlausgedachter Plan, wenn er ausgeführt daſteht, läßt alles vergeſſen, was die Mittel, um zu dieſem Zweck zu gelangen, unbequemes mögen gehabt haben. Das Haus war für eine Privatwohnung geräumig genug, durchaus hell und heiter, die Treppe frey, die Vorſäle luſtig, und jene Ausſicht über die Gärten aus mehrern Fenſtern bequem zu genießen. Der innere Ausbau und was zur Vollendung und Zierde gehört, ward nach

und nach vollbracht, und diente zugleich zur Beſchäftigung und zur Unterhaltung.

Das erſte was man in Ordnung brachte, war die Bücherſammlung des Vaters, von welcher die beſten, in Franz- oder Halb-Franzband gebundenen Bücher die Wände ſeines Arbeits- und Studirzimmers ſchmücken ſollten. Er beſaß die ſchönen holländiſchen Ausgaben der lateiniſchen Schriftſteller, welche er der äußern Uebereinſtimmung wegen ſämmtlich in Quart anzuſchaffen ſuchte; ſodann vieles was ſich auf die römiſchen Antiquitäten und die elegantere Jurisprudenz bezieht. Die vorzüglichſten italiäniſchen Dichter fehlten nicht, und für den Taſſo bezeigte er eine große Vorliebe. Die beſten neuſten Reiſebeſchreibungen waren auch vorhanden, und er ſelbſt machte ſich ein Vergnügen daraus, den Keyßler und Nemeiz zu berichtigen und zu ergänzen. Nicht weniger hatte er ſich mit den nöthigſten Hülfsmitteln umgeben, mit Wörterbüchern aus ver-

ſchiedenen Sprachen, mit Reallexiken, daß man ſich alſo nach Belieben Raths erholen konnte, ſo wie mit manchem andern was zum Nutzen und Vergnügen gereicht.

Die andere Hälfte dieſer Bücherſammlung, in ſaubern Pergamentbänden mit ſehr ſchön geſchriebenen Titeln, ward in einem beſondern Manſardzimmer aufgeſtellt. Das Nachſchaffen der neuen Bücher, ſo wie das Binden und Einreihen derſelben, betrieb er mit groſſer Gelaſſenheit und Ordnung. Dabey hatten die gelehrten Anzeigen, welche dieſem oder jenem Werk beſondere Vorzüge beylegten, auf ihn großen Einfluß. Seine Sammlung juriſtiſcher Diſſertationen vermehrte ſich jährlich um einige Bände.

Zunächſt aber wurden die Gemälde, die ſonſt in dem alten Hauſe zerſtreut herumgehangen, nunmehr zuſammen an den Wänden eines freundlichen Zimmers neben der Studir-

ſtube, alle in ſchwarzen, mit goldenen Stäb-
chen verzierten Rahmen, ſymmetriſch angebracht.
Mein Vater hatte den Grundſatz, den er öf-
ters und ſogar leidenſchaftlich ausſprach, daß
man die lebenden Meiſter beſchäftigen, und
weniger auf die abgeſchiedenen wenden ſolle,
bey deren Schätzung ſehr viel Vorurtheil mit
unterlaufe. Er hatte die Vorſtellung, daß
es mit den Gemälden völlig wie mit den Rhein-
weinen beſchaffen ſey, die wenn ihnen gleich
das Alter einen vorzüglichen Werth beylege,
dennoch in jedem folgenden Jahre eben ſo vor-
trefflich als in den vergangenen könnten hervor-
gebracht werden. Nach Verlauf einiger Zeit
werde der neue Wein auch ein alter, eben ſo
koſtbar und vielleicht noch ſchmackhafter. In
dieſer Meynung beſtätigte er ſich vorzüglich durch
die Bemerkung, daß mehrere alte Bilder haupt-
ſächlich dadurch für die Liebhaber einen großen
Werth zu erhalten ſchienen, weil ſie dunkler
und bräuner geworden, und der harmoniſche
Ton eines ſolchen Bildes öfters gerühmt wur-

de. Mein Vater verſicherte dagegen, es ſey ihm gar nicht bange, daß die neuen Bilder künftig nicht auch ſchwarz werden ſollten; daß ſie aber gerade dadurch gewönnen, wollte er nicht zugeſtehen.

Nach dieſen Grundſätzen beſchäftigte er mehrere Jahre hindurch die ſämmtlichen Frankfurter Künſtler: den Maler Hirt, welcher Eichen- und Buchenwälder, und andere ſogenannte ländliche Gegenden, ſehr wohl mit Vieh zu ſtaffiren wußte; desgleichen Trautmann, der ſich den Rembrand zum Muſter genommen, und es in eingeſchloſſenen Lichtern und Widerſcheinen, nicht weniger in effectvollen Feuersbrünſten weit gebracht hatte, ſo daß er einſtens aufgefordert wurde, einen Pendant zu einem Rembrandiſchen Bilde zu malen; ferner Schütz, der auf dem Wege des Sachtleben die Rheingegenden fleißig bearbeitete; nicht weniger Junkern, der Blumen- und Fruchtſtücke, Stilleben und ruhig beſchäftigte

Crugantino. b)

Auf, ich wag mich in die Nähe.

Claudine. c)

Wer! Wer! Wer iſt da?

Crugantino. d)

Ich! Ich! Ich! bin da.

Claudine. e)

Wer?

Crugantino.

Ich!

Claudine.

Fremdling, wie heißt du?

Crugantino.

Liebgen, das weiſt du.

Claudi-

b) Nimmt die Maske vor und ſteigt die Treppe leiſe hinauf.

c) An der Gartenthüre.

d) Hinaufſteigend.

e) Droben.

Perſonen, nach dem Vorgang der Niederländer, ſehr reinlich ausführte. Nun aber ward durch die neue Ordnung, durch einen bequemern Raum, und noch mehr durch die Bekanntſchaft eines geſchickten Künſtlers, die Liebhaberey wieder angefriſcht und belebt. Dieſes war Seekatz, ein Schüler von Brinkmann, darmſtädtiſcher Hofmaler, deſſen Talent und Character ſich in der Folge vor uns umſtändlicher entwickeln wird.

Man ſchritt auf dieſe Weiſe mit Vollendung der übrigen Zimmer, nach ihren verſchiedenen Beſtimmungen, weiter. Reinlichkeit und Ordnung herrſchten im Ganzen; vorzüglich trugen große Spiegelſcheiben das ihrige zu einer vollkommenen Helligkeit bey, die in dem alten Hauſe aus mehrern Urſachen, zunächſt aber auch wegen meiſt runder Fenſterſcheiben gefehlt hatte. Der Vater zeigte ſich heiter, weil ihm alles gut gelungen war; und wäre der gute Humor nicht manchmal dadurch un-

terbrochen worden, daß nicht immer der Fleiß und die Genauigkeit der Handwerker seinen Forderungen entsprachen: so hätte man kein glücklicheres Leben denken können, zumal da manches Gute theils in der Familie selbst entsprang, theils ihr von außen zufloß.

Durch ein außerordentliches Weltereigniß wurde jedoch die Gemüthsruhe des Knaben zum ersten Mal im Tiefsten erschüttert. Am ersten November 1755 ereignete sich das Erdbeben von Lissabon, und verbreitete über die in Frieden und Ruhe schon eingewohnte Welt einen ungeheuren Schrecken. Eine große prächtige Residenz, zugleich Handels- und Hafenstadt, wird ungewarnt von dem furchtbarsten Unglück betroffen. Die Erde bebt und schwankt, das Meer brauſt auf, die Schiffe schlagen zusammen, die Häuser stürzen ein, Kirchen und Thürme darüber her, der königliche Palast zum Theil wird vom Meere verschlungen, die geborstene Erde scheint

Flammen zu ſpeyen: denn überall meldet ſich Rauch und Brand in den Ruinen. Sechzigtauſend Menſchen, einen Augenblick zuvor noch ruhig und behaglich, gehen mit einander zu Grunde, und der glücklichſte darunter iſt der zu nennen, dem keine Empfindung, keine Beſinnung über das Unglück mehr geſtattet iſt. Die Flammen wüthen fort, und mit ihnen wüthet eine Schaar ſonſt verborgner, oder durch dieſes Ereigniß in Freyheit geſetzter Verbrecher. Die unglücklichen Uebriggebliebenen ſind dem Raube, dem Morde, allen Mißhandlungen bloßgeſtellt; und ſo behauptet von allen Seiten die Natur ihre ſchrankenloſe Willkühr.

Schneller als die Nachrichten hatten ſchon Andeutungen von dieſem Vorfall ſich durch große Landſtrecken verbreitet; an vielen Orten waren ſchwächere Erſchütterungen zu verſpüren, an manchen Quellen, beſonders den heilſamen, ein ungewöhnliches Innehalten zu bemerken geweſen: um deſto größer war die

Wirkung der Nachrichten ſelbſt, welche erſt im Allgemeinen, dann aber mit ſchrecklichen Einzelheiten ſich raſch verbreiteten. Hierauf ließen es die Gottesfürchtigen nicht an Betrachtungen, die Philoſophen nicht an Troſtgründen, an Strafpredigten die Geiſtlichkeit nicht fehlen. So vieles zuſammen richtete die Aufmerkſamkeit der Welt eine Zeit lang auf dieſen Punct, und die durch fremdes Unglück aufgeregten Gemüther wurden durch Sorgen für ſich ſelbſt und die Ihrigen um ſo mehr geängſtigt, als über die weitverbreitete Wirkung dieſer Exploſion von allen Orten und Enden immer mehrere und umſtändlichere Nachrichten einliefen. Ja vielleicht hat der Damon des Schreckens zu keiner Zeit ſo ſchnell und ſo mächtig ſeine Schauer über die Erde verbreitet.

Der Knabe, der alles dieſes wiederholt vernehmen mußte, war nicht wenig betroffen. Gott, der Schöpfer und Erhalter Himmels

und der Erden, den ihm die Erklärung des erſten Glaubens-Artikels ſo weiſe und gnädig vorſtellte, hatte ſich, indem er die Gerechten mit den Ungerechten gleichem Verderben preis gab, keineswegs väterlich bewieſen. Vergebens ſuchte das junge Gemüth ſich gegen dieſe Eindrücke herzuſtellen, welches überhaupt um ſo weniger möglich war, als die Weiſen und Schrift-gelehrten ſelbſt ſich über die Art, wie man ein ſolches Phänomen anzuſehen habe, nicht vereinigen konnten.

Der folgende Sommer gab eine nähere Gelegenheit, den zornigen Gott, von dem das alte Teſtament ſo viel überliefert, unmittelbar kennen zu lernen. Unverſehens brach ein Hagelwetter herein und ſchlug die neuen Spiegelſcheiben der gegen Abend gelegenen Hinterſeite des Hauſes unter Donner und Blitzen auf das gewaltſamſte zuſammen, beſchädigte die neuen Möbeln, verderbte einige ſchätzbare Bücher und ſonſt werthe Dinge,

und war für die Kinder um ſo fürchterlicher, als das ganz außer ſich geſetzte Hausgeſinde ſie in einen dunklen Gang mit fortriß, und dort auf den Knieen liegend durch ſchreckliches Geheul und Geſchrey die erzürnte Gottheit zu verſöhnen glaubte; indeſſen der Vater ganz allein gefaßt, die Fenſterflügel aufriß und aushob; wodurch er zwar manche Scheiben rettete, aber auch dem auf den Hagel folgenden Regenguß einen deſto offnern Weg bereitete, ſo daß man ſich, nach endlicher Erholung, auf den Vorſälen und Treppen von flutendem und rinnendem Waſſer umgeben ſah.

Solche Vorfälle, wie ſtörend ſie auch im Ganzen waren, unterbrachen doch nur wenig den Gang und die Folge des Unterrichts, den der Vater ſelbſt uns Kindern zu geben ſich einmal vorgenommen. Er hatte ſeine Jugend auf dem Coburger Gymnaſium zugebracht, welches unter den deutſchen Lehranſtalten eine der erſten Stel-

len einnahm. Er hatte daſelbſt einen guten Grund in den Sprachen und was man ſonſt zu einer gelehrten Erziehung rechnete, gelegt, nachher in Leipzig ſich der Rechtswiſſenſchaft befliſſen, und zuletzt in Gießen promovirt. Seine mit Ernſt und Fleiß verfaßte Diſſertation: Electa de aditione hereditatis, wird noch von den Rechtslehrern mit Lob angeführt.

Es iſt ein frommer Wunſch aller Väter, das was ihnen ſelbſt abgegangen, an den Söhnen realiſirt zu ſehen, ſo ohngefähr als wenn man zum zweyten Mal lebte und die Erfahrungen des erſten Lebenslaufes nun erſt recht nutzen wollte. Im Gefühl ſeiner Kenntniſſe, in Gewißheit einer treuen Ausdauer, und im Mistrauen gegen die damaligen Lehrer, nahm der Vater ſich vor, ſeine Kinder ſelbſt zu unterrichten, und nur ſoviel als es nöthig ſchien, einzelne Stunden durch eigentliche Lehrmeiſter zu beſetzen. Ein pädagogi-

ſcher Dilettantismus fing ſich überhaupt ſchon zu zeigen an. Die Pedanterie und Trübſinnigkeit der an öffentlichen Schulen angeſtellten Lehrer mochte wohl die erſte Veranlaſſung dazu geben. Man ſuchte nach etwas Beſſerem, und vergaß, wie mangelhaft aller Unterricht ſeyn muß, der nicht durch Leute vom Metier ertheilt wird.

Meinem Vater war ſein eigner Lebensgang bis dahin ziemlich nach Wunſch gelungen; ich ſollte denſelben Weg gehen, aber bequemer und weiter. Er ſchätzte meine angebornen Gaben um ſo mehr als ſie ihm mangelten: denn er hatte alles nur durch unſäglichen Fleiß, Anhaltſamkeit und Wiederholung erworben. Er verſicherte mir öfters, früher und ſpäter, im Ernſt und Scherz, daß er mit meinen Anlagen ſich ganz anders würde benommen, und nicht ſo liederlich damit würde gewirthſchaftet haben.

Durch ſchnelles Ergreifen, Verarbeiten und Feſthalten entwuchs ich ſehr bald dem Unterricht, den mir mein Vater und die übrigen Lehrmeiſter geben konnten, ohne daß ich doch in irgend etwas begründet geweſen wäre. Die Grammatik misfiel mir, weil ich ſie nur als ein willkührliches Geſetz anſah; die Regeln ſchienen mir lächerlich, weil ſie durch ſo viele Ausnahmen aufgehoben wurden, die ich alle wieder beſonders lernen ſollte. Und wäre nicht der gereimte angehende Lateiner geweſen, ſo hätte es ſchlimm mit mir ausgeſehen; doch dieſen trommelte und ſang ich mir gern vor. So hatten wir auch eine Geographie in ſolchen Gedächtnißverſen, wo uns die abgeſchmackteſten Reime das zu Behaltende am beſten einprägten, z. B:

Ober-Yſſel; viel Moraſt
Macht das gute Land verhaßt.

Die Sprachformen und Wendungen faßte ich leicht; ſo auch entwickelte ich mir ſchnell,

was in dem Begriff einer Sache lag. In rhetoriſchen Dingen, Chrieen und dergleichen that es mir Niemand zuvor, ob ich ſchon wegen Sprachfehler oft hintanſtehen mußte. Solche Aufſätze waren es jedoch, die meinem Vater beſondre Freude machten, und wegen deren er mich mit manchem, für einen Knaben bedeutenden, Geldgeſchenk belohnte.

Mein Vater lehrte die Schweſter in demſelben Zimmer Italiäniſch, wo ich den Cellarius auswendig zu lernen hatte. Indem ich nun mit meinem Penſum bald fertig war und doch ſtill ſitzen ſollte, horchte ich über das Buch weg und faßte das Italiäniſche, das mir als eine luſtige Abweichung des Lateiniſchen auffiel, ſehr behende.

Andere Frühzeitigkeiten in Abſicht auf Gedächtniß und Combination hatte ich mit jenen Kindern gemein, die dadurch einen frühen Ruf erlangt haben. Deshalb konnte mein

Claudine.

Zeige mir dein Geſicht!

Crugantino.

Sagt dir's dein Herze nicht?

Claudine.

Weg von dem Orte!

Crugantino.

Oefne die Pforte.

Beide.

Himmel, Himmel, welche Quaal!
Einen Kuß doch nur einmal!

(Claudine entfernt ſich.)

Crugantino.

Das Gitter! will nichts bedeuten. Sie hat mich ſo lange angehört. O wenn ich ſie haſche!

(er fängt an aufzuſteigen, wie er bald droben iſt, ſchlägt die Nachtigall.)

Nachtigall und der Teufel!

(er ſpringt herab.)

Vater kaum erwarten, bis ich auf Akademie gehen würde. Sehr bald erklärte er, daß ich in Leipzig, für welches er eine groſse Vorliebe behalten, gleichfalls Jura ſtudiren, alsdann noch eine andre Univerſität beſuchen, und promoviren ſollte. Was dieſe zweyte betraf, war es ihm gleichgültig, welche ich wählen würde; nur gegen Göttingen hatte er, ich weiß nicht warum, einige Abneigung, zu meinem Leidweſen: denn ich hatte gerade auf dieſe viel Zutrauen und groſse Hoffnungen geſetzt.

Ferner erzählte er mir, daß ich nach Wetzlar und Regensburg, nicht weniger nach Wien und von da nach Italien gehen ſollte; ob er gleich wiederholt behauptete, man müſſe Paris voraus ſehen, weil man aus Italien kommend ſich an nichts mehr ergetze.

Dieſes Mährchen meines künftigen Jugendganges ließ ich mir gern wiederholen,

besonders da es in eine Erzählung von Italien und zuletzt in eine Beschreibung von Neapel auslief. Sein sonstiger Ernst und Trockenheit schien sich jederzeit aufzulösen und zu beleben, und so erzeugte sich in uns Kindern der leidenschaftliche Wunsch, auch dieser Paradiese theilhaft zu werden.

Privat-Stunden, welche sich nach und nach vermehrten, theilte ich mit Nachbarskindern. Dieser gemeinsame Unterricht förderte mich nicht; die Lehrer gingen ihren Schlendrian, und die Unarten, ja manchmal die Bösartigkeiten meiner Gesellen, brachten Unruh, Verdruß und Störung in die kärglichen Lehrstunden. Chrestomathieen, wodurch die Belehrung heiter und mannigfaltig wird, waren noch nicht bis zu uns gekommen. Der für junge Leute so starre Cornelius Nepos, das allzu leichte, und durch Predigten und Religions-Unterricht sogar trivial gewordne Neue Testament, Cellarius und Pasor konn-

ten uns kein Intereſſe geben; dagegen hatte ſich eine gewiſſe Reim- und Verſewuth, durch Leſung der damaligen deutſchen Dichter, unſer bemächtigt. Mich hatte ſie ſchon früher ergriffen, als ich es luſtig fand, von der rhetoriſchen Behandlung der Aufgaben zu der poetiſchen überzugehen.

Wir Knaben hatten eine ſonntägliche Zuſammenkunft, wo jeder von ihm ſelbſt verfertigte Verſe produciren ſollte. Und hier begegnete mir etwas Wunderbares, was mich ſehr lange in Unruh ſetzte. Meine Gedichte, wie ſie auch ſeyn mochten, mußte ich immer für die beſſern halten. Allein ich bemerkte bald, daß meine Mitwerber, welche ſehr lahme Dinge vorbrachten, in dem gleichen Falle waren und ſich nicht weniger dünkten; ja was mir noch bedenklicher ſchien, ein guter, obgleich zu ſolchen Arbeiten völlig unfähiger Knabe, dem ich übrigens gewogen war, der aber ſeine Reime ſich vom Hofmeiſter machen

ließ, hielt dieſe nicht allein für die allerbeſten, ſondern war völlig überzeugt, er habe ſie ſelbſt gemacht; wie er mir, in dem vertrauteren Verhältniß, worin ich mit ihm ſtand, jederzeit aufrichtig behauptete. Da ich nun ſolchen Irrthum und Wahnſinn offenbar vor mir ſah, fiel es mir eines Tages aufs Herz, ob ich mich vielleicht ſelbſt in dem Falle befände, ob nicht jene Gedichte wirklich beſſer ſeyen als die meinigen, und ob ich nicht mit Recht jenen Knaben eben ſo toll als ſie mir vorkommen möchte? Dieſes beunruhigte mich ſehr und lange Zeit: denn es war mir durchaus unmöglich, ein äußeres Kennzeichen der Wahrheit zu finden; ja ich ſtockte ſogar in meinen Hervorbringungen, bis mich endlich Leichtſinn und Selbſtgefühl und zuletzt eine Probearbeit beruhigten, die uns Lehrer und Aeltern, welche auf unſere Scherze aufmerkſam geworden, aus dem Stegreif aufgaben, wobey ich gut beſtand und allgemeines Lob davontrug.

Man hatte zu der Zeit noch keine Bibliotheken für Kinder veranſtaltet. Die Alten hatten ſelbſt noch kindliche Geſinnungen, und fanden es bequem, ihre eigene Bildung der Nachkommenſchaft mitzutheilen. Außer dem Orbis pictus des Amos Comenius kam uns kein Buch dieſer Art in die Hände; aber die große Folio-Bibel, mit Kupfern von Merian, ward häufig von uns durchblättert; Gottfrieds Chronik, mit Kupfern deſſelben Meiſters, belehrte uns von den merkwürdigſten Fällen der Weltgeſchichte; die Acerra philologica that noch allerley Fabeln, Mythologieen und Seltſamkeiten hinzu; und da ich gar bald die Ovidiſchen Verwandlungen gewahr wurde, und beſonders die erſten Bücher fleißig ſtudirte: ſo war mein junges Gehirn ſchnell genug mit einer Maſſe von Bildern und Begebenheiten, von bedeutenden und wunderbaren Geſtalten und Ereigniſſen angefüllt, und ich konnte niemals lange Weile haben, indem ich mich immerfort beſchäf

tigte, dieſen Erwerb zu verarbeiten, zu wiederholen, wieder hervorzubringen.

Einen frömmern ſittlichern Effect, als jene mitunter rohen und gefährlichen Alterthümlichkeiten, machte Fenelons Telemach, den ich erſt nur in der Neukirchiſchen Ueberſetzung kennen lernte, und der, auch ſo unvollkommen überliefert, eine gar ſüße und wohlthätige Wirkung auf mein Gemüth äußerte. Daß Robinſon Cruſoe ſich zeitig angeſchloſſen, liegt wohl in der Natur der Sache; daß die Inſel Felſenburg nicht gefehlt habe, läßt ſich denken. Lord Anſon's Reiſe um die Welt verband das Würdige der Wahrheit mit dem Phantaſiereichen des Mährchens, und indem wir dieſen trefflichen Seemann mit den Gedanken begleiteten, wurden wir weit in alle Welt hinausgeführt, und verſuchten ihm mit unſern Fingern auf dem Globus zu folgen. Nun ſollte mir auch noch eine reichlichere Aerndte bevorſtehn, indem ich an eine Maſſe

Schriften gerieth, die zwar in ihrer gegenwärtigen Gestalt nicht vortrefflich genannt werden können, deren Inhalt jedoch uns manches Verdienst voriger Zeiten in einer unschuldigen Weise näher bringt.

Der Verlag oder vielmehr die Fabrik jener Bücher, welche in der folgenden Zeit, unter dem Titel: Volksschriften, Volksbücher, bekannt und sogar berühmt geworden, war in Frankfurt selbst, und sie wurden, wegen des großen Abgangs, mit stehenden Lettern auf das schrecklichste Löschpapier fast unleserlich gedruckt. Wir Kinder hatten also das Glück, diese schätzbaren Ueberreste der Mittelzeit auf einem Tischchen vor der Hausthüre eines Büchertrödlers täglich zu finden, und sie uns für ein paar Kreuzer zuzueignen. Der Eulenspiegel, die vier Haimonskinder, die schöne Melusine, der Kaiser Octavian, die schöne Magelone, Fortunatus, mit der ganzen Sippschaft bis auf den ewigen Juden, alles stand

uns zu Dienſten, ſobald uns gelüſtete nach dieſen Werken, anſtatt nach irgend einer Näſcherey zu greifen. Der gröſte Vortheil dabey war, daß wenn wir ein ſolches Heft zerleſen oder ſonſt beſchädigt hatten, es bald wieder angeſchafft und aufs neue verſchlungen werden konnte.

Wie eine Familienſpazirfahrt im Sommer durch ein plötzliches Gewitter auf eine höchſt verdrießliche Weiſe geſtört, und ein froher Zuſtand in den widerwärtigſten verwandelt wird, ſo fallen auch die Kinderkrankheiten unerwartet in die ſchönſte Jahrszeit des Frühlebens. Mir erging es auch nicht anders. Ich hatte mir eben den Fortunatus mit ſeinem Seckel und Wünſchhüthlein gekauft, als mich ein Misbehagen und ein Fieber überfiel, wodurch die Pocken ſich ankündigten. Die Einimpfung derſelben ward bey uns noch immer für ſehr problematiſch angeſehen, und ob ſie gleich populare Schriftſteller ſchon faß-

lich und eindringlich empfohlen; ſo zauderten doch die deutſchen Aerzte mit einer Operation, welche der Natur vorzugreifen ſchien. Speculirende Engländer kamen daher aufs feſte Land und impften, gegen ein anſehnliches Honorar, die Kinder ſolcher Perſonen, die ſie wohlhabend und frey von Vorurtheil fanden. Die Mehrzahl jedoch war noch immer dem alten Unheil ausgeſetzt; die Krankheit wüthete durch die Familien, tödtete und entſtellte viele Kinder, und wenige Aeltern wagten es, nach einem Mittel zu greifen, deſſen wahrſcheinliche Hülfe doch ſchon durch den Erfolg mannigfaltig beſtätigt war. Das Uebel betraf nun auch unſer Haus, und überfiel mich mit ganz beſonderer Heftigkeit. Der ganze Körper war mit Blattern überſäet, das Geſicht zugedeckt, und ich lag mehrere Tage blind und in großen Leiden. Man ſuchte die möglichſte Linderung, und verſprach mir goldene Berge, wenn ich mich ruhig verhalten und das Uebel nicht durch Reiben und Kratzen

vermehren wollte. Ich gewann es über mich; indeſſen hielt man uns, nach herrſchendem Vorurtheil, ſo warm als möglich, und ſchärfte dadurch nur das Uebel. Endlich, nach traurig verfloſſener Zeit, fiel es mir wie eine Maske vom Geſicht, ohne daß die Blattern eine ſichtbare Spur auf der Haut zurückgelaſſen; aber die Bildung war merklich verändert. Ich ſelbſt war zufrieden, nur wieder das Tageslicht zu ſehen, und nach und nach die fleckige Haut zu verlieren; aber Andere waren unbarmherzig genug, mich öfters an den vorigen Zuſtand zu erinnern; beſonders eine ſehr lebhafte Tante, die früher Abgötterey mit mir getrieben hatte, konnte mich, ſelbſt noch in ſpätern Jahren, ſelten anſehen, ohne auszurufen: Pfui Teufel! Vetter, wie garſtig iſt er geworden! Dann erzählte ſie mir umſtändlich, wie ſie ſich ſonſt an mir ergetzt, welches Aufſehen ſie erregt, wenn ſie mich umhergetragen; und ſo erfuhr ich frühzeitig, daß uns die Menſchen für das Ver-

Ich höre warlich iemand! Giengſt du feurig!

(die Teraſſe herunter und hinter die Bäume. Die Nachtigall ſchlägt zuweilen.)

Pedro.

Mein Herz zieht mich unwiderſtehlich hierher. Dadroben wandelt ſie oft in ſtillem Gefühl ihrer ſelbſt. Himmliſcher Ort! Alles ſchwebt um dich voll Liebe Gefühl! Die Nachtigallen ſingen noch, als wär hier ein ewiger Frühling. O, rings umher in allen Gebüſchen hat ſie der Sommer ſchon ſchweigen gemacht. Liebe Nachtigall! Freundinn meines Herzens!

Noch ſo ſpät, ihr Nachtigallen!
Laßt ihr Liebes Klagen ſchallen,
Zärtlich noch wie meine Bruſt?
Auch ich bin in Liebes Tagen,
Seufze, klage; doch mein Klagen
Iſt die wärmſte Herzensluſt!

Crugantino, der die Zeit über ſeine Ungeduld bezeigt hat, vor ſich.)

Ich muß ihn wegſchaffen; er endigt nicht.

Pedro.

gnügen, das wir ihnen gewährt haben, sehr oft empfindlich büßen lassen.

Weder von Masern, noch Windblattern, und wie die Quälgeister der Jugend heißen mögen, blieb ich verschont, und jedesmal versicherte man mir, es wäre ein Glück, daß dieses Uebel nun für immer vorüber sey; aber leider drohte schon wieder ein andres im Hintergrund und rückte heran. Alle diese Dinge vermehrten meinen Hang zum Nachdenken, und da ich, um das Peinliche der Ungeduld von mir zu entfernen, mich schon öfter im Ausdauern geübt hatte; so schienen mir die Tugenden, welche ich an den Stoikern hatte rühmen hören, höchst nachahmenswerth, um so mehr als durch die christliche Duldungslehre ein Aehnliches empfohlen wurde.

Bey Gelegenheit dieses Familienleidens will ich auch noch eines Bruders gedenken, welcher um drey Jahr jünger als ich, gleich-

falls von jener Anſteckung ergriffen wurde und nicht wenig davon litt. Er war von zarter Natur, ſtill und eigenſinnig, und wir hatten niemals ein eigentliches Verhältniß zuſammen. Auch überlebte er kaum die Kinderjahre. Unter mehrern nachgebornen Geſchwiſtern, die gleichfalls nicht lange am Leben blieben, erinnere ich mich nur eines ſehr ſchönen und angenehmen Mädchens, die aber auch bald verſchwand, da wir denn nach Verlauf einiger Jahre, ich und meine Schweſter, uns allein übrig ſahen, und nur um ſo inniger und liebevoller verbanden.

Jene Krankheiten und andere unangenehme Störungen wurden in ihren Folgen doppelt läſtig: denn mein Vater, der ſich einen gewiſſen Erziehungs- und Unterrichts-Calender gemacht zu haben ſchien, wollte jedes Verſäumniß unmittelbar wieder einbringen, und belegte die Geneſenden mit doppelten Lectionen, welche zu leiſten mir zwar nicht ſchwer, aber

in ſofern beſchwerlich fiel, als es meine innere Entwicklung, die eine entſchiedene Richtung genommen hatte, aufhielt und gewiſſermaßen zurückdrangte.

Vor dieſen didactiſchen und pädagogiſchen Bedrängniſſen flüchteten wir gewöhnlich zu den Großältern. Ihre Wohnung lag auf der friedberger Gaſſe und ſchien ehmals eine Burg geweſen zu ſeyn: denn wenn man herankam, ſah man nichts als ein großes Thor mit Zinnen, welches zu beyden Seiten an zwey Nachbarhäuſer ſtieß. Trat man hinein, ſo gelangte man durch einen ſchmalen Gang endlich in einen ziemlich breiten Hof, umgeben von ungleichen Gebäuden, welche nunmehr alle zu einer Wohnung vereinigt waren. Gewöhnlich eilten wir ſogleich in den Garten, der ſich anſehnlich lang und breit hinter den Gebäuden hin erſtreckte und ſehr gut unterhalten war; die Gänge meiſtens mit Rebgeländer eingefaßt, ein Theil des Raums den

Küchengewächſen, ein andrer den Blumen gewidmet, die vom Frühjahr bis in den Herbſt, in reichlicher Abwechslung, die Rabatten ſo wie die Beete ſchmückten. Die lange, gegen Mittag gerichtete Mauer war zu wohl gezogenen Spalier-Pfirſichbäumen genützt, von denen uns die verbotenen Früchte, den Sommer über, gar appetitlich entgegenreiften. Doch vermieden wir lieber dieſe Seite, weil wir unſere Genäſchigkeit hier nicht befriedigen durften, und wandten uns zu der entgegengeſetzten, wo eine unabſehbare Reihe Johannis- und Stachelbeer-Büſche unſerer Gierigkeit eine Folge von Aerndten bis in den Herbſt eröffnete. Nicht weniger war uns ein alter, hoher, weitverbreiteter Maulbeerbaum bedeutend, ſowohl wegen ſeiner Früchte als auch weil man uns erzählte, daß von ſeinen Blättern die Seidenwürmer ſich ernährten. In dieſem friedlichen Revier fand man jeden Abend den Großvater mit behaglicher Geſchäftigkeit eigenhändig die feinere Obſt- und Blumen-

sucht besorgend, indeß ein Gärtner die gröbere Arbeit verrichtete. Die vielfachen Bemühungen, welche nöthig sind, um eine schöne Nelkenflor zu erhalten und zu vermehren, ließ er sich niemals verdrießen. Er selbst band sorgfältig die Zweige der Pfirsichbäume fächerartig an die Spaliere, um einen reichlichen und bequemen Wachsthum der Früchte zu befördern. Das Sortiren der Zwiebeln von Tulpen, Hyacinthen und verwandter Gewächse, so wie die Sorge für Aufbewahrung derselben, überließ er Niemanden; und noch erinnere ich mich gern, wie emsig er sich mit dem Oculiren der verschiedenen Rosenarten beschäftigte. Dabey zog er, um sich vor den Dornen zu schützen, jene alterthümlichen ledernen Handschuhe an, die ihm beym Pfeifergericht jährlich in Triplo überreicht wurden, woran es ihm deshalb niemals mangelte. So trug er auch immer einen tatarähnlichen Schlafrock, und auf dem Haupt eine faltige schwarze Sammtmütze, so daß er

eine mittlere Perſon zwiſchen Alcinous und Laertes hätte vorſtellen können.

Alle dieſe Gartenarbeiten betrieb er eben ſo regelmäßig und genau als ſeine Amtsgeſchäfte: denn eh er herunterkam, hatte er immer die Regiſtrande ſeiner Proponenden für den andern Tag in Ordnung gebracht und die Acten geleſen. Eben ſo fuhr er Morgens aufs Rathhaus, ſpeiſte nach ſeiner Rückkehr, nickte hierauf in ſeinem Großſtuhl, und ſo ging alles einen Tag wie den andern. Er ſprach wenig, zeigte keine Spur von Heftigkeit; ich erinnere mich nicht, ihn zornig geſehen zu haben. Alles was ihn umgab, war alterthümlich. In ſeiner getäfelten Stube habe ich niemals irgend eine Neuerung wahrgenommen. Seine Bibliothek enthielt außer juriſtiſchen Werken nur die erſten Reiſebeſchreibungen, Seefahrten und Länder-Entdeckungen. Ueberhaupt erinnere ich mich keines Zuſtandes, der ſo wie dieſer das Gefühl eines unver-

brüchlichen Friedens und einer ewigen Dauer gegeben hätte.

Was jedoch die Ehrfurcht, die wir für diesen würdigen Greis empfanden, bis zum Höchsten steigerte, war die Ueberzeugung, daß derselbe die Gabe der Weissagung besitze, besonders in Dingen, die ihn selbst und sein Schicksal betrafen. Zwar ließ er sich gegen Niemand als gegen die Großmutter entschieden und umständlich heraus; aber wir alle wußten doch, daß er durch bedeutende Träume von dem was sich ereignen sollte, unterrichtet werde. So versicherte er z. B. seiner Gattinn, zur Zeit als er noch unter die jüngern Rathsherren gehörte, daß er bey der nächsten Vakanz auf der Schöffenbank zu der erledigten Stelle gelangen würde. Und als wirklich bald darauf einer der Schöffen vom Schlage gerührt starb, verordnete er am Tage der Wahl und Kugelung, daß zu Hause im Stillen alles zum Empfang der Gäste und

Gratulanten ſolle eingerichtet werden, und die entſcheidende goldne Kugel ward wirklich für ihn gezogen. Den einfachen Traum, der ihn hievon belehrt, vertraute er ſeiner Gattinn folgendermaßen: Er habe ſich in voller gewöhnlicher Rathsverſammlung geſehen, wo alles nach hergebrachter Weiſe vorgegangen. Auf einmal habe ſich der nun verſtorbene Schöff von ſeinem Sitze erhoben, ſey herabgeſtiegen und habe ihm auf eine verbindliche Weiſe das Compliment gemacht: er möge den verlaſſenen Platz einnehmen, und ſey darauf zur Thüre hinausgegangen.

Etwas Aehnliches begegnete, als der Schultheiß mit Tode abging. Man zaudert in ſolchem Falle nicht lange mit Beſetzung dieſer Stelle, weil man immer zu fürchten hat, der Kaiſer werde ſein altes Recht, einen Schultheißen zu beſtellen, irgend einmal wieder hervorrufen. Dießmal ward um Mitternacht eine außerordentliche Sitzung auf den

andern Morgen durch den Gerichtsboten angesagt. Weil diesem nun das Licht in der Laterne verlöschen wollte, so erbat er sich ein Stümpfchen, um seinen Weg weiter fortsetzen zu können. „Gebt ihm ein ganzes, sagte der Großvater zu den Frauen: er hat ja doch die Mühe um meinetwillen.“ Dieser Aeußerung entsprach auch der Erfolg: er wurde wirklich Schultheiß; wobey der Umstand noch besonders merkwürdig war, daß, obgleich sein Repräsentant bey der Kugelung an der dritten und letzten Stelle zu ziehen hatte, die zwey silbernen Kugeln zuerst heraus kamen, und also die goldne für ihn auf dem Grunde des Beutels liegen blieb.

Völlig prosaisch, einfach und ohne Spur von Phantastischem oder Wundersamem waren auch die übrigen der uns bekannt gewordnen Träume. Ferner erinnere ich mich, daß ich als Knabe unter seinen Büchern und Schreibcalendern gestört, und darin unter

andern auf Gärtnerey bezüglichen Anmerkungen aufgezeichnet gefunden: Heute Nacht kam N. N. zu mir und sagte . . . . . Name und Offenbarung waren in Chiffern geschrieben. Oder es stand auf gleiche Weise: Heute Nacht sah ich . . . . Das Uebrige war wieder in Chiffern, bis auf die Verbindungs- und andre Worte, aus denen sich nichts abnehmen ließ.

Bemerkenswerth bleibe es hiebey, daß Personen, welche sonst keine Spur von Ahndungsvermögen zeigten, in seiner Sphäre, für den Augenblick die Fähigkeit erlangten, daß sie von gewissen gleichzeitigen, obwohl in der Entfernung vorgehenden Krankheits- und Todesereignissen durch sinnliche Wahrzeichen eine Vorempfindung hatten. Aber auf keines seiner Kinder und Enkel hat eine solche Gabe fortgeerbt; vielmehr waren sie meistentheils rüstige Personen, lebensfroh und nur aufs Wirkliche gestellt.

Pedro.

Horch! — Wer da?

Crugantino, langſam hervortretend.

Pedro, mit ſtarker Stimme.

Wer da?

Crugantino zieht.

Eine Degenſpitze!

Pedro zieht.

Nichts weiter?

(ſie fechten. Pedro wird in rechten Arm verwundt, den er ſinken läßt und mit der linken den Degen faßt.)

Crugantino.

Laßt! Ihr ſeid verwundet.

Pedro, den Degen vorhaltend.

Wollt ihr mein Leben? Wollt ihr meinen Beutel? redt! Den Beutel könnt ihr haben; Mein Leben ſollt ihr noch theuer bezahlen.

Bey dieſer Gelegenheit gedenk' ich derſelben mit Dankbarkeit für vieles Gute, das ich von ihnen in meiner Jugend empfangen. So waren wir z. B. auf gar mannigfaltige Weiſe beſchäftigt und unterhalten, wenn wir die an einen Materialhändler Melbert verheiratete zweyte Tochter beſuchten, deren Wohnung und Laden mitten im lebhafteſten, gedrängteſten Theile der Stadt an dem Markte lag. Hier ſahen wir nun dem Gewühl und Gedränge, in welches wir uns ſcheuten zu verlieren, ſehr vergnüglich aus den Fenſtern zu; und wenn uns im Laden unter ſo vielerley Waaren anfänglich nur das Süßholz und die daraus bereiteten braunen geſtempelten Zeltlein vorzüglich intereſſirten: ſo wurden wir doch allmählich mit der großen Menge von Gegenſtänden bekannt, welche bey einer ſolchen Handlung aus- und einfließen. Dieſe Tante war unter den Geſchwiſtern die lebhafteſte. Wenn meine Mutter, in jüngern Jahren, ſich in reinlicher Kleidung, bey

einer zierlichen weiblichen Arbeit, oder im Lesen eines Buches gefiel; so fuhr jene in der Nachbarschaft umher, um sich dort versäumter Kinder anzunehmen, sie zu warten, zu kämmen und herumzutragen, wie sie es denn auch mit mir eine gute Weile so getrieben. Zur Zeit öffentlicher Feyerlichkeiten, wie bey Krönungen, war sie nicht zu Hause zu halten. Als kleines Kind schon hatte sie nach dem bey solchen Gelegenheiten ausgeworfenen Gelde gehascht, und man erzählte sich, wie sie einmal eine gute Partie beysammen gehabt und solches vergnüglich in der flachen Hand beschaut, habe ihr einer dagegen geschlagen, wodurch denn die wohlerworbene Beute auf einmal verloren gegangen. Nicht weniger wußte sie sich viel damit, daß sie dem vorbeyfahrenden Kaiser Carl dem siebenten, während eines Augenblicks, da alles Volk schwieg, auf einem Prallsteine stehend, ein heftiges Vivat in die Kutsche gerufen und ihn veranlaßt habe, den Hut vor ihr abzuziehen und

für dieſe kecke Aufmerkſamkeit gar gnädig zu danken.

Auch in ihrem Hauſe war um ſie her alles bewegt, lebensluſtig und munter, und wir Kinder ſind ihr manche frohe Stunde ſchuldig geworden.

In einem ruhigern, aber auch ihrer Natur angemeſſenen Zuſtande befand ſich eine zweyte Tante, welche mit dem bey der St. Catharinen-Kirche angeſtellten Pfarrer Stark verheiratet war. Er lebte ſeiner Geſinnung und ſeinem Stande gemäß ſehr einſam, und beſaß eine ſchöne Bibliothek. Hier lernte ich zuerſt den Homer kennen, und zwar in einer proſaiſchen Ueberſetzung, wie ſie im ſiebenten Theil der durch Herrn von Loen beſorgten neuen Sammlung der merkwürdigſten Reiſegeſchichten, unter dem Titel: Homers Beſchreibung der Eroberung des trojaniſchen Reichs, zu finden iſt, mit

Kupfern im franzöſiſchen Theaterſinne geziert. Dieſe Bilder verdarben mir dermaßen die Einbildungskraft, daß ich lange Zeit die homeriſchen Helden mir nur unter dieſen Geſtalten vergegenwärtigen konnte. Die Begebenheiten ſelbſt gefielen mir unſäglich; nur hatte ich an dem Werke ſehr auszuſetzen, daß es uns von der Eroberung Troja's keine Nachricht gebe, und ſo ſtumpf mit dem Tode Hectors endige. Mein Oheim, gegen den ich dieſen Tadel äußerte, verwies mich auf den Virgil, welcher denn meiner Forderung vollkommnen Genüge that.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß wir Kinder, neben den übrigen Lehrſtunden, auch eines fortwährenden und fortſchreitenden Religionsunterrichts genoſſen. Doch war der kirchliche Proteſtantismus, den man uns überlieferte, eigentlich nur eine Art von trockner Moral: an einen geiſtreichen Vortrag ward nicht gedacht, und die Lehre konnte weder

der Seele noch dem Herzen zusagen. Deswegen ergaben sich gar mancherley Absonderungen von der gesetzlichen Kirche. Es entstanden die Separatisten, Pietisten, Herrnhuter, die Stillen im Lande und wie man sie sonst zu nennen und zu bezeichnen pflegte, die aber alle blos die Absicht hatten, sich der Gottheit, besonders durch Christum, mehr zu nähern, als es ihnen unter der Form der öffentlichen Religion möglich zu seyn schien.

Der Knabe hörte von diesen Meynungen und Gesinnungen unaufhörlich sprechen: denn die Geistlichkeit sowohl als die Laien theilten sich in das Für und Wider. Die mehr oder weniger Abgesonderten waren immer die Minderzahl; aber ihre Sinnesweise zog an durch Originalität, Herzlichkeit, Beharren und Selbständigkeit. Man erzählte von diesen Tugenden und ihren Aeußerungen allerley Geschichten. Besonders ward die Antwort eines frommen Klempnermeisters bekannt, den

einer ſeiner Zunftgenoſſen durch die Frage zu beſchämen gedachte: wer denn eigentlich ſein Beichtvater ſey? Mit Heiterkeit und Vertrauen auf ſeine gute Sache erwiederte jener: Ich habe einen ſehr vornehmen; es iſt niemand geringeres als der Beichtvater des Königs David.

Dieſes und dergleichen mag wohl Eindruck auf den Knaben gemacht und ihn zu ähnlichen Geſinnungen aufgefordert haben. Genug, er kam auf den Gedanken, ſich dem großen Gotte der Natur, dem Schöpfer und Erhalter Himmels und der Erden, deſſen frühere Zorn-Aeußerungen ſchon lange über die Schönheit der Welt und das mannigfaltige Gute, das uns darin zu Theil wird, vergeſſen waren, unmittelbar zu nähern; der Weg dazu aber war ſehr ſonderbar.

Der Knabe hatte ſich überhaupt an den erſten Glaubensartikel gehalten. Der Gott,

der mit der Natur in unmittelbarer Verbindung ſtehe, ſie als ſein Werk anerkenne und liebe, dieſer ſchien ihm der eigentliche Gott, der ja wohl auch mit dem Menſchen wie mit allem übrigen in ein genaueres Verhältniß treten könne, und für denſelben eben ſo wie für die Bewegung der Sterne, für Tages- und Jahrszeiten, für Pflanzen und Thiere Sorge tragen werde. Einige Stellen des Evangeliums beſagten dieſes ausdrücklich. Eine Geſtalt konnte der Knabe dieſem Weſen nicht verleihen; er ſuchte ihn alſo in ſeinen Werken auf, und wollte ihm auf gut altteſtamentliche Weiſe einen Altar errichten. Naturproducte ſollten die Welt im Gleichniß vorſtellen, über dieſen ſollte eine Flamme brennen und das zu ſeinem Schöpfer ſich aufſehnende Gemüth des Menſchen bedeuten. Nun wurden aus der vorhandnen und zufällig vermehrten Naturalienſammlung die beſten Stufen und Exemplare herausgeſucht; allein wie ſolche zu ſchichten und aufzubauen ſeyn möchten, das

war nun die Schwierigkeit. Der Vater hatte einen ſchönen rothlackirten goldgeblümten Muſikpult, in Geſtalt einer vierſeitigen Pyramide mit verſchiedenen Abſtufungen, den man zu Quartetten ſehr bequem fand, ob er gleich in der letzten Zeit nur wenig gebraucht wurde. Deſſen bemächtigte ſich der Knabe, und baute nun ſtufenweiſe die Abgeordneten der Natur übereinander, ſo daß es recht heiter und zugleich bedeutend genug ausſah. Nun ſollte bey einem frühen Sonnenaufgang die erſte Gottesverehrung angeſtellt werden; nur war der junge Prieſter nicht mit ſich einig, auf welche Weiſe er eine Flamme hervorbringen ſollte, die doch auch zu gleicher Zeit einen guten Geruch von ſich geben müſſe. Endlich gelang ihm ein Einfall, beydes zu verbinden, indem er Räucherkerzchen beſaß, welche wo nicht flammend doch glimmend den angenehmſten Geruch verbreiteten. Ja dieſes gelinde Verbrennen und Verdampfen ſchien noch mehr das was im Gemüthe vorgeht auszudrücken,

als eine offene Flamme. Die Sonne war ſchon längſt aufgegangen, aber Nachbarhäuſer verdeckten den Oſten. Endlich erſchien ſie über den Dächern; ſogleich ward ein Brennglas zur Hand genommen, und die in einer ſchönen Porzellanſchale auf dem Gipfel ſtehenden Räucherkerzen angezündet. Alles gelang nach Wunſch, und die Andacht war vollkommen. Der Altar blieb als eine beſondre Zierde des Zimmers, das man ihm im neuen Hauſe eingeräumt hatte, ſtehen. Jedermann ſah darin nur eine wohlaufgeputzte Naturalienſammlung; der Knabe hingegen wußte beſſer was er verſchwieg. Er ſehnte ſich nach der Wiederholung jener Feyerlichkeit. Unglücklicherweiſe war eben, als die gelegenſte Sonne hervorſtieg, die Porzellantaſſe nicht bey der Hand; er ſtellte die Räucherkerzchen unmittelbar auf die obere Fläche des Muſikpultes; ſie wurden angezündet, und die Andacht war ſo groß, daß der Prieſter nicht merkte, welchen Schaden ſein Opfer anrichte-

te, als bis ihm nicht mehr abzuhelfen war. Die Kerzen hatten ſich nämlich in den rothen Lack und in die ſchönen goldnen Blumen auf eine ſchmähliche Weiſe eingebrannt, und gleich als wäre ein böſer Geiſt verſchwunden, ihre ſchwarzen unauslöſchlichen Fußtapfen zurückgelaſſen. Hierüber kam der junge Prieſter in die äußerſte Verlegenheit. Zwar wußte er den Schaden durch die größeſten Prachtſtufen zu bedecken, allein der Muth zu neuen Opfern war ihm vergangen, und faſt möchte man dieſen Zufall als eine Andeutung und Warnung betrachten, wie gefährlich es überhaupt ſey, ſich Gott auf dergleichen Wegen nähern zu wollen.

Crugantino.

Keins von beiden. (vor ſich) Seine Stimme rührt mich. (laut) Ich bin weder Räuber noch Mörder.

Pedro.

Was fallt ihr mich an?

Crugantino.

Laßt! Ihr verblutet! Nehmt unſere Bemühungen an. (er nimmt ſein Schnupftuch.) Nachtigall! Nachtigall!

Pedro.

Was iſt das?

Crugantino.

Fürchtet nichts!

Basko.

Was giebt's?

Crugantino.

Trag Sorge für dieſen Verwundeten.

Pedro.

Zweytes Buch.

Alles bisher Vorgetragene deutet auf jenen glücklichen und gemächlichen Zuſtand, in welchem ſich die Länder während eines langen Friedens befinden. Nirgends aber genießt man eine ſolche ſchöne Zeit wohl mit größerem Behagen als in Städten, die nach ihren eigenen Geſetzen leben, die groß genug ſind, eine anſehnliche Menge Bürger zu faſſen, und wohl gelegen, um ſie durch Handel und Wandel zu bereichern. Fremde finden ihren Gewinn, da aus- und einzuziehen, und ſind genöthigt Vortheil zu bringen, um Vortheil zu erlangen. Beherrſchen ſolche Städte auch kein weites Gebiet, ſo können ſie deſtomehr im Innern Wohlhäbigkeit bewirken, weil ihre Verhältniſſe nach außen ſie nicht zu koſtſpieligen Unternehmungen oder Theilnahmen verpflichten.

Auf dieſe Weiſe verfloß den Frankfurtern während meiner Kindheit eine Reihe glücklicher Jahre. Aber kaum hatte ich am 28. Auguſt 1756 mein ſiebentes Jahr zurückgelegt, als gleich darauf jener weltbekannte Krieg ausbrach, welcher auf die nächſten ſieben Jahre meines Lebens auch großen Einfluß haben ſollte. Friedrich der zweyte, König von Preußen, war mit 60000 Mann in Sachſen eingefallen, und ſtatt einer vorgängigen Kriegserklärung folgte ein Manifeſt, wie man ſagte, von ihm ſelbſt verfaßt, welches die Urſachen enthielt, die ihn zu einem ſolchen ungeheuren Schritt bewogen und berechtigt. Die Welt, die ſich nicht nur als Zuſchauer, ſondern auch als Richter aufgefordert fand, ſpaltete ſich ſogleich in zwey Parteyen, und unſere Familie war ein Bild des großen Ganzen.

Mein Großvater, der als Schöff von Frankfurt über Franz dem erſten den Krö-

nungs-Himmel getragen, und von der Kaiſerinn eine gewichtige goldene Kette mit ihrem Bildniß erhalten hatte, war mit einigen Schwiegerſöhnen und Töchtern auf öſtreichiſcher Seite. Mein Vater, von Carl dem ſiebenten zum kaiſerlichen Rath ernannt, und an dem Schickſale dieſes unglücklichen Monarchen gemüthlich theilnehmend, neigte ſich mit der kleinern Familienhälfte gegen Preußen. Gar bald wurden unſere Zuſammenkünfte, die man ſeit mehrern Jahren Sonntags ununterbrochen fortgeſetzt hatte, geſtört. Die unter Verſchwägerten gewöhnlichen Mißhelligkeiten fanden nun erſt eine Form, in der ſie ſich ausſprechen konnten. Man ſtritt, man überwarf ſich, man ſchwieg, man brach los. Der Großvater, ſonſt ein heitrer, ruhiger und bequemer Mann, ward ungeduldig. Die Frauen ſuchten vergebens das Feuer zu täuſchen, und nach einigen unangenehmen Scenen blieb mein Vater zuerſt aus der Geſellſchaft. Nun freuten wir uns

ungeſtört zu Hauſe der preußiſchen Siege, welche gewöhnlich durch jene leidenſchaftliche Tante mit großem Jubel verkündigt wurden. Alles andere Intereſſe mußte dieſem weichen, und wir brachten den Ueberreſt des Jahres in beſtändiger Agitation zu. Die Beſitznahme von Dresden, die anfängliche Mäßigung des Königs, die zwar langſamen aber ſichern Fortſchritte, der Sieg bey Lowoſitz, die Gefangennehmung der Sachſen waren für unſere Partey eben ſo viele Triumphe. Alles was zum Vortheil der Gegner angeführt werden konnte, wurde geläugnet oder verkleinert, und da die entgegengeſetzten Familienglieder das Gleiche thaten; ſo konnten ſie einander nicht auf der Straße begegnen, ohne daß es Händel ſetzte, wie in Romeo und Julie.

Und ſo war ich denn auch Preußiſch, oder um richtiger zu reden, Fritziſch geſinnt: denn was ging uns Preußen an. Es war die Per-

ſönlichkeit des großen Königs, die auf alle Gemüther wirkte. Ich freute mich mit dem Vater unſerer Siege, ſchrieb ſehr gern die Siegslieder ab, und faſt noch lieber die Spottlieder auf die Gegenpartey, ſo platt die Reime auch ſeyn mochten.

Als älteſter Enkel und Pathe hatte ich ſeit meiner Kindheit jeden Sonntag bey den Großältern geſpeiſt: es waren meine vergnügteſten Stunden der ganzen Woche. Aber nun wollte mir kein Biſſen mehr ſchmecken: denn ich mußte meinen Helden aufs gräulichſte verläumden hören. Hier wehte ein anderer Wind, hier klang ein anderer Ton als zu Hauſe. Die Neigung, ja die Verehrung für meine Großältern nahm ab. Bey den Aeltern durfte ich nichts davon erwähnen: ich unterließ es aus eigenem Gefühl und auch weil die Mutter mich gewarnt hatte. Dadurch war ich auf mich ſelbſt zurückgewieſen, und wie mir in meinem ſechſten

Jahre, nach dem Erdbeben von Liſſabon, die Güte Gottes einigermaßen verdächtig geworden war, ſo fing ich nun, wegen Friedrichs des zweyten, die Gerechtigkeit des Publicums zu bezweifeln an. Mein Gemüth war von Natur zur Ehrerbietung geneigt, und es gehörte eine große Erſchütterung dazu, um meinen Glauben an irgend ein Ehrwürdiges wanken zu machen. Leider hatte man uns die guten Sitten, ein anſtändiges Betragen, nicht um ihrer ſelbſt, ſondern um der Leute willen anempfohlen; was die Leute ſagen würden, hieß es immer, und ich dachte, die Leute müßten auch rechte Leute ſeyn, würden auch Alles und Jedes zu ſchätzen wiſſen. Nun aber erfuhr ich das Gegentheil. Die größten und augenfälligſten Verdienſte wurden geſchmäht und angefeindet, die höchſten Thaten wo nicht geläugnet doch wenigſtens entſtellt und verkleinert; und ein ſo ſchnödes Unrecht geſchah dem einzigen, offenbar über alle ſeine Zeitgenoſſen erhabenen

Manne, der täglich bewies und darthat was er vermöge; und dieß nicht etwa vom Pöbel, sondern von vorzüglichen Männern, wofür ich doch meinen Großvater und meine Oheime zu halten hatte. Daß es Parteyen geben könne, ja daß er selbst zu einer Partey gehörte, davon hatte der Knabe keinen Begriff. Er glaubte um so viel mehr Recht zu haben und seine Gesinnung für die bessere erklären zu dürfen, da er und die Gleichgesinnten Marien Theresien, ihre Schönheit und übrigen guten Eigenschaften ja gelten ließen, und dem Kaiser Franz seine Juwelen- und Geldliebhaberey weiter auch nicht verargten; daß Graf Daun manchmal eine Schlafmütze geheißen wurde, glaubten sie verantworten zu können.

Bedenke ich es aber jetzt genauer, so finde ich hier den Keim der Nichtachtung, ja der Verachtung des Publicums, die mir eine ganze Zeit meines Lebens anhing und nur spät durch Einsicht und Bildung ins Gleiche

gebracht werden konnte. Genug, schon damals war das Gewahrwerden parteyischer Ungerechtigkeit dem Knaben sehr unangenehm, ja schädlich, indem es ihn gewöhnte, sich von geliebten und geschätzten Personen zu entfernen. Die immer auf einander folgenden Kriegsthaten und Begebenheiten ließen den Parteyen weder Ruhe noch Rast. Wir fanden ein verdrießliches Behagen, jene eingebildeten Uebel und willkührlichen Händel immer von frischem wieder zu erregen und zu schärfen, und so fuhren wir fort uns unter einander zu quälen, bis einige Jahre darauf die Franzosen Frankfurt besetzten und uns wahre Unbequemlichkeit in die Häuser brachten.

Ob nun gleich die Meisten sich dieser wichtigen, in der Ferne vorgehenden Ereignisse nur zu einer leidenschaftlichen Unterhaltung bedienten; so waren doch auch andre, welche den Ernst dieser Zeiten wohl einsahen, und befürchteten, daß bey einer Theilnahme Frank-

Pedro.

Die Augen vergehn mir.

Basko, ſich um ihn beſchäftigend.

Das blutet verteufelt für eine Armritze!

Crugantino, auf und abgehend.

Eſel! tauſendfacher Eſel!

(ſich an die Stirn ſchlagend.)

Basko.

Seid ihr nicht Pedro?

Pedro.

Bring mich wohin; daß ich ruhe und verbunden werde.

Crugantino.

Pedro! Claudinens Pedro! Bring ihn hinüber nach Saroſſa! in unſer Wirthshaus, Basko! leg ihn auf mein Bett, Basko!

Basko.

Nun, nun! Ermannt euch Herr! Kommt!

(ab.)

reichs der Kriegs-Schauplatz ſich auch in unſern Gegenden aufthun könne. Man hielt uns Kinder mehr als bisher zu Hauſe, und ſuchte uns auf mancherley Weiſe zu beſchäftigen und zu unterhalten. Zu ſolchem Ende hatte man das von der Großmutter hinterlaſſene Puppenſpiel wieder aufgeſtellt, und zwar dergeſtalt eingerichtet, daß die Zuſchauer in meinem Giebelzimmer ſitzen, die ſpielenden und dirigirenden Perſonen aber, ſo wie das Theater ſelbſt vom Proſcenium an, in einem Nebenzimmer Platz und Raum fanden. Durch die beſondere Vergünſtigung, bald dieſen bald jenen Knaben als Zuſchauer einzulaſſen, erwarb ich mir anfangs viele Freunde; allein die Unruhe, die in den Kindern ſteckt, ließ ſie nicht lange geduldige Zuſchauer bleiben. Sie ſtörten das Spiel, und wir mußten uns ein jüngeres Publicum ausſuchen, das noch allenfalls durch Ammen und Mägde in der Ordnung gehalten werden konnte. Wir hatten das urſprüngliche Hauptdrama, worauf

die Puppengesellschaft eigentlich eingerichtet war, auswendig gelernt, und führten es anfangs auch ausschließlich auf; allein dieß ermüdete uns bald, wir veränderten die Garderobe, die Decorationen, und wagten uns an verschiedene Stücke, die freylich für einen so kleinen Schauplatz zu weitläuftig waren. Ob wir uns nun gleich durch diese Anmaßung dasjenige was wir wirklich hätten leisten können, verkümmerten und zuletzt gar zerstörten; so hat doch diese kindliche Unterhaltung und Beschäftigung auf sehr mannigfaltige Weise bey mir das Erfindungs- und Darstellungsvermögen, die Einbildungskraft und eine gewisse Technik geübt und befördert, wie es vielleicht auf keinem andern Wege, in so kurzer Zeit, in einem so engen Raume, mit so wenigem Aufwand hätte geschehen können.

Ich hatte früh gelernt mit Zirkel und Lineal umzugehen, indem ich den ganzen Un-

terricht, den man uns in der Geometrie ertheilte, sogleich in das Thätige verwandte, und Pappenarbeiten konnten mich höchlich beschäftigen. Doch blieb ich nicht bey geometrischen Körpern, bey Kästchen und solchen Dingen stehen, sondern ersann mir artige Lusthäuser, welche mit Pilastern, Freytreppen und flachen Dächern ausgeschmückt wurden; wovon jedoch wenig zu Stande kam.

Weit beharrlicher hingegen war ich, mit Hülfe unsers Bedienten, eines Schneiders von Profession, eine Rüstkammer auszustatten, welche zu unsern Schau- und Trauerspielen dienen sollte, die wir, nachdem wir den Puppen über den Kopf gewachsen waren, selbst aufzuführen Lust hatten. Meine Gespielen verfertigten sich zwar auch solche Rüstungen und hielten sie für eben so schön und gut als die meinigen; allein ich hatte es nicht bey den Bedürfnissen Einer Person bewenden lassen, sondern konnte mehrere des

kleinen Heeres mit allerley Requiſiten aus-ſtatten, und machte mich daher unſerm klei-nen Kreiſe immer nothwendiger. Daß ſolche Spiele auf Parteyungen, Gefechte und Schlä-ge hinwieſen, und gewöhnlich auch mit Hän-deln und Verdruß ein ſchreckliches Ende nah-men, läßt ſich denken. In ſolchen Fällen hielten gewöhnlich gewiſſe beſtimmte Geſpielen an mir, andre auf der Gegenſeite, ob es gleich öfter manchen Parteywechſel gab. Ein einziger Knabe, den ich Pylades nennen will, verließ nur ein einzigmal, von den an-dern aufgehetzt, meine Partey, konnte es aber kaum eine Minute aushalten, mir feindſelig gegenüber zu ſtehen; wir verſöhnten uns un-ter vielen Thränen, und haben eine ganze Weile treulich zuſammen gehalten.

Dieſen ſo wie andre Wohlwollende konnte ich ſehr glücklich machen, wenn ich ihnen Mährchen erzählte, und beſonders liebten ſie, wenn ich in eigner Perſon ſprach, und hat-

ten eine groſse Freude, daß mir als ihrem Geſpielen ſo wunderliche Dinge könnten begegnet ſeyn, und dabey gar kein Arges, wie ich Zeit und Raum zu ſolchen Abenteuern finden können, da ſie doch ziemlich wußten, wie ich beſchäftigt war, und wo ich aus und einging. Nicht weniger waren zu ſolchen Begebenheiten Localitäten, wo nicht aus einer andern Welt, doch gewiß aus einer andern Gegend nöthig, und alles war doch erſt heut oder geſtern geſchehen. Sie mußten ſich daher mehr ſelbſt betrügen, als ich ſie zum beſten haben konnte. Und wenn ich nicht nach und nach, meinem Naturell gemäß, dieſe Luftgeſtalten und Windbeuteleyen zu kunſtmäßigen Darſtellungen hätte verarbeiten lernen; ſo wären ſolche aufſchneideriſche Anfänge gewiß nicht ohne ſchlimme Folgen für mich geblieben.

Betrachtet man dieſen Trieb recht genau, ſo möchte man in ihm diejenige Anmaßung

erkennen, womit der Dichter ſelbſt das Unwahrſcheinlichſte gebieteriſch ausſpricht, und von einem Jeden fordert, er ſolle dasjenige für wirklich erkennen, was ihm, dem Erfinder, auf irgend eine Weiſe als wahr erſcheinen konnte.

Was jedoch hier nur im Allgemeinen und betrachtungsweiſe vorgetragen worden, wird vielleicht durch ein Beyſpiel, durch ein Muſterſtück angenehmer und anſchaulicher werden. Ich füge daher ein ſolches Mährchen bey, welches mir, da ich es meinen Geſpielen oft wiederholen mußte, noch ganz wohl vor der Einbildungskraft und im Gedächtniß ſchwebt.

Der neue Paris,

Knabenmährchen.

Mir träumte neulich in der Nacht vor Pfingſtſonntag, als ſtünde ich vor einem Spiegel und beſchäftigte mich mit den neuen Sommerkleidern, welche mir die lieben Aeltern auf das Feſt hatten machen laſſen. Der Anzug beſtand, wie ihr wißt, in Schuhen von ſauberem Leder, mit großen ſilbernen Schnallen, feinen baumwollnen Strümpfen, ſchwarzen Unterkleidern von Sarſche, und einem Rock von grünem Berkan mit goldnen Balletten. Die Weſte dazu, von Goldſtoff, war aus meines Vaters Bräutigamsweſte geſchnitten. Ich war friſirt und gepudert, die Locken ſtanden mir wie Flügelchen vom Kopfe; aber ich konnte mit dem Anziehen nicht fer-

tig werden, weil ich immer die Kleidungsſtücke verwechſelte, und weil mir immer das erſte vom Leibe fiel, wenn ich das zweyte umzunehmen gedachte. In dieſer großen Verlegenheit trat ein junger ſchöner Mann zu mir und begrüßte mich aufs freundlichſte. Ey, ſeyd mir willkommen! ſagte ich: es iſt mir ja gar lieb, daß ich Euch hier ſehe. — „Kennt Ihr mich denn?" verſetzte jener lächelnd. — Warum nicht? war meine gleichfalls lächelnde Antwort. Ihr ſeyd Merkur, und ich habe Euch oft genug abgebildet geſehen. — „Das bin ich, ſagte jener, und von den Göttern mit einem wichtigen Auftrag an dich geſandt. Siehſt du dieſe drey Aepfel?" — Er reichte ſeine Hand her und zeigte mir drey Aepfel, die ſie kaum faſſen konnte, und die eben ſo wunderſam ſchön als groß waren, und zwar der eine von rother, der andere von gelber, der dritte von grüner Farbe. Man mußte ſie für Edelſteine halten, denen man die Form von Früchten ge-

geben. Ich wollte darnach greifen; er aber zog zurück und ſagte: „Du mußt erſt wiſſen, daß ſie nicht für dich ſind. Du ſollſt ſie den drey ſchönſten jungen Leuten von der Stadt geben, welche ſodann, jeder nach ſeinem Looſe, Gattinnen finden ſollen, wie ſie ſolche nur wünſchen können. Nimm, und mach deine Sachen gut!“ ſagte er ſcheidend, und gab mir die Aepfel in meine offnen Hände; ſie ſchienen mir noch größer geworden zu ſeyn. Ich hielt ſie darauf in die Höhe, gegen das Licht, und fand ſie ganz durchſichtig; aber gar bald zogen ſie ſich aufwärts in die Länge und wurden zu drey ſchönen, ſchönen Frauenzimmerchen in mäßiger Puppengröße, deren Kleider von der Farbe der vorherigen Aepfel waren. So gleiteten ſie ſacht an meinen Fingern hinauf, und als ich nach ihnen haſchen wollte, um wenigſtens eine feſtzuhalten, ſchwebten ſie ſchon weit in der Höhe und Ferne, daß ich nichts als das Nachſehen hatte. Ich ſtand ganz verwundert

und verſteinert da, hatte die Hände noch in der Höhe und beguckte meine Finger, als wäre daran etwas zu ſehen geweſen. Aber mit einmal erblickte ich auf meinen Fingerſpitzen ein allerliebſtes Mädchen herumtanzen, kleiner als jene, aber gar niedlich und munter; und weil ſie nicht wie die andern fortflog, ſondern verweilte, und bald auf dieſe bald auf jene Fingerſpitze tanzend hin und her trat; ſo ſah ich ihr eine Zeit lang verwundert zu. Da ſie mir aber gar ſo wohl gefiel, glaubte ich ſie endlich haſchen zu können und dachte geſchickt genug zuzugreifen; allein in dem Augenblick fühlte ich einen Schlag an den Kopf, ſo daß ich ganz betäubt niederfiel, und aus dieſer Betäubung nicht eher erwachte, als bis es Zeit war mich anzuziehen und in die Kirche zu gehen.

Unter dem Gottesdienſt wiederholte ich mir jene Bilder oft genug; auch am großväterlichen Tiſche, wo ich zu Mittag ſpeiſte.

Crugantino.

Nun und was ſoll's? Der Teufel hol die Frazzen! Armer Pedro! Aber ich weis, Degen! du ſollſt mir ſteken bleiben! Ich will dich zu Haus laſſen, ich will dich in's Waſſer werfen! — Rußt er denn auch iuſt Wer da! rufen: und Wer da! mit einem ſo gebietenden Ton? Ich kann den gebietenden Ton nicht leiden — Und darüber alles zu Grunde, die ſchönſte herrlichſte Gelegenheit! Wär'ſt du nur vorhin über's Gitter, und hätt'ſt den Amoroſo mit der Nachtigall duettiren laßen. Daß einen die Reſolution iuſt da verläßt, wo man ſie am meiſten braucht! Vielleicht — (nach der Treppe zugehend) Ein dummes Vielleicht! Sie iſt lang nach dem Haus zurük, und liegt im Bett biß über die Ohren. Horch!

Gonzalo oben mit zwei Bedienten.

Gonzalo.

Wo ſie ſeyn mag! Bleib einer bei mir. Und ihr, durchſucht den Garten, ihr! Gebt acht,

Nachmittags wollte ich einige Freunde besuchen, sowohl um mich in meiner neuen Kleidung, den Hut unter dem Arm und den Degen an der Seite, sehen zu lassen, als auch weil ich ihnen Besuche schuldig war. Ich fand Niemanden zu Hause, und da ich hörte, daß sie in die Gärten gegangen; so gedachte ich ihnen zu folgen und den Abend vergnügt zuzubringen. Mein Weg führte mich den Zwinger hin, und ich kam in die Gegend, welche mit Recht den Namen schlimme Mauer führt: denn es ist dort niemals ganz geheuer. Ich ging nur langsam und dachte an meine drey Göttinnen, besonders aber an die kleine Nymphe, und hielt meine Finger manchmal in die Höhe, in Hoffnung sie würde so artig seyn, wieder darauf zu balanciren. In diesen Gedanken vorwärts gehend erblickte ich, linker Hand, in der Mauer ein Pförtchen, das ich mich nicht erinnerte je gesehen zu haben. Es schien niedrig, aber der Spitzbogen drüber

hätte den größten Mann hindurch gelaſſen. Bogen und Gewände waren aufs zierlichſte vom Steinmetz und Bildhauer ausgemeißelt, die Thüre ſelbſt aber zog erſt recht meine Aufmerkſamkeit an ſich. Braunes uraltes Holz, nur wenig verziert, war mit breiten, ſowohl erhaben als vertieft gearbeiteten Bändern von Erz beſchlagen, deren Laubwerk, worin die natürlichſten Vögel ſaßen, ich nicht genug bewundern konnte. Doch was mir das merkwürdigſte ſchien, kein Schlüſſelloch war zu ſehen, keine Klinke, kein Klopfer, und ich vermuthete daraus, daß dieſe Thüre nur von innen aufgemacht werde. Ich hatte mich nicht geirrt: denn als ich ihr näher trat, um die Zieraten zu befühlen, that ſie ſich hineinwärts auf, und es erſchien ein Mann, deſſen Kleidung etwas Langes, Weites und Sonderbares hatte. Auch ein ehrwürdiger Bart umwölkte ſein Kinn; daher ich ihn für einen Juden zu halten geneigt war. Er aber, eben als wenn er meine Ge-

danken errathen hätte, machte das Zeichen des heiligen Kreuzes, wodurch er mir zu erkennen gab, daß er ein guter catholischer Christ sey. — „Junger Herr, wie kommt Ihr hieher, und was macht Ihr da?" sagte er mit freundlicher Stimme und Gebärde. — Ich bewundre, versetzte ich, die Arbeit dieser Pforte: denn ich habe dergleichen noch niemals gesehen; es müßte denn seyn auf kleinen Stücken in den Kunstsammlungen der Liebhaber. — „Es freut mich, versetzte er darauf, daß Ihr solche Arbeit liebt. Inwendig ist die Pforte noch viel schöner: tretet herein, wenn es Euch gefällt." Mir war bey der Sache nicht ganz wohl zu Muthe. Die wunderliche Kleidung des Pförtners, die Abgelegenheit und ein sonst ich weiß nicht was, das in der Luft zu liegen schien, beklemmte mich. Ich verweilte daher, unter dem Vorwande die Außenseite noch länger zu betrachten, und blickte dabey verstohlen in den Garten: denn ein Garten war

es, der ſich vor mir eröffnet hatte. Gleich hinter der Pforte ſah ich einen großen beſchatteten Platz; alte Linden, regelmäßig von einander abſtehend, bedeckten ihn völlig mit ihren dicht in einander greifenden Aeſten, ſo daß die zahlreichſten Geſellſchaften in der größten Tageshitze ſich darunter hätten erquicken können. Schon war ich auf die Schwelle getreten, und der Alte wußte mich immer um einen Schritt weiter zu locken. Ich widerſtand auch eigentlich nicht: denn ich hatte jederzeit gehört, daß ein Prinz oder Sultan in ſolchem Falle niemals fragen müſſe, ob Gefahr vorhanden ſey. Hatte ich doch auch meinen Degen an der Seite; und ſollte ich mit dem Alten nicht fertig werden, wenn er ſich feindlich erweiſen wollte? Ich trat alſo ganz geſichert hinein; der Pförtner drückte die Thüre zu, die ſo leiſe einſchnappte, daß ich es kaum ſpürte. Nun zeigte er mir die inwendig angebrachte, wirklich noch viel kunſtreichere Arbeit, legte ſie mir aus, und bewies

mir dabey ein beſonderes Wohlwollen. Hiedurch nun völlig beruhigt, ließ ich mich in dem belaubten Raume an der Mauer, die ſich ins Runde zog, weiter führen, und fand manches an ihr zu bewundern. Niſchen, mit Muſcheln, Corallen und Metallſtufen künſtlich ausgeziert, gaben aus Tritonenmäulern reichliches Waſſer in marmorne Becken; dazwiſchen waren Vogelhäuſer angebracht und andre Vergitterungen, worin Eichhörnchen herumhüpften, Meerſchweinchen hin und wieder liefen, und was man nur ſonſt von artigen Geſchöpfen wünſchen kann. Die Vögel riefen und ſangen uns an, wie wir vorſchritten; die Staare beſonders ſchwätzten das närriſchſte Zeug; der eine rief immer: Paris, Paris, und der andre: Narciß, Narciß, ſo deutlich als es ein Schulknabe nur ausſprechen kann. Der Alte ſchien mich immer ernſthaft anzuſehen, indem die Vögel dieſs riefen; ich that aber nicht als wenn ich's merkte, und hatte auch wirklich nicht Zeit

auf ihn Acht zu geben: denn ich konnte wohl gewahr werden, daß wir in die Runde gingen, und daß dieser beschattete Raum eigentlich ein großer Kreis sey, der einen andern viel bedeutendern umschließe. Wir waren auch wirklich wieder bis ans Pförtchen gelangt, und es schien als wenn der Alte mich hinauslassen wolle; allein meine Augen blieben auf ein goldnes Gitter gerichtet, welches die Mitte dieses wunderbaren Gartens zu umzäunen schien, und das ich auf unserm Gange hinlänglich zu beobachten Gelegenheit fand, ob mich der Alte gleich immer an der Mauer und also ziemlich entfernt von der Mitte zu halten wußte. Als er nun eben auf das Pförtchen los ging, sagte ich zu ihm, mit einer Verbeugung: Ihr seyd so äußerst gefällig gegen mich gewesen, daß ich wohl noch eine Bitte wagen möchte, ehe ich von Euch scheide. Dürfte ich nicht jenes goldne Gitter näher besehen, das in einem sehr weiten Kreise das Innere des Gartens

einzuſchließen ſcheint? — „Recht gern, verſetzte jener; aber ſodann müßt Ihr Euch einigen Bedingungen unterwerfen.“ — Worin beſtehen ſie? fragte ich haſtig. — „Ihr müßt Euren Hut und Degen hier zurücklaſſen, und dürft mir nicht von der Hand, indem ich Euch begleite.“ — Herzlich gern! erwiederte ich, und legte Hut und Degen auf die erſte beſte ſteinerne Bank. Sogleich ergriff er mit ſeiner Rechten meine Linke, hielt ſie feſt, und führte mich mit einiger Gewalt gerade vorwärts. Als wir ans Gitter kamen, verwandelte ſich meine Verwunderung in Erſtaunen: ſo etwas hatte ich nie geſehen. Auf einem hohen Sockel von Marmor ſtanden unzählige Spieße und Partiſanen neben einander gereiht, die durch ihre ſeltſam verzierten oberen Enden zuſammenhingen und einen ganzen Kreis bildeten. Ich ſchaute durch die Zwiſchenräume, und ſah gleich dahinter ein ſanft fließendes Waſſer, auf beyden Seiten mit Marmor eingefaßt, das

in seinen klaren Tiefen eine große Anzahl von Gold- und Silberfischen sehen ließ, die sich bald sachte bald geschwind, bald einzeln bald zugweise, hin und her bewegten. Nun hätte ich aber auch gern über den Canal gesehen, um zu erfahren, wie es in dem Herzen des Gartens beschaffen sey; allein da fand ich zu meiner großen Betrübniß, daß an der Gegenseite das Wasser mit einem gleichen Gitter eingefaßt war, und zwar so künstlicher Weise, daß auf einen Zwischenraum diesseits gerade ein Spieß oder eine Partisane jenseits paßte, und man also, die übrigen Zieraten mitgerechnet, nicht hindurchsehen konnte, man mochte sich stellen wie man wollte. Ueberdieß hinderte mich der Alte, der mich noch immer festhielt, daß ich mich nicht frey bewegen konnte. Meine Neugier wuchs indeß, nach allem was ich gesehen, immer mehr, und ich nahm mir ein Herz, den Alten zu fragen, ob man nicht auch hinüber kommen könne. — „Warum nicht?

verſetzte jener; aber auf neue Bedingungen.“ — Als ich nach dieſen fragte, gab er mir zu erkennen, daß ich mich umkleiden müſſe. Ich war es ſehr zufrieden; er führte mich zurück nach der Mauer in einen kleinen reinlichen Saal, an deſſen Wänden mancherley Kleidungen hingen, die ſich ſämmtlich dem orientaliſchen Coſtüm zu nähern ſchienen. Ich war geſchwind umgekleidet; er ſtreifte meine gepuderten Haare unter ein buntes Netz, nachdem er ſie zu meinem Entſetzen gewaltig ausgeſtäubt hatte. Nun fand ich mich vor einem großen Spiegel in meiner Vermummung gar hübſch, und gefiel mir beſſer als in meinem ſteifen Sonntagskleide. Ich machte einige Gebärden und Sprünge, wie ich ſie von den Tänzern auf dem Meßtheater geſehen hatte. Unter dieſem ſah ich in den Spiegel und erblickte zufällig das Bild einer hinter mir befindlichen Niſche. Auf ihrem weißen Grunde hingen drey grüne Strickchen, jedes in ſich auf eine Weiſe ver-

acht, am End iſt's Lug und Trug von Schandmäulern.

Crugantino horchend.

Wieder was neues.

Gonzalo.

Verbirgt ſich nicht einer da drunten unter die Caſtanienbäume?

Bediente.

Mich dünkt's.

Gonzalo.

Haben wir den Vogel? Wart, Pedro, wart!

(er ſchließt das Gitter auf, und kommt auf die Treppe)

Wer iſt da unten? Wer holla, wer?

Crugantino die Maſque vornehmend.

Aus dem Regen in die Träuffe!

Gonzalo.

Wer da?

die Thüre, wo die Brücke seyn möchte, um durch das Gitter, um über den Canal zu kommen: denn ich hatte dergleichen bis jetzt noch nicht ausfindig machen können. Ich betrachtete daher die goldene Umzäunung sehr genau, als wir darauf zueilten; allein augenblicklich verging mir das Gesicht: denn unerwartet begannen Spieße, Speere, Hellebarden, Partisanen sich zu rütteln und zu schütteln, und diese seltsame Bewegung endigte damit, daß die sämmtlichen Spitzen sich gegen einander senkten, eben als wenn zwey alterthümliche, mit Piken bewaffnete Heerhaufen gegen einander losgehen wollten. Die Verwirrung fürs Auge, das Geklirr für die Ohren, war kaum zu ertragen, aber unendlich überraschend der Anblick, als sie völlig niedergelassen den Kreis des Canals bedeckten und die herrlichste Brücke bildeten, die man sich denken kann: denn nun lag das bunteste Gartenparterre vor meinem Blick. Es war in verschlungene Beete getheilt, welche

zuſammen betrachtet ein Labyrinth von Zieraten bildeten; alle mit grünen Einfaſſungen von einer niedrigen, wollig wachſenden Pflanze, die ich nie geſehen; alle mit Blumen, jede Abtheilung von verſchiedener Farbe, die ebenfalls niedrig und am Boden, den vorgezeichneten Grundriß leicht verfolgen ließen. Dieſer köſtliche Anblick, den ich in vollem Sonnenſchein genoß, feſſelte ganz meine Augen; aber ich wußte faſt nicht, wo ich den Fuß hinſetzen ſollte: denn die ſchlängelnden Wege waren aufs reinlichſte von blauem Sande gezogen, der einen dunklern Himmel, oder einen Himmel im Waſſer, an der Erde zu bilden ſchien; und ſo ging ich, die Augen auf den Boden gerichtet, eine Zeit lang neben meinem Führer, bis ich zuletzt gewahr ward, daß in der Mitte von dieſem Beeten- und Blumen-Rund ein großer Kreis von Cypreſſen oder pappelartigen Bäumen ſtand, durch den man nicht hindurchſehen konnte, weil die unterſten Zweige aus der Erde her-

vorzutreiben ſchienen. Mein Führer, ohne mich gerade auf den nächſten Weg zu drängen, leitete mich doch unmittelbar nach jener Mitte, und wie war ich überraſcht! als ich in den Kreis der hohen Bäume tretend, die Säulenhalle eines köſtlichen Gartengebäudes vor mir ſah, das nach den übrigen Seiten hin ähnliche Anſichten und Eingänge zu haben ſchien. Noch mehr aber als dieſes Muſter der Baukunſt entzückte mich eine himmliſche Muſik, die aus dem Gebäude hervordrang. Bald glaubte ich eine Laute, bald eine Harfe, bald eine Zither zu hören, und bald noch etwas Klimperndes, das keinem von dieſen drey Inſtrumenten gemäß war. Die Pforte, auf die wir zu gingen, eröffnete ſich bald nach einer leiſen Berührung des Alten; aber wie erſtaunt war ich, als die heraustretende Pförtnerinn ganz vollkommen dem niedlichen Mädchen glich, das mir im Traume auf den Fingern getanzt hatte. Sie grüßte mich auch auf eine Weiſe, als wenn

wir ſchon bekannt wären, und bat mich hereinzutreten. Der Alte blieb zurück, und ich ging mit ihr durch einen gewölbten und ſchön verzierten kurzen Gang nach dem Mittelſaal, deſſen herrliche domartige Höhe beym Eintritt meinen Blick auf ſich zog und mich in Verwunderung ſetzte. Doch konnte mein Auge nicht lange dort verweilen, denn es ward durch ein reizenderes Schauſpiel herabgelockt. Auf einem Teppich, gerade unter der Mitte der Kuppel, ſaßen drey Frauenzimmer im Dreyeck, in drey verſchiedene Farben gekleidet, die eine roth, die andre gelb, die dritte grün; die Seſſel waren vergoldet, und der Teppich ein vollkommenes Blumenbeet. In ihren Armen lagen die drey Inſtrumente, die ich draußen hatte unterſcheiden können: denn durch meine Ankunft geſtört, hatten ſie mit ſpielen inne gehalten. — „Seyd uns willkommen!“ ſagte die mittlere, die nämlich, welche mit dem Geſicht nach der Thüre ſaß, im rothen Kleide

und mit der Harfe. „Setzt Euch zu Alexten und hört zu, wenn Ihr Liebhaber von der Muſik ſeyd.“ Nun ſah' ich erſt, daß unten quer vor ein ziemlich langes Bänkchen ſtand, worauf eine Mandoline lag. Das artige Mädchen nahm ſie auf, ſetzte ſich und zog mich an ihre Seite. Jetzt betrachtete ich auch die zweyte Dame zu meiner Rechten; ſie hatte das gelbe Kleid an, und eine Zither in der Hand; und wenn jene Harfenſpielerinn anſehnlich von Geſtalt, groß von Geſichtszügen, und in ihrem Betragen majeſtätiſch war, ſo konnte man der Zitherſpielerinn ein leicht anmuthiges, heitres Weſen anmerken. Sie war eine ſchlanke Blondine, da jene dunkelbraunes Haar ſchmückte. Die Mannigfaltigkeit und Uebereinſtimmung ihrer Muſik konnte mich nicht abhalten, nun auch die dritte Schönheit im grünen Gewande zu betrachten, deren Lautenſpiel etwas Rührendes und zugleich Auffallendes für mich hatte. Sie war diejenige, die am meiſten

auf mich Acht zu geben und ihr Spiel an mich zu richten ſchien; nur konnte ich aus ihr nicht klug werden: denn ſie kam mir bald zärtlich, bald wunderlich, bald offen, bald eigenſinnig vor, je nachdem ſie die Mienen und ihr Spiel veränderte. Bald ſchien ſie mich rühren, bald mich necken zu wollen. Doch mochte ſie ſich ſtellen wie ſie wollte, ſo gewann ſie mir wenig ab: denn meine kleine Nachbarinn, mit der ich Ellbogen an Ellbogen ſaß, hatte mich ganz für ſich eingenommen; und wenn ich in jenen drey Damen ganz deutlich die Sylphiden meines Traums und die Farben der Aepfel erblickte, ſo begriff ich wohl, daß ich keine Urſache hätte ſie feſtzuhalten. Die artige Kleine hätte ich lieber angepackt, wenn mir nur nicht der Schlag, den ſie mir im Traume verſetzt hatte, gar zu erinnerlich geweſen wäre. Sie hielt ſich bisher mit ihrer Mandoline ganz ruhig; als aber ihre Gebieterinnen aufgehört hatten, ſo befahlen ſie ihr, ei-

nige luſtige Stückchen zum Beſten zu geben. Kaum hatte ſie einige Tanzmelodieen gar aufregend abgeklimpert, ſo ſprang ſie in die Höhe; ich that das Gleiche. Sie ſpielte und tanzte; ich ward hingeriſſen ihre Schritte zu begleiten, und wir führten eine Art von kleinem Ballet auf, womit die Damen zufrieden zu ſeyn ſchienen: denn ſobald wir geendigt, befahlen ſie der Kleinen, mich derweil mit etwas Gutem zu erquicken, bis das Nachteſſen herankäme. Ich hatte freylich vergeſſen, daß außer dieſem Paradieſe noch etwas anderes in der Welt wäre. Alerte führte mich ſogleich in den Gang zurück, durch den ich hereingekommen war. An der Seite hatte ſie zwey wohleingerichtete Zimmer; in dem einen, wo ſie wohnte, ſetzte ſie mir Orangen, Feigen, Pfirſchen und Trauben vor, und ich genoß ſowohl die Früchte fremder Länder, als auch die der erſt kommenden Monate mit großem Appetit. Zuckerwerk war im Ueberfluß; auch füllte ſie einen

Pocal von geſchliffnem Cryſtall mit ſchäumendem Wein: doch zu trinken bedurfte ich nicht; denn ich hatte mich an den Früchten hinreichend gelabt. — „Nun wollen wir ſpielen," ſagte ſie und führte mich in das andere Zimmer. Hier ſah es nun aus wie auf einem Chriſtmarkt; aber ſo koſtbare und feine Sachen hat man niemals in einer Weihnachtsbude geſehen. Da waren alle Arten von Puppen, Puppenkleidern und Puppengeräthſchaften; Küchen, Wochenſtuben und Läden; und einzelne Spielſachen in Unzahl. Sie führte mich an allen Glasſchränken herum: denn in ſolchen waren dieſe künſtlichen Arbeiten aufbewahrt. Die erſten Schränke verſchloß ſie aber bald wieder und ſagte: „Das iſt nichts für Euch, ich weiß es wohl. Hier aber, ſagte ſie, könnten wir Baumaterialien finden, Mauern und Thürme, Häuſer, Paläſte, Kirchen, um eine große Stadt zuſammenzuſtellen. Das unterhält mich aber nicht; wir wollen zu etwas anderem greifen,

das für Euch und mich gleich vergnüglich iſt.“ — Sie brachte darauf einige Kaſten hervor, in denen ich kleines Kriegsvolk über einander geſchichtet erblickte, von dem ich ſogleich bekennen mußte, daß ich niemals ſo etwas Schönes geſehen hätte. Sie ließ mir die Zeit nicht, das Einzelne näher zu betrachten, ſondern nahm den einen Kaſten unter den Arm, und ich packte den andern auf. „Wir wollen auf die goldne Brücke gehen, ſagte ſie; dort ſpielt ſich's am beſten mit Soldaten: die Spieße geben gleich die Richtung, wie man die Armeen gegen einander zu ſtellen hat.“ Nun waren wir auf dem goldnen ſchwankenden Boden angelangt; unter mir hörte ich das Waſſer rieſeln und die Fiſche plätſchern, indem ich niederkniete meine Linien aufzuſtellen. Es war alles Reiterey, wie ich nunmehr ſah. Sie rühmte ſich, die Königinn der Amazonen zum Führer ihres weiblichen Heeres zu beſitzen; ich dagegen fand den Achill und eine ſehr ſtattliche grie-

diſche Reiterey. Die Heere ſtanden gegen einander, und man konnte nichts ſchöneres ſehen. Es waren nicht etwa flache bleyerne Reiter, wie die unſrigen, ſondern Mann und Pferd rund und körperlich, und auf das feinſte gearbeitet; auch konnte man kaum begreifen, wie ſie ſich im Gleichgewicht hielten: denn ſie ſtanden für ſich, ohne ein Fußbrettchen zu haben.

Wir hatten nun Jedes mit großer Selbſtzufriedenheit unſere Heerhaufen beſchaut, als ſie mir den Angriff verkündigte. Wir hatten auch Geſchütz in unſern Käſten gefunden; es waren nämlich Schachteln voll kleiner wohlpolirter Achatkugeln. Mit dieſen ſollten wir aus einer gewiſſen Entfernung gegen einander kämpfen, wobey jedoch ausdrücklich bedungen war, daß nicht ſtärker geworfen werde, als nöthig ſey die Figuren umzuſtürzen: denn beſchädigt ſollte keine werden. Wechſelſeitig ging nun die Canonade los, und im Anfang

Crugantino.

Gut Freund!

Gonzalo.

Hol der Teufel den guten Freund, der einem des Nachts um's Haus herumſchleicht den Leuten zu Nachreden Gelegenheit giebt, und alle Lieb und Freundſchafft ſo belohnt.

Crugantino, die Hand an den Degen, und gleich wieder davon.

Ich bitte dich, bleib ſteken! Was mag das bedeuten? Das iſt der Vater.

Gonzalo.

Nein, Herr, das iſt ſchlecht, ſag ich euch; ſehr ſchlecht!

Crugantino.

Das iſt zu viel: (Die Maſke wegwerfend) Seid ihr Herr von Villa Bella oder nicht; euer Betragen iſt unanſtändig.

Gonzalo.

Ihr ſeid nicht Pedro?

wirkte ſie zu unſer beyder Zufriedenheit. Allein als meine Gegnerinn bemerkte, daß ich doch beſſer zielte als ſie, und zuletzt den Sieg, der von der Ueberzahl der ſtehn gebliebenen abhing, gewinnen möchte, trat ſie näher, und ihr mädchenhaftes Werfen hatte denn auch den erwünſchten Erfolg. Sie ſtreckte mir eine Menge meiner beſten Truppen nieder, und jemehr ich proteſtirte, deſto eifriger warf ſie. Dieß verdroß mich zuletzt, und ich erklärte, daß ich ein Gleiches thun würde. Ich trat auch wirklich nicht allein näher heran, ſondern warf im Unmuth viel heftiger, da es denn nicht lange währte als ein paar ihrer kleinen Centaurinnen in Stücke ſprangen. In ihrem Eifer bemerkte ſie es nicht gleich; aber ich ſtand verſteinert, als die zerbrochnen Figürchen ſich von ſelbſt wieder zuſammenfügten, Amazone und Pferd wieder ein Ganzes, auch zugleich völlig lebendig wurden, im Galopp von der goldnen Brücke unter die Linden ſetzten, und in Car-

riere hin und wieder rennend ſich endlich gegen die Mauer, ich weiß nicht wie, verloren. Meine ſchöne Gegnerinn war das kaum gewahr worden, als ſie in ein lautes Weinen und Jammern ausbrach und rief: daß ich ihr einen unerſetzlichen Verluſt zugefügt, der weit größer ſey, als es ſich ausſprechen laſſe. Ich aber, der ich ſchon erboßt war, freute mich ihr etwas zu Leide zu thun, und warf noch ein paar mir übrig gebliebene Achatkugeln blindlings mit Gewalt unter ihren Heerhaufen. Unglücklicherweiſe traf ich die Königinn, die bisher bey unſerm regelmäßigen Spiel ausgenommen geweſen. Sie ſprang in Stücken, und ihre nächſten Adjutanten wurden auch zerſchmettert; aber ſchnell ſtellten ſie ſich wieder her und nahmen Reißaus wie die erſten, galoppirten ſehr luſtig unter den Linden herum und verloren ſich gegen die Mauer.

Meine Gegnerinn ſchalt und ſchimpfte;

ich aber, nun einmal im Gange, bückte mich einige Achatkugeln aufzuheben, welche an den goldnen Spießen herumrollten. Mein ergrimmter Wunsch war, ihr ganzes Heer zu vernichten; sie dagegen nicht faul, sprang auf mich los und gab mir eine Ohrfeige, daß mir der Kopf summte. Ich, der ich immer gehört hatte, auf die Ohrfeige eines Mädchens gehöre ein derber Kuß, faßte sie bey den Ohren und küßte sie zu wiederholten Malen. Sie aber that einen solchen durchdringenden Schrey, der mich selbst erschreckte; ich ließ sie fahren, und das war mein Glück: denn in dem Augenblick wußte ich nicht wie mir geschah. Der Boden unter mir fing an zu beben und zu rasseln; ich merkte geschwind, daß sich die Gitter wieder in Bewegung setzten: allein ich hatte nicht Zeit zu überlegen, noch konnte ich Fuß fassen, um zu fliehen. Ich fürchtete jeden Augenblick gespießt zu werden: denn die Partisanen und Lanzen, die sich aufrichteten, zerschlitzten mir schon die Kleider;

genug ich weiß nicht wie mir geſchah, mir verging Hören und Sehen, und ich erholte mich aus meiner Betäubung, von meinem Schrecken, am Fuß einer Linde, wider den mich das aufſchnellende Gitter geworfen hatte. Mit dem Erwachen erwachte auch meine Bosheit, die ſich noch heftig vermehrte, als ich von drüben die Spottworte und das Gelächter meiner Gegnerinn vernahm, die an der andern Seite, etwas gelinder als ich, mochte zur Erde gekommen ſeyn. Daher ſprang ich auf, und als ich rings um mich das kleine Heer nebſt ſeinem Anführer Achill, welche das auffahrende Gitter mit mir herüber geſchnellt hatte, zerſtreut ſah, ergriff ich den Helden zuerſt und warf ihn wider einen Baum. Seine Wiederherſtellung und ſeine Flucht gefielen mir nun doppelt, weil ſich die Schadenfreude zu dem artigſten Anblick von der Welt geſellte, und ich war im Begriff die ſämmtlichen Griechen ihm nachzuſchicken,

als auf einmal ziſchende Waſſer von allen Seiten her, aus Steinen und Mauern, aus Boden und Zweigen hervorſprühten, und wo ich mich hinwendete, kreuzweiſe auf mich losſpritſchten. Mein leichtes Gewand war in kurzer Zeit völlig durchnäßt; zerſchlitzt war es ſchon, und ich ſäumte nicht, es mir ganz vom Leibe zu reißen. Die Pantoffeln warf ich von mir, und ſo eine Hülle nach der andern; ja ich fand es endlich bey dem warmen Tage ſehr angenehm, ein ſolches Strahlbad über mich ergehen zu laſſen. Ganz nackt ſchritt ich nun gravitätiſch zwiſchen dieſen willkommnen Gewäſſern einher, und dachte mich lange ſo wohl befinden zu können. Mein Zorn verkühlte ſich, und ich wünſchte nichts mehr als eine Verſöhnung mit meiner kleinen Gegnerinn. Doch in einem Nu ſchnappten die Waſſer ab, und ich ſtand nun feucht auf einem durchnäßten Boden. Die Gegenwart des alten Mannes, der unvermuthet vor mich trat, war mir keineswegs willkommen; ich hätte gewünſcht, mich

wo nicht verbergen, doch wenigſtens verhüllen zu können. Die Beſchämung, der Froſtſchauer, das Beſtreben mich einigermaßen zu bedecken, ließen mich eine höchſt erbärmliche Figur ſpielen; der Alte benutzte den Augenblick, um mir die gröſſeſten Vorwürfe zu machen. „Was hindert mich, rief er aus, daß ich nicht eine der grünen Schnuren ergreife und ſie, wo nicht Eurem Hals, doch Eurem Rücken anmeſſe!“ Dieſe Drohung nahm ich höchſt übel. Hütet Euch, rief ich aus, vor ſolchen Worten, ja nur vor ſolchen Gedanken: denn ſonſt ſeyd Ihr und Eure Gebieterinnen verloren! — „Wer biſt denn du, fragte er trutzig, daß du ſo reden darfſt?“ — Ein Liebling der Götter, ſagte ich, von dem es abhängt, ob jene Frauenzimmer würdige Gatten finden und ein glückliches Leben führen ſollen, oder ob er ſie will in ihrem Zauberkloſter verſchmachten und veralten laſſen. — Der Alte trat einige Schritte zurück. „Wer hat dir das offenbart?“ fragte er erſtaunt und be-

denklich. — Drey Aepfel, ſagte ich, drey Juwelen. — „Und was verlangſt du zum Lohn?“ rief er aus. — Vor allen Dingen das kleine Geſchöpf, verſetzte ich, die mich in dieſen verwünſchten Zuſtand gebracht hat. — Der Alte warf ſich vor mir nieder, ohne ſich vor der noch feuchten und ſchlammigen Erde zu ſcheuen; dann ſtand er auf, ohne benetzt zu ſeyn, nahm mich freundlich bey der Hand, führte mich in jenen Saal, kleidete mich behend wieder an, und bald war ich wieder ſonntägig geputzt und friſirt wie vorher. Der Pförtner ſprach kein Wort weiter; aber ehe er mich über die Schwelle ließ, hielt er mich an, und deutete mir auf einige Gegenſtände an der Mauer drüben über den Weg, indem er zugleich rückwärts auf das Pförtchen zeigte. Ich verſtand ihn wohl; er wollte nämlich, daß ich mir die Gegenſtände einprägen möchte, um das Pförtchen deſto gewiſſer wieder zu finden, welches ſich unverſehens hinter mir zuſchloß. Ich merkte mir nun wohl, was mir

gegenüber ſtand. Ueber eine hohe Mauer ragten die Aeſte uralter Nußbäume herüber, und bedeckten zum Theil das Geſimms, womit ſie endigte. Die Zweige reichten bis an eine ſteinerne Tafel, deren verzierte Einfaſſung ich wohl erkennen, deren Inſchrift ich aber nicht leſen konnte. Sie ruhte auf dem Kragſtein einer Niſche, in welcher ein künſtlich gearbeiteter Brunnen, von Schale zu Schale, Waſſer in ein großes Becken goß, das wie einen kleinen Teich bildete, und ſich in die Erde verlor. Brunnen, Inſchrift, Nußbäume, alles ſtand ſenkrecht übereinander; ich wollte es malen, wie ich es geſehn habe.

Nun läßt ſich wohl denken, wie ich dieſen Abend und manchen folgenden Tag zubrachte, und wie oft ich mir dieſe Geſchichten, die ich kaum ſelbſt glauben konnte, wiederholte. Sobald mir's nur irgend möglich war, ging ich wieder zur ſchlimmen Mauer, um wenigſtens jene Merkzeichen im Gedächt-

niß anzufriſchen und das köſtliche Pförtchen zu beſchauen. Allein zu meinem gröſten Erſtaunen fand ich alles verändert. Nußbäume ragten wohl über die Mauer, aber ſie ſtanden nicht unmittelbar neben einander. Eine Tafel war auch eingemauert, aber von den Bäumen weit rechts, ohne Verzierung, und mit einer leſerlichen Inſchrift. Eine Niſche mit einem Brunnen findet ſich weit links, der aber jenem, den ich geſehen, durchaus nicht zu vergleichen iſt; ſo daß ich beynahe glauben muß, das zweyte Abenteuer ſey ſo gut als das erſte ein Traum geweſen: denn von dem Pförtchen findet ſich überhaupt gar keine Spur. Das Einzige was mich tröſtet, iſt die Bemerkung, daß jene drey Gegenſtände ſtets den Ort zu verändern ſcheinen: denn bey wiederholtem Beſuch jener Gegend glaube ich bemerkt zu haben, daß die Nußbäume etwas zuſammenrücken, und daß Tafel und Brunnen ſich ebenfalls zu nähern ſcheinen. Wahrſcheinlich, wenn alles wieder zuſammentrifft, wird

auch die Pforte von neuem ſichtbar ſeyn, und ich werde mein Mögliches thun, das Abenteuer wieder anzuknüpfen. Ob ich Euch erzählen kann, was weiter begegnet, oder ob es mir ausdrücklich verboten wird, weiß ich nicht zu ſagen.

Dieſes Mährchen, von deſſen Wahrheit meine Geſpielen ſich leidenſchaftlich zu überzeugen trachteten, erhielt großen Beyfall. Sie beſuchten, Jeder allein, ohne es mir oder den andern zu vertrauen, den angedeuteten Ort, fanden die Nußbäume, die Tafel und den Brunnen, aber immer entfernt von einander: wie ſie zuletzt bekannten, weil man in jenen Jahren nicht gern ein Geheimniß verſchweigen mag. Hier ging aber der Streit erſt an. Der Eine verſicherte: die Gegenſtände rückten nicht vom Flecke und blieben immer in gleicher Entfernung unter ein-

Crugantino.

Sey ich wer ich will, ihr habt mich beleidigt; und ich verlange Genugthuung.

Gonzalo zieht.

Gerne! So verdrieslich mir der Streich ist.

Crugantino zieht halb, stößt aber gleich wieder in die Scheide.

Genug, mein Herr; Genug! Ich kann zufrieden seyn, daß ein Mann von ihrem Alter, ihrer bekannten Tapferkeit, Stand und Würde, die Spize seines Degens gegen mich gekehrt hat. Dadurch würden größere Beleidigungen vergütet werden.

Gonzalo.

Ihr beschämt mich.

Crugantino.

Wie's scheint, haben Sie mich für den Unrechten angesehen.

Gonzalo.

ander. Der Zweyte behauptete: ſie bewegten ſich, aber ſie entfernten ſich von einander. Mit dieſem war der Dritte über den erſten Punct der Bewegung einſtimmig, doch ſchienen ihm Nußbäume, Tafel und Brunnen ſich vielmehr zu nähern. Der Vierte wollte noch was merkwürdigeres geſehen haben: die Nußbäume nämlich in der Mitte, die Tafel aber und den Brunnen auf den entgegengeſetzten Seiten als ich angegeben. In Abſicht auf die Spur des Pferdchens variirten ſie auch. Und ſo gaben ſie mir ein frühes Beyſpiel, wie die Menſchen von einer ganz einfachen und leicht zu erörternden Sache die widerſprechendſten Anſichten haben und behaupten können. Als ich die Fortſetzung meines Mährchens hartnäckig verweigerte, ward dieſer erſte Theil öfters wieder begehrt. Ich hütete mich, an den Umſtänden viel zu verändern, und durch die Gleichförmigkeit meiner Erzählung verwandelte ich in den Gemüthern meiner Zuhörer die Fabel in Wahrheit.

Uebrigens war ich den Lügen und der Verſtellung abgeneigt, und überhaupt keineswegs leichtſinnig; vielmehr zeigte ſich der innere Ernſt, mit dem ich ſchon früh mich und die Welt betrachtete, auch in meinem Aeußern, und ich ward, oft freundlich, oft auch ſpöttiſch, über eine gewiſſe Würde berufen, die ich mir herausnahm. Denn ob es mir zwar an guten, ausgeſuchten Freunden nicht fehlte, ſo waren wir doch immer die Minderzahl gegen jene, die uns mit rohem Muthwillen anzufechten ein Vergnügen fanden, und uns freylich oft ſehr unſanft aus jenen mährchenhaften, ſelbſtgefälligen Träumen aufweckten, in die wir uns, ich erfindend und meine Geſpielen theilnehmend, nur allzugern verloren. Nun wurden wir abermals gewahr, daß man anſtatt ſich der Leichtlichkeit und phantaſtiſchen Vergnügungen hinzugeben, wohl eher Urſache habe, ſich abzuhärten, um die unvermeidlichen Uebel entweder zu ertragen, oder ihnen entgegen zu wirken.

Unter die Uebungen des Stoicismus, den ich deshalb ſo ernſtlich als es einem Knaben möglich iſt, bey mir ausbildete, gehörten auch die Duldungen körperlicher Leiden. Unſere Lehrer behandelten uns oft ſehr unfreundlich und ungeſchickt mit Schlagen und Püffen, gegen die wir uns um ſo mehr verhärteten, als Widerſetzlichkeit oder Gegenwirkung aufs höchſte verpönt war. Sehr viele Scherze der Jugend beruhen auf einem Wettſtreit ſolcher Ertragungen: zum Beyſpiel, wenn man mit zwey Fingern oder der ganzen Hand ſich wechſelsweiſe bis zur Betäubung der Glieder ſchlägt, oder die bey gewiſſen Spielen verſchuldeten Schläge mit mehr oder weniger Geſetztheit aushält; wenn man ſich beym Ringen und Balgen durch die Kniffe der Halbüberwundenen nicht irre machen läßt; wenn man einen aus Neckerey zugefügten Schmerz unterdrückt, ja ſelbſt das Zwicken und Kitzeln, womit junge Leute ſo geſchäftig gegen einander ſind, als etwas Gleichgültiges

behandelt. Dadurch ſetzt man ſich in einen großen Vortheil, der uns von andern ſo geſchwind nicht abgewonnen wird.

Da ich jedoch von einem ſolchen Leidenstroß gleichſam Profeſſion machte, ſo wuchſen die Zudringlichkeiten der Andern; und wie eine unartige Grauſamkeit keine Gränzen kennt, ſo wußte ſie mich doch aus meiner Gränze hinauszutreiben. Ich erzähle einen Fall ſtatt vieler. Der Lehrer war eine Stunde nicht gekommen; ſo lange wir Kinder alle beyſammen waren, unterhielten wir uns recht artig; als aber die mir Wohlwollenden, nachdem ſie lange genug gewartet, hinweggingen, und ich mit drey Mißwollenden allein blieb: ſo dachten dieſe mich zu quälen, zu beſchämen und zu vertreiben. Sie hatten mich einen Augenblick im Zimmer verlaſſen und kamen mit Ruthen zurück, die ſie ſich aus einem geſchwind zerſchnittenen Beſen verſchafft hatten. Ich merkte ihre

Abſicht, und weil ich das Ende der Stunde nahe glaubte, ſo ſetzte ich aus dem Stegreife bey mir feſt, mich bis zum Glockenſchlage nicht zu wehren. Sie fingen darauf unbarmherzig an, mir die Beine und Waden auf das grauſamſte zu peitſchen. Ich rührte mich nicht, fühlte aber bald, daß ich mich verrechnet hatte, und daß ein ſolcher Schmerz die Minuten ſehr verlängert. Mit der Duldung wuchs meine Wuth, und mit dem erſten Stundenſchlag fuhr ich dem einen, der ſich's am wenigſten verſah, mit der Hand in die Nackenhaare und ſtürzte ihn augenblicklich zu Boden, indem ich mit dem Knie ſeinen Rücken druckte; den andern, einen jüngeren und ſchwächeren, der mich von hinten anfiel, zog ich bey dem Kopfe durch den Arm und erdroſſelte ihn faſt, indem ich ihn an mich preßte. Nun war der letzte noch übrig und nicht der ſchwächſte, und mir blieb nur die linke Hand zu meiner Vertheidigung. Allein ich ergriff ihn beym Kleide,

und durch eine geſchickte Wendung von meiner Seite, durch eine übereilte von ſeiner, brachte ich ihn nieder und ſtieß ihn mit dem Geſicht gegen den Boden. Sie ließen es nicht an Beißen, Kratzen und Treten fehlen; aber ich hatte nur meine Rache im Sinn und in den Gliedern. In dem Vortheil in dem ich mich befand, ſtieß ich ſie wiederholt mit den Köpfen zuſammen. Sie erhuben zuletzt ein entſetzliches Zetergeſchrey, und wir ſahen uns bald von allen Hausgenoſſen umgeben. Die umhergeſtreuten Ruthen und meine Beine, die ich von den Strümpfen entblößte, zeugten bald für mich. Man behielt ſich die Strafe vor und ließ mich aus dem Hauſe; ich erklärte aber, daß ich künftig, bey der geringſten Beleidigung, einem oder dem andern die Augen auskratzen, die Ohren abreißen, wo nicht gar ihn erdroſſeln würde.

Dieſer Vorfall, es man ihn gleich, wie

es in kindiſchen Dingen zu geſchehen pflegt, bald wieder vergaß und ſogar belachte, war jedoch Urſache, daß dieſe gemeinſamen Unterrichtsſtunden ſeltner wurden und zuletzt ganz aufhörten. Ich war alſo wieder wie vorher mehr ins Haus gebannt, wo ich an meiner Schweſter Cornelia, die nur ein Jahr weniger zählte als ich, eine an Annehmlichkeit immer wachſende Geſellſchafterinn fand.

Ich will jedoch dieſen Gegenſtand nicht verlaſſen, ohne noch einige Geſchichten zu erzählen, wie mancherley Unangenehmes mir von meinen Geſpielen begegnet: denn das iſt ja eben das Lehrreiche ſolcher ſittlichen Mittheilungen, daß der Menſch erfahre, wie es andern ergangen, und was auch er vom Leben zu erwarten habe, und daß er, es mag ſich ereignen was will, bedenke, dieſes widerfahre ihm als Menſchen und nicht als einem beſonders Glücklichen oder Unglücklichen. Nützt ein ſolches Wiſſen nicht viel, um die

Uebel zu vermeiden, ſo iſt es doch ſehr dienlich, daß wir uns in die Zuſtände finden, ſie ertragen, ja ſie überwinden lernen.

Noch eine allgemeine Bemerkung ſteht hier an der rechten Stelle, daß nämlich bey dem Emporwachſen der Kinder aus den geſitteten Ständen ein ſehr großer Widerſpruch zum Vorſchein kommt, ich meyne den, daß ſie von Aeltern und Lehrern angemahnt und angeleitet werden, ſich mäßig, verſtändig, ja vernünftig zu betragen, Niemanden aus Muthwillen oder Uebermuth ein Leids zuzufügen und alle gehäſſigen Regungen, die ſich an ihnen entwickeln möchten, zu unterdrücken; daß nun aber im Gegentheil, während die jungen Geſchöpfe mit einer ſolchen Uebung beſchäftigt ſind, ſie von andern das zu leiden haben, was an ihnen geſcholten wird und höchlich verpönt iſt. Dadurch kommen die armen Weſen zwiſchen dem Naturzuſtande und dem der Civiliſation gar erbärmlich in

die Klemme, und werden, je nachdem die Charakter ſind, entweder tückiſch, oder gewaltſam aufbrauſend, wenn ſie eine Zeitlang an ſich gehalten haben.

Gewalt iſt eher mit Gewalt zu vertreiben; aber ein gut geſinntes, zur Liebe und Theilnahme geneigtes Kind weiß dem Hohn und dem böſen Willen wenig entgegenzuſetzen. Wenn ich die Thätlichkeiten meiner Geſellen ſo ziemlich abzuhalten wußte; ſo war ich doch keineswegs ihren Sticheleyen und Mißreden gewachſen, weil in ſolchen Fällen derjenige, der ſich vertheidigt, immer verlieren muß. Es wurden alſo auch Angriffe dieſer Art, in ſofern ſie zum Zorn reizten, mit phyſiſchen Kräften zurückgewieſen, oder ſie regten wunderſame Betrachtungen in mir auf, die denn nicht ohne Folgen bleiben konnten. Unter andern Vorzügen misgönnten mir die Uebelwollenden auch, daß ich mir in einem Verhältniß gefiel, welches aus dem Schulk-

heißenamt meines Großvaters für die Familie entſprang: denn indem er als der Erſte unter ſeines Gleichen daſtand, hatte dieſes doch auch auf die Seinigen nicht geringen Einfluß. Und als ich mir einmal nach gehaltenem Pfeifergerichte etwas darauf einzubilden ſchien, meinen Großvater in der Mitte des Schöffenraths, eine Stufe höher als die andern, unter dem Bilde des Kaiſers gleichſam thronend geſehen zu haben; ſo ſagte einer der Knaben höhniſch: ich ſollte doch, wie der Pfau auf ſeine Füße, ſo auf meinen Großvater väterlicher Seite hinſehen, welcher Gaſtgeber zum Weidenhof geweſen, und wohl an die Thronen und Kronen keinen Anſpruch gemacht hätte. Ich erwiderte darauf, daß ich davon keineswegs beſchämt ſey, weil gerade darin das Herrliche und Erhebende unſerer Vaterſtadt beſtehe, daß alle Bürger ſich einander gleich halten dürften, und daß einem Jeden ſeine Thätigkeit nach ſeiner Art förderlich und ehrenvoll ſeyn könne. Es ſey

Gonzalo.

Und Ihnen Unrecht gethan; und vielleicht dem andern, durch Argwohn, auch Unrecht gethan.

Crugantino.

Ihr nanntet ihn Pedro. Iſt das der junge angenehme Fremde?

Gonzalo.

Der aus Caſtilien angekommen iſt.

Crugantino.

Richtig! Sie glaubten der wäre hier herum?

Gonzalo.

Ich glaubte — Genug, mein Herr! Sie haben niemanden geſehen?

Crugantino.

Niemanden. Ich gieng hier auf und ab, wie ich denn die Einſamkeit liebe, und hieng meinen ſtillen Betrachtungen nach, als Sie mich zu unterbrechen beliebten.

Gonzalo.

mir nur leid, daß der gute Mann ſchon ſo lange geſtorben: denn ich habe mich auch ihn perſönlich zu kennen öfters geſehnt, ſein Bildniß vielmals betrachtet, ja ſein Grab beſucht und mich wenigſtens bey der Inſchrift an dem einfachen Denkmal ſeines vorübergegangenen Daſeyns gefreut, dem ich das meine ſchuldig geworden. Ein anderer Miswollender, der tückiſchſte von allen, nahm jenen erſten bey Seite und flüſterte ihm etwas in die Ohren, wobey ſie mich immer ſpöttiſch anſahen. Schon fing die Galle mir an zu kochen, und ich foderte ſie auf, laut zu reden. — „Nun was iſt es denn weiter, ſagte der erſte, wenn du es wiſſen willſt: dieſer da meynt, du könnteſt lange herumgehen und ſuchen, bis du deinen Großvater fändeſt.“ — Ich drohte nun noch heftiger, wenn ſie ſich nicht deutlicher erklären würden. Sie brachten darauf ein Mährchen vor, das ſie ihren Aeltern wollten abgelauſcht haben: mein Vater ſey der Sohn eines vornehmen

Mannes, und jener gute Bürger habe ſich willig finden laſſen, äußerlich Vaterſtelle zu vertreten. Sie hatten die Unverſchämtheit allerley Argumente vorzubringen, z. B. daß unſer Vermögen blos von der Großmutter herrühre, daß die übrigen Seitenverwandten, die ſich in Friedberg und ſonſt aufhielten, gleichfalls ohne Vermögen ſeyen, und was noch andre ſolche Gründe waren, die ihr Gewicht blos von der Bosheit hernehmen konnten. Ich hörte ihnen ruhiger zu, als ſie erwarteten, denn ſie ſtanden ſchon auf dem Sprung zu entfliehen, wenn ich Miene machte, nach ihren Haaren zu greifen. Aber ich verſetzte ganz gelaſſen: auch dieſes könne mir recht ſeyn. Das Leben ſey ſo hübſch, daß man völlig für gleichgültig achten könne, wem man es zu verdanken habe: denn es ſchriebe ſich doch zuletzt von Gott her, vor welchem wir alle gleich wären. So ließen ſie, da ſie nichts ausrichten konnten, die Sache für dießmal gut ſeyn; man ſpielte zu-

ſammen weiter fort, welches unter Kindern immer ein erprobtes Verſöhnungsmittel bleibt.

Mir war jedoch durch dieſe hämiſchen Worte eine Art von ſittlicher Krankheit eingeimpft, die im Stillen fortſchlich. Es wollte mir gar nicht miefallen, der Enkel irgend eines vornehmen Herrn zu ſeyn, wenn es auch nicht auf die geſetzlichſte Weiſe geweſen wäre. Meine Spürkraft ging auf dieſer Fährte, meine Einbildungskraft war angeregt und mein Scharfſinn aufgefordert. Ich fing nun an die Aufgaben jener zu unterſuchen, fand und erfand neue Gründe der Wahrſcheinlichkeit. Ich hatte von meinem Großvater wenig reden hören, außer daß ſein Bildniß mit dem meiner Großmutter in einem Beſuchzimmer des alten Hauſes gehangen hatte, welche beyde, nach Erbauung des neuen, in einer obern Cammer aufbewahrt wurden. Meine Großmutter mußte eine ſehr ſchöne Frau geweſen ſeyn, und von

gleichem Alter mit ihrem Manne. Auch erinnerte ich mich, in ihrem Zimmer das Miniaturbild eines ſchönen Herrn, in Uniform mit Stern und Orden, geſehen zu haben, welches nach ihrem Tode mit vielen andern kleinen Geräthſchaften, während des alles umwälzenden Hausbaues, verſchwunden war. Solche wie manche andre Dinge baute ich mir in meinem kindiſchen Kopfe zuſammen, und übte frühzeitig genug jenes moderne Dichter-Talent, welches durch eine abenteuerliche Verknüpfung der bedeutenden Zuſtände des menſchlichen Lebens ſich die Theilnahme der ganzen cultivirten Welt zu verſchaffen weiß.

Da ich nun aber einen ſolchen Fall Niemanden zu vertrauen, oder auch nur von ferne nachzufragen mich unterſtand; ſo ließ ich es an einer heimlichen Betriebſamkeit nicht fehlen, um wo möglich der Sache etwas näher zu kommen. Ich hatte nämlich

ganz beſtimmt behaupten hören, daß die Söhne den Vätern oder Großvätern oft entſchieden ähnlich zu ſeyn pflegten. Mehrere unſerer Freunde, beſonders auch Rath Schneider, unſer Hausfreund, hatten Geſchäftsverbindungen mit allen Fürſten und Herren der Nachbarſchaft, deren, ſowohl regierender als nachgeborner, keine geringe Anzahl am Rhein und Main und in dem Raume zwiſchen beyden ihre Beſitzungen hatten, und die aus beſonderer Gunſt ihre treuen Geſchäftsträger zuweilen wohl mit ihren Bildniſſen beehrten. Dieſe, die ich von Jugend auf vielmals an den Wänden geſehen, betrachtete ich nunmehr mit doppelter Aufmerkſamkeit, forſchend ob ich nicht eine Aehnlichkeit mit meinem Vater, oder gar mit mir entdecken könnte; welches aber zu oft gelang, als daß es mich zu einiger Gewißheit hätte führen können. Denn bald waren es die Augen von dieſem, bald die Naſe von jenem, die mir auf einige Verwandtſchaft zu deuten

ſchienen. So führten mich dieſe Kennzeichen trüglich genug hin und wieder. Und ob ich gleich in der Folge dieſen Vorwurf als ein durchaus leeres Mährchen betrachten mußte, ſo blieb mir doch der Eindruck, und ich konnte nicht unterlaſſen, die ſämmtlichen Herren, deren Bildniſſe mir ſehr deutlich in der Phantaſie geblieben waren, von Zeit zu Zeit im Stillen bey mir zu muſtern und zu prüfen. So wahr iſt es, daß alles was den Menſchen innerlich in ſeinem Dünkel beſtärkt, ſeiner heimlichen Eitelkeit ſchmeichelt, ihm dergeſtalt höchlich erwünſcht iſt, daß er nicht weiter fragt, ob es ihm ſonſt auf irgend eine Weiſe zur Ehre oder zur Schmach gereichen könne.

Doch anſtatt hier ernſthafte, ja rügende Betrachtungen einzumiſchen, wende ich lieber meinen Blick von jenen ſchönen Zeiten hinweg: denn wer wäre im Stande von der Fülle der Kindheit würdig zu ſprechen! Wir

können die kleinen Geſchöpfe, die vor uns herum wandeln, nicht anders als mit Vergnügen, ja mit Bewunderung anſehen: denn meiſt verſprechen ſie mehr als ſie halten, und es ſcheint als wenn die Natur unter andern ſchelmiſchen Streichen, die ſie uns ſpielt, auch hier ſich ganz beſonders vorgeſetzt, uns zum Beſten zu haben. Die erſten Organe, die ſie Kindern mit auf die Welt giebt, ſind dem nächſten unmittelbaren Zuſtande des Geſchöpfs gemäß; es bedient ſich derſelben kunſt- und anſpruchslos, auf die geſchickteſte Weiſe zu den nächſten Zwecken. Das Kind, an und für ſich betrachtet, mit ſeines Gleichen und in Beziehungen die ſeinen Kräften angemeſſen ſind, ſcheint ſo verſtändig, ſo vernünftig, daß nichts drüber geht, und zugleich ſo bequem, heiter und gewandt, daß man keine weitre Bildung für daſſelbe wünſchen möchte. Wüchſen die Kinder in der Art fort, wie ſie ſich andeuten, ſo hätten wir lauter Genies. Aber das Wachsthum iſt

nicht blos Entwicklung; die verſchiednen organiſchen Syſteme, die den Einen Menſchen ausmachen, entſpringen aus einander, folgen einander, verwandlen ſich in einander, verdrängen einander, ja zehren einander auf, ſo daß von manchen Fähigkeiten, von manchen Kraftäußerungen, nach einer gewiſſen Zeit, kaum eine Spur mehr zu finden iſt. Wenn auch die menſchlichen Anlagen im Ganzen eine entſchiedene Richtung haben, ſo wird es doch dem größten und erfahrenſten Kenner ſchwer ſeyn, ſie mit Zuverläſſigkeit voraus zu verkünden; doch kann man hinterdrein wohl bemerken, was auf ein Künftiges hingedeutet hat.

Keinesweges gedenke ich daher in dieſen erſten Büchern meine Jugendgeſchichten völlig abzuſchließen, ſondern ich werde vielmehr noch ſpäterhin manchen Faden aufnehmen und fortleiten, der ſich unbemerkt durch die erſten Jahre ſchon hindurchzog. Hier muß ich

aber bemerken, welchen ſtärkeren Einfluß nach und nach die Kriegsbegebenheiten auf unſere Geſinnungen und unſre Lebensweiſe ausübten.

Der ruhige Bürger ſteht zu den groſſen Weltereigniſſen in einem wunderbaren Verhältniß. Schon aus der Ferne regen ſie ihn auf und beunruhigen ihn, und er kann ſich, ſelbſt wenn ſie ihn nicht berühren, eines Urtheils, einer Theilnahme nicht enthalten. Schnell ergreift er eine Partey, nachdem ihn ſein Character oder äußere Anläſſe beſtimmen. Rücken ſo große Schickſale, ſo bedeutende Veränderungen näher, dann bleibt ihm bey manchen äußern Unbequemlichkeiten noch immer jenes innre Misbehagen, verdoppelt und ſchärft das Uebel meiſtentheils und zerſtört das noch mögliche Gute. Dann hat er von Freunden und Feinden wirklich zu leiden, oft mehr von jenen als von dieſen, und er weiß weder wie er ſeine Neigung, noch wie er ſeinen Vortheil wahren und erhalten ſoll.

Das Jahr 1757, das wir noch in völlig bürgerlicher Ruhe verbrachten, wurde dem ungeachtet in großer Gemüthsbewegung verlebt. Reicher an Begebenheiten als dieſes war vielleicht kein anderes. Die Siege, die Großthaten, die Unglücksfälle, die Wiederherſtellungen folgten auf einander, verſchlangen ſich und ſchienen ſich aufzuheben; immer aber ſchwebte die Geſtalt Friedrich's, ſein Name, ſein Ruhm, in kurzem wieder oben. Der Enthuſiasmus ſeiner Verehrer ward immer größer und belebter, der Haß ſeiner Feinde bitterer, und die Verſchiedenheit der Anſichten, welche ſelbſt Familien zerſpaltete, trug nicht wenig dazu bey, die ohnehin ſchon auf mancherley Weiſe von einander getrennten Bürger noch mehr zu iſoliren. Denn in einer Stadt wie Frankfurt, wo drey Religionen die Einwohner in drey ungleiche Maſſen theilen, wo nur wenige Männer, ſelbſt von der herrſchenden, zum Regiment gelangen können, muß es gar manchen Wohlhabenden

Gonzalo.

Nichts mehr davon. Ich danke dem Zufall und meiner Hize, daß ſie mir die Bekanndtſchaft eines ſo wakern Mannes verſchafft haben. Sie halten ſich auf, wenn man fragen darf?

Crugantino.

Nicht weit von hier, in Saroßa.

Gonzalo.

Es iſt nicht zu ſpät noch herein zu treten, und auf weitere Bekanndtſchafft ein Gläsgen zu ſtoßen?

Crugantino.

Wenn's Mitternacht wäre, und Sie erlaubten. So ein Trunck wär eine Pilgrimſchafft werth.

Gonzalo.

Allzu höflich! Allenfalls ſteht auch ein Pferd zum Rükweg zu Dienſten.

Cru-

und Unterrichteten geben, der ſich auf ſich zurückzieht und durch Studien und Liebhabereyen ſich eine eigne und abgeſchloſſene Exiſtenz bildet. Von ſolchen wird gegenwärtig und auch künftig die Rede ſeyn müſſen, wenn man ſich die Eigenheiten eines Frankfurter Bürgers aus jener Zeit vergegenwärtigen ſoll.

Mein Vater hatte, ſobald er von Reiſen zurückgekommen, nach ſeiner eigenen Sinnesart, den Gedanken gefaßt, daß er, um ſich zum Dienſte der Stadt fähig zu machen, eins der ſubalternen Aemter übernehmen und ſolches ohne Emolumente führen wolle, wenn man es ihm ohne Ballotage übergäbe. Er glaubte nach ſeiner Sinnesart, nach dem Begriffe den er von ſich ſelbſt hatte, im Gefühl ſeines guten Willens, eine ſolche Auszeichnung zu verdienen, die freylich weder geſetzlich noch herkömmlich war. Daher, als ihm ſein Geſuch abgeſchlagen wurde, gerieth er in Aerger und Mißmuth, verſchwur je-

gen ſich uno ſchienen ſich aufzuheben; immer aber ſchwebte die Geſtalt Friedrich's, ſein

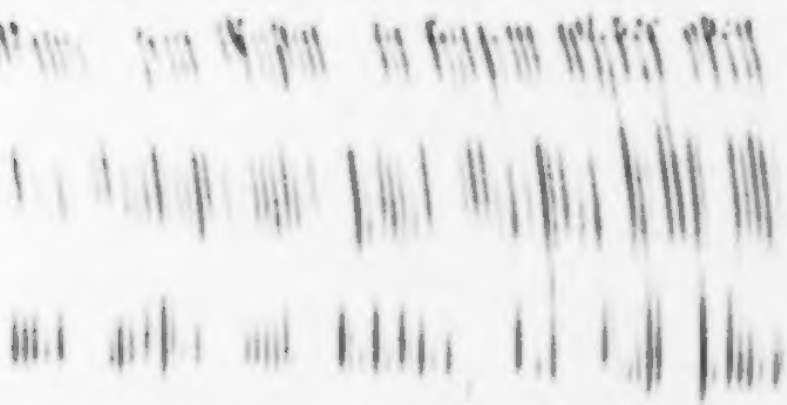

Anſehen, welche ſelbſt Familien zerſpaltete, trug nicht wenig dazu bey, die ohnehin ſchon auf mancherley Weiſe von einander getrennten

Mein Vater hatte, ſobald er von Reiſen

mals irgend eine Stelle anzunehmen, und um es unmöglich zu machen, verſchaffte er ſich den Character eines kaiſerlichen Rathes, den der Schultheiß und die älteſten Schöffen als einen beſondern Ehrentitel tragen. Dadurch hatte er ſich zum Gleichen den Oberſten gemacht und konnte nicht mehr von unten anfangen. Derſelbe Beweggrund führte ihn auch dazu, um die älteſte Tochter des Schultheißen zu werben, wodurch er auch auf dieſer Seite von dem Rathe ausgeſchloſſen war. Er gehörte nun unter die Zurückgezogenen, welche niemals unter ſich eine Societät machen. Sie ſtehen ſo iſolirt gegen einander wie gegen das Ganze, und um ſo mehr, als ſich in dieſer Abgeſchiedenheit das Eigenthümliche der Character immer ſchroffer ausbildet. Mein Vater mochte ſich auf Reiſen und in der freyen Welt, die er geſehen, von einer elegantern und liberalern Lebensweiſe einen Begriff gemacht haben, als ſie vielleicht unter ſeinen Mitbürgern gewöhnlich

war. Zwar fand er darin Vorgänger und Gesellen.

Der Name von Uffenbach ist bekannt. Ein Schöff von Uffenbach lebte damals in gutem Ansehen. Er war in Italien gewesen, hatte sich besonders auf Musik gelegt, sang einen angenehmen Tenor, und da er eine schöne Sammlung von Musicalien mitgebracht hatte, wurden Concerte und Oratorien bey ihm aufgeführt. Weil er nun dabey selbst sang und die Musiker begünstigte, so fand man es nicht ganz seiner Würde gemäß, und die eingeladenen Gäste sowohl als die übrigen Landsleute erlaubten sich darüber manche lustige Anmerkung.

Ferner erinnere ich mich eines Barons von Häkel, eines reichen Edelmanns, der verheiratet aber kinderlos ein schönes Haus in der Antoniusgasse bewohnte, mit allem Zubehör eines anständigen Lebens ausgestat-

tet. Auch beſaß er gute Gemälde, Kupferſtiche, Antiken und manches andre, wie es bey Sammlern und Liebhabern zuſammenfließt. Von Zeit zu Zeit lud er die Honoratioren zum Mittageſſen, und war auf eine eigne achtſame Weiſe wohlthätig, indem er in ſeinem Hauſe die Armen kleidete, ihre alten Lumpen aber zurückbehielt, und ihnen nur unter der Bedingung ein wöchentliches Almoſen reichte, daß ſie in jenen geſchenkten Kleidern ſich ihm jedesmal ſauber und ordentlich vorſtellten. Ich erinnere mich ſeiner nur dunkel als eines freundlichen, wohlgebildeten Mannes; deſto deutlicher aber ſeiner Auction, der ich vom Anfang bis zu Ende beywohnte, und theils auf Befehl meines Vaters, theils aus eigenem Antrieb manches erſtand, was ſich noch unter meinen Sammlungen befindet.

Früher, und von mir kaum noch mit Augen geſehen, machte Johann Michael von Loen in der literariſchen Welt ſo wie

in Frankfurt ziemliches Aufſehen. Nicht von Frankfurt gebürtig hatte er ſich daſelbſt niedergelaſſen und war mit der Schweſter meiner Großmutter Textor, einer gebornen Lindheim, verheiratet. Bekannt mit der Hof- und Staatswelt, und eines erneuten Adels ſich erfreuend, erlangte er dadurch einen Namen, daß er in die verſchiedenen Regungen, welche in Kirche und Staat zum Vorſchein kamen, einzugreifen den Muth hatte. Er ſchrieb den Grafen von Rivera, einen didactiſchen Roman, deſſen Inhalt aus dem zweyten Titel: oder der ehrliche Mann am Hofe, erſichtlich iſt. Dieſes Werk wurde gut aufgenommen, weil es auch von den Höfen, wo ſonſt nur Klugheit zu Hauſe iſt, Sittlichkeit verlangte; und ſo brachte ihm ſeine Arbeit Beyfall und Anſehen. Ein zweytes Werk ſollte dagegen deſto gefährlicher für ihn werden. Er ſchrieb: die einzige wahre Religion, ein Buch das die Abſicht hatte, Toleranz beſonders zwiſchen Luthe-

ranern und Calviniſten zu befördern. Hierüber kam er mit den Theologen in Streit; beſonders ſchrieb Dr. Benner in Gießen gegen ihn. Von Loen erwiederte; der Streit wurde heftig und perſönlich, und die daraus entſpringenden Unannehmlichkeiten veranlaßten den Verfaſſer, die Stelle eines Präſidenten zu Lingen anzunehmen, die ihm Friedrich der zweyte anbot, der in ihm einen aufgeklärten, und den Neuerungen, die in Frankreich ſchon viel weiter gediehen waren, nicht abgeneigten vorurtheilsfreyen Mann zu erkennen glaubte. Seine ehemaligen Landsleute, die er mit einigem Verdruß verlaſſen, behaupteten, daß er dort nicht zufrieden ſey, ja nicht zufrieden ſeyn könne, weil ſich ein Ort wie Lingen mit Frankfurt keineswegs meſſen dürfe. Mein Vater zweifelte auch an dem Behagen des Präſidenten, und verſicherte, der gute Oheim hätte beſſer gethan, ſich mit dem Könige nicht einzulaſſen, weil es überhaupt gefährlich ſey, ſich demſelben zu nähern,

ſo ein auſſerordentlicher Herr er auch übrigens ſeyn möge. Denn man habe ja geſehen, wie ſchmählich der berühmte Voltaire, auf Requiſition des preuſsiſchen Reſidenten Freytag, in Frankfurt ſey verhaftet worden, da er doch vorher ſo hoch in Gunſten geſtanden und als des Königs Lehrmeiſter in der franzöſiſchen Poeſie anzuſehen geweſen. Es mangelte bey ſolchen Gelegenheiten nicht an Betrachtungen und Beyſpielen, um vor Höfen und Herrendienſt zu warnen, wovon ſich überhaupt ein geborner Frankfurter kaum einen Begriff machen konnte.

Eines vortrefflichen Mannes, Doctor Orth, will ich hier nur dem Namen nach gedenken, indem ich verdienten Frankfurtern hier nicht ſowohl ein Denkmal zu errichten habe, vielmehr derſelben nur in ſo fern erwähne, als ihr Ruf oder ihre Perſönlichkeit auf mich in den frühſten Jahren einigen Einfluſs gehabt. Doctor Orth war ein reicher

Mann, und gehörte auch unter die, welche niemals Theil am Regimente genommen, ob ihn gleich seine Kenntnisse und Einsichten wohl dazu berechtigt hätten. Die deutschen und besonders die frankfurtischen Alterthümer sind ihm sehr viel schuldig geworden; er gab die Anmerkungen zu der sogenannten Frankfurter Reformation heraus, ein Werk, in welchem die Statuten der Reichsstadt gesammlet sind. Die historischen Capitel desselben habe ich in meinen Jünglingsjahren fleißig studirt.

Von Ochsenstein, der ältere jener drey Brüder, deren ich oben als unserer Nachbarn gedacht, war bey seiner eingezogenen Art zu seyn, während seines Lebens nicht merkwürdig geworden, desto merkwürdiger aber nach seinem Tode, indem er eine Verordnung hinterließ, daß er morgens früh, ganz im Stillen und ohne Begleitung und Gefolg, von Handwerksleuten zu Grabe gebracht seyn wolle. Es ge-

Crugantino.

Sie überhäuffen mich.

Gonzalo.

Treten Sie herein.

Crugantino.

Ich folge.

(die Treppe hinauf, da Gonzalo das Gitter schließt, und ab.)

Zimmer im Schloſſe.

Sybilla, Camilla.

Sybille.

Was es nur gegeben hat?

Camille.

Ich begreiff's nicht.

Sybille.

Claudine war eben ſchon zurük, als der Alte durch die Seitenthüre mit den Bedienten hinausſchlich.

Ca

ſchah, und dieſe Handlung erregte in der Stadt, wo man an prunkhafte Leichenbegängniſſe gewöhnt war, groſſes Aufſehn. Alle diejenigen, die bey ſolchen Gelegenheiten einen herkömmlichen Verdienſt hatten, erhuben ſich gegen die Neuerung. Allein der wackre Patrizier fand Nachfolger in allen Ständen, und ob man ſchon dergleichen Begängniſſe ſpottweiſe Ochſenleichen nannte; ſo nahmen ſie doch zum Beſten mancher wenig bemittelten Familien überhand, und die Prunkbegängniſſe verloren ſich immer mehr. Ich führe dieſen Umſtand an, weil er eins der frühern Symptome jener Geſinnungen von Demuth und Gleichſtellung darbietet, die ſich in der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von obenherein auf ſo manche Weiſe gezeigt haben und in ſo unerwartete Wirkungen ausgeſchlagen ſind.

Auch fehlte es nicht an Liebhabern des Alterthums. Es fanden ſich Gemäldecabinette,

Kupferſtichſammlungen, beſonders aber wurden vaterländiſche Merkwürdigkeiten mit Eifer geſucht und aufgehoben. Die älteren Verordnungen und Mandate der Reichsſtadt, von denen keine Sammlung veranſtaltet war, wurden in Druck und Schrift ſorgfältig aufgeſucht, nach der Zeitfolge geordnet und als ein Schatz vaterländiſcher Rechte und Herkommen mit Ehrfurcht verwahrt. Auch die Bildniſſe von Frankfurtern, die in großer Anzahl exiſtirten, wurden zuſammengebracht und machten eine beſondre Abtheilung der Cabinette.

Solche Männer ſcheint mein Vater ſich überhaupt zum Muſter genommen zu haben. Ihm fehlte keine der Eigenſchaften, die zu einem rechtlichen und angeſehnen Bürger gehören. Auch brachte er, nachdem er ſein Haus erbaut, ſeine Beſitzungen von jeder Art in Ordnung. Eine vortreffliche Landchartenſammlung der Schenkiſchen und anderer damals vorzüglicher geographiſchen Blätter, jene oberwähnten Ver-

ordnungen und Mandate, jene Bildniſſe, ein Schrank alter Gewehre, ein Schrank merkwürdiger venetianiſcher Gläſer, Becher und Vocale, Naturalien, Elfenbeinarbeiten, Bronzen und hundert andere Dinge wurden geſondert und aufgeſtellt, und ich verfehlte nicht, bey vorfallenden Auctionen, mir jederzeit einige Aufträge zu Vermehrung des Vorhandenen zu erbitten.

Noch einer bedeutenden Familie muß ich gedenken, von der ich ſeit meiner frühſten Jugend viel Sonderbares vernahm und von einigen ihrer Glieder ſelbſt noch manches Wunderbare erlebte; es war die Senkenbergiſche. Der Vater, von dem ich wenig zu ſagen weiß, war ein wohlhabender Mann. Er hatte drey Söhne, die ſich in ihrer Jugend ſchon durchgängig als Sonderlinge auszeichneten. Dergleichen wird in einer beſchränkten Stadt, wo ſich Niemand weder im Guten noch im Böſen hervorthun ſoll,

nicht zum Beſten aufgenommen. Spottnamen und ſeltſame, ſich lang im Gedächtniß erhaltende Mährchen ſind meiſtens die Frucht einer ſolchen Sonderbarkeit. Der Vater wohnte an der Ecke der Hafengaſſe, die von dem Zeichen des Hauſes, das einen, wo nicht gar drey Haſen vorſtellt, den Namen führte. Man nannte daher dieſe drey Brüder nur die drey Haſen, welchen Spitznamen ſie lange Zeit nicht los wurden. Allein, wie große Vorzüge ſich oft in der Jugend durch etwas Wunderliches und Unſchickliches ankündigen, ſo geſchah es auch hier. Der älteſte war der nachher ſo rühmlich bekannte Reichshofrath von Senkenberg. Der zweyte ward in den Magiſtrat aufgenommen und zeigte vorzügliche Talente, die er aber auf eine rabuliſtiſche, ja verruchte Weiſe, wo nicht zum Schaden ſeiner Vaterſtadt, doch wenigſtens ſeiner Collegen in der Folge misbrauchte. Der dritte Bruder, ein Arzt und ein Mann von großer Rechtſchaffenheit, der

aber wenig und nur in vornehmen Häusern praktizirte, behielt bis in sein höchstes Alter immer ein etwas wunderliches Aeußere. Er war immer sehr nett gekleidet, und man sah ihn nie anders auf der Straße als in Schuh und Strümpfen und einer wohlgepuderten Lockenperücke, den Hut unterm Arm. Er ging schnell, doch mit einem seltsamen Schwanken vor sich hin, so daß er bald auf dieser bald auf jener Seite der Straße sich befand, und im Gehen ein Zickzack bildete. Spottvögel sagten: er suche durch diesen abweichenden Schritt den abgeschiedenen Seelen aus dem Wege zu gehen, die ihn in grader Linie wohl verfolgen möchten, und ahme diejenigen nach, die sich vor einem Crocodil fürchten. Doch aller dieser Scherz und manche lustige Nachrede verwandelte sich zuletzt in Ehrfurcht gegen ihn, als er seine ansehnliche Wohnung mit Hof, Garten und allem Zubehör, auf der Eschenheimer Gasse, zu einer medicinischen Stiftung widmete, wo neben der Anlage eines blo-

für Frankfurter Bürger beſtimmten Hoſpitals, ein botaniſcher Garten, ein anatomiſch Theater, ein chemiſch Laboratorium, eine anſehnliche Bibliothek und eine Wohnung für den Director eingerichtet ward, auf eine Weiſe, deren keine Akademie ſich hätte ſchämen dürfen.

Ein andrer vorzüglicher Mann, deſſen Perſönlichkeit nicht ſowohl als ſeine Wirkung in der Nachbarſchaft und ſeine Schriften einen ſehr bedeutenden Einfluß auf mich gehabt haben, war Carl Friedrich von Moſer, der ſeiner Geſchäftsthätigkeit wegen in unſerer Gegend immer genannt wurde. Auch er hatte einen gründlich-ſittlichen Character, der, weil die Gebrechen der menſchlichen Natur ihm wohl manchmal zu ſchaffen machten, ihn ſogar zu den ſogenannten Frommen hinzog; und ſo wollte er, wie von Loen das Hofleben, eben ſo das Geſchäftsleben einer gewiſſenhafteren Behandlung entgegenführen. Die große Anzahl der kleinen deut-

ſchen Höfe ſtellte eine Menge von Herren und Dienern dar, wovon die erſten unbedingten Gehorſam verlangten, und die andern meiſtentheils nur nach ihren Ueberzeugungen wirken und dienen wollten. Es entſtand daher ein ewiger Conflict und ſchnelle Veränderungen und Exploſionen, weil die Wirkungen des unbedingten Handelns im Kleinen viel geſchwinder merklich und ſchädlich werden als im Großen. Viele Häuſer waren verſchuldet, und kaiſerliche Debit-Commiſſionen ernannt; andre fanden ſich langſamer oder geſchwinder auf demſelben Wege, wobey die Diener entweder gewiſſenlos Vortheil zogen, oder gewiſſenhaft ſich unangenehm und verhaßt machten. Moſer wollte als Staats- und Geſchäftsmann wirken; und hier gab ſein ererbtes, bis zum Metier ausgebildetes Talent ihm eine entſchiedene Ausbeute; aber er wollte auch zugleich als Menſch und Bürger handeln und ſeiner ſittlichen Würde ſo wenig als möglich vergeben. Sein Herr und Diener, ſein

Daniel in der Löwengrube, seine Reliquien schildern durchaus die Lage, in welcher er sich zwar nicht gefoltert, aber doch immer geklemmt fühlte. Sie deuten sämtlich auf eine Ungeduld in einem Zustand, mit dessen Verhältnissen man sich nicht versöhnen und den man doch nicht los werden kann. Bey dieser Art zu denken und zu empfinden mußte er freylich mehrmals andere Dienste suchen, an welchen es ihm seine große Gewandtheit nicht fehlen ließ. Ich erinnere mich seiner als eines angenehmen, beweglichen und dabey zarten Mannes.

Aus der Ferne machte jedoch der Name Klopstock auch schon auf uns eine große Wirkung. Im Anfang wunderte man sich, wie ein so vortrefflicher Mann so wunderlich heißen könne; doch gewöhnte man sich bald daran und dachte nicht mehr an die Bedeutung dieser Sylben. In meines Vaters Bibliothek hatte ich bisher nur die früheren,

besonders die zu seiner Zeit nach und nach heraufgekommenen und gerühmten Dichter gefunden. Alle diese hatten gereimt, und mein Vater hielt den Reim für poetische Werke unerläßlich. Canitz, Hagedorn, Drollinger, Gellert, Kreutz, Haller standen in schönen Franzbänden in einer Reihe. An diese schlossen sich Neukirch's Telemach, Koppen's befreytes Jerusalem, und andre Uebersetzungen. Ich hatte diese sämmtlichen Bände von Kindheit auf fleißig durchgelesen und theilweise memorirt, weshalb ich denn zur Unterhaltung der Gesellschaft öfters aufgerufen wurde. Eine verdrießliche Epoche im Gegentheil eröffnete sich für meinen Vater, als durch Klopstocks Messias, Verse die ihm keine Verse schienen, ein Gegenstand der öffentlichen Bewunderung wurden. Er selbst hatte sich wohl gehütet dieses Werk anzuschaffen; aber unser Hausfreund, Rath Schneider, schwärzte es ein und steckte es der Mutter und den Kindern zu.

Auf dieſen geſchäftsthätigen Mann, welcher wenig las, hatte der Meſſias gleich bey ſeiner Erſcheinung einen mächtigen Eindruck gemacht. Dieſe ſo natürlich ausgedrückten und doch ſo ſchön veredelten frommen Gefühle, dieſe gefällige Sprache, wenn man ſie auch nur für harmoniſche Proſa gelten ließ, hatten den übrigens trocknen Geſchäftsmann ſo gewonnen, daß er die zehn erſten Geſänge, denn von dieſen iſt eigentlich die Rede, als das herrlichſte Erbauungsbuch betrachtete, und ſolches alle Jahre Einmal in der Charwoche, in welcher er ſich von allen Geſchäften zu entbinden wußte, für ſich im Stillen durchlas und ſich daran fürs ganze Jahr erquickte. Anfangs dachte er ſeine Empfindungen ſeinem alten Freunde mitzutheilen; allein er fand ſich ſehr beſtürzt, als er eine unheilbare Abneigung vor einem Werke von ſo köſtlichem Gehalt, wegen einer wie es ihm ſchien gleichgültigen äußern Form, gewahr werden mußte. Es fehlte, wie ſich leicht denken läßt, nicht

Camille.

Jezt wird's über uns hergehn.

Sybille.

Wir haben's ia nicht geſagt.

Claudine tritt herein.

Wo iſt mein Vater?

Sybille.

Guten Abend, Nichtgen Ihr wart heut bald wieder zurük; die Nacht iſt dazu ſo ſchön.

Claudine.

Mir iſt nicht wohl; mich ſchläfert. Wo iſt mein Vater? ich mögt ihm gute Nacht ſagen.

Camille.

Ich höre ihn drauſſen.

Gon-

an Wiederholung des Geſprächs über dieſen Gegenſtand; aber beyde Theile entfernten ſich immer weiter von einander, es gab heftige Scenen, und der nachgiebige Mann ließ ſich endlich gefallen, von ſeinem Lieblingswerke zu ſchweigen, damit er nicht zugleich einen Jugendfreund und eine gute Sonntagsſuppe verlöre.

Proſelyten zu machen iſt der natürlichſte Wunſch eines jeden Menſchen, und wie ſehr fand ſich unſer Freund im Stillen belohnt, als er in der übrigen Familie für ſeinen Heiligen ſo offen geſinnte Gemüther entdeckte. Das Exemplar, das er jährlich nur eine Woche brauchte, war uns für die übrige Zeit gewidmet. Die Mutter hielt es heimlich, und wir Geſchwiſter bemächtigten uns deſſelben wann wir konnten, um in Freyſtunden, in irgend einem Winkel verborgen, die auffallendſten Stellen auswendig zu lernen, und beſonders die zarteſten und heftig-

ſten ſo geſchwind als möglich ins Gedächtniß zu faſſen.

Porcia's Traum recitirten wir um die Wette, und in das wilde verzweifelnde Geſpräch zwiſchen Satan und Adramelech, welche in's rothe Meer geſtürzt worden, hatten wir uns getheilt. Die erſte Rolle, als die gewaltſamſte, war auf mein Theil gekommen, die andere, um ein wenig kläglicher, übernahm meine Schweſter. Die wechſelſeitigen, zwar gräßlichen aber doch wohlklingenden Verwünſchungen floſſen nur ſo vom Munde, und wir ergriffen jede Gelegenheit, uns mit dieſen hölliſchen Redensarten zu begrüßen.

Es war ein Samſtagsabend im Winter — der Vater ließ ſich immer bey Licht raſiren, um Sonntags früh ſich zur Kirche bequemlich anziehen zu können — wir ſaßen auf einem Schämel hinter dem Ofen und murmelten, während der Barbier einſeifte,

unſere herkömmlichen Flüche ziemlich leiſe. Nun hatte aber Adramelech den Satan mit eiſernen Händen zu faſſen; meine Schweſter packte mich gewaltig an, und recitirte, zwar leiſe genug aber doch mit ſteigender Leidenſchaft:

Hilf mir! ich flehe dich an, ich bete, wenn
du es forderſt,
Ungeheuer! dich an! Verworfner, ſchwarzer Verbrecher,
Hilf mir! ich leide die Pein des rächenden
ewigen Todes! . . .
Vormals konnt' ich mit heißem, mit grimmigem Haſſe dich haſſen!
Jetzt vermag ich's nicht mehr! Auch dieß iſt
ſtechender Jammer!

Bisher war alles leidlich gegangen; aber laut, mit fürchterlicher Stimme, rief ſie die folgenden Worte:

O wie bin ich zermalmt! . .

Der gute Chirurgus erſchrak und goß dem Vater das Seifenbecken in die Bruſt. Da gab es einen großen Aufſtand, und eine ſtrenge Unterſuchung ward gehalten, beſonders in Betracht des Unglücks das hätte entſtehen können, wenn man ſchon im Raſiren begriffen geweſen wäre. Um allen Verdacht des Muthwillens von uns abzulehnen, bekannten wir uns zu unſern teufliſchen Rollen, und das Unglück das die Hexameter angerichtet hatten, war zu offenbar, als daß man ſie nicht aufs neue hätte verrufen und verbannen ſollen.

So pflegen Kinder und Volk das Groſſe, das Erhabene in ein Spiel, ja in eine Poſſe zu verwandeln; und wie ſollten ſie auch ſonſt im Stande ſeyn es auszuhalten und zu ertragen.

Drittes Buch.

Der Neujahrstag ward zu jener Zeit durch den allgemeinen Umlauf von persönlichen Glückwünschungen für die Stadt sehr belebend. Wer sonst nicht leicht aus dem Hause kam, warf sich in seine besten Kleider, um Gönnern und Freunden einen Augenblick freundlich und höflich zu seyn. Für uns Kinder war besonders die Festlichkeit in dem Hause des Großvaters an diesem Tage ein höchst erwünschter Genuß. Mit dem frühsten Morgen waren die Enkel schon daselbst versammelt, um die Trommeln, die Hoboen und Clarinetten, die Posaunen und Zinken, wie sie das Militär, die Stadtmusici und wer sonst alles ertönen ließ, zu vernehmen. Die versiegelten und überschriebenen Neujahrsgeschenke wurden von den Kindern unter die geringern Gratulanten ausgetheilt,

und wie der Tag wuchs, so vermehrte sich die Anzahl der Honoratioren. Erst erschienen die Vertrauten und Verwandten, dann die untern Staatsbeamten; die Herren vom Rathe selbst verfehlten nicht ihren Schultheiß zu begrüßen, und eine auserwählte Anzahl wurde Abends in Zimmern bewirthet, welche das ganze Jahr über kaum sich öffneten. Die Torten, Biscuitkuchen, Marzipane, der süße Wein übte den größten Reiz auf die Kinder aus, wozu noch kam, daß der Schultheiß so wie die beyden Burgemeister, aus einigen Stiftungen jährlich etwas Silberzeug erhielten, welches denn den Enkeln und Pathen nach einer gewissen Abstufung verehrt ward; genug es fehlte diesem Feste im Kleinen an nichts was die größten zu verherrlichen pflegt.

Der Neujahrstag 1739 kam heran, für uns Kinder erwünscht und vergnüglich wie die vorigen, aber den ältern Personen be-

denklich und ahndungsvoll. Die Durchmärſche der Franzoſen war man zwar gewohnt, und ſie ereigneten ſich öfters und häufig, aber doch am häufigſten in den letzten Tagen des vergangenen Jahres. Nach alter reichsſtädtiſcher Sitte poſaunte der Thürmer des Hauptthurms ſo oft Truppen heranrückten, und an dieſem Neujahrstage wollte er gar nicht aufhören, welches ein Zeichen war, daß größere Heereszüge von mehreren Seiten in Bewegung ſeyen. Wirklich zogen ſie auch in größeren Maſſen an dieſem Tage durch die Stadt; man lief, ſie vorbeypaſſiren zu ſehen. Sonſt war man gewohnt, daß ſie nur in kleinen Particen durchmarſchirten; dieſe aber vergrößerten ſich nach und nach, ohne daß man es verhindern konnte oder wollte. Genug, am 2ten Januar, nachdem eine Colonne durch Sachſenhauſen über die Brücke durch die Fahrgaſſe bis an die Conſtablerwache gelangt war, machte ſie Halt, überwältigte das kleine, ſie durchführende Comman-

do, nahm Beſitz von gedachter Wache, zog die Zeile hinunter, und nach einem geringen Widerſtand mußte ſich auch die Hauptwache ergeben. Augenblicks waren die friedlichen Straßen in einen Kriegsſchauplatz verwandelt. Dort verharrten und bivouakirten die Truppen, bis durch regelmäßige Einquartierung für ihr Unterkommen geſorgt wäre.

Dieſe unerwartete, ſeit vielen Jahren unerhörte Laſt drückte die behaglichen Bürger gewaltig, und Niemanden konnte ſie beſchwerlicher ſeyn als dem Vater, der in ſein kaum vollendetes Haus fremde militäriſche Bewohner aufnehmen, ihnen ſeine wohlaufgeputzten und meiſt verſchloſſenen Staatszimmer einräumen, und das was er ſo genau zu ordnen und zu regieren pflegte, fremder Willkühr Preis geben ſollte; er, ohnehin preußiſch geſinnt, ſollte ſich nun von Franzoſen in ſeinen Zimmern belagert ſehen: es war das Traurigſte was ihm nach ſeiner Denkweiſe

Gonzalo. Crugantino.

Gonzalo.

Noch einen Gaſt, meine Kinder, ſo ſpät.

Crugantino.

Ich wünſche, daß mein unerwartetes Glük Ihnen nicht beſchwerlich ſeyn mögte.

Camille, heimlich zu Sybillen.

Das iſt Crugantino, Schaz; er iſt's ſelbſt!

Sybille.

Ein feiner Kerl!

Gonzalo.

Das iſt meine Tochter.

Crugantino bükt ſich ehrfurchtsvoll.

Gonzalo.

Das, meine Nichten. Liebe Nichten, ein Glas Wein, einen Biſſen Brod! Ich muß einen Biſſen Brod haben, ſonſt ſchmekt mir der Wein nicht.

(Sybille und Camille ab. Letztere giebt Crugantino verſtohlene Blike, die er erwiedert.)

Gon-

begegnen konnte. Wäre es ihm jedoch möglich geweſen, die Sache leichter zu nehmen, da er gut franzöſiſch ſprach, und im Leben ſich wohl mit Würde und Anmuth betragen konnte; ſo hätte er ſich und uns manche trübe Stunde erſparen mögen: denn man quartierte bey uns den Königs-Lieutenant, der, obgleich Militärperſon, doch nur die Civilvorfälle, die Streitigkeiten zwiſchen Soldaten und Bürgern, Schuldenſachen und Händel zu ſchlichten hatte. Es war Graf Thorane von Graſſe in der Provence, ohnweit Antibes, gebürtig, eine lange hagre ernſte Geſtalt, das Geſicht durch die Blattern ſehr entſtellt, mit ſchwarzen feurigen Augen, und von einem würdigen zuſammengenommenen Betragen. Gleich ſein Eintritt war für den Hausbewohner günſtig. Man ſprach von den verſchiedenen Zimmern, welche theils abgegeben werden, theils der Familie verbleiben ſollten, und als der Graf ein Gemäldezimmer erwähnen hörte, ſo erbat er

ſich gleich, ob es ſchon Nacht war, mit Kerzen die Bilder wenigſtens flüchtig zu beſehen. Er hatte an dieſen Dingen eine übergroße Freude, bezeigte ſich gegen den ihn begleitenden Vater auf das verbindlichſte, und als er vernahm, daß die meiſten Künſtler noch lebten, ſich in Frankfurt und in der Nachbarſchaft aufhielten; ſo verſicherte er, daß er nichts mehr wünſche, als ſie baldigſt kennen zu lernen und ſie zu beſchäftigen.

Aber auch dieſe Annäherung von Seiten der Kunſt vermochte nicht die Geſinnung meines Vaters zu ändern, noch ſeinen Character zu beugen. Er ließ geſchehen was er nicht verhindern konnte, hielt ſich aber in unwirkſamer Entfernung, und das Außerordentliche was nun um ihn vorging, war ihm bis auf die geringſte Kleinigkeit unerträglich.

Graf Thorane indeſſen betrug ſich muſterhaft. Nicht einmal ſeine Landcharten wollte

er an die Wände genagelt haben, um die neuen Tapeten nicht zu verderben. Seine Leute waren gewandt, still und ordentlich; aber freylich, da den ganzen Tag und einen Theil der Nacht nicht Ruhe bey ihm ward, da ein Klagender dem andern folgte, Arreſtanten gebracht und fortgeführt, alle Offiziere und Adjutanten vorgelaſſen wurden, da der Graf noch überdieß täglich offne Tafel hielt: ſo gab es in dem mäßig großen, nur für eine Familie eingerichteten Hauſe, das nur eine durch alle Stockwerke unverſchloſſen durchgehende Treppe hatte, eine Bewegung und ein Geſumme wie in einem Bienenkorbe, obgleich alles ſehr gemäßigt, ernſthaft und ſtreng zuging.

Zum Vermittler zwiſchen einem verdrießlichen, täglich mehr ſich hypochondriſch quälenden Hauherrn und einem zwar wohlwollenden aber ſehr ernſten und genauen Militärgaſt, fand ſich glücklicherweiſe ein behag-

licher Dolmetſcher, ein ſchöner wohlbeleibter heitrer Mann, der Bürger von Frankfurt war und gut franzöſiſch ſprach, ſich in alles zu ſchicken wußte und mit mancherley kleinen Unannehmlichkeiten nur ſeinen Spaß trieb. Durch dieſen hatte meine Mutter dem Grafen ihre Lage bey dem Gemüthszuſtande ihres Gatten vorſtellen laſſen; er hatte die Sache ſo klüglich ausgemalt, das neue noch nicht einmal ganz eingerichtete Haus, die natürliche Zurückgezogenheit des Beſitzers, die Beſchäftigung mit der Erziehung ſeiner Familie und was ſich alles ſonſt noch ſagen ließ, zu bedenken gegeben; ſo daß der Graf, der an ſeiner Stelle auf die höchſte Gerechtigkeit, Unbeſtechlichkeit und ehrenvollen Wandel den größten Stolz ſetzte, auch hier ſich als Einquartierter muſterhaft zu betragen vornahm, und es wirklich die einigen Jahre ſeines Dableibens unter mancherley Umſtänden unverbrüchlich gehalten hat.

Meine Mutter beſaß einige Kenntniß des Italiäniſchen, welche Sprache überhaupt Niemanden von der Familie fremd war: ſie entſchloß ſich daher ſogleich Franzöſiſch zu lernen, zu welchem Zweck der Dolmetſcher, dem ſie unter dieſen ſtürmiſchen Ereigniſſen ein Kind aus der Taufe gehoben hatte, und der nun auch als Gevatter zu dem Hauſe eine doppelte Neigung ſpürte, ſeiner Gevatterinn jeden abgemüßigten Augenblick ſchenkte (denn er wohnte gerade gegenüber) und ihr vor allen Dingen diejenigen Phraſen einlernte, welche ſie perſönlich dem Grafen vorzutragen habe; welches denn zum beſten gerieth. Der Graf war geſchmeichelt von der Mühe, welche die Hausfrau ſich in ihren Jahren gab, und weil er einen heitern geiſtreichen Zug in ſeinem Character hatte, auch eine gewiſſe trockne Galanterie gern ausübte; ſo entſtand daraus das beſte Verhältniß, und die verbündeten Gevattern konnten erlangen was ſie wollten.

Wäre es, wie schon gesagt, möglich gewesen, den Vater zu erheitern, so hätte dieser veränderte Zustand wenig Drückendes gehabt. Der Graf übte die strengste Uneigennützigkeit; selbst Gaben, die seiner Stelle gebührten, lehnte er ab; das Geringste was einer Bestechung hätte ähnlich sehen können, wurde mit Zorn, ja mit Strafe weggewiesen; seinen Leuten war aufs strengste befohlen, dem Hausbesitzer nicht die mindesten Unkosten zu machen. Dagegen wurde uns Kindern reichlich vom Nachtische mitgetheilt. Bey dieser Gelegenheit muß ich, um von der Unschuld jener Zeiten einen Begriff zu geben, anführen, daß die Mutter uns eines Tages höchlich betrübte, indem sie das Gefrorene, das man uns von der Tafel sendete, weggoß, weil es ihr unmöglich vorkam, daß der Magen ein wahrhaftes Eis, wenn es auch noch so durchzuckert sey, vertragen könne.

Außer diesen Leckereyen, die wir denn doch allmählich ganz gut genießen und vertragen

lernten, däuchte es uns Kindern auch noch gar behaglich, von genauen Lehrſtunden und ſtrenger Zucht einigermaßen entbunden zu ſeyn. Des Vaters üble Laune nahm zu, er konnte ſich nicht in das Unvermeidliche ergeben. Wie ſehr quälte er ſich, die Mutter und den Gevatter, die Rathsherren, alle ſeine Freunde, nur um den Grafen los zu werden! Vergebens ſtellte man ihm vor, daß die Gegenwart eines ſolchen Mannes im Hauſe, unter den gegebenen Umſtänden, eine wahre Wohlthat ſey, daß ein ewiger Wechſel, es ſey nun von Offizieren oder Gemeinen, auf die Umquartierung des Grafen folgen würde. Keins von dieſen Argumenten wollte bey ihm greifen. Das Gegenwärtige ſchien ihm ſo unerträglich, daß ihn ſein Unmuth ein Schlimmeres das folgen könnte, nicht gewahr werden ließ.

Auf dieſe Weiſe ward ſeine Thätigkeit gelähmt, die er ſonſt hauptſächlich auf uns zu wenden gewohnt war. Das was er uns auf-

gab, forderte er nicht mehr mit der sonstigen Genauigkeit, und wir suchten, wie es nur möglich schien, unsere Neugierde an militärischen und andern öffentlichen Dingen zu befriedigen, nicht allein im Hause, sondern auch auf den Straßen, welches um so leichter anging, da die Tag und Nacht unverschlossene Hausthüre von Schildwachen besetzt war, die sich um das Hin- und Wiederlaufen unruhiger Kinder nichts bekümmerten.

Die mancherley Angelegenheiten, die vor dem Richterstuhle des Königslieutenant geschlichtet wurden, hatten dadurch noch einen ganz besondern Reiz, daß er einen eigenen Werth darauf legte, seine Entscheidungen zugleich mit einer witzigen, geistreichen, heitern Wendung zu begleiten. Was er befahl, war streng gerecht; die Art wie er es ausdrückte, war launig und pikant. Er schien sich den Herzog von Ossuna zum Vorbilde genommen zu haben. Es verging

kaum ein Tag, daß der Dolmetſcher nicht eine oder die andere ſolche Anecdote uns und der Mutter zur Aufheiterung erzählte. Es hatte dieſer muntere Mann eine kleine Sammlung ſolcher Salomoniſchen Entſcheidungen gemacht; ich erinnere mich aber nur des Eindrucks im Allgemeinen, ohne im Gedächtniß ein Beſonderes wieder zu finden.

Den wunderbaren Character des Grafen lernte man nach und nach immer mehr kennen. Dieſer Mann war ſich ſelbſt, ſeiner Eigenheiten aufs deutlichſte bewußt, und weil er gewiſſe Zeiten haben mochte, wo ihn eine Art von Unmuth, Hypochondrie, oder wie man den böſen Dämon nennen ſoll, überfiel; ſo zog er ſich in ſolchen Stunden, die ſich manchmal zu Tagen verlängerten, in ſein Zimmer zurück, ſah Niemanden als ſeinen Cammerdiener, und war ſelbſt in dringenden Fällen nicht zu bewegen, daß er Audienz gegeben hätte. Sobald aber der böſe Geiſt von ihm gewichen

war, erſchien er nach wie vor, mild, heiter und thätig. Aus den Reden ſeines Cammerdieners, Saint Jean, eines kleinen hagern Mannes von muntrer Gutmüthigkeit, konnte man ſchließen, daß er in frühern Jahren von ſolcher Stimmung überwältigt, großes Unglück angerichtet, und ſich nun vor ähnlichen Abwegen, bey einer ſo wichtigen, den Blicken aller Welt ausgeſetzten Stelle, zu hüten ernſtlich vornehme.

Gleich in den erſten Tagen der Anweſenheit des Grafen wurden die ſämmtlichen Frankfurter Maler, als Hirt, Schütz, Trautmann, Nothnagel, Junker, zu ihm berufen. Sie zeigten ihre fertigen Gemälde vor, und der Graf eignete ſich das Verkäufliche zu. Ihm wurde mein hübſches helles Giebelzimmer in der Manſarde eingeräumt und ſogleich in ein Cabinett und Atelier umgewandelt: denn er war Willens, die ſämmtlichen Künſtler, vor allen aber Seekatz in Darmſtadt, deſ-

Gonzalo.

Claudingen, du warſt bald aus dem Garten?

Claudine.

Die Nacht iſt kühl; mir iſt nicht ganz wohl. Darf ich mich beurlauben?

Gonzalo.

Noch ein bissgen; wach noch ein bissgen! Ich sagt's gleich, die Leute ſind Lügenmäuler, Schandzungen.

Claudine.

Was meint ihr, mein Vater?

Gonzalo.

Nichts, mein Kind! Als — daß du mein liebes einziges Kind biſt und bleibſt.

(Crugantino hat bisher wie unbeweglich geſtanden; Claudinen bald mit vollen Seelenblikken angeſehn, bald die Augen niedergeſchlagen, ſo bald ſie ihn anſah. Claudinens Verwirrung nimmt zu.

ſen Pinſel ihm beſonders bey natürlichen und unſchuldigen Vorſtellungen höchlich gefiel, für eine ganze Zeit in Arbeit zu ſetzen. Er ließ daher von Graſſe, wo ſein älterer Bruder ein ſchönes Gebäude beſitzen mochte, die ſämmtlichen Maße aller Zimmer und Cabinette herbeykommen, überlegte ſodann mit den Künſtlern die Wandabtheilungen, und beſtimmte die Größe der hiernach zu verfertigenden anſehnlichen Oelbilder, welche nicht in Rahmen eingefaßt, ſondern als Tapetentheile auf die Wand befeſtigt werden ſollten. Hier ging nun die Arbeit eifrig an. Seekaz übernahm ländliche Scenen, worin die Greiſe und Kinder, unmittelbar nach der Natur gemalt, ganz herrlich glückten; die Jünglinge wollten ihm nicht eben ſo gerathen, ſie waren meiſt zu hager; und die Frauen mißfielen aus der entgegengeſetzten Urſache. Denn da er eine kleine dicke, gute aber unangenehme Perſon zur Frau hatte, die ihm außer ſich ſelbſt nicht wohl ein Modell zuließ; ſo wollte nichts Ge-

fälliges zu Stande kommen. Zudem war er genöthigt gewesen, über das Maß seiner Figuren hinaus zu gehen. Seine Bäume hatten Wahrheit, aber ein kleinliches Blätterwerk. Er war ein Schüler von Brinkmann, dessen Pinsel in Staffeleygemälden nicht zu schelten ist.

Schütz, der Landschaftmaler, fand sich vielleicht am besten in die Sache. Die Rheingegenden hatte er ganz in seiner Gewalt, so wie den sonnigen Ton, der sie in der schönen Jahreszeit belebt. Er war nicht ganz ungewohnt, in einem größern Maßstabe zu arbeiten, und auch da ließ er es an Ausführung und Haltung nicht fehlen. Er lieferte sehr heitre Bilder.

Trautmann rembrandtisirte einige Auferweckungswunder des neuen Testaments, und zündete nebenher Dörfer und Mühlen an. Auch ihm war, wie ich aus den Aufrissen

der Zimmer bemerken konnte, ein eigenes Cabinett zugetheilt worden. Hirt malte einige gute Eichen- und Buchenwälder. Seine Heerden waren lobenswerth. Junker, an die Nachahmung der ausführlichsten Niederländer gewöhnt, konnte sich am wenigsten in diesen Tapetenstyl finden; jedoch bequemte er sich, für gute Zahlung, mit Blumen und Früchten manche Abtheilung zu verzieren.

Da ich alle diese Männer von meiner frühsten Jugend an gekannt, und sie oft in ihren Werkstätten besucht hatte, auch der Graf mich gern um sich leiden mochte; so war ich bey den Aufgaben, Berathschlagungen und Bestellungen, wie auch bey den Ablieferungen gegenwärtig, und nahm mir, zumal wenn Skizzen und Entwürfe eingereicht wurden, meine Meynung zu eröffnen gar wohl heraus. Ich hatte mir schon früher bey Gemälde-Liebhabern, besonders aber auf Auctionen, denen ich fleißig beywohnte, den

Ruhm erworben, daß ich gleich zu ſagen wiſſe, was irgend ein hiſtoriſches Bild vorſtelle, es ſey nun aus der bibliſchen oder der Profangeſchichte oder aus der Mythologie genommen; und wenn ich auch den Sinn der allegoriſchen Bilder nicht immer traf, ſo war doch ſelten Jemand gegenwärtig, der es beſſer verſtand als ich. So hatte ich auch öfters die Künſtler vermocht, dieſen oder jenen Gegenſtand vorzuſtellen, und ſolcher Vortheile bediente ich mich gegenwärtig mit Luſt und Liebe. Ich erinnere mich noch, daß ich einen umſtändlichen Aufſatz verfertigte, worin ich zwölf Bilder beſchrieb, welche die Geſchichte Joſephs darſtellen ſollten: einige davon wurden ausgeführt.

Nach dieſen, für einen Knaben allerdings löblichen Verrichtungen, will ich auch einer kleinen Beſchämung, die mir innerhalb dieſes Künſtlerkreiſes begegnete, Erwähnung thun. Ich war nämlich mit allen Bildern wohl be-

kannt, welche man nach und nach in jenes Zimmer gebracht hatte. Meine jugendliche Neugierde ließ nichts ungesehen und ununterſucht. Einſt fand ich hinter dem Ofen ein ſchwarzes Käſtchen; ich ermangelte nicht, zu forſchen was darin verborgen ſey, und ohne mich lange zu beſinnen zog ich den Schieber weg. Das darin enthaltene Gemälde war freylich von der Art, die man den Augen nicht auszuſtellen pflegt, und ob ich es gleich alſobald wieder zuzuſchieben Anſtalt machte, ſo konnte ich doch nicht geſchwind genug damit fertig werden. Der Graf trat herein und ertappte mich. — „Wer hat Euch erlaubt dieſes Käſtchen zu eröffnen?“ ſagte er mit ſeiner Königslieutenants-Miene. Ich hatte nicht viel darauf zu antworten, und er ſprach ſogleich die Strafe ſehr ernſthaft aus: „Ihr werdet in acht Tagen, ſagte er, dieſes Zimmer nicht betreten.“ — Ich machte eine Verbeugung und ging hinaus. Auch gehorchte ich dieſem Gebot aufs pünctlichſte,

so daß es dem guten Seekaz, der eben in dem Zimmer arbeitete, sehr verdrießlich war: denn er hatte mich gern um sich; und ich trieb aus einer kleinen Tücke den Gehorsam so weit, daß ich Seekazen seinen Kaffe, den ich ihm gewöhnlich brachte, auf die Schwelle setzte; da er denn von seiner Arbeit aufstehen und ihn holen mußte, welches er so übel empfand, daß er mir fast gram geworden wäre.

Nun aber scheint es nöthig, umständlicher anzuzeigen und begreiflich zu machen, wie ich mir in solchen Fällen in der französischen Sprache, die ich doch nicht gelernt, mit mehr oder weniger Bequemlichkeit durchgeholfen. Auch hier kam mir die angeborne Gabe zu statten, daß ich leicht den Schall und Klang einer Sprache, ihre Bewegung, ihren Accent, den Ton und was sonst von äußern Eigenthümlichkeiten, fassen konnte. Aus dem Lateinischen waren mir viele Worte

bekannt; das Italiäniſche vermittelte noch mehr, und ſo horchte ich in kurzer Zeit von Bedienten und Soldaten, Schildwachen und Beſuchen ſo viel heraus, daß ich mich, wo nicht ins Geſpräch miſchen, doch wenigſtens einzelne Fragen und Antworten beſtehen konnte. Aber dieſes war alles nur wenig gegen den Vortheil, den mir das Theater brachte. Von meinem Großvater hatte ich ein Freybillet erhalten, deſſen ich mich, mit Widerwillen meines Vaters, unter dem Beyſtand meiner Mutter, täglich bediente. Hier ſaß ich nun im Parterre vor einer fremden Bühne, und paßte um ſo mehr auf Bewegung, mimiſchen und Rede-Ausdruck, als ich wenig oder nichts von dem verſtand was da oben geſprochen wurde, und alſo meine Unterhaltung nur vom Geberdenſpiel und Sprachton nehmen konnte. Von der Comödie verſtand ich am wenigſten, weil ſie geſchwind geſprochen wurde und ſich auf Dinge des gemeinen Lebens bezog, deren Ausdrücke mir gar nicht bekannt

waren. Die Tragödie kam ſeltner vor, und der gemeſſene Schritt, das Tactartige der Alexandriner, das Allgemeine des Ausdrucks machten ſie mir in jedem Sinne faßlicher. Es dauerte nicht lange, ſo nahm ich den Racine, den ich in meines Vaters Bibliothek antraf, zur Hand, und declamirte mir die Stücke nach theatraliſcher Art und Weiſe, wie ſie das Organ meines Ohrs und das ihm ſo genau verwandte Sprachorgan gefaßt hatte, mit großer Lebhaftigkeit, ohne daß ich noch eine ganze Rede im Zuſammenhang hätte verſtehen können. Ja ich lernte ganze Stellen auswendig und recitirte ſie, wie ein eingelernter Sprachvogel; welches mir um ſo leichter ward, als ich früher die für ein Kind meiſt unverſtändlichen bibliſchen Stellen auswendig gelernt, und ſie in dem Ton der proteſtantiſchen Prediger zu recitiren mich gewöhnt hatte. Das verſificirte franzöſiſche Luſtſpiel war damals ſehr beliebt; die Stücke von Destouches, Mariveaux, La Chauſ-

ſée kamen häufig vor, und ich erinnere mich noch deutlich mancher characteriſtiſchen Figuren. Von den Molieriſchen iſt mir weniger im Sinn geblieben. Was am meiſten Eindruck auf mich machte, war die Hypermneſtra von Lemière, die als ein neues Stück mit Sorgfalt aufgeführt und wiederholt gegeben wurde. Höchſt anmuthig war der Eindruck, den der Devin du Village, Rose et Colas, Annette et Lubin, auf mich machten. Ich kann mir die bebänderten Buben und Mädchen und ihre Bewegungen noch jetzt zurückrufen. Es dauerte nicht lange, ſo regte ſich der Wunſch bey mir, mich auf dem Theater ſelbſt umzuſehen, wozu ſich mir ſo mancherley Gelegenheit darbot. Denn da ich nicht immer die ganzen Stücke auszuhören Geduld hatte, und manche Zeit in den Corridors, auch wohl bey gelinderer Jahrszeit vor der Thüre, mit andern Kindern meines Alters allerley Spiele trieb; ſo geſellte ſich ein ſchöner munterer Knabe

zu uns, der zum Theater gehörte, und den ich in manchen kleinen Rollen, obwohl nur beyläufig, gesehen hatte. Mit mir konnte er sich am besten verständigen, indem ich mein Französisch bey ihm geltend zu machen wußte; und er knüpfte sich um so mehr an mich, als kein Knabe seines Alters und seiner Nation beym Theater oder sonst in der Nähe war. Wir gingen auch außer der Theaterzeit zusammen, und selbst während der Vorstellungen ließ er mich selten in Ruhe. Er war ein allerliebster kleiner Aufschneider, schwätzte charmant und unaufhörlich, und wußte so viel von seinen Abenteuern, Händeln und andern Sonderbarkeiten zu erzählen, daß er mich außerordentlich unterhielt, und ich von ihm, was Sprache und Mittheilung durch dieselbe betrifft, in vier Wochen mehr lernte, als man sich hätte vorstellen können; so daß Niemand wußte, wie ich auf einmal, gleichsam durch Inspiration, zu der fremden Sprache gelangt war.

Gonzalo.

Ihr habt eine Zitter?

Crugantino.

Die Geſpielinn meiner Einſamkeit und meiner Empfindung.

Claudine, vor ſich.

Seine Stimme, ſeine Zitter! Sollt er es geweſen ſeyn? Pedro war es nicht, mein Herz ſagte mir's; er war's nicht!

Gonzalo.

Das iſt Claudinens Lieblingston.

Crugantino.

Dürft ich hoffen?

(er greift drauf.)

Claudine.

Ein ſchöner Ton!

Crugantino heimlich.

Sollten Sie dieſen Ton und dieſes Herz verkennen?

Clau-

Gleich in den ersten Tagen unserer Bekanntschaft zog er mich mit sich aufs Theater, und führte mich besonders in die Foyers, wo die Schauspieler und Schauspielerinnen in der Zwischenzeit sich aufhielten und sich an und auskleideten. Das Local war weder günstig noch bequem, indem man das Theater in einen Concertsaal hineingezwängt hatte, so daß für die Schauspieler hinter der Bühne keine besonderen Abtheilungen statt fanden. In einem ziemlich großen Nebenzimmer, das ehedem zu Spielpartieen gedient hatte, waren nun beyde Geschlechter meist beysammen und schienen sich so wenig unter einander selbst als vor uns Kindern zu scheuen, wenn es beym Anlegen oder Verändern der Kleidungsstücke nicht immer zum anständigsten herging. Mir war dergleichen niemals vorgekommen, und doch fand ich es bald durch Gewohnheit, bey wiederholtem Besuch, ganz natürlich.

Es währte nicht lange, ſo entſpann ſich aber für mich ein eignes und beſondres Intereſſe. Der junge Derones, ſo will ich den Knaben nennen, mit dem ich mein Verhältniß immer fortſetzte, war außer ſeinen Aufſchneidereyen ein Knabe von guten Sitten und recht artigem Betragen. Er machte mich mit ſeiner Schweſter bekannt, die ein paar Jahre älter als wir und ein gar angenehmes Mädchen war, gut gewachſen, von einer regelmäßigen Bildung, brauner Farbe, ſchwarzen Haaren und Augen; ihr ganzes Betragen hatte etwas Stilles, ja Trauriges. Ich ſuchte ihr auf alle Weiſe gefällig zu ſeyn; allein ich konnte ihre Aufmerkſamkeit nicht auf mich lenken. Junge Mädchen dünken ſich gegen jüngere Knaben ſehr weit vorgeſchritten, und nehmen, indem ſie nach den Jünglingen hinſchauen, ein tantenhaftes Betragen gegen den Knaben an, der ihnen ſeine erſte Neigung zuwendet. Mit einem jüngern Bruder hatte ich kein Verhältniß.

Manchmal, wenn die Mutter auf den Proben oder in Gesellschaft war, fanden wir uns in ihrer Wohnung zusammen, um zu spielen oder uns zu unterhalten. Ich ging niemals hin, ohne der Schönen eine Blume, eine Frucht oder sonst etwas zu überreichen, welches sie zwar jederzeit mit sehr guter Art annahm und auf das höflichste dankte; allein ich sah ihren traurigen Blick sich niemals erheitern, und fand keine Spur, daß sie sonst auf mich geachtet hätte. Endlich glaubte ich ihr Geheimniß zu entdecken. Der Knabe zeigte mir hinter dem Bette seiner Mutter, das mit eleganten seidnen Vorhängen aufgeputzt war, ein Pastellbild, das Porträt eines schönen Mannes, und bemerkte zugleich mit schlauer Miene: das sey eigentlich nicht der Papa, aber eben so gut wie der Papa; und indem er diesen Mann rühmte, und nach seiner Art umständlich und prahlerisch manches erzählte: so glaubte ich herauszufinden, daß die Tochter wohl dem Vater,

die beyden andern Kinder aber dem Hausfreund angehören mochten. Ich erklärte mir nun ihr trauriges Ansehen und hatte sie nur um desto lieber.

Die Neigung zu diesem Mädchen half mir die Schwindeleyen des Bruders übertragen, der nicht immer in seinen Gränzen blieb. Ich hatte oft die weitläuftigen Erzählungen seiner Großthaten auszuhalten, wie er sich schon öfter geschlagen, ohne jedoch dem andern schaden zu wollen: es sey alles blos der Ehre wegen geschehen. Stets habe er gewußt seinen Widersacher zu entwaffnen, und ihm alsdann verziehen; ja er verstehe sich aufs Legiren so gut, daß er einst selbst in große Verlegenheit gerathen, als er den Degen seines Gegners auf einen hohen Baum geschleudert, so daß man ihn nicht leicht wieder habhaft werden können.

Was mir meine Besuche auf dem Theater sehr erleichterte, war, daß mir mein

Freybillet, als aus den Händen des Schultheißen, den Weg zu allen Plätzen eröffnete, und alſo auch zu den Sitzen im Proſcenium. Dieſes war nach franzöſiſcher Art ſehr tief und an beyden Seiten mit Sitzen eingefaßt, die durch eine niedrige Barriere beſchränkt, ſich in mehreren Reihen hinter einander aufbauten und zwar dergeſtalt, daß die erſten Sitze nur wenig über die Bühne erhoben waren. Das Ganze galt für einen beſondern Ehrenplatz; nur Offiziere bedienten ſich gewöhnlich deſſelben, obgleich die Nähe der Schauſpieler, ich will nicht ſagen jede Illuſion, ſondern gewiſſermaßen jedes Gefallen aufhob. Sogar jenen Gebrauch oder Mißbrauch, über den ſich Voltaire ſo ſehr beſchwert, habe ich noch erlebt und mit Augen geſehen. Wenn bey ſehr vollem Hauſe, und etwa zur Zeit von Durchmärſchen angeſehene Offiziere nach jenem Ehrenplatz ſtrebten, der aber gewöhnlich ſchon beſetzt war; ſo ſtellte man noch einige Reihen Bänke und

Stühle ins Proſcenium auf die Bühne ſelbſt, und es blieb den Helden und Heldinnen nichts übrig, als in einem ſehr mäßigen Raume zwiſchen den Uniformen und Orden ihre Geheimniſſe zu enthüllen. Ich habe die Hypermneſtra ſelbſt unter ſolchen Umſtänden aufführen ſehen.

Der Vorhang fiel nicht zwiſchen den Acten; und ich erwähne noch eines ſeltſamen Gebrauchs, den ich ſehr auffallend finden mußte, da mir als einem guten deutſchen Knaben das Kunſtwidrige daran ganz unerträglich war. Das Theater nämlich ward als das größte Heiligthum betrachtet und eine vorfallende Störung auf demſelben hätte als das größte Verbrechen gegen die Majeſtät des Publicums ſogleich müſſen gerügt werden. Zwey Grenadiere, das Gewehr beym Fuß, ſtanden daher in allen Luſtſpielen ganz öffentlich zu beyden Seiten des hinterſten Vorhangs, und waren Zeugen von allem was

im Innerſten der Familie vorging. Da, wie gesagt, zwiſchen den Acten der Vorhang nicht niedergelaſſen wurde; ſo löſten, bey einfallender Muſik, zwey andere dergeſtalt ab, daß ſie aus den Couliſſen ganz ſtrack vor jene hintraten, welche ſich dann eben ſo gemeſſentlich zurückzogen. Wenn nun eine ſolche Anſtalt recht dazu geeignet war, alles was man beym Theater Illuſion nennt, aufzuheben; ſo fällt es um ſo mehr auf, daß dieſes zu einer Zeit geſchah, wo nach Diderots Grundſäzen und Beyſpielen die natürlichſte Natürlichkeit auf der Bühne gefordert, und eine vollkommene Täuſchung als das eigentliche Ziel der theatraliſchen Kunſt angegeben wurde. Von einer ſolchen militäriſchen Polizeyanſtalt war jedoch die Tragödie entbunden, und die Helden des Alterthums hatten das Recht ſich ſelbſt zu bewachen; die gedachten Grenadiere ſtanden indeß nahe genug hinter den Couliſſen.

So will ich denn auch noch anführen, daß ich Diderot's Hausvater, und die Philosophen von Palissot gesehen habe, und mich im letztern Stück der Figur des Philosophen, der auf allen Vieren geht und in ein rohes Salathaupt beißt, noch wohl erinnre.

Alle diese theatralische Mannigfaltigkeit konnte jedoch uns Kinder nicht immer im Schauspielhause festhalten. Wir spielten bey schönem Wetter vor demselben und in der Nähe, und begingen allerley Thorheiten, welche besonders an Sonn- und Festtagen keineswegs zu unsrem Aeußeren paßten: denn ich und meines Gleichen erschienen alsdann, angezogen wie man mich in jenem Mährchen gesehen, den Hut unterm Arm, mit einem kleine: Degen, dessen Bügel mit einer großen seidenen Bandschleife gezlert war. Einst, als wir eine ganze Zeit unser Wesen getrieben, und Derones sich unter uns gemischt

hatte, fiel es dieſem ein, mir zu betheuern, ich hätte ihn beleidigt, und müſſe ihm Satisfaction geben. Ich begriff zwar nicht, was ihm Anlaß geben konnte, ließ mir aber ſeine Ausforderung gefallen und wollte ziehen. Er verſicherte mir aber, es ſey in ſolchen Fällen gebräuchlich, daß man an einſame Oerter gehe, um die Sache deſto bequemer ausmachen zu können. Wir verfügten uns deshalb hinter einige Scheunen, und ſtellten uns in gehörige Poſitur. Der Zweykampf erfolgte auf eine etwas theatraliſche Weiſe, die Klingen klirrten, und die Stöße gingen neben aus; doch im Feuer der Action blieb er mit der Spitze ſeines Degens an der Bandſchleife meines Bügels hangen. Sie ward durchbohrt, und er verſicherte mir, daß er nun die vollkommenſte Satisfaction habe, umarmte mich ſodann, gleichfalls recht theatraliſch, und wir gingen in das nächſte Caffeehaus, um uns mit einem Glaſe Mandelmilch von unſerer Gemüthsbewegung

zu erholen und den alten Freundschafts-Bund nur desto feſter zu ſchließen.

Ein andres Abenteuer, das mir auch im Schauſpielhauſe obgleich ſpäter begegnet, will ich bey dieſer Gelegenheit erzählen. Ich ſaß nämlich mit einem meiner Geſpielen ganz ruhig im Parterre, und wir ſahen mit Vergnügen einem Solotanze zu, den ein hübſcher Knabe, ohngefähr von unſerm Alter, der Sohn eines durchreiſenden franzöſiſchen Tanzmeiſters, mit vieler Gewandtheit und Anmuth aufführte. Nach Art der Tänzer war er mit einem knappen Wämschen von rother Seide bekleidet, welches in einen kurzen Reifrock ausgehend, gleich den Laufer-ſchürzen, bis über die Kniee ſchwebte. Wir hatten dieſem angehenden Künſtler mit dem ganzen Publicum unſern Beyfall gezollt, als mir ich weiß nicht wie einfiel, eine moraliſche Reflexion zu machen. Ich ſagte zu meinem Begleiter: Wie ſchön war dieſer Knabe

Claudine.

Mein Herr!

Sybille und Camille, Bediente mit Wein und Gläſer. Indeß Gonzalo ſich beſchäftigt am Tiſch.

Crugantino heimlich.

Sollten Sie verkennen, daß eben der glükliche Sterbliche neben Ihnen, Götter! neben Ihnen ſteht, der vor wenigen Augenbliken —

Claudine.

Ich bitte Sie!

Crugantino.

Nichts in der Welt als Ihre Liebe oder den Tod!

Sybille und Camille ſpüren.

Gonzalo.

Ein Glas! Wovon ſpracht ihr?

geputzt und wie gut nahm er ſich aus; wer weiß in was für einem zerriſſenen Jäckchen er heute Nacht ſchlafen mag! — Alles war ſchon aufgeſtanden, nur ließ uns die Menge noch nicht vorwärts. Eine Frau, die neben mir geſeſſen hatte und nun hart an mir ſtand, war zufälliger Weiſe die Mutter dieſes jungen Künſtlers, die ſich durch meine Reflexion ſehr beleidigt fühlte. Zu meinem Unglück konnte ſie Deutſch genug, um mich verſtanden zu haben, und ſprach es gerade ſo viel als nöthig war, um ſchelten zu können. Sie machte mich gewaltig herunter: Wer ich denn ſey, meinte ſie, daß ich Urſache hätte an der Familie und an der Wohlhabenheit dieſes jungen Menſchen zu zweifeln. Auf alle Fälle dürfe ſie ihn für ſo gut halten als mich, und ſeine Talente könnten ihm wohl ein Glück bereiten, wovon ich mir nicht würde träumen laſſen. Dieſe Strafpredigt hielt ſie mir im Gedränge und machte die Umſtehenden aufmerkſam, welche Wunder

dachten, was ich für eine Unart müßte begangen haben. Da ich mich weder entschuldigen, noch von ihr entfernen konnte, so war ich wirklich verlegen, und als sie einen Augenblick inne hielt, sagte ich, ohne etwas dabey zu denken: Nun, wozu der Lärm? heute roth, morgen todt! — Auf diese Worte schien die Frau zu verstummen. Sie sah mich an und entfernte sich von mir, sobald es nur einigermaßen möglich war. Ich dachte nicht weiter an meine Worte. Nur einige Zeit hernach fielen sie mir auf, als der Knabe, anstatt sich nochmals sehen zu lassen, krank ward und zwar sehr gefährlich. Ob er gestorben ist, weiß ich nicht zu sagen.

Dergleichen Vordeutungen durch ein unzeitig, ja unschicklich ausgesprochnes Wort standen bey den Alten schon in Ansehen, und es bleibt höchst merkwürdig, daß die Formen des Glaubens und Aberglaubens bey

allen Völkern und zu allen Zeiten immer dieſelben geblieben ſind.

Nun fehlte es von dem erſten Tage der Beſitznehmung unſerer Stadt, zumal Kindern und jungen Leuten, nicht an immerwährender Zerſtreuung. Theater und Bälle, Paraden und Durchmärſche zogen unſere Aufmerkſamkeit hin und her. Die letztern beſonders nahmen immer zu, und das Soldatenleben ſchien uns ganz luſtig und vergnüglich.

Der Aufenthalt des Königs-Lieutenants in unſerm Hauſe verſchaffte uns den Vortheil, alle bedeutende Perſonen der franzöſiſchen Armee nach und nach zu ſehen, und beſonders die Erſten, deren Name ſchon durch den Ruf zu uns gekommen war, in der Nähe zu betrachten. So ſahen wir von Treppen und Podeſten, gleichſam wie von Galerieen, ſehr bequem die Generalität bey uns vorübergehn.

Vor allen erinnere ich mich des Prinzen Soubise als eines ſchönen leutſeligen Herrn; am deutlichſten aber des Marſchalls von Broglio als eines jüngern, nicht großen aber wohlgebauten, lebhaften, geiſtreich um ſich blickenden, behenden Mannes.

Er kam mehrmals zum Königs-Lieutenant, und man merkte wohl, daß von wichtigen Dingen die Rede war. Wir hatten uns im erſten Vierteljahr der Einquartierung kaum in dieſen neuen Zuſtand gefunden, als ſchon die Nachricht ſich dunkel verbreitete: die Alliirten ſeyen im Anmarſch, und Herzog Ferdinand von Braunſchweig komme, die Franzoſen vom Main zu vertreiben. Man hatte von dieſen, die ſich keines beſondern Kriegsglückes rühmen konnten, nicht die größte Vorſtellung, und ſeit der Schlacht von Rosbach glaubte man ſie verachten zu dürfen; auf den Herzog Ferdinand ſetzte man das größte Vertrauen, und alle preußiſch Ge-

ſinnten erwarteten mit Sehnſucht ihre Befreyung von der bisherigen Laſt. Mein Vater war etwas heiterer, meine Mutter in Sorgen. Sie war klug genug einzuſehen, daß ein gegenwärtiges geringes Uebel leicht mit einem großen Ungemach vertauſcht werden könne: denn es zeigte ſich nur allzu deutlich, daß man dem Herzog nicht entgegen gehen, ſondern einen Angriff in der Nähe der Stadt abwarten werde. Eine Niederlage der Franzoſen, eine Flucht, eine Vertheidigung der Stadt, wäre es auch nur um den Rückzug zu decken und um die Brücke zu behalten, ein Bombardement, eine Plünderung, alles ſtellte ſich der erregten Einbildungskraft dar, und machte beyden Parteyen Sorge. Meine Mutter, welche alles, nur nicht die Sorge ertragen konnte, ließ durch den Dolmetſcher ihre Furcht bey dem Grafen anbringen; worauf ſie die in ſolchen Fällen gebräuchliche Antwort erhielt: ſie ſolle ganz ruhig ſeyn, es ſey nichts zu

befürchten, ſich übrigens ſtill halten und mit Niemand von der Sache ſprechen.

Mehrere Truppen zogen durch die Stadt; man erfuhr, daß ſie bey Bergen Halt machten. Das Kommen und Gehen, das Reiten und Laufen vermehrte ſich immer, und unſer Haus war Tag und Nacht in Aufruhr. In dieſer Zeit habe ich den Marſchall Broglio öfter geſehen, immer heiter, ein wie das andre Mal an Gebärden und Betragen völlig gleich, und es hat mich auch nachher gefreut, den Mann, deſſen Geſtalt einen ſo guten und dauerhaften Eindruck gemacht hatte, in der Geſchichte rühmlich erwähnt zu finden.

So kam denn endlich, nach einer unruhigen Charwoche, 1759 der Charfreytag heran. Eine groſſe Stille verkündigte den nahen Sturm. Uns Kindern war verboten aus dem Hauſe zu gehen; der Vater hatte keine

Ruhe und ging aus. Die Schlacht begann; ich ſtieg auf den oberſten Boden, wo ich zwar die Gegend zu ſehen verhindert war, aber den Donner der Canonen und das Maſſenfeuer des kleinen Gewehrs recht gut vernehmen konnte. Nach einigen Stunden ſahen wir die erſten Zeichen der Schlacht an einer Reihe Wagen, auf welchen Verwundete in mancherley traurigen Verſtümmelungen und Gebärden ſachte bey uns vorbeygefahren wurden, um in das zum Lazareth umgewandelte Liebfrauen-Kloſter gebracht zu werden. Sogleich regte ſich die Barmherzigkeit der Bürger. Bier, Wein, Brodt, Geld ward denjenigen hingereicht, die noch etwas empfangen konnten. Als man aber einige Zeit darauf bleſſirte und gefangne Deutſche unter dieſem Zug gewahr wurde, fand das Mitleid keine Gränze, und es ſchien als wollte Jeder ſich von allem entblößen, was er nur Bewegliches beſaß, um ſeinen bedrängten Landsleuten beyzuſtehen.

Diese Gefangenen waren jedoch Anzeichen einer für die Alliirten unglücklichen Schlacht. Mein Vater, in seiner Parteylichkeit ganz sicher, daß diese gewinnen würden, hatte die leidenschaftliche Verwegenheit den gehofften Siegern entgegen zu gehen, ohne zu bedenken, daß die geschlagene Partey erst über ihn wegfliehen müßte. Erst begab er sich in seinen Garten, vor dem Friedberger Thore, wo er alles einsam und ruhig fand; dann wagte er sich auf die Bornheimer Haide, wo er aber bald verschiedene zerstreute Nachzügler und Troßknechte ansichtig ward, die sich den Spaß machten nach den Gränzsteinen zu schießen, so daß dem neugierigen Wandrer das abprallende Bley um den Kopf sauste. Er hielt es deshalb doch für gerathner zurückzugehen, und erfuhr, bey einiger Nachfrage, was ihm schon der Schall des Feurens hätte klar machen sollen, daß alles für die Franzosen gut stehe und an kein Weichen zu denken sey. Nach Hause

gekommen, voll Unmuth, gerieth er beym Erblicken der verwundeten und gefangenen Landsleute ganz aus der gewöhnlichen Faſſung. Auch er ließ den Vorbeyziehenden mancherley Spende reichen; aber nur die Deutſchen ſollten ſie erhalten, welches nicht immer möglich war, weil das Schickſal Freunde und Feinde zuſammen aufgepackt hatte.

Die Mutter und wir Kinder, die wir ſchon früher auf des Grafen Wort gebaut und deshalb einen ziemlich beruhigten Tag hingebracht hatten, waren höchlich erfreut, und die Mutter doppelt getröſtet, da ſie des Morgens, als ſie das Orakel ihres Schatzkäſtleins durch einen Nadelſtich befragt, eine für die Gegenwart ſowohl als für die Zukunft ſehr tröſtliche Antwort erhalten hatte. Wir wünſchten unſerm Vater gleichen Glauben und gleiche Geſinnung, wir ſchmeichelten ihm was wir konnten, wir baten ihn etwas Speiſe zu ſich zu nehmen, die er den ganzen

Tag entbehrt hatte; er verweigerte unſre Liebkoſungen und jeden Genuß, und begab ſich auf ſein Zimmer. Unſre Freude ward indeſſen nicht geſtört; die Sache war entſchieden; der Königs-Lieutenant, der dieſen Tag gegen ſeine Gewohnheit zu Pferde geweſen, kehrte endlich zurück, ſeine Gegenwart zu Hauſe war nöthiger als je. Wir ſprangen ihm entgegen, küßten ſeine Hände und bezeigten ihm unſre Freude. Es ſchien ihm ſehr zu gefallen. „Wohl! ſagte er freundlicher als ſonſt, ich bin auch um euertwillen vergnügt, liebe Kinder!' Er befahl ſogleich uns Zuckerwerck, ſüßen Wein, überhaupt das Beſte zu reichen, und ging auf ſein Zimmer, ſchon von einer großen Maſſe Dringender, Fordernder und Bittender umgeben.

Wir hielten nun eine köſtliche Collation, bedauerten den guten Vater, der nicht Theil daran nehmen mochte, und drangen in die Mutter, ihn herbey zu rufen; ſie aber klüger

Crugantino.

Von Geſängen. Das Fräulein hat beſondere Kenntniſſe der Poeſie.

Gonzalo.

Nun gebt uns einmal was zur Zitter! Ein Burſche der eine Zitter und Stimme hat, ſchlägt ſich überall durch!

Crugantino.

Wenn ich im Stande bin.

Gonzalo.

Ohne Umſtände.

Crugantino, meiſt zu Claudinen gekehrt.

Liebliches Kind!
Kannſt du mir ſagen,
Sagen warum
Zärtliche Seelen
Einſam und ſtumm
Immer ſich quälen?
Selbſt ſich betrügen
Und ihr Vergnügen
Immer nur ahnden
Da wo ſie nicht ſind?
Kannſt du mir's ſagen
Liebliches Kind.

Gon-

als wir wußte wohl, wie unerfreulich ihm solche Gaben seyn würden. Indessen hatte sie etwas Abendbrodt zurecht gemacht und hätte ihm gern eine Portion auf das Zimmer geschickt; aber eine solche Unordnung litt er nie, auch nicht in den äußersten Fällen; und nachdem man die süßen Gaben bey Seite geschafft, suchte man ihn zu bereden, herab in das gewöhnliche Speisezimmer zu kommen. Endlich ließ er sich bewegen, ungern, und wir ahndeten nicht, welches Unheil wir ihm und uns bereiteten. Die Treppe lief frey durchs ganze Haus an allen Vorsälen vorbey. Der Vater mußte, indem er herabstieg, unmittelbar an des Grafen Zimmer vorübergehn. Sein Vorsaal stand so voller Leute, daß der Graf sich entschloß, um mehrers auf Einmal abzuthun, herauszutreten; und dieß geschah leider in dem Augenblick als der Vater herabkam. Der Graf ging ihm heiter entgegen, begrüßte ihn und sagte: „Ihr werdet uns und Euch Glück wün-

ſehen, daß dieſe gefährliche Sache ſo glücklich abgelaufen iſt.“ — Keinesweges! verſetzte mein Vater, mit Ingrimm; ich wollte ſie hätten Euch zum Teufel gejagt, und wenn ich hätte mitfahren ſollen. — Der Graf hielt einen Augenblick inne, dann aber fuhr er mit Wuth auf: „Dieſes ſollt Ihr büßen! rief er: Ihr ſollt nicht umſonſt der gerechten Sache und mir eine ſolche Beleidigung zugefügt haben!“

Der Vater war indeß gelaſſen heruntergeſtiegen, ſetzte ſich zu uns, ſchien heitrer als bisher, und fing an zu eſſen. Wir freuten uns darüber, und wußten nicht, auf welche bedenkliche Weiſe er ſich den Stein vom Herzen gewälzt hatte. Kurz darauf wurde die Mutter herausgerufen, und wir hatten große Luſt, dem Vater auszuplaudern, was uns der Graf für Süßigkeiten verehrt habe. Die Mutter kam nicht zurück. Endlich trat der Dolmetſcher herein. Auf ſeinen Wink ſchickte

man uns zu Bette; es war ſchon ſpät und wir gehorchten gern. Nach einer ruhig durchſchlafenen Nacht erfuhren wir die gewaltſame Bewegung, die geſtern Abend das Haus erſchüttert hatte. Der Königs-Lieutenant hatte ſogleich befohlen, den Vater auf die Wache zu führen. Die Subalternen wußten wohl, daß ihm niemals zu widerſprechen war; doch hatten ſie ſich manchmal Dank verdient, wenn ſie mit der Ausführung zauderten. Dieſe Geſinnung wußte der Gevatter Dolmetſch, den die Geiſtesgegenwart niemals verließ, aufs lebhafteſte bey ihnen rege zu machen. Der Tumult war ohnehin ſo groß, daß eine Zögerung ſich von ſelbſt verſteckte und entſchuldigte. Er hatte meine Mutter herausgerufen, und ihr den Adjutanten gleichſam in die Hände gegeben, daß ſie durch Bitten und Vorſtellungen nur einigen Aufſchub erlangen möchte. Er ſelbſt eilte ſchnell hinauf zum Grafen, der ſich bey der großen Beherrſchung ſeiner ſelbſt ſogleich ins innre Zimmer

zurückgezogen hatte, und das dringendste Geschäft lieber einen Augenblick stocken ließ, als daß er den einmal in ihm erregten bösen Muth an einem Unschuldigen gekühlt, und eine seiner Würde nachtheilige Entscheidung gegeben hätte.

Die Anrede des Dolmetschers an den Grafen, die Führung des ganzen Gesprächs hat uns der dicke Gevatter, der sich auf den glücklichen Erfolg nicht wenig zu Gute that, oft genug wiederholt, so daß ich sie aus dem Gedächtniß wohl noch aufzeichnen kann.

Der Dolmetsch hatte gewagt das Kabinet zu eröffnen und hineinzutreten, eine Handlung die höchst verpönt war. „Was wollt ihr? rief ihm der Graf zornig entgegen: Hinaus mit euch! Hier hat niemand das Recht hereinzutreten als Saint Jean."

So haltet mich einen Augenblick für Saint Jean, versetzte der Dolmetsch.

„Dazu gehört eine gute Einbildungskraft. Seiner zwey machen noch nicht einen wie ihr seyd. Entfernt euch! "

Herr Graf, Ihr habt eine große Gabe vom Himmel empfangen und an die appellire ich.

„Ihr denkt mir zu schmeicheln! Glaubt nicht, daß es euch gelingen werde."

Ihr habt die große Gabe, Herr Graf, auch in Augenblicken der Leidenschaft, in Augenblicken des Zorns, die Gesinnungen anderer anzuhören.

„Wohl, wohl! Von Gesinnungen ist eben die Rede, die ich zu lange angehört habe. Ich weiß nur zu gut, daß man uns hier nicht liebt, daß uns diese Bürger scheel ansehn."

Nicht alle!

„Sehr viele! Was! dieſe Städter, Reichsſtädter wollen ſie ſeyn? Ihren Kaiſer haben ſie wählen und krönen ſehen, und wenn dieſer ungerecht angegriffen ſeine Länder zu verlieren und einem Uſurpator zu unterliegen Gefahr läuft, wenn er glücklicherweiſe getreue Alliirte findet, die ihr Geld, ihr Blut zu ſeinem Vortheil verwenden; ſo wollen ſie die geringe Laſt nicht tragen, die zu ihrem Theil ſie trifft, daß der Reichsfeind gedemüthigt werde.“

Freylich kennt Ihr dieſe Geſinnungen ſchon lange, und habt ſie als ein weiſer Mann geduldet; auch iſt es nur die geringere Zahl. Wenige, verblendet durch die glänzenden Eigenſchaften des Feindes, den Ihr ja ſelbſt als einen außerordentlichen Mann ſchätzt, wenige nur, Ihr wißt es!

„Ja wohl! zu lange habe ich es gewußt und geduldet, ſonſt hätte dieſer ſich nicht unterſtanden, mir in den bedeutendſten An-

genblicken ſolche Beleidigungen ins Geſicht zu ſagen. Es mögen ſeyn ſo viel ihrer wollen, ſie ſollen in dieſem ihren kühnen Repräſentanten geſtraft werden, und ſich merken was ſie zu erwarten haben."

Nur Aufſchub, Herr Graf!

„In gewiſſen Dingen kann man nicht zu geſchwind verfahren."

Nur einen kurzen Aufſchub!

„Nachbar! ihr denkt mich zu einem falſchen Schritt zu verleiten; es ſoll euch nicht gelingen."

Weder verleiten will ich Euch zu einem falſchen Schritt, noch von einem falſchen zurückhalten; Euer Entſchluß iſt gerecht: er geziemt dem Franzoſen, dem Königs-Lieutenant; aber bedenkt, daß Ihr auch Graf Thorane ſeyd.

„Der hat hier nicht mitzusprechen.“

Man sollte den braven Mann doch auch hören.

„Nun was würde er denn sagen?“

Herr Königs-Lieutenant! würde er sagen: Ihr habt so lange mit so viel dunklen, unwilligen, ungeschickten Menschen Geduld gehabt, wenn sie es Euch nur nicht gar zu arg machten. Dieser hat's freylich sehr arg gemacht; aber gewinnt es über Euch, Herr Königs-Lieutenant! und Jedermann wird Euch deswegen loben und preisen.

„Ihr wißt, daß ich eure Possen manchmal leiden kann; aber misbraucht nicht mein Wohlwollen. Diese Menschen sind sie denn ganz verblendet? Hätten wir die Schlacht verloren, in diesem Augenblick, was würde ihr Schicksal seyn? Wir schlagen uns bis

vor die Thore, wir ſperren die Stadt, wir halten, wir vertheidigen uns, um unſere Retirade über die Brücke zu decken. Glaubt ihr, daß der Feind die Hände in den Schoß gelegt hätte? Er wirft Granaten und was er bey der Hand hat, und ſie zünden wo ſie können. Dieſer Hausbeſitzer da, was will er? In dieſen Zimmern hier platzte jetzt wohl eine Feuerkugel und eine andere folgte hinterdrein; in dieſen Zimmern, deren vermaledeyte Peking-Tapeten ich geſchont, mich genirt habe, meine Landcharten nicht aufzunageln! Den ganzen Tag hätten ſie auf den Knieen liegen ſollen."

Wie viele haben das gethan!

„Sie hätten ſollen den Segen für uns erflehen; den Generalen und Offizieren mit Ehren- und Freudenzeichen, den ermatteten Gemeinen mit Erquickung entgegen gehen. Anſtatt deſſen verdirbt mir der Gift dieſes Par-

teygeiſtes die ſchönſten, glücklichſten, durch ſo viel Sorgen und Anſtrengungen erworbenen Augenblicke meines Lebens!"

Es iſt ein Parteygeiſt; aber ihr werdet ihn durch die Beſtrafung dieſes Mannes nur vermehren. Die mit ihm Gleichgeſinnten werden Euch als einen Tyrannen, als einen Barbaren ausſchreyen; ſie werden ihn als einen Märtyrer betrachten, der für die gute Sache gelitten hat; und ſelbſt die anders Geſinnten, die jetzt ſeine Gegner ſind, werden in ihm nur den Mitbürger ſehen, werden ihn bedauern, und indem ſie Euch Recht geben, dennoch finden, daß Ihr zu hart verfahren ſeyd.

„Ich habe Euch ſchon zu lange angehört; macht, daß Ihr fortkommt!"

So hört nur noch dieſes! Bedenkt, daß es das Unerhörteſte iſt, was dieſem Manne, was dieſer Familie begegnen könnte. Ihr hattet

Gonzalo, ſcherzend zu Claudinen.

Kannſt du mir's ſagen! — das iſt was auf deinen Zuſtand Claudingen. Ja, ein Lied war immer ihre Sache. Und ſie fühlt darinn, wie ich; ie freier, ie wahrer, ie treuer ſo ein Stükgen vom Herzen geht, deſto werther iſt mir's — Sezt euch, mein Herr! — ſezt euch — Noch eins! — Ich ſage immer: zu meiner Zeit war's noch anders; da ging's dem Bauern wohl, und da hatt' er immer ein Liedgen, das von der Leber wegging, und einem 's Herz ergözte; und der Herr ſchämte ſich nicht, und ſang's auch, wenn's ihm gefiel. Das natürlichſte, das beſte!

Crugantino.

Vortrefflich!

Gonzalo.

Und wo iſt die Natur als bei meinem Bauer? Der ißt, trinkt, arbeitet, ſchläft und liebt, ſo ſimpel weg; und kümmert ſich den Henker drum in was für Firlfanzereien man all das in den Städten und am Hof vermaskerirt hat.

nicht Urſache von dem guten Willen des Hausherrn erbaut zu ſeyn; aber die Hausfrau iſt allen euren Wünſchen zuvorgekommen, und die Kinder haben Euch als ihren Oheim betrachtet. Mit dieſem einzigen Schlag werdet Ihr den Frieden und das Glück dieſer Wohnung auf ewig zerſtören. Ja ich kann wohl ſagen, eine Bombe die ins Haus gefallen wäre, würde nicht größere Verwüſtungen darin angerichtet haben. Ich habe Euch ſo oft über Eure Faſſung bewundert, Herr Graf; gebt mir dießmal Gelegenheit, Euch anzubeten. Ein Krieger iſt ehrwürdig, der ſich ſelbſt in Feindes Haus als einen Gaſtfreund betrachtet; hier iſt kein Feind, nur ein Verirrter. Gewinnt es über Euch, und es wird Euch zu ewigem Ruhme gereichen!

„Das müßte wunderlich zugehen, verſetzte der Graf, mit einem Lächeln.“

Nur ganz natürlich, erwiederte der Dolmetſcher. Ich habe die Frau, die Kinder

nicht zu Euren Füßen geſchickt: denn ich weiß, daß Euch ſolche Scenen verdrießlich ſind; aber ich will Euch die Frau, die Kinder ſchildern, wie ſie Euch danken; ich will ſie Euch ſchildern, wie ſie ſich zeitlebens von dem Tage der Schlacht bey Bergen, und von Eurer Großmuth an dieſem Tage unterhalten, wie ſie es Kindern und Kindeskindern erzählen, und auch Fremden ihr Intereſſe für Euch einzuflößen wiſſen: eine Handlung dieſer Art kann nicht untergehen!

„Ihr trefft meine ſchwache Seite nicht, Dolmetſcher. An den Nachruhm pfleg' ich nicht zu denken, der iſt für andere, nicht für mich; aber im Augenblick recht zu thun, meine Pflicht nicht zu verſäumen, meiner Ehre nichts zu vergeben, das iſt meine Sorge. Wir haben ſchon zu viel Worte gemacht; jetzt geht hin — und laßt Euch von den Undankbaren danken, die ich verſchone!"

Der Dolmetſch, durch dieſen unerwarteten glücklichen Ausgang überraſcht und bewegt, konnte ſich der Thränen nicht enthalten, und wollte dem Grafen die Hände küſſen; der Graf wies ihn ab und ſagte ſtreng und ernſt: Ihr wißt, daß ich dergleichen nicht leiden kann! Und mit dieſen Worten trat er auf den Vorſaal, um die andringenden Geſchäfte zu beſorgen, und das Begehren ſo vieler wartenden Menſchen zu vernehmen. So ward die Sache beygelegt, und wir feyerten den andern Morgen, bey den Ueberbleibſeln der geſtrigen Zuckergeſchenke, das Vorübergehen eines Uebels, deſſen Androhen wir glücklich verſchlafen hatten.

Ob der Dolmetſch wirklich ſo weiſe geſprochen, oder ob er ſich die Scene nur ſo ausgemalt, wie man es wohl nach einer guten und glücklichen Handlung zu thun pflegt, will ich nicht entſcheiden; wenigſtens hat er bey Wiedererzählung derſelben niemals variirt.

Genug, dieſer Tag dünkte ihm, ſo wie der ſorgenvollſte, ſo auch der glorreichſte ſeines Lebens.

Wie ſehr übrigens der Graf alles falſche Ceremoniel abgelehnt, keinen Titel, der ihm nicht gebührte, jemals angenommen, und wie er in ſeinen heitern Stunden immer geiſtreich geweſen, davon ſoll eine kleine Begebenheit ein Zeugniß ablegen.

Ein vornehmer Mann, der aber auch unter die abſtrufen einſamen Frankfurter gehörte, glaubte ſich über ſeine Einquartierung beklagen zu müſſen. Er kam perſönlich, und der Dolmetſch bot ihm ſeine Dienſte an; Jener aber meinte derſelben nicht zu bedürfen. Er trat vor den Grafen mit einer anſtändigen Verbeugung und ſagte: Excellenz! Der Graf gab ihm die Verbeugung zurück, ſo wie die Excellenz. Betroffen von dieſer Ehrenbezeigung, nicht anders glaubend als

der Titel sey zu gering, bückte er sich tiefer, und sagte: Monseigneur! — „Mein Herr, sagte der Graf ganz ernsthaft: wir wollen nicht weiter gehen, denn sonst könnten wir es leicht bis zur Majestät bringen." — Der andere war äußerst verlegen und wußte kein Wort zu sagen. Der Dolmetsch, in einiger Entfernung stehend und von der ganzen Sache unterrichtet, war boshaft genug, sich nicht zu rühren; der Graf aber, mit großer Heiterkeit, fuhr fort: „Zum Beyspiel, mein Herr, wie heißen Sie?" — Spangenberg, versetzte jener — „und ich, sagte der Graf, heiße Thorane. Spangenberg, was wollt Ihr von Thorane? und nun setzen wir uns, die Sache soll gleich abgethan seyn."

Und so wurde die Sache auch gleich zu großer Zufriedenheit desjenigen abgethan, den ich hier Spangenberg genannt habe, und die Geschichte noch an selbigem Abend von dem schadenfrohen Dolmetsch in unserm Familien-

kreiſe nicht nur erzählt, ſondern mit allen Umſtänden und Gebärden aufgeführt.

Nach ſolchen Verwirrungen, Unruhen und Bedrängniſſen fand ſich gar bald die vorige Sicherheit und der Leichtſinn wieder, mit welchem beſonders die Jugend von Tag zu Tage lebt, wenn es nur einigermaßen angehen will. Meine Leidenſchaft zu dem franzöſiſchen Theater wuchs mit jeder Vorſtellung; ich verſäumte keinen Abend, ob ich gleich jedesmal, wenn ich nach dem Schauſpiel mich zur ſpeiſenden Familie an den Tiſch ſetzte und mich gar oft nur mit einigen Reſten begnügte, die ſteten Vorwürfe des Vaters zu dulden hatte: das Theater ſey zu gar nichts nütze, und könne zu gar nichts führen. Ich rief in ſolchem Falle gewöhnlich alle und jede Argumente hervor, welche den Vertheidigern des Schauſpiels zur Hand ſind, wenn ſie in eine gleiche Noth wie die meinige gerathen. Das Laſter im Glück, die

Tugend im Unglück wurden zuletzt durch die poetische Gerechtigkeit wieder ins Gleichgewicht gebracht. Die schönen Beyspiele von bestraften Vergehungen, Miß Sara Sampson und der Kaufmann von London, wurden sehr lebhaft von mir hervorgehoben; aber ich zog dagegen öfters den Kürzern, wenn die Schelmstreiche Scapins und dergleichen auf dem Zettel standen, und ich mir das Behagen mußte vorwerfen lassen, das man über die Betrügereyen ränkevoller Knechte, und über den guten Erfolg der Thorheiten ausgelassener Jünglinge im Publicum empfinde. Beyde Parteyen überzeugten einander nicht; doch wurde mein Vater sehr bald mit der Bühne ausgesöhnt, als er sah, daß ich mit unglaublicher Schnelligkeit in der französischen Sprache zunahm.

Die Menschen sind nun einmal so, daß Jeder was er thun sieht, lieber selbst vornähme, er habe nun Geschick dazu oder

nicht. Ich hatte nun bald den ganzen Cursus der franzöſiſchen Bühne durchgemacht; mehrere Stücke kamen ſchon zum zweyten und dritten Mal; von der würdigſten Tragödie bis zum leichtfertigſten Nachſpiel war mir alles vor Augen und Geiſt vorbeygegangen; und wie ich als Kind den Terenz nachzuahmen wagte: ſo verfehlte ich nunmehr nicht als Knabe, bey einem viel lebhafter dringenden Anlaß, auch die franzöſiſchen Formen nach meinem Vermögen und Unvermögen zu wiederholen. Es wurden damals einige halb mythologiſche, halb allegoriſche Stücke im Geſchmack des Piron gegeben; ſie hatten etwas von der Parodie und gefielen ſehr. Dieſe Vorſtellungen zogen mich beſonders an: die goldnen Flügelchen eines heitern Merkur, der Donnerkeil des verkappten Jupiter, eine galante Danae, oder wie eine von Göttern beſuchte Schöne heißen mochte, wenn es nicht gar eine Schäferinn oder Jägerinn war, zu der ſie ſich herunter-

ließen. Und da mir dergleichen Elemente aus Ovids Verwandlungen, und Pomey's Pantheon Mythicum sehr häufig im Kopfe herum summten, so hatte ich bald ein solches Stückchen in meiner Phantasie zusammengestellt, wovon ich nur so viel zu sagen weiß, daß die Scene ländlich war, daß es aber doch darin weder an Königstöchtern, noch Prinzen, noch Göttern fehlte. Der Merkur besonders war mir dabey so lebhaft im Sinne, daß ich noch schwören wollte, ich hätte ihn mit Augen gesehen.

Eine von mir selbst sehr reinlich gefertigte Abschrift legte ich meinem Freunde Derones vor, welcher sie mit ganz besonderem Anstand und einer wahrhaften Gönnermiene aufnahm, das Manuscript flüchtig durchsah, mir einige Sprachfehler nachwies, einige Reden zu lang fand, und zuletzt versprach das Werk bey gehöriger Muße näher zu betrachten und zu beurtheilen. Auf meine beschei-

dene Frage, ob das Stück wohl aufgeführt werden könne, versicherte er mir, daß es gar nicht unmöglich sey. Sehr vieles komme beym Theater auf Gunst an, und er beschütze mich von ganzem Herzen; nur müsse man die Sache geheim halten: denn er habe selbst einmal mit einem von ihm verfertigten Stück die Direction überrascht, und es wäre gewiß aufgeführt werden, wenn man nicht zu früh entdeckt hätte, daß er der Verfasser sey. Ich versprach ihm alles mögliche Stillschweigen, und sah schon im Geist den Titel meiner Piece an den Ecken der Straßen und Plätze mit großen Buchstaben angeschlagen.

So leichtsinnig übrigens der Freund war, so schien ihm doch die Gelegenheit den Meister zu spielen allzu erwünscht. Er las das Stück mit Aufmerksamkeit durch, und indem er sich mit mir hinsetzte, um einige Kleinigkeiten zu ändern, kehrte er im Laufe der Unterhaltung das ganze Stück um und um,

Crugantino

Fahren Sie fort! Ich werde nicht satt, einen Mann von ihrem Stande so reden zu hören.

Gonzalo.

Und die Lieder? Da waren die alten Lieder, die Liebeslieder, die Mordgeschichten, die Gespensterqeschichten, iedes nach seiner eigenen Weise, und immer so herzlich, besonders die Gespensterlieder. Da erinnere ich mich einiger; aber heut zu Tage lacht man einen mit aus.

Crugantino.

Nicht so sehr, als Sie denken. Der allerneuste Ton ist's wieder, solche Lieder zu singen und zu machen.

Gonzalo.

Unmöglich!

Crugantino.

Alle Balladen, Romanzen, Bänkelgesänge werden iezt eifrig aufgesucht, aus allen

Spra-

ſo daß auch kein Stein auf dem andern blieb. Er ſtrich aus, ſetzte zu, nahm eine Perſon weg, ſubſtituirte eine andere, genug er verfuhr mit der tollſten Willkühr von der Welt, daß mir die Haare zu Berge ſtanden. Mein Vorurtheil, daß er es doch verſtehen müſſe, ließ ihn gewähren: denn er hatte mir ſchon öfter von den drey Einheiten des Ariſtoteles, von der Regelmäßigkeit der franzöſiſchen Bühne, von der Wahrſcheinlichkeit, von der Harmonie der Verſe und allem was daran hängt, ſo viel vorerzählt, daß ich ihn nicht nur für unterrichtet, ſondern auch für begründet halten mußte. Er ſchalt auf die Engländer und verachtete die Deutſchen; genug, er trug mir die ganze dramaturgiſche Litaney vor, die ich in meinem Leben ſo oft mußte wiederholen hören.

Ich nahm, wie der Knabe in der Fabel, meine zerſetzte Geburt mit nach Hauſe, und ſuchte ſie wieder herzuſtellen; aber vergebens.

Weil ich ſie jedoch nicht ganz aufgeben wollte, ſo ließ ich aus meinem erſten Manuſcript, nach wenigen Veränderungen, eine ſaubere Abſchrift durch unſern Schreibenden anfertigen, die ich denn meinem Vater überreichte und dadurch ſoviel erlangte, daß er mich, nach vollendetem Schauſpiel, meine Abendkoſt eine Zeitlang ruhig verzehren ließ.

Dieſer mislungene Verſuch hatte mich nachdenklich gemacht, und ich wollte nunmehr dieſe Theorieen, dieſe Geſetze, auf die ſich Jedermann berief, und die mir beſonders durch die Unart meines anmaaßlichen Meiſters verdächtig geworden waren, unmittelbar an den Quellen kennen lernen, welches mir zwar nicht ſchwer doch mühſam wurde. Ich las zunächſt Corneille's Abhandlung über die drey Einheiten, und erſah wohl daraus, wie man es haben wollte; warum man es aber ſo verlangte, ward mir keineswegs deutlich, und was das ſchlimmſte war, ich gerieth

ſogleich in noch größere Verwirrung, indem ich mich mit den Händeln über den Cid bekannt machte, und die Vorreden las, in welchen Corneille und Racine ſich gegen Kritiker und Publicum zu vertheidigen genöthigt ſind. Hier ſah ich wenigſtens auf das deutlichſte, daß kein Menſch wußte was er wollte; daß ein Stück wie Cid, das die herrlichſte Wirkung hervorgebracht, auf Befehl eines allmächtigen Cardinal's abſolut ſollte für ſchlecht erklärt werden; daß Racine, der Abgott der zu meiner Zeit lebenden Franzoſen, der nun auch mein Abgott geworden war (denn ich hatte ihn näher kennen lernen, als Schöff von Olenſchlager durch uns Kinder den Britannicus aufführen ließ, worin mir die Rolle des Nero zu Theil ward) daß Racine, ſage ich, auch zu ſeiner Zeit weder mit Liebhabern noch Kunſtrichtern fertig werden können. Durch alles dieſes ward ich verworrner als jemals, und nachdem ich mich lange mit dieſem Hin- und Herreden,

mit dieſer theoretiſchen Salbaderey des vorigen Jahrhunderts, gequält hatte, ſchüttete ich das Kind mit dem Bade aus, und warf den ganzen Plunder deſto entſchiedener von mir, je mehr ich zu bemerken glaubte, daß die Autoren ſelbſt, welche vortreffliche Sachen hervorbrachten, wenn ſie darüber zu reden anfingen, wenn ſie den Grund ihres Handelns angaben, wenn ſie ſich vertheidigen, entſchuldigen, beſchönigen wollten, doch auch nicht immer den rechten Fleck zu treffen wußten. Ich eilte daher wieder zu dem lebendig Vorhandenen, beſuchte das Schauſpiel weit eifriger, las gewiſſenhafter und ununterbrochner, ſo daß ich in dieſer Zeit Racine und Moliere ganz, und von Corneille einen groſſen Theil durchzuarbeiten die Anhaltſamkeit hatte.

Der Königs-Lieutenant wohnte noch immer in unſerm Hauſe. Er hatte ſein Betragen in nichts geändert, beſonders gegen

uns; allein es war merklich, und der Gevatter Dolmetsch wußte es uns noch deutlicher zu machen, daß er sein Amt nicht mehr mit der Heiterkeit, nicht mehr mit dem Eifer verwaltete wie Anfangs, obgleich immer mit derselben Rechtschaffenheit und Treue. Sein Wesen und Betragen, das eher einen Spanier als einen Franzosen ankündigte, seine Launen, die doch mitunter Einfluß auf ein Geschäft hatten, seine Unbiegsamkeit gegen die Umstände, seine Reizbarkeit gegen alles was seine Person oder Character berührte, dieses zusammen mochte ihn doch zuweilen mit seinen Vorgesetzten in Conflict bringen. Hiezu kam noch, daß er in einem Duell, welches sich im Schauspiel entsponnen hatte, verwundet wurde, und man dem Königs-Lieutenant übel nahm, daß er selbst eine verpönte Handlung als oberster Polizeymeister begangen. Alles dieses mochte, wie gesagt, dazu beytragen, daß er in sich gezogner

lebte und hier und da vielleicht weniger energiſch verfuhr.

Indeſſen war nun ſchon eine anſehnliche Partie der beſtellten Gemälde abgeliefert. Graf Thorane brachte ſeine Freyſtunden mit der Betrachtung derſelben zu, indem er ſie in gedachtem Gibelzimmer, Bane für Bane, breiter und ſchmäler, neben einander, und weil es an Platz mangelte, ſogar über einander nageln, wiederabnehmen und aufrollen ließ. Immer wurden die Arbeiten aufs neue unterſucht, man erfreute ſich wiederholt an den Stellen, die man für die gelungenſten hielt; aber es fehlte auch nicht an Wünſchen, dieſes oder jenes anders geleiſtet zu ſehen.

Hieraus entſprang eine neue und ganz wunderſame Operation. Da nämlich der eine Maler Figuren, der andere die Mittelgründe und Fernen, der dritte die Bäume, der vierte die Blumen am beſten arbeitete;

ſo kam der Graf auf den Gedanken, ob man nicht dieſe Talente in den Bildern vereinigen, und auf dieſem Wege vollkommene Werke hervorbringen könne. Der Anfang ward ſogleich damit gemacht, daß man z. B. in eine fertige Landſchaft noch ſchöne Herden hineinmalen ließ. Weil nun aber nicht immer der gehörige Platz dazu da war, es auch dem Thiermaler auf ein paar Schafe mehr oder weniger nicht ankam; ſo war endlich die weiteſte Landſchaft zu enge. Nun hatte der Menſchenmaler auch noch die Hirten und einige Wanderer hineinzubringen; dieſe nahmen ſich wiederum einander gleichſam die Luft, und man war verwundert, wie ſie nicht ſämtlich in der freyeſten Gegend erſtickten. Man konnte niemals vorausſehen, was aus der Sache werden würde, und wenn ſie fertig war, befriedigte ſie nicht. Die Maler wurden verdrießlich. Bey den erſten Beſtellungen hatten ſie

gewonnen, bey diesen Nacharbeiten verloren sie, obgleich der Graf auch diese sehr groß-müthig bezahlte. Und da die von mehrern auf Einem Bilde durch einander gearbeiteten Theile, bey aller Mühe, keinen guten Effect hervorbrachten, so glaubte zuletzt ein Jeder, daß seine Arbeit durch die Arbeiten der andern verdorben und vernichtet worden; daher wenig fehlte, die Künstler hätten sich hierüber entzweyt und wären in unversöhnliche Feindschaft gerathen. Dergleichen Veränderungen oder vielmehr Zuthaten wurden in gedachtem Atelier, wo ich mit den Künstlern ganz allein blieb, ausgefertiget; und es unterhielt mich, aus den Studien, besonders der Thiere, dieses und jenes Einzelne, diese oder jene Gruppe auszusuchen, und sie für die Nähe oder die Ferne in Vorschlag zu bringen; worin man mir denn manchmal aus Ueberzeugung oder Geneigtheit zu willfahren pflegte.

Die Theilnehmenden an dieſem Geſchäft wurden alſo höchſt muthlos, beſonders Seekatz, ein ſehr hypochondriſcher und in ſich gezogner Mann, der zwar unter Freunden durch eine unvergleichlich heitre Laune ſich als den beſten Geſellſchafter bewies, aber wenn er arbeitete, allein, in ſich gekehrt und völlig frey wirken wollte. Dieſer ſollte nun, wenn er ſchwere Aufgaben gelöſt, ſie mit dem größten Fleiß und der wärmſten Liebe, deren er immer fähig war, vollendet hatte, zu wiederholten Malen von Darmſtadt nach Frankfurt reiſen, um entweder an ſeinen eigenen Bildern etwas zu verändern, oder fremde zu ſtaffiren, oder gar unter ſeinem Beyſtand durch einen Dritten ſeine Bilder ins Buntſchäckige arbeiten zu laſſen. Sein Mismuth nahm zu, ſein Widerſtand entſchied ſich, und es brauchte großer Bemühungen von unſerer Seite, um dieſen Gevatter — denn auch er war's geworden — nach des Grafen Wünſchen zu lenken. Ich erin-

nere mich noch, daß, als schon die Kasten bereit standen, um die sämtlichen Bilder in der Ordnung einzupacken, in welcher sie an dem Ort ihrer Bestimmung der Tapezirer ohne weiteres aufheften konnte, daß, sage ich, nur eine kleine doch unumgängliche Nacharbeit erfordert wurde, Seekatz aber nicht zu bewegen war herüberzukommen. Er hatte freylich noch zu guter Letzt das beste gethan was er vermochte, indem er die vier Elemente in Kindern und Knaben, nach dem Leben, in Thürstücken dargestellt, und nicht allein auf die Figuren sondern auch auf die Beywerke den gröſten Fleiß gewendet hatte. Diese waren abgeliefert, bezahlt, und er glaubte auf immer aus der Sache geschieden zu seyn; nun aber sollte er wieder herüber, um einige Bilder, deren Maße etwas zu klein genommen worden, mit wenigen Pinselzügen zu erweitern. Ein anderer, glaubte er, könne das auch thun; er hatte sich schon zu neuer Arbeit eingerichtet; kurz er wollte nicht kom-

Sprachen überſezt. Unſere ſchönen Geiſter beeifern ſich darinn um die Wette.

Gonzalo.

Das iſt doch einmal ein geſcheuter Einfall von ihnen; etwas unglaubliches, daß ſie wieder zur Natur kehren; denn ſonſt pflegen ſie immer das Gekämmte zu friſiren; das Friſirte zu kräuſeln; und das Gekräuſelte am Ende zu verwirren, und bilden ſich Wunderſtreiche drauf ein.

Crugantino.

Gerade das Gegentheil.

Gonzalo.

Was man erlebt! Ihr müßt doch manch ſchön Lied auswendig wiſſen?

Crugantino.

Unzählig.

Gonzalo.

Nur noch eins; ich bitt euch. Ich bin ſehr geſtimmt; wir alle ſind geſtimmt, denk

men. Die Abſendung war vor der Thüre, trocknen ſollte es auch noch, jeder Verzug war mislich; der Graf, in Verzweiflung, wollte ihn militäriſch abholen laſſen. Wir alle wünſchten die Bilder endlich fort zu ſehen, und fanden zuletzt keine Auskunft, als daß der Gevatter Dolmetſch ſich in einen Wagen ſetzte und den Widerſpänſtigen mit Frau und Kind herüberholte, der dann von dem Grafen freundlich empfangen, wohl gepflegt, und zuletzt reichlich beſchenkt entlaſſen wurde.

Nach den fortgeſchafften Bildern zeigte ſich ein großer Friede im Hauſe. Das Giebelzimmer im Manſard wurde gereinigt, und mir übergeben, und mein Vater, wie er die Kaſten fortſchaffen ſah, konnte ſich des Wunſches nicht erwehren, den Grafen hinterdrein zu ſchicken. Denn wie ſehr die Neigung des Grafen auch mit der ſeinigen übereinſtimmte; wie ſehr es den Vater freuen mußte, ſeinen

Grundſatz, für lebende Meiſter zu ſorgen, durch einen reicheren ſo fruchtbar befolgt zu ſehen; wie ſehr es ihn ſchmeicheln konnte, daß ſeine Sammlung Anlaß gegeben, einer Anzahl braver Künſtler in bedrängter Zeit einen ſo anſehnlichen Erwerb zu verſchaffen: ſo fühlte er doch eine ſolche Abneigung gegen den Fremden, der in ſein Haus eingedrungen, daß ihm an deſſen Handlungen nichts recht dünken konnte. Man ſolle Künſtler beſchäftigen, aber nicht zu Tapetenmalern erniedrigen; man ſolle mit dem was ſie nach ihrer Ueberzeugung und Fähigkeit geleiſtet, wenn es einem auch nicht durchgängig behage, zufrieden ſeyn und nicht immer daran markten und mäkeln: genug, es gab, ungeachtet des Grafen eigner liberalen Bemühung, ein für allemal kein Verhältniß. Mein Vater beſuchte jenes Zimmer bloß, wenn ſich der Graf bey Tafel befand, und ich erinnere mich nur ein einziges Mal, als Seekatz ſich ſelbſt übertroffen hatte, und das Verlan-

gen dieſe Bilder zu ſehen das ganze Haus herbeytrieb, daß mein Vater und der Graf zuſammentreffend an dieſen Kunſtwerken ein gemeinſames Gefallen bezeigten, das ſie an einander ſelbſt nicht finden konnten.

Kaum hatten alſo die Kiſten und Kaſten das Haus geräumt, als der früher eingeleitete aber unterbrochne Betrieb, den Grafen zu entfernen, wieder angeknüpft wurde. Man ſuchte durch Vorſtellungen die Gerechtigkeit, die Billigkeit durch Bitten, durch Einfluß die Neigung zu gewinnen, und brachte es endlich dahin, daß die Quartierherren den Beſchluß faßten: es ſolle der Graf umlogirt, und unſer Haus, in Betracht der ſeit einigen Jahren unausgeſetzt Tag und Nacht getragnen Laſt, künftig mit Einquartierung verſchont werden. Damit ſich aber hierzu ein ſcheinbarer Vorwand finde, ſo ſolle man in eben den erſten Stock, den bisher der Königs-Lieutenant beſetzt gehabt, Miet-

leute einnehmen und dadurch eine neue Bequartierung gleichsam unmöglich machen. Der Graf, der nach der Trennung von seinen geliebten Gemälden kein besonderes Interesse mehr am Hause fand, auch ohnehin bald abgerufen und versetzt zu werden hoffte, ließ es sich ohne Widerrede gefallen eine andere gute Wohnung zu beziehen, und schied von uns in Frieden und gutem Willen. Auch verließ er bald darauf die Stadt und erhielt stufenweise noch verschiedene Chargen, doch, wie man hörte, nicht zu seiner Zufriedenheit. Er hatte indeß das Vergnügen, jene so emsig von ihm besorgten Gemälde in dem Schlosse seines Bruders glücklich angebracht zu sehen; schrieb einige Male, sendete Maße und ließ von den mehr genannten Künstlern verschiedenes nacharbeiten. Endlich vernahmen wir nichts weiter von ihm, außer daß man uns nach mehreren Jahren versichern wollte, er sey in Westindien, auf einer der französischen Colonieen, als Gouverneur gestorben.

Viertes Buch.

So viel Unbequemlichkeit uns auch die franzöſiſche Einquartierung mochte verurſacht haben, ſo waren wir ſie doch zu gewohnt geworden, als daß wir ſie nicht hätten vermiſſen, daß uns Kindern das Haus nicht hätte todt ſcheinen ſollen. Auch war es uns nicht beſtimmt, wieder zur völligen Familieneinheit zu gelangen. Neue Miethleute waren ſchon beſprochen, und nach einigem Kehren und Scheuern, Hobeln und Bohnen, Malen und Anſtreichen, war das Haus völlig wieder hergeſtellt. Der Canzleydirector Moritz mit den Seinigen, ſehr werthe Freunde meiner Aeltern, zogen ein. Dieſer, kein geborner Frankfurter, aber ein tüchtiger Juriſt und Geſchäftsmann, beſorgte die Rechtsangelegenheiten mehrerer kleinen Fürſten, Grafen und Herren. Ich habe ihn

niemals anders als heiter und gefällig und über ſeinen Acten emſig geſehen. Frau und Kinder, ſanft, ſtill und wohlwollend, vermehrten zwar nicht die Geſelligkeit in unſerm Hauſe: denn ſie blieben für ſich; aber es war eine Stille, ein Friede zurückgekehrt, den wir lange Zeit nicht genoſſen hatten. Ich bewohnte nun wieder mein Manſard-Zimmer, in welchem die Geſpenſter der vielen Gemälde mir zuweilen vorſchwebten, die ich denn durch Arbeiten und Studien zu verſcheuchen ſuchte.

Der Legationsrath Moritz, ein Bruder des Canzleydirectors, kam von jetzt an auch öfters in unſer Haus. Er war ſchon mehr Weltmann, von einer anſehnlichen Geſtalt und dabey von bequem gefälligem Betragen. Auch er beſorgte die Angelegenheiten verſchiedener Standesperſonen, und kam mit meinem Vater, bey Anlaß von Concurſen und kaiſerlichen Commiſſionen, mehrmals in Berührung. Beyde hielten viel auf einander, und ſtanden

gemeiniglich auf der Seite der Creditoren, mußten aber zu ihrem Verdruß gewöhnlich erfahren, daß die Mehrheit der bey solcher Gelegenheit Abgeordneten für die Seite der Debitoren gewonnen zu werden pflegt. Der Legationsrath theilte seine Kenntnisse gern mit, war ein Freund der Mathematik, und weil diese in seinem gegenwärtigen Lebensgange gar nicht vorkam, so machte er sich ein Vergnügen daraus, mir in diesen Kenntnissen weiter zu helfen. Dadurch ward ich in den Stand gesetzt, meine architectonischen Risse genauer als bisher auszuarbeiten, und den Unterricht eines Zeichenmeisters, der uns jetzt auch täglich eine Stunde beschäftigte, besser zu nutzen.

Dieser gute alte Mann war freylich nur ein Halbkünstler. Wir mußten Striche machen und sie zusammensetzen, woraus denn Augen und Nasen, Lippen und Ohren, ja zuletzt ganze Gesichter und Köpfe entstehen sollten; allein es war dabey weder an natürliche

noch künſtliche Form gedacht. Wir wurden eine Zeitlang mit dieſem Qui pro Quo der menſchlichen Geſtalt gequält, und man glaubte uns zuletzt ſehr weit gebracht zu haben, als wir die ſogenannten Affecten von Le Brün zur Nachzeichnung erhielten. Aber auch dieſe Zerrbilder förderten uns nicht. Nun ſchwankten wir zu den Landſchaften, zum Baumſchlag und zu allen den Dingen, die im gewöhnlichen Unterricht ohne Folge und ohne Methode geübt werden. Zuletzt fielen wir auf die genaue Nachahmung und auf die Sauberkeit der Striche, ohne uns weiter um den Werth des Originals oder deſſen Geſchmack zu bekümmern.

In dieſem Beſtreben ging uns der Vater auf eine muſterhafte Weiſe vor. Er hatte nie gezeichnet, wollte nun aber, da ſeine Kinder dieſe Kunſt trieben, nicht zurückbleiben, ſondern ihnen, ſelbſt in ſeinem Alter, ein Beyſpiel geben, wie ſie in ihrer Jugend

ich; es iſt uns wohlgegangen, und unſere Geiſter ſind in Bewegung.

Crugantino.

Gleich.

(Er ſtimmt.)

Gonzalo.

Sezt euch, Kinder!

(Sie ordnen ſich um den Tiſch, Crugantino neben an, Claudine hinten, Gonzalo dem Crugantino gegen über; zwiſchen Claudinen und Crugantino ſchiebt ſich Camille ein; Sybille hält hinter Gonzalo.)

Crugantino.

Ein Licht aus! Und das andere weit weg!

Gonzalo.

Recht! Recht! wird ſo vertraulicher und ſchauriger.

Crugantino.

Es war ein Bule frech genung,
War erſt aus Frankreich kommen,

Der

verfahren ſollten. Er copirte alſo einige Köpfe des Piazzetta, nach deſſen bekannten Blättern in klein Octav, mit engliſchem Bleyſtift auf das feinſte holländiſche Papier. Er beobachtete dabey nicht allein die größte Reinlichkeit im Umriß, ſondern ahmte auch die Schraffirung des Kupferſtichs aufs genauſte nach, mit einer leichten Hand, nur allzu leiſe, da er denn, weil er die Härte vermeiden wollte, keine Haltung in ſeine Blätter brachte. Doch waren ſie durchaus zart und gleichförmig. Sein anhaltender unermüdlicher Fleiß ging ſo weit, daß er die ganze anſehnliche Sammlung nach allen ihren Nummern durchzeichnete, indeſſen wir Kinder von einem Kopf zum andern ſprangen, und uns nur die auswählten, die uns gefielen.

Um dieſe Zeit ward auch der ſchon längſt in Berathung gezogne Vorſatz, uns in der Muſik unterrichten zu laſſen, ausgeführt; und zwar verdient der letzte Anſtoß dazu weh!

einige Erwähnung. Daß wir das Clavier lernen ſolten, war ausgemacht; allein über die Wahl des Meiſters war man immer ſtreitig geweſen. Endlich komme ich einmal zufälligerweiſe in das Zimmer eines meiner Geſellen, der eben Clavierſtunde nimmt, und finde den Lehrer als einen ganz allerliebſten Mann. Für jeden Finger der rechten und linken Hand hat er einen Spitznamen, womit er ihn aufs luſtigſte bezeichnet, wenn er gebraucht werden ſoll. Die ſchwarzen und weißen Taſten werden gleichfalls bildlich benannt, ja die Töne ſelbſt erſcheinen unter figürlichen Namen. Eine ſolche bunte Geſellſchaft arbeitet nun ganz vergnüglich durch einander. Applicatur und Tact ſcheinen ganz leicht und anſchaulich zu werden, und indem der Schüler zu dem beſten Humor aufgeregt wird, geht auch alles zum ſchönſten von Statten.

Kaum war ich nach Hauſe gekommen, als ich den Aeltern anlag, nunmehr Ernſt

zu machen und uns dieſen unvergleichlichen Mann zum Claviermeiſter zu geben. Man nahm noch einigen Anſtand, man erkundigte ſich; man hörte zwar nichts Uebles von dem Lehrer, aber auch nichts ſonderlich Gutes. Ich hatte indeſſen meiner Schweſter alle die luſtigen Benennungen erzählt, wir konnten den Unterricht kaum erwarten, und ſetzten es durch, daß der Mann angenommen wurde.

Das Notenleſen ging zuerſt an, und als dabey kein Spaß vorkommen wollte, tröſteten wir uns mit der Hoffnung, daß wenn es erſt ans Clavier gehen würde, wenn es an die Finger käme, das ſcherzhafte Weſen ſeinen Anfang nehmen würde. Allein weder Taſtatur noch Fingerſetzung ſchien zu einigem Gleichniß Gelegenheit zu geben. So trocken wie die Noten, mit ihren Strichen auf und zwiſchen den fünf Linien, blieben auch die ſchwarzen und weißen Claves, und weder von einem Däumerling noch Deuterling noch

Goldfinger war mehr eine Sylbe zu hören; und das Geſicht verzog der Mann ſo wenig beym trocknen Unterricht, als er es vorher beym trocknen Spaß verzogen hatte. Meine Schweſter machte mir die bitterſten Vorwürfe, daß ich ſie getäuſcht habe, und glaubte wirklich, es ſey nur Erfindung von mir geweſen. Ich war aber ſelbſt betäubt und lernte wenig, ob der Mann gleich ordentlich genug zu Werke ging: denn ich wartete immer noch, die frühern Späße ſollten zum Vorſchein kommen, und vertröſtete meine Schweſter von einem Tage zum andern. Aber ſie blieben aus, und ich hätte mir dieſes Räthſel niemals erklären können, wenn es mir nicht gleichfalls ein Zufall aufgelöſt hätte.

Einer meiner Geſpielen trat herein, mitten in der Stunde, und auf einmal eröffneten ſich die ſämmtlichen Röhren des humoriſtiſchen Springbrunnens; die Däumerlinge, und Deuterlinge, die Krabler und Zabler,

wie er die Finger zu bezeichnen pflegte, die Fakchen und Gakchen, wie er z. B. die Noten f und g, die Fiekchen und Giekchen, wie er fis und gis benannte, waren auf einmal wieder vorhanden und machten die wunderſamſten Männerchen. Mein junger Freund kam nicht aus dem Lachen, und freute ſich, daß man auf eine ſo luſtige Weiſe ſo viel lernen könne. Er ſchwur, daß er ſeinen Aeltern keine Ruhe laſſen würde, bis ſie ihm einen ſolchen vortrefflichen Mann zum Lehrer gegeben.

Und ſo war mir, nach den Grundſätzen einer neuern Erziehungslehre, der Weg zu zwey Künſten früh genug eröffnet, blos auf gut Glück, ohne Ueberzeugung, daß ein angebornes Talent mich darin weiter fördern könne. Zeichnen müſſe Jedermann lernen, behauptete mein Vater, und verehrte deshalb beſonders Kaiſer Maximilian, welcher dieſes ausdrücklich ſolle befohlen haben. Auch hielt

er mich ernſtlicher dazu an, als zur Muſik, welche er dagegen meiner Schweſter vorzüglich empfahl, ja dieſelbe außer ihren Lehrſtunden eine ziemliche Zeit des Tages am Claviere feſthielt.

Je mehr ich aber auf dieſe Weiſe zu treiben veranlaßt wurde, deſto mehr wollte ich treiben, und ſelbſt die Freyſtunden wurden zu allerley wunderlichen Beſchäftigungen verwendet. Schon ſeit meinen frühſten Zeiten fühlte ich einen Unterſuchungstrieb gegen natürliche Dinge. Man legt es manchmal als eine Anlage zur Grauſamkeit aus, daß Kinder ſolche Gegenſtände, mit denen ſie eine Zeit lang geſpielt, die ſie bald ſo, bald ſo gehandhabt, endlich zerſtücken, zerreißen und zerſetzen. Doch pflegt ſich auch die Neugierde, das Verlangen, zu erfahren wie ſolche Dinge zuſammenhängen, wie ſie inwendig ausſehen, auf dieſe Weiſe an den Tag zu legen. Ich erinnere mich, daß ich

als Kind Blumen zerpflückt, um zu ſehen, wie die Blätter in den Kelch, oder auch Vögel berupft, um zu beobachten, wie die Federn in die Flügel eingefügt waren. Iſt doch Kindern dieſes nicht zu verdenken, da ja ſelbſt Naturforſcher öfter durch Trennen und Sondern als durch Vereinigen und Verknüpfen, mehr durch Tödten als durch Beleben, ſich zu unterrichten glauben.

Ein bewaffneter Magnetſtein, ſehr zierlich in Scharlachtuch eingenäht, mußte auch eines Tages die Wirkung einer ſolchen Forſchungsluſt erfahren. Denn dieſe geheime Anziehungskraft, die er nicht allein gegen das ihm angepaßte Eiſenſtäbchen ausübte, ſondern die noch überdieß von der Art war, daß ſie ſich verſtärken und täglich ein gröſſres Gewicht tragen konnte, dieſe geheimnißvolle Tugend hatte mich dergeſtalt zur Bewunderung hingeriſſen, daß ich mir lange Zeit blos im Anſtaunen ihrer Wirkung gefiel. Zuletzt

aber glaubte ich doch einige nähere Aufschlüsse zu erlangen, wenn ich die äußere Hülle wegtrennte. Dieß geschah, ohne daß ich dadurch klüger geworden wäre: denn die nackte Armatur belehrte mich nicht weiter. Auch diese nahm ich herab und behielt nun den bloßen Stein in Händen, mit dem ich durch Feilspäne und Nähnadeln mancherley Versuche zu machen nicht ermüdete, aus denen jedoch mein jugendlicher Geist, außer einer mannigfaltigen Erfahrung, keinen weitern Vortheil zog. Ich wußte die ganze Vorrichtung nicht wieder zusammenzubringen, die Theile zerstreuten sich, und ich verlor das eminente Phänomen zugleich mit dem Apparat.

Nicht glücklicher ging es mir mit der Zusammensetzung einer Electrisirmaschine. Ein Hausfreund, dessen Jugend in die Zeit gefallen war, in welcher die Electricität alle Geister beschäftigte, erzählte uns öfter, wie

er als Knabe eine ſolche Maſchine zu beſitzen gewünſcht, wie er ſich die Hauptbedingungen abgeſehen, und mit Hülfe eines alten Spinnrades und einiger Arzneygläſer ziemliche Wirkungen hervorgebracht. Da er dieſes gern und oft wiederholte, und uns dabey von der Electricität überhaupt unterrichtete; ſo fanden wir Kinder die Sache ſehr plauſibel, und quälten uns mit einem alten Spinnrade und einigen Arzneygläſern lange Zeit herum, ohne auch nur die mindeſte Wirkung hervorbringen zu können. Wir hielten demungeachtet am Glauben feſt, und waren ſehr vergnügt, als zur Meßzeit, unter andern Raritäten, Zauber- und Taſchenſpielerkünſten, auch eine Electriſirmaſchine ihre Kunſtſtücke machte, welche ſo wie die magnetiſchen, für jene Zeit ſchon ſehr vervielfältigt waren.

Das Mistrauen gegen den öffentlichen Unterricht vermehrte ſich von Tage zu Tage. Man ſah ſich nach Hauslehrern um, und

weil einzelne Familien den Aufwand nicht bestreiten konnten, so traten mehrere zusammen, um eine solche Absicht zu erreichen. Allein die Kinder vertrugen sich selten; der junge Mann hatte nicht Autorität genug, und nach oft widerholtem Verdruß, gab es nur gehässige Trennungen. Kein Wunder daher, daß man auf andere Anstalten dachte, welche sowohl beständiger als vortheilhafter seyn sollten.

Auf den Gedanken, Pensionen zu errichten, war man durch die Nothwendigkeit gekommen, welche Jedermann empfand, daß die französische Sprache lebendig gelehrt und überliefert werden müsse. Mein Vater hatte einen jungen Menschen erzogen, der bey ihm Bedienter, Commerdiener, Secretär, genug nach und nach alles in allem gewesen war. Dieser, Namens Pfeil, sprach gut französisch und verstand es gründlich. Nachdem er sich verheiratet hatte, und seine Gönner

Der hat ein armes Maidel jung
Gar offt in Arm genommen;
Und liebgekoßt und liebgeherzt;
Als Bräutigam herumgeſcherzt;
Und endlich ſie verlaßen.

Das arme Maidel das erfuhr,
Vergingen ihr die Sinnen.
Sie lacht und weint, und bet und ſchwur:
So fuhr die Seel von hinnen.
Die Stund da ſie verſchieden war,
Wird bang dem Buben, grauſt ſein Haar;
Es treibt ihn fort zu Pferde.

Gonzalo.

Wer kommt? O, Teufel! wer kommt? Einen zu ſtören in der ſchaurigen ſchönen Empfindung! Lieber eine Ohrfeige. Sebaſtian?

Sebaſtian, ein Bedienter mit Lichtern.

Sebaſtian.

Guten Abend!

Gonzalo.

Woher?

für ihn auf einen Zuſtand denken mußten; ſo fielen ſie auf den Gedanken, ihn eine Penſion errichten zu laſſen, die ſich nach und nach zu einer kleinen Schulanſtalt erweiterte, in der man alles Nothwendige, ja zuletzt ſogar Lateiniſch und Griechiſch lehrte. Die weitverbreiteten Connexionen von Frankfurt gaben Gelegenheit, daß junge Franzoſen und Engländer, um Deutſch zu lernen und ſonſt ſich auszubilden, dieſer Anſtalt anvertraut wurden. Pfeil, der ein Mann in ſeinen beſten Jahren, von der wunderſamſten Energie und Thätigkeit war, ſtand dem Ganzen ſehr lobenswürdig vor, und weil er nie genug beſchäftigt ſeyn konnte; ſo warf er ſich bey Gelegenheit, da er ſeinen Schülern Muſikmeiſter halten mußte, ſelbſt in die Muſik, und betrieb das Clavierſpielen mit ſolchem Eifer, daß er, der niemals vorher eine Taſte angerührt hatte, ſehr bald recht fertig und brav ſpielte. Er ſchien die Maxime meines Vaters angenommen zu haben,

daß junge Leute nichts mehr aufmuntern und anregen könne, als wenn man ſelbſt ſchon in gewiſſen Jahren ſich wieder zum Schüler erklärte, und in einem Alter worin man ſehr ſchwer neue Fertigkeiten erlangt, dennoch durch Eifer und Anhaltſamkeit, jüngern von der Natur mehr begünſtigten den Rang abzulaufen ſuche.

Durch dieſe Neigung zum Clavierſpielen ward Pfeil auf die Inſtrumente ſelbſt geführt, und indem er ſich die beſten zu verſchaffen hefſte, kam er in Verhältniſſe mit Friderici in Gera, deſſen Inſtrumente weit und breit berühmt waren. Er nahm eine Anzahl davon in Commiſſion, und hatte nun die Freude, nicht nur etwa einen Flügel, ſondern mehrere in ſeiner Wohnung aufgeſtellt zu ſehen, ſich darauf zu üben und hören zu laſſen.

Auch in unſer Haus brachte die Lebendigkeit dieſes Mannes einen größern Muſikbe-

trieb. Mein Vater blieb mit ihm, bis auf die ſtrittigen Punkte, in einem dauernden guten Verhältniſſe. Auch für uns ward ein großer Friedericiſcher Flügel angeſchafft, den ich, bey meinem Clavier verweilend, wenig berührte, der aber meiner Schweſter zu deſto größerer Qual gedieh, weil ſie, um das neue Inſtrument gehörig zu ehren, täglich noch einige Zeit mehr auf ihre Uebungen zu wenden hatte; wobey mein Vater als Aufſeher, Pfeil aber als Muſterbild und antreibender Hausfreund, abwechſelnd zur Seite ſtanden.

Eine beſondere Liebhaberey meines Vaters machte uns Kindern viel Unbequemlichkeit. Es war nämlich die Seidenzucht, von deren Vortheil, wenn ſie allgemeiner verbreitet würde, er einen großen Begriff hatte. Einige Bekanntſchaften in Hanau, wo man die Zucht der Würmer ſehr ſorgfältig betrieb, gaben ihm die nächſte Veranlaſſung. Von dorther wurden ihm zu rechter Zeit die Eyer

gesendet; und sobald die Maulbeerbäume genugsames Laub zeigten, ließ man sie ausschlüpfen, und wartete der kaum sichtbaren Geschöpfe mit großer Sorgfalt. In einem Mansardzimmer waren Tische und Gestelle mit Brettern aufgeschlagen, um ihnen mehr Raum und Unterhalt zu bereiten: denn sie wuchsen schnell, und waren nach der letzten Häutung so heißhungrig, daß man kaum Blätter genug herbeyschaffen konnte, sie zu nähren; ja sie mußten Tag und Nacht gefüttert werden, weil eben alles darauf ankommt, daß sie der Nahrung ja nicht zu einer Zeit ermangeln, wo die große und wundersame Veränderung in ihnen vorgehen soll. War die Witterung günstig, so konnte man freylich dieses Geschäft als eine lustige Unterhaltung ansehen; trat aber Kälte ein, daß die Maulbeerbäume litten, so machte es große Noth. Noch unangenehmer aber war es, wenn in der letzten Epoche Regen einfiel: denn diese Geschöpfe können die Feuch-

tigkeit gar nicht vertragen; und ſo mußten die benetzten Blätter ſorgfältig abgewiſcht und getrocknet werden, welches denn doch nicht immer ſo genau geſchehen konnte, und aus dieſer oder vielleicht auch einer andern Urſache kamen mancherley Krankheiten unter die Heerde, wodurch die armen Creaturen zu Tauſenden hingerafft wurden. Die daraus entſtehende Fäulniß erregte einen wirklich peſtartigen Geruch, und da man die Todten und Kranken wegſchaffen und von den Geſunden abſondern mußte, um nur einige zu retten; ſo war es in der That ein äußerſt beſchwerliches und widerliches Geſchäft, das uns Kindern manche böſe Stunde verurſachte.

Nachdem wir nun eines Jahrs die ſchönſten Frühlings- und Sommerwochen mit Wartung der Seidenwürmer hingebracht, mußten wir dem Vater in einem andern Geſchäft beyſtehen, das, obgleich einfacher, uns

dennoch nicht weniger beſchwerlich ward. Die römiſchen Proſpecte nämlich, welche in dem alten Hauſe, in ſchwarze Stäbe oben und unten eingefaßt, an den Wänden mehrere Jahre gehangen hatten, waren durch Licht, Staub und Rauch ſehr vergilbt, und durch die Fliegen nicht wenig unſcheinbar geworden. War nun eine ſolche Unreinlichkeit in dem neuen Hauſe nicht zuläſſig, ſo hatten dieſe Bilder für meinen Vater auch durch ſeine längere Entferntheit von den vorgeſtellten Gegenden an Werth gewonnen. Denn im Anfange dienen uns dergleichen Abbildungen die erſt kurz vorher empfangenen Eindrücke aufzufriſchen und zu beleben. Sie ſcheinen uns gering gegen dieſe und meiſtens nur ein trauriges Surrogat. Verliſcht hingegen das Andenken der Urgeſtalten immer mehr und mehr, ſo treten die Nachbildungen unvermerkt an ihre Stelle, ſie werden uns ſo theuer als es jene waren, und was wir Anfangs mißachtet, erwirbt ſich nunmehr

unſre Schätzung und Neigung. So geht es mit allen Abbildungen, beſonders auch mit Porträten. Nicht leicht iſt Jemand mit dem Conterfey eines Gegenwärtigen zufrieden, und wie erwünſcht iſt uns jeder Schattenriß eines Abweſenden oder gar Abgeſchiedenen.

Genug, in dieſem Gefühl ſeiner bisherigen Verſchwendung wollte mein Vater jene Kupferſtiche ſoviel wie möglich wieder hergeſtellt wiſſen. Daß dieſes durch Bleichen möglich ſey, war bekannt; und dieſe bey großen Blättern immer bedenkliche Operation wurde unter ziemlich ungünſtigen Localumſtänden vorgenommen. Denn die großen Bretter, worauf die angerauchten Kupfer befeuchtet und der Sonne ausgeſtellt wurden, ſtanden vor Manſardfenſtern in den Dachrinnen an das Dach gelehnt, und waren daher manchen Unfällen ausgeſetzt. Dabey war die Hauptſache, daß das Papier niemals auf-

trocknen durfte, ſondern immer feucht gehalten werden mußte. Dieſe Obliegenheit hatte ich und meine Schweſter, wobey uns denn wegen der Langenweile und Ungeduld, wegen der Aufmerkſamkeit die uns keine Zerſtreuung zuließ, ein ſonſt ſo ſehr erwünſchter Müßiggang zur höchſten Qual gereichte. Die Sache ward gleichwohl durchgeſetzt, und der Buchbinder, der jedes Blatt auf ſtarkes Papier aufzog, that ſein beſtes, die hier und da durch unſre Fahrläſſigkeit zerriſſenen Ränder auszugleichen und herzuſtellen. Die ſämtlichen Blätter wurden in einen Band zuſammengefaßt und waren für dießmal gerettet.

Damit es uns Kindern aber ja nicht an dem Allerley des Lebens und Lernens fehlen möchte, ſo mußte ſich gerade um dieſe Zeit ein engliſcher Sprachmeiſter melden, welcher ſich anheiſchig machte, innerhalb vier Wochen, einen Jeden der nicht ganz roh in Sprachen ſey, die engliſche zu lehren und ihn ſo

weit zu bringen, daß er ſich mit einigem Fleiß weiter helfen könne. Er nahm ein mäßiges Honorar; die Anzahl der Schüler in einer Stunde war ihm gleichgültig. Mein Vater entſchloß ſich auf der Stelle den Verſuch zu machen, und nahm mit mir und meiner Schweſter bey dem expediten Meiſter Lection. Die Stunden wurden treulich gehalten, am Repetiren fehlte es auch nicht; man ließ die vier Wochen über eher einige andere Uebungen liegen; der Lehrer ſchied von uns und wir von ihm mit Zufriedenheit. Da er ſich länger in der Stadt aufhielt und viele Kunden fand, ſo kam er von Zeit zu Zeit nachzuſehen und nachzuhelfen, dankbar, daß wir unter die erſten gehörten, welche Zutrauen zu ihm gehabt, und ſtolz, uns den übrigen als Muſter anführen zu können.

In Gefolg von dieſem hegte mein Vater eine neue Sorgfalt, daß auch das Engliſche hübſch in der Reihe der übrigen Sprach-

beſchäftigungen bliebe. Nun bekenne ich, daß es mir immer läſtiger wurde, bald aus dieſer bald aus jener Grammatik oder Beyſpielſammlung, bald aus dieſem oder jenem Autor den Anlaß zu meinen Arbeiten zu nehmen, und ſo meinen Antheil an den Gegenſtänden zugleich mit den Stunden zu verzetteln. Ich kam daher auf den Gedanken alles mit einmal abzuthun, und erfand einen Roman von ſechs bis ſieben Geſchwiſtern, die von einander entfernt und in der Welt zerſtreut ſich wechſelſeitig Nachricht von ihren Zuſtänden und Empfindungen mittheilen. Der älteſte Bruder giebt in gutem Deutſch Bericht von allerley Gegenſtänden und Ereigniſſen ſeiner Reiſe. Die Schweſter, in einem frauenzimmerlichen Styl, mit lauter Punkten und in kurzen Sätzen, ungefähr wie nachher Siegwart geſchrieben wurde, erwiedert bald ihm, bald den andern Geſchwiſtern, was ſie theils von häuslichen Verhältniſſen, theils von Herzensangelegenheiten zu erzählen hat. Ein Bruder ſtu-

Sebaſtian.

Nur einen guten Abend. Ich ſuche Don Pedro überall, und kann ihn nicht finden.

Crugantino, vor ſich.

Ich glaub's wohl.

Claudine.

Iſt's lang, daß er von euch ſchied?

Sebaſtian.

Freilig. Ueberhaupt geht mir's heut Nacht ſo ſchurkiſch.

Gonzalo.

Nichts gerathen? Trink eins auf den Aerger. Wir haben auch hier einen neuen Gaſt, ſo ſpät noch.

Sebaſtian, ihn betrachtend und das Glas nehmend, vor ſich.

Das iſt ein Kerl, wie der, den ich ſuche! Schwank, feurige Augen, und die Zitter —

Gonzalo.

Wo bleibſt du heute? Bleib hier!

dirt Theologie und ſchreibt ein ſehr förmliches Latein, dem er manchmal ein griechiſches Poſtſcript hinzufügt. Einem folgenden in Hamburg als Handlungsdiener angeſtellt, ward natürlich die engliſche Correſpondenz zu Theil, ſo wie einem jüngern der ſich in Marſeille aufhielt, die franzöſiſche. Zum Italiäniſchen fand ſich ein Muſikus auf ſeinem erſten Ausflug in die Welt, und der jüngſte, eine Art von naſeweiſem Neſtquackelchen, hatte, da ihm die übrigen Sprachen abgeſchnitten waren, ſich aufs Judendeutſch gelegt, und brachte durch ſeine ſchrecklichen Chiffern die übrigen in Verzweiflung, und die Aeltern über den guten Einfall zum Lachen.

Für dieſe wunderliche Form ſuchte ich mir einigen Gehalt, indem ich die Geographie der Gegenden, wo meine Geſchöpfe ſich aufhielten, ſtudirte, und zu jenen trockenen Localitäten allerley Menſchlichkeiten hinzu erfand, die mit dem Character der Perſonen und ih-

rer Beſchäftigung einige Verwandtſchaft hatten. Auf dieſe Weiſe wurden meine Exercitienbücher viel voluminöſer; der Vater war zufriedener, und ich ward eher gewahr was mir an eigenem Vorrath und an Fertigkeiten abging.

Wie nun dergleichen Dinge, wenn ſie einmal im Gang ſind, kein Ende und keine Gränzen haben, ſo ging es auch hier: denn indem ich mir das barocke Judendeutſch zuzueignen und es eben ſo gut zu ſchreiben ſuchte, als ich es leſen konnte, fand ich bald, daß mir die Kenntniß des Hebräiſchen fehlte, wovon ſich das moderne verdorbene und verzerrte allein ableiten und mit einiger Sicherheit behandeln ließ. Ich eröffnete daher meinem Vater die Nothwendigkeit, Hebräiſch zu lernen, und betrieb ſehr lebhaft ſeine Einwilligung: denn ich hatte noch eine höhern Zweck. Ueberall hörte ich ſagen, daß zum Verſtändniß des alten Teſtaments ſo wie des neuen die

Grundſprachen nöthig wären. Das letzte las ich ganz bequem, weil die ſogenannten Evangelien und Epiſteln, damit es ja auch Sonntags nicht an Uebung fehle, nach der Kirche recitirt, überſetzt und einigermaßen erklärt werden mußten. Eben ſo dachte ich es nun auch mit dem alten Teſtamente zu halten, das mir wegen ſeiner Eigenthümlichkeit ganz beſonders von jeher zugeſagt hatte.

Mein Vater, der nicht gern etwas halb that, beſchloß den Rector unſeres Gymnaſiums, Doctor Albrecht, um Privatſtunden zu erſuchen, die er mir wöchentlich ſo lange geben ſollte, bis ich von einer ſo einfachen Sprache das Nöthigſte gefaßt hätte; denn er hoffte, ſie werde, wo nicht ſo ſchnell doch wenigſtens in doppelter Zeit als die engliſche, ſich abthun laſſen.

Der Rector Albrecht war eine der originalſten Figuren von der Welt, klein, nicht

dick aber breit, unförmlich ohne verwachsen zu seyn, kurz ein Aesop mit Chorrock und Perücke. Sein über-siebzigjähriges Gesicht war durchaus zu einem sarkastischen Lächeln verzogen, wobey seine Augen immer groß blieben, und obgleich roth doch immer leuchtend und geistreich waren. Er wohnte in dem alten Kloster zu den Barfüßern, dem Sitz des Gymnasiums. Ich hatte schon als Kind, meine Aeltern begleitend, ihn manchmal besucht, und die langen dunklen Gänge, die in Visitenzimmer verwandelten Capellen, das unterbrochne treppen- und winkelhafte Local mit schaurigem Behagen durchstrichen. Ohne mir unbequem zu seyn, examinirte er mich so oft er mich sah, und lobte und ermunterte mich. Eines Tages, bey der Translocation nach öffentlichem Examen, sah er mich als einen auswärtigen Zuschauer, während er die silbernen praemia virtutis et diligentiae austheilte, nicht weit von seinem Catheder stehen. Ich mochte gar sehnlich nach dem

Beutelchen blicken, aus welchem er die Schaumünzen hervorzog; er winkte mir, trat eine Stufe herunter und reichte mir einen ſolchen Silberling. Meine Freude war groß, obgleich Andre dieſe einem Nicht-Schulknaben gewährte Gabe außer aller Ordnung fanden. Allein daran war dem guten Alten wenig gelegen, der überhaupt den Sonderling und zwar in einer auffallenden Weiſe ſpielte. Er hatte als Schulmann einen ſehr guten Ruf und verſtand ſein Handwerk, ob ihm gleich das Alter ſolches auszuüben nicht mehr ganz geſtattete. Aber beynahe noch mehr als durch eigene Gebrechlichkeit fühlte er ſich durch äußere Umſtände gehindert, und wie ich ſchon früher wußte, war er weder mit dem Conſiſtorium, noch den Scholarchen, noch den Geiſtlichen, noch auch den Lehrern zufrieden. Seinem Naturell, das ſich zum Aufpaſſen auf Fehler und Mängel und zur Satire hinneigte ließ er ſowohl in Programmen als in öffentlichen Reden freyen Lauf, und wie Lucian faſt der einzige Schriftſteller

war, den er las und ſchätzte, ſo würzte er alles was er ſagte und ſchrieb, mit beizenden Ingredienzien.

Glücklicherweiſe für diejenigen mit welchen er unzufrieden war, ging er niemals direct zu Werke, ſondern ſchraubte nur mit Bezügen, Anſpielungen, claſſiſchen Stellen und bibliſchen Sprüchen auf die Mängel hin, die er zu rügen gedachte. Dabey war ſein mündlicher Vortrag (er las ſeine Reden jederzeit ab) unangenehm, unverſtändlich, und über alles dieſes manchmal durch einen Huſten, öfters aber durch ein hohles bauchſchütterndes Lachen unterbrochen, womit er die beißenden Stellen anzukündigen und zu begleiten pflegte. Dieſen ſeltſamen Mann fand ich mild und willig, als ich anfing meine Stunden bey ihm zu nehmen. Ich ging nun täglich Abends um ſechs Uhr zu ihm, und fühlte immer ein heimliches Behagen, wenn ſich die Klingelthüre hinter mir ſchloß,

und ich nun den langen düſtern Kloſtergang durchzuwandeln hatte. Wir ſaßen in ſeiner Bibliothek an einem mit Wachstuch beſchlagenen Tiſche; ein ſehr durchleſener Lucian kam nie von ſeiner Seite.

Ohngeachtet alles Wohlwollens gelangte ich doch nicht ohne Einſtand zur Sache: denn mein Lehrer konnte gewiſſe ſpöttiſche Anmerkungen, und was es denn mit dem Hebräiſchen eigentlich ſolle, nicht unterdrücken. Ich verſchwieg ihm die Abſicht auf das Judendeutſch, und ſprach von beſſerem Verſtändniß des Grundtextes. Darauf lächelte er und meynte, ich ſolle ſchon zufrieden ſeyn, wenn ich nur leſen lernte. Dieß verdroß mich im Stillen, und ich nahm alle meine Aufmerkſamkeit zuſammen, als es an die Buchſtaben kam. Ich fand ein Alphabet das ohngefähr dem griechiſchen zur Seite ging, deſſen Geſtalten faßlich, deſſen Benennungen mir zum größten Theil nicht fremd waren.

Ich hatte dieß alles ſehr bald begriffen und behalten, und dachte es ſollte nun ans Leſen gehen. Daß dieſes von der rechten zur linken Seite geſchehe, war mir wohl bewußt: Nun aber trat auf Einmal ein neues Heer von kleinen Buchſtäbchen und Zeichen hervor, von Puncten und Stricheichen aller Art, welche eigentlich die Vocale vorſtellen ſollten, worüber ich mich um ſo mehr verwunderte, als ſich in dem größern Alphabete offenbar Vocale befanden, und die übrigen nur unter fremden Benennungen verborgen zu ſeyn ſchienen. Auch ward gelehrt, daß die jüdiſche Nation, ſo lange ſie geblüht, wirklich ſich mit jenen erſten Zeichen begnügt und keine andere Art zu ſchreiben und zu leſen gekannt habe. Ich wäre nun gar zu gern auf dieſem alterthümlichen, wie mir ſchien bequemeren Wege gegangen; allein mein Alter erklärte etwas ſtreng: man müſſe nach der Grammatik verfahren wie ſie einmal beliebt und verfaßt worden. Das Leſen ohne dieſe

Puncte und Striche ſey eine ſehr ſchwere Aufgabe, und könne nur von Gelehrten und den geübteſten geleiſtet werden. Ich mußte mich alſo bequemen auch dieſe kleinen Merkzeichen kennen zu lernen; aber die Sache ward mir immer verworrner. Nun ſollten einige der erſten gröſsern Urzeichen an ihrer Stelle gar nichts gelten, damit ihre kleinen Nachgebornen doch ja nicht umſonſt daſtehen möchten. Dann ſollten ſie einmal wieder einen leiſen Hauch, dann einen mehr oder weniger harten Kehllaut andeuten, bald gar nur als Stütze und Widerlage dienen. Zuletzt aber, wenn man ſich alles wohl gemerkt zu haben glaubte, wurden einige der groſsen ſowohl als der kleinen Perſonagen in den Ruheſtand verſetzt, ſo daſs das Auge immer ſehr viel und die Lippe ſehr wenig zu thun hatte.

Indem ich nun dasjenige was mir dem Inhalt nach ſchon bekannt war, in einem

fremden kauderwelſchen Idiom herſtottern ſollte, wobey mir denn ein gewiſſes Näſeln und Gurgeln als ein Unerreichbares nicht wenig empfohlen wurde; ſo kam ich gewiſſermaßen von der Sache ganz ab, und amüſirte mich auf eine kindiſche Weiſe an den ſeltſamen Namen dieſer gehäuften Zeichen. Da waren Kaiſer, Könige und Herzoge, die als Accente hie und da dominirend, mich nicht wenig unterhielten. Aber auch dieſe ſchalen Späße verloren bald ihren Reiz. Doch wurde ich dadurch ſchadlos gehalten, daß mir beym Leſen, Ueberſetzen, Wiederholen, Auswendiglernen der Inhalt des Buchs um ſo lebhafter entgegentrat, und dieſer war es eigentlich, über welchen ich von meinem alten Herrn Aufklärung verlangte. Denn ſchon vorher waren mir die Widerſprüche der Ueberlieferung mit dem Wirklichen und Möglichen ſehr auffallend geweſen, und ich hatte meine Hauslehrer durch die Sonne, die zu Gibeon, und den Mond, der im

Sebaſtian.

Nein ich muß Pedro finden, und ſollt ich ſuchen biß an den Tag. Wo kommen der Herr her?

Gonzalo.

Von Saroßa.

Sebaſtian, freundlich.

Den Nahmen?

Crugantino.

Crugantino nennt man mich. (vor ſich) Alter Eſel!

Sebaſtian, gleichgültig ins Glas redend.

So? (ſich herumwendend, ergözt vor ſich) Hab ich dich, Vogel; Hab ich dich? Nun, Pedro, ſei wo du willſt den muß ich erſt in Sicherheit bringen (laut) Adieu.

Gonzalo.

Noch eins!

Seba-

Thal Ajalon ſtill ſtand, in manche Noth verſetzt; gewiſſer anderer Unwahrſcheinlichkeiten und Incongruenzen nicht zu gedenken. Alles dergleichen ward nun aufgeregt, indem ich mich, um von dem Hebräiſchen Meiſter zu werden, mit dem alten Teſtament ausſchließlich beſchäftigte, und ſolches nicht mehr in Luthers Ueberſetzung, ſondern in der wörtlichen beygedruckten Verſion des Sebaſtian Schmidt, den mir mein Vater ſogleich angeſchafft hatte, durchſtudirte. Hier fingen unſere Stunden leider an, was die Sprachübungen betrifft, lückenhaft zu werden. Leſen, Exponiren, Grammatik, Aufſchreiben und Herſagen von Wörtern dauerte ſelten eine völlige halbe Stunde: denn ich fing ſogleich an auf den Sinn der Sache loszugehen, und ob wir gleich noch in dem erſten Buche Moſis befangen waren, mancherley Dinge zur Sprache zu bringen, welche mir aus den ſpätern Büchern im Sinne lagen. Anfangs ſuchte der gute Alte mich von ſolchen Ab-

ſchweifungen zurückzuführen; zuletzt aber ſchien es ihn ſelbſt zu unterhalten. Er kam nach ſeiner Art nicht aus dem Huſten und Lachen, und wiewohl er ſich ſehr hüthete mir eine Auskunft zu geben, die ihn hätte compromittiren können, ſo ließ meine Zudringlichkeit doch nicht nach; ja da mir mehr daran gelegen war, meine Zweifel vorzubringen als die Auflöſung derſelben zu erfahren, ſo wurde ich immer lebhafter und kühner, wozu er mich durch ſein Betragen zu berechtigen ſchien. Uebrigens konnte ich nichts aus ihm bringen, als daß er ein über das andre Mal mit ſeinem bauchſchütternden Lachen ausrief: „Er närriſcher Kerl! Er närriſcher Junge!“

Indeſſen mochte ihm meine, die Bibel nach allen Seiten durchkreuzende, kindiſche Lebhaftigkeit doch ziemlich ernſthaft und einiger Nachhülfe werth geſchienen haben. Er verwies mich daher nach einiger Zeit auf das große engliſche Bibelwerk, welches in ſeiner

Bibliothek bereit ſtand, und in welchem die Auslegung ſchwerer und bedenklicher Stellen auf eine verſtändige und kluge Weiſe unternommen war. Die Ueberſetzung hatte durch die großen Bemühungen deutſcher Gottesgelehrten Vorzüge vor dem Original erhalten. Die verſchiedenen Meynungen waren angeführt, und zuletzt eine Art von Vermittelung verſucht, wobey die Würde des Buchs, der Grund der Religion und der Menſchenverſtand einigermaßen neben einander beſtehen konnten. So oft ich nun gegen Ende der Stunde mit hergebrachten Fragen und Zweifeln auftrat, ſo oft deutete er auf das Repoſitorium; ich holte mir den Band, er ließ mich leſen, blätterte in ſeinem Lucian, und wenn ich über das Buch meine Anmerkungen machte, war ſein gewöhnliches Lachen alles wodurch er meinen Scharfſinn erwiederte. In den langen Sommertagen ließ er mich ſitzen ſo lange ich leſen konnte, manchmal allein; nur dauerte es eine Weile, bis

er mir erlaubte einen Band nach dem andern mit nach Hauſe zu nehmen.

Der Menſch mag ſich wenden wohin er will, er mag unternehmen was es auch ſey, ſtets wird er auf jenen Weg wieder zurückkehren, den ihm die Natur einmal vorgezeichnet hat. So erging es auch mir im gegenwärtigen Falle. Die Bemühungen um die Sprache, um den Inhalt der heiligen Schriften ſelbſt, endigten zuletzt damit, daß von jenem ſchönen und viel geprieſenen Lande, ſeiner Umgebung und Nachbarſchaft, ſo wie von den Völkern und Ereigniſſen, welche jenen Fleck der Erde durch Jahrtauſende hindurch verherrlichten, eine lebhaftere Vorſtellung in meiner Einbildungskraft hervorging.

Dieſer kleine Raum ſollte den Urſprung und das Wachsthum des Menſchengeſchlechts ſehen; von dorther ſollten die erſten und einzigſten Nachrichten der Urgeſchichte zu uns

gelangen, und ein ſolches Local ſollte zugleich ſo einfach und faßlich, als mannigfaltig und zu den wunderſamſten Wanderungen und Anſiedelungen geeignet, vor unſerer Einbildungskraft liegen. Hier, zwiſchen vier benannten Flüſſen, war aus der ganzen zu bewohnenden Erde ein kleiner höchſt anmuthiger Raum dem jugendlichen Menſchen ausgeſondert. Hier ſollte er ſeine erſten Fähigkeiten entwickeln, und hier ſollte ihn zugleich das Loos treffen, das ſeiner ganzen Nachkommenſchaft beſchieden war, ſeine Ruhe zu verlieren, indem er nach Erkenntniß ſtrebte. Das Paradies war verſcherzt; die Menſchen mehrten und verſchlimmerten ſich; die an die Unarten dieſes Geſchlechts noch nicht gewohnten Elohim wurden ungeduldig und vernichteten es von Grund aus. Nur wenige wurden aus der allgemeinen Ueberſchwemmung gerettet; und kaum hatte ſich dieſe gräuliche Flut verlaufen, als der bekannte vaterländiſche Boden ſchon wieder vor den Blicken der dank-

baren Geretteten lag. Zwey Flüsse von diesen, Euphrat und Tigris, flossen noch in ihren Betten. Der Name des ersten blieb; den andern schien sein Lauf zu bezeichnen. Genauere Spuren des Paradieses wären nach einer so großen Umwälzung nicht zu fordern gewesen. Das erneute Menschengeschlecht ging von hier zum zweyten Mal aus; es fand Gelegenheit sich auf alle Arten zu nähren und zu beschäftigen, am meisten aber große Heerden zahmer Geschöpfe um sich zu versammlen und mit ihnen nach allen Seiten hinzuziehen.

Diese Lebensweise, so wie die Vermehrung der Stämme, nöthigte die Völker bald sich von einander zu entfernen. Sie konnten sich sogleich nicht entschließen ihre Verwandte und Freunde für immer fahren zu lassen; sie kamen auf den Gedanken einen hohen Thurm zu bauen, der ihnen aus weiter Ferne den Weg wieder zurück weisen sollte. Aber dieser

Verſuch mislang wie jenes erſte Beſtreben. Sie ſollten nicht zugleich glücklich und klug, zahlreich und einig ſeyn. Die Elohim verwirrten ſie, der Bau unterblieb, die Menſchen zerſtreuten ſich; die Welt war bevölkert, aber entzweyt.

Unſer Blick, unſer Antheil bleibt aber noch immer an dieſe Gegenden geheftet. Endlich geht abermals ein Stammvater von hier aus, der ſo glücklich iſt, ſeinen Nachkommen einen entſchiedenen Character aufzuprägen, und ſie dadurch für ewige Zeiten zu einer großen, und bey allem Glücks- und Orts-Wechſel zuſammenhaltenden Nation zu vereinigen.

Vom Euphrat aus, nicht ohne göttlichen Fingerzeig, wandert Abraham gegen Weſten. Die Wüſte ſetzt ſeinem Zug kein entſchiedenes Hinderniß entgegen; er gelangt an den Jordan, zieht über den Fluß und verbreitet ſich

in den ſchönen mittägigen Gegenden von Paläſtina. Dieſes Land war ſchon früher in Beſitz genommen und ziemlich bewohnt. Berge, nicht allzu hoch aber ſteinig und unfruchtbar, waren von vielen bewäſſerten, dem Anbau günſtigen Thälern durchſchnitten. Städte, Flecken, einzelne Anſiedelungen lagen zerſtreut auf der Fläche, auf Abhängen des großen Thals, deſſen Waſſer ſich im Jordan ſammlen. So bewohnt, ſo behaut war das Land, aber die Welt noch groß genug, und die Menſchen nicht auf den Grad ſorgfältig, bedürfnißvoll und thätig, um ſich gleich aller ihrer Umgebungen zu bemächtigen. Zwiſchen jenen Beſitzungen erſtreckten ſich große Räume, in welchen weidende Züge ſich bequem hin und her bewegen konnten. In ſolchen Räumen hält ſich Abraham auf, ſein Bruder Lot iſt bey ihm; aber ſie können nicht lange an ſolchen Orten verbleiben. Eben jene Verfaſſung des Landes, deſſen Bevölkerung bald zu bald abnimmt, und deſſen Erzeugniſſe ſich

niemals mit dem Bedürfniß im Gleichgewicht erhalten, bringt unverſehens eine Hungersnoth hervor, und der Eingewanderte leidet mit dem Einheimiſchen, dem er durch ſeine zufällige Gegenwart die eigne Nahrung verkümmert hat. Die beyden chaldäiſchen Brüder ziehen nach Aegypten, und ſo iſt uns der Schauplatz vorgezeichnet, auf dem einige tauſend Jahre die bedeutendſten Begebenheiten der Welt vorgehen ſollten. Vom Tigris zum Euphrat, vom Euphrat zum Nil ſehen wir die Erde bevölkert, und in dieſem Raume einen bekannten, den Göttern geliebten, uns ſchon werth gewordnen Mann mit Heerden und Gütern hin und wieder ziehen und ſie in kurzer Zeit aufs reichlichſte vermehren. Die Brüder kommen zurück; allein gewitzigt durch die ausgeſtandene Noth, faſſen ſie den Entſchluß ſich von einander zu trennen. Beyde verweilen zwar im mittägigen Canaan; aber indem Abraham zu Hebron gegen dem Hain Mamre bleibt, zieht ſich Lot nach dem Thale

Siddim, das, wenn unſere Einbildungskraft kühn genug iſt, dem Jordan einen unterirdiſchen Ausfluß zu geben, um an der Stelle des gegenwärtigen Aſphaltſees einen trocknen Boden zu gewinnen, uns als ein zweytes Paradies erſcheinen kann und muß; um ſo mehr, weil die Bewohner und Umwohner deſſelben als Weichlinge und Frevler berüchtigt, uns dadurch auf ein bequemes und üppiges Leben ſchließen laſſen. Lot wohnt unter ihnen, jedoch abgeſondert.

Aber Hebron und der Hain Mamre erſcheinen uns als die wichtige Stätte, wo der Herr mit Abraham ſpricht und ihm alles Land verheißt, ſo weit ſein Blick nur in vier Weltgegenden reichen mag. Aus dieſen ſtillen Bezirken, von dieſen Hirtenvölkern, die mit den Himmliſchen umgehen dürfen, ſie als Gäſte bewirthen und manche Zwieſprache mit ihnen halten, werden wir genöthigt den Blick abermals gegen Oſten zu wenden, und

Sebaſtian.

Danke. Diener, meine Herrn und Damen.

Gonzalo.

Sybille, geleit ihn.

Sebaſtian.

Laßt das Zeug.

(ab.)

Crugantino.

Ein alter Freund vom Hauſe?

Gonzalo.

Der uns wieder einmal nach langer Abweſenheit beſucht. Ein biſſgen gerad zu, aber brav. Nun weiter unſer Liedgen, weiter. Mich dünkt ich ſeh ihn, wie ihn der böſe Geiſt vom Herrn ängſtiget, den Meineidigen, wie er zu Pferde in die Welt hinein hauſt und wüthet.

Crugantino.

Wohl, Wohl.

Die

an die Verfaſſung der Nebenwelt zu denken, die im Ganzen wohl der einzelnen Verfaſſung von Canaan gleichen mochte.

Familien halten zuſammen; ſie vereinigen ſich, und die Lebensart der Stämme wird durch das Local beſtimmt, das ſie ſich zugeeignet haben oder zueignen. Auf den Gebirgen, die ihr Waſſer nach dem Tigris hinunterſenden, finden wir kriegeriſche Völker, die ſchon ſehr frühe auf jene Welteroberer und Weltbeherrſcher hindeuten, und in einem für jene Zeiten ungeheuren Feldzug uns ein Vorſpiel künftiger Großthaten geben. Kedor Laomor, König von Elam, wirkt ſchon mächtig auf Verbündete. Er herrſcht lange Zeiten ſchon zwölf Jahre vor Abrahams Ankunft in Canaan hatte er bis an den Jordan die Völker zinsbar gemacht. Sie waren endlich abgefallen, und die Verbündeten rüſten ſich zum Kriege. Wir finden ſie unvermuthet auf einem Wege, auf dem wahr

ſcheinlich auch Abraham nach Canaan gelangte. Die Völker an der linken und untern Seite des Jordan werden bezwungen. Keder Laomer richtet ſeinen Zug ſüdwärts nach den Völkern der Wüſte, ſodann ſich nordwärts wendend ſchlägt er die Amalekiter, und als er auch die Amoriter überwunden, gelangt er nach Canaan, überfällt die Könige des Thals Siddim, ſchlägt und zerſtreut ſie, und zieht mit großer Beute den Jordan aufwärts, um ſeinen Siegerzug bis gegen den Libanon auszudehnen.

Unter den Gefangenen, Beraubten, mit ihrer Habe Fortgeſchleppten befindet ſich auch Lot, der das Schickſal des Landes theilt, worin er als Gaſt ſich befindet. Abraham vernimmt es, und hier ſehen wir ſogleich den Erzvater als Krieger und Helden. Er raſft ſeine Knechte zuſammen, theilt ſie in Haufen, fällt auf den beſchwerlichen Beutetroß, verwirrt die Sieghaften, die im Rücken fei-

nen Feind mehr vermuthen konnten, und bringt ſeinen Bruder und deſſen Habe nebſt Manchem von der Habe der überwundenen Könige zurück. Durch dieſen kurzen Kriegszug nimmt Abraham gleichſam von dem Lande Beſitz. Den Einwohnern erſcheint er als Beſchützer, als Retter; und durch ſeine Uneigennützigkeit als König. Dankbar empfangen ihn die Könige des Thals, ſegnend Melchiſedek der König und Prieſter.

Nun werden die Weiſſagungen einer unendlichen Nachkommenſchaft erneut, ja ſie gehen immer mehr ins Weite. Vom Waſſer des Euphrat bis zum Fluß Aegyptens werden ihm die ſämmtlichen Landſtrecken verſprochen; aber noch ſieht es mit ſeinen unmittelbaren Leibeserben mißlich aus. Er iſt achtzig Jahr alt und hat keinen Sohn. Sara, weniger den Göttern vertrauend als er, wird ungeduldig; ſie will nach orientaliſcher Sitte durch ihre Magd einen Nachkommen haben. Aber

kaum iſt Hagar dem Hausherrn vertraut, kaum iſt Hoffnung zu einem Sohne; ſo zeigt ſich der Zwieſpalt im Hauſe. Die Frau begegnet ihrer eignen Beſchützten übel genug, und Hagar flieht, um bey andern Horden einen beſſern Zuſtand zu finden. Nicht ohne höheren Wink kehrt ſie zurück, und Ismael wird geboren.

Abraham iſt nun neun und neunzig Jahr alt, und die Verheißungen einer zahlreichen Nachkommenſchaft werden noch immer wiederholt, ſo daß am Ende beyde Gatten ſie lächerlich finden. Und doch wird Sara zuletzt guter Hoffnung und bringt einen Sohn, dem der Name Iſaak zu Theil wird.

Auf geſetzmäßiger Fortpflanzung des Menſchengeſchlechts ruht größtentheils die Geſchichte. Die bedeutendſten Weltbegebenheiten iſt man bis in die Geheimniſſe der Familien zu verfolgen genöthigt; und ſo geben uns auch die

Ehen der Erzväter zu eignen Betrachtungen Anlaß. Es iſt als ob die Gottheiten, welche das Schickſal der Menſchen zu leiten beliebten, die ehelichen Ereigniſſe jeder Art hier gleichſam im Vorbilde hätten darſtellen wollen. Abraham, ſo lange Jahre mit einer ſchönen, von Vielen umworbenen Frau in kinderloſer Ehe, findet ſich in ſeinem hundertſten als Gatte zweyer Frauen, als Vater zweyer Söhne, und in dieſem Augenblick iſt ſein Hausfriede geſtört. Zwey Frauen neben einander, ſo wie zwey Söhne von zwey Müttern gegen einander über, vertragen ſich unmöglich. Derjenige Theil, der durch Geſetze, Herkommen und Meynung weniger begünſtigt iſt, muß weichen. Abraham muß die Neigung zu Hagar, zu Ismael aufopfern; beyde werden entlaſſen und Hagar genöthigt, den Weg, den ſie auf einer freywilligen Flucht eingeſchlagen, nunmehr wider Willen anzutreten, anfangs, wie es ſcheint, zu des Kindes und ihrem Untergang; aber der Engel des Herrn

der ſie früher zurückgewieſen, rettet ſie auch dießmal, damit Ismael auch zu einem großen Volk werde, und die unwahrſcheinlichſte aller Verheißungen ſelbſt über ihre Gränzen hinaus in Erfüllung gehe.

Zwey Aeltern in Jahren und ein einziger ſpätgeborner Sohn: hier ſollte man doch endlich eine häusliche Ruhe, ein irdiſches Glück erwarten! Keineswegs. Die Himmliſchen bereiten dem Erzvater noch die ſchwerſte Prüfung. Doch von dieſer können wir nicht reden, ohne vorher noch mancherley Betrachtungen anzuſtellen.

Sollte eine natürliche, allgemeine Religion entſpringen, und ſich eine beſondere, geoffenbarte daraus entwickeln, ſo waren die Länder, in denen bisher unſere Einbildungskraft verweilt, die Lebensweiſe, die Menſchenart wohl am geſchickteſten dazu; wenigſtens finden wir nicht, daß in der ganzen Welt ſich etwas

ähnlich Günſtiges und Heitres hervorgethan hätte. Schon zur natürlichen Religion, wenn wir annehmen, daß ſie früher in dem menſchlichen Gemüthe entſprungen, gehört viel Zartheit der Geſinnung: denn ſie ruht auf der Ueberzeugung einer allgemeinen Vorſehung, welche die Weltordnung im Ganzen leite. Eine beſondre Religion, eine von den Göttern dieſem oder jenem Volk geoffenbarte, führt den Glauben an eine beſondre Vorſehung mit ſich, die das göttliche Weſen gewiſſen begünſtigten Menſchen, Familien, Stämmen und Völkern zuſagt. Dieſe ſcheint ſich ſchwer aus dem Innern des Menſchen zu entwickeln. Sie verlangt Ueberlieferung, Herkommen, Bürgſchaft aus uralter Zeit.

Schön iſt es daher, daß die iſraelitiſche Ueberlieferung gleich die erſten Männer, welche dieſer beſondern Vorſehung vertrauen, als Glaubenshelden darſtellt, welche von jenem hohen Weſen, dem ſie ſich abhängig erken-

nen, alle und jede Gebote eben ſo blindlings befolgen, als ſie ohne zu zweifeln die ſpäten Erfüllungen ſeiner Verheißungen abzuwarten nicht ermüden.

So wie eine beſondere, geoffenbarte Religion den Begriff zum Grunde legt, daß einer mehr von den Göttern begünſtigt ſeyn könne als der andre, ſo entſpringt ſie auch vorzüglich aus der Abſonderung der Zuſtände. Nahe verwandt ſchienen ſich die erſten Menſchen, aber ihre Beſchäftigungen trennten ſie bald. Der Jäger war der freyeſte von allen; aus ihm entwickelte ſich der Krieger und der Herrſcher. Der Theil der den Acker baute, ſich der Erde verſchrieb, Wohnungen und Scheuern aufführte, um das Erworbene zu erhalten, konnte ſich ſchon etwas dünken, weil ſein Zuſtand Dauer und Sicherheit verſprach. Dem Hirten an ſeiner Stelle ſchien der ungemeſſenſte Zuſtand ſo wie ein gränzenloſer Beſitz zu Theil geworden. Die Vermehrung

der Heerden ging ins Unendliche, und der Raum der sie ernähren sollte, erweiterte sich nach allen Seiten. Diese drey Stände scheinen sich gleich anfangs mit Verdruß und Verachtung angesehn zu haben; und wie der Hirte dem Städter ein Gräuel war, so sonderte er auch sich wieder von diesem ab. Die Jäger verlieren sich aus unsern Augen in die Gebirge, und kommen nur als Eroberer wieder zum Vorschein.

Zum Hirtenstande gehörten die Erzväter. Ihre Lebensweise auf dem Meere der Wüsten und Weiden gab ihren Gesinnungen Breite und Freyheit, das Gewölbe des Himmels unter dem sie wohnten, mit allen seinen nächtlichen Sternen, ihren Gefühlen Erhabenheit, und sie bedurften mehr als der thätige gewandte Jäger, mehr als der sichre sorgfältige haushewohnende Ackersmann, des unerschütterlichen Glaubens, daß ein Gott ihnen zur Seite

ziehe, daß er ſie beſuche, an ihnen Antheil nehme, ſie führe und rette.

Zu noch einer andern Betrachtung werden wir genöthigt, indem wir zur Geſchichtsfolge übergehen. So menſchlich, ſchön und heiter auch die Religion der Erzväter erſcheint; ſo gehen doch Züge von Wildheit und Grauſamkeit hindurch, aus welcher der Menſch herankommen, oder worein er wieder verſinken kann.

Daß der Haß ſich durch das Blut, durch den Tod des überwundenen Feindes verſöhne, iſt natürlich; daß man auf dem Schlachtfelde zwiſchen den Reihen der Getödteten einen Frieden ſchloß, läßt ſich wohl denken; daß man eben ſo durch geſchlachtete Thiere ein Bündniß zu befeſtigen glaubte, fließt aus dem Vorhergehenden; auch daß man die Götter, die man doch immer als Partey, als Widerſacher oder als Beyſtand anſah, durch

Die Stund da ſie verſchieden war,
Wird bang dem Buben grauſt ſein Haar;
Es treibt ihn fort zu Pferde.

Er gab die Sporen kreuz und quer
Und ritt auf alle Seiten,
Herüber, hinüber, hin und her,
Kann keine Ruh erreiten;
Reit ſieben Tag und ſieben Nacht:
Es blizt und donnert, ſtürmt und kracht,
Die Fluthen reißen über.

Und reit im Blitz und Wetterſchein
Gemäuerwerk entgegen;
Bind's Pferd haus an und kriecht hinein,
Und dukt ſich vor dem Regen;
Und wie er tappt und wie er fühlt
Sich unter ihm die Erd erwühlt:
Er ſtürzt wohl hundert Klafter.

Und als er ſich ermannt vom Schlag,
Sieht er drei Lichtlein ſchleichen.
Er raft ſich auf und krapelt nach;
Die Lichtlein ferne weichen;
Irrführen ihn die Queer und Läng,
Trepp auf Trepp ab, durch enge Gäng,
Verfallne wüſte Keller.

(Ein Bedienter kommt unter die Thüre. Sybille ſieht ſich um, er winkt ihr, ſie geht, um nicht zu ſtören auf den Zehen

Geliebtes herbeyziehen, ſie verſöhnen, ſie gewinnen könne, über dieſe Vorſtellung hat man ſich gleichfalls nicht zu verwundern. Bleiben wir aber bey den Opfern ſtehen, und betrachten die Art, wie ſie in jener Urzeit dargebracht wurden; ſo finden wir einen ſeltſamen, für uns ganz widerlichen Gebrauch, der wahrſcheinlich auch aus dem Kriege hergenommen, dieſen nämlich: die geopferten Thiere jeder Art, und wenn ihrer noch ſo viel gewidmet wurden, mußten in zwey Hälften zerhauen, an zwey Seiten gelegt werden, und in der Straße dazwiſchen befanden ſich diejenigen, die mit der Gottheit einen Bund ſchließen wollten.

Wunderbar und ahndungsvoll geht durch jene ſchöne Welt noch ein anderer ſchrecklicher Zug, daß alles was geweiht, was verlobt war, ſterben mußte: wahrſcheinlich auch ein auf den Frieden übergetragener Kriegsgebrauch. Den Bewohnern einer Stadt, die ſich gewalt-

ſam wehrt, wird mit einem ſolchen Gelübde gedroht; ſie geht über, durch Sturm oder ſonſt: man läßt nichts am Leben, Männer keineswegs, und manchmal theilen auch Frauen, Kinder, ja das Vieh ein gleiches Schickſal. Uebereilter und abergläubiſcher Weiſe werden, beſtimmter oder unbeſtimmter, dergleichen Opfer den Göttern verſprochen; und ſo kommen die welche man ſchonen möchte, ja ſo gar die Nächſten, die eigenen Kinder, in den Fall als Sühnopfer eines ſolchen Wahnſinns zu bluten.

In dem ſanften, wahrhaft urväterlichen Character Abrahams konnte eine ſo barbariſche Anbetungsweiſe nicht entſpringen; aber die Götter, welche manchmal, um uns zu verſuchen, jene Eigenſchaften hervorzukehren ſcheinen, die der Menſch ihnen anzudichten geneigt iſt, befehlen ihm das Ungeheure. Er ſoll ſeinen Sohn opfern, als Pfand des neuen Bundes, und wenn es nach dem Herge-

brachten geht, ihn nicht etwa nur ſchlachten und verbrennen, ſondern ihn in zwey Stücke theilen, und zwiſchen ſeinen rauchenden Eingeweiden ſich von den gütigen Göttern eine neue Verheißung erwarten. Ohne Zaudern und blindlings ſchickt Abraham ſich an, den Befehl zu vollziehen: den Göttern iſt der Wille hinreichend. Nun ſind Abrahams Prüfungen vorüber: denn weiter konnten ſie nicht geſteigert werden. Aber Sara ſtirbt, und dieß giebt Gelegenheit, daß Abraham von dem Lande Canaan vorbildlich Beſitz nimmt. Er bedarf eines Grabes, und dieß iſt das erſte Mal, daß er ſich nach einem Eigenthum auf dieſer Erde umſieht. Eine zweifache Höhle gegen dem Hain Mamre mag er ſich ſchon früher ausgeſucht haben. Dieſe kauft er mit dem daranſtoßenden Acker, und die Form Rechtens, die er dabey beobachtet, zeigt wie wichtig ihm dieſer Beſitz iſt. Er war es auch, mehr als er ſich vielleicht ſelbſt denken konnte: denn er, ſeine Söhne und Enkel ſollten da-

ſelbſt ruhen, und der nächſte Anſpruch auf das ganze Land, ſo wie die immerwährende Neigung ſeiner Nachkommenſchaft ſich hier zu verſammeln, dadurch am eigentlichſten begründet werden.

Von nun an gehen die mannigfaltigen Familienſcenen abwechſelnd vor ſich. Noch immer hält ſich Abraham ſtreng abgeſondert von den Einwohnern, und wenn Iſmael, der Sohn einer Aegypterinn, auch eine Tochter dieſes Landes geheiratet hat, ſo ſoll nun Iſaak ſich mit einer Blutsfreundinn, einer Ebenbürtigen vermählen.

Abraham ſendet ſeinen Knecht nach Meſopotamien zu den Verwandten, die er dort zurückgelaſſen. Der kluge Eleaſar kommt unerkannt an, und um die rechte Braut nach Hauſe zu bringen, prüft er die Dienſtfertigkeit der Mädchen am Brunnen. Er verlangt zu trinken für ſich, und ungebeten tränkt Rebe-

ca auch ſeine Kameele. Er beſchenkt ſie, er freyet um ſie, die ihm nicht verſagt wird. So führt er ſie in das Haus ſeines Herrn, und ſie wird Iſaak angetraut. Auch hier muß die Nachkommenſchaft lange Zeit erwartet werden. Erſt nach einigen Prüfungsjahren wird Rebecca geſegnet, und derſelbe Zwieſpalt, der in Abrahams Doppelehe von zwey Müttern entſtand, entſpringt hier von einer. Zwey Knaben von entgegengeſetztem Sinne balgen ſich ſchon unter dem Herzen der Mutter. Sie treten ans Licht: der ältere lebhaft und mächtig, der jüngere zart und klug; jener wird des Vaters, dieſer der Mutter Liebling. Der Streit um den Vorrang, der ſchon bey der Geburt beginnt, ſetzt ſich immer fort. Eſau iſt ruhig und gleichgültig über die Erſtgeburt, die ihm das Schickſal zugetheilt; Jakob vergißt nicht, daß ihn ſein Bruder zurückgedrängt. Aufmerkſam auf jede Gelegenheit den erwünſchten Vortheil zu gewinnen, handelt er ſeinem Bruder das Recht der Erſtgeburt ab, und bevor-

theilt ihn um des Vaters Segen. Esau ergrimmt und ſchwört dem Bruder den Tod, Jakob entflieht, um in dem Lande ſeiner Vorfahren ſein Glück zu verſuchen.

Nun, zum erſten Mal in einer ſo edlen Familie erſcheint ein Glied, das kein Bedenken trägt, durch Klugheit und Liſt die Vortheile zu erlangen, welche Natur und Zuſtände ihm verſagten. Es iſt oft genug bemerkt und ausgeſprochen worden, daß die heiligen Schriften uns jene Erzväter und andere von Gott begünſtigte Männer keineswegs als Tugendbilder aufſtellen wollen. Auch ſie ſind Menſchen von den verſchiedenſten Characteren, mit mancherley Mängeln und Gebrechen; aber eine Haupteigenſchaft darf ſolchen Männern nach dem Herzen Gottes nicht fehlen: es iſt der unerſchütterliche Glaube, daß Gott ſich ihrer und der Ihrigen beſonders annehme.

Die allgemeine, die natürliche Religion bedarf eigentlich keines Glaubens: denn die

Ueberzeugung, daß ein großes, hervorbringendes, ordnendes und leitendes Weſen ſich gleichſam hinter der Natur verberge, um ſich uns faßlich zu machen, eine ſolche Ueberzeugung bringt ſich einem Jeden auf; ja wenn er auch den Faden derſelben, der ihn durchs Leben führt, manchmal fahren ließe, ſo wird er ihn doch gleich und überall wieder aufnehmen können. Ganz anders verhält ſich's mit der beſondern Religion, die uns verkündigt, daß jenes große Weſen ſich eines Einzelnen, eines Stammes, eines Volkes, einer Landſchaft entſchieden und vorzüglich annehme. Dieſe Religion iſt auf den Glauben gegründet, der unerſchütterlich ſeyn muß, wenn er nicht ſogleich von Grund aus zerſtört werden ſoll. Jeder Zweifel gegen eine ſolche Religion iſt ihr tödlich. Zur Ueberzeugung kann man zurückkehren, aber nicht zum Glauben. Daher die unendlichen Prüfungen, das Zaudern der Erfüllung ſo wiederholter Verheißungen, wodurch die Glaubensfähigkeit jener Ahnherren ins hellſte Licht geſetzt wird

Auch in dieſem Glauben tritt Jakob ſeinen Zug an, und wenn er durch Liſt und Betrug unſere Neigung nicht erworben hat, ſo gewinnt er ſie durch die dauernde und unverbrüchliche Liebe zu Rahel, um die er ſelbſt aus dem Stegreiſe wirbt, wie Eleaſar für ſeinen Vater um Rebecca geworben hatte. In ihm ſollte ſich die Verheißung eines unermeßlichen Volkes zuerſt vollkommen entfalten; er ſollte viele Söhne um ſich ſehen, aber auch durch ſie und ihre Mütter manches Herzeleid erleben.

Sieben Jahre dient er um die Geliebte, ohne Ungeduld und ohne Wanken. Sein Schwiegervater, ihm gleich an Liſt, geſinnt wie er, um jedes Mittel zum Zweck für rechtmäßig zu halten, betriegt ihn, vergilt ihm was er an ſeinem Bruder gethan: Jakob findet eine Gattinn, die er nicht liebt, in ſeinen Armen. Zwar, um ihn zu beſänftigen, giebt Laban nach kurzer Zeit ihm die

geliebte dazu, aber unter der Bedingung ſieben neuer Dienſtjahre; und ſo entſpringt nun Verdruß aus Verdruß. Die nicht geliebte Gattinn iſt fruchtbar, die geliebte bringt keine Kinder; dieſe will wie Sara durch eine Magd Mutter werden, jene misgönnt ihr auch dieſen Vortheil. Auch ſie führt ihrem Gatten eine Magd zu, und nun iſt der gute Erzvater der geplagteſte Mann von der Welt: Vier Frauen, Kinder von dreyen, und keins von der geliebten! Endlich wird auch dieſe beglückt, und Joſeph kommt zur Welt, ein Spätling der leidenſchaftlichſten Liebe. Jakobs vierzehn Dienſtjahre ſind um; aber Laban will in ihm den erſten treuſten Knecht nicht entbehren. Sie ſchließen neue Bedingungen und theilen ſich in die Heerden. Laban behält die von weißer Farbe, als die der Mehrzahl; die ſchäkkigen, gleichſam nur den Ausſchuß, läßt ſich Jakob gefallen. Dieſer weiß aber auch hier ſeinen Vortheil zu wahren, und wie er durch

ein ſchlechtes Gericht die Erſtgeburt, und durch eine Vermummung den väterlichen Segen gewonnen, ſo verſteht er nun durch Kunſt und Sympathie den beſten und größten Theil der Heerde ſich zuzueignen, und wird auch von dieſer Seite der wahrhaft würdige Stammvater des Volkes Iſrael und ein Muſterbild für ſeine Nachkommen. Laban und die Seinigen bemerken wo nicht das Kunſtſtück doch den Erfolg. Es giebt Verdruß; Jakob flieht mit allen den Seinigen, mit aller Habe, und entkommt dem nachſetzenden Laban theils durch Glück, theils durch Liſt. Nun ſoll ihm Rahel noch einen Sohn ſchenken; ſie ſtirbt aber in der Geburt: der Schmerzenſohn Benjamin überlebt ſie, aber noch größern Schmerz ſoll der Altvater bey dem anſcheinenden Verluſt ſeines Sohnes Joſeph empfinden.

zu ihm. Gonzalo der's doch nierkt, wird ungeduldig und ſtampt, Crugantino fährt fort.)

Auf einmal ſteht er hoch im Saal
Sieht ſizen hundert Gäſte,
Hohlaugig grinſen allzumal
Und winken ihm zum Feſte,

(Sybille kommt leiſe hinter Claudinens Stuhl, und red't ihr in die Ohren. Gonzalo wird wild, Crugantino ſingt.)

Er ſieht ſein Schäzel unten an
Mit weiſen Tüchern angethan,
Die wend't ſich —

Claudine mit einem Schrei.

Pedro!

(Sie fällt ohnmächtig zurük, alle ſpringen auf)

Gonzalo.

Hülfe! was giebt's! Hülfe!

(man labt ſie mit Wein)

Was iſt's, was iſt's!

Vielleicht möchte Jemand fragen, warum ich dieſe allgemein bekannten, ſo oft wiederholten und ausgelegten Geſchichten hier abermals umſtändlich vortrage. Dieſem dürfte zur Antwort dienen, daß ich auf keine andere Weiſe darzuſtellen wüßte, wie ich bey meinem zerſtreuten Leben, bey meinem zerſtückelten Lernen, dennoch meinen Geiſt, meine Gefühle auf einen Punct zu einer ſtillen Wirkung verſammelte; weil ich auf keine andere Weiſe den Frieden zu ſchildern vermöchte, der mich umgab, wenn es auch draußen noch ſo wild und wunderlich herging. Wenn eine ſtets geſchäftige Einbildungskraft, wovon jenes Mährchen ein Zeugniß ablegen mag, mich bald da bald dorthin führte, wenn das Gemiſch von Fabel und Geſchichte, Mythologie und Religion mich zu verwirren drohte; ſo flüchtete ich gern nach jenen morgenländiſchen Gegenden, ich verſenkte mich in die erſten Bücher Moſis, und fand mich dort unter den ausgebreiteten Hirtenſtämmen

zugleich in der gröſsten Einſamkeit und in der gröſsten Geſellſchaft.

Dieſe Familienauftritte, ehe ſie ſich in eine Geſchichte des iſraelitiſchen Volks verlieren ſollten, laſſen uns nun zum Schluſs noch eine Geſtalt ſehen, an der ſich beſonders die Jugend mit Hoffnungen und Einbildungen gar artig ſchmeicheln kann: Joſeph, das Kind der leidenſchaftlichſten ehelichen Liebe. Ruhig erſcheint er uns und klar, und prophezeyt ſich ſelbſt die Vorzüge, die ihn über ſeine Familie erheben ſollten. Durch ſeine Geſchwiſter ins Unglück geſtoſsen, bleibt er ſtandhaft und rechtlich in der Sklaverey, widerſteht den gefährlichſten Verſuchungen, rettet ſich durch Weiſſagung, und wird zu hohen Ehren nach Verdienſt erhoben. Erſt zeigt er ſich einem groſsen Königreiche, ſodann den Seinigen hülfreich und nützlich. Er gleicht ſeinem Urvater Abraham an Ruhe und Groſsheit, ſeinem Groſsvater Iſaak an

Stille und Ergebenheit. Den von ſeinem Vater ihm angeſtammten Gewerbſinn übt er im Groſſen: es ſind nicht mehr Heerden, die man einem Schwiegervater, die man für ſich ſelbſt gewinnt, es ſind Völker mit allen ihren Beſitzungen, die man für einen König einzuhandlen verſteht. Höchſt anmuthig iſt dieſe natürliche Erzählung, nur erſcheint ſie zu kurz, und man fühlt ſich berufen, ſie ins Einzelne auszumalen.

Ein ſolches Ausmalen bibliſcher, nur im Umriß angegebener Charactere und Begebenheiten war den Deutſchen nicht mehr fremd. Die Perſonen des alten und neuen Teſtaments hatten durch Klopſtock ein zartes und gefühlvolles Weſen gewonnen, das dem Knaben ſo wie vielen ſeiner Zeitgenoſſen höchlich zuſagte. Von den Bodmeriſchen Arbeiten dieſer Art kam wenig oder nichts zu ihm; aber Daniel in der Löwengrube, von Moſer, machte groſſe Wirkung auf das junge Ge-

müth. Hier gelangt ein wohldenkender Geſchäfts- und Hofmann durch mancherley Trübſale zu hohen Ehren, und ſeine Frömmigkeit, durch die man ihn zu verderben drohte, ward früher und ſpäter ſein Schild und ſeine Waffe. Die Geſchichte Joſephs zu bearbeiten war mir lange ſchon wünſchenswerth geweſen; allein ich konnte mit der Form nicht zurecht kommen, beſonders da mir keine Versart geläufig war, die zu einer ſolchen Arbeit gepaßt hätte. Aber nun fand ich eine proſaiſche Behandlung ſehr bequem und legte mich mit aller Gewalt auf die Bearbeitung. Nun ſuchte ich die Charactere zu ſondern und auszumalen, und durch Einſchaltung von Incidenzien und Epiſoden die alte einfache Geſchichte zu einem neuen und ſelbſtändigen Werke zu machen. Ich bedachte nicht, was freylich die Jugend nicht bedenken kann, daß hiezu ein Gehalt nöthig ſey, und daß dieſer uns nur durch das Gewahrwerden der Erfahrung ſelbſt entſpringen könne. Genug, ich

vergegenwärtigte mir alle Begebenheiten bis ins kleinſte Detail, und erzählte ſie mir der Reihe nach auf das genauſte.

Was mir dieſe Arbeit ſehr erleichterte, war ein Umſtand, der dieſes Werk und überhaupt meine Autorſchaft höchſt voluminos zu machen drohte. Ein junger Mann von vielen Fähigkeiten, der aber durch Anſtrengung und Dünkel blödſinnig geworden war, wohnte als Mündel in meines Vaters Hauſe, lebte ruhig mit der Familie und war ſehr ſtill und in ſich gekehrt, und wenn man ihn auf ſeine gewohnte Weiſe verfahren ließ, zufrieden und gefällig. Dieſer hatte ſeine academiſchen Hefte mit großer Sorgfalt geſchrieben, und ſich eine flüchtige leſerliche Hand erworben. Er beſchäftigte ſich am liebſten mit Schreiben, und ſah es gern, wenn man ihm etwas zu copiren gab; noch lieber aber, wenn man ihm dictirte, weil er ſich alsdann in ſeine glücklichen academiſchen Jahre verſetzt fühlte.

Meinem Vater, der keine expedite Hand ſchrieb, und deſſen deutſche Schrift klein und zittrig war, konnte nichts erwünſchter ſeyn, und er pflegte daher, bey Beſorgung eigner ſowohl als fremder Geſchäfte, dieſem jungen Manne gewöhnlich einige Stunden des Tags zu dictiren. Ich fand es nicht minder bequem, in der Zwiſchenzeit alles was mir flüchtig durch den Kopf ging von einer fremden Hand auf dem Papier fixirt zu ſehen, und meine Erfindungs- und Nachahmungsgabe wuchs mit der Leichtigkeit des Auffaſſens und Aufbewahrens.

Ein ſo großes Werk als jenes bibliſche proſaiſch-epiſche Gedicht hatte ich noch nicht unternommen. Es war eben eine ziemlich ruhige Zeit, und nichts rief meine Einbildungskraft aus Paläſtina und Aegypten zurück. So quoll mein Manuſcript täglich um ſo mehr auf, als das Gedicht ſtreckenweiſe, wie ich es mir ſelbſt gleichſam in die

Luſt erzählte, auf dem Papier ſtand, und nur wenige Blätter von Zeit zu Zeit umgeſchrieben zu werden brauchten.

Als das Werk fertig war: denn es kam zu meiner eignen Verwunderung wirklich zu Stande; bedachte ich, daß von den vorigen Jahren mancherley Gedichte vorhanden ſeyen, die mir auch jetzt nicht verwerflich ſchienen, welche in ein Format mit Joſeph zuſammengeſchrieben, einen ganz artigen Quartband ausmachen würden, dem man den Titel vermiſchte Gedichte geben könnte; welches mir ſehr wohl gefiel, weil ich dadurch im Stillen bekannte und berühmte Autoren nachzuahmen Gelegenheit fand. Ich hatte eine gute Anzahl ſogenannter anakreontiſcher Gedichte verfertigt, die mir wegen der Bequemlichkeit des Sylbenmaßes und der Leichtigkeit des Inhalts ſehr wohl von der Hand gingen. Allein dieſe durfte ich nicht wohl aufnehmen, weil ſie keine Reime hatten, und ich doch

vor allem meinem Vater etwas Angenehmes zu erzeigen wünſchte. Deſtomehr ſchienen mir geiſtliche Oden hier am Platz, dergleichen ich zur Nachahmung des jüngſten Gerichts von Elias Schlegel ſehr eifrig verſucht hatte. Eine zur Feyer der Höllenfahrt Chriſti geſchriebene erhielt von meinen Aeltern und Freunden viel Beyfall, und ſie hatte das Glück mir ſelbſt noch einige Jahre zu gefallen. Die ſogenannten Texte der ſonntägigen Kirchenmuſiken, welche jedesmal gedruckt zu haben waren, ſtudirte ich fleißig. Sie waren freylich ſehr ſchwach, und ich durfte wohl glauben, daß die meinigen, deren ich mehrere nach der vorgeſchriebenen Art verfertigt hatte, eben ſo gut verdienten componirt und zur Erbauung der Gemeinde vorgetragen zu werden. Dieſe und mehrere dergleichen hatte ich ſeit länger als einem Jahre mit eigener Hand abgeſchrieben, weil ich durch dieſe Privatübung von den Vorſchriften des Schreibemeiſters entbunden wurde. Nunmehr aber

ward alles redigirt und in gute Ordnung geſtellt, und es bedurfte keines großen Zuredens, um ſolche von jenem ſchreibeluſtigen jungen Manne reinlich abgeſchrieben zu ſehen. Ich eilte damit zum Buchbinder, und als ich gar bald den ſaubern Band meinem Vater überreichte, munterte er mich mit beſonderm Wohlgefallen auf, alle Jahre einen ſolchen Quartanten zu liefern; welches er mit deſto größerer Ueberzeugung that, als ich das alles nur in ſo genannten Nebenſtunden geleiſtet hatte.

Noch ein anderer Umſtand vermehrte den Hang zu dieſen theologiſchen, oder vielmehr bibliſchen Studien. Der Senior des Miniſteriums, Johann Philipp Freſenius, ein ſanfter Mann, von ſchönem gefälligen Anſehen, welcher von ſeiner Gemeinde ja von der ganzen Stadt als ein exemplariſcher Geiſtlicher und guter Canzelredner verehrt ward, der aber, weil er gegen die Herrnhu-

ter aufgetreten, bey den abgesonderten Frommen nicht im besten Ruf stand, vor der Menge hingegen sich durch die Bekehrung eines bis zum Tode blessirten freygeistischen Generals berühmt und gleichsam heilig gemacht hatte, dieser starb, und sein Nachfolger Platt, ein grosser schöner würdiger Mann, der jedoch vom Catheder (er war Professor in Marburg gewesen) mehr die Gabe zu lehren als zu erbauen mitgebracht hatte, kündigte sogleich eine Art von Religions-Cursus an, dem er seine Predigten in einem gewissen methodischen Zusammenhang widmen wolle. Schon früher, da ich doch einmal in die Kirche gehen mußte, hatte ich mir die Eintheilung gemerkt, und konnte dann und wann mit ziemlich vollständiger Recitation einer Predigt großthun. Da nun über den neuen Senior manches für und wider in der Gemeine gesprochen wurde, und viele kein sonderliches Zutrauen in seine angekündigten didactischen Predigten setzen wollten;

Sybille.

Pedro iſt verwundet! gefährlich verwundet.

Gonzalo.

Pedro! Helft ihr; Mein Kind! Mein Engel! Pedro! Wer ſagt es?

Sybille.

Sebaſtians Diener kam hereingeſprengt, er ſuchte ſeinen Herrn hie.

Gonzalo.

Wo iſt Baſtien? Sie rührt ſich nicht!

Sybille.

Weis ich's?

Gonzalo.

Wein! Sybille, Wein! Camille, Wein! Meine Tochter! Meine Tochter!

Crugantino, gerührt vor ſich.

Und du, Elender! das iſt dein Werk, deiner Thorheiten. Dieſer Engel!

ſo nahm ich mir vor ſorgfältiger nachzuſchreiben, welches mir um ſo eher gelang, als ich auf einem zum Hören ſehr bequemen, übrigens aber verborgenen Sitz ſchon geringere Verſuche gemacht hatte. Ich war höchſt aufmerkſam und behend; in dem Augenblick daß er Amen ſagte, eilte ich aus der Kirche und wendete ein paar Stunden daran, das was ich auf dem Papier und im Gedächtniß fixirt hatte, eilig zu dictiren, ſo daß ich die geſchriebene Predigt noch vor Tiſche überreichen konnte. Mein Vater war ſehr glorios über dieſes Gelingen, und der gute Hausfreund, der eben zu Tiſche kam, mußte die Freude theilen. Dieſer war mir ohnehin höchſt günſtig, weil ich mir ſeinen Meſſias ſo zu eigen gemacht hatte, daß ich ihm, bey meinen öftern Beſuchen, um Siegelabdrücke für meine Wappenſammlung zu holen, große Stellen davon vortragen konnte, ſo daß ihm die Thränen in den Augen ſtanden.

Den nächſten Sonntag ſetzte ich die Arbeit mit gleichem Eifer fort, und weil mich der Mechanismus derſelben ſogar unterhielt, ſo dachte ich nicht nach über das was ich ſchrieb und aufbewahrte. Das erſte Vierteljahr mochten ſich dieſe Bemühungen ziemlich gleich bleiben; als ich aber zuletzt, nach meinem Dünkel, weder beſondere Aufklärung über die Bibel ſelbſt, noch eine freyere Anſicht des Dogma's zu finden glaubte: ſo ſchien mir die kleine Eitelkeit die dabey befriedigt wurde, zu theuer erkauft, als daß ich mit gleichem Eifer das Geſchäft hätte fortſetzen ſollen. Die erſt ſo blätterreichen Canzelreden wurden immer magerer, und ich hätte zuletzt dieſe Bemühung ganz abgebrochen, wenn nicht mein Vater, der ein Freund der Vollſtändigkeit war, mich durch gute Worte und Verſprechungen dahin gebracht, daß ich bis auf den letzten Sonntag Trinitatis aushielt, obgleich am Schluſſe kaum etwas mehr als der Text, die Propoſition und

die Eintheilung auf kleine Blätter verzeichnet wurden.

Was das Vollbringen betrifft, darin hatte mein Vater eine beſondere Hartnäckigkeit. Was einmal unternommen ward, ſollte ausgeführt werden, und wenn auch inzwiſchen das Unbequeme, Langweilige, Verdrießliche, ja Unnütze des Begonnenen ſich deutlich offenbarte. Es ſchien, als wenn ihm das Vollbringen der einzige Zweck, das Beharren die einzige Tugend däuchte. Hatten wir in langen Winterabenden im Familienkreiſe ein Buch angefangen vorzuleſen, ſo mußten wir es auch durchbringen, wenn wir gleich ſämtlich dabey verzweifelten, und er mitunter ſelbſt der erſte war, der zu gähnen anfing. Ich erinnere mich noch eines ſolchen Winters, wo wir Bowers Geſchichte der Päbſte ſo durchzuarbeiten hatten. Es war ein fürchterlicher Zuſtand, indem wenig oder nichts was in jenen kirchlichen Verhältniſſen vorkommt,

Kinder und junge Leute anſprechen kann. Indeſſen iſt mir bey aller Unachtſamkeit und allem Widerwillen doch von jener Vorleſung ſoviel geblieben, daß ich in ſpäteren Zeiten manches daranzuknüpfen im Stande war.

Bey allen dieſen fremdartigen Beſchäftigungen und Arbeiten, die ſo ſchnell auf einander folgten, daß man ſich kaum beſinnen konnte, ob ſie zuläſſig und nützlich wären, verlor mein Vater ſeinen Hauptzweck nicht aus den Augen. Er ſuchte mein Gedächtniß, meine Gabe etwas zu faſſen und zu combiniren, auf juriſtiſche Gegenſtände zu lenken, und gab mir daher ein kleines Buch, in Geſtalt eines Catechismus, von Hopp, nach Form und Inhalt der Inſtitutionen gearbeitet, in die Hände. Ich lernte Fragen und Antworten bald auswendig, und konnte ſogut den Catecheten als den Catechumenen vorſtellen; und wie bey dem damaligen Religionsunterricht eine der Hauptübungen war, daß

man auf das behendeſte in der Bibel aufſchlagen lernte, ſo wurde auch hier eine gleiche Bekanntſchaft mit dem Corpus Juris für nöthig befunden, worin ich auch bald auf das vollkommenſte bewandert war. Mein Vater wollte weiter gehen, und der kleine Struve ward vorgenommen; aber hier ging es nicht ſo raſch. Die Form des Buches war für den Anfänger nicht ſo günſtig, daß er ſich ſelbſt hätte aushelfen können, und meines Vaters Art zu docciren nicht ſo liberal, daß ſie mich angeſprochen hätte.

Nicht allein durch die kriegeriſchen Zuſtände, in denen wir uns ſeit einigen Jahren befanden, ſondern auch durch das bürgerliche Leben ſelbſt, durch Leſen von Geſchichten und Romanen, war es uns nur allzu deutlich, daß es ſehr viele Fälle gebe, in welchen die Geſetze ſchweigen und dem Einzelnen nicht zu Hülfe kommen, der dann ſehen mag, wie er ſich aus der Sache zieht.

Wir waren nun heran gewachſen, und dem Schlendriane nach ſollten wir auch neben andern Dingen fechten und reiten lernen, um uns gelegentlich unſerer Haut zu wehren, und zu Pferde kein ſchülerhaftes Anſehn zu haben. Was den erſten Punct betrifft, ſo war uns eine ſolche Uebung ſehr angenehm: denn wir hatten uns ſchon längſt Haurapiere von Haſelſtöcken, mit Körben von Weiden ſauber geflochten, um die Hand zu ſchützen, zu verſchaffen gewußt. Nun dürften wir uns wirklich ſtählerne Klingen zulegen, und das Geraſſel was wir damit machten, war ſehr lebhaft.

Zwey Fechtmeiſter befanden ſich in der Stadt: ein älterer ernſter Deutſcher, der auf die ſtrenge und tüchtige Weiſe zu Werke ging, und ein Franzoſe, der ſeinen Vortheil durch avanciren und retiriren, durch leichte flüchtige Stöße, welche ſtets mit einigen Ausrufungen begleitet waren, zu erreichen

ſuchte. Die Meinungen, welche Art die beſte ſey, waren getheilt. Der kleinen Geſellſchaft mit welcher ich Stunde nehmen ſollte, gab man den Franzoſen, und wir gewöhnten uns bald, vorwärts und rückwärts zu gehen, auszufallen und uns zurückzuziehen, und dabey immer in die herkömmlichen Schreylaute auszubrechen. Mehrere von unſern Bekannten aber hatten ſich zu dem deutſchen Fechtmeiſter gewendet, und übten gerade das Gegentheil. Dieſe verſchiedenen Arten eine ſo wichtige Uebung zu behandeln, die Ueberzeugung eines Jeden, daß ſein Meiſter der beſſere ſey, brachte wirklich eine Spaltung unter die jungen Leute, die ohngefähr von einem Alter waren, und es fehlte wenig, ſo hätten die Fechtſchulen ganz ernſtliche Gefechte veranlaßt. Denn faſt ward eben ſo ſehr mit Worten geſtritten als mit der Klinge gefochten, und um zuletzt der Sache ein Ende zu machen, ward ein Wettkampf zwiſchen beyden Meiſtern veranſtaltet, deſſen Er-

folg ich nicht umſtändlich zu beſchreiben brauche. Der Deutſche ſtand in ſeiner Poſitur wie eine Mauer, paßte auf ſeinen Vortheil, und wußte mit Battiren und Legiren ſeinen Gegner ein über das andre Mal zu entwaffnen. Dieſer behauptete, das ſey nicht Raiſon, und fuhr mit ſeiner Beweglichkeit fort, den Andern in Athem zu ſetzen. Auch brachte er dem Deutſchen wohl einige Stöße bey, die ihn aber ſelbſt, wenn es Ernſt geweſen wäre, in die andre Welt geſchickt hätten.

Im Ganzen ward nichts entſchieden, noch gebeſſert, nur wendeten ſich einige zu dem Landsmann, worunter ich auch gehörte. Allein ich hatte ſchon zu viel von dem erſten Meiſter angenommen, daher eine ziemliche Zeit darüber hinging, bis der neue mir es wieder abgewöhnen konnte, der überhaupt mit uns Renegaten weniger als mit ſeinen Urſchülern zufrieden war.

Mit dem Reiten ging es mir noch ſchlimmer. Zufälligerweiſe ſchickte man mich im Herbſt auf die Bahn, ſo daß ich in der kühlen und feuchten Jahreszeit meinen Anfang machte. Die pedantiſche Behandlung dieſer ſchönen Kunſt war mir höchlich zuwider. Zum erſten und letzten war immer vom Schließen die Rede, und es konnte einem doch Niemand ſagen, worin denn eigentlich der Schluß beſtehe, worauf doch alles ankommen ſolle: denn man fuhr ohne Steigbügel auf dem Pferde hin und her. Uebrigens ſchien der Unterricht nur auf Prellerey und Beſchämung der Scholaren angelegt. Vergaß man die Kinnkette ein- oder auszuhängen, ließ man die Gerte fallen oder wohl gar den Hut, jedes Verſäumniß, jedes Unglück mußte mit Geld gebüßt werden, und man ward noch obenein ausgelacht. Dieß gab mir den allerſchlimmſten Humor, beſonders da ich den Uebungsort ſelbſt ganz unerträglich fand. Der garſtige, große, entweder feuchte oder ſtaubige

Raum, die Kälte, der Modergeruch, alles zuſammen war mir im höchſten Grade zuwider; und da der Stallmeiſter den andern, weil ſie ihn vielleicht durch Frühſtücke und ſonſtige Gaben, vielleicht auch durch ihre Geſchicklichkeit beſtachen, immer die beſten Pferde, mir aber die ſchlechteſten zu reiten gab, mich auch wohl warten ließ, und mich wie es ſchien hintanſetzte: ſo brachte ich die allerverdrießlichſten Stunden über einem Geſchäft hin, das eigentlich das luſtigſte von der Welt ſeyn ſollte. Ja der Eindruck von jener Zeit, von jenen Zuſtänden iſt mir ſo lebhaft geblieben, daß, ob ich gleich nachher leidenſchaftlich und verwegen zu reiten gewohnt war, auch Tage und Wochen lang kaum vom Pferde kam, daß ich bedeckte Reitbahnen ſorgfältig vermied, und höchſtens nur wenig Augenblicke darin verweilte. Es kommt übrigens der Fall oft genug vor, daß wenn die Anfänge einer abgeſchloſſenen Kunſt uns überliefert werden ſollen, dieſes auf eine

Gonzalo.

Wein!

Sybille, ohne Wein, vergeiſtert.

Herr!

Gonzalo.

Wein!

Sybille.

Herr!

Gonzalo.

Biſt du toll?

Sebaſtian, Wache.

Sebaſtian.

Hier! Ergreifft ihn!

Crugantino.

Mich?

Sebaſtian.

Dich! Ergieb dich!

Gon-

peinliche und abſchreckende Art geſchieht. Die Ueberzeugung, wie läſtig und ſchädlich dieſes ſey, hat in ſpätern Zeiten die Erziehungsmaxime aufgeſtellt, daß alles der Jugend auf eine leichte, luſtige und bequeme Art beygebracht werden müſſe; woraus denn aber auch wieder andere Uebel und Nachtheile entſprungen ſind.

Mit der Annäherung des Frühlings ward es bey uns auch wieder ruhiger, und wenn ich mir früher das Anſchauen der Stadt, ihrer geiſtlichen und weltlichen, öffentlichen und Privat-Gebäude zu verſchaffen ſuchte, und beſonders an dem damals noch vorherrſchenden Alterthümlichen das größte Vergnügen fand; ſo war ich nachher bemüht, durch die Lersner'ſche Chronik und durch andre unter meines Vaters Francofurtenſien befindliche Bücher und Hefte, die Perſonen vergangner Zeiten mir zu vergegenwärtigen; welches mir denn auch durch große Aufmerkſam-

keit auf das Beſondere der Zeiten und Sitten, und bedeutender Individualitäten ganz gut zu gelingen ſchien.

Unter den alterthümlichen Reſten war mir, von Kindheit an, der auf dem Brückenthurm aufgeſteckte Schädel eines Staatsverbrechers merkwürdig geweſen, der von dreyen oder vieren, wie die leeren eiſernen Spitzen auswieſen, ſeit 1616 ſich durch alle Unbilden der Zeit und Witterung erhalten hatte. So oft man von Sachſenhauſen nach Frankfurt zurückkehrte, hatte man den Thurm vor ſich und der Schädel fiel ins Auge. Ich ließ mir als Knabe ſchon gern die Geſchichte dieſer Aufrührer, des Fettmilch und ſeiner Genoſſen erzählen, wie ſie mit dem Stadtregiment unzufrieden geweſen, ſich gegen daſſelbe empört, Meuterey angeſponnen, die Judenſtadt geplündert und gräßliche Händel erregt, zuletzt aber gefangen und von kaiſerlichen Abgeordneten zum Tode verurtheilt wor-

den. Späterhin lag mir daran, die nähern Umſtände zu erfahren, und was es denn für Leute geweſen, zu vernehmen. Als ich nun aus einem alten, gleichzeitigen, mit Holzſchnitten verſehenen Buche erfuhr, daß zwar dieſe Menſchen zum Tode verurtheilt, aber zugleich auch viele Rathsherrn abgeſetzt worden, weil mancherley Unordnung und ſehr viel Unverantwortliches im Schwange geweſen; da ich nun die nähern Umſtände vernahm, wie alles hergegangen: ſo bedauerte ich die unglücklichen Menſchen, welche man wohl als Opfer, die einer künftigen beſſern Verfaſſung gebracht worden, anſehen dürfe; denn von jener Zeit ſchrieb ſich die Einrichtung her, nach welcher ſowohl das altadlige Haus Limpurg, das aus einem Klubb entſprungene Haus Frauenſtein, ferner Juriſten, Kaufleute und Handwerker an einem Regimente Theil nehmen ſollten, das durch eine auf venetianiſche Weiſe verwickelte Ballotage ergänzt, von bürgerlichen Collegien eingeſchränkt, das Rechte zu

thun berufen war, ohne zu dem Unrechten ſonderliche Freyheit zu behalten.

Zu den ahndungsvollen Dingen, die den Knaben und auch wohl den Jüngling bedrängten, gehörte beſonders der Zuſtand der Judenſtadt, eigentlich die Judengaſſe genannt, weil ſie kaum aus etwas mehr als einer einzigen Straße beſteht, welche in frühen Zeiten zwiſchen Stadtmauer und Graben wie in einen Zwinger mochte eingeklemmt worden ſeyn. Die Enge, der Schmutz, das Gewimmel, der Accent einer unerfreulichen Sprache, alles zuſammen machte den unangenehmſten Eindruck, wenn man auch nur am Thore vorbeygehend hineinſah. Es dauerte lange bis ich allein mich hineinwagte, und ich kehrte nicht leicht wieder dahin zurück, wenn ich einmal den Zudringlichkeiten ſo vieler etwas zu ſchachern unermüdet fordernder oder anbietender Menſchen entgangen war. Dabey ſchwebten die alten Mährchen von

Grauſamkeit der Juden gegen die Chriſtenkinder, die wir in Gottfrieds Chronik gräßlich abgebildet geſehen, düſter vor dem jungen Gemüth. Und ob man gleich in der neuern Zeit beſſer von ihnen dachte, ſo zeugte doch das große Spott- und Schandgemälde, welches unter dem Brückenthurm an einer Bogen-Wand, zu ihrem Unglimpf, noch ziemlich zu ſehen war, außerordentlich gegen ſie: denn es war nicht etwa durch einen Privatmuthwillen, ſondern aus öffentlicher Anſtalt verfertigt worden.

Indeſſen blieben ſie doch das auserwählte Volk Gottes, und gingen, wie es nun mochte gekommen ſeyn, zum Andenken der älteſten Zeiten umher. Außerdem waren ſie ja auch Menſchen, thätig, gefällig, und ſelbſt dem Eigenſinn, womit ſie an ihren Gebräuchen hingen, konnte man ſeine Achtung nicht verſagen. Ueberdieß waren die Mädchen hübſch, und mochten es wohl leiden, wenn ein Chri-

ſtenknabe ihnen am Sabbath auf dem Fiſcherfelde begegnend, ſich freundlich und aufmerkſam bewies. Aeußerſt neugierig war ich daher, ihre Ceremonien kennen zu lernen. Ich ließ nicht ab, bis ich ihre Schule öfters beſucht, einer Beſchneidung, einer Hochzeit beygewohnt und von dem Laubherhüttenfeſt mir ein Bild gemacht hatte. Ueberall war ich wohl aufgenommen, gut bewirthet und zur Wiederkehr eingeladen: denn es waren Perſonen von Einfluß, die mich entweder hinführten oder empfahlen.

So wurde ich denn als ein junger Bewohner einer großen Stadt von einem Gegenſtand zum andern hin und wieder geworfen, und es fehlte mitten in der bürgerlichen Ruhe und Sicherheit nicht an gräßlichen Auftritten. Bald weckte ein näherer oder entfernter Brand uns aus unſerm häuslichen Frieden, bald ſetzte ein entdecktes großes Verbrechen, deſſen Unterſuchung und Beſtrafung die Stadt

auf viele Wochen in Unruhe. Wir mußten Zeugen von verſchiedenen Executionen ſeyn, und es iſt wohl werth zu gedenken, daß ich auch bey Verbrennung eines Buchs gegenwärtig geweſen bin. Es war der Verlag eines franzöſiſchen comiſchen Romans, der zwar den Staat, aber nicht Religion und Sitten ſchonte. Es hatte wirklich etwas Fürchterliches, eine Strafe an einem lebloſen Weſen ausgeübt zu ſehen. Die Ballen platzten im Feuer, und wurden durch Ofengabeln aus einander geſchürt und mit den Flammen mehr in Berührung gebracht. Es dauerte nicht lange, ſo flogen die angebrannten Blätter in der Luft herum, und die Menge haſchte begierig darnach. Auch ruhten wir nicht, bis wir ein Exemplar auftrieben, und es waren nicht wenige die ſich das verbotne Vergnügen gleichfalls zu verſchaffen wußten. Ja, wenn es dem Autor um Publicität zu thun war, ſo hätte er ſelbſt nicht beſſer dafür ſorgen können.

Jedoch auch friedlichere Anläſſe führten mich in der Stadt hin und wieder. Mein Vater hatte mich früh gewöhnt kleine Geſchäfte für ihn zu beſorgen. Beſonders trug er mir auf, die Handwerker die er in Arbeit ſetzte, zu mahnen, da ſie ihn gewöhnlich länger als billig aufhielten, weil er alles genau wollte gearbeitet haben und zuletzt bey prompter Bezahlung die Preiſe zu mäßigen pflegte. Ich gelangte dadurch faſt in alle Werkſtätten, und da es mir angeboren war mich in die Zuſtände anderer zu finden, eine jede beſondere Art des menſchlichen Daſeyns zu fühlen und mit Gefallen daran Theil zu nehmen; ſo brachte ich manche vergnügliche Stunde durch Anlaß ſolcher Aufträge zu, lernte eines Jeden Verfahrungsart kennen, und was die unerläßlichen Bedingungen dieſer und jener Lebensweiſe für Freude, für Leid, Beſchwerliches und Günſtiges mit ſich führen. Ich näherte mich dadurch dieſer thätigen, das Untere und Obere verbindenden Claſſe. Denn wenn an der

einen Seite diejenigen ſtehen, die ſich mit den einfachen und rohen Erzeugniſſen beſchäftigen, an der andern ſolche, die ſchon etwas Verarbeitetes genieſſen wollen; ſo vermittelt der Gewerker durch Sinn und Hand, daß jene beyde etwas von einander empfangen und jeder nach ſeiner Art ſeiner Wünſche theilhaft werden kann. Das Familienweſen eines jeden Handswerks, das Geſtalt und Farbe von der Beſchäftigung erhielt, war gleichfalls der Gegenſtand meiner ſtillen Aufmerkſamkeit, und ſo entwickelte, ſo beſtärkte ſich in mir das Gefühl der Gleichheit wo nicht aller Menſchen, doch aller menſchlichen Zuſtände, indem mir das nackte Daſeyn als die Hauptbedingung, das übrige alles aber als gleichgültig und zufällig erſchien.

Da mein Vater ſich nicht leicht eine Ausgabe erlaubte, die durch einen augenblicklichen Genuß ſogleich wäre aufgezehrt worden: wie ich mich denn kaum erinnre, daß wir

zuſammen ſpaziren gefahren, und auf einem Luſtorte etwas verzehrt hätten; ſo war er dagegen nicht karg mit Anſchaffung ſolcher Dinge, die bey innerm Werth auch einen guten äußern Schein haben. Niemand konnte den Frieden mehr wünſchen als er, ob er gleich in der letzten Zeit vom Kriege nicht die mindeſte Beſchwerlichkeit empfand. In dieſen Geſinnungen hatte er meiner Mutter eine goldne mit Diamanten beſetzte Doſe verſprochen, welche ſie erhalten ſollte, ſobald der Friede publicirt würde. In Hoffnung dieſes glücklichen Ereigniſſes arbeitete man ſchon einige Jahre an dieſem Geſchenk. Die Doſe ſelbſt von ziemlicher Größe ward in Hanau verfertigt: denn mit den dortigen Goldarbeitern, ſo wie mit den Vorſtehern der Seidenanſtalt, ſtand mein Vater in gutem Vernehmen. Mehrere Zeichnungen wurden dazu verfertigt; den Deckel zierte ein Blumenkorb, über welchem eine Taube mit dem Oelzweig ſchwebte. Der Raum für die

Gonzalo.

Was iſt das?

Crugantino, wirft ſeinen Stuhl um, und verrammelt ſich hinter den Tiſch und Claudinen, greifft in die Taſchen und zieht ein paar Terzerole heraus:

Bleibt mir vom Leibe! Ich möchte nicht gern einem was zu Leide thun.

Sebaſtian auf ihn loßgehend.

Crugantino.

Damit ihr ſeht daß ſie geladen ſind!

(er ſchießt eine nach der Deke, Sebaſtian weicht:)

Crugantino, zieht den Degen, in der andern Hand die Terzerole:)

Die! für den der mir nachfolgt!

(Er ſpringt über den Stuhl weg, und ſchwadronirt ſich durch die Kerls durch, hinaus)

Sebaſtian, denen draußen.

Haltet! Haltet! Nach! Allons, nach! (er geht zuerſt)

Juwelen war gelaſſen, die theils an der Taube, theils an den Blumen, theils auch an der Stelle wo man die Doſe zu öffnen pflegt, angebracht werden ſollten. Der Juweller, dem die völlige Ausführung nebſt den dazu nöthigen Steinen übergeben ward, hieß Lautenſak und war ein geſchickter muntrer Mann, der wie mehrere geiſtreiche Künſtler ſelten das Nothwendige, gewöhnlich aber das Willkührliche that, was ihm Vergnügen machte. Die Juwelen, in der Figur wie ſie auf dem Doſendeckel angebracht werden ſollten, waren zwar bald auf ſchwarzes Wachs geſetzt und nahmen ſich ganz gut aus; allein ſie wollten ſich von da gar nicht ablöſen, um aufs Gold zu gelangen. Im Anfange ließ mein Vater die Sache noch ſo anſtehen; als aber die Hoffnung zum Frieden immer lebhafter wurde, als man zuletzt ſchon die Bedingungen, beſonders die Erhebung des Erzherzogs Joſeph zum römiſchen König, genauer wiſſen wollte; ſo ward mein Vater

immer ungeduldiger, und ich mußte wöchentlich ein paarmal, ja zuletzt faſt täglich den ſaumſeligen Künſtler beſuchen. Durch mein unabläſſiges Quälen und Zureden rückte die Arbeit, wiewohl langſam genug, vorwärts: denn weil ſie von der Art war, daß man ſie bald vornehmen, bald wieder aus den Händen legen konnte, ſo fand ſich immer etwas, wodurch ſie verdrängt und bey Seite geſchoben wurde.

Die Haupturſache dieſes Benehmens indeß war eine Arbeit, die der Künſtler für eigene Rechnung unternommen hatte. Jedermann wußte, daß Kaiſer Franz eine große Neigung zu Juwelen, beſonders auch zu farbigen Steinen hege. Lautenſak hatte eine anſehnliche Summe, und wie ſich ſpäter fand, größer als ſein Vermögen auf dergleichen Edelſteine verwandt, und daraus einen Blumenſtrauß zu bilden angefangen, in welchem jeder Stein nach ſeiner Form und

Farbe günſtig hervortreten und das Ganze ein Kunſtſtück geben ſollte, werth in dem Schatzgewölbe eines Kaiſers aufbewahrt zu ſtehen. Er hatte nach ſeiner zerſtreuten Art mehrere Jahre daran gearbeitet, und eilte nun, weil man nach dem bald zu hoffenden Frieden die Ankunft des Kaiſers zur Krönung ſeines Sohns in Frankfurt erwartete, es vollſtändig zu machen und endlich zuſammenzubringen. Meine Luſt dergleichen Gegenſtände kennen zu lernen, benutzte er ſehr gewandt, um mich als einen Mahnboten zu zerſtreuen und von meinem Vorſatz abzulenken. Er ſuchte mir die Kenntniß dieſer Steine beyzubringen, machte mich auf ihre Eigenſchaften, ihren Werth aufmerkſam, ſo daß ich ſein ganzes Bouquet zuletzt auswendig wußte, und es eben ſo gut wie er einem Kunden hätte anpreiſend vordemonſtriren können. Es iſt mir noch jetzt gegenwärtig, und ich habe wohl koſtbarere aber nicht anmuthigere Schau- und Prachtſtücke dieſer Art ge-

ſehen. Außerdem beſaß er noch eine hübſche Kupferſammlung und andere Kunſtwerke, über die er ſich gern unterhielt, und ich brachte viele Stunden nicht ohne Nutzen bey ihm zu. Endlich, als wirklich der Congreß zu Hubertsburg ſchon feſtgeſetzt war, that er aus Liebe zu mir ein übriges, und die Taube zuſammt den Blumen gelangte am Friedensfeſte wirklich in die Hände meiner Mutter.

Manchen ähnlichen Auftrag erhielt ich denn auch, um bey den Malern beſtellte Bilder zu betreiben. Mein Vater hatte bey ſich den Begriff feſtgeſetzt, und wenig Menſchen waren davon frey, daß ein Bild auf Holz gemalt einen groſſen Vorzug vor einem andern habe, das nur auf Leinwand aufgetragen ſey. Gute eichene Breter von jeder Form zu beſitzen, war deswegen meines Vaters große Sorgfalt, indem er wohl wußte, daß die leichtſinnigern Künſtler ſich gerade in dieſer wichtigen Sache auf den Tiſcher verlie-

ßen. Die älteſten Bohlen wurden aufgeſucht, der Tiſcher muſte mit Lejmen, Hobeln und Zurichten derſelben aufs genauſte zu Werke gehen, und dann blieben ſie Jahre lang in einem obern Zimmer verwahrt, wo ſie genugſam austrocknen konnten. Ein ſolches köſtliches Bret ward dem Maler Junker anvertraut, der einen verzierten Blumentopf mit den bedeutendſten Blumen nach der Natur in ſeiner künſtlichen und zierlichen Weiſe darauf darſtellen ſollte. Es war gerade im Frühling, und ich verſäumte nicht, ihm wöchentlich einige Mal die ſchönſten Blumen zu bringen die mir unter die Hand kamen; welche er denn auch ſogleich einſchaltete, und das Ganze nach und nach aus dieſen Elementen auf das treulichſte und fleißigſte zuſammenbildete. Gelegentlich hatte ich auch wohl einmal eine Maus gefangen, die ich ihm brachte, und die er als ein gar ſo zierliches Thier nachzubilden Luſt hatte, auch ſie wirklich aufs genauſte vorſtellte, wie ſie

am Fuße des Blumentopfes eine Kornähre benaſcht. Mehr dergleichen unſchuldige Naturgegenſtände, als Schmetterlinge und Käfer, wurden herbeygeſchafft und dargeſtellt, ſo daß zuletzt, was Nachahmung und Ausführung betraf, ein höchſt ſchätzbares Bild beyſammen war.

Ich wunderte mich daher nicht wenig, als der gute Mann mir eines Tages, da die Arbeit bald abgeliefert werden ſollte, umſtändlich eröffnete, wie ihm das Bild nicht mehr gefalle, indem es wohl im Einzelnen ganz gut gerathen, im Ganzen aber nicht gut componirt ſey, weil es ſo nach und nach entſtanden, und er im Anfange das Verſehen begangen, ſich nicht wenigſtens einen allgemeinen Plan für Licht und Schatten ſo wie für Farben zu entwerfen, nach welchem man die einzelnen Blumen hätte einordnen können. Er ging mit mir das während eines halben Jahrs vor meinen Augen entſtandene

und mir theilweiſe gefällige Bild umſtändlich durch, und wußte mich zu meiner Betrübniß vollkommen zu überzeugen. Auch hielt er die nachgebildete Maus für einen Mißgriff: denn, ſagte er, ſolche Thiere haben für viele Menſchen etwas Schauderhaftes, und man ſollte ſie da nicht anbringen, wo man Gefallen erregen will. Ich hatte nun, wie es demjenigen zu gehen pflegt, der ſich von einem Vorurtheile geheilt ſieht und ſich viel klüger dünkt als er vorher geweſen, eine wahre Verachtung gegen dieß Kunſtwerk, und ſtimmte dem Künſtler völlig bey, als er eine andere Tafel von gleicher Größe verfertigen ließ, worauf er, nach dem Geſchmack den er beſaß, ein beſſer geformtes Gefäß und einen kunſtreicher geordneten Blumenſtrauß anbrachte, auch die lebendigen kleinen Beyweſen zierlich und erfreulich ſowohl zu wählen als zu vertheilen wußte. Auch dieſe Tafel malte er mit der größten Sorgfalt, doch freylich

nur nach jener ſchon abgebildeten, oder aus dem Gedächtniß, das ihm aber bey einer ſehr langen und emſigen Praxis gar wohl zu Hülfe kam. Beyde Gemälde waren nun fertig, und wir hatten eine entſchiedene Freude an dem letzten, das wirklich kunſtreicher und mehr in die Augen fiel. Der Vater ward anſtatt mit einem mit zwey Stücken überraſcht und ihm die Wahl gelaſſen. Er billigte unſere Meynung und die Gründe derſelben, beſonders auch den guten Willen und die Thätigkeit; entſchied ſich aber, nachdem er beyde Bilder einige Tage betrachtet, für das erſte, ohne über dieſe Wahl weiter viele Worte zu machen. Der Künſtler ärgerlich, nahm ſein zweytes wohlgemeintes Bild zurück, und konnte ſich gegen mich der Bemerkung nicht enthalten, daß die gute eichne Tafel, worauf das erſte gemalt ſtehe, zum Entſchluß des Vaters gewiß das Ihrige beygetragen habe.

Da ich hier wieder der Malerey gedenke, ſo tritt in meiner Erinnerung eine groſse Anſtalt hervor, in der ich viele Zeit zubrachte, weil ſie und deren Vorſteher mich beſonders an ſich zog. Es war die groſse Wachstuchsfabrik, welche der Maler Nothnagel errichtet hatte: ein geſchickter Künſtler, der aber ſowohl durch ſein Talent als durch ſeine Denkweiſe mehr zum Fabrikweſen als zur Kunſt hinneigte. In einem ſehr groſsen Raume von Höfen und Gärten wurden alle Arten von Wachstuch gefertigt, von dem rohſten an, das mit der Spatel aufgetragen wird, und das man zu Rüſtwagen und ähnlichem Gebrauch benutzte, durch die Tapeten hindurch, welche mit Formen abgedruckt wurden, bis zu den feineren und feinſten, auf welchen bald chineſiſche und fantaſtiſche, bald natürliche Blumen abgebildet, bald Figuren, bald Landſchaften durch den Pinſel geſchickter Arbeiter daraeſtellt wurden. Dieſe Mannigfaltigkeit, die ins Unendliche ging, ergetzte.

mich sehr. Die Beschäftigung so vieler Menschen von der gemeinsten Arbeit bis zu solchen, denen man einen gewissen Kunstwerth kaum versagen konnte, war für mich höchst anziehend. Ich machte Bekanntschaft mit dieser Menge in vielen Zimmern hinter einander arbeitenden jüngern und älteren Männern, und legte auch wohl selbst mitunter Hand an. Der Vertrieb dieser Waare ging außerordentlich stark. Wer damals baute, oder ein Gebäude möblirte, wollte für seine Lebenszeit versorgt seyn, und diese Wachstuchtapeten waren allerdings unverwüstlich. Nothnagel selbst hatte genug mit Leitung des Ganzen zu thun, und saß in seinem Comtoir umgeben von Factoren und Handlungsdienern. Die Zeit die ihm übrig blieb, beschäftigte er sich mit seiner Kunstsammlung, die vorzüglich aus Kupferstichen bestand, mit denen er, so wie mit Gemälden die er besaß, auch wohl gelegentlich Handel trieb. Zugleich hatte er das Radiren lieb gewonnen;

Claudine, die vom Schuß aufgefahren iſt; ſieht wild um ſich her.

Todt! todt! Haſt du's gehört? Sie haben ihn erſchoſſen. (ſpringt auf) Erſchoſſen. Mein Vater! (weinend) und ſie haben's gelitten! Wo haben ſie ihn hin? Wo ſind ſie hin? Wo bin ich? Pedro! (ſie fällt wieder in den Seſſel.)

Gonzalo.

Mein Kind! Mein Kind! (zu Camillen und Sybillen) Steht ihr da! Guckt ihr zu! Hier, Sybille, hier meine Schlüſſel, hohl meinen Balſam droben. Camille geſchwind in Keller, vom ſtärkſten Wein! Claudine! mein Kind!

(Claudine hebt ſich ohnmächtig ohne zu ſprechen, reicht ihrem Vater die Hand, und ſinkt wieder hin. Gonzalo geht verwirrt bald zu, bald von ihr:)

Sebaſtian kommt.

Er hat ſich durchgeſchlagen, wüthend wie der Teufel! Du ſollſt uns nicht müde machen. Gonzalo, ich bitte dich.

Gon-

er ätzte verſchiedene Blätter und ſetzte dieſen Kunſtzweig bis in ſeine ſpäteſten Jahre fort.

Da ſeine Wohnung nahe am Eſchenheimer Thore lag, ſo führte mich, wenn ich ihn beſucht hatte, mein Weg gewöhnlich zur Stadt hinaus und zu den Grundſtücken welche mein Vater vor den Thoren beſaß. Das eine war ein großer Baumgarten, deſſen Boden als Wieſe benutzt wurde, und worin mein Vater das Nachpflanzen der Bäume und was ſonſt zur Erhaltung diente, ſorgfältig beobachtete, obgleich das Grundſtück verpachtet war. Noch mehr Beſchäftigung gab ihm ein ſehr gut unterhaltener Weinberg vor dem Friedberger Thore, woſelbſt zwiſchen den Reihen der Weinſtöcke, Spargelreihen mit großer Sorgfalt gepflanzt und gewartet wurden. Es verging in der guten Jahrszeit faſt kein Tag, daß nicht mein Vater ſich hinaus begab, da wir ihn denn meiſt begleiten durften, und ſo von den

erſten Erzeugniſſen des Frühlings bis zu den letzten des Herbſtes, Genuß und Freude hatten. Wir lernten nun auch mit den Gartengeſchäften umgehen, die weil ſie ſich jährlich wiederholten, uns endlich ganz bekannt und geläufig wurden. Noch mancherley Früchten des Sommers und Herbſtes war aber doch zuletzt die Weinleſe das Luſtigſte und am meiſten Erwünſchte; ja es iſt keine Frage, daß wie der Wein ſelbſt den Orten und Gegenden, wo er wächſt und getrunken wird, einen freyern Character giebt, ſo auch dieſe Tage der Weinleſe, indem ſie den Sommer ſchließen und zugleich den Winter eröffnen, eine unglaubliche Heiterkeit verbreiten. Luſt und Jubel erſtreckt ſich über eine ganze Gegend. Des Tages hört man von allen Ecken und Enden Jauchzen und Schießen, und des Nachts verkünden bald da bald dort Raketen und Leuchtkugeln, daß man noch überall wach und munter dieſe Feyer gern ſo lange als möglich ausdehnen möchte. Die nachherigen

Bemühungen beym Keltern und während der Gährung im Keller gaben uns auch zu Hause eine heitere Beschäftigung, und so kamen wir gewöhnlich in den Winter hinein ohne es recht gewahr zu werden.

Dieser ländlichen Besitzungen erfreuten wir uns im Frühling 1763 um so mehr, als uns der 15te Februar dieses Jahrs, durch den Abschluß des Hubertsburger Friedens, zum festlichen Tage geworden, unter dessen glücklichen Folgen der gröſste Theil meines Lebens verfließen sollte. Ehe ich jedoch weiter schreite, halte ich es für meine Schuldigkeit, einiger Männer zu gedenken, welche einen bedeutenden Einfluß auf meine Jugend ausgeübt.

Von Olenschlager, Mitglied des Hauses Frauenstein, Schöff und Schwiegersohn des oben erwähnten Doctor Orth, ein schöner, behaglicher, sanguinischer Mann. Er

hätte in seiner burgemeisterlichen Festtracht gar wohl den angesehnsten französischen Prälaten vorstellen können. Nach seinen academischen Studien hatte er sich in Hof- und Staatsgeschäften umgethan, und seine Reisen auch zu diesen Zwecken eingeleitet. Er hielt mich besonders werth und sprach oft mit mir von den Dingen, die ihn vorzüglich interessirten. Ich war um ihn, als er eben seine Erläuterung der güldnen Bulle schrieb; da er mir denn den Werth und die Würde dieses Documents sehr deutlich herauszusetzen wußte. Auch dadurch wurde meine Einbildungskraft in jene wilden und unruhigen Zeiten zurückgeführt, daß ich nicht unterlassen konnte, dasjenige was er mir geschichtlich erzählte, gleichsam als gegenwärtig, mit Ausmalung der Character und Umstände und manchmal sogar mimisch darzustellen; woran er denn große Freude hatte, und durch seinen Beyfall mich zur Wiederholung aufregte.

Ich hatte von Kindheit auf die wunderliche Gewohnheit, immer die Anfange der Bücher und Abtheilungen eines Werks auswendig zu lernen, zuerſt der fünf Bücher Moſis, ſodann der Aeneide und der Metamorphoſen. So machte ich es nun auch mit der goldenen Bulle, und reizte meinen Gönner oft zum Lächeln, wenn ich ganz ernſthaft unverſehens ausrief: omne regnum in se divisum desolabitur: nam principes ejus facti sunt socii furum. Der kluge Mann ſchüttelte lächelnd den Kopf und ſagte bedenklich: was müſſen das für Zeiten geweſen ſeyn, in welchen der Kaiſer auf einer groſſen Reichsverſammlung ſeinen Fürſten dergleichen Worte ins Geſicht publiciren ließ.

Von Olenſchlager hatte viel Anmuth im Umgang. Man ſah wenig Geſellſchaft bey ihm, aber zu einer geiſtreichen Unterhaltung war er ſehr geneigt, und er veranlaßte uns junge Leute von Zeit zu Zeit ein Schauſpiel

aufzuführen: denn man hielt dafür, daß eine solche Uebung der Jugend besonders nützlich sey. Wir gaben den Kanut von Schlegel, worin mir die Rolle des Königs, meiner Schwester die Elfride, und Ulfo dem jüngern Sohn des Hauses zugetheilt wurde. Sodann wagten wir uns an den Britannicus, denn wir sollten nebst dem Schauspielertalent auch die Sprache zur Uebung bringen. Ich erhielt den Nero, meine Schwester die Agrippine, und der jüngere Sohn den Britannicus. Wir wurden mehr gelobt als wir verdienten, und glaubten es noch besser gemacht zu haben, als wie wir gelobt wurden. So stand ich mit dieser Familie in dem besten Verhältniß, und bin ihr manches Vergnügen und eine schnellere Entwicklung schuldig geworden.

Von Reineck, aus einem altadligen Hause, tüchtig, rechtschaffen, aber starrsinnig, ein hagrer schwarzbrauner Mann, den ich

niemals lächeln gesehen. Ihm begegnete das Unglück, daß seine einzige Tochter durch einen Hausfreund entführt wurde. Er verfolgte seinen Schwiegersohn mit dem heftigsten Proceß, und weil die Gerichte, in ihrer Förmlichkeit, seiner Rachsucht weder schnell noch stark genug willfahren wollten, überwarf er sich mit diesen, und es entstanden Händel aus Händeln, Processe aus Processen. Er zog sich ganz in sein Haus und einen daranstoßenden Garten zurück, lebte in einer weitläuftigen aber traurigen Unterstube, in die seit vielen Jahren kein Pinsel eines Tünchers, vielleicht kaum der Kehrbesen einer Magd gekommen war. Mich konnte er gar gern leiden, und hatte mir seinen jüngern Sohn besonders empfohlen. Seine ältesten Freunde, die sich nach ihm zu richten wußten, seine Geschäftsleute, seine Sachwalter sah er manchmal bey Tische, und unterließ dann niemals auch mich einzuladen. Man aß sehr gut bey ihm und trank noch besser.

Den Gäſten erregte jedoch ein groſſer, aus vielen Ritzen rauchender Ofen die ärgſte Pein. Einer der vertrauteſten wagte einmal dieß zu bemerken, indem er den Hausherrn fragte: ob er denn ſo eine Unbequemlichkeit den ganzen Winter aushalten könne. Er antwortete darauf, als ein zweyter Timon und Heautontimorumenos: „Wollte Gott, dieß wäre das gröſte Uebel von denen die mich plagen!“ Nur ſpät lieſ er ſich bereden, Tochter und Enkel wiederzuſehen. Der Schwiegerſohn durfte ihm nicht wieder vor Augen.

Auf dieſen ſo braven als unglücklichen Mann wirkte meine Gegenwart ſehr günſtig: denn indem er ſich gern mit mir unterhielt, und mich beſonders von Welt- und Staatsverhältniſſen belehrte, ſchien er ſelbſt ſich erleichtert und erheitert zu fühlen. Die wenigen alten Freunde, die ſich noch um ihn verſammelten, gebrauchten mich daher oft, wenn ſie

ſeinen verdrießlichen Sinn zu mildern und ihn zu irgend einer Zerſtreuung zu bereden wünſchten. Wirklich fuhr er nunmehr manchmal mit uns aus, und beſah ſich die Gegend wieder, auf die er ſo viele Jahre keinen Blick geworfen hatte. - Er gedachte der alten Beſitzer, erzählte von ihren Characteren und Begebenheiten, wo er ſich denn immer ſtreng, aber doch öfters heiter und geiſtreich erwies. Wir ſuchten ihn nun auch wieder unter andere Menſchen zu bringen, welches uns aber beynah übel gerathen wäre.

Von gleichem, wenn nicht noch von höherem Alter als er, war ein Herr von Malapart, ein reicher Mann, der ein ſehr ſchönes Haus am Roßmarkt beſaß und gute Einkünfte von Salinen zog. Auch er lebte ſehr abgeſondert; doch war er Sommers viel in ſeinem Garten vor dem Bockenheimer Thore, wo er eine ſehr ſchöne Nelkenflor wartete und pflegte.

Von Reineck war auch ein Nelkenfreund; die Zeit des Flors war da, und es geſchahen einige Anregungen, ob man ſich nicht wechſelſeitig beſuchen wollte. Wir leiteten die Sache ein und trieben es ſo lange, bis endlich von Reineck ſich entſchloß mit uns einen Sonntag Nachmittag hinaus zu fahren. Die Begrüßung der beyden alten Herren war ſehr laconiſch, ja blos pantomimiſch, und man ging mit wahrhaft diplomatiſchem Schritt an den langen Nelkengerüſten hin und her. Der Flor war wirklich außerordentlich ſchön, und die beſondern Formen und Farben der verſchiedenen Blumen, die Vorzüge der einen vor der andern und ihre Seltenheit machten denn doch zuletzt eine Art von Geſpräch aus, welches ganz freundlich zu werden ſchien; worüber wir andern uns um ſo mehr freuten, als wir in einer benachbarten Laube den koſtbarſten alten Rheinwein in geſchliffenen Flaſchen, ſchönes Obſt und andre gute Dinge aufgetiſcht ſahen. Leider aber ſollten wir ſie

Gonzalo.

O meine Tochter!

Sebaſtian.

Es iſt der Schrök. Sie erholt ſich wieder. Willſt du mir deine Bedienten erlauben, deine Pferde? Ich will ihm nach.

Gonzalo.

Mach was du willſt.

Claudine.

Sebaſtian.

Sebaſtian.

Auf Wiederſehn, Fräulein.

Claudine.

Pedro! Er iſt todt?

Sebaſtian.

Sie iſt verwirrt, pflegt ſie, ich muß fort.

(Sebaſtian ab.)

nicht genießen. Denn unglücklicherweiſe ſah von Reineck eine ſehr ſchöne Nelke vor ſich, die aber den Kopf etwas niederſenkte; er griff daher ſehr zierlich mit dem Zeige- und Mittelfinger vom Stengel herauf gegen den Kelch und hob die Blume von hinten in die Höhe, ſo daß er ſie wohl betrachten konnte. Aber auch dieſe zarte Berührung verdroß den Beſitzer. Von Malapart erinnerte, zwar höflich aber doch ſteif genug und eher etwas ſelbſtgefällig, an das oculis non manibus. Von Reineck hatte die Blume ſchon losgelaſſen, fing aber auf jenes Wort gleich Feuer und ſagte, mit ſeiner gewöhnlichen Trockenheit und Ernſt: Es ſey einem Kenner und Liebhaber wohl gemäß, eine Blume auf die Weiſe zu berühren und zu betrachten; worauf er denn jenen Geſt wiederholte und ſie noch einmal zwiſchen die Finger nahm. Die beyderſeitigen Hausfreunde — denn auch von Malapart hatte einen bey ſich — waren nun in der größten Verlegenheit. Sie ließen

einen Hafen nach dem andern laufen (dieß war unſre ſprüchwörtliche Redensart, wenn ein Geſpräch ſollte unterbrochen und auf einen andern Gegenſtand gelenkt werden); allein es wollte nichts verfangen: die alten Herren waren ganz ſtumm geworden, und wir fürchteten jeden Augenblick, von Reineck möchte jenen Act wiederholen; da wäre es denn um uns alle geſchehn geweſen. Die beyden Hausfremde hielten ihre Herren auseinander, indem ſie ſelbige bald da bald dort beſchäftigten, und das klügſte war, daß wir endlich aufzubrechen Anſtalt machten; und ſo mußten wir leider den reizenden Credenztiſch ungenoſſen mit dem Rücken anſehen.

Hofrath Huisgen, nicht von Frankfurt gebürtig, reformirter Religion und deswegen keiner öffentlichen Stelle noch auch der Advocatur fähig, die er jedoch, weil man ihm als vortrefflichem Juriſten viel Vertrauen ſchenkte, unter fremder Signatur ganz gelaſſen ſowohl in

Frankfurt als bey den Reichsgerichten zu führen wußte, war wohl schon sechzig Jahr alt, als ich mit seinem Sohne Schreibstunde hatte und dadurch ins Haus kam. Seine Gestalt war groß, lang ohne hager, breit ohne beleibt zu seyn. Sein Gesicht, nicht allein von den Blattern entstellt, sondern auch des einen Auges beraubt, sah man die erste Zeit nur mit Apprehension. Er trug auf einem kahlen Haupte immer eine ganz weiße Glockenmütze, oben mit einem Bande gebunden. Seine Schlafröcke von Kalmank oder Damast, waren durchaus sehr sauber. Er bewohnte eine gar heitre Zimmerflucht auf gleicher Erde an der Allee, und die Reinlichkeit seiner Umgebung entsprach dieser Heiterkeit. Die größte Ordnung seiner Papiere, Bücher, Landcharten machte einen angenehmen Eindruck. Sein Sohn, Heinrich Sebastian, der sich durch verschiedene Schriften im Kunstfach bekannt gemacht, versprach in seiner Jugend wenig. Gutmüthig, aber täppisch, nicht roh,

aber doch geradezu und ohne beſondre Neigung ſich zu unterrichten, ſuchte er lieber die Gegenwart des Vaters zu vermeiden, indem er von der Mutter alles was er wünſchte, erhalten konnte. Ich hingegen näherte mich dem Alten immer mehr, je mehr ich ihn kennen lernte. Da er ſich nur bedeutender Rechtsfälle annahm, ſo hatte er Zeit genug ſich auf andre Weiſe zu beſchäftigen und zu unterhalten. Ich hatte nicht lange um ihn gelebt und ſeine Lehren vernommen; als ich wohl merken konnte, daß er mit Gott und der Welt in Oppoſition ſtehe. Eins ſeiner Lieblingsbücher war Agrippa de vanitate Scientiarum, das er mir beſonders empfahl, und mein junges Gehirn dadurch eine Zeit lang in ziemliche Verwirrung ſetzte. Ich war im Behagen der Jugend zu einer Art von Optimismus geneigt, und hatte mich mit Gott oder den Göttern ziemlich wieder ausgeſöhnt: denn durch eine Reihe von Jahren war ich zu der Erfahrung gekommen, daß

es gegen das Böſe manches Gleichgewicht gebe, daß man ſich von den Uebeln wohl wieder herſtelle, und daß man ſich aus Gefahren rette und nicht immer den Hals breche. Auch was die Menſchen thaten und trieben ſah ich läßlich an, und fand manches Lobenswürdige, womit mein alter Herr keineswegs zufrieden ſeyn wollte. Ja, als er einmal mir die Welt ziemlich von ihrer fratzenhaften Seite geſchildert hatte, merkte ich ihm an, daß er noch mit einem bedeutenden Trumpfe zu ſchließen gedenke. Er drückte, wie in ſolchen Fällen ſeine Art war, das blinde linke Auge ſtark zu, blickte mit dem andern ſcharf hervor und ſagte mit einer näſelnden Stimme: „Auch in Gott entdeck' ich Fehler.“

Mein timoniſcher Mentor war auch Mathematiker; aber ſeine practiſche Natur trieb ihn zur Mechanik, ob er gleich nicht ſelbſt arbeitete. Eine für damalige Zeiten wenigſtens wunderſame Uhr, welche neben den Stun-

den und Tagen auch die Bewegungen von Sonne und Mond anzeigte, ließ er nach seiner Angabe verfertigen. Sonntags früh um Zehn zog er sie jedesmal selbst auf, welches er um so gewisser thun konnte, als er niemals in die Kirche ging. Gesellschaft oder Gäste habe ich nie bey ihm gesehen. Angezogen und aus dem Hause gehend erinnere ich mir ihn in zehn Jahren kaum zweymal.

Die verschiedenen Unterhaltungen mit diesen Männern waren nicht unbedeutend, und jeder wirkte auf mich nach seiner Weise. Für einen jeden hatte ich so viel, oft noch mehr Aufmerksamkeit als die eigenen Kinder, und jeder suchte an mir, als an einem geliebten Sohne, sein Wohlgefallen zu vermehren, indem er an mir sein moralisches Ebenbild herzustellen trachtete. Olenschlager wollte mich zum Hofmann, Reineck zum diplomatischen Geschäftsmann bilden, beyde, besonders letzterer, suchten mir Poesie und Schriftstelle-

rey zu verleiden. Huisgen wollte mich zum Timon ſeiner Art, dabey aber zum tüchtigen Rechtsgelehrten haben: ein nothwendiges Handwerk wie er meinte, damit man ſich und das Seinige gegen das Lumpenpack von Menſchen regelmäßig vertheidigen, einem Unterdrückten beyſtehen, und allenfalles einem Schelmen etwas am Zeuge flicken könne; letzteres jedoch ſey weder beſonders thulich noch rathſam.

Hielt ich mich gern an der Seite jener Männer, um ihren Rath, ihren Fingerzeig zu benutzen, ſo forderten jüngere, an Alter mir nur wenig vorausgeſchrittene mich auf zum unmittelbaren Nacheifern. Ich nenne hier vor allen andern die Gebrüder Schloſſer, und Griesbach. Da ich jedoch mit dieſen in der Folge in genauere Verbindung trat, welche viele Jahre ununterbrochen dauerte, ſo ſage ich gegenwärtig nur ſoviel, daß ſie uns damals als ausgezeichnet in Sprachen und

andern, die akademiſche Laufbahn eröffnenden Studien geprieſen und zum Muſter aufgeſtellt wurden, und daß Jedermann die gewiſſe Erwartung hegte, ſie würden einſt im Staat und in der Kirche etwas Ungemeines leiſten.

Was mich betrifft, ſo hatte ich auch wohl im Sinne, etwas Außerordentliches hervorzubringen; worin es aber beſtehen könne, wollte mir nicht deutlich werden. Wie man jedoch eher an den Lohn denkt, den man erhalten möchte, als an das Verdienſt, das man ſich erwerben ſollte; ſo läugne ich nicht, daß wenn ich an ein wünſchenswerthes Glück dachte, dieſes mir am reizendſten in der Geſtalt des Lorbeerkranzes erſchien, der den Dichter zu zieren geflochten iſt.

Fünftes Buch.

Gonzalo, sie zum Sessel führend.

Beruhige dich Engel.

Claudine.

Er geht. Und sagt mir nicht: ist er todt, lebt er? Ach meine Knie, meine armen Knie! Mein Herz wird brechen.

Sybille kommt.

Sybille.

Hier der Balsam.

Claudine.

Gefährlich verwundet, sagtest du? In Saragossa?

Gonzalo.

Wer!

Sybille.

Pedro.

Gonzalo.

Wie?

Sybille.

Ach daß man nicht von Sinnen kommt über

Für alle Vögel giebt es Lockſpeiſen, und jeder Menſch wird auf ſeine eigene Art geleitet und verleitet. Natur, Erziehung, Umgebung, Gewohnheit hielten mich von allem Rohen abgeſondert, und ob ich gleich mit den untern Volks-Claſſen, beſonders den Handwerkern, öfters in Berührung kam, ſo entſtand doch daraus kein näheres Verhältniß. Etwas Ungewöhnliches, vielleicht Gefährliches zu unternehmen, hatte ich zwar Verwegenheit genug, und fühlte mich wohl manchmal dazu aufgelegt; allein es mangelte mir die Handhabe es anzugreifen und zu faſſen.

Indeſſen wurde ich auf eine völlig unerwartete Weiſe in Verhältniſſe verwickelt, die mich ganz nahe an groſſe Gefahr, und we-

nigſtens für eine Zeit lang in Verlegenheit und Noth brachten. Mein früheres gutes Verhältniß zu jenem Knaben, den ich oben Pylades genannt, hatte ſich bis ins Jünglingsalter fortgeſetzt. Zwar ſahen wir uns ſeltner, weil unſre Aeltern nicht zum beſten mit einander ſtanden; wo wir uns aber trafen, ſprang immer ſogleich der alte freundſchaftliche Jubel hervor. Einſt begegneten wir uns in den Alleen, die zwiſchen dem innern und äußern Sanct-Gallen-Thor einen ſehr angenehmen Spazirgang darboten. Wir hatten uns kaum begrüßt, als er zu mir ſagte: „Es geht mir mit deinen Verſen noch immer wie ſonſt. Diejenigen die du mir neulich mittheilteſt, habe ich einigen luſtigen Geſellen vorgeleſen, und keiner will glauben, daß du ſie gemacht habeſt.“ — Laß es gut ſeyn, verſetzte ich; wir wollen ſie machen, uns daran ergetzen, und die Andern mögen davon denken und ſagen was ſie wollen.

„Da kommt eben der Ungläubige!“ ſagte mein Freund. — Wir wollen nicht davon reden, war meine Antwort. Was hilfts, man bekehrt ſie doch nicht. — „Mit nichten, ſagte der Freund: ich kann es ihm nicht ſo hingehen laſſen.“

Nach einer kurzen gleichgültigen Unterhaltung konnte es der für mich nur allzuwohlgeſinnte junge Geſell nicht laſſen, und ſagte mit einiger Empfindlichkeit gegen jenen: „Hier iſt nun der Freund, der die hübſchen Verſe gemacht hat, und die ihr ihm nicht zutrauen wollt.“ — Er wird es gewiß nicht übel nehmen, verſetzte jener: denn es iſt ja eine Ehre die wir ihm erweiſen, wenn wir glauben, daß weit mehr Gelehrſamkeit dazu gehöre, ſolche Verſe zu machen, als er bey ſeiner Jugend beſitzen kann. — Ich erwiederte etwas Gleichgültiges; mein Freund aber fuhr fort: „Es wird nicht viel Mühe koſten, euch zu überzeugen. Gebt ihm irgend ein

Thema auf, und er macht euch ein Gedicht aus dem Stegereif.“ — Ich ließ es mir gefallen, wir wurden einig, und der Dritte fragte mich: ob ich mich wohl getraue, einen recht artigen Liebesbrief in Verſen aufzuſetzen, den ein verſchämtes junges Mädchen an einen Jüngling ſchriebe, um ihre Neigung zu offenbaren. — Nichts iſt leichter als das, verſetzte ich, wenn wir nur ein Schreibzeug hätten. — Jener brachte ſeinen Taſchencalender hervor, worin ſich weiße Blätter in Menge befanden, und ich ſetzte mich auf eine Bank, zu ſchreiben. Sie gingen indeß auf und ab und ließen mich nicht aus den Augen. Sogleich faßte ich die Situation in den Sinn und dachte mir, wie artig es ſeyn müßte, wenn irgend ein hübſches Kind mir wirklich gewogen wäre und es mir in Proſa oder in Verſen entdecken wollte. Ich begann daher ohne Anſtand meine Erklärung, und führte ſie in einem, zwiſchen dem Knittelvers und Madrigal

ſchwebenden Sylbenmaße mit möglichſter Naivetät in kurzer Zeit dergeſtalt aus, daß, als ich dieß Gedichtchen den beyden vorlas, der Zweifler in Verwunderung und mein Freund in Entzücken verſetzt wurde. Jenem konnte ich auf ſein Verlangen das Gedicht um ſo weniger verweigern, als es in ſeinen Calender geſchrieben war, und ich das Document meiner Fähigkeiten gern in ſeinen Händen ſah. Er ſchied unter vielen Verſicherungen von Bewunderung und Neigung, und wünſchte nichts mehr als uns öfter zu begegnen, und wir machten aus, bald zuſammen aufs Land zu gehen.

Unſre Partie kam zu Stande, zu der ſich noch mehrere junge Leute von jenem Schlage geſellten. Es waren Menſchen aus dem mittlern, ja wenn man will, aus dem niedern Stande, denen es an Kopf nicht fehlte, und die auch, weil ſie durch die Schule gelaufen, manche Kenntniß und eine

gewiſſe Bildung hatten. In einer großen reichen Stadt giebt es vielerley Erwerbszweige. Sie halfen ſich durch, indem ſie für die Advocaten ſchrieben, Kinder der geringern Claſſe durch Hausunterricht etwas weiter brachten, als es in Trivialſchulen zu geſchehen pflegt. Mit erwachſenern Kindern, welche confirmirt werden ſollten, repetirten ſie den Religionsunterricht, liefen dann wieder den Mäklern oder Kaufleuten einige Wege, und thaten ſich Abends, beſonders aber an Sonn- und Feyertagen, auf eine frugale Weiſe etwas zu Gute.

Indem ſie nun unterwegs meine Liebesepiſtel auf das beſte herausſtrichen, geſtanden ſie mir, daß ſie einen ſehr luſtigen Gebrauch davon gemacht hätten: ſie ſey nämlich mit verſtellter Hand abgeſchrieben, und mit einigen nähern Beziehungen einem eingebildeten jungen Manne zugeſchoben worden, der nun in der feſten Ueberzeugung ſtehe, ein

Frauenzimmer, dem er von fern den Hof gemacht, ſey in ihn aufs äußerſte verliebt, und ſuche Gelegenheit ihm näher bekannt zu werden. Sie vertrauten mir dabey, er wünſche nichts mehr als ihr auch in Verſen antworten zu können; aber weder bey ihm noch bey ihnen finde ſich Geſchick dazu, weshalb ſie mich inſtändig bäten, die gewünſchte Antwort ſelbſt zu verfaſſen.

Myſtificationen ſind und bleiben eine Unterhaltung für müßige, mehr oder weniger geiſtreiche Menſchen. Eine läßliche Bosheit, eine ſelbſtgefällige Schadenfreude ſind ein Genuß für diejenigen, die ſich weder mit ſich ſelbſt beſchäftigen, noch nach außen heilſam wirken können. Kein Alter iſt ganz frey von einem ſolchen Kitzel. Wir hatten uns in unſern Knabenjahren einander oft angeführt; viele Spiele beruhen auf ſolchen Myſtificationen und Attrapen; der gegenwärtige Scherz ſchien mir nicht weiter zu gehen: ich

willigte ein; ſie theilten mir manches Beſondere mit, was der Brief enthalten ſollte, und wir brachten ihn ſchon fertig mit nach Hauſe.

Kurze Zeit darauf wurde ich durch meinen Freund dringend eingeladen, an einem Abendfeſte jener Geſellſchaft Theil zu nehmen. Der Liebhaber wolle es dießmal ausſtatten, und verlange dabey ausdrücklich, dem Freunde zu danken, der ſich ſo vortrefflich als poetiſcher Secretär erwieſen.

Wir kamen ſpät genug zuſammen, die Mahlzeit war die frugalſte, der Wein trinkbar; und was die Unterhaltung betraf, ſo drehte ſie ſich faſt gänzlich um die Verhöhnung des gegenwärtigen, freylich nicht ſehr aufgeweckten Menſchen, der nach wiederholter Leſung des Briefes nicht weit davon war zu glauben, er habe ihn ſelbſt geſchrieben.

Meine natürliche Gutmüthigkeit ließ mich an einer ſolchen boshaften Verſtellung wenig Freude finden, und die Wiederholung deſſelben Thema's eckelte mich bald an. Gewiß, ich brachte einen verdrießlichen Abend hin, wenn nicht eine unerwartete Erſcheinung mich wieder belebt hätte. Bey unſerer Ankunft ſtand bereits der Tiſch reinlich und ordentlich gedeckt, hinreichender Wein aufgeſtellt; wir ſetzten uns und blieben allein, ohne Bedienung nöthig zu haben. Als es aber doch zuletzt an Wein gebrach, rief einer nach der Magd; allein ſtatt derſelben trat ein Mädchen herein, von ungemeiner, und wenn man ſie in ihrer Umgebung ſah, von unglaublicher Schönheit. — „Was verlangt Ihr? ſagte ſie, nachdem ſie auf eine freundliche Weiſe guten Abend geboten: die Magd iſt krank und zu Bette. Kann ich Euch dienen?" — Es fehlt an Wein, ſagte der eine. Wenn du uns ein paar Flaſchen holteſt, ſo wäre es ſehr hübſch. — Thu es, Gretchen,

ſagte der Andre; es iſt ja nur ein Katzenſprung. — „Warum nicht!“ verſetzte ſie, nahm ein paar leere Flaſchen vom Tiſch und eilte fort. Ihre Geſtalt war von der Rückſeite faſt noch zierlicher. Das Häubchen ſaß ſo nett auf dem kleinen Kopfe, den ein ſchlanker Hals gar anmuthig mit Nacken und Schultern verband. Alles an ihr ſchien auserleſen, und man konnte der ganzen Geſtalt um ſo ruhiger folgen, als die Aufmerkſamkeit nicht mehr durch die ſtillen treuen Augen und den lieblichen Mund allein angezogen und gefeſſelt wurde. Ich machte den Geſellen Vorwürfe, daß ſie das Kind in der Nacht allein ausſchickten; ſie lachten mich aus, und ich war bald getröſtet, als ſie ſchon wiederkam: denn der Schenkwirth wohnte nur über die Straße. — Setze dich dafür auch zu uns, ſagte der eine. Sie that es, aber leider kam ſie nicht neben mich. Sie trank ein Glas auf unſre Geſundheit und entfernte ſich bald, indem ſie uns rieth,

über den Lärm und das Gewirre. Heiliger Gott! Da komm Baſtians Diener geſprengt, fragt nach ſeinem Herrn, und da er ihn nicht antrifft, hinterläßt er; Pedro ſei gefährlich verwundet, in Saroſſa im Wirthshaus, und fort! Und gleich drauf Sebaſtian mit Wache, unſern Gaſt zu fangen, der ſich durchſchießt und ſchlägt. Und Nichtgen in Ohnmacht: Mir wird's blau vor den Augen. (ſezt ſich) Mir wird's weh.

Camille mit Wein.

Gonzalo

Gieb her. Trink einen Tropfen Klauhine! Gieb Sybillen ein Glas. Du ſiehſt auch wie ein Geſpenſt.

Camille.

Mir klappern die Zähne, wie im Fieber. Den Schröken fühl ich Jahr und Tag in den Gliedern.

Gonzalo.

Trink ein Gläsgen! Reib dir die Schläfe mit dem Balſam. Reib Sybille.

nicht gar lange beyſammen zu bleiben und überhaupt nicht ſo laut zu werden: denn die Mutter wolle ſich eben zu Bette legen. Es war nicht ihre Mutter, ſondern die unſerer Wirthe.

Die Geſtalt dieſes Mädchens verfolgte mich von dem Augenblick an auf allen Wegen und Stegen: es war der erſte bleibende Eindruck, den ein weibliches Weſen auf mich gemacht hatte; und da ich einen Vorwand ſie im Hauſe zu ſehen weder finden konnte, noch ſuchen mochte, ging ich ihr zu Liebe in die Kirche und hatte bald ausgeſpürt wo ſie ſaß; und ſo konnte ich während des langen proteſtantiſchen Gottesdienſtes mich wohl ſatt an ihr ſehen. Beym Herausgehen getraute ich mich nicht ſie anzureden, noch weniger ſie zu begleiten, und war ſchon ſeelig, wenn ſie mich bemerkt und gegen einen Gruß genickt zu haben ſchien. Doch ich ſollte das Glück mich ihr zu nähern nicht lange entbehren

Man hatte jenen Liebenden, deſſen poetiſcher Secretär ich geworden war, glauben gemacht, der in ſeinem Namen geſchriebene Brief ſey wirklich an das Frauenzimmer abgegeben worden, und zugleich ſeine Erwartung aufs äuſſerſte geſpannt, daß nun bald eine Antwort darauf erfolgen müſſe. Auch dieſe ſollte ich ſchreiben, und die ſchalkiſche Geſellſchaft ließ mich durch Pylades aufs inſtändigſte erſuchen, allen meinen Witz aufzubieten und alle meine Kunſt zu verwenden, daß dieſes Stück recht zierlich und vollkommen werde.

In Hoffnung meine Schöne wiederzuſehen, machte ich mich ſogleich ans Werk, und dachte mir nun alles was mir höchſt wohlgefällig ſeyn würde, wenn Gretchen es mir ſchriebe. Ich glaubte alles ſo aus ihrer Geſtalt, ihrem Weſen, ihrer Art, ihrem Sinn herausgeſchrieben zu haben, daß ich mich des Wunſches nicht enthalten konnte, es möchte wirklich ſo ſeyn, und mich in Entzücken ver-

lor, nur zu denken, daß etwas Aehnliches von ihr an mich könnte gerichtet werden. So myſtificirte ich mich ſelbſt, indem ich meynte einen andern zum Beſten zu haben, und es ſollte mir daraus noch manche Freude und manches Ungemach entſpringen. Als ich abermals gemahnt wurde, war ich fertig, verſprach zu kommen und fehlte nicht zur beſtimmten Stunde. Es war nur einer von den jungen Leuten zu Hauſe; Gretchen ſaß am Fenſter und ſpann; die Mutter ging ab und zu. Der junge Menſch verlangte, daß ich's ihm vorleſen ſollte; ich that es, und las nicht ohne Rührung, indem ich über das Blatt weg nach dem ſchönen Kinde hinſchielte, und da ich eine gewiſſe Unruhe ihres Weſens, eine leichte Röthe ihrer Wangen zu bemerken glaubte, drückte ich nur beſſer und lebhafter aus, was ich von ihr zu vernehmen wünſchte. Der Vetter, der mich oft durch Lobeserhebungen unterbrochen hatte, erſuchte mich zuletzt um einige Abänderungen.

Sie betrafen einige Stellen, die freylich mehr auf Gretchens Zuſtand, als auf den jenes Frauenzimmers paßten, das von gutem Hauſe, wohlhabend, in der Stadt bekannt und angeſehen war. Nachdem der junge Mann mir die gewünſchten Aenderungen articulirt und ein Schreibzeug herbeygeholt hatte, ſich aber wegen eines Geſchäfts auf kurze Zeit beurlaubte, blieb ich auf der Wandbank hinter dem großen Tiſche ſitzen, und probierte die zu machenden Veränderungen auf der großen, faſt den ganzen Tiſch einnehmenden Schieferplatte, mit einem Griffel, der ſtets im Fenſter lag, weil man auf dieſer Steinfläche oft rechnete, ſich mancherley notirte, ja die Gehenden und Kommenden ſich ſogar Notizen dadurch mittheilten.

Ich hatte eine Zeit lang verſchiedenes geſchrieben und wieder ausgelöſcht, als ich ungeduldig ausrief: es will nicht gehen! — „Deſto beſſer! ſagte das liebe Mädchen, mit

einem geſetzten Tone; ich wünſchte, es ginge gar nicht. Sie ſollten ſich mit ſolchen Händeln nicht befaſſen." — Sie ſtand vom Spinnrocken auf, und zu mir an den Tiſch tretend, hielt ſie mir mit viel Verſtand und Freundlichkeit eine Strafpredigt. „Die Sache ſcheint ein unſchuldiger Scherz; es iſt ein Scherz, aber nicht unſchuldig. Ich habe ſchon mehrere Fälle erlebt, wo unſere jungen Leute wegen eines ſolchen Frevels in große Verlegenheit kamen." — Was ſoll ich aber thun? verſetzte ich: der Brief iſt geſchrieben, und ſie verlaſſen ſich drauf, daß ich ihn umändern werde. — „Glauben Sie mir, verſetzte ſie, und ändern ihn nicht um; ja, nehmen Sie ihn zurück, ſtecken Sie ihn ein, gehen Sie fort und ſuchen die Sache durch ihren Freund ins Gleiche zu bringen. Ich will auch ein Wörtchen mit drein reden: denn, ſehen Sie, ſo ein armes Mädchen als ich bin, und abhängig von dieſen Verwandten, die zwar nichts Böſes thun, aber doch

oft um der Luſt und des Gewinns willen, manches Wagehalſige vornehmen, ich habe widerſtanden und den erſten Brief nicht abgeſchrieben, wie man von mir verlangte; ſie haben ihn mit verſtellter Hand copirt, und ſo mögen ſie auch, wenn es nicht anders iſt, mit dieſem thun. Und Sie, ein junger Mann aus gutem Hauſe, wohlhabend, unabhängig, warum wollen Sie ſich zum Werkzeug in einer Sache gebrauchen laſſen, aus der gewiß nichts Gutes und vielleicht manches Unangenehme für Sie entſpringen kann?" — Ich war glücklich ſie in einer Folge reden zu hören: denn ſonſt gab ſie nur wenige Worte in das Geſpräch. Meine Neigung wuchs unglaublich, ich war nicht Herr von mir ſelbſt, und erwiederte: Ich bin ſo unabhängig nicht als Sie glauben, und was hilft mir wohlhabend zu ſeyn, da mir das Köſtlichſte fehlt, was ich wünſchen dürfte.

Sie hatte mein Concept der poetiſchen Epiſtel vor ſich hingezogen und las es halb laut, gar hold und anmuthig. „Das iſt recht hübſch, ſagte ſie, indem ſie bey einer Art naiver Pointe inne hielt: nur Schade, daß es nicht zu einem beſſern, zu einem wahren Gebrauch beſtimmt iſt.“ — Das wäre freylich ſehr wünſchenswerth, rief ich aus: wie glücklich müßte der ſeyn, der von einem Mädchen, das er unendlich liebt, eine ſolche Verſicherung ihrer Neigung erhielte! — „Es gehört freylich viel dazu, verſetzte ſie, und doch wird manches möglich“ — Zum Beyſpiel, fuhr ich fort, wenn Jemand der Sie kennt, ſchätzt, verehrt und anbetet, Ihnen ein ſolches Blatt vorlegte, und ſie recht dringend, recht herzlich und freundlich bäte, was würden Sie thun? — Ich ſchob ihr das Blatt näher hin, das ſie ſchon wieder mir zugeſchoben hatte. Sie lächelte, beſann ſich einen Augenblick, nahm die Feder und unterſchrieb. Ich kannte mich nicht vor Ent-

zücken, ſprang auf und wollte ſie umarmen. — „Nicht küſſen! ſagte ſie: das iſt ſo was Gemeines; aber lieben wenn's möglich iſt.“ Ich hatte das Blatt zu mir genommen und eingeſteckt. Niemand ſoll es erhalten, ſagte ich, und die Sache iſt abgethan! Sie haben mich gerettet. — „Nun vollenden Sie die Rettung, rief ſie aus: und eilen fort, ehe die Andern kommen, und Sie in Pein und Verlegenheit gerathen.“ Ich konnte mich nicht von ihr losreiſſen; ſie aber bat mich ſo freundlich, indem ſie mit beyden Händen meine Rechte nahm und liebevoll drückte. Die Thränen waren mir nicht weit: ich glaubte ihre Augen feucht zu ſehen; ich drückte mein Geſicht auf ihre Hände und eilte fort. In meinem Leben hatte ich mich nicht in einer ſolchen Verwirrung befunden.

Die erſten Liebes-Neigungen einer unverdorbenen Jugend nehmen durchaus eine gei-

ſtige Wendung. Die Natur ſcheint zu wollen, daß ein Geſchlecht in dem andern das Gute und Schöne ſinnlich gewahr werde. Und ſo war auch mir durch den Anblick dieſes Mädchens, durch meine Neigung zu ihr, eine neue Welt des Schönen und Vortreffli-chen aufgegangen. Ich las meine poetiſche Epiſtel hundertmal durch, beſchaute die Unterſchrift, küßte ſie, drückte ſie an mein Herz und freute mich dieſes liebenswürdigen Bekenntniſſes. Je mehr ſich aber mein Entzücken ſteigerte, deſto weher that es mir, ſie nicht unmittelbar beſuchen, ſie nicht wieder ſehen und ſprechen zu können: denn ich fürchtete die Vorwürfe der Vettern und ihre Zudringlichkeit. Den guten Pylades, der die Sache vermitteln konnte, wuſte ich nicht anzutreffen. Ich machte mich daher den nächſten Sonntag auf nach Niederrad, wohin jene Geſellen gewöhnlich zu gehen pflegten, und fand ſie auch wirklich. Sehr verwundert war ich jedoch, da ſie mir, anſtatt

verdrießlich und fremd zu thun, mit frohem Geſicht entgegen kamen. Der jüngſte beſonders war ſehr freundlich, nahm mich bey der Hand und ſagte: „Ihr habt uns neulich einen ſchelmiſchen Streich geſpielt, und wir waren auf Euch recht böſe; doch hat uns Euer Entweichen und das Entwenden der poetiſchen Epiſtel auf einen guten Gedanken gebracht, der uns vielleicht ſonſt niemals aufgegangen wäre. Zur Verſöhnung möget Ihr uns heute bewirthen, und dabey ſollt Ihr erfahren, was es denn iſt, worauf wir uns etwas einbilden, und was Euch gewiß auch Freude machen wird.“ Dieſe Anrede ſetzte mich in nicht geringe Verlegenheit: denn ich hatte ungefähr ſo viel Geld bey mir, um mir ſelbſt und einem Freunde etwas zu Gute zu thun; aber eine Geſellſchaft, und beſonders eine ſolche die nicht immer zur rechten Zeit ihre Gränzen fand, zu gaſtiren, war ich keineswegs eingerichtet; ja dieſer Antrag verwunderte mich um ſo

Camille, ſetzt ſich.

Ich halt's nicht aus.

Claudine.

O mein Vater! Pedro gefährlich verwundet! Sebaſtian wollte mich nicht hören!

Gonzalo.

Es hat's ihm niemand geſagt.

Camille.

In dem Lärm, in der Angſt!

Claudine.

Ohne Hülfe vielleicht.

Gonzalo.

Du machſt dir's zu fürchterlich vor; Ein Stich in den Arm, ein Ritzgen: liebes Kind einem Manne was iſt das? Sei ruhig! Ich will einen nach Saragoſſa ſprengen.

Camille.

All eure Leute und Pferde ſind mit Sebaſtianen.

mehr, als ſie ſonſt durchaus ſehr ehrenvoll darauf hielten, daß Jeder nur ſeine Zeche bezahlte. Sie lächelten über meine Verlegenheit, und der Jüngere fuhr fort: „Laßt uns erſt in die Laube ſitzen und dann ſollt Ihr das Weitre erfahrev.“ Wir ſaßen, und er ſagte: „Als Ihr die Liebesepiſtel neulich mitgenommen hattet, ſprachen wir die ganze Sache noch einmal durch und machten die Betrachtung, daß wir ſo ganz umſonſt, andern zum Verdruß und uns zur Gefahr, aus bloßer leidiger Schadenfreude, Euer Talent misbrauchen, da wir es doch zu unſer aller Vortheil benutzen könnten. Seht, ich habe hier eine Beſtellung auf ein Hochzeit-Gedicht, ſo wie auf ein Leichen-Carmen. Das zweyte muß gleich fertig ſeyn, das erſte hat noch acht Tage Zeit. Mögt Ihr ſie machen, welches Euch ein Leichtes iſt, ſo tractirt Ihr uns zweymal, und wir bleiben auf lange Zeit Eure Schuldner.“ — Dieſer Vorſchlag gefiel mir von allen Seiten: denn ich hatte

ſchon von Jugend auf die Gelegenheits-Gedichte, deren damals in jeder Woche mehrere circulirten, ja beſonders bey anſehnlichen Verheiratungen duzzendweiſe zum Vorſchein kamen, mit einem gewiſſen Neid betrachtet, weil ich ſolche Dinge eben ſo gut ja noch beſſer zu machen glaubte. Nun ward mir die Gelegenheit angeboten, mich zu zeigen, und beſonders, mich gedruckt zu ſehen. Ich erwies mich nicht abgeneigt. Man machte mich mit den Perſonalien, mit den Verhältniſſen der Familie bekannt; ich ging etwas abſeits, machte meinen Entwurf und führte einige Strophen aus. Da ich mich jedoch wieder zur Geſellſchaft begab, und der Wein nicht geſchont wurde; ſo fing das Gedicht an zu ſtocken, und ich konnte es dieſen Abend nicht abliefern. „Es hat noch bis Morgen Abend Zeit, ſagten ſie, und wir wollen Euch nur geſtehen, das Honorar welches wir für das Leichen-Carmen erhalten, reicht hin uns morgen noch einen luſtigen Abend zu ver-

ſchaffen. Kommt zu uns: denn es iſt billig, daß Gretchen auch mit genieße, die uns eigentlich auf dieſen Einfall gebracht hat.“ — Meine Freude war unſäglich. Auf dem Heimwege hatte ich nur die noch fehlenden Strophen im Sinne, ſchrieb das Ganze noch vor Schlafengehn nieder und den andern Morgen ſehr ſauber ins Reine. Der Tag ward mir unendlich lang, und kaum war es dunkel geworden, ſo fand ich mich wieder in der kleinen engen Wohnung neben dem allerliebſten Mädchen.

Die jungen Leute, mit denen ich auf dieſe Weiſe immer in nähere Verbindung kam, waren nicht eigentlich gemeine, aber doch gewöhnliche Menſchen. Ihre Thätigkeit war lobenswürdig, und ich hörte ihnen mit Vergnügen zu, wenn ſie von den vielfachen Mitteln und Wegen ſprachen, wie man ſich etwas erwerben könne, auch erzählten ſie am liebſten von gegenwärtig ſehr reichen Leuten, die mit nichts an-

gefangen. Andere hätten als arme Handlungsdiener ſich ihren Patronen nothwendig gemacht, und wären endlich zu ihren Schwiegerſöhnen erhoben worden; noch andre hätten einen kleinen Kram mit Schwefelfaden und dergleichen ſo erweitert und veredelt, daß ſie nun als reiche Kauf- und Handelsmänner erſchienen. Beſonders ſollte jungen Leuten, die gut auf den Beinen wären, das Beyläufer- und Mäklerhandwerk und die Uebernahme von allerley Aufträgen und Beſorgungen für unbehülfliche Wohlhabende, durchaus ernährend und einträglich ſeyn. Wir alle hörten das gern, und Jeder dünkte ſich etwas, wenn er ſich in dem Augenblick vorſtellte, daß in ihm ſelbſt ſo viel verhanden ſey, nicht nur um in der Welt fortzukommen, ſondern ſogar ein außerordentliches Glück zu machen. Niemand jedoch ſchien dieß Geſpräch ernſtlicher zu führen, als Pylades, der zuletzt geſtand, daß er ein Mädchen außerordentlich liebe und ſich wirklich mit ihr verſprochen habe. Die

Vermögensumſtände ſeiner Aeltern litten nicht, daß er auf Akademieen gehe; er habe ſich aber einer ſchönen Handſchrift, des Rechnens und der neuern Sprachen befleißigt, und wolle nun, in Hoffnung auf jenes häusliche Glück, ſein Möglichſtes verſuchen. Die Vettern lobten ihn deshalb, ob ſie gleich das frühzeitige Verſprechen an ein Mädchen nicht billigen wollten, und ſetzten hinzu, ſie müßten ihn zwar für einen braven und guten Jungen anerkennen, hielten ihn aber weder für thätig noch für unternehmend genug, etwas Außerordentliches zu leiſten. Indem er nun, zu ſeiner Rechtfertigung, umſtändlich auseinanderſetzte, was er ſich zu leiſten getraue und wie er es anzufangen gedenke; ſo wurden die übrigen auch angereizt, und Jeder fing nun an zu erzählen, was er ſchon vermöge, thue, treibe, welchen Weg er zurückgelegt und was er zunächſt vor ſich ſehe. Die Reihe kam zuletzt an mich. Ich ſollte nun auch meine Lebensweiſe und Ausſichten darſtellen, und in-

dem ich mich beſann, ſagte Pylades: „Das einzige halte ich mir aus, damit wir nicht gar zu kurz kommen, daß er die äußern Vortheile ſeiner Lage nicht mit in Anrechnung bringe. Er mag uns lieber ein Mährchen erzählen, wie er es anfangen würde, wenn er in dieſem Augenblick, ſo wie wir, ganz auf ſich ſelbſt geſtellt wäre.“

Gretchen, die bis dieſen Augenblick fortgeſponnen hatte, ſtand auf und ſetzte ſich wie gewöhnlich ans Ende des Tiſches. Wir hatten ſchon einige Flaſchen geleert, und ich fing mit dem beſten Humor meine hypothetiſche Lebensgeſchichte zu erzählen an. Zuvörderſt alſo empfehle ich mich Euch, ſagte ich, daß Ihr mir die Kundſchaft erhaltet, welche mir zuzuweiſen Ihr den Anfang gemacht habt. Wenn Ihr mir nach und nach den Verdienſt der ſämtlichen Gelegenheitsgedichte zuwendet, und wir ihn nicht blos verſchmauſen; ſo will ich ſchon zu etwas kommen. Alsdann müßt

Ihr mir nicht übel nehmen, wenn ich auch in Euer Handwerk pfusche. Worauf ich ihnen denn vorerzählte, was ich mir aus ihren Beschäftigungen gemerkt hatte, und zu welchen ich mich allenfalls fähig hielt. Ein Jeder hatte vorher sein Verdienst zu Gelde angeschlagen, und ich ersuchte sie, mir auch zu Fertigung meines Etats behülflich zu seyn. Gretchen hatte alles Bisherige sehr aufmerksam mit angehört, und zwar in der Stellung die sie sehr gut kleidete, sie mochte nun zuhören oder sprechen. Sie faßte mit beyden Händen ihre übereinander geschlagenen Arme und legte sie auf den Rand des Tisches. So konnte sie lange sitzen, ohne etwas anders als den Kopf zu bewegen, welches niemals ohne Anlaß oder Bedeutung geschah. Sie hatte manchmal ein Wörtchen mit eingesprochen und über dieses und jenes, wenn wir in unsern Einrichtungen stockten, nachgeholfen; dann war sie aber wieder still und ruhig wie gewöhnlich. Ich ließ sie nicht aus den Augen,

und daß ich meinen Plan nicht ohne Bezug auf ſie gedacht und ausgeſprochen, kann man ſich leicht denken, und die Neigung zu ihr gab dem was ich ſagte, einen Anſchein von Wahrheit und Möglichkeit, daß ich mich ſelbſt einen Augenblick täuſchte, mich ſo abgeſondert und hülfslos dachte, wie mein Mährchen mich vorausſetzte, und mich dabey in der Ausſicht ſie zu beſitzen höchſt glücklich fühlte. Pylades hatte ſeine Confeſſion mit der Heirat geendigt, und bey uns andern war nun auch die Frage, ob wir es in unſern Planen ſo weit gebracht hätten. Ich zweifle ganz und gar nicht daran, ſagte ich: denn eigentlich iſt einem Jeden von uns eine Frau nöthig, um das im Hauſe zu bewahren und uns im Ganzen genießen zu laſſen, was wir von außen auf eine ſo wunderliche Weiſe zuſammenſtoppeln. Ich machte die Schilderung von einer Gattinn, wie ich ſie wünſchte, und es müßte ſeltſam zugegangen ſeyn, wenn

ſie nicht Gretchens vollkommnes Ebenbild geweſen wäre.

Das Leichen-Carmen war verzehrt, das Hochzeit-Gedicht ſtand nun auch wohlthätig in der Nähe; ich überwand alle Furcht und Sorge und wußte, weil ich viel Bekannte hatte, meine eigentlichen Abendunterhaltungen vor den Meinigen zu verbergen. Das liebe Mädchen zu ſehen und neben ihr zu ſeyn, war nun bald eine unerläßliche Bedingung meines Weſens. Jene hatten ſich eben ſo an mich gewöhnt, und wir waren faſt täglich zuſammen, als wenn es nicht anders ſeyn könnte. Pylades hatte indeſſen ſeine Schöne auch in das Haus gebracht, und dieſes Paar verlebte manchen Abend mit uns. Sie als Brautleute, obgleich noch ſehr im Keime, verbargen doch nicht ihre Zärtlichkeit; Gretchens Betragen gegen mich war nur geſchickt, mich in Entfernung zu halten. Sie gab Niemanden die Hand, auch nicht mir; ſie litt keine Berüh-

rung: nur ſetzte ſie ſich manchmal neben mich, beſonders wenn ich ſchrieb oder vorlas, und dann legte ſie mir vertraulich den Arm auf die Schulter, ſah mir ins Buch oder aufs Blatt; wollte ich mir aber eine ähnliche Freyheit gegen ſie herausnehmen, ſo wich ſie und kam ſobald nicht wieder. Doch wiederholte ſie oft dieſe Stellung, ſo wie alle ihre Geſten und Bewegungen ſehr einförmig waren, aber immer gleich gehörig, ſchön und reizend. Allein jene Vertraulichkeit habe ich ſie gegen Niemanden weiter ausüben ſehen.

Eine der unſchuldigſten und zugleich unterhaltendſten Luſtpartieen, die ich mit verſchiedenen Geſellſchaften junger Leute unternahm, war, daß wir uns in das Höchſter Marktſchiff ſetzten, die darin eingepackten ſeltſamen Paſſagiere beobachteten und uns bald mit dieſem bald mit jenem, wie uns Luſt oder Muthwille trieb, ſcherzhaft und neckend einließen. Zu Höchſt ſtiegen wir aus, wo zu

Gonzalo.

Verflucht.

Claudine.

O, aus dem Dorf drüben.

Sybille.

Ja, wer soll bei Nacht über's Wasser? Die Fähre steht drüben: ihr hört ja, es ist alles fort.

Gonzalo.

Biß morgen gedulde dich! Liebgen und geh' iezt zu Bette.

Claudine.

Laßt mich noch einen Augenblik. Biß sich das Blut gesezt hat. Ich könnte iezt nicht schlafen. Aber! die Augen fallen euch zu. Sorgt für eure Gesundheit.

Gonzalo.

Laßt mich.

Claudine.

Ihr werdet mich beruhigen!

gleicher Zeit das Marktſchiff von Mainz ein-traf. In einem Gaſthofe fand man eine gut beſetzte Tafel, wo die Beſſeren der Auf- und Abfahrenden mit einander ſpeiſten und alsdann jeder ſeine Fahrt weiter fortſetzte: denn beyde Schiffe gingen wieder zurück. Wir fuhren dann jedesmal nach eingenommenem Mittagseſſen hinauf nach Frankfurt und hatten in ſehr großer Geſellſchaft die wohlfeilſte Waſſerfahrt gemacht, die nur möglich war. Einmal hatte ich auch mit Gretchens Vettern dieſen Zug unternommen, als am Tiſch in Höchſt ſich ein junger Mann zu uns geſellte, der etwas älter als wir ſeyn mochte. Jene kannten ihn und er ließ ſich mir vorſtellen. Er hatte in ſeinem Weſen etwas ſehr Gefälliges, ohne ſonſt ausgezeichnet zu ſeyn. Von Mainz heraufgekommen fuhr er nun mit uns nach Frankfurt zurück, und unterhielt ſich mit mir von allerley Dingen, welche das innere Stadtweſen, die Aemter und Stellen betrafen, worin er mir ganz

wohl unterrichtet ſchien. Als wir uns trennten, empfahl er ſich mir und fügte hinzu: er wünſche, daß ich gut von ihm denken möge, weil er ſich gelegentlich meiner Empfehlung zu erfreuen hoffe. Ich wußte nicht was er damit ſagen wollte, aber die Vettern klärten mich nach einigen Tagen auf; ſie ſprachen Gutes von ihm und erſuchten mich um ein Vorwort bey meinem Großvater, da jetzt eben eine mittlere Stelle offen ſey, zu welcher dieſer Freund gern gelangen möchte. Ich entſchuldigte mich anfangs, weil ich mich niemals in dergleichen Dinge gemiſcht hatte; allein ſie ſetzten mir ſo lange zu, bis ich mich es zu thun entſchloß. Hatte ich doch ſchon manchmal bemerkt, daß bey ſolchen Aemtervergebungen, welche leider oft als Gnadenſachen betrachtet werden, die Vorſprache der Großmutter oder einer Tante nicht ohne Wirkung geweſen. Ich war ſoweit herangewachſen, um mir auch einigen Einfluß anzu-

maßen. Deshalb überwand ich, meinen Freunden zu lieb, welche ſich auf alle Weiſe für eine ſolche Gefälligkeit verbunden erklärten, die Schüchternheit eines Enkels, und übernahm es, ein Bittſchreiben das mir eingehändigt wurde, zu überreichen.

Eines Sonntags nach Tiſche, als der Großvater in ſeinem Garten beſchäftigt war, um ſo mehr als der Herbſt herannahte, und ich ihm allenthalben behülflich zu ſeyn ſuchte, rückte ich nach einigem Zögern mit meinem Anliegen und dem Bittſchreiben hervor. Er ſah es an und fragte mich, ob ich den jungen Menſchen kenne. Ich erzählte ihm im Allgemeinen was zu ſagen war, und er ließ es dabey bewenden. „Wenn er Verdienſt und ſonſt ein gutes Zeugniß hat, ſo will ich ihm um ſeinet- und deinetwillen günſtig ſeyn.“ Mehr ſagte er nicht, und ich erfuhr lange nichts von der Sache.

Seit einiger Zeit hatte ich bemerkt, daß Gretchen nicht mehr ſpann, und ſich dagegen mit Nähen beſchäftigte und zwar mit ſehr feiner Arbeit, welches mich um ſo mehr wunderte, da die Tage ſchon abgenommen hatten und der Winter herankam. Ich dachte darüber nicht weiter nach, nur beunruhigte es mich, daß ich ſie einige Mal des Morgens nicht wie ſonſt zu Hauſe fand, und ohne Zudringlichkeit nicht erfahren konnte, wo ſie hingegangen ſey. Doch ſollte ich eines Tages ſehr wunderlich überraſcht werden. Meine Schweſter, die ſich zu einem Balle vorbereitete, bat mich ihr bey einer Galanterie-Händlerinn ſogenannte italiäniſche Blumen zu holen. Sie wurden in Klöſtern gemacht, waren klein und niedlich. Myrten beſonders, Zwergröslein und dergleichen fielen gar ſchön und natürlich aus. Ich that ihr die Liebe und ging in den Laden, in welchem ich ſchon öfter mit ihr geweſen war. Kaum war ich hineingetreten und hatte die Eigenthümerinn

begrüßt, als ich im Fenſter ein Frauenzimmer ſitzen ſah, das mir unter einem Spitzenhäubchen gar jung und hübſch, und unter einer ſeidnen Mantille ſehr wohl gebaut ſchien. Ich kennte leicht an ihr eine Gehülfinn erkennen, denn ſie war beſchäftigt, Band und Federn auf ein Hütchen zu ſtecken. Die Putzhändlerinn zeigte mir den langen Kaſten mit einzelnen mannigfaltigen Blumen vor; ich beſah ſie, und blickte, indem ich wählte, wieder nach dem Frauenzimmerchen im Fenſter: aber wie groß war mein Erſtaunen, als ich eine unglaubliche Aehnlichkeit mit Gretchen gewahr wurde, ja zuletzt mich überzeugen mußte, es ſey Gretchen ſelbſt. Auch blieb mir kein Zweifel übrig, als ſie mir mit den Augen winkte und ein Zeichen gab, daß ich unſre Bekanntſchaft nicht verrathen ſollte. Nun brachte ich mit Wählen und Verwerfen die Putzhändlerinn in Verzweiflung, mehr als ein Frauenzimmer ſelbſt hätte thun können. Ich hatte wirklich keine Wahl, denn

ich war aufs äußerſte verwirrt, und zugleich liebte ich mein Zaudern, weil es mich in der Nähe des Kindes hielt, deſſen Maske mich verdroß, und das mir doch in dieſer Maske reizender vorkam als jemals. Endlich mochte die Putzhändlerinn alle Geduld verlieren, und ſuchte mir eigenhändig einen ganzen Pappenkaſten voll Blumen aus, den ich meiner Schweſter vorſtellen und ſie ſelbſt ſollte wählen laſſen. So wurde ich zum Laden gleichſam hinausgetrieben, indem ſie den Kaſten durch ihr Mädchen vorausſchickte.

Kaum war ich zu Hauſe angekommen, als mein Vater mich berufen ließ und mir die Eröffnung that, es ſey nun ganz gewiß, daß der Erzherzog Joſeph zum römiſchen König gewählt und gekrönt werden ſolle. Ein ſo höchſt bedeutendes Ereigniß müſſe man nicht unvorbereitet erwarten, und etwa nur gaffend und ſtaunend an ſich vorbey gehen laſſen. Er wolle daher die Wahl- und Krö-

nungsdiarien der beyden letzten Krönungen mit mir durchgehen, nicht weniger die letzten Wahlcapitulationen, um alsdann zu bemerken, was für neue Bedingungen man im gegenwärtigen Falle hinzufügen werde. Die Diarien wurden aufgeſchlagen, und wir beſchäftigten uns den ganzen Tag damit bis tief in die Nacht, indeſſen mir das hübſche Mädchen, bald in ihrem alten Hauskleide, bald in ihrem neuen Coſtum, immer zwiſchen den höchſten Gegenſtänden des heiligen römiſchen Reichs hin und wieder ſchwebte. Für dieſen Abend war es unmöglich ſie zu ſehen, und ich durchwachte eine ſehr unruhige Nacht. Das geſtrige Studium wurde den andern Tag eifrig fortgeſetzt, und nur gegen Abend machte ich es möglich, meine Schöne zu beſuchen, die ich wieder in ihrem gewöhnlichen Hauskleide fand. Sie lächelte, indem ſie mich anſah, aber ich getraute mich nicht vor den andern etwas zu erwähnen. Als die ganze Geſellſchaft wieder ruhig zuſammenſaß,

fing ſie an und ſagte: „Es iſt unbillig, daß Ihr unſerm Freunde nicht vertrauet was in dieſen Tagen von uns beſchloſſen worden.“. Sie fuhr darauf fort zu erzählen, daß nach unſrer neulichen Unterhaltung, wo die Rede war, wie ein Jeder ſich in der Welt wolle geltend machen, auch unter ihnen zur Sprache gekommen, auf welche Art ein weibliches Weſen ſeine Talente und Arbeiten ſteigern und ſeine Zeit vortheilhaft anwenden könne. Darauf habe der Vetter vorgeſchlagen, ſie ſolle es bey einer Putzmacherinn verſuchen, die jetzt eben eine Gehülfinn brauche. Man ſey mit der Frau einig geworden, ſie gehe täglich ſo viele Stunden hin, werde gut geiohnt; nur müſſe ſie dort, um des Anſtands willen, ſich zu einem gewiſſen Anputz bequemen, den ſie aber jederzeit zurücklaſſe, weil er zu ihrem übrigen Leben und Weſen ſich gar nicht ſchicken wolle. Durch dieſe Erklärung war ich zwar beruhigt, nur wollte es mir nicht recht gefallen, das hübſche Kind

in einem öffentlichen Laden und an einem Orte zu wiſſen, wo die galante Welt gelegentlich ihren Sammelplatz hatte. Doch ließ ich mir nichts merken, und ſuchte meine eiferſüchtige Sorge im Stillen bey mir zu verarbeiten. Hierzu gönnte mir der jüngere Vetter nicht lange Zeit, der alsbald wieder mit dem Auftrag zu einem Gelegenheits-Gedicht hervortrat, mir die Perſonalien erzählte und ſogleich verlangte, daß ich mich zur Erfindung und Dispoſition des Gedichtes anſchicken möchte. Er hatte ſchon einige Mal über die Behandlung einer ſolchen Aufgabe mit mir geſprochen, und wie ich in ſolchen Fällen ſehr redſelig war, gar leicht von mir erlangt, daß ich ihm, was an dieſen Dingen rhetoriſch iſt, umſtändlich auslegte, ihm einen Begriff von der Sache gab und meine eigenen und fremden Arbeiten dieſer Art als Beyſpiele benutzte. Der junge Menſch war ein guter Kopf, obgleich ohne Spur von poetiſcher Ader, und nun ging er ſo ſehr ins Einzelne und

wollte von allem Rechenſchaft haben, daß ich mit der Bemerkung laut ward: Sieht es doch aus, als wolltet Ihr mir ins Handwerk greifen und mir die Kundſchaft entziehen. — „Ich will es nicht läugnen, ſagte jener lächelnd: denn ich thue Euch dadurch keinen Schaden. Wie lange wird's währen, ſo geht Ihr auf die Akademie, und bis dahin laßt mich noch immer etwas bey Euch preſtiren.“ — Herzlich gern, verſetzte ich, und munterte ihn auf, ſelbſt eine Dispoſition zu machen, ein Sylbenmaß nach dem Character des Gegenſtandes zu wählen, und was etwa ſonſt noch nöthig ſcheinen mochte. Er ging mit Ernſt an die Sache; aber es wollte nicht glücken. Ich mußte zuletzt immer daran ſo viel umſchreiben, daß ich es leichter und beſſer von vorn herein ſelbſt geleiſtet hätte. Dieſes Lehren und Lernen jedoch, dieſes Mittheilen, dieſe Wechſelarbeit gab uns eine gute Unterhaltung; Gretchen nahm Theil daran und hatte manchen artigen Einfall, ſo daß wir alle vergnügt,

Gonzalo.

Nun denn! Nichten, ihr wacht mir aber bei ihr. Ich bitt euch, verlaßt sie nicht. Morgen mit dem frühsten, sollst du Nachricht von Pedro haben. Weckt mich Nichten gegen Morgen. Gute Nacht. Lieb Mädgen, leg dich bald. Leucht mir Camille. Gute Nacht.

(mit Camille ab.)

Claudine, Sybille.

Sybille nach einer Pauſe.

Der Kopf mögte mir zerſpringen. Die Knie ſind mir wie gerabbrecht. Auf ſolch einen Tag ſolch eine Nacht!

Claudine.

Ich kann euch nicht zumuthen zu wachen, Nichten.

Sybille.

Aber euer Vater?

Claudine.

Laßt; der ſoll nichts erfahren. Geht hinauf, legt euch wenigſtens auf die Betten.

Nur

ja man darf ſagen glücklich waren. Sie arbeitete des Tags bey der Putzmacherinn; Abends kamen wir gewöhnlich zuſammen, und unſre Zufriedenheit ward ſelbſt dadurch nicht geſtört, daß es mit den Beſtellungen zu Gelegenheits-Gedichten endlich nicht recht mehr fortwollte. Schmerzlich jedoch empfanden wir es, daß uns eins einmal mit Proteſt zurückkam, weil es dem Beſteller nicht gefiel. Indeß tröſteten wir uns, weil wir es gerade für unſere beſte Arbeit hielten, und jenen für einen ſchlechten Kenner erklären durften. Der Vetter, der ein für allemal etwas lernen wollte, veranlaßte nunmehr fingirte Aufgaben, bey deren Auflöſung wir uns zwar noch immer gut genug unterhielten, aber freylich, da ſie nichts einbrachten, unſre kleinen Gelage viel mäßiger einrichten mußten.

Mit jenem groſſen ſtaatsrechtlichen Gegenſtande, der Wahl und Krönung eines rö-

miſchen Königs, wollte es nun immer mehr Ernſt werden. Der anfänglich auf Augsburg im October 1763 ausgeſchriebene churfürſtliche Collegialtag ward nun nach Frankfurt verlegt, und ſowohl zu Ende dieſes Jahrs als zu Anfang des folgenden regten ſich die Vorbereitungen, welche dieſes wichtige Geſchäft einleiten ſollten. Den Anfang machte ein von uns noch nie geſchener Aufzug. Eine unſerer Kanzleyperſonen zu Pferde, von vier gleichfalls berittnen Trompetern begleitet und von einer Fußwache umgeben, verlas mit lauter und vernehmlicher Stimme an allen Ecken der Stadt ein weitläuftiges Edict, das uns von dem Bevorſtehenden benachrichtigte, und den Bürgern ein geziemendes und den Umſtänden angemeſſenes Betragen einſchärfte. Bey Rath wurden groſſe Ueberlegungen gepflogen, und es dauerte nicht lange, ſo zeigte ſich der Reichs-Quartiermeiſter vom Erbmarſchall abgeſendet, um die Wohnungen der Geſandten und ihres Gefolges nach al-

tem Herkommen anzuordnen und zu bezeichnen. Unſer Haus lag im churpfälziſchen Sprengel, und wir hatten uns einer neuen, obgleich erfreulichern Einquartierung zu verſehen. Der mittlere Stock, welchen ehmals Graf Thorane inne gehabt, wurde einem churpfälziſchen Cavalier eingeräumt, und da Baron von Königsthal, Nürnbergiſcher Geſchäftsträger, den oberen Stock eingenommen hatte, ſo waren wir noch mehr als zur Zeit der Franzoſen zuſammengedrängt. Dieſes diente mir zu einem neuen Vorwand auſſer dem Hauſe zu ſeyn, und die meiſte Zeit des Tages auf der Straße zuzubringen, um das was öffentlich zu ſehen war, ins Auge zu faſſen.

Nachdem uns die vorhergegangene Veränderung und Einrichtung der Zimmer auf dem Rathhauſe ſehenswerth geſchienen, nachdem die Ankunft der Geſandten eines nach dem andern und ihre erſte ſolenne Geſamt-Auf-

fahrt den 6ten Februar ſtatt gefunden; ſo bewunderten wir nachher die Ankunft der kaiſerlichen Commiſſarien und deren Auffahrt, ebenfalls auf den Römer, welche mit großem Pomp geſchah. Die würdige Perſönlichkeit des Fürſten von Lichtenſtein machte einen guten Eindruck; doch wollten Kenner behaupten, die prächtigen Livreen ſeyen ſchon einmal bey einer andern Gelegenheit gebraucht worden, und auch dieſe Wahl und Krönung werde ſchwerlich an Glanz jener von Carl dem ſiebenten gleich kommen. Wir jüngern ließen uns das gefallen was wir vor Augen hatten, uns däuchte alles ſehr gut und manches ſetzte uns in Erſtaunen.

Der Wahl-Convent war endlich auf den 3ten März anberaumt. Nun kam die Stadt durch neue Förmlichkeiten in Bewegung, und die wechſelſeitigen Ceremonielbeſuche der Geſandten hielten uns immer auf den Beinen. Auch mußten wir genau aufpaſſen, weil wir

nicht nur gaffen, ſondern alles wohl bemerken ſollten, um zu Hauſe gehörig Rechenſchaft zu geben, ja manchen kleinen Aufſatz auszufertigen, worüber ſich mein Vater und Herr von Königsthal, theils zu unſerer Uebung theils zu eigner Notiz, beredet hatten. Und wirklich gereichte mir dieß zu beſondrem Vortheil, indem ich über das Aeußerliche ſo ziemlich ein lebendiges Wahl- und Krönungsdiarium vorſtellen konnte.

Die Perſönlichkeiten der Abgeordneten, welche auf mich einen bleibenden Eindruck gemacht haben, waren zunächſt die des churmainziſchen erſten Bothſchafters, Barons von Erthal, nachmaligen Churfürſten. Ohne irgend etwas Auffallendes in der Geſtalt zu haben, wollte er mir in ſeinem ſchwarzen, mit Spitzen beſetzten Talar immer ganz wohlgefallen. Der zweyte Bothſchafter, Baron von Groſchlag, war ein wohlgebauter, im Aeußern bequem aber höchſt anſtändig ſich be-

tragender Weltmann. Er machte überhaupt einen sehr behaglichen Eindruck. Fürst Esterhazy, der böhmische Gesandte, war nicht groß aber wohlgebaut, lebhaft und zugleich vornehm anständig, ohne Stolz und Kälte. Ich hatte eine besondre Neigung zu ihm, weil er mich an den Marschall von Broglio erinnerte. Doch verschwand gewissermaßen die Gestalt und Würde dieser trefflichen Personen über dem Vorurtheil, das man für den Brandenburgischen Gesandten, Baron von Plotho, gefaßt hatte. Dieser Mann, der durch eine gewisse Spärlichkeit sowohl in eigner Kleidung als in Livreen und Equipagen sich auszeichnete, war vom siebenjährigen Kriege her als diplomatischer Held berühmt, hatte zu Regensburg den Notarius April, der ihm die gegen seinen König ergangene Achtserklärung von einigen Zeugen begleitet zu insinuiren gedachte, mit der lakonischen Gegenrede: Was! Er insinuiren? die Treppe hinuntergeworfen oder wer-

ſen laſſen. Das erſte glaubten wir, weil es uns beſſer gefiel, und wir es auch dem kleinen, gedrungnen, mit ſchwarzen Feueraugen hin und wieder blickenden Manne gar wohl zutrauten. Aller Augen waren auf ihn gerichtet, beſonders wo er ausſtieg. Es entſtand jederzeit eine Art von frohem Ziſcheln, und wenig fehlte, daß man ihm applaudirt, Vivat oder Bravo zugerufen hätte. So hoch ſtand der König, und alles was ihm mit Leib und Seele ergeben war, in der Gunſt der Menge, unter der ſich außer den Frankfurtern, ſchon Deutſche aus allen Gegenden befanden.

Einerſeits hatte ich an dieſen Dingen manche Luſt: weil alles was vorging, es mochte ſeyn von welcher Art es wollte, doch immer eine gewiſſe Deutung verbarg, irgend ein innres Verhältniß anzeigte, und ſolche ſymboliſche Ceremonien das durch ſo viele Pergamente, Papiere und Bücher beynah

verſchüttete deutſche Reich wieder für einen Augenblick lebendig darſtellten, andrerſeits aber konnte ich mir ein geheimes Misfallen nicht verbergen, wenn ich nun zu Hauſe bei innern Verhandlungen zum Behuf meines Vaters abſchreiben und dabey bemerken mußte, daß hier mehrere Gewalten einander gegenüber ſtanden, die ſich das Gleichgewicht hielten, und nur in ſofern einig waren, als ſie den neuen Regenten noch mehr als den alten zu beſchränken gedachten; daß Jedermann ſich nur in ſofern ſeines Einfluſſes freute, als er ſeine Privilegien zu erhalten und zu erweitern, und ſeine Unabhängigkeit mehr zu ſichern hoffte. Ja man war dießmal noch aufmerkſamer als ſonſt, weil man ſich vor Joſeph dem zweyten, vor ſeiner Heftigkeit und ſeinen vermuthlichen Planen zu fürchten anfing.

Bey meinem Großvater und den übrigen Rathsverwandten, deren Häuſer ich zu beſu-

chen pflegte, war es auch keine gute Zeit: denn ſie hatten ſo viel mit Einholen der vornehmen Gäſte, mit Becomplimentiren, mit Ueberreichung von Geſchenken zu thun. Nicht weniger hatte der Magiſtrat im Ganzen wie im Einzelnen ſich immer zu wehren, zu widerſtehn und zu proteſtiren, weil bey ſolchen Gelegenheiten ihm Jedermann etwas abzwacken oder aufbürden will, und ihm wenige von denen die er anſpricht, beyſtehen oder zu Hülfe kommen. Genug, mir trat alles nunmehr lebhaft vor Augen, was ich in der Lersnerſchen Chronik von ähnlichen Vorfällen bey ähnlichen Gelegenheiten, mit Bewunderung der Geduld und Ausdauer jener guten Rathsmänner, geleſen hatte.

Mancher Verdruß entſpringt auch daher, daß ſich die Stadt nach und nach mit nöthigen und unnöthigen Perſonen anfüllt. Vergebens werden die Höfe von Seiten der Stadt an die Vorſchriften der freylich veral-

teten goldnen Bulle erinnert. Nicht allein die zum Geſchäft Verordneten und ihre Begleiter, ſondern manche Standes- und andre Perſonen, die aus Neugier oder zu Privatzwecken herankommen, ſtehen unter Protection, und die Frage: wer eigentlich einquartiert wird und wer ſelbſt ſich eine Wohnung miethen ſoll? iſt nicht immer ſogleich entſchieden. Das Getümmel wächſt, und ſelbſt diejenigen die nichts dabey zu leiſten, oder zu verantworten haben, fangen an ſich unbehaglich zu fühlen.

Selbſt wir jungen Leute, die wir das alles wohl mit anſehen konnten, fanden doch immer nicht genug Befriedigung für unſere Augen, für unſre Einbildungskraft. Die ſpaniſchen Mantelkleider, die großen Federhüte der Geſandten und hie und da noch einiges andere, gaben wohl ein ächt alterthümliches Anſehen; manches dagegen war wieder ſo halb neu oder ganz modern, daß überall

Nur in Kleidern, es iſt doch immer Ruh. Ihr ſeid alle wach, eh mein Vater, und dann — Laßt mich nur!

Camille kommt.

Sybille.

Nichtgen will, wir ſollen ſchlafen gehn.

Camille.

Lieb Nichtgen! Gott lohn's! Ich halt's nicht aus.

Sybille.

Wir begleiten dich zuerſt in's Bett.

Claudine.

Laßt's nur. Ich bin ja hier gleich neben an. Und muß mich noch erſt erholen.

Sybille und Camille.

Gute Nacht denn.

Claudine.

Gute Nacht.

(Sybille und Camille ab.)

nur ein buntes unbefriedigendes, öfter ſogar geſchmackloſes Weſen hervortrat. Sehr glücklich machte es uns daher, zu vernehmen, daß wegen der Herreiſe des Kaiſers und des künftigen Königs große Anſtalten gemacht wurden, daß die churfürſtlichen Collegial-Handlungen, bey welchen die letzte Wahlcapitulation zum Grunde lag, eifrig vorwärts gingen, und daß der Wahltag auf den 27ten März feſtgeſetzt ſey. Nun ward an die Herbeyſchaffung der Reichsinſignien von Nürnberg und Aachen gedacht, und man erwartete zunächſt den Einzug des Churfürſten von Mainz, während mit ſeiner Geſandtſchaft die Irrungen wegen der Quartiere immer fortdauerten.

Indeſſen betrieb ich meine Canzelliſten-Arbeit zu Hauſe ſehr lebhaft, und wurde dabey freylich mancherley kleinliche Monita gewahr, die von vielen Seiten einlieſen, und bey der neuen Capitulation berückſichtigt wer-

den ſollten. Jeder Stand wollte in dieſem Document ſeine Gerechtſame gewahrt und ſein Anſehen vermehrt wiſſen. Gar viele ſolcher Bemerkungen und Wünſche wurden jedoch bey Seite geſchoben; vieles blieb wie es geweſen war: gleichwohl erhielten die Monenten die bündigſten Verſicherungen, daß ihnen jene Uebergehung keineswegs zum Präjudiz gereichen ſolle.

Sehr vielen und beſchwerlichen Geſchäften mußte ſich indeſſen das Reichsmarſchallamt unterziehen: die Maſſe der Fremden wuchs, es wurde immer ſchwieriger ſie unterzubringen. Ueber die Gränzen der verſchiedenen churfürſtlichen Bezirke war man nicht einig. Der Magiſtrat wollte von den Bürgern die Laſten abhalten, zu denen ſie nicht verpflichtet ſchienen, und ſo gab es, bey Tag und bey Nacht, ſtündlich Beſchwerden, Recurſe, Streit und Mißhelligkeiten.

Der Einzug des Churfürſten von Mainz erfolgte den 21ten März. Hier fing nun das Canoniren an, mit dem wir auf lange Zeit mehrmals betäubt werden ſollten. Wichtig in der Reihe der Ceremonien war dieſe Feſtlichkeit: denn alle die Männer, die wir bisher auftreten ſahen, waren, ſo hoch ſie auch ſtanden, doch immer nur Untergeordnete; hier aber erſchien ein Souverain, ein ſelbſtändiger Fürſt, der erſte nach dem Kaiſer, von einem groſſen ſeiner würdigen Gefolge eingeführt und begleitet. Von dem Pompe dieſes Einzugs würde ich hier manches zu erzählen haben, wenn ich nicht ſpäter wieder darauf zurückzukommen gedächte, und zwar bey einer Gelegenheit, die Niemand leicht errathen ſollte.

An demſelben Tage nämlich kam Lavater, auf ſeinem Rückwege von Berlin nach Hauſe begriffen, durch Frankfurt, und ſah dieſe Feyerlichkeit mit an. Ob nun gleich ſolche

weltliche Aeußerlichkeiten für ihn nicht den mindeſten Werth hatten, ſo mochte doch dieſer Zug mit ſeiner Pracht und allem Beywesen deutlich in ſeine ſehr lebhafte Einbildungskraft ſich eingedruckt haben: denn nach mehreren Jahren, als mir dieſer vorzügliche, aber eigene Mann eine poetiſche Paraphraſe, ich glaube der Offenbarung Sanct Johannis, mittheilte, fand ich den Einzug des Antichriſt Schritt vor Schritt, Geſtalt vor Geſtalt, Umſtand vor Umſtand, dem Einzug des Churfürſten von Mainz in Frankfurt nachgebildet, dergeſtalt daß ſogar die Quaſten an den Köpfen der Iſabell-Pferde nicht fehlten. Es wird ſich mehr davon ſagen laſſen, wenn ich zur Epoche jener wunderlichen Dichtungsart gelange, durch welche man die alt- und neuteſtamentlichen Mythen dem Anſchauen und Gefühl näher zu bringen glaubte, wenn man ſie völlig ins Moderne traveſtirte, und ihnen aus dem gegenwärtigen Leben, es ſey nun gemeiner oder vornehmer, ein Ge-

wand umhinge. Wie dieſe Behandlungsart ſich nach und nach beliebt gemacht, davon muß gleichfalls künftig die Rede ſeyn; doch bemerke ich hier ſoviel, daß ſie weiter als durch Lavater und ſeine Nacheiferer wohl nicht getrieben worden, indem einer derſelben die heiligen drey Könige, wie ſie zu Bethlehem einreiten, ſo modern ſchilderte, daß die Fürſten und Herren, welche Lavatern zu beſuchen pflegten, perſönlich darin nicht zu verkennen waren.

Wir laſſen alſo für dießmal den Churfürſten Emmerich Joſeph ſo zu ſagen incognito im Compoſtell eintreffen, und wenden uns zu Gretchen, die ich, eben als die Volksmenge ſich verlief, von Pylades und ſeiner Schönen begleitet (denn dieſe drey ſchienen nun unzertrennlich zu ſeyn) im Getümmel erblickte. Wir hatten uns kaum erreicht und begrüßt, als ſchon ausgemacht war, daß wir dieſen Abend zuſammen zubringen woll-

ten, und ich fand mich bey Zeiten ein. Die gewöhnliche Gesellschaft war beysammen, und Jedes hatte etwas zu erzählen, zu sagen, zu bemerken; wie denn dem einen dieß, dem andern jenes am meisten aufgefallen war. „Eure Reden, sagte Gretchen zuletzt, machen mich fast noch verworrner als die Begebenheiten dieser Tage selbst. Was ich gesehen, kann ich nicht zusammenreimen, und möchte von manchem gar zu gern wissen, wie es sich verhält.“ Ich versetzte, daß es mir ein Leichtes sey, ihr diesen Dienst zu erzeigen. Sie solle nur sagen, wofür sie sich eigentlich interessire. Dieß that sie, und indem ich ihr einiges erklären wollte, fand sichs, daß es besser wäre in der Ordnung zu verfahren. Ich verglich nicht unschicklich diese Feyerlichkeiten und Functionen mit einem Schauspiel, wo der Vorhang nach Belieben heruntergelassen würde, indessen die Schauspieler fortspielten, dann werde er wieder aufgezogen und der Zuschauer könne an jenen Verhandlungen einigermaßen wieder Theil

nehmen. Weil ich nun ſehr redſelig war, wenn man mich gewähren ließ; ſo erzählte ich alles von Anfang an bis auf den heutigen Tag, in der beſten Ordnung, und verſäumte nicht, um meinen Vortrag anſchaulicher zu machen, mich des vorhandenen Griffels und der groſſen Schiefer-Platte zu bedienen. Nur durch einige Fragen und Rechthabereyen der andern wenig geſtört, brachte ich meinen Vortrag zu allgemeiner Zufriedenheit ans Ende, indem mich Gretchen durch ihre fortgeſetzte Aufmerkſamkeit höchlich ermuntert hatte. Sie dankte mir zuletzt und beneidete, nach ihrem Ausdruck, alle diejenigen, die von den Sachen dieſer Welt unterrichtet ſeyen und wüßten wie dieſes und jenes zugehe und was es zu bedeuten habe. Sie wünſchte ſich ein Knabe zu ſeyn, und wußte mit vieler Freundlichkeit anzuerkennen, daß ſie mir ſchon manche Belehrung ſchuldig geworden. „Wenn ich ein Knabe wäre, ſagte ſie, ſo wollten wir auf Univerſitäten zuſammen etwas rechtes lernen.“

Das Geſpräch ward in der Art fortgeführt, ſie ſetzte ſich beſtimmt vor, Unterricht im Franzöſiſchen zu nehmen, deſſen Unerläßlichkeit ſie im Laden der Putzhändlerinn wohl gewahr worden. Ich fragte ſie, warum ſie nicht mehr dorthin gehe: denn in der letzten Zeit, da ich des Abends nicht viel abkommen konnte, war ich manchmal bey Tage, ihr zu Gefallen, am Laden vorbey gegangen, um ſie nur einen Augenblick zu ſehen. Sie erklärte mir, daß ſie in dieſer unruhigen Zeit ſich dort nicht hätte ausſetzen wollen. Befände ſich die Stadt wieder in ihrem vorigen Zuſtande, ſo denke ſie auch wieder hinzugehen.

Nun war von dem nächſt bevorſtehenden Wahltag die Rede. Was und wie es vorgehe, wußte ich weitläuftig zu erzählen, und meine Demonſtration durch umſtändliche Zeichnungen auf der Tafel zu unterſtützen; wie ich denn den Raum des Conclave mit ſeinen Altären, Thronen, Seſſeln und Sitzen voll-

kommen gegenwärtig hatte. — Wir ſchieden zu rechter Zeit und mit ſonderlichem Wohlbehagen.

Denn einem jungen Paare, das von der Natur einigermaßen härmoniſch gebildet iſt, kann nichts zu einer ſchönern Vereinigung gereichen, als wenn das Mädchen lehrbegierig und der Jüngling lehrhaft iſt. Es entſteht daraus ein ſo gründliches als angenehmes Verhältniß. Sie erblickt in ihm den Schöpfer ihres geiſtigen Daſeyns, und er in ihr ein Geſchöpf, das nicht der Natur, dem Zufall, oder einem einſeitigen Wollen, ſondern einem beyderſeitigen Willen ſeine Vollendung verdankt; und dieſe Wechſelwirkung iſt ſo ſüß, daß wir uns nicht wundern dürfen, wenn ſeit dem alten und neuen Abelard, aus einem ſolchen Zuſammentreffen zweyer Weſen, die gewaltſamſten Leidenſchaften und ſo viel Glück als Unglück entſprungen ſind.

Gleich den nächſten Tag war groſſe Bewegung in der Stadt, wegen der Viſiten und Gegenviſiten, welche nunmehr mit dem gröſten Ceremoniel abgeſtattet wurden. Was mich aber als einen Frankfurter Bürger beſonders intereſſirte und zu vielen Betrachtungen veranlaßte, war die Ablegung des Sicherheits-Eides, den der Rath, das Militär, die Bürgerſchaft, nicht etwa durch Repräſentanten, ſondern perſönlich und in Maſſe leiſteten: erſt auf dem groſſen Römerſaale der Magiſtrat und die Subsoffiziere, dann auf dem groſſen Platze, dem Römerberg, die ſämtliche Bürgerſchaft nach ihren verſchiedenen Graden, Abſtufungen und Quartieren, und zuletzt das übrige Militär. Hier konnte man das ganze Gemein-Weſen mit einem Blick überſchauen, verſammlet zu dem ehrenvollen Zweck, dem Haupt und den Gliedern des Reichs Sicherheit, und bey dem bevorſtehenden groſſen Werke unverbrüchliche Ruhe anzugeloben. Nun waren auch Chur-Trier und

Claudine.

Bin ich euch los? Darf ich dem Tumult meines Herzens Freyheit laſſen? - Pedro! Pedro! wie fühl ich in dieſen Augenblikken, daß ich dich liebe! Ha, wie das all drängt und tobt, die verborgne mir ſelbſt bisher verborgne Leidenſchaft! — — Wo biſt du? — und was biſt du mir? — todt, Pedro! — Nein! Verwundet! — Ohne Hülfe! — Verwundet? — zu dir — zu dir! — Mein Schimmel, der du mich ſo treu auf die Falkenjagd trugſt, was wärſt du mir iezt! Mein Kopf! Mein Herz! — Es iſt nicht kühn, es iſt nichts. — (Auf dem Tiſch die Gartenſchlüſſel findend.) Und dieſe Schlüſſel? Eine Gottheit ſandte mir ſie! — Durchs kleine Pförtgen in Garten, hinten die Terraſſe hinunter; und in einer halben Stunde bin ich in Saroſſa! — Die Herberge? — Ich werde ſie finden! — Und dieſe Kleider? Die Nacht? — Hab ich nicht meines Vettern Garderobe noch da? Paßt mir nicht ſein blaues Wamms, wie angegoſſen? — Ha, und ſeinen Degen! — Die Liebe geleitet mich; da ſind keine Gefahren! — Und auf dem Wege? — Nein, ich wags nicht!

So

Chur-Cölln in Perſon angekommen. Am Vorabend des Wahltags werden alle Fremden aus der Stadt gewieſen, die Thore ſind geſchloſſen, die Juden in ihrer Gaſſe eingeſperrt, und der Frankfurter Bürger dünkt ſich nicht wenig, daß er allein Zeuge einer ſo großen Feyerlichkeit bleiben darf.

Bisher war alles noch ziemlich modern hergegangen: die höchſten und hohen Perſonen bewegten ſich nur in Kutſchen hin und wieder; nun aber ſollten wir ſie, nach uralter Weiſe, zu Pferde ſehen. Der Zulauf und das Gedränge war außerordentlich. Ich wußte mich in dem Römer, den ich wie eine Maus den heimiſchen Kornboden genau kannte, ſo lange herumzuſchmiegen, bis ich an den Haupteingang gelangte, vor welchem die Churfürſten und Geſandten, die zuerſt in Prachtkutſchen heranzefahren und ſich oben verſammlet hatten, nunmehr zu Pferde ſteigen ſollten. Die ſtattlichſten, wohlzugeritte-

nen Roſſe waren mit reich geſtickten Waldrappen überhangen und auf alle Weiſe geſchmückt. Churfürſt Emmerich Joſeph, ein ſchöner behaglicher Mann, nahm ſich zu Pferde gut aus. Der beyden andern erinnere ich mich weniger, als nur überhaupt, daß uns dieſe rothen mit Hermelin ausgeſchlagenen Fürſtenmäntel, die wir ſonſt nur auf Gemälden zu ſehen gewohnt waren, unter freyem Himmel ſehr romantiſch vorkamen. Auch die Bothſchafter der abweſenden weltlichen Churfürſten in ihren goldſtoffnen, mit Gold überſtickten, mit goldnen Spitzen-Treſſen reich beſetzten ſpaniſchen Kleidern thaten unſern Augen wohl; beſonders wehten die großen Federn von den alterthümlich aufgekrempten Hüten aufs prächtigſte. Was mir aber gar nicht dabey gefallen wollte, waren die kurzen modernen Beinkleider, die weißſeidenen Strümpfe und modiſchen Schuhe. Wir hätten Halbſtiefelchen, ſo golden als man gewollt, Sandalen oder dergleichen ge-

wünſcht, um nur ein etwas conſequenteres Coſtum zu erblicken.

Im Betragen unterſchied ſich auch hier der Geſandte von Plotho wieder vor allen andern. Er zeigte ſich lebhaft und munter, und ſchien vor der ganzen Ceremonie nicht ſonderlichen Reſpect zu haben. Denn als ſein Vordermann, ein ältlicher Herr, ſich nicht ſogleich aufs Pferd ſchwingen konnte, und er deshalb eine Weile an dem großen Eingang warten mußte, enthielt er ſich des Lachens nicht, bis ſein Pferd auch vorgeführt wurde, auf welches er ſich denn ſehr behend hinaufſchwang und von uns abermals als ein würdiger Abgeſandter Friedrichs des zweyten bewundert wurde.

Nun war für uns der Vorhang wieder gefallen. Ich hatte mich zwar in die Kirche zu drängen geſucht; allein es fand ſich auch dort mehr Unbequemlichkeit als Luſt. Die

Wählenden hatten ſich ins Allerheiligſte zurückgezogen, in welchem weitläuftige Ceremonien die Stelle einer bedächtigen Wahlüberlegung vertraten. Nach langem Harren, Drängen und Wogen vernahm denn zuletzt das Volk den Namen Joſephs des zweyten, der zum römiſchen König ausgerufen wurde.

Der Zudrang der Fremden in die Stadt ward nun immer ſtärker. Alles fuhr und ging in Galakleidern, ſo daß man zuletzt nur die ganz goldenen Anzüge bemerkenswerth fand. Kaiſer und König waren ſchon in Heuſenſtamm, einem gräflich Schönborniſchen Schloſſe, angelangt und wurden dort herkömmlich begrüßt und willkommen geheißen; die Stadt aber feyerte dieſe wichtige Epoche durch geiſtliche Feſte ſämtlicher Religionen, durch Hochämter und Predigten, und von weltlicher Seite, zu Begleitung des Te-Deum, durch unabläſſiges Canoniren.

Hätte man alle dieſe öffentlichen Feyerlichkeiten von Anfang bis hieher als ein überlegtes Kunſtwerk angeſehen, ſo würde man nicht viel daran auszuſetzen gefunden haben. Alles war gut vorbereitet; ſachte fingen die öffentlichen Auftritte an und wurden immer bedeutender; die Menſchen wuchſen an Zahl, die Perſonen an Würde, ihre Umgebungen wie ſie ſelbſt an Pracht, und ſo ſtieg es mit jedem Tage, ſo daß zuletzt auch ein vorbereitetes gefaßtes Auge in Verwirrung gerieth.

Der Einzug des Churfürſten von Mainz, welchen ausführlicher zu beſchreiben wir abgelehnt, war prächtig und impoſant genug, um in der Einbildungskraft eines vorzüglichen Mannes die Ankunft eines großen geweiſſagten Weltherrſchers zu bedeuten. Auch wir waren dadurch nicht wenig geblendet worden. Nun aber ſpannte ſich unſere Erwartung aufs höchſte, als es hieß, der Kaiſer und der künftige König näherten ſich der Stadt.

In einiger Entfernung von Sachsenhausen war ein Zelt errichtet, in welchem der ganze Magistrat sich aufhielt, um dem Oberhaupte des Reichs die gehörige Verehrung zu bezeigen und die Stadt-Schlüssel anzubieten. Weiter hinaus, auf einer schönen geräumigen Ebene, stand ein anderes, ein Prachtgezelt, wohin sich die sämtlichen Churfürsten und Wahlbotschafter zum Empfang der Majestäten verfügten, indessen ihr Gefolge sich den ganzen Weg entlang erstreckte, um nach und nach, wie die Reihe an sie käme, sich wieder gegen die Stadt in Bewegung zu setzen und gehörig in den Zug einzutreten. Nunmehr fuhr der Kaiser bey dem Zelt an, betrat solches, und nach ehrfurchtsvollem Empfange beurlaubten sich die Churfürsten und Gesandten, um ordnungsgemäß dem höchsten Herrscher den Weg zu bahnen.

Wir andern, die wir in der Stadt geblieben, um diese Pracht innerhalb der Mauern

und Straſien noch mehr zu bewundern, als es auf freyem Felde hätte geſchehen können, wir waren durch das von der Bürgerſchaft in den Gaſſen aufgeſtellte Spalier, durch den Zudrang des Volks, durch mancherley dabey vorkommende Späße und Unſchicklichkeiten einſtweilen gar wohl unterhalten, bis uns das Geläute der Glocken und der Canonendonner die unmittelbare Nähe des Herrſchers ankündigten. Was einem Frankfurter beſonders wohlthun mußte, war, daß bey dieſer Gelegenheit, bey der Gegenwart ſo vieler Souveräne und ihrer Repräſentanten, die Reichsſtadt Frankfurt auch als ein kleiner Souverän erſchien: denn ihr Stallmeiſter eröffnete den Zug, Reitpferde mit Wappendecken, worauf der weiße Adler im rothen Felde ſich gar gut ausnahm, folgten ihm, Bediente und Offizianten, Pauker und Trompeter, Deputirte des Raths, von Rathsbedienten in der Stadtlivree zu Fuße begleitet. Hieran ſchloſſen ſich die drey Compagnien

der Bürger-Cavallerie, ſehr wohl beritten, dieſelbigen die wir von Jugend auf bey Einholung des Geleits und andern öffentlichen Gelegenheiten gekannt hatten. Wir erfreuten uns an dem Mitgefühl dieſer Ehre, und an dem Hunderttauſend-Theilchen einer Souveränetät, welche gegenwärtig in ihrem vollen Glanz erſchien. Die verſchiedenen Gefolge des Reichs-Erbmarſchalls und der von den ſechs weltlichen Churfürſten abgeordneten Wahlgeſandten zogen ſodann ſchrittweiſe daher. Keines derſelben beſtand aus weniger denn zwanzig Bedienten und zwey Staatswagen; bey einigen aus einer noch größern Anzahl. Das Gefolge der geiſtlichen Churfürſten war nun immer im Steigen; die Bedienten und Hausoffizianten ſchienen unzählig. Chur-Cöln und Chur-Trier hatten über zwanzig Staatswagen, Chur-Mainz allein eben ſo viel. Die Dienerſchaft zu Pferde und zu Fuß war durchaus aufs prächtigſte gekleidet, die Herren in den Equipagen, geiſt-

liche und weltliche, hatten es auch nicht fehlen laſſen, reich und ehrwürdig angethan, und geſchmückt mit allen Ordenszeichen, zu erſcheinen. Das Gefolg der kaiſerlichen Majeſtät übertraf nunmehr wie billig die übrigen. „Die Bereiter, die Handpferde, die Reitzeuge, Schabracken und Decken zogen aller Augen auf ſich, und ſechzehn ſechsſpännige Gutſchen der kaiſerlichen Cammerherren, Geheimenräthe, des Ober-Cämmerers, Ober-Hofmeiſters, Ober-Stallmeiſters beſchloſſen mit großem Prunk dieſe Abtheilung des Zugs, welche, ungeachtet ihrer Pracht und Ausdehnung, doch nur der Vortrab ſeyn ſollte.

Nun aber concentrirte ſich die Reihe, indem ſich Würde und Pracht ſteigerten, immer mehr. Denn unter einer ausgewählten Begleitung eigener Hauß-Dienerſchaft, die meiſten zu Fuß, wenige zu Pferde, erſchienen die Wahlbotſchafter ſo wie die Churfürſten in Perſon, nach aufſteigender Ordnung,

jeder in einem prächtigen Staatswagen. Unmittelbar hinter Chur-Mainz kündigten zehn kaiſerliche Lauſer, ein und vierzig Lakeyen und acht Heiducken die Majeſtäten ſelbſt an. Der prächtigſte Staatswagen, auch im Rücken mit einem ganzen Spiegelglas verſehen, mit Malerey, Lackirung, Schnitzwerk und Vergoldung ausgeziert, mit rothem geſtickten Sammt oben her und inwendig bezogen, ließ uns ganz bequem Kaiſer und König, die längſt erwünſchten Häupter, in aller ihrer Herrlichkeit betrachten. Man hatte den Zug einen weiten Umweg geführt, theils aus Nothwendigkeit, damit er ſich nur entfalten könne, theils um ihn der großen Menge Menſchen ſichtbar zu machen. Er war durch Sachſenhauſen, über die Brücke, die Fahrgaſſe, ſodann die Zeile hinunter gegangen, und wendete ſich nach der innern Stadt durch die Catharinenpforte, ein ehmaliges Thor, und ſeit Erweiterung der Stadt, ein offner Durchgang. Hier hatte man glücklich bedacht,

So allein! Und wenn deine Nichten erwachen und dein Vater? — — Und du, Pedro, liegst in deinem Blute! Dein letzter Athemzug ruft noch Claudinen! — Ich komme, ich komme! — Fühle, wie meine Seele zu dir hinüberreicht! — An deinem Bette liegen, um dich weinen, wehklagen möcht' ich, Pedro! — Nur daß ich dich sehe; deine Hand fühle, daß dein Puls noch schlägt; daß ein schwacher Druk mir sage, er lebt noch, er liebt dich noch! — Ist niemand der ihn verbinde; der das Blut stille? —

Herz, mein Herz,
Ach, will verzagen!
Soll ichs tragen,
Soll ich fliehn,
Soll ichs wagen,
Soll ich hin?
Herz, mein Herz,
Hör' auf zu zagen;
Ich wills wagen,
Ich muß hin!

daß die äußere Herrlichkeit der Welt, ſeit einer Reihe von Jahren, ſich immer mehr in die Höhe und Breite ausgedehnt. Man hatte gemeſſen und gefunden, daß durch dieſen Thorweg, durch welchen ſo mancher Fürſt und Kaiſer aus und eingezogen, der jetzige kaiſerliche Staatswagen, ohne mit ſeinem Schnitzwerk und andern Aeußerlichkeiten anzuſtoßen, nicht hindurchkommen könne. Man berathſchlagte, und zu Vermeidung eines unbequemen Umwegs, entſchloß man ſich das Pflaſter aufzureißen, und eine ſanfte Ab- und Auffahrt zu veranſtalten. In eben dem Sinne hatte man auch alle Wetterdächer der Läden und Buden in den Straßen ausgehoben, damit weder die Krone, noch der Adler, noch die Genien Anſtoß und Schaden nehmen möchten.

So ſehr wir auch, als dieſes koſtbare Gefäß mit ſo koſtbarem Inhalt ſich uns näherte, auf die hohen Perſonen unſere Augen gerichtet hatten, ſo konnten wir doch

nicht umhin, unſern Blick auf die herrlichen Pferde, das Geſchirr und deſſen Poſament-Schmuck zu wenden; beſonders aber fielen uns die wunderlichen, beyde auf den Pferden ſitzenden, Kutſcher und Vorreiter auf. Sie ſahen wie aus einer andern Nation, ja wie aus einer andern Welt, in langen ſchwarz- und gelbſammtnen Röcken und Kappen mit großen Federbüſchen, nach kaiſerlicher Hofſitte. Nun drängte ſich ſo viel zuſammen, daß man wenig mehr unterſcheiden konnte. Die Schweizergarde zu beyden Seiten des Wagens, der Erbmarſchall, das ſächſiſche Schwerd aufwärts in der rechten Hand haltend, die Feldmarſchälle als Anführer der kaiſerlichen Garden hinter dem Wagen reitend, die kaiſerlichen Edelknaben in Maſſe und endlich die Hatſchiergarde ſelbſt, in ſchwarzſammtnen Flügelröcken, alle Nähte reich mit Gold galonirt, darunter rothe Leibröcke und lederfarbne Camiſole, gleichfalls reich mit Gold beſetzt. Man kam vor lauter

Sehen, Deuten und Hinweiſen gar nicht zu ſich ſelbſt, ſo daß die nicht minder prächtig gekleideten Leibgarden der Churfürſten kaum beachtet wurden; ja wir hätten uns' vielleicht von den Fenſtern zurückgezogen, wenn wir nicht noch unſern Magiſtrat, der in ſurſtehn zweyſpännigen Kutſchen den Zug beſchloß, und beſonders in der letzten den Rathsſchreiber mit den Stadtſchlüſſeln auf rothſammtenem Kiſſen hätten in Augenſchein nehmen wollen. Daß unſere Stadtgrenadier-Compagnie das Ende deckte, däuchte uns auch ehrenvoll genug, und wir fühlten uns als Deutſche und als Frankfurter von dieſem Ehrentag doppelt und höchlich erbaut.

Wir hatten in einem Hauſe Platz genommen, wo der Aufzug, wenn er aus dem Dom zurückkam, ebenfalls wieder an uns vorbey mußte. Des Gottesdienſtes, der Muſik, der Ceremonien und Feyerlichkeiten, der Anreden und Antworten, der Verträge und Vorleſungen

waren in Kirche, Chor und Conclave ſo viel, bis es zur Beſchwörung der Wahlcapitulation kam; daß wir Zeit genug hatten, eine vortreffliche Collation einzunehmen, und auf die Geſundheit des alten und jungen Herrſchers manche Flaſche zu leeren. Das Geſpräch verlor ſich indeß, wie es bey ſolchen Gelegenheiten zu gehen pflegt, in die vergangene Zeit, und es fehlte nicht an bejahrten Perſonen, welche jener vor der gegenwärtigen den Vorzug gaben, wenigſtens in Abſicht auf ein gewiſſes menſchliches Intereſſe und einer leidenſchaftlichen Theilnahme, welche dabey vorgewaltet. Bey Franz des erſten Krönung war noch nicht alles ſo ausgemacht, wie gegenwärtig; der Friede war noch nicht abgeſchloſſen, Frankreich, Chur-Brandenburg und Chur-Pfalz widerſetzten ſich der Wahl; die Truppen des künftigen Kaiſers ſtanden bey Heidelberg, wo er ſein Hauptquartier hatte, und faſt wären die von Aachen herauskommenden Reichs-Inſignien von den Pfälzern weggenommen worden. Indeß-

ſen unterhandelte man doch, und nahm von beyden Seiten die Sache nicht aufs ſtrengſte. Maria Thereſia ſelbſt, obgleich in geſegneten Umſtänden, kommt, um die endlich durchgeſetzte Krönung ihres Gemahls in Perſon zu ſehen. Sie traf in Aſchaffenburg ein und beſtieg eine Jacht, um ſich nach Frankfurt zu begeben. Franz, von Heidelberg aus, denkt ſeiner Gemahlin zu begegnen, allein er kommt zu ſpät, ſie iſt ſchon abgefahren. Ungekannt wirft er ſich in einen kleinen Nachen, eilt ihr nach, erreicht ihr Schiff, und das liebende Paar erfreut ſich dieſer überraſchenden Zuſammenkunft. Das Mährchen davon verbreitet ſich ſogleich, und alle Welt nimmt Theil an dieſem zärtlichen mit Kindern reich geſegneten Ehepaar, das ſeit ſeiner Verbindung ſo unzertrennlich geweſen, daß ſie ſchon einmal auf einer Reiſe von Wien nach Florenz zuſammen an der Venetianiſchen Gränze Quarantäne halten müſſen. Maria Thereſia wird in der Stadt mit Jubel bewillkommt, ſie betritt den Gaſt-

hof zum römiſchen Kaiſer, indeſſen auf der Bornheimer Heide das groſe Zelt, zum Empfang ihres Gemahls, errichtet iſt. Dort findet ſich von den geiſtlichen Churfürſten nur Mainz allein, von den Abgeordneten der weltlichen nur Sachſen, Böhmen und Hannover. Der Einzug beginnt, und was ihm an Vollſtändigkeit und Pracht abgehen mag, erſetzt reichlich die Gegenwart einer ſchönen Frau. Sie ſteht auf dem Balcon des wohlgelegnen Hauſes und begrüſt mit Vivatruf und Händeklatſchen ihren Gemahl: das Volk ſtimmt ein, zum gröſten Enthuſiasmus aufgeregt. Da die Großen nun auch einmal Menſchen ſind, ſo denkt ſie der Bürger, wenn er ſie lieben will, als ſeines Gleichen, und das kann er am füglichſten, wenn er ſie als liebende Gatten, als zärtliche Aeltern, als anhängliche Geſchwiſter, als treue Freunde ſich vorſtellen darf. Man hätte damals alles Gute gewünſcht und prophezeyt und heute ſah man es erfüllt an dem erſtgebornen Sohne,

dem Jedermann wegen ſeiner ſchönen Jünglingsgeſtalt geneigt war, und auf den die Welt, bey den hohen Eigenſchaften die er ankündigte, die größten Hoffnungen ſetzte.

Wir hatten uns ganz in die Vergangenheit und Zukunft verloren, als einige hereintretende Freunde uns wieder in die Gegenwart zurückriefen. Sie waren von denen die den Werth einer Neuigkeit einſehen, und ſich deswegen beeilen ſie zuerſt zu verkündigen. Sie wußten auch einen ſchönen menſchlichen Zug dieſer hohen Perſonen zu erzählen, die wir ſo eben in dem größten Prunk vorbeyziehen geſehn. Es war nämlich verabredet worden, daß unterwegs, zwiſchen Heuſenſtamm und jenem großen Gezelte, Kaiſer und König den Landgrafen von Darmſtadt im Wald antreffen ſollten. Dieſer alte, dem Grabe ſich nähernde Fürſt wollte noch einmal den Herrn ſehen, dem er in früherer Zeit ſich gewidmet. Beyde mochten ſich jenes Tages erinnern, als

der Landgraf das Decret der Churfürſten, das Franzen zum Kaiſer erwählte, nach Heidelberg überbrachte, und die erhaltenen koſtbaren Geſchenke mit Betheurung einer unverbrüchlichen Anhänglichkeit erwiederte. Dieſe hohen Perſonen ſtanden in einem Tannicht, und der Landgraf vor Alter ſchwach, hielt ſich an eine Fichte, um das Geſpräch noch länger fortſetzen zu können, das von beyden Theilen nicht ohne Rührung geſchah. Der Platz ward nachher auf eine unſchuldige Weiſe bezeichnet, und wir jungen Leute ſind einige Mal hingewandert.

So hatten wir mehrere Stunden mit Erinnerung des Alten, mit Erwägung des Neuen hingebracht, als der Zug abermals, jedoch abgekürzt und gedrängter, vor unſern Augen vorbeywogte; und wir konnten das Einzelne näher beobachten, bemerken und uns für die Zukunft einprägen.

Von dem Augenblick an war die Stadt in ununterbrochener Bewegung: denn bis Alle und Jede, denen es zukommt und von denen es gefordert wird, den höchſten Häuptern ihre Aufwartung gemacht und ſich einzeln denſelben dargeſtellt hatten, war des Hin- und Wiederziehens kein Ende, und man konnte den Hofſtaat eines jeden der hohen Gegenwärtigen ganz bequem im Einzelnen wiederholen.

Nun kamen auch die Reichs-Inſignien herum. Damit es aber auch hier nicht an hergebrachten Händeln fehlen möge, ſo mußten ſie auf freyem Felde den halben Tag bis in die ſpäte Nacht zubringen, wegen einer Territorial- und Geleitsſtreitigkeit zwiſchen Chur-Mainz und der Stadt. Die letzte gab nach, die Mainziſchen geleiteten die Inſignien bis an den Schlagbaum, und ſonſt war die Sache für dießmal abgethan.

In dieſen Tagen kam ich nicht zu mir ſelbſt. Zu Hauſe gab es zu ſchreiben und zu copiren; ſehen wollte und ſollte man alles, und ſo ging der März zu Ende, deſſen zweyte Hälfte für uns ſo feſtreich geweſen war. Von dem was zuletzt vorgegangen und was am Krönungstag zu erwarten ſey, hatte ich Gretchen eine treuliche und ausführliche Belehrung verſprochen. Der groſſe Tag nahte heran; ich hatte mehr im Sinne, wie ich es ihr ſagen wollte, als was eigentlich zu ſagen ſey; ich verarbeitete alles was mir unter die Augen und unter die Canzleyfeder kam, nur geſchwind zu dieſem nächſten und einzigen Gebrauch. Endlich erreichte ich noch eines Abends ziemlich ſpät ihre Wohnung, und that mir ſchon im voraus nicht wenig darauf zu Gute, wie mein dießmaliger Vortrag noch viel beſſer als der erſte unvorbereitete gelingen ſollte. Allein gar oft bringt uns ſelbſt, und andern durch uns, ein augenblicklicher Anlaß mehr Freude als der entſchiedenſte Vorſatz nicht ge-

Gegen Morgen, vor der Herberge zu Saroſſa.

Crugantino, den Degen unterm Arm.

So hatte Basko recht? Man ſtellt mir nach? Wo er nur ſtikt? Sie ſind an mir vorbey geſprengt und gelaufen. Ha! ich kenn die Büſche beſſer als ihr, und ihr habt keine ſonderlichen Spürhunde; und die beſten beiſſen uns nicht.

(Klopft an die Thüre der Herberge.)

Ein Knabe kömmt.

Knabe.

Gnädiger Herr!

Crugantino.

Iſt Basko zu Haus kommen?

Knabe.

Ja, gnädiger Herr, mit einem Bleſſirten; der liegt in ihrer Stube. Hernach iſt er gleich fort, und hat mir befohlen zu wachen, wenn etwa der Fremde ſchellte. Und Ihnen ſoll ich ſagen, er ſey nach Mirmolo. Ich kenn

mähren kann. Zwar fand ich ziemlich dieſelbe Geſellſchaft, allein es waren einige Unbekannte darunter. Sie ſetzten ſich hin zu ſpielen; nur Gretchen und der jüngere Vetter hielten ſich zu mir und der Schiefertafel. Das liebe Mädchen äuſerte gar anmuthig ihr Behagen, daß ſie, als eine Fremde, am Wahltage für eine Bürgerinn gegolten habe, und ihr dieſes einzige Schauſpiel zu Theil geworden ſey. Sie dankte mir aufs verbindlichſte, daß ich für ſie zu ſorgen gewußt, und ihr zeither durch Pylades allerley Einläſſe mittels Billette, Anweiſungen, Freunde und Vorſprache zu verſchaffen die Aufmerkſamkeit gehabt.

Von den Reichs-Kleinodien hörte ſie gern erzählen. Ich verſprach ihr, daß wir dieſe wo möglich zuſammen ſehen wollten. Sie machte einige ſcherzhafte Anmerkungen, als ſie erfuhr, daß man Gewänder und Krone dem jungen König anprobirt habe. Ich wußte, wo ſie den

Feyerlichkeiten des Krönungstages zuſehen würde, und machte ſie aufmerkſam auf alles was vorfiel, und was beſonders von ihrem Platze genau beobachtet werden konnte.

Es vergaßen wir an die Zeit zu denken; es war ſchon über Mitternacht geworden, und ich fand, daß ich unglücklicherweiſe den Hausſchlüſſel nicht bey mir hatte. Ohne das gröſte Aufſehen zu erregen konnte ich nicht ins Haus. Ich theilte ihr meine Verlegenheit mit. „Am Ende, ſagte ſie, iſt es das Beſte, die Geſellſchaft bleibt beyſammen.“ Die Vettern und jene Fremden hatten ſchon den Gedanken gehabt, weil man nicht wußte, wo man dieſe für die Nacht unterbringen ſollte. Die Sache war bald entſchieden; Gretchen ging um Caffee zu kochen, nachdem ſie, weil die Lichter auszubrennen drohten, eine groſe meſſingene Familienlampe mit Docht und Oel verſehen und angezündet hereingebracht hatte.

Der Caffee diente für einige Stunden zur Ermunterung; nach und nach aber erkaltete das Spiel, das Geſpräch ging aus; die Mutter ſchlief im groſſen Seſſel; die Fremden von der Reiſe müde, nickten da und dort, Pylades und ſeine Schöne ſaßen in einer Ecke. Sie hatte ihren Kopf auf ſeine Schulter gelegt und ſchlief; auch er wachte nicht lange. Der jüngere Vetter, gegen uns über am Schieferttiſche ſitzend, hatte ſeine Arme vor ſich übereinandergeſchlagen und ſchlief mit aufliegendem Geſichte. Ich ſaß in der Fenſterecke hinter dem Tiſche und Gretchen neben mir. Wir unterhielten uns leiſe; aber endlich übermannte auch ſie der Schlaf, ſie lehnte ihr Köpfchen an meine Schulter und war gleich eingeſchlummert. So ſaß ich nun allein, wachend, in der wunderlichſten Lage, in der auch mich der freundliche Bruder des Todes zu beruhigen wußte. Ich ſchlief ein, und als ich wieder erwachte, war es ſchon heller Tag. Gretchen ſtand vor dem Spiegel

und rückte ihr Häubchen zurechte; ſie war liebenswürdiger als je, und drückte mir als ich ſchied gar herzlich die Hände. Ich ſchlich durch einen Umweg nach unſerm Hauſe: denn an der Seite, nach dem kleinen Hirſchgraben zu, hatte ſich mein Vater in der Mauer ein kleines Guckfenſter, nicht ohne Widerſpruch des Nachbarn, angelegt. Dieſe Seite vermied den wir, wenn wir nach Hauſe kommend von ihm nicht bemerkt ſeyn wollten. Meine Mutter, deren Vermittelung uns immer zu Gute kam, hatte meine Abweſenheit des Morgens beym Thee durch ein frühzeitiges Ausgehen meiner zu beſchönigen geſucht, und ich empfand alſo von dieſer unſchuldigen Nacht keine unangenehmen Folgen.

Ueberhaupt und im Ganzen genommen machte dieſe unendlich mannigfaltige Welt, die mich umgab, auf mich nur ſehr einfachen Eindruck. Ich hatte kein Intereſſe als das Aeußere der Gegenſtände genau zu bemerken,

kein Geſchäft als das mir mein Vater und Herr von Königsthal auftrugen, wodurch ich freylich den innern Gang der Dinge gewahr ward. Ich hatte keine Neigung als zu Gretchen, und keine andre Abſicht als mir alles recht gut zu ſehen und zu faſſen, um es mit ihr wiederholen und ihr erklären zu können. Ja ich beſchrieb oft, indem ein ſolcher Zug vorbey ging, dieſen Zug halb laut vor mir ſelbſt, um mich alles Einzelnen zu verſichern, und dieſer Aufmerkſamkeit und Genauigkeit wegen von meiner Schönen geliebt zu werden; und nur als eine Zugabe betrachtete ich den Beyfall und die Anerkennung der Anderen.

Zwar ward ich manchen hohen und vornehmen Perſonen vorgeſtellt; aber theils hatte Niemand Zeit ſich um andere zu bekümmern, und theils wiſſen auch Aeltere nicht gleich, wie ſie ſich mit einem jungen Menſchen unterhalten und ihn prüfen ſollen. Ich von

meiner Seite war auch nicht sonderlich geschickt mich den Leuten bequem darzustellen. Gewöhnlich erwarb ich ihre Gunst, aber nicht ihren Beyfall. Was mich beschäftigte, war mir vollkommen gegenwärtig; aber ich fragte nicht, ob es auch andern gemäß seyn könne. Ich war meist zu lebhaft oder zu still, und schien entweder zudringlich oder stöckig, je nachdem die Menschen mich anzogen oder abstießen; und so wurde ich zwar für hoffnungsvoll gehalten, aber dabey für wunderlich erklärt.

Der Krönungstag brach endlich an, den 3ten April 1764; das Wetter war günstig und alle Menschen in Bewegung. Man hatte mir nebst mehrern Verwandten und Freunden, in dem Römer selbst, in einer der obern Etagen, einen guten Platz angewiesen, wo wir das Ganze vollkommen übersehen konnten. Mit dem Frühsten begaben wir uns an Ort und Stelle, und beschauten nunmehr

von oben, wie in der Vogelperſpective, die Anſtalten die wir Tags vorher in näherem Augenſchein genommen hatten. Da war der neuerrichtete Springbrunnen mit zwey groſſen Rufen rechts und links, in welche der Doppeladler auf dem Ständer, weiſſen Wein hüben und rothen Wein drüben aus ſeinen zwey Schnäbeln ausgieſſen ſollte. Aufgeſchüttet zu einem Haufen lag dort der Haber, hier ſtand die groſſe Bretterhütte, in der man ſchon einige Tage den ganzen fetten Ochſen an einem ungeheuren Spieſſe bey Kohlenfeuer braten und ſchmoren ſah. Alle Zugänge, die vom Römer aus dahin, und von andern Straſſen nach dem Römer führen, waren zu beyden Seiten durch Schranken und Wachen geſichert. Der groſſe Platz füllte ſich nach und nach, und das Wogen und Drängen ward immer ſtärker und bewegter, weil die Menge wo möglich immer nach der Gegend hinſtrebte, wo ein neuer Auftritt erſchien und etwas Beſonderes angekündigt wurde.

Bey alle dem herrſchte eine ziemliche Stille, und als die Sturmglocke geläutet wurde, ſchien das ganze Volk von Schauer und Erſtaunen ergriffen. Was nun zuerſt die Aufmerkſamkeit aller die von oben herab den Platz überſehen konnten, erregte, war der Zug, in welchem die Herren von Aachen und Nürnberg die Reichs-Kleinodien nach dem Dome brachten. Dieſe hätten als Schutzheiligthümer den erſten Platz im Wagen eingenommen, und die Deputirten ſaßen vor ihnen in anſtändiger Verehrung auf dem Rückſitz. Nunmehr begeben ſich die drey Churfürſten in den Dom. Nach Ueberreichung der Inſignien an Chur-Mainz werden Krone und Schwerd ſogleich nach dem kaiſerlichen Quartier gebracht. Die weiteren Anſtalten und mancherley Ceremoniel beſchäftigen mittlerweile die Hauptperſonen ſo wie die Zuſchauer in der Kirche, wie wir andern Unterrichteten uns wohl denken konnten.

Vor unſern Augen fuhren indeſſen die Geſandten auf den Römer, aus welchem der Baldachin von Unteroffizieren in das kaiſerliche Quartier getragen wird. Sogleich beſteigt der Erbmarſchall Graf von Pappenheim ſein Pferd; ein ſehr ſchöner ſchlankgebildeter Herr, den die ſpaniſche Tracht, das reiche Wams, der goldne Mantel, der hohe Federhut und die geſtrählten fliegenden Haare ſehr wohl kleideten. Er ſetzt ſich in Bewegung; und unter dem Geläute aller Glocken folgen ihm zu Pferde die Geſandten nach dem kaiſerlichen Quartier in noch gröſſerer Pracht als am Wahltage. Dort hätte man auch ſeyn mögen, wie man ſich an dieſem Tage durchaus zu vervielfältigen wünſchte. Wir erzählten einander indeſſen was dort vorgehe. Nun zieht der Kaiſer ſeinen Hausornat an, ſagten wir, eine neue Bekleidung nach dem Muſter der alten caroſingiſchen verfertigt. Die Erbämter erhalten die Reichs-Inſignien und ſetzen ſich damit

zu Pferde. Der Kaiſer im Ornat, der römiſche König im ſpaniſchen Habit, beſtiegen gleichfalls ihre Roſſe, und indem dieſes geſchieht, hat ſie uns der vorausgeſchrittene unendliche Zug bereits angemeldet.

Das Auge war ſchon ermüdet durch die Menge der reichgekleideten Dienerſchaft und der übrigen Behörden, durch den ſtattlich einher wandelnden Adel; und als nunmehr die Wahlbotſchafter, die Erbämter und zuletzt unter dem reichgeſtickten, von zwölf Schöffen und Rathsherrn getragenen Baldachin, der Kaiſer in romantiſcher Kleidung, zur Linken, etwas hinter ihm, ſein Sohn in ſpaniſcher Tracht, langſam auf prächtig geſchmückten Pferden einherſchwebten, war das Auge nicht mehr ſich ſelbſt genug. Man hätte gewünſcht durch eine Zauberformel die Erſcheinung nur einen Augenblick zu feſſeln; aber die Herrlichkeit zog unaufhaltſam vorbey.

kenn zwar so keinen Ort; ich glaubte, er spaßte.

Crugantino.

Gut! Geh hinein, und halt dich munter.

(Junge ab.)

Mirmolo! Unsre Losung für Villa Bella! Nach Villa Bella, Basko! Ich versteh! — Sebastian! Wer ist der Sebastian? Was hat er gegen mich? Das wird sich all entwickeln; das wird all zu verbeißen seyn; hättst du nur deine Zitter nicht im Stich gelassen! Das ist ein schurkischer Streich, darüber du Ohrfeigen verdient hättest von einem Hundsfutt! Deine Zitter! Ich möchte rasend werden. Was sollte man von dem Kerl sagen, der in ein Gedränge käm mit seinem Freund; und sich durchschlüg und seinen Freund im Stich ließ? Pfuy! über den Kerl! Pfuy! Und deine Zitter mehr werth als zehn Freunde; deine Gesellinn, Gespielinn, Bulerinn; die noch all deine Liebsten ausgehalten hat! Wie wärs ich kehrte zurück? denn die Spürhunde sind fort! Wohl! kein Mensch vermuthet mich dort! Wohl! ich weis die Schliche! Das wär ein Streich!

und den kaum verlaſſenen Raum erfüllte ſogleich wieder das hereinwogende Volk.

Nun aber entſtand ein neues Gedränge denn es mußte ein anderer Zugang, von dem Markte her, nach der Römerthüre eröffnet und ein Bretterweg aufgebracht werden, weil ihm der aus dem Dom zurückkehrende Zug beſchreiten ſollte.

Was in dem Dome vorgegangen, die unendlichen Ceremonien, welche die Salbung, die Krönung, den Ritterſchlag vorbereiten und begleiten, alles diſſes ließen wir uns in der Folge gar gern von denen erzählen, die manches andere aufgeopfert hatten, um in der Kirche gegenwärtig zu ſeyn.

Wir andern verzehrten mittlerweile auf unſern Plätzen eine frugale Mahlzeit: denn wir mußten an dem feſtlichſten Tage den wir erlebten, mit kalter Küche vorlieb nehmen.

Dagegen aber war der beſte und älteſte Wein aus allen Familienkellern herangebracht worden, ſo daß wir von dieſer Seite wenigſtens dieß alterthümliche Feſt alterthümlich feyerten.

Auf dem Platze war jetzt das Sehenswürdigſte die fertig gewordene und mit rothem und weißem Tuch überlegte Brücke, und wir ſollten den Kaiſer, den wir zuerſt im Wagen, dann zu Pferde ſitzend angeſtaunt, nun auch zu Fuße wandelnd bewundern; und ſonderbar genug, auf das letzte freuten wir uns am meiſten; denn uns däuchte dieſe Weiſe ſich darzuſtellen ſo wie die natürlichſte, ſo auch die würdigſte.

Aeltere Perſonen, welche der Krönung Franz des erſten beygewohnt, erzählten: Maria Thereſia, über die Maßen ſchön, habe jener Feyerlichkeit an einem Balconfenſter des Hauſes Frauenſtein, gleich neben dem Römer, zugeſehen. Als nun ihr Gemahl in der ſeltſamen

Verkleidung aus dem Dome zurückgekommen, und ſich ihr ſo zu ſagen als ein Geſpenſt Carls des großen dargeſtellt, habe er wie zum Scherz beyde Hände erhoben und ihr den Reichsapfel, den Scepter und die wunderſamen Handſchuh hingewieſen, worüber ſie in ein unendliches Lachen ausgebrochen; welches dem ganzen zuſchauenden Volke zur größten Freude und Erbauung gedient, indem es darin das gute und natürliche Ehgatten-Verhältniß des allerhöchſten Paares der Chriſtenheit mit Augen zu ſehen gewürdigt worden. Als aber die Kaiſerinn, ihren Gemahl zu begrüßen, das Schnupftuch geſchwungen und ihm ſelbſt ein lautes Vivat zugerufen, ſey der Enthuſiasmus und der Jubel des Volks aufs höchſte geſtiegen, ſo daß das Freudengeſchrey gar kein Ende finden können.

Nun verkündigte der Glockenſchall und nun die Vorderſten des langen Zuges, welche

über die bunte Brücke ganz sachte einherschritten, daß alles gethan sey. Die Aufmerksamkeit war gröſser denn je, der Zug deutlicher als vorher, besonders für uns, da er jetzt gerade nach uns zu ging. Wir sahen ihn so wie den ganzen volkserfüllten Platz beynah im Grundriß. Nur zu sehr drängte sich am Ende die Pracht: denn die Gesandten, die Erbämter, Kaiser und König unter dem Baldachin, die drey geistlichen Churfürsten die sich anschlossen, die schwarz gekleideten Schöffen und Rathsherren, der goldgestickte Himmel, alles schien nur eine Masse zu seyn, die nur von Einem Willen bewegt, prächtig harmonisch, und so eben unter dem Geläute der Glocken aus dem Tempel tretend, als ein Heiliges uns entgegenstrahlte.

Eine politisch religiose Feyerlichkeit hat einen unendlichen Reiz. Wir sehen die irdische Majestät vor Augen, umgeben von allen Symbolen ihrer Macht; aber indem sie sich

vor der himmliſchen beugt, bringt ſie uns die Gemeinſchaft beyder vor die Sinne. Denn auch der Einzelne vermag ſeine Verwandtſchaft mit der Gottheit nur dadurch zu bethätigen, daß er ſich unterwirft und anbetet.

Der von dem Markt her ertönende Jubel verbreitete ſich nun auch über den groſſen Platz, und ein ungeſtümes Vivat erſcholl aus tauſend und aber tauſend Kehlen, und gewiß auch aus den Herzen. Denn dieſes groſſe Feſt ſollte ja das Pfand eines dauerhaften Friedens werden, der auch wirklich lange Jahre hindurch Deutſchland beglückte.

Mehrere Tage vorher war durch öffentlichen Ausruf bekannt gemacht, daß weder die Brücke, noch der Adler über dem Brunnen, Preis gegeben, und alſo nicht vom Volke wie ſonſt angetaſtet werden ſolle. Es geſchah dieß, um manches bey ſolchem Anſtür-

men unvermeidliche Unglück zu verhüten. Allein um doch einigermaßen dem Genius des Pöbels zu opfern, gingen eigens beſtellte Perſonen hinter dem Zuge her, löſ'ten das Tuch von der Brücke, wickelten es banenweiſe zuſammen und warfen es in die Luft. Hiedurch entſtand nun zwar kein Unglück, aber ein lächerliches Unheil: denn das Tuch entrollte ſich in der Luft und bedeckte, wie es niederfiel, eine größere oder geringere Anzahl Menſchen. Diejenigen nun welche die Enden faßten und ſolche an ſich zogen, riſſen alle die Mittleren zu Boden, umhüllten und ängſtigten ſie ſo lange, bis ſie ſich durchgeriſſen oder durchgeſchnitten, und jeder nach ſeiner Weiſe einen Zipfel dieſes, durch die Fußtritte der Majeſtäten geheiligten Gewebes davongetragen hatte.

Dieſer wilden Beluſtigung ſah ich nicht lange zu, ſondern eilte von meinem hohen Standorte durch allerley Treppchen und Gänge

hinunter an die groſse Römerſtiege, wo die aus der Ferne angeſtaunte ſo vornehme als herrliche Maſſe herauſwallen ſollte. Das Gedräng war nicht groß, weil die Zugänge des Rathhauſes wohl beſetzt waren, und ich kam glücklich unmittelbar oben an das eiſerne Geländer. Nun ſtiegen die Hauptperſonen an mir vorüber, indem das Gefolge in den untern Gewölbgängen zurückblieb, und ich konnte ſie auf der dreymal gebrochnen Treppe von allen Seiten und zuletzt ganz in der Nähe betrachten.

Endlich kamen auch die beyden Majeſtäten herauf. Vater und Sohn waren wie Menächmen übereinander gekleidet. Des Kaiſers Hausornat von purpurfarbner Seide, mit Perlen und Steinen reich geziert, ſo wie Krone, Scepter und Reichsapfel, fielen wohl in die Augen: denn alles war neu daran, und die Nachahmung des Alterthums geſchmackvoll. So bewegte er ſich auch in ſeinem Anzug.

ganz bequem, und ſein treuherzig würdiges Geſicht gab zugleich den Kaiſer und den Vater zu erkennen. Der junge König hingegen ſchleppte ſich in den ungeheuren Gewandſtücken mit den Kleinodien Carls des großen, wie in einer Verkleidung einher, ſo daß er ſelbſt, von Zeit zu Zeit ſeinen Vater anſehend, ſich des Lächelns nicht enthalten konnte. Die Krone, welche man ſehr hatte füttern müſſen, ſtand wie ein übergreifendes Dach vom Kopf ab. Die Dalmatica, die Stola, ſo gut ſie auch angepaßt und eingenäht worden, gewährte doch keinswegs ein vortheilhaftes Ausſehen. Scepter und Reichsapfel ſetzten in Verwunderung; aber man konnte ſich nicht läugnen, daß man lieber eine mächtige, dem Anzuge gewachſene Geſtalt, um der günſtigern Wirkung willen, damit bekleidet und ausgeſchmückt geſehen hätte.

Kaum waren die Pforten des großen Saales hinter dieſen Geſtalten wieder geſchloſ-

ſen, ſo eilte ich auf meinen vorigen Platz, der von andern bereits eingenommen nur mit einiger Noth mir wieder zu Theil wurde.

Es war eben die rechte Zeit, daß ich von meinem Fenſter wieder Beſitz nahm: denn das Merkwürdigſte was öffentlich zu erblicken war, ſollte eben vorgehen. Alles Volk hatte ſich gegen den Römer zu gewendet, und ein abermaliges Vivatſchreyen gab uns zu erkennen, daß Kaiſer und König an dem Balconfenſter des großen Saales in ihrem Ornate ſich dem Volke zeigten. Aber ſie ſollten nicht allein zum Schauſpiel dienen, ſondern vor ihren Augen ſollte ein ſeltſames Schauſpiel vorgehen. Vor allen ſchwang ſich nun der ſchöne ſchlanke Erbmarſchall auf ſein Roß; er hatte das Schwerd abgelegt, in ſeiner Rechten hielt er ein ſilbernes gehenkeltes Gemäß, und ein Streichblech in der Linken. So ritt er in den Schranken auf den großen Haferhaufen zu, ſprengte hinein, ſchöpfte das Gefäß über-

voll, ſtrich es ab und trug es mit großem Anſtande wieder zurück. Der kaiſerliche Marſtall war nunmehr verſorgt. Der Erbcämmerer ritt ſodann gleichfalls auf jene Gegend zu und brachte ein Handbecken nebſt Gießfaß und Handquele zurück. Unterhaltender aber für die Zuſchauer war der Erbtruchſeß, der ein Stück von dem gebratnen Ochſen zu holen kam. Auch er ritt mit einer ſilbernen Schüſſel durch die Schranken bis zu der großen Bretterküche, und kam bald mit verdecktem Gericht wieder hervor, um ſeinen Weg nach dem Römer zu nehmen. Die Reihe traf nun den Erbſchenken, der zu dem Springbrunnen ritt und Wein holte. So war nun auch die kaiſerliche Tafel beſtellt, und aller Augen warteten auf den Erbſchatzmeiſter, der das Geld auswerfen ſollte. Auch er beſtieg ein ſchönes Roß, dem zu beyden Seiten des Sattels anſtatt der Piſtolenhalftern ein paar prächtige, mit dem churpfälziſchen Wappen geſtickte Beutel befeſtigt hingen. Kaum hatte er ſich

Streich! in der Verwirrung in der das Haus ist — Ach, und die arme Claudine! Dies Abenteuer sieht windig aus. Doch, allons! erst die Zitter befreit, und das übrige giebt sich!

(Er die eine Seite der Straße hinauf.)

Claudine in Mannskleidern an der andern.

Claudine.

Da bin ich! Götter, das ist Saroſſa! Und nun die Herberge! Mir zittern meine Knie; ich kann nicht mehr. (auf eine Hausbank sich sezend der Herberge gegen über.)

Crugantino.

Eine Erscheinung! Was will der gepuzte Bube die Nacht hier? Abenteuer über Abenteuer! Wollen's doch besehn.

Claudine.

Weh, ich höre iemand!

Crugantino.

Mein Herr!

Claudine.

in Bewegung geſetzt, als er in dieſe Taſchen griff und rechts und links Gold- und Silbermünzen freygebig ausſtreute, welche jedesmal in der Luft als ein metallner Regen gar luſtig glänzten. Tauſend Hände zappelten augenblicklich in der Höhe, um die Gaben aufzufangen; kaum aber waren die Münzen niedergefallen, ſo wühlte die Maſſe in ſich ſelbſt gegen den Boden und rang gewaltig um die Stücke, welche zur Erde mochten gekommen ſeyn. Da nun dieſe Bewegung von beyden Seiten ſich immer wiederholte, wie der Geber vorwärts ritt, ſo war es für die Zuſchauer ein ſehr beluſtigender Anblick. Zum Schluſſe ging es am allerlebhafteſten her, als er die Beutel ſelbſt auswarf, und ein Jeder noch dieſen höchſten Preis zu erhaſchen trachtete.

Die Majeſtäten hatten ſich vom Balcon zurückgezogen, und nun ſollte dem Pöbel abermals ein Opfer gebracht werden, der in ſolchen Fällen lieber die Gaben rauben als ſie

gelaſſen und dankbar empfangen will. In rohern und derberen Zeiten herrſchte der Gebrauch, den Haſer, gleich nachdem der Erbmarſchall das Theil weggenommen, den Springbrunnen, nachdem der Erbſchenk, die Küche, nachdem der Erbtruchſeß ſein Amt verrichtet, auf der Stelle Preis zu geben. Dießmal aber hielt man, um alles Unglück zu verhüten, ſo viel es ſich thun ließ, Ordnung und Maß. Doch fielen die alten ſchadenfrohen Späße wieder vor, daß wenn einer einen Sack Haſer aufgepackt hatte, der andre ihm ein Loch hineinſchnitt, und was dergleichen Artigkeiten mehr waren. Um den gebratnen Ochſen aber wurde dießmal wie ſonſt ein ernſterer Kampf geführt. Man konnte ſich denſelben nur in Maſſe ſtreitig machen. Zwey Innungen, die Metzger und Weinſchröter, hatten ſich hergebrachtermaßen wieder ſo poſtirt, daß einer von beyden dieſer ungeheure Braten zu Theil werden mußte. Die Metzger glaubten das größte Recht an einen Och-

ſen zu haben, den ſie unzerſtückt in die Küche geliefert; die Weinſchröter dagegen machten Anſpruch, weil die Küche in der Nähe ihres zunftmäßigen Aufenthalts erbaut war, und weil ſie das letztemal obgeſiegt hatten; wie denn aus dem vergitterten Giebelfenſter ihres Zunft- und Verſammlungshauſes die Hörner jenes erbeuteten Stiers als Siegeszeichen hervorſtarrend zu ſehen waren. Beyde zahlreichen Innungen hatten ſehr kräftige und tüchtige Mitglieder; wer aber dießmal den Sieg davon getragen, iſt mir nicht mehr erinnerlich.

Wie nun aber eine Feyerlichkeit dieſer Art mit etwas Gefährlichem und Schreckhaften ſchließen ſoll, ſo war es wirklich ein fürchterlicher Augenblick, als die bretterne Küche ſelbſt Preis gemacht wurde. Das Dach derſelben wimmelte ſogleich von Menſchen, ohne daß man wußte wie ſie hinaufgekommen; die Bretter wurden losgeriſſen

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50924-3
GOETHE,J.W. FN. 18633/459

und heruntergeſtürzt, ſo daß man, beſonders in der Ferne, denken mußte, ein jedes werde ein paar der Zudringenden todtſchlagen. In einem Nu war die Hütte abgedeckt, und einzelne Menſchen hingen an Sparren und Balken, um auch dieſe aus den Fugen zu reißen; ja manche ſchwebten noch oben herum, als ſchon unten die Pfoſten abgeſägt waren, das Gerippe hin- und wiederſchwankte und jähen Einſturz drohte. Zarte Perſonen wandten die Augen hinweg, und Jedermann erwartete ſich ein großes Unglück; allein man hörte nicht einmal von irgend einer Beſchädigung, und alles war, obgleich heftig und gewaltſam, doch glücklich vorübergegangen.

Jedermann wußte nun, daß Kaiſer und König aus dem Cabinett, wohin ſie vom Balcon abgetreten, ſich wieder hervorbegeben und in dem großen Römerſaale ſpeiſen würden. Man hatte die Anſtalten dazu Tages vorher bewundern können, und mein ſehnlich-

ſter Wunſch war, heute wo möglich nur einen Blick hinein zu thun. Ich begab mich daher auf gewohnten Pfaden wieder an die große Treppe, welcher die Thüre des Saals gerade gegenüber ſteht. Hier ſtaunte ich nun die vornehmen Perſonen an, welche ſich heute als Diener des Reichsoberhauptes bekannten. Vier und vierzig Grafen, die Speiſen aus der Küche herantragend, zogen an mir vorbey, alle prächtig gekleidet, ſo daß der Contraſt ihres Anſtandes mit der Handlung für einen Knaben wohl ſinnverwirrend ſeyn konnte. Das Gedränge war nicht groß, doch wegen des kleinen Raums merklich genug. Die Saalthüre war bewacht, indeß gingen die Befugten häufig aus und ein. Ich erblickte einen Pfälziſchen Hausoffizianten, den ich anredete, ob er mich nicht mit hinein bringen könne. Er beſann ſich nicht lange, gab mir eins der ſilbernen Gefäße, die er eben trug, welches er um ſo eher konnte, als ich ſauber gekleidet war; und ſo gelangte ich denn in

das Heiligthum. Das Pfälziſche Büffet ſtand links, unmittelbar an der Thüre, und mit einigen Schritten befand ich mich auf der Erhöhung deſſelben hinter den Schranken.

Am andern Ende des Saals, unmittelbar an den Fenſtern, ſaßen auf Thronſtufen erhöht, unter Baldechinen, Kaiſer und König in ihren Ornaten; Krone und Zepter aber lagen auf goldnen Kiſſen rückwärts in einiger Entfernung. Die drey geiſtlichen Churfürſten hatten, ihre Büffette hinter ſich, auf einzelnen Eſtraden Platz genommen: Chur-Mainz den Majeſtäten gegenüber, Chur-Trier zur Rechten und Chur-Cöln zur Linken. Dieſer obere Theil des Saals war würdig und erfreulich anzuſehen, und erregte die Bemerkung, daß die Geiſtlichkeit ſich ſo lange als möglich mit dem Herrſcher halten mag. Dagegen ließen die zwar prächtig aufgeputzten aber herrenleeren Büffette und Tiſche der ſämtlichen weltlichen Churfürſten an das Mißver-

hältniß denken, welches zwiſchen ihnen und dem Reichsoberhaupt durch Jahrhunderte allmählich entſtanden war. Die Geſandten derſelben hatten ſich ſchon entfernt, um in einem Seitenzimmer zu ſpeiſen; und wenn dadurch der größte Theil des Saales ein geſpenſterhaftes Anſehn bekam, daß ſo viele unſichtbare Gäſte auf das prächtigſte bedient wurden; ſo war eine große unbeſetzte Tafel in der Mitte noch betrübter anzuſehen: denn hier ſtänden auch ſo viele Converte leer, weil alle die, welche allenfalls ein Recht hatten ſich daran zu ſetzen, Anſtands halber, um an dem größten Ehrentage ihrer Ehre nichts zu vergeben, ausblieben, wenn ſie ſich auch dermalen in der Stadt befanden.

Viele Betrachtungen anzuſtellen erlaubten mir weder meine Jahre noch das Gedräng der Gegenwart. Ich bemühte mich alles möglichſt ins Auge zu faſſen, und wie der Nachtiſch aufgetragen wurde, da die Geſand-

ten, um ihren Hof zu machen, wieder herein-traten, ſuchte ich das Freye, und wußte mich bey guten Freunden in der Nachbarſchaft nach dem heutigen Halbfaſten wieder zu erqui-cken und zu den Illuminationen des Abends vorzubereiten.

Dieſen glänzenden Abend gedachte ich auf eine gemüthliche Weiſe zu feyern: denn ich hatte mit Gretchen, mit Pylades und der Seinigen abgeredet, daß wir uns zur nächti-gen Stunde irgendwo treffen wollten. Schon leuchtete die Stadt an allen Ecken und Enden, als ich meine Geliebten antraf. Ich reichte Gretchen den Arm, wir zogen von einem Quartier zum andern, und befanden uns zuſammen ſehr glücklich. Die Vettern waren anfangs auch bey der Geſellſchaft, verloren ſich aber nachher unter der Maſſe des Volks. Vor den Häuſern einiger Geſandten, wo man prächtige Illuminationen angebracht hatte, die churpfälziſche zeichnete ſich vorzüglich aus,

war es ſo hell wie es am Tage nur ſeyn kann. Um nicht erkannt zu werden, hatte ich mich einigermaßen vermummt, und Gretchen fand es nicht übel. Wir bewunderten die verſchiedenen glänzenden Darſtellungen und die feenmäßigen Flammengebäude, womit immer ein Geſandter den andern zu überbieten gedacht hatte. Die Anſtalt des Fürſten Eſterhazy jedoch übertraf alle die übrigen. Unſere kleine Geſellſchaft war von der Erfindung und Ausführung entzückt, und wir wollten eben das Einzelne recht genießen, als uns die Vettern wieder begegneten und von der herrlichen Erleuchtung ſprachen, womit der Brandenburgiſche Geſandte ſein Quartier ausgeſchmückt habe. Wir ließen uns nicht verdrießen, den weiten Weg von dem Roßmarkte bis zum Saalhof zu machen, fanden aber, daß man uns auf eine frevle Weiſe zum Beſten gehabt hatte.

Claudine.

Ich bin verlohren!

Crugantino.

Keine Furcht! Sie haben mit einer redlichen braven Seele zu thun. Kann ich was dienen?

Claudine.

Ich bitte! Ich weis ſchon! Ich bitte laſſen Sie mich!

Crugantino.

Welche Stimme? (bei der Hand nehmend) Himmel welche Hand!

Claudine.

Laſſen Sie mich!

Crugantino.

Claudine!

Claudine (aufſpringend.)

Ha! Senor! bei der Gaſtfreiheit meines Vaters! ich beſchwöre Sie! — Himmliſche Geiſter!

Crugantino.

Schönſte! Wie, Schönſte
Hier find ich dich wieder?

Claudine.

Der Saalhof iſt nach dem Main zu ein regelmäßiges und anſehnliches Gebäude, deſſen nach der Stadt gerichteter Theil aber uralt, unregelmäßig und unſcheinbar. Kleine, weder in Form noch Größe übereinſtimmende, noch auf eine Linie, noch in gleicher Entfernung geſetzte Fenſter, unſymmetriſch angebrachte Thore und Thüren, ein meiſt in Kramläden verwandeltes Untergeſchoß bilden eine verworrene Außenſeite, die von Niemand jemals betrachtet wird. Hier war man nun der zufälligen, unregelmäßigen, unzuſammenhängenden Architectur gefolgt, und hatte jedes Fenſter, jede Thüre, jede Oeffnung für ſich mit Lampen umgeben, wie man es allenfalls bey einem wohlgebauten Hauſe thun kann, wodurch aber hier die ſchlechteſte und misgebildetſte aller Façaden ganz unglaublich in das hellſte Licht geſetzt wurde. Hatte man ſich nun hieran, wie etwa an den Späßen des Pagliaſſo ergetzt, obgleich nicht ohne Bedenklichkeiten, weil Jedermann etwas Vor-

fätzliches darin erkennen mußte; wie man denn schon vorher über das sonstige äußre Benehmen des übrigens sehr geschätzten Plotho glossirt, und da man ihm nun einmal gewogen war, auch den Schalk in ihm bewundert hatte, der sich über alles Ceremoniell wie sein König hinauszusetzen pflege: so ging man doch lieber in das Esterhazysche Feenreich wieder zurück.

Dieser hohe Bothschafter hatte, diesen Tag zu ehren, sein ungünstig gelegenes Quartier ganz übergangen, und dafür die große Lindenesplanade am Rosmarkt, vorn mit einem farbig erleuchteten Portal, im Hintergrund aber mit einem wohl noch prächtigern Prospecte verzieren lassen. Die ganze Einfassung bezeichneten Lampen. Zwischen den Bäumen standen Licht-Pyramiden und Kugeln auf durchscheinenden Piedestalen; von einem Baum zum andern zogen sich leuchtende Guirlanden, an welchen Hängeleuchter schweb-

ten. An mehreren Orten vertheilte man Brod und Würſte unter das Volk und ließ es an Wein nicht fehlen.

Hier gingen wir nun zu Vieren aneinandergeſchloſſen höchſt behaglich auf und ab, und ich an Gretchens Seite däuchte mir wirklich in jenen glücklichen Gefilden Elyſiums zu wandeln, wo man die cryſtallnen Gefäße vom Baume bricht, die ſich mit dem gewünſchten Wein ſogleich füllen, und wo man Früchte ſchüttelt, die ſich in jede beliebige Speiſe verwandeln. Ein ſolches Bedürfniß fühlten wir denn zuletzt auch, und geleitet von Pylades fanden wir ein ganz artig eingerichtetes Speiſehaus; und da wir keine Gäſte weiter antrafen, indem alles auf den Straßen umherzog, ließen wir es uns um ſo wohler ſeyn, und verbrachten den größten Theil der Nacht im Gefühl von Freundſchaft, Liebe und Neigung auf das heiterſte und glücklichſte. Als ich Gretchen bis an ihre Thüre begleitet

hatte, küßte ſie mich auf die Stirn. Es war das erſte und letzte Mal, daß ſie mir dieſe Gunſt erwies: denn leider ſollte ich ſie nicht wiederſehen.

Den andern Morgen lag ich noch im Bette, als meine Mutter verſtört und ängſtlich hereintrat. Man konnte es ihr gar leicht anſehen, wenn ſie ſich irgend bedrängt fühlte. — „Steh auf, ſagte ſie, und mache dich auf etwas Unangenehmes gefaßt. Es iſt herausgekommen, daß du ſehr ſchlechte Geſellſchaft beſuchſt und dich in die gefährlichſten und ſchlimmſten Händel verwickelt haſt. Der Vater iſt auſſer ſich, und wir haben nur ſoviel von ihm erlangt, daß er die Sache durch einen Dritten unterſuchen will. Bleib auf deinem Zimmer und erwarte was bevorſteht. Der Rath Schneider wird zu dir kommen; er hat ſowohl vom Vater als von der Obrigkeit den Auftrag: denn

die Sache iſt ſchon anhängig und kann eine ſehr böſe Wendung nehmen."

Ich ſah wohl, daß man die Sache viel ſchlimmer nahm als ſie war; doch fühlte ich mich nicht wenig beunruhigt, wenn auch nur das eigentliche Verhältniß entdeckt werden ſollte. Der alte Meſſianiſche Freund trat endlich herein, die Thränen ſtanden ihm in den Augen; er faßte mich beym Arm und ſagte: „Es thut mir herzlich Leid, daß ich in ſolcher Angelegenheit zu Ihnen komme. Ich hätte nicht gedacht, daß Sie ſich ſo weit verirren könnten. Aber was thut nicht ſchlechte Geſellſchaft und böſes Beyſpiel; und ſo kann ein junger unerfahrner Menſch Schritt vor Schritt bis zum Verbrechen geführt werden." — Ich bin mir keines Verbrechens bewußt, verſetzte ich darauf, ſo wenig als ſchlechte Geſellſchaft beſucht zu haben. — „Es iſt jetzt nicht von einer Vertheidigung die Rede, fiel er mir ins Wort, ſondern von einer Unterſuchung, und

Ihrerſeits von einem aufrichtigen Bekenntniß." — Was verlangen Sie zu wiſſen? ſagte ich dagegen. Er ſetzte ſich und zog ein Blatt hervor und fing zu fragen an: „Haben Sie nicht den N. N. Ihrem Großvater als einen Clienten zu einer *** Stelle empfohlen?" Ich antwortete: ja. — „Wo haben Sie ihn kennen gelernt?" — Auf Spaziergängen. — „In welcher Geſellſchaft?" — Ich ſtutzte: denn ich wollte nicht gern meine Freunde verrathen. — „Das Verſchweigen wird nichts helfen, fuhr er fort: denn es iſt alles ſchon genugſam bekannt." — Was iſt denn bekannt? ſagte ich. — „Daß Ihnen dieſer Menſch durch andere ſeines Gleichen iſt vorgeführt worden und zwar durch ***". Hier nannte er die Namen von drey Perſonen, die ich niemals geſehen noch gekannt hatte; welches ich dem Fragenden denn auch ſogleich erklärte. — „Sie wollen, fuhr jener fort, dieſe Menſchen nicht kennen, und haben doch mit ihnen öftre Zuſammenkünfte gehabt!" —

Auch nicht die geringſte, verſetzte ich! denn wie geſagt, außer dem erſten, kenne ich keinen und habe auch den niemals in einem Hauſe geſehen. — „Sind Sie nicht oft in der * * * Straße geweſen?“ — Niemals, verſetzte ich. Dieß war nicht ganz der Wahrheit gemäß. Ich hatte Pylades einmal zu ſeiner Geliebten begleitet, die in der Straße wohnte; wir waren aber zur Hinterthüre hereingegangen und im Gartenhauſe geblieben. Daher glaubte ich mir die Ausflucht erlauben zu können, in der Straße ſelbſt nicht geweſen zu ſeyn.

Der gute Mann that noch mehr Fragen, die ich alle verneinen konnte: denn es war mir von alle dem, was er zu wiſſen verlangte, nichts bekannt. Endlich ſchien er verdrießlich zu werden und ſagte: „Sie belohnen mein Vertrauen und meinen guten Willen ſehr ſchlecht; ich komme, um Sie zu retten. Sie können nicht läugnen, daß Sie für dieſe Leute

ſelbſt oder für ihre Mitſchuldigen Briefe verfaßt, Aufſätze gemacht und ſo zu ihren ſchlechten Streichen behülflich geweſen. Ich komme, um Sie zu retten: denn es iſt von nichts Geringerem als nachgemachten Handſchriften, falſchen Teſtamenten, untergeſchobnen Schuldſcheinen und ähnlichen Dingen die Rede. Ich komme nicht allein als Hausfreund; ich komme im Namen und auf Befehl der Obrigkeit, die in Betracht Ihrer Familie und Ihrer Jugend, Sie und einige andre Jünglinge verſchonen will, die gleich Ihnen ins Netz gelockt worden." — Es war mir auffallend, daß unter den Perſonen die er nannte, ſich gerade die nicht fanden, mit denen ich Umgang gepflogen. Die Verhältniſſe trafen nicht zuſammen, aber ſie berührten ſich, und ich konnte noch immer hoffen, meine jungen Freunde zu ſchonen. Allein der wackre Mann ward immer dringender. Ich konnte nicht läugnen, daß ich manche Nächte ſpät nach Hauſe gekommen war, daß ich mir ei-

nen Hausschlüssel zu verschaffen gewußt, daß ich mit Personen von geringem Stand und verdächtigem Aussehen, an Lustorten mehr als einmal bemerkt worden, daß Mädchen mit in die Sache verwickelt seyen; genug, alles schien entdeckt bis auf die Namen. Dieß gab mir Muth, standhaft im Schweigen zu seyn. — „Lassen Sie mich, sagte der brave Freund, nicht von Ihnen weggehen. Die Sache leidet keinen Aufschub; unmittelbar nach mir wird ein andrer kommen, der Ihnen nicht soviel Spielraum läßt. Verschlimmern Sie die ohnehin böse Sach: nicht durch Ihre Hartnäckigkeit."

Nun stellte ich mir die guten Vettern, und Gretchen besonders, recht lebhaft vor; ich sah sie gefangen, verhört, bestraft, geschmäht, und mir fuhr wie ein Blitz durch die Seele, daß die Vettern denn doch, ob sie gleich gegen mich alle Rechtlichkeit beobachtet, sich in so böse Händel konnten eingelassen haben,

wenigſtens der älteſte, der mir niemals recht gefallen wollte, der immer ſpäter nach Hauſe kam und wenig Heiters zu erzählen wußte. Noch immer hielt ich mein Bekenntniß zurück. — Ich bin mir, ſagte ich, perſönlich nichts Böſes bewußt, und kann von der Seite ganz ruhig ſeyn; aber es wäre nicht unmöglich, daß diejenigen mit denen ich umgegangen bin, ſich einer verwegnen oder geſetzwidrigen Handlung ſchuldig gemacht hätten. Man mag ſie ſuchen, man mag ſie finden, ſie überführen und beſtrafen, ich habe mir bisher nichts vorzuwerfen, und will auch gegen die nichts verſchulden, die ſich freundlich und gut gegen mich benommen haben. — Er ließ mich nicht ausreden, ſondern rief mit einiger Bewegung: „Ja man wird ſie finden. In drey Häuſern kamen dieſe Böſewichter zuſammen. (Er nannte die Straßen, er bezeichnete die Häuſer, und zum Unglück befand ſich auch das darunter, wohin ich zu gehen pflegte.) Das erſte Neſt iſt ſchon ausgehoben,

Claudine.

Himmel! Ach Himmel!
Ich ſinke darnieder!

Crugantino.

Bietest den mächtgen
Gefahren ſo trutz?

Claudine.

Götter, ihr guten!
Gewähret mir Schuz!

Crugantino.

So allein! ſo Nacht! ſo ſchön! (a)

Claudine.

Laß mich gehn! laß mich gehn! (b)

Crugantino.

Darf ich fragen,
Darf ich wiſſen,
Wie du dich dem
Haus entriſſen,
Mir ſo auf den Füßen nach?
Dürft ich heſſen?

Claudi-

(a) Sie bey der Hand faſſend.

(b) Ihn wegſtoſſend.

fuhr er fort, und in dieſem Augenblick werden es die beyden andern. In wenig Stunden wird alles im Klaren ſeyn. Entziehen Sie ſich, durch ein redliches Bekenntniß, einer gerichtlichen Unterſuchung, einer Confrontation und wie die garſtigen Dinge alle heißen." — Das Haus war genannt und bezeichnet. Nun hielt ich alles Schweigen für unnütz; ja, bey der Unſchuld unſrer Zuſammenkünfte, konnte ich hoffen, jenen noch mehr als mir nützlich zu ſeyn. — Setzen Sie ſich, rief ich aus, und holte ihn von der Thüre zurück: ich will Ihnen alles erzählen, und zugleich mir und Ihnen das Herz erleichtern: nur das Eine bitte ich, von nun an keine Zweifel in meine Wahrhaftigkeit.

Ich erzählte nun dem Freunde den ganzen Hergang der Sache, anfangs ruhig und gefaßt; doch jemehr ich mir die Perſonen, Gegenſtände, Begebenheiten ins Gedächtniß rief und vergegenwärtigte, und ſo manche un-

ſchuldige Freude, ſo manchen heitern Genuß gleichſam vor einem Criminalgericht deponiren ſollte, deſtomehr wuchs die ſchmerzlichſte Empfindung, ſo daß ich zuletzt in Thränen ausbrach und mich einer unbändigen Leidenſchaft überließ. Der Hausfreund, welcher hoffte, daß eben jetzt das rechte Geheimniß auf dem Wege ſeyn möchte ſich zu offenbaren (denn er hielt meinen Schmerz für ein Symptom, daß ich im Begriff ſtehe mit Widerwillen ein Ungeheures zu bekennen) ſuchte mich, da ihm an der Entdeckung alles gelegen war, aufs beſte zu beruhigen; welches ihm zwar nur zum Theil gelang, aber doch inſofern, daß ich meine Geſchichte nothdürftig auserzählen konnte. Er war, obgleich zufrieden über die Unſchuld der Vorgänge, doch noch einigermaßen zweifelhaft, und erließ neue Fragen an mich, die mich abermals aufregten und in Schmerz und Wuth verſetzten. Ich verſicherte endlich, daß ich nichts weiter zu ſagen habe, und wohl wiſſe, daß ich nichts zu fürch-

ten brauche: denn ich ſey unſchuldig, von gutem Hauſe und wohl empfohlen; aber jene könnten eben ſo unſchuldig ſeyn, ohne daß man ſie dafür anerkenne oder ſonſt begünſtige. Ich erklärte zugleich, daß wenn man jene nicht wie mich ſchonen, ihren Thorheiten nachſehen, und ihre Fehler verzeihen wolle, wenn ihnen nur im mindeſten hart und unrecht geſchehe, ſo würde ich mir ein Leids anthun, und daran ſolle mich Niemand hindern. Auch hierüber ſuchte mich der Freund zu beruhigen; aber ich traute ihm nicht, und war, als er mich zuletzt verließ, in der entſetzlichſten Lage. Ich machte mir nun doch Vorwürfe, die Sache erzählt und alle die Verhältniſſe ans Licht gebracht zu haben. Ich ſah voraus, daß man die kindlichen Handlungen, die jugendlichen Neigungen und Vertraulichkeiten ganz anders auslegen würde, und daß ich vielleicht den guten Pylades mit in dieſen Handel verwickeln und ſehr unglücklich machen könnte. Alle dieſe Vorſtellungen drängten ſich lebhaft

hintereinander vor meiner Seele, ſchärften und ſpornten meinen Schmerz, ſo daß ich mir vor Jammer nicht zu helfen wußte, mich die Länge lang auf die Erde warf, und den Fußboden mit meinen Thränen benetzte.

Ich weiß nicht, wie lange ich mochte gelegen haben, als meine Schweſter hereintrat, über meine Gebärde erſchrak und alles mögliche that mich aufzurichten. Sie erzählte mir, daß eine Magiſtratsperſon unten beym Vater die Rückkunft des Hausfreundes erwartet, und nachdem ſie ſich eine Zeit lang eingeſchloſſen gehalten, ſeyen die beyden Herren weggegangen, und hätten untereinander ſehr zufrieden, ja mit Lachen geredet, und ſie glaube die Worte verſtanden zu haben: es iſt recht gut, die Sache hat nichts zu bedeuten. — „Freylich, fuhr ich auf, hat die Sache nichts zu bedeuten, für mich, für uns: denn ich habe nichts verbrochen, und wenn ich es hätte, ſo würde man mir durch-

zuhelfen wiſſen; aber jene, jene, rief ich aus, wer wird ihnen beyſtehn!“ — Meine Schweſter ſuchte mich umſtändlich mit dem Argumente zu tröſten, daß wenn man die Vornehmeren retten wolle, man auch über die Fehler der Geringern einen Schleyer werfen müſſe. Das alles half nichts. Sie war kaum weggegangen, als ich mich wieder meinem Schmerz überließ, und ſowohl die Bilder meiner Neigung und Leidenſchaft als auch des gegenwärtigen und möglichen Unglücks immer wechſelsweiſe hervorrief. Ich erzählte mir Mährchen auf Mährchen, ſah nur Unglück auf Unglück, und ließ es beſonders daran nicht fehlen, Gretchen und mich recht elend zu machen.

Der Hausfreund hatte mir geboten auf meinem Zimmer zu bleiben und mit Niemand mein Geſchäft zu pflegen, außer den Unſrigen. Es war mir ganz recht, denn ich befand mich am liebſten allein. Meine Mutter und Schweſter beſuchten mich von Zeit zu Zeit,

und ermangelten nicht mir mit allerley gutem Troſt auf das kräftigſte beyzuſtehen; ja ſie kamen ſogar ſchon den zweyten Tag, im Namen des nun beſſer unterrichteten Vaters mir eine völlige Amneſtie anzubieten, die ich zwar dankbar annahm, allein den Antrag, daß ich mit ihm ausgehen und die Reichsinſignien, welche man nunmehr den Neugierigen vorzeigte, beſchauen ſollte, hartnäckig ablehnte, und verſicherte, daß ich weder von der Welt, noch von dem römiſchen Reiche etwas weiter wiſſen wolle, bis mir bekannt geworden, wie jener verdrießliche Handel, der für mich weiter keine Folgen haben würde, für meine armen Bekannten ausgegangen. Sie wußten hierüber ſelbſt nichts zu ſagen und ließen mich allein. Doch machte man die folgenden Tage noch einige Verſuche, mich aus dem Hauſe und zur Theilnahme an den öffentlichen Feyerlichkeiten zu bewegen. Vergebens! weder der groſſe Galatag, noch was bey Gelegenheit ſo vieler Standeserhö-

hungen vorfiel, noch die öffentliche Tafel des Kaiſers und Königs, nichts konnte mich rühren. Der Churfürſt von Pfalz mochte kommen um den beyden Majeſtäten aufzuwarten, dieſe mochten die Churfürſten beſuchen, man mochte zur letzten churfürſtlichen Sitzung zuſammen fahren, um die rückſtändigen Puncte zu erledigen und den Churverein zu erneuern, nichts konnte mich aus meiner leidenſchaftlichen Einſamkeit hervorrufen. Ich ließ am Dankfeſte die Glocken läuten, den Kaiſer ſich in die Kapuzinerkirche begeben, die Churfürſten und den Kaiſer abreiſen, ohne deshalb einen Schritt von meinem Zimmer zu thun. Das letzte Canoniren, ſo unmäßig es auch ſeyn mochte, regte mich nicht auf, und wie der Pulverdampf ſich verzog und der Schall verhallte, ſo war auch alle dieſe Herrlichkeit vor meiner Seele weggeſchwunden.

Ich empfand nun keine Zufriedenheit, als im Wiederkäuen meines Elends und in der

tauſendfachen imaginären Vervielfältigung deſſelben. Meine ganze Erfindungsgabe, meine Poeſie und Rhetorik hatten ſich auf dieſen kranken Fleck geworfen, und drohten, gerade durch dieſe Lebensgewalt, Leib und Seele in eine unheilbare Krankheit zu verwickeln. In dieſem traurigen Zuſtande kam mir nichts mehr wünſchenswerth, nichts begehrenswerth mehr vor. Zwar ergriff mich manchmal ein unendliches Verlangen, zu wiſſen wie es meinen armen Freunden und Geliebten ergehe, was ſich bey näherer Unterſuchung ergeben, in wiefern ſie mit in jene Verbrechen verwickelt oder unſchuldig möchten erfunden ſeyn. Auch dies malte ich mir auf das mannigfaltigſte umſtändlich aus, und ließ es nicht fehlen ſie für unſchuldig und recht unglücklich zu halten. Bald wünſchte ich mich von dieſer Ungewißheit befreyt zu ſehen, und ſchrieb heftig drohende Briefe an den Hausfreund, daß er mir den weitern Gang der Sache nicht vorenthalten ſolle. Bald zerriß ich ſie

wieder, aus Furcht mein Unglück recht deutlich zu erfahren und des phantaſtiſchen Troſtes zu entbehren, mit dem ich mich bis jetzt wechſelsweiſe gequält und aufgerichtet hatte.

So verbrachte ich Tag und Nacht in großer Unruhe, in Raſen und Ermattung, ſo daß ich mich zuletzt glücklich fühlte, als eine körperliche Krankheit mit ziemlicher Heftigkeit eintrat, wobey man den Arzt zu Hülfe rufen und darauf denken mußte, mich auf alle Weiſe zu beruhigen. Man glaubte es im Allgemeinen thun zu können, indem man mir heilig verſicherte, daß alle in jene Schuld mehr oder weniger verwickelte mit der größten Schonung behandelt worden, daß meine nächſten Freunde, ſo gut wie ganz ſchuldlos, mit einem leichten Verweiſe entlaſſen worden, und daß Gretchen ſich aus der Stadt entfernt habe und wieder in ihre Heimat gezogen ſey. Mit dem letztern zauderte man am längſten, und ich nahm es auch nicht zum beſten auf:

denn ich konnte darin keine freywillige Abreiſe, ſondern nur eine ſchmähliche Verbannung entdecken. Mein körperlicher und geiſtiger Zuſtand verbeſſerte ſich dadurch nicht: die Noth ging nun erſt recht an, und ich hatte Zeit genug mir den ſeltſamſten Roman von traurigen Ereigniſſen und einer unvermeidlich tragiſchen Cataſtrophe ſelbſtquäleriſch auszumalen.

Claudine.

Welche Schmach!

Zuſammen.

Darf ich hoffen?
Welche Schmach!

Pedro am Fenſter horchend.

Himmel! ich träume;
Ich hörte Claudinen!

Crugantino.

Göttinn der Erde! a)

Claudine.

Du darfſt dich erkühnen? b)

Crugantino.

Höre, Schöne! nur ein Wort!
Komm; hier iſt ein ſichrer Ort.

Claudine.

Aus den Augen Böſewicht!
Ha, du kennſt dies Herz noch nicht!

Cru-

a) Knieend.
b) ihn zurückſtoßend.

Fo. 2: 99 t.

Aus meinem Leben

Dichtung und Wahrheit.

Von

Goethe.

Zweyter Theil.

Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle.

Tübingen,
in der J. G. Cottaischen Buchhandlung.
1812.

Sechſtes Buch.

So trieb es mich wechſelsweiſe, meine Geneſung zu befördern und zu verhindern, und ein gewiſſer heimlicher Aerger geſellte ſich noch zu meinen übrigen Empfindungen: denn ich bemerkte wohl, daß man mich beobachtete, daß man mir nicht leicht etwas Verſiegeltes zuſtellte, ohne darauf Acht zu haben, was es für Wirkungen hervorbringe? ob ich es geheim hielt oder ob ich es offen hinlegte, und was dergleichen mehr war. Ich vermuthete daher, daß Pylades, ein Vetter, oder wohl gar Gretchen ſelbſt, den Verſuch möchte gemacht haben mir zu ſchreiben, um Nachricht zu geben oder zu erhalten; ich war nun erſt recht verdrießlich neben meiner Bekümmerniß, und hatte wieder neue Gelegenheit, meine Vermuthungen zu üben und mich in die ſeltſamſten Verknüpfungen zu verirren.

Es dauerte nicht lange, ſo gab man mir noch einen beſondern Aufſeher. Glücklicherweiſe war es ein Mann, den ich liebte und ſchätzte; er hatte eine Hofmeiſterſtelle in einem befreundeten Hauſe bekleidet, ſein bisheriger Zögling war allein auf die Academie gegangen. Er beſuchte mich öfters in meiner traurigen Lage, und man fand zuletzt nichts natürlicher, als ihm ein Zimmer neben dem meinigen einzuräumen: da er mich denn beſchäftigen, beruhigen und, wie ich wohl merken konnte, im Auge behalten ſollte. Weil ich ihn jedoch von Herzen ſchätzte und ihm auch früher gar Manches, nur nicht die Neigung zu Gretchen, vertraut hatte; ſo beſchloß ich um ſo mehr, ganz offen und gerade gegen ihn zu ſeyn, als es mir unerträglich war, mit Jemand täglich zu leben und auf einem unſicheren, geſpannten Fuß mit ihm zu ſtehen. Ich ſäumte daher nicht lange, ſprach ihm von der Sache, erquickte mich in Erzählung und Wiederholung der kleinſten Umſtände meines vergangenen

Glücks, und erreichte dadurch ſo viel, daß er, als ein verſtändiger Mann, einſah, es ſey beſſer, mich mit dem Ausgang der Geſchichte bekannt zu machen, und zwar im Einzelnen und Beſonderen, damit ich klar über das Ganze würde und man mir mit Ernſt und Eifer zureden könne, daß ich mich faſſen, das Vergangene hinter mich werfen und ein neues Leben anfangen müſſe. Zuerſt vertraute er mir, wer die anderen jungen Leute von Stande gewesen, die ſich Anfangs zu verwegenen Myſtificationen, dann zu poſſenhaften Polizeyverbrechen, ferner zu luſtigen Geldſchneidereyen und anderen ſolchen verfänglichen Dingen hatten verleiten laſſen. Es war dadurch wirklich eine kleine Verſchwörung entſtanden, zu der ſich gewiſſenloſe Menſchen geſellten, durch Verfälſchung von Papieren, Nachbildung von Unterſchriften manches Strafwürdige begingen und noch Strafwürdigeres vorbereiteten. Die Vettern, nach denen ich zuletzt ungeduldig fragte, waren ganz unſchuldig, nur im Allgemeinſten

mit jenen andern bekannt, keineswegs aber vereinigt befunden worden. Mein Client, durch deſſen Empfehlung an den Großvater man mir eigentlich auf die Spur gekommen, war einer der ſchlimmſten, und bewarb ſich um jenes Amt hauptſächlich, um gewiſſe Bubenſtücke unternehmen oder bedecken zu können. Nach allem dieſem konnte ich mich zuletzt nicht halten und fragte, was aus Gretchen geworden ſey? zu der ich ein für allemal die gröſte Neigung bekannte. Mein Freund ſchüttelte den Kopf und lächelte: „Beruhigen Sie ſich, verſetzte er: dieſes Mädchen iſt ſehr wohl beſtanden und hat ein herrliches Zeugniß davon getragen. Man konnte nichts als Gutes und Liebes an ihr finden, die Herren Examinatoren ſelbſt wurden ihr gewogen, und haben ihr die Entfernung aus der Stadt, die ſie wünſchte, nicht verſagen können. Auch das was ſie in Rückſicht auf Sie, mein Freund, bekannt hat, macht ihr Ehre; ich habe ihre Ausſage in den geheimen

Acten ſelbſt geleſen und ihre Unterſchrift geſehen.“ Die Unterſchrift! rief ich aus, die mich ſo glücklich und ſo unglücklich macht. Was hat ſie denn bekannt? was hat ſie unterſchrieben? Der Freund zauderte zu antworten, aber die Heiterkeit ſeines Geſichts zeigte mir an, daß er nichts Gefährliches verberge. „Wenn Sie's denn wiſſen wollen, verſetzte er endlich, als von Ihnen und Ihrem Umgang mit ihr die Rede war, ſagte ſie ganz freymüthig: ich kann es nicht leugnen, daß ich ihn oft und gern geſehen habe; aber ich habe ihn immer als ein Kind betrachtet und meine Neigung zu ihm war wahrhaft ſchweſterlich. In manchen Fällen habe ich ihn gut berathen, und anſtatt ihn zu einer zweydeutigen Handlung aufzuregen, habe ich ihn verhindert, an muthwilligen Streichen Theil zu nehmen, die ihm hätten Verdruß bringen können.“

Der Freund fuhr noch weiter fort, Gretchen als eine Hofmeiſterinn reden zu laſſen:

Crugantino. a)

Dich ergeben!
Nicht so gethan!

Claudine. b)

Nicht ums Leben!
Komm heran!

Crugantino. c)

O schöne Maid
Mein ist die Beute!

Claudine. d)

Bei Gottes Blut!
Helft mir, ihr Leute!

Pedro. e)

Sie ists! Sie ists!

Claudine. f)

Gewalt! Gewalt!

Pe

a) auf sie losgehend.
b) den Degen ziehend und ihn verhaltend.
c) sie anfassend und forttragend.
d) in seinen Armen sich wehrend.
e) vom Fenster weg und herab.
f) Crugantino will sie eben in die Herberge tragen.

ich hörte ihm aber schon lange nicht mehr zu: denn daß sie mich für ein Kind zu den Acten erklärt, nahm ich ganz entsetzlich übel, und glaubte mich auf einmal von aller Leidenschaft für sie geheilt; ja ich versicherte hastig meinen Freund, daß nun alles abgethan sey! Auch sprach ich nicht mehr von ihr, nannte ihren Namen nicht mehr; doch konnte ich die böse Gewohnheit nicht lassen, an sie zu denken, mir ihre Gestalt, ihr Wesen, ihr Betragen zu vergegenwärtigen, das mir denn nun freylich jetzt in einem ganz anderen Lichte erschien. Ich fand es unerträglich, daß ein Mädchen, höchstens ein Paar Jahre älter als ich, mich für ein Kind halten sollte, der ich doch für einen ganz gescheuten und geschickten Jungen zu gelten glaubte. Nun kam mir ihr kaltes, abstoßendes Wesen, das mich sonst so angereizt hatte, ganz widerlich vor; die Familiaritäten, die sie sich gegen mich erlaubte, mir aber zu erwidern nicht gestattete, waren mir ganz verhaßt. Das alles wäre jedoch noch

gut gewesen, wenn ich sie nicht wegen des Unterschreibens jener poetischen Liebesepistel, wodurch sie mir denn doch eine förmliche Neigung erklärte, für eine verschmitzte und selbstsüchtige Coquette zu halten berechtigt gewesen wäre. Auch maskirt zur Putzmacherinn kam sie mir nicht mehr so unschuldig vor, und ich kehrte diese ärgerlichen Betrachtungen so lange bey mir hin und wieder, bis ich ihr alle liebenswürdigen Eigenschaften sämmtlich abgestreift hatte. Dem Verstande nach war ich überzeugt und glaubte sie verwerfen zu müssen; nur ihr Bild! ihr Bild strafte mich Lügen, so oft es mir wieder vorschwebte, welches freylich noch oft genug geschah.

Indessen war denn doch dieser Pfeil mit seinen Widerhaken aus dem Herzen gerissen, und es fragte sich, wie man der inneren jugendlichen Heilkraft zu Hülfe käme? Ich ermannte mich wirklich, und das erste was sogleich abgethan wurde, war das Weinen und

Rasen, welches ich nun für höchst kindisch ansah. Ein groſser Schritt zur Besserung! Denn ich hatte oft halbe Nächte durch mich mit dem größten Ungestüm diesen Schmerzen überlassen, so daß es durch Thränen und Schluchzen zuletzt dahin kam, daß ich kaum mehr schlingen konnte und der Genuß von Speise und Trank mir schmerzlich ward, auch die so nah verwandte Brust zu leiden schien. Der Verdruß, den ich über jene Entdeckung immer fort empfand, ließ mich jede Weichlichkeit verbannen; ich fand es schrecklich, daß ich um eines Mädchens willen Schlaf und Ruhe und Gesundheit aufgeopfert hatte, die sich darin gefiel, mich als einen Säugling zu betrachten und sich höchst ammenhaft weise gegen mich zu dünken.

Diese kränkenden Vorstellungen waren, wie ich mich leicht überzeugte, nur durch Thätigkeit zu verbannen; aber was sollte ich ergreifen? Ich hatte in gar vielen Dingen frey-

lich manches nachzuholen, und mich in mehr als einem Sinne auf die Academie vorzubereiten, die ich nun beziehen ſollte; aber nichts wollte mir ſchmecken noch gelingen. Gar manches erſchien mir bekannt und trivial: zu mehrerer Begründung fand ich weder eigne Kraft noch äuſsere Gelegenheit, und ließ mich daher durch die Liebhaberey meines braven Stubennachbarn zu einem Studium bewegen, das mir ganz neu und fremd war und für lange Zeit ein weites Feld von Kenntniſſen und Betrachtungen darbot. Mein Freund fing nämlich an, mich mit den philoſophiſchen Geheimniſſen bekannt zu machen. Er hatte unter Daries in Jena ſtudirt und als ein ſehr wohlgeordneter Kopf den Zuſammenhang jener Lehre ſcharf gefaßt, und ſo ſuchte er ſie auch mir beyzubringen. Aber leider wollten dieſe Dinge in meinem Gehirn auf eine ſolche Weiſe nicht zuſammenhängen. Ich that Fragen, die er ſpäter zu beantworten, ich machte Forderungen, die er künftig zu

befriedigen versprach. Unsere wichtigste Differenz war jedoch diese, daß ich behauptete, eine abgesonderte Philosophie sey nicht nöthig, indem sie schon in der Religion und Poesie vollkommen enthalten sey. Dieses wollte er nun keinesweges gelten lassen, sondern suchte mir vielmehr zu beweisen, daß erst diese durch jene begründet werden müßten; welches ich hartnäckig leugnete, und im Fortgange unserer Unterhaltung bey jedem Schritt Argumente für meine Meynung fand. Denn da in der Poesie ein gewisser Glaube an das Unmögliche, in der Religion ein eben solcher Glaube an das Unergründliche Statt finden muß; so schienen mir die Philosophen in einer sehr üblen Lage zu seyn, die auf ihrem Felde beydes beweisen und erklären wollten; wie sich denn auch aus der Geschichte der Philosophie sehr geschwind darthun ließ, daß immer einer einen andern Grund suchte als der andre, und der Sceptiker zuletzt alles für grund- und bodenlos ansprach.

Eben dieſe Geſchichte der Philoſophie jedoch, die mein Freund mit mir zu treiben ſich genöthigt ſah, weil ich dem dogmatiſchen Vortrag gar nichts abgewinnen konnte, unterhielt mich ſehr, aber nur in dem Sinne, daß mir eine Lehre, eine Meynung ſo gut wie die andre vorkam, in ſofern ich nämlich in dieſelbe einzudringen fähig war. An den älteſten Männern und Schulen gefiel mir am beſten, daß Poeſie, Religion und Philoſophie ganz in Eins zuſammenfielen, und ich behauptete jene meine erſte Meynung nur um deſto lebhafter, als mir das Buch Hiob, das Hohe-Lied und die Sprüchwörter Salomonis eben ſo gut als die Orphiſchen und Heſiodiſchen Geſänge dafür ein gültiges Zeugniß abzulegen ſchienen. Mein Freund hatte den kleinen Brucker zum Grunde ſeines Vortrags gelegt, und je weiter wir vorwärts kamen, je weniger wußte ich daraus zu machen. Was die erſten griechiſchen Philoſophen wollten, konnte mir nicht deutlich werden. Sokrates galt

mir für einen trefflichen weisen Mann, der wohl, im Leben und Tod, ſich mit Chriſto vergleichen laſſe. Seine Schüler hingegen ſchienen mir große Aehnlichkeit mit den Apoſteln zu haben, die ſich nach des Meiſters Tode ſogleich entzweyten und offenbar jeder nur eine beſchränkte Sinnesart für das Rechte erkannte. Weder die Schärfe des Ariſtoteles, noch die Fülle des Plato fruchteten bey mir im mindeſten. Zu den Stoikern hingegen hatte ich ſchon früher einige Neigung gefaßt, und ſchaffte nun den Epictet herbey, den ich mit vieler Theilnahme ſtudirte. Mein Freund ließ mich ungern in dieſer Einſeitigkeit hingehen, von der er mich nicht abzuziehen vermochte: denn ohngeachtet ſeiner mannigfaltigen Studien, wußte er doch die Hauptfrage nicht in's Enge zu bringen. Er hätte mir nur ſagen dürfen, daß es im Leben bloß aufs Thun ankomme, das Genießen und Leiden finde ſich von ſelbſt. Indeſſen darf man die Jugend nur gewähren laſſen; nicht

sehr lange haftet sie an falschen Maximen, das Leben reißt oder lockt sie bald davon wieder los.

Die Jahrszeit war schön geworden, wir gingen oft zusammen ins Freye und besuchten die Lustörter, die in großer Anzahl um die Stadt umherliegen. Aber gerade hier konnte es mir am wenigsten wohl seyn: denn ich sah noch die Gespenster der Vettern überall, und fürchtete bald da bald dort einen hervortreten zu sehen. Auch waren mir die gleichgültigsten Blicke der Menschen beschwerlich. Ich hatte jene bewußtlose Glückseligkeit verloren, unbekannt und unbescholten umherzugehen und in dem größten Gewühle an keinen Beobachter zu denken. Jetzt fing der hypochondrische Dünkel an mich zu quälen, als erregte ich die Aufmerksamkeit der Leute, als wären ihre Blicke auf mein Wesen gerichtet, es festzuhalten, zu untersuchen und zu tadeln.

Ich zog daher meinen Freund in die Wälder und, indem ich die einförmigen Fichten floh, ſucht' ich jene ſchönen belaubten Haine, die ſich zwar nicht weit und breit in der Gegend erſtrecken, aber doch immer von ſolchem Umfange ſind, daß ein armes verwundetes Herz ſich darin verbergen kann. In der größten Tiefe des Waldes hatte ich mir einen ernſten Platz ausgeſucht, wo die älteſten Eichen und Buchen einen herrlich großen, beſchatteten Raum bildeten. Etwas abhängig war der Boden und machte das Verdienſt der alten Stämme nur deſto bemerkbarer. Rings an dieſen freyen Kreis ſchloſſen ſich die dichteſten Gebüſche, aus denen bemooste Felſen mächtig und würdig hervorblickten und einem waſſerreichen Bach einen raſchen Fall verſchafften.

Kaum hatte ich meinen Freund, der ſich lieber in freyer Landſchaft am Strom unter Menſchen leſand, hierher genöthiget, als er

mich ſcherzend verſicherte, ich erweiſe mich wie ein wahrer Deutſcher. Umſtändlich erzählte er mir aus dem Tacitus, wie ſich unſere Urväter an den Gefühlen begnügt, welche uns die Natur in ſolchen Einſamkeiten mit ungekünſtelter Bauart ſo herrlich vorbereitet. Er hatte mir nicht lange davon erzählt, als ich ausrief: O! warum liegt dieſer köſtliche Platz nicht in tiefer Wildniß, warum dürfen wir nicht einen Zaun umher führen, ihn und uns zu heiligen und von der Welt abzuſondern! Gewiß es iſt keine ſchönere Gottesverehrung als die, zu der man kein Bild bedarf, die bloß aus dem Wechſelgeſpräch mit der Natur in unſerem Buſen entſpringt! — Was ich damals fühlte, iſt mir noch gegenwärtig; was ich ſagte, wüßte ich nicht wieder zu finden. Soviel iſt aber gewiß, daß die unbeſtimmten, ſich weit ausdehnenden Gefühle der Jugend und ungebildeter Völker allein zum Erhabenen geeignet ſind, das, wenn es durch äußere Dinge in uns erregt werden ſoll, ferm

Pedro. a)

Halt! Halt!

Claudine.

Pedro!

Pedro.

Claudine!

Beide.

Welches Glück!

Crugantino. b)

Nicht ſo eilig!
Zurük, du! Zurük!

Beide.

Götter!

Crugantino.

Mäſſ'ge die Hize
Sonſt iſts um ſie geſchehn!

Pe-

a) Pedro unter der Thüre den Degen in der Linken.

b) Crugantino, der Claudinen niederſezt, aber an der Hand behält, den Degen zieht und weicht, und ihr ihn auf die Bruſt ſezt.

los, oder zu unfaßlichen Formen gebildet, uns mit einer Größe umgeben muß, der wir nicht gewachsen sind.

Eine solche Stimmung der Seele empfinden, mehr oder weniger, alle Menschen, so wie sie dieses edle Bedürfniß auf mancherley Weise zu befriedigen suchen. Aber wie das Erhabene von Dämmerung und Nacht, wo sich die Gestalten vereinigen, gar leicht erzeugt wird, so wird es dagegen vom Tage verscheucht, der alles sondert und trennt, und so muß es auch durch jede wachsende Bildung vernichtet werden, wenn es nicht glücklich genug ist, sich zu dem Schönen zu flüchten und sich innig mit ihm zu vereinigen, wodurch denn beyde gleich unsterblich und unverwüstlich sind.

Die kurzen Augenblicke solcher Genüsse verkürzte mir noch mein denkender Freund; aber ganz umsonst versuchte ich, wenn ich

heraus an die Welt trat, in der lichten und mageren Umgebung, ein ſolches Gefühl bey mir wieder zu erregen; ja kaum die Erinnerung davon vermochte ich zu erhalten. Mein Herz war jedoch zu verwöhnt, als daß es ſich hätte beruhigen können: es hatte geliebt, der Gegenſtand war ihm entriſſen; es hatte gelebt, und das Leben war ihm verkümmert. Ein Freund, der es zu deutlich merken läßt, daß er an euch zu bilden gedenkt, erregt kein Behagen; indeſſen eine Frau, die euch bildet, indem ſie euch zu verwöhnen ſcheint, wie ein himmliſches, freudebringendes Weſen angebetet wird. Aber jene Geſtalt, an der ſich der Begriff des Schönen mir hervorthat, war in die Ferne weggeſchwunden; ſie beſuchte mich oft unter den Schatten meiner Eichen, aber ich konnte ſie nicht feſthalten, und ich fühlte einen gewaltigen Trieb, etwas Aehnliches in der Weite zu ſuchen.

Ich hatte meinen Freund und Aufseher unvermerkt gewöhnt, ja genöthigt, mich allein zu lassen; denn selbst in meinem heiligen Walde thaten mir jene unbestimmten, riesenhaften Gefühle nicht genug. Das Auge war vor allen anderen das Organ, womit ich die Welt fasste. Ich hatte von Kindheit auf zwischen Malern gelebt, und mich gewöhnt, die Gegenstände wie sie, in Bezug auf die Kunst anzusehen. Jetzt, da ich mir selbst und der Einsamkeit überlassen war, trat diese Gabe, halb natürlich, halb erworben, hervor; wo ich hinsah erblickte ich ein Bild, und was mir auffiel, was mich erfreute, wollte ich festhalten, und ich fing an auf die ungeschickteste Weise nach der Natur zu zeichnen. Es fehlte mir hierzu nichts weniger als alles; doch blieb ich hartnäckig daran, ohne irgend ein technisches Mittel, das Herrlichste nachbilden zu wollen, was sich meinen Augen darstellte. Ich gewann freylich dadurch eine grosse Aufmerksamkeit auf die Gegenstände, aber ich

faßte ſie nur im Ganzen, in ſofern ſie Wirkung thaten; und ſo wenig mich die Natur zu einem deſcriptiven Dichter beſtimmt hatte, eben ſo wenig wollte ſie mir die Fähigkeit eines Zeichners fürs Einzelne verleihen. Da jedoch nur dieß allein die Art war, die mir übrig blieb, mich zu äußern, ſo hing ich mit eben ſo viel Hartnäckigkeit, ja mit Trübſinn daran, daß ich immer eifriger meine Arbeiten fortſetzte, je weniger ich etwas dabey herauskommen ſah.

Leugnen will ich jedoch nicht, daß ſich eine gewiſſe Schelmerey mit einmiſchte: denn ich hatte bemerkt, daß wenn ich einen halbbeſchatteten alten Stamm, an deſſen mächtig gekrümmte Wurzeln ſich wohlbeleuchtete Farrenkräuter anſchmiegten, von blinkenden Grashtern begleitet, mir zu einem qualreichen Studium ausgeſucht hatte, mein Freund, der aus Erfahrung wußte, daß unter einer Stunde da nicht loszukommen ſey, ſich gewöhnlich

entſchloß, mit einem Buche ein anderes gefälliges Plätzchen zu ſuchen. Nun ſtörte mich nichts, meiner Liebhaberey nachzuhängen, die um deſto emſiger war, als mir meine Blätter dadurch lieb wurden, daß ich mich gewöhnte, an ihnen nicht ſowohl das zu ſehen, was darauf ſtand, als dasjenige, was ich zu jeder Zeit und Stunde dabey gedacht hatte. So können uns Kräuter und Blumen der gemeinſten Art ein liebes Tagebuch bilden, weil nichts, was die Erinnerung eines glücklichen Moments zurückruft, unbedeutend ſeyn kann; und noch jetzt würde es mir ſchwer fallen, manches dergleichen, was mir aus verſchiedenen Epochen übrig geblieben, als werthlos zu vertilgen, weil es mich unmittelbar in jene Zeiten verſetzt, deren ich mich zwar mit Wehmuth, doch nicht ungern erinnere.

Wenn aber ſolche Blätter irgend ein Intereſſe an und für ſich haben könnten, ſo wären ſie dieſen Vorzug der Theilnahme und

Aufmerkſamkeit meines Vaters ſchuldig. Dieſer, durch meinen Aufſeher benachrichtiget, daß ich mich nach und nach in meinen Zuſtand finde und beſonders mich leidenſchaftlich auf das Zeichnen nach der Natur gewendet habe, war damit gar wohl zufrieden, theils weil er ſelbſt ſehr viel auf Zeichnung und Malerey hielt, theils weil Gevatter Seekaz ihm einigemal geſagt hatte, es ſey Schade, daß ich nicht zum Maler beſtimmt ſey. Allein hier kamen die Eigenheiten des Vaters und Sohns wieder zum Conflict: denn es war mir faſt unmöglich, bey meinen Zeichnungen ein gutes, weißes, völlig reines Papier zu gebrauchen; graue veraltete, ja ſchon von einer Seite beſchriebene Blätter reizten mich am meiſten, eben als wenn meine Unfähigkeit ſich vor dem Prüfſtein eines weißen Grundes gefürchtet hätte. So war auch keine Zeichnung ganz ausgefüllt; und wie hätte ich denn ein Ganzes leiſten ſollen, das ich wohl mit Augen ſah, aber nicht begriff, und wie ein Einzel

nes, das ich zwar kannte, aber dem zu folgen ich weder Fertigkeit noch Geduld hatte. Wirklich war auch in dieſem Puncte die Pädagogik meines Vaters zu bewundern. Er fragte wohlwollend nach meinen Verſuchen, und zog Linien um jede unvollkommene Skizze: er wollte mich dadurch zur Vollſtändigkeit und Ausführlichkeit nöthigen; die unregelmäßigen Blätter ſchnitt er zurechte, und machte damit den Anfang zu einer Sammlung, in der er ſich dereinſt der Fortſchritte ſeines Sohnes freuen wollte. Es war ihm daher keineswegs unangenehm, wenn mich mein wildes unſtätes Weſen in der Gegend umhertrieb, vielmehr zeigte er ſich zufrieden, wenn ich nur irgend ein Heft zurückbrachte, an dem er ſeine Geduld üben und ſeine Hoffnungen einigermaßen ſtärken konnte.

Man ſorgte nicht mehr, daß ich in meine früheren Neigungen und Verhältniſſe zurückfallen könnte, man ließ mir nach und nach

vollkommene Freyheit. Durch zufällige Anregung, so wie in zufälliger Gesellschaft stellte ich manche Wanderungen nach dem Gebirge an, das von Kindheit auf so fern und ernsthaft vor mir gestanden hatte. So besuchten wir Homburg, Kroneburg, bestiegen den Feldberg, von dem uns die weite Aussicht immer mehr in die Ferne lockte. Da blieb denn Königstein nicht unbesucht; Wisbaden, Schwalbach mit seinen Umgebungen beschäftigten uns mehrere Tage; wir gelangten an den Rhein, den wir, von den Höhen herab, weit her schlängeln gesehen. Maynz setzte uns in Verwunderung, doch konnte es den jugendlichen Sinn nicht fesseln, der ins Freye ging; wir erheiterten uns an der Lage von Biberich, und nahmen zufrieden und froh unseren Rückweg.

Diese ganze Tour, von der sich mein Vater manches Blatt versprach, wäre beynahe ohne Frucht gewesen: denn welcher Sinn, welches Talent, welche Uebung gehört nicht

dazu, eine weite und breite Landschaft als Bild zu begreifen! Unmerklich wieder zog es mich jedoch ins Enge, wo ich einige Ausbeute fand: denn ich traf kein verfallenes Schloß, kein Gemäuer, das auf die Vorzeit hindeutete, daß ich es nicht für einen würdigen Gegenstand gehalten und so gut als möglich nachgebildet hätte. Selbst den Drusenstein auf dem Walle zu Maynz zeichnete ich mit einiger Gefahr und mit Unstatten, die ein Jeder erleben muß, der sich von Reisen einige bildliche Erinnerungen mit nach Hause nehmen will. Leider hatte ich abermals nur das schlechteste Conceptpapier mitgenommen und mehrere Gegenstände unschicklich auf ein Blatt gehäuft; aber mein väterlicher Lehrer ließ sich dadurch nicht irre machen; er schnitt die Blätter aus einander, ließ das Zusammenpassende durch den Buchbinder aufziehen, faßte die einzelnen Blätter in Linien und nöthigte mich dadurch wirklich, die Umrisse verschiedener Berge bis an den Rand zu ziehen und den

Vordergrund mit einigen Kräutern und Steinen auszufüllen.

Konnten ſeine treuen Bemühungen auch mein Talent nicht ſteigern, ſo hatte doch dieſer Zug ſeiner Ordnungsliebe einen geheimen Einfluß auf mich, der ſich ſpäterhin auf mehr als eine Weiſe lebendig erwies.

Von ſolchen halb lebensluſtigen, halb künſtleriſchen Streifpartieen, welche ſich in kurzer Zeit vollbringen und öfters wiederholen ließen, ward ich jedoch wieder nach Hauſe gezogen, und zwar durch einen Magneten, der von jeher ſtark auf mich wirkte; es war meine Schweſter. Sie, nur ein Jahr jünger als ich, hatte mein ganzes bewußtes Leben mit mir herangelebt und ſich dadurch mit mir aufs innigſte verbunden. Zu dieſen natürlichen Anläſſen geſellte ſich noch ein aus unſerer häuslichen Lage hervorgehender Drang; ein zwar liebevoller und wohlgeſinnter, aber

Pedro.

Wende die Spize!
Wag's mir zu stehn!

Crugantino.

Zurük! Zurük!

Beide.

Götter!

Crugantino.

Du siehst ihr Blut
Aus diesem Herzen fließen!

Pedro.

Schrekliche Wuth!
Sieh mich zu deinen Füßen!

Crugantino.

Mäß'ge die Hize!

Pedro.

Wende die Spize.

Crugantino.

Es ist um sie geschehn!

ernſter Vater, der, weil er innerlich ein ſehr zartes Gemüth hegte, äußerlich mit unglaublicher Conſequenz eine eherne Strenge vorbildete, damit er zu dem Zwecke gelangen möge, ſeinen Kindern die beſte Erziehung zu geben, ſein wohlgegründetes Haus zu erbauen, zu ordnen und zu erhalten; dagegen eine Mutter faſt noch Kind, welche erſt mit und in ihren beyden Aelteſten zum Bewußtſeyn heranwuchs; dieſe drey, wie ſie die Welt mit geſundem Blicke gewahr wurden, lebensfähig und nach gegenwärtigem Genuß verlangend. Ein ſolcher in der Familie ſchwebender Widerſtreit vermehrte ſich mit den Jahren. Der Vater verfolgte ſeine Abſicht unerſchüttert und ununterbrochen; Mutter und Kinder konnten ihre Gefühle, ihre Anforderungen, ihre Wünſche nicht aufgeben.

Unter dieſen Umſtänden war es natürlich, daß Bruder und Schweſter ſich feſt an einander ſchloſſen und ſich zur Mutter hielten,

um die im Ganzen verſagten Freuden wenigſtens einzeln zu erhaſchen. Da aber die Stunden der Eingezogenheit und Mühe ſehr lang und weit waren gegen die Augenblicke der Erholung und des Vergnügens, beſonders für meine Schweſter, die das Haus niemals auf ſo lange Zeit als ich verlaſſen konnte; ſo ward ihr Bedürfniß, ſich mit mir zu unterhalten, noch durch die Sehnſucht geſchärft, mit der ſie mich in die Ferne begleitete.

Und ſo wie in den erſten Jahren Spiel und Lernen, Wachsthum und Bildung den Geſchwiſtern völlig gemein war, ſo daß ſie ſich wohl für Zwillinge halten konnten; ſo blieb auch unter ihnen dieſe Gemeinſchaft, dieſes Vertrauen, bey Entwickelung phyſiſcher und moraliſcher Kräfte. Jenes Intereſſe der Jugend, jenes Erſtaunen beym Erwachen ſinnlicher Triebe, die ſich in geiſtige Formen, geiſtiger Bedürfniſſe, die ſich in ſinnliche Geſtalten einkleiden, alle Betrachtungen darüber

die uns eher verdüſtern als aufklären, wie ein Nebel das Thal, woraus er ſich emporheben will, zudeckt und nicht erhellt, manche Irrungen und Verirrungen, die daraus entſpringen, theilten und beſtanden die Geſchwiſter Hand in Hand, und wurden über ihre ſeltſamen Zuſtände um deſto weniger aufgeklärt, als die heilige Scheu der nahen Verwandtſchaft ſie, indem ſie ſich einander mehr nähern, ins Klare treten wollten, nur immer gewaltiger aus einander hielt.

Ungern ſpreche ich dieß im Allgemeinen aus, was ich vor Jahren darzuſtellen unternahm, ohne daß ich es hätte ausführen können. Da ich dieſes geliebte, unbegreifliche Weſen nur zu bald verlor, fühlte ich genugſamen Anlaß, mir ihren Werth zu vergegenwärtigen, und ſo entſtand bey mir der Begriff eines dichteriſchen Ganzen, in welchem es möglich geweſen wäre, ihre Individualität darzuſtellen: allein es ließ ſich dazu keine an-

dere Form denken als die der Richardsonschen Romane. Nur durch das genauste Detail, durch unendliche Einzelnheiten, die lebendig alle den Character des Ganzen tragen und, indem sie aus einer wundersamen Tiefe hervorspringen, eine Ahndung von dieser Tiefe geben; nur auf solche Weise hätte es einigermaßen gelingen können, eine Vorstellung dieser merkwürdigen Persönlichkeit mitzutheilen: denn die Quelle kann nur gedacht werden, in sofern sie fließt. Aber von diesem schönen und frommen Vorsatz zog mich, wie von so vielen anderen, der Tumult der Welt zurück, und nun bleibt mir nichts übrig, als den Schatten jenes seligen Geistes nur, wie durch Hülfe eines magischen Spiegels, auf einen Augenblick heranzurufen.

Sie war groß, wohl- und zart gebaut und hatte etwas Natürlichwürdiges in ihrem Betragen, das in eine angenehme Weichheit verschmolz. Die Züge ihres Gesichts, weder

bedeutend noch ſchön, ſprachen von einem Weſen, das weder mit ſich einig war, noch werden konnte. Ihre Augen waren nicht die ſchönſten, die ich jemals ſah, aber die tiefſten, hinter denen man am meiſten erwartete, und wenn ſie irgend eine Neigung, eine Liebe ausdrückten, einen Glanz hatten ohne Gleichen; und doch war dieſer Ausdruck eigentlich nicht zärtlich, wie der, der aus dem Herzen kommt und zugleich etwas Sehnſüchtiges und Verlangendes mit ſich führt; dieſer Ausdruck kam aus der Seele, er war voll und reich, er ſchien nur geben zu wollen, nicht des Empfangens zu bedürfen.

Was ihr Geſicht aber ganz eigentlich entſtellte, ſo daß ſie manchmal wirklich häßlich ausſehen konnte, war die Mode jener Zeit, welche nicht allein die Stirn entblößte, ſondern auch alles that, um ſie ſcheinbar oder wirklich, zufällig oder vorſätzlich zu vergrößern. Da ſie nun die weiblichſte, reingewölb-

teſte Stirn hatte und dabey ein Paar ſtarke ſchwarze Augenbrauen und vorliegende Augen; ſo entſtand aus dieſen Verhältniſſen ein Contraſt, der einen jeden Fremden für den erſten Augenblick wo nicht abſtieß, doch wenigſtens nicht anzog. Sie empfand es früh, und dieß Gefühl ward immer peinlicher, je mehr ſie in die Jahre trat, wo beyde Geſchlechter eine unſchuldige Freude empfinden, ſich wechſelſeitig angenehm zu werden.

Niemanden kann ſeine eigne Geſtalt zuwider ſeyn, der Häßlichſte wie der Schönſte hat das Recht ſich ſeiner Gegenwart zu freuen; und da das Wohlwollen verſchönt, und ſich Jedermann mit Wohlwollen im Spiegel beſieht, ſo kann man behaupten, daß Jeder ſich auch mit Wohlgefallen erblicken müſſe, ſelbſt wenn er ſich dagegen ſträuben wollte. Meine Schweſter hatte jedoch eine ſo entſchiedene Anlage zum Verſtand, daß ſie hier unmöglich blind und albern ſeyn konnte; ſie

wußte vielmehr vielleicht deutlicher als billig, daß ſie hinter ihren Geſpielinnen an äußerer Schönheit ſehr weit zurückſtehe, ohne zu ihrem Troſte zu fühlen, daß ſie ihnen an inneren Vorzügen unendlich überlegen ſey.

Kann ein Frauenzimmer für den Mangel von Schönheit entſchädigt werden, ſo war ſie es reichlich durch das unbegrenzte Vertrauen, die Achtung und Liebe, welche ſämmtliche Freundinnen zu ihr trugen; ſie mochten älter oder jünger ſeyn, alle hegten die gleichen Empfindungen. Eine ſehr angenehme Geſellſchaft hatte ſich um ſie verſammelt, es fehlte nicht an jungen Männern, die ſich einzuſchleichen wußten, faſt jedes Mädchen fand einen Freund; nur ſie war ohne Hälfte geblieben. Freylich, wenn ihr Aeußeres einigermaßen abſtoßend war, ſo wirkte das Innere, das hindurchblickte, mehr ablehnend, als anziehend: denn die Gegenwart einer jeden Würde weiſt den andern auf ſich ſelbſt zurück. Sie fühlte es

lebhaft, ſie verbarg mir's nicht, und ihre Neigung wendete ſich deſto kräftiger zu mir. Der Fall war eigen genug. So wie Vertraute, denen man ein Liebesverſtändniß offenbart, durch aufrichtige Theilnahme wirklich Mitliebende werden, ja zu Rivalen heranwachſen und die Neigung zuletzt wohl auf ſich ſelbſt hinziehen, ſo war es mit uns Geſchwiſtern: denn indem mein Verhältniß zu Gretchen zerriß, tröſtete mich meine Schweſter um deſto ernſtlicher, als ſie heimlich die Zufriedenheit empfand, eine Nebenbuhlerinn losgeworden zu ſeyn; und ſo mußte auch ich mit einer ſtillen Halbſchadenfreude empfinden, wenn ſie mir Gerechtigkeit widerfahren ließ, daß ich der Einzige ſey, der ſie wahrhaft liebe, ſie kenne und ſie verehre. Wenn ſich nun bey mir von Zeit zu Zeit der Schmerz über Gretchens Verluſt erneuerte und ich aus dem Stegreiſe zu weinen, zu klagen und mich ungebärdig zu ſtellen anfing, ſo erregte meine Verzweifelung über das Verlorene bey ihr ei

ne gleichfalls verzweifelnde Ungeduld über das Niebeſeſſene, Mislungene und Vorübergeſtrichene ſolcher jugendlichen Neigungen, daß wir uns beyde grenzenlos unglücklich hielten, und um ſo mehr, als in dieſem ſeltſamen Falle die Vertrauenden ſich nicht in Liebende umwandeln durften.

Glücklicherweiſe miſchte ſich jedoch der wunderliche Liebesgott, der ohne Noth ſo viel Unheil anrichtet, hier einmal wohlthätig mit ein, um uns aus aller Verlegenheit zu ziehen. Mit einem jungen Engländer, der ſich in der Pfeiliſchen Penſion bildete, hatte ich viel Verkehr. Er konnte von ſeiner Sprache gute Rechenſchaft geben, ich übte ſie mit ihm und erfuhr dabey Manches von ſeinem Lande und Volke. Er ging lange genug bey uns aus und ein, ohne daß ich eine Neigung zu meiner Schweſter an ihm bemerkte, doch mochte er ſie im Stillen bis zur Leidenſchaft genährt haben: denn endlich erklärte ſich's un-

verſehens und auf einmal. Sie kannte ihn, ſie ſchätzte ihn, und er verdiente es. Sie war oft bey unſeren engliſchen Unterhaltungen die Dritte geweſen, wir hatten aus ſeinem Munde uns beyde die Wunderlichkeiten der engliſchen Ausſprache anzueignen geſucht, und uns dadurch nicht nur das Beſondere ihres Tones und Klanges, ſondern ſogar das Beſonderſte der perſönlichen Eigenheiten unſeres Lehrers angewöhnt, ſo daß es zuletzt ſeltſam genug klang, wenn wir zuſammen wie aus Einem Munde zu reden ſchienen. Seine Bemühung, von uns auf gleiche Weiſe ſo viel vom Deutſchen zu lernen, wollte nicht gelingen, und ich glaube bemerkt zu haben, daß auch jener kleine Liebeshandel, ſowohl ſchriftlich als mündlich, in engliſcher Sprache durchgeführt wurde. Beyde junge Perſonen ſchickten ſich recht gut für einander: er war groß und wohlgebaut, wie ſie, nur noch ſchlanker; ſein Geſicht, klein und eng beyſammen, hätte wirklich hübſch ſeyn können, wäre es durch

Pedro.

Höre mein Flehn!

Crugantino.

Zurük! Zurük!

Beide.

Götter!

Basko, von ferne.

Hör ich ein Lärmen
Höre ich ein Getöse
Säufer die schwärmen
Feindlich so böse?

Crugantino. a)

Basko!

Basko. b)

Tarasko!
Titillirtirerirell!

Crugantino.

Führ den Verwundten,
Er irrt uns hie.

Pe-

a) ihn hörend.

b) antwortet mit einer Fratze und füllt den Rythmus mit dem Nachtigallenschlag.

die Blattern nicht allzusehr entstellt gewesen; sein Betragen war ruhig, bestimmt, man durfte es wohl manchmal trocken und kalt nennen; aber sein Herz war voll Güte und Liebe; seine Seele voll Edelmuth und seine Neigungen so dauernd als entschieden und gelassen. Nun zeichnete sich dieses ernste Paar, das sich erst neuerlich zusammengefunden hatte, unter den anderen ganz eigen aus, die schon mehr mit einander bekannt, von leichteren Characteren, sorglos wegen der Zukunft, sich in jenen Verhältnissen leichtsinnig herumtrieben, die gewöhnlich nur als ein fruchtloses Vorspiel künftiger ernsterer Verbindungen vorübergehen, und sehr selten eine dauernde Folge auf das Leben bewirken.

Die gute Jahrszeit, die schöne Gegend blieb für eine so muntere Gesellschaft nicht unbenutzt; Wasserfahrten stellte man häufig an, weil diese die geselligsten von allen Lustpartieen sind. Wir mochten uns jedoch zu

Waſſer oder zu Lande bewegen, ſo zeigten ſich gleich die einzelnen anziehenden Kräfte; jedes Paar ſchloß ſich zuſammen, und für einige Männer, die nicht verſagt waren, worunter ich auch gehörte, blieb entweder gar keine weibliche Unterhaltung, oder eine ſolche, die man an einem luſtigen Tage nicht würde gewählt haben. Ein Freund, der ſich in gleichem Falle befand, und dem es an einer Hälfte hauptſächlich deswegen ermangeln mochte, weil es ihm, bey dem beſten Humor, an Zärtlichkeit, und bey viel Verſtand, an jener Aufmerkſamkeit fehlte, ohne welche ſich Verbindungen ſolcher Art nicht denken laſſen; dieſer, nachdem er öfters ſeinen Zuſtand launig und geiſtreich beklagt, verſprach, bey der nächſten Verſammlung einen Vorſchlag zu thun, wodurch ihm und dem Ganzen geholfen werden ſollte. Auch verfehlte er nicht ſein Verſprechen zu erfüllen: denn als wir, nach einer glänzenden Waſſerfahrt und einem ſehr anmuthigen Spazirgang, zwiſchen ſchattigen

Hügeln gelagert im Gras, oder ſitzend auf bemooſten Felſen und Baumwurzeln, heiter und froh ein ländliches Mahl verzehrt hatten, und uns der Freund alle heiter und guter Dinge ſah, gebot er mit ſchalkhafter Würde, einen Halbkreis ſitzend zu ſchließen, vor den er hintrat und folgendermaßen emphatiſch zu peroriren anfing:

„Höchſt werthe Freunde und Freundinnen, Gepaarte und Ungepaarte! — Schon aus dieſer Anrede erhellet, wie nöthig es ſey, daß ein Bußprediger auftrete und der Geſellſchaft das Gewiſſen ſchärfe. Ein Theil meiner edlen Freunde iſt gepaart, und mag ſich dabey ganz wohl befinden, ein anderer ungepaart, der befindet ſich höchſt ſchlecht, wie ich aus eigner Erfahrung verſichern kann; und wenn nun gleich die lieben Gepaarten hier die Mehrzahl ausmachen, ſo gebe ich ihnen doch zu bedenken, ob es nicht eben geſellige Pflicht ſey, für alle zu ſorgen? Warum vereinigen wir

uns zahlreich? als um an einander wechſelſeitig Theil zu nehmen; und wie kann das geſchehen? wenn ſich in unſerem Kreiſe wieder ſo viele kleine Abſonderungen bemerken laſſen. Weit entfernt bin ich, etwas gegen ſo ſchöne Verhältniſſe meynen, oder nur daran rühren zu wollen; aber alles hat ſeine Zeit! ein ſchönes, großes Wort, woran freylich Niemand denkt, wenn ihm für Zeitvertreib hinreichend geſorgt iſt."

Er fuhr darauf immer lebhafter und luſtiger fort, die geſelligen Tugenden den zärtlichen Empfindungen gegenüberzuſtellen. Dieſe, ſagte er, können uns niemals fehlen, wir tragen ſie immer bey uns, und Jeder wird darin leicht ohne Uebung ein Meiſter; aber jene müſſen wir aufſuchen, wir müſſen uns um ſie bemühen, und wir mögen darin ſo viel wir wollen fortſchreiten, ſo lernt man ſie doch niemals ganz aus. — Nun ging er ins Beſondere. Mancher mochte ſich getroffen füh-

len, und man konnte nicht unterlaſſen, ſich unter einander anzuſehen; doch hatte der Freund das Privilegium, daß man ihm nichts übel nahm, und ſo konnte er ungeſtört fortfahren.

„Die Mängel aufdecken iſt nicht genug; ja man hat Unrecht ſolches zu thun, wenn man nicht zugleich das Mittel zu dem beſſeren Zuſtande anzugeben weiß. Ich will Euch, meine Freunde, daher nicht etwa, wie ein Charwochenprediger, zur Buße und Beſſerung im Allgemeinen ermahnen, vielmehr wünſche ich ſämmtlichen liebenswürdigen Paaren das längſte und dauerhafteſte Glück, und um hiezu ſelbſt auf das ſicherſte beyzutragen, thue ich den Vorſchlag, für unſere geſelligen Stunden dieſe kleinen allerliebſten Abſonderungen zu trennen und aufzuheben. Ich habe, fuhr er fort, ſchon für die Ausführung geſorgt, wenn ich Beyfall finden ſollte. Hier iſt ein Beutel, in dem die Namen der Herren be-

findlich ſind; z[illegible]n Sie nun, meine Schönen, und laſſen Sie Sich's gefallen, denjenigen auf acht Tage als Diener zu begünſtigen, den Ihnen das Loos zuweiſt. Dieß gilt nur innerhalb unſeres Kreiſes; ſobald er aufgehoben iſt, ſind auch dieſe Verbindungen aufgehoben, und wer Sie nach Hauſe führen ſoll, mag das Herz entſcheiden."

Ein großer Theil der Geſellſchaft war über dieſe Anrede und die Art, wie er ſie vortrug, froh geworden und ſchien den Einfall zu billigen; einige Paare jedoch ſahen vor ſich hin, als glaubten ſie dabey nicht ihre Rechnung zu finden: deshalb rief er mit launiger Heftigkeit:

„Fürwahr! es überraſcht mich, daß nicht Jemand aufſpringt, und obgleich noch andere zaudern, meinen Vorſchlag anpreiſt, deſſen Vortheile auseinanderſetzt, und mir erſpart mein eigner Lobredner zu ſeyn. Ich bin der

Aelteſte unter Ihnen; das mir Gott verzeihe! Schon habe ich eine Glatze, daran iſt mein großes Nachdenken Schuld.“ —

Hier nahm er den Hut ab —

„Aber ich würde ſie mit Freuden und Ehren zur Schau ſtellen, wenn meine eignen Ueberlegungen, die mir die Haut austrocknen und mich des ſchönſten Schmucks berauben, nur auch mir und Anderen einigermaßen förderlich ſeyn könnten. Wir ſind jung, meine Freunde, das iſt ſchön; wir werden älter werden, das iſt dumm; wir nehmen uns unter einander wenig übel, das iſt hübſch und der Jahreszeit gemäß. Aber bald, meine Freunde, werden die Tage kommen, wo wir uns ſelbſt manches übel zu nehmen haben: da mag denn jeder ſehen, wie er mit ſich zurechte kommt; aber zugleich werden uns andre manches übel nehmen, und zwar wo wir es gar nicht begreifen; darauf müſſen wir

uns vorbereiten, und dieſes ſoll nunmehr geſchehen.“

Er hatte die ganze Rede, beſonders aber die letzte Stelle, mit Ton und Gebärden eines Kapuziners vorgetragen: denn da er catholiſch war, ſo mochte er genugſame Gelegenheit gehabt haben, die Redekunſt dieſer Väter zu ſtudiren. Nun ſchien er außer Athem, trocknete ſein jung-kahles Haupt, das ihm wirklich das Anſehen eines Pfaffen gab, und ſetzte durch dieſe Poſſen die leichtgeſinnte Societät in ſo gute Laune, daß Jedermann begierig war ihn weiter zu hören. Allein anſtatt fortzufahren, zog er den Beutel und wendete ſich zur nächſten Dame: „Es kommt auf einen Verſuch an! rief er aus, das Werk wird den Meiſter loben. Wenn es in acht Tagen nicht gefällt, ſo geben wir es auf und es mag bey dem Alten bleiben!“

Halb willig, halb genöthigt zogen die Damen ihre Röllchen, und gar leicht bemerkte man, daß bey dieſer geringen Handlung mancherley Leidenſchaften im Spiel waren. Glücklicherweiſe traf ſich's, daß die Heitergeſinnten getrennt wurden, die Ernſteren zuſammenblieben; und ſo behielt auch meine Schweſter ihren Engländer, welches ſie beyderſeits dem Gott der Liebe und des Glücks ſehr gut aufnahmen. Die neuen Zufallspaare wurden ſogleich von dem Antiſtes zuſammengegeben, auf ihre Geſundheit getrunken und allen um ſo mehr Freude gewünſcht, als ihre Dauer nur kurz ſeyn ſollte. Gewiß aber war dieß der heiterſte Moment, den unſere Geſellſchaft ſeit langer Zeit genoſſen. Die jungen Männer, denen kein Frauenzimmer zu Theil geworden, erhielten nunmehr das Amt, dieſe Woche über für Geiſt, Seele und Leib zu ſorgen, wie ſich unſer Redner ausdrückte, beſonders aber, meynte er, für die Seele, weil die beyden anderen ſich ſchon eher ſelbſt zu helfen wüßten.

Die Vorſteher, die ſich gleich Ehre machen wollten, brachten ganz artige neue Spiele ſchnell in Gang, bereiteten in einer Ferne eine Abendkoſt, auf die man nicht gerechnet hatte, illuminirten bey unſerer nächtlichen Rückkehr die Jacht, ob es gleich, bey dem hellen Mondſchein, nicht nöthig geweſen wäre; ſie entſchuldigten ſich aber damit, daß es der neuen geſelligen Einrichtung ganz gemäß ſey, die zärtlichen Blicke des himmliſchen Mondes durch irdiſche Lichter zu überſcheinen. In dem Augenblick als wir ans Land ſtiegen, rief unſer Solon: „ite missa est!“ ein Jeder führte die ihm durch's Loos zugefallene Dame noch aus dem Schiffe und übergab ſie alsdann ihrer eigentlichen Hälfte, wogegen er ſich wieder die ſeinige eintauſchte.

Bey der nächſten Zuſammenkunft ward dieſe wöchentliche Einrichtung für den Sommer feſtgeſetzt und die Verlooſung abermals vorgenommen. Es war keine Frage, daß

Pedro. a)

Laß mich hinüber!

Crugantino? b)

Er raſet im Fieber.

Basko. c)

Allons zu Bette!

Claudine. d)

Rette mich; rette!

Tutti. e)

Wache von ferne.

Hierher! hierher
Hör ich ein Lärmen!

Ein

a) Basko drohend.

b) Claudinen wegführend.

c) Pedro den Degen aus der Hand ſchlagend.

d) von Crugantino mit Gewalt entführet.

e) Während des Tutti hätte faſt Crugantino Claudinen weggeführt. Pedro raſend ſpringt ungefehr zum Basko an Kopf, wirft ihn zu Boden über ihn hinaus und auf Crugantino los, der den Degen Claudinen auf die Bruſt hält. Sie ſtehn und die Muſik macht eine Pauſe.

durch dieſen Scherz eine neue und unerwartete Wendung in die Geſellſchaft kam, und ein Jeder angeregt ward, was ihm von Geiſt und Anmuth beywohnte an den Tag zu bringen und ſeiner augenblicklichen Schönen auf das verbindlichſte den Hof zu machen, indem er ſich wohl zutraute, wenigſtens für eine Woche genugſamen Vorrath zu Gefälligkeiten zu haben.

Man hatte ſich kaum eingerichtet, als man unſerem Redner, ſtatt ihm zu danken, den Vorwurf machte, er habe das Beſte ſeiner Rede, den Schluß, für ſich behalten. Er verſicherte darauf, das Beſte einer Rede ſey die Ueberredung, und wer nicht zu überreden gedenke, müſſe gar nicht reden: denn mit der Ueberzeugung ſey es eine mißliche Sache. Als man ihm demohngeachtet keine Ruhe ließ, begann er ſogleich eine Kapuzinade, fratzenhafter als je, vielleicht gerade darum, weil er die ernſthafteſten Dinge zu ſagen gedachte.

Er führte nämlich mit Sprüchen aus der Bibel, die nicht zur Sache paßten, mit Gleichniſſen, die nicht trafen, mit Anſpielungen, die nichts erläuterten, den Satz aus, daß wer ſeine Leidenſchaften, Neigungen, Wünſche, Vorſätze, Plane nicht zu verbergen wiſſe, in der Welt zu nichts komme, ſondern aller Orten und Enden geſtört und zum Beſten gehabt werde; vorzüglich aber, wenn man in der Liebe glücklich ſeyn wolle, habe man ſich des tiefſten Geheimniſſes zu befleißigen.

Dieſer Gedanke ſchlang ſich durch das Ganze durch, ohne daß eigentlich ein Wort davon wäre ausgeſprochen worden. Will man ſich einen Begriff von dieſem ſeltſamen Menſchen machen, ſo bedenke man, daß er mit viel Anlage geboren, ſeine Talente und beſonders ſeinen Scharfſinn in Jeſuiterſchulen ausgebildet und eine groſſe Welt- und Menſchenkenntniß, aber nur von der ſchlimmen Seite, zuſammengewonnen hatte. Er war

etwa zwey und zwanzig Jahr alt, und hätte mich gern zum Proſelyten ſeiner Menſchenverachtung gemacht; aber es wollte nicht bey mir greifen, denn ich hatte noch immer groſſe Luſt, gut zu ſeyn und Andere gut zu finden. Indeſſen bin ich durch ihn auf vieles aufmerkſam geworden.

Das Perſonal einer jeden heiteren Geſellſchaft vollſtändig zu machen gehört nothwendig ein Acteur, welcher Freude daran hat, wenn die Uebrigen, um ſo manchen gleichgültigen Moment zu beleben, die Pfeile des Witzes gegen ihn richten mögen. Iſt er nicht bloß ein ausgeſtopfter Sarazene, wie derjenige, an dem bey Luſtkämpfen die Ritter ihre Lanzen übten, ſondern verſteht er ſelbſt zu ſcharmuziren, zu necken und aufzufordern, leicht zu verwunden und ſich zurückzuziehen, und, indem er ſich Preis zu geben ſcheint, Anderen eins zu verſetzen, ſo kann nicht wohl etwas Anmuthigeres gefunden werden. Einen

ſolchen beſaßen wir an unſerem Freund Horn, deſſen Name ſchon zu allerley Scherzen Anlaß gab und der, wegen ſeiner kleinen Geſtalt, immer nur Hörnchen genannt wurde. Er war wirklich der Kleinſte in der Geſellſchaft, von derben, aber gefälligen Formen; eine Stumpfnaſe, ein etwas aufgeworfener Mund, kleine funkelnde Augen bildeten ein ſchwarzbraunes Geſicht, das immer zum Lachen aufzufordern ſchien. Sein kleiner gedrungener Schädel war mit krauſen ſchwarzen Haaren reich beſetzt, ſein Bart frühzeitig blau, den er gar zu gern hätte wachſen laſſen, um als comiſche Maske die Geſellſchaft immer im Lachen zu erhalten. Uebrigens war er nett und behend, behauptete aber krumme Beine zu haben, welches man ihm zugab, weil er es gern ſo wollte, worüber denn mancher Scherz entſtand: denn weil er als ein ſehr guter Tänzer geſucht wurde, ſo rechnete er es unter die Eigenheiten des Frauenzimmers, daß ſie die krummen Beine im-

mer auf dem Plane ſehen wollten. Seine Heiterkeit war unverwüſtlich und ſeine Gegenwart bey jeder Zuſammenkunft unentbehrlich. Wir beyde ſchloſſen uns um ſo enger an einander, als er mir auf die Academie folgen ſollte; und er verdient wohl, daß ich ſeiner in allen Ehren gedenke, da er viele Jahre mit unendlicher Liebe, Treue und Geduld an mir gehalten hat.

Durch meine Leichtigkeit zu reimen und gemeinen Gegenſtänden eine poetiſche Seite abzugewinnen, hatte er ſich gleichfalls zu ſolchen Arbeiten verführen laſſen. Unſere kleinen geſelligen Reiſen, Luſtpartieen und die dabey vorkommenden Zufälligkeiten ſtutzten wir poetiſch auf, und ſo entſtand durch die Schilderung einer Begebenheit immer eine neue Begebenheit. Weil aber gewöhnlich dergleichen geſellige Scherze auf Verſpottung hinauslaufen, und Freund Horn mit ſeinen burlesken Darſtellungen nicht immer in den ge-

hörigen Grenzen blieb; so gab es manchmal Verdruß, der aber bald wieder gemildert und getilgt werden konnte.

So versuchte er sich auch in einer Dichtungsart, welche sehr an der Tagesordnung war, im comischen Heldengedicht. Pope's Lockenraub hatte viele Nachahmungen erweckt; Zachariä cultivirte diese Dichtart auf deutschem Grund und Boden, und Jedermann gefiel sie, weil der gewöhnliche Gegenstand derselben irgend ein täppischer Mensch war, den die Genien zum Besten hatten, indem sie den besseren begünstigten.

Es ist nicht wunderbar, aber es erregt doch Verwunderung, wenn man bey Betrachtung einer Litteratur, besonders der deutschen, beobachtet, wie eine ganze Nation von einem einmal gegebenen und in einer gewissen Form mit Glück behandelten Gegenstand nicht wieder loskommen kann, sondern ihn auf alle

Weiſe wiederholt haben will; da denn zuletzt, unter den angehäuften Nachahmungen, das Original ſelbſt verdeckt und erſtickt wird.

Das Heldengedicht meines Freundes war ein Beleg zu dieſer Bemerkung. Bey einer groſſen Schlittenfahrt wird einem täppiſchen Menſchen ein Frauenzimmer zu Theil, das ihn nicht mag; ihm begegnet neckiſch genug ein Unglück nach dem andern, das bey einer ſolchen Gelegenheit ſich ereignen kann, bis er zuletzt, als er ſich das Schlittenrecht erbittet, von der Pritſche fällt, wobey ihm denn, wie natürlich, die Geiſter ein Bein geſtellt haben. Die Schöne ergreift die Zügel und fährt allein nach Hauſe; ein begünſtigter Freund empfängt ſie und triumphirt über den anmaſslichen Nebenbuhler. Uebrigens war es ſehr artig ausgedacht, wie ihn die vier verſchiedenen Geiſter nach und nach beſchädigen, bis ihn endlich die Gnomen gar aus dem Sattel heben. Das Gedicht, in Alexandrinern ge-

ſchrieben, auf eine wahre Geſchichte gegrün-
det, ergetzte unſer kleines Publicum gar ſehr,
und man war überzeugt, daß es ſich mit der
Walpurgisnacht von Löven, oder dem
Renommiſten von Zachariä gar wohl
meſſen könne.

Indem nun unſere geſelligen Freuden nur
einen Abend und die Vorbereitungen dazu
wenige Stunden erforderten, ſo hatte ich Zeit
genug zu leſen und, wie ich glaubte, zu ſtu-
diren. Meinem Vater zu Liebe repetirte ich
fleißig den kleinen Hopp, und konnte mich
vorwärts und rückwärts darin examiniren laſ-
ſen, wodurch ich mir denn den Hauptinhalt
der Inſtitutionen vollkommen zu eigen machte.
Allein unruhige Wißbegierde trieb mich wei-
ter, ich gerieth in die Geſchichte der alten Lit-
teratur und von da in einen Encyclopädismus,
indem ich Geſners Iſagoge und Mor-
hovs Polyhiſtor durchlief, und mir dadurch
einen allgemeinen Begriff erwarb, wie man-

ches Wunderliche in Lehr und Leben ſchon mochte vorgekommen ſeyn. Durch dieſen anhaltenden und haſtigen, Tag und Nacht fortgeſetzten Fleiß verwirrte ich mich eher als ich mich bildete; ich verlor mich aber in ein noch größeres Labyrinth, als ich Bayle'n in meines Vaters Bibliothek fand und mich in denſelben vertiefte.

Eine Hauptüberzeugung aber, die ſich immer in mir erneuerte, war die Wichtigkeit der alten Sprachen: denn ſo viel drängte ſich mir aus dem litterariſchen Wirrwarr immer wieder entgegen, daß in ihnen alle Muſter der Redekünſte und zugleich alles andere Würdige, was die Welt jemals beſeſſen, aufbewahrt ſey. Das Hebräiſche ſo wie die bibliſchen Studien waren in den Hintergrund getreten, das Griechiſche gleichfalls, da meine Kenntniſſe deſſelben ſich nicht über das neue Teſtament hinaus erſtreckten. Deſto ernſtlicher hielt ich mich ans Lateiniſche, deſſen

Muſterwerke uns näher liegen und das uns, nebſt ſo herrlichen Originalproductionen, auch den übrigen Erwerb aller Zeiten in Ueberſetzungen und Werken der größten Gelehrten darbietet. Ich las daher viel in dieſer Sprache mit großer Leichtigkeit, und durfte glauben die Autoren zu verſtehen, weil mir am buchſtäblichen Sinne nichts abging. Ja es verdroß mich gar ſehr, als ich vernahm, Grotius habe übermüthig geäußert, er leſe den Terenz anders als die Knaben. Glückliche Beſchränkung der Jugend! ja der Menſchen überhaupt, daß ſie ſich in jedem Augenblicke ihres Daſeyns für vollendet halten können, und weder nach Wahrem noch Falſchen, weder nach Hohem noch Tiefen fragen, ſondern bloß nach dem, was ihnen gemäß iſt.

So hatte ich denn das Lateiniſche gelernt, wie das Deutſche, das Franzöſiſche, das Engliſche, nur aus dem Gebrauch, ohne Regel und ohne Begriff. Wer den damaligen Zu-

Ein Anderer.

Lumpen und Schurken!
Hör! wie ſie ſchwärmen!

Crugantino. a)

Vasko zu Degen!

Wache. b)

Ha ſo verwegen.

Pedro. c)

Eilig von hinnen!

Claudine. d)

Weh! meine Sinnen!

Wache e)

Haltet!

Pe-

a) Claudinen loslaßend, Vasko und er fechten gegen die Wache.

b) zuſchlagend.

c) zu Claudine ſie anfaſſend.

d) Pedro in die Arme ſinkend.

e) Pedro und Claudinen anhaltend.

ſtand des Schulunterrichts kennt, wird nicht ſeltſam finden, daß ich die Grammatik überſprang, ſo wie die Redekunſt: mir ſchien alles natürlich zuzugehen, ich behielt die Worte, ihre Bildungen und Umbildungen in Ohr und Sinn, und bediente mich der Sprache mit Leichtigkeit zum Schreiben und Schwätzer.

Michael, die Zeit, da ich die Academie beſuchen ſollte, rückte heran, und mein Inneres ward eben ſo ſehr vom Leben als von der Lehre bewegt. Eine Abneigung gegen meine Vaterſtadt ward mir immer deutlicher. Durch Gretchens Entfernung war der Knaben- und Jünglingspflanze das Herz ausgebrochen; ſie brauchte Zeit, um an den Seiten wieder auszuſchlagen und den erſten Schaden durch neues Wachsthum zu überwinden. Meine Wanderungen durch die Straßen hatten aufgehört, ich ging nur, wie Andere, die nothwendigen Wege. Nach Gretchens Viertel kam ich nie wieder, nicht einmal in die Gegend;

und wie mir meine alten Mauern und Thürme nach und nach verleideten, ſo misfiel mir auch die Verfaſſung der Stadt, alles was mir ſonſt ſo ehrwürdig vorkam, erſchien mir in verſchobenen Bildern. Als Enkel des Schultheißen waren mir die heimlichen Gebrechen einer ſolchen Republik nicht unbekannt geblieben, um ſo weniger, als Kinder ein ganz eignes Erſtaunen fühlen und zu emſigen Unterſuchungen angereizt werden, ſobald ihnen etwas, das ſie bisher unbedingt verehrt, einigermaßen verdächtig wird. Der vergebliche Verdruß rechtſchaffener Männer im Widerſtreit mit ſolchen, die von Parteyen zu gewinnen, wohl gar zu beſtechen ſind, war mir nur zu deutlich geworden, ich haßte jede Ungerechtigkeit über die Maßen: denn die Kinder ſind alle moraliſche Rigoriſten. Mein Vater, in die Angelegenheiten der Stadt nur als Privatmann verflochten, äußerte ſich im Verdruß über manches Mislungene ſehr lebhaft. Und ſah ich ihn nicht, nach ſo viel Studien,

Bemühungen, Reiſen und mannigfaltiger Bildung endlich zwiſchen ſeinen Brandmauern ein einſames Leben führen, wie ich mir es nicht wünſchen konnte? Dieß zuſammen lag als eine entſetzliche Laſt auf meinem Gemüthe, von der ich mich nur zu befreyen wußte, indem ich mir einen ganz anderen Lebensplan, als den mir vorgeſchriebenen, zu erſinnen trachtete. Ich warf in Gedanken die juriſtiſchen Studien weg und widmete mich allein den Sprachen, den Alterthümern, der Geſchichte und allem was daraus hervorquillt.

Zwar machte mir jederzeit die poetiſche Nachbildung deſſen, was ich an mir ſelbſt, an Anderen und an der Natur gewahr geworden, das gröſte Vergnügen. Ich that es mit immer wachſender Leichtigkeit, weil es aus Inſtinct geſchah und keine Kritik mich irre gemacht hatte; und wenn ich auch meinen Productionen nicht recht traute, ſo konnte ich ſie wohl als fehlerhaft, aber nicht als ganz ver-

werflich anſehen. Ward mir dieſes oder jenes daran getadelt, ſo blieb es doch im Stillen meine Ueberzeugung, daß es nach und nach immer beſſer werden müßte, und daß ich wohl einmal neben Hagedorn, Gellert und anderen ſolchen Männern mit Ehre dürfte genannt werden. Aber eine ſolche Beſtimmung allein ſchien mir allzuleer und unzulänglich; ich wollte mich mit Ernſt zu jenen gründlichen Studien bekennen, und indem ich, bey einer vollſtändigeren Anſicht des Alterthums, in meinen eigenen Werken raſcher vorzuſchreiten dachte, mich zu einer academiſchen Lehrſtelle fähig machen, welche mir das Wünſchenswertheſte ſchien für einen jungen Mann, der ſich ſelbſt auszubilden und zur Bildung Anderer beyzutragen gedachte.

Bey dieſen Geſinnungen hatte ich immer Göttingen im Auge. Auf Männern, wie Heyne, Michaelis und ſo manchem Ande-

ren ruhte mein ganzes Vertrauen; mein sehnlichster Wunsch war, zu ihren Füßen zu sitzen und auf ihre Lehren zu merken. Aber mein Vater blieb unbeweglich. Was auch einige Hausfreunde, die meiner Meynung waren, auf ihn zu wirken suchten; er bestand darauf, daß ich nach Leipzig gehen müsse. Nun hielt ich den Entschluß, daß ich, gegen seine Gesinnungen und Willen, eine eigne Studien- und Lebensweise ergreifen wollte, erst recht für Nothwehr. Die Hartnäckigkeit meines Vaters, der, ohne es zu wissen, sich meinen Planen entgegensetzte, bestärkte mich in meiner Impietät, daß ich mir gar kein Gewissen daraus machte, ihm Stunden lang zuzuhören, wenn er mir den Cursus der Studien und des Lebens, wie ich ihn auf Academieen und in der Welt zu durchlaufen hätte, vererzählte und wiederholte.

Da mir alle Hoffnung nach Göttingen abgeschnitten war, wendete ich nun meinen

Blick nach Leipzig. Dort erſchien mir Erneſti als ein helles Licht, auch Morus erregte ſchon viel Vertrauen. Ich erſann mir im Stillen einen Gegencurſus, oder vielmehr ich baute ein Luftſchloß auf einen ziemlich ſoliden Grund; und es ſchien mir ſogar romantiſch ehrenvoll, ſich ſeine eigne Lebensbahn vorzuzeichnen, die mir um ſo weniger phantaſtiſch vorkam, als Griesbach auf dem ähnlichen Wege ſchon große Fortſchritte gemacht hatte und deshalb von Jedermann gerühmt wurde. Die heimliche Freude eines Gefangenen, wenn er ſeine Ketten abgelöſt und die Kerkergitter bald durchgefeilt hat, kann nicht größer ſeyn, als die meine war, indem ich die Tage ſchwinden und den October herannahen ſah. Die unfreundliche Jahreszeit, die böſen Wege, von denen Jedermann zu erzählen wußte, ſchreckten mich nicht. Der Gedanke, an einem fremden Orte zu Winterszeit Einſtand geben zu müſſen, machte mich nicht trübe; genug ich ſah nur meine

gegenwärtigen Verhältniſſe düſter, und ſtellte mir die übrige unbekannte Welt licht und heiter vor. So bildete ich mir meine Träume, denen ich ausſchließlich nachhing, und verſprach mir in der Ferne nichts als Glück und Zufriedenheit.

So ſehr ich auch gegen Jedermann von dieſen meinen Vorſätzen ein Geheimniß machte, ſo konnte ich ſie doch meiner Schweſter nicht verbergen, die, nachdem ſie Anfangs darüber ſehr erſchrecken war, ſich zuletzt beruhigte, als ich ihr verſprach ſie nachzuholen, damit ſie ſich meines erworbenen glänzenden Zuſtandes mit mir erfreuen und an meinem Wohlbehagen Theil nehmen könnte.

Michael kam endlich, ſehnlich erwartet, heran, da ich denn mit dem Buchhändler Fleiſcher und deſſen Gattinn, einer geborenen Triller, welche ihren Vater in Wittenberg beſuchen wollte, mit Vergnügen abfuhr, und

die werthe Stadt, die mich geboren und erzogen, gleichgültig hinter mir ließ, als wenn ich ſie nie wieder betreten wollte.

So löſen ſich in gewiſſen Epochen Kinder von Aeltern, Diener von Herren, Begünſtigte von Gönnern los, und ein ſolcher Verſuch, ſich auf ſeine Füße zu ſtellen, ſich unabhängig zu machen, für ſein eigen Selbſt zu leben, er gelinge oder nicht, iſt immer dem Willen der Natur gemäß.

Wir waren zur Allerheiligen-Pforte hinausgefahren und hatten bald Hanau hinter uns, da ich denn zu Gegenden gelangte, die durch ihre Neuheit meine Aufmerkſamkeit erregten, wenn ſie auch in der jetzigen Jahrszeit wenig Erfreuliches darboten. Ein anhaltender Regen hatte die Wege äußert verdorben, welche überhaupt noch nicht in den guten Stand geſetzt waren, in welchem wir ſie nachmals finden; und unſere Reiſe war daher weder angenehm

noch glücklich. Doch verdankte ich dieſer feuchten Witterung den Anblick eines Naturphänomens, das wohl höchſt ſelten ſeyn mag; denn ich habe nichts Aehnliches jemals wieder geſehen, noch auch von Anderen, daß ſie es gewahrt hätten, vernommen. Wir fuhren nämlich zwiſchen Hanau und Gellenhauſen bey Nachtzeit eine Anhöhe hinauf, und wollten, ob es gleich finſter war, doch lieber zu Fuße gehen, als uns der Gefahr und Beſchwerlichkeit dieſer Wegſtrecke ausſetzen. Auf einmal ſah ich an der rechten Seite des Wegs, in einer Tiefe eine Art von wunderſam erleuchteten Amphitheater. Es blinkten nämlich in einem trichterförmigen Raume unzählige Lichtchen ſtufenweiſe über einander, und leuchteten ſo lebhaft, daß das Auge davon geblendet wurde. Was aber den Blick noch mehr verwirrte, war, daß ſie nicht etwa ſtill ſaßen, ſondern hin und wieder hüpften, ſowohl von oben nach unten, als umgekehrt und nach allen Seiten. Die meiſten jedoch blieben ruhig und flimmerten fort. Nur

höchſt ungern ließ ich mich von dieſem Schauſpiel abrufen, das ich genauer zu beobachten gewünſcht hätte. Auf Befragen wollte der Poſtillon zwar von einer ſolchen Erſcheinung nichts wiſſen, ſagte aber, daß in der Nähe ſich ein alter Steinbruch befinde, deſſen mittlere Vertiefung mit Waſſer angefüllt ſey. Ob dieſes nun ein Pandämonium von Irrlichtern oder eine Geſellſchaft von leuchtenden Geſchöpfen geweſen, will ich nicht entſcheiden.

Durch Thüringen wurden die Wege noch ſchlimmer, und leider blieb unſer Wagen in der Gegend von Auerſtädt bey einbrechender Nacht ſtecken. Wir waren von allen Menſchen entfernt, und thaten das Mögliche uns los zu arbeiten. Ich ermangelte nicht, mich mit Eifer anzuſtrengen, und mochte mir dadurch die Bänder der Bruſt übermäßig ausgedehnt haben; denn ich empfand bald nachher einen Schmerz, der verſchwand und wiederkehrte und erſt nach vielen Jahren mich völlig verließ.

Pedro und Claudine.

O weh!

Wache a)

Gieb dich!

Crugantino und Basko.

O Schmach!

Tutti.

Wache. b)

Folget mir nach!

Pedro und Claudine.

Weh! Weh!

Wache.

Frevler ergieb dich!

Crugantino und Basko.

Schmach! Schmach!

a) Entwaffnend den Crugantino und Basko.

b) Die Wache führt alle weg.

Doch ſollte ich noch in derſelbigen Nacht, als wenn ſie recht zu abwechſelnden Schickſalen beſtimmt geweſen wäre, nach einem unerwartet glücklichen Ereigniß, einen neckiſchen Verdruß empfinden. Wir trafen nämlich in Auerſtädt ein vornehmes Ehepaar, das, durch ähnliche Schickſale verſpätet, eben auch erſt angekommen war; einen anſehnlichen würdigen Mann in den beſten Jahren mit einer ſehr ſchönen Gemahlinn. Zuvorkommend veranlaßten ſie uns, in ihrer Geſellſchaft zu ſpeiſen, und ich fand mich ſehr glücklich, als die treffliche Dame ein freundliches Wort an mich wenden wollte. Als ich aber hinausgeſandt ward, die gehoffte Suppe zu beſchleunigen, überfiel mich, der ich freylich des Wachens und der Reiſebeſchwerden nicht gewohnt war, eine ſo unüberwindliche Schlafſucht, daß ich ganz eigentlich im Gehen ſchlief, mit dem Hut auf dem Kopfe wieder in das Zimmer trat, mich, ohne zu bemerken, daß die Anderen ihre Tiſchgebet verrichteten, bewußtlos gelaſſen gleich-

falls hinter den Stuhl ſtellte, und mir nicht träumen ließ, daß ich durch mein Betragen ihre Andacht auf eine ſehr luſtige Weiſe zu ſtören gekommen ſey. Madame Fleiſcher, der es weder an Geiſt und Witz, noch an Zunge fehlte, erſuchte die Fremden, noch ehe man ſich ſetzte, ſie möchten nicht auffallend finden, was ſie hier mit Augen ſähen; der junge Reiſegefährte habe große Anlange zum Quäker, welche Gott und den König nicht beſſer zu verehren glaubten, als mit bedecktem Haupte. Die ſchöne Dame, die ſich des Lachens nicht enthalten konnte, ward dadurch nur noch ſchöner, und ich hätte alles in der Welt darum gegeben, nicht Urſache an einer Heiterkeit geweſen zu ſeyn, die ihr ſo fürtrefflich zu Geſicht ſtand. Ich hatte jedoch den Hut kaum beyſeite gebracht, als die Perſonen, nach ihrer Weltſitte, den Scherz ſogleich fallen ließen, und durch den beſten Wein aus ihrem Flaſchenkeller Schlaf, Mismuth und das An-

denken an alle vergangenen Uebel völlig auslöschten.

Als ich in Leipzig ankam war es gerade Meßzeit, woraus mir ein beſonderes Vergnügen entſprang: denn ich ſah hier die Fortſetzung eines vaterländiſchen Zuſtandes vor mir, bekannte Waaren und Verkäufer, nur an anderen Plätzen und in einer anderen Folge. Ich durchſtrich den Markt und die Buden mit vielem Antheil; beſonders aber zogen meine Aufmerkſamkeit an ſich, in ihren ſeltſamen Kleidern, jene Bewohner der öſtlichen Gegenden, die Polen und Ruſſen, vor allen aber die Griechen, deren anſehnlichen Geſtalten und würdigen Kleidungen ich gar oft zu Gefallen ging.

Dieſe lebhafte Bewegung war jedoch bald vorüber, und nun trat mir die Stadt ſelbſt, mit ihren ſchönen, hohen und unter einander gleichen Gebäuden entgegen. Sie machte einen ſehr guten Eindruck auf mich, und es

iſt nicht zu leugnen, daß ſie überhaupt, beſonders aber in ſtillen Momenten der Sonn- und Feyertage etwas Impoſantes hat, ſo wie denn auch im Mondſchein die Straßen, halb beſchattet, halb erleuchtet, mich oft zu nächtlichen Promenaden einluden.

Indeſſen genügte mir gegen das, was ich bisher gewohnt war, dieſer neue Zuſtand keineswegs. Leipzig ruft dem Beſchauer keine alterthümliche Zeit zurück; es iſt eine neue, kurz vergangene, von Handelsthätigkeit, Wohlhabenheit, Reichthum zeugende Epoche, die ſich uns in dieſen Denkmalen ankündet. Jedoch ganz nach meinem Sinn waren die mir ungeheuer ſcheinenden Gebäude, die, nach zwey Straßen ihr Geſicht wendend, in groſſen, himmelhoch umbauten Hofräumen eine bürgerliche Welt umfaſſend, großen Burgen, ja Halbſtädten ähnlich ſind. In einem dieſer ſeltſamen Räume quartierte ich mich ein, und zwar in der Feuerkugel zwiſchen dem alten

und neuen Neumarkt. Ein Paar artige Zimmer, die in den Hof ſahen, der wegen des Durchgangs nicht unbelebt war, bewohnte der Buchhändler Fleiſcher während der Meſſe, und ich für die übrige Zeit um einen leidlichen Preis. Als Stubennachbarn fand ich einen Theologen, der in ſeinem Fache gründlich unterrichtet, wohldenkend, aber arm war, und, was ihm große Sorge für die Zukunft machte, ſehr an den Augen litt. Er hatte ſich dieſes Uebel durch übermäßiges Leſen bis in die tiefſte Dämmerung, ja ſogar, um das wenige Oel zu erſparen, bey Mondſchein zugezogen. Unſere alte Wirthinn erzeigte ſich wohlthätig gegen ihn, gegen mich jederzeit freundlich, und gegen beyde ſorgſam.

Nun eilte ich mit meinem Empfehlungsſchreiben zu Hofrath Böhme, der, ein Zögling von Maekow, nunmehr ſein Nachfolger, Geſchichte und Staatsrecht lehrte. Ein kleiner, unterſetzter, lebhafter Mann empfing mich

freundlich genug und ſtellte mich ſeiner Gattinn vor. Beyde, ſo wie die übrigen Perſonen, denen ich aufwartete, gaben mir die beſte Hoffnung wegen meines künftigen Aufenthaltes; doch ließ ich mich anfangs gegen Niemand merken, was ich im Schilde führte, ob ich gleich den ſchicklichen Moment kaum erwarten konnte, wo ich mich von der Jurisprudenz frey und dem Studium der Alten verbunden erklären wollte. Vorſichtig wartete ich ab, bis Fleiſchers wieder abgereiſt waren, damit mein Vorſatz nicht allzugeſchwind den Meinigen verrathen würde. Sodann aber ging ich ohne Anſtand zu Hofrath Böhmen, dem ich vor allen die Sache glaubte vertrauen zu müſſen, und erklärte ihm, mit vieler Conſequenz und Parrheſie, meine Abſicht. Allein ich fand keineswegs eine gute Aufnahme meines Vortrags. Als Hiſtoriker und Staatsrechtler hatte er einen erklärten Haß gegen alles was nach ſchönen Wiſſenſchaften ſchmeckte. Unglücklicher Weiſe ſtand er mit denen,

welche ſie cultivirten, nicht im beſten Vernehmen, und Gellerten beſonders, für den ich, ungeſchickt genug, viel Zutrauen geäußert hatte, konnte er nun gar nicht leiden. Jenen Männern alſo einen treuen Zuhörer zuzuweiſen, ſich ſelbſt aber einen zu entziehen, und noch dazu unter ſolchen Umſtänden, ſchien ihm ganz und gar unzuläſſig. Er hielt mir daher aus dem Stegreif eine gewaltige Strafpredigt, worin er betheuerte, daß er ohne Erlaubniß meiner Aeltern einen ſolchen Schritt nicht zugeben könne, wenn er ihn auch, wie hier der Fall nicht ſey, ſelbſt billigte. Er verunglimpfte darauf leidenſchaftlich Philologie und Sprachſtudien, noch mehr aber die poetiſchen Uebungen, die ich freylich im Hintergrunde hatte durchblicken laſſen. Er ſchloß zuletzt, daß wenn ich ja dem Studium der Alten mich nähern wolle, ſolches viel beſſer auf dem Wege der Jurisprudenz geſchehen könne. Er brachte mir ſo manchen eleganten Juriſten, Eberhard Otto und Heineccius, ins Gedachtniß, ver-

ſprach mir von den römiſchen Alterthümern und der Rechtsgeſchichte goldne Berge, und zeigte mir ſonnenklar, daß ich hier nicht einmal einen Umweg mache, wenn ich auch ſpäterhin noch jenen Vorſatz, nach reiferer Ueberlegung und mit Zuſtimmung meiner Aeltern, auszuführen gedächte. Er erſuchte mich freundlich, die Sache nochmals zu überlegen und ihm meine Geſinnungen bald zu eröffnen, weil es nöthig ſey, wegen bevorſtehenden Anfangs der Collegien, ſich zunächſt zu entſchließen.

Es war noch ganz artig von ihm, nicht auf der Stelle in mich zu dringen. Seine Argumente und das Gewicht, womit er ſie vortrug, hatten meine biegſame Jugend ſchon überzeugt, und ich ſah nun erſt die Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten einer Sache, die ich mir im Stillen ſo thulich ausgebildet hatte. Frau Hofrath Böhme ließ mich kurz darauf zu ſich einladen. Ich fand ſie allein.

Sie war nicht mehr jung und ſehr kränklich, unendlich ſanft und zart, und machte gegen ihren Mann, deſſen Gutmüthigkeit ſogar polterte, einen entſchiedenen Contraſt. Sie brachte mich auf das von ihrem Manne neulich geführte Geſpräch, und ſtellte mir die Sache nochmals ſo freundlich, liebevoll und verſtändig im ganzen Umfange vor, daß ich mich nicht enthalten konnte nachzugeben; die wenigen Reſervationen, auf denen ich beſtand, wurden von jener Seite denn auch bewilligt.

Der Gemahl regulirte darauf meine Stunden: da ſollte ich denn Philoſophie, Rechtsgeſchichte und Inſtitutionen und noch einiges andere hören. Ich ließ mir das gefallen; doch ſetzte ich durch, Gellerts Litterargeſchichte über Stockhauſen, und außerdem ſein Practicum zu frequentiren.

Die Verehrung und Liebe, welche Gellert von allen jungen Leuten genoß, war

außerordentlich. Ich hatte ihn ſchon beſucht und war freundlich von ihm aufgenommen worden. Nicht groß von Geſtalt, zierlich aber nicht hager, ſanfte, eher traurige Augen, eine ſehr ſchöne Stirn, eine nicht übertriebene Habichtsnaſe, einen feinen Mund, ein gefälliges Oval des Geſichts; alles machte ſeine Gegenwart angenehm und wünſchenswerth. Es koſtete einige Mühe, zu ihm zu gelangen. Seine zwey Famuli ſchienen Prieſter, die ein Heiligthum bewahren, wozu nicht jedem, noch zu jeder Zeit, der Zutritt erlaubt iſt; und eine ſolche Vorſicht war wohl nothwendig: denn er würde ſeinen ganzen Tag aufgeopfert haben, wenn er alle die Menſchen, die ſich ihm vertraulich zu nähern gedachten, hätte aufnehmen und befriedigen wollen.

Meine Collegia beſuchte ich Anfangs emſig und treulich; die Philoſophie wollte mich jedoch keineswegs aufklären. In der Logik kam es mir wunderlich vor, daß ich diejeni-

Ein enges Gefängniß.

Pedro und Claudine.

(Sie kniet auf der Erde; ihre Hände und den Kopf troſtlos auf eine Erhöhung an der Wand legend.)

Pedro.

O quäle
Deine liebe Seele
Quäle deine liebe Seele nicht!

Claudine ſich abwendend.

Mein Herze
In bangem Schmerze
Mein Herz in bangem Schmerze bricht.

Pedro.

O quäle
Deine liebe Seele
Quäle deine liebe Seele nicht!

gen Geiſtesoperationen, die ich von Jugend auf mit der gröſten Bequemlichkeit verrichtete, ſo aus einander zerren, vereinzelnen und gleichſam zerſtören ſollte, um den rechten Gebrauch derſelben einzuſehen. Von dem Dinge, von der Welt, von Gott glaubte ich ohngefähr ſo viel zu wiſſen als der Lehrer ſelbſt, und es ſchien mir an mehr als einer Stelle gewaltig zu hapern. Doch ging alles noch in ziemlicher Folge bis gegen Faſtnacht, wo in der Nähe des Profeſſor Winkler auf dem Thomasplan, gerade um die Stunde, die köſtlichſten Kräpfel heiß aus der Pfanne kamen, welche uns denn dergeſtalt verſpäteten, daß unſere Hefte locker wurden, und das Ende derſelben gegen das Frühjahr mit dem Schnee zugleich verſchmolz und ſich verlor.

Mit den juriſtiſchen Collegien ward es bald eben ſo ſchlimm: denn ich mußte gerade ſchon ſo viel, als uns der Lehrer zu überlie-

fern für gut fand. Mein erſt hartnäckiger Fleiß im Nachſchreiben wurde nach und nach gelähmt, indem ich es höchſt langweilig fand, dasjenige nochmals aufzuzeichnen, was ich bey meinem Vater, theils fragend, theils antwortend, oft genug wiederholt hatte, um es für immer im Gedächtniß zu behalten. Der Schaden, den man anrichtet, wenn man junge Leute auf Schulen in manchen Dingen zu weit führt, hat ſich ſpäterhin noch mehr ergeben, da man den Sprachübungen und der Begründung in dem, was eigentliche Vorkenntniſſe ſind, Zeit und Aufmerkſamkeit abbrach, um ſie an ſogenannte Realitäten zu wenden, welche mehr zerſtreuen als bilden, wenn ſie nicht methodiſch und vollſtändig überliefert werden.

Noch ein anderes Uebel, wodurch Studirende ſehr bedrängt ſind, erwähne ich hier beyläufig. Profeſſoren, ſo gut wie andere in Aemtern angeſtellte Männer, können nicht al-

le von Einem Alter ſeyn; da aber die jüngeren eigentlich nur lehren, um zu lernen, und noch dazu, wenn ſie gute Köpfe ſind, dem Zeitalter voreilen, ſo erwerben ſie ihre Bildung durchaus auf Unkoſten der Zuhörer, weil dieſe nicht in dem unterrichtet werden was ſie eigentlich brauchen, ſondern in dem was der Lehrer für ſich zu bearbeiten nöthig findet. Unter den älteſten Profeſſoren dagegen ſind manche ſchon lange Zeit ſtationär; ſie überliefern im Ganzen nur fixe Anſichten, und was das Einzelne betrifft, Vieles, was die Zeit ſchon als unnütz und falſch verurtheilt hat. Durch beydes entſteht ein trauriger Conflict, zwiſchen welchem junge Geiſter hin und her gezerrt werden, und welcher kaum durch die Lehrer des mittleren Alters, die, obſchon genugſam unterrichtet und gebildet, doch immer noch ein thätiges Streben zum Wiſſen und Nachdenken bey ſich empfinden, ins Gleiche gebracht werden kann.

Wie ich nun auf dieſem Wege viel mehreres kennen als zurechte legen lernte, wodurch ſich ein immer wachſendes Misbehagen in mir hervordrang, ſo hatte ich auch vom Leben manche kleine Unannehmlichkeiten; wie man denn, wenn man den Ort verändert und in neue Verhältniſſe tritt, immer Einſtand geben muß. Das erſte, was die Frauen an mir tadelten, bezog ſich auf die Kleidung; denn ich war vom Hauſe freylich etwas wunderlich equipirt auf die Academie gelangt.

Mein Vater, dem nichts ſo ſehr verhaßt war, als wenn etwas vergeblich geſchah, wenn Jemand ſeine Zeit nicht zu brauchen wußte, oder ſie zu benutzen keine Gelegenheit fand, trieb ſeine Oeconomie mit Zeit und Kräften ſo weit, daß ihm nichts mehr Vergnügen machte, als zwey Fliegen mit Einer Klappe zu ſchlagen. Er hatte deswegen niemals einen Bedienten, der nicht im Hauſe zu noch

etwas nützlich gewesen wäre. Da er nun von jeher alles mit eigener Hand schrieb und später die Bequemlichkeit hatte, jenem jungen Hausgenossen in die Feder zu dictiren; so fand er am vortheilhaftesten, Schneider zu Bedienten zu haben, welche die Stunden gut anwenden mußten, indem sie nicht allein ihre Livreyen, sondern auch die Kleider für Vater und Kinder zu fertigen, nicht weniger alles Flickwerk zu besorgen hatten. Mein Vater war selbst um die besten Tücher und Zeuge bemüht, indem er auf den Messen von auswärtigen Handelsherren seine Waare bezog und sie in seinen Vorrath legte; wie ich mich denn noch recht wohl erinnere, daß er die Herrn von Löwenicht von Aachen jederzeit besuchte, und mich von meiner frühesten Jugend an mit diesen und anderen vorzüglichen Handelsherren bekannt machte.

Für die Tüchtigkeit des Zeugs war also gesorgt und genugsamer Vorrath verschiedener

Sorten Tücher, Sarschen, Göttinger Zeug, nicht weniger das nöthige Unterfutter vorhanden, so daß wir, dem Stoff nach, uns wohl hätten dürfen sehen lassen; aber die Form verdarb meist alles: denn wenn ein solcher Hausschneider allenfalls ein guter Geselle gewesen wäre, um einen meisterhaft zugeschnittenen Rock wohl zu nähen und zu fertigen, so sollte er nun auch das Kleid selbst zuschneiden*, und dieses gerieth nicht immer zum besten. Hiezu kam noch, daß mein Vater alles, was zu seinem Anzuge gehörte, sehr gut und reinlich hielt und viele Jahre mehr bewahrte als benutzte, daher eine Vorliebe für gewissen alten Zuschnitt und Verzierungen trug, wodurch unser Putz mitunter ein wunderliches Ansehen bekam.

Auf eben diesem Wege hatte man auch meine Garderobe, die ich mit auf die Academie nahm, zu Stande gebracht; sie war recht vollständig und ansehnlich und sogar ein

Tressenkleid darunter. Ich, diese Art von Aufzug schon gewohnt, hielt mich für geputzt genug; allein es währte nicht lange, so überzeugten mich meine Freundinnen, erst durch leichte Neckereyen, dann durch vernünftige Vorstellungen, daß ich wie aus einer fremden Welt herein geschneyt aussehe. So viel Verdruß ich auch hierüber empfand, sah ich doch Anfangs nicht, wie ich mir helfen sollte. Als aber Herr von Masuren, der so beliebte poetische Dorfjunker, einst auf dem Theater in einer ähnlichen Kleidung auftrat, und mehr wegen seiner äußeren als inneren Abgeschmacktheit herzlich belacht wurde, faßte ich Muth und wagte, meine sämmtliche Garderobe gegen eine neumodische, dem Ort gemäße, auf einmal umzutauschen, wodurch sie aber freylich sehr zusammenschrumpfte.

Nach dieser überstandenen Prüfung sollte abermals eine neue eintreten, welche mir weit unangenehmer auffiel, weil sie eine Sache

betraf, die man nicht so leicht ablegt und umtauscht.

Ich war nämlich in dem oberdeutschen Dialect geboren und erzogen, und obgleich mein Vater sich stets einer gewissen Reinheit der Sprache befliß und uns Kinder auf das, was man wirklich Mängel jenes Idioms nennen kann, von Jugend an aufmerksam gemacht und zu einem besseren Sprechen vorbereitet hatte; so blieben mir doch gar manche tiefer liegende Eigenheiten, die ich, weil sie mir ihrer Naivetät wegen gefielen, mit Behagen hervorhob, und mir dadurch von meinen neuen Mitbürgern jedesmal einen strengen Verweis zuzog. Der Oberdeutsche nämlich, und vielleicht vorzüglich derjenige, welcher dem Rhein und Main anwohnt, (denn große Flüße haben, wie das Meeresufer, immer etwas Belebendes,) drückt sich viel in Gleichnissen und Anspielungen aus, und bey einer inneren, menschenverständigen Tüchtigkeit be-

dient er ſich ſprüchwörtlicher Redensarten. In beyden Fällen iſt er öfters derb, doch, wenn man auf den Zweck des Ausdruckes ſieht, immer gehörig; nur mag freylich manchmal etwas mit unterlaufen, was gegen ein zarteres Ohr ſich anſtößig erweiſt.

Jede Provinz liebt ihren Dialect: denn er iſt doch eigentlich das Element, in welchem die Seele ihren Athem ſchöpft. Mit welchem Eigenſinn aber die meißniſche Mundart die übrigen zu beherrſchen, ja eine Zeit lang auszuſchließen gewußt hat, iſt Jedermann bekannt. Wir haben viele Jahre unter dieſem pedantiſchen Regimente gelitten, und nur durch vielfachen Widerſtreit haben ſich die ſämmtlichen Provinzen in ihre alten Rechte wieder eingeſetzt. Was ein junger lebhafter Menſch unter dieſem beſtändigen Hofmeiſtern ausgeſtanden habe, wird derjenige leicht ermeſſen, der bedenkt, daß nun mit der Ausſprache, in deren Veränderung man

ſich endlich wohl ergäbe, zugleich Denkweiſe, Einbildungskraft, Gefühl, vaterländiſcher Character ſollten aufgeopfert werden. Und dieſe unerträgliche Forderung wurde von gebildeten Männern und Frauen gemacht, deren Ueberzeugung ich mir nicht zueignen konnte, deren Unrecht ich zu empfinden glaubte, ohne mir es deutlich machen zu können. Mir ſollten die Anſpielungen auf bibliſche Kernſtellen unterſagt ſeyn, ſo wie die Benutzung treuherziger Chronikenausdrücke. Ich ſollte vergeſſen, daß ich den Kaiſer von Kaiſersberg geleſen hatte und des Gebrauchs der Sprüchwörter entbehren, die doch, Statt vieles Hin- und Herfackelns, den Nagel gleich auf den Kopf treffen; alles dieß, das ich mir mit jugendlicher Heftigkeit angeeignet, ſollte ich miſſen, ich fühlte mich in meinem Innerſten paralyſirt und wußte kaum mehr, wie ich mich über die gemeinſten Dinge zu äußern hatte. Daneben hörte ich, man ſolle reden wie man ſchreibt und ſchreiben wie man ſpricht; da

Claudine ſich aufrichtend doch auf den Knien.

Himmel höre meine Klage
Ich vergeh in meiner Plage
Erd und Tag ſind mir verhaßt.

Pedro.

Vor dir ſchwindet alle Plage
Wird die Finſterniß zum Tage
Dieſer Kerker ein Pallaſt!

(Er will ſie aufrichten ſie ſpringt auf und macht ſich los.)

Claudine.

Grauſamer! Feindlicher!
Kürzeſt mein Leben

Pedro.

Himmel, o freundlicher!
Hilf mir erſtreben!

Claudine.

Vater! — Ich Arme! —
Stirbeſt für Schmerz!

mir Reden und Schreiben ein für allemal zweyerley Dinge ſchienen, von denen jedes wohl ſeine eignen Rechte behaupten möchte. Und hatte ich doch auch im meiſſner Dialect Manches zu hören, was ſich auf dem Papier nicht ſonderlich würde ausgenommen haben.

Jedermann, der hier vernimmt, welchen Einfluß auf einen jungen Studirenden gebildete Männer und Frauen, Gelehrte und ſonſt in einer feinen Societät ſich gefallende Perſonen ſo entſchieden ausüben, würde, wenn es auch nicht ausgeſprochen wäre, ſich ſogleich überzeugt halten, daß wir uns in Leipzig befinden. Jede der deutſchen Academieen hat eine beſondere Geſtalt: denn weil in unſerem Vaterlande keine allgemeine Bildung durchdringen kann, ſo beharrt jeder Ort auf ſeiner Art und Weiſe und treibt ſeine characteriſtiſchen Eigenheiten bis auf's letzte; eben dieſes gilt von den Academieen. In Jena und Halle war die Rohheit auf's höchſte geſtiegen,

körperliche Stärke, Fechtergewandtheit, die wildeſte Selbſthülfe war dort an der Tagesordnung; und ein ſolcher Zuſtand kann ſich nur durch den gemeinſten Saus und Braus erhalten und fortpflanzen. Das Verhältniß der Studirenden zu den Einwohnern jener Städte, ſo verſchieden es auch ſeyn mochte, kam doch darin überein, daß der wilde Fremdling keine Achtung vor dem Bürger hatte und ſich als ein eignes, zu aller Freyheit und Frechheit privilegirtes Weſen anſah. Dagegen konnte in Leipzig ein Student kaum anders als galant ſeyn, ſobald er mit reichen, wohl und genau geſitteten Einwohnern in einigem Bezug ſtehen wollte.

Alle Galanterie freylich, wenn ſie nicht als Blüthe einer großen und weiten Lebensweiſe hervortritt, muß beſchränkt, ſtationär und aus gewiſſen Geſichtspuncten vielleicht albern erſcheinen; und ſo glaubten jene wilden Jäger von der Saale über die zahmen Schäfer an

der Pleiße ein groſses Uebergewicht zu haben. Zachariä's Renommiſt wird immer ein ſchätzbares Document bleiben, woraus die damalige Lebens- und Sinnesart anſchaulich hervortritt; wie überhaupt ſeine Gedichte jedem willkommen ſeyn müſſen, der ſich einen Begriff von dem zwar ſchwachen, aber wegen ſeiner Unſchuld und Kindlichkeit liebenswürdigen Zuſtande des damaligen geſelligen Lebens und Weſens machen will.

Alle Sitten, die aus einem gegebenen Verhältniß eines gemeinen Weſens entſpringen, ſind unverwüſtlich, und zu meiner Zeit erinnerte noch manches an Zachariä's Heldengedicht. Ein einziger unſerer academiſchen Mitbürger hielt ſich für reich und unabhängig genug, der öffentlichen Meynung ein Schnippchen zu ſchlagen. Er trank Schwägerſchaft mit allen Lohnkutſchern, die er, als wären's die Herren, ſich in die Wagen ſetzen ließ und ſelbſt vom Bocke fuhr, ſie einmal umzuwer-

ſen für einen groſsen Spaſs hielt, die zerbrochenen Halbchäſen, ſo wie die zufälligen Beulen zu vergüten wuſste, übrigens aber Niemanden beleidigte, ſondern nur das Publicum in Maſſe zu verhöhnen ſchien. Einſt bemächtigte er und ein Spieſsgeſell ſich, am ſchönſten Promenaden-Tage, der Eſel des Thomasmüllers; ſie ritten wohl gekleidet, in Schuhen und Strümpfen mit dem gröſsten Ernſt um die Stadt, angeſtaunt von allen Spaziergängern, von denen das Glacis wimmelte. Als ihm einige Wohldenkende hierüber Vorſtellungen thaten, verſicherte er ganz unbefangen, er habe nur ſehen wollen, wie ſich der Herr Chriſius in einem ähnlichen Falle möchte ausgenommen haben. Nachahmer fand er jedoch keinen und wenig Geſellen.

Denn der Studirende von einigem Vermögen und Anſehen hatte alle Urſache, ſich gegen den Handelsſtand ergeben zu erweiſen,

und ſich um ſo mehr ſchicklicher äußerer Formen zu befleißigen, als die Colonie ein Muſterbild franzöſiſcher Sitten darſtellte. Die Profeſſoren, wohlhabend durch eignes Vermögen und gute Pfründen, waren von ihren Schülern nicht abhängig, und der Landeskinder mehrere, auf den Fürſtenſchulen oder ſonſtigen Gymnaſien gebildet und Beförderung hoffend, wagten es nicht, ſich von der herkömmlichen Sitte loszuſagen. Die Nähe von Dresden, die Aufmerkſamkeit von daher, die wahre Frömmigkeit der Oberaufſeher des Studienweſens konnte nicht ohne ſittlichen, ja religiöſen Einfluß bleiben.

Mir war dieſe Lebensart im Anfange nicht zuwider; meine Empfehlungsbriefe hatten mich in gute Häuſer eingeführt, deren verwandte Zirkel mich gleichfalls wohl aufnahmen. Da ich aber bald empfinden mußte, daß die Geſellſchaft gar manches an mir auszuſetzen hatte, und ich, nachdem ich mich

ihrem Sinne gemäß gekleidet, ihr nun auch nach dem Munde reden ſollte, und dabey doch deutlich ſehen konnte, daß mir dagegen von alle dem wenig geleiſtet wurde, was ich mir von Unterricht und Sinnesförderung bey meinem academiſchen Aufenthalt verſprochen hatte; ſo fing ich an läſſig zu werden und die geſelligen Pflichten der Beſuche und ſonſtigen Attentionen zu verſäumen, und ich wäre noch früher aus allen ſolchen Verhältniſſen herausgetreten, hätte mich nicht an Hofrath Böhmen Scheu und Achtung und an ſeine Gattinn Zutrauen und Neigung feſtgeknüpft. Der Gemahl hatte leider nicht die glückliche Gabe, mit jungen Leuten umzugehen, ſich ihr Vertrauen zu erwerben und ſie für den Augenblick nach Bedürfniß zu leiten. Ich fand niemals Gewinn davon, wenn ich ihn beſuchte; ſeine Gattinn dagegen zeigte ein aufrichtiges Intereſſe an mir. Ihre Kränklichkeit hielt ſie ſtets zu Hauſe. Sie lud mich manchen Abend zu ſich und wußte mich, der ich

zwar gesittet war, aber doch eigentlich was man Lebensart nennt, nicht besaß, in manchen kleinen Aeußerlichkeiten zurecht zu führen und zu verbessern. Nur eine einzige Freundinn brachte die Abende bey ihr zu; diese war aber schon herrischer und schulmeisterlicher, deswegen sie mir äußerst misfiel und ich ihr zum Trutz öfters jene Unarten wieder annahm, welche mir die andere schon abgewöhnt hatte. Sie übten unterdessen noch immer Geduld genug an mir, lehrten mich Piquet, l'Hombre und was andere dergleichen Spiele sind, deren Kenntniß und Ausübung in der Gesellschaft für unerläßlich gehalten wird.

Worauf aber Madame Böhme den größten Einfluß bey mir hatte, war auf meinen Geschmack, freylich auf eine negative Weise, worin sie jedoch mit den Kritikern vollkommen übereintraf. Das Gottschedische Gewäsfer hatte die deutsche Welt mit einer wahren

Sündfluth überschwemmt, welche sogar über die höchsten Berge hinaufzusteigen drohte. Bis sich eine solche Fluth wieder verläuft, bis der Schlamm austrocknet, dazu gehört viele Zeit, und da es der nachäffenden Poeten in jeder Epoche eine Unzahl giebt; so brachte die Nachahmung des Seichten, Wäßrigen einen solchen Wust hervor, von dem gegenwärtig kaum ein Begriff mehr geblieben ist. Das Schlechte schlecht zu finden, war daher der gröste Spaß, ja der Triumph damaliger Kritiker. Wer nur einigen Menschenverstand besaß, oberflächlich mit den Alten, etwas näher mit den Neueren bekannt war, glaubte sich schon mit einem Maßstabe versehen, den er überall anlegen könne. Madame Böhme war eine gebildete Frau, welcher das Unbedeutende, Schwache und Gemeine widerstand; sie war noch überdieß Gattinn eines Mannes, der mit der Poesie überhaupt in Unfrieden lebte und dasjenige nicht gelten ließ, was sie allenfalls noch gebilligt hätte. Nun

hörte ſie mir zwar einige Zeit mit Geduld zu, wenn ich ihr Verſe oder Proſe von namhaften, ſchon in gutem Anſehen ſtehenden Dichtern zu recitiren mir herausnahm: denn ich behielt noch wie vor alles auswendig, was mir nur einigermaſſen gefallen mochte; allein ihre Nachgiebigkeit war nicht von langer Dauer. Das erſte, was ſie mir ganz entſetzlich herunter machte, waren die Poeten nach der Mode von Weiße, welche ſo eben mit großem Beyfall öfters wiederholt wurden, und mich ganz beſonders ergetzt hatten. Beſah ich nun freylich die Sache näher, ſo konnte ich ihr nicht Unrecht geben. Auch einigemal hatte ich gewagt, ihr etwas von meinen eigenen Gedichten, jedoch anonym vorzutragen, denen es denn nicht beſſer ging als der übrigen Geſellſchaft. Und ſo waren mir in kurzer Zeit die ſchönen bunten Wieſen in den Gründen des deutſchen Parnaſſes, wo ich ſo gern luſtwandelte, unbarmherzig niedergemäht und ich ſogar genöthigt, das trocknende Heu

ſelbſt mit umzuwenden und dasjenige als todt zu verſpotten, was mir kurz vorher eine ſo lebendige Freude gemacht hatte.

Dieſen ihren Lehren kam, ohne es zu wiſſen, der Profeſſor Morus zu Hülfe, ein ungemein ſanfter und freundlicher Mann, den ich an dem Tiſche des Hofraths Ludwig kennen lernte und der mich ſehr gefällig aufnahm, wenn ich mir die Freyheit ausbat, ihn zu beſuchen. Indem ich mich nun bey ihm um das Alterthum erkundigte, ſo verbarg ich ihm nicht, was mich unter den Neuern ergetzte: da er denn mit mehr Ruhe als Madame Böhme, was aber noch ſchlimmer war, mit mehr Gründlichkeit über ſolche Dinge ſprach und mir, Anfangs zum größten Verdruß, nachher aber doch zum Erſtaunen und zuletzt zur Erbauung die Augen öffnete.

Hiezu kamen noch die Jeremiaden, mit denen uns Gellert in ſeinem Practicum von

Pedro.

Himmel erbarme
Tröſte das Herz!

(Man hört Schlüſſel raſſeln.)

Sebaſtian, der Kerkermeiſter.

Kerkermeiſter.

Seht ob hier euer Mann iſt? Sonſt hab ich drüben noch ein Paar!

Sebaſtian.

Pedro!

Pedro ihn umhalſend.

Mein Freund!

Sebaſtian.

Was iſt das? Und dein Geſelle?

Claudine.

Erde verbirg mich!

Sebaſtian.

Bin ich behext? Claudine?

der Poeſie abzumahnen pflegte. Er wünſchte nur proſaiſche Aufſätze und beurtheilte auch dieſe immer zuerſt. Die Verſe behandelte er nur als eine traurige Zugabe, und was das Schlimmſte war, ſelbſt meine Proſe fand wenig Gnade vor ſeinen Augen: denn ich pflegte, nach meiner alten Weiſe, immer einen kleinen Roman zum Grunde zu legen, den ich in Briefen auszuführen liebte. Die Gegenſtände waren leidenſchaftlich, der Styl ging über die gewöhnliche Proſe hinaus, und der Inhalt mochte freylich nicht ſehr für eine tiefe Menſchenkenntniß des Verfaſſers zeugen; und ſo war ich denn von unſerem Lehrer ſehr wenig begünſtigt, ob er gleich meine Arbeiten, ſo gut als die der Andern, genau durchſah, mit rother Dinte corrigirte und hie und da eine ſittliche Anmerkung hinzufügte. Mehrere Blätter dieſer Art, welche ich lange Zeit mit Vergnügen bewahrte, ſind leider endlich auch im Lauf der Jahre aus meinen Papieren verſchwunden.

Wenn ältere Perſonen recht pädagogiſch verfahren wollten, ſo ſollten ſie einem jungen Manne etwas, was ihm Freude macht, es ſey von welcher Art es wolle, weder verbieten noch verleiden, wenn ſie nicht zu gleicher Zeit ihm etwas Anderes dafür einzuſetzen hätten, oder unterzuſchieben wüßten. Jedermann proteſtirte gegen meine Liebhabereyen und Neigungen, und das was man mir dagegen anpries, lag theils ſo weit von mir ab, daß ich ſeine Vorzüge nicht erkennen konnte, oder es ſtand mir ſo nah, daß ich es eben nicht für beſſer hielt als das Geſcholtene. Ich kam darüber durchaus in Verwirrung, und hatte mir aus einer Vorleſung Erneſti's über Cicero's Orator das Beſte verſprochen; ich lernte wohl auch etwas in dieſem Collegium, jedoch über das, woran mir eigentlich gelegen war, wurde ich nicht aufgeklärt. Ich forderte einen Maßſtab des Urtheils, und glaubte gewahr zu werden, daß ihn gar Niemand beſitze: denn keiner war mit dem Andern einig.

ſelbſt wenn ſie Beyſpiele vorbrachten; und wo ſollten wir ein Urtheil hernehmen, wenn man einem Manne wie Wieland ſo manches Tadelhafte in ſeinen liebenswürdigen, uns Jüngere völlig einnehmenden Schriften aufzuzählen wußte.

In ſolcher vielfachen Zerſtreuung, ja Zerſtückelung meines Weſens und meiner Studien traf ſich's, daß ich bey Hofrath Ludwig den Mittagstiſch hatte. Er war Medicus, Botaniker, und die Geſellſchaft beſtand, außer Morus, in lauter angehenden oder der Vollendung näheren Aerzten. Ich hörte nun in dieſen Stunden gar kein ander Geſpräch als von Medicin oder Naturhiſtorie, und meine Einbildungskraft wurde in ein ganz ander Feld hinüber gezogen. Die Namen Haller, Linné, Büffon hörte ich mit großer Verehrung nennen, und wenn auch manchmal wegen Irrthümer, in die ſie gefallen ſeyn ſollten, ein Streit entſtand; ſo kam doch zu-

letzt, dem anerkannten Uebermaß ihrer Verdienste zu Ehren, alles wieder ins Gleiche. Die Gegenstände waren unterhaltend und bedeutend, und spannten meine Aufmerksamkeit. Viele Benennungen und eine weitläuftige Terminologie wurden mir nach und nach bekannt, die ich um so lieber auffaßte, weil ich mich fürchtete einen Reim niederzuschreiben, wenn er sich mir auch noch so freywillig darbot, oder ein Gedicht zu lesen, indem mir bange war, es möchte mir gegenwärtig gefallen und ich müsse es denn doch, wie so manches Andere, vielleicht nächstens für schlecht erklären.

Diese Geschmacks- und Urtheilsungewißheit beunruhigte mich täglich mehr, so daß ich zuletzt in Verzweiflung gerieth. Ich hatte von meinen Jugendarbeiten was ich für das Beste hielt, mitgenommen, theils weil ich mir denn doch einige Ehre dadurch zu verschaffen hoffte, theils um meine Fortschritte desto sicherer prüfen zu können; aber ich

befand mich in dem ſchlimmen Falle, in den man geſetzt iſt, wenn eine vollkommene Sinnesänderung verlangt wird, eine Entſagung alles deſſen, was man bisher geliebt und für gut befunden hat. Nach einiger Zeit und nach manchem Kampfe warf ich jedoch eine ſo große Verachtung auf meine begonnenen und geendigten Arbeiten, daß ich eines Tags Poeſie und Proſe, Plane, Skizzen und Entwürfe ſämmtlich zugleich auf dem Küchenheerd verbrannte, und durch den das ganze Haus erfüllenden Rauchqualm unſre gute alte Wirthinn in nicht geringe Furcht und Angſt verſetzte.

Siebentes Buch.

Ueber den Zuſtand der deutſchen Litteratur jener Zeit iſt ſo Vieles und Ausreichendes geſchrieben worden, daß wohl Jedermann, der einigen Antheil hieran nimmt, vollkommen unterrichtet ſeyn kann; wie denn auch das Urtheil darüber wohl ziemlich übereinſtimmen dürfte, und was ich gegenwärtig ſtück- und ſprungweiſe davon zu ſagen gedenke, iſt nicht ſowohl wie ſie an und für ſich beſchaffen ſeyn mochte, als vielmehr wie ſie ſich zu mir verhielt. Ich will deshalb zuerſt von ſolchen Dingen ſprechen, durch welche das Publicum beſonders aufgeregt wird, von den beyden Erbfeinden alles behaglichen Lebens und aller heiteren, ſelbſtgenügſamen, lebendigen Dichtkunſt; von der Satyre und der Kritik.

In ruhigen Zeiten will Jeder nach ſeiner Weiſe leben, der Bürger ſein Gewerb, ſein Geſchäft treiben und ſich nachher vergnügen: ſo mag auch der Schriftſteller gern etwas verfaſſen, ſeine Arbeiten bekannt machen, und wo nicht Lohn doch Lob dafür hoffen, weil er glaubt, etwas Gutes und Nützliches gethan zu haben. In dieſer Ruhe wird der Bürger durch den Satyriker, der Autor durch den Kritiker geſtört, und ſo die friedliche Geſellſchaft in eine unangenehme Bewegung geſetzt.

Die litterariſche Epoche, in der ich geboren bin, entwickelte ſich aus der vorhergehenden durch Widerſpruch. Deutſchland, ſo lange von auswärtigen Völkern überſchwemmt, von andern Nationen durchdrungen, in gelehrten und diplomatiſchen Verhandlungen an fremde Sprachen gewieſen, konnte ſeine eigne unmöglich ausbilden. Es drangen ſich ihr, zu ſo manchen neuen Begriffen, auch unzäh-

lige fremde Worte nöthiger und unnöthiger Weiſe mit auf, und auch für ſchon bekannte Gegenſtände ward man veranlaßt, ſich ausländiſcher Ausdrücke und Wendungen zu bedienen. Der Deutſche, ſeit beynahe zwey Jahrhunderten, in einem unglücklichen, tumultuariſchen Zuſtande verwildert, begab ſich bey den Franzoſen in die Schule, um lebensartig zu werden, und bey den Römern, um ſich würdig auszudrücken. Dieß ſollte aber auch in der Mutterſprache geſchehen; da denn die unmittelbare Anwendung jener Idiome und deren Halbverdeutſchung ſowohl den Welt- als Geſchäftsſtyl lächerlich machte. Ueberdieß faßte man die Gleichnißreden der ſüdlichen Sprachen unmäßig auf und bediente ſich derſelben höchſt übertrieben. Eben ſo zog man den vornehmen Anſtand der fürſtengleichen römiſchen Bürger auf deutſche kleinſtädtiſche Gelehrten-Verhältniſſe herüber, und war eben nirgends, am wenigſten bey ſich zu Hauſe.

Claudine.

Weh mir!

Pedro.

Beſter Engel!

Sebaſtian.

Du ſiehſt ſo bleich! Claudine, biſt dus? — Claudine —

Claudine.

Ueberlaſſen Sie mich meinem Elend! Ich will des Tages Licht, will euch alle nicht wiederſehn.

Sebaſtian.

Nur ein Wort; nur ein geſcheut Wort, Pedro! Wie kommt ihr daher? Mir ſchwimmt alles im Kopfe.

Pedro.

Ich hatte eine kleine Renkontre, ward in dem Arm verwundt und hierher gebracht. Gegen Tag gings; ich lag in der Herberge auf einem Bette und ſchlummerte; da hört ich Claudinens Stimme, hörte ſie

Wie aber ſchon in dieſer Epoche genialiſche Werke entſprangen, ſo regte ſich auch hier der deutſche Frey- und Frohſinn. Dieſer, begleitet von einem aufrichtigen Ernſte, drang darauf, daß rein und natürlich, ohne Einmiſchung fremder Worte, und wie es der gemeine, verſtändliche Sinn gab, geſchrieben würde. Durch dieſe löblichen Bemühungen ward jedoch der vaterländiſchen breiten Plattheit Thür und Thor geöffnet, ja der Damm durchſtochen, durch welchen das groſſe Gewäſſer zunächſt eindringen ſollte. Indeſſen hielt ein ſteifer Pedantismus in allen vier Facultäten lange Stand, bis er ſich endlich viel ſpäter aus einer in die andere flüchtete.

Gute Köpfe, freyaufblickende Naturkinder hatten daher zwey Gegenſtände, an denen ſie ſich üben, gegen die ſie wirken und, da die Sache von keiner großen Bedeutung war, ihren Muthwillen auslaſſen konnten; dieſe waren eine durch fremde Worte, Wortbildun-

gen und Wendungen verunzierte Sprache, und sodann die Werthlosigkeit solcher Schriften, die sich von jenem Fehler frey zu erhalten besorgt waren; wobey Niemanden einfiel, daß, indem man ein Uebel bekämpfte, das andere zu Hülfe gerufen ward.

Liskow, ein junger kühner Mensch, wagte zuerst einen seichten, albernen Schriftsteller persönlich anzufallen, dessen ungeschicktes Benehmen ihm bald Gelegenheit gab heftiger zu verfahren. Er griff sodann weiter um sich und richtete seinen Spott immer gegen bestimmte Personen und Gegenstände, die er verachtete und verächtlich zu machen suchte, ja mit leidenschaftlichem Haß verfolgte. Allein seine Laufbahn war kurz; er starb gar bald, verschollen als ein unruhiger, unregelmäßiger Jüngling. In dem was er gethan, ob er gleich wenig geleistet, mochte seinen Landsleuten das Talent, der Character schätzenswerth vorkommen: wie denn die Deutschen

immer gegen frühabgeſchiedene, gutesverſprechende Talente eine beſondere Frömmigkeit bewieſen haben; genug, uns ward Liskow ſehr früh als ein vorzüglicher Satyriker, der ſogar den Rang vor dem allgemein beliebten Rabener verlangen könnte, geprieſen und anempfohlen. Hierbey ſahen wir uns freylich nicht gefördert: denn wir konnten in ſeinen Schriften weiter nichts erkennen, als daß er das Alberne albern gefunden habe, welches uns eine ganz natürliche Sache ſchien.

Rabener, wohl erzogen, unter gutem Schulunterricht aufgewachſen, von heiterer und keineswegs leidenſchaftlicher oder gehäſſiger Natur, ergriff die allgemeine Satyre. Sein Tadel der ſogenannten Laſter und Thorheiten entſpringt aus reinen Anſichten des ruhigen Menſchenverſtandes und aus einem beſtimmten ſittlichen Begriff, wie die Welt ſeyn ſollte. Die Rüge der Fehler und Mängel iſt harmlos und heiter; und damit ſelbſt.

die geringe Kühnheit seiner Schriften entschuldigt werde, so wird vorausgesetzt, daß die Besserung der Thoren durchs Lächerliche kein fruchtloses Unternehmen sey.

Rabeners Persönlichkeit wird nicht leicht wieder erscheinen. Als tüchtiger, genauer Geschäftsmann thut er seine Pflicht, und erwirbt sich dadurch die gute Meynung seiner Mitbürger und das Vertrauen seiner Oberen; nebenher überläßt er sich zur Erholung einer heiteren Nichtachtung alles dessen, was ihn zunächst umgiebt. Pedantische Gelehrte, eitle Jünglinge, jede Art von Beschränktheit und Dünkel bescherzt er mehr als daß er sie bespottete, und selbst sein Spott drückt keine Verachtung aus. Eben so spaßt er über seinen eignen Zustand, über sein Unglück, sein Leben und seinen Tod.

Die Art, wie dieser Schriftsteller seine Gegenstände behandelt, hat wenig Aesthetisches

In den äußeren Formen iſt er zwar mannigfaltig genug, aber durchaus bedient er ſich der directen Ironie zu viel, daß er nämlich das Tadelnswürdige lobt und das Lobenswürdige tadelt, welches redneriſche Mittel nur höchſt ſelten angewendet werden ſollte: denn auf die Dauer fällt es einſichtigen Menſchen verdrießlich, die ſchwachen macht es irre, und behagt freylich der großen Mittelclaſſe, welche, ohne beſondern Geiſtesaufwand, ſich klüger dünken kann als Andere. Was er aber und wie er es auch vorbringt zeugt von ſeiner Rechtlichkeit, Heiterkeit und Gleichmüthigkeit, wodurch wir uns immer eingenommen fühlen; der unbegrenzte Beyfall ſeiner Zeit war eine Folge ſolcher ſittlichen Vorzüge.

Daß man zu ſeinen allgemeinen Schilderungen Muſterbilder ſuchte und fand, war natürlich, daß Einzelne ſich über ihn beſchwerten, folgte daraus; ſeine allzulangen Vertheidigungen, daß ſeine Satyre keine perſönliche

ſey, zeugen von dem Verdruß, den man ihm erregt hat. Einige ſeiner Briefe ſetzen ihm als Menſchen und Schriftſteller den Kranz auf. Das vertrauliche Schreiben, worin er die Dresdner Belagerung ſchildert, wie er ſein Haus, ſeine Habſeligkeiten, ſeine Schriften und Perücken verliert, ohne auch im mindeſten ſeinen Gleichmuth erſchüttert, ſeine Heiterkeit getrübt zu ſehen, iſt höchſt ſchätzenswerth, ob ihm gleich ſeine Zeit- und Stadtgenoſſen dieſe glückliche Gemüthsart nicht verzeihen konnten. Der Brief, wo er von der Abnahme ſeiner Kräfte, von ſeinem nahen Tode ſpricht, iſt äußerſt reſpectabel, und Rabener verdient, von allen heiteren, verſtändigen, in die irdiſchen Ereigniſſe froh ergebenen Menſchen als Heiliger verehrt zu werden.

Ungern reiße ich mich von ihm los, nur das bemerke ich noch: ſeine Satyre bezieht ſich durchaus auf den Mittelſtand; er läßt

hie und da vermerken, daß er die höheren auch wohl kenne, es aber nicht für räthlich halte sie zu berühren. Man kann sagen, daß er keinen Nachfolger gehabt, daß sich Niemand gefunden, der sich ihm gleich oder ähnlich hätte halten dürfen.

Nun zur Kritik! und zwar vorerst zu den theoretischen Versuchen. Wir holen nicht zu weit aus, wenn wir sagen, daß damals das Ideelle sich aus der Welt in die Religion geflüchtet hatte, ja sogar in der Sittenlehre kaum zum Vorschein kam; von einem höchsten Princip der Kunst hatte Niemand eine Ahndung. Man gab uns Gottscheds kritische Dichtkunst in die Hände; sie war brauchbar und belehrend genug: denn sie überlieferte von allen Dichtungsarten eine historische Kenntniß, so wie vom Rhythmus und den verschiedenen Bewegungen desselben; das poetische Genie ward vorausgesetzt! Uebrigens aber sollte der Dichter Kenntnisse ha-

hen, ja gelehrt ſeyn, er ſollte Geſchmack beſitzen, und was dergleichen mehr war. Man wies uns zuletzt auf Horazens Dichtkunſt, wir ſtaunten einzelne Goldſprüche dieſes unſchätzbaren Werks mit Ehrfurcht an, wußten aber nicht im geringſten, was wir mit dem Ganzen machen, noch wie wir es nutzen ſollten.

Die Schweizer traten auf als Gottſcheds Antagoniſten; ſie mußten doch alſo etwas Anderes thun, etwas Beſſeres leiſten wollen: ſo hörten wir denn auch, daß ſie wirklich vorzüglicher ſeyen. Breitingers kritiſche Dichtkunſt ward vorgenommen. Hier gelangten wir nun in ein weiteres Feld, eigentlich aber nur in einen größeren Irrgarten, der deſto ermüdender war, als ein tüchtiger Mann, dem wir vertrauten, uns darin herumtrieb. Eine kurze Ueberſicht rechtfertige dieſe Worte.

Für die Dichtkunſt an und für ſich hatte man keinen Grundſatz finden können; ſie war zu geiſtig und flüchtig. Die Malerey, eine Kunſt, die man mit den Augen feſthalten, der man mit den äußeren Sinnen Schritt vor Schritt nachgehen konnte, ſchien zu ſolchem Ende günſtiger; Engländer und Franzoſen hatten ſchon über bildende Kunſt theoretiſirt, und man glaubte nun durch ein Gleichniß von daher die Poeſie zu begründen. Jene ſtellte Bilder vor die Augen, dieſe vor die Phantaſie; die poetiſchen Bilder alſo waren das Erſte, was in Betrachtung gezogen wurde. Man fing von den Gleichniſſen an, Beſchreibungen folgten, und was nur immer den äußeren Sinnen darſtellbar geweſen wäre, kam zur Sprache.

Bilder alſo! Wo ſollte man nun aber dieſe Bilder anders hernehmen als aus der Natur? Der Maler ahmte die Natur offenbar nach; warum der Dichter nicht auch?

Aber die Natur, wie sie vor uns liegt, kann doch nicht nachgeahmt werden: sie enthält so vieles Unbedeutende, Unwürdige, man muß also wählen; was bestimmt aber die Wahl? man muß das Bedeutende aufsuchen; was ist aber bedeutend?

Hierauf zu antworten mögen sich die Schweizer lange bedacht haben: denn sie kommen auf einen zwar wunderlichen, doch artigen, ja lustigen Einfall, indem sie sagen, am bedeutendsten sey immer das Neue; und nachdem sie dieß eine Weile überlegt haben, so finden sie, das Wunderbare sey immer neuer als alles Andere.

Nun hatten sie die poetischen Erfordernisse ziemlich beysammen; allein es kam noch zu bedenken, daß ein Wunderbares auch leer seyn könne und ohne Bezug auf den Menschen. Ein solcher nothwendig geforderter Bezug müsse aber moralisch seyn, woraus

denn offenbar die Besserung des Menschen folge, und so habe ein Gedicht das letzte Ziel erreicht, wenn es, außer allem anderen Geleisteten, noch nützlich werde. Nach diesen sämmtlichen Erfordernissen wollte man nun die verschiedenen Dichtungsarten prüfen, und diejenige, welche die Natur nachahmte, sodann wunderbar und zugleich auch von sittlichem Zweck und Nutzen sey, sollte für die erste und oberste gelten. Und nach vieler Ueberlegung ward endlich dieser große Vorrang, mit höchster Ueberzeugung, der Aesopischen Fabel zugeschrieben.

So wunderlich uns jetzt eine solche Ableitung vorkommen mag; so hatte sich doch auf die besten Köpfe den entschiedensten Einfluß. Daß Gellert und nachher Lichtwer sich diesem Fache widmeten, daß selbst Lessing darin zu arbeiten versuchte, daß so viele Andere ihr Talent dahin wendeten, spricht für das Zutrauen, welches sich diese Gattung er-

worden hatte. Theorie und Praxis wirken immer auf einander; aus den Werken kann man sehen, wie es die Menschen meynen, und aus den Meynungen voraussagen, was sie thun werden.

Doch wir dürfen unsere Schweizertheorie nicht verlassen, ohne daß ihr von uns auch Gerechtigkeit widerfahre. Bodmer, soviel er sich auch bemüht, ist theoretisch und practisch zeitlebens ein Kind geblieben. Breitinger war ein tüchtiger, gelehrter, einsichtsvoller Mann, dem, als er sich recht umsah, die sämmtlichen Erfordernisse einer Dichtung nicht entgingen, ja es läßt sich nachweisen, daß er die Mängel seiner Methode dunkel fühlen mochte. Merkwürdig ist z. B. seine Frage: ob ein gewisses beschreibendes Gedicht von König auf das Lustlager Augusti's des zweyten wirklich ein Gedicht sey? so wie die Beantwortung derselben guten Sinn zeigt. Zu seiner völligen Rechtfertigung aber mag dienen,

daß er, von einem falſchen Puncte ausgehend, nach beynahe ſchon durchlaufenem Kreiſe, doch noch auf die Hauptſache ſtößt, und die Darſtellung der Sitten, Charactere, Leidenſchaften, kurz, des inneren Menſchen, auf den die Dichtkunſt doch wohl vorzüglich angewieſen iſt, am Ende ſeines Buchs gleichſam als Zugabe anzurathen ſich genöthigt findet.

In welche Verwirrung junge Geiſter durch ſolche ausgerenkte Maximen, halb verſtandene Geſetze und zerſplitterte Lehren ſich verſetzt fühlten, läßt ſich wohl denken. Man hielt ſich an Beyſpiele, und war auch da nicht gebeſſert; die ausländiſchen ſtanden zu weit ab, ſo ſehr wie die alten, und aus den beſten inländiſchen blickte jedesmal eine entſchiedene Individualität hervor, deren Tugenden man ſich nicht anmaßen konnte und in deren Fehler zu fallen man fürchten mußte. Für den,

der etwas Productives in ſich fühlte, war es ein verzweiflungsvoller Zuſtand.

Betrachtet man genau, was der deutſchen Poeſie fehlte, ſo war es ein Gehalt, und zwar ein nationeller; an Talenten war niemals Mangel. Hier gedenken wir nur Günthers, der ein Poet im vollen Sinne des Worts genannt werden darf. Ein entſchiedenes Talent, begabt mit Sinnlichkeit, Einbildungskraft, Gedächtniß, Gabe des Faſſens und Vergegenwärtigens, fruchtbar im höchſten Grade, rhythmiſchbequem, geiſtreich, witzig und dabey vielfach unterrichtet; genug er beſaß alles, was dazu gehört, im Leben ein zweytes Leben durch Poeſie hervorzubringen, und zwar in dem gemeinen wirklichen Leben. Wir bewundern ſeine große Leichtigkeit, in Gelegenheitsgedichten alle Zuſtände durchs Gefühl zu erhöhen und mit paſſenden Geſinnungen, Bildern, hiſtoriſchen und fabelhaften Ueberlieferungen zu ſchmücken. Das Rohe

und Wilde daran gehört ſeiner Zeit, ſeiner Lebensweiſe und beſonders ſeinem Character oder, wenn man will, ſeiner Characterloſigkeit. Er wußte ſich nicht zu zähmen, und ſo zerrann ihm ſein Leben wie ſein Dichten.

Durch ein unfertiges Betragen hatte ſich Günther das Glück verſcherzt, an dem Hofe Auguſt's des zweyten angeſtellt zu werden, wo man, zu allem übrigen Prunk, ſich auch nach einem Hofpoeten umſah, der den Feſtlichkeiten Schwung und Zierde geben und eine vorübergehende Pracht verewigen könnte. Von König war geſitteter und glücklicher, er bekleidete dieſe Stelle mit Würde und Beyfall.

In allen ſouverainen Staaten kommt der Gehalt für die Dichtkunſt von oben herunter, und vielleicht war das Luſtlager bey Mühlberg der erſte würdige, wo nicht nationelle, doch provinzielle Gegenſtand, der vor einem Dichter auftrat. Zwey Könige, die ſich in

Gegenwart eines großen Heers begrüßen, ihr sämmtlicher Hof- und Kriegsstaat um sie her, wohlgehaltene Truppen, ein Scheinkrieg, Feste aller Art; Beschäftigung genug für den äußeren Sinn und überfließender Stoff für schildernde und beschreibende Poesie.

Freylich hatte dieser Gegenstand einen inneren Mangel; eben daß es nur Prunk und Schein war, aus dem keine That hervortreten konnte. Niemand, außer den Ersten, machte sich bemerkbar, und wenn es ja geschehen wäre, durfte der Dichter den Einen nicht hervorheben, um Andere nicht zu verletzen. Er mußte den Hof- und Staatscalender zu Rathe ziehen, und die Zeichnung der Personen lief daher ziemlich trocken ab; ja schon die Zeitgenossen machten ihm den Vorwurf, er habe die Pferde besser geschildert als die Menschen. Sollte dieß aber nicht gerade zu seinem Lobe gereichen? daß er seine Kunst gleich da bewies, wo sich ein Gegenstand für dieselbe

darbot. Auch ſcheint die Hauptſchwierigkeit ſich ihm bald offenbart zu haben: denn das Gedicht hat ſich nicht über den erſten Geſang hinaus erſtreckt.

Unter ſolchen Studien und Betrachtungen überraſchte mich ein unvermuthetes Ereigniß und vereitelte das löbliche Vorhaben, unſere neuere Litteratur von vorne herein kennen zu lernen. Mein Landsmann Johann Georg Schloſſer hatte, nachdem er ſeine academiſchen Jahre mit Fleiß und Anſtrengung zugebracht, ſich zwar in Frankfurt am Main auf den gewöhnlichen Weg der Advocatur begeben; allein ſein ſtrebender und das Allgemeine ſuchender Geiſt konnte ſich aus mancherley Urſachen in dieſe Verhältniſſe nicht finden. Er nahm eine Stelle als Geheimſecretair bey dem Herzog Ludwig von Würtemberg, der ſich in Treptow aufhielt, ohne Bedenken an: denn der Fürſt war unter denjenigen Großen genannt, die

auf eine edle und ſelbſtändige Weiſe ſich, die Ihrigen und das Ganze aufzuklären, zu beſſern und zu höheren Zwecken zu vereinigen gedachten. Dieſer Fürſt Ludwig iſt es, welcher, um ſich wegen der Kinderzucht Raths zu erholen, an Rouſſeau geſchrieben hatte, deſſen bekannte Antwort mit der bedenklichen Phraſe anfängt: Si j'avois le malheur d'être né prince. —

Den Geſchäften des Fürſten nicht allein, ſondern auch der Erziehung ſeiner Kinder ſollte nun Schloſſer wo nicht vorſtehen, doch mit Rath und That willig zu Handen ſeyn. Dieſer junge, edle, den beſten Willen hegende Mann, der ſich einer vollkommenen Reinigkeit der Sitten befliß, hätte durch eine gewiſſe trockene Strenge die Menſchen leicht von ſich entfernt, wenn nicht eine ſchöne und ſeltene litterariſche Bildung, ſeine Sprachkenntniſſe, ſeine Fertigkeit ſich ſchriftlich, ſowohl in Verſen als in Proſa, auszudrücken,

Jedermann angezogen und das Leben mit ihm erleichtert hätte. Daß dieſer durch Leipzig kommen würde war mir angekündigt, und ich erwartete ihn mit Sehnſucht. Er kam und trat in einem kleinen Gaſt- oder Weinhauſe ab, das im Brühl lag und deſſen Wirth Schönkopf hieß. Dieſer hatte eine Frankfurterinn zur Frau, und ob er gleich die übrige Zeit des Jahres wenig Perſonen bewirthete, und in das kleine Haus keine Gäſte aufnehmen konnte; ſo war er doch Meſſenzeits von vielen Frankfurtern beſucht, welche dort zu ſpeiſen und im Nothfall auch wohl Quartier zu nehmen pflegten. Dorthin eilte ich, um Schloſſern aufzuſuchen, als er mir ſeine Ankunft melden ließ. Ich erinnerte mich kaum, ihn früher geſehen zu haben, und fand einen jungen, wohlgebauten Mann, mit einem runden zuſammengefaßten Geſicht, ohne daß die Züge deshalb ſtumpf geweſen wären. Die Form ſeiner gerundeten Stirn, zwiſchen ſchwarzen Augenbrauen und Locken,

deutete auf Ernſt, Strenge und vielleicht Eigenſinn. Er war gewiſſermaßen das Gegentheil von mir, und eben dieß begründete wohl unſere dauerhafte Freundſchaft. Ich hatte die größte Achtung für ſeine Talente um ſo mehr, als ich gar wohl bemerkte, daß er mir in der Sicherheit deſſen, was er that und leiſtete, durchaus überlegen war. Die Achtung und das Zutrauen, das ich ihm bewies, beſtätigten ſeine Neigung, und vermehrten die Nachſicht, die er mit meinem lebhaften, fahrigen und immer regſamen Weſen, im Gegenſatz mit dem ſeinigen, haben mußte. Er ſtudirte die Engländer fleißig, Pope war, wo nicht ſein Muſter, doch ſein Augenmerk, und er hatte, im Widerſtreit mit dem Verſuch über den Menſchen jenes Schriftſtellers, ein Gedicht in gleicher Form und Silbenmaß geſchrieben, welches der chriſtlichen Religion über jenen Deismus den Triumph verſchaffen ſollte. Aus dem großen Vorrath von Papieren, die er bey ſich führ-

Sebaſtian.

Es muß ein Irrthum ſeyn!

Pedro.

Der mich verwundete; der Claudinen drohte! — Es iſt einer und der!

Sebaſtian.

Wir wollen ſehen. (ruft) Kerkermeiſter!

Kerkermeiſter.

Gnädiger Herr!

Sebaſtian.

Du ſagteſt noch von zweien, bring ſie her!

Kerkermeiſter.

Gleich Senor!

Pedro.

O wenn ers wäre!

Sebaſtian.

Er hat dich verwundet, ſagteſt du?

Pedro.

te, ließ er mir ſodann poetiſche und proſaiſche Aufſätze in allen Sprachen ſehen, die, indem ſie mich zur Nachahmung aufriefen, mich abermals unendlich beunruhigten. Doch wußte ich mir durch Thätigkeit ſogleich zu helfen. Ich ſchrieb an ihn gerichtete deutſche, franzöſiſche, engliſche, italieniſche Gedichte, wozu ich den Stoff aus unſeren Unterhaltungen nahm, welche durchaus bedeutend und unterrichtend waren.

Schloſſer wollte nicht Leipzig verlaſſen, ohne die Männer, welche Namen hatten, von Angeſicht zu Angeſicht geſehen zu haben. Ich führte ihn gern zu denen mir bekannten, die von mir noch nicht beſuchten lernte ich auf dieſe Weiſe ehrenvoll kennen, weil er, als ein unterrichteter, ſchon characteriſirter Mann mit Auszeichnung empfangen wurde und den Aufwand des Geſprächs recht gut zu beſtreiten wußte. Unſern Beſuch bey Gottſched darf ich nicht übergehen, indem die

Sinnes- und Sittenweiſe dieſes Mannes daraus hervortritt. Er wohnte ſehr anſtändig in dem erſten Stock des goldenen Bären, wo ihm der ältere Breitkopf, wegen des großen Vortheils, den die Gottſchediſchen Schriften, Ueberſetzungen und ſonſtigen Aſſiſtenzen der Handlung gebracht, eine lebenslängliche Wohnung zugeſagt hatte.

Wir ließen uns melden. Der Bediente führte uns in ein großes Zimmer, indem er ſagte, der Herr werde gleich kommen. Ob wir nun eine Gebärde, die er machte, nicht recht verſtanden, wüßte ich nicht zu ſagen: genug wir glaubten, er habe uns in das anſtoßende Zimmer gewieſen. Wir traten hinein zu einer ſonderbaren Scene: denn in dem Augenblick trat Gottſched, der große breite rieſenhafte Mann, in einem gründamaſtnen, mit rothem Taffet gefütterten Schlafrock zur entgegengeſetzten Thüre herein; aber ſein ungeheures Haupt war kahl und ohne Bede-

dung. Dafür ſollte jedoch ſogleich geſorgt ſeyn: denn der Bediente ſprang mit einer großen Allongeperücke auf der Hand (die Locken fielen bis an den Ellenbogen) zu einer Seitenthüre herein und reichte den Hauptſchmuck ſeinem Herrn mit erſchrockner Gebärde. Gottſched, ohne den mindeſten Verdruß zu äußern, hob mit der linken Hand die Perücke von dem Arme des Dieners, und indem er ſie ſehr geſchickt auf den Kopf ſchwang, gab er mit ſeiner rechten Tatze dem armen Menſchen eine Ohrfeige, ſo daß dieſer, wie es im Luſtſpiel zu geſchehen pflegt, ſich zur Thüre hinaus wirbelte, worauf der anſehnliche Altvater uns ganz gravitätiſch zu ſitzen nöthigte und einen ziemlich langen Discours mit gutem Anſtand durchführte.

So lange Schloſſer in Leipzig blieb ſpeiſte ich täglich mit ihm, und lernte eine ſehr angenehme Tiſchgeſellſchaft kennen. Einige Liefländer und der Sohn des Oberhofpredi-

gers Herrmann in Dresden, nachheriger Burgemeiſter zu Leipzig, und ihre Hofmeiſter, Hofrath Pfeil, Verfaſſer des Grafen von P., eines Pendants zu Gellerts ſchwediſcher Gräfinn, Zachariä, ein Bruder des Dichters, und Krebel, Redacteur geographiſcher und genealogiſcher Handbücher, waren geſittete, heitre und freundliche Menſchen. Zachariä der ſtillſte, Pfeil ein feiner, beynahe etwas Diplomatiſches an ſich habender Mann, doch ohne Ziererey und mit groſſer Gutmüthigkeit, Krebel ein wahrer Fallſtaff, groß, wohlbeleibt, blond, vorliegende, heitere, himmelhelle Augen, immer froh und guter Dinge. Dieſe Perſonen begegneten mir ſämmtlich, theils wegen Schloſſers, theils auch wegen meiner eignen offnen Gutmüthigkeit und Zuthätigkeit, auf das allerartigſte, und es brauchte kein groſſes Zureden, künftig mit ihnen den Tiſch zu theilen. Ich blieb wirklich nach Schloſſers Abreiſe bey ihnen, gab den Ludwigiſchen Tiſch auf, und befand

mich in dieſer geſchloſſenen Geſellſchaft um ſo wohler, als mir die Tochter vom Hauſe, ein gar hübſches, nettes Mädchen, ſehr wohl gefiel, und mir Gelegenheit ward freundliche Blicke zu wechſeln, ein Behagen, das ich ſeit dem Unfall mit Gretchen weder geſucht noch zufällig gefunden hatte. Die Stunden des Mittageſſens brachte ich mit meinen Freunden heiter und nützlich zu. Krebel hatte mich wirklich lieb und wußte mich mit Maßen zu necken und anzuregen; Pfeil hingegen bewies mir eine ernſte Neigung, indem er mein Urtheil über manches zu leiten und zu beſtimmen ſuchte.

Bey dieſem Umgange wurde ich durch Geſpräche, durch Beyſpiele und durch eignes Nachdenken gewahr, daß der erſte Schritt, um aus der wäßrigen, weitſchweifigen, nullen Epoche ſich herauszuretten, nur durch Beſtimmtheit, Präciſion und Kürze gethan werden könne. Bey dem bisherigen Styl

konnte man das Gemeine nicht vom Beſſeren unterſcheiden, weil alles unter einander ins Flache gezogen wird. Schon hatten Schriftſteller dieſem breiten Unheil zu entgehen geſucht, und es gelang ihnen mehr oder weniger. Haller und Rammler waren von Natur zum Gedrängten geneigt; Leſſing und Wieland ſind durch Reflexion dazu geführt worden. Der erſte wurde nach und nach ganz epigrammatiſch in ſeinen Gedichten, knapp in der Minna, laconiſch in Emilia Gallotti, ſpäter kehrte er erſt zu einer heiteren Naivetät zurück, die ihn ſo wohl kleidet im Nathan. Wieland, der noch im Agathon, Don Sylvio, den Comiſchen Erzählungen mit unter prolix geweſen war, wird in Muſarion und Idris auf eine wunderſame Weiſe gefaßt und genau, mit großer Anmuth. Klopſtock, in den erſten Geſängen der Meſſiade, iſt nicht ohne Weitſchweifigkeit; in den Oden und anderen kleinen Gedichten erſcheint er gedrängt,

ſo auch in ſeinen Tragödien. Durch ſeinen Wettſtreit mit den Alten, beſonders dem Tacitus, ſieht er ſich immer mehr ins Enge genöthigt, wodurch er zuletzt unverſtändlich und ungenießbar wird. Gerſtenberg, ein ſchönes aber bizarres Talent, nimmt ſich auch zuſammen, ſein Verdienſt wird geſchätzt, macht aber im Ganzen wenig Freude. Gleim, weitſchweifig, behaglich von Natur, wird kaum Einmal concis in den Kriegsliedern. Rammler iſt eigentlich mehr Kritiker als Poet. Er fängt an was Deutſche im Lyriſchen geleiſtet, zu ſammeln. Nun findet er, daß ihm kaum Ein Gedicht völlig genug thut; er muß auslaſſen, redigiren, verändern, damit die Dinge nur einige Geſtalt bekommen. Hierdurch macht er ſich faſt ſo viel Feinde als es Dichter und Liebhaber giebt; da ſich jeder eigentlich nur an ſeinen Mängeln wieder erkennt, und das Publicum ſich eher für ein fehlerhaftes Individuelle intereſſirt, als für das, was nach einer allgemeinen Ge-

ſchmacksregel hervorgebracht oder verbeſſert wird. Die Rhythmik lag damals noch in der Wiege, und Niemand wußte ein Mittel ihre Kindheit zu verkürzen. Die poetiſche Proſa nahm überhand. Geßner und Klopſtock erregten manche Nachahmer; andere wieder forderten doch ein Sylbenmaß und überſetzten dieſe Proſe in faßliche Rhythmen. Aber auch dieſe machten es Niemand zu Dank: denn ſie mußten auslaſſen und zuſetzen, und das proſaiſche Original galt immer für das Beſſere. Jemehr aber bey allem dieſem das Gedrungene geſucht wird, deſto mehr wird Beurtheilung möglich, weil das Bedeutende, enger zuſammengebracht, endlich eine ſichere Vergleichung zuläßt. Es ergab ſich auch zugleich, daß mehrere Arten von wahrhaft poetiſchen Formen entſtanden: denn indem man von einem jeden Gegenſtande, den man nachbilden wollte, nur das Nothwendige darzuſtellen ſuchte, ſo mußte man einem jeden Gerechtigkeit widerfahren laſſen,

und auf dieſe Weiſe, ob es gleich Niemand mit Bewußtſeyn that, verthannigfaltigten ſich die Darſtellungsweiſen, unter welchen es freylich auch frazzenhafte gab, und mancher Verſuch unglücklich ablief.

Ganz ohne Frage beſaß Wieland unter allen das ſchönſte Naturell. Er hatte ſich früh in jenen ideellen Regionen ausgebildet, wo die Jugend ſo gern verweilt; da ihm aber dieſe durch das was man Erfahrung nennt, durch Begegniſſe an Welt und Weibern verleidet wurden, ſo warf er ſich auf die Seite des Wirklichen, und gefiel ſich und Andern im Widerſtreit beyder Welten, wo ſich zwiſchen Scherz und Ernſt, im leichten Gefecht, ſein Talent am allerſchönſten zeigte. Wie manche ſeiner glänzenden Productionen fallen in die Zeit meiner academiſchen Jahre. Muſarion wirkte am meiſten auf mich, und ich kann mich noch des Ortes und der Stelle erinnern, wo ich den erſten Aushänge-

bogen zu Geſicht bekam, welchen mir Oeſer mittheilte. Hier war es, wo ich das Antike lebendig und neu wieder zu ſehen glaubte. Alles was in Wielands Genie plaſtiſch iſt, zeigte ſich hier aufs vollkommenſte, und da jener zur unglücklichen Nüchternheit verdammte Phanias-Timon ſich zuletzt wieder mit ſeinem Mädchen und der Welt verſöhnt, ſo mag man die menſchenfeindliche Epoche wohl auch mit ihm durchleben. Uebrigens gab man dieſen Werken ſehr gern einen heiteren Widerwillen gegen erhöhte Geſinnungen zu, welche, bey leicht verfehlter Anwendung aufs Leben, öfters der Schwärmerey verdächtig werden. Man verzieh dem Autor, wenn er das, was man für wahr und ehrwürdig hielt, mit Spott verfolgte, um ſo eher, als er dadurch zu erkennen gab, daß es ihm ſelbſt immerfort zu ſchaffen mache.

Wie kümmerlich die Kritik ſolchen Arbeiten damals entgegen kam, läßt ſich aus den

Pedro.

Verwundet, und diesen Engel geängstet! — Wenns mein Bruder wäre!

Claudine.

Wir wollten ihm verzeihen. Ach Pedro; wenn nicht — wenn ich was anders fühlen könnte, als meinen Schmerz! —

Sebastian.

Sei ruhig, Gekgen! die Sache sieht bunt aus. Nur Geduld!

Die Vorigen, der Kerkermeister, Crugantino. Basko.

(Man bringt einen Stuhl für Claudinen.)

Kerkermeister.

Senor, hier ist das edle Paar.

Sebastian.

Senor Crugantino, treffen wir einander da? Vor kurzem fand ich euch wo anders.

Crugan-

erſten Bänden der allgemeinen deutſchen Bibliothek erſehen. Der Comiſchen Erzählungen geſchieht ehrenvolle Erwähnung; aber hier iſt keine Spur von Einſicht in den Character der Dichtart ſelbſt. Der Recenſent hatte ſeinen Geſchmack, wie damals alle, an Beyſpielen gebildet. Hier iſt nicht bedacht, daß man vor allen Dingen bey Beurtheilung ſolcher parodiſtiſchen Werke den originalen edlen, ſchönen Gegenſtand vor Augen haben müſſe, um zu ſehen, ob der Parodiſt ihm wirklich eine ſchwache und römiſche Seite abgewonnen, ob er ihm etwas gehext, oder, unter dem Schein einer ſolchen Nachahmung, vielleicht gar ſelbſt eine treffliche Erfindung geliefert? Von allem dem ahndet man nichts, ſondern die Gedichte werden ſtellenweis gelobt und getadelt. Der Recenſent hat, wie er ſelbſt geſteht, ſoviel was ihm gefallen angeſtrichen, daß er nicht einmal im Druck alles anführen kann. Kommt man nun gar der höchſt verdienſtlichen Ueberſetzung Shakespear's

mit dem Ausruf entgegen: „Von rechtswegen sollte man einen Mann wie Shakespeare gar nicht übersetzt haben": so begreift sich ohne weiteres, wie unendlich weit die allgemeine deutsche Bibliothek in Sachen des Geschmacks zurück war, und daß junge Leute, von wahrem Gefühl belebt, sich nach anderen Leitsternen umzusehen hatten.

Den Stoff, der auf diese Weise mehr oder weniger die Form bestimmte, suchten die Deutschen überall auf. Sie hatten wenig oder keine Nationalgegenstände behandelt. Schlegels Herrmann deutete nur darauf hin. Die idyllische Tendenz verbreitete sich unendlich. Das Characterlose der Geßnerschen, bey großer Anmuth und kindlicher Herzlichkeit, machte Jeden glauben, daß er etwas Aehnliches vermöge. Eben so bloß aus dem Allgemeinmenschlichen gegriffen waren jene Gedichte, die ein Fremdnationelles darstellen sollten, z. B. die jüdischen Schäfergedichte, über-

haupt die patriarchaliſchen und, was ſich ſonſt auf das alte Teſtament bezog. Bodmers Noachide war ein vollkommenes Symbol der um den deutſchen Parnaß angeſchwollenen Waſſerfluth, die ſich nur langſam verlief. Das Anakreontiſche Gegängel ließ gleichfalls unzählige mittelmäßige Köpfe im Breiten herumſchwanken. Die Präciſion des Horaz nöthigte die Deutſchen, doch nur langſam, ſich ihm gleichzuſtellen. Comiſche Heldengedichte, meiſt nach dem Vorbild von Pope's Lockenraub, dienten auch nicht, eine beſſere Zeit herbeyzuführen.

Noch muß ich hier eines Wahnes gedenken, der ſo ernſthaft wirkte als er lächerlich ſeyn muß, wenn man ihn näher beleuchtet. Die Deutſchen hatten nunmehr genugſam hiſtoriſche Kenntniß von allen Dichtarten, worinne ſich die verſchiedenen Nationen ausgezeichnet hatten. Von Gottſched war ſchon dieſes Fächerwerk, welches eigentlich den in-

neren Begriff von Poeſie zu Grunde richtet, in ſeiner kritiſchen Dichtkunſt ziemlich vollſtändig zuſammengezimmert und zugleich nachgewieſen, daß auch ſchon deutſche Dichter mit vortrefflichen Werken alle Rubriken auszufüllen gewußt. Und ſo ging es denn immer fort. Jedes Jahr wurde die Collection anſehnlicher, aber auch jedes Jahr vertrieb eine Arbeit die andere aus dem Locat, in dem ſie bisher geglänzt hatte. Wir beſaßen nunmehr, wo nicht Homere, doch Virgile und Miltone, wo nicht einen Pindar, doch einen Horaz; an Theokriten war kein Mangel; und ſo wiegte man ſich mit Vergleichungen nach Außen, indem die Maſſe poetiſcher Werke immer wuchs, damit auch endlich eine Vergleichung nach Innen Statt finden konnte.

Stand es nun mit den Sachen des Geſchmacks auf einem ſehr ſchwankenden Fuße; ſo konnte man jener Epoche auf keine Weiſe

ſtreitig machen, daß innerhalb des proteſtantiſchen Theils von Deutſchland und der Schweiz ſich dasjenige gar lebhaft zu regen anfing, was man Menſchenverſtand zu nennen pflegt. Die Schulphiloſophie, welche jederzeit das Verdienſt hat, alles dasjenige wornach der Menſch nur fragen kann, nach angenommenen Grundſätzen, in einer beliebten Ordnung, unter beſtimmten Rubriken vorzutragen, hatte ſich durch das oft Dunkle und Unnützſcheinende ihres Inhalts, durch unzeitige Anwendung einer an ſich reſpectabeln Methode und durch die allzugroße Verbreitung über ſo viele Gegenſtände, der Menge fremd, ungenießbar und endlich entbehrlich gemacht. Mancher gelangte zur Ueberzeugung, daß ihm wohl die Natur ſoviel guten und geraden Sinn zur Ausſtattung gegönnt habe, als er ohngefähr bedürfe, ſich von den Gegenſtänden einen ſo deutlichen Begriff zu machen, daß er mit ihnen fertig werden, und zu ſeinem und anderer Nutzen damit gebahren könne, ohne

gerade ſich um das Allgemeinſte mühſam zu bekümmern und zu forſchen, wie doch die entfernteſten Dinge, die uns nicht ſonderlich berühren, wohl zuſammenhangen möchten? Man machte den Verſuch, man that die Augen auf, ſah gerade vor ſich hin, war aufmerkſam, fleißig, thätig, und glaubte, wenn man in ſeinem Kreis richtig urtheile und handle, ſich auch wohl herausnehmen zu dürfen, über Anderes, was entfernter lag, mitzuſprechen.

Nach einer ſolchen Vorſtellung war nun Jeder berechtiget, nicht allein zu philoſophiren, ſondern ſich auch nach und nach für einen Philoſophen zu halten. Die Philoſophie war alſo ein mehr oder weniger geſunder und geübter Menſchenverſtand, der es wagte, ins Allgemeine zu gehen und über innere und äußere Erfahrungen abzuſprechen. Ein heller Scharfſinn und eine beſondere Mäßigkeit, indem man durchaus die Mittel-

ſtraße und Billigkeit gegen alle Meynungen für das Rechte hielt, verſchaffte ſolchen Schriften und mündlichen Aeußerungen Anſehen und Zutrauen, und ſo fanden ſich zuletzt Philoſophen in allen Facultäten, ja in allen Ständen und Hanthierungen.

Auf dieſem Wege mußten die Theologen ſich zu der ſogenannten natürlichen Religion hinneigen, und wenn zur Sprache kam, in wiefern das Licht der Natur uns in der Erkenntniß Gottes, der Verbeſſerung und Veredlung unſerer ſelbſt zu fördern hinreichend ſey, ſo wagte man gewöhnlich ſich zu deſſen Gunſten ohne viel Bedenken zu entſcheiden. Aus jenem Mäßigkeitsprincip gab man ſodann ſämmtlichen poſitiven Religionen gleiche Rechte, wodurch denn eine mit der andern gleichgültig und unſicher wurde. Uebrigens ließ man denn doch aber alles beſtehen, und weil die Bibel ſo voller Gehalt iſt, daß ſie mehr als jedes andere Buch Stoff zum Nachdenken und

Gelegenheit zu Betrachtungen über die menſchlichen Dinge darbietet; ſo konnte ſie durchaus nach wie vor bey allen Kanzelreden und ſonſtigen religioſen Verhandlungen zum Grunde gelegt werden.

Allein dieſem Werke ſtand, ſo wie den ſämmtlichen Profanſcribenten, noch ein eigenes Schickſal bevor, welches im Laufe der Zeit nicht abzuwenden war. Man hatte nämlich bisher auf Treu und Glauben angenommen, daß dieſes Buch der Bücher in Einem Geiſte verfaßt, ja daß es von dem göttlichen Geiſte eingehaucht und gleichſam dictirt ſey. Doch waren ſchon längſt von Gläubigen und Ungläubigen die Ungleichheiten der verſchiedenen Theile deſſelben bald gerügt, bald vertheidigt worden. Engländer, Franzoſen, Deutſche hatten die Bibel mit mehr oder weniger Heftigkeit, Scharfſinn, Frechheit, Muthwillen angegriffen, und eben ſo war ſie wieder von ernſthaften, wohldenkenden Menſchen einer jeden Nation in

Schutz genommen worden. Ich für meine Perſon hatte ſie lieb und werth: denn faſt ihr allein war ich meine ſittliche Bildung ſchuldig, und die Begebenheiten, die Lehren, die Symbole, die Gleichniſſe, alles hatte ſich tief bey mir eingedrückt und war auf eine oder die andere Weiſe wirkſam geweſen. Mir misfielen daher die ungerechten, ſpöttlichen und verdrehenden Angriffe; doch war man damals ſchon ſo weit, daß man theils als einen Hauptvertheidigungsgrund vieler Stellen ſehr willig annahm, Gott habe ſich nach der Denkweiſe und Faſſungskraft der Menſchen gerichtet, ja die vom Geiſte Getriebenen hätten doch deswegen nicht ihren Character, ihre Individualität verleugnen können, und Amos als Kuhhirte führe nicht die Sprache Jeſaias, welcher ein Prinz ſolle geweſen ſeyn.

Aus ſolchen Geſinnungen und Ueberzeugungen entwickelte ſich, beſonders bey immer wachſenden Sprachkenntniſſen, gar natürlich

jene Art des Studiums, daß man die orientaliſchen Localitäten, Nationalitäten, Naturproducte und Erſcheinungen genauer zu ſtudiren und ſich auf dieſe Weiſe jene alte Zeit zu vergegenwärtigen ſuchte. Michaelis legte die ganze Gewalt ſeines Talents und ſeiner Kenntniſſe auf dieſe Seite. Reiſebeſchreibungen wurden ein kräftiges Hülfsmittel zu Erklärung der heiligen Schriften, und neuere Reiſende, mit vielen Fragen ausgerüſtet, ſollten durch Beantwortung derſelben für die Propheten und Apoſtel zeugen.

Indeſſen aber man von allen Seiten bemüht war, die heiligen Schriften zu einem natürlichen Anſchauen heranzuführen, und die eigentliche Denk- und Vorſtellungsweiſe derſelben allgemeiner faßlich zu machen, damit durch dieſe hiſtoriſch-kritiſche Anſicht mancher Einwurf beſeitigt, manches Anſtößige getilgt und jede ſchale Spötterey unwirkſam gemacht würde; ſo trat in einigen Männern gerade die ent-

Crugantino.

Keinen Spott! Eure Tapferkeit iſts nicht daß ich hier bin.

Sebaſtian.

So? Unterdeſſen iſt mirs immer viel Ehre, Senor Crugantino hier zu ſehn. Darf man fragen, iſt das der einzige Nahme den ſie führen?

Crugantino.

Darauf will ich euch antworten, wenn ihr mein Richter ſeyn werdet und mirs gelegen ſeyn wird.

Sebaſtian.

Auch gut! Und euer Nahme iſt Basko, wie man ſagt?

Basko.

Für diesmal; Ew. Gnaden zu dienen.

Sebaſtian.

Geſelle dieſes edlen Ritters hier?

Crugantino.

Ha, alter Schwäzer!

Seba-

gegengeſetzte Sinnesart hervor, indem ſolche die dunkelſten, geheimnißvollſten, Schriften zum Gegenſtand ihrer Betrachtungen wählten, und ſolche aus ſich ſelbſt durch Conjecturen, Rechnungen und andere geiſtreiche und ſeltſame Combinationen, zwar nicht aufhellen, aber doch bekräftigen und in ſofern ſie Weiſſagungen enthielten, durch den Erfolg begründen und dadurch einen Glauben an das Nächſtzuerwartende rechtfertigen wollten.

Der ehrwürdige Bengel hatte ſeinen Bemühungen um die Offenbarung Johannis dadurch einen entſchiedenen Eingang verſchafft, daß er als ein verſtändiger, rechtſchaffener, gottesfürchtiger, als ein Mann ohne Tadel bekannt war. Tiefe Gemüther ſind genöthigt, in der Vergangenheit ſo wie in der Zukunft zu leben. Das gewöhnliche Treiben der Welt kann ihnen von keiner Bedeutung ſeyn, wenn ſie nicht in dem Verlauf der Zeiten bis zur Gegenwart, enthüllte Prophezeyungen, und in der nächſten

wie in der fernſten Zukunft, verhüllte Weiſſagungen verehren. Hierdurch entſpringt ein Zuſammenhang, der in der Geſchichte vermißt wird, die uns nur ein zufälliges Hin- und Wiederſchwanken in einem nothwendig geſchloſſenen Kreiſe zu überliefern ſcheint. Doctor Cruſius gehörte zu denen, welchen der prophetiſche Theil der heiligen Schriften am meiſten zuſagte, indem er die zwey entgegengeſetzteſten Eigenſchaften des menſchlichen Weſens zugleich in Thätigkeit ſetzt, das Gemüth und den Scharfſinn. Dieſer Lehre hatten ſich viele Jünglinge gewidmet, und bildeten ſchon eine anſehnliche Maſſe, die um deſto mehr in die Augen fiel, als Erneſti mit den Seinigen das Dunkel, in welchem jene ſich gefielen, nicht aufzuhellen, ſondern völlig zu vertreiben drohte. Daraus entſtanden Händel, Haß und Verfolgung und manches Unannehmliche. Ich hielt mich zur klaren Parthey und ſuchte mir ihre Grundſätze und Vortheile zuzueignen, ob ich mir gleich zu ahnden erlaubte, daß durch

dieſe höchſt löbliche, verſtändige Auslegungsweiſe zuletzt der poetiſche Gehalt jener Schriften mit dem prophetiſchen verloren gehen müſſe.

Näher aber lag denen, welche ſich mit deutſcher Litteratur und ſchönen Wiſſenſchaften abgaben, die Bemühung ſolcher Männer, die, wie Jeruſalem, Zollikoffer, Spalding, in Predigten und Abhandlungen, durch einen guten und reinen Styl, der Religion und der ihr ſo nah verwandten Sittenlehre, auch bey Perſonen von einem gewiſſen Sinn und Geſchmack, Beyfall und Anhänglichkeit zu erwerben ſuchten. Eine gefällige Schreibart fing an durchaus nöthig zu werden, und weil eine ſolche vor allen Dingen faßlich ſeyn muß, ſo ſtanden von vielen Seiten Schriftſteller auf, welche von ihren Studien, ihrem Metier klar, deutlich, eindringlich, und ſowohl für die Kenner als für die Menge zu ſchreiben unternahmen.

Nach dem Vorgange eines Ausländers, Tiſſot, fingen nunmehr auch die Aerzte mit Eifer an auf die allgemeine Bildung zu wirken. Sehr groſſen Einfluß hatten Haller, Unzer, Zimmermann, und was man im Einzelnen gegen ſie, beſonders gegen den letzten auch ſagen mag, ſie waren zu ihrer Zeit ſehr wirkſam. Und davon ſollte in der Geſchichte, vorzüglich aber in der Biographie die Rede ſeyn: denn nicht in ſofern der Menſch etwas zurückläßt, ſondern in ſofern er wirkt und genießt und andere zu wirken und zu genieſſen anregt, bleibt er von Bedeutung.

Die Rechtsgelehrten, von Jugend auf gewöhnt an einen abſtrufen Styl, welcher ſich in allen Expeditionen, von der Kanzelley des unmittelbaren Ritters bis auf den Reichstag zu Regensburg, auf die barockſte Weiſe erhielt, konnten ſich nicht leicht zu einer gewiſſen Freyheit erheben, um ſo weniger, als die Gegenſtände, welche ſie zu behandeln hatten,

mit der äußeren Form und folglich auch mit dem Styl aufs genaueſte zuſammenhingen. Doch hatte der jüngere von Moſer ſich ſchon als ein freyer und eigenthümlicher Schriftſteller bewieſen und Pütter durch die Klarheit ſeines Vortrags auch Klarheit in ſeinen Gegenſtand und den Styl gebracht, womit er behandelt werden ſollte. Alles was aus ſeiner Schule hervorging, zeichnete ſich dadurch aus. Und nun fanden die Philoſophen ſelbſt ſich genöthigt, um popular zu ſeyn, auch deutlich und faßlich zu ſchreiben. Mendelsſohn, Garve traten auf und erregten allgemeine Theilnahme und Bewunderung.

Mit der Bildung der deutſchen Sprache und des Styls in jedem Fache wuchs auch die Urtheilsfähigkeit, und wir bewundern in jener Zeit Recenſionen von Werken über religioſe und ſittliche Gegenſtände, ſo wie über ärztliche; wenn wir dagegen bemerken,

daß die Beurtheilungen von Gedichten und was sich sonst auf schöne Litteratur beziehen mag, wo nicht erbärmlich, doch wenigstens sehr schwach befunden werden. Dieses gilt sogar von den Litteraturbriefen und von der allgemeinen deutschen Bibliothek, wie von der Bibliothek der schönen Wissenschaften, wovon man gar leicht bedeutende Beyspiele anführen könnte.

Dieses alles mochte jedoch so bunt durch einander gehen als es wollte, so blieb einem Jeden, der etwas aus sich zu produciren gedachte, der nicht seinen Vorgängern die Worte und Phrasen nur aus dem Munde nehmen wollte, nichts weiter übrig, als sich früh und spät nach einem Stoffe umzusehen, den er zu benutzen gedächte. Auch hier wurden wir sehr in der Irre herumgeführt. Man trug sich mit einem Worte von Kleist, das wir oft genug hören mußten. Er hatte nämlich gegen diejenigen, welche ihn wegen

ſeiner öftern einſamen Spazirgänge berieſen, ſcherzhaft, geiſtreich und wahrhaft geantwortet: er ſey dabey nicht müßig, er gehe auf die Bilderjagd. Einem Edelmann und Soldaten ziemte dieß Gleichniß wohl, der ſich dadurch Männern ſeines Standes gegenüber ſtellte, die mit der Flinte im Arm auf die Haſen- und Hühnerjagd, ſo oft ſich nur Gelegenheit zeigte, auszugehen nicht verſäumten. Wir finden daher in Kleiſtens Gedichten von ſolchen einzelnen, glücklich aufgehaſchten, obgleich nicht immer glücklich verarbeiteten Bildern gar Manches, was uns freundlich an die Natur erinnert. Nun aber ermahnte man uns auch ganz ernſtlich, auf die Bilderjagd auszugehen, die uns denn doch zuletzt nicht ganz ohne Frucht ließ, obgleich Apels Garten, die Kuchengärten, das Roſenthal, Golis, Raſchwitz und Konnewitz das wunderlichſte Revier ſeyn mochte, um poetiſches Wildpret darin aufzuſuchen. Und doch ward ich aus jenem Anlaß öfters bewogen, meinen Spazirgang ein-

ſam anzuſtellen, und weil weder von ſchönen, noch erhabenen Gegenſtänden dem Beſchauer viel entgegentrat, und in den wirklich herrlichen Roſenthale zur beſten Jahrszeit die Mücken keinen zarten Gedanken aufkommen ließen; ſo ward ich, bey unermüdet fortgeſetzter Bemühung, auf das Kleinleben der Natur, (ich möchte dieſes Wort nach der Analogie von Stillleben gebrauchen,) höchſt aufmerkſam, und weil die zierlichen Begebenheiten, die man in dieſem Kreiſe gewahr wird, an und für ſich wenig vorſtellen, ſo gewöhnte ich mich, in ihnen eine Bedeutung zu ſehen, die ſich bald gegen die ſymboliſche, bald gegen die allegoriſche Seite hinneigte, je nachdem Anſchauung, Gefühl oder Reflexion das Uebergewicht behielt. Ein Ereigniß, ſtatt vieler, gedenke ich zu erzählen.

Ich war, nach Menſchenweiſe, in meinen Namen verliebt und ſchrieb ihn, wie junge und ungebildete Leute zu thun pflegen, überall

an. Einſt hatte ich ihn auch ſehr ſchön und genau in die glatte Rinde eines Lindenbaums von mäßigem Alter geſchnitten. Den Herbſt darauf, als meine Neigung zu Annetten in ihrer beſten Blüthe war, gab ich mir die Mühe, den ihrigen oben darüber zu ſchneiden. Indeſſen hatte ich gegen Ende des Winters, als ein launiſcher Liebender, manche Gelegenheit vom Zaune gebrochen, um ſie zu quälen und ihr Verdruß zu machen; Frühjahrs beſuchte ich zufällig die Stelle, und der Saft, der mächtig in die Bäume trat, war durch die Einſchnitte, die ihren Namen bezeichneten, und die noch nicht verharſcht waren, hervorgequollen und benetzte mit unſchuldigen Pflanzenthränen die ſchon hart gewordenen Züge des meinigen. Sie alſo hier über mich weinen zu ſehen, der ich oft ihre Thränen durch meine Unarten hervorgerufen hatte, ſetzte mich in Beſtürzung. In Erinnerung meines Unrechts und ihrer Liebe kamen mir ſelbſt die Thränen in die Augen, ich eilte, ihr alles doppelt und dreyfach

abzubitten, verwandelte dieß Ereigniß in eine Idylle, die ich niemals ohne Neigung lesen und ohne Rührung Anderen vortragen konnte.

Indem ich nun, als ein Schäfer an der Pleiße, mich in solche zarte Gegenstände kindlich genug vertiefte, und immer nur solche wählte, die ich geschwind in meinen Busen zurückführen konnte, so war für deutsche Dichter von einer größeren und wichtigeren Seite her längst gesorgt gewesen.

Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Kriegs in die deutsche Poesie. Jede Nationaldichtung muß schal seyn oder schal werden, die nicht auf dem Menschlichersten ruht, auf den Ereignissen der Völker und ihrer Hirten, wenn beyde für Einen Mann stehn. Könige sind darzustellen in Krieg und Gefahr, wo sie eben dadurch als die Ersten erscheinen, weil sie das Schicksal des

Sebaſtian.

Mir das?

Crugantino.

Ich bin ein Gefangner; alſo laßt euer Point d'Honneur ſteken. (zu Pedro.) Mit euch Herr, bin ich übler dran Erſt verwundt ich euch um nichts und wieder nichts, dann bin ich an eurer Haft ſchuld. Vergebt mir!

Pedro.

Gern, gern! Und für mich warum nicht tauſendmal, da dieſer Engel dir vergiebt, den du geängſtet? Ich will dir's vergeben: denn büßen konntſt du's nie.

Crugantino.

Vergrößert meine Schuld nicht; ich will ſie tragen wie ſie iſt. Aber geſteht mir: ein Menſch, der halbwege Abenteuer zu beſtehen weis, ſoll der eine Schöne, eine gewünſchte geliebte Schöne, die ſich allein Nachts dem Schuze des Himmels anvertraut, um ſo wohlfeilen Preis aus ſeinen Händen laſſen?

Allerletzten bestimmen und theilen, und dadurch viel interessanter werden als die Götter selbst, die, wenn sie Schicksale bestimmt haben, sich der Theilnahme derselben entziehen. In diesem Sinne muß jede Nation, wenn sie für irgend etwas gelten will, eine Epopee besitzen, wozu nicht gerade die Form des epischen Gedichts nöthig ist.

Die Kriegslieder, von Gleim angestimmt, behaupten deswegen einen so hohen Rang unter den deutschen Gedichten, weil sie mit und in der That entsprungen sind, und noch überdieß, weil an ihnen die glückliche Form, als hätte sie ein Mitstreitender in den höchsten Augenblicken hervorgebracht, uns die vollkommenste Wirksamkeit empfinden läßt.

Rammler singt auf eine andere, höchst würdige Weise die Thaten seines Königs. Alle seine Gedichte sind gehaltvoll, beschäftigen uns mit großen, herzerhebenden Gegenständen und

behaupten ſchon dadurch einen unzerſtörlichen Werth.

Denn der innere Gehalt des bearbeiteten Gegenſtandes iſt der Anfang und das Ende der Kunſt. Man wird zwar nicht leugnen, daß das Genie, das ausgebildete Kunſttalent, durch Behandlung aus allem alles machen und den widerſpänſtigſten Stoff bezwingen könne. Genau beſehen entſteht aber alsdann immer mehr ein Kunſtſtück als ein Kunſtwerk, welches auf einem würdigen Gegenſtande ruhen ſoll, damit uns zuletzt die Behandlung, durch Geſchick, Mühe und Fleiß, die Würde des Stoffes nur deſto glücklicher und herrlicher entgegenbringe.

Die Preußen und mit ihnen das proteſtantiſche Deutſchland gewannen alſo für ihre Litteratur einen Schatz, welcher der Gegenparthey fehlte und deſſen Mangel ſie durch keine nachherige Bemühung hat erſetzen können. An

dem groſen Begriff, den die preußiſchen Schriftſteller von ihrem König hegen durften, bauten ſie ſich erſt heran, und um deſto eifriger, als derjenige, in deſſen Namen ſie alles thaten, ein für allemal nichts von ihnen wiſſen wollte. Schon früher war durch die franzöſiſche Colonie, nachher durch die Vorliebe des Königs für die Bildung dieſer Nation und für ihre Finanzanſtalten, eine Maſſe franzöſiſcher Cultur nach Preußen gekommen, welche den Deutſchen höchſt förderlich ward, indem ſie dadurch zu Widerſpruch und Widerſtreben aufgefordert wurden; eben ſo war die Abneigung Friedrichs gegen das Deutſche für die Bildung des Litterarweſens ein Glück. Man that alles, um ſich von dem König bemerken zu machen, nicht etwa, um von ihm geachtet, ſondern nur beachtet zu werden; aber man thats auf deutſche Weiſe, nach innerer Ueberzeugung, man that was man für recht erkannte, und wünſchte und wollte, daß der König dieſes deutſche Rechte anerkennen und ſchätzen ſolle. Dieß ge-

ſchah nicht und konnte nicht geſchehen: denn wie kann man von einem König, der geiſtig leben und genießen will, verlangen, daß er ſeine Jahre verliere, um das, was er für barbariſch hält, nur allzuſpät entwickelt und genießbar zu ſehen? In Handwerks- und Fabrikſachen mochte er wohl ſich, beſonders aber ſeinem Volke, ſtatt fremder vortrefflicher Waaren, ſehr mäßige Surrogate aufnöthigen; aber hier geht alles geſchwinder zur Vollkommenheit, und es braucht kein Menſchenleben, um ſolche Dinge zur Reife zu bringen.

Eines Werks aber, der wahrſten Ausgeburt des ſiebenjährigen Krieges, von vollkommenem norddeutſchen Nationalgehalt muß ich hier vor allen ehrenvoll erwähnen; es iſt die erſte, aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theaterproduction, von ſpecifiſch temporärem Gehalt die deswegen auch eine nie zu berechnende Wirkung that, Minna von Barnhelm. Leſſing, der, im Gegenſatze von

Klopstock und Gleim, die persönliche Würde gern wegwarf, weil er sich zutraute, sie jeden Augenblick wieder ergreifen und aufnehmen zu können, gefiel sich in einem zerstreuten Wirthshaus- und Weltleben, da er gegen sein mächtig arbeitendes Innere stets ein gewaltiges Gegengewicht brauchte, und so hatte er sich auch in das Gefolge des Generals Tauentzien begeben. Man erkennt leicht, wie genanntes Stück zwischen Krieg und Frieden, Haß und Neigung erzeugt ist. Diese Production war es, die den Blick in eine höhere, bedeutendere Welt aus der litterarischen und bürgerlichen, in welcher sich die Dichtkunst bisher bewegt hatte, glücklich eröffnete.

Die gehässige Spannung, in welcher Preußen und Sachsen sich während dieses Kriegs gegen einander befanden, konnte durch die Beendigung desselben nicht aufgehoben werden. Der Sachse fühlte nun erst recht schmerzlich die Wunden, die ihm der überstolz gewordene

Preuße geſchlagen hatte. Durch den politiſchen Frieden konnte der Friede zwiſchen den Gemüthern nicht ſogleich hergeſtellt werden. Dieſes aber ſollte gedachtes Schauſpiel im Bilde bewirken. Die Anmuth und Liebenswürdigkeit der Sächſinnen überwindet den Werth, die Würde, den Starrſinn der Preußen, und ſowohl an den Hauptperſonen als den Subalternen wird eine glückliche Vereinigung bizarrer und widerſtrebender Elemente kunſtgemäß dargeſtellt.

Habe ich durch dieſe curſoriſchen und deſultoriſchen Bemerkungen über deutſche Litteratur meine Leſer in einige Verwirrung geſetzt, ſo iſt es mir geglückt, eine Vorſtellung von jenem chaotiſchen Zuſtande zu geben, in welchem ſich mein armes Gehirn befand, als, im Conflict zweyer, für das litterariſche Vaterland ſo bedeutender Epochen, ſo viel Neues auf mich eindrängte, ehe ich mich mit dem Alten hatte abfinden können, ſo viel Altes ſein Recht noch

über mich gelten machte, da ich schon Ursache zu haben glaubte, ihm völlig entsagen zu dürfen. Welchen Weg ich einschlug, mich aus dieser Noth, wenn auch nur Schritt vor Schritt zu retten, will ich gegenwärtig möglichst zu überliefern suchen.

Die weitschweifige Periode, in welche meine Jugend gefallen war, hatte ich treufleißig, in Gesellschaft so vieler würdigen Männer, durchgearbeitet. Die mehreren Quartbände Manuscript, die ich meinem Vater zurückließ, konnten zum genugsamen Zeugnisse dienen, und welche Masse von Versuchen, Entwürfen, bis zur Hälfte ausgeführten Vorsätzen war mehr aus Mismuth als aus Ueberzeugung in Rauch aufgegangen. Nun lernte ich durch Unterredung überhaupt, durch Lehre, durch so manche widerstreitende Meynung, besonders aber durch meinen Tischgenossen, den Hofrath Pfeil, das Bedeutende des Stoffs und das Concise der Behandlung mehr und mehr schätzen, ohne mir

jedoch klar machen zu können, wo jenes zu ſuchen und wie dieſes zu erreichen ſey. Denn bey der großen Beſchränktheit meines Zuſtandes, bey der Gleichgültigkeit der Geſellen, dem Zurückhalten der Lehrer, der Abgeſondertheit gebildeter Einwohner, bey ganz unbedeutenden Naturgegenſtänden war ich genöthigt, alles in mir ſelbſt zu ſuchen. Verlangte ich nun zu meinen Gedichten eine wahre Unterlage, Empfindung oder Reflexion, ſo mußte ich in meinen Buſen greifen; forderte ich zu poetiſcher Darſtellung eine unmittelbare Anſchauung des Gegenſtandes, der Begebenheit, ſo durfte ich nicht aus dem Kreiſe heraustreten, der mich zu berühren, mir ein Intereſſe einzuflößen geeignet war. In dieſem Sinne ſchrieb ich zuerſt gewiſſe kleine Gedichte in Liederform oder freyerem Sylbenmaß; ſie entſpringen aus Reflexion, handeln vom Vergangenen und nehmen meiſt eine epigrammatiſche Wendung.

Und ſo begann diejenige Richtung, von der ich mein ganzes Leben über nicht abweichen konnte, nämlich dasjenige was mich erfreute oder quälte, oder ſonſt beſchäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln und darüber mit mir ſelbſt abzuſchließen, um ſowohl meine Begriffe von den äußeren Dingen zu berichtigen, als mich im Innern deshalb zu beruhigen. Die Gabe hierzu war wohl Niemand nöthiger als mir, den ſeine Natur immerfort aus einem Extreme in das andere warf. Alles was daher von mir bekannt geworden, ſind nur Bruchſtücke einer großen Confeſſion, welche vollſtändig zu machen dieſes Büchlein ein gewagter Verſuch iſt.

Meine frühere Neigung zu Gretchen hatte ich nun auf ein Aennchen übergetragen, von der ich nicht mehr zu ſagen wüßte als daß ſie jung, hübſch, munter, liebevoll und ſo angenehm war, daß ſie wohl verdiente, in dem Schrein des Herzens eine Zeit lang als eine kleine Hei-

lige aufgestellt zu werden, um ihr jede Verehrung zu widmen, welche zu ertheilen oft mehr Behagen erregt als zu empfangen. Ich sah sie täglich ohne Hindernisse, sie half die Speisen bereiten, die ich genoß, sie brachte mir wenigstens Abends den Wein, den ich trank, und schon unsere mittägige abgeschlossene Tischgesellschaft war Bürge, daß das kleine, von wenig Gästen außer der Messe besuchte Haus seinen guten Ruf wohl verdiente. Es fand sich zu mancherley Unterhaltung Gelegenheit und Lust. Da sie sich aber aus dem Hause wenig entfernen konnte noch durfte, so wurde denn doch der Zeitvertreib etwas mager. Wir sangen die Lieder von Zachariä, spielten den Herzog Michel von Krüger, wobey ein zusammengeknüpftes Schnupftuch die Stelle der Nachtigall vertreten mußte, und so ging es eine Zeit lang noch ganz leidlich. Weil aber dergleichen Verhältnisse, je unschuldiger sie sind, desto weniger Mannigfaltigkeit auf die Dauer gewähren, so ward ich von jener bösen Sucht befal-

Claudine.

Wie erniedrigt er mich! Er hat Recht. O Liebe! Liebe!

Pedro.

Ich bin der glüklichste unter der Sonne!

Sebastian.

Und glaubt ihr dann, das puzte man alles so ab, wie ein Bauer die Nase am Ermel? Ihr müßt ein Gewissen haben.

Crugantino.

Erst Richter; und dann Beichtvater.

Sebastian.

Stünds bei mir, ich machte auch den Medicus, und ließ euch ein Bißgen zur Ader; nur aus Curiosität, das edle Blut zu sehn.

Crugantino.

Edles Blut, Herr? Edles Blut? Eure Habichtsnase sieht freilich in eine alte Familie; aber mein Blut darf sich gegen dem eurigen nicht schämen. Edles Blut?

Seba-

leh, die uns verleitet, aus der Quälerey der Geliebten eine Unterhaltung zu ſchaffen und die Ergebenheit eines Mädchens mit willkührlichen und tyranniſchen Grillen zu behereſchen. Die böſe Laune über das Mislingen meiner poetiſchen Verſuche, über die anſcheinende Unmöglichkeit hierüber ins Klare zu kommen, und über alles was mich hie und da ſonſt kneipen mochte, glaubte ich an ihr auslaſſen zu dürfen, weil ſie mich wirklich von Herzen liebte und was ſie nur immer konnte, mir zu Gefallen that. Durch ungegründete und abgeſchmackte Eiferſüchteleyen verdarb ich mir und ihr die ſchönſten Tage. Sie ertrug es eine Zeit lang mit unglaublicher Geduld, die ich grauſam genug war aufs Aeußerſte zu treiben. Allem zu meiner Beſchämung und Verzweiflung mußte ich endlich bemerken, daß ſich ihr Gemüth von mir entfernt habe, und daß ich nun wohl zu den Tollheiten berechtigt ſeyn möchte, die ich mir ohne Noth und Urſache erlaubt hatte. Es gab auch ſchreckliche Scenen unter uns, bey welchen

ich nichts gewann; und nun fühlte ich erſt, daß ich ſie wirklich liebte und daß ich ſie nicht entbehren könne. Meine Leidenſchaft wuchs und nahm alle Formen an, deren ſie unter ſolchen Umſtänden fähig iſt; ja zuletzt trat ich in die bisherige Rolle des Mädchens. Alles Mögliche ſuchte ich hervor, um ihr gefällig zu ſeyn, ihr ſogar durch Andere Freude zu verſchaffen: denn ich konnte mir die Hoffnung, ſie wieder zu gewinnen, nicht verſagen. Allein es war zu ſpät! ich hatte ſie wirklich verloren, und die Tollheit, mit der ich meinen Fehler an mir ſelbſt rächte, indem ich auf mancherley unſinnige Weiſe in meine phyſiſche Natur ſtürmte, um der ſittlichen etwas zu Leide zu thun, hat ſehr viel zu den körperlichen Uebeln beygetragen, unter denen ich einige der beſten Jahre meines Lebens verlor; ja ich wäre vielleicht an dieſem Verluſt völlig zu Grunde gegangen, hätte ſich nicht hier das poetiſche Talent mit ſeinen Heilkräften beſonders hülfreich erwieſen.

Schon früher hatte ich in manchen Intervallen meine Unart deutlich genug wahrgenommen. Das arme Kind dauerte mich wirklich, wenn ich ſie ſo ganz ohne Noth von mir verletzt ſah. Ich ſtellte mir ihre Lage, die meinige und dagegen den zufriedenen Zuſtand eines anderen Paares aus unſerer Geſellſchaft ſo oft und ſo umſtändlich vor, daß ich endlich nicht laſſen konnte, dieſe Situation, zu einer quälenden und belehrenden Buße, dramatiſch zu behandeln. Daraus entſprang die älteſte meiner überbliebenen dramatiſchen Arbeiten, das kleine Stück: die Laune des Verliebten, an deſſen unſchuldigem Weſen man zugleich den Drang einer ſiedenden Leidenſchaft gewahr wird.

Allein mich hatte eine tiefe, bedeutende, bangvolle Welt ſchon früher angeſprochen. Bey meiner Geſchichte mit Gretchen und an den Folgen derſelben hatte ich zeitig in die ſeltſamen Irrgänge geblickt, mit welchen die bür-

gerliche Societät unterminirt iſt. Religion, Sitte, Geſetz, Stand, Verhältniſſe, Gewohnheit, alles beherrſcht nur die Oberfläche des ſtädtiſchen Daſeyns. Die von herrlichen Häuſern eingefaßten Straßen werden reinlich gehalten und Jedermann beträgt ſich daſelbſt anſtändig genug; aber im Innern ſieht es öfters um deſto wüſter aus, und ein glattes Aeußere übertüncht, als ein ſchwacher Bewurf, manches morſche Gemäuer, das über Nacht zuſammenſtürzt, und eine deſto ſchrecklichere Wirkung hervorbringt, als es mitten in den friedlichen Zuſtand hereinbricht. Wie viele Familien hatte ich nicht ſchon näher und ferner durch Banqueroute, Eheſcheidungen, verführte Töchter, Morde, Hausdiebſtähle, Vergiftungen entweder ins Verderben ſtürzen, oder auf dem Rande kümmerlich erhalten ſehen, und hatte, ſo jung ich war, in ſolchen Fällen zu Rettung und Hülfe öfters die Hand geboten: denn da meine Offenheit Zutrauen erweckte, meine Verſchwiegenheit erprobt war, meine Thätig-

keit keine Opfer ſcheute und in den gefährlichſten Fällen am liebſten wirken mochte; ſo fand ich oft genug Gelegenheit zu vermitteln, zu vertuſchen, den Wetterſtrahl abzuleiten, und was ſonſt nur alles geleiſtet werden kann; wobey es nicht fehlen konnte, daß ich ſowohl an mir ſelbſt, als durch Andere zu manchen kränkenden und demüthigenden Erfahrungen gelangen mußte. Um mir Luft zu verſchaffen entwarf ich mehrere Schauſpiele und ſchrieb die Expoſitionen von den meiſten. Da aber die Verwicklungen jederzeit ängſtlich werden mußten, und faſt alle dieſe Stücke mit einem tragiſchen Ende drohten, ließ ich eins nach dem anderen fallen. Die Mitſchuldigen ſind das einzige fertig gewordene, deſſen heiteres und burleskes Weſen auf dem düſteren Familiengrunde als von etwas Bänglichem begleitet erſcheint, ſo daß es bey der Vorſtellung im Ganzen ängſtiget, wenn es im Einzelnen ergetzt. Die hart ausgeſprochenen widergeſetzlichen Handlungen verletzen das äſthetiſche und moraliſche Gefühl,

und deswegen konnte das Stück auf dem deutſchen Theater keinen Eingang gewinnen, obgleich die Nachahmungen deſſelben, welche ſich fern von jenen Klippen gehalten, mit Beyfall aufgenommen worden.

Beyde genannte Stücke jedoch ſind, ohne daß ich mir deſſen bewußt geweſen wäre, in einem höheren Geſichtspunkt geſchrieben. Sie deuten auf eine vorſichtige Duldung bey moraliſcher Zurechnung, und ſprechen in etwas herben und derben Zügen jenes höchſt chriſtliche Wort ſpielend aus: wer ſich ohne Sünde fühlt, der hebe den erſten Stein auf.

Ueber dieſen Ernſt, der meine erſten Stücke verdüſterte, beging ich den Fehler, ſehr günſtige Motive zu verſäumen, welche ganz entſchieden in meiner Natur lagen. Es entwickelte ſich nämlich unter jenen ernſten, für einen jungen Menſchen fürchterlichen Erfahrungen in mir ein verwegner Humor, der ſich dem

Augenblick überlegen fühlt, nicht allein keine Gefahr scheut, sondern sie vielmehr muthwillig herbeylockt. Der Grund davon lag in dem Uebermuthe, in welchem sich das kräftige Alter so sehr gefällt, und der, wenn er sich possenhaft äußert, sowohl im Augenblick, als in der Erinnerung viel Vergnügen macht. Diese Dinge sind so gewöhnlich, daß sie in dem Wörterbuche unserer jungen academischen Freunde Suiten genannt werden, und daß man, wegen der nahen Verwandtschaft, eben so gut Suiten reißen sagt, als Possen reißen.

Solche humoristische Kühnheiten, mit Geist und Sinn auf das Theater gebracht, sind von der größten Wirkung. Sie unterscheiden sich von der Intrigue dadurch, daß sie momentan sind, und daß ihr Zweck, wenn sie ja einen haben sollten, nicht in der Ferne liegen darf. Beaumarchais hat ihren ganzen Werth gefaßt, und die Wirkungen seiner Figaro's entspringen vorzüglich daher. Wenn nun solche

gutmüthige Schalks- und Halbſchelmenſtreiche zu edlen Zwecken, mit perſönlicher Gefahr ausgeübt werden, ſo ſind die daraus entſpringenden Situationen, äſthetiſch und moraliſch betrachtet, für das Theater von dem größten Werth; wie denn z. B. die Oper: der Waſſerträger, vielleicht das glücklichſte Sujet behandelt, das wir je auf dem Theater geſehen haben.

Um die unendliche Langeweile des täglichen Lebens zu erheitern übte ich unzählige ſolcher Streiche, theils ganz vergeblich, theils zu Zwecken meiner Freunde, denen ich gern gefällig war. Für mich ſelbſt wüßte ich nicht, daß ich ein einzig Mal hiebey abſichtlich gehandelt hätte, auch kam ich niemals darauf, ein Unterfangen dieſer Art als einen Gegenſtand für die Kunſt zu betrachten; hätte ich aber ſolche Stoffe, die mir ſo nahe zur Hand lagen, ergriffen und ausgebildet, ſo wären meine erſten Arbeiten heiterer und brauchbarer geweſen.

Einiges, was hierher gehört, kommt zwar ſpäter bey mir vor, aber einzeln und abſichtlos.

Denn da uns das Herz immer näher liegt als der Geiſt, und uns dann zu ſchaffen macht, wenn dieſer ſich wohl zu helfen weiß; ſo waren mir die Angelegenheiten des Herzens immer als die wichtigſten erſchienen. Ich ermüdete nicht, über Flüchtigkeit der Neigungen, Wandelbarkeit des menſchlichen Weſens, ſittliche Sinnlichkeit und über alle das Hohe und Tiefe nachzudenken, deſſen Verknüpfung in unſerer Natur als das Räthſel des Menſchenlebens betrachtet werden kann. Auch hier ſuchte ich das, was mich quälte, in einem Lied, einem Epigramm, in irgend einem Reim loszuwerden, die, weil ſie ſich auf die eigenſten Gefühle und auf die beſonderſten Umſtände bezogen, kaum Jemand anderes intereſſiren konnten als mich ſelbſt.

Meine äußeren Verhältniſſe hatten ſich indeſſen nach Verlauf weniger Zeit gar ſehr verändert. Madame Böhme war nach einer langen und traurigen Krankheit endlich geſtorben; ſie hatte mich zuletzt nicht mehr vor ſich gelaſſen. Ihr Mann konnte nicht ſonderlich mit mir zufrieden ſeyn; ich ſchien ihm nicht fleißig genug und zu leichtſinnig. Beſonders nahm er es mir ſehr übel, als ihm verrathen wurde, daß ich im deutſchen Staatsrechte, anſtatt gehörig nachzuſchreiben, die darin aufgeführten Perſonen, als den Cammerrichter, die Präſidenten und Beyſitzer, mit ſeltſamen Perücken an dem Rand meines Heftes abgebildet und durch dieſe Poſſen meine aufmerkſamen Nachbarn zerſtreut und zum Lachen gebracht hatte. Er lebte nach dem Verluſt ſeiner Frau noch eingezogner als vorher, und ich vermied ihn zuletzt, um ſeinen Vorwürfen auszuweichen. Beſonders aber war es ein Unglück, daß Gellert ſich nicht der Gewalt bedienen wollte, die er über uns hätte ausüben können. Freylich hatte er nicht

Sebaſtian.

Reis dem die Zunge aus, der gegen Caſtelvechio was redet.

Crugantino.

Caſtelvechio? Ich bin verrathen!

Sebaſtian.

Und was ſoll man dir thun, der du dies edle Haus ſo entehrſt?

Crugantino.

Zu allen Teufeln!

Sebaſtian.

Kennſt du Sebaſtian von Povero nicht? Biſt du nicht der Alonzo mehr, der auf meinen Knien ſaß; der die Hoffnung ſeines Vaters, ſeines Hauſes war? Kennſt du mich nicht mehr?

Crugantino.

Sebaſtian?

Sebaſtian.

Ich bins! Verſinke, ehe du hörſt was vor ein Ungeheuer du biſt!

Zeit den Beichtvater zu machen, und ſich nach der Sinnesart und den Gebrechen eines Jeden zu erkundigen; daher nahm er die Sache ſehr im Ganzen und glaubte uns mit den kirchlichen Anſtalten zu bezwingen; deswegen er gewöhnlich, wenn er uns einmal vor ſich ließ, mit geſenktem Köpfchen und der weinerlich angenehmen Stimme zu fragen pflegte, ob wir denn auch fleißig in die Kirche gingen, wer unſer Beichtvater ſey und ob wir das heilige Abendmahl genöſſen? Wenn wir nun bey dieſem Examen ſchlecht beſtanden, ſo wurden wir mit Wehklagen entlaſſen; wir waren mehr verdrießlich als erbaut, konnten aber doch nicht umhin den Mann herzlich lieb zu haben.

Bey dieſer Gelegenheit kann ich nicht unterlaſſen, aus meiner früheren Jugend etwas nachzuholen, um anſchaulich zu machen, wie die großen Angelegenheiten der kirchlichen Religion mit Folge und Zuſammenhang behandelt werden müſſen, wenn ſie ſich fruchtbar, wie man

von ihr erwartet, beweiſen ſoll. Der proteſtantiſche Gottesdienſt hat zu wenig Fülle und Conſequenz, als daß er die Gemeine zuſammenhalten könnte; daher geſchieht es leicht, daß Glieder ſich von ihr abſondern und entweder kleine Gemeinen bilden, oder, ohne kirchlichen Zuſammenhang, neben einander geruhig ihr bürgerliches Weſen treiben. So klagte man ſchon vor geraumer Zeit, die Kirchgänger verminderten ſich von Jahr zu Jahr und in eben dem Verhältniß die Perſonen, welche den Genuß des Nachtmahls verlangten. Was beydes, beſonders aber das letztere betrifft, liegt die Urſache ſehr nah; doch wer wagt ſie auszuſprechen? Wir wollen es verſuchen.

In ſittlichen und religioſen Dingen, eben ſo wohl als in phyſichen und bürgerlichen, mag der Menſch nicht gern etwas aus dem Stegreiſe thun; eine Folge, woraus Gewohnheit entſpringt, iſt ihm nöthig; das was er lieben und leiſten ſoll, kann er ſich nicht einzeln, nicht ab-

gerissen denken, und um etwas gern zu wiederholen, muß es ihm nicht fremd geworden seyn. Fehlt es dem protestantischen Cultus im Ganzen an Fülle, so untersuche man das Einzelne, und man wird finden, der Protestant hat zu wenig Sacramente, ja er hat nur Eins, bey dem er sich thätig erweist, das Abendmahl: denn die Taufe sieht er nur an Anderen vollbringen und es wird ihm nicht wohl dabey. Die Sacramente sind das Höchste der Religion, das sinnliche Symbol einer außerordentlichen göttlichen Gunst und Gnade. In dem Abendmahle sollen die irdischen Lippen ein göttliches Wesen verkörpert empfangen und unter der Form irdischer Nahrung einer himmlischen theilhaftig werden. Dieser Sinn ist in allen christlichen Kirchen ebenderselbe, es werde nun das Sacrament mit mehr oder weniger Ergebung in das Geheimniß, mit mehr oder weniger Accommodation an das, was verständlich ist, genossen; immer bleibt es eine heilige, große Handlung, welche sich in der Wirklichkeit an die Stelle des Mög-

lichen oder Unmöglichen, an die Stelle desjenigen ſetzt, was der Menſch weder erlangen noch entbehren kann. Ein ſolches Sacrament dürfte aber nicht allein ſtehen; kein Chriſt kann es mit wahrer Freude, wozu es gegeben iſt, genießen, wenn nicht der ſymboliſche oder ſacramentliche Sinn in ihm genährt iſt. Er muß gewohnt ſeyn, die innere Religion des Herzens und die der äußeren Kirche als vollkommen Eins anzuſehen, als das große allgemeine Sacrament, das ſich wieder in ſoviel andere zergliedert und dieſen Theilen ſeine Heiligkeit, Unzerſtörlichkeit und Ewigkeit mittheilt.

Hier reicht ein jugendliches Paar ſich einander die Hände, nicht zum vorübergehenden Gruß oder zum Tanze; der Prieſter ſpricht ſeinen Segen darüber aus, und das Band iſt unauflöslich. Es währt nicht lange, ſo bringen dieſe Gatten ein Ebenbild an die Schwelle des Altars, es wird mit heiligem Waſſer gereinigt und der Kirche dergeſtalt

einverleibt, daß es dieſe Wohlthat nur durch den ungeheuerſten Abfall verſcherzen kann. Das Kind übt ſich im Leben an den irdiſchen Dingen ſelbſt heran, in himmliſchen muß es unterrichtet werden. Zeigt ſich bey der Prüfung, daß dieß vollſtändig geſchehen ſey, ſo wird es nunmehr als wirklicher Bürger, als wahrhafter und freywilliger Bekenner in den Schoos der Kirche aufgenommen, nicht ohne äußere Zeichen der Wichtigkeit dieſer Handlung. Nun iſt er erſt entſchieden ein Chriſt, nun kennt er erſt die Vortheile, jedoch auch die Pflichten. Aber inzwiſchen iſt ihm als Menſchen manches Wunderliche begegnet, durch Lehren und Strafen iſt ihm aufgegangen, wie bedenklich es mit ſeinem Innern ausſehe, und immerfort wird noch von Lehren und von Uebertretungen die Rede ſeyn; aber die Strafe ſoll nicht mehr Statt finden. Hier iſt ihm nun in der unendlichen Verworrenheit, in die er ſich, bey dem Widerſtreit natürlicher und religioſer Forderungen, verwickeln muß, ein

herrliches Auskunftsmittel gegeben, seine Thaten und Unthaten, seine Gebrechen und seine Zweifel einem würdigen, eigens dazu bestellten Manne zu vertrauen, der ihn zu beruhigen, zu warnen, zu stärken, durch gleichfalls symbolische Strafen zu züchtigen und ihn zuletzt, durch ein völliges Auslöschen seiner Schuld, zu beseligen und ihm rein und abgewaschen die Tafel seiner Menschheit wieder zu übergeben weiß. So, durch mehrere sacramentliche Handlungen, welche sich wieder, bey genauerer Ansicht, in sacramentliche kleinere Züge verzweigen, vorbereitet und rein beruhigt, kniet er hin, die Hostie zu empfangen; und daß ja das Geheimniß dieses hohen Acts noch gesteigert werde, sieht er den Kelch nur in der Ferne, es ist kein gemeines Essen und Trinken, was befriedigt, es ist eine Himmelsspeise, die nach himmlischem Tranke durstig macht.

Jedoch glaube der Jüngling nicht, daß es damit abgethan sey; selbst der Mann glaube

es nicht! Denn wohl in irdiſchen Verhältniſſen gewöhnen wir uns zuletzt auf uns ſelber zu ſtehen, und auch da wollen nicht immer Kenntniſſe, Verſtand und Character hinreichen; in himmliſchen Dingen dagegen lernen wir nie aus. Das höhere Gefühl in uns, das ſich oft ſelbſt nicht einmal recht zu Hauſe findet, wird noch überdieß von ſoviel Aeußerem bedrängt, daß unſer eignes Vermögen wohl ſchwerlich alles darreicht, was zu Rath, Troſt und Hülfe nöthig wäre. Dazu aber verordnet findet ſich nun auch jenes Heilmittel für das ganze Leben, und ſtets harrt ein einſichtiger, frommer Mann, um Irrende zurecht zu weiſen und Gequälte zu erledigen.

Und was nun durch das ganze Leben ſo erprobt worden, ſoll an der Pforte des Todes alle ſeine Heilkräfte zehenfach thätig erweiſen. Nach einer von Jugend auf eingeleiteten, zutraulichen Gewohnheit nimmt der Hinfällige jene ſymboliſchen, deutſamen Ver-

ſicherungen mit Inbrunſt an, und ihm wird da, wo jede irdiſche Garantie verſchwindet, durch eine himmliſche für alle Ewigkeit ein ſeliges Daſeyn zugeſichert. Er fühlt ſich entſchieden überzeugt, daß weder ein feindſeliges Element, noch ein miswollender Geiſt ihn hindern könne, ſich mit einem verklärten Leibe zu umgeben, um in unmittelbaren Verhältniſſen zur Gottheit an den unermeßlichen Seligkeiten Theil zu nehmen, die von ihr ausfließen.

Zum Schluſſe werden ſodann, damit der ganze Menſch geheiligt ſey, auch die Füße geſalbt und geſegnet. Sie ſollen, ſelbſt bey möglicher Geneſung, einen Widerwillen empfinden, dieſen irdiſchen, harten, undurchdringlichen Boden zu berühren. Ihnen ſoll eine wunderſame Schnellkraft mitgetheilt werden, wodurch ſie den Erdſchollen, der ſie bisher anzog, unter ſich abſtoßen. Und ſo iſt durch einen glänzenden Zirkel gleichwürdig heiliger

Handlungen, deren Schönheit von uns nur kurz angedeutet worden, Wiege und Grab, sie mögen zufällig noch so weit aus einander gerückt liegen, in einem ſtetigen Kreiſe verbunden.

Aber alle dieſe geiſtigen Wunder entſprießen nicht, wie andere Früchte, dem natürlichen Boden, da können ſie weder geſäet noch gepflanzt noch gepflegt werden. Aus einer anderen Region muß man ſie herüberflehen, welches nicht Jedem, noch zu jeder Zeit gelingen würde. Hier entgegnet uns nun das höchſte dieſer Symbole aus alter frommer Ueberlieferung. Wir hören, daß ein Menſch vor dem andern von Oben begünſtigt, geſegnet und geheiligt werden könne. Damit aber dieß ja nicht als Naturgabe erſcheine; ſo muß dieſe große, mit einer ſchweren Pflicht verbundene Gunſt von einem Berechtigten auf den anderen übergetragen, und das größte Gut, was ein Menſch erlangen kann, ohne

daß er jedoch deſſen Beſitz von ſich ſelbſt weder erringen, noch ergreifen könne, durch geiſtige Erbſchaft auf Erden erhalten und verewigt werden. Ja, in der Weihe des Prieſters iſt alles zuſammengefaßt, was nöthig iſt, um diejenigen heiligen Handlungen wirkſam zu begehen, wodurch die Menge begünſtigt wird, ohne daß ſie irgend eine andere Thätigkeit dabey nöthig hätte, als die des Glaubens und des unbedingten Zutrauens. Und ſo tritt der Prieſter in der Reihe ſeiner Vorfahren und Nachfolger, in dem Kreiſe ſeiner Mitgeſalbten, den höchſten Seguenden darſtellend, um ſo herrlicher auf, als es nicht er iſt, den wir verehren, ſondern ſein Amt, nicht ſein Wink, vor dem wir die Kniee beugen, ſondern der Segen, den er ertheilt, und der um deſto heiliger, unmittelbarer vom Himmel zu kommen ſcheint, weil ihn das irdiſche Werkzeug nicht einmal durch ſündhaftes, ja laſterhaftes Weſen ſchwächen oder gar entkräften könnte.

Crugantino.

Seid grosmüthig! ich bin ein Mensch.

Sebastian.

Nichts vom Vergangenen, Elender! was vor dir steht! Hast du nicht diesen Edlen verwundet; seine Liebste, seine Braut aus den Armen ihres Vaters gesprengt, der ihr diesen Schritt nie verzeihen wird? Und nun bringst du sie als Mitgenossen deiner Bosheit in diesen Kerker! Ihn, den besten, freisten, gütigsten! — Deinen Bruder!

Crugantino.

Bruder?

Pedro ihn umhalsend.

Bruder! mein Bruder!

Sebastian.

Pedro von Castelvechio!

Crugantino.

Laßt mich; ich bitt euch; laßt mich! Ich hab ein Herz, das empfindet; und was

Wie iſt nicht dieſer wahrhaft geiſtige Zuſammenhang im Proteſtantismus zerſplittert! indem ein Theil gedachter Symbole für apokryphiſch und nur wenige für canoniſch erklärt werden, und wie will man uns durch das Gleichgültige der einen zu der hohen Würde der anderen vorbereiten?

Ich ward zu meiner Zeit bey einem guten, alten, ſchwachen Geiſtlichen, der aber ſeit vielen Jahren der Beichtvater des Hauſes geweſen, in den Religionsunterricht gegeben. Den Katechismus, eine Paraphraſe deſſelben, die Heilsordnung wußte ich an den Fingern herzuerzählen, von den kräftig beweiſenden bibliſchen Sprüchen fehlte mir keiner; aber von alle dem ärndtete ich keine Frucht; denn als man mir verſicherte, daß der brave alte Mann ſeine Hauptprüfung nach einer alten Formel einrichte, ſo verlor ich alle Luſt und Liebe zur Sache, ließ mich die letzten acht Tage in allerley Zerſtreuungen ein, legte

die von einem älteren Freund erborgten, dem Geiſtlichen abgewonnenen Blätter in meinen Hut und las gemüth- und ſinnlos alles dasjenige her, was ich mit Gemüth und Ueberzeugung wohl zu äußern gewußt hätte.

Aber ich fand meinen guten Willen und mein Aufſtreben in dieſem wichtigen Falle durch trocknen, geiſtloſen Schlendrian noch ſchlimmer paralyſirt, als ich mich nunmehr dem Beichtſtuhle nahen ſollte. Ich war mir wohl mancher Gebrechen, aber doch keiner großen Fehler bewußt, und gerade das Bewußtſeyn verringerte ſie, weil es mich auf die moraliſche Kraft wies, die in mir lag und die mit Vorſatz und Beharrlichkeit doch wohl zuletzt über den alten Adam Herr werden ſollte. Wir waren belehrt, daß wir eben darum viel beſſer als die Catholiken ſeyen, weil wir im Beichtſtuhl nichts Beſonderes zu bekennen brauchten, ja, daß es auch nicht einmal ſchicklich wäre, ſelbſt wenn wir es

thun wollten. Dieſes Letzte war mir gar nicht recht: denn ich hatte die ſeltſamſten religiöſen Zweifel, die ich gern bey einer ſolchen Gelegenheit berichtiget hätte. Da nun dieſes nicht ſeyn ſollte, ſo verfaßte ich mir eine Beichte, die, indem ſie meine Zuſtände wohl ausdrückte, einem verſtändigen Manne dasjenige im Allgemeinen bekennen ſollte, was mir im Einzelnen zu ſagen verboten war. Aber als ich in das alte Barfüßer-Chor hineintrat, mich den wunderlichen vergitterten Schränken näherte, in welchen die geiſtlichen Herren ſich zu dieſem Acte einzufinden pflegten, als mir der Glöckner die Thüre eröffnete und ich mich nun gegen meinen geiſtlichen Großvater in dem engen Raume eingeſperrt ſah, und er mich mit ſeiner ſchwachen, näſelnden Stimme willkommen hieß, erloſch auf einmal alles Licht meines Geiſtes und Herzens, die wohl memorirte Beichtrede wollte mir nicht über die Lippen, ich ſchlug in der Verlegenheit das Buch auf, das ich in Händen hatte, und

las daraus die erſte beſte kurze Formel, die ſo allgemein war, daß ein Jeder ſie ganz geruhig hätte ausſprechen können. Ich empfing die Abſolution und entfernte mich weder warm noch kalt, ging den andern Tag mit meinen Aeltern zu dem Tiſche des Herrn, und betrug mich ein Paar Tage, wie es ſich nach einer ſo heiligen Handlung wohl ziemte.

In der Folge trat jedoch bey mir das Uebel hervor, welches aus unſerer durch mancherley Dogmen complicirten, auf Bibelſprüche, die mehrere Auslegungen zulaſſen, gegründeten Religion bedenkliche Menſchen dergeſtalt anfällt, daß es hypochondriſche Zuſtände nach ſich zieht, und dieſe bis zu ihrem höchſten Gipfel, zu fixen Ideen ſteigert. Ich habe mehrere Menſchen gekannt, die, bey einer ganz verſtändigen Sinnes- und Lebensweiſe, ſich von dem Gedanken an die Sünde in den heiligen Geiſt und von der Angſt ſolche begangen zu haben nicht losmachen konnten.

Ein gleiches Unheil drohte mir in der Materie von dem Abendmahl. Es hatte nämlich schon sehr früh der Spruch, daß einer, der das Sacrament unwürdig genieße, sich selbst das Gericht esse und trinke, einen ungeheueren Eindruck auf mich gemacht. Alles Furchtbare, was ich in den Geschichten der Mittelzeit von Gottesurtheilen, den seltsamsten Prüfungen durch glühendes Eisen, flammendes Feuer, schwellendes Wasser gelesen hatte, selbst was uns die Bibel von der Quelle erzählt, die dem Unschuldigen wohl bekommt, den Schuldigen aufbläht und bersten macht, das alles stellte sich meiner Einbildungskraft dar und vereinigte sich zu dem höchsten Furchtbaren, indem falsche Zusage, Heucheley, Meineyd, Gotteslästerung, alles bey der heiligsten Handlung auf dem Unwürdigen zu lasten schien, welches um so schrecklicher war, als ja Niemand sich für würdig erklären durfte, und man die Vergebung der Sünden, wodurch zuletzt alles ausgeglichen werden sollte,

doch auf ſo manche Weiſe bedingt fand, daß man nicht ſicher war, ſie ſich mit Freyheit zu eignen zu dürfen.

Dieſer düſtre Scrupel quälte mich dergeſtalt, und die Auskunft, die man mir als hinreichend vorſtellen wollte, ſchien mir ſo kahl und ſchwach, daß jenes Schreckbild nur an furchtbarem Anſehen dadurch gewann und ich mich, ſobald ich Leipzig erreicht hatte, von der kirchlichen Verbindung ganz und gar loszuwinden ſuchte. Wie drückend mußten mir daher Gellerts Anmahnungen werden! den ich, bey ſeiner ohnehin laconiſchen Behandlungsart, womit er unſere Zudringlichkeit abzulehnen genöthigt war, mit ſolchen wunderlichen Fragen nicht beläſtigen wollte, um ſo weniger, als ich mich derſelben in heiteren Stunden ſelbſt ſchämte, und zuletzt dieſe ſeltſame Gewiſſensangſt mit Kirche und Altar völlig hinter mir ließ.

Gellert hatte ſich nach ſeinem frommen Gemüth eine Moral aufgeſetzt, welche er von Zeit zu Zeit öffentlich ablas, und ſich dadurch gegen das Publicum auf eine ehrenvolle Weiſe ſeiner Pflicht entledigte. Gellerts Schriften waren ſo lange Zeit ſchon das Fundament der deutſchen ſittlichen Cultur und Jedermann wünſchte ſehnlich jenes Werk gedruckt zu ſehen, und da dieſes nur nach des guten Mannes Tode geſchehen ſollte, ſo hielt man ſich ſehr glücklich, es bey ſeinem Leben von ihm ſelbſt vorlesen zu hören. Das philoſophiſche Auditorium war in ſolchen Stunden gedrängt voll, und die ſchöne Seele, der reine Wille, die Theilnahme des edlen Mannes an unſerem Wohl, ſeine Ermahnungen, Warnungen und Bitten, in einem etwas hohlen und traurigen Tone vorgebracht, machten wohl einen augenblicklichen Eindruck; allein er hielt nicht lange nach, um ſo weniger als ſich doch manche Spötter fanden, welche dieſe weiche und, wie ſie glaubten, entnervende Manier

uns verdächtig zu machen wußten. Ich erinnere mich eines durchreiſenden Franzoſen, der ſich nach den Maximen und Geſinnungen des Mannes erkundigte, welcher einen ſo ungeheueren Zulauf hatte. Als wir ihm den nöthigen Bericht gegeben, ſchüttelte er den Kopf und ſagte lächelnd: Laissez le faire, il nous forme des dupes.

Und ſo wußte denn auch die gute Geſellſchaft, die nicht leicht etwas Würdiges in ihrer Nähe dulden kann, den ſittlichen Einfluß, welchen Gellert auf uns haben mochte, gelegentlich zu verkümmern. Bald wurde es ihm übel genommen, daß er die vornehmen und reichen Söhne, die ihm beſonders empfohlen waren, beſſer als die übrigen Studirenden unterrichte und eine ausgezeichnete Sorge für ſie trage; bald wurde es ihm als Eigennutz und Nepotismus angerechnet, daß er eben für dieſe jungen Männer einen Mittagstiſch bey ſeinem Bruder einrichten laſſen. Dieſer,

ein groſser, anſehnlicher, derber, kurz gebundener, etwas roher Mann ſollte Fechtmeiſter geweſen ſeyn und, bey allzugroſser Nachſicht ſeines Bruders, die edlen Tiſchgenoſſen manchmal hart und rauh behandeln; daher glaubte man nun wieder ſich dieſer jungen Leute annehmen zu müſſen, und zerrte ſo den guten Namen des trefflichen Gellert dergeſtalt hin und wieder, daß wir zuletzt, um nicht irre an ihm zu werden, gleichgültig gegen ihn wurden und uns nicht mehr vor ihm ſehen lieſſen; doch grüſsten wir ihn immer auf das beſte, wenn er auf ſeinem zahmen Schimmel einhergeritten kam. Dieſes Pferd hatte ihm der Churfürſt geſchenkt, um ihn zu einer ſeiner Geſundheit ſo nöthigen Bewegung zu verbinden; eine Auszeichnung, die ihm nicht leicht zu verzeihen war.

Und ſo rückte nach und nach der Zeitpunct heran, wo mir alle Autorität verſchwinden und ich ſelbſt an den gröſsten und beſten In-

viduen, die ich gekannt oder mir gedacht hatte, zweifeln, ja verzweifeln ſollte.

Friedrich der Zweyte ſtand noch immer über allen verzüglichen Männern des Jahrhunderts in meinen Gedanken, und es mußte mir daher ſehr befremdend vorkommen, daß ich ihn ſo wenig vor den Einwohnern von Leipzig als ſonſt in meinem großväterlichen Hauſe loben durfte. Sie hatten freylich die Hand des Krieges ſchwer gefühlt, und es war ihnen deshalb nicht zu verargen, daß ſie von demjenigen, der ihn begonnen und fortgeſetzt, nicht das Beſte dachten. Sie wollten ihn daher wohl für einen vorzüglichen, aber keineswegs für einen großen Mann gelten laſſen. Es ſey keine Kunſt, ſagten ſie, mit großen Mitteln einiges zu leiſten; und wenn man weder Länder, noch Geld, noch Blut ſchone, ſo könne man zuletzt ſchon ſeinen Vorſatz ausführen. Friedrich habe ſich in keinem ſeiner Plane und in nichts, was er ſich ei-

was euch beſtürmt, greift mich auch an. — Mein Bruder! der unerträglichſte Gedanke! Weg! Ich will nur fühlen, daß ich dich habe, daß du mein Bruder biſt. Hier, Pedro? mein Bruder hier?

Sebaſtian.

Auch um deinetwillen! als wir endlich dir ohngefehr auf die Spur gekommen, und er hörte, daß ich Anſtalten machte dich zu kapern, verließ er Madrid.

Pedro.

Ich fürchtete ſeine Strenge. Sebaſtian iſt gut, wenn man ihn gut läßt.

Crugantino.

Ihr ſeyd ausgezogen mich zu fangen? nun was hättet ihr an mir? was habt ihr an mir? Wollt ihr mich in Thurm ſperren, um der Welt den unbedeutenden Aerger und meiner Familie die eingebildete Schande zu ſparen? Nehmt mich? — Und was habt ihr gethan? und ſeyd ihr mir nichts ſchuldig?

gentlich vorgenommen, groß bewieſen. So lange es von ihm abgehangen, habe er nur immer Fehler gemacht, und das Außerordentliche ſey nur alsdann zum Vorſchein gekommen, wenn er genöthigt geweſen, eben dieſe Fehler wieder gut zu machen; und bloß daher ſey er zu dem großen Rufe gelangt, weil jeder Menſch ſich dieſelbige Gabe wünſche, die Fehler, die man häufig begeht, auf eine geſchikte Weiſe wieder ins Gleiche zu bringen. Man dürfe den ſiebenjährigen Krieg nur Schritt vor Schritt durchgehen, ſo werde man finden, daß der König ſeine treffliche Armee ganz unnöther Weiſe aufgeopfert und ſelbſt Schuld daran geweſen, daß dieſe verderbliche Fehde ſich ſo ſehr in die Länge gezogen. Ein wahrhaft großer Mann und Heerführer wäre mit ſeinen Feinden viel geſchwinder fertig geworden. Sie hatten, um dieſe Geſinnungen zu behaupten, ein unendliches Detail anzuführen, welches ich nicht zu leugnen wußte, und nach und nach die

unbedingte Verehrung erkalten fühlte, die ich diesem merkwürdigen Fürsten von Jugend auf gewidmet hatte.

Wie mich nun die Einwohner von Leipzig um das angenehme Gefühl brachten, einen großen Mann zu verehren; so verminderte ein neuer Freund, den ich zu der Zeit gewann, gar sehr die Achtung, welche ich für meine gegenwärtigen Mitbürger hegte. Dieser Freund war einer der wunderlichsten Käuze, die es auf der Welt geben kann. Er hieß Behrisch und befand sich als Hofmeister bey dem jungen Grafen Lindenau. Schon sein Aeußeres war sonderbar genug. Hager und wohlgebaut, weit in den Dreyßigen, eine sehr große Nase und überhaupt markirte Züge; eine Haartour, die man wohl eine Perücke hätte nennen können, trug er vom Morgen bis in die Nacht, kleidete sich sehr nett und ging niemals aus, als den Degen an der Seite und den Hut unter dem Arm. Er

war einer von den Menſchen, die eine ganz beſondere Gabe haben, die Zeit zu verderben, oder vielmehr die aus Nichts Etwas zu machen wiſſen, um ſie zu vertreiben. Alles was er that, mußte mit Langſamkeit und einem gewiſſen Anſtand geſchehen, den man affectirt hätte nennen können, wenn Behrtſch nicht ſchon von Natur etwas Affectirtes in ſeiner Art gehabt hätte. Er ähnelte einem alten Franzoſen, auch ſprach und ſchrieb er ſehr gut und leicht Franzöſiſch. Seine gröſte Luſt war, ſich ernſthaft mit poſſenhaften Dingen zu beſchäftigen und irgend einen albernen Einfall bis ins Unendliche zu verfolgen. So trug er ſich beſtändig grau, und weil die verſchiedenen Theile ſeines Anzugs von verſchiedenen Zeugen, und alſo auch Schattirungen waren; ſo konnte er Tage lang darauf ſinnen, wie er ſich noch ein Grau mehr auf den Leib ſchaffen wollte, und war glücklich, wenn ihm das gelang und er uns beſchämen konnte, die wir daran gezweifelt oder es für unmöglich

erklärt hatten. Alsdann hielt er uns lange Strafpredigten über unſeren Mangel an Erfindungskraft und über unſern Unglauben an ſeine Talente.

Uebrigens hatte er gute Studien, war beſonders in den neueren Sprachen und ihren Litteraturen bewandert und ſchrieb eine vortreffliche Hand. Mir war er ſehr gewogen, und ich, der ich immer gewohnt und geneigt war mit ältern Perſonen umzugehen, attachirte mich bald an ihn. Mein Umgang diente auch ihm zur beſonderen Unterhaltung, indem er Vergnügen daran fand, meine Unruhe und Ungeduld zu zähmen, womit ich ihm dagegen auch genug zu ſchaffen machte. In der Dichtkunſt hatte er dasjenige, was man Geſchmack nannte, ein gewiſſes allgemeines Urtheil über das Gute und Schlechte, das Mittelmäßige und Zuläſſige; doch war ſein Urtheil mehr tadelnd, und er zerſtörte noch den wenigen Glauben, den ich an gleichzeitige

Schriftſteller bey mir hegte, durch liebloſe Anmerkungen, die er über die Schriften und Gedichte dieſes und jenes mit Witz und Laune vorzubringen wußte. Meine eigenen Sachen nahm er mit Nachſicht auf und ließ mich gewähren; nur unter der Bedingung, daß ich nichts ſollte drucken laſſen. Er verſprach mir dagegen, daß er diejenigen Stücke, die er für gut hielt, ſelbſt abſchreiben und in einem ſchönen Bande mir verehren wolle. Dieſes Unternehmen gab nun Gelegenheit zu dem größtmöglichſten Zeitverderb. Denn eh er das rechte Papier finden, ehe er mit ſich über das Format einig werden konnte, ehe er die Breite des Randes und die innere Form der Schrift beſtimmt hatte, ehe die Rabenfedern herbeygeſchafft, geſchnitten und Tuſche eingerieben war, vergingen ganze Wochen, ohne daß auch das Mindeſte geſchehen wäre. Mit eben ſolchen Umſtänden begab er ſich denn jedesmal ans Schreiben, und brachte wirklich nach und nach ein allerliebſtes Manuſcript zu-

ſammen. Die Titel der Gedichte waren Fractur, die Verſe ſelbſt von einer ſtehenden ſächſiſchen Handſchrift; an dem Ende eines jeden Gedichtes eine analoge Vignette, die er entweder irgendwo ausgewählt oder auch wohl ſelbſt erfunden hatte, wobey er die Schraffuren der Holzſchnitte und Druckerſtöcke, die man bey ſolcher Gelegenheit braucht, gar zierlich nachzuahmen wußte. Mir dieſe Dinge, indem er fortrückte, vorzuzeigen, mir das Glück auf eine comiſchpathetiſche Weiſe vorzurühmen, daß ich mich in ſo vortrefflicher Handſchrift verewigt ſahe, und zwar auf eine Art, die keine Druckerpreſſe zu erreichen im Stande ſey; gab abermals Veranlaſſung, die ſchönſten Stunden durchzubringen. Indeſſen war ſein Umgang wegen der ſchönen Kenntniſſe, die er beſaß, doch immer im Stillen lehrreich, und weil er mein unruhiges, heftiges Weſen zu dämpfen wußte, auch im ſittlichen Sinne für mich ganz heilſam. Auch hatte er einen ganz beſonderen Widerwillen

gegen alles Rohe, und ſeine Späſſe waren durchaus barock, ohne jemals ins Derbe oder Triviale zu fallen. Gegen ſeine Landsleute erlaubte er ſich eine frazzenhafte Abneigung, und ſchilderte was ſie auch vornehmen möchten, mit luſtigen Zügen. Beſonders war er unerſchöpflich, einzelne Menſchen comiſch darzuſtellen; wie er denn an dem Aeußeren eines Jeden etwas auszuſetzen fand. So konnte er ſich, wenn wir zuſammen am Fenſter lagen, Stunden lang beſchäftigen, die Vorübergehenden zu recenſiren und, wenn er genugſam an ihnen getadelt, genau und umſtändlich anzuzeigen, wie ſie ſich eigentlich hätten kleiden ſollen, wie ſie gehen, wie ſie ſich betragen müßten, um als ordentliche Leute zu erſcheinen. Dergleichen Vorſchläge liefen meiſtentheils auf etwas Ungehöriges und Abgeſchmacktes hinaus, ſo daß man nicht ſowohl lachte über das, wie der Menſch ausſah, ſondern darüber, wie er allenfalls hätte ausſehen können, wenn er verrückt genug geweſen wäre,

ſich zu verbilden. In allen ſolchen Dingen ging er ganz unbarmherzig zu Werk, ohne daß er nur im mindeſten boshaft geweſen wäre. Dagegen wußten wir ihn von unſerer Seite zu quälen, wenn wir verſicherten, daß man ihn nach ſeinem Aeußeren wo nicht für einen franzöſiſchen Tanzmeiſter, doch wenigſtens für den academiſchen Sprachmeiſter anſehen müſſe. Dieſer Vorwurf war denn gewöhnlich das Signal zu ſtundenlangen Abhandlungen, worin er den himmelweiten Unterſchied herauszuſetzen pflegte, der zwiſchen ihm und einem alten Franzoſen obwalte. Hierbey bürdete er uns gewöhnlich allerley ungeſchickte Vorſchläge auf, die wir ihm zu Veränderung und Modificirung ſeiner Garderobe hätten thun können.

Die Richtung meines Dichtens, das ich nur um deſto eifriger trieb, als die Abſchrift ſchöner und ſorgfältiger vorrückte, neigte ſich nunmehr gänzlich zum Natürlichen, zum

Wahren; und wenn die Gegenſtände auch nicht immer bedeutend ſeyn konnten, ſo ſuchte ich ſie doch immer rein und ſcharf auszudrücken, um ſo mehr als mein Freund mir öfters zu bedenken gab, was das heißen wolle, einen Vers mit der Rabenfeder und Tuſche auf holländiſch Papier ſchreiben, was dazu für Zeit, Talent und Anſtrengung gehöre, die man an nichts Leeres und Ueberflüſſiges verſchwenden dürfe. Dabey pflegte er gewöhnlich ein fertiges Heft aufzuſchlagen und umſtändlich auseinander zu ſetzen, was an dieſer oder jener Stelle nicht ſtehen dürfe, und uns glücklich zu preiſen, daß es wirklich nicht da ſtehe. Er ſprach hierauf mit großer Verachtung von der Buchdruckerey, agirte den Setzer, ſpottete über deſſen Gebärden, über das eilige Hin- und Wiedergreifen, und leitete aus dieſem Manövre alles Unglück der Litteratur her. Dagegen erhob er den Anſtand und die edle Stellung eines Schreibenden, und ſetzte ſich ſogleich hin, um ſie uns

vorzuzeigen, wobey er uns denn freylich aus-
ſchalt, daß wir uns nicht nach ſeinem Bey-
ſpiel und Muſter eben ſo am Schreibtiſch be-
trügen. Nun kam er wieder auf den Con-
traſt mit dem Setzer zurück, kehrte einen an-
gefangenen Brief das Oberſte zu unterſt, und
zeigte wie unanſtändig es ſey, etwa von un-
ten nach oben, oder von der Rechten zur Lin-
ken zu ſchreiben, und was dergleichen Dinge
mehr waren, womit man ganze Bände an-
füllen könnte.

Mit ſolchen unſchädlichen Thorheiten ver-
geudeten wir die ſchöne Zeit, wobey keinem
eingefallen wäre, daß aus unſerem Kreis zu-
fällig etwas ausgehen würde, welches allge-
meine Senſation erregen und uns nicht in
den beſten Leumund bringen ſollte.

Gellert mochte wenig Freude an ſeinem
Practicum haben, und wenn er allenfalls Luſt
empfand, einige Anleitung im proſaiſchen und

Sebaſtian.

Führt euch beßer auf!

Crugantino.

Mit eurer Erlaubniß, mein Herr! davon verſteht ihr nichts! Was heißt das aufführen? Wißt ihr die Bedürfniße eines jungen Herzens, wie meins iſt? Ein junger toller Kopf? Wo habt ihr einen Schauplaß des Lebens für mich? Eure bürgerliche Geſellſchafft iſt mir unerträglich! Will ich arbeiten, muß ich Knecht ſeyn; will ich mich luſtig machen, muß ich Knecht ſeyn. Muß nicht einer, der halbweg was werth iſt, lieber in die weite Welt gehn? Verzeiht! Ich höre nicht gern anderer Leute Meinung; verzeiht daß ich euch die meinige ſage. Dafür will ich euch auch zugeben, daß wer ſich einmal ins Vagieren einläßt, dann kein Ziel mehr hat und keine Grenzen; denn unſer Herz — ach! das iſt unendlich, ſo lang ihm Kräfte zureichen!

Pedro.

Lieber Bruder, ſollte dirs in dem Kreiſe unſrer Liebe zu enge werden?

Cru-

poetiſchen Styl zu geben, ſo that er es privatiſſime nur Wenigen, unter die wir uns nicht zählen durften. Die Lücke, die ſich dadurch in dem öffentlichen Unterricht ergab, gedachte Profeſſor Clodius auszufüllen, der ſich im Litterariſchen, Kritiſchen und Poetiſchen einigen Ruf erworben hatte und als ein junger, munterer, zuthätiger Mann, ſowohl bey der Academie als in der Stadt viel Freunde fand. An die nunmehr von ihm übernommene Stunde wies uns Gellert ſelbſt, und was die Hauptſache betraf, ſo merkten wir wenig Unterſchied. Auch er kritiſirte nur das Einzelne, corrigirte gleichfalls mit rother Dinte, und man befand ſich in Geſellſchaft von lauter Fehlern, ohne eine Ausſicht zu haben, worin das Rechte zu ſuchen ſey? Ich hatte ihm einige von meinen kleinen Arbeiten gebracht, die er nicht übel behandelte. Allein gerade zu jener Zeit ſchrieb man mir von Hauſe, daß ich auf die Hochzeit meines Oheims nothwendig ein Gedicht liefern müſſe.

Ich fühlte mich ſo weit von jener leichten und leichtfertigen Periode entfernt, in welcher mir ein Aehnliches Freude gemacht hätte, und da ich der Lage ſelbſt nichts abgewinnen konnte, ſo dachte ich meine Arbeit mit äußerlichem Schmuck auf das beſte herauszuſtutzen. Ich verſammelte daher den ganzen Olymp, um über die Heirat eines Frankfurter Rechtsgelehrten zu rathſchlagen; und zwar ernſthaft genug, wie es ſich zum Feſte eines ſolchen Ehrenmanns wohl ſchickte. Venus und Themis hatten ſich um ſeinetwillen überworfen; doch ein ſchelmiſcher Streich, den Amor der letzteren ſpielte, ließ jene den Proceß gewinnen, und die Götter entſchieden für die Heirat.

Die Arbeit mißfiel mir keineswegs. Ich erhielt von Hauſe darüber ein ſchönes Belobungsſchreiben, bemühte mich mit einer nochmaligen guten Abſchrift und hoffte meinem Lehrer doch auch einigen Beyfall abzunöthigen. Allein hier hatte ich's ſchlecht getroffen. Er

nahm die Sache ſtreng, und indem er das Parodiſtiſche, was denn doch in dem Einfall lag, gar nicht beachtete, ſo erklärte er den großen Aufwand von göttlichen Mitteln zu einem ſo geringen menſchlichen Zweck für äußerſt tadelnswerth, verwies den Gebrauch und Misbrauch ſolcher mythologiſchen Figuren als eine falſche, aus pedantiſchen Zeiten ſich herſchreibende Gewohnheit, fand den Ausdruck bald zu hoch, bald zu niedrig, und hatte zwar im Einzelnen der rothen Dinte nicht geſchont, verſicherte jedoch, daß er noch zu wenig gethan habe.

Solche Stücke würden zwar anonym vorgeleſen und recenſirt; allein man paßte einander auf, und es blieb kein Geheimniß, daß dieſe verunglückte Götterverſammlung mein Werk geweſen ſey. Da mir jedoch ſeine Kritik, wenn ich ſeinen Standpunct annahm, ganz richtig zu ſeyn ſchien, und jene Gottheiten, näher beſehen, freylich nur hohle

Scheingeſtalten waren; ſo verwünſchte ich den geſammten Olymp, warf das ganze mythiſche Pantheon weg, und ſeit jener Zeit ſind Amor und Luna die einzigen Gottheiten, die in meinen kleinen Gedichten allenfalls auftreten.

Unter den Perſonen, welche ſich Behrisch zu Zielſcheiben ſeines Witzes erleſen hatte, ſtand gerade Clodius oben an; auch war es nicht ſchwer, ihm eine comiſche Seite abzugewinnen. Als eine kleine, etwas ſtarke, gedrängte Figur war er in ſeinen Bewegungen heftig, etwas fahrig in ſeinen Aeußerungen und unſtät in ſeinem Betragen. Durch alles dieß unterſchied er ſich von ſeinen Mitbürgern, die ihn jedoch, wegen ſeiner guten Eigenſchaften und der ſchönen Hoffnungen die er gab, recht gern gelten ließen.

Man übertrug ihm gewöhnlich die Gedichte, welche ſich bey feyerlichen Gelegenheiten

nothwendig machten. Er folgte in der sogenannten Ode der Art, deren sich Rammler bediente, den sie aber auch ganz allein kleidete. Clodius aber hatte sich als Nachahmer besonders die fremden Worte gemerkt, wodurch jene Rammlerschen Gedichte mit einem majestätischen Pompe auftreten, der, weil er der Größe seines Gegenstandes und der übrigen poetischen Behandlung gemäß ist, auf Ohr, Gemüth und Einbildungskraft eine sehr gute Wirkung thut. Bey Clodius hingegen erschienen diese Ausdrücke fremdartig, indem seine Poesie übrigens nicht geeignet war, den Geist auf irgend eine Weise zu erheben.

Solche Gedichte mußten wir nun oft schön gedruckt und höchlich gelobt vor uns sehen, und wir fanden es höchst anstößig, daß er, der uns die heydnischen Götter verkümmert hatte, sich nun eine andere Leiter auf den Parnaß aus griechischen und römischen Wortsprossen zusammenzimmern wollte. Diese oft

wiederkehrenden Ausdrücke prägten ſich feſt in unſer Gedächtniß, und zu luſtiger Stunde, da wir in den Kohlgärten den trefflichſten Kuchen verzehrten, fiel mir auf einmal ein, jene Kraft- und Machtworte in ein Gedicht an den Kuchenbäcker Hendel zu verſammeln. Gedacht, gethan! Und ſo ſtehe es denn auch hier, wie es an eine Wand des Hauſes mit Bleyſtift angeſchrieben wurde.

O Hendel, deſſen Ruhm vom Süd zum Norden reicht,
Vernimm den Päan, der zu deinen Ohren steigt!
Du bäckſt, was Gallier und Britten emſig ſuchen,
Mit ſchöpfriſchem Genie, originelle Kuchen.
Des Kaffee's Ocean, der ſich vor dir ergießt,
Iſt ſüßer als der Saft, der vom Hymettus fließt.
Dein Haus, ein Monument, wie wir den Künſten lohnen,
Umhangen mit Trophän, erzählt den Nationen:
Auch ohne Diadem fand Hendel hier ſein Glück,
Und raubte dem Cothurn gar manch Achtgroſchenſtück.
Glänzt deine Urn' dereinſt in majeſtätſchem Pompe,
Dann weint der Patriot an deiner Katakombe.
Doch leb'! dein Torus ſey von edler Brut ein Neſt,

Steh' hoch wie der Olymp, wie der Parnaſſus feſt!
Kein Phalanx Griechenlands mit römiſchen Ballisten
Vermög Germanien und Hendeln zu verwüſten.
Dein Wohl iſt unſer Stolz, dein Leiden unſer Schmerz
Und Hendels Tempel iſt der Muſenſöhne Herz.

Dieſes Gedicht ſtand lange Zeit unter ſo vielen anderen, welche die Wände jener Zimmer verunzierten, ohne bemerkt zu werden, und wir, die wir uns genugſam daran ergetzt hatten, vergaßen es ganz und gar über anderen Dingen. Geraume Zeit hernach trat Clodius mit ſeinem Medon hervor, deſſen Weisheit, Großmuth und Tugend wir unendlich lächerlich fanden, ſo ſehr auch die erſte Vorſtellung des Stücks beklatſcht wurde. Ich machte gleich Abends, als wir zuſammen in unſer Weinhaus kamen, einen Prolog in Knittelverſen, wo Arlekin mit zwey groſſen Säcken auftritt, ſie an beyde Seiten des Proſceniums ſtellt und nach verſchiedenen verläufigen Späßen den Zuſchauern vertraut, daß in den beyden Säcken moraliſch-äſthetiſcher Sand befindlich ſey, den ihnen die Schauſpieler ſehr häufig in die Augen werfen würden. Der eine ſey nämlich mit Wohlthaten gefüllt, die nichts koſteten, und der andere mit prächtig ausgedrückten Geſinnungen, die

nichts hinter ſich hätten. Er entfernte ſich ungern und kam einigemal wieder, ermahnte die Zuſchauer ernſtlich, ſich an ſeine Warnung zu kehren und die Augen zuzumachen, erinnerte ſie, wie er immer ihr Freund geweſen und es gut mit ihnen gemeynt, und was dergleichen Dinge mehr waren. Dieſer Prolog wurde auf der Stelle von Freund Horn im Zimmer geſpielt, doch blieb der Spaß ganz unter uns, es ward nicht einmal ein Abſchrift genommen und das Papier verlor ſich bald. Horn jedoch, der den Arlekin ganz artig vorgeſtellt hatte, ließ ſich's einfallen, mein Gedicht an Hendel um mehrere Verſe zu erweitern und es zunächſt auf den Medon zu beziehen. Er las es uns vor, und wir konnten keine Freude daran haben, weil wir die Zuſätze nicht eben geiſtreich fanden, und das erſte, in einem ganz anderen Sinn geſchriebene Gedicht uns entſtellt vorkam. Der Freund, unzufrieden über unſere Gleichgültigkeit, ja unſeren Tadel, mochte es Anderen

Crugantino.

Ich bitte dich, laß mich! Es ist das erstemal daß ich dich so zu sagen sehe und —

Pedro.

Laß uns Brüder seyn!

Crugantino.

Ich bin dein Gefangener.

Pedro.

Nichts davon!

Crugantino.

Ich bins willig; nur überlaßt mich mir selbst. — Wenn ich ie euch zur Freude leben kann, so müßt ihr mir das schuldig seyn.

Pedro.

In diesen edlen zärtlichen Empfindungen sind ich das Ungeheuer nicht mehr, das Claudinens Blut zu vergießen drohte.

vorgezeigt haben, die es neu und luſtig fanden. Nun machte man Abſchriften davon, denen der Ruf des Clodiuſiſchen Medons ſogleich eine ſchnelle Publicität verſchaffte. Allgemeine Misbilligung erfolgte hierauf, und die Urheber (man hatte bald erfahren, daß es aus unſerer Clike hervorgegangen war) wurden höchlich getadelt: denn ſeit Cronegk's und Roſt's Angriffen auf Gottſched war dergleichen nicht wieder vorgekommen. Wir hatten uns ohnehin früher ſchon zurückgezogen, und nun befanden wir uns gar im Falle der Schuhu's gegen die übrigen Vögel. Auch in Dresden mochte man die Sache nicht gut finden, und ſie hatte für uns wo nicht unangenehme, doch ernſte Folgen. Der Graf Lindenau war ſchon eine Zeit lang mit dem Hofmeiſter ſeines Sohns nicht ganz zufrieden. Denn obgleich der junge Mann keineswegs vernachläſſigt wurde und Behrisch ſich entweder in dem Zimmer des jungen Grafen oder wenigſtens daneben hielt, wenn die Lehrmei-

ſier ihre täglichen Stunden gaben, die Collegia mit ihm ſehr ordentlich frequentirte, bey Tage nicht ohne ihn ausging, auch denſelben auf allen Spazirgängen begleitete; ſo waren wir Andern doch auch immer in Apels Hauſe zu finden und zogen mit, wenn man luſtwandelte; das machte ſchon einiges Aufſehen. Behriſch gewöhnte ſich auch an uns, gab zuletzt meiſtentheils Abends gegen neun Uhr ſeinen Zögling in die Hände des Cammerdieners und ſuchte uns im Weinhauſe auf, wohin er jedoch niemals anders als in Schuhen und Strümpfen, den Degen an der Seite und gewöhnlich den Hut unterm Arm zu kommen pflegte. Die Späße und Thorheiten, die er insgemein angab, gingen ins Unendliche. So hatte z. B. einer unſerer Freunde die Gewohnheit Punct Zehne wegzugehen, weil er mit einem hübſchen Kinde in Verbindung ſtand, mit welchem er ſich nur um dieſe Zeit unterhalten konnte. Wir vermißten ihn ungern, und Behriſch nahm ſich eines

Abends, wo wir ſehr vergnügt zuſammen waren, im Stillen vor, ihn dießmal nicht wegzulaſſen. Mit dem Schlage Zehn ſtand jener auf und empfahl ſich. Behriſch rief ihn an und bat, einen Augenblick zu warten, weil er gleich mit gehen wolle. Nun begann er auf die anmuthigſte Weiſe erſt nach ſeinem Degen zu ſuchen, der doch ganz vor den Augen ſtand, und gebärdete ſich beym Anſchnallen deſſelben ſo ungeſchickt, daß er damit niemals zu Stande kommen konnte. Er machte es auch Anfangs ſo natürlich, daß Niemand ein Arges dabey hatte. Als er aber, um das Thema zu variiren, zuletzt weiter ging, daß der Degen bald auf die rechte Seite, bald zwiſchen die Beine kam, ſo entſtand ein allgemeines Gelächter, in das der Forteilende, welcher gleichfalls ein luſtiger Geſelle war, mit einſtimmte, und Behriſch ſo lange gewähren ließ, bis die Schäferſtunde vorüber war, da denn nun erſt eine gemeinſame Luſt und ver-

gnügliche Unterhaltung bis tief in die Nacht erfolgte.

Unglücklicher Weiſe hatte Behriſch, und wir durch ihn, noch einen gewiſſen anderen Hang zu einigen Mädchen, welche beſſer waren als ihr Ruf; wodurch denn aber unſer Ruf nicht gefördert werden konnte. Man hatte uns manchmal in ihrem Garten geſehen, und wir lenkten auch wohl unſern Spaziergang dahin, wenn der junge Graf dabey war. Dieſes alles mochte zuſammen aufgeſpart und dem Vater zuletzt berichtet worden ſeyn: genug er ſuchte auf eine glimpfliche Weiſe den Hofmeiſter los zu werden, dem es jedoch zum Glück gereichte. Sein gutes Aeußere, ſeine Kenntniſſe und Talente, ſeine Rechtſchaffenheit, an der Niemand etwas auszuſetzen wußte, hatten ihm die Neigung und Achtung vorzüglicher Perſonen erworben, auf deren Empfehlung er zu dem Erbprinzen von Deſſau als Erzieher berufen wurde, und an dem Ho-

ſe eines in jeder Rückſicht trefflichen Fürſten ein ſolides Glück fand.

Der Verluſt eines Freundes, wie Behriſch, war für mich von der gröſsten Bedeutung. Er hatte mich verzogen, indem er mich bildete, und ſeine Gegenwart wär nöthig, wenn das einigermaſsen für die Societät Frucht bringen ſollte, was er an mich zu wenden für gut gefunden hatte. Er wuſste mich zu allerley Artigem und Schicklichem zu bewegen, was gerade am Platz war, und zu meine geſelligen Talente herauszuſetzen. Weil ich aber in ſolchen Dingen keine Selbſtſtändigkeit erworben hatte; ſo fiel ich gleich, da ich wieder allein war, in mein wirriges, ſtörriſches Weſen zurück, welches immer zunahm je unzufriedener ich über meine Umgebung war, indem ich mir einbildete, daſs ſie nicht mit mir zufrieden ſey. Mit der willkührlichſten Laune nahm ich übel auf, was ich mir hätte zum Vortheil rechnen können, entfernte man-

chen dadurch, mit dem ich bisher in leidlichem Verhältniß gestanden hatte, und mußte bey mancherley Widerwärtigkeiten, die ich mir und Anderen, es sey nun im Thun oder Unterlassen, im Zuviel oder Zuwenig zugezogen hatte, von Wohlwollenden die Bemerkung hören, daß es mir an Erfahrung fehle. Das Gleiche sagte mir wohl irgend ein Gutdenkender, der meine Productionen sah, besonders wenn sie sich auf die Außenwelt bezogen. Ich beobachtete diese so gut ich konnte, fand aber daran wenig Erbauliches, und mußte noch immer genug von dem Meinigen hinzuthun, um sie nur erträglich zu finden. Auch meinem Freunde Behrisch hatte ich manchmal zugesetzt, er solle mir deutlich machen, was Erfahrung sey? Weil er aber voller Thorheiten steckte, so vertröstete er mich von einem Tage zum anderen und eröffnete mir zuletzt, nach großen Vorbereitungen: die wahre Erfahrung sey ganz eigentlich, wenn man erfahre, wie ein Erfahrner die Erfahrung erfah-

rend erfahren müſſe. Wenn wir ihn nun hierüber äußerſt ausſchalten und zur Rede ſetzten, ſo verſicherte er, hinter dieſen Worten ſtecke ein groſſes Geheimniß, das wir alsdenn erſt begreifen würden, wenn wir erfahren hätten, — und immer ſo weiter: denn es koſtete ihm nichts, Viertelſtunden lang ſo fortzuſprechen; da denn das Erfahren immer erfahrner und zuletzt zur wahrhaften Erfahrung werden würde. Wollten wir über ſolche Poſſen verzweifeln, ſo betheuerte er, daß er dieſe Art ſich deutlich und eindrücklich zu machen, von den neuſten und größten Schriftſtellern gelernt, welche uns aufmerkſam gemacht, wie man eine ruhige Ruhe ruhen und wie die Stille im Stillen immer ſtiller werden könnte.

Zufälliger Weiſe rühmte man in guter Geſellſchaft einen Officier, der ſich unter uns auf Urlaub befand, als einen vorzüglich wohldenkenden und erfahrnen Mann, der den ſiebenjährigen Krieg mitgefochten und ſich ein

allgemeines Zutrauen erworben habe. Es fiel nicht ſchwer, mich ihm zu nähern, und wir ſpazirten öfters mit einander. Der Begriff von Erfahrung war beynah fix in meinem Gehirne geworden, und das Bedürfniß, mir ihn klar zu machen, leidenſchaftlich. Offenmüthig wie ich war, entdeckte ich ihm die Unruhe, in der ich mich befand. Er lächelte und war freundlich genug, mir, im Gefolg meiner Fragen, etwas von ſeinem Leben und von der nächſten Welt überhaupt zu erzählen, wobey freylich zuletzt wenig Beſſeres herauskam als, daß die Erfahrung uns überzeuge, daß unſere beſten Gedanken, Wünſche und Verſuche unerreichbar ſeyen, und daß man denjenigen, welcher dergleichen Grillen hege und ſie mit Lebhaftigkeit äußere, vornehmlich für einen unerfahrnen Menſchen halte.

Da er jedoch ein wackerer, tüchtiger Mann war, ſo verſicherte er mir, er habe dieſe Grillen ſelbſt noch nicht ganz aufgegeben, und be-

finde ſich bey dem Wenigen Glaube, Liebe und Hoffnung, was ihm übrig geblieben, noch ganz leidlich. Er mußte mir darauf Vieles vom Krieg erzählen, von der Lebensweiſe im Feld, von Scharmützeln und Schlachten, beſonders in ſofern er Antheil daran genommen; da denn dieſe ungeheueren Ereigniſſe, indem ſie auf ein einzelnes Individuum bezogen wurden, ein gar wunderliches Anſehen gewannen. Ich bewog ihn alsdann zu einer offenen Erzählung der kurz vorher beſtandenen Hofverhältniſſe, welche ganz mährchenhaft zu ſeyn ſchienen. Ich hörte von der körperlichen Stärke Auguſt's des Zweyten, den vielen Kindern deſſelben und ſeinem ungeheueren Aufwand, ſodann von des Nachfolgers Kunſt- und Sammlungsluſt, vom Grafen Brühl und deſſen grenzenloſer Prunkliebe, deren Einzelnes beynahe abgeſchmackt erſchien, von ſo viel Feſten und Prachtergetzungen, welche ſämmtlich durch den Einfall Friedrichs in Sachſen abgeſchnitten worden. Nun la-

gen die königlichen Schlöſſer zerſtört, die Brühlſchen Herrlichkeiten vernichtet, und es war von allem nur ein ſehr beſchädigtes herrliches Land übrig geblieben.

Als er mich über jenen unſinnigen Genuß des Glücks verwundert, und ſodann über das erfolgte Unglück betrübt ſah, und mich bedeutete, wie man von einem erfahrnen Manne geradezu verlange, daß er über keins von beyden erſtaunen, noch daran einen zu lebhaften Antheil nehmen ſolle; ſo fühlte ich groſſe Luſt, in meiner bisherigen Unerfahrenheit noch eine Weile zu verharren, worin er mich denn beſtärkte und recht angelegentlich bat, ich möchte mich, bis auf Weiteres, immer an die angenehmen Erfahrungen halten und die unangenehmen ſoviel als möglich abzulehnen ſuchen, wenn ſie ſich mir aufdringen ſollten. Einſt aber, als wieder im Allgemeinen die Rede von Erfahrung war und ich ihm jene poſſenhaften Phraſen des Freundes Behriſch

Crugantino, lächelnd

Claudinens Blut zu vergießen? Du hättest mir den Degen durch den Leib rennen können, ohne daß ich mich unterstanden hätte, den Engel ein Haar zu krümmen.

Sebastian.

Umarme mich; edler Junge! Hier erkenne ich im Vagabunden das Blut von Castelvechio.

Pedro.

Und doch ängstigtest du? —

Crugantino.

Gut! weil ich weiß, daß man euch Verliebte mit Zwirnsfäden binden kann.

Sebastian.

Guter Junge!

Crugantino.

Und habt ihr nicht gehört, daß alle brave Leute in ihrer Jugend gute Jungens waren; auch wohl etwas mehr sogar?

Seba-

erzählte, ſchüttelte er lächelnd den Kopf und ſagte: da ſieht man, wie es mit Worten geht, die nur einmal ausgeſprochen ſind! Dieſe da klingen ſo neckiſch, ja ſo albern, daß es faſt unmöglich ſcheinen dürfte, einen vernünftigen Sinn hineinzulegen; und doch ließ ſich vielleicht ein Verſuch machen.

Und als ich in ihn drang, verſetzte er mit ſeiner verſtändig heiteren Weiſe: wenn Sie mir erlauben, indem ich Ihren Freund commentire und ſupplire, in ſeiner Art fortzufahren, ſo dünkt mich, er habe ſagen wollen, daß die Erfahrung nichts anderes ſey, als daß man erfährt, was man nicht zu erfahren wünſcht, worauf es wenigſtens in dieſer Welt meiſtens hinausläuft.

Achtes Buch.

Ein anderer Mann, obgleich in jedem Betracht von Behrisch unendlich verschieden, konnte doch in einem gewissen Sinne mit ihm verglichen werden; ich meyne Oefern, welcher auch unter diejenigen Menschen gehörte, die ihr Leben in einer bequemen Geschäftigkeit hinträumen. Seine Freunde selbst bekannten im Stillen, daß er, bey einem sehr schönen Naturell, seine jungen Jahre nicht in genugsamer Thätigkeit verwendet, deswegen er auch nie dahin gelangt sey, die Kunst mit vollkommner Technik auszuüben. Doch schien ein gewisser Fleiß seinem Alter vorbehalten zu seyn, und es fehlte ihm die vielen Jahre, die ich ihn kannte, niemals an Erfindung noch Arbeitsamkeit. Er hatte mich gleich den ersten Augenblick sehr an sich gezogen; schon seine Wohnung, wundersam und ahndungsvoll,

war für mich höchſt reizend. In dem alten Schloſſe Pleißenburg ging man rechts in der Ecke eine erneute heitre Wendeltreppe hinauf. Die Säle der Zeichenacademie, deren Director er war, fand man ſodann links, hell und geräumig; aber zu ihm ſelbſt gelangte man nur durch einen engen dunklen Gang, an deſſen Ende man erſt den Eintritt zu ſeinen Zimmern ſuchte, zwiſchen deren Reihe und einem weitläuftigen Kornboden man ſo eben hergegangen war. Das erſte Gemach war mit Bildern geſchmückt aus der ſpäteren italieniſchen Schule, von Meiſtern, deren Anmuth er höchlich zu preiſen pflegte. Da ich Privatſtunden mit einigen Edelleuten bey ihm genommen hatte, ſo war uns erlaubt, hier zu zeichnen, und wir gelangten auch manchmal in ſein daranſtoßendes inneres Cabinet, welches zugleich ſeine wenigen Bücher, Kunſt- und Naturalienſammlungen und was ihn ſonſt zunächſt intereſſiren mochte, enthielt. Alles war mit Geſchmack, einfach und berge-

ſtalt geordnet, daß der kleine Raum ſehr vieles umfaßte. Die Möbeln, Schränke, Portefeuilles elegant ohne Ziererey oder Ueberfluß. So war auch das erſte was er uns empfahl und worauf er immer wieder zurückkam, die Einfalt in allem, was Kunſt und Handwerk vereint hervorzubringen berufen ſind. Als ein abgeſagter Feind des Schnörkel- und Muſchelweſens und des ganzen barocken Geſchmacks zeigte er uns dergleichen in Kupfer geſtochne und gezeichnete alte Muſter im Gegenſatz mit beſſeren Verzierungen und einfacheren Formen der Möbel ſowohl als anderer Zimmerumgebungen, und weil alles um ihn her mit dieſen Maximen übereinſtimmte; ſo machten die Worte und Lehren auf uns einen guten und dauernden Eindruck. Auch außerdem hatte er Gelegenheit, uns ſeine Geſinnungen practiſch ſehen zu laſſen, indem er ſowohl bey Privat- als Regimentsperſonen in gutem Anſehen ſtand- und bey neuen Bauten und Veränderungen um Rath gefragt wurde. Ueberhaupt

ſchien er geneigter zu ſeyn, etwas gelegentlich, zu einem gewiſſen Zweck und Gebrauch zu verfertigen, als daß er für ſich beſtehende Dinge, welche eine größere Vollendung verlangen, unternommen und ausgearbeitet hätte: deshalb er auch immer bereit und zur Hand war, wenn die Buchhändler größere und kleinere Kupfer zu irgend einem Werk verlangten; wie denn die Vignetten zu Winkelmanns erſten Schriften von ihm radirt ſind. Oft aber machte er nur ſehr ſkizzenhafte Zeichnungen, in welche ſich Geyſer ganz gut zu ſchicken verſtand. Seine Figuren hatten durchaus etwas Allgemeines, um nicht zu ſagen Ideelles. Seine Frauen waren angenehm und gefällig, ſeine Kinder naiv genug; nur mit den Männern wollte es nicht fort, die, bey ſeiner zwar geiſtreichen, aber doch immer nebuliſtiſchen und zugleich abbrevirenden Manier, meiſtentheils das Anſehn von Lazaroni erhielten. Da er ſeine Compoſitionen überhaupt weniger auf Form, als auf Licht, Schatten

und Massen berechnete, so nahmen sie sich im Ganzen gut aus; wie denn alles, was er that und hervorbrachte, von einer eignen Grazie begleitet war. Weil er nun dabey eine eingewurzelte Neigung zum Bedeutenden, Allegorischen, einen Nebengedanken Erregenden nicht bezwingen konnte noch wollte; so gaben seine Werke immer etwas zu sinnen und wurden vollständig durch einen Begriff, da sie es der Kunst und der Ausführung nach nicht seyn konnten. Diese Richtung, welche immer gefährlich ist, führte ihn manchmal bis an die Grenze des guten Geschmacks, wo nicht gar darüber hinaus. Seine Absichten suchte er oft durch die wunderlichsten Einfälle und durch grillenhafte Scherze zu erreichen; ja seinen besten Arbeiten ist stets ein humoristischer Anstrich verliehen. War das Publicum mit solchen Dingen nicht immer zufrieden, so rächte er sich durch eine neue, noch wunderlichere Schnurre. So stellte er *später* in dem Vorzimmer des großen Concertsaales eine ideale

Frauenfigur ſeiner Art vor, die eine Lichtſcheere nach einer Kerze hinbewegte, und er freute ſich außerordentlich, wenn er veranlaſſen konnte, daß man über die Frage ſtritt, ob dieſe ſeltſame Muſe das Licht zu putzen oder auszulöſchen gedenke? wo er denn allerley neckiſche Beygedanken ſcheimiſch hervorblicken ließ.

Doch machte die Erbauung des neuen Theaters zu meiner Zeit das größte Aufſehen, in welchem ſein Vorhang, da er noch ganz neu war, gewiß eine außerordentlich liebliche Wirkung that. Oeſer hatte die Muſen aus den Wolken, auf denen ſie bey ſolchen Gelegenheiten gewöhnlich ſchweben, auf die Erde verſetzt. Einen Vorhof zum Tempel des Ruhms ſchmückten die Statuen des Sophokles und Ariſtophanes, um welche ſich alle neuere Schauſpieldichter verſammelten. Hier nun waren die Göttinnen der Künſte gleichfalls gegenwärtig und alles würdig und ſchön. Nun aber kommt das Wunderliche! Durch die

freye Mitte ſah man das Portal des fernſtehenden Tempels, und ein Mann in leichter Jacke ging zwiſchen beyden obgedachten Gruppen, ohne ſich um ſie zu bekümmern, hindurch, gerade auf den Tempel los; man ſah ihn daher im Rücken, er war nicht beſonders ausgezeichnet. Dieſer nun ſollte Shakeſpearn bedeuten, der ohne Vorgänger und Nachfolger, ohne ſich um die Muſter zu bekümmern, auf ſeine eigne Hand der Unſterblichkeit entgegengehe. Auf dem großen Boden über dem neuen Theater ward dieſes Werk vollbracht. Wir verſammelten uns dort oft um ihn, und ich habe ihm daſelbſt die Aushängebogen von Muſarion vorgeleſen.

Was mich betraf, ſo rückte ich in Ausübung der Kunſt keineswegs weiter. Seine Lehre wirkte auf unſern Geiſt und unſern Geſchmack; aber ſeine eigne Zeichnung war zu unbeſtimmt, als daß ſie mich, der ich an den Gegenſtänden der Kunſt und Natur auch nur

Sebaſtian.

Top!

Crugantino.

Und ſogar ihr ſelbſt.

Könnt ihr mir vergeben?
Laßt uns Brüder ſeyn!

Claudine mit ſchwacher Stimme.

Aendre dein Leben
Sollſt mein Bruder ſeyn.

Pedro.

Ich hab dir vergeben;
Wollen Brüder ſeyn!

Zu drei.

Crug. Laßt uns Brüder ſeyn.
Claud. Sollſt mein Bruder ſeyn.
Pedro. Wollen Brüder ſeyn.

Sebaſtian.

Nun, allons, auf! daß wir aus dem Rauchloch kommen. Claudine, Mädchen wo biſt du? Armes Kind, was für Freud

hindämmerte, hätte zu einer ſtrengen und entſchiedenen Ausübung anleiten ſollen. Von den Geſichtern und Körpern ſelbſt überlieferte er uns mehr die Anſichten als die Formen, mehr die Gebärden als die Proportionen. Er gab uns die Begriffe von den Geſtalten, und verlangte, wir ſollten ſie in uns lebendig werden laſſen. Das wäre denn auch ſchön und recht geweſen, wenn er nicht bloß Anfänger vor ſich gehabt hätte. Konnte man ihm daher ein vorzügliches Talent zum Unterricht wohl abſprechen; ſo mußte man dagegen bekennen, daß er ſehr geſcheidt und weltklug ſey, und daß eine glückliche Gewandtheit des Geiſtes ihn, in einem höhern Sinne, recht eigentlich zum Lehrer qualificire. Die Mängel, an denen jeder litt, ſah er recht gut ein; er verſchmähte jedoch, ſie direct zu rügen, und deutete vielmehr Lob und Tadel indirect ſehr laconiſch an. Nun mußte man über die Sache denken und kam in der Einſicht ſchnell um vieles weiter. So hatte ich z. B. auf blaues

Papier einen Blumenſtrauß, nach einer vorhandenen Vorſchrift, mit ſchwarzer und weißer Kreide ſehr ſorgfältig ausgeführt, und theils mit Wiſchen, theils mit Schraffiren das kleine Bild hervorzuheben geſucht. Nachdem ich mich lange dergeſtalt bemüht, trat er einſtens hinter mich und ſagte: „Mehr Papier!“ worauf er ſich ſogleich entfernte. Mein Nachbar und ich zerbrachen uns den Kopf, was das heißen könne: denn mein Bouquet hatte auf einem großen halben Bogen Raum genug um ſich her. Nachdem wir lange nachgedacht, glaubten wir endlich ſeinen Sinn zu treffen, wenn wir bemerkten, daß ich durch das Ineinanderarbeiten des Schwarzen und Weißen den blauen Grund ganz zugedeckt, die Mitteltinte zerſtört und wirklich eine unangenehme Zeichnung mit großem Fleiß hervorgebracht hatte. Uebrigens ermangelte er nicht, uns von der Perſpective, von Licht und Schatten zwar genugſam, doch immer nur ſo zu unterrichten, daß wir uns anzuſtrengen und

zu quälen hatten, um eine Anwendung der überlieferten Grundsätze zu treffen. Wahrscheinlich war seine Absicht, an uns, die wir doch nicht Künstler werden sollten, nur die Einsicht und den Geschmack zu bilden, und uns mit den Erfordernissen eines Kunstwerks bekannt zu machen, ohne gerade zu verlangen, daß wir es hervorbringen sollten. Da nun der Fleiß ohnehin meine Sache nicht war: denn es machte mir nichts Vergnügen als was mich anfleg; so wurde ich nach und nach wo nicht lässig doch mismuthig, und weil die Kenntniß bequemer ist als das Thun, so ließ ich mir gefallen, wohin er uns nach seiner Weise zu führen gedachte.

Zu jener Zeit war das Leben der Maler von D'Argenville ins Deutsche übersetzt, ich erhielt es ganz frisch und studirte es emsig genug. Dieß schien Oesern zu gefallen, und er verschaffte uns Gelegenheit, aus den großen Leipziger Sammlungen manches Por-

teſeuille zu ſehen, und leitete uns dadurch zur Geſchichte der Kunſt ein. Aber auch dieſe Uebungen brachten bey mir eine andere Wirkung hervor, als er im Sinn haben mochte. Die mancherley Gegenſtände, welche ich von den Künſtlern behandelt ſah, erweckten das poetiſche Talent in mir, und wie man ja wohl ein Kupfer zu einem Gedicht macht, ſo machte ich nun Gedichte zu den Kupfern und Zeichnungen, indem ich mir die darauf vorgeſtellten Perſonen in ihrem vorhergehenden und nachfolgenden Zuſtande zu vergegenwärtigen, bald auch ein kleines Lied, das ihnen wohl geziemt hätte, zu dichten wußte, und ſo mich gewöhnte, die Künſte in Verbindung mit einander zu betrachten. Ja ſelbſt die Fehlgriffe, die ich that, daß meine Gedichte manchmal beſchreibend wurden, waren mir in der Folge, als ich zu mehrerer Beſinnung kam, nützlich, indem ſie mich auf den Unterſchied der Künſte aufmerkſam machten. Von ſolchen kleinen Dingen ſtanden mehrere in der Samm

lung, welche Behrisch veranstaltet hatte; es ist aber nichts davon übrig geblieben.

Das Kunst- und Geschmackselement, worin Oeser lebte, und auf welchem man selbst, in sofern man ihn fleißig besuchte, getragen wurde, ward auch dadurch immer würdiger und erfreulicher, daß er sich gern abgeschiedener oder abwesender Männer erinnerte, mit denen er in Verhältniß gestanden hatte, oder solches noch immer fort erhielt; wie er denn, wenn er Jemanden einmal seine Achtung geschenkt, unveränderlich in dem Betragen gegen denselben blieb, und sich immer gleich geneigt erwies.

Nachdem wir unter den Franzosen vorzüglich Caylus hatten rühmen hören, machte er uns auch mit deutschen, in diesem Fache thätigen Männern bekannt. So erfuhren wir, daß Professor Christ als Liebhaber, Sammler, Kenner, Mitarbeiter, der Kunst schöne

Dienſte geleiſtet, und ſeine Gelehrſamkeit zu wahrer Förderung derſelben angewendet habe. Heinecke dagegen durfte nicht wohl genannt werden, theils weil er ſich mit den allzukindlichen Anfängen der deutſchen Kunſt, welche Oeſer wenig ſchätzte, gar zu emſig abgab, theils weil er einmal mit Winkelmann unſäuberlich verfahren war, welches ihm denn niemals verziehen werden konnte. Auf Lipperts Bemühungen jedoch ward unſere Aufmerkſamkeit kräftig hingeleitet, indem unſer Lehrer das Verdienſt derſelben genugſam herauszuſehen wußte. Denn obgleich, ſagte er, die Statuen und größeren Bildwerke Grund und Gipfel aller Kunſtkenntniß blieben, ſo ſeyen ſie doch ſowohl im Original, als Abguß ſelten zu ſehen, dahingegen durch Lippert eine kleine Welt von Gemmen bekannt werde, in welcher der Alten faßlicheres Verdienſt, glückliche Erfindung, zweckmäßige Zuſammenſtellung, geſchmackvolle Behandlung, auffallender und begreiflicher werde, auch bey ſo großer Menge

die Vergleichung eher möglich ſey. Indem wir uns nun damit ſoviel als erlaubt war beſchäftigten, ſo wurde auf das hohe Kunſtleben Winkelmanns in Italien hingedeutet, und wir nahmen deſſen erſte Schriften mit Andacht in die Hände; denn Oeſer hatte eine leidenſchaftliche Verehrung für ihn, die er uns gar leicht einzuflößen vermochte. Das Problematiſche jener kleinen Aufſätze, die ſich noch dazu durch Ironie ſelbſt verwirren und ſich auf ganz ſpecielle Meynungen und Ereigniſſe beziehen, vermochten wir zwar nicht zu entziffern; allein weil Oeſer viel Einfluß darauf gehabt, und er das Evangelium des Schönen, mehr noch des Geſchmackvollen und Angenehmen auch uns unabläſſig überlieferte, ſo fanden wir den Sinn im Allgemeinen wieder und dünkten uns bey ſolchen Auslegungen um deſto ſicherer zu gehen, als wir es für kein geringes Glück achteten, aus derſelben Quelle zu ſchöpfen, aus der Winkelmann ſeinen erſten Durſt geſtillt hatte.

Einer Stadt kann kein größeres Glück begegnen, als wenn mehrere, im Guten und Rechten Gleichgesinnte, schon gebildete Männer daselbst neben einander wohnen. Diesen Vorzug hatte Leipzig und genoß ihn um so friedlicher, als sich noch nicht so manche Entzweyungen des Urtheils hervorgethan hatten. Huber, Kupferstichsammler und wohlgeübter Kenner, hatte noch außerdem das dankbar anerkannte Verdienst, daß er den Werth der deutschen Litteratur auch den Franzosen bekannt zu machen gedachte; Kreuchauf, Liebhaber mit geübtem Blick, der, als Freund der ganzen Kunstsocietät, alle Sammlungen für die seinigen ansehen konnte; Winkler, der die einsichtsvolle Freude, die er an seinen Schätzen hegte, sehr gern mit Anderen theilte; mancher Andere, der sich anschloß, alle lebten und wirkten nur in Einem Sinne, und ich wüßte mich nicht zu erinnern, so oft ich auch wenn sie Kunstwerke durchsahen beywohnen durfte, daß jemals ein Zwiespalt ent-

ſtanden wäre: immer kam, billiger Weiſe, die Schule in Betracht, aus welcher der Künſtler hervorgegangen, die Zeit, in der er gelebt, das beſondere Talent, das ihm die Natur verliehen und der Grad, auf welchen er es in der Ausführung gebracht. Da war keine Vorliebe weder für geiſtliche noch für weltliche Gegenſtände, für ländliche oder für ſtädtiſche, lebendige oder lebloſe; die Frage war immer nach dem Kunſtgemäßen.

Ob ſich nun gleich dieſe Liebhaber und Sammler, nach ihrer Lage, Sinnesart, Vermögen und Gelegenheit, mehr gegen die niederländiſche Schule richteten; ſo ward doch, indem man ſein Auge an den unendlichen Verdienſten der nordweſtlichen Künſtler übte, ein ſehnſuchtsvoll verehrender Blick nach Südoſten immer offen gehalten.

Und ſo mußte die Univerſität, wo ich die Zwecke meiner Familie, ja meine eignen ver-

ſäumte, mich in demjenigen begründen, worin ich die gröſste Zufriedenheit meines Lebens finden ſollte; auch iſt mir der Eindruck jener Localitäten, in welchen ich ſo bedeutende Anregungen empfangen, immer höchſt lieb und werth geblieben. Die alte Pleißenburg, die Zimmer der Academie, vor allen aber Oeſers Wohnung, nicht weniger die Winklerſche und Richterſche Sammlungen habe ich noch immer lebhaft gegenwärtig.

Ein junger Mann jedoch, der, indem ſich ältere unter einander von ſchon bekannten Dingen unterhalten, nur beyläufig unterrichtet wird, und welchem das ſchwerſte Geſchäft, das alles zurecht zu legen, dabey überlaſſen bleibt, muß ſich in einer ſehr peinlichen Lage befinden. Ich ſah mich daher mit Anderen ſehnſuchtsvoll nach einer neuen Erleuchtung um, die uns denn auch durch einen Mann kommen ſollte, dem wir ſchon ſoviel ſchuldig waren.

und Schmerz haſt du ausgeſtanden! Du ſollſt dich erholen, ſollſt Ruhe haben, ſollſt — alles haben; Komm! wir kriegen hier wohl einen Tragſeſſel; und ſo auf Villa Bella!

Claudine.

Nimmer, nimmermehr! In ein Kloſter, Baſtian! oder ich ſterbe hier. Meinem Vater unter die Augen treten? das Licht der Sonne ſehn?

(ſie will aufſtehn und fällt zurük.)

Sebaſtian.

Sey ruhig, Mädchen! du biſt zerrüttet. Auf, meine Herrn! ſorgt für einen Seſſel; wir müſſen fort.

(Gonzalo tritt auf.)

Gonzalo.

Wo ſind ſie? — Wo iſt Baſtian? Baſtian! —

Clau-

Auf zweyerley Weiſe kann der Geiſt höchlich erfreut werden, durch Anſchauung und Begriff. Aber jenes erfordert einen würdigen Gegenſtand, der nicht immer bereit, und eine verhältnißmäßige Bildung, zu der man nicht gerade gelangt iſt. Der Begriff hingegen will nur Empfänglichkeit, er bringt den Inhalt mit, und iſt ſelbſt das Werkzeug der Bildung. Daher war uns jener Lichtſtrahl höchſt willkommen, den der vortrefflichſte Denker durch düſtre Wolken auf uns herableitete. Man muß Jüngling ſeyn, um ſich zu vergegenwärtigen, welche Wirkung Leſſings Laokoon auf uns ausübte, indem dieſes Werk uns aus der Region eines kümmerlichen Anſchauens in die freyen Gefilde des Gedankens hinriß. Das ſo lange misverſtandene: ut pictura poesis, war auf einmal beſeitigt, der Unterſchied der bildenden und Redekünſte klar, die Gipfel beyder erſchienen nun getrennt, wie nah ihre Baſen auch zuſammenſtoßen mochten. Der bildende Künſtler ſollte ſich inner-

halb der Grenze des Schönen halten, wenn dem redenden, der die Bedeutung jeder Art nicht entbehren kann, auch darüber hinauszuſchweifen vergönnt wäre. Jener arbeitet für den äußeren Sinn, der nur durch das Schöne befriedigt wird, dieſer für die Einbildungskraft, die ſich wohl mit dem Häßlichen noch abfinden mag. Wie vor einem Blitz erleuchteten ſich uns alle Folgen dieſes herrlichen Gedankens, alle bisherige anleitende und urtheilende Kritik ward, wie ein abgetragener Rock, weggeworfen, wir hielten uns von allem Uebel erlöſt, und glaubten mit einigem Mitleid auf das ſonſt ſo herrliche ſechszehnte Jahrhundert herabblicken zu dürfen, wo man in deutſchen Bildwerken und Gedichten das Leben nur unter der Form eines ſchellenbehangenen Narren, den Tod unter der Unform eines klappernden Gerippes, ſo wie die nothwendigen und zufälligen Uebel der Welt unter dem Bilde des frazzenhaften Teufels zu vergegenwärtigen wußte.

Am meiſten entzückte uns die Schönheit jenes Gedankens, daß die Alten den Tod als den Bruder des Schlafs anerkannt, und beyde, wie es Menächmen geziemt, zum Verwechſeln gleich gebildet. Hier konnten wir nun erſt den Triumph des Schönen höchlich feyern, und das Häßliche jeder Art, da es doch einmal aus der Welt nicht zu vertreiben iſt, im Reiche der Kunſt nur in den niedrigen Kreis des Lächerlichen verweiſen.

Die Herrlichkeit ſolcher Haupt- und Grundbegriffe erſcheint nur dem Gemüth, auf welches ſie ihre unendliche Wirkſamkeit ausüben, erſcheint nur der Zeit, in welcher ſie erſehnt, im rechten Augenblick hervortreten. Da beſchäftigen ſich die, welchen mit ſolcher Nahrung gedient iſt, liebevoll ganze Epochen ihres Lebens damit und erfreuen ſich eines überſchwenglichen Wachsthums, indeſſen es nicht an Menſchen fehlt, die ſich auf der Stelle einer ſolchen Wirkung widerſetzen, und nicht

an andern, die in der Folge an dem hohen Sinne markten und mäkeln.

Wie ſich aber Begriff und Anſchauung wechſelsweiſe fordern, ſo konnte ich dieſe neuen Gedanken nicht lange verarbeiten, ohne daß ein unendliches Verlangen bey mir entſtanden wäre, doch einmal bedeutende Kunſtwerke in größerer Maſſe zu erblicken. Ich entſchied mich daher, Dresden ohne Aufenthalt zu beſuchen. An der nöthigen Baarſchaft fehlte es mir nicht; aber es waren andere Schwierigkeiten zu überwinden, die ich durch mein grillenhaftes Weſen noch ohne Noth vermehrte: denn ich hielt meinen Vorſatz vor Jedermann geheim, weil ich die dortigen Kunſtſchätze ganz nach eigner Art zu betrachten wünſchte und, wie ich meynte, mich von Niemand wollte irre machen laſſen. Außer dieſem ward durch noch eine andre Wunderlichkeit eine ſo einfache Sache verwickelter.

Wir haben angeborne und anerzogene Schwächen, und es möchte noch die Frage seyn, welche von beyden uns am meisten zu schaffen geben. So gern ich mich mit jeder Art von Zuständen bekannt machte und dazu manchen Anlaß gehabt hatte, war mir doch von meinem Vater eine äußerste Abneigung gegen alle Gasthöfe eingeflößt worden. Auf seinen Reisen durch Italien, Frankreich und Deutschland hatte sich diese Gesinnung fest bey ihm eingewurzelt. Ob er gleich selten in Bildern sprach, und dieselben nur wenn er sehr heiter war zu Hülfe rief; so pflegte er doch manchmal zu wiederholen: in dem Thore eines Gasthofs glaube er immer ein großes Spinnengewebe ausgespannt zu sehen, so künstlich, daß die Insecten zwar hineinwärts, aber selbst die privilegirten Wespen nicht ungerupft herausfliegen könnten. Es schien ihm etwas Erschreckliches, dafür, daß man seinen Gewohnheiten und allem, was einem lieb im Leben wäre, entsagte und nach der Weise des

Wirths und der Kellner lebte, noch übermäßig bezahlen zu müſſen. Er pries die Hospitalität alter Zeiten, und ſo ungern er ſonſt auch etwas Ungewohntes im Hauſe duldete, ſo übte er doch Gaſtfreundſchaft, beſonders an Künſtlern und Virtuoſen; wie denn Gevatter Seekaz immer ſein Quartier bey uns behielt, und Abel, der letzte Muſiker, welcher die Gambe mit Glück und Beyfall behandelte, wohl aufgenommen und bewirthet wurde. Wie hätte ich mich nun mit ſolchen Jugendeindrücken, die bisher durch nichts ausgelöſcht worden, entſchließen können, in einer fremden Stadt einen Gaſthof zu betreten? Nichts wäre leichter geweſen als bey guten Freunden ein Quartier zu finden; Hofrath Krebel, Aſſeſſor Hermann und Andere hatten mir ſchon oft davon geſprochen: allein auch dieſen ſollte meine Reiſe ein Geheimniß bleiben, und ich gerieth auf den wunderlichſten Einfall. Mein Stubennachbar, der fleißige Theolog, dem ſeine Augen leider immer mehr ablegten, hatte ei-

nen Verwandten in Dresden, einen Schuſter, mit dem er von Zeit zu Zeit Briefe wechſelte. Dieſer Mann war mir wegen ſeiner Aeußerungen ſchon längſt höchſt merkwürdig geworden, und die Ankunft eines ſeiner Briefe ward von uns immer feſtlich gefeyert. Die Art, womit er die Klagen ſeines, die Blindheit befürchtenden Vetters erwiederte, war ganz eigen: denn er bemühte ſich nicht um Troſtgründe, welche immer ſchwer zu finden ſind; aber die heitere Art, womit er ſein eignes enges, armes, mühſeliges Leben betrachtete, der Scherz, den er ſelbſt den Uebeln und Unbequemlichkeiten abgewann, die unverwüſtliche Ueberzeugung, daß das Leben an und für ſich ein Gut ſey, theilte ſich demjenigen mit, der den Brief las, und verſetzte ihn, wenigſtens für Augenblicke, in eine gleiche Stimmung. Enthuſiaſtiſch wie ich war, hatte ich dieſen Mann öfters verbindlich grüßen laſſen, ſeine glückliche Naturgabe gerühmt und den Wunſch, ihn kennen zu lernen, geäußert. Die-

ſes alles vorausgeſetzt, ſchien mir nichts natürlicher als ihn aufzuſuchen, mich mit ihm zu unterhalten, ja bey ihm zu wohnen und ihn recht genau kennen zu lernen. Mein guter Candidat gab mir, nach einigem Widerſtreben, einen mühſam geſchriebenen Brief mit, und ich fuhr, meine Matrikel in der Taſche, mit der gelben Kutſche ſehnſuchtsvoll nach Dresden.

Ich ſuchte nach meinem Schuſter und fand ihn bald in der Vorſtadt. Auf ſeinem Schemel ſitzend empfing er mich freundlich und ſagte lächelnd, nachdem er den Brief geleſen: „Ich ſehe hieraus junger Herr, daß Ihr ein wunderlicher Chriſt ſeyd.“ Wie das, Meiſter? verſetzte ich. Wunderlich iſt nicht übel gemeynt, fuhr er fort, man nennt Jemand ſo, der ſich nicht gleich iſt, und ich nenne Sie einen wunderlichen Chriſten, weil Sie Sich in einem Stück als den Nachfolger des Herrn bekennen, in dem anderen aber nicht.

Auf meine Bitte, mich aufzuklären, ſagte er weiter: „Es ſcheint, daß Ihre Abſicht iſt, eine fröhliche Botſchaft den Armen und Niedrigen zu verkündigen; das iſt ſchön, und dieſe Nachahmung des Herrn iſt löblich; Sie ſollten aber dabey bedenken, daß er lieber bey wohlhabenden und reichen Leuten zu Tiſche ſaß, wo es gut her ging, und daß er ſelbſt den Wohlgeruch des Balſams nicht verſchmähte, wovon Sie wohl bey mir das Gegentheil finden könnten.“

Dieſer luſtige Anfang ſetzte mich gleich in guten Humor und wir neckten einander eine ziemliche Weile herum. Die Frau ſtand bedenklich, wie ſie einen ſolchen Gaſt unterbringen und bewirthen ſolle? Auch hierüber hatte er ſehr artige Einfälle, die ſich nicht allein auf die Bibel, ſondern auch auf Gottfrieds Chronik bezogen, und als wir einig waren, daß ich bleiben ſolle, ſo gab ich meinen Beutel, wie er war, der Wirthinn zum Aufhe-

ben und erſuchte ſie, wenn etwas nöthig ſey, ſich daraus zu verſehen. Da er es ablehnen wollte und mit einiger Schalkheit zu verſtehen gab, daß er nicht ſo abgebrannt ſey als es ausſehen möchte, ſo entwaffnete ich ihn dadurch, daß ich ſagte: und wenn es auch nur wäre, um das Waſſer in Wein zu verwandeln, ſo würde wohl, da heut zu Tage keine Wunder mehr geſchehen, ein ſolches probates Hausmittel nicht am unrechten Orte ſeyn. Die Wirthinn ſchien mein Reden und Handeln immer weniger ſeltſam zu finden, wir hatten uns bald in einander geſchickt und brachten einen ſehr heiteren Abend zu. Er blieb ſich immer gleich, weil alles aus Einer Quelle floß. Sein Eigenthum war ein tüchtiger Menſchenverſtand, der auf einem heiteren Gemüth ruhte und ſich in der gleichmäßigen hergebrachten Thätigkeit gefiel. Daß er unabläſſig arbeitete, war ſein Erſtes und Nothwendigſtes, daß er alles Uebrige als zufällig anſah, dieß bewahrte ſein Behagen; und ich

Claudine.

Mein Vater!

(ſie fällt in Ohnmacht.)

Gonzalo

Die Stimme meiner Tochter? — Pedro! Baſtian! Wie? Wo? (ſich auf ſie werfend.) Claudine! meine Tochter!

Sebaſtian.

Aerzte! Hülfe! Schnell von hinnen!

Crugantino.

Götter! ach! ich athme kaum!

Pedro.

Wehe! mir vergehn die Sinnen!

Gonzalo.

Seyd ihr alle? Iſts ein Traum?

Sebaſtian. Crugantino. *)

Weg von hier!

Pedro

*) den Gonzalo und Pedro von Claudinen wegziehend.

mußte ihn vor vielen Andern in die Claſſe derjenigen rechnen, welche practiſche Philoſophen, bewußtloſe Weltweiſen genannt wurden.

Die Stunde, wo die Gallerie eröffnet werden ſollte, mit Ungeduld erwartet, erſchien. Ich trat in dieſes Heiligthum, und meine Verwunderung überſtieg jeden Begriff, den ich mir gemacht hatte. Dieſer in ſich ſelbſt wiederkehrende Saal, in welchem Pracht und Reinlichkeit bey der größten Stille herrſchten, die blendenden Rahmen, alle der Zeit noch näher, in der ſie vergoldet wurden, der gebohnte Fußboden, die mehr von Schauenden betretenen als von Arbeitenden benuzten Räume gaben ein Gefühl von Feyerlichkeit, einzig in ſeiner Art, das um ſo mehr der Empfindung ähnelte, womit man ein Gotteshaus betritt, als der Schmuck ſo manches Tempels, der Gegenſtand ſo mancher Anbetung hier abermals, nur zu heiligen Kunſtzwecken aufgeſtellt erſchien. Ich ließ mir die curſori-

ſche Demonſtration meines Führers gar wohl gefallen, nur erbat ich mir, in der äußeren Gallerie bleiben zu dürfen. Hier fand ich mich, zu meinem Behagen, wirklich zu Hauſe. Schon hatte ich Werke mehrerer Künſtler geſehn, andere kannte ich durch Kupferſtiche, andere dem Namen nach; ich verhehlte es nicht und flößte meinem Führer dadurch einiges Vertrauen ein, ja ihn ergetzte das Entzücken, das ich bey Stücken äußerte, wo der Pinſel über die Natur den Sieg davon trug: denn ſolche Dinge waren es vorzüglich, die mich an ſich zogen, wo die Vergleichung mit der bekannten Natur den Werth der Kunſt nothwendig erhöhen mußte.

Als ich bey meinem Schuſter wieder eintrat, um das Mittagsmahl zu genießen, traute ich meinen Augen kaum: denn ich glaubte ein Bild von Oſtade vor mir zu ſehen, ſo vollkommen, daß man es nur auf die Gallerie hätte hängen dürfen. Stellung der Gegen-

ſtände, Licht, Schatten, bräunlicher Teint des Ganzen, magiſche Haltung, alles was man in jenen Bildern bewundert, ſah ich hier in der Wirklichkeit. Es war das erſte Mal, daß ich auf einen ſo hohen Grad die Gabe gewahr wurde, die ich nachher mit mehrerem Bewußtſeyn übte, die Natur nämlich mit den Augen dieſes oder jenes Künſtlers zu ſehen, deſſen Werken ich ſo eben eine beſondere Aufmerkſamkeit gewidmet hatte. Dieſe Fähigkeit hat mir viel Genuß gewährt, aber auch die Begierde vermehrt, der Ausübung eines Talents, das mir die Natur verſagt zu haben ſchien, von Zeit zu Zeit eifrig nachzuhängen.

Ich beſuchte die Gallerie zu allen vergönnten Stunden, und fuhr fort mein Entzücken über manche köſtliche Werke vorlaut auszuſprechen. Ich vereitelte dadurch meinen löblichen Vorſatz, unbekannt und unbemerkt zu bleiben; und da ſich bisher nur ein Unteraufſeher mit mir abgegeben hatte, nahm nun

auch der Gallerieinſpector, Rath Riedel, von mir Notiz und machte mich auf gar manches aufmerkſam, welches vorzüglich in meiner Sphäre zu liegen ſchien. Ich fand dieſen trefflichen Mann damals eben ſo thätig und gefällig, als ich ihn nachher mehrere Jahre hindurch geſehen und wie er ſich noch heute erweiſt. Sein Bild hat ſich mir mit jenen Kunſtſchätzen ſo in Eins verwoben, daß ich beyde niemals geſondert erblicke, ja ſein Andenken hat mich nach Italien begleitet, wo mir ſeine Gegenwart in manchen großen und reichen Sammlungen ſehr wünſchenswerth geweſen wäre.

Da man auch mit Fremden und Unbekannten ſolche Werke nicht ſtumm und ohne wechſelſeitige Theilnahme betrachten kann, ihr Anblick vielmehr am erſten geeignet iſt, die Gemüther gegen einander zu eröffnen; ſo kam ich auch daſelbſt mit einem jungen Manne in's Geſpräch, der ſich in Dresden aufzuhal-

ten und einer Legation anzugehören ſchien. Er lud mich ein, Abends in einen Gaſthof zu kommen, wo ſich eine muntere Geſellſchaft verſammle, und wo man, indem jeder eine mäßige Zeche bezahlte, einige ganz vergnügte Stunden zubringen könne.

Ich fand mich ein, ohne die Geſellſchaft anzutreffen, und der Kellner ſetzte mich einigermaßen in Verwunderung, als er mir von dem Herrn, der mich beſtellt, ein Compliment ausrichtete, wodurch dieſer eine Entſchuldigung, daß er etwas ſpäter kommen werde, an mich gelangen ließ, mit dem Zuſatze, ich ſollte mich an nichts ſtoßen was vorgehe, auch werde ich nichts weiter als meine eigne Zeche zu bezahlen haben. Ich wußte nicht, was ich aus dieſen Worten machen ſollte, aber die Spinneweben meines Vaters fielen mir ein, und ich faßte mich, um zu erwarten, was da kommen möchte. Die Geſellſchaft verſammelte ſich, mein Bekannter

ſtellte mich vor und ich durfte nicht lange aufmerken, ſo fand ich, daß es auf Myſtificatien eines jungen Menſchen hinausgehe, der als ein Neuling ſich durch ein vorlautes, anmaßliches Weſen auszeichnete: ich nahm mich daher gar ſehr in Acht, daß man nicht etwa Luſt finden möchte, mich zu ſeinem Gefährten auszuerſehen. Bey Tiſche ward jene Abſicht Jedermann deutlicher, nur nicht ihm. Man zechte immer ſtärker, und als man zuletzt ſeiner Geliebten zu Ehren gleichfalls ein Vivat angeſtimmt; ſo ſchwur jeder hoch und theuer, aus dieſen Gläſern dürfe nun weiter kein Trunk geſchehen; man warf ſie hinter ſich, und dieß war das Signal zu weit größeren Thorheiten. Endlich entzog ich mich ganz ſachte, und der Kellner, indem er mir eine ſehr billige Zeche abforderte, erſuchte mich wiederzukommen, da es nicht alle Abende ſo bunt hergehe. Ich hatte weit in mein Quartier, und es war nah an Mitternacht als ich es erreichte. Die Thüren fand ich unver-

ſchloſſen, alles war zu Bette und eine Lampe erleuchtete den enghäuslichen Zuſtand, wo denn mein immer mehr geübtes Auge ſogleich das ſchönſte Bild von Schalken erblickte, von dem ich mich nicht losmachen konnte, ſo daß es mir allen Schlaf vertrieb.

Die wenigen Tage meines Aufenthalts in Dresden waren allein der Gemäldegallerie gewidmet. Die Antiken ſtanden noch in den Pavillons des großen Gartens, ich lehnte ab ſie zu ſehen, ſo wie alles Uebrige was Dresden köſtliches enthielt; nur zu voll von der Ueberzeugung, daß in und an der Gemäldeſammlung ſelbſt mir noch Vieles verborgen bleiben müſſe. So nahm ich den Werth der italieniſchen Meiſter mehr auf Treu und Glauben an, als daß ich mir eine Einſicht in denſelben hätte anmaßen können. Was ich nicht als Natur anſehen, an die Stelle der Natur ſetzen, mit einem bekannten Gegenſtand vergleichen konnte, war auf mich nicht wirkſam.

Der materielle Eindruck iſt es, der den Anfang ſelbſt zu jeder höheren Liebhaberey macht.

Mit meinem Schuſter vertrug ich mich ganz gut. Er war geiſtreich und mannigfaltig genug, und wir überboten uns manchmal an neckiſchen Einfällen; jedoch ein Menſch der ſich glücklich preiſt, und von andern verlangt, daß ſie das Gleiche thun ſollen, verſetzt uns in ein Misbehagen, ja die Wiederholung ſolcher Geſinnungen macht uns Langeweile. Ich fand mich wohl beſchäftigt, unterhalten, aufgeregt, aber keineswegs glücklich, und die Schuhe nach ſeinem Leiſten wollten mir nicht paſſen. Wir ſchieden jedoch als die beſten Freunde, und auch meine Wirthinn war beym Abſchiede nicht unzufrieden mit mir.

So ſollte mir denn auch, noch kurz vor meiner Abreiſe, etwas ſehr Angenehmes begegnen. Durch die Vermittelung jenes jungen Mannes, der ſich wieder bey mir in ei-

nigen Credit zu ſetzen wünſchte, ward ich dem Director von Hagedorn vorgeſtellt, der mir ſeine Sammlung mit großer Güte vorwies, und ſich an dem Enthuſiasmus des jungen Kunſtfreundes höchlich ergetzte. Er war, wie es einem Kenner geziemt, in die Bilder, die er beſaß, ganz eigentlich verliebt, und fand daher ſelten an Anderen eine Theilnahme, wie er ſie wünſchte. Beſonders machte es ihm Freude, daß mir ein Bild von Schwaneſeld ganz übermäßig gefiel, daß ich daſſelbe in jedem einzelnen Theile zu preiſen und zu erheben nicht müde ward: denn gerade Landſchaften, die mich an den ſchönen heiteren Himmel, unter welchem ich herangewachſen, wieder erinnerten, die Pflanzenfülle jener Gegenden, und was ſonſt für Gunſt ein wärmeres Klima den Menſchen gewährt, rührten mich in der Nachbildung am meiſten, indem ſie eine ſehnſüchtige Erinnerung in mir aufregten.

Dieſe köſtlichen, Geiſt und Sinn zur wahren Kunſt vorbereitenden Erfahrungen wurden jedoch durch einen der traurigſten Anblicke unterbrochen und gedämpft, durch den zerſtörten und verödeten Zuſtand ſo mancher Straße Dresdens, durch die ich meinen Weg nahm. Die Mohrenſtraße im Schutt, ſo wie die Kreuzkirche mit ihrem geborſtenen Thurm drückten ſich mir tief ein und ſtehen noch wie ein dunkler Fleck in meiner Einbildungskraft. Von der Kuppel der Frauenkirche ſah ich dieſe leidigen Trümmern zwiſchen die ſchöne ſtädtiſche Ordnung hineingeſät; da rühmte mir der Küſter die Kunſt des Baumeiſters, welcher Kirche und Kuppel auf einen ſo unerwünſchten Fall ſchon eingerichtet und bombenfeſt erbaut hatte. Der gute Sacriſtan deutete mir alsdann auf Ruinen nach allen Seiten und ſagte bedenklich laconiſch: Das hat der Feind gethan!

Pedro. Gonzalo. a)

Weg mit dir!

Sebaſtian.

Herr, ach, ſeht nach eurer Wunde!

Pedro.

Laßt mich ſterben! ſie iſt todt!

Gonzalo.

Gott ich gehe dir zu Grunde!

Crugantino.

Ich vergeh in ihrer Noth!

Sebaſtian Crugantino. b)

Weg von hier!

Pedro Gonzalo. c)

Weg mit dir!

Pedro.

a) den Sebaſtian und Crugantino von ſich ſtoßend.

b) wie oben.

c) wie oben.

So kehrte ich nun zuletzt, obgleich ungern, nach Leipzig zurück, und fand meine Freunde, die ſolche Abſchweifungen von mir nicht gewohnt waren, in großer Verwunderung, beſchäftigt mit allerley Conjecturen, was meine geheimnißvolle Reiſe wohl habe bedeuten ſollen. Wenn ich ihnen darauf meine Geſchichte ganz ordentlich erzählte, erklärten ſie mir ſolche für ein Mährchen und ſuchten ſcharfſinnig hinter das Räthſel zu kommen, das ich unter der Schuſterherberge zu verhüllen muthwillig genug ſey.

Hätten ſie mir aber ins Herz ſehen können, ſo würden ſie keinen Muthwillen darin entdeckt haben: denn die Wahrheit jenes alten Worts, Zuwachs an Kenntniß iſt Zuwachs an Unruhe, hatte mich mit ganzer Gewalt getroffen, und jemehr ich mich anſtrengte, dasjenige was ich geſehn, zu ordnen und mir zuzueignen, je weniger gelang es mir; ich mußte mir zuletzt ein ſtilles Nachwirken

gefallen laſſen. Das gewöhnliche Leben ergriff mich wieder, und ich fühlte mich zuletzt ganz behaglich, wenn ein freundſchaftlicher Umgang, Zunahme an Kenntniſſen, die mir gemäß waren, und eine gewiſſe Uebung der Hand mich auf eine weniger bedeutende, aber meinen Kräften mehr proportionirte Weiſe beſchäftigten.

Eine ſehr angenehme und für mich heilſame Verbindung, zu der ich gelangte, war die mit dem Breitkopfiſchen Hauſe. Bernhard Chriſtoph Breitkopf, der eigentliche Stifter der Familie, der als ein armer Buchdruckergeſell nach Leipzig gekommen war, lebte noch und bewohnte den goldenen Bären, ein anſehnliches Gebäude auf dem neuen Neumarkt, mit Gottſched als Hausgenoſſen. Der Sohn, Joh. Gottlob Immanuel, war auch ſchon längſt verheiratet und Vater mehrerer Kinder. Einen Theil ihres anſehnlichen Vermögens glaubten ſie nicht beſſer anwende-

zu können, als indem ſie ein groſſes neues Haus, zum ſilbernen Bären, dem erſten gegenüber errichteten, welches höher und weitläuftiger als das Stammhaus ſelbſt angelegt ward. Gerade zu der Zeit des Baues ward ich mit der Familie bekannt. Der älteſte Sohn mochte einige Jahre mehr haben als ich, ein wohlgeſtalteter junger Mann, der Muſik ergeben und geübt ſowohl den Flügel als die Violine fertig zu behandeln. Der zweyte, eine treue gute Seele, gleichfalls muſicaliſch, belebte nicht weniger als der älteſte die Concerte, die öfters veränſtaltet wurden. Sie waren mir beyde, ſo wie auch Aeltern und Schweſtern, gewogen; ich ging ihnen beym Auf- und Ausbau, beym Möbliren und Einziehen zur Hand, und begriff dadurch manches, was ſich auf ein ſolches Geſchäft bezieht; auch hatte ich Gelegenheit, die Oeſeriſchen Lehren angewendet zu ſehn. In dem neuen Hauſe, das ich alſo entſtehen ſah, war ich oft zum Beſuch. Wir trieben manches

gemeinſchaftlich, und der älteſte componirte einige meiner Lieder, die, gedruckt, ſeinen Namen, aber nicht den meinigen führten und wenig bekannt geworden ſind. Ich habe die beſſeren ausgezogen und zwiſchen meine übrigen kleinen Poeſien eingeſchaltet. Der Vater hatte den Notendruck erfunden oder vervollkommnet. Von einer ſchönen Bibliothek, die ſich meiſtens auf den Urſprung der Buchdruckerey und ihr Wachsthum bezog, erlaubte er mir den Gebrauch, wodurch ich mir in dieſem Fache einige Kenntniß erwarb. Ingleichen fand ich daſelbſt gute Kupferwerke, die das Alterthum darſtellten, und ſetzte meine Studien auch von dieſer Seite fort, welche dadurch noch mehr gefördert wurden, daß eine anſehnliche Schwefelſammlung beym Umziehen in Unordnung gerathen war. Ich brachte ſie, ſo gut ich konnte, wieder zurechte und war genöthigt dabey mich im Lippert und Anderen umzuſehen. Einen Arzt, Doctor Reichel, gleichfalls einen Hausgenoſſen, conſultirte ich

von Zeit zu Zeit, da ich mich wo nicht krank, doch unmuſtern fühlte, und ſo führten wir zuſammen ein ſtilles anmuthiges Leben.

Nun ſollte ich in dieſem Hauſe noch eine andere Art von Verbindung eingehen. Es zog nämlich in die Manſarde der Kupferſtecher Stock. Er war aus Nürnberg gebürtig, ein ſehr fleißiger und in ſeinen Arbeiten genauer und ordentlicher Mann. Auch Er ſtach, wie Geyſer, nach Oeſeriſchen Zeichnungen größere und kleinere Platten, die zu Romanen und Gedichten immer mehr in Schwung kamen. Er radirte ſehr ſauber, ſo daß die Arbeit aus dem Aetzwaſſer beynahe vollendet herauskam, und mit dem Grabſtichel, den er ſehr gut führte, nur weniges nachzuhelfen blieb. Er machte einen genauen Ueberſchlag, wie lange ihn eine Platte beſchäftigen würde, und nichts war vermögend ihn von ſeiner Arbeit abzurufen, wenn er nicht ſein täglich vorgeſetztes Penſum vollbracht hatte. So ſaß

er an einem breiten Arbeitstiſch am groſſen Giebelfenſter, in einer ſehr ordentlichen und reinlichen Stube, wo ihm Frau und zwey Töchter häusliche Geſellſchaft leiſteten. Von dieſen letzten iſt die eine glücklich verheiratet und die andere eine vorzügliche Künſtlerinn; ſie ſind lebenslänglich meine Freundinnen geblieben. Ich theilte nun meine Zeit zwiſchen den obern und untern Stockwerken und attachirte mich ſehr an den Mann, der bey ſeinem anhaltenden Fleiße einen herrlichen Humor beſaß und die Gutmüthigkeit ſelbſt war.

Mich reizte die reinliche Technik dieſer Kunſtart, und ich geſellte mich zu ihm, um auch etwas dergleichen zu verfertigen. Meine Neigung hätte ſich wieder auf die Landſchaft gelenkt, die mir bey einſamen Spazirgängen unterhaltend, an ſich erreichbar und in den Kunſtwerken faßlicher erſchien als die menſchliche Figur, die mich abſchreckte. Ich radirte daher unter ſeiner Anleitung verſchiedene Land-

ſchaften nach Thiele und Andern, die, obgleich von einer ungeübten Hand verfertigt, doch einigen Effect machten und gut aufgenommen wurden. Das Grundiren der Platten, das Weißanſtreichen derſelben, das Radiren ſelbſt und zuletzt das Aetzen, gab mannigfaltige Beſchäftigung, und ich war bald dahin gelangt, daß ich meinem Meiſter in manchen Dingen beyſtehen konnte. Mir fehlte nicht die beym Aetzen nöthige Aufmerkſamkeit, und ſelten daß mir etwas mislang; aber ich hatte nicht Vorſicht genug, mich gegen die ſchädlichen Dünſte zu verwahren, die ſich bey ſolcher Gelegenheit zu entwickeln pflegen, und ſie mögen wohl zu den Uebeln beygetragen haben, die mich nachher eine Zeit lang quälten. Zwiſchen ſolchen Arbeiten wurde auch manchmal, damit ja alles verſucht würde, in Holz geſchnitten. Ich verfertigte verſchiedene kleine Druckerſtöcke, nach franzöſiſchen Muſtern, und manches davon ward brauchbar gefunden.

Man laſſe mich hier noch einiger Männer gedenken, welche ſich in Leipzig aufhielten, oder daſelbſt auf kurze Zeit verweilten. Kreisſteuereinnehmer Weiſſe, in ſeinen beſten Jahren, heiter, freundlich und zuvorkommend, ward von uns geliebt und geſchätzt. Zwar wollten wir ſeine Theaterſtücke nicht durchaus für muſterhaft gelten laſſen, ließen uns aber doch davon hinreißen, und ſeine Opern, durch Hillern auf eine leichte Weiſe belebt, machten uns viel Vergnügen. Schiebler, von Hamburg, betrat dieſelbige Bahn, und deſſen Liſuard und Dariolette ward von uns gleichfalls begünſtigt. Eſchenburg, ein ſchöner junger Mann, nur um weniges älter als wir, zeichnete ſich unter den Studirenden vortheilhaft aus. Zachariä ließ ſich's einige Wochen bey uns gefallen und ſpeiſte, durch ſeinen Bruder eingeleitet, mit uns an Einem Tiſche. Wir ſchätzten es, wir billig, für eine Ehre, wechſelsweiſe durch ein Paar außerordentliche Gerichte, reichlicheren

Nachtiſch und ausgeſuchteren Wein unſerm Gaſt zu willfahren, der, als ein großer, wohlgeſtalteter, behaglicher Mann, ſeine Neigung zu einer guten Tafel nicht verhehlte. Leſſing traf zu einer Zeit ein, wo wir ich weiß nicht was im Kopf hatten: es beliebte uns, ihm nirgends zu gefallen zu gehen, ja die Orte, wo er hinkam, zu vermeiden, wahrſcheinlich weil wir uns zu gut dünkten, von ferne zu ſtehen, und keinen Anſpruch machen konnten, in ein näheres Verhältniß mit ihm zu gelangen. Dieſe augenblickliche Albernheit, die aber bey einer anmaßlichen und grillenhaften Jugend nichts ſeltenes iſt, beſtrafte ſich freylich in der Folge, indem ich dieſen ſo vorzüglichen und von mir aufs höchſte geſchätzten Mann niemals mit Augen geſehen.

Bey allen Bemühungen jedoch, welche ſich auf Kunſt und Alterthum bezogen, hatte jeder ſtets Winkelmann vor Augen, deſſen Tüchtigkeit im Vaterlande mit Enthuſiasmus an-

erkannt wurde. Wir laſen fleiſſig ſeine Schriften, und ſuchten uns die Umſtände bekannt zu machen, unter welchen er die erſten geſchrieben hatte. Wir fanden darin manche Anſichten, die ſich von Oefern herzuſchreiben ſchienen, ja ſogar Scherz und Grillen nach ſeiner Art, und ließen nicht nach, bis wir uns einen ungefähren Begriff von der Gelegenheit gemacht hatten, bey welcher dieſe merkwürdigen und doch mitunter ſo räthſelhaften Schriften entſtanden waren; ob wir es gleich dabey nicht ſehr genau nahmen: denn die Jugend will lieber angeregt als unterrichtet ſeyn, und es war nicht das letzte Mal, daß ich eine bedeutende Bildungsſtufe ſibylliniſchen Blättern verdanken ſollte.

Es war damals in der Litteratur eine ſchöne Zeit, wo vorzüglichen Menſchen noch mit Achtung begegnet wurde, obgleich die Klotziſchen Händel und Leſſings Controverſen ſchon darauf hindeuteten, daß dieſe Epoche

Pedro.

Uns ſo fürchterlich verderben
Sieht denn Gott nicht unſre Noth?

Gonzalo.

Nein du kannſt, du kannſt nicht ſterben,
Mädchen, nein du biſt nicht todt!

Zu vier.

Sebaſt. Wie erbärmlich unſre Noth!
Crug. Ich verach in ihrer Noth.
Pedro. Laßt mich ſterben! ſie iſt todt!
Gonz. Mädchen, nein du biſt nicht todt.

Sebaſtian.

Sie richtet ſich.

Crugantino.

Sie lebt.

Pedro. Gonzalo.

Claudine!

ſich bald ſchließen werde. Winkelmann genoß einer ſolchen allgemeinen, unangetaſteten Verehrung, und man weiß, wie empfindlich er war gegen irgend etwas Oeffentliches, das ſeiner wohl gefühlten Würde nicht gemäß ſchien. Alle Zeitſchriften ſtimmten zu ſeinem Ruhme überein, die beſſeren Reiſenden kamen belehrt und entzückt von ihm zurück, und die neuen Anſichten, die er gab, verbreiteten ſich über Wiſſenſchaft und Leben. Der Fürſt von Deſſau hatte ſich zu einer gleichen Achtung emporgeſchwungen. Jung, wohl und edeldenkend, hatte er ſich auf ſeinen Reiſen und ſonſt recht wünſchenswerth erwieſen. Winkelmann war im höchſten Grade von ihm entzückt und belegte ihn, wo er ſeiner gedachte, mit den ſchönſten Beynamen. Die Anlage eines damals einzigen Parks, der Geſchmack zur Baukunſt, welchen von Erdmannsdorf durch ſeine Thätigkeit unterſtützte, alles ſprach zu Gunſten eines Fürſten, der, indem er durch ſein Beyſpiel den übri-

gen vorleuchtete, Dienern und Unterthanen ein goldnes Zeitalter verſprach. Nun vernahmen wir jungen Leute mit Jubel, daß Winkelmann aus Italien zurückkehren, ſeinen fürſtlichen Freund beſuchen, unterwegs bey Oeſern eintreten und alſo auch in unſern Geſichtskreis kommen würde. Wir machten keinen Anſpruch mit ihm zu reden; aber wir hofften ihn zu ſehen, und weil man in ſolchen Jahren einen jeden Anlaß gern in eine Luſtpartie verwandelt, ſo hatten wir ſchon Ritt und Fahrt nach Deſſau verabredet, wo wir in einer ſchönen, durch Kunſt verherrlichten Gegend, in einem wohl adminiſtrirten und zugleich äußerlich geſchmückten Lande, bald da bald dort aufzupaſſen dachten, um die über uns ſo weit erhabenen Männer mit eigenen Augen umherwandeln zu ſehen. Oeſer war ſelbſt ganz exaltirt, wenn er daran nur dachte, und wie ein Donnerſchlag bey klarem Himmel fiel die Nachricht von Winkelmanns Tode zwiſchen uns nieder. Ich erinnere mich

noch der Stelle, wo ich ſie zuerſt vernahm; es war in dem Hofe der Pleißenburg, nicht weit von der kleinen Pforte, durch die man zu Oeſer hinaufzuſteigen pflegte. Es kam mir ein Mitſchüler entgegen, ſagte mir, daß Oeſer nicht zu ſprechen ſey, und die Urſache warum. Dieſer ungeheuere Vorfall that eine ungeheuere Wirkung; es war ein allgemeines Jammern und Wehklagen, und ſein frühzeitiger Tod ſchärfte die Aufmerkſamkeit auf den Werth ſeines Lebens. Ja vielleicht wäre die Wirkung ſeiner Thätigkeit, wenn er ſie auch bis in ein höheres Alter fortgeſetzt hätte, nicht ſo groß geweſen, als ſie jetzt werden mußte, da er, wie mehrere außerordentliche Menſchen, auch noch durch ein ſeltſames und widerwärtiges Ende vom Schickſal ausgezeichnet worden.

Indem ich nun aber Winkelmanns Abſcheiden grenzenlos beklagte, ſo dachte ich nicht, daß ich mich bald in dem Falle befinden würde, für mein eignes Leben beſorgt zu ſeyn:

denn unter allem diesen hatten meine körperlichen Zustände nicht die beste Wendung genommen. Schon von Hause hatte ich einen gewissen hypochondrischen Zug mitgebracht, der sich in dem neuen sitzenden und schleichenden Leben eher verstärkte als verschwächte. Der Schmerz auf der Brust, den ich seit dem Auerstädter Unfall von Zeit zu Zeit empfand und der, nach einem Sturz mit dem Pferde, merklich gewachsen war, machte mich mismuthig. Durch eine unglückliche Diät verdarb ich mir die Kräfte der Verdauung; das schwere Merseburger Bier verdüsterte mein Gehirn, der Caffee, der mir eine ganz eigne triste Stimmung gab, besonders mit Milch nach Tische genossen, paralysirte meine Eingeweide und schien ihre Functionen völlig aufzuheben, so daß ich deshalb große Beängstigungen empfand, ohne jedoch den Entschluß zu einer vernünftigeren Lebensart fassen zu können. Meine Natur, von hinlänglichen Kräften der Jugend unterstützt, schwankte zwischen den Extremen von ange-

laſſener Luſtigkeit und melancholiſchem Unbehagen. Ferner war damals die Epoche des Kaltbadens eingetreten, welches unbedingt empfohlen ward. Man ſollte auf hartem Lager ſchlafen, nur leicht zugedeckt, wodurch denn alle gewohnte Ausdünſtung unterdrückt wurde. Dieſe und andere Thorheiten, in Gefolg von misverſtandenen Anregungen Rouſſeau's, würden uns, wie man verſprach, der Natur näher führen und uns aus dem Verderbniſſe der Sitten retten. Alles Obige nun, ohne Unterſcheidung, mit unvernünftigem Wechſel angewendet, empfanden mehrere als das Schädlichſte, und ich verhetzte meinen glücklichen Organismus dergeſtalt, daß die darin enthaltenen beſondern Syſteme zuletzt in eine Verſchwörung und Revolution ausbrechen mußten, um das Ganze zu retten.

Eines Nachts wachte ich mit einem heftigen Blutſturz auf, und hatte noch ſo viel Kraft und Beſinnung, meinen Stubennachbar

zu wecken. Doctor Reichel wurde gerufen, der mir aufs freundlichſte hülfreich ward, und ſo ſchwankte ich mehrere Tage zwiſchen Leben und Tod, und ſelbſt die Freude an einer erfolgenden Beſſerung wurde dadurch vergällt, daß ſich, bey jener Eruption, zugleich ein Geſchwulſt an der linken Seite des Halſes gebildet hatte, den man jetzt erſt, nach vorübergegangner Gefahr, zu bemerken Zeit fand. Geneſung iſt jedoch immer angenehm und erfreulich, wenn ſie auch langſam und kümmerlich von Statten geht, und da bey mir ſich die Natur geholfen, ſo ſchien ich auch nunmehr ein anderer Menſch geworden zu ſeyn: denn ich hatte eine größere Heiterkeit des Geiſtes gewonnen, als ich mir lange nicht gekannt, ich war froh mein Inneres frey zu fühlen, wenn mich gleich äußerlich ein langwieriges Leiden bedrohte.

Was mich aber in dieſer Zeit beſonders aufrichtete, war zu ſehen, wie viel vorzügliche

Männer mir unverdient ihre Neigung zugewendet hatten. Unverdient, ſage ich: denn es war keiner darunter, dem ich nicht, durch widerliche Launen, beſchwerlich geweſen wäre, keiner, den ich nicht durch krankhaften Widerſinn mehr als einmal verletzt, ja den ich nicht, im Gefühl meines eignen Unrechts, eine Zeit lang ſtörriſch gemieden hätte. Dieß alles war vergeſſen, ſie behandelten mich aufs liebreichſte und ſuchten mich theils auf meinem Zimmer, theils ſobald ich es verlaſſen konnte, zu unterhalten und zu zerſtreuen. Sie fuhren mit mir aus, bewirtheten mich auf ihren Landhäuſern, und ich ſchien mich bald zu erholen.

Unter dieſen Freunden nenne ich wohl zuförderſt den damaligen Rathsherrn, nachherigen Burgemeiſter von Leipzig, Doctor Hermann. Er war unter denen Tiſchgenoſſen, die ich durch Schloſſer kennen lernte, derjenige, zu dem ſich ein immer gleiches und dauerndes Verhältniß bewährte. Man konnte ihn

wohl zu den fleißigſten der academiſchen Mitbürger rechnen. Er beſuchte ſeine Collegien auf das regelmäßigſte und ſein Privatfleiß blieb ſich immer gleich. Schritt vor Schritt, ohne die mindeſte Abweichung, ſah ich ihn den Doctorgrad erreichen, dann ſich zur Aſſeſſur emporheben, ohne daß ihm hiebey etwas mühſam geſchienen, daß er im mindeſten etwas übereilt oder verſpätet hätte. Die Sanftheit ſeines Characters zog mich an, ſeine lehrreiche Unterhaltung hielt mich feſt; ja ich glaube wirklich, daß ich mich an ſeinem geregelten Fleiß vorzüglich deswegen erfreute, weil ich mir von einem Verdienſte, deſſen ich mich keineswegs rühmen konnte, durch Anerkennung und Hochſchätzung, wenigſtens einen Theil zuzueignen meynte.

Eben ſo regelmäßig als in ſeinen Geſchäften, war er in Ausübung ſeiner Talente und im Genuß ſeiner Vergnügungen. Er ſpielte den Flügel mit großer Fertigkeit, zeichnete mit

Gefühl nach der Natur, und regte mich an das Gleiche zu thun; da ich denn in ſeiner Art auf grau Papier mit ſchwarzer und weiſſer Kreide gar manches Weidigt der Pleiße und manchen lieblichen Winkel dieſer ſtillen Waſſer nachzubilden und dabey immer ſehnſüchtig meinen Grillen nachzuhängen pflegte. Er wußte mein mitunter comiſches Weſen durch heitere Scherze zu erwiedern, und ich erinnere mich mancher vergnügten Stunde, die wir zuſammen zubrachten, wenn er mich mit ſcherzhafter Feyerlichkeit zu einem Abendeſſen unter vier Augen einlud, wo wir mit eignem Anſtand, bey angezündeten Wachslichtern, einen ſogenannten Rathshaſen, der ihm als Deputat ſeiner Stelle in die Küche gelaufen war, verzehrten, und mit gar manchen Späßen, in Behriſchens Manier, das Eſſen zu würzen und den Geiſt des Weines zu erhöhen beliebten. Daß dieſer treffliche und noch jetzt in ſeinem anſehnlichen Amte immer fort wirkſame Mann mir bey meinem zwar geahndeten,

aber in ſeiner ganzen Größe nicht vorausgeſehenen Uebel den treulichſten Beyſtand leiſtete, mir jede freye Stunde ſchenkte, und durch Erinnerung an frühere Heiterkeiten den trüben Augenblick zu erhellen wußte, erkenne ich noch immer mit dem aufrichtigſten Dank, und freue mich nach ſo langer Zeit ihn öffentlich abſtatten zu können.

Außer dieſem werthen Freunde nahm ſich Gröning von Bremen beſonders meiner an. Ich hatte erſt kurz vorher ſeine Bekanntſchaft gemacht, und ſein Wohlwollen gegen mich ward ich erſt bey dem Unfalle gewahr; ich fühlte den Werth dieſer Gunſt um ſo lebhafter, als Niemand leicht eine nähere Verbindung mit Leidenden ſucht. Er ſparte nichts, um mich zu ergetzen, mich aus dem Nachſinnen über meinen Zuſtand herauszuziehen und mir Geneſung und geſunde Thätigkeit in der nächſten Zeit vorzuzeigen und zu verſprechen. Wie oft habe ich mich gefreut, in dem Fortgange

Claudine, ſie ſieht ſtarr ihren Vater und Pedro an.

Mein Vater! Pedro!

Gonzalo.

Meine Tochter!

Sebaſtian.

Schont ſie.

Claudine.

Pedro! Mein Vater!

Gonzalo.

Sey unſer! Lebe! lebe! um meinet willen; um des Edlen willen!

(Pedro wirft ſich vor ihr nieder.)

Sebaſtian.

Schont ſie! Schone ſie! ſie iſt dein.

Pedro.

Mein Vater!

Gonzalo.

Sie iſt dein!

Chor.

des Lebens zu hören, wie ſich dieſer vorzügliche Mann, in den wichtigſten Geſchäften, ſeiner Vaterſtadt nützlich und heilbringend erwieſen.

Hier war es auch, wo Freund Horn ſeine Liebe und Aufmerkſamkeit ununterbrochen wirken ließ. Das ganze Breitkopfiſche Haus, die Stockiſche Familie, manche Andere behandelten mich als einen nahen Verwandten; und ſo wurde mir durch das Wohlwollen ſo vieler freundlicher Menſchen das Gefühl meines Zuſtandes auf das zarteſte gelindert.

Umſtändlicher muß ich jedoch hier eines Mannes erwähnen, den ich erſt in dieſer Zeit kennen lernte und deſſen lehrreicher Umgang mich über die traurige Lage, in der ich mich befand, dergeſtalt verblendete, daß ich ſie wirklich vergaß. Es war Langer, nachheriger Bibliothekar in Wolfenbüttel. Vorzüglich gelehrt und unterrichtet freute er ſich an meinem

Heißhunger nach Kenntniſſen, der ſich nun bey der krankhaften Reizbarkeit völlig fieberhaft äußerte. Er ſuchte mich durch deutliche Ueberſichten zu beruhigen, und ich bin ſeinem, obwohl kurzen Umgange ſehr viel ſchuldig geworden, indem er mich auf mancherley Weiſe zu leiten verſtand und mich aufmerkſam machte, wohin ich mich gerade gegenwärtig zu richten hätte. Ich fand mich dieſem bedeutenden Manne um ſo mehr verpflichtet, als mein Umgang ihn einiger Gefahr ausſetzte: denn als er nach Behriſchen die Hofmeiſterſtelle bey dem jungen Grafen Lindenau erhielt, machte der Vater dem neuen Mentor ausdrücklich zur Bedingung, keinen Umgang mit mir zu pflegen. Neugierig, ein ſo gefährliches Subject kennen zu lernen, wußte er mich mehrmals am dritten Orte zu ſehen. Ich gewann bald ſeine Neigung, und er, klüger als Behriſch, holte mich bey Nachtszeit ab, wir gingen zuſammen ſpaziren, unterhielten uns von intereſſanten Dingen, und ich begleitete

ihn endlich bis an die Thüre ſeiner Geliebten: denn auch dieſer äußerlich ſtreng ſcheinende, ernſte, wiſſenſchaftliche Mann war nicht frey von den Netzen eines ſehr liebenswürdigen Frauenzimmers geblieben.

Die deutſche Litteratur und mit ihr meine eignen poetiſchen Unternehmungen waren mir ſchon ſeit einiger Zeit fremd geworden, und ich wendete mich wieder, wie es bey einem ſolchen autodidactiſchen Kreisgange zu erfolgen pflegt, gegen die geliebten Alten, die noch immer, wie ferne blaue Berge, deutlich in ihren Umriſſen und Maſſen, aber unkenntlich in ihren Theilen und inneren Beziehungen, den Horizont meiner geiſtigen Wünſche begrenzten. Ich machte einen Tauſch mit Langer, wobey ich zugleich den Glaucus und Diomedes ſpielte; ich überließ ihm ganze Körbe deutſcher Dichter und Kritiker und erhielt dagegen eine Anzahl griechiſcher Autoren,

deren Benutzung mich, selbst bey dem langsamsten Genesen, erquicken sollte.

Das Vertrauen, welches neue Freunde sich einander schenken, pflegt sich stufenweise zu entwickeln. Gemeinsame Beschäftigungen und Liebhabereyen sind das erste, worin sich eine wechselseitige Uebereinstimmung hervorthut; sodann pflegt die Mittheilung sich über vergangene und gegenwärtige Leidenschaften, besonders über Liebesabenteuer zu erstrecken; es ist aber noch ein Tieferes, das sich aufschließt, wenn das Verhältniß sich vollenden will, es sind die religiosen Gesinnungen, die Angelegenheiten des Herzens, die auf das Unvergängliche Bezug haben, und welche sowohl den Grund einer Freundschaft befestigen als ihren Gipfel zieren.

Die christliche Religion schwankte zwischen ihrem eignen Historischpositiven und einem reinen Deismus, der, auf Sittlichkeit gegründet,

wiederum die Moral begründen ſollte. Die Verſchiedenheit der Charactere und Denkweiſen zeigte ſich hier in unendlichen Abſtufungen, beſonders da noch ein Hauptunterſchied mit einwirkte, indem die Frage entſtand, wie viel Antheil die Vernunft, wie viel die Empfindung an ſolchen Ueberzeugungen haben könne und dürfe. Die lebhafteſten und geiſtreichſten Männer erwieſen ſich in dieſem Falle als Schmetterlinge, welche ganz uneingedenk ihres Raupenſtandes die Puppenhülle wegwerfen, in der ſie zu ihrer organiſchen Vollkommenheit gediehen ſind. Andere, treuer und beſcheidner geſinnt, konnte man den Blumen vergleichen, die ob ſie ſich gleich zur ſchönſten Blüthe entfalten, ſich doch von der Wurzel, von dem Mutterſtamme nicht losreißen, ja vielmehr durch dieſen Familienzuſammenhang die gewünſchte Frucht erſt zur Reife bringen. Von dieſer letztern Art war Langer; denn obgleich Gelehrter und vorzüglicher Bücherkenner, ſo mochte er doch der Bibel vor

anderen überlieferten Schriften einen beſondern Vorzug gönnen und ſie als ein Document anſehen, woraus wir allein unſern ſittlichen und geiſtigen Stammbaum darthun könnten. Er gehörte unter diejenigen, denen ein unmittelbares Verhältniß zu dem großen Weltgotte nicht in den Sinn will; ihm war daher eine Vermittelung nothwendig, deren Analogon er überall in irdiſchen und himmliſchen Dingen zu finden glaubte. Sein Vortrag, angenehm und conſequent, fand bey einem jungen Menſchen leicht Gehör, der durch eine verdrießliche Krankheit von irdiſchen Dingen abgeſondert, die Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes gegen die himmliſchen zu wenden höchſt erwünſcht fand. Bibelfeſt wie ich war kam es bloß auf den Glauben an, das was ich menſchlicher Weiſe zeither geſchätzt, nunmehr für göttlich zu erklären, welches mir um ſo leichter fiel, da ich die erſte Bekanntſchaft mit dieſem Buche als einem göttlichen gemacht hatte. Einem Duldenden, zart, ja ſchwächlich Fühlenden war

daher das Evangelium willkommen, und wenn auch Langer bey ſeinem Glauben zugleich ein ſehr verſtändiger Mann war und feſt darauf hielt, daß man die Empfindung nicht ſolle vorherrſchen, ſich nicht zur Schwärmerey ſolle verleiten laſſen; ſo hätte ich doch nicht recht gewußt, mich ohne Gefühl und Enthuſiaſmus mit dem neuen Teſtament zu beſchäftigen.

Mit ſolchen Unterhaltungen verbrachten wir manche Zeit, und er gewann mich als einen getreuen und wohl vorbereiteten Proſelyten dergeſtalt lieb, daß er manche ſeiner Schönen zugedachte Stunde mir aufzuopfern nicht anſtand, ja ſogar Gefahr lief verrathen und, wie Behriſch, von ſeinem Patron übel angeſehen zu werden. Ich erwiederte ſeine Neigung auf das dankbarſte, und wenn dasjenige was er für mich that, zu jeder Zeit wäre ſchätzenswerth geweſen, ſo mußte es mir in meiner gegenwärtigen Lage höchſt verehrlich ſeyn.

Da nun aber gewöhnlich, wenn unſer Seelenconcent am geiſtigſten geſtimmt iſt, die rohen, kreiſchenden Töne des Weltweſens am gewaltſamſten und ungeſtümſten einfallen, und der in Geheim immer fortwaltende Contraſt, auf einmal hervortretend, nur deſto empfindlicher wirkt, ſo ſollte ich auch nicht aus der peripatetiſchen Schule meines Langers entlaſſen werden, ohne vorher noch ein, für Leipzig wenigſtens, ſeltſames Ereigniß erlebt zu haben, einen Tumult nämlich, den die Studirenden erregten und zwar aus folgendem Anlaſſe. Mit den Stadtſoldaten hatten ſich junge Leute verunreinigt, es war nicht ohne Thätlichkeiten abgelaufen. Mehrere Studirende verbanden ſich, die zugefügten Beleidigungen zu rächen. Die Soldaten widerſtanden hartnäckig und der Vortheil war nicht auf der Seite der ſehr unzufriedenen academiſchen Bürger. Nun ward erzählt, es hätten angeſehene Perſonen wegen tapferen Widerſtands die Obſiegenden gelobt und belohnt,

und hierdurch ward nun das jugendliche Ehr- und Rachgefühl mächtig aufgefordert. Man erzählte ſich öffentlich, daß den nächſten Abend Fenſter eingeworfen werden ſollten, und einige Freunde, welche mir die Nachricht brachten, daß es wirklich geſchehe, mußten mich hinführen, da Jugend und Menge wohl immer durch Gefahr und Tumult angezogen wird. Es begann wirklich ein ſeltſames Schauſpiel. Die übrigens freye Straße war an der einen Seite von Menſchen beſetzt, welche ganz ruhig, ohne Lärm und Bewegung abwarteten, was geſchehen ſolle. Auf der leeren Bahn gingen etwa ein Duzzend junge Leute einzeln hin und wieder, in anſcheinender größter Gelaſſenheit; ſobald ſie aber gegen das bezeichnete Haus kamen, ſo warfen ſie im Vorbeygehn Steine nach den Fenſtern, und dieß zu wiederholten malen hin und wiederkehrend, ſo lange die Scheiben noch klirren wollten. Eben ſo ruhig, wie dieſes vorging, verlief ſich auch

endlich alles und die Sache hatte keine weiteren Folgen.

Mit einem so gellenden Nachklange academiſcher Groſsthaten fuhr ich im September 1768 von Leipzig ab, in dem bequemen Wagen eines Hauderers und in Geſellſchaft einiger mir bekannten zuverläſſigen Perſonen. In der Gegend von Auerſtädt gedachte ich jenes früheren Unfalls; aber ich konnte nicht ahnden, was viele Jahre nachher mich von dorther mit gröſserer Gefahr bedrohen würde, eben ſo wenig, als in Gotha, wo wir uns das Schloſs zeigen lieſsen, ich, in dem groſsen mit Stuckaturbildern verzierten Saale, denken durfte, daſs mir an eben der Stelle ſo viel Gnädiges und Liebes widerfahren ſollte.

Jemehr ich mich nun meiner Vaterſtadt näherte, deſtomehr rief ich mir, bedenklicher Weiſe, zurück, in welchen Zuſtänden, Ausſichten, Hoffnungen ich von Hauſe weggegan-

Chor.

Brüllt nicht der Donner mehr,
Ruhet der Sturm im Meer;
Leuchtet die Sonne
Ueber euch gar.
Ewige Wonne!
Seeliges Paar!

gen, und es war ein ſehr niederſchlagendes Gefühl, daß ich nunmehr gleichſam als ein Schiffbrüchiger zurückkehrte. Da ich mir jedoch nicht ſonderlich viel vorzuwerfen hatte, ſo wußte ich mich ziemlich zu beruhigen; indeſſen war der Willkommen nicht ohne Bewegung. Die große Lebhaftigkeit meiner Natur durch Krankheit gereizt und erhöht, verurſachte eine leidenſchaftliche Scene. Ich mochte übler ausſehen als ich ſelbſt wußte: denn ich hatte lange keinen Spiegel zurath gezogen; und wer wird ſich denn nicht ſelbſt gewohnt: genug man kam ſtillſchweigend überein, mancherley Mittheilungen erſt nach und nach zu bewirken und vor allen Dingen ſowohl körperlich als geiſtig einige Beruhigung eintreten zu laſſen.

Meine Schweſter geſellte ſich gleich zu mir, und wie vorläufig aus ihren Briefen, ſo konnte ich nunmehr umſtändlicher und genauer die Verhältniſſe und die Lage der Familie ver-

nehmen. Mein Vater hatte nach meiner Abreiſe ſeine ganze didactiſche Liebhaberey der Schweſter zugewendet, und ihr bey einem völlig geſchloſſenen, durch den Frieden geſicherten und ſelbſt von Miethleuten geräumten Hauſe faſt alle Mittel abgeſchnitten, ſich auswärts einigermaßen umzuthun und zu erholen. Das Franzöſiſche, Italiäniſche, Engliſche muſte ſie abwechſelnd treiben und bearbeiten, wobey er ſie einen großen Theil des Tags ſich an dem Claviere zu üben nöthigte. Das Schreiben durfte auch nicht verſäumt werden, und ich hatte wohl ſchon früher gemerkt, daß er ihre Correſpondenz mit mir dirigirt und ſeine Lehren durch ihre Feder mir hatte zukommen laſſen. Meine Schweſter war und blieb ein indefinibels Weſen, das ſonderbarſte Gemiſch von Strenge und Weichheit, von Eigenſinn und Nachgiebigkeit, welche Eigenſchaften bald vereint, bald durch Willen und Neigung vereinzelt wirkten. So hatte ſie auf eine Weiſe, die mir fürchterlich erſchien, ihre Härte gegen

den Vater gewendet, dem ſie nicht verzieh, daß er ihr dieſe drey Jahre lang ſo manche unſchuldige Freude verhindert oder vergällt, und von deſſen guten und trefflichen Eigenſchaften ſie auch ganz und gar keine anerkennen wollte. Sie that alles was er befahl oder anordnete, aber auf die unlieblichſte Weiſe von der Welt. Sie that es in hergebrachter Ordnung, aber auch nichts drüber und nichts drunter. Aus Liebe oder Gefälligkeit bequemte ſie ſich zu nichts, ſo daß dieß eins der erſten Dinge war, über die ſich die Mutter in einem geheimen Geſpräch mit mir beklagte. Da nun aber meine Schweſter ſo liebebedürftig war, als irgend ein menſchliches Weſen; ſo wendete ſie nun ihre Neigung ganz auf mich. Ihre Sorge für meine Pflege und Unterhaltung verſchlang alle ihre Zeit; ihre Geſpielinnen, die von ihr beherrſcht wurden, ohne daß ſie daran dachte, mußten gleichfalls allerley ausſinnen, um mir gefällig und troſtreich zu ſeyn. Sie war erfinderiſch mich zu erheitern,

und entwickelte ſogar einige Keime von poſſenhaftem Humor, den ich an ihr nie gekannt hatte, und der ihr ſehr gut lieſt. Es entſpann ſich bald unter uns eine Cotterie Sprache, wodurch wir vor allen Menſchen reden konnten, ohne daß ſie uns verſtanden, und ſie bediente ſich dieſes Rothwelſches öfters mit vieler Keckheit in Gegenwart der Aeltern.

Perſönlich war mein Vater in ziemlicher Behaglichkeit. Er befand ſich wohl, brachte einen groſſen Theil des Tags mit dem Unterrichte meiner Schweſter zu, ſchrieb an ſeiner Reiſebeſchreibung, und ſtimmte ſeine Laute länger als er darauf ſpielte. Er verhehlte dabey ſo gut er konnte den Verdruß, anſtatt eines rüſtigen, thätigen Sohns, der nun promoviren und jene vorgeſchriebene Lebensbahn durchlaufen ſollte, einen Kränkling zu finden, der noch mehr an der Seele als am Körper zu leiden ſchien. Er verbarg nicht ſeinen Wunſch, daß man ſich mit der Cur expediren

möge; besonders aber mußte man sich mit hypochondrischen Aeußerungen in seiner Gegenwart in Acht nehmen, weil er alsdann heftig und bitter werden konnte.

Meine Mutter, von Natur sehr lebhaft und heiter, brachte unter diesen Umständen sehr langweilige Tage zu. Die kleine Haushaltung war bald besorgt. Das Gemüth der guten, innerlich niemals unbeschäftigten Frau wollte auch einiges Interesse finden, und das nächste begegnete ihr in der Religion, das sie um so lieber ergriff, als ihre vorzüglichsten Freundinnen gebildete und herzliche Gottesverehrerinnen waren. Unter diesen stand Fräulein von Klettenberg obenan. Es ist dieselbe, aus deren Unterhaltungen und Briefen die Bekenntnisse der schönen Seele entstanden sind, die man in Wilhelm Meister eingeschaltet findet. Sie war zart gebaut, von mittlerer Größe; ein herzliches natürliches Betragen war durch Welt- und Hofart noch gefäl-

liger geworden. Ihr ſehr netter Anzug erinnerte an die Kleidung Herrnhutiſcher Frauen. Heiterkeit und Gemüthsruhe verließen ſie niemals. Sie betrachtete ihre Krankheit als einen nothwendigen Beſtandtheil ihres vorübergehenden irdiſchen Seyns; ſie litt mit der größten Geduld, und in ſchmerzloſen Intervallen war ſie lebhaft und geſprächig. Ihre liebſte, ja vielleicht einzige Unterhaltung waren die ſittlichen Erfahrungen, die der Menſch, der ſich beobachtet, an ſich ſelbſt machen kann; woran ſich denn die religiöſen Geſinnungen anſchloſſen, die auf eine ſehr anmuthige, ja geniale Weiſe bey ihr als natürlich und übernatürlich in Betracht kamen. Mehr bedarf es kaum, um jene ausführliche, in ihre Seele verfaßte Schilderung den Freunden ſolcher Darſtellungen wieder ins Gedächtniß zu rufen. Bey dem ganz eignen Gange, den ſie von Jugend auf genommen hatte, und bey dem vornehmeren Stande, in dem ſie geboren und erzogen war, bey der Lebhaftigkeit und Eigen-

heit ihres Geiſtes vertrug ſie ſich nicht zum Beſten mit den übrigen Frauen, welche den gleichen Weg zum Heil eingeſchlagen hatten. Frau Griesbach, die vorzüglichſte, ſchien zu ſtreng, zu trocken, zu gelehrt; ſie wußte, dachte, umfaßte mehr als die andern, die ſich mit der Entwickelung ihres Gefühls begnügten, und war ihnen daher läſtig, weil nicht jede einen ſo großen Apparat auf dem Wege zur Seligkeit mit ſich führen konnte noch wollte. Dafür aber wurden denn die meiſten freylich etwas eintönig, indem ſie ſich an eine gewiſſe Terminologie hielten, die man mit jener der ſpäteren Empfindſamen wohl verglichen hätte. Fräulein von Klettenberg führte ihren Weg zwiſchen beyden Extremen durch, und ſchien ſich mit einiger Selbſtgefälligkeit in dem Bilde des Grafen Zinzendorf zu ſpiegeln, deſſen Geſinnungen und Wirkungen Zeugniß einer höheren Geburt und eines vornehmeren Standes ablegten. Nun fand ſie an mir was ſie bedurfte, ein junges lebhaftes, auch nach

einem unbekannten Heile ſtrebendes Weſen, das, ob es ſich gleich nicht für außerordentlich ſündhaft halten konnte, ſich doch in keinem behaglichen Zuſtand befand, und weder an Leib noch Seele ganz geſund war. Sie erfreute ſich an dem, was mir die Natur gegeben, ſo wie an manchem, was ich mir erworben hatte. Und wenn ſie mir viele Vorzüge zugeſtand, ſo war es keineswegs demüthigend für ſie: denn erſtlich gedachte ſie nicht mit einer Mannsperſon zu wetteifern, und zweytens glaubte ſie, in Abſicht auf religioſe Bildung ſehr viel vor mir voraus zu haben. Meine Unruhe, meine Ungeduld, mein Streben, mein Suchen, Forſchen Sinnen und Schwanken, legte ſie auf ihre Weiſe aus, und verhehlte mir ihre Ueberzeugung nicht, ſondern verſicherte mir unbewunden, das alles komme daher, weil ich keinen verſöhnten Gott habe. Nun hatte ich von Jugend auf geglaubt, mit meinem Gott ganz gut zu ſtehen, ja ich bildete mir, nach mancherley Erfahrungen, wohl ein, daß er gegen

mich ſogar im Neſt ſtehen könne, und ich war kühn genug zu glauben, daß ich ihm einiges zu verzeihen hätte. Dieſer Dünkel gründete ſich auf meinen unendlich guten Willen, dem er, wie mir ſchien, beſſer hätte zu Hülfe kommen ſollen. Es läßt ſich denken, wie oft ich und meine Freundinn hierüber in Streit geriethen, der ſich doch immer auf die freundlichſte Weiſe und manchmal, wie meine Unterhaltung mit dem alten Rector, damit endigte: daß ich ein närriſcher Burſche ſey, dem man manches nachſehen müſſe.

Da ich mit der Geſchwulſt am Halſe ſehr geplagt war, indem Arzt und Chirurgus dieſe Excrescens erſt vertreiben, hernach, wie ſie ſagten, zeitigen wollten, und ſie zuletzt aufzuſchneiden für gut befanden; ſo hatte ich eine geraume Zeit mehr an Unbequemlichkeit als an Schmerzen zu leiden, obgleich gegen das Ende der Heilung das immer fortdauernde Betupfen mit Höllenſtein und andern ätzenden

Dingen höchſt verdrießliche Ausſichten auf jeden neuen Tag geben mußte. Arzt und Chirurgus gehörten auch unter die abgeſonderten Frommen, obgleich beyde von höchſt verſchiedenem Naturell waren. Der Chirurgus, ein ſchlanker wohlgebildeter Mann von leichter und geſchickter Hand, der, leider etwas hectiſch, ſeinen Zuſtand mit wahrhaft chriſtlicher Geduld ertrug, und ſich in ſeinem Berufe durch ſein Uebel nicht irre machen ließ. Der Arzt, ein unerklärlicher, ſchlaublickender, freundlich ſprechender, übrigens abſtruſer Mann, der ſich in dem frommen Kreiſe ein ganz beſonderes Zutrauen erworben hatte. Thätig und aufmerkſam war er den Kranken tröſtlich; mehr aber als durch alles erweiterte er ſeine Kundſchaft durch die Gabe, einige geheimniß-volle ſelbſtbereitete Arzneyen im Hintergrunde zu zeigen, von denen Niemand ſprechen durfte, weil bey uns den Aerzten die eigene Dispenſation ſtreng verboten war. Mit gewiſſen Pulvern, die irgend ein Digeſtiv ſeyn mochten,

that er nicht so geheim; aber von jenem wichtigen Salze, das nur in den größten Gefahren angewendet werden durfte, war nur unter den Gläubigen die Rede, ob es gleich noch Niemand gesehen, oder die Wirkung davon gespürt hatte. Um den Glauben an die Möglichkeit eines solchen Universalmittels zu erregen und zu stärken, hatte der Arzt seinen Patienten, wo er nur einige Empfänglichkeit fand, gewisse mystische chemisch-alchemische Bücher empfohlen, und zu verstehen gegeben, daß man durch eignes Studium derselben gar wohl dahin gelangen könne, jenes Kleinod sich selbst zu erwerben; welches um so nothwendiger sey, als die Bereitung sich sowohl aus physischen, als besonders aus moralischen Gründen nicht wohl überliefern lasse, ja daß man, um jenes große Werk einzusehen, hervorzubringen und zu benutzen, die Geheimnisse der Natur im Zusammenhang kennen müsse, weil es nichts Einzelnes sondern etwas Universelles sey, und auch wohl gar unter verschiedenen Formen und

Geſtalten hervorgebracht werden könne. Meine Freundinn hatte auf dieſe lockenden Worte gehorcht. Das Heil des Körpers war zu nahe mit dem Heil der Seele verwandt; und könnte je eine größere Wohlthat, eine größere Barmherzigkeit auch an Andern ausgeübt werden, als wenn man ſich ein Mittel zu eigen machte, wodurch ſo manches Leiden geſtillt, ſo manche Gefahr abgelehnt werden könnte? Sie hatte ſchon ins Geheim Wellings Opus mago-cabaliſticum ſtudirt, wobey ſie jedoch, weil der Autor das Licht was er mittheilt ſogleich wieder ſelbſt verfinſiert und aufhebt, ſich nach einem Freunde umſah, der ihr in dieſem Wechſel von Licht und Finſterniß Geſellſchaft leiſtete. Es bedurfte nur einer geringen Anregung, um auch mir dieſe Krankheit zu inoculiren. Ich ſchaffte das Werk an, das, wie alle Schriften dieſer Art, ſeinen Stammbaum in gerader Linie bis zur Neuplatoniſchen Schule verfolgen konnte. Meine vorzüglichſte Bemühung an dieſem Buche war, die dunklen Hin-

weiſungen, wo der Verfaſſer von einer Stelle auf die andere deutet, und dadurch das was er verbirgt, zu enthüllen verſpricht, aufs genauſte zu bemerken und am Rande die Seitenzahlen ſolcher ſich einander aufklären ſollenden Stellen zu bezeichnen. Aber auch ſo blieb das Buch noch dunkel und unverſtändlich genug; außer daß man ſich zuletzt in eine gewiſſe Terminologie hineinſtudirte, und indem man mit derſelben nach eignem Belieben gebahrte, etwas wo nicht zu verſtehen, doch wenigſtens zu ſagen glaubte. Gedachtes Werk erwähnt ſeiner Vorgänger mit vielen Ehren, und wir wurden daher angeregt jene Quellen ſelbſt aufzuſuchen. Wir wendeten uns nun an die Werke des Theophraſtus Paracelſus und Baſilius Valentinus; nicht weniger an Helmont, Starkey und andere, deren mehr oder weniger auf Natur und Einbildung beruhende Lehren und Vorſchriften wir einzuſehen und zu befolgen ſuchten. Mir wollte beſonders die Aurea Catena Homeri ge-

fallen, wodurch die Natur, wenn auch vielleicht auf phantaſtiſche Weiſe, in einer ſchönen Verknüpfung dargeſtellt wird; und ſo verwendeten wir theils einzeln, theils zuſammen, viele Zeit an dieſe Seltſamkeiten, und brachten die Abende eines langen Winters, während deſſen ich die Stube hüten mußte, ſehr vergnügt zu, indem wir zu Dreyen, meine Mutter mit eingeſchloſſen, uns an dieſen Geheimniſſen mehr ergetzten, als die Offenbarung derſelben hätte thun können.

Mir war indeß noch eine ſehr harte Prüfung vorbereitet: denn eine geſtörte und man dürfte wohl ſagen für gewiſſe Momente vernichtete Verdauung brachte ſolche Symptome hervor, daß ich unter großen Beängſtigungen das Leben zu verlieren glaubte und keine angewandten Mittel weiter etwas fruchten wollten. In dieſen letzten Nöthen zwang meine bedrängte Mutter mit dem größten Ungeſtüm den verlegnen Arzt, mit ſeiner Univerſal-Medicin

hervorzurücken; nach langem Widerstande eilte er tief in der Nacht nach Hause und kam mit einem Gläschen crystallisirten trocknen Salzes zurück, welches in Wasser aufgelöst von dem Patienten verschluckt wurde und einen entschieden alcalischen Geschmack hatte. Das Salz war kaum genommen, so zeigte sich eine Erleichterung des Zustandes, und von dem Augenblick an nahm die Krankheit eine Wendung, die stufenweise zur Besserung führte. Ich darf nicht sagen, wie sehr dieses den Glauben an unsern Arzt, und den Fleiß uns eines solchen Schatzes theilhaftig zu machen, stärkte und erhöhte.

Meine Freundinn, welche ältern- und geschwisterlos in einem großen wohlgelegnen Hause wohnte, hatte schon früher angefangen, sich einen kleinen Windofen, Kolben und Retorten von mäßiger Größe anzuschaffen, und operirte nach Wellingischen Fingerzeigen und nach bedeutenden Winken des Arztes und

Meiſters, beſonders auf Eiſen, in welchem die heilſamſten Kräfte verborgen ſeyn ſollten, wenn man es aufzuſchließen wiſſe, und weil in allen uns bekannten Schriften das Luftſalz, welches herbeygezogen werden mußte, eine große Rolle ſpielte; ſo wurden zu dieſen Operationen Alcalien erfordert, welche indem ſie an der Luft zerfließen ſich mit jenen überirdiſchen Dingen verbinden und zuletzt ein geheimnißvolles treffliches Mittelſalz per ſe hervorbringen ſollten.

Kaum war ich einigermaßen wieder hergeſtellt und konnte mich, durch eine beſſere Jahrszeit begünſtigt, wieder in meinem alten Giebelzimmer aufhalten; ſo fing auch ich an, mir einen kleinen Apparat zuzulegen; ein Windöfchen mit einem Sandbade war zubereitet, ich lernte ſehr geſchwind mit einer brennenden Lunte die Glaskolben in Schalen verwandeln, in welchen die verſchiedenen Miſchungen abgeraucht werden ſollten. Nun wurden ſonderbare Ingredienzien des Makro-

kosmus und Mikrokosmus auf eine geheimnißvolle wunderliche Weise behandelt, und vor allem suchte man Mittelsalze auf eine unerhörte Art hervorzubringen. Was mich aber eine ganze Weile am meisten beschäftigte, war der sogenannte Liquor Silicum (Kieselsaft), welcher entsteht, wenn man reine Quarzkiesel mit einem gehörigen Antheil Alcali schmilzt, woraus ein durchsichtiges Glas entspringt, welches an der Luft zerschmilzt und eine schöne klare Flüssigkeit darstellt. Wer dieses einmal selbst verfertigt und mit Augen gesehen hat, der wird diejenigen nicht tadeln, welche an eine jungfräuliche Erde und an die Möglichkeit glauben, auf und durch dieselbe weiter zu wirken. Diesen Kieselsaft zu bereiten hatte ich eine besondere Fertigkeit erlangt; die schönen weißen Kiesel, welche sich im Main finden, gaben dazu ein vollkommenes Material; und an dem übrigen so wie an Fleiß ließ ich es nicht fehlen: nur ermüdete ich doch zuletzt, indem ich bemerken mußte, daß das Kie-

ſelhafte keineswegs mit dem Salze ſo innig vereint ſey, wie ich philoſophiſcherweiſe geglaubt hatte: denn es ſchied ſich gar leicht wieder aus, und die ſchönſte mineraliſche Flüſſigkeit, die mir einigemal zu meiner gröſsten Verwunderung in Form einer animaliſchen Gallert erſchienen war, lieſs doch immer ein Pulver fallen, das ich für den feinſten Kieſelſtaub anſprechen mufste, der aber keineswegs irgend etwas Productives in ſeiner Natur ſpüren lieſs, woran man hätte hoffen können dieſe jungfräuliche Erde in den Mutterſtand übergehen zu ſehen.

So wunderlich und unzuſammenhängend auch dieſe Operationen waren, ſo lernte ich doch dabey mancherley. Ich gab genau auf alle Cryſtalliſationen Acht, welche ſich zeigen mochten, und ward mit den äuſsern Formen mancher natürlichen Dinge bekannt, und indem mir wohl bewuſst war, daſs man in der neueren Zeit die chemiſchen Gegenſtände methodiſcher auf-

geführt; ſo wollte ich mir im Allgemeinen davon einen Begriff machen, ob ich gleich als Halbadept vor den Apothekern und allen denjenigen, die mit dem gemeinen Feuer operirten, ſehr wenig Reſpect hatte. Indeſſen zog mich doch das chemiſche Compendium des Boerhave gewaltig an, und verleitete mich mehrere Schriften dieſes Mannes zu leſen, wodurch ich denn, da ohnehin meine langwierige Krankheit mich dem Aerztlichen näher gebracht hatte, eine Anleitung fand, auch die Aphorismen dieſes trefflichen Mannes zu ſtudiren, die ich mir gern in den Sinn und ins Gedächtniß einprägen mochte.

Eine andere, etwas menſchlichere und bey weitem für die augenblickliche Bildung nützlichere Beſchäftigung war, daß ich die Briefe durchſah, welche ich von Leipzig aus nach Hauſe geſchrieben hatte. Nichts giebt uns mehr Aufſchluß über uns ſelbſt, als wenn wir das, was vor einigen Jahren von uns aus-

gegangen iſt, wieder vor uns ſehen, ſo daß wir uns ſelbſt nunmehr als Gegenſtand betrachten können. Allein freylich war ich damals noch zu jung und die Epoche noch zu nahe, welche durch dieſe Papiere dargeſtellt ward. Ueberhaupt, da man in jungen Jahren einen gewiſſen ſelbſtgefälligen Dünkel nicht leicht ablegt; ſo äußert ſich dieſer beſonders darin, daß man ſich im kurz Vorhergegangenen verachtet: denn indem man freylich von Stufe zu Stufe gewahr wird, daß dasjenige was man an ſich ſo wie an Andern für gut und vortrefflich achtet, nicht Stich hält; ſo glaubt man über dieſe Verlegenheit am beſten hinauszukommen, wenn man das ſelbſt wegwirft, was man nicht retten kann. So ging es auch mir. Denn wie ich in Leipzig nach und nach meine kindlichen Bemühungen geringſchätzen lernte, ſo kam mir nun meine academiſche Laufbahn gleichfalls geringſchätzig vor, und ich ſah nicht ein, daß ſie eben darum vielen Werth für mich haben müßte, weil ſie mich auf eine

1719.

Erſte Nachricht

von dem Fortgang

des neuen

Bergbaues zu Ilmenau.

Mit einem Kupfer.

HERZOGL. BIBLIOTHEK WEIMAR

Weimar, den 24. Februar 1785.

höhere Stufe der Betrachtung und Einſicht gehoben. Der Vater hatte meine Briefe ſowohl an ihn als an meine Schweſter ſorgfältig geſammlet und geheftet; ja er hatte ſie ſogar mit Aufmerkſamkeit corrigirt und ſowohl Schreib- als Sprachfehler verbeſſert.

Was mir zuerſt an dieſen Briefen auffiel, war das Aeußere; ich erſchrak vor einer unglaublichen Vernachläſſigung der Handſchrift, die ſich vom October 1763 bis in die Hälfte des folgenden Januars erſtreckte. Dann erſchien aber auf einmal in der Hälfte des Märzes eine ganz gefaßte, geordnete Hand, wie ich ſie ſonſt bey Preisbewerbungen anzuwenden pflegte. Meine Verwunderung darüber löſte ſich in Dank gegen den guten Gellert auf, welcher wie ich mich nun wohl erinnerte, uns bey den Aufſätzen, die wir ihm einreichten, mit ſeinem herzlichen Tone zur heiligen Pflicht machte, unſere Hand ſo ſehr, ja mehr als unſern Styl, zu üben. Dieſes wiederholte er

ſo oft, als ihm eine kritzliche, nachläſſige Schrift zu Geſicht kam; wobey er mehrmals äußerte, daß er ſehr gern die ſchöne Handſchrift ſeiner Schüler zum Hauptzweck ſeines Unterrichts machen möchte, um ſo mehr, weil er oft genug bemerkt habe, daß eine gute Hand einen guten Styl nach ſich ziehe.

Sonſt konnte ich auch bemerken, daß die franzöſiſchen und engliſchen Stellen meiner Briefe obgleich nicht fehlerlos, doch mit Leichtigkeit und Freyheit geſchrieben waren. Dieſe Sprachen hatte ich auch in meiner Correſpondenz mit Georg Schloſſer, der ſich noch immer in Treptow befand, zu üben fortgefahren, und war mit ihm in beſtändigem Zuſammenhang geblieben; wodurch ich denn von manchen weltlichen Zuſtänden (denn immer ging es ihm nicht ganz ſo wie er gehofft hatte) unterrichtet wurde und zu ſeiner ernſten, edlen Denkweiſe immer mehr Zutrauen faßte.

Eine andre Betrachtung, die mir beym Durchſehen jener Briefe nicht entgehen konnte, war daß der gute Vater mit der beſten Abſicht mir einen beſondern Schaden zugefügt und mich zu der wunderlichen Lebensart veranlaßt hatte, in die ich zuletzt gerathen war. Er hatte mich nämlich wiederholt vom Chartenſpiel abgemahnt; allein Frau Hofrath Böhme, ſo lange ſie lebte, wußte mich nach ihrer Weiſe zu beſtimmen, indem ſie die Abmahnung meines Vaters nur von dem Misbrauch erklärte. Da ich nun auch die Vortheile davon in der Societät einſah, ſo ließ ich mich gern durch ſie regieren. Ich hatte wohl den Spiel-Sinn, aber nicht den Spiel-Geiſt; ich lernte alle Spiele leicht und geſchwind, aber niemals konnte ich die gehörige Aufmerkſamkeit einen ganzen Abend zuſammenhalten. Wenn ich alſo recht gut anfing, ſo verfehlte ichs doch immer am Ende und machte mich und andre verlieren; wodurch ich denn jederzeit verdrießlich entweder zur

Abendtafel, oder aus der Gesellschaft ging. Kaum war Madame Böhme verschieden, die mich ohnedem während ihrer langwierigen Krankheit nicht mehr zum Spiel angehalten hatte; so gewann die Lehre meines Vaters Kraft, ich entschuldigte mich erst von den Parthieen, und weil man nun nichts mehr mit mir anzufangen wußte, so ward ich mit noch mehr als andern lästig, schlug die Einladungen aus, die denn sparsamer erfolgten, und zuletzt ganz aufhörten. Das Spiel, das jungen Leuten, besonders denen die einen practischen Sinn haben und sich in der Welt umthun wollen, sehr zu empfehlen ist, konnte freylich bey mir niemals zur Liebhaberey werden, weil ich nicht weiter kam, ich mochte spielen so lange ich wollte. Hätte mir Jemand einen allgemeinen Blick darüber gegeben und mich bemerken lassen, wie hier gewisse Zeichen und mehr oder weniger Zufall eine Art von Stoff bilden, woran sich Urtheilskraft und Thätigkeit üben können; hätte man

mich mehrere Spiele auf einmal einſehen laſſen, ſo hätte ich mich wohl eher damit befreunden können. Bey alle dem war ich durch jene Betrachtungen in der Epoche, von welcher ich hier ſpreche, zu der Ueberzeugung gekommen, daß man die geſellſchaftlichen Spiele nicht meiden, ſondern ſich eher nach einer Gewandtheit in denſelben beſtreben müſſe. Die Zeit iſt unendlich lang und ein jeder Tag ein Gefäß, in das ſich ſehr viel eingießen läßt, wenn man es wirklich ausfüllen will.

So vielfach war ich in meiner Einſamkeit beſchäftigt, um ſomehr als die verſchiedenen Geiſter der mancherley Liebhabereyen, denen ich mich nach und nach gewidmet, Gelegenheit hatten wieder hervorzutreten. So kam es auch wieder ans Zeichnen, und da ich immer unmittelbar an der Natur oder vielmehr am Wirklichen arbeiten wollte; ſo bildete ich mein Zimmer nach. mit ſeinen Möbeln, die Perſonen die ſich darin befanden, und wenn mich das nicht mehr unterhielt, ſtellte ich allerley

Stadtgeſchichten dar, die man ſich eben erzählte und woran man Intereſſe fand. Das alles war nicht ohne Character und nicht ohne einen gewiſſen Geſchmack, aber leider fehlte den Figuren die Proportion und das eigentliche Mark, ſo wie denn auch die Ausführung höchſt nebuliſtiſch war. Mein Vater, dem dieſe Dinge Vergnügen zu machen fortfuhren, wollte ſie deutlicher haben; auch ſollte alles fertig und abgeſchloſſen ſeyn. Er ließ ſie daher aufziehen und mit Linien einfaſſen; ja der Maler Morgenſtern, ſein Hauskünſtler — es iſt derſelbe, der ſich ſpäter durch Kirchenproſpecte bekannt, ja berühmt gemacht — mußte die perſpectiviſchen Linien der Zimmer und Räume hineinziehen, die ſich denn freylich ziemlich grell gegen die nebuliſtiſch angedeuteten Figuren verhielten. Er glaubte mich dadurch immer mehr zur Beſtimmtheit zu nöthigen, und um ihm gefällig zu ſeyn zeichnete ich mancherley Stillleben, wo ich, indem das Wirkliche als Muſter vor mir ſtand, deut-

licher und entſchiedener arbeiten konnte. Endlich fiel mir auch wieder einmal das Radiren ein. Ich hatte mir eine ziemlich intereſſante Landſchaft componirt, und fühlte mich ſehr glücklich, als ich meine alten von Stock überlieferten Recepte verſuchen, und mich jener vergnüglichen Zeiten bey der Arbeit erinnern konnte. Ich ätzte die Platte bald und ließ mir Probeabdrücke machen. Unglücklicherweiſe war die Compoſition ohne Licht und Schatten, und ich quälte mich nun beydes hineinzubringen; weil es mir aber nicht ganz deutlich war, worauf es ankam, ſo konnte ich nicht fertig werden. Ich befand mich zu der Zeit nach meiner Art ganz wohl; allein in dieſen Tagen befiel mich ein Uebel, das mich noch nie gequält hatte. Die Kehle nämlich war mir ganz wund geworden, und beſonders das was man den Zapfen nennt, ſehr entzündet; ich konnte nur mit großen Schmerzen etwas ſchlingen, und die Aerzte wußten nicht was ſie daraus machen ſollten. Man quälte

mich mit Gurgeln und Pinſeln, und konnte mich von dieſer Noth nicht befreyen. Endlich ward ich wie durch eine Eingebung gewahr, daß ich bey dem Aetzen nicht vorſichtig genug geweſen und daß ich, indem ich es öfters und leidenſchaftlich wiederholt, mir dieſes Uebel zugezogen und ſolches immer wieder erneuert und vermehrt. Den Aerzten war die Sache plauſibel und gar bald gewiß, indem ich das Radiren und Aetzen um ſo mehr unterließ, als der Verſuch keineswegs gut ausgefallen war, und ich eher Urſache hatte meine Arbeit zu verbergen als vorzuzeigen, worüber ich mich um ſo leichter tröſtete, als ich mich von dem beſchwerlichen Uebel ſehr bald befreyt ſah. Dabey konnte ich mich doch der Betrachtung nicht enthalten, daß wohl die ähnlichen Beſchäftigungen in Leipzig manches möchten zu jenen Uebeln beygetragen haben, an denen ich ſoviel gelitten hatte. Freylich iſt es eine langweilige und mitunter traurige Sache, zu ſehr auf

uns ſelbſt und was uns ſchadet und nutzt Acht zu haben; allein es iſt keine Frage, daß bey der wunderlichen Idioſyncraſie der menſchlichen Natur von der einen, und bey der unendlichen Verſchiedenheit der Lebensart und Genüſſe von der andern, es noch ein Wunder iſt, daß das menſchliche Geſchlecht ſich nicht ſchon lange aufgerieben hat. Es ſcheint die menſchliche Natur eine eigne Art von Zähigkeit und Vielſeitigkeit zu beſitzen, da ſie alles was an ſie herankommt oder was ſie in ſich aufnimmt überwindet, und wenn ſie ſich es nicht aſſimiliren kann, wenigſtens gleichgültig macht. Freylich muß ſie bey einem großen Exceß trotz alles Widerſtandes den Elementen nachgeben, wie uns ſo viele endemiſche Krankheiten und die Wirkungen des Branntweins überzeugen. Könnten wir, ohne ängſtlich zu werden, auf uns Acht geben, was in unſerem complicirten bürgerlichen und geſelligen Leben auf uns günſtig oder ungünſtig wirkt, und möchten wir das was uns als

Genuß freylich behaglich iſt, um der üblen Folgen willen unterlaſſen; ſo würden wir gar manche Unbequemlichkeit, die uns bey ſonſt geſunden Conſtitutionen oft mehr als eine Krankheit ſelbſt quält, leicht zu entfernen wiſſen. Leider iſt es im Diätetiſchen wie im Moraliſchen: wir können einen Fehler nicht eher einſehen, als bis wir ihn los ſind; wobey denn nichts gewonnen wird, weil der nächſte Fehler dem vorhergehenden nicht ähnlich ſieht und alſo unter derſelben Form nicht erkannt werden kann.

Beym Durchleſen jener Briefe, die von Leipzig aus an meine Schweſter geſchrieben waren, konnte mir unter andern auch dieſe Bemerkung nicht entgehen, daß ich mich ſogleich bey dem erſten academiſchen Unterricht für ſehr klug und weiſe gehalten, indem ich mich, ſobald ich etwas gelernt, dem Profeſſor ſubſtituirte und daher auch auf der Stelle didactiſch ward. Mir war es luſtig genug zu ſehen, wie ich dasjenige was Gellert uns im

Bey gegenwärtiger erſter Nachricht von dem Fortgang des Ilmenauer Bergbaues wird man einer Wiederholung des bereits öffentlich vorgelegten Plans ſeiner Wiederaufnahme überhoben ſeyn können. Er iſt dem Publicum auf mehr als eine Weiſe *) bekannt worden; und die Zahl der anſehnlichen Gewerken aus den meiſten Provinzen Deutſchlands giebt hiervon den beſten Beweiß, wie von dem Vertrauen welches man dem angekündigten Unternehmen geſchenket.

Was aber an dem unternommenen Werk von Jahr zu Jahr ausgeführt werde, und was dabey immer die nächſte Ausſicht ſey, das kann eine ſoweit verbreitete anſehnliche Gewerkſchaft mit Recht öffentlich zu erfahren erwarten.

Es

*) Nachricht von dem ehemaligen Bergbau zu Ilmenau, und Vorſchläge, ihn durch eine neue Gewerkſchaft wieder in Aufnahme zu bringen. Weimar den 28. Aug. 1783. Schlözer's Staats-Anzeigen, IV. B. 425. S. u. f. Büſching's wöchentliche Nachrichten, 12ten Jahrg. 4tes Stück 32. S.

Collegium überliefert oder gerathen, sogleich wieder gegen meine Schweſter gewendet, ohne einzusehen, daß sowohl im Leben als im Lesen etwas dem Jüngling gemäß seyn könne, ohne sich für ein Frauenzimmer zu schicken; und wir scherzten gemeinschaftlich über diese Nachäfferey. Auch waren mir die Gedichte, die ich in Leipzig verfaßt hatte, schon zu gering, und sie schienen mir kalt, trocken und in Absicht dessen was die Zustände des menschlichen Herzens oder Geistes ausdrücken sollte, allzu oberflächlich. Dieses bewog mich, als ich nun abermals das väterliche Haus verlassen und auf eine zweyte Academie ziehen sollte, wieder ein großes Haupt-Autodafé über meine Arbeiten zu verhängen. Mehrere angefangene Stücke, deren einige bis zum dritten oder vierten Act, andere aber nur bis zu vollendeter Exposition gelangt waren, nebst vielen andern Gedichten, Briefen und Papieren wurden dem Feuer übergeben, und kaum blieb etwas verschont außer dem Manuscript von Behrisch,

die Laune des Verliebten und die Mitſchuldigen, an welchem letzteren ich immer fort mit beſonderer Liebe beſſerte, und da das Stück ſchon fertig war, die Expoſition nochmals durcharbeitete, um ſie zugleich bewegter und klarer zu machen. Leſſing hatte in den zwey erſten Acten der Minna ein unerreichbares Muſter aufgeſtellt, wie ein Drama zu exponiren ſey, und es war mir nichts angelegner, als in ſeinen Sinn und ſeine Abſichten einzudringen.

Umſtändlich genug iſt zwar ſchon die Erzählung von dem was mich in dieſen Tagen berührt, aufgeregt und beſchäftigt; allein ich muß demohngeachtet wieder zu jenem Intereſſe zurückkehren, das mir die überſinnlichen Dinge eingeflößt hatten, von denen ich ein für allemal, in ſofern es möglich wäre, mir einen Begriff zu bilden unternahm.

Einen großen Einfluß erfuhr ich dabey von einem wichtigen Buche, das mir in die Hände gerieth, es war Arnolds Kirchen-

und Ketzergeſchichte. Dieſer Mann iſt nicht ein bloß reflectirender Hiſtoriker, ſondern zugleich fromm und fühlend. Seine Geſinnungen ſtimmten ſehr zu den meinigen, und was mich an ſeinem Werk beſonders ergetzte war, daß ich von manchen Ketzern, die man mir bisher als toll oder gottlos vorgeſtellt hatte, einen vortheilhaftern Begriff erhielt. Der Geiſt des Widerſpruchs und die Luſt zum Paradoxen ſteckt in uns allen. Ich ſtudirte fleißig die verſchiedenen Meynungen, und da ich oft genug hatte ſagen hören, jeder Menſch habe am Ende doch ſeine eigene Religion; ſo kam mir nichts natürlicher vor, als daß ich mir auch meine eigene bilden könne, und dieſes that ich mit vieler Behaglichkeit. Der neue Platonismus lag zum Grunde; das Hermetiſche, Myſtiſche, Cabbaliſtiſche gab auch ſeinen Beytrag her, und ſo erbaute ich mir eine Welt, die ſeltſam genug ausſah.

Ich mochte mir wohl eine Gottheit vorſtellen, die ſich von Ewigkeit her ſelbſt produ-

cirt; da ſich aber Production nicht ohne Mannigfaltigkeit denken läßt, ſo mußte ſie ſich nothwendig ſogleich als ein Zweytes erſcheinen, welches wir unter dem Namen des Sohns anerkennen; dieſe beyden mußten nun den Act des Hervorbringens fortſetzen, und erſchienen ſich ſelbſt wieder im Dritten. welches nun eben ſo beſtehend lebendig und ewig als das Ganze war, Hiermit war jedoch der Kreis der Gottheit geſchloſſen, und es wäre ihnen ſelbſt nicht möglich geweſen, abermals ein ihnen völlig Gleiches hervorzubringen. Da jedoch der Productionstrieb immer fortging, ſo erſchufen ſie ein Viertes, das aber ſchon in ſich einen Widerſpruch hegte, indem es, wie ſie, unbedingt und doch zugleich in ihnen enthalten und durch ſie begränzt ſeyn ſollte. Dieſes war nun Lucifer, welchem von nun an die ganze Schöpfungskraft übertragen war, und von dem alles übrige Seyn ausgehen ſollte. Er bewies ſogleich ſeine unendliche Thätigkeit, indem er die ſämmtlichen Engel erſchuf, alle wieder

nach ſeinem Gleichniß, unbedingt, aber in ihm enthalten und durch ihn begränzt. Umgeben von einer ſolchen Gloria vergaß er ſeines höhern Urſprungs und glaubte ihn in ſich ſelbſt zu finden, und aus dieſem erſten Undank entſprang alles was uns nicht mit dem Sinne und den Abſichten der Gottheit übereinzuſtimmen ſcheint. Jemehr er ſich nun in ſich ſelbſt concentrirte, je unwohler mußte es ihm werden, ſo wie allen den Geiſtern, denen er die ſüße Erhebung zu ihrem Urſprung verkümmerte. Und ſo ereignete ſich das, was uns unter der Form des Abfalls der Engel bezeichnet wird. Ein Theil derſelben concentrirte ſich mit Lucifer, der andere wendete ſich wieder gegen ſeinen Urſprung. Aus dieſer Concentration der ganzen Schöpfung, denn ſie war von Lucifer ausgegangen und mußte ihm folgen, entſprang nun alles das, was wir unter der Geſtalt der Materie gewahr werden, was wir uns als ſchwer, feſt und finſter vorſtellen, welches aber, indem es wenn auch

nicht unmittelbar, doch durch Filiation vom göttlichen Weſen herſtammt, eben ſo unbedingt mächtig und ewig iſt, als der Vater und die Großältern. Da nun das ganze Unheil, wenn wir es ſo nennen dürfen, bloß durch die einſeitige Richtung Lucifers entſtand; ſo fehlte freylich dieſer Schöpfung die beſſere Hälfte: denn alles was durch Concentration gewonnen wird, beſaß ſie, aber es fehlte ihr alles was durch Expanſion allein bewirkt werden kann; und ſo hätte die ſämmtliche Schöpfung durch immerwährende Concentration ſich ſelbſt aufreiben, ſich mit ihrem Vater Lucifer vernichten und alle ihre Anſprüche an eine gleiche Ewigkeit mit der Gottheit verlieren können. Dieſem Zuſtand ſahen die Elohim eine Weile zu, und ſie hatten die Wahl jene Aeonen abzuwarten, in welchen das Feld wieder rein geworden und ihnen Raum zu einer neuen Schöpfung geblieben wäre, oder ob ſie in das Gegenwärtige eingreifen und dem Mangel nach ihrer

Unendlichkeit zu Hülfe kommen wollten. Sie erwählten nun das letztere, und supplirten durch ihren bloßen Willen in einem Augenblick den ganzen Mangel, den der Erfolg von Luciferś Beginnen an ſich trug. Sie gaben dem unendlichen Seyn die Fähigkeit ſich auszudehnen, ſich gegen ſie zu bewegen; der eigentliche Puls des Lebens war wieder hergeſtellt und Lucifer ſelbſt konnte ſich dieſer Einwirkung nicht entziehen. Dieſes iſt die Epoche, wo dasjenige hervortrat, was wir als Licht kennten, und wo dasjenige begann, was wir mit dem Worte Schöpfung zu bezeichnen pflegen. So ſehr ſich auch nun dieſe durch die immer fortwirkende Lebenskraft der Elohim ſtufenweiſe vermannigfaltigte; ſo fehlte es doch noch an einem Weſen, welches die urſprüngliche Verbindung mit der Gottheit wiederherzuſtellen geſchickt wäre, und ſo wurde der Menſch hervorgebracht, der in allem der Gottheit ähnlich, ja gleich ſeyn ſollte, ſich aber freylich dadurch abermals in dem Falle

Lucifers befand, zugleich unbedingt und beſchränkt zu ſeyn, und da dieſer Widerſpruch durch alle Categorieen des Daſeyns ſich an ihm manifeſtiren und ein vollkommenes Bewußtſeyn ſo wie ein entſchiedener Wille ſeine Zuſtände begleiten ſollte; ſo war voraus zu ſehen, daß er zugleich das Vollkommenſte und Unvollkommenſte, das glücklichſte und unglücklichſte Geſchöpf werden müſſe. Es währte nicht lange, ſo ſpielte er auch völlig die Rolle des Lucifer. Die Abſonderung vom Wohlthäter iſt der eigentliche Undank, und ſo ward jener Abfall zum zweytenmal eminent, obgleich die ganze Schöpfung nichts iſt und nichts war, als ein Abfallen und Zurückkehren zum Urſprünglichen.

Man ſieht leicht, wie hier die Erlöſung nicht allein von Ewigkeit her beſchloſſen, ſondern als ewig nothwendig gedacht wird, ja daß ſie durch die ganze Zeit des Werdens und Seyns ſich immer wieder erneuern muß. Nichts iſt in dieſem Sinne natürlicher, als

daß die Gottheit ſelbſt die Geſtalt des Menſchen annimmt, die ſie ſich zu einer Hülle ſchon vorbereitet hatte, und daß ſie die Schickſale deſſelben auf kurze Zeit theilt, um durch dieſe Verähnlichung das Erfreuliche zu erhöhen und das Schmerzliche zu mildern. Die Geſchichte aller Religionen und Philoſophieen lehrt uns, daß dieſe große, den Menſchen unentbehrliche Wahrheit von verſchiedenen Nationen in verſchiedenen Zeiten auf mancherley Weiſe, ja in ſeltſamen Fabeln und Bildern der Beſchränktheit gemäß überliefert worden; genug wenn nur anerkannt wird, daß wir uns in einem Zuſtande befinden, der, wenn er uns auch niederzuziehen und zu drücken ſcheint, dennoch Gelegenheit giebt, ja zur Pflicht macht, uns zu erheben und die Abſichten der Gottheit dadurch zu erfüllen, daß wir, indem wir von einer Seite uns zu verſelbſten genöthiget ſind, von der andern in regelmäßigen Pulſen uns zu entſelbſtigen nicht verſäumen.

Neuntes Buch.

Es ist nunmehr ein Jahr verflossen seit der Eröffnung dieses Bergwerks *). Wesentlich geschah sie dadurch, daß man, nächst mechanischem Angriff des Baues selbst, die Freyheiten und Begnadigungen, die zu Ermunterung seiner Wiederaufnahme öffentlich zugesichert worden, in die Erfüllung setzte, so weit nemlich noch zur Zeit Gebrauch davon zu machen war. Also wurde der tiefe Martinröder Stollen, mit den übrigen altgewerkschaftlichen Gruben- und Tag-Gebäuden, Grundstücken, Geräthschaften ꝛc. an die neue Gewerkschaft frey übereignet, ein Bergbauamt errichtet, und mit Abteufung des neuen Schachtes der Anfang gemacht.

Seitdem ist die Verfassung des Ilmenauer neuen Bergwerks folgende. Ebenderselben von der **gnädigsten Landesherrschaft** unmittelbar angeordneten Bergwerkscommission, welche die Eröffnung des Bergwerks zu veranstalten hatte, ist die fernere Direction des planmäsigen Bergbaues und seiner ganzen Oekonomie anvertrauet. Sie hatte sich vorhin schon zur Pflicht gerechnet, sich die Kenntniß des Ilmenauer Gebirgs und der Erfordernisse eines in demselben zu führenden Bergbaues eigen zu machen.

*) Nachricht von dem am 24. Febr. 1784. geschehenen feyerlichen Wiederangriff des Bergwerks zu Ilmenau. Rede bey Eröffnung des neuen Bergbaues zu Ilmenau.

„Das Herz wird ferner öfters zum Vortheil verſchiedener, beſonders geſelliger und feiner Tugenden gerührt, und die zarteren Empfindungen werden in ihm erregt und entwickelt werden. Beſonders werden ſich viele Züge eindrücken, welche dem jungen Leſer eine Einſicht in den verborgenern Winkel des menſchlichen Herzens und ſeiner Leidenſchaften geben, eine Kenntniß, die mehr als alles Latein und Griechiſch werth iſt, und von welcher Ovid ein gar vortrefflicher Meiſter war. Aber dieß iſt es noch nicht, warum man eigentlich der Jugend die alten Dichter und alſo auch den Ovid in die Hände giebt. Wir haben von dem gütigen Schöpfer eine Menge Seelenkräfte, welchen man ihre gehörige Cultur, und zwar in den erſten Jah-

ren gleich, zu geben nicht verabſäumen muß, und die man doch weder mit Logik noch Metaphyſik, Latein oder Griechiſch cultiviren kann: wir haben eine Einbildungskraft, der wir, wofern ſie ſich nicht der erſten beſten Vorſtellungen ſelbſt bemächtigen ſoll, die ſchicklichſten und ſchönſten Bilder vorlegen und dadurch das Gemüth gewöhnen und üben müſſen, das Schöne überall und in der Natur ſelbſt, unter ſeinen beſtimmten, wahren und auch in den feineren Zügen zu erkennen und zu lieben. Wir haben eine Menge Begriffe und allgemeine Kenntniſſe nöthig, ſowohl für die Wiſſenſchaften als für das tägliche Leben, die ſich aus keinem Compendio erlernen laſſen. Unſere Empfindungen, Neigungen, Leidenſchaften ſollen mit Vortheil entwickelt und gereinigt werden."

Dieſe bedeutende Stelle, welche ſich in der allgemeinen deutſchen Bibliothek verſand, war nicht die einzige in ihrer Art. Von gar

vielen Seiten her offenbarten ſich ähnliche Grundſätze und gleiche Geſinnungen. Sie machten auf uns rege Jünglinge ſehr großen Eindruck, der um deſto entſchiedener wirkte, als er durch Wielands Beyſpiel noch verſtärkt wurde: denn die Werke ſeiner zweyten glänzenden Epoche bewieſen klärlich, daß er ſich nach ſolchen Maximen gebildet hatte. Und was konnten wir mehr verlangen? Die Philoſophie mit ihren obſtruſen Forderungen war beſeitigt, die alten Sprachen, deren Erlernung mit ſo viel Mühſeligkeit verknüpft iſt, ſah man in den Hintergrund gerückt, die Compendien, über deren Zulänglichkeit uns Hamlet ſchon ein bedenkliches Wort ins Ohr geraunt hatte, wurden immer verdächtiger, man wies uns auf die Betrachtung eines bewegten Lebens hin, das wir ſo gerne führten, und auf die Kenntniß der Leidenſchaften, die wir in unſerem Buſen theils empfanden, theils ahndeten, und die, wenn man ſie ſonſt geſcholten hatte, uns nunmehr als etwas

Wichtiges und Würdiges vorkommen mußten, weil ſie der Hauptgegenſtand unſerer Studien ſeyn ſollten, und die Kenntniß derſelben als das vorzüglichſte Bildungsmittel unſerer Geiſteskräfte angerühmt ward. Ueberdieß war eine ſolche Denkweiſe meiner eignen Ueberzeugung, ja meinem poetiſchen Thun und Treiben ganz angemeſſen. Ich fügte mich daher ohne Widerſtreben, nachdem ich ſo manchen guten Vorſatz vereitelt, ſo manche redliche Hoffnung verſchwinden ſehn, in die Abſicht meines Vaters, mich nach Straßburg zu ſchicken, wo man mir ein heiteres luſtiges Leben verſprach, indeſſen ich meine Studien weiter fortſetzen und am Ende promoviren ſollte.

Im Frühjahre fühlte ich meine Geſundheit, noch mehr aber meinen jugendlichen Muth wieder hergeſtellt, und ſehnte mich abermals aus meinem väterlichen Hauſe, obgleich aus ganz andern Urſachen als das erſte Mal: denn es waren mir dieſe hübſchen Zimmer

und Räume, wo ich ſo viel gelitten hatte, unerfreulich geworden, und mit dem Vater ſelbſt konnte ſich kein angenehmes Verhältniß anknüpfen; ich konnte ihm nicht ganz verzeihen, daß er, bey den Recidiven meiner Krankheit und bey dem langſamen Geneſen, mehr Ungeduld als billig ſehen laſſen, ja daß er, anſtatt durch Nachſicht mich zu tröſten, ſich oft auf eine grauſame Weiſe über das was in keines Menſchen Hand lag, geäußert, als wenn es nur vom Willen abhinge. Aber auch er ward auf mancherley Weiſe durch mich verletzt und beleidigt.

Denn junge Leute bringen von Academieen allgemeine Begriffe zurück, welches zwar ganz recht und gut iſt; allein weil ſie ſich darin ſehr weiſe dünken, ſo legen ſie ſolche als Maßſtab an die vorkommenden Gegenſtände, welche denn meiſtens dabey verlieren müſſen. So hatte ich von der Baukunſt, der Einrichtung und Verzierung der Häuſer eine allge-

meine Vorſtellung gewonnen, und wendete dieſe nun unvorſichtig im Geſpräch auf unſer eigen Haus an. Mein Vater hatte die ganze Einrichtung deſſelben erſonnen und den Bau mit großer Standhaftigkeit durchgeführt, und es ließ ſich auch, in ſofern es eine Wohnung für ihn und ſeine Familie ausſchließlich ſeyn ſollte, nichts dagegen einwenden; auch waren in dieſem Sinne ſehr viele Häuſer von Frankfurt gebaut. Die Treppe ging frey hinauf und berührte große Vorſäle, die ſelbſt recht gut hätten Zimmer ſeyn können; wie wir denn auch die gute Jahreszeit immer daſelbſt zubrachten. Allein dieſes anmuthige heitere Daſeyn einer einzelnen Familie, dieſe Communication von oben bis unten ward zur größten Unbequemlichkeit, ſobald mehrere Partieen das Haus bewohnten, wie wir bey Gelegenheit der franzöſiſchen Einquartierung nur zu ſehr erfahren hatten. Denn jene ängſtliche Scene mit dem Königslieutenant wäre nicht vorgefallen, ja mein Vater

hätte weniger von allen Unannehmlichkeiten empfunden, wenn unſere Treppe, nach der Leipziger Art, an die Seite gedrängt, und jedem Stockwerk eine abgeſchloſſene Thüre zugetheilt geweſen wäre. Dieſe Bauart rühmte ich einſt höchlich und ſetzte ihre Vortheile heraus, zeigte dem Vater die Möglichkeit, auch ſeine Treppe zu verlegen, worüber er in einen unglaublichen Zorn gerieth, der um ſo heftiger war, als ich kurz vorher einige ſchnörkelhafte Spiegelrahmen getadelt und gewiſſe chineſiſche Tapeten verworfen hatte. Es gab eine Scene, welche, zwar wieder getuſcht und ausgeglichen, doch meine Reiſe nach dem ſchönen Elſaß beſchleunigte, die ich denn auch, auf der neu eingerichteten bequemen Diligence, ohne Aufhalt und in kurzer Zeit vollbrachte.

Ich war im Wirthshaus zum Geiſt abgeſtiegen und eilte ſogleich, das ſehnlichſte Verlangen zu befriedigen und mich dem Münſter zu nähern, welcher durch Mitreiſende mir

ſchon lange gezeigt und eine ganze Strecke her im Auge geblieben war. Als ich nun erſt durch die ſchmale Gaſſe dieſen Coloß gewahrte, ſodann aber auf dem freylich ſehr engen Platz allzunah vor ihm ſtand, machte derſelbe auf mich einen Eindruck ganz eigner Art, den ich aber auf der Stelle zu entwickeln unfähig, für dießmal nur dunkel mit mir nahm, indem ich das Gebäude eilig beſtieg, um nicht den ſchönen Augenblick einer hohen und heitern Sonne zu verſäumen, welche mir das weite reiche Land auf einmal offenbaren ſollte.

Und ſo ſah ich denn von der Platt-Form die ſchöne Gegend vor mir, in welcher ich eine Zeit lang wohnen und hauſen durfte: die anſehnliche Stadt, die weitumherliegenden, mit herrlichen dichten Bäumen beſetzten und durchflochtenen Auen, dieſen auffallenden Reichthum der Vegetation, der dem Laufe des Rheins folgend, die Ufer, Inſeln und Wer-

der bezeichnet. Nicht weniger mit mannigfaltigem Grün geſchmückt iſt der von Süden herab ſich ziehende flache Grund, welchen die Iller bewäſſert; ſelbſt weſtwärts, nach dem Gebirge zu, finden ſich manche Niederungen, die einen eben ſo reizenden Anblick von Wald und Wieſenwuchs gewähren, ſo wie der nördliche mehr hügelige Theil von unendlichen kleinen Bächen durchſchnitten iſt, die überall ein ſchnelles Wachsthum begünſtigen. Denkt man ſich nun zwiſchen dieſen üppig ausgeſtreckten Matten, zwiſchen dieſen fröhlich ausgeſäeten Hainen alles zum Fruchtbau ſchickliche Land trefflich bearbeitet, grünend und reifend, und die beſten und reichſten Stellen deſſelben durch Dörfer und Meyerhöfe bezeichnet, und eine ſolche große und unüberſehliche, wie ein neues Paradies für den Menſchen recht vorbereitete Fläche, näher und ferner von theils angebauten, theils waldbewachſenen Bergen begrenzt; ſo wird man das Entzücken begreifen, mit dem ich mein Schick-

Sie behielt die Führung des Gewerkenbuchs, als die Grundlage des Eigenthums der Bergtheile, unter ihren Augen. Sie übernahm auch die Hauptcaſſe, um daraus dem Bergrechnungsführer zu Ilmenau die nöthigen Gelder in Verlag zu geben. Die Examination ſeiner Quartalberechnungen verſchafft Ihr die Ueberſicht der Oekonomie im Einzelnen. Der baare Vorrath wird ſichern öffentlichen Orts niedergelegt. An gnädigſte Landesherrſchaft wird jährlich die vorher durch einen Rechnungsverſtändigen revidirte Hauptcaſſe-Rechnung zur Beurtheilung überreicht. Mit Schluß jeden Jahres erſcheint eine Nachricht von dem Erfolg des Bergbaues, welche immer den ſummariſchen Extract des Aufwands und gewiſſermaßen eine öffentliche Rechnungsablegung enthalten wird.

Die Unterdirection des Bergbaues beruhet auf dem der Fürſtlichen Bergwerkscommiſſion ſubordinirten Bergbauamte. Bey demſelben ſind gegenwärtig angeſtellt:

der Fürſtliche Berggeſchworne, Johann Gottfried Schreiber,

der Fürſtl. Hofadvocat, Joh. Ludwig Hager, welcher die ſchriftliche Expedition beſorgt,

der Werkmeiſter, Johann Gottfried Otto,

der Knappſchaftsälteſte, Joh. Georg Paul.

Dieſes Bergbauamt hat die Anweiſung und Anlegung der Arbeiter, die räthliche Anſchaffung und Verwendung des Bergmaterials, die Prüfung und

Ac-

ſal ſegnete, das mir für einige Zeit einen ſo ſchönen Wohnplatz beſtimmt hatte.

Ein ſolcher friſcher Anblick in ein neues Land, in welchem wir uns eine Zeit lang aufhalten ſollen, hat noch das Eigne, ſo angenehme als ahndungsvolle, daß das Ganze wie eine unbeſchriebene Tafel vor uns liegt. Noch ſind keine Leiden und Freuden, die ſich auf uns beziehen, darauf verzeichnet; dieſe heitre, bunte, belebte Fläche iſt noch ſtumm für uns; das Auge haftet nur an den Gegenſtänden in ſofern ſie an und für ſich bedeutend ſind, und noch haben weder Neigung noch Leidenſchaft dieſe oder jene Stelle beſonders herauszuheben; aber eine Ahndung deſſen was kommen wird, beunruhigt ſchon das junge Herz, und ein unbefriedigtes Bedürfniß fordert im Stillen dasjenige, was kommen ſoll und mag, und welches auf alle Fälle, es ſey nun Wohl oder Weh, unmerk-

lich den Character der Gegend, in der wir uns befinden, annehmen wird.

Herabgestiegen von der Höhe verweilte ich noch eine Zeit lang vor dem Angesicht des ehrwürdigen Gebäudes; aber was ich mir weder das erste Mal, noch in der nächsten Zeit ganz deutlich machen konnte, war, daß ich dieses Wunderwerk als ein Ungeheures gewahrte, das mich hätte erschrecken müssen, wenn es mir nicht zugleich als ein Geregeltes faßlich und als ein Ausgearbeitetes sogar angenehm vorgekommen wäre. Ich beschäftigte mich doch keineswegs diesem Widerspruch nachzudenken, sondern ließ ein so erstaunliches Denkmal durch seine Gegenwart ruhig auf mich fortwirken.

Ich bezog ein kleines aber wohlgelegenes und anmuthiges Quartier an der Sommerseite des Fischmarkts, einer schönen langen Straße, wo immerwährende Bewegung je-

dem unbeſchäftigten Augenblick zu Hülfe kam. Dann gab ich meine Empfehlungsſchreiben ab, und fand unter meinen Gönnern einen Handelsmann, der mit ſeiner Familie jenen frommen, mir genugſam bekannten Geſinnungen ergeben war, ob er ſich gleich, was den äußeren Gottesdienſt betrifft, nicht von der Kirche getrennt hatte. Er war dabey ein verſtändiger Mann und keineswegs kopfhängeriſch in ſeinem Thun und Laſſen. Die Tiſchgeſellſchaft, die man mir und der man mich empfahl, war ſehr angenehm und unterhaltend. Ein Paar alte Jungfrauen hatten dieſe Penſion ſchon lange mit Ordnung und gutem Erfolg geführt; es konnten ohngefähr zehen Perſonen ſeyn, ältere und jüngere. Von dieſen letztern iſt mir am gegenwärtigſten einer, genannt Meyer, von Lindau gebürtig. Man hätte ihn, ſeiner Geſtalt und ſeinem Geſicht nach, für den ſchönſten Menſchen halten können, wenn er nicht zugleich etwas Schlottriges in ſeinem ganzen Weſen gehabt hätte.

Eben ſo wurden ſeine herrlichen Naturgaben durch einen unglaublichen Leichtſinn, und ſein köſtliches Gemüth durch eine unbändige Liederlichkeit verunſtaltet. Er hatte ein mehr rundes als ovales, offnes, frohes Geſicht; die Werkzeuge der Sinne, Augen, Naſe, Mund, Ohren, konnte man reich nennen, ſie zeugten von einer entſchiedenen Fülle, ohne übertrieben groß zu ſeyn. Der Mund beſonders war allerliebſt durch übergeſchlagene Lippen, und ſeiner ganzen Phyſiognomie gab es einen eigenen Ausdruck, daß er ein Rázel war, d. h. daß ſeine Augenbrauen über der Naſe zuſammenſtießen, welches bey einem ſchönen Geſichte immer einen angenehmen Ausdruck von Sinnlichkeit hervorbringt. Durch Jovialität, Aufrichtigkeit und Gutmüthigkeit machte er ſich bey allen Menſchen beliebt; ſein Gedächtniß war unglaublich, die Aufmerkſamkeit in den Collegien koſtete ihm nichts; er behielt alles was er hörte und war geiſtreich genug, an allem einiges Intereſſe zu finden, und um

ſo leichter, da er Medicin ſtudirte. Alle Eindrücke blieben ihm lebhaft, und ſein Muthwille in Wiederholung der Collegien und Nachäffen der Profeſſoren ging manchmal ſo weit, daß wenn er drey verſchiedene Stunden des Morgens gehört hatte, er Mittags bey Tiſche paragraphenweis, ja manchmal noch abgebrochener, die Profeſſoren mit einander abwechſeln ließ: welche buntſchäckige Vorleſung uns oft unterhielt, oft aber auch beſchwerlich fiel.

Die übrigen waren mehr oder weniger feine, geſetzte, ernſthafte Leute. Ein penſionirter Ludwigsritter befand ſich unter denſelben; doch waren Studirende die Ueberzahl, alle wirklich gut und wohlgeſinnt, nur mußten ſie ihr gewöhnliches Weindeputat nicht überſchreiten. Daß dieſes nicht leicht geſchah, war die Sorge unſeres Präſidenten, eines Doctor Salzmann. Schon in den Sechzigen, unverheuratet, hatte er dieſen Mit-

tagstiſch ſeit vielen Jahren beſucht und in Ordnung und Anſehen erhalten. Er beſaß ein ſchönes Vermögen; in ſeinem Aeußeren hielt er ſich knapp und nett, ja er gehörte zu denen, die immer in Schuh und Strümpfen und den Hut unter dem Arm gehen. Den Hut aufzuſetzen war bey ihm eine außerordentliche Handlung. Einen Regenſchirm führte er gewöhnlich mit ſich, wohl eingedenk, daß die ſchönſten Sommertage oft Gewitter und Streifſchauer über das Land bringen.

Mit dieſem Manne beredete ich meinen Vorſatz, mich hier in Straßburg der Rechtswiſſenſchaft ferner zu befleiſſigen, um bald möglichſt promoviren zu können. Da er von allem genau unterrichtet war, ſo befragte ich ihn über die Collegia, die ich zu hören hätte, und was er allenfalls von der Sache denke? Darauf erwiederte er mir, daß es ſich in Straßburg nicht etwa wie auf deutſchen Academieen verhalte, wo man wohl

Juriſten im weiten und gelehrten Sinne zu bilden ſuche. Hier ſey alles, dem Verhältniß gegen Frankreich gemäß, eigentlich auf das Practiſche gerichtet und nach dem Sinne der Franzoſen eingeleitet, welche gern bey dem Gegebnen verharren. Gewiſſe allgemeine Grundſätze, gewiſſe Vorkenntniſſe ſuche man einem Jeden beyzubringen, man faſſe ſich ſo kurz wie möglich und überliefere nur das Nothwendigſte. Er machte mich darauf mit einem Manne bekannt, zu dem man, als Repetenten, ein großes Vertrauen hegte; welches dieſer ſich auch bey mir ſehr bald zu erwerben wußte. Ich fing an mit ihm zur Einleitung über Gegenſtände der Rechtswiſſenſchaft zu ſprechen, und er wunderte ſich nicht wenig über mein Schwadroniren: denn mehr als ich in meiner bisherigen Darſtellung aufzuführen Gelegenheit nahm, hatte ich bey meinem Aufenthalte in Leipzig an Einſicht in die Rechtserforderniſſe gewonnen, obgleich mein ganzer Erwerb nur als ein all-

gemeiner encyclopädiſcher Ueberblick, und nicht als eigentliche beſtimmte Kenntniß gelten konnte. Das academiſche Leben, wenn wir uns auch bey demſelben des eigentlichen Fleißes nicht zu rühmen haben, gewährt doch in jeder Art von Ausbildung unendliche Vortheile, weil wir ſtets von Menſchen umgeben ſind, welche die Wiſſenſchaft beſitzen oder ſuchen, ſo daß wir aus einer ſolchen Atmoſphäre, wenn auch unbewußt, immer einige Nahrung ziehen.

Mein Repetent, nachdem er mit meinem Umhervagiren im Diſcurſe einige Zeit Geduld gehabt, machte mir zuletzt begreiflich, daß ich vor allen Dingen meine nächſte Abſicht im Auge behalten müſſe, die nämlich, mich examiniren zu laſſen, zu promoviren und alsdann allenfalls in die Praxis überzugehen. Um bey dem erſten ſtehen zu bleiben, ſagte er, ſo wird die Sache keineswegs im Weiten geſucht. Es wird nicht nachgefragt, wie und

wo ein Geſetz entſprungen, was die innere oder äußere Veranlaſſung dazu gegeben; man unterſucht nicht, wie es ſich durch Zeit und Gewohnheit abgeändert, ſo wenig als in wieſern es ſich durch falſche Auslegung oder verkehrten Gerichtsbrauch vielleicht gar umgewendet. In ſolchen Forſchungen bringen gelehrte Männer ganz eigens ihr Leben zu; wir aber fragen nach dem was gegenwärtig beſteht, dieß prägen wir unſerm Gedächtniß feſt ein, daß es uns ſtets gegenwärtig ſey, wenn wir uns deſſen zu Nutz und Schutz unſerr Clienten bedienen wollen. So ſtatten wir unſre jungen Leute fürs nächſte Leben aus, und das Weitere findet ſich nach Verhältniß ihrer Talente und ihrer Thätigkeit. Er übergab mir hierauf ſeine Hefte, welche in Fragen und Antworten geſchrieben waren und woraus ich mich ſogleich ziemlich konnte examiniren laſſen, weil Hopps kleiner juriſtiſcher Katechismus mir noch vollkommen im Gedächtniß ſtand; das Uebrige ſupplirte ich

mit einigem Fleiße und qualificirte mich, wider meinen Willen, auf die leichteſte Art zum Candidaten.

Da mir aber auf dieſem Wege jede eigne Thätigkeit in dem Studium abgeſchnitten ward; denn ich hatte für nichts Poſitives einen Sinn, ſondern wollte alles wo nicht verſtändig, doch hiſtoriſch erklärt haben; ſo fand ich für meine Kräfte einen gröſſern Spielraum, den ich auf die wunderlichſte Weiſe benutzte, indem ich einem Intereſſe nachgab, das mir zufällig von auſſen gebracht wurde.

Die meiſten meiner Tiſchgenoſſen waren Mediciner. Dieſe ſind, wie bekannt, die einzigen Studirenden, die ſich von ihrer Wiſſenſchaft, ihrem Metier, auch auſſer den Lehrſtunden mit Lebhaftigkeit unterhalten. Es liegt dieſes in der Natur der Sache. Die Gegenſtände ihrer Bemühungen ſind die ſinnlichſten und zugleich die höchſten, die einfach-

Atteſtirung der Bergrechnungsbelege und das übrige Detail des Bergbaues, nach einer hierüber ertheilten Inſtruction, zu beſorgen. Zu ſeinen Geſchäften iſt der nöthige Platz auf dem Rathhauſe zu Ilmenau eingerichtet worden. Ihm gebührt auch die Unterſuchung und Entſcheidung der im Dienſt der Bergleute vorfallenden Händel. In ſo fern die perſönliche Gerichtsbarkeit auf ihren Dienſt keinen unmittelbaren Bezug hat, wird ſie vorerſt noch von dem Fürſtlichen Juſtizbeamten zu Ilmenau, jedoch mit Zuziehung des im Bergbauamte vorſitzenden Fürſtl. Berggeſchwornen, verwaltet.

Zu Führung der Bergbaurechnungen oder der Zechenregiſter, iſt der Fürſtl. Renthcommiſſarius, Johann Adolph Herzog, zu Ilmenau, verpflichtet. Er hält die Anſchnitte vor dem Bergbauamte, und legt mit Schluß jeden Quartals an die Fürſtl. Bergwerkscommiſſion ſeine Rechnung ab, welche nicht nur von dem Bergbauamte, ſondern auch noch beſonders von einem Rechnungsverſtändigen monirt wird.

Daß alle dieſe Bergofficianten das Vertrauen ihrer Vorgeſetzten und der Gewerkſchaft zu verdienen bisher ſich angelegen ſeyn laſſen, muß ihnen billig öffentlich bezeugt werden.

Man wird übrigens leicht wahrnehmen, daß mit vorbeſchriebener dem angehenden Bergwerk gegebenen Verfaßung blos nach den Umſtänden, und ohne ſich an andere gebirgiſche Einrichtungen zu binden, verfahren und dabey mehr auf Erſparniß für die gewerk-

ſten und die complicirteſten. Die Medicin beſchäftigt den ganzen Menſchen, weil ſie ſich mit dem ganzen Menſchen beſchäftigt. Alles was der Jüngling lernt, deutet ſogleich auf eine wichtige, zwar gefährliche, aber doch in manchem Sinn belohnende Praxis. Er wirft ſich daher mit Leidenſchaft auf das, was zu erkennen und zu thun iſt, theils weil es ihn an ſich intereſſirt, theils weil es ihm die frohe Ausſicht von Selbſtſtändigkeit und Wohlhaben eröffnet.

Bey Tiſche alſo hörte ich nichts anderes als mediciniſche Geſpräche, eben wie vormals in der Penſion des Hofraths Ludwig. Auf Spazirgängen und bey Luſtpartieen kam auch nicht viel anderes zur Sprache: denn meine Tiſchgeſellen, als gute Kumpane, waren mir auch Geſellen für die übrige Zeit geworden, und an ſie ſchloſſen ſich jedesmal Gleichgeſinnte und Gleiches Studirende von allen Seiten an. Die mediciniſche Facultät glänzte über-

haupt vor den übrigen, ſowohl in Abſicht auf die Berühmtheit der Lehrer als die Frequenz der Lernenden, und ſo zog mich der Strom dahin, um ſo leichter, als ich von allen dieſen Dingen gerade ſo viel Kenntniß hatte, daß meine Wiſſensluſt bald vermehrt und angefeuert werden konnte. Beym Eintritt des zweyten Semeſters beſuchte ich daher Chemie bey Spielmann, Anatomie bey Lobſtein, und nahm mir vor, recht fleißig zu ſeyn, weil ich bey unſerer Societät, durch meine wunderlichen Vor- oder vielmehr Ueberkenntniſſe, ſchon einiges Anſehen und Zutrauen erworben hatte.

Doch es war an dieſer Zerſtreuung und Zerſtückelung meiner Studien nicht genug, ſie ſollten abermals bedeutend geſtört werden: denn eine merkwürdige Staatsbegebenheit ſetzte alles in Bewegung und verſchaffte uns eine ziemliche Reihe Feyertage. Marie Antoinette, Erzherzoginn von Oeſterreich, Köni-

ginn von Frankreich, ſollte auf ihrem Wege nach Paris über Straßburg gehen. Die Feyerlichkeiten, durch welche das Volk aufmerkſam gemacht wird, daß es Große in der Welt giebt, wurden emſig und häufig vorbereitet, und mir beſonders war dabey das Gebäude merkwürdig, das zu ihrem Empfang und zur Uebergabe in die Hände der Abgeſandten ihres Gemahls, auf einer Rheininſel zwiſchen den beyden Brücken aufgerichtet ſtand. Es war nur wenig über den Boden erhoben, hatte in der Mitte einen großen Saal, an beyden Seiten kleinere, dann folgten andere Zimmer, die ſich noch etwas hinterwärts erſtreckten; genug es hätte, dauerhafter gebaut, gar wohl für ein Luſthaus hoher Perſonen gelten können. Was mich aber daran beſonders intereſſirte, und weswegen ich manches Büſel (ein kleines damals currentes Silberſtück) nicht ſchonte, um mir von dem Pförtner einen wiederholten Eintritt zu verſchaffen, waren die gewickten Tapeten, mit denen man

das Ganze inwendig ausgeſchlagen hatte. Hier ſah ich zum erſten Mal ein Exemplar jener nach Raphaels Cartonen gewirkten Teppiche, und dieſer Anblick war für mich von ganz entſchiedener Wirkung, indem ich das Rechte und Vollkommene, obgleich nur nachgebildet, in Maſſe kennen lernte. Ich ging und kam und kam und ging, und konnte mich nicht ſatt ſehen; ja ein vergebliches Streben quälte mich, weil ich das was mich ſo außerordentlich anſprach auch gern begriffen hätte. Höchſt erfreulich und erquicklich fand ich dieſe Nebenſäle, deſto ſchrecklicher aber den Hauptſaal. Dieſen hatte man mit viel größern, glänzendern, reichern und von gedrängten Zierraten umgebenen Hautelliſſen behängt, die nach Gemälden neuerer Franzoſen gewirkt waren.

Nun hätte ich mich wohl auch mit dieſer Manier befreundet, weil meine Empfindung wie mein Urtheil nicht leicht etwas völlig aus-

ſchloß; aber äuſſerſt empörte mich der Gegenſtand. Dieſe Bilder enthielten die Geſchichte von Jaſon, Medea und Creuſa, und alſo ein Beiſpiel der unglücklichſten Heirat. Zur Linken des Throns ſah man die mit dem grauſamſten Tode ringende Braut, umgeben von jammervollen Theilnehmenden; zur Rechten entſetzte ſich der Vater über die ermordeten Kinder zu ſeinen Füßen. während die Furie auf dem Drachenwagen in die Luft zog. Und damit ja dem Grauſamen und Abſcheulichen nicht auch ein Abgeſchmacktes fehle, ſo ringelte ſich, hinter dem rothen Sammt des goldgeſtickten Thronrückens, rechter Hand der weiße Schweif jenes Zauberſtiers hervor, inzwiſchen die feuerſpeyende Beſtie ſelbſt und der ſie bekämpfende Jaſon von jener koſtbaren Drapperie gänzlich bedeckt waren.

Hier nun wurden alle Maximen, welche ich in Oefers Schule mir zu eigen gemacht, in meinem Buſen rege. Daß man Chriſtum

und die Apoſtel in die Seitenſäle eines Hochzeitgebäudes gebracht, war ſchon ohne Wahl und Einſicht geſchehen, und ohne Zweifel hatte das Maß der Zimmer den königlichen Teppichverwahrer geleitet; allein das verzieh ich gern, weil es mir zu ſo großem Vortheil gereichte: nun aber ein Misgriff wie der im großen Saale brachte mich ganz aus der Faſſung, und ich forderte, lebhaft und heftig, meine Gefährten zu Zeugen auf eines ſolchen Verbrechens gegen Geſchmack und Gefühl. — Was! rief ich aus, ohne mich um die Umſtehenden zu bekümmern: iſt es erlaubt, einer jungen Königinn das Beyſpiel der gräßlichſten Hochzeit, die vielleicht jemals vollzogen worden, bey dem erſten Schritt in ihr Land ſo unbeſonnen vor's Auge zu bringen! Giebt es denn unter den franzöſiſchen Architecten, Decorateuren, Tapezirern gar keinen Menſchen, der begreift, daß Bilder etwas vorſtellen, daß Bilder auf Sinn und Gefühl wirken, daß ſie Eindrücke machen, daß ſie Ahn-

dungen erregen! Iſt es doch nicht anders, als hätte man dieſer ſchönen und, wie man hört, lebensluſtigen Dame das abſcheulichſte Geſpenſt bis an die Grenze entgegen geſchickt. Ich weiß nicht was ich noch alles weiter ſagte, genug meine Gefährten ſuchten mich zu beſchwichtigen und aus dem Hauſe zu ſchaffen, damit es nicht Verdruß ſetzen möchte. Alsdann verſicherten ſie mir, es wäre nicht Jedermanns Sache, Bedeutung in den Bildern zu ſuchen; ihnen wenigſtens wäre nichts dabey eingefallen, und auf dergleichen Grillen würde die ganze Population Straßburgs und der Gegend, wie ſie auch herbeyſtrömen ſollte, ſo wenig als die Königinn ſelbſt mit ihrem Hofe jemals gerathen.

Der ſchönen und vornehmen, ſo heitren als impoſanten Miene dieſer jungen Dame erinnere ich mich noch recht wohl. Sie ſchien in ihrem Glaswagen, uns allen vollkommen ſichtbar, mit ihren Begleiterinnen in vertrau-

licher Unterhaltung über die Menge, die ihrem Zug entgegenſtrömte, zu ſcherzen. Abends zogen wir durch die Straßen, um die verſchiedenen illuminirten Gebäude, beſonders aber den brennenden Gipfel des Münſters zu ſehen, an dem wir, ſowohl in der Nähe als in der Ferne, unſere Augen nicht genugſam weiden konnten.

Die Königinn verfolgte ihren Weg; das Landvolk verlief ſich, und die Stadt war bald ruhig wie vorher. Vor Ankunft der Königinn hatte man die ganz vernünftige Anordnung gemacht, daß ſich keine misgeſtalteten Perſonen, keine Krüppel und ekelhafte Kranke auf ihrem Wege zeigen ſollten. Man ſcherzte hierüber, und ich machte ein kleines franzöſiſches Gedicht, worin ich die Ankunft Chriſti, welcher beſonders der Kranken und Lahmen wegen auf der Welt zu wandeln ſchien, und die Ankunft der Königinn, welche dieſe Unglücklichen verſcheuchte, in Vergleichung brach-

te. Meine Freunde ließen es paſſiren; ein Franzoſe hingegen, der mit uns lebte, kritiſirte ſehr unbarmherzig Sprache und Versmaß, obgleich, wie es ſchien, nur allzugründlich, und ich erinnere mich nicht, nachher je wieder ein franzöſiſches Gedicht gemacht zu haben.

Kaum erſcholl aus der Hauptſtadt die Nachricht von der glücklichen Ankunft der Königinn, als eine Schreckenspoſt ihr folgte, bey dem feſtlichen Feuerwerke ſey, durch ein Polizeyverſehen, in einer von Baumaterialien verſperrten Straße eine Unzahl Menſchen mit Pferden und Wagen zu Grunde gegangen, und die Stadt bey dieſen Hochzeitfeyerlichkeiten in Trauer und Leid verſetzt worden. Die Größe des Unglücks ſuchte man ſowohl dem jungen königlichen Paare als der Welt zu verbergen, indem man die umgekommenen Perſonen heimlich begrub, ſo daß viele Familien nur durch das völlige Außenbleiben der Ihrigen überzeugt wurden, daß auch dieſe

von dem ſchrecklichen Ereigniß mit hingeraſſt ſeyen. Daß mir lebhaft bey dieſer Gelegenheit jene gräßlichen Bilder des Hauptſaales wieder vor die Seele traten, brauche ich kaum zu erwähnen: denn jedem iſt bekannt, wie mächtig gewiſſe ſittliche Eindrücke ſind, wenn ſie ſich an ſinnlichen gleichſam verkörpern.

Dieſe Begebenheit ſollte jedoch auch die Meinigen durch eine Poſſe, die ich mir erlaubte, in Angſt und Noth verſetzen. Unter uns jungen Leuten, die wir in Leipzig zuſammen waren, hatte ſich auch nachher ein gewiſſer Kitzel erhalten, einander etwas aufzubinden und wechſelsweiſe zu myſtificiren. In ſolchem frevelhaften Muthwillen ſchrieb ich an einen Freund in Frankfurt (es war derſelbe, der mein Gedicht an den Kuchenbäcker Hendel amplificirt auf Medon angewendet und deſſen allgemeine Verbreitung verurſacht hatte) einen Brief von Verſailles aus datirt, worin ich ihm meine glückliche Ankunft da-

ſchaftliche Caſſe, als auf Bequemlichkeit der aus derſelben für Sich auf keine Weiſe participirenden Commiſſion geſehen worden.

An dem neuen Bergbau ſelbſt hat vom 24. Febr. 1784. bis zu Ende deſſelben Jahres folgendes geleiſtet werden können.

Der neue Johannes, als der angegriffene Hauptſchacht, wozu der nöthige Platz von den Eigenthümern zu erkaufen geweſen, iſt 46 Lachter tief abgeſunken worden. In dieſer anſehnlichen falgern Teufe haben ihn keine Waſſer beläſtiget. Er ſteht 13 Lachter in Zimmerung, übrigens durchgängig in einem feſten Gips, worinne er beynahe bis auf das Flöz niedergehen wird. Um ihn der Nachkommenſchaft zu ſichern, und zur künftigen Holzerſparniß, ſoll er in der Folge, ſo weit er in Holz ſtehet, ausgemauert werden. Er iſt daher einſtweilen in verlorne Zimmerung geſetzt worden. Bis auf den obern Stolln, das naſſe Ort genannt, wird er zum Fahr- und Treibeſchacht vorgerichtet; von da iſt ihm an der nöthigen Länge zum Kunſtſchacht zugegeben. Man hat ihn mit einer leichten Kaue überbauet.

Der tiefe Martinröder Stollen iſt mit ſeinen Schächten im erforderlichen Stand erhalten worden. Da ihm vom treuen Friedrich (No. 31. auf der Bergcharte) bis zum Lichtloch No. 10. in der Entfernung von 1583 Lachter kein Schacht mehr offen geblieben, ſo fiel bisher die Ausbeſſerung dieſes Stollenſtücks beſchwerlich und koſtbar. Fürſtl. Berg-

werks-

ſelbſt, meine Theilnahme an den Feyerlichkeiten und was dergleichen mehr war vermeldete, ihm zugleich aber das ſtrengſte Stillſchweigen gebot. Dabey muß ich noch bemerken, daß unſere kleine Leipziger Societät von jenem Streich an, der uns ſo manchen Verdruß gemacht, ſich angewöhnt hatte, ihn von Zeit zu Zeit mit Myſtificationen zu verfolgen, und das um ſo mehr, da er der drolligſte Menſch von der Welt war, und niemals liebenswürdiger als wenn er den Irrthum entdeckte, in den man ihn vorſätzlich hineingeführt hatte. Kurz darauf als ich dieſen Brief geſchrieben, machte ich eine kleine Reiſe und blieb wohl vierzehn Tage aus. Indeſſen war die Nachricht jenes Unglücks nach Frankfurt gekommen; mein Freund glaubte mich in Paris, und ſeine Neigung ließ ihn beſorgen, ich ſey in jenes Unglück mit verwickelt. Er erkundigte ſich bey meinen Aeltern und andern Perſonen, an die ich zu ſchreiben pflegte, ob keine Briefe angekommen, und weil eben je-

ne Reiſe mich verhinderte dergleichen abzulaſſen, ſo fehlten ſie überall. Er ging in groſſer Angſt umher und vertraute es zuletzt unſern nächſten Freunden, die ſich nun in gleicher Sorge befanden. Glücklicherweiſe gelangte dieſe Vermuthung nicht eher zu meinen Aeltern, als bis ein Brief angekommen war, der meine Rückkehr nach Straßburg meldete. Meine jungen Freunde waren zufrieden, mich lebendig zu wiſſen, blieben aber völlig überzeugt, daß ich in der Zwiſchenzeit in Paris geweſen. Die herzlichen Nachrichten von den Sorgen, die ſie um meinetwillen gehabt, rührten mich dermaßen, daß ich dergleichen Poſſen auf ewig verſchwor, mir aber doch leider in der Folge manchmal etwas Aehnliches habe zu Schulden kommen laſſen. Das wirkliche Leben verliert oft dergeſtalt ſeinen Glanz, daß man es manchmal mit dem Firniß der Fiction wieder auffriſchen muß.

Jener gewaltige Hof- und Prachtſtrom war nunmehr vorübergeronnen und hatte mir keine andre Sehnſucht zurückgelaſſen, als nach jenen Raphael'ſchen Teppichen, welche ich gern jeden Tag und Stunde betrachtet, verehrt, ja angebetet hätte. Glücklicherweiſe gelang es meinen leidenſchaftlichen Bemühungen, mehrere Perſonen von Bedeutung dafür zu intereſſiren, ſo daß ſie erſt ſo ſpät als möglich abgenommen und eingepackt wurden. Wir überließen uns nunmehr wieder unſerm ſtillen gemächlichen Univerſitäts- und Geſellſchaftsgang, und bey dem letzten blieb Actuarius Salzmann, unſer Tiſchpräſident, der allgemeine Pädagog. Sein Verſtand, ſeine Nachgiebigkeit, ſeine Würde, die er bey allem Scherz und ſelbſt manchmal bey kleinen Ausſchweifungen, die er uns erlaubte, immer zu erhalten wußte, machten ihn der ganzen Geſellſchaft lieb und werth, und ich wüßte nur wenige Fälle, wo er ſein ernſtliches Misfallen bezeigt, oder mit Autorität zwiſchen kleine Händel und Streitigkei-

ten eingetreten wäre. Unter allen jedoch war ich derjenige, der ſich am meiſten an ihn anſchloß, und er nicht weniger geneigt ſich mit mir zu unterhalten, weil er mich mannigfaltiger gebildet fand als die übrigen und nicht ſo einſeitig im Urtheil. Auch richtete ich mich im Aeußern nach ihm, damit er mich für ſeinen Geſellen und Genoſſen öffentlich ohne Verlegenheit erklären konnte: denn ob er gleich nur eine Stelle bekleidete, die von geringem Einfluß zu ſeyn ſcheint, ſo verſah er ſie doch auf eine Weiſe, die ihm zur größten Ehre gereichte. Er war Actuarius beym Pupillen-Collegium und hatte freylich daſelbſt, wie der perpetuirliche Secretair einer Academie, eigentlich das Heft in Händen. Indem er nun dieſes Geſchäft viele Jahre lang auf das genauſte beſorgte, ſo gab es keine Familie von der erſten bis zu der letzten, die ihm nicht Dank ſchuldig geweſen wäre; wie denn beynahe in der ganzen Staatsverwaltung kaum Jemand mehr Segen oder Fluch ärndten kann,

als einer der für die Waisen sorgt, aber ihr Haab und Gut vergeudet, oder vergeuden läßt.

Die Straßburger sind leidenschaftliche Spaziergänger und sie haben wohl Recht es zu seyn. Man mag seine Schritte hinwenden, wohin man will, so findet man theils natürliche, theils in alten und neuern Zeiten künstlich angelegte Lustörter, einen wie den andern besucht und von einem heitern lustigen Völkchen genossen. Was aber hier den Anblick einer großen Masse Spazirender noch erfreulicher machte als an andern Orten, war die verschiedene Tracht des weiblichen Geschlechts. Die Mittelclasse der Bürgermädchen behielt noch die aufgewundenen mit einer großen Nadel festgesteckten Zöpfe bey; nicht weniger eine gewisse knappe Kleidungsart, woran jede Schleppe ein Misstand gewesen wäre; und was das Angenehme war, diese Tracht schnitt sich nicht mit den Ständen scharf ab: denn es gab noch einige wohlhabende vorneh-

me Häuſer, welche den Töchtern ſich von dieſem Coſtum zu entfernen nicht erlauben wollten. Die übrigen gingen franzöſiſch, und dieſe Partie machte jedes Jahr einige Proſelyten. Salzmann hatte viel Bekanntſchaften und überall Zutritt; eine große Annehmlichkeit für ſeinen Begleitenden, beſonders im Sommer, weil man überall in Gärten nah und fern gute Aufnahme, gute Geſellſchaft und Erfriſchung fand, auch zugleich mehr als eine Einladung zu dieſem oder jenem frohen Tage erhielt. In einem ſolchen Falle traf ich Gelegenheit, mich einer Familie, die ich erſt zum zweyten Male beſuchte, ſehr ſchnell zu empfehlen. Wir waren eingeladen und ſtellten uns zur beſtimmten Zeit ein. Die Geſellſchaft war nicht groß, einige ſpielten und einige ſpazirten wie gewöhnlich. Späterhin, als es zu Tiſche gehen ſollte, ſah ich die Wirthinn und ihre Schweſter lebhaft und wie in einer beſondern Verlegenheit mit einander ſprechen. Ich begegnete ihnen eben und ſagte: Zwar habe ich

kein Recht, meine Frauenzimmer, in Ihre Geheimniſſe einzudringen; vielleicht bin ich aber im Stande einen guten Rath zu geben, oder wohl gar zu dienen. Sie eröffneten mir hierauf ihre peinliche Lage: daß ſie nämlich zwölf Perſonen zu Tiſche gebeten, und in dieſem Augenblick ſey ein Verwandter von der Reiſe zurückgekommen, der nun als der dreyzehnte, wo nicht ſich ſelbſt, doch gewiß einigen der Gäſte ein fatales Memento mori werden würde. — Der Sache iſt ſehr leicht abzuhelfen, verſetzte ich: Sie erlauben mir, daß ich mich entferne und mir die Entſchädigung vorbehalte. Da es Perſonen von Anſehen und guter Lebensart waren, ſo wollten ſie es keinesweges zugeben, ſondern ſchickten in der Nachbarſchaft umher, um den vierzehnten aufzufinden. Ich ließ es geſchehen, doch da ich den Bedienten unverrichteter Sache zur Gartenthüre hereinkommen ſah, entwiſchte ich, und brachte meinen Abend vergnügt unter den alten Linden der Wan-

genau hin. Daß mir dieſe Entſagung reichlich vergolten worden, war wohl eine natürliche Folge.

Eine gewiſſe allgemeine Geſelligkeit läßt ſich ohne das Kartenſpiel nicht mehr denken. Salzmann erneuerte die guten Lehren der Madam Böhme, und ich war um ſo folgſamer, als ich wirklich eingeſehen hatte, daß man ſich durch dieſe kleine Aufopferung, wenn es ja eine ſeyn ſollte, manches Vergnügen, ja ſogar eine größere Freyheit in der Societät verſchaffen könne, als man ſonſt genießen würde. Das alte eingeſchlafene Piquet wurde daher hervorgeſucht; ich lernte Whiſt, richtete mir nach Anleitung meines Mentors einen Spielbeutel ein, welcher unter allen Umſtänden unantaſtbar ſeyn ſollte; und nun fand ich Gelegenheit, mit meinem Freunde die meiſten Abende in den beſten Cirkeln zuzubringen, wo man mir meiſtens wohl wollte, und manche kleine Unregelmäßigkeit verzieh,

auf die mich jedoch der Freund, wiewohl milde genug, aufmerkſam zu machen pflegte.

Damit ich aber dabey ſymboliſch erführe, wie ſehr man ſich auch im Aeußern in die Geſellſchaft zu ſchicken und nach ihr zu richten hat, ſo ward ich zu etwas genöthigt, welches mir das Unangenehmſte von der Welt ſchien. Ich hatte zwar ſehr ſchöne Haare, aber mein Straßburger Friſeur verſicherte mir ſogleich, daß ſie viel zu tief nach hinten hin verſchnitten ſeyen und daß es ihm unmöglich werde, daraus eine Friſur zu bilden, in welcher ich mich produciren dürfe, weil nur wenig kurze und gekrauſte Vorderhaare ſtatuirt würden, alles Uebrige vom Scheitel an in den Zopf oder Haarbeutel gebunden werden müſſe. Hierbey bleibe nun nichts übrig, als mir eine Haartour gefallen zu laſſen, bis der natürliche Wachsthum ſich wieder nach den Erforderniſſen der Zeit hergeſtellt habe. Er verſprach mir, daß Niemand dieſen unſchuldigen Betrug, gegen

den ich mich erſt ſehr ernſtlich wehrte, jemals bemerken ſolle, wenn ich mich ſogleich dazu entſchlieſſen könnte. Er hielt Wort und ich galt immer für den beſtfriſirten und beſtbehaarten jungen Mann. Da ich aber vom frühen Morgen an ſo aufgeſteift und gepudert bleiben und mich zugleich in Acht nehmen muſte, nicht durch Erhitzung und heftige Bewegung den falſchen Schmuck zu verrathen; ſo trug dieſer Zwang wirklich viel bey, daß ich mich eine Zeit lang ruhiger und geſitteter benahm, mir angewöhnte, mit dem Hut unterm Arm und folglich auch in Schuh und Strümpfen zu gehen; doch durfte ich nicht verſäumen, feinlederne Unter-Strümpfe zu tragen, um mich gegen die Rheinſchnaken zu ſichern, welche ſich an ſchönen Sommerabenden über die Auen und Gärten zu verbreiten pflegen. War mir nun unter dieſen Umſtänden eine heftige körperliche Bewegung verſagt, ſo entfalteten ſich unſere geſelligen Geſpräche immer lebhafter und leidenſchaftlicher, ja ſie

werkscommission hat dieses bey einer persönlichen Befahrung des ganzen Stücks in Erwägung gezogen, und einige wirthschaftliche Verfügungen auf den Augenschein gegründet. Das vierte Lichtloch ist verbühnt worden, weil es auf dem Bruch stand und ganz entbehrlich war. Hoffentlich wird die Zukunft einige für den Bergbau sehr nützliche Vorrichtungen bey diesem wichtigen Stollen gestatten.

Von dem obern Stollen, oder nassem Ort, soll nur ein wenige Lachter langes Stück, gröstentheils in festem Gestein stehend, beybehalten werden. Es erstreckt sich von dem neuen Johannes bis zu einem von erwähnten obern Stollen auf den tiefen Stollen hinabgehendes Gesenk. So bald jener mit dem neuen Johannes durchschlägig seyn wird, soll der übrige mehrentheils in schadhafter Zimmerung stehende obere Stollen gänzlich verlassen werden, weil man alsdenn seiner zum Wetterwechsel, wie bisher, auf dem tiefen Stollen nicht weiter bedürfen wird.

Diese Arbeiten auf Schächten und Stollen sind gegenwärtig mit

Einem Obersteiger,
Einem Untersteiger,
Vier Zimmerlingen,
Zwölf Häuern,
Neun Knechten,
Zwey Jungen,

zusammen mit 29 Mann belegt. Hiervon arbeiten 12 Häuer, 6 Knechte und ein Zimmerling auf dem neu-

waren die intereſſanteſten, die ich bis dahin jemals geführt hatte.

Bey meiner Art zu empfinden und zu denken koſtete es mich gar nichts, einen Jeden gelten zu laſſen für das was er war, ja ſogar für das was er gelten wollte, und ſo machte die Offenheit eines friſchen jugendlichen Muthes, der ſich faſt zum erſtenmal in ſeiner vollen Blüthe hervorthat, mir ſehr viele Freunde und Anhänger. Unſere Tiſchgeſellſchaft vermehrte ſich wohl auf zwanzig Perſonen, und weil unſer Salzmann bey ſeiner hergebrachten Methode beharrte; ſo blieb alles im alten Gange, ja die Unterhaltung ward beynahe ſchicklicher, indem ſich ein Jeder vor Mehreren in Acht zu nehmen hatte. Unter den neuen Ankömmlingen befand ſich ein Mann, der mich beſonders intereſſirte; er hieß Jung, und iſt derſelbe, der nachher unter dem Namen Stilling zuerſt bekannt geworden. Seine Geſtalt, ungeachtet einer veralteten

Kleidungsart, hatte, bey einer gewiſſen Derbheit, etwas Zartes. Eine Haarbeutel-Perücke entſtellte nicht ſein bedeutendes und gefälliges Geſicht. Seine Stimme war ſanft, ohne weich und ſchwach zu ſeyn, ja ſie wurde wohltönend und ſtark, ſobald er in Eifer gerieth, welches ſehr leicht geſchah. Wenn man ihn näher kennen lernte, ſo fand man an ihm einen geſunden Menſchenverſtand, der auf dem Gemüth ruhte, und ſich deswegen von Neigungen und Leidenſchaften beſtimmen ließ, und aus eben dieſem Gemüth entſprang ein Enthuſiasmus für das Gute, Wahre, Rechte in möglichſter Reinheit. Denn der Lebensgang dieſes Mannes war ſehr einfach geweſen und doch gedrängt an Begebenheiten und mannigfaltiger Thätigkeit. Das Element ſeiner Energie war ein unverwüſtlicher Glaube an Gott und an eine unmittelbar von daher fließende Hülfe, die ſich in einer ununterbrochenen Vorſorge und in einer unfehlbaren Rettung aus aller Noth, von jedem Uebel

augenſcheinlich beſtätige. Jung hatte deraleichen Erfahrungen in ſeinem Leben ſo viele gemacht, ſie hatten ſich ſelbſt in der neuern Zeit, in Straßburg, öfters wiederholt, ſo daß er mit der größten Freudigkeit ein zwar mäßiges aber doch ſorgloſes Leben führte und ſeinen Studien auf's ernſtlichſte oblag, wiewohl er auf kein ſicheres Auskommen von einem Vierteljahre zum andern rechnen konnte. In ſeiner Jugend, auf dem Wege Kohlenbrenner zu werden, ergriff er das Schneiderhandwerk, und nachdem er ſich nebenher von höheren Dingen ſelbſt belehrt, ſo trieb ihn ſein lehrluſtiger Sinn zu einer Schulmeiſterſtelle. Dieſer Verſuch mislang, und er kehrte zum Handwerk zurück, von dem er jedoch zu wiederholten Malen, weil Jedermann für ihn leicht Zutrauen und Neigung faßte, abgerufen ward, um abermals eine Stelle als Hauslehrer zu übernehmen. Seine innerlichſte und eigentlichſte Bildung aber hatte er jener ausgebreiteten Menſchenart zu danken,

welche auf ihre eigne Hand ihr Heil ſuchten, und indem ſie ſich durch Leſung der Schrift und wohlgemeynter Bücher, durch wechſelſeitiges Ermahnen und Bekennen zu erbauen trachteten, dadurch einen Grad von Cultur erhielten, der Bewunderung erregen muſte. Denn indem das Intereſſe, das ſie ſtets begleitete und das ſie in Geſellſchaft unterhielt, auf dem einfachſten Grunde der Sittlichkeit, des Wohlwollens und Wohlthuns ruhte, auch die Abweichungen, welche bey Menſchen von ſo beſchränkten Zuſtänden vorkommen können, von geringer Bedeutung ſind, und daher ihr Gewiſſen meiſtens rein und ihr Geiſt gewöhnlich heiter blieb: ſo entſtand keine künſtliche, ſondern eine wahrhaft natürliche Cultur, die noch darin vor andern den Vorzug hatte, daß ſie allen Altern und Ständen gemäß und ihrer Natur nach allgemein geſellig war; deshalb auch dieſe Perſonen, in ihrem Kreiſe, wirklich beredt und fähig waren, über alle Herzensangelegenheiten, die zarteſten und tüch-

tigſten, ſich gehörig und gefällig auszudrücken. In demſelben Falle nun war der gute Jung. Unter wenigen, wenn auch nicht gerade Gleichgeſinnten, doch ſolchen, die ſich ſeiner Denkweiſe nicht abgeneigt erklärten, fand man ihn nicht allein redſelig, ſondern beredt; beſonders erzählte er ſeine Lebensgeſchichte auf das anmuthigſte, und wußte dem Zuhörer alle Zuſtände deutlich und lebendig zu vergegenwärtigen. Ich trieb ihn, ſolche aufzuſchreiben, und er verſprach's. Weil er aber in ſeiner Art ſich zu äußern einem Nachtwandler glich, den man nicht anrufen darf, wenn er nicht von ſeiner Höhe herabfallen, einem ſanften Strom, dem man nichts entgegenſtellen darf, wenn er nicht brauſen ſoll; ſo mußte er ſich in größerer Geſellſchaft oft unbehaglich fühlen. Sein Glaube duldete keinen Zweifel und ſeine Ueberzeugung keinen Spott. Und wenn er in freundlicher Mittheilung unerſchöpflich war; ſo ſtockte gleich alles bey ihm, wenn er Wi-

derſpruch erlitt. Ich half ihm in ſolchen Fällen gewöhnlich über, wofür er mich mit aufrichtiger Neigung belohnte. Da mir ſeine Sinnesweiſe nichts Fremdes war und ich dieſelbe vielmehr an meinen beſten Freunden und Freundinnen ſchon genau hatte kennen lernen, ſie mir auch in ihrer Natürlichkeit und Naivetät überhaupt wohl zuſagte; ſo konnte er ſich mit mir durchaus am beſten finden. Die Richtung ſeines Geiſtes war mir angenehm und ſeinen Wunderglauben, der ihm ſo wohl zu Statten kam, ließ ich unangetaſtet. Auch Salzmann betrug ſich ſchonend gegen ihn; ſchonend, ſage ich, weil Salzmann, ſeinem Character, Weſen, Alter und Zuſtänden nach, auf der Seite der vernünftigen, oder vielmehr verſtändigen Chriſten ſtehen und halten mußte, deren Religion eigentlich auf der Rechtſchaffenheit des Characters und auf einer männlichen Selbſtſtändigkeit beruhte, und die ſich daher nicht gern mit Empfindungen, die ſie leicht ins

Trübe, und Schwärmerey, die ſie bald ins Dunkle hätte führen können, abgaben und vermengten. Auch dieſe Claſſe war reſpectabel und zahlreich; alle ehrliche tüchtige Leute verſtanden ſich und waren von gleicher Ueberzeugung ſo wie von gleichem Lebensgang.

Lerſe, ebenmäßig unſer Tiſchgeſelle, gehörte auch zu dieſer Zahl; ein vollkommen rechtlicher und bey beſchränkten Glücksgütern mäßiger und genauer junger Mann. Seine Lebens- und Haushaltungsweiſe war die knappſte, die ich unter Studirenden je kannte. Er trug ſich am ſauberſten von uns allen, und doch erſchien er immer in denſelben Kleidern; aber er behandelte auch ſeine Garderobe mit der größten Sorgfalt, er hielt ſeine Umgebung reinlich und ſo verlangte er auch nach ſeinem Beyſpiel alles im gemeinen Leben. Es begegnete ihm nicht, daß er ſich irgendwo angelehnt oder ſeinen Ellbogen auf den Tiſch geſtemmt hätte; niemals vergaß er

ſeine Serviette zu zeichnen, und der Magd gerieth es immer zum Unheil, wenn die Stühle nicht höchſt ſauber gefunden wurden. Bey allem dieſen hatte er nichts Steifes in ſeinem Aeußeren. Er ſprach treuherzig, beſtimmt und trocken lebhaft, wobey ein leichter ironiſcher Scherz ihn gar wohl kleidete. An Geſtalt war er gut gebildet, ſchlank und von ziemlicher Größe, ſein Geſicht pockennarbig und unſcheinbar, ſeine kleinen blauen Augen heiter und durchdringend. Wenn er uns nun von ſo mancher Seite zu Hofmeiſtern Urſache hatte, ſo ließen wir ihn auch noch außerdem für unſern Fechtmeiſter gelten: denn er führte ein ſehr gutes Rappier, und es ſchien ihm Spaß zu machen, bey dieſer Gelegenheit alle Pedanterie dieſes Metiers an uns auszuüben. Auch profitirten wir bey ihm wirklich und mußten ihm dankbar ſeyn für manche geſellige Stunde, die er uns in guter Bewegung und Uebung verbringen hieß.

Durch alle dieſe Eigenſchaften qualificirte ſich nun Lerſe völlig zu der Stelle eines Schieds- und Kampfrichters bey allen kleinen und größern Händeln, die in unſerm Kreiſe, wiewohl ſelten, vorfielen, und welche Salzmann auf ſeine väterliche Art nicht beſchwichtigen konnte. Ohne die äußeren Formen, welche auf Academieen ſo viel Unheil anrichten, ſtellten wir eine durch Umſtände und guten Willen geſchloſſene Geſellſchaft vor, die wohl mancher Andere zufällig berühren, aber ſich nicht in dieſelbe eindrängen konnte. Bey Beurtheilung nun innerer Verdrießlichkeiten zeigte Lerſe ſtets die größte Unparteylichkeit, und wußte, wenn der Handel nicht mehr mit Worten und Erklärungen ausgemacht werden konnte, die zu erwartende Genugthuung auf ehrenvolle Weiſe ins Unſchädliche zu leiten. Hiezu war wirklich kein Menſch geſchickter als er; auch pflegte er oft zu ſagen, da ihn der Himmel weder zu einem Kriegs- noch Liebeshelden beſtimmt habe, ſo wolle er ſich,

im Romanen- und Fechterſinn, mit der Rolle des Secundanten begnügen. Da er ſich nun durchaus gleich blieb und als ein rechtes Muſter einer guten und beſtändigen Sinnesart angeſehen werden konnte; ſo prägte ſich der Begriff von ihm ſo tief als liebenswürdig bey mir ein, und als ich den Götz von Berlichingen ſchrieb, fühlte ich mich veranlaßt, unſerer Freundſchaft ein Denkmal zu ſetzen und der wackern Figur, die ſich auf ſo eine würdige Art zu ſubordiniren weiß, den Namen Franz Lerſe zu geben.

Indeß er nun mit ſeiner fortgeſetzten humoriſtiſchen Trockenheit uns immer zu erinnern wußte, was man ſich und andern ſchuldig ſey, und wie man ſich einzurichten habe, um mit den Menſchen ſo lange als möglich in Frieden zu leben, und ſich deshalb gegen ſie in einige Poſitur zu ſetzen; ſo hatte ich innerlich und äußerlich mit ganz andern Verhältniſſen und Gegnern zu kämpfen, indem

en Johannes; die übrigen verſehen den Stollen. Zu ihrem Beſten iſt eine eigene Knappſchaftscaſſe eingerichtet worden. In dieſe wird bey jeder Auszahlung an die Bergleute, Handwerker, Fuhrleute ꝛc. ein kleines Quantum abgegeben, ſo wie die bey dem Bergbauamt vorfallende Strafgelder ꝛc. Aus derſelben beſorgt man die Medicinal- und andere gemeinſame Knappſchaftsausgaben. Der Oberſteiger legt darüber jährliche Rechnung ab.

Der Geldaufwand bey dem neuen Bergbau hat auf vorbemeldte Zeit ſummariſch betragen:

Thl.	Gr.	Pf.	
439.	18.	8.	bey dem Stollen, nemlich
			Thl. Gr. Pf.
			364. 16. 6. Berglöhne,
			75. 2. 2. Bergmaterial, Fuhr- und Schmiedelohn ꝛc.
			ut ſup.
1983.	11.	5.	bey dem neuen Johannes, als
			Thl. Gr. Pf.
			133. 7. 10. Grundſtücks Ankauf,
			1106. 7. 5. Berglöhne, incluſ. Steigerlohnes,
			743. 20. 2. Bergmaterial ꝛc.
			ut ſup.
459.	11.	8.	Officianten-Beſoldungen,
24.	1.	11.	Nebenunkoſten.
2906 Thl.	19 Gr.	8 Pf.	Summa des Aufwandes bis zu Ende des 1784. Jahres.

Hier-

ich mit mir ſelbſt, mit den Gegenſtänden, ja mit den Elementen im Streit lag. Ich befand mich in einem Geſundheitszuſtand, der mich bey allem was ich unternehmen wollte und ſollte hinreichend förderte; nur war mir noch eine gewiſſe Reizbarkeit übrig geblieben, die mich nicht immer im Gleichgewicht ließ. Ein ſtarker Schall war mir zuwider, krankhafte Gegenſtände erregten mir Ekel und Abſcheu. Beſonders aber ängſtigte mich ein Schwindel, der mich jedesmal befiel, wenn ich von einer Höhe herunter blickte. Allen dieſen Mängeln ſuchte ich abzuhelfen, und zwar, weil ich keine Zeit verlieren wollte, auf eine etwas heftige Weiſe. Abends beym Zapfenſtreich ging ich neben der Menge Trommeln her, deren gewaltſame Wirbel und Schläge das Herz im Buſen hätten zerſprengen mögen. Ich erſtieg ganz allein den höchſten Gipfel des Münſterthurms, und ſaß in dem ſogenannten Hals, unter dem Knopf oder der Krone, wie man's nennt, wohl eine Viertel-

ſtunde lang, bis ich es wagte wieder heraus in die freye Luft zu treten, wo man auf einer Platte, die kaum eine Elle ins Gevierte haben wird, ohne ſich ſonderlich anhalten zu können, ſtehend das unendliche Land vor ſich ſieht, indeſſen die nächſten Umgebungen und Zieraten die Kirche und alles, worauf und worüber man ſteht, verbergen. Es iſt völlig als wenn man ſich auf einer Mongolfiere in die Luft erhoben ſähe. Dergleichen Angſt und Qual wiederholte ich ſo oft, bis der Eindruck mir ganz gleichgültig ward, und ich habe nachher bey Bergreiſen und geologiſchen Studien, bey groſſen Bauten, wo ich mit den Zimmerleuten um die Wette über die freyliegenden Balken und über die Geſimſe des Gebäudes herlief, ja in Rom, wo man eben dergleichen Wagſtücke ausüben muß, um bedeutende Kunſtwerke näher zu ſehen, von jenen Vorübungen groſſen Vortheil gezogen. Die Anatomie war mir auch deshalb doppelt werth, weil ſie mich den widerwärtigſten An-

blick ertragen lehrte, indem ſie meine Wißbegierde befriedigte. Und ſo beſuchte ich auch das Clinicum des ältern Doctor Ehrmann, ſo wie die Lectionen der Entbindungskunſt ſeines Sohns, in der doppelten Abſicht, alle Zuſtände kennen zu lernen und mich von aller Apprehenſion gegen widerwärtige Dinge zu befreyen. Ich habe es auch wirklich darin ſo weit gebracht, daß nichts dergleichen mich jemals aus der Faſſung ſetzen konnte. Aber nicht allein gegen dieſe ſinnlichen Eindrücke, ſondern auch gegen die Anfechtungen der Einbildungskraft ſuchte ich mich zu ſtählen. Die ahndungs- und ſchauervollen Eindrücke der Finſterniß, der Kirchhöfe, einſamer Oerter, nächtlicher Kirchen und Capellen und was hiemit verwandt ſeyn mag, wußte ich mir ebenfalls gleichgültig zu machen; und auch darin brachte ich es ſo weit, daß mir Tag und Nacht und jedes Local völlig gleich war, ja daß, als in ſpäter Zeit mich die Luſt ankam, wieder einmal in ſolcher Umgebung die

angenehmen Schauer der Jugend zu fühlen, ich dieſe in mir kaum durch die ſeltſamſten und fürchterlichſten Bilder, die ich hervorrief, wieder einigermaßen erzwingen konnte.

Dieſer Bemühung, mich von dem Drang und Druck des Äußerſten und Mächtigen zu befreyen, was in mir fortwaltete, und mir bald als Kraft bald als Schwäche erſchien, kam durchaus jene freye, geſellige, bewegliche Lebensart zu Hülfe, welche mich immer mehr anzog, an die ich mich gewöhnte, und zuletzt derſelben mit voller Freyheit genießen lernte. Es iſt in der Welt nicht ſchwer zu bemerken, daß ſich der Menſch am freyſten und am völligſten von ſeinen Gebrechen los und ledig fühlt, wenn er ſich die Mängel Anderer vergegenwärtigt und ſich darüber mit behaglichem Tadel verbreitet. Es iſt ſchon eine ziemlich angenehme Empfindung, uns durch Misbilligung und Misreden über unſers Gleichen hinauszuſetzen, weswegen auch

hierin die gute Geſellſchaft, ſie beſtehe aus wenigen oder mehrern, ſich am liebſten ergeht. Nichts aber gleicht der behaglichen Selbſtgefälligkeit, wenn wir uns zu Richtern der Obern und Vorgeſetzten, der Fürſten und Staatsmänner erheben, öffentliche Anſtalten ungeſchickt und zweckwidrig finden, nur die möglichen und wirklichen Hinderniſſe beachten, und weder die Größe der Intention noch die Mitwirkung anerkennen, die, bey jedem Unternehmen von Zeit und Umſtänden zu erwarten iſt.

Wer ſich der Lage des franzöſiſchen Reichs erinnert und ſie aus ſpäteren Schriften genau und umſtändlich kennt, wird ſich leicht vergegenwärtigen, wie man damals in dem elſaſſiſchen Halbfrankreich über König und Miniſter, über Hof und Günſtlinge ſprach. Für meine Luſt mich zu unterrichten, waren es neue, und für Naſeweisheit und jugendlichen Dünkel ſehr willkommne Gegenſtände; ich

merkte mir alles genau, ſchrieb fleißig auf, und ſehe jetzt an dem wenigen Uebriggebliebenen, daß ſolche Nachrichten, wenn gleich nur aus Fabeln und unzuverläſſigen allgemeinen Gerüchten im Augenblick aufgefaßt, doch immer in der Folge einen gewiſſen Werth haben, weil ſie dazu dienen, das endlich bekanntgewordne Geheime mit dem damals ſchon Aufgedeckten und Oeffentlichen, das von Zeitgenoſſen richtig oder falſch Geurtheilte mit den Ueberzeugungen der Nachwelt zuſammenzuhalten und zu vergleichen.

Auffallend und uns Pflaſtertretern täglich vor Augen war das Project zu Verſchönerung der Stadt, deſſen Ausführung von den Riſſen und Planen auf die ſeltſamſte Weiſe in die Wirklichkeit überzugehen anfing. Intendant Gayot hatte ſich vorgenommen, die winkligen und ungleichen Gaſſen Straßburgs umzuſchaffen und eine wohl nach der Schnur geregelte, anſehnliche, ſchöne Stadt zu grün-

ten. Blondel, ein Pariſer Baumeiſter, zeichnete darauf einen Vorſchlag, durch welchen hundert und vierzig Hausbeſitzer an Raum gewannen, achtzig verloren und die übrigen in ihrem vorigen Zuſtande blieben. Dieſer genehmigte, aber nicht auf einmal in Ausführung zu bringende Plan ſollte nun durch die Zeit ſeiner Vollſtändigkeit entgegen wachſen, indeſſen die Stadt, wunderlich genug, zwiſchen Form und Unform ſchwankte. Sollte z. B. eine eingebogene Straßenſeite gerad werden, ſo rückte der erſte Bauluſtige auf die beſtimmte Linie vor; vielleicht ſein nächſter Nachbar, vielleicht aber auch der dritte, vierte Beſitzer von da, durch welche Vorſprünge die ungeſchickteſten Vertiefungen als Vorhöfe der hinterliegenden Häuſer zurückblieben. Gewalt wollte man nicht brauchen, aber ohne Nöthigung wäre man gar nicht vorwärts gekommen, deswegen durfte Niemand an ſeinem einmal verurtheilten Hauſe etwas beſſern oder herſtellen, was ſich auf die Stra-

ſe bezog. Alle die ſeltſamen zufälligen Unſchicklichkeiten gaben uns wandelnden Müßiggängern den willkommenſten Anlaß unſern Spott zu üben, Vorſchläge zu Beſchleunigung der Vollendung nach Behriſchens Art zu thun, und die Möglichkeit derſelben immer zu bezweifeln, ob uns gleich manches neu entſtehende ſchöne Gebäude hätte auf andere Gedanken bringen ſollen. In wie weit jener Vorſatz durch die lange Zeit begünſtigt worden, wüßte ich nicht zu ſagen.

Ein anderer Gegenſtand, wovon ſich die proteſtantiſchen Straßburger gern unterhielten, war die Vertreibung der Jeſuiten. Dieſe Väter hatten, ſobald als die Stadt den Franzoſen zu Theil geworden, ſich gleichfalls eingefunden und um ein Domicilium nachgeſucht. Bald breiteten ſie ſich aber aus und bauten ein herrliches Collegium, das an den Münſter dergeſtalt anſtößt, daß das Hintertheil der Kirche ein Drittheil ſeiner Face be-

deckt. Es ſollte ein völliges Viereck werden und in der Mitte einen Garten haben; drey Seiten davon waren fertig geworden. Es iſt von Steinen, ſolid, wie alle Gebäude dieſer Väter. Daß die Proteſtanten von ihnen gedrängt, wo nicht bedrängt wurden, lag in dem Plane der Geſellſchaft, welche die alte Religion in ihrem ganzen Umfange wieder herzuſtellen ſich zur Pflicht machte. Ihr Fall erregte daher die gröſſte Zufriedenheit des Gegentheils, und man ſah nicht ohne Behagen, wie ſie ihre Weine verkauften, ihre Bücher wegſchafften und das Gebäude einem andern, vielleicht weniger thätigen Orden beſtimmt ward. Wie froh ſind die Menſchen, wenn ſie einen Widerſacher, ja nur einen Hüter los ſind, und die Heerde bedenkt nicht, daß da, wo der Rüde fehlt, ſie den Wölfen ausgeſetzt iſt.

Weil denn nun auch jede Stadt ihre Tragödie haben muß, wovor ſich Kinder und

Kindeskinder entſetzen, ſo ward in Straſsburg oft des unglücklichen Prätors Klingling gedacht, der, nachdem er die höchſte Stufe irdiſcher Glückſeligkeit erſtiegen, Stadt und Land faſt unumſchränkt beherrſcht und alles genoſſen, was Vermögen, Rang und Einfluß nur gewähren können, endlich die Hofgunſt verloren habe, und wegen alles deſſen, was man ihm bisher nachgeſehn, zur Verantwortung gezogen worden, ja ſogar in den Kerker gebracht, wo er, über ſiebenzig Jahre alt, eines zweydeutigen Todes verblichen.

Dieſe und andere Geſchichten wußte jener Ludwigsritter, unſer Tiſchgenoſſe, mit Leidenſchaft und Lebhaftigkeit zu erzählen, deswegen ich auch gern auf Spazirgängen mich zu ihm geſellte, anders als die Uebrigen, die ſolchen Einladungen auswichen und mich mit ihm allein ließen. Da ich mich bey neuen Bekanntſchaften meiſtentheils eine Zeit lang

Hierbey ist zu bemerken, daß die Rechnungen nach Current-Münze geführt werden, um das Agio der gewerkschaftlichen Gelder zu benutzen. An Officiantenbesoldung wird gegeben:

150 Thl. — Jahrgehalt dem Fürstl. Bergsecretär, wegen Führung des Gewerkenbuchs;

120 Thl. — dergl. dem Fürstl. Berggeschwornen,

48 Thl. — dergl. dem Fürstl. Renthcommissär, wegen der Rechnungsführung.

156 Thl. — dem Werkmeister, à 3 Thl. wöchentlich.

Die drey erstern Officianten stehn in landesherrschaftlichen Bedienungen; das Bergwerk hat daher zur Zeit nicht nöthig sie völlig zu besolden, sondern giebt nur einen Zuschuß. Der zu den Acten verpflichtete Fürstl. Hofadvocat, Hager, hat aus guter Gesinnung gegen den Bergbau voritzt noch auf einigen Gehalt keinen Anspruch gemacht. Die Antrittszeit der Besoldungen ist nicht durchgängig gleich, daher rührt die Differenz ihres summarischen und einzelnen Ansatzes.

Eine Vergleichung dieses Geldaufwands mit dem ersten Anschlag der Unkosten läßt sich deshalber noch nicht anstellen, weil bisher manche Ausgaben vorgekommen, die ein vor allemal geschehen müssen, auch mancherley Natural-Vorräthe unter der ausgegebenen Summe mit befindlich sind ꝛc. Doch läßt sich nach einem gemachten ohngefähren Ueberschlage noch immer

gehn ließ, ohne viel über ſie, noch über die Wirkung zu denken, die ſie auf mich ausübten, ſo merkte ich erſt nach und nach, daß ſeine Erzählungen und Urtheile mich mehr beunruhigten und verwirrten als unterrichteten und aufklärten. Ich wußte niemals woran ich mit ihm war, obgleich das Räthſel ſich leicht hätte entziffern laſſen. Er gehörte zu den Vielen, denen das Leben keine Reſultate giebt, und die ſich daher im Einzelnen, vor wie nach, abmühen. Unglücklicher Weiſe hatte er dabey eine entſchiedne Luſt, ja Leidenſchaft zum Nachdenken, ohne zum Denken geſchickt zu ſeyn, und in ſolchen Menſchen ſetzt ſich leicht ein gewiſſer Begriff feſt, den man als eine Gemüthskrankheit anſehen kann. Auf eine ſolche fixe Anſicht kam auch er immer wieder zurück, und ward dadurch auf die Dauer höchſt läſtig. Er pflegte ſich nämlich bitter über die Abnahme ſeines Gedächtniſſes zu beklagen, beſonders was die nächſten Ereigniſſe betraf, und behauptete, nach einer

eignen Schlußfolge, alle Tugend komme von dem guten Gedächtniß her, alle Laster hingegen aus der Vergeſſenheit. Dieſe Lehre wußte er mit vielem Scharfſinn durchzuſetzen; wie ſich denn alles behaupten läßt, wenn man ſich erlaubt, die Worte ganz unbeſtimmt, bald in weiterem, bald engerm, in einem näher oder ferner verwandten Sinne zu gebrauchen und anzuwenden.

Die erſten Male unterhielt es wohl ihn zu hören, ja ſeine Suade ſetzte in Verwunderung. Man glaubte vor einem rednerlſchen Sophiſten zu ſtehen, der, zu Scherz und Uebung, den ſeltſamſten Dingen einen Schein zu verleihen weiß. Leider ſtumpfte ſich dieſer erſte Eindruck nur allzubald ab: denn am Ende jedes Geſprächs kam der Mann wieder auf daſſelbe Thema, ich mochte mich auch anſtellen wie ich wollte. Er war bey älteren Begebenheiten nicht feſtzuhalten, ob ſie ihn gleich ſelbſt intereſſirten, ob er ſie ſchon mit

den kleinſten Umſtänden gegenwärtig hatte. Vielmehr ward er öfters, durch einen geringen Umſtand, mitten aus einer weltgeſchichtlichen Erzählung herausgeriſſen und auf ſeinen feindſeligen Lieblingsgedanken hingeſtoßen.

Einer unſerer nachmittägigen Spazirgänge war hierin beſonders unglücklich; die Geſchichte deſſelben ſtehe hier ſtatt ähnlicher Fälle, welche den Leſer ermüden, wo nicht gar betrüben könnten.

Auf dem Wege durch die Stadt begegnete uns eine bejahrte Bettlerinn, die ihn, durch Bitten und Andringen, in ſeiner Erzählung ſtörte. — Pack dich, alte Hexe! ſagte er, und ging vorüber. Sie rief ihm den bekannten Spruch hinterdrein, nur etwas verändert, da ſie wohl bemerkte, daß der unfreundliche Mann ſelbſt alt ſey: Wenn Ihr nicht alt werden wolltet, ſo hättet Ihr Euch in der Jugend ſollen hängen laſſen!

Er kehrte ſich heftig herum, und ich fürchtete einen Auftritt. — Hängen laſſen! rief er, mich hängen laſſen! Nein das wäre nicht gegangen, dazu war ich ein zu braver Kerl; aber mich hängen, mich ſelbſt aufhängen, das iſt wahr, das hätte ich thun ſollen; einen Schuß Pulver ſollt' ich an mich wenden, um nicht zu erleben, daß ich keinen mehr werth bin. Die Frau ſtand wie verſteinert, er aber fuhr fort: Du haſt eine große Wahrheit geſagt, Hexenmutter! und weil man dich noch nicht erſäuft oder verbrannt hat, ſo ſollſt du für dein Sprüchlein belohnt werden. Er reichte ihr ein Büſel, das man nicht leicht an einen Bettler zu wenden pflegte.

Wir waren über die erſte Rheinbrücke gekommen und gingen nach dem Wirthshauſe, wo wir einzukehren gedachten, und ich ſuchte ihn auf das vorige Geſpräch zurückzuführen, als unerwartet auf dem angenehmen Fußpfad ein ſehr hübſches Mädchen uns entgegen kam.

vor uns ſtehen blieb, ſich artig verneigte und ausrief: Ey ey, Herr Hauptmann, wohin? und was man ſonſt bey ſolcher Gelegenheit zu ſagen pflegt. — Mademoiſelle, verſetzte er, etwas verlegen, ich weiß nicht . . . Wie? ſagte ſie, mit anmuthiger Verwunderung, vergeſſen Sie Ihre Freunde ſo bald? Das Wort Vergeſſen machte ihn verdrießlich, er ſchüttelte den Kopf und erwiederte mürriſch genug: wahrhaftig, Mademoiſelle, ich wüßte nicht! — Nun verſetzte ſie mit einigem Humor, doch ſehr gemäßigt: nehmen Sie ſich in Acht, Herr Hauptmann, ich dürfte Sie ein andermal auch verkennen! Und ſo eilte ſie an uns vorbey, ſtark zuſchreitend, ohne ſich umzuſehen. Auf einmal ſchlug ſich mein Weggeſell mit den beyden Fäuſten heftig vor den Kopf: O ich Eſel! rief er aus; ich alter Eſel! da ſeht Ihr's nun, ob ich recht habe oder nicht. Und nun erging er ſich auf eine ſehr heftige Weiſe in ſeinem gewohnten Reden und Meynen, in welchem ihn dieſer

Fall nur noch mehr beſtärkte. Ich kann und mag nicht wiederholen, was er für eine Philippiſche Rede wider ſich ſelbſt hielt. Zuletzt wendete er ſich zu mir und ſagte: Ich rufe Euch zum Zeugen an! Erinnert Ihr Euch jener Krämerinn, an der Ecke, die weder jung noch hübſch iſt? Jedesmal grüße ich ſie, wenn wir vorbeygehen, und rede manchmal ein paar freundliche Worte mit ihr; und doch ſind ſchon dreyßig Jahre vorbey, daß ſie mir günſtig war. Nun aber, nicht vier Wochen, ſchwör' ich, ſind's, da erzeigte ſich dieſes Mädchen gegen mich gefälliger als billig, und nun will ich ſie nicht kennen und beleidige ſie für ihre Artigkeit! Sage ich es nicht immer, Undank iſt das gröſte Laſter, und kein Menſch wäre undankbar, wenn er nicht vergeßlich wäre!

Wir traten ins Wirthshaus, und nur die zechende, ſchwärmende Menge in den Vorſälen hemmte die Invectiven, die er gegen ſich

und ſeine Altersgenoſſen ausſtieß. Er war ſtill und ich hoffte ihn begütigt, als wir in ein oberes Zimmer traten, wo wir einen jungen Mann allein auf- und abgehend fanden, den der Hauptmann mit Namen begrüßte. Es war mir angenehm ihn kennen zu lernen: denn der alte Geſell hatte mir viel Gutes von ihm geſagt und mir erzählt, daß dieſer, beym Kriegsbüreau angeſtellt, ihm ſchon manchmal, wenn die Penſionen geſtockt, uneigennützig ſehr gute Dienſte geleiſtet habe. Ich war froh, daß das Geſpräch ſich in's Allgemeine lenkte, und wir tranken eine Flaſche Wein, indem wir es fortſetzten. Hier entwickelte ſich aber zum Unglück ein anderer Fehler, den mein Ritter mit ſtarrſinnigen Menſchen gemein hatte. Denn wie er im Ganzen von jenem fixen Begriff nicht loskommen konnte, eben ſo ſehr hielt er an einem augenblicklichen unangenehmen Eindruck feſt, und ließ ſeine Empfindungen dabey ohne Mäßigung abſchnurren. Der letzte Verdruß

über ſich ſelbſt war noch nicht verklungen und nun trat abermals etwas Neues hinzu, freylich von ganz anderer Art. Er hatte nämlich nicht lange die Augen hin und her gewandt, ſo bemerkte er auf dem Tiſche eine doppelte Portion Caffee und zwey Taſſen; daneben mochte er auch, er der ſelbſt ein ſeiner Zeiſig war, irgend ſonſt eine Andeutung aufgeſpürt haben, daß dieſer junge Mann ſich nicht eben immer ſo allein befunden. Und kaum war die Vermuthung in ihm aufgeſtiegen und zur Wahrſcheinlichkeit geworden, das hübſche Mädchen habe einen Beſuch hier abgeſtattet; ſo geſellte ſich zu jenem erſten Verdruß noch die wunderlichſte Eiferſucht, um ihn vollends zu verwirren.

Ehe ich nun irgend etwas ahnden konnte, denn ich hatte mich bisher ganz harmlos mit dem jungen Mann unterhalten, ſo fing der Hauptmann, mit einem unangenehmen Ton, den ich ihm wohl kannte, zu ſticheln

an, auf das Taſſenpaar und auf dieſes und jenes. Der Jüngere, betroffen, ſuchte heiter und verſtändig auszuweichen, wie es unter Menſchen von Lebensart die Gewohnheit iſt; allein der Alte fuhr fort ſchonungslos unartig zu ſeyn, daß dem andern nichts übrig blieb, als Hut und Stock zu ergreifen, und beym Abſchiede eine ziemlich unzweydeutige Aufforderung zurückzulaſſen. Nun brach die Furie des Hauptmanns und um deſto heftiger los, als er in der Zwiſchenzeit noch eine Fläſche Wein beynahe ganz allein ausgetrunken hatte. Er ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch und rief mehr als einmal: den ſchlag ich todt. Es war aber eigentlich ſo bös nicht gemeynt, denn er gebrauchte dieſe Phraſe mehrmals, wenn ihm Jemand widerſtand, oder ſonſt misfiel. Eben ſo unerwartet verſchlimmerte ſich die Sache auf dem Rückweg: denn ich hatte die Unvorſichtigkeit, ihm ſeinen Undank gegen den jungen Mann vorzuhalten und ihn zu erinnern, wie ſehr er mir

die zuvorkommende Dienſtfertigkeit dieſes Angeſtellten gerühmt habe. Nein! ſolche Wuth eines Menſchen gegen ſich ſelbſt iſt mir nie wieder vorgekommen; es war die leidenſchaftlichſte Schlußrede zu jenen Anfängen, wozu das hübſche Mädchen Anlaß gegeben hatte. Hier ſah ich Reue und Buße bis zur Caricatur getrieben, und, wie alle Leidenſchaft das Genie erſetzt, wirklich genialiſch. Denn er nahm die ſämmtlichen Vorfallenheiten unſerer Nachmittagswanderung wieder auf, benutzte ſie redneriſch zur Selbſtſcheltung, ließ zuletzt die Hexe nochmals gegen ſich auftreten, und verwirrte ſich dergeſtalt, daß ich fürchten mußte, er werde ſich in den Rhein ſtürzen. Wäre ich ſicher geweſen, ihn, wie Mentor ſeinen Telemach, ſchnell wieder aufzufiſchen, ſo mochte er ſpringen, und ich hätte ihn für dießmal abgekühlt nach Hauſe gebracht.

hoffen, daß man die in dem Plane bezeichneten Arbeiten für die daselbst ausgeworfene Summe werde leisten können.

Die nächstbevorstehenden Arbeiten sind von weiterem Umfang, als die bisherigen. Das Abteufen des neuen Johannes, als Fahr- Treibe- und Kunstschachts, ist ununterbrochen fortzusetzen und der Querschlag vom obern und tiefen Stollen bis zum Durchschlag mit dem Johannes zu betreiben. Die alten Berggräben müssen unumgänglich hergestellt werden. Denn eine andere Idee zu Herbeyführung der nöthigen Aufschlagewasser wurde bey genauerer Untersuchung weit kostbarer gefunden. Es wird ein Wassergöpel oder Treibewerk vorzurichten seyn, wozu man das Rad über Tage hängen kann. Die Wasser werden von demselben mittelst einer Rösche in die Ilm zurückgeführt. Da man die von dem obern Stollen aus der Sturmheyde herkommenden Wasser für das auf den tiefen Stollen zu hängende Kunstgezeug mit gebrauchen kann, so wird man auf dem Fall der Benöthigung eines Kunstgezeugs nur einen Theil der Wasser aus dem Berggraben in den Schacht nehmen dürfen. Bey der nothwendigen Erbauung eines Treibehauses soll nach der bequemen Anlage auf der Grube Einhorn im Sächsischen Erzgebirg verfahren werden, wo Ein Mann das Bremsen, Stürzen und Auslaufen der Berge zu besorgen im Stande ist.

Zu den glücklichen Ereignissen des neuen Bergbaues gehört vorzüglich, daß die hohen Chur- und

Fürstl.

Ich vertraute ſogleich die Sache Lerſen, und wir gingen des andern Morgens zu dem jungen Manne, den mein Freund, mit ſeiner Trockenheit, zum Lachen brachte. Wir wurden eins, ein ohngefähres Zuſammentreffen einzuleiten, wo eine Ausgleichung vor ſich gehen ſollte. Das Luſtigſte dabey war, daß der Hauptmann auch dießmal ſeine Unart verſchlafen hatte, und zur Begütigung des jungen Mannes, dem auch an keinen Händel gelegen war, ſich bereit finden ließ. Alles war an einem Morgen abgethan, und da die Begebenheit nicht ganz verſchwiegen blieb, ſo entging ich nicht den Scherzen meiner Freunde, die mir aus eigner Erfahrung hätten vorausſagen können, wie läſtig mir gelegentlich die Freundſchaft des Hauptmanns werden dürfte.

Indem ich nun aber darauf ſinne, was wohl zunächſt weiter mitzutheilen wäre, ſo kommt mir, durch ein ſeltſames Spiel der

Erinnerung, das ehrwürdige Münſtergebäude wieder in die Gedanken, dem ich gerade in jenen Tagen eine beſondere Aufmerkſamkeit widmete und welches überhaupt in der Stadt ſowohl als auf dem Lande ſich den Augen beſtändig darbietet.

Jemehr ich die Façade deſſelben betrachtete, deſto mehr beſtärkte und entwickelte ſich jener erſte Eindruck, daß hier das Erhabene mit dem Gefälligen in Bund getreten ſey. Soll das Ungeheuere, wenn es uns als Maſſe entgegentritt, nicht erſchrecken, ſoll es nicht verwirren, wenn wir ſein Einzelnes zu erforſchen ſuchen: ſo muß es eine unnatürliche, ſcheinbar unmögliche Verbindung eingehen, es muß ſich das Angenehme zugeſellen. Da uns nun aber allein möglich wird den Eindruck des Münſters auszuſprechen, wenn wir uns jene beyden unverträglichen Eigenſchaften vereinigt denken; ſo ſehen wir ſchon hieraus, in welchem hohen Werth wir dieſes alte Denk-

mal zu halten haben, und beginnen mit Ernſt eine Darſtellung, wie ſo widerſprechende Elemente ſich friedlich durchdringen und verbinden konnten.

Vor allem widmen wir unſere Betrachtungen, ohne noch an die Thürme zu denken, allein der Façade, die als ein aufrecht geſtelltes längliches Viereck unſern Augen mächtig entgegnet. Nähern wir uns derſelben in der Dämmerung, bey Mondſchein, bey ſternheller Nacht, wo die Theile mehr oder weniger undeutlich werden und zuletzt verſchwinden; ſo ſehen wir nur eine coloſſale Wand, deren Höhe zur Breite ein wohlthätiges Verhältniß hat. Betrachten wir ſie bey Tage und abſtrahiren durch Kraft unſeres Geiſtes vom Einzelnen; ſo erkennen wir die Vorderſeite eines Gebäudes, welche deſſen innere Räume nicht allein zuſchließt, ſondern auch manches Danebenliegende verdeckt. Die Oeffnungen dieſer ungeheueren Fläche deuten auf

innere Bedürfniſſe, und nach dieſen können wir ſie ſogleich in neun Felder abtheilen. Die große Mittelthüre, die auf das Schiff der Kirche gerichtet iſt, fällt uns zuerſt in die Augen. Zu beyden Seiten derſelben liegen zwey kleinere, den Kreuzgängen angehörig. Ueber der Hauptthüre trifft unſer Blick auf das radförmige Fenſter, das in die Kirche und deren Gewölbe ein ahndungsvolles Licht verbreiten ſoll. An den Seiten zeigen ſich zwey große ſenkrechte, länglichviereckte Oeffnungen, welche mit der mittelſten bedeutend contraſtiren und darauf hindeuten, daß ſie zu der Baſe emporſtrebender Thürme gehören. In dem dritten Stockwerke reihen ſich drey Oeffnungen an einander, welche zu Glockenſtühlen und ſonſtigen kirchlichen Bedürfniſſen beſtimmt ſind. Zu oberſt ſieht man das Ganze durch die Balluſtrade der Gallerie, anſtatt eines Geſimſes, horizontal abgeſchloſſen. Jene beſchriebenen neun Räume werden durch vier vom Boden aufſtrebende Pfei-

ler geſtützt, eingefaßt und in drey große perpendiculare Abtheilungen getrennt.

Wie man nun der ganzen Maſſe ein ſchönes Verhältniß der Höhe zur Breite nicht abſprechen kann, ſo erhält ſie auch durch dieſe Pfeiler, durch die ſchlanken Eintheilungen dazwiſchen, im Einzelnen etwas gleichmäßig Leichtes.

Verharren wir aber bey unſerer Abſtraction und denken uns dieſe ungeheuere Wand ohne Zieraten mit feſten Strebepfeilern, in derſelben die nöthigen Oeffnungen, aber auch nur in ſofern ſie das Bedürfniß fordert; geſtehn wir auch dieſen Hauptabtheilungen gute Verhältniſſe zu: ſo wird das Ganze zwar ernſt und würdig, aber doch immer noch läſtig unerfreulich und als zierdelos unkünſtlich erſcheinen. Denn ein Kunſtwerk, deſſen Ganzes in großen, einfachen, harmoniſchen Theilen begriffen wird, macht wohl einen ed-

len und würdigen Eindruck, aber der eigentliche Genuſs, den das Gefallen erzeugt, kann nur bey Uebereinſtimmung aller entwickelten Einzelnheiten ſtatt finden.

Hierin aber gerade befriedigt uns das Gebäude, das wir betrachten, im höchſten Grade: denn wir ſehen alle und jede Zieraten jedem Theil, den ſie ſchmücken, völlig angemeſſen, ſie ſind ihm untergeordnet, ſie ſcheinen aus ihm entſprungen. Eine ſolche Mannigfaltigkeit giebt immer ein groſses Behagen, indem ſie ſich aus dem Gehörigen herleitet und deshalb zugleich das Gefühl der Einheit erregt, und nur in ſolchem Falle wird die Ausführung als Gipfel der Kunſt geprieſen.

Durch ſolche Mittel ſollte nun eine feſte Mauer, eine undurchdringliche Wand, die ſich noch dazu als Baſe zweyer himmelhohen Thürme anzukündigen hatte, dem Auge zwar als auf ſich ſelbſt ruhend, in ſich ſelbſt beſe-

hend, aber auch dabey leicht und zierlich erſcheinen, und, obgleich tauſendfach durchbrochen, den Begriff von unerſchütterlicher Feſtigkeit geben.

Dieſes Räthſel iſt auf das glücklichſte gelöſt. Die Oeffnungen der Mauer, die ſoliden Stellen derſelben, die Pfeiler, jedes hat ſeinen beſonderen Character, der aus der eignen Beſtimmung hervortritt; dieſer communicirt ſich ſtufenweis den Unterabtheilungen, daher alles im gemäßen Sinne verziert iſt, das Groſſe wie das Kleine ſich an der rechten Stelle befindet, leicht gefaßt werden kann, und ſo das Angenehme im Ungeheueren ſich darſtellt. Ich erinnere nur an die perſpectiviſch in die Mauerdicke ſich einſenkenden, bis ins Unendliche an ihren Pfeilern und Spitzbogen verzierten Thüren, an das Fenſter und deſſen aus der runden Form entſpringende Kunſtroſe, an das Profil ihrer Stäbe, ſo wie an die ſchlanken Rohrſäulen der perpen-

dicularen Abtheilungen. Man vergegenwärtige ſich die ſtufenweis zurücktretenden Pfeiler, von ſchlanken, gleichfalls in die Höhe ſtrebenden, zum Schutz der Heiligenbilder baldachinartig beſtimmten, leichtſäuligen Spitzgebäudchen begleitet, und wie zuletzt jede Rippe, jeder Knopf als Blumenknauf und Blattreihe, oder als irgend ein anderes im Steinſinn umgeformtes Naturgebilde erſcheint. Man vergleiche das Gebäude, wo nicht ſelbſt, doch Abbildungen des Ganzen und des Einzelnen, zu Beurtheilung und Belebung meiner Ausſage. Sie könnte manchem übertrieben ſcheinen: denn ich ſelbſt, zwar im erſten Anblicke zur Neigung gegen dieſes Werk hingeriſſen, brauchte doch lange Zeit, mich mit ſeinem Werth innig bekannt zu machen.

Unter Tadlern der gothiſchen Baukunſt aufgewachſen, nährte ich meine Abneigung gegen die vielfach überladenen, verworrenen Zieraten, die durch ihre Willkührlichkeit einen

religios düſteren Character höchſt widerwärtig machten; ich beſtärkte mich in dieſem Unwillen, da mir nur geiſtloſe Werke dieſer Art, an denen man weder gute Verhältniſſe, noch eine reine Conſequenz gewahr wird, vors Geſicht gekommen waren. Hier aber glaubte ich eine neue Offenbarung zu erblicken, indem mir jenes Tadelnswerthe keineswegs erſchien, ſondern vielmehr das Gegentheil davon ſich aufdrang.

Wie ich nun aber immer länger ſah und überlegte, glaubte ich über das Vorgeſagte noch gröſſere Verdienſte zu entdecken. Herausgefunden war das richtige Verhältniß der größeren Abtheilungen, die ſo ſinnige als reiche Verzierung bis ins Kleinſte; nun aber erkannte ich noch die Verknüpfung dieſer mannigfaltigen Zieraten unter einander, die Hinleitung von einem Haupttheile zum andern, die Verſchränkung zwar gleichartiger, aber doch an Geſtalt höchſt abwechſelnder Einzeln-

heiten, vom Heiligen bis zum Ungeheuer, vom Blatt bis zum Zacken. Jemehr ich unterſuchte, deſto mehr gerieth ich in Erſtaunen; jemehr ich mich mit Meſſen und Zeichnen unterhielt und abmüdete, deſto mehr wuchs meine Anhänglichkeit, ſo daß ich viele Zeit darauf verwendete, theils das Vorhandene zu ſtudiren, theils das Fehlende, Unvollendete, beſonders der Thürme, in Gedanken und auf dem Blatte wiederherzuſtellen.

Da ich nun an alter deutſcher Stätte dieſes Gebäude gegründet und in ächter deutſcher Zeit ſo weit gediehen fand, auch der Name des Meiſters auf dem beſcheidenen Grabſtein gleichfalls vaterländiſchen Klanges und Urſprungs war; ſo wagte ich, die bisher verrufene Benennung Gothiſche Bauart, aufgefordert durch den Werth dieſes Kunſtwerks, abzuändern und ſie als deutſche Baukunſt unſerer Nation zu vindiciren, ſodann aber verfehlte ich nicht, erſt mündlich, und hernach

Fürſtl. Sächſiſchen Häuſer deſſen Wiedererhebung nicht nur gnädigſt erleichtert, ſondern ihn ſogar für die Zukunft ſchon begünſtigt haben. So wird man z. B. gegenwärtig bald über die Schwierigkeiten hinauskommen, welche daraus entſtanden, daß man bey Manebach, auf Herzogl. Gothaiſchen Territorio, eine Schneidemühle an den Berggraben anlegte, welche dieſem alles Waſſer entzog. So haben Sr. Churfürſtl. Durchl. zu Sachſen Dero ſämtliche Forderungen an den ehemaligen Bergbau fallen laſſen, und, wie Sr. Hochfürſtl. Durchl. zu Sachſen Gotha, der neuen Gewerkſchaft in Anſehung des Zehends, Drey oder auch nach Befinden Sechs Freyjahre, von dem erſten Schmelzen zu rechnen, gnädigſt zugeſichert. Den beyderſeitigen Unterthanen iſt die Theilnehmung an der neuen Ilmenauer Gewerkſchaft, ſo gut wie bey dem inländiſchen Bergbau, verſtattet worden.

Wirkſam iſt auch immerfort die landesväterliche Vorſorge **Sr. Hochfürſtl. Durchl. zu Sachſen-Weimar und Eiſenach** geblieben. Dieſer hat man zu verdanken, daß alle die wichtigen Anforderungen an das alte Bergwerk, die ſich in dem bey Fürſtl. Regierung zu Weimar des Endes anberaumten peremtoriſchen Termin gemeldet haben, aus den Fürſtlichen Cammermitteln mit Aufwand beträchtlicher Summen zu vollkommener Befreyung des neuen Bergwerks abgefunden worden. Eben daher hat man auch die Unkoſten der Eröffnung des Bergbaues und aller zur Dire-

in einem kleinen Aufſatz D. M. Erwini a Steinbach gewidmet, meine patriotiſchen Geſinnungen an den Tag zu legen.

Gelangt meine biographiſche Erzählung zu der Epoche, in welcher gedachter Bogen im Druck erſchien, den Herder ſodann in ſein Heft, Von deutſcher Art und Kunſt, aufnahm, ſo wird noch manches über dieſen wichtigen Gegenſtand zur Sprache kommen. Ehe ich mich aber dießmal von demſelben abwende, ſo will ich die Gelegenheit benutzen, um das dem gegenwärtigen Bande vorgeſetzte Motto bey denjenigen zu rechtfertigen, welche einigen Zweifel daran hegen ſollten. Ich weiß zwar recht gut, daß gegen das brave und hoffnungsreiche altdeutſche Wort: Was einer in der Jugend wünſcht, hat er im Alter genug! manche umgekehrte Erfahrung anzuführen, manches daran zu deuteln ſeyn möchte; aber auch viel Günſtiges ſpricht dafür, und ich erkläre was ich dabey denke.

Unſere Wünſche ſind Vorgefühle der Fähigkeiten, die in uns liegen, Vorboten desjenigen, was wir zu leiſten im Stande ſeyn werden. Was wir können und möchten, ſtellt ſich unſerer Einbildungskraft außer uns und in der Zukunft dar; wir fühlen eine Sehnſucht nach dem, was wir ſchon im Stillen beſitzen. So verwandelt ein leidenſchaftliches Vorausergreifen das wahrhaft Mögliche in ein erträumtes Wirkliche. Liegt nun eine ſolche Richtung entſchieden in unſerer Natur, ſo wird mit jedem Schritt unſerer Entwickelung ein Theil des erſten Wunſches erfüllt, bey günſtigen Umſtänden auf dem geraden Wege, bey ungünſtigen auf einem Umwege, von dem wir immer wieder nach jenem einlenken. So ſieht man Menſchen durch Beharrlichkeit zu irdiſchen Gütern gelangen, ſie umgeben ſich mit Reichthum, Glanz und äußerer Ehre. Andere ſtreben noch ſicherer nach geiſtigen Vortheilen, erwerben ſich eine klare Ueberſicht der Dinge, eine Beruhigung

des Gemüths und eine Sicherheit für die Gegenwart und Zukunft.

Nun giebt es aber eine dritte Richtung, die aus beyden gemiſcht iſt und deren Erfolg am ſicherſten gelingen muß. Wenn nämlich die Jugend des Menſchen in eine prägnante Zeit trifft, wo das Hervorbringen das Zerſtören überwiegt, und in ihm das Vorgefühl bey Zeiten erwacht, was eine ſolche Epoche fordre und verſpreche; ſo wird er, durch äuſſere Anläſſe zu thätiger Theilnahme gedrängt, bald da bald dorthin greifen, und der Wunſch nach vielen Seiten wirkſam zu ſeyn wird in ihm lebendig werden. Nun geſellen ſich aber zur menſchlichen Beſchränktheit noch ſo viele zufällige Hinderniſſe, daß hier ein Begonnenes liegen bleibt, dort ein Ergriffenes aus der Hand fällt, und ein Wunſch nach dem andern ſich verzettelt. Waren aber dieſe Wünſche aus einem reinen Herzen entſprungen, dem Bedürfniß der Zeit gemäß; ſo darf

man ruhig rechts und links liegen und fallen laſſen, und kann verſichert ſeyn, daß nicht allein dieſes wieder aufgefunden und aufgehoben werden muß, ſondern daß auch noch gar manches Verwandte, das man nie berührt, ja woran man nie gedacht hat, zum Vorſchein kommen werde. Sehen wir nun während unſeres Lebensganges dasjenige von Andern geleiſtet, wozu wir ſelbſt früher einen Beruf fühlten, ihn aber, mit manchem Andern, aufgeben mußten; dann tritt das ſchöne Gefühl ein, daß die Menſchheit zuſammen erſt der wahre Menſch iſt, und daß der Einzelne nur froh und glücklich ſeyn kann, wenn er den Muth hat, ſich im Ganzen zu fühlen.

Dieſe Betrachtung iſt hier recht am Platze; denn wenn ich die Neigung bedenke, die mich zu jenen alten Bauwerken hinzog, wenn ich die Zeit berechne, die ich allein dem Straßburger Münſter gewidmet, die Aufmerkſamkeit, mit der ich ſpäterhin den Dom zu

Köln und den zu Freyburg betrachtet und den Werth dieſer Gebäude immer mehr empfunden; ſo könnte ich mich tadeln, daß ich ſie nachher ganz aus den Augen verloren, ja, durch eine entwickeltere Kunſt angezogen, völlig im Hintergrunde gelaſſen. Sehe ich nun aber in der neuſten Zeit die Aufmerkſamkeit wieder auf jene Gegenſtände hingelenkt, Neigung, ja Leidenſchaft gegen ſie hervortreten und blühen, ſehe ich tüchtige junge Leute, von ihr ergriffen, Kräfte, Zeit, Sorgfalt, Vermögen dieſen Denkmalen einer vergangenen Welt rückſichtlos widmen; ſo werde ich mit Vergnügen erinnert, daß das was ich ſonſt wollte und wünſchte einen Werth hatte. Mit Zufriedenheit ſehe ich, wie man nicht allein das von unſern Vorvordern Geleiſtete zu ſchätzen weiß, ſondern wie man ſogar aus vorhandenen unausgeführten Anfängen, wenigſtens im Bilde, die erſte Abſicht darzuſtellen ſucht, um uns dadurch mit dem Gedanken, welcher doch das Erſte und Letzte

alles Vornehmens bleibt, bekannt zu machen, und eine verworren ſcheinende Vergangenheit mit beſonnenem Ernſt aufzuklären und zu beleben ſtrebt. Vorzüglich belobe ich hier den wackern Sulpiz Boiſſerée, der unermüdet beſchäftigt iſt, in einem prächtigen Kupferwerke, den Kölniſchen Dom aufzuſtellen als Muſterbild jener ungeheuren Conceptionen, deren Sinn babyloniſch in den Himmel ſtrebte, und die zu den irdiſchen Mitteln dergeſtalt außer Verhältniß waren, daß ſie nothwendig in der Ausführung ſtocken mußten. Haben wir bisher geſtaunt, daß ſolche Bauwerke nur ſoweit gediehen, ſo werden wir mit der größten Bewunderung erfahren, was eigentlich zu leiſten die Abſicht war.

Möchten doch litterariſch-artiſtiſche Unternehmungen dieſer Art durch alle, welche Kraft, Vermögen und Einfluß haben, gebührend befördert werden, damit uns die große und rieſenmäßige Geſinnung unſerer Vorfahren zur

Anſchauung gelange und wir uns einen Begriff machen können von dem was ſie wollen durften. Die hieraus entſpringende Einſicht wird nicht unfruchtbar bleiben und das Urtheil ſich endlich einmal mit Gerechtigkeit an jenen Werken zu üben im Stande ſeyn. Ja dieſes wird auf das gründlichſte geſchehen, wenn unſer thätiger junger Freund, außer der dem Köllniſchen Dome gewidmeten Monographie, die Geſchichte der Baukunſt unſerer Mittelzeit bis ins Einzelne verfolgt. Wird ferner an den Tag gefördert was irgend über werkmäßige Ausübung dieſer Kunſt zu erfahren iſt, wird ſie durch Vergleichung mit der griechiſch-römiſchen und der orientaliſch-ägyptiſchen in allen Grundzügen dargeſtellt; ſo kann in dieſem Fache wenig zu thun übrig bleiben. Ich aber werde, wenn die Reſultate ſolcher vaterländiſchen Bemühungen öffentlich vorliegen, ſo wie jetzt bey freundlichen Privatmittheilungen, mit wahrer Zufriedenheit jenes Wort im beſten Sinne wiederho-

ten können: Was man in der Jugend wünſcht, hat man im Alter genug.

Kann man aber bey ſolchen Wirkungen, welche Jahrhunderten angehören, ſich auf die Zeit verlaſſen und die Gelegenheit erharren; ſo giebt es dagegen andere Dinge, die in der Jugend, friſch, wie reiſe Früchte, weggenoſſen werden müſſen. Es ſey mir erlaubt, mit dieſer raſchen Wendung, des Tanzes zu erwähnen, an den das Ohr, ſo wie das Auge an den Münſter, jeden Tag, jede Stunde in Straßburg, im Elſaß erinnert wird. Von früher Jugend an hatte mir und meiner Schweſter der Vater ſelbſt im Tanzen Unterricht gegeben, welches einen ſo ernſthaften Mann wunderlich genug hätte kleiden ſollen; allein er ließ ſich auch dabey nicht aus der Faſſung bringen, unterwies uns auf das beſtimmteſte in den Poſitionen und Schritten, und als er uns weit genug gebracht hatte, um eine Menuet zu tanzen, ſo blies

er auf einer Flute-douce uns etwas Faßliches im Dreyviertel-Tact vor, und wir bewegten uns darnach ſo gut wir konnten. Auf dem franzöſiſchen Theater hatte ich gleichfalls von Jugend auf wo nicht Ballette doch Solo's und Pas-de-deux geſehn und mir davon mancherley wunderliche Bewegungen der Füſſe und allerley Sprünge gemerkt. Wenn wir nun der Menuet genug hatten, ſo erſuchte ich den Vater um andere Tanzmuſiken, dergleichen die Notenbücher in ihren Giguen und Murkis reichlich darboten; und ich erfand mir ſogleich die Schritte und übrigen Bewegungen dazu, indem der Tact meinen Gliedern ganz gemäß und mit denſelben geboren war. Dieß beluſtigte meinen Vater bis auf einen gewiſſen Grad, ja er machte ſich und uns manchmal den Spaß, die Affen auf dieſe Weiſe tanzen zu laſſen. Nach meinem Unfall mit Gretchen und während meines ganzen Aufenthalts in Leipzig kam ich nicht wieder auf den Plan; vielmehr weiß ich

noch, daß, als man mich auf einem Balle zu einer Menuet nöthigte, Tact und Bewegung aus meinen Gliedern gewichen schien, und ich mich weder der Schritte noch der Figuren mehr erinnerte; so daß ich mit Schimpf und Schanden bestanden wäre, wenn nicht der größere Theil der Zuschauer behauptet hätte, mein ungeschicktes Betragen sey bloßer Eigensinn, in der Absicht den Frauenzimmern alle Lust zu benehmen, mich wider Willen aufzufordern und in ihre Reihen zu ziehen.

Während meines Aufenthalts in Frankfurt war ich von solchen Freuden ganz abgeschnitten; aber in Straßburg regte sich bald, mit der übrigen Lebenslust, die Tactfähigkeit meiner Glieder. An Sonn- und Werkeltagen schlenderte man keinen Lustort vorbey, ohne daselbst einen fröhlichen Haufen zum Tanze versammelt, und zwar meistens im Kreise drehend zu finden. Ingleichen waren auf

Direction gehörigen Veranstaltungen und Hülfsmittel bestritten. Ferner ist zu Errichtung eines Getraidemagazins in Ilmenau, wo das Getraide zu einem den gemeinen Bergmann nach Verhältniß seines Lohnes drückenden Preiß angestiegen, ein Kornvorrath von den Landesherrschaftlichen Fruchtböden um einen selbst bey gewöhnlichen Preißen den Bergleuten convenabeln Tax abgegeben worden; anderer Erleichterungen nicht zu gedenken.

Zu Förderung der gewerkschaftlichen Correspondenz haben die bestellten Agenten sich von allem Schein des Eigennutzes entfernt und der nachgelassenen Provision, zu 2 p. C. von den an sie eingesandten Kuxzahlungen freywillig entsagt. Außer dem für das Beste des Werks sich vorzüglich beeifernden Fürstl. Hofagent, Johann Gottfried Leffler, zu Ilmenau, haben statt des im Dienst des Bergwerks selbst angestellten Fürstl. Hofadvocats, Hager, und Renthcommissars, Herzog, nunmehr der Hofcommissar, Georg Wilhelm Hetzer, Kauf- und Handelsmann zu Ilmenau, und der Fürstl. Hofadvocat, Joh. Ludwig Blumröder, daselbst dergleichen Agentenstelle übernommen. Man wird sich künftig, es sey zu Acquisition eines oder mehrerer der noch nicht vergewerkten Kuxe (gegen Zahlung der planmäßigen 20 Thlr. in Louisdo'r zu 5 Thlr. wovon die erstern zwey Termine zu 10 Thlr. und 5 Thlr. verfallen sind,) oder zu Einziehung sonstiger dem Bergbau angehender Erkundigungen an die bestellten Agenten, oder auch an das Berg-

bau-

den Landhäuſern Privat-Bälle, und man ſprach ſchon von den brillanten Redouten des zukommenden Winters. Hier wäre ich nun freylich nicht an meinem Platz und der Geſellſchaft unnütz geweſen; da rieth mir ein Freund, der ſehr gut walzte, mich erſt in minder guten Geſellſchaften zu üben, damit ich hernach in der beſten etwas gelten könnte. Er brachte mich zu einem Tanzmeiſter, der für geſchickt bekannt war; dieſer verſprach mir, wenn ich nur einigermaßen die erſten Anfangsgründe wiederholt und mir zu eigen gemacht hätte, mich dann weiter zu leiten. Er war eine von den trockenen gewandten franzöſiſchen Naturen, und nahm mich freundlich auf. Ich zahlte ihm den Monat voraus, und erhielt zwölf Billette, gegen die er mir gewiſſe Stunden Unterricht zuſagte. Der Mann war ſtreng, genau, aber nicht pedantiſch; und da ich ſchon einige Vorübung hatte, ſo machte ich es ihm bald zu Danke und erhielt ſeinen Beyfall.

Den Unterricht dieſes Lehrers erleichterte jedoch ein Umſtand gar ſehr: er hatte nämlich zwey Töchter, beyde hübſch und noch unter zwanzig Jahren. Von Jugend auf in dieſer Kunſt unterrichtet zeigten ſie ſich darin ſehr gewandt und hätten als Moitie auch dem ungeſchickteſten Scholaren bald zu einiger Bildung verhelfen können. Sie waren beyde ſehr artig, ſprachen nur franzöſiſch, und ich nahm mich von meiner Seite zuſammen, um vor ihnen nicht linkiſch und lächerlich zu erſcheinen. Ich hatte das Glück, daß auch ſie mich lobten, immer willig waren, nach der kleinen Geige des Vaters eine Menuet zu tanzen, ja ſogar, was ihnen freylich beſchwerlicher ward, mir nach und nach das Walzen und Drehen einzulernen. Uebrigens ſchien der Vater nicht viele Kunden zu haben, und ſie führten ein einſames Leben. Deshalb erſuchten ſie mich manchmal nach der Stunde bey ihnen zu bleiben und die Zeit ein wenig zu verſchwätzen; das ich denn auch

ganz gerne that, um so mehr als die jüngere mir wohl gefiel und sie sich überhaupt sehr anständig betrugen. Ich las manchmal aus einem Roman etwas vor, und sie thaten das Gleiche. Die ältere, die so hübsch, vielleicht noch hübscher war als die zweyte, mir aber nicht so gut wie diese zusagte, betrug sich durchaus gegen mich verbindlicher und in allem gefälliger. Sie war in der Stunde immer bey der Hand und zog sie manchmal in die Länge; daher ich mich einigemal verpflichtet glaubte, dem Vater zwey Billette anzubieten, die er jedoch nicht annahm. Die jüngere hingegen, ob sie gleich nicht unfreundlich gegen mich that, war doch eher still für sich, und ließ sich durch den Vater herbeyrufen, um die ältere abzulösen.

Die Ursache davon ward mir eines Abends deutlich. Denn als ich mit der ältesten, nach vollendetem Tanz, in das Wohnzimmer gehen wollte, hielt sie mich zurück und sagte: Viel-

ben wir noch ein wenig hier; denn ich will es Ihnen nur geſtehen, meine Schweſter hat eine Kartenſchlägerinn bey ſich, die ihr offenbaren ſoll, wie es mit einem auswärtigen Freund beſchaffen iſt, an dem ihr ganzes Herz hängt, auf den ſie alle ihre Hoffnung geſetzt hat. Das meinige iſt frey, fuhr ſie fort, und ich werde mich gewöhnen müſſen, es verſchmäht zu ſehen. Ich ſagte ihr darauf einige Artigkeiten, indem ich verſetzte, daß ſie ſich, wie es damit ſtehe, am erſten überzeugen könne, wenn ſie die weiſe Frau gleichfalls befragte; ich wolle es auch thun, denn ich hätte ſchon längſt ſo etwas zu erfahren gewünſcht, woran mir bisher der Glaube gefehlt habe. Sie tadelte mich deshalb und betheuerte, daß nichts in der Welt ſichrer ſey, als die Ausſprüche dieſes Orakels, nur müſſe man es nicht aus Scherz und Frevel, ſondern nur in wahren Anliegenheiten befragen. Ich nöthigte ſie jedoch zuletzt mit mir in jenes Zimmer zu gehen, ſobald ſie

ſich verſichert hatte, daß die Function vorbey ſey. Wir fanden die Schweſter ſehr aufgeräumt und auch gegen mich war ſie zuthulicher als ſonſt, ſcherzhaft und beynahe geiſtreich: denn da ſie eines abweſenden Freundes ſicher geworden zu ſeyn ſchien, ſo mochte ſie es für unverfänglich halten, mit einem gegenwärtigen Freund ihrer Schweſter, denn dafür hielt ſie mich, ein wenig artig zu thun.

Der Alten wurde nun geſchmeichelt und ihr gute Bezahlung zugeſagt, wenn ſie der älteren Schweſter und auch mir das Wahrhafte ſagen wollte. Mit den gewöhnlichen Vorbereitungen und Ceremonien legte ſie nun ihren Kram aus, und zwar, um der Schönen zuerſt zu weiſſagen. Sie betrachtete die Lage der Karten ſorgfältig, ſchien aber zu ſtocken und wollte mit der Sprache nicht heraus. — Ich ſehe ſchon, ſagte die jüngere, die mit der Auslegung einer ſolchen magiſchen Tafel ſchon näher bekannt war, Ihr zaudert

und wollt meiner Schweſter nichts Unangenehmes eröffnen; aber das iſt eine verwünſchte Karte! Die ältere wurde blaß, doch faßte ſie ſich und ſagte: So ſprecht nur; es wird ja den Kopf nicht koſten! Die Alte, nach einem tiefen Seufzer, zeigte ihr nun an, daß ſie liebe, daß ſie nicht geliebt werde, daß eine andere Perſon dazwiſchen ſtehe und was dergleichen Dinge mehr waren. Man ſah dem guten Mädchen die Verlegenheit an. Die Alte glaubte die Sache wieder etwas zu verbeſſern, indem ſie auf Briefe und Geld Hoffnung machte. — Briefe, ſagte das ſchöne Kind, erwarte ich nicht und Geld mag ich nicht. Wenn es wahr iſt, wie Ihr ſagt, daß ich liebe, ſo verdiene ich ein Herz das mich wieder liebt. — Wir wollen ſehen, ob es nicht beſſer wird, verſetzte die Alte, indem ſie die Karten miſchte und zum zweyten Mal auflegte; allein es war vor unſer aller Augen nur noch ſchlimmer geworden. Die Schöne ſtand nicht allein ein-

ſamer, ſondern auch mit mancherley Verdruß umgeben; der Freund war etwas weiter und die Zwiſchenfiguren näher gerückt. Die Alte wollte zum dritten Mal auslegen, in Hoffnung einer beſſern Anſicht; allein das ſchöne Kind hielt ſich nicht länger, ſie brach in unbändiges Weinen aus, ihr holder Buſen bewegte ſich auf eine gewaltſame Weiſe, ſie wandte ſich um und rannte zum Zimmer hinaus. Ich wußte nicht was ich thun ſollte. Die Neigung hielt mich bey der Gegenwärtigen, das Mitleid trieb mich zu jener; meine Lage war peinlich genug. — Tröſten Sie Lucinden, ſagte die jüngere, gehen Sie ihr nach. Ich zauderte; wie durfte ich ſie tröſten, ohne ſie wenigſtens einer Art von Neigung zu verſichern, und konnte ich das wohl in einem ſolchen Augenblick auf eine kalte mäßige Weiſe! — Laſſen Sie uns zuſammen gehn, ſagte ich zu Emilien. — Ich weiß nicht, ob ihr meine Gegenwart wohl thun wird, verſetzte dieſe. Doch gingen wir, fan-

den aber die Thür verriegelt. Lucinde antwortete nicht, wir mochten pochen, rufen, bitten wie wir wollten. — Wir müſſen ſie gewähren laſſen, ſagte Emilie, ſie will nun nicht anders! Und wenn ich mir freylich ihr Weſen von unſerer erſten Bekanntſchaft an erinnerte, ſo hatte ſie immer etwas Heftiges und Ungleiches, und ihre Neigung zu mir zeigte ſie am meiſten dadurch, daß ſie ihre Unart nicht an mir bewies. Was wollte ich thun! Ich zahlte die Alte reichlich für das Unheil, das ſie geſtiftet hatte, und wollte gehen, als Emilie ſagte: Ich bedinge mir, daß die Karte nun auch auf Sie geſchlagen werde. Die Alte war bereit. — Laſſen Sie mich nicht dabey ſeyn! rief ich, und eilte die Treppe hinunter.

Den andern Tag hatte ich nicht Muth hinzugehen. Den dritten ließ mir Emilie durch einen Knaben, der mir ſchon manche Botſchaft von den Schweſtern gebracht und

Blumen und Früchte dagegen an ſie getragen hatte, in aller Frühe ſagen, ich möchte heute ja nicht fehlen. Ich kam zur gewöhnlichen Stunde und fand den Vater allein, der an meinen Tritten und Schritten, an meinem Gehen und Kommen, an meinem Tragen und Behaben noch manches ausbeſſerte und übrigens mit mir zufrieden ſchien. Die jüngſte kam gegen das Ende der Stunde und tanzte mit mir eine ſehr graziöſe Menuet, in der ſie ſich außerordentlich angenehm bewegte, und der Vater verſicherte, nicht leicht ein hübſcheres und gewandteres Paar auf ſeinem Plane geſehen zu haben. Nach der Stunde ging ich wie gewöhnlich ins Wohnzimmer; der Vater ließ uns allein, ich vermißte Lucinden. — Sie liegt im Bette, ſagte Emilie, und ich ſehe es gern: haben Sie deshalb keine Sorge. Ihre Seelenkrankheit lindert ſich am erſten, wenn ſie ſich körperlich für krank hält; ſterben mag ſie nicht gern, und ſo thut ſie alsdann was wir wollen. Wir haben gewiſſe

Hausmittel, die ſie zu ſich nimmt und ausruht; und ſo legen ſich nach und nach die tobenden Wellen. Sie iſt gar zu gut und liebenswürdig bey ſo einer eingebildeten Krankheit, und da ſie ſich im Grunde recht wohl befindet und nur von Leidenſchaft angegriffen iſt, ſo ſinnt ſie ſich allerhand romanenhafte Todesarten aus, vor denen ſie ſich auf eine angenehme Weiſe fürchtet, wie Kinder, denen man von Geſpenſtern erzählt. So hat ſie mir geſtern Abend noch mit großer Heftigkeit erklärt, daß ſie dießmal gewiß ſterben würde, und man ſollte den undankbaren falſchen Freund, der ihr erſt ſo ſchön gethan und ſie nun ſo übel behandle, nur dann wieder zu ihr führen, wenn ſie wirklich ganz nahe am Tode ſey: ſie wolle ihm recht bittre Vorwürfe machen und auch ſogleich den Geiſt aufgeben. — Ich weiß mich nicht ſchuldig! rief ich aus, daß ich irgend eine Neigung zu ihr geäußert. Ich kenne Jemand, der mir dieſes Zeugniß am beſten ertheilen kann. Emilie

bauamt zu Ilmenau und den zum Gewerkenbuch verpflichteten Bergsecretarius, Joh. Carl Wilhelm Voigt zu Weimar, oder auch an die dirigirende Fürstl. Bergwerkscommission selbst verwenden können.

Schließlich hoffe man der neuen Gewerkschaft sowohl als dem ganzen auf eine gemeinnützige, immerfort so sehr erschwerte Unternehmung aufmerksamen Publicum dadurch einen Dienst zu leisten, daß man bey gegenwärtiger Nachricht eine Profilzeichnung liefert, aus welcher, mit Hülfe der beygefügten Erklärung, einige anschauliche Kenntniß der Naturbeschaffenheit des Gebirgs und eine deutlichere Idee von dem angestellten Bau erlangt werden wird, als man wörtlich davon geben kann.

Weimar den 24. Febr. 1785.

Sr. Hochfürstl. Durchl. zu Sachsen-Weimar und Eisenach gnädigst verordnete Bergwerks-Commission.

Johann Wolfgang von Göthe.

Christian Gottlob Voigt.

lächelte und verſetzte: Ich verſtehe Sie, und wenn wir nicht klug und entſchloſſen ſind, ſo kommen wir alle zuſammen in eine üble Lage. Was werden Sie ſagen, wenn ich Sie erſuche, Ihre Stunden nicht weiter fortzuſetzen? Sie haben von dem letzten Monat allenfalls noch vier Billette, und mein Vater äußerte ſchon, daß er es unverantwortlich finde, Ihnen noch länger Geld abzunehmen: es müßte denn ſeyn, daß Sie ſich der Tanzkunſt auf eine ernſtlichere Weiſe widmen wollten; was ein junger Mann in der Welt brauchte, beſäßen Sie nun. — Und dieſen Rath, Ihr Haus zu meiden, geben Sie mir, Emilie? verſetzte ich. — Eben ich, ſagte ſie, aber nicht aus mir ſelbſt. Hören Sie nur. Als Sie vorgeſtern wegeilten, ließ ich die Karte auf Sie ſchlagen, und derſelbe Ausſpruch wiederholte ſich dreymal und immer ſtärker. Sie waren umgeben von allerley Gutem und Vergnüglichen, von Freunden und großen Herren, an Geld fehlte es

auch nicht. Die Frauen hielten ſich in einiger Entfernung. Meine arme Schweſter beſonders ſtand immer am weiteſten; eine andere rückte Ihnen immer näher, kam aber nie an Ihre Seite: denn es ſtellte ſich ein Dritter dazwiſchen. Ich will Ihnen nur geſtehen, daß ich mich unter der zweyten Dame gedacht hatte, und nach dieſem Bekenntniſſe werden Sie meinen wohlmeynenden Rath am beſten begreifen. Einem entfernten Freund habe ich mein Herz und meine Hand zugeſagt, und bis jetzt liebt' ich ihn über alles; doch es wäre möglich, daß Ihre Gegenwart mir bedeutender würde als bisher, und was würden Sie für einen Stand zwiſchen zwey Schweſtern haben, davon Sie die eine durch Neigung und die andere durch Kälte unglücklich gemacht hätten, und alle dieſe Qual um nichts und auf kurze Zeit. Denn wenn wir nicht ſchon wüßten, wer Sie ſind und was Sie zu hoffen haben, ſo hätte mir es die Karte

aufs deutlichſte vor Augen geſtellt. Leben Sie wohl, ſagte ſie, und reichte mir die Hand. Ich zauderte. — Nun ſagte ſie, indem ſie mich gegen die Thüre führte, damit es wirklich das letzte Mal ſey, daß wir uns ſprechen, ſo nehmen Sie was ich Ihnen ſonſt verſagen würde. Sie fiel mir um den Hals und küßte mich aufs zärtlichſte. Ich umfaßte ſie und drückte ſie an mich.

In dieſem Augenblicke flog die Seitenthür auf, und die Schweſter ſprang in einem leichten aber anſtändigen Nachtkleide hervor und rief: Du ſollſt nicht allein von ihm Abſchied nehmen! Emilie ließ mich fahren und Lucinde ergriff mich, ſchloß ſich feſt an mein Herz, drückte ihre ſchwarzen Locken an meine Wangen und blieb eine Zeit lang in dieſer Lage. Und ſo fand ich mich denn in der Klemme zwiſchen beyden Schweſtern, wie mir's Emilie einen Augenblick vorher geweiſſagt hatte.

Lucinde ließ mich los und ſah mir ernſt ins Geſicht. Ich wollte ihre Hand ergreifen und ihr etwas Freundliches ſagen; allein ſie wandte ſich weg, ging mit ſtarken Schritten einigemal im Zimmer auf und ab und warf ſich dann in die Ecke des Sopha's. Emilie trat zu ihr, ward aber ſogleich weggewieſen, und hier entſtand eine Scene, die mir noch in der Erinnerung peinlich iſt, und die, ob ſie gleich in der Wirklichkeit nichts Theatraliſches hatte, ſondern einer lebhaften jungen Franzöſinn ganz angemeſſen war, dennoch nur von einer guten empfindenden Schauſpielerinn auf dem Theater würdig wiederholt werden könnte.

Lucinde überhäufte ihre Schweſter mit tauſend Vorwürfen. Es iſt nicht das erſte Herz, rief ſie aus, das ſich zu mir neigt, und das Du mir entwendeſt. War es doch mit dem Abweſenden eben ſo, der ſich zuletzt unter meinen Augen mit Dir verlobte. Ich

mußte es anſehen, ich ertrug's; ich weiß aber wie viele tauſend Thränen es mich gekoſtet hat. Dieſen haſt Du mir nun auch weggefangen, ohne jenen fahren zu laſſen, und wie viele verſtehſt Du nicht auf einmal zu halten. Ich bin offen und gutmüthig, und Jedermann glaubt mich bald zu kennen und mich vernachläſſigen zu dürfen; Du biſt verſteckt und ſtill, und die Leute glauben Wunder was hinter dir verborgen ſey. Aber es iſt nichts dahinter als ein kaltes, ſelbſtiſches Herz, das ſich alles aufzuopfern weiß; das aber kennt Niemand ſo leicht, weil es tief in Deiner Bruſt verborgen liegt, ſo wenig als mein warmes treues Herz, das ich offen trage, wie mein Geſicht.

Emilie ſchwieg und hatte ſich neben ihre Schweſter geſetzt, die ſich im Reden immer mehr erhitzte, und ſich über gewiſſe beſondere Dinge herausließ, die mir zu wiſſen eigent-

lich nicht frommte. Emilie dagegen, die ihre Schweſter zu begütigen ſuchte, gab mir hinterwärts ein Zeichen, daß ich mich entfernen ſollte; aber wie Eiferſucht und Argwohn mit tauſend Augen ſehen, ſo ſchien auch Lucinde es bemerkt zu haben. Sie ſprang auf und ging auf mich los, aber nicht mit Heftigkeit. Sie ſtand vor mir und ſchien auf etwas zu ſinnen. Drauf ſagte ſie: Ich weiß, daß ich Sie verloren habe; ich mache keine weitern Anſprüche auf Sie. Aber Du ſollſt ihn auch nicht haben, Schweſter! Sie faßte mich mit dieſen Worten ganz eigentlich beym Kopf, indem ſie mir mit beyden Händen in die Locken fuhr, mein Geſicht an das ihre drückte und mich zu wiederholten Malen auf den Mund küßte. Nun, rief ſie aus, fürchte meine Verwünſchung. Unglück über Unglück für immer und immer auf diejenige, die zum erſten Male nach mit dieſe Lippen küßt! Wage es nun wieder mit

ihm anzubinden; ich weiß, der Himmel erhört mich dießmal. Und Sie, mein Herr, eilen Sie nun, eilen Sie was Sie können!

Ich flog die Treppe hinunter mit dem festen Vorsatze, das Haus nie wieder zu betreten.

Zehntes Buch.

Die deutſchen Dichter, da ſie nicht mehr als Gildeglieder für Einen Mann ſtanden, genoſſen in der bürgerlichen Welt nicht der mindeſten Vortheile. Sie hatten weder Halt, Stand noch Anſehn, als in ſofern ſonſt ein Verhältniß ihnen günſtig war, und es kam daher bloß auf den Zufall an, ob das Talent zu Ehren oder Schanden geboren ſeyn ſollte. Ein armer Erdenſohn, im Gefühl von Geiſt und Fähigkeiten, mußte ſich kümmerlich ins Leben hineinſchleppen und die Gabe, die er allenfalls von den Muſen erhalten hatte, von dem augenblicklichen Bedürfniß gedrängt, vergeuden. Das Gelegenheitsgedicht, die erſte und ächteſte aller Dichtarten, ward verächtlich auf einen Grad, daß die Nation noch jetzt nicht zu einem Begriff des hohen

Erklärung des Profil-Risses.

1. Das Grundgebirge, welches hier Porphyr ist.
2. Das rothe todte Liegende, dessen Oberfläche die reichen Sand-Erze enthält.
3. Das Schieferflöz.
4. Das Dach- oder Zechgestein.
5. Der Gips, worinne der neue Johannes bis auf das Zechgestein abgesunken wird.
6. Der Stinkstein.
7. Der Sandstein.
8. Die Damm-Erde.

a. Der neue Johannes. Dieser Schacht wird bis auf das Schieferflöz beynahe 140 Lachter tief werden.

b. Der tiefe Martinröder Stollen. Seine Länge vom Mundloch bis zum Durchschlag mit dem neuen Johannes wird über 3070 Lachter betragen. Unter diesem bringt er beynahe 52 Lachter Teufe ein.

c. Das nasse Ort oder der obere Stollen, ist vom treuen Friedrich (No. 31.) bis zum Querschlag nach dem neuen Johannes noch offen. Es stehet 9 Lachter über dem tiefen Stollen und ist mit demselben, des Wetterzugs wegen, größtentheils parallel getrieben. Da es dem aufsteigenden Flöz nachgehet, so hat

Werthes deſſelben gelangen kann, und ein Poet, wenn er nicht gar den Weg Günthers einſchlug, erſchien in der Welt auf die traurigſte Weiſe ſubordinirt, als Spaßmacher und Schmarutzer, ſo daß er ſowohl auf dem Theater als auf der Lebensbühne eine Figur vorſtellte, der man nach Belieben mitſpielen konnte.

Geſellte ſich hingegen die Muſe zu Männern von Anſehen, ſo erhielten dieſe dadurch einen Glanz, der auf die Geberinn zurückfiel. Lebensgewandte Edelleute, wie Hagedorn, ſtattliche Bürger, wie Brockes, entſchiedene Gelehrte, wie Haller, erſchienen unter den Erſten der Nation, den Vornehmſten und Geſchätzteſten gleich. Beſonders wurden auch ſolche Perſonen verehrt, die, neben jenem angenehmen Talente, ſich noch als emſige, treue Geſchäftsmänner auszeichneten. Deshalb erfreuten ſich Uz, Rabener, Weiße einer Achtung ganz eigner Art, weil man

die heterogenſten, ſelten mit einander verbundenen Eigenſchaften hier vereint zu ſchätzen hatte.

Nun ſollte aber die Zeit kommen, wo das Dichtergenie ſich ſelbſt gewahr würde, ſich ſeine eignen Verhältniſſe ſelbſt ſchüfe und den Grund zu einer unabhängigen Würde zu legen verſtünde. Alles traf in Klopſtock zuſammen, um eine ſolche Epoche zu begründen. Er war, von der ſinnlichen wie von der ſittlichen Seite betrachtet, ein reiner Jüngling. Ernſt und gründlich erzogen legt er, von Jugend an, einen groſſen Werth auf ſich ſelbſt und auf alles was er thut, und indem er die Schritte ſeines Lebens bedächtig vorausmißt, wendet er ſich, im Vorgefühl der ganzen Kraft ſeines Innern, gegen den höchſten denkbaren Gegenſtand. Der Meſſias, ein Name, der unendliche Eigenſchaften bezeichnet, ſollte durch ihn aufs Neue verherrlicht werden. Der Erlöſer ſollte

der Held seyn, den er, durch irdische Gemeinheit und Leiden, zu den höchsten himmlischen Triumphen zu begleiten gedachte. Alles was Göttliches, Englisches, Menschliches in der jungen Seele lag, ward hier in Anspruch genommen. Er, an der Bibel erzogen und durch ihre Kraft genährt, lebt nun mit Erzvätern, Propheten und Vorläufern als Gegenwärtigen; doch alle sind seit Jahrhunderten nur dazu berufen, einen lichten Kreis um den Einen zu ziehn, dessen Erniedrigung sie mit Staunen beschauen, und an dessen Verherrlichung sie glorreich Theil nehmen sollen. Denn endlich, nach trüben und schrecklichen Stunden, wird der ewige Richter sein Antlitz entwölken, seinen Sohn und Mitgott wieder anerkennen, und dieser wird ihm dagegen die abgewendeten Menschen, ja sogar einen abgefallenen Geist wieder zuführen. Die lebendigen Himmel jauchzen in tausend Engelstimmen um den Thron, und ein Liebesglanz übergießt das Weltall,

das ſeinen Blick kurz vorher auf eine gräuliche Opferſtätte geſammelt hielt. Der himmliſche Friede, welchen Klopſtock bey Conception und Ausführung dieſes Gedichtes empfunden, theilt ſich noch jetzt einem Jeden mit, der die erſten zehn Geſänge lieſt, ohne die Forderungen bey ſich laut werden zu laſſen, auf die eine fortruckende Bildung nicht gerne Verzicht thut.

Die Würde des Gegenſtands erhöhte dem Dichter das Gefühl eigner Perſönlichkeit. Daß er ſelbſt dereinſt zu dieſen Chören eintreten, daß der Gottmenſch ihn auszeichnen, ihm von Angeſicht zu Angeſicht den Dank für ſeine Bemühungen abtragen würde, den ihm ſchon hier jedes gefühlvolle, fromme Herz, durch manche reine Zähre, lieblich genug entrichtet hatte: dieß waren ſo unſchuldige kindliche Geſinnungen und Hoffnungen, als ſie nur ein wohlgeſchaffenes Gemüth haben und hegen kann. So erwarb nun Klopſtock das

völlige Recht, ſich als eine geheiligte Perſon anzuſehn, und ſo befliß er ſich auch in ſeinem Thun der aufmerkſamſten Reinigkeit. Noch in ſpätem Alter beunruhigte es ihn ungemein, daß er ſeine erſte Liebe einem Frauenzimmer zugewendet hatte, die ihn, da ſie einen Andern heiratete, in Ungewißheit ließ, ob ſie ihn wirklich geliebt habe, ob ſie ſeiner werth geweſen ſey. Die Geſinnungen, die ihn mit Meta verbanden, dieſe innige, ruhige Neigung, der kurze, heilige Eheſtand, des überbliebenen Gatten Abneigung vor einer zweyten Verbindung, alles iſt von der Art, um ſich deſſelben einſt im Kreiſe der Seligen wohl wieder erinnern zu dürfen.

Dieſes ehrenhafte Verfahren gegen ſich ſelbſt ward noch dadurch erhöht, daß er in dem wohlgeſinnten Dänemark, in dem Hauſe eines großen, und auch menſchlich betrachtet, fürtrefflichen Staatsmanns eine Zeit lang wohl aufgenommen war. Hier, in einem

höheren Kreiſe, der zwar in ſich abgeſchloſſen, aber auch zugleich der äußeren Sitte, der Aufmerkſamkeit gegen die Welt gewidmet war, entſchied ſich ſeine Richtung noch mehr. Ein gefaßtes Betragen, eine abgemeſſene Rede, ein Laconismus, ſelbſt wenn er offen und entſcheidend ſprach, gaben ihm durch ſein ganzes Leben ein gewiſſes diplomatiſches, miniſterielles Anſehn, das mit jenen zarten Naturgeſinnungen im Widerſtreit zu liegen ſchien, obgleich beyde aus Einer Quelle entſprangen. Von allem dieſen geben ſeine erſten Werke ein reines Ab- und Vorbild, und ſie mußten daher einen unglaublichen Einfluß gewinnen. Daß er jedoch perſönlich Andere ſtrebende im Leben und Dichten gefördert, iſt kaum als eine ſeiner entſchiedenen Eigenſchaften zur Sprache gekommen.

Aber eben ein ſolches Förderniß junger Leute im litterariſchen Thun und Treiben, eine Luſt, hoffnungsvolle, vom Glück nicht

begünſtigte Menſchen vorwärts zu bringen und ihnen den Weg zu erleichtern, hat einen deutſchen Mann verherrlicht, der, in Abſicht auf Würde die er ſich ſelbſt gab, wohl als der Zweyte, in Abſicht aber auf lebendige Wirkung, als der Erſte genannt werden darf. Niemanden wird entgehen, daß hier Gleim gemeynt ſey. Im Beſitz einer zwar dunkeln, aber einträglichen Stelle, wohnhaft an einem wohlgelegenen, nicht allzugroßen, durch militariſche, bürgerliche, litterariſche Betriebſamkeit belebten Orte, von wo die Einkünfte einer großen und reichen Stiftung ausgingen, nicht ohne daß ein Theil derſelben zum Vortheil des Platzes zurückblieb, fühlte er einen lebhaften productiven Trieb in ſich, der jedoch bey aller Stärke ihm nicht ganz genügte, deswegen er ſich einem andern vielleicht mächtigern Triebe hingab, dem nämlich, Andere etwas hervorbringen zu machen. Beyde Thätigkeiten flochten ſich während ſeines ganzen langen Lebens unabläſſig durch einander.

Er hätte eben ſowohl des Athemholens entbehrt als des Dichtens und Schenkens, und, indem er bedürftigen Talenten aller Art über frühere oder ſpätere Verlegenheiten hinaus und dadurch wirklich der Litteratur zu Ehren half, gewann er ſich ſo viele Freunde, Schuldner und Abhängige, daß man ihm ſeine breite Poeſie gerne gelten ließ, weil man ihm für die reichlichen Wohlthaten nichts zu erwiedern vermochte als Duldung ſeiner Gedichte.

Jener hohe Begriff nun, den ſich beyde Männer von ihrem Werth bilden durften, und wodurch Andere veranlaßt wurden, ſich auch für etwas zu halten, hat im Oeffentlichen und Geheimen ſehr groſſe und ſchöne Wirkungen hervorgebracht. Allein dieſes Bewußtſeyn, ſo ehrwürdig es iſt, führte für ſie ſelbſt, für ihre Umgebungen, ihre Zeit ein eignes Uebel herbey. Darf man beyde Männer, nach ihren geiſtigen Wirkungen, unbedenklich groß nennen, ſo blieben ſie ge-

gen die Welt doch nur klein, und gegen ein bewegteres Leben betrachtet, waren ihre äußeren Verhältniſſe nichtig. Der Tag iſt lang und die Nacht dazu; man kann nicht immer dichten, thun oder geben; ihre Zeit konnte nicht ausgefüllt werden, wie die der Weltleute, Vornehmen und Reichen; ſie legten daher auf ihre beſondern engen Zuſtände einen zu hohen Werth, in ihr tägliches Thun und Treiben eine Wichtigkeit, die ſie ſich nur unter einander zugeſtehn mochten; ſie freuten ſich mehr als billig ihrer Scherze, die, wenn ſie den Augenblick anmuthig machten, doch in der Folge keineswegs für bedeutend gelten konnten. Sie empfingen von Andern Lob und Ehre wie ſie verdienten, ſie gaben ſolche zurück, wohl mit Maß, aber doch immer zu reichlich, und eben weil ſie fühlten, daß ihre Neigung viel werth ſey, ſo gefielen ſie ſich, dieſelbe wiederholt auszudrücken, und ſchonten hierbey weder Papier noch Dinte. So entſtanden jene Brief-

wechſel, über deren Gehaltsmangel die neue-re Welt ſich verwundert, der man nicht ver-argen kann, wenn ſie kaum die Möglichkeit einſieht, wie vorzügliche Menſchen ſich an einer ſolchen Wechſelnichtigkeit ergetzen konn-ten, wenn ſie den Wunſch laut werden läßt, dergleichen Blätter möchten ungedruckt gebli-eben ſeyn. Allein man laſſe jene wenigen Bän-de doch immer neben ſo viel andern auf dem Bücherbrette ſtehn, wenn man ſich daran belehrt hat, daß der vorzüglichſte Menſch auch nur vom Tage lebt und nur kümmerlichen Unterhalt genießt, wenn er ſich zu ſehr auf ſich ſelbſt zurückwirft und in die Fülle der äußeren Welt zu greifen verſäumt, wo er al-lein Nahrung für ſein Wachsthum und zu-gleich einen Maßſtab deſſelben finden kann.

Die Thätigkeit jener Männer ſtand in ihrer ſchönſten Blüthe, als wir jungen Leute uns auch in unſerem Kreiſe zu regen anfingen, und ich war ſo ziemlich auf dem Wege

mit jüngeren Freunden, wo nicht auch mit älteren Perſonen, in ein ſolches wechſelſeitiges Schönethun, Geltenlaſſen, Heben und Tragen zu gerathen. In meiner Sphäre konnte das was ich hervorbrachte immer für gut gehalten werden. Frauenzimmer, Freunde, Gönner werden nicht ſchlecht finden was man ihnen zu Liebe unternimmt und dichtet; aus ſolchen Verbindlichkeiten entſpringt zuletzt der Ausdruck eines leeren Behagens an einander, in deſſen Phraſen ſich ein Character leicht verliert, wenn er nicht von Zeit zu Zeit zu höherer Tüchtigkeit geſtählt wird.

Und ſo hatte ich von Glück zu ſagen, daß, durch eine unerwartete Bekanntſchaft, alles was in mir von Selbſtgefälligkeit, Beſpiegelungsluſt, Eitelkeit, Stolz und Hochmuth ruhen oder wirken mochte, einer ſehr harten Prüfung ausgeſetzt ward, die in ihrer Art einzig, der Zeit keineswegs gemäß, und nur deſto eindringender und empfindlicher war.

Denn das bedeutendſte Ereigniß, was die wichtigſten Folgen für mich haben ſollte, war die Bekanntſchaft und die daran ſich knüpfende nähere Verbindung mit Herder. Er hatte den Prinzen von Holſtein-Eutin, der ſich in traurigen Gemüthszuſtänden befand, auf Reiſen begleitet und war mit ihm bis Straßburg gekommen. Unſere Societät, ſobald ſie ſeine Gegenwart vernahm, trug ein großes Verlangen ſich ihm zu nähern, und mir begegnete dieß Glück zuerſt ganz unvermuthet und zufällig. Ich war nämlich in den Gaſthof zum Geiſt gegangen, ich weiß nicht welchen bedeutenden Fremden aufzuſuchen. Gleich unten an der Treppe fand ich einen Mann, der eben auch hinaufzuſteigen im Begriff war, und den ich für einen Geiſtlichen halten konnte. Sein gepudertes Haar war in eine runde Locke aufgeſteckt, das ſchwarze Kleid bezeichnete ihn gleichfalls, mehr noch aber ein langer ſchwarzer ſeidner Mantel, deſſen Ende er zuſammengenommen und in die

Taſche geſteckt hatte. Dieſes einigermaßen auf-
fallende, aber doch im Ganzen galante und ge-
fällige Weſen, wovon ich ſchon hatte ſprechen
hören, ließ mich keineswegs zweifeln, daß er der
berühmte Ankömmling ſey, und meine Anrede
mußte ihn ſogleich überzeugen, daß ich ihn
kenne. Er fragte nach meinem Namen, der
ihm von keiner Bedeutung ſeyn konnte; allein
meine Offenheit ſchien ihm zu gefallen, indem er
ſie mit groſſer Freundlichkeit erwiederte, und als
wir die Treppe hinaufſtiegen, ſich ſogleich zu
einer lebhaften Mittheilung bereit finden ließ.
Es iſt mir entfallen, wen wir damals beſuch-
ten; genug, beym Scheiden bat ich mir die
Erlaubniß aus, ihn bey ſich zu ſehen, die er
mir denn auch freundlich genug ertheilte. Ich
verſäumte nicht, mich dieſer Vergünſtigung
wiederholt zu bedienen, und ward immer mehr
von ihm angezogen. Er hatte etwas Weiches
in ſeinem Betragen, das ſehr ſchicklich und
anſtändig war, ohne daß es eigentlich adrett
geweſen wäre. Ein rundes Geſicht, eine be-

deutende Stirn, eine etwas ſtumpfe Naſe, einen etwas aufgeworfenen, aber höchſt individuell angenehmen, liebenswürdigen Mund. Unter ſchwarzen Augenbrauen ein Paar kohlſchwarze Augen, die ihre Wirkung nicht verfehlten, obgleich das eine roth und entzündet zu ſeyn pflegte. Durch mannigfaltige Fragen ſuchte er ſich mit mir und meinem Zuſtande bekannt zu machen, und ſeine Anziehungskraft wirkte immer ſtärker auf mich. Ich war überhaupt ſehr zutraulicher Natur, und vor ihm beſonders hatte ich gar kein Geheimniß. Es währte jedoch nicht lange, als der abſtoßende Puls ſeines Weſens eintrat und mich in nicht geringes Misbehagen verſetzte. Ich erzählte ihm mancherley von meinen Jugendbeſchäftigungen und Liebhabereyen, unter andern von einer Siegelſammlung, die ich hauptſächlich durch des correſpondenzreichen Hausfreundes Theilnahme zuſammengebracht. Ich hatte ſie nach dem Staats-Calender eingerichtet, und war bey dieſer Gelegenheit mit

ſämmtlichen Potentaten, gröſsern und geringern Mächten und Gewalten, bis auf den Adel herunter wohl bekannt geworden, und meinem Gedächtniß waren dieſe heraldiſchen Zeichen gar oft, und vorzüglich bey der Krönungsfeyerlichkeit zu Statten gekommen. Ich ſprach von dieſen Dingen mit einiger Behaglichkeit; allein er war anderer Meynung, verwarf nicht allein dieſes ganze Intereſſe, ſondern wuſte es mir auch lächerlich zu machen, ja beynahe zu verleiden.

Von dieſem ſeinen Widerſprechungsgeiſte ſollte ich noch gar manches ausſtehen: denn er entſchloß ſich, theils weil er ſich vom Prinzen abzuſondern gedachte, theils eines Augenübels wegen, in Straßburg zu verweilen. Dieſes Uebel iſt eins der beſchwerlichſten nnd unangenehmſten, und um deſto läſtiger, als es nur durch eine ſchmerzliche, höchſtverdrießliche und unſichere Operation geheilt werden kann. Das Thränenſäckchen nämlich iſt nach unten zu ver-

ſchloſſen, ſo daß die darin enthaltene Feuchtigkeit nicht nach der Naſe hin und um ſo weniger abfließen kann als auch dem benachbarten Knochen die Oeffnung fehlt, wodurch dieſe Secretion naturgemäß erfolgen ſollte. Der Boden des Säckchens muß daher aufgeſchnitten und der Knochen durchbohrt werden; da denn ein Pferdehaar durch den Thränenpunct, ferner durch das eröffnete Säckchen und durch den damit in Verbindung geſetzten neuen Canal gezogen und täglich hin und wieder bewegt wird, um die Communication zwiſchen beyden Theilen herzuſtellen, welches alles nicht gethan noch erreicht werden kann, wenn nicht erſt in jener Gegend äußerlich ein Einſchnitt gemacht worden.

Herder war nun vom Prinzen getrennt, in ein eignes Quartier gezogen, der Entſchluß war gefaßt, ſich durch Lobſtein operiren zu laſſen. Hier kamen mir jene Uebungen gut zu Statten, durch die ich meine Empfindlich-

keit abzustumpfen versucht hatte; ich konnte der Operation beywohnen und einem so werthen Manne auf mancherley Weise dienstlich und behülflich seyn. Hier fand ich nun alle Ursache, seine große Standhaftigkeit und Geduld zu bewundern: denn weder bey den vielfachen chirurgischen Verwundungen, noch bey dem oftmals wiederholten schmerzlichen Verbande bewies er sich im mindesten verdrießlich, und er schien derjenige von uns zu seyn, der am wenigsten litt; aber in der Zwischenzeit hatten wir freylich den Wechsel seiner Laune vielfach zu ertragen. Ich sage wir: denn es war außer mir ein behaglicher Russe, Namens Peglow, meistens um ihn. Dieser war ein früherer Bekannter von Herder in Riga gewesen, und suchte sich, obgleich kein Jüngling mehr, noch in der Chirurgie unter Lobsteins Anleitung zu vervollkommnen. Herder konnte allerliebst einnehmend und geistreich seyn, aber eben so leicht eine verdrießliche Seite hervorkehren. Dieses Anziehen und Abstoßen haben

zwar alle Menſchen ihrer Natur nach, einige mehr, einige weniger, einige in langſamern, andere in ſchnelleren Pulſen; wenige können ihre Eigenheiten hierin wirklich bezwingen, viele zum Schein. Was Herdern betrifft, ſo ſchrieb ſich das Uebergewicht ſeines widerſprechenden, bittern, biſſigen Humors gewiß von ſeinem Uebel und den daraus entſpringenden Leiden her. Dieſer Fall kommt im Leben öfters vor, und man beachtet nicht genug die moraliſche Wirkung krankhafter Zuſtände, und beurtheilt daher manche Characteere ſehr ungerecht, weil man alle Menſchen für geſund nimmt und von ihnen verlangt, daß ſie ſich auch in ſolcher Maße betragen ſollen.

Die ganze Zeit dieſer Cur beſuchte ich Herdern Morgens und Abends; ich blieb auch wohl ganze Tage bey ihm und gewöhnte mich in kurzem um ſo mehr an ſein Schelten und Tadeln, als ich ſeine ſchönen und großen Eigenſchaften, ſeine ausgebreiteten

Kenntniſſe, ſeine tiefen Einſichten täglich mehr ſchätzen lernte. Die Einwirkung dieſes gutmüthigen Polterers war groß und bedeutend. Er hatte fünf Jahre mehr als ich, welches in jüngeren Tagen ſchon einen großen Unterſchied macht; und da ich ihn für das anerkannte was er war, da ich dasjenige zu ſchätzen ſuchte was er ſchon geleiſtet hatte, ſo mußte er eine groſſe Superiorität über mich gewinnen. Aber behaglich war der Zuſtand nicht: denn ältere Perſonen, mit denen ich bisher umgegangen, hatten mich mit Schonung zu bilden geſucht, vielleicht auch durch Nachgiebigkeit verzogen; von Herdern aber konnte man niemals eine Billigung erwarten, man mochte ſich anſtellen wie man wollte. Indem nun alſo auf der einen Seite meine groſſe Neigung und Verehrung für ihn, und auf der andern das Misbehagen, das er in mir erweckte, beſtändig mit einander im Streit lagen; ſo entſtand ein Zwieſpalt in mir, der erſte in ſeiner Art, den ich in meinem Leben

empfunden hatte. Da ſeine Geſpräche jederzeit bedeutend waren, er mochte fragen, antworten oder ſich ſonſt auf eine Weiſe mittheilen; ſo mußte er mich zu neuen Anſichten täglich, ja ſtündlich befördern. In Leipzig hatte ich mir eher ein enges und abgezirkeltes Weſen angewöhnt, und meine allgemeinen Kenntniſſe der deutſchen Litteratur konnten durch meinen Frankfurter Zuſtand nicht erweitert werden; ja mich hatten jene myſtiſch-religiöſen chemiſchen Beſchäftigungen in dunkle Regionen geführt, und was ſeit einigen Jahren in der weiten literariſchen Welt vorgegangen, war mir meiſtens fremd geblieben. Nun wurde ich auf einmal durch Herder mit allem neuen Streben und mit allen den Richtungen bekannt, welche daſſelbe zu nehmen ſchien. Er ſelbſt hatte ſich ſchon genugſam berühmt gemacht, und durch ſeine Fragmente, die kritiſchen Wälder und anderes unmittelbar an die Seite der vorzüglichſten Männer geſetzt, welche ſeit länge-

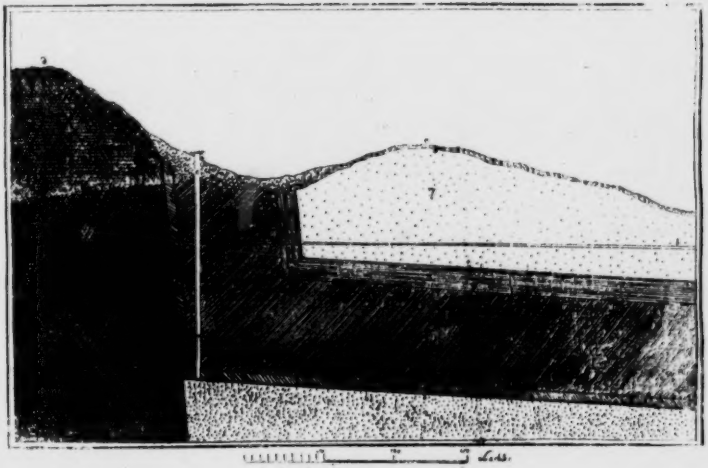
7
Lieus.

rer Zeit die Augen des Vaterlands auf sich zogen. Was in einem solchen Geiste für eine Bewegung, was in einer solchen Natur für eine Gährung müsse gewesen seyn, läßt sich weder fassen noch darstellen. Groß aber war gewiß das eingehüllte Streben, wie man leicht eingestehn wird, wenn man bedenkt, wie viele Jahre nachher, und was er alles gewirkt und geleistet hat.

Wir hatten nicht lange auf diese Weise zusammengelebt, als er mir vertraute, daß er sich um den Preis, welcher auf die beste Schrift über den Ursprung der Sprachen von Berlin ausgesetzt war, mit zu bewerben gedenke. Seine Arbeit war schon ihrer Vollendung nahe, und wie er eine sehr reinliche Hand schrieb, so konnte er mir bald ein lesbares Manuscript heftweise mittheilen. Ich hatte über solche Gegenstände niemals nachgedacht; ich war noch zu sehr in der Mitte der Dinge befangen, als daß ich hätte an An-

ſang und Ende denken ſollen. Auch ſchien mir die Frage einigermaſſen müßig: denn wenn Gott den Menſchen als Menſchen erſchaffen hatte, ſo war ihm ja ſo gut die Sprache als der aufrechte Gang anerſchaffen; ſo gut er gleich merken mußte, daß er gehen und greifen könne, ſo gut mußte er auch gewahr werden, daß er mit der Kehle zu ſingen, und dieſe Töne durch Zunge, Gaumen und Lippen noch auf verſchiedene Weiſe zu modificiren vermöge. War der Menſch göttlichen Urſprungs, ſo war es ja auch die Sprache ſelbſt, und war der Menſch in dem Umkreis der Natur betrachtet, ein natürliches Weſen, ſo war die Sprache gleichfalls natürlich. Dieſe beyden Dinge konnte ich wie Seel' und Leib niemals auseinander bringen. Silberſchlag, bey einem cruden Realismus doch etwas phantaſtiſch geſinnt, hatte ſich für den göttlichen Urſprung entſchieden, das heißt, daß Gott den Schulmeiſter bey den erſten Menſchen geſpielt habe. Herders

Abhandlung ging darauf hinaus, zu zeigen, wie der Menſch als Menſch wohl aus eignen Kräften zu einer Sprache gelangen könne und müſſe. Ich las die Abhandlung mit großem Vergnügen und zu meiner beſondern Kräftigung; allein ich ſtand nicht hoch genug, weder im Wiſſen noch im Denken, um ein Urtheil darüber zu begründen. Ich bezeigte dem Verfaſſer daher meinen Beyfall, indem ich nur wenige Bemerkungen, die aus meiner Sinnesweiſe herfloſſen, hinzufügte. Eins aber wurde wie das andre aufgenommen; man wurde geſcholten und getadelt, man mochte nun bedingt oder unbedingt zuſtimmen. Der dicke Chirurgus hatte weniger Geduld als ich; er lehnte die Mittheilung dieſer Preisſchrift humoriſtiſch ab, und verſicherte, daß er gar nicht eingerichtet ſey, über ſo abſtracte Materien zu denken. Er drang vielmehr auf's L'hombre, welches wir gewöhnlich Abends zuſammen ſpielten.

Bey einer ſo verdrießlichen und ſchmerzhaften Cur verlor unſer Herder nicht an ſeiner Lebhaftigkeit; ſie ward aber immer weniger wohlthätig. Er konnte nicht ein Billet ſchreiben, um etwas zu verlangen, das nicht mit irgend einer Verhöhnung gewürzt geweſen wäre. So ſchrieb er mir zum Beyſpiel einmal:

Wenn des Brutus Briefe dir ſind in Cicero's Briefen,
Dir, den die Tröſter der Schulen von wohlgehobelten Brettern,
Prachtgerüſtete, treſten, doch mehr von außen als innen,
Der von Göttern du ſtammſt, von Gothen oder vom Kothe,
Goethe, ſende mir ſie.

Es war freylich nicht fein, daß er ſich mit meinem Namen dieſen Spaß erlaubte: denn der Eigenname eines Menſchen iſt nicht etwa wie ein Mantel, der bloß um ihn her hängt und an dem man allenfalls noch zupfen

und zerren kann, ſondern ein vollkommen paſſendes Kleid, ja wie die Haut ſelbſt ihm über und über angewachſen, an der man nicht ſchaben und ſchinden darf, ohne ihn ſelbſt zu verletzen.

Der erſte Vorwurf hingegen war gegründeter. Ich hatte nämlich die von Langern eingetauſchten Autoren, und dazu noch verſchiedene ſchöne Ausgaben aus meines Vaters Sammlung, mit nach Straßburg genommen und ſie auf einem reinlichen Bücherbrett aufgeſtellt, mit dem beſten Willen, ſie zu benutzen. Wie ſollte aber die Zeit zureichen, die ich in hunderterley Thätigkeiten zerſplitterte. Herder, der auf Bücher höchſt aufmerkſam war, weil er deren jeden Augenblick bedurfte, gewahrte beym erſten Beſuch meine ſchöne Sammlung, aber auch bald, daß ich mich derſelben gar nicht bediente; deswegen er, als der große Feind alles Scheins und

aller Oſtentation, bey Gelegenheit mich damit aufzuziehen pflegte.

Noch ein anderes Spottgedicht fällt mir ein, das er mir Abends nachſendete, als ich ihm von der Dresdner Galerie viel erzählt hatte. Freylich war ich in den höhern Sinn der italiäniſchen Schule nicht eingedrungen, aber Dominico Feti, ein trefflicher Künſtler, wiewohl Humoriſt und alſo nicht vom erſten Range, hatte mich ſehr angeſprochen. Geiſtliche Gegenſtände mußten gemalt werden. Er hielt ſich an die neuteſtamentlichen Parabeln und ſtellte ſie gern dar, mit viel Eigenheit, Geſchmack und guter Laune. Er führte ſie dadurch ganz ans gemeine Leben heran, und die ſo geiſtreichen als naiven Einzelnheiten ſeiner Compoſitionen, durch einen freyen Pinſel empfohlen, hatten ſich mir lebendig eingedrückt. Ueber dieſen meinen kindlichen Kunſtenthuſiasmus ſpottete Herder folgendergeſtalt

Aus Sympathie
Behagt mir beſonders ein Meiſter,
Dominico Feti heißt er.
Der parodirt die bibliſche Parabel
So hübſch zu einer Narrenfabel,
Aus Sympathie. — Du närriſche Parabel!

Dergleichen mehr oder weniger heitre oder abſtruſe, muntre oder bittre Späße könnte ich noch manche anführen. Sie verdroſſen mich nicht, waren mir aber unbequem. Da ich jedoch alles, was zu meiner Bildung beytrug, höchlich zu ſchätzen wußte, und ich ja mehrmals frühere Meynungen und Neigungen aufgegeben hatte; ſo fand ich mich gar bald darein und ſuchte nur, ſoviel mir auf meinem damaligen Standpuncte möglich war, gerechten Tadel von ungerechten Invectiven zu unterſcheiden. Und ſo war denn auch kein Tag, der nicht auf das fruchtbarſte lehrreich für mich geweſen wäre.

Ich ward mit der Poeſie von einer ganz andern Seite, in einem andern Sinne bekannt als bisher, und zwar in einem ſolchen, der mir ſehr zuſagte. Die hebräiſche Dichtkunſt, welche er nach ſeinem Vorgänger Lowth geiſtreich behandelte, die Volkspoeſie, deren Ueberlieferungen im Elſaß aufzuſuchen er uns antrieb, die älteſten Urkunden als Poeſie, gaben das Zeugniß, daß die Dichtkunſt überhaupt eine Welt- und Völkergabe ſey, nicht ein Privaterbtheil einiger feinen, gebildeten Männer. Ich verſchlang das alles, und je heftiger ich im Empfangen, deſto freygebiger war er im Geben, und wir brachten die intereſſanteſten Stunden zuſammen zu. Meine übrigen angefangenen Naturſtudien ſuchte ich fortzuſetzen, und da man immer Zeit genug hat, wenn man ſie gut anwenden will; ſo gelang mir mitunter das Doppelte und Dreyfache. Was die Fülle dieſer wenigen Wochen betrifft, welche wir zuſammen lebten, kann ich wohl ſagen, daß alles, was Herder nach-

her allmählich ausgeführt hat, im Keim angedeutet ward, und daß ich dadurch in die glückliche Lage gerieth, alles was ich bisher gedacht, gelernt, mir zugeeignet hatte, zu completiren, an ein Höheres anzuknüpfen, zu erweitern. Wäre Herder methodischer gewesen, so hätte ich auch für eine dauerhafte Richtung meiner Bildung die köstlichste Anleitung gefunden; aber er war mehr geneigt zu prüfen und anzuregen, als zu führen und zu leiten. So machte er mich zuerst mit Hamanns Schriften bekannt, auf die er einen sehr großen Werth setzte. Anstatt mich aber über dieselben zu belehren und mir den Hang und Gang dieses außerordentlichen Geistes begreiflich zu machen; so diente es ihm gewöhnlich nur zur Belustigung, wenn ich mich, um zu dem Verständniß solcher Sibyllischen Blätter zu gelangen, freylich wunderlich genug gebärdete. Indessen fühlte ich wohl, daß mir in Hamanns Schriften etwas zusagte, dem

ich mich überließ, ohne zu wiſſen, woher es komme und wohin es führe.

Nachdem die Cur länger als billig gedauert, Lobſtein in ſeiner Behandlung zu ſchwanken und ſich zu wiederholen anfing, ſo daß die Sache kein Ende nehmen wollte, auch Peglow mir ſchon heimlich anvertraut hatte, daß wohl ſchwerlich ein guter Ausgang zu hoffen ſey; ſo trübte ſich das ganze Verhältniß: Herder ward ungeduldig und mismuthig, es wollte ihm nicht gelingen, ſeine Thätigkeit wie bisher fortzuſetzen, und er muſte ſich um ſo mehr einſchränken, als man die Schuld des misrathenen chirurgiſchen Unternehmens auf Herders allzugroße geiſtige Anſtrengung und ſeinen ununterbrochenen lebhaften, ja luſtigen Umgang mit uns zu ſchieben anfing. Genug, nach ſo viel Qual und Leiden wollte die künſtliche Thränenrinne ſich nicht bilden und die beabſichtigte Communication nicht zu Stande kommen. Man ſah ſich ge-

nöthigt, damit das Uebel nicht ärger würde, die Wunde zugehn zu laſſen. Wenn man nun bey der Operation Herders Standhaftigkeit unter ſolchen Schmerzen bewundern mußte, ſo hatte ſeine melancholiſche, ja grimmige Reſignation in den Gedanken, zeitlebens einen ſolchen Makel tragen zu müſſen, etwas wahrhaft Erhabenes, wodurch er ſich die Verehrung derer, die ihn ſchauten und liebten, für immer zu eigen machte. Dieſes Uebel, das ein ſo bedeutendes Angeſicht entſtellte, mußte ihm um ſo ärgerlicher ſeyn, als er ein vorzügliches Frauenzimmer in Darmſtadt kennen gelernt und ſich ihre Neigung erworben hatte. Hauptſächlich in dieſem Sinne mochte er ſich jener Cur unterwerfen, um bey der Rückreiſe freyer, fröhlicher, wohlgebildeter vor ſeine Halbverlobte zu treten, und ſich gewiſſer und unverbrüchlicher mit ihr zu verbinden. Er eilte jedoch, ſobald als möglich von Straßburg wegzukommen, und weil ſein bisheriger Aufenthalt ſo koſtbar als unangenehm gewe-

ſen, erborgte ich eine Summe Geldes für ihn, die er auf einen beſtimmten Termin zu erſtatten verſprach. Die Zeit verſtrich, ohne daß das Geld ankam. Mein Gläubiger mahnte mich zwar nicht, aber ich war doch mehrere Wochen in Verlegenheit. Endlich kam Brief und Geld, und auch hier verläugnete er ſich nicht: denn anſtatt eines Dankes, einer Entſchuldigung, enthielt ſein Schreiben lauter ſpöttliche Dinge in Knittelverſen, die einen Andern irre, oder gar abwendig gemacht hätten; mich aber rührte das nicht weiter, da ich von ſeinem Werth einen ſo groſſen und mächtigen Begriff gefaßt hatte, der alles Widerwärtige verſchlang, was ihm hätte ſchaden können.

Man ſoll jedoch von eignen und fremden Fehlern niemals, am wenigſten öffentlich reden, wenn man nicht dadurch etwas Nützliches zu bewirken denkt; deshalb will ich hier gewiſſe zudringende Bemerkungen einſchalten.

Dank und Undank gehören zu denen, in der moraliſchen Welt jeden Augenblick hervortretenden Ereigniſſen, worüber die Menſchen ſich unter einander niemals beruhigen können. Ich pflege einen Unterſchied zu machen zwiſchen Nichtdankbarkeit, Undank und Widerwillen gegen den Dank. Jene erſte iſt dem Menſchen angeboren, ja anerſchaffen: denn ſie entſpringt aus einer glücklichen, leichtſinnigen Vergeſſenheit des Widerwärtigen wie des Erfreulichen, wodurch ganz allein die Fortſetzung des Lebens möglich wird. Der Menſch bedarf ſo unendlich vieler äußeren Vor- und Mitwirkungen zu einem leidlichen Daſeyn, daß wenn er der Sonne und der Erde, Gott und der Natur, Vorvordern und Aeltern, Freunden und Geſellen immer den gebührenden Dank abtragen wollte, ihm weder Zeit noch Gefühl übrig bliebe, um neue Wohlthaten zu empfangen und zu genießen. Läßt nun freylich der natürliche Menſch jenen Leichtſinn in und über ſich walten, ſo nimmt eine

kalte Gleichgültigkeit immer mehr überhand, und man ſieht den Wohlthäter zuletzt als einen Fremden an, zu deſſen Schaden man allenfalls, wenn es uns nützlich wäre, auch etwas unternehmen dürfte. Dieß allein kann eigentlich Undank genannt werden, der aus der Rohheit entſpringt, worin die ungebildete Natur ſich am Ende nothwendig verlieren muß. Widerwille gegen das Danken jedoch, Erwiederung einer Wohlthat durch unmuthiges und verdrießliches Weſen iſt ſehr ſelten und kommt nur bey vorzüglichen Menſchen vor: ſolchen, die mit großen Anlagen und dem Vorgefühl derſelben, in einem niederen Stande oder in einer hülfloſen Lage geboren, ſich von Jugend auf Schritt vor Schritt durchdrängen und von allen Orten her Hülfe und Beyſtand annehmen müſſen, die ihnen denn manchmal durch Plumpheit der Wohlthäter vergällt und widerwärtig werden, indem das, was ſie empfangen, irdiſch und das, was ſie dagegen leiſten, höherer Art iſt, ſo daß eine ei-

gentliche Compenſation nicht gedacht werden kann. Leſſing hat bey dem ſchönen Bewußtſeyn, das ihm, in ſeiner beſten Lebenszeit, über irdiſche Dinge zu Theil ward, ſich hierüber einmal derb aber heiter ausgeſprochen. Herder hingegen vergällte ſich und Andern immerfort die ſchönſten Tage, da er jenen Unmuth, der ihn in der Jugend nothwendig ergriffen hatte, in der Folgezeit durch Geiſteskraft nicht zu mäßigen wußte.

Dieſe Forderung kann man gar wohl an ſich machen: denn der Bildungsfähigkeit eines Menſchen kommt das Licht der Natur, welches immer thätig iſt, ihn über ſeine Zuſtände aufzuklären, auch hier gar freundlich zu Statten; und überhaupt ſollte man in manchen ſittlichen Bildungsfällen die Mängel nicht zu ſchwer nehmen, und ſich nicht nach allzuernſten, weitliegenden Mitteln umſehen, da ſich gewiſſe Fehler ſehr leicht, ja ſpielend abthun laſſen. So können wir zum Bey-

ſpiel die Dankbarkeit in uns durch bloße Gewohnheit erregen, lebendig erhalten, ja zum Bedürfniß machen.

In einem biographiſchen Verſuch ziemt es wohl, von ſich ſelbſt zu reden. Ich bin von Natur ſo wenig dankbar als irgend ein Menſch, und beym Vergeſſen empfangenes Guten konnte das heftige Gefühl eines augenblicklichen Misverhältniſſes mich ſehr leicht zum Undank verleiten.

Dieſem zu begegnen, gewöhnte ich mich zuförderſt, bey allem was ich beſitze, mich gern zu erinnern, wie ich dazu gelangt, von wem ich es erhalten, es ſey durch Geſchenk, Tauſch oder Kauf, oder auf irgend eine andre Art. Ich habe mich gewöhnt, beym Vorzeigen meiner Sammlungen der Perſonen zu gedenken, durch deren Vermittelung ich das Einzelne erhielt, ja der Gelegenheit, dem Zufall, der entfernteſten Veranlaſſung und

Mitwirkung, wodurch mir Dinge geworden, die mir lieb und werth ſind, Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen. Das was uns umgiebt erhält dadurch ein Leben, wir ſehen es in geiſtiger, liebevoller, genetiſcher Verknüpfung, und durch das Vergegenwärtigen vergangener Zuſtände wird das augenblickliche Daſeyn erhöht und bereichert, die Urheber der Gaben ſteigen wiederholt vor der Einbildungskraft hervor, man verknüpft mit ihrem Bilde eine angenehme Erinnerung, macht ſich den Undank unmöglich und ein gelegentliches Erwiedern leicht und wünſchenswerth. Zugleich wird man auf die Betrachtung desjenigen geführt, was nicht ſinnlicher Beſitz iſt, und man recapitulirt gar gern, woher ſich unſere höheren Güter ſchreiben und datiren.

Ehe ich nun von jenem für mich ſo bedeutenden und folgereichen Verhältniſſe zu Herdern den Blick hinwegwende, finde ich noch einiges nachzubringen. Es war nichts natür-

licher, als daß ich nach und nach in Mittheilung deſſen, was bisher zu meiner Bildung beygetragen, beſonders aber ſolcher Dinge, die mich noch in dem Augenblicke ernſtlich beſchäftigten, gegen Herdern immer karger und karger ward. Er hatte mir den Spaß an ſo manchem, was ich früher geliebt, verdorben und mich beſonders wegen der Freude, die ich an Ovids Metamorphoſen gehabt, aufs ſtrengſte getadelt. Ich mochte meinen Liebling in Schutz nehmen wie ich wollte, ich mochte ſagen, daß für eine jugendliche Phantaſie nichts erfreulicher ſeyn könne, als in jenen heitern und herrlichen Gegenden mit Göttern und Halbgöttern zu verweilen und ein Zeuge ihres Thuns und ihrer Leidenſchaften zu ſeyn; ich mochte jenes oben erwähnte Gutachten eines ernſthaften Mannes umſtändlich beybringen und ſolches durch meine eigne Erfahrung bekräftigen: das alles ſollte nicht gelten, es ſollte ſich keine eigentliche unmittelbare Wahrheit in dieſen Gedich-

ten finden; hier ſey weder Griechenland noch Italien, weder eine Urwelt noch eine gebildete, alles vielmehr ſey Nachahmung des ſchon Dageweſenen und eine manierirte Darſtellung, wie ſie ſich nur von einem Uebercultivirten erwarten laſſe. Und wenn ich denn zuletzt behaupten wollte: was ein vorzügliches Individuum hervorbringe, ſey doch auch Natur, und unter allen Völkern, frühern und ſpätern, ſey doch immer nur der Dichter Dichter geweſen; ſo wurde mir dieß nun gar nicht gut gehalten, und ich mußte manches deswegen ausſtehen, ja mein Ovid war mir beynah dadurch verleidet: denn es iſt keine Neigung, keine Gewohnheit ſo ſtark, daß ſie gegen die Misreden vorzüglicher Menſchen, in die man Vertrauen ſetzt, auf die Länge ſich erhalten könnte. Immer bleibt etwas hängen, und wenn man nicht unbedingt lieben darf, ſieht es mit der Liebe ſchon misslich aus.

Am ſorgfältigſten verbarg ich ihm das Intereſſe an gewiſſen Gegenſtänden, die ſich bey mir eingewurzelt hatten und ſich nach und nach zu poetiſchen Geſtalten ausbilden wollten. Es war Götz von Berlichingen und Fauſt. Die Lebensbeſchreibung des erſtern hatte mich im Innerſten ergriffen. Die Geſtalt eines rohen, wohlmeynenden Selbſthelfers in wilder anarchiſcher Zeit erregte meinen tiefſten Antheil. Die bedeutende Puppenſpielfabel des andern klang und ſummte gar vieltönig in mir wieder. Auch ich hatte mich in allem Wiſſen umhergetrieben und war früh genug auf die Eitelkeit deſſelben hingewieſen worden. Ich hatte es auch im Leben auf allerley Weiſe verſucht, und war immer unbefriedigter und gequälter zurückgekommen. Nun trug ich dieſe Dinge, ſo wie manche andre, mit mir herum und ergetzte mich daran in einſamen Stunden, ohne jedoch etwas davon aufzuſchreiben. Am meiſten aber verbarg ich vor Herdern meine myſtiſch-cabbaliſti-

hat es auf dem Profil nicht ſeiner Länge nach angegeben werden können.

d. Die Sturmheyde.

e. Die Ober-Pörlitzer Höhe.

Noch iſt folgendes zu bemerken.

Das Hauptſtreichen des aufſteigenden Flözes, welches man ehemals unrichtig einen Gang oder auch einen Rücken benennte, iſt von Süd-Oſt nach Nord-Weſt. Das Fallen des liegenden oder ſchwebenden Flözes iſt im Ganzen gegen Nord-Oſt. Man hat den Profil Riß in der Linie von Süd-Oſt nach Nord-Weſt genommen. Man muß ſich daher vorſtellen, daß künftig die Abbauung des Flözes im Ganzen von Süd-Weſt nach Nord-Oſt oder Angeſichts entgegen erfolgen werde. Der Winkel oder die Direction des aufſteigenden Flözes bleibt nicht immer eben dieſelbe, wie es nach dem Profil ſcheinen möchte; vielmehr iſt aus den Nachrichten von dem ehemaligen Bau auf demſelben (oder auf dem damals ſogenannten Röder-Gang) bekannt, daß dieſes aufſteigende Flöz in verſchiedenen Winkeln und Directionen einſchießt.

Uebrigens wird man darüber, wie dieſes Profil-Stück ſich gegen das ganze Gebirge verhalte, die mineralogiſchen Reiſen durch das Fürſtenthum Weimar, (von J. C. W. Voigt) und die dabey befindlichen Gebirgs-Profile nachzuſehen haben.

Für

ſche Chemie und was ſich darauf bezog, ob ich mich gleich noch ſehr gern heimlich beſchäftigte, ſie conſequenter auszubilden, als man ſie mir überliefert hatte. Von poetiſchen Arbeiten glaube ich ihm die Mitſchuldigen vorgelegt zu haben, doch erinnere ich mich nicht, daß mir irgend eine Zurechtweiſung oder Aufmunterung von ſeiner Seite hierüber zu Theil geworden wäre. Aber bey dieſem allen blieb er der er war; was von ihm ausging wirkte, wenn auch nicht erfreulich, doch bedeutend; ja ſeine Handſchrift ſogar übte auf mich eine magiſche Gewalt aus. Ich erinnere mich nicht, daß ich eins ſeiner Blätter, ja nur ein Couvert von ſeiner Hand, zerriſſen oder verſchleudert hätte; dennoch iſt mir, bey den ſo mannigfaltigen Ort- und Zeitwechſeln, kein Document jener wunderbaren, ahndungsvollen und glücklichen Tage übrig geblieben.

Daß übrigens Herders Anziehungskraft ſich ſo gut auf Andre als auf mich wirkſam erwies, würde ich kaum erwähnen, hätte ich nicht zu bemerken, daß ſie ſich beſonders auf Jung, genannt Stilling, erſtreckt habe. Das treue redliche Streben dieſes Mannes muſte jeden, der nur irgend Gemüth hatte, höchlich intereſſiren, und ſeine Empfänglichkeit jeden, der etwas mitzutheilen im Stande war, zur Offenheit reizen. Auch betrug ſich Herder gegen ihn nachſichtiger als gegen uns Andre: denn ſeine Gegenwirkung ſchien jederzeit mit der Wirkung, die auf ihn geſchah, im Verhältniß zu ſtehn. Jungs Unſchränktheit war von ſo viel gutem Willen, ſein Vordringen von ſo viel Sanftheit und Ernſt begleitet, daß ein Verſtändiger gewiß nicht hart gegen ihn ſeyn, und ein Wohlwollender ihn nicht verhöhnen noch zum beſten haben konnte. Auch war Jung durch Herdern dergeſtalt exaltirt, daß er ſich in allem ſeinen Thun geſtärkt und gefördert fühlte, ja ſeine Neigung gegen

mich ſchien in eben dieſem Maße abzunehmen; doch blieben wir immer gute Geſellen, wir trugen einander vor wie nach und erzeigten uns wechſelſeitig die freundlichſten Dienſte.

Entfernen wir uns jedoch nunmehr von der freundſchaftlichen Krankenſtube und von den allgemeinen Betrachtungen, welche eher auf Krankheit als auf Geſundheit des Geiſtes deuten; begeben wir uns in die freye Luft, auf den hohen und breiten Altan des Münſters, als wäre die Zeit noch da, wo wir junge Geſellen uns öfters dorthin auf den Abend beſchieden, um mit gefüllten Römern die ſcheidende Sonne zu begrüßen. Hier verlor ſich alles Geſpräch in die Betrachtung der Gegend, alsdann wurde die Schärfe der Augen geprüft, und jeder beſtrebte ſich die entfernteſten Gegenſtände gewahr zu werden, ja deutlich zu unterſcheiden. Gute Fernröhre wurden zu Hülfe genommen, und ein Freund nach dem andern bezeichnete genau die Stel-

le, die ihm die liebſte und werthеſte gewor-den; und ſchon fehlte es auch mir nicht an einem ſolchen Plätzchen, das, ob es gleich nicht bedeutend in der Landſchaft hervortrat, mich doch mehr als alles Andere mit einem lieblichen Zauber an ſich zog. Bey ſolchen Gelegenheiten ward nun durch Erzählung die Einbildungskraft angeregt und manche kleine Reiſe verabredet, ja oft aus dem Stegreiſe unternommen, von denen ich nur eine ſtatt vieler umſtändlich erzählen will, da ſie in manchem Sinne für mich folgereich geweſen.

Mit zwey werthen Freunden und Tiſchge-noſſen, Engelbach und Weyland, bey-de aus dem untern Elſaß gebürtig, begab ich mich zu Pferde nach Zabern, wo uns, bey ſchönem Wetter, der kleine freundliche Ort gar anmuthig anlachte. Der Anblick des bi-ſchöflichen Schloſſes erregte unſere Bewunde-rung; eines neuen Stalles Weitläuftigkeit, Größe und Pracht zeugten von dem übrigen

Wohlbehagen des Beſitzers. Die Herrlichkeit der Treppe überraſchte uns, die Zimmer und Säle betraten wir mit Ehrfurcht, nur contraſtirte die Perſon des Cardinals, ein kleiner zuſammengefallener Mann, den wir ſpeiſen ſahen. Der Blick in den Garten iſt herrlich, und ein Canal drey Vier:elſtunden lang, ſchnurgerade auf die Mitte des Schloſſes gerichtet, giebt einen hohen Begriff von dem Sinn und den Kräften der vorigen Beſitzer. Wir ſpazirten daran hin und wieder und genoſſen mancher Partieen dieſes ſchön gelegenen Ganzen, zu Ende der herrlichen Elſaſſer Ebene, am Fuße der Vogeſen.

Nachdem wir uns nun an dieſem geiſtlichen Vorpoſten einer königlichen Macht erfreut, und es uns in ſeiner Region wohl ſeyn laſſen, gelangten wir früh den andern Morgen zu einem öffentlichen Werk, das höchſt würdig den Eingang in ein mächtiges Königreich eröffnet. Von der aufgehenden

Sonne beſchienen erhob ſich vor uns die berühmte Zaberner Steige, ein Werk von unüberdenklicher Arbeit. Schlangenweis, über die fürchterlichſten Felſen aufgemauert, führt eine Chauſſee, für drey Wagen neben einander breit genug, ſo leiſe bergauf, daß man es kaum empfindet. Die Härte und Glätte des Wegs, die geplatteten Erhöhungen an beyden Seiten für die Fußgänger, die ſteinernen Rinnen zum Ableiten der Bergwaſſer, alles iſt ſo reinlich als künſtlich und dauerhaft hergerichtet, daß es einen genügenden Anblick gewährt. So gelangt man allmählich nach Pfalzburg, einer neueren Feſtung. Sie liegt auf einem mäßigen Hügel; die Werke ſind elegant auf ſchwärzlichen Felſen von gleichem Geſtein erbaut, die mit Kalk weiß ausgeſtrichenen Fugen bezeichnen genau die Größe der Quadern und geben von der reinlichen Arbeit ein auffallendes Zeugniß. Den Ort ſelbſt fanden wir, wie ſich's für eine Feſtung geziemt, regelmäßig, von Steinen gebaut, die Kirche

geſchmackvoll. Als wir durch die Straßen wandelten — es war Sonntags früh um neun — hörten wir Muſik; man walzte ſchon im Wirthshauſe nach Herzensluſt, und da ſich die Einwohner durch die große Theurung, ja durch die drohende Hungersnoth, in ihrem Vergnügen nicht irre machen lieſen, ſo ward auch unſer jugendlicher Frohſinn keineswegs getrübt, als uns der Bäcker einiges Brodt auf die Reiſe verſagte und uns in den Gaſthof verwies, wo wir es allenfalls an Ort und Stelle verzehren dürften.

Sehr gern ritten wir nun wieder die Steige hinab, um dieſes architectoniſche Wunder zum zweyten Male anzuſtaunen, und uns der erquickenden Ausſicht über das Elſaß nochmals zu erfreuen. Wir gelangten bald nach Buchsweiler, wo uns Freund Weyland eine gute Aufnahme vorbereitet hatte. Dem friſchen jugendlichen Sinne iſt der Zuſtand einer kleinen Stadt ſehr gemäß; die

Familienverhältniſſe ſind näher und fühlbarer, das Hausweſen, das zwiſchen läßlicher Amtsbeſchäftigung, ſtädtiſchem Gewerb, Feld- und Gartenbau, mit mäßiger Thätigkeit ſich hin und wieder bewegt, lädt uns ein zu freundlicher Theilnahme, die Geſelligkeit iſt nothwendig, und der Fremde befindet ſich in den beſchränkten Kreiſen ſehr angenehm, wenn ihn nicht etwa die Mishelligkeiten der Einwohner, die an ſolchen Orten fühlbarer ſind, irgendwo berühren. Dieſes Städtchen war der Hauptplatz der Grafſchaft Hanau-Lichtenberg, dem Landgrafen von Darmſtadt unter franzöſiſcher Hoheit gehörig. Eine daſelbſt angeſtellte Regierung und Cammer machten den Ort zum bedeutenden Mittelpunct eines ſehr ſchönen und wünſchenswerthen fürſtlichen Beſitzes. Wir vergaßen leicht die ungleichen Straßen, die unregelmäßige Bauart des Orts, wenn wir heraustraten, um das alte Schloß und die an einem Hügel vortrefflich angelegten Gärten zu beſchauen. Mancherley Luſtwäldchen,

eine zahme und wilde Phaſanerie und die Reſte mancher ähnlichen Anſtalten zeigten, wie angenehm dieſe kleine Reſidenz ehemals müſſe geweſen ſeyn.

Doch alle dieſe Betrachtungen übertraf der Anblick, wenn man von dem nahgelegenen Baſchberg die völlig paradieſiſche Gegend überſchaute. Dieſe Höhe, ganz aus verſchiedenen Muſcheln zuſammengehäuft, machte mich zum erſten Male auf ſolche Documente der Vorwelt aufmerkſam; ich hatte ſie noch niemals in ſo großer Maſſe beyſammen geſehn. Doch wendete ſich der ſchauluſtige Blick bald ausſchließlich in die Gegend. Man ſteht auf dem letzten Vorgebirge nach dem Lande zu; gegen Norden liegt eine fruchtbare, mit kleinen Wäldchen durchzogene Fläche, von einem ernſten Gebirge begrenzt, das ſich gegen Abend nach Zabern hinerſtreckt, wo man den biſchöflichen Palaſt und die eine Stunde davon liegende Abtey St. Johann deutlich

erkennen mag. Von da verfolgt das Auge die immer mehr ſchwindende Bergkette der Vogeſen bis nach Süden hin. Wendet man ſich gegen Nordoſt, ſo ſieht man das Schloß Lichtenberg auf einem Felſen, und gegen Südoſt hat das Auge die unendliche Fläche des Elſaſſes zu durchforſchen, die ſich in immer mehr abduftenden Landſchaftsgründen dem Geſicht entzieht, bis zuletzt die ſchwäbiſchen Gebirge ſchattenweis in den Horizont verfließen.

Schon bey meinen wenigen Wanderungen durch die Welt hatte ich bemerkt, wie bedeutend es ſey, ſich auf Reiſen nach dem Laufe der Waſſer zu erkundigen, ja bey dem kleinſten Bache zu fragen, wohin er denn eigentlich laufe. Man erlangt dadurch eine Ueberſicht von jeder Flußregion, in der man eben befangen iſt, einen Begriff von den Höhen und Tiefen, die auf einander Bezug haben, und windet ſich am ſicherſten an dieſen Leitfäden, welche ſowohl dem Anſchauen als dem

Für diejenigen Intereſſenten des Ilmenauer Bergwerks, welchen die Gelegenheit ermangelt, zu anſchaulicher Kenntnis der Gebirgsarten zu gelangen, werden die von ebendemſelben Verfaſſer geſchriebenen Briefe über die Gebirgs-Lehre, *) hauptſächlich aber die dazu gehörigen kleinen Sammlungen von Gebirgsarten von Nutzen ſeyn. Sie werden ſich alsdenn das Ilmenauiſche Gebirg, auf deſſen edles Flöz ſie ein gerechtes Vertrauen geſetzt haben, durch das Anſchauen ſeiner Beſtandtheile, verbunden mit jenen Nachrichten und Profilen, am beſten vergegenwärtigen können.

*) Sie ſind in den drey erſten Stücken des Teutſchen Merkurs auf das Jahr 1785., aber auch beſonders, abgedruckt (in der Hoffmanniſchen Buchhandlung zu Weimar, à 4 Gr.) Die zu ihrer Erläuterung dienenden Kabinetchen enthalten ungefähr 50 Stück Gebirgs-Arten, jedes etwa von 6 Cubiczoll Größe, und können mit Ueberſendung eines alten Louisd'or bey dem Verf. der Briefe ꝛc. beſtellt werden.

Gedächtniß zu Hülfe kommen, aus geologiſchem und politiſchem Ländergewirre. In dieſer Betrachtung nahm ich feyerlichen Abſchied von dem theuren Elſaß, da wir uns den andern Morgen nach Lothringen zu wenden gedachten.

Der Abend ging hin in vertraulichen Geſprächen, wo man ſich über eine unerfreuliche Gegenwart durch Erinnerung an eine beſſere Vergangenheit zu erheitern ſuchte. Vor allem andern war hier, wie im ganzen Ländchen, der Name des letzten Grafen Reinhard von Hanau in Segen, deſſen großer Verſtand und Tüchtigkeit in allem ſeinen Thun und Laſſen hervortrat, und von deſſen Daſeyn noch manches ſchöne Denkmal übrig geblieben war. Solche Männer haben den Vorzug doppelte Wohlthäter zu ſeyn, einmal für die Gegenwart, die ſie beglücken, und ſodann für die Zukunft, deren Gefühl und Muth ſie nähren und aufrecht erhalten.

Als wir nun uns nordweſtwärts in das Gebirg wendeten und bey Lützelſtein, einem alten Bergſchloß in einer ſehr hügelvollen Gegend vorbeyzogen, und in die Region der Saar und Moſel hinabſtiegen, fing der Himmel an ſich zu trüben, als wollte er uns den Zuſtand des rauheren Weſtreiches noch fühlbarer machen. Das Thal der Saar, wo wir zuerſt Bockenheim, einen kleinen Ort, antrafen, und gegenüber Neuſaarwerden, gut gebaut, mit einem Luſtſchloß, erblickten, iſt zu beyden Seiten von Bergen begleitet, die traurig heißen könnten, wenn nicht an ihrem Fuß eine unendliche Folge von Wieſen und Matten, die Huhnau genannt, ſich bis Saaralbe und weiter hin unüberſehlich erſtreckte. Große Gebäude eines ehmaligen Geſtütes der Herzoge von Lothringen ziehen hier den Blick an; ſie dienen gegenwärtig, zu ſolchen Zwecken freylich ſehr wohl gelegen, als Meyerey. Wir gelangten über Saargemünd nach Saarbrück, und dieſe kleine Reſidenz,

war ein lichter Punct in einem ſo felſig wal-
digen Lande. Die Stadt, klein und hüglich,
aber durch den letzten Fürſten wohl ausgeziert,
macht ſogleich einen angenehmen Eindruck, weil
die Häuſer alle grauweiß angeſtrichen ſind und
die verſchiedene Höhe derſelben einen mannig-
faltigen Anblick gewährt. Mitten auf einem
ſchönen mit anſehnlichen Gebäuden umgebenen
Platze ſteht die Lutheriſche Kirche, in einem
kleinen, aber dem Ganzen entſprechenden Maß-
ſtabe. Die Vorderſeite des Schloſſes liegt mit
der Stadt auf ebenem Boden, die Hinterſeite
dagegen am Abhange eines ſteilen Felſens.
Dieſen hat man nicht allein terraſſenweis ab-
gearbeitet, um bequem in das Thal zu gelan-
gen, ſondern man hat ſich auch unten einen
länglich viereckten Gartenplatz, durch Verdrän-
gung des Fluſſes an der einen und durch Ab-
ſchroten des Felſens an der andern Seite,
verſchafft, worauf denn dieſer ganze Raum erſt
mit Erde ausgefüllt und bepflanzt worden.
Die Zeit dieſer Unternehmung fiel in die

Epoche, da man bey Gartenanlagen den Architecten zu Rathe zog, wie man gegenwärtig das Auge des Landſchaftsmalers zu Hülfe nimmt. Die ganze Einrichtung des Schloſſes, das Koſtbare und Angenehme, das Reiche und Zierliche, deuteten auf einen lebensluſtigen Beſitzer, wie der verſtorbene Fürſt geweſen war; der gegenwärtige befand ſich nicht am Orte. Präſident von Günderode empfing uns auf's verbindlichſte und bewirthete uns drey Tage beſſer als wir es erwarten durften. Ich benutzte die mancherley Bekanntſchaften, zu denen wir gelangten, um mich vielſeitig zu unterrichten. Das genußreiche Leben des vorigen Fürſten gab Stoff genug zur Unterhaltung, nicht weniger die mannigfaltigen Anſtalten, die er getroffen, um Vortheile, die ihm die Natur ſeines Landes darbot, zu benutzen. Hier wurde ich nun eigentlich in das Intereſſe der Berggegenden eingeweiht, und die Luſt zu ökonomiſchen und techniſchen Betrachtungen, welche mich einen großen Theil

meines Lebens beſchäftigt haben, zuerſt erregt. Wir hörten von den reichen Dutweiler Steinkohlengruben, von Eiſen- und Alaunwerken, ja ſogar von einem brennenden Berge, und rüſteten uns, dieſe Wunder in der Nähe zu beſchauen.

Nun zogen wir durch waldige Gebirge, die demjenigen, der aus einem herrlichen fruchtbaren Lande kommt, wüſt und traurig erſcheinen müſſen, und die nur durch den innern Gehalt ihres Schooßes uns anziehen können. Kurz hinter einander wurden wir mit einem einfachen und einem complicirten Maſchinenwerke bekannt, mit einer Senſenſchmiede und einem Drathzug. Wenn man ſich an jener ſchon erfreut, daß ſie ſich an die Stelle gemeiner Hände ſetzt, ſo kann man dieſen nicht genug bewundern, indem er in einem höheren organiſchen Sinne wirkt, von dem Verſtand und Bewußtſeyn kaum zu trennen ſind. In der Alaunhütte erkundigten wir

uns genau nach der Gewinnung und Reinigung dieſes ſo nöthigen Materials, und als wir große Haufen eines weißen, fetten, lockeren, erdigen Weſens bemerkten und deſſen Nutzen erforſchten, antworteten die Arbeiter lächelnd, es ſey der Schaum, der ſich beym Alaunſieden obenauf werfe, und den Herr Stauf ſammeln laſſe, weil er denſelben gleichfalls hoffe zu Gute zu machen. — Lebt Herr Stauf noch? rief mein Begleiter verwundert aus. Man bejahte es und verſicherte, daß wir, nach unſerm Reiſeplan, nicht weit von ſeiner einſamen Wohnung vorbeykommen würden.

Unſer Weg ging nunmehr an den Rinnen hinauf, in welchen das Alaunwaſſer heruntergeleitet wird, und an dem vornehmſten Stollen vorbey, den ſie die Landgrube nennen, woraus die berühmten Dutweiler Steinkohlen gezogen werden. Sie haben, wenn ſie trocken ſind, die blaue Farbe eines dunkel angelaufe-

nen Stahls, und die ſchönſte Irisfolge ſpielt bey jeder Bewegung über die Oberfläche hin. Die finſteren Stollenſchlünde zogen uns jedoch um ſo weniger an, als der Gehalt derſelben reichlich um uns her ausgeſchüttet lag. Nun gelangten wir zu offnen Gruben, in welchen die geröſteten Alaunſchiefer ausgelaugt werden, und bald darauf überraſchte uns, obgleich vorbereitet, ein ſeltſames Begegniß. Wir traten in eine Klamme und fanden uns in der Region des brennenden Berges. Ein ſtarker Schwefelgeruch umzog uns; die eine Seite der Hohle war nahezu glühend, mit röthlichem, weißgebrannten Stein bedeckt; ein dicker Dampf ſtieg aus den Klunſen hervor, und man fühlte die Hitze des Bodens auch durch die ſtarken Sohlen. Ein ſo zufälliges Ereigniß, denn man weiß nicht wie dieſe Strecke ſich entzündete, gewährt der Alaunfabrication den großen Vortheil, daß die Schiefer, woraus die Oberfläche des Berges beſteht, vollkommen geröſtet daliegen und nur

kurz und gut ausgelaugt werden dürfen. Die ganze Klamme war entſtanden, daß man nach und nach die calcinirten Schiefer abgeräumt und verbraucht hatte. Wir kletterten aus dieſer Tiefe hervor und waren auf dem Gipfel des Berges. Ein anmuthiger Buchenwald umgab den Platz, der auf die Hohle folgte und ſich ihr zu beyden Seiten verbreitete. Mehrere Bäume ſtanden ſchon verdorrt, andere welkten in der Nähe von andern, die, noch ganz friſch, jene Gluth nicht ahndeten, welche ſich auch ihren Wurzeln bedrohend näherte.

Auf dem Platze dampften verſchiedene Oeffnungen, andere hatten ſchon ausgeraucht, und ſo glomm dieſes Feuer bereits zehen Jahre durch alte verbrochene Stollen und Schächte, mit welchen der Berg unterminirt iſt. Es mag ſich auch auf Klüften durch friſche Kohlenlager durchziehn: denn einige hundert Schritte weiter in den Wald gedachte man bedeutende Merkmale von ergiebigen Stein-

kohlen zu verfolgen; man war aber nicht weit gelangt, als ein ſtarker Dampf den Arbeitern entgegendrang und ſie vertrieb. Die Oeffnung ward wieder zugeworfen; allein wir fanden die Stelle noch rauchend, als wir daran vorbey den Weg zur Reſidenz unſeres einſiedleriſchen Chemikers verfolgten. Sie liegt zwiſchen Bergen und Wäldern; die Thäler nehmen daſelbſt ſehr mannigfaltige und angenehme Krümmungen, rings umher iſt der Boden ſchwarz und kohlenartig, die Lager gehen häufig zu Tage aus. Ein Kohlenphiloſoph — Philosophus per ignem, wie man ſonſt ſagte — hätte ſich wohl nicht ſchicklicher anſiedeln können.

Wir traten vor ein kleines, zur Wohnung nicht übel dienliches Haus und fanden Herrn Stauf, der meinen Freund ſogleich erkannte und mit Klagen über die neue Regierung empfing. Freylich konnten wir aus ſeinen Reden vermerken, daß das Alaunwerk, ſo

wie manche andre wohlgemeynte Anſtalt, wegen äußerer, vielleicht auch innerer Umſtände, die Unkoſten nicht trage, und was dergleichen mehr wär. Er gehörte unter die Chemiker jener Zeit, die, bey einem innigen Gefühl deſſen was mit Naturproducten alles zu leiſten wäre, ſich in einer abſtrufen Betrachtung von Kleinigkeiten und Nebenſachen gefielen, und bey unzulänglichen Kenntniſſen, nicht fertig genug dasjenige zu leiſten verſtanden, woraus eigentlich ökonomiſcher und mercantiliſcher Vortheil zu ziehn iſt. So lag der Nutzen, den er ſich von jenem Schaum verſprach, ſehr im Weiten; ſo zeigte er nichts als einen Kuchen Salmiak, den ihm der brennende Berg geliefert hatte.

Bereitwillig und froh, ſeine Klagen einem menſchlichen Ohre mitzutheilen, ſchleppte ſich das hagere, abgelebte Männchen in Einem Schuh und Einem Pantoffel, mit herabhängenden, vergebens wiederholt von ihm herauf-

Zweyte Nachricht

von dem Fortgang

des neuen

Bergbaues zu Ilmenau.

GROSSHERZOGL. BIBLIOTHEK WEIMAR

Weimar, den 1. Februar 1787.

gezogenen Strümpfen, den Berg hinauf, wo die Harzhütte ſteht, die er ſelbſt errichtet hat und nun mit groſſem Leidweſen verfallen ſieht. Hier fand ſich eine zuſammenhangende Ofenreihe, wo Steinkohlen abgeſchwefelt und zum Gebrauch bey Eiſenwerken tauglich gemacht werden ſollten; allein zu gleicher Zeit wollte man Oel und Harz auch zu Gute machen, ja ſogar den Ruß nicht miſſen, und ſo unterlag den vielfachen Abſichten alles zuſammen. Bey Lebzeiten des vorigen Fürſten trieb man das Geſchäft aus Liebhaberey, auf Hoffnung; jetzt fragte man nach dem unmittelbaren Nutzen, der nicht nachzuweiſen war.

Nachdem wir unſern Adepten ſeiner Einſamkeit überlaſſen, eilten wir, — denn es war ſchon ſpät geworden — der Friedrichsthaler Glashütte zu, wo wir eine der wichtigſten und wunderbarſten Werkthätigkeiten des menſchlichen Kunſtgeſchickes im Vorübergehen kennen lernten.

Doch faſt mehr als dieſe bedeutenden Erfahrungen intereſſirten uns junge Burſche einige luſtige Abenteuer, und bey einbrechender Finſterniß, ohnweit Neukirch, ein überraſchendes Feuerwerk. Denn wie vor einigen Nächten, an den Ufern der Saar, leuchtende Wolken Johanniswürmer zwiſchen Fels und Buſch um uns ſchwebten, ſo ſpielten uns nun die funkenwerfenden Eſſen ihr luſtiges Feuerwerk entgegen. Wir betraten bey tiefer Nacht die im Thalgrunde liegenden Schmelzhütten, und vergnügten uns an dem ſeltſamen Halbdunkel dieſer Bretter-Höhlen, die nur durch des glühenden Ofens geringe Oeffnung kümmerlich erleuchtet werden. Das Geräuſch des Waſſers und der von ihm getriebenen Blasbälge, das fürchterliche Sauſen und Pfeifen des Windſtroms, der, in das geſchmolzene Erz wüthend, die Ohren betäubt und die Sinne verwirrt, trieb uns endlich hinweg, um in Neukirch einzukehren, das an dem Berg hinaufgebaut iſt.

Aber ungeachtet aller Mannigfaltigkeit und Unruhe des Tags konnte ich hier noch keine Raſt finden. Ich überließ meinen Freund einem glücklichen Schlafe und ſuchte das höher gelegene Jagdſchloß. Es blickt weit über Berg und Wälder hin, deren Umriſſe nur an dem heitern Nachthimmel zu erkennen, deren Seiten und Tiefen aber meinem Blick undurchdringlich waren. So leer als einſam ſtand das wohlerhaltene Gebäude; kein Caſtellan, kein Jäger war zu finden. Ich ſaß vor den großen Glasthüren auf den Stufen, die um die ganze Terraſſe hergehn. Hier, mitten im Gebirg, über einer waldbewachſenen finſteren Erde, die gegen den heitern Horizont einer Sommernacht nur noch finſterer erſchien, das brennende Sterngewölbe über mir, ſaß ich an der verlaſſenen Stätte lange mit mir ſelbſt und glaubte niemals eine ſolche Einſamkeit empfunden zu haben. Wie lieblich überraſchte mich daher aus der Ferne der Ton von ein Paar Waldhörnern, der auf

einmal wie ein Balſamduft die ruhige Atmoſphäre belebte. Da erwachte in mir das Bild eines holden Weſens, das vor den bunten Geſtalten dieſer Reiſetage in den Hintergrund gewichen war, es enthüllte ſich immer mehr und mehr, und trieb mich von meinem Platze nach der Herberge, wo ich Anſtalten traf, mit dem frühſten abzureiſen.

Der Rückweg wurde nicht benutzt wie der Herweg. So eilten wir durch Zweybrücken, das, als eine ſchöne und merkwürdige Reſidenz, wohl auch unſere Aufmerkſamkeit verdient hätte. Wir warfen einen Blick auf das große, einfache Schloß, auf die weitläuftigen, regelmäßig mit Lindenſtämmen bepflanzten, zum Dreſſiren der Parforcepferde wohleingerichteten Esplanaden, auf die großen Ställe, auf die Bürgerhäuſer, welche der Fürſt baute, um ſie ausſpielen zu laſſen. Alles dieſes, ſo wie Kleidung und Betragen der Einwohner, beſonders der Frauen und

Mädchen, deutete auf ein Verhältniß in die Ferne, und machte den Bezug auf Paris anſchaulich, dem alles Ueberrheiniſche ſeit geraumer Zeit ſich nicht entziehen konnte. Wir beſuchten auch den vor der Stadt liegenden herzoglichen Keller, der weitläuftig iſt, mit groſſen und künſtlichen Fäſſern verſehn. Wir zogen weiter und fanden das Land zuletzt wie im Saarbrückiſchen. Zwiſchen wilden und rauhen Bergen wenig Dörfer; man verlernt hier ſich nach Getraide umzuſehn. Den Hornbach zur Seite ſtiegen wir nach Bitſch, das an dem bedeutenden Platze liegt, wo die Gewäſſer ſich ſcheiden, und ein Theil in die Saar, ein Theil dem Rheine zufällt; dieſe letztern ſollten uns bald nach ſich ziehn. Doch kannten wir dem Städtchen Bitſch, das ſich ſehr maleriſch um einen Berg herumſchlingt, und der oben liegenden Feſtung unſere Aufmerkſamkeit nicht verſagen. Dieſe iſt theils auf Felſen gebaut, theils in Felſen gehauen. Die unterirdiſchen Räume ſind beſonders merk-

würdig; hier iſt nicht allein hinreichender Platz zum Aufenthalt einer Menge Menſchen und Vieh, ſondern man trifft ſogar große Gewölbe zum Exerciren, eine Mühle, eine Capelle und was man unter der Erde ſonſt fordern könnte, wenn die Oberfläche beunruhigt würde.

Den hinabſtürzenden Bächen folgten wir nunmehr durchs Bärenthal. Die dicken Wälder auf beyden Höhen ſind unbenutzt. Hier faulen Stämme zu Tauſenden über einander, und junge Sprößlinge keimen in Unzahl auf halbvermoderten Vorfahren. Hier kam uns durch Geſpräche einiger Fußbegleiter der Name von Dieterich wieder in die Ohren, den wir ſchon öfter in dieſen Waldgegenden ehrenvoll hatten ausſprechen hören. Die Thätigkeit und Gewandtheit dieſes Mannes, ſein Reichthum, die Benutzung und Anwendung deſſelben, alles erſchien im Gleich-

gewicht; er konnte ſich mit Recht des Erwerbenen erfreuen, das er vermehrte, und das Verdiente genieſſen, das er ſicherte. Jemehr ich die Welt ſah, jemehr erfreute ich mich, außer den allgemein berühmten Namen, auch beſonders an denen, die in einzelnen Gegenden mit Achtung und Liebe genannt wurden; und ſo erfuhr ich auch hier bey einiger Nachfrage gar leicht, daß von Dieterich früher als andre ſich der Gebirgsſchätze, des Eiſens, der Kohlen und des Holzes, mit gutem Erfolg zu bedienen gewußt und ſich zu einem immer wachſenden Wohlhaben herangearbeitet habe.

Niederbrunn, wohin wir gelangten, war ein neues Zeugniß hiervon. Er hatte dieſen kleinen Ort den Grafen von Leiningen und andern Theilbeſitzern abgekauft, um in der Gegend bedeutende Eiſenwerke einzurichten.

Hier in dieſen von den Römern ſchon angelegten Bädern umſpühlte mich der Geiſt des Alterthums, deſſen ehrwürdige Trümmer in Reſten von Basreliefs und Inſchriften, Säulenknäufen und Schäften mir aus Bauerhöfen, zwiſchen wirthſchaftlichem Wuſt und Geräthe, gar wunderſam entgegenleuchteten.

So verehrte ich auch, als wir die nahe gelegene Wafenburg beſtiegen, an der groſſen Felsmaſſe, die den Grund der einen Seite ausmacht, eine gut erhaltene Inſchrift, die dem Mercur ein dankbares Gelübd abſtattet. Die Burg ſelbſt liegt auf dem letzten Berge von Birſch her gegen das Land zu: Es ſind die Ruinen eines deutſchen, auf römiſche Reſte gebauten Schloſſes. Von dem Thurme überſah man abermals das ganze Elſaß, und des Münſters deutliche Spitze bezeichnete die Lage von Straßburg. Zunächſt jedoch verbreitete ſich der groſſe Hagenauer

Forſt, und die Thürme dieſer Stadt ragten dahinter ganz deutlich hervor. Dorthin wurde ich gezogen. Wir ritten durch Reichshofen, wo von Dieterich ein bedeutendes Schloß erbauen ließ, und nachdem wir, von den Hügeln bey Niedermodern, den angenehmen Lauf des Moderflüßchens am Hagenauer Wald her betrachtet hatten, ließ ich meinen Freund bey einer lächerlichen Steinkohlengruben-Viſitation, die zu Dutweiler freylich etwas ernſthafter würde geweſen ſeyn, und rift durch Hagenau auf Nichtwegen, welche mir die Neigung ſchon anbeutete, nach dem geliebten Seſenheim.

Denn jene ſämmtlichen Ausſichten in eine wilde Gebirgegegend und ſodann wieder in ein heiteres, fruchtbares, fröhliches Land konnten meinen innern Blick nicht feſſeln, der auf einen liebenswürdigen anziehenden Gegenſtand gerichtet war. Auch dießmal erſchien

mir der Herweg reizender als der Hinweg, weil er mich wieder in die Nähe eines Frauenzimmers brachte, der ich von Herzen ergeben war und welche soviel Achtung als Liebe verdiente. Mir sey jedoch, ehe ich meine Freunde zu ihrer ländlichen Wohnung führe, vergönnt, eines Umstandes zu erwähnen, der sehr viel beytrug, meine Neigung und die Zufriedenheit, welche sie mir gewährte, zu beleben und zu erhöhen.

Wie sehr ich in der neuern Litteratur zurückseyn mußte, läßt sich aus der Lebensart schließen, die ich in Frankfurt geführt, aus den Studien, denen ich mich gewidmet hatte, und mein Aufenthalt in Straßburg konnte mich darin nicht fördern. Nun kam Herder und brachte neben seinen großen Kenntnissen noch manche Hülfsmittel und überdieß auch neuere Schriften mit. Unter diesen kündigte er uns den Landprieſter von Wa-

Die erste Nachricht von dem Fortgang des neuen Bergbaues zu Ilmenau hat dessen Erfolg bis zum Ende des Jahres 1784 bekannt gemacht. Die zweyte soll hierinnen bis zum Schluß des Jahres 1786 fortfahren und keinen Umstand, der etwa die ansehnliche Gewerkschaft interessiren könnte, aus der Acht lassen.

Bey der zu Dirigirung dieses Bergbaues verordneten Commission hatte man, wie bekannt, die gewerkschaftliche Hauptcasse, ohne desfalls einen besondern Officianten anzustellen, zu einiger Ersparniß, selbst zu führen übernommen. Hierüber wurde bis zu Ende des Jahres 1784 eine Rechnung gehalten, die man nach erfolgter Prüfung eines erfahrnen Rechnungsverständigen zur Landesfürstlichen höchsten Approbation vorlegen konnte. Nach der Zeit machte die mühsamere Einnahme der gewerkschaftlichen Nachzahlungen und die vermannichfaltigte Ausgabe bey dieser Hauptcasse es nöthig, sich eines eignen Rechnungsführers zu bedienen, wozu der Fürstliche Kriegsregistrator Seeger, angenommen wurde. Er empfängt davor, ingleichen wegen Monirung und Revision der Ilmenauer Zechenregister (oder der vierteljährigen Special-Bergwerks-Rechnungen,) einen jährlichen Gehalt von 40 Thl.

Sei-

Fefield als ein fürtreffliches Werk an, von dem er uns die deutsche Ueberſetzung durch ſelbſteigne Vorleſung bekannt machen wolle.

Seine Art zu leſen war ganz eigen; wer ihn predigen gehört hat, wird ſich davon einen Begriff machen können. Er trug alles, und ſo auch dieſen Roman, ernſt und ſchlicht vor; völlig entfernt von aller dramatiſchmimiſchen Darſtellung, vermied er ſogar jene Mannigfaltigkeit, die bey einem epiſchen Vortrag nicht allein erlaubt iſt, ſondern wohl gefordert wird: eine geringe Abwechſelung des Tons, wenn verſchiedene Perſonen ſprechen, wodurch das was eine jede ſagt, herausgehoben und der Handelnde von dem Erzählenden abgeſondert wird. Ohne monoton zu ſeyn ließ Herder alles in Einem Ton hinter einander folgen, eben als wenn nichts gegenwärtig, ſondern alles nur hiſtoriſch wäre, als wenn die Schatten dieſer poetiſchen Weſen

nicht lebhaft vor ihm wirkten, ſondern nur ſanft vorübergleiteten. Doch hatte dieſe Art des Vortrags, aus ſeinem Munde, einen unendlichen Reiz: denn weil er alles aufs tiefſte empfand, und die Mannigfaltigkeit eines ſolchen Werks hochzuſchätzen wußte, ſo trat das ganze Verdienſt einer Production rein und um ſo deutlicher hervor, als man nicht durch ſcharf ausgeſprochene Einzelnheiten geſtört und aus der Empfindung geriſſen wurde, welche das Ganze gewähren ſollte.

Ein proteſtantiſcher Landgeiſtlicher iſt vielleicht der ſchönſte Gegenſtand einer modernen Idylle; er erſcheint, wie Melchiſedech, als Prieſter und König in Einer Perſon. An den unſchuldigſten Zuſtand, der ſich auf Erden denken läßt, an den des Ackermanns, iſt er meiſtens durch gleiche Beſchäftigung, ſo wie durch gleiche Familienverhältniſſe geknüpft; er iſt Vater, Hausherr, Landmann und ſo

vollkommen ein Glied der Gemeine. Auf dieſem reinen, ſchönen, irdiſchen Grunde ruht ſein höherer Beruf; ihm iſt übergeben, die Menſchen ins Leben zu führen, für ihre geiſtige Erziehung zu ſorgen, ſie bey allen Hauptepochen ihres Daſeyns zu ſegnen, ſie zu belehren, zu kräftigen, zu tröſten, und, wenn der Troſt für die Gegenwart nicht ausreicht, die Hoffnung einer glücklicheren Zukunft herzurufen und zu verbürgen. Denke man ſich einen ſolchen Mann, mit rein menſchlichen Geſinnungen, ſtark genug, um unter keinen Umſtänden davon zu weichen, und ſchon dadurch über die Menge erhaben, von der man Reinheit und Feſtigkeit nicht erwarten kann; gebe man ihm die zu ſeinem Amte nöthigen Kenntniſſe, ſo wie eine heitere, gleiche Thätigkeit, welche ſogar leidenſchaftlich iſt, indem ſie keinen Augenblick verſäumt das Gute zu wirken — und man wird ihn wohl ausgeſtattet haben. Zugleich aber füge man die

nöthige Beſchränktheit hinzu, daß er nicht allein in einem kleinen Kreiſe verharren, ſondern auch allenfalls in einen kleineren übergehen möge; man verleihe ihm Gutmüthigkeit, Verſöhnlichkeit, Standhaftigkeit und was ſonſt noch aus einem entſchiedenen Character Löbliches hervorſpringt, und über dieß alles eine heitere Nachgiebigkeit und lächelnde Duldung eigner und fremder Fehler: ſo hat man das Bild unſeres trefflichen Wakefield ſo ziemlich beyſammen.

Die Darſtellung dieſes Characters auf ſeinem Lebensgange durch Freuden und Leiden, das immer wachſende Intereſſe der Fabel, durch Verbindung des ganz Natürlichen mit dem Sonderbaren und Seltſamen, macht dieſen Roman zu einem der beſten, die je geſchrieben worden; der noch überdieß den großen Vorzug hat, daß er ganz ſittlich, ja im reinen Sinne chriſtlich iſt, die Belohnung

des guten Willens, des Beharrens bey dem Rechten darſtellt, das unbedingte Zutrauen auf Gott beſtätigt und den endlichen Triumph des Guten über das Böſe beglaubigt, und dieß alles ohne eine Spur von Frömmeley oder Pedantismus. Vor beyden hatte den Verfaſſer der hohe Sinn bewahrt, der ſich hier durchgängig als Ironie zeigt, wodurch dieſes Werkchen uns eben ſo weiſe als liebenswürdig entgegenkommen muß. Der Verfaſſer, Doctor Goldſmith, hat ohne Frage groſſe Einſicht in die moraliſche Welt, in ihren Werth und in ihre Gebrechen; aber zugleich mag er nur dankbar anerkennen, daß er ein Engländer iſt, und die Vortheile, die ihm ſein Land, ſeine Nation darbietet, hoch anrechnen. Die Familie, mit deren Schilderung er ſich beſchäftigt, ſteht auf einer der letzten Stufen des bürgerlichen Behagens, und doch kommt ſie mit dem Höchſten in Berührung; ihr enger Kreis, der ſich noch mehr

verengt, greift, durch den natürlichen und bürgerlichen Lauf der Dinge, in die groſse Welt mit ein; auf der reichen bewegten Woge des engliſchen Lebens ſchwimmt dieſer kleine Kahn, und in Wohl und Weh hat er Schaden oder Hülfe von der ungeheueren Flotte zu erwarten, die um ihn herſegelt.

Ich kann vorausſehen, daß meine Leſer dieſes Werk kennen und im Gedächtniß haben; wer es zuerſt hier nennen hört, ſo wie der, welcher aufgeregt wird, es wieder zu leſen, beyde werden mir danken. Für jene bemerke ich nur im Vorübergehn, daß des Landgeiſtlichen Hausfrau von der thätigen, guten Art iſt, die es ſich und den Ihrigen an nichts fehlen läßt, aber auch dafür auf ſich und die Ihrigen etwas einbildiſch iſt. Zwey Töchter, Olivie, ſchön und mehr nach Außen, Sophie, reizend und mehr nach Innen geſinnt; einen fleißigen, dem Vater nacheiſernden et-

was Herden Sohn, Moſes, will ich zu nennen nicht unterlaſſen.

Wenn Herder bey ſeiner Vorleſung eines Fehlers beſchuldigt werden konnte, ſo war es der Ungeduld; er wartete nicht ab, bis der Zuhörer einen gewiſſen Theil des Verlaufs vernommen und gefaßt hätte, um richtig dabey empfinden und gehörig denken zu können: voreilig wollte er ſogleich Wirkungen ſehen, und doch war er auch mit dieſen unzufrieden, wenn ſie hervortraten. Er tadelte das Uebermaß von Gefühl, das bey mir von Schritt zu Schritt mehr überfloß. Ich empfand als Menſch, als junger Menſch; mir war alles lebendig, wahr, gegenwärtig. Er, der bloß Schale und Form beachtete, ſah freylich wohl, daß ich vom Stoff überwältigt ward, und das wollte er nicht gelten laſſen. Peglows Reflexionen zunächſt, die nicht von den feinſten waren, wurden noch übler aufgenommen;

beſonders aber erzürnte er ſich über unſern Mangel an Scharfſinn, daß wir die Contraſte, deren ſich der Verfaſſer oft bedient, nicht vorausſahen, uns davon rühren und hinreiſſen ließen, ohne den öfters wiederkehrenden Kunſtgriff zu merken. Daß wir aber gleich zu Anfang, wo Burchel, indem er bey einer Erzählung aus der dritten Perſon in die erſte übergeht, ſich zu verrathen im Begriff iſt, daß wir nicht gleich eingeſehn oder wenigſtens gemuthmaßt hatten, daß er der Lord, von dem er ſpricht, ſelbſt ſey, verzieh er uns nicht, und als wir zuletzt, bey Entdeckung und Verwandlung des armen kümmerlichen Wanderers in einen reichen, mächtigen Herrn, uns kindlich freuten, rief er erſt jene Stelle zurück, die wir nach der Abſicht des Autors überhört hatten, und hielt über unſern Stumpfſinn eine gewaltige Strafpredigt. Man ſieht hieraus, daß er das Werk bloß als Kunſtproduct anſah und von uns das Gleiche verlang-

ig, die wir noch in jenen Zuſtänden wandelten, wo es wohl erlaubt iſt, Kunſtwerke wie Naturerzeugniſſe auf ſich wirken zu laſſen.

Ich ließ mich durch Herders Invectiven keineswegs irre machen; wie denn junge Leute das Glück oder Unglück haben, daß, wenn einmal etwas auf ſie gewirkt hat, dieſe Wirkung in ihnen ſelbſt verarbeitet werden muß, woraus denn manches Gute, ſo wie manches Unheil entſteht. Gedachtes Werk hatte bey mir einen großen Eindruck zurückgelaſſen, von dem ich mir ſelbſt nicht Rechenſchaft geben konnte; eigentlich fühlte ich mich aber in Uebereinſtimmung mit jener ironiſchen Geſinnung, die ſich über die Gegenſtände, über Glück und Unglück, Gutes und Böſes, Tod und Leben erhebt, und ſo zum Beſitz einer wahrhaft poetiſchen Welt gelangt. Freylich konnte dieſes nur ſpäter bey mir zum Bewußtſeyn kommen, genug, es machte mir für den An-

genblick viel zu ſchaffen; keineswegs aber hätte ich erwartet alſobald aus dieſer fingirten Welt in eine ähnliche wirkliche verſetzt zu werden.

Mein Tiſchgenoſſe Weyland, der ſein ſtilles fleißiges Leben dadurch erheiterte, daß er, aus dem Elſaß gebürtig, bey Freunden und Verwandten in der Gegend von Zeit zu Zeit einſprach, leiſtete mir auf meinen kleinen Excurſionen manchen Dienſt, indem er mich in verſchiedenen Ortſchaften und Familien theils perſönlich, theils durch Empfehlungen einführte. Dieſer hatte mir öfters von einem Landgeiſtlichen geſprochen, der nahe bey Drusenheim, ſechs Stunden von Straßburg, im Beſitz einer guten Pfarre mit einer verſtändigen Frau und ein Paar liebenswürdigen Töchtern lebe. Die Gaſtfreyheit und Anmuth dieſes Hauſes ward immer dabey höchlich gerühmt. Soviel bedurfte es kaum, um einen

Seine Jahresrechnungen sind bey der Commission exa-minirt und justificirt worden.

Auch ist in dem Personal der Bergwerksoffician-ten einige Veränderung vorgegangen. Denn im M. April 1786 erhielt der damalige Werkmeister, Otto, die gebetene Entlassung seiner Dienste, nachdem er den übernommenen Maschinenbau in der Hauptsache vol-lendet hatte. Da es vorerst die Nothwendigkeit nicht erforderte, seine Stelle wieder zu besetzen, so fand man sich bey vorgekommener günstiger Gelegenheit um so eher im Stande, einen geschickten und des Schmelz-wesens bey Flötzbergwerken kundigen Mann, der sich durch Erlangung localer Vorkenntnisse zu gründlichen Anlagen noch mehr vorbereiten und sonst dem Werk nützen wird, in der Person des nunmehrigen Fürstli-chen Hüttenverwalters, Joh. Heinrich Siegmund Langer, gegen einen Interimsgehalt von 200 Thlr. zu engagiren.

Die geleisteten Arbeiten bey dem Bergbau selbst sind in den Jahren 1785 und 1786 folgende gewe-sen. Man hat die Absinkung des neuen Johannis-Schachts fortgesetzt und ihn im M April 1785. mit dem Querschlag des obern Stollens, oder dem soge-nannten nassen Ort, durchschlägig gemacht. Auch ist alsdenn der Querschlag von dem tiefen Martinrös der Stollen im festen Gestein nach dem Johannis-

jungen Ritter anzureizen, der ſich ſchon angewöhnt hatte, alle abzumüßigenden Tage und Stunden zu Pferde und in freyer Luft zuzubringen. Alſo entſchloſſen wir uns auch zu dieſer Partie, wobey mir mein Freund verſprechen mußte, daß er bey der Einführung weder Gutes noch Böſes von mir ſagen, überhaupt aber mich gleichgültig behandeln wolle, ſogar erlauben, wo nicht ſchlecht, doch etwas ärmlich und nachläſſig gekleidet zu erſcheinen. Er willigte darein und verſprach ſich ſelbſt einigen Spaß davon.

Es iſt eine verzeihliche Grille bedeutender Menſchen, gelegentlich einmal äußere Vorzüge in's Verborgene zu ſtellen, um den eignen innern menſchlichen Gehalt deſto reiner wirken zu laſſen; deswegen hat das Incognito der Fürſten und die daraus entſpringenden Abenteuer immer etwas höchſt Angenehmes: es erſcheinen verkleidete Gottheiten, die alles

Gute, was man ihrer Perſönlichkeit erweiſt, doppelt hoch anrechnen dürfen und im Fall ſind, das Unerfreuliche entweder leicht zu nehmen, oder ihm ausweichen zu können. Daß Jupiter bey Philemon und Baucis, Heinrich der vierte, nach einer Jagdpartie, unter ſeinen Bauern ſich in ihrem Incognito wohlgefallen, iſt ganz der Natur gemäß, und man mag es gern; daß aber ein junger Menſch ohne Bedeutung und Namen ſich einfallen läßt, aus dem Incognito einiges Vergnügen zu ziehen, möchte mancher für einen unverzeihlichen Hochmuth auslegen. Da aber hier die Rede nicht iſt von Geſinnungen und Handlungen, in wiefern ſie lobens- oder tadelnswürdig, ſondern wiefern ſie ſich offenbaren und ereignen können; ſo wollen wir für dießmal, unſerer Unterhaltung zu Liebe, dem Jüngling ſeinen Dünkel verzeihen, um ſo mehr, als ich hier anführen muß, daß von Jugend auf in mir eine Luſt mich zu verklei-

den ſelbſt durch den ernſten Vater erregt worden.

Auch dießmal hatte ich mich, theils durch eigne ältere, theils durch einige geborgte Kleidungsſtücke und durch die Art die Haare zu kämmen, wo nicht entſtellt, doch wenigſtens ſo wunderlich zugeſtutzt, daß mein Freund unterwegs ſich des Lachens nicht erwehren konnte, beſonders wenn ich Haltung und Gebärde ſolcher Figuren, wenn ſie zu Pferde ſitzen, und die man lateiniſche Reiter nennt, vollkommen nachzuahmen wußte. Die ſchöne Chauſſee, das herrlichſte Wetter und die Nähe des Rheins gaben uns den beſten Humor. In Druſenheim hielten wir einen Augenblick an, er, um ſich nett zu machen, und ich, um mir meine Rolle zurückzurufen, aus der ich gelegentlich zu fallen fürchtete. Die Gegend hier hat den Character des ganz freyen ebenen Elſaſſes. Wir ritten einen anmuthi-

gen Fuſsſteg über Wieſen, gelangten bald nach Oſenheim, ließen unſere Pferde im Wirthshauſe und gingen gelaſſen nach dem Pfarrhofe. — Laß dich, ſagte Weyland, indem er mir das Haus von weitem zeigte, nicht irren, daß es einem alten und ſchlechten Bauerhauſe ähnlich ſieht; inwendig iſt es deſto jünger. — Wir traten in den Hof; das Ganze gefiel mir wohl: denn es hatte gerade das, was man maleriſch nennt, und was mich in der niederländiſchen Kunſt ſo zauberiſch angeſprochen hatte. Jene Wirkung war gewaltig ſichtbar, welche die Zeit über alles Menſchenwerk ausübt. Haus und Scheune und Stall befanden ſich in dem Zuſtande des Verfalls gerade auf dem Puncte, wo man unſchlüßig, zwiſchen Erhalten und Neuaufrichten zweifelhaft, das Eine unterläßt, ohne zu dem Andern gelangen zu können.

Alles war ſtill und menſchenleer, wie im Dorfe ſo im Hofe. Wir fanden den Vater, einen kleinen, in ſich gekehrten aber doch freundlichen Mann, ganz allein: denn die Familie war auf dem Felde. Er hieß uns willkommen, bot uns eine Erfriſchung an, die wir ablehnten. Mein Freund eilte die Frauenzimmer aufzuſuchen, und ich blieb mit unſerem Wirth allein. — Sie wundern ſich vielleicht, ſagte er, daß Sie mich in einem reichen Dorfe und bey einer einträglichen Stelle ſo ſchlecht quartiert finden; das kommt aber, fuhr er fort, von der Unentſchloſſenheit. Schon lange iſt mir's von der Gemeine, ja von den oberen Stellen zugeſagt, daß das Haus neu aufgerichtet werden ſoll; mehrere Riſſe ſind ſchon gemacht, geprüft, verändert, keiner ganz verworfen und keiner ausgeführt worden. Es hat ſo viele Jahre gedauert, daß ich mich vor Ungeduld kaum zu faſſen weiß. — Ich erwiederte ihm, was ich

für ſchicklich hielt, um ſeine Hoffnung zu nähren und ihn aufzumuntern, daß er die Sache ſtärker betreiben möchte. Er fuhr darauf fort, mit Vertrauen die Perſonen zu ſchildern, von denen ſolche Sachen abhingen, und obgleich er kein ſonderlicher Characterzeichner war, ſo konnte ich doch recht gut begreifen, wie das ganze Geſchäft ſtocken mußte. Die Zutraulichkeit des Mannes hatte was Eignes; er ſprach zu mir als wenn er mich zehen Jahre gekannt hätte, ohne daß irgend etwas in ſeinem Blick geweſen wäre, woraus ich einige Aufmerkſamkeit auf mich hätte muthmaßen können. Endlich trat mein Freund mit der Mutter herein. Dieſe ſchien mich mit ganz andern Augen anzuſehn. Ihr Geſicht war regelmäßig und der Ausdruck deſſelben verſtändig; ſie mußte in ihrer Jugend ſchön geweſen ſeyn. Ihre Geſtalt war lang und hager, doch nicht mehr als ſolchen Jahren geziemt; ſie hatte vom Rücken her noch ein

ganz jugendliches, angenehmes Anſehen. Die älteſte Tochter kam darauf lebhaft hereingeſtürmt; ſie fragte nach Friedricken, ſo wie die andern beyden auch nach ihr gefragt hatten. Der Vater verſicherte, ſie nicht geſehen zu haben, ſeit dem alle drey fortgegangen. Die Tochter fuhr wieder zur Thüre hinaus, um die Schweſter zu ſuchen; die Mutter brachte uns einige Erfriſchungen, und Weyland ſetzte mit den beyden Gatten das Geſpräch fort, das ſich auf lauter bewußte Perſonen und Verhältniſſe bezog, wie es zu geſchehn pflegt, wenn Bekannte nach einiger Zeit zuſammenkommen, von den Gliedern eines großen Zirkels Erkundigung einziehn und ſich wechſelsweiſe berichten. Ich hörte zu und erfuhr nunmehr, wie viel ich mir von dieſem Kreiſe zu verſprechen hatte.

Die älteſte Tochter kam wieder haſtig in die Stube, unruhig, ihre Schweſter nicht

gefunden zu haben. Man war beſorgt um ſie und ſchalt auf dieſe oder jene böſe Gewohnheit, nur der Vater ſagte ganz ruhig: laſſt ſie immer gehn, ſie kommt ſchon wieder! In dieſem Augenblick trat ſie wirklich in die Thüre; und da ging fürwahr an dieſem ländlichen Himmel ein allerliebſter Stern auf. Beyde Töchter trugen ſich noch deutſch, wie man es zu nennen pflegte, und dieſe faſt verdrängte Nationaltracht kleidete Friedricken beſonders gut. Ein kurzes weißes rundes Röckchen mit einer Falbel, nicht länger als daß die nettſten Füßchen bis an die Knöchel ſichtbar blieben; ein knappes weißes Mieder und eine ſchwarze Taffetſchürze — ſo ſtand ſie auf der Grenze zwiſchen Bäuerinn und Städterinn. Schlank und leicht, als wenn ſie nichts an ſich zu tragen hätte, ſchritt ſie, und beynahe ſchien für die gewaltigen blonden Zöpfe des niedlichen Köpfchens der Hals zu zart. Aus heiteren blauen Augen blickte ſie

ſehr deutlich umher, und das artige Stumpfnäschen forſchte ſo frey in die Luft, als wenn es in der Welt keine Sorge geben könnte; der Strohhut hing ihr am Arm, und ſo hatte ich das Vergnügen, ſie beym erſten Blick auf einmal in ihrer ganzen Anmuth und Lieblichkeit zu ſehn und zu erkennen.

Ich fing nun an meine Rolle mit Mäßigung zu ſpielen, halb beſchämt, ſo gute Menſchen zum beſten zu haben, die zu beobachten es mir nicht an Zeit fehlte: denn die Mädchen ſetzten jenes Geſpräch fort und zwar mit Leidenſchaft und Laune. Sämmtliche Nachbarn und Verwandte wurden abermals vorgeführt, und es erſchien meiner Einbildungskraft ein ſolcher Schwarm von Oncien und Tanten, Vettern, Baſen, Kommenden, Gehenden, Gevattern und Gäſten, daß ich in der belebteſten Welt zu hauſen glaubte. Alle Familienglieder hatten einige Worte mit mir

geſprochen, die Mutter betrachtete mich jedesmal, ſo oft ſie kam oder ging, aber Friederike ließ ſich zuerſt mit mir in ein Geſpräch ein, und indem ich umherliegende Noten aufnahm und durchſah, fragte ſie, ob ich auch ſpiele. Als ich es bejahte, erſuchte ſie mich etwas vorzutragen; aber der Vater ließ mich nicht dazu kommen: denn er behauptete, es ſey ſchicklich, dem Gaſte zuerſt mit irgend einem Muſikſtück oder einem Liede zu dienen.

Sie ſpielte verſchiedenes mit einiger Fertigkeit, in der Art, wie man es auf dem Lande zu hören pflegt, und zwar auf einem Clavier, das der Schulmeiſter ſchon längſt hätte ſtimmen ſollen, wenn er Zeit gehabt hätte. Nun ſollte ſie auch ein Lied ſingen, ein gewiſſes zärtlich-trauriges; das gelang ihr nun gar nicht. Sie ſtand auf und ſagte lächelnd, oder vielmehr mit dem auf ihrem Geſicht immerfort ruhenden Zuge von heiterer

Schacht fortgetrieben und mit einem aus dem letztern angesetzten Gegenort im M. Junius desselben Jahres zum Durchschlag befördert worden. Seit jenem Durchschlag mit dem obern Stollen wurde dem Johannis-Schacht die zu einem Kunstschacht nöthige Länge zugegeben. Von diesem Punct an konnte das Abteufen, zumal in dem beynahe ohne alle Klüfte immer fortsetzenden überaus festen Gips-Gestein, nicht mehr so geschwind wie vorher von statten gehen. Ueberdieß mußte damit bey Erbauung des Treibewerks zuweilen gänzlich innegehalten werden, und je tiefer man kam, je schwüriger wurde auch das Förderniß der Berge, welches man mit einem dreymännischen Haspel zuletzt in mehr als 90 Lachtern Teufe kaum noch bestreiten konnte. Demunerachtet ist mit Schluß des Jahres 1786 der Johannis-Schacht bis in die saigere Teufe von 99⅝ Lachtern niedergebracht gewesen. Noch immer haben ihn, wie man auch ferner Ursache zu hoffen hat, keine Wasser beläsliget.

Man unterließ auch nicht, in Zeiten die planmäßige Anlage des Treibewerks (einer Maschine durch welche die Berge und andere Lasten aus dem Schachte gezogen werden) zu unternehmen. Die Herbeybringung der Aufschlagewasser war hierbey die vorzüglichste Angelegenheit. Daher wurde an der Herstellung des verfallenen sogenannten mittlern Berggrabens nach seiner ehemaligen Erstreckung aus der Fassung in dem

Ilm-

Freude: wenn ich ſchlecht ſinge, ſo kann ich die Schuld nicht auf das Clavier und den Schulmeiſter werfen; laſſen Sie uns aber nur hinauskommen, dann ſollen Sie meine Elſaſſer- und Schweizerliedchen hören, die klingen ſchon beſſer.

Beym Abendeſſen beſchäftigte mich eine Vorſtellung, die mich ſchon früher überfallen hatte, dergeſtalt, daß ich nachdenklich und ſtumm wurde, obgleich die Lebhaftigkeit der älteren Schweſter und die Anmuth der jüngern mich oft genug aus meinen Betrachtungen ſchüttelten. Meine Verwunderung war über allen Ausdruck, mich ſo ganz leibhaftig in der Wakefieldſchen Familie zu finden. Der Vater konnte freylich nicht mit jenem trefflichen Manne verglichen werden; allein wo gäbe es auch ſeinesgleichen! Dagegen ſtellte ſich alle Würde, welche jenem Ehegatten eigen iſt, hier in der Gattinn dar. Man konn-

te ſie nicht anſehen, ohne ſie zugleich zu ehren und zu ſcheuen. Man bemerkte bey ihr die Folgen einer guten Erziehung; ihr Betragen war ruhig, frey, heiter und einladend.

Hatte die ältere Tochter nicht die gerühmte Schönheit Oliviens, ſo war ſie doch wohl gebaut, lebhaft und eher heftig; ſie zeigte ſich überall thätig und ging der Mutter in allem an Handen. Friedricken an die Stelle von Primroſens Sophie zu ſetzen, war nicht ſchwer: denn von jener iſt wenig geſagt, man giebt nur zu, daß ſie liebenswürdig ſey; dieſe war es wirklich. Wie nun daſſelbe Geſchäft, derſelbe Zuſtand überall, wo er vorkommen mag, ähnliche, wo nicht gleiche Wirkungen hervorbringt; ſo kam auch hier manches zur Sprache, es geſchah gar manches, was in der Wakefieldſchen Familie ſich auch ſchon ereignet hatte. Als nun aber gar zuletzt ein längſt angekündigter und von dem

Vater mit Ungeduld erwarteter jüngerer Sohn ins Zimmer ſprang und ſich dreuſt zu uns ſetzte, indem er von den Gäſten wenig Notiz nahm, ſo enthielt ich mich kaum auszurufen: Moſes, biſt du auch da!

Die Unterhaltung bey Tiſche erweiterte die Anſicht jenes Land- und Familienkreiſes, indem von mancherley luſtigen Begebenheiten, die bald da bald dort vorgefallen, die Rede war. Friedricke, die neben mir ſaß, nahm daher Gelegenheit, mir verſchiedene Ortſchaften zu beſchreiben, die es wohl zu beſuchen der Mühe werth ſey. Da immer ein Geſchichtchen das andere hervorruft, ſo konnte ich nun auch mich deſto beſſer in das Geſpräch miſchen und ähnliche Begebenheiten erzählen, und weil hiebey ein guter Landwein keineswegs geſchont wurde, ſo ſtand ich in Gefahr, aus meiner Rolle zu fallen, weshalb der vorſichtigere Freund den ſchönen Mondſchein zum

Vorwand nahm und auf einen Spazirgang antrug, welcher denn auch ſogleich beliebt wurde. Er bot der älteſten den Arm, ich der jüngſten, und ſo zogen wir durch die weiten Fluren, mehr den Himmel über uns zum Gegenſtande habend, als die Erde, die ſich neben uns in der Breite verlor. Friedrikens Reden jedoch hatten nichts Mondſcheinhaftes; durch die Klarheit, womit ſie ſprach, machte ſie die Nacht zum Tage, und es war nichts darin was eine Empfindung angedeutet oder erweckt hätte, nur bezogen ſich ihre Aeuſſerungen mehr als bisher auf mich, indem ſie ſowohl ihren Zuſtand als die Gegend und ihre Bekannten mir von der Seite vorſtellte, wiefern ich ſie würde kennen lernen: denn ſie hoffe, ſetzte ſie hinzu, daß ich keine Ausnahme machen und ſie wieder beſuchen würde, wie jeder Fremde gern gethan, der einmal bey ihnen eingekehrt ſey.

Es war mir ſehr angenehm, ſtillſchweigend der Schilderung zuzuhören, die ſie von der kleinen Welt machte, in der ſie ſich bewegte, und von denen Menſchen, die ſie beſonders ſchätzte. Sie brachte mir dadurch einen klaren und zugleich ſo liebenswürdigen Begriff von ihrem Zuſtande bey, der ſehr wunderlich auf mich wirkte: denn ich empfand auf einmal einen tiefen Verdruß, nicht früher mit ihr gelebt zu haben, und zugleich ein recht peinliches, neidiſches Gefühl gegen alle, welche das Glück gehabt hatten, ſie bisher zu umgeben. Ich paßte ſogleich, als wenn ich ein Recht dazu gehabt hätte, genau auf alle ihre Schilderungen von Männern, ſie mochten unter den Namen von Nachbarn, Vettern oder Gevattern auftreten, und lenkte bald da bald dorthin meine Vermuthung; allein wie hätte ich etwas entdecken ſollen in der völligen Unbekanntſchaft aller Verhältniſſe. Sie wurde zuletzt immer redſeliger und ich immer ſtiller. Es hörte

ſich ihr gar ſo gut zu, und da ich nur ihre Stimme vernahm, ihre Geſichtsbildung aber ſo wie die übrige Welt in Dämmerung ſchwebte, ſo war es mir, als ob ich in ihr Herz ſähe, das ich höchſt rein finden mußte, da es ſich in ſo unbefangener Geſchwätzigkeit vor mir eröffnete.

Als mein Gefährte mit mir in das für uns zubereitete Gaſtzimmer gelangte, brach er ſogleich mit Selbſtgefälligkeit in behaglichen Scherz aus und that ſich viel darauf zu Gute, mich mit der Aehnlichkeit der Primroſiſchen Familie ſo ſehr überraſcht zu haben. Ich ſtimmte mit ein, indem ich mich dankbar erwies. — Fürwahr! rief er aus, das Mährchen iſt ganz beyſammen. Dieſe Familie vergleicht ſich jener ſehr gut, und der verkappte Herr da mag ſich die Ehre anthun, für Herrn Burchel gelten zu wollen; ferner, weil wir im gemeinen Leben die Böſewichter nicht ſo nö-

thig haben als in Romanen, ſo will ich für dießmal die Rolle des Neffen übernehmen und mich beſſer aufführen als er. Ich verließ jedoch ſogleich dieſes Geſpräch, ſo angenehm es mir auch ſeyn mochte, und fragte ihn vor allen Dingen auf ſein Gewiſſen, ob er mich wirklich nicht verrathen habe. Er betheuerte nein! und ich durfte ihm glauben. Sie hätten ſich vielmehr, ſagte er, nach dem luſtigen Tiſchgeſellen erkundigt, der in Straßburg mit ihm in Einer Penſion ſpeiſe und von dem man ihnen allerley verkehrtes Zeug erzählt habe. Ich ſchritt nun zu andern Fragen: ob ſie geliebt habe? ob ſie liebe? ob ſie verſprochen ſey? Er verneinte das alles. — Fürwahr! verſetzte ich, eine ſolche Heiterkeit von Natur aus iſt mir unbegreiflich. Hätte ſie geliebt und verloren und ſich wieder gefaßt, oder wäre ſie Braut, in beyden Fällen wollte ich es gelten laſſen.

So ſchwatzten wir zuſammen tief in die Nacht, und ich war ſchon wieder munter als es tagte. Das Verlangen ſie wieder zu ſehen ſchien unüberwindlich; allein indem ich mich anzog, erſchrak ich über die verwünſchte Garderobe, die ich mir ſo freventlich ausgeſucht hatte. Je weiter ich kam, meine Kleidungsſtücke anzulegen, deſto niederträchtiger erſchien ich mir: denn alles war ja auf dieſen Effect berechnet. Mit meinen Haaren wäre ich allenfalls noch fertig geworden; aber wie ich mich zuletzt in den geborgten, abgetragenen grauen Rock einzwängte und die kurzen Aermel mir das abgeſchmackteſte Anſehen gaben, fiel ich deſto entſchiedener in Verzweifelung, als ich mich in einem kleinen Spiegel nur theilweiſe betrachten konnte; da denn immer ein Theil lächerlicher ausſah als der andre.

Ueber dieſer Toilette war mein Freund aufgewacht und blickte, mit der Zufriedenheit eines guten Gewiſſens und im Gefühl einer freudigen Hoffnung für den Tag, aus der geſtopften ſeidenen Decke. Ich hatte ſchon ſeine hübſchen Kleider, wie ſie über den Stuhl hingen, längſt beneidet, und wäre er von meiner Taille geweſen, ich hätte ſie ihm vor den Augen weggetragen, mich draußen umgezogen und ihm meine verwünſchte Hülle, in den Garten eilend, zurückgelaſſen; er hätte guten Humor genug gehabt, ſich in meine Kleider zu ſtecken, und das Mährchen wäre bey frühem Morgen zu einem luſtigen Ende gelangt. Daran war aber nun gar nicht zu denken, ſo wenig als wie an irgend eine ſchickliche Vermittelung. In der Figur, in der mich mein Freund für einen zwar fleißigen und geſchickten aber armen Studioſen der Theologie ausgeben konnte, wieder vor Friedricken hinzutreten, die geſtern Abend an mein verkleide-

tes Selbſt ſo freundlich geſprochen hatte, das war mir ganz unmöglich. Aergerlich und ſinnend ſtand ich da und bot all mein Erfindungsvermögen auf; allein es verließ mich. Als nun aber gar der behaglich Ausgeſtreckte, nachdem er mich eine Weile fixirt hatte, auf einmal in ein lautes Lachen ausbrach und ausrief: Nein! es iſt wahr, du ſiehſt ganz verwünſcht aus! verſetzte ich heftig: Und ich weiß was ich thue, leb wohl und entſchuldige mich! — Biſt du toll! rief er, indem er aus dem Bette ſprang und mich aufhalten wollte. Ich war aber ſchon zur Thüre hinaus, die Treppe hinunter, aus Haus und Hof, nach der Schenke; im Nu war mein Pferd geſattelt und ich eilte in raſendem Unmuth galoppirend nach Druſenheim, den Ort hindurch und immer weiter.

Da ich mich nun in Sicherheit glaubte, ritt ich langſamer und fühlte nun erſt, wie

Ilmfluß (N. 60. der Bergwerkscharte,) bis zum ehemaligen Schacht Wilhelm Ernst, (N. 37.) gearbeitet. Bey aller Thätigkeit und angelegten so vielen Arbeitern, als sich nur übersehen liessen, verliefen doch die schicklichen Monate des Jahres 1785 *) ohne es weiter bringen zu können, als diesen Graben nach seinem ehemaligen Lauf auszuwerfen und auszubessern, an manchen Orten zu seiner Befestigung das prallige Gebirg mit Mauer zu unterschlagen und ihn in einigen wilden Wasserrissen gegen Beschädigung zu verwahren, auch an den nöthigen Stellen in Flutber zu setzen. Am Hang des Gebirgs und über dem Dorfe, Manebach, wo er zu den anliegenden Feldern gezogen worden war, fand diese erste Graben-Arbeit mancherley Schwierigkeiten. Aber die wichtigste unter allen war diejenige, deren schon in der vorigen Nachricht gedacht ist; nemlich daß man vor einigen Jahren an dem Graben, uns

*) Da bey dem Schlusse des Jahres 1785 diese und andere Hauptarbeiten des Tagebaues unvollendet blieben, so konnte man damals nicht füglich einen Rechnungsabschnitt machen oder eine deutliche Uebersicht des Aufwands vorlegen, und muste vielmehr mit Erlassung der zweyten Nachricht den Ablauf des Jahres 1786 abwarten. Diese Ursache der spätern Erscheinung derselben ist auch in verschiedenen öffentlichen Blättern, z. B. in den Schlözerischen Staats-Anzeigen, in dem Teutschen Merkur ꝛc. bekannt gemacht worden.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.

3-598-50924-3
FN. 18347460

unendlich ungern ich mich entfernte. Ich ergab mich aber in mein Schickſal, vergegenwärtigte mir den Spaziergang von geſtern Abend mit der größten Ruhe und nährte die ſtille Hoffnung, Sie bald wieder zu ſehn. Doch verwandelte ſich dieſes ſtille Gefühl bald wieder in Ungeduld, und nun beſchloß ich, ſchnell in die Stadt zu reiten, mich umzuziehen, ein gutes friſches Pferd zu nehmen; da ich denn wohl allenfalls, wie mir die Leidenſchaft vorſpiegelte, noch vor Tiſche, oder, wie es wahrſcheinlicher war, zum Nachtiſche oder gegen Abend gewiß wieder eintreffen und meine Vergebung erbitten konnte.

Eben wollte ich meinem Pferde die Sporen geben, um dieſen Vorſatz auszuführen, als mir ein anderer und, wie mich däuchte, ſehr glücklicher Gedanke durch den Geiſt fuhr. Schon geſtern hatte ich im Gaſthofe zu Druſenheim einen ſehr ſauber gekleideten Wirths-

ſohn bemerkt, der auch heute früh, mit ländlichen Anordnungen beſchäftigt, mich aus ſeinem Hofe begrüßte. Er war von meiner Geſtalt und hatte mich flüchtig an mich ſelbſt erinnert. Gedacht, gethan! Mein Pferd war kaum umgewendet, ſo befand ich mich in Druſenheim; ich brachte es in den Stall und machte dem Burſchen kurz und gut den Vortrag: er ſolle mir ſeine Kleider borgen, weil ich in Seſenheim etwas Luſtiges vorhabe. Da brauchte ich nicht auszureden; er nahm den Vorſchlag mit Freuden an und lobte mich, daß ich den Mamſells einen Spaß machen wolle; ſie wären ſo brav und gut, beſonders Mamſell Rieckchen, und auch die Aeltern ſähen gerne, daß es immer luſtig und vergnügt zuginge. Er betrachtete mich aufmerkſam, und da er mich nach meinem Aufzug für einen armen Schlucker halten mochte, ſo ſagte er: wenn Sie ſich inſinuiren wollen, ſo iſt das der rechte Weg. Wir waren in-

deſſen ſchon weit in unſerer Umkleidung gekommen, und eigentlich ſollte er mir ſeine Feſttagskleider gegen die meinigen nicht anvertrauen; doch er war treuherzig und hatte ja mein Pferd im Stalle. Ich ſtand bald und recht ſchmuck da, warf mich in die Bruſt, und mein Freund ſchien ſein Ebenbild mit Behaglichkeit zu betrachten. — Top Herr Bruder! ſagte er, indem er mir die Hand hinreichte, in die ich wacker einſchlug, komme er meinem Mädel nicht zu nah, ſie möchte ſich vergreifen.

Meine Haare, die nunmehr wieder ihren völligen Wuchs hatten, konnte ich ohngefähr wie die ſeinigen ſcheiteln, und da ich ihn wiederholt betrachtete, ſo fand ichs luſtig, ſeine dichteren Augenbrauen mit einem gebrannten Korkſtöpſel mäßig nachzuahmen und ſie in der Mitte näher zuſammenzuziehen, um mich bey meinem räthſelhaften Vornehmen

auch äußerlich zum Räthsel zu bilden. Habt Ihr nun, sagte ich, als er mir den bebänderten Hut reichte, nicht irgend etwas in der Pfarre auszurichten, daß ich mich auf eine natürliche Weise dort anmelden könnte? — Gut! versetzte er, aber da müssen Sie noch zwey Stunden warten. Bey uns ist eine Wöchnerinn; ich will mich erbieten, den Kuchen der Frau Pfarrinn zu bringen, den mögen Sie dann hinübertragen. Hoffarth muß Noth leiden und der Spaß denn auch. — Ich entschloß mich zu warten, aber diese zwey Stunden wurden mir unendlich lang und ich verging vor Ungeduld, als die dritte verfloß, ehe der Kuchen aus dem Ofen kam. Ich empfing ihn endlich ganz warm, und eilte, bey dem schönsten Sonnenschein, mit meinem Creditiv davon, noch eine Strecke von meinem Ebenbild begleitet, welches gegen Abend nachzukommen und mir meine Kleider zu bringen versprach, die ich aber lebhaft

ablehnte und mir vorbehielt, ihm die seinigen wieder zuzustellen.

Ich war nicht weit mit meiner Gabe gesprungen, die ich in einer sauberen zusammengeknüpften Serviette trug, als ich in der Ferne meinen Freund mit den beyden Frauenzimmern mir entgegen kommen sah. Mein Herz war beklommen, wie sich's eigentlich unter dieser Jacke nicht ziemte. Ich blieb stehen, holte Athem und suchte zu überlegen, was ich beginnen solle; und nun bemerkte ich erst, daß das Terrain mir sehr zu Statten kam: denn sie gingen auf der andern Seite des Baches, der, so wie die Wiesenstreifen, durch die er hinlief, zwey Fußpfade ziemlich aus einander hielt. Als sie gegen mir über waren rief Friedricke, die mich schon lange gewahrt hatte: Georges, was bringst du? Ich war klug genug, das Gesicht mit dem Hute, den ich abnahm, zu bedecken, indem

ich die beladene Serviette hoch in die Höhe hielt. — Ein Kindtaufkuchen! rief ſie dagegen; wie geht's der Schweſter? — Guet, ſagte ich, indem ich, wo nicht Elſaſſiſch, doch fremd zu reden ſuchte. — Trag ihn nach Hauſe! ſagte die älteſte, und wenn du die Mutter nicht findeſt, gieb ihn der Magd; aber wart' auf uns, wir kommen bald wieder, hörſt du! — Ich eilte meinen Pfad hin, im Frohgefühl der beſten Hoffnung, daß alles gut ablaufen müſſe, da der Anfang glücklich war, und hatte bald die Pfarrwohnung erreicht. Ich fand Niemand weder im Haus noch in der Küche; den Herrn, den ich beſchäftigt in der Studirſtube vermuthen konnte, wollte ich nicht aufregen, ich ſetzte mich deshalb auf die Bank vor der Thüre, den Kuchen neben mich und drückte den Hut ins Geſicht.

Ich erinnere mich nicht leicht einer angenehmern Empfindung. Hier an dieſer Schwelle wieder zu ſitzen, über die ich vor kurzem in Verzweiflung hinausgeſtolpert war; ſie ſchon wieder geſehn, ihre liebe Stimme ſchon wieder gehört zu haben, kurz nachdem mein Unmuth mir eine lange Trennung vorgeſpiegelt hatte; jeden Augenblick ſie ſelbſt und eine Entdeckung zu erwarten, vor der mir das Herz klopfte, und doch, in dieſem zweydeutigen Falle, eine Entdeckung ohne Beſchämung; dann, gleich zum Eintritt einen ſo luſtigen Streich, als keiner derjenigen, die geſtern belacht worden waren! Liebe und Noth ſind doch die beſten Meiſter, hier wirkten ſie zuſammen und der Lehrling war ihrer nicht unwerth geblieben.

Die Magd kam aber aus der Scheune getreten. — Nun! ſind die Kuchen gerathen? rief ſie mich an, wie gehts der Schweſter?

— Alles gut, ſagte ich und deutete auf den Kuchen, ohne aufzuſehen. Sie faßte die Serviette und murrte: Nun was haſt du heute wieder? hat Bärbchen wieder einmal einen Andern angeſehn? Laß es uns nicht entgelten! Das wird eine ſaubere Ehe werden, wenn's ſo fort geht. Da ſie ziemlich laut ſprach, kam der Pfarrer ans Fenſter und fragte, was es gebe? Sie bedeutete ihn; ich ſtand auf und kehrte mich nach ihm zu, doch hielt ich den Hut wieder über's Geſicht. Als er etwas Freundliches geſprochen und mich zu bleiben geheißen hatte, ging ich nach dem Garten und wollte eben hineintreten, als die Pfarrinn, die zum Hofthore hereinkam, mich anrief. Da mir die Sonne gerade in's Geſicht ſchien, ſo bediente ich mich abermals des Vortheils, den mir der Hut gewährte, grüßte ſie mit einem Scharrfuß, ſie aber ging in das Haus, nachdem ſie mir zugeſprochen hatte, ich möchte nicht weggehen, ohne etwas

genoſſen zu haben. Ich ging nunmehr in dem Garten auf und ab; alles hatte bisher den beſten Erfolg gehabt, doch holte ich tief Athem, wenn ich dachte, daß die jungen Leute nun bald herankommen würden. Aber unvermuthet trat die Mutter zu mir und wollte eben eine Frage an mich thun, als ſie mir ins Geſicht ſah, das ich nicht mehr verbergen konnte, und ihr das Wort im Munde ſtockte. — Ich ſuche Georgen, ſagte ſie nach einer Pauſe, und wen finde ich! Sind Sie es, junger Herr? wie viel Geſtalten haben Sie denn? — Im Ernſt nur Eine, verſetzte ich, zum Scherz ſoviel Sie wollen. — Den will ich nicht verderben, lächelte ſie; gehen Sie hinten zum Garten hinaus und auf der Wieſe hin, bis es Mittag ſchlägt, dann kehren Sie zurück und ich will den Spaß ſchon eingeleitet haben. Ich that's; allein da ich aus den Hecken der Dorfgärten heraus war und die Wieſen hingehen wollte, kamen ge-

weil seiner Fassung aus dem Ilmfluß, unter Herzogl. Gothaischer Hoheit, eine Schneidemühle angelegt hatte, welche dem Graben die Wasser entzog. Nach vielen Unterhandlungen wurde diese Mühle für das Bergwerk angekauft. Wäre die Nothwendigkeit nicht schon statt Rechtfertigung, so könnte man behaupten, daß auch ohne sie das Kaufgeld, welches mit den Nebenunkosten die Summe von 493 Rthlr. 14 gr. 11 pf. betrug, nicht unräthlich angelegt worden sey. Denn man hat das Pachtgeld dieser Schneidemühle auf 40 Mfl. oder 35 Thl. gebracht und dabey den freyen Gebrauch der Wasser für das Bergwerk, ingleichen die Reparaturen der Mühle einbedungen.

Dasjenige neue Stück Berggraben, womit man von der Stelle, wo der alte sich endigte, (N. 37.) bis zu dem neuen Johannis-Schacht (bey N. 33.) in der Entfernung von 358 Lachtern fortzugehen hatte, muste durch frisches Feld geführt, und hierüber ebenfalls mit den Grundeigenthümern billigmäßig convenieret werden.

Zugleich mit dem Berggraben wurde an Ausfüllung und Aufmaurung der Radstube zum Treibewerk gearbeitet, und an der gewölbten Abzugsröschе, welche die Wasser davon in der Länge von 56 Lachtern zurückführt, wo sie am Tage in einen Graben weiter abziehen, weil man ihrer in der Grube gegenwärtig

zu

zu einem Kunstgezeug noch nicht bedarf. Ingleichen wurde der Bau des Treibehauses, mit inbegriffener Treibe-Maschine selbst, zur Hand genommen. Jenes konnte im M. Sept. 1785 mit Abwerfung der bishe rigen Kaue gerichtet und vor Winters bis zur nothdürftigen Wohnung des Werkmeisters und Steigers ausgebauet werden.

In dem folgenden Jahre 1786 wurde der Wasserstand des alten und neuen Grabens, der von seiner Fassung aus der Ilm bis an das Treibehauß 4668 Lachter Länge hat, genauer berichtiget und eine Menge einzelner Stellen, welche die Wasser übermäßig fallen liessen, in besondere Arbeit genommen. Hier und da war die Sohle bald aufzutragen, bald nachzuholen, und der Wasserhältigkeit des Grabens, nach den Umständen, durch Rasen und Mauer, durch Letten und Leimenschlag, durch Gesluther und Anstreckpfähle nachzuhelfen. Die gemauerten Stücke des alten Grabens wurden hierbey durchgehends enger gemacht, welches nicht nur zu Haltung der Wasser beytrug, sondern auch die Kosten des Deckens auf dem Winter vermindern half. Auch brachte man den Graben zu Stande, welchem die Wasser aus der Rösche vom Johannisschacht her zufielen, um sie vorerst in der Länge von 316 Lachtern nach einem bey der Stadt Ilmenau gelegenen Teich zurückzuleiten. Ferner wurde die Anlage der Treibemaschine vollendet, zuletzt aber noch vor Winters die

rade einige Landleute den Fußpfad her, die mich in Verlegenheit ſetzten. Ich lenkte deshalb nach einem Wäldchen, das ganz nah eine Erderhöhung bekrönte, um mich darin bis zur beſtimmten Zeit zu verbergen. Doch wie wunderlich ward mir zu Muthe als ich hineintrat: denn es zeigte ſich mir ein reinlicher Platz mit Bänken, von deren jeder man eine hübſche Ausſicht in die Gegend gewann. Hier war das Dorf und der Kirchthurm, hier Druſenheim und dahinter die waldigen Rheininſeln, gegenüber die Vogeſiſchen Gebirge und zuletzt der Straßburger Münſter. Dieſe verſchiedenen himmelhellen Gemälde waren durch buſchige Rahmen eingefaßt, ſo daß man nichts Erfreulicheres und Angenehmeres ſehen konnte. Ich ſetzte mich auf eine der Bänke und bemerkte an dem ſtärkſten Baum ein kleines längliches Brett mit der Inſchrift: Friedrickens Ruhe. Es fiel mir nicht ein, daß ich gekommen ſeyn könnte, die-

ſe Ruhe zu ſtören: denn eine aufkeimende Leidenſchaft hat das Schöne, daß, wie ſie ſich ihres Urſprungs unbewußt iſt, ſie auch keinen Gedanken eines Endes haben, und wie ſie ſich froh und heiter fühlt, nicht ahnden kann, daß ſie wohl auch Unheil ſtiften dürfte.

Kaum hatte ich Zeit gehabt mich umzuſehn, und verlor mich eben in ſüße Träumereyen, als ich Jemand kommen hörte; es war Friedricke ſelbſt. — Georges, was machſt du hier? rief ſie von weitem. — Nicht Georges! rief ich, indem ich ihr entgegenlief; aber einer, der tauſendmal um Verzeihung bittet. Sie betrachtete mich mit Erſtaunen, nahm ſich aber gleich zuſammen und ſagte nach einem tieferen Athemholen: Garſtiger Menſch, wie erſchrecken Sie mich! — Die erſte Masque hat mich in die zweyte getrieben, rief ich aus; jene wäre unverzeihlich ge-

weſen, wenn ich nur einigermaßen gewußt hätte, zu wem ich ging, dieſe vergeben Sie gewiß: denn es iſt die Geſtalt von Menſchen, denen Sie ſo freundlich begegnen. — Ihre bläßlichen Wangen hatten ſich mit dem ſchönſten Roſenrothe gefärbt. — Schlimmer ſollen Sie's wenigſtens nicht haben als Georges! Aber laſſen Sie uns ſitzen! Ich geſtehe es, der Schreck iſt mir in die Glieder gefahren. — Ich ſetzte mich zu ihr, äußerſt bewegt. — Wir wiſſen alles bis heute früh durch Ihren Freund, ſagte ſie, nun erzählen Sie mir das Weitere. Ich ließ mir das nicht zweymal ſagen, ſondern beſchrieb ihr meinen Abſcheu vor der geſtrigen Figur, mein Fortſtürmen aus dem Hauſe ſo komiſch, daß ſie herzlich und anmuthig lachte; dann ließ ich das Uebrige folgen, mit aller Beſcheidenheit zwar, doch leidenſchaftlich genug, daß es gar wohl für eine Liebeserklärung in hiſtoriſcher Form hätte gelten können. Das Vergnügen ſie

wieder zu finden, feyerte ich zuletzt mit einem Kuſſe auf ihre Hand, die ſie in den meinigen ließ. Hatte ſie bey dem geſtrigen Mondſcheingang die Unkoſten des Geſprächs übernommen, ſo erſtattete ich die Schuld nun reichlich von meiner Seite. Das Vergnügen, ſie wiederzuſehn und ihr alles ſagen zu können, was ich geſtern zurückhielt, war ſo groß, daß ich in meiner Redſeligkeit nicht bemerkte, wie ſie ſelbſt nachdenkend und ſchweigend war. Sie holte einige Mal tief Athem, und ich bat ſie aber- und abermal um Verzeihung wegen des Schrecks, den ich ihr verurſacht hatte. Wie lange wir mögen geſeſſen haben, weiß ich nicht; aber auf einmal hörten wir Rieckchen! Rieckchen! rufen. Es war die Stimme der Schweſter. — Das wird eine ſchöne Geſchichte geben, ſagte das liebe Mädchen, zu ihrer völligen Heiterkeit wieder hergeſtellt. Sie kommt an meiner Seite her, fügte ſie hinzu, indem ſie ſich vorbog, mich

halb zu verbergen: wenden Sie ſich weg, damit man Sie nicht gleich erkennt. Die Schweſter trat in den Platz, aber nicht allein, Weyland ging mit ihr, und beyde, da ſie uns erblickten, blieben wie verſteinert.

Wenn wir auf einmal aus einem ruhigen Dache eine Flamme gewaltſam ausbrechen ſähen, oder einem Ungeheuer begegneten, deſſen Mißgeſtalt zugleich empörend und fürchterlich wäre, ſo würden wir von keinem ſo grimmigen Entſetzen befallen werden als dasjenige iſt, das uns ergreift, wenn wir etwas unerwartet mit Augen ſehen, das wir moraliſch unmöglich glaubten. — Was heißt das? rief jene mit der Haſtigkeit eines Erſchrockenen: was iſt das? Du mit Georgen! Hand in Hand! Wie begreif' ich das? — Liebe Schweſter, verſetzte Friedricke ganz bedenklich, der arme Menſch, er bittet mir was ab, er hat dir auch was abzubitten, du

mußt ihm aber zum Voraus verzeihen. — Ich verstehe nicht, ich begreife nicht, sagte die Schwester, indem sie den Kopf schüttelte und Weylanden ansah, der, nach seiner stillen Art, ganz ruhig dastand und die Scene ohne irgend eine Aeußerung betrachtete. Friedricke stand auf und zog mich nach sich. Nicht gezaudert! rief sie, Pardon gebeten und gegeben! Nun ja! sagte ich, indem ich der ältesten ziemlich nahe trat: Pardon habe ich von Nöthen! Sie fuhr zurück, that einen lauten Schrey und wurde roth über und über; dann warf sie sich aufs Gras, lachte überlaut und wollte sich gar nicht zufrieden geben. Weyland lächelte behaglich und rief: Du bist ein excellenter Junge! Dann schüttelte er meine Hand in der seinigen. Gewöhnlich war er mit Liebkosungen nicht freygebig, aber sein Händedruck hatte etwas Herzliches und Belebendes; doch war er auch mit diesem sparsam.

Nach einiger Erholung und Sammlung traten wir unſern Rückweg nach dem Dorfe an. Unterwegs erfuhr ich, wie dieſes wunderbare Zuſammentreffen veranlaßt worden. Friedricke hatte ſich von dem Spazirgange zuletzt abgeſondert, um auf ihrem Plätzchen noch einen Augenblick vor Tiſche zu ruhen, und als jene beyden nach Hauſe gekommen, hatte die Mutter ſie abgeſchickt, Friedricken eiligſt zu holen, weil das Mittagseſſen bereit ſey.

Die Schweſter zeigte den ausgelaſſenſten Humor, und als ſie erfuhr, daß die Mutter das Geheimniß ſchon entdeckt habe, rief ſie aus: Nun iſt noch übrig, daß Vater, Bruder, Knecht und Magd gleichfalls angeführt werden. Als wir uns an dem Gartenzaun befanden, mußte Friedricke mit dem Freund voraus nach dem Hauſe gehen. Die Magd war im Hausgarten beſchäftigt und Olivie (ſo mag auch hier die ältere Schwe-

ſter heißen) rief ihr zu: Warte, ich habe dir was zu ſagen! Mich ließ ſie an der Hecke ſtehn und ging zu dem Mädchen. Ich ſah, daß ſie ſehr ernſthaft ſprachen. Olivie bildete ihr ein, George habe ſich mit Bärben überworfen und ſchien Luſt zu haben ſie zu heiraten. Das gefiel der Dirne nicht übel; nun ward ich gerufen und ſollte das Geſagte bekräftigen. Das hübſche derbe Kind ſenkte die Augen nieder und blieb ſo, bis ich ganz nahe vor ihr ſtand. Als ſie aber auf einmal das fremde Geſicht erblickte, that auch ſie einen lauten Schrey und lief davon. Olivie hieß mich ihr nachlaufen und ſie feſthalten, daß ſie nicht ins Haus gerieth und Lärm machte; ſie aber wolle ſelbſt hingehen und ſehen, wie es mit dem Vater ſtehe. Unterwegs traf Olivie auf den Knecht, welcher der Magd gut war; ich hatte indeſſen das Mädchen ereilt und hielt ſie feſt. — Denk einmal! welch ein Glück, rief Olivie, mit Bär-

ben iſt's aus, und George heiratet Lieſen. — Das habe ich lange gedacht, ſagte der gute Kerl und blieb verdrießlich ſtehen.

Ich hatte dem Mädchen begreiflich gemacht, daß es nur darauf ankomme, den Papa anzuführen. Wir gingen auf den Burſchen los, der ſich umkehrte und ſich zu entfernen ſuchte; aber Lieſe holte ihn herbey und auch er machte, indem er enttäuſcht ward, die wunderlichſten Gebärden. Wir gingen zuſammen nach dem Hauſe. Der Tiſch war gedeckt und der Vater ſchon im Zimmer. Olivie, die mich hinter ſich hielt, trat an die Schwelle und ſagte: Vater, es iſt Dir doch recht, daß Georges heute mit uns ißt? Du mußt ihm aber erlauben, daß er den Hut aufbehält. — Meinetwegen! ſagte der Alte, aber warum ſo was Ungewöhnliches? Hat er ſich beſchädigt? Sie zog mich vor wie ich ſtand und den Hut aufhatte. Nein!

ſagte ſie, indem ſie mich in die Stube führte, aber er hat eine Vogelhecke darunter, die möchten hervorfliegen und einen verteufelten Spuck machen: denn es ſind lauter loſe Vögel. Der Vater ließ ſich den Scherz gefallen, ohne daß er recht wußte was es heißen ſollte. In dem Augenblick nahm ſie mir den Hut ab, machte einen Scharrfuß und verlangte von mir das Gleiche. Der Alte ſah mich an, erkannte mich, kam aber nicht aus ſeiner prieſterlichen Faſſung. Ey ey! Herr Candidat! rief er aus, indem er einen drohenden Finger aufhob: Sie haben geſchwind umgeſattelt, und ich verliere über Nacht einen Gehülfen, der mir erſt geſtern ſo treulich zuſagte, manchmal die Wochenkanzel für mich zu beſteigen. Darauf lachte er von Herzen, hieß mich willkommen, und wir ſetzten uns zu Tiſche. Moſes kam um vieles ſpäter; denn er hatte ſich, als der verzogene Jüngſte, angewöhnt, die Mittags-

Deckung des Grabens mit Schwartenbretern und Stangenholz beſorgt. Zu Anfang des Monats November 1786 konnte man den dreymänniſchen Haspel abwerfen und mit der Maſchine zu treiben anfangen. Hierdurch wird künftig in Vergleich des Aufwands, wenn man genöthigt geweſen ſeyn würde, bey der itzigen Teufe zwey Haspel übereinander zu ſetzen und auf achtſtündige Schicht ſechs Mann dabey anzuſtellen, wogegen beym Treibwerck täglich nur Ein Mann erforderlich iſt, jährlich die reine Summe von 800 Rthlr. erſpart werden; des Vortheils zu geſchweigen, daß man die Waſſer, um auf den Nothfall ein Kunſtgezeug in die Grube zu hängen, bey der Hand hat.

Auſſer dieſen neuen Arbeiten iſt der tiefe Martinsröder Stollen mit ſeinen Schächten in der nöthigſten Reparatur erhalten worden. Bey ſeiner großen Länge kann es hieran nie fehlen, obwohl die genaueſte Aufſicht getragen wird, wirthſchaftlich dabey zu verfahren. Am Schluß des Jahres 1786 waren bey dem Stollen, Schacht, Treibewerck und Graben, zwey Steiger, vier Zimmerlinge, funfzehn Häuer, drey Knechte, drey Karrenläufer, zuſammen 27 Mann angeſtellt.

Der Geldaufwand iſt in beyden Jahren folgender geweſen:

I) Bey den Tagegebäuden:

	Thl.	Gr.	Pf.	
a)	3151	12	$8\frac{1}{15}$	Aufwand zu Herſtellung des Berg-

glocke zu verhören. Außerdem gab er wenig Acht auf die Gesellschaft, auch kaum wenn er widersprach. Man hatte mich, um ihn sicherer zu machen, nicht zwischen die Schwestern, sondern an das Ende des Tisches gesetzt, wo Georges manchmal zu sitzen pflegte. Als er, mir im Rücken, zur Thür hereingekommen war, schlug er mir derb auf die Achsel, und sagte: Georges, gesegnete Mahlzeit! — Schönen Dank, Junker! erwiederte ich. — Die fremde Stimme, das fremde Gesicht erschreckten ihn. — Was sagst du? rief Olivie, sieht er seinem Bruder nicht recht ähnlich? — Ja wohl, von hinten, versetzte Moses, der sich gleich wieder zu fassen wußte, wie allen Leuten. Er sah mich gar nicht wieder an und beschäftigte sich bloß, die Gerichte, die er nachzuholen hatte, eifrig hinunterzuschlingen. Dann beliebte es ihm auch, gelegentlich aufzustehen und sich in Hof und Garten etwas zu schaffen zu machen.

Zum Nachtiſche trat der wahrhafte Georges herein und belebte die ganze Scene noch mehr. Man wollte ihn wegen ſeiner Eiferſucht aufziehen und nicht billigen, daß er ſich an mir einen Rival geſchaffen hätte; allein er war beſcheiden und gewandt genug und miſchte auf eine halb duſſelige Weiſe ſich, ſeine Braut, ſein Ebenbild und die Mamſells dergeſtalt durcheinander, daß man zuletzt nicht mehr wußte, von wem die Rede war, und daß man ihn das Glas Wein und ein Stück von ſeinem eignen Kuchen in Ruhe gar zu gern verzehren ließ.

Nach Tiſche war die Rede, daß man ſpaziren gehen wolle; welches doch in meinen Bauerkleidern nicht wohl anging. Die Frauenzimmer aber hatten ſchon heute früh, als ſie erfuhren, wer ſo übereilt fortgelaufen war, ſich erinnert, daß eine ſchöne Pekeſche eines Vettern im Schrank hänge, mit der er, bey

ſeinem Hierſeyn, auf die Jagd zu gehen pflege. Allein ich lehnte es ab, äußerlich zwar mit allerley Späßen, aber innerlich mit dem eitlen Gefühl, daß ich den guten Eindruck, den ich als Bauer gemacht, nicht wieder durch den Vetter zerſtören wolle. Der Vater hatte ſich entfernt, ſein Mittagsſchläfchen zu halten, die Mutter war in der Haushaltung beſchäftigt wie immer. Der Freund aber that den Vorſchlag, ich ſolle etwas erzählen, worein ich ſogleich willigte. Wir begaben uns in eine geräumige Laube, und ich trug ein Mährchen vor, das ich hernach unter dem Titel, „die neue Meluſine" aufgeſchrieben habe. Es verhält ſich zum neuen Paris wie ohngefähr der Jüngling zum Knaben, und ich würde es hier einrücken, wenn ich nicht der ländlichen Wirklichkeit und Einfalt, die uns hier gefällig umgiebt, durch wunderliche Spiele der Phantaſie zu ſchaden fürchtete. Genug mir gelang, was den Erfinder

und Erzähler ſolcher Productionen belohnt, die Neugierde zu erregen, die Aufmerkſamkeit zu feſſeln, zu voreiliger Auflöſung undurchdringlicher Räthſel zu reizen, die Erwartungen zu täuſchen, durch das Seltſamere, das an die Stelle des Seltſamen tritt, zu verwirren, Mitleid und Furcht zu erregen, beſorgt zu machen, zu rühren und endlich durch Umwendung eines ſcheinbaren Ernſtes in geiſtreichen und heitern Scherz das Gemüth zu befriedigen, der Einbildungskraft Stoff zu neuen Bildern und dem Verſtande zu fernerm Nachdenken zu hinterlaſſen.

Sollte Jemand künftig dieſes Mährchen gedruckt leſen und zweifeln, ob es eine ſolche Wirkung habe hervorbringen können; ſo bedenke derſelbe, daß der Menſch eigentlich nur berufen iſt, in der Gegenwart zu wirken. Schreiben iſt ein Misbrauch der Sprache, ſtille für ſich leſen ein trauriges Surrogat der Rede. Der

Menſch wirkt alles was er vermag auf den Menſchen durch ſeine Perſönlichkeit, die Jugend am ſtärkſten auf die Jugend, und hier entſpringen auch die reinſten Wirkungen. Dieſe ſind es, welche die Welt beleben und weder moraliſch noch phyſiſch ausſterben laſſen. Mir war von meinem Vater eine gewiſſe lehrhafte Redſeligkeit angeerbt; von meiner Mutter die Gabe, alles was die Einbildungskraft hervorbringen, faſſen kann, heiter und kräftig darzuſtellen, bekannte Mährchen aufzufriſchen, andere zu erfinden und zu erzählen, ja im Erzählen zu erfinden. Durch jene väterliche Mitgift wurde ich der Geſellſchaft mehrentheils unbequem: denn wer mag gern die Meynungen und Geſinnungen des Andern hören, beſonders eines Jünglings, deſſen Urtheil, bey lückenhafter Erfahrung, immer unzulänglich erſcheint. Meine Mutter hingegen hatte mich zur geſellſchaftlichen Unterhaltung eigentlich recht ausgeſtattet. Das leerſte Mährchen hat für die

Einbildungskraft schon einen hohen Reiz und der geringste Gehalt wird vom Verstande dankbar aufgenommen.

Durch solche Darstellungen, die mich gar nichts kosteten, machte ich mich bey Kindern beliebt, erregte und ergetzte die Jugend und zog die Aufmerksamkeit älterer Personen auf mich. Nur mußte ich in der Societät, wie sie gewöhnlich ist, solche Uebungen gar bald einstellen, und ich habe nur zu sehr an Lebensgenuß und freyer Geistesförderung dadurch verloren; doch begleiteten mich jene beyden älterlichen Gaben durch's ganze Leben, mit einer dritten verbunden, mit dem Bedürfniß, mich figürlich und gleichnißweise auszudrücken. In Rücksicht dieser Eigenschaften, welche der so einsichtige als geistreiche Doctor Gall, nach seiner Lehre, an mir anerkannte, betheuerte derselbe, ich sey eigentlich zum Volksredner geboren. Ueber diese Eröffnung erschrak ich

nicht wenig: denn hätte ſie wirklich Grund, ſo wäre, da ſich bey meiner Nation nichts zu reden fand, alles Uebrige, was ich vornehmen konnte, leider ein verfehlter Beruf geweſen.

Aus meinem Leben

Dichtung und Wahrheit.

Von

Goethe.

Dritter Theil.

Es iſt dafür geſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen.

Tübingen,
in der J. G. Cottaiſchen Buchhandlung.
1814.

Berggrabens aus der Ilm bis zum Treibehaus, nemlich:

Thl.	Gr.	Pf.	
1410.	21.	4½	Berglöhne,
496.	18.	3 3/10	Holz,
308.	16.	11.	andere Materialien,
15.	8.	5.	Schmiedekosten,
236.	23.	8½.	Fuhrlohn,
97.	4.	3 13/17	vermischte Ausgaben,
92.	—	9.	Abfindung der Grundstücksbesitzer bey dem neuen Stück Berggraben,
493.	14.	11.	Ankaufsgeld der Schneidemühle,

ut sup.

Thl.	Gr.	Pf.	
b) 484.	7.	3 1/4	Baukosten der Radestube zum Treibewerk, und der Abzugsröhre, ingleichen des Grabens zu Rükführung der Wasser,

Thl.	Gr.	Pf.	
205.	23.	10.	Berglöhne,
43.	6.	4.	Steinbrecherlöhne,
102.	9.	1½.	Maurer- und Handlanger löhne,

Eilftes Buch.

Nachdem ich in jener Laube zu Sesenheim meine Erzählung vollendet, in welcher das Gemeine mit dem Unmöglichen anmuthig genug wechselte, sah ich meine Hörerinnen, die sich schon bisher ganz eigen theilnehmend erwiesen hatten, von meiner seltsamen Darstellung aufs äußerste verzaubert. Sie baten mich inständig; ihnen das Mährchen aufzuschreiben, damit sie es öfters unter sich und vorlesend mit andern wiederholen könnten. Ich versprach es um so lieber, als ich dadurch einen Vorwand zu Wiederholung des Besuchs und Gelegenheit zu näherer Verbindung mir zu gewinnen hoffte. Die Gesellschaft trennte sich einen Augenblick und alle mochten fühlen, daß, nach einem so lebhaft vollbrachten Tag, der Abend einigermaßen matt werden könnte. Von dieser Sorge be-

freyte mich mein Freund, der ſich für uns die Erlaubniß erbat, ſogleich Abſchied nehmen zu dürfen, weil er, als ein fleißiger und in ſeinen Studien folgerechter academiſcher Bürger, dieſe Nacht in Drusenheim zuzubringen und morgen zeitig in Straßburg zu ſeyn wünſche.

Unſer Nachtquartier erreichten wir beyde ſchweigend; ich, weil ich einen Widerhaken im Herzen fühlte, der mich zurückzog; er, weil er etwas anderes im Sinne hatte, das er mir, als wir angelangt waren, ſogleich mittheilte. — Es iſt doch wunderlich, fing er an, daß du gerade auf dieſes Mährchen verfallen biſt. Haſt du nicht bemerkt, daß es einen ganz beſondern Eindruck machte? — Freylich, verſetzte ich darauf; wie hätte ich nicht bemerken ſollen, daß die ältere bey einigen Stellen, mehr als billig, lachte, die jüngere den Kopf ſchüttelte, daß ihr euch bedeutend anſaht, und daß du ſelbſt

beynah aus deiner Faſſung gekommen wäreſt. Ich leugne nicht, es hätte mich faſt irre gemacht: denn es fuhr mir durch den Kopf, daß es vielleicht unſchicklich ſey, den guten Kindern ſolche Fratzen zu erzählen, die ihnen beſſer unbekannt blieben, und ihnen von den Männern ſo ſchlechte Begriffe zu geben, als ſie von der Figur des Abenteurers ſich nothwendig bilden müſſen. — Keineswegs! verſetzte jener: du erräthſt es nicht, und wie ſollteſt du's errathen? Die guten Kinder ſind mit ſolchen Dingen gar nicht ſo unbekannt als du glaubſt: denn die große Geſellſchaft um ſie her giebt ihnen zu manchem Nachdenken Anlaß, und ſo iſt überrhein gerade ein ſolches Ehepaar, wie du es, nur übertrieben und mährchenhaft, ſchilderſt. Er gerade ſo groß, derb und plump, ſie niedlich und zierlich genug, daß er ſie wohl auf der Hand tragen könnte. Ihr übriges Verhältniß, ihre Geſchichte paßt ebenfalls ſo genau zu deiner Erzählung, daß die Mädchen mich ernſtlich

fragten, ob du die Perſonen kennteſt und ſie ſchalkhaft dargeſtellt hätteſt? Ich verſicherte nein! und du wirſt wohl thun, das Mährchen ungeſchrieben zu laſſen. Durch Zögern und Vorwände wollen wir ſchon eine Entſchuldigung finden.

Ich verwunderte mich ſehr: denn ich hatte weder an ein dießrheiniſches noch an ein überrheiniſches Paar gedacht, ja ich hätte gar nicht anzugeben gewußt, wie ich auf den Einfall gekommen. In Gedanken mochte ich mich gern mit ſolchen Späßen, ohne weitere Beziehung, beſchäftigen, und ſo, glaubte ich, ſollte es auch andern ſeyn, wenn ich ſie erzählte.

Als ich in der Stadt wieder an meine Geſchäfte kam, fühlte ich die Beſchwerlichkeit derſelben mehr als ſonſt: denn der zur Thätigkeit geborene Menſch übernimmt ſich in Planen und überladet ſich mit Arbeiten.

Das gelingt denn auch ganz gut, bis irgend ein phyſiſches oder moraliſches Hinderniß dazutritt, um das Unverhältnißmäßige der Kräfte zu dem Unternehmen in's Klare zu bringen.

Das Juriſtiſche trieb ich mit ſo viel Fleiß als nöthig war, um die Promotion mit einigen Ehren zu abſolviren; das Mediciniſche reizte mich, weil es mir die Natur nach allen Seiten wo nicht aufſchloß, doch gewahr werden ließ, und ich war daran durch Umgang und Gewohnheit gebunden; der Geſellſchaft mußte ich auch einige Zeit und Aufmerkſamkeit widmen: denn in manchen Familien war mir mehreres zu Lieb und zu Ehren geſchehn. Aber alles dieß wäre zu tragen und fortzuführen geweſen, hätte nicht das was Herder mir auferlegt, unendlich auf mir gelaſtet. Er hatte den Vorhang zerriſſen, der mir die Armuth der deutſchen Literatur bedeckte; er hatte mir ſo manches Vorurtheil mit Grauſamkeit zerſtört; an dem vaterländi-

schen Himmel blieben nur wenige bedeutende Sterne, indem er die übrigen alle nur als vorüberfahrende Schnuppen behandelte; ja was ich von mir selbst hoffen und wähnen konnte, hatte er mir dermaßen verkümmert, daß ich an meinen eignen Fähigkeiten zu verzweifeln anfing. Zu gleicher Zeit jedoch riß er mich fort auf den herrlichen breiten Weg, den er selbst zu durchwandern geneigt war, machte mich aufmerksam auf seine Lieblingsschriftsteller, unter denen Swift und Hamann oben an standen, und schüttelte mich kräftiger auf als er mich gebeugt hatte. Zu dieser vielfachen Verwirrung nunmehr eine angehende Leidenschaft, die, indem sie mich zu verschlingen drohte, zwar von jenen Zuständen mich abziehn, aber wohl schwerlich darüber erheben konnte. Dazu kam noch ein körperliches Uebel, daß mir nämlich nach Tische die Kehle wie zugeschnürt war; welches ich erst später sehr leicht los wurde, als ich einem rothen Wein, den wir in der Pension ge-

wöhnlich und sehr gern tranken, entsagte. Diese unerträgliche Unbequemlichkeit hatte mich auch in Sesenheim verlassen, so daß ich mich dort doppelt vergnügt befand; als ich aber zu meiner städtischen Diät zurückkehrte, stellte sie sich zu meinem großen Verdruß sogleich wieder ein. Alles dieß machte mich nachdenklich und mürrisch, und mein Aeußeres mochte mit dem Innern übereinstimmen.

Verdrießlicher als jemals, weil eben nach Tische jenes Uebel sich heftig eingefunden hatte, wohnte ich dem Klinikum bey. Die große Heiterkeit und Behaglichkeit womit der verehrte Lehrer uns von Bett zu Bett führte, die genaue Bemerkung bedeutender Symptome, die Beurtheilung des Gangs der Krankheit überhaupt, die schöne Hippocratische Verfahrungsart, wodurch sich, ohne Theorie, aus einer eignen Erfahrung, die Gestalten des Wissens heraufgaben, die Schlußreden mit denen er gewöhnlich seine

Stunden zu krönen pflegte, das alles zog mich zu ihm und machte mir ein fremdes Fach, in das ich nur wie durch eine Ritze hineinsah, um desto reizender und lieber. Mein Abscheu gegen die Kranken nahm immer mehr ab, jemehr ich diese Zustände in Begriffe verwandeln lernte, durch welche die Heilung, die Wiederherstellung menschlicher Gestalt und Wesens als möglich erschien. Er mochte mich wohl, als einen seltsamen jungen Menschen, besonders ins Auge gefaßt und mir die wunderliche Anomalie, die mich zu seinen Stunden hinführte, verziehn haben. Diesmal schloß er seinen Vortrag nicht, wie sonst, mit einer Lehre, die sich auf irgend eine beobachtete Krankheit bezogen hätte, sondern sagte mit Heiterkeit: Meine Herren! wir sehen einige Ferien vor uns. Benutzen Sie dieselben sich aufzumuntern; die Studien wollen nicht allein ernst und fleißig, sie wollen auch heiter und mit Geistesfreyheit behandelt werden. Geben Sie Ihrem Körper

Thlr.	Gr.	Pf.	
9.	1.	2.	Schmiedekoſten
79.	19.	—	Fuhrlöhne,
41.	22.	—	Materialien,
1.	21.	10.	vermiſchte Ausgaben.

ut ſup.

Thl.	Gr.	Pf.	
c) 838.	3.	$6\frac{1}{2}$.	Baukoſten des Treibehauſes, nemlich

Thl.	Gr.	Pf.	
157.	18.	1.	Zimmerlöhne,
39.	6.	1.	Maurerlöhne,
134.	4.	9.	Fuhrlohn,
205.	2.	—	Holz,
175.	15.	$8\frac{1}{2}$.	andere Materialien,
26.	8.	$10\frac{1}{2}$	Schmiede- und Schloſſer-Arbeit,
99.	20.	$\frac{1}{2}$	vermiſchte Ausgaben,

ut ſup.

Thl.	Gr.	Pf.	
d) 930.	14.	$1\frac{87}{100}$	Baukoſten der Treibe-Maſchine,

Thl.	Gr.	Pf.	
225.	20.	9.	Arbeitslöhne,
146.	4.	3.	Holz,
148.	9.	$7\frac{31}{50}$	andere Materialien,

Bewegung, durchwandern Sie zu Fuß und zu Pferde das ſchöne Land; der Einheimiſche wird ſich an dem Gewohnten erfreuen, und dem Fremden wird es neue Eindrücke geben und eine angenehme Erinnerung zurücklaſſen.

Es waren unſer eigentlich nur zwey, an welche dieſe Ermahnung gerichtet ſeyn konnte; möge dem Andern dieſes Recept eben ſo eingeleuchtet haben als mir! Ich glaubte eine Stimme vom Himmel zu hören, und eilte was ich konnte, ein Pferd zu beſtellen und mich ſauber herauszuputzen. Ich ſchickte nach Weyland, er war nicht zu finden. Dieß hielt meinen Entſchluß nicht auf, aber leider verzogen ſich die Anſtalten und ich kam nicht ſo früh weg als ich gehofft hatte. So ſtark ich auch ritt, überfiel mich doch die Nacht. Der Weg war nicht zu verfehlen und der Mond beleuchtete mein leidenſchaftliches Unternehmen. Die Nacht war windig und

ſchauerlich; ich ſprengte zu, um nicht bis morgen früh auf ihren Anblick warten zu müſſen.

Es war ſchon ſpät, als ich in Seſenheim mein Pferd einſtellte. Der Wirth, auf meine Frage, ob wohl in der Pfarre noch Licht ſey, verſicherte mich, die Frauenzimmer ſeyen eben erſt nach Hauſe gegangen; er glaube gehört zu haben, daß ſie noch einen Fremden erwarteten. Das war mir nicht recht; denn ich hätte gewünſcht der einzige zu ſeyn. Ich eilte nach, um wenigſtens, ſo ſpät noch, als der erſte zu erſcheinen. Ich fand die beyden Schweſtern vor der Thüre ſitzend; ſie ſchienen nicht ſehr verwundert, aber ich war es, als Friedrike Olivien ins Ohr ſagte, ſo jedoch daß ich's hörte: hab' ich's nicht geſagt? da iſt er! Sie führten mich ins Zimmer und ich fand eine kleine Collation aufgeſtellt. Die Mutter begrüßte mich als einen alten Bekannten;

wie mich aber die ältere bey Licht besah, brach sie in ein lautes Gelächter aus: denn sie konnte wenig an sich halten.

Nach diesem ersten etwas wunderlichen Empfang ward sogleich die Unterredung frey und heiter, und was mir diesen Abend verborgen blieb, erfuhr ich den andern Morgen. Friedrike hatte voraus gesagt, daß ich kommen würde; und wer fühlt nicht einiges Behagen beym Eintreffen einer Ahndung, selbst einer traurigen? Alle Vorgefühle, wenn sie durch das Ereigniß bestätigt werden, geben dem Menschen einen höheren Begriff von sich selbst, es sey nun, daß er sich so zart fühlend glauben kann, um einen Bezug in der Ferne zu tasten, oder so scharfsinnig, um nothwendige aber doch ungewisse Verknüpfungen gewahr zu werden. — Oliviens Lachen blieb auch kein Geheimniß; sie gestand, daß es ihr sehr lustig vorgekommen, mich dießmal geputzt und wohl ausstaffirt zu sehn; Friedrike

hingegen fand es vortheilhaft, eine solche Erscheinung mir nicht als Eitelkeit auszulegen, vielmehr den Wunsch, ihr zu gefallen, darin zu erblicken.

Früh bey Zeiten rief mich Friedrike zum Spazirengehn; Mutter und Schwester waren beschäftigt, alles zum Empfang mehrerer Gäste vorzubereiten. Ich genoß an der Seite des lieben Mädchens der herrlichen Sonntagsfrühe auf dem Lande, wie sie uns der unschätzbare Hebel vergegenwärtigt hat. Sie schilderte mir die erwartete Gesellschaft und bat mich, ihr beyzustehn, daß alle Vergnügungen wo möglich gemeinsam und in einer gewissen Ordnung möchten genossen werden. Gewöhnlich, sagte sie, zerstreut man sich einzeln, Scherz und Spiel wird nur obenhin gekostet, so daß zuletzt für den einen Theil nichts übrig bleibt, als die Karten zu ergreifen, und für den andern, im Tanze sich auszurasen.

Wir entwarfen demnach unſern Plan, was vor und nach Tiſche geſchehn ſollte, machten einander wechſelſeitig mit neuen geſelligen Spielen bekannt, waren einig und vergnügt, als uns die Glocke nach der Kirche rief, wo ich denn, an ihrer Seite, eine etwas trockene Predigt des Vaters nicht zu lang fand.

Zeitverkürzend iſt immer die Nähe der Geliebten, doch verging mir dieſe Stunde auch unter beſonderem Nachdenken. Ich wiederholte mir die Vorzüge, die ſie ſo eben auf's freyſte vor mir entwickelte: beſonnene Heiterkeit, Naivetät mit Bewußtſeyn, Frohſinn mit Vorausſehn; Eigenſchaften, die unverträglich ſcheinen, die ſich aber bey ihr zuſammenfanden und ihr Aeußeres gar hold bezeichneten. Nun hatte ich aber auch ernſtere Betrachtungen über mich ſelbſt anzuſtellen, die einer freyen Heiterkeit eher Eintrag thaten.

Seitdem jenes leidenſchaftliche Mädchen meine Lippen verwünſcht und geheiligt, (denn jede Weihe enthält ja beydes,) hatte ich mich, abergläubiſch genug, in Acht genommen, irgend ein Mädchen zu küſſen, weil ich ſolches auf eine unerhörte geiſtige Weiſe zu beſchädigen fürchtete. Ich überwand daher jede Lüſternheit, durch die ſich der Jüngling gedrungen fühlt, dieſe viel oder wenig ſagende Gunſt einem reizenden Mädchen abzugewinnen. Aber ſelbſt in der ſittigſten Geſellſchaft erwartete mich eine läſtige Prüfung. Eben jene, mehr oder minder geiſtreichen, ſogenannten kleinen Spiele, durch welche ein munterer jugendlicher Kreis geſammelt und vereinigt wird, ſind großentheils auf Pfänder gegründet, bey deren Einforderung die Küſſe keinen unbedeutenden Löſewerth haben. Ich hatte mir nun ein für allemal vorgenommen, nicht zu küſſen, und wie uns irgend ein Mangel oder Hinderniß zu Thätigkeiten aufreyt, zu denen man ſich ſonſt nicht hinge-

neigt hätte, ſo bot ich alles auf, was an mir von Talent und Humor war, mich durchzuwinden und dabey vor der Geſellſchaft und für die Geſellſchaft eher zu gewinnen als zu verlieren. Wenn zu Einlöſung eines Pfandes ein Vers verlangt werden ſollte, ſo richtete man die Forderung meiſt an mich. Nun war ich immer vorbereitet und wußte bey ſolcher Gelegenheit etwas zum Lobe der Wirthinn, oder eines Frauenzimmers, die ſich am artigſten gegen mich erwieſen hatte, vorzubringen. Traf es ſich, daß mir allenfalls ein Kuß auferlegt wurde, ſo ſuchte ich mich mit einer Wendung herauszuziehn, mit der man gleichfalls zufrieden war; und da ich Zeit gehabt hatte, vorher darüber nachzudenken, ſo fehlte es mir nicht an mannigfaltigen Zierlichkeiten; doch gelangen die aus dem Stegreiſe immer am beſten.

Als wir nach Hauſe kamen, ſchwirrten die von mehreren Seiten angekommenen Gäſte

ſchen luſtig durch einander, bis Friedrike ſie ſammelte und zu einem Spazirgang nach jenem ſchönen Platze lud und führte. Dort fand man eine reichliche Collation und wollte mit geſelligen Spielen die Stunde des Mittageſſens erwarten. Hier wußte ich, in Einſtimmung mit Friedriken, ob ſie gleich mein Geheimniß nicht ahndete, Spiele ohne Pfänder und Pfänderlöſungen ohne Küſſe zu bereiten und durchzuführen.

Meine Kunſtfertigkeit und Gewandtheit war um ſo nöthiger, als die mir ſonſt ganz fremde Geſellſchaft geſchwind ein Verhältniß zwiſchen mir und dem lieben Mädchen möchte geahndet haben, und ſich nun ſchalkhaft alle Mühe gab, mir dasjenige aufzudringen, was ich heimlich zu vermeiden ſuchte. Denn bemerkt man in ſolchen Cirkeln eine angehende Neigung junger Perſonen, ſo ſucht man ſie verlegen zu machen oder näher zuſammenzubringen, eben ſo wie man in der Folge, wenn

ſich eine Leidenſchaft erklärt hat, bemüht iſt, ſie wieder aus einander zu ziehen; wie es denn dem geſelligen Menſchen ganz gleichgültig iſt, ob er nutzt oder ſchadet, wenn er nur unterhalten wird.

Ich konnte mit einiger Aufmerkſamkeit an dieſem Morgen Friedrikens ganzes Weſen gewahr werden, dergeſtalt, daß ſie mir für die ganze Zeit immer dieſelbe blieb. Schon die freundlichen, vorzüglich an ſie gerichteten Grüße der Bauern gaben zu verſtehn, daß ſie ihnen wohlthätig ſey und ihr Behagen errege. Zu Hauſe ſtand die ältere der Mutter bey; alles was körperliche Anſtrengung erforderte, ward nicht von Friedriken verlangt, man ſchonte ſie, wie man ſagte, ihrer Bruſt wegen.

Es giebt Frauensperſonen die uns im Zimmer beſonders wohl gefallen, andere die ſich beſſer im Freyen ausnehmen; Friedrike gehörte zu den letztern. Ihr Weſen, ihre Ge-

ſtalt trat niemals reizender hervor, als wenn ſie ſich auf einem erhöhten Fußpfad hinbewegte; die Anmuth ihres Betragens ſchien mit der beblümten Erde, und die unverwüſtliche Heiterkeit ihres Antlitzes mit dem blauen Himmel zu wetteifern. Dieſen erquicklichen Aether der ſie umgab, brachte ſie auch mit nach Hauſe und es ließ ſich bald bemerken, daß ſie Verwirrungen auszugleichen und die Eindrücke kleiner unangenehmer Zufälligkeiten leicht wegzulöſchen verſtand.

Die reinſte Freude die man an einer geliebten Perſon finden kann, iſt die, zu ſehen, daß ſie andere erfreut. Friedrikens Betragen in der Geſellſchaft war allgemein wohlthätig. Auf Spazirgängen ſchwebte ſie, ein belebender Geiſt, hin und wieder und wußte die Lücken auszufüllen, welche hier und da entſtehn mochten. Die Leichtigkeit ihrer Bewegungen haben wir ſchon gerühmt, und am allerzierlichſten war ſie, wenn ſie lief. So

Thl.	Gr.	Pf.	
50.	2.	3.	Fuhrlohn,
84.	6.	3 1/4	Schmiedekoſten,
233.	19.	—	vermiſchte Ausgaben incl. des Treibeſeils,
50.	—	—	Kaufgeld für das Ackerſtük zum Geſtuther auf das Treiberad.

ut ſup.

II) Bey den Gruben-Gebäuden.

	Thl.	Gr.	Pf.	
a)	1248	10.	2 1/2	Aufwand auf Erhaltung des tiefen Martinroder Stollen, nemlich

Thl.	Gr.	Pf.	
964.	23.	6.	Berglöhne,
262.	10.	2 1/2.	Materialien und Schmiedekoſten,
21.	—	6.	vermiſchte Ausgaben.

ut ſup.

b)	3923.	6.	1 6/30	Unkoſten des neuen Johannisſchachtes mit Einſchluß der Querſchläge nach dem obern und tiefen Stollen, nemlich

Thl.	Gr.	Pf.	
3664.	20.	1.	Berglöhne mit Einſchluß

wie das Reh ſeine Beſtimmung ganz zu erfüllen ſcheint, wenn es leicht über die keimenden Saaten wegfliegt, ſo ſchien auch ſie ihre Art und Weiſe am deutlichſten auszudrücken, wenn ſie, etwas Vergeſſenes zu holen, etwas Verlorenes zu ſuchen, ein entferntes Paar herbeyzurufen, etwas Nothwendiges zu beſtellen, über Rain und Matten leichten Laufes hineilte. Dabey kam ſie niemals außer Athem, und blieb völlig im Gleichgewicht; daher mußte die allzu große Sorge der Aeltern für ihre Bruſt manchem übertrieben ſcheinen.

Der Vater, der uns manchmal durch Wieſen und Felder begleitete, war öfters nicht günſtig gepaart. Ich geſellte mich deshalb zu ihm, und er verfehlte nicht, ſein Lieblingsthema wieder anzuſtimmen und mich von dem vorgeſchlagenen Bau des Pfarrhauſes umſtändlich zu unterhalten. Er beklagte ſich beſonders, daß er die ſorgfältig gefertigten

Riſſe nicht wieder erhalten könne, um darüber nachzudenken und eine und die andere Verbeſſerung zu überlegen. Ich erwiederte darauf, es ſey leicht ſie zu erſetzen, und erbot mich zur Fertigung eines Grundriſſes, auf welchen doch vorerſt alles ankomme. Er war es wohl zufrieden, und bey der nöthigen Ausmeſſung ſollte der Schulmeiſter an Hand gehen, welchen aufzuregen er denn auch ſogleich forteilte, damit ja der Fuß- und Zollſtab morgen früh bereit wäre.

Als er hinweggegangen war, ſagte Friedrike: Sie ſind recht gut, die ſchwache Seite des lieben Vaters zu hegen und nicht, wie die andern, die dieſes Geſpräch ſchon überdrüſſig ſind, ihn zu meiden oder davon abzubrechen. Freylich muß ich Ihnen bekennen, daß wir übrigen den Bau nicht wünſchen; er würde der Gemeine zu hoch zu ſtehn kommen und uns auch. Neues Haus, neues Hausge-

räthe! Unſern Gäſten würde es bey uns nicht wohler ſeyn, ſie ſind nun einmal das alte Gebäude gewohnt. Hier können wir ſie reichlich bewirthen, dort fänden wir uns in einem weitern Raume beengt. So ſieht die Sache; aber unterlaſſen Sie nicht, gefällig zu ſeyn, ich danke es Ihnen von Herzen.

Ein anderes Frauenzimmer, das ſich zu uns geſellte, fragte nach einigen Romanen, ob Friederike ſolche geleſen habe. Sie verneinte es: denn ſie hatte überhaupt wenig geleſen; ſie war in einem heitern ſittlichen Lebensgenuß aufgewachſen und dem gemäß gebildet. Ich hatte den Wakefield auf der Zunge, allein ich wagte nicht, ihr ihn anzubieten; die Aehnlichkeit der Zuſtände war zu auffallend und zu bedeutend. — Ich leſe ſehr gern Romane, ſagte ſie; man findet darin ſo hübſche Leute, denen man wohl ähnlich ſehen möchte.

Die Ausmeſſung des Hauſes geſchah des andern Morgens. Sie ging ziemlich langſam von Statten, da ich in ſolchen Künſten ſo wenig gewandt war, als der Schulmeiſter. Endlich kam ein leidlicher Entwurf zu Stande. Der gute Vater ſagte mir ſeine Abſicht und war nicht unzufrieden, als ich Urlaub nahm, um den Riß in der Stadt mit mehr Bequemlichkeit zu verfertigen. Friedrike entließ mich froh; ſie war von meiner Neigung überzeugt, wie ich von der ihrigen, und die ſechs Stunden ſchienen keine Entfernung mehr. Es war ſo leicht, mit der Diligence nach Druſenheim zu fahren und ſich durch dieſes Fuhrwerk, ſo wie durch ordentliche und außerordentliche Boten, in Verbindung zu erhalten, wobey Georges den Spediteur machen ſollte.

In der Stadt angelangt, beſchäftigte ich mich in den früheſten Stunden — denn an langen Schlaf war nicht mehr zu denken — mit dem Riſſe, den ich ſo ſauber als mög-

lich zeichnete. Indeſſen hatte ich ihr Bücher geſchickt und ein kurzes freundliches Wort dazu geſchrieben. Ich erhielt ſogleich Antwort und erfreute mich ihrer leichten, hübſchen, herzlichen Hand. Ebenſo war Inhalt und Styl natürlich, gut, liebevoll, von innen heraus, und ſo wurde der angenehme Eindruck, den ſie auf mich gemacht, immer erhalten und erneuert. Ich wiederholte mir die Vorzüge ihres holden Weſens nur gar zu gern, und nährte die Hoffnung, ſie bald und auf längere Zeit wiederzuſehn.

Es bedurfte nun nicht mehr eines Zurufs von Seiten des braven Lehrers; er hatte mich durch jene Worte zur rechten Zeit ſo aus dem Grunde curirt, daß ich ihn und ſeine Kranken nicht leicht wiederzuſehen Luſt hatte. Der Briefwechſel mit Friedriken wurde lebhafter. Sie lud mich ein zu einem Feſte, wozu auch überrheiniſche Freunde kommen würden; ich ſollte mich auf längere Zeit einrich-

ten. Ich that es, indem ich einen tüchtigen Mantelſack auf die Diligence packte, und in wenig Stunden befand ich mich in ihrer Nähe. Ich traf eine große und luſtige Geſellſchaft, nahm den Vater bey Seite, überreichte ihm den Riß, über den er große Freude bezeigte; ich beſprach mit ihm, was ich bey der Ausarbeitung gedacht hatte; er war außer ſich vor Vergnügen, beſonders lobte er die Reinlichkeit der Zeichnung: die hatte ich von Jugend auf geübt und mir dießmal auf dem ſchönſten Papier noch beſondere Mühe gegeben. Allein dieſes Vergnügen wurde unſerm guten Wirthe gar bald verkümmert, da er, gegen meinen Rath, in der Freude ſeines Herzens, den Riß der Geſellſchaft vorlegte. Weit entfernt, daran die erwünſchte Theilnahme zu äußern, achteten die einen dieſe köſtliche Arbeit gar nicht; andere, die etwas von der Sache zu verſtehn glaubten, machten es noch ſchlimmer; ſie tadelten den Entwurf als nicht kunſtgerecht, und als der

Alte einen Augenblick nicht aufmerkte, handhabten sie diese saubern Blätter als Brouillons, und einer zog mit harten Bleystiftstrichen seine Verbesserungsvorschläge dergestalt derb über das zarte Papier, daß an Wiederherstellung der ersten Reinheit nicht zu denken war.

Den höchst verdrießlichen Mann, dem sein Vergnügen so schmählich vereitelt worden, vermochte ich kaum zu trösten, so sehr ich ihm auch versicherte, daß ich sie selbst nur für Entwürfe gehalten, worüber wir sprechen und neue Zeichnungen darauf bauen wollten. Er ging dem allen ungeachtet höchst verdrießlich weg, und Friedrike dankte mir für die Aufmerksamkeit gegen den Vater eben so sehr als für die Geduld bey der Unart der Mitgäste.

Ich aber kannte keinen Schmerz noch Verdruß in ihrer Nähe. Die Gesellschaft bestand

aus jungen, ziemlich lärmenden Freunden, die ein alter Herr noch zu überbieten trachtete und noch wunderlicheres Zeug angab als ſie ausübten. Man hatte ſchon beym Frühſtück den Wein nicht geſpart; bey einem ſehr wohl beſetzten Mittagstiſche ließ man ſich's an keinem Genuß ermangeln und allen ſchmeckte es, nach der angreifenden Leibesübung bey ziemlicher Wärme, um ſo beſſer, und wenn der alte Ammann des Guten ein wenig zuviel gethan hatte, ſo war die Jugend nicht weit hinter ihm zurückgeblieben.

Ich war grenzenlos glücklich an Friedrikens Seite; geſprächig, luſtig, geiſtreich, vorlaut, und doch durch Gefühl, Achtung und Anhänglichkeit gemäßigt. Sie in gleichem Falle, offen, heiter, theilnehmend und mittheilend. Wir ſchienen allein für die Geſellſchaft zu leben und lebten bloß wechſelſeitig für uns.

Nach Tiſche ſuchte man den Schatten, geſellſchaftliche Spiele wurden vorgenommen und Pfänderſpiele kamen an die Reihe. Bey Löſung der Pfänder ging alles jeder Art ins Uebertriebene: Gebärden die man verlangte, Handlungen die man ausüben, Aufgaben die man löſen ſollte, alles zeigte von einer verwegenen Luſt, die keine Grenzen kennt. Ich ſelbſt ſteigerte dieſe wilden Scherze durch manchen Schwank, Friedrike glänzte durch manchen neckiſchen Einfall; ſie erſchien mir lieblicher als je; alle hypochondriſchen abergläubiſchen Grillen waren mir verſchwunden und als ſich die Gelegenheit gab, meine ſo zärtlich Geliebte recht herzlich zu küſſen, verſäumte ich's nicht, und noch weniger verſagte ich mir die Wiederholung dieſer Freude.

Die Hoffnung der Geſellſchaft auf Muſik wurde endlich befriedigt, ſie ließ ſich hören und alles eilte zum Tanz. Die Allemanden, das Walzen und Drehen war Anfang, Mittel und

Ende. Alle waren zu dieſem Nationaltanz aufgewachſen; auch ich machte meinen geheimen Lehrmeiſterinnen Ehre genug, und Friedrike, welche tanzte wie ſie ging, ſprang und lief, war ſehr erfreut, an mir einen geübten Partner zu finden. Wir hielten meiſt zuſammen, mußten aber bald Schicht machen, weil man ihr von allen Seiten zuredete, nicht weiter fortzurafen. Wir entſchädigten uns durch einen einſamen Spazirgang Hand in Hand, und an jenem ſtillen Platze durch die herzlichſte Umarmung und die treulichſte Verſicherung, daß wir uns von Grund aus liebten.

Aeltere Perſonen die vom Spiel aufgeſtanden waren, zogen uns mit ſich fort. Bey der Abend-Collation kam man eben ſo wenig zu ſich ſelbſt; es ward bis tief in die Nacht getanzt, und an Geſundheiten ſo wie an andern Aufmunterungen zum Trinken fehlte es ſo wenig als am Mittag.

schluß des verdungenen Pulvers und der Schmiedekosten des Gruben-Gezähes,

Thl.	Gr.	Pf.	
258.	10	$8\frac{61}{100}$.	Sonstige Bergmaterialien und Schmiedekosten auch Fuhrlöhne und andere Ausgaben.

ut sup.

	Thl.	Gr.	Pf.	
III)	1189.	7.	2.	Officianten-Besoldungen.
IV)	381.	18.	5.	Allgemeiner Neben-Aufwand, an Druckerkosten, Schreibe-Materialien, Postgeldern, Modellfertigungen, Bothenlöhnen, Verehrungen, Grundstücks-Abgaben, Verheizungs-Aufwand u. dergl.
12147	Thl.	8.	Gr. 2 $\frac{17}{100}$	Pf. Sum. des ganzen Aufwands vor die beyden Jahre 1785 und 1786.

Vergleicht man die aufgewendeten Kosten des Tagebaues mit den Anschlägen, auf welche man bey dem Plan des Werks calculirt hat, so ergiebt sich kein erheblicher Unterschied; vielmehr ist man bey der Ausführung etwas näher weggekommen. Denn auf Wieder-

hers

Ich hatte kaum einige Stunden ſehr tief geſchlafen, als ein erhitztes und in Aufruhr gebrachtes Blut mich aufweckte. In ſolchen Stunden und Lagen iſt es, wo die Sorge, die Reue den wehrlos hingeſtreckten Menſchen zu überfallen pflegen. Meine Einbildungskraft ſtellte mir zugleich die lebhafteſten Bilder dar; ich ſehe Lucinden, wie ſie, nach dem heftigen Kuſſe, leidenſchaftlich von mir zurücktritt, mit glühender Wange, mit funkelnden Augen jene Verwünſchung ausſpricht, wodurch nur ihre Schweſter bedroht werden ſoll, und wodurch ſie unwiſſend fremde Schuldloſe bedroht. Ich ſehe Friedriken gegen ihr überſtehn, erſtarrt vor dem Anblick, bleich und die Folgen jener Verwünſchung fühlend, von der ſie nichts weiß. Ich finde mich in der Mitte, ſo wenig im Stande, die geiſtigen Wirkungen jenes Abenteuers abzulehnen als jenen Unglück weiſſagenden Kuß zu vermeiden. Die zarte Geſundheit Friedrikens ſchien den gedrohten Unfall zu beſchleunigen, und nun kam mir ihre

Liebe zu mir recht unselig vor; ich wünschte über alle Berge zu seyn.

Was aber noch schmerzlicheres für mich im Hintergrunde lag, will ich nicht verhehlen. Ein gewisser Dünkel unterhielt bey mir jenen Aberglauben; meine Lippen — geweiht oder verwünscht — kamen mir bedeutender vor als sonst, und mit nicht geringer Selbstgefälligkeit war ich mir meines enthaltsamen Betragens bewußt, indem ich mir manche unschuldige Freude versagte, theils um jenen magischen Vorzug zu bewahren, theils um ein harmloses Wesen nicht zu verletzen, wenn ich ihn aufgäbe.

Nunmehr aber war alles verloren und unwiederbringlich; ich war in einen gemeinen Zustand zurückgekehrt, ich glaubte das liebste Wesen verletzt, ihr unwiederbringlich geschadet zu haben; und so war jene Verwünschung, anstatt daß ich sie hätte los werden

ſollen, von meinen Lippen in mein eignes Herz zurückgeſchlagen.

Das alles raſ'te zuſammen in meinem durch Liebe und Leidenſchaft, Wein und Tanz aufgeregten Blute, verwirrte mein Denken, peinigte mein Gefühl, ſo daß ich, beſonders im Gegenſatz mit den geſtrigen behaglichen Freuden, mich in einer Verzweiflung fühlte, die ohne Grenzen ſchien. Glücklicherweiſe blickte durch eine Spalte im Laden das Tageslicht mich an, und alle Mächte der Nacht überwindend ſtellte mich die hervortretende Sonne wieder auf meine Füße; ich war bald im Freyen und ſchnell erquickt, wo nicht hergeſtellt.

Der Aberglaube, ſo wie manches andre Wähnen, verliert ſehr leicht an ſeiner Gewalt, wenn er, ſtatt unſerer Eitelkeit zu ſchmeicheln, ihr in den Weg tritt, und dieſem zarten Weſen eine böſe Stunde machen will; wir ſehen alsdann recht gut, daß wir

ihn loswerden können, sobald wir wollen; wir entsagen ihm um so leichter, jemehr alles was wir ihm entziehn, zu unserm Vortheil gereicht. Der Anblick Friedrikens, das Gefühl ihrer Liebe, die Heiterkeit der Umgebung, alles machte mir Vorwürfe, daß ich in der Mitte der glücklichsten Tage so traurige Nachtvögel bey mir beherbergen mögen; ich glaubte sie auf ewig verscheucht zu haben. Des lieben Mädchens immer mehr annäherndes zutrauliches Betragen machte mich durch und durch froh und ich fand mich recht glücklich, daß sie mir dießmal beym Abschied öffentlich, wie andern Freunden und Verwandten, einen Kuß gab.

In der Stadt erwarteten mich gar manche Geschäfte und Zerstreuungen, aus denen ich mich oft, durch einen jetzt regelmäßig eingeleiteten Briefwechsel mit meiner Geliebten, zu ihr sammelte. Auch in Briefen blieb sie immer dieselbe; sie mochte etwas Neues er-

zählen, oder auf bekannte Begebenheiten anſpielen, leicht ſchildern, vorübergehend reflectiren, immer war es, als wenn ſie auch mit der Feder gehend, kommend, laufend, ſpringend, ſo leicht aufträte als ſicher. Auch ich ſchrieb ſehr gern an ſie: denn die Vergegenwärtigung ihrer Vorzüge vermehrte meine Neigung auch in der Abweſenheit, ſo daß dieſe Unterhaltung einer perſönlichen wenig nachgab, ja in der Folge mir ſogar angenehmer, theurer wurde.

Denn jener Aberglaube hatte völlig weichen müſſen. Er gründete ſich zwar auf Eindrücke früherer Jahre, allein der Geiſt des Tags, das Raſche der Jugend, der Umgang mit kalten, verſtändigen Männern, alles war ihm ungünſtig, ſo daß ſich nicht leicht Jemand in meiner ganzen Umgebung gefunden hätte, dem nicht ein Bekenntniß meiner Grille vollkommen lächerlich geweſen wäre. Allein das Schlimmſte war, daß je-

ner Wahn, indem er floh, eine wahre Betrachtung über den Zustand zurückließ, in welchem sich immer junge Leute befinden, deren frühzeitige Neigungen sich keinen dauerhaften Erfolg versprechen dürfen. So wenig war mir geholfen, den Irrthum los zu seyn, daß Verstand und Ueberlegung mir nur noch schlimmer in diesem Falle mitspielten. Meine Leidenschaft wuchs, jemehr ich den Werth des trefflichen Mädchens kennen lernte, und die Zeit rückte heran, da ich so viel Liebes und Gutes, vielleicht auf immer, verlieren sollte.

Wir hatten eine Zeit lang zusammen still und anmuthig fortgelebt, als Freund Weyland die Schalkheit beging, den Landprieſter von Wakefield nach Sesenheim mitzubringen und mir ihn, da vom Vorlesen die Rede war, unvermuthet zu überreichen, als hätte es weiter gar nichts zu sagen. Ich wußte mich zu fassen und las so heiter und freymüthig als ich nur konnte. Auch die Gesichter

meiner Zuhörer erheiterten sich sogleich, und es schien ihnen gar nicht unangenehm, abermals zu einer Vergleichung genöthigt zu seyn. Hatten sie zu Raymond und Melusine comische Gegenbilder gefunden, so erblickten sie hier sich selbst in einem Spiegel, der keineswegs verhäßlichte. Man gestand sich's nicht ausdrücklich, aber man verleugnete es nicht, daß man sich unter Geistes- und Gefühlsverwandten bewege.

Alle Menschen guter Art empfinden bey zunehmender Bildung, daß sie auf der Welt eine doppelte Rolle zu spielen haben, eine wirkliche und eine ideelle, und in diesem Gefühl ist der Grund alles Edlen aufzusuchen. Was uns für eine wirkliche zugetheilt sey, erfahren wir nur allzu deutlich; was die zweyte betrifft, darüber können wir selten in's Klare kommen. Der Mensch mag seine höhere Bestimmung auf Erden oder im Himmel, in der Gegenwart oder in der Zukunft suchen,

ſo bleibt er deshalb doch innerlich einem ewigen Schwanken, von außen einer immer ſtörenden Einwirkung ausgeſetzt, bis er ein für allemal den Entſchluß faßt, zu erklären, das Rechte ſey das was ihm gemäß iſt.

Unter die läßlichſten Verſuche, ſich etwas Höheres anzubilden, ſich einem Höheren gleich zu ſtellen, gehört wohl der jugendliche Trieb, ſich mit Romanenfiguren zu vergleichen. Er iſt höchſt unſchuldig, und, was man auch dagegen eifern mag, höchſt unſchädlich. Er unterhält uns in Zeiten, wo wir vor Langerweile umkommen oder zu leidenſchaftlicher Unterhaltung greifen müßten.

Wie oft wiederholt man nicht die Litaney vom Schaden der Romane, und was iſt es denn für ein Unglück, wenn ein artiges Mädchen, ein hübſcher junger Mann ſich an die Stelle der Perſon ſetzt, der es beſſer und ſchlechter geht als ihm ſelbſt? Iſt denn

das bürgerliche Leben ſo viel werth, oder verſchlingen die Bedürfniſſe des Tags den Menſchen ſo ganz, daß er jede ſchöne Forderung von ſich ablehnen ſoll?

So ſind als kleine Nebenzweige der romantiſch-poetiſchen Fictionen, die hiſtoriſch-poetiſchen Taufnamen, die ſich an die Stelle der heiligen, nicht ſelten zum Aergerniß der taufenden Geiſtlichen, in die deutſche Kirche eingedrungen, ohne Zweifel anzuſehn. Auch dieſer Trieb, ſein Kind durch einen wohlklingenden Namen, wenn er auch ſonſt nichts weiter hinter ſich hätte, zu adeln, iſt löblich, und dieſe Verknüpfung einer eingebildeten Welt mit der wirklichen verbreitet ſogar über das ganze Leben der Perſon einen anmuthigen Schimmer. Ein ſchönes Kind, welches wir mit Wohlgefallen Bertha nennen, würden wir zu beleidigen glauben, wenn wir es Urſelblandine nennen ſollten. Gewiß, einem

gebildeten Menſchen, geſchweige denn einem Liebhaber, würde ein ſolcher Name auf den Lippen ſtocken. Der kalt und einſeitig urtheilenden Welt iſt nicht zu verargen, wenn ſie alles was phantaſtiſch hervortritt, für lächerlich und verwerflich achtet; der denkende Kenner der Menſchheit aber muß es nach ſeinem Werthe zu würdigen wiſſen.

Für den Zuſtand der Liebenden an dem ſchönen Ufer des Rheins war dieſe Vergleichung, zu der ſie ein Schalk genöthigt hatte, von den anmuthigſten Folgen. Man denkt nicht über ſich, wenn man ſich im Spiegel betrachtet, aber man fühlt ſich und läßt ſich gelten. So iſt es auch mit jenen moraliſchen Nachbildern, an denen man ſeine Sitten und Neigungen, ſeine Gewohnheiten und Eigenheiten, wie im Schattenriß erkennt und mit brüderlicher Innigkeit zu faſſen und zu umarmen ſtrebt.

herſtellung des Berggrabens und auf die Erbauung des Treibewerks mit Zubehör waren zuſammen 5791 Rthlr. gerechnet. Beydes aber hat, ſogar mit Einſchluß des Kaufgelds vor die Schneidemühle, in allem nur 5404 Rthlr. gekoſtet.

Aber ſehr beträchtlich differirt der Koſten-Anſchlag des neuen Schachts, worauf in dem Plan nur 4573 Rthlr. überhaupt gerechnet worden, von dem dabey ſchon gehabten und noch bevorſtehenden Aufwand. Die Haupt-Urſache liegt in der unerwarteten Feſtigkeit des Geſteins, die aber auf der andern Seite zu Sicherung dieſes Schachts für den Waſſern beyträgt und weder itzt noch in der Zukunft einige Auszimmerung erfodert.

Man hat auch nicht Urſache zu fürchten, daß die planmäßige Summe der 20000 Rthlr. im Ganzen nicht dazu ausreichen ſollte, den Johannisſchacht bis auf das Flöz niederzubringen. Denn es wird vorerſt der Herſtellung des groſſen Rödelsteiches, wozu 2216 Rthlr. bey dem Plan ausgeſetzt worden, nicht bedürfen; vielmehr hat man ohne beträchtlichen Aufwand bereits ſolche Voranſtalten treffen können, (und auf alle Fälle giebt es noch mehrere Auswege,) welche die Beſorgniß für Mangel der Aufſchlagewaſſer vermindern.

Die Gewohnheit zuſammen zu ſeyn, befeſtigte ſich immer mehr; man wußte nicht anders als daß ich dieſem Kreis angehöre. Man ließ es geſchehn und gehn, ohne gerade zu fragen, was daraus werden ſollte. Und welche Aeltern finden ſich nicht genöthigt, Töchter und Söhne in ſo ſchwebenden Zuſtänden eine Weile hinwalten zu laſſen, bis ſich etwas zufällig für's Leben beſtätigt, beſſer als es ein lange angelegter Plan hätte hervorbringen können.

Man glaubte ſowohl auf Friedrikens Geſinnungen als auch auf meine Rechtlichkeit, für die man, wegen jenes wunderlichen Enthaltens ſelbſt von unſchuldigen Liebkoſungen, ein günſtiges Vorurtheil gefaßt hatte, völlig vertrauen zu können. Man ließ uns unbeobachtet, wie es überhaupt dort und damals Sitte war, und es hing von uns ab, in kleinerer oder größerer Geſellſchaft, die Gegend zu durchſtreifen und die Freunde der

Nachbarſchaft zu beſuchen. Dieſſeits und jenſeits des Rheins, in Hagenau, Fort-Louis, Philippsburg, der Ortenau, fand ich die Perſonen zerſtreut, die ich in Seſenheim vereinigt geſehn, jeden bey ſich, als freundlichen Wirth, gaſtfrey und ſogern Küche und Keller als Gärten und Weinberge, ja die ganze Gegend aufſchließend. Die Rheininſeln waren denn auch öfters ein Ziel unſerer Waſſerfahrten. Dort brachten wir ohne Barmherzigkeit die kühlen Bewohner des klaren Rheines in den Keſſel, auf den Roſt, in das ſiedende Fett, und hätten uns hier, in den traulichen Fiſcherhütten, vielleicht mehr als billig angeſiedelt, hätten uns nicht die entſetzlichen Rheinſchnaken nach einigen Stunden wieder weggetrieben. Ueber dieſe unerträgliche Störung einer der ſchönſten Luſtpartieen, wo ſonſt alles glückte, wo die Neigung der Liebenden mit dem guten Erfolge des Unternehmens nur zu wachſen ſchien, brach ich wirklich, als wir zu früh, ungeſchickt und ungelegen nach Hauſe kamen,

in Gegenwart des guten geiſtlichen Vaters, in gotteslästerliche Reden aus und verſicherte, daß dieſe Schnaken allein mich von dem Gedanken abbringen könnten, als habe ein guter und weiſer Gott die Welt erſchaffen. Der alte fromme Herr rief mich dagegen ernſtlich zur Ordnung und verſtändigte mich, daß dieſe Mücken und anderes Ungeziefer erſt nach dem Falle unſerer erſten Aeltern entſtanden, oder wenn deren im Paradieſe geweſen, daſelbſt nur angenehm geſummet und nicht geſtochen hätten. Ich fühlte mich zwar ſogleich beſänftigt: denn ein Zorniger iſt wohl zu begütigen, wenn es uns glückt, ihn zum Lächeln zu bringen; ich verſicherte jedoch, es habe des Engels mit dem flammenden Schwerdte gar nicht bedurft, um das ſündige Ehepaar aus dem Garten zu treiben; er müſſe mir vielmehr erlauben, mir vorzuſtellen, daß dieß durch große Schnaken des Tigris und Euphrat geſchehn ſey. Und ſo hatte ich ihn wieder zum Lachen gebracht; denn der gute Mann

verſtand Spaß, oder ließ ihn wenigſtens vorübergehn.

Ernſthafter jedoch und herzerhebender war der Genuß der Tags- und Jahreszeiten in dieſem herrlichen Lande. Man durfte ſich nur der Gegenwart hingeben, um dieſe Klarheit des reinen Himmels, dieſen Glanz der reichen Erde, dieſe lauen Abende, dieſe warmen Nächte an der Seite der Geliebten oder in ihrer Nähe zu genießen. Monate lang beglückten uns reine ätheriſche Morgen, wo der Himmel ſich in ſeiner ganzen Pracht wies, indem er die Erde mit überflüſſigem Thau getränkt hatte; und damit dieſes Schauſpiel nicht zu einfach werde, thürmten ſich oft Wolken über die entfernten Berge, bald in dieſer, bald in jener Gegend. Sie ſtanden Tage, ja Wochen lang, ohne den reinen Himmel zu trüben, und ſelbſt die vorübergehenden Gewitter erquickten das Land und verherrlichten das Grün, das ſchon

wieder im Sonnenſchein glänzte, ehe es noch abtrocknen konnte. Der doppelte Regenbogen, zweyfarbige Säume eines dunkelgrauen, beynah ſchwarzen himmliſchen Bandſtreifens waren herrlicher, farbiger, entſchiedener, aber auch flüchtiger als ich ſie irgend beobachtet.

Unter dieſen Umgebungen trat unverſehens die Luſt zu dichten, die ich lange nicht gefühlt hatte, wieder hervor. Ich legte für Friedriken manche Lieder bekannten Melodieen unter. Sie hätten ein artiges Bändchen gegeben, wenige davon ſind übrig geblieben, man wird ſie leicht aus meinen übrigen herausfinden.

Da ich meiner wunderlichen Studien und übrigen Verhältniſſe wegen doch öfters nach der Stadt zurückzukehren genöthigt war, ſo entſprang dadurch für unſere Neigung ein neues Leben, das uns vor allem Unangenehmen bewahrte, was an ſolche kleine Liebeshän-

del als verdrießliche Folge ſich gewöhnlich zu ſchließen pflegt. Entfernt von mir arbeitete ſie für mich, und dachte auf irgend eine neue Unterhaltung, wenn ich zurückkäme; entfernt von ihr beſchäftigte ich mich für ſie, um durch eine neue Gabe, einen neuen Einfall ihr wieder neu zu ſeyn. Gemalte Bänder waren damals eben erſt Mode geworden; ich malte ihr gleich ein paar Stücke und ſendete ſie mit einem kleinen Gedicht voraus, da ich dießmal länger als ich gedacht ausbleiben mußte. Um auch die dem Vater gethane Zuſage eines neuen und ausgearbeiteten Bauriſſes noch über Verſprechen zu halten, beredete ich einen jungen Bauverſtändigen, ſtatt meiner zu arbeiten. Dieſer hatte ſo viel Luſt an der Aufgabe als Gefälligkeit gegen mich, und ward noch mehr durch die Hoffnung eines guten Empfangs in einer ſo angenehmen Familie belebt. Er verfertigte Grundriß, Aufriß und Durchſchnitt des Hauſes; Hof und Garten war nicht vergeſſen;

auch ein detaillirter aber sehr mäßiger Anschlag war hinzugefügt, um die Möglichkeit der Ausführung eines weitläuftigen und kostspieligen Unternehmens als leicht und thulich vorzuspiegeln.

Diese Zeugnisse unserer freundschaftlichen Bemühungen verschafften uns den liebreichsten Empfang; und da der gute Vater sah, daß wir den besten Willen hatten, ihm zu dienen, so trat er mit noch einem Wunsche hervor; es war der, seine zwar hübsche aber einfarbige Chaise mit Blumen und Zieraten staffirt zu sehn. Wir ließen uns bereitwillig finden. Farben, Pinsel und sonstige Bedürfnisse wurden von den Krämern und Apothekern der nächsten Städte herbeygeholt. Damit es aber auch an einem Wakefield'schen Mislingen nicht fehlen möchte, so bemerkten wir nur erst, als alles auf das fleißigste und bunteste gemalt war, daß wir einen falschen Firniß genommen hatten, der nicht trocknen

wollte: Sonnenſchein und Zugluft, reines und feuchtes Wetter, nichts wollte fruchten. Man mußte ſich indeſſen eines alten Rumpelkaſtens bedienen, und es blieb uns nichts übrig, als die Verzierung mit mehr Mühe wieder abzureiben als wir ſie aufgemalt hatten. Die Unluſt bey dieſer Arbeit vergrößerte ſich noch, als uns die Mädchen ums Himmelswillen baten, langſam und vorſichtig zu verfahren, um den Grund zu ſchonen; welcher denn doch, nach dieſer Operation, zu ſeinem urſprünglichen Glanze nicht wieder zurückzubringen war.

Durch ſolche unangenehme kleine Zwiſchenfälligkeiten wurden wir jedoch ſo wenig als Doctor Primroſe und ſeine liebenswürdige Familie in unſerm heitern Leben geſtört: denn es begegnete manches unerwartete Glück ſowohl uns als auch Freunden und Nachbar: Hochzeiten und Kindtaufen, Richtung eines Gebäudes, Erbſchaft, Lotteriegewinn wur-

den wechſelſeitig verkündigt und mitgenoſſen. Wir trugen alle Freude, wie ein Gemeingut, zuſammen und wußten ſie durch Geiſt und Liebe zu ſteigern. Es war nicht das erſte und letzte Mal, daß ich mich in Familien, in geſelligen Kreiſen befand gerade im Augenblick ihrer höchſten Blüte, und wenn ich mir ſchmeicheln darf, etwas zu dem Glanz ſolcher Epochen beygetragen zu haben, ſo muß ich mir dagegen vorwerfen, daß ſolche Zeiten uns eben deshalb ſchneller vorübergeeilt und früher verſchwunden.

Nun ſollte aber unſere Liebe noch eine ſonderbare Prüfung ausſtehn. Ich will es Prüfung nennen, obgleich dieß nicht das rechte Wort iſt. Die ländliche Familie, der ich befreundet war, hatte verwandte Häuſer in der Stadt, von gutem Anſehn und Auf und in behaglichen Vermögensumſtänden. Die jungen Städter waren öfters in Sesenheim. Die ältern Perſonen, Mütter und Tanten,

weniger beweglich, hörten ſo mancherley von dem dortigen Leben, von der wachſenden Anmuth der Töchter, ſelbſt von meinem Einfluß, daß ſie mich erſt wollten kennen lernen, und nachdem ich ſie öfters beſucht und auch bey ihnen wohl empfangen war, uns auch alle einmal beyſammen zu ſehen verlangten, zumal als ſie jenen auch eine freundliche Gegenaufnahme ſchuldig zu ſeyn glaubten.

Lange ward hierüber hin und her gehandelt. Die Mutter konnte ſich ſchwer von der Haushaltung trennen, Olivie hatte einen Abſcheu vor der Stadt, in die ſie nicht paßte, Friedrike keine Neigung dahin; und ſo verzögerte ſich die Sache, bis ſie endlich dadurch entſchieden ward, daß es mir unmöglich fiel, innerhalb vierzehn Tagen auf's Land zu kommen, da man ſich denn lieber in der Stadt und mit einigem Zwange als gar nicht ſehen wollte. Und ſo fand ich nun meine Freundinnen, die ich nur auf ländlicher Scene zu

Gelingt es alſo, das Ilmenauer Flöz, welches nach ächten Nachrichten ſich immer veredelte, je tiefer man ehedem daſſelbe abbauen konnte, in einer ſo beträchtlichen Teufe, als man nie auf daſſelbe niedergegangen, zu erſinken, (ein Erfolg, an dem wenigſtens die Natur dieſes Gebirgs nicht zweifeln läßt:) ſo wird alsdenn die Sache ſelbſt mit ſich bringen, auf eine gewerkſchaftliche Unterſtützung zur erſten Einrichtung des Schmelz und Hüttenweſens anzutragen. Es iſt in ſo fern unter die glücklichen Vorfallenheiten zu rechnen, was etwa anfänglich nicht ſo ſchien, daß ſowohl überhaupt der Angriff dieſes neuen Bergbaues als deſſen Fortgang ſich eine geraume Zeit länger als man erwartete, verzögert hat. Denn während dieſer Zeit hat die Borniſche Erfindung der Anquickung ſilberhaltiger Rohſteine und Schwarzkupfer auch für das Ilmenauer Werk, und zwar ehe daſſelbe noch durch andere Anlagen ſich in Aufwand zu ſetzen nöthig gehabt, neue gute Ausſichten eröffnet. Man kann vorläufig mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß der aus den Ilmenauer Kupfern fallende Rohſtein (nach ſeinem ehemaligen Gehalt, welcher doch durch beſſere Behandlung zu erhöhen geweſen ſeyn würde,) nicht einmal erſt zu Schwarzkupfer zu verſchmelzen, ſondern ſein Silbergehalt durch das Anquiken, mit Erſparung des koſtbaren und weitläuftigen Saiger-Proceſſes und der dazu nöthigen Anlagen, zu Gute zu bringen, ja daß man ſelbſt

den

ſehen gewohnt war, deren Bild mir nur auf einem Hintergrunde von ſchwankenden Baumzweigen, beweglichen Bächen, nickenden Blumenwieſen und einem meilenweit freyen Horizonte bisher erſchien — ich ſah ſie nun zum erſten Mal in ſtädtiſchen zwar weiten Zimmern, aber doch in der Enge, in Bezug auf Tapeten, Spiegel, Stand-Uhren und Porcellanpuppen.

Das Verhältniß zu dem was man liebt, iſt ſo entſchieden, daß die Umgebung wenig ſagen will; aber daß es die gehörige, natürliche, gewohnte Umgebung ſey, dieß verlangt das Gemüth. Bey meinem lebhaften Gefühl für alles Gegenwärtige konnte ich mich nicht gleich in den Widerſpruch des Augenblicks finden. Das anſtändige ruhig-edle Betragen der Mutter paßte vollkommen in dieſen Kreis, ſie unterſchied ſich nicht von den übrigen Frauen; Olivie dagegen bewies ſich ungeduldig, wie ein Fiſch auf dem Strande.

Wie ſie mich ſonſt in dem Garten anrief oder auf dem Felde bey Seite winkte, wenn ſie mir etwas Beſonderes zu ſagen hatte, ſo that ſie auch hier, indem ſie mich in eine Fenſtertiefe zog; ſie that es mit Verlegenheit und ungeſchickt, weil ſie fühlte, daß es nicht paßte und es doch that. Sie hatte mir das Unwichtigſte von der Welt zu ſagen, nichts als was ich ſchon wußte: daß es ihr entſetzlich weh ſey, daß ſie ſich an den Rhein, über den Rhein, ja in die Türkey wünſche. Friedrike hingegen war in dieſer Lage höchſt merkwürdig. Eigentlich genommen paßte ſie auch nicht hinein; aber dieß zeugte für ihren Charakter, daß ſie, anſtatt ſich in dieſen Zuſtand zu finden, unbewußt den Zuſtand nach ſich modelte. Wie ſie auf dem Lande mit der Geſellſchaft gebarte, ſo that ſie es auch hier. Jeden Augenblick wußte ſie zu beleben. Ohne zu beunruhigen ſetzte ſie alles in Bewegung und beruhigte gerade dadurch die Geſellſchaft, die eigentlich nur von der Langen-

weile beunruhigt wird. Sie erfüllte damit vollkommen den Wunſch der ſtädtiſchen Tanten, welche ja auch einmal, von ihrem Kanapee aus, Zeugen jener ländlichen Spiele und Unterhaltungen ſeyn wollten. War dieſes zur Gnüge geſchehn, ſo wurde die Garderobe, der Schmuck und was die ſtädtiſchen, franzöſiſch gekleideten Nichten beſonders auszeichnete, betrachtet und ohne Neid bewundert. Auch mit mir machte Friedrike ſich's leicht, indem ſie mich behandelte wie immer. Sie ſchien mir keinen andern Vorzug zu geben, als den, daß ſie ihr Begehren, ihre Wünſche eher an mich als an einen andern richtete und mich dadurch als ihren Diener anerkannte.

Dieſe Dienerſchaft nahm ſie einen der folgenden Tage mit Zuverſicht in Anſpruch, als ſie mir vertraute, die Damen wünſchten mich leſen zu hören. Die Töchter des Hauſes hat-

ten viel davon erzählt: denn in Sesenheim las ich was und wann man's verlangte. Ich war sogleich bereit, nur bat ich um Ruhe und Aufmerksamkeit auf mehrere Stunden. Dieß ging man ein und ich las an einem Abend den ganzen Hamlet ununterbrochen, in den Sinn des Stücks eindringend wie ich es nur vermochte, mit Lebhaftigkeit und Leidenschaft mich ausdrückend, wie es der Jugend gegeben ist. Ich ärndtete großen Beyfall. Friedrike hatte von Zeit zu Zeit tief geathmet und ihre Wangen eine fliegende Röthe überzogen. Diese beyden Symptome eines bewegten zärtlichen Herzens, bey scheinbarer Heiterkeit und Ruhe von außen, waren mir nicht unbekannt und der einzige Lohn nach dem ich strebte. Sie sammelte den Dank, daß sie mich veranlaßt hatte, mit Freuden ein und versagte sich, nach ihrer zierlichen Weise, den kleinen Stolz nicht, in mir und durch mich geglänzt zu haben.

Dieſer Stadtbeſuch ſollte nicht lange dauern, aber die Abreiſe verzögerte ſich. Friedrike that das Ihrige zur geſelligen Unterhaltung, ich ließ es auch nicht fehlen; aber die reichen Hülfsquellen, die auf dem Lande ſo ergiebig ſind, verſiegten bald in der Stadt und der Zuſtand ward um ſo peinlicher als die Aeltere nach und nach ganz aus der Faſſung kam. Die beyden Schweſtern waren die einzigen in der Geſellſchaft, welche ſich deutſch trugen. Friedrike hatte ſich niemals anders gedacht und glaubte überall ſo recht zu ſeyn, ſie verglich ſich nicht; aber Olivien war es ganz unerträglich, ſo mägdehaft ausgezeichnet in dieſer vornehm erſcheinenden Geſellſchaft einherzugehn. Auf dem Lande bemerkte ſie kaum die ſtädtiſche Tracht an andern, ſie verlangte ſie nicht; in der Stadt konnte ſie die ländliche nicht ertragen. Dieß alles zu dem übrigen Geſchicke ſtädtiſcher Frauenzimmer, zu den hundert Kleinigkeiten

einer ganz entgegengeſetzten Umgebung, wühlte einige Tage ſo in dem leidenſchaftlichen Buſen, daß ich alle ſchmeichelnde Aufmerkſamkeit auf ſie zu wenden hatte, um ſie, nach dem Wunſche Friedrikens, zu begütigen. Ich fürchtete eine leidenſchaftliche Scene. Ich ſah den Augenblick, da ſie ſich mir zu Füßen werfen und mich bey allem Heiligen beſchwören werde, ſie aus dieſem Zuſtande zu retten. Sie war himmliſch gut, wenn ſie ſich nach ihrer Weiſe behaben konnte, aber ein ſolcher Zwang ſetzte ſie gleich in Misbehagen und konnte ſie zuletzt bis zur Verzweiflung treiben. Nun ſuchte ich zu beſchleunigen was die Mutter mit Olivien wünſchte und was Friedriken nicht zuwider war. Dieſe im Gegenſatze mit ihrer Schweſter zu loben, enthielt ich mich nicht; ich ſagte ihr, wie ſehr ich mich freue, ſie unverändert und auch in dieſen Umgebungen ſo frey wie den Vogel auf den Zweigen zu finden. Sie war artig genug zu erwiedern, daß ich ja da ſey, ſie

wolle weder hinaus noch herein, wenn ich bey ihr wäre.

Endlich ſah ich ſie abfahren und es fiel mir wie ein Stein vom Herzen: denn meine Empfindung hatte den Zuſtand von Friedriken und Olivien getheilt; ich war zwar nicht leidenſchaftlich geängſtigt wie dieſe, aber ich fühlte mich doch keineswegs wie jene behaglich.

Da ich eigentlich nach Straßburg gegangen war, um zu promoviren, ſo gehörte es freylich unter die Unregelmäßigkeiten meines Lebens, daß ich ein ſolches Hauptgeſchäft als eine Nebenſache betrachtete. Die Sorge wegen des Examens hatte ich mir auf eine ſehr leichte Weiſe bey Seite geſchafft; es war nun aber auch an die Diſputation zu denken: denn von Frankfurt abreiſend hatte ich meinem Vater verſprochen und mir ſelbſt feſt vorgeſetzt, eine ſolche zu ſchreiben. Es iſt der Fehler derjenigen die manches, ja viel ver-

mögen, daß ſie ſich alles zutrauen, und die Jugend muß ſogar in dieſem Falle ſeyn, damit nur etwas aus ihr werde. Eine Ueberſicht der Rechtswiſſenſchaft und ihres ganzen Fachwerks hatte ich mir ſo ziemlich verſchafft, einzelne rechtliche Gegenſtände intereſſirten mich hinlänglich und ich glaubte, da ich mir den braven Leyſer zum Vorbild genommen hatte, mit meinem kleinen Menſchenverſtand ziemlich durchzukommen. Es zeigten ſich groſſe Bewegungen in der Jurisprudenz; es ſollte mehr nach Billigkeit geurtheilt werden; alle Gewohnheitsrechte ſah man täglich gefährdet und beſonders dem Criminalweſen ſtand eine große Veränderung bevor. Was mich ſelbſt betraf, ſo fühlte ich wohl, daß mir zur Ausfüllung jener Rechts-Topik, die ich mir gemacht hatte, unendlich vieles fehle; das eigentliche Wiſſen ging mir ab, und keine innere Richtung drängte mich zu dieſen Gegenſtänden. Auch mangelte der Anſtoß von außen, ja mich hatte eine ganz andere Fa-

cultät mit fortgeriſſen. Ueberhaupt, wenn ich Intereſſe finden ſollte, ſo mußte ich einer Sache irgend etwas abgewinnen, ich mußte etwas an ihr gewahr werden, das mir fruchtbar ſchien und Ausſichten gab. So hatte ich mir einige Materien wohl gemerkt, auch ſogar darauf geſammelt, und nahm auch meine Collectaneen vor, überlegte das was ich behaupten, das Schema, wonach ich die einzelnen Elemente ordnen wollte, nochmals, und arbeitete ſo eine Zeit lang; allein ich war klug genug, bald zu ſehen, daß ich nicht fortkommen könne und daß, um eine beſondere Materie abzuhandeln, auch ein beſonderer und lang anhaltender Fleiß erforderlich ſey, ja daß man nicht einmal ein ſolches Beſondere mit Glück vollführen werde, wenn man nicht im Ganzen wo nicht Meiſter, doch wenigſtens Altgeſelle ſey.

Die Freunde, denen ich meine Verlegenheit mittheilte, fanden mich lächerlich, weil

man über Theſes eben ſo gut, ja noch beſſer als über einen Tractat disputiren könne; in Straßburg ſey das gar nicht ungewöhnlich. Ich ließ mich zu einem ſolchen Ausweg ſehr geneigt finden, allein mein Vater, dem ich deshalb ſchrieb, verlangte ein ordentliches Werk, das ich, wie er meynte, ſehr wohl ausfertigen könnte, wenn ich nur wollte und mir die gehörige Zeit dazu nähme. Ich war nun genöthigt, mich auf irgend ein Allgemeines zu werfen, und etwas zu wählen, was mir geläufig wäre. Die Kirchengeſchichte war mir faſt noch bekannter als die Weltgeſchichte, und mich hatte von jeher der Conflict, in welchem ſich die Kirche, der öffentlich anerkannte Gottesdienſt, nach zwey Seiten hin befindet und immer befinden wird, höchlich intereſſirt. Denn einmal liegt ſie in ewigem Streit mit dem Staat, über den ſie ſich erheben, und ſodann mit den Einzelnen, die ſie alle zu ſich verſammeln will. Der Staat von ſeiner Seite will ihr die Ober-

den gröſsten Theil des Kupfers, und zwar ohne allen Queckſilberverluſt damit herausziehen wird.*) Ueberdies möchte auch, da der Johannisſchacht ſchwerlich eher, als in der Mitte des künftigen Jahres das Flöz in ungefähr 140 Lachtern Teufe erreichen wird, (denn bey der Feſtigkeit des Geſteins kann man wöchentlich höchſtens nur auf ½ Lachter rechnen) immer noch ſo viel Zeit gewonnen werden, daſs man in Anſehung der nöthigen Anlagen und Veranſtaltungen erſt die bey andern Werken gemachten Erfahrungen und erlangten Vortheile ſich zu eigen machen kann. Es iſt geſorgt worden, hierinnen die ächteſten und ſicherſten Nachrichten zu erlangen, und da man ſo ſehr, als irgend eine andere Bergwerks-Anſtalt, des Beyraths competenter Sachkundigen verſichert iſt, ſo wird nichts verabſäumt werden, was dazu beytragen kann, die ſo ganz zur rechten Zeit gekommene Erfindung für die Zukunft in der möglichſten Vollkommenheit zu benutzen. Ein Ereigniſs, das für die Ilmenauer Unternehmung von groſser Wichtigkeit ſeyn wird, wenn ſolche gleich, unter vielen andern neuerlichen Landesfürſtlichen Unterſtützungen auch die erfahren hat, daſs in Anſehung der künftig benöthigten Hölzer auf alle Fälle günſtige Vorkehrungen getroffen worden.

Bey

*) Die in dem Teutſchen Merkur M. Oct. Nov. und Dec. 1786. hierüber enthaltene Nachrichten ſind aus zuverläſſigen Quellen gefloſſen.

nen gewiſſen Cultus feſtzuſetzen, von welchem weder die Geiſtlichkeit noch die Laien ſich losſagen dürften. Ich führte dieſes Thema theils hiſtoriſch, theils raiſonirend aus, indem ich zeigte, daß alle öffentlichen Religionen durch Heerführer, Könige und mächtige Männer eingeführt worden, ja daß dieſes ſogar der Fall mit der chriſtlichen ſey. Das Beyſpiel des Proteſtantismus lag ja ganz nahe. Ich ging bey dieſer Arbeit um ſo kühner zu Werke, als ich ſie eigentlich nur meinen Vater zu befriedigen ſchrieb, und nichts ſehnlicher wünſchte und hoffte, als daß ſie die Cenſur nicht paſſiren möchte. Ich hatte noch von Behrisch her eine unüberwindliche Abneigung, etwas von mir gedruckt zu ſehn, und mein Umgang mit Herdern hatte mir meine Unzulänglichkeit nur allzudeutlich aufgedeckt, ja ein gewiſſes Mistraun gegen mich ſelbſt war dadurch völlig zur Reife gekommen.

Da ich dieſe Arbeit faſt ganz aus mir ſelbſt ſchöpfte, und das Latein geläufig ſprach und ſchrieb, ſo verfloß mir die Zeit, die ich auf die Abhandlung verwendete, ſehr angenehm. Die Sache hatte wenigſtens einigen Grund; die Darſtellung war, rednerisch genommen, nicht übel, das Ganze hatte eine ziemliche Rundung. Sobald ich damit zu Rande war, ging ich ſie mit einem guten Lateiner durch, der, ob er gleich meinen Styl im Ganzen nicht verbeſſern konnte, doch alle auffallenden Mängel mit leichter Hand vertilgte, ſo daß etwas zu Stande kam, das ſich aufzeigen ließ. Eine reinliche Abſchrift wurde meinem Vater ſogleich zugeſchickt, welcher zwar nicht billigte, daß keiner von den früher vorgenommenen Gegenſtänden ausgeführt worden ſey; jedoch mit der Kühnheit des Unternehmens als ein völlig proteſtantiſch Geſinnter wohl zufrieden war. Mein Seltſames wurde geduldet, meine Anſtrengung gelobt, und er verſprach ſich von der

Bekanntmachung dieſes Werkchens eine vorzügliche Wirkung.

Ich überreichte nun meine Hefte der Facultät, und dieſe betrug ſich glücklicher Weiſe ſo klug als artig. Der Decan, ein lebhafter geſcheidter Mann, fing mit vielen Lobeserhebungen meiner Arbeit an, ging dann zum Bedenklichen derſelben über, welches er nach und nach in ein Gefährliches zu verwandeln wußte und damit ſchloß, daß es nicht räthlich ſeyn möchte, dieſe Arbeit als academiſche Diſſertation bekannt zu machen. Der Aſpirant habe ſich der Facultät als einen denkenden jungen Mann gezeigt, von dem ſie das Beſte hoffen dürfe; ſie wolle mich gern, um die Sache nicht aufzuhalten, über Theſes diſputiren laſſen. Ich könne ja in der Folge meine Abhandlung, wie ſie vorliege, oder weiter ausgearbeitet, lateiniſch oder in einer andern Sprache herausgeben; dieß würde mir, als einem Privatmann und Proteſtanten,

überall leicht werden, und ich hätte mich des Beyfalls um deſto reiner und allgemeiner alsdann zu erfreuen. Kaum verbarg ich dem guten Manne, welchen Stein mir ſein Zureden vom Herzen wälzte; bey jedem neuen Argument das er vorbrachte, um mich durch ſeine Weigerung nicht zu betrüben oder zu erzürnen, ward es mir immer leichter im Gemüth, und ihm zuletzt auch, als ich ganz unerwartet ſeinen Gründen nichts entgegenſetzte, ſie vielmehr höchſt einleuchtend fand und verſprach, mich in allem nach ſeinem Rath und nach ſeiner Anleitung zu benehmen. Ich ſetzte mich nun wieder mit meinem Repetenten zuſammen. Theſes wurden ausgewählt und gedruckt, und die Disputation ging, unter Oppoſition meiner Tiſchgenoſſen, mit großer Luſtigkeit ja Leichtfertigkeit vorüber; da mir denn meine alte Uebung, im Corpus juris aufzuſchlagen, gar ſehr zu Statten kam, und ich für einen wohlunterrichteten Menſchen gel-

ten konnte. Ein guter herkömmlicher Schmaus beſchloß die Feyerlichkeit.

Mein Vater war indeſſen ſehr unzufrieden, daß dieſes Werkchen nicht als Diſputation ordentlich gedruckt worden war, weil er gehofft hatte, ich ſollte bey meinem Einzuge in Frankfurt Ehre damit einlegen. Er wollte es daher beſonders herausgegeben wiſſen; ich ſtellte ihm aber vor, daß die Materie, die nur ſkizzirt ſey, künftig weiter ausgeführt werden müßte. Er hob zu dieſem Zwecke das Manuſcript ſorgfältig auf und ich habe es nach mehreren Jahren noch unter ſeinen Papieren geſehn.

Meine Promotion war am 6ten Auguſt 1771 geſchehn; den Tag darauf ſtarb Schöpflin im fünf und ſiebenzigſten Jahre. Auch ohne nähere Berührung hatte derſelbe bedeutend auf mich eingewirkt: denn vorzügliche mitlebende Männer ſind den größeren Ster-

nen zu vergleichen, nach denen, ſo lange ſie nur über dem Horizont ſtehen, unſer Auge ſich wendet, und ſich geſtärkt und gebildet fühlt, wenn es ihm vergönnt iſt, ſolche Vollkommenheiten in ſich aufzunehmen. Die freygebige Natur hatte Schöpflinen ein vortheilhaftes Aeußere verliehn, ſchlanke Geſtalt, freundliche Augen, redſeligen Mund, eine durchaus angenehme Gegenwart. Auch Geiſtesgaben ertheilte ſie ihrem Liebling nicht kärglich, und ſein Glück war, ohne daß er ſich mühſam angeſtrengt hätte, die Folge angeborner und ruhig ausgebildeter Verdienſte. Er gehörte zu den glücklichen Menſchen, welche Vergangenheit und Gegenwart zu vereinigen geneigt ſind, die dem Lebensintereſſe das hiſtoriſche Wiſſen anzuknüpfen verſtehn. Im Badenſchen geboren, in Baſel und Straßburg erzogen, gehörte er dem paradieſiſchen Rheinthal ganz eigentlich an, als einem ausgebreiteten wohlgelegenen Vaterlande. Auf hiſtoriſche und antiquariſche Gegenſtände hin-

gewieſen, ergriff er ſie munter durch eine glückliche Vorſtellungskraft, und erhielt ſie ſich durch das bequemſte Gedächtniß. Lern- und lehrbegierig wie er war, ging er einen gleich vorſchreitenden Studien- und Lebensgang. Nun emergirt und eminirt er bald ohne Unterbrechung irgend einer Art; er verbreitet ſich mit Leichtigkeit in der literariſchen und bürgerlichen Welt: denn hiſtoriſche Kenntniſſe reichen überall hin, und Leutſeligkeit ſchließt ſich überall an. Er reiſt durch Deutſchland, Holland, Frankreich, Italien; kommt in Berührung mit allen Gelehrten ſeiner Zeit; er unterhält die Fürſten, und nur, wenn durch ſeine lebhafte Redſeligkeit die Stunden der Tafel, der Audienz verlängert werden, iſt er den Hofleuten läſtig. Dagegen erwirbt er ſich das Vertrauen der Staatsmänner, arbeitet für ſie die gründlichſten Deductionen und findet ſo überall einen Schauplatz für ſeine Talente. Man wünſcht ihn an gar manchem Orte feſtzuhalten; allein

er beharrt bey seiner Treue für Straßburg und den französischen Hof. Seine unverrückte deutsche Redlichkeit wird auch dort anerkannt, man schützt ihn sogar gegen den mächtigen Prätor Klingling, der ihn heimlich anfeindet. Gesellig und gesprächig von Natur, verbreitet er sich wie im Wissen und Geschäften, so auch im Umgange, und man begriffe kaum, wo er alle Zeit hergenommen, wüßten wir nicht, daß eine Abneigung gegen die Frauen ihn durch sein ganzes Leben begleitet, wodurch er so manche Tage und Stunden gewann, welche von frauenhaft Gesinnten glücklich vergeudet werden.

Uebrigens gehört er auch als Autor dem gemeinen Wesen und als Redner der Menge. Seine Programme, seine Reden und Anreden sind dem besondern Tag, der eintretenden Feyerlichkeit gewidmet, ja sein großes Werk Alsatia illustrata gehört dem Lebenden, indem er die Vergangenheit wieder hervorruft, verblichene Gestalten auffrischt, den

behauenen, den gebildeten Stein wieder belebt, erloſchene, zerſtückte Inſchriften zum zweyten Mal vor die Augen, vor den Sinn des Leſers bringt. Auf ſolche Weiſe erfüllt ſeine Thätigkeit das Elſaß und die Nachbarſchaft; in Baden und der Pfalz behält er bis in's höchſte Alter einen ununterbrochenen Einfluß; in Mannheim ſtiftet er die Academie der Wiſſenſchaften und erhält ſich als Präſident derſelben bis an ſeinen Tod.

Genähert habe ich mich dieſem vorzüglichen Manne niemals als in einer Nacht, da wir ihm ein Fackelſtändchen brachten. Den mit Linden überwölbten Hof des alten Stiftgebäudes erfüllten unſere Pechfeuer mehr mit Rauch als daß ſie ihn erleuchtet hätten. Nach geendigtem Muſikgeräuſch kam er herab und trat unter uns; und hier war er recht an ſeinem Platze. Der ſchlank- und wohlgewachſene heitere Greis ſtand mit leichtem freyen Weſen würdig vor uns und hielt uns

Bey der dirigirenden Commission wird man nicht unterlassen, in der nach Verlauf des gegenwärtigen Jahres von dem Fortgange des Bergbaues bekannt zu machenden fernern Nachricht zugleich die inzwischen noch weiter erlangte Kenntniß von den Vortheilen der neuen Amalgamations-Methode mitzutheilen, und dabey gründlich vorbereitete Anschläge, zu Errichtung einer Roh- und Amalgamir-Hütte, vorzulegen. Um jene Zeit wird auch mit noch mehrerer Zuverlässigkeit beurtheilt werden können, wie die Hoffnung, mit der planmäßigen Summe von 20000 Rthlr. bis zu Niederbringung des Schachts auf das Flötz auszureichen, in die Erfüllung gehen wird.

Zum Beschluß ist in Rücksicht auf die gewerkschaftliche Correspondenz noch anzumerken, daß nach Ableben des Hofagents Leffler, zu Ilmenau, dessen gewerkschaftliche Agentenstelle der Ritterschaftliche Amtmann, Johann Wilhelm Leffler daselbst, übernommen hat.

Weimar, den 1. Febr. 1787.

Sr. Hochfürstl. Durchl. zu Sachsen Weimar und Eisenach gnädigst verordnete Bergwerks-Commission.

Johann Wolfgang von Goethe.

Christian Gottlob Voigt.

werth genug eine wohlgedachte Rede, ohne Spur von Zwang und Pedantismus, väterlich liebevoll auszusprechen, so daß wir uns in dem Augenblick etwas dünkten, da er uns wie die Könige und Fürsten behandelte, die er öffentlich anzureden so oft berufen war. Wir ließen unsere Zufriedenheit überlaut vernehmen, Trompeten- und Paukenschall erklang wiederholt, und die allerliebste, hoffnungsvolle academische Plebs verlor sich mit innigem Behagen nach Hause.

Seine Schüler und Studienverwandten, Koch und Oberlin, fanden zu mir schon ein näheres Verhältniß. Meine Liebhaberey zu alterthümlichen Resten war leidenschaftlich. Sie ließen mich das Museum wiederholt betrachten, welches die Belege zu seinem großen Werke über Elsaß vielfach enthielt. Eben dieses Werk hatte ich erst nach jener Reise, wo ich noch Alterthümer an Ort und Stelle gefunden, näher kennen gelernt, und nunmehr

vollkommen gefördert, konnte ich mir, bey gröſſern und kleinern Excurſionen, das Rheinthal als römiſche Beſitzung vergegenwärtigen und gar manchen Traum der Vorzeit mit wachend ausmalen.

Kaum hatte ich mich hierin einigermaßen aufgeholfen, als mich Oberlin zu den Denkmalen der Mittelzeit hinwies und mit den daher noch übrigen Ruinen und Reſten, Siegeln und Documenten bekannt machte, ja eine Neigung zu den ſogenannten Minneſingern und Heldendichtern einzuflöſſen ſuchte. Dieſem wackeren Manne, ſo wie Herrn Koch, bin ich viel ſchuldig geworden, und wenn es ihrem Willen und Wunſche nach gegangen wäre, ſo hätte ich ihnen das Glück meines Lebens verdanken müſſen. Damit verhielt es ſich aber folgendergeſtalt.

Schöpflin, der ſich in der höheren Sphäre des Staatsrechts zeitlebens bewegt hatte

und den groſſen Einfluß wohl kannte, welchen ſolche und verwandte Studien bey Höfen und in Cabinetten einem fähigen Kopfe zu verſchaffen geeignet ſind, fühlte eine unüberwindliche ja ungerechte Abneigung gegen den Zuſtand des Civiliſten, und hatte die gleiche Geſinnung den Seinigen eingeflößt. Obgenannte beyde Männer, Freunde von Salzmann, hatten auf eine liebreiche Weiſe von mir Kenntniß genommen. Das leidenſchaftliche Ergreifen äußerer Gegenſtände, die Darſtellungsart, womit ich die Vorzüge derſelben herauszuheben und ihnen ein beſonderes Intereſſe zu verleihen wußte, ſchätzten ſie höher als ich ſelbſt. Meine geringe, ich kann wohl ſagen nothdürftige Beſchäftigung mit dem Civilrechte war ihnen nicht unbemerkt geblieben; ſie kannten mich genug, um zu wiſſen, wie leicht ich beſtimmbar ſey; aus meiner Luſt zum academiſchen Leben hatte ich auch kein Geheimniß gemacht, und ſie dachten mich daher für Geſchichte, Staatsrecht, Redekunſt,

erſt nur im Vorübergehn, dann aber entſchiedener, zu erwerben. Straßburg ſelbſt hat Vortheile genug. Eine Ausſicht auf die deutſche Kanzley in Verſailles, der Vorgang von Schöpflin, deſſen Verdienſt mir freylich unerreichbar ſchien, ſollte zwar nicht zur Nachahmung doch zur Nacheiferung reizen und vielleicht dadurch ein ähnliches Talent zur Ausbildung gelangen, welches ſowohl dem, der ſich deſſen rühmen dürfte, erſprießlich, als andern, die es für ſich zu gebrauchen dächten, nützlich ſeyn könnte. Dieſe meine Gönner, und Salzmann mit ihnen, legten auf mein Gedächtniß und auf meine Fähigkeit, den Sinn der Sprachen zu faſſen, einen groſſen Werth und ſuchten hauptſächlich dadurch ihre Abſichten und Vorſchläge zu motiviren.

Wie nun aus allem dieſem nichts geworden, und wie es gekommen, daß ich wieder von der franzöſiſchen Seite auf die deutſche herübergetreten, gedenk' ich hier zu entwickeln.

Man erlaube mir, wie bisher, zum Uebergange einige allgemeine Betrachtungen.

Es ſind wenig Biographieen, welche einen reinen, ruhigen, ſtäten Fortſchritt des Individuums darſtellen können. Unſer Leben iſt, wie das Ganze in dem wir enthalten ſind, auf eine unbegreifliche Weiſe aus Freyheit und Nothwendigkeit zuſammengeſetzt. Unſer Wollen iſt ein Vorausverkünden deſſen, was wir unter allen Umſtänden thun werden. Dieſe Umſtände aber ergreifen uns auf ihre eigne Weiſe. Das Was liegt in uns, das Wie hängt ſelten von uns ab, nach dem Warum dürfen wir nicht fragen, und deshalb verweiſt man uns mit Recht auf's Quia.

Die franzöſiſche Sprache war mir von Jugend auf lieb; ich hatte ſie in einem bewegteren Leben, und ein bewegteres Leben durch ſie kennen gelernt. Sie war mir ohne Grammatik und Unterricht, durch Umgang

und Uebung, wie eine zweyte Mutterſprache zu eigen geworden. Nun wünſchte ich mich derſelben mit gröſſerer Leichtigkeit zu bedienen, und zog deswegen Straßburg zum abermaligen academiſchen Aufenthalt andern hohen Schulen vor; aber leider ſollte ich dort gerade das Umgekehrte von meinen Hoffnungen erfahren, und von dieſer Sprache, dieſen Sitten eher ab- als ihnen zugewendet werden.

Die Franzoſen, welche ſich überhaupt eines guten Betragens befleißigen, ſind gegen Fremde die ihre Sprache zu reden anfangen, nachſichtig, ſie werden Niemanden über irgend einen Fehler auslachen, oder ihn deshalb ohne Umſchweif tadeln. Da ſie jedoch nicht wohl ertragen mögen, daß in ihrer Sprache geſündigt wird, ſo haben ſie die Art, eben daſſelbe was man geſagt hat, mit einer anderen Wendung zu wiederholen und gleichſam höflich zu bekräftigen, ſich dabey aber des eigentlichen Ausdrucks, den man hätte gebrauchen

ſollen, zu bedienen, und auf dieſe Weiſe den Verſtändigen und Aufmerkſamen auf das Rechte und Gehörige zu führen.

So ſehr man nun, wenn es einem Ernſt iſt, wenn man Selbſtverläugnung genug hat, ſich für einen Schüler zu geben, hiebey gewinnt und gefördert wird, ſo fühlt man ſich doch immer einigermaßen gedemüthiget, und da man doch auch um der Sache willen redet, oft allzu ſehr unterbrochen ja abgelenkt, und man läßt ungeduldig das Geſpräch fallen. Dieß begegnete beſonders mir vor andern, indem ich immer etwas Intereſſantes zu ſagen glaubte, dagegen aber auch etwas Bedeutendes vernehmen, und nicht immer bloß auf den Ausdruck zurückgewieſen ſeyn wollte; ein Fall der bey mir öfter eintrat, weil mein Franzöſiſch viel buntſchäckiger war als das irgend eines andern Fremden. Von Bedienten, Cammerdienern und Schildwachen, jungen und alten Schauſpielern, theatraliſchen

Liebhabern, Bauern und Helden hatte ich mir die Redensarten, so wie die Accentuationen gemerkt, und dieses babyloniſche Idiom ſollte ſich durch ein wunderliches Ingrediens noch mehr verwirren, indem ich den franzöſiſchen reformirten Geiſtlichen gern zuhörte und ihre Kirchen um ſo lieber beſuchte, als ein ſonntägiger Spazirgang nach Bockenheim, dadurch nicht allein erlaubt ſondern geboten war. Aber auch hiermit ſollte es noch nicht genug ſeyn: denn als ich in den Jünglingsjahren immer mehr auf die Deutſchheit des ſechzehnten Jahrhundert gewieſen ward, ſo ſchloß ich gar bald auch die Franzoſen jener herrlichen Epoche in dieſe Neigung mit ein. Montaigne, Amyot, Rabelais, Marot waren meine Freunde, und erregten in mir Antheil und Bewunderung. Alle dieſe verſchiedenen Elemente bewegten ſich nun in meiner Rede chaotiſch durch einander, ſo daß für den Zuhörer die Intention über dem wunderlichen Ausdruck meiſt verloren ging,

ja, daß ein gebildeter Franzoſe mich nicht mehr höflich zurechtweiſen, ſondern geradezu tadeln und ſchulmeiſtern mußte. Abermals ging es mir alſo hier, wie vordem in Leipzig, nur daß ich mich dießmal nicht auf das Recht meiner Vatergegend, ſo gut als andere Provinzen idiotiſch zu ſprechen, zurückziehn konnte, ſondern hier, auf fremdem Grund und Boden, mich einmal hergebrachten Geſetzen fügen ſollte.

Vielleicht hätten wir uns auch wohl hierein ergeben, wenn uns nicht ein böſer Genius in die Ohren geraunt hätte, alle Bemühungen eines Fremden, franzöſiſch zu reden, würden immer ohne Erfolg bleiben: denn ein geübtes Ohr höre den Deutſchen, den Italiäner, den Engländer unter ſeiner franzöſiſchen Maske gar wohl heraus; geduldet werde man, aber keineswegs in den Schooß der einzig ſprachſeligen Kirche aufgenommen.

Nur wenige Ausnahmen gab man zu. Man nannte uns einen Herrn von Grimm, aber selbst Schöpflin sollte den Gipfel nicht erreicht haben. Sie ließen gelten, daß er früh die Nothwendigkeit, sich vollkommen französisch auszudrücken, wohl eingesehn; sie billigten seine Neigung, sich Jederman mitzutheilen, besonders aber die Großen und Vornehmen zu unterhalten; lobten sogar, daß er, auf dem Schauplatz wo er stand, die Landessprache zu der seinigen zu machen und sich möglichst zum französischen Gesellschafter und Redner auszubilden gesucht. Was hilft ihm aber das Verleugnen seiner Muttersprache, das Bemühen um eine fremde? Niemand kann er es recht machen. In der Gesellschaft will man ihn eitel finden: als wenn sich Jemand ohne Selbstgefühl und Selbstgefälligkeit andern mittheilen möchte und könnte! Sodann versichern die feinen Welt- und Sprachkenner, er disserire und dialogire mehr, als daß er eigentlich converſire. Jenes ward

Dritte Nachricht

von dem Fortgang

des neuen

Bergbaues zu Ilmenau.

Weimar, den 18. März 1788.

als Erb- und Grundfehler der Deutſchen, dieſes als die Cardinaltugend der Franzoſen allgemein anerkannt. Als öffentlichem Redner geht es ihm nicht beſſer. Läßt er eine wohl ausgearbeitete Rede an den König oder die Fürſten drucken, ſo paſſen die Jeſuiten auf, die ihm, als einem Proteſtanten, gram ſind, und zeigen das Unfranzöſiſche ſeiner Wendungen.

Anſtatt uns nun hieran zu tröſten und, als grünes Holz, dasjenige zu ertragen, was dem dürren auflag, ſo ärgerte uns dagegen dieſe pedantiſche Ungerechtigkeit; wir verzweifeln und überzeugen uns vielmehr an dieſem auffallenden Beyſpiele, daß die Bemühung vergebens ſey, den Franzoſen durch die Sache genug zu thun, da ſie an die äußern Bedingungen, unter welchen alles erſcheinen ſoll, allzu genau gebunden ſind. Wir faſſen daher den umgekehrten Entſchluß, die franzöſiſche Sprache gänzlich abzulehnen und uns mehr

als bisher mit Gewalt und Ernſt der Mutterſprache zu widmen.

Auch hiezu fanden wir im Leben Gelegenheit und Theilnahme. Elſaß war noch nicht lange genug mit Frankreich verbunden, als daß nicht noch bey Alt und Jung eine liebevolle Anhänglichkeit an alte Verfaſſung, Sitte, Sprache, Tracht ſollte übrig geblieben ſeyn. Wenn der Ueberwundene die Hälfte ſeines Daſeyns nothgedrungen verliert, ſo rechnet er ſich's zur Schmach, die andere Hälfte freywillig aufzugeben. Er hält daher an allem feſt, was ihm die vergangene gute Zeit zurückrufen und die Hoffnung der Wiederkehr einer glücklichen Epoche nähren kann. Gar manche Einwohner von Straßburg bildeten zwar abgeſonderte, aber doch dem Sinne nach verbundene kleine Kreiſe, welche durch die vielen Unterharen deutſcher Fürſten, die unter franzöſiſcher Hoheit anſehnliche Strecken Landes beſaßen, ſtets vermehrt und re-

erutirt wurden: denn Väter und Söhne hielten ſich Studirens oder Geſchäfts wegen länger oder kürzer in Straßburg auf.

An unſerm Tiſche ward gleichfalls nichts wie Deutſch geſprochen. Salzmann drückte ſich im Franzöſiſchen mit vieler Leichtigkeit und Eleganz aus, war aber unſtreitig dem Streben und der That nach ein vollkommener Deutſcher; Lerſen hätte man als Muſter eines deutſchen Jünglings aufſtellen können; Meyer von Lindau ſchlenderte lieber auf gut deutſch, als daß er ſich auf gut franzöſiſch hätte zuſammennehmen ſollen, und wenn unter den übrigen auch mancher zu galliſcher Sprache und Sitte hinneigte, ſo ließen ſie doch, ſo lange ſie bey uns waren, den allgemeinen Ton auch über ſich ſchalten und walten.

Von der Sprache wendeten wir uns zu den Staatsverhältniſſen. Zwar wußten wir von unſerer Reichsverfaſſung nicht viel Löbli-

ches zu ſagen; wir gaben zu, daß ſie aus lauter geſetzlichen Misbräuchen beſtehe, erhuben uns aber um deſto höher über die franzöſiſche gegenwärtige Verfaſſung, die ſich in lauter geſetzloſen Misbräuchen verwirre, deren Regierung ihre Energie nur am falſchen Orte ſehen laſſe, und geſtatten müſſe, daß eine gänzliche Veränderung der Dinge ſchon in ſchwarzen Ausſichten öffentlich prophezeit werde.

Blickten wir hingegen nach Norden, ſo leuchtete uns von dort Friedrich, der Polarſtern, her, um den ſich Deutſchland, Europa, ja die Welt zu drehen ſchien. Sein Uebergewicht in allem offenbarte ſich am ſtärkſten, als in der franzöſiſchen Armee das preußiſche Exercitium und ſogar der preußiſche Stock eingeführt werden ſollte. Wir verziehen ihm übrigens ſeine Vorliebe für eine fremde Sprache, da wir ja die Genugthuung empfanden, daß ihm ſeine franzöſiſchen Poeten, Philoſo-

phen und Literatoren Verdruß zu machen fortfuhren und wiederholt erklärten, er ſey nur als Eindringling anzuſehn und zu behandeln.

Was uns aber von den Franzoſen gewaltiger als alles andere entfernte, war die wiederholte unhöfliche Behauptung, daß es den Deutſchen überhaupt, ſo wie dem nach franzöſiſcher Cultur ſtrebenden Könige, an Geſchmack fehle. Ueber dieſe Redensart, die, wie ein Refrain, ſich an jedes Urtheil anſchloß, ſuchten wir uns durch Nichtachtung zu beruhigen, aufklären darüber konnten wir uns aber um ſo weniger, als man uns verſichern wollte, ſchon Menage habe geſagt, die franzöſiſchen Schriftſteller beſäßen alles, nur nicht Geſchmack; ſo wie wir denn auch aus dem jetzt lebenden Paris zu erfahren hatten, daß die neuſten Autoren ſämmtlich des Geſchmacks ermangelten, und Voltaire ſelbſt dieſem höchſten Tadel nicht ganz entgehen könne. Schon früher und wiederholt

auf die Natur gewieſen, wollten wir daher nichts gelten laſſen als Wahrheit und Aufrichtigkeit des Gefühls, und den raſchen derben Ausdruck deſſelben.

Freundſchaft, Liebe, Brüderſchaft,
Trägt die ſich nicht von ſelber vor?

war Looſung und Feldgeſchrey, woran ſich die Glieder unſerer kleinen academiſchen Horde zu erkennen und zu erquicken pflegten. Dieſe Maxime lag zum Grunde allen unſern geſelligen Gelagen, bey welchen uns denn freylich manchen Abend Vetter Michel in ſeiner wohlbekannten Deutſchheit zu beſuchen nicht verfehlte.

Will man in dem bisher Erzählten nur äußere zufällige Anläſſe und perſönliche Eigenheiten finden, ſo hatte die franzöſiſche Literatur an ſich ſelbſt gewiſſe Eigenſchaften, welche den ſtrebenden Jüngling mehr abſtoßen als anziehn mußten. Sie war nämlich

bejahrt und vornehm, und durch beydes kann die nach Lebensgenuß und Freyheit umschauende Jugend nicht ergetzt werden.

Seit dem sechzehnten Jahrhundert hatte man den Gang der französischen Literatur niemals völlig unterbrochen gesehn, ja die innern politischen und religiosen Unruhen sowohl als die äußeren Kriege beschleunigten ihre Fortschritte; schon vor hundert Jahren aber, so hörte man allgemein behaupten, solle sie in ihrer vollen Blüte gestanden haben. Durch günstige Umstände sey auf einmal eine reichliche Aerndte gereift und glücklich eingebracht worden, dergestalt, daß die größten Talente des achtzehnten Jahrhunderts sich nur bescheidentlich mit einer Nachlese begnügen müssen.

Indessen war aber doch auch gar manches veraltet, das Lustspiel am ersten, welches immer wieder aufgefrischt werden mußte,

um ſich, zwar minder vollkommen, aber doch mit neuem Intereſſe, dem Leben und den Sitten anzuſchmiegen. Der Tragödien waren viele vom Theater verſchwunden, und Voltaire ließ die jetzt dargebotene bedeutende Gelegenheit nicht aus den Händen, Corneille's Werke herauszugeben, um zu zeigen, wie mangelhaft ſein Vorgänger geweſen ſey, den er, der allgemeinen Stimme nach, nicht erreicht haben ſollte.

Und eben dieſer Voltaire, das Wunder ſeiner Zeit, war nun ſelbſt bejahrt wie die Literatur, die er beynah ein Jahrhundert hindurch belebt und beherrſcht hatte. Neben ihm exiſtirten und vegetirten noch, in mehr oder weniger thätigem und glücklichem Alter, viele Literatoren, die nach und nach verſchwanden. Der Einfluß der Societät auf die Schriftſteller nahm immer mehr überhand: denn die beſte Geſellſchaft, beſtehend aus Perſonen von Geburt, Rang und Vermögen,

wählte zu einer ihrer Hauptunterhaltungen die Literatur, und dieſe ward dadurch ganz geſellſchaftlich und vornehm. Standespersonen und Literatoren bildeten ſich wechſelsweiſe, und mußten ſich wechſelsweiſe verbilden: denn alles Vornehme iſt eigentlich ablehnend, und ablehnend ward auch die franzöſiſche Critik, verneinend, herunterziehend, misredend. Die höhere Claſſe bediente ſich ſolcher Urtheile gegen die Schriftſteller, die Schriftſteller, mit etwas weniger Anſtand, verfuhren ſo unter einander, ja gegen ihre Gönner. Konnte man dem Publicum nicht imponiren, ſo ſuchte man es zu überraſchen, oder durch Demuth zu gewinnen; und ſo entſprang, abgeſehn davon was Kirche und Staat im Innerſten bewegte, eine ſolche literariſche Gährung, daß Voltaire ſelbſt ſeiner vollen Thätigkeit, ſeines ganzen Uebergewichts bedurfte, um ſich über dem Strome der allgemeinen Nichtachtung empor zu halten. Schon hieß er laut ein altes eigenwilliges Kind; ſeine

unermüdet fortgeſetzten Bemühungen betrachtete man als eitles Beſtreben eines abgelebten Alters; gewiſſe Grundſätze auf denen er ſeine ganze Lebenszeit beſtanden, deren Ausbreitung er ſeine Tage gewidmet, wollte man nicht mehr ſchätzen und ehren; ja ſeinen Gott, durch deſſen Bekenntniß er ſich von allem atheiſtiſchen Weſen loszuſagen fortfuhr, ließ man ihm nicht mehr gelten; und ſo mußte er ſelbſt; der Altvater und Patriarch, gerade wie ſein jüngſter Mitbewerber, auf den Augenblick merken, nach neuer Gunſt haſchen, ſeinen Freunden zu viel Gutes, ſeinen Feinden zu viel Uebles erzeigen, und, unter dem Schein eines leidenſchaftlich wahrheitsliebenden Strebens, unwahr und falſch handeln. War es denn wohl der Mühe werth, ein ſo thätiges großes Leben geführt zu haben, wenn es abhängiger enden ſollte als es angefangen hatte? Wie unerträglich ein ſolcher Zuſtand ſey, entging ſeinem hohen Geiſte, ſeiner zarten Reizbarkeit nicht; er machte ſich manch-

Der neue Ilmenauer Bergbau iſt in dem verfloſſenen Jahre 1787 ſeinem entſcheidenden Zeitpunkt, nemlich der Erſinkung eines metallreichen Flözes näher gekommen, als man erwartet hatte. Das läßt ſich jetzt nicht blos aus wahrſcheinlichen Muthmaſſungen behaupten, ſondern aus demjenigen wirklichen Anfang ihrer Erfüllung, wovon in dieſer Nachricht die Rede ſeyn wird.

Die anhaltende Feſtigkeit des Gebirgs, in welchem der zu Erſinkung des Ilmenauer Flözes beſtimmte Johannisſchacht niederzubringen war, hielt auch zuletzt noch die Grubenarbeiten ſo ſehr auf, daß man ſie, von dem Schluß des Jahres 1786. bis zu Anfang des vorigen Auguſtmonaths, von 99½ Lachter nur zu 114½ Lachter ſaigerer Teufe fördern konnte. Man blieb auch nicht ſo wie vorher von Unglücksfällen frey. Ein Bergmann verlor das Leben bey Hinabgehung einer Treibetonne, wobey doch niemanden wegen verabſäumter Vorſichtigkeit etwas zur Laſt gelegt werden konnte. In 114½ Lachter Teufe wurden am 9 Auguſt die erſten Grubenwaſſer getroffen. Sie giengen aber ſo mäſig auf, daß man ſich nicht zu bedenken hatte, von der Ein-

richtun

mal ſprung- und ſtoßweiſe Luft, ließ ſeiner Laune den Zügel ſchießen und hieb mit ein paar Fechterſtreichen über die Schnur, wobey ſich meiſt Freunde und Feinde unwillig gebärdeten: denn Jederman glaubte ihn zu überſehn, obſchon Niemand es ihm gleich thun konnte. Ein Publicum, das immer nur die Urtheile alter Männer hört, wird gar zu leicht altklug, und nichts iſt unzulänglicher als ein reifes Urtheil, von einem unreifen Geiſte aufgenommen.

Uns Jünglingen, denen, bey einer deutſchen Natur und Wahrheitsliebe, als beſte Führerinn im Leben und Lernen, die Redlichkeit gegen uns ſelbſt und andere immer vor Augen ſchwebte, ward die parteyiſche Unredlichkeit Voltaire's und die Verbildung ſo vieler würdigen Gegenſtände immer mehr zum Verdruß, und wir beſtärkten uns täglich in der Abneigung gegen ihn. Er hatte die Religion und die heiligen Bücher worauf ſie ge-

gründet iſt, um den ſogenannten Pfaffen zu ſchaden, niemals genug herabſetzen können und mir dadurch manche unangenehme Empfindung erregt. Da ich nun aber gar vernahm, daß er, um die Ueberlieferung einer Sündfluth zu entkräften, alle verſteinte Muſcheln leugnete, und ſolche nur für Naturſpiele gelten ließ, ſo verlor er gänzlich mein Vertrauen: denn der Augenſchein hatte mir auf dem Baſchberge deutlich genug gezeigt, daß ich mich auf altem abgetrockneten Meeresgrund, unter den Exuvien ſeiner Ureinwohner befinde. Ja! dieſe Berge waren einſtmals von Wellen bedeckt; ob vor oder während der Sündfluth, das konnte mich nicht rühren, genug, das Rheinthal war ein ungeheuerer See, eine unüberſehliche Bucht geweſen; das konnte man mir nicht ausreden. Ich gedachte vielmehr in Kenntniß der Länder und Gebirge vorzuſchreiten, es möchte ſich daraus ergeben was da wollte.

Bejahrt alſo und vornehm war an ſich ſelbſt und durch Voltairen die franzöſiſche Literatur. Laſſet uns dieſem merkwürdigen Manne noch einige Betrachtung widmen!

Auf thätiges und geſelliges Leben, auf Politik, auf Erwerb im Großen, auf das Verhältniß zu den Herren der Erde und Benutzung dieſes Verhältniſſes, damit er ſelbſt zu den Herren der Erde gehöre, dahin war von Jugend auf Voltaire's Wunſch und Bemühung gewendet. Nicht leicht hat ſich Jemand ſo abhängig gemacht, um unabhängig zu ſeyn. Auch gelang es ihm, die Geiſter zu unterjochen; die Nation fiel ihm zu. Vergebens entwickelten ſeine Gegner mäßige Talente und einen ungeheueren Haß; nichts gereichte zu ſeinem Schaden. Den Hof zwar konnte er nie mit ſich verſöhnen, aber dafür waren ihm fremde Könige zinsbar. Katharina und Friedrich die Großen, Guſtav von Schweden, Chriſtian von Dänemark, Pe-

niatowsky von Pohlen, Heinrich von Preußen, Carl von Braunschweig bekannten sich als seine Vasallen; sogar Päbste glaubten ihn durch einige Nachgiebigkeit kirren zu müssen. Daß Joseph der Zweyte sich von ihm abhielt, gereichte diesem Fürsten nicht einmal zum Ruhme: denn es hätte ihm und seinen Unternehmungen nicht geschadet, wenn er, bey so schönem Verstande, bey so herrlichen Gesinnungen, etwas geistreicher, ein besserer Schätzer des Geistes gewesen wäre.

Das was ich hier gedrängt und in einigem Zusammenhange vortrage, tönte zu jener Zeit, als Ruf des Augenblicks, als ewig zwiespältiger Mißklang, unzusammenhängend und unbelehrend in unseren Ohren. Immer hörte man nur das Lob der Vorfahren. Man forderte etwas Gutes, Neues; aber immer das Neuste wollte man nicht. Kaum hatte auf dem längst erstarrten Theater ein Patriot nationalfranzösische, herzerhebende Ge-

genſtände dargeſtellt, kaum hatte die Belage-
rung von Calais ſich einen enthuſiaſtiſchen
Beyfall gewonnen, ſo ſollte ſchon dieſes Stück,
mit ſammt ſeinen vaterländiſchen Geſellen,
hohl und in jedem Sinne verwerflich ſeyn.
Die Sittenſchilderungen des Destouches,
an denen ich mich als Knabe ſo oft ergetzt,
hieß man ſchwach, der Name dieſes Ehren-
manns war verſchollen, und wie viel andere
Schriftſteller müßte ich nicht nennen, um de-
rentwillen ich den Vorwurf, als urtheile ich
wie ein Provinzler, habe erdulden müſſen,
wenn ich gegen Jemand, der mit dem neu-
ſten literariſchen Strome dahinfuhr, irgend
einen Antheil an ſolchen Männern und ihren
Werken gezeigt hatte.

So wurden wir andern deutſchen Geſel-
len denn immer verdrießlicher. Nach unſern
Geſinnungen, nach unſerer Natureigenheit
liebten wir die Eindrücke der Gegenſtände feſt-
zuhalten, ſie nur langſam zu verarbeiten, und

wenn es ja ſeyn ſollte, ſie ſo ſpät als möglich fahren zu laſſen. Wir waren überzeugt, durch treues Aufmerken, durch fortgeſetzte Beſchäftigung laſſe ſich allen Dingen etwas abgewinnen, und man müſſe durch beharrlichen Eifer doch endlich auf einen Punct gelangen, wo ſich mit dem Urtheil zugleich der Grund deſſelben ausſprechen laſſe. Auch verkannten wir nicht, daß die große und herrliche franzöſiſche Welt uns manchen Vortheil und Gewinn darbiete: denn Rouſſeau hatte uns wahrhaft zugeſagt. Betrachteten wir aber ſein Leben und ſein Schickſal, ſo war er doch genöthigt, den größten Lohn für alles was er geleiſtet, darin zu finden, daß er unerkannt und vergeſſen in Paris leben durfte.

Wenn wir von den Encyclopädiſten reden hörten, oder einen Band ihres ungeheuren Werks aufſchlugen, ſo war es uns zu Muthe, als wenn man zwiſchen den unzähligen bewegten Spuhlen und Weberſtühlen einer gro-

ßen Fabrik hingeht, und vor lauter Schnarren und Raſſeln, vor allem Aug' und Sinne verwirrenden Mechanismus, vor lauter Unbegreiflichkeit einer auf das mannigfaltigſte in einander greifenden Anſtalt, in Betrachtung deſſen, was alles dazu gehört, um ein Stück Tuch zu fertigen, ſich den eignen Rock ſelbſt verleidet fühlt, den man auf dem Leibe trägt.

Diderot war nahe genug mit uns verwandt; wie er denn in alle dem, weshalb ihn die Franzoſen tadeln, ein wahrer Deutſcher iſt. Aber auch ſein Standpunct war ſchon zu hoch, ſein Geſichtskreis zu weit, als daß wir uns hätten zu ihm ſtellen und an ſeine Seite ſetzen können. Seine Naturkinder jedoch, die er mit großer redneriſcher Kunſt herauszuheben und zu adeln wußte, behagten uns gar ſehr, ſeine wackeren Wilddiebe und Schleichhändler entzückten uns, und dieſes Geſindel hat in der Folge auf dem

deutſchen Parnaß nur allzu ſehr gewuchert. So war er es denn auch, der, wie Rouſſeau, von dem geſelligen Leben einen Ekelbegriff verbreitete, eine ſtille Einleitung zu jenen ungeheueren Weltveränderungen, in welchen alles Beſtehende unterzugehen ſchien.

Uns ziemt jedoch, dieſe Betrachtungen noch an die Seite zu lehnen und zu bemerken, was genannte beyde Männer auf Kunſt gewirkt. Auch hier wieſen ſie, auch von ihr drängten ſie uns zur Natur.

Die höchſte Aufgabe einer jeden Kunſt iſt, durch den Schein die Täuſchung einer höheren Wirklichkeit zu geben. Ein falſches Beſtreben aber iſt, den Schein ſo lange zu verwirklichen, bis endlich nur ein gemeines Wirkliche übrig bleibt.

Als ein ideelles Local hatte die Bühne, durch Anwendung der perſpectiviſchen Geſetze

auf hinter einander geſtellten Couliſſen, den höchſten Vortheil erlangt, und nun wollte man dieſen Gewinn muthwillig aufgeben, die Seiten des Theaters zuſchließen und wirkliche Stubenwände formiren. Mit einem ſolchen Bühnenlocal ſollte denn auch das Stück ſelbſt, die Art zu ſpielen der Acteurs, kurz alles zuſammentreffen, und ein ganz neues Theater dadurch entſpringen.

Die franzöſiſchen Schauſpieler hatten im Luſtſpiel den Gipfel des Kunſtwahren erreicht. Der Aufenthalt in Paris, die Beobachtung des Aeußern der Hofleute, die Verbindung der Acteurs und Actricen durch Liebeshändel mit den höheren Ständen, alles trug dazu bey, die höchſte Gewandheit und Schicklichkeit des geſelligen Lebens gleichfalls auf die Bühne zu verpflanzen, und hieran hatten die Naturfreunde wenig auszuſetzen; doch glaubten ſie einen großen Vorſchritt zu thun, wenn ſie ernſthafte und tragiſche Gegenſtände, de-

ren das bürgerliche Leben auch nicht ermangelt, zu ihren Stücken erwählten, ſich der Proſa gleichfalls zu höherem Ausdruck bedienten, und ſo die unnatürlichen Verſe zugleich mit der unnatürlichen Declamation und Geſticulation allmählig verbannten.

Höchſt merkwürdig iſt es und nicht ſo allgemein beachtet, daß zu dieſer Zeit ſelbſt der alten ſtrengen, rhythmiſchen, kunſtreichen Tragödie mit einer Revolution gedroht ward, die nur durch groſſe Talente und die Macht des Herkommens abgelenkt werden konnte.

Es ſtellte ſich nämlich dem Schauſpieler Le Cain, der ſeine Helden mit beſondrem theatraliſchen Anſtand, mit Erholung, Erhebung und Kraft ſpielte, und ſich vom Natürlichen und Gewöhnlichen entfernt hielt, ein Mann gegenüber, mit Namen Aufresne, der aller Unnatur den Krieg erklärte und in ſeinem tragiſchen Spiel die höchſte Wahrheit

richtung des erbaueten Treibewerks, nach welcher an die Welle des Kehrads ein Krumzapfen angebracht worden war, durch Anhängung eines leichten Kunstzeuges Gebrauch zu machen. Dieser Bau wurde sofort veranstaltet, auch hierbey, zu Gewinnung der Zeit, einer durch den Druk der obern Dammerde und Leimenschicht vorgegangenen Beschädigung an der Radstube abgeholfen, und an dieser zugleich eine nützliche Erweiterung vorgenommen. Das erbauete Kunstzeug erreichte den Zweck, daß der Schacht im Monath November von den bis zum tiefen Stollen 62 Lachter hoch aufgegangenen Wassern befreyet und alsdenn die Arbeit im Tiefsten wiederum beigt werden konnte.

Inzwischen waren auch die zu Erhaltung des tiefen Stollen und seiner Schächte, und zu mehrerer Sicherung und Verbesserung der Wasserhältigkeit des Bergbaues unumgänglich nöthigen Arbeiten nicht verabsäumt worden.

Was sofort nach Erschrotung der Wasser von Kennern behauptet wurde, daß sich nemlich das Gestein hierbey auf eine günstige Weise verändert haben möge, fand sich völlig bestätigt als bey einer commissarischen Befahrung und Untersuchung der angehauenen Wasserkluft alle Merkmale dieser Abänderung zum Vorschein kamen. Noch deutlicher zeigte sich dieses bey Fortsezung des Abteufens, weil, auf-

auszudrücken ſuchte. Dieſes Verfahren mochte zu dem des übrigen Pariſer Theaterperſonals nicht paſſen. Er ſtand allein, jene hielten ſich an einander geſchloſſen, und er, hartnäckig genug auf ſeinem Sinne beſtehend, verließ lieber Paris und kam durch Straßburg. Dort ſahen wir ihn die Rolle des Auguſt im Cinna, des Mithridat und andrre dergleichen, mit der wahrſten natürlichſten Würde ſpielen. Als ein ſchöner groſſer Mann trat er auf, mehr ſchlank als ſtark, nicht eigentlich von impoſantem, aber von edlem gefälligem Weſen. Sein Spiel war überlegt und ruhig, ohne kalt zu ſeyn, und kräftig genug, wo es erfordert wurde. Er war ein ſehr geübter Künſtler, und von den wenigen, die das Künſtliche ganz in die Natur und die Natur ganz in die Kunſt zu verwandeln wiſſen. Dieſe ſind es eigentlich, deren misverſtandene Vorzüge die Lehre von der falſchen Natürlichkeit jederzeit veranlaſſen.

Und ſo will ich denn auch noch eines klei-nen aber merkwürdig Epoche machenden Werks gedenken, es iſt Rouſſeaus Pygmalion. Viel könnte man darüber ſagen: denn dieſe wunderliche Production ſchwankt gleichfalls zwiſchen Natur und Kunſt, mit dem falſchen Beſtreben, dieſe in jene aufzulöſen. Wir ſe-hen einen Künſtler, der das Vollkommenſte geleiſtet hat, und doch nicht Befriedigung darin findet, ſeine Idee außer ſich; kunſtge-mäß dargeſtellt und ihr ein höheres Leben verliehen zu haben; nein! ſie ſoll auch in das irdiſche Leben zu ihm herabgezogen wer-den. Er will das Höchſte was Geiſt und That hervorgebracht, durch den gemeinſten Act der Sinnlichkeit zerſtören.

Alles dieſes und manches andere, recht und thörigt, wahr und halbwahr, das auf uns einwirkte, trug noch mehr bey, die Be-griffe zu verwirren; wir trieben uns auf man-cherley Abwegen und Umwegen herum, und

ſo ward von vielen Seiten auch jene deutſche literariſche Revolution vorbereitet, von der wir Zeugen waren, und wozu wir, bewußt und unbewußt, willig oder unwillig, unaufhaltſam mitwirkten.

Auf philoſophiſche Weiſe erleuchtet und gefördert zu werden, hatten wir keinen Trieb noch Hang, über religioſe Gegenſtände glaubten wir uns ſelbſt aufgeklärt zu haben, und ſo war der heftige Streit franzöſiſcher Philoſophen mit dem Pfaffthum uns ziemlich gleichgültig. Verbotene, zum Feuer verdammte Bücher, welche damals großen Lärmen machten, übten keine Wirkung auf uns. Ich gedenke ſtatt aller des Système de la Nature, das wir aus Neugier in die Hand nahmen. Wir begriffen nicht, wie ein ſolches Buch gefährlich ſeyn könnte. Es kam uns ſo grau, ſo cimmeriſch, ſo todtenhaft vor, daß wir Mühe hatten, ſeine Gegenwart auszuhalten, daß wir davor wie vor einem Ge-

ſpenſte ſchauderten. Der Verfaſſer glaubt ſein Buch ganz eigens zu empfehlen, wenn er in der Vorrede verſichert, daß er, als ein abgelebter Greis, ſo eben in die Grube ſteigend, der Mit- und Nachwelt die Wahrheit verkünden wolle.

Wir lachten ihn aus: denn wir glaubten bemerkt zu haben, daß von alten Leuten eigentlich an der Welt nichts geſchätzt werde, was liebenswürdig und gut an ihr iſt. „Alte „Kirchen haben dunkle Gläſer! — Wie Kir„ſchen und Beeren ſchmecken, muß man Kin„der und Sperlinge fragen!“ dieß waren unſere Luſt- und Leibworte; und ſo ſchien uns jenes Buch, als die rechte Quinteſſenz der Greiſenheit, unſchmackhaft, ja abgeſchmackt. Alles ſollte nothwendig ſeyn und deswegen kein Gott. Könnte es denn aber nicht auch nothwendig einen Gott geben? fragten wir. Dabey geſtanden wir freylich, daß wir uns den Nothwendigkeiten der Tage und Nächte,

der Jahreszeiten, der climatiſchen Einflüſſe, der phyſiſchen und animaliſchen Zuſtände nicht wohl entziehn könnten; doch fühlten wir etwas in uns das als vollkommene Willkühr erſchien, und wieder etwas das ſich mit dieſer Willkühr ins Gleichgewicht zu ſetzen ſuchte.

Die Hoffnung immer vernünftiger zu werden, uns von den äußeren Dingen, ja von uns ſelbſt immer unabhängiger zu machen, konnten wir nicht aufgeben. Das Wort Freyheit klingt ſo ſchön, daß man es nicht entbehren könnte, und wenn es einen Irrthum bezeichnete.

Keiner von uns hatte das Buch hinausgeleſen: denn wir fanden uns in der Erwartung getäuſcht, in der wir es aufgeſchlagen hatten. Syſtem der Natur ward angekündigt, und wir hofften alſo wirklich etwas von der Natur, unſerer Abgöttinn, zu erfahren. Phyſik und Chemie, Himmels- und

Erdbeſchreibung, Naturgeſchichte und Anatomie und ſo manches Andere hatte nun ſeit Jahren und bis auf den letzten Tag uns immer auf die geſchmückte große Welt hingewieſen, und wir hätten gern von Sonnen und Sternen, von Planeten und Monden, von Bergen, Thälern, Flüſſen und Meeren und von allem was darin lebt und webt, das Nähere ſo wie das Allgemeinere erfahren. Daß hierbey wohl manches vorkommen müßte, was dem gemeinen Menſchen als ſchädlich, der Geiſtlichkeit als gefährlich, dem Staat als unzuläßlich erſcheinen möchte, daran hatten wir keinen Zweifel, und wir hofften, dieſes Büchlein ſollte nicht unwürdig die Feuerprobe beſtanden haben. Allein wie hohl und leer ward uns in dieſer triſten atheiſtiſchen Halbnacht zu Muthe, in welcher die Erde mit allen ihren Gebilden, der Himmel mit allen ſeinen Geſtirnen verſchwand. Eine Materie ſollte ſeyn von Ewigkeit, und von Ewigkeit her bewegt, und ſollte nun mit die-

ſer Bewegung rechts und links und nach allen Seiten, ohne weiteres, die unendlichen Phänomene des Daſeyns hervorbringen. Dieß alles wären wir ſogar zufrieden geweſen, wenn der Verfaſſer wirklich aus ſeiner bewegten Materie die Welt vor unſern Augen aufgebaut hätte. Aber er mochte von der Natur ſo wenig wiſſen als wir: denn indem er einige allgemeine Begriffe hingepfahlt, verläßt er ſie ſogleich, um dasjenige was höher als die Natur, oder als höhere Natur in der Natur erſcheint, zur materiellen, ſchweren, zwar bewegten aber doch richtungs- und geſtaltloſen Natur zu verwandeln, und glaubt dadurch recht viel gewonnen zu haben.

Wenn uns jedoch dieſes Buch einigen Schaden gebracht hat, ſo war es der, daß wir aller Philoſophie, beſonders aber der Metaphyſik, recht herzlich gram wurden und blieben, dagegen aber aufs lebendige Wiſſen,

Erfahren, Thun und Dichten uns nur deſto lebhafter und leidenſchaftlicher hinwarfen.

So waren wir denn an der Grenze von Frankreich alles franzöſiſchen Weſens auf einmal bar und ledig. Ihre Lebensweiſe fanden wir zu beſtimmt und zu vornehm, ihre Dichtung kalt, ihre Critik vernichtend, ihre Philoſophie abſtrus und doch unzulänglich, ſo daß wir auf dem Puncte ſtanden, uns der rohen Natur wenigſtens verſuchsweiſe hinzugeben, wenn uns nicht ein anderer Einfluß ſchon ſeit langer Zeit zu höheren, freyeren und eben ſo wahren als dichteriſchen Weltanſichten und Geiſtesgenüſſen vorbereitet und uns erſt heimlich und mäßig, dann aber immer offenbarer und gewaltiger beherrſcht hätte.

Ich brauche kaum zu ſagen, daß hier Shakspeare gemeynt ſey, und nachdem ich dieſes ausgeſprochen, bedarf es keiner weitern Ausführung. Shakspeare iſt von den Deut-

ſchen mehr als von allen anderen Nationen, ja vielleicht mehr als von ſeiner eignen erkannt. Wir haben ihm alle Gerechtigkeit, Billigkeit und Schonung, die wir uns unter einander ſelbſt verſagen, reichlich zugewendet; vorzügliche Männer beſchäftigten ſich, ſeine Geiſtesgaben im günſtigſten Lichte zu zeigen, und ich habe jederzeit was man zu ſeiner Ehre, zu ſeinen Gunſten, ja ihn zu entſchuldigen geſagt, gern unterſchrieben. Die Einwirkung dieſes außerordentlichen Geiſtes auf mich iſt früher dargeſtellt, und über ſeine Arbeiten einiges verſucht worden, welches Zuſtimmung gefunden hat; und ſo mag es hier an dieſer allgemeinen Erklärung genug ſeyn, bis ich eine Nachleſe von Betrachtungen über ſo große Verdienſte, die ich an dieſer Stelle einzuſchalten in Verſuchung gerieth, Freunden die mich hören mögen, mitzutheilen im Falle bin.

Gegenwärtig will ich nur die Art, wie ich mit ihm bekannt geworden, näher anzei-

gen. Es geſchah ziemlich früh, in Leipzig, durch Dodd's beauties of Shakspeare. Was man auch gegen ſolche Sammlungen ſagen kann, welche die Autoren zerſtückelt mittheilen, ſie bringen doch manche gute Wirkung hervor. Sind wir doch nicht immer ſo gefaßt und ſo geiſtreich, daß wir ein ganzes Werk nach ſeinem Werth in uns aufzunehmen vermöchten. Streichen wir nicht in einem Buche Stellen an, die ſich unmittelbar auf uns beziehen. Junge Leute beſonders, denen es an durchgreifender Bildung fehlt, werden von glänzenden Stellen gar löblich aufgeregt, und ſo erinnere ich mich noch als einer der ſchönſten Epochen meines Lebens derjenigen, welche gedachtes Werk bey mir bezeichnete. Jene herrlichen Eigenheiten, die großen Sprüche, die treffenden Schilderungen, die humoriſtiſchen Züge, alles traf mich einzeln und gewaltig.

ser der kalkartigen Beschaffenheit des Gesteins, dessen sichtbarer metallischer Gehalt, an Bleyglanz und Schwefelkieß, keinen fernern Zweifel darüber gestattete, daß wirklich das Zechgestein, oder die Oberlage des Flözes, erreicht worden war. Eben dieser sogar in dem Dach- oder Zechgestein sich äußernde Gehalt diente zu einer günstigen Vorbedeutung von der metallreichen Natur des ganzen Flözes.

Man hatte zwar aus alten Archivsnachrichten schon vor einigen Jahren die Muthmasung gezogen, daß, nach der auf gewissen Punkten der ältern Baue bestimmten Teufe zu urtheilen, das Flöz in der Gegend des Johannisschachts mit 115 Lachtern zu erreichen seyn dürfte. Da aber doch hierzu die Calculs aller Bergverständigen voriger Zeiten, die man über die Idee, dort einen Schacht dem fallenden Flöze vorzuschlagen, mit ihrem Gutachten gehört hatte, 130 bis 140 Lachter Teufe annahmen, und mit Recht hierauf bey dem Plan zu Wiederangriff des Bergwerks Reflexion gemacht worden war; so entschlug man sich dieser Muthmasung. Nun, da sie durch Ersinkung des Zechsteins bekräftigt wurde, konnte man wegen Auslänglichkeit des Kostenanschlags der 20000 Thaler, dessen Gränzen die Niederbringung des Johannisschachts auf das Flöz bestimmte, sich noch mehr beruhigen. Der Zechstein pflegte bey dem Ilmenauer Flöz immer nur wenige Lachter

Nun erſchien Wielands Ueberſetzung. Sie ward verſchlungen, Freunden und Bekannten mitgetheilt und empfohlen. Wir Deutſche hatten den Vortheil, daß mehrere bedeutende Werke fremder Nationen, auf eine leichte und heitere Weiſe zuerſt herüber gebracht wurden. Shakspeare proſaiſch überſetzt, erſt durch Wieland, dann durch Eſchenburg, konnte als eine allgemein verſtändliche und jedem Leſer gemäße Lectüre ſich ſchnell verbreiten, und große Wirkung hervorbringen. Ich ehre den Rhythmus wie den Reim, wodurch Poeſie erſt zur Poeſie wird, aber das eigentlich tief und gründlich Wirkſame, das wahrhaft Ausbildende und Fördernde iſt dasjenige was vom Dichter übrig bleibt, wenn er in Proſe überſetzt wird. Dann bleibt der reine vollkommene Gehalt, den uns ein blendendes Aeußere oft, wenn er fehlt, vorzuſpiegeln weiß, und wenn er gegenwärtig iſt, verdeckt. Ich halte daher, zum Anfang jugendlicher Bildung, proſaiſche Ueberſetzungen für vortheil-

haſter als die poetiſchen; denn es läßt ſich bemerken, daß Knaben, denen ja doch alles zum Scherze dienen muß, ſich am Schall der Worte, am Fall der Sylben ergetzen, und durch eine Art von parodiſtiſchem Muthwillen den tiefen Gehalt des edelſten Werks zerſtören. Deshalb gebe ich zu bedenken, ob nicht zunächſt eine proſaiſche Ueberſetzung des Homer zu unternehmen wäre; aber freylich müßte ſie der Stufe würdig ſeyn, auf der ſich die deutſche Literatur gegenwärtig befindet. Ich überlaſſe dieß und das Vorgeſagte unſern würdigen Pädagogen zur Betrachtung, denen ausgebreitete Erfahrung hierüber am beſten zu Gebote ſteht. Nur will ich noch, zu Gunſten meines Vorſchlags, an Luthers Bibelüberſetzung erinnern: denn daß dieſer treffliche Mann ein in dem verſchiedenſten Stile verfaßtes Werk und deſſen dichteriſchen, geſchichtlichen, gebietenden, lehrenden Ton uns in der Mutterſprache, wie aus einem Guſſe überlieferte, hat die Religion mehr gefördert,

als wenn er die Eigenthümlichkeiten des Originals im Einzelnen hätte nachbilden wollen. Vergebens hat man nachher ſich mit dem Buche Hiob, den Pſalmen und andern Geſängen bemüht, ſie uns in ihrer poetiſchen Form genießbar zu machen. Für die Menge, auf die gewirkt werden ſoll, bleibt eine ſchlichte Uebertragung immer die beſte. Jene critiſchen Ueberſetzungen, die mit dem Original wetteifern, dienen eigentlich nur zur Unterhaltung der Gelehrten unter einander.

Und ſo wirkte in unſerer Straßburger Societät Shakſpeare, überſetzt und im Original, ſtückweiſe und im Ganzen, ſtellen- und auszugsweiſe, dergeſtalt, daß, wie man bibelfeſte Männer hat, wir uns nach und nach in Shakſpeare befeſtigten, die Tugenden und Mängel ſeiner Zeit, mit denen er uns bekannt macht, in unſeren Geſprächen nachbildeten, an ſeinen Quibbles die größte Freude hatten, und durch Ueberſetzung derſelben, ja

durch originalen Muthwillen mit ihm wetteiferten. Hiezu trug nicht wenig bey, daß ich ihn vor allen mit großem Enthusiasmus ergriffen hatte. Ein freudiges Bekennen, daß etwas Höheres über mir schwebe, war ansteckend für meine Freunde, die sich alle dieser Sinnesart hingaben. Wir leugneten die Möglichkeit nicht, solche Verdienste näher zu erkennen, sie zu begreifen, mit Einsicht zu beurtheilen; aber dieß behielten wir uns für spätere Epochen vor: gegenwärtig wollten wir nur freudig theilnehmen, lebendig nachbilden, und bey so großem Genuß, an dem Manne, der ihn uns gab, nicht forschen und mäckeln, vielmehr that es uns wohl, ihn unbedingt zu verehren.

Will Jemand unmittelbar erfahren, was damals in dieser lebendigen Gesellschaft gedacht, gesprochen und verhandelt worden, der lese den Aufsatz Herders über Shakespeare, in dem Hefte von deutscher Art

und Kunſt; ferner Lenzens Anmerkungen über's Theater, denen eine Ueberſetzung von Love's labours lost hinzugefügt war. Herder dringt in das Tiefere von Shakspeare's Weſen und ſtellt es herrlich dar; Lenz beträgt ſich mehr bilderſtürmeriſch gegen die Herkömmlichkeit des Theaters, und will denn eben all und überall nach Shakspeareſcher Weiſe gehandelt haben. Da ich dieſen ſo talentvollen als ſeltſamen Menſchen hier zu erwähnen veranlaßt werde, ſo iſt wohl der Ort, verſuchsweiſe einiges über ihn zu ſagen. Ich lernte ihn erſt gegen das Ende meines Straßburger Aufenthalts kennen. Wir ſahen uns ſelten; ſeine Geſellſchaft war nicht die meine, aber wir ſuchten doch Gelegenheit uns zu treffen, und theilten uns einander gern mit, weil wir, als gleichzeitige Jünglinge, ähnliche Geſinnungen hegten. Klein, aber nett von Geſtalt, ein allerliebſtes Köpfchen, deſſen zierlicher Form niedliche etwas abgeſtumpfte Züge vollkommen entſprachen; blaue

Augen, blonde Haare, kurz ein Persönchen, wie mir unter nordischen Jünglingen von Zeit zu Zeit eins begegnet ist; einen sanften, gleichsam vorsichtigen Schritt, eine angenehme nicht ganz fließende Sprache, und ein Betragen, das zwischen Zurückhaltung und Schüchternheit sich bewegend, einem jungen Manne gar wohl anstand. Kleinere Gedichte, besonders seine eignen, las er sehr gut vor, und schrieb eine fließende Hand. Für seine Sinnesart wüßte ich nur das englische Wort whimsical, welches, wie das Wörterbuch ausweist, gar manche Seltsamkeiten in einem Begriff zusammenfaßt. Niemand war vielleicht eben deswegen fähiger als er, die Ausschweifungen und Auswüchse des Shakspeareschen Genies zu empfinden und nachzubilden. Die obengedachte Uebersetzung giebt ein Zeugniß hievon. Er behandelt seinen Autor mit großer Freyheit, ist nichts weniger als knapp und treu, aber er weiß sich die Rüstung oder vielmehr die Possenjacke seines Vorgängers so gut anzupassen,

ſich ſeinen Gebärden ſo humoriſtiſch gleichzuſtellen, daß er demjenigen, den ſolche Dinge anmutheten, gewiß Beyfall abgewann.

Die Abſurditäten der Clowns machten beſonders unſere ganze Glückſeligkeit und wir prieſen Lenzen, als einen begünſtigten Menſchen, da ihm jenes Epitaphium des von der Prinzeſſinn geſchoſſenen Wildes folgendermaßen gelungen war:

Die ſchöne Prinzeſſinn ſchoß und traf
Eines jungen Hirſchleins Leben;
Es fiel dahin in ſchweren Schlaf,
Und wird ein Brätlein geben.
Der Jagdhund voll! — Ein L zu Hirſch
So wird es denn ein Hirſchel;
Doch ſetzt ein römiſch L. zu Hirſch,
So macht es funfzig Hirſchel.
Ich mache hundert Hirſche draus,
Schreib Hirſchell mit zwey LLen.

Die Neigung zum Abſurden, die ſich frey und unbewunden bey der Jugend zu Tage zeigt, nachher aber immer mehr in die Tiefe zurücktritt, ohne ſich deshalb gänzlich zu verlieren, war bey uns in voller Blüte, und wir ſuchten auch durch Originalſpäße unſern groſſen Meiſter zu feyern. Wir waren ſehr glorios, wenn wir der Geſellſchaft etwas der Art vorlegen konnten, welches einigermaßen gebilligt wurde, wie z. B. folgendes auf einen Rittmeiſter, der auf einem wilden Pferde zu Schaden gekommen war:

Ein Ritter wohnt in dieſem Haus,
Ein Meiſter auch daneben;
Macht man davon einen Blumenſtrauß,
So wird's einen Rittmeiſter geben.
Iſt er nun Meiſter von dem Ritt,
Führt er mit Recht den Namen;
Doch nimmt der Ritt den Meiſter mit,
Weh' ihm und ſeinem Saamen!

Ueber ſolche Dinge ward ſehr ernſthaft geſtritten, ob ſie des Clown's würdig oder nicht, und ob ſie aus der wahrhaftesten reinen Narrenquelle gefloſſen, oder ob etwa Sinn und Verſtand ſich auf eine ungehörige und unzuläſſige Weiſe mit eingemiſcht hätten. Ueberhaupt aber konnten ſich dieſe ſeltſamen Geſinnungen um ſo heftiger verbreiten und ſo mehrere waren im Falle, daran Theil zu nehmen, als Leſſing, der das große Vertrauen beſaß, in ſeiner Dramaturgie eigentlich das erſte Signal dazu gegeben hatte.

In ſo geſtimmter und aufgeregter Geſellſchaft gelang mir manche angenehme Fahrt nach dem oberen Elſaß, woher ich aber eben deshalb keine ſonderliche Belehrung zurückbrachte. Die vielen kleinen Verſe, die uns bey jeder Gelegenheit entquollen, und die wohl eine muntere Reiſebeſchreibung ausſtatten konnten, ſind verloren gegangen. In dem Kreuzgange der Abtey Molsheim bewunderten wir

die farbigen Scheibengemälde; in der fruchtbaren Gegend zwischen Colmar und Schlettstadt ertönten possirliche Hymnen an Ceres, indem der Verbrauch so vieler Früchte umständlich aus einander gesetzt und angepriesen, auch die wichtige Streitfrage über den freyen oder beschränkten Handel derselben sehr lustig genommen wurde. In Ensisheim sahen wir den ungeheuren Aërolithen in der Kirche aufgehangen, und spotteten, der Zweifelsucht jener Zeit gemäß, über die Leichtgläubigkeit der Menschen, nicht vorahnend, daß dergleichen luftgeborene Wesen wo nicht auf unsern eignen Acker herabfallen, doch wenigstens in unsern Cabinetten sollten verwahrt werden.

Einer mit hundert, ja tausend Gläubigen auf den Ottilienberg begangenen Wallfahrt denk' ich noch immer gern. Hier, wo das Grundgemäuer eines römischen Castells noch übrig, sollte sich in Ruinen und Steinritzen eine schöne Grafentochter, aus frommer Rei-

ter mächtig vorzukommen. Man war also itzt in voller Erwartung, mit Anfang dieses Jahres ihn und die darunterliegenden silberhaltigen Kupferschiefer und Sanderze zu durchsinken, und nach angestellten Proben einer ansehnlichen Gewerkschaft den vollkommensten Erfolg der ganzen Unternehmung vor Augen zu legen.

Allein diese Aussicht verschwand plötzlich, als mit 115 lachtern Teufe im December vorigen Jahres neue Wasser angehauen wurden. Sie fielen unverhältnißmäßig stark zu, gegen die Kräfte des Interims-Kunstzeugs zu rechnen, das mit einem zweyten achtzölligen Kunstsatz verstärkt wurde, ohne damit den Zufluß in beträchtliche Teufe gewältigen zu können. Bey der Scheidung des Gipsgebirgs von dem Zechgestein zeigte sich des letztern Oberfläche so klüftig, daß, als sie bey dem Abteufen in der Länge des Schachts ringsherum frey gemacht worden war, die Wasserzugänge dadurch vermehrt werden musten.

Man hatte verhofft, mit dem an die Treibewelle zu hängenden Interimskunstzeuge während des Abteufens bis zu Erreichung des Flötzes auszukommen. Der Fall erschien also nur etwas fruher, wo der vorbereitete Entschluß eines gleich über dem tiefen Stollen künftig vorzurichtenden starken Kunstzeugs ausgeführet werden muste. Es wurde unverzüglich hierzu geschritten,

gung aufgehalten haben. Ohnfern der Capelle, wo ſich die Wanderer erbauen, zeigt man ihren Brunnen und erzählt gar manches Anmuthige. Das Bild das ich mir von ihr machte, und ihr Name; prägte ſich tief bey mir ein. Beyde trug ich lange mit mir herum, bis ich endlich eine meiner zwar ſpätern, aber darum nicht minder geliebten Töchter damit ausſtattete, die von frommen und reinen Herzen ſo günſtig aufgenommen wurde.

Auch auf dieſer Höhe wiederholt ſich dem Auge das herrliche Elſaß, immer daſſelbe und immer neu; eben ſo wie man im Amphitheater, man nehme Platz wo man wolle, das ganze Volk überſieht, nur ſeine Nachbarn am deutlichſten, ſo iſt es auch hier mit Büſchen, Felſen, Hügeln, Wäldern, Feldern, Wieſen und Ortſchaften in der Nähe und in der Ferne. Am Horizont wollte man uns ſogar Baſel zeigen; daß wir es geſehen, will ich nicht beſchwören, aber das entfernte Blau der

Schweizergebirge übte auch hier ſein Recht über uns aus, indem es uns zu ſich forderte, und da wir nicht dieſem Triebe folgen konnten, ein ſchmerzliches Gefühl zurückließ.

Solchen Zerſtreuungen und Heiterkeiten gab ich mich um ſo lieber und zwar bis zur Trunkenheit hin, als mich mein leidenſchaftliches Verhältniß zu Friedriken nunmehr zu ängſtigen anfing. Eine ſolche jugendliche, auf's Gerathewohl gehegte Neigung iſt der nächtlich geworfenen Bombe zu vergleichen, die in einer ſanften, glänzenden Linie aufſteigt, ſich unter die Sterne miſcht, ja einen Augenblick unter ihnen zu verweilen ſcheint, alsdann aber abwärts, zwar wieder dieſelbe Bahn, nur umgekehrt, bezeichnet, und zuletzt da, wo ſie ihren Lauf geendet, Verderben hinbringt. Friedrike blieb ſich immer gleich; ſie ſchien nicht zu denken noch denken zu wollen, daß dieſes Verhältniß ſich ſobald endigen könne. Olivie hingegen, die mich zwar auch ungern vermiß-

te, aber doch nicht ſo viel als jene verlor, war vorausſehender oder offener. Sie ſprach manchmal mit mir über meinen vermuthlichen Abſchied und ſuchte über ſich ſelbſt und ihre Schweſter ſich zu tröſten. Ein Mädchen das einem Manne entſagt, dem ſie ihre Gewogenheit nicht verleugnet, iſt lange nicht in der peinlichen Lage, in der ſich ein Jüngling befindet, der mit Erklärungen eben ſo weit gegen ein Frauenzimmer herausgegangen iſt. Er ſpielt immer eine leidige Figur: denn von ihm, als einem werdenden Manne, erwartet man ſchon eine gewiſſe Ueberſicht ſeines Zuſtandes, und ein entſchiedener Leichtſinn will ihn nicht kleiden. Die Urſachen eines Mädchens, das ſich zurückzieht, ſcheinen immer gültig, die des Mannes niemals.

Allein wie ſoll eine ſchmeichelnde Leidenſchaft uns vorausſehn laſſen, wohin ſie uns führen kann? Denn auch ſelbſt alsdann, wenn wir ſchon ganz verſtändig auf ſie Ver-

zicht gethan, können wir sie noch nicht loslassen; wir ergetzen uns an der lieblichen Gewohnheit, und sollte es auch auf eine veränderte Weise seyn. So ging es auch mir. Wenn gleich die Gegenwart Friedrikens mich ängstigte, so wußte ich doch nichts Angenehmeres, als abwesend an sie zu denken und mich mit ihr zu unterhalten. Ich kam seltner hinaus, aber unsere Briefe wechselten desto lebhafter. Sie wußte mir ihre Zustände mit Heiterkeit, ihre Gefühle mit Anmuth zu vergegenwärtigen, so wie ich mir ihre Verdienste mit Gunst und Leidenschaft vor die Seele rief. Die Abwesenheit machte mich frey, und meine ganze Zuneigung blühte erst recht auf durch die Unterhaltung in der Ferne. Ich konnte mich in solchen Augenblicken ganz eigentlich über die Zukunft verblenden; zerstreut war ich genug durch das Fortrollen der Zeit und dringender Geschäfte. Ich hatte bisher möglich gemacht, das Mannigfaltigste zu leisten, durch immer lebhafte Theilnahme

am Gegenwärtigen und Augenblicklichen; allein gegen das Ende drängte ſich alles gar gewaltſam über einander, wie es immer zu gehn pflegt, wenn man ſich von einem Orte losloͤſen ſoll.

Noch ein Zwiſchenereigniß nahm mir die letzten Tage weg. Ich befand mich naͤmlich in anſehnlicher Geſellſchaft auf einem Landhauſe, von wo man die Vorderſeite des Muͤnſters und den daruͤber emporſteigenden Thurm gar herrlich ſehn konnte. Es iſt Schade, ſagte Jemand, daß das Ganze nicht fertig geworden und daß wir nur den einen Thurm haben. Ich verſetzte dagegen: es iſt mir eben ſo leid, dieſen einen Thurm nicht ganz ausgefuͤhrt zu ſehn; denn die vier Schnecken ſetzen viel zu ſtumpf ab, es haͤtten darauf noch vier leichte Thurmſpitzen geſollt, ſo wie eine hoͤhere auf die Mitte, wo das plumpe Kreuz ſteht.

Als ich dieſe Behauptung mit gewöhnlicher Lebhaftigkeit ausſprach, redete mich ein kleiner muntrer Mann an und fragte: wer hat Ihnen das geſagt? — Der Thurm ſelbſt, verſetzte ich. Ich habe ihn ſo lange und aufmerkſam betrachtet, und ihm ſo viel Neigung erwieſen, daß er ſich zuletzt entſchloß, mir dieſes offenbare Geheimniß zu geſtehn. — Er hat Sie nicht mit Unwahrheit berichtet, verſetzte jener; ich kann es am beſten wiſſen, denn ich bin der Schaffner, der über die Bäulichkeiten geſetzt iſt. Wir haben in unſerem Archiv noch die Originalriſſe, welche daſſelbe beſagen, und die ich Ihnen zeigen kann. — Wegen meiner nahen Abreiſe drang ich auf Beſchleunigung dieſer Gefälligkeit. Er ließ mich die unſchätzbaren Rollen ſehn; ich zeichnete geſchwind die in der Ausführung fehlenden Spitzen durch digetränktes Papier und bedauerte, nicht früher von dieſem Schatz unterrichtet geweſen zu ſeyn. Aber ſo ſollte es mir immer ergehn, daß ich durch An-

ſchaun und Betrachten der Dinge erſt mühſam zu einem Begriffe gelangen mußte, der mir vielleicht nicht ſo auffallend und fruchtbar geweſen wäre, wenn man mir ihn überliefert hätte.

In ſolchem Drang und Verwirrung konnte ich doch nicht unterlaſſen, Friedriken noch einmal zu ſehn. Es waren peinliche Tage, deren Erinnerung mir nicht geblieben iſt. Als ich ihr die Hand noch vom Pferde reichte, ſtanden ihr die Thränen in den Augen, und mir war ſehr übel zu Muthe. Nun ritt ich auf dem Fußpfade gegen Druſenheim, und da überfiel mich eine der ſonderbarſten Ahndungen. Ich ſah nämlich, nicht mit den Augen des Leibes, ſondern des Geiſtes, mich mir ſelbſt, denſelben Weg, zu Pferde wieder entgegen kommen, und zwar in einem Kleide wie ich es nie getragen: es war hechtgrau mit etwas Gold. Sobald ich mich aus dieſem Traum aufſchüttelte, war die Geſtalt ganz

hinweg. Sonderbar iſt es jedoch, daß ich nach acht Jahren, in dem Kleide das mir geträumt hatte, und das ich nicht aus Wahl ſondern aus Zufall gerade trug, mich auf demſelben Wege fand, um Friedriken noch einmal zu beſuchen. Es mag ſich übrigens mit dieſen Dingen wie es will verhalten, das wunderliche Trugbild gab mir in jenen Augenblicken des Scheidens einige Beruhigung. Der Schmerz das herrliche Elſaß, mit allem was ich darin erworben, auf immer zu verlaſſen, war gemildert, und ich fand mich, dem Taumel des Lebewohls endlich entflohn, auf einer friedlichen und erheiternden Reiſe ſo ziemlich wieder.

In Mannheim angelangt, eilte ich mit größter Begierde, den Antikenſaal zu ſehn, von dem man viel Rühmens machte. Schon in Leipzig, bey Gelegenheit der Winkelmannſchen und Leſſingſchen Schriften, hatte ich viel von dieſen bedeutenden Kunſtwerken re-

den hören, deſto weniger aber geſehn: denn außer Laokoon, dem Vater, und dem Faun mit den Crotalen befanden ſich keine Abgüſſe auf der Academie; und was uns Oeſer bey Gelegenheit dieſer Bildniſſe zu ſagen beliebte, war freylich räthſelhaft genug. Wie will man aber auch Anfängern von dem Ende der Kunſt einen Begriff geben?

Director Verſchaffels Empfang war freundlich. Zu dem Saale führte mich einer ſeiner Geſellen, der, nachdem er mir aufgeſchloſſen, mich meinen Neigungen und Betrachtungen überließ. Hier ſtand ich nun, den wunderſamſten Eindrücken ausgeſetzt, in einem geräumigen, viereckten, bey außerordentlicher Höhe faſt cubiſchen Saal, in einem durch Fenſter unter dem Geſims von oben wohl erleuchteten Raum: die herrlichſten Statuen des Alterthums nicht allein an den Wänden gereiht, ſondern auch innerhalb der ganzen Fläche durch einander aufgeſtellt; ein

Wald von Statuen, durch den man sich durchwinden, eine große ideale Volksgesellschaft, zwischen der man sich durchdrängen mußte. Alle diese herrlichen Gebilde konnten durch Auf- und Zuziehn der Vorhänge in das vortheilhafteste Licht gestellt werden; überdieß waren sie auf ihren Postamenten beweglich und nach Belieben zu wenden und zu drehen.

Nachdem ich die erste Wirkung dieser unwiderstehlichen Masse eine Zeit lang geduldet hatte, wendete ich mich zu denen Gestalten, die mich am meisten anzogen, und wer kann leugnen, daß Apoll von Belvedere, durch seine mäßige Colossalgröße, den schlanken Bau, die freye Bewegung, den siegenden Blick, auch über unsere Empfindung vor allen andern den Sieg davon trage? Sodann wendete ich mich zu Laokoon, den ich hier zuerst mit seinen Söhnen in Verbindung sah. Ich vergegenwärtigte mir so gut als möglich das, was über ihn verhandelt und gestritten worden

nachdem die entworfenen Riſſe und Anſchläge hinlänglich geprüft worden waren, und ſchon iſt man mit Ausbrechung der Radſtube gleich über dem tiefen Stollen in voller Arbeit.

Dieſes Kunſtzeug wird mit zwey Krumzapfen angelegt und für daſſelbe das von dem Treibewerk über Tage abfallende Aufſchlagwaſſer hinuntergenommen. Es wird in den in beyden kurzen Stößen des Schachts von der Stollenſöhle an vorgerichteten Kunſtſchächten, mit mehrern und ſtärkern Kunſtzügen zu heben fähig ſeyn, als es hoffentlich die Gewältigung der gegenwärtigen und etwa noch ferner zufallenden Waſſer nöthig machen wird. Aeußerſtenfalls würde man, nach Situation des Schachts, auch vermögend ſeyn, über dieſes zu erbauende Kunſtzeug noch ein anderes vorzurichten.

Bis zu künftigem Monath Junius kann über dem gegenwärtigen Kunſtzeugbau die Zeit vergehen, weil die Ausbrechung der Radſtube durch die Feſtigkeit des Geſteins ſehr verzögert werden wird. Aber in dem Fall, daß das Flöz 135 bis 140 Lachter tief gelegen hätte, konnte man, wenn man auch ganz von Waſſer freygeblieben, es doch auch nicht eher, als gegen Johannistag dieſes Jahres erreichen; wie dieſes nicht anders vorher geſagt werden können. *) Der Verluſt

an

*) Zweyte Nachricht, von dem Fortgang des neuen Bergbaues zu Ilmenau. S. 15.

war, und suchte mir einen eignen Gesichtspunct; allein ich ward bald da bald dorthin gezogen. Der sterbende Fechter hielt mich lange fest, besonders aber hatte ich der Gruppe von Castor und Pollux, diesen kostbaren, obgleich problematischen Resten, die seligsten Augenblicke zu danken. Ich wußte noch nicht, wie unmöglich es sey, sich von einem genießenden Anschaun sogleich Rechenschaft zu geben. Ich zwang mich zu reflectiren, und so wenig es mir gelingen wollte, zu irgend einer Art von Klarheit zu gelangen, so fühlte ich doch, daß jedes Einzelne dieser großen versammelten Masse faßlich, ein jeder Gegenstand natürlich und in sich selbst bedeutend sey.

Auf Laokoon jedoch war meine größte Aufmerksamkeit gerichtet, und ich entschied mir die berühmte Frage, warum er nicht schreye, dadurch, daß ich mir aussprach, er könne nicht schreyen. Alle Handlungen und Bewegungen der drey Figuren gingen mir aus der

erſten Conception der Gruppe hervor. Die ganze ſo gewaltſame als kunſtreiche Stellung des Hauptkörpers war aus zwey Anläſſen zuſammengeſetzt, aus dem Streben gegen die Schlangen, und aus dem Fliehn vor dem augenblicklichen Biß. Um dieſen Schmerz zu mildern, muſte der Unterleib eingezogen und das Schreyen unmöglich gemacht werden. So entſchied ich mich auch, daß der jüngere Sohn nicht gebiſſen ſey, und wie ich mir ſonſt noch das Kunſtreiche dieſer Gruppe auszulegen ſuchte. Ich ſchrieb hierüber einen Brief an Oefern, der aber nicht ſonderlich auf meine Auslegung achtete, ſondern nur meinen guten Willen mit einer allgemeinen Aufmunterung erwiederte. Ich aber war glücklich genug, jenen Gedanken feſtzuhalten und bey mir mehrere Jahre ruhen zu laſſen, bis er ſich zuletzt an meine ſämmtlichen Erfahrungen und Ueberzeugungen anſchloß, in welchem Sinne ich ihn ſodann bey Herausgabe der Propyläen mittheilte.

Nach eifriger Betrachtung ſo vieler erhabenen plaſtiſchen Werke, ſollte es mir auch an einem Vorſchmack antiker Architectur nicht fehlen. Ich fand den Abguß eines Capitäls der Rotonde, und ich leugne nicht, daß beym Anblick jener ſo ungeheuren als elegänten Acanthblätter mein Glaube an die nordiſche Baukunſt etwas zu wanken anfing.

Dieſes große und bey mir durchs ganze Leben wirkſame frühzeitige Schauen war dennoch für die nächſte Zeit von geringen Folgen. Wie gern hätte ich mit dieſer Darſtellung ein Buch angefangen, anſtatt daß ich's damit ende: denn kaum war die Thüre des herrlichen Saals hinter mir zugeſchloſſen, ſo wünſchte ich mich ſelbſt wieder zu finden, ja ich ſuchte jene Geſtalten eher, als läſtig, aus meiner Einbildungskraft zu entfernen, und nur erſt durch einen großen Umweg ſollte ich in dieſen Kreis zurückgeführt werden. Indeſſen iſt die ſtille Fruchtbarkeit ſolcher Eindrücke

ganz unschätzbar, die man genießend, ohne zersplitterndes Urtheil, in sich aufnimmt. Die Jugend ist dieses höchsten Glücks fähig, wenn sie nicht critisch seyn will, sondern das Vortreffliche und Gute, ohne Untersuchung und Sonderung, auf sich wirken läßt.

Zwölftes Buch.

Der Wanderer war nun endlich gesünder und froher nach Hause gelangt als das erste Mal, aber in seinem ganzen Wesen zeigte sich doch etwas Ueberspanntes, welches nicht völlig auf geistige Gesundheit deutete. Gleich zu Anfang brachte ich meine Mutter in den Fall, daß sie zwischen meines Vaters rechtlichem Ordnungsgeist und meiner vielfachen Excentricität die Vorfälle in ein gewisses Mittel zu richten und zu schlichten beschäftigt seyn mußte. In Maynz hatte mir ein harfespielender Knabe so wohl gefallen, daß ich ihn, weil die Messe gerade vor der Thüre war, nach Frankfurt einlud, ihm Wohnung zu geben und ihn zu befördern versprach. In diesem Ereigniß trat wieder einmal diejenige Eigenheit hervor, die mich in meinem Leben so

viel gekoſtet hat, daß ich nämlich gern ſehe, wenn jüngere Weſen ſich um mich verſammeln und an mich anknüpfen, wodurch ich denn freylich zuletzt mit ihrem Schickſal belaſtet werde. Eine unangenehme Erfahrung nach der andern konnte mich von dem angebornen Trieb nicht zurückbringen, der noch gegenwärtig, bey der deutlichſten Ueberzeugung, von Zeit zu Zeit mich irre zu führen droht. Meine Mutter, klärer als ich, ſah wohl voraus, wie ſonderbar es meinem Vater vorkommen müßte, wenn ein muſicaliſcher Meßläufer, von einem ſo anſehnlichen Hauſe her, zu Gaſthöfen und Schenken ginge, ſein Brod zu verdienen; daher ſorgte ſie in der Nachbarſchaft für Herberge und Koſt deſſelben; ich empfahl ihn meinen Freunden, und ſo befand ſich das Kind nicht übel. Nach mehreren Jahren ſah ich ihn wieder, wo er größer und tölpiſcher geworden war, ohne in ſeiner Kunſt viel zugenommen zu haben. Die wackere Frau, mit dem erſten Probeſtück des Ausgleichens

und Vertuschens wohl zufrieden, dachte nicht, daß sie diese Kunst in der nächsten Zeit durchaus nöthig haben würde. Der Vater, in seinen verjährten Liebhabereyen und Beschäftigungen ein zufriedenes Leben führend, war behaglich, wie einer, der trotz allen Hindernissen und Verspätungen, seine Plane durchsetzt. Ich hatte nun promovirt, der erste Schritt zu dem fernern bürgerlichen, stufenweisen Lebensgange war gethan. Meine Disputation hatte seinen Beyfall, ihn beschäftigte die nähere Betrachtung derselben und manche Vorbereitung zu einer künftigen Herausgabe. Während meines Aufenthalts im Elsaß hatte ich viel kleine Gedichte, Aufsätze, Reisebemerkungen und manches fliegende Blatt geschrieben. Diese zu rubriciren, zu ordnen, die Vollendung zu verlangen unterhielt ihn, und so war er froh in der Erwartung, daß meine bisher unüberwundene Abneigung, etwas dieser Dinge gedruckt zu sehn, sich nächstens verlieren werde. Die Schwester hatte

einen Kreis von verständigen und liebenswürdigen Frauenzimmern um sich versammelt. Ohne herrisch zu seyn, herrschte sie über alle, indem ihr Verstand gar manches übersehn und ihr guter Wille vieles ausgleichen konnte, sie auch überdieß in dem Fall war, eher die Vertraute als die Rivalinn zu spielen. Von ältern Freunden und Bekannten fand ich an Horn den unveränderlich treuen Freund und heiteren Gesellschafter; mit Reiz ward ich auch vertraut, der meinen Scharfsinn zu üben und zu prüfen nicht verfehlte, indem er, durch anhaltenden Widerspruch, einem dogmatischen Enthusiasmus, in welchen ich nur gar zu gern verfiel, Zweifel und Verneinung entgegensetzte. Andere traten nach und nach zu diesem Kreis, deren ich künftig gedenke; jedoch standen unter den Personen, die mir den neuen Aufenthalt in meiner Vaterstadt angenehm und fruchtbar machten, die Gebrüder Schlosser allerdings oben an. Der ältere, Hieronymus, ein gründlicher und elegan-

an der Zeit ist also nicht beträchtlich, und man würde die Erlassung gegenwärtiger Nachricht vielleicht bis dahin, daß binnen eben derselben Zeit etwa die Wasser wieder gewältigt und wenige Wochen hernach das Flöz ganz durchsunken worden, aussetzen können, wenn nicht folgende Ursachen die Beschleunigung räthlich und nöthig machten.

Einmal war die Ertheilung einer öffentlichen Nachricht von der Lage des Werks zu Ende des Jahres 1787 öffentlich versprochen worden. Ihre Zurückhaltung hätte die hin und wieder gefaßten irrigen Meinungen und Misdeutungen nur vermehren können. Hernach erforderte es izt auch die Nothwendigkeit, über die Verwaltung des beynahe aufgegangenen Fonds zu Beförderung einer Verstärkung desselben unverzügliche Eröffnung zu thun.

Zu dem Ende sollen erstlich die in dem verwichenen Jahr 1787 bey dem Ilmenauer Bergwerk vorgefallenen Ausgaben summarisch angegeben werden.

1) Bey den Taggebäuden:

Thl.	Gr.	Pf.	
a) 285.	14.	$4\frac{3}{7}$	Aufwand zu Sicherung und Verbesserung des Berggrabens, nemlich:

Thl.	Gr.	Pf.	
106.	11.	7.	Berglöhne,
148.	12.	6.	Bergmaterialien,

ter Rechtsgelehrter, hatte als Sachwalter ein allgemeines Vertrauen. Unter ſeinen Büchern und Acten, in Zimmern wo die gröſste Ordnung herrſchte, war ſein liebſter Aufenthalt; dort hab' ich ihn niemals anders als heiter und theilnehmend gefunden. Auch in gröſserer Geſellſchaft erwies er ſich angenehm und unterhaltend: denn ſein Geiſt war, durch eine ausgebreitete Lectüre, mit allem Schönen der Vorwelt geziert. Er verſchmähte nicht, bey Gelegenheit, durch geiſtreiche lateiniſche Gedichte die geſelligen Freuden zu vermehren; wie ich denn noch verſchiedene ſcherzhafte Diſtichen von ihm beſitze, die er unter ellilge von mir gezeichnete Portraite ſeltſamer, allgemein bekannter Frankfurter Caricaturen geſchrieben hatte. Oefters berieth ich mich mit ihm über meinen einzuleitenden Lebens- und Geſchäftsgang, und hätten mich nicht hundertfältige Neigungen, Leidenſchaften und Zerſtreuungen von dieſem Wege fortgeriſſen, er würde mir der ſicherſte Führer geworden ſeyn.

Näher an Alter ſtand mir ſein Bruder Georg, der ſich von Treptow, aus den Dienſten des Herzogs Eugen von Würtemberg wieder zurückgezogen hatte. An Weltkenntniß, an practiſchem Geſchick vorgeſchritten, war er in ſeiner Ueberſicht der deutſchen und auswärtigen Literatur auch nicht zurück geblieben. Er ſchrieb, wie vormals, gern in allen Sprachen, regte mich aber dadurch nicht weiter an, da ich mich dem Deutſchen ausſchließlich widmend, die übrigen nur in ſo weit cultivirte, daß ich die beſten Autoren im Original einigermaßen zu leſen im Stande war. Seine Rechtſchaffenheit zeigte ſich immer als dieſelbe, ja die Bekanntſchaft mit der Welt mochte ihn veranlaßt haben, ſtrenger, ſogar ſtarrer auf ſeinen wohlmeynenden Geſinnungen zu beharren.

Durch dieſe beyden Freunde ward ich denn auch gar bald mit Merk bekannt, dem ich durch Herdern, von Straßburg aus, nicht

ungünſtig angekündigt war. Dieſer eigne Mann, der auf mein Leben den gröſsten Einfluſs gehabt, war von Geburt ein Darmſtädter. Von ſeiner früheren Bildung wüſste ich wenig zu ſagen. Nach vollendeten Studien führte er einen Jüngling nach der Schweiz, wo er eine Zeit lang blieb, und beweibt zurückkam. Als ich ihn kennen lernte, war er Kriegszahlmeiſter in Darmſtadt. Mit Verſtand und Geiſt geboren, hatte er ſich ſehr ſchöne Kenntniſſe, beſonders der neueren Literaturen, erworben, und ſich in der Welt- und Menſchengeſchichte nach allen Zeiten und Gegenden umgeſehn. Treffend und ſcharf zu urtheilen war ihm gegeben. Man ſchätzte ihn als einen wackern entſchloſſenen Geſchäftsmann und fertigen Rechner. Mit Leichtigkeit trat er überall ein, als ein ſehr angenehmer Geſellſchafter für die, denen er ſich durch beiſſende Züge nicht furchtbar gemacht hatte. Er war lang und hager von Geſtalt, eine hervordringende ſpitze Naſe zeichnete ſich aus,

hellblaue, vielleicht graue Augen gaben ſeinem Blick, der aufmerkend hin und wieder ging, etwas Tigerartiges. Lavaters Phyſiognomik hat uns ſein Profil aufbewahrt. In ſeinem Character lag ein wunderbares Mißverhältniß: von Natur ein braver, edler, zuverläſſiger Mann, hatte er ſich gegen die Welt erbittert, und ließ dieſen grillenkranken Zug dergeſtalt in ſich walten, daß er eine unüberwindliche Neigung fühlte, vorſätzlich ein Schalk, ja ein Schelm zu ſeyn. Verſtändig, ruhig, gut in einem Augenblick, konnte es ihm in dem andern einfallen, wie die Schnecke ihre Hörner hervorſtreckt, irgend etwas zu thun, was einen andern kränkte, verletzte, ja was ihm ſchädlich ward. Doch wie man gern mit etwas Gefährlichem umgeht, wenn man ſelbſt davor ſicher zu ſeyn glaubt, ſo hatte ich eine deſto größere Neigung mit ihm zu leben und ſeiner guten Eigenſchaften zu genießen, da ein zuverſichtliches Gefühl mich ahnden ließ, daß er ſeine ſchlimme Seite

nicht gegen mich kehren werde. Wie er ſich nun, durch dieſen ſittlich unruhigen Geiſt, durch dieſes Bedürfniß, die Menſchen hämiſch und tückiſch zu behandeln, von einer Seite das geſellige Leben verdarb, ſo widerſprach eine andere Unruhe, die er auch recht ſorgfältig in ſich nährte, ſeinem innern Behagen. Er fühlte nämlich einen gewiſſen dilettantiſchen Productionstrieb, dem er um ſo mehr nachhing, als er ſich in Proſa und Verſen leicht und glücklich ausdrückte, und unter den ſchönen Geiſtern jener Zeit eine Rolle zu ſpielen gar wohl wagen durfte. Ich beſitze ſelbſt noch poetiſche Epiſteln von ungemeiner Kühnheit, Derbheit und Swiftiſcher Galle, die ſich durch originelle Anſichten der Perſonen und Sachen höchlich auszeichnen, aber zugleich mit ſo verletzender Kraft geſchrieben ſind, daß ich ſie nicht einmal gegenwärtig publiciren möchte, ſondern ſie entweder vertilgen, oder als auffallende Documente des geheimen Zwieſpalts in unſerer Literatur der Nachwelt auf-

bewahren muß. Daß er jedoch bey allen seinen Arbeiten verneinend und zerstörend zu Werke ging, war ihm selbst unangenehm, und er sprach es oft aus, er beneide mich um meine unschuldige Darstellungslust, welche aus der Freude an dem Vorbild und dem Nachgebildeten entspringe.

Uebrigens hätte ihm sein literarischer Dilettantismus eher Nutzen als Schaden gebracht, wenn er nicht den unwiderstehlichen Trieb gefühlt hätte, auch im technischen und mercantilischen Fach aufzutreten. Denn wenn er einmal seine Fähigkeiten zu verwünschen anfing, und außer sich war, die Ansprüche an ein ausübendes Talent nicht genialisch genug befriedigen zu können, so ließ er bald die bildende, bald die Dichtkunst fahren und sann auf fabrikmäßige kaufmännische Unternehmungen, welche Geld einbringen sollten, indem sie ihm Spaß machten.

In Darmſtadt befand ſich übrigens eine Geſellſchaft von ſehr gebildeten Männern. Geheimerath von Heß, Miniſter des Landgrafen, Profeſſor Peterſen, Rector Wenk und andere waren die Einheimiſchen, zu deren Werth ſich manche fremde Benachbarte und viele Durchreiſende abwechſelnd geſellten. Die Geheimeräthinn von Heß und ihre Schweſter, Demoiſelle Flachsland, waren Frauenzimmer von ſeltenen Verdienſten und Anlagen, die letztre, Herders Braut, doppelt intereſſant durch ihre Eigenſchaften und ihre Neigung zu einem ſo vortrefflichen Manne.

Wie ſehr dieſer Kreis mich belebte und förderte, wäre nicht auszuſprechen. Man hörte gern die Vorleſung meiner gefertigten oder angefangenen Arbeiten, man munterte mich auf, wenn ich offen und umſtändlich erzählte, was ich eben vorhatte, und ſchalt mich, wenn ich bey jedem neuen Anlaß das Früherbegonnene zurückſetzte. Fauſt war ſchon vorgerückt,

Goetz von Berlichingen baute ſich nach und nach in meinem Geiſte zuſammen, das Studium des funfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderts beſchäftigte mich, und jenes Münſtergebäude hatte einen ſehr ernſten Eindruck in mir zurückgelaſſen, der als Hintergrund zu ſolchen Dichtungen gar wohl daſtehn konnte.

Was ich über jene Baukunſt gedacht und gewähnt hatte, ſchrieb ich zuſammen. Das Erſte worauf ich drang war, daß man ſie deutſch und nicht gothiſch nennen, nicht für ausländiſch, ſondern für vaterländiſch halten ſolle; das Zweyte, daß man ſie nicht mit der Baukunſt der Griechen und Römer vergleichen dürfe, weil ſie aus einem ganz anderen Princip entſprungen ſey. Wenn jene, unter einem glücklicheren Himmel, ihr Dach auf Säulen ruhen ließen, ſo entſtand ja ſchon an und für ſich eine durchbrochene Wand. Wir aber, die wir uns durchaus gegen die Witte-

rung ſchützen, und mit Mauern überall umgeben müſſen, haben den Genius zu verehren, der Mittel fand, maſſiven Wänden Mannigfaltigkeit zu geben, ſie dem Scheine nach zu durchbrechen und das Auge würdig und erfreulich auf der großen Fläche zu beſchäftigen. Daſſelbe galt von den Thürmen, welche nicht, wie die Kuppeln, nach innen einen Himmel bilden, ſondern außen gen Himmel ſtreben, und das Daſeyn des Heiligthums, das ſich an ihre Baſe gelagert, weit umher den Ländern verkünden ſollten. Das Innere dieſer würdigen Gebäude wagte ich nur durch poetiſches Anſchauen und durch fromme Stimmung zu berühren.

Hätte ich dieſe Anſichten, denen ich ihren Werth nicht abſprechen will, klar und deutlich, in vernehmlichem Stil abzufaſſen beliebt, ſo hätte der Druckbogen von deutſcher Baukunſt D. M. Erwini a Steinbach ſchon damals als ich ihn herausgab,

mehr Wirkung gethan und die vaterländiſchen Freunde der Kunſt früher aufmerkſam gemacht; ſo aber verhüllte ich, durch Hamanns und Herders Beyſpiel verführt, dieſe ganz einfachen Gedanken und Betrachtungen in eine Staubwolke von ſeltſamen Worten und Phraſen, und verfinſterte das Licht das mir aufgegangen war, für mich und andere. Demungeachtet wurden dieſe Blätter gut aufgenommen und in dem Herderſchen Heft von deutſcher Art und Kunſt nochmals abgedruckt.

Wenn ich mich nun, theils aus Neigung, theils zu dichteriſchen und andern Zwecken, mit vaterländiſchen Alterthümern ſehr gern beſchäftigte und ſie mir zu vergegenwärtigen ſuchte; ſo ward ich durch die bibliſchen Studien und durch religiöſe Anklänge von Zeit zu Zeit wieder abgelenkt, da ja Luthers Leben und Thaten, die in dem ſechzehnten Jahrhundert ſo herrlich hervorglänzen, mich immer

				Schmiedekoſten und Fuhrlohn.
30.	14.	3$\frac{3}{7}$.		Abfindung der Grundſtücksbeſitzer.

ut ſupra.

	Thl.	Gr.	Pf.	
b)	815.	9.	5.	Aufwand bey dem Treibewerk mit Einſchluß der Radſtube, nemlich:

Thl.	Gr.	Pf.	
174.	14.	9.	Berglöhne.
154.	18.	8	Bergmaterial, Schmiede- und Fuhrlohn ꝛc.
486.	—	—	eiſernes Drathſeil, 300 Lachter.

ut ſupra.

II) Bey den Grubengebäuden.

	Thl.	Gr.	Pf.	
a)	551.	3.	11.	Aufwand zu Erhaltung des tiefen Martinröder Stollen und ſeiner Schächte, als:

Thl.	Gr.	Pf.	
462.	2.	—	Berglöhne,
64.	14.	9.	Bergmaterial, Schmiede-, und Fuhrlohn.

wieder zu den heiligen Schriften und zu Betrachtung religiöſer Gefühle und Meynungen hinleiten mußten. Die Bibel als ein zuſammengetragenes, nach und nach entſtandenes, zu verſchiedenen Zeiten überarbeitetes Werk anzuſehn, ſchmeichelte meinem kleinen Dünkel, indem dieſe Vorſtellungsart noch keineswegs herrſchend viel weniger in dem Kreis aufgenommen war, in welchem ich lebte. Was den Hauptſinn betraf, hielt ich mich an Luthers Ausdruck, im Einzelnen ging ich wohl zur Schmidtiſchen wörtlichen Ueberſetzung, und ſuchte mein weniges Hebräiſch dabey ſo gut als möglich zu benutzen. Daß in der Bibel ſich Widerſprüche finden, wird jetzt Niemand in Abrede ſeyn. Dieſe ſuchte man dadurch auszugleichen, daß man die deutlichſte Stelle zum Grunde legte, und die widerſprechende, weniger klare jener anzuähnlichen bemüht war. Ich dagegen wollte durch Prüfung herausfinden, welche Stelle den Sinn der Sache am meiſten ausſpräche; an dieſe

hielt ich mich und verwarf die anderen als untergeschoben.

Denn schon damals hatte sich bey mir eine Grundmeynung festgesetzt, ohne daß ich zu sagen wüßte, ob sie mir eingeflößt, ob sie bey mir angeregt worden, oder ob sie aus eignem Nachdenken entsprungen sey. Es war nämlich die: bey allem was uns überliefert, besonders aber schriftlich überliefert werde, komme es auf den Grund, auf das Innere, den Sinn, die Richtung des Werks an; hier liege das Ursprüngliche, Göttliche, Wirksame, Unantastbare, Unverwüstliche, und keine Zeit, keine äußere Einwirkung noch Bedingung könne diesem innern Urwesen etwas anhaben, wenigstens nicht mehr als die Krankheit des Körpers einer wohlgebildeten Seele. So sey nun Sprache, Dialect, Eigenthümlichkeit, Stil und zuletzt die Schrift als Körper eines jeden geistigen Werks anzusehn; dieser, zwar nah genug mit dem Innern verwandt, sey

jedoch der Verſchlimmerung, dem Verderbniß ausgeſetzt: wie denn überhaupt keine Ueberlieferung ihrer Natur nach ganz rein gegeben, und wenn ſie auch rein gegeben würde, in der Folge jederzeit vollkommen verſtändlich ſeyn könnte, jenes wegen Unzulänglichkeit der Organe, durch welche überliefert wird, dieſes wegen des Unterſchieds der Zeiten, der Orte, beſonders aber wegen der Verſchiedenheit menſchlicher Fähigkeiten und Denkweiſen; weshalb denn ja auch die Ausleger ſich niemals vergleichen werden.

Das Innere, Eigentliche einer Schrift, die uns beſonders zuſagt, zu erforſchen, ſey daher eines Jeden Sache, und dabey vor allen Dingen zu erwägen, wie ſie ſich zu unſerm eignen Innern verhalte, und in wie fern durch jene Lebenskraft die unſrige erregt und befruchtet werde; alles Aeußere hingegen, was auf uns unwirkſam, oder einem Zweifel unterworfen ſey, habe man der Critik zu über-

am Pfingſtfeſte in Glanz und Klarheit ertheilt, deutete ich mir auf eine etwas abſtruſe Weiſe, nicht geeignet ſich viele Theilnehmer zu verſchaffen.

In eine der Hauptlehren des Lutherthums, welche die Brüdergemeine noch geſchärft hatte, das Sündhafte im Menſchen als vorwaltend anzuſehn, verſuchte ich mich zu ſchicken, obgleich nicht mit ſonderlichem Glück. Doch hatte ich mir die Terminologie dieſer Lehre ſo ziemlich zu eigen gemacht, und bediente mich derſelben in einem Briefe, den ich unter der Maske eines Landgeiſtlichen an einen neuen Amtsbruder zu erlaſſen beliebte. Das Hauptthema deſſelbigen Schreibens war jedoch die Looſung der damaligen Zeit, ſie hieß Toleranz, und galt unter den beſſeren Köpfen und Geiſtern.

Solche Dinge, die nach und nach entſtanden, ließ ich, um mich an dem Publicum zu

verſuchen, im folgenden Jahre auf meine Koſten drucken, verſchenkte ſie, oder gab ſie der Eichenbergiſchen Buchhandlung, um ſie ſo gut als möglich zu verhöcken, ohne daß mir dadurch einiger Vortheil zugewachſen wäre. Hier und da gedenkt eine Recenſion derſelben, bald günſtig, bald ungünſtig, doch gleich waren ſie verſchollen. Mein Vater bewahrte ſie ſorgfältig in ſeinem Archiv, ſonſt würde ich kein Exemplar davon beſitzen. Ich werde ſie, ſo wie einiges Ungedruckte der Art, was ich noch vorgefunden, der neuen Ausgabe meiner Werke hinzufügen.

Da ich mich nun ſowohl zu dem Sibyllinſchen Stil ſolcher Blätter als zu der Herausgabe derſelben eigentlich durch Hamann hatte verleiten laſſen, ſo ſcheint mir hier eine ſchickliche Stelle, dieſes würdigen einflußreichen Mannes zu gedenken, der uns damals ein eben ſo großes Geheimniß war, als er es immer dem Vaterlande geblieben iſt. Seine

laſſen, welche, wenn ſie auch im Stande ſeyn ſollte, das Ganze zu zerſtückeln und zu zerſplittern, dennoch niemals dahin gelangen würde, uns den eigentlichen Grund, an dem wir feſthalten, zu rauben, ja uns nicht einen Augenblick an der einmal gefaßten Zuverſicht irre zu machen.

Dieſe aus Glauben und Schauen entſprungene Ueberzeugung, welche in allen Fällen, die wir für die wichtigſten erkennen, anwendbar und ſtärkend iſt, liegt zum Grunde meinem ſittlichen ſowohl als literariſchen Lebensbau, und iſt als ein wohl angelegtes und reichlich wucherndes Capital anzuſehn, ob wir gleich in einzelnen Fällen zu fehlerhafter Anwendung verleitet werden können. Durch dieſen Begriff ward mir denn die Bibel erſt recht zugänglich. Ich hatte ſie, wie bey dem Religionsunterricht der Proteſtanten geſchieht, mehrmals durchlaufen, ja mich mit derſelben ſprungweiſe, von vorn nach hinten und umgekehrt,

bekannt gemacht. Die derbe Natürlichkeit des alten Teſtaments und die zarte Naivetät des neuen hatte mich im Einzelnen angezogen; als ein Ganzes wollte ſie mir zwar niemals recht entgegentreten, aber die verſchiedenen Character der verſchiedenen Bücher machten mich nun nicht mehr irre: ich wußte mir ihre Bedeutung der Reihe nach treulich zu vergegenwärtigen und hatte überhaupt zuviel Gemüth an dieſes Buch verwandt, als daß ich es jemals wieder hätte entbehren ſollen. Eben von dieſer gemüthlichen Seite war ich gegen alle Spöttereyen geſchützt, weil ich deren Unredlichkeit ſogleich einſah. Ich verabſcheute ſie nicht nur, ſondern ich konnte darüber in Wuth gerathen, und ich erinnere mich noch genau, daß ich in kindlich fanatiſchem Eifer, Voltairen, wenn ich ihn hätte habhaft werden können, wegen ſeines Sauls gar wohl erbroſſelt hätte. Jede Art von redlicher Forſchung dagegen ſagte mir höchlich zu, die Aufklärungen über des Orients Localität und

Coſtüm; welche immer mehr Licht verbreiteten, nahm ich mit Freuden auf, und fuhr fort, allen meinen Scharfſinn an den ſo werthen Ueberlieferungen zu üben.

Man weiß, wie ich ſchon früher mich in den Zuſtand der Urwelt, die uns das erſte Buch Moſis ſchildert, einzuwelhen ſuchte. Weil ich nun ſchrittweiſe und ordentlich zu verfahren dachte, ſo griff ich, nach einer langen Unterbrechung, das zweyte Buch an. Allein welch ein Unterſchied! Gerade wie die kindliche Fülle aus meinem Leben verſchwunden war, ſo fand ich auch das zweyte Buch von dem erſten durch eine ungeheure Kluft getrennt. Das völlige Vergeſſen vergangener Zeit ſpricht ſich ſchon aus in den wenigen bedeutenden Worten: „Da kam ein neuer König auf in Aegypten, der wußte nichts von Joſeph.“ Aber auch das Volk, wie die Sterne des Himmels unzählbar, hatte beynah den Ahnherrn vergeſſen, dem Jehovah gerade die

ſes nunmehr erfüllte Verſprechen unter dem Sternenhimmel gethan hatte. Ich arbeitete mich mit unſäglicher Mühe, mit unzulänglichen Hülfsmitteln und Kräften durch die fünf Bücher und gerieth dabey auf die wunderlichſten Einfälle. Ich glaubte gefunden zu haben, daß nicht unſere Zehn-Gebote auf den Tafeln geſtanden, daß die Israeliten keine vierzig Jahre, ſondern nur kurze Zeit durch die Wüſte gewandert, und eben ſo bildete ich mir ein, über den Character Moſis ganz neue Aufſchlüſſe geben zu können.

Auch das neue Teſtament war vor meinen Unterſuchungen nicht ſicher; ich verſchonte es nicht mit meiner Sonderungsluſt, aber aus Liebe und Neigung ſtimmte ich doch in jenes heilſame Wort mit ein: „Die Evangeliſten mögen ſich widerſprechen, wenn ſich nur das Evangelium nicht widerſpricht.“ — Auch in dieſer Region glaubte ich allerhand Entdeckungen zu machen. Jene Gabe der Sprachen,

Socratiſchen Denkwürdigkeiten erregten Aufſehen, und waren ſolchen Perſonen beſonders lieb, die ſich mit dem blendenden Zeitgeiſte nicht vertragen konnten. Man ahndete hier einen tiefdenkenden gründlichen Mann, der mit der offenbaren Welt und Literatur genau bekannt, doch auch noch etwas Geheimes, Unerforſchliches gelten ließ, und ſich darüber auf eine ganz eigne Weiſe ausſprach. Von denen die damals die Literatur des Tags beherrſchten, ward er freylich für einen abſtrufen Schwärmer gehalten, eine aufſtrebende Jugend aber ließ ſich wohl von ihm anziehn. Sogar die Stillen im Lande, wie ſie halb im Scherz, halb im Ernſt genannt wurden, jene frommen Seelen, welche, ohne ſich zu irgend einer Geſellſchaft zu bekennen, eine unſichtbare Kirche bildeten, wendeten ihm ihre Aufmerkſamkeit zu, und meiner Klettenberg, nicht weniger ihrem Freunde Moſer, war der Magus aus Norden eine willkommene Erſcheinung. Man ſetzte ſich um ſo mehr mit

21. 24. 2. vermiſchte Ausgaben.

ut ſupra.

b) 1412. 23. $11\frac{7}{20}$. Aufwand des Abteufens im neuen Johannisſchacht, nemlich:

1084. 10. $5\frac{1}{20}$. Berglöhne, mit Einſchluß des Pulvers und Gezähes,

258. 13. $6\frac{1}{10}$. Bergmaterial, Fuhrlohn und ſonſtige Ausgaben,

70. — — Ackerlaufgeld zu Vergröſſerung der Halde.

ut ſupra.

c) 803 Rthlr. 22 gr. $10\frac{6}{7}$. pf. Aufwand bey Anlegung des Interims-Kunſtzeugs, nemlich:

231. 14. 9. Berg- und Zimmerlöhne.

424. 11. 3. Material, mit Einſchluß des Guß-Eiſens.

147 20. $10\frac{6}{7}$. Schmiede- und Fuhrlohn ꝛc.

ut ſup.

ihm in Verhältniß, als man erfahren hatte, daß er von knappen häuslichen Umſtänden gepeinigt, ſich dennoch dieſe ſchöne und hohe Sinnesweiſe zu erhalten verſtan. Bey dem großen Einfluſſe des Präſidenten von Moſer wäre es leicht geweſen, einem ſo genügſamen Manne ein leidliches und bequemes Daſeyn zu verſchaffen. Die Sache war auch eingeleitet, ja man hatte ſich ſo weit ſchon verſtändigt und genähert, daß Haman die weite Reiſe von Königsberg nach Darmſtadt unternahm. Als aber der Präſident zufällig abweſend war, kehrte jener wunderliche Mann, aus welchem Anlaß weiß man nicht, ſogleich wieder zurück; man blieb jedoch in einem freundlichen Briefverhältniß. Ich beſitze noch zwey Schreiben des Königsbergers an ſeinen Gönner, die von der wunderſamen Großheit und Innigkeit ihres Verfaſſers Zeugniß ablegen.

Aber ein so gutes Verständniß sollte nicht lange dauern. Diese frommen Menschen hatten sich jenen auch nach ihrer Weise fromm gedacht, sie hatten ihn als den Magus aus Norden mit Ehrfurcht behandelt, und glaubten daß er sich auch sofort in ehrwürdigem Betragen darstellen würde. Allein er hatte schon durch die Wolken, ein Nachspiel Socratischer Denkwürdigkeiten, einigen Anstoß gegeben, und da er nun gar die Kreuzzüge des Philologen herausgab, auf deren Titelblatt nicht allein das Ziegenprofil eines gehörnten Pans zu sehen war, sondern auch auf einer der ersten Seiten ein großer in Holz geschnittener Hahn, tactgebend jungen Hähnchen, die mit Noten in den Krallen vor ihm da standen, sich höchst lächerlich zeigte, wodurch gewisse Kirchenmusiken, die der Verfasser nicht billigen mochte, scherzhaft durchgezogen werden sollten; so entstand unter den Wohl- und Zartgesinnten ein Mißbehagen, welches man dem Verfasser merken ließ, der

denn auch dadurch nicht erbaut, einer engeren Vereinigung ſich entzog. Unſere Aufmerkſamkeit auf dieſen Mann hielt jedoch Herder immer lebendig, der mit ſeiner Braut und uns in Correſpondenz bleibend, alles was von jenem merkwürdigen Geiſte nur ausging, ſogleich mittheilte. Darunter gehörten denn auch ſeine Recenſionen und Anzeigen, eingerückt in die Königsberger Zeitung, die alle einen höchſt ſonderbaren Character trugen. Ich beſitze eine meiſt vollſtändige Sammlung ſeiner Schriften und einen ſehr bedeutenden handſchriftlichen Aufſatz über Herders Preisſchrift, den Urſprung der Sprache betreffend, worin er dieſes Herderſche Probeſtück, auf die eigenſte Art, mit wunderlichen Schlaglichtern beleuchtet.

Ich gebe die Hoffnung nicht auf, eine Herausgabe der Hamanſchen Werke entweder ſelbſt zu beſorgen, oder wenigſtens zu befördern, und alsdann, wenn dieſe wichtigen Do-

cumente wieder vor den Augen des Publicums liegen, möchte es Zeit seyn, über den Verfasser, dessen Natur und Wesen das Nähere zu besprechen; inzwischen will ich doch einiges hier schon beybringen, um so mehr als noch vorzügliche Männer leben, die ihm auch ihre Neigung geschenkt, und deren Beystimmung oder Zurechtweisung mir sehr willkommen seyn würde. Das Princip, auf welches die sämmtlichen Aeußerungen Hamans sich zurückführen lassen, ist dieses: „Alles was der Mensch zu leisten unternimmt, es werde nun durch That oder Wort oder sonst hervorgebracht, muß aus sämmtlichen vereinigten Kräften entspringen; alles Vereinzelte ist verwerflich.“ Eine herrliche Maxime! aber schwer zu befolgen. Von Leben und Kunst mag sie freylich gelten; bey jeder Ueberlieferung durch's Wort hingegen, die nicht gerade poetisch ist, findet sich eine große Schwierigkeit: denn das Wort muß sich ablösen, es muß sich vereinzeln, um etwas zu sagen, zu bedeuten. Der Mensch,

indem er ſpricht, muß für den Augenblick einſeitig werden; es giebt keine Mittheilung, keine Lehre, ohne Sonderung. Da nun aber Haman ein für allemal dieſer Trennung widerſtrebte, und wie er in [redacted] Einheit empfand, imaginirte, dachte, ſo auch ſprechen wollte, und das Gleiche von andern verlangte; ſo trat er mit ſeinem eignen Stil und mit allem was die andern hervorbringen konnten, in Widerſtreit. Um das Unmögliche zu leiſten, greift er daher nach allen Elementen; die tiefſten geheimſten Anſchauungen, wo ſich Natur und Geiſt im Verborgenen begegnen, erleuchtende Verſtandesblitze, die aus einem ſolchen Zuſammentreffen hervorſtrahlen, bedeutende Bilder, die in dieſen Regionen ſchweben, andringende Sprüche der heiligen und Profanſcribenten, und was ſich ſonſt noch humoriſtiſch hinzufügen mag, alles dieſes bildet die wunderbare Geſammtheit ſeines Stils, ſeiner Mittheilungen. Kann man ſich nun in der Tiefe nicht zu ihm geſellen, auf den Hö-

hen nicht mit ihm wandeln, der Gestalten, die ihm vorschweben, sich nicht bemächtigen, aus einer unendlich ausgebreiteten Literatur nicht gerade den Sinn einer nur angedeuteten Stelle herausfinden; so wird es um uns nur trüber und dunkler jemehr wir ihn studiren, und diese Finsterniß wird mit den Jahren immer zunehmen, weil seine Anspielungen auf bestimmte, im Leben und in der Literatur augenblicklich herrschende Eigenheiten vorzüglich gerichtet waren. Unter meiner Sammlung befinden sich einige seiner gedruckten Bogen, wo er an dem Rande eigenhändig die Stellen citirt hat, auf die sich seine Andeutungen beziehn. Schlägt man sie auf, so giebt es abermals ein zweydeutiges Doppellicht, das uns höchst angenehm erscheint, nur muß man durchaus auf das Verzichtthun, was man gewöhnlich verstehen nennt. Solche Blätter verdienen auch deswegen Sibyllinisch genannt zu werden, weil man sie nicht an und für sich betrachten kann, sondern auf

Gelegenheit warten muß, wo man etwa zu ihren Orakeln seine Zuflucht nähme. Jedesmal wenn man sie aufschlägt, glaubt man etwas Neues zu finden, weil der einer jeden Stelle inwohnende Sinn uns auf eine vielfache Weise berührt und aufregt.

Persönlich habe ich ihn nie gesehn, auch kein unmittelbares Verhältniß zu ihm durch Briefe gehabt. Mir scheint er in Lebens- und Freundschaftsverhältnissen höchst klar gewesen zu seyn und die Bezüge der Menschen unter einander und auf ihn sehr richtig gefühlt zu haben. Alle Briefe die ich von ihm sah, waren vortrefflich und viel deutlicher als seine Schriften, weil hier der Bezug auf Zeit und Umstände so wie auf persönliche Verhältnisse klarer hervortrat. Soviel glaubte ich jedoch durchaus zu ersehn, daß er die Ueberlegenheit seiner Geistesgaben aufs naivste fühlend, sich jederzeit für etwas weiser und klüger gehalten als seine Correspondenten, de-

nen er mehr ironiſch als herzlich begegnete. Hätte dieß auch nur von einzelnen Fällen, ſo war es für mich doch die Mehrzahl und Urſache, daß ich mich ihm zu nähern niemals Verlangen trug.

Zwiſchen Herdern und uns waltete dagegen ein gemüthlich literariſches Verkehr höchſt lebhaft fort, nur Schade, daß es ſich niemals ruhig und rein erhalten konnte. Aber Herder unterließ ſein Necken und Schelten nicht; Merken brauchte man nicht viel zu reizen, der mich denn auch zur Ungeduld aufzuregen wußte. Weil nun Herder unter allen Schriftſtellern und Menſchen Swiften am meiſten zu ehren ſchien, ſo hieß er unter uns gleichfalls der Dechant, und dieſes gab abermals zu mancherley Irrungen und Verdrießlichkeiten Anlaß.

Demungeachtet freuten wir uns höchlich, als wir vernahmen, daß er in Bückeburg

ſollte angeſtellt werden, welches ihm doppelt Ehre brachte: denn ſein neuer Patron hatte den höchſten Ruf als ein einſichtiger, tapferer, obwohl ſonderbarer Mann gewonnen. Thomas Abt war in dieſen Dienſten bekannt und berühmt geworden, dem Verſtorbenen klagte das Vaterland nach und freute ſich an dem Denkmal, das ihm ſein Gönner geſtiftet. Nun ſollte Herder an der Stelle des zu früh Verblichenen alle diejenigen Hoffnungen erfüllen, welche ſein Vorgänger ſo würdig erregt hatte.

Die Epoche worin dieſes geſchah, gab einer ſolchen Anſtellung doppelten Glanz und Werth; denn mehrere deutſche Fürſten folgten ſchon dem Beyſpiel des Grafen von der Lippe, daß ſie nicht bloß gelehrte und eigentlich geſchäftsfähige, ſondern auch geiſtreiche und vielverſprechende Männer in ihre Dienſte aufnahmen. Es hieß: Klopſtock ſey von dem Markgrafen Carl von Baden berufen

worden, nicht zu eigentlichem Geſchäftsdienſt, ſondern um, durch ſeine Gegenwart, Anmuth und Nutzen der höheren Geſellſchaft mitzutheilen. So wie nun hierdurch das Anſehn auch dieſes vortrefflichen Fürſten wuchs, der allem Nützlichen und Schönen ſeine Aufmerkſamkeit ſchenkte, ſo mußte die Verehrung für Klopſtock gleichfalls nicht wenig zunehmen. Lieb und werth war alles was von ihm ausging; ſorgfältig ſchrieben wir die Oden ab und die Elegieen, wie ſie ein Jeder habhaft werden konnte. Höchſt vergnügt waren wir daher, als die große Landgräfinn Caroline von Heſſendarmſtadt eine Sammlung derſelben veranſtaltete, und eins der wenigen Exemplare in unſere Hände kam, das uns in Stand ſetzte, die eignen handſchriftlichen Sammlungen zu vervollzähligen. Daher ſind uns jene erſten Lesarten lange Zeit die liebſten geblieben, ja wir haben uns noch oft an Gedichten, die der Verfaſſer nachher verworfen, erquickt und erfreut. So wahr iſt, daß

III) 647 Thlr. 4 gr. — pf. Officianten-Beſoldungen.

VI) 139. 10. 1. Allgemeiner Neben-Aufwand, an Druckkoſten, Poſtgeldern, Grundſtücks-Abgaben, Medicinal-Aufwand ꝛc.

4655 Thlr. 16 gr. $7\frac{12}{100}$ pf. Summa der Ausgaben vor das Jahr 1787.

Es beträgt alſo nunmehr der ganze auf dieſes Bergwerk ſeit deſſen Wiederangriff bis zu Ende des vorigen Jahres gemachte Aufwand:

19709 Thlr. 20 gr. $5\frac{123}{171}$ pf. nemlich:

2906. 19. 8. Für das Jahr 1784 nach Innhalt der erſten Nachricht, vom 24. Febr. 1785.

12147. 8. $2\frac{57}{100}$ für die Jahre 1785. und 1786. beſage der zweyten Nachricht vom 1ſten Febr. 1787.

4655. 16. $\frac{12}{100}$ für das Jahr 1787.

ut ſupra.

Da zu jener Zeit, wo dieſe Ausgaben vorgekommen, eine beträchtliche Anzahl von Kuxen noch nicht vergewerkt geweſen, ſo würde es hin und wieder an Verlag gefehlt haben, wenn man nicht durch mög-

lichſte

das aus einer schönen Seele hervordringende Leben nur um desto freyer wirkt, je weniger es durch Kritik in das Kunstfach herübergezogen erscheint.

Klopstock hatte sich und andern talentvollen Männern, durch seinen Character und sein Betragen, Ansehn und Würde zu verschaffen gewußt; nun sollten sie ihm aber auch wo möglich die Sicherung und Verbesserung ihres häuslichen Bestandes verdanken. Der Buchhandel nämlich bezog sich in früherer Zeit mehr auf bedeutende, wissenschaftliche Facultätswerke, auf stehende Verlagsartikel, welche mäßig honorirt wurden. Die Production von poetischen Schriften aber wurde als etwas Heiliges angesehn, und man hielt es beynah für Simonie, ein Honorar zu nehmen oder zu steigern. Autoren und Verleger standen in dem wunderlichsten Wechselverhältniß. Beyde erschienen, wie man es nehmen wollte, als Patrone und als Clienten. Jene, die neben

ihrem Talent, gewöhnlich als höchſt ſittliche Menſchen vom Publicum betrachtet und verehrt wurden, hatten einen geiſtigen Rang und fühlten ſich durch das Glück der Arbeit belohnt; dieſe begnügten ſich gern mit der zweyten Stelle und genoſſen eines anſehnlichen Vortheils: nun aber ſetzte die Wohlhabenheit den reichen Buchhändler wieder über den armen Poeten, und ſo ſtand alles in dem ſchönſten Gleichgewicht. Wechſelſeitige Großmuth und Dankbarkeit war nicht ſelten: Breitkopf und Gottſched blieben lebenslang Hausgenoſſen; Knickerey und Niederträchtigkeit, beſonders der Nachdrucker, waren noch nicht im Schwange.

Demungeachtet war unter den deutſchen Autoren eine allgemeine Bewegung entſtanden. Sie verglichen ihren eignen, ſehr mäßigen, wo nicht ärmlichen Zuſtand mit dem Reichthum der angeſehenen Buchhändler, ſie betrachteten, wie groß der Ruhm eines Gel-

lärt, eines Rabener ſey, und in welcher häuslichen Enge ein allgemein beliebter deutſcher Schriftſteller ſich behelfen müſſe, wenn er ſich nicht durch ſonſt irgend einen Erwerb das Leben erleichterte. Auch die mittleren und geringern Geiſter fühlten ein lebhaftes Verlangen, ihre Lage verbeſſert zu ſehn, ſich von Verlegern unabhängig zu machen.

Nun trat Klopſtock hervor und bot ſeine Gelehrtenrepublik auf Subſcription an. Obgleich die ſpätern Geſänge des Meſſias, theils ihres Inhalts, theils der Behandlung wegen, nicht die Wirkung thun konnten wie die frühern, die, ſelbſt rein und unſchuldig, in eine reine und unſchuldige Zeit kamen; ſo blieb doch die Achtung gegen den Dichter immer gleich, der ſich, durch die Herausgabe ſeiner Oden, die Herzen, Geiſter und Gemüther vieler Menſchen zugewendet hatte. Viele wohldenkende Männer, darunter mehrere von großem Einfluß, erboten ſich, Vorausbezahlung

anzunehmen, die auf einen Louisd'or gesetzt war, weil es hieß, daß man nicht sowohl das Buch bezahlen, als den Verfasser, bey dieser Gelegenheit, für seine Verdienste um das Vaterland belohnen sollte. Hier drängte sich nun Jederman hinzu, selbst Jünglinge und Mädchen, die nicht viel aufzuwenden hatten, eröffneten ihre Sparbüchsen; Männer und Frauen, der obere, der mittlere Stand trugen zu dieser heiligen Spende bey, und es kamen vielleicht tausend Pränumeranten zusammen. Die Erwartung war aufs höchste gespannt, das Zutrauen so groß als möglich.

Hiernach mußte das Werk, bey seiner Erscheinung, den seltsamsten Erfolg von der Welt haben; zwar immer von bedeutendem Werth, aber nichts weniger als allgemein ansprechend. Wie Klopstock über Poesie und Literatur dachte, war in Form einer alten deutschen Druidenrepublik dargestellt, seine Maximen über das Aechte und Falsche in laconischen Kern-

ſprüchen angedeutet, wobey jedoch manches Lehrreiche der ſeltſamen Form aufgeopfert wurde. Für Schriftſteller und Literatoren war und iſt das Buch unſchätzbar, konnte aber auch nur in dieſem Kreiſe wirkſam und nützlich ſeyn. Wer ſelbſt gedacht hatte, folgte dem Denker, wer das Aechte zu ſuchen und zu ſchätzen wußte, fand ſich durch den gründlichen braven Mann belehrt; aber der Liebhaber, der Leſer ward nicht aufgeklärt, ihm blieb das Buch verſiegelt, und doch hatte man es in alle Hände gegeben, und indem Jederman ein vollkommen brauchbares Werk erwartete, erhielten die meiſten ein ſolches, dem ſie auch nicht den mindeſten Geſchmack abgewinnen konnten. Die Beſtürzung war allgemein, die Achtung gegen den Mann aber ſo groß, daß kein Murren, kaum ein leiſes Murmeln entſtand. Die junge ſchöne Welt verſchmerzte den Verluſt und verſchenkte nun ſcherzend die theuer erworbenen Exemplare

Ich erhielt ſelbſt mehrere von guten Freundinnen, deren keines aber mir geblieben iſt.

Dieſe dem Autor gelungene, dem Publicum aber mislungene Unternehmung hatte die böſe Folge, daß nun ſobald nicht mehr an Subſcription und Pränumeration zu denken war; doch hatte ſich jener Wunſch zu allgemein verbreitet, als daß der Verſuch nicht hätte erneuert werden ſollen. Dieſes nun im Großen und Ganzen zu thun, erbot ſich die Deſſauiſche Verlagshandlung. Hier ſollten Gelehrte und Verleger, in geſchloſſenem Bund, des zu hoffenden Vortheils beyde verhältnißmäßig genießen. Das ſo lange peinlich empfundene Bedürfniß erweckte hier abermals ein großes Zutrauen, das ſich aber nicht lange erhalten konnte, und leider ſchieden die Theilhaber nach kurzen Bemühungen mit wechſelſeitigem Schaden aus einander.

Eine rasche Mittheilung war jedoch unter den Literaturfreunden schon eingeleitet; die Musenalmanache verbanden alle jungen Dichter, die Journale den Dichter mit den übrigen Schriftstellern. Meine Lust am Hervorbringen war grenzenlos; gegen mein Hervorgebrachtes verhielt ich mich gleichgültig; nur wenn ich es mir und andern in geselligem Kreise froh wieder vergegenwärtigte, erneute sich die Neigung daran. Auch nahmen viele gern an meinen größern und kleinern Arbeiten Theil, weil ich einen Jeden, der sich nur einigermaßen zum Hervorbringen geneigt und geschickt fühlte, etwas in seiner eignen Art unabhängig zu leisten, dringend nöthigte, und von allen gleichfalls wieder zu neuem Dichten und Schreiben aufgefordert wurde. Dieses wechselseitige, bis zur Ausschweifung gehende Hetzen und Treiben gab Jedem nach seiner Art einen fröhlichen Einfluß, und aus diesem Quirlen und Schossen, aus diesem Leben und Lebenlassen, aus diesem Nehmen und

Geben, welches mit freyer Bruſt, ohne irgend einen theoretiſchen Leitſtern, von ſo viel Jünglingen, nach eines jeden angebornem Character, ohne Rückſichten getrieben wurde, entſprang jene berühmte, berufene und verrufene Literarepoche, in welcher eine Maſſe junger genialer Männer, mit aller Muthigkeit und aller Anmaßung, wie ſie nur einer ſolchen Jahreszeit eigen ſeyn mag, hervorbrachen, durch Anwendung ihrer Kräfte manche Freude, manches Gute, durch den Misbrauch derſelben manchen Verdruß und manches Uebel ſtifteten; und gerade die aus dieſer Quelle entſpringenden Wirkungen und Gegenwirkungen ſind das Hauptthema dieſes Bandes.

Woran ſollen aber junge Leute das höchſte Intereſſe finden, wie ſollen ſie unter ihresgleichen Intereſſe erregen, wenn die Liebe ſie nicht beſeelt, und wenn nicht Herzensangelegenheiten, von welcher Art ſie auch ſeyn mögen, in ihnen lebendig ſind? Ich hatte im

Stillen eine verlorene Liebe zu beklagen; dieß machte mich mild und nachgiebig, und der Geſellſchaft angenehmer als in glänzenden Zeiten, wo mich nichts an einen Mangel oder einen Fehltritt erinnerte, und ich ganz ungebunden vor mich hinſtürmte.

Die Antwort Friedrikens auf einen ſchriftlichen Abſchied zerriß mir das Herz. Es war dieſelbe Hand, derſelbe Sinn, daſſelbe Gefühl, die ſich zu mir, die ſich an mir herangebildet hatten. Ich fühlte nun erſt den Verluſt den ſie erlitt, und ſah keine Möglichkeit ihn zu erſetzen, ja nur ihn zu lindern. Sie war mir ganz gegenwärtig; ſtets empfand ich, daß ſie mir fehlte, und was das Schlimmſte war, ich konnte mir mein eignes Unglück nicht verzeihen. Gretchen hatte man mir genommen, Annette mich verlaſſen, hier war ich zum erſten Mal ſchuldig; ich hatte das ſchönſte Herz in ſeinem Tiefſten verwundet, und ſo war die Epoche einer düſteren Reue, bey dem Man-

gel einer gewohnten erquicklichen Liebe, höchſt peinlich, ja unerträglich. Aber der Menſch will leben; daher nahm ich aufrichtigen Theil an andern, ich ſuchte ihre Verlegenheiten zu entwirren, und was ſich trennen wollte zu verbinden, damit es ihnen nicht ergehen möchte wie mir. Man pflegte mich daher den Vertrauten zu nennen, auch, wegen meines Umherſchweifens in der Gegend, den Wanderer. Dieſer Beruhigung für mein Gemüth, die mir nur unter freyem Himmel, in Thälern, auf Höhen, in Gefilden und Wäldern zu Theil ward, kam die Lage von Frankfurt zu ſtatten, das zwiſchen Darmſtadt und Homburg mitten inne lag, zwey angenehmen Orten, die durch Verwandtſchaft beyder Höfe in gutem Verhältniß ſtanden. Ich gewöhnte mich, auf der Straße zu leben, und wie ein Bote zwiſchen dem Gebirg und dem flachen Lande hin und her zu wandern. Oft ging ich allein oder in Geſellſchaft durch meine Vaterſtadt, als wenn ſie mich nichts anginge,

lichste Benutzung des Agio der Geldsorten bey solchen Ausgaben, die in Currentmünze geschehen konnten, ingleichen durch einige verzinsliche Ausleihungen der von Zeit zu Zeit vorräthigen Gelder die Summe von

1279. Thlr. 3 gr. 4 pf.

zu gewerkschaftlichem Vortheil bringen können, und wenn nicht überdieß aus den Grundstückenutzungen, an Schneidemühlenpacht und Laßzinsen ꝛc. die Summe von

160 Thlr. 10 gr. $4\frac{1}{5}$ pf.

in die gewerkschaftliche Casse geflossen wäre.

Demunerachtet reichten zuletzt die Gelder so weit nicht aus, daß man von Seiten der Direction hätte überhoben seyn können, zu Fortsetzung des Baues einige durch den Verkauf der noch ledigen Kuxe wieder zubezahlende Gelder inzwischen anlehnsweise aufzunehmen. Der von Sr. des Herrn Herzogs Carl August zu Sachsen Weimar und Eisenach, Hochfürstl. Durchl. unsern gnädigst regierenden Fürsten und Herrn, übernommenen landesfürstlichen Garantie dieser Anleihen war es zu verdanken, daß die nöthigen Gelder sofort zu erheben waren, und der Fortbau nicht wenigstens so lange ins Stecken gerieth, bis eine gewerkschaftliche Beyhülfe erfolgen konnte. Doch erforderte die Billigkeit zu Entschädigung der Zinsen der

gemach-

ſpeiſte in einem der groſsen Gaſthöfe in der Fahrgaſſe und zog nach Tiſche meines Wegs weiter fort. Mehr als jemals war ich gegen offene Welt und freye Natur gerichtet. Unterwegs ſang ich mir ſeltſame Hymnen und Dithyramben, wovon noch eine, unter dem Titel Wanderers Sturmlied, übrig iſt. Ich ſang dieſen Halbunſinn leidenſchaftlich vor mich hin, da mich ein ſchreckliches Wetter unterweges traf, dem ich entgegen gehn mußte.

Mein Herz war ungerührt und unbeſchäftigt: ich vermied gewiſſenhaft alles nähere Verhältniß zu Frauenzimmern, und ſo blieb mir verborgen, daß mich Unaufmerkſamen und Unwiſſenden ein liebevoller Genius heimlich umſchwebe. Eine zarte liebenswürdige Frau hegte im Stillen eine Neigung zu mir, die ich nicht gewahrte, und mich eben deswegen in ihrer wohlthätigen Geſellſchaft deſto heiterer und anmuthiger zeigte. Erſt mehrere Jahre

nachher, ja erſt nach ihrem Tode, erfuhr ich das geheime himmliſche Lieben, auf eine Weiſe, die mich erſchüttern mußte; aber ich war ſchuldlos und konnte ein ſchuldloſes Weſen rein und redlich betrauren, und um ſo ſchöner, als die Entdeckung gerade in eine Epoche fiel, wo ich, ganz ohne Leidenſchaft, mir und meinen geiſtigen Neigungen zu leben das Glück hatte.

Aber zu der Zeit, als der Schmerz über Friedrikens Lage mich beängſtigte, ſuchte ich, nach meiner alten Art, abermals Hülfe bey der Dichtkunſt. Ich ſetzte die hergebrachte poetiſche Beichte wieder fort, um durch dieſe ſelbſtquäleriſche Büßung einer innern Abſolution würdig zu werden. Die beyden Marieen in Goetz von Berlichingen und Clavigo, und die beyden ſchlechten Figuren, die ihre Liebhaber ſpielen, möchten wohl Reſultate ſolcher reuigen Betrachtungen geweſen ſeyn.

Wie man aber Verletzungen und Krankheiten in der Jugend raſch überwindet, weil ein geſundes Syſtem des organiſchen Lebens für ein krankes einſtehen und ihm Zeit laſſen kann auch wieder zu geſunden, ſo traten körperliche Uebungen glücklicher Weiſe, bey mancher günſtigen Gelegenheit, gar vortheilhaft hervor, und ich ward zu friſchem Ermannen, zu neuen Lebensfreuden und Genüſſen vielfältig aufgeregt. Das Reiten verdrängte nach und nach jene ſchlendernden, melancholiſchen, beſchwerlichen und doch langſamen und zweckloſen Fußwanderungen; man kam ſchneller, luſtiger und bequemer zum Zweck. Die jüngern Geſellen führten das Fechten wieder ein; beſonders aber that ſich, bey eintretendem Winter, eine neue Welt vor uns auf, indem ich mich zum Schlittſchuhfahren, welches ich nie verſucht hatte, raſch entſchloß, und es in kurzer Zeit, durch Uebung, Nachdenken und Beharrlichkeit, ſo weit brachte, als nöthig iſt,

um eine frohe und belebte Eisbahn mitzugenießen, ohne ſich gerade auszeichnen zu wollen.

Dieſe neue frohe Thätigkeit waren wir denn auch Klopſtocken ſchuldig, ſeinem Enthuſiasmus für dieſe glückliche Bewegung, den Privatnachrichten beſtätigten, wenn ſeine Oden davon ein unverwerfliches Zeugniß ablegen. Ich erinnere mich ganz genau, daß an einem heiteren Froſtmorgen, ich aus dem Bette ſpringend mir jene Stellen zurief:

Schon von dem Gefühle der Geſundheit froh,
Hab' ich, weit hinab, weiß an dem Geſtade gemacht
Den bedeckenden Cryſtall.

Wie erhellt des Winters werdender Tag
Sanft den See? Glänzenden Reif-Sternen gleich,
Streute die Nacht über ihn aus!

Mein zaudernder und ſchwankender Entſchluß war ſogleich beſtimmt, und ich flog ſtracklings dem Orte zu, wo ein ſo alter Anfänger mit einiger Schicklichkeit ſeine erſten Uebungen anſtellen konnte. Und fürwahr! dieſe Kraftäuſſerung verdiente wohl von Klopſtock empfohlen zu werden, die uns mit der friſcheſten Kindheit in Berührung ſetzt, den Jüngling ſeiner Gelenkheit ganz zu genießen aufruft, und ein ſtockendes Alter abzuwehren geeignet iſt. Auch hingen wir dieſer Luſt unmäßig nach. Einen herrlichen Sonnentag ſo auf dem Eiſe zu verbringen, genügte uns nicht; wir ſetzten unſere Bewegung bis ſpät in die Nacht fort. Denn wie andere Anſtrengungen den Leib ermüden, ſo verleiht ihm dieſe eine immer neue Schwungkraft. Der über den nächtlichen, weiten, zu Eisfeldern überfrorenen Wieſen aus den Wolken hervortretende Vollmond, die unſerm Lauf entgegenſäuſelnde Nachtluft, des bey abnehmendem Waſſer ſich ſenkenden Eiſes ernſthafter Don-

ner, unſerer eigenen Bewegungen ſonderbarer Nachhall, vergegenwärtigten uns Oſſianſche Scenen ganz vollkommen. Bald dieſer bald jener Freund ließ in declamatoriſchem Halbgeſange eine Klopſtockiſche Ode ertönen, und wenn wir uns im Dämmerlichte zuſammenfanden, erſcholl das ungeheuchelte Lob des Stifters unſerer Freuden.

Und ſollte der unſterblich nicht ſeyn,
Der Geſundheit uns und Freuden erfand,
Die das Roß muthig im Lauf niemals gab,
Welche der Ball ſelber nicht hat?

Solchen Dank verdient ſich ein Mann, der irgend ein irdiſches Thun durch geiſtige Anregung zu veredeln und würdig zu verbreiten weiß!

Und ſo wie talentreiche Kinder, deren Geiſtesgaben ſchon früh wunderſam ausgebildet ſind, ſich, wenn ſie nur dürfen, den einfachſten Knabenſpielen wieder zuwenden, verga-

ſen wir nur allzu leicht unſeren Beruf zu ernſteren Dingen; doch regte gerade dieſe oft einſame Bewegung, dieſes gemächliche Schweben im Unbeſtimmten, gar manche meiner innern Bedürfniſſe wieder auf, die eine Zeitlang geſchlafen hatten, und ich bin ſolchen Stunden die ſchnellere Ausbildung älterer Vorſätze ſchuldig geworden.

Die dunkleren Jahrhunderte der deutſchen Geſchichte hatten von jeher meine Wißbegierde und Einbildungskraft beſchäftigt. Der Gedanke, den Goetz von Berlichingen in ſeiner Zeitumgebung zu dramatiſiren, war mir höchlich lieb und werth. Ich las die Hauptſchriftſteller fleißig; dem Werke De Pace publica von Datt widmete ich alle Aufmerkſamkeit; ich hatte es emſig durchſtudirt, und mir jene ſeltſamen Einzelnheiten möglichſt veranſchaulicht. Dieſe zu ſittlichen und poetiſchen Abſichten hingerichteten Bemühungen konnte ich auch nach einer anderen Seite brauchen, und da

ich nunmehr Wetzlar besuchen sollte, war ich geschichtlich vorbereitet genug: denn das Cammergericht war doch auch in Gefolge des Landfriedens entstanden, und die Geschichte desselben konnte für einen bedeutenden Leitfaden durch die verworrenen deutschen Ereignisse gelten. Giebt doch die Beschaffenheit der Gerichte und der Heere die genauste Einsicht in die Beschaffenheit irgend eines Reichs. Die Finanzen selbst, deren Einfluß man für so wichtig hält, kommen viel weniger in Betracht: denn wenn es dem Ganzen fehlt, so darf man dem Einzelnen nur abnehmen, was er mühsam zusammengescharrt und gehalten hat, und so ist der Staat immer reich genug.

Was mir in Wetzlar begegnete, ist von keiner großen Bedeutung, aber es kann ein höheres Interesse einflößen, wenn man eine flüchtige Geschichte des Cammergerichts nicht verschmähen will; um sich dem ungünstigen

Augenblick zu vergegenwärtigen, in welchem ich daſelbſt anlangte.

Die Herren der Erde ſind es vorzüglich dadurch, daß ſie, wie im Kriege die Tapferſten und Entſchloſſenſten, ſo im Frieden die Weiſeſten und Gerechteſten um ſich verſammeln können. Auch zu dem Hofſtaat eines deutſchen Kaiſers gehörte ein ſolches Gericht, das ihn, bey ſeinen Zügen durch das Reich, immer begleitete. Aber weder dieſe Sorgfalt noch das Schwabenrecht, welches im ſüdlichen Deutſchland, das Sachſenrecht, welches im nördlichen galt, weder die zu Aufrechthaltung derſelben beſtellten Richter, noch die Austräge der Ebenbürtigen, weder die Schiedsrichter, durch Vertrag anerkannt, noch gütliche Vergleiche, durch die Geiſtlichen geſtiftet, nichts konnte den aufgereizten ritterlichen Fehdegeiſt ſtillen, der bey den Deutſchen durch innern Zwiſt, durch fremde Feldzüge, beſonders aber durch die Kreuzfahrten, ja durch Gerichtsge-

bräuche ſelbſt aufgeregt, genährt und zur Sitte geworden. Dem Kaiſer ſo wie den mächtigern Ständen waren die Plackereyen höchſt verdrießlich, wodurch die kleinen einander ſelbſt, und wenn ſie ſich verbanden, auch den gröſſern läſtig wurden. Gelähmt war alle Kraft nach außen, wie die Ordnung nach innen geſtört; überdieß laſtete noch das Vehmgericht auf einem großen Theile des Vaterlands, von deſſen Schrecknissen man ſich einen Begriff machen kann, wenn man denkt, daß es in eine geheime Polizey ausartete, die ſogar zuletzt in die Hände von Privatleuten gelangte.

Dieſen Unbilden einigermaßen zu ſteuern, ward vieles umſonſt verſucht, bis endlich die Stände ein Gericht aus eignen Mitteln dringend in Vorſchlag brachten. Dieſer, ſo wohl gemeynt er auch ſeyn mochte, bezweckte doch immer auf Erweiterung der ſtändiſchen Befugniſſe, auf eine Beſchränkung der kaiſerlichen Macht. Unter Friedrich dem dritten ver-

gemachten Anleihen auf jeden nachher verkauften Kux den Beytrag von Einem Gulden, oder Sechszehen Groschen conventionsmäsig, zuzutheilen.

Gegenwärtig, wo die Erbauung des neuen auf mehrere starke Sätze calculirten Kunstzeugs, obgleich dazu die Stücke des abzunehmenden Interimszeugs wieder gebraucht werden, wegen der in dem festen Gestein über dem tiefen Stollen auszubrechenden Radstube, auf 3000 Thaler kosten wird, kann man der gewerkschaftlichen Unterstützung nicht länger entrathen. Man darf sich von Seiten der Direction schmeicheln, daß der bisherige Haushalt bey dem Publicum das Vertrauen nicht vermindert haben kann, was dazu gehört, von der zweckmäsigen Verwendung eines fernern Beytrags sich überzeugt zu achten. Auch darf wohl die Direction keine Zweifel darüber besorgen, als wenn sie das, was mit dem Fond von 20000 Thalern geleistet werden sollen, vorigt noch ganz verfehlt habe. Bergmännische Anschläge sind zwar, wie jeder Kenner weis, von der mislichsten Art, weil sie nach Natur der Sache irgend mehr als andere von Umständen abhängen, die kein menschlicher Verstand voraus bestimmen kann. So wenig aber auch das Ilmenauer Werk von unversehenem Aufwand freygeblieben, so wenig wird doch im Ganzen ein Misverhältniß dessen, was man vor den Fond unternahm, mit dem, was man

davor

zögert ſich die Sache; ſein Sohn Maximilian, von außen gedrängt, giebt nach. Er beſtellt den Oberrichter, die Stände ſenden die Beyſitzer. Es ſollten ihrer vierundzwanzig ſeyn, anfangs begnügt man ſich mit zwölfen.

Ein allgemeiner Fehler, deſſen ſich die Menſchen bey ihren Unternehmungen ſchuldig machen, war auch der erſte und ewige Grundmangel des Cammergerichts: zu einem großen Zwecke wurden unzulängliche Mittel angewendet. Die Zahl der Aſſeſſoren war zu klein; wie ſollte von ihnen die ſchwere und weitläuftige Aufgabe gelöſt werden! Allein wer ſollte auf eine hinlängliche Einrichtung dringen? Der Kaiſer konnte eine Anſtalt nicht begünſtigen, die mehr wider als für ihn zu wirken ſchien; weit größere Urſache hatte er ſein eignes Gericht, ſeinen eignen Hofrath auszubilden. Betrachtet man dagegen das Intereſſe der Stände, ſo konnte es ihnen eigentlich nur um Stillung des Bluts zu thun ſeyn,

ob die Wunde geheilt würde, lag ihnen nicht so nah; und nun noch gar ein neuer Kostenaufwand! Man mochte sich's nicht ganz deutlich gemacht haben, daß durch diese Anstalt jeder Fürst seine Dienerschaft vermehre, freylich zu einem entschiedenen Zwecke, aber wer giebt gern Geld für's Nothwendige? Jedermann wäre zufrieden, wenn er das Nützliche um Gotteswillen haben könnte.

Anfangs sollten die Beysitzer von Sporteln leben, dann erfolgte eine mäßige Bewilligung der Stände; beydes war kümmerlich. Aber dem großen und auffallenden Bedürfniß abzuhelfen, fanden sich willige, tüchtige, arbeitsame Männer, und das Gericht ward eingesetzt. Ob man einsah, daß hier nur von Linderung, nicht von Heilung des Uebels die Rede sey, oder ob man sich, wie in ähnlichen Fällen, mit der Hoffnung schmeichelte, mit Wenigem Vieles zu leisten, ist nicht zu entscheiden; genug das Gericht diente mehr

zum Vorwande, die Unruhstifter zu bestrafen, als daß es gründlich dem Unrecht vorgebeugt hätte. Allein es ist kaum beysammen, so erwächst ihm eine Kraft aus sich selbst, es fühlt die Höhe auf die es gestellt ist, es erkennt seine große politische Wichtigkeit. Nun sucht es sich durch auffallende Thätigkeit ein entschiedneres Ansehn zu erwerben; frisch arbeiten sie weg alles was kurz abgethan werden kann und muß, was über den Augenblick entscheidet, oder was sonst leicht beurtheilt werden kann, und so erscheinen sie im ganzen Reiche wirksam und würdig. Die Sachen von schwererem Gehalt hingegen, die eigentlichen Rechtshändel, blieben im Rückstand, und es war kein Unglück. Dem Staate liegt nur daran, daß der Besitz gewiß und sicher sey; ob man mit Recht besitze, kann ihn weniger kümmern. Deswegen erwuchs aus der nach und nach aufschwellenden ungeheuren Anzahl von verspäteten Processen dem Reiche kein Schade. Gegen Leute die Gewalt brauchten

war ja vorgesehn, und mit diesen konnte man fertig werden; die übrigen, die rechtlich um den Besitz stritten, sie lebten, genossen oder darbten wie sie konnten; sie starben, verdarben, verglichen sich; das alles war aber nur Heil oder Unheil einzelner Familien, das Reich ward nach und nach beruhigt. Denn dem Cammergericht war ein gesetzliches Faustrecht gegen die Ungehorsamen in die Hände gegeben; hätte man den Bannstrahl schleudern können, dieser wäre wirksamer gewesen.

Jetzo aber, bey der bald vermehrten, bald verminderten Anzahl der Assessoren, bey manchen Unterbrechungen, bey Verlegung des Gerichts von einem Ort an den andern, mußten diese Reste, diese Acten ins Unendliche anwachsen. Nun flüchtete man in Kriegsnoth einen Theil des Archivs von Speyer nach Aschaffenburg, einen Theil nach Worms, der dritte fiel in die Hände der Franzosen, welche ein Staatsarchiv erobert zu haben glaubten,

und hernach geneigt geweſen wären, ſich dieſes Papierwuſts zu entledigen, wenn nur Jemand die Fuhren hätte daran wenden wollen.

Bey den weſtphäliſchen Friedensunterhandlungen ſahen die verſammelten tüchtigen Männer wohl ein, was für ein Hebel erfordert werde, um jene Siſyphiſche Laſt vom Platze zu bewegen. Nun ſollten funfzig Aſſeſſoren angeſtellt werden, dieſe Zahl iſt aber nie erreicht worden: man begnügte ſich abermals mit der Hälfte, weil der Aufwand zu groß ſchien; allein hätten die Intereſſenten ſämmtlich ihren Vortheil bey der Sache geſehn, ſo wäre das Ganze gar wohl zu leiſten geweſen. Um fünfundzwanzig Beyſitzer zu beſolden, waren ohngefähr einhunderttauſend Gulden nöthig; wie leicht hätte Deutſchland das Doppelte herbeygeſchafft. Der Vorſchlag, das Cammergericht mit eingezogenen geiſtlichen Gütern auszuſtatten, konnte nicht durchgehn: denn wie ſollten ſich beyde Religionstheile zu dieſer

Aufopferung verſtehn? Die Catholiken wollten nicht noch mehr verlieren, und die Proteſtanten das Gewonnene jeder zu innern Zwecken verwenden. Die Spaltung des Reichs in zwey Religionsparteyen hatte auch hier, in mehrerem Betracht, den ſchlimmſten Einfluß. Nun verminderte ſich der Antheil der Stände an dieſem ihren Gerichte immer mehr: die mächtigern ſuchten ſich von dem Verbande loszulöſen; Freybriefe, vor keinem obern Gerichtshofe belangt zu werden, wurden immer lebhafter geſucht; die gröſſeren blieben mit den Zahlungen zurück, und die kleineren, die ſich in der Matrikel ohnehin bevortheilt glaubten, ſäumten ſo lange ſie konnten.

Wie ſchwer war es daher, den jährlichen Bedarf zu den Beſoldungen aufzubringen. Hieraus entſprang ein neues Geſchäft, ein neuer Zeitvertinſt für das Cammergericht; früher hatten die jährlichen ſogenannten Viſitationen dafür geſorgt. Fürſten in Perſon, oder

ihre Räthe, begaben ſich nur auf Wochen oder Monate an den Ort des Gerichts, unterſuchten die Caſſen, erforſchten die Reſte und übernahmen das Geſchäft, ſie beyzutreiben. Zugleich, wenn etwas in dem Rechts- und Gerichtsgange ſtocken, irgend ein Misbrauch einſchleichen wollte, waren ſie befugt, dem abzuhelfen. Gebrechen der Anſtalt ſollten ſie entdecken und heben, aber perſönliche Verbrechen der Glieder zu unterſuchen und zu beſtrafen, ward erſt ſpäter ein Theil ihrer Pflicht. Weil aber Proceſſirende den Lebenshauch ihrer Hoffnungen immer noch einen Augenblick verlängern wollen, und deßhalb immer höhere Inſtanzen ſuchen und hervorrufen; ſo wurden dieſe Viſitatoren auch ein Reviſionsgericht, vor dem man erſt in beſtimmten, offenbaren Fällen Wiederherſtellung, zuletzt aber in allen Aufſchub und Verewigung des Zwiſts zu finden hoffte: wozu denn auch die Berufung an den Reichstag, und das Beſtreben beyder Religionsparteyen, ſich einander wo nicht auf-

zuwiegen, doch im Gleichgewicht zu erhalten, das Ihrige beytrugen.

Denkt man sich aber was dieses Gericht ohne solche Hindernisse, ohne so störende und zerstörende Bedingungen, hätte seyn können; so kann man es sich nicht merkwürdig und wichtig genug ausbilden. Wäre es gleich anfangs mit einer hinreichenden Anzahl von Männern besetzt gewesen, hätte man diesen einen zulänglichen Unterhalt gesichert, unübersehbar wäre, bey der Tüchtigkeit deutscher Männer, der ungeheure Einfluß geworden, zu dem diese Gesellschaft hätte gelangen können. Den Ehrentitel Amphictyonen, den man ihnen nur rednerisch zutheilte, würden sie wirklich verdient haben; ja sie konnten sich zu einer Zwischenmacht erheben, beydes dem Oberhaupt und den Gliedern ehrwürdig.

Aber weit entfernt von so großen Wirkungen, schleppte das Gericht, außer etwa eine

kurze Zeit unter Carl dem fünften und vor dem dreyßigjährigen Kriege, ſich nur kümmerlich hin. Man begreift oft nicht, wie ſich nur Männer finden konnten zu dieſem undankbaren und traurigen Geſchäft. Aber was der Menſch täglich treibt, läßt er ſich, wenn er Geſchick dazu hat, gefallen, ſollte er auch nicht gerade ſehen, daß etwas dabey herauskomme. Der Deutſche beſonders iſt von einer ſolchen ausharrenden Sinnesart, und ſo haben ſich drey Jahrhunderte hindurch die würdigſten Männer mit dieſen Arbeiten und Gegenſtänden beſchäftigt. Eine characteriſtiſche Galerie ſolcher Bilder würde noch jetzt Antheil erregen und Muth einflößen.

Denn gerade in ſolchen anarchiſchen Zeiten tritt der tüchtige Mann am feſteſten auf, und der das Gute will, findet ſich recht an ſeinem Platze. So ſtand z. B. das Directorium Fürſtenbergs noch immer in geſegnetem Andenken, und mit dem Tode dieſes vortreff-

lichen Manns beginnt die Epoche vieler verderblichen Misbräuche.

Aber alle diese späteren und früheren Gebrechen entsprangen aus der ersten, einzigen Quelle, aus der geringen Personenzahl. Verordnet war, daß die Beysitzer in einer entschiedenen Folge und nach bestimmter Ordnung vortragen sollten. Ein Jeder konnte wissen, wann die Reihe ihn treffen werde, und [illegible] chen seiner ihm obliegenden Processe; er konnte darauf hinarbeiten, er konnte sich vorbereiten. Nun häuften sich aber die unseligen Reste; man mußte sich entschließen, wichtigere Rechtshändel auszuheben und außer der Reihe vorzutragen. Die Beurtheilung der Wichtigkeit einer Sache vor der andern ist, bey dem Zudrang von bedeutenden Fällen, schwer, auch die Auswahl läßt schon Gunst zu; aber nun trat noch ein anderer bedenklicher Fall ein. Der Referent quälte sich und das Gericht mit einem schweren verwickelten Handel, und zu-

davor geleistet hat, behauptet werden können. Es ist zwar nicht gelungen, mit jenem Fond den Bau bis zu dem Schieferflöz und den Sanderzen selbst durchzusetzen; aber man hat doch das Flöz selbst in seinem Dachgestein schon erreicht. Man giebt gern zu, daß dieser Glücksfall eben so wenig zum Verdienst angerechnet werden kann, als die bloßen Unglücksfälle der Direction zur Last zu legen sind. Dennoch bleibt der Folgen wegen, da man über 20 Lachter Teufe für Kunstzeug und Treibewerk ersparen wird, jenes Ereigniß in der That wichtiger, als wenn man für die bestimmten 20000 Rthl. das Flöz in 140 Lachter Teufe schon ganz durchsunken hätte.

Ergar aber auch in Rücksicht auf die einzelnen Anschlags-Summen hat man eine Vergleichung dessen, was wirklich aufgewendet worden, nicht zu scheuen. Nach Inhalt des unterm 28sten August 1783 publicirten Plans proponirte man, vor jene Summe den Johannisschacht mit Hülfe des anzulegenden Treibewerks und Kunstzeugs und des zu Erlangung der Aufschlagewasser nöthigen Teichs und Berggrabens, auch des zu unterhaltenden tiefen Stollens, bis auf das Flöz niederzubringen. Bey der wirklichen Ausführung dieser Vorschläge fand sich, daß man des Teichbaues, unter einigen genommenen Vorsichten, vorerst überhoben seyn konte. Dieses Ersparniß ist gegen

den

letzt fand sich Niemand der das Urtheil einlösen wollte. Die Parteyen hatten sich verglichen, auseinander gesetzt, waren gestorben, hatten den Sinn geändert. Daher beschloß man nur diejenigen Gegenstände vorzunehmen, welche erinnert wurden. Man wollte von der fortdauernden Beharrlichkeit der Parteyen überzeugt seyn, und hiedurch ward den größten Gebrechen die Einleitung gegeben: denn wer seine Sache empfiehlt, muß sie doch Jemand empfehlen, und wem empföhle man sie besser, als dem der sie unter Händen hat. Diesen, ordnungsgemäß, geheim zu halten ward unmöglich: denn bey so viel mitwissenden Subalternen, wie sollte derselbe verborgen bleiben? Bittet man um Beschleunigung, so darf man ja wohl auch um Gunst bitten: denn eben daß man seine Sache betreibt, zeigt ja an, daß man sie für gerecht hält. Geradezu wird man es vielleicht nicht thun, gewiß aber am ersten durch Untergeordnete; diese müssen es

wonnen werden, und so ist die Einleitung zu allen Intriguen und Bestechungen gegeben.

Kaiser Joseph, nach eignem Antriebe und in Nachahmung Friedrichs, richtete zuerst seine Aufmerksamkeit auf die Waffen und die Justiz. Er faßte das Cammergericht ins Auge; herkömmliche Ungerechtigkeiten, eingeführte Misbräuche waren ihm nicht unbekannt geblieben. Auch hier sollte aufgeregt, gerüttelt und gethan seyn. Ohne zu fragen, ob es sein kaiserlicher Vortheil sey, ohne die Möglichkeit eines glücklichen Erfolgs vorauszusehn, brachte er die Visitation in Vorschlag, und übereilte ihre Eröffnung. Seit hundert und sechs und sechzig Jahren hatte man keine ordentliche Visitation zu Stande gebracht; ein ungeheurer Wust von Acten lag aufgeschwollen und wuchs jährlich, da die sechzehn Assessoren nicht einmal im Stande waren, das Laufende wegzuarbeiten. Zwanzigtausend Processe hatten sich aufgehäuft, jährlich kamen

ſechzig abgethan werden, und das Doppelte kam hinzu. Auch auf die Viſitatoren wartete keine geringe Anzahl von Reviſionen, man wollte ihrer funfzigtauſend zählen. Ueberdieß hinderte ſo mancher Misbrauch den Gerichtsgang; als das Bedenklichſte aber von allem erſchienen im Hintergrunde die perſönlichen Verbrechen einiger Aſſeſſoren.

Als ich nach Wetzlar gehn ſollte, war die Viſitation ſchon einige Jahre im Gange, die Beſchuldigten ſuſpendirt, die Unterſuchung weit vorgerückt; und weil nun die Kenner und Meiſter des deutſchen Staatsrechts dieſe Gelegenheit nicht vorbeylaſſen durften, ihre Einſichten zu zeigen und ſie dem gemeinen Beſten zu widmen, ſo waren mehrere gründliche wohlgeſinnte Schriften erſchienen, aus denen ſich, wer nur einige Vorkenntniſſe beſaß, gründlich unterrichten konnte. Ging man bey dieſer Gelegenheit in die Reichsverfaſſung und die von derſelben handelnden Schriften zurück,

ſo war es auffallend, wie der monſtröſe Zuſtand dieſes durchaus kranken Körpers, der nur durch ein Wunder am Leben erhalten ward, gerade den Gelehrten am meiſten zuſagte. Denn der ehrwürdige deutſche Fleiß, der mehr auf Sammlung und Entwickelung von Einzelnheiten als auf Reſultate losging, fand hier einen unverſiegenden Anlaß zu immer neuer Beſchäftigung, und man mochte nun das Reich dem Kaiſer, die Landſtände den größern Ständen, die Catholiken den Proteſtanten entgegenſetzen, immer gab es, nach dem verſchiedenen Intereſſe, nothwendig verſchiedene Meynungen, und immer Gelegenheit zu neuen Kämpfen und Gegenreden.

Da ich mir alle dieſe ältern und neuern Zuſtände möglichſt vergegenwärtigt hatte, konnte ich mir von meinem Wetzlarſchen Aufenthalt unmöglich viel Freude verſprechen. Die Ausſicht war nicht reizend, in einer zwar wohl gelegenen, aber kleinen und übelgebau-

ten Stadt eine doppelte Welt zu finden: erſt die einheimiſche alte hergebrachte, dann eine fremde neue, jene ſcharf zu prüfen beauftragt, ein richtendes und ein gerichtetes Gericht; manchen Bewohner in Furcht und Sorge, er möchte auch noch mit in die verhängte Unterſuchung gezogen werden; angeſehene, ſo lange für würdig geltende Perſonen der ſchändlichſten Miſſethaten überwieſen und zu ſchimpflicher Beſtrafung bezeichnet: das alles zuſammen machte das traurigſte Bild und konnte nicht anreizen tiefer in ein Geſchäft einzugehen, das an ſich ſelbſt verwickelt nun gar durch Unthaten ſo verworren erſchien.

Daß mir, außer dem deutſchen Civil- und Staatsrechte, hier nichts Wiſſenſchaftliches ſonderlich begegnen, daß ich aller poetiſchen Mittheilung entbehren würde, glaubte ich voraus zu ſehn, als mich, nach einigem Zögern, die Luſt meinen Zuſtand zu verändern, mehr als der Trieb nach Kenntniſſen, in dieſe Ge-

gend hinführte. Allein wie verwundert war ich, als mir anstatt einer sauertöpfischen Gesellschaft, ein drittes academisches Leben entgegensprang. An einer groſsen Wirthstafel traf ich beynah sämmtliche Gesandtschaftsuntergeordnete, junge muntere Leute, beysammen; sie nahmen mich freundlich auf, und es blieb mir schon den ersten Tag kein Geheimniſs, daſs sie ihr mittägiges Beysammenseyn durch eine romantische Fiction erheitert hatten. Sie stellten nämlich, mit Geist und Munterkeit, eine Rittertafel vor. Obenan saſs der Heermeister, zur Seite desselben der Kanzler, sodann die wichtigsten Staatsbeamten; nun folgten die Ritter, nach ihrer Ancienneität; Fremde hingegen die zusprachen, muſsten mit den untersten Plätzen vorlieb nehmen, und für sie war das Gespräch meist unverständlich, weil sich in der Gesellschaft die Sprache, auſser den Ritterausdrücken, noch mit manchen Anspielungen bereichert hatte. Einem Jeden war ein Rittername zugelegt,

mit einem Beyworte. Mich nannten ſie Goetz von Berlichingen, den Redlichen. Jenen verdiente ich mir durch meine Aufmerkſamkeit für den biedern deutſchen Altvater, und dieſen durch die aufrichtige Neigung und Ergebenheit gegen die vorzüglichen Männer die ich kennen lernte. Dem Grafen von Kielmannsegg bin ich bey dieſem Aufenthalt vielen Dank ſchuldig geworden. Er war der ernſteſte von allen, höchſt tüchtig und zuverläſſig. Von Gouć, ein ſchwer zu entziffernder und zu beſchreibender Mann, eine derbe, breite, hannövriſche Figur, ſtill in ſich gekehrt. Es fehlte ihm nicht an Talenten mancher Art. Man hegte von ihm die Vermuthung, daß er ein natürlicher Sohn ſey; auch liebte er ein gewiſſes geheimnißvolles Weſen, und verbarg ſeine eigenſten Wünſche und Vorſätze unter mancherley Seltſamkeiten, wie er denn die eigentliche Seele des wunderlichen Ritterbundes war, ohne daß er nach der Stelle des Heermeiſters geſtrebt hätte. Vielmehr ließ er,

da gerade zu der Zeit dieß Haupt der Ritterschaft abging, einen andern wählen und über durch diesen seinen Einfluß. So wußte er auch manche kleine Zufälligkeiten dahin zu lenken, daß sie bedeutend erschienen und in fabelhaften Formen durchgeführt werden konnten. Bey diesem allen aber konnte man keinen ernsten Zweck bemerken; es war ihm bloß zu thun, die Langeweile, die er und seine Collegen bey dem verzögerten Geschäft empfinden mußten, zu erheitern, und den leeren Raum, wäre es auch nur mit Spinnegewebe, auszufüllen. Uebrigens wurde dieses fabelhafte Fratzenspiel mit äußerlichem großen Ernst betrieben, ohne daß Jemand lächerlich finden durfte, wenn eine gewisse Mühle als Schloß, der Müller als Burgherr behandelt wurde, wenn man die vier Haimons-Kinder für ein canonisches Buch erklärte und Abschnitte daraus, bey Ceremonien, mit Ehrfurcht vorlas. Der Ritterschlag selbst geschah mit hergebrachten, von mehreren Ritterorden entlehnten

Symbolen. Ein Hauptanlaß zum Scherze war ferner der, daß man das Offenbare als ein Geheimniß behandelte; man trieb die Sache öffentlich, und es ſollte nicht davon geſprochen werden. Die Liſte der ſämmtlichen Ritter ward gedruckt, mit ſo viel Anſtand als ein Reichstagscalender; und wenn Familien darüber zu ſpotten, und die ganze Sache für abſurd und lächerlich zu erklären wagten, ſo ward, zu ihrer Beſtrafung, ſo lange intriguirt, bis man einen ernſthaften Ehemann, oder nahen Verwandten, beyzutreten und den Ritterſchlag anzunehmen bewogen hatte; da denn über den Verdruß der Angehörigen eine herrliche Schadenfreude entſtand.

In dieſes Ritterweſen verſchlang ſich noch ein ſeltſamer Orden, welcher philoſophiſch und myſtiſch ſeyn ſollte, und keinen eigentlichen Namen hatte. Der erſte Grad hieß der Uebergang, der zweyte des Uebergangs Uebergang, der dritte des Uebergangs Uebergang

zum Uebergang, und der vierte des Uebergangs Uebergang zu des Uebergangs Uebergang. Den hohen Sinn dieſer Stufenfolge auszulegen, war nun die Pflicht der Eingeweihten, und dieſes geſchah nach Maaßgabe eines gedruckten Büchelchens, in welchem jene ſeltſamen Worte auf eine noch ſeltſamere Weiſe erklärt, oder vielmehr ampliſicirt waren. Die Beſchäftigung mit dieſen Dingen war der erwünſchteſte Zeitverderb. Behrtſchens Thorheit und Lenzens Verkehrtheit ſchienen ſich hier vereinigt zu haben; nur wiederhole ich, daß auch nicht eine Spur von Zweck hinter dieſen Hüllen zu finden war.

Ob ich nun gleich zu ſolchen Poſſen ſehr gern beyrieth, auch zuerſt die Pericopen aus den vier Haimons-Kindern in Ordnung brachte, und Vorſchläge that, wie ſie bey Feſten und Feyerlichkeiten vorgeleſen werden ſollten, auch ſelbſt ſie mit großer Emphaſe vorzutragen verſtand; ſo hatte ich mich doch ſchon

den Aufwand bey dem Schacht zu compensiren, dessen Absinkung wegen der anhaltenden Festigkeit des Gesteins freylich viel höher, als der Anschlag enthielt, zu stehen kam. Zu dem Berggraben waren 2732 Rthl. bestimmt. Dieser kostete bey der Ausführung zwar 705 Rthl. mehr, davor aber hat man die an dem Berggraben auf Fürstl. Sächs. Gothaischen Territorium angelegte Schneidemühle nebst andern nöthigen Grundstücken vor 616 Rthl. acquirirt, welche unter der Summe des Aufwands zum Graben befindlich sind. Zu Erbauung eines Treibewerks waren 3059 Rthl. angeschlagen; man hat es vor 3068 Rthl. erbauet und überdieß hiervor ein viele Dauer versprechendes eisernes Treibeseil, nach der bewährten Clausthaler Fabrication, angeschaft. Zu Erhaltung des Stollens, zu Officiantenbesoldungen und Nebenausgaben waren 4945 Rthl. ausgeworfen; für welche Posten mit einem mäßigen Unterschied zusammen 5071 Rthl. aufgewendet worden sind.

Bey dieser Bewandniß der Administration und bey der günstigen Krisis, in welcher die ganze Unternehmung stehet, wird es keiner weitern Rechtfertigung des Antrags bedürfen, nach welchem ein gewerkschaftlicher Zuschuß von 5 Thalern oder Einem alten Louisd'or für jeden Kux, nunmehr erforderlich ist. Man wünscht von Seiten der Direction diese Einnahme vor Ablauf

des

früher an ſolchen Dingen müde getrieben, und als ich daher meine Frankfurter und Darmſtädter Umgebung vermißte, war es mir höchſt lieb, Gottern gefunden zu haben, der ſich mit aufrichtiger Neigung an mich ſchloß, und dem ich ein herzliches Wohlwollen erwiederte. Sein Sinn war zart, klar und heiter, ſein Talent geübt und geregelt; er befleißigte ſich der franzöſiſchen Eleganz und freute ſich des Theils der engliſchen Literatur, der ſich mit ſittlichen und angenehmen Gegenſtänden beſchäftigt. Wir brachten viele vergnügte Stunden zuſammen zu, in denen wir uns wechſelſeitig unſere Kenntniſſe, Vorſätze und Neigungen mittheilten. Er regte mich zu manchen kleinen Arbeiten an, zumal da er, mit den Göttingern in Verhältniß ſtehend, für Boie's Almanach auch von meinen Gedichten etwas verlangte.

Dadurch kam ich mit jenen in einige Berührung, die ſich, jung und talentvoll, zu-

ſammenhielten, und nachher ſo viel und mannigfaltig wirkten. Die beyden Grafen Stolberg, Bürger, Voß, Hölty und andere waren im Glauben und Geiſte um Klopſtock verſammelt, deſſen Wirkung ſich nach allen Seiten hin erſtreckte. In einem ſolchen, ſich immer mehr erweiternden deutſchen Dichterkreiſe entwickelte ſich zugleich, mit ſo mannigfaltigen poetiſchen Verdienſten, auch noch ein anderer Sinn, dem ich keinen ganz eigentlichen Namen zu geben wüßte. Man könnte ihn das Bedürfniß der Unabhängigkeit nennen, welches immer im Frieden entſpringt, und gerade da, wo man eigentlich nicht abhängig iſt. Im Kriege erträgt man die rohe Gewalt ſo gut man kann, man fühlt ſich wohl phyſiſch und öconomiſch verletzt, aber nicht moraliſch; der Zwang beſchämt Niemanden, und es iſt kein ſchimpflicher Dienſt, der Zeit zu dienen; man gewöhnt ſich, von Feind und Freund zu leiden, man hat Wünſche und keine Geſinnungen. Im Frieden hingegen

thut ſich der Freyheitsſinn der Menſchen immer mehr hervor, und je freyer man iſt, deſto freyer will man ſeyn. Man will nichts über ſich dulden; wir wollen nicht beengt ſeyn, Niemand ſoll beengt ſeyn, und dieß zarte ja kranke Gefühl erſcheint in ſchönen Seelen unter der Form der Gerechtigkeit. Dieſer Geiſt und Sinn zeigte ſich damals überall, und gerade da nur wenige bedruckt waren, wollte man auch dieſe von zufälligem Druck befreyn, und ſo entſtand eine gewiſſe ſittliche Befehdung, Einmiſchung der Einzelnen ins Regiment, die mit löblichen Anfängen, zu unabſehbar unglücklichen Folgen hinführte.

Voltaire hatte durch den Schutz, den er der Familie Calas angedeihen ließ, groſſes Aufſehn erregt und ſich ehrwürdig gemacht. Für Deutſchland faſt noch auffallender und wichtiger war das Unternehmen Lavaters gegen den Landvogt geweſen. Der äſthetiſche Sinn, mit dem jugendlichen Muth verbun-

den, ſtrebte vorwärts, und da man noch vor kurzem ſtudirte, um zu Aemtern zu gelangen, ſo fing man nun an den Aufſeher der Beamten zu machen, und die Zeit war nah, wo der Theater- und Romanendichter ſeine Böſewichter am liebſten unter Miniſtern und Amtleuten aufſuchte. Hieraus entſtand eine halb eingebildete halb wirkliche Welt von Wirkung und Gegenwirkung, in der wir ſpäterhin die heftigſten Angebereyen und Verhetzungen erlebt haben, welche ſich die Verfaſſer von Zeitſchriften und Tagblättern, mit einer Art von Wuth, unter dem Schein der Gerechtigkeit erlaubten, und um ſo unwiderſtehlicher dabey zu Werke gingen, als ſie das Publicum glauben machten, vor ihm ſey der wahre Gerichtshof: thöricht! da kein Publicum eine executive Gewalt hat, und in dem zerſtückten Deutſchland die öffentliche Meynung Niemanden nutzte oder ſchadete.

Unter uns jungen Leuten ließ ſich zwar nichts von jener Art ſpüren, welche tadelnswerth geweſen wäre; aber eine gewiſſe ähnliche Vorſtellung hatte ſich unſrer bemächtigt, die aus Poeſie, Sittlichkeit und einem edlen Beſtreben zuſammengefloſſen, zwar unſchädlich aber doch fruchtlos war.

Durch die Hermanns-Schlacht und die Zueignung derſelben an Joſeph den Zweyten hatte Klopſtock eine wunderbare Anregung gegeben. Die Deutſchen, die ſich vom Druck der Römer befreyten, waren herrlich und mächtig dargeſtellt, und dieſes Bild gar wohl geeignet, das Selbſtgefühl der Nation zu erwecken. Weil aber im Frieden der Patriotismus eigentlich nur darin beſteht, daß Jeder vor ſeiner Thüre kehre, ſeines Amts warte, auch ſeine Lection lerne, damit es wohl im Hauſe ſtehe; ſo fand das von Klopſtock erregte Vaterlandsgefühl keinen Gegenſtand, an dem es ſich hätte üben können. Friedrich

hatte die Ehre eines Theils der Deutſchen gegen eine verbundene Welt gerettet, und es war jedem Gliede der Nation erlaubt, durch Beyfall und Verehrung dieſes großen Fürſten, Theil an ſeinem Siege zu nehmen; aber wo denn nun hin mit jenem erregten kriegeriſchen Trotzgefühl? welche Richtung ſollte es nehmen, und welche Wirkung hervorbringen? Zuerſt war es bloß poetiſche Form, und die nachher ſo oft geſcholtenen, ja lächerlich gefundenen Bardenlieder häuften ſich durch dieſen Trieb, durch dieſen Anſtoß. Keine äußeren Feinde waren zu bekämpfen; nun bildete man ſich Tyrannen, und dazu mußten die Fürſten und ihre Diener ihre Geſtalten erſt im Allgemeinen, ſodann nach und nach im Beſondern hergeben; und hier ſchloß ſich die Poeſie an jene oben gerügte Einmiſchung in die Rechtspflege mit Heftigkeit an, und es iſt merkwürdig, Gedichte aus jener Zeit zu ſehn, die ganz in einem Sinne geſchrieben ſind,

wodurch alles Obere, es ſey nun monarchiſch oder ariſtocratiſch, aufgehoben wird.

Was mich betraf, ſo fuhr ich fort, die Dichtkunſt zum Ausdruck meiner Gefühle und Grillen zu benutzen. Kleine Gedichte, wie der Wanderer, fallen in dieſe Zeit; ſie wurden in den Göttinger Muſenalmanach aufgenommen. Was aber von jener Sucht in mich eingedrungen ſeyn mochte, davon ſtrebte ich mich kurz nachher im Goetz von Berlichingen zu befreyn, indem ich ſchilderte, wie in wüſten Zeiten der wohldenkende brave Mann allenfalls an die Stelle des Geſetzes und der ausübenden Gewalt zu treten ſich entſchließt, aber in Verzweiflung iſt, wenn er dem anerkannten verehrten Oberhaupt zweydeutig, ja abtrünnig erſcheint.

Durch Klopſtocks Oden war denn auch in die deutſche Dichtkunſt nicht ſowohl die nordiſche Mythologie, als vielmehr die No-

menclatur ihrer Gottheiten eingeleitet, und ob ich gleich mich ſonſt gern alles deſſen bediente, was mir gereicht ward; ſo konnte ich es doch nicht von mir gewinnen, mich derſelben zu bedienen, und zwar aus folgenden Urſachen. Ich hatte die Fabeln der Edda ſchon längſt aus der Vorrede zu Mallet's Däniſcher Geſchichte kennen gelernt, und mich derſelben ſogleich bemächtigt; ſie gehörten unter diejenigen Mährchen, die ich, von einer Geſellſchaft aufgefordert, am liebſten erzählte. Herder gab mir den Reſenius in die Hände, und machte mich mit den Heldenſagen mehr bekannt. Aber alle dieſe Dinge, wie werth ich ſie hielt, konnte ich nicht in den Kreis meines Dichtungsvermögens aufnehmen; wie herrlich ſie mir auch die Einbildungskraft anregten, entzogen ſie ſich doch ganz dem ſinnlichen Anſchaun, indeſſen die Mythologie der Griechen, durch die größten Künſtler der Welt in ſichtliche leicht einzubildende Geſtalten verwandelt, noch vor unſern Augen in Menge da-

ſtand. Götter ließ ich überhaupt nicht viel auftreten, weil ſie mir noch außerhalb der Natur, die ich nachzubilden verſtand, ihren Wohnſitz hatten. Was hätte mich nun gar bewegen ſollen, Wodan für Jupiter, und Thor für Mars zu ſetzen, und ſtatt der ſüdlichen genau umſchriebenen Figuren, Nebelbilder, ja bloße Wortklänge in meine Dichtungen einzuführen? Von einer Seite ſchloſſen ſie ſich vielmehr an die Oſſianſchen gleichfalls formloſen Helden, nur derber und rieſenhafter an, von der andern lenkte ich ſie nach dem heiteren Mährchen hin: denn der humoriſtiſche Zug, der durch die ganze nordiſche Mythe durchgeht, war mir höchſt lieb und bemerkenswerth. Sie ſchien mir die einzige, welche durchaus mit ſich ſelbſt ſcherzt, einer wunderlichen Dynaſtie von Göttern abenteuerliche Rieſen, Zauberer und Ungeheuer entgegenſetzt, die nur beſchäftigt ſind, die höchſten Perſonen während ihres Regiments zu irren, zum Beſten zu haben, und hinter-

drein mit einem ſchmählichen, unvermeidlichen Untergang zu bedrohen.

Ein ähnliches wo nicht gleiches Intereſſe gewannen mir die indiſchen Fabeln ab, die ich aus Dappers Reiſen zuerſt kennen lernte, und gleichfalls mit großer Luſt in meinen Mährchenvorrath hineinzog. Der Altar des Ram gelang mir vorzüglich im Nacherzählen, und ungeachtet der großen Mannigfaltigkeit der Perſonen dieſes Mährchens, blieb doch der Affe Hannemann der Liebling meines Publicums. Aber auch dieſe unförmlichen und überförmlichen Ungeheuer konnten mich nicht eigentlich poetiſch befriedigen; ſie lagen zu weit von dem Wahren ab, nach welchem mein Sinn unabläſſig hinſtrebte.

Doch gegen alle dieſe kunſtwidrigen Geſpenſter ſollte mein Sinn für das Schöne durch die herrlichſte Kraft geſchützt werden. Glücklich iſt immer die Epoche einer Literatur,

des Monaths May d. J. machen zu können, zu welchem Ende die bisherigen Wege der aufgehobenen Zahlungen gewerkschaftlicher Seits offen stehen. Man hat auch bey der Direction keine Ursache, an dem richtigen Eingang dieser nothwendigen Nachzahlung zu zweifeln und würde es beynahe vor überflüssig achten, zu erinnern, daß man, wo mit Ende des Monaths May dieses Jahres die Zahlungen nicht erfolgt sind, sich an die Kuxe zu halten und solche zum Vortheil der übrigen Gewerken für verfallen anzusehen, sich vorbehalten müsse, wenn nicht dieses, höchster landesfürstlicher Vorschrift gemäß, zu Vermeidung künftiger Zweifel, hierdurch ausdrücklich zu declariren wäre. Von dieser beyzutragenden Summe und von dem, nach völlig vergewerkten Kuxen, noch bleibendem Vorrath, wird der angefangene Kunstzeug-Bau bestritten, und nach Gewältigung der Grubenwasser, das ganze Flöz durchsunken, auch nach Befinden die zu Einrichtung des Hüttenwesens nöthige Vorkehrung getroffen werden können. Ohnehin aber wird man nach glücklicher Erfinkung der Flöz-Schiefer und Sanderze und damit angestellten Proben, zuförderst weitere öffentliche Nachricht davon ertheilen, auch haben alsdenn die ökonomischen Umstände des Werks zugleich vorliegen.

Uebrigens haben sich die Hoffnungen für diese gewerkschaftliche Unternehmung in dem verflossenen

Jahre

wenn groſſe Werke der Vergangenheit wieder einmal aufthauen und an die Tagesordnung kommen, weil ſie alsdann eine vollkommen friſche Wirkung hervorbringen. Auch das Homeriſche Licht ging uns neu wieder auf, und zwar recht im Sinne der Zeit, die ein ſolches Erſcheinen höchſt begünſtigte: denn das beſtändige Hinweiſen auf Natur bewirkte zuletzt, daß man auch die Werke der Alten von dieſer Seite betrachten lernte. Was mehrere Reiſende zu Aufklärung der heiligen Schriften gethan, leiſteten andere für den Homer. Durch Guys ward man eingeleitet, Wood gab der Sache den Schwung. Eine Göttinger Recenſion des anfangs ſehr ſeltenen Originals machte uns mit der Abſicht bekannt, und belehrte uns, wie weit ſie ausgeführt worden. Wir ſahen nun nicht mehr in jenen Gedichten ein angeſpanntes und aufgedunſenes Heldenweſen, ſondern die abgeſpiegelte Wahrheit einer uralten Gegenwart, und ſuchten uns dieſelbe möglichſt heranzuziehen. Zwar

wollte uns zu gleicher Zeit nicht völlig in den Sinn; wenn behauptet wurde, daß, um die Homeriſchen Naturen recht zu verſtehn, man ſich mit den wilden Völkern und ihren Sitten bekannt machen müſſe, wie ſie uns die Reiſebeſchreiber der neuen Welten ſchildern: denn es ließ ſich doch nicht leugnen, daß ſowohl Europäer als Aſiaten, in den Homeriſchen Gedichten ſchon auf einem hohen Grade der Cultur dargeſtellt worden, vielleicht auf einem höhern, als die Zeiten des Trojaniſchen Kriegs mochten genoſſen haben. Aber jene Maxime war doch mit dem herrſchenden Naturbekenntniß übereinſtimmend, und in ſo fern mochten wir ſie gelten laſſen.

Bey allen dieſen Beſchäftigungen, die ſich auf Menſchenkunde im höheren Sinne, ſo wie auf Dichtkunſt im nächſten und lieblichſten bezogen, mußte ich doch jeden Tag erfahren, daß ich mich in Wetzlar aufhielt. Das Geſpräch über den Zuſtand des Viſitations-Ge-

ſchäftes, und ſeiner immer wachſenden Hinderniſſe, die Entdeckung neuer Gebrechen klang ſtündlich durch. Hier war nun abermals das heilige römiſche Reich verſammelt, nicht bloß zu äußerlichen Feyerlichkeiten, ſondern zu einem ins Allertiefſte greifenden Geſchäfte. Aber auch hier mußte mir jener halbleere Speiſeſaal am Krönungstage einfallen, wo die geladenen Gäſte außen blieben, weil ſie zu vornehm waren. Hier hatten ſie ſich zwar eingefunden, aber man mußte noch ſchlimmere Symptome gewahr werden. Der Unzuſammenhalt des Ganzen, das Widerſpiel der Theile kamen fortwährend zum Vorſchein, und es war kein Geheimniß geblieben, daß Fürſten unter einander ſich die Abſicht vertraulich mitgetheilt hatten: man müſſe ſehn, ob man nicht, bey dieſer Gelegenheit, dem Oberhaupt etwas abgewinnen könne?

Welchen üblen Eindruck das kleine Detail aller Anecdoten von Nachläſſigkeiten und Ver-

säumnissen, Ungerechtigkeiten und Bestechungen auf einen jungen Menschen machen mußte, der das Gute wollte, und sein Inneres in diesem Sinne bearbeitete, wird jeder Redliche mitfühlen. Wo soll unter solchen Umständen Ehrfurcht vor dem Gesetz und dem Richter entspringen? Aber hätte man auch auf die Wirkungen der Visitation das größte Zutrauen gesetzt, hätte man glauben können, daß sie völlig ihre hohe Bestimmung erfüllen werde, für einen frohen vorwärts schreitenden Jüngling war doch hier kein Heil zu finden. Die Förmlichkeiten dieses Processes an sich gingen alle auf ein Verschleifen; wollte man einigermaßen wirken und etwas bedeuten, so mußte man nur immer demjenigen dienen, der Unrecht hatte, stets dem Beklagten, und in der Fechtkunst der verdrehenden und ausweichenden Streiche recht gewandt seyn.

Ich verlor mich daher einmal über das andre, da mir, in dieser Zerstreuung, keine

äſthetiſchen Arbeiten gelingen wollten, in äſthetiſche Speculationen; wie denn alles Theoretiſiren auf Mangel oder Stockung von Productionskraft hindeutet. Früher mit Merken, nunmehr manchmal mit Gottern, machte ich den Verſuch, Maximen auszufinden, wonach man beym Hervorbringen zu Werke gehn könnte. Aber weder mir noch ihnen wollte es gelingen. Merk war Zweifler und Eklektiker, Gotter hielt ſich an ſolche Beyſpiele, die ihm am meiſten zuſagten. Die Sulzerſche Theorie war angekündigt, mehr für den Liebhaber als für den Künſtler. In dieſem Geſichtskreiſe werden vor allem ſittliche Wirkungen gefordert, und hier entſteht ſogleich ein Zwieſpalt zwiſchen der hervorbringenden und benutzenden Claſſe; denn ein gutes Kunſtwerk kann und wird zwar moraliſche Folgen haben, aber moraliſche Zwecke vom Künſtler fordern, heißt ihm ſein Handwerk verderben.

Was die Alten über dieſe wichtigen Gegenſtände geſagt, hatte ich ſeit einigen Jahren fleißig, wo nicht in einer Folge ſtudiert, doch ſprungweiſe geleſen. Ariſtoteles, Cicero, Quinctilian, Longin, keiner blieb unbeachtet, aber das half mir nichts: denn alle dieſe Männer ſetzten eine Erfahrung voraus, die mir abging. Sie führten mich in eine an Kunſtwerken unendlich reiche Welt, ſie entwickelten die Verdienſte vortrefflicher Dichter und Redner, von deren meiſten uns nur die Namen übrig geblieben ſind, und überzeugten mich nur allzu lebhaft, daß erſt eine große Fülle von Gegenſtänden vor uns liegen müſſe, ehe man darüber denken könne, daß man erſt ſelbſt etwas leiſten, ja daß man fehlen müſſe, um ſeine eignen Fähigkeiten und die der andern kennen zu lernen. Meine Bekanntſchaft mit ſo vielem Guten jener alten Zeiten war doch immer nur ſchul- und buchmäßig und keineswegs lebendig, da es doch, beſonders bey den gerühmteſten Rednern, auffiel, daß

ſie ſich durchaus im Leben gebildet hatten, und daß man von den Eigenſchaften ihres Kunſtcharacters niemals ſprechen konnte, ohne ihren perſönlichen Gemüthscharacter zugleich mitzuerwähnen. Bey Dichtern ſchien dieß weniger der Fall; überall aber trat Natur und Kunſt nur durch Leben in Berührung, und ſo blieb das Reſultat von allem meinen Sinnen und Trachten jener alte Vorſatz, die innere und äußere Natur zu erforſchen, und in liebevoller Nachahmung ſie eben ſelbſt walten zu laſſen.

Zu dieſen Wirkungen, welche weder Tag noch Nacht in mir ruhten, lagen zwey große, ja ungeheure Stoffe vor mir, deren Reichthum ich nur einigermaßen zu ſchätzen brauchte, um etwas Bedeutendes hervorzubringen. Es war die ältere Epoche, in welche das Leben Goetzens von Berlichingen fällt, und die neuere, deren unglückliche Blüte im Werther geſchildert iſt.

Von der hiſtoriſchen Vorbereitung zu der erſten Arbeit habe ich bereits geſprochen; die ethiſchen Anläſſe zu der zweyten ſollen gegenwärtig eingeleitet werden.

Jener Vorſatz, meine innere Natur nach ihren Eigenheiten gewähren, und die äußere nach ihren Eigenſchaften auf mich einfließen zu laſſen, trieb mich an das wunderliche Element, in welchem Werther erſonnen und geſchrieben iſt. Ich ſuchte mich innet ich von allem Fremden zu entbinden, das Aeußere liebevoll zu betrachten, und alle Weſen, vom menſchlichen an, ſo tief hinab als ſie nur faßlich ſeyn möchten, jedes in ſeiner Art auf mich wirken zu laſſen. Dadurch entſtand eine wunderſame Verwandtſchaft mit den einzelnen Gegenſtänden der Natur, und ein inniges Anklingen, ein Mitſtimmen ins Ganze, ſo daß ein jeder Wechſel, es ſey der Ortſchaften und Gegenden, oder der Tags- und Jahreszeiten, oder was ſonſt ſich ereignen konnte,

mich aufs innigſte berührte. Der maleriſche Blick geſellte ſich zu dem dichteriſchen, die ſchöne ländliche, durch den freundlichen Fluß belebte Landſchaft vermehrte meine Neigung zur Einſamkeit, und begünſtigte meine ſtillen nach allen Seiten hin ſich ausbreitenden Betrachtungen.

Aber ſeitdem ich jenen Familienkreis zu Oſenheim und nun wieder meinen Freundeszirkel zu Frankfurt und Darmſtadt verlaſſen, war mir eine Leere im Buſen geblieben, die ich auszufüllen nicht vermochte; ich befand mich daher in einer Lage, wo uns die Neigung, ſobald ſie nur einigermaßen verhüllt auftritt, unverſehens überſchleichen und alle guten Vorſätze vereiteln kann.

Und indem nun der Verfaſſer zu dieſer Stufe ſeines Unternehmens gelangt, fühlt er ſich zum erſten Mal bey der Arbeit leicht ums Herz: denn von nun an wird dieſes Buch

erſt was es eigentlich ſeyn ſoll. Es hat ſich nicht als ſelbſtändig angekündigt; es iſt vielmehr beſtimmt die Lücken eines Autorlebens auszufüllen, manches Bruchſtück zu ergänzen und das Andenken verlorner und verſchollener Wagniſſe zu erhalten. Was aber ſchon gethan iſt, ſoll und kann nicht wiederholt werden; auch würde der Dichter jetzt die verdüſterten Seelenkräfte vergebens aufrufen, umſonſt von ihnen fordern, daß ſie jene lieblichen Verhältniſſe wieder vergegenwärtigen möchten, welche ihm den Aufenthalt im Lahnthale ſo hoch verſchönten. Glücklicherweiſe hatte der Genius ſchon früher dafür geſorgt, und ihn angetrieben, in vermögender Jugendzeit das nächſt Vergangene feſtzuhalten, zu ſchildern und kühn genug zur günſtigen Stunde öffentlich aufzuſtellen. Daß hier das Büchlein Werther gemeint ſey, bedarf wohl keiner nähern Bezeichnung; von den darin aufgeführten Perſonen aber, ſo wie von den

Jahre 1787 auch darinne bestärkt, daß in dieser Zeit die Amalgamation der Rohsteine und Schwarzkupfer, wie man aus öffentlichen *) und Privatnachrichten sich überzeugt hat, sehr verbessert und durch vortheilhafte Anwendung im Großen bewährt worden ist. Also eröffnet sich von mehrern Seiten eine Aussicht zu glücklichen Erfolgen, welche den Interessenten des Ilmenauer Bergbaues vielleicht in der nächstkünftigen öffentlichen Nachricht bekannt zu machen seyn werden.

Weimar, den 18. März 1788.

Sr. Hochfürstl. Durchl. zu Sachsen Weimar und Eisenach gnädigst verordnete Bergwerks-Commission.

Johann Wolfgang von Goethe.

Christian Gottlob Voigt.

*) Ferbers Nachricht von dem Anquicken der gold- und silberhaltigen Erze, Kupfersteine und Speisen ꝛc. S. 193. f.
Crells chemische Annalen 1787. B. 2. St. 10. S. 327. f.

dargeſtellten Geſinnungen wird nach und nach einiges zu eröffnen ſeyn.

Unter den jungen Männern, welche der Geſandſchaft zugegeben, ſich zu ihrem künftigen Dienſtlauf vorüben ſollten, fand ſich einer den wir kurz und gut den Bräutigam zu nennen pflegten. Er zeichnete ſich aus durch ein ruhiges gleiches Betragen, Klarheit der Anſichten, Beſtimmtheit im Handeln und Reden. Seine heitere Thätigkeit, ſein anhaltender Fleiß empfahl ihn dergeſtalt den Vorgeſetzten, daß man ihm eine baldige Anſtellung verſprach. Hiedurch berechtigt, unternahm er ſich mit einem Frauenzimmer zu verloben, das ſeiner Gemüthsart und ſeinen Wünſchen völlig zuſagte. Nach dem Tode ihrer Mutter, hatte ſie ſich als Haupt einer zahlreichen jüngeren Familie höchſt thätig erwieſen und den Vater in ſeinem Wittwerſtand allein aufrecht erhalten, ſo daß ein künftiger Gatte von ihr das Gleiche für ſich und ſeine Nachkommenſchaft

hoffen und ein entschiedenes häusliches Glück erwarten konnte. Ein Jeder gestand, auch ohne diese Lebenszwecke eigennützig für sich im Auge zu haben, daß sie ein wünschenswerthes Frauenzimmer sey. Sie gehörte zu denen, die, wenn sie nicht heftige Leidenschaften einflößen, doch ein allgemeines Gefallen zu erregen geschaffen sind. Eine leicht aufgebaute, nett gebildete Gestalt, eine reine gesunde Natur und die daraus entspringende frohe Lebensthätigkeit, eine unbefangene Behandlung des täglich Nothwendigen, das alles war ihr zusammen gegeben. In der Betrachtung solcher Eigenschaften ward auch mir immer wohl, und ich gesellte mich gern zu denen die sie besaßen; und wenn ich nicht immer Gelegenheit fand ihnen wirkliche Dienste zu leisten, so theilte ich mit ihnen lieber als mit andern den Genuß jener unschuldigen Freuden, die der Jugend immer zur Hand sind und ohne große Bemühung und Aufwand ergriffen werden. Da es nun ferner ausge-

macht iſt, daß die Frauen ſich nur für einander putzen und untereinander den Putz zu ſteigern unermüdet ſind; ſo waren mir diejenigen die liebſten, welche mit einfacher Reinlichkeit dem Freunde, dem Bräutigam, die ſtille Verſicherung geben, daß es eigentlich nur für ihn geſchehen, und daß ohne viel Umſtände und Aufwand ein ganzes Leben ſo fortgeführt werden könne.

Solche Perſonen ſind nicht allzu ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt: ſie haben Zeit die Außenwelt zu betrachten, und Gelaſſenheit genug ſich nach ihr zu richten, ſich ihr gleich zu ſtellen; ſie werden klug und verſtändig ohne Anſtrengung, und bedürfen zu ihrer Bildung wenig Bücher. So war die Braut. Der Bräutigam, bey ſeiner durchaus rechtlichen und zutraulichen Sinnesart, machte Jeden, den er ſchätzte, bald mit ihr bekannt, und ſah gern, weil er den größten Theil des Tages den Geſchäften eifrig oblag, wenn ſeine

Verlobte, nach vollbrachten häuslichen Bemühungen, ſich ſonſt unterhielt und ſich geſellig auf Spaziergängen und Landpartieen mit Freunden und Freundinnen ergetzte. Lotte — denn ſo wird ſie denn doch wohl heißen — war anſpruchslos in doppeltem Sinne: erſt ihrer Natur nach, die mehr auf ein allgemeines Wohlwollen als auf beſondere Neigungen gerichtet war, und dann hatte ſie ſich ja für einen Mann beſtimmt, der, ihrer werth, ſein Schickſal an das ihrige für's Leben zu knüpfen ſich bereit erklären mochte. Die heiterſte Luft wehte in ihrer Umgebung. Ja, wenn es ſchon ein angenehmer Anblick iſt, zu ſehen, daß Eltern ihren Kindern eine ununterbrochene Sorgfalt widmen, ſo hat es noch etwas ſchöneres, wenn Geſchwiſter Geſchwiſtern das Gleiche leiſten. Dort glauben wir mehr Naturtrieb und bürgerliches Herkommen, hier mehr Wahl und freyes Gemüth zu erblicken.

Der neue Ankömmling, völlig frey von allen Banden, sorglos in der Gegenwart eines Mädchens, das, schon verfagt, den gefälligsten Dienst nicht als Bewerbung auslegen und sich desto eher daran erfreuen konnte, ließ sich ruhig gehen, war aber bald dergestalt eingesponnen und gefesselt, und zugleich von dem jungen Paare so zutraulich und freundlich behandelt, daß er sich selbst nicht mehr kannte. Müssig und träumerisch, weil ihm keine Gegenwart genügte, fand er das was ihm abging in einer Freundinn, die, indem sie für's ganze Jahr lebte, nur für den Augenblick zu leben schien. Sie mochte ihn gern zu ihrem Begleiter; er konnte bald ihre Nähe nicht missen, denn sie vermittelte ihm die Alltagswelt, und so waren sie, bey einer ausgedehnten Wirthschaft, auf dem Acker und den Wiesen, auf dem Krautland wie im Garten, bald unzertrennliche Gefährten. Erlaubten es dem Bräutigam seine Geschäfte, so war er an seinem Theil dabey; sie hatten sich

alle drey an einander gewöhnt ohne es zu wollen, und wußten nicht, wie sie dazu kamen, sich nicht entbehren zu können. So lebten sie, den herrlichen Sommer hin, eine ächt deutsche Idylle, wozu das fruchtbare Land die Prosa, und eine reine Neigung die Poesie hergab. Durch reife Kornfelder wandernd erquickten sie sich am thaureichen Morgen; das Lied der Lerche, der Schlag der Wachtel waren ergetzliche Töne; heiße Stunden folgten, ungeheure Gewitter brachen herein, man schloß sich nur destomehr aneinander, und mancher kleine Familien-Verdruß war leicht ausgelöscht durch fortdauernde Liebe. Und so nahm ein gemeiner Tag den andern auf, und alle schienen Festtage zu seyn; der ganze Calender hätte müssen roth gedruckt werden. Verstehen wird mich, wer sich erinnert, was von dem glücklich-unglücklichen Freunde der neuen Heloise geweissagt worden: „Und zu den Füßen seiner Geliebten sitzend, wird er Hanf brechen, und er wird wünschen Hanf zu bre-

chen, heute, morgen und übermorgen, ja ſein ganzes Leben.“

Nur wenig, aber gerade ſoviel als nöthig ſeyn mag, kann ich nunmehr von einem jungen Manne ſagen, deſſen Name in der Folgezeit nur allzu oft genannt worden. Es war Jeruſalem, der Sohn des frey und zart denkenden Gottesgelehrten. Auch er war bey einer Geſandſchaft angeſtellt: ſeine Geſtalt gefällig, mittlerer Größe, wohlgebaut; ein mehr rundes als längliches Geſicht; weiche ruhige Züge und was ſonſt noch einem hübſchen blonden Jüngling zukommen mag; blaue Augen ſodann, mehr anziehend als ſprechend zu nennen. Seine Kleidung war die unter den Niederdeutſchen, in Nachahmung der Engländer, hergebrachte: blauer Frack, ledergelbe Weſte und Unterkleider, und Stiefeln mit braunen Stolpen. Der Verfaſſer hat ihn nie beſucht, auch nicht bey ſich geſehen; manchmal traf er ihn bey Freunden. Die Aeußerungen des

jungen Mannes waren mäßig, aber wohlwollend. Er nahm an den verschiedensten Productionen Theil; besonders liebte er solche Zeichnungen und Skizzen, in welchen man einsamen Gegenden ihren stillen Character abgewonnen hatte. Er theilte bey solchen Gelegenheiten Gesnersche Radirungen mit, und munterte die Liebhaber auf, darnach zu studiren. An allem jenen Ritterwesen und Mummenspiel nahm er wenig oder keinen Antheil, lebte sich und seinen Gesinnungen. Man sprach von einer entschiedenen Leidenschaft zu der Gattinn eines Freundes. Oeffentlich sah man sie nie miteinander. Ueberhaupt wußte man wenig von ihm zu sagen, außer daß er sich mit der englischen Literatur beschäftige. Als der Sohn eines wohlhabenden Mannes brauchte er sich weder ängstlich Geschäften zu widmen, noch um baldige Anstellung dringend zu bewerben.

Jene Gesnerschen Radirungen vermehrten die Lust und den Antheil an ländlichen Gegenständen, und ein kleines Gedicht, welches wir in unsern engern Kreis mit Leidenschaft aufnahmen, ließ uns von nun an nichts anders mehr beachten. Das deserted village von Goldsmith, mußte Jedermann auf jener Bildungsstufe, in jenem Gesinnungskreise, höchlich zusagen. Nicht als lebendig oder wirksam, sondern als ein vergangenes verschwundenes Daseyn, ward alles das geschildert was man so gern mit Augen sah, was man liebte, schätzte, in der Gegenwart leidenschaftlich aufsuchte, um jugendlich munter Theil daran zu nehmen. Fest- und Feyertage auf dem Lande, Kirchweihen und Jahrmärkte, dabey unter der Dorflinde erst die ernste Versammlung der Aeltesten, verdrängt von der heftigern Tanzlust der Jüngern, und wohl gar die Theilnahme gebildeter Stände. Wie schicklich erschienen diese Vergnügungen, gemäßigt durch einen braven Landgeistlichen, der auch dasje-

nige was allenfalls übergriff, was zu Händeln und Zwist Anlaß geben konnte, gleich zu schlichten und abzuthun verstand. Auch hier fanden wir unsern ehrlichen Wakefield wieder, in seinem wohlbekannten Kreise, aber nicht mehr wie er leibte und lebte, sondern als Schatten, zurückgerufen durch des elegischen Dichters leise Klagetöne. Schon der Gedanke dieser Darstellung ist einer der glücklichsten, sobald einmal der Vorsatz gefaßt ist, ein unschuldiges Vergangene mit anmuthiger Trauer wieder heranzufordern. Und wie gelungen ist in jedem Sinne dem Engländer dieses gemüthliche Vorhaben! Ich theilte den Enthusiasmus für dieses allerliebste Gedicht mit Gottern, dem die von uns beyden unternommene Uebersetzung besser als mir geglückt ist: denn ich hatte allzu ängstlich die zarte Bedeutsamkeit des Originals in unserer Sprache nachzubilden getrachtet, und war daher wohl mit einzelnen Stellen, nicht aber mit dem Ganzen übereingekommen.

Vierte Nachricht von dem Fortgang des neuen Bergbaues zu Ilmenau.

Womit zugleich ein auf den Sechsten Junius 1791 zu eröffnender Gewerkentag ausgeschrieben wird.

Weimar, den 24. Februar 1791.

Ruht nun, wie man ſagt, in der Sehnſucht das größte Glück, und darf die wahre Sehnſucht nur auf ein Unerreichbares gerichtet ſeyn; ſo traf wohl alles zuſammen, um den Jüngling, den wir gegenwärtig auf ſeinen Irrgängen begleiten, zum glücklichſten Sterblichen zu machen. Die Neigung zu einer verſagten Braut, das Beſtreben Meiſterſtücke fremder Literatur der unſrigen zu erwerben und anzueignen, die Bemühung Naturgegenſtände nicht nur mit Worten, ſondern auch mit Griffel und Pinſel, ohne eigentliche Technik, nachzuahmen: jedes einzeln wäre ſchon hinreichend geweſen, das Herz zu ſchwellen und die Bruſt zu beklemmen. Damit aber der ſo ſüß leidende aus dieſen Zuſtänden geriſſen und ihm zu neuer Unruhe neue Verhältniſſe bereitet würden, ſo ergab ſich folgendes.

In Gießen befand ſich Höpfner, Profeſſor der Rechte. Er war als tüchtig in ſei-

nem Fach, als denkender und wackerer Mann, von Merken und Schloſſern anerkannt und höchlich geehrt. Schon längſt hatte ich ſeine Bekanntſchaft gewünſcht, und nun, als jene beyden Freunde bey ihm einen Beſuch abzuſtatten gedachten, um über literariſche Gegenſtände zu unterhandeln, ward beliebt, daß ich, bey dieſer Gelegenheit, mich gleichfalls nach Gießen begeben ſollte. Weil wir aber, wie es in dem Uebermuth froher und friedlicher Zeiten zu geſchehn pflegt, nicht leicht etwas auf geradem Wege vollbringen konnten, ſondern, wie wahrhafte Kinder, auch dem Nothwendigen irgend einen Scherz abzugewinnen ſuchten; ſo ſollte ich, als der Unbekannte, in fremder Geſtalt erſcheinen, und meiner Luſt verkleidet aufzutreten, hier abermals Genüge thun. An einem heiteren Morgen, vor Sonnenaufgang, ſchritt ich daher von Wetzlar an der Lahn hin, das liebliche Thal hinauf; ſolche Wanderungen machten wieder mein größtes Glück. Ich erfand, verknüpfte, ar-

heitete durch, und war in der Stille mit mir ſelbſt heiter und froh; ich legte mir zurecht, was die ewig widerſprechende Welt mir ungeſchickt und verworren aufgedrungen hatte. Am Ziele meines Weges angelangt, ſuchte ich Höpfners Wohnung und pochte an ſeine Studirſtube. Als er mir herein! gerufen hatte, trat ich beſcheidentlich vor ihn, als ein Studirender, der von Academieen ſich nach Hauſe verfügen und unterwegs die würdigſten Männer wollte kennen lernen. Auf ſeine Fragen nach meinen näheren Verhältniſſen war ich vorbereitet; ich erzählte ein glaubliches proſaiſches Mährchen, womit er zufrieden ſchien, und als ich mich hierauf für einen Juriſten angab, beſtand ich nicht übel: denn ich kannte ſein Verdienſt in dieſem Fach und wußte, daß er ſich eben mit dem Naturrecht beſchäftigte. Doch ſtockte das Geſpräch einige Mal, und es ſchien, als wenn er einem Stammbuch oder meiner Beurlaubung entgegenſähe. Ich wußte jedoch immer zu zaudern, indem

ich Schloſſern gewiß erwartete, deſſen Pünctlichkeit mir bekannt war. Dieſer kam auch wirklich, ward von ſeinem Freund bewillkommnet, und nahm, als er mich von der Seite angeſehn, wenig Notiz von mir. Höpfner aber zog mich ins Geſpräch und zeigte ſich durchaus als einen humanen wohlwollenden Mann. Endlich empfahl ich mich und eilte nach dem Wirthshauſe, wo ich mit Merken einige flüchtige Worte wechſelte und das Weitere verabredete.

Die Freunde hatten ſich vorgenommen, Höpfnern zu Tiſche zu bitten und zugleich jenen Philipp Heinrich Schmidt, der in dem deutſchen Literarweſen zwar eine ſehr untergeordnete, aber doch eine Rolle ſpielte. Auf dieſen war der Handel eigentlich angelegt, und er ſollte für manches was er geſündigt hatte, auf eine luſtige Weiſe beſtraft werden. Als die Gäſte ſich in dem Speiſeſaale verſammelt hatten, ließ ich durch den Kellner fragen, ob

die Herren mir erlauben wollten mitzuſpeiſen? Schloſſer, dem ein gewiſſer Ernſt gar wohl zu Geſicht ſtand, widerſetzte ſich, weil ſie ihre freundſchaftliche Unterhaltung nicht durch einen Dritten wollten geſtört wiſſen. Auf das Andringen des Kellners aber und die Fürſprache Höpfners, der verſicherte, daß ich ein leiblicher Menſch ſey, wurde ich eingelaſſen, und betrug mich zu Anfang der Tafel beſcheiden und verſchämt. Schloſſer und Merk thaten ſich keinen Zwang an, und ergingen ſich über manches ſo offen, als wenn kein Fremder dabey wäre. Die wichtigſten literariſchen Angelegenheiten ſo wie die bedeutendſten Männer kamen zur Sprache. Ich erwies mich nun etwas kühner, und ließ mich nicht ſtören, wenn Schloſſer mir manchmal ernſtlich, Merk ſpöttiſch etwas abgab; doch richtete ich auf Schmidten alle meine Pfeile, die ſeine mir wohlbekannten Blößen ſcharf und ſicher trafen.

Ich hatte mich bey meinem Nebel Tische wein mäßig verhalten; die Herren aber ließen sich besseren reichen, und ermangelten nicht, auch mir davon mitzutheilen. Nachdem viele Angelegenheiten des Tags durchgesprochen waren, zog sich die Unterhaltung in's Allgemeine, und man behandelte die Frage, die, so lange es Schriftsteller giebt, sich immer wiederholen wird, ob nämlich die Literatur im Auf- oder Absteigen, im Vor- oder Rückschritt begriffen sey? Diese Frage, worüber sich besonders Alte und Junge, Angehende und Abtretende selten vergleichen, sprach man mit Heiterkeit durch, ohne daß man gerade die Absicht gehabt hätte, sich darüber entschieden zu verständigen. Zuletzt nahm ich das Wort und sagte: „die Literaturen, scheint es mir, haben Jahrszeiten, die mit einander abwechselnd, wie in der Natur, gewisse Phänomene hervorbringen, und sich der Reihe nach wiederholen. Ich glaube daher nicht, daß man irgend eine Epoche einer Literatur

im Ganzen loben oder tadeln könne; beſonders ſehe ich nicht gerne, wenn man gewiſſe Talente, die von der Zeit hervorgerufen werden, ſo hoch erhebt und rühmt, andere dagegen ſchilt und niederdrückt. Die Kehle der Nachtigall wird durch das Frühjahr aufgeregt, zugleich aber auch die Gurgel des Guckuks. Die Schmetterlinge, die dem Auge ſo wohl thun, und die Mücken, welche dem Gefühl ſo verdrießlich fallen, werden durch eben die Sonnenwärme hervorgerufen; beherzigte man dieß, ſo würde man dieſelbigen Klagen nicht alle zehn Jahre wieder erneuert hören, und die vergebliche Mühe, dieſes und jenes Mißfällige auszurotten, würde nicht ſo oft verſchwendet werden." Die Geſellſchaft ſah mich mit Verwunderung an, woher mir ſo viele Weisheit und ſo viele Toleranz käme? Ich aber fuhr ganz gelaſſen fort, die literariſchen Erſcheinungen mit Naturproducten zu vergleichen, und ich weiß nicht, wie ich ſogar auf die Molusken kam, und allerley Wunderliches

von ihnen herauszuſetzen wußte. Ich ſagte, es ſeyen dieß Geſchöpfe, denen man zwar eine Art von Körper, ja ſogar eine gewiſſe Geſtalt, nicht ableugnen könne; da ſie aber keine Knochen hätten, ſo wüßte man doch nichts rechts mit ihnen anzufangen, und ſie ſeyen nichts beſſeres als ein lebendiger Schleim; jedoch müſſe das Meer auch ſolche Bewohner haben. Da ich das Gleichniß über die Gebühr fortſetzte, um den gegenwärtigen Schmidt und dieſe Art der characterloſen Literatoren zu bezeichnen, ſo ließ man mich bemerken, daß ein zu weit ausgedehntes Gleichniß zuletzt gar nichts mehr ſey. — „So will ich auf die Erde zurückkehren! verſetzte ich, und vom Epheu ſprechen. Wie jene keine Knochen, ſo hat dieſer keinen Stamm, mag aber gern überall, wo er ſich anſchmiegt, die Hauptrolle ſpielen. An alte Mauern gehört er hin, an denen ohnehin nichts mehr zu verderben iſt, von neuen Gebäuden entfernt man ihn billig; die Bäume ſaugt er aus, und am aller un-

erträglichſten iſt er mir, wenn er an einem Pfahl hinaufklettert und verſichert, hier ſey ein lebendiger Stamm, weil er ihn umlaubt habe."

Ungeachtet man mir abermals die Dunkelheit und Unanwendbarkeit meiner Gleichniſſe vorwarf, ward ich immer lebhafter gegen alle paraſitiſche Creaturen, und machte, ſo weit meine damaligen Naturkenntniſſe reichten, meine Sachen noch ziemlich artig. Ich ſang zuletzt ein Vivat allen ſelbſtändigen Männern, ein Pereat den Andringlingen, ergriff nach Tiſche Höpfners Hand, ſchüttelte ſie derb, erklärte ihn für den bravſten Mann von der Welt, und umarmte ihn ſo wie die andern zuletzt recht herzlich. Der wackere neue Freund glaubte wirklich zu träumen, bis endlich Schloſſer und Merk das Räthſel auflöſten, und der entdeckte Scherz eine allgemeine Heiterkeit verbreitete, in welche Schmidt ſelbſt mit einſtimmte, der durch Anerkennung

ſeiner wirklichen Verdienſte, und durch unſere Theilnahme an ſeinen Liebhabereyen, wieder begünſtigt wurde.

Dieſe geiſtreiche Einleitung konnte nicht anders als den literariſchen Congreß beleben und begünſtigen, auf den es eigentlich angeſehn war. Merk, bald äſthetiſch, bald literariſch bald kaufmänniſch thätig, hatte den wohldenkenden, unterrichteten, in ſo vielen Fächern kenntnißreichen Schloſſer angeregt, die Frankfurter gelehrten Anzeigen in dieſem Jahr herauszugeben. Sie hatten ſich Höpfnern und andere Academiker in Gießen, in Darmſtadt einen verdienten Schulmann, den Rector Wenk, und ſonſt manchen wackeren Mann zugeſellt. Jeder hatte in ſeinem Fach hiſtoriſche und theoretiſche Kenntniſſe genug, und der Zeitſinn ließ dieſe Männer nach Einem Sinne wirken. Die zwey erſten Jahrgänge dieſer Zeitung (denn nachher kam ſie in andere Hände) geben ein wunderſames

Das edle Schieferflöz in dem Ilmenauer Gebirge durch den neuen Johannis-Schacht zu ersinken, war der erste Zweck den man sich bey dem Wiederangriff des Ilmenauer Bergbaues vorsteckte; man ist demselben auch bisher unermüdet entgegengegangen. Mehrere günstige Umstände belebten von Zeit zu Zeit die Hoffnung und den Muth derer die sich damit beschäftigten sowohl, als derer welche zu Rathe gezogen wurden. Man kam ohne eine Spur von Wasser durch das mächtige Gipslager nieder; die ersten im 115ten Lachter auf dem Zechstein angehauenen Wasser waren mit 14 achtzolligen Sätzen durch ein dem Krummzapfen der Treibewelle angehängtes Kunstzeug leicht zu gewältigen; die in mehrerer Teufe häufiger zudringenden Gewässer liefen so mäßig auf dem Stollen ab, daß es jedem Erfahrnen leicht schien, auch über sie Meister zu werden.

Was bis in den M. März 1788 vorgegangen, ist einer ansehnlichen Gewerkschaft durch die dritte Nachricht bekannt gemacht worden. In dem October 1789 wurde dieselbe durch ein vorläufiges Schreiben des damaligen Bergsecretärs, Voigt, von dem was indessen geschehen unterrichtet, und die zur Direction dieses Bergbaues niedergesetzte Commission verschob nur bisher eine detaillirte Darstellung, weil sie Ursache genug zu hoffen hatte, daß man das Flöz durch die angewandten Mittel ersinken, daß alsdenn jener Zeitpunct eintreten würde wo ein neuer Plan, eine neue

Der

Zeugniß, wie ausgebreitet die Einsicht, wie rein die Uebersicht, wie redlich der Wille der Mitarbeiter gewesen. Das Humane und Weltbürgerliche wird befördert; wackere und mit Recht berühmte Männer werden gegen Zudringlichkeit aller Art geschützt; man nimmt sich ihrer an gegen Feinde, besonders auch gegen Schüler, die das Ueberlieferte nun zum Schaden ihrer Lehrer misbrauchen. Am interessantesten sind beynah die Recensionen über andere Zeitschriften, die Berliner Bibliothek, den deutschen Mercur; wo man die Gewandheit in so vielen Fächern, die Einsicht so wie die Billigkeit mit Recht bewundert.

Was mich betrifft, so sahen sie wohl ein, daß mir nicht mehr als alles zum eigentlichen Recensenten fehle. Mein historisches Wissen hing nicht zusammen, die Geschichte der Welt, der Wissenschaften, der Literatur hatte mich nur epochenweis, die Gegenstände selbst aber nur theil- und massenweis angezogen. Die

Möglichkeit, mir die Dinge auch außer ihrem Zusammenhange lebendig zu machen und zu vergegenwärtigen, setzte mich in den Fall, in einem Jahrhundert, in einer Abtheilung der Wissenschaft völlig zu Hause zu seyn, ohne daß ich weder von dem Vorhergehenden noch von dem Nachfolgenden irgend unterrichtet gewesen wäre. Eben so war ein gewisser theoretisch-practischer Sinn in mir aufgegangen, daß ich von den Dingen, mehr wie sie seyn sollten als wie sie waren, Rechenschaft geben konnte, ohne eigentlichen philosophischen Zusammenhang, aber sprungweise treffend. Hiezu kam eine sehr leichte Fassungskraft und ein freundliches Aufnehmen der Meynungen anderer, wenn sie nur nicht mit meinen Ueberzeugungen in geradem Widerspruch standen.

Jener literarische Verein ward überdieß durch eine lebhafte Correspondenz und, bey der Nähe der Ortschaften, durch öftere persönliche Unterhandlungen begünstigt. Wer das

Buch zuerſt geleſen hatte, der referirte, manchmal fand ſich ein Correferent; die Angelegenheit ward beſprochen, an verwandte angeknüpft, und hatte ſich zuletzt ein gewiſſes Reſultat ergeben, ſo übernahm Einer die Redaction. Dadurch ſind mehrere Recenſionen ſo tüchtig als lebhaft, ſo angenehm als befriedigend. Mir fiel ſehr oft die Rolle des Protocollführers zu; meine Freunde erlaubten mir auch innerhalb ihrer Arbeiten zu ſcherzen, und ſodann bey Gegenſtänden, denen ich mich gewachſen fühlte, die mir beſonders am Herzen lagen, ſelbſtändig aufzutreten. Vergebens würde ich unternehmen, darſtellend oder betrachtend, den eigentlichen Geiſt und Sinn jener Tage wieder hervorzurufen, wenn nicht die beyden Jahrgänge gedachter Zeitung mir die entſchiedenſten Documente ſelbſt anböten. Auszüge von Stellen, an denen ich mich wieder erkenne, mögen mit ähnlichen Aufſätzen künftig am ſchicklichen Orte erſcheinen.

Bey einem ſo lebhaften Austauſch von Kenntniſſen, Meynungen, Ueberzeugungen, lernte ich Höpfnern ſehr bald näher kennen und gewann ihn lieb. Sobald wir allein waren, ſprach ich mit ihm über Gegenſtände ſeines Fachs, welches ja auch mein Fach ſeyn ſollte, und fand eine ſehr natürlich zuſammenhängende Aufklärung und Belehrung. Ich war mir damals noch nicht deutlich bewußt, daß ich wohl aus Büchern und im Geſpräch; nicht aber durch den zuſammenhängenden Catheder-Vortrag etwas lernen konnte. Das Buch erlaubte mir, bey einer Stelle zu verweilen, ja rückwärts zu ſehen, welches der mündliche Vortrag und der Lehrer nicht geſtatten konnte. Manchmal ergriff mich zu Anfang der Stunde ein Gedanke dem ich nachhing, darüber das Folgende verlor und ganz aus dem Zuſammenhang gerieth. Und ſo war es mir auch in den juriſtiſchen Collegien ergangen, weshalb ich gar manchen Anlaß nehmen konnte, mich mit Höpfnern zu

beſprechen, der denn ſehr gern in meine Zweifel und Bedenken einging, auch manche Lücken ausglich, ſo daß in mir der Wunſch entſtand, in Gießen bey ihm zu verweilen, um mich an ihm zu unterrichten, ohne mich doch von meinen Wetzlariſchen Neigungen allzu weit zu entfernen. Gegen dieſen meinen Wunſch arbeiteten die beyden Freunde erſt unwiſſend, ſodann wiſſentlich: denn beyde eilten nicht allein ſelbſt von hier wegzukommen, ſondern beyde hatten ſogar ein Intereſſe, mich aus dieſer Gegend wegzubringen.

Schloſſer entdeckte mir, daß er erſt in ein freundſchaftliches, dann in ein näheres Verhältniß zu meiner Schweſter gekommen ſey, und daß er ſich nach einer baldigen Anſtellung umſehe, um ſich mit ihr zu verbinden. Dieſe Erklärung machte mich einigermaßen betroffen, ob ich ſie gleich in meiner Schweſter Briefen ſchon längſt hätte finden ſollen; aber wir gehen leicht über das hinweg,

was die gute Meynung, die wir von uns ſelbſt hegen, verletzen könnte, und ich bemerkte nun erſt, daß ich wirklich auf meine Schweſter eiferſüchtig ſey: eine Empfindung, die ich mir um ſo weniger verbarg, als ſeit meiner Rückkehr von Straßburg unſer Verhältniß noch viel inniger geworden war. Wie viel Zeit hatten wir nicht gebraucht, um uns wechſelſeitig die kleinen Herzensangelegenheiten, Liebes- und andere Händel mitzutheilen, die in der Zwiſchenzeit vorgefallen waren! und hatte ſich nicht auch im Felde der Einbildungskraft vor mir eine neue Welt aufgethan, in die ich ſie doch auch einführen mußte? Meine eignen kleinen Machwerke, eine weit ausgebreitete Weltpoeſie, mußten ihr nach und nach bekannt werden. So überſetzte ich ihr aus dem Stegreiſe ſolche Homeriſche Stellen, an denen ſie zunächſt Antheil nehmen konnte. Die Clarkeſche wörtliche Ueberſetzung las ich deutſch, ſo gut es gehen wollte, herunter, mein Vortrag verwandelte ſich gewöhnlich in

metriſche Wendungen und Endungen, und die Lebhaftigkeit, womit ich die Bilder gefaßt hatte, die Gewalt womit ich ſie ausſprach, hoben alle Hinderniſſe einer verſchränkten Wortſtellung; dem was ich geiſtreich hingab, folgte ſie mit dem Geiſte. Manche Stunden des Tags unterhielten wir uns auf dieſe Weiſe; verſammelte ſich hingegen ihre Geſellſchaft, ſo wurden der Wolf Fenris und der Affe Hannemann einſtimmig hervorgerufen, und wie oft habe ich nicht die berühmte Geſchichte, wie Thor und ſeine Begleiter von den zauberiſchen Rieſen geäfft werden, umſtändlich wiederholen müſſen! Daher iſt mir auch von allen dieſen Dichtungen ein ſo angenehmer Eindruck geblieben, daß ſie noch immer unter das Wertheſte gehören, was meine Einbildungskraft ſich hervorrufen mag. In mein Verhältniß zu den Darmſtädtern hatte ich meine Schweſter auch hineingezogen, und ſogar meine Wanderungen und Entfernungen mußten unſer Band feſter knüpfen, da ich mich von allem

was mir begegnete, brieflich mit ihr unterhielt, ihr jedes kleine Gedicht, wenn es auch nur ein Ausrufungszeichen gewesen wäre, sogleich mittheilte, und ihr zunächst alle Briefe die ich erhielt, und alle Antworten die ich darauf ertheilte, sehen ließ. Alle diese lebhafte Regung hatte seit meiner Abreise von Frankfurt gestockt, mein Aufenthalt zu Wetzlar war zu einer solchen Unterhaltung nicht ausgiebig genug, und dann mochte die Neigung zu Lotten den Aufmerksamkeiten gegen meine Schwester Eintrag thun; genug, sie fühlte sich allein, vielleicht vernachlässigt, und gab um so eher den redlichen Bemühungen eines Ehrenmanns Gehör, welcher ernst und verschlossen, zuverlässig und schätzenswerth, ihr seine Neigung, mit der er sonst sehr kargte, leidenschaftlich zugewendet hatte. Ich mußte mich nun wohl darein ergeben, und meinem Freunde sein Glück gönnen, indem ich mir jedoch heimlich mit Selbstvertrauen zu sagen nicht unterließ, daß wenn der Bruder nicht abwe-

ſend geweſen wäre, es mit dem Freunde ſo weit nicht hätte gedeihen können.

Meinem Freund und vermuthlichen Schwager war nun freylich ſehr daran gelegen, daß ich nach Hauſe zurückkehrte, weil durch meine Vermittelung ein freyerer Umgang möglich ward, deſſen das Gefühl dieſes von zärtlicher Neigung unvermuthet getroffenen Mannes äußerſt zu bedürfen ſchien. Er nahm daher, als er ſich bald entfernte, von mir das Verſprechen, daß ich ihm zunächſt folgen wollte.

Von Merken, der eben freye Zeit hatte, hoffte ich nun, daß er ſeinen Aufenthalt in Gießen verlängern würde, damit ich einige Stunden des Tags mit meinem guten Höpfner zubringen könnte, indeſſen der Freund ſeine Zeit an die Frankfurter gelehrten Anzeigen wendete; allein er war nicht zu bewegen, und wie meinen Schwager die Liebe, ſo trieb dieſen der Haß von der Univerſität hinweg.

Denn wie es angeborene Antipathieen giebt, so wie gewisse Menschen die Katzen nicht leiden können, andern dieses oder jenes in der Seele zuwider ist, so war Merk ein Todfeind aller academischen Bürger, die nun freylich zu jener Zeit in Gießen sich in der tiefsten Rohheit gefielen. Mir waren sie ganz recht: ich hätte sie wohl auch als Masken in eins meiner Fastnachtsspiele brauchen können; aber ihm verdarb ihr Anblick bey Tage, und des Nachts ihr Gebrüll, jede Art von gutem Humor. Er hatte die schönste Zeit seiner jungen Tage in der französischen Schweiz zugebracht und nachher den erfreulichen Umgang von Hof-, Welt- und Geschäftsleuten und gebildeten Literatoren genossen; mehrere Militärpersonen, in denen ein Streben nach Geistescultur rege geworden, suchten ihn auf, und so bewegte er sein Leben in einem sehr gebildeten Zirkel. Daß ihn daher jenes Unwesen ärgerte, war nicht zu verwundern; allein seine Abneigung gegen die Studiosen war wirk-

Berathung für die Folge sich nothwendig machte. Ist gleich die Epoche noch nicht völlig erschienen, so ist doch das bisher Geschehene wichtig genug und die gegenwärtige Lage aller Aufmerksamkeit würdig. Wir verspäten daher nicht länger eine Nachricht welche die sämtliche Gewerkschaft nach unserm Versprechen erwarten kann, und hoffen daß auch dadurch das Zutrauen zu dem Werke sowohl als zu denen, die das Werk bisher beschäftigt hat, sich befestigen werde.

Aus jener im Jahre 1788 mitgetheilten Nachricht, wie aus einem von dem damaligen Bergsecretär Voigt in dem Jahre 1789 an die sämtliche Gewerkschaft abgelassenen Schreiben, ist im Allgemeinen bekannt: daß man, sogleich nach stärkern auf dem Zechstein angehauenen Wassern, welche mit dem Interims-Zeug nicht zu gewältigen gewesen, Anstalt machte, über dem tiefen Stollen ein starkes Kunstzeug vorzurichten und sobald die Risse und Anschläge entworfen und von Kunstverständigen hinlänglich geprüft worden waren, unverzüglich zur Arbeit schritt.

In dem M. Julius 1788 wurde die Ausbrechung der Radstube vollendet und das Rad gehängt, in dem M. August war das ganze Kunstzeug fertig. Das oberschlägige 40 Fuß hohe Kunstrad wirckte in den beyden kurzen Stößen des Schachtes auf doppelte Gestänge; in dem einen Stoße brachte man, in gehöriger Entfernung von einander, zwey neue Kunstsätze an, in dem andern aber behielt man vorerst den achtzölligen Satz noch bey, dessen man sich bey der ersten Gewältigung der Wasser durch das Interims-Zeug bedient hatte.

So fieng man die Gewältigung durch successive Vorrichtung der Kunstsätze an, und kam damit

lich leidenſchaftlicher als es einem geſetzten Mann geziemte, wiewohl er mich durch ſeine geiſtreichen Schilderungen ihres ungeheuerlichen Ausſehns und Betragens ſehr oft zum Lachen brachte. Höpfners Einladungen und mein Zureden halfen nichts, ich mußte bald möglichſt mit ihm nach Wetzlar wandern.

Kaum konnte ich erwarten, bis ich ihn bey Lotten eingeführt; allein ſeine Gegenwart in dieſem Kreiſe gerieth mir nicht zum Gedeihen: denn wie Mephiſtopheles, er mag hintreten wohin er will, wohl ſchwerlich Segen mitbringt; ſo machte er mir, durch ſeine Gleichgültigkeit gegen dieſe geliebte Perſon, wenn er mich auch nicht zum Wanken brachte, doch wenigſtens keine Freude. Ich konnte es wohl vorausſehen, wenn ich mich erinnert hätte, daß gerade ſolche ſchlanke zierliche Perſonen, die eine lebendige Heiterkeit um ſich her verbreiten, ohne weitere Anſprüche zu machen, ihm nicht ſonderlich gefielen. Er zog

sehr schnell die Junonische Gestalt einer ihrer Freundinnen vor, und da es ihm an Zeit gebrach, ein näheres Verhältniß anzuknüpfen; so schalt er mich recht bitter aus, daß ich mich nicht um diese prächtige Gestalt bemüht, um so mehr, da sie frey, ohne irgend ein Verhältniß sich befinde. Ich verstehe eben meinen Vortheil nicht, meynte er, und er sehe höchst ungern auch hier meine besondere Liebhaberey, die Zeit zu verderben.

Wenn es gefährlich ist, einen Freund mit den Vorzügen seiner Geliebten bekannt zu machen, weil er sie wohl auch reizend und begehrenswürdig finden möchte; so ist die umgekehrte Gefahr nicht geringer, daß er uns durch seine Abstimmung irre machen kann. Dieses war zwar hier der Fall nicht: denn ich hatte mir das Bild ihrer Liebenswürdigkeit tief genug eingedruckt, als daß es so leicht auszulöschen gewesen wäre; aber seine Gegenwart, sein Zureden beschleunigte doch den Ent-

ſchluß, den Ort zu verlaſſen. Er ſtellte mir eine Rheinreiſe, die er eben mit Frau und Sohn zu machen im Begriff ſey, ſo reizend vor, und erregte die Sehnſucht, diejenigen Gegenſtände endlich mit Augen zu ſehn, von denen ich ſo oft mit Neid hatte erzählen hören. Nun, als er ſich entfernt hatte, trennte ich mich von Charlotten zwar mit reinerem Gewiſſen als von Friedriken, aber doch nicht ohne Schmerz. Auch dieſes Verhältniß war durch Gewohnheit und Nachſicht leidenſchaftlicher als billig von meiner Seite geworden; ſie dagegen und ihr Bräutigam hielten ſich mit Heiterkeit in einem Maaße, das nicht ſchöner und liebenswürdiger ſeyn konnte, und die eben hieraus entſpringende Sicherheit ließ mich jede Gefahr vergeſſen. Indeſſen konnte ich mir nicht verbergen, daß dieſem Abenteuer ſein Ende bevorſtehe: denn von der zunächſterwarteten Beförderung des jungen Mannes hing die Verbindung mit dem liebenswürdigen Mädchen ab; und da der Menſch, wenn

er einigermaßen resolut ist, auch das Nothwendige selbst zu wollen übernimmt, so faßte ich den Entschluß, mich freywillig zu entfernen, ehe ich durch das Unerträgliche vertrieben würde.

Dreyzehntes Buch.

Mit Merk war verabredet, daß wir uns zur ſchönen Jahrszeit in Coblenz bey Frau von Laroche treffen wollten. Ich hatte mein Gepäck nach Frankfurt, und was ich unterwegs brauchen könnte, durch eine Gelegenheit die Lahn hinunter geſendet, und wandertz nun dieſen ſchönen, durch ſeine Krümmungen lieblichen, in ſeinen Ufern ſo mannigfaltigen Fluß hinunter, dem Entſchluß nach frey, dem Gefühle nach befangen, in einem Zuſtande, in welchem uns die Gegenwart der ſtummlebendigen Natur ſo wohlthätig iſt. Mein Auge, geübt die maleriſchen und übermaleriſchen Schönheiten der Landſchaft zu entdecken, ſchwelgte in Betrachtung der Nähen und Fernen, der bebuſchten Felſen, der ſonnigen Wipfel, der feuchten Gründe, der thre-

nenden Schlöſſer und der aus der Ferne lockenden blauen Bergreihen.

Ich wanderte auf dem rechten Ufer des Fluſſes, der in einiger Tiefe und Entfernung unter mir, von reichem Weidengebüſch zum Theil verdeckt, im Sonnenlicht hinglänzte. Da ſtieg in mir der alte Wunſch wieder auf, ſolche Gegenſtände würdig nachahmen zu können. Zufällig hatte ich ein ſchönes Taſchenmeſſer in der linken Hand, und in dem Augenblicke trat aus dem tiefen Grunde der Seele gleichſam befehlshaberiſch hervor: ich ſollte dieß Meſſer ungeſäumt in den Fluß ſchleudern. Sähe ich es hineinfallen, ſo würde mein künſtleriſcher Wunſch erfüllt werden; würde aber das Eintauchen des Meſſers durch die überhängenden Weidenbüſche verdeckt, ſo ſollte ich Wunſch und Bemühung fahren laſſen. So ſchnell als dieſe Grille in mir aufſtieg, war ſie auch ausgeführt. Denn ohne auf die Brauchbarkeit des Meſſers zu ſehn,

das gar manche Geräthſchaften in ſich vereinigte, ſchleuderte ich es mit der Linken, wie ich es hielt, gewaltſam nach dem Fluſſe hin. Aber auch hier mußte ich die trügliche Zweydeutigkeit der Orakel, über die man ſich im Alterthum ſo bitter beklagt, erfahren. Des Meſſers Eintauchen in den Fluß ward mir durch die letzten Weidenzweige verborgen, aber das dem Sturz entgegenwirkende Waſſer ſprang wie eine ſtarke Fontaine in die Höhe, und war mir vollkommen ſichtbar. Ich legte dieſe Erſcheinung nicht zu meinen Gunſten aus, und der durch ſie in mir erregte Zweifel war in der Folge Schuld, daß ich dieſe Uebungen unterbrochner und fahrläſſiger anſtellte, und dadurch ſelbſt Anlaß gab, daß die Deutung des Orakels ſich erfüllte. Wenigſtens war mir für den Augenblick die Außenwelt verleidet, ich ergab mich meinen Einbildungen und Empfindungen, und ließ die wohlgelegenen Schlöſſer und Ortſchaften Wellburg, Limburg, Diez und Naſſau nach und nach

hinter mir, meistens allein, nur manchmal auf kurze Zeit mich zu einem andern gesellend.

Nach einer so angenehmen Wanderung von einigen Tagen, gelangte ich nach Ems, wo ich einige Male des sanften Bades genoß, und sodann auf einem Kahne den Fluß hinabwärts fuhr. Da eröffnete sich mir der alte Rhein, die schöne Lage von Oberlahnstein entzückte mich; über alles aber herrlich und majestätisch erschien das Schloß Ehrenbreitstein, welches in seiner Kraft und Macht, vollkommen gerüstet dastand. In höchst lieblichem Contrast lag an seinem Fuß das wohlgebaute Oertchen Thal genannt, wo ich mich leicht zu der Wohnung des Geheimenraths von Laroche finden konnte. Angekündigt von Merk, ward ich von dieser edlen Familie sehr freundlich empfangen, und geschwind als ein Glied derselben betrachtet. Mit der Mutter verband mich mein belletristisches und sentimentales Streben, mit dem

nach vielen Schwierigkeiten bis 30 Lachter saigere Teufe nieder. Im December 1788 brach über dieser Arbeit ein Krummzapfen und während daß man diesen Schaden herzustellen bemühet war, trat die bekannte große Kälte dieses Monats ein, bey welcher der Kunstgraben, welcher auf zwey Stunden weit hergeführet ist, sich dergestalt mit Eis versetzte, daß die erforderlichen Wasser in demselben vor Eintritt des Frühjahrs nicht hereingebracht werden kouten.

Die Commission hatte es an genauer Aufsicht der bisherigen Arbeiten nicht ermangeln lassen und im Ganzen keine Ursache gehabt, mit dem Bau unzufrieden zu seyn. Der Werkmeister hatte dabey, so wie er sich durch die Erbauung des Interims-Kunstzeugs vortheilhaft gezeigt und durch eine Reise auf den Harz noch mehr qualificirt hatte, Proben seiner eigenen Fähigkeit und Thätigkeit gegeben. Es lies sich aber doch bemerken, daß er durch seine Untergebenen nicht gehörig unterstützt wurde, zumahl es ihnen an hinlänglicher Uebung und Erfahrung zu einem so wichtigen Werke gebrach, ein Umstand der um desto bedenklicher wurde, als der Werkmeister sich diesen Arbeiten nicht allein widmen konnte, sondern durch andere übernommene Baue abgehalten wurde, beständig genaue Aufsicht zu führen. Man hatte zwar seit dem Wiederangriff des Werks Bedacht genommen, gute Leute anzuziehen, allein noch hatte die Kürze der Zeit nicht erlaubt, den Endzweck völlig zu erreichen. Eben so hatte man sich bemühet, schon gebildete Arbeiter von fremden Orten zu erlangen, allein auch diese Bemühungen hatten nicht den erwünschten Erfolg. Demohnerachtet lies man hierin nicht nach, besonders da man es bey den neuesten Ereignissen des Bergbaues

auf

Vater ein heiterer Weltſinn, und mit den Töchtern meine Jugend.

Das Haus, ganz am Ende des Thals, wenig erhöht über dem Fluß gelegen, hatte die freye Ausſicht den Strom hinabwärts. Die Zimmer waren hoch und geräumig, und die Wände galerieartig mit aneinanderſtoßenden Gemälden behangen. Jedes Fenſter, nach allen Seiten hin, machte den Rahmen zu einem natürlichen Bilde, das durch den Glanz einer milden Sonne ſehr lebhaft hervortrat; ich glaubte nie ſo heitere Morgen und ſo herrliche Abende geſehn zu haben.

Nicht lange war ich allein der Gaſt im Hauſe. Zu dem Congreß, der hier theils im artiſtiſchen, theils im empfindſamen Sinne gehalten werden ſollte, war auch Leuchſenring beſchieden, der von Düſſeldorf heraufkam. Dieſer Mann, von ſchönen Kenntniſſen in der neuern Literatur, hatte ſich auf ver-

ſchiedenen Reiſen, beſonders aber bey ſeinem Aufenthalte in der Schweiz, viele Bekanntſchaften, und da er angenehm und einſchmeichelnd war, viele Gunſt erworben. Er führte mehrere Chatoullen bey ſich, welche den vertrauten Briefwechſel mit mehreren Freunden enthielten: denn es war überhaupt eine ſo allgemeine Offenherzigkeit unter den Menſchen, daß man mit keinem Einzelnen ſprechen, oder an ihn ſchreiben konnte, ohne es zugleich als an mehrere gerichtet zu betrachten. Man ſpähte ſein eigen Herz aus und das Herz der andern, und bey der Gleichgültigkeit der Regierungen gegen eine ſolche Mittheilung, bey der durchgreifenden Schnelligkeit der Taxiſchen Poſten, der Sicherheit des Siegels, dem leidlichen Porto, griff dieſer ſittliche und literariſche Verkehr bald weiter um ſich.

Solche Correſpondenzen, beſonders mit bedeutenden Perſonen, wurden ſorgfältig geſammelt und alsdann, bey freundſchaftlichen Zu-

ſammenkünften, auszugsweiſe vorgeleſen; und ſo ward man, da politiſche Discurſe wenig Intereſſe hatten, mit der Breite der moraliſchen Welt ziemlich bekannt.

Leuchſenrings Chatoullen enthielten in dieſem Sinne manche Schätze. Die Briefe einer Julie Bondeli wurden ſehr hochgeachtet; ſie war, als Frauenzimmer von Sinn und Verdienſt, und als Rouſſeau's Freundinn, berühmt. Wer mit dieſem außerordentlichen Manne nur irgend in Verhältniß geſtanden hatte, genoß Theil an der Glorie, die von ihm ausging, und in ſeinem Namen war eine ſtille Gemeinde weit und breit ausgeſäet.

Ich wohnte dieſen Vorleſungen gerne bey, indem ich dadurch in eine unbekannte Welt verſetzt wurde, und das Innere mancher kurz vergangenen Begebenheit kennen lernte. Freylich war nicht alles gehaltreich; und Herr von Laroche, ein heiterer Welt- und Geſchäfts-

mann, der ſich, obgleich Katholik, ſchon in Schriften über das Mönch- und Pfaffthum luſtig gemacht hatte, glaubte auch hier eine Verbrüderung zu ſehen, wo mancher Einzelne ohne Werth, ſich durch Verbindung mit bedeutenden Menſchen aufſtutze, wobey am Ende wohl er, aber nicht jene gefördert würden. Meiſtens entzog ſich dieſer wackere Mann der Geſellſchaft, wenn die Chatoullen eröffnet wurden. Hörte er auch wohl einmal einige Briefe mit an, ſo konnte man eine ſchalkhafte Bemerkung erwarten. Unter andern ſagte er einſtens, er überzeuge ſich bey dieſer Correſpondenz noch mehr von dem was er immer geglaubt habe, daß Frauenzimmer alles Siegellack ſparen könnten, ſie ſollten nur ihre Briefe mit Stecknadeln zuſtecken und dürften verſichert ſeyn, daß ſie uneröffnet an Ort und Stelle kämen. Auf gleiche Weiſe pflegte er mit allem was außer dem Lebens- und Thätigkeitskreiſe lag, zu ſcherzen und folgte hierin der Sinnesart ſeines Herrn und

Meiſters, des Grafen Stadion, Churmaynziſchen Miniſters, welcher gewiß nicht geeignet war, den Welt- und Kaltſinn des Knaben durch Ehrfurcht vor irgend einem Ahndungsvollen in's Gleichgewicht zu ſetzen.

Eine Anecdote von dem großen practiſchen Sinne des Grafen hingegen möge hier Platz finden. Als er den verwaiſten Laroche lieb gewann und zu ſeinem Zögling erkohr, forderte er von dem Knaben gleich die Dienſte eines Secretairs. Er gab ihm Briefe zu beantworten, Depeſchen auszuarbeiten, die denn auch von ihm mundirt, öfter ſchiffrirt, geſiegelt und überſchrieben werden mußten. Dieſes dauerte mehrere Jahre. Als der Knabe zum Jüngling herangereift war und dasjenige wirklich leiſtete, was er ſich bisher nur eingebildet hatte, führte ihn der Graf an einen großen Schreibtiſch, in welchem ſämmtliche Briefe und Paquete, unerbrochen, als Exercitien der erſtern Zeit, aufbewahrt lagen.

Eine andere Uebung die der Graf seinem Zögling zumuthete, wird nicht so allgemeinen Beyfall finden. Laroche nämlich hatte sich üben müssen, die Hand seines Herrn und Meisters aufs genauste nachzuahmen, um ihn dadurch der Qual des Selbstschreibens zu überheben. Allein nicht nur in Geschäften sollte dieses Talent genutzt werden; auch in Liebeshändeln hatte der junge Mann die Stelle seines Lehrers zu vertreten. Der Graf war leidenschaftlich einer hohen und geistreichen Dame verbunden. Wenn er in deren Gesellschaft bis tief in die Nacht verweilte, saß indessen sein Secretair zu Hause und schmiedete die heißesten Liebesbriefe; darunter wählte der Graf und sendete noch gleich zur Nachtzeit das Blatt an seine Geliebte, welche sich denn doch wohl daran von dem unverwüstlichen Feuer ihres leidenschaftlichen Anbeters überzeugen mußte. Dergleichen frühe Erfahrungen mochten denn freylich dem Jüng-

ling nicht den beſten Begriff von ſchriftlichen Liebesunterhaltungen gegeben haben.

Ein unverſöhnlicher Haß gegen das Pfaffthum hatte ſich bey dieſem Manne, der zwey geiſtlichen Churfürſten diente, feſtgeſetzt, wahrſcheinlich entſprungen aus der Betrachtung des rohen, geſchmackloſen, geiſtverderblichen Frahenweſens, welches die Mönche in Deutſchland an manchen Orten zu treiben pflegten, und dadurch eine jede Art von Bildung hinderten und zerſtörten. Seine Briefe über das Mönchswesen machten großes Aufſehen; ſie wurden von allen Proteſtanten und von vielen Katholiken mit großem Beyfall aufgenommen.

Wenn ſich aber Herr von Laroche gegen alles was man Empfindung nennen könnte, auflehnte, und wenn er ſelbſt den Schein derſelben entſchieden von ſich abhielt, ſo verhehlte er doch nicht eine väterlich zarte Neigung

zu ſeiner älteſten Tochter, welche freylich nicht anders als liebenswürdig war: eher klein als groß von Geſtalt, niedlich gebaut; eine freye anmuthige Bildung, die ſchwärzeſten Augen und eine Geſichtsfarbe, die nicht reiner und blühender gedacht werden konnte. Auch ſie liebte ihren Vater und neigte ſich zu ſeinen Geſinnungen. Ihm, als thätigem Geſchäftsmann, war die meiſte Zeit durch Berufsarbeiten weggenommen, und weil die einkehrenden Gäſte eigentlich durch ſeine Frau und nicht durch ihn angezogen wurden, ſo konnte ihm die Geſellſchaft wenig Freude geben. Bey Tiſche war er heiter, unterhaltend, und ſuchte wenigſtens ſeine Tafel von der empfindſamen Würze frey zu halten.

Wer die Geſinnungen und die Denkweiſe der Frau von Laroche kennt, — und ſie iſt durch ein langes Leben und viele Schriften einem jeden Deutſchen ehrwürdig bekannt geworden, — der möchte vielleicht vermuthen,

daß hieraus ein häusliches Misverhältniß hätte entstehn müssen. Aber keineswegs! Sie war die wunderbarste Frau, und ich wüßte ihr keine andre zu vergleichen. Schlank und zart gebaut, eher groß als klein, hatte sie bis in ihre höheren Jahre eine gewisse Eleganz der Gestalt sowohl als des Betragens zu erhalten gewußt, die zwischen dem Benehmen einer Edeldame und einer würdigen bürgerlichen Frau gar anmuthig schwebte. Im Anzuge war sie sich mehrere Jahre gleich geblieben. Ein nettes Flügelhäubchen stand dem kleinen Kopfe und dem feinen Gesichte gar wohl, und die braune oder graue Kleidung gab ihrer Gegenwart Ruhe und Würde. Sie sprach gut, und wußte dem was sie sagte durch Empfindung immer Bedeutung zu geben. Ihr Betragen war gegen Jederman vollkommen gleich. Allein durch dieses alles ist noch nicht das Eigenste ihres Wesens ausgesprochen; es zu bezeichnen ist schwer. Sie schien an allem Theil zu nehmen, aber im Grunde wirkte

nichts an sie. Sie war mild gegen alles und konnte alles dulden ohne zu leiden; den Scherz ihres Mannes, die Zärtlichkeit ihrer Freunde, die Anmuth ihrer Kinder, alles erwiderte sie auf gleiche Weise, und so blieb sie immer sie selbst, ohne daß ihr in der Welt durch Gutes und Böses, oder in der Literatur durch Vortreffliches und Schwaches wäre beyzukommen gewesen. Dieser Sinnesart verdankt sie ihre Selbständigkeit bis in ein hohes Alter, bey manchen traurigen, ja kümmerlichen Schicksalen. Doch um nicht ungerecht zu seyn, muß ich erwähnen, daß ihre beyden Söhne, damals Kinder von blendender Schönheit, ihr manchmal einen Ausdruck ablockten, der sich von demjenigen unterschied, dessen sie sich zum täglichen Gebrauch bediente.

So lebte ich in einer neuen wundersam angenehmen Umgebung eine Zeitlang fort, bis Merk mit seiner Familie herankam. Hier entstanden sogleich neue Wahlverwandtschaften:

auf alle Fälle räthlicher finden muste, das Werk lieber etwas länger, als es ohnehin zur Nothwendigkeit geworden war, stehen zu lassen, statt dasselbe ohne erfahrne und geprüfte Arbeiter fortzusetzen.

Um desto eifriger war man bemühet die auswärts gepflogenen Unterhandlungen zu continuiren, und man war so glücklich daß von Sr. Churfürstl. Durchl. zu Sachsen auf Verwendung unsers gnädigsten Herrn, Hochfürstl. Durchl. einigen geschickten im Erzgebirge bisher angestellten Leuten die Erlaubniß ertheilt wurde, sich nach Ilmenau zu begeben und dort der Gewältigung der Wasser vorzustehen. Dieser höchsten Vergünstigung und einer gefälligen Mitwirkung eines hohen Geheimen Finanz-Collegii zu Dresden, und des Churfürstl. Oberbergamts zu Freyberg, verdankt man, daß in dem October 1789 zwey geschickte Leute, Steiger Süß und Schreiber, in Ilmenau eintreffen konten. Die Commission versäumte nicht, theils beyde Männer selbst aufs baldigste mit dem Werke bekannt zu machen, theils durch sie alles vorzubereiten was nöthig war um einen gleichfalls erbetenen Kunstverständigen bey seiner bald zu hoffenden Ankunft von der Lage der Sache in kurzer Zeit aufs genaueste zu unterrichten.

Gegen Ende des Februars kam dieser Mann, nemlich der Herr Berggeschworne Baldauf aus Schneeberg, in Ilmenau an und Fürstl. Commission begab sich auch dahin, um die nöthigen Deliberationen am Ort und Stelle vorzunehmen. Man hatte inzwischen zwar nicht unterlassen durch vorbenannte Kunst-Steiger den Versuch der Gewältigung mit der erbaueten Maschine unter Anwendung verschiedener praktischen Vortheile fortzusetzen. Hierbey war aber immer mehr wahr-

denn indem die beyden Frauen ſich einander näherten, hatte Merk mit Herrn von Laroche als Welt- und Geſchäftskenner, als unterrichtet und gereiſt, nähere Berührung. Der Knabe geſellte ſich zu den Knaben, und die Töchter fielen mir zu, von denen die älteſte mich gar bald beſonders anzog. Es iſt eine ſehr angenehme Empfindung, wenn ſich eine neue Leidenſchaft in uns zu regen anfängt, ehe die alte noch ganz verklungen iſt. So ſieht man bey untergehender Sonne gern auf der entgegengeſetzten Seite den Mond aufgehn und erfreut ſich an dem Doppelglanze der beyden Himmelslichter.

Nun fehlte es nicht an reicher Unterhaltung in und außer dem Hauſe. Man durchſtrich die Gegend; Ehrenbreitſtein dieſſeits, die Carthauſe jenſeits wurden beſtiegen. Die Stadt, die Moſelbrücke, die Fähre die uns über den Rhein brachte, alles gewährte das mannichfachſte Vergnügen. Noch nicht erbaut

war das neue Schloß; man führte uns an den Platz wo es stehn sollte, man ließ uns die vorschlägigen Risse davon sehen.

In diesem heitren Zustande entwickelte sich jedoch innerlich der Stoff der Unverträglichkeit, der in gebildeten wie in ungebildeten Gesellschaften gewöhnlich seine unfreundlichen Wirkungen zeigt. Merk, zugleich kalt und unruhig, hatte nicht lange jene Briefwechsl mit angehört, als er über die Dinge von denen die Rede war, so wie über die Personen und ihre Verhältnisse, gar manchen schalkhaften Einfall laut werden ließ, mir aber im Stillen die wunderlichsten Dinge eröffnete, die eigentlich darunter verborgen seyn sollten. Von politischen Geheimnissen war zwar keineswegs die Rede, auch nicht von irgend etwas, das einen gewissen Zusammenhang gehabt hätte; er machte mich nur auf Menschen aufmerksam, die, ohne sonderliche Talente, mit einem gewissen Geschick, sich persönlichen Ein-

fluß zu verſchaffen wiſſen, und durch die Bekanntſchaft mit vielen, aus ſich ſelbſt etwas zu bilden ſuchen; und von dieſer Zeit an hatte ich Gelegenheit dergleichen mehr zu bemerken. Da ſolche Perſonen gewöhnlich den Ort verändern, und als Reiſende bald hier bald da eintreffen, ſo kommt ihnen die Gunſt der Neuheit zu Gute, die man ihnen nicht beneiden noch verkümmern ſollte: denn es iſt dieſes eine herkömmliche Sache, die jeder Reiſende zu ſeinem Vortheil, jeder Bleibende zu ſeinem Nachtheil öfters erfahren hat.

Dem ſey nun wie ihm wolle, genug wir nährten von jener Zeit an eine gewiſſe unruhige, ja neidiſche Aufmerkſamkeit auf dergleichen Leute, die auf ihre eigne Hand hin und wieder zogen, ſich in jeder Stadt vor Anker legten, und wenigſtens in einigen Familien Einfluß zu gewinnen ſuchten. Einen zarten und weichen dieſer Zunftgenoſſen habe ich im Pater Brey, einen andern, tüchtigern und

derbern, in einem künftig mitzutheilenden Fastnachtsspiele, das den Titel führt: Satyros, oder der vergötterte Waldteufel, wo nicht mit Billigkeit, doch wenigstens mit gutem Humor dargestellt.

Indessen wirkten die wunderlichen Elemente unserer kleinen Gesellschaft noch so ganz leidlich auf einander; wir waren theils durch eigne Sitte und Lebensart gebändigt, theils aber auch durch jene besondere Weise der Hausfrau gemildert, welche von dem was um sie vorging, nur leicht berührt, sich immer gewissen ideellen Vorstellungen hingab, und indem sie solche freundlich und wohlwollend zu äußern verstand, alles Scharfe was in der Gesellschaft hervortreten mochte, zu mildern und das Unebne auszugleichen wußte.

Merk hatte noch eben zur rechten Zeit zum Aufbruch geblasen, so daß die Gesellschaft in dem besten Verhältniß aus einander

ging. Ich fuhr mit ihm und den Seinigen auf einer nach Maynz rückkehrenden Jacht den Rhein aufwärts, und obſchon dieſes an ſich ſehr langſam ging, ſo erſuchten wir noch überdieß den Schiffer, ſich ja nicht zu übereilen. So genoſſen wir mit Muße der unendlich mannigfaltigen Gegenſtände, die bey dem herrlichſten Wetter, jede Stunde an Schönheit zuzunehmen und ſowohl an Größe als an Gefälligkeit immer neu zu wechſeln ſcheinen; und ich wünſche nur, indem ich die Namen Rheinfels und St. Goar, Bacharach, Bingen, Elfeld und Biberich ausſpreche, daß jeder meiner Leſer im Stande ſey, ſich dieſe Gegenden in der Erinnerung hervorzurufen.

Wir hatten fleißig gezeichnet, und uns wenigſtens dadurch die tauſendfältige Abwechſelung jenes herrlichen Ufers feſter eingedruckt; aber auch unſer Verhältniß verinnigte ſich durch dieſes längere Zuſammenſeyn, durch die ver-

trauliche Mittheilung über ſo mancherley Dinge, dergeſtalt, daß Merk einen großen Einfluß über mich gewann, und ich ihm als ein guter Geſell zu einem behaglichen Daſeyn unentbehrlich ward. Mein durch die Natur geſchärfter Blick warf ſich wieder auf die Kunſtbeſchauung, wozu mir die ſchönen Frankfurter Sammlungen an Gemälden und Kupferſtichen die beſte Gelegenheit gaben, und ich bin der Neigung der Herren Etling, Ehrenreich, beſonders aber dem braven Nothnagel ſehr viel ſchuldig geworden. Die Natur in der Kunſt zu ſehen, ward bey mir zu einer Leidenſchaft, die in ihren höchſten Augenblicken andern, ſelbſt paſſionirten Liebhabern faſt wie Wahnſinn erſcheinen mußte; und wie konnte eine ſolche Neigung beſſer gehegt werden, als durch eine fortdauernde Betrachtung der trefflichen Werke der Niederländer. Damit ich mich aber auch mit dieſen Dingen werkthätig bekannt machen möchte, räumte mir Nothnagel ein Cabinett ein, wo ich alles fand,

was zur Oelmalerey nöthig war, und ich malte einige einfache Stilleben nach dem Wirklichen, auf deren einem ein Messerstiel von Schildpat mit Silber eingelegt, meinen Meister, der mich erst vor einer Stunde besucht hatte, dergestalt überraschte, daß er behauptete, es müsse während der Zeit einer von seinen untergeordneten Künstlern bey mir gewesen seyn.

Hätte ich geduldig fortgefahren mich an solchen Gegenständen zu üben, ihnen Licht und Schatten und die Eigenheiten ihrer Oberfläche abzugewinnen, ich hätte mir eine gewisse Praxis bilden und zum Höheren den Weg bahnen können; so aber verfolgte mich der Fehler aller Dilettanten, mit dem Schwersten anzufangen, ja sogar das Unmögliche leisten zu wollen, und ich verwickelte mich bald in größere Unternehmungen, in denen ich stecken blieb, sowohl weil sie weit über meine technischen Fähigkeiten hinauslagen, als weil

ich die liebevolle Aufmerkſamkeit und den gelaſſenen Fleiß, durch den auch ſchon der Anfänger etwas leiſtet, nicht immer rein und wirkſam erhalten konnte.

Auch wurde ich zu gleicher Zeit abermals in eine höhere Sphäre geriſſen, indem ich einige ſchöne Gypsabgüſſe antiker Köpfe anzuſchaffen Gelegenheit fand. Die Italiäner nämlich, welche die Meſſen beziehn, brachten manchmal dergleichen gute Exemplare mit, und verkauften ſie auch wohl, nachdem ſie eine Form darüber genommen. Auf dieſem Wege ſtellte ich mir ein kleines Muſeum auf, indem ich die Köpfe des Laokoon, ſeiner Söhne, der Niobe Töchter allmählich zuſammenbrachte, nicht weniger die Nachbildungen der bedeutendſten Werke des Alterthums im Kleinen, aus der Verlaſſenſchaft eines Kunſtfreundes ankaufte, und ſo mir jenen groſſen Eindruck, den ich in Mannheim gewonnen hatte, möglichſt wieder zu beleben ſuchte.

Indem ich nun alles was von Talent, Liebhaberey, oder ſonſt irgend einer Neigung in mir leben mochte, auszubilden, zu nähren und zu unterhalten ſuchte, verwendete ich eine gute Zeit des Tages, nach dem Wunſch meines Vaters, auf die Advocatur, zu deren Ausübung ich zufälliger Weiſe die beſte Gelegenheit fand. Nach dem Tode des Groſsvaters war mein Oheim Textor in den Rath gekommen, und übergab mir die kleineren Sachen, denen ich gewachſen war; welches die Gebrüder Schloſſer auch thaten. Ich machte mich mit den Acten bekannt, mein Vater las ſie ebenfalls mit vielem Vergnügen, da er ſich, durch Veranlaſſung des Sohns, wieder in einer Thätigkeit ſah, die er lange entbehrt hatte. Wir beſprachen uns darüber, und mit groſser Leichtigkeit machte ich alsdann die nöthigen Aufſätze. Wir hatten einen trefflichen Copiſten zur Hand, auf den man ſich zugleich wegen aller Canzleyförmlichkeiten verlaſſen konnte; und ſo war mir dieſes Geſchäft

eine um ſo angenehmere Unterhaltung, als es mich dem Vater näher brachte, der mit meinem Benehmen in dieſem Puncte völlig zufrieden, allem Uebrigen was ich trieb, gerne nachſah, in der ſehnlichen Erwartung, daß ich nun bald auch ſchriftſtelleriſchen Ruhm einärndten würde.

Weil nun in jeder Zeitepoche alles zuſammenhängt, indem die herrſchenden Meynungen und Geſinnungen ſich auf die vielfachſte Weiſe verzweigen, ſo befolgte man in der Rechtslehre nunmehr auch nach und nach alle diejenigen Maximen, nach welchen man Religion und Moral behandelte. Unter den Sachwaltern als den jüngern, ſodann unter den Richtern als den ältern, verbreitete ſich der Humanismus, und alles wetteiferte, auch in rechtlichen Verhältniſſen höchſt menſchlich zu ſeyn. Gefängniſſe wurden gebeſſert, Verbrechen entſchuldigt, Strafen gelindert, die Legitimationen erleichtert, Scheidungen und

wahrzunehmen, daß je tiefer man kam, die Waſſer ſtärker aufgiengen und alſo ſchwerer zu gewältigen waren.

Es wurde dieſes die Veranlaſſung, daß der Herr Berggeſchworne Baldauf ſogleich die Anlegung eines andern Kunſtzeugs über dem erſten räthlich fand, es wurde auch nach genauer Beſichtigung und Ausmeſſung des Locals ein Plan dazu entworfen und der Riß dazu verfertiget. Ein oberſchlägiges Rad ſollte über das Erſte gehängt und durch zwey liegende Schwingen, in welche die vertical in die Höhe ſchiebende Kurbſtangen eingreifen, das Geſtänge in Bewegung geſetzt werden. Dieſe neue ſtatt des Gebrauchs der ſonſt gewöhnlichen Kreuze empfohlene Vorrichtung hat ſich auch in der Folge ſehr vortheilhaft legitimirt. Nachdem auf dieſe Weiſe ſowohl die Verbeſſerung des ältern Kunſtzeugs, als die Anlegung des gedachten Neuen feſtgeſetzt worden war, wurden die beyden Steiger auf das genaueſte von der vorzunehmenden Arbeit unterrichtet.

In der Zwiſchenzeit hatte ſich der Herr Bergrath, Voigt, entſchloſſen, ſeinen beſtändigen Aufenthalt in Ilmenau zu nehmen und mit Beybehaltung ſeiner bisherigen Incumbenz der Führung des Gewerkenbuchs und Unterhaltung der gewerkſchaftlichen Correſpondenz über den neu zu führenden Kunſtbau gemeinſchaftlich mit dem ſchon beſtellten Bergbauamte die genaueſte Aufſicht zu führen. Es mußte dieſes der Commiſſion um ſo angenehmer ſeyn, da ſie durch einen der Sache völlig kundigen und zugleich in der Feder genugſam geübten Mann von der Ausführung des feſtgeſetzten Planes ununterbrochene Nachricht erhalten konte, wel-

Misheiraten befördert, und einer unserer vorzüglichen Sachwalter erwarb sich den höchsten Ruhm, als er einem Scharfrichtersohne den Eingang in das Collegium der Aerzte zu erfechten wußte. Vergebens widersetzten sich Gilden und Körperschaften; ein Damm nach dem andern ward durchbrochen. Die Duldsamkeit der Religionsparteyen gegen einander ward nicht bloß gelehrt, sondern ausgeübt, und mit einem noch größern Einflusse ward die bürgerliche Verfassung bedroht, als man Duldsamkeit gegen die Juden, mit Verstand, Scharfsinn und Kraft, der gutmüthigen Zeit anzuempfehlen bemüht war. Diese neuen Gegenstände rechtlicher Behandlung, welche außerhalb des Gesetzes und des Herkommens lagen und nur an billige Beurtheilung, an gemüthliche Theilnahme Anspruch machten, forderten zugleich einen natürlicheren und lebhafteren Stil. Hier war uns, den Jüngsten, ein heiteres Feld eröffnet, in welchem wir uns mit Lust herumtummelten, und ich erin-

nere mich noch gar wohl, daß ein Reichshofrathsagent mir, in einem solchen Falle, ein sehr artiges Belobungsschreiben zusendete. Die französischen plaidoyés dienten uns zu Mustern und zur Anregung.

Und somit waren wir auf dem Wege, bessere Redner als Juristen zu werden, worauf mich der solide Georg Schlosser einstmals tadelnd aufmerksam machte. Ich hatte ihm erzählt, daß ich meiner Partey eine mit vieler Energie zu ihren Gunsten abgefaßte Streitschrift vorgelesen, worüber sie mir grosse Zufriedenheit bezeigt. Hierauf erwiederte er mir: du hast dich in diesem Fall mehr als Schriftsteller, denn als Advocat bewiesen. Man muß niemals fragen wie eine solche Schrift dem Clienten, sondern wie sie dem Richter gefallen könne.

Wie nun aber Niemand noch so ernste und dringende Geschäfte haben mag, denen

er ſeinen Tag widmet, daß er nicht demungeachtet Abends ſo viel Zeit fände, das Schauſpiel zu beſuchen; ſo ging es auch mir, der ich, in Ermangelung einer vorzüglichen Bühne, über das deutſche Theater zu denken nicht aufhörte, um zu erforſchen, wie man auf demſelben allenfalls thätig mitwirken könnte. Der Zuſtand deſſelben in der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts iſt bekannt genug, und Jederman, der ſich davon zu unterrichten verlangt, findet überall bereite Hülfsmittel. Ich denke deswegen hier nur einige allgemeine Bemerkungen einzuſchalten.

Das Glück der Bühne beruhte mehr auf der Perſönlichkeit der Schauſpieler als auf dem Werthe der Stücke. Dieß war beſonders bey halb oder ganz extemporirten Stücken der Fall, wo alles auf den Humor und das Talent der comiſchen Schauſpieler ankam. Der Stoff ſolcher Stücke muß aus dem gemeinſten Leben genommen ſeyn, den Sitten

des Volks gemäß, vor welchem man ſpielt. Aus dieſer unmittelbaren Anwendbarkeit entſpringt der groſſe Beyfall, deſſen ſie ſich jederzeit zu erfreuen haben. Dieſe waren immer im ſüdlichen Deutſchland zu Hauſe, wo man ſie bis auf den heutigen Tag beybehält, und nur von Zeit zu Zeit dem Character der poſſenhaften Masken einige Veränderung zu geben, durch den Perſonenwechſel genöthigt iſt. Doch nahm das deutſche Theater, dem ernſten Character der Nation gemäß, ſehr bald eine Wendung nach dem Sittlichen, welche durch eine äußere Veranlaſſung noch mehr beſchleunigt ward. Unter den ſtrengen Chriſten entſtand nämlich die Frage, ob das Theater zu den ſündlichen und auf alle Fälle zu vermeidenden Dinge gehöre, oder zu den gleichgültigen, welche dem Guten gut, und nur dem Böſen bös werden könnten. Strenge Eiferer verneinten das Letztere, und hielten feſt darüber, daß kein Geiſtlicher je ins Theater gehen ſolle. Nun konnte die Gegen-

rede nicht mit Nachdruck geführt werden, als wenn man das Theater nicht allein für unſchädlich, ſondern ſogar für nützlich angab. Um nützlich zu ſeyn, mußte es ſittlich ſeyn, und dazu bildete es ſich im nördlichen Deutſchland um ſo mehr aus, als durch einen gewiſſen Halbgeſchmack die luſtige Perſon vertrieben ward, und obgleich geiſtreiche Köpfe für ſie einſprachen, dennoch weichen mußte, da ſie ſich bereits von der Derbheit des deutſchen Hanswurſts gegen die Niedlichkeit und Zierlichkeit der italiäniſchen und franzöſiſchen Harlekine gewendet hatte. Selbſt Scapin und Crispin verſchwanden nach und nach; den letztern habe ich zum letzten Mal von Koch, in ſeinem hohen Alter ſpielen ſehn.

Schon die Richardſonſchen Romane hatten die bürgerliche Welt auf eine zartere Sittlichkeit aufmerkſam gemacht. Die ſtrengen und unausbleiblichen Folgen eines weib-

lichen Fehltritts waren in der Clariſſe auf eine grauſame Weiſe zergliedert. Leſſings Miß Sara Sampſon behandelte daſſelbe Thema. Nun ließ der Kaufmann von London einen verführten Jüngling in der ſchrecklichſten Lage ſehen. Die franzöſiſchen Dramen hatten denſelben Zweck, verfuhren aber mäßiger und wußten durch Vermittelung am Ende zu gefallen. Diderot's Hausvater, der ehrliche Verbrecher, der Eſſighändler, der Philoſoph ohne es zu wiſſen, Eugenie und mehr dergleichen Werke waren dem ehrbaren Bürger- und Familienſinn gemäß, der immer mehr obzuwalten anfing. Bey uns gingen der dankbare Sohn, der Deſerteur aus Kindesliebe und ihre Sippſchaft denſelben Weg. Der Miniſter, Clementine und die übrigen Gehleriſchen Stücke, der deutſche Hausvater von Gemmingen, alle brachten den Werth des mittleren ja des unteren Standes zu einer gemüthlichen Anſchau-

ung, und entzückten das große Publicum. Eckhoff durch seine edle Persönlichkeit, die dem Schauspielerstand eine gewisse Würde mittheilte, deren er bisher entbehrte, hob die ersten Figuren solcher Stücke ungemein, indem der Ausdruck von Rechtlichkeit ihm, als einem rechtlichen Manne, vollkommen gelang.

Indem nun das deutsche Theater sich völlig zur Verweichlichung hinneigte, stand Schröder als Schriftsteller und Schauspieler auf, und bearbeitete, durch die Verbindung Hamburgs mit England veranlaßt, englische Lustspiele. Er konnte dabey den Stoff derselben nur im Allgemeinsten brauchen: denn die Originale sind meistens formlos, und wenn sie auch gut und planmäßig anfangen, so verlieren sie sich doch zuletzt ins Weite. Es scheint ihren Verfassern nur darum zu thun, die wunderlichsten Scenen anzubringen, und wer an ein gehaltenes Kunstwerk gewöhnt ist, sieht sich zuletzt umgern ins Grenzenlose ge-

trieben. Ueberdieß geht ein wildes und unsittliches, gemein-wüstes Wesen bis zum Unerträglichen so entschieden durch, daß es schwer seyn möchte, dem Plan und den Characteren alle ihre Unarten zu benehmen. Sie sind eine derbe und dabey gefährliche Speise, die bloß einer großen und halbverdorbenen Volksmasse zu einer gewissen Zeit genießbar und verdaulich gewesen seyn mag. Schröder hat an diesen Dingen mehr gethan als man gewöhnlich weiß; er hat sie von Grund aus verändert, dem deutschen Sinne angeähnlicht, und sie möglichst gemildert. Es bleibt ihnen aber immer ein herber Kern, weil der Scherz gar oft auf Mishandlung von Personen beruht, sie mögen es verdienen oder nicht. In diesen Darstellungen, welche sich gleichfalls auf dem Theater verbreiteten, lag also ein heimliches Gegengewicht jener allzu zarten Sittlichkeit, und die Wirkung beyder Arten gegen einander hinderte glücklicher Weise die Eintönigkeit, in die man sonst verfallen wäre.

Der Deutſche, gut und großmüthig von Natur, will Niemand gemishandelt wiſſen. Weil aber kein Menſch, wenn er auch noch ſo gut denkt, ſicher iſt, daß man ihm nicht etwas gegen ſeine Neigung unterſchiebt, auch das Luſtſpiel überhaupt immer etwas Schadenfreude bey dem Zuſchauer vorausſetzt oder erweckt, wenn es behagen ſoll; ſo gerieth man, auf einem natürlichen Wege, zu einem bisher für unnatürlich gehaltenen Benehmen: dieſes war, die höheren Stände herabzuſetzen und ſie mehr oder weniger anzutaſten. Die proſaiſche und poetiſche Satyre hatte ſich bisher immer gehütet, Hof und Adel zu berühren. Rabener enthielt ſich nach jener Seite hin alles Spottes, und blieb in einem niederen Kreiſe. Zachariä beſchäftigt ſich viel mit Landedelleuten, ſtellt ihre Liebhabereyen und Eigenheiten comiſch dar, aber ohne Misachtung. Thümmels Wilhelmine, eine kleine geiſtreiche Compoſition, ſo angenehm als kühn, erwarb ſich großen Beyfall, vielleicht auch

mit deswegen, weil der Verfasser, ein Edelmann und Hofgenosse, die eigne Classe nicht eben schonend behandelte. Den entschiedensten Schritt jedoch that Lessing in der Emilia Galotti, wo die Leidenschaften und ränkevollen Verhältnisse der höheren Regionen schneidend und bitter geschildert sind. Alle diese Dinge sagten dem aufgeregten Zeitsinne vollkommen zu; und Menschen von weniger Geist und Talent glaubten das Gleiche, ja noch mehr thun zu dürfen; wie denn Großmann in sechs unappetitlichen Schüsseln alle Leckerspeisen seiner Pöbelküche dem schadenfrohen Publicum auftischte. Ein redlicher Mann, Hofrath Reinhard, machte bey dieser unerfreulichen Tafel den Haushofmeister, zu Trost und Erbauung sämmtlicher Gäste. Von dieser Zeit an wählte man die theatralischen Bösewichter immer aus den höheren Ständen; doch mußte die Person Cammerjunker oder wenigstens Geheimsecretair seyn, um sich einer solchen Auszeichnung würdig zu machen.

welches auch durch ein umſtändlich geführtes Tagebuch geſchah und noch fortgeſetzt wird.

Auf dieſe Weiſe war man mit dem Brechen der Radſtube und Erbauung des Kunſtzeugs fertig geworden, man fieng die Gewältigung an, und indem man ſolche ununterbrochen fortſetzte, war man am Ende des vorigen Jahres in 60 Lachter Teufe unter dem Stollen niedergekommen.

Hier wird zuförderſt mit wenigem zu bemerken ſeyn, daß man in dieſer Zeit den Stollen gehörig unterhalten, und die Aufſicht darüber dem neu angekommenen Steiger, Schreiber, gegeben.

Gleichfals hat man durch einen neu angeſtellten Grabenſteiger, die möglichſte Sorgfalt auf den Graben wenden laſſen und durch deſſen zeitige Deckung und andere Vorkehrungen dieſen ganzen Winter die Aufſchlagwaſſer ununterbrochen in die Grube leiten können.

Auch kann man nicht unangezeigt laſſen, daß Ihro des regierenden Herzogs von Weimar, Hochfürſtl. Durchlaucht, Ihre gnädigſte landesherrliche und landesväterliche Vorſorge bis auf dieſen Augenblick fortzuſetzen geruhet, und diejenigen Koſten welche die Direction des Werks betreffen, und zur Erreichung der Einleitung und Ueberſicht erfordert worden, aus ihren Cammermitteln bezahlen laſſen.

So iſt auch, das in Ilmenau zum Beſten der Bergleute angelegte Kornmagazin, in dieſen lezten Zeiten des theuren Fruchtpreiſſes, den Bergleuten immer eröffnet geblieben, und hat ſolchen beſonders in dieſen Jahren zu groſſer Erleichterung gedient, ja man kann wohl ſagen, ihre Subſiſtenz allein möglich gemacht.

Zu den allergottlosesten Schaubildern aber erkohr man die obersten Chargen und Stellen des Hof- und Civiletats im Adreßcalender, in welcher vornehmen Gesellschaft denn doch noch die Justizarien, als Bösewichter der ersten Instanz, ihren Platz fanden.

Doch indem ich schon fürchten muß, über die Zeit hinausgegriffen zu haben, von der hier die Rede seyn kann, kehre ich auf mich selbst zurück, um des Dranges zu erwähnen, den ich empfand, mich in freyen Stunden mit den einmal ausgesonnenen theatralischen Planen zu beschäftigen.

Durch die fortdauernde Theilnahme an Shakspeares Werken hatte ich mir den Geist so ausgeweitet, daß mir der enge Bühnenraum und die kurze, einer Vorstellung zugemessene Zeit keineswegs hinlänglich schienen, um etwas Bedeutendes vorzutragen. Das Leben des biedern Goetz von Berlichingen,

von ihm ſelbſt geſchrieben, trieb mich in die hiſtoriſche Behandlungsart, und meine Einbildungskraft dehnte ſich dergeſtalt aus, daß auch meine dramatiſche Form alle Theatergrenzen überſchritt, und ſich den lebendigen Ereigniſſen mehr und mehr zu nähern ſuchte. Ich hatte mich davon, ſo wie ich vorwärts ging, mit meiner Schweſter umſtändlich unterhalten, die an ſolchen Dingen mit Geiſt und Gemüth Theil nahm, und ich erneuerte dieſe Unterhaltung ſo oft, ohne nur irgend zum Werke zu ſchreiten, daß ſie zuletzt ungeduldig und wohlwollend dringend bat, mich nur nicht immer mit Worten in die Luft zu ergehn, ſondern endlich einmal das was mir ſo gegenwärtig wäre, auf das Papier feſtzubringen. Durch dieſen Antrieb beſtimmt, fing ich eines Morgens zu ſchreiben an, ohne daß ich einen Entwurf oder Plan vorher aufgeſetzt hätte. Ich ſchrieb die erſten Scenen, und Abends wurden ſie Cornelien vorgeleſen. Sie ſchenkte ihnen vielen Beyfall, jedoch nur bedingt,

indem ſie zweifelte, daß ich ſo fortfahren würde, ja ſie äußerte ſogar einen entſchiedenen Unglauben an meine Beharrlichkeit. Dieſes reizte mich nur um ſo mehr; ich fuhr den nächſten Tag fort, und ſo den dritten; die Hoffnung wuchs bey den täglichen Mittheilungen, auch mir ward alles von Schritt zu Schritt lebendiger, indem mir ohnehin der Stoff durchaus eigen geworden; und ſo hielt ich mich ununterbrochen ans Werk, das ich geradeswegs verfolgte, ohne weder rückwärts, noch rechts, noch links zu ſehn, und in etwa ſechs Wochen hatte ich das Vergnügen, das Manuſcript geheftet zu erblicken. Ich theilte es Merken mit, der verſtändig und wohlwollend darüber ſprach; ich ſendete es Herdern zu, der ſich unfreundlich und hart dagegen äußerte, und nicht ermangelte, in einigen gelegentlichen Schmähgedichten mich deshalb mit ſpöttiſchen Namen zu bezeichnen. Ich ließ mich dadurch nicht irre machen, ſondern faßte meinen Gegenſtand ſcharf ins Auge

ge, der Wurf war einmal gethan, und es fragte ſich nur, wie man die Steine im Brett vortheilhaft ſetzte. Ich ſah wohl, daß mir auch hier Niemand rathen würde, und als ich nach einiger Zeit mein Werk wie ein fremdes betrachten konnte, ſo erkannte ich freylich daß ich, bey dem Verſuch auf die Einheit der Zeit und des Orts Verzicht zu thun, auch der höheren Einheit, die um deſto mehr gefordert wird, Eintrag gethan hatte. Da ich mich, ohne Plan und Entwurf, bloß der Einbildungskraft und einem innern Trieb überließ, ſo war ich von vorne herein ziemlich bey der Klinge geblieben, und die erſten Acte konnten für das was ſie ſeyn ſollten, gar füglich gelten; in den folgenden aber, und beſonders gegen das Ende, riß mich eine wunderſame Leidenſchaft unbewußt hin. Ich hatte mich, indem ich Adelheid liebenswürdig zu ſchildern trachtete, ſelbſt in ſie verliebt, unwillkührlich war meine Feder nur ihr gewidmet, das Intereſſe an ihrem Schickſal nahm über-

hand, und wie ohnehin gegen das Ende Goetz außer Thätigkeit geſetzt iſt, und dann nur zu einer unglücklichen Theilnahme am Bauernkriege zurückkehrt; ſo war nichts natürlicher, als daß eine reizende Frau ihn bey dem Autor ausſtach, der die Kunſtfeſſeln abſchüttelnd, in einem neuen Felde ſich zu verſuchen dachte. Dieſen Mangel, oder vielmehr dieſen tadelhaften Ueberfluß, erkannte ich gar bald, da die Natur meiner Poeſie mich immer zur Einheit hindrängte. Ich hegte nun, anſtatt der Lebensbeſchreibung Goethens und der deutſchen Alterthümer, mein eignes Werk im Sinne, und ſuchte ihm immer mehr hiſtoriſchen und nationalen Gehalt zu geben, und das was daran fabelhaft oder bloß leidenſchaftlich war, auszulöſchen; wobey ich freylich manches aufopferte, indem die menſchliche Neigung der künſtleriſchen Ueberzeugung weichen mußte. So hatte ich mir z. B. etwas Rechts zu Gute gethan, indem ich in einer grauſerlich nächtlichen Zigeunerſcene Adelheid auftreten und

ihre ſchöne Gegenwart Wunder thun ließ. Eine nähere Prüfung verbannte ſie, ſo wie auch der im vierten und fünften Acte umſtändlich ausgeführte Liebeshandel zwiſchen Franzen und ſeiner gnädigen Frau ſich ins Enge zog, und nur in ſeinen Hauptmomenten hervorleuchten durfte.

Ohne alſo an dem erſten Manuſcript irgend etwas zu verändern, welches ich wirklich noch in ſeiner Urgeſtalt beſitze, nahm ich mir vor, das Ganze umzuſchreiben, und leiſtete dieß auch mit ſolcher Thätigkeit, daß in wenigen Wochen ein ganz erneutes Stück vor mir lag. Ich ging damit um ſo raſcher zu Werke, je weniger ich die Abſicht hatte, dieſe zweyte Bearbeitung jemals drucken zu laſſen, ſondern ſie gleichfalls nur als Vorübung anſah, die ich künftig, bey einer mit mehrerem Fleiß und Ueberlegung anzuſtellenden neuen Behandlung, abermals zum Grunde legen wollte.

Als ich nun mancherley Vorſchläge, wie ich dieß anzufangen gedächte, Merken vorzutragen anfing, ſpottete er mein und fragte, was denn das ewige Arbeiten und Umarbeiten heißen ſolle? Die Sache werde dadurch nur anders und ſelten beſſer; man müſſe ſehn, was das Eine für Wirkung thue, und dann immer wieder was Neues unternehmen. — „Bey Zeit auf die Zäun', ſo trocknen die Windeln"! rief er ſprüchwörtlich aus; das Säumen und Zaudern mache nur unſichere Menſchen. Ich erwiederte ihm dagegen, daß es mir unangenehm ſeyn würde, eine Arbeit, an die ich ſo viele Neigung verwendet, einem Buchhändler anzubieten, und mir vielleicht gar eine abſchlägliche Antwort zu holen: denn wie ſollten ſie einen jungen, namenloſen und noch dazu verwegenen Schriftſteller beurtheilen? Schon meine Mitſchuldigen, auf die ich etwas hielt, hätte ich, als meine Scheu vor der Preſſe nach und nach verſchwand, gern

gedruckt gesehn; allein ich fand keinen geneigten Verleger.

Hier ward nun meines Freundes technisch-mercantilische Lust auf einmal rege. Durch die Frankfurter Zeitung hatte er sich schon mit Gelehrten und Buchhändlern in Verbindung gesetzt, wir sollten daher, wie er meynte, dieses seltsame und gewiß auffallende Werk auf eigne Kosten herausgeben, und es werde davon ein guter Vortheil zu ziehen seyn; wie er denn, mit so vielen andern, öfters den Buchhändlern ihren Gewinn nachzurechnen pflegte, der bey manchen Werken freylich groß war, besonders wenn man außer Acht ließ, wie viel wieder an anderen Schriften und durch sonstige Handelsverhältnisse verloren geht. Genug, es ward ausgemacht, daß ich das Papier anschaffen, er aber für den Druck sorgen solle; und somit ging es frisch ans Werk, und mir gefiel es gar nicht übel, meine wilde dramatische Skizze nach und nach in sau-

bern Aushängebogen zu ſehen: ſie nahm ſich wirklich reinlicher aus, als ich ſelbſt gedacht. Wir vollendeten das Werk, und es ward in vielen Packeten verſendet. Nun dauerte es nicht lange, ſo entſtand überall eine große Bewegung; das Aufſehn das es machte, ward allgemein. Weil wir aber, bey unſern beſchränkten Verhältniſſen, die Exemplare nicht ſchnell genug nach allen Orten zu vertheilen vermochten, ſo erſchien plötzlich ein Nachdruck; und da überdieß gegen unſere Ausſendungen freylich ſobald keine Erſtattung, am allerwenigſten eine baare, zurückerfolgen konnte: ſo war ich, als Hausſohn, deſſen Caſſe nicht in reichlichen Umſtänden ſeyn konnte, zu einer Zeit, wo man mir von allen Seiten her viel Aufmerkſamkeit, ja ſogar vielen Beyfall erwies, höchſt verlegen, wie ich nur das Papier bezahlen ſollte, auf welchem ich die Welt mit meinem Talent bekannt gemacht hatte. Merk, der ſich ſchon eher zu helfen wußte, hegte dagegen die beſten Hoffnungen, daß ſich

nächſtens alles wieder in's Gleiche ſtellen würde; ich bin aber nichts davon gewahr worden.

Schon bey den kleinen Flugſchriften, die ich ungenannt herausgab, hatte ich das Publicum und die Recenſenten auf meine eignen Koſten kennen lernen, und ich war auf Lob und Tadel ſo ziemlich vorbereitet, beſonders da ich ſeit mehreren Jahren immer nachging und beobachtete, wie man die Schriftſteller behandle, denen ich eine vorzügliche Aufmerkſamkeit gewidmet hatte.

Hier konnte ich ſelbſt in meiner Unſicherheit deutlich bemerken, wie doch ſo vieles grundlos, einſeitig und willkührlich in den Tag hinein geſagt wurde. Mir begegnete nun daſſelbe, und wenn ich nicht ſchon einigen Grund gehabt hätte, wie irre hätten mich die Widerſprüche gebildeter Menſchen machen müſſen! So ſtand z. B. im deut-

Um so weniger hat die Commission es als ein Opfer ansehen können wenn auch sie, ohne den mindesten Privatvortheil, das Beste der Gewerkschaft zu besorgen fortfuhr.

Ferner verdient hier erwähnt zu werden, daß diese ganze Zeit über würdige sachkundige Männer Deutschlands dem Ilmenauer Werke ihre Aufmerksamkeit nicht entzogen, vielmehr theils schriftlich theils mündlich, bey verschiedenen Anlässen ihr Gutachten gefällig eröffnet, und thätige Mitwirkung in mehreren Fällen nicht versagt haben. Wir dürfen hier die Namen eines von Trebra, eines Grafen von Reden, von Heinitz, Gerhard, Rosenstiel, Werner, Uiende, Beyer anführen, und ihnen für ihre Theilnehmung, öffentlichen Dank abstatten.

Was die Verwaltung der zu der ganzen Unternehmung bisher erhobenen Gelder betrifft, so wird nachstehender summarischer Auszug des in den Jahren 1788, 1789, und 1790 gehabten Aufwands hierüber vorläufige Auskunft geben.

I. Bey den Taggebäuden:

a) 771 Thl. 12 Gr. $4\frac{17}{20}$ Pf. Aufwand auf den Berggraben, als:

Thl.	Gr.	Pf.	
251.	9.	$2\frac{17}{20}$.	vor Material und Fuhrlohn,
519.	19.	6.	Bergklöße,
—	7.	8.	vermischte Ausgabe.

pt supra.

b)

ſchen Merkur eine weitläuftige wohlgemeynte Recenſion, verfaßt von irgend einem beſchränkten Geiſte. Wo er tadelte, konnte ich nicht mit ihm einſtimmen, noch weniger wenn er angab, wie die Sache hätte können anders gemacht werden. Erfreulich war es mir daher, wenn ich unmittelbar hinterdrein eine heitere Erklärung Wielands antraf, der im Allgemeinen dem Recenſenten widerſprach und ſich meiner gegen ihn annahm. Indeſſen war doch jenes auch gedruckt, ich ſah ein Beyſpiel von der dumpfen Sinnesart unterrichteter und gebildeter Männer, wie mochte es erſt im großen Publicum ausſehn!

Das Vergnügen, mich mit Merken über ſolche Dinge zu beſprechen und aufzuklären, war von kurzer Dauer: denn die einſichtsvolle Landgräfinn von Heſſendarmſtadt nahm ihn, auf ihrer Reiſe nach Petersburg, in ihr Gefolge. Die ausführlichen Briefe die er mir ſchrieb, gaben mir eine weitere Aus-

ſicht in die Welt, die ich mir um ſo mehr zu eigen machen konnte, als die Schilderungen von einer bekannten und befreundeten Hand gezeichnet waren. Allein ich blieb demungeachtet dadurch auf längere Zeit ſehr einſam, und entbehrte gerade in dieſer wichtigen Epoche ſeiner aufklärenden Theilnahme, deren ich denn doch ſo ſehr bedurfte.

Denn wie man wohl den Entſchluß faßt Soldat zu werden und in den Krieg zu gehen, ſich auch muthig vorſetzt, Gefahr und Beſchwerlichkeiten zu ertragen, ſo wie auch Wunden und Schmerzen, ja den Tod zu erdulden, aber ſich dabey keineswegs die beſonderen Fälle vorſtellt, unter welchen dieſe im Allgemeinen erwarteten Uebel uns äußerſt unangenehm überraſchen können: ſo ergeht es einem Jeden der ſich in die Welt wagt, und beſonders dem Autor, und ſo ging es auch mir. Da der größte Theil des Publicums mehr durch den Stoff als durch die Behand-

lung angeregt wird, so war die Theilnahme junger Männer an meinen Stücken meistens stoffartig. Sie glaubten daran ein Panier zu sehn, unter dessen Vorschritt alles was in der Jugend Wildes und Ungeschlachtes lebt, sich wohl Raum machen dürfte, und gerade die besten Köpfe, in denen schon vorläufig etwas ähnliches spukte, wurden davon hingerissen. Ich besitze noch von dem trefflichen und in manchem Betracht einzigen Bürger einen Brief, ich weiß nicht an wen, der als wichtiger Beleg dessen gelten kann, was jene Erscheinung damals gewirkt und aufgeregt hat. Von der Gegenseite tadelten mich gesetzte Männer, daß ich das Faustrecht mit zu günstigen Farben geschildert habe, ja sie legten mir die Absicht unter, daß ich jene unregelmäßigen Zeiten wieder einzuführen gedächte. Noch andere hielten mich für einen grundgelehrten Mann, und verlangten, ich sollte die Originalerzählung des guten Goch neu mit Noten herausgeben; wozu ich mich

keineswegs geſchickt fühlte, ob ich es mit gleich gefallen ließ, daß man meinen Namen auf den Titel des friſchen Abdrucks zu ſetzen beliebte. Man hatte, weil ich die Blumen eines groſſen Daſeyns abzupflücken verſtand, mich für einen ſorgfältigen Kunſtgärtner gehalten. Dieſe meine Gelahrtheit und gründliche Sachkenntniß wurde jedoch wieder von andern in Zweifel gezogen. Ein angeſehener Geſchäftsmann macht mir ganz unvermuthet die Viſite. Ich ſehe mich dadurch höchſt geehrt, und um ſo mehr, als er ſein Geſpräch mit dem Lobe meines Goetz von Berlichingen und meiner guten Einſichten in die deutſche Geſchichte anfängt; allein ich finde mich doch betroffen als ich bemerke, er ſey eigentlich nur gekommen um mich zu belehren, daß Goetz von Berlichingen kein Schwager von Franz von Sickingen geweſen ſey, und daß ich alſo durch dieſes poetiſche Ehebündniß gar ſehr gegen die Geſchichte verſtoſſen habe. Ich ſuchte mich dadurch zu entſchuldigen, daß

Goetz ihn ſelber ſo nenne; allein mir ward erwiedert, daß dieſes eine Redensart ſey, welche nur ein näheres freundſchaftliches Verhältniß ausdrücke, wie man ja in der neueren Zeit die Poſtillone auch Schwager nenne, ohne daß ein Familienband ſie an uns knüpfe. Ich dankte ſo gut ich konnte für dieſe Belehrung und bedauerte nur, daß dem Uebel nicht mehr abzuhelfen ſey. Dieſes ward von ſeiner Seite gleichfalls bedauert, wobey er mich freundlichſt zu fernerem Studium der deutſchen Geſchichte und Verfaſſung ermahnte, und mir dazu ſeine Bibliothek anbot, von der ich auch in der Folge guten Gebrauch machte.

Das Luſtigſte jedoch, was mir in dieſer Art begegnete, war der Beſuch eines Buchhändlers, der mit einer heiteren Freymüthigkeit, ſich ein Dutzend ſolcher Stücke ausbat, und ſie gut zu honoriren verſprach. Daß wir uns darüber ſehr luſtig machten, läßt ſich

denken, und doch hatte er im Grunde ſo unrecht nicht: denn ich war ſchon im Stillen beſchäftigt, von dieſem Wendepunct der deutſchen Geſchichte mich vor und rückwärts zu bewegen und die Hauptereigniſſe in gleichem Sinn zu bearbeiten. Ein löblicher Vorſatz, der, wie ſo manche andere, durch die flüchtig vorbeyrauſchende Zeit vereitelt worden.

Jenes Schauſpiel jedoch beſchäftigte bisher den Verfaſſer nicht allein, ſondern, während es erſonnen, geſchrieben, umgeſchrieben, gedruckt und verbreitet wurde, bewegten ſich noch viele andere Bilder und Vorſchläge in ſeinem Geiſte. Diejenigen welche dramatiſch zu behandeln waren, erhielten den Vorzug am öfterſten durchgedacht und der Vollendung angenähert zu werden; allein zu gleicher Zeit entwickelte ſich ein Uebergang zu einer andern Darſtellungsart, welche nicht zu den dramatiſchen gerechnet zu werden pflegt und doch mit ihnen große Verwandtſchaft hat. Dieſer

Uebergang geſchah hauptſächlich durch eine Eigenheit des Verfaſſers, die ſogar das Selbſtgeſpräch zum Zwiegeſpräch umbildete.

Gewöhnt am liebſten ſeine Zeit in Geſellſchaft zuzubringen, verwandelte er auch das einſame Denken zur geſelligen Unterhaltung, und zwar auf folgende Weiſe. Er pflegte nämlich, wenn er ſich allein ſah, irgend eine Perſon ſeiner Bekanntſchaft im Geiſte zu ſich zu rufen. Er bat ſie, nieder zu ſitzen, ging an ihr auf und ab, blieb vor ihr ſtehen, und verhandelte mit ihr den Gegenſtand, der ihm eben im Sinne lag. Hierauf antwortete ſie gelegentlich, oder gab durch die gewöhnliche Mimik ihr Zu- oder Abſtimmen zu erkennen; wie denn jeder Menſch hierin etwas Eigenes hat. Sodann fuhr der Sprechende fort, dasjenige was dem Gaſte zu gefallen ſchien, weiter auszuführen, oder was derſelbe mißbilligte, zu bedingen, näher zu beſtimmen, und gab auch wohl zuletzt ſeine Theſe gefäl-

lig auf. Das Wunderlichste war dabey, daß er niemals Personen seiner näheren Bekanntschaft wählte, sondern solche die er nur selten sah, ja mehrere, die weit in der Welt entfernt lebten, und mit denen er nur in einem vorübergehenden Verhältniß gestanden; aber es waren meist Personen, die, mehr empfänglicher als ausgebender Natur, mit reinem Sinne einen ruhigen Antheil an Dingen zu nehmen bereit sind, die in ihrem Gesichtskreise liegen, ob er sich gleich manchmal zu diesen dialectischen Uebungen widersprechende Geister herbeyrief. Hiezu bequemten sich nun Personen beyderley Geschlechts, jedes Alters und Standes, und erwiesen sich gefällig und anmuthig, da man sich nur von Gegenständen unterhielt, die ihnen deutlich und lieb waren. Höchst wunderbar würde es jedoch manchen vorgekommen seyn, wenn sie hätten erfahren können, wie oft sie zu dieser ideellen Unterhaltung berufen wurden,

da ſich manche zu einer wirklichen wohl ſchwerlich eingefunden hätten.

Wie nahe ein ſolches Geſpräch im Geiſte mit dem Briefwechſel verwandt ſey, iſt klar genug, nur daß man hier ein hergebrachtes Vertrauen erwiedert ſieht, und dort ein neues, immer wechſelndes, unerwiedertes ſich ſelbſt zu ſchaffen weiß. Als daher jener Ueberdruß zu ſchildern war, mit welchem die Menſchen, ohne durch Noth gedrungen zu ſeyn, das Leben empfinden, mußte der Verfaſſer ſogleich darauf fallen, ſeine Geſinnung in Briefen darzuſtellen: denn jeder Unmuth iſt eine Geburt, ein Zögling der Einſamkeit; wer ſich ihm ergiebt, flieht allen Widerſpruch, und was widerſpricht ihm mehr, als jede heitere Geſellſchaft? Der Lebensgenuß anderer iſt ihm ein peinlicher Vorwurf, und ſo wird er durch das was ihn aus ſich ſelbſt herauslocken ſollte, in ſein Innerſtes zurückgewieſen. Mag er ſich allenfalls darüber äußern, ſo

wird es durch Briefe geſchehn: denn einem ſchriftlichen Erguß, er ſey fröhlich oder verdrießlich, ſetzt ſich doch Niemand unmittelbar entgegen; eine mit Gegengründen verfaßte Antwort aber giebt dem Einſamen Gelegenheit, ſich in ſeinen Grillen zu befeſtigen, einen Anlaß, ſich noch mehr zu verſtocken. Jene in dieſem Sinne geſchriebenen Wertheriſchen Briefe haben nun wohl deshalb einen ſo mannigfaltigen Reiz, weil ihr verſchiedener Inhalt erſt in ſolchen ideellen Dialogen mit mehreren Individuen durchgeſprochen worden, ſie ſodann aber in der Compoſition ſelbſt, nur an einen Freund und Theilnehmer gerichtet erſcheinen. Mehr über die Behandlung des ſo viel beſprochenen Werkleins zu ſagen, möchte kaum räthlich ſeyn; über den Inhalt jedoch läßt ſich noch einiges hinzufügen.

Jener Ekel vor dem Leben hat ſeine phyſiſchen und ſeine ſittlichen Urſachen, jene wol-

b) 290 Thl. 7 Gr. 4 1/2 Pf. Aufwand auf das Treibehauß und Treibewerk, als:

Thl.	Gr.	Pf.	
66.	17.	6 1/2.	an Material,
222.	18.	10.	Löhne,
—	19.	—	vermiſchte Ausgabe.

ut ſupra.

c) 20 Thl. 9 Gr. 6 Pf. Aufwand auf die Schneidemühle, inclus. Steuern und Erbzinſen.

II. Bey den Grubengebäuden.

a) 2018 Thl. 3 Gr. 4 1/2 Pf. Aufwand zu Unterhaltung des tiefen Martinröder Stollen, als:

Thl.	Gr.	Pf.	
346.	13.	8 1/2.	Material, Fuhr- und Schmiedelohn.
1637.	21.	2.	Berglöhne,
33.	16.	6.	vermiſchte Ausgabe.

ut ſupra.

b) 30 Thl. 23 Gr. 4 Pf. Aufwand auf den neuen Johannisſchacht, nemlich:

len wir dem Arzt, dieſe dem Moraliſten zu erforſchen überlaſſen, und bey einer ſo oft durchgearbeiteten Materie, nur den Hauptpunct beachten, wo ſich jene Erſcheinung am deutlichſten ausſpricht. Alles Behagen am Leben iſt auf eine regelmäßige Wiederkehr der äußeren Dinge gegründet. Der Wechſel von Tag und Nacht, der Jahreszeiten, der Blüten und Früchte, und was uns ſonſt von Epoche zu Epoche entgegentritt, damit wir es genießen können und ſollen, dieſe ſind die eigentlichen Triebfedern des irdiſchen Lebens. Je offener wir für dieſe Genüſſe ſind, deſto glücklicher fühlen wir uns; wälzt ſich aber die Verſchiedenheit dieſer Erſcheinungen vor uns auf und nieder, ohne daß wir daran Theil nehmen, ſind wir gegen ſo holde Anerbietungen unempfänglich: dann tritt das größte Uebel, die ſchwerſte Krankheit ein, man betrachtet das Leben als eine ekelhafte Laſt. Von einem Engländer wird erzählt, er habe ſich aufgehangen, um nicht mehr

täglich sich aus- und anzuziehn. Ich kannte einen wackeren Gärtner, der Aufseher einer großen Parkanlage, der einmal mit Verdruß ausrief: soll ich denn immer diese Regenwolken von Abend gegen Morgen ziehen sehn! Man erzählt von einem unserer trefflichsten Männer, er habe mit Verdruß das Frühjahr wieder aufgrünen gesehn, und gewünscht, es möchte zur Abwechselung einmal roth erscheinen. Dieses sind eigentlich die Symptome des Lebensüberdrusses, der nicht selten in den Selbstmord ausläuft, und bey denkenden in sich gekehrten Menschen häufiger war als man glauben kann.

Nichts aber veranlaßt mehr diesen Ueberdruß, als die Wiederkehr der Liebe. Die erste Liebe, sagt man mit Recht, sey die einzige: denn in der zweyten und durch die zweyte geht schon der höchste Sinn der Liebe verloren. Der Begriff des Ewigen und Unendlichen, der sie eigentlich hebt und trägt,

iſt zerſtört, ſie erſcheint vergänglich wie alles Wiederkehrende. Die Abſonderung des Sinnlichen vom Sittlichen, die in der verflochtenen cultivirten Welt die liebenden und begehrenden Empfindungen ſpaltet, bringt auch hier eine Uebertriebenheit hervor, die nichts Gutes ſtiften kann.

Ferner wird ein junger Mann, wo nicht gerade an ſich ſelbſt, doch an andern bald gewahr, daß moraliſche Epochen eben ſo gut wie die Jahreszeiten wechſeln. Die Gnade der Großen, die Gunſt der Gewaltigen, die Förderung der Thätigen, die Neigung der Menge, die Liebe der Einzelnen, alles wandelt auf und nieder, ohne daß wir es feſthalten können, ſo wenig als Sonne, Mond und Sterne; und doch ſind dieſe Dinge nicht bloße Naturereigniſſe: ſie entgehen uns durch eigne oder fremde Schuld, durch Zufall oder Geſchick, aber ſie wechſeln, und wir ſind ihrer niemals ſicher.

Was aber den fühlenden Jüngling am meiſten ängſtigt, iſt die unaufhaltſame Wiederkehr unſerer Fehler: denn wie ſpät lernen wir einſehen, daß wir, indem wir unſere Tugenden ausbilden, unſere Fehler zugleich mit anbauen. Jene ruhen auf dieſen wie auf ihrer Wurzel, und dieſe verzweigen ſich insgeheim eben ſo ſtark und ſo mannigfaltig als jene im offenbaren Lichte. Weil wir nun unſere Tugenden meiſt mit Willen und Bewußtſeyn ausüben, von unſeren Fehlern aber unbewußt überraſcht werden, ſo machen uns jene ſelten einige Freude, dieſe hingegen beſtändig Noth und Qual. Hier liegt der ſchwerſte Punct der Selbſterkenntniß, der ſie beynah unmöglich macht. Denke man ſich nun hiezu ein ſiedend jugendliches Blut, eine durch einzelne Gegenſtände leicht zu paralyſirende Einbildungskraft, hiezu die ſchwankenden Bewegungen des Tags, und man wird ein ungeduldiges Streben, ſich aus einer ſolchen Klemme zu befreyen, nicht unnatürlich finden.

Solche düſtere Betrachtungen jedoch, welche denjenigen, der ſich ihnen überläßt, ins Unendliche führen, hätten ſich in den Gemüthern deutſcher Jünglinge nicht ſo entſchieden entwickeln können, hätte ſie nicht eine äußere Veranlaſſung zu dieſem traurigen Geſchäft angeregt und gefördert. Es geſchah dieſes durch die engliſche Literatur, beſonders durch die poetiſche, deren große Vorzüge ein ernſter Trübſinn begleitet, welchen ſie einem Jeden mittheilt, der ſich mit ihr beſchäftigt. Der geiſtreiche Britte ſieht ſich von Jugend auf von einer bedeutenden Welt umgeben, die alle ſeine Kräfte anregt; er wird früher oder ſpäter gewahr, daß er allen ſeinen Verſtand zuſammennehmen muß, um ſich mit ihr abzufinden. Wie viele ihrer Dichter haben nicht in der Jugend ein loſes und rauſchendes Leben geführt, und ſich früh berechtigt gefunden, die irdiſchen Dinge der Eitelkeit anzuklagen! Wie viele derſelben haben ſich in den Weltgeſchäften verſucht, und im Parlament, bey Hofe, im

Miniſterium, auf Geſandtſchaftspoſten, theils die erſten, theils untere Rollen geſpielt, und ſich bey inneren Unruhen, Staats- und Regierungsveränderungen mitwirkend erwieſen, und wo nicht an ſich ſelbſt, doch an ihren Freunden und Gönnern öfter traurige als erfreuliche Erfahrungen gemacht! Wie viele ſind verbannt, vertrieben, im Gefängniß gehalten, an ihren Gütern beſchädigt worden!

Aber auch nur Zuſchauer von ſo großen Ereigniſſen zu ſeyn, fordert den Menſchen zum Ernſt auf, und wohin kann der Ernſt weiter führen, als zur Betrachtung der Vergänglichkeit und des Unwerths aller irdiſchen Dinge. Ernſthaft iſt auch der Deutſche, und ſo war ihm die engliſche Poeſie höchſt gemäß, und, weil ſie ſich aus einem höheren Zuſtande herſchrieb, impoſant. Man findet in ihr durchaus einen großen, tüchtigen, weltgeübten Verſtand, ein tiefes, zartes Gemüth, ein vortreffliches Wollen, ein

leidenſchaftliches Wirken: die herrlichſten Eigenſchaften, die man von geiſtreichen gebildeten Menſchen rühmen kann; aber das alles zuſammengenommen macht noch keinen Poeten. Die wahre Poeſie kündet ſich dadurch an, daß ſie, als ein weltliches Evangelium, durch innere Heiterkeit, durch äußeres Behagen, uns von den irdiſchen Laſten zu befreyen weiß, die auf uns drücken. Wie ein Luftballon hebt ſie uns mit dem Ballaſt der uns anhängt, in höhere Regionen, und läßt die verwirrten Irrgänge der Erde in Vogelperſpective vor uns entwickelt daliegen. Die munterſten wie die ernſteſten Werke haben den gleichen Zweck, durch eine glückliche geiſtreiche Darſtellung ſo Luſt als Schmerz zu mäßigen. Man betrachte nun in dieſem Sinne die Mehrzahl der engliſchen meiſt moraliſch-didactiſchen Gedichte, und ſie werden im Durchſchnitt nur einen düſtern Ueberdruß des Lebens zeigen. Nicht Youngs Nachtgedanken allein, wo dieſes Thema vorzüglich durch-

geführt iſt, ſondern auch die übrigen betrachtenden Gedichte, ſchweifen, eh man ſich's verſieht, in dieſes traurige Gebiet, wo dem Verſtande eine Aufgabe zugewieſen iſt, die er zu löſen nicht hinreicht, da ihn ja ſelbſt die Religion, wie er ſich ſolche allenfalls erbauen kann, im Stiche läßt. Ganze Bände könnte man zuſammendrucken, welche als ein Commentar zu jenem ſchrecklichen Texte gelten können:

Then old Age and Experience, hand in hand,
Lead him to death, and make him understand,
After a search so painfull and so long,
That all his life he has been in the wrong.

Was ferner die engliſchen Dichter noch zu Menſchenhaſſern vollendet und das unangenehme Gefühl von Widerwillen gegen alles über ihre Schriften verbreitet, iſt, daß ſie ſämmtlich, bey den vielfachen Spaltungen ihres Gemeinweſens, wo nicht ihr ganzes Le-

ben, doch den beſten Theil deſſelben, einer oder der andern Partey widmen müſſen. Da nun ein ſolcher Schriftſteller die Seinigen denen er ergeben iſt, die Sache der er anhängt, nicht loben und herausſtreichen darf, weil er ſonſt nur Neid und Widerwillen erregen würde; ſo übt er ſein Talent, indem er von den Gegnern ſo übel und ſchlecht als möglich ſpricht, und die ſatyriſchen Waffen, ſo ſehr er nur vermag, ſchärft ja vergiftet. Geſchieht dieſes nun von beyden Theilen, ſo wird die dazwiſchen liegende Welt zerſtört und rein aufgehoben, ſo daß man in einem großen, verſtändig thätigen Volksverein zum allergelindeſten nichts als Thorheit und Wahnſinn entdecken kann. Selbſt ihre zärtlichen Gedichte beſchäftigen ſich mit traurigen Gegenſtänden. Hier ſtirbt ein verlaſſenes Mädchen, dort ertrinkt ein getreuer Liebhaber, oder wird, ehe er voreilig ſchwimmend ſeine Geliebte erreicht, von einem Hayfiſche gefreſſen; und wenn ein Dichter wie Gray ſich

auf einem Dorfkirchhofe lagert, und jene bekannten Melodieen wieder anſtimmt, ſo kann er verſichert ſeyn, eine Anzahl Freunde der Melancholie um ſich zu verſammeln. Milton's Allegro muß erſt in heftigen Verſen den Unmuth verſcheuchen, ehe er zu einer ſehr mäßigen Luſt gelangen kann, und ſelbſt der heitere Goldſmith verliert ſich in elegiſche Empfindungen, wenn uns ſein Deserted Village ein verlorenes Paradies, das ſein Traveller auf der ganzen Erde wiederſucht, ſo lieblich als traurig darſtellt.

Ich zweifle nicht, daß man mir auch muntre Werke, heitere Gedichte werde vorzeigen und entgegenſetzen können; allein die meiſten und beſten derſelben gehören gewiß in die ältere Epoche, und die neueren die man dahin rechnen könnte, neigen ſich gleichfalls gegen die Satyre, ſind bitter und beſonders die Frauen verachtend.

Thl.	Gr.	Pf.	
18.	11.	10.	Material,
10.	21.	6.	Löhne,
1.	14.	—	Nebens-Ausgabe.

ut supra.

c) 5939 Thl. 2 Gr. $6\frac{9}{10}$ Pf. Aufwand auf Erbauung des ersten u. zweyten Hauptkunstzeugs, incl. der Radstuben und Gewältigungskosten, als:

Thl.	Gr.	Pf.	
2832.	15.	3.	Berg- und Zimmerlöhne,
3106.	11.	$3\frac{9}{10}$.	Material, incl. Guß-Eisens, auch Fuhr- und Schmiedelohns.

ut supra.

III. 1617 Thl. 1 Gr. — Pf. Officiantenbesoldungen incl. des Gehalts der Kunst-Steiger,

IV. 459 ; 6 ; 11 ; Allgemeiner Nebens-Aufwand.

11146 Thl. 18 Gr. $5\frac{3}{4}$ Pf. Summa des ganzen Aufwands, in den Jahren 1788, 1789, 1790. Hierzu den in der dritten Nachricht summirten

Genug, jene oben im Allgemeinen erwähnten, ernſten und die menſchliche Natur untergrabenden Gedichte waren die Lieblinge, die wir uns vor allen andern ausſuchten, der eine, nach ſeiner Gemüthsart, die leichtere elegiſche Trauer, der andere die ſchwer laſtende, alles aufgebende Verzweiflung ſuchend. Sonderbar genug beſtärkte unſer Vater und Lehrer Shakspeare, der ſo reine Heiterkeit zu verbreiten weiß, ſelbſt dieſen Unwillen. Hamlet und ſeine Monologen blieben Geſpenſter, die durch alle jungen Gemüther ihren Spuk trieben. Die Hauptſtellen wußte ein Jeder auswendig und recitirte ſie gern, und Jedermann glaubte, er dürfe eben ſo melancholiſch ſeyn, als der Prinz von Dänemark, ob er gleich keinen Geiſt geſehn und keinen königlichen Vater zu rächen hatte.

Damit aber ja allem dieſem Trübſinn nicht ein vollkommen paſſendes Local abgehe, ſo hatte uns Oſſian bis ans letzte Thule gelockt,

wo wir denn auf grauer, unendlicher Haide, unter verſtarrenden bemooſten Grabſteinen wandelnd, das durch einen ſchauerlichen Wind bewegte Gras um uns, und einen ſchwer bewölkten Himmel über uns erblickten. Bey Mondenſchein ward dann erſt dieſe caledoniſche Nacht zum Tage; untergegangene Helden, verblühte Mädchen umſchwebten uns, bis wir zuletzt den Geiſt von Loda wirklich in ſeiner furchtbaren Geſtalt zu erblicken glaubten.

In einem ſolchen Element, bey ſolcher Umgebung, bey Liebhabereyen und Studien dieſer Art, von unbefriedigten Leidenſchaften gereinigt, von außen zu bedeutenden Handlungen keineswegs angeregt, in der einzigen Ausſicht, uns in einem ſchleppenden, geiſtloſen, bürgerlichen Leben hinhalten zu müſſen, befreundete man ſich, in unmuthigem Uebermuth, mit dem Gedanken, das Leben, wenn es einem nicht mehr anſtehe, nach eignem Belieben allenfalls verlaſſen zu können, und

half ſich damit über die Unbilden und Langeweile der Tage nothdürftig genug hin. Dieſe Geſinnung war ſo allgemein, daß eben Werther deswegen die groſſe Wirkung that, weil er überall anſchlug und das Innere eines kranken jugendlichen Wahns öffentlich und faßlich darſtellte. Wie genau die Engländer mit dieſem Jammer bekannt waren, beweiſen die wenigen bedeutenden, vor dem Erſcheinen Werthers geſchriebenen Zeilen:

To griefs congenial prone,
More wounds than nature gave he knew,
While misery's form his fancy drew
In dark ideal hues and horrors not its own.

Der Selbſtmord iſt ein Ereigniß der menſchlichen Natur, welches, mag auch darüber ſchon ſo viel geſprochen und gehandelt ſeyn als da will, doch einen jeden Menſchen zur Theilnahme fordert, in jeder Zeitepoche wieder einmal verhandelt werden muß. Montesquieu ertheilt ſeinen Helden und groſſen Männern

das Recht, ſich nach Befinden den Tod zu geben, indem er ſagt, es müſſe doch einem jeden freyſtehen, den fünften Act ſeiner Tragödie da zu ſchließen, wo es ihm beliebe. Hier aber iſt von ſolchen Perſonen nicht die Rede, die ein bedeutendes Leben thätig geführt, für irgend ein großes Reich oder für die Sache der Freyheit ihre Tage verwendet, und denen man wohl nicht verargen wird, wenn ſie die Idee die ſie befreit, ſobald dieſelbe von der Erde verſchwindet, auch noch jenſeits zu verfolgen denken. Wir haben es hier mit ſolchen zu thun, denen eigentlich aus Mangel von Thaten, in dem friedlichſten Zuſtande von der Welt, durch übertriebene Forderungen an ſich ſelbſt das Leben verleidet. Da ich ſelbſt in dem Fall war, und am beſten weiß, was für Pein ich darin erlitten, was für Anſtrengung es mir gekoſtet, ihr zu entgehn; ſo will ich die Betrachtungen nicht verbergen, die ich über die verſchiedenen Todesarten, die man wählen könnte, wohlbedächtig angeſtellt.

Es iſt etwas ſo Unnatürliches, daß der Menſch ſich von ſich ſelbſt losreiße, ſich nicht allein beſchädige, ſondern vernichte, daß er meiſtentheils zu mechaniſchen Mitteln greift, um ſeinen Vorſatz ins Werk zu richten. Wenn Ajax in ſein Schwerdt fällt, ſo iſt es die Laſt ſeines Körpers, die ihm den letzten Dienſt erweiſet. Wenn der Krieger ſeinen Schildträger verpflichtet, ihn nicht in die Hände der Feinde gerathen zu laſſen, ſo iſt es auch eine äußere Kraft, deren er ſich verſichert, nur eine moraliſche ſtatt einer phyſiſchen. Frauen ſuchen im Waſſer die Kühlung ihres Verzweifelns, und das höchſt mechaniſche Mittel des Schießgewehrs ſichert eine ſchnelle That mit der geringſten Anſtrengung. Des Erhängens erwähnt man nicht gern, weil es ein unedler Tod iſt. In England kann es am erſten begegnen, weil man dort von Jugend auf ſo manchen hängen ſieht, ohne daß die Strafe gerade entehrend iſt. Durch Gift, durch Oeffnung der Adern gedenkt man nur

langsam vom Leben zu scheiden, und der raffinirteste, schnellste, schmerzenlosesste Tod durch eine Natter war einer Königinn würdig, die ihr Leben in Glanz und Lust zugebracht hatte. Alles dieses aber sind äußere Behelfe, sind Feinde, mit denen der Mensch gegen sich selbst einen Bund schließt.

Wenn ich nun alle diese Mittel überlegte, und mich sonst in der Geschichte weiter umsah, so fand ich unter allen denen die sich selbst entleibt, keinen, der diese That mit solcher Großheit und Freyheit des Geistes verrichtet, als Kaiser Otto. Dieser, zwar als Feldherr im Nachtheil, aber doch keinesweges aufs Aeußerste gebracht, entschließt sich zum Besten des Reichs, das ihm gewissermaßen schon angehörte, und zur Schonung so vieler Tausende, die Welt zu verlassen. Er begeht mit seinen Freunden ein heiteres Nachtmahl, und man findet am anderen Morgen, daß er sich einen scharfen Dolch

mit eigner Hand in das Herz gestoßen. Diese einzige That schien mir nachahmungswürdig und ich überzeugte mich, daß wer nicht hierin handeln könne wie Otto, sich nicht erlauben dürfe, freywillig aus der Welt zu gehn. Durch diese Ueberzeugung rettete ich mich nicht sowohl von dem Vorsatz als von der Grille des Selbstmords, welche sich in jenen herrlichen Friedenszeiten bey einer müßigen Jugend eingeschlichen hatte. Unter einer ansehnlichen Waffensammlung, besaß ich auch einen kostbaren wohlgeschliffenen Dolch. Diesen legte ich mir jederzeit neben das Bette, und ehe ich das Licht auslöschte, versuchte ich, ob es mir wohl gelingen möchte, die scharfe Spitze ein paar Zoll tief in die Brust zu senken. Da dieses aber niemals gelingen wollte, so lachte ich mich zuletzt selbst aus, warf alle hypochondrische Grillen hinweg, und beschloß zu leben. Um dieß aber mit Heiterkeit thun zu können, mußte ich eine dichterische Aufgabe zur Ausführung brin-

gen, wo alles was ich über diesen wichtigen Punct empfunden, gedacht und gewähnt, zur Sprache kommen sollte. Ich versammelte hierzu die Elemente, die sich schon ein paar Jahre in mir herumtrieben, ich vergegenwärtigte mir die Fälle, die mich am meisten gedrängt und geängstigt; aber es wollte sich nichts gestalten: es fehlte mir eine Begebenheit, eine Fabel, in welcher sie sich verkörpern könnten.

Auf einmal erfahre ich die Nachricht von Jerusalems Tode, und unmittelbar nach dem allgemeinen Gerüchte, sogleich die genauste und umständlichste Beschreibung des Vorgangs, und in diesem Augenblick war der Plan zu Werthern gefunden, das Ganze schoß von allen Seiten zusammen und ward eine solide Masse, wie das Wasser im Gefäß, das eben auf dem Puncte des Gefrierens steht, durch die geringste Erschütterung sogleich in ein festes Eis verwandelt wird.

Dieſen ſeltſamen Gewinn feſtzuhalten, ein Werk von ſo bedeutendem und mannigfaltigem Inhalt mir zu vergegenwärtigen, und in allen ſeinen Theilen auszuführen war mir um ſo angelegener, als ich ſchon wieder in eine peinliche Lage gerathen war, die noch weniger Hoffnung ließ als die vorigen, und nichts als Unmuth, wo nicht Verdruß weiſſagte.

Es iſt immer ein Unglück in neue Verhältniſſe zu treten, in denen man nicht hergekommen iſt; wir werden oft wider unſern Willen zu einer falſchen Theilnahme gelockt, uns peinigt die Halbheit ſolcher Zuſtände, und doch ſehen wir weder ein Mittel ſie zu ergänzen noch ihnen zu entſagen.

Frau von Laroche hatte ihre älteſte Tochter nach Frankfurt verheiratet, kam oft ſie zu beſuchen, und konnte ſich nicht recht in den Zuſtand finden, den ſie doch ſelbſt aus-

gewählt hatte. Anſtatt ſich darin behaglich zu fühlen, oder zu irgend einer Veränderung Anlaß zu geben, erging ſie ſich in Klagen, ſo daß man wirklich denken mußte, ihre Tochter ſey unglücklich, ob man gleich, da ihr nichts abging, und ihr Gemahl ihr nichts verwehrte, nicht wohl einſah, worin das Unglück eigentlich beſtünde. Ich war indeſſen in dem Hauſe gut aufgenommen und kam mit dem ganzen Cirkel in Berührung, der aus Perſonen beſtand, die theils zur Heirat beygetragen, theils derſelben einen glücklichen Erfolg wünſchten. Der Dechant von St. Leonhard Dumeix faßte Vertrauen ja Freundſchaft zu mir. Er war der erſte catholiſche Geiſtliche, mit dem ich in nähere Berührung trat, und der, weil er ein ſehr hellſehender Mann war, mir über den Glauben, die Gebräuche, die äußern und innern Verhältniſſe der älteſten Kirche ſchöne und hinreichende Aufſchlüſſe gab. Der Geſtalt einer wohlgebildeten obgleich nicht jungen Frau, mit

ten vorigen Aufwand, an:

19709 Thl. 20 Gr. 5 Pf. hinzugerechnet, ſo beträgt bis zu Ende des Jahrs 1790 der ganze Aufwand:

30856 Thl. 14 Gr. 10¾ Pf. in Summa.

Es erſcheint ſogleich aus dem Calcul, daß die bisherige planmäßige Betreibung des Werks, wozu jeder Kux bisher 25 Thl. beygetragen, einen Paßivzuſtand zuwegegebracht, zu deſſen Ausgleichung und Erſtattung des indeſſen fortgehenden Aufwandes ein anderweiter gewerkſchaftlicher Beytrag Eines neuen Louisd'or oder vier Laubthaler für jeden Kux unumgänglich erforderlich iſt.

Man glaubt, daß es eben ſo zur Bequemlichkeit der Gewerken, in Anſehung der Correſpondenz und der Uebermachung, als zu Erleichterung des Caſſirers gereichen werde, wenn hierzu die Friſt des auszuſchreibenden Gewerkentags, welcher den 6ten Junius dieſes Jahres eröffnet werden ſoll, hierdurch beſtimmt wird. Man erſucht daher die anſehnliche Gewerkſchaft, hiernach ihre Diſpoſition zu machen, auch die hin und wieder noch rückſtändigen Zahlungen der vorigen Beyträge innerhalb dieſes Zeitraums berichtigen zu laſſen. Ihre eigenen Einſichten werden die Unvermeidlichkeit darſtellen, daß man Commiſſionswegen, um den künftigen Beſtand des Werks zu ſichern, nach Ablauf des Gewerkentags dergleichen mit der Zahlung ganz oder zum Theil zurückbleibende Kuxe oder Bergtheile zu caduciren und zum Beſten der übrigen Mitgewerkſchaft weiter darüber zu diſponiren habe, womit man zur Zeit aus Billigkeitsbewegen noch zurückhal-

ten

Namen Serpières, erinnere ich mich noch genau. Ich kam mit der Aloſino-Schweizeriſchen und andern Familien gleichfalls in Berührung, und mit den Söhnen in Verhältniſſe, die ſich lange freundſchaftlich fortſetzten, und ſah mich auf einmal in einem fremden Cirkel einheimiſch, an deſſen Beſchäftigungen, Vergnügungen, ſelbſt Religionsübungen ich Antheil zu nehmen veranlaßt, ja genöthigt wurde. Mein früheres Verhältniß zur jungen Frau, eigentlich ein geſchwiſterliches, ward nach der Heirat fortgeſetzt; meine Jahre ſagten den ihrigen zu, ich war der einzige in dem ganzen Kreiſe, in dem ſie noch einen Widerklang jener geiſtigen Töne vernahm, an die ſie von Jugend auf gewöhnt war. Wir lebten in einem kindlichen Vertrauen zuſammen fort, und ob ſich gleich nichts Leidenſchaftliches in unſern Umgang miſchte, ſo war er doch peinigend genug, weil ſie ſich auch in ihre neue Umgebung nicht zu finden wußte und, obwohl mit Glücks-

gütern geſegnet, aus dem heiteren Thal Ehrenbreitſtein und einer fröhlichen Jugend in ein düſter gelegenes Handelshaus verſetzt, ſich ſchon als Mutter von einigen Stieſkindern benehmen ſollte. In ſo viel neue Familienverhältniſſe war ich ohne wirklichen Antheil, ohne Mitwirkung eingeklemmt. War man mit einander zufrieden, ſo ſchien ſich das von ſelbſt zu verſtehn; aber die meiſten Theilnehmer wendeten ſich in verdrießlichen Fällen an mich, die ich durch eine lebhafte Theilnahme mehr zu verſchlimmern als zu verbeſſern pflegte. Es dauerte nicht lange, ſo wurde mir dieſer Zuſtand ganz unerträglich, aller Lebensverdruß der aus ſolchen Halbverhältniſſen hervorzugehn pflegt, ſchien doppelt und dreyfach auf mir zu laſten, und es bedurfte eines neuen gewaltſamen Entſchluſſes, mich auch hiervon zu befreyen.

Jeruſalems Tod, der durch die unglückliche Neigung zu der Gattinn eines Freundes

verurſacht ward, ſchütteite mich aus dem Traum, und weil ich nicht bloß mit Beſchaulichkeit das was ihm und mir begegnet, betrachtete, ſondern das Aehnliche was mir im Augenblicke ſelbſt widerfuhr, mich in leidenſchaftliche Bewegung ſetzte; ſo konnte es nicht fehlen, daß ich jener Production die ich eben unternahm, alle die Gluth einhauchte, welche keine Unterſcheidung zwiſchen dem Dichteriſchen und dem Wirklichen zuläßt. Ich hatte mich äußerlich völlig iſolirt, ja die Beſuche meiner Freunde verbeten, und ſo legte ich auch innerlich alles bey Seite, was nicht unmittelbar hierher gehörte. Dagegen faßte ich alles zuſammen, was einigen Bezug auf meinen Vorſatz hatte, und wiederholte mir mein nächſtes Leben, von deſſen Inhalt ich noch keinen dichteriſchen Gebrauch gemacht hatte. Unter ſolchen Umſtänden, nach ſo langen und vielen geheimen Vorbereitungen, ſchrieb ich den Werther in vier Wochen, ohne daß ein Schema des Ganzen, oder die

Behandlung eines Theils irgend vorher wäre zu Papier gebracht gewesen.

Das nunmehr fertige Manuscript lag im Concept, mit wenigen Correcturen und Abänderungen, vor mir. Es ward sogleich geheftet: denn der Band dient der Schrift ungefähr wie der Rahmen einem Bilde: man sieht viel eher, ob sie denn auch in sich wirklich bestehe. Da ich dieses Werklein ziemlich unbewußt, einem Nachtwandler ähnlich, geschrieben hatte, so verwunderte ich mich selbst darüber, als ich es nun durchging, um daran etwas zu ändern und zu bessern. Doch in Erwartung daß nach einiger Zeit, wenn ich es in gewisser Entfernung besähe, mir manches beygehen würde, das noch zu seinem Vortheil gereichen könnte, gab ich es meinen jüngeren Freunden zu lesen, auf die es eine desto größere Wirkung that, als ich, gegen meine Gewohnheit, vorher Niemanden davon erzählt, noch

meine Abſicht entdeckt hatte. Freylich war es hier abermals der Stoff, der eigentlich die Wirkung hervorbrachte, und ſo waren ſie gerade in einer der meinigen entgegengeſetzten Stimmung: denn ich hatte mich durch dieſe Compoſition, mehr als durch jede andere, aus einem ſtürmiſchen Elemente gerettet, auf dem ich durch eigne und fremde Schuld, durch zufällige und gewählte Lebensweiſe, durch Vorſatz und Uebereilung, durch Hartnäckigkeit und Nachgeben, auf die gewaltſamſte Art hin und wieder getrieben worden. Ich fühlte mich, wie nach einer Generalbeichte, wieder froh und frey, und zu einem neuen Leben berechtigt. Das alte Hausmittel war mir dießmal vortrefflich zu ſtatten gekommen. Wie ich mich nun aber dadurch erleichtert und aufgeklärt fühlte, die Wirklichkeit in Poeſie verwandelt zu haben, ſo verwirrten ſich meine Freunde daran, indem ſie glaubten, man müſſe die Poeſie in Wirklichkeit verwandeln, einen ſolchen Roman nachſpie-

len und ſich allenfalls ſelbſt erſchießen; und was hier im Anfang unter wenigen vorging, ereignete ſich nachher im großen Publicum, und dieſes Büchlein, was mir ſo viel genützt hatte, ward als höchſt ſchädlich verrufen.

Allen den Uebeln jedoch und dem Unglück, das es hervorgebracht haben ſoll, wäre zufälliger Weiſe beynahe vorgebeugt worden, als es, bald nach ſeiner Entſtehung, Gefahr lief vernichtet zu werden; und damit verhielt ſich's alſo. Merk war ſeit kurzem von Petersburg zurückgekommen. Ich hatte ihn, weil er immer beſchäftigt war, nur wenig geſprochen, und ihm von dieſem Werther, der mir am Herzen lag, nur das Allgemeinſte eröffnen können. Einſt beſuchte er mich, und als er nicht ſehr geſprächig ſchien, bat ich ihn, mir zuzuhören. Er ſetzte ſich auf's Canapee, und ich begann, Brief vor Brief, das Abenteuer vorzutragen. Nachdem ich eine Weile ſo fortgefahren hatte,

ohne ihm ein Beyfallszeichen abzulecken, griff ich mich noch pathetiſcher an, und wie ward mir zu Muthe, als er mich, da ich eine Pauſe machte, mit einem: Nun ja! es iſt ganz hübſch, auf das ſchrecklichſte niederſchlug, und ſich, ohne etwas weiter hinzuzufügen, entfernte. Ich war ganz außer mir: denn wie ich wohl Freude an meinen Sachen, aber in der erſten Zeit kein Urtheil über ſie hatte, ſo glaubte ich ganz ſicher, ich habe mich im Sujet, im Ton, im Stil, die denn freylich alle bedenklich waren, vergriffen, und etwas ganz Unzuläſſiges verfertigt. Wäre ein Caminfeuer zur Hand geweſen, ich hätte das Werk ſogleich hineingeworfen; aber ich ermannte mich wieder und verbrachte ſchmerzliche Tage, bis er mir endlich vertraute, daß er in jenem Moment ſich in der ſchrecklichſten Lage befunden, in die ein Menſch gerathen kann. Er habe deswegen nichts geſehn noch gehört, und wiſſe gar nicht wovon in meinem Manuſcripte die Rede ſey. Die

Sache hatte ſich indeſſen, in ſo fern ſie ſich herſtellen ließ, wieder hergeſtellt, und Merk war in den Zeiten ſeiner Energie der Mann, ſich ins Ungeheure zu ſchicken; ſein Humor fand ſich wieder ein, nur war er noch bitterer geworden als vorher. Er ſchalt meinen Vorſatz den Werther umzuarbeiten mit derben Ausdrücken, und verlangte ihn gedruckt zu ſehn wie er lag. Es ward ein ſauberes Manuſcript davon beſorgt, das nicht lange in meinen Händen blieb: denn zufälliger Weiſe an demſelben Tage, an dem meine Schweſter ſich mit Georg Schloſſer verheiratete, und das Haus, von einer freudigen Feſtlichkeit bewegt, glänzte, traf ein Brief von Weygand aus Leipzig ein, mich um ein Manuſcript zu erſuchen. Ein ſolches Zuſammentreffen hielt ich für ein günſtiges Omen, ich ſendete den Werther ab, und war ſehr zufrieden, als das Honorar das ich dafür erhielt, nicht ganz durch die Schulden verſchlungen wurde, die ich um des Goetz von

Berlichingen willen zu machen genöthigt gewesen.

Die Wirkung dieſes Büchleins war groß, ja ungeheuer, und vorzüglich deshalb, weil es genau in die rechte Zeit traf. Denn wie es nur eines geringen Zündkrauts bedarf, um eine gewaltige Mine zu entſchlüdern, ſo war auch die Exploſion welche ſich hierauf im Publicum ereignete, deshalb ſo mächtig, weil die junge Welt ſich ſchon ſelbſt untergraben hatte, und die Erſchütterung deswegen ſo groß, weil ein Jeder mit ſeinen übertriebenen Forderungen, unbefriedigten Leidenſchaften und eingebildeten Leiden zum Ausbruch kam. Man kann von dem Publicum nicht verlangen, daß es ein geiſtiges Werk geiſtig aufnehmen ſolle. Eigentlich ward nur der Inhalt, der Stoff beachtet, wie ich ſchon an meinen Freunden erfahren hatte, und daneben trat das alte Vorurtheil wieder ein, entſpringend aus der Würde eines gedruckten

Buchs, daß es nämlich einen didactiſchen Zweck haben müſſe. Die wahre Darſtellung aber hat keinen. Sie billigt nicht, ſie tadelt nicht, ſondern ſie entwickelt die Geſinnungen und Handlungen in ihrer Folge und dadurch erleuchtet und belehrt ſie.

Von Recenſionen nahm ich wenig Notiz. Die Sache war für mich völlig abgethan, jene guten Leute mochten nun auch ſehn, wie ſie damit fertig wurden. Doch verfehlten meine Freunde nicht, dieſe Dinge zu ſammeln, und weil ſie in meine Anſichten ſchon mehr eingeweiht waren, ſich darüber luſtig zu machen. Die Freuden des jungen Werther, mit welchen Nicolai ſich hervorthat, gaben uns zu mancherley Scherzen Gelegenheit. Dieſer übrigens brave, verdienſt- und kenntnißreiche Mann hatte ſchon angefangen, alles niederzuhalten und zu beſeitigen, was nicht zu ſeiner Sinnesart paßte, die er, geiſtig ſehr beſchränkt, für die ächte und einzige

ten zu müſſen geglaubt, weil verſchiedene Gewerken ihrer großen Entfernung, Veränderung ihres Aufenthalts und anderer zufälligen Umſtände wegen die beſtimmten Friſten gehörig zu beobachten, nicht wohl im Stande geweſen zu ſeyn ſcheinen.

Hatte man alſo in dem Laufe des vergangenen Jahres auf eine ununterbrochene Gewältigung der Waſſer ſein Augenmerk gerichtet; ſo konte man nicht mit Gleichgültigkeit anſehen, als bey mehrerer Teufe, verſchiedene Hinderniſſe in den Weg traten, welche den Fortgang der Gewältigung hinderten. Zwar zeigten die Maſchinen ohnerachtet eines ſtärkern Zudringens der Waſſer in mehrerer Teufe noch immer ihre vollkommene Wirkſamkeit, und ſo lange dieſelbigen in Umgang waren, gewältigten ſie noch immer, und gewältigen es noch. Sobald aber als einer oder der andern Urſache wegen einiger Aufenthalt vorkam, giengen die Waſſer um ſo viel wieder auf, daß man, ohnerachtet einer ununterbrochenen Bemühung, mit dieſer Arbeit nicht geſchwind und ſicher genug vorwärts ruckte. Um keine Zeit zu verſäumen, ſandte man ſogleich den Herrn Bergrath Voigt, nebſt dem Steiger Süß, an den Hrn. Geſchwornen Baldauf ab, welche denſelben auch in Freyberg trafen und mit ihm über die vorkommenden Umſtände conferirten. Nach abgeſtatteter Relation, ſowohl von dem neuerbauten zweyten als von dem verbeſſerten erſten Kunſtzeug, bezeigte derſelbe mit dem, was geſchehen ſey, eine völlige Zufriedenheit und gab einige Hülfsmittel an, wodurch deren Kraft noch vermehrt und ihre Wirkung erleichtert werden könne. Die vornehmſte Sorge dieſes geſchickten und die Sache im Ganzen überſehenden Mannes ging indeſſen doch dahin, wie man nicht allein gegenwärtig zum Zweck gelangen ſondern auch dem Werke eine glückliche Ausſicht auf die Folge ſichern könne.

Es

hielt. Auch gegen mich mußte er ſich ſogleich verſuchen, und jene Broſchüre kam uns bald in die Hände. Die höchſt zarte Vignette von Chodowiecki machte mir viel Vergnügen; wie ich denn dieſen Künſtler über die Maßen verehrte. Das Machwerk ſelbſt war aus der rohen Hausleinwand zugeſchnitten, welche recht derb zu bereiten der Menſchenverſtand in ſeinem Familienkreiſe ſich viel zu ſchaffen macht. Ohne Gefühl, daß hier nichts zu vermitteln ſey, daß Werthers Jugendblüthe ſchon von vorn herein als vom tödlichen Wurm geſtochen erſcheine, läßt der Verfaſſer meine Behandlung bis Seite 214 gelten, und als der wüſte Menſch ſich zum tödlichen Schritte vorbereitet, weiß der einſichtige pſychiſche Arzt ſeinem Patienten eine mit Hühnerblut geladene Piſtole unterzuſchieben, woraus denn ein ſchmutziger Spectakel, aber glücklicher Weiſe kein Unheil hervorgeht. Lotte wird Werthers Gattinn, und die ganze Sache endigt ſich zu Jedermanns Zufriedenheit.

So viel wüßte ich mich davon zu erinnern: denn es iſt mir nie wieder unter die Augen gekommen. Die Vignette hatte ich ausgeſchnitten und unter meine liebſten Kupfer gelegt. Dann verfaßte ich, zur ſtillen und unverfänglichen Rache, ein kleines Spottgedicht, Nicolai auf Werthers Grabe, welches ſich jedoch nicht mittheilen läßt. Auch die Luſt alles zu dramatiſiren, ward bey dieſer Gelegenheit abermals rege. Ich ſchrieb einen proſaiſchen Dialog zwiſchen Lotte und Werther, der ziemlich neckiſch ausfiel. Werther beſchwert ſich bitterlich, daß die Erlöſung durch Hühnerblut ſo ſchlecht abgelaufen. Er iſt zwar am Leben geblieben, hat ſich aber die Augen ausgeſchoſſen. Nun iſt er in Verzweiflung, ihr Gatte zu ſeyn und ſie nicht ſehen zu können, da ihm der Anblick ihres Geſammtweſens faſt lieber wäre, als die ſüßen Einzelnheiten, deren er ſich durchs Gefühl verſichern darf. Lotten, wie man ſie kennt, iſt mit einem blinden Manne auch

nicht ſonderlich gehollen, und ſo findet ſich Gelegenheit, Nicolai's Beginnen höchlich zu ſcheiten, daß er ſich ganz unberufen in fremde Angelegenheiten miſche. Das Ganze war mit gutem Humor geſchrieben, und ſchilderte mit freyer Vorahndung jenes unglückliche dünkelhafte Beſtreben Nicolai's, ſich mit Dingen zu befaſſen, denen er nicht gewachſen war, wodurch er ſich und andern in der Folge viel Verdruß machte, und darüber zuletzt, bey ſo entſchiedenen Verdienſten, ſeine literariſche Achtung völlig verlor. Das Originalblatt dieſes Scherzes iſt niemals abgeſchrieben worden und ſeit vielen Jahren verſtoben. Ich hatte für die kleine Production eine beſondere Vorliebe. Die reine heiße Neigung der beyden jungen Perſonen war durch die comiſch tragiſche Lage, in die ſie ſich verſetzt fanden, mehr erhöht als geſchwächt. Die größte Zärtlichkeit waltete durchaus, und auch der Gegner war nicht bitter, nur humoriſtiſch behandelt. Nicht ganz ſo höflich ließ ich das Buch-

lein ſelber ſprechen, welches, einen alten Reim nachahmend, ſich alſo ausdrückte:

Mag jener dünkelhafte Mann
Mich als gefährlich preiſen;
Der plumpe, der nicht ſchwimmen kann,
Er will's dem Waſſer verweiſen!
Was ſchiert mich der Berliner Bann,
Geſchmäcklerpfaffenweſen!
Und wer mich nicht verſtehen kann!
Der lerne beſſer leſen.

Vorbereitet auf alles was man gegen den Werther vorbringen würde, fand ich ſo viele Widerreden keineswegs verdrießlich; aber daran hatte ich nicht gedacht, daß mir durch theilnehmende, wohlwollende Seelen eine unleidliche Qual bereitet ſey: denn anſtatt daß mir jemand über mein Büchlein wie es lag, etwas Verbindliches geſagt hätte, ſo wollten ſie ſämmtlich ein für allemal wiſſen, was denn eigentlich an der Sache wahr ſey? wo-

rüber ich denn ſehr ärgerlich wurde, und mich meiſtens höchſt unartig dagegen äußerte. Denn dieſe Frage zu beantworten, hätte ich mein Werkchen, an dem ich ſo lange geſonnen, um ſo manchen Elementen eine poetiſche Einheit zu geben, wieder zerrupfen und die Form zerſtören müſſen, wodurch ja die wahrhaften Beſtandtheile ſelbſt wo nicht vernichtet, wenigſtens zerſtreut und verzettelt worden wären. Näher betrachtet konnte ich jedoch dem Publicum die Forderung nicht verübeln. Jeruſalems Schickſal hatte groſſes Aufſehen gemacht. Ein gebildeter, liebenswerther, unbeſcholtener junger Mann, der Sohn eines der erſten Gottesgelahrten und Schriftſtellers, geſund und wohlhabend, ging auf einmal, ohne bekannte Veranlaſſung, aus der Welt. Jederman fragte nun, wie das möglich geweſen? und als man von einer unglücklichen Liebe vernahm, war die ganze Jugend, als man von kleinen Verdrießlichkeiten, die ihm in vornehmerer Geſellſchaft begegnet, ſprach, der

ganze Mittelſtand aufgeregt, und Jedermän wünſchte das Genauere zu erfahren. Nun erſchien im Werther eine ausführliche Schilderung, in der man das Leben und die Sinnesart des genannten Jünglings wieder zu finden meynte. Localität und Perſönlichkeit trafen zu, und bey der groſſen Natürlichkeit der Darſtellung glaubte man ſich nun vollkommen unterrichtet und befriedigt. Dagegen aber, bey näherer Betrachtung, paßte wieder ſo vieles nicht, und es entſtand für die welche das Wahre ſuchten, ein unerträgliches Geſchäft, indem eine ſondernde Critik hundert Zweifel erregen muß. Auf den Grund der Sache war aber gar nicht zu kommen: denn was ich von meinem Leben und Leiden der Compoſition zugewendet hatte, ließ ſich nicht entziffern, indem ich, als ein unbemerkter junger Mènſch, mein Weſen zwar nicht heimlich, aber doch im Stillen getrieben hatte.

Bey meiner Arbeit war mir nicht unbekannt, wie ſehr begünſtigt jener Künſtler geweſen, dem man Gelegenheit gab, eine Venus aus mehreren Schönheiten herauszuſtudiren, und ſo nahm ich mir auch die Erlaubniß, an der Geſtalt und den Eigenſchaften mehrerer hübſchen Kinder meine Lotte zu bilden, obgleich die Hauptzüge von der geliebteſten genommen waren. Das forſchende Publicum konnte daher Aehnlichkeiten von verſchiedenen Frauenzimmern entdecken, und den Damen war es auch nicht ganz gleichgültig, für die rechte zu gelten. Dieſe mehreren Lotten aber brachten mir unendliche Qual, weil Jederman der mich nur anſah, entſchieden zu wiſſen verlangte, wo denn die eigentliche wohnhaft ſey? Ich ſuchte mir wie Nathan mit den drey Ringen durchzuhelfen, auf einem Auewege, der freylich höheren Weſen zukommen mag, wodurch ſich aber weder das gläubige, noch das leſende Publicum will befriedigen laſſen. Dergleichen peinliche For-

ſchungen hoffte ich in einiger Zeit loszuwerden; allein ſie begleiteten mich durch's ganze Leben. Ich ſuchte mich davor auf Reiſen durch's Incognito zu retten, aber auch dieſes Hülfsmittel wurde mir unverſehens vereitelt, und ſo war der Verfaſſer jenes Werkleins, wenn er ja etwas Unrechtes und Schädliches gethan, dafür genugſam, ja übermäßig durch ſolche unausweichliche Zudringlichkeiten beſtraft.

Auf dieſe Weiſe bedrängt, ward er nur allzu ſehr gewahr, daß Autoren und Publicum durch eine ungeheuere Kluft getrennt ſind, wovon ſie, zu ihrem Glück, beyderſeits keinen Begriff haben. Wie vergeblich daher alle Vorreden ſeyen, hatte er ſchon längſt eingeſehen: denn jemehr man ſeine Abſicht klar zu machen gedenkt, zu deſto mehr Verwirrung giebt man Anlaß. Ferner mag ein Autor bevorworten ſo viel er will, das Publicum wird immer fortfahren, die Forderungen an ihn zu machen, die er ſchon abzulehnen ſuchte. Mit

einer verwandten Eigenheit der Leſer, die uns beſonders bey denen welche ihr Urtheil drucken laſſen, ganz comiſch auffällt, ward ich gleichfalls früh bekannt. Sie leben nämlich in dem Wahn, man werde, indem man etwas leiſtet, ihr Schuldner, und bleibe jederzeit noch weit zurück hinter dem was ſie eigentlich wollten und wünſchten, ob ſie gleich kurz vorher, ehe ſie unſere Arbeit geſehn, noch gar keinen Begriff hatten, daß ſo etwas vorhanden oder nur möglich ſeyn könnte. Alles dieſes bey Seite geſetzt, ſo war nun das gröſte Glück oder Unglück, daß Jederman von dieſem ſeltſamen jungen Autor, der ſo unvermuthet und ſo kühn hervorgetreten, Kenntniß gewinnen wollte. Man verlangte ihn zu ſehen, zu ſprechen, auch in der Ferne etwas von ihm zu vernehmen, und ſo hatte er einen höchſt bedeutenden, bald erfreulichen, bald unerquicklichen, immer aber zerſtreuenden Zudrang zu erfahren. Denn es lagen angefangene Arbeiten genug vor ihm, ja es wäre für einige

Jahre hinreichend zu thun geweſen, wenn er mit hergebrachter Liebe ſich daran hätte halten können; aber er war aus der Stille, der Dämmerung, der Dunkelheit, welche ganz allein die reinen Productionen begünſtigen kann, in den Lärmen des Tageslichts hervorgezogen, wo man ſich in anderen verliert, wo man irre gemacht wird durch Theilnahme wie durch Kälte, durch Lob und durch Tadel, weil dieſe äußern Berührungen niemals mit der Epoche unſerer innern Cultur zuſammentreffen, und uns daher, da ſie nicht fördern können, nothwendig ſchaden müſſen.

Doch mehr als alle Zerſtreuungen des Tags, hielt den Verfaſſer von Bearbeitung und Vollendung größerer Werke die Luſt ab, die über jene Geſellſchaft gekommen war, alles was im Leben einigermaßen bedeutendes vorging, zu dramatiſiren. Was dieſes Kunſtwort, (denn ein ſolches war es, in jener productiven Geſellſchaft) eigentlich bedeu-

Es ließ sich wohl absehen, daß, wenn man auch mit gegenwärtigen beyden Kunstzeugen bis zu dem Flöz hinab die Wasser gewältigen sollte, man sich auf demselbigen damit nicht also, wie es anhaltende Baue auf dem Flöz künftig erforderten, würde erhalten können. Man hatte die Erbauung eines dritten Kunstzeuges wohl nach Ersinkung des Flözes für nothwendig angesehen, aber an die Erbauung eines solchen besonders deswegen vorerst nicht denken dürfen, weil man theils den Kostenaufwand auf das möglichste zu schonen hatte, theils auch weil der gegenwärtige Schacht nicht Raum genug zu mehreren Sätzen zu enthalten und sogleich die wichtige Frage, von Erweiterung des gegenwärtigen, oder Abſinkung eines neuen Schachtes einzutreten schien.

Glücklicher Weise fand bey denen zu Freyberg gepflogenen Deliberationen der erfindungsreiche Geist des Herrn Baldauf die Möglichkeit, in dem Raum des gegenwärtigen abgesunkenen Johannis-Schachts noch zwey doppelte Gestänge anzubringen, und zugleich für einen Treibschacht zu 2 Tonnen und zwey Fahrschächte Raum übrig zu behalten.

Dieser glückliche Gedanke ist es, der sogleich ohne große Umstände oder ungewöhnlichen Aufwand bey dem reichlich vorhandenen Gefälle ein drittes und im erforderlichen Falle auch ein viertes Zeug zu erbauen möglich macht, um durch solches den doppelten Endzweck die Ersinkung des Flözes und die Bebauung desselben zu erreichen.

Da nun aber sowohl die Anlegung eines solchen Kunstzeuges, als einige mit der Zimmerung und Abtheilung des Schachts deshalb vorzunehmende Veränderung auf die künftige Behandlung des Werks den größten Einfluß hat, und dadurch gegenwärtig eine

neue

tete, iſt hier auseinander zu ſetzen. Durch ein geiſtreiches Zuſammenſeyn an den heiterſten Tagen aufgeregt, gewöhnte man ſich, in augenblicklichen kurzen Darſtellungen alles dasjenige zu zerſplittern, was man ſonſt zuſammengehalten hatte, um größere Compoſitionen daraus zu erbauen. Ein einzelner einfacher Verfall, ein glücklich naives, ja ein albernes Wort, ein Mißverſtand, eine Paradoxie, eine geiſtreiche Bemerkung, perſönliche Eigenheiten oder Angewohnheiten, ja eine bedeutende Miene, und was nur immer in einem bunten rauſchenden Leben vorkommen mag, alles ward in Form des Dialogs, der Catechiſation, einer bewegten Handlung, eines Schauſpiels dargeſtellt, manchmal in Proſa, öfters in Verſen.

An dieſer genialiſch-leidenſchaftlich durchgeſetzten Uebung beſtätigte ſich jene eigentlich poëtiſche Denkweiſe. Man ließ nämlich Gegenſtände, Begebenheiten, Perſonen an und

für ſich, ſo wie in allen Verhältniſſen beſtehen, man ſuchte ſie nur deutlich zu faſſen und lebhaft abzubilden. Alles Urtheil, billigend oder misbilligend, ſollte ſich vor den Augen des Beſchauers in lebendigen Formen bewegen. Man könnte dieſe Productionen beliebte Sinngedichte nennen, die ohne Schärfe und Spitzen, mit treffendem und entſcheidenden Zügen reichlich ausgeſtattet waren. Das Jahrmarktsfeſt iſt ein ſolches, oder vielmehr eine Sammlung ſolcher Epigramme. Unter allen dort auftretenden Masken ſind wirkliche, in jener Societät lebende Glieder, oder ihr wenigſtens verbundene und einigermaßen bekannte Perſonen gemeynt; aber der Sinn des Räthſels blieb den meiſten verborgen, alle lachten, und wenige wußten, daß ihnen ihre eigenſten Eigenheiten zum Scherze dienten. Der Prolog zu Barths neuen Offenbarungen gilt für einen Beleg anderer Art; die kleinſten finden ſich unter den gemiſchten Gedichten, ſehr viele ſind

zerſtoben und verloren gegangen, manche noch übrige laſſen ſich nicht wohl mittheilen. Was hievon im Druck erſchienen, vermehrte nur die Bewegung im Publicum, und die Neugierde auf den Verfaſſer; was handſchriftlich mitgetheilt wurde, belebte den nächſten Kreis, der ſich immer erweiterte. Doctor Barth, damals in Gießen, beſuchte mich, ſcheinbar höflich und zutraulich; er ſcherzte über den Proleg, und wünſchte ein freundliches Verhältniß. Wir jungen Leute aber fuhren fort kein geſelliges Feſt zu begehen, ohne mit ſtiller Schadenfreude uns der Eigenheiten zu erfreuen, die wir an andern bemerkt und glücklich dargeſtellt hatten.

Mißfiel es nun dem jungen Autor keineswegs, als ein literariſches Meteor angeſtaunt zu werden; ſo ſuchte er mit freudiger Beſcheidenheit den bewährteſten Männern des Vaterlands ſeine Achtung zu bezeigen, unter denen vor allen andern der herrliche Juſtus

Möſer zu nennen iſt. Dieſes unvergleichlichen Mannes kleine Aufſätze, ſtaatsbürgerlichen Inhalts, waren ſchon ſeit einigen Jahren in den Oſnabrücker Intelligenzblättern abgedruckt, und mir durch Herder bekannt geworden, der nichts ablehnte was irgend würdig, zu ſeiner Zeit, beſonders aber im Druck ſich hervorthat. Möſers Tochter, Frau von Voigt, war beſchäftigt, dieſe zerſtreuten Blätter zu ſammeln. Wir konnten die Herausgabe kaum erwarten, und ich ſetzte mich mit ihr in Verbindung, um mit aufrichtiger Theilnahme zu verſichern, daß die für einen beſtimmten Kreis berechneten wirkſamen Aufſätze, ſowohl der Materie als der Form nach, überall zum Nutzen und Frommen dienen würden. Sie und ihr Vater nahmen dieſe Aeußerung eines nicht ganz unbekannten Fremdlings gar wohl auf, indem eine Beſorgniß die ſie gehegt, durch dieſe Erklärung vorläufig gehoben worden.

An dieſen kleinen Aufſätzen, welche, ſämmtlich in Einem Sinne verfaßt, ein wahrhaft Ganzes ausmachen, iſt die innigſte Kenntniß des bürgerlichen Weſens im höchſten Grade merkwürdig und rühmenswerth. Wir ſehen eine Verfaſſung auf der Vergangenheit ruhn, und noch als lebendig beſtehn. Von der einen Seite hält man am Herkommen feſt, von der andern kann man die Bewegung und Veränderung der Dinge nicht hindern. Hier fürchtet man ſich vor einer nützlichen Neuerung, dort hat man Luſt und Freude am Neuen, auch wenn es unnütz ja ſchädlich wäre. Wie vorurtheilsfrey ſetzt der Verfaſſer die Verhältniſſe der Stände aus einander, ſo wie den Bezug, in welchem die Städte, Flecken und Dörfer wechſelſeitig ſtehn. Man erfährt ihre Gerechtſame zugleich mit den rechtlichen Gründen, es wird uns bekannt, wo das Grundcapital des Staats liegt und wo es für Intereſſen bringt. Wir ſehen den Beſitz und ſeine Vortheile, dagegen aber

auch die Abgaben und Nachtheile verſchiedener Art, ſodann den mannigfaltigen Erwerb; hier wird gleichfalls die ältere und neuere Zeit einander entgegengeſetzt.

Osnabrück, als Glied der Hanſe, finden wir in der ältern Epoche in großer Handelsthätigkeit. Nach jenen Zeitverhältniſſen hat es eine merkwürdige und ſchöne Lage; es kann ſich die Producte des Landes zueignen, und iſt nicht allzu weit von der See entfernt, um auch dort ſelbſt mitzuwirken. Nun aber, in der ſpäteren Zeit, liegt es ſchon tief in der Mitte des Landes, es wird nach und nach vom Seehandel entfernt und ausgeſchloſſen. Wie dieß zugegangen, wird von vielen Seiten dargeſtellt. Zur Sprache kommt der Conflict Englands und der Küſten, der Häfen und des Mittellandes; hier werden die großen Vortheile derer welche der See anwohnen herausgeſetzt, und ernſtliche Vorſchläge gethan, wie die Bewohner des Mittellan-

des ſich dieſelben gleichfalls zueignen könnten. Sodann erfahren wir gar manches von Gewerben und Handwerken, und wie ſolche durch Fabriken überflügelt, durch Krämerey untergraben werden; wir ſehen den Verfall, als den Erfolg von mancherley Urſachen, und dieſen Erfolg wieder als die Urſache neuen Verfalls, in einem ewigen ſchwer zu löſenden Cirkel; doch zeichnet ihn der wackere Staatsbürger auf eine ſo deutliche Weiſe hin, daß man noch glaubt, ſich daraus retten zu können. Durchaus läßt der Verfaſſer die gründlichſte Einſicht in die beſonderſten Umſtände ſehen. Seine Vorſchläge, ſein Rath, nichts iſt aus der Luft gegriffen, und doch ſo oft nicht ausführbar, deswegen er auch die Sammlung Patriotiſche Phantaſieen genannt, obgleich alles ſich darin an das Wirkliche und Mögliche hält.

Da nun aber alles Oeffentliche auf dem Familienweſen ruht, ſo wendet er auch dahin

vorzüglich seinen Blick. Als Gegenstände seiner ernsten und scherzhaften Betrachtungen finden wir die Veränderung der Sitten und Gewohnheiten, der Kleidungen, der Diät, des häuslichen Lebens, der Erziehung. Man müßte eben alles was in der bürgerlichen und sittlichen Welt vorgeht, rubriciren, wenn man die Gegenstände erschöpfen wollte, die er behandelt. Und diese Behandlung ist bewundernswürdig. Ein vollkommener Geschäftsmann spricht zum Volke in Wochenblättern, um dasjenige, was eine einsichtige wohlwollende Regierung sich vornimmt oder ausführt, einem Jeden von der rechten Seite faßlich zu machen; keineswegs aber lehrhaft, sondern in den mannigfaltigsten Formen, die man poetisch nennen könnte, und die gewiß in dem besten Sinn für rhetorisch gelten müssen. Immer ist er über seinen Gegenstand erhaben, und weiß uns eine heitere Ansicht des Ernstesten zu geben; bald hinter dieser bald hinter jener Maske halb versteckt, bald in eig-

ner Perſon ſprechend, immer vollſtändig und erſchöpfend, dabey immer froh, mehr oder weniger ironiſch, durchaus tüchtig, rechtſchaffen, wohlmeinend, ja manchmal derb und heftig, und dieſes alles ſo abgemeſſen, daß man zugleich den Geiſt, den Verſtand, die Leichtigkeit, Gewandheit, den Geſchmack und Character des Schriftſtellers bewundern muß. In Abſicht auf Wahl gemeinnütziger Gegenſtände, auf tiefe Einſicht, freye Ueberſicht, glückliche Behandlung, ſo gründlichen als frohen Humor, wüßte ich ihm Niemand als Franklin zu vergleichen.

Ein ſolcher Mann imponirte uns unendlich und hatte den größten Einfluß auf eine Jugend, die auch etwas Tüchtiges wollte, und im Begriff ſtand, es zu erfaſſen. In die Formen ſeines Vortrags glaubten wir uns wohl auch finden zu können; aber wer durfte hoffen, ſich eines ſo reichen Gehalts zu be

mächtigen, und die widerſpänſtigſten Gegenſtände mit ſo viel Freyheit zu handhaben?

Doch das iſt unſer ſchönſter und ſüßeſter Wahn, den wir nicht aufgeben dürfen, ob er uns gleich viel Pein im Leben verurſacht, daß wir das was wir ſchätzen und verehren, uns auch wo möglich zueignen, ja aus uns ſelbſt hervorbringen und darſtellen möchten.

neue Epoche eintritt; so hat man um so nöthiger befunden, sowohl diese Nachricht gegenwärtig ins Publicum zu senden, als auch einen Gewerkentag auszuschreiben, theils um durch eine detaillirte Rechenschaft zu zeigen wie bemüht man gewesen das Zutrauen einer ansehnlichen Gewerkschaft zu verdienen, als auch die fernern Plane für die Zukunft vorzulegen.

Ob man nun gleich Ursache zu wünschen hat, daß die gewerkschaftliche Herren Deputirten so bald als möglich in Ilmenau eintreffen möchten, um mit dem weiteren Betriebe des Werks nicht gehindert zu seyn; so hat man doch aus mehreren Rücksichten, besonders damit hinreichende Zeit sey, sämtliche Gewerken davon zu benachrichtigen und ihre Entschliessungen vorzubereiten, als auch, damit der Gewerkentag selbst in eine Jahrszeit falle wo theils für die Reisen theils für den Aufenthalt in einer gebirgischen Gegend, gute Tage zu erwarten seyn möchten, den Sechsten Junius dieses Jahres zu Eröffnung des Gewerkentages bestimmen wollen.

Auf diesem Gewerkentage kann, wie es die in dem Jahre 1783 ausgegebene erste Nachricht festgesetzt, ein jeder Gewerke, auch wer nur Einen Kux oder einen Theil eines Kuxes besässe auf seine Kosten erscheinen; eben so können mehrere Einem Gewerken den Auftrag ertheilen, in ihrem Namen der Versammlung beyzuwohnen. Aber nur derjenige hat ein Stimmrecht welcher für sich selbst 10 Kuxe besitzt, und noch von 90 einen Auftrag hat; so daß er also für hundert Kuxe spricht, oder durch einen andern bevollmächtigten Mitgewerken sprechen läßt. Wer keinen besondern Bevollmächtigten ernennen will, kann den Agenten auftragen den Gewerkentag in seinen Namen beyzuwohnen.

Vierzehntes Buch.

Mit jener Bewegung nun, welche ſich im Publicum verbreitete, ergab ſich eine andere, für den Verfaſſer vielleicht von größerer Bedeutung, indem ſie ſich in ſeiner nächſten Umgebung ereignete. Aeltere Freunde, welche jene Dichtungen, die nun ſo großes Aufſehen machten, ſchon im Manuſcript gekannt hatten, und ſie deshalb zum Theil als die ihrigen anſahen, triumphirten über den guten Erfolg, den ſie, kühn genug, zum voraus geweiſſagt. Zu ihnen fanden ſich neue Theilnehmer, beſonders ſolche, welche ſelbſt eine productive Kraft in ſich ſpürten, oder zu erregen und zu hegen wünſchten.

Unter den erſtern that ſich Lenz am lebhafteſten und gar ſonderbar hervor. Das

Aeußerliche dieſes merkwürdigen Menſchen iſt ſchon umriſſen, ſeines humoriſtiſchen Talents mit Liebe gedacht; nun will ich von ſeinem Character mehr in Reſultaten als ſchildernd ſprechen, weil es unmöglich wäre, ihn durch die Umſchweiſe ſeines Lebensganges zu begleiten, und ſeine Eigenheiten darſtellend zu überliefern.

Man kennt jene Selbſtquälerey, welche, da man von außen und von andern keine Noth hatte, an der Tagesordnung war, und gerade die vorzüglichſten Geiſter beunruhigte. Was gewöhnliche Menſchen, die ſich nicht ſelbſt beobachten, nur vorübergehend quält, was ſie ſich aus dem Sinne zu ſchlagen ſuchen, das ward von den beſſeren ſcharf bemerkt, beachtet, in Schriften, Briefen und Tagebüchern aufbewahrt. Nun aber geſellten ſich die ſtrengſten ſittlichen Forderungen an ſich und andere zu der größten Fahrläſſigkeit im Thun, und ein aus dieſer halben Selbſt-

kenntniß entſpringender Dünkel verführte zu den ſeltſamſten Angewohnheiten und Unarten. Zu einem ſolchen Abarbeiten in der Selbſtbeobachtung berechtigte jedoch die aufwachende empiriſche Pſychologie, die nicht gerade alles was uns innerlich beunruhigt, für böſe und verwerflich erklären wollte, aber doch auch nicht alles billigen konnte; und ſo war ein ewiger nie beyzulegender Streit erregt. Dieſen zu führen und zu unterhalten übertraf nun Lenz alle übrigen Un- oder Halbbeſchäftigten, welche ihr Inneres untergruben, und ſo litt er im Allgemeinen von der Zeitgeſinnung, welche durch die Schilderung Werther's abgeſchloſſen ſeyn ſollte; aber ein individueller Zuſchnitt unterſchied ihn von allen übrigen, die man durchaus für offene redliche Seelen anerkennen mußte. Er hatte nämlich einen entſchiedenen Hang zur Intrigue, und zwar zur Intrigue an ſich, ohne daß er eigentliche Zwecke, verſtändige, ſelbſtiſche, erreichbare Zwecke dabey gehabt hätte; vielmehr pflegte

er ſich immer etwas Fratzenhaftes vorzuſetzen, und eben deswegen diente es ihm zur beſtändigen Unterhaltung. Auf dieſe Weiſe war er Zeitlebens ein Scheim in der Einbildung, ſeine Liebe wie ſein Haß waren imaginär, mit ſeinen Vorſtellungen und Gefühlen verfuhr er willkührlich, damit er immer fort etwas zu thun haben möchte. Durch die verkehrteſten Mittel ſuchte er ſeinen Neigungen und Abneigungen Realität zu geben, und vernichtete ſein Werk immer wieder ſelbſt; und ſo hat er Niemanden den er liebte, jemals genützt, Niemanden den er haßte, jemals geſchadet, und im Ganzen ſchien er nur zu ſündigen, um ſich ſtrafen, nur zu intriguiren, um eine neue Fabel auf eine alte pfropfen zu können.

Aus wahrhafter Tiefe, aus unerſchöpflicher Productivität ging ſein Talent hervor, in welchem Zartheit, Beweglichkeit und Spitzfindigkeit mit einander wetteiferten, das aber, bey aller ſeiner Schönheit, durchaus kränkelte,

und gerade dieſe Talente ſind am ſchwerſten zu beurtheilen. Man konnte in ſeinen Arbeiten groſſe Züge nicht verkennen; eine liebliche Zärtlichkeit ſchleicht ſich durch zwiſchen den albernſten und barockeſten Frazen, die man ſelbſt einem ſo gründlichen und anſpruchloſen Humor, einer wahrhaft komiſchen Gabe kaum verzeihen kann. Seine Tage waren aus lauter Nichts zuſammengeſetzt, dem er durch ſeine Rührigkeit eine Bedeutung zu geben wußte, und er konnte um ſo mehr viele Stunden verſchlendern, als die Zeit die er zum Leſen anwendete, ihm, bey einem glücklichen Gedächtniß, immer viel Frucht brachte, und ſeine originelle Denkweiſe mit mannigfaltigem Stoff bereicherte.

Man hatte ihn mit liefländiſchen Cavalieren nach Straßburg geſendet, und einen Mentor nicht leicht unglücklicher wählen können. Der ältere Baron ging für einige Zeit ins Vaterland zurück, und hinterließ eine Ge-

liebte, an die er feſt geknüpft war. Lenz, um den zweyten Bruder, der auch um dieſes Frauenzimmer warb, und andere Liebhaber zurückzudrängen, und das koſtbare Herz ſeinem abweſenden Freunde zu erhalten, beſchloß nun ſelbſt ſich in die Schöne verliebt zu ſtellen, oder, wenn man will, zu verlieben. Er ſetzte dieſe ſeine Theſe mit der hartnäckigſten Anhänglichkeit an das Ideal, das er ſich von ihr gemacht hatte, durch, ohne gewahr werden zu wollen, daß er ſo gut als die übrigen ihr nur zum Scherz und zur Unterhaltung diene. Deſto beſſer für ihn! denn bey ihm war es auch nur Spiel, welches deſto länger dauern konnte als ſie es ihm gleichfalls ſpielend erwiederte, ihn bald anzog, bald abſtieß, bald hervorrief, bald hintanſetzte. Man ſey überzeugt, daß wenn er zum Bewußtſeyn kam, wie ihm denn das zuweilen zu geſchehen pflegte, er ſich zu einem ſolchen Fund recht behaglich Glück gewünſcht habe.

Uebrigens lebte er, wie ſeine Zöglinge, meiſtens mit Officieren der Garniſon, wobey ihm die wunderſamen Anſchauungen, die er ſpäter in dem Luſtſpiel die Soldaten aufſtellte, mögen geworden ſeyn. Indeſſen hatte dieſe frühe Bekanntſchaft mit dem Militair die eigene Folge für ihn, daß er ſich für einen großen Kenner des Waffenweſens hielt; auch hatte er wirklich dieſes Fach nach und nach ſo im Detail ſtudirt, daß er, einige Jahre ſpäter, ein groſſes Memoire an den franzöſiſchen Kriegsminiſter aufſetzte, wovon er ſich den beſten Erfolg verſprach. Die Gebrechen jenes Zuſtandes waren ziemlich gut geſehn, die Heilmittel dagegen lächerlich und unausführbar. Er aber hielt ſich überzeugt, daß er dadurch bey Hofe großen Einfluß gewinnen könne, und wußte es den Freunden ſchlechten Dank, die ihn, theils durch Gründe, theils durch thätigen Widerſtand, abhielten, dieſes phantaſtiſche Werk, das ſchon ſauber abgeſchrieben, mit einem Briefe begleitet,

couvertirt und förmlich adreſſirt war, zurückzuhalten, und in der Folge zu verbrennen.“

Mündlich und nachher ſchriftlich hatte er mir die ſämmtlichen Irrgänge ſeiner Kreuz- und Querbewegungen, in Bezug auf jenes Frauenzimmer vertraut. Die Poeſie die er in das Gemeinſte zu legen wußte, ſetzte mich oft in Erſtaunen, ſo daß ich Ihn dringend bat, den Kern dieſes weitſchweifigen Abenteuers geiſtreich zu befruchten, und einen kleinen Roman daraus zu bilden; aber es war nicht ſeine Sache, ihm konnte nicht wohl werden, als wenn er ſich grenzenlos im Einzelnen verfloß und ſich an einem unendlichen Faden ohne Abſicht hinſpann. Vielleicht wird es dereinſt möglich, nach dieſen Prämiſſen, ſeinen Lebensgang, bis zu der Zeit da er ſich in Wahnſinn verlor, auf irgend eine Weiſe anſchaulich zu machen; gegenwärtig halte ich mich an das Nächſte, was eigentlich hierher gehört.

nen. Dieſe ſind, wie aus den vorigen Nachrichten noch bekannt ſeyn wird:

Der Fürſtl. Hof-Advocat, Johann Ludwig Blumröder, zu Ilmenau,

der Fürſtl. Hof-Commiſſarius, Georg Wilhelm Hetzer, Kauf- und Handelsmann daſelbſt,

der Ritterſchaftliche Amtmann, Johann Wilhelm Leſſler, Stadt- und Amts-Steuer-Einnehmer daſ.

Man wird nach Eröffnung der Verſammlung ſogleich ſuchen denen gegenwärtigen Gewerken und deren Bevollmächtigten das Local, die Natur des Bergbaues, die älteren Arbeiten und das neuere Unternehmen deutlicher als es durch Schriften geſchehen kann vorzulegen.

Ferner die der Gewerkſchaft zuſtändigen Taggebäude und Grundſtücke, nicht weniger den Graben, ſodann den Schacht ſelbſt und den Stollen vorzeigen, überhaupt von allem was die Nachrichten enthalten nach deren Anleitung detaillirte Rechenſchaft, nicht weniger über alle und jede Anfrage Auskunft geben.

Ferner das Gewerkenbuch vorlegen, ſo wie die Rechnungen und zwar ſowohl die Hauptrechnungen als Zechenregiſter, nicht weniger die Knappſchaftsrechnungen, da ſolche der Gewerkſchaft zum indirecten Vortheil gereichen.

Sodann wird man ſich mit der gegenwärtigen Lage der Sache beſchäftigen und Riſſe und Anſchläge für die Zukunft vorlegen.

Man erwartet dagegen den Beyrath der allenfalls abgeordneten Kunſtverſtändigen und zweifelt nicht an dem Beyfall für das bisher Geſchehene und einer zufriedenen Beyſtimmung für das Zukünftige.

Es

Kaum war Goetz von Berlichingen erſchienen, als mir Lenz einen weitläuftigen Aufſatz zuſendete, auf geringes Conceptpapier geſchrieben, deſſen er ſich gewöhnlich bediente, ohne den mindeſten Rand weder oben noch unten, noch an den Seiten zu laſſen. Dieſe Blätter waren betitelt: Ueber unſere Ehe, und ſie würden, wären ſie noch vorhanden, uns gegenwärtig mehr aufklären als mich damals, da ich über ihn und ſein Weſen noch ſehr im Dunkeln ſchwebte. Das Hauptabſehen dieſer weitläuftigen Schrift war, mein Talent und das ſeinige neben einander zu ſtellen; bald ſchien er ſich mir zu ſubordiniren, bald ſich mir gleich zu ſetzen; das alles aber geſchah mit ſo humoriſtiſchen und zierlichen Wendungen, daß ich die Anſicht, die er mir dadurch geben wollte, um ſo lieber aufnahm, als ich ſeine Gaben wirklich ſehr hoch ſchätzte und immer nur darauf drang, daß er aus dem formloſen Schweifen ſich zuſammenziehen, und die Bildungsgabe, die

ihm angeboren war, mit kunſtgemäßer Faſſung benutzen möchte. Ich erwiederte ſein Vertrauen freundlichſt, und weil er in ſeinen Blättern auf die innigſte Verbindung drang (wie denn auch ſchon der wunderliche Titel andeutete), ſo theilte ich ihm von nun an alles mit, ſowohl das ſchon Gearbeitete als was ich vorhatte; er ſendete mir dagegen nach und nach ſeine Manuſcripte, den Hofmeiſter, den neuen Menoza, die Soldaten, Nachbildungen des Plautus, und jene Ueberſetzung des engliſchen Stücks als Zugabe zu den Anmerkungen über das Theater.

Bey dieſen war es mir einigermaßen auffallend, daß er in einem laconiſchen Vorberichte ſich dahin äußerte, als ſey der Inhalt dieſes Aufſatzes, der mit Heftigkeit gegen das regelmäßige Theater gerichtet war, ſchon vor einigen Jahren, als Vorleſung, einer Geſellſchaft von Literaturfreunden bekannt geworden,

zu der Zeit alſo, wo Götz noch nicht geſchrieben geweſen. In Lenzens Straßburger Verhältniſſen ſchien ein literariſcher Cirkel den ich nicht kennen ſollte, etwas problematiſch; allein ich ließ es hingehen, und verſchaffte ihm zu dieſer wie zu ſeinen übrigen Schriften bald Verleger, ohne auch nur im mindeſten zu ahnden, daß er mich zum vorzüglichſten Gegenſtande ſeines imaginären Haſſes, und zum Ziel einer abenteuerlichen und grillenhaften Verfolgung auserſehn hatte.

Vorübergehend will ich nur, der Folge wegen, noch eines guten Geſellen gedenken, der, obgleich von keinen außerordentlichen Gaben, doch auch mitzählte. Er hieß Wagner, erſt ein Glied der Straßburger, dann der Frankfurter Geſellſchaft; nicht ohne Geiſt, Talent und Unterricht. Er zeigte ſich als ein Strebender, und ſo war er willkommen. Auch hielt er treulich an mir, und weil ich aus allem was ich vorhatte kein Geheimniß machte,

ſo erzählte ich ihm, wie andern meine Abſicht mit Fauſt, beſonders die Cataſtrophe von Gretchen. Er faßte das Sujet auf, und benutzte es für ein Trauerſpiel, die Kindesmörderinn. Es war das erſte Mal, daß mir Jemand etwas von meinen Vorſätzen wegſchnappte; es verdroß mich, ohne daß ich's ihm nachgetragen hätte. Ich habe dergleichen Gedankenraub und Vorwegnahmen nachher noch oft genug erlebt, und hatte mich, bey meinem Zaudern und Beſchwätzen ſo manches Vorgeſetzten und Eingebildeten, nicht mit Recht zu beſchweren.

Wenn Redner und Schriftſteller, in Betracht der groſſen Wirkung welche dadurch hervorzubringen iſt, ſich gern der Contraſte bedienen, und ſollten ſie auch erſt aufgeſucht und herbeygeholt werden; ſo muß es dem Verfaſſer um ſo angenehmer ſeyn, daß ein entſchiedener Gegenſatz ſich ihm anbietet, indem er nach Lenzen von Klingern zu ſpre-

chen hat. Beyde waren gleichzeitig, beſtrebten ſich in ihrer Jugend mit und neben einander. Lenz jedoch, als ein vorübergehendes Meteor, zog nur augenblicklich über den Horizont der deutſchen Literatur hin und verſchwand plötzlich, ohne im Leben eine Spur zurückzulaſſen; Klinger hingegen, als einflußreicher Schriftſteller, als thätiger Geſchäftsmann, erhält ſich noch bis auf dieſe Zeit. Von ihm werde ich nun ohne weitere Vergleichung, die ſich von ſelbſt ergiebt, ſprechen, in ſo fern es nöthig iſt, da er nicht im Verborgenen ſo manches geleiſtet und ſo vieles gewirkt, ſondern beydes, in weiterem und näherem Kreiſe, noch in gutem Andenken und Anſehn ſteht.

Klingers Aeußeres — denn von dieſem beginne ich immer am liebſten — war ſehr vortheilhaft. Die Natur hatte ihm eine große, ſchlanke, wohlgebaute Geſtalt und eine regelmäßige Geſichtsbildung gegeben; er hielt auf ſeine Perſon, trug ſich nett, und man

konnte ihn für das hübſcheſte Mitglied der ganzen kleinen Geſellſchaft anſprechen. Sein Betragen war weder zuvorkommend noch abſtoßend, und, wenn es nicht innerlich ſtürmte, gemäßigt.

Man liebt an dem Mädchen was es iſt, und an dem Jüngling was er ankündigt, und ſo war ich Klingers Freund, ſobald ich ihn kennen lernte. Er empfahl ſich durch eine reine Gemüthlichkeit, und ein unverkennbar entſchiedener Character erwarb ihm Zutrauen. Auf ein ernſtes Weſen war er von Jugend auf hingewieſen; er, nebſt einer eben ſo ſchönen und wackern Schweſter, hatte für eine Mutter zu ſorgen, die, als Wittwe, ſolcher Kinder bedurfte, um ſich aufrecht zu erhalten. Alles was an ihm war, hatte er ſich ſelbſt verſchafft und geſchaffen, ſo daß man ihm einen Zug von ſtolzer Unabhängigkeit, der durch ſein Betragen durchging, nicht verargte. Entſchiedene natürliche Anla-

gen, welche allen wohlbegabten Menſchen gemein ſind, leichte Faſſungskraft, vortreffliches Gedächtniß, Sprachengabe beſaß er in hohem Grade; aber alles ſchien er weniger zu achten als die Feſtigkeit und Beharrlichkeit, die ſich ihm, gleichfalls angeboren, durch Umſtände völlig beſtätigt hatten.

Einem ſolchen Jüngling mußten Rouſſeau's Werke vorzüglich zuſagen. Emil war ſein Haupt- und Grundbuch, und jene Geſinnungen fruchteten um ſo mehr bey ihm, als ſie über die ganze gebildete Welt allgemeine Wirkung ausübten, ja bey ihm mehr als bey andern. Denn auch er war ein Kind der Natur, auch er hatte von unten auf angefangen; das was andere wegwerfen ſollten, hatte er nie beſeſſen, Verhältniſſe, aus welchen ſie ſich retten ſollten, hatten ihn nie beengt; und ſo konnte er für einen der reinſten Jünger jenes Naturevangeliums angeſehen werden, und in Betracht ſeines ernſten Be-

ſtrebens, ſeines Betragens als Menſch und Sohn, recht wohl ausrufen: alles iſt gut, wie es aus den Händen der Natur kommt! — Aber auch den Nachſatz: alles verſchlimmert ſich unter den Händen der Menſchen! drängte ihm eine widerwärtige Erfahrung auf. Er hatte nicht mit ſich ſelbſt, aber außer ſich mit der Welt des Herkommens zu kämpfen, von deren Feſſeln der Bürger von Genf uns zu erlöſen gedachte. Weil nun, in des Jünglings Lage, dieſer Kampf oft ſchwer und ſauer ward, ſo fühlte er ſich gewaltſamer in ſich zurückgetrieben, als daß er durchaus zu einer frohen und freudigen Ausbildung hätte gelangen können: vielmehr mußte er ſich durchſtürmen, durchdrängen; daher ſich ein bitterer Zug in ſein Weſen ſchlich, den er in der Folge zum Theil gehegt und genährt, mehr aber bekämpft und beſiegt hat.

In ſeinen Productionen, in ſo fern ſie mir gegenwärtig ſind, zeigt ſich ein ſtrenger

Verſtand, ein biederer Sinn, eine rege Einbildungskraft, eine glückliche Beobachtung der menſchlichen Mannigfaltigkeit, und eine charakteriſtiſche Nachbildung der generiſchen Unterſchiede. Seine Mädchen und Knaben ſind frey und lieblich, ſeine Jünglinge glühend, ſeine Männer ſchlicht und verſtändig, die Figuren die er ungünſtig darſtellt, nicht zu ſehr übertrieben; ihm fehlt es nicht an Heiterkeit und guter Laune, Witz und glücklichen Einfällen; Allegorieen und Symbole ſtehen ihm zu Gebot; er weiß uns zu unterhalten und zu vergnügen, und der Genuß würde noch reiner ſeyn, wenn er ſich und uns den heitern bedeutenden Scherz nicht durch ein bitteres Mißwollen hier und da verkümmerte. Doch dieß macht ihn eben zu dem was er iſt, und dadurch wird ja die Gattung der Lebenden und Schreibenden ſo mannigfaltig, daß ein Jeder, theoretiſch, zwiſchen Erkennen und Irren, practiſch, zwiſchen Beleben und Vernichten hin und wieder wogt.

Klinger gehört unter die, welche ſich aus ſich ſelbſt, aus ihrem Gemüthe und Verſtande heraus zur Welt gebildet hatten. Weil nun dieſes mit und in einer gröſſeren Maſſe geſchah, und ſie ſich unter einander einer verſtändlichen, aus der allgemeinen Natur und aus der Volks-Eigenthümlichkeit herfließenden Sprache mit Kraft und Wirkung bedienten; ſo waren ihnen früher und ſpäter alle Schulformen äußerſt zuwider, beſonders wenn ſie, von ihrem lebendigen Urſprung getrennt, in Phraſen ausarteten, und ſo ihre erſte friſche Bedeutung gänzlich verloren. Wie nun gegen neue Meinungen, Anſichten, Syſteme, ſo erklären ſich ſolche Männer auch gegen neue Ereigniſſe, hervortretende bedeutende Menſchen, welche große Veränderungen ankündigen oder bewirken: ein Verfahren, das ihnen keineswegs ſo zu verargen iſt, weil ſie dasjenige von Grund aus gefährdet ſehen, dem ſie ihr eignes Daſeyn und Bildung ſchuldig geworden.

Es wird ſodann zu überlegen ſeyn, auf welche der Gewerkſchaft minder läſtige Weiſe die erforderlichen Gelder für die Zukunft aufgebracht werden können. Auch werden verſchiedene Puncte, deren Entſcheidung man bisher aufgeſchoben, berichtiget werden können, als z. B. die Eröffnung einiger Lichtlöcher auf dem tiefen Stollen, wodurch die Schlämmung eines Theils deſſelben möglich zu machen, und der Arbeitslohn zu ſeiner Unterhaltung wegen leichterer Befahrung zu vermindern wäre.

Man wird ferner überlegen, ob mehrere der Gewerkſchaft aus ältern Zeiten gebliebene Grundſtücke an Wieſen, und andern wüſten und bebauten Plätzen, welche man bisher auf Zins ausgethan gehabt zu verkaufen, und die erlöſte Summen in den gewerkſchaftlichen Bau zu verwenden ſeyn möchten. Eine gemeinſchaftliche Berathſchlagung dieſer und anderer Umſtände wird auf alle Fälle dem Werke vortheilhaft ſeyn und einen glücklichen Fortgang und Erfolg der ganzen Unternehmung befördern helfen, wovon zu ſeiner Zeit weiter öffentliche Nachricht ertheilt werden ſoll.

Weimar, den 24. Februar 1791.

Sr. Hochfürſtl. Durchl. zu Sachſen Weimar und Eiſenach gnädigſt verordnete Bergwerks-Commiſſion.

Johann Wolfgang von Goethe.

Chriſtian Gottlob Voigt.

Jenes Beharren eines tüchtigen Charac-
ters aber, wird um deſto würdiger, wenn
es ſich durch das Welt- und Geſchäftsleben
durcherhält, und wenn eine Behandlungsart
des Vorkömmlichen, welche manchem ſchroff,
ja gewaltſam ſcheinen möchte, zur rechten Zeit
angewandt, am ſicherſten zum Ziele führt.
Dieß geſchah bey ihm, da er ohne Biegſam-
keit (welches ohnedem die Tugend der gebo-
renen Reichsbürger niemals geweſen,) aber
deſto tüchtiger, feſter und redlicher, ſich zu
bedeutenden Poſten erhob, ſich darauf zu erhal-
ten wußte, und mit Beyfall und Gnade ſei-
ner höchſten Gönner fortwirkte, dabey aber
niemals weder ſeine alten Freunde, noch den
Weg den er zurückgelegt, vergaß. Ja er ſuchte
die vollkommenſte Stetigkeit des Andenkens,
durch alle Grade der Abweſenheit und Tren-
nung, hartnäckig zu erhalten; wie es denn
gewiß angemerkt zu werden verdient, daß er,
als ein anderer Willigis, in ſeinem durch
Ordenszeichen geſchmückten Wappen, Merk-

male ſeiner früheſten Zeit zu verewigen, nicht verſchmähte.

Es dauerte nicht lange, ſo kam ich auch mit Lavatern in Verbindung. Der Brief des Paſtors an ſeinen Collegen hatte ihm ſtellenweiſe ſehr eingeleuchtet: denn manches traf mit ſeinen Geſinnungen vollkommen überein. Bey ſeinem unabläſſigen Treiben ward unſer Briefwechſel bald ſehr lebhaft. Er machte ſo eben ernſtliche Anſtalten zu ſeiner größern Phyſiognomik, deren Einleitung ſchon früher in das Publicum gelangt war. Er forderte alle Welt auf, ihm Zeichnungen, Schattenriſſe, beſonders aber Chriſtusbilder zu ſchicken, und ob ich gleich ſo gut wie gar nichts leiſten konnte, ſo wollte er doch von mir ein für allemal auch einen Heiland gezeichnet haben, wie ich mir ihn vorſtellte. Dergleichen Forderungen des Unmöglichen gaben mir zu mancherley Scherzen Anlaß, und ich wußte mir gegen ſeine Eigenheiten nicht

anders zu helfen, als daß ich die meinigen hervorkehrte.

Die Anzahl derer, welche keinen Glauben an die Phyſiognomik hatten, oder doch wenigſtens ſie für ungewiß und trüglich hielten, war ſehr groß, und ſogar viele die es mit Lavatern gut meinten, fühlten einen Kitzel, ihn zu verſuchen und ihm wo möglich einen Streich zu ſpielen. Er hatte ſich in Frankfurt, bey einem nicht ungeſchickten Maler, die Profile mehrerer namhaften Menſchen beſtellt. Der Abſender erlaubte ſich den Scherz, Bahrdts Portrait zuerſt ſtatt des meinigen abzuſchicken, wogegen eine zwar muntere aber donnernde Epiſtel zurückkam, mit allen Trümpfen und Betheurungen, daß dieß mein Bild nicht ſey, und was Lavater ſonſt alles, zu Beſtätigung der phyſiognomiſchen Lehre, bey dieſer Gelegenheit mochte zu ſagen haben. Mein wirkliches nachgeſendetes ließ er eher gelten; aber auch hier ſchon that ſich

der Widerſtreit hervor, in welchem er ſich ſowohl mit den Malern als mit den Individuen befand. Jene konnten ihm niemals wahr und genau genug arbeiten, dieſe, bey allen Vorzügen welche ſie haben mochten, blieben doch immer zu weit hinter der Idee zurück, die er von der Menſchheit und dem Menſchen hegte, als daß er nicht durch das Beſondere, wodurch der einzelne zur Perſon wird, einigermaßen hätte abgeſtoßen werden ſollen.

Der Begriff von der Menſchheit, der ſich in ihm und an ſeiner Menſchheit herangebildet hatte, war ſo genau mit der Vorſtellung verwandt, die er von Chriſto lebendig in ſich trug, daß es ihm unbegreiflich ſchien, wie ein Menſch leben und athmen könne, ohne zugleich ein Chriſt zu ſeyn. Mein Verhältniß zu der chriſtlichen Religion lag bloß in Sinn und Gemüth, und ich hatte von jener phyſiſchen Verwandſchaft, zu welcher

Lavater ſich hinneigte, nicht den mindeſten Begriff. Aergerlich war mir daher die heftige Zudringlichkeit eines ſo geiſt- als herzvollen Mannes, mit der er auf mich ſo wie auf Mendelsſohn und andere losging, und behauptete, man müſſe entweder mit ihm ein Chriſt, ein Chriſt nach ſeiner Art werden, oder man müſſe ihn zu ſich hinüberziehn, man müſſe ihn gleichfalls von demjenigen überzeugen, worin man ſeine Beruhigung finde. Dieſe Forderung, ſo unmittelbar dem liberalen Weltſinn, zu dem ich mich nach und nach auch bekannte, entgegen ſtehend, that auf mich nicht die beſte Wirkung. Alle Bekehrungsverſuche, wenn ſie nicht gelingen, machen denjenigen, den man zum Proſelyten auserſah, ſtarr und verſtockt, und dieſes war um ſo mehr mein Fall, als Lavater zuletzt mit dem harten Dilemma hervortrat: „Entweder Chriſt, oder Atheiſt!“ Ich erklärte darauf, daß wenn er mir mein Chriſtenthum nicht laſſen wollte, wie ich es bisher gehegt hätte,

ſo könnte ich mich auch wohl zum Atheismus entſchließen, zumal da ich ſähe, daß Niemand recht wiſſe, was beydes eigentlich heißen ſolle.

Dieſes Hin- und Wiederſchreiben, ſo heftig es auch war, ſtörte das gute Verhältniß nicht. Lavater hatte eine unglaubliche Geduld, Beharrlichkeit, Ausdauer; er war ſeiner Lehre gewiß, und bey dem entſchiedenen Vorſatz, ſeine Ueberzeugung in der Welt auszubreiten, ließ er ſich's gefallen, was nicht durch Kraft geſchehen konnte, durch Abwarten und Milde durchzuführen. Ueberhaupt gehörte er zu den wenigen glücklichen Menſchen, deren äußerer Beruf mit dem innern vollkommen übereinſtimmt, und deren früheſte Bildung, ſtetig zuſammenhängend mit der ſpätern, ihre Fähigkeiten naturgemäß entwickelt. Mit den zarteſten ſittlichen Anlagen geboren, beſtimmte er ſich zum Geiſtlichen. Er genoß des nöthigen Unterrichts und zeigte viele Fähigkeiten, ohne ſich jedoch zu jener

Ausbildung hinzuneigen, die man eigentlich gelehrt nenne. Denn auch er, um ſo viel früher geboren als wir, ward von dem Freyheits- und Naturgeiſt der Zeit ergriffen, der Jedem ſehr ſchmeichleriſch in die Ohren raunte: man habe, ohne viele äußere Hülfsmittel, Stoff und Gehalt genug in ſich ſelbſt, alles komme nur darauf an, daß man ihn gehörig entfalte. Die Pflicht des Geiſtlichen, ſittlich im täglichen Sinne, religiös im höheren, auf die Menſchen zu wirken, traf mit ſeiner Denkweiſe vollkommen überein. Redliche und fromme Geſinnungen, wie er ſie fühlte, den Menſchen mitzutheilen, ſie in ihnen zu erregen, war des Jünglings entſchiedenſter Trieb, und ſeine liebſte Beſchäftigung, wie auf ſich ſelbſt, ſo auf andere zu merken. Jenes ward ihm durch ein inneres Zartgefühl, dieſes durch einen ſcharfen Blick auf das Aeußere erleichtert, ja aufgedrungen. Zur Beſchaulichkeit war er jedoch nicht geboren, zur Darſtellung im eigentlichen Sinne hatte er keine Gabe;

er fühlte ſich vielmehr mit allen ſeinen Kräften zur Thätigkeit, zur Wirkſamkeit gedrängt, ſo daß ich Niemand gekannt habe, der ununterbrochener handelte als er. Weil nun aber unſer inneres ſittliches Weſen in äußeren Bedingungen verkörpert iſt, es ſey nun daß wir einer Familie, einem Stande, einer Gilde, einer Stadt, oder einem Staate angehören; ſo mußte er zugleich, in ſo fern er wirken wollte, alle dieſe Aeußerlichkeiten berühren und in Bewegung ſetzen, wodurch denn freylich mancher Anſtoß, manche Verwickelung entſprang, beſonders, da das Gemeinweſen, als deſſen Glied er geboren war, in der genauſten und beſtimmteſten Beſchränkung einer löblichen hergebrachten Freyheit genoß. Schon der republicaniſche Knabe gewöhnt ſich, über das öffentliche Weſen zu denken und mitzuſprechen. In der erſten Blüte ſeiner Tage ſieht ſich der Jüngling, als Zunftgenoſſe, bald in dem Fall, ſeine Stimme zu geben und zu verſagen. Will er gerecht und ſelbſtändig

urtheilen, ſo muß er ſich von dem Werth ſeiner Mitbürger vor allen Dingen überzeugen, er muß ſie kennen lernen, er muß ſich nach ihren Geſinnungen, nach ihren Kräften umthun, und ſo, indem er andere zu erforſchen trachtet, immer in ſeinen eignen Buſen zurückkehren.

In ſolchen Verhältniſſen übte ſich Lavater früh, und eben dieſe Lebensthätigkeit ſcheint ihn mehr beſchäftigt zu haben als Sprachſtudien, als jene ſondernde Critik, die mit ihnen verwandt, ihr Grund ſo wie ihr Ziel iſt. In ſpäteren Jahren, da ſich ſeine Kenntniſſe, ſeine Einſichten unendlich weit ausgebreitet hatten, ſprach er doch im Ernſt und Scherz oft genug aus, daß er nicht gelehrt ſey; und gerade einem ſolchen Mangel von eindringendem Studium muß man zuſchreiben, daß er ſich an den Buchſtaben der Bibel ja der Bibelüberſetzung hielt, und freylich für das was er ſuchte und beabſichtigte,

hier genugſame Nahrung und Hülfsmittel fand.

Aber gar bald ward jener zunft- und gildemäßig langſam bewegte Wirkungskreis dem lebhaften Naturell zu enge. Gerecht zu ſeyn wird dem Jüngling nicht ſchwer, und ein reines Gemüth verabſcheut die Ungerechtigkeit, deren es ſich ſelbſt noch nicht ſchuldig gemacht hat. Die Bedrückungen eines Landvogts lagen offenbar vor den Augen der Bürger, ſchwerer waren ſie vor Gericht zu bringen. Lavater geſellt ſich einen Freund zu, und beyde bedrohen, ohne ſich zu nennen, jenen ſtrafwürdigen Mann. Die Sache wird ruchbar, man ſieht ſich genöthigt, ſie zu unterſuchen. Der Schuldige wird beſtraft, aber die Veranlaſſer dieſer Gerechtigkeit werden getadelt, wo nicht geſcholten. In einem wohleingerichteten Staate ſoll das Rechte ſelbſt nicht auf unrechte Weiſe geſchehn.

Fünfte Nachricht
von dem neuen
Bergbau zu Ilmenau.

Wodurch der Erfolg des am Sechsten Junius 1791 eröffneten Gewerkentages bekannt gemacht wird.

GROSSHERZ. GL. BIBLIOTHEK WEIMAR

Weimar, den 1. Julius 1791.

Auf einer Reiſe die Lavater durch Deutſchland macht, ſetzt er ſich mit gelehrten und wohldenkenden Männern in Berührung; allein er befeſtigt ſich dabey nur mehr in ſeinem eignen Gedanken und Ueberzeugungen; nach Hauſe zurückgekommen, wirkt er immer freyer aus ſich ſelbſt. Als ein edler guter Menſch, fühlt er in ſich einen herrlichen Begriff von der Menſchheit, und was dieſem allenfalls in der Erfahrung widerſpricht, alle die unleugbaren Mängel, die einen Jeden von der Vollkommenheit ablenken, ſollen ausgeglichen werden durch den Begriff der Gottheit, die ſich, in der Mitte der Zeiten, in die menſchliche Natur herabgeſenkt, um ihr früheres Ebenbild vollkommen wiederherzuſtellen.

Soviel vorerſt von den Anfängen dieſes merkwürdigen Mannes, und nun vor allen Dingen eine heitere Schilderung unſeres perſönlichen Zuſammentreffens und Beyſammenſeyns. Denn unſer Briefwechſel hatte nicht

lange gedauert, als er mir und andern ankündigte, er werde bald, auf einer vorzunehmenden Rheinreise, in Frankfurt einsprechen. Sogleich entstand im Publicum die größte Bewegung; alle waren neugierig, einen so merkwürdigen Mann zu sehn; viele hofften für ihre sittliche und religiöse Bildung zu gewinnen; die Zweifler dachten sich mit bedeutenden Einwendungen hervorzuthun, die Einbildischen waren gewiß, ihn durch Argumente, in denen sie sich selbst bestärkt hatten, zu verwirren und zu beschämen, und was sonst alles Williges und Unwilliges einen bemerkten Menschen erwartet, der sich mit dieser gemischten Welt abzugeben gedenkt.

Unser erstes Begegnen war herzlich; wir umarmten uns aufs freundlichste, und ich fand ihn gleich wie mir ihn so manche Bilder schon überliefert hatten. Ein Individuum, einzig, ausgezeichnet wie man es nicht gesehn hat und nicht wieder sehn wird, sah ich lebendig

und wirkſam vor mir. Er hingegen verrieth im erſten Augenblick durch einige ſonderbare Ausrufungen, daß er mich anders erwartet habe. Ich verſicherte ihm dagegen, nach meinem angeborenen und angebildeten Realismus, daß, da es Gott und der Natur nun einmal gefallen habe, mich ſo zu machen, wie es auch dabey wollten bewenden laſſen. Nun kamen zwar ſogleich die bedeutendſten Puncte zur Sprache, über die wir uns in Briefen am wenigſten vereinigen konnten; allein dieſelben ausführlich zu behandeln ward uns nicht Raum gelaſſen, und ich erfuhr was mir noch nie vorgekommen.

Wir andern, wenn wir uns über Angelegenheiten des Geiſtes und Herzens unterhalten wollten, pflegten uns von der Menge, ja von der Geſellſchaft zu entfernen, weil es, bey der vielfachen Denkweiſe und den verſchiedenen Bildungsſtufen, ſchon ſchwer fällt ſich auch nur mit wenigen zu verſtändigen.

Allein Lavater war ganz anders gesinnt; er liebte seine Wirkungen in's Weite und Breite auszudehnen, ihm ward nicht wohl als in der Gemeine, für deren Belehrung und Unterhaltung er ein besonderes Talent besaß, welches auf jener großen physiognomischen Gabe ruhte. Ihm war eine richtige Unterscheidung der Personen und Geister verliehen, so daß er einem Jeden geschwind ansah, wie ihm allenfalls zu Muthe seyn möchte. Fügte sich hiezu nun ein aufrichtiges Bekenntniß, eine treuherzige Frage, so wußte er aus der großen Fülle innerer und äußerer Erfahrung, zu Jedermans Befriedigung, das Gehörige zu erwiedern. Die tiefe Sanftmuth seines Blicks, die bestimmte Lieblichkeit seiner Lippen, selbst der durch sein Hochdeutsch durchtönende treuherzige Schweizerdialect, und wie manches Andere was ihn auszeichnete, gab allen zu denen er sprach, die angenehmste Sinnesberuhigung; ja seine, bey flacher Brust, etwas vorgebogene Körperhaltung, trug nicht wenig

dazu bey, die Uebergewalt ſeiner Gegenwart mit der übrigen Geſellſchaft auszugleichen. Gegen Anmaßung und Dünkel wußte er ſich ſehr ruhig und geſchickt zu benehmen: denn indem er auszuweichen ſchien, wendete er auf einmal eine groſſe Anſicht, auf welche der beſchränkte Gegner niemals denken konnte, wie einen diamantnen Schild hervor, und wußte denn doch das daher entſpringende Licht ſo angenehm zu mäßigen, daß dergleichen Menſchen, wenigſtens in ſeiner Gegenwart, ſich belehrt und überzeugt fühlten. Vielleicht hat der Eindruck bey manchen fortgewirkt: denn ſelbſtiſche Menſchen ſind wohl zugleich auch gut; es kommt nur darauf an, daß die harte Schale, die den fruchtbaren Kern umſchließt, durch gelinde Einwirkung aufgelöſt werde.

Was ihm dagegen die gröſte Pein verurſachte, war die Gegenwart ſolcher Perſonen, deren äußere Häßlichkeit ſie zu entſchie-

denen Feinden jener Lehre von der Bedeutſamkeit der Geſtalten unwiderruflich ſtempeln mußte. Sie wendeten gewöhnlich einen hinreichenden Menſchenverſtand, ja ſonſtige Gaben und Talente, leidenſchaftlich mißwollend und kleinlich zweifelnd an, um eine Lehre zu entkräften, die für ihre Perſönlichkeit beleidigend ſchien: denn es fand ſich nicht leicht Jemand ſo großdenkend wie Socrates, der gerade ſeine ſamniſche Hülle zu Gunſten einer erworbenen Sittlichkeit gedeutet hätte. Die Härte, die Verſtockung ſolcher Gegner war ihm fürchterlich, ſein Gegenſtreben nicht ohne Leidenſchaft, ſo wie das Schmelzfeuer die widerſtrebenden Erze als läſtig und feindſelig anfauchen muß.

Unter ſolchen Umſtänden war an ein vertrauliches Geſpräch, an ein ſolches das Bezug auf uns ſelbſt gehabt hätte, nicht zu denken, ob ich mich gleich durch Beobachtung der Art, wie er die Menſchen behandelte,

ſehr belehrt, jedoch nicht gebildet fand: denn meine Lage war ganz von der ſeinigen verſchieden. Wer ſittlich wirkt, verliert keine ſeiner Bemühungen: denn es gedeiht davon weit mehr, als das Evangelium vom Sämanne allzu beſcheiden eingeſteht; wer aber künſtleriſch verfährt, der hat in jedem Werke alles verloren, wenn es nicht als ein ſolches anerkannt wird. Nun weiß man, wie ungeduldig meine lieben theilnehmenden Leſer mich zu machen pflegten, und aus welchen Urſachen ich höchſt abgeneigt war, mich mit ihnen zu verſtändigen. Nun fühlte ich den Abſtand zwiſchen meiner und der Lavaterſchen Wirkſamkeit nur allzu ſehr: die ſeine galt in der Gegenwart, die meine in der Abweſenheit; wer mit ihm in der Ferne unzufrieden war, befreundete ſich ihm in der Nähe; und wer mich nach meinen Werken für liebenswürdig hielt, fand ſich ſehr getäuſcht, wenn er an einen ſtarren ablehnenden Menſchen anſtieß.

Merk, der von Darmſtadt ſogleich herüber gekommen war, ſpielte den Mephiſtopheles, ſpottete beſonders über das Zudringen der Weiblein, und als einige derſelben die Zimmer die man dem Propheten eingeräumt, und beſonders auch das Schlafzimmer, mit Aufmerkſamkeit unterſuchten, ſagte der Schalk: die frommen Seelen wollten doch ſehen, wo man den Herrn hingelegt habe. — Mit alle dem mußte er ſich ſo gut wie die andern exorciſiren laſſen: denn Lips, der Lavatern begleitete, zeichnete ſein Profil ſo ausführlich und brav, wie die Bildniſſe bedeutender und unbedeutender Menſchen, welche dereinſt in dem großen Werke der Phyſiognomik angehäuft werden ſollten.

Für mich war der Umgang mit Lavatern höchſt wichtig und lehrreich; denn ſeine dringenden Anregungen brachten mein ruhiges künſtleriſch beſchauliches Weſen in Umtrieb; freylich nicht zu meinem augenblicklichen Vortheil, indem die Zerſtreuung die mich ſchon

ergriffen hatte, ſich nur vermehrte; allein es war ſo viel unter uns zur Sprache gekommen, daß in mir die größte Sehnſucht entſtand, dieſe Unterhaltung fortzuſetzen. Daher entſchloß ich mich, ihn, wenn er nach Ems gehen würde, zu begleiten, um unterwegs, im Wagen eingeſchloſſen und von der Welt abgeſondert, diejenigen Gegenſtände, die uns wechſelſeitig am Herzen lagen, frey abzuhandeln.

Sehr merkwürdig und folgereich waren mir indeſſen die Unterhaltungen Lavaters und der Fräulein von Klettenberg. Hier ſtanden nun zwey entſchiedene Chriſten gegen einander über, und es war ganz deutlich zu ſehen, wie ſich eben daſſelbe Bekenntniß nach den Geſinnungen verſchiedener Perſonen umbildet. Man wiederholte ſo oft in jenen toleranten Zeiten, jeder Menſch habe ſeine eigne Religion, ſeine eigne Art der Gottesverehrung. Ob ich nun gleich dieß nicht geradezu behaup-

tete, ſo konnte ich doch im gegenwärtigen Fall bemerken, daß Männer und Frauen einen verſchiedenen Heiland bedürfen. Fräulein von Klettenberg verhielt ſich zu dem ihrigen wie zu einem Geliebten, dem man ſich unbedingt hingiebt, alle Freude und Hoffnung auf ſeine Perſon legt, und ihm ohne Zweifel und Bedenken das Schickſal des Lebens anvertraut. Lavater hingegen behandelte den ſeinigen als einen Freund, dem man neidlos und liebevoll nacheifert, ſeine Verdienſte anerkennt, ſie hochpreiſt, und eben deswegen ihm ähnlich ja gleich zu werden bemüht iſt. Welch ein Unterſchied zwiſchen beyderley Richtung! wodurch im Allgemeinen die geiſtigen Bedürfniſſe der zwey Geſchlechter ausgeſprochen werden. Daraus mag es auch zu erklären ſeyn, daß zärtere Männer ſich an die Mutter Gottes gewendet, ihr, als einem Ausbund weiblicher Schönheit und Tugend, wie Sannazar gethan, Leben und Talente gewidmet,

Der Sechste Junius 1791. war zu Eröffnung des über die gegenwärtige Lage des Ilmenauer Bergwerks zu haltenden Gewerkentages angesetzt, und durch die ins Publikum erlassene Vierte Nachricht bekannt gemacht worden. Die Fürstl. Bergwerkscommission hatte sich um diese Zeit nach Ilmenau begeben, und dasjenige vorbereitet, was der Zweck dieser Zusammenkunft erforderte. Es meldeten sich dort zur bestimmten Zeit folgende gewerkschaftliche Herren Deputirten an:

Der Herr Legationsrath Bertuch, aus Weimar.
Der Herr Regierungsassessor Osann, aus Weimar.
Der Herr Bergrath Baum, aus Friedrichrode.
Der Herr Oberbergamtsassessor Gerhard, aus Rotenburg.
Der Herr Bergmeister Jung, aus Loh bey Siegen.
Der Herr Hofadvocat Blumröder, aus Ilmenau.
Der Herr Amtmann Lessler, aus Ilmenau.

Als sich diese Herren Deputirten, besonders die kunstverständigen auswärtigen, durch Besichtigung der Taggebäude und Befahrung des Johannisschachts und tiefen Stollens, auch durch sonstige Erkundigungen, wozu man ihnen theils von Seiten der Commission selbst, theils

und allenfalls nebenher mit dem göttlichen Knaben geſpielt haben.

Wie meine beyden Freunde zu einander ſtanden, wie ſie gegen einander geſinnt waren, erfuhr ich nicht allein aus Geſprächen, denen ich beywohnte, ſondern auch aus Eröffnungen, welche mir beyde ingeheim thaten. Ich konnte weder dem einen nach dem andern völlig zuſtimmen: denn mein Chriſtus hatte auch ſeine eigne Geſtalt nach meinem Sinne angenommen. Weil ſie mir aber den meinigen gar nicht wollten gelten laſſen, ſo quälte ich ſie mit allerley Paradoxien und Extremen, und wenn ſie ungeduldig werden wollten, entfernte ich mich mit einem Scherze.

Der Streit zwiſchen Wiſſen und Glauben war noch nicht an der Tagesordnung, allein die beyden Worte und die Begriffe die man damit verknüpft, kamen wohl auch gelegentlich vor, und die wahren Weltverächter be-

haupteten, eins ſey ſo unzuverläſſig als das andere. Daher beliebte es mir, mich zu Gunſten beyder zu erklären, ohne jedoch den Beyfall meiner Freunde gewinnen zu können. Beym Glauben, ſagte ich, komme alles darauf an, daß man glaube; was man glaube, ſey völlig gleichgültig. Der Glaube ſey ein groſſes Gefühl von Sicherheit für die Gegenwart und Zukunft, und dieſe Sicherheit entſpringe aus dem Zutrauen auf ein übergroſſes, übermächtiges und unerforſchliches Weſen. Auf die Unerſchütterlichkeit dieſes Zutrauens komme alles an; wie wir uns aber dieſes Weſen denken, dieß hänge von unſern übrigen Fähigkeiten, ja von den Umſtänden ab, und ſey ganz gleichgültig. Der Glaube ſey ein heiliges Gefäß, in welches ein Jeder ſein Gefühl, ſeinen Verſtand, ſeine Einbildungskraft, ſo gut als er vermöge, zu opfern bereit ſtehe. Mit dem Wiſſen ſey es gerade das Gegentheil; es komme gar nicht darauf an, daß man wiſſe, ſondern

was man wiſſe, wie gut und wie viel man wiſſe. Daher könne man über das Wiſſen ſtreiten, weil es ſich berichtigen, ſich erweitern und verengern laſſe. Das Wiſſen ſange vom Einzelnen an, ſey endlos und geſtaltlos, und könne niemals, höchſtens nur träumeriſch, zuſammengefaßt werden, und bleibe alſo dem Glauben geradezu entgegengeſetzt.

Dergleichen Halbwahrheiten und die daraus entſpringenden Irrſale mögen, poetiſch dargeſtellt, aufregend und unterhaltend ſeyn, im Leben aber ſtören und verwirren ſie das Geſpräch. Ich ließ daher Lavatern gern mit allen denjenigen allein, die ſich an ihm und mit ihm erbauen wollten, und fand mich für dieſe Entbehrung genugſam entſchädigt durch die Reiſe, die wir zuſammen nach Ems antraten. Ein ſchönes Sommerwetter begleitete uns, Lavater war heiter und allerliebſt. Denn bey einer religiöſen und ſittlichen, kei-

neswegs ängſtlichen Richtung ſeines Geiſtes, blieb er nicht unempfindlich, wenn durch Lebensvorfälle die Gemüther munter und luſtig aufgeregt wurden. Er war theilnehmend, geiſtreich, witzig, und mochte das Gleiche gern an andern, nur daß es innerhalb der Grenzen bliebe, die feine zarten Geſinnungen ihm vorſchrieben. Wagte man ſich allenfalls darüber hinaus, ſo pflegte er einem auf die Achſel zu klopfen, und den Verwegenen durch ein treuherziges Biſch guet! zur Sitte aufzufordern. Dieſe Reiſe gereichte mir zu mancherley Belehrung und Belebung, die mir aber mehr in der Kenntniß ſeines Characters als in der Regung und Bildung des meinigen zu Theil ward. In Ems ſah ich ihn gleich wieder von Geſellſchaft aller Art umringt, und kehrte nach Frankfurt zurück; weil meine kleinen Geſchäfte gerade auf der Bahn waren, ſo daß ich ſie kaum verlaſſen durfte.

Aber ich ſollte ſobald nicht wieder zur Ruhe kommen: denn Baſedow traf ein, berührte und ergriff mich von einer andern Seite. Einen entſchiednern Contraſt konnte man nicht ſehen, als dieſe beyden Männer. Schon der Anblick Baſedow's deutete auf das Gegentheil. Wenn Lavaters Geſichtszüge ſich dem Beſchauenden frey hergaben, ſo waren die Baſedowiſchen zuſammengepackt und wie nach innen gezogen. Lavaters Auge klar und fromm, unter ſehr breiten Augenlidern, Baſedow's aber tief im Kopfe, klein, ſchwarz, ſcharf, unter ſtruppigen Augenbrauen hervorblinkend, dahingegen Lavaters Stirnknochen von den ſanfteſten braunen Haarbogen eingefaßt erſchien. Baſedow's heftige rauhe Stimme, ſeine ſchnellen und ſcharfen Aeußerungen, ein gewiſſes höhniſches Lachen, ein ſchnelles Herumwerfen des Geſprächs, und was ihn ſonſt noch bezeichnen mochte, alles war den Eigenſchaften und dem Betragen entgegengeſetzt, durch die uns Lavater verwöhnt hatte.

Auch Baſedow ward in Frankfurt ſehr geſucht, und ſeine großen Geiſtesgaben bewundert; allein er war nicht der Mann, weder die Gemüther zu erbauen, noch zu lenken. Ihm war einzig darum zu thun, jenes große Feld, das er ſich bezeichnet hatte, beſſer anzubauen, damit die Menſchheit künftig bequemer und naturgemäßer darin ihre Wohnung nehmen ſollte; und auf dieſen Zweck eilte er nur allzu gerade los.

Mit ſeinen Planen konnte ich mich nicht befreunden, ja mir nicht einmal ſeine Abſichten deutlich machen. Daß er allen Unterricht lebendig und naturgemäß verlangte, konnte mir wohl gefallen; daß die alten Sprachen an der Gegenwart geübt werden ſollten, ſchien mir lobenswürdig, und gern erkannte ich an, was in ſeinem Vorhaben, zu Beförderung der Thätigkeit und einer friſcheren Weltanſchauung lag: allein mir misfiel, daß die Zeichnungen ſeines Elementarwerks noch

mehr als die Gegenſtände ſelbſt zerſtreuten, da in der wirklichen Welt doch immer nur das Mögliche beyſammenſteht, und ſie deshalb, ungeachtet aller Mannigfaltigkeit und ſcheinbarer Verwirrung, immer noch in allen ihren Theilen etwas Geregeltes hat. Jenes Elementarwerk hingegen zerſplittert ſie ganz und gar, indem das was in der Weltanſchauung keineswegs zuſammentrifft, um der Verwandtſchaft der Begriffe willen neben einander ſteht; weswegen es auch jener ſinnlich-methodiſchen Vorzüge ermangelt, die wir ähnlichen Arbeiten des Amos Comenius zuerkennen müſſen.

Viel wunderbarer jedoch, und ſchwerer zu begreifen als ſeine Lehre, war Baſedow's Betragen. Er hatte bey dieſer Reiſe die Abſicht, das Publicum durch ſeine Perſönlichkeit für ſein philanthropiſches Unternehmen zu gewinnen, und zwar nicht etwa die Gemüther, ſondern geradezu die Beutel aufzuſchlie-

ſen. Er wußte von ſeinem Vorhaben groß und überzeugend zu ſprechen, und Jedermann gab ihm gern zu was er behauptete. Aber auf die unbegreiflichſte Weiſe verletzte er die Gemüther der Menſchen, denen er eine Beyſteuer abgewinnen wollte, ja er beleidigte ſie ohne Noth, indem er ſeine Meynungen und Grillen über religiöſe Gegenſtände nicht zurückhalten konnte. Auch hierin erſchien Baſedow als das Gegenſtück von Lavatern. Wenn dieſer die Bibel buchſtäblich und mit ihrem ganzen Inhalte, ja Wort vor Wort, bis auf den heutigen Tag für geltend annahm und für anwendbar hielt, ſo fühlte jener den unruhigſten Kitzel alles zu verneuen, und ſowohl die Glaubenslehren als die äußerlichen kirchlichen Handlungen nach eignen einmal gefaßten Grillen umzumodeln. Am unbarmherzigſten jedoch, und am unvorſichtigſten verfuhr er mit denjenigen Vorſtellungen, die ſich nicht unmittelbar aus der Bibel, ſondern von ihrer Auslegung herſchreiben,

mit jenen Ausdrücken, philoſophiſchen Kunſtworten, oder ſinnlichen Gleichniſſen, womit die Kirchenväter und Concilien ſich das Unausſprechliche zu verdeutlichen, oder die Ketzer zu beſtreiten geſucht haben. Auf eine harte und unverantwortliche Weiſe erklärte er ſich vor Jederman als den abgeſagteſten Feind der Dreyeinigkeit, und konnte gar nicht fertig werden, gegen dieß allgemein zugeſtandene Geheimniß zu argumentiren. Auch ich hatte im Privatgeſpräch von dieſer Unterhaltung ſehr viel zu leiden, und mußte mir die Hypoſtaſis und Ouſia, ſo wie das Proſopon immer wieder vorführen laſſen. Dagegen griff ich zu den Waffen der Paradoxie, überflügelte ſeine Meynungen und wagte, das Verwegne mit Verwegnerem zu bekämpfen. Dieß gab meinem Geiſte wieder neue Anregung, und weil Baſedow viel beleſener war, auch die Fechterſtreiche des Diſputirens gewandter als ich Naturaliſt zu führen wußte, ſo hatte ich mich immer mehr anzuſtrengen,

ſe wichtigere Puncte unter uns abgehandelt wurden.

Eine ſo herrliche Gelegenheit mich wo nicht aufzuklären, doch gewiß zu üben, konnte ich nicht kurz vorübergehen laſſen. Ich vermochte Vater und Freunde, die nothwendigſten Geſchäfte zu übernehmen, und fuhr nun, Baſedow begleitend, abermals von Frankfurt ab. Welchen Unterſchied empfand ich aber, wenn ich der Anmuth gedachte, die von Lavatern ausging! Reinlich wie er war, verſchaffte er ſich auch eine reinliche Umgebung. Man ward jungfräulich an ſeiner Seite, um ihn nicht mit etwas Widrigem zu berühren. Baſedow hingegen, viel zu ſehr in ſich gedrängt, konnte nicht auf ſein Aeuſſeres merken. Schon daß er ununterbrochen ſchlechten Taback rauchte, fiel äuſſerſt läſtig, um ſo mehr als er einen unreinlich bereiteten, ſchnell Feuer fangenden, aber häſslich dunſtenden Schwamm, nach ausge-

theils durch die Bergofficianten, mündlich sowohl als durch Vorlegung alter und neuer schriftlicher Nachrichten, allen Vorschub gethan, vorläufig über die ganze Angelegenheit instruirt hatten, wurde die Verhandlung des Gewerkentages selbst, in Gegenwart erwähnter Herren Deputirten, und einer ansehnlichen Zahl der übrigen sich eingefundenen Gewerkschaft, auf dem Rathhause zu Ilmenau durch folgenden öffentlichen Vortrag eröffnet:

„Das Geschäft, das uns hierher zusammen ruft, hat ein Unternehmen zum Gegenstand, das von mehr als einer Seite wichtig ist, und es muß uns desto mehr erfreuen, diese Versammlung vor uns zu sehen, und erfahrne Männer aus mehrern Gegenden willkommen zu heißen, welche durch Einsicht in die gegenwärtige Lage des Ilmenauer Bergbaues in den Stand gesetzt werden, ihren Beyrath zu künftigen Operationen zu geben, und durch ihre Beystimmung, dem Werke ein neues Leben, ja eine unzerstörliche Dauer zu verleihen.

Es siehet sich die zu diesem Geschäfte gnädigst verordnete Commission heute in dem Fall, in dem sie sich seit mehrern Jahren öfters gewünscht und manchmal gesehen, nämlich an dem Orte selbst mit sachverständigen Männern das Beste des Werks zu überlegen. Bey dieser Zusammenkunft, die aus Personen besteht, welche theils selbst bey dem Werke interessirt sind, theils von einer ansehnlichen Gewerkschaft Aufträge haben, werden sich viel leichter Entwürfe machen, Plane prüfen, Entschließungen nehmen lassen, als sonst, wenn man gegen sein eigen Urtheil mißtrauisch, mit dem besten und lebhaftesten Willen oft dem Zweifel ausgesetzt bleibt.

rauchter Pfeife, sogleich wieder aufschlug, und jedesmal mit den ersten Zügen die Luft unerträglich verpestete. Ich nannte dieses Präparat Basedowschen Stinkschwamm, und wollte ihn unter diesem Titel in der Naturgeschichte eingeführt wissen; woran er großen Spaß hatte, mir die widerliche Bereitung, recht zum Ekel, umständlich auseinandersetzte, und mit großer Schadenfreude sich an meinem Abscheu behagte. Denn dieses war eine von den tiefgewurzelten üblen Eigenheiten des so trefflich begabten Mannes, daß er gern zu necken und die Unbefangensten tückisch anzustechen beliebte. Ruhen konnte er Niemand sehn; durch grinsenden Spott mit heiserer Stimme reizte er auf, durch eine überraschende Frage setzte er in Verlegenheit, und lachte bitter, wenn er seinen Zweck erreicht hatte, war es aber wohl zufrieden, wenn man, schnell gefaßt, ihm etwas dagegen abgab.

Um wie viel gröſſer war nun meine Sehnſucht nach Lavatern. Auch er ſchien ſich zu freuen, als er mich wieder ſah, vertraute mir manches bisher Erfahrne, beſonders was ſich auf den verſchiedenen Character der Mitgäſte bezog, unter denen er ſich ſchon viele Freunde und Anhänger zu verſchaffen gewußt. Nun fand ich ſelbſt manchen alten Bekannten, und an denen die ich in Jahren nicht geſehn, fing ich an die Bemerkung zu machen, die uns in der Jugend lange verborgen bleibt, daß die Männer altern, und die Frauen ſich verändern. Die Geſellſchaft nahm täglich zu. Es ward unmäßig getanzt, und weil man ſich in den beyden groſſen Badehäuſern ziemlich nahe berührte, bey guter und genauer Bekanntſchaft, mancherley Scherz getrieben. Einſt verkleidete ich mich in einen Dorfgeiſtlichen, und ein namhafter Freund in deſſen Gattinn; wir fielen der vornehmen Geſellſchaft durch allzu groſſe Höflichkeit ziemlich zur Laſt, wodurch denn Jederman in

guten Humor verſetzt wurde. An Abend- Mitternacht- und Morgenſtändchen fehlte es auch nicht, und wir Jüngeren genoſſen des Schlafs ſehr wenig.

Im Gegenſatze zu dieſen Zerſtreuungen, brachte ich immer einen Theil der Nacht mit Baſedow zu. Dieſer legte ſich nie zu Bette, ſondern dictirte unaufhörlich. Manchmal warf er ſich auf's Lager und ſchlummerte, indeſſen ſein Tiro, die Feder in der Hand, ganz ruhig ſitzen blieb, und ſogleich bereit war fortzuſchreiben, wenn der Halberwachte ſeinen Gedanken wieder freyen Lauf gab. Dieß alles geſchah in einem dichtverſchloſſenen, von Tabacks- und Schwammdampf erfüllten Zimmer. So oft ich nun einen Tanz ausſetzte, ſprang ich zu Baſedow hinauf, der gleich über jedes Problem zu ſprechen und zu disputiren geneigt war, und, wenn ich nach Verlauf einiger Zeit wieder zum Tanze hineilte, noch eh ich die Thüre hinter mir an-

zog, den Faden ſeiner Abhandlung ſo ruhig-dictirend aufnahm, als wenn weiter nichts geweſen wäre.

Wir machten dann zuſammen auch manche Fahrt in die Nachbarſchaft, beſuchten die Schlöſſer, beſonders adlicher Frauen, welche durchaus mehr als die Männer geneigt waren, etwas Geiſtiges und Geiſtliches aufzunehmen. Zu Naſſau, bey Frau von Stein, einer höchſtehrwürdigen Dame, die der allgemeinſten Achtung genoß, fanden wir große Geſellſchaft. Frau von Laroche war gleichfalls gegenwärtig, an jungen Frauenzimmern und Kindern fehlte es auch nicht. Hier ſollte nun Lavater in phyſiognomiſche Verſuchung geführt werden, welche meiſt darin beſtand, daß man ihn verleiten wollte, Zufälligkeiten der Bildung für Grundform zu halten; er war aber beaugt genug, um ſich nicht täuſchen zu laſſen. Ich ſollte nach wie vor die Wahrhaftigkeit der Leiden Werthers und den Wohn-

ort Lottens bezeugen, welchem Anſinnen ich mich nicht auf die artigſte Weiſe entzog, dagegen die Kinder um mich verſammelte, um ihnen recht ſeltſame Mährchen zu erzählen, welche aus lauter bekannten Gegenſtänden zuſammengeſonnen waren; wobey ich den groſſen Vortheil hatte, daß kein Glied meines Hörkreiſes mich etwa zudringlich gefragt hätte, was denn wohl daran für Wahrheit oder Dichtung zu halten ſeyn möchte.

Baſedow brachte das Einzige vor das Noth ſey, nämlich eine beſſere Erziehung der Jugend; weshalb er die Vornehmen und Begüterten zu anſehnlichen Beyträgen aufforderte. Kaum aber hatte er, durch Gründe ſowohl als durch leidenſchaftliche Beredſamkeit, die Gemüther wo nicht ſich zugewendet, doch zum guten Willen vorbereitet, als ihn der böſe antitrinitariſche Geiſt ergriff, und er, ohne das mindeſte Gefühl wo er ſich befinde, in die wunderlichſten Reden ausbrach,

in ſeinem Sinne höchſt religiös, nach Ueberzeugung der Geſellſchaft höchſt läſterlich. Lavater, durch ſanften Ernſt, ich, durch ableitende Scherze, die Frauen, durch zerſtreuende Spazirgänge, ſuchten Mittel gegen dieſes Unheil; die Verſtimmung jedoch konnte nicht geheilt werden. Eine chriſtliche Unterhaltung, die man ſich von Lavaters Gegenwart verſprochen, eine pädagogiſche, wie man ſie von Baſedow erwartete, eine ſentimentale, zu der ich mich bereit finden ſollte, alles war auf einmal geſtört und aufgehoben. Auf dem Heimwege machte Lavater ihm Vorwürfe, ich aber beſtrafte ihn auf eine luſtige Weiſe. Es war heiße Zeit, und der Tabacksdampf mochte Baſedow's Gaumen noch mehr getrocknet haben; ſehnlichſt verlangte er nach einem Glaſe Bier, und als er an der Landſtraße von weitem ein Wirthshaus erblickte, befahl er höchſt gierig dem Kutſcher, dort ſtille zu halten. Ich aber, im Augenblicke daß derſelbe anfahren wollte, rufe ihm mit Gewalt

gebieteriſch zu, er ſolle weiter fahren! Baſedow, überraſcht, konnte kaum mit heiſerer Stimme das Gegentheil hervorbringen. Ich trieb den Kutſcher nur heftiger an, der mir gehorchte. Baſedow verwünſchte mich, und hätte gern mit Fäuſten zugeſchlagen; ich aber erwiederte ihm mit der größten Gelaſſenheit: Vater, ſeyd ruhig! Ihr habt mir großen Dank zu ſagen. Glücklicher Weiſe ſaht Ihr das Vierzeichen nicht! Es iſt aus zwey verſchränkten Triangeln zuſammengeſetzt. Nun werdet Ihr über Einen Triangel gewöhnlich ſchon toll; wären Euch die beyden zu Geſicht gekommen, man hätte Euch müſſen an Ketten legen. Dieſer Spaß brachte ihn zu einem unmäßigen Gelächter, zwiſchendurch ſchalt und verwünſchte er mich, und Lavater übte ſeine Geduld an dem alten und jungen Thoren.

Als nun in der Hälfte des Juli Lavater ſich zur Abreiſe bereitete, fand Baſedow

ſeinen Vortheil, ſich anzuſchließen, und ich hatte mich in dieſe bedeutende Geſellſchaft ſchon ſo eingewohnt, daß ich es nicht über mich gewinnen konnte ſie zu verlaſſen. Eine ſehr angenehme, Herz und Sinn erfreuende Fahrt hatten wir die Lahn hinab. Beym Anblick einer merkwürdigen Burgruine ſchrieb ich jenes Lied: „Hoch auf dem alten Thurme ſteht" in Lipſens Stammbuch, und als es wohl aufgenommen wurde, um, nach meiner böſen Art, den Eindruck wieder zu verderben, allerley Knittelreime und Poſſen auf die nächſten Blätter. Ich freute mich den herrlichen Rhein wiederzuſehn, und ergetzte mich an der Ueberraſchung derer, die dieſes Schauſpiel noch nicht genoſſen hatten. Nun landeten wir in Coblenz; wohin wir traten, war der Zudrang ſehr groß, und jeder von uns dreyen erregte nach ſeiner Art Antheil und Neugierde. Baſedow und ich ſchienen zu wetteifern, wer am unartigſten ſeyn könnte; Lavater benahm ſich vernünftig

und klug, nur daß er ſeine Herzensmeynungen nicht verbergen konnte, und dadurch, mit dem reinſten Willen, allen Menſchen vom Mittelſchlag höchſt auffallend erſchien.

Das Andenken an einen wunderlichen Wirthstiſch in Coblenz habe ich in Knittelverſen aufbewahrt, die nun auch, mit ihrer Sippſchaft, in meiner neuen Ausgabe ſtehn mögen. Ich ſaß zwiſchen Lavater und Baſedow; der erſte belehrte einen Landgeiſtlichen über die Geheimniſſe der Offenbarung Johannis, und der andere bemühte ſich vergebens, einem hartnäckigen Tanzmeiſter zu beweiſen, daß die Taufe ein veralteter und für unſere Zeiten gar nicht berechneter Gebrauch ſey. Und wie wir nun fürder nach Cölln zogen, ſchrieb ich in irgend ein Album:

Und, wie nach Emmaus, weiter ging's
Mit Sturm- und Feuerſchritten:
Prophete rechts, Prophete links,
Das Weltkind in der Mitten.

Glücklicher Weiſe hatte dieſes Weltkind auch eine Seite die nach dem Himmliſchen deutete, welche nun auf eine ganz eigne Weiſe berührt werden ſollte. Schon in Ems hatte ich mich gefreut, als ich vernahm, daß wir in Cölln die Gebrüder Jacobi treffen ſollten, welche mit andern vorzüglichen und aufmerkſamen Männern ſich jenen beyden merkwürdigen Reiſenden entgegen bewegten. Ich an meinem Theile hoffte von ihnen Vergebung wegen kleiner Unarten zu erhalten, die aus unſerer groſſen, durch Herders ſcharfen Humor veranlaßten Unart entſprungen waren. Jene Briefe und Gedichte, worin Gleim und Georg Jacobi ſich öffentlich an einander erfreuten, hatten uns zu mancherley Scherzen Gelegenheit gegeben, und wir bedachten nicht, daß eben ſo viel Selbſtgefälligkeit dazu gehöre, andern die ſich behaglich fühlen, wehe zu thun, als ſich ſelbſt oder ſeinen Freunden überflüſſiges Gute zu erzeigen. Es war dadurch eine gewiſſe Mißhelligkeit zwiſchen dem Ober- und Unter-

Die Wichtigkeit des Geſchäfts für die Gewerkſchaft fällt am meiſten in die Augen. Bey der erſten Uebernahme des Werks war ſie überzeugt, daß ſchon dasjenige, was ihr damals überliefert wurde, ein anſehnliches Beſitzthum ſey. Ein Schacht, ein Stollen, ein ſchon eingeleiteter Graben, Gebäude, Plätze, Gerechtſame, das alles konnte die Hoffnungen ſichern, die man ſich damals machte, und die Entſchließung zu einem anſchulichen Aufwande befördern, zu dem man ſich verſtand. Gegenwärtig, da durch die bisherigen Bemühungen die Arbeit dem Puncte ganz nahe gebracht worden, welchen man ſich zuerſt vorſetzte, iſt eine genaue Präfung des Zuſtandes, eine Ueberlegung der Mittel, wie nunmehr weiter zu verfahren wäre, ein Entſchluß für die Zukunft von der größten Wichtigkeit; ja man kann wohl ſagen, daß es ein entſcheidender Augenblick ſey.

Mit welchen Geſinnungen die wohlmeynenden Ihmenauer Einwohner uns deswegen verſammelt ſehen, läßt ſich leicht ſchließen. Dieſer Ort, der ſeine Entſtehung dem Bergbau zu danken hat, verkennt nicht, daß er einen großen Theil ſeines jetzigen Wohlſtandes den erneuerten Bemühungen ſchuldig iſt, und verdankt denſelben einer anſchulichen Gewerkſchaft.

Dieſer Zeitpunct iſt auch in doppeltem Sinn unſerm gnädigſt regierenden Herrn intereſſant, welcher eben ſowohl wünſcht, daß ein unter ſeinem Schutze unternommenes Werk das Vertrauen derjenigen belohnen möge, die ſich dabey intereſſirt haben, als daß ſeinen Unterthanen ein natürlicher und billiger Nutzen zufließen möge. Dadurch allein werden dieſem verehrungswürdigen Fürſten die Bemühungen, Koſten und

Auf-

rhein entſtanden, aber von ſo geringer Bedeutung, daß ſie leicht vermittelt werden konnte, und hierzu waren die Frauen vorzüglich geeignet. Schon Sophie Laroche gab uns den beſten Begriff von dieſen edlen Brüdern; Demoiſelle Fahlmer, von Düſſeldorf nach Frankfurt gezogen, und jenem Kreiſe innig verwandt, gab durch die große Zartheit ihres Gemüths, durch die ungemeine Bildung des Geiſtes, ein Zeugniß von dem Werth der Geſellſchaft in der ſie herangewachſen. Sie beſchämte uns nach und nach durch ihre Geduld mit unſerer grellen oberdeutſchen Manier, ſie lehrte uns Schonung, indem ſie uns fühlen ließ, daß wir derſelben auch wohl bedürften. Die Treuherzigkeit der jüngern Jacobiſchen Schweſter, die große Heiterkeit der Gattinn von Fritz Jacobi, leiteten unſern Geiſt und Sinn immer mehr und mehr nach jenen Gegenden. Die letztgedachte war geeignet, mich völlig einzunehmen: ohne eine Spur von Sentimentalität richtig fühlend,

ſich munter ausdrückend, eine heerliche Niederländerinn, die, ohne Ausdruck von Sinnlichkeit, durch ihr tüchtiges Weſen an die Rubensiſchen Frauen erinnerte. Genannte Damen hatten, bey längerem und kürzerem Aufenthalt in Frankfurt, mit meiner Schweſter die engſte Verbindung geknüpft, und das ernſte, ſtarre, gewiſſermaßen liebloſe Weſen Cornelliens aufgeſchloſſen und erheitert, und ſo war uns denn ein Düſſeldorf, ein Pempelfort, dem Geiſt und Herzen nach in Frankfurt zu Theil geworden.

Unſer erſtes Begegnen in Cölln konnte daher ſogleich offen und zutraulich ſeyn: denn jener Frauen gute Meynung von uns hatte gleichfalls nach Hauſe gewirkt; man behandelte mich nicht, wie bisher auf der Reiſe, bloß als den Dunſtſchweif jener beyden groſſen Wandelſterne, ſondern man wendete ſich auch beſonders an mich, um mir manches Gute zu ertheilen, und ſchien geneigt, auch

von mir zu empfangen. Ich war meiner bisherigen Thorheiten und Frechheiten müde, hinter denen ich doch eigentlich nur den Unmuth verbarg, daß für mein Herz, für mein Gemüth auf dieſer Reiſe ſo wenig geſorgt werde; es brach daher mein Inneres mit Gewalt hervor, und dieß mag die Urſache ſeyn, warum ich mich der einzelnen Vorgänge wenig erinnere. Das was man gedacht, die Bilder die man geſehn, laſſen ſich in dem Verſtand und in der Einbildungskraft wieder hervorrufen; aber das Herz iſt nicht ſo gefällig, es wiederholt uns nicht die ſchönen Gefühle, und am wenigſten ſind wir vermögend, uns enthuſiaſtiſche Momente wieder zu vergegenwärtigen; man wird unvorbereitet davon überfallen und überläßt ſich ihnen unbewußt. Andere die uns in ſolchen Augenblicken beobachten, haben deshalb davon eine klarere und reinere Anſicht als wir ſelbſt.

Religiöſe Geſpräche hatte ich bisher ſachte abgelehnt, und verſtändige Anfragen ſelten mit Beſcheidenheit erwiedert, weil ſie mir gegen das was ich ſuchte, nur allzu beſchränkt ſchienen. Wenn man mir ſeine Gefühle, ſeine Meynungen über meine eignen Productionen aufdringen wollte, beſonders aber wenn man mich mit den Forderungen des Alltagsverſtandes peinigte und mir ſehr entſchieden vortrug, was ich hätte thun und laſſen ſollen, dann zerriß der Geduldsfaden, und das Geſpräch zerbrach oder zerbröckelte ſich, ſo daß Niemand mit einer ſonderlich günſtigen Meynung von mir ſcheiden konnte. Viel natürlicher wäre mir geweſen, mich freundlich und zart zu erweiſen; aber mein Gemüth wollte nicht geſchulmeiſtert, ſondern durch freyes Wohlwollen aufgeſchloſſen, und durch wahre Theilnahme zur Hingebung angeregt ſeyn. Ein Gefühl aber, das bey mir gewaltig überhand nahm, und ſich nicht wunderſam ge-

nug äußern konnte, war die Empfindung der Vergangenheit und Gegenwart in Eins: eine Anſchauung, die etwas Geſpenſtermäßiges in die Gegenwart brachte. Sie iſt in vielen meiner größern und kleinern Arbeiten ausgedrückt, und wirkt im Gedicht immer wohlthätig, ob ſie gleich im Augenblick, wo ſie ſich unmittelbar am Leben und im Leben ſelbſt ausdrückte, Jedermann ſeltſam, unerklärlich, vielleicht unerfreulich ſcheinen mußte.

Cöln war der Ort, wo das Alterthum eine ſolche unzuberechnende Wirkung auf mich ausüben konnte. Die Ruine des Doms (denn ein nichtfertiges Werk iſt einem zerſtörten gleich) erregte die von Straßburg her gewohnten Gefühle. Kunſtbetrachtungen konnte ich nicht anſtellen, mir war zu viel und zu wenig gegeben, und Niemand fand ſich, der mir aus dem Labyrinth des Geleiſteten und Beabſichtigten, der That und des Vorſatzes,

des Erbauten und Angedeuteten hätte heraus helfen können, wie es jetzt wohl durch unsere fleißigen beharrlichen Freunde geschieht. In Gesellschaft bewunderte ich zwar diese merkwürdigen Hallen und Pfeiler, aber einsam versenkte ich mich in dieses, mitten in seiner Erschaffung, fern von der Vollendung schon erstarrte Weltgebäude, immer mismuthig. Hier war abermals ein ungeheuerer Gedanke nicht zur Ausführung gekommen! Scheint es doch, als wäre die Architectur nur da, um uns zu überzeugen, daß durch mehrere Menschen, in einer Folge von Zeit, nichts zu leisten ist, und daß in Künsten und Thaten nur dasjenige zu Stande kommt, was, wie Minerva, erwachsen und gerüstet aus des Erfinders Haupt hervorspringt.

In diesen mehr drückenden als herzerhebenden Augenblicken ahndete ich nicht, daß mich das zarteste und schönste Gefühl so ganz

nah erwartete. Man führte mich in Jappachs Wohnung, wo mir das was ich ſonſt nur innerlich zu bilden pflegte, wirklich und ſinnlich entgegentrat. Dieſe Familie mochte längſt ausgeſtorben ſeyn, aber in dem Untergeſchoß, das an einen Garten ſtieß, fanden wir nichts verändert. Ein durch braunrothe Ziegelrauten regelmäſſig verziertes Eſtrich, hohe geſchnitzte Seſſel mit ausgenähten Sitzen und Rücken, Tiſchblätter, künſtlich eingelegt, auf ſchweren Füſſen, metallene Hängeleuchter, ein ungeheueres Camin und dem angemeſſenes Feuergeräthe, alles mit jenen früheren Tagen übereinſtimmend und in dem ganzen Raume nichts neu, nichts heutig als wir ſelber. Was nun aber die hiedurch wunderſam aufgeregten Empfindungen überſchwänglich vermehrte und vollendete, war ein großes Familiengemälde, über dem Camin. Der ehmalige reiche Inhaber dieſer Wohnung ſaß mit ſeiner Frau, von Kindern umgeben, abgebil-

det: alle gegenwärtig, frisch und lebendig wie von gestern, ja von heute, und doch waren sie schon alle vorübergegangen. Auch diese frischen rundbäckigen Kinder hatten gealtert, und ohne diese kunstreiche Abbildung wäre kein Gedächtniß von ihnen übrig geblieben. Wie ich, überwältigt von diesen Eindrücken, mich verhielt und benahm, wüßte ich nicht zu sagen. Der tiefste Grund meiner menschlichen Anlagen und dichterischen Fähigkeiten ward durch die unendliche Herzensbewegung aufgedeckt, und alles Gute und Liebevolle was in meinem Gemüthe lag, mochte sich aufschließen und hervorbrechen: denn von dem Augenblick an ward ich, ohne weitere Untersuchung und Verhandlung, der Neigung, des Vertrauens jener vorzüglichen Männer für mein Leben theilhaft.

In Gefolg von diesem Seelen- und Geistesverein, wo alles was in einem Jeden lebte

zur Sprache kam, erbot ich mich, meine neuſten und liebſten Balladen zu recitiren. Der König von Thule, und „Es war ein Bube frech genung" thaten gute Wirkung, und ich trug ſie um ſo gemüthlicher vor, als meine Gedichte mir noch ans Herz geknüpft waren, und nur ſelten über die Lippen kamen. Denn mich hinderten leicht gewiſſe gegenwärtige Perſonen, denen mein überzartes Gefühl vielleicht unrecht thun mochte; ich ward manchmal mitten im Recitiren irre und konnte mich nicht wieder zurecht finden. Wie oft bin ich nicht deshalb des Eigenſinns und eines wunderlichen grillenhaften Weſens angeklagt worden!

Ob mich nun gleich die dichteriſche Darſtellungsweiſe am meiſten beſchäftigte, und meinem Naturell eigentlich zuſagte, ſo war mir doch auch das Nachdenken über Gegenſtände aller Art nicht fremd, und Jacobi's

originelle, ſeiner Natur gemäße Richtung gegen das Unerforſchliche höchſt willkommen und gemüthlich. Hier that ſich kein Widerſtreit hervor, nicht ein chriſtlicher wie mit Lavater, nicht ein didactiſcher wie mit Baſedow. Die Gedanken die mir Jacobi mittheilte, entſprangen unmittelbar aus ſeinem Gefühl, und wie eigen war ich durchdrungen, als er mir, mit unbedingtem Vertrauen, die tiefſten Seelenforderungen nicht verhehlte. Aus einer ſo wunderſamen Vereinigung von Bedürfniß, Leidenſchaft und Ideen, konnten auch für mich nur Vorahndungen entſpringen deſſen, was mir vielleicht künftig deutlicher werden ſollte. Glücklicher Weiſe hatte ich mich auch ſchon von dieſer Seite wo nicht gebildet, doch bearbeitet und in mich das Daſeyn und die Denkweiſe eines außerordentlichen Mannes aufgenommen, zwar nur unvollſtändig und wie auf den Raub, aber ich empfand davon doch ſchon bedeutende Wirkungen. Dieſer Geiſt,

Anstrengungen, welche er seit dem Antritt Seiner Regierung auf dieses Werk gewendet und die noch immer fortdauren, belohnt werden.

Auch die übrigen höchsten theilnehmenden Häuser, haben durch bisherige günstige Mitwirkung gezeigt, daß ihr Interesse nicht von dem diesseitigen getrennt ist, und daß auch Sie Erwartungen und Hoffnungen von dieser Unternehmung fassen.

Sehr wichtig muß auch dieser Zeitpunct für die Commissien selbst seyn, indem erst gegenwärtig das Detail ihrer Bemühungen der Gewerkschaft bekannt werden kann.

Die Schwierigkeiten, welche mit diesem Geschäfte verknüpft seyn würden, konnten ihr vom Anfange an nicht unbemerkt bleiben, ob sich gleich dieselben mit dem Fortgange des Werks immer vermehrten. Ein Werk wieder aufzunehmen, das so lange still gestanden, wozu man sich nur gewissermaßen vorbereiten konnte, wo alles erst zu bilden, ja gleichsam erst zu schaffen war, wo man in Herbeyziehung und Wahl der in fremden Landen oft zu suchenden Personen an Sorfalt, bey Prüfung der Vorschläge an Ueberlegung, bey Ausführung derselben an Genauigkeit, bey Abstellung der sich zeigenden Mängel an Sorge und an Beständigkeit nichts wollte fehlen lassen, war es gewiß keine geringe Last, die auf derselben lag, und welche durch die Entfernung vom Orte noch oft in einem hohen Grade vermehrt wurde.

Da dieses Geschäft neben den übrigen ihr obliegenden Arbeiten ohne weitern eigenen Vortheil diese Jahre

der ſo entſchieden auf mich wirkte, und der auf meine ganze Denkweiſe ſo groſſen Einfluß haben ſollte, war Spinoza. Nachdem ich mich nämlich in aller Welt um ein Bildungsmittel meines wunderlichen Weſens vergebens umgeſehn hatte, gerieth ich endlich an die Ethik dieſes Mannes. Was ich mir aus dem Werke mag herausgeleſen, was ich in daſſelbe mag hineingeleſen haben, davon wüßte ich keine Rechenſchaft zu geben, genug ich fand hier eine Beruhigung meiner Leidenſchaften, es ſchien ſich mir eine groſſe und freye Ausſicht über die ſinnliche und ſittliche Welt aufzuthun. Was mich aber beſonders an ihn feſſelte, war die grenzenloſe Uneigennützigkeit, die aus jedem Satze hervorleuchtete. Jenes wunderliche Wort: „Wer Gott recht liebt, muß nicht verlangen, daß Gott ihn wieder liebe“ mit allen den Vorderſätzen worauf es ruht, mit allen den Folgen die daraus entſpringen, erfüllte mein

ganzes Nachdenken. Uneigennützig zu ſeyn in allem, am uneigennützigſten in Liebe und Freundſchaft, war meine höchſte Luſt, meine Maxime, meine Ausübung, ſo daß jenes freche ſpätere Wort „Wenn ich dich liebe, was geht's dich an?“ mir recht aus dem Herzen geſprochen iſt. Uebrigens möge auch hier nicht verkannt werden, daß eigentlich die innigſten Verbindungen nur aus dem Entgegengeſetzten folgen. Die alles ausgleichende Ruhe Spinoza's contraſtirte mit meinem alles aufregenden Streben, ſeine mathematiſche Methode war das Widerſpiel meiner poetiſchen Sinnes- und Darſtellungsweiſe, und eben jene geregelte Behandlungsart, die man ſittlichen Gegenſtänden nicht angemeſſen finden wollte, machte mich zu ſeinem leidenſchaftlichen Schüler, zu ſeinem entſchiedenſten Verehrer. Geiſt und Herz, Verſtand und Sinn ſuchten ſich mit nothwendiger Wahlverwandſchaft, und durch dieſe kam die Vereinigung der verſchiedenſten Weſen zu Stande.

Noch war aber alles in der erſten Wirkung und Gegenwirkung, gährend und ſiedend. Fritz Jacobi, der erſte, den ich in dieſes Chaos hineinblicken ließ, er, deſſen Natur gleichfalls im Tiefſten arbeitete, nahm mein Vertrauen herzlich auf, erwiederte daſſelbe und ſuchte mich in ſeinen Sinn einzuleiten. Auch er empfand ein unausſprechliches geiſtiges Bedürfniß, auch er wollte es nicht durch fremde Hülfe beſchwichtigt, ſondern aus ſich ſelbſt herausgebildet und aufgeklärt haben. Was er mir von dem Zuſtande ſeines Gemüthes mittheilte, konnte ich nicht faſſen, um ſo weniger, als ich mir keinen Begriff von meinem eignen machen konnte. Doch er, der in philoſophiſchem Denken, ſelbſt in Betrachtung des Spinoza, mir weit vorgeſchritten war, ſuchte mein dunkles Beſtreben zu leiten und aufzuklären. Eine ſolche reine Geiſtesverwandſchaft war mir neu, und erregte ein leidenſchaftliches Verlangen

fernerer Mittheilung. Nachts, als wir uns ſchon getrennt und in die Schlafzimmer zurückgezogen hatten, ſuchte ich ihn nochmals auf. Der Mondſchein zitterte über dem breiten Rheine, und wir, am Fenſter ſtehend, ſchwelgten in der Fülle des Hin- und Wiedergebens, das in jener herrlichen Zeit der Entfaltung ſo reichlich aufquillt.

Doch wüßte ich von jenem Unausſprechlichen gegenwärtig keine Rechenſchaft zu liefern; deutlicher iſt mir eine Fahrt nach dem Jagdſchloſſe Bensberg, das, auf der rechten Seite des Rheins gelegen, der herrlichſten Ausſicht genoß. Was mich daſelbſt über die Maßen entzückte, waren die Wandverzierungen durch Weenix. Wohlgeordnet lagen alle Thiere, welche die Jagd nur liefern kann, rings umher wie auf dem Sockel einer großen Säulenhalle; über ſie hinaus ſah man in eine weite Landſchaft. Jene entleb-

ten Geſchöpfe zu beleben, hatte der auſſeror-dentliche Mann ſein ganzes Talent erſchöpft, und in Darſtellung des mannigfaltigſten thie-riſchen Ueberkleides, der Borſten, der Haare, der Federn, des Geweihes, der Klauen, ſich der Natur gleichgeſtellt, in Abſicht auf Wir-kung ſie übertroffen. Hatte man die Kunſt-werke im Ganzen genugſam bewundert, ſo ward man genöthigt, über die Handgriffe nachzudenken, wodurch ſolche Bilder ſo geiſt-reich als mechaniſch hervorgebracht werden konnten. Man begriff nicht, wie ſie durch Menſchenhände entſtanden ſeyen und durch was für Inſtrumente. Der Pinſel war nicht hinreichend; man muſte ganz eigne Vorrich-tungen annehmen, durch welche ein ſo Man-nigfaltiges möglich geworden. Man näherte, man entfernte ſich mit gleichem Erſtaunen: die Urſache war ſo bewundernswerth als die Wirkung.

Die weitere Fahrt rheinabwärts ging froh und glücklich von ſtatten. Die Ausbreitung des Fluſſes ladet auch das Gemüth ein, ſich auszubreiten und nach der Ferne zu ſehen. Wir gelangten nach Düſſeldorf und von da nach Pempelfort, dem angenehmſten und heiterſten Aufenthalt, wo ein geräumiges Wohngebäude an weite wohlunterhaltene Gärten ſtoßend, einen ſinnlichen und ſittigen Kreis verſammelte. Die Familienglieder waren zahlreich und an Fremden fehlte es nie, die ſich in dieſen reichlichen und angenehmen Verhältniſſen gar wohl gefielen.

In der Düſſeldorfer Gallerie konnte meine Vorliebe für die niederländiſche Schule reichliche Nahrung finden. Der tüchtigen, derben, von Naturfülle glänzenden Bilder fanden ſich ganze Säle, und wenn auch nicht eben meine Einſicht vermehrt wurde, meine Kenntniß ward doch bereichert und meine Liebhaberey beſtärkt.

Die ſchöne Ruhe, Behaglichkeit und Behaarlichkeit, welche den Hauptcharacter dieſes Familienvereins bezeichneten, belebten ſich gar bald vor den Augen des Gaſtes, indem er wohl bemerken konnte, daß ein weiter Wirkungskreis von hier ausging und anderwärts eingriff. Die Thätigkeit und Wohlhabenheit benachbarter Städte und Ortſchaften trug nicht wenig bey, das Gefühl einer inneren Zufriedenheit zu erhöhen. Wir beſuchten Elberfeld und erfreuten uns an der Nähe ſo mancher wohlbeſtellten Fabriken. Hier fanden wir unſern Jung, genannt Stilling, wieder, der uns ſchon in Coblenz entgegengekommen war, und der den Glauben an Gott und die Treue gegen die Menſchen immer zu ſeinem köſtlichen Geleit hatte. Hier ſahen wir ihn in ſeinem Kreiſe und freuten uns des Zutrauens, das ihm ſeine Mitbürger ſchenkten, die mit irdiſchem Erwerb beſchäftigt, die himmliſchen Güter nicht außer Acht

ließen. Die betriebſame Gegend gab einen beruhigenden Anblick, weil das Nützliche hier aus Ordnung und Reinlichkeit hervortrat. Wir verlebten in dieſen Betrachtungen glückliche Tage.

Kehrte ich dann wieder zu meinem Freunde Jacobi zurück, ſo genoß ich des entzückenden Gefühls einer Verbindung durch das innerſte Gemüth. Wir waren beyde von der lebendigſten Hoffnung gemeinſamer Wirkung belebt, dringend forderte ich ihn auf, alles was in ihm ſich rege und bewege, in irgend einer Form kräftig darzuſtellen. Es war das Mittel, wodurch ich mich aus ſo viel Verwirrungen herausgeriſſen hatte, ich hoffte, es ſolle auch ihm zuſagen. Er ſäumte nicht, es mit Muth zu ergreifen, und wie viel Gutes, Schönes, Herzerfreuendes hat er nicht geleiſtet! Und ſo ſchieden wir endlich in der ſeligen Empfindung ewiger Vereinigung, ganz

ohne Vorgefühl, daß unſer Streben eine entgegengeſetzte Richtung nehmen werde, wie es ſich im Laufe des Lebens nur allzu ſehr offenbarte.

Was mir ferner auf dem Rückwege rheinaufwärts begegnet, iſt mir ganz aus der Erinnerung verſchwunden, theils weil der zweyte Anblick der Gegenſtände in Gedanken mit dem erſten zu verfließen pflegt, theils auch, weil ich, in mich gekehrt, das Viele was ich erfahren hatte, zurecht zu legen, das was auf mich gewirkt, zu verarbeiten trachtete. Von einem wichtigen Reſultat, das mir eine Zeit lang viel Beſchäftigung gab, indem es mich zum Hervorbringen aufforderte, gedenke ich gegenwärtig zu reden.

Bey meiner überfreyen Geſinnung, bey meinem völlig zweck- und planloſen Leben und Handeln, konnte mir nicht verborgen bleiben,

daß Lavater und Basedow geistige, ja geistliche Mittel zu irdischen Zwecken gebrauchten. Mir, der ich mein Talent und meine Tage absichtslos vergeudete, mußte schnell auffallen, daß beyde Männer, jeder auf seine Art, indem sie zu lehren, zu unterrichten und zu überzeugen bemüht waren, doch auch gewisse Absichten im Hinterhalte verbargen, an deren Beförderung ihnen sehr gelegen war. Lavater ging zart und klug, Basedow heftig, frevelhaft, sogar plump zu Werke; auch waren beyde von ihren Liebhabereyen, Unternehmungen und von der Vortrefflichkeit ihres Treibens so überzeugt, daß man sie für redliche Männer halten, sie lieben und verehren mußte. Lavatern besonders konnte man zum Ruhme nachsagen, daß er wirklich höhere Zwecke hatte und, wenn er weltklug handelte, wohl glauben durfte, der Zweck heilige die Mittel. Indem ich nun beyde beobachtete, ja ihnen frey heraus meine Meynung gestand, und die

geführt, und bisher durch den Beyfall ihres gnädigsten Herrn und das Zutrauen der Gewerkschaft belohnt worden, so hat sie bey der gegenwärtigen Epoche nur zu wünschen, daß ihr beydes bleiben, auf die Zukunft gesichert, und sie in den Stand gesetzt werden möge, ihre aufrichtigen und wohlgemeynten Bemühungen auch fernerhin fortzusetzen.

Eben so hoffen die bey dem Werke angestellten Personen, welche bisher mit Eifer, Treue, Fleiß, ja mit Leidenschaft gearbeitet, künftighin ihre Bemühungen ununterbrochen fortzusetzen. Ja, es kann nur ein allgemeiner, übereinstimmender Wunsch seyn, daß wir den rechten Punct treffen, das Beste wählen und beschließen mögen.

Bedenkt man nun noch, daß die Aufmerksamkeit eines großen Publicums auf uns gerichtet ist, so wird die natürliche Neigung eines jeden dieses Geschäft ernsthaft und reiflich zu überlegen, auf alle Weise gemehrt werden.

Durch die Publicität, womit man die Sache von jeher betrieben hat, sind auch die entfernten Gewerken in den Fall gesetzt worden, das Geschehene zu beurtheilen, und man findet diese gegenwärtige Zusammenkunft um desto erwünschter, als man dasjenige im Detail vorlegen kann, was man dort nur allgemein anführte, und dasjenige umständlich bekannt machen kann, was nur anzudeuten war.

Diejenigen der gegenwärtigen Herren Abgeordneten, welche noch nicht mit dem Werke bekannt sind, werden ersucht, sich mit dem Local überhaupt und dessen

ihrige dagegen vernahm, ſo wurde der Gedanke rege, daß freylich der vorzügliche Menſch das Göttliche was in ihm iſt, auch außer ſich verbreiten möchte. Dann aber trifft er auf die rohe Welt, und um auf ſie zu wirken, muß er ſich ihr gleichſtellen; hierdurch aber vergiebt er jenen hohen Vorzügen gar ſehr, und am Ende begiebt er ſich ihrer gänzlich. Das Himmliſche, Ewige wird in den Körper irdiſcher Abſichten eingeſenkt und zu vergänglichen Schickſalen mit fortgeriſſen. Nun betrachtete ich den Lebensgang beyder Männer aus dieſem Geſichtspunct, und ſie ſchienen mir eben ſo ehrwürdig als bedauernswerth: denn ich glaubte vorauszuſehn, daß beyde ſich genöthigt finden könnten, das Obere dem Unteren aufzuopfern. Weil ich nun aber alle Betrachtungen dieſer Art bis aufs Aeuſſerſte verfolgte, und über meine enge Erfahrung hinaus, nach ähnlichen Fällen in der Geſchichte mich umſah; ſo entwickelte ſich bey

mir der Vorſatz, an dem Leben Mahomets, den ich nie als einen Betrüger hatte anſehn können, jene von mir in der Wirklichkeit ſo lebhaft angeſchauten Wege, die anſtatt zum Heil, vielmehr zum Verderben führen, dramatiſch darzuſtellen. Ich hatte kurz vorher das Leben des orientaliſchen Propheten mit großem Intereſſe geleſen und ſtudirt, und war daher, als der Gedanke mir aufging, ziemlich vorbereitet. Das Ganze näherte ſich mehr der regelmäßigen Form, zu der ich mich ſchon wieder hinneigte, ob ich mich gleich der dem Theater einmal errungenen Freyheit, mit Zeit und Ort nach Belieben ſchalten zu dürfen, mäßig bediente. Das Stück fing mit einer Hymne an, welche Mahomet allein unter dem heiteren Nachthimmel anſtimmt. Erſt verehrt er die unendlichen Geſtirne als eben ſo viele Götter; dann ſteigt der freundliche Stern Gad (unſer Jupiter) hervor, und nun wird dieſem,

als dem König der Geſtirne, ausſchließliche Verehrung gewidmet. Nicht lange, ſo bewegt ſich der Mond herauf und gewinnt Aug' und Herz des Anbetenden, der ſodann, durch die hervortretende Sonne herrlich erquickt und geſtärkt, zu neuem Preiſe aufgerufen wird. Aber dieſer Wechſel, wie erfreulich er auch ſeyn mag, iſt dennoch beunruhigend, das Gemüth empfindet, daß es ſich nochmals überbieten muß; es erhebt ſich zu Gott, dem Einzigen, Ewigen, Unbegrenzten, dem alle dieſe begrenzten herrlichen Weſen ihr Daſeyn zu verdanken haben. Dieſe Hymne hatte ich mit viel Liebe gedichtet; ſie iſt verloren gegangen, würde ſich aber zum Zweck einer Cantate wohl wieder herſtellen laſſen, und ſich dem Muſiker durch die Mannigfaltigkeit des Ausdrucks empfehlen. Man müßte ſich aber, wie es auch damals ſchon die Abſicht war, den Anführer einer Carawane mit ſeiner Familie und dem ganzen Stamme denken, und ſo würde

für die Abwechſelung der Stimmen und die Macht der Chöre wohl geſorgt ſeyn.

Nachdem ſich alſo Mahomet ſelbſt bekehrt, theilt er dieſe Gefühle und Geſinnungen den Seinigen mit; ſeine Frau und Ali fallen ihm unbedingt zu. Im zweyten Act verſucht er ſelbſt, heftiger aber Ali, dieſen Glauben in dem Stamme weiter auszubreiten. Hier zeigt ſich Beyſtimmung und Widerſetzlichkeit, nach Verſchiedenheit der Character. Der Zwiſt beginnt, der Streit wird gewaltſam, und Mahomet muß entfliehn. Im dritten Act bezwingt er ſeine Gegner, macht ſeine Religion zur öffentlichen, reinigt die Kaaba von den Götzenbildern; weil aber doch nicht alles durch Kraft zu thun iſt, ſo muß er auch zur Liſt ſeine Zuflucht nehmen. Das Irdiſche wächſt und breitet ſich aus, das Göttliche tritt zurück und wird getrübt. Im vierten Acte verfolgt Mahomet ſeine Eroberungen, die Lehre

wird mehr Vorwand als Zweck, alle denkbaren Mittel müſſen benutzt werden; es fehlt nicht an Grauſamkeiten. Eine Frau, deren Mann er hat hinrichten laſſen, vergiftet ihn. Im fünften fühlt er ſich vergiftet. Seine große Faſſung, die Wiederkehr zu ſich ſelbſt, zum höheren Sinne, machen ihn der Bewunderung würdig. Er reinigt ſeine Lehre, befeſtigt ſein Reich und ſtirbt.

So war der Entwurf einer Arbeit, die mich lange im Geiſt beſchäftigte: denn gewöhnlich mußte ich erſt etwas im Sinne beyſammen haben, eh ich zur Ausführung ſchritt. Alles was das Genie durch Character und Geiſt über die Menſchen vermag, ſollte dargeſtellt werden, und wie es dabey gewinnt und verliert. Mehrere einzuſchaltende Geſänge wurden vorläufig gedichtet, von denen iſt allein noch übrig, was überſchrieben Mahomets Geſang, unter meinen Gedich-

ten ſteht. Im Stücke ſollte Ali, zu Ehren ſeines Meiſters, auf dem höchſten Puncte des Gelingens dieſen Geſang vortragen, kurz vor der Umwendung, die durch das Gift geſchieht. Ich erinnere mich auch noch der Intentionen einzelner Stellen, doch würde mich die Entwickelung derſelben hier zu weit führen.

Funfzehntes Buch.

Von ſo vielfachen Zerſtreuungen, die doch meiſt zu ernſten, ja religiöſen Betrachtungen Anlaß gaben, kehrte ich immer wieder zu meiner edlen Freundinn von Klettenberg zurück, deren Gegenwart meine ſtürmiſchen, nach allen Seiten hinſtrebenden Neigungen und Leidenſchaften, wenigſtens für einen Augenblick beſchwichtigte, und der ich von ſolchen Vorſätzen, nach meiner Schweſter, am liebſten Rechenſchaft gab. Ich hätte wohl bemerken können, daß von Zeit zu Zeit ihre Geſundheit abnahm, allein ich verhehlte mir's, und durfte dieß um ſo eher, als ihre Heiterkeit mit der Krankheit zunahm. Sie pflegte nett und reinlich am Fenſter in ihrem Seſſel zu ſitzen, vernahm die Erzählungen meiner Ausflüge mit Wohlwollen, ſo wie dasjenige

was ich ihr vorlas. Manchmal zeichnete ich ihr auch etwas hin, um die Gegenden leichter zu beſchreiben, die ich geſehn hatte. Eines Abends, als ich mir eben mancherley Bilder wieder hervorgerufen, kam, bey untergehender Sonne, ſie und ihre Umgebung mir wie verklärt vor, und ich konnte mich nicht enthalten, ſo gut es meine Unfähigkeit zuließ, ihre Perſon und die Gegenſtände des Zimmers in ein Bild zu bringen, das unter den Händen eines kunſtfertigen Malers, wie Kerſting, höchſt anmuthig geworden wäre. Ich ſendete es an eine auswärtige Freundinn und legte als Commentar und Supplement ein Lied hinzu.

Sieh in dieſem Zauberſpiegel
Einen Traum, wie lieb und gut,
Unter ihres Gottes Flügel,
Unſre Freundinn leidend ruht.

ſen gebirgiſcher Natur, mit dem was von dem alten Werke herſtammt, und was von daher auf die neue Gewerkſchaft übergekommen, mit dem was indeſſen planmäßig geſchehen, mit dem Puncte worauf wir uns gegenwärtig befinden, gefällig bekannt zu machen.

Sie werden ſich dadurch in den Stand ſetzen, die neueſten Vorſchläge zu beurtheilen und zu prüfen, und ihren Rath und Beyſtimmung mit Ueberzeugung abzugeben, auch in der Folge abweſend die Fortſchritte des Werks genau zu beurtheilen, und der Commiſſion das Vergnügen verſchaffen, mit ſo vielen zerſtreuten Gewerken durch Mittelsperſonen in Verbindung zu bleiben. Sie werden nicht verkennen, daß die Gewerkſchaft für die verwendete Summe ſich in einem anſehnlichen Beſitze befindet, daß man ſich mit der bisherigen Arbeit dem Zwecke planmäßig immer mehr genähert, daß wenn auch der Erfolg nicht ganz erwünſcht geweſen, doch nichts vergebens unternommen worden, noch das unternommene ohne merkliche Wirkung geblieben.

Der Zuſtand des Schachtes, des Stollns, des Grabens, die Kräfte der Maſchinen, die übrigen vorkommenden Umſtände, können auf der Stelle geprüft, und der Punct, wo ſich gegenwärtig das Werk befindet, deutlich eingeſehen werden.

Verſchiedene Vorſchläge zu Fortſetzung des Werks werden mit Planen und Anſchlägen, zur Beurtheilung vorgelegt werden.

Das genau geführte Gewerkenbuch wird das Perſonal der Gewerkſchaft, die Rechnungen, wie die Verwendung der Gelder bisher geſchehen, und den Zuſtand

Schaue, wie ſie ſich hinüber
Aus des Lebens Woge ſtritt;
Sieh Dein Bild ihr gegenüber
Und den Gott der für Euch litt.

Fühle, was ich in dem Weben
Dieſer Himmelsluft gefühlt,
Als mit ungeduld'gem Streben
Ich die Zeichnung hingewühlt.

Wenn ich mich in dieſen Strophen, wie auch ſonſt wohl manchmal geſchah, als einen Auswärtigen, Fremden, ſogar als einen Heiden gab, war ihr dieſes nicht zuwider, vielmehr verſicherte ſie mir, daß ich ihr ſo lieber ſey als früher, da ich mich der chriſtlichen Terminologie bedient, deren Anwendung mir nie recht habe glücken wollen; ja es war ſchon hergebracht, wenn ich ihr Miſſionsberichte vorlas, welche zu hören ihr immer ſehr angenehm war, daß ich mich der Völker gegen die Miſſionarien annehmen, und

ihren frühreren Zuſtand dem neuern vorziehen durfte. Sie blieb immer freundlich und ſanft, und ſchien meiner und meines Heils wegen nicht in der mindeſten Sorge zu ſeyn.

Daß ich mich aber nach und nach immer mehr von jenem Bekenntniß entfernte, kam daher, weil ich daſſelbe mit allzu groſſem Ernſt, mit leidenſchaftlicher Liebe zu ergreifen geſucht hatte. Seit meiner Annäherung an die Brüdergemeine hatte meine Neigung zu dieſer Geſellſchaft, die ſich unter der Siegesfahne Chriſti verſammelte, immer zugenommen. Jede poſitive Religion hat ihren gröſten Reiz wenn ſie im Werden begriffen iſt; deswegen iſt es ſo angenehm, ſich in die Zeiten der Apoſtel zu denken, wo ſich alles noch friſch und unmittelbar geiſtig darſtellt, und die Brüdergemeine hatte hierin etwas Magiſches, daß ſie jenen erſten Zuſtand fortzuſetzen, ja zu verewigen ſchien. Sie knüpfte ihren Urſprung an die früheſten Zeiten an, ſie war niemals fertig geworden,

ſie hatte ſich nur in unbemerkten Ranken durch die rohe Welt hindurchgewunden; nun ſchlug ein einzelnes Auge, unter dem Schutz eines frommen vorzüglichen Mannes, Wurzel, um ſich abermals aus unmerklichen, zufällig-ſcheinenden Anfängen, weit über die Welt auszubreiten. Der wichtigſte Punct hierbey war, der, daß man die religiöſe und bürgerliche Verfaſſung unzertrennlich in eins zuſammenſchlang, daß der Lehrer zugleich als Gebieter, der Vater zugleich als Richter daſtand; ja, was noch mehr war, das göttliche Oberhaupt, dem man in geiſtlichen Dingen einen unbedingten Glauben geſchenkt hatte, ward auch zu Lenkung weltlicher Angelegenheiten angerufen, und ſeine Antwort, ſowohl was die Verwaltung im Ganzen, als auch was jeden Einzelnen beſtimmen ſollte, durch den Ausſpruch des Looſes mit Ergebenheit vernommen. Die ſchöne Ruhe, wie ſie wenigſtens das Aeußere bezeugte, war höchſt einladend, indem von der andern Seite, durch

den Miſſions-Beruf, alle Thätkraft die in dem Menſchen liegt, in Anſpruch genommen wurde. Die trefflichen Männer die ich auf dem Synodus zu Marienborn, wohin mich Legationsrath Moritz, Geſchäftsträger der Grafen von Iſenburg, mitnahm, kennen lernte, hatten meine ganze Verehrung gewonnen, und es wäre nur auf ſie angekommen, mich zu dem Ihrigen zu machen! Ich beſchäftigte mich mit ihrer Geſchichte, mit ihrer Lehre, der Herkunft und Ausbildung derſelben, und fand mich in dem Fall, davon Rechenſchaft zu geben, und mich mit Theilnehmenden darüber zu unterhalten. Ich mußte jedoch bemerken, daß die Brüder ſo wenig als Fräulein von Klettenberg, mich für einen Chriſten wollten gelten laſſen, welches mich anfangs beunruhigte, nachher aber meine Neigung einigermaßen erkältete. Lange konnte ich jedoch den eigentlichen Unterſcheidungsgrund nicht auffinden, ob er gleich ziemlich am Tage lag, bis er mir mehr zufällig als durch For-

ſchung entgegendrang. Was mich nämlich von der Brüdergemeine ſo wie von andern werthen Chriſtenſeelen abſonderte, war daſſelbige, worüber die Kirche ſchon mehr als einmal in Spaltung gerathen war. Ein Theil behauptete, daß die menſchliche Natur durch den Sündenfall dergeſtalt verdorben ſey, daß auch bis in ihren innerſten Kern nicht das mindeſte Gute an ihr zu finden, deshalb der Menſch auf ſeine eignen Kräfte durchaus Verzicht zu thun, und alles von der Gnade und ihrer Einwirkung zu erwarten habe. Der andere Theil gab zwar die erblichen Mängel der Menſchen ſehr gern zu, wollte aber der Natur inwendig noch einen gewiſſen Keim zugeſtehn, welcher, durch göttliche Gnade belebt, zu einem frohen Baume geiſtiger Glückſeligkeit emporwachſen könne. Von dieſer letztern Ueberzeugung war ich auf's innigſte durchdrungen, ohne es ſelbſt zu wiſſen, obwohl ich mich mit Mund und Feder zu dem Gegentheile bekannt hatte; aber ich dämmerte ſo hin,

das eigentliche Dilemma hatte ich mir nie ausgesprochen. Aus diesem Traume wurde ich jedoch einst ganz unvermuthet gerissen, als ich diese meine, wie mir schien, höchst unschuldige Meynung, in einem geistlichen Gespräch ganz unbewunden eröffnete, und deshalb eine grose Strafpredigt erdulden mußte. Dieß sey eben, behauptete man mir entgegen, der wahre Pelagianismus, und gerade zum Unglück der neueren Zeit, wolle diese verderbliche Lehre wieder um sich greifen. Ich war hierüber erstaunt, ja erschrocken. Ich ging in die Kirchengeschichte zurück, betrachtete die Lehre und die Schicksale des Pelagius näher, und sah nun deutlich, wie diese beyden unvereinbaren Meynungen durch Jahrhunderte hin und hergewogt, und von den Menschen, je nachdem sie mehr thätiger oder leidender Natur gewesen, aufgenommen und bekannt worden.

Mich hatte der Lauf der vergangenen Jahre unabläſſig zu Uebung eigner Kraft aufgefordert, in mir arbeitete eine raſtloſe Thätigkeit, mit dem beſten Willen, zu moraliſcher Ausbildung. Die Außenwelt forderte, daß dieſe Thätigkeit geregelt und zum Nutzen anderer gebraucht werden ſollte, und ich hatte dieſe große Forderung in mir ſelbſt zu verarbeiten. Nach allen Seiten hin war ich an die Natur gewieſen, ſie war mir in ihrer Herrlichkeit erſchienen; ich hatte ſo viel wakkere und brave Menſchen kennen gelernt, die ſich's in ihrer Pflicht, um der Pflicht willen, ſauer werden ließen; ihnen, ja mir ſelbſt zu entſagen, ſchien mir unmöglich; die Kluft die mich von jener Lehre trennte ward mir deutlich, ich mußte alſo auch aus dieſer Geſellſchaft ſcheiden, und da mir meine Neigung zu den heiligen Schriften ſo wie zu dem Stifter und den früheren Bekennern nicht geraubt werden konnte, ſo bildete ich mir ein Chriſtenthum zu meinem Privatgebrauch, und

ſuchte dieſes durch fleißiges Studium der Geſchichte, und durch genaue Bemerkung derjenigen die ſich zu meinem Sinne hingeneigt hatten, zu begründen und aufzubauen.

Weil nun aber alles was ich mit Liebe in mich aufnahm, ſich ſogleich zu einer dichteriſchen Form anlegte, ſo ergriff ich den wunderlichen Einfall, die Geſchichte des ewigen Juden, die ſich ſchon früh durch die Volksbücher bey mir eingedrückt hatte, epiſch zu behandeln, um an dieſem Leitfaden die hervorſtehenden Puncte der Religions- und Kirchengeſchichte nach Befinden darzuſtellen. Wie ich mir aber die Fabel gebildet, und welchen Sinn ich ihr untergelegt, gedenke ich nunmehr zu erzählen.

In Jeruſalem befand ſich ein Schuſter, dem die Legende den Namen Ahasverus giebt. Zu dieſem hatte mir mein Dresdner Schuſter die Grundzüge geliefert. Ich hatte

ihn mit eines Handwerksgenossen, mit Hans Sachsens Geist und Humor bestens ausgestattet, und ihn durch eine Neigung zu Christo veredelt. Weil er nun, bey offener Werkstatt, sich gern mit den Vorbeygehenden unterhielt, sie neckte und, auf Socratische Weise, Jeden nach seiner Art anregte; so verweilten die Nachbarn und andre vom Volk gern bey ihm, auch Pharisäer und Sadduzäer sprachen zu, und, begleitet von seinen Jüngern, mochte der Heiland selbst wohl auch manchmal bey ihm verweilen. Der Schuster, dessen Sinn bloß auf die Welt gerichtet war, faßte doch zu unserem Herrn eine besondere Neigung, die sich hauptsächlich dadurch äußerte, daß er den hohen Mann, dessen Sinn er nicht faßte, zu seiner eignen Denk- und Handelsweise bekehren wollte. Er lag daher Christo sehr inständig an, doch aus der Beschaulichkeit hervorzutreten, nicht mit solchen Müßiggängern im Lande herumzuziehn, nicht das Volk von der Arbeit hin-

weg an ſich in die Einöde zu locken: ein verſammeltes Volk ſey immer ein aufgeregtes, und es werde nichts Gutes daraus entſtehn.

Dagegen ſuchte ihn der Herr von ſeinen höheren Anſichten und Zwecken ſinnbildlich zu belehren, die aber bey dem derben Manne nicht fruchten wollten. Daher, als Chriſtus immer bedeutender, ja eine öffentliche Perſon ward, ließ ſich der wohlwollende Handwerker immer ſchärfer und heftiger vernehmen, ſtellte vor, daß hieraus nothwendig Unruhen und Aufſtände erfolgen, und Chriſtus ſelbſt genöthigt ſeyn würde, ſich als Parteyhaupt zu erklären, welches doch unmöglich ſeine Abſicht ſey. Da nun der Verlauf der Sache wie wir wiſſen erfolgt, Chriſtus gefangen und verurtheilt iſt, ſo wird Ahasverus noch heftiger aufgeregt, als Judas, der ſcheinbar den Herrn verrathen, verzweifelnd in die Werkſtatt tritt, und jammernd ſeine mislungene That erzählt. Er ſey nämlich, ſo

der Kasse, deutlich machen; sodann werden die Mittel nebst dem künftigen Aufwand dasjenige seyn, was unsere Berathschlagungen vorzüglich beschäftigen wird.

Wir können nichts mehr wünschen, als daß sämmtliche gegenwärtige Herren Abgeordnete uns in diesem Geschäfte, welchen die nächsten Tage gewidmet sind, gefällig beystehen, und uns helfen mögen, alles auf die möglichste Klarheit und Bestimmtheit zu bringen, damit man nicht durch Mehrheit der Stimmen, sondern einmüthig einen Entschluß fassen, sämmtliche Gewerkschaft beruhigen, und sowohl ihr, als denenjenigen, die sich mit der Ausführung weiter zu beschäftigen haben, für die Folge Muth zusprechen könne.

So viel möchte zu Einleitung des Geschäfts hinreichen, und wir werden die verschiedenen Puncte desselben in den folgenden Sessionen nach ihrer Ordnung vorzulegen nicht verfehlen."

Nach diesem Vortrage wurden die eingereichten Vollmachten der Herren Deputirten genau durchgegangen und geordnet. Man fand, daß ihre Bevollmächtigungen der Anzahl nach den größern Theil der sämmtlichen Gewerkschaft umfaßten, und setzte von Seiten der Commission nunmehr mit ihnen die Verhandlungen in besondern Sessionen fort. Es wurden die zum Theil von einigen Herren Interessenten selbst proponirten Vorschläge in Erwägung gezogen, und hierbey sowohl auf das Kunstmäßige des Baues, als auf die Oekonomie des ganzen Werks Bedacht genommen. Zu dem Ende wurden Risse, Anschläge, Rechnungen, vorgelegt und durchgegangen, auch zum Theil an Ort und Stelle verglichen. Hiernächst wurde über verschiedene

Um

gut als die klügſten der übrigen Anhänger, feſt überzeugt geweſen, daß Chriſtus ſich als Regent und Volkshaupt erklären werde, und habe das bisher unüberwindliche Zaudern des Herrn mit Gewalt zur That nöthigen wollen, und deswegen die Prieſterſchaft zu Thätlichkeiten aufgereizt, welche auch dieſe bisher nicht gewagt. Von der Jünger Seite ſey man auch nicht unbewaffnet geweſen, und wahrſcheinlicher Weiſe wäre alles gut abgelaufen, wenn der Herr ſich nicht ſelbſt ergeben und ſie in den traurigſten Zuſtänden zurückgelaſſen hätte. Ahasverus, durch dieſe Erzählung keineswegs zur Milde geſtimmt, verbittert vielmehr noch den Zuſtand des armen Exapoſtels, ſo daß dieſem nichts übrig bleibt, als in der Eile ſich aufzuhängen.

Als nun Jeſus vor der Werkſtatt des Schuſters vorbey zum Tode geführt wird, ereignet ſich gerade dort die bekannte Scene, daß der Leidende unter der Laſt des Kreuzes

erliegt, und Simon von Cyrene daſſelbe weiter zu tragen gezwungen wird. Hier tritt Ahasverus hervor, nach hartverſtändiger Menſchen Art, die, wenn ſie Jemand durch eigne Schuld unglücklich ſehn, kein Mitleid fühlen, ja vielmehr durch unzeitige Gerechtigkeit gedrungen, das Uebel durch Vorwürfe vermehren; er tritt heraus und wiederholt alle früheren Warnungen, die er in heftige Beſchuldigungen verwandelt, wozu ihn ſeine Neigung für den Leidenden zu berechtigen ſcheint. Dieſer antwortet nicht, aber im Augenblicke bedeckt die liebende Veronika des Heilands Geſicht mit dem Tuche, und da ſie es wegnimmt, und in die Höhe hält, erblickt Ahasverus darauf das Antlitz des Herrn, aber keineswegs des in Gegenwart leidenden, ſondern eines herrlich Verklärten, und himmliſches Leben Ausſtrahlenden. Geblendet von dieſer Erſcheinung wendet er die Augen weg, und vernimmt die Worte: Du wandelſt auf Erden, bis du mich in dieſer Geſtalt wieder

erblickſt. Der Betroffene kommt erſt einige Zeit nachher zu ſich ſelbſt zurück, findet, da alles ſich zum Gerichtsplatz gedrängt hat, die Straßen Jeruſalems öde, Unruhe und Sehnſucht treiben ihn fort, und er beginnt ſeine Wanderung.

Von dieſer und von dem Ereigniß, wodurch das Gedicht zwar geendigt, aber nicht abgeſchloſſen wird, vielleicht ein andermal. Der Anfang, zerſtreute Stellen, und der Schluß waren geſchrieben; aber mir fehlte die Sammlung, mir fehlte die Zeit, die nöthigen Studien zu machen, daß ich ihm hätte den Gehalt den ich wünſchte, geben können, und es blieben die wenigen Blätter um deſto eher liegen, als ſich eine Epoche in mir entwickelte, die ſich ſchon als ich den Werther ſchrieb, und nachher deſſen Wirkungen ſah, nothwendig anſpinnen mußte.

Das gemeine Menſchenſchickſal, an welchem wir alle zu tragen haben, muß denjenigen am ſchwerſten aufliegen, deren Geiſteskräfte ſich früher und breiter entwickeln. Wir mögen unter dem Schutz von Aeltern und Verwandten emporkommen, wir mögen uns an Geſchwiſter und Freunde anlehnen, durch Bekannte unterhalten, durch geliebte Perſonen beglückt werden; ſo iſt doch immer das Final, daß der Menſch auf ſich zurückgewieſen wird, und es ſcheint, es habe ſogar die Gottheit ſich ſo zu dem Menſchen geſtellt, daß ſie deſſen Ehrfurcht, Zutrauen und Liebe nicht immer, wenigſtens nicht grade im dringenden Augenblick, erwiedern kann. Ich hatte jung genug gar oft erfahren, daß in den hülfsbedürftigſten Momenten uns zugerufen wird: „Arzt hilf dir ſelber!“ und wie oft hatte ich nicht ſchmerzlich ausſeufzen müſſen: „ich trete die Kelter allein!“ Indem ich mich alſo nach Beſtätigung der Selbſtändigkeit umſah, fand ich als die ſicherſte Baſe derſelben mein pro-

ductives Talent. Es verließ mich ſeit einigen Jahren keinen Augenblick; was ich wachend am Tage gewahr wurde, bildete ſich ſogar öfters Nachts in regelmäßige Träume, und wie ich die Augen aufthat, erſchien mir entweder ein wunderliches neues Ganze, oder der Theil eines ſchon Vorhandenen. Gewöhnlich ſchrieb ich alles zur frühſten Tageszeit; aber auch Abends, ja tief in die Nacht, wenn Wein und Geſelligkeit die Lebensgeiſter erhöhten, konnte man von mir fordern was man wollte; es kam nur auf eine Gelegenheit an, die einigen Character hatte, ſo war ich bereit und fertig. Wie ich nun über dieſe Naturgabe nachdachte und fand, daß ſie mir ganz eigen angehöre und durch nichts Fremdes weder begünſtigt noch gehindert werden könne, ſo mochte ich gern hierauf mein ganzes Daſeyn in Gedanken gründen. Dieſe Vorſtellung verwandelte ſich in ein Bild, die alte mythologiſche Figur des Prometheus fiel mir auf, der, abgeſon-

dert von den Göttern, von ſeiner Werkſtätte aus eine Welt bevölkerte. Ich fühlte recht gut, daß ſich etwas Bedeutendes nur produciren laſſe, wenn man ſich iſolire. Meine Sachen, die ſo viel Beyfall gefunden hatten, waren Kinder der Einſamkeit, und ſeitdem ich zu der Welt in einem breitern Verhältniß ſtand, fehlte es nicht an Kraft und Luſt der Erfindung, aber die Ausführung ſtockte, weil ich weder in Proſa noch in Verſen eigentlich einen Stil hatte, und bey einer jeden neuen Arbeit, je nachdem der Gegenſtand war, immer wieder von vorne taſten und verſuchen mußte. Indem ich nun hierbey die Hülfe der Menſchen abzulehnen ja auszuſchließen hatte, ſo ſonderte ich mich, nach Prometheiſcher Weiſe, auch von den Göttern ab, um ſo natürlicher, als bey meinem Character und meiner Denkweiſe Eine Geſinnung jederzeit die übrigen verſchlang und abſtieß.

Die Fabel des Prometheus ward in mir lebendig. Das alte Titanengewand ſchnitt ich mir nach meinem Wuchſe zu, und fing, ohne weiter nachgedacht zu haben, ein Stück zu ſchreiben an, worin das Misverhältniß dargeſtellt iſt, in welches Prometheus zu dem Zeus und den neuen Göttern geräth, indem er auf eigne Hand Menſchen bildet, ſie durch Gunſt der Minerva belebt, und eine dritte Dynaſtie ſtiftet. Und wirklich hatten die jetzt regierenden Götter ſich zu beſchweren völlig Urſache, weil man ſie als unrechtmäßig zwiſchen die Titanen und Menſchen eingeſchobene Weſen betrachten konnte. Zu dieſer ſeltſamen Compoſition gehört als Monolog jenes Gedicht, das in der deutſchen Literatur bedeutend geworden, weil dadurch veranlaßt, Leſſing über wichtige Puncte des Denkens und Empfindens ſich gegen Jacobi erklärte. Es diente zum Zündkraut einer Exploſion, welche die geheimſten Verhältniſſe würdiger Männer aufdeckte und zur Sprache brachte: Verhält-

niſſe, die ihnen ſelbſt unbewußt, in einer ſonſt höchſt aufgeklärten Geſellſchaft ſchlummerten. Der Riß war ſo gewaltſam, daß wir darüber, bey eintretenden Zufälligkeiten, einen unſerer würdigſten Männer, Mendelsſohn, verloren.

Ob man nun wohl, wie auch geſchehn, bey dieſem Gegenſtande philoſophiſche, ja religiöſe Betrachtungen anſtellen kann, ſo gehört er doch ganz eigentlich der Poeſie. Die Titanen ſind die Folie des Polytheïsmus, ſo wie man als Folie des Monotheïsmus den Teufel betrachten kann; doch iſt dieſer ſo wie der einzige Gott, dem er entgegenſteht, keine poetiſche Figur. Der Satan Milton's, brav genug gezeichnet, bleibt immer in dem Nachtheil der Subalternität, indem er die herrliche Schöpfung eines oberen Weſens zu zerſtören ſucht, Prometheus hingegen im Vortheil, der, zum Trutz höherer Weſen, zu ſchaffen und zu bilden vermag. Auch iſt es

ein ſchöner, der Poeſie zuſagender Gedanke, die Menſchen nicht durch den oberſten Weltherrſcher, ſondern durch eine Mittelfigur hervorbringen zu laſſen, die aber doch, als Abkömmling der älteſten Dynaſtie, hierzu würdig und wichtig genug iſt; wie denn überhaupt die griechiſche Mythologie einen unerſchöpflichen Reichthum göttlicher und menſchlicher Symbole darbietet.

Der Titaniſch-gigantiſche, himmelſtürmende Sinn jedoch verlieh meiner Dichtungsart keinen Stoff. Eher ziemte ſich mir, darzuſtellen jenes friedliche, plaſtiſche, allenfalls duldende Widerſtreben, das die Obergewalt anerkannt, aber ſich ihr gleichſetzen möchte. Doch auch die kühneren jenes Geſchlechts, Tantalus, Ixion, Siſyphus, waren meine Heiligen. In die Geſellſchaft der Götter aufgenommen, mochten ſie ſich nicht untergeordnet genug betragen, als übermüthige Gäſte ihres wirthlichen Gönners Zorn verdient und

ſich eine traurige Verbannung zugezogen haben. Ich bemitleidete ſie, ihr Zuſtand war von den Alten ſchon als wahrhaft tragiſch anerkannt, und wenn ich ſie als Glieder einer ungeheuren Oppoſition im Hintergrunde meiner Iphigenie zeigte, ſo bin ich ihnen wohl einen Theil der Wirkung ſchuldig, welche dieſes Stück hervorzubringen das Glück hatte.

Zu jener Zeit aber ging bey mir das Dichten und Bilden unaufhaltſam miteinander. Ich zeichnete die Portraite meiner Freunde im Profil auf grau Papier mit weißer und ſchwarzer Kreide. Wenn ich dictirte oder mir vorleſen ließ, entwarf ich die Stellungen der Schreibenden und Leſenden, mit ihrer Umgebung; die Aehnlichkeit war nicht zu verkennen und die Blätter wurden gut aufgenommen. Dieſen Vortheil haben Dilettanten immer, weil ſie ihre Arbeit umſonſt geben. Das Unzulängliche dieſes Abbildens jedoch

Anfragen und Zweifel der Gewerkſchaft Auskunft geben, um über alle vorkommende Gegenſtände die möglichſte Klarheit zu verſchaffen. Da man von beyden Seiten den Hauptzweck nie aus den Augen ließ, ſo konnte man auch in wenigen Tagen zum Schluſſe kommen.

Die Commiſſion war hierdurch in den Stand geſetzt, an dem Eilften Junius den ganzen Verlauf dieſer Deliberation und der genommenen Beſchlüſſe auf eben die Art, wie bey der Eröffnung des Gewerkentages geſchehen, einer zahlreichen gewerkſchaftlichen Verſammlung in Gegenwart der Herren Deputirten durch folgenden öffentlichen Vortrag bekannt zu machen:

„Das Geſchäft, deſſen Eröffnung vor einiger Zeit hier in eben dieſer Verſammlung geſchah, iſt nunmehr glücklich vollendet, und wir ſind abermals zuſammen gekommen, um die Reſultate der bisher gepflogenen Deliberationen öffentlich bekannt zu machen.

Als die neue Ilmenauer Gewerkſchaft ſich zuerſt formirte, und man die künftigen gewerkſchaftlichen Zuſammenkünfte vorausſah, war man bedacht, denſelben eine Conſtitution zu geben, nach welcher von den zu pflegenden Deliberationen für das Werk der größte Vortheil zu hoffen war. Man ſchloß daher keinen einzelnen Gewerken von dem Zutritt an einem ſolchen Tage aus, ertheilte aber nur demjenigen eine entſcheidende Stimme, welche im Auftrag für hundert Stimmen ſprachen. Es ſchien dieſe Vorſicht um ſo nöthiger, als man durch die Erfahrung belehrt war, daß die Meynung ſo verſchiedener Menſchen, bey dieſer, wie

fühlend, griff ich wieder zu Sprache und Rhythmus, die mir beſſer zu Gebote ſtanden. Wie munter, froh und raſch ich dabey zu Werke ging, davon zeugen manche Gedichte, welche die Kunſtnatur und die Naturkunſt enthuſiaſtiſch verkündend, im Augenblicke des Entſtehens ſowohl mir als meinen Freunden immer neuen Muth beförderten.

Als ich nun einſt in dieſer Epoche und ſo beſchäftigt, bey geſperrtem Lichte in meinem Zimmer ſaß, dem wenigſtens der Schein einer Künſtlerwerkſtatt hierdurch verliehen war, überdieß auch die Wände mit halbfertigen Arbeiten beſteckt und behangen das Vorurtheil einer groſſen Thätigkeit gaben; ſo trat ein wohlgebildeter ſchlanker Mann bey mir ein, den ich zuerſt in der Halbdämmerung für Fritz Jacobi hielt, bald aber meinen Irrthum erkennend als einen Fremden begrüßte. An ſeinem freyen anſtändigen Betragen war eine gewiſſe militairiſche Haltung

nicht zu verkennen. Er nannte mir ſeinen Namen von Knebel, und aus einer kurzen Eröffnung vernahm ich, daß er, im preußiſchen Dienſte, bey einem längern Aufenthalt in Berlin und Potzdam, mit den dortigen Literatoren und der deutſchen Literatur überhaupt ein gutes und thätiges Verhältniß angeknüpft habe. An Ramlern hatte er ſich vorzüglich gehalten und deſſen Art, Gedichte zu recitiren, angenommen. Auch war er genau mit allem bekannt, was Göz geſchrieben, der unter den Deutſchen damals noch keinen Namen hatte. Durch ſeine Veranſtaltung war die Mädchen-Inſel dieſes Dichters in Potzdam abgedruckt worden und ſogar dem König in die Hände gekommen, welcher ſich günſtig darüber geäußert haben ſoll.

Kaum hatten wir dieſe allgemein deutſchen literariſchen Gegenſtände durchgeſprochen, als ich zu meinem Vergnügen erfuhr, daß er ge-

genwärtig in Weimar angeſtellt und zwar dem Prinzen Conſtantin zum Begleiter beſtimmt ſey. Von den dortigen Verhältniſſen hatte ich ſchon manches Günſtige vernommen: denn es kamen viele Fremde von daher zu uns, die Zeugen geweſen waren, wie die Herzoginn Amalia zu Erziehung ihrer Prinzen die vorzüglichſten Männer berufen; wie die Academie Jena durch ihre bedeutenden Lehrer zu dieſem ſchönen Zweck gleichfalls das Ihrige beygetragen; wie die Künſte nicht nur von gedachter Fürſtinn geſchützt, ſondern ſelbſt von ihr gründlich und eifrig getrieben würden. Auch vernahm man, daß Wieland in vorzüglicher Gunſt ſtehe; wie denn auch der deutſche Merkur, der die Arbeiten ſo mancher auswärtigen Gelehrten verſammelte, nicht wenig zu dem Rufe der Stadt beytrug, wo er herausgegeben wurde. Eins der beſten deutſchen Theater war dort eingerichtet, und berühmt durch Schauſpieler ſowohl als Autoren, die dafür arbeiteten. Dieſe ſchönen Anſtalten

und Anlagen ſchienen jedoch durch den ſchrecklichen Schloßbrand, der im May deſſelben Jahres ſich ereignet hatte, geſtört und mit einer langen Stockung bedroht; allein das Zutrauen auf den Erbprinzen war ſo groß, daß Jederman ſich überzeugt hielt, dieſer Schade werde nicht allein bald erſetzt, ſondern auch deſſen ungeachtet jede andere Hoffnung reichlich erfüllt werden. Wie ich mich nun, gleichſam als ein alter Bekannter, nach dieſen Perſonen und Gegenſtänden erkundigte und den Wunſch äußerte, mit den dortigen Verhältniſſen näher bekannt zu ſeyn; ſo verſetzte der Ankömmling gar freundlich: es ſey nichts leichter als dieſes, denn ſo eben lange der Erbprinz mit ſeinem Herrn Bruder, dem Prinzen Conſtantin, in Frankfurt an, welche mich zu ſprechen und zu kennen wünſchten. Ich zeigte ſogleich die größte Bereitwilligkeit ihnen aufzuwarten, und der neue Freund verſetzte, daß ich damit nicht ſäumen ſolle, weil der Aufenthalt nicht lange dauern werde. Um

mich hiezu anzuſchicken, führte ich ihn zu meinen Eltern, die über ſeine Ankunft und Botſchaft höchſt verwundert, mit ihm ſich ganz vergnüglich unterhielten. Ich eilte nunmehr mit demſelben zu den jungen Fürſten, die mich ſehr frey und freundlich empfingen, ſo wie auch der Führer des Erbprinzen, Graf Görtz, mich nicht ungern zu ſehen ſchien. Ob es nun gleich an literariſcher Unterhaltung nicht fehlte, ſo machte doch ein Zufall die beſte Einleitung, daß ſie gar bald bedeutend und fruchtbar werden konnte.

Es lagen nämlich Möſers patriotiſche Phantaſieen und zwar der erſte Theil, friſch geheftet und unaufgeſchnitten, auf dem Tiſche. Da ich ſie nun ſehr gut, die Geſellſchaft ſie aber wenig kannte, ſo hatte ich den Vortheil, davon eine ausführliche Relation liefern zu können; und hier fand ſich der ſchicklichſte Anlaß zu einem Geſpräch mit einem jungen Fürſten, der den beſten Willen und den feſten

Vorſatz hatte, an ſeiner Stelle entſchieden Gutes zu wirken. Möſers Darſtellung, ſo dem Inhalt als dem Sinne nach, muß einem jeden Deutſchen höchſt intereſſant ſeyn. Wenn man ſonſt dem deutſchen Reiche Zerſplitterung, Anarchie und Ohnmacht vorwarf, ſo erſchien aus dem Möſeriſchen Standpunkte gerade die Menge kleiner Staaten als höchſterwünſcht zu Ausbreitung der Kultur im Einzelnen, nach den Bedürfniſſen welche aus der Lage und Beſchaffenheit der verſchiedenſten Provinzen hervorgehn; und wenn Möſer von der Stadt, vom Stift Oenabrück ausgehend und über den weſtphäliſchen Kreis ſich verbreitend, nunmehr deſſen Verhältniß zu dem ganzen Reiche zu ſchildern wußte, und bey Beurtheilung der Lage, das Vergangene mit dem Gegenwärtigen zuſammenknüpfend, dieſes aus jenem ableitete und dadurch, ob eine Veränderung lobens- oder tadelnswürdig ſey, gar deutlich auseinander ſetzte: ſo durfte nur jeder Staatsverweſer, an ſeinem Ort, auf gleiche

Weiſe verfahren, um die Verfaſſung ſeines Umkreiſes und deren Verknüpfung mit Nachbarn und mit dem Ganzen aufs beſte kennen zu lernen, und ſowohl Gegenwart als Zukunft zu beurtheilen.

Bey dieſer Gelegenheit kam manches auf's Tapet, was den Unterſchied der Ober- und Niederſächſiſchen Staaten betraf, und wie ſowohl die Naturproducte als die Sitten, Geſetze und Gewohnheiten ſich von den früheſten Zeiten her anders gebildet und, nach der Regierungsform und der Religion, bald auf die eine bald auf die andere Weiſe gelenkt hatten. Man verſuchte die Unterſchiede von beyden etwas genauer herauszuſetzen, und es zeigte ſich gerade daran, wie vortheilhaft es ſey, ein gutes Muſter vor ſich zu haben, welches, wenn man nicht deſſen Einzelnheiten, ſondern die Methode betrachtet nach welcher es angelegt iſt, auf die verſchiedenſten

Fälle angewendet und eben dadurch dem Urtheil höchſt erſprießlich werden kann.

Bey Tafel wurden dieſe Geſpräche fortgeſetzt, und ſie erregten für mich ein beſſeres Vorurtheil als ich vielleicht verdiente. Denn anſtatt daß ich diejenigen Arbeiten, die ich ſelbſt zu liefern vermochte, zum Gegenſtand des Geſprächs gemacht, für das Schauſpiel, für den Roman eine ungetheilte Aufmerkſamkeit gefordert hätte; ſo ſchien ich vielmehr in Möſern ſolche Schriftſteller vorzuziehen, deren Talent aus dem thätigen Leben ausging und in daſſelbe unmittelbar nützlich ſogleich wieder zurückkehrte, während eigentlich poetiſche Arbeiten, die über dem Sittlichen und Sinnlichen ſchweben, erſt durch einen Umſchweif und gleichſam nur zufällig nützen können. Bey dieſen Geſprächen ging es nun wie bey den Mährchen der tauſend und einen Nacht: es ſchob ſich eine bedeutende Materie in und über die andere, manches Thema

klang nur an, ohne daß man es hätte verfolgen können; und ſo ward, weil der Aufenthalt der jungen Herrſchaften in Frankfurt nur kurz ſeyn konnte, mir das Verſprechen abgenommen, daß ich nach Maynz folgen und dort einige Tage zubringen ſollte, welches ich denn herzlich gern ablegte und mit dieſer vergnügten Nachricht nach Hauſe eilte, um ſolche meinen Eltern mitzutheilen.

Meinem Vater wollte es jedoch keineswegs gefallen: denn nach ſeinen reichsbürgerlichen Geſinnungen hatte er ſich jederzeit von den Großen entfernt gehalten, und obgleich mit den Geſchäftsträgern der umliegenden Fürſten und Herren in Verbindung, ſtand er doch keineswegs in perſönlichen Verhältniſſen zu ihnen; ja es gehörten die Höfe unter die Gegenſtände, worüber er zu ſcherzen pflegte, auch wohl gern ſah, wenn man ihm etwas entgegenſetzte, nur mußte man ſich dabey, nach ſeinem Bedünken, geiſtreich

und witzig verhalten. Hatten wir ihm das Procul a Jove procul a fulmine gelten laſſen, doch aber bemerkt, daß beym Blitze nicht ſowohl vom Woher als vom Wohin die Rede ſey; ſo brachte er das alte Sprüchlein, mit großen Herren ſey Kirſcheſſen nicht gut, auf die Bahn. Wir erwiederten, es ſey noch ſchlimmer, mit genäſchigen Leuten aus Einem Korbe ſpeiſen. Das wollte er nicht leugnen, hatte aber ſchnell einen anderen Spruchreim zur Hand, der uns in Verlegenheit ſetzen ſollte. Denn da Sprüchworte und Denkreime vom Volke ausgehn, welches, weil es gehorchen muß, doch wenigſtens gern reden mag, die Oberen dagegen durch die That ſich zu entſchädigen wiſſen; da ferner die Poeſie des ſechzehnten Jahrhunderts faſt durchaus kräftig didactiſch iſt: ſo kann es in unſerer Sprache an Ernſt und Scherz nicht fehlen, den man von unten nach oben hinauf ausgeübt hat. Und ſo übten wir Jüngeren uns nun auch von oben herunter, indem

bey andern Gelegenheiten, schwerlich in einen Schluß zu vereinigen sey.

Um desto angenehmer war es der gnädigst verordneten Commission in dem gegenwärtigen Falle gar bald zu bemerken, daß, wie sie von ihrer Seite nichts zu unterlassen glaubte, was zur Aufklärung und Beschleunigung des Geschäfts dienen konnte, sämmtliche Herren Abgeordnete auch von der ihrigen auf eine Weise zu Werke schritten, welche das Geschäft erleichtern und beschleunigen mußte.

Alle hingelegte Vorschläge sind mit so vieler Unparthenlichkeit gepruft, mit so vieler Einsicht in die Lage des Werks überlegt und die sämmtlichen Berathschlagungen mit so vieler Mäßigung und Gründlichkeit gepflogen worden, daß es kein Wunder ist, gegenwärtig das Geschäft durch einen einstimmigen Schluß vollendet und jene anfängliche Vorsicht, wenigstens für diesmal, überflüssig zu sehen. Man wünscht daß bey allen zukünftigen dergleichen Zusammenkünften nicht die Zahl, sondern die Gründlichkeit, nicht die Mehrheit, sondern die Uebereinstimmung entscheiden möge.

Eben so angenehm war es, durch die gegenwärtigen Herren Abgeordneten die entschlossenen Gesinnungen ihrer Herren Committenten zu erfahren, welche sämmtlich dahin giengen, daß ein so weit geführtes Unternehmen, besonders auf dem gegenwärtigen Punct, durch einen wahren entschlossenen Angriff zu seinem Zweck zu führen sey.

Es war dieses um so erwünschter, als man einen Theil der Gewerken mit einen Theil des Publicum nicht ver-

wir uns was Groſſes einbildend, auch die Partey der Groſſen zu nehmen beliebten; von welchen Reden und Gegenreden ich einiges einſchalte.

A.

Lang bey Hofe, lang bey Höll!

B.

Dort wärmt ſich mancher gute Geſell!

A.

So wie ich bin, bin ich mein eigen;
Mir ſoll Niemand eine Gunſt erzeigen.

B.

Was willſt du dich der Gunſt denn ſchämen?
Willſt du ſie geben, muſt du ſie nehmen.

A.

Willſt du die Noth des Hofes ſchauen:
Da wo dich's juckt, darfſt du nicht krauen!

B.

Wenn der Redner zum Volke ſpricht,
Da wo er kraut, da juckt's ihn nicht.

A.

Hat einer Knechtſchaft ſich erkohren,
Iſt gleich die Hälfte des Lebens verloren;
Ergeb' ſich was da will, ſo denk' er
Die andere Hälft' geht auch zum Henker.

B.

Wer ſich in Fürſten weiß zu ſchicken,
Dem wird's heut oder morgen glücken;
Wer ſich in den Pöbel zu ſchicken ſucht,
Der hat ſein ganzes Jahr verflucht.

A.

Wenn dir der Waizen bey Hofe blüht,
So denke nur, daß nichts geſchieht;
Und wenn du denkſt, du hätteſt 's in der Scheuer,
Da eben iſt es nicht geheuer.

B.

Und blüht der Waizen, ſo reift er auch,
Das iſt immer ſo ein alter Brauch;
Und ſchlägt der Hagel die Aerndte nieder,
'S andre Jahr trägt der Boden wieder.

A.

Wer ganz will ſein eigen ſeyn,
Schließe ſich in's Häuschen ein,
Geſelle ſich zu Frau und Kindern,
Genieße leichten Nebenmoſt
Und überdieß frugale Koſt,
Und nichts wird ihn am Leben hindern.

B.

Du willſt denn Herrſcher dich entziehn?
So ſag', wohin willſt du denn fliehn?
O nimm es nur nicht ſo genau!
Denn es beherrſcht dich deine Frau,
Und die beherrſcht ihr dummer Bube,
So biſt du Knecht in deiner Stube.

So eben da ich aus alten Denkblättchen die vorſtehenden Reime zuſammenſuche, fälſen mir mehr ſolche luſtige Uebungen in die Hände, wo wir alte deutſche Kernworte amplificirt und ihnen ſodann andere Sprüchlein, welche ſich in der Erfahrung eben ſo gut bewahrheiten, entgegengeſetzt hatten. Eine Auswahl derſelben mag dereinſt als Epilog der Puppenſpiele zu einem heiteren Denken Anlaß geben.

Durch alle ſolche Erwiederungen ließ ſich jedoch mein Vater von ſeinen Geſinnungen nicht abwendig machen. Er pflegte gewöhnlich ſein ſtärkſtes Argument bis zum Schluſſe der Unterhaltung aufzuſparen, da er denn Voltaire's Abenteuer mit Friedrich dem Zweyten umſtändlich auemalte: wie die übergroße Gunſt, die Familiarität, die wechſelſeitigen Verbindlichkeiten auf einmal aufgehoben und verſchwunden, und wir das Schauſpiel erlebt, daß jener außerordentliche Dichter und Schriftſteller,

durch Frankfurter Stadtſoldaten, auf Requiſition des Reſidenten Freytag und nach Befehl des Burgemeiſters von Fichard, arretirt und eine ziemliche Zeit im Gaſthof zur Roſe auf der Zeil gefänglich angehalten worden. Hierauf hätte ſich zwar manches einwenden laſſen, unter andern, daß Weitäre ſelbſt nicht ohne Schuld geweſen; aber wir gaben uns aus kindlicher Achtung jedesmal gefangen.

Da nun auch bey dieſer Gelegenheit, auf ſolche und ähnliche Dinge angeſpielt wurde, ſo wußte ich kaum, wie ich mich benehmen ſollte: denn er warnte mich unbewunden und behauptete, die Einladung ſey nur, um mich in eine Falle zu locken, und wegen jenes gegen den begünſtigten Wieland verübten Muthwillens Rache an mir zu nehmen. Wie ſehr ich nun auch vom Gegentheil überzeugt war, indem ich nur allzu deutlich ſah, daß eine vorgefaßte Meynung durch hypochondriſche Traumbilder aufgeregt, den würdigen Mann beäng-

ſtige; ſo wollte ich gleichwohl nicht gerade wider ſeine Ueberzeugung handeln, und konnte doch auch keinen Vorwand finden, unter dem ich, ohne undankbar und unhartig zu erſcheinen, mein Verſprechen wieder zurücknehmen durfte. Leider war unſere Freundinn von Klettenberg bettlägrig, auf die wir in ähnlichen Fällen uns zu berufen pflegten. An ihr und meiner Mutter hatte ich zwey vortreffliche Begleiterinnen; ich nannte ſie nur immer Rath und That: denn wenn jene einen heitern ja ſeligen Blick über die irdiſchen Dinge warf, ſo entwirrte ſich vor ihr gar leicht was uns andere Erdenkinder verwirrte, und ſie wußte den rechten Weg gewöhnlich anzudeuten, eben weil ſie ins Labyrinth von oben herabſah und nicht ſelbſt darin befangen war; hatte man ſich aber entſchieden, ſo konnte man ſich auf die Bereitwilligkeit und auf die Thatkraft meiner Mutter verlaſſen. Wie jener das Schauen, ſo kam dieſer der Glaube zu Hülfe, und weil

ſie in allen Fällen ihre Heiterkeit behielt, fehlte es ihr auch niemals an Hülfsmitteln, das Vorgeſetzte oder Gewünſchte zu bewerkſtelligen. Gegenwärtig wurde ſie nun an die kranke Freundinn abgeſendet, um deren Gutachten einzuholen, und da dieſes für meine Seite günſtig ausfiel, ſodann erſucht, die Einwilligung des Vaters zu erlangen, der denn auch, obgleich ungläubig und ungern, nachgab.

Ich gelangte alſo in ſehr kalter Jahreszeit zur beſtimmten Stunde nach Maynz, und wurde von den jungen Herrſchaften und ihren Begleitern, der Einladung gemäß, gar freundlich aufgenommen. Der in Frankfurt geführten Geſpräche erinnerte man ſich, die begonnenen wurden fortgeſetzt, und als von der neueſten deutſchen Literatur und von ihren Kühnheiten die Rede war, fügte es ſich ganz natürlich, daß auch jenes famoſe Stück, Götter, Helden und Wieland, zur Sprache kam;

wobey ich gleich anfangs mit Vergnügen bemerkte, daß man die Sache heiter und luſtig betrachtete. Wie es aber mit dieſer Poſſe, welche ſo großes Aufſehn erregt, eigentlich zugegangen, war ich zu erzählen veranlaßt, und ſo konnte ich nicht umhin, vor allen Dingen einzugeſtehn, daß wir, als wahrhaft oberrheiniſche Geſellen, ſowohl der Neigung als Abneigung keine Gränzen kannten. Die Verehrung Shakespears ging bey uns bis zur Anbetung. Wieland hatte hingegen, bey der entſchiedenen Eigenheit ſich und ſeinen Leſern das Intereſſe zu verderben und den Enthuſiasmus zu verkümmern, in den Noten zu ſeiner Ueberſetzung gar manches an dem großen Autor getadelt, und zwar auf eine Weiſe, die uns äußerſt verdroß und in unſern Augen das Verdienſt dieſer Arbeit ſchmälerte. Wir ſahen Wielanden, den wir als Dichter ſo hoch verehrten, der uns als Ueberſetzer ſo großen Vortheil gebracht, nunmehr als Critiker, launiſch, einſeitig und un-

gerecht. Hiezu kam noch, daß er ſich auch gegen unſere Abgötter, die Griechen, erklärte und dadurch unſern böſen Willen gegen ihn noch ſchärfte. Es iſt genugſam bekannt, daß die griechiſchen Götter und Helden nicht auf moraliſchen, ſondern auf verklärten phyſiſchen Eigenſchaften ruhen, weshalb ſie auch dem Künſtler ſo herrliche Geſtalten anbieten. Nun hatte Wieland in der Alceſte Helden und Halbgötter nach moderner Art gebildet; wogegen denn auch nichts wäre zu ſagen geweſen, weil ja einem Jeden freyſteht, die poetiſchen Traditionen nach ſeinen Zwecken und ſeiner Denkweiſe umzuformen. Allein in den Briefen, die er über gedachte Oper in den Merkur einrückte, ſchien er uns dieſe Behandlungsart allzu parteyiſch hervorzuheben und ſich an den trefflichen Alten und ihrem höhern Stil unverantwortlich zu verſündigen, indem er die derbe geſunde Natur, die jenen Productionen zum Grunde liegt, keineswegs anerkennen wollte. Dieſe Beſchwerden hatten

wir kaum in unſerer kleinen Societät leidenſchaftlich durchgeſprochen, als die gewöhnliche Wuth alles zu dramatiſiren mich eines Sonntags Nachmittags anwandelte, und ich bey einer Flaſche guten Burgunders, das ganze Stück wie es jetzt daliegt, in Einer Sitzung niederſchrieb. Es war nicht ſobald meinen gegenwärtigen Mitgenoſſen vorgeleſen und von ihnen mit großem Jubel aufgenommen worden, als ich die Handſchrift an Lenz nach Straßburg ſchickte, welcher gleichfalls davon entzückt ſchien und behauptete, es müſſe auf der Stelle gedruckt werden. Nach einigem Hin- und Wiederſchreiben geſtand ich es zu, und er gab es in Straßburg eilig unter die Preſſe. Erſt lange nachher erfuhr ich, daß dieſes einer von Lenzens erſten Schritten geweſen, wodurch er mir zu ſchaden und mich beym Publikum in üblen Ruf zu ſetzen die Abſicht hatte; wovon ich aber zu jener Zeit nichts ſpürte noch ahndete.

vergangen konnte, wenn es, besonders in der letzten Zeit, weniger vortheilhafte Begriffe von dem Unternehmen faßte. Denn wenn derjenige, welcher über der Erde vor den Augen der Menschen bauet, dem Tadel derselben ausgesetzt ist, so können diejenigen, welche unter der Erde ein gleichsam unsichtbares Werk unternehmen, wohl schwerlich auf das Vertrauen der Menge rechnen; denn sie ist nicht leicht so unbefangen aufmerksam, um ein gründliches Urtheil über ein solches Werk fällen zu können, und wie viele sind es, welche, so lange der Zweck noch nicht erreicht ist, unterscheiden können, ob man sich demselben nähert, oder sich von demselben entfernt?

Ueber alle diese Besorgnisse hat uns die Kenntniß, die Aufmerksamkeit, die Einsicht und das Urtheil der, sämmtlichen gegenwärtigen Herren Abgeordneten beruhigt, und das Resultat der gepflogenen Deliberationen ist dahin ausgefallen: daß das Werk mit erneuerter Lebhaftigkeit anzugreifen sey, und daß man solche Maaßregeln zu nehmen habe, wodurch man ohne sich im mindesten von dem Hauptzwecke zu entfernen, denselben in der kürzesten Zeit mit dem wenigsten Aufwande zu erreichen muß.

Es sind daher wie die Protocolle besagen, welche sämmtlichen Herren Interessenten mitgetheilt werden konnen, verschiedene Vorschläge, als, die Erfinkung eines neuen Schachtes, die Führung eines Querschlages nach dem aufsteigenden Flötz, die Wiedereröffnung des Stollens nach dem alten Baue, um die gespannten Wasser abzufangen, zwar als dem Werke in der Folge nützlich angesehen, die Ausführung derselben für den Augenblick aber abgelehnt worden, weil sowohl die Aufmerk-

Und ſo hatte ich meinen neuen Gönnern mit aller Naivetät dieſen argloſen Urſprung des Stücks, ſo gut wie ich ihn ſelbſt wußte, vorerzählt und, um ſie völlig zu überzeugen, daß hiebey keine Perſönlichkeit noch eine andere Abſicht obwalte, auch die luſtige und verwegene Art mitgetheilt, wie wir uns untereinander zu necken und zu verſpotten pflegten. Hierauf ſah ich die Gemüther völlig erheitert, und man bewunderte uns beynah, daß wir eine ſo große Furcht hatten, es möge irgend Jemand auf ſeinen Lorbeern einſchlafen. Man verglich eine ſolche Geſellſchaft jenen Flibuſtiers, welche ſich in jedem Augenblick der Ruhe zu verweichlichen fürchteten, weshalb der Anführer, wenn es keine Feinde und nichts zu rauben gab, unter den Gelagtiſch eine Piſtole losſchoß, damit es auch im Frieden nicht an Wunden und Schmerzen fehlen möge. Nach manchen Hin- und Wiederreden über dieſen Gegenſtand ward ich endlich veranlaßt, Wielanden einen freundlichen Brief

zu ſchreiben, wozu ich die Gelegenheit ſehr gern ergriff, da er ſich ſchon im Merkur über dieſen Jugendſtreich ſehr liberal erklärt und, wie er es in literariſchen Fehden meiſt gethan, geiſtreich abſchließend benommen hatte.

Die wenigen Tage des Maynzer Aufenthalts verſtrichen ſehr angenehm: denn wenn die neuen Gönner durch Viſiten und Gaſtmäler auſſer dem Hauſe gehalten wurden, blieb ich bey den Ihrigen, portraitirte manchen und fuhr auch wohl Schlittſchuh, wozu die eingefrornen Feſtungsgraben die beſte Gelegenheit verſchafften. Voll von dem Guten was mir dort begegnet war, kehrte ich nach Hauſe zurück und ſtand im Begriff beym Eintreten mir durch umſtändliche Erzählung das Herz zu erleichtern; aber ich ſah nur verſtörte Geſichter und es blieb mir nicht lange verborgen, daß unſere Freundinn Kiettenberg von uns geſchieden ſey. Ich war hierüber ſehr betroffen, weil ich ihrer grade

in meiner gegenwärtigen Lage mehr als jemals bedurfte. Man erzählte mir zu meiner Beruhigung, daß ein frommer Tod ſich an ein ſeliges Leben angeſchloſſen und ihre gläubige Heiterkeit ſich bis ans Ende ungetrübt erhalten habe. Noch ein anderes Hinderniß ſtellte ſich einer freyen Mittheilung entgegen: mein Vater, anſtatt ſich über den guten Ausgang dieſes kleinen Abenteuers zu freuen, verharrte auf ſeinem Sinne und behauptete, dieſes alles ſey von jener Seite nur Verſtellung, und man gedenke vielleicht in der Folge etwas ſchlimmeres gegen mich auszuführen. Ich war daher mit meiner Erzählung zu den jüngern Freunden hingedrängt, denen ich denn freilich die Sache nicht umſtändlich genug überliefern konnte. Aber auch hier entſprang aus Neigung und gutem Willen eine mir höchſt unangenehme Folge: denn kurz darauf erſchien eine Flugſchrift, Prometheus und ſeine Recenſenten, gleichfalls in dramatiſcher Form. Man hatte darin

den neckiſchen Einfall ausgeführt, anſtatt der Perſonen-Namen, kleine Holzſchnitt-Figuren zwiſchen den Dialog zu ſetzen, und durch allerley ſatyriſche Bilder diejenigen Critiker zu bezeichnen, die ſich über meine Arbeiten und was ihnen verwandt war, öffentlich hatten vernehmen laſſen. Hier ſtieß der Altonaer Poſtreiter ohne Kopf ins Horn, hier brummte ein Bär, dort ſchnatterte eine Gans; der Merkur war auch nicht vergeſſen, und manches wilde und zahme Geſchöpf ſuchte den Bildner in ſeiner Werkſtatt irre zu machen, welcher aber, ohne ſonderlich Notiz zu nehmen, ſeine Arbeit eifrig fortſetzte und dabey nicht verſchwieg, wie er es überhaupt zu halten denke. Dieſer unerwartet hervorbrechende Scherz fiel mir ſehr auf, weil er dem Stil und Ton nach von Jemand aus unſerer Geſellſchaft ſeyn mußte, ja man hätte das Werklein für meine eigene Arbeit halten ſollen. Am unangenehmſten aber war mir, daß Prometheus Einiges verlauten ließ, was ſich auf

den Maynzer Aufenthalt und die dortigen Aeußerungen bezog, und was eigentlich Niemand als ich wiſſen ſollte. Mir aber bewies es, daß der Verfaſſer von denjenigen ſey, die meinen engſten Kreis bildeten und mich jene Ereigniſſe und Umſtände weitläuftig hatten erzählen hören. Wir ſahen einer den andern an, und Jeder hatte die übrigen im Verdacht; der unbekannte Verfaſſer wußte ſich gut zu verſtellen. Ich ſchalt ſehr heftig auf ihn, weil es mir äußerſt verdrießlich war, nach einer ſo günſtigen Aufnahme und ſo bedeutender Unterhaltung, nach meinem an Wieland geſchriebenen zutraulichen Briefe hier wieder Anläſſe zu neuem Mißtrauen und friſche Unannehmlichkeiten zu ſehen. Die Ungewißheit hierüber dauerte jedoch nicht lange: denn als ich in meiner Stube auf und abgehend mir das Büchlein laut vorlas, hörte ich an den Einfällen und Wendungen ganz deutlich die Stimme Wagners, und er war es auch. Wie ich nämlich zur Mutter hinun-

ter ſprang, ihr meine Entdeckung mitzutheilen, geſtand ſie mir, daß ſie es ſchon wiſſe. Der Autor, beängſtigt über den ſchlimmen Erfolg bey einer, wie ihm däuchte, ſo guten und löblichen Abſicht, hatte ſich ihr entdeckt und um Fürſprache gebeten, damit meine ausgeſtoßene Drohung, ich würde mit dem Verfaſſer, wegen misbrauchten Vertrauens, keinen Umgang mehr haben, an ihm nicht erfüllt werden möchte. Hier kam ihm nun ſehr zu ſtatten, daß ich es ſelbſt entdeckt hatte und durch das Behagen, wovon ein jedes eigene Gewahrwerden begleitet wird, zur Verſöhnung geſtimmt war. Der Fehler war verziehen, der zu einem ſolchen Beweis meiner Spürkraft Gelegenheit gegeben hatte. Indeſſen war das Publikum ſo leicht nicht zu überzeugen, daß Wagner der Verfaſſer ſey, und daß ich keine Hand mit im Spiel gehabt habe. Man traute ihm dieſe Vielſeitigkeit nicht zu, weil man nicht bedachte, daß er alles was in einer geiſtreichen Geſellſchaft

ſeit geraumer Zeit beſcherzt und verhandelt worden, aufzufaſſen, zu merken und in einer bekannten Manier wohl darzuſtellen vermochte, ohne deshalb ein ausgezeichnetes Talent zu beſitzen. Und ſo hatte ich nicht allein meine eigenen Thorheiten, ſondern auch den Leichtſinn, die Uebereilung meiner Freunde dießmal und in der Folge ſehr oft zu büßen.

Erinnert durch mehrere zuſammentreffende Umſtände, will ich noch einiger bedeutenden Männer gedenken, die zu verſchiedener Zeit vorüber reiſend, theils in unſerm Hauſe gewohnt, theils freundliche Bewirthung angenommen haben. Klopſtock ſteht hier billig abermals oben an. Ich hatte ſchon mehrere Briefe mit ihm gewechſelt, als er mir anzeigte, daß er nach Carlsruh zu gehen und daſelbſt zu wohnen eingeladen ſey; er werde zur beſtimmten Zeit in Friedberg eintreffen, und wünſche, daß ich ihn daſelbſt abhole. Ich verfehlte nicht, zur rechten Stunde mich

einzufinden; allein er war auf ſeinem Wege zufällig aufgehalten worden, und nachdem ich einige Tage vergebens gewartet, kehrte ich nach Hauſe zurück, wo er denn erſt nach einiger Zeit eintraf, ſein Außenbleiben entſchuldigte und meine Bereitwilligkeit ihm entgegen zu kommen ſehr wohl aufnahm. Er war klein von Perſon, aber gut gebaut, ſein Betragen ernſt und abgemeſſen, ohne ſteif zu ſeyn, ſeine Unterhaltung beſtimmt und angenehm. Im Ganzen hatte ſeine Gegenwart etwas von der eines Diplomaten. Ein ſolcher Mann unterwindet ſich der ſchweren Aufgabe, zugleich ſeine eigene Würde und die Würde eines Höheren, dem er Rechenſchaft ſchuldig iſt, durchzuführen, ſeinen eigenen Vortheil neben dem viel wichtigern eines Fürſten, ja ganzer Staaten zu befördern, und ſich in dieſer bedenklichen Lage vor allen Dingen den Menſchen gefällig zu machen. Und ſo ſchien ſich auch Klopſtock als Mann von Werth und als Stellvertreter höherer Weſen, der Religion,

der Sittlichkeit und Freyheit, zu betragen. Eine andere Eigenheit der Weltleute hatte er auch angenommen, nämlich nicht leicht von Gegenſtänden zu reden, über die man gerade ein Geſpräch erwartet und wünſcht. Von poetiſchen und literariſchen Dingen hörte man ihn ſelten ſprechen. Da er aber an mir und meinen Freunden leidenſchaftliche Schlittſchuhfahrer fand, ſo unterhielt er ſich mit uns weitläuftig über dieſe edle Kunſt, die er gründlich durchgedacht und was dabey zu ſuchen und zu meiden ſey, ſich wohl überlegt hatte. Ehe wir jedoch ſeiner geneigten Belehrung theilhaft werden konnten, mußten wir uns gefallen laſſen, über den Ausdruck ſelbſt, den wir verfehlten, zurecht gewieſen zu werden. Wir ſprachen nämlich auf gut Oberdeutſch von Schlittſchuhen, welches er durchaus nicht wollte gelten laſſen: denn das Wort komme keineswegs von Schlitten, als wenn man auf kleinen Kufen dahin führe, ſondern von Schreiten, indem man, den He-

merischen Göttern gleich, auf diesen geflügelten Sohlen über das zum Boden gewordene Meer hinschritte. Nun kam es an das Werkzeug selbst; er wollte von den hohen hohlgeschliffenen Schrittschuhen nichts wissen, sondern empfahl die niedrigen breiten flachgeschliffenen Friesländischen Stähle, als welche zum Schnellaufen die dienlichsten seyen. Von Kunststücken, die man bey dieser Uebung zu machen pflegt, war er kein Freund. Ich schaffte mir nach seinem Gebot so ein paar flache Schuhe mit langen Schnäbeln, und habe solche, obschon mit einiger Unbequemlichkeit, viele Jahre geführt. Auch vom Kunst-Reiten, und sogar vom Bereiten der Pferde wußte er Rechenschaft zu geben und that es gern; und so lehnte er, wie es schien vorsätzlich, das Gespräch über sein eigen Metier gewöhnlich ab, um über fremde Künste, die er als Liebhaberey trieb, desto unbefangener zu sprechen. Von diesen und andern Eigenthümlichkeiten des außerordentlichen Mannes würde ich noch

merkſamkeit als der Aufwand dadurch von dem Hauptpuncte, dem vor allen Dingen zu erſinkenden Flöze abgeleitet würde.

Dagegen hat man die in der letzten Nachricht ſchon vorläufig angezeigte Idee, den gegenwärtigen Schacht dergeſtalt einzurichten, daß in demſelben noch zwey Kunſtzeuge angebracht werden können, bey der genauſten Prüfung vollkommen ausführbar gefunden, und daher einmüthig gebilliget.

Um alſo im Gefolg des erſten Plans den Zweck, welchem man ſich ſo nahe befindet, zu erreichen, iſt beſchloſſen worden, ſogleich noch zwey Radeſtuben zu brechen, und zwey Kunſtzeuge zu erbauen. Die innere künftige Einrichtung des Schachtes bringt es mit ſich, daß dieſe Zeuge nicht ſucceſſiv, ſondern zu gleicher Zeit angelegt werden.

Dieſe Verrichtung wird nach dem Urtheil der Kunſtverſtändigen hinreichend ſeyn, die von den beyden ſchon erbauten Kunſtzeugen in der Tiefe nicht völlig bezwungenen Waſſer bis auf das Flöz hinab zu gewältigen, und ſich auf demſelben vorerſt zu erhalten.

Man hat die Summe, welche ſowohl zu Ausführung dieſes Plans, als zu Beſtreitung der allgemeinen Koſten auf ein Jahr nöthig ſind, auf 7800 Rthlr. berechnet; wozu der durch die vierte Nachricht bekannte Receß des Werks von 5000 Rthlr. noch hinzu kommt.

Dieſe Koſten beyzubringen, war der Beſchluß folgender: der gegenwärtige Termin, welcher 6500 Rthlr.

manches erwähnen können, wenn nicht Perſonen, die länger mit ihm gelebt, uns bereits genugſam hievon unterrichtet hätten; aber einer Betrachtung kann ich mich nicht erwehren, daß nämlich Menſchen, denen die Natur außerordentliche Vorzüge gegeben, ſie aber in einen engen oder wenigſtens nicht verhältnißmäßigen Wirkungskreis geſetzt, gewöhnlich auf Sonderbarkeiten verfallen, und weil ſie von ihren Gaben keinen directen Gebrauch zu machen wiſſen, ſie auf außerordentlichen und wunderlichen Wegen geltend zu machen verſuchen.

Zimmermann war gleichfalls eine Zeit lang unſer Gaſt. Dieſer, groß und ſtark gebaut, von Natur heftig und gerade vor ſich hin, hatte doch ſein Aeußeres und ſein Betragen völlig in der Gewalt, ſo daß er im Umgang als ein gewandter weltmänniſcher Arzt erſchien, und ſeinem innerlich ungebändigten Charakter nur in Schriften und im

vertrauteſten Umgang einen ungeregelten Lauf ließ. Seine Unterhaltung war mannichfaltig und höchſt unterrichtend; und konnte man ihm nachſehen, daß er ſich, ſeine Perſönlichkeit, ſeine Verdienſte, ſehr lebhaft vorempfand, ſo war kein Umgang wünſchenswerther zu finden. Da mich nun überhaupt das was man Eitelkeit nennt, niemals verletzte, und ich mir dagegen auch wieder eitel zu ſeyn erlaubte, das heißt, dasjenige unbedenklich hervorkehrte, was mir an mir ſelbſt Freude machte; ſo kam ich mit ihm gar wohl überein, wir ließen uns wechſelsweiſe gelten und ſchalten, und weil er ſich durchaus offen und mittheilend erwies, ſo lernte ich in kurzer Zeit ſehr viel von ihm.

Beurtheil' ich nun aber einen ſolchen Mann, dankbar, wohlwollend und gründlich, ſo darf ich nicht einmal ſagen, daß er eitel geweſen. Wir Deutſchen mißbrauchen das Wort eitel nur allzu oft: denn eigentlich führt

es den Begriff von Leerheit mit ſich, und man bezeichnet damit billiger Weiſe nur einen der die Freude an ſeinem Nichts, die Zufriedenheit mit einer hohlen Exiſtenz nicht verbergen kann. Bey Zimmermann war gerade das Gegentheil, er hatte groſſe Verdienſte und kein inneres Behagen; wer ſich aber an ſeinen Naturgaben nicht im Stillen erfreuen kann, wer ſich bey Ausübung derſelben nicht ſelbſt ſeinen Lohn dahin nimmt, ſondern erſt darauf wartet und hofft, daß Andere das Geleiſtete anerkennen und es gehörig würdigen ſollen, der findet ſich in einer übeln Lage; weil es nur allzu bekannt iſt, daß die Menſchen den Beyfall ſehr ſpärlich austheilen, daß ſie das Lob verkümmern, ja wenn es nur einigermaßen thunlich iſt, in Tadel verwandeln. Wer ohne hierauf vorbereitet zu ſeyn, öffentlich auftritt, der kann nichts als Verdruß erwarten: denn wenn er das was von ihm ausgeht, auch nicht über-

ſchätzt, ſo ſchätzt er es doch unbedingt, und jede Aufnahme die wir in der Welt erfahren, wird bedingt ſeyn; und ſodann gehört ja für Lob und Beyfall auch eine Empfänglichkeit, wie für jedes Vergnügen. Man wende dieſes auf Zimmermann an, und man wird auch hier geſtehen müſſen: was einer nicht ſchon mitbringt, kann er nicht erhalten.

Will man dieſe Entſchuldigung nicht gelten laſſen, ſo werden wir dieſen merkwürdigen Mann wegen eines andern Fehlers noch weniger rechtfertigen können, weil das Glück anderer dadurch geſtört, ja vernichtet worden. Es war das Betragen gegen ſeine Kinder. Eine Tochter die mit ihm reiſte, war, als er ſich in der Nachbarſchaft umſah, bey uns geblieben. Sie konnte etwa ſechzehn Jahr alt ſeyn. Schlank und wohlgewachſen, trat ſie auf ohne Ziertlichkeit; ihr regelmäßiges Geſicht wäre angenehm geweſen, wenn ſich ein

Zug von Theilnahme darin aufgethan hätte; aber ſie ſah immer ſo ruhig aus wie ein Bild, ſie äußerte ſich ſelten, in der Gegenwart ihres Vaters nie. Kaum aber war ſie einige Tage mit meiner Mutter allein, und hatte die heitere liebevolle Gegenwart dieſer theilnehmenden Frau in ſich aufgenommen, als ſie ſich ihr mit aufgeſchloſſenem Herzen zu Füßen warf und unter tauſend Thränen bat, ſie da zu behalten. Mit dem leidenſchaftlichſten Ausdruck erklärte ſie: als Magd, als Sklavin wolle ſie zeitlebens im Hauſe bleiben, nur um nicht zu ihrem Vater zurück zu kehren, von deſſen Härte und Tyranney man ſich keinen Begriff machen könne. Ihr Bruder ſey über dieſe Behandlung wahnſinnig geworden; ſie habe es mit Noth ſo lange getragen, weil ſie geglaubt, es ſey in jeder Familie nicht anders, oder nicht viel beſſer; da ſie aber nun eine ſo liebevolle, heitere, zwangloſe Behandlung erfahren, ſo werde ihr

Zuſtand zu einer wahren Hölle. Meine Mutter war ſehr bewegt, als ſie mir dieſen leidenſchaftlichen Erguß hinterbrachte, ja ſie ging in ihrem Mitleiden ſo weit, daß ſie nicht undeutlich zu verſtehen gab, ſie würde es wohl zufrieden ſeyn das Kind im Hauſe zu behalten, wenn ich mich entſchließen könnte, ſie zu heiraten. — Wenn es eine Waiſe wäre, verſetzt' ich, ſo ließe ſich darüber denken und unterhandeln, aber Gott bewahre mich vor einem Schwiegervater, der ein ſolcher Vater iſt! Meine Mutter gab ſich noch viel Mühe mit dem guten Kinde, aber es ward dadurch nur immer unglücklicher. Man fand zuletzt noch einen Ausweg, ſie in eine Penſion zu thun. Sie hat übrigens ihr Leben nicht hoch gebracht.

Dieſer tadelnswürdigen Eigenheit eines ſo verdienſtvollen Mannes würde ich kaum erwähnen, wenn dieſelbe nicht ſchon öffentlich

wäre zur Sprache gekommen, und zwar als man nach ſeinem Tode der unſeligen Hypochondrie gedachte, womit er ſich und Andere in ſeinen letzten Stunden gequält. Denn auch jene Härte gegen ſeine Kinder war Hypochondrie, ein partieller Wahnſinn, ein fortdauerndes moraliſches Morden, das er, nachdem er ſeine Kinder aufgeopfert hatte, zuletzt gegen ſich ſelbſt kehrte. Wir wollen aber bedenken, daß dieſer ſo rüſtig ſcheinende Mann in ſeinen beſten Jahren leidend war, daß ein Leibesſchaden unheilbar den geſchickten Arzt quälte, ihn der ſo manchem Kranken geholfen hatte und half. Ja dieſer brave Mann führte bey äußerem Anſehen, Ruhm, Ehre, Rang und Vermögen, das traurigſte Leben, und wer ſich davon, aus vorhandenen Druckſchriften, noch weiter unterrichten will, der wird ihn nicht verdammen, ſondern bedauern.

Erwartet man nun aber, daß ich von der Wirkung dieſes bedeutenden Mannes auf mich nähere Rechenſchaft gebe, ſo muß ich im Allgemeinen jener Zeit abermals gedenken. Die Epoche in der wir lebten, kann man die fordernde nennen: denn man machte, an ſich und Andere, Forderungen, auf das was noch kein Menſch geleiſtet hatte. Es war nämlich vorzüglichen, denkenden und fühlenden Geiſtern ein Licht aufgegangen, daß die unmittelbare originelle Anſicht der Natur und ein darauf gegründetes Handeln das Beſte ſey, was der Menſch ſich wünſchen könne, und nicht einmal ſchwer zu erlangen. Erfahrung war alſo abermals das allgemeine Loſungswort, und Jederman that die Augen auf ſo gut er konnte; eigentlich aber waren es die Aerzte, die am meiſten Urſache hatten, darauf zu dringen und Gelegenheit ſich darnach umzuthun. Hier leuchtete ihnen nun aus alter Zeit ein Geſtirn entgegen, wel-

ches als Beyſpiel alles Wünſchenswerthen gelten konnte. Die Schriften die uns unter dem Namen Hippocrates zugekommen waren, gaben das Muſter, wie der Menſch die Welt anſchauen und das Geſehene, ohne ſich ſelbſt hinein zu miſchen, überliefern ſollte. Allein Niemand bedachte, daß wir nicht ſehen können wie die Griechen, und daß wir niemals wie ſie dichten, bilden und heilen werden. Zugegeben aber auch, daß man von ihnen lernen könne, ſo war unterdeſſen unendlich viel und nicht immer ſo rein erfahren worden, und gar oft hatten ſich die Erfahrungen nach den Meinungen gebildet. Dieſes aber ſollte man auch wiſſen, unterſcheiden und ſichten; abermals eine ungeheure Forderung; dann ſollte man auch perſönlich umher blickend und handelnd, die geſunde Natur ſelbſt kennen lernen, eben als wenn ſie zum erſtenmal beachtet und behandelt würde; hiebey ſollte denn nur das Aechte und Rechte ge-

ſchehen. Allein weil ſich die Gelahrtheit überhaupt nicht wohl ohne Polyhiſtorie und Pedanterie, die Praxis aber wohl ſchwerlich ohne Empirie und Charlatanerie denken läßt; ſo entſtand ein gewaltiger Conflict, indem man den Mißbrauch vom Gebrauch ſondern und der Kern die Oberhand über die Schale gewinnen ſollte. Wie man nun auch hier zur Ausübung ſchritt, ſo ſah man, am kürzeſten ſey zuletzt aus der Sache zu kommen, wenn man das Genie zu Hülfe riefe, das durch ſeine magiſche Gabe den Streit ſchlichten und die Forderungen leiſten würde. Der Verſtand miſchte ſich indeſſen auch in die Sache, alles ſollte auf klare Begriffe gebracht und in logiſcher Form dargelegt werden, damit jedes Vorurtheil beſeitigt und aller Aberglaube zerſtört werde. Weil nun wirklich einige außerordentliche Menſchen, wie Boerhaave und Haller, das Unglaubliche geleiſtet, ſo ſchien man ſich berechtigt, von ihren Schülern und Nach-

Rthlr. Current einträgt, würde ſogleich zu Fortſetzung des Werks angewendet werden, die Friſt zu Bezahlung deſſelben würde bis Michaelis dieſes Jahres erſtreckt, wo ſodann alle diejenigen, welche ihren Beytrag nicht eingeſendet, präcludirt, und die Kuxe caducirt werden; um aber doch die ganze Summe, als worauf man gerechnet, nicht zu entbehren, ſo iſt einmüthig beſchloſſen worden, ſämmtliche caducirte Kuxe nicht wieder zu verleihen, ſondern lieber den geringen Nachtrag von Seiten der Gewerkſchaft ſelbſt zu übernehmen, und die Societät dadurch ins Enge zu ziehen.

Um nun theils das Erforderliche für die vorzunehmenden Baue völlig aufzubringen, auch den Receß binnen hier und Oſtern abzutragen, iſt auf Weihnachten dieſes Jahrs ein abermaliger Termin von Einem neuen Louisd'or oder 4 Laubthalern verwilligt worden.

An Michaelis wird eine Nachricht, wie weit man mit der Arbeit gekommen, ingleichen, wie viele Kuxe caducirt worden, ins Publicum ausgehen, und die Intereſſenten aufs neue von der Lage der Sachen unterrichten.

Nach dieſem Plane, welcher mit möglichſter Vorſicht und Nachdenken gemacht worden, würde man, wenn keine ganz unvorzuſehende Fälle eintreten, binnen einem Jahre das Flöz erſunken haben, bis dahin die fortgehenden allgemeinen Koſten beſtreiten, und das Werk ſchuldenfrey ſehen, beſonders wenn man durch Beybringung der ältern Reſte, durch zu machende Erſparniß, durch Verkaufung einiger gewerkſchaftlichen Grundſtücke, welche vorerſt von den Herren Deputir-

ten

lämmlingen noch mehr zu fordern. Man behauptete, die Bahn ſey gebrochen, da doch in allen irdiſchen Dingen ſelten von Bahn die Rede ſeyn kann: denn wie das Waſſer das durch ein Schiff verdrängt wird, gleich hinter ihm wieder zuſammenſtürzt, ſo ſchließt ſich auch der Irrthum, wenn vorzügliche Geiſter ihn bey Seite gedrängt und ſich Platz gemacht haben, hinter ihnen ſehr geſchwind wieder naturgemäß zuſammen.

Aber hievon wollte ſich der brave Zimmermann ein für allemal keinen Begriff machen; er wollte nicht eingeſtehen, daß das Abſurde eigentlich die Welt erfülle. Bis zur Wuth ungeduldig ſchlug er auf alles los, was er für unrecht erkannte und hielt. Ob er ſich mit dem Krankenwärter oder mit Paracelſus, mit einem Harnprophеten oder Chymiſten balgte, war ihm gleich; er hieb ein wie das andre Mal zu, und wenn er ſich auſſer Athem

gearbeitet hatte, war er höchlich erſtaunt, daß die ſämmtlichen Köpfe dieſer Hydra, die er mit Füßen zu treten geglaubt, ihm ſchon wieder ganz friſch von unzähligen Hälſen die Zähne wieſen.

Wer ſeine Schriften, beſonders ſein tüchtiges Werk über die Erfahrung lieſt, wird beſtimmter einſehen, was zwiſchen dieſem trefflichen Manne und mir verhandelt worden; welches auf mich um ſo kräftiger wirken mußte, da er zwanzig Jahr älter war denn ich. Als berühmter Arzt war er vorzüglich in den höhern Ständen beſchäftigt, und hier kam die Verderbniß der Zeit, durch Verweichlichung und Uebergenuß, jeden Augenblick zur Sprache; und ſo drängten auch ſeine ärztlichen Reden, wie die der Philoſophen und meiner dichteriſchen Freunde, mich wieder auf die Natur zurück. Seine leidenſchaftliche Verbeſſerungswuth konnte ich vollend-

nicht mit ihm theilen. Ich zog mich vielmehr, nachdem wir uns getrennt, gar bald wieder in mein eigenthümliches Fach zurück und ſuchte die von der Natur mir verliehenen Gaben mit mäßiger Anſtrengung anzuwenden, und in heiterem Widerſtreit gegen das was ich mißbilligte, mir einigen Raum zu verſchaffen, unbeſorgt wie weit meine Wirkungen reichen und wohin ſie mich führen könnten.

Von Salis, der in Marſchlins die große Penſionsanſtalt errichtete, ging ebenfalls bey uns vorüber, ein ernſter verſtändiger Mann, der über die genialiſchleichte Lebensweiſe unſerer kleinen Geſellſchaft gar wunderliche Anmerkungen im Stillen wird gemacht haben. Ein Gleiches mag Sulzern, der uns auf ſeiner Reiſe nach dem ſüdlichen Frankreich berührte, begegnet ſeyn; wenigſtens ſcheint eine Stelle ſeiner Reiſebeſchreibung, worin er mein gedenkt, dahin zu deuten.

Dieſe ſo angenehmen als förderlichen Beſuche waren aber auch mit ſolchen durchwebt, die man lieber abgelehnt hätte. Wahrhaft Dürftige und unverſchämte Abenteurer wendeten ſich an den zutraulichen Jüngling, ihre dringenden Forderungen durch wirkliche wie durch vorgebliche Verwandtſchaften oder Schickſale unterſtützend. Sie borgten mir Geld ab, und ſetzten mich in den Fall wieder borgen zu müſſen, ſo daß ich mit begüterten und wohlwollenden Freunden darüber in das unangenehmſte Verhältniß gerieth. Wünſchte ich nun ſolche Zudringlinge allen Raben zur Beute, ſo fühlte ſich mein Vater gleichfalls in der Lage des Zauberlehrlings, der wohl ſein Haus gerne rein gewaſchen ſähe, ſich aber entſetzt, wenn die Flut über Schwellen und Stufen unaufhaltſam einhergeſtürzt kommt. Denn es ward durch das allzu viele Gute der mäßige Lebensplan, den ſich mein Vater für mich ausgedacht hatte, Schritt für Schritt ver-

rückt, verſchoben und von einem Tag zum andern wider Erwarten umgeſtaltet. Der Aufenthalt zu Regensburg und Wien war ſo gut als aufgegeben, aber doch ſollte auf dem Wege nach Italien eine Durchreiſe ſtatt finden, damit man wenigſtens eine allgemeine Ueberſicht gewönne. Dagegen aber waren andere Freunde, die einen ſo großen Umweg ins thätige Leben zu gelangen, nicht billigen konnten, der Meynung, man ſolle den Augenblick, wo ſo manche Gunſt ſich aufthat, benutzen und an eine bleibende Einrichtung in der Vaterſtadt denken. Denn ob ich gleich erſt durch den Großvater, ſodann aber durch den Oheim, von dem Rathe ausgeſchloſſen war; ſo gab es doch noch manche bürgerliche Stellen, an die man Anſpruch machen, ſich einſtweilen feſtſetzen und die Zukunft erwarten konnte. Manche Agentſchaften gaben zu thun genug, und ehrenvoll waren die Reſidenten-Stellen. Ich ließ mir davon vorreden und

glaubte wohl auch, daß ich mich dazu ſchickte, ohne mich geprüft zu haben, ob eine ſolche Lebens- und Geſchäftsweiſe, welche fordert, daß man am liebſten in der Zerſtreuung zweckmäßig thätig ſey, für mich paſſen möchte; und nun geſellte ſich zu dieſen Vorſchlägen und Vorſätzen noch eine zarte Neigung, welche zu beſtimmter Thätigkeit aufzufordern und jenen Entſchluß zu beſchleunigen ſchien.

Die früher erwähnte Geſellſchaft nämlich von jungen Männern und Frauenzimmern, welche meiner Schweſter wo nicht den Urſprung doch die Conſiſtenz verdankte, war nach ihrer Verheirathung und Abreiſe noch immer beſtanden, weil man ſich einmal an einander gewöhnt hatte, und einen Abend in der Woche nicht beſſer als in dieſem freundſchaftlichen Cirkel zuzubringen wußte. Auch jener wunderliche Redner, den wir ſchon aus dem ſechſten Buche kennen, war nach man-

herley Schickſalen geſcheidter und verkehrter zu uns zurückgewandert, und ſpielte abermals den Geſetzgeber des kleinen Staats. Er hatte ſich in Gefolg von jenem frühern Scherzen etwas Aehnliches ausgedacht: es ſollte nämlich alle acht Tage gelooſt werden, nicht um, wie vormals, liebende Paare, ſondern wahrhafte Ehegatten zu beſtimmen. Wie man ſich gegen Geliebte betrage, das ſey uns bekannt genug; aber wie ſich Gatte und Gattinn in Geſellſchaft zu nehmen hätten, das ſey uns unbewußt und müſſe nun, bey zunehmenden Jahren, vor allen Dingen gelernt werden. Er gab die Regeln an im Allgemeinen, welche bekanntlich darin beſtehen, daß man thun müſſe, als wenn man einander nicht angehöre; man dürfe nicht neben einander ſitzen, nicht viel mit einander ſprechen, vielweniger ſich Liebkoſungen erlauben: dabey aber habe man nicht allein alles zu vermeiden, was wechſelſeitig Verdacht und Unannehmlichkeit

erregen könnte, ja man würde im Gegentheil das größte Lob verdienen, wenn man seine Gattinn auf eine ungezwungene Weise zu verbinden wisse.

Das Loos wurde hierauf zur Entscheidung herbeygeholt, über einige barocke Paarungen, die es beliebt, gelacht und gescherzt, und die allgemeine Ehestands-Komödie mit gutem Humor begonnen und jedesmal am achten Tage wiederum erneuert.

Hier traf es sich nun wunderbar genug, daß mir das Loos gleich von Anfang eben dasselbe Frauenzimmer zweymal bestimmte, ein sehr gutes Wesen, gerade von der Art, die man sich als Frau gerne denken mag. Ihre Gestalt war schön und regelmäßig, ihr Gesicht angenehm, und in ihrem Betragen waltete eine Ruhe, die von der Gesundheit ihres Körpers und ihres Geistes zeugte. Sie

war ſich zu allen Tagen und Stunden völlig gleich. Ihre häusliche Thätigkeit wurde höchlich gerühmt. Ohne daß ſie geſprächig geweſen wäre, konnte man an ihren Aeußerungen einen geraden Verſtand und eine natürliche Bildung erkennen. Nun war es leicht einer ſolchen Perſon mit Freundlichkeit und Achtung zu begegnen; ſchon vorher war ich gewohnt es aus allgemeinem Gefühl zu thun, jetzt wirkte bey mir ein herkömmliches Wohlwollen als geſellige Pflicht. Wie uns nun aber das Loos zum dritten Male zuſammen brachte, ſo erklärte der neckiſche Geſetzgeber feyerlichſt: der Himmel habe geſprochen, und wir könnten nunmehr nicht geſchieden werden. Wir ließen es uns beyderſeits gefallen, und fügten uns wechſelsweiſe ſo hübſch in die offenbaren Eheſtands-Pflichten, daß wir wirklich für ein Muſter gelten konnten. Da nun, nach der allgemeinen Verfaſſung, die ſämmtlichen für den Abend vereinten Paare ſich auf

die wenigen Stunden mit Du anreden mußten; ſo waren wir dieſer traulichen Anrede durch eine Reihe von Wochen ſo gewohnt, daß auch in der Zwiſchenzeit, wenn wir uns begegneten, das Du gemüthlich hervorſprang. Die Gewohnheit iſt aber ein wunderliches Ding: wir beyde fanden nach und nach nichts natürlicher als dieſes Verhältniß; ſie ward mir immer werther, und ihre Art mit mir zu ſeyn zeugte von einem ſchönen ruhigen Vertrauen, ſo daß wir uns wohl gelegentlich, wenn ein Prieſter zugegen geweſen wäre, ohne vieles Bedenken auf der Stelle hätten zuſammen geben laſſen.

Weil nun bey jeder unſerer geſelligen Zuſammenkünfte etwas Neues vorgeleſen werden mußte, ſo brachte ich eines Abends, als ganz friſche Neuigkeit, das Memoire des Beaumarchais gegen Clavigo im Original mit. Es erwarb ſich ſehr vielen Beyfall; die Be-

ten abgelehnt worden, die Summe womit der Anschlag die Einnahme übersteigt, beyzubringen suchte.

Da nun alle diese Beschlüsse einmüthig von den gegenwärtigen Herren Abgeordneten des grösten Theils der Gewerkschaft gefaßt worden, auch bey Fürstl. Commission mehrere Gewerken ihre Erklärung dahin gegeben, daß sie diesen Entschließungen beyzutreten gemeinet, und sich der Beyträge zu einem entscheidenden Versuch nicht entziehen wollten, auch nunmehr die Lage der Sache und die nächsten Aussichten noch mehr aufgeklärt sind, als es durch die ausgebreitete vierte Nachricht nicht geschehen können, so kann man die nicht erschienenen Gewerken nunmehr mit grösserer Zuversicht aufrufen, auch ihre rückständige Beyträge bis Michaelis einzusenden. Es ist keine Proportion zwischen dem was von einem jeden schon aufgewendet ist, und durch Caducirung verloren geht, und demjenigen, was nach einer so standhaften und wohl überdachten Entschliessung noch gegenwärtig zu hoffen ist.

Es werden sich die nicht erschienenen und in der Zahlung rückstehenden Gewerken überzeugen können, daß diese Erinnerung blos ihren eigenen Vortheil zur Absicht hat, indem der oben bemerkte Entschluß der beständigen Gewerkschaft, die Beyträge der Abtretenden zu übernehmen, die Casse und das Werk für aller Verlegenheit sichert.

Dieses sind die Hauptpuncte, worüber deliberirt, die Hauptentschließungen, welche gefaßt worden; das übrige zeigen die Protocolle an.

Und

merkungen zu denen es auffordert, blieben nicht aus, und nachdem man viel darüber hin und wieder geſprochen hatte, ſagte mein lieber Partner: wenn ich Deine Gebieterinn und nicht deine Frau wäre, ſo würde ich Dich erſuchen, dieſes Memoire in ein Schauſpiel zu verwandeln, es ſcheint mir ganz dazu geeignet zu ſeyn. — Damit Du ſiehſt, meine Liebe, antwortete ich, daß Gebieterinn und Frau auch in Einer Perſon vereinigt ſeyn können; ſo verſpreche ich, heute über acht Tage den Gegenſtand dieſes Heftes als Theaterſtück vorzuleſen, wie es jetzt mit dieſen Blättern geſchehen. Man verwunderte ſich über ein ſo kühnes Verſprechen, und ich ſäumte nicht es zu erfüllen. Denn was man in ſolchen Fällen Erfindung nennt, war bey mir augenblicklich; und gleich, als ich meine Titulier-Gattinn nach Hauſe führte, war ich ſtill; ſie fragte, was mir ſey. — Ich ſinne, verſetzte ich, ſchon das Stück aus und bin mitten

drin; ich wünſche Dir zu zeigen, daß ich Dir gerne etwas zu Liebe thue. Sie drückte mir die Hand, und als ich ſie dagegen eifrig küßte, ſagte ſie: Du mußt nicht aus der Rolle fallen! Zärtlich zu ſeyn, meynen die Leute, ſchicke ſich nicht für Ehegatten. — Laß ſie meynen, verſetzte ich, wir wollen es auf unſere Weiſe halten.

Ehe ich, freilich durch einen großen Umweg, nach Hauſe kam, war das Stück ſchon ziemlich heran gedacht; damit dieß aber nicht gar zu großſprecheriſch ſcheine, ſo will ich geſtehen, daß ſchon beym erſten und zweyten Leſen, der Gegenſtand mir dramatiſch ja theatraliſch vorgekommen, aber ohne eine ſolche Anregung wäre das Stück, wie ſo viele andere, auch bloß unter den möglichen Geburten geblieben. Wie ich dabey verfahren, iſt bekannt genug. Der Böſewichter müde, die aus Rache, Haß oder kleinlichen Abſichten ſich ei-

ner edlen Natur entgegenſetzen und ſie zu Grunde richten, wollt' ich in Carlos den reinen Weltverſtand mit wahrer Freundſchaft gegen Leidenſchaft, Neigung und äußere Bedrängniß wirken laſſen, um auch einmal auf dieſe Weiſe eine Tragödie zu motiviren. Berechtigt durch unſern Altvater Shakespear, nahm ich nicht einen Augenblick Anſtand die Hauptſcene und die eigentlich theatraliſche Darſtellung wörtlich zu überſetzen. Um zuletzt abzuſchließen, entlehnt' ich den Schluß einer engliſchen Ballade, und ſo war ich immer noch eher fertig als der Freytag herankam. Die gute Wirkung, die ich beym Vorleſen erreichte, wird man mir leicht zugeſtehen. Meine gebietende Gattinn erfreute ſich nicht wenig daran, und es war, als wenn unſer Verhältniß, wie durch eine geiſtige Nachkommenſchaft, durch dieſe Production ſich enger zuſammen zöge und befeſtigte.

Mephiſtopheles Werk aber that mir zum erſten Mal hier einen großen Schaden. Denn als ich ihm das Stück mittheilte, erwiederte er: ſolch einen Quark mußt Du mir künftig nicht mehr ſchreiben; das können die Andern auch. Und doch hatt' er hierin Unrecht. Muß ja doch nicht alles über alle Begriffe hinausgehen die man nun einmal gefaßt hat; es iſt auch gut, wenn manches ſich an den gewöhnlichen Sinn anſchließt. Hätte ich damals ein Dutzend Stücke der Art geſchrieben, welches mir bey einiger Aufmunterung ein leichtes geweſen wäre; ſo hätten ſich vielleicht drey oder vier davon auf dem Theater erhalten. Jede Direction, die ihr Repertorium zu ſchätzen weiß, kann ſagen, was das für ein Vortheil wäre.

Durch ſolche und andre geiſtreiche Scherze ward unſer wunderliches Mariage-Spiel wo nicht zum Stadt- doch zum Familien-Mähr-

chen, das den Müttern unſerer Schönen gar nicht unangenehm in die Ohren klang. Auch meiner Mutter war ein ſolcher Zufall nicht zuwider: ſie begünſtigte ſchon früher das Frauenzimmer, mit dem ich in ein ſo ſeltſames Verhältniß gekommen war, und mochte ihr zutrauen, daß ſie eine eben ſo gute Schwiegertochter als Gattinn werden könnte. Jenes unbeſtimmte Rumoren, in welchem ich mich ſchon ſeit geraumer Zeit herumtrieb, wollte ihr nicht behagen, und wirklich hatte ſie auch die gröſte Beſchwerde davon. Sie war es, welche die zuſtrömenden Gäſte reichlich bewirthen mußte, ohne ſich für die literariſche Einquartirung anders als durch die Ehre, die man ihrem Sohne anthat ihn zu beſchmauſen, entſchädigt zu ſehen. Ferner war es ihr klar, daß ſo viele junge Leute, ſämmtlich ohne Vermögen, nicht allein zum Wiſſen und Dichten, ſondern auch zum luſtigen Leben verſammelt, ſich unter einander und

zuletzt am ſicherſten wir, deſſen leichtſinnige Freygebigkeit und Verbürgungsluſt ſie kannte, zur Laſt und zum Schaden gereichen würden.

Sie hielt daher die ſchon längſt bezweckte italiäniſche Reiſe, die der Vater wieder in Anregung brachte, für das ſicherſte Mittel alle dieſe Verhältniſſe auf einmal durchzuſchneiden. Damit aber ja nicht wieder in der weiten Welt ſich neues Gefährliche anſchließen möge, ſo dachte ſie vorher die ſchon eingeleitete Verbindung zu befeſtigen, damit eine Rückkehr ins Vaterland wünſchenswerther und eine endliche Beſtimmung entſchieden werde. Ob ich ihr dieſen Plan nur unterlege, oder ob ſie ihn deutlich, vielleicht mit der ſeligen Freundinn, entworfen, möchte ich nicht entſcheiden: genug, ihre Handlungen ſchienen auf einen bedachten Verſatz gegründet. Denn ich hatte manchmal zu vernehmen, unſer Familienkreis ſey nach Verheiratung Corneliens doch gar zu eng;

man wollte finden, daß mir eine Schweſter, der Mutter eine Gehülfinn, dem Vater ein Lehrling abgehe; und bey dieſen Reden blieb es nicht. Es ergab ſich wie von ungefähr, daß meine Aeltern jenem Frauenzimmer auf einem Späzirgang begegneten, ſie in den Garten einluden und ſich mit ihr längere Zeit unterhielten. Hierüber ward nun beym Abendtiſche geſcherzt, und mit einem gewiſſen Behagen bemerkt, daß ſie dem Vater wohlgefallen, indem ſie die Haupteigenſchaften, die er als ein Kenner von einem Frauenzimmer fordere, ſämmtlich beſitze.

Hierauf ward im erſten Stock eins und das andere veranſtaltet, eben als wenn man Gäſte zu erwarten habe, das Leinwandgeräte gemuſtert, und auch an einigen bisher vernachläſſigten Hausrat gedacht. Da überraſchte ich nun einſt meine Mutter, als ſie in einer Bodenkammer die alten Wiegen betrachtete, worunter eine übergroße von Nußbaum, mit

Elfenbein und Ebenholz eingelegt, die mich ehmals geſchwenkt hatte, beſonders hervorſtach. Sie ſchien nicht ganz zufrieden, als ich ihr bemerkte, daß ſolche Schaukelkaſten nunmehr völlig aus der Mode ſeyen, und daß man die Kinder mit freyen Gliedern in einem artigen Körbchen, an einem Bande über die Schulter, wie andre kurze Waare, zur Schau trage.

Genug, dergleichen Verboten zuerneuernder Häuslichkeit zeigten ſich öfter, und da ich mich dabey ganz leidend verhielt; ſo verbreitete ſich, durch den Gedanken an einen Zuſtand der für's Leben dauern ſollte, ein ſolcher Friede über unſer Haus und deſſen Bewohner, dergleichen es lange nicht genoſſen hatte.

Und so wäre denn abermal dieses wichtige Geschäft dergestalt eingeleitet, daß man die beste Hoffnung von dessen Unternehmung fassen kann; und wir beschließen mit der größten Zufriedenheit, eine wichtige, eine glücklich geendigte Handlung mit wiederholtem Danke gegen alle diejenigen, welche in diesem Geschäfte eifrig mitgewirkt, und dessen Beendigung beschleunigt haben. Wir beschließen sie um so freudiger, als wir unsern gnädigsten Herrn mit einer angenehmen Nachricht entlassen können, da Er diesen Ort, welchem er seit dem Antritte Seiner Regierung eine fortgesetzte Aufmerksamkeit schenkte, gestern wieder betrat, und durch Seinen Antheil an diesem Geschäfte unsern Eifer aufs neue belebte und belohnte."

Nach dieser Beendigung des Gewerkentags wurden die zu Ausführung der beschlossenen Baus nöthigen Verfügungen noch in Gegenwart der Commission getroffen, und zu Gewinnung der Zeit unverzüglich der Anfang mit Anweisung und Belegung der zwey neuen Nadelstuben gemacht, auch der Oekonomieplan des Werks näher bestimmt.

Inzwischen war schon ein ansehnlicher Theil der in der Vierten Nachricht ausgeschriebenen Beyträge zur gewerkschaftlichen Hauptcasse eingenommen worden, und noch jetzt gehet dieses Geschäft so von statten, daß es selbst noch vor der allgemeinen Bekanntwerdung der auf dem Gewerkentag gefaßten Beschlüsse das Ansehen hat, daß sämmtliche Herren Interessenten des Werks dasselbe standhaft fortzusetzen entschlossen seyen. Es wird aber vorgedachtermaßen auch hierüber auf Michaelis dieses Jahres weitere öffentliche Nachricht erfolgen,

und

Aus meinem Leben.

Von

Goethe.

Zweyter Abtheilung

Erſter Theil.

Auch ich in Arcadien!

Stuttgard und Tübingen,
in der Cotta'ſchen Buchhandlung.
1816.

Carlsbad bis auf den Brenner.

Den 3. September 1786.

Früh drey Uhr ſtahl ich mich aus Carls-bad, weil man mich ſonſt nicht fortgelaſſen hätte. Die Geſellſchaft die den acht und zwanzigſten Auguſt meinen Geburtstag auf eine ſehr freundliche Weiſe feyern mochte, erwarb ſich wohl dadurch ein Recht mich feſt zu halten; allein hier war nicht länger zu ſäumen. Ich warf mich, ganz allein, nur einen Mantelſack und Dachsranzen aufpackend, in eine Poſt-Chaiſe und gelangte halb acht Uhr nach Zwota, an einem ſchönen ſtillen Nebelmorgen. Die obern Wolken ſtreifig und wollig, die untern ſchwer. Mir ſchienen das gute Anzeichen. Ich hoffte, nach einem ſo ſchlimmen Sommer, einen guten Herbſt zu genießen.

um zwölf in Eger, bei heißem Sonnenſchein, und nun erinnerte ich mich, daß dieſer Ort dieſelbe Polhöhe habe wie meine Vaterſtadt, und ich freute mich, wieder einmal bey klarem Himmel unter dem funfzigſten Grade zu Mittag zu eſſen.

In Bayern ſtößt einem ſogleich das Stift Waldſaſſen entgegen. Köſtliche Beſitzthümer der geiſtlichen Herrn, die früher als andere Menſchen klug waren. Es liegt in einer Teller-, um nicht zu ſagen Keſſeltiefe, in einem ſchönem Wieſengrunde, rings von fruchtbaren ſanften Anhöhen umgeben. Auch hat dieſes Kloſter im Lande weit umher Beſitzungen. Der Boden iſt aufgelöſter Thonſchiefer. Der Quarz, der ſich in dieſer Gebirgsart befindet und ſich nicht auflöſt noch verwittert, macht das Feld locker und durchaus fruchtbar. Bis gegen Tiſchenreith ſteigt das Land noch. Die Waſſer fließen einem entgegen, nach der Eger und Elbe zu. Von Tiſchenreith an fällt es

nun ſüdwärts ab, und die Waſſer laufen nach der Donau. Mir giebt es ſehr ſchnell einen Begriff von jeder Gegend, wenn ich bey dem kleinſten Waſſer forſche, wohin es läuft, zu welcher Flußregion es gehört. Man findet alsdann, ſelbſt in Gegenden die man nicht überſehen kann, einen Zuſammenhang der Berge und Thäler gedankenweiſe. Vor gedachtem Ort beginnt die treffliche Chauſſee von Granitſand, es läßt ſich keine vollkommenere denken: denn da der aufgelöſte Granit aus Kieſel und Thonerde beſteht, ſo giebt das zugleich einen feſten Grund, und ein ſchönes Bindungsmittel, die Straße glatt wie eine Tenne zu machen. Die Gegend durch die ſie geführt iſt, ſieht deſto ſchlechter aus: gleichfalls Granitſand, flachliegend, moorig und der ſchöne Weg deſto erwünſchter. Da nun zugleich das Land abfällt, ſo kömmt man fort mit unglaublicher Schnelle, die gegen den Böhmiſchen Schneckengang recht abſticht. Beyliegendes Blättchen benennt die verſchiedenen Stationen.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE.J.W.

3-598-50924-3
FN. 18635461

Genug ich war den andern Morgen um zehn Uhr in Regensburg, und hatte also diese vier und zwanzig und eine halbe Meile in neun und dreyßig Stunden zurückgelegt. Da es anfing Tag zu werden, befand ich mich zwischen Schwanendorf und Regenstauf, und nun bemerkte ich die Veränderung des Ackerbodens ins Bessere. Es war nicht mehr Verwitterung des Gebirgs, sondern aufgeschwemmtes, gemischtes Erdreich. Den Regenfluß herauf hatte in uralten Zeiten Ebbe und Fluth aus dem Donauthal in alle die Thäler gewirkt, die gegenwärtig ihre Wasser dorthin ergießen, und so sind diese natürlichen Polder entstanden, worauf der Ackerbau gegründet ist. Diese Bemerkung gilt in der Nachbarschaft aller größern und kleinern Flüsse, und mit diesem Leitfaden kann der Beobachter einen schnellen Aufschluß über jeden der Kultur geeigneten Boden erlangen.

Regensburg liegt gar schön. Die Gegend mußte eine Stadt herlocken, auch haben sich

die geiſtlichen Herrn wohlbedacht. Alles Feld um die Stadt gehört ihnen, in der Stadt ſteht Kirche gegen Kirche und Stift gegen Stift. Die Donau erinnert mich an den alten Mayn. Bey Frankfurth haben Fluß und Brücke ein beſſeres Anſehn, hier aber nimmt ſich das gegenüberliegende Stadt am Hof recht artig aus. Ich verfügte mich gleich in das Jeſuiten-Collegium, wo das jährliche Schauſpiel durch Schüler gegeben ward, ſah das Ende der Oper und den Anfang des Trauerſpiels. Sie machten es nicht ſchlimmer als eine angehende Liebhabertruppe und waren recht ſchön, faſt zu prächtig gekleidet. Auch dieſe öffentliche Darſtellung hat mich von der Klugheit der Jeſuiten aufs neue überzeugt. Sie verſchmähten nichts was irgend wirken konnte, und wußten es mit Liebe und Aufmerkſamkeit zu behandeln. Hier iſt nicht Klugheit, wie man ſie ſich in Abſtracto denkt, es iſt eine Freude an der Sache dabey, ein Mit- und Selbſtgenuß, wie er aus dem Gebrauche des Lebens

und hierbey das was etwa inzwischen bey Fortsetzung dieses Bergbaues Wissenswerthes vorgekommen, zugleich bekannt gemacht werden.

Weimar, den 1. Julius 1791.

Sr. Hochfürstl. Durchl. zu Sachsen Weimar und Eisenach gnädigst verordnete Bergwerks-Commission.

Johann Wolfgang von Goethe.

Christian Gottlob Voigt.

entſpringt. Wie dieſe groſſe geiſtliche Geſellſchaft, Orgelbauer, Bildſchnitzer und Vergulder unter ſich hat, ſo ſind gewiß auch einige die ſich des Theaters mit Kenntniß und Neigung annehmen, und wie durch gefälligen Prunk ſich ihre Kirchen auszeichnen, ſo bemächtigen ſich die einſichtigen Männer hier der weltlichen Sinnlichkeit durch ein anſtändiges Theater.

Heute ſchreibe ich unter dem neun und vierzigſten Grade. Er läßt ſich gut an. Der Morgen war kühl, und man klagt auch hier über Näſſe und Kälte des Sommers; aber es entwickelte ſich ein herrlicher gelinder Tag. Die milde Luft die ein großer Fluß mitbringt, iſt ganz was eigenes. Das Obſt iſt nicht ſonderlich. Gute Birnen hab' ich geſpeiſ't. aber ich ſehne mich nach Trauben und Feigen.

Der Jeſuiten Thun und Weſen hält meine Betrachtungen feſt. Kirchen, Thürme, Ge-

bäude haben etwas groſses und vollständiges in der Anlage, das allen Menſchen insgeheim Ehrfurcht einflöſst. Als Decoration iſt nun Gold, Silber, Metall, geſchliffene Steine in ſolcher Pracht und Reichthum gehäuft, der die Bettler aller Stände blenden muß. Hier und da fehlt es auch nicht an etwas Abgeſchmacktem, damit die Menſchheit verſöhnt und angezogen werde. Es iſt dieſes überhaupt der Genius des katholiſchen äußeren Gottesdienſtes; noch nie habe ich es aber mit ſo viel Verſtand, Geſchick und Conſequenz ausgeführt geſehen, als bey den Jeſuiten. Alles trifft darin überein, daß ſie nicht, wie andere Ordensgeiſtliche, eine alte abgeſtümpfte Andacht fortſetzten, ſondern ſie, dem Geiſt der Zeit zu Liebe, durch Prunk und Pracht wieder aufſtutzten.

Ein ſonderbar Geſtein wird hier zu Werkſtücken verarbeitet, dem Scheine nach eine Art Todtliegendes, das jedoch für älter, für

urſprünglich, ja für porphyrartig gehalten werden muß. Es iſt grünlich mit Quarz gemiſcht, löcherig, und es finden ſich große Flecke des feſteſten Jaspis darin, in welchen ſich wieder kleine runde Flecken von Breccienart zeigen. Ein Stück war gar zu inſtructiv und appetitlich, der Stein aber zu feſt, und ich habe geſchworen, mich auf dieſer Reiſe nicht mit Steinen zu ſchleppen.

München, den 6. September.

Den fünften September halb Ein Uhr Mittag reiſte ich von Regensburg ab. Bey Aburg iſt eine ſchöne Gegend, wo die Donau ſich an Kalkfelſen bricht, bis gegen die Saale. Es iſt der Kalk wie der bey Oſteroda am Harz, dicht, aber im ganzen löcherig. Um ſechs Uhr Morgens war ich in München, und nachdem ich mich zwölf Stunden umgeſehen, will ich

nur weniges bemerken. In der Bildergalerie fand ich mich nicht einheimisch, ich muß meine Augen erst wieder an Gemälde gewöhnen. Es sind treffliche Sachen. Die Skizzen von Rubens, von der Luxemburger Galerie, haben mir große Freude gemacht.

Hier steht auch das vornehme Spielwerk, die Trojanische Säule in Modell. Der Grund Lapis Lazuli, die Figuren verguldet. Es ist immer ein schön Stück Arbeit, und man betrachtet es gern.

Im Antiken-Saale konnte ich recht bemerken, daß meine Augen auf diese Gegenstände nicht geübt sind, deswegen wollte ich nicht verweilen und Zeit verderben. Vieles sprach mich gar nicht an, ohne daß ich sagen könnte warum. Ein Drusus erregte meine Aufmerksamkeit, zwey Antonine gefielen mir, und so noch einiges. Im Ganzen stehen die Sachen auch nicht glücklich, ob man gleich mit ihnen hat auf-

putzen wollen, und der Saal, oder vielmehr das Gewölbe ein gutes Ansehn hätte, wenn es nur reinlicher und besser unterhalten wäre. Im Naturalien-Cabinet fand ich schöne Sachen aus Tyrol, die ich in kleinen Musterstücken schon kenne, ja besitze.

Es begegnete mir eine Frau mit Feigen, welche als die ersten vortrefflich schmeckten. Aber das Obst überhaupt ist doch für den acht- und vierzigsten Grad nicht besonders gut. Man klagt hier durchaus über Kälte und Nässe. Ein Nebel, der für einen Regen gelten konnte, empfing mich heute früh vor München. Den ganzen Tag blies der Wind sehr kalt vom Tyroler Gebirg. Als ich vom Thurm dahin sah, fand ich es bedeckt, und den ganzen Himmel überzogen. Nun scheint die Sonne im Untergehen noch an den alten Thurm der mir vor dem Fenster steht. Verzeihung, daß ich so sehr auf Wind und Wetter Acht habe: Der Reisende zu Lande, fast so sehr als der

Schiffer, hängt von beyden ab, und es wäre ein Jammer, wenn mein Herbſt in fremden Landen ſo wenig begünſtigt ſeyn ſollte, als der Sommer zu Hauſe.

Nun ſoll es gerade auf Inſpruck. Was laſſ' ich nicht alles rechts und links liegen, um den einen Gedanken auszuführen, der faſt zu alt in meiner Seele geworden iſt.

Mittelwald, den 7. September Abends.

Es ſcheint mein Schutzgeiſt ſagt Amen zu meinem Credo, und ich danke ihm, der mich an einem ſo ſchönen Tage hierher geführt hat. Der letzte Poſtillon ſagte mit vergnüglichem Ausruf: es ſey der erſte im ganzen Sommer. Ich nähre meinen ſtillen Aberglauben, daß es ſo fortgehen ſoll, doch müſſen mir die Freunde verzeihen, wenn wieder von Luft und Wolken die Rede iſt.

Als ich um fünf Uhr von München wegfuhr, hatte ſich der Himmel aufgeklärt. An den Tyroler Bergen ſtanden die Wolken in ungeheuern Maſſen feſt. Die Streifen der untern Regionen bewegten ſich auch nicht. Der Weg geht auf den Höhen, wo man unten die Iſer fließen ſieht, über zuſammengeſchwemmte Kieshügel hin. Hier wird uns, die Arbeit der Strömungen des uralten Meeres faßlich. In manchem Granitgeſchiebe fand ich Geſchwiſter und Verwandte meiner Kabinetsſtücke, die ich Knebeln verdanke.

Die Nebel des Fluſſes und der Wieſen wehrten ſich eine Weile, endlich wurden auch dieſe aufgezehrt. Zwiſchen gedachten Kieshügeln, die man ſich mehrere Stunden weit und breit denken muß, das ſchönſte fruchtbarſte Erdreich wie im Thale des Regenfluſſes. Nun muß man wieder an die Iſer, und ſieht einen Durchſchnitt und Abhang der Kieshügel, wohl hundert und funfzig Fuß hoch. Ich ge-

langte nach Wohlfahrtshausen, und erreichte den acht und vierzigsten Grad. Die Sonne brannte heftig, niemand traut dem schönen Wetter, und schreyt über das Böse des vergehenden Jahres, man jammert, daß der große Gott gar keine Anstalt machen will.

Nun ging mir eine neue Welt auf. Ich näherte mich den Gebirgen die sich nach und nach entwickelten.

Benedict Bayern liegt köstlich und überrascht beym ersten Anblick. In einer fruchtbaren Fläche ein lang und breites weißes Gebäude und ein breiter hoher Felsrücken dahinter. Nun geht es hinauf zum Kochelsee; noch höher ins Gebirge zum Walchsee. Hier begrüßte ich die ersten beschneiten Gipfel, und auf meine Verwunderung schon so nahe bey den Schneebergen zu seyn, vernahm ich, daß es gestern in dieser Gegend gedonnert, geblitzt und auf den Bergen geschneit habe. Aus die-

ſen Meteoren wollte man Hoffnung zu beſſerem Wetter ſchöpfen, und aus dem erſten Schnee eine Umwandlung der Atmoſphäre vermuthen. Die Felsklippen die mich umgeben, ſind alle Kalk, von dem älteſten der noch keine Verſteinerungen enthält. Dieſe Kalkgebirge gehen in ungeheuern ununterbrochenen Reihen von Dalmatien bis an den St. Gotthard und weiter fort. Haquet hat einen großen Theil der Kette bereiſt. Sie lehnen ſich an das Quarz- und thonreiche Urgebirge.

Nach Wallenſee gelangte ich um halb fünf. Etwa eine Stunde von dem Orte begegnete mir ein artiges Abenteuer: ein Harfner mit ſeiner Tochter, einem Mädchen von eilf Jahren, gingen vor mir her, und baten mich das Kind einzunehmen. Er trug das Inſtrument weiter, ich ließ ſie zu mir ſitzen, und ſie ſtellte mir eine große neue Schachtel ſorgfältig zu ihren Füßen. Ein artiges ausgebildetes Geſchöpf, in der Welt ſchon ziemlich bewandert.

Nach Maria Einſiedel war ſie mit ihrer Mutter zu Fuß gewallfahrtet, und beyde wollten eben die größere Reiſe nach St. Jago von Compoſtell antreten, als die Mutter mit Tode abging, und ihr Gelübde nicht erfüllen ſollte. Man könne in der Verehrung der Mutter Gottes nie zu viel thun, meinte ſie. Nach einem großen Brande habe ſie ſelbſt geſehen ein ganzes Haus niedergebrannt bis auf die unterſten Mauern, und über der Thüre, hinter einem Glaſe, das Mutter Gottesbild, Glas und Bild unverſehrt, welches denn doch ein augenſcheinliches Wunder ſey. All ihre Reiſen habe ſie zu Fuße gemacht; zuletzt in München vor dem Churfürſten geſpielt, und ſich überhaupt vor ein und zwanzig fürſtlichen Perſonen hören laſſen. Sie unterhielt mich recht gut. Hübſche große braune Augen, eine eigenſinnige Stirn die ſich manchmal ein wenig hinaufwärts faltete. Wenn ſie ſprach, war ſie angenehm und natürlich, beſonders wenn ſie kindiſchlaut lachte; hingegen wenn

Sechſte Nachricht

von dem

Bergbaue zu Ilmenau.

Weimar den 12. April 1793.

ſie ſchwieg, ſchien ſie etwas bedeuten zu wollen, und machte mit der Oberlippe eine fatale Miene. Ich ſprach ſehr viel mit ihr durch, ſie war überall zu Hauſe und merkte gut auf die Gegenſtände. So fragte ſie mich einmal, was das für ein Baum ſey? Es war ein ſchöner großer Ahorn, der erſte der mir auf der ganzen Reiſe zu Geſichte kam. Den hatte ſie doch gleich bemerkt, und freute ſich, da mehrere nach und nach erſchienen, daß ſie auch dieſen Baum unterſcheiden könne. Sie gehe, ſagte ſie, nach Botzen auf die Meſſe, wo ich doch wahrſcheinlich auch hinzöge. Wenn ſie mich dort anträfe, müſſe ich ihr einen Jahrmarkt kaufen, welches ich ihr denn auch verſprach. Dort wolle ſie auch ihre neue Haube aufſetzen, die ſie ſich in München von ihrem Verdienſt habe machen laſſen. Sie wolle mir ſolche in voraus zeigen. Nun eröffnete ſie die Schachtel, und ich mußte mich des reichgeſtickten und wohlbebänderten Kopfſchmuckes mit ihr erfreuen.

Ueber eine andere frohe Aussicht vergnügten wir uns gleichfalls zusammen. Sie versicherte nämlich, daß es gut Wetter gäbe. Sie trügen ihren Barometer mit sich, und das sey die Harfe. Wenn sich der Diskant hinaufstimme, so gäbe es gutes Wetter, und das habe er heute gethan. Ich ergriff das Omen, und wir schieden im besten Humor in der Hoffnung eines baldigen Wiedersehns.

Auf dem Brenner, den 8. September Abends.

Hier gekommen, gleichsam gezwungen, endlich an einen Ruhepunkt, an einen stillen Ort, wie ich ihn mir nur hätte wünschen können. Es war ein Tag, den man Jahre lang in der Erinnerung genießen kann. Um sechs Uhr verließ ich Mittelwalde, den klaren Himmel reinigte ein scharfer Wind vollkommen. Es war eine Kälte, wie sie nur im Februar er-

laubt iſt. Nun aber, bey dem Glanze der aufgehenden Sonne, die dunkeln mit Fichten bewachſenen Vordergründe, die grauen Kalkfelſen dazwiſchen und dahinter, die beſchneiten höchſten Gipfel auf einem tieferen Himmelsblau, das waren köſtliche, ewig abwechſelnde Bilder.

Bey Scharnitz kommt man in's Tyrol. Die Gränze iſt mit einem Walle geſchloſſen, der das Thal verriegelt und ſich an die Berge anſchließt. Es ſieht gut aus: an der einen Seite iſt der Felſen befeſtigt, an der andern ſteigt er ſenkrecht in die Höhe. Von Seefeld wird der Weg immer intereſſanter, und wenn er bisher, ſeit Benedikt-Bayern herauf, von Höhe zu Höhe ſtieg, und alle Waſſer die Region der Iſer ſuchten; ſo blickt man nun über einen Rücken in das Innthal, und Jetzingen liegt vor uns. Die Sonne war hoch und heiß, ich mußte meine Kleidung erleichtern, die ich bey der veränderlichen Atmoſphäre des Tages oft wechſele.

Bey Zirl fährt man ins Innthal herab. Die Lage ist unbeschreiblich schön, und der hohe Sonnenduft machte sie ganz herrlich. Der Postillon eilte mehr als ich wünschte: er hatte noch keine Messe gehört und wollte sie in Inspruck, es war eben Marientag, um desto andächtiger zu sich nehmen. Nun rasselte es immer an der Inn hinab, an der Martinswand vorbey, einer steil abgehenden ungeheuern Kalkwand. Zu dem Platze wohin Kaiser Maximilian sich verstiegen haben soll, getraute ich mir wohl ohne Engel hin und her zu kommen, ob es gleich immer ein frevelhaftes Unternehmen wäre.

Inspruck liegt herrlich in einem breiten reichen Thale, zwischen hohen Felsen und Gebirgen. Erst wollte ich dableiben, aber es ließ mir keine Ruhe. Kurze Zeit ergötzte ich mich an dem Sohne des Wirths, einem leibhaftigen Söller. So begegnen mir nach und nach meine Menschen. Das Fest Mariä Ge-

burt zu feyern ist alles geputzt. Gesund und wohlthätig zu Schaaren, wallfahrten sie nach Wilden, einem Andachtsorte, eine Viertelstunde von der Stadt gegen das Gebirge zu. Um zwey Uhr, als mein rollender Wagen das muntere, bunte Gedränge theilte, war alles in frohem Zug und Gang.

Von Inspruck herauf wird es immer schöner, da hilft kein Beschreiben. Auf den gebahntesten Wegen steigt man eine Schlucht herauf, die das Wasser nach der Inn zusendet, eine Schlucht, die den Augen unzählige Abwechselungen bietet. Wenn der Weg nah am schroffsten Felsen hergeht, ja in ihn hineingehauen ist, so erblickt man die Seite gegenüber sanft abhängig, so daß noch kann der schönste Feldbau darauf geübt werden. Es liegen Dörfer, Häuser, Häuschen, Hütten, alles weiß angestrichen, zwischen Feldern und Hecken auf der abhängenden hohen und breiten Fläche. Bald verändert sich das Ganze:

das Benutzbare wird zur Wiese, bis sich auch das in einen steilen Abhang verliert.

Zu meiner Welterschaffung habe ich manches erobert, doch nichts ganz Neues und Unerwartetes. Auch habe ich viel geträumt von dem Modell, wovon ich so lange rede, woran ich so gern anschaulich machen möchte, was in meinem Innern herumzieht, und was ich nicht jedem in der Natur vor Augen stellen kann.

Nun wurde es dunkler und dunkler, das Einzelne verlor sich, die Massen wurden immer größer und herrlicher, endlich da sich alles nun, wie ein tiefes geheimes Bild, vor mir bewegte, sah ich auf einmal wieder die hohen Schneegipfel vom Mond beleuchtet, und nun erwarte ich, daß der Morgen diese Felsenkluft erhelle, in der ich auf der Gränzscheide des Südens und Nordens eingeklemmt bin.

Ich füge noch einige Bemerkungen hinzu, über die Witterung, die mir vielleicht eben deßwegen so günstig ist, weil ich ihr so viele Betrachtungen widme. Auf dem flachen Lande empfängt man gutes und böses Wetter wenn es schon fertig geworden, im Gebirge ist man gegenwärtig wenn es entsteht. Dieses ist mir nun so oft begegnet, wenn ich auf Reisen, Spaziergängen, auf der Jagd, Tag und Nächte lang in den Bergwäldern, zwischen Klippen, verweilte, und da ist mir eine Grille aufgestiegen, die ich auch für nichts anders geben will, die ich aber nicht los werden kann, wie man denn eben die Grillen am wenigsten los wird. Ich sehe sie überall als wenn es eine Wahrheit wäre, und so will ich sie denn auch aussprechen, da ich ohnehin die Nachsicht meiner Freunde so oft zu prüfen im Falle bin.

Betrachten wir die Gebirge näher oder ferner, und sehen ihre Gipfel bald im Son-

nenſcheine glänzen, bald vom Nebel umzogen, von ſtürmenden Wolken umſauſt, von Regenſtrichen gepeitſcht, mit Schnee bedeckt, ſo ſchreiben wir das alles der Atmoſphäre zu, da wir mit Augen ihre Bewegungen und Veränderungen gar wohl ſehen und faſſen. Die Gebirge hingegen liegen vor unſerm äußeren Sinn in ihrer herkömmlichen Geſtalt unbeweglich da. Wir halten ſie für todt, weil ſie erſtarrt ſind, wir glauben ſie unthätig, weil ſie ruhen. Ich aber kann mich ſchon ſeit längerer Zeit nicht entbrechen, einer innern, ſtillen, geheimen Wirkung derſelben die Veränderungen, die ſich in der Atmoſphäre zeigen, zum großen Theile zuzuſchreiben. Ich glaube nämlich, daß die Maſſe der Erde überhaupt, und folglich auch beſonders ihre hervorragenden Grundfeſten, nicht eine beſtändige, immer gleiche Anziehungskraft ausüben, ſondern daß dieſe Anziehungskraft ſich in einem gewiſſen Pulſiren äußert, ſo daß ſie ſich durch innere nothwendige, vielleicht auch äußere zu-

fällige Urſachen, bald vermehrt, bald vermindert. Mögen alle andere Verſuche dieſe Oscillation darzuſtellen zu beſchränkt und roh ſeyn, die Atmoſphäre iſt zart und weit genug, um uns von jenen ſtillen Wirkungen zu unterrichten. Vermindert ſich jene Anziehungskraft im geringſten, alſobald deutet uns die verringerte Schwere, die verminderte Elaſticität der Luft, dieſe Wirkung an. Die Atmoſphäre kann die Feuchtigkeit, die in ihr chemiſch und mechaniſch vertheilt war, nicht mehr tragen, Wolken ſenken ſich, Regen ſtürzen nieder, und Regenſtröme ziehen nach dem Lande zu. Vermehrt aber das Gebirg ſeine Schwerkraft, ſo wird alſobald die Elaſticität der Luft wieder hergeſtellt, und es entſpringen zwei wichtige Phänomene. Einmal verſammeln die Berge ungeheuere Wolkenmaſſen um ſich her, halten ſie feſt und ſtarr, wie zweite Gipfel über ſich, bis ſie durch innern Kampf elektriſcher Kräfte beſtimmt, als Gewitter, Nebel und Regen niedergehen, ſo-

dann wirkt auf den Ueberreſt die elaſtiſche Luft, welche nun wieder mehr Waſſer zu faſſen, aufzulöſen und zu verarbeiten fähig iſt. Ich ſah das Aufzehren einer ſolchen Wolke ganz deutlich: ſie hing um den ſteilſten Gipfel, das Abendroth beſchien ſie. Langſam, langſam ſonderten ihre Enden ſich ab, einige Flocken wurden weggezogen und in die Höhe gehoben; dieſe verſchwanden und ſo verſchwand die ganze Maſſe nach und nach, und ward vor meinen Augen, wie ein Rocken, von einer unſichtbaren Hand ganz eigentlich abgeſponnen.

Wenn die Freunde über den ambulanten Wetterbeobachter und deſſen ſeltſame Theorien gelächelt haben, ſo gebe ich ihnen vielleicht durch einige andere Betrachtungen Gelegenheit zum Lachen, denn ich muß geſtehen, da meine Reiſe eigentlich eine Flucht war, vor allen den Unbilden, die ich unter dem Ein und Funfzigſten Grade erlitten, daß ich Hoffnung

hatte unter dem Acht und Vierzigſten ein wahres Goſen zu betreten. Allein ich fand mich getäuſcht, wie ich früher hätte wiſſen ſollen; denn nicht die Polhöhe allein macht Clima und Witterung, ſondern die Bergreihen, beſonders jene, die von Morgen nach Abend die Länder durchſchneiden. In dieſen ereignen ſich immer große Veränderungen, und nordwärts liegende Länder haben am meiſten darunter zu leiden. So ſcheint auch die Witterung für den ganzen Norden dieſen Sommer über durch die große Alpenkette, auf der ich dieſes ſchreibe, beſtimmt worden zu ſeyn. Hier hat es die letzten Monate her immer geregnet, und Süd-Weſt und Süd-Oſt haben den Regen durchaus Nordwärts geführt. In Italien ſollen ſie ſchön Wetter, ja zu trocken, gehabt haben.

Nun von dem abhängigen, durch Clima, Berghöhe, Feuchtigkeit auf das mannigfaltigſte bedingten Pflanzenreich einige Worte.

Auch hierin habe ich keine sonderliche Veränderung, doch Gewinn gefunden. Aepfel und Birnen hängen schon häufig vor Inspruck in dem Thale, Pfirschen und Trauben hingegen bringen sie aus Welschland, oder vielmehr aus dem mittägigen Tyrol. Um Inspruck bauen sie viel Türkisch- und Haidekorn, das sie Blende nennen. Den Brenner herauf sah ich die ersten Lerchenbäume, bey Schemberg den ersten Zirbel. Ob wohl das Harfner-Mädchen hier auch nachgefragt hätte?

Die Pflanzen betreffend, fühl' ich noch sehr meine Schülerschaft. Bis München glaubt' ich wirklich nur die gewöhnlichen zu sehen. Freylich war meine eilige Tag- und Nachtfahrt solchen feinern Beobachtungen nicht günstig. Nun habe ich zwar meinen Linnée bey mir, und seine Terminologie wohl eingeprägt, wo soll aber Zeit und Ruhe zum Analysiren herkommen, das ohnehin, wenn ich mich recht kenne, meine Stärke niemals wer-

den kann. Daher ſchärf' ich mein Auge aufs Allgemeine, und als ich am Walchſee die erſte Gentiana ſah, fiel mir auf, daß ich auch bisher, zuerſt am Waſſer die neuen Pflanzen fand.

Was mich noch aufmerkſamer machte, war der Einfluß, den die Gebirgshöhe auf die Pflanzen zu haben ſchien. Nicht nur neue Pflanzen fand ich da, ſondern Wachsthum der alten verändert; wenn in der tiefern Gegend Zweige und Stengel ſtärker und maſtiger waren, die Augen näher an einander ſtanden, und die Blätter breit waren, ſo wurden höher ins Gebirg hinauf Zweige und Stengel zarter, die Augen rückten aus einander, ſo daß von Knoten zu Knoten ein größerer Zwiſchenraum ſtatt fand, und die Blätter ſich lanzenförmiger bildeten. Ich bemerkte dieß bey einer Weide und einer Gentiana und überzeugte mich, daß es nicht etwa verſchiedene Arten wären. Auch am Walchſee bemerkte ich

längere und ſchlankere Binſen als im Unterlande.

Die Kalkalpen, welche ich bisher durchſchnitten, haben eine graue Farbe, und ſchöne, ſonderbare, unregelmäßige Formen, ob ſich gleich der Fels in Lager und Bänke theilt. Aber weil auch geſchwungene Lager vorkommen, und der Fels überhaupt ungleich verwittert, ſo ſehen die Wände und Gipfel ſeltſam aus. Dieſe Gebirgsart ſteigt den Brenner weit herauf. In der Gegend des oberen Sees fand ich eine Veränderung deſſelben. An dunkelgrünen und dunkelgrauen Glimmerſchiefer, ſtark mit Quarz durchzogen, lehnte ſich ein weißer dichter Kalkſtein, der an der Ablöſung glimmerich war, und in großen, obgleich unendlich zerklüfteten Maſſen anſtand. Ueber demſelben fand ich wieder Glimmerſchiefer, der mir aber zärter als der vorige zu ſeyn ſchien. Weiter hinauf zeigt ſich eine beſondere Art Gneis,

oder vielmehr eine Granitart, die ſich dem Gneis zubildet, wie in der Gegend von Ellbogen. Hier oben, gegen dem Hauſe über, iſt der Fels Glimmerſchiefer. Die Waſſer, die aus dem Berge kommen, bringen nur dieſen Stein und grauen Kalk mit.

Nicht fern muß der Granitſtock ſeyn, an den ſich alles anlehnt. Die Karte zeigt, daß man ſich an der Seite des eigentlichen großen Brenners befindet, von dem aus die Waſſer ſich ringsum ergießen.

Vom Aeußern des Menſchengeſchlechts habe ich ſo viel aufgefaßt. Die Nation iſt wacker und gerade vor ſich hin. Die Geſtalten bleiben ſich ziemlich gleich, braune, wohlgeöffnete Augen und ſehr gut gezeichnete Augenbraunen bey den Weibern; dagegen blonde und breite Augenbraunen bey den Männern. Dieſen geben die grünen Hüte zwiſchen den

grauen Felsen ein fröhliches Ansehn. Sie tragen sie geziert mit Bändern oder breiten Schärpen von Tafft mit Franzen, die mit Nadeln gar zierlich aufgeheftet werden. Auch hat jeder eine Blume oder eine Feder auf dem Hut. Dagegen verbilden sich die Weiber durch weiße, baumwollene, zottige, sehr weite Mützen, als wären es unförmliche Mannesnachtmützen. Das giebt ihnen ein ganz fremdes Ansehn, da sie im Auslande die grünen Mannshüte tragen, die sehr schön kleiden.

Ich habe Gelegenheit gehabt zu sehen, welchen Werth die gemeinen Leute auf Pfauenfedern legen, und wie überhaupt jede bunte Feder geehrt wird. Wer diese Gebirge bereisen wollte, müßte dergleichen mit sich führen. Eine solche am rechten Orte angebrachte Feder würde statt des willkommensten Trinkgeldes dienen.

Indem ich nun diese Blätter sondere, sammele, hefte und dergestalt einrichte, daß

ſie meinen Freunden bald einen leichten Ueberblick meiner bisherigen Schickſale gewähren können, und daß ich mir zugleich was ich bisher erfahren und gedacht, von der Seele wälze, betrachte ich dagegen mit einem Schauer manche Pakete, von denen ich ein kurz und gutes Bekenntniß ablegen muß: ſind es doch meine Begleiter, werden ſie nicht viel Einfluß auf meine nächſten Tage haben!

Ich hatte nach Carlsbad meine ſämmtlichen Schriften mitgenommen, um die von Göſchen zu beſorgende Ausgabe ſchließlich zuſammen zu ſtellen. Die ungedruckten beſaß ich ſchon längſt in ſchönen Abſchriften, von der geſchickten Hand des Secretair Vogel. Dieſer wackere Mann begleitete mich auch dießmal, um mir durch ſeine Fertigkeit beyzuſtehen. Dadurch ward ich in den Stand geſetzt, die vier erſten Bände, unter der treuſten Mitwirkung Herders, an den Verleger

abzusenden, und war im Begriff mit den vier letzten das gleiche zu thun. Diese bestanden theils aus nur entworfenen Arbeiten, ja aus Fragmenten, wie denn meine Unart, vieles anzufangen und bey vermindertem Interesse liegen zu lassen, mit den Jahren, Beschäftigungen und Zerstreuungen allgemach zugenommen hatte.

Da ich nun diese Dinge sämmtlich mit mir führte, so gehorchte ich gern den Anforderungen der Carlsbader geistreichen Gesellschaft, und las ihr alles vor was bisher unbekannt geblieben, da man sich denn jedesmal über das Nichtvollbringen derjenigen Dinge, an denen man sich gern länger unterhalten hätte, bitterlich beschwerte.

Die Feyer meines Geburtstages bestand hauptsächlich darin, daß ich mehrere Gedichte erhielt, im Namen meiner unternommenen aber

vernachläſſigten Arbeiten, worin ſich jedes nach ſeiner Art über mein Verfahren beklagte. Darunter zeichnete ſich ein Gedicht im Namen der Vögel aus, wo eine an Treufreund geſendete Deputation dieſer muntern Geſchöpfe inſtändig bat, er möchte doch das ihnen zugeſagte Reich nunmehr auch gründen und einrichten. Nicht weniger einſichtig und anmuthig waren die Aeußerungen über meine andern Stückwerke, ſo daß ſie mir auf einmal wieder lebendig wurden, und ich den Freunden meine gehabten Vorſätze und vollſtändigen Plane mit Vergnügen erzählte. Dieß veranlaßte dringende Forderungen und Wünſche, und gab Herdern gewonnen Spiel, als er mich zu überreden ſuchte, ich möchte dieſe Papiere nochmals mit mir nehmen, vor allen aber Iphigenien noch einige Aufmerkſamkeit ſchenken, welche ſie wohl verdiene. Das Stück, wie es gegenwärtig liegt, iſt mehr Entwurf als Ausführung, es iſt in poetiſcher

Prosa geschrieben, die sich manchmal in einen jambischen Rhythmus verliert, auch wohl andern Sylbenmaaßen ähnelt. Dieses thut freylich der Wirkung großen Eintrag, wenn man es nicht sehr gut liest, und durch gewisse Kunstgriffe die Mängel zu verbergen weiß. Er legte mir dieses so dringend ans Herz, und da ich meinen größeren Reiseplan ihm wie allen verborgen hatte, so glaubte er, es sey nur wieder von einer Bergwanderung die Rede, und weil er sich gegen Mineralogie und Geologie immer spöttisch erwies, meynte er, ich sollte, anstatt taubes Gestein zu klopfen, meine Werkzeuge an diese Arbeit wenden. Ich gehorchte so vielen wohlgemeinten Andrängen; bis hierher aber war es nicht möglich, meine Aufmerksamkeit dahin zu lenken. Jetzt sondere ich Iphigenien aus dem Paket, und nehme sie mit in das schöne, warme Land als Begleiterinn. Der Tag ist so lang, das Nachdenken ungestört, und die herrlichen Bil-

Die Fortsetzung des Ilmenauer Bergbaues war durch das bey dem im Monath Jun. 1791. gehaltenen Gewerkentage gefaßte Conclusum also entschieden, daß man noch zwey Maschinen zu erbauen sich vornahm, um damit die Grubenwasser, die bisher den Fortbau gehindert hatten, zu gewältigen und alsdann mit dem Johannisschacht bis auf das edle Flöz hinab zu gehen *)

Der Fürstl. Bergwerks-Commission wurde es zur Pflicht, jenen Entschluß, mit der möglichsten Ersparniß an Geld und Zeit, zur Ausführung zu bringen. Der Bau wurde nach des Hrn. Baldauf Idee **) unternommen und durch die dazu angestellten bewährten Kunstverständigen wirklich zu Stande gebracht.

Man hat also noch zwey Radstuben, über die zwey schon vorhandenen, im ganzen Gestein und zwar in Sips gebrochen, und noch zwey neue Kunsträder gehängt. Durch diese vier Maschinen hat man mit vierfachen zwölfzölligen Kunst-Sätzen, deren 14 über einander stehen, also mit 56 Sätzen, nicht nur das Tiefste wieder erreicht, sondern den Schacht auch weiter

*) Fünfte Nachricht von dem neuen Bergbau in Ilmenau, Weimar 1791. 8. S. 12.

**) Vierte Nachricht ꝛc. Weimar 1791. 8. S. 12.

der der Umwelt verdrängen keineswegs den poetiſchen Sinn, ſie rufen ihn vielmehr, von Bewegung und freier Luft begleitet, nur deſto ſchneller hervor.

Vom Brenner bis Verona.

hätte, sein Rath also eigennützig war; so nahm ich ihn doch, weil er mit meinem innern Triebe übereinstimmte, als gut an. Die Sonne ließ sich wieder blicken, die Luft war leidlich, ich packte ein, und um sieben Uhr fuhr ich weg. Die Atmosphäre ward über die Wolken Herr und der Abend gar schön.

Der Postillon schlief ein, und die Pferde liefen den schnellsten Trab bergunter, immer auf dem bekannten Wege fort; kamen sie an ein eben Fleck, so ging es desto langsamer. Der Führer wachte auf und trieb wieder an, und so kam ich sehr geschwind, zwischen hohen Felsen, an dem reißenden Etschfluß hinunter. Der Mond ging auf und beleuchtete ungeheuere Gegenstände. Einige Mühlen zwischen uralten Fichten über dem schäumenden Strom waren völlige Everdingen.

Als ich um neun Uhr nach Sterzingen gelangte, gab man mir zu verstehen, daß

man mich gleich wieder wegwünſche. In Mittelwald punkt zwölf Uhr, fand ich alles in tiefem Schlafe, außer dem Poſtillon, und ſo ging es weiter auf Brixen, wo man mich wieder gleichſam entführte, ſo daß ich mit dem Tage in Colman ankam. Die Poſtillons fuhren daß einem Sehen und Hören verging, und ſo leid es mir that, dieſe herrlichen Gegenden mit der entſetzlichſten Schnelle und bey Nacht, wie im Fluge, zu durchreiſen; ſo freuete es mich doch innerlich, daß ein günſtiger Wind hinter mich her blies, und mich meinen Wünſchen zujagte. Mit Tagesanbruch erblickte ich die erſten Rebhügel. Eine Frau mit Birnen und Pfirſchen begegnete mir, und ſo ging es auf Teutſchen los, wo ich um ſieben Uhr ankam, und gleich weiter befördert wurde. Nun erblickte ich endlich, bey hohem Sonnenſchein, nachdem ich wieder eine Weile nordwärts gefahren war, das Thal worin Botzen liegt. Von ſteilen, bis auf eine ziemliche Höhe angebauten Bergen umgeben, iſt

es gegen Mittag offen, gegen Norden von den Tyroler Bergen gedeckt. Eine milde ſanfte Luft füllte die Gegend. Hier wendet ſich die Etſch wieder gegen Mittag. Die Hügel am Fuße der Berge ſind mit Wein bebaut. Ueber lange, niedrige Lauben ſind die Stöcke gezogen, die blauen Trauben hängen gar zierlich von der Decke herunter und reifen an der Wärme des nahen Bodens. Auch in der Fläche des Thals, wo ſonſt nur Wieſen ſind, wird der Wein in ſolchen eng an einander ſtehenden Reihen von Lauben gebaut, dazwiſchen das türkiſche Korn, das nun immer höhere Stengel treibt. Ich habe es oft zu zehn Fuß hoch geſehen. Die zaſeliche, männliche Blüthe, iſt noch nicht abgeſchnitten, wie es geſchieht wenn die Befruchtung eine Zeitlang vorbey iſt.

Bey heiterm Sonnenſchein kam ich nach Botzen. Die vielen Kaufmannsgeſichter freuten mich beyſammen. Ein abſichtliches, wohl-

behagliches Daseyn drückt sich recht lebhaft aus. Auf dem Platze saßen Obstweiber mit runden, flachen Körben, über vier Fuß im Durchmesser, worin die Pfirschen neben einander lagen, daß sie sich nicht drücken sollten. Eben so die Birnen. Hier fiel mir ein, was ich in Regensburg am Fenster des Wirthshauses geschrieben sah.

Comme les pèches et les mélons,
Sont pour la bouche d'un baron,
Ainsi les verges et les batons,
Sont pour les fous, dit Salomon.

Daß ein nordischer Baron dieses geschrieben ist offenbar, und daß er in diesen Gegenden seine Begriffe ändern würde, ist auch natürlich.

Die Botzner Messe bewirkt einen starken Seiden-Vertrieb; auch Tücher werden dahin gebracht und was an Leder aus den gebirgigen Gegenden zusammen geschafft wird. Doch

kommen mehrere Kaufleute hauptſächlich um Gelder einzukaſſiren, Beſtellungen anzunehmen und neuen Credit zu geben dahin. Ich hatte große Luſt, alle die Producte zu beleuchten, die hier auf einmal zuſammengefunden werden, doch der Trieb, die Unruhe die hinter mir iſt, läßt mich nicht raſten, und ich eile ſogleich wieder fort. Dabey kann ich mich tröſten, daß in unſern ſtatiſtiſchen Zeiten dieß alles wohl ſchon gedruckt iſt, und man ſich gelegentlich davon aus Büchern unterrichten kann. Mir iſt jetzt nur um die ſinnlichen Eindrücke zu thun, die kein Buch, kein Bild giebt. Die Sache iſt, daß ich wieder Intereſſe an der Welt nehme, meinen Beobachtungsgeiſt verſuche und prüfe, wie weit es mit meinen Wiſſenſchaften und Kenntniſſen geht, ob mein Auge licht, rein und hell iſt, wie viel ich in der Geſchwindigkeit faſſen kann, und ob die Falten, die ſich in mein Gemüth geſchlagen und gedrückt haben, wieder auszuilgen ſind? Schon jetzt, daß ich

mich ſelbſt bediene, immer aufmerkſam, immer gegenwärtig ſeyn muß, giebt mir dieſe wenigen Tage her eine ganz andere Elaſticität des Geiſtes; ich muß mich um den Geldcours bekümmern, wechſeln, bezahlen, notiren, ſchreiben, anſtatt daß ich ſonſt nur dachte, wollte, ſann, befahl und dictirte.

Von Botzen auf Trient geht es neun Meilen weg in einem fruchtbaren und fruchtbareren Thale hin. Alles was auf den höheren Gebirgen zu vegetiren verſucht, hat hier ſchon mehr Kraft und Leben, die Sonne ſcheint heiß, und man glaubt wieder einmal an einen Gott.

Eine arme Frau rief mich an, ich möchte ihr Kind in den Wagen nehmen, weil ihm der heiße Boden die Füße verbrenne. Ich übte dieſe Mildthätigkeit zu Ehren des gewaltigen Himmelslichtes. Das Kind war ſonderbar geputzt und aufgeziert, ich konnte ihm aber in keiner Sprache etwas abgewinnen.

durch das Schieferflöz bis ins Todliegende absinken können. Die Wasser, welche durch eine röhrenförmige Höhlung, die sich zwischen dem Gips und dem darunter liegenden Zechstein befindet, dem Schachte zufließen, sind in einen Sumpf gefaßt worden, aus welchem sie die Kunstsätze bis auf den Stollen heben. Drey Lachter unter demselben betreibt man gegenwärtig, ohne von den Wassern belästiget zu werden, die Schiefer- und Erzbaue, und nur ein Satz ist in das Vorgesümpfe gerichtet, welcher die unbeträchtlichen Wasser, die auf den Strecken zusammenfließen, und bisweilen in den Schacht selbst zurück fallen, herauf in den oben erwähnten Hauptsumpf hebt.

Es sind diese allerdings nicht unbeträchtlichen Wasser anfänglich bey einem großen Theil der Gewerken erregten, so läßt sich jetzt doch mit Gewißheit sagen, daß man sie durch die vier starken Maschinen ganz bezwungen hat, indem nicht nur keine neuen Wasser angehauen worden oder zu befürchten sind, sondern ihr Zufluß schon jetzt durch den beständigen Gang der Maschinen dergestalt vermindert worden ist, daß sie mit drey Maschinen füglich gehalten werden können, und die vierte als Reserve betrachtet werden kann.

Schon während der Gewältigung änderte man die Zimmerung des Schachts von einem Satze zu dem andern ab, zog die Tonnenleitungen gehörig nach, und fand durch geschickte Eintheilung des engen Raums, (der Schacht ist nur 19 Schuh lang und 5 Schuh weit,) zureichenden Platz zu acht Gestängen, welche hineinschieben, zu zwey Fahrschächten, und zwischen diesen zu zwey Treibetonnen von der ersten Größe. Diese zum Theil sehr schwierigen und gefahrvollen Arbeis

Die Etſch fließt nun ſanfter und macht an vielen Orten breite Kieſe. Auf dem Lande, nah am Fluß, die Hügel hinauf, iſt alles ſo enge an und in einander gepflanzt, daß man denkt, es müſſe eins das andere erſticken. Weingeländer, Mays, Maulbeerbäume, Aepfel, Birnen, Quitten und Nüſſe. Ueber Mauern wirft ſich der Attig lebhaft herüber. Epheu wächſt in ſtarken Stämmen die Felſen hinauf, und verbreitet ſich weit über ſie; die Eidechſe ſchlüpft durch die Zwiſchenräume, auch alles was hin und her wandelt erinnert einen an die liebſten Kunſtbilder. Die aufgebundenen Zöpfe der Frauen, der Männer bloße Bruſt und leichte Jacken, die trefflichen Ochſen, die ſie vom Markt nach Hauſe treiben, die beladenen Eſelchen, alles bildet einen lebendigen bewegten Heinrich Roos. Und nun wenn es Abend wird, bey der milden Luft wenige Wolken an den Bergen ruhen, am Himmel mehr ſtehen als ziehen, und gleich nach Sonnenuntergang das Geſchrille

der Heuſchrecken laut zu werden anfängt, da fühlt man ſich doch einmal in der Welt zu Hauſe, und nicht wie geborgt, oder im Exil. Ich laſſe mirs gefallen als wenn ich hier geboren und erzogen wäre, und nun von einer Grönlandsfahrt, von einem Wallfiſchfange zurückkäme. Auch der vaterländiſche Staub der manchmal den Wagen umwirbelt, von dem ich ſo lange nichts erfahren habe, wird begrüßt. Das Glocken- und Schellengeläute der Heuſchrecken iſt allerliebſt, durchdringend und nicht unangenehm. Luſtig klingt es, wenn muthwillige Buben mit einem Feld ſolcher Sängerinnen um die Wette pfeifen, man bildet ſich ein, daß ſie einander wirklich ſteigern. Auch der Abend iſt vollkammen milde, wie der Tag.

Wenn mein Entzücken hierüber jemand vernähme, der in Süden wohnte, von Süden herkäme, er würde mich für ſehr kindiſch halten. Ach, was ich hier ausdrücke, habe ich

lange gewußt, ſo lange als ich unter einem böſen Himmel dulde, und jetzt mag ich gern dieſe Freude als Ausnahme fühlen, die wir als eine ewige Naturnothwendigkeit immer fort genießen ſollten.

Trient, den 10. September Abends.

Ich bin in der Stadt herum gegangen, die uralt iſt, und in einigen Straßen neue wohlgebaute Häuſer hat. In der Kirche hängt ein Bild, wo das verſammelte Concilium einer Predigt des Jeſuiten-Generals zuhört. Ich möchte wohl wiſſen was er ihnen aufgebunden hat. Die Kirche dieſer Väter bezeichnet ſich gleich von außen durch rothe Marmor-Pilaſter an der Façade; ein ſchwerer Vorhang ſchließt die Thüre, den Staub abzuhalten. Ich hob ihn auf und trat in eine kleine Vorkirche; die Kirche ſelbſt iſt durch ein

eiſernes Gitter geſchloſſen, doch ſo, daß man ſie ganz überſehen kann. Es war alles ſtill und ausgeſtorben, denn es wird hier kein Gottesdienſt mehr gehalten. Die vordere Thüre ſtand nur auf, weil zur Vesperzeit alle Kirchen geöffnet ſeyn ſollen.

Wie ich nun ſo daſtehe und der Bauart nachdenke, die ich den übrigen Kirchen dieſer Väter ähnlich fand, tritt ein alter Mann herein, das ſchwarze Käppchen ſogleich abnehmend. Sein alter ſchwarzer, vergrauter Rock deutete auf einen verkümmerten Geiſtlichen; er kniet vor dem Gitter nieder, und ſteht nach einem kurzen Gebet wieder auf. Wie er ſich umkehrt, ſagt er halb laut für ſich: da haben ſie nun die Jeſuiten heraus getrieben, ſie hätten ihnen auch zahlen ſollen, was die Kirche gekoſtet hat. Ich weiß wohl was ſie gekoſtet hat und das Seminarium, wie viele Tauſende. Indeſſen war er hinaus und hinter ihm der Vorhang zugefallen, den ich

lüftete und mich ſtill hielt. Er war auf der obern Stufe ſtehen geblieben, und ſagte: der Kaiſer hat es nicht gethan, der Papſt hat es gethan. Mit dem Geſicht gegen die Straße gekehrt und ohne mich zu vermuthen, fuhr er fort: erſt die Spanier, dann wir, dann die Franzoſen. Abels Blut ſchreit über ſeinen Bruder Cain! und ſo ging er die Treppe hinab, immer mit ſich redend, die Straße hin. Wahrſcheinlich iſt es ein Mann, den die Jeſuiten erhielten, und der über den ungeheuern Fall des Ordens den Verſtand verlor, und nun täglich kommt, in dem leeren Gefäß die alten Bewohner zu ſuchen, und nach einem kurzen Gebet ihren Feinden den Fluch zu geben.

Ein junger Mann, den ich um die Merkwürdigkeiten der Stadt fragte, zeigte mir ein Haus, das man des Teufels Haus nennt, welches der ſonſt allzeitfertige Zerſtörer, in einer Nacht, mit ſchnell herbeygeſchafften Stei-

nen erbaut haben ſoll. Das eigentliche Merkwürdige daran bemerkte der gute Menſch aber nicht, daß es nämlich das einzige Haus von gutem Geſchmack iſt, das ich in Trient geſehen habe, in einer ältern Zeit gewiß von einem guten Italiäner aufgeführt. Abends um fünf Uhr reiſte ich ab; wieder das Schauſpiel von geſtern Abend, und die Heuſchrecken die gleich bey Sonnenuntergang zu ſchrillen anfangen. Wohl eine Meile weit fährt man zwiſchen Mauern, über welche ſich Traubengeländer ſehen laſſen; andere Mauern, die nicht hoch genug ſind, hat man mit Steinen, Dornen, und ſonſt zu erhöhen geſucht, um das Abrupfen der Trauben den Vorbeygehenden zu wehren. Viele Beſitzer beſprützen die vorderſten Reihen mit Kalk, der die Trauben ungenießbar macht, dem Wein aber nichts ſchadet, weil die Gährung alles wieder heraus treibt.

Den 11. September Abends.

Hier bin ich nun in Roveredo, wo die Sprache ſich abſchneidet; oben herein ſchwankt es noch immer vom Deutſchen zum Italiäniſchen. Nun hatte ich zum erſtenmal einen ſtockwelſchen Poſtillon, der Wirth ſpricht kein Deutſch, und ich muß nun meine Sprachkünſte verſuchen. Wie froh bin ich, daß nunmehr die geliebte Sprache lebendig, die Sprache des Gebrauchs wird.

Torbole, den 12. September nach Tiſche.

Wie ſehr wünſchte ich meine Freunde einen Augenblick neben mich, daß ſie ſich der Ausſicht freuen könnten die vor mir liegt.

Heute Abend hätte ich können in Verona ſeyn, aber es lag mir noch eine herrliche Na-

turwirkung an der Seite, ein köſtliches Schauſpiel, der Gardaſee, den wollte ich nicht verſäumen, und bin herrlich für meinen Umweg belohnt. Nach fünfen fuhr ich von Roveredo fort, ein Seitenthal hinauf, das ſeine Waſſer noch in die Etſch gießt. Wenn man hinauf kommt, liegt ein ungeheurer Felsriegel hinten vor, über den man nach dem See hinunter muß. Hier zeigten ſich die ſchönſten Kalkfelſen zu maleriſchen Studien. Wenn man hinab kommt, liegt ein Oertchen am nördlichen Ende des Sees, und iſt ein kleiner Hafen oder vielmehr Anfahrt daſelbſt, es heißt Torbole. Die Feigenbäume hatten mich ſchon den Weg herauf häufig begleitet, und indem ich in das Fels-Amphitheater hinabſtieg, fand ich die erſten Oelbäume voller Oliven. Hier traf ich auch zum erſtenmal die weißen kleinen Feigen, als gemeine Frucht, welche mir die Gräfin Lanthieri verheißen hatte.

Aus dem Zimmer in dem ich ſitze, geht eine Thüre nach dem Hof hinunter, ich habe

meinen Tiſch davor gerückt, und die Ausſicht mit einigen Linien gezeichnet. Man überſieht den See beynah in ſeiner ganzen Länge, nur am Ende links entwendet er ſich unſern Augen. Das Ufer, auf beyden Seiten von Hügeln und Bergen eingefaßt, glänzt von unzähligen kleinen Ortſchaften.

Nach Mitternacht bläſt der Wind von Norden nach Süden, wer alſo den See hinab will, muß zu dieſer Zeit fahren: denn ſchon einige Stunden vor Sonnenaufgang wendet ſich der Luftſtrom und zieht nordwärts. Jetzo Nachmittag wehet er ſtark gegen mich, und kühlt die heiße Sonne gar lieblich. Zugleich lehrt mich Volkmann, daß dieſer See ehemals Benacus geheißen, und bringt einen Vers des Virgil, worin deſſen gedacht wird:

Fluctibus et fremitu resonans Benace marino.

Der erſte lateiniſche Vers deſſen Inhalt lebendig vor mir ſteht, und der in dem Au-

genblicke, da der Wind immer ſtärker wächſt und der See höhere Wellen gegen die Anfahrt wirft, noch heute ſo wahr iſt als vor vielen Jahrhunderten. So manches hat ſich verändert, noch aber ſtürmt der Wind in dem See, deſſen Anblick eine Zeile Virgils noch immer veredelt.

Geſchrieben unter dem fünf und vierzigſten Grade funfzig Minuten.

In der Abendkühle ging ich ſpazieren, und befinde mich nun wirklich in einem neuen Lande, in einer ganz fremden Umgebung, die Menſchen leben ein nachläſſiges Schlaraffenleben: Erſtlich haben die Thüren keine Schlöſſer; der Wirth aber verſicherte mir, ich könne ganz ruhig ſeyn, und wenn alles was ich bey mir hätte aus Diamanten beſtünde; zweytens ſind die Fenſter mit Oel-Papier ſtatt Glasſcheiben geſchloſſen; drittens fehlt eine höchſt nöthige Bequemlichkeit, ſo daß man dem Na-

beiten sind ohne beträchtlichen Unfall vollendet worden.

Der dritte September des vorigen Jahrs *) war der erfreuliche Tag, wo das Schieferflöz in einer Tiefe von 118 Lachtern ersunken wurde. Ueber demselben fand man den so genannten Zechstein zwey Lachter hoch, das Schieferflöz selbst, welches man in Ober- Mittel- und Streb-Schiefer abtheilt, die sich sowohl in ihrem äußern Ansehn, als in ihren Metallgehalt merklich von einander unterscheiden, ist zwey Schuh und einige Zoll mächtig, die darunter liegende Sanderze, die in einem weißlichtgrauen Sandstein bestehn, in dem Bleyglanz, graues Kupferglas, etwas Schwefelkieß und bisweilen auch ein Anflug von Rothgültigem sichtlich und nicht selten sehr häufig eingesprengt ist, sind bisher zwey Fuß hoch mitgenommen worden, können aber in Zukunft noch höher mitgenommen werden.

Zwischen dem Schieferflöz und den Sanderzen befindet sich noch eine 1 bis 2 Zoll hohe Schicht, die aus der nehmlichen Materie, wie der Schiefer selbst, besteht, aber kein schiefriges Gewebe hat. Man nennt sie Schaalerz, weil sie sich in breiten Schaalen oder Platten abheben läßt, und verspricht sich viel davon. Sie ist nicht nur mit klarspeißigem Bleyglanz oft sehr

*) Dieser Tag war vorzüglich wegen des Umstandes erfreulich, daß an demselben das Geburtsfest unsers Herrn Herzogs Durchl. gefeyert wurde, des mildesten Beförderers dieses Baues. Der Anlaß war also desto stärker, ein Dankfest zu begehen, und die Erfunkung des Flözes mit Gottesdienst und Freudenbezeigung zu Zimmern zu feyern.

turzuſtande hier ziemlich nahe kömmt. Als ich den Hausknecht nach einer gewiſſen Gelegenheit fragte, deutete er in den Hof hinunter, „qui abasso puo servirsi!“ ich fragte: „dove?“ — „da per tutto, dove vuol!“ antwortete er freundlich. Durchaus zeigt ſich die größte Sorgloſigkeit, doch Leben und Geſchäftigkeit genug. Den ganzen Tag verführen die Nachbarinnen ein Geſchwätz, ein Geſchrey, und haben alle zugleich etwas zu thun, etwas zu ſchaffen. Ich habe noch kein müſſiges Weib geſehn.

Der Wirth verkündigte mir mit italiäniſcher Emphaſe, daß er ſich glücklich finde, mir mit der köſtlichſten Forelle dienen zu können. Sie werden bey Torbole gefangen, wo der Bach vom Gebirge herunter kommt, und der Fiſch den Weg hinauf ſucht. Der Kaiſer erhält von dieſem Fange zehn tauſend Gulden Pacht. Es ſind keine eigentlichen Forellen, groß, manchmal funfzig Pfund ſchwer, über

den ganzen Körper bis auf den Kopf hinauf punktirt; der Geſchmack zwiſchen Forelle und Lachs, zart und trefflich.

Mein eigentlich Wohlleben aber iſt in Früchten, in Feigen, auch Birnen, welche da wohl köſtlich ſeyn müſſen, wo ſchon Citronen wachſen.

Den 13. September Abends.

Heute früh um drey Uhr, fuhr ich von Torbole weg, mit zwey Ruderern. Anfangs war der Wind günſtig, daß ſie die Segel brauchen konnten. Der Morgen war herrlich, zwar wolkig, doch bey der Dämmrung ſtill. Wir fuhren bey Limona vorbey, deſſen Berggärten, teraſſenweiſe angelegt und mit Citronenbäumen bepflanzt, ein reiches und reinliches Anſehen geben. Der ganze Garten beſteht aus Reihen von weißen viereckigen Pfei-

lern, die in einer gewiſſen Entfernung von einander ſtehen, und ſtufenweis den Berg hinaufrücken. Ueber dieſe Pfeiler ſind ſtarke Stangen gelegt, um im Winter die dazwiſchen gepflanzten Bäume zu decken. Das Betrachten und Beſchauen dieſer angenehmen Gegenſtände ward durch eine langſame Fahrt begünſtigt, und ſo waren wir ſchon an Malſeſine vorbey, als der Wind ſich völlig umkehrte, ſeinen gewöhnlichen Tagweg nahm und nach Norden zog. Das Rudern half wenig gegen die übermächtige Gewalt, und ſo mußten wir im Hafen von Malſeſine landen. Es iſt der erſte Venetianiſche Ort an der Morgenſeite des Sees. Wenn man mit dem Waſſer zu thun hat, kann man nicht ſagen: ich werde heute da, oder dort ſeyn. Dieſen Aufenthalt will ich ſo gut als möglich nutzen, beſonders das Schloß zu zeichnen, das am Waſſer liegt und ein ſchöner Gegenſtand iſt. Heute im Vorbeyfahren nahm ich eine Skizze davon.

Den 24. September.

Der Gegenwind, der mich geſtern in den Hafen von Malſeſine trieb, bereitete mir ein gefährliches Abenteuer, welches ich mit gutem Humor überſtand, und in der Erinnerung luſtig finde. Wie ich mir vorgenommen hatte, ging ich Morgens bey Zeiten in das alte Schloß, welches ohne Thore, ohne Verwahrung und Bewachung, jedermann zugänglich iſt. Im Schloßhofe ſetzte ich mich dem alten auf und in den Felſen gebauten Thurm gegenüber; hier hatte ich zum Zeichnen ein ſehr bequemes Plätzchen gefunden. Neben einer drey vier Stufen erhöhten verſchloſſenen Thüre, im Thürgewände ein verziertes ſteinernes Sitzchen, wie wir ſie wohl bey uns in alten Gebäuden auch noch antreffen.

Ich ſaß nicht lange, ſo kamen verſchiedene Menſchen in den Hof herein, betrachteten

mich, und gingen hin und wieder. Die Menge vermehrte ſich, blieb endlich ſtehen, ſo daß ſie mich zuletzt umgab. Ich bemerkte wohl, daß mein Zeichnen Aufſehen erregt hatte, ich ließ mich aber nicht ſtören, und fuhr ganz gelaſſen fort. Endlich drängte ſich ein Mann zu mir, nicht von dem beſten Anſehen, und fragte, was ich da mache? Ich erwiederte ihm, daß ich den alten Thurm abzeichne, um mir ein Andenken von Malſeſine zu erhalten. Er ſagte darauf: es ſey dieß nicht erlaubt, und ich ſollte es unterlaſſen. Da er dieſes in gemeiner Venetianiſcher Sprache ſagte, ſo daß ich ihn wirklich kaum verſtand, ſo erwiederte ich ihm, daß ich ihn nicht verſtehe. Er ergriff darauf mit wahrer italiäniſcher Gelaſſenheit mein Blatt, zerriß es, ließ es aber auf der Pappe liegen. Hierauf konnt' ich einen Ton der Unzufriedenheit unter den Umſtehenden bemerken, beſonders ſagte eine ältliche Frau, es ſey nicht recht! Man ſolle den Podeſta rufen, welcher dergleichen Dinge

zu beurtheilen wisse. Ich stand auf meinen Stufen, den Rücken gegen die Thüre gelehnt, und überschaute das immer sich vermehrende Publikum. Die neugierigen starren Blicke, der gutmüthige Ausdruck in den meisten Gesichtern, und was sonst noch alles eine fremde Volksmasse charakterisiren mag, gab mir den lustigsten Eindruck. Ich glaubte das Chor der Vögel vor mir zu sehen, das ich, als Treufreund, auf dem Ettersburger Theater oft zum Besten gehabt. Dieß versetzte mich in die heiterste Stimmung, so daß, als der Podesta mit seinem Aktuarius herankam, ich ihn freymüthig begrüßte, und auf seine Frage: warum ich ihre Festung abzeichnete, ihm bescheiden erwiederte: daß ich dieses Gemäuer nicht für eine Festung anerkenne. Ich machte ihn und das Volk aufmerksam, auf den Verfall dieser Thürme, und dieser Mauern, auf den Mangel von Thoren, kurz auf die Wehrlosigkeit des ganzen Zustandes und versicherte,

ich habe hier nichts als eine Ruine zu ſehen und zu zeichnen gedacht.

Man entgegnete mir: wenn es eine Ruine ſey, was denn dran wohl merkwürdig ſcheinen könne? Ich erwiederte darauf, weil ich Zeit und Gunſt zu gewinnen ſuchte, ſehr umſtändlich, daß ſie wüßten, wie viele Reiſende nur um der Ruinen willen nach Italien zögen, daß Rom, die Hauptſtadt der Welt, von den Barbaren verwüſtet, voller Ruinen ſtehe, welche hundert und aber hundertmal gezeichnet worden, daß nicht alles aus dem Alterthum ſo erhalten ſey, wie das Amphitheater zu Verona, welches ich denn auch bald zu ſehen hoffte.

Der Podeſta welcher vor mir, aber tiefer ſtand, war ein langer, nicht grade hagerer Mann, von etwa dreyßig Jahren. Die ſtumpfen Züge ſeines geiſtloſen Geſichts ſtimm-

ten ganz zu der langsamen und trüben Weise, womit er seine Fragen hervorbrachte. Der Aktuarius, kleiner und gewandter, schien sich in einen so neuen und seltnen Fall auch nicht gleich finden zu können. Ich sprach noch manches dergleichen, man schien mich gern zu hören, und indem ich mich an einige wohlwollende Frauengesichter wendete, glaubte ich Beystimmung und Billigung wahrzunehmen.

Als ich jedoch des Amphitheaters zu Verona erwähnte, das man im Lande unter dem Namen Arena kennt, sagte der Aktuarius, der sich unterdessen besonnen hatte: das möge wohl gelten, denn jenes sey ein weltberühmtes, römisches Gebäude; an diesen Thürmen aber sey nichts merkwürdiges, als daß es die Gränze zwischen dem Gebiete Venedigs und dem Oestreichischen Kaiserstaate bezeichne, und deshalb nicht ausspionirt werden solle. Ich erklärte mich dagegen weitläufig, daß nicht

allein griechiſche und römiſche Alterthümer, ſondern auch die der mittlern Zeit, Aufmerkſamkeit verdienten. Ihnen ſey freylich nicht zu verargen, daß ſie an dieſem, von Jugend auf gekannten Gebäude, nicht ſo viele maleriſche Schönheiten, als ich, entdecken könnten. Glücklicher Weiſe ſetzte die Morgenſonne Thurm, Felſen und Mauern in das ſchönſte Licht, und ich fing an, ihnen dieſes Bild mit Enthuſiasmus zu beſchreiben. Weil aber mein Publikum jene belobten Gegenſtände im Rücken hatte und ſich nicht ganz von mir abwenden wollte, ſo drehten ſie auf einmal, jenen Vögeln gleich die man Wendehälſe nennt, die Köpfe herum, dasjenige mit Augen zu ſchauen, was ich ihren Ohren anpriès, ja der Podeſta ſelbſt kehrte ſich, obgleich mit etwas mehr Anſtand nach dem beſchriebenen Bilde hin. Dieſe Scene kam mir ſo lächerlich vor, daß mein guter Muth ſich vermehrte, und ich ihnen nichts, am wenigſten den Epheu

ſchenkte, der Fels und Gemäuer auf das reichſte zu verzieren ſchon Jahrhunderte Zeit gehabt hatte.

Der Aktuarius verſetzte drauf, das laſſe ſich alles hören, aber Kaiſer Joſeph ſey ein unruhiger Herr, der gewiß gegen die Republik Venedig noch manches Böſe im Schilde führe, und ich möchte wohl ſein Unterthan, ein Abgeordneter ſeyn, um die Gränzen auszuſpähen.

Weit entfernt, rief ich aus, dem Kaiſer anzugehören, darf ich mich wohl rühmen, ſo gut als ihr, Bürger einer Republik zu ſeyn, welche zwar an Macht und Größe dem erlauchten Staat von Venedig nicht verglichen werden kann, aber doch auch ſich ſelbſt regiert und an Handelsthätigkeit, Reichthum und Weisheit ihrer Vorgeſetzten keiner Stadt in Deutſchland nachſteht. Ich bin nämlich von

reich durchdrungen, sondern läßt auch häufige mit derben Bleyglanz ausgefüllte Klüfte bemerken. Gleich nach Ersinkung des Flözes wurden drey Hauptstrecken auf demselben belegt, eine gegen M...ag, nach dem Aufsteigen des Flözes, die beyden andern aber gegen Morgen und gegen Abend, nach dem Streichen des Flözes. Gegenwärtig sind dieselben schon auf 20 Lachter ins Feld getrieben, und die davon ausgeförderten Schiefer und Erze müssen auf 50000 Centner betragen. Man belegte gleich anfangs die Baue so stark als mögslich, theils um desto geschwinder ins Feld zu kommen, theils um hinlängliche Schmelzvorräthe zu erlangen, weil man in dem warmen Sommer nicht ohne Furcht eines Wettermangels seyn darf, der diese Arbeiten auf einige Monathe unterbrechen könnte.

Eigentlich war durch Ersinkung des Flözes dasjenige, was man von Seiten der Direction zu Anfang des Werkes übernommen hatte, geleistet und der bisherige Plan damit vollführt. Man würde jetzt vielleicht einen Abschnitt zu machen und neue Maasregeln wegen der nunmehrigen Nutzbarmachung des Werks, vor weiterer Fortbauung desselben, vorzulegen gehabt haben, wenn es bey Fortsetzung eines Werks, wo jes der Stillstand wegen der fortgehenden Unterhaltungskosten Verlust bringt, verantwortlich gewesen wäre, gefliſſentlich zu säumen. Also verfolgte man ohne allen Aufschub den Bau. Man ließ die Beschaffenheit oder den Gehalt der Flözarten, durch Kunstverständige untersuchen, und ob zwar an sich aus der kleinen Probe, besonders in Ansehung der Schiefer, wie jedermann bekannt ist, mit völliger Zuverläßigkeit nichts zu bestimmen ist, so gab doch z. B. das Sanderz, gleich bey der Erſinkung, im Durchschnitt mehrerer Proben.

Ein

Frankfurt am Mayn gebürtig, einer Stadt, deren Name und Ruf gewiß bis zu euch gekommen iſt.

Von Frankfurt am Mayn! rief eine hübſche junge Frau, da könnt ihr gleich ſehen, Herr Podeſta, was an dem Fremden iſt, den ich für einen guten Mann halte; laßt den Gregorio rufen, der lange daſelbſt conditionirt hat, der wird am beſten in der Sache entſcheiden können.

Schon hatten ſich die wohlwollenden Geſichter um mich her vermehrt, der erſte Widerwärtige war verſchwunden, und als nun Gregorio herbey kam, wendete ſich die Sache ganz zu meinem Vortheil. Dieſer war ein Mann etwa in den funfzigen, ein braunes italiäniſches Geſicht, wie man ſie kennt. Er ſprach und betrug ſich als einer, dem etwas fremdes nicht fremd iſt, erzählte mir ſogleich,

daß er bey Bolongaro in Dienſten geſtanden und ſich freue, durch mich etwas von dieſer Familie und von der Stadt zu hören, an die er ſich mit Vergnügen erinnere. Glücklicherweiſe war ſein Aufenthalt in meine jüngeren Jahre gefallen, und ich hatte den doppelten Vortheil ihm genau ſagen zu können, wie es zu ſeiner Zeit geweſen, und was ſich nachher verändert habe. Ich erzählte ihm von den ſämmtlichen italiäniſchen Familien, deren mir keine fremd geblieben; er war ſehr vergnügt manches Einzelne zu hören, z. B. daß der Herr Aleſſina im Jahr 1774 ſeine goldene Hochzeit gefeyert, daß darauf eine Medaille geſchlagen worden, die ich ſelbſt beſitze, er erinnerte ſich recht wohl, daß die Gattin dieſes reichen Handelsherrn eine geborne Brentano ſey. Auch von den Kindern und Enkeln dieſer Häuſer wußte ich ihm zu erzählen, wie ſie herangewachſen, verſorgt, verheirathet worden, und ſich in Enkeln vermehrt hätten.

Als ich ihm nun die genauſte Auskunft faſt über alles gegeben um was er mich befragt, wechſelten Heiterkeit und Ernſt in den Zügen des Mannes. Er war froh und gerührt, das Volk erheiterte ſich immer mehr, und konnte unſerm Zwiegeſpräch zuzuhören nicht ſatt werden, wovon er freylich einen Theil erſt in ihren Dialect überſetzen mußte.

Zuletzt ſagte er: Herr Podeſta, ich bin überzeugt, daß dieſes ein braver, kunſtreicher Mann iſt, wohlerzogen, welcher herumreiſt, ſich zu unterrichten. Wir wollen ihn freundlich entlaſſen, damit er bey ſeinen Landsleuten gutes von uns rede, und ſie aufmuntere Malſeſine zu beſuchen, deſſen ſchöne Lage wohl werth iſt, von Fremden bewundert zu ſeyn. Ich verſtärkte dieſe freundlichen Worte durch das Lob der Gegend, der Lage und der Einwohner, die Gerichtsperſonen als weiſe und vorſichtige Männer nicht vergeſſend.

Dieſes alles ward für gut erkannt, und ich erhielt die Erlaubniß mit Meiſter Gregorio, nach Belieben, den Ort und die Gegend zu beſehen. Der Wirth bey dem ich eingekehrt war, geſellte ſich nun zu uns, und freute ſich ſchon auf die Fremden, welche auch ihm zuſtrömen würden, wenn die Vorzüge Malſeſine's erſt recht ans Licht kämen. Mit lebhafter Neugierde betrachtete er meine Kleidungsſtücke, beſonders aber beneidete er mich um die kleinen Terzerole, die man ſo bequem in die Taſche ſtecken konnte. Er pries diejenigen glücklich, die ſo ſchöne Gewehre tragen dürften, welches bey ihnen unter den peinlichſten Strafen verboten ſey. Dieſen freundlich Zudringlichen unterbrach ich einigemal, meinem Befreyer mich dankbar zu erweiſen. „Dankt mir nicht," verſetzte der brave Mann, „mir ſeyd Ihr nichts ſchuldig. Verſtünde der Podeſta ſein Handwerk, und wäre der Aktuar nicht der eigennützigſte aller

Menſchen, Ihr wäret nicht ſo los gekommen. Jener war verlegener als Ihr, und dieſem hätte Eure Verhaftung, die Berichte, die Abführung nach Verona auch nicht einen Heller eingetragen. Das hat er geſchwind überlegt, und Ihr wart ſchon befreyt, ehe unſere Unterredung zu Ende war."

Gegen Abend holte mich der gute Mann in ſeinen Weinberg ab, der den See hinabwärts ſehr wohlgelegen war. Uns begleitete ſein funfzehnjähriger Sohn, der auf die Bäume ſteigen und mir das beſte Obſt brechen mußte, indeſſen der Alte die reifſten Weintrauben ausſuchte.

Zwiſchen dieſen beyden weltfremden, wohlwollenden Menſchen, in der unendlichen Einſamkeit dieſes Erdwinkels ganz allein, fühlte ich denn doch, wenn ich die Abenteuer des Tages überdachte, auf das lebhafteſte, welch

ein wunderliches Weſen der Menſch iſt, daß er dasjenige, was er mit Sicherheit und Bequemlichkeit in guter Geſellſchaft genießen könnte, ſich oft unbequem und gefährlich macht, bloß aus der Grille, die Welt und ihren Inhalt ſich auf ſeine beſondere Weiſe zuzueignen.

Gegen Mitternacht begleitete mich mein Wirth an die Barke, das Fruchtkörbchen tragend, welches mir Gregorio verehrt hatte, und ſo ſchied ich, mit günſtigem Wind, von dem Ufer, welches mir läſtrygoniſch zu werden gedroht hatte.

Nun von meiner Seefahrt! ſie endete glücklich, nachdem die Herrlichkeit des Waſſerſpiegels und des daran liegenden Brescianiſchen Ufers mich recht im Herzen erquickt hatte. Da, wo an der Abendſeite das Gebirge auf-

hört ſteil zu ſeyn, und die Landſchaft flächer nach dem See fällt, liegen in einer Reihe, in einer Länge von ohngefähr anderthalb Stunden, Garignano, Bojaco, Cecina, Toscolan, Maderno, Verdom, Saló; alle auch wieder meiſt in die Länge gezogen. Keine Worte drücken die Anmuth dieſer ſo reich bewohnten Gegend aus. Früh um zehen Uhr landete ich in Bartolino, lud mein Gepäck auf ein Maulthier, und mich auf ein anderes. Nun ging der Weg über einen Rücken, der das Thal der Etſch von der See-Vertiefung ſcheidet. Die Urwaſſer ſcheinen hier von beyden Seiten gegen einander in ungeheuern Strömungen gewirkt, und dieſen coloſſalen Kieſeldamm aufgeführt zu haben. Fruchtbares Erdreich ward in ruhigern Epochen darüber geſchlemmt; aber der Ackersmann iſt doch ſtets aufs neue von denen immer wieder hervordringenden Geſchieben geplagt. Man ſucht ſo viel als möglich ihrer los zu werden.

baut ſie reihen- und ſchichtenweiſe über einander, und bildet dadurch am Wege hin ſehr dicke Quaſimauern. Die Maulbeerbäume ſehen, wegen Mangel an Feuchtigkeit, nicht fröhlich auf dieſer Höhe. An Quellen iſt nicht zu denken. Von Zeit zu Zeit trifft man Pfützen zuſammengeleiteten Regenwaſſers, woraus die Maulthiere, auch wohl die Treiber ihren Durſt löſchen. Unten am Fluſſe ſind Schöpfräder angebracht, um die tiefer liegenden Pflanzungen nach Gefallen zu wäſſern.

Nun aber kann die Herrlichkeit der neuen Gegend, die man beym Herabſteigen überſieht, durch Worte nicht dargeſtellt werden. Es iſt ein Garten meilenlang und breit, der am Fuß hoher Gebirge und ſchroffer Felſen, ganz flach in der größten Reinlichkeit da liegt. Und ſo kam ich denn am zehnten September, gegen Ein Uhr, hier in Verona an, wo ich zuerſt noch dieſes ſchreibe, das zweyte Stück

meines Tagebuchs ſchließe und heſte, und gegen Abend mit freudigem Geiſte, das Amphitheater zu ſehen hoffe.

Von der Witterung dieſer Tage her, melde ich folgendes. Die Nacht vom neunten auf den zehnten, war abwechſelnd hell und bedeckt, der Mond behielt immer einen Schein um ſich. Morgens, gegen fünf Uhr, überzog ſich der ganze Himmel mit grauen nicht ſchweren Wolken, die mit dem wachſenden Tage verſchwanden. Je tiefer ich hinabkam, deſto ſchöner war das Wetter. Wie nun gar in Botzen der große Gebirgsſtock mitternächtlich blieb, zeigte die Luft eine ganz andere Beſchaffenheit; man ſah nämlich an den verſchiedenen Landſchaftsgründen, die ſich gar lieblich durch ein etwas mehr oder weniger Blau von einander abſonderten, daß die Atmoſphäre voll gleichausgetheilter Dünſte ſey, welche ſie zu tragen vermochte, und die daher weder als

Thau oder Regen niederfielen, noch als Wolken ſich ſammelten. Wie ich weiter hinab kam, konnte ich deutlich bemerken, daß alle Dünſte die aus dem Botzner Thal, alle Wolkenſtreifen die von den mittägigern Bergen aufſteigen, nach den höhern mitternächtigen Gegenden zuzogen, ſie nicht verdeckten, aber in eine Art Höherauch einhüllten. In der weiteſten Ferne über dem Gebirge, konnte ich eine ſogenannte Waſſergalle bemerken. Von Botzen ſüdwärts haben ſie den ganzen Sommer das ſchönſte Wetter gehabt, nur von Zeit zu Zeit ein wenig Waſſer, (ſie ſagen aqua, um den gelinden Regen auszudrücken), und dann ſogleich wieder Sonnenſchein. Auch geſtern fielen von Zeit zu Zeit einige Tropfen, und die Sonne ſchien immer dazu. Sie haben lange kein ſo gutes Jahr gehabt; es geräth alles; das üble haben ſie uns zugeſchickt.

Das Gebirge, die Steinarten erwähne ich nur kürzlich, denn Ferbers Reiſe nach Ita-

Ein Loth Silber und mehrere Pfund Bley. Die Schiefer hielten, bey einer damals, auf der Saigerhütte unter Hettſtedt, gemachten Probe, ein Pfund Kupfer, und nicht dies Kupfer, ſondern der Schiefer im Ganzen ½ Loth Silber. Wenn man auch nur hierbey ſtehen bleibt, ob ſich gleich die Anbrüche, beſonders nach den neueſten, wiewohl auch nur im Kleinen, angeſtellten Proben, verbeſſert haben, ſo läßt dieſer Gehalt, beſonders in Anſehung der Sanderze, gute Hoffnung ſchöpfen, da man, ohne ſelbſt auf die nach dem aufſteigenden Flöze hin, zunehmende Veredlung zu rechnen, jene erprobten Sanderze im weiteſten Felde zur Förderung jeder benöthigten Quantität vor ſich hat und ſchon jetzt mit Einſchluß der Schiefer, 44 Tonnen oder 264 Centner täglich ausfördert. Man wird die Erze zum Theil nach Vorrichtung eines Poch- und Waſchwerks concentriren, und den Schlich verſchmelzen. Ein Mehreres und Näheres von dem Gehalt und von Behandlung der Schiefer und Sanderze wird ſich erſt durch die anzuſtellenden Schmelzverſuche im Großen beſtimmen laſſen.

Zu den künftigen Veranſtaltungen, die man während der Winter Monathe in reifliche Ueberlegung gezogen, außer daß ohnehin die Tag- und Gruben-Gebäude, beſonders aber die Kunſtzeuge, unterhalten, und die Baue auf dem Flöze fortgeſetzt werden müſſen, iſt vornehmlich die Herſtellung der alten Schmelzhütte, deren Gebäude, Gefälle, Platz und Freyheiten der Gewerkſchaft ohne Entgeld übergeben worden, und des dabey anzulegenden Poch- und Waſchwerks, die gehörige Einrichtung wegen des Hüttengrabens, auch die Anſchaffung und Verkohlung der vorerſt benöthigten Kohlhölzer zu rechnen. Die Bauanlagen werden unter der

lien und Hacquets durch die Alpen, unterrichten uns genugsam von dieser Wegstrecke. Eine' Viertelstunde vom Brenner ist ein Marmorbruch, an dem ich in der Dämmerung vorbey fuhr. Er mag und muß, wie der an der andern Seite, auf Glimmerschiefer aufliegen. Diesen fand ich bey Colman als es Tag ward, weiter hinab zeigten sich Porphyre an. Die Felsen waren so prächtig, und an der Chaussee die Haufen so gätlich zerschlagen, daß man gleich Voigtische Cabinetchen daraus hätte bilden und verpacken können. Auch kann ich ohne Beschwerde jeder Art ein Stück mitnehmen, wenn ich nur Augen und Begierde an ein kleineres Maaß gewöhne. Bald unter Colman fand ich einen Porphyr, der sich in regelmäßige Platten spaltet, zwischen Brandsol und Neumark einen ähnlichen, dessen Platten jedoch sich wieder in Säulen trennen. Ferber hielt sie für vulkanische Producte, das war aber vor vierzehn Jahren,

wo die ganze Welt in den Köpfen brannte. Hacquet ſchon macht ſich darüber luſtig.

Von den Menſchen wüßte ich nur weniges und wenig Erfreuliches zu ſagen. Sobald mir, vom Brenner Herunterfahrenden, der Tag aufging, bemerkte ich eine entſchiedene Veränderung der Geſtalt, beſonders mißfiel mir die bräunlich-bleiche Farbe der Weiber. Ihre Geſichtszüge deuteten auf Elend, Kinder waren eben ſo erbärmlich anzuſehen, Männer ein wenig beſſer; die Grundbildung übrigens durchaus regelmäßig und gut. Ich glaube die Urſache dieſes krankhaften Zuſtandes in dem häufigen Gebrauch des Türkiſchen- und Haidekorns zu finden. Jenes, das ſie auch gelbe Blende nennen, und dieſes, ſchwarze Blende genannt, werden gemahlen, das Mehl in Waſſer zu einem dicken Brey gekocht, und ſo gegeſſen. Die jenſeitigen Deutſchen rupfen den Teig wieder auseinander und braten ihn in Butter auf. Der wel-

ſche Tyroler hingegen, ißt ihn ſo weg, manchmal Käſe darauf gerieben, und das ganze Jahr kein Fleiſch. Nothwendig muß das die erſten Wege verleimen und verſtopfen, beſonders bey den Kindern und Frauen, und die kachectiſche Farbe deutet auf ſolches Verderben. Außerdem eſſen ſie auch noch Früchte und grüne Bohnen, die ſie in Waſſer abſieden und mit Knoblauch und Oel anmachen. Ich fragte, ob es nicht auch reiche Bauern gäbe? — Ja freylich. — Thun ſie ſich nichts zu Gute? eſſen ſie nicht beſſer? — Nein, ſie ſind es einmal ſo gewohnt. — Wo kommen ſie denn mit ihrem Gelde hin? Was machen ſie ſonſt für Aufwand? — O, die haben ſchon ihre Herren, die es ihnen wieder abnehmen. — Das war die Summe des Geſprächs mit meiner Wirthstochter in Botzen.

Ferner vernahm ich von ihr, daß die Weinbauern, die am wohlhabendſten ſcheinen, ſich am übelſten befinden, denn ſie ſind in

den Händen der ſtädtiſchen Handelsleute, die ihnen bey ſchlechten Jahren den Lebensunterhalt vorſchießen, und bey guten den Wein um ein geringes an ſich nehmen. Doch das iſt überall daſſelbe.

Was meine Meinung wegen der Nahrung beſtätigt, iſt, daß die Stadtbewohnerinnen immer wohler ausſehen. Hübſche, volle Mädchengeſichter, der Körper für ihre Stärke und für die Größe der Köpfe etwas zu klein, mitunter aber recht freundlich entgegenkommende Geſichter. Die Männer kennen wir durch die wandernden Tyroler. Im Lande ſehen ſie weniger friſch aus, als die Weiber, wahrſcheinlich weil dieſe mehr körperliche Arbeiten, mehr Bewegung haben, die Männer hingegen als Krämer und Handwerksleute ſitzen. Am Gardaſee fand ich die Leute ſehr braun, und ohne den mindeſten röthlichen Schein der Wangen, aber doch nicht ungeſund, ſondern ganz friſch und behaglich aus-

ſehend. Wahrſcheinlich ſind die heftigen Sonnenſtrahlen, denen ſie am Fuße ihrer Felſen ausgeſetzt ſind, hievon die Urſache.

Verona bis Venedig.

Verona, den 16. September.

Das Amphitheater iſt alſo das erſte bedeutende Monument der alten Zeit, das ich ſehe, und ſo gut erhalten! Als ich hinein trat, mehr noch aber, als ich oben auf dem Rande umher ging, ſchien es mir ſeltſam, etwas großes und doch eigentlich nichts zu ſehen. Auch will es leer nicht geſehen ſeyn, ſondern ganz voll von Menſchen, wie man es neuerer Zeit Joſeph dem Erſten und Pius dem Sechsten zu Ehren veranſtaltet. Der Kaiſer, der doch auch Menſchenmaſſen vor Augen gewohnt war, ſoll darüber erſtaunt ſeyn. Doch nur in der früheſten Zeit that es ſeine ganze Wirkung, da das Volk noch mehr Volk war als es jetzt iſt. Denn eigent-

lich iſt ſo ein Amphitheater recht gemacht, dem Volk mit ſich ſelbſt zu imponiren, das Volk mit ſich ſelbſt zum beſten zu haben.

Wenn irgend etwas Schauwürdiges auf flacher Erde vorgeht und alles zuläuft, ſuchen die Hinterſten auf alle mögliche Weiſe ſich über die Vorderſten zu erheben: man tritt auf Bänke, rollt Fäſſer herbey, fährt mit Wagen heran, legt Breter hinüber und herüber, beſetzt einen benachbarten Hügel und es bildet ſich in der Geſchwindigkeit ein Krater.

Kommt das Schauſpiel öfterer auf derſelben Stelle vor, ſo baut man leichte Gerüſte, für die ſo bezahlen können, und die übrige Maſſe behilft ſich wie ſie mag. Dieſes allgemeine Bedürfniß zu befriedigen iſt hier die Aufgabe des Architecten. Er bereitet einen ſolchen Krater durch Kunſt, ſo einfach als nur möglich, damit deſſen Zierath

das Volk ſelbſt werde. Wenn es ſich ſo beyſammen ſah, mußte es über ſich ſelbſt erſtaunen, denn da es ſonſt nur gewohnt, ſich durch einander laufen zu ſehen, ſich in einem Gewühle ohne Ordnung und ſonderliche Zucht zu finden, ſo ſieht das vielköpfige, vielſinnige, ſchwankende hin und her irrende Thier, ſich zu einem edlen Körper vereinigt, zu einer Einheit beſtimmt, in eine Maſſe verbunden und befeſtigt, als Eine Geſtalt, von Einem Geiſte belebt. Die Simplicität des Oval iſt jedem Auge auf die angenehmſte Weiſe fühlbar und jeder Kopf dient zum Maße, wie ungeheuer das Ganze ſey. Jetzt wenn man es leer ſieht, hat man keinen Maßſtab, man weiß nicht ob es groß oder klein iſt.

Wegen der Unterhaltung dieſes Werks müſſen die Veroneſer gelobt werden. Es iſt von einem röthlichen Marmor gebaut, den die Witterung angreift, daher ſtellt man der Reihe nach die ausgefreſſenen Stufen immer

Aufsicht sachkundiger Männer geschehen, und eben so wird man bey Einrichtung des Hüttenwesens verfahren. Zu dem allen aber bedarf man eines hinlänglichen Verlags, und es ist daher nöthig, den ganzen wirklichen ökonomischen Zustand des Werks aus den gehaltenen Rechnungen summarisch darzustellen. Es ist zuförderst zu bemerken, daß während auf der einen Seite die Direction ein Mehreres, als in dem bisherigen Plan lag, nehmlich die wirkliche Bearbeitung des Flözes und den dabey vorfallenden General-Aufwand leisten müssen, derselben doch auf der andern Seite die ihr zugedachten Mittel zu Ausführung des jene Bearbeitung nicht einmahl in sich fassenden Plans vermindert wurden. Man hatte also mehr Ausgabe und weniger Einnahme, als festgesetzt worden war. Die Verminderung der Einnahme entstand dadurch, daß die Zurückbleibung eines nicht unbeträchtlichen Theils gewerkschaftlicher Beyträge die Caducirung eines theils der Kuxe hervorbringt. Zwar hat bey mehrern davon, wegen verschiedener Umstände, z. B. weil sie in strittige Erbschaften verfallen, weil der Aufenthalt der Eigenthümer ungewiß ist, weil Briefe verlohren gegangen sind u. s. w. vorjetzt noch nicht der Caducität Statt gegeben werden können. Indessen sind doch jetzt schon folgende Einhundert und Sieben und Vierzig Kuxe oder Bergtheile mit Zuverläßigkeit als caduc zu erklären, nehmlich:

No. 52. 53. 54. 55. 56. 66. 87. 111. 126. 127. 149. 157. 164. 165. 169. 170. 192. 193. 262. 263. 272. 290. 304. 319. 320. 321. 322. 323 324. 325. 326. 327. 328. 350. 365. 370. 371. 373. 376. 387 388. 436. 442. 453. 459. 460. 461. 462. 463. 464 465. 466.

wieder her und ſie ſcheinen faſt alle ganz neu. Eine Inſchrift gedenkt eines Hieronymus Maurigenus und ſeines auf dieſes Monument verwendeten unglaublichen Fleißes. Von der äußern Mauer ſteht nur ein Stück und ich zweifele ob ſie je ganz fertig geworden. Die untern Gewölbe, die an den großen Platz il Bra genannt ſtoßen, ſind an Handwerker vermiethet und es ſieht luſtig genug aus, dieſe Höhlungen wieder belebt zu ſehen.

Verona, den 26. September.

Das ſchönſte, aber immer geſchloſſene Thor heißt Porta ſtupa oder del Pallio. Als Thor und in der großen Entfernung aus der man es ſchon gewahr wird, iſt es nicht gut gedacht, denn erſt in der Nähe erkennt man das Verdienſt des Gebäudes.

Sie geben allerley Urſachen an, warum es geſchloſſen ſey. Ich habe jedoch eine Muth-

maßung: die Abſicht des Künſtlers ging offenbar dahin, durch dieſes Thor eine neue Anlage des Lorſo zu verurſachen, denn auf die jetzige Straße ſteht es ganz falſch. Die linke Seite hat lauter Baracken und die winkelrechte Linie der Mitte des Thores, geht auf ein Nonnenkloſter zu, das nothwendig hätte niedergelegt werden müſſen. Das ſah man wohl ein, auch mochten die Vornehmen und Reichen nicht Luſt haben ſich in dem entfernten Quartier anzubauen. Der Künſtler ſtarb vielleicht und ſo ſchloß man das Thor, wodurch die Sache nun auf einmal geendigt war.

Verona, den 16. September.

Das Portal des Theater-Gebäudes, von ſechs großen Joniſchen Säulen, nimmt ſich anſtändig genug aus. Deſto kleinlicher erſcheint über der Thüre, vor einer gemalten Niſche die von zwey corinthiſchen Säulen getragen wird, die lebensgroße Büſte des Marcheſe Maffei in einer großen Perücke. Der Platz iſt ehrenvoll, aber um ſich gegen die Größe und Tüchtigkeit der Säulen einigermaßen zu halten, hätte die Büſte coloſſal ſeyn müſſen. Jetzt ſteht ſie kleinlich auf einem Kragſteinchen, unharmoniſch mit dem Ganzen.

Auch die Gallerie die den Vorhof einfaßt, iſt kleinlich, und die cannelirten doriſchen Zwerge nehmen ſich neben den glatten joniſchen Rieſen armſelig aus. Doch wollen wir das verzeihen in Betracht der ſchönen Anſtalt,

welche unter diesen Säulenlauben angelegt ist. Hier hat man die Antiquitäten, meist in und um Verona gegraben, gesammelt aufgestellt. Einiges soll sogar sich im Amphitheater gefunden haben. Es sind Etrurische, Griechische, Römische, bis zu den niedern Zeiten und auch neuere. Die Basreliefs sind in die Wände eingemauert und mit den Nummern versehen, die ihnen Maffei gab, als er sie in seinem Werke: Verona illustrata beschrieb. Altäre, Stücken von Säulen und dergleichen Reste. Ein ganz trefflicher Dreyfuß von weißem Marmor, worauf Genien die sich mit den Attributen der Götter beschäftigen. Raphael hat dergleichen in den Zwickeln der Farnesine nachgeahmt und verklärt.

Der Wind der von den Gräbern der Alten herweht, kommt mit Wohlgerüchen über einen Rosenhügel. Die Grabmähler sind herzlich und rührend und stellen immer das Leben her. Da ist ein Mann, der neben seiner

Frau aus einer Niſche, wie zu einem Fenſter herausſieht. Da ſtehen Vater und Mutter, den Sohn in der Mitte, einander mit unausſprechlicher Natürlichkeit anblickend. Hier reicht ſich ein Paar die Hände. Hier ſcheint ein Vater, auf ſeinem Sopha ruhend, von der Familie unterhalten zu werden. Mir war die unmittelbare Gegenwart dieſer Steine höchſt rührend. Von ſpäterer Kunſt ſind ſie, aber einfach, natürlich und allgemein anſprechend. Hier iſt kein geharniſchter Mann auf den Knieen der eine fröhliche Auferſtehung erwartet. Der Künſtler hat mit mehr oder weniger Geſchick nur die einfache Gegenwart der Menſchen hingeſtellt, ihre Exiſtenz dadurch fortgeſetzt und bleibend gemacht. Sie falten nicht die Hände, ſchauen nicht in den Himmel, ſondern ſie ſind hienieden was ſie waren und was ſie ſind. Sie ſtehen beyſammen, nehmen Antheil an einander, lieben ſich und das iſt in den Steinen, ſogar mit einer gewiſſen Handwerksunfähigkeit, allerliebſt aus-

gedrückt. Ein ſehr reich verzierter marmorner Pfeiler, gab mir auch neue Begriffe.

So löblich dieſe Anſtalt iſt, ſo ſieht man ihr doch an, daß der edle Erhaltungsgeiſt, der ſie gegründet, nicht mehr in ihr fortlebt. Der koſtbare Dreyfuß geht nächſtens zu Grunde, weil er frey ſteht, gegen Weſten der Witterung ausgeſetzt. Mit einem hölzernen Futteral wäre dieſer Schatz leicht zu erhalten.

Der angefangene Pallaſt des Proveditore, wäre er fertig geworden, hätte ein ſchön Stück Baukunſt gegeben. Sonſt bauen die Nobili noch viel, leider aber ein jeder auf den Platz wo ſeine ältere Wohnung ſtand, alſo oft in engen Gaſſen. So baut man jetzt eine prächtige Façade eines Seminariums in einem Gäßchen der entfernteſten Vorſtadt.

Als ich mit meinem zufällig aufgegriffenen Begleiter vor einem großen ernſthaften Thore eines wunderbaren Gebäudes vorüber ging, fragte er mich gutmüthig, ob ich nicht einen Augenblick in den Hof treten wolle. Es war der Pallaſt der Juſtiz, und wegen Höhe der Gebäude erſchien der Hof doch nur als ein ungeheurer Brunnen. Hier werden, ſagte er, alle die Verbrecher und Verdächtigen verwahrt. Ich ſah umher und durch alle Stockwerke gingen, an zahlreichen Thüren hin, offene mit eiſernen Geländern verſehene Gänge. Der Gefangene, wie er aus ſeinem Kerker heraustrat, um zum Verhör geführt zu werden, ſtand in der freyen Luft, war aber auch den Blicken Aller ausgeſetzt; und weil nun mehrere Verhörſtuben ſeyn mochten, ſo klapperten die Ketten, bald über dieſem bald über jenem Gange durch alle Stockwerke. Es war ein verwünſchter Anblick und ich läugne nicht, daß der gute Humor, womit ich meine Vögel ab-

gefertigt hatte, hier doch einen etwas ſchweren Stand würde gefunden haben.

Ich ging auf der Kante des amphitheatraliſchen Kraters bey Sonnenuntergang, der ſchönſten Ausſicht genießend über Stadt und Gegend. Ich war ganz allein und unten auf den breiten Steinen des Bra gingen Mengen von Menſchen: Männer, von allen Ständen, Weiber vom Mittelſtande ſpatzieren. Dieſe letztern nehmen ſich in ihren ſchwarzen Ueberkleidern, aus dieſer Vogelperſpective, gar mumienhaft aus.

Der Zendale und die Veſte, die dieſer Claſſe ſtatt aller Garderobe dient, iſt übrigens eine Tracht, ganz eingerichtet für ein Volk das nicht immer für Reinlichkeit ſorgen und doch immer öffentlich erſcheinen, bald in der Kirche, bald auf dem Spatziergange ſeyn will. Veſte iſt ein ſchwarztaffeter Rock, der über

andere Röcke geworfen wird. Hat das Frauenzimmer einen reinlichen weißen darunter, so versteht sie den schwarzen an der einen Seite in die Höhe zu heben. Dieser wird so angegürtet, daß er die Taille abschneidet und die Lippen des Corsets bedeckt, welches von jeglicher Farbe seyn kann. Der Zendale ist eine große Kappe, mit langen Bärten, die Kappe selbst durch ein Drahtgestell hoch über den Kopf gehalten, die Bärte aber wie eine Scherpe um den Leib geknüpft, so daß die Enden hinterwärts herunter fallen.

Verona, den 16. September.

Als ich heute wieder von der Arena wegging, kam ich einige tausend Schritte davon zu einem modernen öffentlichen Schauspiel. Vier edle Veroneser schlugen Ball, gegen Vier Vicentiner. Sie treiben dieß sonst unter sich das ganze Jahr, etwa zwey Stunden vor

Nacht; dießmal, wegen der fremden Gegner, lief das Volk unglaublich zu. Es können immer vier bis fünf tausend Zuschauer gewesen seyn. Frauen sah ich von keinem Stande.

Vorhin als ich vom Bedürfniß der Menge in einem solchen Falle sprach, hab' ich das natürliche zufällige Amphitheater schon beschrieben, wie ich das Volk hier über einander gebaut sah. Ein lebhaftes Händeklatschen hört' ich schon von weiten, jeder bedeutende Schlag war davon begleitet. Das Spiel aber geht so vor sich: In gehöriger Entfernung von einander sind zwey gelindabhängige Bretterflächen errichtet. Derjenige der den Ball ausschlägt, steht, die Rechte mit einem hölzernen breiten Stachelringe bewaffnet, auf der obersten Höhe. Indem nun ein anderer von seiner Partey ihm den Ball zuwirft, so läuft er herunter dem Ball entgegen und vermehrt dadurch die Gewalt des Schlages, womit er denselben zu treffen weiß. Die Gegner su-

466. 467. 473. 474. 475. 478. 479. 487. 488. 491.
492. 496. 498. 526. 527 528. 529 530 531. 552.
568. 573. 595. 600. 605. 617. 638 639 640. 641.
643. 644. 645. 646. 654. 655. 656. 657. 658 659.
660. 661. 662. 691 692. 693. 694 706. 709. 743.
744. 745 746. 747. 759. 762. 763. 764. 765. 766.
767 775. 780. 781. 782. 783. 784. 785. 786. 787.
788. 789. 790. 804. 808. 809. 817. 818. 822. 861.
873. 887. 888. 889. 890. 891. 892. 895. 894. 903.
969. 970. 971. 972. 988. 989.

Es wird sich hieraus auflösen, warum sich der Vorschuß der Administration nicht, wie man die Absicht hatte, durch die erhobenen Beyträge zu mindern, sondern durch den fortgesetzten starken Bau auf dem Flöze vermehren müssen, wie denn die ganze vorherige gewerkschaftliche Einnahme seit Angriff des Werks, die Summe von 37306 Rthlr. 22 gr. 1 $\frac{19}{24}$ pf. und die sämmtliche Ausgabe bis zum 1 April 1793 mit Einschluß 1239 rthlr. 7 gr. 3 $\frac{1}{10}$ pf. restirender Holzgelder, 44600 Rthlr. 9 gr. 2 $\frac{23}{25}$ pf. betragen hat, woraus sich zeigt, daß hierbey ein Vorschuß von 7293 Rthlr. 11 gr. 1 $\frac{4}{25}$ pf. vorhanden ist, dessen Abtrag zum Theil die Cassen, woraus er angeliehen worden, entgegen sehen.

Zur speciellen Uebersicht dieser Einnahmen und Ausgaben können jedem Gewerken, der sich genauer davon unterrichten will, die geführten Rechnungen selbst, oder seinem hiesigen Agenten vorgelegt werden. Ein individueller Auszug dieser Rechnungen wenn er die gehörige Genauigkeit haben sollte, müßte zu weitläuftig ausfallen.

chen ihn zurückzuſchlagen und ſo geht es hin und wieder, bis er zuletzt im Felde liegen bleibt. Die ſchönſten Stellungen, werth in Marmor nachgebildet zu werden, kommen dabey zum Vorſchein. Da es lauter wohlgewachſene, rüſtige, junge Leute ſind, in kurzer, knapper, weißer Kleidung, ſo unterſcheiden ſich die Parteyen nur durch ein farbiges Abzeichen. Beſonders ſchön iſt die Stellung in welche der Ausſchlagende geräth, indem er von der ſchiefen Fläche herunter läuft und den Ball zu treffen ausholt, ſie nähert ſich der des Borgheſiſchen Fechters.

Sonderbar kam es mir vor, daß ſie dieſe Uebung an einer alten Stadtmauer, ohne die mindeſte Bequemlichkeit für die Zuſchauer vornehmen; warum ſie es nicht im Amphitheater thun, wo ſo ſchöner Raum wäre.

Verona, den 17. September.

Was ich von Gemälden geſehen, will ich nur kurz berühren und einige Betrachtungen hinzufügen. Ich mache dieſe wunderbare Reiſe nicht um mich ſelbſt zu betrügen, ſondern um mich an den Gegenſtänden kennen zu lernen, da ſage ich mir denn ganz aufrichtig, daß ich von der Kunſt, von dem Handwerk des Malers wenig verſtehe. Meine Aufmerkſamkeit, meine Betrachtung kann nur auf den practiſchen Theil, auf den Gegenſtand und auf die Behandlung deſſelben im allgemeinen gerichtet ſeyn.

St. Giorgio iſt eine Galerie von guten Gemälden, alle Altarblätter, wo nicht von gleichem Werth, doch durchaus merkwürdig. Aber die unglückſel'gen Künſtler, was mußten die malen! und für wen! Ein Mannaregen

vielleicht dreißig Fuß lang und zwanzig hoch! das Wunder der fünf Brode zum Gegenstück! was war daran zu malen? Hungrige Menschen, die über kleine Körner herfallen, unzählige andere denen Brod präsentirt wird. Die Künstler haben sich die Folter gegeben um solche Armseligkeiten bedeutend zu machen. Und doch hat, durch diese Nöthigung gereizt, das Genie schöne Sachen hervorgebracht. Ein Künstler der die heilige Ursula mit den eilftausend Jungfrauen vorzustellen hatte, zog sich mit großem Verstand aus der Sache. Die Heilige steht im Vordergrunde, als habe sie siegend das Land in Besitz genommen. Sie ist sehr edel, amazonenhaft-jungfräulich, ohne Reiz gebildet; in der alles verkleinernden Ferne hingegen sieht man ihre Schaar aus den Schiffen steigen und in Prozession herankommen. Die Himmelfahrt Mariä im Dom, von Tizian, ist sehr verschwärzt, der Gedanke lobenswerth, daß die angehende Göt-

Vergleichungs-Kreis der i
ital. Zeiger für die

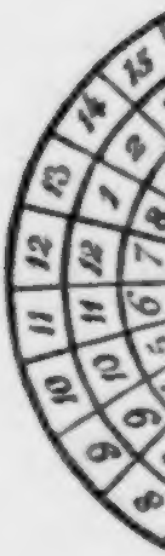

Die Nacht wächst mit jedem halb
nat eine halbe Stunde.

Monat.	Tag.	Wird Nacht nach unserm Zeiger	ist Mi
August	1	8½	
—	15	8	
Sept.	1.	7½	
—	15	7	
Octbr.	1	6½	
—	15	6	
Nov.	1	5½	
—	15	5	

Von da an bleibt die Zeit stehen

	Nacht	
December } Januar }	5	

aliäniſchen und deutſchen Uhr, auch der zweyte Hälfte des Septembers.

Mittag

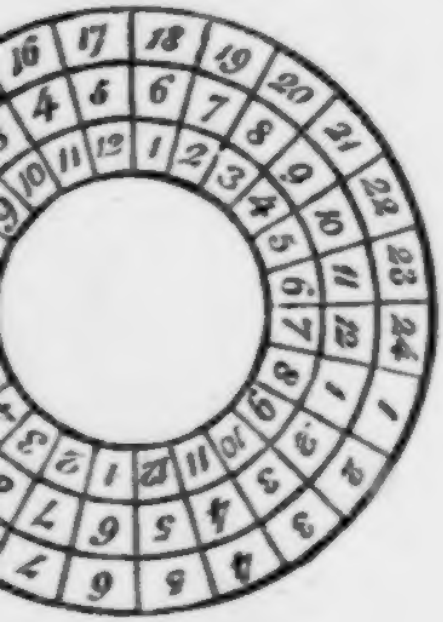

Mitternacht.

n Mo- Der Tag wächſt mit jedem halben Monat eine halbe Stunde.

ternacht nn um	Monat.	Tag.	Wird Nacht nach unſerm Zeiger	iſt Mitternacht alsdann um:
3½	Febr.	1	5½	6½
4	—	13	6	6
4½	März	1	6½	5½
5	—	13	7	5
5½	April	1	7½	4½
6	—	13	8	4
6½	May	1	8½	3½
7	—	13	9	3

und iſt Von da bleibt die Zeit ſtehen und iſt

ternacht		Nacht	Mitternacht
7	June / July	9	3

tin nicht himmelwärts, ſondern herab nach ihren Freunden blickt.

In der Galerie Gherardini fand ich ſehr ſchöne Sachen von Orbetto und lernte dieſen verdienten Künſtler auf einmal kennen. In der Entfernung erfährt man nur von den erſten Künſtlern und oft begnügt man ſich mit ihren Namen; wenn man aber dieſem Sternenhimmel näher tritt und die von der zweyten und dritten Größe nun auch zu flimmern anfangen und jeder auch als zum ganzen Sternbild gehörend hervortritt, dann wird die Welt weit und die Kunſt reich. Den Gedanken eines Bildes muß ich hier loben. Nur zwey Halbfiguren. Simſon iſt eben im Schooße der Delila eingeſchlafen, ſie greift leiſe über ihn hinweg, nach einer Scheere, die auf dem Tiſch, neben der Lampe liegt. Die Ausführung iſt ſehr brav. Im Pallaſt Canoſſa war mir eine Danae bemerklich.

Der Pallaſt Berilaqua enthält die köſtlich-

ſten Sachen. Ein ſogenanntes Paradies von Tintoret, eigentlich aber die Krönung der Maria zur Himmelskönigin, in Gegenwart aller Erzväter, Propheten, Apoſtel, Heiligen, Engel u. ſ. w., eine Gelegenheit den ganzen Reichthum des glücklichſten Genies zu entwickeln. Leichtigkeit des Pinſels, Geiſt, Mannigfaltigkeit des Ausdrucks, dieß alles zu bewundern und ſich deſſen zu erfreuen, müßte man das Stück ſelbſt beſitzen und es zeitlebens vor Augen haben. Die Arbeit geht in's Unendliche, ja die letzten in der Glorie verſchwindenden Engelsköpfe haben noch Charakter. Die größten Figuren mögen einen Fuß hoch ſeyn, Maria und Chriſtus, der ihr die Krone aufſetzt, etwa vier Zoll. Die Eva iſt doch das ſchönſte Weibchen auf dem Bilde und noch immer, von altersher, ein wenig lüſtern.

Ein paar Portraite von Paul Veronèſe, haben meine Hochachtung für dieſen Künſtler

nur vermehrt. Die Antikenſammlung iſt herrlich, ein hingeſtreckter Sohn der Niobe köſtlich, die Büſten, ohngeachtet ihrer reſtaurirten Naſen, meiſtens höchſt intereſſant, ein Auguſt mit der Bürgerkrone, ein Kaligula und andere.

Es liegt in meiner Natur das Große und Schöne willig und mit Freuden zu verehren, und dieſe Anlage an ſo herrlichen Gegenſtänden Tag für Tag, Stunde für Stunde auszubilden, iſt das ſeligſte aller Gefühle.

In einem Lande wo man des Tages genießt, beſonders aber des Abends ſich erfreut, iſt es höchſt bedeutend wenn die Nacht einbricht. Dann hört die Arbeit auf, dann kehrt der Spatziergänger zurück, der Vater will ſeine Tochter wieder zu Hauſe ſehen, der Tag hat ein Ende; doch was Tag ſey wiſſen wir Cimmerier kaum. In ewigem Nebel und Trübe iſt es uns einerley ob es Tag oder

Eben so wenig kann für jetzt mit völliger Zuverlässigkeit im Einzelnen bestimmt werden, was an Aufwand erforderlich ist, die benöthigten Hüttengebäude herzustellen, die vorerst nöthigen Kohlhölzer anzuschaffen, und die ganze Schmelzanstalt in Umtrieb zu bringen. So viel aber kann man im Ganzen mit Grund annehmen, daß zu Erhaltung des Werks, und Bestreitung des General-Aufwandes, zu Fortsetzung der Baue auf dem Flöz, zu Aufführung der Schmelzhütten, und zu Einrichtung des Schmelzwesens bis Michaelis oder den 1. Oct. des laufenden Jahrs, besage der Anschläge, die Summe von 5000 Rthlr. erforderlich ist. Hierzu und zur Erstattung eines Theils des Vorschusses, sieht man sich genöthiget, auf jeden der nicht caducirten Kuxe einen Beytrag von Fünf Laubthalern, oder Einen und Einen halben Friedrichsdor auszuschreiben. Diese Beyträge sind mit Johannis oder den 24 Jun. dieses Jahrs einzuliefern. Man addreßirt oder zahlt sie an die gewerkschaftliche Haupt-Casse, welcher der Fürstliche Kriegssecretair, Seeger, allhier vorsteht, der die von der Commission vollzogenen und von ihm contrasignirten Quittungen darüber ausstellen wird. Die auswärtigen Herrn Gewerken werden wohlthun und die Correspondenz erleichtern, wenn sie hierin einem von den Agenten, die ehemals schon öffentlich nahmhaft gemacht worden, (es sind die Herren Hager, Bergrichter, Blumröder, Stadtsyndicus, Hetzer, Hofcommißarius, und Leffler, Steuer-Einnehmer, insgesamt zu Ilmenau) Auftrag ertheilen. Sie würden auf diese Art von Zeit zu Zeit Nachricht erhalten und das Nöthige verabhandeln können, was der Commission unmittelbar zu bewirken, der Weitläuftigkeit wegen nicht möglich ist.

Die

Nacht iſt, denn wie viel Zeit können wir uns unter freyem Himmel wahrhaft ergehen und ergötzen? Wie hier die Nacht eintritt, iſt der Tag entſchieden vorbey, der aus Abend und Morgen beſtand, vier und zwanzig Stunden ſind verlebt, eine neue Rechnung geht an, die Glocken läuten, der Roſenkranz wird gebetet, mit brennender Lampe tritt die Magd in das Zimmer und ſpricht: felicissima notte! Dieſe Epoche verändert ſich mit jeder Jahreszeit, und der Menſch der hier lebendig lebt kann nicht irre werden, weil jeder Genuß ſeines Daſeyns ſich nicht auf die Stunde, ſondern auf die Tageszeit bezieht. Zwänge man dem Volke einen deutſchen Zeiger auf, ſo würde man es verwirrt machen, denn der ſeinige iſt innigſt mit ſeiner Natur verwebt. Anderthalb Stunden, Eine Stunde vor Nacht fängt der Adel an auszufahren, es geht auf den Bra, die lange breite Straße nach der Porta Nuova zu, das Thor hinaus, an der Stadt hin, und wie es Nacht ſchlägt

kehrt alles um. Theils fahren sie an die Kirchen das Ave Maria della sera zu beten, theils halten sie auf dem Bra, die Cavaliers treten an die Kutschen, unterhalten sich mit den Damen, und das dauert eine Weile; ich habe das Ende niemals abgewartet, die Fußgänger bleiben weit in die Nacht. Heute war gerade so viel Regen niedergegangen um den Staub zu löschen, es war wirklich ein lebendiger munterer Anblick.

Um mich ferner in einem wichtigen Punkte der Landesgewohnheit gleich zu stellen, habe ich mir ein Hülfsmittel erdacht, wie ich ihre Stundenrechnung mir leichter zu eigen machte. Gegenüberstehendes Bild kann davon einen Begriff geben. Der innere Kreis bedeutet unsere vier und zwanzig Stunden, von Mitternacht zu Mitternacht, in zweymal zwölf getheilt, wie wir zählen und unsere Uhren sie zeigen. Der mittlere Kreis deutet an, wie die Glocken in der jetzigen Jahreszeit hier

ſchlagen, nämlich gleichfalls zweymal bis Zwölf in Vier und zwanzig Stunden, allein dergeſtalt, daß es Eins ſchlägt, wenn es bey uns Acht ſchlüge und ſo fort bis Zwölfe voll ſind.

Morgens Acht Uhr nach unſerm Zeiger ſchlägt es wieder Eins u. ſ. f. Der oberſte Kreis zeigt nun endlich, wie bis Vier und zwanzig im Leben gezählt wird. Ich höre z. B. in der Nacht Sieben ſchlagen und weiß daß Mitternacht um Fünf iſt, ſo ziehe ich dieſe Zahl von jener ab, und habe alſo Zwey Uhr Nachmitternacht. Hör' ich am Tage Sieben ſchlagen und weiß daß auch Mittag um Fünf Uhr iſt, ſo verfahre ich eben ſo und habe Zwey Uhr Nachmittag. Will ich aber die Stunden nach hieſiger Weiſe ausſprechen, ſo muß ich wiſſen daß Mittag Siebenzehn Uhr iſt, hiezu füge ich noch die Zwey und ſage Neunzehn Uhr. Wenn man dieß zum erſtenmal hört und überdenkt, ſo ſcheint es höchſt verworren und ſchwer durchzuführen;

man wird es aber gar bald gewohnt und findet dieſe Beſchäftigung unterhaltend, wie ſich auch das Volk an dem ewigen hin und wieder Rechnen ergötzt, wie Kinder an leicht zu überwindenden Schwierigkeiten. Sie haben ohnedieß immer die Finger in der Luft, rechnen alles im Kopfe, und machen ſich gern mit Zahlen zu ſchaffen. Ferner iſt dem Inländer die Sache ſo viel leichter, weil er ſich um Mittag und Mitternacht eigentlich nicht bekümmert und nicht, wie der Fremde in dieſem Lande thut, zwey Zeiger mit einander vergleicht. Sie zählen nur von Abend die Stunden wie ſie ſchlagen, am Tag addiren ſie die Zahl zu der ihnen bekannten abwechſelnden Mittagszahl. Das weitere erläutern die der Figur beygefügten Anmerkungen.

Verona, den 17. September.

Das Volk rührt ſich hier ſehr lebhaft durch einander, beſonders in einigen Straßen, wo Kaufläden und Handwerksbuden an einander ſtoßen, ſieht es recht luſtig aus. Da iſt nicht etwa eine Thür vor dem Laden oder Arbeitszimmer, nein, die ganze Breite des Hauſes iſt offen, man ſieht bis in die Tiefe und alles was darin vorgeht. Die Schneider nähen, die Schuſter ziehen und pochen alle halb auf der Gaſſe; ja die Werkſtätte machen einen Theil der Straße. Abends wenn Lichter brennen ſieht es recht lebendig.

Auf den Plätzen iſt es an Markttagen ſehr voll. Gemüſe und Früchte unüberſehlich, Knoblauch und Zwiebeln nach Herzensluſt. Uebrigens ſchreien, ſchäkern und ſingen ſie den ganzen Tag, werfen und balgen ſich, jauch-

zen und lachen unaufhörlich. Die milde Luft, die wohlfeile Nahrung, läßt ſie leicht leben. Alles was nur kann, iſt unter freyem Himmel.

Nachts geht nun das Singen und Lärmen recht an. Das Liedchen von Marlborough hört man auf allen Straßen, dann ein Hackebret, eine Violine. Sie üben ſich alle Vögel mit Pfeifen nachzumachen. Die wunderlichſten Töne brechen überall hervor. Ein ſolches Uebergefühl des Daſeyns verleiht ein mildes Clima auch der Armuth, und der Schatten des Volks ſcheint ſelbſt noch ehrwürdig.

Die uns ſo ſehr auffallende Unreinlichkeit und wenige Bequemlichkeit der Häuſer entſpringt auch daher: ſie ſind immer draußen und in ihrer Sorgloſigkeit denken ſie an nichts. Dem Volk iſt alles recht und gut, der Mittelmann lebt auch von einem Tag zum andern, der Reiche und Vornehme ſchließt ſich in ſeine Wohnung, die eben auch nicht ſo

wohnlich ist wie in Norden. Ihre Gesellschaften halten sie in öffentlichen Versammlungshäusern. Vorhöfe und Säulengänge sind alle mit Unrath besudelt, und es geht ganz natürlich zu. Das Volk fühlt sich immer vor. Der Reiche kann reich seyn, Palläste bauen, der Nobile darf regieren, aber wenn er einen Säulengang, einen Vorhof anlegt, so bedient sich das Volk dessen zu seinem Bedürfniß und es hat kein dringenderes, als das so schnell wie möglich los zu werden, was es so häufig als möglich zu sich genommen hat. Will einer das nicht leiden, so muß er nicht den großen Herrn spielen, d. h. er muß nicht thun als wenn ein Theil seiner Wohnung dem Publikum angehöre, er macht seine Thüre zu und so ist es auch gut. An öffentlichen Gebäuden läßt sich das Volk sein Recht nun gar nicht nehmen, und das ist's, worüber der Fremde durch ganz Italien Beschwerde führt.

Ich betrachtete heut, auf mancherley Wegen durch die Stadt, die Tracht und die Manieren beſonders des Mittelſtandes, der ſich ſehr häufig und geſchäftig zeigt. Sie ſchlenkern im Gehen alle mit den Armen. Perſonen von einem höhern Stande, die bey gewiſſen Gelegenheiten einen Degen tragen, ſchlenkern nur mit Einem, weil ſie gewohnt ſind den Linken ſtill zu halten.

Obgleich das Volk ſeinen Geſchäften und Bedürfniſſen ſehr ſorglos nachgeht, ſo hat es doch auf alles Fremde ein ſcharfes Auge. So konnt' ich die erſten Tage bemerken, daß jedermann meine Stiefeln betrachtete, da man ſich derſelben als einer theuern Tracht, nicht einmal im Winter bedient. Jetzt da ich Schuh und Strümpfe trage, ſieht mich niemand mehr an. Aber merkwürdig war mir's, daß heute früh, da ſie alle mit Blumen, Gemüſe, Knoblauch und ſo vielen andern Markterzeugniſſen durch einander liefen, ihnen der

Cypreſſenzweig nicht entging, den ich in der Hand trug. Einige grüne Zapfen hingen daran und daneben hielt ich blühende Capernzweige. Sie ſahen alle, Groß und Klein, mir auf die Finger, und ſchienen wunderliche Gedanken zu haben.

Dieſe Zweige bracht' ich aus dem Garten Giuſti, der eine treffliche Lage und ungeheure Cypreſſen hat, die alle pfriemenartig in die Luft ſtehen. Wahrſcheinlich ſind die ſpitz zugeſchnittenen Taxus der nordiſchen Gartenkunſt Nachahmungen dieſes herrlichen Naturproducts. Ein Baum deſſen Zweige von unten bis oben, die älteſten wie die jüngſten, gen Himmel ſtreben, der ſeine dreyhundert Jahre dauert, iſt wohl der Verehrung werth. Der Zeit nach da der Garten angelegt worden, haben dieſe ſchon ein ſo hohes Alter erreicht.

Vicenz, den 19. September.

Der Weg von Verona hieher ist sehr angenehm, man fährt nordostwärts an den Gebirgen hin und hat die Vorderberge die aus Sand, Kalk, Thon, Mergel bestehen, immer linkerhand; auf den Hügeln die sie bilden liegen Orte, Schlösser, Häuser. Rechts verbreitet sich die weite Fläche durch die man fährt. Der gerade, gut unterhaltene, breite Weg geht durch fruchtbares Feld, man blickt in tiefe Baumreihen, an welchen die Reben in die Höhe gezogen sind, die sodann, als wären es luftige Zweige, herunter fallen. Hier kann man sich eine Idee von Festonen bilden! Die Trauben sind zeitig und beschweren die Ranken, die lang und schwankend niederhängen. Der Weg ist voll Menschen aller Art und Gewerbes, besonders freuten mich die Wagen mit niedrigen, tellerartigen Rädern, die, mit

Die mit rühmlichen Eifer ſtandhaft geliebene Gewerkſchaft wird ſich dieſen zum Hauptzweck, nehmlich zu der vorſtehenden Einrichtung des Hüttenweſens förderlichen Aufwand um ſo weniger entgegen ſeyn laſſen, als ſie ohnehin nach der Verabredung bey dem Gewerkentage, die in Caducität fallenden Kuxe zu übertragen ſich entſchloſſen hatte, die Direction aber wegen des Credits, den das Werk genoß, dieſer Einforderung vorerſt überhoben ſeyn konnte. Die Sache redet gegenwärtig ſelbſt für ſich, und läßt nicht beſorgen, daß man jetzt, da es zum Zweck kömmt, die Mittel dazu entziehn, und mit Unterlaſſung des Beytrags in die Caducität verfallen wolle.

Den weitern guten Erfolg, und wie das Werk dadurch nunmehr in Einnahme kommen wird, ſoll zu ſeiner Zeit öffentlich vorgelegt werden.

Weimar, den 12ten April 1793.

Sr. Hochfürſtl. Durchl. zu Sachſen Weimar und Eiſenach gnädigſt verordnete Bergwerks-Commiſſion

Johann Wolfgang von Goethe.

Chriſtian Gottlob Voigt.

vier Ochsen bespannt, große Kufen hin und wieder führen, in welchen die Weintrauben aus den Gärten geholt und gestampft werden. Die Führer standen, wenn sie leer waren, drinnen, es sah einem bacchischen Triumphzug ganz ähnlich. Zwischen den Weinreihen ist der Boden zu allerley Arten Getraide, besonders zu Türkischkorn und Sörgel benutzt.

Kommt man gegen Vicenz, so steigen wieder Hügel von Norden nach Süden auf, sie sind vulkanisch, sagt man, und schließen die Ebene. Vicenz liegt an ihrem Fuße und wenn man will, in einem Busen den sie bilden.

Vicenz, den 19. September.

Vor einigen Stunden bin ich hier angekommen, habe ſchon die Stadt durchlaufen, das Olympiſche Theater und die Gebäude des Palladio geſehen. Man hat ein ſehr artiges Büchelchen mit Kupfern zur Bequemlichkeit der Fremden herausgegeben mit einem kunſtverſtändigen Texte. Wenn man nun dieſe Werke gegenwärtig ſieht, ſo erkennt man erſt den großen Werth derſelben, denn ſie ſollen ja durch ihre wirkliche Größe und Körperlichkeit das Auge füllen, und durch die ſchöne Harmonie ihrer Dimenſionen nicht nur in abſtracten Aufriſſen, ſondern mit dem ganzen perſpectiviſchen Vordringen und Zurückweichen den Geiſt befriedigen; und ſo ſag' ich vom Palladio: er iſt ein recht innerlich und von innen heraus großer Menſch geweſen. Die höchſte Schwierigkeit mit der dieſer Mann,

wie alle neuere Architecten zu kämpfen hatte, ist die schickliche Anwendung der Säulenordnungen in der bürgerlichen Baukunst: denn Säulen und Mauern zu verbinden bleibt doch immer ein Widerspruch. Aber wie er das unter einander gearbeitet hat, wie er durch die Gegenwart seiner Werke imponirt und vergessen macht, daß er nur überredet! Es ist wirklich etwas Göttliches in seinen Anlagen, völlig wie die Form des großen Dichters der aus Wahrheit und Lüge ein drittes bildet, dessen erborgtes Daseyn uns bezaubert.

Das Olympische Theater ist ein Theater der Alten im Kleinen realisirt, und unaussprechlich schön, aber gegen die unsrigen kömmt mir's vor, wie ein vornehmes, reiches, wohlgebildetes Kind, gegen einen klugen Weltmenschen, der weder so vornehm, noch so reich, noch wohlgebildet, besser weiß, was er mit seinen Mitteln bewirken kann.

Betrachtet man nun hier am Orte die herrlichen Gebäude, die jener Mann aufführte, und ſieht wie ſie ſchon durch das enge ſchmutzige Bedürfniß der Menſchen entſtellt ſind, wie die Anlagen meiſt über die Kräfte der Unternehmer waren, wie wenig dieſe köſtlichen Denkmale eines hohen Menſchengeiſtes zu dem Leben der übrigen paſſen; ſo fällt einem denn doch ein, daß es in allem andern eben ſo iſt: denn man verdient wenig Dank von den Menſchen, wenn man ihr inneres Bedürfniß erhöhen, ihnen eine große Idee von ihnen ſelbſt geben, ihnen das Herrliche eines wahren edlen Daſeyns zum Gefühl bringen will. Aber wenn man die Vögel belügt, Mährchen erzählt, von Tag zu Tag ihnen forthelfend, ſie verſchlechtert, da iſt man ihr Mann und darum gefällt ſich die neuere Zeit in ſo viel Abgeſchmacktem. Ich ſage das nicht um meine Freunde herunter zu ſetzen, ich ſage nur daß ſie ſo ſind und daß man ſich nicht verwundern muß, wenn alles iſt, wie es iſt.

Wie ſich die Baſilica des Palladio neben einem alten mit ungleichen Fenſtern überſäten caſtellähnlichen Gebäude ausnimmt, welches der Baumeiſter zuſammt dem Thurm gewiß weg gedacht hat, iſt nicht auszudrücken und ich muß mich ſchon auf eine wunderliche Weiſe zuſammenfaſſen: denn ich finde auch hier, leider gleich! das was ich fliehe und ſuche neben einander.

Den 20. September.

Geſtern war Oper, ſie dauerte bis nach Mitternacht und ich ſehnte mich zu ruhen. Die drey Sultaninnen und die Entführung aus dem Serail haben manche Fetzen hergegeben, woraus das Stück mit weniger Klugheit zuſammengeflickt iſt. Die Muſik hört ſich bequem an, iſt aber wahrſcheinlich von einem Liebhaber, kein neuer Gedanke der mich getroffen hätte. Die Ballette dagegen ſind

allerliebſt. Das Hauptpaar tanzte eine Allemande, daß man nichts Zierlichers ſehen konnte.

Das Theater iſt neu, lieblich, ſchön, modeſt-prächtig, alles uniform, wie es einer Provinzialſtadt geziemt, jede Loge hat ihren übergeſchlagenen, gleichfarbigen Teppich, die des Kapitan-Grande iſt nur durch einen etwas längern Ueberhang ausgezeichnet.

Die erſte Sängerin, vom ganzen Volke ſehr begünſtigt, wird, wie ſie auftritt, entſetzlich beklatſcht, und die Vögel ſtellen ſich vor Freuden ganz ungebärdig wenn ſie etwas recht gut macht, welches ſehr oft geſchieht. Es iſt ein natürlich Weſen, hübſche Figur, ſchöne Stimme, ein gefällig Geſicht und von einem recht honetten Anſtand; in den Armen könnte ſie etwas mehr Grazie haben. Indeſſen komme ich denn doch nicht wieder, ich fühle daß ich zum Vogel verdorben bin.

Den 21. September.

Heute besuchte ich Doctor Tura; wohl fünf Jahre hat er sich mit Leidenschaft auf die Pflanzenkunde gelegt, ein Herbarium der Italiänischen Flora gesammelt, unter dem vorigen Bischof einen botanischen Garten eingerichtet. Das ist aber alles hin. Medizinische Praxis vertrieb die Naturgeschichte, das Herbarium wird von Würmern gespeist, der Bischof ist todt und der botanische Garten wieder, wie billig, mit Kohl und Knoblauch bepflanzt.

Doctor Tura ist ein gar feiner guter Mann. Er erzählte mir mit Offenheit, Seelenreinheit und Bescheidenheit seine Geschichte und sprach überhaupt sehr bestimmt und gefällig, hatte aber nicht Lust seine Schränke aufzuthun, die vielleicht in keinem präsenta-

blen Zuſtande ſeyn mochten. Der Diſcurs kam bald ins Stocken.

Den 21. September Abends.

Ich ging zum alten Baumeiſter Scamozzi, der des Palladio Gebäude herausgegeben hat, und ein wackerer, leidenſchaftlicher Künſtler iſt. Er gab mir einige Anleitung, vergnügt über meine Theilnahme. Unter den Gebäuden des Palladio iſt eins, für das ich immer eine beſondere Vorliebe hatte, es ſoll ſeine eigne Wohnung geweſen ſeyn; aber in der Nähe iſt es weit mehr als man im Bilde ſieht. Ich möchte es gezeichnet und mit den Farben illuminirt haben, die ihm das Material und das Alter gegeben. Man muß aber nicht denken, daß der Baumeiſter ſich einen Pallaſt errichtet habe. Es iſt das beſcheidenſte Haus von der Welt, hat nur zwey Fenſter, die durch einen breiten Raum, der das

dritte Fenſter vertrüge, ab eſondert ſind. Wollte man es zum Gemälde nachbilden, ſo daß die Nachbarhäuſer mit vorgeſtellt würden, ſo wäre auch das vergnüglich anzuſehen, wie es zwiſchen ſie eingeſchaltet iſt. Das hätte Canalett malen ſollen.

Heute beſuchte ich das, eine halbe Stunde von der Stadt auf einer angenehmen Höhe liegende Prachthaus, die Rotonda genannt. Es iſt ein viereckiges Gebäude, das einen runden, von oben erleuchteten Saal in ſich ſchließt. Von allen vier Seiten ſteigt man auf breiten Treppen hinan und gelangt jedesmal in eine Vorhalle, die von ſechs corinthiſchen Säulen gebildet wird. Vielleicht hat die Baukunſt ihren Luxus niemals höher getrieben. Der Raum den die Treppen und Vorhallen einnehmen, iſt viel größer als der des Hauſes ſelbſt: denn jede einzelne Seite würde als Anſicht eines Tempels befriedigen.

Inwendig kann man es wohnbar aber nicht wöhnlich nennen. Der Saal iſt von der ſchönſten Proportion, die Zimmer auch; aber zu den Bedürfniſſen eines Sommeraufenthalts einer vornehmen Familie würden ſie kaum hinreichen. Dafür ſieht man es auch in der ganzen Gegend, von allen Seiten, ſich auf das herrlichſte darſtellen. Die Mannigfaltigkeit iſt groß, in der ſich ſeine Hauptmaſſe zugleich mit den vorſpringenden Säulen vor dem Auge der Umherwandlenden bewegt, und die Abſicht des Beſitzers iſt vollkommen erreicht, der ein großes Fideicommißgut und zugleich ein ſinnliches Denkmal ſeines Vermögens hinterlaſſen wollte. Und wie nun das Gebäude von allen Punkten der Gegend in ſeiner Herrlichkeit geſehen wird, ſo iſt die Ausſicht von daher gleichfalls die angenehmſte. Man ſieht den Bachilione fließen, Schiffe, von Verona herab, gegen die Brenta führend, dabey überſchaut man die weiten [illegible]ungen, welche Marcheſe Capra unzertrennt bey ſeiner

Familie erhalten wollte. Die Inſchriften der vier Giebelſeiten die zuſammen eine ganze ausmachen, verdienen wohl aufgezeichnet zu werden:

Marcus Capra Gabrielis filius
qui aedes has
arctissimo primogenitorae gradui subjecit
una cum omnibus
censibus agris vallibus et collibus
citra viam magnam
memoriae perpetuae mandans haec
dum sustinet ac abstinet.

Der Schluß beſonders iſt ſeltſam genug, ein Mann, dem ſo viel Vermögen und Wille zu Gebote ſtand, fühlt noch, daß er dulden und entbehren müſſe. Das kann man mit geringerm Aufwand lernen.

Den 22. September.

Heute Abend war ich in einer Verſamm-lung welche die Akademie der Olympier hielt. Ein Spielwerk, aber ein recht gutes, es er-hält noch ein Bißchen Salz und Leben unter den Leuten. Ein großer Saal neben dem Theater des Palladio, anſtändig erleuchtet, der Capitan und ein Theil des Adels zugegen, übrigens durchaus ein Publikum von gebilde-ten Perſonen, viele Geiſtliche, zuſammen ohn-gefähr fünfhundert.

Die von dem Präſidenten für die heu-tige Sitzung aufgegebene Frage, war: ob Er-findung oder Nachahmung den ſchönen Kün-ſten mehr Vortheil gebracht habe? Der Ein-fall war glücklich genug, denn wenn man die in der Frage liegende Alternative trennt, ſo läßt ſich hundert Jahre hinüber und herüber

ſprechen. Auch haben ſich die Herrn Akademiker dieſer Gelegenheit weidlich bedient und in Proſa und Verſen mancherley hervorgebracht, worunter viel Gutes.

Sodann iſt es das lebendigſte Publikum. Die Zuhörer rieſen bravo, klatſchten und lachten. Wenn man auch vor ſeiner Nation ſo ſtehen und ſie perſönlich beluſtigen dürfte! Wir geben unſer Beſtes ſchwarz auf weiß: jeder kauzt ſich damit in eine Ecke und knopert daran wie er kann.

Es läßt ſich denken daß Palladio auch dießmal an allen Orten und Enden war, es mochte von Erfinden oder Nachahmen die Rede ſeyn. Zuletzt, wo immer das Scherzhafteſte gefordert wird, hatte einer den glücklichen Einfall zu ſagen: die andern hätten ihm den Palladio weggenommen, er wolle dagegen den Franceſchini loben, den großen Seidenfabrikanten. Nun fing er an zu zei-

gen, was die Nachahmung der Lioner und Florentiner Stoffe, diesem tüchtigen Unternehmer und durch ihn der Stadt Vicenz für Vortheil gebracht habe, woraus erfolge, daß die Nachahmung weit über die Erfindung erhaben sey. Und dieß geschah mit so gutem Humor, daß ein ununterbrochenes Gelächter erregt ward. Ueberhaupt fanden die welche für die Nachahmung sprachen, mehr Beyfall, denn sie sagten lauter Dinge, wie sie der Haufen denkt und denken kann. Einmal gab das Publikum mit großem Händeklatschen einem recht groben Sophism seinen herzlichen Beyfall, da es viele gute ja treffliche Sachen zu Ehren der Erfindung nicht gefühlt hatte. Es freut sehr auch dieses erlebt zu haben, und dann ist es höchst erquickend den Palladio, nach so viel Zeit immer noch als Polarstern und Musterbild von seinen Mitbürgern verehrt zu sehen.

Den 22. September.

Heute früh war ich in Tiene, das nordwärts gegen die Gebirge liegt, wo ein neu Gebäude nach einem alten Riſſe aufgeführt wird, wobey wenig zu erinnern ſeyn möchte. So ehrt man hier alles aus der guten Zeit und hat Sinn genug, nach einem geerbten Plan, ein friſches Gebäude aufzuführen. Das Schloß liegt ganz trefflich in einer großen Plaine, die Kalkalpen ohne Zwiſchengebirg hinter ſich. Vom Gebäude her, neben der ſchnurgeraden Chauſſee, fließt zu beyden Seiten lebendiges Waſſer dem Kommenden entgegen und wäſſert die weiten Reisfelder durch die man fährt.

Ich habe nun erſt die zwey italiäniſchen Städte geſehen und mit wenig Menſchen geſprochen, aber ich kenne meine Italiäner ſchon

gut. Sie ſind wie Hofleute die ſich fürs erſte Volk in der Welt halten und bey gewiſſen Vortheilen, die man ihnen nicht läugnen kann, ſich's ungeſtraft und bequem einbilden können. Mir erſcheinen die Italiäner als eine recht gute Nation: man muß nur die Kinder und die gemeinen Leute ſehen wie ich ſie jetzt ſehe und ſehen kann, da ich ihnen immer ausgeſetzt bin, und mich ihnen immer ausſetze. Und was das für Figuren und Geſichter ſind!

Beſonders muß ich die Vicentiner loben, daß man bey ihnen die Vorrechte einer großen Stadt genießt. Sie ſehen einen nicht an, man mag machen was man will; wendet man ſich jedoch an ſie, dann ſind ſie geſprächig und anmuthig, beſonders wollen mir die Frauen ſehr gefallen. Die Veroneſerinnen will ich nicht ſchelten, ſie haben eine gute Bildung und entſchiedene Profile; aber meiſtens bleich und der Zendal thut ihnen Schaden, weil man unter der ſchönen Tracht auch etwas

Reizendes sucht. Hier aber finde ich gar hübsche Wesen, besonders eine schwarzlockige Sorte, die mir ein eigenes Interesse einflößt. Es giebt auch noch eine blonde, die mir aber nicht so behagen will.

Padua, den 26. September Abends.

In vier Stunden bin ich heute von Vicenz herübergefahren, auf ein einsitziges Chaischen, Sediola genannt, mit meiner ganzen Existenz gepackt. Man fährt sonst bequem in vierthalb Stunden, da ich aber den köstlichen Tag gern unter freyem Himmel genießen wollte, so war es mir angenehm, daß der Vetturin hinter seiner Schuldigkeit zurück blieb. Man fährt in der fruchtbarsten Ebene immer südostwärts, zwischen Hecken und Bäumen, ohne weitere Aussicht, bis man endlich die schönen Gebirge, von Osten gegen Süden streichend, zur rechten Hand sieht. Die Fülle

der Pflanzen- und Fruchtgehänge, über Mauern und Hecken, an Bäumen herunter, ist unbeschreiblich. Kürbisse beschweren die Dächer, und die wunderlichsten Gurken hängen an Letten und Spalieren.

Die herrliche Lage der Stadt konnte ich vom Observatorium aufs klärste überschauen. Gegen Norden, Tyroler Gebirge, beschneyt, in Wolken halb versteckt, an die sich in Nord-West die Vicentinischen anschließen, endlich gegen Westen die näheren Gebirge von Este, deren Gestalten und Vertiefungen man deutlich sehen kann. Gegen Süd-Ost ein grünes Pflanzenmeer, ohne eine Spur von Erhöhung, Baum an Baum, Busch an Busch, Pflanzung an Pflanzung, unzählige weiße Häuser, Villen und Kirchen aus dem Grünen hervorblickend. Am Horizont sah ich ganz deutlich den Markusthurm zu Venedig und andere geringere Thürme.

Padua, den 27. September.

Endlich hab' ich die Werke des Palladio erlangt, zwar nicht die Original-Ausgabe, die ich in Vicenz geſehen, deren Tafeln in Holz geſchnitten ſind, aber eine genaue Copie, ja ein fac simile in Kupfer, veranſtaltet durch einen vortrefflichen Mann, den ehemaligen engliſchen Conſul Smith in Venedig. Das muß man den Engländern laſſen, daß ſie von langeher das Gute zu ſchätzen wußten, und daß ſie eine grandioſe Art haben es zu verbreiten.

Bey Gelegenheit dieſes Ankaufs betrat ich einen Buchladen, der in Italien ein ganz eigenes Anſehen hat. Alle Bücher ſtehen geheftet umher und man findet den ganzen Tag über gute Geſellſchaft. Was von Weltgeiſtlichen, Edelleuten, Künſtlern einigermaßen mit der Literatur verwandt iſt, geht hier auf und ab. Man verlangt ein Buch, ſchlägt nach,

lieſt und unterhält ſich wie es kommen will. So fand ich etwa ein halb Dutzend beyſammen, welche ſämmtlich, als ich nach den Werken des Palladio fragte, auf mich aufmerkſam wurden. Indeß der Herr des Ladens das Buch ſuchte, rühmten ſie es und gaben mir Notiz von dem Originale und der Copie, ſie waren mit dem Werke ſelbſt und dem Verdienſt des Verfaſſers ſehr wohl bekannt. Da ſie mich für einen Architecten hielten, lobten ſie mich, daß ich vor allen andern zu den Studien dieſes Meiſters ſchritte, er leiſte zu Gebrauch und Anwendung mehr als Vitruv ſelbſt, denn er habe die Alten und das Alterthum gründlich ſtudirt und es unſern Bedürfniſſen näher zu führen geſucht. Ich unterhielt mich lange mit dieſen freundlichen Männern, erfuhr noch einiges, die Denkwürdigkeiten der Stadt betreffend, und empfahl mich.

Da man denn doch einmal den Heiligen Kirchen gebaut hat, ſo findet ſich auch wohl

Siebente Nachricht

von dem

Bergbaue zu Ilmenau.

Weimar, den 20. Februar 1794.

darin ein Platz, wo man vernünftige Menschen aufstellen kann. Die Büste des Cardinals Bembo steht zwischen Jonischen Säulen, ein schönes, wenn ich so sagen soll, mit Gewalt in sich gezogenes Gesicht und ein mächtiger Bart; die Inschrift lautet:

Petri Bembi Card. imaginem Hier. Guerinus Ismeni f. in publico ponendam curavit ut cujus Ingenii monumenta aeterna sint ejus corporis quoque memoria ne a posteritate desideretur.

Das Universitätsgebäude hat mich mit aller seiner Würde erschreckt. Es ist mir lieb, daß ich darin nichts zu lernen hatte. Eine solche Schulenge denkt man sich nicht, ob man gleich als Studiosus deutscher Akademien auf den Hörbänken auch manches leiden müssen. Besonders ist das anatomische Theater ein Muster, wie man Schüler zusammen pressen soll. In einem spitzen hohen Trichter sind die Zuhörer über einander geschichtet. Sie sehen steil herunter auf den engen Boden wo

der Tisch steht auf den kein Licht fällt, deshalb der Lehrer bey Lampenschein demonstriren muß. Der botanische Garten ist desto artiger und munterer. Es können viele Pflanzen auch den Winter im Lande bleiben, wenn sie an Mauern oder nicht weit davon gesetzt sind. Man überbaut alsdann das Ganze zu Ende des Oktobers, und heitzt die wenigen Monate. Es ist erfreuend und belehrend unter einer Vegetation umherzugehen die uns fremd ist. Bey gewohnten Pflanzen, so wie bey andern längst bekannten Gegenständen, denken wir zuletzt gar nichts, und was ist Beschauen ohne Denken. Hier in dieser neu mir entgegen tretenden Mannigfaltigkeit, wird jener Gedanke immer lebendiger: daß man sich alle Pflanzengestalten vielleicht aus Einer entwickeln könne. Hiedurch würde es allein möglich werden, Geschlechter und Arten wahrhaft zu bestimmen, welches, wie mich dünkt, bisher sehr willkührlich geschieht. Auf diesem Punkte bin ich in meiner botanischen Philo-

ſophie ſtecken geblieben und ich ſehe noch nicht, wie ich mich entwirren will. Die Tiefe und Breite dieſes Geſchäfts ſcheint mir völlig gleich.

Der große Platz, Prato della Valle genannt, iſt ein ſehr weiter Raum, wo der Haupt-Markt im Juny gehalten wird. Hölzerne Buden in ſeiner Mitte geben freylich nicht das vortheilhafteſte Anſehn, die Einwohner aber verſichern, daß man auch bald hier eine Fiera von Stein, wie die zu Verona ſehen werde. Hiezu giebt freylich ſchon jetzt die Umgebung des Platzes gegründete Hoffnung, welche einen ſehr ſchönen und bedeutenden Anblick gewährt.

Ein ungeheures Oval iſt ringsum mit Statuen beſetzt, alle berühmte Männer vorſtellend welche hier gelehrt und gelernt haben. Einem jeden Einheimiſchen und Fremden iſt erlaubt, irgend einem Landsmann oder Verwandten hier eine Bildſäule von beſtimm-

ter Größe zu errichten, ſobald das Verdienſt der Perſon und der akademiſche Aufenthalt zu Padua bewieſen iſt.

Um das Oval umher geht ein Waſſergraben. Auf den vier Brücken die hinaufführen ſtehen Päpſte und Dogen coloſſal, die übrigen, kleiner, ſind von Zünften, Particuliers und Fremden geſetzt. Der König von Schweden ließ Guſtav Adolphen hinſtellen, weil man ſagt, derſelbe habe einmal in Padua eine Lection angehört. Der Erzherzog Leopold erneuerte das Andenken Petrarchs und Galiläis. Die Statuen ſind in einer braven modernen Manier gemacht, wenige übermanierirt, einige recht natürlich, ſämmtlich im Coſtum ihrer Zeit und Würden. Die Inſchriften ſind auch zu loben. Es findet ſich nichts abgeſchmacktes oder kleinliches darunter.

Auf jeder Univerſität wäre der Gedanke ſehr glücklich geweſen, auf dieſer iſt er am

glücklichſten, weil es ſehr wohlthut eine völlige Vergangenheit wieder hervorgerufen zu ſehen. Es kann ein recht ſchöner Platz werden, wenn ſie die hölzerne Fiera wegſchaffen und eine von Stein erbauen, wie der Plan ſeyn ſoll.

In dem Verſammlungsorte einer dem heiligen Antonius gewidmeten Brüderſchaft ſind ältere Bilder, welche an die alten Deutſchen erinnern, dabey auch einige von Titian, wo ſchon der große Fortſchritt merklich iſt, den über die Alpen niemand für ſich gethan hat. Gleich darauf ſah ich einiges von den neuſten. Dieſe Künſtler haben, da ſie das hohe Ernſte nicht mehr erreichen konnten, das humoriſtiſche ſehr glücklich getroffen. Die Enthauptung Johannes von Piazetta iſt, wenn man des Meiſters Manier zugiebt, in dieſem Sinne ein recht braves Bild. Johannes kniet, die Hände vor ſich hinfaltend, mit dem rechten Knie an einen Stein. Er ſieht gen

Himmel. Ein Kriegsknecht der ihn hinten gebunden hält, biegt ſich an der Seite herum und ſieht ihm ins Geſicht, als wenn er über die Gelaſſenheit erſtaunte womit der Mann ſich hingiebt. In der Höhe ſteht ein anderer, der den Streich vollführen ſoll, hat aber das Schwerdt nicht, ſondern macht nur mit den Händen die Gebärde, wie einer der den Streich zum voraus verſuchen will. Das Schwerdt zieht unten ein dritter aus der Scheide. Der Gedanke iſt glücklich, wenn auch nicht groß, die Compoſition frappant und von der beſten Wirkung.

In der Kirche der Eremitaner habe ich Gemälde von Mantegna geſehen, einem der älteren Maler, vor dem ich erſtaunt bin. Was in dieſen Bildern für eine ſcharfe, ſichere Gegenwart daſteht! Von dieſer ganz wahren, nicht etwa ſcheinbaren, effectlügenden, bloß zur Einbildungskraft ſprechenden, ſondern derben, reinen, lichten, ausführlichen,

gewiſſenhaften, zarten, umſchriebenen Gegenwart, die zugleich etwas ſtrenges, emſiges, mühſames hatte, gingen die folgenden Maler aus, wie ich an Bildern von Tizian bemerkte, und nun konnte die Lebhaftigkeit ihres Genies, die Energie ihrer Natur, erleuchtet von dem Geiſte ihrer Vorfahren, auferbaut durch ihre Kraft, immer höher und höher ſteigen, ſich von der Erde heben und himmliſche aber wahre Geſtalten hervorbringen. So entwickelte ſich die Kunſt, nach der barbariſchen Zeit.

Der Audienzſaal des Rathhauſes, mit Recht durch das Augmentativum Salone betitelt, das ungeheuerſte abgeſchloſſene Gefäß das man ſich nicht vorſtellen, auch nicht einmal in der nächſten Erinnerung zurückrufen kann. Dreyhundert Fuß lang, hundert Fuß breit und bis in das der Länge nach ihn deckende Gewölbe hundert Fuß hoch. So gewohnt ſind dieſe Menſchen im Freyen zu le-

ben, daß die Baumeiſter einen Marktplatz zu überwölben fanden.

Und es iſt keine Frage, daß der ungeheuere überwölbte Raum eine eigene Empfindung giebt. Es iſt ein abgeſchloßnes Unendliches, dem Menſchen analoger als der Sternhimmel. Dieſer reißt uns aus uns ſelbſt hinaus, jener drängt uns, auf die gelindeſte Weiſe, in uns ſelbſt zurück.

So verweil' ich auch gern in der Kirche der heiligen Juſtine. Dieſe vierhundert fünf und achtzig Fuß lang, verhältnißmäßig hoch und breit, groß und einfach gebaut. Heut Abend ſetzt' ich mich in einen Winkel und hatte meine ſtille Betrachtung; da fühlt' ich mich recht allein, denn kein Menſch in der Welt, der in dem Augenblick an mich gedacht hätte, würde mich hier geſucht haben.

Nun wäre auch hier wieder einmal eingepackt, morgen früh geht es zu Waſſer auf

der Brenta fort. Heute hat's geregnet, nun ist's wieder ausgehellt und ich hoffe die Lagunen, und die dem Meer vermählte Herrscherin, bey schöner Tageszeit zu erblicken, und aus ihrem Schooß meine Freunde zu begrüßen.

Venedig.

So stand es denn im Buche des Schicksals auf meinem Blatte geschrieben, daß ich 1786 den acht und zwanzigsten September, Abends, nach unserer Uhr um fünfe, Venedig zum erstenmal, aus der Brenta in die Lagunen einfahrend, erblicken, und bald darauf diese wunderbare Inselstadt, diese Biberrepublik betreten und besuchen sollte. So ist denn auch, Gott sey Dank, Venedig mir kein bloßes Wort mehr, kein hohler Name, der mich so oft, mich den Todfeind von Wortschällen, geängstiget hat.

Als die erste Gondel an das Schiff anfuhr, (es geschieht um Passagiere welche Eil haben, geschwinder nach Venedig zu bringen,)

erinnerte ich mich eines frühen Kinderspielzeuges, an das ich vielleicht seit zwanzig Jahren nicht mehr gedacht hatte. Mein Vater besaß ein schönes mitgebrachtes Gondelmodell, er hielt es sehr werth, und mir ward es hoch angerechnet, wenn ich einmal damit spielen durfte. Die ersten Schnäbel von blankem Eisenblech, die schwarzen Gondelkäfige, alles grüßte mich wie eine alte Bekanntschaft, ich genoß einen langentbehrten freundlichen Jugendeindruck.

Ich bin gut logirt in der Königin von England, nicht weit vom Markusplatze, und dieß ist der größte Vorzug des Quartiers; meine Fenster gehen auf einen schmalen Kanal zwischen hohen Häusern, gleich unter mir eine einbogige Brücke, und gegenüber ein schmales belebtes Gäßchen. So wohne ich und so werde ich eine Zeitlang bleiben, bis mein Paquet für Deutschland fertig ist, und bis ich mich am Bilde dieser Stadt satt ge-

ſehen habe. Die Einſamkeit nach der ich oft ſo ſehnſuchtvoll geſeufzt, kann ich nun recht genießen, denn nirgends fühlt man ſich einſamer als im Gewimmel, wo man ſich allen ganz unbekannt durchdrängt. In Venedig kennt mich vielleicht nur Ein Menſch, und der wird mir nicht gleich begegnen.

Venedig, den 28. September 1786.

Wie es mir von Padua hierher gegangen, nur mit wenig Worten: die Fahrt auf der Brenta, mit dem öffentlichen Schiffe, in geſitteter Geſellſchaft, da die Italiäner ſich vor einander in Acht nehmen, iſt anſtändig und angenehm. Die Ufer ſind mit Gärten und Luſthäuſern geſchmückt, kleine Ortſchaften treten bis an's Waſſer, theilweiſe geht die belebte Landſtraße daran hin. Da man ſchleuſenweis den Fluß hinabſteigt, giebt es öfters einen kleinen Aufhalt, den man benutzen

kann, sich auf dem Lande umzusehen und die reichlich angebotenen Früchte zu genießen. Nun steigt man wieder ein und bewegt sich durch eine bewegte Welt voll Fruchtbarkeit und Leben.

Zu so viel abwechselnden Bildern und Gestalten, gesellte sich noch eine Erscheinung, die, obgleich aus Deutschland abstammend, doch hier ganz eigentlich an ihrem Platze war, zwey Pilger nämlich, die ersten die ich in der Nähe sah. Sie haben das Recht mit dieser öffentlichen Gelegenheit umsonst weiter gebracht zu werden; allein weil die übrige Gesellschaft ihre Nähe scheut, so sitzen sie nicht mit in dem bedeckten Raume, sondern hinten bey dem Steuermann. Als eine, in der gegenwärtigen Zeit seltene Erscheinung, wurden sie angestaunt, und, weil früher unter dieser Hülle manch Gesindel umhertrieb, wenig geachtet. Als ich vernahm, daß es Deutsche seyen, keiner andern Sprache mäch-

tig, gesellte ich mich zu ihnen und vernahm, daß sie aus dem Paderbornischen herstammten. Beydes waren Männer schon über funfzig, von dunkler aber gutmüthiger Physiognomie. Sie hatten vor allem das Grab der heiligen drey Könige zu Cöln besucht, waren sodann durch Deutschland gezogen, und nun auf dem Wege, zusammen bis Rom und sodann ins obere Italien zurückzugehen, da denn der eine wieder nach Westphalen zu wandern, der andere aber noch den heiligen Jacob zu Compostell zu verehren gedachte.

Ihre Kleidung war die bekannte, doch sahen sie aufgeschürzt viel besser aus als wir sie in langen Taffetkleidern auf unsern Redouten vorzustellen pflegen. Der große Kragen, der runde Hut, der Stab und die Muschel, als das unschuldigste Trinkgeschirr, alles hatte seine Bedeutung, seinen unmittelbaren Nutzen, die Blechkapsel enthielt ihre Pässe. Das merkwürdigste aber waren ihre kleinen

rothsaffianen Briefstaschen, in diesen befand sich alles kleine Geräthe, was nur irgend einem einfachen Bedürfniß abzuhelfen geneigt seyn mochte. Sie hatten dieselben hervorgezogen, indem sie an ihren Kleidern etwas zu flicken fanden.

Der Steuermann höchst zufrieden daß er einen Dolmetscher fand, ließ mich verschiedene Fragen an sie thun, dadurch vernahm ich manches von ihren Ansichten, besondere aber von ihrer Reise. Sie beklagten sich bitterlich über ihre Glaubensgenossen, ja Weltpriester und Klostergeistliche. Die Frömmigkeit, sagten sie, müsse eine sehr seltene Sache seyn, weil man an die ihrige nirgends glauben wolle, sondern sie fast durchaus, ob sie gleich die ihnen vorgeschriebene geistliche Marschroute und die bischöfflichen Pässe vorgezeigt, in katholischen Landen wie Landstreicher behandle. Sie erzählten dagegen mit Rührung, wie gut sie von den Protestanten aufgenom-

men worden, besonders von einem Landgeistlichen in Schwaben, vorzüglich aber von seiner Frau, welche den einigermaßen widerstrebenden Mann dahin vermocht, daß sie ihnen reichliche Erquickung zutheilen dürfen, welche ihnen sehr Noth gethan. Ja beym Abschiede habe sie ihnen einen Conventions-Thaler geschenkt, der ihnen sehr zu statten gekommen sobald sie das katholische Gebiet wieder betreten. Hierauf sagte der eine mit aller Erhebung deren er fähig war: wir schließen diese Frau aber auch täglich in unser Gebet ein und bitten Gott daß er ihre Augen öffne, wie er ihr Herz für uns geöffnet hat, daß er sie, wenn auch spät, aufnehme in den Schooß der allein seligmachenden Kirche. Und so hoffen wir gewiß ihr dereinst im Paradies zu begegnen.

Von diesem allen erklärte ich was nöthig und nützlich war auf der kleinen Steige sitzend die auf das Verdeck führt, dem Steuermanne

und einigen andern Perſonen, die ſich aus der Kajüte in den engen Raum gedrängt hatten. Den Pilgern wurden einige ärmliche Erquickungen gereicht, denn der Italiäner liebt nicht zu geben. Sie zogen hierauf kleine geweihte Zeddel hervor, worauf zu ſehen das Bild der heiligen drey Könige, nebſt lateiniſchen Gebeten zur Verehrung. Die guten Menſchen baten mich, die kleine Geſellſchaft damit zu beſchenken, und ihr den hohen Werth dieſer Blätter begreiflich zu machen. Dieſes gelang mir auch ganz gut, denn als die beyden Männer ſehr verlegen ſchienen, wie ſie in dem groſſen Venedig das zur Aufnahme der Pilger beſtimmte Kloſter ausfinden ſollten, ſo verſprach der gerührte Steuermann, wenn ſie landeten, wollte er einem Burſchen ſogleich einen Dreyer geben, damit er ſie zu jenem entfernt gelegenen Orte geleitete. Sie würden zwar, ſetzte er vertraulich hinzu, ſie würden dort wenig Troſt finden: die Anſtalt, ſehr groß angelegt um, ich weiß nicht wie

viel Pilger zu faſſen, ſey gegenwärtig ziemlich zuſammen gegangen und die Einkünfte würden eben anders verwendet.

So unterhalten waren wir die ſchöne Brenta herunter gekommen, manchen herrlichen Garten, manchen herrlichen Pallaſt hinter uns laſſend, wohlhabende, belebte Ortſchaften an der Küſte mit flüchtigem Blick beſchauend. Als wir nun in die Lagunen einfuhren, umſchwärmten mehrere Gondeln ſogleich das Schiff. Ein Lombard, in Venedig wohl bekannt, forderte mich auf ihm Geſellſchaft zu leiſten, damit wir geſchwinder drinne wären und der Doganenqual entgingen. Einige die uns abhalten wollten, wußte er mit einem mäßigen Trinkgeld zu beſeitigen und ſo ſchwammen wir, bey einem heitern Sonnenuntergang ſchnell unſerm Ziel entgegen.

Die am 9ten December und f. des abgewichenen Jahres zu Ilmenau gehaltene berggewerkschaftliche Zusammenkunft, wozu eine dem Herrn Bergrath, Voigt, aufgetragene Zuschrift an sämmtliche Mitglieder der Ilmenauer Gewerkschaft unterm 31sten October v. J. eingeladen hatte, wurde von dem

Herrn Legationsrath Bertuch, aus Weimar,
Herrn Regierungsrath Osann, aus Weimar,
Herrn Stadt Syndicus Blumröder, zu Ilmenau,
Herrn Bergfactor Engelhard, aus Lauscha,
Herrn Amtmann und Steuer-Einnehmer Lessler, zu Ilmenau,
Herrn Amtscommissarius Paulsen, daselbst,
Herrn Hofcommissarius Hetzer, das.

für sich und Nahmens anderer Mitglieder der Gewerkschaft besucht. Diese sich einfindenden Abgeordneten nahmen von dem Zustande des Bergwerks aus den commissarischen Vorträgen und aus eigner Untersuchung die nöthige Kenntniß. Man legte ihnen Plane vor, über die sowohl in Ansehung der Concentration als des Schmelzens vortheilhafte Behandlung der Schiefer und Sanderze, mit deren Ausförderung man wieder beschäftiget war. Es wurde auch der Erfolg der bisherigen Versuche dieser Art vorgelegt, und zugleich über einige entferntere Ideen, als wegen eines künftig zu Hülfe zu nehmenden zweyten Schachts ꝛc. Rathschlagung gepflogen. Da aber ein ansehnlicher Theil der Gewerkschaft diese Zusammenkunft zu besuchen oder zu beschicken verhindert

Den 29. Michaelistag, Abends.

Von Venedig iſt ſchon viel erzählt und gedruckt, daß ich mit Beſchreibung nicht umſtändlich ſeyn will, ich ſage nur wie es mir entgegen kömmt. Was ſich mir aber vor allem andern aufdringt, iſt abermals das Volk, eine große Maſſe, ein nothwendiges unwillkührliches Daſeyn.

Dieſes Geſchlecht hat ſich nicht zum Spaß auf dieſe Inſeln geflüchtet, es war keine Willkühr welche die Folgenden trieb ſich mit ihnen zu vereinigen; die Noth lehrte ſie ihre Sicherheit in der unvortheilhafteſten Lage ſuchen, die ihnen nachher ſo vortheilhaft ward, und ſie klug machte, als noch die ganze nördliche Welt im Düſtern gefangen lag; ihre Vermehrung, ihr Reichthum war nothwendige Folge. Nun drängten ſich die Wohnungen

empor und empor, Sand und Sumpf wurden durch Felsen ersetzt, die Häuser suchten die Luft wie Bäume die geschlossen stehen, sie mußten an Höhe zu gewinnen suchen, was ihnen an Breite abging. Auf jede Spanne des Bodens geizig, und gleich anfangs in enge Räume gedrängt, ließen sie zu Gassen nicht mehr Breite, als nöthig war eine Hausreihe von der gegenüberstehenden zu trennen, und dem Bürger nothdürftige Durchgänge zu erhalten. Uebrigens war ihnen das Wasser statt Straße, Platz und Spaziergang. Der Venetianer mußte eine neue Art von Geschöpf werden, wie man denn auch Venedig nur mit sich selbst vergleichen kann. Der große schlangenförmig gewundene Canal weicht keiner Straße in der Welt, dem Raum vor dem Markusplatze kann wohl nichts an die Seite gesetzt werden. Ich meine den großen Wasserspiegel, der disseits von dem eigentlichen Venedig, im halben Mond umfaßt wird. Ueber der Wasserfläche sieht man links die

Inſel St. Giorgio, etwas weiter rechts die Giudecca und ihren Canal, noch weiter rechts die Dogane und die Einfahrt in den Canal Grande, wo uns gleich ein Paar ungeheure Marmortempel entgegen leuchten. Dieß ſind mit wenigen Zügen die Hauptgegenſtände die uns in die Augen fallen, wenn wir zwiſchen den zwey Säulen des Markusplatzes hervortreten. Die ſämmtlichen Aus- und Anſichten ſind ſo oft in Kupfer geſtochen, daß die Freunde davon ſich gar leicht einen anſchaulichen Begriff machen können.

Nach Tiſche eilte ich mir erſt einen Eindruck des Ganzen zu verſichern, und warf mich, ohne Begleiter, nur die Himmelsgegenden merkend, in's Labyrinth der Stadt, welche obgleich durchaus von Canälen und Canälchen durchſchnitten, durch Brücken und Brückchen wieder zuſammenhängt. Die Enge und Gedrängtheit des Ganzen denkt man nicht, ohne es geſehen zu haben. Gewöhnlich kann

man die Breite der Gasse mit ausgereckten Armen entweder ganz oder beynahe messen, in den engsten stößt man schon mit den Ellbogen an, wenn man die Hände in die Seite stemmt; es giebt wohl breitere, auch hie und da ein Plätzchen, verhältnißmäßig aber kann alles enge genannt werden.

Ich fand leicht den großen Canal und die Hauptbrücke Rialto, sie besteht aus einem einzigen Bogen von weißem Marmor. Von oben herunter ist es eine große Ansicht, der Canal gesäet voll Schiffe, die alles Bedürfniß vom festen Lande herbeyführen, und hier hauptsächlich anlegen und ausladen, dazwischen wimmelt es von Gondeln. Besonders heute, als am Michaelisfeste, gab es einen Anblick wunderschön lebendig; doch um diesen einigermaßen darzustellen, muß ich etwas weiter ausholen.

Die beyden Hauptheile von Venedig, welche der große Canal trennt, werden durch

die einzige Brücke Rialto mit einander verbunden, doch ist auch für mehrere Communication gesorgt, welche, in offenen Barken, an bestimmten Ueberfahrtspunkten geschieht. Nun sah es heute sehr gut aus, als die wohlgekleideten, doch mit einem schwarzen Schleier bedeckten Frauen, sich viele zusammen übersetzen ließen, um zu der Kirche des gefeyerten Erzengels zu gelangen. Ich verließ die Brücke, und begab mich an einen solchen Ueberfahrtspunkt, die Aussteigenden genau zu betrachten. Ich habe sehr schöne Gesichter und Gestalten darunter gefunden.

Nachdem ich müde geworden, setzte ich mich in eine Gondel, die engen Gassen verlassend, und fuhr, mir das entgegengesetzte Schauspiel zu bereiten, den nördlichen Theil des großen Canals durch, um die Insel der heiligen Clara, in die Lagunen, den Canal der Giud.cca herein, bis gegen den Markusplatz, und war nun auf einmal ein Mitherr

des Adriatiſchen Meeres, wie jeder Venetianer ſich fühlt, wenn er ſich in ſeine Gondel legt. Ich gedachte dabey meines guten Vaters in Ehren, der nichts beſſeres wußte, als von dieſen Dingen zu erzählen. Wird mir's nicht auch ſo gehen? Alles was mich umgiebt iſt würdig, ein großes reſpectables Werk verſammelter Menſchenkraft, ein herrliches Monument, nicht eines Gebieters, ſondern eines Volks. Und wenn auch ihre Lagunen ſich nach und nach ausfüllen, böſe Dünſte über dem Sumpfe ſchweben, ihr Handel geſchwächt, ihre Macht geſunken iſt; ſo wird die ganze Anlage der Republik und ihr Weſen nicht einen Augenblick dem Beobachter weniger ehrwürdig ſeyn. Sie unterliegt der Zeit, wie alles was ein erſcheinendes Daſeyn hat.

Den 30. September.

Gegen Abend verlief ich mich wieder, ohne Führer, in die entfernteſten Quartiere der Stadt. Die hieſigen Brücken ſind alle mit Treppen angelegt, damit Gondeln und auch wohl größere Schiffe bequem unter den Bogen hinfahren. Ich ſuchte mich in und aus dieſem Labyrinthe zu finden, ohne irgend jemand zu fragen, mich abermals nur nach der Himmelsgegend richtend. Man entwirrt ſich wohl endlich, aber es iſt ein unglaubliches Gehecke in einander, und meine Manier ſich recht ſinnlich davon zu überzeugen, die beſte. Auch habe ich mir, bis an die letzte bewohnte Spitze, der Einwohner Betragen, Lebensart, Sitte und Weſen gemerkt, in jedem Quartiere ſind ſie anders beſchaffen. Du lieber Gott! was doch der Menſch für ein armes, gutes Thier iſt!

Sehr viele Häuſerchen ſtehen unmittelbar in den Canälen, doch giebt es hie und da ſchön gepflaſterte Steindämme, auf denen man zwiſchen Waſſer, Kirchen und Palläſten gar angenehm hin und wieder ſpaziert. Luſtig und erfreulich iſt der lange Steindamm, an der nördlichen Seite, von welchem die Inſeln, beſonders Murano, das Venedig im Kleinen, geſchaut werden. Die Lagunen dazwiſchen ſind von vielen Gondeln belebt.

Den 30. September Abends.

Heute habe ich abermals meinen Begriff von Venedig erweitert, indem ich mir den Plan verſchaffte. Als ich ihn einigermaßen ſtudirt, beſtieg ich den Markusthurm, wo ſich dem Auge ein einziges Schauſpiel darſtellt. Es war um Mittag und heller Sonnenſchein, daß ich ohne Perſpectiv Nähen und Fernen genau erkennen konnte. Die Fluth bedeckte

die Lagunen, und als ich den Blick nach dem ſogenannten Lido wandte, (es iſt ein ſchmaler Erdſtreif, der die Lagunen ſchließt,) ſah ich zum erſtenmal das Meer und einige Segel darauf. In den Lagunen ſelbſt liegen Galeeren und Fregatten, die zum Ritter Emo ſtoßen ſollten, der den Algierern den Krieg macht, die aber wegen ungünſtiger Winde liegen bleiben. Die Paduaniſchen und Vicentiniſchen Berge und das Tyroler Gebirge ſchließen, zwiſchen Abend und Mitternacht, das Bild ganz trefflich ſchön.

Den 1. Oktober.

Ich ging und beſah mir die Stadt in mancherley Rückſichten, und da es eben Sonntag war, fiel mir die große Unreinlichkeit der Straßen auf, worüber ich meine Betrachtungen anſtellen mußte. Es iſt wohl eine Art von Polizey in dieſem Artikel, die Leute ſchieben den Kehrig in die Ecken, auch ſehe ich große Schiffe hin und wiederfahren, die an manchen Ort ſtille liegen und das Kehrig mitnehmen, Leute von den Inſeln umher, welche des Düngers bedürfen; aber es iſt in dieſen Anſtalten weder Folge noch Strenge, und deſto unverzeihlicher die Unreinlichkeit der Stadt, da ſie ganz zu Reinlichkeit angelegt worden, ſo gut als irgend eine holländiſche.

Alle Straßen ſind geplattet, ſelbſt die entfernteſten Quartiere wenigſtens mit Back-

gewesen, die gegenwärtigen Herren Abgeordneten aber theils hinlängliche Bedenkzeit, theils genauere Instruction ihrer Constituenten zu erlangen wünschten, so führte dieser Umstand zu der Erwägung, daß es zum Besten der ganzen Unternehmung beytragen müsse, wenn sämmtliche Mitglieder der Berggewerkschaft gewisse bleibende Repräsentanten bestellen, künftig einen festzusetzenden Gewerkentag jährlich besuchen oder beschicken und sich auf diese Weise in den Stand setzen würden, jezt und künftig, bey der eintretenden nützlichen Bewirthschaftung des Werks, ohne weiteren Zeitverlust zweckmäßige und feste Entschliessungen fassen zu können. Die gewerkschaftlichen Abgeordneten behielten sich vor, hierüber besondere schriftliche Vorschläge zu thun.

Es war also der Commission nichts übrig, als den ausgeschriebenen Gewerkentag mit diesen Vorbereitungen zu beschliessen, und dem 28sten April 1794 zu einer anderweiten gewerkschaftlichen Versammlung anzusetzen, bis dahin aber sich alle Mühe zu geben, damit alles das, was dazu dienen könnte, das Bergwerk durch eine geschickte Behandlung seiner Producte zu einem wirklichen Ertrag zu bringen, mit Erbittung des Beyraths sachkundiger Männer, davon die berühmtesten ohnehin unter den auswärtigen Mitgliedern der Gewerkschaft befindlich sind, geprüft und zur Entschliessung vorbereitet, inzwischen aber das Werk, ohne weitere Vorschritte, in dem gegenwärtigen Stande erhalten werde.

Die Protocolle über diese Gewerkentagsverhandlungen wurden den dabey gegenwärtig gewesenen Abgeordneten, nebst den Beylagen, in Abschrift mitgetheilt, und Ihrer Seits wurde ein Plan zur künftigen Repräsentation und Geschäftsführung der Gewerkschaft an die

Com-

ſteinen auf der hohen Kante ausgeſetzt, wo es nöthig in der Mitte ein wenig erhaben, an der Seite Vertiefungen das Waſſer aufzufaſſen und in bedeckte Canäle zu leiten. Noch andere architektoniſche Vorrichtungen der erſten wohlüberdachten Anlage zeigen von der Abſicht trefflicher Baumeiſter, Venedig zu der reinſten Stadt zu machen, wie ſie die ſonderbarſte iſt. Ich konnte nicht unterlaſſen gleich im Spaziergehen eine Anordnung deßhalb zu entwerfen, und einem Polizeyvorſteher, dem es Ernſt wäre, in Gedanken vorzuarbeiten. So hat man immer Trieb und Luſt vor fremden Thüren zu kehren.

Den 2. Oktober 1786.

Vor allem eilte ich in die Carita: ich hatte in des Palladio Werken gefunden, daß er hier ein Klostergebäude angegeben, in welchem er die Privatwohnung der reichen und gastfreyen Alten darzustellen gedachte. Der, sowohl im Ganzen als in seinen einzelnen Theilen, trefflich gezeichnete Plan machte mir unendliche Freude, und ich hoffte ein Wunderwerk zu finden; aber ach! es ist kaum der zehnte Theil ausgeführt; doch auch dieser Theil seines himmlischen Genius würdig, eine Vollkommenheit in der Anlage, und eine Genauigkeit in der Ausführung, die ich noch nicht kannte. Jahre lang sollte man in Betrachtung so eines Werks zubringen. Mich dünkt ich habe nichts höheres, nichts vollkommneres gesehen, und glaube daß ich mich nicht irre. Denke man sich aber auch den trefflichen Künstler, mit

dem innern Sinn für's Große und Gefällige geboren, der erſt mit unglaublicher Mühe ſich an den Alten heranbildet, um ſie alsdann durch ſich wieder herzuſtellen. Dieſer findet Gelegenheit einen Lieblingsgedanken auszuführen, ein Kloſter, ſo vielen Mönchen zur Wohnung, ſo vielen Fremden zur Herberge beſtimmt, nach der Form eines antiken Privatgebäudes aufzurichten.

Die Kirche ſtand ſchon, aus ihr tritt man in ein Atrium von korinthiſchen Säulen, man iſt entzückt und vergißt auf einmal alles Pfaffenthum. An der einen Seite findet man die Sacriſtey, an der andern ein Kapitelzimmer, daneben die ſchönſte Wendeltreppe von der Welt, mit offener weiter Spindel, die ſteinernen Stufen in die Wand gemauert, und ſo geſchichtet daß eine die andere trägt, man wird nicht müde ſie auf und abzuſteigen; wie ſchön ſie gerathen ſey, kann man daraus abnehmen, daß ſie Palladio ſelbſt für

wohlgerathen angiebt. Aus dem Vorhof tritt man in den innern großen Hof. Von dem Gebäude das ihn umgeben ſollte, iſt leider nur die linke Seite aufgeführt, drey Säulenordnungen über einander, auf der Erde Hallen, im erſten Stock ein Bogengang vor den Zellen hin, der obere Stock Mauer mit Fenſtern. Doch dieſe Beſchreibung muß durch den Anblick der Riſſe geſtärkt werden. Nun ein Wort von der Ausführung.

Nur die Häupter und Füße der Säulen und die Schlußſteine der Bogen ſind von gehauenem Stein, das übrige alles, ich darf nicht ſagen von Backſteinen, ſondern von gebranntem Thon. Solche Ziegeln kenne ich gar nicht. Fries und Karnies ſind auch daraus, die Glieder der Bogen gleichfalls, alles theilweiſe gebrannt, und das Gebäude zuletzt nur mit wenig Kalk zuſammengeſetzt. Es ſteht wie aus einem Guß. Wäre das Ganze fertig geworden, und man ſähe es reinlich abgerie-

den und gefärbt, es müßte ein himmlischer Anblick seyn.

Jedoch die Anlage war zu groß, wie bey so manchem Gebäude der neuern Zeit. Der Künstler hatte nicht nur vorausgesetzt, daß man das jetzige Kloster abreißen, sondern auch anstoßende Nachbarshäuser kaufen werde, und da mögen Geld und Lust ausgegangen seyn. Du liebes Schicksal, das du so manche Dummheit begünstigt und verewigt hast, warum ließest du dieses Werk nicht zu Stande kommen!

Den 3. Oktober.

Die Kirche Il Redentore, ein ſchönes groſſes Werk von Palladio, die Façade lobenswürdiger als die von St. Giorgio. Dieſe mehrmals in Kupfer geſtochenen Werke müßte man vor ſich ſehen, um das Geſagte verdeutlichen zu können. Hier nur wenige Worte.

Palladio war durchaus von der Exiſtenz der Alten durchdrungen, und fühlte die Kleinheit und Enge ſeiner Zeit, wie ein groſſer Menſch der ſich nicht hingeben, ſondern das Uebrige ſo viel als möglich nach ſeinen edlen Begriffen umbilden will. Er war unzufrieden, wie ich aus gelinder Wendung ſeines Buches ſchlieſſe, daß man bey chriſtlichen Kirchen nach der Form der alten Baſiliken zu bauen fortfahre, er ſuchte deßhalb ſeine heiligen Gebäude der alten Tempelform zu nähern; daher entſtanden gewiſſe

Unschicklichkeiten, die mir bey Il Redentore glücklich beseitigt, bey St. Giorgio aber zu auffallend erscheinen. Volckmann sagt etwas davon, trifft aber den Nagel nicht auf den Kopf.

Inwendig ist Il Redentore gleichfalls köstlich, alles, auch die Zeichnung der Altäre, von Palladio; leider die Nischen, die mit Statuen ausgefüllt werden sollten, prangen mit flachen, ausgeschnittenen, gemalten Bretfiguren.

Den 3. Oktober.

Dem heiligen Franciskus zu Ehren, hatten die Peters-Capuziner einen Seitenaltar mächtig ausgeputzt, man sah nichts von Stein als die korinthischen Capitäle, alles übrige schien mit einer geschmackvollen prächtigen Stickerey, nach Art der Arabesken, überzogen, und zwar so artig als man nur etwas zu sehen wünschte. Besonders wunderte ich mich über die breiten, goldgestickten Ranken und Laubwerke. Ich ging näher und fand einen recht hübschen Betrug. Alles was ich für Gold gehalten hatte, war breit gedrücktes Stroh, nach schönen Zeichnungen auf Papier geklebt, der Grund mit lebhaften Farben angestrichen, und das so mannigfaltig und geschmackvoll, daß dieser Spaß, dessen Material gar nichts werth war, und der wahrscheinlich im Kloster selbst ausgeführt wurde,

mehrere Tauſend Thaler müßte gekoſtet haben, wenn er ächt hätte ſeyn ſollen. Man könnte es gelegentlich wohl nachahmen.

Auf einem Uferdamme, im Angeſicht des Waſſers, bemerkte ich ſchon einigemal einen geringen Kerl, welcher einer größern oder kleinern Anzahl von Zuhörern, im venetianiſchen Dialect, Geſchichten erzählte; ich kann leider nichts davon verſtehen, es lacht aber kein Menſch, nur ſelten lächelt das Auditorium, das meiſt aus der ganz niedern Claſſe beſteht. Auch hat der Mann nichts auffallendes noch lächerliches in ſeiner Art, vielmehr etwas ſehr geſetztes, zugleich eine bewundrungswürdige Mannigfaltigkeit und Präciſion, welche auf Kunſt und Nachdenken hinwieſen, in ſeinen Gebärden.

Den 3. Oktober.

Den Plan in der Hand ſuchte ich mich durch die wunderlichſten Irrgänge bis zur Kirche der Mendicanti zu finden. Hier iſt das Conſervatorium, welches gegenwärtig den meiſten Beyfall hat. Die Frauenzimmer führten ein Oratorium hinter dem Gitter auf, die Kirche war voll Zuhörer, die Muſik ſehr ſchön, und herrliche Stimmen. Ein Alt ſang den König Saul, die Hauptperſon des Gedichtes. Von einer ſolchen Stimme hatte ich gar keinen Begriff, einige Stellen der Muſik waren unendlich ſchön, der Text vollkommen ſingbar, ſo italiäniſch Latein, daß man an manchen Stellen lachen muß, die Muſik aber findet hier ein weites Feld.

Es wäre ein trefflicher Genuß geweſen, wenn nicht der vermaledeyte Capellmeiſter den

Commission übergeben. Die Zweckmäßigkeit der in diesem Plan enthaltenen Vorschläge, die Achtung welche man den Wünschen und Gesinnungen einer so beträchtlichen Anzahl der Theilhaber des Werks, (immaßen die gewerkschaftlichen Abgeordneten sich wegen mehr als 300 Kuxe legitimirt haben) schuldig zu seyn glaubt, bestimmen die F. Bergwerks-Commission, den eingereichten Plan, No. den man der gegenwärtigen Nachricht beyfügt und itzt nicht wiederholt, zu genehmigen und durchgehends künftig zum Grund des gewerkschaftlichen Verhältnisses zu legen. Man hat daher zu dessen Ausführung nachstehende darauf Bezug habende Vollmacht abgefaßt, die mit gegenwärtiger Nachricht jedem No. einzelnen Theilhaber noch besonders zugesendet wird, um solche auf einen beliebigen Bevollmächtigten richten, und demselben zu dem nächsten Gewerkentag, falls man diesen nicht in Person besuchen will, instruiren zu können. Die Wahl des Abzuordnenden steht zwar ganz frey; doch ist nicht zu zweifeln, daß auch jeder der obenbenannten schon mit dem Werke bekannten Männer mehrere Aufträge gefällig übernehmen wird.

Um aber die sämmtlichen Mitglieder der Berggewerkschaft, besonders diejenigen, welche am 9ten December v. J. nicht zu Ilmenau selbst erscheinen oder Aufträge dazu geben können, mit der Lage und Aussicht des Werks von neuem bekannt zu machen, will man kürzlich folgendes wiederholen.

Im Monath September 1792 wurde der Gegenstand der ganzen Unternehmung, das Ilmenauer Flötz, nach ausgeführter Wassergewältigung, glücklich erreicht. Bis Ostern 1793 förderte man davon gegen 50000 Centner aus, und ließ nun den Bergbau auf einige Zeit ruhen, um die Schmelzhütte herzustellen, deren

Takt mit einer Rolle Noten, wider das Gitter, und ſo unverſchämt geklappt hätte, als habe er mit Schuljungen zu thun, die er eben unterrichtete; und die Mädchen hatten das Stück oft wiederholt, ſein Klatſchen war ganz unnöthig und zerſtörte allen Eindruck, nicht anders als wenn einer, um uns eine ſchöne Statue begreiflich zu machen, ihr Scharlachläppchen auf die Gelenke klebte. Der fremde Schall hebt alle Harmonie auf. Das iſt nun ein Muſiker und er hört es nicht, oder er will vielmehr, daß man ſeine Gegenwart durch eine Unſchicklichkeit vernehmen ſoll, da es beſſer wäre, er ließe ſeinen Werth an der Vollkommenheit der Ausführung errathen. Ich weiß, die Franzoſen haben es an der Art, den Italiänern hätte ich es nicht zugetraut, und das Publikum ſcheint daran gewöhnt. Es iſt nicht das einzigemal daß es ſich einbilden läßt, das gerade gehöre zum Genuß, was den Genuß verdirbt.

Den 3. Oktober.

Geſtern Abend Oper zu St. Moſes, (denn die Theater haben ihren Namen von der Kirche der ſie am nächſten liegen,) nicht recht erfreulich! Es fehlt dem Plan, der Muſik, den Sängern eine innere Energie, welche allein eine ſolche Darſtellung auf den höchſten Punkt treiben kann. Man konnte von keinem Theile ſagen er ſey ſchlecht; aber nur die zwey Frauen ließen ſich's angelegen ſeyn, nicht ſowohl gut zu agiren, als ſich zu produciren und zu gefallen. Das iſt denn immer etwas. Es ſind zwey ſchöne Figuren, gute Stimmen, artige, muntere, gätliche Perſönchen. Unter den Männern dagegen keine Spur von innerer Gewalt und Luſt dem Publikum etwas aufzuheften, ſo wie keine entſchieden glänzende Stimme.

Das Ballet, von elender Erfindung, warb im Ganzen ausgepfiffen, einige treffliche Springer und Springerinnen jedoch, welche letztere ſich es zur Pflicht rechneten die Zuſchauer mit jedem ſchönen Theil ihres Körpers bekannt zu machen, wurden weidlich beklatſcht.

Den 3. Oktober.

Heute dagegen ſah ich eine andere Komödie, die mich mehr gefreut hat. Im herzoglichen Pallaſt hörte ich eine Rechtsſache öffentlich verhandeln, ſie war wichtig und zu meinem Glück in den Ferien vorgenommen. Der eine Advocat war alles, was ein übertriebener Buffo nur ſeyn ſollte. Figur dick, kurz, doch beweglich, ein ungeheuer vorſpringendes Profil, eine Stimme wie Erz und eine Heftigkeit, als wenn es ihm aus tiefſtem Grunde des Herzens ernſt wäre was er ſagte. Ich nenne dieß eine Comödie, weil alles wahr-

scheinlich schon fertig ist, wenn die öffentliche Darstellung geschieht; die Richter wissen was sie sprechen sollen, und die Partey weiß was sie zu erwarten hat. Indessen gefällt mir diese Art unendlich besser, als unsere Stuben- und Canzley-Hockereyen. Und nun von den Umständen, und wie artig, ohne Prunk, wie natürlich alles zugeht, will ich suchen einen Begriff zu geben.

In einem geräumigen Saal des Pallastes saßen an der einen Seite die Richter im Halbzirkel. Gegen ihnen über, auf einem Catheder, der mehrere Personen neben einander fassen konnte, die Advocaten beyder Parteyen, unmittelbar vor demselben, auf einer Bank, Kläger und Beklagte in eigner Person. Der Advocat des Klägers war von dem Catheder herabgestiegen, denn die heutige Sitzung war zu keiner Controvers bestimmt. Die sämmtlichen Documente für und wider, obgleich schon gedruckt, sollten vorgelesen werden.

Ein hagerer Schreiber, in schwarzem kümmerlichen Rocke, ein dickes Heft in der Hand, bereitete sich die Pflicht des Lesenden zu erfüllen. Von Zuschauern und Zuhörern war übrigens der Saal gedrängt voll. Die Rechtsfrage selbst, so wie die Personen welche sie betraf, mußten den Venetianern höchst bedeutend scheinen.

Fideicommisse haben in diesem Staat die entschiedenste Gunst, ein Besitzthum welchem einmal dieser Charakter aufgeprägt ist, behält ihn für ewige Zeiten, es mag, durch irgend eine Wendung oder Umstand, vor mehrern hundert Jahren veräußert worden, durch viele Hände gegangen seyn, zuletzt, wenn die Sache zur Sprache kommt, behalten die Nachkommen der ersten Familie Recht und die Güter müssen heraus gegeben werden.

Dießmal war der Streit höchst wichtig, denn die Klage ging gegen den Doge selbst,

oder vielmehr gegen seine Gemahlin, welche denn auch in Person auf dem Bänkchen, vom Kläger nur durch einen kleinen Zwischenraum getrennt, in ihren Zendal gehüllt dasaß. Eine Dame von gewissem Alter, edlem Körperbau, wohlgebildetem Gesicht, auf welchem ernste, ja wenn man will, etwas verdrießliche Züge zu sehen waren. Die Venetianer bildeten sich viel darauf ein, daß die Fürstin, in ihrem eignen Pallast, vor dem Gericht und ihnen erscheinen müsse.

Der Schreiber fing zu lesen an und nun ward mir erst deutlich, was ein im Angesicht der Richter, ohnfern des Catheders der Advocaten, hinter einem kleinen Tische, auf einem niedern Schemel sitzendes Männchen, besonders aber die Sanduhr bedeute, die er vor sich niedergelegt hatte. So lange nämlich der Schreiber liest, so lange läuft die Zeit nicht, dem Advocaten aber., wenn er dabey sprechen will, ist nur im Ganzen eine gewisse Frist ge-

gönnt. Der Schreiber lieſt, die Uhr liegt, das Männchen hat die Hand daran. Thut der Advocat den Mund auf, ſo ſteht auch die Uhr ſchon in der Höhe, die ſich ſogleich niederſenkt ſobald er ſchweigt. Hier iſt nun die groſse Kunſt, in den Fluſs der Vorleſung hineinzureden, flüchtige Bemerkungen zu machen, Aufmerkſamkeit zu erregen und zu fordern. Nun kommt der kleine Saturn in die gröſste Verlegenheit. Er iſt genöthigt den horizontalen und vertikalen Stand der Uhr jeden Augenblick zu verändern, er befindet ſich im Fall der böſen Geiſter im Puppenſpiel, die auf das ſchnell-wechſelnde Verlicke! Verlocke! des muthwilligen Hanswurſts nicht wiſſen wie ſie gehen oder kommen ſollen.

Wer in Canzleyen hat collationiren hören, kann ſich eine Vorſtellung von dieſer Vorleſung machen, ſchnell, eintönig, aber doch articulirt und deutlich genug. Der kunſtreiche Advocat weiſs nun durch

Scherze die Langeweile zu unterbrechen und das Publikum ergetzt ſich an ſeinen Späßen in ganz unmäßigem Gelächter. Eines Scherzes muß ich gedenken, des auffallendſten unter denen die ich verſtand. Der Vorleſer recitirte ſo eben ein Document, wodurch einer jener unrechtmäßig geachteten Beſitzer über die fraglichen Güter disponirte. Der Advocat hieß ihn langſamer leſen, und als er die Worte deutlich ausſprach: ich ſchenke, ich vermache! fuhr der Redner heftig auf den Schreiber los und rief: was willſt du ſchenken, was vermachen? du armer ausgehungerter Teufel! gehört dir doch gar nichts in der Welt an. Doch, fuhr er fort, indem er ſich zu beſinnen ſchien, war doch jener erlauchte Beſitzer in eben dem Fall, er wollte ſchenken, wollte vermachen, was ihm ſo wenig gehörte als dir. Ein unendlich Gelächter ſchlug auf, doch ſogleich nahm die Sanduhr die horizontale Lage wieder an. Der Vorleſer ſummt

fort, machte dem Advocaten ein flämiſch Geſicht, doch das ſind alles verabredete Späße.

Den 4. Oktober.

Geſtern war ich in der Comödie, Theater St. Lucas, die mir viel Freude gemacht hat, ich ſah ein extemporirtes Stück in Masken, mit viel Naturell, Energie und Bravour aufgeführt. Freylich ſind ſie nicht alle gleich; der Pantalon, ſehr brav, die eine Frau ſtark und wohlgebaut, keine außerordentliche Schauſpielerin, ſpricht excellent und weiß ſich zu betragen. Ein tolles Sujet, demjenigen ähnlich, das bey uns unter dem Titel: der Verſchlag behandelt iſt. Mit unglaublicher Abwechslung unterhielt es mehr als drey Stunden. Doch iſt auch hier das Volk wieder die Baſe worauf dieß alles ruht, die Zuſchauer ſpielen mit und die Menge verſchmilzt mit dem Theater in ein Ganzes. Den Tag über

auf dem Platz und am Ufer, aus den Gondeln und im Pallaſt, der Käufer und Verkäufer, der Bettler, der Schiffer, die Nachbarin, der Advocat und ſein Gegner, alles lebt und treibt, und läßt ſich es angelegen ſeyn, ſpricht und betheuert, ſchreyt und bietet aus, ſingt und ſpielt, flucht und lärmt. Und Abends gehen ſie in's Theater und ſehen und hören das Leben ihres Tages, künſtlich zuſammengeſtellt, artiger aufgeſtutzt, mit Mährchen durchflochten, durch Masken von der Wirklichkeit abgerückt, durch Sitten genähert. Hierüber freun ſie ſich kindiſch, ſchreyen wieder, klatſchen und lärmen. Von Tag zu Nacht, ja von Mitternacht zu Mitternacht iſt immer alles ebendaſſelbe.

Ich habe aber auch nicht leicht natürlicher agiren ſehen, als jene Masken, ſo wie es nur bey einem ausgezeichnet glücklichen Naturell durch längere Uebung erreicht werden kann.

man, es sey nun, daß man die probierten Flöz-Producte ohne Aufbereitung, oder concentrirt, durch Versuche im Großen, zu Gute bringen wollte, bald benöthiget war. Den 19ten August v. J. wurde der Anfang mit Rohschmelzen gemacht; es zeigte sich aber hierbey, was die Proben im Kleinen nicht entschieden hatten, daß nehmlich die Verschmelzung der Schiefer, nach ihrer dermahligen Beschaffenheit, im Rohen mit Vortheil nicht auszuführen sey. Man hielt also inne, und sann auf Mittel, die Vortheile des Schmelzens zu erhöhen. Man versuchte besonders, die in dem großen Haufwerk des Schiefers zerstreuten Erztheilchen, so wie mit dem Sanderzen schon geschehen war, durch Pochen und Waschen zu separiren. Die angestellten Versuche fielen günstig aus. Man erhielt aus den Schiefern zwar nicht so viel Schliche, als aus den Sanderzen, aber doch soviel, daß man im Durchschnitt auf 4 bis 6 Pfund vom Hundert bey den Schiefern und Sanderzen annehmen kann. Dieser Schliech hält auf den Centner oder 100 Pfund, im Durchschnitt vieler angestellten Proben, 30 Pfund Bley, 3 Pfund Kupfer und vier Loth Silber. Wenn man hiernach den Calcul zieht, und Einnahme und Ausgabe möglichst
III. genau berechnet, wie in der Extracts-Beylage geschehen ist, so findet sich, daß bey dem jetzigen Gehalt jener Flöz-Producte, ein sehr bedeutender Ueberschuß für das Werk gewonnen werde.

Selbst die anfängliche geringere Hältigkeit des Flözes hat für das Bergwerk, wenn sie sich sogar auch nicht verbessern sollte, die Aussicht nachhaltiger Vortheile nicht benommen. Denn durch die gelungenen Versuche einer Concentration der metallhaltigen Flöz-Arten wird die zu ihrer Verschmelzung nöthige Kohlen-

bedürfs

Da ich das ſchreibe, machen ſie einen gewaltigen Lärm auf dem Kanal, unter meinem Fenſter, und Mitternacht iſt vorbey. Sie haben im Guten und Böſen immer etwas zuſammen.

Den 4. Oktober.

Oeffentliche Redner habe ich nun gehört: drey Kerls auf dem Platze und Uferſteindamme, jeden nach ſeiner Art Geſchichten erzählend, ſodann zwey Sachwalter, zwey Prediger, die Schauſpieler, worunter ich beſonders den Pantalon rühmen muß, alle dieſe haben etwas gemeinſames, ſowohl weil ſie von ein und derſelben Nation ſind, die, ſtets öffentlich lebend, immer in leidenſchaftlichem Sprechen begriffen iſt, als auch weil ſie ſich unter einander nachahmen. Hierzu kommt noch eine entſchiedene Gebärdenſprache, mit welcher ſie die Ausdrücke ihrer Intentionen, Geſinnungen und Empfindungen begleiten.

Heute am Feſt des heiligen Franziskus war ich in ſeiner Kirche alle Vigne. Des Kapuziners laute Stimme ward von dem Geſchrey der Verkäufer vor der Kirche, wie von einer Antiphone, begleitet; ich ſtand in der Kirchthüre zwiſchen beiden, und es war wunderlich genug zu hören.

Den 5. Oktober.

Heute früh war ich im Arſenal, mir immer intereſſant genug, da ich noch kein Seewesen kenne, und hier die untere Schule beſuchte: denn freylich ſieht es hier nach einer alten Familie aus, die ſich noch rührt, obgleich die beſte Zeit der Blüthe und der Früchte vorüber iſt. Da ich denn auch den Handwerkern nachgehe, habe ich manches Merkwürdige geſehen, und ein Schiff von vier und achtzig Kanonen, deſſen Gerippe fertig ſteht, beſtiegen.

Ein gleiches iſt vor ſechs Monaten, an der Riva de Sciavoni, bis aufs Waſſer verbrannt, die Pulverkammer war nicht ſehr gefüllt und da ſie ſprang, that es keinen groſſen Schaden. Die benachbarten Häuſer büßten ihre Scheiben ein.

Das ſchönſte Eichenholz, aus Iſtrien, habe ich verarbeiten ſehen, und dabey über den Wachsthum dieſes werthen Baumes, meine ſtillen Betrachtungen angeſtellt. Ich kann nicht genug ſagen, was meine ſauer erworbene Kenntniß natürlicher Dinge, die doch der Menſch zuletzt als Materialien braucht, und in ſeinen Nutzen verwendet, mir überall hilft um mir das Verfahren der Künſtler und Handwerker zu erklären; ſo iſt mir auch die Kenntniß der Gebirge und des daraus genommenen Geſteins ein groſſer Vorſprung in der Kunſt.

Den 3. Oktober.

Um mit einem Worte den Begriff des Bucentaur auszusprechen, nenne ich ihn eine Prachtgaleere. Der ältere, von dem wir noch Abbildungen haben, rechtfertigt diese Benennung noch mehr als der gegenwärtige, der uns durch seinen Glanz über seinen Ursprung verblendet.

Ich komme immer auf mein Altes zurück. Wenn dem Künstler ein ächter Gegenstand gegeben ist, so kann er etwas ächtes leisten. Hier war ihm aufgetragen eine Galeere zu bilden, die werth wäre die Häupter der Republik, am feyerlichsten Tage, zum Sacrament ihrer hergebrachten Meerherrschaft, zu tragen, und diese Aufgabe ist fürtrefflich ausgeführt. Das Schiff ist ganz Zierat, also darf man nicht sagen: mit Zierat überladen,

ganz vergoldetes Schnitzwerk, sonst zu keinem Gebrauch, eine wahre Monstranz, um dem Volke seine Häupter recht herrlich zu zeigen. Wissen wir doch: das Volk, wie es gern seine Hüte schmückt, will auch seine Obern prächtig und geputzt sehen. Dieses Prunkschiff ist ein rechtes Inventarienstück, woran man sehen kann, was die Venetianer waren und sich zu seyn dünkten.

Den 5. Oktober Nachts.

Ich komme noch lachend aus der Tragödie und muß diesen Scherz gleich auf dem Papier befestigen. Das Stück war nicht schlimm, der Verfasser hatte alle tragischen Matadore zusammengesteckt und die Schauspieler hatten gut spielen. Die meisten Situationen waren bekannt, einige neu und ganz glücklich. Zwey Väter die sich hassen, Söhne und Töchter aus diesen getrennten Familien,

leidenschaftlich über's Kreuz verliebt, ja das eine Paar heimlich verheiratet. Es ging wild und grausam zu, und nichts blieb zuletzt übrig, um die jungen Leute glücklich zu machen, als daß die beyden Väter sich erstachen, worauf, unter lebhaftem Händeklatschen, der Vorhang fiel. Nun ward aber das Klatschen heftiger, nun wurde fuora gerufen, und das so lange, bis sich die zwey Hauptpaare bequemten hinter dem Vorhang hervorzukriechen, ihre Bücklinge zu machen und auf der andern Seite wieder abzugehen.

Das Publikum war noch nicht befriedigt, es klatschte fort und rief: i morti! das dauerte so lange, bis die zwey Todten auch herauskamen und sich bückten, da denn einige Stimmen riefen: bravi i morti! sie wurden durch Klatschen lange festgehalten, bis man ihnen gleichfalls endlich abzugehen erlaubte. Diese Posse gewinnt für den Augen- und Ohrenzeugen unendlich, der das Bravo! Bra-

vi! das die Italiäner immer im Munde führen, ſo in den Ohren hat wie ich, und dann auf einmal auch die Todten mit dieſem Ehrenwort anrufen hört.

Gute Nacht! ſo können wir Nordländer zu jeder Stunde ſagen, wenn wir im Finſtern ſcheiden, der Italiäner ſagt: Felicissima notte! nur einmal, und zwar wenn das Licht in das Zimmer gebracht wird, indem Tag und Nacht ſich ſcheiden, und da heißt es denn etwas ganz anderes. So unüberſetzlich ſind die Eigenheiten jeder Sprache: denn vom höchſten bis zum tiefſten Wort bezieht ſich alles auf Eigenthümlichkeiten der Nation, es ſey nun in Charakter, Geſinnungen, oder Zuſtänden.

Den 6 Oktober.

Die Tragödie geſtern hat mich manches gelehrt. Erſtlich habe ich gehört wie die Italiäner ihre eilfſylbigen Jamben behandeln und declamiren, dann habe ich begriffen, wie klug Gozzi die Masken mit den tragiſchen Figuren verbunden hat. Das iſt das eigentliche Schauſpiel für dieſes Volk, denn es will auf eine krudele Weiſe gerührt ſeyn, es nimmt keinen innigen, zärtlichen Antheil am Unglücklichen, es freut ſie nur wenn der Held gut ſpricht, denn auf's Reden halten ſie viel, ſodann aber wollen ſie lachen oder etwas albernes vernehmen.

Ihr Antheil am Schauſpiel iſt nur als an einem Wirklichen. Da der Tyrann ſeinem Sohne das Schwerdt reichte und forderte, daß dieſer ſeine eigne gegenüberſtehende Gemahlin umbringen ſollte, fing das Volk laut

an, ſein Mißvergnügen über dieſe Zumuthung zu beweiſen, und es fehlte nicht viel, ſo wäre das Stück unterbrochen worden. Sie verlangten, der Alte ſollte ſein Schwerdt zurücknehmen, wodurch denn freylich die folgenden Situationen des Stücks wären aufgehoben worden. Endlich entſchloß ſich der bedrängte Sohn, trat in's Proſcenium und bat demüthig: ſie möchten ſich nur noch einen Augenblick gedulden, die Sache werde noch ganz nach Wunſch ablaufen. Künſtleriſch genommen aber war dieſe Situation nach den Umſtänden albern und unnatürlich, und ich lobte das Volk um ſein Gefühl.

Jetzt verſtehe ich beſſer die langen Reden und das viele hin und her Diſſertiren im griechiſchen Trauerſpiele. Die Athenienſer hörten noch lieber reden, und verſtanden ſich noch beſſer darauf als die Italiäner; vor den Gerichtsſtellen wo ſie den ganzen Tag lagen, lernten ſie ſchon etwas.

Den 5. Oktober.

An den ausgeführten Werken Palladios, besonders an den Kirchen, habe ich manches Tadelnswürdige neben dem Köstlichsten gefunden. Wenn ich nun so bey mir überlegte, in wie fern ich Recht oder Unrecht hätte, gegen einen solchen außerordentlichen Mann; so war es als ob er dabey stünde und mir sagte: „das und das habe ich wider Willen gemacht, aber doch gemacht, weil ich unter den gegebenen Umständen, nur auf diese Weise meiner höchsten Idee am nächsten kommen konnte."

Mir scheint, soviel ich auch darüber denke, er habe bey Betrachtung der Höhe und Breite einer schon bestehenden Kirche, eines ältern Hauses, wozu er Façaden errichten sollte, nur überlegt: wie giebst du diesen Räumen die größte Form? Im einzelnen mußt du, wegen eintretenden Bedürfnisses, etwas

bedürfniß (die bey einem zu starken Verbrauch auf die Zukunft allerdings Sorge erregen konnte,) so stark gemindert, daß man um deren hinlängliche Erlangung in der Folgezeit, nicht in Verlegenheit seyn darf. Es ist aber auch, der ehemaligen Erfahrung nach, mehr als bloße Vermuthung, daß das Flöz sich in den Puncten seines Aufsteigens, oder an dem sogenannten Rükken, veredlen werde, welches man einigermaßen jetzt schon bey der mehrern Annäherung nach diesem Punct hin zu bemerken gehabt hat.

Die nächste gewerkschaftliche Zusammenkunft auf den 28sten April d. J. wozu man sämmtliche Mitglieder der Gewerkschaft hierdurch einladet, wird sich also hauptsächlich damit beschäftigen, daß man einen verbesserten Plan eines mit besondern Vortheilen einzurichtenden Poch- und Waschwerks mittelst dessen die erforderliche Menge aufbereitet werden kann, ingleichen die von Kennern, welche man zu Rathe gezogen, geschehenen Vorschläge zu einer sichern Schmelzmethode, die man nach Befinden durch Versuche sogleich erproben kann, in Ueberlegung nehme, wegen der Ausführung dieser beyden Hauptpunkte sich einverstehe, darüber, was bis dahin, daß das Werk selbst Einnahme macht, noch aufzuwenden sey, Berechnungen festsetze, und etwa in bequemeren Quartal-Zubusen die Bedürfniß verwillige, auch die etwa sonst vorkommenden Nebenpuncte, die sich vorher nicht wohl angeben lassen, regulire.

Schlüßlich hat Fürstl. Commission, welche in der vorigen sechsten Nachricht die ganze Einnahme und Ausgabe des Werks bis dorthin summarisch vorgelegt, jedoch zur speciellen Uebersicht die Vorlegung der Rechnungen selbst anerboten gehabt, vorjezt, nach dem Wunsch einiger Mitglieder der Gewerkschaft, auch

einen

verrücken oder verpfuschen, da oder dort wird eine Unschicklichkeit entstehen, aber das mag seyn, das Ganze wird einen hohen Styl haben und du wirst dir zur Freude arbeiten.

Und so hat er das größte Bild, das er in der Seele trug, auch dahin gebracht, wo es nicht ganz paßte, wo er es im einzelnen zerknittern und verstümmeln mußte.

Der Flügel in der Carita dagegen muß uns deshalb von so hohem Werthe seyn, weil der Künstler freye Hand hatte und seinem Geist unbedingt folgen durfte. Wäre das Kloster fertig geworden, so stünde vielleicht in der ganzen gegenwärtigen Welt kein vollkommneres Werk der Baukunst.

Wie er gedacht und wie er gearbeitet, wird mir immer klärer, je mehr ich seine Werke lese und dabey betrachte, wie er die Alten behandelt: denn er macht wenig Worte, sie sind

aber alle gewichtig. Das vierte Buch, das die antiken Tempel darstellt, ist eine rechte Einleitung, die alten Reste mit Sinn zu beschauen.

Den 6. Oktober.

Gestern Abend sah ich Elektra von Crebillon, auf dem Theater St. Chrisostomo, nämlich übersetzt. Was mir das Stück abgeschmackt vorkam, und wie es mir fürchterlich Langeweile machte, kann ich nicht sagen.

Die Akteurs sind übrigens brav, und wissen das Publikum mit einzelnen Stellen abzuspeisen. Orest hat allein drey verschiedene Erzählungen, poetisch aufgestutzt, in Einer Scene. Electra, ein hübsches Weibchen, von mittlerer Größe und Stärke, und fast französischer Lebhaftigkeit, einem guten Anstand, spricht die Verse schön, nur betrug sie sich

von Anfang bis zu Ende toll, wie es leider die Rolle verlangt. Indeſſen habe ich doch wieder gelernt. Der italiäniſche, immer eilfſylbige Jambe, hat für die Declamation große Unbequemlichkeit, weil die letzte Sylbe durchaus kurz iſt, und, wider Willen des Declamators, in die Höhe ſchlägt.

Den 6. Oktober.

Heute früh war ich bey dem Hochamte, welchem der Doge jährlich an dieſem Tage, wegen eines alten Siegs über die Türken, in der Kirche der heiligen Juſtina beywohnen muß. Wenn an dem kleinen Platz die vergoldeten Barken landen, die den Fürſten und einen Theil des Adels bringen, ſeltſam gekleidete Schiffer ſich mit roth gemalten Rudern bemühen, am Ufer die Geiſtlichkeit, die Brüderſchaften, mit angezündeten, auf Stangen und tragbare ſilberne Leuchter geſteck-

ten Kerzen ſtehen, drängen, wogen und warten, dann mit Teppichen beſchlagene Brücken aus den Fahrzeugen ans Land geſtreckt werden, zuerſt die langen violetten Kleider der Savii, dann die langen rothen der Senatoren ſich auf dem Pflaſter entfalten, zuletzt der Alte mit goldener phrygiſcher Mütze geſchmückt, im längſten goldenen Talar, mit dem Hermelinmantel ausſteigt, drey Diener ſich ſeiner Schleppe bemächtigen, alles auf einem kleinen Platz vor dem Portal einer Kirche, vor deren Thüren die Türkenfahnen gehalten werden; ſo glaubt man auf einmal eine alte gewirkte Tapete zu ſehen, aber recht gut gezeichnet und colorirt. Mir nordiſchem Flüchtling hat dieſe Ceremonie viele Freude gemacht. Bey uns, wo alle Feyerlichkeiten kurzröckig ſind, und wo die größte die man ſich denken kann, mit dem Gewehr auf der Schulter begangen wird, möchte ſo etwas nicht am Ort ſeyn. Aber hierher gehören dieſe Schleppröcke, dieſe friedlichen Begehungen.

Der Doge ist ein gar schön gewachsener und schön gebildeter Mann, der krank seyn mag, sich aber nur noch so, um der Würde willen, unter dem schweren Rocke gerade hält. Sonst sieht er aus wie der Großpapa des ganzen Geschlechts und ist gar hold und leutselig; die Kleidung steht sehr gut, das Käppchen unter der Mütze beleidigt nicht, indem es, ganz fein und durchsichtig, auf dem weißesten, klarsten Haar von der Welt ruht.

Etwa funfzig Nobili, in langen dunkelrothen Schleppkleidern, waren mit ihm, meist schöne Männer, keine einzige vertrackte Gestalt, mehrere groß, mit großen Köpfen, denen die blonden Lockenperücken wohl ziemten; vorgebaute Gesichter, weiches, weißes Fleisch, ohne schwammig und widerwärtig auszusehen, vielmehr klug, ohne Anstrengung, ruhig, ihrer selbst gewiß, Leichtigkeit des Daseyns und durchaus eine gewisse Fröhlichkeit.

Wie ſich alles in der Kirche rangirt hatte und das Hochamt anfing, zogen die Brüderſchaften zur Hauptthüre herein und zur rechten Seitenthüre wieder hinaus, nachdem ſie, Paar für Paar, das Weihwaſſer empfangen und ſich gegen den Hochaltar, den Dogen und den Adel geneigt hatten.

Den 6. Oktober.

Auf heute Abend hatte ich mir den famoſen Geſang der Schiffer beſtellt, die den Taſſo und Arioſt auf ihre eignen Melodien ſingen. Dieſes muß wirklich beſtellt werden, es kommt nicht gewöhnlich vor, es gehört vielmehr zu den halb verklungenen Sagen der Vorzeit. Bey Mondenſchein beſtieg ich eine Gondel, den einen Sänger vorn, den andern hinten; ſie fingen ihr Lied an und ſangen abwechſelnd Vers für Vers. Die Melodie, welche wir durch Rouſſeau kennen, iſt

eine Mittelart zwiſchen Choral und Recitatif, ſie behält immer denſelbigen Gang, ohne Takt zu haben; die Modulation iſt auch dieſelbige, nur verändern ſie, nach dem Inhalt des Verſes, mit einer Art von Declamation, ſowohl Ton als Maaß; der Geiſt aber, das Leben davon, läßt ſich begreifen, wie folgt.

Auf welchem Wege ſich die Melodie gemacht hat, will ich nicht unterſuchen, genug ſie paßt gar trefflich für einen müſſigen Menſchen, der ſich etwas vormodulirt und Gedichte, die er auswendig kann, ſolchem Geſang unterſchiebt.

Mit einer durchdringenden Stimme, — das Volk ſchätzt Stärke vor allem, — ſitzt er am Ufer einer Inſel, eines Kanals, auf einer Barke, und läßt ſein Lied ſchallen ſo weit er kann, über den ſtillen Spiegel verbreitet ſich's. In der Ferne vernimmt es ein anderer, der die Melodie kennt, die Worte

verſteht, und mit dem folgenden Verſe antwortet; hierauf erwiedert der Erſte, und ſo iſt einer immer das Echo des andern. Der Geſang währet Nächte durch, unterhält ſie ohne zu ermüden. Je ferner ſie alſo von einander ſind, deſto reizender kann das Lied werden; wenn der Hörer alsdann zwiſchen beyden ſteht, ſo iſt er am rechten Flecke.

Um dieſes mich vernehmen zu laſſen, ſtiegen ſie am Ufer der Giudecca aus, ſie theilten ſich am Canal hin, ich ging zwiſchen ihnen auf und ab, ſo daß ich immer den verließ, der zu ſingen anfangen ſollte, und mich demjenigen wieder näherte der aufgehört hatte. Da ward mir der Sinn des Geſangs erſt aufgeſchloſſen. Als Stimme aus der Ferne klingt es höchſt ſonderbar, wie eine Klage ohne Trauer, es iſt darin etwas unglaubliches, bis zu Thränen rührendes. Ich ſchrieb es meiner Stimmung zu; aber mein Alter ſagte: e singolare, come quel canto in-

tenerisce, e molto piu quando è piu ben cantato. Er wünschte, daß ich die Weiber vom Lido, besonders die von Malamocco und Palestrina hören möchte, ouch diese sängen den Tasso auf gleiche und ähnliche Melodien. Er sagte ferner: sie haben die Gewohnheit, wenn ihre Männer auf's Fischen in's Meer sind, sich ans Ufer zu setzen, und mit durchdringender Stimme, Abends, diese Gesänge erschallen zu lassen, bis sie auch von Ferne die Stimme der ihrigen vernehmen, und sich so mit ihnen unterhalten. Ist das nicht sehr schön? und doch läßt sich wohl denken, daß ein Zuhörer in der Nähe, wenig Freude an solchen Stimmen haben möchte, die mit den Wellen des Meeres kämpfen. Menschlich aber und wahr wird der Begriff dieses Gesanges, lebendig wird die Melodie, über deren todte Buchstaben wir uns sonst den Kopf zerbrochen haben. Gesang ist es eines Einsamen in die Ferne und Weite, damit ein anderer, gleichgestimmter, höre und antworte.

Den 8. Oktober.

Den Pallaſt Piſani Moretta beſuchte ich wegen eines köſtlichen Bildes von Paul Veroneſe. Die weibliche Familie des Darius, kniet vor Alexandern und Hephäſtion, die vorankniende Mutter hält den letztern für den König, er lehnt es ab und deutet auf den rechten. Man erzählt das Mährchen, der Künſtler ſey in dieſem Pallaſt gut aufgenommen, und längere Zeit ehrenvoll bewirthet worden, dagegen habe er das Bild heimlich gemalt, und, als Geſchenk, zuſammengerollt unter das Bett geſchoben. Es verdient allerdings einen beſondern Urſprung zu haben, denn es giebt einen Begriff von dem ganzen Werthe des Meiſters. Seine große Kunſt, ohne einen allgemeinen Ton der über das ganze Stück gezogen wäre, durch kunſtreich vertheiltes Licht und Schatten, und eben ſo

einen speciellen Extract über die seit Anfang des Jahres 1791 (als bis dahin in der vierten Nachricht des Rechnungs-Auszug schon mitgetheilt worden,) bis zu Ende des verflossenen Jahres gehabte Ausgabe noch beyfügen wollen. Sollte man noch mehrere Auskunft verlangen, so wird solche auf dem nächsten Gewerkentage gern und willig ertheilt werden.

Weimar, den 20sten Februar 1794.

Sr. Hochfürstl. Durchl. zu Sachsen Weimar und Eisenach gnädigst verordnete Bergwerks-Commission.

Johann Wolfgang von Goethe.

Christian Gottlob Voigt.

weislich abwechselnde Localfarben, die köstlichste Harmonie hervorzubringen, ist hier recht sichtbar, da das Bild vollkommen erhalten und frisch, wie von gestern, vor uns steht: denn freylich, sobald ein Gemälde dieser Art gelitten hat, wird unser Genuß sogleich getrübt, ohne daß wir wissen, was die Ursache sey.

Wer mit dem Künstler wegen des Costüms rechten wollte, der dürfte sich nur sagen: es habe eine Geschichte des sechszehnten Jahrhunderts gemalt werden sollen, und so ist alles abgethan. Die Abstufung von der Mutter durch Gemahlin und Töchter ist höchst wahr und glücklich, die jüngste Prinzeß, ganz am Ende knieend, ist ein hübsches Mäuschen, und hat ein gar artiges, eigensinniges, trotziges Gesichtchen, ihre Lage scheint ihr gar nicht zu gefallen.

Zum 8. Oktober.

Meine alte Gabe die Welt mit Augen desjenigen Malers zu sehen, dessen Bilder ich mir eben eingedrückt, brachte mich auf einen eignen Gedanken. Es ist offenbar, daß sich das Auge nach den Gegenständen bildet, die es von Jugend auf erblickt, und so muß der venetianische Maler alles klärer und heiterer sehn als andere Menschen. Wir, die wir auf einem bald schmutzkothigen, bald staubigen, farblosen, die Wiederscheine verdüsterndem Boden, und vielleicht gar in engern Gemächern leben, können einen solchen Frohblick aus uns selbst nicht entwickeln.

Als ich, bey hohem Sonnenschein, durch die Lagunen fuhr, und auf den Gondelrändern die Gondoliere leicht schwebend, buntbekleidet, rudernd betrachtete, wie sie auf der hellgrünen Fläche sich in der blauen Luft zeich-

neten; ſo ſah ich das beſte, friſcheſte Bild der venetianiſchen Schule. Der Sonnenſchein hob die Lokalfarben blendend hervor, und die Schattenſeiten waren ſo licht, daß ſie verhältnißmäßig wieder zu Lichtern hätten dienen können. Ein gleiches galt von den Wiederſcheinen des meergrünen Waſſers. Alles war hell in Hell gemalt, ſo daß die ſchäumende Welle und die Blitzlichter darauf nöthig waren, um die Tüpfchen auf's i zu ſetzen.

Titian und Paul hatten dieſe Klarheit im höchſten Grade, und wo man ſie in ihren Werken nicht findet, hat das Bild verloren, oder iſt aufgemalt.

Die Kuppeln und Gewölbe der Markuskirche, nebſt ihren Seitenflächen, alles iſt bilderreich, alles bunte Figuren, auf goldenem Grunde, alles muſiviſche Arbeit, einige ſind recht gut, andere gering, je nachdem die Meiſter waren, die den Karton verfertigten.

Es fiel mir recht aufs Herz, daß doch alles auf die erste Erfindung ankommt, und daß diese das rechte Maß, den wahren Geist habe, da man mit viereckten Stückchen Glas, und hier nicht einmal auf die sauberste Weise, das Gute sowohl als das Schlechte nachbilden kann. Die Kunst, welche dem Alten seine Fußboden bereitete, dem Christen seine Kirchenhimmel wölbte, hat sich jetzt auf Dosen und Armbänder verkrümelt. Diese Zeiten sind schlechter als man denkt.

Den 8. Oktober.

In dem Hause Farsetti ist eine kostbare Sammlung von Abgüssen der besten Antiken. Ich schweige von denen die ich von Mannheim her und sonst schon gekannt, und erwähne nur neuere Bekanntschaften. Eine Kleopatra in kolossaler Ruhe, den Aspic um den Arm geschlungen, und in den Tod hinüber

ſchlafend, ferner die Mutter Niobe, die ihre jüngſte Tochter mit dem Mantel vor den Pfeilen des Apollo deckt, ſodann einige Gladiatoren, ein in ſeinen Flügeln ruhender Genius, ſitzende und ſtehende Philoſophen.

Es ſind Werke an denen ſich die Welt Jahrtauſende freuen und bilden kann, ohne den Werth des Künſtlers durch Gedanken zu erſchöpfen.

Viele bedeutende Büſten verſetzen mich in die alten herrlichen Zeiten. Nur fühle ich leider, wie weit ich in dieſen Kenntniſſen zurück bin, doch es wird vorwärts gehen, wenigſtens weiß ich den Weg. Palladio hat mir ihn auch dazu, und zu aller Kunſt und Leben geöffnet. Es klingt das vielleicht ein wenig wunderlich, aber doch nicht ſo paradox, als wenn Jacob Böhme, bey Erblickung einer zinnernen Schüſſel, durch Einſtrahlung Jovis, über das Univerſum erleuchtet wurde. Auch

ſteht in dieſer Sammlung ein Stück des Gebälks, vom Tempel des Antonins und der Fauſtina, in Rom. Die vorſpringende Gegenwart, dieſes herrlichen Architectur-Gebildes erinnerte mich an das Capital des Pantheon in Mannheim. Das iſt freylich etwas anderes, als unſere kauzenden, auf Kragſteinlein über einander geſchichteten Heiligen der gothiſchen Zierweiſen, etwas anders als unſere Tabakspfeifen-Säulen, ſpitze Thürmlein und Blumenzacken, dieſe bin ich nun, Gott ſey Dank, auf ewig los!

Noch will ich einiger Werke der Bildhauerkunſt erwähnen, die ich dieſe Tage her, zwar nur im Vorbeygehen, aber doch mit Erſtaunen und Erbauung betrachtet. Zwey ungeheure Löwen, von weißem Marmor, vor dem Thore des Arſenals; der eine ſitzt aufgerichtet, auf die Vorderpfoten geſtemmt, der andere liegt, herrliche Gegenbilder, von lebendiger Mannigfaltigkeit. Sie ſind ſo groß,

daß sie alles umher klein machen, und daß man selbst zu nichte würde, wenn erhabene Gegenstände uns nicht erhüben. Sie sollen aus der besten griechischen Zeit, und vom Piräus in den glänzenden Tagen der Republik hierher gebracht seyn.

Aus Athen mögen gleichfalls ein Paar Basreliefe stammen, in dem Tempel der heiligen Justina, der Türken Besiegerin, eingemauert; aber leider durch Kirchstühle einigermaßen verfinstert. Der Küster machte mich aufmerksam darauf, weil die Sage gehe, daß Titian seine unendlich schönen Engel im Bilde: die Ermordung des heiligen Petrus Martyr vorstellend, darnach geformt habe. Es sind Genien welche sich mit Attributen der Götter schleppen, freylich so schön, daß es allen Begriff übersteigt.

Sodann betrachtete ich, mit ganz eignem Gefühl, die nackte colossale Statue des Mar-

kus Agrippa, in dem Hofe eines Pallaſtes; ein ſich ihm zur Seite heraufſchlängelnder Delphin deutet auf einen Seehelden. Wie doch eine ſolche heroiſche Darſtellung den reinen Menſchen Göttern ähnlich macht!

Die Pferde auf der Markus-Kirche beſah ich in der Nähe. Von unten hinauf bemerkt man leicht daß ſie fleckig ſind, theils einen ſchönen gelben Metallglanz haben, theils kupfergrünlich angelaufen. In der Nähe ſieht und erfährt man, daß ſie ganz vergoldet waren, und ſieht ſie über und über mit Striemen bedeckt, da die Barbaren das Gold nicht abfeilen, ſondern abhauen wollten. Auch das iſt gut, ſo blieb wenigſtens die Geſtalt.

Ein herrlicher Zug Pferde, ich möchte einen rechten Pferdekenner darüber reden hören. Was mir ſonderbar ſcheint, iſt: daß ſie in der Nähe ſchwer, und unten vom Platz leicht wie die Hirſche ausſehen.

Den 8. Oktober.

Ich fuhr heute früh mit meinem Schutzgeiste, auf's Lido, auf die Erdzunge, welche die Lagunen schließt und sie vom Meere absondert. Wir stiegen aus und gingen quer über die Zunge. Ich hörte ein starkes Geräusch, es war das Meer und ich sah es bald, es ging hoch gegen das Ufer, indem es sich zurückzog, es war um Mittagszeit der Ebbe. So habe ich denn auch das Meer mit Augen gesehen, und bin auf der schönen Tenne, die es weichend zurückläßt, ihm nachgegangen. Da hätte ich mir die Kinder gewünscht, um der Muscheln willen; ich habe, selbst kindisch, ihrer genug aufgelesen; doch widme ich sie zu einigem Gebrauch, ich möchte von der Feuchtigkeit des Dintenfisches, die hier so häufig wegfließt, etwas eintrocknen.

Auf dem Lido, nicht weit vom Meer, liegen Engländer begraben, und weiterhin Juden, die beyderseits in geweihtem Boden nicht ruhen sollten. Ich fand das Grab des edlen Consul Smith und seiner ersten Frauen, ich bin ihm mein Exemplar des Palladio schuldig und dankte ihm auf seinem ungeweihten Grabe dafür.

Und nicht allein ungeweiht, sondern halbverschüttet ist das Grab. Das Lido ist immer nur wie eine Düne anzusehen, der Sand wird dorthin geführt, vom Wind hin und her getrieben, aufgehäuft, überall angedrängt. In weniger Zeit wird man das ziemlich erhöhte Monument kaum wieder finden können.

Das Meer ist doch ein großer Anblick! Ich will sehen in einem Schifferkahn eine Fahrt zu thun: die Gondeln wagen sich nicht hinaus.

Beylagen.

No. I.

Pro Memoria.

Die Fürstliche Bergwerks-Commission hatte die wohlgemeynte Absicht, den künftigen Fortgang der Geschäfte bey dem Ilmenauer Bergbau zu erleichtern, und proponirte deshalb an dem letztgehaltenen Gewerkentage, den 10ten December 1793, den anwesenden Deputirten den vorher schon von mehreren Gewerken geäusserten Wunsch, daß die sämmtliche Gewerkschaft sich für die Zukunft stehende Deputirten, zu Führung ihrer Geschäfte mit Fürstl. Commission, wählen, und zu einer beständigen Repräsentation vereinigen möchte.

Sämmtliche anwesende Deputirte fanden diesen Vorschlag für das Beste der Gewerkschaft sehr gut, und nahmen ihn, so wie ich, im Nahmen ihrer Committenten mit verbindlichem Dank an. Ich übernahm es zugleich für mich und sämmtliche Herren Mit-Deputirten, das nähere Detail dieser verabredeten Repräsentations-Anstalt in ein Pro Memoria zu fassen, und es einer Hochpreißlichen Commission zur Approbation und weitern Veranlassung deshalb gehorsamst vorzulegen, welches ich hierdurch zu thun nicht ermangele.

1.

Da die Ilmenauer Berggewerkschaft durch ganz Deutschland zerstreuet, und es also höchst schwer ist, mit ihr in nöthigen Vorfallenheiten zu verhandeln, so wünscht sie allerdings, nach Einstimmung sämmtlicher am 9. und 10. Dec. zu Ilmenau versammelt gewesener Deputirten, künftig, von den Anstalten, Fortgang und Erfolgen des Bergbaues von Zeit zu Zeit genauer benachrichtiget zu seyn, als bisher, wegen Zerstreuung,

Den 3. Oktober.

Am Meere habe ich auch verschiedene Pflanzen gefunden, deren ähnlicher Charakter mir ihre Eigenschaften näher kennen ließ, sie sind alle zugleich mastig und streng, saftig und zäh, und es ist offenbar, daß das alte Salz des Sandbodens, mehr aber die salzige Luft, ihnen diese Eigenschaften giebt, sie strotzen von Säften, wie Wasserpflanzen, sie sind fett und zäh, wie Bergpflanzen, wenn ihre Blätterenden eine Neigung zu Stacheln haben, wie Disteln thun, sind sie gewaltig spitz und stark. Ich fand einen solchen Busch Blätter, es schien mir unser unschuldiger Huflattig, hier aber mit scharfen Waffen bewaffnet, und das Blatt wie Leder, so auch die Samenkapseln, die Stiele, alles mastig und fett. Ich bringe Saamen mit und eingelegte Blätter (Eryngium maritimum.)

Der Fiſchmarkt und die unendlichen Seeproducte machen mir viel Vergnügen, ich gehe oft darüber und beleuchte die unglücklich aufgehaſchten Meeresbewohner.

Den 9. Oktober.

Ein köſtlicher Tag, vom Morgen bis in die Nacht! Ich fuhr bis Paleſtrina gegen Chiozza über, wo die großen Baue ſind, Murazzi genannt, welche die Republik gegen das Meer aufführen läßt. Sie ſind von gehauenen Steinen, und ſollen eigentlich die lange Erdzunge, Lido genannt, welche die Lagunen von dem Meere trennt, vor dieſem wilden Elemente ſchützen.

Die Lagunen ſind eine Wirkung der alten Natur. Erſt Ebbe, Fluth und Erde geneinander arbeitend, dann das allmählige Sinken des Urgewäſſers waren Urſache, daß,

am obern Ende des adriatiſchen Meeres, ſich eine anſehnliche Sumpfſtrecke befindet, welche, von der Fluth beſucht, von der Ebbe zum Theil verlaſſen wird. Die Kunſt hat ſich der höchſten Stellen bemächtigt, und ſo liegt Venedig, von hundert Inſeln zuſammen gruppirt, und von hunderten umgeben. Zugleich hat man, mit unglaublicher Anſtrengung und Koſten, tiefe Kanäle in den Sumpf gefurcht, damit man auch zur Zeit der Ebbe, mit Kriegsſchiffen an die Hauptſtellen gelangen könne. Was Menſchenwitz und Fleiß vor Alters erſonnen und ausgeführt, muß Klugheit und Fleiß nun erhalten. Das Lido, ein langer Erdſtreif, trennt die Lagunen von dem Meere, welches nur an zwey Orten hereintreten kann, bey dem Caſtell nämlich, und am entgegengeſezten Ende, bey Chiozza. Die Fluth tritt gewöhnlich des Tages zweymal herein, und die Ebbe bringt das Waſſer zweymal hinaus, immer durch denſelben Weg in denſelben Richtungen. Die Fluth bedeckt die innern mora-

ſtigen Stellen und läßt die erhöhteren wo nicht trocken, doch ſichtbar.

Ganz anders wäre es, wenn das Meer ſich neue Wege ſuchte, die Erdzunge angriffe, und nach Willkühr hinein und heraus fluthete. Nicht gerechnet, daß die Oertchen auf dem Lido, Palestrina, St. Peter und andere untergehen müßten, ſo würden auch jene Communications-Kanäle ausgefüllt, und indem das Waſſer alles durch einander ſchlemmte, der Lido zu Inſeln, die Inſeln die jetzt dahinter liegen zu Erdzungen verwandelt werden. Dieſes zu verhüten, müſſen ſie das Lido verwahren, was ſie können, damit das Element nicht dasjenige willkührlich angreifen, hinüber und herüber werfen möge, was die Menſchen ſchon in Beſitz genommen, dem ſie ſchon zu einem gewiſſen Zweck, Geſtalt und Richtung gegeben haben.

Bey außerordentlichen Fällen, wenn das Meer übermäßig wächſt, iſt es beſonders gut,

daß es nur an zwey Orten herein darf und das übrige geſchloſſen bleibt, es kann alſo doch nicht mit der gröſten Gewalt eindringen, und muß ſich in einigen Stunden, dem Geſetz der Ebbe unterwerfen und ſeine Wuth mindern.

Uebrigens hat Venedig nichts zu beſorgen, die Langſamkeit, mit der das Meer abnimmt, giebt ihr Jahrtauſende Zeit, und ſie werden ſchon, den Kanälen klug nachhelfend, ſich im Beſitz zu erhalten ſuchen.

Wenn ſie ihre Stadt nur reinlicher hielten, welches ſo nothwendig als leicht iſt, und wirklich, auf die Folge von Jahrhunderten, von groſſer Conſequenz. Nun iſt zwar bey groſſer Strafe verboten, nichts in die Kanäle zu ſchütten, noch Kehrig hinein zu werfen; einem ſchnell einfallenden Regenguß aber, iſt's nicht unterſagt, allen den in die Ecken geſchobnen Kehrig aufzurühren, in die Kanäle

zu ſchleppen, ja, was noch ſchlimmer iſt, in die Abzüge zu führen, die nur zum Abfluß des Waſſers beſtimmt ſind, und ſie dergeſtalt zu verſchlemmen, daß die Hauptplätze in Gefahr ſind unter Waſſer zu ſtehen. Selbſt einige Abzüge auf dem kleinen Markusplatze, die, wie auf dem großen, gar klug angelegt ſind, habe ich verſtopft und voll Waſſer geſehen.

Wenn ein Tag Regenwetter einfällt, iſt ein unleidlicher Koth, alles flucht und ſchimpft, man beſudelt, beym Auf- und Abſteigen der Brücken, die Mäntel, die Tabarros, womit man ſich ja das ganze Jahr ſchleppt, und, da alles in Schuh und Strümpfen läuft, beſpritzt man ſich und ſchilt, denn man hat ſich nicht mit gemeinem, ſondern beizendem Koth beſudelt. Das Wetter wird wieder ſchön und kein Menſch denkt an Reinlichkeit. Wie wahr iſt es geſagt: das Publikum beklagt ſich immer, daß es ſchlecht bedient ſey, und weiß

es nicht anzufangen beſſer bedient zu werden. Hier, wenn der Souverain wollte, könnte alles gleich gethan ſeyn.

Den 9. Oktober.

Heute Abend ging ich auf den Markusthurm: denn da ich neulich die Lagunen in ihrer Herrlichkeit, zu Zeit der Fluth, von oben geſehen, wollt' ich ſie auch zur Zeit der Ebbe, in ihrer Demuth ſchauen, und es iſt nothwendig dieſe beyden Bilder zu verbinden, wenn man einen richtigen Begriff haben will. Es ſieht ſonderbar aus, ringsum überall Land erſcheinen zu ſehen, wo vorher Waſſerſpiegel war. Die Inſeln ſind nicht mehr Inſeln, nur höher bebaute Flecke eines großen grau grünlichen Moraſtes, den ſchöne Kanäle durchſchneiden. Der ſumpfige Theil iſt mit Waſſerpflanzen bewachſen, und muß ſich auch dadurch nach und nach erheben, obgleich Ebbe

und Fluth beſtändig daran rupfen und wühlen, und der Vegetation keine Ruhe laſſen.

Ich wende mich mit meiner Erzählung nochmals an's Meer, dort habe ich heute die Wirthſchaft der Seeſchnecken, Patellen und Taſchenkrebſe geſehen, und mich herzlich darüber gefreut. Was iſt doch ein Lebendiges für ein köſtliches, herrliches Ding! Wie abgemeſſen zu ſeinem Zuſtande, wie wahr, wie ſeyend! Wie viel nützt mir nicht mein Bißchen Studium der Natur, und wie freue ich mich es fortzuſetzen! Doch ich will, da es ſich mittheilen läßt, die Freunde nicht mit bloßen Ausrufungen anreizen.

Die dem Meere entgegen gebauten Mauerwerke, beſtehen erſt aus einigen ſteilen Stufen, dann kommt eine ſacht anſteigende Fläche, ſodann wieder eine Stufe, abermals eine ſanft anſteigende Fläche, dann eine ſteile Mauer mit einem oben überhängenden Kopfe.

Dieſe Stufen, dieſe Flächen hinan, ſteigt nun das fluthende Meer, bis es, in außerordentlichen Fällen, endlich oben an der Mauer und deren Vorſprung zerſchellt.

Dem Meere folgen ſeine Bewohner, kleine eßbare Schnecken, einſchalige Patellen, und was ſonſt noch beweglich iſt; beſonders die Taſchenkrebſe. Kaum aber haben dieſe Thiere an den glatten Mauern Beſitz genommen, ſo zieht ſich ſchon das Meer, weichend und ſchwellend, wie es gekommen, wieder zurück. Anfangs weiß das Gewimmel nicht woran es iſt, und hofft immer, die ſalzige Fluth ſoll wiederkehren, allein ſie bleibt aus, die Sonne ſticht und trocknet ſchnell, und nun geht der Rückzug an. Bey dieſer Gelegenheit ſuchen die Taſchenkrebſe ihren Raub. Wunderlicher und komiſcher kann man nichts ſehen, als die Gebärden dieſer, aus einem runden Körper und zwey langen Scheeren beſtehenden Geſchöpfe: denn die übrigen Spinnenfüße ſind

nicht bemerklich. Wie auf ſtelzenartigen Armen ſchreiten ſie einher, und ſobald eine Patelle ſich unter ihrem Schild vom Flecke bewegt, fahren ſie zu um die Scheere in den ſchmalen Raum, zwiſchen der Schale und dem Boden zu ſtecken, das Dach umzukehren und die Auſter zu verſchmauſen. Die Patelle zieht ſachte ihren Weg hin, ſaugt ſich aber gleich feſt an den Stein, ſobald ſie die Nähe des Feindes merkt. Dieſer gebärdet ſich nun wunderlich um das Dächelchen herum, gar zierlich und affenhaft; aber ihm fehlt die Kraft den mächtigen Muskel des weichen Thierchens zu überwältigen, er thut auf dieſe Beute Verzicht, eilt auf eine andere wandernde los, und die erſte ſetzt ihren Zug ſachte fort. Ich habe nicht geſehen, daß irgend ein Taſchenkrebs zu ſeinem Zweck gelangt wäre, ob ich gleich den Rückzug dieſes Gewimmels ſtundenlang, wie ſie die beyden Flächen, und die dazwiſchen liegenden Stufen hinabſchlichen, beobachtet habe.

Entfernung, zum Theil auch Mangel an Sachkenntniß der Theilhaber geschehen konnte.

2.

Die Gewerkschaft wünscht daher eine vollständige Repräsentation für sich errichtet zu sehen, um sich durch eine kleine Anzahl bleibender Deputirten jenem Zweck besser als bisher nähern zu können.

3.

Man ist der Meynung, daß die von der Gewerkschaft zu wählenden Deputirten immer selbst starke Mitgewerken, und wo möglich immer Männer von nöthiger Sachkenntniß, und entweder, wie man sagt, vom Leder oder von der Feder seyn müssen; doch würde dabey immer wahrzunehmen seyn, daß die gewählten auswärtigen Herrn Repräsentanten einen inländischen, und entweder zu Ilmenau oder Weimar wohnenden Mitgewerken, zum Agenten für sich substituiren müßten, der immerfort das Nöthige erkundigen und besorgen könne.

4.

An diese bleibenden Repräsentanten würde Hochf. Commission, so wie das wohllöbliche Berg-Amt zu Ilmenau, auf Verlangen oder aus eigner Bewegung, und nach einer deshalb zu treffenden Verabredung, die erforderlichen Notizen mittheilen, und die Deputirten würden unter sich darüber communiciren können.

5.

Keiner der sämmtlichen, besonders der auswärtigen Herren Gewerken, kann und darf sich ausschliessen, sich auf diese Art repräsentiren zu lassen, wenn man auf seine Stimme reflectiren soll. Ausserdem würden die

Uebri-

Den 22. Oktober.

Nun endlich kann ich denn auch ſagen, daß ich eine Komödie geſehen habe! Sie ſpielten heut auf dem Theater St. Lucas, le Baruffe Chiozzotte, welches allenfalls zu überſetzen wäre: Die Rauf- und Schreyhändel von Chiozza. Die Handelnden ſind lauter Seeleute, Einwohner von Chiozza, und ihre Weiber, Schweſtern und Töchter. Das gewöhnliche Geſchrey dieſer Leute, im Guten und Böſen, ihre Händel, Heftigkeit, Gutmüthigkeit, Plattheit, Witz, Humor und ungezwungene Manieren, alles iſt gar brav nachgeahmt. Das Stück iſt noch von Goldoni, und da ich erſt geſtern in jener Gegend war, und mir Stimmen und Betragen der See- und Hafenleute, noch im Aug' und Ohr wiederſchien und wiederklang; ſo machte es gar große Freude, und ob ich gleich manchen

einzelnen Bezug nicht verſtand, ſo konnte ich doch dem Ganzen recht gut folgen. Der Plan des Stücks iſt folgender: die Einwohnerinnen von Chiozza ſitzen auf der Rhede, vor ihren Häuſern, ſpinnen, ſtricken, nähen, klippeln, wie gewöhnlich, ein junger Menſch geht vorüber, und grüßt eine freundlicher als die Uebrigen, ſogleich fängt das Sticheln an, dieß hält nicht Maaße, es ſchärft ſich und wächſt bis zum Hohne, ſteigert ſich zu Vorwürfen, eine Unart überbietet die andere, eine heftige Nachbarin platzt mit der Wahrheit heraus, und nun iſt Schelten, Schimpfen, Schreyen auf einmal losgebunden, es fehlt nicht an entſchiedenen Beleidigungen, ſo daß die Gerichtsperſonen ſich einzumiſchen genöthigt ſind.

Im zweyten Akt, befindet man ſich in der Gerichtsſtube; der Aktuarius an der Stelle des abweſenden Podeſta, der, als Nobile, nicht auf dem Theater hätte erſcheinen dürfen,

der Aktuarius also, läßt die Frauen einzeln vorfordern, dieses wird dadurch bedenklich, daß er selbst in die erste Liebhaberin verliebt ist, und, sehr glücklich sie allein zu sprechen, anstatt sie zu verhören, ihr eine Liebeserklärung thut. Eine andere, die in den Aktuarius verliebt ist, stürzt eifersüchtig herein, der aufgeregte Liebhaber der ersten gleichfalls, die Uebrigen folgen, neue Vorwürfe häufen sich, und nun ist der Teufel in der Gerichtsstube los, wie vorher auf dem Hafenplatz.

Im dritten Akt steigert sich der Scherz und das Ganze endet mit einer eiligen, nothdürftigen Auflösung. Der glücklichste Gedanke jedoch ist in einem Charakter ausgedrückt, der sich folgendermaaßen darstellt.

Ein alter Schiffer, dessen Gliedmaaßen, besonders aber die Sprachorgane, durch eine von Jugend auf geführte harte Lebensart, flockend geworden, tritt auf, als Gegensatz

des beweglichen, ſchwätzenden, ſchreyſeligen Volkes, er nimmt immer erſt einen Anlauf, durch Bewegung der Lippen und Nachhelfen der Hände und Arme, bis er denn endlich, was er gedacht herausſtößt. Weil ihm dieſes aber nur in kurzen Sätzen gelingt, ſo hat er ſich einen lakoniſchen Ernſt angewöhnt, dergeſtalt, daß alles was er ſagt, ſprüchwörtlich oder ſentenzios klingt, wodurch denn das übrige wilde, leidenſchaftliche Handeln gar ſchön ins Gleichgewicht geſetzt wird.

Aber auch ſo eine Luſt habe ich noch nie erlebt, als das Volk laut werden ließ, ſich und die Seinigen ſo natürlich vorſtellen zu ſehen. Ein Gelächter und Gejauchze von Anfang bis zu Ende. Ich muß aber auch geſtehen daß die Schauſpieler es vortrefflich machten. Sie hatten ſich, nach Anlage der Charaktere, in die verſchiedenen Stimmen getheilt, welche unter dem Volk gewöhnlich vorkommen. Die erſte Aktriſe war allerliebſt,

viel beſſer als neulich in Heldentracht und Leidenſchaft. Die Frauen überhaupt, beſonders aber dieſe, ahmten Stimme, Gebärden und Weſen des Volks aufs anmuthigſte nach. Großes Lob verdient der Verfaſſer, der aus Nichts den angenehmſten Zeitvertreib gebildet hat. Das kann man aber auch nur unmittelbar ſeinem eignen lebensluſtigen Volk. Es iſt durchaus mit einer geübten Hand geſchrieben.

Von der Truppe Sacchi, für welche Gozzi arbeitete, und die übrigens zerſtreut iſt, habe ich die Smeraldina geſehen, eine kleine, dicke Figur, voller Leben, Gewandheit und guten Humors. Mit ihr ſah ich den Brighella, einen hagern, wohlgebauten, beſonders in Mienen- und Händeſpiel trefflichen Schauſpieler. Dieſe Masken, die wir faſt nur als Mumien kennen, da ſie für uns weder Leben noch Bedeutung haben, thun hier gar zu wohl, als Geſchöpfe dieſer Landſchaft. Die ausgezeichneten Alter, Charaktere und

Stände, haben ſich in wunderlichen Kleidern verkörpert, und wenn man ſelbſt den größten Theil des Jahrs mit der Maske herumläuft, ſo findet man nichts natürlicher, als daß da droben auch ſchwarze Geſichter erſcheinen.

Den 11. Oktober.

Und weil die Einſamkeit in einer ſo großen Menſchenmaſſe denn doch zuletzt nicht recht möglich ſeyn will, ſo bin ich mit einem alten Franzoſen zuſammengekommen, der kein italiäniſch kann, ſich wie verrathen und verkauft fühlt, und, mit allen Empfehlungsſchreiben, doch nicht recht weiß woran er iſt. Ein Mann von Stande, ſehr guter Lebensart, der aber nicht aus ſich heraus kann, er mag ſtark in den funfzigen ſeyn, und hat zu Hauſe einen ſiebenjährigen Knaben, von dem er bänglich Nachrichten erwartet. Ich habe ihm einige Gefälligkeiten erzeigt, er reiſt durch Ita-

lien bequem, aber geſchwind, um es doch einmal geſehen zu haben, und mag ſich gern im Vorbeygehen ſo viel wie möglich unterrichten, ich gebe ihm Auskunft über manches. Als ich mit ihm von Venedig ſprach, fragte er mich wie lange ich hier ſey? und als er hörte, nur vierzehn Tage und zum erſtenmal verſetzte er: il paroît que vous n'avez pas perdu votre tems. Das iſt das erſte Teſtimonium meines Wohlverhaltens das ich aufweiſen kann. Er iſt nun acht Tage hier und geht morgen fort. Es war mir köſtlich einen recht eingefleiſchten Verſailler in der Fremde zu ſehen. Der reiſt nun auch! und ich betrachtete mit Erſtaunen wie man reiſen kann, ohne etwas außer ſich gewahr zu werden, und er iſt in ſeiner Art ein recht gebildeter, wackrer, ordentlicher Mann.

Den 12. Oktober.

Gestern gaben sie zu St. Lucas ein neues Stück: l'Inglicismo in Italia. Da viele Engländer in Italien leben, so ist es natürlich, daß ihre Sitten bemerkt werden, und ich dachte hier zu erfahren wie die Italiäner diese reichen und ihnen so willkommenen Gäste betrachten; aber es war ganz und gar nichts. Einige glückliche Narrenscenen, wie immer, das übrige aber zu schwer und ernstlich gemeint, und denn doch keine Spur von englischem Sinn, die gewöhnlichen italiänischen, sittlichen Gemeinsprüche, und auch nur auf das Gemeinste gerichtet.

Auch gefiel es nicht und war auf dem Punkt ausgepfiffen zu werden, die Schauspieler fühlten sich nicht in ihrem Elemente, nicht auf dem Platze von Chiozza. Da dieß das

letzte Stück iſt was ich hier ſehe, ſo ſcheint es, mein Enthuſiasmus für jene National-Repräſentation, ſollte noch durch dieſe Folie erhöht werden.

Nachdem ich zum Schluß mein Tagebuch durchgegangen, kleine Schreibtafel-Bemerkungen eingeſchaltet, ſo ſollen die Akten inrotulirt, und den Freunden zum Urtheilsſpruch zugeſchickt werden. Schon jetzt finde ich manches in dieſen Blättern, das ich näher beſtimmen, erweitern und verbeſſern könnte; es mag ſtehen als Denkmal des erſten Eindrucks, der, wenn er auch nicht immer wahr wäre, uns doch köſtlich und werth bleibt. Könnte ich nur den Freunden einen Hauch dieſer leichtern Exiſtenz hinüber ſenden! Jawohl iſt dem Italiäner das ultramontane eine dunkle Vorſtellung, auch mir kommt das Jenſeits der Alpen nun düſter vor; doch winken freundliche Geſtalten immer aus dem Nebel. Nur das Klima würde mich reizen, dieſe Gegenden

jenen vorzuziehen: denn Geburt und Gewohnheit sind mächtige Fesseln. Ich möchte hier nicht leben, wie überall an keinem Orte, wo ich unbeschäftigt wäre, jetzt macht mir das Neue unendlich viel zu schaffen. Die Baukunst steigt, wie ein alter Geist, aus dem Grabe hervor, sie heißt mich ihre Lehren, wie die Regeln einer ausgestorbenen Sprache, studiren, nicht um sie auszuüben, oder mich in ihr lebendig zu erfreuen, sondern nur um die ehrwürdige, für ewig abgeschiedene Existenz der vergangenen Zeitalter in einem stillen Gemüthe zu verehren. Da Palladio alles auf Vitruv bezieht, so habe ich mir auch die Ausgabe des Galliani angeschafft; allein dieser Foliante lastet in meinem Gepäck, wie das Studium desselben auf meinem Gehirn. Palladio hat mir durch seine Worte und Werke, durch seine Art und Weise des Denkens und Schaffens, den Vitruv schon näher gebracht und verdolmetscht, besser als die italiänische Uebersetzung thun kann. Vitruv liest

Uebrigen per Majora, die nach der Zahl der würklich repräsentirten Kuxe gerechnet werden müßten, concludiren.

6.

Hochfürstliche Commission wird daher gehorsamst ersucht, jährlich, von heuer an, einen festgesetzten Gewerkentag zu halten, an welchen mit den stehenden Repräsentanten der Gewerkschaft das Nöthige über das Geschäft verhandelt, und über neue zu thuende Schritte deliberirt und beschlossen wird. Hierzu könnte der Montag nach Johannistag wohl am füglichsten gewählt werden; doch bleibt es für heuer bey dem schon verabredeten 28sten April.

7.

Da man an der Commissarischen Genehmigung dieser Vorschläge, wodurch der Hochfürstlichen Commission selbst die Geschäfte ihrer Verhandlungen mit der Gewerkschaft sehr erleichtert werden möchten, nicht zweifeln kann, so darf man auch die Hochfürstl. Commission hierdurch um so zuversichtlicher ersuchen, zu Ausführung der Wünsche der Gewerkschaft ohnmaaßgeblich ein denselben entsprechendes Formular der Bevollmächtigung der Deputirten zu entwerfen, durch welche von der Gewerkschaft ihre Repräsentation constituirt werden könne.

8.

Man stellt zugleich der Hochfürstlichen Commission anheim, ob dieses Formular jedem einzelnen Gewerken baldmöglichst zuzufertigen seyn möchte, um die Absicht einer vollständigen Repräsentation schon bey dem nächsten Gewerkentage, den 28sten April, zur Wirksamkeit zu bringen, und diese Einrichtung in Thätigkeit zu setzen. Weimar, den 27sten Januar 1794.

F. J. Bertuch.

ſich nicht ſo leicht, das Buch iſt an ſich ſchon düſter geſchrieben und fordert ein kritiſches Studium. Demohngeachtet leſe ich es flüchtig durch, und es bleibt mir mancher würdige Eindruck. Beſſer zu ſagen! Ich leſe es wie ein Brevier, mehr aus Andacht, als zur Belehrung. Schon bricht die Nacht zeitiger ein, und giebt Raum zum Leſen und Schreiben.

Gott ſey Dank, wie mir alles wieder lieb wird, was mir von Jugend auf werth war! Wie glücklich befinde ich mich, daß ich den alten Schriftſtellern wieder näher zu treten wage! Denn jetzt darf ich es ſagen, darf meine Krankheit und Thorheit bekennen. Schon einige Jahre her durft' ich keinen lateiniſchen Autor anſehen, nichts betrachten was mir ein Bild Italiens erneute. Geſchah' es zufällig, ſo erduldete ich die entſetzlichſten Schmerzen. Herder ſpottete oft über mich, daß ich all' mein Latein aus dem Spinoza

lerne, denn er hatte bemerkt, daß dieß das einzige lateiniſche Buch war, das ich las; er wußte aber nicht, wie ſehr ich mich vor den Alten hüten mußte, wie ich mich in jene abſtruſe Allgemeinheiten nur ängſtlich flüchtete. Noch zuletzt hat mich die Wielandſche Ueberſetzung der Satyren höchſt unglücklich gemacht; ich hatte kaum zwey geleſen, ſo war ich ſchon verrückt.

Hätte ich nicht den Entſchluß gefaßt, den ich jetzt ausführe, ſo wär' ich rein zu Grunde gegangen: zu einer ſolchen Reiſe war die Begierde, dieſe Gegenſtände mit Augen zu ſehen, in meinem Gemüth geſtiegen. Die hiſtoriſche Kenntniß fördert mich nicht, die Dinge ſtanden nur eine Hand breit von mir ab; aber durch eine undurchdringliche Mauer geſchieden. Es iſt mir wirklich auch jetzt nicht etwa zu Muthe, als wenn ich die Sachen zum erſtenmal ſähe, ſondern als ob ich ſie wiederſähe. Ich bin nur kurze Zeit in Be-

nedig, und habe mir die hieſige Exiſtenz genugſam zugeeignet, und weiß, daß ich, wenn auch einen unvollſtändigen, doch einen ganz klaren und wahren Begriff mit wegnehme.

Venedig den 14. Oktober, 2 Stunden in der Nacht.

In den letzten Augenblicken meines Hierſeyns: denn es geht ſogleich mit dem Curirſchiffe nach Ferrara. Ich verlaſſe Venedig gern: denn um mit Vergnügen und Nutzen zu bleiben müßte ich andere Schritte thun, die außer meinem Plan liegen: auch verläßt Jedermann nun dieſe Stadt, und ſucht ſeine Gärten und Beſitzungen auf dem feſten Lande: Ich habe indeß gut aufgeladen, und trage das reiche, ſonderbare, einzige Bild mit mir fort.

Ferrara bis Rom.

Den 16. Oktober, früh, auf dem Schiffe.

Meine Reisegesellschaft, Männer und Frauen, ganz leidliche und natürliche Menschen, liegen noch alle schlafend in der Cajüte. Ich aber, in meinen Mantel gehüllt, blieb auf dem Verdeck die beyden Nächte. Nur gegen Morgen ward es kühl. Ich bin nun in den fünf und vierzigsten Grad wirklich eingetreten, und wiederhole mein altes Lied: dem Landesbewohner wolle' ich alles lassen, wenn ich nur, wie Dido, so viel Clima mit Riemen umspannen könnte, um unsere Wohnungen damit einzufassen. Es ist denn doch ein ander Seyn. Die Fahrt bey herrlichem Wetter war sehr angenehm, die Aus- und Ansichten einfach, aber anmuthig. Der

Po, ein freundlicher Fluß, zieht hier durch große Plainen, man sieht nur seine bebuschten und bewaldeten Ufer, keine Fernen. Hier, wie an der Etsch, sah ich alberne Wasserbaue, die kindisch und schädlich sind, wie die an der Saale.

Ferrara den 25. Nachts.

Seit früh sieben Uhr, deutschen Zeigers, hier angelangt, bereite ich mich, morgen wieder weg zu gehen. Zum erstenmal überfällt mich eine Art von Unlust, in dieser großen und schönen, flachgelegenen, entvölkerten Stadt. Dieselben Straßen belebte sonst ein glänzender Hof, hier wohnte Ariost unzufrieden, Tasso unglücklich, und wir glauben uns zu erbauen, wenn wir diese Stätte besuchen. Ariosts Grabmahl enthält viel Marmor, schlecht ausgetheilt. Statt Tassos Gefängniß zeigen sie einen Holzstall, oder Kohlengewölbe,

wo er gewiß nicht aufbewahrt worden iſt. Auch weiß im Hauſe kaum jemand mehr, was man will. Endlich beſinnen ſie ſich, um des Trinkgeldes willen. Es kommt mir vor, wie Doktor Luthers Dintenkleks, den der Caſtellan von Zeit zu Zeit wieder auffriſcht. Die meiſten Reiſenden haben doch etwas Handwerkspurſchenartiges, und ſehen ſich gern nach ſolchen Wahrzeichen um. Ich war ganz mürriſch geworden, ſo daß ich an einem ſchönen akademiſchen Inſtitut, welches ein aus Ferrara gebürtiger Cardinal geſtiftet und bereichert, wenig Theil nahm, doch erquickten mich einige alte Denkmale im Hofe.

Sodann erheiterte mich der gute Einfall eines Malers. Johannes der Täufer vor Herodes und Herodias. Der Prophet in ſeinem gewöhnlichen Wüſtencoſtume deutet heftig auf die Dame. Sie ſieht ganz gelaſſen den neben ihr ſitzenden Fürſten, und der Fürſt ſtill und klug den Enthuſiaſten an. Vor dem

Könige ſteht ein Hund, weiß, mittelgroß, unter dem Rock der Herodias hingegen kommt ein kleiner Bologneſer hervor, welche beyde den Propheten anbellen. Mich dünkt, das iſt recht glücklich gedacht.

Cento den 17. Abends.

In einer beſſern Stimmung als geſtern, ſchreibe ich aus Guercins Vaterſtadt. Es iſt aber auch ein ganz anderer Zuſtand. Ein freundliches, wohlgebautes Städtchen, von ohngefähr fünf tauſend Einwohnern, nahrhaft, lebendig, reinlich, in einer unüberſehlich bebauten Plaine. Ich beſtieg nach meiner Gewohnheit ſogleich den Thurm. Ein Meer von Pappelſpitzen, zwiſchen denen man, in der Nähe, kleine Bauerhöfchen erblickt, jedes mit ſeinem eignen Feld umgeben. Köſtlicher Boden, ein mildes Clima. Es war ein Herbſtabend, wie wir unſerm Sommer ſelten einen

verdanken. Der Himmel, den ganzen Tag bedeckt, heiterte ſich auf, die Wolken warfen ſich nord- und ſüdwärts an die Gebirge, und ich hoffe einen ſchönen morgenden Tag.

Hier ſah ich die Apenninen, denen ich mich nähere, zum erſtenmal. Der Winter dauert hier nur December und Januar, ein regnigter April, übrigens nach Beſchaffenheit der Jahreszeit gut Wetter. Nie anhaltenden Regen; doch war dieſer September beſſer und wärmer als ihr Auguſt. Die Apenninen begrüßte ich freundlich in Süden, denn ich habe der Flächen bald genug. Morgen ſchreibe ich dort an ihrem Fuße.

Guercino liebte ſeine Vaterſtadt, wie überhaupt die Italiäner dieſen Localpatriotismus im höchſten Sinne hegen und pflegen, aus welchem ſchönen Gefühl ſo viel köſtliche Anſtalten, ja die Menge Ortsheilige entſprungen ſind. Unter jenes Meiſters Leitung entſtand

No. II.

Formular der Vollmacht.

Da sich zu Führung meiner Stimme, bey dem nächsten Berggewerkentage zu Ilmenau, welcher den 28sten April dieses Jahres einfällt, so wie überhaupt zu künftiger Besorgung desjenigen, was in diesen Bergwerks-Angelegenheiten den Mitgliedern der Gewerkschaft obliegen sollte,

der

auf mein Ersuchen bereitwillig finden lassen: So ertheile ich demselben, um auch meines Theils zu der in der siebenten Ilmenauer Bergwerksnachricht bekannt gemachten Einrichtung mitzuwirken, für mich, meine Erben und Erbnehmen, hierdurch Vollmacht, die nächste gewerkschaftliche Versammlung auf den 28sten April d. J. zu Ilmenau, so wie die künftigen jährlichen Gewerkentäge zu besuchen, über die zur Berathschlagung kommende Geschäfte abzustimmen, die von der Fürstl. Bergwerks-Commission an die Gewerkschaft ergehenden Zufertigungen anzunehmen, die erforderlichen Vorstellungen und Vorschläge zu thun, Geld in Empfang zu nehmen, und darüber zu quittiren, auch sonst alles in diesen Bergwerks-Angelegenheiten für mich zu besorgen, was einen besondern Auftrag erfordert, wenn es auch in dieser Vollmacht nicht speciell ausgedrückt werden können. Ich ertheile ferner meinem Herrn Bevollmächtigten die Befugniß, einen Agenten substituiren zu können, will auch diese Vollmacht nicht für wiederrufen angesehen wissen, falls ich selbst auf einem Gewerkentage erscheinen, oder sonst in diesen Bergwerks-Angelegenheiten selbst etwas verhandeln würde, immaßen ich

das

nun hier eine Maler-Akademie. Er hinterließ mehrere Bilder, an denen sich noch der Bürger freut, die es aber auch werth sind.

Guercin ist ein heiliger Name, und im Munde der Kinder wie der Alten.

Sehr lieb war mir das Bild, den auferstandenen Christus vorstellend, der seiner Mutter erscheint. Vor ihm knieend, blickt sie auf ihn mit unbeschreiblicher Innigkeit. Ihre Linke berührt seinen Leib, gleich unter der unseligen Wunde, die das ganze Bild verdirbt. Er hat seine linke Hand um ihren Hals gelegt, und biegt sich, um sie bequemer anzusehen, ein wenig mit dem Körper zurück. Dieses giebt der Figur etwas, ich will nicht sagen Gezwungenes, aber doch Fremdes. Demohngeachtet bleibt sie unendlich angenehm. Der stilltraurige Blick, mit dem er sie ansieht, ist einzig, als wenn ihm die Erinnerung seiner und ihrer Leiden, durch die Auf-

erſtehung nicht gleich geheilt, vor der edlen Seele ſchwebte.

Stränge hat das Bild geſtochen, ich wünſchte daß meine Freunde wenigſtens dieſe Copie ſähen.

Darauf gewann eine Madonna meine Neigung. Das Kind verlangt nach der Bruſt, ſie ſchaudert ſchamhaft den Buſen zu entblößen. Natürlich, edel, köſtlich und ſchön.

Ferner eine Maria, die dem vor ihr ſtehenden und nach den Zuſchauern gerichteten Kinde den Arm führt, daß es mit aufgehobenen Fingern den Segen austheile. Ein im Sinn der catholiſchen Mythologie ſehr glücklicher und oft wiederholter Gedanke.

Guercin iſt ein innerlich braver, männlich geſunder Maler, ohne Rohheit. Vielmehr haben ſeine Sachen eine zarte moraliſche Gra-

zie, eine ruhige Freyheit und Groſsheit, dabey etwas eignes, daſs man ſeine Werke, wenn man einmal das Auge darauf gebildet hat, nicht verkennen wird. Die Leichtigkeit, Reinlichkeit und Vollendung ſeines Pinſels ſetzt in Erſtaunen. Er bedient ſich beſonders ſchöner, in's Braunrothe gebrochener Farben zu ſeinen Gewändern. Dieſe harmoniren gar gut mit dem Blauen, das er auch gerne anbringt.

Die Gegenſtände der übrigen Bilder, ſind mehr oder weniger unglücklich. Der gute Künſtler hat ſich gemartert, und doch Erfindung und Pinſel, Geiſt und Hand verſchwendet und verloren. Mir iſt aber ſehr lieb und werth, daſs ich auch dieſen ſchönen Kunſtkreis geſehen habe, obgleich ein ſolches Vorüberrennen wenig Genuſs und Belehrung gewährt.

Bologna den 18. Oktober Nachts.

Heute früh, vor Tage, fuhr ich von Cento weg, und gelangte bald genug hieher. Ein flinker und wohl unterrichteter Lohnbediente, ſobald er vernahm, daß ich nicht lange zu verweilen gedächte, jagte mich durch alle Straßen, durch ſo viel Palläſte und Kirchen, daß ich kaum in meinem Volkmann anzeichnen konnte, wo ich geweſen war, und wer weiß ob ich mich künftig bey dieſen Merkzeichen aller der Sachen erinnere. Nun gedenke ich aber ein Paar lichter Punkte, an denen ich wahrhafte Beruhigung gefühlt.

Zuerſt alſo die Cäcilia von Raphael! Es iſt, was ich zum Voraus wußte, nun aber mit Augen ſah: er hat eben immer gemacht, was andere zu machen wünſchten, und ich möchte jetzt nichts darüber ſagen, als daß es von ihm iſt. Fünf Heilige neben einander,

die uns alle nichts angehen, deren Exiſtenz aber ſo vollkommen daſteht, daß man dem Bilde eine Dauer für die Ewigkeit wünſcht, wenn man gleich zufrieden iſt, ſelbſt aufgelöſt zu werden. Um ihn aber recht zu erkennen, ihn recht zu ſchätzen, und ihn wieder auch nicht ganz als einen Gott zu preiſen, der, wie Melchiſedeck, ohne Vater und ohne Mutter erſchienen wäre, muß man ſeine Vorgänger, ſeine Meiſter anſehen. Dieſe haben auf dem feſten Boden der Wahrheit Grund gefaßt, ſie haben die breiten Fundamente emſig, ja ängſtlich gelegt, und mit einander wetteifernd die Pyramide ſtufenweis in die Höhe gebaut, bis er zuletzt, von allen dieſen Vortheilen unterſtützt, von dem himmliſchen Genius erleuchtet, den letzten Stein des Gipfels aufſetzte, über und neben dem kein anderer ſtehen kann.

Das hiſtoriſche Intereſſe wird beſonders rege, wenn man die Werke der ältern Mei-

ſter betrachtet. Francesco Francia iſt ein gar reſpectabler Künſtler, Peter von Perugia, ein ſo braver Mann, daß man ſagen möchte eine ehrliche deutſche Haut. Hätte doch das Glück Albrecht Dürern tiefer nach Italien geführt. In München habe ich ein Paar Stücke von ihm geſehen, von unglaublicher Großheit. Der arme Mann, wie er ſich in Venedig verrechnet und mit den Pfaffen einen Akkord macht, bey dem er Wochen und Monate verliert! Wie er auf ſeiner Niederländiſchen Reiſe gegen ſeine herrlichen Kunſtwerke, womit er ſein Glück zu machen hoffte, Papageyen eintauſcht, und, um das Trinkgeld zu ſparen, die Domeſtiquen portraitirt, die ihm einen Teller Früchte bringen! Mir iſt ſo ein armer Narr von Künſtler unendlich rührend, weil es im Grunde auch mein Schickſal iſt, nur daß ich mir ein klein wenig beſſer zu helfen weiß.

Gegen Abend rettete ich mich endlich aus dieſer alten, ehrwürdigen, gelehrten Stadt,

aus der Volksmenge, die in den gewölbten Lauben, welche man faſt durch alle Straßen verbreitet ſieht, geſchützt vor Sonne und Witterung, hin und herwandlen, gaffen, kaufen und ihre Geſchäfte treiben kann. Ich beſtieg den Thurm und ergetzte mich an der freyen Luft. Die Ausſicht iſt herrlich! Im Norden ſieht man die Paduaniſchen Berge, ſodann die Schweizer-, Tyroler-, Friauler-Alpen, genug, die ganze nördliche Kette, dießmal im Nebel. Gegen Weſten ein unbegränzter Horizont, aus dem nur die Thürme von Modena herausragen. Gegen Oſten eine gleiche Ebene, bis an's Adriatiſche Meer, welches man bey Sonnenaufgang gewahr wird. Gegen Süden die Vorhügel der Apenninen, bis an ihre Gipfel bepflanzt, bewachſen, mit Kirchen, Palläſten, Gartenhäuſern beſetzt, wie die Vicentiniſchen Hügel. Es war ein ganz reiner Himmel, kein Wölkchen, nur am Horizont eine Art Höherauch. Der Thürmer verſicherte, daß nunmehro ſeit ſechs Jah-

ren dieſer Nebel nicht aus der Ferne komme. Sonſt habe er durch das Sehrohr die Berge von Vicenza mit ihren Häuſern und Capellen gar wohl entdecken können, jetzt, bey den hellſten Tagen, nur ſelten. Und dieſer Nebel lege ſich denn vorzüglich an die nördliche Kette, und mache unſer liebes Vaterland zum wahren Cimmerien. Der Mann ließ mich auch die geſunde Lage und Luft der Stadt daran bemerken, daß ihre Dächer wie neu ausſähen, und kein Ziegel durch Feuchtigkeit und Moos angegriffen ſey. Man muß geſtehen, die Dächer ſind alle rein und ſchön, aber die Güte der Ziegeln mag auch etwas dazu beytragen, wenigſtens in alten Zeiten hat man ſolche in dieſen Gegenden koſtbar gebrannt

Der hängende Thurm iſt ein abſcheulicher Anblick, und doch höchſt wahrſcheinlich, daß er mit Fleiß ſo gebaut worden. Ich erkläre mir dieſe Thorheit folgendermaaßen. In den Zeiten der ſtädtiſchen Unruhen ward jedes

große Gebäude zur Feſtung, aus der jede mächtige Familie einen Thurm erhob. Nach und nach wurde dieß zu einer Luſt- und Ehrenſache, jeder wollte auch mit einem Thurm prangen, und als zuletzt die graden Thürme gar zu alltäglich waren, ſo baute man einen ſchiefen. Auch haben Architekt und Beſitzer ihren Zweck erreicht, man ſieht an den vielen graden ſchlanken Thürmen hin, und ſucht den krummen. Ich war nachher oben auf demſelben. Die Backſteinſchichten liegen horizontal. Mit gutem bindenden Kitt, und eiſernen Ankern, kann man ſchon tolles Zeug machen.

Den 19. Oktober. Abends.

Meinen Tag habe ich beſtmöglichſt angewendet, um zu ſehen und wiederzuſehen, aber es geht mit der Kunſt wie mit dem Leben, je weiter man hineinkommt, je breiter wird ſie. An dieſem Himmel treten wieder neue Geſtirne hervor, die ich nicht berechnen kann und die mich irre machen: die Carracci, Guido, Dominichin, in einer ſpätern glücklichern Kunſtzeit entſprungen; ſie aber wahrhaft zu genießen, gehört Wiſſen und Urtheil, welches mir abgeht und nur nach und nach erworben werden kann. Ein großes Hinderniß der reinen Betrachtung und der unmittelbaren Einſicht ſind die meiſt unſinnigen Gegenſtände der Bilder, über die man toll wird, indem man ſie verehren und lieben möchte.

Es iſt als da ſich die Kinder Gottes mit den Töchtern der Menſchen vermählten, dar-

das zu aller Zeit genehmigen und vertreten werde, was mein Herr Bevollmächtigter, seiner Instruction und eigenen Einsicht gemäß, Nahmens meiner verhandelt hat. Urkundlich habe ich diese Vollmacht eigenhändig unterschrieben. So geschehen

No. III.

Auszug aus einem Aufsatze des Herrn Bergraths, Voigt, über den zu erwartenden Ertrag des Ilmenauer Bergwerks.

In Zeit von einem halben Jahre oder in 182 Tagen werden daselbst ausgefördert 72072 Centner Schiefer und Sanderz. Jeder Centner davon giebt 4 Pfund Schliech, folglich der ganze Haufen 2882 Centner. Ein Centner dieses Schliechs hält im Durchschnitt, wenigstens 15 Pf. Bley, 2 Pf. Kupfer und 3 Loth Silber. Folglich geben 2882 Centner

720 Ct. 50 Pf. Bley, à 8 Rthlr. thut	—	5764 Rthl.
57 — 64 — Kupfer, à 30 Rthlr.	—	1725 —
8646 Loth Silber, à 20 gr.	—	7205 —
		14694 Rthl.

Dies wäre die Einnahme von der Menge Erz, die in einem halben Jahre ausgefördert werden kann. Um nun zu wissen, ob man dabey werde bestehen können, so sind folgende Auszüge von sämmtlicher Ausgabe aus den Bergwerksrechnungen gemacht worden.

1) Gruben- und Förderungskosten, wie auch Aufwand auf den Stollen und den Berggraben. Auf 1 Woche beträgt dies 126 Rthlr. und

aus entſtanden mancherley Ungeheuer. Indem der himmliſche Sinn des Guido, ſein Pinſel, der nur das Vollkommenſte was geſchaut werden kann hätte malen ſollen, dich anzieht; ſo möchteſt du gleich die Augen von den abſcheulich dummen, mit keinen Schelworten der Welt genug zu erniedrigenden Gegenſtänden wegkehren, und ſo geht es durchaus; man iſt immer auf der Anatomie, dem Rabenſteine, dem Schindanger, immer Leiden des Helden, niemals Handlung, nie ein gegenwärtig Intereſſe, immer etwas fantaſtiſch von außen Erwartetes. Entweder Miſſethäter oder Verzuckte, Verbrecher oder Narren, wo denn der Maler, um ſich zu retten, einen nackten Kerl, eine hübſche Zuſchauerin herbey ſchleppt, allenfalls ſeine geiſtlichen Helden als Gliedermänner traktirt, und ihnen recht ſchöne Faltenmäntel überwirft. Da iſt nichts was einen menſchlichen Begriff gäbe! Unter zehn Sujets nicht eins das man hätte malen ſol-

len, und das eine hat der Künſtler nicht von der rechten Seite nehmen dürfen.

Das große Bild von Guido, in der Kirche der Mendicanti, iſt alles was man malen, aber auch alles was man Unſinniges beſtellen und dem Künſtler zumuthen kann. Es iſt ein Votivbild. Ich glaube der ganze Senat hat es gelobt und auch erfunden. Die beyden Engel, die werth wären eine Pſyche in ihrem Unglück zu tröſten, müſſen hier —.

Der heilige Proclus, eine ſchöne Figur; aber dann die andern, Biſchöffe und Pfaffen! Unten ſind himmliſche Kinder, die mit Attributen ſpielen. Der Maler, dem das Meſſer an der Kehle ſaß, ſuchte ſich zu helfen, wie er konnte, er mühte ſich ab, nur um zu zeigen, daß nicht er der Barbar ſey. Zwey nackte Figuren von Guido: ein Johannes in der Wüſte, ein Sebaſtian, wie köſtlich gemalt, und was ſagen ſie? der eine ſperrt

das Maul auf, und der andere krümmt sich.

Betrachte ich in diesem Unmuth die Geschichte, so möchte ich sagen: der Glaube hat die Künste wieder hervorgehoben, der Aberglaube hingegen ist Herr über sie geworden, und hat sie abermals zu Grunde gerichtet.

Nach Tische etwas milder und weniger anmaßlich gestimmt, als heute früh, bemerkte ich folgendes in meine Schreibtafel: Im Pallast Tanari ist ein berühmtes Bild von Guido, die säugende Maria vorstellend, über Lebensgröße, der Kopf als wenn ihn ein Gott gemalt hätte; unbeschreiblich ist der Ausdruck, mit welchem sie auf den säugenden Knaben herunterſieht. Mir scheint es eine stille, tiefe Duldung, nicht als wenn sie ein Kind der Liebe und Freude, sondern ein untergeschobenes himmlisches Wechselkind nur so an sich zehren ließe, weil es nun einmal nicht anders

iſt, und ſie in tiefſter Demuth gar nicht begreift, wie ſie dazu kommt. Der übrige Raum iſt durch ein ungeheures Gewand ausgefüllt, welches die Kenner höchlich preiſen, ich wußte nicht recht was ich daraus machen ſollte. Auch ſind die Farben dunkler geworden, das Zimmer und der Tag waren nicht die heliſten.

Ohnerachtet der Verwirrung in der ich mich befinde, fühle ich doch ſchon, daß Uebung, Bekanntſchaft und Neigung mir ſchon in dieſen Irrgärten zu Hülfe kommen. So ſprach mich eine Beſchneidung von Guercin mächtig an, weil ich den Mann ſchon kenne und liebe. Ich verzieh den unleidlichen Gegenſtand und freute mich an der Ausführung. — Gemalt was man ſich denken kann, alles daran reſpectabel und vollendet als wenn's Emaille wär'.

Und ſo geht mir's denn wie Bileam, dem confuſen Propheten, welcher ſegnete da

er zu fluchen gedachte, und dieß würde noch öfter der Fall seyn, wenn ich länger verweilte.

Trifft man denn gar wieder einmal auf eine Arbeit von Raphael, oder die ihm wenigstens mit einiger Wahrscheinlichkeit zugeschrieben wird, so ist man gleich vollkommen geheilt und froh. So habe ich eine heilige Agatha gefunden, ein kostbares, obgleich nicht ganz wohl erhaltenes Bild. Der Künstler hat ihr eine gesunde, sichere Jungfräulichkeit gegeben, doch ohne Kälte und Rohheit. Ich habe mir die Gestalt wohl gemerkt, und werde ihr im Geist meine Iphigenie vorlesen, und meine Heldin nichts sagen lassen, was diese Heilige nicht aussprechen möchte.

Da ich nun wieder einmal dieser süßen Bürde gedenke, die ich auf meiner Wanderung mit mir führe, so kann ich nicht verschweigen, daß, zu den großen Kunst- und Naturgegenständen, durch die ich mich durch-

arbeiten muß, noch eine wunderſame Folge von poetiſchen Geſtalten hindurch zieht, die mich beunruhigen. Von Cento herüber wollte ich meine Arbeit an Iphigenia fortſetzen, aber was geſchah, der Geiſt führte mir das Argument der Iphigenia von Delphi vor die Seele, und ich mußte es ausbilden. So kurz als möglich ſey es hier verzeichnet:

Electra, in gewiſſer Hoffnung, daß Oreſt das Bild der Tauriſchen Diana nach Delphi bringen werde, erſcheint in dem Tempel des Apoll, und widmet die grauſame Axt, die ſo viel Unheil in Pelops Hauſe angerichtet, als ſchließliches Sühnopfer dem Gotte. Zu ihr tritt, leider, einer der Griechen, und erzählt wie er Oreſt und Pylades nach Tauris begleitet, die beiden Freunde zum Tode führen ſehen und ſich glücklich gerettet. Die leidenſchaftliche Electra kennt ſich ſelbſt nicht, und weiß nicht ob ſie gegen Götter oder Menſchen ihre Wuth richten ſoll.

Indeſſen ſind Iphigenie, Oreſt und Pylades gleichfalls zu Delphi angekommen. Iphigeniens heilige Ruhe contraſtirt gar merkwürdig mit Electrens irdiſcher Leidenſchaft, als die beyden Geſtalten wechſelſeitig unerkannt zuſammentreffen. Der entflohene Grieche erblickt Iphigenien, erkennt die Prieſterin welche die Freunde geopfert, und entdeckt es Electren. Dieſe iſt im Begriff mit demſelbigen Beil, welches ſie dem Altar wieder entreißt, Iphigenien zu ermorden, als eine glückliche Wendung dieſes letzte ſchreckliche Uebel von Geſchwiſtern abwendet. Wenn dieſe Scene gelingt, ſo iſt nicht leicht etwas Größeres und Rührenderes auf dem Theater geſehen worden. Wo ſoll man aber Hände und Zeit hernehmen, wenn auch der Geiſt willig wäre!

Indem ich mich nun in dem Drang einer ſolchen Ueberfüllung des Guten und Wünſchenswerthen geängſtigt fühle, ſo muß ich

meine Freunde an einen Traum erinnern, der mir, es wird eben ein Jahr ſeyn, bedeutend genug ſchien. Es träumte mir nämlich: ich landete mit einem ziemlich großen Kahn an einer fruchtbaren, reich bewachſenen Inſel, von der mir bewußt war, daß daſelbſt die ſchönſten Faſanen zu haben ſeyen. Auch handelte ich ſogleich mit den Einwohnern um ſolches Gefieder, welches ſie auch ſogleich häufig, getödtet, herbeybrachten. Es waren wohl Faſanen, wie aber der Traum alles umzubilden pflegt, ſo erblickte man lange farbig beaugte Schweife, wie von Pfauen oder ſeltenen Paradiesvögeln. Dieſe brachte man mir ſchockweiſe ins Schiff, legte ſie mit den Köpfen nach innen, ſo zierlich gehäuft, daß die langen bunten Federſchweife, nach außen hängend, im Sonnenglanz den herrlichſten Schober bilden, den man ſich denken kann und zwar ſo reich, daß für den Steuernden und die Rudernden kaum hinten und vorn geringe Räume verblieben. So durchſchnitten wir

die ruhige Fluth und ich nannte mir indeſſen ſchon die Freunde, denen ich von dieſen bunten Schätzen mittheilen wollte. Zuletzt in einem großen Hafen landend, verlor ich mich zwiſchen ungeheuer bemaſteten Schiffen, wo ich von Verdeck auf Verdeck ſtieg, um meinem kleinen Kahn einen ſichern Landungsplatz zu ſuchen.

An ſolchen Wahnbildern ergetzen wir uns, die, weil ſie aus uns ſelbſt entſpringen, wohl Analogie mit unſerm übrigen Leben und Schickſalen haben müſſen.

Nun war ich auch in der berühmten wiſſenſchaftlichen Anſtalt, das Inſtitut oder die Studien genannt. Das große Gebäude, beſonders der innere Hof, ſieht ernſthaft genug aus, obgleich nicht von der beſten Baukunſt. Auf den Treppen und Corridors fehlte es nicht an Stucco- und Frescozierden; alles iſt anſtändig und würdig, und über die mannig-

faltigen ſchönen und wiſſenswerthen Dinge, die hier zuſammen gebracht worden, erſtaunt man billig, doch will es einem Deutſchen dabey nicht wohl zu Muthe werden, der eine freyere Studienweiſe gewohnt iſt.

Mir fiel eine frühere Bemerkung hier wieder in die Gedanken, daß ſich der Menſch, im Gange der alles verändernden Zeit, ſo ſchwer los macht von dem was eine Sache zuerſt geweſen, wenn ihre Beſtimmung in der Folge ſich auch verändert. Die chriſtlichen Kirchen halten noch immer an der Baſilikenform, wenn gleich die Tempelgeſtalt vielleicht dem Cultus vortheilhafter wäre. Wiſſenſchaftliche Anſtalten haben noch das klöſterliche Anſehn, weil in ſolchen frommen Bezirken die Studien zuerſt Raum und Ruhe gewannen. Die Gerichtsſäle der Italiäner ſind ſo weit und hoch, als das Vermögen einer Gemeinde zureicht, man glaubt auf dem Marktplatze unter freyem Himmel zu ſeyn, wo ſonſt Recht

auf 26 Wochen oder ein halbes Jahr	3325	Rthlr.	20 gr.
2) Pochwerkskoſten auf ein ganzes Jahr	130	—	—
3) Wäſchkoſten auf dergl.	546	—	—
4) Schmelzkoſten von 2882 Ent. Schliech, circa	1500	—	—
5) Beſoldungen, und Nebenaufwand auf ein ganzes Jahr	1035	—	—
	6536	Rthlr.	20 gr.

Dieſe Ausgabe von der Einnahme abgezogen; ſo ergiebt ſich ein Ueberſchuß von 8157 Rthlr. 4 gr. ohne die Vervielfältigung deſſelben in Anſchlag zu bringen, die man zu erwarten hat, wenn man die Arbeiten ſtärker belegen will, oder reichere Anbrüche macht, denen man aus guten Gründen entgegen ſieht.

gesprochen wurde. Und bauen wir nicht noch immer die größten Theater mit allem Zubehör unter ein Dach, als wenn es die erste Meßbude wäre, die man auf kurze Zeit von Bretern zusammen schlug? Durch den ungeheuern Zudrang der Wißbegierigen, um die Zeit der Reformation, wurden die Schüler in Bürgerhäuser getrieben, aber wie lange hat es nicht gedauert, bis wir unsere Waisenhäuser aufthaten, und den armen Kindern diese so nothwendige Welterziehung verschafften.

Bologna, den 20. Abends.

Diesen heitern schönen Tag habe ich ganz unter freyem Himmel zugebracht. Kaum nahe ich mich den Bergen, so werde ich schon wieder vom Gestein angezogen. Ich komme mir vor, wie Antäus, der sich immer neu gestärkt fühlt, je kräftiger man ihn mit seiner Mutter Erde in Berührung bringt.

Ich ritt nach Paderno, wo der sogenannte Bologneser Schwerspath gefunden wird, woraus man die kleinen Kuchen bereitet, welche calcinirt im Dunkeln leuchten, wenn sie vorher dem Lichte ausgesetzt gewesen, und die man hier kurz und gut Fosfori nennt.

Auf dem Wege fand ich schon ganze Felsen Frauneis zu Tage anstehend, nachdem ich ein sandiges Thongebirg hinter mir gelassen hatte. Bey einer Ziegelhütte geht ein Wasserriß hinunter, in welchem sich viele kleinere ergießen. Man glaubt zuerst einen aufgeschwemmten Lehmhügel zu sehen, der vom Regen ausgewaschen wäre, doch konnte ich bey näherer Betrachtung von seiner Natur so viel entdecken. Das feste Gestein woraus dieser Theil des Gebirges besteht, ist ein sehr feinblättricher Schieferthon, welcher mit Gyps abwechselt. Das schiefrige Gestein ist so innig mit Schwefelkies gemischt, daß es, von Luft und Feuchtigkeit berührt, sich ganz und

gar verändert. Es schwillt auf, die Lagen verlieren sich, es entsteht eine Art Letten, muschlig, zerbröckelt, auf den Flächen glänzend, wie Steinkohlen. Nur an großen Stücken, deren ich mehrere zerschlug, und beyde Gestalten deutlich wahrnahm, konnte man sich von dem Uebergange, von der Umbildung überzeugen. Zugleich sieht man die muschligen Flächen mit weißen Punkten beschlagen, manchmal sind gelbe Partien drin; so zerfällt nach und nach die ganze Oberfläche, und der Hügel sieht wie ein verwitterter Schwefelkies im Großen aus. Es finden sich unter den Lagen auch härtere, grüne und rothe. Schwefelkies hab' ich in dem Gestein auch öfters angeflogen gefunden.

Nun stieg ich in den Schluchten des bröcklich aufgelösten Gebirgs hinauf, wie sie von den letzten Regengüssen durchwaschen waren, und fand, zu meiner Freude, den gesuchten Schwerspath häufig, meist in unvollkommener

Eyform, an mehreren Stellen des eben zerfallenden Gebirgs hervorschauen, theils ziemlich rein, theils noch von dem Thon, in welchem er stack, genau umgeben. Daß es keine Geschiebe seyen, davon kann man sich beym ersten Anblick überzeugen. Ob sie gleichzeitig mit der Schieferthonlage, oder ob sie erst bey Aufblähung oder Zersetzung derselben entstanden, verdient eine nähere Untersuchung. Die von mir gefundenen Stücke nähern sich, größer oder kleiner, einer unvollkommenen Eygestalt, die kleinsten gehen auch wohl in eine undeutliche Krystallform über. Das schwerste Stück, welches ich gefunden, wiegt siebzehn Loth. Auch fand ich in demselbigen Thon lose, vollkommene Gipskrystalle. Nähere Bestimmung werden Kenner, an den Stücken die ich mitbringe, zu entwickeln wissen. Und ich wäre nun also schon wieder mit Steinen belastet! ein Achtelscentner dieses Schwerspaths habe ich aufgepackt.

Den 20. Oktober, in der Nacht.

Wie viel hätte ich noch zu ſagen, wenn ich alles geſtehen wollte was mir an dieſem ſchönen Tage durch den Kopf ging. Aber mein Verlangen iſt ſtärker als meine Gedanken. Ich fühle mich unwiderſtehlich vorwärts gezogen, nur mit Mühe ſammle ich mich an dem Gegenwärtigen. Und es ſcheint, der Himmel erhört mich. Es meldet ſich ein Vetturin grade nach Rom, und ſo werde ich übermorgen unaufhaltſam dorthin abgehen. Da muß ich denn wohl heute und morgen nach meinen Sachen ſehn, manches beſorgen und wegarbeiten.

Logano auf den Apenninen, den 21. Oktober Abends.

Ob ich mich heute ſelbſt aus Bologna getrieben, oder ob ich daraus gejagt worden, wüßte ich nicht zu ſagen. Genug, ich ergriff mit Leidenſchaft einen ſchnellern Anlaß abzureiſen. Nun bin ich hier in einem elenden Wirthshauſe, in Geſellſchaft eines päpſtlichen Offiziers, der nach Perugia ſeiner Vaterſtadt, geht. Als ich mich zu ihm in den zweyrädrigen Wagen ſetzte, machte ich ihm, um etwas zu reden, das Compliment, daß ich, als ein Deutſcher, der gewohnt ſey mit Soldaten umzugehen, ſehr angenehm finde, nun mit einem päpſtlichen Offizier in Geſellſchaft zu reiſen. — Nehmt mir nicht übel, verſetzte er darauf, ihr könnt wohl eine Neigung zum Soldatenſtande haben, denn ich höre, in Deutſchland iſt alles Militär; aber was mich betrifft, obgleich unſer Dienſt ſehr läßlich iſt,

und ich in Bologna, wo ich in Garniſon ſtehe, meiner Bequemlichkeit vollkommen pflegen kann, ſo wollte ich doch, daß ich dieſe Jacke los wäre, und das Gütchen meines Vaters verwaltete. Ich bin aber der jüngere Sohn, und ſo muß ich mir's gefallen laſſen.

Den 22. Abends.

Giredo, auch ein kleines Neſt auf den Apenninen, wo ich mich recht glücklich fühle, meinen Wünſchen entgegen reiſend. Heute geſellten ſich reitend ein Herr und eine Dame zu uns, ein Engländer mit einer ſogenannten Schweſter. Ihre Pferde ſind ſchön, ſie reiſen aber ohne Bedienung, und der Herr macht, wie es ſcheint, zugleich den Reitknecht und den Kammerdiener. Sie finden überall zu klagen, man glaubt einige Blätter im Archenholz zu leſen.

Die Apenninen sind mir ein merkwürdiges Stück Welt. Auf die große Fläche der Regionen des Po's folgt ein Gebirg, das sich aus der Tiefe erhebt, um, zwischen zwey Meeren, südwärts das feste Land zu endigen. Wäre die Gebirgsart nicht zu steil, zu hoch über der Meeresfläche, nicht so sonderbar verschlungen, daß Ebbe und Fluth vor alten Zeiten mehr und länger hätten hereinwirken, größere Flächen bilden und überspülen können; so wäre es eins der schönsten Länder in dem herrlichsten Clima, etwas höher als das andere Land. So aber ist's ein seltsam Gewebe von Bergrücken gegen einander, oft sieht man gar nicht ab, wohin das Wasser seinen Ablauf nehmen will. Wären die Thäler besser ausgefüllt, die Flächen mehr platt und überspült, so könnte man das Land mit Böhmen vergleichen, nur daß die Berge auf alle Weise einen andern Charakter haben. Doch muß man sich keine Bergwüste, sondern ein meist bebautes, obgleich gebirgiges Land

vorstellen. Castanien kommen hier sehr schön, der Waizen ist trefflich, und die Saat schon hübsch grün. Immergrüne Eichen mit kleinen Blättern stehen am Wege, um die Kirchen und Capellen aber schlanke Zypressen.

Gestern Abend war das Wetter trübe, heute ist's wieder hell und schön.

Den 23. Abends. Perugia.

Zwey Abende habe ich nicht geschrieben. Die Herbergen waren so schlecht, daß an kein Auslegen eines Blattes zu denken war. Auch fängt es mir an ein Bißchen verworren zu werden: denn seit der Abreise von Venedig spinnt sich der Reiserocken nicht so schön und glatt mehr ab.

Den drey und zwanzigsten früh, unserer Uhr um Zehne, kamen wir aus den Aven-

ninen hervor, und ſahen Florenz liegen, in einem weiten Thal, das unglaublich bebaut, und ins Unendliche mit Villen und Häuſern beſät iſt.

Die Stadt hatte ich eiligſt durchlaufen, den Dom, das Baptiſterium. Hier thut ſich wieder eine ganz neue mir unbekannte Welt auf, an der ich nicht verweilen will. Der Garten Boboli liegt köſtlich. Ich eilte ſo ſchnell heraus als hinein.

Der Stadt ſieht man den Volksreichthum an, der ſie erbaut hat; man erkennt, daß ſie ſich einer Folge von glücklichen Regierungen erfreute. Ueberhaupt fällt es auf, was in Toskana gleich die öffentlichen Werke, Wege, Brücken für ein ſchönes grandioſes Anſehen haben. Es iſt hier alles zugleich tüchtig und reinlich, Gebrauch und Nutzen mit Anmuth ſind beabſichtigt, überall läßt ſich eine belebende Sorgfalt bemerken. Der Staat des

No. IV.

Extract

des bey dem Bergwerk zu Ilmenau in den Jahren 1791 1792 und 1793 gehabten Aufwandes.

I. Bey den Taggebäuden.

643 Rthlr. 8 gr. 7½ pf. a) auf den Bergraben, nehmlich
509 Rt. 17 gr 7½ pf. Berglöhne,
133 — 15 — Material, Fuhrlohn ꝛc.

vt sup.

664 — 4 — 1 — b) auf das Treibehauß und Treibewerk, als:
383 Rt. 16 gr. 1 pf. Berglöhne,
280 — 12 — — Material, Fuhrlöhne ꝛc.

vt sup.

4063 — 13 — 10 11/20 — c) auf das Hüttengebäude und Hüttenweſen, nehmlich:
2031 Rt. 3 gr. 4¼ pf. Arbeitslöhne, Fuhrlöhne, Schmiedekoſten ꝛc.
1859 Rt. 13 gr. 10½ pf. Kohlholz zum Kohlenvorrath, Bauholz und ſonſtiges Material.
174 Rt. 18 gr. 8 1/10 pf. Nebenaufwand.

vt sup.

II.

Papſtes hingegen ſcheint ſich nur zu erhalten, weil ihn die Erde nicht verſchlingen will.

Wenn ich neulich von den Apenninen ſagte, was ſie ſeyn könnten, das iſt nun Toskana: weil es ſo viel tiefer lag, ſo hat das alte Meer recht ſeine Schuldigkeit gethan, und tiefen Lehmboden aufgehäuft. Er iſt hellgelb und leicht zu verarbeiten. Sie pflügen tief, aber noch recht auf die urſprüngliche Art: ihr Pflug hat keine Räder, und die Pflugſchaar iſt nicht beweglich. So ſchleppt ſie der Bauer, hinter ſeinen Ochſen gebückt, einher, und wühlt die Erde auf. Es wird bis fünfmal gepflügt, wenigen und nur ſehr leichten Dünger ſtreuen ſie mit den Händen. Endlich ſäen ſie den Waizen, dann häufen ſie ſchmale Sotteln auf, dazwiſchen entſtehen tiefe Furchen, alles ſo gerichtet, daß das Regenwaſſer ablaufen muß. Die Frucht wächſt nun auf den Sotteln in die Höhe, in den Furchen gehen ſie hin und her wenn ſie jäten.

Dieſe Verfahrungsart iſt begreiflich, wo Näſſe zu fürchten iſt; warum ſie es aber auf den ſchönſten Gebreiten thun, kann ich nicht einſehen. Dieſe Betrachtung machte ich bey Arezzo, wo ſich eine herrliche Plaine aufthut. Reiner kann man kein Feld ſehen, nirgends auch nur eine Erdſcholle, alles klar wie geſiebt. Der Waizen gedeiht hier recht ſchön, und er ſcheint hier alle ſeiner Natur gemäßen Beſtimmungen zu finden. Das zweyte Jahr bauen ſie Bohnen für die Pferde, die hier keinen Haſer bekommen. Es werden auch Lupinen geſäet, die jetzt ſchon vortrefflich grün ſtehen und im März Früchte bringen. Auch der Lein hat ſchon gekeimt, er bleibt den Winter über und wird durch den Froſt nur dauerhafter.

Die Oelbäume ſind wunderliche Pflanzen, ſie ſehen faſt wie Weiden, verlieren auch den Kern, und die Rinde klafft aus einander. Aber ſie haben demohngeachtet ein feſteres

Anſehn. Man ſieht auch dem Holze an, daß es langſam wächſt, und ſich unſäglich fein organiſirt. Das Blatt iſt weidenartig, nur weniger Blätter am Zweige. Um Florenz, an den Bergen, iſt alles mit Oelbäumen und Weinſtöcken bepflanzt, dazwiſchen wird das Erdreich zu Körnern benutzt. Bey Arezzo und ſo weiter, läßt man die Felder freyer. Ich finde daß man dem Epheu nicht genug abwehrt, der den Oelbäumen und andern ſchädlich iſt, da es ſo ein leichtes wäre ihn zu zerſtören. Wieſen ſieht man gar nicht. Man ſagt das türkiſche Korn zehre den Boden aus; ſeitdem es eingeführt worden habe der Ackerbau in anderm Betracht verloren. Ich glaube es wohl, bey dem geringen Dünger.

Heute Abend habe ich von meinem Hauptmann Abſchied genommen, mit der Verſicherung, mit dem Verſprechen, ihn auf meiner Rückreiſe in Bologna zu beſuchen. Er iſt ein wahrer Repräſentant vieler ſeiner Landsleute.

Hier einiges, das ihn besonders bezeichnet. Da ich oft still und nachdenklich war, sagte er einmal: „che pensa! non deve mai pensar l'uomo, pensando s'invecchia.“ das ist verdolmetscht: „Was denkt ihr viel! der Mensch muß niemals denken, denkend altert man nur.“ Und nach einigem Gespräch: „non deve fermarsi l'uomo in una sola cosa, perche allora divien matto; bisogna aver mille cose, una confusione nella testa.“ auf Deutsch: „der Mensch muß sich nicht auf eine einzige Sache heften, denn da wird er toll, man muß tausend Sachen, eine Confusion im Kopfe haben.“

Der gute Mann konnte freylich nicht wissen, daß ich eben darum still und nachdenkend war, weil eine Confusion von alten und neuen Gegenständen mir den Kopf verwirrte. Die Bildung eines solchen Italiäners wird man noch klarer aus folgendem erkennen. Da er wohl merkte daß ich Protestant sey, sagte er

nach einigem Umschweif, ich möchte ihm doch gewisse Fragen erlauben, denn er habe so viel wunderliches von uns Protestanten gehört, worüber er endlich einmal Gewißheit zu haben wünsche. Dürft ihr denn, so fragte er, mit einem hübschen Mädchen auf einen guten Fuß leben, ohne mit ihr grade verheiratet zu seyn? — erlauben euch das eure Priester? Ich erwiederte darauff: unsere Priester sind kluge Leute, welche von solchen Kleinigkeiten keine Notiz nehmen. Freylich, wenn wir sie darum fragen wollten, so würden sie es uns nicht erlauben. Ihr braucht sie also nicht zu fragen? rief er aus, o ihr Glücklichen! und da ihr ihnen nicht beichtet, so erfahren sie's nicht. Hierauf erging er sich in Schelten und Mißbilligen seiner Pfaffen, und in dem Preise unserer seligen Freyheit. — Was jedoch die Beichte betrifft, fuhr er fort, wie verhält es sich damit? man erzählt uns, daß alle Menschen, auch die keine Christen sind, dennoch beichten müssen, weil sie aber in ihrer Ver-

ſtockung nicht das rechte treffen können, ſo beichten ſie einem alten Baume; welches denn freylich lächerlich und gottlos genug iſt, aber doch beweiſt, daß ſie die Nothwendigkeit der Beichte anerkennen. Hierauf erklärte ich ihm unſere Begriffe von der Beichte, und wie es dabey zugehe. Das kam ihm ſehr bequem vor, er meynte aber, es ſey ohngefähr eben ſo gut als wenn man einem Baum beichtete. Nach einigem Zaudern erſucht' er mich ſehr ernſthaft, über einen andern Punkt ihm redlich Auskunft zu geben: er habe nämlich, aus dem Munde einer ſeiner Prieſter, der ein wahrhafter Mann ſey, gehört, daß wir unſere Schweſtern heiraten dürften, welches denn doch eine ſtarke Sache ſey. Als ich dieſen Punkt verneinte, und ihm einige menſchliche Begriffe von unſerer Lehre beybringen wollte, mochte er nicht ſonderlich darauf merken, denn es kam ihm zu alltäglich vor, und er wandte ſich zu einer neuen Frage: — Man verſichert uns, ſagte er, daß Friedrich der

Groſſe, welcher ſo viele Siege ſelbſt über die Gläubigen davon getragen, und die Welt mit ſeinem Ruhm erfüllt, daß er, den jedermann für einen Ketzer hält, wirklich katholiſch ſey, und vom Papſte die Erlaubniß habe, es zu verheimlichen: denn er kommt, wie man weiß, in keine eurer Kirchen, verrichtet aber ſeinen Gottesdienſt in einer unterirdiſchen Capelle, mit zerknirſchtem Herzen, daß er die heilige Religion nicht öffentlich bekennen darf, denn freylich, wenn er das thäte, würden ihn ſeine Preußen, die ein beſtialiſches Volk und wüthende Ketzer ſind, auf der Stelle todt ſchlagen, wodurch denn der Sache nicht geholfen wäre. Deßwegen hat ihm der heilige Vater jene Erlaubniß gegeben, dafür er denn aber auch die alleinſeligmachende Religion im Stillen ſo viel ausbreitet und begünſtigt als möglich. Ich ließ das alles gelten und erwiederte nur: da es ein großes Geheimniß ſey, könnte freylich niemand davon Zeugniß geben. Unſere fernere Unterhaltung war unge-

fähr immer von derſelben Art, ſo daß ich mich über die kluge Geiſtlichkeit wundern mußte, welche alles abzulehnen und zu entſtellen ſucht, was den dunkeln Kreis ihrer herkömmlichen Lehre durchbrechen und verwirren könnte.

Ich verließ Perugia an einem herrlichen Morgen, und fühlte die Seligkeit wieder allein zu ſeyn. Die Lage der Stadt iſt ſchön, der Anblick des Sees höchſt erfreulich. Ich habe mir die Bilder wohl eingedrückt. Der Weg ging erſt hinab, dann in einem frohen, an beyden Seiten in der Ferne von Hügeln eingefaßten Thale hin, endlich ſah ich Aſſiſi liegen.

Aus Palladio und Volkmann wußte ich, daß ein köſtlicher Tempel der Minerva, zu Zeiten Auguſts gebaut, noch vollkommen erhalten daſtehe. Ich verließ bey Madonna del Angelo meinen Vetturin, der ſeinen Weg

nach Foligno verfolgte, und ſtieg unter einem ſtarken Wind, nach Aſſiſi hinauf, denn ich ſehnte mich, durch die für mich ſo einſame Welt eine Fußwanderung anzuſtellen. Die ungeheuren Subſtruktionen der babyloniſch übereinander gethürmten Kirchen, wo der heilige Franziskus ruht, ließ ich links, mit Abneigung, denn ich dachte mir daß darin die Köpfe ſo wie mein Hauptmanns-Kopf geſtempelt würden. Dann fragte ich einen hübſchen Jungen nach der Maria della Minerva, er begleitete mich die Stadt hinauf, die an einen Berg gebaut iſt. Endlich gelangten wir in die eigentliche alte Stadt, und ſiehe das löblichſte Werk ſtand vor meinen Augen, das erſte vollſtändige Denkmal der alten Zeit, das ich erblickte. Ein beſcheidener Tempel, wie er ſich für eine ſo kleine Stadt ſchickte, und doch ſo vollkommen, ſo ſchön gedacht, daß er überall glänzen würde. Nun vorerſt von ſeiner Stellung! Seitdem ich in Vitruv und Palladio geleſen, wie man Städte bauen,

Tempel und öffentliche Gebäude ſtellen müſſe, habe ich einen großen Reſpect vor ſolchen Dingen. Auch hierin waren die Alten ſo groß im Natürlichen. Der Tempel ſteht auf der ſchönen mittlern Höhe des Berges, wo eben zwey Hügel zuſammen treffen, auf dem Platz, der noch jetzt der Platz heißt. Dieſer ſteigt ſelbſt ein wenig an, und es kommen auf demſelben vier Straßen zuſammen, die ein ſehr gedrücktes Andreas-Kreuz machen, zwey von unten herauf, zwey von oben herunter. Wahrſcheinlich ſtanden zur alten Zeit die Häuſer noch nicht, die jetzt dem Tempel gegenüber gebaut die Ausſicht verſperren. Denkt man ſie weg, ſo blickte man gegen Mittag in die reichſte Gegend, und zugleich würde Minervens Heiligthum von allen Seiten her geſehen. Die Anlage der Straßen mag alt ſeyn, denn ſie folgen aus der Geſtalt und dem Abhange des Berges. Der Tempel ſteht nicht in der Mitte des Platzes, aber ſo gerichtet, daß er dem von Rom heraufkom-

II. Bey den Grubengebäuden.

2191 Rt. 5 gr. $\frac{4}{5}$ pf. a) auf den tiefen Stollen, nehmlich:
1763 Rt. 6 gr. 8 pf. Perglöhne
425 — 22 — $4\frac{4}{5}$ pf. Material, Fuhrlöhne ꝛc.

vt sup.

10947 — 13 — $5\frac{3}{10}$ — b) auf den Johannisschacht, Erbauung und Unterhaltung der Kunstzeuge ꝛc. als:
6600 Rt. 4 gr. 7 pf. Perglöhne.
4347 — 8 — $10\frac{3}{10}$ — Material, Fuhrlöhne, Gußeisen ꝛc.

vt sup.

III. Officianten: Besoldung.

1238 — 4 — 3 —

IV. Allgemeiner Nebenaufwand.

1192 — 15 — 9 —

Summa

20964 Rthlr. 17 gr. 1 pf.

Hierzu gerechnet den bis zu Ende des Jahres 1790 in der am 24sten Februar 1791 publicirten vierten Nachricht summirten vorigen Aufwand, von

50856 Rthlr. 14 gr. $10\frac{3}{4}$ pf.

so beträgt der ganze Aufwand bis zu Ende des Jahres 1793.

51821 Rthlr. 7 gr. $11\frac{3}{4}$ pf.

menden verkürzt gar ſchön ſichtbar wird. Nicht allein das Gebäude ſollte man zeichnen, ſondern auch die glückliche Stellung.

An der Façade konnte ich mich nicht ſatt ſehen, wie geniglisch conſequent auch hier der Künſtler gehandelt. Die Ordnung iſt corinthiſch, die Säulenweiten etwas über zwey Modell. Die Säulenfüße und die Platten darunter ſcheinen auf Piedeſtalen zu ſtehen, aber es ſcheint auch nur: denn der Sockel iſt fünfmal durchſchnitten und jedesmal gehen fünf Stufen zwiſchen den Säulen hinauf, da man denn auf die Fläche gelangt worauf eigentlich die Säulen ſtehen, und von welcher man auch in den Tempel hinein geht. Das Wagſtück den Sockel zu durchſchneiden, war hier am rechten Platze, denn da der Tempel am Berge liegt, ſo hätte die Treppe, die zu ihm hinauf führte, viel zu weit vorgelegt werden müſſen, und würde den Platz verengt haben. Wie viel Stufen noch unterhalb gele-

gen, läßt ſich nicht beſtimmen, ſie ſind, außer wenigen, verſchüttet und zugepflaſtert. Ungern riß ich mich von dem Anblick los, und nahm mir vor, alle Architekten auf dieſes Gebäude aufmerkſam zu machen, damit uns ein genauer Riß davon zukäme. Denn was Ueberlieferung für ein ſchlechtes Ding ſey, mußte ich dieſesmal wieder bemerken. Palladio, auf den ich alles vertraute, giebt zwar dieſes Tempels Bild, er kann ihn aber nicht ſelbſt geſehen haben, denn er ſetzt wirklich Piedeſtale auf die Fläche, wodurch die Säulen unmäßig in die Höhe kommen und ein garſtiges, palmireniſches Ungeheuer entſteht, anſtatt daß in der Wirklichkeit ein ruhiger, lieblicher, das Auge und den Verſtand befriedigender Anblick erfreut. Was ſich durch die Beſchauung dieſes Werks in mir entwickelt, iſt nicht auszuſprechen, und wird ewige Früchte bringen. Ich ging am ſchönſten Abend, die römiſche Straße bergab, im Gemüth zum ſchönſten beruhiget, als ich hinter mir, rauhe

heftige Stimmen vernahm, die unter einander ſtritten. Ich vermuthete, daß es die Sbirren ſeyn möchten, die ich ſchon in der Stadt bemerkt hatte. Ich ging gelaſſen vor mich hin, und horchte hinterwärts. Da konnte ich nun gar bald bemerken, daß es auf mich gemünzt ſey. Vier ſolcher Menſchen, zwey davon mit Flinten bewaffnet, in unerfreulicher Geſtalt, gingen vor mir vorbey, brummten, kehrten nach einigen Schritten zurück und umgaben mich. Sie fragten, wer ich wäre, und was ich hier thäte? Ich erwiederte, ich ſey ein Fremder der ſeinen Weg über Aſſiſi zu Fuße mache, indeſſen der Vetturin nach Foligno fahre. Dieß kam ihnen nicht wahrſcheinlich vor, daß jemand einen Wagen bezahle und zu Fuße gehe. Sie fragten ob ich im Gran Convento geweſen ſey. Ich verneinte dieß, und verſicherte ihnen, ich kenne das Gebäude von alten Zeiten her. Da ich aber ein Baumeiſter ſey, habe ich dießmal nur die Maria della Minerva in Augenſchein

genommen, welches, wie ſie wüßten, ein muſterhaftes Gebäude ſey. Das läugneten ſie nicht, nahmen aber ſehr übel, daß ich dem Heiligen meine Aufwartung nicht gemacht, und gaben ihren Verdacht zu erkennen, daß wohl mein Handwerk ſeyn möchte, Contrebande einzuſchwärzen. Ich zeigte ihnen das Lächerliche, daß ein Menſch, der allein auf der Straße gehe, ohne Ranzen mit leeren Taſchen, für einen Contrebandiſten gehalten werden ſolle. Darauf erbot ich mich mit ihnen nach der Stadt zurück und zum Podeſta zu gehen, ihm meine Papiere vorzulegen, da er mich denn als einen ehrenvollen Fremden anerkennen werde. Sie brummten hierauf und meynten es ſey nicht nöthig, und als ich mich immerfort mit entſchiedenem Ernſt betrug, entfernten ſie ſich endlich wieder nach der Stadt zu. Ich ſah ihnen nach. Da gingen nun dieſe rohen Kerle im Vordergrunde, und hinter ihnen her blickte mich die liebliche Minerva noch einmal ſehr freundlich und

tröſtend an, dann ſchaute ich links auf den triſten Dom des heiligen Franziskus, und wollte meinen Weg verfolgen, als einer der unbewaffneten ſich von der Truppe ſonderte, und ganz freundlich auf mich los kam. Grüßend ſagte er ſogleich: ihr ſolltet, mein Herr Fremder, wenigſtens mir ein Trinkgeld geben, denn ich verſichere, daß ich euch alſobald für einen braven Mann gehalten, und dieß laut gegen meine Geſellen erklärt habe. Das ſind aber Hitzköpfe und gleich oben hinaus, und haben keine Weltkenntniß. Auch werdet ihr bemerkt haben, daß ich euren Worten zuerſt Beyfall und Gewicht gab. Ich lobte ihn deßhalb, und erſuchte ihn ehrenhafte Fremde, die nach Aſſiſi, ſowohl wegen der Religion, als wegen der Kunſt kämen, zu beſchützen; beſonders die Baumeiſter, die zum Ruhme der Stadt, den Minerven-Tempel, den man noch niemals recht gezeichnet und in Kupfer geſtochen, nunmehro meſſen und abzeichnen wollten. Er möchte ihnen zur Hand gehen,

da ſie ſich denn gewiß dankbar erweiſen würden, und ſomit drückte ich ihm einige Silberſtücke in die Hand, die ihn über ſeine Erwartung erfreuten. Er bat mich, ja wieder zu kommen, beſonders müſſe ich das Feſt des Heiligen nicht verſäumen, wo ich mich mit größter Sicherheit erbauen und vergnügen ſollte. Ja, wenn es mir, als einem hübſchen Manne, wie billig, um ein hübſches Frauenzimmer zu thun ſey, ſo könne er mir verſichern, daß die ſchönſte und ehrbarſte Frau von ganz Aſſiſi, auf ſeine Empfehlung, mich mit Freuden aufnehmen werde. Er ſchied nun betheurend, daß er noch heute Abend, bey dem Grabe des Heiligen, meiner in Andacht gedenken, und für meine fernere Reiſe beten wolle. So trennten wir uns, und mir war ſehr wohl mit der Natur und mit mir ſelbſt wieder allein zu ſeyn. Der Weg nach Foligno war einer der ſchönſten und anmuthigſten Spaziergänge, die ich jemals zurückge-

legt. Vier volle Stunden, an einem Berge hin, rechts ein reichbebautes Thal.

Mit den Vetturinen ist es eine leidige Fahrt; das beste, daß man ihnen bequem zu Fuße folgen kann. Von Ferrara laß ich mich nun immer bis hieher so fort schleppen. Dieses Italien, von Natur höchlich begünstiget, blieb in allem Mechanischen und Technischen, worauf doch eine bequemere und frischere Lebensweise gegründet ist, gegen alle Länder unendlich zurück. Das Fuhrwerk der Vetturine, welches noch Sedia, ein Sessel heißt, ist gewiß aus den alten Tragsesseln entstanden, in welchen sich Frauen, ältere und vornehmere Personen, von Maulthieren tragen ließen. Statt des hintern Maulthiers, das man hervor neben die Gabel spannte, setzte man zwey Räder unter, und an keine weitere Verbesserung ward gedacht. Man wird, wie vor Jahrhunderten noch immer fortgeschaukelt, und so sind sie in ihren Wohnungen und allem.

Wenn man die erſte poetiſche Idee, daß die Menſchen meiſt unter freyem Himmel lebten, und ſich gelegentlich manchmal aus Noth in Höhlen zurückzogen, noch realiſirt ſehen will, ſo muß man die Gebäude hier herum, beſonders auf dem Lande betreten, ganz im Sinn und Geſchmack der Höhlen. Eine ſo unglaubliche Sorgloſigkeit haben ſie, um über dem Nachdenken nicht zu veralten. Mit unerhörtem Leichtſinn verſäumen ſie, ſich auf den Winter, auf längere Nächte vorzubereiten, und leiden deßhalb einen guten Theil des Jahres wie die Hunde. Hier in Foligno, in einer völlig homeriſchen Haushaltung, wo alles um ein auf der Erde brennendes Feuer, in einer großen Halle verſammelt iſt, ſchreyt und lärmt, am langen Tiſche ſpeiſt, wie die Hochzeit von Cana gemalt wird, ergreife ich die Gelegenheit dieſes zu ſchreiben, da einer ein Dintenfaß holen läßt, woran ich unter ſolchen Umſtänden nicht gedacht hätte. Aber man ſieht auch dieſem Blatt die Kälte

und die Unbequemlichkeit meines Schreibtiſches an.

Jetzt fühl' ich wohl die Verwegenheit unvorbereitet und unbegleitet in dieſes Land zu gehen. Mit dem verſchiedenen Gelde, den Vetturinen, den Preiſen, den ſchlechten Wirthshäuſern iſt es eine tagtägliche Noth, daß einer, der zum erſtenmale, wie ich allein geht, und ununterbrochnen Genuß hoffte und ſuchte, ſich unglücklich genug fühlen müßte. Ich habe nichts gewollt als das Land ſehen, auf welche Koſten es ſey, und wenn ſie mich auf Ixions Rad nach Rom ſchleppen, ſo will ich mich nicht beklagen.

Terni, den 27. Oktober Abends.

Wieder in einer Höhle ſitzend, die vor einem Jahr vom Erdbeben gelitten; das Städtchen liegt in einer köſtlichen Gegend, die ich auf einem Rundgange um daſſelbe her, mit Freuden beſchaute, am Anfang einer ſchönen Plaine zwiſchen Bergen die alle noch Kalk ſind. Wie Bologna drüben, ſo iſt Terni hüben an den Fuß des Gebirgs geſetzt.

Nun da der päpſtliche Soldat mich verlaſſen, iſt ein Prieſter mein Gefährte. Dieſer ſcheint ſchon mehr mit ſeinem Zuſtande zufrieden, und belehrt mich, den er freylich ſchon als Ketzer erkennt, auf meine Fragen ſehr gern von dem Ritus und andern dahin gehörigen Dingen. Dadurch daß ich immer wieder unter neue Menſchen komme, erreiche ich durchaus meine Abſicht, man muß das

Volk nur unter einander reden hören, was das für ein lebendiges Bild des ganzen Landes giebt. Sie sind auf die wunderbarste Weise sämmtlich Widersacher, haben den sonderbarsten Privinzial- und Stadteifer, können sich alle nicht leiden, die Stände sind in ewigem Streit und das alles mit inniger, lebhafter, gegenwärtiger Leidenschaft, daß sie einem den ganzen Tag Comödie geben und sich bloßstellen, und doch fassen sie zugleich wieder auf, und merken gleich wo der Fremde sich in ihr Thun und Lassen nicht finden kann.

Spoleto hab' ich bestiegen, und war auf der Wasserleitung, die zugleich Brücke von einem Berg zu einem andern ist. Die zehen Bogen, welche über das Thal reichen, stehen von Backsteinen ihre Jahrhunderte so ruhig da, und das Wasser quillt immer noch in Spoleto an allen Orten und Enden. Das ist nun das dritte Werk der Alten das ich sehe und immer derselbe große Sinn. Ei-

ne zweyte Natur die zu bürgerlichen Zwecken handelt, das iſt ihre Baukunſt, ſo ſteht das Amphitheater, der Tempel und der Aquaduct. Nun fühle ich erſt wie mir mit Recht alle Willkührlichkeiten verhaßt waren, wie z. B. der Winterkaſten auf dem Weißenſtein, ein Nichts um Nichts, ein ungeheurer Confectaufſatz, und ſo mit tauſend andern Dingen. Das ſteht nun alles todtgeboren da, denn was nicht eine wahre innere Exiſtenz hat, hat kein Leben, und kann nicht groß ſeyn und nicht groß werden.

Was bin ich nicht den letzten acht Wochen ſchuldig geworden, an Freuden und Einſicht; aber auch Mühe hat michs genug gekoſtet. Ich halte die Augen nur immer offen, und drücke mir die Gegenſtände recht ein. Urtheilen möchte ich gar nicht, wenn es nur möglich wäre.

San Crocefiſſo, eine wunderliche Capelle am Wege, halte ich nicht für den Reſt eines

Tempels der am Orte ſtand, ſondern man hat Säulen, Pfeiler, Gebälke gefunden und zuſammengeflickt, nicht dumm aber toll. Beſchreiben läßt ſichs gar nicht, es iſt wohl irgendwo in Kupfer geſtochen.

Und ſo wird es einem denn doch wunderbar zu Muthe, daß uns, indem wir bemüht ſind, einen Begriff des Alterthums zu erwerben, nur Ruinen entgegen ſtehen, aus denen man ſich nun wieder das kümmerlich aufzuerbauen hätte, wovon man noch keinen Begriff hat.

Mit dem was man claſſiſchen Boden nennt, hat es eine andere Bewandniß. Wenn man hier nicht fantaſtiſch verfährt, ſondern die Gegend real nimmt, wie ſie daliegt, ſo iſt ſie doch immer der entſcheidende Schauplatz, der die größten Thaten bedingt, und ſo habe ich immer bisher den geologiſchen und landſchaftlichen Blick benutzt, um Einbildungskraft und

Empfindung zu unterdrücken, und mir ein freyes klares Anſchauen der Localität zu erhalten. Da ſchließt ſich denn auf eine wunderſame Weiſe die Geſchichte lebendig an, und man begreift nicht wie einem geſchieht, und ich fühle die größte Sehnſucht den Tacitus in Rom zu leſen.

Das Wetter darf ich auch nicht ganz hintan ſetzen. Da ich von Bologna die Apenninen herauf kam, zogen die Wolken noch immer nach Norden, ſpäterhin veränderten ſie ihre Richtung und zogen nach dem Traſimeniſchen See. Hier blieben ſie hangen, zogen auch wohl gegen Mittag. Statt alſo daß die große Plaine des Po den Sommer über alle Wolken nach dem Tyroler Gebirg ſchickt, ſendet ſie jetzt einen Theil nach den Apenninen, daher mag die Regenzeit kommen.

Man fängt nun an die Oliven abzuleſen. Sie thun es hier mit den Händen, an an-

dern Orten ſchlagen ſie mit Stöcken drein. Kommt ein frühzeitiger Winter, ſo bleiben die übrigen bis gegen das Frühjahr hängen. Heute habe ich auf ſehr ſteinigem Boden die größten älteſten Bäume geſehen.

Die Gunſt der Muſen, wie die der Dämonen, beſucht uns nicht immer zur rechten Zeit. Heute ward ich aufgeregt etwas auszubilden, was gar nicht an der Zeit iſt. Dem Mittelpunkte des Catholicismus mich nähernd, von Catholiken umgeben, mit einem Prieſter in eine Sedie eingeſperrt, indem ich mit reinſtem Sinn die wahrhafte Natur und die edle Kunſt zu beobachten und aufzufaſſen trachte, trat mir ſo lebhaft vor die Seele, daß vom urſprünglichen Chriſtenthum alle Spur verloſchen iſt, ja wenn ich mir es in ſeiner Reinheit vergegenwärtigte, ſo wie wir es in der Apoſtelgeſchichte ſehen, ſo mußte mir ſchaudern, was nun auf jenen gemüthlichen Anfängen ein unförmliches, ja barockes Heidenthum laſtet.

Da fiel mir der ewige Jude wieder ein, der Zeuge aller dieſer wunderſamen Ent- und Aufwicklungen geweſen, und ſo einen wunderlichen Zuſtand erlebte, daß Chriſtus ſelbſt, als er zurückkommt, um ſich nach den Früchten ſeiner Lehre umzuſehen, in Gefahr geräth zum zweitenmal gekreuzigt zu werden. Jene Legende: venio iterum crucifigi, ſollte mir bey dieſer Cataſtrophe zum Stoff dienen.

Dergleichen Träume ſchweben mir vor. Denn aus Ungeduld weiter zu kommen, ſchlafe ich angekleidet, und weiß nichts hübſcheres, als vor Tag aufgeweckt zu werden, mich ſchnell in den Wagen zu ſetzen, und zwiſchen Schlaf und Wachen dem Tag entgegen zu fahren, und dabey die erſten beſten Phantaſiebilder, nach Belieben walten zu laſſen.

Città Castellana den 23 Oktober.

Den letzten Abend will ich nicht fehlen. Es ist noch nicht acht Uhr, und alles schon zu Bette, so kann ich noch zu guterletzt des Vergangenen gedenken, und mich aufs nächst Künftige freuen. Heute war ein ganz heiterer herrlicher Tag, der Morgen sehr kalt, der Tag klar und warm, der Abend etwas windig, aber sehr schön.

Von Terni fuhren wir sehr früh aus, Narni kamen wir hinauf ehe es Tag war, und so habe ich die Brücke nicht gesehen. Thäler und Tiefen, Nähe und Fernen, köstliche Gegenden, alles Kalkgebirg, auch nicht eine Spur eines andern Gesteins.

Otricoli liegt auf einem der, von den ehemaligen Strömungen zusammen geschwemmten,

Kieshügel und ist von Lava gebaut jenseits des Flusses hergeholt.

Sobald man über die Brücke hinüber ist, findet man sich im vulkanischen Terrain, es sey nun unter wirklichen Laven, oder unter frühern Gestein durch Röstung und Schmelzung verändert. Man steigt einen Berg herauf, den man für graue Lava ansprechen möchte. Sie enthält viele weiße, granatförmig gebildete Crystalle. Die Chaussee die von der Höhe nach Citta Castellana geht, von eben diesem Stein, sehr schön glatt gefahren, die Stadt auf vulkanischen Tuff gebaut, in welchem ich Asche, Bimstein und Lavastücke zu entdecken glaubte. Vom Schlosse ist die Aussicht sehr schön, der Berg Soracte steht einzeln gar malerisch da, wahrscheinlich ein zu den Apenninen gehöriger Kalkberg. Die vulkanisirenden Strecken sind viel niedriger als die Apenninen, und nur das durchreißende Wasser hat aus ihnen Berge und Felsen gebildet, da denn herrlich

malerische Gegenstände, überhangende Klippen und sonstige landschaftliche Zufälligkeiten, gebildet werden.

Morgen Abend also in Rom. Ich glaube es noch jetzt kaum, und wenn dieser Wunsch erfüllt ist, was soll ich mir nachher wünschen, ich wüßte nichts als daß ich mit meinem Fasanenkahn glücklich zu Hause landen und meine Freunde gesund, froh und wohlwollend antreffen möge.

Rom.

Rom den 1. November 1786.

Endlich kann ich den Mund aufthun und meine Freunde mit Frohſinn begrüßen. Verziehen ſey mir das Geheimniß und die gleichſam unterirdiſche Reiſe hierher. Kaum wagte ich mir ſelbſt zu ſagen, wohin ich ging, ſelbſt unterwegs fürchtete ich noch und nur unter der Porta del Popolo war ich mir gewiß Rom zu haben.

Und laßt mich nun auch ſagen, daß ich tauſendmal; ja beſtändig eurer gedenke, in der Nähe der Gegenſtände, die ich allein zu ſehen niemals glaubte. Nur da ich jedermann mit Leib und Seele in Norden geſeſſelt, alle Anmuthung nach dieſen Gegenden verſchwun-

den ſah, konnte ich mich entſchließen einen langen einſamen Weg zu machen, und den Mittelpunkt zu ſuchen, nach dem mich ein unwiderſtehliches Bedürfniß hinzog. Ja die letzten Jahre wurde es eine Art von Krankheit, von der mich nur der Anblick und die Gegenwart heilen konnte. Jetzt darf ich es geſtehen: zuletzt durft' ich kein lateiniſch Buch mehr anſehen, keine Zeichnung einer italiäniſchen Gegend. Die Begierde dieſes Land zu ſehen, war überreif; da ſie befriedigt iſt, werden mir Freunde und Vaterland erſt wieder recht aus dem Grunde lieb, und die Rückkehr wünſchenswerth, ja um deſto wünſchenswerther, da ich mit Sicherheit empfinde, daß ich ſo viele Schätze nicht zu eignem Beſitz und Privatgebrauch mitbringe, ſondern daß ſie mir und andern durchs ganze Leben zur Leitung und Förderniß dienen ſollen.

Rom den 1. November 1786.

Ja ich bin endlich in dieſer Hauptſtadt der Welt angelangt! Wenn ich ſie in guter Begleitung, angeführt von einem recht verſtändigen Manne, vor funfzehn Jahren geſehn hätte, wollte ich mich glücklich preiſen. Sollte ich ſie aber allein, mit eignen Augen ſehen und beſuchen; ſo iſt es gut, daß mir dieſe Freude ſo ſpät zu Theil ward.

Ueber das Tyroler Gebirg bin ich gleichſam weggeflogen. Verona, Vicenz, Padua, Venedig habe ich gut, Ferrara, Cento, Bologna flüchtig und Florenz kaum geſehen. Die Begierde nach Rom zu kommen war ſo groß, wuchs ſo ſehr mit jedem Augenblicke, daß kein Bleibens mehr war, und ich mich nur drey Stunden in Florenz aufhielt. Nun bin ich hier und ruhig und wie es ſcheint auf mein

ganzes Leben beruhigt. Denn es geht, man darf wohl sagen, ein neues Leben an, wenn man das Ganze mit Augen sieht, das man theilweise in- und auswendig kennt. Alle Träume meiner Jugend seh' ich nun lebendig, die ersten Kupferbilder deren ich mich erinnere, (mein Vater hatte die Prospecte von Rom auf einem Vorsaale aufgehängt) seh' ich nun in Wahrheit, und alles was ich in Gemälden und Zeichnungen, Kupfern und Holzschnitten, in Gyps und Kork schon lange gekannt, steht nun beysammen vor mir, wohin ich gehe finde ich eine Bekanntschaft in einer neuen Welt, es ist alles wie ich mir's dachte und alles neu. Eben so kann ich von meinen Beobachtungen, von meinen Ideen sagen. Ich habe keinen ganz neuen Gedanken gehabt, nichts ganz fremd gefunden, aber die alten sind so bestimmt, so lebendig, so zusammenhängend geworden, daß sie für neu gelten können.

Da Pygmalions Eliſe, die er ſich ganz nach ſeinen Wünſchen geformt, und ihr ſo viel Wahrheit und Daſeyn gegeben hatte, als der Künſtler vermag, endlich auf ihn zukam und ſagte: ich bins! wie anders war die Lebendige, als der gebildete Stein.

Wie moraliſch heilſam iſt mir es dann auch, unter einem ganz ſinnlichen Volke zu leben, über das ſo viel Redens und Schreibens iſt, das jeder Fremde nach dem Maaßſtabe beurtheilt den er mitbringt. Ich verzeihe jedem der ſie tadelt und ſchilt, ſie ſtehn zu weit von uns ab, und als Fremder mit ihnen zu verkehren, iſt beſchwerlich und koſtſpielig.

Rom den 3. November.

Einer der Hauptbeweggründe die ich mir vorſpiegelte um nach Rom zu eilen, war das Feſt Allerheiligen, der erſte November: denn ich dachte, geſchieht dem einzelnen Heiligen ſo viel Ehre, was wird es erſt mit allen werden. Allein wie ſehr betrog ich mich. Kein auffallend allgemeines Feſt hatte die römiſche Kirche beliebt und jeder Orden mochte im beſondern das Andenken ſeines Patrons im Stillen feyern, denn das Namensfeſt und der ihm zugetheilte Ehrentag iſt's eigentlich, wo jeder in ſeiner Glorie erſcheint.

Geſtern aber, am Tage Allerſeelen gelang mir's beſſer. Das Andenken dieſer feyert der Papſt in ſeiner Haus-Capelle auf dem Quirinal. Jedermann hat freyen Zutritt. Ich eilte mit Tiſchbein auf den Monte Cavallo..

Der Platz vor dem Pallaste hat was ganz eignes Individuelles, so unregelmäßig als grandios und lieblich. Die beyden Coloſſen erblickt ich nun! Weder Auge noch Geiſt ſind hinreichend ſie zu faſſen. Wir eilten mit der Menge durch den prächtig geräumigen Hof eine übergeräumige Treppe hinauf. In dieſen Vorſälen, der Capelle gegenüber, in der Anſicht der Reihe von Zimmern, fühlt man ſich wunderbar unter Einem Dache mit dem Statthalter Chriſti.

Die Function war angegangen, Papſt und Cardinäle ſchon in der Kirche. Der heilige Vater, die ſchönſte würdigſte Männergeſtalt, Cardinäle von verſchiedenem Alter und Bildung.

Mich ergriff ein wunderbar Verlangen das Oberhaupt der Kirche möge den goldenen Mund aufthun und, von dem unausſprechlichen Heil der ſeligen Seelen mit Entzücken

ſprechend, uns in Entzücken verſetzen. Da ich ihn aber vor dem Altare ſich nur hin und her bewegen ſah, bald nach dieſer bald nach jener Seite ſich wendend, ſich wie ein gemeiner Pfaffe gebärdend und murmelnd, da regte ſich die proteſtantiſche Erbſünde und mir wollte das bekannte und gewohnte Meßopfer hier keineswegs gefallen. Hat doch Chriſtus ſchon als Knabe durch mündliche Auslegung der Schrift und in ſeinem Jünglingsleben, gewiß nicht ſchweigend, gelehrt und gewirkt, denn er ſprach gern, geiſtreich und gut, wie wir aus den Evangelien wiſſen. Was würde der ſagen, dacht' ich, wenn er hereinträte und ſein Ebenbild auf Erden ſummend und hin und wieder wankend anträfe? das venio iterum crucifigi! fiel mir ein und ich zupfte meinen Gefährten, daß wir ins Freye der gewölbten und gemalten Säle kämen.

Hier fanden wir eine Menge Perſonen, die köſtlichen Gemälde aufmerkſam betrachtend,

denn dieſes Feſt Allerſeelen iſt auch zugleich das Feſt aller Künſtler in Rom. Ebenſo wie die Capelle iſt der ganze Pallaſt und die ſämmtlichen Zimmer jedem zugänglich und dieſen Tag für viele Stunden frey und offen, man braucht kein Trinkgeld zu geben und wird von dem Caſtellan nicht gedrängt.

Die Wandgemälde beſchäftigten mich und ich lernte da neue, mir kaum dem Namen nach bekannte treffliche Männer kennen, ſo wie z. B. den heitern Carl Maratt ſchätzen und lieben.

Vorzüglich willkommen aber waren mir die Meiſterſtücke der Künſtler, deren Art und Weiſe ich mir ſchon eingeprägt hatte. Ich ſah mit Bewunderung die heilige Petronilla von Guercin, ehemals in St. Peter, wo nun eine muſiviſche Copie anſtatt des Originals aufgeſtellt iſt. Der Heiligen Leichnam wird aus dem Grabe gehoben und dieſelbe

Der

Triumph der Empfindſamkeit.

Eine dramatiſche Grille.

Von

Goethe.

Ächte Ausgabe.

Leipzig,
bey Georg Joachim Göſchen,
1787.

Perſon neubelebt in der Himmelshöhe von einem göttlichen Jüngling empfangen. Was man auch gegen dieſe doppelte Handlung ſagen mag, das Bild iſt unſchätzbar.

Noch mehr erſtaunte ich vor einem Bilde von Titian. Es überleuchtet alle die ich geſehen habe. Ob mein Sinn ſchon geübter, oder ob es wirklich das vortrefflichſte ſey, weiß ich nicht zu unterſcheiden. Ein ungeheures Meßgewand das von Stickerey, ja von getriebenen Goldfiguren ſtarrt, umhüllt eine anſehnliche biſchöffliche Geſtalt. Den maſſiven Hirtenſtab in der Linken blickt er entzückt in die Höhe, mit der Rechten hält er ein Buch, woraus er ſo eben eine göttliche Berührung empfangen zu haben ſcheint. Hinter ihm eine ſchöne Jungfrau, die Palme in der Hand, mit lieblicher Theilnahme nach dem aufgeſchlagenen Buche hinſchauend. Ein ernſter Alter dagegen zur Rechten, dem Buche ganz nahe ſcheint er deſſen nicht zu achten: die Schlüſſel in

der Hand mag er ſich wohl eigenen Aufſchluß zutrauen. Dieſer Gruppe gegenüber ein nackter, wohlgebildeter, gebundener, von Pfeilen verletzter Jüngling, vor ſich hinſehend beſcheiden ergeben. In dem Zwiſchenraume zwey Mönche, Kreuz und Lilie tragend, andächtig gegen die Himmliſchen gekehrt. Denn oben offen iſt das halbrunde Gemäuer das ſie ſämmtlich umſchließt. Dort bewegt ſich in höchſter Glorie, eine herabwärts theilnehmende Mutter. Das lebendig muntere Kind in ihrem Schooße reicht mit heiterer Gebärde einen Kranz herüber, ja ſcheint ihn herunter zu werfen. Auf beiden Seiten ſchweben Engel, Kränze ſchon im Vorrath haltend. Ueber allen aber und über dreifachem Strahlenkreiſe waltet die himmliſche Taube, als Mittelpunkt und Schlußſtein zugleich.

Wir ſagen uns: hier muß ein heiliges altes Ueberliefertes zum Grunde liegen, daß dieſe verſchiedenen, unpaſſenden Perſonen ſo

kunſtreich und bedeutungsvoll zuſammengeſtellt werden konnten. Wir fragen nicht nach Wie und Warum, wir laſſen es geſchehen und bewundern die unſchätzbare Kunſt.

Weniger unverſtändlich, aber doch geheimnißvoll iſt ein Wandbild von Guido in ſeiner Capelle. Die kindlich lieblichſte, frömmſte Jungfrau ſitzt ſtill vor ſich hin und näht, zwei Engel ihr zur Seiten erwarten jeden Wink ihr zu dienen. Daß jugendliche Unſchuld und Fleiß von den Himmliſchen bewacht und geehrt werde ſagt uns das liebe Bild. Es bedarf hier keiner Legende, keiner Auslegung.

Nun aber zu Milderung des künſtleriſchen Ernſtes ein heiteres Abentheuer: Ich bemerkte wohl, daß mehrere deutſche Künſtler zu Tiſchbein als Bekannte tretend, mich beobachteten und ſodann hin und wieder gingen. Er, der mich einige Augenblicke verlaſſen hatte, trat

wieder zu mir und sagte: „Da giebts einen großen Spaß! das Gerücht Sie seyen hier, hatte sich schon verbreitet und die Künstler wurden auf den einzigen unbekannten Fremden aufmerksam. Nun ist einer unter uns, der schon längst behauptet, er sey mit Ihnen umgegangen, ja er wollte mit Ihnen in freundschaftlichem Verhältniß gelebt haben, woran wir nicht so recht glauben wollten. Dieser ward aufgefordert Sie zu betrachten und den Zweifel zu lösen, er versicherte aber kurz und gut Sie seyen es nicht und an dem Fremden keine Spur Ihrer Gestalt und Aussehns. So ist doch wenigstens das Incognito für den Moment gedeckt und in der Folge giebt es etwas zu lachen.“

Ich mischte mich nun freymüthiger unter die Künstlerschaar und fragte nach den Meistern verschiedener Bilder, deren Kunstweise mir noch nicht bekannt geworden. Endlich zog mich ein Bild besonders an, den heiligen

Georg, den Drachenüberwinder und Jungfrauenbefreyer vorſtellend. Niemand konnte mir den Meiſter nennen. Da trat ein kleiner, beſcheidener, bisher lautloſer Mann hervor und belehrte mich, es ſey von Pordenone, dem Venetianer, eines ſeiner beſten Bilder, an dem man ſein ganzes Verdienſt erkenne. Nun konnt' ich meine Neigung gar wohl erklären: das Bild hatte mich angemuthet, weil ich mit der venetianiſchen Schule ſchon näher bekannt, die Tugenden ihrer Meiſter beſſer zu ſchätzen wußte.

Der belehrende Künſtler iſt Heinrich Meyer, ein Schweizer! der mit einem Freunde Namens Cölla ſeit einigen Jahren hier ſtudirt, die antiken Büſten in Sepia vortrefflich nachbildet und in der Kunſtgeſchichte wohl erfahren iſt.

Rom den 7. November.

Nun bin ich ſieben Tage hier, und nach und nach tritt in meiner Seele der allgemeine Begriff dieſer Stadt hervor. Wir gehn fleißig hin und wieder, ich mache mir die Plane des alten und neuen Roms bekannt, betrachte die Ruinen, die Gebäude, beſuche ein und die andere Villa, die größten Merkwürdigkeiten werden ganz langſam behandelt, ich thue nur die Augen auf, und ſeh' und geh' und komme wieder, denn man kann ſich nur in Rom auf Rom vorbereiten.

Geſtehen wir jedoch, es iſt ein ſaures und trauriges Geſchäft, das alte Rom aus dem neuen herauszuklauben, aber man muß es denn doch thun, und zuletzt eine unſchätzbare Befriedigung hoffen. Man trifft Spuren einer Herrlichkeit und einer Zerſtörung,

die beyde über unſere Begriffe gehen. Was die Barbaren ſtehen ließen, haben die Baumeiſter des neuen Roms verwüſtet.

Wenn man ſo eine Exiſtenz anſieht, die zwey tauſend Jahre und darüber alt iſt, durch den Wechſel der Zeiten ſo mannigfaltig und vom Grund aus verändert, und doch noch derſelbe Boden, derſelbe Berg, ja oft dieſelbe Säule und Mauer, und im Volke noch die Spuren des alten Charakters, ſo wird man ein Mitgenoſſe der großen Rathſchlüſſe des Schickſals und ſo wird es dem Betrachter von Anfang ſchwer zu entwickeln, wie Rom auf Rom folgt, und nicht allein das neue auf das alte, ſondern die verſchiedenen Epochen des alten und neuen ſelbſt auf einander. Ich ſuche nur erſt ſelbſt die halbverdeckten Punkte herauszufühlen, dann laſſen ſich erſt die ſchönen Vorarbeiten recht vollſtändig nutzen, denn ſeit dem funfzehnten Jahrhundert, bis auf unſere Tage haben ſich treffliche Künſtler und

Gelehrte, mit dieſen Gegenſtänden, ihr ganzes Leben durch beſchäftigt.

Und dieſes Ungeheuere wirkt ganz ruhig auf uns ein, wenn wir in Rom hin und her eilen, um zu den höchſten Gegenſtänden zu gelangen. Anderer Orten muß man das Bedeutende aufſuchen, hier werden wir davon überdrängt und überfüllt. Wie man geht und ſteht zeigt ſich ein landſchaftliches Bild aller Art und Weiſe, Palläſte und Ruinen, Gärten und Wildniß, Fernen und Engen, Häuschen, Ställe, Triumphbögen und Säulen, oft alles zuſammen ſo nah, daß es auf ein Blatt gebracht werden könnte. Man müßte mit tauſend Griffeln ſchreiben, was ſoll hier eine Feder, und dann iſt man Abends müde und erſchöpft vom Schauen und Staunen.

Den 7. November 1785.

Verzeihen mir jedoch meine Freunde, wenn ich künftig wortkarg erfunden werde, während eines Reiſezugs raſft man unterwegs auf was man kann, jeder Tag bringt etwas neues, und man eilt auch darüber zu denken und zu urtheilen. Hier aber kömmt man in eine gar große Schule, wo ein Tag ſo viel ſagt, daß man von dem Tage nichts zu ſagen wagen darf. Ja man thäte wohl, wenn man, Jahre lang hier verweilend, ein pythagoräiſches Stillſchweigen beobachtete.

An denſelben.

Ich bin recht wohl. Das Wetter iſt, wie die Römer ſagen brutto, es geht ein Mittagwind, Sirocco, der täglich mehr oder weniger Regen herbeyführt; ich kann aber dieſe Witterung nicht unangenehm finden, es iſt warm dabey, wie es bey uns im Sommer regnigte Tage nicht ſind.

Den 7. November.

Tiſchbeins Talente, ſo wie ſeine Vorſätze und Kunſtabſichten lerne ich nun immermehr kennen und ſchätzen. Er legte mir ſeine Zeichnungen und Skizzen vor, welche ſehr viel Gutes geben und verkünden. Durch den Aufenthalt bey Bodmer ſind ſeine Gedanken auf die erſten Zeiten des menſchlichen Geſchlechts

geführt worden, da, wo es ſich auf die Erde geſetzt fand, und die Aufgabe löſen ſollte, Herr der Welt zu werden.

Als geiſtreiche Einleitung zu dem Ganzen, beſtrebte er ſich das hohe Alter der Welt ſinnlich darzuſtellen. Berge mit herrlichen Wäldern bewachſen, Schluchten von Waſſerbächen ausgeriſſen, ausgebrannte Vulkane, kaum noch leiſe dampfend. Im Vordergrund ein mächtiger in der Erde übriggebliebener Stock eines vieljährigen Eichbaums, an deſſen halbentblößten Wurzeln ein Hirſch die Stärke ſeines Geweihes verſucht, ſo gut gedacht als lieblich ausgeführt.

Dann hat er auf einem höchſtmerkwürdigen Blatte, den Mann zugleich als Pferdebändiger und allen Thieren der Erde, der Luft und des Waſſes, wo nicht an Stärke doch an Liſt überlegen dargeſtellt. Die Compoſition iſt außerordentlich ſchön, als Oelbild

müßte es eine groſse Wirkung thun. Eine Zeichnung davon müſſen wir nothwendig in Weimar beſitzen. Sodann denkt er an eine Verſammlung der Alten, Weiſen und geprüften Männer, wo er Gelegenheit nehmen wird, wirkliche Geſtalten darzuſtellen. Mit dem gröſsten Enthuſiasmus aber ſkizzirt er an einer Schlacht, wo ſich zwey Parteyen Reiterey wechſelſeitig mit gleicher Wuth angreifen, und zwar an einer Stelle, wo eine ungeheuere Felsſchlucht ſie trennt, über welche das Pferd nur mit gröſster Anſtrengung hinüberſetzen kann. An Vertheidigung iſt hier nicht zu denken. Kühner Angriff, wilder Entſchluß, Gelingen, oder Sturz in den Abgrund. Dieſes Bild wird ihm Gelegenheit geben, die Kenntniſſe, die er von dem Pferde, deſſen Bau und Bewegung beſitzt, auf eine ſehr bedeutende Weiſe zu entfalten.

Dieſe Bilder ſodann, und eine Reihe von folgenden und eingeſchalteten, wünſcht er durch

ein Gedicht verknüpft, welche dem Dargeſtellten zur Erklärung dienten und ihm dagegen wieder durch beſtimmte Geſtalten Körper und Reiz verliehen.

Der Gedanke iſt ſchön, nur müßte man freylich mehrere Jahre zuſammen ſeyn, um ein ſolches Werk auszuführen.

Den 7. November.

Die Logen von Raphael und die großen Gemälde der Schule von Athen ꝛc. hab' ich nur erſt einmal geſehen, und da iſt's, als wenn man den Homer aus einer zum Theil verloſchenen, beſchädigten Handſchrift herausſtudiren ſollte. Das Vergnügen des erſten Eindrucks iſt unvollkommen, nur wenn man nach und nach alles recht durchgeſehn und ſtudirt hat, wird der Genuß ganz. Am erhaltendſten ſind die Deckenſtücke der Logen, die

bibliſche Geſchichten vorſtellen, ſo friſch wie geſtern gemalt, zwar die wenigſten von Raphaels eigner Hand, doch aber gar trefflich nach ſeinen Zeichnungen und unter ſeiner Aufſicht.

Den 7. November.

Ich habe manchmal in früherer Zeit die wunderliche Grille gehabt, daß ich mir ſehnlichſt wünſchte von einem wohlunterrichteten Manne, von einem Kunſt- und Geſchichtskundigen Engländer, nach Italien geführt zu werden; und nun hat ſich das alles indeſſen ſchöner gebildet als ich hätte ahnden können. Tiſchbein lebte ſo lange hier, als mein herzlicher Freund, er lebte hier mit dem Wunſche, mir Rom zu zeigen, unſer Verhältniß iſt alt, durch Briefe, neu durch Gegenwart, wo hätte mir ein wertherer Führer erſcheinen können. Iſt auch meine Zeit nur beſchränkt, ſo werde ich doch das möglichſte genießen und lernen.

Und bey allen dem ſeh' ich voraus, daß ich wünſchen werde anzukommen, wenn ich weggehe.

Den 8. November.

Mein wunderliches und vielleicht grillenhaftes Halbincognito, bringt mir Vortheile, an die ich nicht denken konnte. Da ſich jedermann verpflichtet, zu ignoriren wer ich ſey, und alſo auch niemand mit mir von mir reden darf, ſo bleibt den Menſchen nichts übrig als von ſich ſelbſt oder von Gegenſtänden zu ſprechen, die ihnen intereſſant ſind, dadurch erfahr' ich nun umſtändlich, womit ſich ein jeder beſchäftigt, oder was irgend merkwürdiges entſteht und hervorgeht. Hofrath Reifenſtein fand ſich auch in dieſe Grille, da er aber den Namen den ich angenommen hatte, aus einer beſondern Urſache nicht leiden konnte; ſo baroniſirte er mich geſchwind und ich heiße

nun der Baron gegen Rondanini über, dadurch bin ich bezeichnet genug, um ſo mehr, als der Italiäner die Menſchen nur nach den Vornamen oder Spitznamen benennet. Genug, ich habe meinen Willen und entgehe der unendlichen Unbequemlichkeit, von mir und meinen Arbeiten Rechenſchaft geben zu müſſen.

Den 9. November.

Manchmal ſtehe ich wie einen Augenblick ſtill, und überſchaue die höchſten Gipfel des ſchon Gewonnenen. Sehr gerne blicke ich nach Venedig zurück, auf jenes groſſe Daſeyn, dem Schooße des Meeres, wie Pallas aus dem Haupte Jupiters entſproſſen. Hier hat mich die Rotonda, ſo die äußere wie die innere, zu einer freudigen Verehrung ihrer Groſſheit bewogen. In St. Peter habe ich begreifen lernen, wie die Kunſt ſowohl als die Natur alle Maaßvergleichung aufheben kann.

Und ſo hat mich Apoll von Belvedere aus der Wirklichkeit hinausgerückt. Denn wie von jenen Gebäuden die richtigſten Zeichnungen keinen Begriff geben, ſo iſt es hier mit dem Original von Marmor, gegen die Gypsabgüſſe, deren ich doch ſehr ſchöne früher gekannt habe.

Den 10. November 1786.

Ich lebe nun hier mit einer Klarheit und Ruhe, von der ich lange kein Gefühl hatte. Meine Uebung, alle Dinge wie ſie ſind zu ſehen und abzuleſen, meine Treue das Auge Licht ſeyn zu laſſen, meine völlige Entäußrung von aller Prätention, kommen mir einmal wieder recht zu ſtatten und machen mich im Stillen höchſt glücklich. Alle Tage ein neuer merkwürdiger Gegenſtand, täglich friſche, groſſe, ſeltſame Bilder und ein Ganzes, das man ſich lange denkt und träumt, nie mit der Einbildungskraft erreicht.

Heute war ich bey der Pyramide des Cestius, und Abends auf dem Palatin, oben auf den Ruinen der Kaiser-Paläste, die wie Felsenwände dastehn. Hievon läßt sich nun freylich nichts überliefern! Wahrlich, es giebt hier nichts Kleines, wenn auch wohl hier und da etwas Scheltenswerthes und Abgeschmacktes; doch auch ein solches hat Theil an der allgemeinen Großheit genommen.

Kehr' ich nun in mich selbst zurück, wie man doch so gern thut bey jeder Gelegenheit, so entdecke ich ein Gefühl, das mich unendlich freut, ja das ich sogar auszusprechen wage. Wer sich mit Ernst hier umsieht und Augen hat zu sehen, muß solid werden, er muß einen Begriff von Solidität fassen, der ihm nie so lebendig ward.

Der Geist wird zur Tüchtigkeit gestempelt, gelangt zu einem Ernst ohne Trockenheit, zu einem gesetzten Wesen mit Freude. Mir we-

nigſtens iſt es, als wenn ich die Dinge dieſer Welt nie ſo richtig geſchätzt hätte als hier. Ich freue mich der geſegneten Folgen auf mein ganzes Leben.

Und ſo laßt mich aufraffen wie es kommen will, die Ordnung wird ſich geben. Ich bin nicht hier um nach meiner Art zu genießen, befleißigen will ich mich der großen Gegenſtände, lernen und mich ausbilden, ehe ich vierzig Jahr alt werde.

Den 11. November.

Heut hab' ich die Nymphe Egeria beſucht, dann die Rennbahn des Caracalla, die zerſtörten Grabſtäten längſt der Via Appia und das Grab der Metella, das einem erſt einen Begriff von ſolidem Mauerwerk giebt. Dieſe Menſchen arbeiteten für die Ewigkeit, es war auf alles kalkulirt, nur auf den Unſinn der

Verwüſter nicht, dem alles weichen mußte. Recht ſehnlich habe ich dich herzugewünſcht. Die Reſte der großen Waſſerleitung ſind höchſt ehrwürdig. Der ſchöne groſe Zweck ein Volk zu tränken durch eine ſo ungeheure Anſtalt. Abends kamen wir an's Coliſee, da es ſchon dämmrig war, wenn man das anſieht, ſcheint wieder alles andre klein, es iſt ſo groß, daß man das Bild nicht in der Seele behalten kann, man erinnert ſich deſſen nur kleiner wieder, und kehrt man dahin zurück, kommt es einem aufs neue größer vor.

Frascati den 15. November.

Die Geſellſchaft iſt zu Bette, und ich ſchreibe noch aus der Tuſch-Muſchel, aus welcher gezeichnet worden iſt. Wir haben ein Paar ſchöne, regenfreye Tage hier gehabt, warm und freundlichen Sonnenſchein, daß man den Sommer nicht vermißt. Die Ge-

Der

Triumph der Empfindsamkeit.

Eine dramatiſche Grille.

gend iſt ſehr angenehm, der Ort liegt auf einem Hügel, vielmehr an einem Berge, und jeder Schritt bietet dem Zeichner die herrlichſten Gegenſtände. Die Ausſicht iſt unbegränzt, man ſieht Rom liegen und weiter die See, an der rechten Seite die Gebirge vom Tivoli und ſo fort. In dieſer luſtigen Gegend ſind Landhäuſer recht zur Luſt angelegt, und wie die alten Römer ſchon hier ihre Villen hatten, ſo haben vor hundert Jahren und mehr, reiche und übermüthige Römer ihre Landhäuſer auch auf die ſchönſten Flecke gepflanzt. Zwey Tage gehn wir ſchon hier herum und es iſt immer etwas Neues und Reizendes.

Und doch läßt ſich kaum ſagen, ob nicht die Abende noch vergnügter als der Tag hingehen. Sobald die ſtattliche Wirthin die meſſingene dreyarmige Lampe auf den großen runden Tiſch geſetzt, und felicissima Notte! geſagt hat, verſammelt ſich alles im Kreiſe und legt

die Blätter vor welche den Tag über gezeichnet und ſkizzirt worden. Darüber ſpricht man, ob der Gegenſtand hätte günſtiger aufgenommen werden ſollen, ob der Charakter getroffen iſt, und was ſolche erſte allgemeine Forderniſſe ſind, wovon man ſich ſchon bey dem erſten Entwurf Rechenſchaft geben kann. Hofrath Reifenſtein weiß dieſe Sitzungen durch ſeine Einſicht und Autorität zu ordnen und zu leiten. Dieſe löbliche Anſtalt aber ſchreibt ſich eigentlich von Philipp Hackert her, welcher höchſt geſchmackvoll die wirklichen Ausſichten zu zeichnen und auszuführen wußte. Künſtler und Liebhaber, Männer und Frauen, Alte und Junge ließ er nicht ruhen, er munterte jeden auf, nach ſeinen Gaben und Kräften, ſich gleichfalls zu verſuchen, und ging mit gutem Beyſpiel vor. Dieſe Art, eine Geſellſchaft zu verſammeln und zu unterhalten, hat Hofrath Reifenſtein nach der Abreiſe jenes Freundes, treulich fortgeſetzt, und wir finden wie löblich es ſey, den thätigen Antheil eines

jeden zu wecken. Die Natur und Eigenschaft der verschiedenen Gesellschaftsglieder tritt auf eine anmuthige Weise hervor. Tischbein z. B. sieht als Historienmaler die Landschaft ganz anders an, als der Landschaftszeichner. Er findet bedeutende Gruppen und andere anmuthige vielsagende Gegenstände, da, wo ein anderer nichts gewahr würde, und so glückt es ihm auch manchen menschlichen naiven Zug zu erhaschen, es sey nun an Kindern, Landleuten, Bettlern und andern dergleichen Naturmenschen, oder auch an Thieren, die er mit wenigen charakteristischen Strichen gar glücklich darzustellen weiß, und dadurch der Unterhaltung immer neuen angenehmen Stoff unterlegt.

Will das Gespräch ausgehen, so wird gleichfalls nach Hackerts Vermächtniß in Sulzers Theorie gelesen, und wenn man gleich, von einem höhern Standpunkte, mit diesem Werke nicht ganz zufrieden seyn kann, so be-

merkt man doch, mit Vergnügen, den guten Einfluß auf Perſonen, die auf einer mittlern Stufe der Bildung ſtehen.

Rom, den 17. November.

Wir ſind zurück! Heute Nacht fiel ein entſetzlicher Regenguß, mit Donner und Blitzen, nun regnet es fort und iſt immer warm dabey.

Ich aber kann nur mit wenig Worten das Glück dieſes Tages bezeichnen. Ich habe die Freskogemälde von Dominichin in Andrea della Valle, ingleichen die Farneſiſche Galerie von Caraccio geſehen. Freylich zuviel für Monate, geſchweige für einen Tag.

Den 12. November.

Es iſt wieder ſchön Wetter, ein heller, freundlicher, warmer Tag.

Ich ſah in der Farneſina die Geſchichte der Pſyche, deren farbige Nachbildungen ſo lange meine Zimmer erheitern, dann zu St. Peter in Montovio die Verklärung von Raphael. Alles alte Bekannte, wie Freunde die man ſich in der Ferne durch Briefwechſel gemacht hat, und die man nun von Angeſicht ſieht. Das Mitleben iſt doch ganz was anders, jedes wahre Verhältniß und Mißverhältniß ſpricht ſich ſogleich aus.

Auch finden ſich aller Orten und Enden herrliche Sachen, von denen nicht ſo viel Redens iſt, die nicht ſo oft durch Kupfer und Nachbildungen in die Welt geſtreut ſind. Hie-

von bringe ich manches mit, gezeichnet von guten, jungen Künſtlern.

Den 18. November.

Daß ich mit Tiſchbein ſchon ſo lange durch Briefe in dem beſten Verhältniß ſtehe, daß ich ihm ſo manchen Wunſch, ſogar ohne Hoffnung nach Italien zu kommen, mitgetheilt, machte unſer Zuſammentreffen ſogleich fruchtbar und erfreulich. Er hatte immer an mich gedacht und für mich geſorgt. Auch was die Steine betrifft, mit welchen die Alten und Neuen gebaut, iſt er vollkommen zu Hauſe, er hat ſie recht gründlich ſtudirt, wobey ihm ſein Künſtler-Auge und die Künſtler-Luſt an ſinnlichen Dingen ſehr zu ſtatten kommt. Eine für mich ausgewählte Sammlung von Muſterſtücken hat er vor kurzem nach Weimar abgeſendet, die mich bei meiner Zurückkunft freundlich empfangen ſoll. Ein bedeutender

Nachtrag hat ſich indeſſen gefunden. Ein Geiſtlicher, der ſich jetzt in Frankreich aufhält, und über die antiken Steinarten ein Werk auszuarbeiten dachte, erhielt durch die Gunſt der Propagande ahnſehnliche Stücke Marmor, von der Inſel Paros. Dieſe wurden hier zu Muſterſtücken verſchnitten, und zwölf verſchiedene Stücke auch für mich bey Seite gelegt, vom feinſten bis zum gröbſten Korn, von der größten Reinheit und dann minder und mehr mit Glimmer gemiſcht, jene zur Bildhauerey, dieſe zur Architektur anwendbar. Wie viel eine genaue Kenntniß des Materials, worin die Künſte gearbeitet, zu ihrer Beurtheilung hilft, fällt genugſam in die Augen.

Gelegenheit giebt's genug dergleichen hier zuſammen zu ſchleppen. Auf den Ruinen des Neroniſchen Pallaſtes gingen wir durch friſch aufgehäufelte Artiſchokenländer, und konnten uns nicht enthalten die Taſchen vollzuſtecken von Granit, Porphyr und Marmortäfelchen, die

zu Tauſenden hier herum liegen, und von der alten Herrlichkeit der damit überkleideten Wände noch als unerſchöpfliche Zeugen gelten.

Zum 18. November.

Nun muß ich aber auch von einem wunderbaren problematiſchen Bilde ſprechen, das ſich auf jene treffliche Dinge noch immer gut ſehen läßt.

Schon vor mehreren Jahren hielt ſich hier ein Franzos auf, als Liebhaber der Kunſt und Sammler bekannt. Er kommt zum Beſitz eines antiken Gemäldes auf Kalk, niemand weiß woher; er läßt das Bild durch Mengs reſtauriren und hat es als ein geſchätztes Werk in ſeiner Sammlung. Winckelmann ſpricht irgendwo mit Enthuſiasmus davon. Es ſtellt den Ganymed vor, der dem Jupiter eine Schaale Wein reicht und dagegen einen

Kuß empfängt. Der Franzoſe ſtirbt und hinterläßt das Bild ſeiner Wirthin als antik. Mengs ſtirbt und ſagt auf ſeinem Todbette: es ſey nicht antik, er habe es gemalt. Und nun ſtreitet alles gegeneinander. Der eine behauptet, es ſey von Mengs, zum Scherz, nur ſo leicht hingemacht, der andere Theil ſagt, Mengs habe nie ſo etwas machen können, ja es ſey beynahe für Raphael zu ſchön. Ich habe es geſtern geſehn und muß ſagen, daß ich auch nichts ſchöneres kenne, als die Figur Ganymeds, Kopf und Rücken, das andere iſt viel reſtaurirt. Indeſſen iſt das Bild diskreditirt, und die arme Frau will niemand von dem Schatz erlöſen.

Den 20. November 1786.

Da uns die Erfahrung genugsam belehrt, daß man zu Gedichten jeder Art, Zeichnungen und Kupfer wünscht, ja der Maler selbst seine ausführlichsten Bilder der Stelle irgend eines Dichters widmet; so ist Tischbeins Gedanke höchst beyfallswürdig, daß Dichter und Künstler zusammen arbeiten sollten, um gleich vom Ursprunge herauf eine Einheit zu bilden. Die Schwierigkeit würde um vieles freylich vermindert, wenn es kleine Gedichte wären, die sich leicht übersehen und fördern ließen.

Tischbein hat auch hiezu sehr angenehme idyllische Gedanken, und es ist wirklich sonderbar, daß die Gegenstände, die er auf diese Weise bearbeitet wünscht, von der Art sind, daß weder dichtende noch bildende Kunst, jede für sich zur Darstellung hinreichend mä-

Perſonen.

Andraſon, ein humoriſtiſcher König.

Mandandane, ſeine Gemahlinn.

Dieſelbe hoch einmal.

Feria, ſeine Schweſter, eine junge Wittwe.

Mana,
Sora,
Lato,
Mela,
} Hoffräulein der Feria.

Oronaro, Prinz.

Merkulo, ſein Cavalier.

Der Oberſte ſeiner Leibwache.

Leibwache.

Mohren.

Bediente.

Arkalaphus, Mandandanens Kammerdiener.

ren. Er hat mir davon auf unſern Spaziergängen erzählt, um mir Luſt zu machen, daß ich mich darauf einlaſſen möge. Das Titelkupfer zu unſerm gemeinſamen Werke iſt ſchon entworfen, fürchtete ich mich nicht in etwas Neues einzugehen, ſo könnte ich mich wohl verführen laſſen.

Rom den 22. November 1786. am Cecilien-Feſte.

Das Andenken dieſes glücklichen Tages, muß ich durch einige Zeilen lebhaft erhalten und was ich genoſſen wenigſtens hiſtoriſch mittheilen. Es war das ſchönſte, ruhigſte Wetter, ein ganz heiterer Himmel und warme Sonne. Ich ging mit Tiſchbein nach dem Petersplatze, wo wir erſt auf- und abgehend, und wenn es uns zu warm wurde, im Schatten des großen Obelisks, der eben für zwey breit genug geworfen wird, ſpazierten und Trauben verzehrten, die wir in der Nähe

gekauft hatten. Dann gingen wir in die Sixtiniſche Capelle, die wir auch hell und heiter, die Gemälde wohlerleuchtet fanden. Das jüngſte Gericht und die mannigfaltigen Gemälde der Decke, von Michel Ange, theilten unſere Bewunderung. Ich konnte nur ſehen und anſtaunen. Die innere Sicherheit und Männlichkeit des Meiſters, ſeine Großheit geht über allen Ausdruck. Nachdem wir alles wieder und wieder geſehn, verließen wir dieſes Heiligthum und gingen nach der Peterskirche, die von dem heitern Himmel das ſchönſte Licht empfing und in allen Theilen hell und klar erſchien. Wir ergetzten uns als genießende Menſchen, an der Größe und der Pracht, ohne durch allzuecklen und zu verſtändigen Geſchmack uns dießmal irre machen zu laſſen, und unterdrückten jedes ſchärfere Urtheil. Wir erfreuten uns des Erfreulichen.

Endlich beſtiegen wir das Dach der Kirche, wo man das Bild einer wohlgebauten Stadt

im Kleinen findet. Häuſer und Magaziene, Brunnen, (dem Anſehn nach,) Kirchen und einen groſsen Tempel, alles in der Luft, und ſchöne Spaziergänge dazwiſchen. Wir beſtiegen die Kuppel und beſahen die hellheitere Gegend der Apenninen, den Berg Sorackte, nach Tivoli die vulkaniſchen Hügel, Frascati, Caſtelgandolfo und die Plaine und weiter das Meer. Nahe vor uns die ganze Stadt Rom, in ihrer Breite und Weite mit ihren Berg-Palläſten, Kuppeln ꝛc. Es rührte ſich keine Luft und in dem kupfernen Knopf war es heiſs, wie in einem Treibhauſe. Nachdem wir das alles beherzigt hatten, ſtiegen wir herab, und lieſsen uns die Thüren zu den Geſimſen, der Kuppel, des Tambours und des Schiffs aufſchlieſsen; man kann um ſelbe herumgehen und dieſe Theile und die Kirche von oben betrachten. Als wir auf dem Geſimſe des Tambours ſtanden, ging der Papſt unten in der Tiefe vorbey, ſeine Nachmittagsandacht zu halten. Es fehlte uns alſo nichts

zur Peterskirche. Wir ſtiegen völlig wieder herab, nahmen in einem benachbarten Gaſthofe ein fröhliches, frugales Mahl, und ſetzten unſern Weg nach der Cecilienkirche fort.

Viele Worte würde ich brauchen, um die Auszierung der ganz mit Menſchen angefüllten Kirche zu beſchreiben. Man ſah eben keinen Stein der Architecten mehr. Die Säulen waren mit rothem Sammt überzogen und mit goldenen Treſſen umwunden. Die Capitäle mit geſticktem Sammt in ohngefährer Capitälform, ſo alle Geſimſe und Pfeiler behangen und bedeckt. Alle Zwiſchenräume der Mauern mit lebhaft gemalten Stücken bekleidet, daß die ganze Kirche mit Moſaik ausgelegt ſchien, und über zweyhundert Wachskerzen brannten um und neben dem Hochaltar, ſo daß die ganze eine Wand mit Lichtern beſetzt, und das Schiff der Kirche vollkommen erleuchtet war. Die Seitengänge und Seiten-Altäre eben ſo geziert und erhellt.

Gegen dem Hochaltar über, unter der Orgel, zwey Gerüſte, auch mit Sammt überzogen, auf deren einem die Sänger auf dem andern die Inſtrumente ſtanden, die anhaltend Muſik machten. Die Kirche war voll gedrängt.

Eine ſchöne Art muſikaliſcher Aufführung hört' ich hier. Wie man Violin oder andere Concerte hat; ſo führen ſie Concerte mit Stimmen auf, daß die eine Stimme der Sopran z. B. herrſchend iſt, und Solo ſingt, das Chor von Zeit zu Zeit einfällt und ihn begleitet, es verſteht ſich, immer mit dem ganzen Orcheſter. Es thut gute Wirkung. — Ich muß endigen, wie wir den Tag enden mußten. Den Abend gelangten wir noch ans Opernhaus, wo eben die Litiganti aufgeführt wurden, und hatten des Guten ſo viel genoſſen, daß wir vorüber gingen.

Den 23. November.

Damit es mir denn aber doch mit meinem beliebten Incognito nicht wie dem Vogel Strauß ergehe, der ſich für verſteckt hält wenn er den Kopf verbirgt, ſo gebe ich auf gewiſſe Weiſe nach, meine alte Theſe immerfort behauptend. Den Fürſten von Lichtenſtein, den Bruder der mir ſo werthen Gräfin Harrach, habe ich gern begrüßt, und einigemal bey ihm geſpeiſt, und konnte bald merken, daß dieſe meine Nachgiebigkeit mich weiter führen würde, und ſo kam es auch. Man hatte mir von dem Abbate Monti präludirt, von ſeinem Ariſtodem, einer Tragödie, die nächſtens gegeben werden ſollte. Der Verfaſſer, ſagte man, wünſche ſie mir vorzuleſen, und meine Meynung darüber zu hören. Ich ließ die Sache fallen, ohne ſie abzulehnen, endlich fand ich einmal den Dichter und

einen ſeiner Freunde beym Fürſten, und das Stück ward vorgeleſen.

Der Held iſt, wie bekannt, ein König von Sparta, der ſich wegen allerley Gewiſſensſcrupel ſelbſt entleibt, und man gab mir, auf eine artige Weiſe zu verſtehen, der Verfaſſer des Werthers würde wohl nicht übel finden, wenn er in dieſem Stücke einige Stellen ſeines trefflichen Buches, benutzt finde. Und ſo konnte ich, ſelbſt in den Mauern von Sparta den erzürnten Manen des unglücklichen Jünglings nicht entgehen.

Das Stück hat einen ſehr einfachen ruhigen Gang, die Geſinnungen, wie die Sprache, ſind dem Gegenſtande gemäß, kräftig und doch weichmüthig. Die Arbeit zeigt von einem ſehr ſchönen Talente.

Ich verfehlte nicht, nach meiner Weiſe, freylich nicht nach der italiäniſchen, alles Gute und

Lobenswürdige des Stücks herauszuheben, womit man zwar leidlich zufrieden war, aber doch, mit ſüdlicher Ungeduld, etwas mehr verlangte. Beſonders ſollte ich weiſſagen was von dem Effect des Stücks auf das Publikum zu hoffen ſey. Ich entſchuldigte mich mit meiner Unkunde des Landes, der Vorſtellungsart und des Geſchmacks, war aber aufrichtig genug hinzuzuſetzen, daß ich nicht recht einſehe, wie die verwöhnten Römer, die ein complettes Luſtſpiel, von drey Akten, und eine complette Oper, von zwey Akten, als Zwiſchenſpiel, oder eine große Oper mit ganz fremdartigen Ballets, als Intermezz zu ſehen gewohnt ſeyen, ſich an dem edlen ruhigen Gang einer ununterbrochen fortgehenden Tragödie ergetzen könnten. Alsdann ſchien mir auch der Gegenſtand des Selbſtmordes ganz außer dem Kreiſe italiäniſcher Begriffe zu liegen. Daß man andere todt ſchlage, davon hätte ich faſt Tag für Tag zu hören, daß man ſich aber ſelbſt das liebe Leben raube, oder es nur für mö-

lich hielte, davon ſey mir noch nichts vorgekommen.

Hierauf ließ ich mich gern umſtändlich unterrichten, was gegen meinen Unglauben einzuwenden ſeyn möchte, und ergab mich ſehr gern in die plauſibeln Argumente, verſicherte auch, daß ich nichts mehr wünſche, als das Stück aufführen zu ſehen, und demſelben mit einem Chor von Freunden den aufrichtigſten lauteſten Beyfall zu zollen. Dieſe Erklärung wurde freundlichſt aufgenommen, und ich hatte alle Urſache, dießmal mit meiner Nachgiebigkeit zufrieden zu ſeyn. Wie denn Fürſt Lichtenſtein die Gefälligkeit ſelbſt iſt, und mir Gelegenheit geſchafft hat, mit ihm gar manche Kunſtſchätze zu ſehen, wozu beſondere Erlaubniß der Beſitzer und alſo eine höhere Einwirkung nöthig iſt.

Dagegen aber reichte mein guter Humor nicht hin, als die Tochter des Prätendenten

das fremde Murmelthier gleichfalls zu ſehen verlangte. Das habe ich abgelehnt, und bin ganz entſchieden wieder untergetaucht.

Und doch iſt das auch nicht die ganz rechte Art, und ich fühle hier ſehr lebhaft, was ich ſchon früher im Leben bemerken konnte, daß der Menſch der das Gute will, ſich eben ſo thätig und rührig gegen andere verhalten müſſe, als der Eigennützige, der Kleine, der Böſe. Einſehen läßt ſich's gut, es iſt aber ſchwer in dieſem Sinne handeln.

Den 24. November.

Von der Nation wüßte ich nichts weiter zu ſagen, als daß es Naturmenſchen ſind, die unter Pracht und Würde der Religion und der Künſte, nicht ein Haar anders ſind, als ſie in Höhlen und Wäldern auch ſeyn würden. Was allen Fremden auffällt, und was

Erſter Act.

Saal,

im guten Geſchmacke decorirt.

Mana und Sora begegnen einander.

Mana.

Wo willſt du hin, Sora?

Sora. In den Garten, Mana.

Mana. Haſt du ſo viel Zeit? Wir erwarten den König jeden Augenblick; verliere dich nicht vom Schloſſe.

heute wieder die ganze Stadt reden, aber auch nur reden macht, ſind die Todſchläge, die gewöhnlich vorkommen. Viere ſind ſchon in unſerm Bezirk in dieſen drey Wochen ermordet worden. Heute ward ein braver Künſtler Schwendemann, ein Schweizer, Medailleur, der letzte Schüler von Hetlinger, überfallen, völlig wie Winkelmann. Der Mörder mit dem er ſich herumbalgte, gab ihm an die zwanzig Stiche, und da die Wache hinzukam, erſtach ſich der Böſewicht ſelbſt. Das iſt ſonſt hier nicht Mode. Der Mörd ererreicht eine Kirche und ſo iſt's gut.

Und ſo ſollte ich denn, um auch Schatten in meine Gemälde zu bringen, von Verbrechen und Unheil, Erdbeben und Waſſerfluth einiges melden, doch ſetzt das gegenwärtige Ausbrechen des Feuers des Veſuvs die meiſten Fremden hier in Bewegung, und man muß ſich Gewalt anthun um nicht mit fortgeriſſen zu werden. Dieſe Naturerſcheinung hat wirklich

etwas Klapperſchlangenartiges und zieht die Menſchen unwiderſtehlich an. Es iſt in dem Augenblick als wenn alle Kunſtſchätze Roms zu nichte würden, die ſämmtlichen Fremden durchbrechen den Lauf ihrer Betrachtungen und eilen nach Neapel. Ich aber will ausharren in Hoffnung daß der Berg noch etwas für mich aufheben wird.

Den 1. December.

Moritz iſt hier, der uns durch Anton Reiſer und die Wanderungen nach England merkwürdig geworden. Es iſt ein reiner trefflicher Mann, an dem wir viel Freude haben.

Den 1. December.

Hier in Rom, wo man ſo viel Fremde ſieht, die nicht alle der höheren Kunſt wegen dieſe Hauptſtadt der Welt beſuchen, ſondern auch wohl auf andere Art unterhalten ſeyn wollen, iſt man auf allerley vorbereitet. Es giebt ſo gewiſſe Halbkünſte, welche Handgeſchicklichkeit und Handwerksluſt verlangen, worin man es hier ſehr weit gebracht hat, und die Fremden gern mit in's Intereſſe zieht.

Dahin gehört die Wachsmalerey, die einem jeden, der ſich einigermaßen mit Waſſerfarben abgegeben hat, durch ihre Vorarbeiten und Vorbereitungen, ſodann zuletzt durch das Einbrennen, und was ſonſt noch dazu gehört, mechaniſch beſchäftigen, und einen oft geringen Kunſtwerth durch die Neuheit des Unter-

nehmens erhöhen. Es giebt geſchickte Künſtler die hierin Unterricht geben, und unter dem Vorwand der Anleitung oft das beſte bey der Sache thun, ſo daß zuletzt, wenn das von Wachs erhöhte und glänzende Bild in goldenen Rahmen erſcheint, die ſchöne Schülerin ganz überraſcht von ihrem unbewußten Talent daſteht.

Eine andere artige Beſchäftigung iſt hohl geſchnittene Steine in einen feinen Thon abzudrucken, welches auch wohl mit Medaillen geſchieht, wo beyde Seiten zugleich nachgebildet werden.

Mehr Geſchick, Aufmerkſamkeit und Fleiß erfordert denn endlich das Verfertigen der Glas-Paſten ſelbſt. Zu allen dieſen Dingen hat Hofrath Reifenſtein in ſeinem Hauſe, oder wenigſtens in ſeinen nächſten Umgebungen, die nöthigen Geräthſchaften und Anſtalten.

Den 3. December.

Zufällig habe ich hier Archenholzens Italien gefunden. Wie ſo ein Geſchreibe am Ort ſelbſt zuſammenſchrumpft, eben als wenn man das Büchlein auf Kohlen legte, daß es nach und nach braun und ſchwarz würde, die Blätter ſich krümmten und in Rauch aufgingen. Freylich hat er die Sachen geſehen; aber, um eine großthuige, verachtende Manier gelten zu machen, beſitzt er viel zu wenig Kenntniſſe und ſtolpert lobend und tadelnd.

Rom den 2. December 1787.

Das ſchöne, warme, ruhige Wetter, das nur manchmal von einigen Regentagen unterbrochen wird, iſt mir zu Ende Novembers ganz was neues. Wir gebrauchen die gute Zeit in freyer Luft, die böſe im Zimmer, überall findet ſich etwas zum freuen, lernen und thun.

Am 28. November kehrten wir zur Sixtiniſchen Capelle zurück, ließen die Gallerie aufſchließen, wo man den Platfond näher ſehen kann, man drängt ſich zwar, da ſie ſehr eng iſt, mit einiger Beſchwerlichkeit und mit anſcheinender Gefahr, an den eiſernen Stäben weg, deßwegen auch die ſchwindlichen zurück bleiben; alles wird aber durch den Anblick des größten Meiſterſtücks erſetzt. Und ich bin in dem Augenblicke ſo für Michel An-

ge eingenommen, daß mir nicht einmal die Natur auf ihn ſchmeckt, da ich ſie doch nicht mit ſo großen Augen wie er ſehen kann. Wäre nur ein Mittel ſich ſolche Bilder in der Seele recht zu fixiren. Wenigſtens was ich von Kupfern und Zeichnungen nach ihm erobern kann bring' ich mit.

Wir gingen von da auf die Logen Raphaels und kaum darf ich ſagen: daß man dieſe nicht anſehen durfte. Das Auge war von jenen großen Formen, und der herrlichen Vollendung aller Theile, ſo ausgeweitet, und verwöhnt, daß man, die geiſtreichen Spielereyen der Arabesken nicht anſehen mochte, und die bibliſchen Geſchichten, ſo ſchön ſie ſind, hielten auf jene nicht Stich. Dieſe Werke nun öfterer gegen einander zu ſehen, mit mehr Muße und ohne Vorurtheil zu vergleichen, muß eine große Freude gewähren. Denn anfangs iſt doch alle Theilnahme nur einſeitig.

Von da ſchlichen wir, faſt bey zu warmem Sonnenſchein, auf die Villa Pamfili, wo ſehr ſchöne Gartenpartien ſind, und blieben bis an den Abend. Eine große mit immergrünen Eichen und hohen Pinien eingefaßte, flache Wieſe, war ganz mit Maslieben überſäet, die ihre Köpfchen alle nach der Sonne wendeten, nun gingen meine botaniſchen Speculationen an, denen ich den andern Tag auf einem Spaziergange nach dem Monte Mario, der Villa Melini und Villa Madama weiter nachhing. Es iſt gar intereſſant zu bemerken, wie eine lebhaft fortgeſetzte und durch ſtarke Kälte nicht unterbrochene Vegetation wirkt, hier giebt's keine Knospen, und man lernt erſt begreifen was eine Knospe ſey. Der Erdbeerbaum (arbutus unedo) blüht jetzt wieder, indem ſeine letzten Früchte reif werden, und ſo zeigt ſich der Orangenbäum mit Blüten, halb und ganz reifen Früchten, (doch werden letztere Bäume, wenn ſie nicht zwiſchen Gebäuden ſtehen, nun bedeckt.) Ueber die

Cypreſſe, den reſpectabelſten Baum, wenn er recht alt und wohl gewachſen iſt, giebt's genung zu denken. Ehſtens werd' ich den botaniſchen Garten beſuchen, und hoffe da manches zu erfahren. Ueberhaupt iſt mit dem neuen Leben, das einem nachdenkenden Menſchen die Betrachtung eines neuen Landes gewährt, nichts zu vergleichen. Ob ich gleich noch immer derſelbe bin; ſo meyn' ich bis aufs innerſte Knochenmark verändert zu ſeyn.

Für dießmal ſchließ' ich, und werde das nächſte Blatt einmal ganz von Unheil, Mord, Erdbeben und Unglück anfüllen, daß doch auch Schatten in meine Gemälde komme.

Den 3. December.

Die Witterung hat bisher meiſt von ſechs zu ſechs Tagen abgewechſelt. Zwey ganz herrliche, ein trüber, zwey bis drey Regentage, und dann wieder ſchöne. Ich ſuche jeden nach ſeiner Art auf's beſte zu nutzen.

Doch immer ſind mir noch dieſe herrlichen Gegenſtände wie neue Bekanntſchaften. Man hat nicht mit ihnen gelebt, ihnen ihre Eigenthümlichkeit nicht abgewonnen. Einige reißen uns mit Gewalt an ſich, daß man eine Zeitlang gleichgültig, ja ungerecht gegen andere wird. So hat z. B. das Pantheon, der Apoll von Belvedere, einige coloſſale Köpfe, und neuerlich die ſixtiniſche Kapelle, ſo mein Gemüth eingenommen, daß ich daneben faſt nichts mehr ſehe. Wie will man ſich aber, klein wie man iſt, und an's Kleine gewohnt,

Sora. Ich kann es unmöglich aushalten; ich bin den ganzen Tag noch nicht an die freye Luft gekommen.

Mana. Wo ist die Prinzessinn?

Sora. In ihrem Zimmer! Sie probirt mit der kleinen Mela einen Tanz, und läuft jeden Augenblick an's Fenster, zu sehen, ob der Bruder kommt.

Mana. Es ist eine rechte Noth, seitdem die großen Herren auf das Incognito gefallen sind. Man weiß gar nicht mehr, woran man ist. Sonst wurden sie Monathe lang voraus angekündigt, und wenn sie sich näherten, war alles in Bewegung; die Couriere sprengten herbey, man konnte sich schicken und richten. Jetzo, eh' man sich's versieht, sind sie einem auf dem Nacken. Wahrhaftig, das letztemal hat er mich in der Nachtmütze überrascht.

Sora. Darum warst du heut' so frühe fertig?

Mana. Ich finde keine Lust daran. — Wenn mir ein Fremder auf der Treppe begeg-

dieſem edlen, ungeheuren, gebildeten gleichſtellen? Und wenn man es einigermaaßen zurecht rücken möchte; ſo drängt ſich abermals eine ungeheure Menge von allen Seiten zu, begegnet Dir auf jedem Schritt, und jedes fordert für ſich den Tribut der Aufmerkſamkeit. Wie will man ſich da herausziehen, anders nicht, als daß man es geduldig wirken und wachſen läßt, und auch fleißig auf das merkt, was andere zu unſern Gunſten gearbeitet haben.

Winkelmanns Kunſtgeſchichte, überſetzt von Fea, die neue Ausgabe, iſt ein ſehr brauchbares Werk, das ich gleich angeſchafft habe, und hier am Orte in guter, auslegender und belehrender Geſellſchaft ſehr nützlich finde.

Auch die römiſchen Alterthümer fangen mich an zu freuen. Geſchichte, Inſchriften, Münzen, von denen ich ſonſt nichts wiſſen

mochte, alles drängt ſich heran. Wie mir's in der Naturgeſchichte erging, geht es auch hier, denn an dieſen Ort knüpft ſich die ganze Geſchichte der Welt an, und ich zähle einen zweyten Geburtstag, eine wahre Wiedergeburt, von dem Tage, da ich Rom betrat.

Den 5. December.

In den wenigen Wochen die ich hier bin, habe ich ſchon manchen Fremden kommen und gehen ſehen, und mich über die Leichtigkeit verwundert, mit welcher ſo viele dieſe würdigen Gegenſtände behandeln. Gott ſey Dank! daß mir von dieſen Zugvögeln künftig keiner mehr imponirt, wenn er mir im Norden von Rom ſpricht, keiner mir die Eingeweide mehr erregt, denn ich hab's doch auch geſehn, und weiß ſchon einigermaßen woran ich bin.

Den 8. December.

Wir haben mitunter die ſchönſten Tage. Der Regen der von Zeit zu Zeit fällt, macht Gras und Gartenkräuter grün. Die immergrünen Bäume ſtehen auch hier hin und wieder, ſo daß man das abgefallene Laub der übrigen kaum vermißt. In den Gärten ſtehen Pomeranzenbäume, voller Früchte, aus der Erde wachſend und unbedeckt.

Von einer ſehr angenehmen Spazierfahrt, die wir an's Meer machten, und von dem Fiſchfang daſelbſt, dachte ich umſtändlich zu erzählen, als Abends der gute Moritz, herein reitend, den Arm brach, indem ſein Pferd auf dem glatten römiſchen Pflaſter ausglitſchte. Das zerſtörte die ganze Freude, und brachte in unſern kleinen Zirkel ein böſes Hauskreuz.

Rom den 13. December.

Wie herzlich freut es mich, daß ihr mein Verſchwinden, ſo ganz wie ich wünſchte genommen habt. Verſöhnt mir nun auch jedes Gemüth, daß daran dürfte Anſtoß genommen haben. Ich habe niemand kränken wollen, und kann nun auch nichts ſagen um mich zu rechtfertigen. Gott behüte mich daß ich jemals mit den Prämiſſen zu dieſem Entſchluſſe einen Freud betrübe.

Ich erhole mich nun hier nach und nach von meinem salto mortale, und ſtudire mehr als daß ich genieße. Rom iſt eine Welt, und man braucht Jahre um ſich nur erſt drinne gewahr zu werden. Wie glücklich ſind' ich die Reiſenden die ſehen und gehn.

Heute früh fielen mir Winkelmanns Briefe, die er aus Italien ſchrieb in die Hand.

Mit welcher Rührung hab' ich ſie zu leſen angefangen! Vor ein und dreißig Jahren, in derſelben Jahrszeit kam er, ein noch ärmerer Narr als ich, hierher, ihm war es auch ſo Deutſch Ernſt um das Gründliche und Sichre der Alterthümer und der Kunſt. Wie brav und gut arbeitete er ſich durch! Und was iſt mir nun aber auch das Andenken dieſes Mannes auf dieſem Platze!

Außer den Gegenſtänden der Natur, die in allen ihren Theilen wahr und conſequent iſt, ſpricht doch nichts ſo laut als die Spur eines guten verſtändigen Mannes; als die ächte Kunſt die eben ſo folgerecht iſt als jene. Hier in Rom kann man das recht fühlen, wo ſo manche Willkührlichkeit gewüthet hat, wo ſo mancher Unſinn durch Macht und Geld verewigt worden.

Eine Stelle in Winkelmanns Brief an Franken freute mich beſonders: „Man muß

„alle Sachen in Rom mit einem gewiſſen Phleg„ma ſuchen, ſonſt wird man für einen Franzoſen „gehalten. In Rom, glaub' ich, iſt die hohe „Schule für alle Welt, und auch ich bin ge„läutert und geprüft.“

Das Geſagte paßt recht auf meine Art den Sachen hier nachzugehn, und gewiß, man hat außer Rom keinen Begriff, wie man hier geſchult wird. Man muß, ſo zu ſagen, wiedergebohren werden, und man ſieht auf ſeine vorigen Begriffe, wie auf Kinderſchuhe zurück. Der gemeinſte Menſch wird hier zu etwas, wenigſtens gewinnt er einen ungemeinen Begriff, wenn es auch nicht in ſein Weſen übergehen kann.

Dieſer Brief kommt euch zum neuen Jahre, alles Glück zum Anfange, vor Ende ſehn wir uns wieder, und das wird keine geringe Freude ſeyn. Das Vergangene war das wichtigſte meines Lebens, ich mag nun ſterben

oder noch eine Weile dauern, in beyden Fällen war es gut. Jetzt noch ein Wort an die Kleinen.

Den Kindern mögt ihr folgendes lesen oder erzählen: Man merkt den Winter nicht, die Gärten sind mit immergrünen Bäumen bepflanzt, die Sonne scheint hell und warm, Schnee sieht man nur auf den entferntesten Bergen gegen Norden. Die Citronenbäume, die in den Gärten an den Wänden gepflanzt sind, werden nun nach und nach mit Decken von Rohr überdeckt, die Pomeranzenbäume aber bleiben frey stehen. Es hängen viele Hunderte der schönsten Früchte an so einem Baum, der nicht wie bey uns beschnitten und in einen Kübel gepflanzt ist, sondern in der Erde frey und froh, in einer Reihe mit seinen Brüdern steht. Man kann sich nichts lustigers denken als einen solchen Anblick. Für ein geringes Trinkgeld ißt man deren so

viel man will. Sie ſind ſchon jetzt recht gut, im März werden ſie noch beſſer ſeyn.

Neulich waren wir am Meere und ließen einen Fiſchzug thun, da kamen die wunderlichſten Geſtalten zum Vorſchein, an Fiſchen, Krebſen und ſeltſamen Unformen. Auch der Fiſch der dem Berührenden einen elektriſchen Schlag giebt.

Den 20. December.

Und doch iſt das alles mehr Mühe und Sorge als Genuß. Die Wiedergeburt, die mich von innen heraus umarbeitet, wirkt immer fort. Ich dachte wohl hier was rechts zu lernen; daß ich aber ſo weit in die Schule zurück gehen, daß ich ſo viel verlernen, ja durchaus umlernen müßte, dachte ich nicht. Nun bin ich aber einmal überzeugt, und habe mich ganz hingegeben, und je mehr ich

mich ſelbſt verleugnen muß, deſto mehr freut es mich. Ich bin wie ein Baumeiſter der einen Thurm aufführen wollte, und ein ſchlechtes Fundament gelegt hatte; er wird es noch bey Zeiten gewahr, und bricht gern wieder ab, was er ſchon aus der Erde gebracht hat, ſeinen Grundriß ſucht er zu erweitern, zu veredeln, ſich ſeines Grundes mehr zu verſichern, und freut ſich ſchon im voraus der gewiſſern Feſtigkeit des künftigen Baues. Gebe der Himmel, daß bey meiner Rückkehr auch die moraliſchen Folgen an mir zu fühlen ſeyn möchten, die mir das Leben in einer weitern Welt gebracht hat. Ja es iſt zugleich mit dem Kunſtſinn der ſittliche, welcher große Erneuerung leidet.

Doctor Münter iſt hier, von ſeiner Reiſe nach Sicilien zurückkehrend, ein energiſcher heftiger Mann, ſeine Zwecke kenne ich nicht. Er wird im May zu Euch kommen, und mancherley zu erzählen wiſſen. Er reiſte zwey

Jahr in Italien. Mit den Italiänern iſt er unzufrieden, welche die bedeutenden Empfehlungsſchreiben, die er mitgebracht, und die ihm manches Archiv, manche geheime Bibliothek eröffnen ſollten, nicht genugſam reſpectirt, ſo daß er nicht völlig zu ſeinen Wünſchen gelangt.

Schöne Münzen hat er geſammelt, und beſitzt, wie er mir ſagte, ein Manuſcript, welches die Münzwiſſenſchaft auf ſcharfe Kennzeichen, wie die Linnéeiſchen ſind, zurückführt. Herder erkundigt ſich wohl mehr darum, vielleicht wird eine Abſchrift erlaubt. So etwas zu machen iſt möglich, gut wenn es gemacht iſt, und wir müſſen doch auch, früh oder ſpat, in dieſes Fach ernſtlicher hinein.

net, wird mir's immer bang'; ich denke gleich es iſt wieder einmal ein König oder ein Kaiſer, der ſeinen gnädigen Spaß mit uns zu treiben kommt.

Sora. Dießmal iſt er nun gar zu Fuße. Andre laſſen ſich doch in's Gebirge zum Orakel in Sänften tragen, er nicht ſo; allein, mit einem tüchtigen Stabe in der Hand trat er ſeine Reiſe an.

Mana. Schade, daß er nicht zu Theſeus Zeiten gelebt hat!

Feria tritt auf, mit ihr Mela.

Feria. Seht ihr noch niemand? Wenn ihm nur kein Unglück begegnet iſt!

Sora. Seyd ruhig, meine Fürſtinn. Die Gefahren und der üble Humor ſcheinen ſich beyde vor ihm zu fürchten.

Feria. Er will mich nur einen Augenblick ſprechen und dann gleich wieder fort.

Den 25. December.

Ich fange nun ſchon an die beſten Sachen zum zweytenmal zu ſehen, wo denn das erſte Staunen ſich in ein Mitleben und reineres Gefühl des Werthes der Sache auflöſt. Um den höchſten Begriff deſſen was die Menſchen geleiſtet haben in ſich aufzunehmen, muß die Seele erſt zur vollkommenen Freyheit gelangen.

Der Marmor iſt ein ſeltſames Material, deßwegen iſt Apoll von Belvedere im Urbilde ſo gränzenlos erfreulich, denn der höchſte Hauch des lebendigen, jünglingsfreyen, ewig jungen Weſens, verſchwindet gleich im beſten Gips-Abguß.

Gegen uns über im Pallaſt Rondanini ſteht eine Meduſenmaske, wo, in einer ho-

hen und ſchönen Geſichtsform, über Lebensgröße, das ängſtliche Starren des Todes unſäglich trefflich ausgedrückt iſt. Ich beſitze ſchon einen guten Abguß, aber der Zauber des Marmors iſt nicht übrig geblieben. Das edle Halbdurchſichtige des gilblichen, der Fleiſchfarbe ſich nähernden Steins, iſt verſchwunden. Der Gips ſieht immer dagegen kreidenhaft und todt.

Und doch, was für eine Freude bringt es, zu einem Gipsgießer hineinzutreten, wo man die herrlichen Glieder der Statuen einzeln aus der Form hervorgehen ſieht, und dadurch ganz neue Anſichten der Geſtalten gewinnt. Alsdann erblickt man neben einander, was ſich in Rom zerſtreut befindet, welches zur Vergleichung unſchätzbar dienlich iſt. Ich habe mich nicht enthalten können den coloſſalen Kopf eines Jupiters anzuſchaffen. Er ſteht meinem Bette gegenüber wohl beleuchtet, damit ich ſogleich meine Morgen-Andacht an ihn

richten kann, und der uns, bey aller seiner Groſsheit und Würde, das luſtigſte Geſchichtchen veranlaßt hat.

Unſerer alten Wirthin ſchleicht gewöhnlich, wenn ſie das Bett zu machen hereinkommt, ihre vertraute Katze nach. Ich ſaß im großen Saale und hörte die Frau drinne ihr Geſchäft treiben. Auf einmal, ſehr eilig und heftig, gegen ihre Gewohnheit, öffnet ſie die Thüre, und ruft mich eilig zu kommen, und ein Wunder zu ſehen. Auf meine Frage: was es ſey, erwiederte ſie, die Katze bete Gott Vater an. Sie habe dieſem Thiere wohl längſt angemerkt, daß es Verſtand habe wie ein Chriſt, dieſes aber ſey doch ein groſſes Wunder. Ich eilte mit eigenen Augen zu ſehen, und es war wirklich wunderbar genug. Die Büſte ſteht auf einem hohen Fuße, und der Körper iſt weit unter der Bruſt abgeſchnitten, ſo, daß alſo der Kopf in die Höhe ragt. Nun war die Katze auf den Tiſch

gesprungen, hatte ihre Pfoten dem Gott auf die Brust gelegt, und reichte mit ihrer Schnauze, indem sie die Glieder möglichst ausdehnte, gerade bis an den heiligen Bart, den sie mit der größten Zierlichkeit beleckte, und sich weder durch die Interjection der Wirthin, noch durch meine Darzwischenkunft im mindesten stören ließ. Der guten Frau ließ ich ihre Verwundrung, erklärte mir aber diese seltsame Katzenandacht dadurch, daß dieses scharf riechende Thier wohl das Fett möchte gespürt haben, das sich aus der Form in die Vertiefungen des Bartes gesenkt, und dort verhalten hatte.

Den 29. December 1780.

Von Tiſchbein muß ich noch vieles erzählen und rühmen, wie ganz original Deutſch er ſich aus ſich ſelbſt herausbildete, ſodann aber dankbar melden, daß er die Zeit ſeines zweyten Aufenthalts in Rom über, für mich gar freundſchaftlich geſorgt hat, indem er mir eine Reihe Copien, nach den beſten Meiſtern, fertigen ließ, einige in ſchwarzer Kreide, andere in Sepia und Aquarell, die erſt in Deutſchland, wo man von den Originalen entfernt iſt, an Werth gewinnen und mich an das Beſte erinnern werden.

Auf ſeiner Künſtlerlaufbahn, da er ſich erſt zum Portrait beſtimmte, kam Tiſchbein mit bedeutenden Männern, beſonders auch zu Zürch in Berührung, und hat an ihnen ſein Gefühl geſtärkt und ſeine Einſicht erweitert.

Den zweyten Theil der zerſtreuten Blätter brachte ich mit hieher, und war doppelt willkommen. Wie gut dieß Büchlein auch bey wiederholtem Leſen wirkt, ſollte wohl Herder zu ſeiner Belohnung recht umſtändlich erfahren. Tiſchbein wollte gar nicht begreifen, wie man ſo etwas habe ſchreiben können ohne in Italien geweſen zu ſeyn.

Den 29. December.

In dieſem Künſtlerweſen lebt man wie in einem Spiegelzimmer, wo man auch wider Willen, ſich ſelbſt und andere oft wiederholt ſieht. Ich bemerkte wohl, daß Tiſchbein mich öfters aufmerkſam betrachtete, und nun zeigt ſich's, daß er mein Portrait zu malen gedenkt. Sein Entwurf iſt fertig, er hat die Leinwand ſchon aufgeſpannt. Ich ſoll in Lebensgröße, als Reiſender, in einen weißen Mantel gehüllt, in freyer Luft, auf einem

ungestürzten Obelisken sitzend, vorgestellt werden, die tief im Hintergrunde liegenden Ruinen der Campagna di Roma überschauend. Es giebt ein schönes Bild, nur zu groß für unsere nordischen Wohnungen. Ich werde wohl wieder dort unterkriechen, das Portrait aber wird keinen Platz finden.

Den 27. December.

Wie viel Versuche man übrigens macht, mich aus meiner Dunkelheit herauszuziehen, wie die Poeten mir schon ihre Sachen vorlesen, oder vorlesen lassen, wie es nur von mir abhinge eine Rolle zu spielen, irrt mich nicht, und ist mir unterhaltend genug, da ich schon abgepaßt habe, wo es in Rom hinaus will. Denn die vielen kleinen Cirkel zu den Füßen der Herrscherin der Welt, deuten hie und da auf etwas kleinstädtisches.

Ja, es iſt hier wie allenthalben, und was mit mir, und durch mich geſchehen könnte, macht mir ſchon Langeweile ehe es geſchieht. Man muß ſich zu einer Parthey ſchlagen, ihre Leidenſchaften und Kabalen verfechten helfen, Künſtler und Dilettanten loben, Mitwerber verkleinern, ſich von Großen und Reichen alles gefallen laſſen. Dieſe ſämmtliche Litaney, um derent Willen man aus der Welt laufen möchte, ſollte ich hier mitbeten und ganz ohne Zweck.

Nein ich gehe nicht tiefer als nur um das auch zu kennen, und dann auch von dieſer Seite zu Hauſe zufrieden zu ſeyn, und mir und andern alle Luſt in die liebe weite Welt zu benehmen. Ich will Rom ſehen, das beſtehende, nicht das mit jedem Jahrzehnd vorübergehende. Hätte ich Zeit, ich wollte ſie beſſer anwenden. Beſonders lieſt ſich Geſchichte von hieraus ganz anders als an jedem Orte der Welt. Anderwärts lieſt man von

außen hinein, hier glaubt man von innen hinaus zu leſen, es lagert ſich alles um uns her, und geht wieder aus von uns. Und das gilt nicht allein von der römiſchen Geſchichte, ſondern von der ganzen Weltgeſchichte. Kann ich doch von hieraus die Eroberer bis an die Weſer, und bis an den Euphrat begleiten, oder wenn ich ein Maulaffe ſeyn will, die zurückkehrenden Triumphatoren in der heiligen Straße erwarten, indeſſen habe ich mich von Korn- und Geldſpenden genährt, und nehme behaglich Theil an aller dieſer Herrlichkeit.

Den 2. Januar 1787.

Man mag zu Gunſten einer ſchriftlichen und mündlichen Ueberlieferung ſagen was man will, in den wenigſten Fällen iſt ſie hinreichend, denn den eigentlichen Charakter irgend eines Weſens kann ſie doch nicht mittheilen, ſelbſt nicht in geiſtigen Dingen. Hat man

aber erſt einen ſichern Blick gethan, dann mag man gerne leſen und hören, denn das ſchließt ſich an an den lebendigen Eindruck, nun kann man denken und beurtheilen.

Ihr habt mich oft ausgeſpottet und zurückziehen wollen, wenn ich Steine, Kräuter und Thiere mit beſonderer Neigung, aus gewiſſen entſchiedenen Geſichtspunkten betrachtete, nun richte ich meine Aufmerkſamkeit auf den Baumeiſter, Bildhauer und Maler, und werde mich auch hier finden lernen.

Den 6. Januar.

Eben komme ich von Moritz, deſſen geheilter Arm heute aufgebunden worden. Es ſteht und geht recht gut. Was ich dieſe vierzig Tage bey dieſem Leidenden als Wärter, Beichtvater und Vertrauter, als Finanzmini-

Lato tritt auf.

Der König kommt.

Feria. Wohl! ſehr wohl!

Lato. Ich ſah hinüber in das Thal, und erblickte ihn eben als er über den Bach ſchritt.

Feria. Laßt uns ihm entgegen gehen.

Sora. Da iſt er.

Andraſon kommt.

Feria. Sey uns willkommen! Herzlich willkommen!

Alle. Willkommen!

Andraſon. Ich umarme dich, meine Schweſter! Ich grüße euch, meine Kinder! Eure Freude macht mich glücklich, eure Liebe tröſtet mich.

Feria. Mein Bruder, bedarfſt du noch Troſtes? Hat das Orakel dir keinen gegeben? Möchteſt du doch immer vergnügt ſeyn! Möchte dir doch immer wohl ſeyn! Wir waren, ſeit du uns ehegeſtern verließeſt, voller Hoffnung für dich und dein Anliegen.

ſier und Geheimer Secretair erfahren und gelernt, mag uns in der Folge zu gute kommen. Die fatalſten Leiden und die edelſten Genüſſe gingen dieſe Zeit her immer einander zur Seite.

Zu meiner Erquickung habe ich geſtern einen Ausguß des coloſſalen Junokopfes, wovon das Original in der Villa Ludoviſi ſteht, in den Saal geſtellt. Es war dieſes meine erſte Liebſchaft in Rom und nun beſitz' ich ſie. Keine Worte geben eine Ahndung davon. Es iſt wie ein Geſang Homers.

Ich habe aber auch, für die Zukunft, die Nähe einer ſo guten Geſellſchaft wohlverdient, denn ich kann nun vermelden, daß Iphigenia endlich fertig geworden iſt, d. h. daß ſie in zwey ziemlich gleichlautenden Exemplaren vor mir auf dem Tiſche liegt, wovon das eine nächſtens zu euch wandern ſoll. Nehmt es freundlich auf, denn freylich ſteht nicht auf

dem Papiere was ich gefollt, wohl aber kann man errathen was ich gewollt habe.

Ihr beklagtet Euch ſchon einigemal, über dunkle Stellen meiner Briefe, die auf einen Druck hindeuten, den ich, unter den herrlichſten Erſcheinungen, erleide. Hieran hatte dieſe griechiſche Reiſegefährtin nicht geringen Antheil, die mich zur Thätigkeit nöthigte, wenn ich hätte ſchauen ſollen.

Ich erinnerte mich jenes trefflichen Freundes, der ſich auf eine große Reiſe eingerichtet hatte, die man wohl eine Entdeckungsreiſe hätte nennen können. Nachdem er einige Jahre darauf ſtudirt und ökonomiſirt, fiel es ihm zuletzt noch ein, die Tochter eines angeſehenen Hauſes zu entführen, weil er dachte es ging in einem hin.

Eben ſo frevelhaft entſchloß ich mich Iphigenien nach Carlsbad mitzunehmen. An wel-

chem Orte ich mich beſonders mit ihr unterhalten will ich kürzlich aufzeichnen.

Als ich den Brenner verließ, nahm ich ſie aus dem größten Paket und ſteckte ſie zu mir. Am Garda-See, als der gewaltige Mittagswind die Wellen ans Ufer trieb, wo ich wenigſtens ſo allein war, als meine Heldin am Geſtade von Tauris, zog ich die erſten Linien der neuen Bearbeitung, die ich in Verona, Vicenz, Padua, am fleißigſten aber in Venedig fortſetzte. Sodann aber gerieth die Arbeit in Stocken, ja ich ward auf eine neue Erfindung geführt, nämlich Iphigenia auf Delphi zu ſchreiben, welches ich auch ſogleich gethan hätte, wenn nicht die Zerſtreuung und ein Pflichtsgefühl gegen das ältere Stück mich abgehalten hätte.

In Rom aber ging die Arbeit in geziemender Stetigkeit fort. Abends, beym Schlafengehen bereitete ich mich aufs morgende Pen-

ſum, welches denn ſogleich beym Erwachen angegriffen wurde. Mein Verfahren dabey war ganz einfach, ich ſchrieb das Stück ruhig ab, und ließ es Zeile vor Zeile, Period vor Period, regelmäßig erklingen. Was daraus entſtanden iſt werdet ihr beurtheilen. Ich habe dabey mehr gelernt als gethan. Mit dem Stücke ſelbſt erfolgen noch einige Bemerkungen.

Den 6. Januar.

Daß ich auch einmal wieder von kirchlichen Dingen rede, ſo will ich erzählen, daß wir die Chriſtnacht herumſchwärmten und die Kirchen beſuchten, wo Functionen gehalten werden. Eine beſonders iſt ſehr beſucht, deren Orgel und Muſik überhaupt ſo eingerichtet iſt, daß zu einer Paſtoral-Muſik nichts an Klängen abgeht, weder die

Schalmeyen der Hirten, noch das Zwitſchern der Vögel, noch das Blöken der Schafe.

Am erſten Chriſtfeſte ſah ich den Payſt und die ganze Cleriſey in der Peterskirche, da er zum Theil vor dem Thron, zum Theil vom Thron herab das Hochamt hielt. Es iſt ein einziges Schauſpiel in ſeiner Art, prächtig und würdig genug, ich bin aber im proteſtantiſchen Diogenismus ſo alt geworden, daß mir dieſe Herrlichkeit mehr nimmt als giebt, ich möchte auch, wie mein frommer Vorfahre, zu dieſen geiſtlichen Weltüberwindern ſagen: verdeckt mir doch nicht die Sonne höherer Kunſt und reiner Menſchheit.

Heute, als am drey Königs-Feſte, habe ich die Meſſe nach griechiſchem Ritus vortragen ſehen und hören. Die Ceremonien ſcheinen mir ſtattlicher, ſtrenger, nachdenklicher und doch populärer als die lateiniſchen.

Auch da hab' ich wieder gefühlt, daß ich für alles zu alt bin nur fürs Wahre nicht. Ihre Ceremonien und Opern, ihre Umgänge und Ballette, es fließt alles wie Waſſer von einem Wachstuchmantel an mir herunter. Eine Wirkung der Natur hingegen, wie der Sonnenuntergang von Villa Madama geſehen, ein Werk der Kunſt, wie die viel verehrte Juno, machen tiefen und belebenden Eindruck.

Nun graut mir ſchon vor dem Theaterweſen. Die nächſte Woche werden ſieben Bühnen eröffnet. Anfoſſi iſt ſelbſt hier und giebt Alexander in Indien; auch wird ein Cyrus gegeben, und die Eroberung von Troja als Ballet. Das wäre was für die Kinder.

Den 10. Januar.

Hier folgt denn alſo das Schmerzenskind, denn dieſes Beywort verdient Iphigenia, aus mehr als einem Sinne. Bey Gelegenheit daß ich ſie unſern Künſtlern vorlas, ſtrich ich verſchiedene Zeilen an, von denen ich einige nach meiner Ueberzeugung verbeſſerte, die andern aber ſtehen laſſe, ob vielleicht Herder ein Paar Federzüge hineinthun will. Ich habe mich daran ganz ſtumpf gearbeitet.

Denn warum ich die Proſa ſeit mehreren Jahren bey meinen Arbeiten vorzog, daran war doch eigentlich ſchuld, daß unſere Proſodie in der größten Unſicherheit ſchwebt, wie denn meine einſichtigen, gelehrten, mitarbeitenden Freunde, die Entſcheidung mancher Fragen, dem Gefühl, dem Geſchmack anheim ga-

ben, wodurch man denn doch aller Richtſchnur ermangelte.

Iphigenia in Jamben zu überſetzen hätte ich nie gewagt, wäre mir in Moritzens Proſodie nicht ein Leitſtern erſchienen. Der Umgang mit dem Verfaſſer, beſonders während ſeines Krankenlagers hat mich noch mehr darüber aufgeklärt, und ich erſuche die Freunde, darüber mit Wohlwollen nachzudenken.

Es iſt auffallend daß wir in unſerer Sprache nur wenige Sylben finden, die entſchieden kurz oder lang ſind. Mit den andern verfährt man nach Geſchmack, oder Willkühr. Nun hat Moritz ausgeklügelt, daß es eine gewiſſe Rangordnung der Sylben gebe, und daß die dem Sinne nach bedeutendere, gegen eine wenig bedeutendere lang ſey, und jene kurz mache, dagegen aber auch wieder kurz werden könne, wenn ſie in die Nähe von einer andern geräth, welche mehr Geiſtesgewicht

hat. Hier iſt denn doch ein Anhalten, und wenn auch damit nicht alles gethan wäre, ſo hat man doch indeſſen einen Leitfaden an dem man ſich hinſchlingen kann. Ich habe dieſe Maxime öfters zu Rathe gezogen und ſie mit meiner Empfindung übereinſtimmend getroffen.

Da ich oben von einer Vorleſung ſprach, ſo muß ich doch auch, wie es damit zugegangen, kürzlich erwähnen. Dieſe jungen Männer, an jene früheren, heftigen, vordringenden Arbeiten gewöhnt, erwarteten etwas Berlichingiſches, und konnten ſich in den ruhigen Gang nicht gleich finden, doch verfehlten die edlen und reinen Stellen nicht ihre Wirkung. Tiſchbein, dem auch dieſe faſt gänzliche Entäußerung der Leidenſchaft kaum zu Sinne wollte, brachte ein artiges Gleichniß oder Symbol zum Vorſchein. Er verglich es einem Opfer, deſſen Rauch, von einem ſanften Luftdruck niedergehalten, an der Erde hinzieht, indeſſen die Flamme freyer nach der

Höhe zu gewinnen ſucht. Er zeichnete dieß ſehr hübſch und bedeutend. Das Blättchen lege ich bey.

Und ſo hat mich denn dieſe Arbeit, über die ich bald hinauszukommen dachte, ein völliges Vierteljahr unterhalten und aufgehalten, mich beſchäftigt und gequält. Es iſt nicht das erſtemal, daß ich das Wichtigſte nebenher thue, und wir wollen darüber nicht weiter grilliſieren und rechten.

Einen hübſchen geſchnittenen Stein lege ich bey, ein Löwchen, dem eine Bremſe vor der Naſe ſchnurrt. Die Alten liebten dieſen Gegenſtand und haben ihn oft wiederholt. Ich wünſche daß Ihr damit künftig Eure Briefe ſiegelt, damit, durch dieſe Kleinigkeit, eine Art von Kunſt-Echo von Euch zu mir herüber ſchalle.

Mana. Majeſtät! —

Andraſon. Schönheit!

Sora. Herr!

Andraſon. Gebietherinn!

Lato. Wie ſoll man euch denn nennen?

Andraſon. Ihr wißt, daß ihr keine Umſtände mit mir machen ſollt.

Mana vor ſich. Nur damit er auch keine mit uns zu machen braucht.

Lato. Wir möchten von dem Orakel hören.

Sora. Hat das Orakel nichts gutes geſagt?

Mela. Habt ihr das Orakel nicht unſertwegen gefragt?

Andraſon. Liebe Kinder, das Orakel iſt eben ein Orakel.

Lato. Sonderbar!

Andraſon. Daß ein zartes Herz, voller Gefühle, Hoffnungen und Ahndungen, das ei-

Den 23. Januar 1787.

Wie viel hätte ich jeden Tag zu ſagen, und wie ſehr hält mich Anſtrengung und Zerſtreuung ab, ein kluges Wort auf's Papier zu bringen. Dazu kommen noch die friſchen Tage, wo es überall beſſer iſt als in den Zimmern, die, ohne Ofen und Camin, uns nur zum Schlafen oder Mißbehagen aufnehmen. Einige Vorfälle der letzten Woche darf ich jedoch nicht unberührt laſſen.

Im Pallaſte Giuſtiniani ſteht eine Minerva, die meine ganze Verehrung hat. Winckelmann gedenkt ihrer kaum, wenigſtens nicht an der rechten Stelle, und ich fühle mich nicht würdig genug über ſie etwas zu ſagen. Als wir die Statue beſahen, uns lang dabey aufhielten, erzählte uns die Frau des Cuſtode: es ſey dieſes ein ehmals heiliges Bild

geweſen, und die Jngleſi, welche von dieſer Religion ſeyen, pflegten es noch zu verehren, indem ſie ihm die eine Hand küßten, die auch wirklich ganz weiß war, da die übrige Statue bräunlich iſt. Auch ſetzte ſie hinzu: eine Dame dieſer Religion ſey vor kurzem da geweſen, habe ſich auf die Knie niedergeworfen, und die Statue angebetet. Eine ſo wunderliche Handlung, habe ſie, eine Chriſtin, nicht ohne Lachen anſehen können, und ſey zum Saal hinausgelaufen um nicht loszuplatzen. Da ich auch von der Statue nicht weg wollte, fragte ſie mich: ob ich etwa eine Schöne hätte, die dieſem Marmor ähnlich ſähe, daß er mich ſo ſehr anzöge. Das gute Weib kannte nur Anbetung und Liebe, aber von der reinen Bewunderung eines herrlichen Werkes, von der brüderlichen Verehrung eines Menſchengeiſtes konnte ſie keinen Begriff haben. Wir freuten uns über das engliſche Frauenzimmer und gingen weg mit der Begier umzukehren, und ich werde gewiß bald wieder hingehen. Wol-

len meine Freunde ein näheres Wort hören: so leſen ſie was Winkelmann vom hohen Styl der Griechen ſagt. Leider führt er dort dieſe Minerva nicht an. Wenn ich aber nicht irre, ſo iſt ſie von jenem hohen ſtrengen Styl, da er in den ſchönen übergeht, die Knospe indem ſie ſich öffnet, und nun eine Minerva deren Charakter eben dieſer Uebergang ſo wohl anſteht!

Nun von einem Schauſpiel anderer Art! Am drey Königs-Tage, am Feſte des Heils das den Heiden verkündigt worden, waren wir in der Propaganda. Dort ward, in Gegenwart dreyer Cardinäle und eines großen Auditorii, erſt eine Rede gehalten, an welchem Orte Maria die drey Magos empfangen? im Stalle? oder wo ſonſt? dann nach verlesnen einigen lateiniſchen Gedichten, ähnliches Gegenſtandes, traten bey dreyßig Seminariſten nach und nach auf, und laſen kleine Gedichte, jeder in ſeiner Landesſprache: Ma-

labariſch, Epirotiſch, Türkiſch, Moldauiſch, Eleniſch, Perſiſch, Colchiſch, Hebräiſch, Arabiſch, Syriſch, Cophtiſch, Saraceniſch, Armeniſch, Hyberniſch, Madagascariſch, Isländiſch, Boiſch, Aegyptiſch, Griechiſch, Iſauriſch, Aethiopiſch ꝛc. und mehrere die ich nicht verſtehen konnte. Die Gedichtchen ſchienen meiſt im Nationalſylbenmaaße verfaßt, mit der Nationaldeclamation vorgetragen zu werden, denn es kamen barbariſche Rhythmen und Töne hervor. Das Griechiſche klang, wie ein Stern in der Nacht erſcheint. Das Auditorium lachte unbändig über die fremden Stimmen, und ſo ward auch dieſe Vorſtellung zur Farce.

Nun noch ein Geſchichtchen, wie loſe man im heiligen Rom das Heilige behandelt. Der verſtorbene Cardinal Albani war in einer ſolchen Feſt-Verſammlung wie ich ſie eben beſchrieben. Einer der Schüler fing in einer fremden Mundart an, gegen die Cardinäle

gewendet: gnaja! gnaja! ſo daß es ohngefähr klang, wie canailla! canailla! Der Cardinal wendete ſich zu ſeinen Mitbrüdern und ſagte: der kennt uns doch!

Den 13. Januar.

Wie viel that Winckelmann nicht, und wie viel ließ er uns zu wünſchen übrig. Mit den Materialien, die er ſich zueignete, hatte er ſo geſchwind gebaut um unter Dach zu kommen. Lebte er noch, und er könnte noch friſch und geſund ſeyn, ſo wäre er der erſte, der uns eine Umarbeitung ſeines Werks gäbe. Was hätte er nicht noch beobachtet, was berichtigt, was benutzt, das von andern nach ſeinen Grundſätzen gethan und beobachtet, neuerdings ausgegraben und entdeckt worden. Und dann wäre der Cardinal Albani todt, dem zu Liebe er manches geſchrieben und vielleicht manches verſchwiegen hat.

Den 25. Januar 1787.

Und ſo iſt denn endlich auch Ariſtodem und zwar ſehr glücklich und mit dem gröſsten Beyfall aufgeführt. Da Abbate Monti zu den Hausverwandten des Nepoten gehört, und in den oberen Ständen ſehr geſchätzt iſt, ſo war von daher alles Gute zu hoffen. Auch ſparten die Logen ihren Beyfall nicht. Das Parterre war gleich von vorn herein durch die ſchöne Diction des Dichters und die treffliche Recitation der Schauſpieler gewonnen, und man verſäumte keine Gelegenheit ſeine Zufriedenheit an den Tag zu legen. Die deutſche Künſtlerbank zeichnete ſich dabey nicht wenig aus, und es war dieſsmal ganz am Platze, da ſie überhaupt ein wenig vorlaut iſt.

Der Verfaſſer war zu Hauſe geblieben, voller Sorge, wegen des Gelingens des Stücke,

von Akt zu Akt kamen günſtige Bothſchaften, welche nach und nach ſeine Beſorglichkeit in die größte Freude verwandelten. Nun fehlt es nicht an Wiederholung der Vorſtellung, und alles iſt in dem beſten Gleiſe. So kann man durch die entgegengeſetzteſten Dinge, wenn nur jedes ſein ausgeſprochenes Verdienſt hat, den Beyfall der Menge ſowohl, als der Kenner erwerben.

Aber die Vorſtellung war auch ſehr löblich, und der Hauptakteur, der das ganze Stück ausfüllt ſprach und ſpielte vortrefflich: man glaubte einen der alten Kaiſer auftreten zu ſehen. Sie hatten das Coſtum, das uns an den Statuen ſo ſehr imponirt, recht gut in Theatertracht überſetzt, und man ſah dem Schauſpieler an daß er die Antiken ſtudirt hatte.

Den 16. Januar.

Ein groſer Kunſtverluſt ſteht Rom bevor. Der König von Neapel läßt den Herkules Farneſe in ſeine Reſidenz bringen. Die Künſtler trauern ſämmtlich, indeſſen werden wir bey dieſer Gelegenheit etwas ſehen, was unſern Vorfahren verborgen blieb.

Gedachte Statue, nämlich, vom Kopf bis an die Knie, und ſodann die unteren Füße mit dem Sockel worauf ſie ſtehen, wurde auf farneſiſchem Grund und Boden gefunden, die Beine aber, vom Knie bis an die Knöchel fehlten, und wurden durch Wilhelm Porta erſetzt. Auf dieſen ſteht er nun bis auf den heutigen Tag. Indeſſen waren auf borgheſiſchem Grund und Boden die ächten alten Beine gefunden worden, die man denn auch in der borgheſiſchen Villa aufgeſtellt ſah.

Gegenwärtig gewinnt es Prinz Borgheſe über ſich, und verehrt dieſe köſtlichen Reſte dem König von Neapel. Die Beine des Porta werden abgenommen, die ächten an die Stelle geſetzt, und man verſpricht ſich, ob man gleich mit jenen bisher ganz wohl zufrieden geweſen, nunmehr eine ganz neue Anſchauung, und mehr harmoniſchen Genuß.

Den 18. Januar.

Geſtern, als am Feſte des heiligen Antonius Abias, machten wir uns einen luſtigen Tag, es war das ſchönſte Wetter von der Welt, hatte die Nacht Eis gefroren und der Tag war heiter und warm.

Es läßt ſich bemerken, daß alle Religionen, die entweder ihren Cultus, oder ihre Speculationen ausdehnten, zuletzt dahin gelangen mußten, daß ſie auch die Thiere einſ

germaaßen geiſtlicher Begünſtigungen theilhaft werden ließen. Sankt Anton der Abt oder Biſchoff, iſt Patron der vierfüßigen Geſchöpfe, ſein Feſt ein ſaturnaliſcher Feyertag für die ſonſt belaſteten Thiere, ſo wie für ihre Wärter und Lenker. Alle Herrſchaften müſſen heute zu Hauſe bleiben, oder zu Fuß gehen, man verfehlt niemals bedenkliche Geſchichten zu erzählen, wie ungläubige Vornehme, welche ihre Kutſcher an dieſem Tage zu fahren genöthigt, durch große Unfälle geſtraft worden.

Die Kirche liegt an einem ſo weitſchichtigen Platz, daß er beynahe für öde gelten könnte, heute iſt er aber auf das luſtigſte belebt, Pferde und Maulthiere, deren Mähnen und Schweife mit Bändern ſchön, ja prächtig eingeflochten zu ſchauen, werden vor die kleine, von der Kirche etwas abſtehende Capelle geführt, wo ein Prieſter, mit einem großen Wedel verſehen, das Weihwaſſer, das

ner ungewissen Zukunft sehnsuchtsvoll entgegen lebt, nach Würfeln hascht, den Becher schüttelt, Wurf über Wurf versucht, und in dem Glückstäfelchen sorgfältig forscht, was ihm die Würfe bedeuten, und dann fröhlich oder traurig einen halben Tag verlebt, das mag hingehn, mag recht gut seyn.

Lato vor sich. Woher er alles weiß? Damit habe ich mich erst heute beschäftigt.

Andrason. Daß ein schönes Kind Puncte über Puncte tüpfelt, nachschlägt und sucht, was ihr für ein Gatte werden möchte? ob der Liebhaber treu ist? und so weiter, das sind' ich wohlgethan.

Mela vor sich. Er ist ein Hexenmeister! Wenn wir allein sind, wissen wir uns nichts bessers.

Andrason. Aber wer ein positives Übel, Zahnweh oder Unfrieden im Hause hat, der frage keinen Arzt und kein Orakel! Ihr Wissen und ihre Kunst fällt zu kurz: dieß und jenes

in Butten und Kübeln vor ihm ſteht, nicht ſchonend, auf die muntern Geſchöpſe derb lesſpritzt, manchmal ſogar ſchalkhaft um ſie zu reizen. Andächtige Kutſcher bringen grö-ßere oder kleinere Kerzen, die Herrſchaften ſenden Allmeſen und Geſchenke, damit die koſtbaren, nützlichen Thiere, ein Jahr über, vor allem Unfall ſicher bleiben mögen. Eſel und Hornvieh, ihren Beſitzern eben ſo nütz-lich und werth, nehmen gleichfalls an dieſem Seegen ihr beſchieden Theil.

Nachher ergetzten wir uns an einer gro-ßen Wanderung, unter einem ſo glücklichen Himmel, umgeben von den intereſſanteſten Gegenſtänden, denen wir doch dießmal wenig Aufmerkſamkeit ſchenkten, vielmehr Luſt und Scherz in voller Maaße walten ließen.

Den 17. Januar.

So hat denn der groſse König, deſſen Ruhm die Welt erfüllte, deſſen Thaten ihn ſogar des katholiſchen Paradieſes werth machten, endlich auch das Zeitliche geſegnet, um ſich mit den Heroen ſeines Gleichen im Schattenreiche zu unterhalten. Wie gern iſt man ſtill, wenn man einen ſolchen zur Ruh gebracht hat.

Heute machten wir uns einen guten Tag, beſahen einen Theil des Capitols, den ich bisher vernachläſſigt, dann ſetzten wir über die Tiber und tranken ſpaniſchen Wein auf einem neugelandeten Schiffe. In dieſer Gegend will man Romulus und Remus gefunden haben, und ſo kann man, wie an einem doppelt und dreyfachen Pfingſtfeſte zugleich vom heiligen Kunſtgeiſte, von der mildeſten Atmo-

ſphäre, von antiquariſchen Erinnerungen, und von ſüßem Weine trunken werden.

Den 2. Januar.

Was im Anfang einen frohen Genuß gewährte, wenn man es oberflächlich hinnahm, das drängt ſich hernach beſchwerlich auf, wenn man ſieht, daß ohne gründliche Kenntniß doch auch der wahre Genuß ermangelt.

Auf Anatomie bin ich ſo ziemlich vorbereitet, und ich habe mir die Kenntniß des menſchlichen Körpers, bis auf einen gewiſſen Grad nicht ohne Mühe erworben. Hier wird man durch die ewige Betrachtung der Statuen immerfort, aber auf eine höhere Weiſe hingewieſen. Bey unſerer mediciniſch-chirurgiſchen Anatomie, kommt es bloß darauf an, den Theil zu kennen, und hierzu dient auch wohl ein kümmerlicher Muskel. In Rom

aber wollen die Theile nichts heißen, wenn ſie nicht zugleich eine edle, ſchöne Form darbieten.

In dem großen Lazareth San Spirito, hat man den Künſtlern zu lieb, einen ſehr ſchönen Muskelkörper dergeſtalt bereitet, daß die Schönheit deſſelben in Verwundrung ſetzt. Er könnte wirklich für einen geſchundenen Halbgott, für einen Marſias gelten.

So pflegt man auch, nach Anleitung der Alten, das Skelett nicht als eine künſtlich zuſammengereihte Knochenmaske zu ſtudiren, vielmehr zugleich mit den Bändern, wodurch es ſchon Leben und Bewegung erhält.

Sage ich nun, daß wir auch Abends Perſpectiv ſtudiren, ſo zeigt es doch wohl, daß wir nicht müſſig ſind. Bey allem dem aber hofft man immer mehr zu thun, als wirklich geſchieht.

Den 22. Januar.

Von dem deutſchen Kunſtſinn und dem dortigen Kunſtleben, kann man wohl ſagen, man hört läuten, aber nicht zuſammen klingen. Bedenke ich jetzt, was für herrliche Sachen in unſerer Nachbarſchaft ſind, und wie wenig ſie von mir genutzt worden, ſo möchte ich verzweifeln, und dann kann ich mich wieder auf den Rückweg freuen, wenn ich hoffen kann, jene Meiſterwerke zu erkennen, an denen ich nur herumtappte.

Doch auch in Rom iſt zu wenig für den geſorgt, dem es Ernſt iſt ins Ganze zu ſtudiren. Er muß alles aus unendlichen, obgleich überreichen Trümmern zuſammenſtoppeln. Freylich iſt wenigen Fremden reiner Ernſt, etwas rechts zu ſehen und zu lernen. Sie folgen ihren Grillen, ihrem Dünkel, und das

merken ſich alle diejenigen wohl die mit Fremden zu thun haben. Jeder Führer hat Abſichten, jeder will irgend einen Handelsmann empfehlen, einen Künſtler begünſtigen, und warum ſollte er es nicht? denn ſchlägt der Unerfahrne nicht das Vortrefflichſte aus das man ihm anbietet?

Einen außerordentlichen Vortheil hätte es der Betrachtung bringen können, ja, es wäre ein eignes Muſeum entſtanden, wenn die Regierung, die doch erſt die Erlaubniß geben muß, wenn ein Alterthum ausgeführt werden ſoll, feſt darauf beſtanden hätte, daß jedesmal ein Abguß geliefert werden müſſe. Hätte aber auch ein Papſt ſolch einen Gedanken gehabt, alles hätte ſich widerſetzt, denn man wäre in wenigen Jahren erſchrocken, über Werth und Würde ſolcher ausgeführten Dinge, wozu man die Erlaubniß in einzelnen Fällen, heimlich, und durch allerley Mittel zu erlangen weiß.

Den 12. Januar.

Schon früher, aber beſonders bey der Aufführung des Ariſtodem, erwachte der Patriotismus unſerer deutſchen Künſtler. Sie unterließen nicht gutes von meiner Iphigenia zu reden, einzelne Stellen wurden wieder verlangt, und ich fand mich zuletzt zu einer Wiederholung des Ganzen genöthigt. Auch da entdeckte ich manche Stelle die mir gelenker aus dem Munde ging, als ſie auf dem Papier ſtand. Freylich iſt die Poeſie nicht fürs Auge gemacht.

Dieſer gute Ruf erſcholl nun, bis zu Reifenſtein und Angelika, und da ſollte ich denn meine Arbeit abermals produciren. Ich erbat mir einige Friſt, trug aber ſogleich die Fabel und den Gang des Stücks mit einiger Umſtändlichkeit vor. Mehr als ich glaubte

gewann ſich dieſe Darſtellung die Gunſt ge-dachter Perſonen, auch Herr Zucchi, von dem ich es am wenigſten erwartet, nahm recht freyen und wohlempfundenen Antheil. Dieſes klärt ſich aber dadurch ſehr gut auf, daß das Stück ſich der Form nähert, die man im Griechiſchen, Italiäniſchen, Franzöſiſchen längſt gewohnt iſt, und welche demjenigen noch immer am beſten zuſagt, welcher ſich an die engliſchen Kühnheiten noch nicht gewöhnt hat.

Rom den 25. Januar 1787.

Nun wird es mir immer ſchwerer von meinem Aufenthalte in Rom Rechenſchaft zu geben, denn wie man die See immer tiefer findet, je weiter man hineingeht; ſo geht es auch mir in Betrachtung dieſer Stadt.

Man kann das Gegenwärtige nicht ohne das Vergangene erkennen, und die Vergle-

chung von beyden erfordert mehr Zeit und Ruhe. Schon die Lage dieſer Hauptſtadt der Welt, führt uns auf ihre Erbauung zurück. Wir ſehen bald, hier hat ſich kein wanderndes, großes, wohlgeführtes Volk niedergelaſſen, und den Mittelpunkt eines Reichs weislich feſtgeſetzt, hier hat kein mächtiger Fürſt einen ſchicklichen Ort zum Wohnſitz einer Colonie beſtimmt. Nein! Hirten und Geſindel haben ſich hier zuerſt eine Stäte bereitet, ein Paar rüſtige Jünglinge haben auf dem Hügel den Grund zu Palläſten der Herrn der Welt gelegt, an deſſen Fuß ſie die Willkühr des Ausrichters zwiſchen Moraſt und Schilf einſt hinlegte. So ſind die ſieben Hügel Roms nicht Erhöhungen gegen das Land das hinter ihnen liegt, ſie ſind es gegen die Tiber und gegen das uralte Bette der Tiber, was Campus Martius ward. Erlaubt mir das Frühjahr weitere Excurſionen, ſo will ich die unglückliche Lage ausführlicher ſchildern. Schon jetzt nehm' ich den herzlichſten Antheil an dem Jammer-

geſchrey und den Schmerzen der Weiber von Alba, die ihre Stadt zerſtören ſehn, und den ſchönen von einem klugen Anführer gewählten Platz verlaſſen müſſen, um an den Nebeln der Tiber Theil zu nehmen, den elenden Hügel Coelius zu bewohnen und von da nach ihrem verlaſſenen Paradieſe zurück zu ſehn. Ich kenne noch wenig von der Gegend, aber ich bin überzeugt, kein Ort der ältern Völker lag ſo ſchlecht als Rom, und da die Römer endlich alles verſchlungen hatten, mußten ſie wieder mit ihren Landhäuſern hinaus und an die Plätze der zerſtörten Städte rücken, um zu leben und das Leben zu genießen.

Mittelchen, und vorzüglich Geduld, iſt was ſie euch empfehlen.

Feria. Kannſt du, darfſt du uns ſagen? Hat's dir eine Antwort gegeben? Darfſt du ſie entdecken?

Andraſon. Ich will ſie in vier Sprachen überſetzen und an allen Landſtraßen aufhängen laſſen, es weiß doch kein Menſch was es ſoll.

Feria. Wie?

Andraſon. Da ich ankomme und eingeführt werde —

Sora. Wie ſieht's im Tempel aus?

Mana. Iſt der recht prächtig?

Feria. Ruhe, ihr Mädchen!

Andraſon. Wie mich die Prieſter zur heiligen Höhle bringen —

Mela. Die iſt wohl ſchwarz und dunkel?

Andraſon. Wie deine Augen. — Ich trete vor die Tiefe, und ſage klar und vernehmlich: Geheimnißvolle Weisheit! hier tritt ein

Den 25. Januar.

Zu einer recht friedlichen Betrachtung giebt es Anlaß, wie viele Menſchen hier im Stillen leben, und wie ſich jeder nach ſeiner Weiſe beſchäftigt. Wir ſahen bey einem Geiſtlichen, der, ohne großes angebornes Talent, ſein Leben der Kunſt widmete, ſehr intereſſante Copien trefflicher Gemälde, die er in Miniatur nachgebildet hat. Sein vorzüglichſtes nach dem Abendmahl des Leonhard da Vinci in Mailand. Der Moment iſt genommen da Chriſtus den Jüngern, mit denen er vergnügt und freundſchaftlich zu Tiſche ſitzt, erklärt und ſagt: aber doch iſt einer unter euch der mich verräth.

Man hofft einen Kupferſtich, entweder nach dieſer Copie, oder nach andern mit denen man ſich beſchäftigt. Es wird das größte

Geſchenk ſeyn, wenn eine treue Nachbildung im groſsen Publikum erſcheint.

Vor einigen Tagen beſuchte ich den Pater Jaquier, einen Franziskaner, auf Trinita di Monte. Er iſt Franzos von Geburt, durch mathematiſche Schriften bekannt, hoch in Jahren, ſehr angenehm und verſtändig. Er kannte zu ſeiner Zeit die beſten Männer, und hat ſogar einige Monate bey Voltaire zugebracht, der ihn ſehr in Affection nahm.

Und ſo habe ich noch mehr gute ſolide Menſchen kennen lernen, dergleichen ſich hier unzählige befinden, die ein pfäffiſches Mißtrauen auseinander hält. Der Buchhandel giebt keine Verbindung, und die literariſchen Neuigkeiten ſind ſelten fruchtbar.

Und ſo geziemt es dem Einſamen die Einſiedler aufzuſuchen. Denn ſeit der Aufführung des Ariſtodems, zu deſſen Gunſten wir

uns wirklich thätig erwiesen hatten, führte man mich abermals in Versuchung; es lag aber nur zu klar am Tage, daß es nicht um mich zu thun sey, man wollte seine Parthey verstärken, mich als Instrument brauchen, und wenn ich hätte hervorgehen und mich erklären wollen, hätte ich auch als Phantom eine kurze Rolle gespielt. Nun aber, da sie sehen daß mit mir nichts anzufangen ist, lassen sie mich gehn, und ich wandle meinen sichern Weg fort.

Ja! meine Existenz hat einen Ballast bekommen, der ihr die gehörige Schwere giebt, ich fürchte mich nun nicht mehr vor den Gespenstern, die so oft mit mir spielten. Seyd auch gutes Muths, ihr werdet mich oben halten und mich zu euch zurückziehen.

Den 28. Januar 1787.

Zwey Betrachtungen, die durch alles durchgehen, welchen ſich hinzugeben man jeden Augenblick aufgefordert wird, will ich, da ſie mir klar geworden, zu bezeichnen nicht verfehlen.

Zuerſt alſo wird man bey dem ungeheuern und doch nur trümmerhaften Reichthum dieſer Stadt, bey jedem Kunſtgegenſtande aufgefordert, nach der Zeit zu fragen, die ihm das Daſeyn gegeben. Durch Winkelmann ſind wir dringend aufgeregt die Epochen zu ſondern, den verſchiedenen Styl zu erkennen deſſen ſich die Völker bedienten, den ſie, in Folge der Zeiten, nach und nach ausgebildet und zuletzt wieder verbildet. Hievon überzeugte ſich jeder wahre Kunſtfreund. Aner-

kennen thun wir alle die Richtigkeit und das Gewicht der Forderung.

Aber wie nun zu dieſer Einſicht gelangen! Vorgearbeitet nicht viel, der Begriff richtig und herrlich aufgeſtellt, aber das Einzelne im ungewiſſen Dunkel. Eine vieljährige entſchiedene Uebung des Auges iſt nöthig und man muß erſt lernen um fragen zu können. Da hilft kein zaudern und zögern, die Aufmerkſamkeit auf dieſen wichtigen Punkt iſt nun einmal rege und jeder, dem es Ernſt iſt, ſieht wohl ein, daß auch in dieſem Felde kein Urtheil möglich iſt als wenn man es hiſtoriſch entwickeln kann.

Die zweyte Betrachtung beſchäftigt ſich ausſchließlich mit der Kunſt der Griechen und ſucht zu erforſchen, wie jene unvergleichlichen Künſtler verfuhren, um aus der menſchlichen Geſtalt den Kreis göttlicher Bildung zu entwickeln, welcher vollkommen abgeſchloſſen iſt

und worin kein Hauptcharacter ſo wenig als die Uebergänge und Vermittlungen fehlen. Ich habe eine Vermuthung, daß ſie nach eben den Geſetzen verfuhren, nach welchem die Natur verfährt und denen ich auf der Spur bin. Nur iſt noch etwas anders dabey, das ich nicht auszuſprechen wüßte.

Den 2. Februar 1787.

Von der Schönheit, im vollen Mondſchein Rom zu durchgehen, hat man, ohne es geſehen zu haben, keinen Begriff. Alles Einzelne wird von den großen Maſſen des Lichts und Schattens verſchlungen, und nur die gröſten allgemeinſten Bilder ſtellen ſich dem Auge dar. Seit drey Tagen haben wir die hellſten und herrlichſten Nächte wohl und vollſtändig genoſſen. Einen vorzüglich ſchönen Anblick gewährt das Coliſee. Es wird Nachts zugeſchloſſen, ein Eremit wohnt darin an ei-

nem Kirchelchen und Bettler niſten in den verfallenen Gewölben. Sie hatten auf flachem Boden ein Feuer angelegt, und eine ſtille Luft trieb den Rauch erſt auf der Arena hin, daß der untere Theil der Ruinen bedeckt war, und die ungeheuern Mauern oben drüber finſter herausragten, wir ſtanden am Gitter und ſahen dem Phänomen zu, der Mond ſtand hoch und heiter. Nach und nach zog ſich der Rauch durch die Wände, Lücken und Oeffnungen, ihn beleuchtete der Mond wie einen Nebel. Der Anblick war köſtlich. So muß man das Pantheon, das Capitol beleuchtet ſehn, den Vorhof der Peterskirche und andere große Straßen und Plätze. Und ſo haben Sonne und Mond, eben wie der Menſchengeiſt, hier ein ganz anderes Geſchäft als anderer Orten, hier, wo ihrem Blick ungeheure und doch gebildete Maſſen entgegen ſtehn.

Den 13. Februar.

Eines Glücksfalls muß ich erwähnen, obgleich eines geringen. Doch alles Glück, groß oder klein, iſt von Einer Art, und immer erfreulich. Auf Trinita di Monte wird der Grund zum neuen Obelisk gegraben, dort eben iſt alles aufgeſchüttetes Erdreich von Ruinen der Gärten des Lukullus, die nachher an die Kayſer kamen. Mein Perückenmacher geht frühe dort vorbey und findet im Schutte ein flach Stück gebrannten Thon mit einigen Figuren, wäſchts und zeigt es uns. Ich eigne es mir gleich zu. Es iſt nicht gar eine Hand groß, und ſcheint von dem Rande einer großen Schüſſel zu ſeyn. Es ſtehn zwey Greifen an einem Opfertiſche, ſie ſind von der ſchönſten Arbeit und freuen mich ungemein. Stünden ſie auf einem geſchnittenen Stein, wie gern würde man damit ſiegeln.

Von vielen andern Sachen ſammelt's ſich auch um mich, und nichts Vergebliches oder Leeres, welches hier unmöglich wäre, alles unterrichtend und bedeutend. Am liebſten iſt mir denn aber doch, was ich in der Seele mitnehme, und was, immer wachſend, ſich immer vermehren kann.

Den 15. Februar.

Vor meiner Abreiſe nach Neapel konnte ich einer nochmaligen Vorleſung meiner Iphigenia nicht entgehen. Madam Angelika und Hofrath Reitzenſtein waren die Zuhörer, und ſelbſt Herr Zucchi hatte darauf gedrungen weil es der Wunſch ſeiner Gattin war, er arbeitete indeß an einer großen architektoniſchen Zeichnung, die er in Decorationsart vortrefflich zu machen verſteht. Er war mit Cleriſſau in Dalmatien, hatte ſich überhaupt mit ihm aſſociirt, zeichnete die Figuren zu den

Gebäuden und Ruinen, die jener herausgab, und lernte dabey ſo viel Perſpective und Effect, daß er ſich in ſeinen alten Tagen, auf eine würdige Weiſe, auf dem Papier damit vergnügen kann.

Die zarte Seele Angelika, nahm das Stück mit unglaublicher Innigkeit auf, ſie verſprach mir eine Zeichnung daraus aufzuſtellen, die ich zum Andenken beſitzen ſollte. Und nun gerade, als ich mich von Rom zu ſcheiden bereite, werde ich auf eine zarte Weiſe mit dieſen wohlwollenden Perſonen verbunden. Es iſt mir zugleich ein angenehmes und ſchmerzliches Gefühl, wenn ich mich überzeuge, daß man mich ungern wegläßt.

Mann auf, der sich bisher für den glücklichsten hielt: denn es geht ihm nichts ab; alles was die Götter einem Menschen gutes zueignen können, schenkten sie mir, selbst das köstlichste aller Besitzthümer versagten sie mir nicht: ein treffliches Weib. Aber — ach! daß Aber und Aber sich immer zu dem Danke gesellen, den wir den Göttern zu bringen haben! — Diese Frau, dieses Muster der Liebe und Treue, nimmt seit kurzem unglücklicher Weise an einem Menschen Theil, der sich ihr aufdringt und der mir verhaßt ist. Dir, hohe Weisheit, der alles bekannt ist, sag' ich nichts weiter, und bitte: enthülle mir mein Schicksal! gib mir Rath, und was mehr ist, Hülfe! — Ich dächte, das hieße sich deutlich erklären?

Lato. Wir verstehn es wohl.

Feria. Und die Antwort?

Andrason. Wer sagen könnte: ich verstehe sie!

Sora. Ich bin höchst neugierig — Haben wir doch manches Räthsel errathen!

Den 25. Februar 1787.

Die glückliche Ankunft der Iphigenia ward mir auf eine überraſchende und angenehme Weiſe verkündigt. Auf dem Wege nach der Oper brachte man mir den Brief von wohlbekannter Hand, und dießmal doppelt willkommen, mit dem Löwchen geſiegelt. Als vorläufiges Wahrzeichen des glücklich angelangten Pakets. Ich drängte mich in das Opernhaus, und ſuchte mir mitten unter dem fremden Volk einen Platz unter dem großen Lüſter zu verſchaffen. Hier fühlte ich mich nun ſo nah an die Meinigen gerückt, daß ich hätte aufhüpfen und ſie umarmen mögen. Herzlich dank' ich, daß mir die nackte Ankunft gemeldet worden, möget Ihr euer nächſtes mit einem guten Worte des Beyfalls begleiten.

Hier folgt das Verzeichniß, wie die Exemplare, die ich von Goeſchen zu erwarten ha-

be, unter die Freunde vertheilt werden ſollen, denn ob es mir gleich ganz gleichgültig iſt, wie das Publikum dieſe Sachen betrachtet, ſo wünſcht' ich doch dadurch meinen Freunden einige Freude bereitet zu haben.

Man unternimmt nur zu viel. Denke ich an meine vier letzten Bände im Ganzen, ſo möchte mir ſchwindelnd werden, ich muß ſie einzeln angreifen, und ſo wird es gehn.

Hätte ich nicht beſſer gethan nach meinem erſten Entſchluß dieſe Dinge fragmentariſch in die Welt zu ſchicken, und neue Gegenſtände, an denen ich friſcheren Antheil nehme, mit friſchem Muth und Kräften zu unternehmen. Thät' ich nicht beſſer Iphigenia auf Delphi zu ſchreiben, als mich mit den Grillen des Taſſo herum zu ſchlagen, und doch habe ich auch dahinein ſchon zu viel von meinem Eignen gelegt, als daß ich es fruchtlos aufgeben ſollte.

Ich habe mich auf den Vorſaal ans Kamin geſetzt, und die Wärme eines dießmal gut genährten Feuers giebt mir friſchen Muth ein neues Blatt anzufangen, denn es iſt doch gar zu ſchön, daß man mit ſeinen neuſten Gedanken ſo weit in die Ferne reichen, ja ſeine nächſten Umgebungen durch Worte dorthin verſetzen kann. Das Wetter iſt ganz herrlich, die Tage nehmen merklich zu, Lorbeeren und Buchsbäume blühen, auch die Mandelbäume. Heute früh überraſchte mich ein wunderſamer Anblick, ich ſah von Ferne hohe ſtangenähnliche Bäume, über und über von dem ſchönſten Violet bekleidet. Bey näherer Unterſuchung war es der Baum in unſern Treibhäuſern unter dem Namen Judenbaum bekannt, dem Botaniker als cercis siliquastrum. Seine violetten Schmetterlingsblumen bringt er unmittelbar aus dem Stamme hervor. Abgeholzt den letzten Winter waren die Stangen die ich vor mir ſah, aus deren Rinde die wohlgebildete und gefärbte Blume

zu Tauſenden hervorbrach. Die Maaßlieben dringen wie Ameiſen aus dem Boden, Crocus und Adonis erſcheinen ſeltner, aber deſto zierlicher und zierender.

Was wird mir nicht erſt das mittägigere Land für Freuden und Kenntniſſe geben, aus denen für mich neue Reſultate hervortreten. Es iſt mit natürlichen Dingen wie mit der Kunſt, es iſt ſo viel drüber geſchrieben, und jeder der ſie ſieht kann ſie doch wieder in neue Combination ſetzen.

Denke ich an Neapel, ja gar nach Sicilien, ſo fällt es einem ſowohl in der Erzählung als in Bildern auf, daß in dieſen Paradieſen der Welt, ſich zugleich die Vulkaniſche Hölle ſo gewaltſam aufthut, und ſeit Jahrtauſenden die Wohnenden und Genießenden aufſchreckt und irre macht.

Doch ſchlage ich mir die Hoffnung jener viel bedeutenden Anſichten gern aus dem

Sinne, um vor meiner Abreiſe, die alte Hauptſtadt der Welt noch recht zu benutzen.

Seit vierzehn Tagen bin ich von Morgen bis in die Nacht in Bewegung, was ich noch nicht geſehn ſuch' ich auf. Das Vorzüglichſte wird zum zweyten und drittenmal betrachtet, und nun ordnet ſich's einigermaaßen. Denn indem die Hauptgegenſtände an ihre rechte Stelle kommen, ſo iſt für viele mindere dazwiſchen Platz und Raum. Meine Liebſchaften reinigen und entſcheiden ſich, und nun erſt kann mein Gemüth dem Größeren und Aechteſten mit gelaſſener Theilnahme ſich entgegen heben. Dabey findet man denn wohl den Künſtler beneidenswerth, der durch Nachbildung und Nachahmung auf alle Weiſe jenen großen Intentionen ſich mehr nähert, ſie beſſer begreift als der bloß Beſchauende und Denkende. Doch muß am Ende jeder thun was er vermag, und ſo ſpanne ich denn alle Segel meines Geiſtes auf, um dieſe Küſten zu umſchiffen.

Das Camin, iſt dießmal recht durchgewärmt, und die ſchönſten Kohlen aufgehäuft, welches bey uns ſelten geſchieht, weil nicht leicht jemand Luſt und Zeit hat dem Caminfeuer ein Paar Stunden Aufmerkſamkeit zu widmen, und ſo will ich denn dieſes ſchöne Klima benutzen, um einige Bemerkungen aus meiner Schreibtafel zu retten, die ſchon halb verloſchen ſind.

Am zweyten Februar begaben wir uns in die Sixtiniſche Capelle zur Function, bey welcher die Kerzen geweiht werden. Ich fand mich gleich ſehr unbehaglich, und zog mit den Freunden bald wieder hinaus. Denn ich dachte: das ſind ja grade die Kerzen, welche ſeit drey Hundert Jahren dieſe herrlichen Gemälde verdüſtern, und das iſt ja eben der Weihrauch, der mit heiliger Unverſchämtheit die einzige Kunſtſonne nicht nur umwölkt, ſondern von Jahr zu Jahren mehr trübe macht, und zuletzt gar in Finſterniß verſenkt.

Darauf ſuchten wir das Freye, und kamen, nach einem groſſen Spaziergange, auf St. Onuphrio, wo Taſſo in einem Winkel begraben liegt. Auf der Kloſter-Bibliothek ſteht ſeine Büſte. Das Geſicht iſt von Wachs, und ich glaube gern, daß es über ſeinen Leichnam abgeformt ſey. Nicht ganz ſcharf, und hie und da verdorben, deutet es doch im Ganzen mehr als irgend ein anderes ſeiner Bildniſſe auf einen talentvollen, zarten, feinen, in ſich geſchloßnen Mann.

So viel für dießmal. Jetzt will ich an des ehrlichen Volkmanns zweyten Theil, der Rom enthält, um auszuziehen, was ich noch nicht geſehn habe. Ehe ich nach Neapel reiſe, muß die Erndte wenigſtens niedergemäht ſeyn, ſie in Garben zu binden werden auch ſchon gute Tage kommen.

Den 17. Februar.

Das Wetter iſt unglaublich und unſäglich ſchön, den ganzen Februar bis auf vier Regentage ein reiner heller Himmel, gegen Mittag faſt zu warm. Nun ſucht man das Freye und wenn man bisher ſich nur mit Göttern und Helden abgeben mochte, ſo tritt die Landſchaft auf einmal wieder in ihre Rechte, und man heftet ſich an die Umgebungen die der herrlichſte Tag belebt. Manchmal erinnere ich mich, wie der Künſtler in Norden den Strohdächern und verfallenen Schlöſſern etwas abzugewinnen ſucht, wie man ſich an Bach und Buſch und zerbrockeltem Geſtein herumdrückt, um eine maleriſche Wirkung zu erhaſchen, und ich komme mir ganz wunderbar vor, um ſo mehr als jene Dinge, nach ſo langer Gewohnheit, einem noch immer anklieben, nun habe ich mir aber ſeit vierzehn Tagen einen Muth gefaßt, und bin mit kleinen

Blättern hinausgegangen, durch die Tiefen und Höhen der Villen, und habe mir, ohne viel Beſinnens, kleine auffallende, wahrhaft ſüdliche und römiſche Gegenſtände entworfen, und ſuche nun, mit Hülfe des guten Glücks, ihnen Licht und Schatten zu geben. Es iſt ganz eigen, daß man deutlich ſehen und wiſſen kann, was gut und beſſer iſt, will man ſich's aber zueignen, ſo ſchwindet's gleichſam unter den Händen, und wir greifen nicht nach dem Rechten, ſondern nach dem was wir zu faſſen gewohnt ſind. Nur durch geregelte Uebung könnte man vorwärts kommen, wo aber ſollte ich Zeit und Sammlung finden! Indeſſen fühle ich mich denn doch durch das leidenſchaftliche, vierzehntägige Streben um vieles gebeſſert.

Die Künſtler belehren mich gerne, denn ich faſſe geſchwind. Nun iſt aber das Gefaßte nicht gleich geleiſtet, etwas ſchnell zu begreifen iſt ja ohnehin die Eigenſchaft des

Geiſtes, aber etwas recht zu thun, dazu gehört die Uebung des ganzen Lebens.

Und doch ſoll der Liebhaber, ſo ſchwach er auch nachſtrebt, ſich nicht abſchrecken laſſen. Die wenigen Linien die ich aufs Papier ziehe, oft übereilt, ſelten richtig, erleichtern mir jede Vorſtellung von ſinnlichen Dingen, denn man erhebt ſich ja eher zum Allgemeinen, wenn man die Gegenſtände genauer und ſchärfer betrachtet.

Mit dem Künſtler nur muß man ſich nicht vergleichen, ſondern nach ſeiner eigenen Art verfahren, denn die Natur hat für ihre Kinder geſorgt, der Geringſte wird nicht, auch durch das Daſeyn des Trefflichſten an ſeinem Daſeyn gehindert: „ein kleiner Mann iſt auch ein Mann!“ und dabey wollen wirs denn bewenden laſſen.

Ich habe zweymal das Meer geſehn, erſt das adriatiſche, dann das mittländiſche, nur

Mela. Geſchwinde!

Andraſon. Ich ſteh' und horche, und es fängt von unten auf an — erſt leiſe — dann vernehmlich — dann vernehmlicher:

Wenn wird ein greiflich Geſpenſt
von ſchönen Händen entgeiſtert,

Alle. Oh!

Andraſon. Gebt mir ein Licht. Das greifliche Geſpenſt ſoll entgeiſtert werden.

Lato. Von ſchönen Händen.

Andraſon. Die fänden ſich allenfalls. Ein greiflich Geſpenſt, das iſt etwas aus der neuen Poeſie, die mir immer unbegreiflich geweſen iſt.

Feria. Es iſt arg.

Andraſon. Wartet nur und merkt; es kommt noch beſſer:

Wenn wird ein greiflich Geſpenſt
von ſchönen Händen entgeiſtert
Und der leinene Sack ſein Eingeweide gibt her,

gleichſam zum Beſuch. In Neapel wollen wir bekannter werden. Es rückt alles auf einmal in mir herauf, warum nicht früher, warum nicht wohlfeiler. Wie viele tauſend Sachen, manche ganz neu und von Vornen hätte ich mitzutheilen.

Den 17. Februar 1787.
Abends nach verklungener Carnevals-Thorheit.

Ich laſſe bey meiner Abreiſe Moritzen ungern allein. Er iſt auf gutem Wege, doch wie er für ſich geht, ſo ſucht er ſich gleich beliebte Schlupfwinkel. Ich habe ihn aufgemuntert an Herdern zu ſchreiben, der Brief liegt bey, ich wünſche eine Antwort, die etwas Dienliches und Hülfreiches enthalte. Es iſt ein ſonderbar guter Menſch, er wäre viel weiter, wenn er von Zeit zu Zeit Perſonen gefunden hätte, fähig und liebevoll genug, ihn über ſeinen Zuſtand aufzuklären. Gegenwärtig kann er kein geſegneteres Verhältniß

anknüpfen, als wenn ihm Herder erlaubt, manchmal zu ſchreiben. Er beſchäftigt ſich mit einem lobenswürdigen antiquariſchen Unternehmen, das wohl verdient gefördert zu werden. Freund Herder wird nicht leicht eine Mühe beſſer angewendet, und gute Lehre kaum in einen fruchtbarern Boden gelegt haben.

Das große Portrait, welches Tiſchbein von mir unternommen, wächſt ſchon aus der Leinwand heraus. Der Künſtler hat ſich durch einen fertigen Bildhauer ein kleines Modell von Thon machen laſſen, welches gar zierlich mit einem Mantel drappirt worden. Darnach malt er fleißig, denn es ſollte freylich, vor unſerer Abreiſe nach Neapel, ſchon auf einen gewiſſen Punkt gebracht ſeyn, und es gehört ſchon Zeit dazu eine ſo große Leinwand mit Farben auch nur zu bedecken.

Den 19. Februar.

Das Wetter fährt fort über allen Ausdruck ſchön zu ſeyn, heute war ein Tag, den ich mit Schmerzen unter den Narren zubrachte. Mit Anbruch der Nacht erholte ich mich auf der Villa Medicis, Neumond iſt eben vorbey, und neben der zarten Mondſichel, konnte ich die ganze dunkle Scheibe, faſt mit bloßen Augen, durch's Perſpectiv ganz deutlich ſehn. Ueber der Erde ſchwebt ein Duft, des Tags über, den man nur aus Gemälden und Zeichnungen des Claude kennt, das Phänomen in der Natur aber nicht leicht ſo ſchön ſieht als hier. Nun kommen mir Blumen aus der Erde, die ich noch nicht kenne, und neue Blüthen von den Bäumen; die Mandeln blühen, und machen eine neue luſtige Erſcheinung zwiſchen den dunkelgrünen Eichen, der Himmel iſt wie ein hellblauer Taffet von der Sonne beſchienen. Wie wird

es erſt in Neapel ſeyn! Wir finden das meiſte ſchon grün. Meine botaniſchen Grillen bekräftigen ſich an allem dieſen, und ich bin auf dem Wege neue ſchöne Verhältniſſe zu entdecken, wie die Natur, ſolch ein Ungeheures, das wie nichts ausſieht, aus dem Einfachen das Mannigfaltigſte entwickelt.

Der Veſuv wirft Steine und Aſche aus, und bey Nacht ſieht man den Gipfel glühen. Gebe uns die wirkende Natur einen Lavafluß. Nun kann ich kaum erwarten bis auch dieſe großen Gegenſtände mir eigen werden.

Den 22. Februar 1787.

Ich benutze die Augenblicke zwiſchen dem Einpacken um noch einiges nachzuholen. Morgen gehn wir nach Neapel. Ich freue mich auf das Neue, das unausſprechlich ſchön ſeyn oll, und hoffe in jener paradiſiſchen Natur wieder neue Freyheit und Luſt zu gewinnen.

Hier, im ernſten Rom, wieder an das Studium der Kunſt zu gehen.

Das Einpacken wird mir leicht, ich thue es mit leichterem Herzen als vor einem halben Jahre, da ich mich von allem loslöſte was mir ſo lieb und werth war. Ja es iſt ſchon ein halbes Jahr, und von den vier Monaten, in Rom zugebracht, habe ich keinen Augenblick verloren, welches zwar viel heißen will, aber doch nicht zu viel geſagt iſt.

Daß Iphigenia angekommen, weiß ich, möge ich am Fuße des Veſuvs erfahren, daß ihr eine gute Aufnahme zu Theil geworden.

Mit Tiſchbein, der ſo einen herrlichen Blick in Natur als Kunſt hat, dieſe Reiſe zu machen, iſt für mich von der größten Wichtigkeit, doch können wir, als ächte Deutſche, uns doch nicht losmachen, von Vorſätzen und Ausſichten auf Arbeit. Das ſchönſte

Papier iſt gekauft, und wir nehmen uns vor darauf zu zeichnen, obgleich die Menge, die Schönheit und der Glanz der Gegenſtände höchſt wahrſcheinlich unſerm guten Willen Gränzen ſetzt.

Eins habe ich über mich gewonnen, daß ich von meinen poetiſchen Arbeiten nichts mitnehme als Taſſo allein, zu ihm habe ich die beſte Hoffnung. Wüßt' ich nun was Ihr zu Iphigenien ſagt, ſo könnte mir dieß zur Leitung dienen, denn es iſt doch eine ähnliche Arbeit. Der Gegenſtand faſt noch beſchränkter als jener, und will im Einzelnen noch mehr ausgearbeitet ſeyn, doch weiß ich noch nicht was es werden kann, das Vorhandene muß ich ganz zerſtören, das hat zu lange gelegen, und weder die Perſonen, noch der Plan, noch der Ton, haben mit meiner jetzigen Anſicht die mindeſte Verwandtſchaft.

Beym Aufräumen fallen mir einige Eurer lieben Briefe in die Hand, und da treffe ich, beym Durchleſen, auf den Vorwurf, daß ich

mir in meinen Briefen widerſpreche. Das kann ich zwar nicht merken, denn was ich geſchrieben habe ſchicke ich gleich fort, es iſt mir aber ſelbſt ſehr wahrſcheinlich, denn ich werde von ungeheuern Mächten hin und wieder geworfen, und da iſt es wohl natürlich daß ich nicht immer weiß wo ich ſtehe.

Man erzählt von einem Schiffer, der von einer ſtürmiſchen Nacht auf der See überfallen, nach Hauſe zu ſteuern trachtete. Sein Söhnchen, in der Finſterniß an ihn geſchmiegt, fragte: Vater, was iſt denn das für ein närriſches Lichtchen dort, das ich bald über uns, bald unter uns ſehe? Der Vater verſprach ihm die Erklärung des andern Tags, und da fand es ſich, daß es die Flamme des Leuchtthurms geweſen, die einem von wilden Wogen auf und niedergeſchaukelten Auge bald unten, bald oben erſchien.

Auch ich ſteure, auf einem leidenſchaftlich bewegtem Meere dem Hafen zu, und halte

ich die Gluth des Leuchtthurms nur ſcharf im Auge, wenn ſie mir auch den Platz zu verändern ſcheint, ſo werde ich doch zuletzt am Ufer geneſen.

Bey der Abreiſe fällt einem doch immer jedes frühere Scheiden und auch das künftige letzte unwillkührlich in den Sinn, und mir drängt ſich, dießmal ſtärker als ſonſt, dabey die Bemerkung auf, daß wir viel zu viel Voranſtalten machen um zu leben, denn ſo kehren auch wir, Tiſchbein und ich, ſo vielen Herrlichkeiten, ſogar unſerm wohlausgeſtatteten, eignen Muſeum den Rücken. Da ſtehn nun drey Junonen zur Vergleichung neben einander, und wir verlaſſen ſie als wenns keine wäre.

Den 2. Februar. Aſcher-Mittwoch.

Nun iſt der Narrheit ein Ende. Die unzähligen Lichter, geſtern Abend, waren noch ein toller Spectakel. Das Carnaval in Rom muß

man geſehen haben, um den Wunſch völlig los zu werden, es je wieder zu ſehen. Zu ſchreiben iſt davon gar nichts, bey einer mündlichen Darſtellung möchte es allenfalls unterhaltend ſeyn. Was man dabey unangenehm empfindet, daß die innere Fröhlichkeit den Menſchen fehlt, und es ihnen an Geld mangelt, das Bißchen Luſt was ſie noch haben mögen auszulaſſen. Die Großen ſind ökonomiſch und halten zurück, der Mittelmann unvermögend, das Volk lahm. An den letzten Tagen war ein unglaublicher Lärm, aber keine Herzensfreude. Der Himmel ſo unendlich rein und ſchön, blickte ſo edel und unſchuldig auf dieſe Poſſen.

Da man aber doch das Nachbilden hier nicht laſſen kann, ſo ſind zur Luſt der Kinder Masken des Carnavals und römiſche eigenthümliche Kleidungen gezeichnet, dann mit Farben angeſtrichen worden, da ſie denn ein fehlendes Capitel des Orbis pictus den lieben Kleinen erſetzen mögen.

Alle. O! oh! Ey! O! ah! ha! ha!

Andraſon. Seht! Ein leinen Geſpenſt, und ein greiflicher Sack, und Eingeweide von ſchönen Händen! Nein, was zu viel iſt bleibt zu viel! Was ſo ein Orakel nicht alles ſagen darf!

Mana. Wiederhohlt es uns!

Andraſon. Nicht wahr, ihr hört gar zu gerne was erhaben klingt, wenn ihr's gleich nicht verſteht?

Wenn wird ein greiflich Geſpenſt
von ſchönen Händen entgeiſtert
Und der leinene Sack ſein Einge-
weide gibt her,

Seyd ihr nun klüger, meine Lieben? Nun aber merkt auf:

Wird die geflickte Braut mit dem
Verliebten vereinet:
Dann kommt Ruhe und Glück,
Fragender, über dein Haus.

Sora. Nein das iſt nicht möglich!

Aus meinem Leben.

Von

Goethe.

Zweyter Abtheilung

Zweyter Theil.

Auch ich in Arcadien!

Stuttgard und Tübingen,

in der Cotta'schen Buchhandlung.

1817.

Neapel.

Velletri den 22. Febr. 1787.

Bey guter Zeit sind wir hier angelangt. — Schon vorgestern verfinsterte sich das Wetter, die schönen Tage hatten uns trübe gebracht, doch deuteten einige Luftzeichen daß es sich wieder zum guten bequemen werde, wie es denn auch eintraf. Die Wolken trennten sich nach und nach, hier und da erschien der blaue Himmel und endlich beleuchtete die Sonne unsere Bahn. Wir kamen durch Albano nachdem wir vor Genfano an dem Eingang eines Parks gehalten hatten, den Prinz Chigi, der Besitzer, auf eine wunderliche Weise hält, nicht unterhält; deshalb auch nicht will daß

ſich jemand darin umſehe. Hier bildet ſich eine wahre Wildniß: Bäume und Geſträuche, Kräuter und Ranken wachſen wie ſie wollen, verdorren, ſtürzen um, verfaulen. Das iſt alles recht und nur deſto beſſer. Der Platz vor dem Eingang iſt unſäglich ſchön. Eine hohe Mauer ſchließt das Thal, eine vergitterte Pforte läßt hineinblicken, dann ſteigt der Hügel aufwärts, wo dann oben das Schloß liegt. Es gäbe das größte Bild wenn es ein rechter Künſtler unternähme.

Nun darf ich nicht weiter beſchreiben, und ſage nur: daß, als wir von der Höhe die Gebirge von Sezza, die Pontiniſchen Sümpfe, das Meer und die Inſeln erblickten, daß in dem Moment ein ſtarker Streifregen über die Sümpfe nach dem Meer zog, Licht und Schatten, abwechſelnd und bewegt, die öde Fläche gar mannigfaltig belebten. Sehr ſchön wirkten hiezu mehrere von der Sonne erleuchtete Rauchſäulen, die aus zer-

ſtreuten, kaum ſichtbaren Hütten emporſtiegen.

Veletri liegt ſehr angenehm auf einem vulkaniſchen Hügel, der nur gegen Norden mit andern zuſammenhängt, über drey Himmelsgegenden aber den freiſten Anblick gewährt.

Nun beſahen wir das Cabinet des Cavalier Borgia, welcher, begünſtigt durch die Verwandtſchaft mit dem Cardinal und der Propagande, treffliche Alterthümer und ſonſtige Merkwürdigkeiten hier zuſammenſtellen konnte. Aegyptiſche Götzen, aus dem härteſten Steine gebildet, kleinere Metallfiguren früherer und ſpäterer Zeit. In der Gegend ausgegrabene aus Thon gebrannte flach erhobene Bildwerke, durch welche veranlaßt man den alten Volskern einen eignen Styl zuſchreiben will.

Von allerley andern Raritäten beſitzt das Muſeum mancherley. Ich merkte mir zwei

chineſiſche Tuſchkäſtchen, wo auf den Stücken des einen die ganze Zucht der Seidenwürmer, auf dem andern der Reisbau vorgeſtellt iſt, beydes höchſt naiv genommen und ausführlich gearbeitet. Das Käſtchen, ſo wie die Einwicklung deſſelben ſind ausnehmend ſchön und dürfen ſich neben dem von mir ſchon gelobten Buch auf der Bibliothek der Propaganda wohl ſehen laſſen.

Es iſt freylich unverantwortlich daß man dieſen Schatz ſo nahe bey Rom hat und denſelben nicht öfter beſucht. Doch mag die Unbequemlichkeit einer jeden Ausflucht in dieſen Gegenden und die Gewalt des Römiſchen Zauberkreiſes zur Entſchuldigung dienen. Als wir nach der Herberge gingen, riefen uns einige vor ihren Hausthüren ſitzende Weiber an, ob wir nicht auch Alterthümer zu kaufen Luſt hätten? und als wir uns darnach ſehr begierig erwieſen, holten ſie alte Keſſel, Feuerzange, nebſt anderem ſchlechten Hausgeräthe,

und wollten ſich zu tod lachen uns angeführt zu haben. Als wir uns deshalb entrüſteten, brachte unſer Führer die Sache wieder ins Gleiche: denn er verſicherte daß dieſer Spaß hergebracht ſey und daß alle Fremde denſelben Tribut entrichten müßten.

Dies ſchreib' ich in einer ſehr übeln Herberge und fühle in mir weder Kraft noch Behagen weiter fortzufahren. Alſo die freundlichſte gute Nacht!

Andraſon. O ja; die Götter haben ſich dießmal ſehr ihrer poetiſchen Freyheit bedient.

Lato. Habt ihr es nicht aufgeſchrieben?

Andraſon. Freylich! Hier iſt die Rolle, wie ich ſie aus den Händen der Prieſter erhielt.

Lato. Laßt es uns leſen, vielleicht wird es uns klärer.

Andraſon bringt eine Rolle aus dem Gürtel und wickelt ſie auf. Die Frauenzimmer drängen ſich wechſelsweiſe zu, leſen, lachen, und machen ihre Anmerkungen. Es kommt auf den guten Humor der Schauſpielerinnen an, dieſes munter und angenehm zu machen; deßwegen ihnen überlaſſen bleibt die Stelle zu extemporiren. Die Hauptabſicht dieſer Wiederhohlungen iſt, das Publicum mit dem Orakelſpruch recht bekannt zu machen.

Feria. Das iſt höchſt ſonderbar und unbegreiflich! Wie iſt es dir weiter ergangen? Haſt du nicht irgend eine Aufklärung gefunden?

Andraſon. Nicht Aufklärung, aber Hoffnung. Verwundert über die unverſchämte Dunkelheit der Antwort, aber nicht außer Faſſung gebracht, trat ich aus der Höhle. Ich ſah

Fondi den 23. Febr. 1787.

Schon früh um drei Uhr waren wir auf dem Wege. Als es tagte fanden wir uns in den Pontiniſchen Sümpfen, welche kein ſo übles Anſehn haben als man ſie in Rom gemeiniglich beſchreibt. Man kann zwar ein ſo großes und weitläuftiges Unternehmen als die beabſichtigte Austrocknung iſt auf der Durchreiſe nicht beurtheilen, allein es ſcheint mir doch, daß die Arbeiten welche der Pabſt angeordnet, die gewünſchten Endzwecke wenigſtens zum größten Theil erreichen werden. Man denke ſich ein weites Thal, das ſich von Norden nach Süden mit wenigem Falle hinzieht, oſtwärts gegen die Gebirge zu vertieft, weſtwärts aber gegen das Meer zu erhöht liegt.

Der ganzen Länge nach, in gerader Linie, iſt die alte Via Appia wieder hergeſtellt,

an der rechten Seite derſelben der Haupt-Canal gezogen und das Waſſer fließt darin gelind hinab, dadurch iſt das Erdreich der rechten Seite nach dem Meere zu ausgetrocknet und dem Feldbau überantwortet; ſo weit das Auge ſehen kann iſt es bebaut oder könnte es werden wenn ſich Pächter fänden. Einige Flecke ausgenommen die allzutief liegen.

Die linke Seite nach dem Gebirg zu iſt ſchon ſchwerer zu behandeln. Zwar gehen Queer-Canäle unter der Chauſſee in den Haupt-Canal; da jedoch der Boden gegen die Berge zu abfällt, ſo kann er auf dieſe Weiſe nicht vom Waſſer befreit werden. Man will, ſagt man, einen zweiten Canal am Gebirge herführen. Große Strecken, beſonders gegen Terracina, ſind mit Weiden und Pappeln angeflogen.

Eine Poſtſtation beſteht aus einer bloßen langen Strohhütte. Tiſchbein zeichnete ſie

und genoß zur Belohnung dafür ein Vergnügen, das nur er völlig zu genießen weiß. Auf dem abgetrockneten Terrain hatte ſich ein Schimmel losgemacht, der, ſich ſeiner Freyheit bedienend, auf dem braunen Boden wie ein Lichtſtrahl hin und wieder fuhr, wirklich war es ein herrlicher Anblick, durch Tiſchbeins Entzücken erſt recht bedeutend.

Da wo ſonſt der Ort Meza ſtand hat der Papſt ein großes und ſchönes Gebäude, als den Mittelpunkt der Fläche bezeichnend, aufrichten laſſen. Der Anblick deſſelben vermehrt Hoffnung und Zutrauen für das ganze Unternehmen. Und ſo rückten wir immer fort uns lebhaft unterhaltend, wohl eingedenk der Warnung daß man auf dieſem Wege nicht einſchlafen dürfe, und freilich erinnerte uns der blaue Dunſt, der ſchon in dieſer Jahrszeit in gewiſſer Höhe über dem Boden ſchwebte, an eine gefährliche Luftſchicht. Deſto erfreulicher und erwünſchter war uns die Felſenlage von

Terracina und kaum hatten wir uns daran vergnügt als wir das Meer gleich davor erblickten. Kurz darauf ließ uns die andere Seite des Stadtberges ein Schauspiel neuer Vegetation sehen. Indianische Feigen trieben ihre großen, fetten Blätterkörper zwischen niedrigen graulichgrünen Myrthen, unter gelbgrünen Granatbäumen und fahlgrünen Olivenzweigen. Am Wege sahen wir neue noch nie gesehene Blumen und Sträuche. Narzissen und Adonis blühten auf den Wiesen. Man behält das Meer eine zeitlang rechts; die Kalkfelsen aber bleiben links in der Nähe. Diese sind die Fortsetzung der Apenninen, welche sich von Tivoli herziehen und ans Meer anschließen, wovon sie, erst durch die Campagna di Roma, dann durch die Fraskatanischen, Albanischen, Veletrischen Vulkane und endlich durch die Pontinischen Sümpfe getrennt wurden. Der Monte Circello, das Vorgebirg Terracina gegenüber, wo die Pontinischen

Sümpfe ſich endigen, mag gleichfalls aus gereihten Kalkfelſen beſtehen.

Wir verließen das Meer und kamen bald in die reizende Ebene von Fondi. Dieſer kleine Raum fruchtbaren und bebauten Erdreichs, von einem nicht allzurauhen Gebirg umſchloſſen muß jedermann anlachen. Noch hängt die Mehrzahl der Orangen an den Bäumen, die Saat ſteht grün, durchaus Waizen; Oliven auf den Aeckern, das Städtchen im Grunde. Ein Palmbaum zeichnet ſich aus und ward begrüßt. So viel für dieſen Abend. Verzeihung der laufenden Feder. Ich muß ſchreiben ohne zu denken, damit ich nur ſchreibe. Der Gegenſtände ſind zu viel, der Aufenthalt zu ſchlecht und doch meine Begierde allzugroß einiges dem Papiere anzuvertrauen. Mit einbrechender Nacht kamen wir an und es iſt nun Zeit Ruhe zu ſuchen.

St. Agatha den 24. Febr. 1787.

In einer kälten Kammer muß ich Nachricht von einem ſchönen Tage geben. Als wir aus Fondi herausfuhren ward es eben helle und wir wurden ſogleich durch die über die Mauern hängenden Pomeranzen auf beiden Seiten des Wegs begrüßt. Die Bäume hängen ſo voll als man ſichs nur denken kann. Obenher iſt das junge Laub gelblich, unten aber und in der Mitte von dem ſaftigſten Grün. Mignon hatte wohl Recht ſich dahin zu ſehnen.

Dann fuhren wir durch wohlgeackerte und beſtellte Waizenfelder, in ſchicklichen Räumen mit Oliven bepflanzt. Der Wind bewegte ſie und brachte die ſilberne Unterfläche der Blätter ans Licht, die Aeſte bogen ſich leicht und zierlich. Es war ein grauer Morgen, ein

ſtarker Nordwind verſprach alles Gewölk völlig zu vertreiben.

Dann zog der Weg im Thale hin, zwiſchen ſteinigen aber gut gebauten Aeckern, die Saat vom ſchönſten Grün. An einigen Orten ſah man geräumige, runde, gepflaſterte Plätze, mit niedrigen Mäuerchen umgeben, hier driſcht man die Frucht ſogleich aus, ohne ſie in Garben nach Hauſe zu fahren. Das Thal ward ſchmäler, der Weg ging bergan, Kalkfelſen ſtanden nackt an beiden Seiten. Der Sturm war heftiger hinter uns her. Es fielen Graupeln die ſehr langſam thauten.

Einige Mauern antiker Gebäude mit netzförmiger Arbeit überraſchten uns. Auf der Höhe ſind die Plätze felſig, doch mit Olivenbäumen bepflanzt, wo nur das geringſte Erdreich ſie aufnehmen konnte. Nun über eine Plaine mit Oliven, ſodann durch ein Städtchen. Eingemauert fanden wir nun Altäre,

antike Grabſteine, Fragmente aller Art in den Gartenumfriedigungen, dann trefflich gemauerte jetzt aber mit Erdreich ausgefüllte Untergeſchoſſe alter Landhäuſer, nunmehr von Olivenwäldchen bewachſen. Dann erblickten wir den Veſuv, eine Rauchwolke auf ſeinem Scheitel.

Molo di Gaeta begrüßte uns abermals mit den reichſten Pomeranzenbäumen. Wir blieben einige Stunden. Die Bucht vor dem Städtchen gewährt eine der ſchönſten Ausſichten, das Meer ſpült bis heran. Folgt das Auge dem rechten Ufer und erreicht es zuletzt das Hornende des halben Mondes, ſo ſieht man auf einem Felſen die Feſtung Gaeta, in mäßiger Ferne. Das linke Horn erſtreckt ſich viel weiter; erſt ſieht man eine Reihe Gebirge, dann den Veſuv, dann die Inſeln. Ischia liegt faſt der Mitte gegenüber.

Hier fand ich am Ufer die erſten Seeſterne und Seeigel ausgeſpühlt. Ein ſchönes grünes Blatt, wie das feinſte Velinpapier, dann aber merkwürdige Geſchiebe: am häufigſten die gewöhnlichen Kalkſteine, ſodann aber auch Serpentin, Jaspis, Quarze, Kieſelbreccien, Granite, Porphyre, Marmorarten, Glas von grüner und blauer Farbe. Die zuletzt genannten Steinarten ſind ſchwerlich in dieſer Gegend erzeugt, ſind wahrſcheinlich Trümmern alter Gebäude, und ſo ſehen wir denn, wie die Welle vor unſern Augen mit den Herrlichkeiten der Vorwelt ſpielen darf. Wir verweilten gern und hatten unſere Luſt an der Natur der Menſchen, die ſich beinahe als Wilde betrugen. Von Molo ſich entfernend hat man immer ſchöne Ausſicht, — wenn ſich auch das Meer verliert. Der letzte Blick darauf iſt eine liebliche Seebucht, die gezeichnet ward. Nun folgt gutes Fruchtfeld mit Aloes eingezäunt. Wir erblickten eine

Waſſerleitung, die ſich vom Gebirg her nach unkenntlichen, verworrenen Ruinen zog.

Dann folgt die Ueberfahrt über den Fluß Garigliano. Man wandert ſodann durch ziemlich fruchtbare Gegenden auf ein Gebirg los. Nichts Auffallendes. Endlich der erſte vulkaniſche Aſchenhügel. Hier beginnt eine große herrliche Gegend von Bergen und Gründen, über welche zuletzt Schneegipfel hervorragen. Auf der näheren Höhe eine lange, wohl in die Augen fallende Stadt. In dem Thal liegt St. Agatha, ein anſehnlicher Gaſthof, wo ein lebhaftes Feuer in einem Camin, das als Cabinet angelegt iſt, brannte. Indeſſen iſt unſere Stube kalt, keine Fenſter, nur Läden, und ich eile zu ſchließen.

den älteſten Prieſter auf einem goldenen Seſſel ſitzen. Ich nahte mich ihm, und indem ich einige Edelſteine in ſeinen Schoos legte, rief ich aus: O welche Fülle der Weisheit kommt uns von den Göttern! Wie erleuchtet werden wir, die wir auf dunkeln Wegen irren, durch ihre Offenbarungen! Aber nicht rathen allein; helfen müſſen die Unſterblichen. Der Jüngling, über den ich mich beklage, der mir das Leben verbittert, wird ehſtens hier erſcheinen, voll Zutrauens und Gehorſams. Möge die alles durchdringende Stimme der Götter ihn ergreifen, ſein Herz faſſen, und ihm gebiethen, nie wieder einen Fuß über meine Schwelle zu ſetzen! Mein Dank würde ohne Gränzen bleiben. — Der Alte nickte mit dem Kopfe, ſein weißer Bart bewegte ſich murmelnd; ich ging mit wechſelnder Hoffnung und Sorgen zurück, und bin nun hier.

Feria. Möge alles zum beſten ausſchlagen! — Du verzeihſt, Bruder; ich muß vor Tafel mit meinen Räthen, die ſchon lange warten, noch einige Geſchäfte abthun; ich laſſe dir

Neapel den 23. Febr. 1787.

Endlich auch hier glücklich und mit guten Vorbedeutungen angekommen. Von der Tagesreiſe nur ſo viel: St. Agatha verließen wir mit Sonnen-Aufgang, der Wind blies heftig hinter uns her und dieſer Nord-Oſt hielt den ganzen Tag an. Erſt Nachmittag ward er Herr von den Wolken; wir litten von Kälte.

Unſer Weg ging wieder durch und über vulkaniſche Hügel, wo ich nur noch wenige Kalkfelſen zu bemerken glaubte. Endlich erreichten wir die Plaine von Capua, bald darnach Capua ſelbſt, wo wir Mittag hielten. Nachmittag that ſich ein ſchönes, flaches Feld vor uns auf. Die Chauſſee geht breit zwiſchen grünen Waizenfeldern durch, der Waizen iſt wie ein Teppich und wohl ſpannenhoch.

Pappeln ſind reihenweis auf den Feldern gepflanzt, hoch ausgezweigt und Wein hinangezogen. So geht es bis Neapel hinein. Ein klarer, herrlich-lockerer Boden und gut bearbeitet. Die Weinſtöcke von ungewöhnlicher Stärke und Höhe, die Ranken wie Netze von Pappel zu Pappel ſchwebend.

Der Veſuv blieb uns immer zur linken Seite, gewaltſam dampfend! und ich war ſtill für mich erfreut, daß ich dieſen merkwürdigen Gegenſtand endlich auch mit Augen ſah. Der Himmel ward immer klärer und zuletzt ſchien die Sonne recht heiß in unſere enge, rollende Wohnung. Bey ganz rein-heller Atmoſphäre kamen wir Neapel näher und nun fanden wir uns wirklich in einem andern Lande. Die Gebäude mit flachen Dächern deuten auf eine andere Himmelsgegend, inwendig mögen ſie nicht ſehr freundlich ſeyn. Alles iſt auf der Straße, ſitzt in der Sonne ſo lange ſie ſcheinen will. Der Neapolitaner glaubt im Be-

ſitz des Paradieſes zu ſeyn und hat von den nördlichen Ländern einen ſehr traurigen Begriff: Sempre neve, case di legno, gran ignoranza, ma denari assai. Solch ein Bild machen ſie ſich von unſerm Zuſtande. Zur Erbauung ſämmtlicher deutſchen Völkerſchaften heißt dieſe Charakteriſtik überſetzt: Immer Schnee, hölzerne Häuſer, große Unwiſſenheit; aber Geld genug.

Neapel ſelbſt kündigt ſich froh, frey und lebhaft an, unzählige Menſchen rennen durch einander, der König iſt auf der Jagd, die Königin guter Hoffnung und ſo kanns nicht beſſer gehn.

Neapel. Montag d. 26. Februar.

Alla Locanda del Sgr. Moriconi al Largo di Castello. Unter dieſer eben ſo heiter als prächtig klingenden Aufſchrift würden uns Briefe aus allen vier Theilen der Welt nunmehr auffinden. In der Gegend des am Meere liegenden großen Caſtells erſtreckt ſich eine große Weitung, die man, obgleich von allen vier Seiten mit Häuſern umgeben, nicht Platz ſondern Weite (largo) genannt hat, wahrſcheinlicherweiſe von den erſten Zeiten her, da dieſes noch ein unbegränztes Feld war. Hier nun tritt an der einen Seite ein groſſes Eckhaus herein und wir faßten Fuß in einem geräumigen Eckſaale, der einen freyen und frohen Ueberblick über die immer bewegte Fläche gewährt. Ein eiſerner Balkon zieht ſich außen an mehrern Fenſtern vorbey, ſelbſt um die Ecke hin. Man würde

davon nicht wegkommen, wenn der ſcharfe Wind nicht äußerſt fühlbar wäre.

Der Saal iſt munter decorirt, beſonders aber die Decke, deren Arabesken in hundert Abtheilungen ſchon die Nähe von Pompeji und Herculanum verkünden. Das wäre nun alles ſchön und gut, aber keine Feuerſtäte, kein Camin iſt zu bemerken und der Februar übt denn doch auch hier ſeine Rechte. Ich ſehnte mich nach einiger Erwärmung.

Man brachte mir einen Dreyfuß, von der Erde dergeſtalt erhöht daß man die Hände bequem drüber halten konnte. Auf demſelben war ein flaches Becken befeſtigt, dieſes enthielt ganz zarte, glühende Kohlen, gar glatt mit Aſche bedeckt. Hier gilt es nun haushältig ſeyn, wie wir es in Rom ſchon gelernt. Mit dem Ohr eines Schlüſſels zieht man von Zeit zu Zeit die oberflächliche Aſche behutſam weg, ſo daß von den Kohlen wieder etwas an die

freie Luft gelange. Wollte man jedoch ungeduldig die Gluth aufwühlen, so würde man einen Augenblick größere Wärme spüren, aber sehr bald die ganze Gluth erschöpft haben, da denn das Becken abermals, gegen Erlegung einer gewissen Summe, zu füllen wäre.

Ich befand mich nicht ganz wohl und hätte freylich mehr Bequemlichkeit gewünscht. Eine Schilfmatte diente gegen die Einflüsse des Estrichs; Pelze sind nicht gewöhnlich und ich entschloß mich eine Schifferkutte, die wir aus Scherz mitgenommen hatten, anzuziehen, die mir gute Dienste leistete, besonders nachdem ich sie mit einem Cofferstrick um den Leib befestigt hatte. Da ich mir denn als Mittelding zwischen Matrosen und Capuziner sehr comisch vorkommen mußte. Tischbein der von Besuchen bey Freunden zurückkehrte, konnte sich des Lachens nicht enthalten.

Neapel den 27. Febr. 1787.

Geſtern bracht' ich den Tag in Ruhe zu um eine kleine körperliche Unbequemlichkeit erſt abzuwarten, heute ward geſchwelgt und die Zeit mit Anſchauung der herrlichſten Gegenſtände zugebracht. Man ſage, erzähle, male was man will, hier iſt mehr als alles. Die Ufer, Buchten und Buſen des Meeres, der Veſuv, die Stadt, die Vorſtädte, die Caſtelle, die Luſträume! — Wir ſind auch noch Abends in die Grotte des Pauſilipp gegangen, da eben die untergehende Sonne zur andern Seite hereinſchien. Ich verzieh es allen die in Neapel von Sinnen kommen und erinnerte mich mit Rührung meines Vaters, der einen unauslöſchlichen Eindruck beſonders von denen Gegenſtänden die ich heut zum erſtenmal ſah erhalten hatte.- Und wie man ſagt, daß einer dem ein Geſpenſt erſchienen nicht wieder

froh wird, so konnte man umgekehrt von ihm sagen, daß er nie ganz unglücklich werden konnte, weil er sich immer wieder nach Neapel dachte. Ich bin nun nach meiner Art ganz stille und mache nur, wenn's gar zu toll wird, große, große Augen.

Neapel den 28. Febr. 1787.

Heute besuchten wir Philipp Hackert, den berühmten Landschaftsmaler, der eines besondern Vertrauens, einer vorzüglichen Gnade des Königs und der Königin genießt. Man hat ihm einen Flügel des Pallasts Francavilla eingeräumt, den er mit Künstlergeschmack meubliren ließ und mit Zufriedenheit bewohnt. Es ist ein sehr bestimmter, kluger Mann, der, bey unausgesetztem Fleiß, das Leben zu genießen versteht.

Dann gingen wir ans Meer und ſahen allerley Fiſche und wunderliche Geſtalten aus den Wellen ziehen. Der Tag war herrlich, die Tramontane leidlich.

Neapel, den 1. März.

Schon in Rom hatte man meinem eigenſinnigen Einſiedlerſinne, mehr als mir lieb war, eine geſellige Seite abgewonnen. Freylich ſcheint es ein wunderlich Beginnen daß man in die Welt geht um allein bleiben zu wollen. So hatte ich denn auch dem Fürſten von Waldeck nicht widerſtehen können, der mich aufs freundlichſte einlud und, durch Rang und Einfluß, mir Theilnahme an manchem Guten verſchaffte. Kaum waren wir in Neapel angekommen, wo er ſich ſchon eine zeitlang aufhielt, als er uns einladen ließ mit ihm eine Fahrt nach Puzzuol und der anliegenden Gegend zu machen. Ich dachte heute

ſchon auf den Veſuv, Tiſchbein aber nöthigt mich zu jener Fahrt, die, an und für ſich angenehm, bei dem ſchönſten Wetter, in Geſellſchaft eines ſo vollkommenen und unterrichteten Fürſten, ſehr viel Freude und Nutzen verſpricht. Auch haben wir ſchon in Rom eine ſchöne Dame geſehen, nebſt ihrem Gemahl, von dem Fürſten unzertrennlich, dieſe ſoll gleichfalls von der Parthie ſeyn und man hofft alles Erfreuliche.

Auch bin ich dieſer edlen Geſellſchaft durch frühere Unterhaltung genauer bekannt. Der Fürſt nämlich fragte bey unſerer erſten Bekanntſchaft, womit ich mich jetzt beſchäftige, und meine Iphigenia war mir ſo gegenwärtig, daß ich ſie einen Abend umſtändlich genug erzählen konnte. Man ging drauf ein; aber ich glaubte doch zu merken daß man etwas Lebhafteres, Wilderes von mir erwartet hatte.

die Kinder, unterhalte dich mit meinem muntern Geſchlechte.

Andraſon. Ich danke dir, Schweſter. Wenn ich dich miſſen ſoll, weiß ich nichts beſſers als dieſe freundlichen Augen.

Feria. Bald ſeh' ich dich wieder. ab.

Sora. Sagt uns nun, Herr, was ihr denkt.

Andraſon. Von der geflickten Braut?

Sora. Ich meine, was ihr thun wollt.

Andraſon. Thun, als ob das Orakel nichts geſagt hätte, mit meinem Übel beladen wieder nach Hauſe gehn, und nach meiner Frau ſehen, die ich in wunderbaren Zuſtänden anzutreffen fürchte.

Sora. Was macht ſie denn indeſſen?

Andraſon. Sie geht im Mondſcheine ſpatzieren, ſchlummert an Waſſerfällen, und hält weitläufige Unterredungen mit den Nachtigallen. Denn ſeitdem der Prinz weg iſt, einen Zug durch ſeine Provinzen und hiernächſt zum Ora-

Abends.

Von dem heutigen Tage wäre ſchwerlich Rechenſchaft zu geben. Wer hat es nicht erfahren daß die flüchtige Leſung eines Buchs, das ihn unwiderſtehlich fortriß, auf ſein ganzes Leben den größten Einfluß hatte und ſchon die Wirkung entſchied, zu der Wiederleſen und ernſtliches Betrachten kaum in der Folge mehr hinzuthun konnte. So ging es mir einſt mit Sakontala und geht es uns mit bedeutenden Menſchen nicht gleicher Weiſe? Eine Waſſerfahrt bis Puzzuol, leichte Landfahrten, heitere Spaziergänge durch die wunderſamſte Gegend von der Welt. Unterm reinſten Himmel der unſicherſte Boden. Trümmern undenkbarer Wohlhäbigkeit, zerläſtert und unerfreulich. Siedende Waſſer, Schwefel aushauchende Grüfte, dem Pflanzenleben widerſtrebende Schlackenberge, kahle,

widerliche Räume und dann doch zuletzt eine immer üppige Vegetation, eingreifend wo ſie nur irgend vermag, ſich über alles Ertödtete erhebend, um Landſeen und Bäche umher, ja den herrlichſten Eichwald an den Wänden eines alten Craters behauptend.

Und ſo wird man zwiſchen Natur und Völkerereigniſſen hin und wieder getrieben. Man wünſcht zu denken und fühlt ſich dazu zu ungeſchickt. Indeſſen lebt der Lebendige luſtig fort, woran wir es denn auch nicht fehlen ließen. Gebildete Perſonen, der Welt und ihrem Weſen angehörend, aber auch, durch ernſtes Geſchick gewarnt, zu Betrachtungen aufgelegt. Unbegränzter Blick über Land, Meer und Himmel, zurückgerufen in die Nähe einer liebenswürdigen jungen Dame, Huldigung anzunehmen gewohnt und geneigt.

Unter allem dieſem Taumel jedoch verfehlt' ich nicht manches anzumerken. Zu künftiger

Redaction wird die an Ort und Stelle benutzte Charte und eine flüchtige Zeichnung von Tischbein die beste Hülfe geben; heute ist mir nicht möglich auch nur das mindeste hinzuzufügen.

Den 2. März

bestieg ich den Vesuv, obgleich bey trübem Wetter und umwölkten Gipfel. Fahrend gelangt' ich nach Resina, sodann, auf einem Maulthiere, den Berg zwischen Weingärten hinauf; nun, zu Fuß, über die Lava vom Jahre Ein und Siebenzig, die schon feines aber festes Moos auf sich erzeugt hatte; dann an der Seite der Lava her. Die Hütte des Einsiedlers blieb mir links auf der Höhe. Ferner den Aschenberg hinauf, welches eine saure Arbeit ist. Zwey Drittheile dieses Gipfels waren mit Wolken bedeckt. Endlich erreichten wir den alten nun ausge-

füllten Crater, fanden die neuen Laven von zwey Monaten vierzehn Tagen, ja eine ſchwache von fünf Tagen ſchon erkaltet. Wir ſtiegen über ſie an einem erſt aufgeworfenen vulkaniſchen Hügel hinauf, er dampfte aus allen Enden. Der Rauch zog von uns weg und ich wollte nach dem Crater gehn. Wir waren ohngefähr funfzig Schritte in den Dampf hinein, als er ſo ſtark wurde daß ich kaum meine Schuhe ſehen konnte. Das Schnupftuch vorgehalten half nichts, der Führer war mir auch verſchwunden, die Tritte auf den ausgeworfenen Lavabröckchen unſicher, ich fand für gut umzukehren und mir den gewünſchten Anblick auf einen heitern Tag und verminderten Rauch zu ſparen. Indeß weiß ich doch auch wie ſchlecht es ſich in ſolcher Atmoſphäre Athem holt.

Uebrigens war der Berg ganz ſtill. Weder Flamme, noch Brauſen, noch Steinwurf, wie er doch die ganze Zeit her trieb. Ich habe

ihn nun recognoszirt, um ihn förmlich, ſobald das Wetter gut werden will, zu belagern.

Die Laven die ich fand waren mir meiſt bekannte Gegenſtände. Ein Phänomen hab' ich aber entdeckt das mir ſehr merkwürdig ſchien und das ich näher unterſuchen, nach welchem ich mich bey Kennern und Sammlern erkundigen will. Es iſt eine tropfſteinförmige Bekleidung einer vulkaniſchen Oeffe, die ehemals zugewölbt war, jetzt aber aufgeſchlagen iſt und aus dem alten nun ausgefüllten Crater herausragt.

Dieſes feſte, grauliche, tropfſteinförmige Geſtein ſcheint mir durch Sublimation der allerfeinſten vulkaniſchen Ausdünſtungen, ohne Mitwirkung von Feuchtigkeit und ohne Schmelzung, gebildet worden zu ſeyn; es giebt zu weitern Gedanken Gelegenheit.

Heute, den dritten März, iſt der Himmel bedeckt und ein Sirocco weht. Zum Poſttage gutes Wetter.

Sehr gemiſchte Menſchen, ſchöne Pferde und wunderliche Fiſche habe ich hier übrigens ſchon genug geſehn.

Von der Lage der Stadt und ihren Herrlichkeiten, die ſo oft beſchrieben und belobt ſind, kein Wort. Veda Napoli e poi muore! ſagen ſie hier. Siehe Neapel und ſtirb!

Neapel den 3. März.

Daß kein Neapolitaner von ſeiner Stadt weichen will, daß ihre Dichter von der Glückſeligkeit der hieſigen Lage in gewaltigen Hyperbeln ſingen, iſt ihnen nicht zu verdenken, und wenn auch noch ein paar Veſuve in der Nachbarſchaft ſtünden. Man mag ſich hier an Rom gar nicht zurück erinnern; gegen die hieſige freye Lage kommt einem die Hauptſtadt der Welt im Tibergrunde wie ein altes, übelplacirtes Kloſter vor.

Das See- und Schiffweſen gewährt auch ganz neue Zuſtände. Die Fregatte nach Palermo ging mit reiner, ſtarker Tramontane geſtern ab. Diesmal hat ſie gewiß nicht über ſechs und dreißig Stunden auf der Fahrt zugebracht. Mit welcher Sehnſucht ſah ich den vollen Seegeln nach, als das Schiff zwiſchen

Capri und Cap Minerva durchfuhr und endlich verſchwand. Wenn man jemand Geliebtes ſo fortfahren ſähe, müßte man für Sehnſucht ſterben! Jetzt weht der Sirocco, wenn der Wind ſtärker wird, werden die Wellen um den Molo luſtig genug ſeyn.

Heute, als an einem Freytage, war die große Spazierfahrt des Adels, wo jeder ſeine Equipagen, beſonders Pferde, producirt. Man kann unmöglich etwas Zierlichers ſehen als dieſe Geſchöpfe hier; es iſt das erſtemal in meinem Leben daß mir das Herz gegen ſie aufgeht.

Neapel den 3. März.

Hier ſchick' ich einige gedrängte Blätter als Nachricht von dem Einſtande den ich hier gegeben. Auch ein an der Ecke angeſchmauchtes Couvert eures letzten Briefes, zum Zeugniß daß er mit auf dem Veſuv geweſen. Doch muß ich euch nicht, weder im Traume noch im Wachen, von Gefahr umgeben erſcheinen; ſeyd verſichert, da wo ich gehe iſt nicht mehr Gefahr als auf der Chauſſee nach Belvedere. Die Erde iſt überall des Herrn! kann man wohl bei dieſer Gelegenheit ſagen. Ich ſuche keine Abentheuer aus Vorwitz noch Sonderbarkeit, aber weil ich meiſt klar bin und dem Gegenſtand bald ſeine Eigenthümlichkeit abgewinne, ſo kann ich mehr thun und wagen als ein anderer. Nach Sicilien iſt's nichts weniger als gefährlich. Vor einigen Tagen fuhr die Fregatte nach Palermo

mit günſtigem Nord-Oſtwind ab, ſie ließ Capri rechts und hat gewiß den Weg in ſechs und dreißig Stunden zurückgelegt. Drüben ſieht es auch in der Wirklichkeit nicht ſo gefährlich aus, als man es in der Ferne zu machen beliebt.

Vom Erdbeben ſpürt man jetzt im untern Theile von Italien gar nichts, im obern ward neulich Rimini und nahliegende Orte beſchädigt. Es hat wunderliche Launen, man ſpricht hier davon wie von Wind und Wetter und in Thüringen von Feuersbrünſten.

Mich freut daß ihr nun mit der neuen Bearbeitung der Iphigenia euch befreundet, noch lieber wäre mir's, wenn euch der Unterſchied fühlbarer geworden wäre. Ich weiß was ich daran gethan habe und darf davon reden, weil ich es noch weiter treiben könnte. Wenn es eine Freude iſt das Gute zu genießen, ſo iſt es eine größere das Beſ-

kel zu thun; iſt's nicht anders, als ob ihre Seele in einen langen Faden gezogen wäre, der bis zu ihm hinüber reichte. Eins noch, an dem ſie großes Vergnügen findet, iſt daß ſie Monodramen aufführt.

Mana. Was ſind das für Dinge?

Andraſon. Wenn ihr Griechiſch könntet, würdet ihr gleich wiſſen, daß das ein Schauſpiel heißt, wo nur Eine Perſon ſpielt.

Lato. Mit wem ſpielt ſie denn?

Andraſon. Mit ſich ſelbſt, das verſteht ſich.

Lato. Pfui, das muß ein langweilig Spiel ſeyn!

Andraſon. Für den Zuſchauer wohl. Denn eigentlich iſt die Perſon nicht allein, ſie ſpielt aber doch allein; denn es können noch mehr Perſonen dabey ſeyn, Liebhaber, Kammerjungfern, Najaden, Oreaden, Hamadryaden, Ehemänner, Hofmeiſter; aber eigentlich ſpielt ſie für ſich, es bleibt ein Monodrama.

ſere zu empfinden und in der Kunſt iſt das Beſte gut genug.

Neapel den 5. März.

Den zweiten Faſtenſonntag benutzten wir von Kirche zu Kirche zu wandern. Wie in Rom alles höchſt ernſthaft iſt, ſo treibt ſich hier alles luſtig und wohlgemuth. Auch die neapolitaniſche Malerſchule begreift man nur zu Neapel. Hier ſieht man mit Verwunderung die ganze Vorderſeite einer Kirche von unten bis oben gemalt, über der Thüre Chriſtus der die Käufer und Verkäufer zum Tempel hinaus treibt, welche zu beiden Seiten munter und zierlich erſchreckt die Treppen herunter purzeln. Innerhalb einer andern Kirche iſt der Raum über dem Eingang reichhaltig mit einem Freskogemälde geziert, die Vertreibung Heliodors vorſtellend. Luca Jorda-

no mußte ſich freilich ſpuden, um ſolche Flächen auszufüllen. Auch die Canzel iſt nicht immer, wie anderwärts, ein Katheder, Lehrſtuhl für eine einzelne Perſon, ſondern eine Gallerie, auf welcher ich einen Capuziner hin und her ſchreiten und bald von dem einen bald von dem andern Ende dem Volk ſeine Sündhaftigkeit vorhalten ſah. Was wäre da nicht alles zu erzählen!

Aber weder zu erzählen noch zu beſchreiben iſt die Herrlichkeit einer Vollmondnacht wie wir ſie genoſſen, durch die Straßen über die Plätze wandelnd, auf der Chiaja, dem unermeßlichen Spaziergang, ſodann am Meeres-Ufer hin und wieder. Es übernimmt einen wirklich das Gefühl von Unendlichkeit des Raums. So zu träumen iſt denn doch der Mühe werth.

Neapel den 5. März. 1787.

Von einem trefflichen Manne, den ich dieſe Tage kennen gelernt, muß ich kürzlich das Allgemeinſte erwähnen. Es iſt Ritter Filangieri, bekannt durch ſein Werk über die Geſetzgebung. Er gehört zu den ehrwürdigen jungen Männern, welche das Glück der Menſchen und eine löbliche Freyheit derſelben im Auge behalten. An ſeinem Betragen kann man den Soldaten, den Ritter und Weltmann erkennen, gemildert iſt jedoch dieſer Anſtand durch den Ausdruck eines zarten, ſittlichen Gefühls, welches, über die ganze Perſon verbreitet, aus Wort und Weſen gar anmuthig hervorleuchtet. Auch er iſt ſeinem Könige und deſſen Königreich im Herzen verbündet, wenn er auch nicht alles billigt was geſchieht; aber auch er iſt gedrückt durch die Furcht vor Joſeph dem zweyten. Das Bild

eines Despoten, wenn es auch nur in der Luft schwebt, ist edlen Menschen schon fürchterlich. Er sprach mit mir ganz offen, was Neapel von jenem zu fürchten habe. Er unterhält sich gern über Montesquieu, Beccaria, auch über seine eigene Schriften, alles in demselben Geiste des besten Wollens und einer herzlichen, jugendlichen Lust das Gute zu wirken. Er mag noch in den Dreißigen stehen.

Gar bald machte er mich mit einem alten Schriftsteller bekannt, an dessen unergründlicher Tiefe sich diese neuern italienischen Gesetzfreunde höchlich erquicken und erbauen, er heißt Johann Baptista Vico, sie ziehen ihn dem Montesquieu vor. Bey einem flüchtigen Ueberblick des Buches, das sie mir als ein Heiligthum mittheilten, wollte mir scheinen, hier seyen sibyllinische Vorahndungen des Guten und Rechten das einst kommen soll oder sollte, gegründet auf ernste Betrachtungen des

Ueberlieferten und des Lebens. Es iſt gar ſchön wenn ein Volk ſolch einen Aeltervater beſitzt, den Deutſchen wird einſt Hamann ein ähnlicher Codex werden.

Neapel den 6. März 1787.

Obgleich ungern, doch aus treuer Geſelligkeit, begleitete Tiſchbein mich heute auf den Veſuv. Ihm, dem bildenden Künſtler, der ſich nur immer mit den ſchönſten Menſchen- und Thierformen beſchäftigt, ja das Ungeformte ſelbſt, Felſen und Landſchaften, durch Sinn und Geſchmack vermenſchlicht, ihm wird eine ſolche furchtbare, ungeſtalte Aufhäufung, die ſich immer wieder ſelbſt verzehrt und allem Schönheitsgefühl den Krieg ankündigt, ganz abſcheulich vorkommen.

Wir fuhren auf zwey Caleſſen, weil wir uns als Selbſtführer durch das Gewühl der

Stadt nicht durchzuwinden getrauten. Der Fahrende ſchreyt unaufhörlich: Platz, Platz! damit Eſel, Holz oder Kehricht Tragende, entgegen rollende Caleſſen, laſtſchleppende oder frey wandelnde Menſchen, Kinder und Greiſe ſich vorſehen, ausweichen, ungehindert aber der ſcharfe Trapp fortgeſetzt werde.

Der Weg durch die äußerſten Vorſtädte und Gärten ſollte ſchon auf etwas Plutoniſches hindeuten. Denn da es lange nicht geregnet, waren von dickem aſchgrauen Staube die von Natur immergrünen Blätter überdeckt, alle Dächer, Gurtgeſimſe und was nur irgend eine Fläche bot, gleichfalls übergraut, ſo daß nur der herrliche blaue Himmel und die hereinſcheinende mächtige Sonne ein Zeugniß gab daß man unter den Lebendigen wandle.

Am Fuße des ſteilen Hanges empfingen uns zwey Führer, ein älterer und ein jünge-

rer, beydes tüchtige Leute. Der erſte ſchleppte mich, der zweyte Tiſchbein den Berg hinauf. Sie ſchleppten ſage ich: denn ein ſolcher Führer umgürtet ſich mit einem ledernen Riemen, in welchen der Reiſende greift und, hinaufwärts gezogen, ſich an einem Stabe, auf ſeinen eigenen Füßen, deſto leichter empor hilft.

So erlangten wir die Fläche über welcher ſich der Kegelberg erhebt, gegen Norden die Trümmer der Somma.

Ein Blick weſtwärts über die Gegend nahm, wie ein heilſames Bad, alle Schmerzen der Anſtrengung und alle Müdigkeit hinweg und wir umkreiſten nunmehr den immer qualmenden, Stein und Aſche auswerfenden Kegelberg. So lange der Raum geſtattete in gehöriger Entfernung zu bleiben, war es ein großes geiſterhebendes Schauſpiel. Erſt ein gewaltſamer Donner, der aus dem

tiefſten Schlunde hervortönte, ſodann Steine, größere und kleinere, zu Tauſenden in die Luft geſchleudert, von Aſchenwolken eingehüllt. Der größte Theil fiel in den Schlund zurück. Die andern nach der Seite zu getriebenen Brocken, auf die Außenſeite des Kegels niederfallend, machten ein wunderbares Geräuſch: erſt plumpten die ſchwereren und hupften mit dumpfem Getön an die Kegelſeite hinab, die geringeren klapperten hinterdrein und zuletzt rieſelte die Aſche nieder. Dieſes alles geſchahe in regelmäßigen Pauſen, die wir durch ein ruhiges Zählen ſehr wohl abmeſſen konnten.

Zwiſchen der Somma und dem Kegelberge ward aber der Raum enge genug, ſchon fielen mehrere Steine um uns her und machten den Umgang unerfreulich. Tiſchbein fühlte ſich nunmehr auf dem Berge noch verdrießlicher, da dieſes Ungethüm, nicht zufrieden häßlich zu ſeyn, auch noch gefährlich werden wollte.

Wie aber durchaus eine gegenwärtige Gefahr etwas reizendes hat und den Widerſpruchsgeiſt im Menſchen auffordert ihr zu trotzen, ſo bedachte ich, daß es möglich ſeyn müſſe in der Zwiſchenzeit von zwey Eruptionen, den Kegelberg hinauf, an den Schlund zu gelangen und auch in dieſem Zeitraum den Rückweg zu gewinnen. Ich rathſchlagte hierüber mit den Führern, unter einem überhängenden Felſen der Somma, wo wir, in Sicherheit gelagert, uns an den mitgebrachten Vorräthen erquickten. Der jüngere getraute ſich das Wageſtück mit mir zu beſtehen, unſere Hutköpfe fütterten wir mit leinenen und ſeidenen Tüchern, wir ſtellten uns bereit, die Stäbe in der Hand, ich ſeinen Gürtel faſſend.

Noch klapperten die kleinen Steine um uns herum, noch rieſelte die Aſche, als der rüſtige Jüngling mich ſchon über das glühende Geröll hinaufriß. Hier ſtanden wir an

dem ungeheuren Rachen, deſſen Rauch eine leiſe Luft von uns ablenkte, aber zugleich das Innere des Schlundes verhüllte, der ringsum aus Tauſend Ritzen dampfte. Durch einen Zwiſchenraum des Qualmes erblickte man hie und da geborſtene Felſenwände. Der Anblick war weder unterrichtend noch erfreulich, aber eben deswegen weil man nichts ſah verweilte man um etwas heraus zu ſehen. Das ruhige Zählen war verſäumt, wir ſtanden auf einem ſcharfen Rande vor dem ungeheuren Abgrund. Auf einmal erſcholl der Donner, die furchtbare Ladung flog an uns vorbey, wir duckten uns unwillkührlich, als wenn uns das vor den niederſtürzenden Maſſen gerettet hätte; die kleineren Steine klapperten ſchon, und wir, ohne zu bedenken daß wir abermals eine Pauſe vor uns hatten, froh die Gefahr überſtanden zu haben, kamen mit der noch rieſelnden Aſche am Fuße des Kegels an, Hüte und Schultern genugſam eingeäſchert.

Es iſt eben eine von den neuſten Erfindungen; es läßt ſich nichts darüber ſagen. Solche Dinge finden großen Beyfall.

Sora. Und das ſpielt ſie ganz allein für ſich?

Andraſon. O ja! Oder, wenn etwa Dolch oder Gift zu bringen iſt — denn es geht meiſtens etwas bunt her — wenn eine ſchreckliche Stimme aus dem Felſen oder durch's Schlüſſelloch zu rufen hat, ſolche wichtige Rollen nimmt der Prinz über ſich, wenn er da iſt, oder in ſeiner Abweſenheit ihr Kammerdiener, ein ſehr alberner Burſche; aber das iſt eins.

Mela. Wir wollen auch einmal ſo ſpielen.

Andraſon. Laßt's doch gut ſeyn, und dankt Gott, daß es noch nicht bis zu euch gekommen iſt! Wenn ihr ſpielen wollt, ſo ſpielt zu zweyen wenigſtens; das iſt ſeit dem Paradieſe her das üblichſte und das geſcheueſte geweſen. Nun noch eins, meine Beſten, — daß wir die Zeit nicht mit fremden Dingen

Von Tiſchbein aufs freundlichſte empfangen, geſcholten und erquickt, konnte ich nun den älteren und neueren Laven eine beſondere Aufmerkſamkeit widmen. Der betagte Führer wußte genau die Jahrgänge zu bezeichnen. Aeltere waren ſchon mit Aſche bedeckt und ausgeglichen, neuere, beſonders die langſam gefloſſenen, boten einen ſeltſamen Anblick: denn indem ſie, fortſchleichend, die auf ihrer Oberfläche erſtarrten Maſſen eine Zeit lang mit ſich hinſchleppen, ſo muß es doch begegnen daß dieſe von Zeit zu Zeit ſtocken, aber, von den Gluthſtrömen noch fortbewegt, übereinander geſchoben, wunderbar zackig erſtarrt verharren, ſeltſamer als im ähnlichen Fall die über einander getriebenen Eisſchollen. Unter dieſem geſchmolzenen wüſten Weſen fanden ſich auch große Blöcke, welche angeſchlagen, auf dem friſchen Bruch einer Urgebirgsart völlig ähnlich ſehen. Die Führer behaupteten es ſeyen alte Laven des tiefſten Grundes, welche der Berg manchmal auswerfe.

Auf unſerer Rückkehr nach Neapel wurden mir kleine Häuſer merkwürdig, einſtöckig, ſonderbar gebaut, ohne Fenſter, die Zimmer nur durch die auf die Straße gehende Thüre erleuchtet. Von früher Tageszeit bis in die Nacht ſitzen die Bewohner davor, da ſie ſich denn zuletzt in ihre Höhlen zurückziehen.

Die auf eine etwas verſchiedene Weiſe am Abend tumultuirende Stadt, entlockte mir den Wunſch einige Zeit hier verweilen zu können, um das bewegliche Bild nach Kräften zu entwerfen. Es wird mir nicht ſo wohl werden.

Neapel, Mittwoch den 7. März 1778.

Und ſo hat mir dieſe Woche Tiſchbein redlich einen großen Theil der Kunſtſchätze von Neapel gezeigt, und ausgelegt. Er, ein trefflicher Thierkenner und Zeichner, machte mich ſchon früher aufmerkſam auf einen Pferdekopf von Erz im Pallaſt Colombrano. Wir gingen heute dahin. Dieſer Kunſtreſt ſteht grade der Thorfahrt gegenüber, im Hofe in einer Niſche, über einem Brunnen, und ſetzt in Erſtaunen; was muß das Haupt, erſt mit den übrigen Gliedern zu einem Ganzen verbunden, für Wirkung gethan haben! Das Pferd, im Ganzen, war viel größer als die auf der Markus-Kirche, auch läßt hier das Haupt, näher und einzeln beſchaut, Charakter und Kraft nur deſto deutlicher erkennen und bewundern. Der prächtige Stirnknochen, die ſchnaubende Naſe, die aufmerkenden Ohren

die ſtarre Mähne! ein mächtig aufgeregtes, kräftiges Geſchöpf.

Wir kehrten uns um, eine weibliche Statue zu bemerken, die über dem Thorwege in einer Niſche ſtand. Sie wird für die Nachbildung einer Tänzerin ſchon von Winkelmann gehalten, wie denn ſolche Künſtlerinnen, in lebendiger Bewegung, auf das mannigfaltigſte dasjenige vorſtellen was die bildenden Meiſter uns als erſtarrte Nymphen und Göttinnen aufbewahren. Sie iſt ſehr leicht und ſchön, der Kopf war abgebrochen, iſt aber gut wieder aufgeſetzt, übrigens nichts daran verſehrt, und verdiente wohl einen beſſern Platz.

Neapel den 9. März.

Heute erhalte ich die liebſten Briefe vom 16. Februar. Schreibet nur immer fort. Ich habe meine Zwiſchenpoſten wohl beſtellt und werde es auch thun wenn ich weiter gehen ſollte. Gar ſonderbar kommt es mir vor in ſo groſſer Entfernung zu leſen, daß die Freunde nicht zuſammenkommen und doch iſt oft nichts natürlicher, als daß man nicht zuſammen kommt, wenn man ſo nahe beyſammen iſt.

Das Wetter hat ſich verdunkelt, es iſt im Wechſeln, das Frühjahr tritt ein und wir werden Regentage haben. Noch iſt der Gipfel des Veſuvs nicht heiter geworden ſeit ich droben war. Dieſe letzten Nächte ſah man ihn manchmal flammen, jetzt hält er wieder inne, man erwartet ſtärkeren Ausbruch.

Die Stürme dieſer Tage haben uns ein herrliches Meer gezeigt, da ließen ſich die Wellen in ihrer würdigen Art und Geſtalt ſtudiren, die Natur iſt doch das einzige Buch das auf allen Blättern großen Gehalt bietet. Dagegen giebt mir das Theater gar keine Freude mehr. Sie ſpielen hier in der Faſten geiſtliche Opern, die ſich von den weltlichen in gar nichts unterſcheiden, als daß keine Ballette zwiſchen den Akten eingeſchaltet ſind; übrigens aber ſo bunt als möglich. Im Theater St. Carlo führen ſie auf: Zerſtörung von Jeruſalem durch Nebucadnezar. Mir iſt es ein großer Guckkaſten, es ſcheint ich bin für ſolche Dinge verdorben.

Heute waren wir mit dem Fürſten von Waldeck auf Capo di Monte, wo die große Sammlung von Gemälden, Münzen u. d. g. ſich befindet, nicht angenehm aufgeſtellt, doch koſtbare Sachen. Mir beſtimmen und beſtätigen ſich nunmehr ſo viele Traditions-Be-

griffe. Was von Münzen, Gemmen, Vaſen einzeln wie die geſtutzten Citronenbäume nach Norden kommt, ſieht in Maſſe hier ganz anders aus, da wo dieſe Schätze einheimiſch ſind. Denn wo Werke der Kunſt rar ſind, giebt auch die Rarität ihnen einen Werth, hier lernt man nur das Würdige ſchätzen.

Sie bezahlen jetzt großes Geld für die Etruriſchen Vaſen und gewiß finden ſich ſchöne und treffliche Stücke darunter. Kein Reiſender der nicht etwas davon beſitzen wollte. Man ſchlägt ſein Geld nicht ſo hoch an als zu Hauſe, ich fürchte ſelbſt noch verführt zu werden.

Neapel, Freytag den 9. März 1787.

Das iſt das Angenehme auf Reiſen, daß auch das Gewöhnliche, durch Neuheit und Ueberraſchung, das Anſehen eines Abentheuers gewinnt. Als ich von Capo di Monte zurück kam, machte ich noch einen Abendbeſuch bey Filangieri, wo ich auf dem Kanape, neben der Hausfrau ein Frauenzimmer ſitzend fand, deren Aeußeres mir nicht zu dem vertraulichen Betragen zu paſſen ſchien, dem ſie ſich ganz ohne Zwang hingab. In einem leichten, geſtreiften, ſeidenen Fähnchen, den Kopf wunderlich aufgeſtutzt, ſah die kleine, niedliche Figur einer Putzmacherin ähnlich, die, für die Zierde anderer ſorgend, ihrem eigenen Ausſehen wenig Aufmerkſamkeit ſchenkt. Sie ſind ſo gewohnt ihre Arbeit bezahlt zu ſehen, daß ſie nicht begreifen wie ſie für ſich ſelbſt etwas gratis thun ſollen. Durch meinen Eintritt

ließ ſie ſich in ihrem Plaudern nicht ſtören und brachte eine Menge poſſirliche Geſchichten vor, welche ihr dieſer Tage begegnet, oder vielmehr durch ihre Strudeleyen veranlaßt worden.

Die Dame vom Hauſe wollte mir auch zum Wort verhelfen, ſprach über die herrliche Lage von Capo di Monte und die Schätze daſelbſt. Das muntere Weibchen dagegen ſprang in die Höhe und war, auf ihren Füßen ſtehend, noch artiger als zuvor. Sie empfahl ſich, rannte nach der Thüre und ſagte mir im Vorbeygehen: Filangieris kommen dieſe Tage bey mich zu Tiſche, ich hoffe ſie auch zu ſehen! Fort war ſie ehe ich noch zuſagen konnte. Nun vernahm ich, es ſey die Prinzeſſin *** mit dem Hauſe nah verwandt. Filangieris waren nicht reich und lebten in anſtändiger Einſchränkung. So dacht' ich mir das Prinzeßchen auch, da ohnehin ſolche hohe Titel in Neapel nicht ſelten ſind.

Ich merkte mir den Namen, Tag und Stunde und zweifelte nicht mich am rechten Orte zu gehöriger Zeit einzufinden.

Neapel, Sonntag den 11. März 1787.

Da mein Aufenthalt in Neapel nicht lange dauern wird, ſo nehme ich gleich die entfernteren Puncte zuerſt, das Nähere giebt ſich. Mit Tiſchbein fuhr ich nach Pompeji, da wir denn alle die herrlichen Anſichten links und rechts neben uns liegen ſahen, welche durch ſo manche landſchaftliche Zeichnung uns wohl bekannt, nunmehr in ihrem zuſammenhängenden Glanze erſchienen. Pompeji ſetzt jedermann wegen ſeiner Enge und Kleinheit in Verwunderung. Schmale Straßen, obgleich grade und an der Seite mit Schrittplatten verſehen, kleine Häuſer ohne Fenſter, aus den Höfen und offnen Gallerien die Zimmer nur durch die Thüren erleuchtet. Selbſt öffentli-

verplappern — meine Hoffnung wieder glücklich zu werden ruht nicht allein bey den Göttern, ſondern auch auf euch, ihr Mädchen.

Sora. Auf uns?

Andraſon. Ja auf euch! und ich hoffe ihr werdet das Eure thun.

Mana. Wie ſoll das werden?

Andraſon. Der Prinz, wenn er nach dem Orakel geht, wird hier vorbey kommen, euch ſeine Ehrerbiethung zu bezeigen, wie Fremde gewöhnlich thun, die dieſen Weg nehmen. Meine Schweſter wird artig ſeyn und ihm Quartier anbiethen; ihm anbiethen, daß ſie ſeine Leute, ſein Gepäcke beherbergen will, indeß er ſich in's Gebirge nach dem Orakel tragen läßt, wo jeder, er ſey wer er wolle, allein, ohne Gefolge anlangen muß. Wenn er nun kommt, meine Beſten, ſo ſucht ſein Herz zu rühren. — Ihr ſeyd liebenswürdig. Ich will die als eine Göttinn verehren, die ihn an ſich zieht und mich von ihm befreyt.

che Werke, die Bank am Thor, der Tempel, ſodann auch eine Villa in der Nähe, mehr Modell und Puppenſchrank als Gebäude. Dieſe Zimmer, Gänge und Gallerien aber aufs heiterſte gemalt, die Wandflächen einförmig, in der Mitte ein ausführliches Gemälde, jetzt meiſt ausgebrochen, an Kanten und Enden leichte und geſchmackvolle Arabesken, aus welchen ſich auch wohl niedliche Kinder- und Nymphen-Geſtalten entwickeln, wenn an einer andern Stelle aus mächtigen Blumengewinden wilde und zahme Thiere hervordringen. Und ſo deutet der jetzige ganz wüſte Zuſtand einer erſt durch Stein und Aſchenregen bedeckten, dann aber durch die Aufgrabenden geplünderten Stadt auf eine Kunſt- und Bilderluſt eines ganzen Volkes, von der jetzo der eifrigſte Liebhaber weder Begriff, noch Gefühl, noch Bedürfniß hat.

Bedenkt man die Entfernung dieſes Orts vom Veſuv, ſo kann die bedeckende vulkani-

ſche Maſſe weder durch ein Schleudern noch durch einen Windſtoß hierher getrieben ſeyn; man muß ſich vielmehr vorſtellen daß dieſe Steine und Aſche eine Zeit lang wolkenartig in der Luft geſchwebt, bis ſie endlich über dieſem unglücklichen Orte niedergegangen.

Wenn man ſich nun dieſes Ereigniß noch mehr verſinnlichen will, ſo denke man allenfalls ein eingeſchneites Bergdorf. Die Räume zwiſchen den Gebäuden, ja die zerdrückten Gebäude ſelbſt wurden ausgefüllt, allein Mauerwerk mochte hier und da noch herausſtehen, als früher oder ſpäter der Hügel zu Weinbergen und Gärten benutzt wurde. So hat nun gewiß mancher Eigenthümer, auf ſeinem Antheil niedergrabend, eine bedeutende Vorleſe gehalten. Mehrere Zimmer fand man leer und in der Ecke des einen, einen Haufen Aſche, der mancherley kleines Hausgeräthe und Kunſtarbeiten verſteckte.

Den wunderlichen, halb unangenehmen Eindruck dieſer mumiſirten Stadt, wuſchen wir wieder aus den Gemüthern, als wir in der Laube, zunächſt des Meeres, in einem geringen Gaſthof ſitzend, ein frugales Mahl verzehrten und uns an der Himmelsbläue, an des Meeres Glanz und Licht ergötzten, in Hoffnung, wenn dieſes Fleckchen mit Weinlaub bedeckt ſeyn würde, uns hier wieder zu ſehen und uns zuſammen zu ergötzen.

Näher an der Stadt fielen mir die kleinen Häuſer wieder auf, die als vollkommene Nachbildungen der Pompejaniſchen daſtehen. Wir erbaten uns die Erlaubniß in eins hinein zu treten und fanden es ſehr reinlich eingerichtet. Nett geflochtene Rohrſtühle, eine Kommode ganz vergoldet, mit bunten Blumen ſtaffirt und lackirt, ſo daß nach ſo vielen Jahrhunderten, nach unzähligen Veränderungen, dieſe Gegend ihren Bewohnern ähnliche Lebensart und Sitte, Neigungen und Liebhabereyen einflößt.

Neapel, Montag den 12. März.

Heute ſchlich ich beobachtend, meiner Weiſe nach, durch die Stadt und notirte mir viele Punkte zu dereinſtiger Schilderung derſelben, davon ich leider gegenwärtig nichts mittheilen kann. Alles deutet dahin: daß ein glückliches, die erſten Bedürfniſſe reichlich anbietendes Land auch Menſchen von glücklichem Naturell erzeugt, die, ohne Kümmerniß, erwarten können der morgende Tag werde bringen was der heutige gebracht und deshalb ſorgenlos dahin leben. Augenblickliche Befriedigung, mäßiger Genuß, vorübergehender Leiden heiteres Dulden! — Von dem letzteren ein artiges Beyſpiel.

Der Morgen war kalt und feuchtlich, es hatte wenig geregnet. Ich gelangte auf einen Platz wo die großen Quadern des Pflaſters reinlich gekehrt erſchienen. Zu meiner großen Ver-

wunderung ſah ich auf dieſem völlig ebenen gleichen Boden eine Anzahl zerlumpter Knaben im Kreiſe kauzend, die Hände gegen den Boden gewendet, als wenn ſie ſich wärmten. Erſt hielt ich's für eine Poſſe, als ich aber ihre Mienen völlig ernſthaft und beruhigt ſah, wie bey einem befriedigten Bedürfniß, ſo ſtrengte ich meinen Scharfſinn möglichſt an, er wollte mich aber nicht begünſtigen. Ich mußte daher fragen, was denn dieſe Aeffchen zu der ſonderbaren Poſitur verleite? und ſie in dieſen regelmäßigen Kreis verſammele?

Hierauf erfuhr ich: daß ein anwohnender Schmidt auf dieſer Stelle eine Radſchiene heiß gemacht, welches auf folgende Weiſe geſchieht. Der eiſerne Reif wird auf den Boden gelegt und auf ihn im Kreiſe ſo viel Eichenſpähne gehäuft als man nöthig hält ihn bis auf den erforderlichen Grad zu erweichen. Das entzündete Holz brennt ab, die Schiene wird ums Rad gelegt und die Aſche ſorgfältig weggekehrt. Die

dem Pflaſter mitgetheilte Wärme benutzen ſogleich die kleinen Huronen und rühren ſich nicht eher von der Stelle als bis ſie den letzten warmen Hauch ausgeſogen haben. Beyſpiele ſolcher Genügſamkeit und aufmerkſamen Benutzens deſſen was ſonſt verloren ginge giebt es hier unzählige. Ich finde in dieſem Volk die lebhafteſte und geiſtreichſte Induſtrie, nicht um reich zu werden, ſondern um ſorgenfrey zu leben.

Abends.

Damit ich ja zur beſtimmten Zeit heute bey dem wunderlichen Prinzeßchen wäre und das Haus nicht verfehlte, berief ich einen Lohnbedienten. Er brachte mich vor das Hofthor eines großen Pallaſtes und da ich ihr keine ſo prächtige Wohnung zutraute, buchſtabirte ich ihm noch einmal aufs deutlichſte den Namen; er verſicherte daß ich recht ſey. Nun fand ich einen geräumigen Hof, einſam und ſtill, reinlich und leer, von Haupt- und Seitengebäuden

umgeben. Bauart, die bekannte heitere neapolitaniſche, ſo auch die Färbung. Gegen mir über ein großes Portal und eine breite, gelinde Treppe. An beiden Seiten derſelben hinaufwärts, in koſtbarer Livree, Bedienten gereiht, die ſich, wie ich an ihnen vorbey ſtieg, aufs tiefſte bückten. Ich ſchien mir der Sultan in Wielands Feenmährchen und faßte mir, nach deſſen Beyſpiel, ein Herz. Nun empfingen mich die höheren Hausbedienten, bis endlich der anſtändigſte die Thüre eines großen Saals eröffnete, da ſich denn ein Raum vor mir aufthat den ich eben ſo heiter aber auch ſo menſchenleer fand als das Uebrige. Beym Auf- und Abgehen erblickte ich, in einer Seitengallerie, etwa für vierzig Perſonen, prächtig, dem Ganzen gemäß eine Tafel bereitet. Ein Weltgeiſtlicher trat herein; ohne mich zu fragen wer ich ſey, noch woher ich komme, nahm er meine Gegenwart als bekannt an und ſprach von den allgemeinſten Dingen.

Ein paar Flügelthüren thaten ſich auf, hinter einem ältlichen Herrn der herein trat gleich wieder verſchloſſen. Der Geiſtliche ging auf ihn los, ich auch, wir begrüßten ihn mit wenigen, höflichen Worten, die er mit hellenden, ſtotternden Tönen erwiederte, ſo daß ich mir keine Sylbe des hottentottiſchen Dialects enträthſeln konnte. Als er ſich an's Camin geſtellt zog ſich der Geiſtliche zurück und ich mit ihm. Ein ſtattlicher Benedictiner trat herein, begleitet von einem jüngeren Gefährten; auch er begrüßte den Wirth, auch er wurde angebellt, worauf er ſich denn zu uns an's Fenſter zurückzog. Die Ordensgeiſtlichen, beſonders die eleganter gekleideten, haben in der Geſellſchaft die größten Vorzüge, ihre Kleidung deutet auf Demuth und Entſagung, indem ſie ihnen zugleich entſchiedene Würde verleiht. In ihrem Betragen können ſie, ohne ſich wegzuwerfen, unterwürfig erſcheinen und dann, wenn ſie wieder ſtrack auf ihren Hüften ſtehen, kleidet ſie eine gewiſſe Selbſtgefälligkeit ſogar

wohl, welche man allen übrigen Ständen nicht zu gute gehen ließe. So war dieſer Mann. Ich fragte nach Monte Caſſino, er lud mich dahin und verſprach mir die beſte Aufnahme. Indeſſen hatte ſich der Saal bevölkert: Offiziere, Hofleute, Weltgeiſtliche, ja ſogar einige Capuziner waren gegenwärtig. Vergebens ſuchte ich nach einer Dame, und daran ſollte es denn auch nicht fehlen. Abermals ein paar Flügelthüren thaten ſich auf und ſchloſſen ſich. Eine alte Dame war herein getreten, wohl noch älter als der Herr, und nun gab mir die Gegenwart der Hausfrau die völlige Verſicherung daß ich in einem fremden Pallaſt, unbekannt völlig den Bewohnern ſey. Schon wurden die Speiſen aufgetragen und ich hielt mich in der Nähe der geiſtlichen Herrn, um mit ihnen in das Paradies des Tafelzimmers zu ſchlüpfen, als auf einmal Filangieri mit ſeiner Gemahlin hereintrat, ſich entſchuldigend daß er verſpätet habe. Kurz darauf ſprang Prinzeßchen auch in den Saal, fuhr, unter

Knixen, Beugungen, Kopfnicken, an allen vorbey auf mich los. Es iſt recht ſchön daß ſie Wort halten! rief ſie, ſetzen ſie ſich bey Tafel zu mir, ſie ſollen die beſten Biſſen haben. Warten ſie nur! ich muß mir erſt den rechten Platz ausſuchen, dann ſetzen ſie ſich gleich an mich. So aufgefordert folgte ich den verſchiedenen Winkelzügen die ſie machte und wir gelangten endlich zum Sitze, die Benedictiner gerade gegen uns über, Filangieri an meiner andern Seite. — Das Eſſen iſt durchaus gut, ſagte ſie, alles Faſtenſpeiſen aber ausgeſucht, das Beſte will ich ihnen andeuten. Jetzt muß ich aber die Pfaffen ſcheeren. Die Kerls kann ich nicht ausſtehen; ſie hucken unſerm Hauſe Tag täglich etwas ab. Was wir haben ſollten wir ſelbſt mit Freunden verzehren! — Die Suppe war herumgegeben, der Benedictiner aß mit Anſtand. — Bitte ſich nicht zu geniren, Hochwürden, rief ſie aus, iſt etwa der Löffel zu klein? Ich will einen größern holen laſſen, die Herrn

Sora. Gut! Euch iſt er unerträglich, und uns wollt ihr ihn zuſchieben! Wenn er uns nun auch unerträglich iſt?

Andraſon. Seyd ruhig, Kinder! Das findet ſich. Ihr andern liebt meiſtentheils an den Männern was Männer an ſich untereinander nicht leiden konnen. Und gewiß er iſt ſo übel nicht, und wäre, denk' ich, noch zu curiren.

Mela. Wie ſollen wir es denn anfangen?

Andraſon. Bravo, liebes Kind! du zeigſt doch guten Willen! Ich muß erſt eure Anlagen ein wenig kennen lernen. Laßt ſehn! Stellt euch vor, ich ſey der Prinz; ich will ankommen, ſchmachtend und traurig thun — wie wollt ihr mich empfangen?

Sie beginnen einen lebhaften Tanz.

Andraſon. Nicht doch, Kinder, nicht doch! Meint ihr, daß alles Wild nach Einer Witterung geht! Mit einem ſolchen Bauerntanz wollt ihr meinen ſublimirten Helden gewinnen? Nein! ſeht auf mich! das muß in einem andern Geiſte tractirt werden.

ſind ein tüchtiges Maulvoll gewohnt. — Der Pater verſetzte: Es ſey in ihrem fürſtlichen Hauſe alles ſo vortrefflich eingerichtet, daß ganz andere Gäſte als er eine vollkommenſte Zufriedenheit empfinden würden.

Von den Paſtetchen nahm ſich der Pater nur eins, ſie rief ihm zu: er möchte doch ein halb Dutzend nehmen! Blätterteig, wiſſe er ja, verdaue ſich leicht genug. Der verſtändige Mann nahm noch ein Paſtetchen, für die gnädige Attention dankend, als habe er den läſterlichen Scherz nicht vernommen. Und ſo mußte ihr auch bey einem derbern Backwerk Gelegenheit werden ihre Bosheit auszulaſſen: denn als der Pater ein Stück anſtach und es auf ſeinen Teller zog, rollte ein zweytes nach. — Ein drittes, rief ſie, Herr Pater, ſie ſcheinen einen guten Grund legen zu wollen! — Wenn ſo vortreffliche Materialien gegeben ſind, hat der Baumeiſter leicht arbeiten! verſetzte der Pater. — Und ſo ging es

immer fort, ohne daß ſie eine andere Pauſe gemacht hätte, als mir gewiſſenhaft die beſten Biſſen zuzutheilen.

Ich ſprach indeſſen mit meinem Nachbar von den ernſteſten Dingen. Ueberhaupt habe ich Filangieri nie ein gleichgültiges Wort reden hören. Er gleicht darin, wie in manchem andern, unſerm Freunde Georg Schleſſer, nur daß er, als Neapolitaner und Weltmann, eine weichere Natur und einen bequemern Umgang hat.

Dieſe ganze Zeit war den geiſtlichen Herrn von dem Muthwillen meiner Nachbarin keine Ruhe gegönnt, beſonders gaben ihr die zur Faſtenszeit in Fleiſchgeſtalt verwandelten Fiſche unerſchöpflichen Anlaß gott- und ſittenloſe Bemerkungen anzubringen, beſonders aber auch die Fleiſchesluſt hervorzuheben und zu billigen daß man ſich wenigſtens an der Form ergötze, wenn auch das Weſen verboten ſey.

Ich habe mir noch mehr ſolcher Scherze gemerkt, die ich jedoch mitzutheilen nicht Muth habe. Dergleichen mag ſich im Leben und aus einem ſchönen Munde noch ganz erträglich ausnehmen, ſchwarz auf weiß dagegen wollen ſie mir ſelbſt nicht mehr gefallen. Und dann hat freche Verwegenheit das Eigene, daß ſie in der Gegenwart erfreut weil ſie in Erſtaunen ſetzt, erzählt aber erſcheint ſie uns beleidigend und widerlich.

Das Deſert war aufgetragen und ich fürchtete nun gehe es immer ſo fort; unerwartet aber wandte ſich meine Nachbarin ganz beruhigt zu mir und ſagte: den Syracuſer ſollen die Pfaffen in Ruhe verſchlucken, es gelingt mir doch nicht einen zu Tode zu ärgern, nicht einmal daß ich ihnen den Appetit verderben könnte. Nun laſſen ſie uns ein vernünftiges Wort reden! Denn was war das wieder für ein Geſpräch mit Filangieri! Der gute Mann! er macht ſich viel zu ſchaf-

ſen. Schon oft habe ich ihm geſagt: wenn ihr neue Geſetze macht, ſo müſſen wir uns wieder neue Mühe geben um auszuſinnen, wie wir auch die zunächſt übertreten können, bey den alten haben wir es ſchon weg. Sehen ſie nur einmal wie ſchön Neapel iſt, die Menſchen leben, ſeit ſo vielen Jahren, ſorglos und vergnügt und wenn von Zeit zu Zeit einmal einer gehängt wird ſo geht alles Uebrige ſeinen herrlichen Gang. Sie that mir hierauf den Vorſchlag ich ſolle nach Sorrent gehen, wo ſie ein großes Gut habe, ihr Hausholmeiſter werde mich mit den beſten Fiſchen und dem köſtlichſten Milch-Kalbfleiſch (mungana) herausfüttern. Die Bergluft und die himmliſche Ausſicht ſollten mich von aller Philoſophie curiren, dann wollte ſie ſelbſt kommen und von den ſämmtlichen Runzeln, die ich ohnehin zu früh einreißen laſſe, ſolle keine Spur übrig bleiben, wir wollten zuſammen ein recht luſtiges Leben führen.

Neapel den 13. März 1787.

Auch heute ſchreib' ich einige Worte, damit ein Brief den andern treibe. Es geht mir gut, doch ſeh' ich weniger als ich ſollte. Der Ort inſpirirt Nachläſſigkeit und gemächlich Leben, indeſſen wird mir das Bild der Stadt nach und nach runder.

Sonntag waren wir in Pompeji. — Es iſt viel Unheil in der Welt geſchehen, aber wenig das den Nachkommen ſo viel Freude gemacht hätte. Ich weiß nicht leicht etwas Intereſſanteres. Die Häuſer ſind klein und eng, aber alle inwendig aufs zierlichſte gemalt. Das Stadtthor merkwürdig, mit den Gräbern gleich daran. Das Grab einer Prieſterin als Bank im Halbzirkel, mit ſteinerner Lehne, daran die Inſchrift mit großen Buchſtaben eingegraben. Ueber die Lehne hinaus ſieht man das

Meer und die untergehende Sonne. Ein herrlicher Platz, des ſchönen Gedankens werth.

Wir fanden gute, muntere neapolitaniſche Geſellſchaft daſelbſt. Die Menſchen ſind durchaus natürlich und leicht geſinnt. Wir aßen zu Torre del Annunziata zunächſt des Meeres tafelnd. Der Tag war höchſt ſchön, die Ausſicht nach Caſtell a Mare und Sorrent nah und köſtlich. Die Geſellſchaft fühlte ſich ſo recht an ihrem Wohnplatz, einige meynten, es müſſe ohne den Anblick des Meers doch gar nicht zu leben ſeyn. Mir iſt ſchon genug daß ich das Bild in der Seele habe und mag nun wohl gelegentlich wieder in das Bergland zurückkehren.

Glücklicherweiſe iſt ein ſehr treuer Landſchaftsmaler hier, der das Gefühl der freien und reichen Umgebung ſeinen Blättern mittheilt. Er hat ſchon einiges für mich gearbeitet.

Die vesuvianiſchen Producte hab' ich auch nun gut ſtudirt, es wird doch alles anders wenn man es in Verbindung ſieht. Eigentlich ſollt' ich den Reſt meines Lebens auf Beobachtung wenden, ich würde manches auffinden was die menſchlichen Kenntniſſe vermehren dürfte. Herdern bitte zu melden, daß meine botaniſchen Aufklärungen weiter und weiter gehen, es iſt immer daſſelbe Princip, aber es gehörte ein Leben dazu um es durchzuführen. Vielleicht bin ich noch im Stande die Hauptlinien zu ziehen.

Nun freu' ich mich auf das Muſeum von Portici. Man ſieht es ſonſt zuerſt, wir werden es zuletzt ſehen. Noch weiß ich nicht wie es weiter mit mir werden wird: Alles will mich auf Oſtern nach Rom zurück haben. Ich will es ganz gehen laſſen. Angelika hat aus meiner Iphigenie ein Bild zu malen unternommen; der Gedanke iſt ſehr glücklich und ſie wird ihn trefflich ausführen. Den Mo-

ment da ſich Oreſt in der Nähe der Schweſter und des Freundes wiederfindet. Das was die drei Perſonen hinter einander ſprechen, hat ſie in eine gleichzeitige Gruppe gebracht und jene Worte in Gebärden verwandelt. Man ſieht auch hieran wie zart ſie fühlt und wie ſie ſich zuzueignen weiß, was in ihr Fach gehört. Und es iſt wirklich die Are des Stücks.

Lebt wohl und liebt mich! Hier ſind mir die Menſchen alle gut, wenn ſie auch nichts mit mir anzufangen wiſſen, Tiſchbein dagegen befriedigt ſie beſſer, er malt ihnen Abends gleich einige Köpfe in Lebensgröße vor, wobey und worüber ſie ſich wie Neuſeeländer bey Erblickung eines Kriegsſchiffes gebärden. Hievon ſogleich die luſtige Geſchichte:

Tiſchbein hat nämlich die groſe Gabe Götter- und Helden-Geſtalten, in Lebensgröße und drüber, mit der Feder zu umreißen. Er

ſchraffirt wenig hinein und legt mit einem breiten Pinſel den Schatten tüchtig an, ſo daß der Kopf rund und erhaben daſteht. Die Beywohnenden ſchauten mit Verwunderung, wie das ſo leicht ablief und freuten ſich recht herzlich darüber. Nun kam es ihnen in die Finger auch ſo malen zu wollen; ſie faßten die Pinſel und — malten ſich Bärte wechſelsweiſe und beſudelten ſich die Geſichter. Iſt darin nicht etwas Urſprüngliches der Menſchengattung? Und es war eine gebildete Geſellſchaft, in dem Hauſe eines Mannes der ſelbſt recht wacker zeichnet und malt. Man macht ſich von dieſem Geſchlecht keine Begriffe wenn man ſie nicht geſehen hat.

Caserta, Mittwoch den 14. März.

Bey Hackert in seiner höchst behaglichen Wohnung, die ihm in dem alten Schlosse gegönnt ist. Das neue, freylich ein ungeheurer Pallast, escurialartig, ins Viereck gebaut, mit mehrern Höfen; königlich genug. Die Lage außerordentlich schön auf der fruchtbarsten Ebene von der Welt und doch erstrecken sich die Gartenanlagen bis ans Gebirge. Da führt nun ein Aqueduct einen ganzen Strom heran um Schloß und Gegend zu tränken und die ganze Wassermasse kann, auf künstlich angelegte Felsen geworfen, zur herrlichsten Cascade gebildet werden. Die Gartenanlagen sind schön und gehören recht in eine Gegend welche ganz Garten ist.

Das Schloß, wahrhaft königlich, schien mir nicht genug belebt und unser einem können die

Sanfte Muſik.

Er macht ihnen die hergebrachten Bewegungen vor, womit die Schauſpieler gewöhnlich die Empfindungen auszudrucken denken.

Andraſon. Habt ihr wohl Acht gegeben, Kinder? Erſtlich, immer den Leib vorwärts gebogen, und mit den Knien geknickt, als wenn ihr kein Mark in den Knochen hättet! Hernach immer eine Hand an der Stirne und eine am Herzen, als wenn's euch in Stücken ſpringen wollte; mitunter tief Athem gehohlt, und ſo weiter. Die Schnupftücher nicht vergeſſen!

Die Muſik geht fort, und die Fräulein befolgen ſeine Vorſchrift. Er ſtellt den Prinzen vor; bald corrigirt er ſie, bald nimmt er die Perſon des Prinzen wieder an; endlich hört man eine Trompete in der Ferne.

Andraſon. Aha!

Lato. Es wird aufgetragen.

Andraſon. Es heißt zu Pferde, und zu Tiſche! Beydes eine ſchöne Einladung. Kommt! dieſe Empfindſamkeit zuletzt hat mich hungriger gemacht, als meine Reiſen bisher.

ungeheuern leeren Räume nicht behaglich vorkommen. Der König mag ein ähnliches Gefühl haben, denn es iſt im Gebirge für eine Anlage geſorgt, die, enger an den Menſchen ſich anſchließend, zur Jagd- und Lebensluſt geeignet iſt.

Caserta, Donnerſtag den 15. März.

Hackert wohnt im alten Schloſſe gar behaglich, es iſt räumlich genug für ihn und Gäſte. Immerfort beſchäftigt mit Zeichnen oder Malen, bleibt er doch geſellig und weiß die Menſchen an ſich zu ziehen indem er einen jeden zu ſeinem Schüler macht. Auch mich hat er ganz gewonnen, indem er mit meiner Schwäche Geduld hat, vor allen Dingen auf Beſtimmtheit der Zeichnung, ſodann auf Sicherheit und Klarheit der Haltung dringt. Drei Tinten ſtehen, wenn er tuſcht, immer bereit und, indem er von hinten her-

vorarbeitet und eine nach der andern braucht, ſo entſteht ein Bild man weiß nicht woher es kommt. Wenn es nur ſo leicht auszuführen wäre als es ausſieht. Er ſagte zu mir mit ſeiner gewöhnlichen, beſtimmten Aufrichtigkeit: Sie haben Anlage, aber Sie können nichts machen. Bleiben Sie achtzehn Monat bey mir, ſo ſollen Sie etwas hervorbringen was Ihnen und andern Freude macht. — Iſt das nicht ein Text über den man allen Dilettanten eine ewige Predigt halten ſollte? was ſie mir fruchtet wollen wir erleben.

Von dem beſondern Vertrauen womit ihn die Königin beehrt zeugt nicht allein daß er den Prinzeſſinnen practiſchen Unterricht giebt, ſondern vorzüglich, daß er über Kunſt und was daran gränzt Abends öfters zu belehrender Unterhaltung gerufen wird. Er legt dabey Sulzers Wörterbuch zum Grunde, woraus er, nach Belieben und Ueberzeugung, einen oder den andern Artikel wählt.

Ich mußte das billigen und dabey über mich ſelbſt lächeln. Welch ein Unterſchied iſt nicht zwiſchen einem Menſchen der ſich von innen aus auferbauen und einem, der auf die Welt wirken und ſie zum Hausgebrauch belehren will! Sulzers Theorie war mir, wegen ihrer falſchen Grundmaxime, immer verhaßt und nun ſah ich, daß dieſes Werk noch viel mehr enthielt als die Leute brauchen. Die vielen Kenntniſſe die hier mitgetheilt werden, die Denkart in welcher ein ſo wackrer Mann als Sulzer ſich beruhigte, ſollten die nicht für Weltleute hinreichend ſeyn?

Mehrere vergnügte und bedeutende Stunden brachten wir bey dem Reſtaurator Anders zu, welcher, von Rom berufen, auch hier in dem alten Schloſſe wohnt und ſeine Arbeiten, für die ſich der König intereſſirt, emſig fortſetzt. Von ſeiner Gewandtheit alte Bilder wieder herzuſtellen, darf ich zu erzählen nicht anfangen, weil man zugleich die ſchwere

Aufgabe und die glückliche Löſung, womit ſich dieſe eigene Handwerkskunſt beſchäftigt, entwickeln müßte.

Caſerta den 16. März 1787.

Die lieben Briefe vom 19. Februar kommen heute mir zur Hand und gleich ſoll ein Wort dagegen abgehen. Wie gerne mag ich, an die Freunde denkend, zur Beſinnung kommen.

Neapel iſt ein Paradies, jedermann lebt in einer Art von trunkner Selbſtvergeſſenheit. Mir geht es eben ſo, ich erkenne mich kaum, ich ſcheine mir ein ganz anderer Menſch. Geſtern dacht' ich: entweder du warſt ſonſt toll, oder du biſt es jetzt.

Die Reſte des alten Capua und was ſich daran knüpft hab' ich nun von hier aus auch beſucht.

In dieſer Gegend lernt man erſt verſtehen was Vegetation iſt und warum man den Acker baut. Der Lein iſt ſchon nah am Blühen und der Waizen anderthalb Spannen hoch. Um Caſerta das Land völlig eben, die Aecker ſo gleich und klar gearbeitet wie Gartenbeete. Alles mit Pappeln beſetzt, an denen ſich die Rebe hinaufſchlingt und, ohngeachtet ſolcher Beſchattung, trägt der Boden noch die vollkommenſte Frucht. Wenn nun erſt das Frühjahr mit Gewalt eintritt! Bisher haben wir bei ſchöner Sonne ſehr kalte Winde gehabt, das macht der Schnee in den Bergen.

In vierzehn Tagen muß ſich's entſcheiden ob ich nach Sicilien gehe. Noch nie bin ich ſo ſonderbar in einem Entſchluß hin und her gebogen worden. Heute kommt etwas das mir die Reiſe anräth, morgen ein Umſtand der ſie abräth. Es ſtreiten ſich zwey Geiſter um mich.

Im Vertrauen zu den Freundinnen allein, nicht daß es die Freunde vernehmen! Ich merke wohl daß es meiner Iphigenie wunderlich gegangen iſt, man war die erſte Form ſo gewohnt, man kannte die Ausdrücke die man ſich bey öfterm Hören und Leſen zugeeignet hatte, nun klingt das alles anders und ich ſehe wohl daß im Grunde mir niemand für die unendlichen Bemühungen dankt. So eine Arbeit wird eigentlich nie fertig man muß ſie für fertig erklären wenn man nach Zeit und Umſtänden das Möglichſte gethan hat.

Doch das ſoll mich nicht abſchrecken mit Taſſo eine ähnliche Operation vorzunehmen. Lieber würf' ich ihn ins Feuer, aber ich will bey meinem Entſchluß beharren und da es einmal nicht anders iſt, ſo wollen wir ein wunderlich Werk daraus machen. Deshalb iſt mir's ganz angenehm, daß es mit dem Abdruck meiner Schriften ſo langſam geht. Und dann iſt es doch wieder gut, ſich in einiger Ferne vom

Seher bedroht zu ſehen. Wunderlich genug daß man zu der freiſten Handlung doch einige Nöthigung erwartet, ja fordert.

Caſerta den 16. März 1787.

Wenn man in Rom gern ſtudiren mag, ſo will man hier nur leben; man vergißt ſich und die Welt und für mich iſt es eine wunderliche Empfindung nur mit genießenden Menſchen umzugehen. Der Ritter Hamilton, der noch immer als engliſcher Geſandter hier lebt, hat nun, nach ſo langer Kunſtliebhaberey, nach ſo langem Naturſtudium, den Gipfel aller Natur- und Kunſtfreude in einem ſchönen Mädchen gefunden. Er hat ſie bey ſich, eine Engländerin von etwa zwanzig Jahren. Sie iſt ſehr ſchön und wohl gebaut. Er hat ihr ein griechiſch Gewand machen laſſen, das

ſie trefflich kleidet, dazu löſt ſie ihre Haare auf, nimmt ein paar Shawls und macht eine Abwechslung von Stellungen, Gebärden, Mienen ꝛc., daß man zuletzt wirklich meynt man träume. Man ſchaut, was ſo viele tauſend Künſtler gerne geleiſtet hätten, hier ganz fertig, in Bewegung und überraſchender Abwechslung. Stehend, knieend, ſitzend, liegend, ernſt, traurig, neckiſch, ausſchweifend, bußfertig, lockend, drohend, ängſtlich ꝛc. eins folgt aufs andere und aus dem andern. Sie weiß zu jedem Ausdruck die Falten des Schleyers zu wählen, zu wechſeln, und macht ſich hundert Arten von Kopfputz mit denſelben Tüchern. Der alte Ritter hält das Licht dazu und hat mit ganzer Seele ſich dieſem Gegenſtand ergeben. Er findet in ihr alle Antiken, alle ſchöne Profile der Sicilianiſchen Münzen, ja den Belveder'ſchen Apoll ſelbſt. Soviel iſt gewiß, der Spaß iſt einzig! Wir haben ihn ſchon zwey Abende genoſſen. Heute früh malt ſie Tiſchbein.

Vom Perſonal des Hofs und den Verhältniſſen, was ich erfahren und combinirt, muß erſt geprüft und geordnet werden. Heute iſt der König auf die Wolfsjagd, man hofft wenigſtens fünfe zu erlegen.

Neapel, zum 17. März.

Wenn ich Worte ſchreiben will, ſo ſtehen mir immer Bilder vor Augen, des fruchtbaren Landes, des freyen Meeres, der duftigen Inſeln, des rauchenden Berges und mir fehlen die Organe das alles darzuſtellen.

Hier zu Lande begreift man erſt wie es dem Menſchen einfallen konnte das Feld zu bauen, hier wo der Acker alles bringt, und wo man drey bis fünf Ernten des Jahres hoffen kann. In den beſten Jahren will

man auf demſelben Acker dreymal Mais gebaut haben.

Ich habe viel geſehen, und noch mehr gedacht; die Welt eröffnet ſich mehr und mehr, auch alles was ich ſchon lange weiß wird mir erſt eigen. Welch ein früh wiſſendes und ſpät übendes Geſchöpf iſt doch der Menſch!

Nur ſchade daß ich nicht in jedem Augenblick meine Beobachtungen mittheilen kann; zwar iſt Tiſchbein mit mir, aber als Menſch und Künſtler wird er von tauſend Gedanken hin und hergetrieben, von hundert Perſonen in Anſpruch genommen. Seine Lage iſt eigen und wunderbar, er kann nicht freyen Theil an eines andern Exiſtenz nehmen, weil er ſein eignes Beſtreben ſo eingeengt fühlt.

Und doch iſt die Welt nur ein einfach Rad, in dem ganzen Umkreiſe ſich gleich und

Zweyter Act.

Saal,

in Chineſiſchem Geſchmacke, der Grund gelb mit bunten Figuren.

Mana und Sora.

Mana.

Nun das heiß' ich ein Gepäcke! der ganze Hof iſt voll Kiſten, Kaſten, Mantelſäcke und ungeheurer Verſchläge.

Sora läuft an's Fenſter. Wir werden ihm den ganzen Flügel des Pallaſtes geben müſſen, nur ſeine Sachen unterzubringen.

gleich, das uns aber ſo wunderlich vorkommt, weil wir ſelbſt mit herumgetrieben werden.

Was ich mir immer ſagte iſt eingetroffen: daß ich ſo manche Phänomene der Natur und manche Verworrenheiten der Meinungen erſt in dieſem Lande verſtehen und entwickeln lerne. Ich faſſe von allen Seiten zuſammen und bringe viel zurück, auch gewiß viel Vaterlandsliebe und Freude am Leben mit wenigen Freunden.

Ueber meine Sicilianiſche Reiſe halten die Götter noch die Wage in Händen; das Zünglein ſchlägt herüber und hinüber.

Wer mag der Freund ſeyn den man mir ſo geheimnißvoll ankündigt? daß ich ihn nur nicht über meiner Irr- und Inſelfahrt verſäume!

Die Fregatte von Palermo iſt wieder zurück, heut über acht Tage geht ſie abermals von hier ab; ob ich noch mitſegele, zur Charwoche nach Rom zurück kehre, weiß ich nicht. Noch nie bin ich ſo unentſchieden geweſen, ein Augenblick, eine Kleinigkeit mag entſcheiden.

Mit den Menſchen geht mir es ſchon beſſer, man muß ſie nur mit dem Krämergewicht, keineswegs mit der Goldwage wiegen, wie es, leider, ſogar oft Freunde untereinander aus hypochondriſcher Grille und ſeltſamer Anforderung zu thun pflegen.

Hier wiſſen die Menſchen gar nichts von einander, ſie merken kaum daß ſie neben einander hin und herlaufen; ſie rennen den ganzen Tag in einem Paradieſe hin und wieder, ohne ſich viel umzuſehen, und wenn der benachbarte Höllenſchlund zu toben anfängt,

hilft man ſich mit dem Blute des heiligen Januarius, wie ſich die übrige Welt gegen Tod und Teufel auch wohl mit — Blute hilft, oder helfen möchte.

Zwiſchen einer ſo unzählbaren und raſtlos bewegten Menge durchzugehen iſt gar merkwürdig und heilſam. Wie alles durcheinander ſtrömt und doch jeder Einzelne Weg und Ziel findet. In ſo großer Geſellſchaft und Bewegung fühl' ich mich erſt recht ſtill und einſam, jemehr die Straßen toben deſto ruhiger werd' ich.

Manchmal gedenke ich Rouſſeaus und ſeines hypochondriſchen Jammers und doch wird mir begreiflich, wie eine ſo ſchöne Organiſation verſchoben werden konnte. Fühlt' ich nicht ſolchen Antheil an den natürlichen Dingen und ſäh' ich nicht daß in der ſcheinbaren Ver-

wirrung hundert Beobachtungen ſich vergleichen und ordnen laſſen, wie der Feldmeſſer mit einer durchgezogenen Linie viele einzelne Meſſungen probirt, ich hielte mich oft ſelbſt für toll.

Neapel den 18. März 1787.

Nun durften wir nicht länger ſäumen Herculanum und die ausgegrabene Sammlung in Portici zu ſehen. Jene alte Stadt, am Fuße des Veſuvs liegend, war vollkommen mit Lava bedeckt, die ſich durch nachfolgende Ausbrüche erhöhte, ſo daß die Gebäude jetzt ſechzig Fuß unter der Erde liegen. Man entdeckte ſie indem man einen Brunnen grub und auf getäfelte Marmorfußböden traf. Jammerſchade daß die Ausgrabung nicht durch deutſche Bergleute recht planmäßig geſchehen, denn gewiß iſt bey einem zufällig- räuberiſchen Nachwüh-

len manches edle Alterthum vergeudet worden. Man ſteigt ſechszig Stufen hinunter, in eine Gruft, wo man das ehmals unter freyem Himmel ſtehende Theater bey Fackelſchein anſtaunt und ſich erzählen läßt, was alles da gefunden und hinaufgeſchafft worden.

In das Muſeum traten wir wohl empfohlen und wohl empfangen. Doch war auch uns irgend etwas aufzuzeichnen nicht erlaubt. Vielleicht gaben wir nur deſto beſſer acht und verſetzten uns deſto lebhafter in die verſchwundene Zeit, wo alle dieſe Dinge zu lebendigem Gebrauch und Genuß um die Eigenthümer umherſtanden. Jene kleinen Häuſer und Zimmer in Pompeji erſchienen mir nun zugleich enger und weiter; enger, weil ich ſie mir von ſo viel würdigen Gegenſtänden vollgedrängt dachte, weiter, weil gerade dieſe Gegenſtände nicht bloß als nothdürftig vorhanden, ſondern, durch bildende Kunſt aufs geiſtreichſte und anmuthigſte verziert und belebt, den Sinn er-

ſteuen und erweitern, wie es die gröſste Hausgeräumigkeit nicht thun könnte.

Man ſieht z. B. einen herrlich geformten Eymer, oben mit dem zierlichſten Rande, näher beſchaut ſchlägt ſich dieſer Rand von zwey Seiten in die Höhe, man faſst die verbundenen Halbkreiſe als Handhabe und trägt das Gefäſs auf das bequemſte. Die Lampen ſind nach Anzahl ihrer Dochte mit Masken und Rankenwerk verziert, ſo daſs jede Flamme ein wirkliches Kunſtgebilde erleuchtet. Hohe, ſchlanke, eherne Geſtelle ſind beſtimmt, die Lampen zu tragen, aufzuhängende Lampen hingegen, mit allerley geiſtreich gedachten Figuren behängt, welche die Abſicht zu gefallen und zu ergötzen, ſobald ſie ſchaukeln und baumeln ſogar übertreffen.

In Hoffnung wiederzukehren, folgten wir den Vorzeigenden von Zimmer zu Zimmer und haſchten, wie es der Moment er-

laubte, Ergötzung und Belehrung weg, ſo gut es ſich ſchicken wollte.

Neapel. Montag d. 29. März 1787.

In den letzten Tagen hat ſich ein neues Verhältniß näher angeknüpft. Nachdem in dieſen vier Wochen Tiſchbein mir ſein treues Geleit durch Natur- und Kunſtgegenſtände förderlich geleiſtet und wir geſtern noch zuſammen in Portici geweſen, ergab ſich aus wechſelſeitiger Betrachtung, daß ſeine Kunſtzwecke ſowohl als diejenigen Geſchäfte, die er, eine künftige Anſtellung in Neapel hoffend, in der Stadt und bey Hofe zu betreiben pflichtig iſt, mit meinen Abſichten, Wünſchen, und Liebhabereyen nicht zu verbinden ſeyen. Er ſchlug mir daher, immer für mich beſorgt, einen jungen Mann vor, als beſtändigen Geſellſchafter, den ich ſeit den erſten Tagen öfter ſah, nicht ohne Theilnahme und Neigung. Es iſt

Kniep der ſich eine Zeit lang in Rom aufgehalten, ſodann ſich aber nach Neapel, in das eigentlichſte Element des Landſchafters begeben hatte. Schon in Rom hörte ich ihn als einen geſchickten Zeichner preiſen, nur ſeiner Thätigkeit wollte man nicht gleiches Lob ertheilen. Ich habe ihn ſchon ziemlich kennen gelernt und möchte dieſen gerügten Mangel eher Unentſchloſſenheit nennen, die gewiß zu überwinden iſt, wenn wir eine Zeit lang beyſammen ſind. Ein glücklicher Anfang beſtätigt mir dieſe Hoffnung, und wenn es mir nach geht, ſollen wir auf geraume Zeit gute Geſellen bleiben.

Neapel, zum 19. März.

Man darf nur auf der Straße wandeln und Augen haben, man ſieht die unnachahmlichſten Bilder.

Am Molo, einer Hauptlärmecke der Stadt, ſah ich geſtern einen Policinel, der ſich auf einem Bretergerüſte mit einem kleinen Affen ſtritt, drüber einen Balkon auf dem ein recht artiges Mädchen ihre Reize feil bot. Neben dem Affengerüſte ein Wunderdoctor, der ſeine Arkana gegen alle Uebel den bedrängten Gläubigen darbot; von Gerhard Dow gemalt, hätte ſolch ein Bild verdient Zeitgenoſſen und Nachwelt zu ergötzen.

So war auch heute Feſt des heiligen Joſephs; er iſt der Patron aller Fritarnolen, d. h. Gebacknesmacher, verſteht ſich Gebacknes

im gröbſten Sinne. Weil nun immerfort ſtarke Flammen unter ſchwarzem und ſiedendem Oel hervorſchlagen, ſo gehört auch alle Feuerqual in ihr Fach, deswegen hatten ſie geſtern Abend vor den Häuſern mit Gemälden zum beſten aufgeputzt: Seelen im Fegfeuer, jüngſte Gerichte glühten und flammten umher. Große Pfannen ſtanden vor der Thüre auf leicht gebauten Herden. Ein Geſell wirkte den Teich, ein anderer formte, zog ihn zu Kringlen und warf ſie in die ſiedende Fettigkeit. An der Pfanne ſtand ein dritter, mit einem kleinen Bratſpieße, er holte die Kringlen, wie ſie gar wurden, heraus, ſchob ſie einem vierten auf ein ander Spießchen der ſie den Umſtehenden anbot; die beyden letzten waren junge Burſche mit blonden und lockenreichen Peruquen, welches hier Engel bedeutet. Noch einige Figuren vollendeten die Gruppe, reichten Wein den Beſchäftigten, tranken ſelbſt und ſchrieen die Waare zu loben; auch die Engel, die Köche, alle ſchrieen.

Mana. Es iſt abſcheulich, wenn Mannsperſonen reiſen, als ob ſie Wochnerinnen wären. Über uns halten ſie ſich auf, daß, wenn wir doch auf vier Wochen in's Bad gehn, der Schachteln, Käſtchen, Pappen und Wachstücher kein Ende werden will; und ſich erlauben ſie's!

Sora. Wie mehr Sachen, liebes Kind, die ſie uns übel nehmen.

Ein Bedienter kommt.

Der Cavalier des Prinzen laßt ſich melden.

Mana. Führt ihn herein. Bedienter ab. Sieh zu, es hat ſich doch nichts an meinem Kopfputze verſchoben?

Sora. Halte! — Die Locke hier! — Er kommt.

Merkulo tritt herein.

Vollkommene Damen! Es ſind nicht viel Augenblicke meines Lebens, worin ich mich ſo glücklich fühlte, als in dem gegenwärtigen. Sonſt werden wir arme Diener meiſtentheils

Das Volk drängte ſich herzu, denn alles Gebackene wird dieſen Abend wohlfeiler gegeben und ſogar ein Theil der Einnahme den Armen.

Dergleichen könnte man endlos erzählen; ſo geht es mit jedem Tage, immer etwas neues und tolleres, nur die Mannigfaltigkeit von Kleidern die einem auf der Straße begegnet; Die Menge Menſchen in der einzigen Straße Toledo!

Und ſo giebt es noch manche originale Unterhaltung wenn man mit dem Volke lebt, es iſt ſo natürlich, daß man mit ihm natürlich werden könnte. Da iſt z. B. der Pulcinell, die eigentliche Nationalmaske, der Harlekin aus Bergamo, Hanswurſt aus Tyrol gebürtig. Pulcinell nun, ein wahrhaft gelaſſener, ruhiger, bis auf einen gewiſſen Grad gleichgültiger, beynah fauler und doch humoriſtiſcher Knecht. Und ſo findet man überall

Kellner und Hausknecht. Mit dem unſrigen macht' ich mir heute eine beſondere Luſt und es war weiter nichts als daß ich ihn ſchickte Papier und Federn zu holen. Halber Mißverſtand, Zaudern, guter Wille und Schalkheit brachte die anmuthigſte Scene hervor die man auf jedem Theater mit Glück produciren könnte.

Neapel, Dienſtag den 20. März 1787.

Die Kunde einer ſo eben ausbrechenden Lava, die, für Neapel unſichtbar, nach Ottajano hinunter fließt, reizte mich zum drittenmale den Veſuv zu beſuchen. Kaum war ich, am Fuße deſſelben, aus meinem zweyrädrigen, einſpännigen Fuhrwerk geſprungen, ſo zeigten ſich ſchon jene beyden Führer, die uns früher hinauf begleitet hatten. Ich wollte keinen miſſen und nahm den einen aus Gewohnheit und Dankbarkeit, den andern aus Vertrauen,

beyde der mehreren Bequemlichkeit wegen mit mir.

Auf die Höhe gelangt blieb der eine bey den Mänteln und Victualien, der jüngere folgte mir und wir gingen muthig auf einen ungeheuren Dampf los, der unterhalb des Kegelſchlundes aus dem Berge brach, ſodann ſchritten wir an deſſen Seite her gelind hinabwärts, bis wir endlich unter klarem Himmel aus dem wilden Dampfgewölke die Lava hervor quellen ſahen.

Man habe auch tauſendmal von einem Gegenſtande gehört, das Eigenthümliche deſſelben ſpricht nur zu uns aus dem unmittelbaren Anſchauen. Die Lava war ſchmal, vielleicht nicht breiter als zehn Fuß, allein die Art wie ſie eine ſanfte, ziemlich ebene Fläche hinabfloß war auffallend genug: denn indem ſie während des Fortfließens an den Seiten und an der Oberfläche verkühlt, ſo bildet ſich

ein Canal, der ſich immer erhöht, weil das geſchmelzene Material auch unterhalb des Feuerſtroms erſtarrt, welcher die auf der Oberfläche ſchwimmenden Schlacken rechts und links gleichförmig hinunter wirft, wodurch ſich denn nach und nach ein Damm erhöht, auf welchem der Gluthſtrom ruhig fortfließt wie ein Mühlbach. Wir gingen neben dem anſehnlich erhöhten Damme her, die Schlacken rollten regelmäßig an den Seiten herunter bis zu unſern Füßen. Durch einige Lücken des Canals konnten wir den Gluthſtrom von unten ſehen und, wie er weiter hinabfloß, ihn von oben beobachten.

Durch die hellſte Sonne erſchien die Gluth verdüſtert, nur ein mäßiger Rauch ſtieg in die reine Luft. Ich hatte Verlangen mich dem Puncte zu nähern wo ſie aus dem Berge bricht, dort ſollte ſie, wie mein Führer verſicherte, ſogleich Gewölb' und Dach über ſich her bilden, auf welchem er öfters geſtanden

habe. Auch dieſes zu ſehen und zu erfahren ſtiegen wir den Berg wieder hinauf, um jenem Puncte von hinten her bey zu kommen. Glücklicherweiſe fanden wir die Stelle durch einen lebhaften Windzug entblößt, freylich nicht ganz, denn ringsum qualmte der Dampf aus tauſend Ritzen, und nun ſtanden wir wirklich auf der breyartiggewundenen, erſtarrten Decke, die ſich aber ſo weit vorwärts erſtreckte daß wir die Lava nicht konnten herausquellen ſehen.

Wir verſuchten noch ein paar Dutzend Schritte, aber der Boden ward immer glühender; ſonnenverfinſternd und erſtickend wirbelte ein unüberwindlicher Qualm. Der vorausgegangene Führer kehrte bald um, ergriff mich und wir entwandten uns dieſem Höllenpudel.

Nachdem wir die Augen an der Ausſicht Gaumen und Bruſt aber am Weine gelabt,

gingen wir umher noch andere Zufälligkeiten dieſes, mitten im Paradies, aufgethürmten Höllengipfels zu beobachten. Einige Schlünde, die als vulkaniſche Oeffen keinen Rauch aber eine glühende Luft fortwährend gewaltſam ausſtießen, betrachtete ich wieder mit Aufmerkſamkeit. Ich ſah ſie durchaus mit einem treyſſteinartigen Material tapezirt, welches zitzen- und zapfenartig die Schlünde bis oben bekleidete. Bey der Ungleichheit der Oeffen fanden ſich mehrere dieſer herabhängenden Dunſtproducte ziemlich zur Hand, ſo daß wir ſie mit unſern Stäben und einigen hakenartigen Verrichtungen gar wohl gewinnen konnten. Bey dem Lavahändler hatte ich ſchon dergleichen Exemplare unter der Rubrik der wirklichen Laven gefunden und ich freute mich entdeckt zu haben daß es vulkaniſcher Ruß ſey, abgeſetzt aus den heißen Schwaden, die darin enthaltenen verflüchtigten mineraliſchen Theile offenbarend.

Der herrlichſte Sonnenuntergang, ein himmliſcher Abend, entzückten mich auf meiner Rückkehr; doch konnte ich empfinden wie ſinnverwirrend ein ungeheurer Gegenſatz ſich erweiſe. Das Schreckliche zum Schönen, das Schöne zum Schrecklichen, beydes hebt einander auf und bringt eine gleichgültige Empfindung hervor. Gewiß wäre der Neapolitaner ein anderer Menſch, wenn er ſich nicht zwiſchen Gott und Satan eingeklemmt fühlte.

Neapel den 22. März 1787.

Triebe mich nicht die deutſche Sinnesart und das Verlangen mehr zu lernen und zu thun als zu genießen, ſo ſollte ich in dieſer Schule des leichten und luſtigen Lebens noch einige Zeit verweilen und mehr zu proſitiren ſuchen. Es iſt hier gar vergnüglich ſeyn, wenn man ſich nur ein klein wenig einrichten könnte. Die Lage der Stadt, die Milde des Klimas

kann nie genug gerühmt werden, aber darauf iſt auch der Fremde faſt allein angewieſen.

Freylich wer ſich Zeit nimmt, Geſchick und Vermögen hat, kann ſich auch hier breit und gut niederlaſſen. So hat ſich Hamilton eine ſchöne Exiſtenz gemacht und genieſst ſie nun am Abend ſeines Lebens. Die Zimmer die er ſich in engliſchem Geſchmack einrichtete, ſind allerliebſt und die Ausſicht aus dem Eckzimmer vielleicht einzig. Unter uns das Meer, im Angeſicht Capri, rechts der Poſilipp, näher der Spaziergang Villa reale, links ein altes Jeſuiten-Gebäude, weiterhin die Küſte von Sorrent bis ans Cap Minerva. Dergleichen möcht' es wohl in Europa ſchwerlich zum zweitenmale geben, wenigſtens nicht im Mittelpunkte einer groſſen bevölkerten Stadt.

Hamilton iſt ein Mann von allgemeinem Geſchmack und, nachdem er alle Reiche der Schöpfung durchwandert, an ein ſchönes Weib,

das Meiſterſtück des großen Künſtlers, gelangt.

Und nun nach allen dieſem und hundertfältigen Genuß locken mich die Sirenen jenſeits des Meeres und, wenn der Wind gut iſt, geh' ich mit dieſem Briefe zugleich ab, er nordwärts, ich ſüdwärts. Des Menſchen Sinn iſt unbändig, ich beſonders bedarf der Weite gar ſehr. Nicht ſowohl das Beharren als ein ſchnelles Auffaſſen muß jetzt mein Augenmerk ſeyn. Hab' ich einem Gegenſtande nur die Spitze des Fingers abgewonnen, ſo kann ich mir die ganze Hand durch Hören und Denken wohl zueignen.

Seltſamerweiſe erinnert mich ein Freund in dieſen Tagen an Wilhelm Meiſter und verlangt deſſen Fortſetzung; unter dieſem Himmel möchte ſie wohl nicht möglich ſeyn, vielleicht läßt ſich von dieſer Himmelsluft den letzten Büchern etwas mittheilen. Möge meine Exi-

ſtenz ſich dazu genugſam entwickeln, der Stängel mehr in die Länge rücken und die Blumen reicher und ſchöner hervorbrechen. Gewiß, es wäre beſſer ich käme gar nicht wieder, wenn ich nicht wiedergeboren zurückkommen kann.

Neapel, zum 22. März.

Heute ſahen wir ein Bild von Correggio das verkäuflich iſt, zwar nicht vollkommen erhalten, das aber doch das glücklichſte Gepräg des Reizes unausgelöſcht mit ſich führt. Es ſtellt eine Mutter Gottes vor, das Kind in dem Augenblicke, da es zwiſchen der Mutter Bruſt und einigen Birnen, die ihm ein Engelchen darreicht, zweifelhaft iſt. Alſo eine Entwöhnung Chriſti. Mir ſcheint die Idee äuſſerſt zart, die Compoſition, bewegt, natürlich und glücklich, höchſt reizend ausgeführt. Es erinnert ſogleich an das Verlöbniß der heiligen

bey verdrießlichen Angelegenheiten vorgeſchoben, bey angenehmen Ereigniſſen ſtehen wir zurück; aber dießmal erhebt mich mein Prinz über ſich ſelbſt, indem er mich voraus in die Wohnung des Vergnügens und der Reitze ſendet.

Mana. Sie ſind ſehr gütig.

Sera. Und recht willkommen. Wir haben ſo viel Gutes von dem Prinzen gehört, daß wir vor Neugierde brennen ihn zu ſehen.

Merkulo. Mein Fürſt iſt glücklich, daß er ſchon in der Entfernung Ihre Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen können; und wenn er, wie ich nicht anders hoffe, durch ſeine Gegenwart Ihre Gunſt erhalten ſollte; ſo kann er ſich als den glücklichſten der Menſchen preiſen. Dürfte ich indeß Ihrer Prinzeſſinn nicht aufwarten, an die er mir eine Unzahl Verbindlichkeiten aufzutragen hat?

Mana. Sie werden ihr bald vorgeſtellt werden können. Sie hat uns befohlen, Ihnen dieſe und die anſtoßende Zimmer anzuweiſen. Bedienen Sie Sich davon ſo viel und wie Sie's nöthig finden.

Catharina und ſcheint mir unbezweifelt von Correggio's Hand.

Neapel, Freytag den 23. März 1787.

Nun hat ſich das Verhältniß zu Kniep auf eine recht practiſche Weiſe ausgebildet und befeſtigt. Wir waren zuſammen in Päſtum, woſelbſt er, ſo wie auf der Hin- und Herreiſe, mit Zeichnen ſich auf das thätigſte erwies. Die herrlichſten Umriſſe ſind gewonnen, ihn freut nun ſelbſt dieſes bewegte, arbeitſame Leben, wodurch ein Talent aufgeregt wird, das er ſich ſelbſt kaum zutraute. Hier gilt es reſolut ſeyn; aber gerade hier zeigt ſich ſeine genaue und reinliche Fertigkeit. Das Papier worauf gezeichnet werden ſoll mit einem rechtwinklichen Viereck zu umziehen, verſäumt er niemals, die beſten engliſchen Bleyſtifte zuſpitzen und immer wieder zuſpitzen, iſt ihm faſt eine eben ſo große Luſt als zu zeichnen, da-

für ſind aber auch ſeine Conture, was man wünſchen kann.

Nun haben wir folgendes verabredet. Von heute an leben und reiſen wir zuſammen, ohne daß er weiter für etwas ſorgt als zu zeichnen, wie dieſe Tage geſchehen. Alle Conture gehören mein, damit aber nach unſerer Rückkehr daraus ein ferneres Wirken für ihn entſpringe, ſo führt er eine Anzahl auszuwählender Gegenſtände, bis auf eine gewiſſe beſtimmte Summe, für mich aus; da ſich denn indeſſen, bey ſeiner Geſchicklichkeit, bey der Bedeutſamkeit der zu erobernden Ausſichten und ſonſt wohl das Weitere ergeben wird. Dieſe Einrichtung macht mich ganz glücklich und jetzt erſt kann ich von unſerer Fahrt kurze Rechenſchaft geben.

Auf dem zweyrädrigen, leichten Fuhrwerk ſitzend und wechſelsweiſe die Zügel führend, einen gutmüthigen rohen Knaben hintenauf,

rollten wir durch die herrliche Gegend, welche Kniep mit maleriſchem Auge begrüßte. Nun erreichten wir die Gebirgsſchlucht, die man, auf dem glatteſten Fahrdamme durchrennend, an den köſtlichſten Wald- und Felspartien vorbey fliegt. Da konnte denn Kniep zuletzt ſich nicht enthalten, in der Gegend von Alla Cava, einen prächtigen Berg, welcher ſich gerade vor uns ſcharf am Himmel abzeichnete, nicht weniger die Seiten ſo wie den Fuß dieſer Höhe, reinlich und charakteriſtiſch im Umriß aufs Papier zu befeſtigen. Wir freuten uns beyde daran, als an dem Einſtand unſerer Verbindung.

Ein gleicher Umriß ward Abends aus den Fenſtern von Saiern genommen, welcher mich aller Beſchreibung überheben wird einer ganz einzig lieblichen und fruchtbaren Gegend. Wer wäre nicht geneigt geweſen an dieſem Orte zu ſtudiren, zur ſchönen Zeit der blühenden hohen Schule? Beym frühſten Morgen fuhren wir

auf ungebahnten oft morastigen Wegen einem paar schön geformten Bergen zu, wir kamen durch Bach und Gewässer, wo wir den nilpferdischen Büffeln in die blutrothen wilden Augen sahen.

Das Land ward immer flacher und wüster, wenige Gebäude deuteten auf kärgliche Landwirthschaft. Endlich, ungewiß ob wir durch Felsen oder Trümmer führen, konnten wir einige große länglich-viereckige Massen, die wir in der Ferne schon bemerkt hatten, als überbliebene Tempel und Denkmale einer ehemals so prächtigen Stadt unterscheiden. Kniep, welcher schon unterwegs die zwey malerischen Kalkgebirge umrissen, suchte sich schnell einen Standpunkt, von wo aus das Eigenthümliche dieser völlig unmalerischen Gegend aufgefaßt und dargestellt werden könnte.

Von einem Landmanne ließ ich mich indessen in den Gebäuden herumführen, der erste

Eindruck konnte nur Erſtaunen erregen. Ich befand mich in einer völlig fremden Welt. Denn wie die Jahrhunderte ſich aus dem Ernſten in das Gefällige bilden, ſo bilden ſie den Menſchen mit, ja ſie erzeugen ihn ſo. Nun ſind unſere Augen und durch ſie unſer ganzes inneres Weſen an ſchlankere Baukunſt hinangetrieben und entſchieden beſtimmt, ſo daß uns dieſe ſtumpfen, kegelförmigen, enggedrängten Säulenmaſſen läſtig ja furchtbar erſcheinen. Doch nahm ich mich bald zuſammen, erinnerte mich der Kunſtgeſchichte, gedachte der Zeit deren Geiſt ſolche Bauart gemäß fand, vergegenwärtigte mir den ſtrengen Styl der Plaſtik und in weniger als einer Stunde fühlte ich mich befreundet, ja ich pries den Genius daß er mich dieſe ſo wohl erhaltenen Reſte mit Augen ſehen ließ, da ſich von ihnen durch Abbildung kein Begriff geben läßt. Denn im architektoniſchen Aufriß erſcheinen ſie eleganter, in perſpectiviſcher Darſtellung plumper als ſie ſind, nur wenn man ſich um ſie her,

durch ſie durch bewegt, theilt man ihnen das eigentliche Leben mit, man fühlt es wieder aus ihnen heraus, welches der Baumeiſter beabſichtigte, ja hinein ſchuf. Und ſo verbrachte ich den ganzen Tag, indeſſen Kniep nicht ſäumte uns die genauſten Umriſſe zuzueignen. Wie froh war ich von dieſer Seite ganz unbeſorgt zu ſeyn und für die Erinnerung ſo ſichere Merkzeichen zu gewinnen. Leider war keine Gelegenheit, hier zu übernachten, wir kehrten nach Salern zurück und den andern Morgen ging es zeitig nach Neapel. Der Veſuv, von der Rückſeite geſehn, in der fruchtbarſten Gegend; Pappeln, pyramidalcoloſſal, an der Chauſſee im Vordergrunde. Dies war auch ein angenehmes Bild, das wir durch ein kurzes Stillhalten erwarben.

Nun erreichten wir eine Höhe; der größte Anblick that ſich vor uns auf. Neapel in ſeiner Herrlichkeit, die meilenlange Reihe von Häuſern am flachen Ufer des Golfs hin, die

Vorgebirge, Erdzungen, Felswände, dann die Inſeln und dahinter das Meer war ein entzückender Anblick.

Ein gräßlicher Geſang, vielmehr Luſtgeſchrey und Freudegeheul des hinten aufſtehenden Knaben, erſchreckte und ſtörte mich. Heftig fuhr ich ihn an, er hatte noch kein böſes Wort von uns gehört, er war der gutmüthigſte Junge.

Eine Weile rührte er ſich nicht, dann klopfte er mir ſachte auf die Schulter, ſtreckte ſeinen rechten Arm mit aufgehobenem Zeigefinger zwiſchen uns durch und ſagte: Signor perdonate! questa é la mia patria! — Das heißt verdolmetſcht: Herr, verzeiht! Iſt das doch mein Vaterland! — Und ſo war ich zum zweitenmale überraſcht. Mir armen Nordländer kam etwas thränenartiges in die Augen!

Neapel den 27. März 1787.
Verkündigung Mariä.

Ob ich gleich empfand daß Kniep ſehr gern mit mir nach Sicilien gehe, ſo konnte ich doch bemerken, daß er ungern etwas zurück ließ. Bey ſeiner Aufrichtigkeit blieb mir nicht lange verborgen daß ihm ein Liebchen eng und treu verbunden ſey. Wie ſie zuſammen bekannt geworden, war artig genug zu hören, wie ſich das Mädchen bisher betragen, konnte für ſie einnehmen; nun ſollte ich ſie aber auch ſehen, wie hübſch ſie ſey. Hiezu war Anſtalt getroffen und zwar ſo, daß ich zugleich eine der ſchönſten Ausſichten über Neapel genießen könnte. Er führte mich auf das flache Dach eines Hauſes, von wo man beſonders den untern Theil der Stadt, nach dem Molo zu, den Golf, die Küſte von Sorrent vollkommen überſehen konnte, alles weiter

te, daß er eben deshalb eine freywillige Armuth bisher getragen, weil er dabey ſich zugleich ihrer Liebe erfreut und ihre Gnügſamkeit ſchätzen lernen, nun ſollten ihm auch ſeine beſſern Ausſichten und ein reichlicher Zuſtand vorzüglich deshalb wünſchenswerth ſeyn, damit er auch ihr beſſere Tage bereiten könne.

Neapel zum 23. März.

Nach dieſem angenehmen Abentheuer, ſpazierte ich am Meere hin und war ſtill und vergnüglich. Da kam mir eine gute Erleuchtung über botaniſche Gegenſtände. Herdern bitte ich zu ſagen, daß ich mit der Urpflanze bald zu Stande bin, nur fürchte ich, daß niemand die übrige Pflanzenwelt darin wird erkennen wollen. Meine famoſe Lehre von den Cotyledonen iſt ſo ſublimirt daß man ſchwerlich wird weiter gehen können.

Merkulo. Wollen Sie mir erlauben, daß ich unſere Geräthſchaften, deren freylich nicht wenige ſind, herein und in Ordnung bringen laſſe?

Mana. Nach Ihrer Bequemlichkeit.

Merkulo mit einer Verbeugung ab.

Sora. Wir wollen bleiben. Ich bin gar zu neugierig, was ſie alles mitbringen.

Es läßt ſich ein lebhafter Marſch hören, und es kommt ein Zug. Merkulo voraus, der Oberſte, die Wache, ſodann Trabanten, welche Kaſten von verſchiedener Größe tragen, vier Mohren, die eine Laube bringen, und Gefolge. Sie umgehen das Theater. Die Kaſten werden auf beyden Seiten, die Laube in den Grund, und ein großer Kaſten auf die Laube geſetzt. Die ſtummen Perſonen gehn alle ab, der Marſch hört auf. Es bleiben:

Sora. Mana. Merkulo.

Sora. Wer ſind denn die hübſchen bewaffneten jungen Leute, und wer iſt der Herr, der uns ſalutirte?

Neapel den 26. März 1787.

Morgen geht dieſer Brief von hier zu Euch. Donnerſtag den 29ten geh' ich mit der Corvette, die ich, des Seeweſens unkundig, in meinem vorigen Briefe zum Rang einer Fregatte erhob, endlich nach Palermo. Der Zweifel ob ich reiſen oder bleiben ſollte, machte einen Theil meines hieſigen Aufenthaltes unruhig, nun da ich entſchloſſen bin geht es beſſer. Für meine Sinnesart iſt dieſe Reiſe heilſam, ja nothwendig. Sicilien deutet mir nach Aſien und Afrika und auf dem wunderſamen Punkte, wohin ſo viele Radien der Weltgeſchichte gerichtet ſind, ſelbſt zu ſtehen iſt keine Kleinigkeit.

Neapel habe ich nach ſeiner eignen Art behandelt, ich war nichts weniger als fleißig, doch hab' ich viel geſehen und mir einen allgemeinen Begriff von dem Lande, ſeinen Ein-

wohnern und Zuſtänden gebildet. Bey der Wiederkehr ſoll manches nachgeholt werden, freylich nur manches, denn vor dem 29. Juny muß ich wieder in Rom ſeyn. Hab' ich die heilige Woche verſäumt, ſo will ich dort wenigſtens den St. Peterstag feyern. Meine ſicilianiſche Reiſe darf mich nicht allzuweit von meiner erſten Abſicht weglenken.

Vorgeſtern hatten wir ein gewaltiges Wetter mit Donner, Bliz und Regengüſſen, jezt hat ſich's wieder ausgehellt, eine herrliche Tramontane weht herüber, bleibt ſie beſtändig ſo haben wir die ſchnellſte Fahrt.

Geſtern war ich mit meinem Gefährten unſer Schiff zu beſehen und das Kämmerchen zu beſuchen das uns aufnehmen ſoll. Eine Seereiſe fehlte mir ganz in meinen Begriffen; dieſe kleine Ueberfahrt, vielleicht eine Küſtenumſchiffung, wird meiner Einbildungskraft nachhelfen und mir die Welt erweitern. Der Capitän iſt ein junger, munterer Mann, das

Schiff, gar zierlich und nett, in Amerika gebaut, ein guter Segler.

Hier fängt nun alles an grün zu werden, in Sicilien find' ich es noch weiter. Wenn Ihr dieſen Brief erhaltet bin ich auf der Rückreiſe und habe Trinakrien hinter mir. So iſt der Menſch, immer ſpringt er in Gedanken vor- und rückwärts; ich war noch nicht dort und bin ſchon wieder bey Euch. Doch an der Verworrenheit dieſes Briefes bin ich nicht Schuld, jeden Augenblick werd' ich unterbrochen und möchte doch gern dies Blatt zu Ende ſchreiben.

So eben beſuchte mich ein Marcheſe Berio, ein junger Mann der viel zu wiſſen ſcheint. Er wollte den Verfaſſer des Werther doch auch kennen lernen. Ueberhaupt iſt hier großer Drang und Luſt nach Bildung und Wiſſen. Sie ſind nur zu glücklich um auf den rechten Weg zu kommen. Hätte ich nur mehr Zeit, ſo wollt' ich ihnen gern mehr Zeit

geben. Dieſe vier Wochen was waren die gegen das ungeheure Leben! Nun gehabt Euch wohl! Reiſen lern' ich wohl auf dieſer Reiſe, ob ich leben lerne weiß ich nicht. Die Menſchen die es zu verſtehen ſcheinen ſind in Art und Weſen zu ſehr von mir verſchieden als daß ich auf dieſes Talent ſollte Anſpruch machen können. I

Lebet wohl und liebt mich, wie ich Eurer von Herzen gedenke.

Neapel den 29. März 1787.

Dieſe Tage gehen mir nun gänzlich mit Einpacken und Abſchiednehmen, mit Beſorgen und Bezahlen, Nachholen und Vorbereiten, ſie gehen mir völlig verloren.

Der Fürſt von Waldeck beunruhigte mich noch beim Abſchied, denn er ſprach von nichts weniger als daß ich bey meiner Rückkehr mich einrichten ſollte mit ihm nach Griechenland

und Dalmatien zu gehen. Wenn man ſich einmal in die Welt macht und ſich mit der Welt einläßt, ſo mag man ſich ja hüten daß man nicht entrückt oder wohl gar verrückt wird. Zu keiner Sylbe weiter bin ich fähig.

Neapel den 29. März 1787.

Seit einigen Tagen machte ſich das Wetter ungewiß, heute, am beſtimmten Tage der Abfahrt iſt es ſo ſchön als möglich. Die günſtigſte Tramontane, ein klarer Sonnenhimmel unter dem man ſich in die weite Welt wünſcht. Nun ſag' ich noch allen Freunden in Weimar und Gotha ein treues Lebewohl! Eure Liebe begleite mich, denn ich möchte ihrer wohl immer bedürfen. Heute Nacht träumte ich mich wieder in meinen Geſchäften. Es iſt denn doch als wenn ich mein Faſanenſchiff nirgends als bey Euch ausladen könnte. Möge es nur erſt recht ſtattlich geladen ſeyn!

Sicilien.

Seefahrt, Donnerſtag. d. 29. März.

Nicht wie bey dem letzten Abgange des Paquetboots wehte diesmal ein förderlicher friſcher Nord-Oſt, ſondern leider von der Gegenſeite ein lauer Süd-Weſt, der aller hinderlichſte; und ſo erfuhren wir denn wie der Seefahrer vom Eigenſinne des Wetters und Windes abhängt. Ungeduldig verbrachten wir den Morgen bald am Ufer, bald im Caffeehaus, endlich beſtiegen wir zu Mittag das Schiff und genoſſen bey'm ſchönſten Wetter des herrlichſten Anblicks. Unſern vom Molo lag die Corvette vor Anker. Bey klarer Sonne eine dunſtreiche Atmoſphäre, daher die beſchatteten Felſenwände von Sorrent vom

ſchönſten Blau. Das beleuchtete, lebendige Neapel glänzte von allen Farben. Erſt mit Sonnenuntergang bewegte ſich das Schiff jedoch nur langſam von der Stelle, der Widerwind ſchob uns nach dem Pauſilipp und deſſen Spitze hinüber. Die ganze Nacht ging das Schiff ruhig fort. Es war in Amerika gebaut, ſchnellſegelnd, inwendig mit artigen Kämmerchen und einzelnen Lagerſtätten eingerichtet. Die Geſellſchaft anſtändig munter: Operiſten und Tänzer, nach Palermo verſchrieben.

Freytag den 30. März.

Bey Tagesanbruch fanden wir uns zwiſchen Iſchia und Capri, ohngefähr von letzterem eine Meile. Die Sonne ging hinter den Gebirgen von Capri und Capo Minerva herrlich auf. Kniep zeichnete fleißig die Umriſſe der Küſten und Inſeln und ihre verſchiedenen

Anſichten; die langſame Fahrt kam ſeiner Bemühung zu ſtatten. Wir ſetzten mit ſchwachem und halbem Winde unſern Weg fort. Der Veſuv verlor ſich gegen vier Uhr aus unſern Augen, als Capo Minerva und Iſchia noch geſehen wurden. Auch dieſe verloren ſich gegen Abend. Die Sonne ging unter in's Meer, begleitet von Wolken und einem langen, meilenweit reichenden Streifen, alles purpurglänzende Lichter. Auch dieſes Phänomen zeichnete Kniep. Nun war kein Land mehr zu ſehen, der Horizont ringsum ein Waſſerkreis, die Nacht hell und ſchöner Mondſchein.

Ich hatte doch dieſer herrlichen Anſichten nur Augenblicke genießen können, die Seekrankheit überfiel mich bald. Ich begab mich in meine Kammer, wählte die horizontale Lage, enthielt mich, außer weißem Brod und rothem Wein, aller Speiſen und Getränke und fühlte mich ganz behaglich. Abgeſchloſſen von

Merkulo. Das iſt der Oberſte über des Prinzen Kriegsvolk, und die andern ſind junge Edelleute, militariſche Edelknaben meines gnädigſten Herrn, und loſe Vögel.

Mana. Wir erſtaunen, mein Herr! Sie führen Decorationen mit Sich! Wollen Sie etwa eine Komödie ſpielen? Vermuthlich iſt die Theater-Garderobe in dieſen Kaſten?

Merkulo. Verzeihen Sie, meine Damen! — Eigentlich ſollte ich den Finger auf den Mund legen, und Sie mit guter Art bitten, dieſen Saal, der von nun an ein Platz der Geheimniſſe wird, zu verlaſſen: allein wie vermag ich das gegen Ihre Güte und gegen Ihre Reitze! Nur vor unheiligen fremden Augen bewahren wir unſere heiligen Empfindungen; nicht vor ſo angenehmen Seelen, deren Theilnehmung wir wünſchen.

Sora. Sagen Sie uns um's Himmels willen, was ſoll die Laube?

Merkulo. An dieſem Zug, meine ſchönen Kinder, können Sie einen großen Theil

der äußern Welt ließ ich die innere walten und da eine langſame Fahrt vorauszuſehen war, gab ich mir gleich zu bedeutender Unterhaltung ein ſtarkes Penſum auf. Die zwey erſten Akte des Taſſo, in poetiſcher Proſa geſchrieben, hatte ich von allen Papieren allein mit über See genommen. Dieſe beyden Akte, in Abſicht auf Plan und Gang ohngefähr den gegenwärtigen gleich, aber ſchon vor zehn Jahren geſchrieben, hatten etwas weichliches, nebelhaftes, welches ſich bald verlor, als ich, nach neueren Anſichten, die Form vorwalten und den Rhythmus eintreten ließ.

Sonnabend den 31. März.

Die Sonne tauchte klar aus dem Meere herauf. Um ſieben Uhr erreichten wir ein franzöſiſches Schiff, welches zwey Tage vor uns abgegangen war; um ſo viel beſſer ſegelten wir und doch ſahen wir noch nicht das Ende unſerer Fahrt. Einigen Troſt gab uns die Inſel Uſtika, doch leider zur linken, da wir ſie eben, wie auch Capri, hätten rechts laſſen ſollen. Gegen Mittag war uns der Wind ganz zuwider und wir kamen nicht von der Stelle. Das Meer fing an höher zu gehen und im Schiffe war faſt alles krank.

Ich blieb in meiner gewohnten Lage, das ganze Stück ward um und um, durch und durch gedacht. Die Stunden gingen vorüber ohne daß ich ihre Eintheilung bemerkt hätte, wenn nicht der ſchelmiſche Kniep, auf deſſen

Appetit die Wellen keinen Einfluß hatten, von Zeit zu Zeit, indem er mir Wein und Brod brachte, die treffliche Mittagstafel, die Heiterkeit und Anmuth des jungen tüchtigen Capitäns, deſſen Bedauern daß ich meine Portion nicht mitgenieße, zugleich ſchadenfroh gerühmt hätte. Eben ſo gab ihm der Uebergang von Scherz und Luſt zu Mißbehagen und Krankheit und wie ſich dieſes bey einzelnen Gliedern der Geſellſchaft gezeigt, reichen Stoff zu muthwilliger Schilderung.

Nachmittags vier Uhr gab der Capitän dem Schiff eine andere Richtung. Die großen Segel wurden wieder aufgezogen und unſere Fahrt gerade auf die Inſel Uſtika gerichtet, hinter welcher wir, zu großer Freude, die Berge von Sicilien erblickten. Der Wind beſſerte ſich, wir fuhren ſchneller auf Sicilien los, auch kamen uns noch einige Inſeln zu Geſichte. Der Sonnenuntergang war trübe, das Himmelslicht hinter Nebel verſteckt. Den

ganzen Abend ziemlich günſtiger Wind. Gegen Mitternacht fing das Meer an ſehr unruhig zu werden.

Sonntag den 2. April.

Um drei Uhr Morgens heftiger Sturm. Im Schlaf und Halbtraum ſetzte ich meine dramatiſchen Plane fort, indeſſen auf dem Verdeck große Bewegung war. Die Segel mußten eingenommen werden, das Schiff ſchwebte auf den hohen Fluthen. Gegen Anbruch des Tages legte ſich der Sturm, die Atmoſphäre klärte ſich auf. Nun lag die Inſel Uſtika völlig links. Eine große Schildkröte zeigte man uns in der Weite ſchwimmend, durch unſere Fernröhre, als ein lebendiger Punkt, wohl zu erkennen. Gegen Mittag konnten wir die Küſte Siciliens mit ihren Vorgebirgen und Buchten ganz deutlich

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50924-3
GOETHE,J.W. FN. 18636462

unterſcheiden, aber wir waren ſehr unter den Wind gekommen, wir lavirten an und ab. Gegen Nachmittag waren wir dem Ufer näher. Die weſtliche Küſte, vom Lilibäiſchen Vorgebirge bis Capo Gallo, ſahen wir ganz deutlich, bey heiterem Wetter und hell ſcheinender Sonne.

Eine Geſellſchaft von Delphinen begleitete das Schiff an beyden Seiten des Vordertheils und ſchoſſen immer voraus. Es war luſtig anzuſehen wie ſie, bald von den klaren durſcheinenden Wellen überdeckt, hinſchwammen, bald mit ihren Rückenſtacheln und Floßfedern, grün- und goldſpielenden Seiten ſich über dem Waſſer ſpringend bewegten.

Da wir weit unter dem Winde waren fuhr der Capitän gerade auf eine Bucht zu, gleich hinter Capo Gallo. Kniep verſäumte die ſchöne Gelegenheit nicht die mannigfaltigſten Anſichten ziemlich im Detail zu zeichnen.

Mit Sonnenuntergang wendete der Capitän das Schiff wieder dem hohen Meer zu und fuhr nord-oſtwärts, um die Höhe von Palermo zu erreichen. Ich wagte mich manchmal auf's Verdeck, doch ließ ich meinen dichteriſchen Vorſatz nicht aus dem Sinne, und ich war das ganze Stück ſo ziemlich Herr geworden. Bey trüblichem Himmel heller Mondſchein, der Wiederſchein auf dem Meer unendlich ſchön. Die Maler, um der Wirkung willen, laſſen uns oft glauben, der Wiederſchein der Himmelslichter im Waſſer habe zunächſt dem Beſchauer die größte Breite wo er die größte Energie hat. Hier aber ſah man am Horizont den Wiederſchein am breitſten, der ſich, wie eine zugeſpitzte Pyramide, zunächſt am Schiff in blinkenden Wellen endigte. Der Capitän veränderte die Nacht noch einigemal das Manöver.

Montag den 2. April,
früh 8 Uhr.

fanden wir uns Palermo gegenüber. Dieſer Morgen erſchien für mich höchſt erfreulich. Der Plan meines Dramas war dieſe Tage daher, im Wallfiſchbauch, ziemlich gediehen. Ich befand mich wohl und konnte nun auf dem Verdeck die Küſten Siciliens mit Aufmerkſamkeit betrachten. Kniep zeichnete emſig fort und durch ſeine gewandte Genauigkeit wurden mehrere Streifen Papier zu einem ſehr ſchätzbaren Andenken dieſes verſpäteten Landens.

Palermo, Montag den 2. April, 1787.

Endlich gelangten wir, mit Noth und Anſtrengung, Nachmittags um drey Uhr in den Hafen, wo uns ein höchſt erfreulicher Anblick entgegen trat. Völlig hergeſtellt wie ich war, empfand ich das größte Vergnügen. Die Stadt gegen Norden gekehrt, am Fuß hoher Berge liegend; über ihr, der Tageszeit gemäß, die Sonne herüberſcheinend. Die klaren Schattenſeiten aller Gebäude ſahen uns an, vom Wiederſchein erleuchtet. Monte Pelegrino rechts, ſeine zierlichen Formen im vollkommenſten Lichte, links das weit hingeſtreckte Ufer mit Buchten, Landzungen und Vorgebirgen. Was ferner eine allerliebſte Wirkung hervorbrachte, war das junge Grün zierlicher Bäume, deren Gipfel, von hinten erleuchtet, wie große Maſſen vegetabiliſcher Johanniswürmer vor den dunkeln Gebäuden hin und

wieder wogten. Ein klarer Duft blaute alle Schatten.

Anſtatt ungeduldig an's Ufer zu eilen, blieben wir auf dem Verdeck bis man uns wegtrieb; wo hätten wir einen gleichen Standpunkt, einen ſo glücklichen Augenblick ſobald wieder hoffen können!

Durch die wundervare, aus zwey ungeheuern Pfeilern beſtehende Pforte, die oben nicht geſchloſſen ſeyn darf damit der thurmhohe Wagen der heiligen Roſalia an dem berühmten Feſte durchfahren könne, führte man uns in die Stadt und ſogleich links in einen großen Gaſthof. Der Wirth, ein alter behaglicher Mann, von jeher Fremde aller Nationen zu ſehen gewohnt, führte uns in ein großes Zimmer, von deſſen Balcon wir das Meer und die Rhede, den Roſalienberg und das Ufer überſchauten, auch unſer Schiff erblickten und unſern erſten Standpunkt beur-

des Charakters meines liebenswürdigen Prinzen erkennen. Er, der empfindsamste Mann von allen Männern, der für die Schönheiten der Natur ein gefühlvolles Herz trägt, der Rang und Hoheit nicht so sehr schätzt, als den zärtlichen Umgang mit der Natur —

Sora. Ach das ist ein Mann für uns! Wir gehn auch gar zu gern im Mondschein spatzieren, und hören die Nachtigallen lieber als alles.

Merkulo. Da ist Eins zu bedauern, meine vortreffliche Damen! Mein Prinz ist von so zärtlichen, äußerst empfindsamen Nerven, daß er sich gar sehr vor der Luft, und vor schnellen Abwechslungen der Tageszeiten hüten muß. Freylich unter freyem Himmel kann man's nicht immer so temperirt haben, wie man wünscht. Die Feuchtigkeit des Morgen- und Abendthaues halten die Leibärzte für höchst schädlich, den Duft des Meeres und der Quellen bey heißen Sommertagen für nicht minder gefährlich! Die Ausdünstungen der Thäler, wie leicht geben die

theilen konnten. Ueber die Lage unſeres Zimmers höchſt vergnügt, bemerkten wir kaum daß im Grunde deſſelben ein erhöhter Alkoven hinter Vorhängen verſteckt ſey, wo ſich das weitläuftigſte Bett ausbreitete, das, mit einem ſeidenen Thronhimmel prangend, mit den übrigen veralteten ſtattlichen Mobilien völlig übereinſtimmte. Ein ſolches Prunkgemach ſetzte uns gewiſſermaßen in Verlegenheit, wir verlangten herkömmlicherweiſe Bedingungen abzuſchließen. Der Alte ſagte dagegen: es bedürfe keiner Bedingung, er wünſche, daß es uns bey ihm wohl gefalle. Wir ſollten uns auch des Vorſaals bedienen, welcher kühl und luſtig, durch mehrere Balcone luſtig, gleich an unſer Zimmer ſtieß.

Wir vergnügten uns an der unendlich mannichfaltigen Ausſicht und ſuchten ſie im einzelnen zeichneriſch und maleriſch zu entwickeln, denn hier konnte man gränzenlos eine Erndte für den Künſtler überſchauen.

Der helle Mondschein lockte uns des Abends noch auf die Rhede und hielt nach der Rückkehr uns noch eine lange Zeit auf dem Altan. Die Beleuchtung war sonderbar, Ruhe und Anmuth groß.

Palermo, Dienstag den 3. April 1787.

Unser erstes war die Stadt näher zu betrachten, die sehr leicht zu überschauen und schwer zu kennen ist, leicht, weil eine meilenlange Straße vom untern zum obern Thor, vom Meere bis gegen das Gebirg, sie durchschneidet und diese, ohngefähr in der Mitte, von einer andern abermals durchschnitten wird: was auf diesen Linien liegt ist bequem zu finden; das Innere der Stadt hingegen verwirrt den Fremden und er entwirrt sich nur mit Hülfe eines Führers diesem Labyrinthe.

Gegen Abend ſchenkten wir unſere Aufmerkſamkeit der Kutſchenreihe, der bekannten Fahrt vornehmerer Perſonen, welche ſich, zur Stadt hinaus, auf die Rhede begaben um friſche Luft zu ſchöpfen, ſich zu unterhalten und allenfalls zu courtoiſiren.

Zwey Stunden vor Nacht war der Vollmond eingetreten und verherrlichte den Abend unausſprechlich. Die Lage von Palermo, gegen Norden, macht, daß ſich Stadt und Ufer ſehr wunderſam gegen die großen Himmelslichter verhält, deren Wiederſchein man niemals in den Wellen erblickt. Deswegen wir auch heute, an dem heiterſten Tage, das Meer dunkelblau, ernſthaft und zudringlich fanden, anſtatt daß es bey Neapel, von der Mittagsſtunde an, immer heiterer, luſtiger und ferner glänzt.

Kniep hatte mich ſchon heute manchen Weg und manche Betrachtung allein machen

laſſen, um einen genauen Contur des Monte Pelegrino zu nehmen, des ſchönſten aller Vorgebirge der Welt.

Palermo den 3. April 1787.

Hier noch einiges zuſammenfaſſend, nachträglich und vertraulich.

Wir fuhren Donnerſtag den 29ten März mit Sonnen-Untergang von Neapel und landeten erſt nach vier Tagen um drei Uhr im Hafen von Palermo. Ein kleines Diarium das ich beilege erzählt überhaupt unſere Schickſale. Ich habe nie eine Reiſe ſo ruhig angetreten als dieſe, habe nie eine ruhigere Zeit gehabt als auf der durch beſtändigen Gegenwind ſehr verlängerten Fahrt, ſelbſt auf dem Bette im engen Kämmerchen wo ich mich die

ersten Tage halten mußte weil mich die Seekrankheit stark angriff. Nun denke ich ruhig zu Euch hinüber, denn wenn irgend etwas für mich entscheidend war so ist es diese Reise.

Hat man sich nicht ringsum vom Meere umgeben gesehen, so hat man keinen Begriff von Welt und von seinem Verhältniß zur Welt. Als Landschaftszeichner hat mir diese große, simple Linie ganz neue Gedanken gegeben.

Wir haben, wie das Diarium ausweist, auf dieser kurzen Fahrt mancherley Abwechslungen und gleichsam die Schicksale der Seefahrer im kleinen gehabt. Uebrigens ist die Sicherheit und Bequemlichkeit des Packetboots nicht genug zu loben. Der Capitän ist ein sehr braver und recht artiger Mann. Die Gesellschaft war ein ganzes Theater, gutgesittet, leidlich und angenehm. Mein Künstler den ich bey mir habe ist ein munterer, treuer,

guter Menſch, der mit der größten Accurateſſe zeichnet, er hat alle Inſeln und Küſten wie ſie ſich zeigten umriſſen, es wird Euch große Freude machen wenn ich alles mitbringe. Uebrigens hat er mir, die langen Stunden der Ueberfahrt zu verkürzen, das Mechaniſche der Waſſerfarben-Malerey (Aquarell), die man in Italien jetzt ſehr hoch getrieben hat, aufgeſchrieben. Verſteht ſich den Gebrauch gewiſſer Farben um gewiſſe Töne hervorzubringen, an denen man ſich, ohne das Geheimniß zu wiſſen, zu Tode miſchen würde. Ich hatte wohl in Rom manches davon erfahren, aber niemals im Zuſammenhange. Die Künſtler haben es in einem Lande ausſtudirt wie Italien, wie dieſes iſt. Mit keinen Worten iſt die dunſtige Klarheit auszudrücken die um die Küſten ſchwebte als wir am ſchönſten Nachmittage gegen Palermo anfuhren. Die Reinheit der Conture, die Weichheit des Ganzen, das Auseinanderweichen der Töne, die Harmonie von Himmel,

Meer und Erde. Wer es gesehen hat der hat es auf sein ganzes Leben. Nun versteh' ich erst die Claude Lorrain und habe Hoffnung auch dereinst in Norden aus meiner Seele Schattenbilder dieser glücklichen Wohnung hervor zu bringen. Wäre nur alles Kleinliche so rein daraus weggewaschen als die Kleinheit der Strohdächer aus meinen Zeichenbegriffen. Wir wollen sehen was diese Königin der Inseln thun kann.

Wie sie uns empfangen hat habe ich keine Worte auszudrücken: mit frischgrünenden Maulbeerbäumen, immer grünendem Oleander, Citronenhecken ꝛc. In einem öffentlichen Garten stehn weite Beete von Ranunkeln und Anemonen. Die Luft ist mild, warm und wohlriechend, der Wind lau. Der Mond ging dazu voll hinter einem Vorgebirge herauf und schien in's Meer; und diesen Genuß nachdem man vier Tage und Nächte auf den Wellen geschwebt! Verzeiht wenn ich mit ei-

ner ſtumpfen Feder aus einer Tuſch-Muſchel aus der mein Gefährte die Umriſſe nachzieht, dieſes hinkritzle. Es kommt doch wie ein Lispeln zu Euch hinüber, indeß ich allen die mich lieben ein ander Denkmal dieſer meiner glücklichen Stunden bereite. Was es wird ſag' ich nicht, wenn Ihr es erhaltet kann ich auch nicht ſagen.

Palermo, Dienſtag den 3. April 1787.

Dieſes Blatt ſollte nun, meine Geliebten, Euch des ſchönſten Genuſſes in ſofern es möglich wäre theilhaft machen; es ſollte die Schilderung der unvergleichlichen, eine große Waſſermaſſe umfaſſenden Bucht überliefern. Von Oſten herauf, wo ein flächeres Vorgebirg weit in die See greift, an vielen ſchroffen, wohlgebildeten, waldbewachſenen Felſen hin bis an die Fiſcherwohnungen der Vorſtädte her-

auf, dann an der Stadt ſelbſt her, deren äußere Häuſer alle nach dem Hafen ſchauen, wie unſere Wohnung auch, bis zu dem Thore durch welches wir hereinkamen.

Dann geht es weſtwärts weiter fort an den gewöhnlichen Landungsplatz, wo kleinere Schiffe anlegen, bis zu dem eigentlichen Hafen an den Molo, die Station größerer Schiffe. Da erhebt ſich nun, ſämmtliche Fahrzeuge zu ſchützen, in Weſten der Monte Pelegrino in ſeinen ſchönen Formen, nachdem er ein liebliches, fruchtbares Thal, das ſich bis zum jenſeitigen Meer erſtreckt, zwiſchen ſich und dem eigentlichen feſten Land gelaſſen.

Kniep zeichnete, ich ſchematiſirte, beide mit großem Genuß und nun da wir fröhlich nach Hauſe kommen fühlen wir beide weder Kräfte noch Muth zu wiederholen und auszuführen. Unſere Entwürfe müſſen alſo für künftige Zeiten liegen bleiben und dieſes Blatt

giebt Euch blos ein Zeugniß unſeres Unvermögens dieſe Gegenſtände genugſam zu faſſen, oder vielmehr unſerer Anmaßung, ſie in ſo kurzer Zeit erobern und beherrſchen zu wollen.

Palermo, Mittwoch, den 4. April 1787.

Nachmittags beſuchten wir das fruchtreiche und angenehme Thal, welches die ſüdlichen Berge herab an Palermo vorbeyzieht, durchſchlängelt von dem Fluß Orete. Auch hier wird ein maleriſches Auge und eine geſchickte Hand gefordert wenn ein Bild ſoll gefunden werden, und doch erhaſchte Kniep einen Standpunkt, da wo das geſtemmte Waſſer von einem halbzerſtörten Wehr herunterfließt, beſchattet von einer fröhlichen Baumgruppe, dahinter, das Thal hinaufwärts die freye Ausſicht und einige landwirthſchaftliche Gebäude.

einen Schnupfen! Und in den ſchönſten, wärmſten Mondnächten ſind die Mücken juſt am unerträglichſten. Hat man ſich auf dem Raſen ſeinen Gedanken überlaſſen, gleich ſind die Kleider voll Ameiſen, und die zärtlichſte Empfindung in einer Laube wird oft durch eine herabfahrende Spinne geſtört. Der Prinz hat durch ſeine Akademien Preiſe ausgeſetzt, um zu erfahren, ob dieſen Beſchwerden, zum Beſten der zärtlichen Welt, nicht abgeholfen werden könne? Es ſind auch verſchiedene Abhandlungen gekrönt worden; die Sache aber iſt bis jetzo noch um kein Haar weiter.

Cora. O, wenn je ein Mittel gegen die Mücken und Spinnen erfunden werden ſollte, machen Sie es doch ja gemeinnützig! Denn wenn man oft in himmliſchen Entzückungen aufgefahren iſt, erinnert einen das leidige Gezieſer mit ſeinen Stacheln und krabligen Füßen gleich wieder an die Sterblichkeit.

Merkulo. Inzwiſchen, meine ſchöne Damen, hat der Prinz, der ſeinen Genuß we-

Die schönste Frühlingswitterung und eine hervorquellende Fruchtbarkeit verbreitete das Gefühl eines belebenden Friedens über das ganze Thal, welches mir der ungeschickte Führer durch seine Gelehrsamkeit verkümmerte, umständlich erzählend, wie Hannibal hier vormals eine Schlacht geliefert und was für ungeheure Kriegsthaten an dieser Stelle geschehen. Unfreundlich verwies ich ihm das fatale Hervorrufen solcher abgeschiedenen Gespenster. Es sey schlimm genug, meynte ich, daß von Zeit zu Zeit die Saaten, wo nicht immer von Elephanten doch von Pferden und Menschen zerstampft werden müßten. Man solle wenigstens die Einbildungskraft nicht mit solchem Nachgetümmel aus ihrem friedlichen Traume aufschrecken.

Er verwunderte sich sehr, daß ich das classische Andenken an so einer Stelle verschmähte und ich konnte ihm freylich nicht deutlich machen, wie mir bey einer solchen

Vermiſchung des Vergangenen und des Gegenwärtigen zu Muthe ſey.

Noch wunderlicher erſchien ich dieſem Begleiter, als ich auf allen ſeichten Stellen, deren der Fluß gar viele trocken läßt, nach Steinchen ſuchte und die verſchiedenen Arten derſelben mit mir forttrug. Ich konnte ihm abermals nicht erklären, daß man ſich von einer gebirgigen Gegend nicht ſchneller einen Begriff machen kann, als wenn man die Geſteinarten unterſucht die in den Bächen herabgeſchoben werden und daß hier auch die Aufgabe ſey, durch Trümmer ſich eine Vorſtellung von jenen ewig claſſiſchen Höhen des Erdalterthums zu verſchaffen.

Auch war meine Ausbeute aus dieſem Fluſſe reich genug, ich brachte beynah vierzig Stücke zuſammen, welche ſich freylich in wenige Rubriken unterordnen ließen. Das mei-

ſie war eine Gebirgsart, die man bald für Jaspis oder Hornſtein, bald für Thonſchiefer anſprechen konnte. Ich fand ſie theils in abgerundeten, theils unförmigen Geſchieben, theils rhombiſch geſtaltet, von vielerley Farben. Ferner kamen viele Abänderungen des ältern Kalkes vor, nicht weniger Breccien, deren Bindemittel Kalk, die verbundenen Steine aber bald Jaspis, bald Kalk waren. Auch fehlte es nicht an Geſchieben von Muſchelkalk.

Die Pferde füttern ſie mit Gerſte, Heckerling und Kleien; im Frühjahr geben ſie ihnen geſchoßte grüne Gerſte um ſie zu erfriſchen, per rinfrescar, wie ſie es nennen. Da ſie keine Wieſen haben fehlt es an Heu. Auf den Bergen giebt es einige Weide, auch auf den Aeckern, da ein Drittel als Brache liegen bleibt. Sie halten wenig Schaafe, deren Race aus der Barbarey kommt, über-

haupt auch mehr Maulthiere als Pferde, weil jenen die hitzige Nahrung besser bekommt als diesen.

Die Plaine worauf Palermo liegt, so wie außer der Stadt die Gegend Ai Colli, auch ein Theil der Baggaria, hat im Grunde Muschelkalk, woraus die Stadt gebaut ist, daher man denn auch große Steinbrüche in diesen Lagen findet. In der Nähe von Monte Pelegrino sind sie an einer Stelle über funfzig Fuß tief. Die untern Lager sind weißer von Farbe. Man findet darin viel versteinte Corallen und Schaalthiere, vorzüglich große Pilgermuscheln. Das obere Lager ist mit rothem Thon gemischt und enthält wenig oder gar keine Muscheln. Ganz obenauf liegt rother Thon, dessen Lage jedoch nicht stark ist.

Der Monte Pelegrino hebt sich aus allem diesen hervor; er ist ein älterer Kalk, hat

viele Löcher und Spaltungen, welche, genau betrachtet, obgleich sehr unregelmäßig, sich doch nach der Ordnung der Bänke richten. Das Gestein ist fest und klingend.

Palermo, Donnerstag, den 5. April, 1787.

Wir gingen die Stadt im besondern durch. Die Bauart gleicht meistens der von Neapel, doch stehen öffentliche Monumente, z. B. Brunnen, noch weiter entfernt vom guten Geschmack. Hier ist nicht, wie in Rom, ein Kunstgeist welcher die Arbeit regelt, nur von Zufälligkeiten erhält das Bauwerk Gestalt und Daseyn. Ein von dem ganzen Inselvolke angestaunter Brunnen existirte schwerlich, wenn es in Sicilien nicht schönen, bunten Marmor gäbe und wenn nicht gerade ein Bildhauer, geübt in Thiergestalten, damals Gunst gehabt hätte. Es wird schwer halten diesen Brun-

nen zu beſchreiben. Auf einem mäßigen Plaze ſteht ein rundes, architectoniſches Werk, nicht gar ſtockhoch, Sockel, Mauer und Geſims von farbigem Marmor; in die Mauer ſind, in einer Flucht, mehrere Niſchen angebracht, aus welchen, von weißem Marmor gebildet, alle Arten Thierköpfe auf geſtreckten Hälſen herausſchauen: Pferd, Löwe, Kameel, Elephant wechſeln mit einander ab und man erwartete kaum hinter dem Kreiſe dieſer Menagerie einen Brunnen, zu welchem, von vier Seiten, durch gelaſſene Lücken, marmorne Stufen hinaufführen, um das reichlich geſpendete Waſſer ſchöpfen zu laſſen.

Etwas ähnliches iſt es mit den Kirchen, wo die Prachtliebe der Jeſuiten noch überboten ward, aber nicht aus Grundſatz und Abſicht, ſondern zufällig, wie allenfalls ein gegenwärtiger Handwerker, Figuren- oder Laubſchnitzer, Vergolder, Lackirer und Marmorirer gerade das was er vermochte ohne Geſchmack

und Leitung an gewiſſen Stellen anbringen wollte.

Dabey findet man eine Fähigkeit natürliche Dinge nachzuahmen, wie denn, z. B. jene Thierköpfe gut genug gearbeitet ſind. Dadurch wird freylich die Bewunderung der Menge erregt, deren ganze Kunſtfreude nur darin beſteht, daß ſie das Nachgebildete mit dem Urbilde vergleichbar findet.

Gegen Abend machte ich eine heitere Bekanntſchaft, indem ich auf der langen Straße bey einem kleinen Handelsmanne eintrat, um verſchiedene Kleinigkeiten einzukaufen. Als ich vor dem Laden ſtand, die Waare zu beſehen, erhob ſich ein geringer Luftſtoß, welcher, längs der Straße herwirbelnd, einen unendlichen erregten Staub in alle Buden und Fenſter ſogleich vertheilte. Bey allen Heiligen! ſagt mir, rief ich aus, woher kommt die Unreinlichkeit eurer Stadt und iſt derſelben denn

nicht abzuhelfen? Dieſe Straße wetteifert, an Länge und Schönheit, mit dem Cors zu Rom. An beyden Seiten Schrittſteine, die jeder Laden- und Werkſtattbeſitzer mit unabläſſigem Kehren reinlich hält, indem er alles in die Mitte hinunter ſchiebt, welche dadurch nur immer unreinlicher wird und euch mit jedem Windshauch den Unrath zurückſendet den ihr der Hauptſtraße zugewieſen habt. In Neapel tragen geſchäftige Eſel jeden Tag das Kehricht nach Gärten und Feldern, ſollte denn bey euch nicht irgend eine ähnliche Einrichtung entſtehen oder getroffen werden?

Es iſt bey uns nun einmal wie es iſt, verſetzte der Mann, was wir aus dem Hauſe werfen verfault gleich vor der Thüre über einander. Ihr ſeht hier Schichten von Stroh und Rohr, von Küchenabgängen und allerley Unrath, das trocknet zuſammen auf und kehrt als Staub zu uns zurück. Gegen den wehren wir uns den ganzen Tag. Aber ſeht,

unſere ſchönen, geſchäftigen, niedlichen Beſen vermehren, zuletzt abgeſtumpft, nur den Unrath vor unſern Häuſern.

Und, luſtig genommen, war es wirklich an dem. Sie haben niedliche Beſchen von Zwergpalmen, die man, mit weniger Abänderung, zum Fächerdienſt eignen könnte, ſie ſchleifen ſich leicht ab und die Stumpfen liegen zu Tauſenden in der Straße. Auf meine wiederholte Frage: ob dagegen keine Anſtalt zu treffen ſey? erwiederte er: die Rede gehe im Volke, daß gerade die, welche für Reinlichkeit zu ſorgen hätten, wegen ihres großen Einfluſſes nicht genöthigt werden könnten die Gelder pflichtmäßig zu verwenden und dabey ſey noch der wunderliche Umſtand, daß man fürchte, nach weggeſchafftem miſthaften Geſtröde werde erſt deutlich zum Vorſchein kommen wie ſchlecht das Pflaſter darunter beſchaffen ſey, wodurch denn abermals die unredliche Verwaltung einer andern Caſſe zu Tage

kommen würde. Das alles aber sey, setzte er mit possirlichem Ausdruck hinzu, nur Auslegung von Uebelgesinnten, er aber von der Meinung derjenigen, welche behaupten: der Adel erhalte seinen Carossen diese weiche Unterlage damit sie des Abends ihre herkömmliche Lustfahrt auf elastischem Boden bequem vollbringen könnten. Und da der Mann einmal im Zuge war, bescherzte er noch mehrere Polizeymißbräuche, mir zu tröstlichem Beweis, daß der Mensch noch immer Humor genug hat sich über das Unabwendbare lustig zu machen.

der verſchoben noch unterbrochen haben will, den Entſchluß gefaßt, durch tüchtige Künſtler ſich eine Welt in der Stube zu verſchaffen. Sein Schloß iſt daher auf die angenehmſte Weiſe ausgeziert, ſeine Zimmer gleichen Lauben, ſeine Säle Wäldern, ſeine Cabinette Grotten, ſo ſchön und ſchöner als in der Natur; und dabey alle Bequemlichkeiten, die Stahlfedern und Reſſorts nur geben können.

Sora. Das muß ſcharmant ſeyn!

Merkulo. Und weil der Prinz ſo ſehr dran gewohnt iſt, wie er denn in jedem Luſtſchloß ſeine Natur hat: ſo haben wir auch eine Reiſenatur, die wir auf unſern Zügen überall mit herumführen. Unſer Hof-Etat iſt mit einem ſehr geſchickten Manne vermehrt worden, dem wir den Titel als Naturmeiſter, Directeur de la nature, gegeben haben. Dieſer hat eine große Anzahl von Künſtlern unter ſich. Ein würdiger Schüler von ihm iſt dieſer Mann hier, der unſere Natur auf der Reiſe beſorgt, und den ich die Ehre habe Ih-

Palermo den 6. April 1787.

Die heilige Rosalie, Schutzpatronin von Palermo, ist durch die Beschreibung welche Brydone von ihrem Feste gegeben hat so allgemein bekannt geworden, daß es den Freunden gewiß angenehm seyn muß etwas von dem Orte und der Stelle, wo sie besonders verehrt wird, zu lesen.

Der Monte Pelegrino, eine große Felsenmasse, breiter als hoch, liegt an dem nordwestlichen Ende des Golfs von Palermo. Seine schöne Form läßt sich mit Worten nicht beschreiben; eine vollkommene Abbildung davon findet sich in dem Voyage pittoresque de la Sicile. Er besteht aus einem grauen Kalkstein der früheren Epoche. Die Felsen sind ganz nackt, kein Baum, kein Strauch wächst auf ihnen, kaum daß die flachliegenden

Theile mit etwas Rasen und Moos bedeckt sind.

In einer Höhle dieses Berges entdeckte man zu Anfang des vorigen Jahrhunderts die Gebeine der Heiligen und brachte sie nach Palermo. Ihre Gegenwart befreyte die Stadt von der Pest und Rosalie war seit diesem Augenblicke die Schutzheilige des Volks; man baute ihr Capellen und stellte ihr zu Ehren glänzende Feyerlichkeiten an.

Die Andächtigen wallfahrteten fleißig auf den Berg und man erbaute mit großen Kosten einen Weg, der, wie eine Wasserleitung, auf Pfeilern und Bogen ruht und in einem Zickzack zwischen zwey Klippen hinaufsteigt.

Der Andachtsort selbst ist der Demuth der Heiligen, welche sich dahin flüchtete, angemessener, als die prächtigen Feste welche man ihrer völligen Entäußerung von der Welt

zu Ehren anſtellte. Und vielleicht hat die ganze Chriſtenheit, welche nun achtzehnhundert Jahre ihren Beſitz, ihre Pracht, ihre feyerlichen Luſtbarkeiten auf das Elend ihrer erſten Stifter und eifrigſten Bekenner gründet, keinen heiligen Ort aufzuweiſen, der auf eine ſo unſchuldige und gefühlvolle Art verziert und verehrt wäre.

Wenn man den Berg erſtiegen hat, wendet man ſich um eine Felſenecke, wo man einer ſteilen Felswand nah gegenüber ſteht, an welcher die Kirche und das Kloſter gleichſam feſtgebaut ſind.

Die Außenſeite der Kirche hat nichts einladendes noch verſprechendes; man eröffnet die Thüre ohne Erwartung, wird aber auf das wunderbarſte überraſcht indem man hineintritt. Man befindet ſich unter einer Halle, welche in der Breite der Kirche hinläuft und gegen das Schiff zu offen iſt. Man ſieht in der-

ſelben die gewöhnlichen Gefäße mit Weihwaſſer und einige Beichtſtühle. Das Schiff der Kirche iſt ein offner Hof, der an der rechten Seite von rauhen Felſen, auf der linken von einer Continuation der Halle zugeſchloſſen wird. Er iſt mit Steinplatten etwas abhängig belegt, damit das Regenwaſſer ablaufen kann; ein kleiner Brunnen ſteht ohngefähr in der Mitte.

Die Höhle ſelbſt iſt zum Chor umgebildet, ohne daß man ihr von der natürlichen rauhen Geſtalt etwas genommen hätte. Einige Stufen führen hinauf: gleich ſteht der groſſe Pult mit dem Chorbuche entgegen, auf beyden Seiten die Chorſtühle. Alles wird von dem aus dem Hofe oder Schiff einfallenden Tageslicht erleuchtet. Tief hinten, in dem Dunkel der Höhle, ſteht der Hauptaltar, in der Mitte.

Man hat, wie ſchon geſagt, an der Höhle nichts verändert; allein da die Felſen immer

von Waſſer träufeln, war es nöthig den Ort trocken zu halten. Man hat dieſes durch bleyerne Rinnen bewirkt, welche man an den Kanten der Felſen hergeführt und verſchiedentlich mit einander verbunden hat. Da ſie oben breit ſind und unten ſpitz zulaufen, auch mit einer ſchmutzig-grünen Farbe angeſtrichen ſind, ſo ſieht es faſt aus, als wenn die Höhle inwendig mit großen Cactus-Arten bewachſen wäre. Das Waſſer wird, theils ſeitwärts, theils hinten in einen klaren Behälter geleitet, woraus es die Gläubigen ſchöpfen und gegen allerley Uebel gebrauchen.

Da ich dieſe Gegenſtände genau betrachtete, trat ein Geiſtlicher zu mir und fragte mich: ob ich etwa ein Genueſer ſey und einige Meſſen wollte leſen laſſen? Ich verſetzte ihm darauf: ich ſey mit einem Genueſer nach Palermo kommen, welcher morgen als an einem Feſttage herauf ſteigen würde. Da immer einer von uns zu Hauſe bleiben müß-

te, wäre ich heute herauf gegangen, mich umzusehen. Er verſetzte darauf: ich möchte mich aller Freyheit bedienen, alles wohl betrachten und meine Devotion verrichten. Beſonders wies er mich an einen Altar, der links in der Höhle ſtund, als ein beſonderes Heiligthum und verließ mich.

Ich ſah durch die Oeffnungen eines groſſen, aus Meſſing getriebenen Laubwerks, Lampen unter dem Altar hervorſchimmern, kniete ganz nahe davor hin und blickte durch die Oeffnungen. Es war inwendig noch ein Gitterwerk von feinem geflochtenen Meſſing-Draht vorgezogen, ſo daß man nur wie durch einen Flor den Gegenſtand dahinter unterſcheiden konnte. — Ein ſchönes Frauenzimmer erblickt' ich bey dem Schein einiger ſtillen Lampen.

Sie lag wie in einer Art von Entzückung, die Augen halb geſchloſſen, den Kopf nach-

läſſig auf die rechte Hand gelegt, die mit vielen Ringen geſchmückt war. Ich konnte das Bild nicht genug betrachten; es ſchien mir ganz beſondere Reize zu haben. Ihr Gewand iſt aus einem vergoldeten Blech getrieben, welches einen reich von Gold gewirkten Stoff gar gut nachahmt. Kopf und Hände von weißem Marmor, ſind, ich darf nicht ſagen in einem hohen Styl, aber doch ſo natürlich und gefällig gearbeitet, daß man glaubt ſie müßte Athem holen und ſich bewegen.

Ein kleiner Engel ſteht neben ihr und ſcheint ihr mit einem Lilienſtengel Kühlung zuzuwehen.

Unterdeſſen waren die Geiſtlichen in die Höhle gekommen, hatten ſich auf ihre Stühle geſetzt und ſangen die Veſper.

Ich ſetzte mich auf eine Bank, gegen dem Altar über, und hörte ihnen eine Weile zu:

alsdann begab ich mich wieder zum Altare, knicte nieder und ſuchte das ſchöne Bild der Heiligen noch deutlicher gewahr zu werden. Ich überließ mich ganz der reizenden Illuſion der Geſtalt und des Ortes.

Der Geſang der Geiſtlichen verklang nun in der Höhle, das Waſſer rieſelte in das Behältniß gleich neben dem Altare zuſammen, die überhangenden Felſen des Vorhofs, des eigentlichen Schiffs der Kirche, ſchloſſen die Scene noch mehr ein. Es war eine große Stille in dieſer gleichſam wieder ausgeſtorbenen Wüſte, eine große Reinlichkeit in einer wilden Höhle; der Flitterputz des katholiſchen, beſonders ſicilianiſchen Gottesdienſtes, hier noch zunächſt ſeiner natürlichen Einfalt; die Illuſion, welche die Geſtalt der ſchönen Schläferin hervorbrachte, auch einem geübten Auge noch reizend, — genug, ich konnte mich nur mit Schwierigkeit von dieſem Orte losreißen,

und kam erſt in ſpäter Nacht wieder in Paler-
mo an.

Palermo, Sonnabend den 7. April 1787.

In dem öffentlichen Garten, unmittelbar an der Rhede, brachte ich im Stillen die vergnügteſten Stunden zu. Es iſt der wunderbarſte Ort von der Welt. Regelmäßig angelegt, ſcheint er uns doch feenhaft; vor nicht gar langer Zeit gepflanzt, verſetzt er ins Alterthum. Grüne Beeteinfaſſungen umſchließen fremde Gewächſe, Citronenſpaliere wölben ſich zum niedlichen Laubengange, hohe Wände des Oleanders, geſchmückt von tauſend rothen nelkenhaften Blüthen, locken das Auge. Ganz fremde mir unbekannte Bäume, noch ohne Laub, wahrſcheinlich aus wärmern Gegenden, verbreiten ſeltſame Zweige. Eine hinter dem flachen, Raum erhöhte Bank läßt einen ſo

wunderſam-verſchlungenen Wachsthum überſehen und lenkt den Blick zuletzt auf große Baſſins, in welchen Gold- und Silberfiſche ſich gar lieblich bewegen, bald ſich unter bemooste Röhren verbergen, bald wieder ſchaarenweis, durch einen Biſſen Brod gelockt, ſich verſammeln. An den Pflanzen erſcheint durchaus ein Grün das wir nicht gewohnt ſind, bald gelblicher, bald blaulicher als bey uns. Was aber dem Ganzen die wunderſamſte Anmuth verlieh, war ein ſtarker Duft der ſich über alles gleichförmig verbreitete, mit ſo merklicher Wirkung, daß die Gegenſtände, auch nur einige Schritte hinter einander entfernt, ſich entſchiedener hellblau von einander abſetzten, ſo daß ihre eigenthümliche Farbe zuletzt verloren ging, oder wenigſtens ſehr überbläut ſie ſich dem Auge darſtellten.

Welche wunderſame Anſicht ein ſolcher Duft entfernterern Gegenſtänden, Schiffen, Vorgebirgen ertheilt, iſt für ein maleriſches

nen in dieſer Qualität zu präſentiren. Was uns allein noch abgeht, das ſind die kühlen Lüftchen. Die Verſuche davon ſind immer noch unvollkommen; wir hoffen aber aus Frankreich auch dieſem Mangel nächſtens abgeholfen zu ſehen.

Sora. Um Vergebung, was iſt in den Kaſten da? Darf man's wiſſen?

Merkulo. Geheimniſſe, meine ſchöne Fräulein, Geheimniſſe! Aber Sie haben das Geheimniß gefunden, die Geheimniſſe meines Herzens aufzulöſen, ſo daß Ihnen eben weiter nichts verborgen bleibt. Hier führen wir die vorzüglichſten Glückſeligkeiten empfindſamer Seelen bey uns. In dieſem Kaſten ſind ſprudelnde Quellen.

Mana. O!

Merkulo. Hier in dieſem iſt der Geſang, der lieblichſte Geſang der Vögel verborgen.

Mana. Warum nicht gar?

Auge merkwürdig genug, indem die Distanzen genau zu unterscheiden, ja zu messen sind; deswegen auch ein Spaziergang auf die Höhe höchst reizend ward. Man sah keine Natur mehr, sondern nur Bilder, wie sie der künstlichste Maler durch Lasiren auseinander gestuft hätte.

Aber der Eindruck jenes Wundergartens war mir zu tief geblieben; die schwärzlichen Wellen am nördlichen Horizonte, ihr Anstreben an die Buchtkrümmungen, selbst der eigene Geruch des dünstenden Meeres, das alles rief mir die Insel der seligen Phäaken in die Sinne so wie ins Gedächtniß. Ich eilte sogleich einen Homer zu kaufen, jenen Gesang mit großer Erbauung zu lesen und eine Uebersetzung aus dem Stegreif Knieppen vorzutragen, der wohl verdiente, bey einem guten Glase Wein, von seinen strengen heutigen Bemühungen behaglich auszuruhen.

Palermo den 3. April 1787.
Oſterſonntag.

Nun aber ging die lärmige Freude über die glückliche Auferſtehung des Herrn mit Tagesanbruch los. Petarden, Lauffeuer, Schläge, Schwärmer und dergleichen wurden kaſtenweis vor den Kirchthüren losgebrannt, indeſſen die Gläubigen ſich zu den eröffneten Flügelpforten drängten. Glocken- und Orgelſchall, Chorgeſang der Prozeſſionen und der ihnen entgegnenden geiſtlichen Chöre konnten wirklich das Ohr derjenigen verwirren, die an eine ſo lärmende Gottesverehrung nicht gewöhnt waren.

Die frühe Meſſe war kaum geendigt, als zwey wohlgeputzte Laufer des Vicekönigs unſern Gaſthof beſuchten, in der doppelten Abſicht, einmal den ſämmtlichen Fremden zum Feſte zu

gratuliren und dagegen ein Trinkgeld einzunehmen, mich sodann zur Tafel zu laden, weshalb meine Gabe etwas erhöht werden mußte.

Nachdem ich den Morgen zugebracht die verschiedenen Kirchen zu besuchen und die Volksgesichter und Gestalten zu betrachten, fuhr ich zum Pallast des Vicekönigs, welcher am obern Ende der Stadt liegt. Weil ich etwas zu früh gekommen fand ich die großen Säle noch leer, nur ein kleiner, munterer Mann ging auf mich zu, den ich sogleich für einen Maltheser erkannte.

Als er vernahm daß ich ein Deutscher sey, fragte er: ob ich ihm Nachricht von Erfurt zu geben wisse? er habe daselbst einige Zeit sehr angenehm zugebracht. Auf seine Erkundigungen nach der von Dachrödischen Familie, nach dem Coadjutor von Dalberg, konnte ich ihm hinreichende Auskunft geben, worüber er sehr vergnügt nach dem übrigen Thüringen

fragte. Mit bedenklichem Antheil erkundigte er ſich nach Weimar. Wie ſteht es denn, ſagte er, mit dem Manne, der, zu meiner Zeit jung und lebhaft, daſelbſt Regen und ſchönes Wetter machte? Ich habe ſeinen Namen vergeſſen, genug aber, es iſt der Verfaſſer des Werthers.

Nach einer kleinen Pauſe, als wenn ich mich bedächte, erwiederte ich: die Perſon, nach der ihr euch gefällig erkundigt, bin ich ſelbſt! — Mit dem ſichtbarſten Zeichen des Erſtaunens fuhr er zurück und rief aus: da muß ſich viel verändert haben! O ja! verſetzte ich, zwiſchen Weimar und Palermo hab' ich manche Veränderung gehabt.

In dem Augenblick trat mit ſeinem Gefolge der Vicekönig herein und betrug ſich mit anſtändiger Freymüthigkeit, wie es einem ſolchen Herrn geziemt. Er enthielt ſich jedoch nicht des Lächelns über den Maltheſer, welcher

seine Verwunderung mich hier zu sehen auszudrücken fortfuhr. Bey Tafel sprach der Vicekönig, neben dem ich saß, über die Absicht meiner Reise und versicherte, daß er Befehl geben wolle mich in Palermo alles sehen zu lassen und mich auf meinem Wege durch Sicilien auf alle Weise zu fördern.

Palermo, Montag den 9. April 1787.

Heute den ganzen Tag beschäftigte uns der Unsinn des Prinzen Pallagonia und auch diese Thorheiten waren ganz etwas anders als wir uns lesend und hörend vorgestellt. Denn bey der größten Wahrheitsliebe kommt derjenige der vom Absurden Rechenschaft geben soll immer in's Gedränge: er will einen Begriff davon überliefern und so macht er es schon zu etwas, da es eigentlich

ein Nichts ist welches für etwas gehalten seyn will. Und so muß ich noch eine andere allgemeine Reflexion vorausschicken: daß weder das Abgeschmackteste noch das Vortrefflichste ganz unmittelbar aus Einem Menschen, aus Einer Zeit hervorspringe, daß man vielmehr beyden mit einiger Aufmerksamkeit eine Stammtafel der Herkunft nachweisen könne.

Jener Brunnen in Palermo gehört unter die Vorfahren der pallagonischen Raserey, nur daß diese hier, auf eignem Grund und Boden, in der größten Freyheit und Breite sich hervorthut. Ich will den Verlauf des Entstehens zu entwickeln suchen.

Wenn ein Lustschloß in diesen Gegenden mehr oder weniger in der Mitte des ganzen Besitzthums liegt und man also, um zu der herrschaftlichen Wohnung zu gelangen, durch gebaute Felder, Küchengärten und dergleichen landwirthschaftliche Nützlichkeiten zu fahren

hat, erweiſen ſie ſich haushältiſcher als die Nordländer, die oft eine große Strecke guten Bodens zu einer Parkanlage verwenden, um mit unfruchtbarem Geſträuche dem Auge zu ſchmeicheln. Dieſe Südländer hingegen führen zwey Mauern auf, zwiſchen welchen man zum Schloß gelangt, ohne daß man gewahr werde was rechts oder links vorgeht. Dieſer Weg beginnt gewöhnlich mit einem großen Portal, wohl auch mit einer gewölbten Halle und endigt im Schloßhofe. Damit nun aber das Auge zwiſchen dieſen Mauern nicht ganz unbefriedigt ſey, ſo ſind ſie oben ausgebogen, mit Schnörkeln und Poſtamenten verziert, worauf allenfalls hie und da eine Vaſe ſteht. Die Flächen ſind abgetüncht, in Felder getheilt und angeſtrichen. Der Schloßhof macht ein Rund von einſtöckigen Häuſern wo Geſinde und Arbeitsleute wohnen; das viereckte Schloß ſteigt über alles empor.

Dies iſt die Art der Anlage wie ſie herkömmlich gegeben iſt, wie ſie auch ſchon frü-

her mag bestanden haben bis der Vater des Prinzen das Schloß baute, zwar auch nicht in dem besten aber doch erträglichem Geschmack. Der jetzige Besitzer aber, ohne jene allgemeine Grundzüge zu verlassen, erlaubt seiner Lust und Leidenschaft zu mißgestaltetem, abgeschmackten Gebilde den freisten Lauf und man erzeigt ihm viel zu viel Ehre wenn man ihm nur einen Funken Einbildungskraft zuschreibt.

Wir treten also in die große Halle, welche mit der Grenze des Besitzthums selbst anfängt, und finden ein Achteck, sehr hoch zur Breite. Vier ungeheure Riesen, mit modernen, zugeknöpften Camaschen, tragen das Gesims auf welchem, dem Eingang gerade gegenüber, die heilige Dreyeinigkeit schwebt.

Der Weg nach dem Schlosse zu ist breiter als gewöhnlich, die Mauer in einen fortlaufenden hohen Sockel verwandelt, auf wel-

chem ausgezeichnete Basamente seltsame Gruppen in die Höhe tragen, indessen in dem Raum von einer zur andern mehrere Vasen aufgestellt sind. Das Widerliche dieser von den gemeinsten Steinhauern gepfuschten Mißbildungen wird noch dadurch vermehrt, daß sie aus dem losesten Muscheltuff gearbeitet sind; doch würde ein besseres Material den Unwerth der Form nur desto mehr in die Augen setzen. Ich sagte vorhin Gruppen und bediente mich eines falschen an dieser Stelle uneigentlichen Ausdrucks: denn diese Zusammenstellungen sind durch keine Art von Reflexion oder auch nur Willkühr entstanden, sie sind vielmehr zusammengewürfelt. Jedesmal drei bilden den Schmuck eines solchen viereckten Postaments, indem ihre Vasen so eingerichtet sind, daß sie zusammen in verschiedenen Stellungen den viereckigen Raum ausfüllen. Die vorzüglichste besteht gewöhnlich aus zwey Figuren und ihre Vase nimmt den größten vordern Theil des Piedestals ein, diese sind meistentheils Unge-

heuer von thierischer und menschlicher Gestalt. Um nun den hintern Raum der Piedestalfläche auszufüllen bedarf es noch zweier Stücke; das von mittlerer Größe stellt gewöhnlich einen Schäfer oder eine Schäferin, einen Cavalier oder eine Dame, einen tanzenden Affen oder Hund vor. Nun bleibt auf dem Piedestal noch eine Lücke, diese wird meistens durch einen Zwerg ausgefüllt, wie denn überall dieses Geschlecht bey geistlosen Scherzen eine große Rolle spielt.

Daß wir aber die Elemente der Tollheit des Prinzen Pallagonia vollständig überliefern, geben wir nachstehendes Verzeichniß. Menschen: Bettler, Bettlerinnen, Spanier, Spanierinnen, Mohren, Türken, Buckeliche, alle Arten Verwachsene, Zwerge, Musikanten, Pulcinelle, antikcostumirte Soldaten, Götter, Göttinnen, altfranzösisch Gekleidete, Soldaten mit Patrontaschen und Camaschen, Mythologie mit frazzenhaften Zuthaten: Achill und

Merkulo. Und hier in dieſem größern iſt Mondſchein eingepackt.

Sora. Es iſt nicht möglich! Laſſen Sie's uns doch ſehn.

Merkulo. Es ſteht nicht in meiner Gewalt. Der Prinz allein weiß dieſe Herrlichkeiten in Bewegung und Leben zu ſetzen. Er ganz allein darf ſie fühlen: ich könnte Ihnen nur den groben Stoff ſichtbar machen.

Mana. O wir müſſen den Prinzen bitten, daß er uns die Maſchinen einmal ſpielen läßt.

Merkulo. Um's Himmels willen laſſen Sie Sich nichts merken! Und beſonders unter dem Titel von Spielen würde der Prinz ſeine Liebhabereyen nicht erkennen. Jeder Menſch, meine ſchöne Fräulein, treibt ſeine Liebhabereyen ſehr ernſthaft, meiſtens ernſthafter als ſeine Geſchäfte. Indeſſen halte ich für Schuldigkeit, Ihr Vergnügen, ſo viel an mir iſt, zu befördern, und wollte Ihnen gern

Chiron mit Pulcinell. Thiere: nur Theile derſelben, Pferd mit Menſchenhänden, Pferdekopf auf Menſchenkörper, entſtellte Affen, viele Drachen und Schlangen, alle Arten von Pfoten an Figuren aller Art, Verdoppelungen, Verwechslungen der Köpfe. Vaſen: alle Arten von Monſtern und Schnörkeln die unterwärts zu Vaſenbäuchen und Unterſätzen endigen.

Denke man ſich nun dergleichen Figuren ſchockweiſe verfertigt und ganz ohne Sinn und Verſtand entſprungen, auch ohne Wahl und Abſicht zuſammengeſtellt, denke man ſich dieſen Sockel, dieſe Piedeſtale und Unformen in einer unabſehbaren Reihe, ſo wird man das unangenehme Gefühl mit empfinden das einen jeden überfallen muß, wenn er durch dieſe Spitzruthen des Wahnſinns durchgejagt wird.

Wir nähern uns dem Schloſſe und werden durch die Arme eines halbrunden Vorhofs em-

pfangen; die entgegenſtehende Hauptmauer, wodurch das Thor geht, iſt burgartig angelegt. Hier finden wir eine ägyptiſche Figur eingemauert, einen Springbrunnen ohne Waſſer, ein Monument, zerſtreut umherliegende Vaſen, Statuen vorſätzlich auf die Naſe gelegt. Wir treten in den Schloßhof und finden das herkömmliche, mit kleinen Gebäuden umgebene Rund in kleineren Halbzirkeln ausgebogt, damit es ja an Mannigfaltigkeit nicht fehle.

Der Boden iſt groſſentheils mit Gras bewachſen. Hier ſtehen, wie auf einem verfallenen Kirchhofe, ſeltſam-geſchnörkelte Marmorvaſen vom Vater her, Zwerge und ſonſtige Ungeſtalten aus der neuern Epoche zufällig durch einander, ohne daß ſie bis jetzt einen Platz finden können; ſogar tritt man vor eine Laube, vollgepfropft von alten Vaſen und anderm geſchnörkelten Geſtein.

Das Widerſinnige einer ſolchen geſchmackloſen Denkart zeigt ſich aber im höchſten Grade

darin, das die Geſimſe der kleinen Häuſer durchaus ſchief nach einer oder der andern Seite hinhängen, ſo daß das Gefühl der Waſſerwage und des Perpendikels, das uns eigentlich zu Menſchen macht und der Grund aller Eurythmie iſt, in uns zerriſſen und gequält wird. Und ſo ſind denn auch dieſe Dachreihen mit Hydern und kleinen Büſten, mit muſicirenden Affenchören und ähnlichem Wahnſinn verbrämt. Drachen mit Göttern abwechſelnd, ein Atlas der ſtatt der Himmelskugel ein Weinfaß trägt.

Gedenkt man ſich aber aus allem dieſen in das Schloß zu retten, welches, vom Vater erbaut, ein relativ vernünftiges äußeres Anſehn hat, ſo findet man nicht weit vor der Pforte den lorbeerbekränzten Kopf eines römiſchen Kaiſers auf einer Zwerggeſtalt die auf einem Delphin ſitzt.

Im Schloſſe ſelbſt nun, deſſen Aeußeres ein leidliches Innere erwarten läßt, fängt das

Fieber des Prinzen ſchon wieder zu raſen an. Die Stuhlfüße ſind ungleich abgeſägt, ſo daß niemand Platz nehmen kann und vor den ſitzbaren Stühlen warnt der Caſtellan, weil ſie unter ihren Sammetpolſtern Stacheln verbergen. Candelaber von chineſiſchem Porzellan ſtehen in den Ecken, welche, näher betrachtet, aus einzelnen Schaalen, Ober- und Untertaſſen u. d. g. zuſammen gekittet ſind. Kein Winkel wo nicht irgend eine Willkühr hervorblickte. Sogar der unſchätzbare Blick über die Vorgebirge in's Meer wird durch farbige Scheiben verkümmert, welche durch einen unwahren Ton die Gegend entweder verkälten oder entzünden. Eines Cabinets muß ich noch erwähnen, welches aus alten vergoldeten, zuſammengeſchnittenen Rahmen aneinander getäfelt iſt. Alle die hundertfältigen Schnitzmuſter, alle die verſchiedenen Abſtufungen einer ältern oder jüngern, mehr oder weniger beſtaubten und beſchädigten Vergoldung bedecken hier, hart an einander gedrängt, die ſämmtlichen Wände

und geben den Begriff von einem zerſtückelten Trödel.

Die Capelle zu beſchreiben wäre allein ein Heftchen nöthig. Hier findet man den Aufſchluß über den ganzen Wahnſinn der nur in einem bigotten Geiſte bis auf dieſen Grad wuchern konnte. Wie manches Fratzenbild einer irregeleiteten Devotion ſich hier befinden mag geb' ich zu vermuthen, das Beſte jedoch will ich nicht vorenthalten. Flach an der Decke nämlich iſt ein geſchnitztes Crucifix von ziemlicher Größe befeſtigt, nach der Natur angemalt, lackirt mit untermiſchter Vergoldung. Dem Gekreuzigten in den Nabel iſt ein Haken eingeſchraubt, eine Kette aber die davon herabhängt befeſtigt ſich in den Kopf eines knieendbetenden in der Luft ſchwebenden Mannes der, angemalt und lackirt wie alle übrigen Bilder der Kirche, wohl ein Sinnbild der ununterbrochenen Andacht des Beſitzers darſtellen ſoll.

Uebrigens iſt der Pallaſt nicht ausgebaut: ein großer, von dem Vater bunt und reich angelegter, aber doch nicht widerlich verzierter Saal war unvollendet geblieben; wie denn der grenzenloſe Wahnſinn des Beſitzers mit ſeinen Narrheiten nicht zu Rande kommen kann.

Kniepen, deſſen Künſtlerſinn innerhalb dieſes Tollhauſes zur Verzweiflung getrieben wurde, ſah ich zum erſtenmal ungeduldig, er trieb mich fort da ich mir die Elemente dieſer Unſchöpfung einzeln zu vergegenwärtigen und zu ſchematiſiren ſuchte. Gutmüthig genug zeichnete er zuletzt noch eine von den Zuſammenſtellungen, die einzige die noch wenigſtens eine Art von Bild gab. Sie ſtellt ein Pferd-Weib auf einem Seſſel ſitzend, gegen einem, unterwärts altmodiſch-gekleideten, mit Greifenkopf, Krone und großer Perücke gezierten Cavalier Karte ſpielend vor, und erinnert an das nach aller Tollheit noch immer höchſt merkwürdige Wappen des Hauſes Pallagonia: ein Satyr

hält einem Weibe, das einen Pferdekopf hat, einen Spiegel vor.

Palermo, Dienstag den 10. April 1787.

Heute fuhren wir bergauf nach Montreal. Ein herrlicher Weg, welchen der Abt jenes Kloſters, zur Zeit eines überſchwenglichen Reichthums angelegt hat; breit, bequemen Anſtiegs, Bäume hie und da, beſonders aber weitläufige Spring- und Röhrenbrunnen, beynah pallagoniſch verſchnörkelt und verziert, demohngeachtet aber Thiere und Menſchen erquickend.

Das Kloſter San Martin, auf der Höhe liegend, iſt eine reſpectable Anlage. Ein Hageſtolz allein, wie man am Prinzen Pallagonia ſieht, hat ſelten etwas vernünftiges hervorgebracht, mehrere zuſammen hingegen die aller-

größten Werke, wie Kirchen und Klöſter zeugen. Doch wirkten die geiſtlichen Geſellſchaften wohl nur deswegen ſoviel, weil ſie noch mehr als irgend ein Familienvater, einer unbegrenzten Nachkommenſchaft gewiß waren.

Die Mönche ließen uns ihre Sammlungen ſehen. Von Alterthümern und natürlichen Sachen verwahren ſie manches Schöne. Beſonders fiel uns auf eine Medaille mit dem Bilde einer jungen Göttin, das Entzücken erregen mußte. Gern hätten uns die guten Männer einen Abdruck mitgegeben, es war aber nichts bey Handen, was zu irgend einer Art von Form tauglich geweſen wäre.

Nachdem ſie uns alles vorgezeigt, nicht ohne traurige Vergleichung der vorigen und gegenwärtigen Zuſtände, brachten ſie uns in einen angenehmen kleinen Saal, von deſſen Balcon man eine liebliche Ausſicht genoß; hier

war für uns beyde gedeckt und es fehlte nicht an einem sehr guten Mittagsessen. Nach dem aufgetragenen Desert trat der Abt herein, begleitet von seinen ältesten Mönchen, setzte sich zu uns und blieb wohl eine halbe Stunde, in welcher Zeit wir manche Frage zu beantworten hatten. Wir schieden aufs freundlichste. Die jüngern begleiteten uns nochmals in die Zimmer der Sammlung und zuletzt nach dem Wagen.

Wir fuhren mit ganz andern Gesinnungen nach Hause als gestern. Heute hatten wir eine große Anstalt zu bedauern, die eben zu der Zeit versinkt, indessen an der andern Seite ein abgeschmacktes Unternehmen mit frischem Wachsthum hervorsteigt.

Der Weg nach San Martin geht das ältere Kalkgebirg hinauf. Man zertrümmert die Felsen und brennt Kalk daraus, der sehr weiß wird. Zum Brennen brauchen sie eine

ſtarke, lange Grasart, in Bündeln getrocknet. Hier entſteht nun die Calcara. Bis an die ſteilſten Höhen liegt rother Thon angeſchwemmt, der hier die Dammerde vorſtellt, je höher je röther, wenig durch Vegetation geſchwärzt. Ich ſah in der Entfernung eine Grube faſt wie Zinnober.

Das Kloſter ſteht mitten im Kalkgebirg, das ſehr quellenreich iſt. Die Gebirge umher ſind wohl bebaut.

Palermo, Mittwoch den 11. April 1787.

Nachdem wir nun zwey Hauptpunkte auſſerhalb der Stadt betrachtet, begaben wir uns in den Pallaſt, wo der geſchäftige Lauſer die Zimmer und ihren Inhalt vorzeigte. Zu unſerm groſſen Schrecken war der Saal, wor-

unſre Raritäten, wenn gleich nur lebles, vorzeigen, wäre nur die Decoration des Saales einigermaßen mit dieſer eingeſchloſſnen Natur übereinſtimmend.

Mana. So vollkommen muß man die Illuſion nicht verlangen.

Sora. Dem iſt leicht abzuhelfen. Wir haben ja die gewirkten Tapeten, die nichts als Wälder und Gegenden vorſtellen.

Merkulo. Das wird allerliebſt ſeyn.

Sora. He! Ein Bedienter kommt. Sagt dem Hoftapezier, er ſoll die gewirkte Waldtapete gleich herunter laſſen!

Merkulo. An mir ſoll's auch nicht fehlen.

Muſik.

Er gibt ein Zeichen, und in dem Augenblicke als ſich die Scene in Wald verwandelt, verwandeln ſich die Kaſten in Raſenbänke, Felſen, Gebuſche und ſo weiter. Der Kaſten über der Laube in Wolken. Der Decorateur wird ſorgen, daß das Ganze übereinſtimmend und reizend ſey, und mit der verſchwindenden Decoration einen recht fühlbaren Contraſt mache.

in die Antiken ſonſt aufgeſtellt ſind, eben in der größten Unordnung, weil man eine neue architectoniſche Decoration im Werke hatte. Die Statuen waren von ihren Stellen weggenommen, mit Tüchern verhängt, mit Gerüſten verſtellt, ſo daß wir, troz allem guten Willen unſeres Führers und einiger Bemühung der Handwerksleute, doch nur einen ſehr unvollſtändigen Begriff davon erwerben konnten. Am meiſten war mir um die zwey Widder von Erz zu thun, welche, auch nur unter dieſen Umſtänden geſehen, den Kunſtſinn höchlich erbauten. Sie ſind liegend vorgeſtellt, die eine Pfote vorwärts, als Gegenbilder die Köpfe nach verſchiedenen Seiten gekehrt; mächtige Geſtalten aus der mythologiſchen Familie Phryxus, und Helle zu tragen würdig. Die Wolle nicht kurz und kraus, ſondern lang und wellenartig herabfallend, mit großer Wahrheit und Eleganz gebildet, aus der beſten griechiſchen Zeit. Sie ſollen in dem Hafen von Syrakus geſtanden haben.

Nun führte uns der Laufer außerhalb der Stadt in Catacomben, welche, mit architectonischem Sinn angelegt, keineswegs zu Grabplätzen benutzte Steinbrüche ſind. In einem ziemlich verhärteten Tuff und deſſen ſenkrecht gearbeiteter Wand ſind gewölbte Oeffnungen und innerhalb dieſer Särge ausgegraben, mehrere übereinander, alles aus der Maſſe, ohne irgend eine Nachhülfe von Mauerwerk. Die oberen Särge ſind kleiner und in den Räumen über den Pfeilern ſind Grabſtätten für Kinder angebracht.

Palermo, Donnerſtag den 12. April 1787.

Man zeigte uns heute das Medaillen-Cabinet des Prinzen Torremuzza. Gewiſſermaßen ging ich ungern hin. Ich verſtehe von dieſem Fach zu wenig und ein bloß neugieriger Reiſender iſt wahren Kennern und Lieb-

habern verhaßt. Da man aber doch einmal anfange muß, ſo bequemte ich mich und hatte davon viel Vergnügen und Vortheil. Welch ein Gewinn, wenn man auch nur vorläufig überſieht wie die alte Welt mit Städten überſäet war, deren kleinſte, wo nicht eine ganze Reihe der Kunſtgeſchichte, wenigſtens doch einige Epochen derſelben uns in köſtlichen Münzen hinterließ. Aus dieſen Schubkaſten lacht uns ein unendlicher Frühling von Blüthen und Früchten der Kunſt, eines in höherem Sinne geführten Lebensgewerbes und was nicht alles noch mehr hervor. Der Glanz der ſiciliſchen Städte, jetzt verdunkelt, glänzt aus dieſen geformten Metallen wieder friſch entgegen.

Leider haben wir andern in unſerer Jugend nur die Familien-Münzen beſeſſen, die nichts ſagen, und die Kaiſer-Münzen, welche daſſelbe Profil bis zum Ueberdruß wiederholen: Bilder von Herrſchern, die eben nicht

als Musterbilder der Menschheit zu betrachten sind. Wie traurig hat man nicht unsere Jugend auf das gestaltlose Palästina und auf das gestaltverwirrende Rom beschränkt. Sicilien und Neugriechenland läßt mich nun wieder ein frisches Leben hoffen.

Daß ich über diese Gegenstände mich in allgemeine Betrachtungen ergehe, ist ein Beweis, daß ich noch nicht viel davon verstehen gelernt habe; doch das wird sich mit dem übrigen nach und nach schon geben.

Palermo, Donnerstag den 12. April 1787.

Heute am Abend ward mir noch ein Wunsch erfüllt und zwar auf eigene Weise. Ich stand in der großen Straße auf den Schrittsteinen, an jenem Laden mit dem Kauf-

herrn ſcherzend; auf einmal tritt ein Lauſer, groß, wohlgekleidet an mich heran, einen ſilbernen Teller raſch vorhaltend, worauf mehrere Kupferpfennige, wenige Silberſtücke lagen. Da ich nicht wußte was es heißen ſolle, ſo zuckte ich, den Kopf duckend, die Achſeln, das gewöhnliche Zeichen wodurch man ſich losſagt, man mag nun Antrag oder Frage nicht verſtehen, oder nicht wollen. Eben ſo ſchnell als er gekommen war er fort, und nun bemerkte ich auf der entgegengeſetzten Seite der Straße, ſeinen Cameraden in gleicher Beſchäftigung.

Was das bedeute? fragte ich den Handelsmann, der mit bedenklicher Gebärde, gleichſam verſtohlen, auf einen langen, hagern Herrn deutete, welcher, in der Straßenmitte, hofmäßig gekleidet, anſtändig und gelaſſen über den Miſt einherſchritt. Friſirt und gepudert, den Hut unter dem Arm, in ſeidenem Gewande, den Degen an der Seite, ein net-

tes Fußwerk mit Steinschnallen geziert; so trat der Bejahrte ernst und ruhig einher; aller Augen waren auf ihn gerichtet.

Dies ist der Prinz Pallagonia, sagte der Händler, welcher von Zeit zu Zeit durch die Stadt geht und für die in der Barbarey gefangenen Sklaven ein Lösegeld zusammen heischt. Zwar beträgt dieses Einsammeln niemals viel, aber der Gegenstand bleibt doch im Andenken und oft vermachen diejenigen, welche bey Lebzeiten zurückhielten, schöne Summen zu solchem Zweck. Schon viele Jahre ist der Prinz Vorsteher dieser Anstalt und hat unendlich viel Gutes gestiftet!

Statt auf die Thorheiten seines Landsitzes, rief ich aus, hätte er hierher jene großen Summen verwenden sollen. Kein Fürst in der Welt hätte mehr geleistet.

Dagegen sagte der Kaufmann: sind wir doch alle so! unsere Narrheiten bezahlen wir

gar gerne selbst, zu unsern Tugenden sollen andere das Geld hergeben.

Palermo, Freytag den 13. April 1787.

Vorgearbeitet in dem Steinreiche Siciliens hat uns Graf Borck sehr emsig, und wer nach ihm, gleichen Sinnes, die Insel besucht, wird ihm recht gern Dank zollen. Ich finde es angenehm so wie pflichtmäßig, das Andenken eines Vorgängers zu feyern. Bin ich doch nur ein Vorfahre von künftigen andern, im Leben wie auf der Reise!

Die Thätigkeit des Grafen scheint mir übrigens größer als seine Kenntnisse, er verfährt mit einem gewissen Selbstbehagen, welches dem bescheidenen Ernst zuwider ist, mit welchem man wichtige Gegenstände behandeln sollte. Indessen ist sein Heft, in Quart,

ganz dem ſicilianiſchen Steinreich gewidmet, mir von großem Vortheil und ich konnte, dadurch vorbereitet, die Steinſchleifer mit Nutzen beſuchen, welche, früher mehr beſchäftigt zur Zeit als Kirchen und Altäre noch mit Marmor und Achaten überlegt werden mußten, das Handwerk doch noch immer forttreiben. Bey ihnen beſtellte ich Muſter von weichen und harten Steinen: denn ſo unterſcheiden ſie Marmor und Achate hauptſächlich deswegen, weil die Verſchiedenheit des Preiſes ſich nach dieſem Unterſchiede richtet. Doch wiſſen ſie, außer dieſen beyden, ſich noch viel mit einem Material einem Feuererzeugniß ihrer Kalköfen. In dieſen findet ſich, nach dem Brande eine Art Glasfluß, welcher, von der hellſten blauen Farbe zur dunkelſten, ja zur ſchwärzeſten übergeht. Dieſe Klumpen werden, wie anderes Geſtein, in dünne Tafeln geſchnitten, nach der Höhe ihrer Farbe und Reinheit geſchätzt und anſtatt Lapis Lazuli, beym Fourniren von Altären, Grabmählern

und andern kirchlichen Verzierungen, mit Glück angewendet.

Eine vollständige Sammlung, wie ich sie wünsche, ist nicht fertig, man wird sie mir erst nach Neapel schicken. Die Achate sind von der größten Schönheit, besonders diejenigen, in welchen unregelmäßige Flecken von gelbem oder rothem Jaspis, mit weißem gleichsam gefrornen Quarze abwechseln und dadurch die schönste Wirkung hervorbringen.

Eine genaue Nachahmung solcher Achate, auf der Rückseite dünner Glasscheiben durch Lackfarben bewirkt, ist das einzige Vernünftige was ich aus dem pallagonischen Unsinn jenes Tages herausfand. Solche Tafeln nehmen sich zur Decoration schöner aus als der ächte Achat, indem dieser aus vielen kleinen Stücken zusammengesetzt werden muß, bey jenen hingegen die Größe der Tafeln vom Archi-

tecten abhängt. Dieſes Kunſtſtück verdiente wohl nachgeahmt zu werden.

Palermo, den 12. April 1787.

Italien ohne Sicilien macht gar kein Bild in der Seele: hier iſt erſt der Schlüſſel zu Allem.

Vom Clima kann man nicht Gutes genug ſagen; jetzt iſt's Regenzeit aber immer unterbrochen; heute donnert und blitzt es und alles wird mit Macht grün. Der Lein hat ſchon zum Theil Knoten gewonnen, der andere Theil blüht. Man glaubt in den Gründen kleine Teiche zu ſehen, ſo ſchön blaugrün liegen die Leinfelder unten. Der reizenden Gegenſtände ſind unzählige! Und mein Geſelle iſt ein excellenter Menſch, der wahre Hoffegut, ſo wie ich redlich den Treu-

Merkulo. Bravo! Bravo!

Sora. O wie ſchön!

Sie beſehen alles auf das emſigſte ſo lange die Muſik fortdauert.

Mana. Die Decoration iſt allerliebſt.

Merkulo. Um Vergebung, nicht Decoration, ſondern künſtliche Natur nennen wir das; denn das Wort Natur, merken Sie wohl, muß überall dabey ſeyn.

Sora. Scharmant! Allerliebſt!

Merkulo. Da muß ich Sie noch ein Kunſtwort lehren, mit dem weit zu reichen iſt. Scharmant! Allerliebſt! das könnten ſie allenfalls auch von einer Florſchürze, von einem Häubchen ſagen. Nein, wenn Sie etwas erblicken, es ſey was es wolle, ſehn Sie es ſteif an, und rufen: Ach was das für einen Effect auf mich macht! — Es weiß zwar kein Menſch was Sie eigentlich ſagen wollen; denn Sonne,

freund fortſpiele. Er hat ſchon recht ſchöne Conture gemacht und wird noch das Beſte mitnehmen. Welche Ausſicht mit meinen Schätzen dereinſt glücklich nach Hauſe zu kommen!

Vom Eſſen und Trinken hier zu Land hab' ich noch nichts geſagt und doch iſt es kein kleiner Artikel. Die Gartenfrüchte ſind herrlich, beſonders der Salat von Zartheit und Geſchmack wie eine Milch, man begreift warum ihn die Alten Lactuca genannt haben. Das Oel, der Wein alles ſehr gut und ſie könnten noch beſſer ſeyn wenn man auf ihre Bereitung mehr Sorgfalt verwendete. Fiſche die beſten, zarteſten. Auch haben wir dieſe Zeit her ſehr gut Rindfleiſch gehabt, ob man es gleich ſonſt nicht loben will.

Nun vom Mittagseſſen an's Fenſter! auf die Straße! Es ward ein Miſſethäter begnadigt, welches immer zu Ehren der heil-

bringenden Osterwoche geschieht. Eine Brüderschaft führt ihn bis unter einen zum Schein aufgebauten Galgen, dort muß er vor der Leiter eine Andacht verrichten, die Leiter küssen und wird dann wieder weggeführt. Es war ein hübscher Mensch vom Mittelstande, frisirt, einen weißen Frack, weißen Hut, alles weiß. Er trug den Hut in der Hand, und man hätte ihm hie und da nur bunte Bänder anheften dürfen, so konnte er als Schäfer auf jede Redoute gehen.

Palermo, den 13. und 14. April 1787.

Und so sollte mir denn kurz vor dem Schlusse ein sonderbares Abentheuer beschert seyn, wovon ich sogleich umständliche Nachricht ertheile.

Schon die ganze Zeit meines Aufenthalts hörte ich an unſerm öffentlichen Tiſche manches über Cagliostro, deſſen Herkunft und Schickſale reden. Die Palermitaner waren darin einig: daß ein gewiſſer Joſeph Balſamo, in ihrer Stadt geboren, wegen mancherley ſchlechter Streiche berüchtigt und verbannt ſey. Ob aber dieſer mit dem Grafen Cagliostro nur eine Perſon ſey? darüber waren die Meinungen getheilt. Einige, die ihn ehemals geſehen hatten, wollten ſeine Geſtalt in jenem Kupferſtiche wieder finden, der bey uns bekannt genug iſt und auch nach Palermo gekommen war.

Unter ſolchen Geſprächen berief ſich einer der Gäſte auf die Bemühungen, welche ein palermitaniſcher Rechtsgelehrter übernommen, dieſe Sache ins Klare zu bringen. Er war durch das franzöſiſche Miniſterium veranlaßt worden, dem Herkommen eines Mannes nachzuſpüren, welcher die Frechheit gehabt hatte,

vor dem Angesichte Frankreichs, ja man darf wohl sagen der Welt, bei einem wichtigen und gefährlichen Prozesse die albernsten Mährchen vorzubringen.

Es habe dieser Rechtsgelehrte, erzählte man, den Stammbaum des Joseph Balsamo aufgestellt und ein erläuterndes Memoire mit beglaubigten Beylagen nach Frankreich abgeschickt, wo man wahrscheinlich davon öffentlichen Gebrauch machen werde.

Ich äußerte den Wunsch, diesen Rechtsgelehrten, von welchem außerdem viel Gutes gesprochen wurde, kennen zu lernen, und der Erzähler erbot sich, mich bei ihm anzumelden und zu ihm zu führen.

Nach einigen Tagen gingen wir hin und fanden ihn mit seinen Clienten beschäftigt. Als er diese abgefertigt und wir das Frühstück genommen hatten, brachte er ein Manu-

ſcript hervor, welches den Stammbaum Cagliostro's, die zu deſſen Begründung nöthigen Documente in Abſchrift und das Concept einer Memoire enthielt, das nach Frankreich abgegangen war.

Er legte mir den Stammbaum vor und gab mir die nöthigen Erklärungen darüber, wovon ich hier ſo viel anführe als zu leichterer Einſicht nöthig iſt.

Joſeph Balſamo's Urgroßvater mütterlicher Seite war Mattheus Martello. Der Geburtsnawe ſeiner Urgroßmutter iſt unbekannt. Aus dieſer Ehe entſprangen zwey Töchter, eine Namens Maria, die an Joſeph Bracconeri verheiratet und Großmutter Joſeph Balſamo's ward. Die andere, Namens Vincenza, verheiratete ſich an Joſeph Cagliostro, der von einem kleinen Orte La Noava, acht Meilen von Meſſina, gebürtig war. Ich bemerke hier, daß zu Meſſina noch zwey Glo-

ckengießer dieſes Namens leben. Die Groß-tante war in der Folge Pathe bey Joſeph Balſamo; er erhielt den Taufnamen ihres Mannes und nahm endlich auswärts auch den Zunamen Caglioſtro von ſeinem Großonkel an.

Die Eheleute Bracconeri hatten drei Kinder: Felicitas, Mattheus und Antonia.

Felicitas ward an Peter Balſamo verheirathet, den Sohn eines Bandhändlers in Palermo, Antonin Balſamo, der vermuthlich von jüdiſchem Geſchlecht abſtammte. Peter Balſamo, der Sohn des berüchtigten Joſephs, machte Bankerott und ſtarb in ſeinem fünfundvierzigſten Jahre. Seine Wittwe, welche noch gegenwärtig lebt, gab ihm außer dem benannten Joſeph noch eine Tochter, Johanna Joſeph-Maria, welche an Johann Baptiſta Capitummino verheiratet wurde, der mit ihr drey Kinder zeugte und ſtarb.

Das Memoire, welches uns der gefällige Verfasser vorlas und mir, auf mein Ersuchen, einige Tage anvertraute, war auf Taufscheine, Ehekontrakte und Instrumente gegründet, die mit Sorgfalt gesammelt waren. Es enthielt ohngefähr die Umstände (wie ich aus einem Auszug, den ich damals gemacht, ersehe) die uns nunmehr aus den römischen Prozeßakten bekannt geworden sind: daß Josep[illegible] Balsamo Anfangs Juny 1743 zu Palermo geboren, von Vincenza Martello, verheiratete Cagliostro, aus der Taufe gehoben sey, daß er in seiner Jugend das Kleid der barmherzigen Brüder genommen, eines Ordens, der besonders Kranke verpflegt, daß er bald viel Geist und Geschick für die Medicin gezeigt; doch aber wegen seiner übeln Aufführung fortgeschickt worden, daß er in Palermo nachher den Zauberer und Schatzgräber gemacht.

Seine große Gabe, alle Hände nachzuahmen, ließ er nicht unbenutzt (so fährt das

Memoire fort). Er verfälschte oder verfertigte vielmehr ein altes Document, wodurch das Eigenthum einiger Güter in Streit gerieth. Er kam in Untersuchung, in's Gefängniß, entfloh und ward edictaliter citirt. Er reiste durch Calabrien nach Rom, wo er die Tochter eines Gürtlers heiratete. Von Rom kehrte er nach Neapel unter dem Namen Marchese Pellegrini zurück. Er wagte sich wieder nach Palermo, ward erkannt, gefänglich eingezogen und kam nur auf eine Weise los, die werth ist daß ich sie umständlich erzähle.

Der Sohn eines der ersten sicilianischen Prinzen und großen Güterbesitzers, eines Mannes, der an dem neapolitanischen Hofe ansehnliche Stellen bekleidete, verband mit einem starken Körper und einer unbändigen Gemüthsart allen Uebermuth, zu dem sich der Reiche und Große ohne Bildung berechtigt glaubt.

Donna Lorenza wußte ihn zu gewinnen und auf ihn baute der verstellte Marcheſe Pellegrini ſeine Sicherheit. Der Prinz zeigte öffentlich, daß er dies angekommene Paar beſchütze; aber in welche Wuth gerieth er, als Joſeph Balſamo auf Anrufen der Partei, welche durch ſeinen Betrug Schaden gelitten, abermals ins Gefängniß gebracht wurde! Er verſuchte verſchiedene Mittel ihn zu befreyen und da ſie ihm nicht gelingen wollten, drohte er im Vorzimmer des Präſidenten, den Advocaten der Gegenpartey auf's grimmigſte zu mißhandeln, wenn er nicht ſogleich die Verhaftung des Balſamo wieder aufhöbe. Als der gegenſeitige Sachwalter ſich weigerte, ergriff er ihn, ſchlug ihn, warf ihn auf die Erde, trat ihn mit Füßen und war kaum von mehreren Mißhandlungen abzuhalten, als der Präſident ſelbſt auf den Lärm herauseilte und Frieden gebot.

Dieſer, ein ſchwacher, abhängiger Mann, wagte nicht den Beleidiger zu beſtrafen; die

Gegenpartey und ihre Sachwalter wurden kleinmüthig und Balsamo ward in Freyheit gesetzt, ohne daß bey den Akten sich eine Registratur über seine Loslassung befindet, weder wer sie verfügt, noch wie sie geschehen.

Bald darauf entfernte er sich von Palermo und that verschiedene Reisen, von welchen der Verfasser nur unvollständige Nachrichten geben konnte.

Das Memoire endigte sich mit einem scharfsinnigen Beweise, daß Cagliostro und Balsamo eben dieselbe Person sey, eine These, die damals schwerer zu behaupten war, als sie es jetzt ist, da wir von dem Zusammenhang der Geschichte vollkommen unterrichtet sind.

Hätte ich nicht damals vermuthen müssen, daß man in Frankreich einen öffentlichen Gebrauch von jenem Aufsatz machen würde, daß ich ihn vielleicht bey meiner Zurückkunft schon gedruckt

Mond, Fels und Waſſer, Geſtalten und Geſichter, Himmel und Erde, und ein Stück Glanzleinewand, jedes macht ſeinen eignen Effect; was für einen, das iſt ein Bißchen ſchwerer auszudrücken. Halten Sie Sich aber nur an's allgemeine: Ach! was das für einen beſondern Effect auf mich macht! — Jeder der dabeyſteht ſieht auch hin, und ſtimmt in den beſondern Effect mit ein; und dann iſt's ausgemacht — daß die Sache einen beſondern Effect thut.

Mana. Mit allen dem ſcheint mir Ihr Prinz Liebhaber vom Theater.

Merkulo. Sehr! ſehr! Das Theater und unſere Natur ſind freylich nahe mit einander verwandt. Dabey iſt er ein trefflicher Schauſpieler. Wenn Sie ihn bereden könnten etwas vor Ihnen aufzuführen!

Sora. Haben Sie denn eine Truppe bey Sich?

anträfe; so wäre es mir erlaubt gewesen eine Abschrift zu nehmen und meine Freunde und das Publikum früher von manchen interessanten Umständen zu unterrichten.

Indessen haben wir das meiste und mehr als jenes Memoire enthalten konnte, von einer Seite her erfahren, von der sonst nur Irrthümer auszuströmen pflegten. Wer hätte geglaubt daß Rom einmal zur Aufklärung der Welt, zur völligen Entlarvung eines Betrügers so viel beytragen sollte, als es durch die Herausgabe jenes Auszugs aus den Prozeßakten geschehen ist! Denn obgleich diese Schrift weit interessanter seyn könnte und sollte: so bleibt sie doch immer ein schönes Document in den Händen eines jeden Vernünftigen, der es mit Verdruß ansehen mußte, daß Betrogene, Halbbetrogene und Betrüger diesen Menschen und seine Possenspiele Jahre lang verehrten, sich durch die Gemeinschaft mit ihm über andere erhoben fühlten

und von der Höhe ihres gläubigen Dünkels den gesunden Menschenverstand bedauerten, wo nicht geringschätzten.

Wer schwieg nicht gern während dieser Zeit? und auch nur jetzt, nachdem die ganze Sache geendigt und außer Streit gesetzt ist, kann ich es über mich gewinnen, zu Completirung der Akten dasjenige, was mir bekannt ist, mitzutheilen.

Als ich in dem Stammbaume so manche Personen, besonders Mutter und Schwester, noch als lebend angegeben fand, bezeigte ich dem Verfasser des Memoire meinen Wunsch sie zu sehen und die Verwandten eines so sonderbaren Menschen kennen zu lernen. Er versetzte, daß es schwer seyn werde dazu zu gelangen, indem diese Menschen, arm aber ehrbar, sehr eingezogen lebten, keine Fremden zu sehen gewohnt seyen, und der argwöhnische Character der Nation sich aus einer solchen

Erſcheinung allerley deuten werde; doch er wolle mir ſeinen Schreiber ſchicken, der bey der Familie Zutritt habe und durch den er die Nachrichten und Documente, woraus der Stammbaum zuſammengeſetzt worden, erhalten.

Den folgenden Tag erſchien der Schreiber und äußerte wegen des Unternehmens einige Bedenklichkeiten. Ich habe, ſagte er, bisher immer vermieden dieſen Leuten wieder unter die Augen zu treten: denn um ihre Ehekontrakte, Taufſcheine und andere Päpiere in die Hände zu bekommen und von ſelbigen legale Copien machen zu können, mußte ich mich einer eigenen Liſt bedienen. Ich nahm Gelegenheit von einem Familienſtipendio zu reden, das irgendwo vacant war, machte ihnen wahrſcheinlich daß der junge Capitummino ſich dazu qualificire, daß man vor allen Dingen einen Stammbaum aufſetzen müſſe, um zu ſehen, in wiefern der Knabe Anſprüche darauf

machen könne. Es werde freilich nachher alles auf Negoziation ankommen, die ich übernehmen wolle, wenn man mir einen billigen Theil der zu erhaltenden Summe für meine Bemühungen verspräche. Mit Freuden willigten die guten Leute in alles; ich erhielt die nöthigen Papiere, die Copien wurden genommen, der Stammbaum ausgearbeitet und seit der Zeit hüte ich mich vor ihnen zu erscheinen. Noch vor einigen Wochen wurde mich die alte Capitummine gewahr und ich wußte mich nur mit der Langsamkeit, womit hier dergleichen Sachen vorwärts gehen, zu entschuldigen.

So sagte der Schreiber. Da ich aber von meinem Vorsatz nicht abging, wurden wir nach einiger Ueberlegung dahin einig, daß ich mich für einen Engländer ausgeben und der Familie Nachrichten von Cagliostro bringen sollte, der eben aus der Gefangenschaft der Bastille nach London gegangen war.

Zur gesetzten Stunde, es mochte etwa drey Uhr nach Mittag seyn, machten wir uns auf den Weg. Das Haus lag in dem Winkel eines Gäßchens nicht weit von der Hauptstraße il Cassero genannt. Wir stiegen eine elende Treppe hinauf und kamen sogleich in die Küche. Eine Frau von mittlerer Größe, stark und breit, ohne fett zu seyn, war beschäftigt das Küchengeschirr aufzuwaschen. Sie war reinlich gekleidet und schlug, als wir hineintraten, das eine Ende der Schürze hinauf, um vor uns die schmutzige Seite zu verstecken. Sie sah meinen Führer freudig an und sagte: Signor Giovanni, bringen Sie uns gute Nachrichten? Haben Sie etwas ausgerichtet?

Er versetzte: in unserer Sache hat mir's noch nicht gelingen wollen; hier ist aber ein Fremder, der einen Gruß von Ihrem Bruder bringt und Ihnen erzählen kann, wie er sich gegenwärtig befindet.

Der Gruß, den ich bringen ſollte, war nicht ganz in unſerer Abrede; indeſſen war die Einleitung einmal gemacht. — Sie kennen meinen Bruder? fragte ſie. — Es kennt ihn ganz Europa, verſetzte ich: und ich glaube es wird Ihnen angenehm ſeyn zu hören, daß er ſich in Sicherheit und wohl befindet, da Sie bisher wegen ſeines Schickſals gewiß in Sorgen geweſen ſind. — Treten Sie hinein, ſagte ſie, ich folge Ihnen gleich; und ich trat mit dem Schreiber in das Zimmer.

Es war groß und hoch, daß es bey uns für einen Saal gelten würde; es ſchien aber auch beynah die ganze Wohnung der Familie zu ſeyn. Ein einziges Fenſter erleuchtete die großen Wände, die einmal Farbe gehabt hatten und auf denen ſchwarze Heiligenbilder in goldenen Rahmen herum hingen. Zwey große Betten ohne Vorhänge ſtanden an der einen Wand, ein braunes Schränkchen, das die Geſtalt eines Schreibtiſches hatte, an der an-

dern. Alte mit Rohr durchflochtene Stühle, deren Lehnen ehmals vergoldet gewesen, standen darneben und die Backsteine des Fußbodens waren an vielen Stellen tief ausgetreten. Uebrigens war alles reinlich und wir näherten uns der Familie, die am andern Ende des Zimmers an dem einzigen Fenster versammlet war.

Indeß mein Führer der alten Balsamo, die in der Ecke saß, die Ursache unsers Besuchs erklärte und seine Worte wegen der Taubheit der guten Alten mehrmals laut wiederholte, hatte ich Zeit das Zimmer und die übrigen Personen zu betrachten. Ein Mädchen von ohngefähr sechszehn Jahren, wohlgewachsen, deren Gesichtszüge durch die Blattern undeutlich geworden waren, stand am Fenster; neben ihr ein junger Mensch, dessen unangenehme durch die Blattern entstellte Bildung mir auch auffiel. In einem Lehnstuhl saß oder lag vielmehr, gegen dem Fenster über, eine kranke

ſehr ungeſtaltete Perſon, die mit einer Art Schlafſucht behaftet ſchien.

Als mein Führer ſich deutlich gemacht hatte nöthigte man uns zum Sitzen. Die Alte that einige Fragen an mich, die ich mir aber mußte dollmetſchen laſſen eh ich ſie beantworten konnte, da mir der ſicilianiſche Dialect nicht geläufig war.

Ich betrachtete indeſſen die alte Frau mit Vergnügen. Sie war von mittlerer Größe, aber wohlgebildet; über ihre regelmäßigen Geſichtszüge, die das Alter nicht entſtellt hatte, war der Friede verbreitet, deſſen gewöhnlich die Menſchen genießen, die des Gehörs beraubt ſind; der Ton ihrer Stimme war ſanft und angenehm.

Ich beantwortete ihre Fragen und meine Antworten mußten ihr auch wieder verdollmetſcht werden.

Die Langſamkeit unſerer Unterredung gab mir Gelegenheit meine Worte abzumeſſen. Ich erzählte ihr, daß ihr Sohn in Frankreich losgeſprochen worden und ſich gegenwärtig in England befinde, wo er wohl aufgenommen ſey. Ihre Freude die ſie über dieſe Nachrichten äußerte, waren mit Ausdrücken einer herzlichen Frömmigkeit begleitet, und da ſie nun etwas lauter und langſamer ſprach, konnt' ich ſie eher verſtehen.

Indeſſen war ihre Tochter hereingekommen und hatte ſich zu meinem Führer geſetzt, der ihr das, was ich erzählt hatte, getreulich wiederholte. Sie hatte eine reinliche Schürze vorgebunden und ihre Haare in Ordnung unter das Netz gebracht. Je mehr ich ſie anſah und mit ihrer Mutter verglich, deſto auffallender war mir der Unterſchied beyder Geſtalten. Eine lebhafte, geſunde Sinnlichkeit blickte aus der ganzen Bildung der Tochter hervor, ſie mochte eine Frau von vierzig

Jahren ſeyn. Mit muntern blauen Augen ſah ſie klug umher, ohne daß ich in ihrem Blick irgend einen Argwohn ſpüren konnte. Indem ſie ſaß, verſprach ihre Figur mehr Länge als ſie zeigte, wenn ſie aufſtand; ihre Stellung war determinirt, ſie ſaß mit vorwärts gebogenem Körper und die Hände auf die Knie gelegt. Uebrigens erinnerte mich ihre mehr ſtumpfe als ſcharfe Geſichtsbildung an das Bildniß ihres Bruders, das wir in Kupfer kennen. Sie fragte mich verſchiedenes über meine Reiſe, über meine Abſicht Sicilien zu ſehen und war überzeugt, daß ich gewiß zurückkommen und das Feſt der heiligen Roſalie mit ihnen feyern würde.

Da indeſſen die Großmutter wieder einige Fragen an mich gethan hatte und ich ihr zu antworten beſchäftigt war, ſprach die Tochter halblaut mit meinem Gefährten, doch ſo, daß ich Anlaß nehmen konnte zu fragen: wovon die Rede ſey? Er ſagte darauf: Frau Ca-

Merkulo. Das nicht! Wir ſind aber alle eine Art von Komödianten. Und dann agirt der Prinz, wenn's dazu kommt, meiſtentheils allein.

Sora. Ach! davon haben wir ſchon gehört.

Merkulo. Ey! — Sehen Sie, meine Damen, das iſt eine Erfindung, oder vielmehr eine Wiederauffindung, die unſern erleuchteten Zeiten aufbehalten war. Denn in den alten Zeiten, ſchon auf dem Römiſchen Theater, waren die Monodramen vorzüglich eingeführt. So leſen wir zum Exempel vom Nero —

Mana. Das war der böſe Kaiſer?

Merkulo. Es iſt wahr, er taugte von Haus aus nichts; war aber drum doch ein excellenter Schauſpieler. Er ſpielte bloß Monodramen. Denn erſtlich ſagt Suetonius — Nun das werden Sie alles in der trefflich gelehrten Schrift eines unſerer Akademiſten über

pitummino erzähle ihm, daß ihr Bruder ihr noch vierzehn Unzen schuldig sey; sie habe bey seiner schnellen Abreise von Palermo verschiedene Sachen für ihn eingelöset; seit der Zeit aber weder etwas von ihm gehört, noch Geld, noch irgend eine Unterstützung von ihm erhalten, ob er gleich, wie sie höre, große Reichthümer besitze und einen fürstlichen Aufwand mache. Ob ich nicht über mich nehmen wolle, nach meiner Zurückkunft ihn auf eine gute Weise an die Schuld zu erinnern und eine Unterstützung für sie auszuwirken, ja ob ich nicht einen Brief mitnehmen oder allenfalls bestellen wolle? Ich erbot mich dazu. Sie fragte: wo ich wohne? Wohin sie mir den Brief zu schicken habe? Ich lehnte ab meine Wohnung zu sagen und erbot mich den andern Tag gegen Abend den Brief selbst abzuholen.

Sie erzählte mir darauf ihre mißliche Lage: sie sey eine Wittwe mit drey Kindern,

von denen das eine Mädchen im Kloſter erzogen werde; die andere ſey hier gegenwärtig und ihr Sohn eben in die Lehrſtunde gegangen. Außer dieſen drey Kindern habe ſie ihre Mutter bey ſich, für deren Unterhalt ſie ſorgen müſſe, und überdies habe ſie aus chriſtlicher Liebe die unglückliche kranke Perſon zu ſich genommen, die ihre Laſt noch vergrößere; alle ihre Arbeitſamkeit reiche kaum hin, ſich und den Ihrigen das Nothdürftige zu verſchaffen. Sie wiſſe zwar, daß Gott dieſe guten Werke nicht unbelohnt laſſe; ſeufze aber doch ſehr unter der Laſt die ſie ſchon lange getragen habe.

Die jungen Leute miſchten ſich auch in's Geſpräch und die Unterhaltung wurde lebhafter. Indem ich mit den andern ſprach, hört' ich daß die Alte ihre Tochter fragte: ob ich denn auch wohl ihrer heiligen Religion zugethan ſey? Ich konnte bemerken, daß die Tochter auf eine kluge Weiſe der Antwort

auszuweichen ſuchte, indem ſie, ſo viel ich verſtand, der Mutter bedeutete: daß der Fremde gut für ſie geſinnt zu ſeyn ſchiene, und daß es ſich wohl nicht ſchicke jemanden ſogleich über dieſen Punkt zu befragen.

Da ſie hörten, daß ich bald von Palermo abreiſen wollte, wurden ſie dringender und erſuchten mich, daß ich doch ja wiederkommen möchte; beſonders rühmten ſie die paradieſiſchen Tage des Roſalienfeſtes, dergleichen in der ganzen Welt nicht müſſe geſehen und genoſſen werden.

Mein Begleiter, der ſchon lange Luſt gehabt hatte ſich zu entfernen, machte endlich der Unterredung durch ſeine Gebärden ein Ende und ich verſprach den andern Tag gegen Abend wieder zu kommen und den Brief abzuholen. Mein Begleiter freute ſich, daß alles ſo glücklich gelungen ſey und wir ſchieden zufrieden voneinander.

Man kann sich den Eindruck denken, den diese arme, fromme, wohlgesinnte Familie auf mich gemacht hatte. Meine Neugierde war befriedigt, aber ihr natürliches und gutes Betragen hatte einen Antheil in mir erregt, der sich durch Nachdenken noch vermehrte.

Sogleich aber entstand in mir die Sorge wegen des folgenden Tags. Es war natürlich daß diese Erscheinung, die sie im ersten Augenblick überrascht hatte, nach meinem Abschiede manches Nachdenken bey ihnen erregen mußte. Durch den Stammbaum war mir bekannt, daß noch mehrere von der Familie lebten; es war natürlich daß sie ihre Freunde zusammen beriefen, um sich in ihrer Gegenwart dasjenige wiederholen zu lassen, was sie Tags vorher mit Verwunderung von mir gehört hatten. Meine Absicht hatte ich erreicht und es blieb mir nur noch übrig dieses Abenteuer auf eine schickliche Weise zu endigen. Ich begab mich daher des andern Tags

gleich nach Tiſche allein in ihre Wohnung. Sie verwunderten ſich da ich hineintrat. Der Brief ſey noch nicht fertig ſagten ſie, und einige ihrer Verwandten wünſchten mich auch kennen zu lernen, welche ſich gegen Abend einfinden würden.

Ich verſetzte: daß ich morgen früh ſchon abreiſen müſſe, daß ich noch Viſiten zu machen, auch einzupacken habe und alſo lieber früher als gar nicht hätte kommen wollen.

Indeſſen trat der Sohn herein, den ich des Tags vorher nicht geſehen hatte. Er glich ſeiner Schweſter an Wuchs und Bildung. Er brachte den Brief den man mir mitgeben wollte, den er, wie es in jenen Gegenden gewöhnlich iſt, außer dem Hauſe bei einem der öffentlich ſitzenden Notarien hatte ſchreiben laſſen. Der junge Menſch hatte ein ſtilles, trauriges und beſcheidenes Weſen, erkundigte ſich nach ſeinem Oheim, fragte nach deſſen

Reichthum und Ausgaben und ſetzte traurig hinzu: warum er ſeine Familie doch ſo ganz vergeſſen haben möchte? Es wäre unſer gröſ-tes Glück, fuhr er fort, wenn er einmal hie-her käme und ſich unſerer annehmen wollte; aber, fuhr er fort, wie hat er Ihnen entdeckt daß er noch Anverwandte in Palermo habe? Man ſagt daß er uns überall verleugne und ſich für einen Mann von groſſer Geburt aus-gebe. Ich beantwortete dieſe Frage, welche durch die Unvorſichtigkeit meines Führers bey unſerm erſten Eintritt veranlaßt worden war, auf eine Weiſe, die es wahrſcheinlich machte, daß der Oheim, wenn er gleich gegen das Publikum Urſache habe ſeine Abkunft zu ver-bergen, doch gegen ſeine Freunde und Bekann-te kein Geheimniß daraus mache.

Die Schweſter, welche während dieſer Un-terredung herbeygetreten war und durch die Gegenwart des Bruders, wahrſcheinlich auch durch die Abweſenheit des geſtrigen Freundes

mehr Muth bekam, fing gleichfalls an sehr artig und lebhaft zu sprechen. Sie baten sehr sie ihrem Onkel, wenn ich ihm schriebe, zu empfehlen; eben so sehr aber, wenn ich diese Reise durch's Königreich gemacht, wieder zu kommen und das Rosalienfest mit ihnen zu begehen.

Die Mutter stimmte mit den Kindern ein. Mein Herr, sagte sie, ob es sich zwar eigentlich nicht schickt, da ich eine erwachsene Tochter habe, fremde Männer in meinem Hause zu sehen, und man Ursache hat sich sowohl vor der Gefahr, als der Nachrede zu hüten; so sollen Sie uns doch immer willkommen seyn wenn Sie in diese Stadt zurückkehren.

O ja, versetzten die Kinder, wir wollen den Herrn beym Feste herumführen, wir wollen ihm alles zeigen, wir wollen uns auf die Gerüste setzen, wo wir die Feyerlichkeit am besten sehen können. Wie wird er sich über

den großen Wagen und besonders über die prächtige Illumination freuen!

Indessen hatte die Großmutter den Brief gelesen und wieder gelesen. Da sie hörte daß ich Abschied nehmen wollte stand sie auf und übergab mir das zusammengefaltete Papier. Sagen Sie meinem Sohn, fing sie mit einer edlen Lebhaftigkeit, ja einer Art von Begeisterung an: sagen Sie meinem Sohn, wie glücklich mich die Nachricht gemacht hat, die Sie mir von ihm gebracht haben; sagen Sie ihm, daß ich ihn so an mein Herz schließe — hier streckte sie die Arme aus einander und drückte sie wieder auf ihre Brust zusammen — daß ich täglich Gott und unsere heilige Jungfrau für ihn im Gebet anflehe, daß ich ihm und seiner Frau meinen Segen gebe, und daß ich nur wünsche ihn vor meinem Ende noch einmal mit diesen Augen zu sehen die so viele Thränen über ihn vergossen haben.

Die eigne Zierlichkeit der italiäniſchen Sprache begünſtigte die Wahl und die edle Stellung dieſer Worte, welche noch überdieß von lebhaften Gebärden begleitet wurden, womit jene Nation einen unglaublichen Reiz zu verbreiten gewohnt iſt.

Ich nahm nicht ohne Rührung von ihnen Abſchied. Sie reichten mir alle die Hände, die Kinder geleiteten mich hinaus und indeß ich die Treppe hinunterging, ſprangen ſie auf den Balkon des Fenſters, das aus der Küche auf die Straße ging, riefen mir nach, winkten mir Grüße zu und wiederholten: daß ich ja nicht vergeſſen möchte wieder zu kommen. Ich ſah ſie noch auf dem Balkon ſtehen, als ich um die Ecke herumging.

Ich brauche nicht zu ſagen, daß der Antheil den ich an dieſer Familie nahm den lebhaften Wunſch in mir erregte ihr nützlich zu ſeyn und ihrem Bedürfniß zu Hülfe zu kom-

men. Sie war nun durch mich abermals hintergangen und ihre Hoffnungen auf eine unerwartete Hülfe waren durch die Neugierde des nördlichen Europa's auf dem Wege zum zweitenmal getäuscht zu werden.

Mein erster Vorsatz war, ihnen vor meiner Abreise jene vierzehn Unzen zuzustellen die ihnen der Flüchtling schuldig geblieben und durch die Vermuthung, daß ich diese Summe von ihm wieder zu erhalten hoffte, mein Geschenk zu bedecken; allein als ich zu Hause meine Rechnung machte, meine Casse und Papiere überschlug, sah ich wohl daß in einem Lande, wo durch Mangel von Communication die Entfernung gleichsam in's Unendliche wächst, ich mich selbst in Verlegenheit setzen würde, wenn ich mir anmaßte, die Ungerechtigkeit eines frechen Menschen durch eine herzliche Gutmüthigkeit zu verbessern.

dieſe Schauſpielart leſen! Sie wird auf Befehl unſers Prinzen geſchrieben und auf ſeine Koſten gedruckt. Wir führen aber auch die neuſten Werke, wie man ſie von der Meſſe kriegt: Monodramen zu zwey Perſonen, Duodramen zu dreyen, und ſo weiter.

Sora. Wird denn auch drin geſungen?

Merkulo. Ey geſungen und geſprochen! Eigentlich weder geſungen noch geſprochen. Es iſt weder Melodie noch Geſang drin, deswegen es auch manchmal Melodram genannt wird.

Sora. Wie iſt das?

Merkulo. Gelegentlich, meine Fräulein! Gelegentlich!

Sora. Nun, wir hoffen, der Prinz ſoll gut Freund mit uns werden. Wir hoffen, Sie ſollen recht lange bey uns bleiben. Sie bleiben doch recht lange bey uns?

Gegen Abend trat ich noch zu meinem Handelsmanne und fragte ihn: wie denn das Fest morgen ablaufen werde; da eine große Procession durch die Stadt ziehen und der Vicekönig selbst das Heiligste zu Fuß begleiten solle? Der geringste Windstoß müsse ja Gott und Menschen in die dickste Staubwolke verhüllen.

Der muntere Mann versetzte: daß man in Palermo sich gern auf ein Wunder verlasse. Schon mehrmals in ähnlichen Fällen sey ein gewaltsamer Platzregen gefallen und habe die meist abhängige Straße, wenigstens zum Theil rein abgeschwemmt und der Prozession reinen Weg gebahnt. Auch diesmal hege man die gleiche Hoffnung nicht ohne Grund, denn der Himmel überziehe sich und verspreche Regen auf die Nacht.

Palermo, Sonntag, den 15. April. 1787.

Und so geschah es denn auch! der gewaltsamste Regenguß fiel vergangene Nacht vom Himmel. Sogleich morgens eilte ich auf die Straße um Zeuge des Wunders zu seyn. Und es war wirklich seltsam genug. Der zwischen den beyderseitigen Schrittsteinen eingeschränkte Regenstrom hatte das leichteste Kehricht die abhängige Straße herunter, theils nach dem Meere, theils in die Abzüge, in sofern sie nicht verstopft waren, fortgetrieben, das gröbere Geströhde wenigstens von einem Orte zum andern geschoben und dadurch wunderſame, reine Meanders auf das Pflaster gezeichnet. Nun waren Hundert und aber Hundert Menschen mit Schaufeln, Besen und Gabeln dahinterher, diese reinen Stellen zu erweitern und in Zusammenhang zu bringen, indem sie die noch übrig gebliebenen Unreinigkeiten bald

auf diese bald auf jene Seite häuften. Daraus erfolgte denn, daß die Prozession, als sie begann, wirklich einen reinlichen Schlangenweg durch den Morast gebahnt sah und sowohl die sämmtliche langbekleidete Geistlichkeit als der nettfüßige Adel, den Vicekönig an der Spitze, ungehindert und unbesudelt durchschreiten konnte. Ich glaubte die Kinder Israel zu sehen, denen durch Moor und Moder von Engelshand ein trockner Pfad bereitet wurde und veredelte mir in diesem Gleichnisse den unerträglichen Anblick, so viel andächtige und anständige Menschen durch eine Allee von feuchten Kothhaufen durchbeten und durchprunken zu sehen.

Auf den Schrittsteinen hatte man nach wie vor reinlichen Wandel, im Innern der Stadt hingegen, wohin uns die Absicht verschiedenes bis jetzt Vernachlässigtes zu sehen gerade heute gehen hieß, war es fast unmög-

lich durchzukommen, obgleich auch hier das Kehren und Aufhäufen nicht verſäumt war.

Dieſe Feyerlichkeit gab uns Anlaß die Hauptkirche zu beſuchen und ihre Merkwürdigkeiten zu betrachten, auch weil wir einmal auf den Beinen waren, uns nach andern Gebäuden umzuſehen; da uns denn ein mauriſches, bis jetzt wohlerhaltenes Haus gar ſehr ergötzte. Nicht groß aber mit ſchönen, weiten und wohlproportionirten, harmoniſchen Räumen. In einem nördlichen Clima nicht eben bewohnbar, im ſüdlichen ein höchſt willkommener Aufenthalt. Die Baukundigen mögen uns davon Grund- und Aufriß überliefern.

Auch ſahen wir in einem unfreundlichen Local verſchiedene Reſte antiker, marmorner Statuen, die wir aber zu entziffern keine Geduld hatten.

Palermo, Montag den 16. April 1787.

Da wir uns nun ſelbſt mit einer nahen Abreiſe aus dieſem Paradies bedrohen müſſen, ſo hoffte ich heute noch im öffentlichen Garten ein vollkommenes Labſal zu finden, mein Penſum in der Odyſſee zu leſen und auf einem Spaziergang nach dem Thale, am Fuße des Roſalienbergs, den Plan der Nauſikaa weiter durchzudenken und zu verſuchen, ob dieſem Gegenſtande eine dramatiſche Seite abzugewinnen ſey. Dies alles iſt, wo nicht mit großem Glück, doch mit vielem Behagen geſchehen. Ich verzeichnete den Plan und konnte nicht unterlaſſen einige Stellen die mich beſonders anzogen zu entwerfen und auszuführen.

———.

Palermo, Dienſtag den 17. April 1787.

Es iſt ein wahres Unglück wenn man von vielerley Geiſtern verfolgt und verſucht wird! Heute früh ging ich mit dem feſten, ruhigen Vorſatz meine dichteriſchen Träume fortzuſetzen nach dem öffentlichen Garten, allein, eh ich michs verſah, erhaſchte mich ein anderes Geſpenſt, das mir ſchon dieſe Tage nachgeſchlichen. Die vielen Pflanzen, die ich ſonſt nur in Kübeln und Töpfen, ja die größte Zeit des Jahres nur hinter Glasfenſtern zu ſehen gewohnt war, ſtehen hier froh und friſch unter freyem Himmel und, indem ſie ihre Beſtimmung vollkommen erfüllen, werden ſie uns deutlicher. Im Angeſicht ſo vielerley neuen und erneuten Gebildes fiel mir die alte Grille wieder ein: ob ich nicht unter dieſer Schaar die Urpflanze entdecken könnte? Eine ſolche muß es denn doch geben! Woran würde ich ſonſt er-

kennen, daß dieſes oder jenes Gebilde eine Pflanze ſey, wenn ſie nicht alle nach einem Muſter gebildet wären.

Ich bemühte mich zu unterſuchen, worin denn die vielen abweichenden Geſtalten von einander unterſchieden ſeyen. Und ich fand ſie immer mehr ähnlich als verſchieden und wollte ich meine botaniſche Terminologie anbringen, ſo ging das wohl, aber es fruchtete nicht, es machte mich unruhig, ohne daß es mir weiter half. Geſtört war mein guter poetiſcher Vorſatz, der Garten des Alcinous war verſchwunden, ein Weltgarten hatte ſich aufgethan. Warum ſind wir Neueren doch ſo zerſtreut, warum gereizt zu Foderungen die wir nicht erreichen noch erfüllen können!

Alcamo, Mittwoch den 18. April 1787.

Bey Zeiten ritten wir aus Palermo. Kniep und der Vetturin hatten ſich beym Ein- und Aufpacken vortrefflich erwieſen. Wir zogen langſam die herrliche Straße hinauf, die uns ſchon beym Beſuch auf San Martino bekannt geworden und bewunderten abermals eine der Pracht-Fontainen am Wege, als wir auf die mäßige Sitte dieſes Landes vorbereitet wurden. Unſer Reitknecht nämlich hatte ein kleines Weinfäßchen am Riemen umgehängt, wie unſere Marketenderinnen pflegen, und es ſchien für einige Tage genugſam Wein zu enthalten. Wir verwunderten uns daher als er auf eine der vielen Springröhren losritt, den Pfropf eröffnete und Waſſer einlaufen ließ. Wir fragten, mit wahrhaft deutſchem Erſtaunen, was er da vorhabe? ob das Fäßchen nicht voll Wein ſey? Worauf er mit großer

Gelaſſenheit etwiederte: er habe ein Drittheil davon leer gelaſſen und weil niemand ungemiſchten Wein trinke, ſo ſey es beſſer man miſche ihn gleich im Ganzen, da vereinigten ſich die Flüſſigkeiten beſſer und man ſey ja nicht ſicher überall Waſſer zu finden. Indeſſen war das Fäßchen gefüllt und wir mußten uns dieſen altorientaliſchen Hochzeitsgebrauch gefallen laſſen.

Als wir nun hinter Montreal auf die Höhen gelangten, ſahen wir wunderſchöne Gegenden, mehr im hiſtoriſchen als öconomiſchen Styl. Wir blickten rechter Hand bis an's Meer, das zwiſchen den wunderſamſten Vorgebirgen über baumreiche und baumloſe Geſtade ſeine ſchnurgerade Horizontallinie hinzog und ſo, entſchieden ruhig, mit den wilden Kalkfelſen herrlich contraſtirte. Kniep enthielt ſich nicht deren in kleinem Format mehrere zu umreißen.

Nun ſind wir in Alcamo, einem ſtillen, reinlichen Städtchen, deſſen wohleingerichteter Gaſthof als eine ſchöne Anſtalt zu rühmen iſt, da man von hieraus den abſeits und einſam belegenen Tempel von Segeſt bequem beſuchen kann.

Alcamo, Donnerſtag den 29. April 1787.

Die gefällige Wohnung in einem ruhigen Bergſtädtchen zieht uns an und wir faſſen den Entſchluß den ganzen Tag hier zuzubringen. Da mag denn vor allen Dingen von geſtrigen Ereigniſſen die Rede ſeyn. Schon früher leugnete ich des Prinzen Pallagonia Originalität; er hat Vorgänger gehabt und Muſter gefunden. Auf dem Wege nach Montreal ſtehen zwey Ungeheuer an einer Fontaine

Merkulo. Gar zu gütig! — Ach! wer glauben könnte, daß ſo eine Einladung aus einem ſo ſchönen Herzen käme! Es iſt aber leider eins der gewöhnlichen Hofcomplimente, womit man einen Fremden bewillkommt, nur um ſich zu verſichern, daß er bald wieder weggehen werde.

Mana. Warten Sie nur, wir haben dem Prinzen ſchon allerley Scherze von unſrer Art zugedacht, die ihn gewiß unterhalten ſollen.

Merkulo. Meine Fräulein, ich wünſche Ihnen Glück und uns allen! Möchten Sie ſein Herz, ſein zärtlich Herz gewinnen, und ihn durch Ihren Liebreitz aus der ſanften Traurigkeit ziehen, in der er verſchmachtet!

Sora. Ach! Wir haben auch zärtliche Herzen, das iſt juſt recht unſere Sache.

Mana. Bringen Sie uns nicht auch neue Liedchen mit?

und auf dem Geländer einige Vasen, völlig als wenn sie der Fürst bestellt hätte.

Hinter Montreal, wenn man den schönen Weg verläßt und in steinige Gebirge kommt, liegen oben auf dem Rücken Steine im Weg, die ich ihrer Schwere und Anwitterung nach für Eisenstein hielt. Alle Landesflächen sind bebaut und tragen besser oder schlechter. Der Kalkstein zeigte sich roth, die verwitterte Erde an solchen Stellen desgleichen. Diese rothe, thonig-kalkige Erde ist weit verbreitet, der Boden schwer, kein Sand darunter, trägt aber trefflichen Waizen. Wir fanden alte, sehr starke, aber verstümmelte Oelbäume.

Unter dem Obdach einer luftigen an der schlechten Herberge vorgebauten Halle erquickten wir uns an einem mäßigen Imbiß. Hunde verzehrten begierig die weggeworfenen Schalen unserer Würste, ein Betteljunge vertrieb sie und speiste mit Appetit die Schalen

der Aepfel die wir verzehrten, dieſer aber ward gleichfalls von einem alten Bettler verjagt. Handwerksneid iſt überall zu Hauſe. In einer zerlumpten Toga lief der alte Bettler hin und wieder als Hausknecht oder Kellner. So hatte ich auch ſchon früher geſehen, daß wenn man etwas von einem Wirthe verlangt was er grade nicht im Hauſe hat, ſo läßt er es durch einen Bettler beym Krämer holen.

Doch ſind wir gewöhnlich vor einer ſo unerfreulichen Bedienung bewahrt, da unſer Vetturin vortrefflich iſt. Stallknecht, Cicerone, Garde, Einkäufer, Koch und alles.

Auf den höheren Bergen findet ſich noch immer der Oelbaum, Caruba, Fraxinus. Ihr Feldbau iſt auch in drei Jahre getheilt. Bohnen, Getraide und Ruhe, wobey ſie ſagen: Miſt thut mehr Wunder als die Heiligen. Der Weinſtock wird ſehr niedrig gehalten.

Die Lage von Alcamo ist herrlich auf der Höhe in einiger Entfernung vom Meerbusen, die Großheit der Gegend zog uns an. Hohe Felsen, tiefe Thäler dabei, aber Weite und Mannigfaltigkeit. Hinter Montreal rückt man in ein schönes doppeltes Thal, in dessen Mitte sich noch ein Felsrücken herzieht. Die fruchtbaren Felder stehen grün und still, indeß auf dem breiten Wege wildes Gebüsch und Staudenmassen, wie unsinnig, von Blüthen glänzt: der Linsenbusch, ganz gelb von Schmetterlingsblumen überdeckt, kein grünes Blatt zu sehen, der Weißdorn, Strauß an Strauß, die Aloes rücken in die Höhe und deuten auf Blüthen, reiche Teppiche von amaranthrothem Klee, die Insecten-Ophris, Alpenröslein, Hyacinthen mit geschloßnen Glocken, Borraß, Allien, Asphodelen.

Das Wasser das von Segest herunter kommt, bringt außer Kalksteinen viele Hornstein-Geschiebe, sie sind sehr fest, dunkelblau,

roth, gelb, braun, von den verſchiedenſten Schattirungen. Auch anſtehend als Gänge fand ich Horn- oder Feuerſteine in Kalkfelſen, mit Salband von Kalk. Von ſolchem Geſchiebe findet man ganze Hügel ehe man nach Alcamo kommt.

Segeſt, den 20. April 1787.

Der Tempel von Segeſt iſt nie fertig geworden und man hat den Platz um denſelben nie verglichen, man ebnete nur den Umkreis worauf die Säulen gegründet werden ſollten; denn noch jetzt ſtehen die Stufen an manchen Orten neun bis zehn Fuß in der Erde und es iſt kein Hügel in der Nähe von dem Steine und Erdreich hätten herunter kommen können. Auch liegen die Steine in

ihrer meiſt natürlichen Lage und man findet keine Trümmer darunter.

Die Säulen ſtehen alle; zwey die umgefallen waren ſind neuerdings wieder hergeſtellt. In wiefern die Säulen Sockel haben ſollten iſt ſchwer zu beſtimmen und ohne Zeichnung nicht deutlich zu machen. Bald ſieht es aus als wenn die Säule auf der vierten Stufe ſtände, da muß man aber wieder eine Stufe zum Innern des Tempels hinab, bald iſt die oberſte Stufe durchſchnitten, dann ſieht es aus als wenn die Säulen Baſen hätten, bald ſind dieſe Zwiſchenräume wieder ausgefüllt und da haben wir wieder den erſten Fall. Der Architect mag dies genauer beſtimmen.

Die Nebenſeiten haben zwölf Säulen ohne die Eckſäulen, die vordere und hintere Seite ſechs, mit den Eckſäulen. Die Zapfen an denen man die Steine transportirt ſind an

den Stufen des Tempels ringsum nicht weggehauen, zum Beweis daß der Tempel nicht fertig geworden. Am meiſten zeigt davon aber der Fußboden: derſelbe iſt von den Seiten herein an einigen Orten durch Platten angegeben, in der Mitte aber ſteht noch der rohe Kalkfels höher als das Niveau des angelegten Bodens; er kann alſo nie geplattet geweſen ſeyn. Auch iſt keine Spur von innerer Halle. Noch weniger iſt der Tempel mit Stuck überzogen geweſen, daß es aber die Abſicht war läßt ſich vermuthen: an den Platten der Capitäle ſind Vorſprünge, wo ſich vielleicht der Stuck anſchließen ſollte. Das Ganze iſt aus einem travertinähnlichen Kalkſtein gebaut, jetzt ſehr verfreſſen. Die Reſtauration von 1781 hat dem Gebäude ſehr wohl gethan. Der Steinſchnitt der die Theile zuſammenfügt iſt einfach aber ſchön. Die groſſen beſondern Steine deren Riedeſel erwähnt konnt' ich nicht finden, ſie ſind vielleicht zu Reſtauration der Säulen verbraucht worden.

Die Lage des Tempels ist sonderbar: am höchsten Ende eines weiten langen Thales, auf einem isolirten Hügel, aber doch noch von Klippen umgeben, sieht er über viel Land in eine weite Ferne, aber nur ein Eckchen Meer. Die Gegend ruht in trauriger Fruchtbarkeit, alles bebaut und fast nirgends eine Wohnung. Auf blühenden Disteln schwärmten unzählige Schmetterlinge. Wilder Fenchel stand, acht bis neun Fuß hoch, verdorrt von vorigem Jahr her so reichlich und in scheinbarer Ordnung, daß man es für die Anlage einer Baumschule hätte halten können. Der Wind sauste in den Säulen wie in einem Walde und Raubvögel schwebten schreiend über dem Gebälke.

Die Mühseligkeit in den unscheinbaren Trümmern eines Theaters herumzusteigen, benahm uns die Lust die Trümmer der Stadt zu besuchen. Am Fuße des Tempels finden sich große Stücke jenes Hornsteins und der

Weg nach Alcamo iſt mit unendlichen Geſchieben deſſelben gemiſcht. Hiedurch kommt ein Antheil Kieſelerde in den Boden, wodurch er lockerer wird. An friſchem Fenchel bemerkte ich den Unterſchied der unteren und oberen Blätter und es iſt doch nur immer daſſelbe Organ das ſich aus der Einfachheit zur Mannigfaltigkeit entwickelt. Man gätet hier ſehr fleißig, die Männer gehen wie bey einem Treibjagen das ganze Feld durch. Inſecten laſſen ſich auch ſehen. In Palermo hatte ich nur Gewürm bemerkt, Eidechſen, Blutegel, Schnecken nicht ſchöner gefärbt als unſere, ja nur grau.

Caſtell Veterano, Sonnabend
den 21. April 1787.

Von Alcamo auf Caſtell Veterano kommt man am Kalkgebirge her über Kieshügel. Zwiſchen den ſteilen unfruchtbaren Kalkbergen weite, hügliche Thäler, alles bebaut, aber faſt kein Baum. Die Kieshügel voll großer Geſchiebe, auf alte Meeresſtrömungen hindeutend; der Boden ſchön gemiſcht, leichter als bisher, wegen des Antheils von Sand. Salemi blieb uns eine Stunde rechts, hier kamen wir über Gypsfelſen, dem Kalke vorliegend, das Erdreich immer trefflicher gemiſcht. In der Ferne ſieht man das weſtliche Meer. Im Vordergrund das Erdreich durchaus hüglich. Wir fanden ausgeſchlagene Feigenbäume, was aber Luſt und Bewunderung erregte, waren unüberſehbare Blumenmaſſen, die ſich auf dem überbreiten Wege angeſiedelt hat-

ten und in großen, bunten, an einander stoßenden Flächen sich absonderten und wiederholten. Die schönsten Winden, Hibiscus und Malven, viellerley Arten Klee herrschten wechselsweise, dazwischen das Allium, Galegagesträuche. Und durch diesen bunten Teppich wand man sich reitend hindurch, denen sich kreuzenden unzähligen schmalen Pfaden nachfolgend. Dazwischen weidet schönes rothbraunes Vieh, nicht groß, sehr nett gebaut, besonders zierliche Gestalt der kleinen Hörner.

Die Gebirge in Nord-Ost stehen alle reihenweis, ein einziger Gipfel Cuniglione ragt aus der Mitte hervor. Die Kieshügel zeigen wenig Wasser, auch müssen wenig Regengüsse hier niedergehen, man findet keine Wasserrisse noch sonst Verschwemmtes.

In der Nacht begegnete mir ein eignes Abenteuer. Wir hatten uns in einem freilich nicht sehr zierlichen Local sehr müde auf

Sora. Ja, wir haben's in der Art, wenn wir eine hübſche Melodie finden, ſingen wir ſie meiſt todt, daß ſie kein Menſch mehr hören mag.

Mana. Kein Liedchen an den Mond?

Merkulo. O deren haben wir verſchiedene. Ich kann gleich mit einem aufwarten.

Sora. Thun Sie's ja!

Merkulo ſingt.

Du gedrechſelte Laterne,
Überleuchteſt alle Sterne,
Und an deiner kühlen Schnuppe
Trägſt du der Sonne mildeſten Glanz.

Sora. O Pfui! das iſt gar nichts empfindſames!

Merkulo. Schönes Kind, um's Himmels willen, es iſt aus dem Griechiſchen!

Mana. Es gefällt mir ganz und gar nicht.

die Betten geworfen, zu Mitternacht wach' ich auf und erblicke über mir die angenehmste Erscheinung: einen Stern so schön als ich ihn nie glaubte gesehen zu haben. Ich erquicke mich an dem lieblichen alles Gute weissagenden Anblick, bald aber verschwindet mein holdes Licht und läßt mich in der Finsterniß allein. Bei Tages-Anbruch bemerkte ich erst die Veranlassung dieses Wunders; es war eine Lücke im Dach und einer der schönsten Sterne des Himmels war in jenem Augenblick durch meinen Meridian gegangen. Dieses natürliche Ereigniß jedoch legten die Reisenden mit Sicherheit zu ihren Gunsten aus.

Sclacca den 22. April 1787.

Der Weg hieher, mineralogiſch unintereſſant, geht immerfort über Kieshügel. Man gelangt an's Ufer des Meers, dort ragen mitunter Kalkfelſen hervor. Alles flache Erdreich unendlich fruchtbar, Gerſte und Hafer von dem ſchönſten Stande; Salſola Kali gepflanzt; die Aloes haben ſchon höhere Fruchtſtämme getrieben, als geſtern und ehegeſtern. Die vielerley Kleearten verließen uns nicht. Endlich kamen wir an ein Wäldchen, buſchig, die höheren Bäume nur einzeln; endlich auch Pantoffelholz!

Girgent den 23. April.
Abends.

Von Sciacca hieher ſtarke Tagreiſe. Gleich vor genanntem Orte betrachteten wir die Bäder; ein heißer Quell dringt aus dem Felſen mit ſehr ſtarkem Schwefelgeruch, das Waſſer ſchmeckt ſehr ſalzig aber nicht faul. Sollte der Schwefeldunſt nicht im Augenblick des Hervorbrechens ſich erzeugen? etwas höher iſt ein Brunnen, kühl, ohne Geruch. Ganz oben liegt das Kloſter, wo die Schwitzbäder ſind, ein ſtarker Dampf ſteigt davon in die reine Luft.

Das Meer rollt hier nur Kalkgeſchiebe, Quarz und Hornſtein ſind abgeſchnitten. Ich beobachtete die kleinen Flüſſe; Calta Bellotta und Maccaſoli bringen auch nur Kalkgeſchiebe, Platani gelben Marmor und Feuerſteine, die

ewigen Begleiter dieſes edlern Kalkgeſteins. Wenige Stückchen Lava machten mich aufmerkſam, allein ich vermuthe hier in der Gegend nichts vulkaniſches, ich denke vielmehr es ſind Trümmer von Mühlſteinen, oder zu welchem Gebrauch man ſolche Stücke aus der Ferne geholt hat. Bey Monte allegro iſt alles Gyps: dichter Gyps und Frauneis, ganze Felſen vor und zwiſchen dem Kalk. Die wunderliche Felſenlage von Calta Bellotta!

Girgent, Dienſtag den 24. April 1787.

So ein herrlicher Frühlingsblick wie der heutige, bey aufgehender Sonne, ward uns freylich nie durchs ganze Leben. Auf dem hohen, uralten Burgraume liegt das neue Girgent, in einem Umfang, groß genug um Einwohner zu faſſen. Aus unſern Fenſtern er-

blicken wir den weiten und breiten ſanften Abhang der ehemaligen Stadt, ganz von Gärten und Weinbergen bedeckt, unter deren Grün man kaum eine Spur ehemaliger großer bevölkerten Stadt-Quartiere vermuthen dürfte. Nur gegen das mittägige Ende dieſer grünenden und blühenden Fläche, ſieht man den Tempel der Concordia hervorragen, in Oſten die wenigen Trümmer des Juno-Tempels, die übrigen, mit den genannten in grader Linie gelegenen Trümmer anderer heiligen Gebäude, bemerkt das Auge nicht von oben, ſondern eilt weiter ſüdwärts nach der Strandfläche, die ſich noch eine halbe Stunde bis gegen das Meer erſtreckt. Verſagt ward heute uns in jene ſo herrlich grünende, blühende, fruchtverſprechende Räume zwiſchen Zweige und Ranken hinabzubegeben, denn unſer Führer, ein kleiner guter Weltgeiſtlicher, erſuchte uns, vor allen Dingen dieſen Tag der Stadt zu widmen.

Erſt ließ er uns die ganz wohlgebauten Straßen beſchauen, dann führte er uns auf höhere Punkte, wo ſich der Anblick durch größere Weite und Breite noch mehr verherrlichte, ſodann zum Kunſtgenuß in die Hauptkirche. Dieſe enthält einen wohlerhaltenen Sarkophag, zum Altar gerettet: Hippolyt, mit ſeinen Jagdgeſellen und Pferden, wird von der Amme Phädras aufgehalten, die ihm ein Täfelchen zuſtellen will. Hier war die Hauptabſicht ſchöne Jünglinge darzuſtellen, deswegen auch die Alte, ganz klein und zwergenhaft, als ein Nebenwerk das nicht ſtören ſoll dazwiſchen gebildet iſt. Mich dünkt von halberhabener Arbeit nichts herrlichers geſehen zu haben, zugleich vollkommen erhalten. Es ſoll mir einſtweilen als ein Beyſpiel der anmuthigſten Zeit griechiſcher Kunſt gelten.

In frühere Epochen wurden wir zurück geführt durch Betrachtung einer köſtlichen Vaſe von bedeutender Größe und vollkommener Er-

haltung. Ferner ſchienen ſich manche Reſte der Baukunſt in der neuen Kirche hie und da untergeſteckt zu haben.

Da es hier keine Gaſthöfe giebt, ſo hatte uns eine freundliche Familie Platz gemacht und einen erhöhten Alkoven an einem großen Zimmer eingeräumt. Ein grüner Vorhang trennte uns und unſer Gepäck von den Hausgliedern, welche in dem großen Zimmer Nudeln fabricirten und zwar von der feinſten, weißeſten und kleinſten Sorte, davon diejenigen am theuerſten bezahlt werden, die, nachdem ſie erſt in die Geſtalt von gliedslangen Stiften gebracht ſind, noch von ſpitzen Mädchenfingern einmal in ſich ſelbſt gedreht, eine ſchneckenhafte Geſtalt annehmen. Wir ſetzten uns zu den hübſchen Kindern, ließen uns die Behandlung erklären und vernahmen, daß ſie aus dem beſten und ſchwerſten Waizen, Grano forte genannt, fabricirt würden. Dabey kommt vielmehr Handarbeit als Maſchi-

nen- und Formwesen vor. Und so hatten sie uns denn auch das trefflichste Nudelgericht bereitet, bedauerten jedoch, daß grade von der allervollkommensten Sorte, die außer Girgent, ja außer ihrem Hause nicht gefertigt werden könnte, nicht einmal ein Gericht vorräthig sey. An Weiße und Zartheit schienen diese ihres Gleichen nicht zu haben.

Auch den ganzen Abend wußte unser Führer die Ungeduld zu besänftigen, die uns hinabwärts trieb, indem er uns abermals auf die Höhe zu herrlichen Aussichtspunkten führte und uns dabey die Uebersicht der Lage gab alle der Merkwürdigkeiten die wir morgen in der Nähe sehen sollten.

Girgent, Mittwoch den 25. April 1787.

Mit Sonnenaufgang wandelten wir nun hinunter, wo ſich bey jedem Schritt die Umgebung maleriſcher anließ. Mit dem Bewußtſeyn daß es zu unſerm Beſten gereiche, führte uns der kleine Mann unaufhaltſam quer durch die reiche Vegetation, an Tauſend Einzelheiten vorüber, wovon jede das Local zu idylliſchen Scenen darbot. Hierzu trägt die Ungleichheit des Bodens gar vieles bey, der ſich wellenförmig über verborgene Ruinen hinbewegt, die um ſo eher mit fruchtbarer Erde überdeckt werden konnten, als die vormaligen Gebäude aus einem leichten Muſcheltuff beſtanden. Und ſo gelangten wir an das öſtliche Ende der Stadt, wo die Trümmer des Juno-Tempels jährlich mehr verfallen, weil eben der lockre Stein von Luft und Witterung aufgezehrt wird. Heute ſollte nur eine

curſoriſche Beſchauung angeſtellt werden, aber ſchon wählte ſich Kniep die Punkte, von welchen aus er morgen zeichnen wollte.

Der Tempel ſteht gegenwärtig auf einem verwitterten Felſen; von hieraus erſtreckten ſich die Stadtmauern gerade oſtwärts auf einem Kalklager hin, welches, ſenkrecht über dem flachen Strande, den das Meer, früher und ſpäter, nachdem es dieſe Felſen gebildet und ihren Fuß beſpült, verlaſſen hatte. Theils aus den Felſen gehauen, theils aus denſelben erbaut, waren die Mauern hinter welchen die Reihe der Tempel hervorragte. Kein Wunder alſo, daß der untere, der aufſteigende und der höchſte Theil von Girgent zuſammen, von dem Meere her einen bedeutenden Anblick gewährte.

Der Tempel der Concordia hat ſo vielen Jahrhunderten widerſtanden; ſeine ſchlanke Baukunſt nähert ihn ſchon unſerm Maaßſtabe

Merkulo. Daran iſt wohl die Melodie ſchuld, ich hab' es immer gedacht. Das Lied an ſich ſelbſt iſt gewiß vortrefflich, hören Sie nur!

Er ſingt's auf die Melodie: *Monſeigneur, voyés nos larmes*, und die Fräulein fangen an mitzuſingen.

Bediente. Der Prinz kommt! man eilt ihm entgegen!

Merkulo und die Fräulein gehn ſingend ab.

des Schönen und Gefälligen, er verhält sich zu denen von Päſtum wie Göttergeſtalt zum Rieſenbilde. Ich will mich nicht beklagen, daß der neuere löbliche Vorſatz dieſe Monumente zu erhalten geſchmacklos ausgeführt worden, indem man die Lücken mit blendend weißem Gyps ausbeſſerte, dadurch ſteht dieſes Monument auch auf gewiſſe Weiſe zertrümmert vor dem Auge; wie leicht wäre es geweſen dem Gyps die Farbe des verwitterten Steins zu geben. Sieht man freylich den ſo leicht ſich bröckelnden Muſchelkalk der Säulen und Mauern, ſo wundert man ſich daß er noch ſo lange gehalten. Aber die Erbauer, hoffend auf eine ähnliche Nachkommenſchaft, hatten deshalb Vorkehrung getroffen: man findet noch Ueberreſte eines feinen Tünchs an den Säulen, der zugleich dem Auge ſchmeicheln und die Dauer verbürgen ſollte.

Die nächſte Station ward ſodann bey den Ruinen des Jupiter-Tempels gehalten. Die-

ser liegt weit gestreckt, wie die Knochenmasse eines Riesengerippes, inner- und unterhalb mehrerer kleinen Besitzungen, von Zäunen durchschnitten, von höhern und niedern Pflanzen durchwachsen. Alles Gebildete ist aus diesen Schutthaufen verschwunden, außer einem ungeheueren Triglyph und einem Stück einer demselben proportionirten Halbsäule. Jenen maß ich mit ausgespannten Armen und konnte ihn nicht erklaftern, von der Cannelirung der Säule hingegen kann dieß einen Begriff geben, daß ich, darin stehend, dieselbe als eine kleine Nische ausfüllte, mit beyden Schultern anstoßend. Zwey und zwanzig Männer, im Kreise neben einander gestellt, würden ohngefähr die Peripherie einer solchen Säule bilden. Wir schieden mit dem unangenehmen Gefühle, daß hier für den Zeichner gar nichts zu thun sey.

Der Tempel des Herkules hingegen ließ noch Spuren vormaliger Symmetrie entdecken.

Die zwey Säulenreihen, die den Tempel hüben und drüben begleiteten, lagen, in gleicher Richtung, wie auf einmal zuſammen hingelegt, von Norden nach Süden; jene einen Hügel hinaufwärts, dieſe hinabwärts. Der Hügel mochte aus der zerfallenen Zelle entſtanden ſeyn. Die Säulen, wahrſcheinlich durch das Gebälk zuſammengehalten, ſtürzten auf einmal, vielleicht durch Sturmwuth niedergeſtreckt und ſie liegen noch regelmäßig, in die Stücke aus denen ſie zuſammengeſetzt waren, zerfallen. Dieſes merkwürdige Vorkommen genau zu zeichnen, ſpitzte Kniep ſchon in Gedanken ſeine Stifte.

Der Tempel des Aesculap, von dem ſchönſten Johannisbrodbaum beſchattet und in ein kleines feldwirthſchaftliches Haus beynahe eingemauert, bietet ein freundliches Bild.

Nun ſtiegen wir zum Grabmahl Therons hinab und erfreuten uns der Gegenwart die-

ſes ſo oft nachgebildet geſehenen Monuments, beſonders da es uns zum Vorgrunde diente einer wunderſamen Anſicht: denn man ſchaute von Weſten nach Oſten an dem Felslager hin, auf welchem die lückenhaften Stadtmauern, ſo wie durch ſie und über ihnen die Reſte der Tempel zu ſehen waren. Unter Hackerts kunſtreicher Hand iſt dieſe Anſicht zum erfreulichen Bilde geworden, Kniep wird einen Umriß auch hier nicht fehlen laſſen.

Girgent, Donnerſtag den 26. April 1787.

Als ich erwachte war Kniep ſchon bereit mit einem Knaben, der ihm den Weg zeigen und die Pappen tragen ſollte, ſeine zeichneriſche Reiſe anzutreten. Ich genoß des herrlichſten Morgens am Fenſter, meinen geheimen, ſtillen aber nicht ſtummen Freund an der Seite. Aus frommer Scheu habe ich

bisher den Namen nicht genannt des Mentors, auf den ich von Zeit zu Zeit hinblicke und hinhorche; es ist der treffliche von Riedesel, dessen Büchlein ich wie ein Brevier oder Talisman am Busen trage. Sehr gern habe ich mich immer in solchen Wesen bespiegelt, die das besitzen was mir abgeht und so ist es grade hier: ruhiger Vorsatz, Sicherheit des Zwecks, reinliche, schickliche Mittel, Vorbereitung und Kenntniß, inniges Verhältniß zu einem meisterhaft Belehrenden, zu Winckelmann; dies alles geht mir ab und alles übrige was daraus entspringt. Und doch kann ich mir nicht Feind seyn daß ich das zu erschleichen, zu erstürmen, zu erlisten suche, was mir während meines Lebens auf dem gewöhnlichen Wege versagt war. Möge jener treffliche Mann in diesem Augenblick mitten in dem Weltgetümmel empfinden, wie ein dankbarer Nachfahr seine Verdienste feyert, einsam in dem einsamen Orte, der auch für ihn soviel Reize hatte, daß er sogar hier, vergeß-

ſen von den Seinigen und ihrer vergeſſend, ſeine Tage hier zuzubringen wünſchte.

Nun durchzog ich die geſtrigen Wege mit meinem kleinen geiſtlichen Führer, die Gegenſtände von mehrern Seiten betrachtend und meinen fleißigen Freund hie und da beſuchend.

Auf eine ſchöne Anſtalt der alten mächtigen Stadt machte mich mein Führer aufmerkſam. In den Felſen und Gemäuermaſſen, welche Girgent zum Bollwerk dienten, finden ſich Gräber, wahrſcheinlich den Tapfern und Guten zur Ruheſtätte beſtimmt. Wo konnten dieſe ſchöner, zu eigener Glorie und zu ewig lebendiger Nacheifrung beygeſetzt werden!

In dem weiten Raume zwiſchen den Mauern und dem Meere finden ſich noch die Reſte eines kleinen Tempels, als chriſtliche Ca-

pelle erhalten. Auch hier ſind Halbſäulen mit den Quaderſtücken der Mauer aufs ſchönſte verbunden, und beydes in einander gearbeitet; höchſt erfreulich dem Auge. Man glaubt genau den Punkt zu fühlen, wo die doriſche Ordnung ihr vollendetes Maaß erhalten hat.

Manches unſcheinbare Denkmal des Alterthums ward obenhin angeſehen, ſodann mit mehr Aufmerkſamkeit die jetzige Art den Waizen unter der Erde in groſſen ausgemauerten Gewölben zu verwahren. Ueber den bürgerlichen und kirchlichen Zuſtand erzählte mir der gute Alte gar manches. Ich hörte von nichts was nur einigermaßen in Aufnahme wäre. Das Geſpräch ſchickte ſich recht gut zu den unaufhaltſam verwitternden Trümmern.

Die Schichten des Muſchelkalks fallen alle gegen das Meer. Wunderſam von unten und hinten ausgefreſſene Felsbänke, deren

oberes und vorderes ſich theilweiſe erhalten, ſo daß ſie wie herunterhängende Franzen ausſehen. Haß auf die Franzoſen, weil ſie mit den Barbaresken Frieden haben und man ihnen Schuld giebt ſie verriethen die Chriſten an die Ungläubigen.

Vom Meere her war ein antikes Thor in Felſen gehauen. Die noch beſtehenden Mauern ſtufenweis auf den Felſen gegründet. Unſer Cicerone hieß Don Michael Vella, Antiquar, wohnhaft bey Meiſter Gerio in der Nähe von St. Maria.

Die Pufbohnen zu pflanzen verfahren ſie folgendermaßen: ſie machen in gehöriger Weite von einander Löcher in die Erde, darein thun ſie eine Hand voll Miſt, ſie erwarten Regen und dann ſtecken ſie die Bohnen. Das Bohnenſtroh verbrennen ſie, mit der daraus entſtehenden Aſche waſchen ſie die Leinwand.

Sie bedienen sich keiner Seife. Auch die äußern Mandelschalen verbrennen sie und bedienen sich derselben statt Soda. Erst waschen sie die Wäsche mit Wasser und dann mit solcher Lauge.

Die Folge ihres Fruchtbaus ist Bohnen, Waizen, Tumenia, das vierte Jahr lassen sie es zur Wiese liegen. Unter Bohnen werden hier die Pusbohnen verstanden. Ihr Waizen ist unendlich schön. Tumenia, deren Namen sich von bimenia oder trimenia herschreiben soll, ist eine herrliche Gabe der Ceres: es ist eine Art von Sommerkorn, das in drei Monaten reif wird. Sie säen es vom ersten Januar bis zum Juni, wo es denn immer zur bestimmten Zeit reif ist. Sie braucht nicht viel Regen, aber starke Wärme, anfangs hat sie ein sehr zartes Blatt, aber sie wächst dem Waizen nach und macht sich zuletzt sehr stark. Das Korn säen sie im Ok-

tober und November, es reift im Juni. Die im November gesäte Gerste ist den ersten Juni reif, an der Küste schneller, in Gebirgen langsamer.

Der Lein ist schon reif. Der Akanth hat seine prächtigen Blätter entfaltet. Salsola fruticosa wächst üppig.

Auf unbebauten Hügeln wächst reichlicher Esparsett. Er wird theilweis verpachtet und bündelweis in die Stadt gebracht. Eben so verkaufen sie bündelweis den Hafer, den sie aus dem Waizen ausgäten.

Sie machen artige Eintheilungen mit Rändchen in dem Erdreich wo sie Kohl pflanzen wollen, zum Behuf der Wässerung.

An den Feigen waren alle Blätter heraus und die Früchte hatten angesetzt. Sie wer-

Dritter Act.

Wald,

die Laube im Grunde wie zu Ende des vorigen Acts.

Die vier Fräulein führen den Prinzen unter einer sanften Musik herein. Merkulo folgt ihnen. Die Frauenzimmer bemühen sich in einem gefälligen Tanze um den nachdenklichen und in sich selbst versunkenen Ankömmling; er antwortet ihren Freundlichkeiten nur gezwungen. Da die Musik einen Augenblick pausirt, spricht:

Merkulo vor sich.

Das sind recht Homerische Sitten, wo die schönen Töchter des Hauses sich um die Fremden

den zu Johanni reif, dann ſetzt der Baum noch einmal an. Die Mandeln hingen ſehr voll; ein geſtutzter Karubenbaum trug unendliche Schoten. Die Trauben zum Eſſen werden an Lauben gezogen, durch hohe Pfeiler unterſtützt. Melonen legen ſie im März, die im Juni reifen. In den Ruinen des Jupiter-Tempels wachſen ſie munter, ohne eine Spur von Feuchtigkeit.

Der Vetturin aß mit gröſtem Appetit rohe Artiſchocken und Kohlrabi, freylich muß man geſtehen daß ſie viel zärter und ſaftiger ſind als wie bey uns. Wenn man durch Aecker kommt ſo laſſen die Bauern z. B. junge Puſbohnen eſſen ſo viel man will.

Als ich auf ſchwarze, feſte Steine aufmerkſam ward, die einer Lava glichen, ſagte mir der Antiquar: ſie ſeyen vom Aetna, auch am

Hafen oder vielmehr Ladungsplatz ſtünden ſolche.

Der Vögel giebts hier zu Lande nicht viel: Wachteln. Die Zugvögel ſind: Nachtigallen, Lerchen und Schwalben. Rinnine, kleine ſchwarze Vögel, die aus der Levante kommen in Sicilien hecken und weiter gehen oder zurück. Ridene, kommen im December und Januar aus Afrika, fallen auf dem Agragas nieder und dann ziehen ſie ſich in die Berge.

Von der Vaſe des Doms noch ein Wort. Auf derſelben ſteht ein Held in völliger Rüſtung, gleichſam als Ankömmling, vor einem ſitzenden Alten der durch Kranz und Scepter als König bezeichnet iſt. Hinter dieſem ſteht ein Weib, das Haupt geſenkt, die linke Hand unter dem Kinn; aufmerkſam-nachdenkende Stellung. Gegenüber hinter dem Helden ein Alter, gleichfalls bekränzt, er ſpricht mit einem ſpießtragenden Manne, der von der

Leibwache seyn mag. Der Alte scheint den Helden eingeführt zu haben und zu der Wache zu sagen: laßt ihn nur mit dem König reden, es ist ein braver Mann.

Das Rothe scheint der Grund dieser Vase das Schwarze darauf gesetzt. Nur an dem Frauengewande scheint Roth auf Schwarz zu sitzen.

Girgent, Freytag den 27. April 1787.

Wenn Kniep alle Vorsätze ausführen will, muß er unabläſſig zeichnen, indeß ich mit meinem alten kleinen Führer umherziehe. Wir spazierten gegen das Meer, von woher sich Girgent, wie uns die Alten versichern, sehr gut ausgenommen habe. Der Blick ward in die Wellenweite gezogen und mein Führer machte mich aufmerksam auf einen langen Wol-

kenſtreif, der ſüdwärts, einem Bergrücken gleich, auf der Horizontallinie aufzuliegen ſchien: dies ſey die Andeutung der Küſte von Afrika, ſagte er. Mir fiel indeß ein anderes Phänomen als ſeltſam auf; es war aus leichtem Gewölk ein ſchmaler Bogen, welcher mit dem einen Fuß auf Sicilien aufſtehend, ſich hoch am blauen, übrigens ganz reinen Himmel hinwölbte und mit dem andern Ende in Süden auf dem Meer zu ruhen ſchien. Von der niedergehenden Sonne gar ſchön gefärbt und wenig Bewegung zeigend, war er dem Auge eine ſo ſeltſame als erfreuliche Erſcheinung. Es ſtehe dieſer Bogen, verſicherte man mir, gerade in der Richtung nach Malta und möge wohl auf dieſer Inſel ſeinen andern Fuß niedergelaſſen haben, das Phänomen komme manchmal vor. Sonderbar genug wäre es, wenn die Anziehungskraft der beyden Inſeln gegen einander ſich in der Atmoſphäre auf dieſe Art kund thäte.

Durch dieſes Geſpräch ward bey mir die Frage wieder rege: ob ich den Vorſatz Malta zu beſuchen aufgeben ſollte? allein die ſchon früher überdachten Schwierigkeiten und Gefahren blieben noch immer dieſelben und wir nahmen uns vor unſern Vetturin bis Meſſina zu dingen.

Dabey aber ſollte wieder nach einer gewiſſen eigenſinnigen Grille gehandelt werden. Ich hatte nämlich auf dem bisherigen Wege in Sicilien wenig kornreiche Gegenden geſehen, ſodann war der Horizont überall von nahen und fernen Bergen beſchränkt, ſo daß es der Inſel ganz an Flächen zu fehlen ſchien und man nicht begriff wie Ceres dieſes Land ſo vorzüglich begünſtigt haben ſollte. Als ich mich darnach erkundigte, erwiederte man mir: daß ich, um dieſes einzuſehen, ſtatt über Syrakus, quer durchs Land gehen müſſe, wo ich denn der Waizenſtriche genug antreffen würde. Wir folgten dieſer Lockung Syrakus aufzugeben,

indem uns nicht unbekannt war, daß von dieſer herrlichen Stadt wenig mehr als der prächtige Name geblieben ſey. Allenfalls war ſie von Catania aus leicht zu beſuchen.

Cattanisetta, Sonnabend den 23. Aprll 1787.

Heute können wir denn endlich ſagen, daß uns ein anſchaulicher Begriff geworden wie Sicilien den Ehrennamen einer Kornkammer Italiens erlangen können. Eine Strecke nachdem wir Girgent verlaſſen fing der fruchtbare Boden an. Es ſind keine großen Flächen, aber ſanft gegeneinander laufende Berg- und Hügelrücken, durchgängig mit Waizen und Gerſte beſtellt, die eine ununterbrochene Maſſe von Fruchtbarkeit dem Auge darbieten. Der dieſen Pflanzen geeignete Boden wird ſo genutzt und ſo geſchont daß man nirgends einen

Baum ſieht, ja alle die kleinen Ortſchaften und Wohnungen liegen auf Rücken der Hügel, wo eine hinſtreichende Reihe Kalkfelſen den Boden ohnehin unbrauchbar macht. Dort wohnen die Weiber das ganze Jahr, mit Spinnen und Weben beſchäftigt, die Männer hingegen bringen zur eigentlichen Epoche der Feldarbeit nur Sonnabend und Sonntag bey ihnen zu, die übrigen Tage bleiben ſie unten und ziehen ſich Nachts in Rohrhütten zurück. Und ſo war denn unſer Wunſch bis zum Ueberdruß erfüllt, wir hätten uns Triptolems Flügelwagen gewünſcht, um dieſer Einförmigkeit zu entfliehen.

Nun ritten wir bey heißem Sonnenſchein durch dieſe wüſte Fruchtbarkeit und freuten uns in dem wohlgelegenen und wohlgebauten Caltanisetta zuletzt anzukommen, wo wir jedoch abermals vergeblich um eine leidliche Herberge bemüht waren. Die Maulthiere ſtehen in prächtig gewölbten Ställen, die Knechte

ſchlafen auf dem Klee der den Thieren beſtimmt iſt, der Fremde aber muß ſeine Haushaltung von vorn anfangen. Ein allenfalls zu beziehendes Zimmer muß erſt gereinigt werden. Stühle und Bänke giebt es nicht, man ſitzt auf niedrigen Böcken von ſtarkem Holz, Tiſche ſind auch nicht zu finden.

Will man jene Böcke in Bettfüße verwandeln, ſo geht man zum Tiſchler und borgt ſo viel Breter als nöthig ſind, gegen eine gewiſſe Miethe. Der große Juchtenſack, den uns Hackert geliehen, kam diesmal ſehr zu gute und ward vorläufig mit Heckerling angefüllt.

Vor allem aber mußte wegen des Eſſens Anſtalt getroffen werden. Wir hatten unterwegs eine Henne gekauft, der Vetturin war gegangen Reis, Salz und Specereyen anzuſchaffen, weil er aber nie hier geweſen, ſo blieb lange unerörtert, wo denn eigentlich ge-

kocht werden sollte? wozu in der Herberge selbst keine Gelegenheit war. Endlich bequemte sich ein ältlicher Bürger Herd und Holz, Küchen- und Tischgeräthe gegen ein billiges herzugeben und uns, indessen gekocht würde, in der Stadt herumzuführen, endlich auf den Markt, wo die angesehnsten Einwohner nach antiker Weise umher saßen, sich unterhielten und von uns unterhalten seyn wollten.

Wir mußten von Friedrich dem Zweyten erzählen und ihre Theilnahme an diesem großen Könige war so lebhaft, daß wir seinen Tod verhehlten, um nicht, durch eine so unselige Nachricht, unsern Wirthen verhaßt zu werden.

Caltanisetta, Sonnabend den 28. April 1787.

Geologisches, nachträglich. Von Girgent die Muschelkalkfelsen hinab, zeigt sich ein weißliches Erdreich, das sich nachher erklärt: man findet den älteren Kalk wieder und Gyps unmittelbar daran. Weite flache Thäler, Fruchtbau bis an die Gipfel, oft darüber weg; älterer Kalk mit verwittertem Gyps gemischt. Nun zeigt sich ein loseres, gelbliches, leicht verwitterndes neues Kalkgestein: in den geackerten Feldern kann man dessen Farbe deutlich erkennen, die oft in's Dunklere, ja in's Violette zieht. Etwas über halben Weg tritt der Gyps wieder hervor. Auf demselben wächst häufig ein schön violettes, fast rosenrothes Sedum und an den Kalkfelsen ein schön gelbes Moos.

bemühen. Ich hätte wohl Lust, mich in's Bad zu setzen und mich abreiben zu lassen.

Die Musik geht fort; endlich da die Fräulein ihre Bemühungen ganz veracblich sehn, eilen sie verdrießlich davon, und es bleiben:

Prinz und Merkulo.

Prinz. Gesegnet seyst du, liebe Einsamkeit! Wie erbärmlich habe ich mich seit dem Eintritt in dieses Haus zwingen müssen!

Merkulo. Das muß ich Eurer Durchlaucht bekennen, daß mir's manchmal unbegreiflich gewesen ist, wie Sie Sich an einer wohlbesetzten Tafel und zwischen liebenswürdigen Frauen ennuyiren können?

Prinz. Es ist nicht Langeweile, es ist die Gefälligkeit dieser angenehmen Geschöpfe, die mich ängstet. Ach! warum muß ich dem weiblichen Geschlechte zur Qual geschaffen seyn? Denn nur Eine kann mein Herz besitzen, und die übrigen — Ach! — —

Jenes verwitterliche Kalkgeſtein zeigt ſich öfters wieder, am ſtärkſten gegen Caltaniſetta, wo es in Lagern liegt die einzelne Muſcheln enthalten; dann zeigt ſich's röthlich, beynahe wie Mennige, mit wenigem Violett, wie oben bey San Martino bemerkt worden.

Quarzgeſchiebe habe ich nur etwa auf halbem Wege in einem Thälchen gefunden, das, an drei Seiten geſchloſſen, gegen Morgen und alſo gegen das Meer zu offen ſtand.

Links in der Ferne war der hohe Berg bey Camerata merkwürdig und ein anderer wie ein geſtutzter Kegel. Die große Hälfte des Wegs kein Baum zu ſehen. Die Frucht ſtand herrlich, obgleich nicht ſo hoch wie zu Girgent und am Meeresufer, jedoch ſo rein als möglich; in den unabſehbaren Waizenäckern kein Unkraut. Erſt ſahen wir nichts als grünende Felder, dann gepflügte, an feuchtlichen Oertern ein Stückchen Wieſe.

Hier kommen auch Pappeln vor. Gleich hinter Girgent fanden wir Aepfel und Birnen, übrigens an den Höhen und in der Nähe der wenigen Ortschaften etwas Feigen.

Diese dreißig Miglien, nebst allem was ich rechts und links erkennen konnte, ist älterer und neuerer Kalk, dazwischen Gyps. Der Verwitterung und Verarbeitung dieser drei unter einander hat das Erdreich seine Fruchtbarkeit zu verdanken. Wenig Sand mag es enthalten, es knirscht kaum unter den Zähnen. Eine Vermuthung wegen des Flusses Achates wird sich morgen bestätigen.

Die Thäler haben eine schöne Form und ob sie gleich nicht ganz flach sind, so bemerkt man doch keine Spur von Regengüssen, nur kleine Bäche, kaum merklich, rieseln hin, denn alles fließt gleich unmittelbar nach dem Meere. Wenig rother Klee ist zu sehen, die niedrige Palme verschwindet auch, so wie alle

Blumen und Sträuche der südwestlichen Seite. Den Disteln ist nur erlaubt sich der Wege zu bemächtigen, alles andere gehört der Ceres an. Uebrigens hat die Gegend viel ähnliches mit deutschen hügelichen und fruchtbaren Gegenden z. B. mit der zwischen Erfurt und Gotha, besonders wenn man nach den Gleichen hinsieht. Sehr vieles mußte zusammen kommen, um Sicilien zu einem der fruchtbarsten Länder der Welt zu machen.

Man sieht wenig Pferde auf der ganzen Tour, sie pflügen mit Ochsen und es besteht ein Verbot keine Kühe und Kälber zu schlachten. Ziegen, Esel und Maulthiere begegneten uns viele. Die Pferde sind meist Apfelschimmel mit schwarzen Füßen und Mähnen, man findet die prächtigsten Stallräume mit gemauerten Bettstellen. Das Land wird zu Bohnen und Linsen gedüngt, die übrigen Feldfrüchte wachsen nach dieser Sömmerung. In Aehren geschoßte noch grüne Gerste, in

Bündeln, rother Klee desgleichen werden dem Vorbeireitenden zu Kauf angeboten.

Auf dem Berg über Caltanisetta fand sich fester Kalkstein mit Versteinerungen; die großen Muscheln lagen unten, die kleinen obenauf. Im Pflaster des Städtchens fanden wir Kalkstein mit Pektiniten.

Zum 28. April 1787.

Hinter Caltanisetta senken sich die Hügel gäh herunter in mancherley Thäler, die ihre Wasser in den Fluß Salso ergießen. Das Erdreich ist röthlich, sehr thonig, vieles lag unbestellt, auf dem bestellten die Früchte ziemlich gut, doch, mit den vorigen Gegenden verglichen, noch zurück.

Castro Giovanni, Sonntag den 29. April 1787.

Noch größere Fruchtbarkeit und Menschenöde hatten wir heute zu bemerken. Regenwetter war eingefallen und machte den Reisezustand sehr unangenehm, da wir durch mehrere stark angeschwollene Gewässer hindurch mußten. Am Fiume Salso, wo man sich nach einer Brücke vergeblich umsieht, überraschte uns eine wunderliche Anstalt. Kräftige Männer waren bereit, wovon immer zwey und zwey das Maulthier, mit Reuter und Gepäck, in die Mitte faßten und so, durch einen tiefen Stromtheil hindurch, bis auf eine große Kiesfläche führten; war nun die sämmtliche Gesellschaft hier beysammen, so ging es auf eben diese Weise durch den zweyten Arm des Flusses, wo die Männer denn abermals, durch Stämmen und Drängen, das Thier auf dem rechten Pfade und im Strom-

zug aufrecht erhielten. An dem Waſſer her iſt etwas Buſchwerk, das ſich aber landeinwärts gleich wieder verliert. Der Fiume Salſo bringt Granit, einen Uebergang in Gneus, breccirten und einfärbigen Marmor.

Nun ſahen wir den einzeln ſtehenden Bergrücken vor uns, worauf Caſtro Giovanni liegt und welcher der Gegend einen ernſten, ſonderbaren Charakter ertheilt. Als wir den langen an der Seite ſich hinanziehenden Weg ritten, fanden wir den Berg aus Muſchelkalk beſtehend, große, nur calcinirte Schaalen wurden aufgepackt. Man ſieht Caſtro Giovanni nicht eher, als bis man ganz oben auf den Bergrücken gelangt, denn es liegt am Felsabhang gegen Norden. Das wunderliche Städtchen ſelbſt, der Thurm, links in einiger Entfernung das Oertchen Caltaſcibetta ſtehen gar ernſthaft gegen einander. In der Plaine ſah man die Bohnen in voller Blüthe, wer hätte ſich aber dieſes Anblicks

erfreuen können! Die Wege waren entsetzlich noch schrecklicher weil sie ehemals gepflastert gewesen und es regnete immer fort. Das alte Enna empfing uns sehr unfreundlich: ein Estrichzimmer mit Läden ohne Fenster, so daß wir entweder im Dunkeln sitzen, oder den Sprühregen, dem wir so eben entgangen waren, wieder erdulden mußten. Einige Ueberreste unseres Reisevorraths wurden verzehrt, die Nacht kläglich zugebracht. Wir thaten ein feyerliches Gelübde, nie wieder nach einem mythologischen Namen unser Wegeziel zu richten.

Montag den 30. April 1787.

Von Castro Giovanni herab führt ein rauher; unbequemer Stieg, wir mußten die Pferde führen. Die Atmosphäre vor uns tief herab mit Wolken bedeckt, wobey sich ein wunderbar Phänomen in der größten Höhe sehen ließ. Es war weiß und grau gestreift und schien etwas Körperliches zu seyn; aber wie käme das Körperliche in den Himmel! Unser Führer belehrte uns, diese unsere Verwunderung gelte einer Seite des Aetna, welche durch die zerrissenen Wolken durchsehe: Schnee und Bergrücken abwechselnd bildeten die Streifen, es sey nicht einmal der höchste Gipfel.

Des alten Enna steiler Felsen lag nun hinter uns, wir zogen durch lange, lange, einsame Thäler; unbebaut und unbewohnt la-

gen sie da, dem weidenden Vieh überlassen, das wir schön braun fanden, nicht groß, mit kleinen Hörnern, gar nett, schlank und munter wie die Hirschchen. Diese guten Geschöpfe hatten zwar Weide genug, sie war ihnen aber doch durch ungeheure Distelmassen beengt und nach und nach verkümmert. Diese Pflanzen finden hier die schönste Gelegenheit sich zu besaamen und ihr Geschlecht auszubreiten, sie nehmen einen unglaublichen Raum ein, der zur Weide von ein paar großen Landgütern hinreichte. Da sie nicht perenniren, so wären sie jetzt, vor der Blüthe niedergemäht, gar wohl zu vertilgen.

Indessen wir nun diese landwirthlichen Kriegsplane gegen die Disteln ernstlich durchdachten, mußten wir, zu unserer Beschämung, bemerken, daß sie doch nicht ganz unnütz seyen. Auf einem einsam stehenden Gasthofe, wo wir fütterten, waren zugleich ein paar sicilianische Edelleute angekommen, welche quer durch das

Land, eines Prozesses wegen, nach Palermo zogen. Mit Verwunderung sahen wir diese beyden ernsthaften Männer, mit scharfen Taschenmessern, vor einer solchen Distelgruppe stehen und die obersten Theile dieser emporstrebenden Gewächse niederhauen; sie faßten alsdann diesen stachlichen Gewinn mit spitzen Fingern, schälten den Stengel und verzehrten das Innere desselben mit Wohlgefallen. Damit beschäftigten sie sich eine lange Zeit, indessen wir uns an Wein, diesmal ungemischt, und gutem Brod erquickten. Der Vetturin bereitete uns dergleichen Stengelmark und versicherte es sey eine gesunde, kühlende Speise, sie wollte uns aber so wenig schmecken als der rohe Kohlrabi zu Segeste.

Merkulo. Die hab' ich ſchon oft bedauert! und ich hab' ihnen auch gelegentlich mein Mitleiden, auf eine ſo überzeugende Art zu verſtehn gegeben, daß ich wirklich ſagen kann: ich habe das Glück gehabt, einigen das Leben zu friſten, die auf dem Sprunge ſtanden, durch Ihre Grauſamkeit in die Elyſäiſchen Felder vertrieben zu werden.

Prinz. Rede davon nicht! vermehre nicht meinen Kummer!

Merkulo. Ich ſage nichts! denn wenn man Ihren hohen Stand, und Ihre trefflichen Qualitäten zuſammen nimmt, ſo iſt's evident, daß Einer Ihrer Blicke ganz unglaubliche Bewegungen in einem ſchönen Herzen hervorbringen muß.

Prinz. Meinen Stand erwähnſt du, Unglücklicher? Was iſt mein Stand gegen dieſes Herz?

Unterwegs den 30. April.

In das Thal gelangt, wodurch der Fluß St. Paolo ſich ſchlängelt, fanden wir das Erdreich röthlich-ſchwarz und verwitterlichen Kalk; viel Brache, ſehr weite Felder, ſchönes Thal, durch das Flüſchen ſehr angenehm. Der gemiſchte gute Lehmboden iſt mitunter zwanzig Fuß tief und meiſtens gleich. Die Aloes hatten ſtark getrieben. Die Frucht ſtand ſchön, doch mitunter unrein und, gegen die Mittagſeite berechnet, weit zurück. Hie und da kleine Wohnungen; kein Baum als unmittelbar unter Caſtro Giovanni. Am Ufer des Fluſſes viel Weide, durch ungeheure Diſtelmaſſen eingeſchränkt. Im Flußgeſchiebe das Quarzgeſtein wieder, theils einfach, theils breccienartig.

Molimenti, ein neues Oertchen, ſehr klug in der Mitte ſchöner Felder angelegt, am Flüßchen St. Paolo. Der Waizen ſtand in der Nähe ganz unvergleichlich, ſchon den zwanzigſten May zu ſchneiden. Die ganze Gegend zeigt noch keine Spur von vulkaniſchem Weſen, auch ſelbſt der Fluß führt keine dergleichen Geſchiebe. Der Boden gut gemiſcht, eher ſchwer als leicht, iſt im Ganzen kaffebraun-violettlich anzuſehen. Alle Gebirge links die den Fluß einſchließen ſind Kalk- und Sandſtein, deren Abwechſelung ich nicht beobachten konnte, welche jedoch, verwitternd, die große durchaus gleiche Fruchtbarkeit des untern Thales bereitet haben.

Dienſtag, den 1. May 1787.

Durch ein ſo ungleich angebautes obwohl von der Natur zu durchgängiger Fruchtbarkeit beſtimmtes Thal ritten wir, einigermaßen verdrießlich, herunter, weil, nach ſo viel ausgeſtandenen Unbilden, unſern maleriſchen Zwecken gar nichts entgegen kam. Kniep hatte eine recht bedeutende Ferne umriſſen, weil aber der Mittel- und Vordergrund gar zu abſcheulich war, ſetzte er, geſchmackvoll ſcherzend, ein pouſſiniſches Vordertheil daran, welches ihm nichts koſtete und das Blatt zu einem ganz hübſchen Bildchen machte. Wie viel maleriſche Reiſen mögen dergleichen Halbwahrheiten enthalten.

Unſer Reitmann verſprach, um unſer mürriſches Weſen zu begütigen, für den Abend eine gute Herberge, brachte uns auch wirklich

in einen vor wenig Jahren gebauten Gasthof, der auf diesem Wege, gerade in gehöriger Entfernung von Catania gelegen, dem Reisenden willkommen seyn mußte, und wir ließen es uns, bey einer leidlichen Einrichtung, seit zwölf Tagen wieder einigermaßen bequem werden. Merkwürdig aber war uns eine Inschrift an die Wand, bleystiftlich mit schönen englischen Schriftzügen geschrieben, sie enthielt folgendes: „Reisende, wer ihr auch seyd, hütet euch in Catania vor dem Wirthshause zum goldenen Löwen; es ist schlimmer als wenn ihr Cyclopen, Syrenen und Scyllen zugleich in die Klauen fielet.“ Ob wir nun schon dachten, der wohlmeinende Warner möchte die Gefahr etwas mythologisch vergrößert haben so setzten wir uns doch fest vor, den goldenen Löwen zu vermeiden, der uns als ein so grimmiges Thier angekündigt war. Als uns daher der Maulthiertreibende befragte, wo wir in Catania einkehren wollten, so versetzten wir: überall, nur nicht im Löwen!

worauf er den Vorschlag that da vorlieb zu nehmen wo er seine Thiere unterstelle, nur müßten wir uns daselbst auch verköstigen, wie wir es schon bisher gethan. Wir waren alles zufrieden; dem Rachen des Löwen zu entgehen war unser einziger Wunsch.

Gegen Ibla Major melden sich Lavageschiebe, welche das Wasser von Norden herunter bringt. Ueber der Fähre findet man Kalkstein, welcher allerley Arten Geschiebe, Hornstein, Lava und Kalk verbunden hat, dann verhärtete vulkanische Asche mit Kalktuff überzogen. Die gemischten Kieshügel dauern immer fort bis gegen Catania, bis an dieselbe und über dieselbe finden sich Lavaströme des Aetna. Einen wahrscheinlichen Krater läßt man links. (Gleich unter Molimenti rauften die Bauern den Flachs.) Wie die Natur das Bunte liebt läßt sie hier sehen wo sie sich an der schwarz-blau-grauen Lava erlustigt: hoch-

gelbes Moos überzieht sie, ein schön rothes Sedum wächst üppig darauf, andere schöne violette Blumen. Eine sorgsame Cultur beweist sich an den Cactuspflanzungen und Weinranken. Nun drängen sich ungeheuere Lavaflüsse heran. Motta ist ein schöner bedeutender Fels. Hier stehen die Bohnen als sehr hohe Stauden. Die Aecker sind veränderlich, bald sehr kiesig, bald besser gemischt.

Der Vetturin, der diese Frühlingsvegetation der Süd-Ost-Seite lange nicht gesehen haben mochte, verfiel in groſses Ausrufen über die Schönheit der Frucht und fragte uns mit selbstgefälligem Patriotismus: ob es in unsern Landen auch wohl solche gäbe? Ihr ist hier alles aufgeopfert, man sieht wenig ja gar keine Bäume. Allerliebst war ein Mädchen von prächtiger, schlanker Gestalt, eine ältere Bekanntschaft unseres Vetturins, die seinem Maulthiere gleichlief, schwatzte und dabey mit solcher Zierlichkeiit als möglich ihren Fa-

den ſpann. Nun fingen gelbe Blumen zu herrſchen an. Gegen Miſterbianco ſtanden die Cactus ſchon wieder in Zäunen; Zäune aber, ganz von dieſen wunderſam gebildeten Gewächſen, werden in der Nähe von Catania immer regelmäßiger und ſchöner.

Catania, Mittwoch den 2. May 1787.

In unſerer Herberge befanden wir uns freylich ſehr übel. Die Koſt, wie ſie der Maulthierknecht bereiten konnte, war nicht die beſte. Eine Henne in Reis gekocht, wäre dennoch nicht zu verachten geweſen, hätte ſie nicht ein unmäßiger Saffran ſo gelb als ungenießbar gemacht. Das unbequemſte Nachtlager hätte uns beynahe genöthigt Hackerts Juchtenſack wieder hervorzuholen, deshalb ſprachen wir morgens zeitig mit dem freund-

lichen Wirthe. Er bedauerte, daß er uns nicht beſſer verſorgen könne: da drüben aber iſt ein Haus wo Fremde gut aufgehoben ſind und alle Urſache haben zufrieden zu ſeyn. — Er zeigte uns ein großes Eckhaus, von welchem die uns zugekehrte Seite viel Gutes verſprach. Wir eilten ſogleich hinüber, fanden einen rührigen Mann, der ſich als Lohnbedienter angab und, in Abweſenheit des Wirths, uns ein ſchönes Zimmer neben einem Saal anwies, auch zugleich verſicherte, daß wir aufs billigſte bedient werden ſollten. Wir erkundigten uns ungeſäumt hergebrachter Weiſe, was für Quartier, Tiſch, Wein, Frühſtück und ſonſtiges Beſtimmbare zu bezahlen ſey? das war alles billig und wir ſchafften eilig unſere Wenigkeiten herüber, ſie in die weitläufigen, vergoldeten Commoden einzuordnen. Kniep fand zum erſtenmale Gelegenheit ſeine Pappe auszubreiten; er ordnete ſeine Zeichnungen, ich mein Bemerktes. Sodann, vergnügt über die ſchönen Räume, traten wir

auf den Balkon des Saals, der Aussicht zu genießen. Nachdem wir diese genugsam betrachtet und gelobt, kehrten wir um nach unsern Geschäften und siehe! da drohte über unserm Haupte ein großer goldner Löwe. Wir sahen einander bedenklich an, lächelten und lachten. Von nun an aber blickten wir umher, ob nicht irgendwo eins der homerischen Schreckbilder hervorschauen möchte.

Nichts dergleichen war zu sehen, dagegen fanden wir im Saal eine hübsche, junge Frau, die mit einem Kinde von etwa zwey Jahren herumtändelte, aber sogleich von dem beweglichen Halbwirth derb ausgescholten dastand: Sie solle sich hinweg verfügen! hieß es, sie habe hier nichts zu thun. — Es ist doch hart daß du mich fortjagst, sagte sie, das Kind ist zu Hause nicht zu begütigen wenn du weg bist und die Herrn erlauben mir gewiß in deiner Gegenwart das Kleine zu beruhigen? Der Gemahl ließ es dabey nicht bewenden, sondern

ſuchte ſie fortzuſchaffen, das Kind ſchrie in der Thüre ganz erbärmlich und wir mußten zuletzt ernſtlich verlangen, daß das hübſche Madamchen dabliebe.

Durch den Engländer gewarnt, war es keine Kunſt die Comödie zu durchſchauen, wir ſpielten die Neulinge, die Unſchuldigen, er aber machte ſeine liebreiche Vaterſchaft auf das Beſte gelten. Das Kind wirklich war am freundlichſten mit ihm, wahrſcheinlich hatte es die angebliche Mutter unter der Thüre gekneipt.

Und ſo war ſie auch in der größten Unſchuld dageblieben als der Mann wegging, ein Empfehlungsſchreiben an den Hausgeiſtlichen des Prinzen Biscaris zu überbringen. Sie dahlte fort bis er zurückkam und anzeigte, der Abbé würde ſelbſt erſcheinen uns von dem Näheren zu unterrichten.

Merkulo. Halten Sie mir's zu Gnaden. Wir wollen der Sache ihr Recht anthun. Eine wahre Liebe ist z. E. was vortreffliches; aber eine wahre Liebe mit einem wohlgespickten Beutel, darüber geht gar nichts. So auch, was den Stand betrifft —

Prinz. Rede nur nicht immer! nicht solche Dinge!

Merkulo. Nein, ich müßte undankbar seyn, wenn ich es nicht gestände, nicht bekennte! In Ihrer Nähe, mein Gebiether, bin ich ohnehin sicher. Ihre Fürstliche Gegenwart zieht, wie ein Gewitterableiter, alle Elektricität zärtlicher Herzen an sich, daß wir andern vor'm Einschlagen ganz gesichert sind.

Prinz. Ist es bald eilfe?

Merkulo. Es wird gleich seyn, und ich gehe, um Sie Ihren Empfindungen in der feierlichen Stunde der Mitternacht allein zu

Catania, Donnerstag den 3. May 1787.

Der Abbé, der uns gestern Abend schon begrüßt hatte, erschien heute zeitig und führte uns in den Pallast, welcher auf einem hohen Sockel einstöckig gebaut ist, und zwar sahen wir zuerst das Museum, wo marmorne und eherne Bilder, Vasen und alle Arten solcher Alterthümer beysammenstehen. Wir hatten abermals Gelegenheit unsere Kenntnisse zu erweitern, besonders aber fesselte uns der Sturz eines Jupiters, dessen Abguß ich schon aus Tischbeins Werkstatt kannte und welcher größere Vorzüge besitzt als wir zu beurtheilen vermochten. Ein Hausgenosse gab die nöthigste historische Auskunft und nun gelangten wir in einen großen hohen Saal. Die vielen Stühle an den Wänden umher zeugten daß große Gesellschaft sich manchmal hier versammle. Wir setzten uns, in Erwartung einer günstigen Auf-

nahme. Da kamen ein paar Frauenzimmer herein und gingen der Länge nach auf und ab. Sie ſprachen angelegentlich mit einander. Als ſie uns gewahrten, ſtand der Abbé auf, ich desgleichen, wir neigten uns. Ich fragte: wer ſie ſeyen? und erfuhr, die jüngere ſey die Prinzeſſin, die ältere eine edle Catanierin. Wir hatten uns wieder geſetzt, ſie gingen auf und ab wie man auf einem Marktplatze thun würde.

Wir wurden zum Prinzen geführt, der, wie man mir ſchon bemerkt hatte, uns ſeine Münzſammlung aus beſonderem Vertrauen vorwies, da wohl früher ſeinem Herrn Vater und auch ihm nachher, bey ſolchem Vorzeigen manches abhanden gekommen und ſeine gewöhnliche Bereitwilligkeit dadurch einigermaßen vermindert worden. Hier konnte ich nun ſchon etwas kenntnißreicher ſcheinen, indem ich mich bey Betrachtung der Sammlung des Prinzen Torremuzza belehrt hatte. Ich lern-

te wieder und half mir an jenem dauerhaften Winkelmanniſchen Faden, der uns durch die verſchiedenen Kunſtepochen durchleitet, ſo ziemlich hin. Der Prinz, von dieſen Dingen völlig unterrichtet, da er keine Kenner aber aufmerkſame Liebhaber vor ſich ſah, mochte uns gern in allem wornach wir forſchten belehren.

Nachdem wir dieſen Betrachtungen geraume Zeit, aber doch noch immer zu wenig, gewidmet, ſtanden wir im Begriff uns zu beurlauben, als er uns zu ſeiner Frau Mutter führte, woſelbſt die übrigen kleinern Kunſtwerke zu ſehen waren.

Wir fanden eine anſehnliche, natürlich-edle Frau, die uns mit den Worten empfing: ſehen ſie ſich bey mir um, meine Herrn, ſie finden hier alles noch wie es mein ſeliger Gemahl geſammelt und geordnet hat. Dies danke ich der Frömmigkeit meines Sohnes.

der mich in seinen besten Zimmern nicht nur wohnen, sondern auch hier nicht das geringste entfernen oder verrücken läßt was sein seliger Herr Vater anschaffte und aufstellte; wodurch ich den doppelten Vortheil habe, sowohl auf die so lange Jahre her gewohnte Weise zu leben, als auch, wie von jeher, die trefflichen Fremden zu sehen und näher zu kennen, die, unsere Schätze zu betrachten, von so weiten Orten herkommen.

Sie schloß uns darauf selbst den Glasschrank auf, worin die Arbeiten in Bernstein aufbewahrt standen. Der Sicilianische unterscheidet sich von dem nordischen darin, daß er von der durchsichtigen und undurchsichtigen Wachs- und Honigfarbe durch alle Abschattungen eines gesättigten Gelbs bis zum schönsten Hyacinthroth hinansteigt. Urnen, Becher und andere Dinge waren daraus geschnitten, wozu man große bewundernswürdige Stücke des Materials mitunter voraussc-

ben mußte. An diesen Gegenständen, so wie an geschnittenen Muscheln, wie sie in Trapani gefertigt werden, ferner, an ausgesuchten Elfenbeinarbeiten, hatte die Dame ihre besondere Freude und wußte dabey manche heitere Geschichte zu erzählen. Der Fürst machte uns auf die ernsterern Gegenstände aufmerksam und so flossen einige Stunden vergnügt und belehrend vorüber.

Indessen hatte die Fürstin vernommen, daß wir Deutsche seyn, sie fragte daher nach Herrn von Riedesel, Barthels, Münter, welche sie sämmtlich gekannt und ihren Charakter und Betragen gar wohl unterscheidend zu würdigen wußte. Wir trennten uns ungern von ihr und sie schien uns ungern wegzulassen. Dieser Inselzustand hat doch immer etwas einsames, nur durch vorübergehende Theilnahme aufgefrischt und erhalten.

Uns führte der Geistliche alsdann in das Benedictinerkloster, in die Zelle eines Bru-

dere, deſſen, bey mäßigem Alter, trauriges und in ſich zurückgezogenes Anſehn wenig frohe Unterhaltung verſprach. Er war jedoch der kunſtreiche Mann, der die ungeheuere Orgel dieſer Kirche allein zu bändigen wußte. Als er unſere Wünſche mehr errathen als vernommen, erfüllte er ſie ſchweigend; wir begaben uns in die ſehr geräumige Kirche, die er, das herrliche Inſtrument bearbeitend, bis in den letzten Winkel mit leiſeſtem Hauch ſowohl als gewaltſamſten Tönen durchſäuſelte und durchſchmetterte.

Wer den Mann nicht vorher geſehen, hätte glauben müſſen, es ſey ein Rieſe der ſolche Gewalt ausübe, da wir aber ſeine Perſönlichkeit ſchon kannten, bewunderten wir nur, daß er in dieſem Kampf nicht ſchon längſt aufgerieben ſey.

Catania, Freytag den 4. May 1787.

Bald nach Tiſche kam der Abbé mit einem Wagen, da er uns den entferntern Theil der Stadt zeigen ſollte. Beym Einſteigen ereignete ſich ein wunderſamer Rangſtreit. Ich war zuerſt eingeſtiegen und hätte ihm zur linken Hand geſeſſen, er, einſteigend, verlangte ausdrücklich daß ich herumrücken und ihn zu meiner Linken nehmen ſollte; ich bat ihn dergleichen Ceremonien zu unterlaſſen. Verzeiht! ſagte er, daß wir alſo ſitzen, denn wenn ich meinen Platz zu eurer Rechten nehme, ſo glaubt jedermann daß ich mit euch fahre, ſitze ich aber zur Linken, ſo iſt es ausgeſprochen daß ihr mit mir fahrt, mit mir nämlich, der ich euch im Namen des Fürſten die Stadt zeige. Dagegen war freylich nichts einzuwenden und alſo geſchah es.

Wir fuhren die Straßen hinaufwärts, wo die Lava, welche 1669 einen großen Theil dieſer Stadt zerſtörte, noch bis auf unſere Tage ſichtbar blieb. Der ſtarre Feuerſtrom ward bearbeitet wie ein anderer Fels, ſelbſt auf ihm waren Straßen vorgezeichnet und theilweiſe gebaut. Ich ſchlug ein unbezweifeltes Stück des Geſchmolzenen herunter, bedenkend, daß vor meiner Abreiſe aus Deutſchland ſchon der Streit über die Vulcanität der Baſalte ſich entzündet hatte. Und ſo that ich's an mehrern Stellen, um zu mancherley Abänderungen zu gelangen.

Wären jedoch Einheimiſche nicht ſelbſt Freunde ihrer Gegend, nicht ſelbſt bemüht, entweder eines Vortheils oder der Wiſſenſchaft willen, das was in ihrem Revier merkwürdig iſt zuſammen zu ſtellen; ſo müßte der Reiſende ſich lang vergebens quälen. Schon in Neapel hatte mich der Lavenhändler ſehr gefördert, hier, in einem weit höheren Sin-

ne, der Ritter Goeni. Ich fand in ſeiner reichen, ſehr galant aufgeſtellten Sammlung die Laven des Aetna, die Baſalte am Fuß deſſelben, verändertes Geſtein, mehr oder weniger zu erkennen; alles wurde freundlichſt vorgezeigt. Am meiſten hatte ich Zeolithe zu bewundern, aus den ſchroffen im Meere ſtehenden Felſen unter Jaci.

Als wir den Ritter um die Mittel befragten: wie man ſich benehmen müſſe um den Aetna zu beſteigen? wollte er von einer Wagniß nach dem Gipfel, beſonders in der gegenwärtigen Jahreszeit, gar nichts hören. Ueberhaupt, ſagte er, nachdem er uns um Verzeihung gebeten, die hier ankommenden Fremden ſehen die Sache für allzuleicht an, wir andern Nachbarn des Berges ſind ſchon zufrieden, wenn wir, ein paarmal in unſerm Leben, die beſte Gelegenheit abgepaßt und den Gipfel erreicht haben. Brydone, der zuerſt durch ſeine Beſchreibung die Luſt nach dieſem

Feuergipfel entzündet, ist gar nicht hinauf gekommen; Graf Borck läßt den Leser in Ungewißheit, aber auch er ist nur bis auf eine gewisse Höhe gelangt, und so könnte ich von mehrern sagen. Für jetzt erstreckt sich der Schnee noch allzuweit herunter und breitet unüberwindliche Hindernisse entgegen. Wenn sie meinem Rathe folgen mögen, so reiten sie morgen, bey guter Zeit, bis an den Fuß des Monte Rosso, besteigen sie diese Höhe; sie werden von da des herrlichsten Anblicks genießen und zugleich die alte Lava bemerken, welche dort, 1669 entsprungen, unglücklicher Weise sich nach der Stadt hereinwälzte. Die Aussicht ist herrlich und deutlich, man thut besser sich das Uebrige erzählen zu lassen.

überlaſſen. Es iſt eine vortreffliche neuere Erfindung, daß jeder Stunde, jeder Tageszeit ihre eigene Gefühle gewidmet ſind. Darin waren die Alten rechte Tröpfe. In ihren Schauſpielen konnte das Feierlichſte, Schrecklichſte bey hellem Tage und unter freyem Himmel vorgehn; unter eilfe und zwölfe thun wir's aber gar nicht, und ohne Särge, Kirchhöfe und ſchwarze Tücher läßt ſich nichts rechts ausrichten.

Prinz. Sind meine Piſtolen geladen?

Merkulo. Auf Ihren Befehl, wie immer. Aber ich bitte Sie um Gottes willen, erſchießen Sie Sich nicht einmal!

Prinz. Sey ruhig! Es ſchlägt eilfe. Es ſchlägt!

Merkulo. Sie haben hier eine Glocke, die gar keinen feierlichen Ton hat. Es klingt als wenn man auf Blech hämmerte: mich

Catania, Sonnabend den 5. May 1787.

Folgſam dem guten Rathe machten wir uns zeitig auf den Weg und erreichten, auf unſern Maulthieren immer rückwärts ſchauend, die Region der durch die Zeit noch ungebändigten Laven. Zackige Klumpen und Tafeln ſtarrten uns entgegen, durch welche nur ein zufälliger Pfad von den Thieren gefunden wurde. Auf der erſten bedeutenden Höhe hielten wir ſtill. Kniep zeichnete mit großer Präciſion was hinaufwärts vor uns lag: die Lavenmaſſen im Vorgrunde, den Doppelgipfel des Monte-Roſſo links, gerade über uns die Wälder von Nicoloſi, aus denen der beſchneite wenig rauchende Gipfel hervorſtieg. Wir rückten dem rothen Berge näher, ich ſtieg hinauf: er iſt ganz aus rothem vulkaniſchen Grus, Aſche und Steinen zuſammengehäuft. Um die Mündung hätte ſich bequem herum-

gehen laſſen, hätte nicht ein gewaltſam ſtürmender Morgenwind jeden Schritt unſicher gemacht; wollte ich nur einigermaßen fortkommen, ſo mußte ich den Mantel ablegen, nun aber war der Huth jeden Augenblick in Gefahr in den Krater getrieben zu werden und ich hinterdrein. Deshalb ſetzte ich mich nieder um mich zu faſſen und die Gegend zu überſchauen; aber auch dieſe Lage half mir nichts: der Sturm kam gerade von Oſten her, über das herrliche Land, das nah und fern bis an's Meer unter mir lag. Den ausgedehnten Strand von Meſſina bis Syrakus, mit ſeinen Krümmungen und Buchten, ſah ich vor Augen, entweder ganz frey oder durch Felſen des Ufers nur wenig bedeckt. Als ich ganz betäubt wieder herunter kam hatte Kniep, im Schauer, ſeine Zeit gut angewendet und mit zarten Linien auf dem Papier geſichert, was der wilde Sturm mich kaum ſehen, vielweniger feſthalten ließ.

In dem Rachen des goldenen Löwen wieder angelangt, fanden wir den Lohnbedienten den wir nur mit Mühe uns zu begleiten abgehalten hatten. Er lobte daß wir den Gipfel aufgegeben, ſchlug aber für Morgen eine Spazierfahrt auf dem Meere, zu den Felſen von Jaci, andringlich vor: das ſey die ſchönſte Luſtparthie, die man von Catania aus machen könne! man nehme Trank und Speiſe mit, auch wohl Geräthſchaften um etwas zu wärmen. Seine Frau erbiete ſich dieſes Geſchäft zu übernehmen. Ferner erinnerte er ſich des Jubels, wie Engländer wohl gar einen Kahn mit Muſik zur Begleitung genommen hätten, welche Luſt über alle Vorſtellung ſey.

Die Felſen von Jaci zogen mich heftig an, ich hatte großes Verlangen mir ſo ſchöne Zeolithe herauszuſchlagen als ich bey Goeni geſehen. Man konnte ja die Sache kurz faſſen, die Begleitung der Frau ablehnen. Aber

der warnende Geist des Engländers behielt die Oberhand, wir thaten auf die Zeolithe Verzicht und dünkten uns nicht wenig wegen dieser Enthaltsamkeit.

Catania, Sonntag den 6. May 1787.

Unser geistlicher Begleiter blieb nicht aus. Er führte uns die Reste alter Baukunst zu sehen, zu welchen der Beschauer freylich ein starkes Restaurationstalent mitbringen muß. Man zeigte die Reste von Wasserbehältern, einer Naumachie und andere dergleichen Ruinen, die aber bey der vielfachen Zerstörung der Stadt durch Laven, Erdbeben und Krieg dergestalt verschüttet und versenkt sind, daß Freude und Belehrung nur dem genauesten Kenner alterthümlicher Baukunst daraus entspringen kann.

Eine nochmalige Aufwartung beym Prinzen lehnte der Pater ab und wir schieden beyderseits mit lebhaften Ausdrücken der Dankbarkeit und des Wohlwollens.

Taormina, Montag den 7. May 1787.

Gott sey Dank, daß alles was wir heute gesehen, schon genugsam beschrieben ist, mehr aber noch, daß Kniep sich vorgenommen hat, morgen den ganzen Tag oben zu zeichnen. Wenn man die Höhe der Felsenwände erstiegen hat, welche ohnfern des Meerstrandes in die Höhe steilen, findet man zwey Gipfel durch ein Halbrund verbunden. Was dies auch von Natur für eine Gestalt gehabt haben mag, die Kunst hat nachgeholfen und daraus den amphitheatralischen Halbzirkel für Zuschauer

gebildet; Mauern und andere Angebäude von Ziegelsteinen sich anschließend, supplirten die nöthigen Gänge und Hallen. Am Fuße des stufenartigen Halbzirkels erbaute man die Scene quer vor, verband dadurch die beyden Felsen und vollendete das ungeheuerste Natur- und Kunstwerk.

Setzt man sich nun dahin, wo chemals die obersten Zuschauer saßen, so muß man gestehen, daß wohl nie ein Publikum im Theater solche Gegenstände vor sich gehabt. Rechts zur Seite, auf höheren Felsen, erheben sich Castelle, weiter unten liegt die Stadt, und ob schon diese Baulichkeiten aus neueren Zeiten sind, so standen doch vor Alters wohl eben dergleichen auf derselben Stelle. Nun sieht man an dem ganzen langen Gebirgsrücken des Aetna hin, links das Meerufer bis nach Catania, ja Syrakus; dann schließt der ungeheure, dampfende Feuerberg das weite, breite Bild, aber nicht schreck-

lich, denn die mildernde Atmoſphäre zeigt ihn entfernter und ſanfter als er iſt.

Wendet man ſich von dieſem Anblick in die an der Rückſeite der Zuſchauer angebrachten Gänge, ſo hat man die ſämmtlichen Felswände links, zwiſchen denen und dem Meere ſich der Weg nach Meſſina hinſchlingt. Felsgruppen und Felsrücken im Meere ſelbſt, die Küſte von Calabrien in der weiteſten Ferne, nur mit Aufmerkſamkeit von gelind ſich erhebenden Wolken zu unterſcheiden.

Wir ſtiegen gegen das Theater hinab, verweilten in deſſen Ruinen, an welchen ein geſchickter Architect ſeine Reſtaurationsgabe wenigſtens auf dem Papier verſuchen ſollte, unternahmen ſodann uns durch die Gärten eine Bahn nach der Stadt zu brechen. Allein hier erfuhren wir, was ein Zaun von nebeneinander gepflanzten Agaven für ein undurchdringliches Bollwerk ſey: durch die verſchränkten

Blätter ſieht man durch und glaubt auch hindurch dringen zu können, allein die kräftigen Stacheln der Blattränder ſind empfindliche Hinderniſſe; tritt man auf ein ſolches coloſſales Blatt, in Hoffnung es werde uns tragen, ſo bricht es zuſammen und anſtatt hinüber in's Freie zu kommen, fallen wir einer Nachbarpflanze in die Arme. Zuletzt entwickelten wir uns doch dieſem Labyrinthe, genoſſen Weniges in der Stadt, konnten aber vor Sonnenuntergang von der Gegend nicht ſcheiden. Unendlich ſchön war es zu beobachten wie dieſe in allen Punkten bedeutende Gegend nach und nach in Finſterniß verſank.

Unter Taormina, am Meer,
Dienstag, den 7. May 1787.

Knieyen, mir vom Glück zugeführt, kann ich nicht genug preisen da er mich einer Bürde entledigt, die mir unerträglich wäre und mich meiner eigenen Natur wiedergiebt. Er ist hinaufgegangen im Einzelnen zu zeichnen, was wir obenhin betrachtet. Er wird seine Bleystifte manchmal spitzen und ich sehe nicht, wie er fertig werden will. Das hätte ich nun auch alles wiedersehen können! Erst wollte ich mit hinaufgehen, dann aber reizte mich's hier zu bleiben, die Enge sucht' ich, wie der Vogel der sein Nest bauen möchte. In einem schlechten, verwahrlosten Bauergarten habe ich mich auf Orangen-Aeste gesetzt und mich in Grillen vertieft. Orangen-Aeste worauf der Reisende sitzt, klingt etwas wunderbar, wird aber ganz natürlich, wenn man

weiß daß der Orangenbaum, seiner Natur überlassen, sich bald über der Wurzel in Zweige trennt, die mit der Zeit zu entschiedenen Aesten werden.

Und so saß ich, den Plan zu Nausikaa weiter denkend, eine dramatische Concentration der Odyssee. Ich halte sie nicht für unmöglich, nur müßte man den Grundunterschied des Drama und der Epopee recht in's Auge fassen.

Kniep ist herabgekommen und hat zwey ungeheure Blätter, reinlichst gezeichnet, zufrieden und vergnügt zurück gebracht. Beyde wird er zum ewigen Gedächtniß an diesen herrlichen Tag für mich ausführen.

Zu vergessen ist nicht, daß wir auf dieses schöne Ufer unter dem reinsten Himmel von einem kleinen Altan herabschauten, Rosen erblickten und Nachtigallen hörten. Diese

könnte nun ſo etwas gleich vollkommen aus meiner zärtlichſten Faſſung bringen.

Die Muſik gibt einige Laute und entfernte Melodien zum folgenden an.

Prinz. Schweige, Unheiliger! und entflieh!

Merkulo. Ab! ab.

Prinz.

Vergebens ſucht ihr mich durch eure Schönheit, durch euer einſchmeichelndes Weſen abzuziehen, von den Gedanken wegzuwenden, die ich immer mit den Armen meiner Seele umſchlungen halte. Fahrt wohl, ihr ſterbliche Mädchen! das Unſterbliche umſchwebt meine Stirne, und die Geiſter ſteigen herab, meine Wohnung zu beleben und mein Herz zu beſeligen.

fingen hier, wie man uns verſichert, ſechs Monate hindurch.

Aus der Erinnerung.

War ich nun durch die Gegenwart und Thätigkeit eines geſchickten Künſtlers und durch eigne, obgleich nur einzelne und ſchwächere Bemühungen gewiß, daß mir von den intereſſanteſten Gegenden und ihren Theilen feſte wohlgewählte Bilder, im Umriß und nach Belieben auch ausgeführt, bleiben würden; ſo gab ich um ſo mehr einem nach und nach aufſtebenden Drange nach: die gegenwärtige herrliche Umgebung, das Meer, die Inſeln, die Häfen, durch poetiſche würdige Geſtalten zu beleben und mir auf und aus dieſem Local eine Compoſition zu bilden, in einem Sinne und in einem Ton, wie ich ſie noch nicht hervorgebracht. Die Klarheit des Himmels, der Hauch des Meeres, die Düfte, wodurch die

Gebirge mit Himmel und Meer gleichsam in ein Element aufgelöst wurden; alles dies gab Nahrung meinen Versätzen, und indem ich in jenem schönen öffentlichen Garten zwischen blühenden Hecken von Oleander, durch Lauben von fruchttragenden Orangen- und Zitronenbäumen wandelte, und zwischen andern Bäumen und Sträuchen, die mir unbekannt waren, verweilte, fühlte ich den fremden Einfluß auf das allerangenehmste.

Ich hatte mir, überzeugt, daß es für mich keinen bessern Commentar zur Odyssee geben könne, als eben gerade diese lebendige Umgebung, ein Exemplar verschafft und las es nach meiner Art mit unglaublichem Antheil. Doch wurde ich gar bald zu eigner Production angeregt, die, so seltsam sie auch im ersten Augenblicke schien, mir doch immer lieber ward und mich endlich ganz beschäftigte. Ich ergriff nämlich den Gedanken, den Ge-

genſtand der Nauſikaa als Tragödie zu behandeln.

Es iſt mir ſelbſt nicht möglich abzuſehen was ich daraus würde gemacht haben, aber ich war über den Plan bald mit mir einig. Der Hauptſinn war der: in der Nauſikaa eine treffliche, von vielen umworbene Jungfrau darzuſtellen, die, ſich keiner Neigung bewußt, alle Freyer bisher ablehnend behandelt, durch einen ſeltſamen Fremdling aber gerührt, aus ihrem Zuſtand heraustritt und durch eine voreilige Aeußerung ihrer Neigung ſich compromittirt, was die Situation vollkommen tragiſch macht. Dieſe einfache Fabel ſollte durch den Reichthum der ſubordinirten Motive und beſonders durch das Meer- und Inſelhafte der eigentlichen Ausführung und des beſondern Ton's erfreulich werden.

Der erſte Act begann mit dem Ballſpiel. Die unerwartete Bekanntſchaft wird gemacht

und die Bedenklichkeit den Fremden nicht selbst in die Stadt zu führen, wird schon ein Vorbote der Neigung.

Der zweyte Act exponirte das Haus des Alcinous, die Characteere der Freyer, und endigte mit dem Eintritt des Ulysses.

Der dritte war ganz der Bedeutsamkeit des Abenteurers gewidmet, und ich hoffte in der dialogirten Erzählung seiner Abenteuer, die von den verschiedenen Zuhörern sehr verschieden aufgenommen werden, etwas Künstliches und Erfreuliches zu leisten. Während der Erzählung erhöhen sich die Leidenschaften, und der lebhafte Antheil Nausikaas an dem Fremdling wird durch Wirkung und Gegenwirkung endlich hervorgeschlagen.

Im vierten Acte bethätigt Ulysses außer der Scene seine Tapferkeit, indessen die Frauen zurückbleiben und der Neigung, der

Hoffnung und allen zarten Gefühlen Raum laſſen. Bey den groſsen Vortheilen welche der Fremdling davon trägt, hält ſich Nauſikaa noch weniger zuſammen und compromittirt ſich unwiderruflich mit ihren Landsleuten. Ulyſs der halb ſchuldig, halb unſchuldig dieſes alles veranlaſst, muſs ſich zuletzt als einen ſcheidenden erklären und es bleibt dem guten Mädchen nichts übrig als im fünften Acte den Tod zu ſuchen.

Es war in dieſer Compoſition nichts was ich nicht aus eignen Erfahrungen nach der Natur hätte ausmalen können. Selbſt auf der Reiſe, ſelbſt in Gefahr Neigungen zu erregen, die, wenn ſie auch kein tragiſches Ende nehmen, doch ſchmerzlich genug, gefährlich und ſchädlich werden können; ſelbſt in dem Falle in einer ſo groſsen Entfernung von der Heimat abgelegne Gegenſtände, Reiſeabenteuer, Lebensvorfälle zu Unterhaltung der Geſellſchaft mit lebhaften Farben auszumalen, von

der Jugend für einen Halbgott, von geſetztern Perſonen für einen Aufſchneider gehalten zu werden, manche unverdiente Gunſt, manches unerwartete Hinderniß zu erfahren; das alles gab mir ein ſolches Attachement an dieſen Plan, an dieſen Vorſatz, daß ich darüber meinen Aufenthalt zu Palermo, ja den gröſsten Theil meiner übrigen ſicilianiſchen Reiſe verträumte. Weshalb ich denn auch von allen Unbequemlichkeiten wenig empfand, da ich mich auf dem überclaſſiſchen Boden in einer poetiſchen Stimmung fühlte, in der ich das, was ich erfuhr, was ich ſah, was ich bemerkte, was mir entgegen kam, alles auffaſſen und in einem erfreulichen Gefäß bewahren konnte.

Nach meiner löblichen oder unlöblichen Gewohnheit ſchrieb ich wenig oder nichts davon auf, arbeitete aber den gröſsten Theil bis aufs letzte Detail im Geiſte durch, wo es denn, durch nachfolgende Zerſtreuungen zurück gedrängt, liegen geblieben, bis ich gegenwär-

tig nur eine flüchtige Erinnerung davon zurückrufe.

Den 3. May.
Auf dem Wege nach Meſſina.

Man hat hohe Kalkfelſen links. Sie werden farbiger und machen ſchöne Meerbuſen; dann folgt eine Art Geſtein, das man Thonſchiefer oder Grauwacke nennen möchte. In den Bächen finden ſich ſchon Granitgeſchiebe. Die gelben Aepfel des Solanum, die rothen Blüthen des Oleanders machen die Landſchaft luſtig. Der Fiume Niſi bringt Glimmerſchiefer ſo wie auch die folgenden Bäche.

Mittwoch den 9ten May 1787.

Vom Oſtwinde beſtürmt ritten wir zwiſchen dem rechter Hand wogenden Meere und den Felswänden hin, an denen wir vorgeſtern oben herab geſehen hatten, dieſen Tag beſtändig mit dem Waſſer im Kampfe; wir kamen über unzählige Bäche unter welchen ein größerer, Niſi, den Ehrentitel eines Fluſſes führt, doch dieſe Gewäſſer, ſo wie das Gerille das ſie mitbringen, waren leichter zu überwinden als das Meer, das heftig ſtürmte und an vielen Stellen über den Weg hinweg bis an die Felſen ſchlug und zurück auf die Wanderer ſpritzte. Herrlich war das anzuſehen und die ſeltſame Begebenheit ließ uns das Unbequeme übertragen.

Zugleich ſollte es nicht an mineralogiſcher Betrachtung fehlen. Die ungeheuren Kalkfel-

ſen, verwitternd, ſtürzen herunter, deren weiche Theile durch die Bewegung der Wellen aufgerieben, die zugemiſchten, feſteren übrig laſſen, und ſo iſt der ganze Strand mit bunten, hornſteinartigen Feuerſteinen überdeckt, woven mehrere Muſter aufgepackt worden.

Meſſina, Donnerſtag den 10. May 1787.

Und ſo gelangten wir nach Meſſina, bequemten uns, weil wir keine Gelegenheit kannten, die erſte Nacht in dem Quartier des Vetturins zuzubringen, um uns den andern Morgen nach einem beſſern Wohnort umzuſehen. Dieſer Entſchluß gab gleich beym Eintritt den fürchterlichſten Begriff einer zerſtörten Stadt: denn wir ritten eine Viertelſtunde lang an Trümmern nach Trümmern vorbey, ehe wir zur Herberge kamen, die, in dieſem

ganzen Revier allein wieder aufgebaut, aus den Fenstern des obern Stocks nur eine zackige Ruinenwüste übersehen ließ. Außer dem Bezirk dieses Gehöfdes spürte man weder Mensch noch Thier, es war nachts eine furchtbare Stille. Die Thüren ließen sich weder verschließen noch verriegeln, auf menschliche Gäste war man hier so wenig eingerichtet als in ähnlichen Pferdewohnungen, und doch schliefen wir ruhig auf einer Matrazze, welche der dienstfertige Vetturin dem Wirthe unter dem Leibe weggeschwatzt hatte.

Freytag den 11. May 1787.

Heute trennten wir uns von dem wackern Führer, ein gutes Trinkgeld belohnte seine sorgfältigen Dienste. Wir schieden freundlich, nachdem er uns vorher noch einen Lohnbedienten verschafft, der uns gleich in die beste

Die feierliche Muſik geht fort, die Waſſerfälle fangen an zu rauſchen, die Vögel zu ſingen, der Mond zu ſcheinen.

Prinz.

Dich ehr' ich, heiliges Licht,
Reiner hohen Gefühle Freund!
Du, der du mir
Der Liebe ſtockende Schmerzen
Im Buſen auf zu ſanften Thränen löſeſt!
Ach welche Seligkeiten ſäuſelſt du mir
In's tiefe Heiligthum der Nacht,
Und deuteſt mir
Auf der geheimnißvollen Liebe Ruheſtäte!
Ach verzeih! Ach mein Herz
Fühlt nicht immer gleich!
Verzeih dem trüben Blick auf deine Schönheit!
Verzeih dem flüchtigen!

Herberge bringen und alles Merkwürdige von Meſſina vorzeigen ſollte. Der Wirth, um ſeinen Wunſch uns los zu werden ſchleunigſt erfüllt zu ſehen, half Koffer und ſämmtliches Gepäck auf das ſchnellſte in eine angenehme Wohnung ſchaffen, näher dem belebten Theile der Stadt, das heißt, außerhalb der Stadt ſelbſt. Damit aber verhält es ſich folgendermaßen. Nach dem ungeheuern Unglück das Meſſina betraf, blieb, nach Zwölftauſend umgekommenen Einwohnern, für die übrigen Dreißigtauſend keine Wohnung: die meiſten Gebäude waren niedergeſtürzt, die zerriſſenen Mauern der übrigen gaben einen unſichern Aufenthalt; man errichtete daher eiligſt im Norden von Meſſina, auf einer großen Wieſe eine Bretterſtadt, von der ſich am ſchnellſten derjenige einen Begriff macht, der zu Meßzeiten den Römerberg zu Frankfurt, den Markt zu Leipzig durchwanderte, denn alle Kramläden und Werkſtätte ſind gegen die Straße geöffnet, vieles ereignet ſich außerhalb.

Daher ſind nur wenig größere Gebäude auch nicht ſonderlich gegen das Oeffentliche verſchloſſen, indem die Bewohner manche Zeit unter freyem Himmel zubringen. So wohnen ſie nun ſchon drey Jahre, und dieſe Buden- Hütten- ja Zeltwirthſchaft hat auf den Charakter der Einwohner entſchiedenen Einfluß. Das Entſetzen über jenes ungeheure Ereigniß, die Furcht vor einem ähnlichen, treibt ſie der Freuden des Augenblicks mit gutmüthigem Frohſinn zu genießen. Die Sorge vor neuem Unheil ward am einundzwanzigſten April, alſo ohngefähr vor zwanzig Tagen, erneuert, ein merklicher Erdſtoß erſchütterte den Boden abermals. Man zeigte uns eine kleine Kirche, wo eine Maſſe Menſchen, gerade in dem Augenblick zuſammengedrängt, dieſe Erſchütterung empfanden. Einige Perſonen die darin geweſen ſchienen ſich von ihrem Schrecken noch nicht erholt zu haben.

Beym Aufſuchen und Betrachten dieſer Gegenſtände leitete uns ein freundlicher Conſul, der, unaufgefordert, vielfache Sorge für uns trug; in dieſer Trümmerwüſte mehr als irgendwo dankbar anzuerkennen. Zugleich auch, da er vernahm daß wir bald abzureiſen wünſchten, machte er uns einem franzöſiſchen Kauffahrer bekannt, der im Begriff ſtehe nach Neapel zu ſegeln. Doppelt erwünſcht, da die weiße Flagge vor den Seeräubern ſichert.

Eben hatten wir unſerm gütigen Führer den Wunſch zu erkennen gegeben, eine der größern obgleich auch nur einſtöckigen Hütten inwendig, ihre Einrichtung und extemporirte Haushaltung zu ſehen, als ein freundlicher Mann ſich an uns anſchloß, der ſich bald als franzöſiſcher Sprachmeiſter bezeichnete, welchem der Conſul, nach vollbrachtem Spaziergange, unſern Wunſch ſolch ein Gebäude zu ſehen eröffnete, mit dem Erſuchen uns

bey ſich einzuführen und mit den Seinigen bekannt zu machen.

Wir traten in die mit Bretern beſchlagene und gedeckte Hütte. Der Eindruck war völlig wie der jener Meßbuden, wo man wilde Thiere oder ſonſtige Abenteuer für Geld ſehen läßt: das Zimmerwerk an den Wänden wie am Dache ſichtbar, ein grüner Vorhang ſonderte den vordern Raum, der, nicht gedielt, tennenartig geſchlagen ſchien. Stühle und Tiſche befanden ſich da, nichts weiter von Hausgeräthe. Erleuchtet war der Platz von oben durch zufällige Oeffnungen der Breter. Wir discurirten eine zeitlang und ich betrachtete mir die grüne Hülle und das darüber ſichtbare innere Dachgebälke, als auf einmal, hüben und drüben des Vorhangs, ein paar allerliebſte Mädchen-Köpfchen neugierig herausguckten, ſchwarzäugig, ſchwarzlockig, die aber ſobald ſie ſich bemerkt ſahen wie der Blitz verſchwanden, auf Anſuchen des Conſuls jedoch, nach ſo viel

verflossener Zeit als nöthig war sich anzuziehen, auf wohlgeputzten und niedlichen Körperchen wieder hervortraten und sich mit ihren bunten Kleidern gar zierlich vor dem grünen Teppich ausnahmen. Aus ihren Fragen konnten wir wohl merken daß sie uns für fabelhafte Wesen aus einer andern Welt hielten, in welchem liebenswürdigen Irrthum sie unsere Antworten nur mehr bestärken mußten. Auf eine heitere Weise malte der Consul unsere mährchenhafte Erscheinung aus, die Unterhaltung war sehr angenehm, schwer sich zu trennen. Vor der Thür erst fiel uns auf daß wir die innern Räume nicht gesehen und die Hausconstruction über die Bewohnerinnen vergessen hatten.

Meſſina, Sonnabend den 12. May 1787.

Der Conſul, unter andern, ſagte: daß es wo nicht unumgänglich nöthig doch wohl gethan ſey dem Gouverneur aufzuwarten, der, ein wunderlicher alter Mann, nach Laune und Vorurtheil eben ſo gut ſchaden als nutzen könne; dem Conſul werde es zu Gunſten gerechnet, wenn er bedeutende Fremde vorſtelle, auch wiſſe der Ankömmling nie, ob er dieſes Mannes auf eine oder andere Weiſe bedürfe. Dem Freunde zu gefallen ging ich mit.

In's Vorzimmer tretend hörten wir drinne ganz entſetzlichen Lärm, ein Laufer mit Pulcinell-Gebärden raunte dem Conſul in's Ohr: böſer Tag! gefährliche Stunde! Doch traten wir hinein und fanden den uralten Gouverneur, uns den Rücken zugewandt, zunächſt des Fenſters an einem Tiſche ſitzen. Große Hau-

sen vergilbter alter Briefschaften lagen vor ihm, von denen er die unbeschriebenen Blätter mit größter Gelassenheit abschnitt und seinen haushältischen Charakter dadurch zu erkennen gab. Während dieser friedlichen Beschäftigung schalt und fluchte er fürchterlich auf einen anständigen Mann los, der, seiner Kleidung nach, mit Malta verwandt seyn konnte und sich mit vieler Gemüthsruhe und Präcision vertheidigte, wozu ihm jedoch wenig Raum blieb. Der Gescholtene und Angeschriene suchte mit Fassung einen Verdacht abzulehnen, den der Gouverneur, so schien es, auf ihn, als einen ohne Befugniß mehrmals An- und Abreisenden, mochte geworfen haben; der Mann berief sich auf seine Pässe und bekannte Verhältnisse in Neapel. Dies aber half alles nichts, der Gouverneur zerschnitt seine alten Briefschaften, sonderte das weiße Papier sorgfältig und tobte fortwährend.

Außer uns beyden standen noch etwa zwölf Personen in einem weiten Kreise, dieses Thier-

gefechtes Zeugen, uns wahrſcheinlich den Platz an der Thüre beneidend, als gute Gelegenheit wenn der Erzürnte allenfalls den Krückenſtock erheben und dreinſchlagen ſollte. Die Geſichtszüge des Conſuls hatten ſich bey dieſer Scene merklich verlängert; mich tröſtete des Laufers poſſenhafte Nähe, der, draußen vor der Schwelle, hinter mir allerley Faxen ſchnitt, mich, wenn ich manchmal umblickte, zu beruhigen, als habe das ſoviel nicht zu bedeuten.

Auch entwirrte ſich der gräßliche Handel noch ganz gelinde, der Gouverneur ſchloß damit: es halte ihn zwar nichts ab den Betretenen einzuſtecken und in Verwahrung zappeln zu laſſen, allein es möge diesmal hingehen, er ſolle die paar beſtimmten Tage in Meſſina bleiben, alsdann aber ſich fortpacken und niemals wiederkehren. Ganz ruhig, ohne die Miene zu verändern, beurlaubte ſich der Mann, grüßte anſtändig die Verſammlung und uns beſonders, die er durchſchneiden mußte um

zur Thüre zu gelangen. Als der Gouverneur ihm noch etwas nachzuſchelten ſich ingrimmig umkehrte, erblickte er uns, faßte ſich ſogleich, winkte dem Conſul und wir traten an ihn heran.

Ein Mann von ſehr hohem Alter, gebückten Hauptes, unter grauen ſtruppigen Augenbrauen ſchwarze, tiefliegende Blicke hervorſendend; nun ein ganz anderer als kurz zuvor. Er hieß mich zu ſich ſitzen, fragte, in ſeinem Geſchäft ununterbrochen fortfahrend, nach mancherley, worüber ich ihm Beſcheid gab, zuletzt fügte er hinzu: ich ſey ſo lange ich hier bliebe zu ſeiner Tafel geladen. Der Conſul, zufrieden wie ich, ja noch zufriedener weil er die Gefahr der wir entronnen beſſer kannte, flog die Treppe hinunter und mir war alle Luſt vergangen dieſer Löwenhöhle je wieder nah zu treten.

Meſſina, Sonntag, den 13. May 1787.

Zwar bey hellſtem Sonnenſchein in einer angenehmern Wohnung erwachend, fanden wir uns doch immer in dem unſeligen Meſſina. Einzig unangenehm iſt der Anblick der ſogenannten Palazzata, einer ſichelförmigen Reihe von wahrhaften Paläſten, die, wohl in der Länge einer Viertelſtunde, die Rhede einſchließen und bezeichnen. Alles waren ſteinerne, vierſtockige Gebäude, von welchen mehrere Vorderſeiten bis auf's Hauptgeſims noch völlig ſtehen, andere bis auf den dritten, zweiten, erſten Stock heruntergebrochen ſind; ſo daß dieſe ehemalige Prachtreihe nun auf's widerlichſte zahnlückig erſcheint und auch durchlöchert: denn der blaue Himmel ſchaut beynahe durch alle Fenſter. Die inneren eigentlichen Wohnungen ſind ſämmtlich zuſammengeſtürzt.

Nach der Laube gekehrt.

Hier, hier wohnt meine Gottheit,
Die ganz mein Herz nach ihrem Herzen zieht!
Dieß Pochen und dieß Zittern!
Ha! es ſchlägt dem Augenblick entgegen,
Wo die Zauberey
Die Seligkeit des Wahren überflügelt!
O den Genuß, ihr Götter, gabt ihr mir!
O! den Genuß bewahret mir, ihr Götter!

Die Laube thut ſich auf, man ſieht ein Frauenzimmer darin ſitzen: ſie muß vollkommen an Geſtalt und Kleidung der Schauſpielerinn gleichen, die nachher als Mandandane auftritt.

Prinz.

Himmel ſie iſt's! Himmel ſie iſt's!
Seligkeit thauet herab. — —
Deine Hand an dieſes Herz,
Geliebte, ſüße Freundinn!

An dieſem ſeltſamen Phänomen iſt Urſache, daß, nach der von Reichen begonnenen architectoniſchen Prachtanlage, weniger begüterte Nachbarn, mit dem Scheine wetteifernd, ihre alten, aus größern und kleinern Flußgeſchieben und vielem Kalk zuſammengekneteten Häuſer hinter neuen aus Quaderſtücken aufgeführten Vorderſeiten verſteckten. Jenes an ſich ſchon unſichere Gefüge mußte, von der ungeheuern Erſchütterung aufgelöſt und zerbröckelt, zuſammen ſtürzen; wie man denn unter manchen bey ſo großem Unglück vorgekommenen wunderbaren Rettungen auch folgendes erzählt: der Bewohner eines ſolchen Gebäudes ſey im furchtbaren Augenblick gerade in die Mauervertiefung eines Fenſters getreten, das Haus aber hinter ihm völlig zuſammengeſtürzt und ſo habe er, in der Höhe gerettet, den Augenblick ſeiner Befreyung aus dieſem luftigen Kerker beruhigt abgewartet. Daß jene aus Mangel naher Bruchſteine ſo ſchlechte Bauart hauptſächlich Schuld an dem

völligen Ruin der Stadt geweſen, zeigt die Beharrlichkeit ſolider Gebäude. Der Jeſuiten Collegium und Kirche, von tüchtigen Quadern aufgeführt, ſtehen noch unverletzt in ihrer anfänglichen Tüchtigkeit. Dem ſey aber wie ihm wolle, Meſſinas Anblick iſt äußerſt verdrießlich und erinnert an die Urzeiten wo Sikaner und Sikuler dieſen unruhigen Erdboden verließen und die weſtliche Küſte Siciliens bebauten.

Und ſo brachten wir unſern Morgen zu, gingen dann im Gaſthof ein frugales Mahl zu verzehren. Wir ſaßen noch ganz vergnügt beyſammen, als der Bediente des Conſuls athemlos hereinſprang und mir verkündigte: der Gouverneur laſſe mich in der ganzen Stadt ſuchen; er habe mich zur Tafel geladen und nun bleibe ich aus. Der Conſul laſſe mich aufs inſtändigſte bitten, auf der Stelle hinzugehen, ich möchte geſpeiſt haben oder nicht, möchte aus Vergeſſenheit oder aus Vorſatz

die Stunde verſäumt haben. Nun fühlte ich erſt den unglaublichen Leichtſinn womit ich die Einladung des Cyclopen aus dem Sinne geſchlagen, froh daß ich das erſtemal entwiſcht. Der Bediente ließ mich nicht zaudern, ſeine Vorſtellungen waren die dringendſten und triftigſten: der Conſul riskire, hieß es, daß jener wüthende Despot ihn und die ganze Nation auf den Kopf ſtelle.

Indeſſen ich nun Haare und Kleider zurechte putzte, faßte ich mir ein Herz und folgte mit heiterm Sinne meinem Führer, Odyſſeus, den Patron anrufend und mir ſeine Vorſprache bey Pallas-Athene erbittend.

In der Höhle des Löwen angelangt, ward ich vom luſtigen Laufer in einen großen Speiſeſaal geführt, wo etwa vierzig Perſonen, ohne daß man einen Laut vernommen hätte, an einer länglich-runden Tafel ſaßen. Der Platz zur Rechten des Gouverneurs war offen, wohin mich der Laufer geleitete.

Nachdem ich den Hausherrn und die Gäſte mit einer Verbeugung gegrüßt, ſetzte ich mich neben ihn, entſchuldigte mein Außenbleiben mit der Weitläuftigkeit der Stadt und dem Irrthum in welchen mich die ungewöhnliche Stundenzahl ſchon mehrmals geführt. Er verſetzte, mit glühendem Blick: man habe ſich in fremden Landen nach den jedesmaligen Gewohnheiten zu erkundigen und zu richten. Ich erwiederte, dies ſey jederzeit mein Beſtreben, nur hätte ich gefunden, daß, bey den beſten Vorſätzen, man gewöhnlich die erſten Tage, wo uns ein Ort noch neu und die Verhältniſſe unbekannt ſeyen, in gewiſſe Fehler verfalle, welche unverzeihlich ſcheinen müßten, wenn man nicht die Ermüdung der Reiſe, die Zerſtreuung durch Gegenſtände, die Sorge für ein leidliches Unterkommen, ja ſogar für eine weitere Reiſe als Gründe der Entſchuldigung möchte gelten laſſen.

Er fragte darauf, wie lange ich hier zu bleiben gedächte? Ich verſetzte, daß ich mir

einen recht langen Aufenthalt wünſche, damit ich ihm die Dankbarkeit für die mir erwieſene Gunſt durch die genauſte Befolgung ſeiner Befehle und Anordnungen bethätigen könnte. Nach einer Pauſe fragte er ſodann: was ich in Meſſina geſehen habe? Ich erzählte kürzlich meinen Morgen mit einigen Bemerkungen und fügte hinzu, daß ich am meiſten bewundert die Reinlichkeit und Ordnung in den Straßen dieſer zerſtörten Stadt. Und wirklich war bewunderungswürdig wie man die ſämmtlichen Straßen von Trümmern gereinigt, indem man den Schutt in die zerfallenen Mauerſtätten ſelbſt geworfen, die Steine dagegen an die Häuſer angereiht, und dadurch die Mitte der Straßen frey, dem Handel und Wandel offen wieder übergeben. Hiebey konnte ich dem Ehrenmanne mit der Wahrheit ſchmeicheln, indem ich ihm verſicherte, daß alle Meſſineſer dankbar erkennten dieſe Wohlthat ſeiner Vorſorge ſchuldig zu ſeyn. — Erkennen ſie es,

brummte er, haben ſie doch früher genug über die Härte geſchrien mit der man ſie zu ihrem Vortheile nöthigen mußte. Ich ſprach von weiſen Abſichten der Regierung, von höhern Zwecken die erſt ſpäter eingeſehen und geſchätzt werden könnten und dergleichen. Er fragte: ob ich die Jeſuitenkirche geſehen habe? welches ich verneinte; worauf er mir denn zuſagte daß er mir ſie wolle zeigen laſſen und zwar mit allem Zubehör.

Während dieſem durch wenige Pauſen unterbrochenen Geſpräche ſah ich die übrige Geſellſchaft in dem tiefſten Stillſchweigen, nicht mehr ſich bewegen als nöthig die Biſſen zum Munde zu bringen. Und ſo ſtanden ſie, als die Tafel aufgehoben und der Kaffee gereicht war, wie Wachspuppen rings an den Wänden. Ich ging auf den Hausgeiſtlichen los, der mir die Kirche zeigen ſollte, ihm zum voraus für ſeine Bemühungen zu danken; er wich zur Seite, indem er demüthig

verſicherte, die Befehle Ihro Excellenz habe er ganz allein vor Augen. Ich redete darauf einen jungen, nebenſtehenden Fremden an, dem es auch, ob er gleich ein Franzoſe war, nicht ganz wohl in ſeiner Haut zu ſeyn ſchien; denn auch er war verſtummt und erſtarrt wie die ganze Geſellſchaft, worunter ich mehrere Geſichter ſah, die der geſtrigen Scene mit dem Malteſerritter bedenklich beygewohnt hatten.

Der Gouverneur entfernte ſich und nach einiger Zeit ſagte mir der Geiſtliche: es ſey nun an der Stunde zu gehen. Ich folgte ihm, die übrige Geſellſchaft hatte ſich ſtille, ſtille verloren. Er führte mich an das Portal der Jeſuitenkirche, das, nach der bekannten Architectur dieſer Väter, prunkhaft und wirklich impoſant in die Luft ſteht. Ein Schließer kam uns ſchon entgegen und lud zum Eintritt, der Geiſtliche hingegen hielt mich zurück, mit der Weiſung, daß wir zu-

vor auf den Gouverneur zu warten hätten. Dieſer fuhr auch bald heran, hielt auf dem Platze ohnfern der Kirche und winkte, worauf wir drey ganz nah an ſeinem Kutſchenſchlag uns vereinigten. Er gebot dem Schließer daß er mir nicht allein die Kirche in allen ihren Theilen zeigen, ſondern auch die Geſchichte der Altäre und anderer Stiftungen umſtändlich erzählen ſolle; ferner habe er auch die Sakriſteyen aufzuſchließen und mich auf alles das darin enthaltene Merkwürdige aufmerkſam zu machen. Ich ſey ein Mann den er ehren wolle, der alle Urſache haben ſolle in ſeinem Vaterlande rühmlich von Meſſina zu ſprechen. Verſäumen ſie nicht, ſagte er darauf zu mir gewandt mit einem Lächeln, in ſofern ſeine Züge deſſen fähig waren, verſäumen ſie nicht ſo lange ſie hier ſind zur rechten Stunde an Tafel zu kommen, ſie ſollen immer wohl empfangen ſeyn. Ich hatte kaum Zeit ihm hierauf verehrlich zu erwiedern. Der Wagen bewegte ſich fort.

Von dieſem Augenblick an ward auch der Geiſtliche heiterer, wir traten in die Kirche. Der Kaſtellan, wie man ihn wohl in dieſem entgottesdienſteten Zauberpallaſte nennen dürfte, ſchickte ſich an die ihm ſcharf empfohlene Pflicht zu erfüllen, als der Conſul und Kniep in das leere Heiligthum herein ſtürzten, mich umarmten und eine leidenſchaftliche Freude ausdrückten, mich, den ſie ſchon in Gewahrſam geglaubt, wieder zu ſehen. Sie hatten in Höllenangſt geſeſſen, bis der gewandte Laufer, wahrſcheinlich vom Conſul gut penſionirt, einen glücklichen Ausgang des Abentheuers unter hundert Poſſen erzählte, worauf denn ein erheiternder Frohſinn ſich über die beyden ergoß, die mich ſogleich aufſuchten, als die Aufmerkſamkeit des Gouverneurs wegen der Kirche ihnen bekannt geworden.

Indeſſen ſtänden wir vor dem Hochaltare, die Auslegung alter Koſtbarkeiten vornehmend. Säulen von Lapis Lazuli, durch bron-

zene, vergoldete Stäbe gleichsam cannelirt, nach florentinischer Art eingelegte Pilaster und Füllungen; die prächtigen sicilianischen Achate in Ueberfluß, Erz und Vergoldung sich wiederholend und alles verbindend.

Nun war es aber eine wunderbare contrapunktische Fuge, wenn Kniep und der Consul die Verlegenheit des Abenteuers, der Vorzeiger dagegen die Kostbarkeiten der noch wohl erhaltenen Pracht verschränkt vortrugen, beyde von ihrem Gegenstand durchdrungen; wobey ich denn das doppelte Vergnügen hatte, den Werth meines glücklichen Entkommens zu fühlen und zugleich die sicilianischen Gebirgsproducte, um die ich mir schon manche Mühe gegeben, architectonisch angewendet zu sehen.

Die genaue Kenntniß der einzelnen Theile woraus dieser Prunk zusammengesetzt war, verhalf mir zur Entdeckung, daß der soge-

Du ganz für mich geſchaffne,
Ganz durch Sympathie gefundene,
Gewählte!
In dieſer ſchönen Stimmung unſrer Herzen
Wird mir ein Glück, das nur die Götter kennen.

Ach in hohen Himmelsfreuden
Fühl' ich ſchaudernd mich verſchweben!
Ha! vor Wonne ſtockt mein Leben,
Stockt der Athem in der Bruſt!

Ach umweht mich, Seligkeiten!
Lindert dieſes heiße Streben,
Und in wonnevolles Leben
Löſet auf die ſchöne Luſt!

Während der letzten Cadenz, da die Inſtrumente die Stimme zu lange nachahmen, ſetzt ſich der Prinz auf eine Raſenbank, und ſchläft endlich ein. Man gibt ihm verſchiednemal den Ton an, damit er einfallen und ſchlieſſen möge; allein er rührt

nannte Lapis Lazuli jener Säulen eigentlich nur Calcara sey, aber freylich von so schöner Farbe als ich sie noch nicht gesehn und herrlich zusammengefügt. Aber auch so blieben diese Säulen noch immer ehrwürdig: denn, es setzt eine ungeheure Menge jenes Materials voraus, um Stücke von so schöner und gleicher Farbe aussuchen zu können und dann ist die Bemühung des Schneidens, Schleifens und Polirens höchst bedeutend. Doch was war jenen Vätern unüberwindlich?

Der Consul hatte indessen nicht aufgehört mich über mein bedrohliches Schicksal aufzuklären. Der Gouverneur nämlich, mit sich selbst unzufrieden daß ich von seinem gewaltsamen Betragen gegen den Quasi-Malteser gleich beym ersten Eintritt Zeuge gewesen, habe sich vorgenommen mich besonders zu ehren und sich darüber einen Plan festgesetzt, dieser habe durch mein Außenbleiben gleich zu Anfang der Ausführung einen Strich erlitten.

Nach langem Warten ſich endlich zur Tafel ſetzend, habe der Despot ſein ungeduldiges Mißvergnügen nicht verbergen können und die Geſellſchaft ſey in Furcht geſtanden, entweder bey meinem Kommen oder nach aufgehobener Tafel eine Scene zu erleben.

Indeſſen ſuchte der Küſter immer wieder das Wort zu erhaſchen, öffnete die geheimen Räume, nach ſchönen Verhältniſſen gebaut, anſtändig ja prächtig verziert, auch war darin noch manches bewegliche Kirchengeräthe übrig geblieben, dem Ganzen gemäß geformt und geputzt. Von edlen Metallen ſah ich nichts, ſo wenig als von ältern und neuern ächten Kunſtwerken.

Unſere italiäniſch-deutſche Fuge, denn Pater und Küſter pſalmodirten in der erſten, Kniep und Conſul in der zweyten Sprache, neigte ſich zu Ende, als ein Officier ſich zu uns geſellte den ich bey Tafel geſehen. Er

gehörte zum Gefolge des Gouverneurs. Dies konnte wieder einige Beſorgniß erregen, beſonders da er ſich erbot mich an den Hafen zu führen, wo er mich an Punkte bringen wolle, die Fremden ſonſt unzugänglich ſeyen. Meine Freunde ſahen ſich an, ich ließ mich jedoch nicht abhalten allein mit ihm zu gehen. Nach einigen gleichgültigen Geſprächen, begann ich ihn zutraulich anzureden und geſtand: bey Tafel gar wohl bemerkt zu haben, daß mehrere ſtille Beyſitzer mir durch ein freundliches Zeichen zu verſtehen gegeben, daß ich nicht unter weltfremden Menſchen allein, ſondern unter Freunden, ja Brüdern mich befinde und deshalb nichts zu beſorgen habe. Ich halte für Pflicht ihm zu danken und um Erſtattung gleichen Danks an die übrigen Freunde zu erſuchen. Hierauf erwiederte derſelbe: daß ſie mich um ſo mehr zu beruhigen geſucht, als ſie, bey Kenntniß der Gemüthsart ihres Vorgeſetzten, für mich eigentlich nichts befürchtet hätten; denn eine Exploſion

wie die gegen den Malteſer ſey nur ſelten und gerade wegen einer ſolchen mache ſich der würdige Greis ſelbſt Vorwürfe, hüte ſich lange, lebe dann eine Weile in einer ſorgloſen Sicherheit ſeiner Pflicht, bis er denn endlich, durch einen unerwarteten Vorfall überraſcht, wieder zu neuen Heftigkeiten hingeriſſen werde. Der wackere Freund ſetzte hinzu, daß ihm und ſeinen Genoſſen nichts wünſchenswerther wäre, als mit mir ſich genauer zu verbinden, weshalb ich die Gefälligkeit haben möchte mich näher zu bezeichnen, wozu ſich heute Nacht die beſte Gelegenheit finden werde. Ich wich dieſem Verlangen höflich aus, indem ich ihn bat mir eine Grille zu verzeihen: ich wünſche nämlich auf Reiſen blos als Menſch angeſehen zu werden, könne ich als ein ſolcher Vertrauen erregen und Theilnahme erlangen, ſo ſey es mir angenehm und erwünſcht; in andere Verhältniſſe einzugehen verböten mir mancherley Gründe.

Ueberzeugen wollt' ich ihn nicht, denn ich durfte ja nicht sagen was eigentlich mein Grund war. Merkwürdig genug aber schien mir's, wie schön und unschuldig die wohldenkenden Männer, unter einem despotischen Regiment, sich zu eignem und zu der Fremdlinge Schutz verbündet hatten. Ich verhehlte ihm nicht daß ich ihre Verhältnisse zu andern deutschen Reisenden recht wohl kenne, verbreitete mich über die löblichen Zwecke die erreicht werden sollten und setzte ihn immer mehr in Erstaunen über meine vertrauliche Hartnäckigkeit. Er versuchte alles Mögliche mich aus meinem Incognito hervorzuziehen, welches ihm nicht gelang, theils, weil ich einer Gefahr entronnen mich nicht zwecklos in eine andere begeben konnte, theils, weil ich gar wohl bemerkte die Ansichten dieser wackern Insulaner seyen von den meinigen so sehr verschieden, daß ihnen mein näherer Umgang weder Freude noch Trost bringen könne.

Dagegen wurden Abends mit dem theilnehmenden und thätigen Consul noch einige Stunden verbracht, der denn auch die Scene mit dem Malteser aufklärte. Es sey dieser zwar kein eigentlicher Abenteurer, aber ein unruhiger Ortwechsler. Der Gouverneur, aus einer großen Familie, wegen Ernst und Tüchtigkeit verehrt, wegen bedeutender Dienste geschätzt, stehe doch im Rufe unbegränzten Eigenwillens, zaumloser Heftigkeit und ehernen Starrsinns. Argwöhnisch als Greis und Despot, mehr besorgt als überzeugt daß er Feinde bey Hofe habe, hasse er solche hin und wieder ziehende Figuren, die er durchaus für Spione halte. Diesmal sey ihm der Rothrock in die Quer gekommen, da er, nach einer ziemlichen Pause, sich wieder einmal im Zorn habe ergehen müssen, um die Leber zu befreyen.

Meſſina und auf der See, Montag den 23. May 1787.

Beyde wir erwachten mit gleicher Empfindung, verdrießlich, daß wir durch den erſten wüſten Anblick von Meſſina zur Ungeduld gereizt, uns entſchloſſen hatten mit dem franzöſiſchen Kauffahrer die Rückfahrt abzuſchließen. Nach dem glücklich beendigten Abenteuer mit dem Gouverneur, bey dem Verhältniß zu wackern Männern, denen ich mich nur näher zu bezeichnen brauchte, aus dem Beſuch bey meinem Banquier, der auf dem Lande in der angenehmſten Gegend wohnte, ließ ſich für einen längern Aufenthalt in Meſſina das Angenehmſte hoffen. Kniep, von ein paar hübſchen Kindern wohl unterhalten, wünſchte nichts mehr als die längere Dauer des ſonſt verhaßten Gegenwindes. Indeſſen war die Lage unangenehm, alles mußte gepackt bleiben

und wir jeden Augenblick bereit seyn zu scheiden.

So geschah denn auch dieser Aufruf gegen Mittag, wir eilten an Bord und fanden unter der am Ufer versammelten Menge auch unsern guten Consul, von dem wir dankbar Abschied nahmen. Der gelbe Laufer drängte sich auch herbey, seine Ergötzlichkeiten abzuholen. Dieser ward nun belohnt und beauftragt, seinem Herrn unsere Abreise zu melden und mein Außenbleiben von Tafel zu entschuldigen. — Wer absegelt ist entschuldigt! rief er aus, sodann, mit einem seltsamen Sprung sich umkehrend, war er verschwunden.

Im Schiffe selbst sah es nun anders aus als auf der neapolitanischen Corvette; doch beschäftigte uns, bey allmähliger Entfernung vom Ufer, die herrliche Ansicht des Pallastzirkels, der Citadelle, der hinter der Stadt aufsteigenden Berge. Calabrien an der andern Seite.

Nun der freye Blick in die Meerenge nord- und südwärts, bey einer ausgedehnten, an beyden Seiten schön beuferten Breite. Als wir dieſes nach und nach anſtaunten, ließ man uns links, in ziemlicher Ferne, einige Bewegung im Waſſer, rechts aber, etwas näher, einen vom Ufer ſich auszeichnenden Felſen bemerken, jene als Charybdis, dieſen als Scylla. Man hat ſich bey Gelegenheit beyder, in der Natur ſo weit aus einander ſtehenden, von dem Dichter ſo nah zuſammengerückten Merkwürdigkeiten, über die Fabeley der Poeten beſchwert und nicht bedacht, daß die Einbildungskraft aller Menſchen durchaus Gegenſtände, wenn ſie ſich ſolche bedeutend vorſtellen will, höher als breit imaginirt und dadurch dem Bilde mehr Character, Ernſt und Würde verſchafft. Tauſendmal habe ich klagen hören, daß ein durch Erzählung gekannter Gegenſtand in der Gegenwart nicht mehr befriedige, die Urſache hievon iſt immer dieſelbe: Einbildung und Gegenwart verhalten ſich wie

Poeſie und Proſa, jene wird die Gegenſtände mächtig und ſteil denken, dieſe ſich immer in die Fläche verbreiten. Landſchaftsmaler des ſechszehnten Jahrhunderts gegen die unſrigen gehalten, geben das auffallendſte Beyſpiel. Eine Zeichnung von Jodocus Momper, neben einem Kuiepſchen Contour würden den ganzen Contraſt ſichtbar machen.

Mit ſolchen und ähnlichen Geſprächen unterhielten wir uns, indem ſelbſt für Kniep die Küſten, welche zu zeichnen er ſchon Anſtalt getroffen hatte, nicht reizend genug waren.

Mich aber befiel abermals die unangenehme Empfindung der Seekrankheit und hier war dieſer Zuſtand nicht wie bey der Ueberfahrt durch bequeme Abſonderung gemildert; doch fand ſich die Kajüte groß genug um mehrere Perſonen einzunehmen, auch an guten Matrazzen war kein Mangel. Ich nahm die horizontale Stellung wieder an, in welcher

ſich nicht, und es entſteht eine Verlegenheit im Orcheſter; endlich ſieht ſich die erſte Violine genöthigt die Cadenz zu ſchließen, die Inſtrumente fallen ein, die Laube geht zu, der mittlere Vorhang fällt nieder, und es zeigt ſich:

Ein Vorſaal.

Feria und die Vier Fräulein.

Feria.

Mich dünkt, der Prinz pflegt ſeiner Ruhe ziemlich lange. Es ſoll nicht geſagt ſeyn, daß ein Mann in unſerm Schloſſe ungeſtraft die Morgenröthe herbeygeſchlafen habe! Sind die Klappern bey der Hand und die Raſſeln? Wir wollen ihm ein Scharivari machen, und die fatale Schläfrigkeit, unſre verhaßte Nebenbuhlerinn von ſeinen Augen peitſchen.

Lebhafter Tanz zu fünfen mit Caſtagnetten und Metallbecken; mitunter tanzt Feria ſolo. Der Oberſte kommt, die Prinzeſſinn zu bitten, daß ſie des Prinzen Ruhe nicht ſtören möge, indem die

mich Kniep gar vorſorglich mit rothem Wein und gutem Brod ernährte. In dieſer Lage wollte mir unſere ganze ſicilianiſche Reiſe in keinem angenehmen Lichte erſcheinen. Wir hatten doch eigentlich nichts geſehen, als durchaus eitle Bemühungen des Menſchengeſchlechts ſich gegen die Gewaltſamkeit der Natur, gegen die hämiſche Tücke der Zeit und gegen den Groll ihrer eigenen feindſeligen Spaltungen zu erhalten. Die Carthager, Griechen und Römer und ſo viele nachfolgende Völkerſchaften haben gebaut und zerſtört. Selinut liegt methodiſch umgeworfen, die Tempel von Girgent niederzulegen waren zwey Jahrtauſende nicht hinreichend, Catania und Meſſina zu verderben wenige Stunden, wo nicht gar Augenblicke. Dieſe wahrhaft ſeekranken Betrachtungen eines auf der Woge des Lebens hin- und wieder Geſchaukelten, ließ ich nicht Herrſchaft gewinnen.

Auf der See, Dienstag den 13. May 1787.

Meine Hoffnung diesmal schneller nach Neapel zu gelangen, oder von der Seekrankheit eher befreyt zu seyn, war nicht eingetroffen. Verschiedenemal versuchte ich, durch Kniep angeregt, auf das Verdeck zu treten, allein der Genuß eines so mannigfaltigen Schönen war mir versagt, nur einige Vorfälle ließen mich meinen Schwindel vergessen. Der ganze Himmel war mit einem weißlichen Wolkendunst umzogen, durch welchen die Sonne, ohne daß man ihr Bild hätte unterscheiden können, das Meer überleuchtete, welches die schönste Himmelsbläue zeigte die man nur sehen kann. Eine Schaar Delphine begleitete das Schiff, schwimmend und springend blieben sie ihm immer gleich. Mich däucht sie hatten das aus der Tiefe und Ferne ihnen als ein schwarzer Punkt erscheinende

Schwimmgebäude für irgend einen Raub und willkommene Zehrung gehalten. Vom Schiff aus wenigstens behandelte man sie nicht als Geleitsmänner, sondern wie Feinde: einer ward mit dem Harpun getroffen, aber nicht herangebracht.

Der Wind blieb ungünstig, den unser Schiff, in verschiedenen Richtungen fortstreichend, nur überlisten konnte. Die Ungeduld hierüber ward vermehrt als einige erfahrne Reisende versicherten: weder Hauptmann noch Steurer verstünden ihr Handwerk, jener möge wohl als Kaufmann, dieser als Matrose gelten, für den Werth so vieler Menschen und Güter seyen sie nicht geeignet einzustehen.

Ich ersuchte diese übrigens braven Personen, ihre Besorgnisse geheim zu halten. Die Anzahl der Passagiere war groß, darunter Weiber und Kinder von verschiedenem Alter,

denn alles hatte ſich auf das franzöſiſche Fahrzeug gedrängt, die Sicherheit der weißen Flagge vor Seeräubern, ſonſt nichts weiter bedenkend. Ich ſtellte vor: daß Mißtrauen und Sorge jeden in die peinlichſte Lage verſetzen würde, da bis jetzt alle in der farb- und wappenloſen Leinwand ihr Heil geſehen.

Und wirklich iſt zwiſchen Himmel und Meer dieſer weiße Zipfel als entſcheidender Talisman merkwürdig genug. Wie ſich Abfahrende und Zurückbleibende noch mit geſchwungenen weißen Taſchentüchern begrüßen und dadurch, wechſelſeitig, ein ſonſt nie zu empfindendes Gefühl der ſcheidenden Freundſchaft und Neigung erregen, ſo iſt hier in dieſer einfachen Fahne der Urſprung geheiligt; eben als wenn einer ſein Taſchentuch an eine Stange befeſtigte, um der ganzen Welt anzukündigen, es komme ein Freund über Meer.

Mit Wein und Brod von Zeit zu Zeit erquickt, zum Verdruß des Hauptmanns, wel-

cher verlangte daß ich eſſen ſollte was ich bezahlt hatte, konnte ich doch auf dem Verdeck ſitzen und an mancher Unterhaltung Theil nehmen. Kniep wußte mich zu erheitern indem er nicht wie auf der Corvette, über die vortreffliche Koſt triumphirend, meinen Neid zu erregen ſuchte, mich vielmehr diesmal glücklich prieß daß ich keinen Appetit habe.

Montag den 14. May 1787.

Und ſo war der Nachmittag vorbeygegangen ohne daß wir unſern Wünſchen gemäß in den Golf von Neapel eingefahren wären. Wir wurden vielmehr immer weſtwärts getrieben und das Schiff, indem es ſich der Inſel Capri näherte, entfernte ſich immer mehr von dem Cap Minerva. Jedermann war verdrießlich und ungeduldig, wir beyden aber, die wir die Welt mit maleriſchen Augen betrachteten, konnten damit ſehr zufrieden ſeyn, denn bey Sonnenuntergang genoſſen wir des herrlichſten Anblicks den uns die ganze Reiſe gewährt hatte. In dem glänzendſten Farbenſchmuck lag Cap Minerva mit den daranſtoßenden Gebirgen vor unſern Augen, indeß die Felſen die ſich ſüdwärts hinabziehen ſchon einen blaulichen Ton angenommen hatten. Vom Cap an zog ſich die ganze erleuch-

tete Küſte bis Sorrent hin. Der Veſuv war uns ſichtbar, eine ungeheure Dampfwolke über ihm aufgethürmt, von der ſich oſtwärts ein langer Streif weit hinzog, ſo daß wir den ſtärkſten Ausbruch vermuthen konnten. Links lag Capri ſteil in die Höhe ſtrebend; die Formen ſeiner Felswände konnten wir durch den durchſichtigen, bläulichen Dunſt vollkommen unterſcheiden. Unter einem ganz reinen, wolkenloſen Himmel glänzte das ruhige, kaum bewegte Meer, das bey einer völligen Windſtille endlich wie ein klarer Teich vor uns lag. Wir entzückten uns an dem Anblick, Kniep trauerte daß alle Farbenkunſt nicht hinreiche dieſe Harmonie wiederzugeben, ſo wie der feinſte engliſche Bleyſtift die geübteſte Hand nicht in den Stand ſetze dieſe Linien nachzuziehen. Ich dagegen, überzeugt daß ein weit geringeres Andenken als dieſer geſchickte Künſtler zu erhalten vermochte in der Zukunft höchſt wünſchenswerth ſeyn würde, ich ermunterte ihn Hand und Auge zum letzten-

mal anzuſtrengen; er ließ ſich bereden und lieferte eine der genauſten Zeichnungen die er nachher colorirte und ein Beyſpiel zurückließ, daß bildlicher Darſtellung das Unmögliche möglich wird. Den Uebergang vom Abend zur Nacht verfolgten wir mit eben ſo begierigen Augen. Capri lag nun ganz finſter vor uns und zu unſerm Erſtaunen entzündete ſich die veſuviſche Wolke ſo wie auch der Wolkenſtreif, je länger, je mehr und wir ſahen zuletzt einen anſehnlichen Strich der Atmoſphäre im Grunde unſeres Bildes erleuchtet, ja wetterleuchten.

Ueber dieſe uns ſo willkommenen Scenen hatten wir unbemerkt gelaſſen daß uns ein groſſes Unheil bedrohe, doch ließ uns die Bewegung unter den Paſſagieren nicht lange in Ungewißheit. Sie, der Meeresereigniſſe kundiger als wir, machten dem Schiffsherrn und ſeinem Steuermanne bittre Vorwürfe: daß über ihre Ungeſchicklichkeit nicht allein die Meerenge

verfehlt ſey, ſondern auch die ihnen anvertraute Perſonenzahl, Güter und alles umzukommen in Gefahr ſchwebe. Wir erkundigten uns nach der Urſache dieſer Unruhe, indem wir nicht begriffen daß bey völliger Windſtille irgend ein Unheil zu befürchten ſey. Aber eben dieſe Windſtille machte jene Männer troſtlos: wir befinden uns, ſagten ſie, ſchon in der Strömung die ſich um die Inſel bewegt und durch einen ſonderbaren Wellenſchlag ſo langſam als unwiderſtehlich nach den ſchroffen Felſen hinzieht, wo uns auch nicht ein fußbreit Vorſprung oder Bucht zur Rettung gegeben iſt.

Aufmerkſam durch dieſe Reden, betrachteten wir nun unſer Schickſal mit Grauen: denn obgleich die Nacht die zunehmende Gefahr nicht unterſcheiden ließ, ſo bemerkten wir doch daß das Schiff, ſchwankend und ſchwippend, ſich den Felſen näherte, die immer finſterer vor uns ſtanden, während über das Meer hin noch ein leichter Abendſchimmer verbreitet lag.

Nicht die geringste Bewegung war in der Luft zu bemerken: Schnupftücher und leichte Bänder wurden von jedem in die Höhe und in's Freie gehalten, aber keine Andeutung eines erwünschten Hauches zeigte sich. Die Menge ward immer lauter und wilder. Nicht etwa betend knieten die Weiber mit ihren Kindern auf dem Verdeck, sondern, weil der Raum zu eng war sich darauf zu bewegen, lagen sie gedrängt an einander. Sie noch mehr als die Männer, welche besonnen auf Hülfe und Rettung dachten, schalten und tobten gegen den Capitän. Nun ward ihm alles vorgeworfen was man auf der ganzen Reise schweigend zu erinnern gehabt: für theures Geld einen schlechten Schiffsraum, geringe Kost, ein zwar nicht unfreundliches aber doch stummes Betragen. Er hatte niemand von seinen Handlungen Rechenschaft gegeben, ja selbst noch den letzten Abend ein hartnäckiges Stillschweigen über seine Manövres beobachtet. Nun hieß er und der Steuermann hergelaufene Krämer,

Wache die Fräulein aufhalten will. Dieſe machen immer ärgern Lärm. Der hintere Vorhang geht auf, das Theater iſt wieder wie zu Anfang des Acts; Merkulo tritt zu gleicher Zeit herein, der Prinz fährt bewegt von ſeiner Raſenbank in die Höhe, ergrimmt und ſingt:

Ja ihr ſeyd's Erinnyen, Mänaden!
Ohne Gefühl für Liebe,
Ohne Gefühl für Schmerz!
Ich hoffi' im Arm der Grazien zu baden,
Und ihr zerreißt mein Herz!
Mein Herz! Mein Herz!
Zerreißt mein leidend Herz!

Während der Arie begibt ſich Feria, die Fräulein und die Wache, eins nach dem andern, auf die Seite; es bleiben allein:

Prinz und Merkulo.

Merkulo. Mein Prinz, faſſen Sie Sich.

die, ohne Kenntniß der Schifffkunſt, ſich aus bloßem Eigennutz den Beſitz eines Fahrzeuges zu verſchaffen gewußt und nun, durch Unfähigkeit und Ungeſchicklichkeit, alle die ihnen anvertraut zu Grunde richteten. Der Hauptmann ſchwieg und ſchien immer noch auf Rettung zu ſinnen; mir aber, dem von Jugend auf Anarchie verdrießlicher geweſen als der Tod ſelbſt, war es unmöglich länger zu ſchweigen. Ich trat vor ſie hin und redete ihnen zu, mit ohngefähr eben ſo viel Gemüthsruhe als den Vögeln von Malteſine. Ich ſtellte ihnen vor: daß gerade in dieſem Augenblick ihr Lärmen und Schreien denen von welchen noch allein Rettung zu hoffen ſey, Ohr und Kopf verwirrten, ſo daß ſie weder denken noch ſich unter einander verſtändigen könnten. Was euch betrifft, rief ich aus, kehrt in euch ſelbſt zurück und dann wendet euer brünſtiges Gebet zur Mutter Gottes auf die es ganz allein ankommt ob ſie ſich bei ihrem Sohne verwen-

mag, daß er für euch thue was er damals für ſeine Apoſtel gethan, als auf dem ſtürmenden See Tiberias die Wellen ſchon in das Schiff ſchlugen, der Herr aber ſchlief; der jedoch, als ihn die Troſt- und Hülfloſen aufweckten, ſogleich dem Winde zu ruhen gebot, wie er jetzt der Luft gebieten kann ſich zu regen, wenn es anders ſein heiliger Wille iſt.

Dieſe Worte thaten die beſte Wirkung. Eine unter den Frauen, mit der ich mich ſchon früher über ſittliche und geiſtliche Gegenſtände unterhalten hatte, rief aus: Ah! il Barlamé! benedetto il Barlamé! und wirklich fingen ſie, da ſie ohnehin ſchon auf den Knieen lagen, ihre Litaneyen mit mehr als herkömmlicher Inbrunſt leidenſchaftlich zu beten an. Sie konnten dies mit deſto größerer Beruhigung thun als die Schiffsleute noch ein Rettungsmittel verſuchten das wenigſtens in die Augen fallend war: ſie ließen das Boot hinunter das freilich nur ſechs bis acht Männer

faſſen konnte, befeſtigten es durch ein langes Seil an das Schiff, welches die Matroſen durch Ruderſchläge nach ſich zu ziehen kräftig bemüht waren. Auch glaubte man einen Augenblick daß ſie es innerhalb der Strömung bewegten und hoffte es bald aus derſelben herausgeretet zu ſehen. Ob aber gerade dieſe Bemühungen die Gegengewalt der Strömung vermehrt, oder wie es damit beſchaffen ſeyn mochte, ſo ward mit einmal an dem langen Seile das Boot und ſeine Mannſchaft im Bogen rückwärts nach dem Schiffe geſchleudert, wie die Schmitze einer Peitſche wenn der Fuhrmann einen Zug thut. Auch dieſe Hoffnung ward aufgegeben! — Gebet und Klagen wechſelten ab und der Zuſtand wuchs um ſo ſchauerlicher da nun oben auf den Felſen die Ziegenhirten, deren Feuer man ſchon längſt geſehen hatte, hohl aufſchrien: da unten ſtrande das Schiff! Sie rieſen einander noch viel' unverſtändliche Töne zu, in welchen einige, mit der Sprache bekannt, zu vernehmen glaub-

ten, als freuten ſie ſich auf manche Beute die ſie am andern Morgen aufzufiſchen gedächten. Sogar der tröſtliche Zweifel, ob denn auch wirklich das Schiff dem Felſen ſich ſo drohend nähere, war leider nur zu bald gehoben, indem die Mannſchaft zu großen Stangen griff um das Fahrzeug, wenn es zum äußerſten käme, damit von den Felſen abzuhalten, bis denn endlich auch dieſe brächen und alles verloren ſey. Immer ſtärker ſchwankte das Schiff, die Brandung ſchien ſich zu vermehren und meine durch alles dieſes wiederkehrende Seekrankheit drängte mir den Entſchluß auf, hinunter in die Cajüte zu ſteigen. Ich legte mich halb betäubt auf meine Matrazze, doch aber mit einer gewiſſen angenehmen Empfindung die ſich vom See Tiberias herzuſchreiben ſchien: denn ganz deutlich ſchwebte mir das Bild aus Merians Kupferbibel vor Augen. Und ſo bewährt ſich die Kraft aller ſinnlich-ſittlichen Eindrücke jedesmal am ſtärkſten, wenn der Menſch ganz auf ſich ſelbſt zurückgewieſen iſt. Wie lange ich ſo in

halbem Schlafe gelegen wüßte ich nicht zu ſagen, aufgeweckt aber ward ich durch ein gewaltſames Getöſe über mir; ich konnte deutlich vernehmen daß es die großen Seile waren die man auf dem Verdeck hin und wieder ſchleppte, dieß gab mir Hoffnung daß man von den Segeln Gebrauch mache. Nach einer kleinen Weile ſprang Kniep herunter und kündigte mir an, daß man gerettet ſey, der gelindeſte Windeshauch habe ſich erhoben; in dem Augenblick ſey man bemüht geweſen die Segel aufzuziehen, er ſelbſt habe nicht verſäumt Hand anzulegen. Man entferne ſich ſchon ſichtbar vom Felſen und obgleich noch nicht völlig außer der Strömung, hoffe man nun doch ſie zu überwinden. Oben war alles ſtille; ſodann kamen mehrere der Paſſagiere, verkündigten den glücklichen Ausgang und legten ſich nieder.

Als ich früh am vierten Tage unſerer Fahrt erwachte, befand ich mich friſch und

gesund, so wie ich auch bei der Ueberfahrt zu eben dieser Epoche gewesen war; so daß ich also auf einer längern Seereise wahrscheinlich mit einer dreytägigen Unpäßlichkeit meinen Tribut würde bezahlt haben.

Vom Verdeck sah ich mit Vergnügen die Insel Capri in ziemlicher Entfernung zur Seite liegen und unser Schiff in solcher Richtung daß wir hoffen konnten in den Golf hineinzufahren, welches denn auch bald geschah. Nun hatten wir die Freude nach einer ausgestandenen harten Nacht dieselben Gegenstände, die uns Abends vorher entzückt hatten, in entgegengesetztem Lichte zu bewundern. Bald ließen wir jene gefährliche Felseninsel hinter uns. Hatten wir gestern die rechte Seite des Golfs von weitem bewundert, so erschienen nun auch die Castelle und die Stadt gerade vor uns, sodann links der Pausilipp und die Erdzungen die sich bis gegen Procida und Ischia erstrecken. Alles war auf dem

Verdeck, voran ein für ſeinen Orient ſehr eingenommener griechiſcher Prieſter, der den Landesbewohnern, die ihr herrliches Vaterland mit Entzücken begrüßten, auf ihre Frage: wie ſich denn Neapel zu Conſtantinopel verhalte? ſehr pathetiſch antwortete: anche questa è una città! — Auch dieſes iſt eine Stadt! — Wir langten zur rechten Zeit im Hafen an, umſummt von Menſchen; es war der lebhafteſte Augenblick des Tages. Kaum waren unſere Koffer und ſonſtige Geräthſchaften ausgeladen und ſtanden am Ufer, als gleich zwey Laſtträger ſich derſelben bemächtigten und kaum hatten wir ausgeſprochen daß wir bey Moriconi logiren würden, ſo liefen ſie mit dieſer Laſt wie mit einer Beute davon, ſo daß wir ihnen durch die menſchenreichen Straßen und über den bewegten Platz nicht mit den Augen folgen konnten. Kniep hatte das Portefeuille unter dem Arm und wir hätten wenigſtens die Zeichnungen gerettet, wenn jene Träger, we-

niger ehrlich als die neapolitaniſchen armen Teufel, uns um dasjenige gebracht hätten was die Brandung verſchont hatte.

Neapel.

Prinz. Mein Freund, welche tödtliche Wunde!

Merkulo. Gnädiger Herr, nur Scharivari!

Prinz. Ich will weg! dieſen Augenblick mich in die Einſamkeit des Gebirges verlieren.

Merkulo. Was wird die Prinzeſſinn, was werden die Damen denken?

Prinz. Denken ſie doch auch nicht wen ſie vor ſich haben. Ohne das mindeſte Gefühl für das Hohe, Überirdiſche meiner Stimmung, raſſeln ſie mit knirſchenden Tönen der Vorhölle drein. Ach ihr goldnen Morgenträume, wo ſeyd ihr hin? auf ewig! auf ewig!

Merkulo. Es war nicht böſe gemeint. Schon vor Sonnenaufgang waren die Mäd-

An Herder.

Neapel den 17. May 1787.

Hier bin ich wieder, meine Lieben, frisch und gesund. Ich habe die Reise durch Sicilien leicht und schnell getrieben, wenn ich wiederkomme sollt Ihr beurtheilen wie ich gesehen habe. Daß ich sonst so an den Gegenständen klebte und haftete, hat mir nun eine unglaubliche Fertigkeit verschafft alles gleichsam vom Blatt wegzuspielen und ich finde mich recht glücklich den großen, schönen, unvergleichbaren Gedanken von Sicilien so klar, ganz und lauter in der Seele zu haben. Nun bleibt meiner Sehnsucht kein Gegen-

ſtand mehr im Mittag, da ich auch geſtern von Peſtum zurückgekommen bin. Das Meer und die Inſeln haben mir Genuß und Leiden gegeben und ich kehre befriedigt zurück. Laßt mich jedes Detail bis zu meiner Wiederkehr aufſparen. Auch iſt hier in Neapel kein Beſinnens, dieſen Ort werde ich Euch nun beſſer ſchildern als es meine erſten Briefe thaten. Den erſten Juny reiſe ich nach Rom, wenn mich nicht eine höhere Macht hindert und Anfangs July denke ich von dort wieder abzugehen. Ich muß Euch ſobald als möglich wiederſehen, es ſollen gute Tage werden. Ich habe unſäglich aufgeladen und brauche Ruhe es wieder zu verarbeiten.

Für alles was Du liebes und gutes an meinen Schriften thuſt, danke ich Dir tauſendmal, ich wünſchte immer etwas beſſeres auch Dir zur Freude zu machen. Was mir auch von Dir begegnen wird und wo, ſoll mir willkommen ſeyn, wir ſind ſo nah in unſern

Vorſtellungskarten, als es möglich iſt ohne Eins zu ſeyn und in den Hauptpunkten am nächſten. Wenn Du dieſe Zeit her viel aus Dir ſelbſt geſchöpft haſt, ſo hab' ich viel erworben und ich kann einen guten Tauſch hoffen.

Ich bin freylich, wie Du ſagſt, mit meiner Vorſtellung ſehr ans Gegenwärtige geheftet und jemehr ich die Welt ſehe, deſto weniger kann ich hoffen daß die Menſchheit je Eine weiſe, kluge, glückliche Maſſe werden könne. Vielleicht iſt unter den Millionen Welten eine die ſich dieſes Vorzugs rühmen kann; bey der Conſtitution der unſrigen bleibt mir ſo wenig für ſie, als für Sicilien bey der ſeinigen zu hoffen.

In einem beyliegenden Blatte ſag' ich etwas über den Weg nach Salern und über Peſtum ſelbſt; es iſt die letzte und faſt möcht' ich ſagen herrlichſte Idee, die ich nun nord-

wärts vollſtändig mitnehme. Auch iſt der mittlere Tempel, nach meiner Meinung, allem vorzuziehen was man noch in Sicilien ſieht.

Was den Homer betrifft, iſt mir wie eine Decke von den Augen gefallen. Die Beſchreibungen, die Gleichniſſe ꝛc. kommen uns poetiſch vor und ſind doch unſäglich natürlich, aber freylich mit einer Reinheit und Innigkeit gezeichnet, vor der man erſchrickt. Selbſt die ſonderbarſten, erlogenen Begebenheiten haben eine Natürlichkeit die ich nie ſo gefühlt habe als in der Nähe der beſchriebenen Gegenſtände. Laß mich meinen Gedanken kurz ſo ausdrücken: Sie ſtellten die Exiſtenz dar, wir gewöhnlich den Effect; Sie ſchilderten das Fürchterliche, wir ſchildern fürchterlich; Sie das Angenehme, wir angenehm, u. ſ. w. Daher kommt alles Uebertriebene, alles Manierirte, alle falſche Grazie, aller Schwulſt. Denn wenn man den

Effect und auf dem Effect arbeitet, so glaubt man ihn nicht fühlbar genug machen zu können. Wenn was ich sage nicht neu ist, so hab' ich es doch bey neuem Anlaß recht lebhaft gefühlt. Nun ich alle diese Küsten und Vorgebirge, Golfe und Buchten, Inseln und Erdzungen, Felsen und Sandstreifen, buschige Hügel, sanfte Weiden, fruchtbare Felder, geschmückte Gärten, gepflegte Bäume, hängende Reben, Wolkenberge und immer heitere Ebnen, Klippen und Bänke und das alles umgebende Meer mit so vielen Abwechselungen und Mannigfaltigkeiten im Geiste gegenwärtig habe, nun ist mir erst die Odyssee ein lebendiges Wort.

Ferner muß ich Dir vertrauen daß ich dem Geheimniß der Pflanzenzeugung und Organisation ganz nahe bin und daß es das einfachste ist was nur gedacht werden kann. Unter diesem Himmel kann man die schön-

ſten Beobachtungen machen. Den Hauptpunkt, wo der Keim ſteckt, habe ich ganz klar und zweifellos gefunden, alles Uebrige ſeh' ich auch ſchon im Ganzen und nur noch einige Punkte müſſen beſtimmter werden. Die Urpflanze wird das wunderlichſte Geſchöpf von der Welt, um welches mich die Natur ſelbſt beneiden ſoll. Mit dieſem Modell und dem Schlüſſel dazu, kann man alsdann noch Pflanzen in's Unendliche erfinden, die konſequent ſeyn müſſen, das heißt: die, wenn ſie auch nicht exiſtiren, doch exiſtiren könnten und nicht etwa maleriſche oder dichteriſche Schatten und Scheine ſind, ſondern eine innerliche Wahrheit und Nothwendigkeit haben. Daſſelbe Geſetz wird ſich auf alles übrige Lebendige anwenden laſſen.

Neapel, den 18. May 1787.

Tiſchbein, der nach Rom wieder zurückgekehrt iſt, hat, wie wir merken, hier in der Zwiſchenzeit ſo für uns gearbeitet, daß wir ſeine Abweſenheit nicht empfinden ſollen. Er ſcheint ſeinen ſämmtlichen hieſigen Freunden ſo viel Zutrauen zu uns eingeflößt zu haben, daß ſie ſich alle offen, freundlich und thätig gegen uns erweiſen, welches ich, beſonders in meiner gegenwärtigen Lage, ſehr bedarf, weil kein Tag vergeht wo ich nicht jemand um irgend eine Gefälligkeit und Beiſtand anzurufen hätte. So eben bin ich im Begriff ein ſummariſches Verzeichniß aufzuſetzen von dem was ich noch zu ſehen wünſchte; da denn die Kürze der Zeit Meiſterin bleiben und andeuten wird, was denn auch wirklich nachgeholt werden könne.

Neapel, den 22. May 1787.

Heute begegnete mir ein angenehmes Abenteuer, welches mich wohl zu einigem Nachdenken bewegen konnte und des Erzählens werth ist.

Eine Dame, die mich schon bei meinem ersten Aufenthalt vielfach begünstigt, ersuchte mich Abends punkt fünf Uhr bey ihr einzutreffen: es wolle mich ein Engländer sprechen, der mir über meinen Werther etwas zu sagen habe.

Vor einem halben Jahre würde hierauf, und wäre sie mir doppelt werth gewesen, gewiß eine abschlägliche Antwort erfolgt seyn; aber daran daß ich zusagte konnte ich wohl merken meine sicilianische Reise habe glück-

lich auf mich gewirkt und ich verſprach zu kommen.

Leider aber iſt die Stadt zu groß und der Gegenſtände ſo viel daß ich eine Viertelſtunde zu ſpät die Treppe hinauf ſtieg und eben an der verſchloſſenen Thüre auf der Schilfmatte ſtand um zu klingeln, als die Thüre ſchon auf ging und ein ſchöner Mann in mittlern Jahren heraus trat, den ich ſogleich für den Engländer erkannte. Er hatte mich kaum angeſehen, als er ſagte, ſie ſind der Verfaſſer des Werther! Ich bekannte mich dazu und entſchuldigte mich nicht früher gekommen zu ſeyn.

Ich konnte nicht einen Augenblick länger warten, verſetzte derſelbe, was ich Ihnen zu ſagen habe iſt ganz kurz und kann eben ſo gut hier auf der Schilfmatte geſchehen. Ich will nicht wiederholen was ſie von Tauſenden gehört, auch hat das Werk nicht ſo heftig

auf mich gewirkt als auf andere; so oft ich aber daran denke was darzu gehörte um es zu schreiben, so muß ich mich immer aufs Neue verwundern.

Ich wollte irgend etwas dankbar dagegen erwiedern als er mir ins Wort fiel und ausrief: ich darf keinen Augenblick länger säumen, mein Verlangen ist erfüllt Ihnen dies selbst gesagt zu haben, leben sie recht wohl und glücklich! und so fuhr er die Treppe hinunter. Ich stand einige Zeit über diesen ehrenvollen Text nachdenkend und klingelte endlich. Die Dame vernahm mit Vergnügen unser Zusammentreffen und erzählte manches Vortheilhafte von diesem seltenen und seltsamen Manne.

chen geſchäftig, ein Dejeuné im Garten zurecht zu machen; wir haben auch wirklich den Morgenſtern mit Bratwürſten in der Hand und einem vortrefflichen Glas Cypernwein bewillkommt. Man fürchtete, es möchte alles kalt werden, verderben, und wir wollten Ihr angenehmes Geſicht im Glanz der erſten Morgen-Sonne genießen.

Prinz. Ja mit Schellen und Klapperblechen genießt man den Morgen! — Fort! — Leb wohl!

Merkulo. Gnädiger Herr!

Prinz. Du weißt, meine Entſchließungen ſind raſch und feſt.

Merkulo vor ſich. Leider!

Prinz. Ich gehe nach dem Orakel! Laß auf's ſchärfſte dieſes Heiligthum bewachen, daß

Neapel, Freytag den 25. May 1787.

Mein lockeres Prinzeßchen werde ich wohl nicht wieder sehen, sie ist wirklich nach Sorrent und hat mir die Ehre angethan vor ihrer Abreise auf mich zu schelten, daß ich das steinige und wüste Sicilien ihr habe vorziehen können. Einige Freunde gaben mir Auskunft über diese sonderbare Erscheinung. Aus einem guten doch unvermögenden Hause geboren, im Kloster erzogen, entschloß sie sich einen alten und reichen Fürsten zu heirathen und man konnte sie um so eher dazu überreden, als die Natur sie zu einem zwar guten, aber zur Liebe völlig unfähigen Wesen gebildet hatte. In dieser reichen, aber durch Familienverhältnisse höchst beschränkten Lage suchte sie sich durch ihren Geist zu helfen und, da sie in Thun und Lassen gehindert war, wenigstens ihrem Mundwerk freyes Spiel zu

geben. Man versicherte mir daß ihr eigentlichster Wandel ganz untadelich sey, daß sie sich aber fest vorgesetzt zu haben scheine durch ein unbändiges Reden allen Verhältnissen ins Angesicht zu schlagen. Man bemerkte scherzend: daß keine Censur ihre Discurse, wären sie schriftlich verfaßt, könne durchgehen lassen, weil sie durchaus nichts vorbringe als was Religion, Staat, oder Sitten verletze.

Man erzählte die wunderlichsten und artigsten Geschichten von ihr, wovon eine hier stehen mag, ob sie gleich nicht die anständigste ist.

Kurz vor dem Erdbeben das Calabrien betraf war sie auf die dortigen Güter ihres Gemahls gezogen. Auch in der Nähe ihres Schlosses war eine Baracke gebaut, das heißt ein hölzernes, einstöckiges Haus, unmittelbar auf den Boden aufgesetzt; übrigens tapezirt, möblirt und schicklich eingerichtet. Bey den

erſten Anzeigen des Erdbebens flüchtete ſie dahin. Sie ſaß auf dem Sopha, Knötchen knüpfend, vor ſich ein Nähtiſchchen, gegen ihr über ein Abbé, ein alter Hausgeiſtlicher. Auf einmal wogte der Boden, das Gebäude ſank an ihrer Seite nieder, indem die entgegengeſetzte ſich empor hob, der Abbé und das Tiſchchen wurde alſo auch in die Höhe gehoben. Pfui! rief ſie, an der ſinkenden Wand mit dem Kopfe gelehnt, ſchickt ſich das für einen ſo ehrwürdigen Mann? ihr gebärdet euch ja als wenn ihr auf mich fallen wolltet. Das iſt ganz gegen alle Sitte und Wohlſtand!

Indeſſen hatte das Haus ſich wieder niedergeſetzt und ſie wußte ſich vor Lachen nicht zu laſſen, über die närriſche, lüſterne Figur die der gute Alte ſollte geſpielt haben und ſie ſchien über dieſen Scherz von allen Calamitäten, ja dem großen Verluſt der ihre Familie und ſoviel tauſend Menſchen betraf nicht das mindeſte zu empfinden. Ein wunderſam glück-

licher Charakter, dem noch eine Posse gelingt, indem ihn die Erde verschlingen will.

Neapel, Sonnabend den 26. May 1787.

Genau betrachtet, möchte man doch wohl gut heißen daß es so viele Heilige giebt; nun kann jeder Gläubige den seinigen auslesen und, mit vollem Vertrauen, sich gerade an den wenden, der ihm eigentlich zusagt. Heute war der Tag des meinigen, den ich denn, ihm zu Ehren, nach seiner Weise und Lehre andächtig-munter beging.

Philippus Neri steht in hohem Ansehn und zugleich heiterm Andenken; man wird erbaut und erfreut wenn man von ihm und seiner hohen Gottesfurcht vernimmt, zugleich aber hört man auch von seiner guten Laune sehr viel erzählen. Seit seinen ersten Ju-

gendjahren fühlte er die brünstigsten Religionstriebe und im Laufe seines Lebens entwickelten sich in ihm die höchsten Gaben des religiösen Enthusiasmus: die Gabe des unwillkührlichen Gebets, der tiefen wortlosen Anbetung, die Gabe der Thränen, der Extase und zuletzt sogar des Aufsteigens vom Boden und Schwebens über demselben, welches vor allen für das Höchste gehalten wird.

Zu so vielen geheimnißvollen, seltsamen Innerlichkeiten gesellte er den klarsten Menschenverstand, die reinste Würdigung oder vielmehr Abwürdigung der irdischen Dinge, den thätigsten Beystand, in leiblicher und geistlicher Noth, seinem Nebenmenschen gewidmet. Streng beobachtete er alle Obliegenheiten, wie sie auch an Festen, Kirchenbesuchen, Beten, Fasten und sonst von dem gläubigen, kirchlichen Manne gefordert werden. Eben so beschäftigte er sich mit Bildung der Jugend, mit musikalischer und rednerischer Uebung derjel-

ben, indem er nicht allein geiſtliche ſondern auch geiſtreiche Themata vorlegte und ſonſt aufregende Geſpräche und Disputationen veranlaßte. Hiebey möchte denn wohl das ſonderbarſte ſcheinen, daß er das alles aus eignem Trieb und Befugniß that und leiſtete, ſeinen Weg viele Jahre ſtetig verfolgte, ohne zu irgend einem Orden oder Congregation zu gehören, ja ohne die geiſtliche Weihe zu haben.

Doch bedeutender muß es auffallen, daß gerade dieß zu Luthers Zeit geſchah und daß mitten in Rom ein tüchtiger, gottesfürchtiger, energiſcher, thätiger Mann gleichfalls den Gedanken hatte das Geiſtliche, ja das Heilige mit dem Weltlichen zu verbinden, das Himmliſche in das Seculum einzuführen und dadurch ebenfalls eine Reformation vorzubereiten. Denn hier liegt doch ganz allein der Schlüſſel der die Gefängniſſe des Pabſtthums öffnen und der freien Welt ihren Gott wiedergeben ſoll.

Der päbstliche Hof jedoch, der einen so bedeutenden Mann in der Nähe, im Bezirk von Rom, unter seinem Gewahrsam hatte, ließ nicht nach bis dieser, der ohnehin ein geistliches Leben führte, schon seine Wohnung in Klöstern nahm, daselbst lehrte, ermunterte, ja sogar wo nicht einen Orden doch eine freie Versammlung zu stiften im Begriff war, endlich beredet ward die Weihe zu nehmen und alle die Vortheile damit zu empfangen die ihm denn doch bisher auf seinem Lebenswege ermangelt hatten.

Will man auch seine körperliche wunderbare Erhebung über den Boden, wie billig, in Zweifel ziehen, so war er doch dem Geiste nach hoch über dieser Welt erhoben und deswegen ihm nichts so sehr zuwider als Eitelkeit, Schein, Anmaßung, gegen die er auch immer, als gegen die größten Hinderniſſe eines wahren gottſeligen Lebens, kräftig wirkte, und zwar,

wie uns manche Geſchichte überliefert, immer mit gutem Humor.

Er befindet ſich z. B. eben in der Nähe des Pabſtes, als dieſem berichtet wird daß in der Nähe von Rom eine Kloſterfrau mit allerley wunderlichen, geiſtlichen Gaben ſich hervorthue. Die Wahrhaftigkeit dieſer Erzählungen zu unterſuchen erhält Neri den Auftrag. Er ſetzt ſich ſogleich zu Maulthier und iſt bey ſehr böſem Wetter und Weg bald im Kloſter. Eingeführt unterhält er ſich mit der Aebtiſſin, die ihm von allen dieſen Gnadenzeichen mit vollkommener Beyſtimmung genauſte Kenntniß giebt. Die geforderte Nonne tritt ein und er, ohne ſie weiter zu begrüßen, reicht ihr den kothigen Stiefel hin, mit dem Anſinnen daß ſie ihn ausziehen ſolle. Die heilige, reinliche Jungfrau tritt erſchrocken zurück und giebt ihre Entrüſtung über dieſes Zumuthen mit heftigen Worten zu erkennen. Neri erhebt ſich ganz gelaſſen, be-

ſteigt ſein Maulthier und findet ſich wieder vor dem Pabſt, ehe dieſer es nur vermuthen konnte: denn wegen Prüfung ſolcher Geiſtesgaben ſind katholiſchen Beichtvätern bedeutende Vorſichtsmaßregeln aufs genauſte vorgeſchrieben, weil die Kirche zwar die Möglichkeit ſolcher himmliſchen Begünſtigungen zugiebt, aber die Wirklichkeit derſelben nicht ohne die genauſte Prüfung zugeſteht. Dem verwunderten Pabſte eröffnete Neri kürzlich das Reſultat: Sie iſt keine Heilige! ruft er aus, ſie thut keine Wunder! denn die Haupteigenſchaft fehlt ihr, die Demuth.

Dieſe Maxime kann man als leitendes Princip ſeines ganzen Lebens anſehen; denn, um nur noch Eins zu erzählen. Als er die Congregation der Padri del Oratorio geſtiftet hatte, die ſich bald ein groſſes Anſehn erwarb und gar vielen den Wunſch einflößte Mitglied derſelben zu werden, kam ein junger römiſcher Prinz, um Aufnahme bittend, wel-

chem denn auch das Noviziat und die demsel-ben angewiesene Kleidung zugestanden wurde. Da aber selbiger nach einiger Zeit um wirklichen Eintritt nachsuchte, hieß es: daß vorher noch einige Prüfungen zu bestehen seyen; wozu er sich denn auch bereit erklärte. Da brachte Neri einen langen Fuchsschwanz hervor und forderte: der Prinz solle diesen sich hinten an das lange Röckchen anheften lassen und ganz ernsthaft durch alle Straßen von Rom ge-hen. Der junge Mann entsetzte sich, wie oben die Nonne, und äußerte: er habe sich gemeldet nicht um Schande sondern um Ehre zu erlangen. Da meinte denn Vater Neri, dies sey von ihrem Kreise nicht zu erwarten, wo die höchste Entsagung das erste Gesetz bleibe. Worauf denn der Jüngling seinen Abschied nahm.

In einem kurzen Wahlspruch hatte Neri seine Hauptlehre verfaßt: Spernere mundum, spernere te ipsum, spernere te sperni.

unter keinem Vorwand eine lebendige Seele einen Fuß herein ſetze!

Merkulo. Bleiben Sie beruhigt.

Prinz. Leb wohl. ab.

Und damit war freilich alles gesagt. Die beiden ersten Punkte bildet sich ein Hypochondrist wohl manchmal ein erfüllen zu können, um aber sich zum dritten zu bequemen müßte man auf dem Wege seyn ein Heiliger zu werden.

Neapel, den 27 May 1787.

Die sämmtlichen lieben Briefe vom Ende des vorigen Monats, habe ich gestern alle auf einmal von Rom her durch Graf Fries erhalten und mir mit Lesen und Wiederlesen etwas rechts zu Gute gethan. Das sehnlich erwartete Schächtelchen war auch dabei und ich danke tausendmal für alles.

Nun wird es aber bald Zeit daß ich von hier flüchte, denn indem ich mir Neapel und seine Umgebungen noch recht zu guterletzt ver-

gegenwärtigen, den Eindruck erneuern und über manches abſchließen möchte; ſo reißt der Strom des Tages mich fort und nun ſchlieſſen auch vorzügliche Menſchen ſich an, die ich als alte und neue Bekannte ohnmöglich ſo geradezu abweiſen kann. Ich fand eine liebenswürdige Dame, mit der ich vorigen Sommer in Carlsbad die angenehmſten Tage verlebt hatte. Um wie manche Stunde betrogen wir die Gegenwart in heiterſter Erinnerung. Alle die Lieben und Werthen kamen wieder an die Reihe, vor allem der heitere Humor unſeres theuren Fürſten. Sie beſaß das Gedicht noch womit ihn bei ſeinem Wegritt die Mädchen von Engelhaus überraſchten. Es rief die luſtigen Scenen alle zurück, die witzigen Neckereyen und Myſtificationen, die geiſtreichen Verſuche das Vergeltungsrecht an einander auszuüben. Schnell fühlten wir uns auf deutſchem Boden in der beſten deutſchen Geſellſchaft, eingeſchränkt von Felswänden, durch ein ſeltſames Local zuſammen gehalten, mehr

noch durch Hochachtung, Freundschaft und Neigung vereinigt. Sobald wir jedoch ans Fenster traten rauschte der neapolitanische Strom wieder so gewaltsam an uns vorbey, daß jene friedlichen Erinnerungen nicht festzuhalten waren.

Der Bekanntschaft des Herzogs und der Herzogin von Ursel konnt' ich eben so wenig ausweichen. Treffliche Personen von hohen Sitten, reinem Natur- und Menschensinn, entschiedener Kunstliebe, Wohlwollen für Begegnende. Eine fortgesetzte und wiederholte Unterhaltung war höchst anziehend.

Hamilton und seine Schöne setzten gegen mich ihre Freundlichkeit fort. Ich speiste bei ihnen und gegen Abend producirte Miß Hart auch ihre musikalischen und melischen Talente.

Auf Antrieb Freund Hackerts, der sein Wohlwollen gegen mich steigert und mir al-

les Merkwürdige zur Kenntniß bringen möchte, führte uns Hamilton in sein geheimes Kunst- und Gerümpelgewölbe. Da sieht es denn ganz verwirrt aus; die Producte aller Epochen zufällig durch einander gestellt: Büsten, Torse, Vasen, Bronze, von sicilianischen Agathen allerley Hauszierath, sogar ein Capellchen, Geschnitztes, Gemaltes und was er nur zufällig zusammenkaufte. In einem langen Kasten an der Erde, dessen aufgebrochenen Deckel ich neugierig bei Seite schob, lagen zwei ganz herrliche Candelaber von Bronze. Mit einem Wink machte ich Hackerten aufmerksam und lispelte ihm die Frage zu: ob diese nicht ganz denen in Portici ähnlich seyen? Er winkte mir dagegen Stillschweigen; sie mochten sich freylich aus den Pompejischen Grüften seitwärts hieher verloren haben. Wegen solcher und ähnlicher glücklichen Erwerbnisse mag der Ritter diese verborgenen Schätze nur wohl seinen vertrautesten Freunden sehen lassen.

Auffallend war mir ein aufrechtstehender, an der Vorderseite offener, inwendig schwarzangestrichener Kasten, von dem prächtigsten goldenen Rahmen eingefaßt. Der Raum groß genug um eine stehende menschliche Figur aufzunehmen, und dem gemäß erfuhren wir auch die Absicht. Der Kunst- und Mädchenfreund, nicht zufrieden das schöne Gebild als bewegliche Statue zu sehen, wollte sich auch an ihr als an einem bunten, unnachahmbaren Gemälde ergötzen und so hatte sie manchmal innerhalb dieses goldnen Rahmens, auf schwarzem Grund vielfarbig gekleidet, die antiken Gemälde von Pompeji und selbst neuere Meisterwerke nachgeahmt. Diese Epoche schien vorüber zu seyn, auch war der Apparat schwer zu transportiren und in's rechte Licht zu setzen; uns konnte also ein solches Schauspiel nicht zu Theil werden.

Hier ist der Ort noch einer andern entschiedenen Liebhaberey der Neapolitaner über-

haupt zu gedenken. Es ſind die Krippchen (presepe) die man zu Weihnachten in allen Kirchen ſieht, eigentlich die Anbetung der Hirten, Engel und Könige vorſtellend, mehr oder weniger vollſtändig, reich und koſtbar zuſammen gruppirt. Dieſe Darſtellung iſt in dem heitern Neapel bis auf die flachen Hausdächer geſtiegen, dort wird ein leichtes, hüttenartiges Gerüſte erbaut, mit immergrünen Bäumen und Sträuchen aufgeſchmückt. Die Mutter Gottes, das Kind und die ſämmtlichen Umſtehenden und Umſchwebenden, koſtbar ausgeputzt, auf welche Garderobe das Haus große Summen verwendet. Was aber das Ganze unnachahmlich verherrlicht iſt der Hintergrund, welcher den Veſuv mit ſeinen Umgebungen einfaßt.

Da mag man nun manchmal auch lebendige Figuren zwiſchen die Puppen mit eingemiſcht haben, und nach und nach iſt eine der bedeutendſten Unterhaltungen hoher und rei-

cher Familien geworden, zu ihrer Abendergötzung auch weltliche Bilder, sie mögen nun der Geschichte oder der Dichtkunst angehören, in ihren Palläſten aufzuführen.

Darf ich mir eine Bemerkung erlauben, die freilich ein wohlbehandelter Gaſt nicht wagen ſollte, ſo muß ich geſtehen daß mir unſere ſchöne Unterhaltende doch eigentlich als ein geiſtloſes Weſen vorkommt, die wohl mit ihrer Geſtalt bezahlen, aber durch keinen ſeelenvollen Ausdruck der Stimme, der Sprache ſich geltend machen kann. Schon ihr Geſang iſt nicht von zuſagender Fülle.

Und ſo mag es ſich auch am Ende mit jenen ſtarren Bildern verhalten. Schöne Perſonen giebts überall, tiefempfindende zugleich mit günſtigen Sprachorganen verſehen: viel ſeltener, am allerſeltenſten ſolche wo zu allem dieſen noch eine einnehmende Geſtalt hinzutritt.

Auf Herders dritten Theil freu' ich mich ſehr. Hebet mir ihn auf bis ich ſagen kann wo er mir begegnen ſoll. Er wird gewiß den ſchönen Traumwunſch der Menſchheit: daß es dereinſt beſſer mit ihr werden ſolle, trefflich ausgeführt haben. Auch muß ich ſelbſt ſagen halt' ich es für wahr daß die Humanität endlich ſiegen wird, nur fürcht' ich daß zu gleicher Zeit die Welt ein großes Hoſpital und einer des andern humaner Krankenwärter ſeyn werde.

Neapel, den 28. May 1787.

Der gute und ſo brauchbare Volkmann nöthigt mich von Zeit zu Zeit von ſeiner Meinung abzugehen. Er ſpricht z. B. daß dreyßig bis vierzig Tauſend Müſſiggänger in Neapel zu finden wären, und wer ſprichts ihm nicht nach! Ich vermuthete zwar ſehr bald

nach einiger erlangter Kenntniß des ſüdlichen Zuſtandes daß dies wohl eine nordiſche Anſicht ſeyn möchte, wo man jeden für einen Müſſiggänger hält der ſich nicht den ganzen Tag ängſtlich abmüht. Ich wendete deshalb vorzügliche Aufmerkſamkeit auf das Volk, es mochte ſich bewegen oder in Ruhe verharren, und konnte zwar ſehr viel übelgekleidete Menſchen bemerken, aber keine unbeſchäftigte.

Ich fragte deswegen einige Freunde nach den unzähligen Müſſiggängern welche ich doch auch wollte kennen lernen; ſie konnten mir aber ſolche eben ſo wenig zeigen, und ſo ging ich, weil die Unterſuchung mit Betrachtung der Stadt genau zuſammenhing, ſelbſt auf die Jagd aus.

Ich fing an mich in dem ungeheuren Gewirre mit den verſchiedenen Figuren bekannt zu machen, ſie nach ihrer Geſtalt, Kleidung, Betragen, Beſchäftigung zu beurtheilen und

zu classificiren. Ich fand diese Operation hier leichter als irgendwo, weil der Mensch sich hier mehr selbst gelassen ist und sich seinem Stande auch äußerlich gemäß bezeigt.

Ich fing meine Beobachtung bey früher Tageszeit an, und alle die Menschen die ich hie und da still stehen oder ruhen fand waren Leute, deren Beruf es in dem Augenblick mit sich brachte.

Die Lastträger, die an verschiedenen Plätzen ihre privilegirten Stände haben und nur erwarten, bis sich jemand ihrer bedienen will; die Calessaren, ihre Knechte und Jungen, die bey den einspännigen Caleschen, auf großen Plätzen stehen, ihre Pferde besorgen und einem jeden der sie verlangt zu Diensten sind; Schiffer, die auf dem Molo ihre Pfeife rauchen; Fischer, die an der Sonne liegen, weil vielleicht ein ungünstiger Wind weht, der ihnen auf das Meer auszufah-

Vierter Act.

Andrasons Schloß,

eine rauhe und felsige Gegend, Höhle im Grunde.

Mandandanens Kammerdiener als Arkalaphus tritt auf mit einem Reverenz, und spricht den Prologus.

Herrn und Frauen allzugleich,
Merkt wohl, das hier ist Plutons Reich,
Und ich, wie ich mich vor euch stelle,
Das ich zuerst bedeuten muß,
Ich nenne mich Arkalaphus,
Und bin Hofgärtner in der Hölle.

ren verbietet. Ich ſah auch wohl noch manche hin und wieder gehen, doch trug meiſt ein jeder ein Zeichen ſeiner Thätigkeit mit ſich. Von Bettlern war keiner zu bemerken als ganz alte, völlig unfähige und krüppelhafte Menſchen. Je mehr ich mich umſah, je genauer ich beobachtete, deſto weniger konnt' ich, weder von der geringen, noch von der mittlern Claſſe, weder am Morgen, noch den gröſsten Theil des Tages, ja von keinem Alter und Geſchlecht eigentliche Müſſiggänger finden.

Ich gehe in ein näheres Detail um das was ich behaupte glaubwürdiger und anſchaulicher zu machen. Die kleinſten Kinder ſind auf mancherley Weiſe beſchäftigt. Ein groſser Theil derſelben trägt Fiſche zum Verkauf von Santa Lucia in die Stadt; andere ſieht man ſehr oft in der Gegend des Arſenals, oder wo ſonſt etwas gezimmert wird wobey es Späne giebt, auch am Meere, welches Reiſer und kleines Holz auswirft, be-

schäftigt sogar die kleinsten Stückchen in Körbchen aufzulesen. Kinder von einigen Jahren, die nur auf der Erde so hinkriechen, in Gesellschaft älterer Knaben von fünf bis sechs Jahren, befassen sich mit diesem kleinen Gewerbe. Sie gehen nachher mit dem Körbchen tiefer in die Stadt und setzen sich mit ihren kleinen Holzportionen gleichsam zu Markte. Der Handwerker, der kleine Bürger kauft es ihnen ab, brennt es auf seinem Dreyfuß zu Kohlen, um sich daran zu erwärmen, oder verbraucht es in seiner sparsamen Küche.

Andere Kinder tragen das Wasser der Schwefelquellen, welches besonders im Frühjahr sehr stark getrunken wird zum Verkauf herum. Andere suchen einen kleinen Gewinn indem sie Obst, gesponnenen Honig, Kuchen und Zuckerwaare einkaufen und wieder als kindische Handelsleute den übrigen Kindern anbieten und verkaufen; allenfalls, nur um ihren Theil daran umsonst zu haben. Es

ist wirklich artig anzusehen, wie ein solcher Junge, dessen ganzer Kram und Geräthschaft in einem Bret und Messer besteht, eine Wassermelone, oder einen halben gebratenen Kürbis herumträgt, wie sich um ihn eine Schaar Kinder versammlet, wie er sein Bret niedersetzt und die Frucht in kleine Stücke zu zertheilen anfängt. Die Käufer spannen sehr ernsthaft, ob sie auch für ihr klein Stückchen Kupfergeld genug erhalten sollen, und der kleine Handelsmann traktirt gegen die Begierigen die Sache eben so bedächtig, damit er ja nicht um ein Stückchen betrogen werde. Ich bin überzeugt, daß man bey längerem Aufenthalt noch manche Beyspiele solches kindlichen Erwerbes sammlen könnte.

Eine sehr große Anzahl von Menschen, theils mittlern Alters, theils Knaben, welche meistentheils sehr schlecht gekleidet sind, beschäftigen sich das Kehricht auf Eseln aus der Stadt zu bringen. Das nächste Feld um

Neapel ist nur Ein Küchengarten und es ist eine Freude zu sehen, welche unsägliche Menge von Küchengewächsen alle Markttage herein geschafft wird und wie die Industrie der Menschen sogleich die überflüssigen, von der Küchin verworfenen Theile wieder in die Felder bringt um den Zirkel der Vegetation zu beschleunigen. Bey der unglaublichen Consumtion von Gemüse, machen wirklich die Strünke und Blätter von Blumenkohl, Broccoli, Artischocken, Kohl, Salat, Knoblauch einen großen Theil des neapolitanischen Kehrichts aus; diesem wird denn auch besonders nachgestrebt. Zwey große biegsame Körbe hängen auf dem Rücken eines Esels und werden nicht allein ganz voll gefüllt, sondern noch auf jeden mit besonderer Künst ein Haufen aufgethürmt. Kein Garten kann ohne einen solchen Esel bestehen. Ein Knecht, ein Knabe, manchmal der Patron selbst eilen des Tags so oft als möglich nach der Stadt, die ihnen zu allen Stunden eine reiche Schatz-

grube iſt. Wie aufmerkſam dieſe Sammler auf den Miſt der Pferde und Maulthiere ſind, läßt ſich denken. Ungern verlaſſen ſie die Straße wenn es Nacht wird, und die Reichen die nach Mitternacht aus der Oper fahren, denken wohl nicht, daß ſchon vor Anbruch des Tages ein emſiger Menſch ſorgfältig die Spuren ihrer Pferde aufſuchen wird. Man hat mir verſichert, daß ein paar ſolche Leute die ſich zuſammen thun, ſich einen Eſel kaufen und einem größern Beſitzer ein Stückchen Krautland abpachten, durch anhaltenden Fleiß in dem glücklichen Clima, in welchem die Vegetation niemals unterbrochen wird, es bald ſo weit bringen daß ſie ihr Gewerbe anſehnlich erweitern.

Ich würde zuweit aus meinem Wege gehen, wenn ich hier von der mannigfaltigen Krämerey ſprechen wollte, welche man mit Vergnügen in Neapel, wie in jedem andern großen Orte bemerkt; allein ich muß doch hier

von den Herumträgern ſprechen, weil ſie der letztern Claſſe des Volks beſonders angehören. Einige gehen herum mit Fäßchen Eiswaſſer und Citronen, um überall gleich Limonade machen zu können, einen Trank den auch der Geringſte nicht zu entbehren vermag; andere mit Credenztellern, auf welchen Flaſchen mit verſchiedenen Liqueuren und Spitzgläſern in hölzernen Ringen vor dem Fallen geſichert ſtehen; andere tragen Körbe allerley Backwerks, Näſcherey, Citronen und anderes Obſt umher und es ſcheint als wolle jeder das große Feſt des Genuſſes, das in Neapel alle Tage gefeyert wird, mitgenießen und vermehren.

Wie dieſe Art Herumträger geſchäftig ſind, ſo giebt es noch eine Menge kleine Krämer welche gleichfalls herumgehen und, ohne viele Umſtände, auf einem Bret in einem Schachteldeckel ihre Kleinigkeiten, oder auf Plätzen, geradezu auf flacher Erde, ihren Kram ausbieten. Da iſt nicht von einzelnen

Waaren die Rede, die man auch in größern Läden fände, es ist der eigentliche Trödelkram. Kein Stückchen Eisen, Leder, Tuch, Leinewand, Filz u. s. w. das nicht wieder als Trödelwaare zu Markte käme und das nicht wieder von einem oder dem andern gekauft würde. Noch sind viele Menschen der niedern Classe bey Handelsleuten und Handwerkern als Beyläufer und Handlanger beschäftigt.

Es ist wahr, man thut nur wenig Schritte ohne einem sehr übelgekleideten, ja sogar einem zerlumpten Menschen zu begegnen, aber dies ist deswegen noch kein Faullenzer, kein Tagedieb! Ja ich möchte fast das Paradoxon aufstellen, daß zu Neapel verhältnißmäßig vielleicht noch die meiste Industrie in der ganz niedern Classe zu finden sey. Freylich dürfen wir sie nicht mit einer nordischen Industrie vergleichen, die nicht allein für Tag und Stunde, sondern am guten und heitern Tage für den bösen und trüben, im Sommer für

den Winter zu ſorgen hat. Dadurch daß der Nordländer zur Vorſorge, zur Einrichtung von der Natur gezwungen wird, daß die Hausfrau einſalzen und räuchern muß um die Küche das ganze Jahr zu verſorgen, daß der Mann den Holz- und Fruchtvorrath, das Futter für das Vieh nicht aus der Acht laſſen darf, u. ſ. w. dadurch werden die ſchönſten Tage und Stunden dem Genuß entzogen und der Arbeit gewidmet. Mehrere Monate lang entfernt man ſich gern aus der freyen Luft und verwahrt ſich in Häuſern vor Sturm, Regen, Schnee und Kälte; unaufhaltſam folgen die Jahreszeiten auf einander und jeder der nicht zu Grunde gehen will muß ein Haushälter werden. Denn es iſt hier gar nicht die Frage ob er entbehren wolle; er darf nicht entbehren wollen, er kann nicht entbehren wollen, denn er kann nicht entbehren; die Natur zwingt ihn zu ſchaffen, vorzuarbeiten. Gewiß haben die Naturwirkungen, welche ſich Jahrtauſende gleich bleiben, den Charakter der

in so manchem Betracht ehrwürdigen nordischen Nationen bestimmt. Dagegen beurtheilen wir die südlichen Völker, mit welchen der Himmel so gelinde umgegangen ist, aus unserm Gesichtspunkte zu streng. Was Herr von Paw in seinen Recherches sur les Grecs, bey Gelegenheit da er von den cynischen Philosophen spricht, zu äußern wagt, paßt völlig hieher. Man mache sich, glaubt er, von dem elenden Zustande solcher Menschen nicht den richtigsten Begriff; ihr Grundsatz alles zu entbehren sey durch ein Clima sehr begünstigt das alles gewährt. Ein armer, uns elend scheinender Mensch könne in den dortigen Gegenden die nöthigsten und nächsten Bedürfnisse nicht allein befriedigen, sondern die Welt aufs schönste genießen; und eben so möchte ein sogenannter neapolitanischer Bettler die Stelle eines Vicekönigs in Norwegen leicht verschmähen und die Ehre ausschlagen wenn ihm die Kaiserin von Ruß-

land das Gouvernement von Sibirien übertragen wollte.

Gewiß würde in unſern Gegenden ein cyniſcher Philoſoph ſchlecht ausdauern, da hingegen in ſüdlichen Ländern die Natur gleichſam dazu einladet. Der zerlumpte Menſch iſt dort noch nicht nackt; derjenige der weder ein eigenes Haus hat, noch zur Miethe wohnt, ſondern im Sommer unter den Ueberdächern auf den Schwellen der Palläſte und Kirchen, in öffentlichen Hallen die Nacht zubringt und ſich bey ſchlechtem Wetter irgendwo gegen ein geringes Schlafgeld unterſteckt, iſt deswegen noch nicht verſtoßen und elend; ein Menſch noch nicht arm, weil er nicht für den andern Tag geſorgt hat. Wenn man nur bedenkt was das fiſchreiche Meer, von deſſen Producten ſich jene Menſchen geſetzmäßig einige Tage der Woche nähren müſſen, für eine Maſſe von Nahrungsmitteln anbietet; wie allerley Obſt und Gartenfrüchte zu jeder

Die Charge iſt hier unten neu:
Denn ehmals war Elyſium dadrüben,
Die rauhe Wohnungen dahüben,
Man ließ es eben ſo dabey. —

Nun aber kam ein Lord herunter,
Der fand die Hölle gar nicht munter,
Und eine Lady fand Elyſium zu ſchön.
Man ſprach ſo lang', bis daß der feine Guſto
ſiegte,
Und Pluto ſelbſt den hohen Einfall kriegte,
Sein altes Reich als einen Park zu ſehn.

Da ſchleppen nun Titanen ohne Zahl,
Den alten Siſyphus mit eingeſchloſſen,
Raſtlos geſchunden und verdroſſen,
Gar manches ſchöne Berg und Thal
Zuſammen.
Aus den fluthenden Flammen
Des Acherons herauf
Müſſen die ewigen Felſen jetzt!
Und, gält's tauſend Hände,
Sie werden an irgend einem Ende
Als Point de vuë zurecht geſetzt.

Jahreszeit in Ueberfluß zu haben ſind; wie die Gegend worin Neapel liegt den Namen Terra di Lavoro (nicht das Land der Arbeit, ſondern das Land des Ackerbaues) ſich verdienet hat und die ganze Provinz den Ehrentitel der glücklichen Gegend, (Campagna felice) ſchon Jahrhunderte trägt; ſo läßt ſich wohl begreifen wie leicht dort zu leben ſeyn möge.

Ueberhaupt würde jenes Paradoxon, welches ich oben gewagt habe, zu manchen Betrachtungen Anlaß geben, wenn jemand ein ausführliches Gemälde von Neapel zu ſchreiben unternehmen ſollte; wozu denn freylich kein geringes Talent und manches Jahr Beobachtung erforderlich ſeyn möchte. Man würde alsdann im Ganzen vielleicht bemerken, daß der ſogenannte Lazarone nicht um ein Haar unthätiger iſt als alle übrige Claſſen, zugleich aber auch wahrnehmen, daß alle in ihrer Art nicht arbeiten um blos zu leben, ſon-

dern um zu genießen, und daß ſie ſogar bey der Arbeit des Lebens froh werden wollen. Es erklärt ſich hiedurch gar manches: daß die Handwerker beinahe durchaus gegen die nordiſchen Länder ſehr zurück ſind; daß Fabriken nicht zu Stande kommen; daß, außer Sachwaltern und Aerzten, in Verhältniß zu der großen Maſſe von Menſchen wenig Gelehrſamkeit angetroffen wird, ſo verdiente Männer ſich auch im einzelnen bemühen mögen; daß kein Maler der neapolitaniſchen Schule jemals gründlich geweſen und groß geworden iſt; daß ſich die Geiſtlichen im Müſſiggange am wohlſten ſeyn laſſen, und auch die Großen ihre Güter meiſt nur in ſinnlichen Freuden, Pracht und Zerſtreuung genießen mögen.

Ich weiß wohl daß dies viel zu allgemein geſagt iſt und daß die Charakterzüge jeder Claſſe nur erſt nach einer genauern Bekanntſchaft und Beobachtung rein gezogen werden

können, allein im Ganzen würde man doch, glaube ich, auf dieſe Reſultate treffen.

Ich kehre wieder zu dem geringen Volke in Neapel zurück. Man bemerkt bey ihnen, wie bey frohen Kindern denen man etwas aufträgt, daß ſie zwar ihr Geſchäft verrichten aber auch zugleich einen Scherz aus dem Geſchäft machen. Durchgängig iſt dieſe Claſſe von Menſchen eines ſehr lebhaften Geiſtes und zeigt einen freien richtigen Blick. Ihre Sprache ſoll figürlich, ihr Witz ſehr lebhaft und beißend ſeyn. Das alte Atella lag in der Gegend von Neapel, und wie ihr geliebter Pulcinell noch jene Spiele fortſetzt, ſo nimmt die ganz gemeine Claſſe von Menſchen noch jetzt Antheil an dieſer Laune.

Plinius, im fünften Capitel des dritten Buchs ſeiner Naturgeſchichte, hält Campanien allein einer weitläufigen Beſchreibung

werth. „So glücklich, anmuthig, selig sind jene Gegenden, sagt er, daß man erkennt, an diesem Orte habe die Natur sich ihres Werks erfreut. Denn diese Lebensluft, diese immer heilsame Milde des Himmels, so fruchtbare Felder, so sonnige Hügel, so unschädliche Waldungen, so schattige Haine, so nutzbare Wälder, so luftige Berge, so ausgebreitete Saaten, solch eine Fülle von Reben und Oelbäumen, so edle Wolle der Schafe, so fette Nacken der Stiere, so viel Seen, so ein Reichthum von durchwässernden Flüssen und Quellen, so viele Meere, so viele Hafen! Die Erde selbst die ihren Schoos überall dem Handel eröffnet und, gleichsam dem Menschen nachzuhelfen begierig, ihre Arme in das Meer hinaus streckt.

Ich erwähne nicht die Fähigkeiten der Menschen, ihre Gebräuche, ihre Kräfte und wie viele Völker sie durch Sprache und Hand überwunden haben.

Von dieſem Lande fällten die Griechen, ein Volk das ſich ſelbſt unmäßig zu rühmen pflegte, das ehrenvollſte Urtheil, indem ſie einen Theil davon Großgriechenland nannten."

Neapel den 29. May 1787.

Eine ausgezeichnete Fröhlichkeit erblickt man überall mit dem gröſten theilnehmenden Vergnügen. Die vielfarbigen bunten Blumen und Früchte, mit welchen die Natur ſich ziert, ſcheint den Menſchen einzuladen ſich und alle ſeine Geräthſchaften mit ſo hohen Farben als möglich auszuputzen. Seidene Tücher und Binden, Blumen auf den Hüten ſchmücken einen jeden der es einigermaßen vermag. Stühle und Commoden in den geringſten Häuſern ſind auf vergoldetem Grund mit bunten Blumen geziert; ſogar die einſpännigen Caleſchen hochroth ange-

ſtrichen, das Schnitzwerk vergoldet, die Pferde davor mit gemachten Blumen, hochrothen Quaſten und Rauſchgold ausgeputzt. Manche haben Federbüſche, andere ſogar kleine Fähnchen auf den Köpfen, die ſich im Laufe nach jeder Bewegung drehen. Wir pflegen gewöhnlich die Liebhaberey zu bunten Farben barbariſch und geſchmacklos zu nennen, ſie kann es auch auf gewiſſe Weiſe ſeyn und werden, allein unter einem recht heitern und blauen Himmel iſt eigentlich nichts bunt, denn nichts vermag den Glanz der Sonne und ihren Wiederſchein im Meer zu überſtrahlen. Die lebhafteſte Farbe wird durch das gewaltige Licht gedämpft, und weil alle Farben, jedes Grün der Bäume und Pflanzen, das gelbe, braune, rothe Erdreich in völliger Kraft auf das Auge wirken, ſo treten dadurch ſelbſt die farbigen Blumen und Kleider in die allgemeine Harmonie. Die ſcharlachnen Weſten und Röcke der Weiber von Nettunno, mit breitem Gold und Silber beſetzt, die andern

farbigen Nationaltrachten, die gemalten Schiffe, alles scheint sich zu beeifern unter dem Glanze des Himmels und des Meeres einigermaßen sichtbar zu werden.

Und wie sie leben, so begraben sie auch ihre Todten; da stört kein schwarzer langsamer Zug die Harmonie der lustigen Welt.

Ich sah ein Kind zu Grabe tragen. Ein rothsammetner, großer, mit Gold breit gestickter Teppich überdeckte eine breite Bahre, darauf stand ein geschnitztes, stark vergoldetes und versilbertes Kästchen, worin das weißgekleidete Todte mit rosenfarbnen Bändern ganz überdeckt lag. Auf den vier Ecken des Kästchens waren vier Engel, ohngefähr jeder zwey Fuß hoch welche große Blumenbüschel über das ruhende Kind hielten, und, weil sie unten nur an Drähten befestigt waren, so wie die Bahre sich bewegte wackelten und mild-belebende Blumengerüche auszustreuen schienen. Die Engel

ſchwankten um deſto heftiger, als der Zug ſehr über die Straßen wegeilte und die vorangehenden Prieſter und Kerzenträger mehr liefen als gingen.

Es iſt keine Jahreszeit wo man ſich nicht überall von Eßwaaren umgeben ſähe und der Neapolitaner freut ſich nicht allein des Eſſens, ſondern er will auch daß die Waare zum Verkauf ſchön aufgeputzt ſey.

Bey Santa Lucia ſind die Fiſche nach ihren Gattungen meiſt in reinlichen und artigen Körben, Krebſe, Auſtern, Scheiden, kleine Muſcheln, jedes beſonders aufgetiſcht und mit grünen Blättern unterlegt. Die Läden von getrocknetem Obſt und Hülſenfrüchten ſind auf das mannigfaltigſte herausgeputzt. Die ausgebreiteten Pomeranzen und Citronen von allen Sorten, mit dazwiſchen hervorſtechendem grünen Laub, dem Auge ſehr erfreulich. Aber nirgends putzen ſie mehr als bey den Fleiſch-

waaren, nach welchen das Auge des Volks beſonders lüſtern gerichtet iſt, weil der Appetit durch periodiſches Entbehren nur mehr gereizt wird.

In den Fleiſchbänken hängen die Theile der Ochſen, Kälber, Schöpſe niemals aus ohne daß neben dem Fett zugleich die Seite oder die Keule ſtark vergoldet ſey. Es ſind verſchiedene Tage im Jahr, beſonders die Weihnachtsfeyertage als Schmausfeſte berühmt; alsdann feyert man eine allgemeine Coccagna, wozu ſich Fünfhundert Tauſend Menſchen das Wort gegeben haben. Dann iſt aber auch die Straße Toledo und neben ihr mehrere Straßen und Plätze auf das appetitlichſte verziert. Die Boutiquen wo grüne Sachen verkauft werden, wo Roſinen, Melonen und Feigen aufgeſetzt ſind, erfreuen das Auge auf das allerangenehmſte. Die Eßwaaren hängen in Guirlanden über die Straßen hinüber; große Paternoſter von vergoldeten,

mit rothen Bändern geſchnürten Würſten; welſche Hähne, welche alle eine rothe Fahne unter dem Burzel ſtecken haben. Man verſicherte daß deren Dreißig Tauſend verkauft worden, ohne die zu rechnen welche die Leute im Hauſe gemäſtet hatten. Außer dieſem werden noch eine Menge Eſel mit grüner Waare, Kapaunen und jungen Lämmern beladen durch die Stadt und über den Markt getrieben, und die Haufen Eyer, welche man hier und da ſieht, ſind ſo groß daß man ſich ihrer niemals ſo viel beyſammen gedacht hat. Und nicht genug daß alles dieſes verzehret wird; alle Jahre reitet ein Polizeydiener mit einem Trompeter durch die Stadt und verkündigt auf allen Plätzen und Kreuzwegen, wieviel tauſend Ochſen, Kälber, Lämmer, Schweine u. ſ. w. der Neapolitaner verzehret habe. Das Volk höret aufmerkſam zu, freut ſich unmäßig über die großen Zahlen, und jeder erinnert ſich des Antheils an dieſem Genuſſe mit Vergnügen.

Um Eins nur iſt es Jammerſchade,
Um's ſchöne Erdreich in Elyſium!
Aber es iſt keine Gnade,
Wir gehn damit ganz ſündlich um.
Sonſt dankt man Gott, wenn man die Steine
Vom Acker hat:
Aber hier! ſechs Meilen herum ſind keine
Zu finden mehr, und wir haben es noch nicht
ſatt;
Damit verſchütten wir den Boden,
Wo das weichſte Gras,
Die liebſten Blümchen blühen, und warum das?
Alles um des Mannigfaltigen willen.
Ein friſcher Wald, eine feine Wieſe,
Das iſt uns alles alt und klein;
Es müſſen in unſerm Paradieſe
Dorn und Diſteln ſeyn.

Dafür aber auch graben wir in den Hainen
Elyſiums die ſchönſten Bäume aus,
Und ſetzen ſie, wo wir es eben meinen,
An manche leere Stelle
Herüber in die Hölle,

Was die Mehl- und Milchspeisen betrifft, welche unsere Köchinnen so mannigfaltig zu bereiten wissen, ist für jenes Volk, das sich in dergleichen Dingen gerne kurz faßt und keine wohleingerichtete Küche hat, doppelt gesorgt. Die Maccaroni, ein zarter, stark durchgearbeiteter, gekochter, in gewisse Gestalten gepreßter Teig von feinem Mehle, sind von allen Sorten überall um ein Geringes zu haben. Sie werden meistens nur in Wasser abgekocht und der geriebene Käse schmälzt und würzt zugleich die Schüssel. Fast an der Ecke jeder großen Straße sind die Backwerksverfertiger mit ihren Pfannen voll siedenden Oels, besonders an Festtagen, beschäftigt Fische und Backwerk einem jeden nach seinem Verlangen sogleich zu bereiten. Diese Leute haben einen unglaublichen Abgang und viele tausend Menschen tragen ihr Mittag- und Abendessen von da auf einem Stückchen Papier davon.

Neapel den 30. May 1787.

Nachts, durch die Stadt spazierend, gelangt' ich zum Molo. Dort sah ich mit einem Blick den Mond, den Schein desselben auf den Wolkensäumen, den sanft-bewegten Abglanz im Meere, heller und lebhafter auf dem Saum der nächsten Welle. Und nun die Sterne des Himmels, die Lampen des Leuchtthurms, das Feuer des Vesuvs, den Wiederschein davon im Wasser und viele einzelne Lichter ausgesät über die Schiffe. Eine so mannigfaltige Aufgabe hätt' ich wohl von Van der Neer gelöst sehen mögen.

Neapel, Donnerſtag den 31. May 1787.

Ich hatte das römiſche Frohnleichnamfeſt und dabey beſonders die nach Raphael gewirkten Teppiche ſo feſt in den Sinn gefaßt, daß ich mir alle dieſe herrlichen Naturerſcheinungen, ob ſie ſchon in der Welt ihres Gleichen nicht haben können, keineswegs irren ließ, ſondern die Anſtalten zur Reiſe hartnäckig fortſetzte. Ein Paß war beſtellt, ein Vetturin hatte mir den Miethpfennig gegeben: denn es geſchieht dort zur Sicherheit der Reiſenden umgekehrt als bey uns. Kniep war beſchäftigt ſein neues Quartier zu beziehen, an Raum und Lage viel beſſer als das vorige.

Schon früher als dieſe Veränderung im Werke war hatte mir der Freund einigemal zu bedenken gegeben: es ſey doch unangenehm und gewiſſermaßen unanſtändig wenn man

in ein Haus ziehe und gar nichts mit bringe; selbst eine Bettgestell flößte den Wirthsleuten schon einigen Respect ein. Als wir nun heute durch den unendlichen Trödel der Castell-Weitung hindurchgingen, sah ich so ein paar eiserne Gestelle, bronzeartig angestrichen, welche ich sogleich feilschte und meinem Freund als künftigen Grund zu einer ruhigen und soliden Schlafstätte verehrte. Einer der allezeit fertigen Träger brachte sie nebst den erforderlichen Bretern in das neue Quartier, welche Anstalt Kniepen so sehr freute, daß er sogleich von mir weg und hier einzuziehen gedachte, große Reisbreter, Papier und alles Nöthige schnell anzuschaffen besorgt war. Einen Theil der Conturen in beyden Sicilien gezogen übergab ich ihm nach unserer Verabredung.

Neapel den 1ſten Juny 1787.

Die Ankunft des Marquis Lucheſini hat meine Abreiſe auf einige Tage weiter geſchoben, ich habe viel Freude gehabt ihn kennen zu lernen. Er ſcheint mir einer von denen Menſchen zu ſeyn, die einen guten moraliſchen Magen haben, um an dem großen Welttiſche immer mitgenießen zu können; anſtatt daß unſer einer, wie ein wiederkäuendes Thier, ſich zu Zeiten überfüllt und dann nichts weiter zu ſich nehmen kann bis es eine wiederholte Kauung und Verdauung geendigt hat. Sie gefällt mir auch recht wohl, ſie iſt ein wackres, deutſches Weſen.

Ich gehe nun gern aus Neapel, ja ich muß fort. Dieſe letzten Tage überließ ich mich der Gefälligkeit Menſchen zu ſehen; ich habe meiſt intereſſante Perſonen kennen ler-

nen und bin mit den Stunden die ich ihnen gewidmet sehr zufrieden, aber noch vierzehn Tage, so hätte es mich weiter und weiter und abwärts von meinem Zwecke geführt. Und dann wird man hier immer unthätiger. Seit meiner Rückkunft von Pestum habe ich, außer den Schätzen von Portici, wenig gesehen und es bleibt mir manches zurück um dessentwillen ich nicht den Fuß aufheben mag. Aber jenes Museum ist auch das α und ω aller Antiquitäten-Sammlungen, da sieht man recht was die alte Welt an freudigem Kunstsinn voraus war, wenn sie gleich in strenger Handwerksfertigkeit weit hinter uns zurück blieb.

Zum 2. Juny 1787.

Der Lohnbediente welcher mir den ausgefertigten Paß zuſtellte erzählte zugleich, meine Abreiſe bedauernd, daß eine ſtarke Lava, aus dem Veſuv hervorgebrochen, ihren Weg nach dem Meer zu nehme; an den ſteileren Abhängen des Berges ſey ſie beynahe ſchon herab und könne wohl in einigen Tagen das Ufer erreichen. Nun befand ich mich in der größten Klemme. Der heutige Tag ging auf Abſchiedsbeſuche hin, die ich ſo vielen wohlwollenden und befördernden Perſonen ſchuldig war; wie es mir morgen ergehen wird, ſehe ich ſchon. Einmal kann man ſich auf ſeinem Wege den Menſchen doch nicht völlig entziehen, was ſie uns aber auch nutzen und zu genießen geben, ſie reißen uns doch zuletzt von unſern ernſtlichen Zwecken zur Seite hin, ohne

daß wir die ihrigen fördern. Ich bin äußerſt verdrießlich.

Abends.

Auch meine Dankbeſuche waren nicht ohne Freude und Belehrung, man zeigte mir noch manches freundlich vor was man bisher verſchoben oder verſäumt. Cavalier Venuti ließ mir ſogar noch verborgene Schätze ſehen. Ich betrachtete abermals mit großer Verehrung ſeinen obgleich verſtümmelten doch unſchätzbaren Ulyſſes. Er führte mich zum Abſchied in die Porzellainfabrik, wo ich mir den Herkules möglichſt einprägte und mir an den Campaniſchen Gefäßen die Augen noch einmal recht voll ſah.

Wahrhaft gerührt und freundſchaftlich Abſchied nehmend vertraute er mir dann noch zuletzt wo ihn eigentlich der Schuh drücke und wünſchte nichts mehr als daß ich noch eine zeitlang mit ihm verweilen könnte. Mein

Banquier bey dem ich gegen Tiſchzeit eintraf ließ mich nicht los; das wäre nun alles ſchön und gut geweſen, hätte nicht die Lava meine Einbildungskraft an ſich gezogen. Unter mancherley Beſchäftigungen, Zahlungen und Einpacken kam die Nacht heran, ich aber eilte ſchnell nach dem Molo.

Hier ſah ich nun alle die Feuer und Lichter und ihre Wiederſcheine, nur bey bewegtem Meer noch ſchwankender, den Vollmond in ſeiner ganzen Herrlichkeit neben dem Sprühfeuer des Vulkans, und nun die Lava, die neulich fehlte, auf ihrem glühenden ernſten Wege. Ich hätte noch hinaus fahren ſollen aber die Anſtalten waren zu weitſchichtig, ich wäre erſt am Morgen dort angekommen. Den Anblick, wie ich ihn genoß, wollte ich mir durch Ungeduld nicht verderben, ich blieb auf dem Molo ſitzen, bis mir, ohngeachtet des Zu- und Abſtrömens der Menge, ihres Deutens, Erzählens, Vergleichens, Streitens wo-

hin die Lava ſtrömen werde und was dergleichen Unfug noch mehr ſeyn mochte, die Augen zufallen wollten.

Neapel, Sonnabend den 2. Juny 1787.

Und ſo hätte ich auch dieſen ſchönen Tag zwar mit vorzüglichen Perſonen vergnüglich und nützlich, aber doch ganz gegen meine Abſichten und mit ſchwerem Herzen zugebracht. Sehnſuchtsvoll blickte ich nach dem Dampfe, der, den Berg herab langſam nach dem Meer ziehend, den Weg bezeichnete welchen die Lava ſtündlich nahm. Auch der Abend ſollte nicht frey ſeyn. Ich hatte verſprochen die Herzogin von Giovine zu beſuchen, die auf dem Schloſſe wohnte, wo man mich denn viele Stufen hinauf, durch manche Gänge wandern ließ, deren oberſte verengt waren durch Kiſten, Schränke und alles Mißfällige eines Hof-Garderobe-Weſens. Ich fand in

Um des Cerberus Hundehaus,
Und formiren das zu einer Kapelle.

Denn, Notabene! in einem Park
Muß alles Ideal ſeyn,
Und, Salva Venia, jeden Quark
Wickeln wir in eine ſchöne Schal' ein.
So verſtecken wir zum Exempel,
Einen Schweinſtall hinter einen Tempel;
Und wieder ein Stall, verſteht mich ſchon,
Wird geradeswegs ein Pantheon.
Die Sach' iſt, wenn ein Fremder drin ſpatziert,
Daß alles wohl ſich präſentirt;
Wenn's dem denn hyperboliſch dünkt,
Poſaunt er's hyperboliſch weiter aus.
Freylich der Herr vom Haus
Weiß meiſtens wo es ſtinkt.

Wie ich alſo ſagte: unſre Elyſiſche Bäume
Schwinden wie Elyſiſche Träume,
Wenn man ſie verpflanzen will.
Ich bin zu allen Sachen ſtill:
Denn in einem Park iſt alles Prunk;
Verdorrt ein Baum und wird ein Strunk,

einem groſsen und hohen Zimmer, das keine ſonderliche Ausſicht hatte, eine wohlgeſtaltete junge Dame, von ſehr zarter und ſittlicher Unterhaltung. Als einer gebornen Deutſchen war ihr nicht unbekannt wie ſich unſere Literatur zu einer freyeren, weit umherblickenden Humanität gebildet, Herders Bemühungen und was ihnen ähnelte ſchätzte ſie vorzüglich, auch Garvens reiner Verſtand hatte ihr aufs innigſte zugeſagt. Mit den deutſchen Schriftſtellerinnen ſuchte ſie gleichen Schritt zu halten und es ließ ſich wohl bemerken daß es ihr Wunſch ſey eine geübte und belobte Feder zu führen. Dahin bezogen ſich ihre Geſpräche und verriethen zugleich die Abſicht auf die Töchter des höchſten Standes zu wirken; ein ſolches Geſpräch kennt keine Grenzen. Die Dämmerung war ſchon eingebrochen und man hatte noch keine Kerzen gebracht. Wir gingen im Zimmer auf und ab und ſie, einer durch Läden verſchloſſenen Fenſterſeite ſich nähernd, ſtieß einen Laden auf und ich erblickte was

man in ſeinem Leben nur einmal ſieht. That ſie es abſichtlich mich zu überraſchen, ſo erreichte ſie ihren Zweck vollkommen. Wir ſtanden an einem Fenſter des oberen Geſchoſſes, der Veſuv gerade vor uns; die herabfließende Lava, deren Flamme bey längſt niedergegangener Sonne ſchon deutlich glühte und ihren begleitenden Rauch ſchon zu vergolden anfing; der Berg gewaltſam tobend, über ihm eine ungeheuere, feſtſtehende Dampfwolke, ihre verſchiedenen Maſſen bey jedem Auswurf blitzartig geſondert und körperhaft erleuchtet. Von da herab bis gegen das Meer ein Streif von Gluthen und glühenden Dünſten; übrigens Meer und Erde, Fels und Wachsthum deutlich in der Abenddämmerung, klar friedlich, in einer zauberhaften Ruhe. Dies alles mit einem Blick zu überſehen und den hinter dem Bergrücken hervortretenden Vollmond als die Erfüllung des wunderbarſten Bildes zu ſchauen, mußte wohl Erſtaunen erregen.

Dies alles konnte von dieſem Standpunct das Auge mit einmal faſſen, und wenn es auch die einzelnen Gegenſtände zu muſtern nicht im Stande war, ſo verlor es doch niemals den Eindruck des großen Ganzen. War unſer Geſpräch durch dieſes Schauſpiel unterbrochen, ſo nahm es eine deſto gemüthlichere Wendung. Wir hatten nun einen Text vor uns welchen Jahrtauſende zu commentiren nicht hinreichen. Je mehr die Nacht wuchs deſto mehr ſchien die Gegend an Klarheit zu gewinnen, der Mond leuchtete wie eine zweyte Sonne, die Säulen des Rauchs, deſſen Streifen und Maſſen durchleuchtet bis ins einzelne deutlich, ja man glaubte mit halbweg bewaffnetem Auge die glühend ausgeworfenen Felsklumpen auf der Nacht des Kegelberges zu unterſcheiden. Meine Wirthin, ſo will ich ſie nennen, weil mir nicht leicht ein köſtlichers Abendmahl zubereitet war, ließ die Kerzen an die Gegenſeite des Zimmers ſtellen und die ſchöne Frau, vom Monde beleuchtet, als

Vordergrund dieſes unglaublichen Bildes, ſchien mir immer ſchöner zu werden, ja ihre Lieblichkeit vermehrte ſich beſonders dadurch, daß ich in dieſem ſüdlichen Paradieſe eine ſehr angenehme deutſche Mundart vernahm. Ich vergaß wie ſpät es war ſo daß ſie mich zuletzt aufmerkſam machte: ſie müſſe mich wiewohl ungerne entlaſſen, die Stunde nahe ſchon wo ihre Gallerien kloſtermäßig verſchloſſen würden. Und ſo ſchied ich zaudernd von der Ferne und von der Nähe, mein Geſchick ſegnend, das mich für die widerwillige Artigkeit des Tages noch ſchön am Abend belohnt hatte. Unter den freyen Himmel gelangt ſagte ich mir vor: daß ich in der Nähe dieſer größern Lava doch nur die Wiederholung jener kleinern würde geſehen haben, und daß mir ein ſolcher Ueberblick, ein ſolcher Abſchied aus Neapel nicht anders als auf dieſe Weiſe hätte werden können. Anſtatt nach Hauſe zu gehen richtete ich meine Schritte nach dem Mole, um das groſſe Schauſpiel mit einem an-

dern Vordergrund zu ſehen; aber ich weiß nicht ob die Ermüdung nach einem ſo reichen Tage, oder ein Gefühl daß man das letzte, ſchöne Bild nicht verwiſchen müſſe mich wieder nach Moriconi zurück zog, wo ich denn auch Knieper fand, der aus ſeinem neu bezognen Quartier mir einen Abend-Beſuch abſtattete. Bey einer Flaſche Wein beſprachen wir unſere künftigen Verhältniſſe, ich konnte ihm zuſagen daß er, ſo bald ich etwas von ſeinen Arbeiten in Deutſchland vorzeigen könne, gewiß dem trefflichen Herzog Ernſt von Gotha empfohlen ſeyn und von dort Beſtellungen erhalten würde. Und ſo ſchieden wir mit herzlicher Freude, mit ſicherer Ausſicht künftiger wechſelſeitig-wirkender Thätigkeit.

Neapel, Sonntag den 3. Juny 1787.
Dreyeinigkeitsfest.

Und so fuhr ich denn durch das unendliche Leben dieser unvergleichlichen Stadt, die ich wahrscheinlich nicht wieder sehen sollte, halb betäubt hinaus; vergnügt jedoch daß weder Reue noch Schmerz hinter mir blieb. Ich dachte an den guten Kniep und gelobte ihm auch in der Ferne meine beste Vorsorge.

An den äußersten Polizeyschranken der Vorstadt störte mich einen Augenblick ein Marqueur, der mir freundlich ins Gesicht sah, aber schnell wieder hinweg sprang. Die Zollmänner waren noch nicht mit dem Vetturin fertig geworden, als aus der Kaffeebuden-Thüre, die größte Chinesische Tasse voll schwarzen Kaffee auf einem Präsentirteller tragend, Kniep heraustrat. Er nahte sich

dem Wagenschlag langsam mit einem Ernst, der, von Herzen gehend, ihm sehr gut kleidete. Ich war erstaunt und gerührt, eine solche erkenntliche Aufmerksamkeit hat nicht ihres gleichen. Sie haben, sagte er, mir soviel Liebes und Gutes, auf mein ganzes Leben wirksames erzeigt, daß ich ihnen hier ein Gleichniß anbieten möchte was ich ihnen verdanke.

Da ich in solchen Gelegenheiten ohnehin keine Sprache habe, so brachte ich nur sehr lakonisch vor: daß er durch seine Thätigkeit mich schon zum Schuldner gemacht, und durch Benutzung und Bearbeitung unserer gemeinsamen Schätze mich noch immer mehr verbinden werde.

Wir schieden wie Personen selten von einander scheiden, die sich zufällig auf kurze Zeit verbunden. Vielleicht hätte man vielmehr Dank und Vortheil vom Leben, wenn

man sich wechselsweise gerade heraus spräche was man von einander erwartet. Ist das geleistet, so sind beyde Theile zufrieden, und das Gemüthliche, was das erste und letzte von allem ist, erscheint als reine Zugabe.

Unterwegs am 4. 5. und 6. Juny.

Da ich diesmal allein reise habe ich Zeit genug die Eindrücke der vergangenen Monate wieder hervorzurufen; es geschieht mit vielem Behagen. Und doch tritt gar oft das Lückenhafte der Bemerkungen hervor und wenn die Reise dem der sie vollbracht hat in einem Flusse vorüber zu ziehen scheint und in der Einbildungskraft als eine stetige Folge hervortritt, so fühlt man doch daß eine eigentliche Mittheilung unmöglich sey. Der Erzählende muß alles einzeln hinstellen, wie

soll daraus in der Seele des dritten ein Ganzes gebildet werden.

Deshalb konnte mir nichts tröstlicheres und erfreulicheres begegnen als die Versicherungen Eurer letzten Briefe: daß Ihr Euch fleißig mit Italien und Sicilien beschäftigt, Reisebeschreibungen leset und Kupferwerke betrachtet; das Zeugniß daß dadurch meine Briefe gewinnen ist mein höchster Trost. Hättet Ihr es früher gethan oder ausgesprochen, ich wäre noch eifriger gewesen als ich war. Daß treffliche Männer wie Bartels, Münter, Architecte verschiedener Nationen vor mir hergingen, die gewiß äußere Zwecke sorgfältiger verfolgten als ich der ich nur die innerlichsten im Auge hatte, hat mich oft beruhigt wenn ich alle meine Bemühungen für unzulänglich halten mußte.

Ueberhaupt, wenn jeder Menſch nur als ein Supplement aller übrigen zu betrachten iſt, und am nützlichſten und liebenswürdigſten erſcheint wenn er ſich als einen ſolchen giebt; ſo muß dieſes vorzüglich von Reiſeberichten und Reiſenden gültig ſeyn. Perſönlichkeit, Zwecke, Zeitverhältniſſe, Gunſt und Ungunſt der Zufälligkeiten, alles zeigt ſich bei einem jeden anders. Kenn' ich ſeine Vorgänger ſo werd' ich auch an ihm mich freuen, mich mit ihm behelfen, ſeinen Nachfolger erwarten und dieſem, wäre mir ſogar inzwiſchen das Glück geworden die Gegend ſelbſt zu beſuchen, gleichfalls freundlich begegnen.

Ha! ſagen ſie, da ſeht die Spur,
Wie die Kunſt auch hinterdrein der Natur
Im Dürren iſt. — Ja leider ſtark!
Was ich ſagen wollte! Zum vollkommnen Park
Wird uns wenig mehr abgehn.
Wir haben Tiefen und Höhn,
Eine Muſterkarte von allem Geſträuche,
Krumme Gänge, Waſſerfälle, Teiche,
Pagoden, Höhlen, Wieschen, Felſen und Klüfte,
Eine Menge Reſeda und andres Gedüfte
Weimuthsfichten, Babyloniſche Weiden, Ruinen,
Einſiedler in Löchern, Schäfer im Grünen,
Moſcheen und Thürme mit Cabinetten,
Von Moos ſehr unbequeme Betten,
Obelisken, Labyrinthe, Triumphbögen, Arkaden,
Fiſcherhütten, Pavillons zum Baden,
Chineſiſch-Gothiſche Grotten, Kioſken, Tings,
Mauriſche Tempel und Monumente,
Gräber, ob wir gleich niemand begraben,
Man muß es alles zum Ganzen haben:

Idyllische

Cantate,

zum 30. Januar 1813.

Weimar.

Es wird angenommen, ein ländliches Chor habe sich versammelt und stehe im Begriff, seinen Festzug anzutreten.)

CHOR.

Dem festlichen Tage
Begegnet mit Kränzen,
Verschlungenen Tänzen,
Geselligen Freuden
Und Reihengesang.

DAMON.

Wie sehn' ich mich aus dem Gedränge fort!
Wie frommte mir ein wohlverborgner Ort!
In dem Gewühl, in dieser Menge
Wird mir die Flur, wird mir die Luft zu enge.

CHOR.

Nun ordnet die Züge
Dass jeder sich füge
Und einer mit allen,
Zu wandeln, zu wallen
Die Fluren entlang.

(*Es wird angenommen, das Chor entferne sich; der Gesang wird immer leiser, bis er zuletzt ganz, wie aus der Ferne, verhallt.*)

DAMON.

Vergebens ruft, vergebens zieht ihr mich;
Es spricht mein Herz; allein es spricht mit sich:

Und soll ich beschauen
Gesegnetes Land,
Den Himmel den blauen,
Die grünenden Gauen,
So will ich allein
Im Stillen mich freun.

Da will ich verehren
Die Würde der Frauen,
Im Geiste sie schauen,
Im Geiste verehren;
Und Echo allein
Vertraute soll seyn.

CHOR.

(*aufs leiseste; wie aus der Ferne, mischt abwechselnd in Damons Gesang die Worte:*)

Und Echo — allein —
Vertraute — soll seyn. —

MENALKAS.

Wie find' ich Dich, mein Trauter, hier!
Du eilest nicht zu jenen Festgesellen?
Nun zaudre nicht und komm mit mir,
In Reih' und Glied auch uns zu stellen.

DAMON.

Willkommen Freund! doch lafs die Festlichkeit
Mich hier begehn, im Schatten alter Buchen:
Die Liebe sucht die Einsamkeit
Auch die Verehrung darf sie suchen.

MENALKAS.

Du suchest einen falschen Ruhm
Und willst mir heute nicht gefallen.
Die Liebe sey dein Eigenthum;
Doch die Verehrung theilest du mit allen!

Wenn sich Tausende vereinen
Und des holden Tags Erscheinen
Mit Gesängen,
Freudeklängen,
Herrlich feyern
Dann erquicht sich Herz und Ohr;

Und wenn Tausende betheuern,
Die Gefühle sich erschliefsen
Und die Wünsche sich ergiefsen
Reifst es kraftvoll dich empor.

(*Es wird angenommen, der Chor kehre nach un*
nach aus der Ferne zurück.)

DAMON.

Lieblich hör' ich schon von weiten
Und es reizet mich die Menge;
Ja sie wallen, ja sie schreiten
Von dem Hügel in das Thal.

MENALKAS.

Lafs uns eilen, fröhlich schreiten
Zu dem Rhythmus der Gesänge!
Ja sie kommen sie bereiten
Sich des Waldes grunen Saal.

CHOR

(*allmählich wachsend.*)

Ja wir kommen, wir begleiten
Mit dem Wohlklang der Gesänge
Fröhlich im Verlauf der Zeiten
Diesen einzig schonen Tag.

Alle.

Worauf wir zielen
Was alle fühlen
Verschweigt, verschweiget! —
Nur Freude zeiget,
Denn die vermags;
Ihr wird es glücken
Und ihr Entzücken
Enthält die Würde,
Enthält den Segen
Des Wonne-Tags!

Wieland's Andenken

in der

Loge Amalia zu Weimar

gefeiert

den 18. Februar 1813.

---

von Goethe unterzeichnet

Lva

Ein einziges iſt noch zurücke,
Und drauf iſt jeder Lord ſo ſtolz:
Das iſt eine ungeheure Brücke
Von Holz
Und Einem Bogen von Hängewerk,
Die iſt unſer ganzes Augenmerk.
Denn erſtlich kann kein Park beſtehn
Ohne ſie, wie wir auf jedem Kupfer ſehn.
Auch in unſern toleranten Tagen
Wird immer mehr drauf angetragen,
Auf Communication wie bekannt,
Dem man ſich auch gleich ſtellen muß;
Elyſium und Erebus
Werden vice verſa tolerant.

Wir freuten uns der Brücke ſchon;
Doch leider Acheron und Periphlegeton
Speyen ewige Flammen,
Da fehlt's uns an geſcheiten Leuten;
Und bringen wir die Brücke nicht zuſammen,
So will der ganze Park nichts bedeuten;
Das Coſtume leidet weder Erz noch Stein,
Von Holz muß ſo eine Brücke ſeyn.

Durchlauchtigster Protector,

Sehr Ehrwürdiger Meister,

Verehrungswürdigste Anwesende!

Ob es gleich dem Einzelnen unter keiner Bedingung geziemen will, alten ehrwürdigen Gebräuchen sich entgegen zu stellen, und das, was unsere weisen Vorfahren beliebt und angeordnet, eigenwillig zu verändern; so würde ich doch, stünde mir der Zauberstab wirklich zu Gebote, den die Muse unserm abgeschiedenen Freunde geistig anvertraut, ich würde diese ganze düstere Umgebung augenblicklich in eine heitere verwandeln: dieses Finstere müfste sich gleich vor Ihren Augen erhellen, und ein festlich geschmückter Saal mit bunten Teppichen und munteren Kränzen, so froh und klar als das Leben unseres Freundes, sollte vor Ihnen erscheinen. Da möchten die Schöpfungen seiner blühenden Phantasie Ihre Augen, Ihren Geist anziehn, der Olymp mit seinen Göttern, eingeführt durch die Musen, geschmückt durch die Grazien, sollte zum lebendigen Zeugnifs dienen, dafs derjenige, der in so heiterer Umgebung gelebt, und dieser Heiterkeit gemäfs, auch von uns geschieden, unter die glücklichsten Menschen zu zählen, und keineswegs mit Klage, sondern mit Ausdruck der Freude und des Jubels zu bestatten sey.

Was ich jedoch den äufsern Sinnen nicht darstellen kann, sey den inneren dargebracht. Achtzig Jahre; wie viel in wenigen Sylben! Wer von uns wagt es, in der Geschwindigkeit zu durchlaufen und sich zu vergegenwärtigen, was so viele Jahre, wohl angewandt, bedeuten! Wer von uns möchte behaupten, dafs er den Werth eines in jedem Betracht vollständigen, Lebens sogleich zu ermessen und zu schätzen wisse?

Begleiten wir unsern Freund auf dem Stufengange seiner Tage, sehen wir ihn als Knaben, Jüngling, Mann und Greis; so finden wir, dafs ihm das ungemeine Glück zu Theil ward, die Blüte einer jeden dieser Jahreszeiten zu pflücken; denn auch das hohe Alter hat seine Blüte, und auch dieser auf das heiterste sich zu freuen war ihm gegönnt. Nur wenig Monate sind es, als die verbundenen Brüder ihre geheimnifsvolle Sphynx für ihn mit Rosen bekränzten, um auszudrücken, dafs, wenn Anacreon, der Greis, seine erhöhte Sinnlichkeit mit leichten Rosenzweigen zu schmücken unternahm, dafs die sittliche Sinnlichkeit, die gemäfsigte, geistreiche Lebensfreude unseres Edlen einen reichen, gedrängt gewundenen Kranz verdiene.

Wenige Wochen sind es, dafs dieser treffliche Freund noch unsern Zusammenkünften nicht nur beiwohnte, sondern auch in ihnen thätig wirkte. Er hat seinen Ausgang aus dem Irdischen durch unsern Kreis hindurch genommen; wir waren ihm auch noch zuletzt die Nächsten, und wenn das Vaterland, so wie das Ausland, sein Andenken feiert, wo sollte dies früher und kräftiger geschehen, als bei uns!

Den ehrwürdigen Geboten unserer Meister habe ich mich daher nicht entziehen dürfen, und spreche in diesen

angesehenen Versammlung zu seinem Andenken um so lieber einige Worte, als sie flüchtige Vorläufer seyn können dessen, was künftig die Welt, was unsere Verbrüderung für ihn thun wird. Diese Gesinnung ist's, diese Absicht, um derentwillen ich mir ein geneigtes Gehör erbitten darf; und wenn dasjenige, was ich mehr aus einer fast vierzig Jahre geprüften Neigung, als aus rednerischer Ueberlegung, keineswegs in gehöriger Verbindung, sondern vielmehr in kurzen Sätzen, ja sprungweise vortrage, weder des Gefeierten, noch der Feiernden würdig erscheinen dürfte; so muss ich bemerken, dass hier nur eine Vorarbeit, ein Entwurf, ja nur der Inhalt und wenn man will, Marginalien eines künftigen Werks zu erwarten seyen. Und so werde denn, ohne weiteres Zaudern, zu dem uns so lieben, werthen, ja heiligen Gegenstand geschritten!

Wieland war in der Nähe von Biberach, einer kleinen Reichsstadt in Schwaben, 1733 geboren. Sein Vater, ein evangelischer Geistlicher, gab ihm eine sorgfältige Erziehung und legte bei ihm den ersten Grund der Schulkenntnisse. Hierauf ward er nach Kloster Bergen an der Elbe gesendet, wo eine Erziehungs- und Lehranstalt, unter der Aufsicht des wahrhaft frommen Abtes *Steinmetz*, in gutem Rufe stand. Von da begab er sich auf die Universität zu Tübingen, sodann lebte er einige Zeit als Hauslehrer in Bern, ward aber bald nach Zürch zu *Bodmern* gezogen, den man in Süddeutschland, wie *Gleimen* nachher in Norddeutschland, die Hebamme des Genies nennen konnte. Dort überliefs er sich ganz der Lust, welche das Selbsthervorbringen der Jugend verschafft, wann das Talent unter freundlicher Anleitung sich ausbildet, ohne dass die höhern Forderungen der Critik dabei zur Sprache kommen. Doch entwuchs er bald jenen Verhältnissen, kehrte in seine Vaterstadt zurück, und ward von nun an sein eigner Lehrer und Bildner, indem er auf das rastlo-

seste seine literarisch poetische Neigung fortsetzte. Die mechanischen Amtsgeschäfte eines Vorstehers der Canzlei raubten ihm zwar Zeit, aber nicht Lust und Muth, und damit ja sein Geist in so engen Verhältnissen nicht verkümmerte, wurde er dem in der Nähe begüterten Grafen *Stadion*, churfürstlich Maynzischem Minister, bekannt. In diesem angesehenen, wohleingerichteten Hause wehte ihn zuerst die Welt- und Hofluft an; innere und äufsere Staatsverhältnisse blieben ihm nicht fremd, und ein Gönner für das ganze Leben ward ihm der Graf. Hierdurch blieb er dem Churfürsten von Maynz nicht unbekannt, und als unter *Emmerich Joseph* die Akademie zu Erfurt wieder belebt werden sollte, so berief man unsern Freund dahin, und bethätigte dadurch die duldsamen Gesinnungen, welche sich über alle christliche Religionsverwandte, ja über die ganze Menschheit, vom Anfange des Jahrhunderts her verbreitet.

Er konnte nicht lange in Erfurt wirken, ohne der *Herzogin* Regentin *von Weimar* bekannt zu werden, wo ihn der, für alles Gute so thätige, *Carl von Dalberg* einzuführen nicht ermangelte. Ein auslangend bildender Unterricht ihrer fürstlichen Söhne war das Hauptaugenmerk einer zärtlichen, selbst höchst gebildeten Mutter, und so ward er herüber berufen, damit er seine literarischen Talente, seine sittlichen Vorzüge zum Besten des fürstlichen Hauses, zu unserm Wohl und zum Wohl des Ganzen verwendete.

Die ihm nach Vollendung des Erziehungsgeschäftes zugesagte Ruhe wurde ihm sogleich gegeben, und als ihm eine mehr als zugesagte Erleichterung seiner häuslichen Umstände zu Theil ward, führte er seit beinah vierzig Jahren ein, seiner Natur und seinen Wünschen völlig gemäfses Leben.

Die Wirkungen Wieland's auf das Publicum waren ununterbrochen und dauernd. Er hat sein Zeitalter sich zugebildet, dem Geschmack seiner Jahresgenossen so wie ihrem Urtheil eine entschiedene Richtung gegeben, dergestalt, dafs seine Verdienste schon genugsam erkannt, geschätzt, ja geschildert sind. In manchem Werke über deutsche Literatur ist so ehrenvoll, als sinnig über ihn gesprochen, ich gedenke nur dessen, was *Küttner*, *Eschenburg*, *Manso*, *Eichhorn* von ihm gerühmt haben.

Und woher kam die grofse Wirkung, welche er auf die Deutschen ausübte? Sie war eine Folge der Tüchtigkeit und der Offenheit seines Wesens. Mensch und Schriftsteller hatten sich in ihm ganz durchdrungen, er dichtete als ein Lebender und lebte dichtend. In Versen und Prosa verhehlte er niemals was ihm augenblicklich zu Sinne, wie es ihm jedesmal zu Muthe sey, und so schrieb er auch urtheilend und urtheilte schreibend. Aus der Fruchtbarkeit seines Geistes entquoll die Fruchtbarkeit seiner Feder.

Ich bediene mich des Ausdrucks Feder nicht als einer rednerischen Phrase; er gilt hier ganz eigentlich, und wenn eine fromme Verehrung manchem Schriftsteller dadurch huldigte, dafs sie sich eines Kiels, womit er seine Werke gebildet, zu bemächtigen suchte, so dürfte der Kiel, dessen sich Wieland bediente, gewifs vor vielen dieser Auszeichnung würdig seyn. Denn dafs er Alles mit eigener Hand und sehr schön schrieb, zugleich mit Freiheit und Besonnenheit, dafs er das Geschriebene immer vor Augen hatte, sorgfältig prüfte, veränderte, besserte, unverdrossen bildete und umbildete, ja nicht müde ward, Werke von Umfang wiederholt abzuschreiben, dieses gab seinen Productionen das Zarte, Zierliche, Fafsliche, das Natürlichelegante, welches nicht durch Bemühung, son-

dern durch heitere, genialische Aufmerksamkeit auf ein schon fertiges Werk hervorgebracht werden kann.

Diese sorgfältige Bearbeitung seiner Schriften entsprang aus einer frohen Ueberzeugung, welche zu Ende seines schweizerischen Aufenthaltes in ihm mag hervorgetreten seyn, als die Ungeduld des Hervorbringens sich in etwas legte, und der Wunsch, ein Vollendetes dem Gemeinwesen darzubringen, entschiedener und deutlicher rege ward.

Da nun bei ihm der Mann und der Dichter Eine Person ausmachten, so werden wir, wenn wir von jenem reden, auch diesen zugleich schildern. Reizbarkeit und Beweglichkeit, Begleiterinnen dichterischer und rednerischer Talente, beherrschten ihn in einem hohen Grad; aber eine mehr angebildete als angeborne Mäßigung hielt ihnen das Gleichgewicht. Unser Freund war des Enthusiasmus im höchsten Grade fähig, und in der Jugend gab er sich ihm ganz hin, und dieses um so lebhafter und anhaltender, als jene schöne Zeit, in welcher der Jüngling den Werth und die Würde des Vortrefflichsten, es sey erreichbar oder unerreichbar, in sich fühlt, für ihn sich durch mehrere Jahre verlängerte.

Jene frohen, reinen Gefilde der goldenen Zeit, jene Paradiese der Unschuld, bewohnte er länger als andere. Sein Geburtshaus, wo ein gebildeter Geistlicher als Vater waltete, das uralte, an den Ufern der Elbe lindenumgebene Kloster Bergen, wo ein frommer Lehrer patriarchalisch wirkte, das in seinen Grundformen noch klösterliche Tübingen, jene einfachen Schweizerwohnungen, umrauscht von Bächen, bespühlt von Seen, umschlossen von Felsen: überall fand er sein Delphi wieder, überall die Haine, in denen er, als ein schon erwachsener gebildeter Jüng-

ling, noch immer schwelgte. Dort zogen ihn die Denkmale mächtig an, die uns von der männlichen Unschuld der Griechen hinterlassen sind. Cyrus, Araspes und Panthea und gleich hohe Gestalten lebten in ihm auf, er fühlte den Platonischen Geist in sich weben, er fühlte, dafs er dessen bedurfte, um jene Bilder für sich und für Andere wiederherzustellen, und dieses um so eher, als er nicht sowohl dichterische Schattenbilder hervorrufen, sondern vielmehr wirklichen Wesen einen sittlichen Einfluss zu verschaffen hoffte.

Aber gerade dafs er so lange in diesen höheren Regionen zu verweilen das Glück hatte, dafs er alles was er dachte, fühlte, in sich bildete, träumte, wähnte, lange Zeit für die vollkommenste Wirklichkeit halten durfte, eben dieses verbitterte ihm die Frucht, die er von dem Baum des Erkenntnisses zu pflücken endlich genöthigt ward.

Wer kann dem Conflict mit der Aufsenwelt entgehen? Auch unser Freund wird in diesen Streit hineingezogen; ungern läfst er sich durch Erfahrung und Leben widersprechen, und da ihm nach langem Sträuben nicht gelingen will, jene herrlichen Gestalten mit denen der gemeinen Welt, jenes hohe Wollen mit den Bedürfnissen des Tags zu vereinigen, entschliefst er sich, das Wirkliche für das Nothwendige gelten zu lassen, und erklärt das ihm bisher Wahrgeschienene für Phantasterei.

Aber auch hier zeigt sich die Eigenthümlichkeit, die Energie seines Geistes bewunderungswürdig. Bei aller Lebensfülle, bei so starker Lebenslust, bei herrlichen innern Anlagen, bei redlichen geistigen Wünschen und Absichten, fühlt er sich von der Welt verletzt und um seine gröfsten Schätze bevortheilt. Nirgends kann er nun mehr in der Erfahrung wieder finden, was so viele Jahre sein

Glück gemacht hatte, ja der innigste Bestand seines Lebens gewesen war; aber er verzehrt sich nicht in eitlen Klagen, deren wir in Prosa und Versen von Andern so viele kennen, sondern er entschliefst sich zur Gegenwirkung. Er kündigt allem, was sich in der Wirklichkeit nicht immer nachweisen läfst, den Krieg an, zuförderst also der platonischen Liebe, sodann aller dogmatisirenden Philosophie, besonders den beiden Extremen, der Stoischen und Pythagoreischen. Unversöhnlich arbeitet er ferner dem religiösen Fanatismus und allem, was dem Verstande excentrisch erscheint, entgegen.

Aber sogleich überfällt ihn die Sorge, er möge zu weit gehn, er möge selbst phantastisch handeln, und nun beginnt er zugleich einen Kampf gegen die gemeine Wirklichkeit. Er lehnt sich auf gegen alles, was wir unter dem Wort Philisterei zu begreifen gewohnt sind, gegen stockende Pedanterei, kleinstädtisches Wesen, kümmerliche äufsere Sitte, beschränkte Critik, falsche Sprödigkeit, platte Behaglichkeit, anmafsliche Würde, und wie diese Ungeister, deren Name Legion ist, nur alle zu bezeichnen seyn mögen.

Hierbei verfährt er durchaus genialisch, ohne Vorsatz und Selbstbewufstseyn. Er findet sich in der Klemme zwischen dem Denkbaren und dem Wirklichen, und indem er beide zu gewältigen, oder zu verbinden Mäfsigung anrathen mufs, so mufs er selbst an sich halten, und, indem er gerecht seyn will, vielseitig werden.

Die verständige reine Rechtlichkeit edler Engländer und ihre Wirkung in der sittlichen Welt, eines *Addison*, eines *Steele*, hatten ihn schon längst angezogen; nun findet er aber in dieser Genossenschaft einen Mann, dessen Sinnesart ihm weit gemäfser ist.

Shaftesbury, den ich nur zu nennen brauche, um jedem Gebildeten einen trefflichen Denker ins Gedächtnifs

zu rufen, Shaftesbury lebte zu einer Zeit, wo in der Religion seines Vaterlandes manche Bewegung vorging; wo die herrschende Kirche mit Gewalt die Andersgesinnten zu bezähmen dachte. Auch den Staat, die Sitten bedrohte manches, was einen Verständigen, Wohldenkenden in Sorge setzen mufs. Gegen alles dieses, glaubte er, sey am besten durch Frohsinn zu wirken; nur das, was man mit Heiterkeit ansehe, werde man recht sehn, war seine Meinung. Wer mit Heiterkeit in seinen eigenen Busen schauen könne, müsse ein guter Mann seyn. Darauf komme alles an, und alles übrige Gute entspringe daher. Geist, Witz, Humor seyen die ächten Organe, womit ein solches Gemüth die Welt anfasse. Alle Gegenstände, selbst die ernstesten, müfsten eine solche Klarheit und Freiheit vertragen, wenn sie nicht mit einer nur anmafslichen Würde prunkten, sondern einen ächten, die Probe nicht scheuenden Werth in sich selbst enthielten. Bei diesem geistreichen Versuch, die Gegenstände zu gewältigen, konnte man nicht umhin, sich nach entscheidenden Behörden umzusehn, und so ward einerseits der Menschenverstand über den Inhalt, und der Geschmack über die Art des Vortrags zum Richter gesetzt.

An einem solchen Manne fand nun unser Wieland nicht einen Vorgänger, dem er folgen, nicht einen Genossen, mit dem er arbeiten sollte, sondern einen wahrhaften älteren Zwillingsbruder im Geiste, dem er vollkommen glich, ohne nach ihm gebildet zu seyn; wie man denn von Menächmen nicht sagen könnte, welcher das Original, und welcher die Copie sey.

Was jener, in einem höheren Stande geboren, an zeitlichen Mitteln mehr begabt, durch Reisen, Aemter, Weltumsicht mehr begünstigt, in einem weiteren Kreise, zu einer ernsteren Zeit, in dem meerumflossenen England lei-

stete, eben dieses bewirkte unser Freund von einem anfangs sehr beschränkten Punkt aus, durch eine beharrliche Thätigkeit, durch ein stetiges Wirken in seinem, überall von Land und Bergen umgränzten Vaterlande, und das Resultat davon war, damit wir uns bei unserem gedrängten Vortrage eines kurzen, aber allgemein verständlichen Wortes bedienen, jene Popularphilosophie, wodurch ein practisch geübter Sinn zum Urtheil über den moralischen Werth der Dinge, so wie über ihren ästhetischen zum Richter bestellt wird.

Diese, in England vorbereitet und auch in Deutschland durch Umstände gefordert, ward also durch dichterische und gelehrte Werke, ja durch's Leben selbst, von unserm Freunde, in Gesellschaft von unzähligen Wohlgesinnten verbreitet.

Haben wir jedoch, in sofern von Ansicht, Gesinnung, Uebersicht die Rede seyn kann, Shaftesbury und Wieland vollkommen ähnlich gefunden, so war doch dieser jenem an Talent weit überlegen: denn was der Engländer verständig lehrt und wünscht, das weifs der Deutsche, in Versen und Prosa, dichterisch und rednerisch auszuführen.

Zu dieser Ausführung aber mufste ihm die französische Behandlungsweise am meisten zusagen. Heiterkeit, Witz, Geist, Eleganz ist in Frankreich schon vorhanden; seine blühende Einbildungskraft, welche sich jetzt nur mit leichten und frohen Gegenständen beschäftigen will, wendet sich nach den Feen- und Rittermährchen, welche ihm die gröfste Freiheit gewähren. Auch hier reicht ihm Frankreich in der Tausend und einen Nacht, in der Romanenbibliothek schon halb verarbeitete zugerichtete Stoffe, indessen die alten Schätze dieses Fachs, welche Deutschland besitzt, noch roh und ungenieſsbar dalagen.

Gerade diese Gedichte sind es, welche Wieland's Ruhm am meisten verbreiteten und bestätigten. Ihre Munterkeit

Aber warum ich komme! ohne Zeit zu verlieren:
Plutons ſchönes junges Weib
Geht gewöhnlich hierher ſpatzieren,
Denn drin iſt nicht viel Zeitvertreib.
Da ſucht ſie bey den armen Todten
So ſchöne Gegenden, wie auf Siciliens Boden;
Wir haben's aber nur in Gedichten.
Dann fragt ſie täglich nach herrlichen Früchten;
Wir haben aber keine zu reichen:
Pfirſchen, Trauben, darnach lieſen wir weit;
Holzbirn, Schleen, rothe Beerchen und dergleichen
Iſt alles, was bey uns gedeiht.

Zwey hölliſche Geiſter bringen einen Granatenbaum in einem Kübel.

Drum hab' ich zu einem Treibhaus gerathen,
Und bringe, zum Exempel, dieſe Granaten
In einem froſtbedeckten Haus
Mit unterirdiſchem Feuer aus;

fand bei Jedermann Eingang, und selbst die ernsteren Deutschen liefsen sie sich gefallen: denn alle diese Werke traten wirklich zur rechten und günstigen Zeit hervor. Sie waren alle in dem Sinne geschrieben, den wir oben entwickelt haben. Oft unternahm der glückliche Dichter das Kunststück, ganz gleichgültigen Stoffen durch die Bearbeitung einen hohen Werth zu geben, und wenn es nicht zu läugnen ist, dafs er bald den Verstand über die höheren Kräfte, bald die Sinnlichkeit über die sittlichen triumphiren läfst, so mufs man doch auch gestehn, dafs am rechten Ort alles, was schöne Seelen nur zieren mag, die Oberhand behalte.

Früher, wo nicht als alle, doch als die meisten dieser Arbeiten, war die Uebersetzung *Shakespear's*. Wieland fürchtete nicht, durch Studien seiner Originalität Eintrag zu thun, ja schon früh war er überzeugt, dafs, wie durch Bearbeitung schon bekannter Stoffe, so auch durch Uebersetzung vorhandener Werke, ein lebhafter reicher Geist die beste Erquickung fände.

Shakespearn zu übersetzen, war in jenen Tagen ein kühner Gedanke, weil selbst gebildete Literatoren die Möglichkeit läugneten, dafs ein solches Unternehmen gelingen könne. Wieland übersetzte mit Freiheit, erhaschte den Sinn seines Autors, liefs bei Seite, was ihm nicht übertragbar schien, und so gab er seiner Nation einen allgemeinen Begriff von den herrlichsten Werken einer andern, seinem Zeitalter die Einsicht in die hohe Bildung vergangener Jahrhunderte.

Diese Uebersetzung, so eine grofse Wirkung sie in Deutschland hervorgebracht, scheint auf Wieland selbst wenig Einflufs gehabt zu haben. Er stand mit seinem Autor allzusehr in Widerstreit, wie man genugsam erkennt aus den übergangenen und ausgelassenen Stellen, mehr

noch aus den hinzugefügten Noten, aus welchen die französische Sinnesart hervorblickt.

Anderseits aber sind ihm die Griechen, in ihrer Mäfsigung und Reinheit höchst schätzbare Muster. Er fühlt sich mit ihnen durch Geschmack verbunden; Religion, Sitten, Verfassung, alles giebt ihm Anlafs, seine Vielseitigkeit zu üben, und da weder die Götter, noch die Philosophen, weder das Volk noch die Völker, so wenig als die Staats- und Kriegsleute sich unter einander vertragen, so findet er überall die erwünschteste Gelegenheit, indem er zu zweifeln und zu scherzen scheint, seine billige, duldsame, menschliche Lehre wiederholt einzuschärfen.

Zugleich gefällt er sich, problematische Charaktere darzustellen, und es macht ihm z. B. Vergnügen, ohne Rücksicht auf weibliche Keuschheit, das Liebenswürdige einer Musarion, Lais und Phryne hervorzuheben, und ihre Lebensweisheit über die Schulweisheit der Philosophen zu erhöhen.

Aber auch unter diesen findet er einen Mann, den er als Repräsentanten seiner Gesinnungen ausbilden und darstellen kann, ich meine Aristippen. Hier sind Philosophie und Weltgenufs durch eine kluge Begränzung so heiter und wünschenswerth verbunden, dafs man sich als Mitlebender in einem so schönen Lande, in so guter Gesellschaft zu finden wünscht. Man tritt so gern mit diesen unterrichteten, wohldenkenden, gebildeten, frohen Menschen in Verbindung, ja man glaubt, so lange man im Gedanken unter ihnen wandelt, auch wie sie gesinnt zu seyn, wie sie zu denken.

In diesen Bezirken erhielt sich unser Freund durch sorgfältige Vorübungen, welche dem Uebersetzer noch mehr als dem Dichter nothwendig sind; und so entstand

der deutsche Lucian, der uns den griechischen um desto lebhafter darstellen mufste, als Verfasser und Uebersetzer für wahrhafte Geistesverwandte gelten können.

Ein Mann von solchen Talenten aber, predige er auch noch so sehr das Gebührende, wird sich doch manchmal versucht fühlen, die Linie des Anständigen und Schicklichen zu überschreiten, da von jeher das Genie solche Wagstücke unter seine Gerechtsame gezählt hat. Diesen Trieb befriedigte Wieland, indem er sich dem kühnen, aufserordentlichen Aristophanes anzugleichen suchte, und die eben so verwegnen als geistreichen Scherze durch eigne angeborene Grazie gemildert überzutragen wufste.

Freilich war zu allen diesen Darstellungen auch eine Einsicht in die höhere bildende Kunst nöthig, und da unserm Freund niemals das Anschauen jener überbliebenen alten Meisterwerke gegönnt ward, so suchte er durch den Gedanken sich zu ihnen zu erheben, sie durch die Einbildungskraft zu vergegenwärtigen, dergestalt, dafs man bewundern mufs, wie der vorzügliche Geist sich auch von dem Entfernten einen Begriff zu machen weifs, ja es würde ihm vollkommen gelungen seyn, hätte ihn nicht eben seine lobenswerthe Behutsamkeit abgehalten, entschiedene Schritte zu thun; denn die Kunst überhaupt, besonders aber die der Alten, läfst sich ohne Enthusiasmus weder fassen noch begreifen. Wer nicht mit Erstaunen und Bewunderung anfangen will, der findet nicht den Zugang in das innere Heiligthum. Unser Freund aber war viel zu bedächtig, und wie hätte er auch in diesem einzigen Falle eine Ausnahme von seiner allgemeinen Lebensregel machen sollen?

War er jedoch mit den Griechen durch Geschmack nah verwandt, so war er es mit den Römern noch mehr

durch Gesinnung. Nicht dafs er sich durch republicanischen oder patriotischen Eifer hätte hinreifsen lassen, sondern er findet, wie er sich den Griechen gewissermafsen nur andichtete, unter den Römern wirklich seines Gleichen. Horaz hat viel Aehnliches von ihm; selbst kunstreich, selbst Hof- und Weltmann ist er ein verständiger Beurtheiler des Lebens und der Kunst; Cicero, Philosoph, Redner, Staatsmann, thätiger Bürger, und beide aus unscheinbaren Anfängen zu grofsen Würden und Ehren gelangt.

Wie gern mag sich unser Freund, indem er sich mit den Werken dieser beiden Männer beschäftigt, in ihr Jahrhundert, in ihre Umgebungen, zu ihren Zeitgenossen versetzen, um uns ein anschauliches Bild jener Vergangenheit zu übertragen, und es gelingt ihm zum Erstaunen. Vielleicht könnte man im Ganzen mehr Wohlwollen gegen die Menschen verlangen, mit denen er sich beschäftigt, aber er fürchtet sich so sehr vor der Partheilichkeit, dafs er lieber gegen sie als für sie Parthei nehmen mag.

Es giebt zwei Uebersetzungsmaximen, die eine verlangt, dafs der Autor einer fremden Nation zu uns herüber gebracht werde, dergestalt, dafs wir ihn als den unsrigen ansehen können, die andre hingegen macht an uns die Forderung, dafs wir uns zu dem Fremden hinüber begeben und uns in seine Zustände, seine Sprachweise, seine Eigenheiten finden sollen. Die Vorzüge von beiden sind durch musterhafte Beispiele allen gebildeten Menschen genugsam bekannt. Unser Freund, der auch hier den Mittelweg suchte, war beide zu verbinden bemüht, doch zog er als Mann von Gefühl und Geschmack in zweifelhaften Fällen die erste Maxime vor.

Niemand hat vielleicht so innig empfunden, welch verwickeltes Geschäft eine Uebersetzung sey, als er. Wie

tief war er überzeugt, dafs nicht das Wort, sondern der Sinn belebe. Man betrachte, wie er in seinen Einleitungen uns erst in die Zeit zu versetzen und mit den Personen vertraut zu machen bemüht ist, wie er alsdann seinen Autor auf eine uns schon bekannte, unserem Sinn und Ohr verwandte Weise sprechen läfst, und zuletzt noch manche Einzelnheit, welche dunkel bleiben, Zweifel erregen, anstöfsig werden könnte, in Noten auszulegen und zu beseitigen sucht. Durch diese dreifache Bemühung sieht man recht wohl, hat er sich erst seines Gegenstandes bemächtigt, und so giebt er sich denn auch die redlichste Mühe, uns in den Fall zu setzen, dafs seine Einsicht uns mitgetheilt werde, auf dafs wir auch den Genufs mit ihm theilen.

Ob er nun gleich mehrerer Sprachen mächtig war, so hielt er sich doch fest an die beiden, in denen uns der Werth und die Würde der Vorwelt am reinsten überliefert ist. Denn so wenig wir läugnen wollen, dafs aus den Fundgruben anderer alten Literaturen mancher Schatz gefördert worden und noch zu fördern ist, so wenig wird man uns widersprechen, wenn wir behaupten, die Sprache der Griechen und Römer habe uns bis auf den heutigen Tag köstliche Gaben überliefert, die an Gehalt dem übrigen Besten gleich, der Form nach allem Andern vorzuziehen sind.

Die deutsche Reichsverfassung, welche so viele kleine Staaten in sich begriff, ähnlichte darin der griechischen. Die geringste, unscheinbare, ja unsichtbare Stadt, weil sie ein eignes Interesse hatte, mufste solches in sich hegen, erhalten und gegen die Nachbarn vertheidigen. Daher war ihre Jugend frühzeitig aufgeweckt und aufgefordert über Staatsverhältnisse nachzudenken. Und so war

auch Wieland, als Canzleiverweser einer der kleinsten Reichsstädte, in dem Fall, Patriot und im bessern Sinne Demagog zu seyn; wie er denn einmal über einen solchen Gegenstand die zeitige Ungnade des benachbarten Grafen Stadion, seines Gönners, lieber auf sich zu ziehen, als unpatriotisch nachzugeben, die Entschliefsung faſste.

Schon sein Agathon belehrt uns, dafs er auch in diesem Fache geregelten Gesinnungen den Vorzug gab, indefs gewann er doch Gegenständen so viel Antheil ab, dafs alle seine Beschäftigungen und Neigungen in der Folge ihn nicht hinderten, über dieselben zu denken. Besonders fühlte er sich auf's neue dazu aufgefordert, als er sich einen bedeutenden Einfluſs auf die Bildung hoffnungsvoller Fürsten versprechen durfte.

Aus allen den Werken, die er in dieser Art geliefert, tritt ein weltbürgerlicher Sinn hervor, und da sie in einer Zeit geschrieben sind, wo die Macht der Alleinherrschaft noch nicht erschüttert war, so ist sein Hauptgeschäft, den Machthabern ihre Pflichten dringend vorzustellen und sie auf das Glück hinzuweisen, das sie in dem Glück der Ihrigen finden sollten.

Nun aber trat die Epoche ein, in der eine aufgeregte Nation alles bisher Bestandene niederriſs und die Geister aller Erdbewohner zu einer allgemeinen Gesetzgebung zu berufen schien. Auch hierüber erklärt er sich mit umsichtiger Bescheidenheit und sucht durch verständige Vorstellungen, die er unter mancherlei Formen verkleidet, irgend ein Gleichgewicht in der bewegten Menge hervorzubringen. Da aber der Tumult der Anarchie immer heftiger wird, und eine freiwillige Vereinigung der

Masse undenkbar erscheint; so ist er der Erste, der die Einherrschaft wieder anräth und den Mann bezeichnet, der das Wunder der Wiederherstellung vollbringen werde.

Bedenkt man nun hiebei, dafs unser Freund über diese Gegenstände nicht etwa hinterdrein, sondern gleichzeitig geschrieben und als Herausgeber eines vielgelesenen Journals Gelegenheit hatte, ja genöthigt war, sich monatlich aus dem Stegreife vernehmen zu lassen; so wird derjenige, der seinem Lebensgange chronologisch zu folgen berufen ist, nicht ohne Bewunderung gewahr werden, mit welcher Aufmerksamkeit er den raschen Begebenheiten des Tags folgte und mit welcher Klugheit er sich als ein deutscher und als ein denkender theilnehmender Mann durchaus benommen hat. Und hier ist es der Ort, der für Deutschland so wichtigen Zeitschrift, des Deutschen Mercurs, zu gedenken. Dieses Unternehmen war nicht das erste in seiner Art, aber doch zu jener Zeit neu und bedeutend. Ihm verschaffte sogleich der Name des Herausgebers ein grofses Zutrauen: denn dafs ein Mann, der selbst dichtete, auch die Gedichte Anderer in die Welt einzuführen versprach, dafs ein Schriftsteller, dem man so herrliche Werke verdankte, selbst urtheilen, seine Meinung öffentlich bekennen wollte, dies erregte die gröfsten Hoffnungen. Auch versammelten sich werthvolle Männer bald um ihn her, und dieser Verein vorzüglicher Literatoren wirkte so viel, dafs man durch mehrere Jahre hin sich des Mercurs als Leitfadens in unserer Literargeschichte bedienen kann. Auf das Publicum überhaupt war die Wirkung grofs und bedeutend; denn wenn auf der einen Seite das Lesen und Urtheilen über eine gröfsere Masse sich verbreitete, so ward auch die Lust, sich augenblicklich mitzutheilen, bei einem Jeden rege, der irgend etwas zu

geben hatte. Mehr als er erwartete und verlangte, floſs dem Herausgeber zu; sein Glück weckte Nachahmer, ähnliche Zeitschriften entstanden, die erst monatlich, dann wochen- und tagweise sich in's Publicum drängten und endlich jene babylonische Verwirrung hervorbrachten, von der wir Zeuge waren und sind, und die eigentlich daher entspringt, daſs Jedermann reden und Niemand hören will.

Was den Werth und die Würde des deutschen Mercurs viele Jahre durch erhielt, war die dem Herausgeber desselben angeborne Liberalität. Wieland war nicht zum Partheihaupt geschaffen; wer die Mäſsigung als Hauptmaxime anerkennt, darf sich keiner Einseitigkeit schuldig machen. Was seinen regen Geist aufreizte, suchte er durch Menschenverstand und Geschmack bei sich selbst in's Gleiche zu bringen, und so behandelte er auch seine Mitarbeiter, für die er sich keineswegs enthusiasmirte; und wie er die von ihm so hoch geachteten alten Autoren, indem er sie mit Sorgfalt übersetzte, doch öfters in den Noten zu bekriegen pflegte, so machte er auch oft geschätzte, ja geliebte Mitarbeiter durch miſsbilligende Noten verdrieſslich, ja sogar abwendig.

Schon früher hatte unser Freund wegen gröſserer und kleinerer Schriften gar manche Anfechtung leiden müssen, um so weniger konnte es ihm, als Herausgeber einer Zeitschrift, an literarischen Fehden ermangeln. Aber auch hier beweis't er sich als immer derselbe. Ein solcher Federkrieg darf ihm niemals lange dauern, und wie sich's einigermaſsen in die Länge ziehen will, so läſst er dem Gegner das letzte Wort, und geht seines gewohnten Pfades.

Ausländer haben scharfsinnig bemerkt, dafs deutsche Schriftsteller weniger, als die Autoren anderer Nationen auf das Publicum Rücksicht nehmen, und dafs man daher in ihren Schriften den Menschen, der sich selbst ausbildet, den Menschen, der sich selbst etwas zu Danke machen will, und folglich den Character desselben, gar bald abnehmen könne. Diese Eigenschaft haben wir schon oben Wielanden besonders zugeschrieben, und es wird um so interessanter seyn, seine Schriften wie sein Leben in diesem Sinne zu reihen und zu verfolgen, als man früher und später den Character unseres Freundes aus eben diesen Schriften verdächtig zu machen suchte. Gar viele Menschen sind noch jetzt an ihm irre, weil sie sich vorstellen, der Vielseitige müsse gleichgültig und der Bewegliche wankelmüthig seyn. Man bedenkt nicht, dafs der Character sich nur durchaus auf's Practische beziehe. Nur in dem, was der Mensch thut, zu thun fortfährt, worauf er beharrt, darin zeigt er Character, und in diesem Sinne hat es keinen festern, sich selbst immer gleichern Mann gegeben als Wieland. Wenn er sich der Mannichfaltigkeit seiner Empfindungen, der Beweglichkeit seiner Gedanken überliefs, keinem einzelnen Eindruck Herrschaft über sich erlauben wollte, so zeigte er eben dadurch die Festigkeit und Sicherheit seines Sinnes. Der geistreiche Mann spielte gern mit seinen Meinungen, aber ich kann alle Mitlebenden als Zeugen auffordern, niemals mit seinen Gesinnungen. Und so erwarb er sich viele Freunde und erhielt sie. Dafs er irgend einen entschiedenen Feind gehabt, ist mir nicht bekannt geworden. Im Genufs seiner dichterischen Arbeiten lebte er viele Jahre in städtischer, bürgerlicher, freundlichgeselliger Umgebung, und erreichte die Auszeichnung eines vollständigen Abdrucks seiner sorgfältig durchgesehenen Werke, ja einer Prachtausgabe derselben.

Aber er sollte noch im Herbst seiner Jahre den Einfluſs des Zeitgeistes empfinden und auf eine nicht vorzusehende Weise ein neues Leben, eine neue Jugend beginnen. Der Segen des holden Friedens hatte lange Zeit über Deutschland gewaltet, äuſsere allgemeine Sicherheit und Ruhe traf mit den innern, menschlichen, weltbürgerlichen Gesinnungen gar schön zusammen. Der friedliche Städter schien seiner Mauern nicht mehr zu bedürfen, man entzog sich ihnen, man sehnte sich auf's Land. Die Sicherheit des Grundbesitzers gab Jedermann Vertrauen, das freie Naturleben zog Jedermann an, und wie der gesellig geborne Mensch sich öfters den süfsen Trug vorbilden kann, als lebe er besser, bequemer, froher in der Abgesondertheit, so schien auch Wieland, dem bereits die höchste literarische Musse gegönnt war, sich nach einem noch museuhaft ruhigern Aufenthalt umzusehen; und als er gerade in der Nähe von Weimar sich ein Landgut zuzueignen Gelegenheit und Kräfte fand, faſste er den Entschluſs, daselbst den Rest seines Lebens zuzubringen. Und hier mögen die, welche ihn öfters besucht, welche mit ihm gelebt, umständlich erzählen, wie er gerade hier in seiner ganzen Liebenswürdigkeit erschien, als Haus- und Familienvater, als Freund und Gatte, besonders aber, weil er sich den Menschen wohl entziehen, die Menschen ihn aber nicht entbehren konnten, wie er als gastfreier Wirth seine geselligen Tugenden am anmuthigsten entwickelte.

Indeſs ich nun jüngere Freunde zu dieser idyllischen Darstellung auffordere, so muſs ich nur kurz und theilnehmend gedenken, wie diese ländliche Heiterkeit durch das Hinscheiden einer theuern mitwohnenden Freundin und dann durch den Tod seiner werthen, sorgsamen Lebensgefährtin getrübt worden. Er legt diese theueren Reste auf eignem

Den will ich in die Erde kleben,

Er macht alles zurechte wie er's ſagt.

Mit Felſen, Raſen, Moos umgeben,
Daß meine Königinn vermeine,
Es wüchſe alles aus dem Steine,
Und wenn ſie den Betrug verſpürt,
Den Künſtler lobe, wie ſich's gebührt. ab.

Grund und Boden nieder, und indem er sich entschliefst, die für ihn allzusehr verflochtene landwirthschaftliche Besorgung aufzugeben, und sich des einige Jahre froh genossenen Grundbesitzes zu entäufsern; so behält er sich doch den Platz, den Raum zwischen beiden Geliebten vor, um dort auch seine ruhige Stätte zu finden. Und dorthin haben denn die verehrten Brüder ihn begleitet, ja gebracht, und dadurch seinen schönen und anmuthigen Willen erfüllt, dafs die Nachkommen seinen Grabhügel in einem lebendigen Haine besuchen und heiter verehren sollten.

Nicht ohne höhere Veranlassung aber kehrte der Freund nach der Stadt zurück; denn das Verhältnifs zu seiner grofsen Gönnerin, der Herzogin Mutter, hatte ihm jenen ländlichen Aufenthalt mehr als einmal verdüstert. Er fühlte nur zu sehr, was es ihm koste, von ihr entfernt zu seyn. Er konnte ihren Umgang nicht entbehren, und desselben doch nur mit Unbequemlichkeit und Unstatten genieſsen. Und so, nachdem er seine Familie bald erweitert, bald verengt, bald vermehrt, bald vermindert, bald versammelt, bald zerstreut gesehen, zieht die erhabene Fürstin ihn in ihren nächsten Kreis. Er kehrt zurück, bezieht eine Wohnung ganz nahe der fürstlichen, nimmt Theil an dem Sommeraufenthalt in Tiefurt, und betrachtet sich nun als Glied des Hauses und Hofes.

Wieland war ganz eigentlich für die gröfsere Gesellschaft geboren, ja die gröfste würde sein eigentliches Element gewesen seyn; denn weil er nirgends oben an stehen, wohl aber gern an Allem Theil nehmen wollte, und über Alles mit Mäfsigung sich zu äufsern geneigt war; so mufste er nothwendig als angenehmer Gesellschafter er-

scheinen, ja er wäre es unter einer leichtern, nicht jede Unterhaltung allzu ernst nehmenden Nation noch mehr gewesen.

Denn sein dichterisches, so wie sein literarisches Streben war unmittelbar auf's Leben gerichtet, und wenn er auch nicht gerade immer einen practischen Zweck suchte, ein practisches Ziel hatte er doch immer nah oder fern vor Augen. Daher waren seine Gedanken beständig klar, sein Ausdruck deutlich, gemeinfaßlich, und da er, bei ausgebreiteten Kenntnissen, stets an dem Interesse des Tags festhielt, demselben folgte, sich geistreich damit beschäftigte, so war auch seine Unterhaltung durchaus mannichfaltig und belebend; wie ich denn auch nicht leicht Jemand gekannt habe, welcher das, was von Andern Glückliches in die Mitte gebracht wurde, mit mehr Freudigkeit aufgenommen und mit mehr Lebendigkeit erwiedert hätte.

Bei dieser Art zu denken, sich und Andere zu unterhalten, bei der redlichen Absicht, auf sein Zeitalter zu wirken, verargt man ihm nun wohl nicht, daß er gegen die neuern philosophischen Schulen einen Widerwillen faßte. Wenn früher *Kant* in kleinen Schriften nur von seinen größeren Ansichten präludirte, und in heiteren Formen selbst über die wichtigsten Gegenstände sich problematisch zu äußern schien, da stand er unserem Freunde noch nah genug; als aber das ungeheuere Lehrgebäude errichtet war, so mußten alle die, welche sich bisher in freiem Leben, dichtend so wie philosophirend ergangen hatten, sie mußten eine Drohburg, eine Zwingfeste daran erblicken, von woher ihre heitern Streifzüge über das Feld der Erfahrung beschränkt werden sollten.

Aber nicht allein für den Philosophen, auch für den Dichter war, bei der neuen Geistesrichtung, sobald eine grofse Masse sich von ihr hinziehen liefs, viel, ja Alles zu befürchten. Denn ob es gleich im Anfang scheinen wollte, als wäre die Absicht überhaupt nur auf Wissenschaft, sodann auf Sittenlehre und was hievon zunächst abhängig ist, gerichtet; so war doch leicht einzusehen, dafs wenn man jene wichtigen Angelegenheiten des höheren Wissens und des sittlichen Handelns, fester als bisher geschehen, zu begründen dachte, wenn man dort ein strengeres, in sich mehr zusammenhängendes, aus den Tiefen der Menschheit entwickeltes Urtheil verlangte, dafs man, sag' ich, den Geschmack auch bald auf solche Grundsätze hinweisen, und deshalb suchen würde, individuelles Gefallen, zufällige Bildung, Volkseigenheiten durchaus zu beseitigen, und ein allgemeineres Gesetz zur Entscheidungsnorm hervorzurufen.

Dies geschah auch wirklich, und in der Poesie that sich eine neue Epoche hervor, welche mit unserem Freunde, so wie er mit ihr in Widerspruch stehen mufste. Von dieser Zeit an erlebte er manches unbillige Urtheil, ohne jedoch sehr davon gerührt zu werden, und ich erwähne dieses Umstands hier ausdrücklich, weil der daraus in der deutschen Literatur entstandene Conflict noch keineswegs beruhigt und ausgeglichen ist, und weil ein Wohlwollender, wenn er Wieland's Verdienst schätzen und sein Andenken kräftig aufrecht erhalten will, von der Lage der Dinge, von dem Herankommen so wie der Folge der Meinungen, von dem Character, den Talenten der mitwirkenden Personen genau unterrichtet seyn müfste, die Kräfte, die Verdienste beider Theile wohl kennen, und um unpartheiisch zu wirken, beiden Partheien gewissermafsen angehören.

Doch von jenen hieraus entsprungenen, kleineren oder gröfseren Fehden zieht mich eine ernste Betrachtung ab, der wir uns nunmehr zu überlassen haben.

Die zwischen unsern Bergen und Hügeln, in unsern anmuthig bewässerten Thälern, viele Jahre glücklich angesiedelte Ruhe war schon längst durch Kriegszüge wo nicht verscheucht, doch bedroht. Als der folgenreiche Tag anbrach, der uns in Erstaunen und Schrecken setzte, da das Schicksal der Welt in unsern Spaziergängen entschieden ward, auch in diesen schrecklichen Stunden, denen unser Freund sorglos entgegenlebte, verliefs ihn das Glück nicht; denn er ward, erst durch die Vorsorge eines jungen entschlossenen Freundes, dann durch die Aufmerksamkeit der französischen Gewalthaber gerettet, die in ihm den verdienten weltberühmten Schriftsteller und zugleich ein Mitglied ihres grofsen wissenschaftlichen Instituts verehrten.

Er hatte bald hierauf mit uns Allen den schmerzlichen Verlust Amalien's zu ertragen. Hof und Stadt waren eifrig bemüht, ihm jeden Ersatz zu reichen und bald darauf ward er von zwei Kaisern mit Ehrenzeichen begnadet, dergleichen er in seinem langen Leben nicht gesucht, ja nicht einmal erwartet hatte.

Aber so wie am trüben, so auch am heitern Tage war er sich selbst gleich, und er bethätigt hiedurch den Vorzug zartgebildeter Naturen, deren mittlere Empfänglichkeit dem guten wie dem bösen Geschick mäfsig zu begegnen versteht.

Am bewunderungswürdigsten jedoch erschien er, körperlich und geistig betrachtet, nach dem harten Unfall, der

ihn in so hohen Jahren betraf, als er durch den Sturz des Wagens zugleich mit einer geliebten Tochter höchlich verletzt ward. Die schmerzlichen Folgen des Falles, die Langeweile der Genesung ertrug er mit dem gröfsten Gleichmuth, und tröstete mehr seine Freunde als sich selbst durch die Aeufserung: es sey ihm niemals ein dergleichen Unglück begegnet, und es möge den Göttern wohl billig geschienen haben, dafs er auch auf diese Weise die Schuld der Menschheit abtrage. Nun genas er auch bald, indem sich seine Natur wie die eines Jünglings schnell wieder herstellte, und ward uns dadurch zum Zeugnifs, wie der Zartheit und Reinheit auch eine hohe physische Kraft verliehen sey.

Wie sich nun seine Lebensphilosophie auch bei dieser Prüfung bewährte, so brachte ein solcher Unfall keine Veränderung in der Gesinnung noch in seiner Lebensweise hervor. Nach seiner Genesung gesellig wie vorher, nahm er Theil an den herkömmlichen Unterhaltungen des umgänglichen Hof- und Stadtlebens, mit wahrer Neigung und anhaltendem Bemühen an den Arbeiten der verbundenen Brüder. So sehr auch jederzeit sein Blick auf das Irdische, auf die Erkenntnifs, die Benutzung desselben gerichtet schien; des Aufserweltlichen, des Uebersinnlichen konnte er doch, als ein vorzüglichbegabter Mann, keineswegs entbehren. Auch hier trat jener Conflict, den wir oben umständlich zu schildern für Pflicht gehalten, merkwürdig hervor; denn indem er Alles abzulehnen schien, was aufser den Gränzen der allgemeinen Erkenntnisse liegt, aufser dem Kreise dessen, was sich durch Erfahrung bethätigen läfst; so konnte er sich doch niemals enthalten, gleichsam versuchsweise, über die so scharf gezogenen Linien wo nicht hinauszuschreiten, doch hinüber zu blicken und sich eine aufserweltliche Welt, einen

Zustand, von dem uns alle angeborenen Seelenkräfte keine Kenntnifs geben können, nach seiner Weise aufzuerbauen und darzustellen.

Einzelne Züge seiner Schriften geben hiezu mannichfaltige Belege, besonders aber darf ich mich auf seinen Agathodämon, auf seine Euthanasie berufen, ja auf jene schönen, so verständigen als herzlichen Aeufserungen, die er noch vor kurzem offen und unbewunden dieser Versammlung mittheilen mögen. Denn zu unserm Brüderverein hatte sich in ihm eine vertrauensvolle Neigung aufgethan. Schon als Jüngling mit demjenigen bekannt, was uns von den Mysterien der Alten historisch überliefert worden, floh er zwar nach seiner heitern, klaren Sinnesart jene trüben Geheimnisse, aber verläugnete sich nicht, dafs gerade unter diesen, vielleicht seltsamen Hüllen zuerst unter die rohen und sinnlichen Menschen höhere Begriffe eingeführt, durch ahndungsvolle Symbole mächtige, leuchtende Ideen erweckt, der Glaube an einen über alles waltenden Gott eingeleitet, die Tugend wünschenswerther dargestellt, und die Hoffnung auf die Fortdauer unseres Daseyns sowohl von falschen Schrecknissen eines trüben Aberglaubens, als von den eben so falschen Forderungen einer lebenslustigen Sinnlichkeit gereinigt worden.

Nun als Greis von so vielen werthen Freunden und Zeitgenossen auf der Erde zurückgelassen, sich in manchem Sinne einsam fühlend, näherte er sich unserm theuren Bunde. Wie froh er in denselben getreten, wie anhaltend er unsere Versammlungen besucht, unsern Angelegenheiten seine Aufmerksamkeit gegönnt, sich der Aufnahme vorzüglicher junger Männer erfreut, unsern ehrbaren Gastmahlen beigewohnt, und sich nicht enthal-

ten, über manche wichtige Angelegenheit seine Gedanken zu eröffnen, davon sind wir alle Zeugen, wir haben es freundlich und dankbar anerkannt. Ja wenn dieser altgegründete und nach manchem Zeitwechsel oft wieder hergestellte Bund eines Zeugnisses bedürfte, so würde hier das vollkommenste bereit seyn, indem ein talentreicher Mann, verständig, vorsichtig, umsichtig, erfahren, wohldenkend und mäfsig, bei uns seines Gleichen zu finden glaubte, sich bei uns in einer Gesellschaft fühlte, die er, der besten gewohnt, als Vollendung seiner menschlichen und geselligen Wünsche so gern anerkannte.

Vor dieser so merkwürdigen und hochgeschätzten Versammlung, obgleich von unsern Meistern aufgefordert, über den Abgeschiedenen wenige Worte zu sprechen, würde ich wohl haben ablehnen dürfen, in der Betrachtung, dafs nicht eine flüchtige Stunde, leichte, unzusammenhängende Blätter, sondern ganze Jahre, ja manche wohl überdachte und geordnete Bände nöthig sind, um sein Andenken rühmlich zu feiern, neben dem Monumente, das er sich selbst in seinen Werken und Wirkungen würdig errichtet hat. Auch übernahm ich diese schöne Pflicht nur in der Betrachtung: es könne das von mir Vorgetragene dem zur Einleitung dienen, was künftig, bei wiederholter Feier seines Andenkens, von Andern besser zu leisten wäre. Wird es unsern verehrten Meistern gefallen, mit diesem Aufsatz in ihre Lade alles dasjenige niederzulegen, was öffentlich über unsern Freund erscheinen wird, noch mehr aber dasjenige, was unsere Brüder, auf die er am meisten und am eigensten gewirkt, welche eines ununterbrochenen näheren Umgangs mit ihm genossen, vertraulich äufsern und mittheilen möchten; so würde hiedurch ein Schatz von Thatsachen, Nachrichten und Urtheilen gesammelt, welcher wohl ein-

zig in seiner Art seyn dürfte, und woraus denn unsere Nachkommen schöpfen könnten, um mit standhafter Neigung ein so würdiges Andenken immer fort zu beschützen, zu erhalten und zu verklären.

Vorbereitende Muſik, ahndend ſeltene Gefühle.

Mandandane

als

Proſerpina.

Halte! halt' einmal, Unſelige! Vergebens
Irrſt du in dieſen rauhen Wilſten hin und her!
Endlos liegen vor dir die Trauergefilde,
Und was du ſuchſt, liegt immer hinter dir.

Nicht vorwärts,
Aufwärts auch ſoll dieſer Blick nicht ſteigen!
Die ſchwarze Höhle des Tartarus
Verwölbt die liebe Gegenden des Himmels,
In die ich ſonſt
Nach meines Ahnherrn froher Wohnung
Mit Liebesblick hinauf ſah!
Ach! Tochter du des Jupiters,
Wie tief biſt du verloren! —

Göthe's

Gedichte.

Erstes Bändchen.

Köln,
in der M. Spitz'schen Buchhandlung.
1814.

G
714 a

Bibliothek
der
Goethe-Gesellschaft
Weimar

An die Günstigen.

Dichter lieben nicht zu schweigen,
Wollen sich der Menge zeigen.
Lob und Tadel muß ja seyn!
Niemand beichtet gern in Prosa;
Doch vertraun wir oft sub Rosa
In der Musen stillem Hain.

Was ich irrte, was ich strebte,
Was ich litt und was ich lebte,
Sind hier Blumen nur im Strauß;
Und das Alter wie die Jugend,
Und der Fehler wie die Tugend
Nimmt sich gut in Liedern aus.

Der neue Amadis.

Als ich noch ein Knabe war,
Sperrte man mich ein;
Und so saß ich manches Jahr
Ueber mir allein,
Wie in Mutterleib.

Doch du warst mein Zeitvertreib,
Goldne Phantasie,
Und ich ward ein warmer Held,
Wie der Prinz Pipi,
Und durchzog die Welt.

Baute manch krystallen Schloß,
Und zerstört' es auch,
Warf mein blinkendes Geschoß
Drachen durch den Bauch,
Ja ich war ein Mann!

Ritterlich befreyt' ich dann
Die Prinzessin Tisch;

Sie war gar zu obligeant,
Führte mich zu Tiſch,
Und ich war galant.

Und ihr Kuß war Götterbrod,
Glühend wie der Wein;
Ach! ich liebte faſt mich todt!
Rings mit Sonnenſchein
War ſie emaillirt.

Ach! wer hat ſie mir entführt?
Hielt kein Zauberband
Sie zurück vom ſchnellen Fliehn?
Sagt, wo iſt ihr Land?
Wo der Weg dahin?

Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg.

Nach Mittage ſaßen wir
Junges Volk im Kühlen;
Amor kam, und ſtirbt der Fuchs
Wollt' er mit uns ſpielen.

Jeder meiner Freunde ſaß
Froh bei ſeinem Herzchen;
Amor blies die Fackel aus,
Sprach: hier iſt das Kerzchen!

Und die Fackel, wie ſie glomm,
Ließ man eilig wandern,
Jeder drückte ſie geſchwind
In die Hand des andern.

Und mir reichte Dorilis
Sie mit Spott und Scherze;
Kaum berührt mein Finger ſie,
Hell entflammt die Kerze,

Sengt mir Augen und Geſicht,
Setzt die Bruſt in Flammen,
Ueber meinem Haupte ſchlug
Faſt die Gluth zuſammen.

Löſchen wollt' ich, patſchte zu;
Doch es brennt beſtändig;
Statt zu ſterben ward der Fuchs
Recht bei mir lebendig.

Heidenröslein.

Sah ein Knab' ein Röslein stehn,
Röslein auf der Heiden,
War so jung und morgenschön,
Lief er schnell es nah zu sehn,
Sah's mit vielen Freuden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden.

Knabe sprach: ich breche dich,
Röslein auf der Heiden!
Röslein sprach: ich steche dich,
Daß du ewig denkst an mich,
Und ich will's nicht leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden.

Und der wilde Knabe brach
's Röslein auf der Heiden;
Röslein wehrte sich und stach,

Half ihr doch kein Weh und Ach,
Mußt' es eben leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden.

Blinde Kuh.

O liebliche Thereſe!
Wie wandelt gleich in's Böſe
Dein offnes Auge ſich!
Die Augen zugebunden
Haſt du mich ſchnell gefunden,
Und warum fingſt du eben mich?

Du faßteſt mich aufs beſte,
Und hielteſt mich ſo feſte,
Ich ſank in deinen Schoos.
Kaum warſt du aufgebunden
War alle Luſt verſchwunden;
Du ließeſt kalt den Blinden los.

Er tappte hin und wieder,
Verkenkte faſt die Glieder,
Und alle foppten ihn.
Und willſt du mich nicht lieben;
So geh' ich ſtets im Trüben,
Wie mit verbundnen Augen hin.

Geſpielinnen!
Als jene blumenreiche Thäler
Für uns geſammt noch blühten,
Als an dem himmelklaren Strom des Alpheus
Wir plätſchernd noch im Abendſtrahle ſcherzten,
Einander Kränze wanden,
Und heimlich an den Jüngling dachten,
Deſſen Haupt unſer Herz ſie widmete;
Da war uns keine Nacht zu tief zum Schwätzen,
Keine Zeit zu lang,
Um freundliche Geſchichten zu wiederhohlen,
Und die Sonne
Riß leichter nicht aus ihrem Silberbette
Sich auf, als wir voll Luſt zu leben
Früh im Thau die Roſenfüße badeten. —

O Mädchen! Mädchen!
Die ihr, einſam nun,
Zerſtreut an jenen Quellen ſchleicht,
Die Blumen aufleſ't,

Die Spröde.

An dem reinſten Frühlingsmorgen
Ging die Schäferinn und ſang,
Jung und ſchön und ohne Sorgen,
Daß es durch die Felder klang,
So la la! le ralla!

Thyrſis bot ihr für ein Mäulchen
Zwey, drei Schäfchen gleich am Ort,
Schalkhaft blickte ſie ein Veilchen;
Doch ſie ſang und lachte fort,
So la la! le ralla.

Und ein andrer bot ihr Bänder
Und der dritte bot ſein Herz:
Doch ſie trieb mit Herz und Bändern
So wie mit den Lämmern Scherz,
Nur la la! le ralla.

Die Bekehrte.

Bey dem Glanze der Abendröthe
Ging ich still den Wald entlang,
Damon saß und blies die Flöte,
Das es von den Felsen klang.
So la la!

Und er zog mich, ach! an sich nieder,
Küßte mich so hold, so süß.
Und ich sagte; blase wieder!
Und der gut Junge blies,
So la la!

Meine Ruhe ist nun verloren,
Meine Freude floh davon,
Und ich hör' vor meinen Ohren
Immer nur den alten Ton,
So la la, le ralla.

u. s. w.

Der Musensohn.

Durch Feld und Wald zu schweifen,
Mein Liedchen wegzupfeifen,
So gehts von Ort zu Ort!
Und nach dem Tacte reget,
Und nach dem Maaß beweget
Sich alles an mir fort.

Ich kann sie kaum erwarten
Die erste Blüm' im Garten,
Die erste Blüt' am Baum.
Sie grüßen meine Lieder,
Und kommt der Winter wieder,
Sing' ich noch jenen Traum.

Ich sing' ihn in der Weite,
Auf Eises Läng' und Breite,
Da blüht der Winter schön!
Auch diese Blüte schwindet
Und neue Freude findet
Sich auf bebauten Höhn.

Denn wie ich bei der Linde
Das junge Völkchen finde,
Sogleich erreg' ich sie:
Der stumpfe Bursche bläht sich,
Das steife Mädchen dreht sich
Nach meiner Melodie.

Ihr gebt den Sohlen Flügel
Und treibt, durch Thal und Hügel,
Den Liebling weit von Haus.
Ihr lieben holden Musen,
Wann ruh' ich ihr am Busen
Auch endlich wieder aus?

Stiftungslied.

Was gehſt du, ſchöne Nachbarinn,
Im Garten ſo allein?
Und wenn du Haus und Felder pflegſt,
Will ich dein Diener ſeyn.

Mein Bruder ſchlich zur Kellnerinn
Und ließ ihr keine Ruh.
Sie gab ihm einen friſchen Trunk
Und einen Kuß dazu.

Mein Vetter iſt ein kluger Wicht,
Er iſt der Köchinn hold.
Den Braten dreht er, für und für,
Um ſüßen Minneſold.

Die ſechſe die verzehrten dann
Zuſammen ein gutes Mahl,
Und ſingend kam ein viertes Paar
Geſprungen in den Saal.

Willkommen! und willkommen auch!
Fürs wackre fünfte Paar,
Das voll Geſchicht' und Neuigkeit
Und friſcher Schwänke war.

Noch blieb für Räthſel, Witz und Geiſt
Und feine Spiele Platz:
Ein ſechstes Pärchen kam herein,
Gefunden war der Schatz.

Doch eines fehlt' und fehlte ſehr,
Was doch das beſte thut.
Ein zärtlich Pärchen ſchloß ſich an
Ein treues — nun war's gut.

Geſellig feiert, fort und fort,
Das ungeſtörte Mahl,
Und eins im andern freue ſich
Der heil'gen Doppelzahl.

Zum neuen Jahr.

Zwiſchen dem Alten,
Zwiſchen dem Neuen,
Hier uns zu freuen
Schenkt uns das Glück.
Und das Vergangne
Heißt, mit Vertrauen,
Vorwärts zu ſchauen,
Schauen zurück.

Stunde der Plage,
Leider, ſie ſcheiden
Treue von Leiden,
Liebe von Luſt;
Beſſere Tage
Sammlen uns wieder,
Heitere Lieder
Stärken die Bruſt.

Leiden und Freuden,
Jener verſchwundnen,
Sind die Verbundnen
Fröhlich gedenk.
O! des Geſchickes
Seltſamer Wendung!
Alte Verbindung,
Neues Geſchenk!

Dankt es dem regen,
Wogenden Glücke,
Dank dem Geſchicke
Männiglich Gut.
Freut euch des Wechſels
Heiterer Triebe,
Offener Liebe,
Heimlicher Glut.

Andere ſchauen
Deckende Falten,
Ueber dem Alten,

Traurig und scheu;
Aber uns leuchtet
Freundliche Treue.
Sehet das Neue
Findet uns Neu.'

So wie im Tanze
Bald sie verschwindet,
Wieder sich findet
Liebendes Paar;
So durch des Lebens
Wirrende Beugung,
Führe die Neigung
Uns in das Jahr.

Wechſellied zum Tanze.

Die Gleichgültigen.

Komm mit, o Schöne, komm mit mir zum Tanze;
Tanzen gehöret zum feſtlichen Tag.
Biſt du mein Schatz nicht, ſo kannſt du es werden,
Wirſt du es nimmer, ſo tanzen wir doch.
Komm mit, o Schöne, komm mit mir zum Tanze;
Tanzen verherrlicht den feſtlichen Tag.

Die Zärtlichen.

Ohne dich, Liebſte, was wären die Feſte?
Ohne dich, Süße, was wäre der Tanz?
Wärſt du mein Schatz nicht, ſo möcht' ich nicht tanzen;
Bleibſt du es immer, iſt Leben ein Feſt.
Ohne dich, Liebſte, was wären die Feſte?
Ohne dich, Süße, was wäre der Tanz?

Die ich, ach Entführte!
Aus meinem Schooſe fallen ließ,
Ihr ſteht und ſeht mir nach, wohin ich ver-
ſchwand!

Weggeriſſen haben ſie mich,
Die raſchen Pferde des Orcus;
Mit feſten Armen
Hielt mich der unerbittliche Gott!
Amor! ach Amor floh lachend auf zum Olymp —
Haſt du nicht, Muthwilliger,
Genug an Himmel und Erde,
Mußt du die Flammen der Hölle
Durch deine Flammen vermehren? —

Herunter geriſſen
In dieſe endloſe Tiefen!
Königinn hier!
Königinn?
Vor der nur Schatten ſich neigen!

Die Gleichgültigen.

Laß ſie nur lieben, und laß du uns tanzen!
Schmachtende Liebe vermeidet den Tanz.
Schlingen wir fröhlich den drehenden Reihen,
Schleichen die andern zum dämmernden Wald.
Laß ſie nur lieben, und laß du uns tanzen;
Schmachtende Liebe vermeidet den Tanz.

Die Zärtlichen.

Laß ſie ſich drehen, und laß du uns wandeln!
Wandeln der Liebe iſt himmliſcher Tanz.
Amor, der Rache, der höret ſie ſpotten,
Rächet ſich einmal, und rächet ſie bald.
Laß ſie ſich drehen und laß du uns wandeln!
Wandeln der Liebe iſt himmliſcher Tanz.

Selbstbetrug.

Der Vorhang schwebet hin und her
Bei meiner Nachbarinn.
Gewiß sie lauschet überqueer,
Ob ich zu Hause bin.

Und ob der eifersücht'ge Groll,
Den ich am Tag gehegt,
Sich, wie er nun auch immer soll,
Im tiefen Herzen regt.

Doch leider hat das schöne Kind
Dergleichen nicht gefühlt,
Ich seh', es ist der Abendwind,
Der mit dem Vorhang spielt.

Kriegserklärung.

Wenn ich doch ſo ſchön wär'
Wie die Mädchen auf dem Land!
Sie tragen gelbe Hüte
Mit roſenrothem Band.

Glauben, daß man ſchön ſey,
Dächt' ich, iſt erlaubt.
In der Stadt ach! ich hab' es
Dem Junker geglaubt.

Nun im Frühling ach! iſt's
Um die Freuden gethan;
Ihn ziehen die Dirnen,
Die ländlichen, an.

Und die Taill' und den Schlepp
Verändr' ich zur Stund',
Das Leibchen iſt länger,
Das Röckchen iſt rund.

Trage gelblichen Hut,
Und ein Mieder wie Schnee;
Und ſichle, mit andern,
Den blühenden Klee.

Spürt er unter dem Chor
Etwas Zierliches aus;
Der lüſterne Knabe
Er winkt mir ins Haus.

Ich begleit' ihn verſchämt
Und er kennt mich noch nicht,
Er kneipt mir die Wangen
Und ſieht mein Geſicht.

Die Städterin droht
Euch Dirnen den Krieg,
Und doppelte Reize
Behaupten den Sieg.

Antworten

bei einem geſellſchaftlichen Frageſpiel.

Die Dame.

Was ein weiblich Herz erfreue?
In der klein- und großen Welt.
Ganz gewiß iſt es das Neue,
Deſſen Blüte ſtets gefällt;
Doch viel werther iſt die Treue,
Die, auch in der Früchte Zeit,
Noch mit Blüten uns erfreut.

Der junge Herr.

Paris war, in Wald und Höhlen,
Mit den Nymphen wohl bekannt,
Bis ihm Zeus, um ihn zu quälen,
Drei der Himmliſchen geſandt;
Und es fühlte wohl im Wählen,
In der alt- und neuen Zeit,
Niemand mehr Verlegenheit.

Der Erfahrne.

Geh den Weibern zart entgegen,
Du gewinnst ſie auf mein Wort:
Und wer raſch iſt und verwegen,
Kommt vielleicht noch beſſer fort;
Doch wem wenig dran gelegen
Scheinet, ob er reizt und rührt,
Der beleidigt, der verführt.

Der Zufriedne.

Vielfach iſt der Menſchen Streben,
Ihre Unruh, ihr Verdruß;
Auch iſt manches gut gegeben,
Mancher liebliche Genuß;
Doch das größte Glück im Leben
Und der reichlichſte Gewinn
Iſt ein guter, leichter Sinn.

Der luſtige Rath.

Wer der Menſchen thörigt Treiben
Täglich ſieht und täglich ſchilt,

Und, wenn andre Narren bleiben,
Selbſt für einen Narren gilt,
Der trägt ſchwerer als zur Mühle
Irgend ein beladen Thier.
Und, wie ich im Buſen fühle,
Wahrlich ſo ergeht es mir.

Verſchiedene Empfindungen an einem Platze.

Das Mädchen.

Ich hab ihn geſehen!
Wie iſt mir geſchehen?
O himmliſcher Blick!
Er kommt mir entgegen,
Ich weiche verlegen,
Ich ſchwanke zurück.
Ich irre, ich träume!
Ihr Felſen, ihr Bäume,
Verbergt meine Freude,
Verberget mein Glück!

Der Jüngling.

Hier muß ich ſie finden
Ich ſah ſie verſchwinden,
Ihr folgte mein Blick.

Sie kam mir entgegen,
Dann trat ſie verlegen
Und ſchamroth zurück.
Iſt's Hoffnung? ſind's Träume?
Ihr Felſen, ihr Bäume,
Entdeckt mir die Liebſte,
Entdeckt mir mein Glück!

Der Schmachtende.

Hier klag' ich, verborgen,
Dem thauenden Morgen
Mein einſam Geſchick.
Verkannt von der Menge,
Wie zieh' ich ins Enge
Mich ſtille zurück!
O! zärtliche Seele,
O! ſchweige, verhehle
Die ewigen Leiden,
Verhehle dein Glück!

Der Jäger.

Es lohnet mich heute
Mit doppelter Beute
Ein gutes Geſchick.
Der redliche Diener
Bringt Haſen und Hühner
Beladen zurück.
Hier ſind' ich gefangen
Auch Vögel noch hangen;
Es lebe der Jäger!
Es lebe ſein Glück!

Hoffnungslos iſt ihr Schmerz!
Hoffnungslos der Abgeſchiedenen Glück,
Und ich wend' es nicht.
Den ernſten Gerichten
Hat das Schickſal ſie übergeben;
Und unter ihnen wandl' ich umher,
Göttinn! Königinn!
Selbſt Sklavinn des Schickſals!

Ach das fliehende Waſſer
Möcht' ich dem Tantalus ſchöpfen,
Mit lieblichen Früchten ihn ſättigen!
Armer Alter!
Für gereiztes Verlangen geſtraft! —
In Ixions Rad möcht' ich greifen,
Einhalten ſeinen Schmerz!
Aber was vermögen wir Götter
Über die ewigen Qualen!
Troſtlos für mich und für ſie,
Wohn' ich unter ihnen und ſchaue

Wer kauft Liebesgötter?

Von allen schönen Waaren,
Zum Markte hergefahren,
Wird keine mehr behagen
Als die wir euch getragen,
Aus fremden Ländern bringen.
O höret was wir singen
Und seht die schönen Vögel,
Sie stehen zum Verkauf.

Zuerst beseht den großen,
Den lustigen, den losen!
Er hüpfet, leicht und munter
Von Baum und Busch herunter;
Gleich ist er wieder droben.
Wir wollen ihn nicht loben.
O seht den muntern Vogel!
Er steht hier zum Verkauf.

Betrachtet nur den kleinen,
Er will bedächtig scheinen

Und doch iſt er der Koſe,
So gut als wie der Große;
Er zeiget meiſt im Stillen
Den allerbeſten Willen,
Der loſe kleine Vogel.
O! ſeht das kleine Täubchen,
Das liebe Turtelweibchen!
Die Mädchen ſind ſo zierlich,
Verſtändig und manierlich;
Sie mag ſich gerne putzen
Und eure Liebe nutzen.
Der kleine zarte Vogel,
Er ſteht hier zum Verkauf.
Wir wollen ſie nicht loben,
Sie ſtehn zu allen Proben.
Sie lieben ſich das Neue;
Doch über ihre Treue
Verlangt nicht Brief und Siegel,
Sie haben alle Flügel.
Wie artig ſind die Vögel!
Wie reizend iſt der Kauf!

Der Abſchied.

Laß mein Aug' den Abſchied ſagen,
Den mein Mund nicht nehmen kann;
Schwer, wie ſchwer iſt er zu tragen!
Und ich bin doch ſonſt ein Mann.

Traurig wird in dieſer Stunde
Selbſt der Liebe ſüßtes Pfand,
Kalt der Kuß von deinem Munde,
Matt der Druck von deiner Hand.

Sonſt, ein leicht geſtohlnes Mäulchen,
O wie hat es mich entzückt!
So erfreuet uns ein Veilchen,
Das man früh im März gepflückt.

Doch ich pflücke nun kein Kränzchen,
Keine Roſe mehr für dich,
Frühling iſt es, liebes Kränzchen,
Aber leider Herbſt für mich!

Die ſchöne Nacht.

Nun verlaſſ' ich dieſe Hütte,
Meiner Liebſten Aufenthalt,
Wandle mit verhülltem Schritte
Durch den öden, finſtern Wald:
Luna bricht durch Buſch und Eichen,
Zephyr meldet ihren Lauf,
Und die Birken ſtreun mit Neigen
Ihr den ſüßten Weihrauch auf.

Wie ergeh' ich mich im Kühlen
Dieſer ſchönen Sommernacht!
O wie ſtill iſt hier zu fühlen,
Was die Seele glücklich macht!
Läßt ſich kaum die Wonne faſſen;
Und doch, wollt' ich, Himmel, dir
Tauſend ſolcher Nächte laſſen,
Gäb' mein Mädchen Eine mir.

An die Erwählte.

Hand in Hand! und Lipp' auf Lippe!
Liebes Mädchen, bleibe treu!
Lebe wohl! und manche Klippe
Fährt dein Liebſter noch vorbei;
Aber wenn er einſt den Hafen,
Nach dem Sturme, wieder grüßt,
Mögen ihn die Götter ſtrafen,
Wenn er ohne dich genießt.

Friſch gewagt iſt ſchon gewonnen,
Halb iſt ſchon mein Werk vollbracht!
Sterne leuchten mir wie Sonnen,
Nur dem Feigen iſt es Nacht.
Wär' ich müßig dir zur Seite,
Drückte noch der Kummer mich;
Doch in aller dieſer Weite
Wirk' ich raſch und nur für dich.

Schon iſt mir das Thal gefunden
Wo wir einſt zuſammen gehn,

Und den Strom in Abendstunden
Sanft hinunter gleiten sehn.
Diese Pappeln auf den Wiesen,
Diese Buchen in dem Hain!
Ach! und hinter allen diesen
Wird doch auch ein Hüttchen seyn.

Erſter Verluſt.

Ach wer bringt die ſchönen Tage,
Jene Tage der erſten Liebe,
Ach! wer bringt nur eine Stunde
Jener holden Zeit zurück!

Einſam nähr' ich meine Wunde,
Und mit neuerneuter Klage
Traur' ich um's verlorne Glück.

Ach! wer bringt die ſchönen Tage,
Jene holde Zeit zurück!

Nachgefühl.

Wenn die Reben wieder blühen,
Rühret ſich der Wein im Faſſe;
Wenn die Roſen wieder glühen,
Weiß ich nicht, wie mir geſchieht.

Thränen rinnen von den Wangen,
Was ich thue, was ich laſſe;
Nur ein unbeſtimmt Verlangen
Fühl' ich, das die Bruſt durchglüht.

Und zuletzt muß ich mir ſagen,
Wenn ich mich bedenk' und faſſe,
Daß in ſolchen ſchönen Tagen
Doris einſt für mich geglüht.

Nähe des Geliebten.

Ich denke dein, wenn mir der Sonne Schimmer
Vom Meere ſtrahlt;
Ich denke dein, wenn ſich des Mondes Flimmer
In Quellen malt.

Ich ſehe dich, wenn auf dem fernen Wege
Der Staub ſich hebt;
In tiefer Nacht, wenn auf dem ſchmalen Stege
Der Wandrer bebt.

Ich höre dich, wenn dort mit dumpfem Rauſchen
Die Welle ſteigt.
Im ſtillen Haine geh' ich oft zu lauſchen,
Wenn alles ſchweigt.

Ich bin bei dir, du seyst auch noch so
ferne,
Du bist mir nah!
Die Sonne sinkt, bald leuchten mir die
Sterne.
O wärst du da!

Der armen Danaiden Geſchäftigkeit!
Leer und immer leer,
Nicht Einen Tropfen Waſſers zum Munde,
Nicht Einen Tropfen Waſſers in ihre Wannen!
Leer und immer leer!
Ach ſo iſt's mit dir auch, mein Herz!
Woher willſt du ſchöpfen? — und wohin? —

Euer ruhiges Wandeln, Selige,
Streicht nur vor mir vorüber;
Mein Weg iſt nicht mit euch!
In euern leichten Tänzen,
In euern tiefen Hainen,
In eurer liſpelnden Wohnung,
Rauſcht's nicht von Leben wie droben,
Schwankt nicht von Schmerz zu Luſt
Der Seligkeit Fülle. —

An die Entfernte.

So hab ich wirklich dich verloren?
Bist du, o Schöne, mir entflohn?
Noch klingt in den gewohnten Ohren,
Ein jedes Wort, ein jeder Ton.

So wie des Wandrers Blick am Morgen
Vergebens in die Küfte dringt,
Wenn, in dem blauen Raum verborgen,
Hoch über ihm die Lerche ſingt:

So dringet ängſtlich hin und wieder
Durch Feld und Buſch und Wald mein Blick;
Dich rufen alle meine Lieder;
O komm, Geliebte, mir zurück!

Am Fluſſe.

Verfließet, vielgeliebte Lieder,
Zum Meere der Vergeſſenheit!
Kein Knabe ſing' entzückt euch wieder,
Kein Mädchen in der Blütenzeit.

Ihr ſanget nur von meiner Lieben,
Nun ſpricht ſie meiner Treue Hohn;
Ihr wart in's Waſſer eingeſchrieben,
So fließt denn auch mit ihm davon.

Die Freude.

Es flattert um die Quelle
Die wechselnde Libelle,
Mich freut sie lange schon;
Bald dunkel und bald helle,
Wie der Chamäleon,
Bald roth, bald blau,
Bald blau, bald grün;
O daß ich in der Nähe
Doch ihre Farben sähe!

Sie schwirrt und schwebet, rastet nie!
Doch still, sie setzt sich an die Weiden.
Da hab' ich sie! Da hab' ich sie!
Und nun betracht' ich sie genau,
Und seh' ein traurig dunkles Blau —

So geht es dir, Zergliedrer deiner Freuden!

Abſchied.

Zu lieblich iſt's, ein Wort zu brechen,
Zu ſchwer die wohlerkannte Pflicht,
Und leider kann man nichts verſprechen,
Was unſerm Herzen widerſpricht.

Du übſt die alten Zauberlieder,
Du lockſt ihn, der kaum ruhig war,
Zum Schaukelkahn der ſüßen Thorheit wieder,
Erneuſt verdoppelſt die Gefahr.

Was ſuchſt du mir dich zu verſtecken!
Sey offen, flieh nicht meinen Blick!
Früh oder ſpät mußt' ich's entdecken,
Und hier haſt du dein Wort zurück.

Was ich geſollt, hab' ich vollendet;
Durch mich ſey dir von nun an nichts verwehrt;
Allein verzeih dem Freund, der ſich nun von dir wendet,
Und ſtill in ſich zurücke kehrt.

Der Wechsel.

Auf Kieseln im Bache da lieg' ich,
wie helle!
Verbreite die Arme der kommenden
Welle,
Und buhlerisch drückt sie die schaende
Brust;
Dann führt sie der Leichtsinn im Strome
danieder;
Es naht sich die zweite, sie streichelt
mich wieder:
So fühl' ich die Freuden der wechseln-
den Lust.

Und doch, und so traurig, verschleifst
du vergebens
Die köstlichen Stunden des eilenden
Lebens,
Weil dich das geliebteste Mädchen vergißt!
O ruf' sie zurücke die vorigen Zeiten!
Es küßt sich so süße die Lippe der zweiten,
Als kaum sich die Lippen der ersten geküßt.

Beherzigung.

Ach, was ſoll der Menſch verlangen?
Iſt es beſſer, ruhig bleiben?
Klammernd feſt ſich anzuhangen?
Iſt es beſſer, ſich zu treiben?
Soll er ſich ein Häuschen bauen?
Soll er unter Zelten leben?
Soll er auf die Felſen trauen?
Selbſt die feſten Felſen beben.

Eines ſchickt ſich nicht für alle;
Sehe jeder wie er's treibe,
Sehe jeder wo er bleibe,
Und wer ſteht, daß er nicht falle.

Meeres-Stille.

Tiefe Stille herrſcht im Waſſer,
Ohne Regung ruht das Meer,
Und bekümmert ſieht der Schiffer
Glatte Fläche rings umher.
Keine Luft von keiner Seite!
Todesſtille fürchterlich!
In der ungeheuern Weite
Reget keine Welle ſich.

Glückliche Fahrt.

Die Nebel zerreißen,
Der Himmel iſt helle
Und Aeolus löſet
Das ängſtliche Band.
Es ſäuſeln die Winde,
Es rührt ſich der Schiffer.
Geſchwinde! Geſchwinde!
Es theilt ſich die Welle,
Es naht ſich die Ferne;
Schon ſeh' ich das Land!

Muth.

Sorglos über die Fläche weg,
Wo vom kühnsten Wager die Bahn
Dir nicht vorgegraben du ſiehſt,
Mache dir ſelber Bahn!

Stille, Liebchen, mein Herz!
Kracht's gleich, bricht's doch nicht!
Bricht's gleich, bricht's nicht mit dir!

Erinnerung.

Willſt du immer weiter ſchweifen!
Sieh, das Gute liegt ſo nah.
Lerne nur das Glück ergreifen,
Denn das Glück iſt immer da.

Willkommen und Abſchied.

Es ſchlug mein Herz, geſchwind zu Pferde!
Es war gethan faſt eh' gedacht;
Der Abend wiegte ſchon die Erde,
Und an den Bergen hing die Nacht:
Schon ſtand im Nebelkleid die Eiche,
Ein aufgethürmter Rieſe, da,
Wo Finſterniß aus dem Geſträuche
Mit hundert ſchwarzen Augen ſah.

Der Mond von einem Wolkenhügel
Sah kläglich aus dem Duft hervor,
Die Winde ſchwangen leiſe Flügel,
Umſauſ'ten ſchauerlich mein Ohr;
Die Nacht ſchuf tauſend Ungeheuer;
Doch friſch und fröhlich war mein Muth:
In meinen Adern welches Feuer!
In meinem Herzen welche Gluth!

Iſt's auf ſeinen düſtern Augenbrauen,
Im verſchloſſenen Blicke?
Magſt du ihn Gemahl nennen?
Und darfſt du ihn anders nennen?
Liebe! Liebe!
Warum öffneteſt du ſein Herz
Auf einen Augenblick?
Und warum nach mir,
Da du wußteſt,
Es werde ſich wieder auf ewig verſchließen?
Warum ergriff er nicht eine meiner Nymphen,
Und ſetzte ſie neben ſich
Auf ſeinen kläglichen Thron?
Warum mich, die Tochter der Ceres?

O Mutter! Mutter!
Wie dich deine Gottheit verläßt
Im Verluſt deiner Tochter,
Die du glücklich glaubteſt
Hinſpielend, hintändelnd ihre Jugend!

Dich ſah ich, und die milde Freude
Floß von dem ſüßen Blick auf mich:
Ganz war mein Herz an deiner Seite,
Und jeder Athemzug für dich.
Ein roſenfarbnes Frühlingswetter
Umgab das liebliche Geſicht,
Und Zärtlichkeit für mich — Ihr Götter!
Ich hofft' es, ich verdient' es nicht!

Doch ach! ſchon mit der Morgenſonne
Verengt der Abſchied mir das Herz:
In deinen Küſſen, welche Wonne!
In deinem Auge, welcher Schmerz!
Ich ging, du ſtandſt und ſahſt zur Erden
Und ſahſt mir nach mit naſſem Blick:
Und doch, welch Glück geliebt zu werden!
Und lieben, Götter, welch ein Glück!

Neue Liebe neues Leben.

Herz, mein Herz, was ſoll das geben?
Was bedränget dich ſo ſehr?
Welch ein fremdes, neues Leben!
Ich erkenne dich nicht mehr.
Weg iſt Alles, was du liebteſt,
Weg warum du dich betrübteſt,
Weg dein Fleiß und deine Ruh' —
Ach wie kamſt du nur dazu!

Feſſelt dich die Jugendblüte,
Dieſe liebliche Geſtalt,
Dieſer Blick voll Treu' und Güte,
Mit unendlicher Gewalt?
Will ich raſch mich ihr entziehen,
Mich ermannen, ihr entfliehen,
Führet mich im Augenblick
Ach! mein Weg zu ihr zurück.

Und an dieſem Zauberfädchen
Das ſich nicht zerreißen läßt,
Hält das liebe, loſe Mädchen
Mich ſo wider Willen feſt;
Muß in ihrem Zauberkreiſe
Leben nun auf ihre Weiſe.
Die Verändrung ach wie groß!
Liebe! Liebe! laß mich los!

Lili's Park.

Iſt doch keine Menagerie
So bunt als meiner Lili ihre!
Sie hat darin die Wunderbarſten,
Und kriegt ſie, rein weiß ſelbſt nicht wie,
O wie ſie hüpfen, laufen, trappeln,
Mit abgeſtumpften Flügeln zappeln,
Die armen Prinzeh allzumal,
In nie gelöſchter Liebesqual.

Wie hieß die Fee? — Lili? — fragt
nicht nach ihr;
Kennt ihr ſie nicht, ſo danket Gott dafür.

Welch ein Geräuſch, welch ein Gegacker,
Wenn ſie ſich in die Thüre ſtellt
Und in der Hand das Futterkörbchen hält!
Welch ein Gequick, welch ein Gequacker!
Alle Bäume, alle Büſche ſcheinen le-
bendig zu werden:
So ſtürzen ſich ganze Heerden

Zu ihren Füßen; sogar im Bassin die Fische
Patschen ungeduldig mit den Köpfen
heraus:
Und sie streut dann das Futter aus
Mit einem Blick — Göttér zu entzücken
Geschweige die Bestien. Da geht's an
ein picken,
An ein schlürfen an ein hacken;
Sie stürzen einander über die Nacken,
Schieben sich, drängen sich, reißen sich,
Jagen sich ängsten sich, beißen sich,
Und das all um ein Stückchen Brod,
Das trocken, aus den schönen Händen
schmeckt,
Als hätt' es in Ambrosia gesteckt.

Aber den Blick auch! den Ton!
Wenn sie ruft: Pipi! Pipi!
Zöge den Adler Jupiters vom Thron,
Der Venus Taubenpaar
Ja der eitle Pfau sogar,

Ich ſchwöre, ſie kämen,
Wenn ſie den Ton von weitem nur vernähmen.

Denn ſo hat ſie aus des Waldes Nacht
Einen Bären, ungeleckt und ungezogen,
Unter ihren Beſchluß herein betrogen,
Unter die zahme Compagnie gebracht,
Und mit den Andern zahm gemacht:
Bis auf einen gewiſſen Punkt verſteht ſich!
Wie ſchön und ach! wie gut
Schien ſie zu ſeyn! ich hätte mein Blut
Gegeben, um ihre Blumen zu begießen.

„Ihr ſagtet ich! wie? wer?“
Gut denn, ihr Herren, g'rad aus: ich bin der Bär!
In einem Filetſchurz gefangen,
An einem Seidenfaden ihr zu Füßen,
Doch wie das alles zugegangen,
Erzähl' ich euch zur andern Zeit;
Dazu bin ich zu wüthig heut.

Denn Ha! ſteh' ich ſo an der Ecke
Und hör' von weitem das Geſchnatter,
Seh' das Geflitter, das Geflatter,
Kehr' ich mich um
Und brumm,
und laufe wieder eine Strecke,
Und kehr' doch endlich wieder um.

Dann fängt's auf einmal an zu raſen,
Ein mächtiger Geiſt ſchnaubt aus der Naſen.
Es wildzt die innere Natur.
Was, du ein Thor, ein Häschen nur!
So ein Pipi! Eichhörnchen, Nuß zu knacken!
Ich ſträube meinen borſtgen Nacken,
Zu dienen ungewöhnt.
Ein jedes aufgeſtutztes Bäumchen
Mich an! ich flieh vom Boulingreen,
Vom niedlich glatt gemähtem Graſe,
Der Buchsbaum zieht mir eine Naſe,

Ich flieh' ins dunkelſte Gebüſche hin,
Durch's Gehäge zu dringen,
Ueber die Planken zu ſpringen!
Mir verſagt Klettern und Sprung,
Ein Zauber bleyt mich nieder;
Ein Zauber päkelt mich wieder,
Ich arbeite mich ab, und bin ich matt genug,
Dann lieg' ich an gekünſtelten Kaskaden,
Und kau' und wein' und wälze halb mich todt,
Und ach, es hören meine Noth
Nur porzellanene Dreaden.

Auf einmal! ach es dringt
Ein ſeliges Gefühl durch alle meine Glieder
Sie iſt's, die dort in ihrer Laube ſingt!
Ich höre die liebe, liebe Stimme wieder,
Die ganze Luft iſt warm, iſt blütenvoll.
Ach! Singt ſie wohl, daß ich ſie hören ſoll?
Ich dringe zu, tret' alle Sträuche nieder,

Die Büſche fliehn, die Bäume weichen mir,
Und ſo — zu ihren Füßen liegt das Thier.

Sie ſieht es an: „Ein Ungeheuer! doch drollig!
Für einen Bären, zu mild,
Für einen Pudel, zu wild,
So zottig, täppiſch, knollig!“
Sie ſtreicht ihm mit dem Füßchen übern Rücken
Er denkt im Paradieſe zu ſeyn.
Wie ihn alle ſieben Sinnen jücken!
Und ſie, ſieht ganz gelaſſen drein.
Ich küß' ihre Schuhe, kau' an den Sohlen,
So ſittig als ein Bär nur mag,
Ganz ſachte heb' ich mich, und ſchwinge mich verſtohlen
Leiſ' an ihre Knie — am günſt'gen Tag
Läßt ſie's geſchehen, und kraut mir um die Ohren,

Und patſcht mich mit muthwillig derbem
Schlag;
Ich knurr', in Wonne neu gebohren,
Dann fordert ſie mit ſüßem, eitlem Spott:
Allons tout doux! eh la marmotte!
Et faites serviteur,
Comme un joli seigneur.
So treibt ſie's fort mit Spiel und Lachen;
Es hofft der oft betrogene Thor;
Doch will er ſich ein bißchen unbändig machen,
Hält ſie ihn kurz als wie zuvor.

Doch hat ſie auch ein Fläſchchen Balſam-Feuers,
Dem keiner Erde Hönig gleicht,
Wovon ſie wohl einmal, von Lieb' und
Treu', erweicht,
Um die verlechzten Lippen ihres Ungeheuers
Ein Tröpfchen mit der Fingerſpitze ſtreicht;
Und wieder flieht und mich mir überläßt,
Und ich dann, losgebunden, feſt

Ach du kamſt gewiß
Und fragteſt nach mir,
Was ich bedürfte?
Etwa ein neues Kleid,
Oder goldene Schuhe?
Und du fandeſt die Mädchen
An ihre Weiden gefeſſelt,
Wo ſie mich verloren,
Nicht wieder fanden,
Ihre Locken zerrauften,
Erbärmlich klagten,
Meine lieben Mädchen! —

Wohin iſt ſie? Wohin? rufſt du;
Welchen Weg nahm der Verruchte?
Soll er ungeſtraft Jupiters Stamm entweihen?
Wohin geht der Pfad ſeiner Roſſe?
Fackeln her!
Durch die Nacht will ich ihn verfolgen!

Gebannt bin, immer nach ihr ziehe,
Sie ſuche, ſchaudre, wieder fliehe —
So läßt ſie den geſtörten Armen gehn,
Iſt ſeiner kuſt, iſt ſeiner Schmerzen ſtill;
Ha! manchmal läßt ſie mir die Thür
halb offen ſtehn
Seitblickt mich ſpottend an, ob ich nicht
fliehen will.

Und ich! o Götter iſt's in euern Händen,
Dies dumpfe Zauberwerk zu enden;
Wie dank' ich, wenn ihr mir die Frei-
heit ſchafft!
Doch ſendet ihr mir keine Hülfe nieder
Nicht ganz umſonſt reck' ich ſo meine
Glieder,
Ich fühls! ich ſchwörs! noch hab' ich
Kraft.

An Belinden.

Warum ziehſt du mich unwiderſtehlich
Ach in jene Pracht?
War ich guter Junge nicht ſo ſelig
In der öden Nacht?
Heimlich in mein Zimmerchen verſchloſſen,
Lag im Mondenſchein
Ganz von ſeinem Schauerlicht umfloſſen,
Und ich dämmert' ein;
Träumte da von vollen goldnen Stunden
Ungemiſchter Luſt,
Hatte ſchon das liebe Bild empfunden
Tief in meiner Bruſt.
Bin ich's noch, den du bei ſo viel Lichtern
An dem Spieltiſch hältſt?
Oft ſo unerträglichen Geſichtern
Gegen über ſtellſt?

Reizender iſt mir des Frühlings Blüte
Nun nicht auf der Flur;
Wo du Engel biſt, iſt Lieb' und Güte,
Wo du biſt, Natur.

Mailied.

Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!

Es dringen Blüten
Aus jedem Zweig,
Und tausend Stimmen
Aus dem Gesträuch.

Und Freud und Wonne
Aus jeder Bruſt,
O Erd'! o Sonne!
O Glück! o Luſt!

O Lieb'! o Liebe!
So golden-ſchön,
Wie Morgenwolken
Auf jenen Höhn!

Du segnest herrlich
Das frische Feld,
Im Blütendampfe
Die volle Welt.

O Mädchen, Mädchen,
Wie lieb' ich dich!
Wie blickt dein Auge!
Wie liebst du mich!

So liebt die Lerche
Gesang und Luft,
Und Morgenblumen
Den Himmelsduft,

Wie ich dich liebe
Mit warmem Blut,
Die du mir Jugend
Und Freud' und Muth

Zu neuen Liedern
Und Tänzen ziehst.
Sey ewig glücklich,
Wie du mich liebst!

Mit einem gemalten Band.

Kleine Blumen, kleine Blätter
Streuen mir mit leichter Hand
Gute junge Frühlings-Götter
Tändelnd auf ein luftig Band.

Zephyr, nimm's auf deine Flügel,
Schling's um meiner Liebsten Kleid;
Und so tritt sie vor den Spiegel
All in ihrer Munterkeit.

Sieht mit Rosen sich umgeben,
Selbst wie eine Rose jung.
Einen Blick, geliebtes Leben!
Und ich bin belohnt genung.

Fühle, was dies Herz empfindet,
Reiche frei mir deine Hand,
Und das Band, das uns verbindet,
Sey kein schwaches Rosen-Band.

Mit einem goldnen Halskettchen.

Dir, dass dies Blatt dein Kettchen bringen,
Das ganz zur Biegsamkeit gewöhnt,
Sich mit viel hundert kleinen Schlingen
Um deinen Hals zu schmiegen sehnt.

Gewähr dem Närrchen die Begierde,
Sie ist voll Unschuld, ist nicht kühn;
Am Tag ist's eine kleine Zierde,
Am Abend wirfst du's wieder hin.

Doch bringt dir einer jene Kette,
Die schwerer drückt und ernster fasst,
Verdenk' ich dir es nicht, Lisette,
Wenn du ein klein Bedenken hast.

An Lottchen.

Mitten im Gtümmel mancher Freuden
Mancher Sorgen, mancher Herzensnoth,
Denk' ich dein, o Lottchen, denken drin die Beiden,
Wie beim stillen Abendroth
Du die Hand uns freundlich reichtest,
Da du uns auf reich bebauter Flur,
In dem Schooße herrlicher Natur,
Manche leicht verhüllte Spur
Einer Liebenden Seele zeigtest.

Wohl ist mir's, daß ich dich nicht verkannt,
Daß ich gleich dich in der ersten Stunde,
Ganz den Herzensausdruck in dem Munde,
Dich ein wahres gutes Kind genannt.

Still und eng und ruhig auferzogen,
Wirft man uns auf einmal in die Welt;

Uns umspülen hunderttausend Wogen,
Alles reizt uns, mancherlei gefällt,
Mancherlei verdrießt uns, und von Stund zu Stunden
Schwankt das leichtunruhige Gefühl,
Wir empfinden, und was wir empfunden,
Spült hinweg das bunte Weltgewühl.

Wohl, ich weiß es, da durchschleicht uns innen
Manche Hoffnung, mancher Schmerz.
Lottchen, wer kennt unsre Sinnen?
Lottchen, wer kennt unser Herz?
Ach! es möchte gern gekannt seyn, überfließen
In das Mitempfinden einer Creatur.
Und vertrauend zwiefach neu genießen
Alles Leid und Freude der Natur.

Und da sucht das Aug' oft so vergebens
Rings umher, und findet Alles zu;

Will keine Stunde ruhen, bis ich ſie finde,
Will keinen Gang ſcheuen,
Hierhin und dorthin. —

Dir blinken deine Drachen mit klugen Augen zu,
Aller Pfade gewohnt folgen ſie deinem Lenken:
In der unbewohnten Wüſte treibt dich's irre —

Ach nur hierher, hierher nicht,
Nicht in die Tiefe der Nacht,
Unbetreten den Ewigbenden,
Wo bedeckt von beſchwerendem Graus
Deine Tochter ermattet!

Wende aufwärts,
Aufwärts den geflügelten Schlangenpfad,
Aufwärts nach Jupiters Wohnung!
Der weiß es,
Der weiß es allein, der Erhabene,
Wo deine Tochter iſt! —

So verkaumelt ſich der ſchönſte Theil
des Lebens
Ohne Sturm und ohne Ruh;
Und zu deinem ew'gen Unbehagen
Stößt dich heute, was dich geſtern zog.
Könnſt du zu der Welt nur Neigung
tragen,
Die ſo oft dich trog,
Und bei deinem Weh, bei deinem Glücke,
Bleib in eigenwill'ger, ſtarrer Ruh'?
Sieh, da tritt der Geiſt in ſich zurücke,
Und das Herz — es ſchließt ſich zu.

So fand ich dich und ging dir frei
entgegen.
O ſie iſt werth zu ſeyn geliebt!
Rief ich, er flehte dir des Himmels
reinſten Segen,
Den er dir nun in deiner Freundin giebt.

Bundeslied.

In allen guten Stunden,
Erhöht von Lieb' und Weine,
Soll dieſes Lied verbunden
Von uns geſungen ſeyn!
Uns hält der Gott zuſammen,
Der uns hierher gebracht,
Erneuert unſre Flammen,
Er hat ſie angefacht.

So glühet fröhlich heute,
Seyd recht von Herzen eins!
Auf, trinkt erneuter Freude
Dies Glas des echten Weins!
Auf! in der holden Stunde
Stoßt an, und küſſet treu,
Bei jedem neuen Bunde,
Die alten wieder neu!

Wer lebt in unſerm Kreiſe,
Und lebt nicht ſelig drin?

Wer lebt in unſerm Kreiſe,
Und lebt nicht ſelig drin?
Genießt die freie Weiſe
Und treuen Bruderſinn!
So bleibt durch alle Zeiten
Herz Herzen zugekehrt!
Von keinen Kleinigkeiten
Wird unſer Bund geſtört.

Uns hat ein Gott geſegnet
Mit freiem Lebensblick,
Und Alles, was begegnet,
Erneuert unſer Glück.
Durch Grillen nicht gedränget,
Verknickt ſich keine Luſt:
Durch Zieren nicht geenget,
Schlägt freyer unſre Bruſt.

Mit jedem Schritt wird weiter
Die raſche Lebensbahn,
Und heiter, immer heiter
Steigt unſer Blick hinan.

Uns wird es nimmer bange,
Wenn alles ſteigt und fällt,
Und bleiben lange! lange!
Auf ewig ſo geſellt.

Tischlied.

Mich ergreift, ich weiß nicht wie,
Himmlisches Behagen.
Will mich's etwa gar hinauf
Zu den Sternen tragen?
Doch ich bleibe lieber hier,
Kann ich redlich sagen,
Beim Gesang und Glase Wein
Auf den Tisch zu schlagen.

Wundert euch, ihr Freunde, nicht,
Wie ich mich gebärde,
Wirklich ist es allerliebst
Auf der lieben Erde:
Darum schwör' ich feierlich,
Und ohn' alle Fährde,
Daß ich mich nicht freventlich
Wegbegeben werde.

Da wir aber allzumal
So beiſammen weilen,
Dächt' ich, klänge der Pocal
Zu des Dichters Zeilen.
Gute Freunde ziehen fort,
Wohl ein hundert Meilen,
Darum ſoll man hier am Ort
Anzuſtoßen eilen.

Lebe hoch, wer Leben ſchafft!
Das iſt meine Lehre.
Unſer König denn voran,
Ihm gebührt die Ehre.
Gegen inn- und äußern Feind
Setzt er ſich zur Wehre;
Ans Erhalten denkt er zwar,
Mehr noch, wie er mehre.

Nun begrüß' ich ſie ſogleich,
Sie die einzig Eine.
Jeder denke, ritterlich,
Sich dabei die Seine.

Merket auch ein ſchönes Kind,
Wen ich eben meine,
Nun ſo nicke ſie mir zu:
Leb' auch ſo der Meine!

Freunden gilt das dritte Glas,
Zweien oder dreyen,
Die mit uns, am guten Tag,
Sich im Stillen freuen,
Und der Nebel trübe Nacht
Leis und leicht zerſtreuen
Dieſen ſey ein Hoch gebracht,
Alten oder Neuen.

Breiter wallet nun der Strom,
Mit vermehrten Wellen.
Leben jetzt im hohen Ton,
Redliche Geſellen!
Die ſich, mit gedrängter Kraft,
Brav zuſammen ſtellen,
In des Glückes Sonnenſchein
Und in ſchlimmen Fällen.

Wie wir nun zuſammen ſind,
Sind zuſammen viele.
Wohl gelingen denn, wie uns,
Andern ihre Spiele!
Von der Quelle bis ans Meer
Mahlet manche Mühle.
Uns das Wohl der ganzen Welt
Iſt's, worauf ich ziele.

Generalbeichte.

Laſſet heut, im edlen Kreis,
Meine Warnung gelten!
Nehmt die ernſte Stimmung wahr,
Denn ſie kommt ſo ſelten.
Manches habt ihr vorgenommen,
Manches iſt euch ſchlecht bekommen,
Und ich muß euch ſchelten.

Reue ſoll man doch einmal
In der Welt empfinden!
So bekennt, vertraut und fromm,
Eure größten Sünden!
Aus des Irrthums falſchen Weiten
Sammelt euch und ſucht, bei Zeiten,
Euch zu recht zu finden.

Ja, wir haben, ſey's bekannt!
Wachend oft geträumet,
Nicht geleert das friſche Glas,
Wenn der Wein geſchäumet,

Manche raſche Schäferſtunde,
Flücht'gen Kuß vom lieben Munde,
Haben wir verſäumet.

Still und maulfaul ſaßen wir,
Wenn Philiſter ſchwätzten;
Ueber göttlichen Geſang
Ihr Geklatſche ſchätzten;
Wegen glücklicher Momente,
Deren man ſich rühmen könnte,
Uns zur Rede ſetzten.

Willſt du Abſolution
Deinen Treuen geben;
Wollen wir nach deinem Wink,
Unabläßlich ſtreben,
Uns vom Halben zu entwöhnen,
Und im Ganzen, Guten, Schönen,
Reſolut zu leben;

Vater der Götter und Menſchen!
Ruhſt du noch oben auf deinem goldnen Stuhle,
Zu dem du mich Kleine
So oft mit Freundlichkeit aufhobſt,
In deinen Händen mich ſcherzend
Gegen den endloſen Himmel ſchwenkteſt,
Daß ich kindiſch droben zu verſchweben bebte?
Biſt du's noch, Vater? —

Nicht zu deinem Haupte,
In dem ewigen Blau
Des feuerdurchwebten Himmels.
Hier! hier! — —

Leite ſie her!
Daß ich auf mit ihr
Aus dieſem Kerker fahre!
Daß mir Phöbus wieder
Seine lieben Strahlen bringe,
Luna wieder
Aus den Silberlocken lächle.

Den Philiſtern allzumal
Wohlgemuth zu ſchnippen,
Jenen Perlenſchaum des Weins
Nicht nur flach zu nippen,
Nicht zu liebeln, leis mit Augen,
Sondern feſt uns anzuſaugen
An geliebte Lippen.

Weltſeele.

Vertheilet Euch, nach allen Regionen,
Von dieſem heil'gen Schmaus!
Begeiſtert reißt Euch durch die nächſten Zonen
In's All und füllt es aus!

Schon ſchwebet Ihr, in ungemeßnen Fernen,
Den ſeel'gen Göttertraum,
Und leuchtet neu, geſellig, unter Sternen
Im lichtbeſäten Raum.

Dann treibt ihr Euch, gewaltige Kometen,
In's Weit' und Weitr' hinan.
Das Labyrinth der Sonnen und Planeten
Durchſchneidet Eure Bahn.

Ihr greifet raſch nach ungeformten Erden
Und wirket, ſchöpfriſch jung,
Daß ſie belebt und ſtets belebter werden,
Im abgemeſſnen Schwung.

Und kreiſend führt Ihr in bewegten Lüften
Den wandelbaren Flor,
Und ſchreibt dem Stein, in allen ſeinen Grüften,
Die feſten Formen vor.

Nun Alles ſich, mit göttlichem Erkühnen,
Zu übertreffen ſtrebt;
Das Waſſer will, das unfruchtbare, grünen
Und jedes Stäubchen lebt.

Und ſo verdrängt, mit liebevollem Streiten,
Der feuchten Dunſte Nacht;
Nun glühen ſchon des Paradieſes Weiten,
In überbunter Pracht.

Wie regt ſich bald, ein holdes Licht
zu ſchauen,
Geſtaltenreiche Schaar,
Und Ihr erſtaunt, auf den beglückten
Auen,
Nun als das erſte Paar.

Und bald verliſcht ein unbegränztes
Streben,
Im ſeel'gen Wechſelblick.
Und ſo empfangt, mit Dank, das
ſchönſte Leben.
Vom All in's All zurück.

Dauer im Wechſel.

Hielte dieſen frühen Segen
Ach nur Eine Stunde feſt!
Über vollen Blütenregen
Schüttelt ſchon der laue Weſt.
Soll ich mich des Grünen freuen?
Dem ich Schatten erſt verdankt;
Bald wird Sturm auch das zerſtreuen,
Wenn es falb im Herbſt geſchwankt.

Willſt du nach den Früchten greifen;
Eilig nimm dein Theil davon!
Dieſe fangen an zu reifen
Und die andern keimen ſchon;
Gleich, mit jedem Regenguſſe,
Aendert ſich dein holdes Thal,
Ach! und in demſelben Fluſſe
Schwimmſt du nicht zum zweytenmal.

Du nun ſelbſt! Was felſenfeſte
Sich vor dir hervorgethan,
Mauern ſiehſt du, ſiehſt Paläſte
Stets mit andern Augen an.
Weggeſchwunden iſt die Lippe,
Die im Kuſſe ſonſt genas,
Jener Fuß, der an der Klippe,
Sich, mit Gemſenfreche, maß.

Jene Hand, die gern und milde
Sich bewegte wohlzuthun,
Das gegliederte Gebilde,
Alles iſt ein andres nun.
Und was ſich, an jener Stelle,
Nun mit deinem Namen nennt,
Kam herbey, wie eine Welle,
Und ſo eilt's zum Element.

Laß den Anfang mit dem Ende
Sich in Eins zuſammenziehn!
Schneller als die Gegenſtände
Selber dich vorüberfliehn.

Denke, daß die Gunſt der Muſen
Unvergängliches verheißt,
Den Gehalt in deinem Buſen
Und die Form in deinem Geiſt.

Die glücklichen Gatten.

Nach dieſem Frühlingsregen,
Den wir, ſo warm, erfleht,
Weibchen! o! ſieh den Segen,
Der unſre Flur durchweht.
Nur in der blauen Trübe
Verliert ſich fern der Blick;
Hier wandelt noch die Liebe;
Hier hauſet noch das Glück.

Das Pärchen weißer Tauben,
Du ſiehſt, es fliegt dorthin,
Wo, um beſonnte Lauben,
Gefüllte Veilchen blühn.
Dort landen wir zuſammen
Den allererſten Strauß,
Dort ſchlugen unſre Flammen
Zuerſt, gewaltig aus.

Doch als uns vom Altare,
Nach dem beliebten Ja,
Mit manchem jungen Paare,
Der Pfarrer eilen ſah:
Da gingen andre Sonnen
Und andre Monden auf,
Da war die Welt gewonnen,
Für unſern Lebenslauf.

Und hunderttauſend Siegel
Bekräftigten den Bund,
Im Wäldchen auf dem Hügel
Im Buſch am Wieſengrund,
In Höhlen, im Gemäuer
Auf des Geklüftes Höh,
Und Amor trug das Feuer
Selbſt in das Rohr am See.

Wir wandelten zufrieden,
Wir glaubten uns zu zwei;
Doch anders war's beſchieden
Und ſieh! wir waren drei.

Und vier' und fünf' und ſechſe,
Sie ſaßen um den Topf,
Und nun ſind die Gewächſe
Faſt all' uns übern Kopf.

Und dort, in ſchöner Fläche,
Das neugebaute Haus
Umſchlingen Pappelbäche,
So freundlich ſieht's heraus.
Wer ſchaffte wohl, da drüben,
Sich dieſen frohen Sitz?
Iſt es, mit ſeiner Lieben,
Nicht unſer braver Fritz?

Und wo, im Felſengrunde,
Der eingeklemmte Fluß
Sich ſchäumend, aus dem Schlunde
Auf Räder ſtürzen muß.
Man ſpricht von Müllerinnen
Und wie ſo ſchön ſie ſind;
Doch immer wird gewinnen
Dort hinten unſer Kind.

O du hörst mich,
Freundlichlieber Vater,
Wirst mich wieder,
Wieder aufwärts heben;
Daß, befreyt von langer, schwerer Plage,
Ich an deinem Himmel wieder mich ergetze!

Lehe dich, verzagtes Herz!
Ach! Hoffnung!
Hoffnung gießt
In Sturmnacht Morgenröthe!

Dieser Boden
Ist nicht Fels, nicht Moos mehr;
Diese Berge
Nicht voll schwarzen Grauses!
Ach hier find' ich wieder eine Blume!
Dieses welke Blatt,
Es lebt noch,
Harrt noch
Daß ich seiner mich erfreue!

Doch wo das Grün so dichte,
Um Kirch' und Rasen steht,
Da wo die alte Fichte,
Allein zum Himmel weht;
Da ruhet unsrer Todten
Frühzeitiges Geschick,
Und leitet, von dem Boden,
Zum Himmel unsern Blick.

Es blitzen Waffenwogen
Den Hügel, schwankend, ab.
Das Heer es kommt gezogen,
Das uns den Frieden gab.
Wer, mit der Ehrenbinde,
Bewegt sich stolz voraus?
Es gleichet unserm Kinde!
So kommt der Karl nach Haus!

Den liebsten aller Gäste
Bewirthet nun die Braut;
Sie wird, am Friedensfeste,
Dem Treuen angetraut;

Und zu den Feiertänzen
Drängt jeder ſich herbei,
Da ſchmückeſt du mit Kränzen,
Der jüngſten Kinder drei.

Bei Flöten und Schalmeien
Erneuert ſich die Zeit,
Da wir uns einſt, im Reihen,
Als junges Paar gefreut,
Und in des Jahres Laufe,
Die Wonne fühl' ich ſchon!
Begleiten wir zur Taufe
Den Enkel und den Sohn.

Auf dem See.

Und frische Nahrung, neues Blut
Saug' ich aus freier Welt;
Wie ist Natur so hold und gut,
Die mich am Busen hält!
Die Welle wieget unsern Kahn
Im Rudertakt hinauf,
Und Berge, wolkig himmelan,
Begegnen unserm Lauf.

Aug', mein Aug', was sinkst du nieder
Goldne Träume, kommt ihr wieder?
Weg, du Traum! so Gold du bist;
Hier auch Lieb' und Leben ist.

Auf der Welle blinken
Tausend schwebende Sterne,
Weiche Nebel trinken
Rings die thürmende Ferne:

Morgenwind umflügelt
Die beſchattete Bucht,
Und im See beſpiegelt
Sich die reifende Frucht.

Vom Berge.

Wenn ich, liebe Lili, dich nicht liebte,
Welche Wonne gäb' mir dieſer Blick!
Und doch wenn ich, Lili, dich nicht liebte,
Fänd' ich hier und fänd' ich dort mein Glück?

Frühzeitiger Frühling.

Tage der Wonne
Kommt ihr so bald?
Schenkt mir die Sonne,
Hügel und Wald?

Reichlicher fließen
Bächlein zumal.
Sind es die Wiesen?
Ist es das Thal?

Blauliche Frische!
Himmel und Höh!
Goldene Fische
Wimmeln im See.

Buntes Gefieder
Rauschet im Hain,
Himmlische Lieder
Schallen darein.

Unter des Grünen
Blühender Kraft,
Naschen die Bienen
Summend am Saft.

Leise Bewegung
Webt in der Luft,
Reizende Regung
Schläfernder Duft.

Mächtiger rühret
Bald sich ein Hauch,
Doch er verlieret
Gleich sich im Strauch.

Aber zum Busen
Kehrt er zurück,
Helfet, ihr Musen,
Tragen das Glück!

Saget seit gestern
Wie mir geschah?
Liebliche Schwestern
Liebchen ist da!

Herbstgefühl.

Fetter grüne, du Laub',
Am Rebengeländer
Hier mein Fenster herauf!
Gedrängter quellet,
Zwillingsbeeren, und reifet
Schneller und glänzend voller!
Euch brütet der Mutter Sonne
Scheideblick; euch umsäuselt
Des holden Himmels
Fruchtende Fülle;
Euch kühlet des Mondes
Freundlicher Zauberhauch,
Und euch bethauen, ach!
Aus diesen Augen
Der ewig belebenden Liebe
Vollschwellende Thränen.

Raſtloſe Liebe.

Dem Schnee, dem Regen,
Dem Wind entgegen,
Im Dampf der Klüfte,
Durch Nebeldüfte,
Immer zu! Immer zu!
Ohne Raſt und Ruh!

Lieber durch Leiden
Möcht' ich mich ſchlagen,
Als ſo viel Freuden
Des Lebens ertragen.
Alle das Neigen
Von Herzen zu Herzen,
Ach wie ſo eigen
Schaffet das Schmerzen!

Wie ſoll ich fliehen?
Wälderwärts ziehen?

Seltſam! ſeltſam!
Find' ich dieſe Frucht hier?
Die mir in den Gärten droben
Ach! ſo lieb war —

Sie bricht den Granatapfel ab.

Laß dich genießen,
Freundliche Frucht!
Laß mich vergeſſen
Alle den Harm!
Wieder mich wähnen
Droben in Jugend,
In der vertaumelten
Lieblichen Zeit,
In den umduftenden
Himmliſchen Blüthen,
In den Gerüchen
Seliger Wonne,
Die der Entzückten,
Der Schmachtenden ward! —

Alles vergebens!
Krone des Lebens,
Glück ohne Ruh,
Liebe, bist du!

Schäfers Klagelied.

Da droben auf jenem Berge
Da ſteh' ich tauſendmal,
An meinem Stabe gebogen
Und ſchaue hinab in das Thal.

Dann folg' ich der weidenden Heerde,
Mein Hündchen bewahret mir ſie.
Ich bin herunter gekommen
Und weiß doch ſelber nicht wie.

Da ſtehet von ſchönen Blumen
Die ganze Wieſe ſo voll,
Ich breche ſie, ohne zu wiſſen,
Wem ich ſie geben ſoll.

Und Regen, Sturm und Gewitter
Verpaſſ' ich unter dem Baum.
Die Thüre dort bleibet verſchloſſen,
Doch alles iſt leider ein Traum.

Es ſtehet ein Regenbogen
Wohl über jenem Haus!
Sie aber iſt weggezogen,
Und weit in das Land hinaus.

Hinaus in das Land und weiter,
Vielleicht gar über die See.
Vorüber ihr Schafe vorüber,
Dem Schäfer iſt gar ſo weh.

Troſt in Thränen.

Wie kommt's, daß du ſo traurig biſt,
Da alles froh erſcheint?
Man ſieht dir's an den Augen an,
Gewiß du haſt geweint.

„Und hab ich einſam auch geweint,
So iſt's mein eigner Schmerz,
Und Thränen fließen gar ſo ſüß,
Erleichtern mir das Herz"

Die frohen Freunde laden dich,
O! komm an unſre Bruſt!
Und was du auch verloren haſt,
Vertraure den Verluſt.

„Ihr lärmt und rauſcht, und ahnet nicht,
Was mich, den Armen, quält.
Ach nein! Verloren hab' ich's nicht,
So ſehr es mir auch fehlt."

So raffe denn dich eilig auf,
Du bist ein junges Blut.
In deinen Jahren hat man Kraft,
Und zum Erwerben Muth.

„Ach nein! erwerben kann ich's nicht,
Es steht mir gar zu fern.
Es weilt so hoch, es blinkt so schön,
Wie droben jener Stern."

Die Sterne die begehrt man nicht,
Man freut sich ihrer Pracht,
Und mit Entzücken blickt man auf
In jeder heitern Nacht.

„Und mit Entzücken blick' ich auf,
So manchen lieben Tag,
Verweinen laß die Nächte mich,
o lang ich weinen mag."

Nachtgesang.

O! gieb, vom weichen Pfühle,
Träumend, ein halb Gehör!
Bei meinem Saitenspiele
Schlafe! was willst du mehr?

Bei meinem Saitenspiele
Segnet der Sterne Heer
Die ewigen Gefühle;
Schlafe! was willst du mehr?

Die ewigen Gefühle
Heben mich, hoch und hehr,
Aus irdischem Gewühle;
Schlafe! was willst du mehr?

Vom irdischen Gewühle
Trennst du mich nur zu sehr,
Bannst mich in diese Kühle!
Schlafe! was willst du mehr?

Bannst mich in diese Kühle,
Giebst nur im Traum Gehör.
Ach! auf dem weichen Pfühle
Schlafe! was willst du mehr?

Sehnsucht.

Was zieht mir das Herz so?
Was zieht mich hinaus?
Und windet und schraubt mich
Aus Zimmer und Haus?
Wie dort sich die Wolken
Um Felsen verziehn,
Da möcht' ich hinüber
Da möcht' ich wohl hin!

Nun wiegt sich der Raben
Geselliger Flug,
Ich mische mich drunter
Und folge dem Zug.
Und Berg und Gemäuer
Umflittigen wir,
Sie weilet da drunten;
Ich spähe nach ihr.

Da kommt sie und wandelt;
Ich eile sobald,
Ein singender Vogel,
Zum buschigten Wald.
Sie weilet und horchet,
Und lächelt mit sich:
„Er singet so lieblich
Und singt es an mich."

Die scheidende Sonne
Vergoldet die Höhn,
Die sinnende Schöne
Sie läßt es geschehn.
Sie wandelt am Bache
Die Wiesen entlang,
Und finster und finstrer
Umschlingt sich der Gang.

Auf einmal erschein' ich
Ein blinkender Stern.
„Was glänzet da droben?
So nah und so fern?"

Und haſt du, mit Staunen,
Das Leuchten erblickt:
Ich lieg dir zu Füßen,
Da bin ich beglückt!

Sie ißt einige Körner.

Labend! labend!

Wie greift's auf einmal
Durch dieſe Freuden,
Durch dieſe offne Wonne,
Mit entſetzlichen Schmerzen,
Mit eiſernen Händen
Der Hölle durch! — —
Was hab' ich verbrochen,
Daß ich genoß?
Ach warum ſchafft
Die erſte Freude hier mir Qual?
Was iſt's? was iſt's? —
Ihr Felſen ſcheint hier ſchrecklicher herabzuwinken,
Mich feſter zu umfaſſen!
Ihr Wolken, tiefer mich zu drücken!
Im fernen Schooſe des Abgrunds
Dumpfe Gewitter toſend ſich zu erzeugen!

An Mignon.

Ueber Thal und Fluß getragen
Ziehet rein der Sonne Wagen.
Ach! sie regt, in ihrem Lauf,
So wie deine, meine Schmerzen,
Tief im Herzen,
Immer morgens wieder auf.

Kaum will mir die Nacht noch frommen,
Denn die Träume selber kommen
Nun in trauriger Gestalt,
Und ich fühle dieser Schmerzen,
Still im Herzen,
Heimlich bildende Gewalt.

Schon seit manchen schönen Jahren
Seh' ich unten Schiffe fahren,
Jedes kommt an seinen Ort;
Aber ach, die steten Schmerzen,
Fest im Herzen,
Schwimmen nicht im Strome fort.

Schön in Kleidern muß ich kommen,
Aus dem Schrank ſind ſie genommen,
Weil es heute Feſttag iſt:
Niemand ahnet, daß von Schmerzen,
Herz im Herzen,
Grimmig mir zerriſſen iſt.

Heimlich muß ich immer weinen,
Aber freundlich kann ich ſcheinen
Und ſogar geſund und roth;
Wären tödtlich dieſe Schmerzen
Meinem Herzen,
Ach! ſchon lange wär ich todt.

Bergſchloß.

Da droben auf jenem Berge
Da ſteht ein altes Schloß,
Wo, hinter Thoren und Thüren,
Sonſt lauerten Ritter und Röß.

Verbrannt ſind Thüren und Thore
Und überall iſt es ſo ſtill,
Das alte verfallne Gemäuer
Durchklettr' ich, wie ich nur will.

Hieneben lag ein Keller,
So voll von köſtlichem Wein,
Nun ſteiget nicht mehr, mit Krügen,
Di Kellnerinn heiter hinein.

Sie ſetzt den Güſten, im Saale,
Nicht mehr die Becher umher,
Sie füllt zum heiligen Maße,
Dem Pfaffen das Fläſchchen nicht mehr.

Sie reicht dem lüſternen Knappen
Nicht mehr, auf dem Gange, den Trank,
Und nimmt für flüchtige Gabe
Nicht mehr den flüchtigen Dank.

Denn alle Balken und Decken,
Sie ſind ſchon lange verbrannt,
Und Trepp' und Gang und Capelle
In Schutt und Trümmer verwandt.

Doch als mit Zitter und Flaſche
Nach dieſen felſigen Höhn,
Ich, an dem heiterſten Tage,
Mein Liebchen ſteigen geſehn;

Da drängte ſich frohes Behagen
Hervor aus verödeter Ruh,
Da ging's wie in alten Tagen
Recht feyerlich wieder zu.

Als wären für ſtattliche Gäſte,
Die weiteſten Räume bereit,
Als käm' ein Pärchen gegangen
Aus jener tüchtigen Zeit.

Als stünd', in seiner Capelle,
Der würdige Pfaffe schon da,
Und fragte: wollt ihr einander?
Wir aber lächelten: Ja!

Und tief bewegten Gesänge
Des Herzens innigsten Grund,
Es zeugte, statt der Menge,
Der Echo schallender Mund.

Und als sich, gegen den Abend,
Im Stillen Alles verlor,
Da blickte die glühende Sonne
Zum schroffen Gipfel empor.

Und Knapp und Kellnerinn glänzen,
Als Herren weit und breit,
Sie nimmt sich zum Kredenzen
Und er zum Danke sich Zeit.

Geistes-Gruß.

Hoch auf dem alten Thurme steht
Des Helden edler Geist,
Der, wie das Schiff vorübergeht,
Es wohl zu fahren heißt.

„Sieh, diese Senne war so stark,
„Dies Herz so fest und wild,
„Die Knochen voll von Rittermark,
„Der Becher angefüllt;

„Mein halbes Leben stürmt' ich fort,
„Verdehnt' die Hälfte in Ruh,
„Und du, du Menschen-Schifflein dort,
„Fahr' immer, immer zu."

An ein goldnes Herz, daß er am Halse trug.

Angedenken du verklung'ner Freude,
Das ich immer noch am Halse trage,
Hältst du länger als das Seelenband uns beide?
Verlängerst du der Liebe kurze Tage?

Flieh' ich, Lili, vor dir! Muß noch an deinem Bande,
Durch fremde Lande,
Durch ferne Thäler und Wälder wallen!
Ich! Lili's Herz konnte so bald nicht
Von meinem Herzen fallen.

Wie ein Vogel, der den Faden bricht
Und zum Walde kehrt,

Er ſchleppt des Gefängniſſes Schmach,
Noch ein Stückchen des Fadens nach,
Er iſt der alte freigeborne Vogel nicht,
Er hat ſchon iemand angehört.

Wonne der Wehmuth.

Trocknet nicht, trocknet nicht,
Thränen der ewigen Liebe!
Ach! nur dem halbgetrockneten Auge
Wie öde, wie todt die Welt ihm erscheint!
Trocknet nicht, trocknet nicht,
Thränen unglücklicher Liebe!

Wandrers Nachtlied.

Der du von dem Himmel biſt,
Alles Leid und Schmerzen ſtilleſt,
Den, der doppelt elend iſt,
Doppelt mit Erquickung füllеſt,
Ach! ich bin des Treibens müde!
Was ſoll all der Schmerz und Luſt?
Süßer Friede!
Komm, ach komm in meine Bruſt!

Und ihr weiten Reiche der Parzen,
Mir zuzurufen:
Du biſt unſer!

Die Parzen unſichtbar.

Du biſt unſer!
Iſt der Rathſchluß deines Ahnherrn:
Nüchtern ſollteſt wiederkehren;
Und der Biß des Apfels macht dich unſer!
Königinn, wir ehren dich!

Proſerpina.

Haſt du's geſprochen, Vater?
Warum? warum?
Was that ich, daß du mich verſtößeſt?
Warum rufſt du mich nicht
Zu deinem lichten Thron auf!
Warum den Apfel?
O verflucht die Früchte!
Warum ſind Früchte ſchön,
Wenn ſie verdammen?

Jägers Abendlied.

Im Felde schleich' ich still und wild,
Gespannt mein Feuerrohr.
Da schwebt so licht dein liebes Bild,
Dein süßes Bild mir vor.

Du wandelst jetzt wohl still und mild
Durch Feld und liebes Thal,
Und ach mein schnell verrauschend Bild,
Stellt sich dir's nicht einmal?

Des Menschen, der die Welt durchstreift
Voll Unmuth und Verdruß,
Nach Osten und nach Westen schweift,
Weil er dich lassen muß.

Mir ist es, denk' ich nur an dich,
Als in den Mond zu sehn,
Ein stiller Friede kommt auf mich,
Weiß nicht wie mir geschehn.

An den Mond.

Füllest wider Busch und Thal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz;

Breitest über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Wie des Freundes Auge, mild
Ueber mein Geschick.

Jeden Nachklang fühlt mein Herz
Froh- und trüber Zeit,
Wandle zwischen Freud' und Schmerz
In der Einsamkeit.

Fließe, fließe, lieber Fluß!
Nimmer werd' ich froh,
So verrauschte Scherz und Kuß,
Und die Treue so.

Ich beſaß es doch einmal,
Was ſo köſtlich iſt!
Das man doch zu ſeiner Qual
Nimmer es vergißt!

Rauſche, Fluß, das Thal entlang,
Ohne Raſt und Ruh,
Rauſche, flüſtre meinem Sang
Melodien zu!

Wenn du in der Winternacht
Wüthend überſchwillſt,
Oder um die Frühlingspracht
Junger Knoſpen quillſt.

Selig, wer ſich vor der Welt
Ohne Haß verſchließt,
Einen Freund am Buſen hält
Und mit dem genießt,

Was vom Menſchen nicht gewußt,
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Bruſt
Wandelt in der Nacht.

Einschränkung.

Ich weiß nicht, was mir hier gefällt,
In dieser engen, kleinen Welt
Mit holdem Zauberband mich hält?
Vergeß' ich doch, vergeß' ich gern,
Wie seltsam mich das Schicksal leitet;
Und ach! ich fühle, nah' und fern
Ist mir noch manches zubereitet.
O wäre doch das rechte Maß getroffen!
Was bleibt mir nun, als, eingehüllt,
Von holder Lebenskraft erfüllt,
In stiller Gegenwart die Zukunft zu erhoffen!

Hoffnung.

Schaff, das Tagwerk meiner Hände,
Hohes Glück, daß ich's vollende!
Laß! o laß mich nicht ermatten!
Nein, es sind nicht leere Träume;
Jetzt nur Stangen, diese Bäume
Geben einst noch Frucht und Schatten.

Sorge.

Kehre nicht in dieſem Kreiſe
Neu und immer neu zurück!
Laß, o laß mir meine Weiſe,
Gönn', o gönne mir mein Glück!
Soll ich fliehen? Soll ich's faſſen?
Nun gezweifelt iſt genug.
Willſt du mich nicht glücklich laſſen,
Sorge, nun ſo mach mich klug!

Göthe's

Gedichte.

Zweites Bändchen.

Köln,
in der W. Spitz'schen Buchhandlung.
1814.

Stoßſeufzer.

Ach, man ſparte viel!
Seltener wäre verrückt das Ziel,
Wär weniger Dumpfheit, vergebnes
Sehnen,
Ich könnte viel glücklicher ſeyn;
Gäb's nur keinen Wein
Und keine Weiberthränen!

Räthſel.

Ein Bruder iſt's von vielen Brüdern,
In allem ihnen völlig gleich;
Ein nöthig Glied von vielen Gliedern,
In eines großen Vaters Reich.
Jedoch erblickt man ihn nur ſelten,
Faſt wie ein eingeſchobnes Kind,
Die andern laſſen ihn nur gelten
Da wo ſie unvermögend ſind.

Parzen.

Biſt nun unſer!
Warum trauerſt du?
Sieh, wir ehren dich,
Unſre Königinn!

Proſerpina.

O wäre der Tartarus nicht eure Wohnung,
Daß ich euch hin verwünſchen konnte!
O wäre der Kocyt nicht euer ewig Bad,
Daß ich für euch
Noch Flammen übrig hätte!
Ich Königinn,
Und kann euch nicht vernichten!

In ewigem Haß ſey ich mit euch verbunden! —
So ſchöpfet, Danaiden!
Spinnt, Parzen! wüthet, Furien!
In ewig gleich elendem Schickſal!
Ich beherrſche euch,
Und bin darum elender als ihr alle.

Das Sonett.

Sich in erneutem Kunſtgebrauch zu üben
Iſtheil'gepflicht, die wir dir auferlegen.
Du kannſt dich auch, wie wir, beſtimmt bewegen
Nach Tritt und Schritt, wie es dir vorgeſchrieben

Denn eben die Beſchränkung läßt ſich lieben,
Wenn ſich die Geiſter gar gewaltig regen;
Und wie ſie ſich denn auch gebärden mögen,
Das Werk zuletzt iſt doch vollendet blieben.

So möcht' ich ſelbſt in künſtlichen Sonetten,
In ſprachgewandter Maßen kühnem Stolze,
Das beſte, was Gefühl mir gäbe, reimen;

Doch weiß ich hier mich nicht bequem zu betten,

Ich ſchneide ſonſt ſo gern aus ganzem Holze,
Und müßte nun doch auch mitunter leimen.

Perfectibilität.

Möcht' ich doch wohl beſſer ſeyn
Als ich bin! — Was wär' es?
Soll ich aber beſſer ſeyn
Als du biſt; — ſo lehr' es!

Möcht' ich auch wohl beſſer ſeyn,
Als ſo mancher Andre!
„Willſt du beſſer ſeyn als wir,
Lieber Freund, ſo wandre."

Vorſchlag zur Güte.

Er.

Du gefällſt mir ſo wohl, mein liebes Kind;
Und wie wir hier bey einander ſind;
So möcht' ich nimmer ſcheiden,
Da wär' es wohl uns beyden.

Sie.

Gefall' ich dir; ſo gefällſt du mir.
Du ſagſt es frey, ich ſag' es dir.
Ey nun! Heirathen wir eben!
Das übrige wird ſich geben.

Er.

Heirathen, Engel, iſt wunderlich Wort.
Ich meint', da müßt' ich gleich wieder fort.

Sie.

Was iſt's denn ſo großes Leiden?
Geht's nicht, ſo laſſen wir uns ſcheiden.

Vanitas! vanitatum vanitas!

Ich hab mein Sach auf nichts geſtellt
Juchhe!
Drum iſt's ſo wohl mir in der Welt.
Juchhe!
Und wer will mein Kamerade ſeyn,
Der ſtoße mit an, der ſtimme mit ein,
Bei dieſer Neige Wein.

Ich ſtellt' mein Sach auf Geld und Gut.
Juchhe!
Darüber verlor ich Freud' und Muth.
O weh!
Die Münze rollte hier und dort
Und haſcht' ich ſie an einem Ort,
Am andern war ſie fort.

Auf Weiber ſtellt' ich nun mein Sach.
Juchhe!

Daher mir kam viel Ungemach
O weh!
Die Falsche sucht sich ein ander Theil,
Die Treue macht mir Langeweil;
Die Beste war nicht feil.

Ich stellt' mein Sach' auf Reis' und Fahrt
Juchhe!
Und ließ meine Vaterlandsart
O weh!
Und mir behagt es nirgends recht,
Die Kost war fremd, das Bett war schlecht,
Niemand verstand mich recht.

Ich stellt' mein Sach auf Ruhm und Ehr
Juchhe!
Und sieh! gleich hatt' ein Andrer mehr
O weh!
Wie ich mich hatt hervorgethan
Da sahen die Leute scheel mich an,
Hatte keinem Recht gethan.'

Ich ſetzt mein Sach auf Kampf und Krieg,
Juchhe!
Und uns gelang ſo mancher Sieg,
Juchhe!
Wir zogen in Feindes Land hinein,
Dem Freunde ſollt's nicht viel beſſer ſeyn,
Und ich verlor ein Bein.

Nun hab ich mein Sach auf Nichts geſtellt
Juchhe!
Und mein gehört die ganze Welt,
Juchhe!
Zu Ende geht nun Sang und Schmaus,
Nur trinkt mir alle Neigen aus;
Die letzte muß heraus!

Kophtiſches Lied.

Laſſet Gelehrte ſich zanken und ſtreiten,
Streng und bedächtig die Lehrer auch ſeyn!
Alle die Weiſeſten aller der Zeiten
Lächeln und winken und ſtimmen mit ein:
Thöricht, auf Beſſrung der Thoren zu harren!
Kinder der Klugheit, o! habet die Narren
Eben zum Narren auch, wie ſich's gehört.

Merlin der Alte, im leuchtenden Grabe,
Wo ich als Jüngling geſprochen ihn habe,
Hat mich mit ähnlicher Antwort belehrt:
Thöricht auf Beſſrung der Thoren zu harren!
Kinder der Klugheit, o! haltet die Narren
Eben zum Narren auch, wie ſich's gehört.

Und auf den Höhen der Indiſchen Küſte,
Und in den Tiefen Aegyptiſcher Grüfte

Hab ich das heilige Wort nur gehört:
Thöricht, auf Besserung der Thoren zu
harren!
Kinder der Klugheit, o! habet die Narren
Eben zum Narren auch; wie sich's gehört.

Ein andres.

Geh! gehorche meinen Winken,
Nutze deine jungen Tage,
Lerne zeitig klüger sein.
Auf des Glükes großer Wage
Steht die Zunge selten ein.
Du mußt steigen oder sinken,
Du mußt herrschen und gewinnen,
Oder dienen und verlieren,
Leiden oder triumphiren,
Amboß oder Hammer seyn.

Parzen.

Du biſt unſer!
Wir neigen uns dir!
Biſt unſer! unſer!
Hohe Königinn!

Proſerpina.

Fern! weg von mir
Sey eure Treu' und eure Herrlichkeit!
Wie haß' ich euch!
Und dich, wie zehnfach haß' ich dich —
Weh mir! ich fühle ſchon
Die verhaßten Umarmungen!

Parzen.

Unſer! Unſre Königinn!

Proſerpina.

Warum reckſt du ſie nach mir?
Recke ſie nach dem Avernus!
Rufe die Qualen aus Stygiſchen Nächten empor!

Muſen und Grazien in der Mark.

O! wie iſt die Stadt ſo wenig,
Laßt die Maurer künftig ruhn!
Unſre Bürger, unſer König
Könnten wohl was Beſſers thun.
Ball und Oper wird uns tödten,
Liebchen, komm auf meine Flur,
Denn beſonders die Poeten,
Die verderben die Natur.

O wie freut es mich, mein Liebchen,
Daß du ſo natürlich biſt:
Unſre Mädchen, unſre Bübchen,
Spielen künftig auf dem Miſt!
Und auf unſern Promenaden
Zeigt ſich erſt die Neigung ſtark.
Liebes Mädchen! laß uns waden,
Waden noch, durch dieſen Quark.

Dann im Sand uns zu verlieren,
Der uns keinen Weg verſperrt!
Dich den Anger hin zu führen,
Wo der Dorn das Röckchen zerrt!
Zu dem Dörfchen laß uns ſchleichen,
Mit dem ſpitzen Thurme hier:
Welch ein Wirthshaus ſonder gleichen!
Trocknes Brod! und ſaures Bier!

Sagt mir nichts von gutem Boden,
Nichts vom Magdeburger Land!
Unſre Saamen, unſre Todten,
Ruhen in dem leichten Sand.
Selbſt die Wiſſenſchaft verlieret
Nichts an ihrem raſchen Lauf,
Denn bei uns, was vegetiret,
Alles keimt getrocknet auf.

Geht es nicht in unſerm Hofe
Wie im Paradieſe zu?

Statt der Dame, ſtatt der Zofe
Macht die Henne Glu! glu! glu!
Uns beſchäftigt nicht der Pfauen,
Nur der Gänſe Lebenslauf;
Meine Mutter zieht die grauen,
Meine Frau die weißen auf.

Laß den Witzling uns beſtich'n!
Glücklich! wenn ein deutſcher Mann
Seinem Freunde, Vetter Michel'n,
Guten Abend bieten kann.
Wie iſt der Gedanke labend!
Solch ein Edler bleibt uns nah!
Immer ſagt man: geſtern Abend
War doch Vetter Michel da!

Und in unſern Liedern keimet
Sylb' aus Sylbe, Wort aus Wort,
Ob ſich gleich auf deutſch nichts reimet,
Reimt der Deutſche dennoch fort.

Ob es kräftig oder zierlich,
Geht uns so genau nicht an;
Wir sind bieder und natürlich,
Und das ist genug gethan.

Der Rattenfänger.

Ich bin der wohlbekannte Sänger,
Der vielgereiſ'te Rattenfänger;
Den dieſe altberühmte Stadt
Gewiß beſonders nöthig hat.
Und wären's Ratten noch ſo viele,
Und wären Wiesel mit im Spiele;
Von allen ſäubr' ich dieſen Ort,
Sie müſſen mit einander fort.

Dann iſt der gutgelaunte Sänger
Mitunter auch ein Kinderfänger,
Der ſelbſt die wildeſten bezwingt,
Wenn er die goldnen Märchen ſingt.
Und wären Knaben noch ſo trutzig,
Und wären Mädchen noch ſo ſtutzig,
In meine Saiten greif' ich ein,
Sie müſſen alle hinter drein.

Dann iſt der vielgewandte Sänger
Gelegentlich ein Mädchenfänger;
In keinem Städtchen langt er an,
Wo er's nicht mancher angethan.
Und wären Mädchen noch ſo blöde,
Und wären Weiber noch ſo ſpröde;
Doch allen wird ſo liebebang,
Bei Zauberſaiten und Geſang.

(Von Anfang.)

Frühlingsorakel.

Du prophet'ſcher Vogel du,
Blütenſänger, o! Coucou!
Bitten eines jungen Paares,
In der ſchönſten Zeit des Jahres,
Höre, liebſter Vogel du,
Kann es hoffen; ruf ihm zu:
Dein Coucou, dein Coucou,
Immer mehr Coucou, Coucou.

Hörſt du! ein verliebtes Paar
Sehnt ſich herzlich zum Altar;
Und es iſt, bei ſeiner Jugend,
Voller Treue, voller Tugend.
Iſt die Stunde denn noch nicht voll?
Sag, wie lang es warten ſoll?
Horch! Coucou! Horch! Coucou!
Immer ſtille! Nichts hinzu.

Iſt es doch nicht unſre Schuld!
Nur zwey Jahre noch Geduld!
Aber, wenn wir uns genommen,
Werden Pa, pa, papas kommen?
Wiſſe, daß du uns erfreuſt,
Wenn du viele prophezeyſt.
Eine! Coucou! Zwey! Coucou!
Immer weiter Coucou, Coucou, Cou.

Haben wir wohl recht gezählt;
Wenig am Halbdutzend fehlt.
Wenn wir gute Worte geben;
Sagſt du wohl, wie lang wir leben?
Freylich, wir geſtehen dir's,
Gern zum längſten trieben wir's.
Cou Coucou. Cou Coucou,
Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou,
Cou, Cou.

Leben iſt ein groſſes Feſt,
Wenn ſich's nicht berechnen läßt.

Sind wir nun zusammen blieben;
Bleibt dann auch das treue Lieben?
Könnte das zu Ende gehn;
Wär' doch alles nicht mehr schön.
Cou Coucou, Cou Coucou :,:
Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou,
Cou, Cou.

(Mit Grazie in infinitum.)

An Lina.

Liebchen, kommen dieſe Lieder
Jemals wieder dir zu Hand,
Sitze beim Claviere nieder,
Wo der Freund ſonſt bei dir ſtand.

Laß die Saiten raſch erklingen
Und dann ſich in's Buch hinein.
Nur nicht leſen! immer ſingen!
Und ein jedes Blatt iſt dein.

Ach! wie traurig ſieht in Lettern,
Schwarz auf weiß, das Lied mich an,
Das aus deinem Mund vergöttern,
Das ein Herz zerreißen kann.

Sie ſteigen deinem Wink entgegen,
Nicht meine Liebe.
Wie haß' ich dich,
Abſcheu und Gemahl,
O Pluto! Pluto!
Gib mir das Schickſal deiner Verdammten!
Nenn' es nicht Liebe! —
Wirf mich mit dieſen Armen
In die zerſtörende Qual!

Parzen.

Unſer! unſer! hehe Königinn!

Andraſon erſcheint bey den Worten: Abſcheu und Gemahl ꝛc. Mandane richtet die Apoſtrophe an ihn, und flieht vor ihm mit Entſetzen. Er erſtaunt, ſieht ſich um, und folgt ihr voller Verwunderung.

Klaggesang

von der edeln Frauen des Asan Aga, aus dem Morlakischen.

Was ist Weißes dort am grünen Walde?
Ist es Schnee wohl, oder sind es Schwäne?
Wär' es Schnee, es wäre weggeschmolzen;
Wären's Schwäne, wären weggeflogen.
Ist kein Schnee nicht, es sind keine Schwäne,
's ist der Glanz der Zelten Asan Aga.
Niederliegt er drinn an seiner Wunde;
Ihn besucht die Mutter und die Schwester;
Schamhaft säumt sein Weib, zu ihm zu kommen.

Als nun seine Wunde linder wurde
Ließ er seinem treuen Weibe sagen:
„Harre mein nicht mehr an meinem Hofe,
„Nicht am Hofe und nicht bei den Meinen."

Als die Frau dies harte Wort vernommen,
Stand die Treue starr und voller Schmerzen,
Hört der Pferde Stampfen vor der Thüre,
Und es däucht ihr, Asan käm', ihr Gatte,
Springt zum Thurme, sich herab zu stürzen.
Aengstlich folgen ihr zwey liebe Töchter,
Rufen nach ihr, weinend bittre Thränen;
„Sind nicht unsers Vaters Asans Rosse,
„Ist dein Bruder Pirtorowich kommen!"
Und es kehret die Gemahlin Asans,
Schlingt die Arme jammernd um den Bruder:
„Sieh die Schmach, o Bruder, deiner Schwester!
„Mich verstoßen! Mutter dieser Fünfe!"
Schweigt der Bruder, ziehet aus der Tasche,
Eingehüllet in hochrothe Seide,
Ausgefertiget den Brief der Scheidung,

„Ich beschwöre dich bei deinem Leben,
„Gib mich keinem Andern mehr zur Frauen
„Daß das Wiedersehen meiner lieben
„Armen Kinder mir das Herz nicht breche."

Ihre Reden achtet nicht der Bruder,
Fest, Imoskis Cadi sie zu trauen.
Doch die Gute bittet ihn unendlich:
Schicke wenigstens ein Blatt, o Bruder,
Mit den Worten zu Imoskis Cadi:
„Dich begrüßt die junge Wittib freundlich,
„Und läßt durch dies Blatt dich höchlich bitten,
„Daß, wenn dich die Suaten herbegleiten,
„Du mir einen langen Schleier bringest,
„Daß ich mich vor Asans Haus verhülle,
„Meine lieben Waisen nicht erblicke."

Kaum ersah der Cadi dieses Schreiben,
Als er seine Suaten alle sammelt,

Und zum Wege nach der Braut ſich rüſtet,
Mit dem Schleier, den ſie heiſchte, tragend.

Glücklich kamen ſie zur Fürſtinn Hauſe,
Glücklich ſie mit ihr vom Hauſe wieder.
Aber als ſie Aſans Wohnung nah'ten
Seh'n die Kinder oben ab die Mutter,
Riefen: „Komm zu deiner Halle wieder!
„Iß das Abendbrod mit deinen Kindern.“
Traurig hört es die Gemahlinn Aſans,
Kehrte ſich zu des Suaten Fürſten:
„Laß doch, laß die Suaten und die Pferde
„Halten wenig von der lieben Thüre,
„Daß ich meine Kleinen noch beſchenke.“

Und ſie hielten vor der lieben Thüre,
Und den armen Kindern gab ſie Gaben;
Gab den Knaben goldgeſtickte Stiefel,
Gab den Mädchen lange reiche Kleider,
Und dem Säugling, hülflos in der Wiege,
Gab ſie für die Zukunft auch ein Röckchen,

Das beyseit sah Vater Asan Aga;
Rief gar traurig seinen lieben Kindern:
„Kehrt zu mir, ihr lieben armen Kleinen!
„Eurer Mutter Brust ist Eisen worden;
„Fest verschlossen, kann nicht Mitleid
fühlen."

Wie das hörte die Gemahlinn Asans,
Stürzt' sie bleich den Boden schütternd
nieder,
Und die Seel' entfloh dem bangen Busen,
Als sie ihre Kinder vor sich fliehen sah.

Mahomets Gesang.

Geht den Felsenquell,
Freudehell,
Wie ein Sternenblick;
Ueber Wolken,
Nährten seine Jugend
Gute Geister,
Zwischen Klippen im Gebüsch.

Jünglingsfrisch
Tanzt er aus der Wolke
Auf die Marmorfelsen nieder,
Jauchzet wieder
Nach dem Himmel.

Durch die Gipfelgänge
Jagt er bunten Kieseln nach,
Und mit frühem Führertritt
Reißt er seine Bruderquellen
Mit sich fort.

Drunken werden in dem Thal
Unter ſeinem Fußtritt Blumen,
Und die Wieſe
Lebt von ſeinem Hauch.

Doch ihn hält kein Schattenthal,
Keine Blumen,
Die ihm ſeine Knie' umſchlingen,
Ihm mit Liebesaugen ſchmeicheln:
Nach der Ebne dringt ſein Lauf
Schlangenwandelnd.

Bäche ſchmiegen
Sich geſellig an. Nun tritt er
In die Ebne ſilberprangend,
Und die Ebne prangt mit ihm,
Und die Flüſſe von der Ebne,
Und die Bäche von den Bergen,
Jauchzen ihm und rufen: Bruder!
Bruder, nimm die Brüder mit,
Mit zu deinem alten Vater,

Zu dem ew'gen Ocean,
Der mit ausgespannten Armen
Unser wartet,
Die sich ach! vergebens öffnen,
Seine Sehnenden zu fassen;
Denn uns frißt in öder Wüste
Gier'ger Sand: die Sonne droben
Saugt an unserm Blut, ein Hügel
Hemmet uns zum Teiche! Bruder,
Nimm die Brüder von der Ebne,
Nimm die Brüder von den Bergen
Mit, zu deinem Vater mit!

Kommt ihr alle! —
Und nun schwillt er
Herrlicher, ein ganz Geschlechte
Trägt den Fürsten hoch empor!
Und im rollenden Triumphe
Gibt er Ländern Namen, Städte
Werden unter seinem Fuß.

Unaufhaltſam rauſcht er weiter,
Läßt der Thürme Flammengipfel,
Marmorhäuſer, eine Schöpfung
Seiner Fülle hinter ſich.

Zedernhäuſer trägt der Atlas
Auf den Rieſenſchultern: tauſend
Weben über ſeinem Haupte
Tauſend Flaggen durch die Lüfte,
Zeugen ſeiner Herrlichkeit.

Und ſo trägt er ſeine Brüder
Seine Schätze, ſeine Kinder,
Dem erwartenden Erzeuger
Freudebrauſend an das Herz.

Fünfter Act.

Vorsaal.

Mana. Sora. Lato. Mela.

Sora.

Liebe Schweſtern, es koſte was es wolle, wir müſſen in des Prinzen Zimmer.

Mana. Aber die Wache?

Sora. Die hindert uns nicht; es ſind Männer. Wir wollen ihnen ſchön thun, und Wein geben; damit führen wir ſie wie wir wollen.

Gesang der Geister über den Wassern.

Des Menschen Seele
Gleicht dem Wasser:
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es
Und wieder nieder
Zur Erde muß es,
Ewig wechselnd.

Strömt von der hohen,
Steilen Felswand
Der reine Strahl,
Dann stäubt er lieblich
In Wolkenwellen
Zum glatten Fels,
Und leicht empfangen,
Wallt er verschleyernd,
Leisrauschend,
Zur Tiefe nieder.

Ragen Klippen
Dem Sturz entgegen,
Schäumt er unmuthig
Stufenweiſe
Zum Abgrund.

Im flachen Bette
Schleicht er das Wieſenthal hin,
Und in dem glatten See
Weiden ihr Antlitz
Alle Geſtirne.

Wind iſt der Welle
Lieblicher Buhler;
Wind miſcht vom Grund aus
Schäumende Wogen.

Seele des Menſchen
Wie gleichſt du dem Waſſer!
Schickſal des Menſchen,
Wie gleichſt du dem Wind!

Meine Göttinn.

Welcher Unsterblichen
Soll der höchste Preis seyn?
Mit Niemand streit' ich,
Aber ich geb' ihn
Der ewig beweglichen,
Immer neuen,
Seltsamen Tochter Jovis,
Deinem Schooskinde,
Der Phantasie.

Denn ihr hat er
Alle Launen,
Die er sonst nur allein
Sich vorbehält,
Zugestanden,
Und hat seine Freude
An der Thörinn.

Sie mag rosenbekränzt
Mit dem Lilienstengel
Blumenthäler betreten,
Sommervögeln gebieten,
Und leichtnährenden Thau
Mit Bienenlippen
Von Blüten saugen:

Oder sie mag,
Mit fliegendem Haar
Und düsterm Blick,
Im Winde sausen
Um Felsenwände,
Und tausendfarbig,
Wie Morgen und Abend,
Immer wechselnd
Wie Mondesblicke,
Dem Sterblichen scheinen.

Laßt uns alle
Den Vater preisen!

Den alten, hohen,
Der ſolch eine ſchöne,
Unverwelkliche Gattinn
Dem ſterblichen Menſchen
Geſellen mögen!

Denn uns allein
Hat er ſie verbunden
Mit Himmelsband,
Und ihr geboten,
In Freud' und Elend,
Als treue Gattinn,
Nicht zu entweichen.

Alle die andern
Armen Geſchlechter
Der kinderreichen
Lebendigen Erde
Wandeln und weiben
In dunkelm Genuß
Und trüben Schmerzen

Des augenblicklichen
Beſchränkten Lebens,
Gebeugt vom Joche
Der Nothdurft.

Uns aber hat er
Seine gewandteſte
Verzärtelte Tochter,
Freut euch! gegönnt!
Begegnet ihr lieblich,
Wie einer Geliebten,
Laßt ihr die Würde
Der Frauen im Haus!

Und das die alte
Schwiegermutter Weisheit
Das zarte Seelchen
Ja nicht beleid'ge!

Doch kenn' ich ihre Schweſter
Die ältere, geſetztere,
Meine ſtille Freundinn:
O daß die erſt
Mit dem Lichte des Lebens
Sich von mir wende,
Die edle Treiberinn,
Tröſterinn, Hoffnung!

Harzreiſe im Winter.

Dem Geyer gleich,
Der auf ſchweren Morgenwolken
Mit ſanftem Fittig ruhend
Nach Beute ſchaut,
Schwebe mein Lied.

Denn ein Gott hat
Jedem ſeine Bahn
Vorgezeichnet,
Die der Glückliche
Raſch zum freudigen
Ziele rennt:
Wem aber Unglück
Das Herz zuſammenzog,
Er ſträubt vergebens
Sich gegen die Schranken
Des ehernen Fadens,
Den die doch bittre Scheere
Nur einmal löſ't.

In Dickichts Schauer
Drängt sich das rauhe Wild
Und mit den Sperlingen
Haben längst die Reiher
In ihre Sümpfe sich gesenkt.

Leicht ist's folgen dem Wagen
Den Fortuna führt,
Wie der gemächliche Troß
Auf gebesserten Wegen,
Hinter des Fürsten Einzug.

Aber abseits wer ist's?
In's Gebüsch verliert sich sein Pfad
Hinter ihm schlagen
Die Sträuche zusammen,
Das Gras steht wieder auf,
Die Oede verschlingt ihn.

Aber wer heilet die Schmerzen
Deß, dem Balsam zu Gift ward?

Der ſich Menſchenhaß
Aus der Fülle der Liebe trank!
Erſt verachtet, nun ein Verächter,
Zehrt er heimlich auf
Seinen eignen Werth
In ung'nügender Selbſtſucht.

Iſt auf deinem Pſalter,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohre vernehmlich,
So erquicke ſein Herz!
Oeffne den umwölkten Blick
Ueber die tauſend Quellen
Neben dem durſtenden
In der Wüſte.

Der du der Freuden viel ſchaffſt,
Jedem ein überfließend Maß,
Segne die Brüder der Jagd
Auf der Fährte des Wilds,
Mit jugendlichem Uebermuth

Lato. Laß ſehn!

Sora. Ich habe vom ſüßen Wein genommen, und ihn mit Schlafſtrunk gemiſcht. Denn, ihr Kinder, es liegt viel dran.

Mela. Wie ſo?

Sora. Wer nicht neugierig iſt, erfährt nichts. Mir brannt' es auf dem Herzen zu wiſſen, wie's im Zimmer wohl ſeyn möchte, wenn die ſchönen Sachen alle ſpielten. Gegen Mitternacht ſchlich ich mich an, und guckte durch einen Ritz in der Thür, den ich von Alters her wohl kenne.

Mana. Was ſahſt du?

Sora. Was ihr nicht denkt! Nun glaub' ich wohl, daß der Prinz gegen uns ſo unempfindlich blieb, ſo verachtend von uns wegging!

Lato. Ach! er iſt ein ſchöner Geiſt von der neuen Sorte, die ſind alle grob.

Sora. Das nicht allein. Er führt ſeine Geliebte mit ſich herum.

Fröhlicher Mordſucht,
Späte Rächer des Unbilds,
Dem ſchon Jahre vergeblich
Wehrt mit Knütteln der Bauer.

Aber den Einſamen hüll'
In deine Goldwolken,
Umgieb mit Wintergrün,
Bis die Roſe wieder heranreift,
Die feuchten Haare,
O Liebe, deines Dichters!

Mit der dämmernden Fackel
Leuchteſt du ihm
Durch die Furten der Nacht,
Ueber grundloſe Wege
Auf öden Gefilden,
Mit dem tauſendfarbigen Morgen
Lachſt du in's Herz ihm;
Mit dem beizenden Sturm
Trägſt du ihn hoch empor;

Winterſtröme ſtürzen vom Felſen
In ſeine Pſalmen,
Und Altar des lieblichſten Danks
Wird ihm des gefürchteten Gipfels
Schneebehangner Scheitel,
Den mit Geiſterreihen
Kränzten ahnende Völker.

Du ſtehſt mit unerforſchtem Buſen,
Geheimnißvoll offenbar
Ueber der erſtaunten Welt,
Und ſchauſt aus Wolken
Auf ihre Reiche und Herrlichkeit,
Die du aus den Adern deiner Brüder
Neben dir wäſſerſt.

An Schwager Kronos.

Spude dich, Kronos!
Fort den raſſelnden Trott!
Bergab gleitet der Weg;
Eles Schwindeln zögert
Mir vor die Stirn dein Zaudern.
Friſch, holpert es gleich,
Ueber Stock und Steine den Trott
Raſch ins Leben hinein!

Nun ſchon wieder
Den erathmenden Schritt
Mühſam Berg hinauf!
Auf denn, nicht träge denn,
Strebend und hoffend hinan!

Weit, hoch, herrlich der Blick
Rings in's Leben hinein,
Vom Gebirg' zum Gebirg'

Schwebet der ewige Geist,
Ewigen Lebens ahndevoll.

Seitwärts des Ueberbachs Schatten
Zieht dich an,
Und ein Erischung verheißender Blick
Auf der Schwelle des Mädchens da.
Labe dich — Mir auch, Mädchen,
Diesen schäumenden Trank,
Diesen frischen Gesundheitsblick!

Ab denn, rascher hinab!
Sieh, die Sonne sinkt!
Eh' sie sinkt, eh' mich Greisen
Ergreift, im Moore Nebeldust,
Entzahnte Kiefer schnattern
Und das schlotternde Gebein.

Trunken vom letzten Strahl
Reiß mich, ein Feuermeer,
Mir im schäumenden Aug',

Mit geblendeten Taumelnden
In der Hölle nächtliches Thor.'

Töne, Schwager, in's Horn,
Raßle den schallenden Trab,
Daß der Orcus vernehme: wir kommen
Daß gleich an der Thüre
Der Wirth uns freundlich empfange.

Seefahrt.

Lange Tag' und Nächte ſtand mein
Schiff befrachtet,
Günſt'ger Winde harrend, ſaß mit treuen
Freunden,
Mir Geduld und guten Muth erzechend,
Ich im Hafen.

Und ſie waren doppelt ungeduldig:
Gerne gönnen wir die ſchnellſte Reiſe,
Gern die hohe Fahrt dir; Güterfülle
Wartet drüben in den Welten deiner,
Wird Rückkehrendem in unſern Armen
Lieb' und Preis dir.

Und am frühen Morgen ward's Ge-
tümmel,
Und dem Schlaf entjauchzt uns der Mat-
roſe,
Alles wimmelt, alles lebet, webet,
Mit dem erſten Segenshauch zu ſchiffen.

Und die Segel blühen in dem Hauche,
Und die Sonne lockt mit Feuerliebe,
Ziehn die Segel, ziehn die hohen Wolken,
Jauchzen an dem Ufer alle Freunde
Hoffnungslieder nach, im Freudetaumel
Reisefreuden wähnend, wie des Einschiff-
morgens,
Wie der ersten hohen Sternennächte.

Aber gottgesandte Wechselwinde treiben
Seitwärts ihn der vorgesteckten Fahrt ab,
Und er scheint sich ihnen hinzugeben,
Strebet leise sie zu überlisten,
Treu dem Zweck auch auf dem schiefen Wege.

Aber aus der dumpfen, grauen Ferne
Kündet leisewandelnd sich der Sturm an,
Drückt die Vögel nieder auf's Gewässer,
Drückt der Menschen schwellend Herz
darnieder,
Und erkommt. Vor seinem starren Wüthen

Strecke der Schiffer klug die Segel nieder;
Mit dem angſterfülltem Balle ſpielen
Wind und Wellen.

Und an jenem Ufer drüben ſtehen
Freund' und Lieben, beben auf dem Feſten:
Ach, warum iſt er nicht hier geblieben!
Ach, der Sturm! Verſchlagen weg vom Glücke!
Soll der Gute ſo zu Grunde gehen?
Ach er ſollte, ach er könnte! Götter!

Doch er ſtehet männlich an dem Steuer;
Mit dem Schiffe ſpielen Wind und Wellen;
Wind und Wellen nicht mit ſeinem Herzen:
Herrſchend blickt er auf die grimme Tiefe,
Und vertrauet, ſcheiternd oder landend,
Seinen Göttern.

Adler und Taube.

Ein Adlersjüngling hob die Flügel
Nach Raub aus;
Ihn traf des Jägers Pfeil und schnitt
Der rechten Schwinge Sennkraft ab.
Er stürzt hinab in einen Myrtenhain
Fraß seinen Schmerz drey Tage lang,
Und zuckt an Qual
Drey lange, lange Nächte lang:
Zuletzt heilt ihn
Allgegenwärt'ger Balsam
Allheilender Natur.
Er schleicht aus dem Gebüsch hervor
Und reckt die Flügel — ach!
Die Schwingkraft weggeschnitten —
Hebt sich mühsam kaum
Am Boden weg
Unwürd'gem Raubbedürfniß nach,
Und ruht tiefstrauernd

Auf dem niedern Fels am Bach!
Er blickt zur Eich' hinauf.
Hinauf zum Himmel,
Und eine Thräne füllt sein hohes Aug'.

Da kommt muthwillig durch die Myrtenäste
Dahergerauscht ein Taubenpaar,
Läßt sich herab und wandelt nickend
Ueber goldnen Sand und Bach,
Und rückt einander an,
Ihr röthlich Auge kühlt umher,
Erblickt den innigtrauernden.
Der Zauber schwingt neugiergesellig sich
Zum nahen Busch und blickt
Mit Selbstgefälligkeit ihn freundlich an.
Du trauerst, liebelt er,
Sey guten Muthes, Freund!
Hast du zur ruhigen Glückseligkeit
Nicht alles hier?

Mana. Nicht möglich!

Lato. Ey wie?

Sora. Wenn ich euch nichts aufſpürte! In dem verfluchten Kaſten, in der geheimnißvollen Laube ſitzt ſie. Mich wundert nur, wie ſie ſich mag ſo herumſchleppen laſſen, ſo ſtille ſitzen!

Mana. Drum wurde das Ding von Mauleſeln getragen!

Mela. Wie ſieht ſie aus?

Sora. Ich habe nur einen Zipfel vom Kleide ſehen können, und daß der Prinz ihre Hand nahm und küßte. Gar nichts weiter. Hernach entſtand ein Geräuſche; da ruſcht' ich fort.

Lato. O laßt uns ſehen!

Mana. Wenn ſich's nur ſchickte!

Sora. Es iſt ja Nacht, kein Menſch wird es erfahren. Ich habe ſchon den Hauptſchlüſſel. Nun ſpielt mit der Wache hübſch die Mädchen.

Kannſt du dich nicht des goldnen Zwek-
ges freun,
Der vor des Tages Gluth dich ſchüzt?
Kannſt du der Abendſonne Schein
Auf weichem Moos am Bache nicht
Die Bruſt entgegen heben?
Du wandelſt durch der Blumen friſchen
Thau,
Pflückſt aus dem Ueberfluß
Des Waldgebüſches dir
Gelegne Speiſe, letzeſt
Den leichten Durſt am Silberquell,
Freund, das mahnt Glück
Iſt die Genügſamkeit,
Und die Genügſamkeit
Iſt überall genug.
Weiſe! ſprach der Adler, und ſie ſank
Erſinkt er tiefer in ſich ſieht,
Weisheit! Du redſt wie eine Taube

Prometheus.

Bedecke deinen Himmel, Zeus,
Mit Wolkendunst,
Und übe, dem Knaben gleich,
Der Disteln köpft,
An Eichen dich und Bergeshöhn;
Mußt mir meine Erde
Doch lassen stehn,
Und meine Hütte, die du nicht gebaut,
Und meinen Heerd,
Um dessen Gluth
Du mich beneidest.

Ich kenne nichts Aermeres
Unter der Sonn', als euch, Götter!
Ihr nähret kümmmerlich
Von Opferfeuern
Und Gebetshauch
Eure Majestät,

Und darbtet, wären
Nicht Kinder und Bettler
Hoffnungsvolle Thoren.

Da ich ein Kind war,
Nicht wußte wo aus noch ein,
Kehrt' ich mein verirrtes Auge
Zur Sonne, als wenn drüber wär'
Ein Ohr, zu hören meine Klage,
Ein Herz, wie mein's,
Sich des Bedrängten zu erbarmen.

Wer half mir
Wider der Titanen Uebermuth?
Wer rettete vom Tode mich,
Von Sclaverei?
Hast du nicht Alles selbst vollendet,
Heilig glühend Herz?
Und glühtest jung und gut,
Betrogen, Rettungsdank
Dem Schlafenden da droben?

Ich dich ehren? Wofür?
Hast du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Hast du die Thränen gestillet
Je des Geängsteten?
Hat nicht mich zum Manne geschmiedet,
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schicksal,
Meine Herrn und deine?

Wähntest du etwa,
Ich sollte das Leben hassen,
Zu Wüsten fliehen,
Weil nicht alle
Wüstenträume reiften?

Hier sitz' ich, forme Menschen
Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sey,
Zu leiden, zu weinen,
Zu geniessen und zu freuen sich,
Und dein nicht zu achten,
Wie ich!

Ganymed.

Wie im Morgenglanze
Du rings mich anglühſt,
Frühling, Geliebter!
Mit tauſendfacher Liebeswonne
Sich an mein Herz drängt
Deiner ewigen Wärme
Heilig Gefühl,
Unendliche Schöne!

Daß ich dich faſſen möcht'
In dieſen Arm!

Ach an deinem Buſen
Lieg' ich, ſchmachte,
Und deine Blumen, dein Gras
Drängen ſich an mein Herz.
Du kühlſt den brennenden
Durſt meines Buſens,
Lieblicher Morgenwind!

Ruft drein die Nachtigall
Liebend nach mir aus dem Nebelthal.
Ich komm'! ich komme!
Wohin? Ach, wohin?

Hinauf! Hinauf ſtrebt's
Es ſchweben die Wolken
Abwärts, die Wolken
Neigen ſich der ſehnenden Liebe.
Mir! Mir!
In euerm Schoße
Aufwärts!
Umfangend umfangen!
Aufwärts an deinen Buſen,
Allliebender Vater!

Gränzen der Menſchheit.

Wenn der uralte,
Heilige Vater
Mit gelaſſener Hand
Aus rollenden Wolken
Segnende Blitze
Ueber die Erde ſä't,
Küſſ' ich den letzten
Saum ſeines Kleides,
Kindliche Schauer
Treu in der Bruſt.

Denn mit Göttern
Soll ſich nicht meſſen
Irgend ein Menſch.
Hebt er ſich aufwärts,
Und berührt
Mit dem Scheitel die Sterne,
Nirgends haften dann

Die unſichern Sohlen,
Und mit ihm ſpielen
Wolken und Winde.

Taucht er mit feſten,
Markigen Knochen
Auf der wohlgegründeten,
Dauernden Erde;
Reicht er nicht auf,
Nur mit der Eiche
Oder der Rebe
Sich zu vergleichen.

Was unterſcheidet
Götter vom Menſchen?
Daß viele Wellen
Vor jenen wandeln,
Ein ewiger Strom:
Uns hebt die Welle,
Verſchlingt die Welle,
Und wir verſinken.

Ein kleiner Ring
Begränzt unſer Leben,
Und viele Geſchlechter
Reihen ſich dauernd
An ihres Daſeyns
Unendliche Kette.

Das Göttliche.

Edel ſey der Menſch,
Hülfreich und gut!
Denn das allein
Unterſcheidet ihn
Von allen Weſen,
Die wir kennen.

Heil den unbekannten
Höhern Weſen,
Die wir ahnen!
Sein Beiſpiel lehr' uns
Jene glauben.

Denn unfühlend
Iſt die Natur:
Es leuchtet die Sonne
Ueber Böſ' und Gute!
Und dem Verbrecher

Muſik.

Die Frauenzimmer ſpielen unter ſich kleine Spiele. Die von der Wache kommen einzeln herein und ſehen zu; ſie rufen einander herbey, endlich miſchen ſie ſich in die Spiele. Die Fräulein thun erſt fremd, dann freundlich, endlich bringen ſie Wein und Früchte; die Jünglinge laſſen ſich's wohl ſchmecken, Tanz und Scherz geht fort, bis die Wache anfängt ſchläfrig zu werden; ſie taumeln hin und her, zuletzt in die Couliſſen, und die Mädchen behalten das Feld.

Sora. Nun friſch ohne Zeitverluſt in's Zimmer! Laßt uns die Verwegene aus ihrer Dunkelheit reißen, ihre Schande zu unſerm Triumph offenbaren! Alle ab.

Der hintere Vorhang geht auf, das Theater verändert ſich in die Waldſcene. Nacht ohne Mondſchein. Um die Laube iſt alles düſter und ſtille. Die vier Fräulein kommen mit Fackeln: Pantomime und Tanz, worin ſie Neugierde und Verdruß ausdrücken. Sie eröffnen die Laube, leuchten ſtarrend hinein, und fahren zurück.

Glänzen, wie dem Beſten,
Der Mond und die Sterne.

Wind und Ströme,
Donner und Hagel
Rauſchen ihren Weg,
Und ergreifen,
Vorüber eilend,
Einen um den andern.

Auch ſo das Glück
Tappt unter die Menge,
Faßt bald des Knaben
Lockige Unſchuld,
Fällt auch den kahlen
Schuldigen Scheitel.

Nach ewigen, ehrnen,
Großen Geſetzen
Müſſen wir alle
Unſeres Daſeyns
Kreiſe vollenden.

Nur allein der Menſch
Vermag das Unmögliche:
Er unterſcheidet,
Wählet und richtet;
Er kann dem Augenblick
Dauer verleihen.

Er allein darf
Den Guten lohnen,
Den Böſen ſtrafen,
Heilen und retten,
Alles Irrende, Schweifende
Nützlich verbinden.

Und wir verehren
Die Unſterblichen,
Als wären ſie Menſchen,
Thäten im Großen,
Was der Beſte im Kleinen
Thut oder möchte.

Der edle Menſch
Sey hülfreich und gut!
Unermüdet ſchaff' er
Das Nützliche, Rechte,
Sey uns ein Vorbild
Jener geahneten Weſen!

Herzog Leopold v. Braunschweig.

Dich ergriff mit Gewalt der alte Herrscher des Flusses,
Hält dich und theilet mit dir ewig sein strömendes Reich.
Ruhig schlummerst du nun beym stillern Rauschen der Urne,
Bis dich stürmende Fluth wieder zu Thaten erweckt.
Hülfreich werde dem Volke! so wie du ein Sterblicher wolltest,
Und vollend' als ein Gott, was dir als Mensch mißlang.

Dem Ackermann.

Flach bedecket und leicht den goldenen Samen die Furche;
Guter! die tiefere deckt endlich dein ruhend Gebein.
Fröhlich gepflügt und gesä't! Hier keimet lebendige Nahrung
Und die Hoffnung entfernt selbst von dem Grabe sich nicht.

Anakreons Grab.

Wo die Rose hier blüht, wo Reben um
Lorbeern sich schlingen;
Wo das Turteichen lockt, wo sich das
Grillchen ergötzt,
Noch ein Grab ist hier, das alle Götter
mit Leben
Schön bepflanzt und geziert? Es ist
Anakreons Ruh.
Frühling, Sommer und Herbst genoß der
glückliche Dichter,
Vor dem Winter hat ihn endlich der
Tod gerettet.

Die Geſchwiſter.

Schlummer und Schlaf, zwey Brüder zum
Dienſte der Götter berufen,
Bat ſich Prometheus herab ſeinem
Geſchlechte zum Troſt;
Aber den Göttern ſo leicht, doch ſchwer zu
ertragen den Menſchen,
Ward nun ihr Schlummer uns Schlaf,
ward nun ihr Schlaf uns zum Tod.

Zeitmaaß.

Eros, wie ſeh' ich dich hier! in jeglichem Händchen die Sanduhr!
Wie? Leichtſinniger Gott, miſſeſt du doppelt die Zeit?
„Langſam rinnen aus einer die Stunden entfernter Geliebten,
Gegenwärtigen fließt eilig die zweyte herab.“

Warnung.

Wecke den Amor nicht auf! Noch ſchläft der liebliche Knabe;
Geh', vollbring dein Geſchäft, wie es der Tag dir gebeut!
So der Zeit bedienet ſich klug die ſorgliche Mutter,
Wenn ihr Knäbchen entſchläft, denn es erwacht nur zu bald.

Einſamkeit.

Die ihr Felſen und Bäume bewohnt, o heilſame Nymphen,
Gebet jeglichem gern, was er im Stillen begehrt!
Schaffet dem Traurigen Troſt, dem Zweifelhaften Belehrung,
Und dem Liebenden gönnt, daß ihm begegne ſein Glück.
Denn euch gaben die Götter, was ſie den Menſchen verſagten,
Jeglichem der euch vertraut, tröſtlich und hülflich zu ſeyn.

Sora. Was iſt das? Mandandane!

Lato. Ein Geſpenſt oder Andrajons Gemahlinn!

Mela. Eine Maske. Was ſteckt darunter.

Sie nähern ſich wieder allmählig.

Mana. Wir wollen ſie anrufen.

Lato. Heda, junge Dame!

Sora. Sie rührt ſich nicht.

Mela. Ich dächte, wir blieben aus dem Spiele, ich fürchte, es ſteckt Zauberey dahinter.

Sora. Ich muß es doch näher beſehn.

Mana. Nimm dich in Acht! wenn's auffährt —

Lato. Sie wird dich nicht beißen.

Mela. Ich gehe meiner Wege.

Sora die es anrührt und zurückfährt. Ha!

Mana. Was gibt's?

Erkanntes Glück.

Was bedächtlich Natur sonst unter Viele vertheilet,
Gab sie mit reichlicher Hand Alles der Einzigen, ihr.
Und die so herrlich Begabte, von vielen so innig Verehrte,
Gab ein liebend Geschick freundlich dem Glücklichen, mir.

Erwählter Fels.

Hier im Stillen gedachte der Liebende seiner Geliebten:
Heiter ſprach er zu mir; Werde mir Zeuge, du Stein!
Doch erhebe dich nicht, du haſt noch viele Geſellen;
Jedem Felſen der Flur, die mich den Glücklichen nährt,
Jedem Baume des Wald's, um den ich wandernd mich ſchlinge,
Denkmal bleibe des Glücks! ruf' ich ihm weihend und froh.
Doch die Stimme verleih' ich nur dir, wie unter der Menge
Einen die Muſe ſich wählt, freundlich die Lippen ihm küßt.

Ländliches Glück.

Seyd, o Geister des Hains, o seyd, ihr Nymphen des Flusses,
Eurer Entfernten gedenk, euerer Nahen zur Lust!
Weihend feyerten sie im Stillen die ländlichen Feste,
Wir dem gebahnten Pfad folgend beschleichen das Glück.
Amor wohne mit uns, es macht der himmlische Knabe
Gegenwärtige lieb, und die Entfernten euch nah.

Philomele.

Dich hat Amor gewiß, o Sängerinn,
fütternd erzogen,
Kindiſch reichte der Gott dir mit
dem Pfeile die Koſt:
Sie, durchdrungen von Gift die harm-
losathmende Kehle,
Trifft mit der Liebe Gewalt nun
Philomele das Herz.

Geweihter Platz.

Wenn zu den Reihen der Nymphen versammelt in heiliger Mondnacht,
Sich die Grazien heimlich herab vom Olympus gesellen;
Hier belauscht sie der Dichter und hört die schönen Gesänge,
Sieht verschwiegener Tänze geheimnißvolle Bewegung.
Was der Himmel nur herrliches hat, was glücklich die Erde
Reizendes immer gebar, das erscheint dem wachenden Träumer.
Alles erzählt er den Musen, und daß die Götter nicht zürnen,
Lehren die Musen ihn gleich heiligen Geheimnisse sprechen.

Der Park.

Welch ein himmliſcher Garten entſpringt aus Oed' und aus Wüſte,
Wird und lebet und glänzt herrlich im Lichte vor mir.
Wohl den Schöpfer ahmet ihr nach, ihr Götter der Erde!
Fels und See und Gebüſch, Vögel und Fiſch und Gewild.
Nur daß euere Stätte ſich ganz um Eden vollende,
Fehlt hier ein Glücklicher, fehlt euch am Sabbat die Ruh.

Die Lehrer.

Als Diogenes ſtill in ſeiner Tonne ſich ſonnte,
Und Calanus mit Luſt ſtieg in das flammende Grab,
Welche herrliche Lehre dem raſchen Sohn des Philippus,
Wäre der Herrſcher der Welt nicht auch der Lehre zu groß!

Verſuchung.

Reichte die ſchädliche Frucht einſt Mutter Eva dem Gatten,
Ach! vom thörichten Biß kränkelt das ganze Geſchlecht.
Nun, vom heiligen Leibe, der Seelen ſpeiſet und heilet,
Koſteſt du Lydia fromm, lieblich büßendes Kind;
Darum ſchick' ich dir eilig die Frucht voll irdiſcher Süße,
Daß der Himmel dich nicht deinem Geliebten entzieht.

Ungleiche Heirath.

Selbſt ein ſo himmliſches Paar fand
nach der Verbindung ſich ungleich,
Pſyche ward älter und klug, Amor
iſt immer noch Kind.

Heilige Familie.

O des ſüßen Kindes, und o der glücklichen Mutter,
Wie ſie ſich einzig in ihm, wie es in ihr ſich ergötzt!
Welche Wonne gewährte der Blick auf dies herrliche Bild mir,
Stünd' ich Armer nicht ſo heilig, wie Joſeph, dabey!

Mela. Es iſt warlich lebendig! Sollt' es denn Mandandane ſelbſt ſeyn? Es iſt nicht möglich!

Lato indem ſie ſich immer weiter entfernt. Wir müſſen's doch heraus haben.

Mela. So redet es doch an!

Sora die ſich furchtſam nähert. Wer du auch ſeyſt, ſeltſame unbekannte Geſtalt, rede! rühre dich! und gib uns Rechenſchaft von deinem abenteuerlichen Hierſeyn!

Mana. Es will ſich nicht rühren.

Lato. Geh' eins hin und nehm' ihr die Maske ab.

Sora. Ich will einen Anlauf nehmen! Kommt alle mit!

Sie halten ſich an einander, und es zerrt eine die andere nach ſich, bis zur Laube.

Mana. Wir wollen am Seſſel ziehen, ob's leicht oder ſchwer iſt?

Entſchuldigung.

Du verklageſt das Weib, ſie ſchwanke
von Einem zum Andern!
Table ſie nicht, ſie ſucht einen be-
ſtändigen Mann.

Der Chineſe in Rom.

Einen Chineſen ſah ich in Rom; die geſammten Gebäude
Alter und neuerer Zeit ſchienen ihm läſtig und ſchwer.
Ach! ſo ſeufzt' er, die Armen! ich hoffe, ſie ſollen begreifen,
Wie erſt Säulchen von Holz tragen des Daches Gezelt,
Daß an Latten und Pappen, Geſchnitz und bunter Vergoldung
Sich des geübteren Aug's feinerer Sinn nur ergetzt.
Sieh', da glaubt' ich, im Nilde, ſo mens den Chinäſer zu ſchauen,
Der kein bunt Geſpinnſt mit der bloßen Natur

Ew'gem Teppich vergleicht, den Echten
reinen Gesunden
Krank nennt, daß ja nur er heiße,
der Kranke, gesund.

Phöbos und Hermes.

Delos ernster Beherrscher und Maja's Sohn, der gewandte,
Rechteten heftig, es wünscht jeder den herrlichen Preis.
Hermes verlangte die Leyer, die Leyer verlangt' auch Apollon,
Doch vergeblich erfüllt Hoffnung den Beyden das Herz;
Denn rasch dränget sich Ares heran, gewaltsam entscheidend,
Schlägt das goldene Spiel, wild, mit dem Eisen entzwey.
Hermes lacht unmäßig, der schadenfrohe, doch Phöbos
Und den Musen ergreift inniger Schmerz das Gemüth.

Spiegel der Muse.

Sich zu schmücken begierig verfolgte den rinnenden Bach einst
Früh die Muse hinab, sie suchte die ruhigste Stelle.
Eilend und rauschend indeß verzog die schwankende Fläche
Stets das bewegliche Bild, die Göttinn wandte sich zürnend;
Doch der Bach rief hinter ihr drein und höhnte sie: Freilich
Magst du die Wahrheit nicht sehn, wie rein dir mein Spiegel sich zeiget!
Aber indessen stand sie schon fern, am Winkel des Sees,
Ihrer Gestalt sich erfreuend und rückte den Kranz sich zurechte.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.

3-598-50924-3
FN. 18837463

Der neue Amor.

Amor, nicht das Kind, der Jüngling, der Psychen verführte,
Sah im Olympus sich um, frech und der Siege gewohnt;
Eine Göttinn erblickt' er, vor allen die herrlichste Schöne,
Venus Urania war's, und er entbrannte für sie.
Ach! die Heilige selbst, sie widerstand nicht dem Werben,
Und der Verwegene hielt fest sie im Arme beſtrickt.
Da entstand aus ihnen ein neuer, lieblicher Amor,
Der dem Vater den Sinn, Mitte der Mutter verlautt.

Immer findeſt du ihn in holder Muſen
Geſellſchaft,
Und ſein reizender Pfeil ſtiftet die
Liebe der Kunſt.

Liebebedürfniß.

Wer vernimmt mich? ach! wem ſoll
ich's klagen?
Wer's vernähme, würd' er mich bedauern?
Ach! die Lippe, die ſo manche Freude
Sonſt genoſſen hat und ſonſt gegeben,
Iſt geſpalten und ſie ſchmerzt erbärmlich.
Und ſie iſt nicht etwa wund geworden,
Weil die Liebſte mich zu wild ergriffen,
Hold mich angebiſſen, daß ſie feſter
Sich des Freunds verſichernd ihn genöſſe;
Nein, das zarte Lippchen iſt geſprungen,
Weil nun über Reif und Froſt die Winde
Spitz und ſcharf und liebloß mir begegnen.

Und nun ſoll mir Saft der edlen Traube,
Mit dem Saft der Bienen, bey dem Feuer
Meines Herds vereinigt, Linderung ſchaffen.
Ach, was will das helfen, miſcht die Liebe
Nicht ein Tröpfchen ihres Balſams drunter?

Anliegen.

O ſchönes Mädchen du,
Du mit dem ſchwarzen Haar,
Die du an's Fenſter tritiſt,
Auf dem Balcone ſtehſt!
Und ſtehſt du wohl umſonſt?
O ſtündeſt du für mich
Und zögſt die Klinke los,
Wie glücklich wär' ich do!
Wie ſchnell ſprüng' ich hinauf!

Sie ziehen am Seſſel und bringen ihn mit leichter Mühe bis ganz hervor an's Theater; ſie gehn drum herum, machen allerley Verſuche, die Maske fällt herunter, und ſie thun einen allgemeinen Schrey.

Mana. Eine Puppe!

Sora. Eine ausgeſtopfte Nebenbuhlerinn!

Lato. O ein ſchönes Gehirn!

Sora. Wenn ſie eben ſo ein Herz hat.

Mana. Die ſoll uns nicht umſonſt verirt haben! Auskleiden ſoll man ſie und in den Garten ſtellen, die Vögel damit zu ſcheuchen.

Lato. So was iſt mir in meinem Leben nicht vorgekommen.

Mela. Es iſt doch ein ſchönes Kleid.

Mana. Man ſollte ſchnüren, es gehörte Mandandanen.

Mela. Ich begreife nicht was der Prinz mit der Puppe will.

An seine Spröde.

Siehst du die Pomeranze?
Noch hängt sie an dem Baume,
Schon ist der März verflossen,
Und neue Blüten kommen.
Ich trete zu dem Baume,
Und sage: Pomeranze,
Du reife Pomeranze,
Du süße Pomeranze,
Ich schüttle, fühl', ich schüttle,
O fall' in meinen Schoß!

Die Musageten.

Oft in tiefen Winternächten
Rief ich an die holden Musen:
Keine Morgenröthe leuchtet
Und es will kein Tag erscheinen,
Aber bringt zur rechten Stunde
Mir der Lampe fromm Gelenchte,
Daß es, statt Auror' und Phöbus,
Meinen stillen Fleiß belebe.
Doch sie ließen mich im Schlafe,
Dumpf und unerquicklich, liegen,
Und nach jedem spätren Morgen,
Folgten ungenutzte Tage.

Da sich nun der Frühling regte,
Sagt' ich zu den Nachtigallen:
Liebe Nachtigallen, schlaget
Früh, o früh'! vor meinem Fenster,
Weckt mich aus dem vollen Schlafe,
Der den Jüngling mächtig fesselt.

Doch die liederfüllten Sänger
Dehnten Nachts vor meinem Fenster
Ihre süßen Melodien,
Hielten wach die liebe Seele,
Regten zartes neues Sehnen,
Aus dem neugerührten Busen.
Und so ging die Nacht vorüber
Und Aurora fand mich schlafen,
Ja, mich weckte kaum die Sonne.

Endlich ist es Sommer worden,
Und beym ersten Morgenschimmer
Reizt mich aus dem holden Schlummer,
Die geschäftig frühe Fliege.
Unbarmherzig kehrt sie wieder,
Wenn auch oft der halb Erwachte
Ungeduldig sie verscheuchet,
Lockt die unverschämten Schwestern,
Und von meinen Augenliedern
Muß der holde Schlaf entweichen.
Lüstig spring' ich von dem Lager,

Suche die geliebten Musen,
Finde sie im Buchenhaine,
Mich gefällig zu empfangen.
Und den leidigen Insekten
Dank' ich manche goldne Stunde.
Seyd mir doch, ihr Unbequemen,
Von dem Dichter hoch gepriesen,
Als die wahren Musagoten.

Morgenklagen.

O du loſes, leidigliebes Mädchen,
Sag' mir an, womit hab' ich's verſchuldet,
Daß du mich auf dieſe Folter ſpanneſt,
Daß du dein gegeben Wort gebrochen?

Drucktest doch ſo freundlich geſtern Abend
Mir die Hände, liſpelteſt ſo lieblich:
Ja, ich komme, komme gegen Morgen
Ganz gewiß, mein Freund, auf deine Stube.

Angelehnet ließ ich meine Thüre,
Hatte wohl die Angeln erſt geprüfet,
Und mich recht gefreut, daß ſie nicht knarrten.

Welche Nacht des Wartens iſt vergangen!
Wacht' ich doch und zählte jedes Viertel:
Schlief ich ein auf wenig Augenblicke,
War mein Herz beſtändig wach geblieben,
Weckte mich von meinem leiſen Schlummer.

Ja, da segnet' ich die Finsterniſſe,
Die so ruhig alles überdeckten,
Freute mich der allgemeinen Stille,
Horchte lauschend immer in die Stille,
Ob sich nicht ein Laut bewegen möchte.

„Hätte sie Gedanken wie ich denke,
Hätte sie Gefühl wie ich empfinde,
Würde sie den Morgen nicht erwarten,
Würde schon in dieser Stunde kommen."

Hüpft' ein Kätzchen eben über'n Boden,
Kniſterte das Mäuschen in der Ecke,
Regte sich, ich weiß nicht was, im Hause,
Immer hofft' ich, deinen Schritt zu hören,
Immer glaubt' ich, deinen Tritt zu hören.

Und so lag ich lang' und immer länger,
Und es fing der Tag schon an zu grauen,
Und es rauschte hier und rauschte dorten.

„Iſt es ihre Thüre? Wär' es die meine!"
Saß ich aufgeſtemmt in meinem Bette,
Schaute nach der halb erhellten Thüre,
Ob ſie nicht ſich wohl bewegen möchte.
Angelehnet blieben beide Flügel
Auf den leiſen Angeln ruhig hangen.

Und der Tag ward immer hell und heller;
Hört' ich ſchon des Nachbars Thüre gehen,
Der das Taglohn zu gewinnen eilet,
Hört' ich bald darauf die Wagen raſſeln,
War das Thor der Stadt nun auch eröffnet,
Und es regte ſich der ganze Plunder
Des bewegten Marktes durch einander.

Ward nun in dem Haus ein Gehn und Kommen,
Auf und ab die Stiegen, hin und wieder
Knarrten Thüren, klapperten die Tritte,
Und ich konnte, wie vom ſchönen Leben,
Mich noch nicht von meiner Hoffnung ſcheiden.

Endlich, als die ganz verhaßte Sonne
Meine Fenster traf und meine Wände,
Sprang ich auf, und eilte nach dem Garten,
Meinen heißen, sehnsuchtsvollen Athem
Mit der kühlen Morgenluft zu mischen,
Dir vielleicht im Garten zu begegnen:
Und nun bist du weder in der Laube,
Noch im hohen Lindengang zu finden.

Der Beſuch.

Meine Liebſte wollt' ich heut beſchleichen,
Aber ihre Thüre war verſchloſſen.
Hab' ich doch den Schlüſſel in der Taſche!
Oeffn' ich leiſe die geliebte Thüre!

Auf dem Saale fand ich nicht das Mädchen,
Fand das Mädchen nicht in ihrer Stube,
Endlich da ich leis die Kammer öffne,
Find' ich ſie gar zierlich eingeſchlafen,
Angekleidet, auf dem Sopha liegen.

Bey der Arbeit war ſie eingeſchlafen,
Das Geſtrickte mit den Nadeln ruhte
Zwiſchen den gefaltnen zarten Händen:
Und ich ſetzte mich an ihre Seite,
Ging bey mir zu Rath', ob ich ſie weckte,

Da betrachtet' ich den ſchönen Frieden,
Der auf ihren Augenliedern ruhte:
Auf den Lippen war die ſtille Treue,
Auf den Wangen Lieblichkeit zu Hauſe,
Und die Unſchuld eines guten Herzens
Regte ſich im Buſen hin und wieder.
Jedes ihrer Glieder lag gefällig
Aufgelöſ't von ſüßem Götterbalſam.
Freudig ſaß ich da, und die Betrachtung
Hielte die Begierde, ſie zu wecken,
Mit geheimen Banden feſt und feſter.

O du Liebe, dacht' ich, kann der Schlummer,
Der Verräther jedes falſchen Zuges,
Kann er dir nicht ſchaden, nichts entdecken,
Was des Freundes zarte Meinung ſtörte.

Deine holden Augen ſind geſchloſſen,
Die mich offen ſchon allein bezaubern;
Es bewegen deine ſüßen Lippen

Sie verſuchen an der Puppe verſchiedenes, endlich bringen ſie aus der Bruſt einen Sack hervor, und erheben ein lautes Geſchrey.

Sora. Was iſt in dem Sack? Laßt ſehn, was iſt in dem Sack?

Mana. Häckerling iſt drin, wie ſich's anfühlen läßt.

Sora. Es iſt doch zu ſchwer —

Lato. Es iſt auch etwas feſtes drin.

Mela. Bindet ihn auf; laßt ſehn!

Andraſon kommt.

Ihr Kinder, wo ſeyd ihr? Ich ſuch' euch überall, ihr Kinder.

Mana. Du kommſt eben zur gelegenen Zeit! Da ſieh!

Andraſon. Was Teufel iſt das? meiner Frauen Kleider? meiner Frauen Geſtalt?

Mana ihm den Sack zeigend. Mit Häckerling ausgeſtopft.

Weder ſich zur Rede noch zum Kuße;
Aufgelöſ't ſind dieſe Zauber-Bande
Deiner Arme, die mich ſonſt umſchlingen,
Und die Hand, die reizende Gefährtinn
Süßer Schmeicheleyen, unbeweglich.
Wär's ein Irrthum, wie ich von dir denke,
Wär' es Selbſtbetrug, wie ich dich liebe,
Müßt' ich's jetzt entdecken, da ſich Amor
Ohne Binde neben mich geſtellet.

Lange ſaß ich ſo und freute herzlich
Ihres Werthes mich und meiner Liebe;
Schlafend hatte ſie mir ſo gefallen,
Daß ich mich nicht traute, ſie zu wecken.

Leiſe leg' ich ihr zwei Pomeranzen
Und zwey Roſen auf das Tiſchchen nieder.
Sachte, ſachte ſchlich ich meiner Wege.
Oeffnet ſie die Augen, meine Gute,
Gleicht erblickt ſie dieſe bunte Gabe,

Staunt, wie immer bey verſchloßnen
Thüren
Dieſes freundliche Geſchenk ſich finde.

Seh' ich dieſe Nacht den Engel wieder,
O wie freut ſie ſich, vergilt mir doppelt
Dieſes Opfer meiner zarten Liebe.

Magiſches Netz.

Zum erſten May 1803.

Sind es Kämpfe, die ich ſehe?
Sind es Spiele? ſind es Wunder?
Fünf der allerliebſten Knaben,
Gegen fünf Geſchwiſter ſtreitend,
Regelmäßig, taktbeſtändig,
Einer Zaubrinn zu Gebote.

Blanke Spieße führen jene,
Dieſe flechten ſchnelle Fäden,
Daß man glaubt in ihren Schlingen
Werde ſich das Eiſen fangen.
Bald gefangen ſind die Spieße;
Doch im leichten Kriegestanze
Stichlt ſich einer nach dem andern
Aus der zarten Sklaveinreihe,
Die ſogleich den Freyen haſchet,
Wenn ſie den Gebundnen löſet.

So mit Ringen, Streiten, Siegen,
Wechselflucht und Wiederkehren
Wird ein künstlich Netz geflochten,
Himmelsflocken gleich an Weiße,
Die, vom Lichten in das Dichte,
Musterhafte Streifen ziehen,
Wie es Farben kaum vermöchten.

Wer empfängt nun der Gewänder
Allerwünschtes? Wen begünstigt
Unsre vielgeliebte Herrinn,
Als den anerkannten Diener?
Mich beglückt des holden Looses
Treu und still ersehntes Zeichen!
Und ich fühle mich umschlungen,
Ihrer Dienerschaft gewidmet.

Doch indem ich so behaglich,
Aufgeschmückt stolzirend wandle,
Sieh! da knüpfen jene Losen,
Ohne Streit, geheim geschäftig

Andre Netze, fein und feiner,
Dämmrungsfäden, Mondenblicke,
Nachtviolenduft verwebend.

Eh' wir nur das Netz bemerken,
Ist ein Glücklicher gefangen;
Den wir andern, den wir alle,
Segnend und benedeiend, grüßen.

Der Becher.

Einen wohlgeschnitzten vollen Becher
Hielt ich in den beyden Händen,
Sog begierig süßen Wein vom Rande,
Gram' und Sorg' auf Einmal zu ver-
trinken.

Amor trat herein und fand mich sitzen,
Und er lächelte bescheidenweise,
Als den Unverständigen bedauernd.

„Freund, ich kenn' ein schöneres
Gefäße,
„Werth die ganze Seele drein zu senken;
„Was gelobst du, wenn ich dir es gönne,
„Es mit anderm Nectar dir erfülle?"

O wie freundlich hat er Wort gehalten!
Da er, Lida, dich mit sanfter Neigung
Mir, dem lange sehnenden, geeignet.

Wenn ich deinen lieben Leib umfasse,
Und von deinen einzig treuen Lippen
Langbewahrter Liebe Balsam koste,
Selig sprech' ich dann zu meinem Geiste:

Nein, ein solch Gefäß hat, außer Amorn,
Nie ein Gott gebildet noch besessen!
Solche Formen treibet nie Vulcanus
Mit den sinnbegabten, feinen Hämmern!
Auf belaubten Hügeln mag Lyäus
Durch die ältsten, klügsten seiner Faunen
Ausgesuchte Trauben keltern lassen,
Selbst geheimnißvoller Gährung vorstehn:
Solchen Trank verschafft ihm keine Sorgfalt!

Nachtgedanken.

Euch bedaur' ich, unglückſel'ge Sterne,
Die ihr ſchön ſeyd und ſo herrlich ſcheinet,
Dem bedrängten Schiffer gerne leuchtet,
Unbelohnt von Göttern und von Menſchen:
Denn ihr liebt nicht, kanntet nie die Liebe!
Unaufhaltſam führen ew'ge Stunden
Eure Reihen durch den weiten Himmel.
Welche Reiſe habt ihr ſchon vollendet!
Seit ich weilend in dem Arm der Liebſten
Euer und der Mitternacht vergeſſen.

An Silvien.

Wenn die Zweige Wurzeln ſchlagen,
Wachſen, grünen, Blüten tragen;
Möchteſt du dem Angedenken
Eines Freunds ein Lächeln ſchenken.

Ferne.

Königen, ſagt man, gab die Natur
vor andern Gebornen
Eines längern Arms weithinaus faſſende
Kraft.
Doch auch mir dem Geringen verlieh ſie
das fürſtliche Vorrecht:
Denn ich faſſe von fern, halte dich, Lida,

Sora. Sieh dich um; das iſt die Natur, worin der Prinz lebt, und das iſt ſeine Geliebte.

Andraſon auffahrend. Ihr großen Götter!

Sora. Mach nur den Sack auf!

Andraſon aus tiefen Gedanken. Halt!

Mana. Was iſt dir, Andraſon?

Andraſon. Mir iſt, als wenn mir in dieſer Finſterniß ein Licht vom Himmel käme.

Sora. Du biſt verzuckt.

Andraſon. Seht ihr nichts, ihr Mädchen? Begreift ihr nichts?

Mana. Ja, ja! das Geſpenſt, das uns geängſtet hat, iſt begreiflich genug, und der Sack, den ich in meinen Armen habe, dazu.

Andraſon. Verehre die Götter!

Sora. Du machſt mich mit deinem Ernſt zu lachen.

An Lida.

Den einzigen, Lida, welchen du lieben kannſt,
Forderſt du ganz für dich, und mit Recht.
Auch iſt er einzig dein.
Denn, ſeit ich von dir bin,
Scheint mir des ſchnellſten Lebens
Kämende Bewegung
Nur ein leichter Flor, durch den ich deine Geſtalt
Immerfort wie in Wolken erblicke:
Sie leuchtet mir freundlich und treu,
Wie durch des Nordlichts bewegliche Strahlen
Ewige Sterne ſchimmern.

Nähe.

Wie du mir oft, geliebtes Kind,
Ich weiß nicht, so fremde bist!
Wenn wir im Schwarm der vielen Menschen sind,
Das schlägt mir alle Freude nieder.
Doch ja, wenn alles still und finster um uns ist,
Erkenn' ich dich an deinen Küssen wieder.

Süße Sorgen.

Weichet, Sorgen, von mir! — Doch ach! den ſterblichen Menſchen
Läſſet die Sorge nicht los, eh' ihn das Leben verläßt.
Soll es einmal denn ſeyn: ſo kommt ihr, Sorgen der Liebe,
Treibt die Geſchwiſter hinaus, nehmt und behauptet mein Herz!

An die Cicade.

Nach dem Anakreon.

Selig biſt du, liebe Kleine,
Die du auf der Bäume Zweigen
Von geringem Trank begeiſtert,
Singend, wie ein König lebeſt!
Dir gehöret eigen Alles,
Was du auf den Feldern ſieheſt,
Alles, was die Stunden bringen;
Lebeſt unter Ackersleuten.
Ihre Freundinn, unbeſchädigt,
Du den Sterblichen Verehrte,
Süßen Frühlings ſüßer Bothe!
Ja, dich lieben alle Muſen,
Phöbus ſelber muß dich lieben,
Gaben dir die Silberſtimme,
Dich ergreifet nie das Alter,

Weiſe zarte, Dichterfreundinn,
Ohne Fleiſch und Blut Geborne,
Leidenloſe Erdentochter,
Faſt den Göttern zu vergleichen.

Die Nectartropfen.

Als Minerva jenen Liebling,
Den Prometheus zu begünst'gen,
Eine volle Nectarschale
Von dem Himmel niederbrachte,
Seine Menschen zu beglücken,
Und den Trieb zu holden Künsten
Ihrem Busen einzuflößen:
Eilte sie mit schnellen Füßen,
Daß sie Jupiter nicht sähe;
Und die goldne Schaale schwankte,
Und es fielen wenig Tropfen
Auf den grünen Boden nieder.

Emsig waren drauf die Bienen
Hinterher, und saugten fleißig:
Kam der Schmetterling geschäftig,
Auch ein Tröpfchen zu erhaschen;
Es bog die ungestalte Spinne
Kroch herbei und sog gewaltig.

Glücklich haben ſie gekoſtet,
Sie und andre zarte Thierchen!
Denn ſie theilten mit dem Menſchen
Nun das ſchönſte Glück, die Kunſt.

Der Wandrer.

Wandrer.

Gott ſegne dich, junge Frau,
Und den ſäugenden Knaben
An deiner Bruſt!
Laß mich an der Felſenwand hier
In des Ulmbaums Schatten
Meine Bürde werfen,
Neben dir ausruhn.

Frau.

Welch Gewerbe treibt dich
Durch des Tages Hitze
Den ſtaubigen Pfad her?
Bringſt du Waaren aus der Stadt
Im Land herum?
Lächelſt, Fremdling,
Ueber meine Frage?

Wanderer.

Keine Waaren bring' ich aus der Stadt,
Kühl wird nun der Abend.
Zeige mir den Brunnen,
Draus du trinkeſt,
Liebes junges Weib!

Frau.

Hier den Felſenpfad hinauf.
Geh voran! Durch's Gebüſche
Geht der Pfad nach der Hütte,
Drin ich wohne,
Zu dem Brunnen,
Den ich trinke.

Wanderer.

Spuren ordnender Menſchenhand
Zwiſchen dem Gebüſch!
Viele Stufen haſt du nicht gefügt,
Nachhelfende Natur!

Frau.

Weiter hinauf!

Wandrer.

Von dem Moos gedeckt ein Architrav!
Ich erkenne dich, bildender Geist!
Haſt dein Siegel in den Stein geprägt.

Frau.

Weiter Fremdling!

Wandrer.

Eine Inſchrift, über die ich trete!
Nicht zu leſen!
Weggewandelt ſeyd ihr,
Tiefeingrabne Worte,
Die ihr eures Meiſtes Andacht
Tauſend Enkeln zeigen ſolltet.

Frau.

Staunеſt, Fremdling,
Dieſe Steine an?

Andraſon. Seht ihr nicht die Hälfte des mir Glück weiſſagenden Orakels erfüllt! —

Mana. Daß wir nicht darauf gefallen ſind!

Andraſon.

Wenn wird ein greiflich Geſpenſt
von ſchönen Händen entgeiſtert.

Sora. Nichts kann klärer ſeyn!

Andraſon.

Und der leinene Sack ſein Eingeweide gibt her!

Nun aufgemacht, ihr Kinder, laßt uns vor allem ſehn, was der enthält!

Sie binden ihn auf, und wie ſie ihn umſchütteln, fällt eine ganze Parthie Bücher, mit Häckerling vermiſcht heraus.

Andraſon. Gebt Acht, das werden Zauberbücher ſeyn. Er hebt eins auf. Empfindſamkeiten!

Mana. O gebt's her!

Droben ſind der Steine viel
Um meine Hütte.

Wanderer.

Droben?

Frau.

Gleich zur Linken
Durchs Gebüſch hinan;
Hier.

Wanderer.

Ihr Muſen und Grazien.

Frau.

Das iſt meine Hütte.

Wanderer.

Eines Tempels Trümmern!

Frau.

Hier zur Seit' hinab
Quillt der Brunnen,
Den ich trinke.

Wandrer.

Glühend webst du
Ueber deinem Grabe,
Genius! Ueber dir
Ist zusammengestürzt
Dein Meisterstück,
O du Unsterblicher!

Frau.

Wart', ich hole das Gefäß
Dir zum Trinken.

Wandrer.

Epheu hat deine schlanke
Götterbildung umkleidet.
Wie du emporstrebst
Aus dem Schutte,
Säulenpaar!
Und du einsame Schwester dort,
Wie ihr,
Düstres Moos auf dem heiligen Haupt,

Majeſtätiſch trauernd herabſchaut
Auf die zertrümmerten
Zu euern Füßen,
Eure Geſchwiſter!
In des Brombeergeſträuches Schatten
Deckt ſie Schutt und Erde,
Und hohes Gras wankt drüber hin!
Schätzeſt du ſo, Natur,
Deines Meiſterſtücks Meiſterſtück?
Unempfindlich zertrümmerſt du
Dein Heiligthum?
Säeſt Diſteln drein?

Frau.

Wie der Knabe ſchläft!
Willſt du in der Hütte ruhn,
Fremdling? Willſt du hier
Lieber in dem Freyen bleiben?
Es iſt kühl! Nimm den Knaben,
Daß ich Waſſer ſchöpfen gehe.
Schlafe, Lieber! ſchlaf!

Wanderer.

Süß ist deine Ruh!
Wie's in himmlischer Gesundheit
Schwimmend, ruhig athmet!
Du, geboren über Resten
Heiliger Vergangenheit,
Ruh' ihr Geist auf dir!
Welchen der umschwebt,
Wird in Götterselbstgefühl
Jedes Tags genießen.
Voller Keim blüh' auf,
Des glänzenden Frühlings
Herrlicher Schmuck,
Und leuchte vor deinen Gesellen!
Und welkt die Blüthenhülle weg,
Dann steig' aus deinem Busen
Die volle Frucht,
Und reife der Sonn' entgegen.

Frau.

Gesegne's Gott! — Und schläft er noch?

Ich habe nichts zum frischen Trunk,
Als ein Stück Brod, das ich dir bieten kann.

Wandrer.

Ich danke dir.
Wie herrlich alles blüht umher
Und grünt!

Frau.

Mein Mann wird bald
Nach Hause seyn
Vom Feld. O bleibe, bleibe, Mann!
Und iß mit uns das Abendbrod.

Wandrer.

Ihr wohnet hier?

Frau.

Da, zwischen dem Gemäuer her.
Die Hütte baute noch mein Vater
Aus Ziegeln und des Schuttes Steinen.
Hier wohnen wir.
Er gab mich einem Ackersmann,

Und ſtarb in unſern Armen.—
Haſt du geſchlafen, liebes Herz?
Wie er munter iſt, und ſpielen will!
Du Scheim!

Wanderer.

Natur! du ewig keimende,
Schaffſt Jeden zum Genuß des Lebens,
Haſt deine Kinder alle mütterlich
Mit Erbtheil ausgeſtattet, einer Hütte.
Hoch baut die Schwalb' an das Geſims,
Unfühlend, welchen Zierrath
Sie verklebt.
Die Raup' umſpinnt den goldnen Zweig
Zum Winterhaus für ihre Brut;
Und du flickſt zwiſchen der Vergangenheit
Erhabne Trümmer
Für deine Bedürfniſſe
Eine Hütte, o Menſch,
Genießeſt über Gräbern! —
Leb wohl, du glücklich Weib!

Frau.

Du willst nicht bleiben?

Wandrer.

Gott erhalt' euch,
Segn' euern Knaben!

Frau.

Glück auf den Weg!

Wandrer.

Wohin führt mich der Pfad
Dort über'n Berg?

Frau.

Nach Cumma.

Wandrer.

Wie weit ist's hin?

Frau.

Drey Meilen gut.

Wandrer.

Leb wohl!
O leite meinen Gang, Natur!
Den Fremdlings Reisetritt.

Den über Gräber
Heiliger Vergangenheit
Ich wandle.
Leit' ihn zum Schutzort,
Vor'm Nord gedeckt,
Und wo dem Mittagsſtrahl
Ein Pappelwäldchen wehrt.
Und kehr' ich dann
Am Abend heim
Zur Hütte,
Vergoldet vom letzten Sonnenſtrahl;
Laß mich empfangen ſolch ein Weib,
Den Knaben auf dem Arm!

Künſtler-Morgenlied.

Der Tempel iſt euch aufgebaut,
Ihr hohen Muſen all!
Und hier in meinem Herzen iſt
Das Allerheiligſte.

Wenn Morgens mich die Sonne weckt,
Warm, froh ich ſchau' umher,
Steht rings ihr ewig lebenden
Im heil'gen Morgenglanz.

Ich bet' hinan, und Lobgeſang
Iſt lauter mein Gebet,
Und freudeklingend Saitenſpiel
Begleitet mein Gebet.

Ich trete vor den Altar hin,
Und leſe, wie ſich's ziemt,
Andacht liturg'ſcher Lection
Im heiligen Homer.

Und wenn er ins Getümmel mich
Von Löwenkriegern reißt,
Und Götterſöhn' auf Wagen hoch
Rachglühend ſtürmen an,

Und Roß dann vor dem Wagen ſtürzt,
Und drunter und drüber ſich
Freund' Feinde wälzen in Todesblut —
Er ſengte ſie dahin.

Mit Flammenſchwert der Heldenſohn
Zehn tauſend auf einmal,
Bis dann auch er, gebändiget
Von einer Götterhand,

Ab auf den Rogus niederſtürzt,
Den er ſich ſelbſt gehäuft,
Und Feinde nun den ſchönen Leib
Verſchändend taſten an;

Da greif' ich muthig auf, es wird
Die Kohle zum Gewehr,

Die andern haben indeſſen die übrigen Bücher aufgehoben.

Andraſon. Was haſt du? Siegwart, eine Kloſtergeſchichte, in drey Bänden.

Mana. O das muß ſcharmant ſeyn! Gib her, das muß ich leſen. — Der gute Jüngling!

Lato. Den müſſen wir kennen lernen.

Sora. Da iſt ja auch ein Kupfer dabey!

Mela. Das iſt gut, da weiß man doch, wie er ausgeſehen hat.

Lato. Er hat wohl recht traurig, recht intereſſant ausgeſehn.

Es bleibt den Schauſpielern überlaſſen, ſich hier auf gute Art über ähnliche Schriften luſtig zu machen.

Andraſon. Eine ſchöne Geſellſchaft unter Einem Herzen!

Mela. Wie kommen die Bücher nur da herein?

Und jene meine hohe Wand
In Schlachtfeld-Wogen brauf't.

Hinan! Hinan! Es heulet laut
Gebrüll der Feindeswuth,
Und Schild an Schild und Schwert auf Helm,
Und um den Todten Tod.

Ich dränge mich hinan, hinan,
Da kämpfen sie um ihn,
Die tapfern Freunde, tapferer
In ihrer Thränenwuth.

Ach rettet! Kämpfet! Rettet ihn!
In's Lager tragt ihn fort,
Und Balsam gießt dem Todten auf,
Und Thränen Todten Ehr!

Und sind' ich mich zurück hierher,
Empfängst du, Liebe, mich,
Mein Mädchen, ach, im Bilde nur,
Und so im Bilde warm!

Ach, wie du ruhteſt neben mir,
Und ſchmachteteſt mich an,
Und mir's vom Aug' durch's Herz hin-
durch
Zum Griffel ſchmachtete!

Wie ich an Aug' und Wange mich
Und Mund mich weidete,
Und mir's im Buſen jung und friſch,
Wie einer Gottheit, war!

O kehre doch und bleibe dann
In meinen Armen feſt,
Und keine, keine Schlachten mehr,
Nur dich in meinem Arm:

Und ſollſt mir, meine Liebe, ſeyn,
Alldeutend Ideal,
Madonna ſeyn, ein Erſtlingskind,
Ein heilig an der Bruſt;

Und haſchen will ich, Nymphe, dich,
Im tiefen Waldgebüſch;

O fliehe nicht die rauhe Bruſt,
Mein aufgerecktes Ohr!

Und liegen will ich Mars zudir,
Du Liebesgöttin ſtark,
Und ziehn ein Netz um uns herum,
Und rufen dem Olymp,

Wer von den Göttern kommen will,
Beneiden unſer Glück,
Und ſoll's die Frauze Eiferſucht
Am Bettfuß angebannt.

Amor, der Landſchaftsmahler.

Saß ich früh auf einer Felſenſpitze,
Sah mit ſtarren Augen in den Nebel,
Wie ein grau grundirtes Tuch geſpannet,
Deckt er Alles in die Breit' und Höhe.

Stellt' ein Knabe ſich mir an die Seite,
Sagte: Lieber Freund, wie magſt du ſtarrend
Auf das leere Tuch gelaſſen ſchauen?
Haſt du denn zum Mahlen und zum Bilden
Alle Luſt auf ewig wohl verloren?

Sah ich an das Kind, und dachte heimlich:
Will das Bübchen doch den Meiſter machen!

Willſt du immer trüb' und müßig bleiben,
Sprach der Knabe, kann nichts kluges werden:

Sieh, ich will dir gleich ein Bildchen
mahlen,
Dich ein hübſches Bildchen mahlen lehren.
Und er richtete den Zeigefinger,
Der ſo röthlich war wie eine Roſe,
Nach dem weiten ausgeſpannten Teppich,
Fing mit ſeinem Finger an zu zeichnen,
Oben mahlt' er eine ſchöne Sonne,
Die mir in die Augen mächtig glänzte,
Und den Saum der Wolken, macht er
golden
Ließ die Strahlen durch die Wolken drin-
gen;
Mahlte dann die zarten leichten Wipfel
Friſch erquickter Bäume, zog die Hügel,
Einen nach dem andern, frey dahinter;
Unten ließ ers nicht an Waſſer fehlen,
Zeichnete den Fluß ſo ganz natürlich,
Daß er ſchien im Sonnenſtrahl zu glitzern,
Daß er ſchien am hohen Rand zu rauſchen
Ach, da ſtanden Blumen an dem Fluſſe,
Und da waren Farben auf der Wieſe,

Gold und Schmelz und Purpur und
ein Grünes,
Alles wie Smaragd und wie Karfunkel!
Hell und rein laſirt er drauf den Himmel,
Und die blauen Berge fern und ferner
Daß ich ganz entzückt und neu geboren:
Bald den Mahler, bald das Bild be-
ſchaute.

Hab' ich doch, ſo ſagt er, dir bewieſen,
Das ich dieſes Handwerk gut verſtehe;
Doch es iſt das ſchwerſte noch zurücke.

Zeichnete darnach mit ſpitzem Finger,
Und mit großer Sorgfalt an dem Wäldchen,
G'rad' an's Ende, wo die Sonne kräftig
Von dem hellen Boden wiederglänzte,
Zeichnete das allerliebſte Mädchen,
Wohlgebildet, zierlich angekleidet,
Friſche Wangen unter braunen Haaren,
Und die Wangen waren von der Farbe,
Wie das Fingerchen, daß ſie gebildet.

O du Knabe! rief ich, welch ein Meiſter
Hat in ſeine Schule dich genommen,
Daß du ſo geſchwind und ſo natürlich
Alles klug beginnſt und gut vollendeſt!

Da ich noch ſo rede, ſieh, da rühret
Sich ein Windchen und bewegt die Gipfel,
Kräuſeſt alle Wellen auf dem Fluſſe,
Füllt den Schleyer des vollkommnen Mädchens,
Und was mich Erſtaunten mehr erſtaunte,
Fängt das Mädchen an den Fuß zu rühren,
Geht zu kommen, nähert ſich dem Orte,
Wo ich mit dem loſen Lehrer ſitze.

Da nun Alles, Alles ſich bewegte,
Bäume, Fluß und Blumen und der Schleyer,
Und der zarte Fuß der Allerſchönſten:
Glaubt ihr wohl ich ſey auf meinem Felſen,
Wie ein Felſen, ſtill und feſt geblieben?

Künſtlers Abendlied.

Ach, daß die innere Schöpfungskraft
Durch meinen Sinn erſchölle!
Daß eine Bildung voller Saft
Aus meinen Fingern quölle!

Ich zittre nur, ich ſtottre nur,
Und kann es doch nicht laſſen;
Ich fühl', ich kenne dich, Natur,
Und ſo muß ich dich faſſen.

Bedenk' ich dann, wie manches Jahr
Sich ſchon mein Sinn erſchlieſſet,
Wie er, wo dürre Heide war,
Nun Freudenquell genießet;

Wie ſehn' ich mich, Natur, nach dir,
Dich treu und lieb zu fühlen!
Ein luſt'ger Springbrunn wirſt du mir,
Aus tauſend Röhren ſpielen.

Wirft alle meine Kräfte mir
In meinem Sinn erheitern,
Und dieſes enge Daſeyn mir
Zur Ewigkeit erweitern.

Andraſon. Laßt ſehn! Iſt das alles? Er wendet den Sack völlig um, es fallen noch einige Bücher und viel Häckerling heraus. Da kommt erſt die Grundſuppe!

Sora. O laßt ſehn!

Andraſon. Die neue Heloiſe — weiter! — Die Leiden des jungen Werthers! — Armer Werther!

Sora. O gebt's! das muß ja wohl trauig ſeyn.

Andraſon. Ihr Kinder, da ſey Gott vor, daß ihr in das Zeug nur einen Blick thun ſolltet! Gebt her! Er packt die Bücher wieder in den Sack zuſammen, thut den Häckerling dazu und bindet's um.

Mana. Es iſt nicht artig von euch, daß ihr uns den Spaß verderben wollt; wir hätten da manche ſchöne Nacht leſen können, wo wir ohnedem nicht ſchlafen.

Göthe's

Gedichte.

Drittes Bändchen.

Köln,
in der W. Spitz'schen Buchhandlung.
1814.

G
7146

Bibliothek
der
Goethe-Gesellschaft

Kenner und Künſtler.

Kenner.

Gut! Brav, mein Herr! Allein
Die linke Seite
Nicht ganz gleich der rechten;
Hier ſcheint es mir zu lang,
Und hier zu breit;
Hier zuckt's ein wenig,
Und die Lippe
Nicht ganz Natur,
So todt noch Alles!

Künſtler.

O rathet! Helft mir,
Daß ich mich vollende!
Wo iſt der Urquell der Natur,
Daraus ich ſchöpfend
Himmel fühl' und Leben
In die Fingerſpitzen hervor,
Daß ich mit Götterſinn
Und Menſchenhand

Vermöge zu bilden,
Was bei meinem Weib'
Ich animaliſch kann und muß.

Kenner.

Da ſehen Sie zu.

Künſtler.

So!

Kenner und Enthuſiaſt.

Ich führt' einen Freund zum Maidel jung,
Wollt' ihm zu genießen geben,
Was Alles es hätt', gar Freud' genung,
Friſch junges warmes Leben.
Wir fanden ſie ſitzen in ihrem Bett,
Thät' ſich auf ihr Händlein ſtützen.
Der Herr der macht' ihr ein Compliment,
Thät' gegen ihr über ſitzen.
Er ſpitzt die Naſe, er ſtart ſie an,
Betracht ſie herüber, hinüber:
Und um mich war's gar bald gethan.
Die Sinnen gingen mir über.

Der liebe Herr für allen Dank
Führt mich drauf in eine Ecken,
Und ſagt, ſie wär' doch allzu ſchlank,
Und hätt' auch Sommerflecken.
Da nahm ich von meinem Kind Adieu,
Und ſcheidend ſah ich in die Höh:

Ach Herre Gott, ach Herre Gott,
Erbarm dich doch des Herren!

Da führt' ich ihn in die Gallerie
Voll Menschenglut und Geistes;
Mir wirds da gleich, ich weiß nicht wie,
Mein ganzes Herz zerreißt es.
O Mahler! Mahler! rief ich laut,
Belohn' dir Gott dein Mahlen!
Und nur die allerschönste Braut
Kann dich für uns bezahlen.

Und sieh, da ging mein Herr herum,
Und stochert sich die Zähne,
Registrirt in Catalogum
Mir meine Götterſöhne.
Mein Busen war so voll und bang,
Von hundert Welten trächtig;
Ihm war bald was zu kurz, zu lang,
Wägt' alles gar bedächtig.

Da warf ich in ein Eckchen mich,
Die Eingeweide brannten.
Um ihn versammelten Männer sich,
Die ihn einen Kenner nannten.

Monolog des Liebhabers.

Was nutzt die glühende Natur
Vor deinen Augen dir,
Was nutzt dir das Gebildete
Der Kunst rings um dich her,
Wenn liebevolle Schöpfungskraft
Nicht deine Seele füllt,
Und in den Fingerspitzen die
Nicht wieder bildend wird.

Guter Rath.

Geſchieht wohl, daß man einen Tag
Weder ſich noch andre leiden mag,
Will nichts dir nach dem Herzen ein;
Sollt's in der Kunſt wohl anders ſeyn?
Drum hetze dich nicht zur ſchlimmen Zeit,
Denn Füll' und Kraft ſind nimmer weit:
Haſt in der böſen Stund' geruht,
Iſt dir die gute doppelt gut.

Dythyrambe.

Unter dieſen
Lorbeerbüſchen,
Auf den Wieſen,
An den friſchen
Waſſerfällen,
Meines Lebens zu genießen,
Gab Apoll dem heitern Knaben;
Und ſo haben
Mich, im Stillen,
Nach des Gottes hohem Willen,
Hehre Muſen auferzogen,
Aus den hellen
Silberquellen
Des Parnaſſus mich erquicket,
Und das keuſche, reine Siegel
Auf die Lippen mir gedrücket.

Und die Nachtigall umkreiſet
Mich mit dem beſcheidnen Flügel.
Hier in Büſchen, dort auf Bäumen,

Andraſon. Es iſt zu euerm Beſten, ihr Kinder! Ihr glaubt's nicht, aber es iſt warlich zu euerm Beſten. Nur in's Feuer damit!

Mana. Laßt ſie nur erſt der Prinzeſſinn ſehn.

Andraſon. Ohne Barmherzigkeit! Nach einer Pauſe. Aber was erſcheinen mir für neue Lichter auf dem dunkeln Pfade der Hoffnung! Ich ſeh'! ich ſeh', die Götter nehmen ſich meiner an.

Sora. Was habt ihr für Erſcheinungen?

Andraſon. Hört mich! Dieſe Bücher ſollen nicht in's Feuer!

Mana. Das iſt mir ſehr lieb.

Andraſon. Und ihr ſollt ſie auch nicht haben!

Sora. Warum?

Ruft ſie die verwandte Menge,
Und die himmliſchen Geſänge
Lehren mich von Liebe träumen.

Und im Herzen wächſt die Fülle
Der geſellig edlen Triebe,
Nährt ſich Freundſchaft, keimet Liebe,
Und Apoll belebt die Stille
Seiner Thäler, ſeiner Höhen.
Süße laue Lüfte wehen.
Alle, denen er gewogen,
Werden mächtig angezogen,
Und ein Edler folgt dem andern.

Dieſer kommt mit munterm Weſen
Und mit offnem, heitern Blicke;
Dieſen ſeh' ich ernſter wandeln;
Und ein andrer, kaum geneſen,
Ruft die alte Kraft zurücke.
Denn ihm drang durch Mark und Leben
Die verderblich holde Flamme,
Und was Amor ihm entwendet,
Kann Apoll nur wiedergeben,

Ruh' und Luſt und Harmonien
Und ein kräftig rein Beſtreben.

Auf, ihr Brüder!
Ehrt die Lieder!
Sie ſind gleich den guten Thaten,
Wer kann beſſer als der Sänger
Dem verirrten Freunde rathen?
Wirke gut; ſo wirkſt du länger
Als es Menſchen ſonſt vermögen.

Ja! ich höre ſie von weiten,
Ja! ſie greifen in die Saiten,
Mit gewalt'gen Götterſchlägen
Rufen ſie zu Recht und Pflichten
Und bewegen,
Wie ſie ſinger, wie ſie dichten,
Zum erhabenſten Geſchäfte,
Zu der Bildung aller Kräfte.

Auch die holden Phantaſien
Blühen
Rings umher auf allen Zweigen,

Die ſich balde,
Wie im holden Zauberwalde,
Voller goldnen Früchte beugen.

Was wir fühlen, was wir ſchauen
In dem Land der höchſten Wonne!
Dieſer Boden, dieſe Sonne,
Locket auch die beſten Frauen.
Und der Hauch der lieben Muſen
Weckt des Mädchens zarten Buſen,
Stimmt die Kehle zum Geſange,
Und mit ſchöngefärbter Wange
Singet ſie ſchon würd'ge Lieder,
Eezt ſich zu den Schweſtern nieder
Und es ſingt die ſchöne Kette,
Zart und zärter um die Wette.

Doch die eine,
Geht alleine,
Bey den Buchen,
Unter Linden,
Dort zu ſuchen,
Dort zu finden,

Was im ſtillen Myrthenhaine
Amor ſchalkiſch ihr entwendet.
Ihres Herzens holde Stille,
Ihres Buſens erſte Fülle.
Und ſie träget in die grünen
Schattenwälder,
Was die Männer nicht verdienen,
Ihre lieblichen Gefühle;
Scheuet nicht des Tages Schwüle,
Achtet nicht des Abends Kühle
Und verliert ſich in die Felder,
Stört ſie nicht auf ihren Wegen!
Muſe, geh' ihr ſtill entgegen!

Doch was hör' ich? Welch ein Schall
Ueberbrauſ't den Waſſerfall?
Sauſet heftig durch den Hain?
Welch' ein Lärmen, welches Schrey'n?
Iſt es möglich, ſeh' ich recht?
Ein verwegenes Geſchlecht
Dringt ins Heiligthum herein.

Hier hervor
Strömt ein Heer!

Liebeswuth,
Weinesgluth,
Raſ't im Blick,
Sträubt das Haar!
Und die Schaar
Mann und Weib —
Tigerfell
Schlägt umher —
Ohne Scheu,
Zeigt den Leib.
Und Metall
Rauher Schall
Grellt ins Ohr.
Wer ſie hört,
Wird geſtört.
Hier hervor,
Drängt das Chor;
Alles flieht,
Wer ſie ſieht.

Ach, die Büſche ſind geknickt!
Ach, die Blumen ſind erſtickt

Von den Sohlen dieſer Brut
Wer begegnet ihrer Wuth?

Brüder, laßt uns Alles wagen,
Eure reine Wange glüht.
Phöbus hilft ſie uns verjagen,
Wenn er unſre Schmerzen ſieht.
Und uns Waffen
Zu verſchaffen,
Schüttert er des Berges Wipfel
Und vom Gipfel
Praſſeln Steine
Durch die Haine.
Brüder, faßt ſie mächtig auf!
Schloßenregen
Ströme dieſer Brut entgegen,
Und vertreib' aus unſern milden
Himmelreinen Luftgefilden
Dieſe Fremden, dieſe Wilden!

Doch was ſeh' ich?
Iſt es möglich?
Unerträglich

Fährt es mir durch alle Glieder,
Und die Hand
Sinket von dem Schwunge nieder.
Iſt es möglich?
Keine Fremden!
Unſre Brüder
Zeigen ihnen ſelbſt die Wege!
O! die Frechen!
Wie ſie mit den Klapperblechen
Selbſt voraus im Tacte ziehn!
Gute Brüder, laßt uns fliehn!

Doch ein Wort zu den Verwegnen!
Ja, ein Wort ſoll euch begegnen,
Kräftig wie ein Donnerſchlag.
Worte ſind des Dichters Waffen.
Will der Gott ſich Recht verſchaffen,
Folgen ſeine Pfeile nach.

War es möglich, eure hohe
Götterwürde
Zu vergeſſen! Iſt der rohe
Schwere Thyrſus keine Bürde

Für die Hand, auf zarten Saiten
Nur gewöhnet hinzugleiten?
Aus den klaren Waſſerfällen,
Aus den zarten Rieſelwellen
Tränket ihr
Gar Silens abſcheulich Thier?
Dort entweiht es Aganippen
Mit den rohen breiten Lippen,
Stampft mit ungeſchickten Füßen,
Bis die Wellen trübe fließen.

O! wie möcht' ich gern mich täuſchen:
Aber Schmerzen fühlt das Ohr,
Aus dem keuſchen
Heil'gen Schatten
Dringt verhaßter Ton hervor.
Wild Gelächter,
Statt der Liebe ſüßem Wahn!
Weiberhaſſer und Verächter
Stimmen ein Triumphlied an.
Nachtigall und Turtel fliehen
Das ſo keuſch erwärmte Neſt,
Und in wüthendem Erglühen

Hält der Faun die Nymphe feſt.
Hier wird ein Gewand zerriſſen,
Dem Genuſſe folgt der Spott,
Und zu ihren frechen Küſſen
Leuchtet mit Verdruß der Gott.

Ja, ich ſehe ſchon von weiten
Wolkenzug und Dunſt und Rauch.
Nicht die Leyer nur hat Saiten,
Saiten hat der Bogen auch.
Selbſt den Buſen des Verehrers
Schüttert das gewalt'ge Nahn,
Denn die Flammen des Verheerers
Kündet ihn von weiten an.
O! vernehmt noch meine Stimme
Meiner Liebe Bruderwort!
Flichet vor des Gottes Grimme,
Eilt aus unſern Gränzen fort!
Daß ſie wieder heilig werde,
Lenkt hinweg den wilden Zug!
Vielen Boden hat die Erde
Und unheiligen genug.

Uns umleuchten reine Sterne,
Hier nur hat das Edle Werth.

Doch wenn ihr aus rauher Ferne
Wieder einst zu uns begehrt,
Wenn euch nichts so sehr beglücket,
Als was ihr bei uns erprobt,
Euch nicht mehr ein Spiel entzücket,
Das die Schranken übertobt;
Kommt als gute Pilger wieder,
Steiget froh den Berg heran,
Tief gefühlte Neuelieder
Künden uns die Brüder an.
Und ein neuer Kranz umwindet
Eure Schläfe feyerlich.
Wenn sich der Verirrte findet,
Freuen alle Götter sich.
Schneller noch als Lethes Fluten
Um der Todten stilles Haus,
Löscht der Liebe Reich den Guten
Jedes Fehls Erinnrung aus.

Andraſon. Hört, was das Orakel fer-ner geſagt hat:

Wird die geflickte Braut mit dem
Verliebten vereinet;
Dann kommt Ruhe und Glück,
Fragender, über dein Haus.

Daß von dieſer lieblichen Braut die Rede ſey, das iſt wohl keine Frage mehr. Wie wir ſie aber mit dem lieben Prinzen vereinen ſollen, das ſeh' ich noch nicht ein. Ich will auch nicht darüber nachdenken: das iſt der Götter Sache! Aber geflickt muß ſie zuerſt werden, das iſt klar, und das iſt unſere Sache!

Er thut den Sack wieder an den vorigen Ort, die Mädchen helfen dazu, und man bittet, daß alles mit der größten Decenz geſchehe. Darauf wird die Maske wieder vorgebunden und die Puppe in gehörige Poſitur geſetzt.

Sora. Ich verſtehe noch von allem dem kein Wort; und das, was mir an dem Orakel nicht gefällt, iſt, daß es von ſo gemeinen Sachen mit ſo niedrigen Ausdrücken ſpricht.

Alles eilet euch entgegen
Und ihr kommt verklärt heran,
Alt und jung fleht um euren Segen;
Alle gehört uns doppelt an!

Der Sänger.

Was hör' ich draußen vor dem Thor,
Was auf der Brücke ſchallen?
Laß den Geſang vor unſerm Ohr
Im Saale wiederhallen!
Der König ſprach's, der Page lief;
Der Page kam, der König rief:
Laßt mir herein den Alten!

Gegrüßet ſeyd mir, edle Herrn,
Gegrüßt ihr, ſchöne Damen!
Welch reicher Himmel! Stern bei Stern,
Wer kennet ihre Nahmen?
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
Schließt, Augen, euch; hier iſt nicht Zeit,
Sich ſtaunend zu ergetzen.

Der Sänger drückt' die Augen ein
Und ſchlug in vollen Tönen;
Die Ritter ſchauten muthig drein,
Und in den Schoß die Schönen.

Der König, dem es wohlgefiel,
Ließ, ihn zu ehren für sein Spiel,
Eine goldne Kette holen.

Die goldne Kette gib mir nicht;
Die Kette gib den Rittern,
Vor deren kühnem Angesicht
Der Feinde Lanzen splittern;
Gib sie dem Kanzler, den du hast,
Und laß ihn noch die goldne Last
Zu andern Lasten tragen.

Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet.
Doch darf ich bitten, bitt' ich eine:
Laß mir den Becher besten Weins,
In purem Golde reichen.

Er setzt' ihn an, er trank ihn aus:
O, Trank voll süßer Labe!

O, wohl dem Hochbeglückten Haus,
Wo das ist kleine Gabe!
Ergeht's euch wohl, so denkt an mich,
Und danket Gott so warm, als ich
Für diesen Trunk euch danke.

Das Veilchen.

Ein Veilchen auf der Wieſe ſtand,
Gebückt in ſich und unbekannt;
Es war ein herzig's Veilchen.
Da kam eine junge Schäferinn,
Mit leichtem Schritt und munterm Sinn,
Daher, daher,
Die Wieſe her, und ſang.

Ach! denkt das Veilchen, wär' ich nur
Die ſchönſte Blume der Natur,
Ach, nur ein kleines Veilchen,
Bis mich das Liebchen abgepflückt,
Und an dem Buſen matt gedrückt!
Ach nur, ach nur,
Ein Viertelſtündchen lang!

Ach! aber ach! das Mädchen kam
Und nicht in Acht das Veilchen nahm,
Zertrat das arme Veilchen.

Es ſang und ſtarb und freut ſich noch:
Und ſterb' ich denn, ſo ſterb' ich doch
Durch ſie, durch ſie,
Zu ihren Füßen doch.

Der untreue Knabe.

Es war ein Knabe frech genung,
War erst aus Frankreich kommen,
Der hatt' ein armes Mädel jung
Gar oft in Arm genommen,
Und liebgekos't und liebgeherzt,
Als Bräutigam herumgescherzt,
Und endlich sie verlassen.

Das braune Mädel das erfuhr,
Vergingen ihr die Sinnen,
Sie lacht und weint und bet't und schwur;
So fuhr die Seel' von hinnen.
Die Stund', da sie verschieden war,
Wird bang dem Buben, grauf't sein Haar,
Es treibt ihn fort zu Pferde.

Er gab die Sporen kreuz und quer,
Und ritt auf alle Seiten,
Herüber, hinüber, hin und her,
Kann keine Ruh erreiten,
Reit't sieben Tag' und sieben Nacht;
Es blitzt und donnert, stürmt und kracht,
Die Fluthen reißen über.

Und reit't in Blitz und Wetterschrin
Gemäuerwerk entgegen,
Bind't's Pferd hauß' an, und kriecht hinein,
Und duckt sich vor dem Regen.
Und wie er tappt, und wie er fühlt,
Sich unter ihm die Erd' erwühlt;
Er stürzt wohl hundert Klaftern.

Und als er sich ermannt vom Schlaz,
Sieht er drey Lichtlein schleichen.
Er rafft sich auf und krabbelt nach;
Die Lichtlein ferne weichen;
Irr' führen ihn, die Quer und Läng',
Trepp' auf, Trepp' ab, durch enge Gäng',
Verfallne, wüste Keller.

Auf einmal steht er hoch im Saal,
Sieht sitzen hundert Gäste,
Hohläugig grinsen allzumahl
Und winken ihm zum Feste.
Er sieht sein Schätzel unten an,
Mit weißen Tüchern angethan,
Die wend't sich —

Erlkönig.

Wer reitet ſo ſpät durch Nacht und Wind?
Es iſt der Vater mit ſeinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
Er faßt ihn ſicher, er hält ihn warm.

Mein Sohn, was birgſt du ſo bang dein Geſicht? —
Siehſt, Vater, du den Erlkönig nicht?
Den Erlenkönig mit Kron' und Schweif?
Mein Sohn; es iſt ein Nebelſtreif. —

„Du liebes Kind, komm, geh mit mir!
„Gar ſchöne Spiele ſpiel' ich mit dir;
„Manch' bunte Blumen ſind an dem Strand;
„Meine Mutter hat manch' gülden Gewand."

Mein Vater, mein Vater, und höreſt
du nicht,
Was Erlenkönig mir leiſe verſpricht? —
Sey ruhig, bleibe ruhig, mein Kind:
In dürren Blättern ſäuſelt der Wind. —

„Willſt, feiner Knabe, mit mir gehn?
„Meine Töchter ſollen dich warten ſchön;
„Meine Töchter führen den nächtlichen
Reihn,
„Und wiegen und tanzen und ſingen
dich ein.“ —

Mein Vater, mein Vater, und ſiehſt
du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düſtern Ort? —
Mein Sohn, mein Sohn, ich ſeh' es
genau;
Es ſcheinen die alten Weiden ſo grau. —

Andraſon. Liebes Kind, die gemeinen Sachen haben auch ihr hohes Intereſſe, und ich verzeihe dir, daß du den tiefen Sinn des Oraſels nicht einſiehſt.

Mana. Nun, ſo ſeyd nicht ſo geheimnißvoll, erkläre einem was.

Andraſon. Iſt es nicht deutlich, meine ſchöne Kinder, daß in dieſen Papieren eine Art von Talisman ſteckt, daß in ihnen dieſe magiſche Gewalt liegt, die den Prinzen an eine abgeſchmackte ausgeſtopfte Puppe feſſelt, wozu er die Geſtalt von eines ehrlichen Mannes Frau geborgt hat? Seht ihr nicht, daß, wenn wir dieſe Papiere verbrennten, der Zauber aufhören, und er ſeine Geliebte als ein hohles Bild der Phantaſie gleich erkennen würde? Die Götter haben mir dieſen Wink gegeben, und ich danke ihnen, daß ich ſie nicht mißverſtanden habe. O du liebliche, holde, geflickte Braut, möge die Kraft aller lügenhaften Träume auf dich herabſteigen! möge dein papiernes Herz, deine leinene Gedärme ſo viel Kraft haben, den hoch

„Ich liebe dich, mich reizt deine
schöne Gestalt,
„Und bist du nicht willig, so brauch'
ich Gewalt." —
Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er
mich an!
Erlkönig hat mir ein Leids gethan! —

Dem Vater grauset's, er reitet ge-
geschwind,
Er hält in Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Mühe und Noth
In seinen Armen das Kind war todt.

Der Fischer.

Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Ein Fischer saß daran,
Sah nach dem Angel ruhevoll,
Kühl bis ans Herz hinan.
Und wie er sitzt und wie er lauscht,
Theilt sich die Fluth empor;
Aus dem bewegten Wasser rauscht
Ein feuchtes Weib hervor.

Sie sang zu ihm, sie sprach zu ihm:
Was lockst du meine Brut,
Mit Menschenwitz und Menschenlist
Hinauf in Todesgluth?
Ach, wüßtest du, wie's Fischlein ist
So wohlig auf dem Grund,
Du stiegst herunter, wie du bist,
Und würdest erst gesund.

Labt sich die liebe Sonne nicht,
Der Mond sich nicht im Meer?

Kehrt wellenathmend ihr Geſicht
Nicht doppelt ſchöner her?
Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
Das feuchtverklärte Blau?
Lockt dich dein eigen Angeſicht
Nicht her in ew'gen Thau?

Das Waſſer rauſcht, das Waſſer ſchwoll,
Netzt' ihm den nackten Fuß;
Sein Herz wuchs ihm ſo ſehnſuchtsvoll,
Wie bey der Liebſten Gruß.
Sie ſprach zu ihm, ſie ſang zu ihm;
Da war's um ihn geſchehn:
Halb zog ſie ihn, halb ſank er hin,
Und ward nicht mehr geſehn.

Der König in Thule.

Es war ein König in Thule
Gar treu bis an das Grab,
Dem sterbend seine Buhle
Einen goldnen Becher gab.

Es ging ihm nichts darüber,
Er leert' ihn jeden Schmaus;
Die Augen gingen ihm über,
So oft er trank daraus.

Und als er kam zu sterben,
Zählt' er seine Städt' im Reich,
Gönnt' Alles seinem Erben,
Den Becher nicht zugleich.

Er saß beym Königsmahle,
Die Ritter um ihn her,
Auf hohem Vätersaale,
Dort auf dem Schloß am Meer.

Dort ſtand der alte Zecher,
Trank letzte Lebensgluth,
Und warf den heil'gen Becher
Hinunter in die Fluth.

Er ſah ihn ſtürzen, trinken
Und ſinken tief ins Meer.
Die Augen thäten ihm ſinken:
Trank nie einen Tropfen mehr.

Das Blümlein Wunderschön.

Lied des gefangenen Grafen.

Graf.

Ich kenn' ein Blümchen Wunderschön
Und trage darnach Verlangen;
Ich möcht' es gerne zu suchen gehn,
Allein ich bin gefangen.
Die Schmerzen sind mir nicht gering;
Denn als ich in der Freiheit ging,
Da hatt' ich es in der Nähe.

Von diesem ringsum steilen Schloß
Laß' ich die Augen schweifen,
Und kann's vom hohen Thurmgeschoß
Mit Blicken nicht ergreifen;
Und wer mir's vor die Augen brächt',
Es wäre Ritter oder Knecht,
Der sollte mein Trauter bleiben.

Roſe.

Ich blühe ſchön, und höre dies
Hier unter deinem Gitter.
Du meineſt mich, die Roſe, gewiß,
Du edler, armer Ritter!
Du haſt gar einen hohen Sinn;
Es herrſcht die Blumenköniginn
Gewiß auch in deinem Herzen.

Graf.

Dein Purpur iſt aller Ehren werth,
Im grünen Ueberkleide,
Darob das Mädchen dein begehrt,
Wie Gold und edel Geſchmeide.
Dein Kranz erhöht das ſchönſte Geſicht;
Allein du biſt das Blümchen nicht,
Das ich ich im Stillen, verehre.

Lilie.

Das Röslein hat gar ſtolzen Brauch
Und ſtrebet immer nach oben;
Doch wird ein liebes Liebchen auch
Der Lilie Zierde loben.

Wem's Herze schlägt in treuer Brust
Und ist sich rein, wie ich, bewußt,
Der hält mich wohl am höchsten.

Graf.

Ich nenne mich zwar keusch und rein,
Und rein von bösen Fehlen;
Doch muß ich hier gefangen seyn,
Und muß mich einsam quälen.
Du bist mir zwar ein schönes Bild
Von mancher Jungfrau, rein und mild:
Doch weiß ich noch was lieberes.

Nelke.

Das mag wohl ich, die Nelke, seyn,
Hier in des Wächters Garten,
Wie würde sonst der Alte mein
Mit so viel Sorge warten!
Im schönen Kreis der Blätter Drang,
Und Wohlgeruch das Leben lang,
Und alle tausend Farben.

Graf.

Die Nelke soll man nicht verschmähn,
Sie ist des Gärtners Wonne:
Bald muß sie in dem Lichte stehn,
Bald schützt er sie vor Sonne;
Doch was den Grafen glücklich macht,
Es ist nicht ausgesuchte Pracht:
Es ist ein stilles Blümchen.

Veilchen.

Ich steh verborgen und gebückt,
Und mag nicht gerne sprechen,
Doch will ich, weil sich's eben schickt,
Mein tiefes Schweigen brechen.
Wenn ich es bin, du guter Mann,
Wie schmerzt mich's, daß ich hinauf
nicht kann
Dir alle Gerüche senden.

Graf.

Das gute Veilchen schätz im sehr!
Es ist so gar bescheiden,
Und duftet so schön; doch brauch' ich mehr
In meinem herben Leiden.

Ich will es euch nur gingeſtehn,
Auf dieſen dürren Felſenhöhn
Iſt's Liebchen nicht zu finden.

Doch wandelt unten an dem Bach
Das treuſte Weib der Erde,
Und ſeufzet leiſe manches Ach,
Bis ich erlöſet werde.
Wenn ſie ein blaues Blümchen bricht,
Und immer ſagt: Vergiß mein nicht!
So fühl' ich's in der Ferne.

Ja, in der Fern' fühlt ſich die Macht,
Wenn Zwey ſich redlich lieben;
Drum bin ich in des Kerkers Nacht
Auch noch lebendig geblieben.
Und wenn mir faſt das Herze bricht,
So ruf' ich nur: Vergiß mein nicht!
Da komm' ich wieder in's Leben.

und ſein empfindenden Prinzen an ſich zu zie-hen, wie ſonſt magiſche Zeichen, geweihte Ker-zen, Alraune und Todtenköpfe, Geiſter und Schätze an ſich zu ziehen pflegen! — Die Laube war wohl der Aufenthalt dieſer himmli-ſchen Nymphe? Kommt! wir wollen ſie ver-wahren, alles in Ordnung bringen, niemand etwas davon entdecken, und der Mitwirkung der Götter für's folgende gewiß ſeyn.

Maua. Andraſen, nun kommt mir's erſt wunderbar vor, daß ihr da ſeyd.

Andraſon. Ein ſeltſames verdrängt die Empfindung des andern.

Sora. Wie kommt ihr ſo ſchnell wieder, und in tiefer Nacht bey uns an.

Andraſon. Laßt's euch ſagen und kla-gen, meine liebe Kinder. Als ich von euch wegging, eilte ich gerade nach Hauſe. Ich machte den Weg in ziemlich kurzer Zeit; das Verlangen, mein Haus, meine liebe Frau wie-

Ritter Curts Brautfahrt.

Mit des Bräutigams Behagen
Schwingt sich Ritter Curt auf's Roß,
Zu der Trauung soll's ihn tragen,
Auf der edlen Liebsten Schloß;
Als am öden Felsenorte
Drohend sich ein Gegner naht;
Ohne Zögern, ohne Worte
Schreiten sie zu rascher That.

Lange schwankt des Kampfes Welle,
Bis sich Curt im Siege freut;
Er entfernt sich von der Stelle;
Ueberwinder und gebläut.
Aber was er bald gewahret
In des Busches Zitterschein!
Mit dem Säugling still gepaaret
Schleicht ein Liebchen durch den Hain.

Und sie winkt ihm auf das Plätzchen:
Lieber Herr, nicht so geschwind!
Habt ihr nichts an Euer Schätzchen?
Habt ihr nichts für euer Kind?
Ihn durchglühet süße Flamme,
Daß er nicht vorbei begehrt,
Und er findet nun die Amme.
Wie die Jungfrau liebenswerth.

Doch er hört die Diener blasen
Denket nun der hohen Braut,
Und nun wird auf seinen Straßen
Jahresfest und Markt so laut,
Und er wählet in den Buden
Manches Pfand zu Lieb und Huld;
Aber ach! da kommen Juden
Mit dem Schein vertagter Schuld.

Und nun halten die Gericht:
Den behenden Ritter auf.
O! verteufelte Geschichte!
Heldenhafter Lebenslauf!

Soll ich heute mich gedulden?
Die Verlegenheit iſt groß.
Widerſacher, Weiber, Schulden,
Ach! kein Ritter wird ſie los.

Hochzeitlied.

Wir ſingen und ſagen vom Grafen ſo gern,
Der hier in dem Schloſſe gehauſet,
Da wo ihr den Enkel des ſeligen Herrn,
Den heute vermählten, beſchmauſet.
Nun hatte ſich jener im heiligen Krieg
Zu Ehren geſtritten durch mannigen Sieg
Und als er zu Hauſe vom Rößlein ſtieg,
Da fand er ſein Schlöſſelein oben!
Doch Diener und Habe zerſtoben.

Da biſt du nun, Gräflein, da biſt du zu Haus,
Das Heimiſche findeſt du ſchlimmer!
Zum Fenſter da ziehen die Winde hinaus,
Sie kommen durch alle die Zimmer.
Was wäre zu thun in der herbſtlichen Nacht?
So hab' ich doch manche noch ſchlimmer vollbracht,
Der Morgen hat Alles wohl beſſer gemacht.

Drum raſch bey der mondlichen Helle,
In's Bett, in das Stroh, in's Geſtelle.
Und als er im willigen Schlummer ſo lag
Bewegt es ſich unter dem Bette.
Die Ratte die raſchle ſo lange ſie mag!
Ja, wenn ſie ein Bröſelein hätte!
Doch ſiehe! da ſtehet ein winziger Wicht,
Ein Zwerglein ſo zierlich mit Ampelenlicht
Mit Rednergebärden und Sprechergewicht
Zum Fuß des ermüdeten Grafen,
Der, ſchläft er nicht, möcht' er doch ſchlafen.

Wir haben uns Feſte hier oben erlaubt,
Seitdem du die Zimmer verlaſſen,
Und weil wir dich weit in der Ferne geglaubt;
So dachten wir eben zu praſſen.
Und wenn du vergönneſt und wenn dir nicht graut!
So ſchmauſen die Zwerge behaglich und laut,
Zu Ehren der reichen, der niedlichen Braut.

Der Graf, im Behagen des Traumes:
Bedienet euch immer des Raumes!
Da kommen drey Reiter, ſie reiten hervor
Die unter dem Bette gehalten,
Dann folget ein ſingendes klingendes Chor
Poſſierlicher kleiner Geſtalten;
Und Wagen auf Wagen mit allem Geräth,
Das einem ſo Hören als Sehen vergeht,
Wie's nur in den Schlöſſern der Könige
ſteht;
Zuletzt auf vergoldetem Wagen,
Die Braut und die Gäſte getragen.
So rennet nun Alles in vollem Galopp,
Und kührt ſich im Saale ſein Plätzchen.
Zum Drehen und Walzen und luſtigen
Hopp
Erkieſet ſich jeder ein Schätzchen.
Da pfeift es und geigt es und klinget
und klirrt,
Da ringelt's und ſchleift es und rauſchet
und wirrt,
Da piſpert's und kniſtert's und fliſtert's
und ſchwirrt,

Das Gräflein, es blicket hinüber,
Es dünkt ihn, als läg' er im Fieber.

Nun dappelt's und rappelt's und klappert's im Saal,
Von Bänken und Stühlen und Tischen,
Da will nun ein jeder, am festlichen Mahl,
Sich neben dem Liebchen erfrischen.
Sie tragen die Würste, die Schinken so klein
Und Braten und Fisch und Geflügel herein;
Es kreiset beständig der köstliche Wein.
Das toset und koset so lange,
Verschwindet zuletzt mit Gesange.

Und sollen wir singen, was weiter geschehn,
So schweige das Toben und Tosen.
Denn, was er, so artig, im Kleinen gesehn,
Erfuhr er, genoß er im Großen.

Trompeten und klingender, ſingender
Schall,
Und Wagen und Reiter und bräutlicher
Schwall,
Sie kommen und zeigen und neigen ſich all
Unzählige, ſelige Leute.
So ging es, und geht es noch heute.

Der Schatzgräber.

Arm am Beutel, krank am Herzen,
Schleppt' ich meine langen Tage.
Armuth ist die größte Plage,
Reichthum ist das höchste Gut!
Und zu enden meine Schmerzen,
Ging ich einen Schatz zu graben.
Meine Seele sollst du haben!
Schrieb ich hin mit eignem Blut.

Und so zog' ich Kreis' um Kreise,
Stellte wunderbare Flammen,
Kraut und Knochenwerk zusammen:
Die Beschwörung war vollbracht.
Und auf die gelernte Weise
Grub ich nach dem alten Schatze,
Auf dem angezeigten Platze.
Schwarz und stürmisch war die Nacht.

Und ich sah ein Licht von weiten;
Und es kam gleich einem Sterne,

Hinten aus der fernſten Ferne,
Eben als es zwölfe ſchlug.
Und da galt kein Vorbereiten.
Heller wards mit einemmale
Von dem Glanz der vollen Schale,
Die ein ſchöner Knabe trug.

Holde Augen ſah ich blinken
Unter dichtem Blumenkranze;
In des Trankes Himmelsglanze
Trat er in den Kreis herein.
Und er hieß mich freundlich trinken;
Und ich dacht': es kann der Knabe,
Mit der ſchönen lichten Gabe,
Wahrlich! nicht der Böſe ſeyn.

Trinke Muth des reinen Lebens!
Dann verſtehſt du die Belehrung,
Kommſt, mit ängſtlicher Beſchwörung,
Nicht zurück an dieſen Ort.
Grabe hier nicht mehr vergebens.
Tages Arbeit! Abends Gäſte!
Saure Wochen! frohe Feſte!
Sey dein künftig Zauberwort.

der zu ſehen, wurde immer gröſſer bey mir. Ich fühlte mich ſchon in ihren Armen, und letzte mich für die lange Abweſenheit recht herzlich. Wie ich in meinen Schloßhof hinein trete, ihr Kinder, höre ich oben ein Gebrauſe, ein Getöne, Rufen, hohles Anſchlagen und eine Wirthſchaft durch einander, daß ich nicht anders dachte, als der wilde Jäger ſey bey mir eingezogen. Ich gehe hinauf; es wird immer ärger; die Stimmen werden unvernehmlicher und hohler, je näher ich komme; nur meine Frau höre ich ſchreyen und rufen, als wenn ſie unſinnig geworden wäre. Ganz verwundert tret' ich in den Saal. Ich finde ihn finſter wie eine Höhle, ganz zur Hölle decorirt und mein Weib fährt mir in ungeheurer Leidenſchaft und mit entſetzlichem Fluchen auf den Hals, tractirt mich als Pluto, als Scheuſal, und flieht endlich vor mir, daß ich eben wie verſteint daſtehe und kein Wort hervorzubringen weiß.

Mana. Aber um Gottes willen, was war ihr denn?

Die Spinnerinn.

Als ich still und ruhig spann,
Ohne nur zu stocken,
Trat ein schöner junger Mann
Nahe mir zum Rocken.

Lobte, was zu loben war,
Sollte das was schaden?
Mein dem Flachse gleiches Haar
Und den gleichen Faden.

Ruhig war er nicht dabey,
Ließ es nicht beym Alten;
Und der Faden riß entzwey,
Den ich lang' erhalten.

Und des Flachses Stein-Gewicht
Gab noch viele Zahlen;
Aber, ach! ich konnte nicht
Mehr mit ihnen prahlen.

Als ich ſie zum Weber trug,
Fühlt' ich was ſich regen
Und mein armes Herze ſchlug
Mit geſchwindern Schlägen.

Nun beim heißen Sonnenſtich,
Bring' ich's auf die Bleiche,
Und mit Mühe bück' ich mich
Nach dem nächſten Teiche.

Was ich in dem Kämmerlein
Still und fein geſponnen,
Kommt — wie kann es anders ſeyn? —
Endlich an die Sonnen.

Der Edelknabe und die Müllerin.

Edelknabe.

Wohin? wohin?
Schöne Müllerin!
Wie heißt du?

Müllerin.

Liſe.

Edelknabe.

Wohin denn? Wohin,
Mit dem Rechen in der Hand?

Müllerin.

Auf des Vaters Land,
Auf des Vaters Wieſe.

Edelknabe.

Und gehſt ſo allein?

Müllerin.

Das Heu ſoll herein,

Das bedeutet der Rechen;
Und im Garten daran
Fangen die Birn zu reifen an,
Die will ich brechen.

Edelknabe.

Iſt nicht eine ſtille Laube dabey?

Müllerin.

Sogar ihrer zwey,
An beyden Ecken.

Edelknabe.

Ich komme dir nach,
Und am heißen Mittag,
Wollen wir uns drein verſtecken.
Nicht wahr, im grünen vertraulichen
Haus —

Müllerin.

Das gäbe Geſchichten.

Edelknabe.

Ruhſt du in meinen Armen aus?

Müllerin.

Mit nichten!

Denn wer die artige Müllerin küßt,
Auf der Stelle verrathen iſt.
Euer ſchönes dunkles Kleid
Thät mir leid
So weiß zu färben.
Gleich und gleich! ſo allein iſt's recht!
Darauf will ich leben und ſterben.
Ich liebe mir den Müllerknecht;
An dem iſt nichts zu verderben.

Der Junggesell und der Mühlbach.

Gesell.

Wo will du klares Bächlein hin,
So munter?
Du eilst, mit frohem leichtem Sinn
Hinunter.
Was suchst du eilig in dem Thal?
So höre doch und sprich einmal!

Bach.

Ich war ein Bächlein, Junggesell;
Sie haben
Mich so gefaßt, damit ich schnell,
Im Graben!
Zur Mühle dort hinunter soll,
Und immer bin ich rasch und voll.

Geſell.

Du eileſt mit gelaſſnem Muth,
Zur Mühle,
Und weißt nicht, was ich junges Blut
Hier fühle.
Es blickt die ſchöne Müllerinn
Wohl freundlich manchmal nach dir hin?

Bach.

Sie öffnet früh, beym Morgenlicht,
Den Laden,
Und kommt, ihr liebes Angeſicht
Zu baden.
Ihr Busen iſt ſo voll und weiß;
Es wird mir gleich zum Dampfen heiß.

Geſell.

Kann ſie im Waſſer Liebesgluth
Entzünden;
Wie ſoll man Ruh mit Fleiſch und
Blut
Wohl finden?

Wenn man sie einmal nur gesehn,
Ach! immer muß man nach ihr gehn.

Bach.

Dann stürz' ich auf die Räder mich
Mit Brausen,
Und alle Schaufeln drehen sich
Im Sausen,
Seitdem das schöne Mädchen schafft:
Hat auch das Wasser bess're Kraft.

Gesell.

Du Armer, fühlst du nicht den Schmerz,
Wie Andre?
Sie lacht dich an, und sagt im Scherz:
Nun wandre!
Sie hielte dich wohl selbst zurück
Mit einem süßen Liebesblick?

Bach.

Mir wird ſo ſchwer, ſo ſchwer, vom Ort
Zu fließen:
Ich krümme mich nur ſachte fort
Durch Wieſen;
Und käm' es erſt auf mich nur an,
Der Weg wär' bald zurück gethan.

Geſell.

Geſelle meiner Liebesqual,
Ich ſcheide;
Du murmelſt mir vielleicht einmal
Zur Freude.
Geh, ſag' ich ihr gleich, und ſag' ihr oft,
Was ſtill der Knabe wünſcht und hofft.

Der Müllerin Verrath.

Woher der Freund so früh und schnelle
Da kaum der Tag im Osten graut?
Hat er sich in der Waldkapelle,
So kalt und frisch es ist, erbaut?
Es starret ihm der Bach entgegen;
Mag er mit Willen barfuß gehn?
Was flucht er seinen Morgensegen
Durch die beschneiten, wilden Höhn?

Ach, wohl! er kommt vom warmen Bette,
Wo er sich andern Spaß versprach;
Und wenn er nicht den Mantel hätte!
Wie schrecklich wäre seine Schmach!
Es hat ihn jener Schalk betrogen,
Und ihm den Bündel abgepackt;
Der arme Freund ist ausgezogen,
Und fast, wie Adam, bloß und nackt.

Andraſon. Wie ich's beym Licht beſah, war's ein Monodrama!

Mela. Das muß doch ganz curios ſeyn.

Andraſon. Nun muß ich euch noch eine Neuigkeit ſagen: ſie iſt mit hier.

Mana. Mit hier?

Sora. O laßt uns gleich zu ihr gehen! Wir haben ſie doch alle recht lieb.

Mana. Wie kommt's denn aber, daß ihr ſie mit hierher bringt, da ihr wißt, der Prinz wird wieder durchkommen?

Andraſon. Ihr kennt ja, lieben Kinder, meine alte Gutmüthigkeit. Wie ſie ſich aus ihrer poetiſch-theatraliſchen Wuth ein Bißchen erhohlt hatte, war ſie wieder gefällig und gut gegen mich. Ich erzählte ihr allerley um ſie zu zerſtreuen, erzählte ihr allerhand von euch und meiner Schweſter; ſie ſagte, ſie hätte längſt gewünſcht euch wieder einmal zu ſehn; ich ſagte ihr, daß eine Reiſe ihr ſehr gut ſeyn

Warum auch ſchlich er dieſe Wege
Nach einem friſchen Aepfelpaar,
Das freylich ſchön im Mühlgehege,
So wie im Parabieſe, war.
Er wird den Scherz nicht leicht erneuen;
Er drückte ſchnell ſich aus dem Haus,
Und bricht auf einmal nun, im Freyen,
In bittre, laute Klagen aus.

„Ich las in ihren Feuerblicken
Nicht eine Sylbe von Verrath;
Sie ſchien mit mir ſich zu entzücken,
Und ſann auf ſolche ſchwarze That!
Konnt' ich in ihren Armen träumen,
Wie meuchleriſch der Buſen ſchlug?
Sie hieß den holden Amor ſäumen,
Und günſtig war er uns genug.

Sich meiner Liebe zu erfreuen!
Der Nacht, die nie ein Ende nahm!
Und erſt die Mutter anzuſchreien,
Nun eben als der Morgen kam!

Da drang ein Dutzend Anverwandten
Herein, ein wahrer Menschenstrom;
Da kamen Vettern, kuckten Tanten,
Es kam ein Bruder und ein Ohm.

Das war ein Toben, war ein Wüthen!
Ein jeder schien ein andres Thier.
Sie forderten des Mädchens Blüthen,
Mit schrecklichem Geschrei, von mir. ---
Was dringt ihr Alle, wie von Sinnen,
Auf den unschuld'gen Jüngling ein?
Denn solsche Schätze zu gewinnen,
Da muß man viel behender seyn.

Weiß Amor seinem schönen Spiele
Doch immer zeitig nachzugehn.
Er läßt fürwahr nicht in der Mühle
Die Blumen sechzehn Jahre stehn. ---
Sie raubten nun das Kleiderbündel,
Und wollten auch den Mantel noch.
Wie nur so viel verflucht Gesindel
Im eignen Hause sich verkroch!

Nun ſprang ich auf, und tobt' und
fluchte,
Gewiß, durch alle durchzugehn.
Ich ſah noch einmal die Verruchte,
Und ach! ſie war noch immer ſchön.
Sie alle wichen meinem Grimme;
Da flog noch manches wilde Wort;
Da macht' ich mich, mit Donnerſtimme,
Doch endlich aus der Höhle fort.

Man ſoll euch Mädchen auf dem Lande,
Wie Mädchen aus den Städten, fliehn.
So laſſet doch den Frau'n von Stande
Die Luſt, die Diener auszuziehn!
Doch ſeyd ihr auch von den Geübten,
Und kennt ihr keine zarte Pflicht,
So ändert immer die Geliebten,
Doch ſie verrathen müßt ihr nicht."

So ſingt er in der Winterſtunde,
Wo nicht ein armes Hälmchen grünt.
Ich lache ſeiner tiefen Wunde;
Denn wirklich iſt ſie wohlverdient.

So geh' es Jedem, der am Tage
Sein edles Liebchen frech betriegt,
Und Nachts, mit allzukühner Wage,
Zu Amors falscher Mühle kriecht.

Der Müllerinn Reue.

Jüngling.

Nur fort, du braune Hexe, fort!
Aus meinem gereinigten Hause,
Daß ich dich, nach dem ernsten Wort,
Nicht zause!
Was sinnst du hier für Heucheley,
Von Lieb' und stiller Mädchentreu?
Wer mag das Märchen hören!

Zigeunerinn.

Ich singe von des Mädchens Reu,
Und langem, heißem Sehnen;
Denn Leichtsinn wandelte sich in Treu
Und Thränen.
Sie fürchtet der Mutter Drohen nicht
mehr,
Sie fürchtet des Bruders Faust nicht
so sehr,
Als den Haß des herzlich Geliebten.

Jüngling.

Von Eigennutz ſing' und von Verrath,
Von Mord und diebiſchem Rauben;
Man wird dir jede falſche That
Wohl glauben.
Wenn ſie Beute vertheilt, Gewand und Gut,
Schlimmer als je ihr Zigeuner thut,
Das ſind gewohnte Geſchichten.

Zigeunerinn.

„Ach weh! ach weh! Was hab' ich
gethan!
Was hilft mir nun das Lauſchen!
Ich hör' an meiner Kammer heran
Ihn rauſchen.
Da klopfte mir hoch das Herz, ich dacht':
O, hätteſt du doch die Liebesnacht
Der Mutter nicht verrathen!"

Jüngling.

Ach, leider! trat ich auch einſt hinein,
Und ging verführt im Stillen:

Ach Süßchen! laß mich zu dir ein,
Mit Willen.
Dochgleich entstand einLärm undGeschrei:
Es rannten die tollen Verwandten herbey.
Noch siedet das Blut mir im Leibe.

Zigeunerinn.

„Kommt nun dieselbige Stunde zurück,
Wie still mich's kränket und schmerzet!
Ich habe das nahe, das einzige Glück
Verscherzet.
Ich armes Mädchen, ich war zu jung!
Es war mein Bruder verrucht genung,
So schlecht an dem Liebsten zu handeln.'

Der Dichter.

So ging das schwarze Weib in das
Haus,
In den Hof zur springenden Quelle;
Sie wusch sich heftig die Augen aus,
Und helle

Ward Aug' und Geſicht, und weiß und klar
Stellt ſich die ſchöne Müllerinn dar
Dem erſtaunt-erzürnten Knaben.

Müllerinn.

Ich fürchte fürwahr dein erzürnt Geſicht,
Du Süßer, Schöner und Trauter!
Und Schläg' und Meſſerſtiche nicht;
Nur lauter
Sag' ich von Schmerz und Liebe dir,
Und will zu deinen Füßen hier
Nun leben oder ſterben.

Jüngling.

O Neigung, ſage, wie haſt du ſo tief
Im Herzen dich verſtecket?
Wer hat dich, die verborgen ſchlief,
Gewecket?
Ach Liebe, du wohl unſterblich biſt!
Nicht kann Verrath und hämiſche Liſt
Dein göttlich Leben tödten.

Müllerinn.

Liebst du mich noch so hoch und sehr,
Wie du mir sonst geschworen,
So ist uns beiden auch nichts mehr
Verloren.
Nimm hin das vielgeliebte Weib!
Den jungen unberührten Leib,
Es ist nun Alles dein eigen!

Beide.

Nun, Sonne, gehe hinab und hinauf,
Ihr Sterne, leuchtet und dunkelt!
Es geht ein Liebesgestirn mir auf
Und funkelt.
So lange die Quelle springt und rinnt,
So lange bleiben wir gleichgesinnt,
Eins an des Andern Herzen.

Wandrer und Pächterinn.

Er.

Kannst du, schöne Pächtrin ohne gleichen,
Unter dieser breiten Schattenlinde,
Wo ich Wandrer kurze Ruhe finde,
Labung mir, für Durst und Hunger, reichen?

Sie.

Willst du Vielgereis'ter hier dich laben
Saure Raam und Brod und reife Früchte
Nur die ganz natürlichsten Gerichte,
Kannst du reichlich an der Quelle haben.

Er.

Ist mir doch, ich müßte schon dich kennen
Unvergeßne Zierde holder Stunden!
Aehnlichkeiten hab' ich oft gefunden,
Diese muß ich doch ein Wunder nennen.

würde, und weil die ſchnellſten Entſchlüſſe die beſten ſeyn, ſollte ſie ſich gleich in den Wagen ſetzen. Sie nahm's an, und erſt hinterdrein fiel mir ein, daß ich einen dummen Streich gemacht hatte, ſie, ehe es nöthig war, mit dem Prinzen wieder zuſammen zu bringen. Doch war's gleich mein Troſt, wie gewöhnlich, daß ich dachte, es entſteht vielleicht etwas gutes daraus. Und wie ihr ſeht, gelegner hätten wir nicht kommen können.

Mandandane, Feria kommen.

Mana. Sey uns willkommen, Mandandane!

Mandandane. Willkommen, meine Freundinnen!

Feria. Das war eine recht unvermuthete Freude. — Was macht ihr in des Prinzen Zimmer?

Mandandane. Iſt das ſein Zimmer?

Feria. Was gibt's denn da? was iſt das?

Sie.

Ohne Wunder findet sich, bey Wandrern
Oft ein sehr erklärliches Erstaunen.
Ja, die Blonde, gleichet oft der Braunen,
Eine reizet eben, wie die andern.

Er.

Heute nicht, fürwahr, zum erstenmale
Hat mirs diese Bildung abgewonnen!
Damals war sie Sonne vieler Sonnen,
In dem festlich aufgeschmückten Saale.

Sie.

Freut es dich, so kann es wohl geschehen,
Daß man deinen Märchenscherz vollende:
Purpurseide floß von ihrer Lende,
Da du sie zum erstenmal gesehen.

Er.

Nein, fürwahr, das hast du nicht gedichtet!
Konnten Geister dir es offenbaren;
Von Juwelen hast du auch erfahren
Und von Perlen, dir ihr Blick vernichtet.

Sie.

Dieſes eine ward mir wohl vertrauet:
Daß die Schöne, ſchamhaft zu geſtehen,
Und in Hoffnung, wieder dich zu ſehen,
Manche Schlöſſer in die Luft erbauet.

Er.

Trieben mich umher doch alle Winde!
Sucht' ich Ehr' und Geld auf jede Weiſe!
Doch geſegnet, wenn am Schluß der Reiſe,
Ich das edle Bildniß wieder finde.

Sie.

Nicht ein Bildniß, wirklich ſiehſt du jene
Hohe Tochter des verdrängten Blutes;
Nun im Pachte des verlaßnen Gutes;
Mit dem Bruder freuet ſich Helene.

Er.

Aber dieſe herrlichen Gefilde
Kann ſie der Beſitzer ſelbſt vermeiden?
Reiche Felder, breite Wieſ' und Weiden,
Mächt'ge Quellen, ſüße Himmelsmilde.

Sie.

Iſt er doch in alle Welt entlaufen!
Wir Geſchwiſter haben viel erworben.
Wenn der Gute, wie man ſagt, geſtorben,
Wollen wir das Hinterlaßne kaufen.

Er.

Wohl zu kaufen iſt es, meine Schöne!
Vom Beſitzer hört' ich die Bedinge,
Doch der Preis iſt keineswegs geringe,
Denn das letzte Wort, es iſt: Helene!

Sie.

Konnt' uns Glück und Höhe nicht vereinen!
Hat die Liebe dieſen Weg genommen?
Doch ich ſeh den wackren Bruder kommen,
Wenn er's hören wird, was kann er meinen?

Die erſte Walpurgisnacht.

Ein Druide.

Es lacht der Mai!
Der Wald iſt frey
Von Eis und Reifgehänge.
Der Schnee iſt fort;
Am grünen Ort
Erſchallen Luftgeſänge.
Ein reiner Schnee
Liegt auf der Höh;
Doch eilen wir nach oben,
Begehn den alten, heil'gen Brauch,
Allvater dort zu loben.
Die Flamme lodre durch den Rauch!
So wird das Herz erhoben.

Die Druiden.

Die Flamme lodre durch den Rauch!
Begeht den alten heil'gen Brauch,
Allvater dort zu loben!
Hinauf! hinauf nach oben!

Einer aus dem Volke.

Könnt ihr so verwegen handeln?
Wollt ihr denn zum Tode wandeln?
Kennet ihr nicht die Gesetze
Unsrer harten Ueberwinder?
Rings gestellt sind ihre Netze
Auf die Heiden, auf die Sünder.
Ach! sie schlachten auf dem Walle
Unsre Weiber, unsre Kinder,
Und wir alle
Nahen uns gewissem Falle.

Chor der Weiber.

Auf des Lagers hohem Walle
Schlachten sie schon unsre Kinder.
Ach! die strengen Ueberwinder!
Und wir alle
Nahen uns gewissem Falle.

Ein Druide.

Wer Opfer heut
Zu bringen scheut,

Verdient erſt ſeine Bande.
Der Wald iſt frey!
Das Holz herbey,
Und ſchichtet es zum Brande!
Doch bleiben wir
Im Buſchrevier
Am Tage noch im Stillen,
Und Männer ſtellen wir zur Hut,
Um eurer Sorge willen.
Dann aber laßt, mit friſchem Muth,
Uns unſre Pflicht erfüllen.

Chor der Wächter.

Vertheilt euch, wackre Männer, hier
Durch dieſes ganze Waldrevier,
Und wachet hier im Stillen,
Wenn ſie die Pflicht erfüllen.

Ein Wächter.

Dieſe dumpfen Pfaffenchriſten,
Laßt uns keck ſie überliſten!
Mit dem Teufel, den ſie fabeln,
Wollen wir ſie ſelbſt erſchrecken.

Kommt! Mit Zacken und mit Gabeln,
Und mit Gluth und Klapperſtöcken
Lärmen wir bey nächt'ger Weile
Durch die engen Felſenſtrecken.
Kauz und Eule,
Heul' in unſer Rundgeheule.

Chor der Wächter.

Kommt mit Zacken und mit Gabeln,
Wie der Teufel, den ſie fabeln,
Und mit milden Klapperſtöcken,
Durch die leeren Felſenſtrecken!
Kauz und Eule,
Heul' in unſer Rundgeheule.

Ein Druide.

So weit gebracht,
Daß wir bey Nacht
Allvater heimlich ſingen!
Doch iſt es Tag,,
Sobald man mag
Ein reines Herz dir bringen,

Du kannst zwar heut,
Und manche Zeit,
Dem Feinde viel erlauben.
Die Flamme reinigt sich vom Rauch:
So reinig' unsern Glauben!
Und raubt man uns den alten Brauch;
Dein Licht, wer will es rauben!

Ein christlicher Wächter.

Hilf, ach hilf mir, Kriegsgeselle;
Ach, es kommt die ganze Hölle!
Sieh, wie die verhexten Leiber
Durch und durch von Flamme glühen!
Menschen-Wölf' und Drachen-Weiber,
Die im Flug vorüberziehen!
Welch entsetzliches Getöse!
Laßt uns, laßt uns alle fliehen!
Oben flammt und saust der Böse;
Aus dem Boden
Dampfet rings ein Höllen-Broden.

Chor der chriſtlichen Wächter.

Schreckliche, verhexte Leiber,
Menſchen-Wölf' und Drachen-Weiber!
Welch entſetzliches Getöſe!
Sieh, da flammt, da zieht der Böſe!
Aus dem Boden
Dampfet rings ein Höllen-Broden.

Chor der Druiden.

Die Flamme reiniat ſich vom Rauch:
So reinig' unſern Glauben!
Und raubt man uns den alten Brauch;
Dein Licht, wer kann es rauben!

Der Zauberlehrling.

Hat der alte Hexenmeiſter
Sich doch einmal wegbegeben!
Und nun ſollen ſeine Geiſter
Auch nach meinem Willen leben.
Seine Wort' und Werke
Merkt' ich, und den Brauch,
Und mit Geiſtesſtärke
Thu' ich Wunder auch.

Walle! walle!
Manche Strecke,
Daß, zum Zwecke,
Waſſer fließe,
Und mit reichem, vollem Schwalle
Zu dem Bade ſich ergieße.

Und nun komm du alter Beſen,
Nimmt die ſchlechten Lumpenhüllen!
Biſt ſchon lange Knecht geweſen;
Nun erfülle meinen Willen.

Mandandane. Wie? Meine Geſtalt? Meine Kleider?

Andraſon vor ſich. Wie wird das ausgehn?

Mana. Wir haben dieſe ausgeſtopfte Puppe in der Laube gefunden, die der Prinz mit ſich herumſchleppt.

Sora. Dieß iſt die Göttinn, die ſeine vollkommene Anbethung hat.

Mandandane. Es iſt Verläumdung! Der Mann, deſſen Liebe ganz in geiſtigen Empfindungen ſchwebt, ſollte ſich mit ſo einem' ſchalen Puppenwerk abgeben? Ich weiß, daß er mich liebt; aber es iſt meine Geſellſchaft, die Unterhaltung, die er für ſeinen Geiſt bey mir findet. — Ihn mit ſo einem kindiſchen Spiel im Verdacht haben, heißt ihn und mich beleidigen!

Sora. Man könnte ſagen: daß er euer Andenken ſo werth halt, und euer Bild überall

Auf zwey Beinen ſtehe,
Oben ſey ein Kopf,
Eile nun, und gehe
Mit dem Waſſertopf!

Walle! walle!
Manche Strecke,
Daß, zum Zwecke,
Waſſer fließe,
Und mit reichem, vollem Schwalle
Zu dem Bade ſich ergieße.

Seht, er läuft zum Ufer nieder;
Wahrlich iſt ſchon an dem Fluſſe,
Und mit Blitzesſchnelle wieder
Iſt er hier mit raſchem Guſſe.
Schon zum zweytenmale!
Wie das Becken ſchwillt!
Wie ſich jede Schale
Voll mit Waſſer füllt!

Stehe! ſtehe!
Denn wir haben
Deiner Gaben
Vollgemeſſen! —
Ach, ich merk' es! Wehe! wehe!
Hab' ich doch das Wort vergeſſen!

Ach, das Wort worauf am Ende
Er das wird, was er geweſen.
Ach, er läuft und bringt behende.
Wärſt du doch der alte Beſen!
Immer neue Güſſe
Bringt er ſchnell herein,
Ach, und hundert Flüſſe
Stürzen auf mich ein.

Nein, nicht länger
Kann ich's laſſen;
Will ihn faſſen.
Das iſt Tücke!
Ach! nun wird mir immer bänger
Welche Miene! welche Blicke!

O, du Ausgeburt der Hölle!
Soll das ganze Haus ersaufen?
Seh' ich über jede Schwelle
Doch schon Wasserströme laufen.
Ein verruchter Wesen,
Der nicht hören will!
Stock, der du gewesen,
Steh doch wieder still!

Willst's am Ende
Gar nicht lassen?
Will dich fassen,
Will dich halten,
Und das alte Holz bebende
Mit dem scharfen Beile spalten.

Seht, da kommt er schleppend wieder!
Wie ich mich nur auf dich werfe,
Gleich, o Kobold, liegst du nieder;
Krachend trifft die glatte Schärfe.
Wahrlich! brav getroffen!
Seht, er ist entzwey!
Und nun kann ich hoffen,
Und ich athme frey!

Wehe! wehe!
Beide Theile
Stehen in Eile
Schon als Knechte
Völlig fertig in die Höhe!
Helft mir, ach! ihr hohen Mächte!

Und sie laufen! Naß und nässer
Wird's im Saal und auf den Stufen.
Welch entsetzliches Gewässer!
Herr und Meister! hör' mich rufen! —
Ach, da kommt der Meister!
Herr, die Noth ist groß!
Die ich rief, die Geister,
Werd' ich nun nicht los.

„In die Ecke,
Besen! Besen!
Seyd's gewesen.
Denn als Geister
Ruft euch nur, zu seinem Zwecke,
Erst hervor der alte Meister."

Die Braut von Corinth.

Nach Corinthus von Athen gezogen
Kam ein Jüngling, dort noch unbekannt.
Einen Bürger hofft' er ſich gewogen;
Beide Väter waren gaſtverwandt,
Hatten frühe ſchon
Töchterchen und Sohn
Braut und Bräutigam voraus genannt.

Aber wird er auch willkommen ſcheinen,
Wenn er theuer nicht die Gunſt erkauft?
Er iſt noch ein Heide mit den Seinen,
Und ſie ſind ſchon Chriſten und getauft.
Keimt ein Glaube neu,
Wird auch Lieb' und Treu
Wie ein böſes Unkraut ausgerauft.

Und ſchon lag das ganze Haus im Stillen,
Vater, Töchter, nur die Mutter wacht;
Sie empfängt den Gaſt mit beſtem Willen,
Gleich ins Prunkgemach wird er gebracht.

Wein und Eſſen prangt
Eh' er es verlangt:
So verſorgend wünſcht ſie gute Nacht.

Aber bey dem wohlbeſtellten Eſſen
Wird die Luſt der Speiſe nicht erregt
Müdigkeit läßt Speiſ' und Trank vergeſſen,
Daß er angekleidet ſich aufs Bette legt,
Und er ſchlummert faſt,
Als ein ſeltner Gaſt
Sich zur offnen Thür herein bewegt.

Denn er ſieht, bey ſeiner Lampe Schimmer
Tritt mit weißem Schleyer und Gewand,
Sittſam ſtill ein Mädchen in das Zimmer,
Um die Stirn ein ſchwarz- und goldnes Band.
Wie ſie ihn erblickt,
Hebt ſie, die erſchrickt,
Mit Erſtaunen eine weiße Hand.

Bin ich, rief ſie aus, ſo fremd im Hauſe,
Daß ich von dem Gaſte nichts vernahm?
Ach, ſo hält man mich in meiner Klauſe!
Und nun überfällt mich hier die Scham-
Ruhe nur ſo fort
Auf dem Lager dort,
Und ich gehe ſchnell, ſo wie ich kam.

Bleibe, ſchönes Mädchen! ruft der Knabe.
Rafft von ſeinem Lager ſich geſchwind:
Hier iſt Ceres, hier iſt Bachus Gabe;
Und du bringſt den Amor, liebes Kind;
Biſt vor Schrecken blaß!
Liebe, komm und laß,
Laß uns ſehn, wie froh die Götter ſind.

Ferne bleib', o Jüngling! bleibe ſtehen;
Ich gehöre nicht den Freuden an.
Schon der letzte Schritt iſt, ach! geſchehen!
Durch der guten Mutter kranken Wahn,
Die geneſend ſchwur:
Jugend und Natur
Sey dem Himmel künftig unterthan.

Und der alten Götter bunt Gewimmel
Hat sogleich das stille Haus geleert.
Unsichtbar wird Einer nur im Himmel,
Und ein Heiland wird am Kreuz verehrt;
Opfer fallen hier,
Weder Lamm noch Stier,
Aber Menschenopfer unerhört.

Und er fragt und wäget alle Worte,
Deren keines seinem Geist entgeht.
Ist es möglich, daß am stillen Orte
Die geliebte Braut hier vor mir steht?
Sey die meine nur?
Unsrer Väter Schwur
Hat vom Himmel Segen uns erfleht.

Mich erhältst du nicht, du gute Seele;
Meiner zweyten Schwester gönnt man dich,
Wenn ich mich in stiller Klause quäle,
Ach! in ihren Armen denk' an mich,
Die an dich nur 'denkt,
Die sich liebend kränkt;
In die Erde bald verbirgt sie sich.

Nein! bey dieſer Flamme ſey's geſchworen,
Gütig zeigt ſie Hymen uns voraus;
Biſt der Freude nicht und mir verloren,
Kommſt mit mir in meines Vaters Haus.
Liebchen, bleibe hier!
Feire gleich mit mir
Unerwartet unſern Hochzeitſchmaus.

Und ſchon wechſeln ſie der Treu Zeichen
Golden reicht ſie ihm die Kette dar,
Und er will ihr eine Schale reichen,
Silbern, künſtlich, wie nicht eine war.
Die iſt nicht für mich;
Doch, ich bitte dich,
Eine Locke gieb von deinem Haar.

Eben ſchlug die dumpfe Geiſterſtunde,
Und nun ſchien es ihr erſt wohl zu ſeyn.
Gierig ſchlürfte ſie, mit blaſſem Munde,
Nun den dunkel blutgefärbten Wein;
Doch vom Weizenbrod,
Das er freundlich bot,
Nahm ſie nicht den kleinſten Biſſen ein.

Und dem Jüngling reichte sie die
Schale,
Der, wie sie nun hastig lüstern trank.
Liebe fordert er beym stillen Mahle;
Ach, sein armes Herz war liebekrank.
Doch sie widersteht,
Wie er immer fleht,
Bis er weinend auf das Bette sank.

Und sie kommt und wirft sich zu ihm
nieder:
Ach, wie ungern seh' ich dich gequält!
Aber ach! berührst du meine Glieder,
Fühlst du schaudernd, was ich dir verhehlt.
Wie der Schnee so weiß,
Aber kalt wie Eis,
Ist das Liebchen, daß du dir erwählt.

Heftig faßt er sie, mit starken Armen,
Von der Liebe Jugendkraft durchmannt:
Hoffe doch bey mir noch zu erwarmen,
Wär'st du selbst mir aus dem Grab gesandt!

mit ſich herum trägt, um ſich mit ihm wie mit euch ſelbſt zu unterhalten.

Andraſon leiſe zu ihr. Halte dein verwünſchtes Maul!

Ferla. Ich weiß nicht was ich dazu ſagen ſoll.

Mandandane. Nein! Sollte ſein Andenken ſo eine erlogene, abgeſchmackte Nahrung brauchen; ſo müßte ſeine Liebe ſelbſt von dieſer kindiſchen Art ſeyn; er würde nicht mich, ſondern eine Wolke lieben, die er nur nach meiner Geſtalt zu modeln Belieben trüge.

Andraſon. Wenn du wüßteſt, womit ſie ausgeſtopft iſt.

Mandandane. Es iſt nicht wahr!

Mana. Wir betheuern's. Wo ſollten wir denn die Puppe her nehmen? Sieh hier noch den Platz, wo ſie geſteckt hat.

Wechselhauch und Kuß!
Liebesüberfluß!
Brennst du nicht und fühlest mich entbrannt?

Liebe schließet fester sie zusammen,
Thränen mischen sich in ihre Lust;
Gierig saugt sie seines Mundes Flammen;
Eins ist nur im andern sich bewußt.
Seine Liebeswuth
Wärmt ihr starrres Blut,
Doch es schlägt kein Herz in ihrer Brust.

Unterdessen schleichet auf dem Gange,
Häuslich spät die Mutter noch vorbey!
Horchet an der Thür und horchet lange,
Welch ein sonderbarer Ton es sey.
Klag- und Wonnelaut
Bräutigams und Braut
Und des Liebesammelns Raserey.

Unbeweglich bleibt ſie an der Thüre,
Weil ſie erſt ſich überzeugen muß,
Und ſie hört die höchſten Liebesſchwüre,
Lieb' und Schmeichelworte mit Verdruß —
Still! der Hahn erwacht! —
Aber Morgen Nacht
Biſt du wieder da?—und Kuß auf Kuß.

Länger hält die Mutter nicht das Zürnen,
Oeffnet das bekannte Schloß geſchwind:—
Gibt es hier im Hauſe ſolche Dirnen,
Die dem Fremden gleich zu Willen ſind?—
So zur Thür hinein.
Bei der Lampe Schein
Sieht ſie—Gott! ſie ſieht ihr eigen Kind.

Und der Jüngling will im erſten Schrecken
Mit des Mädchens eignem Schleierflor,
Mit dem Teppich die Geliebte decken:
Doch ſie windet gleich ſich ſelbſt hervor.

Wie mit Geiſt's Gewalt,
Hebet die Geſtalt
Lang' und langſam ſich im Bett empor.

Mutter! Mutter! ſpricht ſie hohle Worte.
So mißgönnt Ihr mir die ſchöne Nacht!
Ihr vertreibt mich von dem warmen Orte.
Bin ich zur Verzweiflung nur erwacht?
Iſt's Euch nicht genug,
Daß in's Leichentuch,
Daß Ihr früh mich in das Grab gebracht?

Aber aus der ſchwerbedeckten Enge
Treibet mich ein eigenes Gericht.
Eurer Prieſter ſummende Geſänge
Und ihr Segen haben kein Gewicht;
Salz und Waſſer kühlt
Nicht, wo Jugend fühlt;
Ach! die Erde kühlt die Liebe nicht.

Dieſer Jüngling war mir erſt verſprochen,
Als noch Venus heitrer Tempel ſtand.
Mutter, habt Ihr' doch das Wort gebrochen,
Weil ein fremd, ein falſch Gelübd' Euch band!
Doch kein Gott erhört,
Wenn die Mutter ſchwört,
Zu verſagen ihrer Tochter Hand.

Aus dem Grabe werd' ich ausgetrieben;
Noch zu ſuchen das vermißte Gut,
Noch den ſchon verlornen Mann zu lieben,
Und zu ſaugen ſeines Herzens Blut.
Iſt's um den geſchehn,
Muß nach andern gehn,
Und das junge Volk erliegt der Wuth.

Schöner Jüngling! kannſt nicht länger leben;
Du verſiechſt nun an dieſem Ort.
Meine Kette hab ich dir gegeben;
Deine Locke nehm' ich mit mir fort.

Sieh ſie an genau!
Morgen biſt du grau,
Und nur braun erſcheinſt du wieder dort.

Höre Mutter nun die letzte Bitte
Einen Scheiterhaufen ſchichte du;
Oeffne meine bange kleine Hütte,
Bring' in Flammen Liebende zur Ruh.
Wenn der Funke ſprüht,
Wenn die Aſche glüht,
Eilen wir den alten Göttern zu.

Der Gott und die Bajadere.

Indiſche Legende.

Mahadöh, der Herr der Erde
Kommt herab zum ſechstenmal,
Daß er unſers gleichen werde,
Mit zu fühlen Freud' und Qual.
Er bequemt ſich hier zu wohnen,
Läßt ſich Alles ſelbſt geſchehn.
Soll er ſtrafen oder ſchonen,
Muß er Menſchen menſchlich ſehn.
Und hat er die Stadt ſich als Wandrer betrachtet,
Die Großen belauert, auf Kleine geachtet,
Verläßt er ſie Abends, um weiter zu gehn.

Als er nun hinausgegangen,
Wo die letzten Häuſer ſind,
Sieht er, mit gemalten Wangen
Ein verlornes ſchönes Kind.

Grüß dich Jungfrau! — Dank der Ehre!
Wart' ich komme gleich hinaus —
Und wer bist du? — Bajadere,
Und dies ist der Liebe Haus.
Sie rührt sich, die Zimbeln zum Tanze zu schlagen;
Sie weiß sich so lieblich im Kreise zu tragen
Sie neigt sich und biegt sich, und reicht ihm den Strauß.

Schmeichelnd zieht sie ihn zur Schwelle,
Lebhaft ihn ins Haus hinein.
Schöner Fremdling, lampenhelle
Soll sogleich die Hütte seyn.
Bist du müd', ich will dich laben,
Lindern deiner Füße Schmerz.
Was du willst, das sollst du haben,
Ruhe, Freuden oder Scherz.
Sie lindert geschäftig geheuchelte Leiden.
Der Göttliche lächelt; er siehet mit Freuden
Durch tiefes Verderben, ein menschliches Herz.

Und er fordert Sklavendienste;
Immer heitrer wird sie nur,
Und des Mädchens frühe Künste
Werden nach und nach Natur.
Und so stellet auf die Blüthe
Bald und bald die Frucht sich ein;
Ist Gehorsam im Gemüthe,
Wird nicht fern die Liebe seyn.
Aber sie schärfer und schärfer zu prüfen,
Wählet der Kenner der Höhen und Tiefen
Lust und Entsetzen und grimmige Pein.

Und er küßt die bunten Wangen,
Und sie fühlt der Liebe Qual,
Und das Mädchen steht gefangen,
Und sie weint zum erstenmal;
Sinkt zu seinen Füßen nieder,
Nicht um Wollust noch Gewinnst,
Ach! und die gelenken Glieder,
Sie versagen allen Dienst.
Und so zu des Lagers vergnüglicher Feier

Bereiten den dunklen behaglichen Schleier
Die nächtlichen Stunden das schöne
Gespinnst.

Spät entschlummert, unter Scherzen,
Früh erwacht nach kurzer Rast,
Findet sie, an ihrem Herzen,
Todt den vielgeliebten Gast.
Schreyend stürzt sie auf ihn nieder;
Aber nicht erweckt sie ihn,
Und man trägt die starren Glieder
Bald zur Flammengrube hin.
Sie hört die Priester, die Todtengesänge,
Sie raset und rennet und theilet die Menge
Wer bist du? was drängt zu der Grube
dich hin?

Bey der Bahre stürzt sie nieder,
Ihr Geschrei durchdringt die Luft:
Meinen Gatten will ich wieder!
Und ich such' ihn in der Gruft.

Soll zu Aſche mir zerfallen
Dieſer Glieder Götterpracht?
Mein! er war es, mein vor allen!
Ach, nur Eine ſüße Nacht!
Es ſingen die Prieſter: wir tragen die Alten,
Nach langem Ermatten und ſpätem Erkalten,
Wir tragen die Jugend, noch eh' ſi'es gedacht.
Höre deiner Prieſter Lehre:
Dieſer war dein Gatte nicht.
Lebſt du doch als Bajadere,
Und ſo haſt du keine Pflicht.
Nur dem Körper folgt der Schatten
In das ſtille Todtenreich;
Nur die Gattin folgt dem Gatten:
Das iſt Pflicht und Ruhm zugleich.
Ertöne, Drommete, zu heiliger Klage!
O nehmet, ihr Götter! die Zierde der Tage
O nehmet den Jüngling in Flammen zu euch.

Andraſon. Wenn du es nicht glauben willſt, ſo iſt das beſte Mittel: wenn wir merken, daß der Prinz wiederkommt, nimm die Maske vor, ſetze dich ſelbſt in die Laube, thue, als ſeyſt du mit Häckerling ausgeſtopft, und ſieh alsdann zu, ob wir wahr reden.

Die Mädchen ſetzen indeſſen die Puppe wieder in die Laube.

Mandandane. Das iſt ein ſeltſamer Vorſchlag.

Feria. Laßt uns gehen, eh' der Tag und jemand von ſeinen Leuten uns überraſcht.

Alle ab bis auf Andraſon, der Sora zurückhält.

Andraſon. Sora!

Sora. Herr!

Andraſon. Ich bin in der größten Verlegenheit.

Sora. Wie?

So das Chor, das ohn' Erbarmen
Mehret ihres Herzens Noth;
Und mit ausgestreckten Armen
Springt sie in den heißen Tod.
Doch der Götter-Jüngling hebet
Aus der Flamme sich empor,
Und in seinen Armen schwebet
Die Geliebte mit hervor.
Es freut sich die Gottheit der reuigen Sünder;
Unsterbliche heben verlorene Kinder
Mit feurigen Armen zum Himmel empor.

Elegieen.

I.

Saget, Steine, mir an, o! sprecht, ihr hohen Palläste!
Straßen, redet ein Wort! Genius, regst du dich nicht?
Ja, es ist alles beseelt in deinen heiligen Mauern,
Ewige Roma: nur mir schweiget noch Alles so still.
O! wer flüstert mir zu, an welchem Fenster erblick' ich
Einst das holde Geschöpf, das mich versengend erquickt?
Ahn' ich die Wege noch nicht, durch die ich immer und immer,
Zu ihr und von ihr zu gehn, opfre die köstliche Zeit?
Noch betracht' ich Kirch' und Pallast, Ruinen und Säulen,
Wie ein bedächtiger Mann schicklich die Reise benutzt.

Doch bald iſt es vorbey: dann wird ein einziger Tempel,
Amors Tempel nur ſeyn, der den Geweihten empfängt.
Eine Welt zwar biſt du, o Rom; doch ohne die Liebe
Wäre die Welt nicht die Welt, wäre denn Rom auch nicht Rom.

II.

Ehret, wen ihr wollt! Nun bin ich endlich geborgen!
Schöne Damen und ihr Herren der feineren Welt;
Fraget nach Oheim und Vetter und alten Muhmen und Tanten;
Und dem gebundnen Gespräch folge das traurige Spiel.
Auch ihr übrigen fahret mir wohl, in großen und kleinen
Zirkeln, die ihr mich oft nah der Verzweiflung gebracht.
Wiederholet, politisch und zwecklos, jegliche Meinung,
Die den Wandrer mit Wuth über Europa verfolgt.
So verfolgte das Liedchen Malbrough den reisenden Britten
Einst von Paris nach Livorn, dann von Livorno nach Rom,

Weiter nach Neapel hinunter; und wär'
er nach Smyrna gesegelt,
Malbrough! empfing ihn auch dort!
Malbrough im Hafen das Lied.
Und so mußt' ich bis jetzt auf allen Trit-
ten und Schritten
Schelten hören das Volk, schelten
der Könige Rath.
Nun entdeckt' ihr mich nicht sobald in
meinem Asyle,
Das mir Amor der Fürst, königlich
schützend, verlieh.
Hier bedecket er mich mit seinem Fittig;
die Liebste
Fürchtet, römisch gesinnt, wüthende
Gallier nicht;
Sie erkundigt sich nie nach neuer Mähre,
sie spähet
Sorglich den Wünschen des Mann's,
dem sie sich eignete, nach.
Sie ergötzt sich an ihm, dem freyen rü-
stigen Fremden,

Der von Bergen und Schnee, höl-
zernen Häuſern erzählt;
Theilt die Flammen, die ſie in ſeinem
Buſen entzündet,
Freut ſich, daß er das Gold nicht
wie der Römer bedenkt.
Beſſer iſt ihr Tiſch nun beſtellt; es feh-
let an Kleidern,
Fehlet am Wagen ihr nicht, der nach
der Oper ſie bringt.
Mutter und Tochter erfreun ſich ihres
nordiſchen Gaſtes,
Und der Barbare beherrſcht Römi-
ſchen Buſen und Leib.

III.

Laß dich Geliebte nicht reu'n, daß du mir so schnell dich ergeben!
Glaub' es, ich denke nicht frech, denke nicht niedrig von dir.
Vielfach wirken die Pfeile des Amor: einige ritzen,
Und vom schleichenden Gift kranket auf Jahre das Herz.
Aber mächtig befiedert, mit frisch geschliffener Schärfe,
Dringen die andern ins Mark, zünden behende das Blut.
In der heroischen Zeit, da Götter und Göttinnen liebten,
Folgte Begierde dem Blick, folgte Genuß der Begier.
Glaubst du, es habe sich lange die Göttin der Liebe besonnen,
Als im Idäischen Hain einst ihr Anchises gefiel?

Hätte Luna geſäumt den ſchönen Schläfer zu küſſen;
O, ſo hätt' ihn geſchwind, neidend, Aurora geweckt.
Hero erblickte Leandern am lauten Feſt, und behende
Stürzte der Liebende ſich heiß in die nächtliche Fluth.
Rhea Sylvia wandelt, die fürſtliche Jungfrau, der Tiber
Waſſer zu ſchöpfen, hinab, und ſie ergreifet der Gott.
So erzeugte die Söhne ſich Mars! — Die Zwillinge tränket
Eine Wölfinn, und Rom nennt ſich die Fürſtinn der Welt.

Andraſon. Der fünfte Act geht zu Ende und wir ſind erſt recht verwickelt!

Sora. So laßt den ſechſten ſpielen!

Andraſon. Das iſt außer aller Art.

Sora. Ihr ſeyd ein Deutſcher, und auf dem Deutſchen Theater geht alles an.

Andraſon. Das Publicum dauert mich nur; es weiß noch kein Menſch woran er iſt.

Sora. Das geſchieht ihnen oft.

Andraſon. Sie könnten denken, wir wollten ſie zum Beſten haben.

Sora. Würden ſie ſich ſehr irren?

Andraſon. Freylich! denn eigentlich ſpielen wir uns ſelber.

Sora. Ich habe ſo etwas gemerkt.

IV.

Fromm ſind wir Liebende, ſtill verehren wir alle Dämonen,
Wünſchen uns jeglichen Gott, jegliche Göttin geneigt.
Und ſo gleichen wir euch, o römiſche Sieger! den Göttern
Aller Völker der Welt bietet ihr Wohnungen an,
Habe ſie ſchwarz und ſtreng, aus altem Baſalt der Egypter,
Oder ein Grieche ſie weiß, reizend, aus Marmor geformt.
Doch verdrießet es nicht die Ewigen, wenn wir beſonders
Weihrauch köſtlicher Art Einer der Göttlichen ſtreun.
Ja, wir bekennen euch gern, es bleiben unſre Gebete,
Unſer täglicher Dienſt Einer beſonders geweiht.

Schalkhaft, munter und ernſt begehen wir heimliche Feſte,
Und das Schweigen geziemt allen Geweihten genau;
Eh' an die Ferſe lockten wir ſelbſt, durch gräßliche Thaten,
Uns die Erinnyen her, wagten es eher das Zeus
Hartes Gericht am rollenden Rad und am Felſen zu dulden,
Als dem reizenden Dienſt unſer Gemüth zu entziehn.
Dieſe Göttin, ſie heißt Gelegenheit lernet ſie kennen!
Sie erſcheint euch oft immer in andrer Geſtalt,
Tochter des Proteus möchte ſie ſeyn, mit Thetis gezeuget,
Deren verwandelte Liſt manchen Heroen betrog.
So betriegt nun die Tochter den Unerfahrnen, den Blöden,

Schlummernde necket ſie ſtets, Wachende fliegt ſie vorbey;
Gern ergibt ſie ſich nur dem raſchen thätigen Manne;
Dieſer findet ſie zahm, ſpielend und zärtlich und hold.
Einſt erſchien ſie auch mir, ein bräunliches Mädchen, die Haare
Fielen ihr dunkel und reich über die Stirne herab,
Kurze Locken ringelten ſich um's zierliche Hälschen,
Ungeflochtenes Haar krauſ'te vom Scheitel ſich auf.
Und ich verkannte ſie nicht, ergriff die Eilende, lieblich
Gab ſie Umarmung und Kuß bald mir gelehrlich zurück.
O wie war ich beglückt! — Doch ſtille die Zeit iſt vorüber;
Und umwunden bin ich, römiſche Flechten, von euch.

V.

Froh empfind' ich mich nun auf klaſſiſchem Boden begeiſtert,
Vor- und Mitwelt ſpricht lauter und reizender mir.
Hier befolg' ich den Rath, durchblättre die Werke der Alten
Mit geſchäftiger Hand, täglich mit neuem Genuß.
Aber die Nächte hindurch hält Amor mich anders beſchäftigt;
Werd' ich auch halb nur gelehrt, bin ich doch doppelt beglückt.
Und belehr' ich mich nicht, indem ich des lieblichen Buſens
Formen ſpähe, die Hand leite die Hüften hinab?
Dann verſteh' ich den Marmor erſt recht; ich denk' und vergleiche,
Sehe mit fühlendem Aug', fühle mit ſehender Hand.

Raubt die Liebſte denn gleich mir einige Stunden des Tages;
Gibt ſie Stunden der Nacht mir zur Entſchädigung hin.
Wird doch nicht immer geküßt, es wird vernünftig geſprochen;
Ueberfällt ſie der Schlaf, lieg' ich und denke mir viel.
Oftmals hab' ich auch ſchon in ihren Armen gedichtet,
Und des Hexameters Maß, leiſe mit fingernder Hand,
Ihr auf den Rücken gezählt. Sie athmet in lieblichem Schlummer,
Und es durchglühet ihr Hauch mir bis ins Tiefſte die Bruſt.
Amor ſchüret die Lamp' indeß, und denket der Zeiten,
Da er den nemlichen Dienſt ſeinen Triumvirn gethan.

VI.

„Kannſt du, o Grauſamer! mich in ſolchen Worten betrüben?
Reden ſo bitter und hart liebende Männer bei euch?
Wenn das Volk mich verklagt, ich muß es dulden! und bin ich
Etwa nicht ſchuldig? Doch ach! ſchuldig nur bin ich mit dir!
Dieſe Kleider, ſie ſind der neidiſchen Nachbarin Zeugen,
Daß die Wittwe nicht mehr einſam den Gatten beweint,
Biſt du ohne Bedacht nicht oft bey Mondſchein gekommen,
Grau, im dunkeln Surtout, hinten gerundet das Haar?
Haſt du dir ſcherzend nicht ſelbſt die geiſtliche Maske gewählet?
Soll's ein Prälate denn ſeyn! gut, der Prälate biſt du.

In dem geiſtlichen Rom, kaum ſcheint
es zu glauben, doch ſchwör' ich:
Nie hat ein Geiſtlicher ſich meiner
Umarmung gefreut.
Arm war ich leider! und jung und wohl
bekannt den Verführern.
Falconieri hat mir oft in die Augen
gegafft,
Und ein Kuppler Albani's mich, mit
gewichtigen Zetteln,
Bald nach Oſtia, bald nach den vier
Brunnen gelockt.
Aber wer nicht kam, war das Mädchen.
So hab' ich von Herzen
Rothſtrumpf immer gehaßt und Vio-
letſtrumpf dazu.
Denn „ihr Mädchen bleibt am Ende doch
die Betrognen,"
Sagte der Vater, wenn auch leich-
ter die Mutter es nahm.
Und ſo bin ich denn auch am Ende be-
trogen! Du zürneſt

Nur zum Scheine mit mir, weil du zu fliehen gedenkſt.
Geh! ihr ſeyd der Frauen nicht werth!
Wir tragen die Kinder
Unter dem Herzen, und ſo tragen die Treue wir auch:
Aber ihr Männer, ihr ſchüttet mit eurer Kraft und Begierde,
Auch die Liebe zugleich in den Umarmungen aus!"
Alſo ſprach die Geliebte und nahm den Kleinen vom Stuhle,
Drückt' ihn küſſend ans Herz, Thränen entquollen dem Blick.
Und wie laß ich beſchämt, daß Reden feindlicher Menſchen
Dieſes liebliche Bild mir zu beflecken vermocht!
Dunkel brennt das Feuer nur augenblicklich und dampfet,
Wenn das Waſſer die Gluth ſtürzend und gählling verhüllt.

Aber sie reinigt sich schnell, verjagt die trübenden Dämpfe,
Neuer und mächtiger bringt leuchtende Flamme hinauf.

VII.

O, wie fühl' ich in Rom mich ſo froh!
gedenk' ich der Zeiten,
Da mich ein graulicher Tag hinten
im Norden umfing,
Trübe der Himmel und ſchwer auf meine
Scheitel ſich ſenkte,
Farb' und geſtaltlos die Welt um
den Ermatteten lag,
Und ich über mein Ich, des unbefrie-
digten Geiſtes
Düſtre Wege zu ſpähn, ſtill in Be-
trachtung verſank.
Nun umleuchtet der Glanz des heiteren
Aethers die Stirne;
Phöbus rufet, der Gott, Formen und
Farben hervor.
Sternhell glänzet die Nacht, ſie klingt
von weichen Geſängen,
Und mir leuchtet der Mond heller
als nordiſcher Tag.

Andraſon. Muth gefaßt! — O ihr Götter! Seht wie ihr euerm Orakel Erfüllung, dem Zuſchauer Geduld und dieſem Stück eine Entwicklung gebt! denn ohne ein Wunder weiß ich nicht, wie wir auf gute Art aus einander kommen ſollen.

Welche Seligkeit ward mir Sterblichen!
Träum' ich? Empfänget
Dein ambroſiſches Haus, Jupiter
Vater, den Gaſt?
Ach! hier lieg ich, und ſtrecke nach dei-
nen Knieen die Hände
Flehend aus. O vernimm, Jupiter
Xenius, mich!
Wie ich hereingekommen, ich kann's
nicht wahrn; es faßte
Hebe den Wandrer, und zog mich in
die Hallen heran.
Haſt du ihr einen Heroen herauf zu
führen geboten?
Irrte die Schöne? Vergib! Laß mir
des Irrthums Gewinn!
Deine Tochter Fortuna ſie auch! Die
herrlichſten Gaben
Theilt als ein Mädchen ſie aus, wie
es die Laune gebeut.
Biſt du der wirthliche Gott? O! dann
ſo verſtoße den Gaſtfreund

Nicht von deinem Olymp wieder zur
Erde hinab!
„Dichter! wohin verſteigeſt du dich?"—
Vergib mir; der hohe
Capitoliniſche Berg iſt dir ein zweyter
Olymp.
Dulde mich, Jupiter, hier, und Hermes
führe mich ſpäter
Ceſtius Mahl vorbey, leiſe zum Or-
kus hinab.

VIII.

Wenn du mir ſagſt, du habeſt als Kind Geliebte, den Menſchen
Nicht gefallen, und dich habe die Mutter verſchmäht,
Bis du größer geworden und ſtill dich entwickelt; ich glaub' es:
Gerne denk' ich mir dich als ein beſonderes Kind.
Fehlet Bildung und Farbe doch auch der Blüthe des Weinſtocks,
Wenn die Beere; gereift, Menſchen und Götter entzückt.

IX.

Herbſtlich leuchtet die Flamme vom ländlich geſelligen Heerde,
Kniſtert und glänzet, wie raſch! ſauſend vom Reiſig empor.
Dieſen Abend erfreut ſie mich mehr; denn eh' noch zur Kohle
Sich das Bündel verzehrt, unter die Aſche ſich neigt,
Kommt mein liebliches Mädchen. Dann flammen Reiſig und Scheite,
Und die erwärmte Nacht wird uns ein glänzendes Feſt.
Morgen frühe geſchäftig verläßt ſie das Lager der Liebe,
Weckt aus der Aſche behend Flammen aufs Neue hervor.
Denn vor andern verlieh der Schmeichlerinn Amor die Gabe,
Freude zu wecken, die kaum ſtill wie zu Aſche verſank.

X.

Alexander und Cäsar und Heinrich und Friedrich, die Großen,
Gäben die Hälfte mir gern ihres erworbenen Ruhms,
Könnt' ich auf Eine Nacht dies Lager jedem vergönnen;
Aber die Armen, sie hält strenge des Orkus Gewalt.
Freue dich also, Lebend'ger, der Ueberwärmeten Stätte,
Ehe den flichenden Fuß schauerlich Lethe dir netzt.

XI.

Euch, o Grazien, legt die wenigen Blätter ein Dichter
Auf den reinen Altar, Knospen der Rose dazu,
Und er thut es getrost. Der Künstler freuet sich seiner
Werkstatt, wenn sie um ihn immer ein Pantheon scheint.
Jupiter senket die göttliche Stirn, und Juno erhebt sie;
Phöbus schreitet hervor, schüttelt das lockige Haupt;
Trocken schauet Minerva herab, und Hermes, der Leichte,
Wendet zur Seite der Blick, schalkisch und zärtlich zugleich.
Aber nach Bachus, dem Weichen, dem Träumenden, hebet Cythere
Blicke süßer Begier, selbst in dem Marmor noch feucht.

Seiner Umarmung gedenket sie gern,
Und scheinet zu fragen;
Sollte der herrliche Sohn uns an der
Seite nicht stehn?

XII.

Höreſt du Liebchen, das muntre Geſchrey den Flaminiſchen Weg her?
Schnitter ſind es; ſie ziehn wieder nach Hauſe zurück,
Weit hinweg. Sie haben des Römers Ernte vollendet,
Der für Ceres den Kranz ſelber zu flechten verſchmäht
Keine Feſte ſind mehr der großen Göttin gewidmet,
Die ſtatt Eicheln zur Koſt goldenen Weizen verlieh.
Laß uns Beide das Feſt im Stillen freudig begehen!
Sind zwey Liebende doch ſich ein verſammeltes Volk.
Haſt du wohl je gehört von jener myſtiſchen Feier,
Die von Eleuſis hieher frühe dem Sieger gefolgt?

Griechen ſtifteten ſie, und immer riefen nur Griechen,
Selbſt in den Mauern Roms: „Kommt zur geheiligten Nacht!“
Fern entwich der Profane; da bebte der wartende Neuling,
Den ein weißes Gewand, Zeichen der Reinheit, umgab.
Wunderlich fuhrte darauf der Eingeführte durch Kreiſe
Seltner Geſtalten; im Traum ſchien er zu wallen: denn hier
Wanden ſich Schlangen am Boden umher, verſchloſſene Käſtchen,
Reich mit Aehren umkränzt, trugen hier Mädchen vorbey,
Vielbedeutend geberdeten ſich die Prieſter und ſummten;
Ungeduldig und bang harrte der Lehrling auf Licht.
Erſt nach mancherley Proben und Prüfungen ward ihm enthüllet,

Was der geheiligte Kreis seltsam in Bildern verbarg.
Und was war das Geheimniß? als daß Demeter, die große,
Sich gefällig einmal auch einem Helden bequemt,
Als sie dem Jasion einst, dem rüstigen König der Kreter,
Ihres unsterblichen Leib's holdes Verborgne gegönnt.
Da war Kreta beglückt; das Hochzeitbette der Göttinn
Schwoll von Aehren, und reich drückte den Acker die Saat.
Aber die übrige Welt verschmachtete; denn es versäumte
Ueber der Liebe Genuß Ceres den schönen Beruf.
Voll Erstaunen vernahm der Eingeweihte das Märchen,
Winkte der Liebsten — Verstehst du nun, Geliebte, den Wink?

Sechster Act.

Wald und Laube.

Prinz und Merkulo.

Prinz

auf dem Rasen liegend.

Merkulo vor sich. Der Besuch beym Orakel ist meinem Prinzen nicht wohl bekommen. War er vorher betrübt, so ist er jetzt außer sich. Könnt' ich seinen Schmerz nur zu Worten bringen! Zum Prinzen. Theuerster

Jene buſchige Myrte beſchattet ein heiliges Plätzchen!
Unſre Zufriedenheit bringt keine Gefährde der Welt.

XIII.

Amor bleibet ein Schalk, und wer ihm vertraut, iſt betrogen!
Heuchelnd kam er zu mir: „Diesmal nur traue mir noch.
Redlich mein' ich's mit dir, du haſt dein Leben und Dichten,
Dankbar erkenn' ich es wohl, mei- Verehrung geweiht.
Siehe, dir bin ich nun gar nach Rom gefolget, ich möchte
Dir im fremden Gebiet gern was Gefälliges thun.
Jeder Reiſende klagt, er finde ſchlechte Bewirthung;
Welchen Amor empfiehlt, köſtlich be- wirthet iſt er.
Du betrachteſt mit Staunen die Trüm- mern alter Gebäude,
Und durchwandelſt mit Sinn dieſen geheiligten Raum

Du verehrteſt noch mehr die werthen Reſte des Bildens
Einziger Künſtler, die ſtets ich in der Werkſtatt beſucht.
Dieſe Geſtalten, ich formte ſie ſelbſt! Verzeih mir, ich prahle
Diesmal nicht; du geſtehſt, was ich dir ſage, ſey wahr.
Nun du mir läſſiger dienſt, wo ſind die ſchönen Geſtalten,
Wo die Farben, der Glanz deiner Erfindungen hin?
Denkſt du nun wieder zu bilden, o Freund? Die Schule der Griechen
Blieb noch offen, das Thor ſchloſſen die Jahre nicht zu.
Ich, der Lehrer, bin ewig jung, und liebe die Jungen.
Altklug lieb' ich dich nicht! Munter! Begreife mich wohl!
War das Antike doch neu, da jene Glücklichen lebten!

Lebe glücklich, und ſo lebe die Vorzeit in dir.
Stoff zum Liede wo nimmſt du ihn her? Ich muß dir ihn geben,
Und den höheren Styl lehret die Liebe dich nur."
Alſo ſprach der Sophiſt. Wer widerſpräch' ihm? und leider
Bin ich zu folgen gewöhnt, wenn der Gebieter befiehlt. —
Nun, verrätheriſch hält er ſein Wort, gibt Stoff zu Geſängen,
Ach! und raubt mir die Zeit, Kraft und Beſinnung zugleich;
Blick und Händedruck, und Küſſe, gemüthliche Worte,
Sylben köſtlichen Sinns wechſelt ein liebendes Paar.
Da wird Liſpeln Geſchwätz, wird Stottern liebliche Rede:
Solch ein Hymnus verhallt ohne proſodiſches Maß.

Dich, Aurora, wie kannt' ich dich sonst als Freundinn der Musen!
Hat, Aurora, dich auch Amor, der Lose, verführt?
Du erscheinest mir nun als seine Freundinn, und weckest
Mich an seinem Altar wieder zum festlichen Tag.
Find' ich die Fülle der Locken an meinem Busen! das Köpfchen
Ruhet und drucket den Arm, der sich dem Halse bequemt.
Welch ein freudig Erwachen, erhieltet ihr ruhige Stunden
Mir das Denkmahl der Lust, die in den Schlaf uns gewiegt! —
Sie bewegt sich im Schlummer, und sinkt auf die Breite des Lagers
Weggewendet; und doch läßt sie mir Hand noch in Hand.
Herzliche Liebe verbindet uns stets und treues Verlangen,

Und den Wechsel behielt nur die Begierde sich ver.
Einen Druck der Hand, ich seye die himmlischen Augen
Wieder offen. — O nein! laßt auf der Bildung mich ruhn!
Bleibt geschlossen! Ihr macht mich verwirrt und trunken, ihr raubet
Mir den süßen Genuß reiner Betrachtung zu früh.
Diese Formen, wie groß, wie edel gewendet die Glieder!
Schlief Ariadne so schön: Theseus, du konntest entfliehn?
Diesen Lippen ein einziger Kuß! O Theseus, nun scheide!
Blick' ihr ins Auge! Sie wacht! — Ewig nun hält sie dich fest.

XIV.

Zünde mir Licht an, Knabe! — „Noch
ist es hell, ihr verzehret
Oel und Docht nur umsonst. Schlie-
ßet die Läden doch nicht!
Hinter die Häuser entwich, nicht hinter
den Berg, uns die Sonne;
Ein halb Stündchen noch währt's bis
zum Geläute der Nacht." —
Unglückseliger! geh und gehorch'! Mein
Mädchen erwart' ich;
Tröste mich, Lämpchen, indeß, lieb-
licher Bote der Nacht!

XV.

Cäſarn wär' ich wohl nie zu fernen Britannen gefolget,
Florus hätte mich leicht in die Pe-pine geſchleppt!
Denn mir bleiben weit mehr die Nebel des traurigen Nordens,
Als ein geſchäftiges Volk ſüdlicher Fliehe verhaßt.
Und noch ſchöner von heut' an ſeyd mir gegrüßet, ihr Schenken,
Oſterieen, wie euch ſchicklich der Rö-mer benennt;
Denn ihr zeigtet mir heute die Liebſte begleitet vom Oheim,
Den die Gute ſo oft, mich zu be-beſitzen, betrügt.
Hier ſtand unſer Tiſch, den Deutſche vertraulich umgaben;
Drüben ſuchte das Kind neben der Mutter den Platz.

Rückte vielmahls die Bank, und wußt' es artig zu machen,
Daß ich halb ihr Gesicht, völlig den Nacken gewann.
Lauter sprach sie, als hier die Römerinn pfleget, credenzte,
Blickte gewendet nach mir, goß und verfehlte das Glas.
Wein floß über den Tisch, und sie, mit zierlichem Finger,
Zog auf dem hölzernen Blatt Kreise der Feuchtigkeit hin,
Meinen Namen verschlang sie dem ihrigen; immer begierig
Schaut' ich dem Fingerchen nach, und sie bemerkte mich wohl.
Endlich zog sie behende das Zeichen der römischen Fünfe
Und ein Strichlein davor. Schnell, und sobald ich's gesehn,
Schlang sie Kreise durch Kreise, die Letztern und Ziffern zu löschen;

Aber die köſtliche Bier blieb mir in's Auge geprägt.
Stumm war ich ſitzen geblieben, und biß die glühende Lippe,
Halb aus Schalkheit und Luſt, halb aus Begierde, mir wund.
Erſt noch ſo lange bis Nacht! dann noch vier Stunden zu warten!
Hohe Sonne, du eilſt und du beſchaueſt dein Rom!
Größeres ſaheſt du nichts und wirſt nichts Größeres ſehen,
Wie es dein Prieſter Horaz in der Entzückung verſprach.
Aber heute verweile mir nicht, und wende die Blicke
Von dem Siebengebirg früher und williger ab!
Einem Dichter zu Liebe verkürze die herrlichen Stunden,
Die mit begierigem Blick ſelig der Mahler genießt;

Herr! Hat die kurze Abweſenheit Ihr Herz ſo gegen mich zugeſchloſſen, daß Sie mich nicht würdigen, der Vertraute Ihres Schmerzes zu ſeyn, da ich ſo oft der Vertraute Ihres Entzückens geweſen bin?

Prinz. Ich verſtehe nicht was ſie ſagen — und doch iſt mir's, als wenn die Götter etwas großes über mich verhängten. Mein Gemüth iſt von unbekannten Empfindungen durchdrungen.

Merkulo. Wie lautet der Ausſpruch des Orakels?

Prinz. Seine Worte ſind zweydeutig, und was mich am meiſten verdrießt, ihnen fehlt der Stempel der Ehrfurcht, den meine Fragen und mein Zuſtand ſelbſt den Göttern einflößen ſollten. Ich bath ſie mit gerührtem Herzen, mir zu entwickeln: Wann denn dieſe ſtürmiſche, Bewegung meines Herzens endlich aufhören, wann dieſes Tantaliſche Streben nach ewig flie-

Glühend blicke noch schnell zu diesen hohen Fassaden,
Kuppeln und Säulen zuletzt, und Obelisken herauf,
Stürze dich eilig ins Meer, um morgen früher zu sehen,
Was Jahrhunderte schon göttliche Lust dir gewährt:
Diese feuchten mit Rohr so lange bewachs'nen Gestade,
Diese mit Bäumen und Busch düster beschatteten Höh'n.
Wenig Hütten zeigten sie erst; dann sahst du auf einmal
Sie vom wimmelnden Volk glücklicher Räuber belebt.
Alles schleppten sie drauf an diese Stätte zusammen;
Kaum war, das übrige Rund deiner Betrachtung noch werth,
Sahst eine Welt hier entstehn, sahst dann eine Welt hier in Trümmern,

Aus den Trümmern auf's neu faßt eine größere Welt!
Daß ich dieſe noch lange, von dir beleuchtet, erblicke,
Spinne die Parze mir klug langſam den Faden herab;
Aber ſie eile herbei die ſchön bezeichnete Stunde! —
Glücklich! hör' ich ſie ſchon? Nein; doch ich höre ſchon Drey.
So, ihr lieben Muſen, betrogt ihr wieder die Länge
Dieſer Weile, die mich von der Geliebten getrennt.
Lebet wohl! Nun eil' ich und fürcht' euch nicht zu beleid'gen;
Denn, ihr Stolzen, ihr gebt Amorn doch immer den Kranz.

XVI.

„Warum bist du, Geliebter, nicht heute zur Vigne gekommen?
Einsam, wie ich versprach, wartet' ich oben auf dich."
Weste, schon war ich hinein; da sah ich zum Glücke den Oheim
Neben den Stöcken, bemüht, hin sich und her sich zu drehn.
Schleichend eilt' ich hinaus! — O welch ein Irrthum ergriff dich!
Eine Scheuche nur war's, was dich vertrieb! Die Gestalt
Flickten wir emsig zusammen aus alten Kleidern und Rohren;
Emsig half ich daran, selbst mir zu schaden bemüht.
Nun! des Alten Wunsch ist erfüllt; den losesten Vogel
Scheucht er heute, der ihm Gärtchen und Richte bestiehlt."

XVII.

Manche Töne sind mir Verdruß, doch bleiben am meisten
Hundegebell mir verhaßt, klässend zerreißt es mein Ohr.
Einen Hund nur hör' ich sehr oft mit frohem Behagen
Bellend klässen, den Hund, den sich der Nachbar erzog.
Denn er bellte mir einst mein Mädchen an, da sie sich heimlich
Zu mir stahl, und verrieth unser Geheimniß beynah.
Jetzo, hör' ich ihn bellen, so denk, ich nur immer: sie kommt wohl!
Oder ich denke der Zeit, da die Erwartete kam.

XVIII.

Eines iſt mir verdrießlich vor allen Dingen, ein andres
Bleibt mir abſcheulich, empört jegliche Faſer in mir
Nur der bloße Gedanke. Ich will es euch, Freunde, geſtehen:
Gar verdrießlich iſt mir einſam das Lager zu Nacht.
Aber ganz abſcheulich iſt's, auf dem Wege der Liebe
Schlangen zu fürchten, und Gift unter den Roſen der Luſt,
Wenn im ſchönſten Moment der hin ſich gebenden Freude
Deinem ſinkenden Haupt liſpelnde Sorge ſich naht.
Darum macht Fauſtine mein Glück; ſie theilet das Lager
Gerne mit mir, und bewahrt Treue dem Treuen genau.

Reizendes Hinderniß will die raſche Jugend; ich liebe,
Mich des verſicherten Guts lange bequem zu erfreun.
Welche Seligkeit iſt's! wir wechſeln ſichere Küſſe,
Athem und Leben getroſt ſaugen und flößen wir ein.
So erfreuen wir uns der langen Nächte, wir lauſchen,
Buſen an Buſen gedrängt, Stürmen und Regen und Guß.
Und ſo dämmert der Morgen heran; es bringen die Stunden
Neue Blumen herbey, ſchmücken uns feſtlich den Tag.
Gönnet mir, o Quicken! das Glück, und Jedem gewähre
Aller Güter der Welt erſtes und letztes der Gott!

XIX.

Schwer erhalten wir uns den guten Namen, denn Fama
Steht mit Amorn, ich weiß, meinem Gebieter, in Streit.
Wißt auch ihr, woher es entsprang, daß beide sich hassen?
Alte Geschichten sind das, und ich erzähle sie wohl.
Immer die mächtige Göttinn, doch war sie für die Gesellschaft
Unerträglich, denn gern führt sie das herrschende Wort;
Und so war sie von je, bey allen Göttern gelagen,
Mit der Stimme von Erz, Großen und Kleinen verhaßt.
So berühmte sie einst sich übermüthig, sie habe
Jovis herrlichen Sohn ganz sich zum Sklaven gemacht.

„Meinen Herkules führ' ich dereinst, o Vater der Götter,"
Rief triumphirend sie aus, „wieder- geboren dir zu.
Herkules ist es nicht mehr, den die Al- mene geboren;
Seine Verehrung für mich macht ihn auf Erden zum Gott.
Schaut er nach dem Olymp, so glaubst du, er schaue nach deinen
Mächtigen Knieen; vergib! nur in den Aether nach mir
Blickt der würdigste Mann; nur mich zu verdienen, durchschreitet
Leicht sein mächtiger Fuß Bahnen, die keiner betrat;
Aber auch ich begegn' ihm auf seinen Wegen, und preise
Seinen Namen voraus, eh' er die That noch beginnt.
Mich vermählst du ihm einst; der Ama- zonen Besieger

Werd' auch meiner, und ihn nenn' ich mit Freuden Gemahl!"
Alles ſchwieg; ſie mochten nicht gern die Prahlerinn reizen:
Denn ſie denkt ſich, erzürnt, leicht was Gehäſſiges aus.
Amorn bemerkte ſie nicht: er ſchlich bey Seite; den Helden
Bracht' er mit weniger Kunſt unter der Schönſten Gewalt.
Nun vermummt er ſein Paar; ihr hängt er die Bürde des Löwen
Ueber die Schultern, und lehnt mühſam die Keule dazu.
Drauf beſpickt er mit Blumen des Helden ſträubende Haare,
Reichet den Rocken der Fauſt, die ſich dem Scherze bequemt.
So vollendet er bald die neckiſche Gruppe, dann läuft er,
Ruft durch den ganzen Olymp: „herrliche Thaten geſchehn!

Nie hat Erd' und Himmel, die unermüdete Sonne
Hat auf der ewigen Bahn keines der Wunder erblickt."
Alles eilte: sie glaubten dem losen Knaben, denn ernstlich
Hatt' er gesprochen; denn auch Fama, sie blieb nicht zurück.
Wer sich freute, den Mann so tief er niedrigt zu sehen,
Denkt ihr! Juno. Es galt Amorn ein freundlich Gesicht.
Fama daneben, wie stand sie beschämt, verlegen, verzweiflend!
Anfangs lachte sie nur: „Masken, ihr Götter! sind das!
Meinen Helden, ich kenn' ihn zu gut! es haben Tragöden
Uns zum besten!" Doch bald sah sie mit Schmerzen, er wars! —
Nicht den tausendsten Theil verdroß es Vulcanen, sein Weibchen

hendem Genuß endlich erſättiget werden würde? wann ich für meine Mühſeligkeiten und Leiden endlich belohnt, die Entzückungen mit der Ruhe, und dieſe holde Traurigkeit mit einem beſtätigten Herzen würde verbinden können? Und was gaben ſie mir für eine Antwort! Ich mag ſie meinem Gedächtniß nicht wieder zurück rufen! Nimm und lies. Er gibt ihm eine Rolle.

Merkulo lieſt:

Wird nicht ein kindiſches Spiel
vom ernſten Spiele vertrieben,
Wird dir lieb nicht und werth,
was du beſitzend nicht haſt;
Gibſt entſchloſſen dafür, was du
nicht habend beſitzeſt;
Schwebt in ewigem Traum, Armer,
dein Leben dahin.

Ein witziges Orakel! ein antithetiſches Orakel!

Mit dem rüſtigen Freund unter den Maſchen zu ſehn,
Als das verſtändige Netz im rechten Moment ſie umfaßte,
Raſch die Verſchlungnen umſchlang, feſt die Genießenden hielt.
Wie ſich die Jünglinge freuten! Merkur und Bacchus! ſie beide
Mußten geſtehn, es ſey, über dem Buſen zu ruhn
Dieſes herrlichen Weibes, ein ſchöner Gedanke. Sie baten:
Löſe, Vulcan, ſie noch nicht! Laß ſie noch einmal beſehn.
Und der Alte war ſo Hahnrey, und hielt ſie nur feſter. —
Aber Fama, ſie floh raſch und voll Grimmes davon.
Seit der Zeit iſt zwiſchen den Zweyen der Fehde nicht Stillſtand;
Wie ſie ſich Helden erwählt, gleich iſt der Knabe darnach.

Wer sie am höchsten verehrt, den weiß
er am besten zu fassen,
Und den Sittlichsten greift er am ge-
fährlichsten an.
Will ihm Einer entgehn, den bringt er vom
Schlimmen ins Schlimmste.
Mädchen bietet er an; wie sie ihm
thöricht verschmäht,
Muß erst grimmige Pfeile von seinem
Bogen erdulden;
Mann erhitzt er auf Mann, treibt die
Begierden auf's Thier.
Wer sich seiner schämt, der muß erst
leiden; dem Heuchler
Streut er bittern Genuß unter Ver-
brechen und Noth.
Aber auch sie, die Göttinn, verfolgt ihn
mit Augen und Ohren,
Sieht sie ihn einmal bey dir, gleich
ist sie feindlich gesinnt,
Schreckt dich mit ernstem Blick, verach-
tenden Mienen, und heftig

Strenge verruft ſie das Haus, das
er gewöhnlich beſucht:
Und ſo geht es auch mir: ſchon leid' ich
ein wenig; die Göttinn,
Eiferſüchtig, ſie forſcht meinem Ge-
heimniſſe nach.
Doch es iſt ein altes Geſetz: ich ſchweig'
und verehre;
Denn der Könige Zwiſt büßten die
Griechen, wie ich.

XX.

Zieret Stärke den Mann, und freyes muthiges Weſen,
O! ſo ziemet ihm faſt tiefes Geheimniß noch mehr.
Städtebezwingerinn, du Verſchwiegenheit! Fürſtinn der Völker!
Theure Göttinn, die mich ſicher durch's Leben geführt,
Welches Schickſal erfahr' ich! Es löſet ſcherzend die Muſe,
Amor löſet, der Schalk! mir den verſchloſſenen Mund.
Ach, ſchon wird es ſo ſchwer, der Könige Schande verbergen!
Weder die Krone bedeckt, weder ein phrygiſcher Bund
Midas verlängertes Ohr; der nächſte Diener entdeckt es,
Und ihm ängſtet und drückt gleich das Geheimniß die Bruſt.

In die Erde vergrub' er es gern, um
sich zu erleichtern:
Doch die Erde verwahrt solche Ge-
heimnisse nicht:
Rohre sprießen hervor, und rauschen und
lispeln im Winde:
Midas! Midas, der Fürst, trägt ein
verlängertes Ohr!
Schwerer wird es nun mir, ein schönes
Geheimniß zu wahren;
Ach, den Lippen entquillt Fülle des
Herzens so leicht!
Keiner Freundinn darf ich's vertraun: sie
möchte mich schelten;
Keinem Freunde: vielleicht brächte
der Freund mir Gefahr.
Mein Entzücken dem Hain, dem schal-
lenden Felsen zu sagen,
Bin ich endlich nicht jung, bin ich
nicht einsam genug.

Dir, Herameter, dir, Pentameter, ſey es vertrauet,
Wie ſie des Tags mich erfreut, wie ſie des Nachts mich beglückt.
Sie, von vielen Männern geſucht, vermeidet die Schlingen,
Die ihr der Kühnere frech, heimlich der Liſtige legt:
Klug und zierlich ſchlüpft ſie vorbey, und kennet die Wege,
Wo ſie der Liebſte gewiß lauſchend begierig empfängt.
Zaubre, Luna, ſie kommt! damit ſie der Nachbar nicht ſehe,
Rauſche, Lüftchen, im Laub! Niemand vernehme den Tritt.
Und ihr, wachſet und blüht, geliebte Lieder, und wieget
Euch im leiſeſten Hauch lauer und liebender Luft,

Und entdeckt den Quiriten, wie jene Rohre geschwätzig,
Eines glücklichen Paars schönes Geheimniß zuletzt.

Göthe's

Gedichte.

Viertes Bändchen.

Köln,
in der M. Spitz'ſchen Buchhandlung.
1814.

Alexis und Dora.

Ach! unaufhaltſam ſtrebet das Schiff mit jedem Momente,
Durch die ſchäumende Fluth weiter und weiter hinaus!
Langhin furcht ſich die Gleiſe des Kiels, worin die Delphine
Springend folgen, als flöh' ihnen die Beute davon.
Alles deutet auf glückliche Fahrt: der ruhige Bootsmann
Ruckt am Segel gelind, das ſich für alle bemüht;
Vorwärts dringt der Schiffenden Geiſt, mit Flaggen und Wimpel;
Einer nur ſteht rückwärts traurig gewendet am Maſt,
Sieht die Berge ſchon blau, die ſcheidenden, ſieht in das Meer ſie

Er lieſt weiter:

Was du thöricht geraubt, gib du dem Eigener wieder;
Eigen werde dir dann, was du ſo ängſtlich erborgſt.
Oder fürchte den Zorn der überſchwebenden Götter!
Fürchte Tantals Geſchick hier und über dem Fluß.

Prinz. Warum mußt' ich Thörichter fragen, da ich nunmehr wider meinen Willen folgen, oder der Götter Zorn auf mich laden muß!

Merkulo kann nach Belieben den Orakelſpruch wiederhohlen, Anmerkungen machen ꝛc. bis er glaubt, das Publicum habe die Worte genugſam gehört.

Merkulo. Bey dieſer Gelegenheit, dächt' ich, könnten Sie Sich immer mit der Unwiſſenheit entſchuldigen; denn ich ſehe wenigſtens

Niedersinken, es sinkt jeglicher Freude
von ihm.
Auch dir ist es verschwunden, das Schiff,
das deinen Alexis,
Dir, o Dora den Freund, ach! dir
den Bräutigam raubt.
Auch du blickest vergebens nach mir.
Noch schlagen die Herzen
Für einander, doch, ach! nun an
einander nicht mehr.
Einziger Augenblick, in welchem ich
lebte! du wiegest
Alle Tage, die sonst kalt mir ver-
schwindenden, auf.
Ach! nur im Augenblick im letzten, flieg
mir ein Leben,
Unvermuthet in dir, wie von den
Göttern, herab.
Nur umsonst verklärst du mit deinem
Lichte den Aether;
Dein alleuchtender Tag, Phöbus,
mir ist er verhaßt.

In mich ſelber kehr' ich zurück; da will ich im Stillen
Wiederholen die Zeit, als ſie mir täglich erſchien.
War es möglich, die Schönheit zu ſehn und nicht zu empfinden?
Wirkte der himmliſche Reiz nicht auf dein ſtumpfes Gemüth?
Klage dich, Armer, nicht an! — So legt der Dichter ein Räthſel,
Künſtlich mit Worten verſchränkt, oft der Verſammlung ins Ohr.
Jeden freuet die ſeltne, der zierlichen Bilder Verknüpfung;
Aber noch fehlet das Wort, das die Bedeutung verwahrt.
Iſt es endlich entdeckt, dann heitert ſich jedes Gemüth auf.
Und erblickt im Gedicht doppelt erfreulichen Sinn.
Ach! warum ſo ſpät, o Amor, nahmſt du die Binde,

Die du um's Aug' mir geknüpft, nahmſt
ſie zu ſpät mir hinweg!
Lange ſchon harrte befrachtet das Schiff
auf günſtige Lüfte;
Endlich ſtrebte der Wind, glücklich,
vom Ufer ins Meer.
Leere Zeiten der Jugend! und leere
Träume der Zukunft.
Ihr verſchwindet, es bleibt einzig
die Stunde mir nur.
Ja, ſie bleibt, es bleibt mir das Glück!
ich halte dich, Dora!
Und die Hoffnung zeigt, Dora, dein
Bild mir allein.
Oefter ſah ich zum Tempel dich gehen,
geſchmückt und geſittet,
Und das Mütterchen ging feyerlich
neben dir her.
Eilig warſt du und friſch, zu Markte
die Früchte zu tragen;
Und vom Brunnen wie kühn! wiegte
dein Haupt das Gefäß.

Da erſchien dein Hals, erſchien dein Nacken vor allen,
Und vor allen erſchien deiner Bewegungen Maß.
Oftmals hab' ich geſorgt, es möchte der Krug dir einſtürzen;
Doch er hielt ſich ſtet auf dem geringelten Tuch.
Schöne Nachbarin, ja, ſo war ich gewohnt dich zu ſehen,
Wie man die Sterne ſieht, wie man den Mond ſich beſchaut,
Sich an ihnen erfreut, und innen im ruhigen Buſen
Nicht der entfernteſte Wunſch, ſie zu beſitzen, ſich regt.
Jahre, ſo gingt ihr dahin! Nur zwanzig Schritte getrennet
Waren die Hauſer, und nie hab' ich die Schwelle berührt.
Und nun trennt uns die gräßliche Fluth! du lügſt nur den Himmel,

Welle! dein herrliches Blau iſt mir die Farbe der Nacht.
Alles rührte ſich ſchon; da kam ein Knabe gelaufen
An mein väterlich Haus, rief mich zum Strande hinab.
Schon erhebt ſich das Segel, es flattert im Winde: ſo ſprach er;
Und gelichtet mit Kraft trennt ſich der Anker vom Sand.
Komm, Alexis, o komm! Da drückte der wackere Vater,
Würdig, die ſegnende Hand mir auf das lockige Haupt,
Sorglich reichte die Mutter ein nachbereitetes Bündel:
Glücklich kehre zurück! riefen ſie, glücklich und reich!
Und ſo ſpreng ich hinweg, das Bündelchen unter dem Arme,
An der Mauer hinab, fand an der Thüre dich ſtehn

Deines Gartens. Du lächelteſt mir und ſagteſt: Aleris!
Sind die Kär·enden dort deine Geſellen der Fahrt?
Fremde Küſten beſuchest du nun, und köſtliche Waaren
Handelſt du ein, und Schmuck reichen Matronen der Stadt.
Aber bringe mir auch ein leichtes Kettchen; ich will es
Dankbar zahlen: ſo oft habe ich die Zierde gewünſcht!
Stehen war ich geblieben, und fragte, nach Weiſe des Kaufmanns,
Erſt nach Form und Gewicht deiner Beſtellung genau.
Gar beſcheiden erwogſt du den Preis, da blickt' ich indeſſen
Nach dem Helſe, des Schmucks unſerer Königin werth.
Heftiger tönte vom Schiff das Geſchrey; da ſagteſt du freundlich:

Nimm aus dem Garten noch einige Früchte mit dir!
Nimm die reifsten Orangen, die weißen Feigen; das Meer bringt
Keine Früchte, sie bringt jegliches Land nicht hervor.
Und so trat ich herein. Du brachst nun die Früchte geschäftig,
Und die goldene Last zog das geschürzte Gewand.
Oefters bat ich: er sey nun genug! und immer noch eine
Schönere Frucht fiel dir, leise berührt, in die Hand.
Endlich kamst du zur Laube hinan, da fand sich ein Körbchen,
Und die Myrte bog blühend sich über uns hin.
Schweigend begannest du nun, geschickt die Früchte zu ordnen:
Fest die Orange, die schwer ruht, als ein goldener Ball,

Dann die weichliche Feige, die jeder
Druck ſchon entſtellet;
Und mit Myrte bedeckt ward, und ge-
ziert, das Geſchenk.
Aber ich hob es nicht auf; ich ſand.
Wir ſahen einander
In die Augen, und mir ward vor
dem Auge ſo trüb.
Deinen Buſen fühlt' ich an meinem!
Den herrlichen Nacken,
Ihn umſchlang nun mein Arm; tau-
ſendmal küßt' ich den Hals.
Mir ſank über die Schulter dein Haupt,
nun knupften auch deine
Lieblichen Arme das Band um den
Beglückten herum.
Amors Hände fühlt' ich: er drückt' uns
gewaltig zuſammen,
Und aus heiterer Luft donnert' es
dreymal: da floß
Häufig die Thräne vom Aug' mir herab,
du weinteſt, ich weinte

Und vor Jammer und Glück schien
uns die Welt zu vergehn.
Immer heftiger rief es am Strand; da
wollten die Füße
Mich nicht tragen, ich rief: Dora!
und bist du nicht mein!
Ewig! sagtest du leise. Da schienen
unsere Thränen
Wie durch göttliche Luft, leise vom
Auge gehaucht.
Näher rief es: Alexis! da blickte der
suchende Knabe
Durch die Thüre herein. Wie er das
Körbchen empfing!
Wie er mich trieb! Wie ich dir die Hand
noch drückte! — Zu Schiffe
Wie ich gekommen? Ich weiß, daß
ich ein Trunkener schien.
Und so hielten mich auch die Gesellen,
schonten den Kranken;
Und schon deckte der Hauch trüber
Entfernung die Stadt.

Ewig! Dora, liſpelteſt du; mir ſchallt es im Ohre
Mit dem Donner des Zevs! Stand ſie doch neben dem Thron,
Seine Tochter, die Göttinn der Liebe; die Grazien ſtanden
Ihr zur Seiten! er iſt götterbekräftigt der Bund!
O, ſo eile dann Schiff, mit allen günſtigen Winden!
Strebe, mächtiger Kiel, trenne die ſchäumende Fluth!
Bringe dem fremden Hafen mich zu, damit mir der Goldſchmidt
In der Werkſtatt gleich ordne das himmliſche Pfand.
Wartlich zur Kette ſoll das Kettchen werden, o Dora!
Neunmal umgebe ſie dir, locker gewunden den Hals.
Ferner ſchaff' ich noch Schmuck, den mannichfaltigſten; goldne

nicht, wie das Orakel prätendiren kann, daß man's verſtehen ſoll.

Prinz. Ich verſteh' es nur zu wohl! Nicht die Worte; aber den Sinn. Gegen die Laube gekehrt. Dich ſoll ich weggeben! Dich ſoll ich aufopfern! Als wenn ich Ruhe der Seele und Glück erwerben könnte, wenn ich mich ganz zu Grunde richte!

Merkulo. Freylich laſſen ſich allenfalls die Worte des Orakels dahin deuten.

Prinz.

Es iſt allzugrauſam!

Wegzugeben was ich habe,
Götter ach! iſt allzuviel.

Merkulo.

Nennen doch die hohe Gabe
Götter ſelbſt ein Kinderſpiel!

Spangen ſollen dir auch reichlich verzieren die Hand:
Da wetteifre Rubin und Smaragd, der liebliche Sapphir
Stelle dem Hyacinth ſich gegenüber, und Gold
Halte das Edelgeſtein in ſchöner Verbindung zuſammen.
O, wie den Bräutigam freut, einzig zu ſchmücken die Braut!
Seh' ich Perlen, ſo denk' ich an dich; bey jeglichem Ringe
Kommt mir der länglichen Hand ſchönes Gebild in den Sinn.
Tauſchen will ich und kaufen: du ſollſt das Schönſte von Allem
Wählen: ich widmete gern alle die Ladung nur dir.
Doch nicht Schmuck und Juwelen allein verſchafft dein Geliebter:
Was ein häusliches Weib freuet, das bringt er dir auch.

Feine wollene Decken mit Purpurſäumen, ein Lager
Zu bereiten, das uns traulich und weichlich empfängt!
Köſtlicher Leinwand Stücke. Du ſitzeſt und näheſt und kleideſt
Mich und dich, und auch noch wohl ein Drittes darein.
Bilder der Hoffnung täuſchet mein Herz!
O mäßiget, Götter,
Dieſen gewaltigen Brand, der mir den Buſen durchtobt!
Aber auch ſie verlang' ich zurück, die ſchmerzliche Freude,
Wenn die Sorge ſich kalt, gräßlich gelaſſen, mir naht.
Nicht der Erinnyen Fackel; das Bellen der hölliſchen Hunde
Schreckt den Verbrecher ſo, in der Verzweiflung Gefild,
Als das gelaſſ'ne Geſpenſt mich ſchreckt, das die Schöne von fern mir

Zeiget: die Thüre steht wirklich des Gartens noch auf!
Und ein anderer kommt! Für ihn auch fallen die Früchte!
Und die Feige gewährt stärkenden Honig auch ihm!
Lockt sie auch ihn nach der Laube? und folgt er? O, macht mich, ihr Götter!
Blind, verwischet das Bild jeder Erinnrung in mir!
Ja, ein Mädchen ist sie! und die sich geschwinde dem Einen
Gibt, sie kehret sich auch schnell zu dem Andern herum.
Lache nicht diesmal, Zevs, der frechgebrochenen Schwüre!
Donnere schrecklicher! triff! — Halte die Blitze zurück!
Sende die schwankenden Wolken mir nach! Im nächtlichen Dunkel
Treffe dein leuchtender Blitz diesen unglücklichen Mast!

Streue die Planken umher, und gib der tobenden Welle
Dieſe Waaren, und mich gib den Delphinen zum Raub. —
Nun, ihr Muſen, genug! Vergebens ſtrebt ihr zu ſchildern,
Wie ſich Jammer und Glück wechſeln in liebender Bruſt.
Heilen könnt die Wunden ihr nicht, die Amor geſchlagen;
Aber Linderung kommt einzig, ihr Guten, von euch.

Der neue Pauſias
und
ſein Blumenmädchen.

Pauſias von Sicyon, der Maler, war als Jüngling in Glyceren, ſeine Mitbürgerin, verliebt, welche Blumenkränze zu winden einen ſehr erfinderiſchen Geiſt hatte. Sie wetteiferten mit einander, und er brachte die Nachahmung der Blumen zur größten Mannichfaltigkeit. Endlich mahlte er ſeine Geliebte, ſitzend mit einem Kranze beſchäftigt. Dieſes Bild wurde für eins ſeiner beſten gehalten, und die Kranzwinderin oder Kranzhändlerin genannt, weil Glycere ſich auf dieſe Weiſe als ein armes Mädchen ernährt hatte. Lucius Lucullus kaufte eine Copie in Athen für zwei Talente. Plin. B. XXXV. C. XI.

Sie

Schütte die Blumen nur her, zu meinen Füßen und deinen!
Welch ein chaotiſches Bild holder Verwirrung du ſtreuſt!

Er.

Du erſcheineſt als Liebe, die Elemente zu knüpfen;
Wie du ſie bindeſt, ſo wird nun erſt ein Leben daraus.

Sie.

Sanft berühre die Roſe, ſie bleib' im Körbchen verborgen;
Wo ich dich finde, mein Freund, öffentlich reich' ich ſie dir.

Er.

Und ich thu', als kennt' ich dich nicht, und danke dir freundlich;
Aber dem Gegengeſchenk weichet die Geberin aus.

Sie.

Reiche die Hyacinthe mir nun, und reiche die Nelke,
Daß die frühe zugleich neben der ſpäteren ſey.

Er.

Laß im blumigen Kreiſe zu deinen Füßen mich ſitzen,
Und ich fülle den Schooß dir mit der lieblichen Schaar.

Sie.

Reiche den Faden mir erſt; dann ſollen die Gartenverwandten
Die ſich von ferne nur ſahn, neben einander ſich freun.

Er.

Was bewundr' ich zuerſt? was zuletzt? die herrlichen Blumen?
Oder der Finger Geſchick? oder der Wählerin Geiſt?

Sie.

Gib auch Blätter, den Glanz der blendenden Blumen zu mildern;
Auch das Leben verlangt ruhige Blätter im Kranz.

Er.

Sage, was wählst du so lange bei diesem Strauße? Gewiß ist
Dieser Jemand geweiht, den du besonders bedenkst.

Sie.

Hundert Sträuße vertheil' ich des Tags, und Kränze die Menge:
Aber den schönsten doch bring' ich am Abende dir.

Er.

Ach! wie wäre der Mater beglückt, der diese Gewinde
Malte, das blumige Feld, ach! und die Göttin zuerst.

Sie.

Aber doch mäßig beglückt iſt der, mich dünkt, der am Boden
Hier ſitzt, dem ich den Kuß reichend noch glücklicher bin.

Er.

Ach, Geliebte, noch einen! die neidiſchen Lüfte des Morgens
Nahmen den erſten ſogleich mir von den Lippen hinweg.

Sie.

Wie der Frühling die Blumen mir gibt, ſo geb' ich die Küſſe
Gern dem Geliebten; und hier ſey mit dem Kuſſe der Kranz!

Er.

Hätt' ich das hohe Talent des Pauſias glücklich empfangen:
Nachzubilden den Kranz, wär' ein Geſchäfte des Tags!

Sie.

Schön iſt er wirklich. Sieh' ihn nur an! Es wechſeln die ſchönſten
Kinder Florens um ihn, bunt und gefällig, den Tanz.

Er.

In die Kelche verſenkt' ich mich dann, und erſchöpfte den ſüßen
Zauber, den die Natur über die Kronen ergoß.

Sie.

Und ſo fänd' ich am Abend noch friſch den gebundenen Kranz hier;
Unverwelklich ſpräch' uns von der Tafel er an.

Er.

Ach, wie fühl' ich mich arm und unvermögend! wie wünſcht' ich
Feſt zu halten das Glück, das mir die Augen verſengt.

Prinz.

Ich verliere dieſe Freuden!
Mir verſchwindet dieſes Licht!

Merkulo verſteht.

O wahrhaftig! zu beneiden
Sind die Seligkeiten nicht.

Prinz.

Götter neiden dieß Entzücken,
Und ſie nennen es ein Spiel.

Merkulo.

Uns weit beſſer zu erquicken
Gibt's noch andrer Sachen viel.

Prinz. Es iſt ein entſetzlicher Entſchluß, der in meiner Seele ſich hin und her bewegt, und was für Empfindungen auf- und abſteil-

Sie.

Unzufriedener Mann! Du bist ein Dichter und neidest
Jenes Alten Talent? Brauche das deinige doch!

Er.

Und erreicht wohl der Dichter den Schmelz der farbigen Blumen?
Neben deiner Gestalt bleibt nur ein Schatten sein Wort!

Sie.

Aber vermag der Maler wohl auszudrücken: ich liebe!
Nur dich lieb' ich, mein Freund! lebe für dich nur allein!

Er.

Ach! und der Dichter selbst vermag nicht zu sagen: ich liebe!
Wie du, himmlisches Kind, süß mir es schmeichelst ins Ohr.

Sie.

Viel vermögen ſie Beide; doch bleibt die Sprache des Kuſſes,
Mit der Sprache des Blicks, nur den Verliebten geſchenkt.

Er,

Du vereinigeſt Alles; du dichteſt und mahleſt mit Blumen:
Florens Kinder ſind dir Farben und Worte zugleich.

Sie.

Nur ein vergängliches Werk entwindet der Hand ſich des Mädchens
Jeden Morgen; die Pracht welkt vor dem Abende ſchon.

Er.

Auch ſo geben die Götter vergängliche Gaben, und locken
Mit erneutem Geſchenk immer die Sterblichen an.

Sie.

Hat dir doch kein Strauß, kein Kranz des Tages gefehlet,
Seit dem ersten, der dich mir so von Herzen verband.

Er.

Ja, noch hängt er zu Hause, der erste Kranz, in der Kammer,
Welchen du mir, den Schmaus lieblich umwandelnd, gereicht.

Sie.

Da ich den Becher dir kränzte, die Rosenknospe hineinfiel,
Und du trankest, und riefst: Mädchen, die Blumen sind Gift!

Er.

Und dagegen du sagtest: sie sind voll Honig, die Blumen,
Aber die Biene nur findet die Süßigkeit aus.

Sie.

Und der rohe Timanth ergriff mich, und
sagte: die Hummeln
Forſchen des herrlichen Kelchs ſüße
Geheimniſſe wohl!

Er.

Und du wandteſt dich weg, und wollteſt
fliehen; es ſtürzten,
Vor dem täppiſchen Mann, Körbchen
und Blumen hinab.

Sie.

Und du rieſſt ihm gebietend: das Mädchen
laß nur! die Sträuße,
So wie das Mädchen ſelbſt, ſind für
den feineren Sinn.

Er.

Aber feſter hielt er dich nur; es grinſ'te
der Lacher,
Und dein Kleid zerriß oben vom
Nacken herab.

Sie.

Und du warfſt in begeiſterter Wuth den Becher hinüber,
Daß er am Schädel ihm, häßlich vergoſſen, erklang.

Er.

Wein und Zorn verblendeten mich; doch ſah ich den weißen
Nacken, die herrliche Bruſt, die du bedeckteſt, im Blick.

Sie.

Welch ein Getümmel ward und ein Aufſtand! Purpurn das Blut lief,
Mit dem Weine vermiſcht, gräulich dem Gegner vom Haupt.

Er.

Dich nur ſah' ich, nur dich am Boden knieend, verdrießlich;
Mit der einen Hand hieltſt das Gewand du hinauf.

Sie.

Ach da flogen die Teller nach dir! Ich
sorgte, den edlen
Fremdling träfe der Wurf kreisend
geschlungnen Metalls.

Er.

Und doch sah ich nur dich, wie rasch
mit der anderen Hand du
Körbchen, Blumen und Kranz sam-
meltest unter dem Stuhl.

Sie.

Schützend tratest du vor, daß nicht mich
verletzte der Zufall,
Oder der zornige Wirth, weil ich das
Mahl ihm gestört.

Er.

Ja, ich erinn're mich noch; ich nahm
den Teppich, wie einer,
Der auf dem linken Arm gegen den
Stier ihn bewegt.

Sie.

Ruhe gebot der Wirth und finnige Freude. Da schlüpft' ich
Sachte hinaus; nach dir wendet' ich immer den Blick.

Er.

Ach, du warst mir verschwunden! Vergebens sucht' ich in allen
Winkeln des Hauses herum, so wie auf Straßen und Markt.

Sie.

Schamhaft blieb ich verborgen. Das unbescholtene Mädchen,
Sonst von den Bürgern geliebt, war nun das Märchen des Tags.

Er.

Blumen sah ich genug und Sträuße, Kränze die Menge;
Aber du fehltest mir, aber du fehltest der Stadt.

Sie.

Stille ſaß ich zu Hauſe. Da blätterte los ſich vom Zweige
Manche Roſe, ſo auch dorrte die Nelke dahin.

Er.

Mancher Jüngling ſprach auf dem Platz: da liegen die Blumen!
Aber die Liebliche fehlt, die ſie verbände zum Kranz.

Sie.

Kränze band ich indeſſen zu Hauſ', und ließ ſie verwelken.
Siehſt du? da hangen ſie noch, neben dem Herde, für dich.

Er.

Auch ſo welkte der Kranz, dein erſtes Geſchenk! Ich vergaß nicht
Ihn im Getümmel, ich hing neben dem Bett mir ihn auf.

Sie.

Abends betrachtet' ich mir die welkenden, ſaß noch und weinte,
Bis in der dunkelen Nacht Farbe nach Farbe verloſch.

Er.

Irrend ging ich umher, und fragte nach deiner Behauſung:
Keine der Eitelſten ſelbſt konnte mir geben Beſcheid.

Sie.

Keiner hat je mich beſucht, und keiner weiß die entlegene
Wohnung; die Größe der Stadt birget die Aermere leicht.

Er.

Irrend lief ich umher, und flehte zur ſpähenden Sonne:
Zeige mir, mächtiger Gott, wo du im Winkel ihr ſcheinſt!

Sie.

Große Götter hörten dich nicht; doch
Penia hört' es.
Endlich trieb die Noth nach dem Ge-
werbe mich aus.

Er.

Trieb nicht noch dich ein anderer Gott,
den Beſchützer zu ſuchen?
Hatte nicht Amor für uns wechſeln-
de Pfeile getauſcht?

Sie.

Spähend ſucht' ich dich auf bey vollem
Markt, und ich ſah dich!

Er.

Und es hielt das Gedräng' keines der
Liebenden auf.

Sie.

Schnell wir theilten das Volk, wir ka-
men zuſammen, du ſtandeſt.

Er.

Und du ſtandeſt vor mir, ja! und
wir waren allein.

gen, die mir dieſen Entſchluß bald zu erleichtern, bald zu erſchweren ſcheinen! — Laß mich allein, und ſey bereit, auf meinen Wink alle meine Leute, alle Bewohner dieſes Hauſes zuſammen zu rufen: denn was ich thun will, iſt eine große und männliche That, und leidet den Anblick vieler Zeugen.

Merkulo. Beſter Herr, Sie machen mir bange.

Prinz. Erfülle deine Pflicht.

Merkulo im Weggehen umkehrend. Noch eins! Andraſon iſt wieder hier; wollen Sie den auch zum Zeugen haben?

Prinz. Himmel! Andraſon!

Merkulo. Er ſelbſt. Ich hab' ihn, wie ich aufſtand, mit ſeiner Schweſter am Fenſter geſehen.

Sie.

Mitten unter den Menſchen! ſie ſchienen
nur Sträucher und Bäume,

Er.

Und mir ſchien ihr Getöſe nur ein Ge-
rieſel des Quells.

Sie.

Immer allein ſind Liebende ſich in der
größten Verſammlung;
Aber ſind ſie zu zwey'n, ſtellt auch
der Dritte ſich ein.

Er.

Amor, ja! er ſchmückt ſich mit dieſen
herrlichen Kränzen.
Schütte die Blumen nun doch fort,
aus dem Schooße den Reſt!

Sie.

Nun, ich ſchüttle ſie weg, die ſchönen.
In deiner Umarmung,
Lieber, geht mir auch heut wieder
die Sonne nur auf.

Euphroſyne.

Auch von des höchſten Gebirgs beeisten zackigen Gipfeln
Schwindet Purpur und Glanz ſcheidender Sonne hinweg.
Lange verhüllt ſchon Nacht das Thal und die Pfade des Wandrers
Der, am toſenden Strom, auf zu der Hütte ſich ſehnt,
Zu dem Ziele des Tags, der ſtillen hirtlichen Wohnung;
Und der göttliche Schlaf eilet gefällig voraus,
Dieſer holde Geſelle des Reiſenden. Daß er auch heute,
Segnend, kränze das Haupt mir mit dem heiligen Mohn!
Aber was leuchtet mir dort vom Felſen glänzend herüber,

Und erhellet den Duft ſchäumender Ströme ſo hold?
Strahlt die Sonne vielleicht durch heimliche Spalten und Klüfte?
Denn kein irdiſcher Glanz iſt es, der wandelnde, dort.
Näher wälzt ſich die Wolke, ſie glüht. Ich ſtaune dem Wunder!
Wird der roſige Strahl nicht ein bewegtes Gebild?
Welche Göttinn nahet ſich mir? und welche der Muſen
Suchet den treuen Freund, ſelbſt in dem grauſen Geklüft?
Schöne Göttinn! enthülle dich mir, und täuſche, verſchwindend,
Nicht den begeiſterten Sinn, nicht das gerührte Gemüth.
Nenne, wenn du es darfſt vor einem Sterblichen, deinen
Göttlichen Namen; wo nicht: rege bedeutend mich auf,

Daß ich fühle, welche du seyst von den ewigen Töchtern
Zeus, und der Dichter sogleich preise dich würdig im Lied.
„Kennst du mich, Guter, nicht mehr? Und käme diese Gestalt dir,
Die du doch sonst geliebt, schon als ein fremdes Gebild?
Zwar der Erde gehör' ich nicht mehr, und trauernd entschwang sich
Schon der schaudernde Geist jugendlich frohem Genuß;
Aber ich hoffte, mein Bild noch fest in des Freundes Erinn'rung
Eingeschrieben, und noch schön durch die Liebe verklärt.
Ja, schon sagt mir gerührt dein Blick, mir sagt es die Thräne:
Euphrosyne, sie ist noch von dem Freunde gekannt.
Sieh, die Scheidende zieht durch Wald und grauses Gebirge,

Sucht den wandernden Mann, ach!
in der Ferne noch auf,
Sucht den Lehrer, den Freund, den Vater,
blicket noch einmal
Nach dem leichten Gerüſt irdiſcher
Freuden zurück.
Laß mich der Tage gedenken, da mich,
das Kind, du dem Spiele
Jener täuſchenden Kunſt reizender
Muſen geweiht.
Laß mich der Stunde gedenken, und
jedes kleineren Umſtands.
Ach, wer ruft nicht ſo gern Unwiederbringliches an!
Jenes ſüße Gedränge der leichteſten
irdiſchen Tage,
Ach, wer ſchätzt ihn genug, dieſen
vereilenden Werth!
Klein erſcheinet es nun, doch ach! nicht
kleinlich dem Herzen;
Macht die Liebe, die Kunſt, jegliches
Kleine doch groß.

Denkſt du der Stunde noch wohl, wie,
auf dem Bretter-Gerüſte,
Du mich der höheren Kunſt ernſtere
Stufen geführt?
Knabe ſchien ich, ein rührendes Kind,
du nannteſt mich Arthur,
Und belebteſt in mir brittiſches
Dichter-Gebild,
Drohteſt mit grimmiger Gluth den armen
Augen, und wandteſt
Selbſt den thränenden Blick, innig
getäuſchet, hinweg.
Ach! da warſt du ſo hold und ſchützteſt
ein trauriges Leben,
Das die verwegene Flucht endlich
dem Knaben entriß.
Freundlich faßteſt du mich, den Zerſchmet-
terten, trugſt mich von dannen
Und ich heuchelte lang', dir an dem
Buſen, den Tod.
Endlich ſchlug die Augen ich auf, und
ſah dich, in ernſte,!

Stille Betrachtung verſenkt, über den Liebling geneigt.
Kindlich ſtrebt' ich empor, und küßte die Hände dir dankbar,
Reichte, zum reinen Kuß, dir den gefälligen Mund.
Fragte: warum, mein Vater, ſo ernſt? und hab' ich gefehlet,
O! ſo zeige mir an, wie mir das Beſſre gelingt.
Keine Mühe verdrießt mich bey dir, und Alles und Jedes
Wiederhol' ich ſo gern, wenn du mich leiteſt und lehrſt.
Aber du faßteſt mich ſtark, und drückteſt mich feſter im Arme,
Und es ſchauderte mir tief in dem Buſen das Herz.
Nein! mein liebliches Kind, ſo rieſt du, Alles und Jedes,
Wie du es heute gezeigt, zeig' es auch morgen der Stadt.

Rühre ſie alle, wie mich du gerührt,
und es fließen, zum Beyfall,
Dir von dem trockenſten Aug' herr-
liche Thränen herab.
Aber am tiefſten traffſt du doch mich, den
Freund, der im Arm dich
Hält, den ſelber der Schein früherer
Leiche geſchreckt.
Ach, Natur, wie ſicher und groß in
Allem erſcheinſt du!
Himmel und Erde befolgt ewiges,
feſtes Geſez,
Jahre folgen auf Jahre, dem Frühlinge
reichet der Sommer.
Und dem reichlichen Herbſt traulich
der Winter die Hand.
Felſen ſtehen gegründet, es ſtürzt ſich
das ewige Waſſer.
Aus der bewölkten Kluft, ſchäumend
und brauſend hinab.
Fichten grünen ſo fort, und ſelbſt die
entlaubten Gebüſche

Hegen, im Winter ſchon, heimliche
Knoſpen am Zweig.
Alles entſteht und vergeht nach Geſetz;
doch über des Menſchen
Leben, den köſtlichen Schatz, herr-
ſchet ein ſchwankendes Loos.
Nicht dem blühenden nickt der willig
ſcheidende Vater,
Seinem trefflichen Sohn, freundlich
vom Rande der Gruft;
Nicht der Jüngere ſchließt dem Aelteren
immer das Auge,
Das ſich willig geſenkt, kräftig dem
Schwächeren zu.
Oefter, ach! verkehrt das Geſchick die
Ordnung der Tage;
Hülflos klaget ein Greis Kinder und
Enkel umſonſt;
Steht, ein beſchädigter Stamm, dem
rings zerſchmetterte Zweige
Um die Seiten umher ſtrömende
Schloſſen geſtreckt.

Und ſo liebliches Kind, durchdrang mich die tiefe Betrachtung,
Als du zur Leiche verſtellt über die Arme mir hingſt;
Aber freudig ſeh' ich dich mir, in dem Glanze der Jugend,
Vielgeliebtes Geſchöpf, wieder am Herzen belebt.
Springe fröhlich dahin, verſtellter Knabe! das Mädchen
Wächſt zur Freude der Welt, mir zum Entzücken heran.
Immer ſtrebe ſo fort und deine natürlichen Gaben
Bilde, bey jeglichem Schritt ſteigenden Lebens, die Kunſt.
Sey mir lange zur Luſt, und eh' mein Auge ſich ſchließet,
Wünſch' ich dein ſchönes Talent glücklich vollendet zu ſehn. ---]
Alſo ſprachſt du, und nie vergaß ich der wichtigen Stunde!

Prinz. Laß mich allein! — Meine Sinnen verwirren ſich; ich muß Luft haben, um die tauſend Gedanken, die in mir durch einander gehn, zurechte zu legen. Merkulo ab.

Prinz allein, nach einer Pauſe.

Faſſe dich! entſchließe dich: denn du mußt! — Wegaeben ſollſt du das, was dein ganzes Glück macht; aufgeben, was die Götter wohl Spiel nennen dürfen, weil ihnen die ganze Menſchheit ein Spiel zu ſeyn ſcheint. Dich wegaeben! Er macht die Laube auf. Amandane mit einer Maske vor dem Geſicht ſitzt drin. Es iſt ganz unmöglich! Es iſt als griff' ich nach meinem eignen Herzen, um es herauszureißen! und doch! — Er fährt zuſammen und von der Laube weg. Was iſt das in mir! wie unbegreiflich! Wollen mir die Götter meinen Entſchluß erleichtern? Soll ich mir's läugnen oder geſtehn? Zum erſtenmal fühl' ich den Zug, der

Deutend entwickelt' ich mich an dem erhabenen Wort.
O, wie sprach ich so gerne zum Volk die rührenden Reden,
Die du, voller Gehalt, kindlichen Lippen vertraut!
O, wie bildet' ich mich an deinen Augen, und suchte
Dich im tiefen Gedräng' staunender Hörer heraus!
Doch dort wirst du nun seyn und stehn, und nimmer bewegt sich
Euphrosyne hervor, dir zu erheitern den Blick.
Du vernimmst sie nicht mehr, die Töne des wachsenden Zöglings,
Die du zu liebendem Schmerz frühe, so frühe! gestimmt.
Andere kommen und gehn; es werden dir Andre gefallen,
Selbst dem großen Talent drängt sich ein größeres nach.

Aber du, vergesse mich nicht! Wenn eine dir jemals
Sich im verworrnen Geschäft heiter entgegen bewegt,
Deinem Winke sich fügt, an deinem Lächeln sich freuet,
Und am Platze sich nur, den du bestimmtest, gefällt;
Wenn sie Mühe nicht spart noch Fleiß, wenn thätig der Kräfte,
Selbst bis zur Pforte des Grabs, freudiges Opfer sie bringt;
Guter! dann gedenkest du mein, und rufest auch spät noch:
Euphrosyne, sie ist wieder erstanden vor mir!
Vieles sagt' ich noch gern; doch, ach! die Scheidende weilt nicht,
Wie sie wollte, mich führt streng ein gebietender Gott.
Lebe wohl! schon zieht mich's dahin in schwankendem Eilen.

Einen Wunsch nur vernimm, freundlich gewähre mir ihn:
Laß nicht ungerühmt mich zu den Schatten hinabgehn!
Nur die Muse gewährt einiges Leben dem Tod.
Denn gestaltlos schweben umher in Persefoneia's
Reiche, massenweis', Schatten vom Namen getrennt;
Wen der Dichter aber gerühmt, der wandelt, gestaltet,
Einzeln, gesellet dem Chor aller Heroen sich zu.
Freudig tret' ich einher, von deinem Liede verkündet,
Und der Göttinn Blick weilet gefällig auf mir.
Mild empfängt sie mich dann, und nennt mich; es winken die hohen
Göttlichen Frauen mich an, immer die nächsten am Thron.

Penelopeia redet zu mir, die treuſte der Weiber,
Auch Evadne, gelehnt auf den geliebten Gemahl.
Jüngere nahen ſich dann, zu früh herunter Geſandte,
Und beklagen mit mir unſer gemeines Geſchick.
Wenn Antigone kommt, die ſchweſterlichſte der Seelen,
Und Polyxena, trüb' noch von dem bräutlichen Tod,
Seh' ich als Schweſtern ſie an, und trete würdig zu ihnen;
Denn der tragiſchen Kunſt holde Geſchöpfe ſind ſie.
Bildete doch ein Dichter auch mich; und ſeine Geſänge,
Ja, ſie vollenden an mir, was mir das Leben verſagt."
Alſo ſprach ſie, und noch bewegte der liebliche Mund ſich,

Weiter zu reden; allein schwirrend
versagte der Ton.
Denn aus dem Purpurgewölk, dem schwe-
benden, immer bewegten,
Trat der herrliche Gott, Hermes,
gelassen hervor,
Mild erhob er den Stab und deutete;
wallend verschlangen
Wachsende Wolken, im Zug, beide
Gestalten vor mir.
Tiefer liegt die Nacht um mich her; die
stürzenden Wasser
Brausen gewaltiger nun neben dem
schlüpfrigen Pfad.
Unbezwingliche Trauer befällt mich, ent-
kräftender Jammer,
Und ein moosiger Fels stützet den Sin-
kenden nur.
Wehmuth reißt durch die Saiten der
Brust; die nächtlichen Thränen
Fließen, und über dem Wald kündet
der Morgen sich an.

Das Wiedersehn.

Er.

Süße Freundin, noch Einen, nur Einen Kuß noch gewähre
Diesen Lippen! Warum bist du mir heute so karg?
Gestern blühte wie heute der Baum; wir wechselten Küsse
Tausendfältig; dem Schwarm Bienen verglichst du sie ja,
Wie sie den Blüthen sich nahn und saugen, schweben und wieder
Saugen, und lieblicher Ton süßen Genusses erschallt.
Alle noch üben das holde Geschäft. Und wäre der Frühling
Uns vorübergeflohn, eh' sich die Blüthe zerstreut?

Sie.

Träume, lieblicher Freund, nur immer! rede von gestern!
Gerne hör' ich dich an, drücke dich redlich ans Herz.
Gestern, sagst du? — Es war, ich weiß, ein köstliches Gestern;
Worte verklangen im Wort, Küsse verdrängten den Kuß.
Schmerzlich war's zu scheiden am Abende, traurig die lange
Nacht von gestern auf heut, die den Getrennten gebot.
Doch der Morgen kehret zurück. Ach! daß mir indessen
Zehnmal, leider! der Baum Blüthen und Früchte gebracht!

Amyntas.

Nikias, trefflicher Mann, du Arzt des Leibs und der Seele
Krank! ich bin es fürwahr: aber dein Mittel iſt hart.
Ach! mir ſchwanden die Kräfte dahin, dem Rathe zu folgen;
Ja, und es ſcheinet der Freund ſchon mir ein Gegner zu ſeyn.
Widerlegen kann ich dich nicht; ich ſage mir Alles,
Sage das härtere Wort, das du verſchweigeſt, mir auch.
Aber, ach! das Waſſer entſtürzt der Steile des Felſens
Raſch, und die Welle des Bachs halten Geſänge nicht auf.
Raſ't nicht unaufhaltſam der Sturm und wälzet die Sonne
Sich, von dem Gipfel des Tags, nicht in die Wellen hinab?

Und so spricht mir rings die Natur:
auch du bist, Amyntas,
Unter das strenge Gesetz ehrner Gewalten gebeugt.
Runzle die Stirne nicht tiefer, mein Freund, und höre gefällig,
Was mich gestern ein Baum, dort an dem Bache, gelehrt.
Wenig Aepfel trägt er mir nur, der sonst so beladne;
Sieh, der Epheu ist schuld, der ihn gewaltig umgibt.
Und ich faßte das Messer, das krummgebogene, scharfe,
Trennte schneidend, und riß Ranke nach Ranken herab;
Aber ich schauderte gleich, als, tief erseufzend und kläglich,
Aus den Wipfeln zu mir lispelnde Klage sich goß.
O, verletze mich nicht! den treuen Gartengenossen,

Dem du, als Knabe, so früh, manche
Genüsse verdankt.
O, verletze mich nicht! du reißest mit
diesem Geflechte,
Das du gewaltig zerstörst, grausam
das Leben mir aus.
Hab' ich nicht selbst sie genährt, und
sanft sie herauf mir erzogen?
Ist, wie mein eigenes Laub, nicht mir
das ihre verwandt?
Soll ich nicht lieben die Pflanze, die,
meiner einzig bedürftig,
Still, mit begieriger Kraft, mir um
die Seite sich schlingt?
Tausend Ranken wurzelten an, mit tau-
send und tausend
Fasern senket sie fest mir in das
Leben sich ein.
Nahrung nimmt sie von mir; was ich
bedürfte, genießt sie,
Und so saugt sie das Mark, sauget
die Seele mir aus.

mich nach dieſer himmliſchen Geſtalt zieht, ſich verringern! Dieſe Gegenwart umfängt mich nicht mehr mit dem unendlichen Zauber, der mich ſonſt vor ihr mit himmliſchen Nebeln bedeckte! Iſt's möglich? in meinem Herzen entwickelt, beſtimmt ſich das Gefühl: du kannſt, du willſt ſie weggeben! — Es iſt mir unbegreiflich! Er geht auf ſie los. Geliebteſte! Er wendet kurz wieder um. Nein, ich belüge mich! Mein Herz iſt nicht hier! In fremden Gegenden ſchwärmt's herum, und ſucht nach voriger Seligkeit — Mir iſt's, als wenn du es nicht mehr wäreſt, als wenn eine Fremde mir untergeſchoben wäre. O ihr Götter! die ihr ſo grauſam ſeyd, welche ſeltſame Gnade erzeigt ihr mir wieder, daß ihr mir das ſo erleichtert, was ich auf euern Befehl thue! — Ja, lebe wohl! Von Ungefähr iſt Andraſen nicht hier. Ich hatte ihm die beſte Hälfte ſeines Eigenthums geraubt; hier nehme er ſie wieder! Und ihr, himmliſche Geiſter, gebt euerm folgſamen Sohn aus den Weiten der

Nur vergebens nähr' ich mich noch; die gewaltige Wurzel
Sendet lebendigen Safts, ach! nur die Hälfte hinauf.
Denn der gefährliche Gast, der geliebteste, maßet bebende
Unterwegs die Kraft herbstlicher Früchte sich an.
Nichts gelangt zur Krone hinauf; die äußersten Wipfel
Dorren, es dorret der Ast über dem Bache schon hin.
Ja, die Verrätherin ist's! sie schmeichelt mir Leben und Güter,
Schmeichelt die strebende Kraft, schmeichelt die Hoffnung mir ab.
Sie nur fühl' ich, nur sie, die umschlingende, freue der Fesseln,
Freue des tödtenden Schmucks, fremder Umlaubung mich nur.
Halte das Messer zurück! o Nikias, schone den Armen,

Der ſich in liebender Luſt, willig ge-
zwungen, verzehrt!
Süß iſt jede Verſchwendung: o, laß mich
der ſchönſten genießen!
Wer ſich der Liebe vertraut, hält er
ſein Leben zu Rath?

Die Metamorphoſe der Pflanzen.

Dich verwirret, Geliebte, die tauſendfältige Miſchung
Dieſes Blumengewühls über den Garten umher;
Viele Nahmen höreſt du an, und immer verdränget,
Mit barbariſchem Klang, einer den andern in Ohr.
Alle Geſtalten ſind ähnlich und keine gleichet der andern.
Und ſo deutet das Chor auf ein geheimes Geſetz,
Auf ein heiliges Räthſel. O, könnt' ich dir, liebliche Freundinn,
Ueberliefern ogleich glücklich das löſende Wort!
Werdend betrachtet ſie nun, wie nach und nach ſich die Pflanze,

Stufenweiſe geführt, bildet zu Blüthen und Frucht.
Aus dem Samen entwickelt ſie ſich, ſobald ihn der Erde
Stille befruchtender Schooß hold in das Leben entläßt,
Und dem Reize des Lichts, des heiligen, ewig bewegten,
Gleich dem zärteſten Bau keimender Blätter empfiehlt.
Einſam ſchlief in dem Samen die Kraft: ein beginnendes Vorbild
Lag, verſchloſſen in ſich, unter die Hülle gebeugt:
Blatt und Wurzel und Keim, nur halb geformet und farblos;
Trocken erhält ſo der Kern ruhiges Leben bewahrt,
Quillet ſtrebend empor, ſich milder Feuchte vertrauend,
Und erhebt ſich ſogleich aus der umgebenden Nacht.

Aber einfach bleibt die Geſtalt der erſten Erſcheinung;
Und ſo bezeichnet ſich auch unter den Pflanzen das Kind.
Gleich darauf ein folgender Trieb, ſich erhebend, erneuet,
Knoten auf Knoten gethürmt, immer das erſte Gebild.
Zwar nicht immer das gleiche; denn mannigfaltig erzeugt ſich,
Ausgebildet, du ſiehſt's, immer das folgende Blatt,
Ausgedehnter, gekerbter, getrennter in Spitzen und Theile,
Die verwachſen vorher ruhten im unſern Organ.
Und ſo erreicht es zuerſt die höchſt beſtimmte Vollendung,
Die bey manchem Geſchlecht dich zum Erſtaunen bewegt.
Viel gerippt und gezackt, auf maſtig ſtrotzender Fläche,

Scheinet die Fülle des Triebs frey
und unendlich zu ſeyn.
Doch hier hält die Natur, mit mächtigen Händen, die Bildung
An, und lenkt ſie ſanft in das Vollkommnere hin.
Mäßiger leitet ſie nun den Saft, verengt die Gefäße,
Und gleich zeigt die Geſtalt zärtere Wirkungen an.
Stille zieht ſich der Trieb der ſtrebenden Ränder zurücke,
Und die Rippe des Stiels bildet ſich völliger aus.
Blattlos aber und ſchnell erhebt ſich der zärtere Stengel,
Und ein Wundergebild zieht den Betrachtenden an.
Rings im Kreiſe ſtellet ſich nun, gezählet und ohne
Zahl, das kleinere Blatt neben dem ähnlichen hin.

Um die Achſe gedrängt entſcheidet der bergende Kelch ſich,
Der zur höchſten Geſtalt farbige Kronen entläßt.
Alſo prangt die Natur in hoher, voller Erſcheinung,
Und ſie zeiget, gereizt, Glieder an Glieder geſtuft.
Immer erſtaunſt du auf's Neue, ſo bald ſich am Stengel die Blume
Ueber dem ſchlanken Gerüſt wechſelnder Blätter bewegt.
Aber die Herrlichkeit wird des neuen Schaffens Verkündung.
Ja, das farbige Blatt fühlet die göttliche Hand.
Und zuſammen zieht es ſich ſchnell; die zärteſten Formen,
Zwiefach ſtreben ſie vor, ſich zu vereinen beſtimmt.
Traulich ſtehen ſie nun, die holden Paare, beyſammen,

Zahlreich ordnen ſie ſich um den geweihten Altar.
Hymen ſchwebet herbey, und herrliche Düfte, gewaltig,
Strömen ſüßen Geruch, Alles belebend, umher.
Nun vereinzelt ſchwellen ſogleich unzählige Keime,
Hold in den Mutterſchooß ſchwellender Früchte gehüllt.
Und hier ſchließt die Natur den Ring der ewigen Kräfte;
Doch ein neuer ſogleich faſſet den vorigen an,
Daß die Kette ſich fort durch alle Zeiten verlänge,
Und das Ganze belebt, ſo wie das Einzelne, ſey.
Wende nun, o Geliebte, den Blick zum bunten Gewimmel,
Das verwirrend nicht mehr ſich vor dem Geiſte bewegt.

Jede Pflanze verkündet dir nun die ew'gen Geſetze,
Jede Blume, ſie ſpricht lauter und lauter mit dir.
Aber entzifferſt du hier der Göttinn heilige Lettern,
Ueberall ſiehſt du ſie dann, auch in verändertem Zug.
Kriechend zaudre die Raupe, der Schmetterling eile geſchäftig,
Bildſam ändre der Menſch ſelbſt die beſtimmte Geſtalt
O, gedenke denn auch, wie aus dem Keim der Bekanntſchaft
Nach und nach in uns holde Gewohnheit entſproß,
Freundſchaft ſich mit Macht aus unſerm Innern enthüllte,
Und wie Amor zuletzt Blüthen und Früchte gezeugt.
Denke, wie mannichfach bald die, bald jene Geſtalten,

Still entfaltend, Natur unſern Gefühlen geliehn!
Freue dich auch des heutigen Tags! Die heilige Liebe
Strebt zu der höchſten Frucht gleicher Geſinnungen auf,
Gleicher Anſicht der Dinge, damit in harmoniſchem Anſchaun
Sich verbinde das Paar, finde die höhere Welt.

Welt neues unbekanntes Glück! Er ruft: Merkulo!

Merkulo kommt.

Prinz. Bringe ſie zuſammen, die Meinigen, das Haus: könnt' ich die Welt zuſammen rufen, ſie ſollte Zeuge der wundervollen That ſeyn! Merkulo ab.

Der Prinz verſchließt die Laube. Unter einer feierlichen Muſik kommen, der Oberſte, die Wache, das ganze Gefolge, nach ihnen die Fräulein, alles ſtellt ſich zu beyden Seiten, wie ſie ſtehen müſſen, um das Schluß-Ballet anzufangen. Zuletzt kommen Feria, und Andraſon mit Merkulo. Die Muſik hört auf.

Prinz. Tritt näher, Andraſon, und höre mich einen Augenblick geruhig an. Bisher ſind wir nicht die beſten Freunde geweſen: nunmehr haben die Götter mir die Augen geöffnet. Das Unrecht, ſeh' ich, war auf meiner Seite; ich raubte dir die beſte Hälfte des Weibes, das du

Herrmann und Dorothea.

Also das wäre Verbrechen, daß einst Properz mich begeistert;
Daß Martial zu mir auch, der Verwegne, gesellt?
Daß ich die Alten nicht hinter mir ließ, die Schule zu hüten;
Daß sie nach Latium gern mir in das Leben gefolgt?
Daß ich Natur und Kunst zu schaun mich treulich bestrebe;
Daß kein Name mich täuscht, daß mich kein Dogma beschränkt?
Daß nicht des Lebens bedingender Drang mich, den Menschen, verändert;
Daß ich der Heucheley dürftige Maske verschmäht?
Solcher Fehler, die du, o Muse, so emsig gepflegt,
Zeihet der Pöbel mich; Pöbel nur sieht er in mir.

Ja, ſogar der Beſſere ſelbſt, gutmütig und bieder,
Will mich anders; doch du, Muſe, befiehlſt mir allein.
Denn du biſt es allein, die noch mir die innere Jugend
Friſch erneuest, und ſie mir bis zu Ende verſprichſt.
Aber verdopple nunmehr, o Göttinn, die heilige Sorgfalt!
Ach! die Scheitel umwallt reichlich die Locke nicht mehr:
Da bedarf man der Kränze, ſich ſelbſt und Andere zu täuſchen;
Kränzte doch Cäſar ſelbſt nur aus Bedürfniß das Haupt.
Haſt du ein Lorberreis mir beſtimmt, ſo laß es am Zweige
Weiter grünen, und gib einſt es dem Würdigern hin;
Aber Roſen winde genug zum häuslichen Kranze;

Wald als Lilie schlingt silberne Locke sich durch
Schüre die Gattinn das Feyer, auf reinlichem Herde zu kochen!
Werfe der Knabe das Reis, spielend, geschäftig dazu!
Laß im Becher nicht fehlen den Wein!
Gesprächige Freunde,
Gleichgesinnte, herein! Kränze! sie warten auf euch.
Erst die Gesundheit des Mannes, der, endlich vom Namen Homeros
Kühn uns befreyend, uns auch rüst in die vollere Bahn.
Denn wer wagte mit Göttern den Kampf? und wer mit dem Einen?
Doch Homeride zu seyn, auch nur als letzter, ist schön.
Darum höret das neuste Gedicht! Noch einmal getrunken!
Euch bestreche der Wein! Freundschaft und Liebe das Ohr.

Deutsche selber führ' ich euch zu, in die stillere Wohnung,
Wo sich, nah der Natur, menschlich der Mensch noch erzieht,
Uns begleite des Dichters Geist, der seine Luise
Rasch dem würdigen Freund, uns zu entzücken verband.
Auch die traurigen Bilder der Zeit, sie führ' ich vorüber;
Aber es siege der Muth in dem gesunden Geschlecht.
Hab' ich euch Thränen ins Auge gelockt, und Lust in die Seele
Singend geflößt, so kommt, drücket mich herzlich ans Herz!
Weise denn sey das Gespräch! Uns lehret Weisheit am Ende
Das Jahrhundert; wen hat das Geschick nicht geprüft?
Blicket heiterer nun auf jene Schmerzen zurücke,

Wenn euch ein fröhlicher Sinn Manches entbehrlich erklärt.
Menſchen lernten wir kennen und Nationen; ſo laßt uns,
Unſer eigenes Herz kennend, uns deſſen erfreun.

Epistel n.

Erſte Epiſtel.

Jetzt da Jeglicher lieſ't und viele Leſer das Buch nur
Ungeduldig durchblättern und, ſelbſt die Feder ergreifend,
Auf das Büchlein ein Buch mit ſeltner Fertigkeit pfropfen,
Soll auch ich, du willſt es, mein Freund, dir über das Schreiben
Schreibend die Menge vermehren und meine Meinung verkünden,
Daß auch Andere wieder darüber meinen und immer
So ins Unendliche fort die ſchwankende Woge ſich wälze.
Doch ſo fähret der Fiſcher dem hohen Meere zu, ſo bald ihm
Günſtig der Wind und der Morgen erſcheint; er treibt ſein Gewerbe,
Wenn auch hundert Geſellen die blinkende Fläche durchkreuzen.

Edler Freund, du wünſcheſt das Wohl
des Menſchengeſchlechtes,
Unſerer Deutſchen beſonders und ganz
vorzüglich des nächſten
Bürgers, und fürchteſt die Folgen ge-
fährlicher Bücher; wir haben
Leider oft ſie geſehen. Was ſollte man
oder was könnten
Biedere Männer vereint, was könnten
die Herrſcher bewirken?
Ernſt und wichtig erſcheint mir die Frage,
doch trifft ſie mich eben
In vergnüglicher Stimmung. Im war-
men heitern Wetter
Glänzet fruchtbar die Gegend, mir brin-
gen liebliche Lüfte
Ueber die wallende Flut ſüß duftende Küh-
lung herüber,
Und dem Heitern erſcheint die Welt auch
heiter, und ferne
Schwebt die Sorge mir nur in leichten
Wölkchen vorüber.

Was mein leichter Griffel entwirft iſt leicht zu verlöſchen,
Und viel tiefer präget ſich nicht der Eindruck der Lettern,
Die, ſo ſagt man, der Ewigkeit trotzen. Freylich an Viele
Spricht die gedruckte Columne, doch bald, wie Jeder ſein Antlitz,
Das er im Spiegel geſehen, vergißt, die behaglichen Züge,
So vergißt er das Wort, wenn auch von Erze geſtempelt.

Reden ſchwanken ſo leicht herüber hinüber, wenn Viele
Sprechen und Jeder nur ſich im eigenen Worte, ſogar auch
Nur ſich ſelbſt im Worte vernimmt, das der Andere ſagte.
Mit den Büchern iſt es nicht anders. Lieſ't doch nur Jeder

liebſt. Auf Befehl der Unſterblichen geb' ich dir ſie zurück. Nimm als ein Heiligthum wieder, was ich als ein Heiligthum bewahrt habe; und verzeih' das Vergangne meiner Noth, meinem Irrthum, meiner Jugend, und meiner Liebe!

Andraſon laut. Was ſoll das heißen? Vor ſich. Was wird das geben?

Prinz eröffnet die Laube, man ſieht Landanen ſitzen. Hier, erkenne das Geheimniß und empfange ſie zurück!

Andraſon. Meine Frau! Du entführſt mir meine Frau? ſchleppſt ſie mit dir herum? beſchimpfeſt mich öffentlich, da du ſie mir vor den Augen aller Welt zurückgibſt?

Prinz. Dieß ſey dir ein Beweis der Heiligkeit meiner Geſinnungen, daß ich jetzt das Licht nicht ſcheue!

Aus dem Buch ſich heraus, und iſt er gewaltig, ſo lieſ't er
In das Buch ſich hinein, amalgamirt ſich das Fremde.
Ganz vergebens ſtrebſt du daher durch Schriften des Menſchen
Schon entſchiedenen Hang und ſeine Neigung zu wenden;
Aber beſtärken kannſt du ihn wohl in ſeiner Geſinnung,
Oder wär' er noch neu in Dieſes ihn tauchen und Jenes.

Sag' ich, wie ich es denke, ſo ſcheint durchaus mir, es bildet
Nur das Leben den Mann und wenig bedeuten die Worte.
Denn zwar hören wir gern, was unſre Meinung beſtätigt,
Aber das Hören beſtimmt nicht die Meinung; was uns zuwider

Wäre, glaubten wir wohl dem künſtlichen Redner; doch eilet
unſer befreytes Gemüth, gewohnte Bahnen zu ſuchen.
Sollen wir freudig hörchen und willig gehorchen, ſo mußt du
Schmeicheln. Sprichſt du zum Volke, zu Fürſten und Königen, allen
Magſt du Geſchichten erzählen, worin als wirklich erſcheinet,
Was ſie wünſchen, und was ſie ſelber zu leben begehrten.

Wäre Homer von Allen gehört, von Allen geleſen,
Schmeichelt' er nicht dem Geiſt ſich ein, es ſey auch der Hörer,
Wer er ſey, und klinget nicht immer im hohen Pallaſte,
In des Königes Zelt, die Ilias herrlich dem Helden?

Hört nicht aber dagegen Ulyſſens wandernde Klugheit
Auf dem Markte ſich beſſer, da wo ſich der Bürger verſammelt?
Dort ſieht jeglicher Held in Helm und Harniſch, es ſieht hier
Sich der Bettler ſogar in ſeinen Lumpen veredelt.

Alſo hört' ich einmal, am wohlgepflaſterten Ufer
Jener Neptuniſchen Stadt, allwo man geflügelte Löwen
Göttlich verehrt, ein Mährchen erzählen. Im Kreiſe geſchloſſen;
Drängte das horchende Volk ſich um den zerlumpten Rhapſoden.
Einſt, ſo ſprach er, verſchlug mich der Sturm ans Ufer der Inſel,
Die Utopien heißt. Ich weiß nicht, ob ſie ein Andrer

Dieser Gesellschaft jemals betrat, sie lieget im Meere
Links von Herkules Säulen. Ich ward gar freundlich empfangen;
In ein Gasthaus führte man mich, woselbst ich das beste
Essen und Trinken fand und weiches Lager und Pflege.
So verstrich ein Monat geschwind. Ich hatte des Kummers
Völlig vergessen und jeglicher Noth; da fing sich im Stillen
Aber die Sorge nun an: wie wird die Zeche dir leider
Nach der Mahlzeit bekommen! Denn nichts enthielte der Seckel.
Reiche mir weniger! bat ich den Wirth: er brachte nur immer
Desto mehr. Da wuchs mir die Angst, ich konnte nicht länger
Essen und sorgen, und sagte zuletzt: ich bitte die Zeche

Billig zu machen, Herr Wirth! Er aber mit finſterem Auge
Sah von der Seite mich an, ergriff den Knittel und ſchwenkte
Unbarmherzig ihn über mich her und traf mir die Schultern,
Traf den Kopf und hätte beynah mich zu Tode geſchlagen.
Eilend lief ich davon und ſuchte den Richter, man holte
Gleich den Wirth, der ruhig erſchien und bedächtig verſetzte:

Alſo müſſ' es Allen ergehn, die das heilige Gaſtrecht
Unſrer Inſel verletzen und, unanſtändig und gottlos,
Recht verlangen vom Manne, der ſie doch höflich bewirthet.
Sollt' ich ſolche Beleidigung dulden im eigenen Hauſe?

Nein! es hätte fürwahr statt meines Herzens ein Schwamm nur
Mir im Busen gewehnt, wofern ich dergleichen gelitten.

Darauf sagte der Richter zu mir: vergesset die Schläge,
Denn ihr habt die Strafe verdient, ja schärfere Schmerzen,
Aber wollt ihr bleiben und mitbewohnen die Insel,
Müsset ihr euch erst würdig beweisen und tüchtig zum Bürger.
Ach! versetzt' ich, mein Herr, ich habe leider mich niemals
Gerne zur Arbeit gefügt. So hab' ich auch keine Talente,
Die den Menschen bequemer ernähren; man hat mich im Spott nur
Hans Ohnesorge genannt und mich von Hause vertrieben.

O ſo ſey uns gegrüßt! verſetzte der Richter; du ſollſt dich
Oben ſetzen zu Tiſch, wenn ſich die Gemeine verſammelt,
Sollſt im Rathe den Platz, den du verdieneſt, erhalten.
Aber hüte dich wohl, daß nicht ein ſchändlicher Rückfall
Dich zur Arbeit verleite, daß man nicht etwa das Grabſcheit
Oder das Ruder bey dir im Hauſe finde, du wäreſt
Gleich auf immer verloren und ohne Nahrung und Ehre.
Aber auf dem Markte zu ſitzen, die Arme geſchlungen
Ueber dem ſchwellenden Bauch, zu hören luſtige Lieder
Unſrer Sänger, zu ſehn die Tänze der Mädchen, der Knaben
Spiele, das werde dir Pflicht, die du gelobeſt und ſchwöreſt.

So erzählte der Mann und heiter
waren die Stirnen
Aller Hörer geworden und alle wünschten
des Tages,
Solche Wirthe zu finden, je solche
Schläge zu dulden.

Zweite Epistel.

Würdiger Freund, du runzelst die Stirn, dir scheinen die Scherze
Nicht am rechten Orte zu seyn, die Frage war ernsthaft,
Und besonnen verlangst du die Antwort; da weiß ich beym Himmel,
Nicht, wie eben sich mir der Schalk im Busen bewegte.
Doch ich fahre bedächtiger fort. Du sagst mir: so möchte
Meinetwegen die Menge sich halten im Leben und Lesen,
Wie sie könnte; doch denke dir nur die Töchter im Hause,
Die der kuppelnde Dichter mit allem Bösen bekannt macht.
Dem ist leichter geholfen, versetz' ich, als wohl ein Andrer
Denken möchte. Die Mädchen sind gut und machen sich gerne

Was zu schaffen. Da gib nur dem einen die Schlüssel zum Keller,
Daß es die Weine des Vaters besorge, so bald sie vom Winzer
Oder vom Kaufmann geliefert die weiten Gewölbe bereichern.
Manches zu schaffen hat ein Mädchen, die vielen Gefäße,
Leere Fässer und Flaschen in reinlicher Ordnung zu halten.
Dann betrachtet sie oft des schäumenden Mostes Bewegung,
Gießt das Fehlende zu, damit die wallenden Blasen
Leicht die Oeffnung des Fasses erreichen, trinkbar und helle
Endlich der edelste Saft sich künftigen Jahren vollende.
Unermüdet ist sie alsdann zu füllen, zu schöpfen,
Daß stets geistig der Trank und rein die Tafel belebt.

Andraſon. Himmel und Hell! Ich will es rächen. Er greift nach dem Schwert, Feria hält ihn, er ſpricht leiſe zu ihr. Laß ſeyn! Ich muß ja ſo thun.

Prinz. Entrüſte dich nicht! Mein Schwert hat auch eine Schärfe. Sey ſtille, gib der Vernunft Gehör! Du kannſt nicht ſagen: Es iſt mein Weib; und es iſt doch dein Weib.

Andraſon. Ich haſſe die Räthſel! Nach einem Augenblick, ſtille vor ſich. Ich erſtaune! Wieder entbinde ſich in meiner Seele ein neuer Verſtand, eine Erklärung der letzten Worte des Orakels! Wär' es möglich? O helft mir, gütige Götter! Laut. Verzeih'! ich fühle, daß ich dir Unrecht thue. Hierin iſt Zauberey oder eine andere geheime Kraft, die der Menſchen Sinne zwieſpaltig mit ſich ſelbſten macht. Was ſoll ich mit zwey Weibern thun? Ich verehre den Wink des Himmels und deinen

Laß der Andern die Küche zum Reich,
da gibt es, wahrhaftig!
Arbeit genug, das tägliche Mahl, durch
Sommer und Winter,
Schmackhaft stets zu bereiten und ohne
Beschwerde des Beutels.
Denn im Frühjahr sorget sie schon, im
Hofe die Küchlein
Bald zu erziehen und bald die schnat-
ternden Enten zu füttern.
Alles, was ihr die Jahrszeit gibt, das
bringt sie bey Zeiten
Dir auf den Tisch und weiß mit jeglichem
Tage die Speisen
Klug zu wechseln, und reift nur eben
der Sommer die Früchte,
Denkt sie an Vorrath schon für den
Winter. Im kühlen Gewölbe
Gährt ihr der kräftige Kohl, und reifen
im Essig die Gurken;
Aber die luftige Kammer bewahrt ihr
die Gaben Pomonens.

Gerne nimmt sie das Lob vom Vater
und allen Geschwistern,
Und mißlingt ihr etwas, dann ist's ein
größeres Unglück,
Als wenn dir ein Schuldner entläuft
und den Wechsel zurückläßt.
Immer ist so das Mädchen beschäftigt
und reifet im Stillen
Häuslicher Tugend entgegen, den klugen
Mann zu beglücken
Wünscht sie dann endlich zu lesen, so
wählt sie gewißlich ein Kochbuch,
Deren Hunderte schon die eifrigen Pressen
uns gaben.

Eine Schwester besorget den Garten,
der schwerlich zur Wildniß,
Deine Wohnung romantisch und feucht
zu umgeben; verdammt ist,
Sondern in zierliche Beete getheilt, als
Vorhof der Küche,

Nützliche Kräuter erndhrt und jugend-
beglückende Früchte.
Patriarchalisch erzeuge so selbst dir ein
kleines gedrängtes
Königreich und bevölkere dein Haus
mit treuem Gesinde.
Hast du der Töchter noch mehr, die lie-
ber sitzen, und stille
Weibliche Arbeit verrichten, da ist's noch
besser; die Nadel
Ruht im Jahre nicht leicht: denn noch
so häuslich im Hause,
Mögen sie öffentlich gern als müßige
Damen erscheinen.
Wie sich das Nähen und Flicken vermehrt,
das Waschen und Biegeln,
Hundertfältig seitdem in weißer arkadi-
scher Hülle
Sich das Mädchen gefällt, mit langen
Röcken und Schleppen
Gassen kehret und Gärten, und Staub
erreget im Tanzsaal.

Wahrlich! wären mir nur der Mädchen
ein Dutzend im Hause,
Niemals wär' ich verlegen um Arbeit,
sie machen sich Arbeit,
Selber genug, es sollte kein Buch im
Laufe des Jahres
Ueber die Schwelle mir kommen, vom
Bücherverleiher gesendet.

Verzeichniß des Inhalts.

Lieder.

	Seite
An die Günstigen . . .	3
Der neue Amadis . . .	4,
Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg	6
Heidenröslein	8
Blinde Kuh	10
Die Sprödе	11
Die Bekehrte	12
Der Musensohn	13
Stiftungslied	15
Zum neuen Jahr . . .	17
Wechsellied zum Tanze . .	20
Selbstbetrug	22
Kriegserklärung	23
Antwort bei einem gesellschaftlichen Frageſpiel	25

Seite

Verſchiedene Empfindungen an einem Platze. . . . 28
Wer kauft Liebesgötter? . . 31
Der Abſchied 33
Die ſchöne Nacht 34
An die Erwählte 35
Erſter Verluſt 37
Nachgefühl. 38
Nähe der Geliebten . . . 39
An die Entfernte 41
Am Fluſſe. 42
Die Freuden 43
Abſchied 44
Wechſel 45
Ueberzeugung 46
Meeres-Stille 47
Glückliche Fahrt. 47
Muth 48
Erinnerung 49
Willkommen und Abſchied . . 50
Neue Liebe, neues Leben . . 52
Lili's Park 54
An Belinden 60

Seite

Maylied 64
Mit einem gemalten Band . 67
Mit einem gold. Halskettchen . 68
Ein Lottchen 69
Bundeslied 72
Tischlied 75
Generalbeichte 79
Weltseele 81
Bauer im Wechsel 85
Die glücklichen Gatten . . 88
Auf dem See 93
Vom Berge 95
Frühzeitiger Frühling. . . 96
Herbstgefühl 99
Rastlose Liebe 100
Schäfers Klagelied 102
Trost in Thränen 103
Nachtgesang 106
Sehnsucht 108
An Mignon 110
Bergschloß 113
Geistes-Gruß 116

Seite

An ein goldnes Herz, das er am Halse trug 117
Wonne der Wehmuth. . . 119
Wandrers Nachtlied . . . 120
Jägers Abendlied . . . 121
An den Mond 123
Einschränkung . . . : 124
Hoffnung 125
Sorge 126
Stoßseufzer 129
Räthsel 130
Das Sonett 131
Perfectibilität 133
Vorschlag zur Güte . . . 134
Vanitas! vanitatum vanitas! . 135
Kophtisches Lied. . . . 138
Ein Anderes 140
Musen und Grazien in der Mark 141
Der Rattenfänger . . . 145
Frühlingsorakel 147
An Lina 150

Vermischte Gedichte.

Klagegesang von der edeln Frauen des Asan Aga : . . 151

Seite

Mahomets Gesang . . . 157
Gesang der Geister über den Wassern 161
Meine Göttin 163
Harzreise im Winter . . . 168
An Schwager Kronos . . 173
Seefahrt 176
Adler und Taube . . . 179
Prometheus 182
Ganymed 185
Gränzen der Menschheit . . 187
Das Göttliche 190
Herzog Leopold von Braunschweig 194
Dem Ackermann . . . 195
Anakreons Grab . . . 196
Die Geschwister . . . 197
Zeitmaß 198
Warnung 199
Einsamkeit 200
Erkanntes Glück . . . 201
Erwählter Fels . . . 202
Ländliches Glück . . . 203
Philomele 204
Geweihter Platz . . . 205

Schwur. Dieſe nehm' ich wieder an; aber gern geb' ich dir jene dagegen, die ich gegenwärtig beſitze.

Prinz. Wie?

Andraſon. Bringt ſie her!

Die Sklaven ab.

Prinz. Sollte ich nach ſo viel Leiden noch glücklich werden können?

Andraſon. Vielleicht thun hier die Himmliſchen ein Wunder, um uns beyde zur Ruhe zu bringen. Laß uns dieſe beyde als Schweſtern betrachten, jeder darf Eine beſitzen, und jeder die ſeinige ganz.

Prinz. Ich vergeh' in Hoffnung!

Andraſon. Komm du auf mein Theil, immer gleich Geliebte.

	Seite
Der Park.	206
Die Ke[illegible]er.	207
[illegible]chung	208
[illegible]ch. Heirath . . .	209
[illegible]e Familie. . . .	210
[illegible]ldigung . . .	211
[illegible]nese in Rom . .	212
[illegible] und Hermes . . .	214
[illegible]rael der Muse . . .	215
Der neue Amor . . .	216
[illegible]bes[illegible]dürfniß	218
A[illegible]liegen	219
An ſeine Sprödе . . .	220
Die Muſageten	221
Morgenklagen	224
Der Beſuch	228
Magiſches Netz	232
Der Becher	235
Nachtgedanken	237
An Silvien	238
Ferne.	239
An Lida	240
Nähe	241

Seite

Süße Sorgen 242
An die Cicade 243
Die Nectartropfen 245
Der Wandrer 247
Künstlers Morgenlied . . 258
Amor, ein Landschaftsmahler . 263
Künstlers Abendlied . . . 267
Kenner und Künstler . . 273
Kenner und Enthusiast . . 275
Monolog des Liebhabers . . 277
Guter Rath 278
Dithyrambe 279

Balladen und Romanzen

Der Sänger 291
Das Veilchen 294
Der untreue Knabe . . . 296
Erlkönig 298
Der Fischer 301
Der König in Thule . . . 303
Das Blümlein Wunderschön . 305
Ritter Curts Brautfahrt . . 310
Hochzeitlied 313

Seite

Der Schatzgräber . . . 318
Die Spinnerin 320
Der Edelknabe und die Müllerin 322
Der Junggesell und der Mühlbach 325
Der Müllerin Verrath . . 329
Der Müllerinn Reue . . 334
Wandrer und Pächterinn . . 339
Die erste Walpurgisnacht . . 343
Der Zauberlehrling . . . 349
Die Braut von Corinth . . 354
Der Gott und die Bajadere . 365

Elegieen.

I) Römische. Zwanzig . . 373
II) Alexis und Dora . . 429
Der neue Pausias . . . 444
Euphrosyne 461
Das Wiedersehen . . . 475
Amyntas 477
Die Metamorphose der Pflanzen 482
Herrmann und Dorothea . . 490

Göthe's

neuere Gedichte.

Köln
in der W. Spitziſchen Buchhandlung.
1814.

Bibliothek der
Gesellschaft

9
713

Epigramme.

Venedig 1790.

1.

Sarkophagen und Urnen verzierte der Hei-
de mit Leben.
Faunen tanzen umher, mit der Bac-
chantinnen Chor
Machen ſie bunte Reihe; der ziegengefü-
ßete Pausback
Zwingt den heiſeren Ton wild aus
dem ſchmetternden Horn.
Cymbeln, Trommeln erklingen; wir ſehen
und hören den Marmor.
Flatternde Vögel, wie ſchmeckt herrlich
dem Schnabel die Frucht!
Euch verſcheuchet kein Lärm, noch weni-
ger ſcheucht er den Amor,
Der in dem bunten Gewühl erſt ſich
der Fackel erfreut.
So überwältiget Fülle den Tod: und die
Aſche da drinnen
Scheint, im ſtillen Bezirk, noch ſich
des Lebens zu freun.

Die Mohren heben den Seſſel aus der Laube und ſetzen ihn an die linke Seite des Grundes.

Mandandane im Begriff die Maske abzuwerfen, an Andraſons Hals. O Andraſon!

Andraſon der ſie nicht aufſtehn noch die Maske abnehmen läßt. Still Püppchen! Stille, Liebchen! Es naht der entſcheidende Augenblick!

Die Sklaven bringen die Puppe, der Prinz auf ſie los und fällt vor ihr nieder.

Prinz. Himmel ſie iſt's! Himmel ſie iſt's! Seligkeit thauet herab!

Die Puppe wird an die andere Seite des Theaters Mandandanen gegenüber geſetzt. Hier muß die Ähnlichkeit beyder dem Zuſchauer noch Illuſion machen, wie es überhaupt durch's ganze Stück darauf angeſehen iſt.

So umgebe denn ſpät den Sarkophagen des Dichters
Dieſe Rolle, von ihm reichlich mit Leben geſchmückt.

2.

Kaum an dem blaueren Himmel erblickt' ich die glänzende Sonne,
Reich, vom Felſen herab, Epheu zu Kränzen geſchmückt,
Sah den emſigen Winzer die Rebe der Pappel verbinden,
Ueber die Wiege Virgils kam mir ein laulicher Wind:
Da geſellten die Muſen ſich gleich zum Freunde; wir pflogen
Abgeriſſ'nes Geſpräch, wie es den Wanderer freut.

3.

Immer halt' ich die Liebſte begierig im Arme geſchloſſen,

Immer drängt ſich mein Herz feſt an den Buſen ihr an,
Immer lehnet mein Haupt an ihren Knieen, ich blicke
Nach dem lieblichen Mund, ihr nach den Augen hinauf.
Weichling! ſchölte mich Einer, und ſo verbringſt du die Tage?
Ach, ich verbringe ſie ſchlimm! Höre nur, wie mir geſchieht:
Leider wend' ich den Rücken der einzigen Freude des Lebens;
Schon den zwanzigſten Tag ſchleppt mich der Wagen dahin.
Vetturine trotzen mir nun, es ſchmeichelt der Kämm'rer,
Und der Bediente vom Platz ſinnet auf Lügen und Trug.
Will ich ihnen entgehn, ſo faſſt mich der Meiſter der Poſten,
Poſtillone ſind Herrn, dann die Dogane dazu!

„Ich verſtehe dich nicht! du widerſprichſt dir! du ſcheineſt
Paradieſiſch zu ruhn, ganz, wie Rinaldo, beglückt.“
Ach! ich verſtehe mich wohl: es iſt mein Körper auf Reiſen,
Und es ruhet mein Geiſt ſtets der Geliebten im Schoß.

4.

Das iſt Italien, das ich verließ. Noch ſtäuben die Wege,
Noch iſt der Fremde geprellt, ſtell' er ſich, wie er auch will.
Deutſche Redlichkeit ſuchſt du in allen Winkeln vergebens;
Leben und Weben iſt hier, aber nicht Ordnung und Zucht;
Jeder ſorgt nur für ſich, mißtraut dem Andern, iſt eitel,
Und die Meiſter des Staats ſorgen nur wieder für ſich.

Schön iſt das Land; doch, ach! Fauſtinen find'ich nicht wieder.
Das iſt Italien nicht mehr, das ich mit Schmerzen verließ.

5.

In der Gondel lag ich geſtreckt und fuhr durch die Schiffe,
Die in dem großen Kanal, viele befrachtete ſtehn.
Mancherley Waare findeſt du da für manches Bedürfniß,
Weizen, Wein und Gemüs, Scheite, wie leichtes Geſträuch
Pfeilſchnell drangen wir durch; da traf ein verlorener Lorber
Derb mir die Wangen. Ich rief: Daphne, verletzeſt du mich?
Lohn erwartet' ich eher! Die Nymphe lispelte lächelnd:
Dichter fünd'gen nicht ſchwer. Leicht iſt die Strafe. Nur zu!

6.

Seh' ich den Pilgrim, ſo kann ich mich nie der Thränen enthalten.
O, wie beſeliget uns Menſchen ein falſcher Begriff!

7.

Eine Liebe hatt' ich, ſie war mir lieber als Alles!
Aber ich hab' ſie nicht mehr! Schweig', und ertrag' den Verluſt.

8.

Dieſe Gondel vergleich ich der ſanft einſchaukelnden Wiege,
Und das Käſtchen darauf ſcheint ein geräumiger Sarg.
Recht ſo! Zwiſchen der Wieg' und dem Sarg wir ſchwanken und ſchweben
Auf dem großen Kanal ſorglos durch's Leben dahin.

9.

Feierlich sehn wir neben dem Doge den Nuncius gehen;
Sie begraben den Herrn, einer versiegelt den Stein.
Was der Doge sich denkt, ich weiß es nicht; aber der Andre
Lächelt über den Ernst dieses Gepränges gewiß.

10.

Warum treibt sich das Volk so, und schreit?
Es will sich ernähren,
Kinder zeugen, und die nähren, so gut es vermag.
Merke dir, Reisender, das, und thue zu Hause desgleichen!
Weiter bringt es kein Mensch, stell' er sich, wie er auch will.

11.

Wie ſie klingeln, die Pfaffen! Wie angelegen ſie's machen,
Daß man komme, nur ja plappre, wie geſtern ſo heut!
Scheltet mir nicht die Pfaffen; ſie kennen des Menſchen Bedürfniß!
Denn wie iſt er beglückt, plappert er morgen wie heut!

12.

Mache der Schwärmer ſich Schüler, wie Sand am Meere, der Sand iſt Sand; die Perle ſey mein, du, o vernünftiger Freund.

13.

Süß den ſproſſenden Klee mit weichlichen Füßen im Frühling,
Und die Wolle des Lamms taſten mit zärtlicher Hand;
Süß voll Blüthen zu ſehn die neulebendigen Zweige,

Dann das grünende Laub locken mit sehnendem Blick
Aber süßer, mit Blumen dem Busen der Schäferinn schmeicheln:
Und dies vielfache Glück läßt mich entbehren der May.

14.

Diesem Ambos vergleich ich das Land, den Hammer dem Herrscher:
Und dem Volke das Blech, das in der Mitte sich krümmt
Wehe dem armen Blech! wenn nur willkührliche Schläge
Ungewiß treffen, und nie fertig der Kessel erscheint.

15.

Schüler macht sich der Schwärmer genug, und rühret die Menge,
Wenn der vernünftige Mann einzelne Liebende zählt.

Wunderthätige Bilder ſind meiſt nur ſchlechte Gemählde:
Werke des Geiſt's und der Kunſt ſind für den Pöbel nicht da.

16.

Mache zum Herrſcher ſich der, der ſeinen Vortheil verſtehet,
Doch wir wählten uns den, der ſich auf unſern verſteht.

17.

Noth lehrt beten, man ſagt's; will einer es lernen, er gehe
Nach Italien! Noth findet der Fremde gewiß.

18.

Welch ein heftig Gedränge nach dieſem Laden! Wie emſig
Wägt man, empfängt man das Geld, reicht man die Waare dahin!

Schnupftaback wird hier verkauft. Das
heißt ſich ſelber erkennen!
Nieswurz holt ſich das Volk, ohne
Verordnung und Arzt.

19.

Jeder Edle Venedigs kann Doge werden,
das macht ihn
Gleich als Knaben ſo fein, eigen,
bedächtig und ſtolz.
Darum ſind die Oblaten ſo zart im ka-
tholiſchen Weiſchland;
Denn aus demſelbigen Teig weihet
der Prieſter den Gott.

20.

Ruhig am Arſenal ſtehn zwey altgriechi-
ſche Löwen,
Klein wird neben dem Paar Pforte,
wie Thurm und Kanal.
Käme die Mutter der Götter herab, es
ſchmiegten ſich beide

Andraſon. Komm und gib mir deine Hand! aller Groll höre unter uns auf, und feierlich entſag' ich hier dieſer zweyten Mandandane, und vereine ſie mit dir auf ewig! Er legt ihre Hände zuſammen. Sey glücklich! Vor ſich mit deiner geflickten Braut!

Prinz. Ich weiß nicht, wo mich die Trunkenheit der Wonne hinführt. Dieſe iſt's, ich fühl' ihre Nähe, die mich ſo lang' an ſich zog, die ſo lang' das Glück meines Lebens machte! Ich fühl's, ich bin wieder in dem Zauber-Strudel hingeriſſen, der unaufhörlich von ihr ausfließt. Zu Mandandanen. Verzeih' und leb' wohl! Auf die Purra deutend. Hier, hier iſt meine Gottheit, die ganz mein Herz nach ihrem Herzen zieht.

Vor den Wagen, und sie freute sich ihres Gespanns.
Aber nun ruhen sie traurig: der neue gestügelte Kater
Schnurrt überall, und ihn nennet Venedig Patron.

21.

Emsig wallet der Pilger! Und wird er den Heiligen finden?
Hören und sehen den Mann, welcher die Wunder gethan?
Nein, es führte die Zeit ihn hinweg: du findest nur Reste,
Seinen Schedel, ein Paar seiner Gebeine verwahrt.
Pilgrime sind wir Alle, die wir Italien suchen;
Nur ein zerstreutes Gebein ehren wir gläubig und froh.

22.

Jupiter Pluvius, heut erſcheinſt du ein freundlicher Dämon:
Denn ein vielfach Geſchenk gibſt du in Einem Moment:
Gibſt Venedig zu trinken, dem Lande grünendes Wachsthum;
Manches kleine Gedicht gibſt du dem Büchelchen hier.

23.

Gieße nur, tränke nur fort die rothbemäntelten Fröſche,
Wäſſ're das durſtende Land, daß es uns Broccoli ſchickt.
Nur durchwäſſr' mir nicht dies Büchlein; es ſey mir ein Fläſchchen
Reinen Araks, und Punſch mache ſich jeder nach Luſt.

24.

Sanct Johannes im Koth heißt jene Kirche: Venedig

Nenn' ich mit doppeltem Recht heute
Sanct Markus im Koth.

25.

Haſt du Baiä geſehn, ſo kennſt du das
Meer und die Fiſche.
Hier iſt Venedig; du kennſt nun auch
den Pfuhl und den Froſch.

26.

Schläfſt du noch immer? Nur ſtill, und
laß mich ruhen; erwach' ich,
Nun, was ſoll ich denn hier? Breit
iſt das Bette, doch leer.
Iſt überall ja doch Sardinien, wo man
allein ſchläft;
Tibur, Freund, überall, wo dich die
Liebliche weckt.

27.

Alle Neun, ſie winkten mir oft, ich mei-
ne die Muſen;

Doch ich achtet' es nicht, hatte das Mädchen im Schoß.
Nun verließ ich mein Liebchen; mich haben die Musen verlassen,
Und ich schielte, verwirrt, suchte nach Messer und Strick.
Doch von Göttern ist voll der Olymp: du kamst mich zu retten,
Langeweile! du bist Mutter der Musen gegrüßt.

28.

Welch ein Mädchen ich wünsche zu haben? Ihr fragt mich. Ich hab' sie,
Wie ich sie wünsche, das heißt, dünkt mich, mit Wenigem Viel.
An dem Meere ging ich, und suchte mir Muscheln. In einer
Fand ich ein Perlchen; es bleibt nun mir am Herzen verwahrt.

29.

Vieles hab' ich versucht, gezeichnet, in Kupfer gestochen,
Oel gemahlt, in Thon hab' ich auch Manches gedruckt,
Unbeständig jedoch, und nichts gelernt noch geleistet;
Nur ein einzig Talent brachr' ich der Meisterschaft nah:
Deutsch zu schreiben. Und so verderb' ich unglücklicher Dichter
In dem schlechtesten Stoff leider nun Leben und Kunst.

30.

Schöne Kinder tragt ihr, und steht mit verdeckten Gesichtern,
Bettelt: das heißt, mit Macht reden ans männliche Herz.
Jeder wünscht sich ein Knäbchen, wie ihr das Dürftige zeiget,
Und ein Liebchen, wie man's unter dem Schleyer sich denkt.

31.

Das ist dein eigenes Kind nicht, worauf du bettelst, und rührst mich:
O, wie rührt mich erst die, die mir mein eigenes bringt!

32.

Warum leckst du dein Mäulchen, indem du du mir eilig begegnest?
Wohl, dein Züngelchen sagt mir, wie gesprächig es sey.

33.

Sämmtliche Künste lernt und treibet der Deutsche; zu jeder
Zeigt er ein schönes Talent, wenn er sie ernstlich ergreift.
Eine Kunst nur treibt er, und will sie nicht lernen, die Dichtkunst.
Darum pfuscht er auch so; Freunde, wir haben's erlebt.

34. a)

Oft erklärtet ihr euch als Freunde des Dichters, ihr Götter!
Gebt ihm auch, was er bedarf! Mäßiges braucht er, doch viel:
Erstlich freundliche Wohnung, dann leidlich zu essen, zu trinken
Gut; der Deutsche versteht sich auf den Nektar, wie ihr.
Dann geziemende Kleidung und Freunde, vertraulich zu schwatzen;
Dann ein Liebchen des Nachts, das ihn von Herzen begehrt.
Diese fünf natürlichen Dinge verlang' ich vor Allem.
Gebet mir ferner dazu Sprachen, die alten und neu'n,
Daß ich der Völker Gewerb' und ihre Geschichten vernehme;
Gebt mir ein reines Gefühl, was sie in Künsten gethan.

Anſehn gebt mir im Volke, verſchafft bey Mächtigen Einfluß,
Oder was ſonſt noch bequem unter den Menſchen erſcheint;
Gut — ſchon dank' ich euch, Götter: ihr habt den glücklichſten Menſchen
Ehſtens fertig: denn ihr gönntet das Meiſte mir ſchon.

3ſ. b)

Klein iſt unter den Fürſten Germaniens freylich der meine,
Kurz und ſchmal iſt ſein Land, mäßig nur, was er vermag.
Aber ſo wende nach innen, ſo wende nach außen die Kräfte
Jeder; da wär's ein Feſt, Deutſcher mit Deutſchen zu ſeyn.
Doch was prieſeſt du ihn, den Thaten und Werke verkünden?
Und beſtochen erſchien deine Vereh, rung vielleicht;

Denn mir hat er gegeben, was Große selten gewähren,
Neigung, Muße, Vertraun, Felder und Garten und Haus.
Niemand braucht' ich zu danken als ihm, und Rauches bedurft' ich,
Der ich mich auf den Erwerb schlecht, als ein Dichter, verstand.
Hat mich Europa gelobt, was hat mir Europa gegeben?
Nichts! Ich habe, wie schwer! meine Gedichte bezahlt.
Deutschland ahmte mich nach, und Frankreich mochte mich lesen.
England! freundlich empfingst du den zerrütteten Gast.
Doch was fördert es mich, daß auch sogar der Chinese
Mahlet, mit ängstlicher Hand, Werthern und Lotten auf Glas?
Niemals frug ein Kaiser nach mir, es hat sich kein König

Um mich bekümmert, und Er war mir Auguſt und Mäzen.

35.

Eines Menſchen Leben, was iſt's? Doch Tauſende können
Reden über den Mann, was er und wie er's gethan.
Weniger iſt ein Gedicht; doch können es Tauſend genießen,
Tauſende tadeln. Mein Freund, lebe nur, dichte nur fort!

36.

Müde war ich geworden, nur immer Gemählde zu ſehen,
Herrliche Schätze der Kunſt, wie ſie Venedig bewahrt.
Denn auch dieſer Genuß verlangt Erholung und Muße;
Nach lebendigem Reiz ſuchte mein ſchmachtender Blick.

Mandandane

die die Maske abwirft, zu Antonien.

Laß uns den Bund erneuen,
Gib wieder deine Hand!
Verzeih' daß ich den Treuen
So thöricht dich verkannt.

Prinz zur Porzie.

Was Menſchen zu erfreuen
Die Götter je geſandt,
Das Leben zu erneuen,
Fühl' ich an deiner Hand!

Merkulo.

Wie mir's iſt, ſag' ich nicht!
Als zögen uns die Wände ein Fratzengeſicht!
Himmel und Erde ſcheint uns Eſel zu bohren,
Wir ſind unwiederbringlich verloren.

Gauklerinn! da erſah ich in dir zu den
Bübchen das Urbild,
Wie ſie Johannes B. Alin reizend mit
Flügeln gemahlt,
Wie ſie Paul Veroneſe mit Bechern dem
Bräutigam ſendet,
Deſſen Gäſte, getäuſcht, Waſſer ge-
nießen für Wein.

37.

Wie, von der künſtlichſten Hand geſchnitzt,
das liebe Figürchen,
Weich und ohne Gebein, wie die
Moluska nur ſchwimmt!
Alles iſt Glied, und alles Gelenk, und
Alles gefällig,
Alles nach Maßen gebaut, alles nach
Willkür bewegt.
Menſchen hab' ich gekannt, und Thiere,
ſo Vögel als Fiſche,
Manches beſondre Gewürm, Wunder
der großen Natur;

Und doch ſtaun' ich dich an, Bettine, liebliches Wunder,
Die du Alles zugleich biſt, und ein Engel dazu.

38.

Kehre nicht, liebliches Kind, die Beinchen hinauf zu dem Himmel;
Jupiter ſieht dich, der Schalk, und Ganymed iſt beſorgt.

39.

Wende die Füßchen zum Himmel nur ohne Sorge! Wir ſtrecken
Arme betend empor; aber nicht ſchuldlos, wie du.

40.

Seitwärts neigt ſich dein Hälschen. Iſt das ein Wunder? Es träget
Oft dich Ganze; du biſt leicht, nur dem Hälschen zu ſchwer.

Mir iſt ſie gar nicht zuwider die ſchiefe Stellung des Köpfchens:
Unter ſchönerer Laſt beugte kein Nacken ſich je.

41.

So verwirret mit dumpf willkürlich verwebten Geſtalten,
Hölliſch und trübe geſinnt, Breughel den ſchwankenden Blick;
So zerrüttet auch Dürer mit apokalyptiſchen Bildern,
Menſchen und Grillen zuglejch, unſer geſundes Gehirn;
So erreget ein Dichter, von Sphinxen, Sirenen, Centauren
Singend mit Macht Neugier in dem verwunderten Ohr;
So beweget ein Traum den Sorglichen, wenn er zu greifen,
Vorwärts glaubet zu gehn, Alles veränderlich ſchwebt:

„So verwirrt uns Bettine, die holden
Glieder verwechselnd;
Doch erfreut sie uns gleich, wenn sie
die Sohlen betritt.

42.

Gern überschreit' ich die Gränze, mit
breiter Kreide gezogen.
Macht sie Bottegha, das Kind, drängt
sie mich artig zurück.

43.

„Ach! mit diesen Seelen, was macht er?
Jesus Maria!
„Bündelchen Wäsche sind das, wie
man zum Brunnen sie trägt.
„Wahrlich, sie fällt! Ich halt' es nicht aus!
Komm, gehn wir! Wie zierlich!
„Sieh nur, wie steht sie! wie leicht!
Alles mit Lächeln und Lust!"
Altes Weib, du bewunderst mit Recht
Bettinen; du scheinst mir

Jünger zu werden und schön, da dich
mein Liebling erfreut.

44.

Alles seh' ich so gerne von dir; doch seh'
ich am liebsten,
Wenn der Vater bebend über dich
selber dich wirft,
Du dich im Schwung überschlägst und,
nach dem tödtlichen Sprunge,
Wieder stehest und läufst, eben ob
nichts wär' geschehn.

45.

Schon entrunzelt sich jedes Gesicht; die
Furchen der Mühe,
Geizen und Armuth fliehn, Glückliche glaubt man zu sehn.
Die erweicht sich der Schiffer, und klopft
die die Wange; der Seckel
Thut sich die kärglich zwar, aber er
thut sich doch auf,

Und der Bewohner Venedigs entfaltet den Mantel, und reicht dir.
Eben als flehtest du laut bey den Mirakeln Antons,
Bey des Herrn fünf Wunden, dem Herzen der seligsten Jungfrau,
Bey der feurigen Qual, welche die Seelen durchfegt.
Jeder kleine Knabe, der Schiffer, der Höke, der Bettler
Drängt sich, und freut sich bey dir, daß er ein Kind ist, wie du.

46.

Dichten ist ein lustig Metier; nur sind ich es theuer:
Wie dies Büchlein mir wächst, gehn die Zechinen mir fort

47.

„Welch ein Wahnsinn ergriff die Müßigen? Hältst du nicht inne?

Wird dies Mädchen ein Buch? Stimme was Klügeres an!“
Wartet, ich singe die Könige bald, die Großen der Erde,
Wenn ich ihr Handwerk einst besser begreife, wie jetzt.
Doch Bettinen sing' ich indeß; denn Gaukler und Dichter
Sind gar nahe verwandt, suchen und finden sich gern.

43.

Böcke, zur Linken mit euch! so ordnet künftig der Richter:
Und ihr Schäfchen, ihr sollt ruhig zur Rechten mir stehn!
Wohl! Doch eines ist noch von ihm zu hoffen; dann sagt er:
Seyd, Vernünftige, mir grad' gegenüber gestellt!

49.

Wißt ihr, wie ich gewiß zu Hunderten euch Epigramme
Fertige? Führet mich nur weit von der Liebſten hinweg!

50.

Alle Freiheits-Apoſtel, ſie waren mir immer zuwider;
Willkür ſuchte doch nur Jeder am Ende für ſich.
Willſt du Viele befrein, ſo wag' es, Vielen zu dienen.
Wie gefährlich das ſey; willſt du es wiſſen? Verſuch's!

51.

Könige wollen das Gute, die Demagogen desgleichen,
Sagt man; doch irren ſie ſich: Menſchen, ach, ſind ſie, wie wir.

Nie gelingt es der Menge, für sich zu
wollen; wir wissens:
Doch wer verstehet, für uns Alle
zu wollen; Er zeig's.

52.

Jeglichen Schwärmer schlagt mir an's
Kreuz im dreyßigsten Jahre;
Kennt er nur einmal die Welt, wird
der Betrogne der Schelm.

53.

Frankreichs traurig Geschick, die Großen
mögen's bedenken;
Aber bedenken fürwahr sollen es
Kleine noch mehr.
Große gingen zu Grunde: doch wer
beschützte die Menge
Gegen die Menge? Da war Menge der
Menge Tyrann.

54.

Tolle Zeiten hab' ich erlebt, und hab' nicht ermangelt,
Selbſt auch thöricht zu ſeyn, wie es die Zeit mir gebot.

55.

Sage, thun wir nicht recht? Wir müſſen den Pöbel betrügen.
Sieh nur, wie ungeſchickt, ſieh nur, wie wild er ſich zeigt!
Ungeſchickt und wild ſind alle rohen Betrugnen;
Seyd nur redlich, und ſo führt ihn zum Menſchlichen an.

56.

Fürſten prägen ſo oft auf kaum verſilbertes Kupfer
Ihr bedeutendes Bild; lange betrügt ſich das Volk.

Mandandane zu Andraſen.

Laß uns den Bund erneuen,
Gib wieder deine Hand!
Verzeih' daß ich den Treuen
So thöricht dich verkannt.

Prinz zur Puppe.

Was Menſchen zu erfreuen,
Die Götter je geſandt,
Das Leben zu erneuen,
Fühl' ich an deiner Hand.

Andraſon. Wenn je ein ſeltſam Orakel buchſtäblich erfüllt worden, ſo iſt's dieſes, und alle meine Wünſche ſind befriedigt, da ich dich ſo wieder in meinen Armen halte. Auf, Schweſter, Kinder, Freunde! Laßt's nun an Luſtbarkeiten nicht fehlen. Wir wollen unſers Glücks genießen, über die wunderbare Geſchichte unſere ſtillen Betrachtungen anſtellen, mehr her-

Schwärmer prägen den Stempel des
Geist's auf Lügen und Unsinn;
Wem der Probierstein fehlt, hält sie
für redliches Gold.

57.

Jene Menschen sind toll, so sagt ihr von
heftigen Sprechern,
Die wir in Frankreich laut hören
auf Straßen und Markt.
Mir auch scheinen sie toll; doch redet ein
Toller in Freiheit
Weise Sprüche, wenn, ach! Weisheit
im Sklaven verstummt.

58.

Lange haben die Großen der Franzen
Sprache gesprochen,
Halb nur geachtet den Mann, dem
sie vom Munde nicht floß.
Nun lallt alles Volk entzückt die Sprache
der Franken.

Zürnet, Mächtige, nicht! Was ihr
verlangtet, geſchieht.

59.

„Seyd doch nicht ſo frech, Epigramme!“
Warum nicht? Wir ſind nur
Ueberſchriften; die Welt hat die
Kapitel des Buchs.

60.

Wie dem hohen Apoſtel ein Tuch voll
Thiere gezeigt ward,
Rein und unrein, zeigt, Lieber, das
Büchlein ſich dir.

61.

Ein Epigramm, ob wol es gut ſey? Kannſt
du's entſcheiden?
Weiß man doch eben nicht ſtets was
er ſich dachte, der Schalk.

62.

Um so gemeiner es ist, und näher dem Neide, der Mißgunst;
Um so eher begreifst du das Gedichtchen gewiß.

63.

Chloe schwöret, sie liebt mich; ich glaub's nicht. Aber sie liebt dich!
Sagt mir ein Kenner. Schon gut; glaubt' ich's, da wär es vorbei.

64.

Niemand liebst du, und mich, Philarchos, liebst du so heftig.
Ist denn kein anderer Weg, mich zu bezwingen, als der?

65.

Ist denn so groß daß Geheimniß, was Gott und der Mensch und die Welt sey?

Nein! doch Niemand hört's gerne;
da bleibt es geheim.

66.

Vieles kann ich ertragen. Die meiſten beſchwerlichen Dinge
Duld' ich mit ruhigem Muth, wie es ein Gott mir gebeut.
Wenige ſind mir jedoch wie Gift und Schlange zuwider;
Viere: Rauch des Tabacks, Wanzen und Knoblauch und t.

67.

Längſt ſchon hätt' ich euch gern von jenen Thierchen geſprochen,
Die ſo zierlich und ſchnell fahren dahin und daher.
Schlängelchen ſcheinen ſie gleich, doch viergefüßet; ſie laufen,
Kriechen und ſchleichen, und leicht ſchleppen die Schwänzchen ſie nach.

Sieht, hier sind sie! und hier! Nun sind sie
verschwunden! Wo sind sie?
Welche Ritze, welch Kraut nahm die
Entfliehenden auf?
Wollt ihr mir's künftig erlauben, so nenn' ich die Thierchen Lacerten;
Denn ich brauche sie noch oft als gefälliges Bild.

68.

Wer Lacerten gesehn, der kann sich die
zierlichen Mädchen
Denken, die über den Platz fahren
dahin und daher.
Schnell und beweglich sind sie, und gleiten,
stehen und schwatzen,
Und es rauscht das Gewand hinter
den Eilenden drein.
Sieh, hier ist sie! und hier! verlierst
du sie einmal, so suchst du
Sie vergebens; so bald kommt sie
nicht wieder hervor.

Wenn du aber die Winkel nicht scheust, nicht
Gäßchen und Treppchen,
Folg' ihr, wie sie dich lockt, in die
Spelunke hinein!

69.

Was Spelunke nun sey, verlangt ihr
zu wissen? da wird ja
Fast zum Lexikon dies epigrammatische Buch.
Dunkele Häuser sind's in engen Gäßchen; zum Kaffee
Führt dich die Schöne, und sie zeigt
sich geschäftig, nicht du.

70.

Zwey der feinsten Lacerten, sie hielten
sich immer zusammen;
Eine beynahe zu groß, eine beynahe
zu klein.
Siehst du beide zusammen, so wird die
Wahl dir unmöglich;

Jede beſonders, ſie ſähen einzig die
Schönſte zu ſeyn.

71.

Heilige Leute, ſagt man, ſie wollten
beſonders dem Sünder
Und der Sünderinn wohl. Geht's
mir doch eben auch ſo.

72.

Wär' ich ein häusliches Weib, und hätte,
was ich bedürfte,
Treu ſeyn wollt' ich und froh, herzen
und küſſen den Mann.
So ſang, unter andern gemeinen Liedern,
ein Dirnchen
Mir in Venedig, und nie hört' ich
ein frömmer Gebet.

73.

Wundern kann es mich nicht, daß Men-
ſchen die Hunde ſo lieben;

Denn ein erbärmlicher Schuft iſt, wie der Menſch, ſo der Hund.

74.

Frech wohl bin ich geworden; es iſt kein Wunder. Ihr Götter
Wißt, und wißt nicht allein, daß ich auch fromm bin und treu.

75.

Haſt du nicht gute Geſellſchaft geſehn? Es zeigt uns dein Büchlein
Faſt nur Gaukler und Volk, ja was noch niedriger iſt.
Gute Geſellſchaft hab' ich geſehn', man nennt ſie die gute,
Wenn ſie zum kleinſten Gedicht keine Gelegenheit gibt.

76.

Was mit mir das Schickſal gewollt? Es wäre verwegen,
Das zu fragen; denn meiſt will es mit Vielen nicht viel.

Einen Dichter zu bilden, die Absicht
wär' ihm gelungen,
Hätte die Sprache sich nicht unüber-
windlich gezeigt.

77.

Mit Botanik gibst du dich ab? mit Op-
tik? Was thust du?
Ist es nicht schönrer Gewinn, rühren
ein zärtliches Herz?
Ach, die zärtlichen Herzen! ein Pfuscher
vermag sie zu rühren;
Sey es mein einziges Glück, dich
zu berühren, Natur!

78.

Weiß hat Newton gemacht aus allen
Farben. Gar manches
Hat er euch weis gemacht, das ihr
ein Sekulum glaubt.

79.

„Alles erklärt ſich wohl, ſo ſagt mir ein Schüler, aus jenen
Theorien, die uns weislich der Meiſter gelehrt.“
Habt ihr einmal das Kreuz von Holze tüchtig gezimmert,
Paſſt ein lebendiger Leib freylich zur Strafe daran.

80.

Wenn auf beſchwerlichen Reiſen ein Jüngling zur Liebſten ſich windet,
Hab' er dies Büchlein; es iſt reizend und tröſtlich zugleich.
Und erwartet dereinſt ein Mädchen den Liebſten, ſie halte
Dieſes Büchlein, und nur, kommt er, ſo werfe ſie's weg.

vortretend gegen die Zuſchauer, und von hundert Lehren, die wir daraus ziehen könnten, uns beſonders dieſe merken: daß ein Thor erſt dann recht angeführt iſt, wenn er ſich einbildet, er folge gutem Rath oder gehorche den Göttern."

Ein groſſes Ballet zum Schluſſe.

81.

Gleich den Winken des Mädchens, des eilenden, welche verſtohlen
Im Vorbeygehn nur freundlich mir ſtreifet den Arm,
So vergönnt, ihr Muſen, dem Reiſenden kleine Gedichte:
O, behaltet dem Freund größere Gunſt noch bevor!

82.

Wenn, in Wolken und Dünſte verhüllt, die Sonne nur trübe
Stunden ſendet; wie ſtill wandeln die Pfade wir fort!
Dränget Regen den Wandrer; wie iſt uns des ländlichen Daches
Schirm willkommen! Wie ſanft ruht ſich's in ſtürmiſcher Nacht!
Aber die Göttinn kehret zurück! ſchnell ſcheuche die Nebel

Von der Stirne hinweg; gleiche der
Mutter Natur!

83.

Willſt du mit reinem Gefühl der Liebe
Freuden genießen,
O, laß Frechheit und Ernſt ferne
vom Herzen dir ſeyn.
Die will Amorn verjagen, und der ge-
denkt ihn zu feſſeln;
Beiden das Gegentheil lächelt der
ſchelmiſche Gott.

84.

Göttlicher Morpheus, umſonſt bewegſt du
die lieblichen Mohne;
Bleibt das Auge doch wach, wenn
mir es Amor nicht ſchließt.

85.

Liebe flößeſt du ein, und Begier; ich
fühl' es, und brenne.

Liebenswürdige, nun flöße Vertrauen
mir ein.

86.

Ha! ich kenne dich, Amor, so gut als
einer! Da bringst du
Deine Fackel, und sie leuchtet im
Dunkel uns vor.
Aber du führest uns bald verworrene
Pfade; wir brauchten
Deine Fackel erst recht, ach! und die
falsche erlischt.

87.

Eine einzige Nacht an deinem Herzen! —
Das andre
Gibt sich. Es trennet uns noch Amor
in Nebel und Nacht.
Ja, ich erlebe den Morgen, an dem Au-
rora die Freunde
Busen an Busen belauscht, Phöbus,
der Frühe, sie weckt.

88.

Iſt es dir Ernſt, ſo zaudre nun länger nicht; mache mich glücklich!
Wollteſt du ſcherzen? Es ſey, Liebchen, des Scherzes genug.

89.

Daß ich ſchweige, verdrießt dich? Was ſoll ich reden? Du merkeſt
Auf der Seufzer, des Blicks leiſe Beredſamkeit nicht.
Eine Göttinn vermag der Lippe Siegel zu löſen;
Nur Aurora, ſie weckt einſt dir am Buſen mich auf.
Ja, dann töne mein Hymnus den frühen Göttern entgegen,
Wie das Memnoniſche Bild lieblich Geheimniſſe ſang.

90.

Welch ein luſtiges Spiel! Es windet am Faden die Scheibe,

Die von der Hand entfloh, eilig ſich wieder herauf!
Seht, ſo ſcheint' ich mein Herz bald dieſer Schönen, bald jener
Zuzuwerfen: doch gleich kehrt es im Fluge zurück.

91.

O, wie achtet' ich ſonſt auf alle Zeiten des Jahres:
Grüßte den kommenden Lenz, ſehnte dem Herbſte mich nach!
Aber nun iſt nicht Sommer noch Winter, ſeit mich Beglückten
Amors Fittig bedeckt, ewiger Frühling umſchwebt.

92.

Sage, wie lebſt du? Ich lebe! und wären hundert und hundert
Jahre dem Menſchen gegönnt, wünſcht' ich mir morgen, wie heut.

93.

Götter, wie ſoll ich euch danken! Ihr
habt mir Alles gegeben,
Was der Menſch ſich erfleht: nur in
der Regel faſt nichts.

94.

In der Dämmrung des Morgens den höch-
ſten Gipfel erklimmen,
Frühe den Boten des Tags grüßen,
dich, freundlichen Stern,
Ungeduldig die Blicke der Himmelsfür-
ſtinn erwarten,
Wonne des Jünglings, wie oft lock-
teſt du Nachts mich heraus!
Nun erſcheint ihr mir, Boten des Tags,
ihr himmliſchen Augen
Meiner Geliebten, und ſtets kommt
mir die Sonne zu früh.

95.

Du erſtaunеſt, und zeigſt mir das Meer;
es ſcheinet zu brennen.

Wie bewegt ſich die Fluth flammend
um's nächtliche Schiff!
Mich verwundert es nicht, das Meer ge-
bar Aphroditen,
Und entſprang nicht aus ihr uns ei-
ne Flamme, der Sohn?

96.

Glänzen ſah ich das Meer, und blinken
die liebliche Welle;
Friſch mit günſtigem Wind zogen die
Segel dahin.
Keine Sehnſucht fühlte mein Herz; es
wendete rückwärts,
Nach dem Schnee des Gebirgs, bald
ſich der ſchmachtende Blick.
Südwärts liegen der Schätze, wie viel!
Doch einer im Norden
Zieht, ein groſſer Magnet, unwider-
ſtehlich zurück.

97.

Ach! mein Mädchen verreiſ't! Sie ſteigt
zu Schiffe! — Mein König,

Aeolus! mächtiger Fürſt! halte die Stürme zurück!
Thörichter! ruft mir der Gott: befürchte nicht wüthende Stürme:
Fürchte den Hauch, wenn ſanft Amor die Flügel bewegt!

98.

Arm und kleiderlos war, als ich ſie geworben, das Mädchen:
Damals gefiel ſie mir nackt, wie ſie mir jetzt noch gefällt.

99.

Oftmals hab' ich geirrt, und habe mich wieder gefunden,
Aber glücklicher nie; nun iſt dies Mädchen mein Glück!
Iſt auch dieſes ein Irrthum, ſo ſchont mich, ihr klügeren Götter,
Und benehmt mir ihn erſt drüben am Lethäa Strand

100.

Traurig, Midas, war dein Geſchick; in bebenden Händen
Fühlteſt du, hungriger Greis, ſchwere verwandelte Koſt.
Mir, im ähnlichen Fall, geht's luſt'ger; denn was ich berühre,
Wird mir unter der Hand gleich ein behendes Gedicht.
Holde Muſen, ich ſträube mich nicht: nur daß ihr mein Liebchen,
Drück' ich es feſt an die Bruſt, nicht mir zum Mährchen verkehrt!

101.

Ach, mein Hals iſt ein wenig geſchwollen! ſo ſagte die Beſte
Aengſtlich. — Stille, mein Kind! ſtill! und vernehme das Wort:
Dich hat die Hand der Venus berührt; ſie deutet dir leiſe,

Daß ſie das Körperchen bald, ach! unaufhaltſam verſtellt.
Bald verdirbt ſie die ſchlanke Geſtalt, die zierlichen Brüſtchen.
Alles ſchwillt nun; es paßt nirgends das neuſte Gewand.
Sey nur ruhig! Es deutet die fallende Blüthe dem Gärtner,
Daß die liebliche Frucht ſchwellend im Herbſte gedeiht.

102.

Wonniglich iſt's, die Geliebte verlangend im Arme zu halten.
Wenn ihr klopfendes Herz Liebe zuerſt dir geſteht.
Wonniglicher, das Pochen des Neulebendigen fühlen,
Das in dem lieblichen Schoß immer ſich nährend bewegt.
Schon verſucht es die Sprünge der raſchen Jugend; es klopfet

Ungeduldig ſehen an, ſehnt ſich nach
himmliſchem Licht.
Harre noch wenige Tage! Auf allen Pfa-
den des Lebens
Führen die Horen dich ſtreng, wie es
das Schickſal gebeut.
Widerfahre dir, was dir auch will, du
wachſender Liebling —
Liebe bildete dich; werde dir Liebe zu
Theil.

103.

Und ſo tändelt' ich mir, von allen Freun-
den geſchieden,
In der neptuniſchen Stadt Tage wie
Stunden hinweg.
Alles, was ich erfuhr, ich würzt' es mit
ſüßer Erinnerung,
Würzt' es mit Hoffnung; ſie ſind lieb-
lichſte Würzen der Welt.

Weissagungen
des Bakis.

1.

Wahnſinn ruft man dem Calchas, und Wahnſinn ruft man Caſſandren,
Eh' man nach Ilion zog, wenn man von Ilion kommt.
Wer kann hören das Morgen und Uebermorgen? Nicht Einer!
Denn was geſtern und ehgeſtern geſprochen — wer hörts?

2.

Lang und ſchmal iſt ein Weg. Sobald du ihn gehſt, ſo wird er
Breiter; aber du ziehſt Schlangenwinde dir nach.
Biſt du an's Ende gekommen, ſo werde der ſchrecklichſte Knoten
Dir zur Blume, und du gib ſie dem Ganzen dahin.

3.

Nicht Zukünftiges nur verkündet Bakis;
auch jetzt noch
Still Verborgenes zeigt er, als ein
Kundiger, an.
Wünschelruthen sind hier: sie zeigen am
Stamm nicht die Schätze;
Nur in der fühlenden Hand regt sich
das magische Reis.

4.

Wenn sich der Hals des Schwanes verkürzt
und, mit Menschengesichte,
Sich der prophetische Gast über den
Spiegel beküret;
Läßt den silbernen Schleyer die Schöne
dem Nachen entfallen,
Ziehen dem Schwimmenden gleich gol-
dene Ströme sich nach.

5.

Zweye seh' ich! den Großen! ich seh' den
Größern! Die Beiden
Reiben, mit feindlicher Kraft, Einer
den Andern sich auf.
Hier ist Felsen und Land, und dort sind
Felsen und Wellen!
Welcher der Größere sey, redet die
Parze nur aus.

6.

Kommt ein wandernder Fürst auf kalter
Schwelle zu schlafen,
Schlinge Ceres den Kranz, stille ver-
flechtend, um ihn;
Dann verstummen die Hunde; es wird
ein Geyer ihn wecken,
Und ein thätiges Volk freut sich des
neuen Geschicks.

7.

Sieben gehn verhüllt, und sieben mit off-
nem Gesichte.
Jene fürchtet das Volk, fürchten die
Großen der Welt.
Aber die Andern sind's, die Verräther!
von Keinem erforschet:
Denn ihr eigen Gesicht birget, als
Maske, den Schalk.

8.

Gestern war es noch nicht, und weder heute
noch morgen
Wird es, und jeder verspricht Nach-
barn und Freunden es schon;
Ja, er verspricht es den Feinden. So
edel gehn wir ins neue
Säkulum hinüber, und leer bleibet die
Hand und der Mund.

9.

Mäuſe laufen zuſammen auf offnem Markte; der Wandrer
Kommt, auf hölzernem Fuß, vierfach und klappernd heran.
Fliegen die Tauben der Saat in gleichem Momente vorüber:
Dann iſt, Tola, das Glück unter der Erde dir hold.

10.

Einſam ſchmückt ſich, zu Hauſe, mit Gold und Seide die Jungfrau;
Nicht vom Spiegel belehrt, fühlt ſie das ſchickliche Kleid.
Tritt ſie hervor, ſo gleicht ſie der Magd; nur Einer von Allen
Kennt ſie: es zeiget ſein Aug' ihr das vollendete Bild.

11.

Ja, vom Jupiter rollt ihr, mächtig ſtrömende Fluthen,
Ueber Ufer und Damm, Felder und Gärten mit fort.
Einen ſeh' ich! Er ſitzt und harfenirt der Verwüſtung;
Aber der reißende Strom nimmt auch die Lieder hinweg.

12.

Mächtig biſt du! gebildet zugleich, und Alles verneigt ſich,
Wenn du, mit herrlichem Zug, über den Markt dich bewegſt.
Endlich iſt er vorüber. Da liſpelt fragend ein Jeder:
War denn Gerechtigkeit auch in der Tugenden Zug?

13.

Mauern ſeh' ich geſtürzt, und Mauern ſeh' ich errichtet,
Hier Gefangene, dort auch der Gefangenen viel.
Iſt vielleicht nur die Welt ein groſſer Kerker? und frey iſt
Wohl der Tolle, der ſich Ketten zu Kränzen erkiest.

14.

Laß mich ruhen, ich ſchlafe. — „Ich aber wache.“ — mit nichten. —
„Träumſt du?“ — Ich werde geliebt! —
„Freilich, du redeſt im Traum.“
Wachender, ſage, was haſt du? — „Da ſieh nur alle die Schätze!“ —
Sehen ſoll ich? Ein Schatz, wird er mit Augen geſehn?

15.

Schlüſſel liegen im Buche zerſtreut, das Räthſel zu löſen;
Denn der prophetiſche Geiſt ruft den Verſtändigen an.
Jene nenn' ich die Klügſten, die leicht ſich vom Tage belehren
Laſſen; es bringt wohl der Tag Räthſel und Löſung zugleich.

16.

Auch Vergangenes zeigt euch Bakis; denn ſelbſt das Vergangne
Ruht, verblendete Welt, oft als ein Räthſel vor dir.
Wer das Vergangene kennte, der wüßte das Künftige; Beides
Schließt an heute ſich rein, an ein Vollendetes, an.

17.

Thun die Himmel sich auf und regnen, so träufelt das Wasser
Ueber Felsen und Gras, Mauern und Bäume zugleich.
Kehret die Sonne zurück, so verdampfet vom Steine die Wohlthat;
Nur das Lebendige hält Gabe der Göttlichen fest.

18.

Sag', was zählst du? — „Ich zähle, damit ich die Zehne begreife,
Dann ein andres Zehn, Hundert und Tausend hernach."
Näher kommst du dazu, sobald du mir folgest. — „Und wie denn?"
Sage zur Zehne: sey zehn! Dann sind die Tausende dein.

19.

Haſt du die Welle geſehen, die über das Ufer einher ſchlug?
Siehe die zweyte, ſie kommt! rollet ſich ſprühend ſchon aus.
Gleich erhebt ſich die dritte! Fürwahr, du erwarteſt vergebens,
Daß die letzte ſich heut ruhig zu Füßen dir legt.

20.

Einem möcht' ich gefallen! ſo denkt das Mädchen; den Zweyten
Find' ich edel und gut, aber er reizet mich nicht.
Wäre der Dritte gewiß, ſo wäre mir dieſer der Liebſte.
Ach, daß der Unbeſtand immer das Lieblichſte bleibt!

21.

Blaß erſcheineſt du mir, und todt dem Auge. Wie rufſt du,
Aus der innern Kraft, heiliges Leben empor?
„Wär' ich dem Augen vollendet, ſo könnteſt du ruhig genießen:
Nur der Mangel erhebt über dich ſelbſt dich hinweg.“

22.

Zweymal färbt ſich das Haar; zuerſt aus dem Blonden ins Braune,
Bis das Braune ſodann ſilbergediegen ſich zeigt.
Halb errathe das Räthſel! ſo iſt die andere Hälfte
Völlig dir zu Gebot, daß du die erſte bezwingſt.

23.

Was erſchrickſt du? —„Hinweg, hinweg, mit dieſen Geſpenſtern!
Zeige die Blume mir doch; zeig' mir ein Menſchengeſicht!“
Ja, nun ſeh' ich die Blumen; ich ſehe die Menſchengeſichter. —
Aber ich ſehe dich nun ſelbſt als betrognes Geſpenſt.

24.

Einer rollet daher; es ſtehen ruhig die Neune:
Nach vollendetem Lauf liegen die Viere geſtreckt.
Helden finden es ſchön, gewaltſam treffend zu wirken;
Denn es vermag nur ein Gott Kegel und Kugel zu ſeyn.

25.

Wie viel Aepfel verlangst du für diese Blüten? — „Ein Tausend;
Denn der Blüten sind wohl Zwanzig der Tausende hier.
Und von Zwanzig nur Einen, das find' ich billig.“ — Du bist schon
Glücklich, wenn du dereinst Einen von Tausend behälst.

26.

Sprich, wie werd' ich die Sperlinge los? so sagte der Gärtner:
Und die Raupen dazu, ferner das Käfergeschlecht,
Maulwurf, Erdfloh, Wespe, die Würmer, das Teufelsgezüchte? —
„Laß sie nur Alle, so frißt Einer den Anderen auf.“

27.

Klingeln hör' ich: es ſind die luſtigen
Schlittengeläute.
Wie ſich die Thorheit doch ſelbſt in
der Kälte noch rührt!
„Klingeln hörſt du? Mich deucht, es
iſt die eigene Kappe,
Die ſich am Ofen dir leiſ' um die
Ohren bewegt.“

28.

Seht den Vogel! er fliegt von einem
Baume zum andern.
Naſcht mit geſchäftigem Pick unter
den Früchten umher.
Frag' ihn, er plappert auch wol, und wird
dir offen verſichern,
Daß er der hehren Natur herrliche
Tiefen erpickt.

29.

Eines kenn' ich verehrt, ja angebetet zu Fuße;
Auf die Scheitel geſtellt, wird es von Jedem verflucht.
Eines kenn' ich, und feſt bedruckt es zufrieden die Lippe;
Doch in dem zweyten Moment iſt es der Abſcheu der Welt.

30.

Dieſes iſt es, das Höchſte, zu gleicher Zeit das Gemeinſte;
Nun das Schönſte, ſogleich auch das Abſcheulichſte nun.
Nur im Schlürfen genieße du das, und koſte nicht tiefer;
Unter dem reizenden Schaum ſinket die Neige zu Grund.

31.

Ein beweglicher Körper erfreut mich, ewig gewendet
Erſt nach Norden, und dann ernſt nach der Tiefe hinab.
Doch ein andrer gefällt mir nicht ſo; er gehorchet den Winden,
Und ſein ganzes Talent löſ't ſich in Bücklingen auf.

32.

Ewig wird er euch ſeyn der Eine, der ſich in Viele
Theilt, und Einer jedoch, ewig der Einzige bleibt.
Findet in Einem die Vielen, empfindet die Viele, wie Einen;
Und ihr habt den Beginn, habet das Ende der Kunſt.

Vier Jahrszeiten

Egmont.

Ein Trauerspiel

in fünf Aufzügen.

Von

Goethe.

Achte Ausgabe.

Leipzig,
bey Georg Joachim Göschen,
1788.

Frühling.

1.

Auf, ihr Distichen, frisch! Ihr muntern, lebendigen Knaben!
Reich ist Garten und Feld! Blumen zum Kranze herbey!

2.

Reich ist an Blumen die Flur; doch einige sind nur dem Auge,
Andre dem Herzen nur schön; wähle dir, Leser, nun selbst.

3.

Rosenknospe, du bist dem blühenden Mädchen gewidmet,
Die als die Herrlichste sich, als die Bescheidenste zeigt.

4.

Viele der Veilchen zuſammen geknüpft, das Sträußchen erſcheinet
Erſt als Blume; du biſt, häusliches Mädchen, gemeint.

5.

Eine kannt' ich, ſie war wie die Lilie ſchlank, und ihr Stolz war
Unſchuld; herrlicher hat Salomo keine geſehen.

6.

Schön erhebt ſich der Agley, und ſenkt das Köpfchen herunter.
Iſt es Gefühl? oder iſt's Muthwill? Ihr rathet es nicht.

7.

Viele duftende Glocken, o Hyacinthe, bewegſt du;
Aber die Glocken ziehn, wie die Gerüche, nicht an.

8.

Nachtviole, dich geht man am blenden-
den Tage vorüber;
Doch bey der Nachtigall Schlag
hauchest du köstlichen Geist.

9.

Tuberrose, du ragest hervor und ergetzest
im Freyen;
Aber bleibe vom Haupt, bleibe vom
Herzen mir fern!

10.

Fern erblick' ich den Mohn; er glüht.
Doch komm' ich dir näher,
Ach! so seh' ich zu bald, daß du die
Rose nur lügst.

11.

Tulpen, ihr werdet gescholten von sen-
timentalischen Kennern;
Aber ein lustiger Sinn wünscht auch
ein lustiges Blatt.

12.

Nelken, wie ſind' ich euch ſchön! Doch alle gleicht ihr einander,
Unterſcheidet euch kaum, und ich entſcheide mich nicht.

13.

Prangt mit den Farben Aurorens, Ranunkeln, Tulpen und Aſtern;
Hier iſt ein dunkles Blatt, das euch an Dufte beſchämt.

14.

Keine lockt mich, Ranunkeln, von euch, und keine begehr' ich;
Aber im Beete vermiſcht ſieht euch das Auge mit Luſt.

15.

Sagt! was füllet das Zimmer mit Wohlgerüchen? Reſeda,
Farblos, ohne Geſtalt, ſtilles beſcheidenes Kraut.

16.

Zierde wärſt du der Gärten; doch wo du
erſcheineſt, da ſagſt du:
Ceres ſtreute mich ſelbſt aus, mit
der goldenen Saat.

17.

Deine liebliche Kleinheit, dein holdes
Auge, ſie ſagen,
Immer: Vergiß mein nicht! immer:
Vergiß nur nicht mein!

18.

Schwänden dem inneren Auge die Bilder
ſämmtlicher Blumen,
Eleonore, dein Bild brächte das
Herz ſich hervor.

Sommer.

19.

Grauſam erweiſet ſich Amor an mir! O, ſpielet, ihr Muſen,
Mit den Schmerzen, die er, ſpielend, im Buſen erregt!

20.

Manuſcripte beſitz' ich, wie kein Gelehrter noch König;
Denn mein Liebchen, ſie ſchreibt, was ich ihr dichtete, mir.

21.

Wie im Winter die Saat nur langſam keimet, im Sommer
Lebhaft treibet und reift, ſo war die Neigung zu dir.

22.

Immer war mir das Feld und der Wald, und
der Fels und die Gärten
Nur ein Raum, und du machst sie,
Geliebte, zum Ort.

23.

Raum und Zeit, ich empfind' es, sind bloße
Formen des Anschauns,
Da das Eckchen mit dir, Liebchen,
unendlich mir scheint.

24.

Sorge! sie steiget mit dir zu Roß, sie
steiget zu Schiffe;
Viel zudringlicher noch packet sich
Amor uns auf.

25.

Neigung besiegen ist schwer; gesellet sich
aber Gewohnheit,
Wurzelnd allmählig zu ihr, un-
überwindlich ist sie.

26.

Welche Schrift ich zwey-, ja dreymal hinter einander
Leſe? Das herzliche Blatt, das die Geliebte mir ſchreibt.

27.

Sie entzückt mich, und täuſchet vielleicht. O, Dichter und Sänger,
Mimen! lernet ihr doch meiner Geliebten was ab.

28.

Alle Freude des Dichters, ein gutes Gedicht zu erſchaffen,
Fühle das liebliche Kind, das ihn begeiſterte, mit.

29.

Ein Epigramm ſey zu kurz, mir etwas Herzliches zu ſagen?
Wie, mein Geliebter, iſt nicht kürzer der herzliche Kuß?

30.

Kennſt du das herrliche Gift der unbefriedigten Liebe?
Es verſengt und erquickt, zehret am Mark und erneut's.

31.

Kennſt du die herrliche Wirkung der endlich befriedigten Liebe?
Körper verbindet ſie ſchön, wenn ſie die Geiſter befreyt.

32.

Das iſt die wahre Liebe, die immer und immer ſich gleich bleibt,
Wenn man ihr alles gewährt, wenn man ihr alles verſagt.

33.

Alles wünſcht' ich zu haben, um mit ihr Alles zu theilen;
Alles gäb' ich dahin, wär' ſie, die Einzige, mein.

G.H. BIRD
WILMAR.

34.

Kränken ein liebendes Herz, und ſchweigen müſſen; geſchärfter
Können die Qualen nicht ſeyn, die Rhadamant ſich erſinnt.

35.

Warum bin ich vergänglich, o Zeus? ſo fragte die Schönheit.
Macht' ich doch, ſagte der Gott, nur das Vergängliche ſchön.

36.

Und die Liebe, die Blumen, der Thau und die Jugend vernahmen's;
Alle gingen ſie weg, weinend, von Jupiters Thron.

37.

Leben muß man und lieben; es endet Leben und Liebe.
Schnitteſt du, Parze, doch nur beiden die Fäden zugleich:

Herbst.

38.

Früchte bringet das Leben dem Mann; doch hangen sie selten
Roth und lustig am Zweig, wie uns ein Apfel begrüßt.

39.

Richtet den herrschenden Stab auf Leben und Handeln, und lasset
Amorn, dem lieblichen Gott, doch mit der Muse das Spiel!

40.

Lehret! Es ziemet euch wohl, auch wir verehren die Sitte;
Aber die Muse läßt nicht sich gebieten von euch.

41.

Nimm dem Prometheus die Fackel, beleb', o Muse, die Menschen;

Nimm ſie dem Amor, und raſch quäl'
und beglücke, wie er.

42.

Alle Schöpfung iſt Werk der Natur. Von
Jupiters Throne
Zuckt der allmächtige Strahl, nährt
und erſchüttert die Welt.

43.

Freunde, treibet nur Alles mit Ernſt und
Liebe; die Beiden
Stehen dem Deutſchen ſo ſchön, den
ach! ſo Vieles entſtellt.

44.

Kinder werfen den Ball an die Wand, und
fangen ihn wieder
Aber ich lobe das Spiel, wirft mir
der Freund ihn zurück.

45.

Immer ſtrebe zum Ganzen, und kannſt du ſelber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied ſchließ' an ein Ganzes dich an.

46.

Wär't ihr, Schwärmer, im Stande, die Ideale zu faſſen,
O! ſo verehrtet ihr auch, wie ſich's gebührt, die Natur.

47.

Wem zu glauben iſt, redlicher Freund, das kann ich dir ſagen:
Glaube dem Leben; es lehrt beſſer als Redner und Buch.

48.

Alle Blüten müſſen vergehn, daß Früchte beglücken:
Blüten und Frucht zugleich gebet ihr Muſen allein.

50.

Schädliche Wahrheit, ich ziehe sie vor dem
nützlichen Irrthum.
Wahrheit heilet den Schmerz, den sie
vielleicht uns erregt.

51.

Schadet ein Irrthum wohl? Nicht immer:
aber das Irren
Immer schadet's. Wie sehr, sieht man
am Ende des Wegs.

52.

Fremde Kinder, wir lieben sie nie so sehr
als die eignen;
Irrthum, das eigene Kind, ist uns
dem Herzen so nah.

53.

Irrthum verläßt uns nie; doch zieht ein
höher Bedürfniß
Immer den strebenden Geist leise zur
Wahrheit hinan.

54.

Gleich ſey Keiner dem Andern; doch gleich ſey Jeder dem Höchſten.
Wie das zu machen? Es ſey Jeder vollendet in ſich.

55.

Warum will ſich Geſchmack und Genie ſo ſelten vereinen?
Jener fürchtet die Kraft; dieſes verachtet den Zaum.

56.

Fortzupflanzen die Welt ſind alle vernünftigen Diſcurſe
Unvermögend; durch ſie kömmt auch kein Kunſtwerk hervor.

57.

Welchen Leſer ich wünſche? den Unbefangenſten, der mich,
Sich und die Welt vergißt, und in dem Buche nur lebt.

58.

Dieſer iſt mir der Freund, der mit mir Strebenden wandelt;
Lädt er zum Sitzen mich ein, fehl' ich für heute mich weg.

59.

Wie beklag' ich es tief, daß dieſe herrliche Seele,
Werth, mit zum Zwecke zu gehn, mich nur als Mittel begreift!

60.

Preiſe dem Kinde die Puppen, wofür es begierig die Groſchen
Hinwirft; wahrlich! du wirſt Krämern und Kindern ein Gott.

61.

Wie verfährt die Natur, um Hohes und Niedres im Menſchen
Zu verbinden? Sie ſtellt Eitelkeit zwiſchen hinein.

62.

Auf das empfindſame Volk hab' ich nie
was gehalten; es werden,
Kommt die Gelegenheit, nur ſchlechte
Geſellen daraus.

63.

Franzthum drängt in dieſen verworrenen
Tagen, wie ehmals
Lutherthum es gethan, ruhige Bil-
dung zurück.

64.

Wo Parteyen entſtehn, hält jeder ſich
hüben und drüben;
Viele Jahre vergehn, eh' ſie die
Mitte vereint.

65.

„Jene machen Partey; welch unerlaub-
tes Beginnen!
Aber unſre Parthey, freylich, ver-
ſteht ſich von ſelbſt.“

66.

Willſt du, mein Sohn, frey bleiben, ſo lerne was Rechtes, und halte
Dich genügſam, und nie blicke nach oben hinauf!

67.

Wer iſt der edlere Mann in jedem Stande? Der ſtets ſich
Neiget zum Gleichgewicht, was er auch habe voraus.

68.

Wißt ihr, wie auch der Kleine was iſt? Er mache das Kleine
Recht; der Große begehrt juſt ſo das Große zu thun.

69.

Was iſt heilig? Das iſt's, was viele Seelen zuſammen
Bindet; bänd' es auch nur leicht, wie die Binſe den Kranz.

70.

Was iſt das Heiligſte? Das, was, heut und ewig, die Geiſter,
Tiefer und tiefer gefühlt, immer nur einiger macht.

71.

Wer iſt das würdigſte Glied des Staats? Ein wackerer Bürger;
Unter jeglicher Form bleibt er der edelſte Stoff.

72.

Wer iſt denn wirklich ein Fürſt? Ich hab' es immer geſehen,
Der nur iſt wirklich Fürſt, der es vermochte zu ſeyn.

73.

Fehlet die Einſicht oben, der gute Wille von unten,
Führt ſogleich die Gewalt, oder ſie endet den Streit.

Egmont.

Ein Trauerſpiel

in fünf Aufzügen.

74.

Republiken hab' ich gesehen, und das ist die beste,
Die dem regierenden Theil Lasten, nicht Vortheil, gewährt.

75.

Bald, es kenne nur Jeder den eigenen, gönne dem Andern
Seinen Vortheil, so ist ewiger Friede gemacht.

76.

Keiner bescheidet sich gern mit dem Theile, der ihm gebühret,
Und so habt ihr den Stoff immer und ewig zum Krieg.

77.

Zweyerley Arten gibt es, die treffende Wahrheit zu sagen:
Oeffentlich immer dem Volk, immer dem Fürsten geheim.

78.

Wenn du laut den Einzelnen schiltst,
er wird sich verstocken,
Wie sich die Menge verstockt, wenn
du im Ganzen sie lobst.

79.

Du bist König und Ritter, und kannst
befehlen und streiten;
Aber zu jedem Vertrag rufe den
Kanzler herbey.

80.

Klug und thätig und fest, bekannt mit
Allem, nach oben
Und nach unten gewandt, sey er
Minister und bleib's.

81.

Welchen Hofmann ich ehre? Den klärsten
und feinsten! Das Andre,
Was er noch sonst besitzt, kommt
ihm als Menschen zu gut.

82.

Ob du der Klügſte ſeyſt; daran iſt wenig gelegen;
Aber der Biederſte ſey, ſo wie bey Rathe, zu Haus.

83.

Ob du wachſt, das kümmert uns nicht, wofern du nur ſingeſt.
Singe, Wächter, dein Lied ſchlafend, wie mehrere thun.

84.

Diesmal ſtreuſt du, o Herbſt, nur leichte, welkende Blätter;
Gib mir ein andermal ſchwellende Früchte dafür.

Winter.

85.

Waſſer iſt Körper und Boden der Fluß.
Das neuſte Theater
Thut, in der Sonne Glanz, zwiſchen
den Ufern ſich auf.

86.

Wahrlich, es ſcheint nur ein Traum! Be-
deutende Bilder des Lebens
Schweben, lieblich und ernſt, über
die Fläche dahin.

87.

Eingefroren ſahen wir ſo Jahrhunderte
ſtarren,
Menſchengefühl und Vernunft ſchlich
nur verborgen am Grund.

88.

Nur die Fläche bestimmt die kreisenden
Bahnen des Lebens;
Ist sie glatt, so vergißt Jeder die
nahe Gefahr.

89.

Alle streben und eilen und suchen und
fliehen einander;
Aber Alle beschränkt freundlich die
glättere Bahn.

90.

Durch einander gleiten sie her, die
Schüler und Meister,
Und das gewöhnliche Volk, das in
der Mitte sich hält.

91.

Jeder zeigt hier, was er vermag; nicht
Lob und nicht Tadel
Hielte Diesen zurück, förderte Jenen
zum Ziel.

92.

Euch Präconen des Pfuſchers, des Meiſters
Verfiemerer, wünſcht' ich,
Mit ohnmächtiger Wuth, ſtumm hier
am Ufer zu ſehn.

93.

Lehrling du ſchwankeſt und zauderſt, und
ſcheueſt die glättere Fläche.
Nur gelaſſen! du wirſt einſt noch
die Freude der Bahn.

94.

Willſt du ſchon zierlich erſcheinen? und
biſt nicht ſicher. Vergebens!
Nur aus vollendeter Kraft blicket
die Anmuth hervor.

95.

Fallen iſt der Sterblichen Loos. So fällt
hier der Schüler,
Wie der Meiſter; doch ſtürzt dieſer
gefährlicher hin.

96.

Stürzt der rüſtigſte Läufer der Bahn,
ſo lacht man am Ufer;
Wie man bey Bier und Tabak über
Beſiegte ſich hebt.

97.

Gleite fröhlich dahin, gib Rath dem
werdenden Schüler,
Freue des Meiſters dich, und ſo
genieße des Tags.

98.

Siehe, ſchon nahet der Frühling; das
ſtrömende Waſſer verzehret
Unten, der ſanftere Blick oben der
Sonne, das Eis.

99.

Dieſes Geſchlecht iſt hinweg, zerſtreut
die bunte Geſellſchaft;
Schiffern und Fiſchern gehört wieder
die wallende Fluth.

100.

Schwimme, du mächtige Scholle, nur hin!
und kommſt du als Scholle
Nicht hinunter, du kommſt doch wohl
als Tropfen ins Meer.

Epilog zum Trauerſpiele Eſſex, im Charakter der Königinn.

Und Eſſex nicht? — Unſelige, kein Wort!
Ihr tretet auf, den Edlen trägt man fort!
Die Schwäche wird, die Liſt zu ſpät verbannt:
Ich traut' euch noch, ob ich euch ſchon gekannt,
Wie einer, der, zu eigenem Gericht,
Die Schlange nährt, und wähnt, ſie ſteche nicht.
Kein Laut, kein Hauch beleidige mich hier!
Eſſex verſtummt und ſo verſtummt auch ihr!
Nun zeige ſich mein ungebeugter Sinn;
Verſchwindet all'! Es bleibt die Königinn.
(Alles entfernt ſich, ſie tritt vor.)

Sie bleibe! ja! an dieſem Tag voll Graun,
Mit ſchnellem Blick ihr Leben zu beſchaun:
Denn ihr geziemt's, ſo hoch hinauf geſtellt,
Des Glücks Gebieterinn, die Luſt der Welt,

Sich immer ſelber gleich, da klar zu ſehn,
Wo andre, dumpf gedrückt, im Traume
gehn.

Wer Muth ſich fühlt in königlicher Bruſt,
Er zaudert keineswegs, betritt mit Luſt
Des Stufenthrons untergrabne Bahn,
Kennt die Gefahr und ſteigt getroſt hinan;
Des goldnen Reifes ungeheure Laſt
Er wägt ſie nicht, entſchloſſen, wie gefaßt,
Drückt er ſie fröhlich auf das kühne Haupt
Und trägt ſie leicht, als wie von Grün
umlaubt.

So thateſt du. — Was noch ſo weit entfernt,
Haſt du dir anzueignen ſtill gelernt;
Und was auch Wildes dir den Weg ver-
rannt,
Du haſt's geſehn, betrachtet und erkannt. —
Des Vaters Wuth, der Mutter Mißgeſchick,
Der Schweſter Haß, das alles blieb zurück,
Blieb hinter dir, indeſſen du gebeugt
Mit hohem Sinn dich in dir ſelbſt erzeugt,

Personen.

Margarete von Parma, Tochter Karls des Fünften. Regentinn der Niederlande.

Graf Egmont, Prinz von Gaure.

Wilhelm von Oranien.

Herzog von Alba.

Ferdinand, sein natürlicher Sohn.

Machiavell, im Dienste der Regentinn.

Richard, Egmonts Geheimschreiber.

Silva, } unter Alba dienend.
Gomez, }

Clärchen, Egmonts Geliebte.

Ihre Mutter.

Brackenburg, ein Bürgerssohn.

Soest, Krämer, }
Jetter, Schneider, } Bürger von Brüssel.
Zimmermann, }
Seifensieder, }

Buyck, Soldat unter Egmont.

Ruysum, Invalide und taub.

Vansen, ein Schreiber.

Volk, Gefolge, Wachen u. s. w.

Der Schauplatz ist in Brüssel.

Und im Gefängniß hart behandelt, Friſt'
Zu bilden dich gewannſt das was du biſt.
Ein froher Tag erſchien, er rief dich an,
Man rief dich aus, und ſo war es gethan:
„Die Königinn, ſie lebe!" Nun, du ſtandſt,
Und ſteheſt noch, troz dem was du empfandſt,
Und troz der Feinde, die mit Krieg und Tod
Von auſſen und von innen dich bedroht,
Des Papſtes heilger Grimm, des Spaniers Neid,
So vieler Freyer Unbeſcheidenheit,
Der Großen tückiſch aufgeregter Sinn,
Verräther viel, ſelbſt eine Königinn, —
Und Dieſer denn zulezt! — Das trag' ich hier!
Die ſchnöde Welt, was weiß ſie denn von mir?
Schauſpielerin! ſo nennen ſie mich all,
Und Schau zu ſpielen iſt ja unſer Fall.
Die Völker gaffen, reden, wähnen viel,
Was wollen ſie denn anders als ein Spiel?

Verſtellt man ſich denn einzig auf dem Thron?
Dort ſpielt ein Kind und das verſtellt ſich ſchon.

Doch mit dir ſelbſt, in Glück und in Gefahr,
Eliſabeth, dir ſelbſt getreu und wahr,
Mit Recht verſchloſſen. — Welches zweite Herz
Vermag zu theilen königlichen Schmerz?
Die falſche Welt, ſie buhlt um unſern Schatz,
Um unſre Gunſt, ſogar um unſern Platz,
Und machſt du je dir den Geliebten gleich,
Nicht Liebe gnügt, er will das Königreich.
So war auch dieſer. — Und nun ſprich es aus:
Dein Leben trugen ſie mit ihm hinaus. —
Der Menſch erfährt, er ſey auch wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag.

Dieß giebt man zu, doch wer geſteht ſich frey,
Daß dieſe Liebe nun die letzte ſey;
Daß ſich kein Auge mehr mit froher Glut
Zu unſerm wendet, kein erregtes Blut,
Das überraſchtem Herzen leicht entquoll,
Verräthriſch mehr die Wange färben ſoll:
Daß kein Begegnen möglich, das entzückt,
Kein Wiederſehn zu hoffen, das beglückt,
Daß von der Sonne klarſtem Himmelspracht
Nichts mehr erleuchtet wird. — Hier iſt es Nacht, —
Und Nacht wird's bleiben, in der hohlen Bruſt.
Du blickſt umher und ſchaueſt, ohne Luſt,
So lang die Parze deinen Faden zwirnt,
Den Sternenhimmel, den du ſelbſt geſtirnt,
Und ſuchſt vergebens um dein fürſtlich Haupt
Den ſchönſten Stern, den du dir ſelbſt geraubt;

Das andre ſcheint ein unbedeutend Heer,
Geſteh dir's nur! denn Eſſex lebt nicht
mehr.

War er dir nicht der Mittelpunkt der
Welt?
Der liebſte Schmuck an allem, was gefällt?
War nicht um ihn Saal, Garten und Gefild
Als wie der Rahmen um ein koſtbar Bild?
Das holde Bild, es war ein eitler Traum;
Das Schnitzwerk bleibt und zeigt den lee-
ren Raum.

Wie ſchritt er nicht ſo frey, ſo muſterhaft!
Des Jünglings Reize mit des Mannes
Kraft;
Wie lauſcht ich gern dem wohlbedachten
Rath!
Erſt reine Klugheit, dann die raſche That;
Gemäßigt Feuer erſt, dann Flammen-Gluth,
Und königlich war ſelbſt ſein Uebermuth.

Doch ach! zu lange haſt du dir's verhehlt:
Was iſt das alles, wenn die Treue fehlt,
Und wenn der Günſtling, gegen uns er-
grimmt,
Das rauben will, was wir ihm frey be-
ſtimmt,
Wenn unſre Macht, zu eigenem Verdruß,
Wo ſie belohnen wollte, ſtrafen muß!

Er iſt geſtraft — ich bin es auch! wohlan
Hier iſt der Abſchluß! Alles iſt gethan
Und nichts kann mehr geſchehn! Das Land,
das Meer,
Das Reich, die Kirche, das Gericht, das
Heer,
Sie ſind verſchwunden, alles iſt nicht mehr!

Und über dieſes Nichts du Herrſcherinn!
Hier zeige ſich zuletzt dein feſter Sinn,
Regiere noch, weil es die Noth gebeut,
Regiere noch, da es dich nicht mehr freut,
Im Purpurmantel und mit Glanz gekrönt!
Dich ſo zu ſehen, iſt die Welt gewöhnt,

So unerſchüttert zeige dich am Licht,
Wenn dir's im Buſen morſch zuſammen-
bricht.

Allein wenn dich die nächtlich ſtille Zeit
Von jedem Auge, jedem Ohr befreyt,
In deiner Zimmer einſamſten Gemach
Entledige ſich dein gerechtes Ach!
Du ſeufzeſt! — Fürchte nicht der Wände
Spott,
Und wenn du weinen kannſt, ſo danke
Gott!

Und immer mit dir ſelbſt, und noch ein-
mal,
Erneuet ſich die ungemeßne Quaal.
Du wiederholſt die ungemeßne Pein:
Er iſt nicht mehr, auch du hörſt auf zu
ſeyn —
So ſtirb Eliſabeth mit dir allein!

Inhalt.

Epigramme.

Seite

Von Venedig. Hundert und drey. 5.

Weissagungen des Bakis. Zwey und dreyßig . . . . . 54.

Vier Jahrszeiten. Hundert . . . 77.

Epilog zum Trauerspiele Essex im Charakter der Königinn. . . 104.

Zur Kenntniß

der

böhmischen Gebirge.

Erſter Aufzug.

Armbruſtſchießen.

Soldaten und Bürger mit Armbrüſten.

Jetter, Bürger von Brüſſel, ein Schneider, tritt her und ſpannt die Armbruſt. Soeſt, Bürger von Brüſſel, ein Krämer.

Soeſt.

Nun ſchießt nur hin, daß es alle wird! Ihr nehmt mir's doch nicht! Drey Ringe ſchwarz, die habt ihr eure Tage nicht geſchoſſen. Und ſo wär' ich für dieß Jahr Meiſter.

Was ich dort gelebt, genoſſen,
Was mir all dorther entſproſſen,
Welche Freude, welche Kenntniß,
Wär' ein allzulang Geſtändniß!
Mög es jeden ſo erfreuen,
Die Erfahrenen, die Neuen!

9
1475

Carlsbad.

Vor geraumen Jahren verweilte ich einen glücklichen Sommer an der heißen Heilquelle, in Gesellschaft des edlen, für Kunst und Wissenschaft immer thätigen von Racknitz, an dessen Freundschaft und Umgang ich der vergnüglichsten Belehrung genoß. Er hatte schon bedeutende Kenntnisse des Mineralreichs aus der ersten Hand empfangen, die Akademie in Freiberg wirkte mächtig auf Sachsen, auf Deutschland, unser umsichtige junge Fürst hatte Carl Wilhelm Voigt dorthin gesandt, um sich theoretisch und praktisch zu solchen Geschäften auszubilden. Auch ich ward veranlaßt mich in dem anorganischen Reiche um-

zuſehen, deſſen Theile ſich aufzuklären ſchienen, und auf deſſen Ganzes man mit mehrerem Zutrauen hinzuſchauen wagte.

Hier am Orte fühlte ich nun zuerſt welche groſſe Gabe auch der geſelligen Unterhaltung, durch eine ſolche aufkeimende Wiſſenſchaft, mit geprüften Freunden ſo wie mit Neubekannten gegeben ſey. In freyer Luft, bey jedem Spaziergang, er führe nun durchs ruhige Thal, oder zu ſchroffen, wilden Klippen, war Stoff und Gelegenheit zu Beobachtung, Betrachtung, Urtheil und Meynung; die Gegenſtände blieben feſt, die Anſichten bewegten ſich aufs mannigfaltigſte.

Nöthigte ein widerwärtiges Wetter die Naturfreunde ins Zimmer, ſo hatten ſich auch da ſo viele Muſterſtücke gehäuft, an denen man das Andenken der gröſten Gegenſtände wieder beleben, und die, auch den kleinſten Theilen zu widmende Aufmerkſamkeit prüfen und ſchärfen konnte. Hiezu war der Steinſchneider Joſeph Müller auf das treufleißigſte behülflich; er hatte zuerſt die Carlsbader Sprudelſteine, die ſich vor allen Kalkſintern der Welt vortheilhaft auszeichnen, in ihrer eigenthümlichen Schönheit und Mannigfaltigkeit, geſammelt, geſchnitten, geſchliffen und bekannt gemacht. Daneben verſäumte derſelbe nicht auch auf andere geologiſche Denkwürdigkeiten ſeine Aufmerkſamkeit gleichfalls zu richten; er verſchaffte die merkwürdigen, aus dem verwitternden Granit ſich ablöſenden Zwillingskryſtalle und andere

Muſterſtücke der an mannigfaltigen Erzeugniſſen ſo reichen Gegend.

Die Briefe welche hierauf der ſcharfblickende, bedächtige, genaue, emſige von Racknitz an den lebhaft umherſchauenden, beobachtenden, erläuteruden, erklärenden, meynenden und wähnenden von Veltheim ſchrieb und drucken ließ, dienten mir bey wiederholtem Beſuch jener Uegegend zum feſten Anhaltspunkte, und ich entfernte mich niemals von dem geliebten Ort, ohne Gewinn an Belehrung und Bildung.

Nach einem Zwiſchenraum ſo mancher Jahre verfügte ich mich wieder dahin, ich fand die Gegend immer dieſelbe, ſo auch den wackern Müller, an Tagen älter, in ununterbrochener Jünglingsthätigkeit; er hatte ſeine Studien über die ganze Gegend ausgedehnt, und ſeine Sammlung, vom Grundgebirge an, durch alle Uebergänge bis zu den pſeudo-vulkaniſchen Erſcheinungen verbreitet. Er theilte mir einen ſchriftlichen Aufſatz mit, deſſen Redaction er wünſchte; wir kamen über eine gewiſſe Anordnung überein, wie ſie in dem nachſtehenden Verzeichniß beliebt iſt, und ſo wurden auch die Gedanken dieſes braven Mannes, inſofern ich ſie mir aneignen konnte, mit meinen Ueberzeugungen verſchmolzen, der daraus entſprungene Aufſatz, unter Theilnahme und Mitwirkung des Doctor Riemer, der mir in äſthetiſchen und wiſſenſchaftlichen Arbeiten viele Jahre treulich beygeſtanden, auf der Stelle verfaßt und abgedruckt.

Dieſe wenigen Blätter gaben zeither den Beſuchenden Fingerzeige, wornach ſie die Gegend beſchauen und ſich nach eigner Sinnesweiſe daran belehren könnten. Möge nun auch dieß erneuerte Denkmal einer von mir immer treulich fortgeſetzten Bemühung nicht ohne Nutzen für unſere Nachreiſenden bleiben.

Jena, den 1. Juli 1817.

Goethe.

Joſeph, Müllerische Sammlung.

Die Felſen und Berge, von denen man ſich in Karlsbad umgeben ſieht, beſtehen, was ihre Gipfel betrifft, ſämmtlich, die meiſten aber auch bis zu ihrem Fuß herab, aus Granit, welcher feinkörnig (1. 2.) und grobkörnig (3. 4.) in mancherley Abwechslung vorkommt.

Große Theile rhombiſchen Feldſpathes zeigen ſich auffallend in der grobkörnigen Art. Sie deuten ſowohl ihrer innern Structur, als äußern Form nach auf eine Kryſtalliſation, welche ſich bald entſchiedener ausſpricht. Denn es giebt große Maſſen des Karlsbader Granits, worin man vollkommene Kryſtalle, und zwar von ſehr complicirter Bildung antrifft (5.). Es ſind

Doppelkryſtalle, welche aus zwey in- und übereinander greifenden Kryſtallen zu beſtehen ſcheinen, ohne daß man jedoch den einen ohne den andern einzeln denken könnte. Ihre Form iſt durch Beſchreibung nicht wohl vor die Einbildungskraft zu bringen, man kann ſich ſolche aber im Ganzen als zwey ineinander gefügte rhombiſche Tafeln vorſtellen (6. 7. 8.).

Die größten, welche wir aufgefunden, ſind drey Zoll lang, und drittehalb Zoll breit, die kleinſten etwa von der Länge eines Zolls und in gleichem Verhältniſſe breit; wiewohl auch bey größeren und kleineren öfters Länge und Breite mit einander übereinkommt. Sie ſind in den Granit innig verwachſen, und in ſofern er nicht verwitterlicher Art iſt, geben ſie den Platten deſſelben, dergleichen hier als Trittſteine vor den Häuſern liegen, ein ſchönes porphyrartiges Anſehen, beſonders wenn ſie vom Regen abgeſpült worden. Will man ſie in den Granitblöcken kennen lernen, ſo ſteige man hinter dem Hammer den Dorf- und Waldweg hinauf.

Von ihrer eigentlichen merkwürdigen Bildung aber würden wir keinen deutlichen Begriff haben, wenn der Granit, der ſie enthält, nicht manchmal dergeſtalt verwitterte, daß die Umgebung zu Sand und Gruß zerfiele, die Kryſtalle ſelbſt aber feſt und unverändert zur Freyheit kämen; wobey jedoch zu beobachten iſt, daß ſie bald aufgeleſen werden müſſen, weil auch ſie durch Zeit und Witterung zerfallen, wenigſtens brüchig werden.

Kennen wir ſie nun in ihrer einfachen Doppelgeſtalt, ſo finden wir ſie auch mit einander auf vielfache Weiſe verbunden. Theils iſt Tafel auf Tafel aufgewachſen, theils ſind mehrere unregelmäßig zuſammengehäuft. Manchmal ſind zwey ſolcher Doppelkryſtalle in Kreuzform innig vereint. Sehr ſelten erſcheinen ſie zu weißer Porzellanerde verwittert. Auch die kleinern Bruchſtücke, die man von ihnen findet, behalten noch immer das Anſehen und die Eigenſchaften des Feldſpathes.

Hierauf legen wir, um mehrerer Mannigfaltigkeit willen, Muſterſtücke entfernterer Granitarten bey, als von Fiſchern (9.), von Dallwitz (10.) und eine ſonſtige Abänderung (11.).

Nach dieſem zieht ein feinkörniger Granit, der an mehreren Orten des hieſigen Gebirges vorkommt, unſere Aufmerkſamkeit an ſich. Er hat eine röthliche Farbe, die an den Lepidolith erinnert, und zeigt auf dem friſchen Bruche kleine braunrothe Flecken (12.).

Beobachtet man dieſe näher und an mehreren Beyſpielen, ſo wird man bald gewahr, daß auch hier eine Kryſtallform angedeutet iſt. Verwittert nun gar das Geſtein bis auf einen gewiſſen Grad, ſo findet man, indem man es auseinander ſchlägt, völlig ausgebildete Kryſtalle, jedoch mit der Eigenheit, daß ſie nur mit einem Theile aus dem Geſtein hervorragen, der andere aber in demſelben feſt verwachſen bleibt (13.); wie uns denn kein völlig loſer, vollſtändiger Kryſtall der Art jemals vorgekommen.

An Gestalt gleichen sie jenen erstenerwähnten Doppelkrystallen des Feldspathes; nur überschreiten sie selten einen Zoll, die gewöhnlichsten erreichen kaum einen halben.

Ihre Farbe ist ursprünglich braunroth, die sich auch wohl äußerlich gegen das Violblaue zieht; doch gehn sie öfters in eine weiße Porzellanerde über (14.). Zerschlägt man ein Stück dieses Gesteins, das man von einer ganz frischen Stelle, welche im Steinbruche erst entblößt worden, weggenommen; so findet man den Bruch der Krystalle stets vollkommen roth. Erleidet aber dieses Gestein den Einfluß der Witterung, so fängt die Veränderung von außen an, da, wo die Krystalle mit dem Muttergestein zusammenhängen, und zieht sich nach und nach gegen das Innere. Die rothe Farbe verschwindet und macht der weißen Platz, welche den ganzen Krystall endlich durchdringt, der nun aber auch zugleich seine Consistenz verliert, und beym Zerschlagen des Steins seine Form nicht mehr entschieden behalten kann.

Untersucht man ferner die Mannigfaltigkeit der Karlsbader Granite, so findet man mehrere Stellen, welche auf ein Talkartiges hindeuten. Die grüne Farbe zeigt und verbreitet sich durch das Gestein, und an den Ablosungen läßt sich ein glänzendes Festes beobachten, das man für nephritisch ansprechen möchte.

In einem gewissen Granit, der an mehreren Orten zwischen dem andern ansteht und oft einen rothen, von Quarzkörnern durchsäten Feldspath enthält, wobey der Glimmer kaum merklich ist, finden sich Krystalle

den vorbeſchriebenen ähnlich, der Größe nach nie einen Zoll erreichend, an Farbe gelbgrünlich, übrigens von völlig ſpeckſteinähnlichem Anſehn (15.). Wie nun die grüne Farbe dem ganzen Geſtein angehört, ſo ſcheint ſie auch urſprünglich den Kryſtallen eigen zu ſeyn: denn ſie bleiben ſich unter allen Umſtänden gleich, und laſſen ſich nicht, wie jene rothen, auf dem Uebergang in einen andern Zuſtand, in eine andere Farbe betreffen und beobachten. Feſt und vollkommen ſowohl, als verwittert und zerbröckelt behalten ſie ihre grüne Farbe und das ſpeckſteinartige Anſehn. Niemals erreichen ſie die Größe eines Zolls; doch laſſen ſie uns jene oben erwähnte kryſtalliſche Doppelgeſtalt bey dem Maaß von drey Linien noch deutlich genug erblicken (16.).

Wir verlaſſen nunmehr dieſe Kryſtalliſationen und ſuchen den Feldſpath auf, wie er auch als Maſſe zwiſchen und neben dem Granit gefunden wird. Der ſchönſte zeigt ſich in der Dorotheen-Aue als Gang; ſeine Flächen ſpiegeln ſehr lebhaft, ſeine Farbe zieht ſtellenweiſe aus dem Fleiſchrothen ins Grünliche, und man durfte ihn daher gar wohl mit der Adularia vergleichen (17.).

Weniger edel, doch rein und mächtig, tritt er bey Daſſwitz neben und unter dem Granit in großen Maſſen hervor (18.). Er verwandelt ſich in dem Porzellan-Feuer zu einem ſchönen weißen, dem Fettquarz ähnlichen Körper (19.), welchen man zur Fabrication des Steinguts zu nützen weiß.

Jetter. Meister und König dazu. Wer mißgönnt's euch? Ihr sollt dafür auch die Zeche doppelt bezahlen; ihr sollt eure Geschicklichkeit bezahlen, wie's recht ist.

Buyck,

ein Holländer, Soldat unter Egmont.

Jetter, den Schuß handl' ich euch ab, theile den Gewinst, traktire die Herren: ich bin so schon lange hier und für viele Höflichkeit Schuldner. Fehl' ich, so ist's als wenn ihr geschossen hättet.

Soest. Ich sollte drein reden: denn eigentlich verlier' ich dabey. Doch, Buyck, nur immerhin.

Buyck schießt. Nun, Pritschmeister, Reverenz! — Eins! Zwey! Drey! Vier!

Soest. Vier Ringe? Es sey!

Alle. Vivat, Herr König, hoch! und abermal hoch!

In und an dem Granit von Engelhaus finden sich mancherley Abweichungen. Besonders merkwürdig sind Stellen desselben, wo sich in dem Feldspath erst Quarztheile unregelmäßig eingestreut befinden, nachher aber Quarz und Feldspath zusammen einen vollkommenen Schriftgranit bilden (20.).

Eben so zeigt sich in dieser Gegend ein Feldspath, auf welchen der Glimmer Einfluß gehabt, von dendritischem Ansehn. Die Zweige breiten sich aus, zärter oder stärker, wobey der Glimmer sich bald deutlicher sehen läßt, bald sich verbirgt, jedoch immer hie und da silberweiß in einzelnen Blättern zum Vorschein kommt (21. 22.).

Bey Karlsbad, sowohl diesseits als jenseits der Eger, trifft man in einem sehr feinkörnigen Granit den Glimmer an, der sich nesterweise zusammengezogen, und seine nächste Umgebung völlig verlassen, welche deßwegen weißer als das übrige Gestein erscheint (23.). Innerhalb dieser Nester, in welchen der Glimmer mehr oder weniger undeutlich wird, fängt man den Schörl zu bemerken an; wie man denn auch dieses letztere Mineral, theils nesterweise, theils durch den Granit vertheilt, entschieden deutlich antrifft (24.).

Haben wir uns bisher mit dem Urgebirg beschäftigt, und an demselben theilweise manches gefunden, was auf den Uebergang in eine andere Epoche deuten möchte; so gelangen wir nunmehr an eine Gebirgs- oder vielmehr Gesteinart, die, indem sie den vorigen nahe verwandt ist, unsere Betrachtung weiter leitet.

Feinkörniger Granit, demjenigen ähnlich, in welchem wir die Glimmernester angetroffen, enthält schmale Gänge von Hornstein (25.). Sie kommen vor als Haarklüfte, sodann in der Breite einer Linie bis über zwey Zoll, gehen in dem Granit neben einander her, und fassen, indem sie sich durch einander schlingen, größere oder kleinere Theile desselben (26.).

Eine Steinart, welche diesen Hornstein vorzubereiten scheint, zeigt sich, jedoch seltner, als ein schweres weißliches Thongestein, das am Stahle Feuer giebt, und sich überhaupt in seinem ganzen Wesen dem Jaspis nähert (27.). Man findet es gleichfalls mit dem Granit verbunden; und es lassen sich Stücke vorweisen, woran der Uebergang in jenen vollkommenen Hornstein deutlich zu erkennen ist.

Die stärkeren Gänge des reinen Hornsteins enthalten kleine Nester von Granit, wobey zu bemerken ist, daß die Granittheile durchaus scharfkantig und keineswegs abgerundet erscheinen (28.).

Nunmehr findet sich auch die Masse des Hornsteins mächtiger, welche größere oder kleinere Granittheile in sich enthält (29.), die jedoch dergestalt eingesprengt und verwachsen sind, daß man die enthaltende Masse mit der enthaltenen als gleichzeitig ansprechen muß; wie denn auch dergleichen Stücke ein völlig porphyrartiges Ansehen haben.

Innerhalb dieser Steinart tritt nun auch der Kalk bedeutend hervor, indem er zuerst schmale Klüfte und kleine Räume zwischen dem Granit und Hornstein, als ein feiner weißer Kalkspath ausfüllet (30.). Hier zeigt

ſich zugleich der Hornſtein von einem Eiſenocker durchdrungen und überzogen. Er wird im Bruche erdiger und matter, und legt nach und nach ſeinen entſchiedenen Character völlig ab.

Der Kalkſpath nimmt überhand, ſo, daß er zuletzt ſchichtweiſe, theils dicht, theils kryſtalliſirt vorkommt (31.). Nicht weniger findet ſich ein Kalkſtein von körnigem Gefüge und iſabellgelber Farbe, der in größeren Partieen einen Beſtandtheil des Ganzen ausmacht (32.), bis ſich zuletzt abermals der Kalkſpath als eine über zwey Zoll ſtarke Schale von Eiſenocker durchdrungen, und ſchwarzbraun gefärbt, an die Gebirgsart anlegt (33.), mit welcher derſelbe zwar feſt und urſprünglich verwachſen iſt, ſich aber an kleinen Muſtern ſchwerer in dieſer Verbindung darſtellen läßt, weil die anliegenden Schalen, bey dem Zerſchlagen der größeren Stücke, ſich leicht abſondern.

Auch kommt in dieſer Geſteinart der Schwefelkies vor, in dem Hornſtein eingeſchloſſen, von Quarz durchdrungen, in unbeſtimmten Figuren, doch manchmal zum Viereck ſich hinneigend (34.).

Daß dieſe Gebirgsart auf der Oberfläche durchlöchert, verwittert, mit Eiſenocker überzogen, in einer unſcheinbaren wilden Geſtalt ſich finde, läßt ſich aus dem obigen ſchließen; wie wir denn manche, einem genauen Beobachter intereſſante Abweichungen und Abänderungen gegenwärtig übergehen.

Dieſes von der fünf und zwanzigſten bis zur vier und dreyßigſten Nummer beſchriebene Geſtein läßt ſich an Ort und Stelle kaum noch beobachten, indem es

da, wo es von Altersher der Luft und Witterung ausgesetzt, frey, wie z. B. am Bernhardsfelsen, ansieht, verwittert und unscheinbar geworden ist, frischere Stellen aber nur bey Gelegenheit verschiedener Anlagen und Baue bemerkt, und daher unsere Musterstücke gesammelt werden konnten, welche Plätze gegenwärtig verschüttet und vermauert sind. Doch wer Zeit und Aufmerksamkeit anwenden mag, kann sich überzeugen, daß gedachtes Gestein sich an den Fuß des Hirschsprunges als ein Vorgebirg anlege, und den Schloßberg bilde.

Seine größte Höhe mag etwa 50 Fuß über dem Fluß betragen, den es eine starke Krümmung zu machen nöthigt. Nur an und in dieser Gesteinart entspringen die warmen Wasser. Sie erstreckt sich von der Johannisbrücke bis zum neuen Hospital in einer Länge von etwa 600 Schritt.

Innerhalb dieses Bezirks befinden sich alle warmen Brunnen, die meisten auf der linken Seite des Flusses, der stärkste und heftigste auf der rechten. Man kann sich ihren Zusammenhang auf mancherley Weise vorstellen; genug, der oben bezeichnete ganze Bezirk ist fähig, an jeder Stelle mineralisches Wasser hervorzubringen; wovon man sich jedoch gegenwärtig, da der ganze Raum meistens bebaut und bepflastert ist, nicht leicht eine Vorstellung machen kann.

Doch lassen uns mehrere Stellen des Flußbettes selbst dieses wahre Verhältniß augenfällig werden. Unmittelbar von der Sprudeldecke den Tepelfluß hinabwärts, quillt an mehr als einer Stelle entwickelte Luft gewaltsam empor; so wie man von der Gallerie des

Neubrunnens die in dem Fluß aufsteigenden Blasen deutlich gewahr wird. Eben dieses geschieht zwischen diesen beyden Punkten, wo das Flußbette nicht durch das Mühlwehr verbaut, oder von hergeschwemmten Felsstücken und Geschieben verschüttet ist. Hiebey gedenke man, daß in der Gegend des Rathhauses vormals eine bedeutende Quelle gewesen; daß oberhalb desselben noch jetzt der Schloßbrunnen quillt; daß in den Kellern auf dem Markte sich öfters dergleichen Anzeichen hervorthun; daß man auf dem Platze selbst in früheren Zeiten, ehe das Pflaster erhöht wurde, nach einem Regen, die sich unterirdisch entwickelnde Luft in Blasen aufsteigen sah. Ferner beobachte man, wie von dem Mühlbade an bis über den Bernhardsfelsen, aus tausend Ritzen des Gesteins mineralisches Wasser mehr oder weniger warm hervordringt.

Wie nun dasselbe seinen irdischen Gehalt, besonders Kalk und Eisen, deren Gegenwart wir oben in dem Muttergestein dargethan haben, an freyer Luft offenbaren, wie es sich selbst überbauen, Erhöhungen, Hügel, Klüfte, Kanäle und Gewölbe aus sich selbst hervorbringen, nach und nach ab- und aufsetzen könne, und sich selbst ein Behälter zu bilden im Stande sey, besonders wenn man einer freywirkenden Natur Jahrtausende Zeit läßt, davon kann man sich bey dem Ablauf des Sprudels und des Neubrunnens in größerem und kleinerem Maaßstab einen Begriff machen.

Musterstücke dieses von uralten Zeiten her entstandenen, und noch täglich vor unsern Augen entstehen-

den Gesteins liegen mehrere bey. Es ist ein Kalksinter, der vor allen übrigen, welche in der bekannten Welt entstehen, sich auszeichnet, und der durch seine verschiedenen Lagen und Farben, durch die schöne Politur, die er annimmt, zuerst auf die hiesigen Steinarten aufmerksam gemacht hat.

Man kann ihn seinen Farben und seiner Härte nach betrachten und ordnen. Was die Farbe betrifft, so erscheint derjenige, der sich mit Zutritt der atmosphärischen Luft gebildet hat, braun und braunroth, indem sich die eisenhaltige Natur des Wassers offenbart, und in den kleinsten Theilen des Gesteins entwickelt. Von dieser Farbe ist mehr oder weniger dasjenige Gestein, das sich beym Ablauf des Sprudels, ferner an Behältern, Röhren, Rinnen und anderem Holzwerk ansetzt (33.). Braunroth sind alle incrustirte natürliche oder künstliche Körper; Blumen, Früchte, Krebse, Töpferwaare, welche man absichtlich dem Anspritzen des Sprudels aussetzt, um den Curgästen ein wunderſames Andenken von Karlsbad zu bereiten.

Weiß dagegen war der Kalksinter, der sich in einer verschlossenen Röhre bildete, die man vom Schloßbrunnen nach dem Marktbrunnen einen Winter durch hingeleitet, um das Einfrieren des letztern zu verhüten. Weiß übersintert ist durchaus das Tannenreis, das Stroh und andere Materialien, womit man in früherer Zeit die Oeffnungen unregelmäßiger Ausbrüche des Sprudels verstopfte, und welche später durch verschiedene Zufälligkeiten wieder an den Tag gekommen sind (36.).

Daß dieſe Verſinterung ſchichtweiſe geſchehe, folgt aus der Sache ſelbſt. Daß in dieſe Schichten, in ſo fern ſie in freyer Luft gebildet werden, ein grünes vegetabiliſches Weſen, eine Ulva, mit aufgenommen und einkryſtalliſirt werden könne, iſt eben ſo natürlich und läßt ſich täglich mit Augen ſchauen (37.).

Von der Entſtehung der übrigen Muſterſtücke kann man nur muthmaßliche Rechenſchaft geben. Dieſe verſchiedenen Arten und Abänderungen ſind wahrſcheinlich innerhalb der Gewölbe ſelbſt, theils durch Andünſtung, theils durch Anſpritzung, von den älteſten Zeiten her entſtanden. Die vorzüglichſten Arten kamen beym Grundgraben der Kirche zum Vorſchein; woher ſich denn auch noch die gegenwärtigen Muſterſtücke ſchreiben. Ihre Farben ſind mannigfaltig, und ihre Härte verſchieden.

Die weniger harten zeigen insgeſammt durch ihre braune Farbe die Gegenwart des Eiſens. Hiezu kann auch ein gelblich weißer, aus Zickzack gebogenen Lagen beſtehender Sprudelſtein gerechnet werden (38. 39. 40.); ferner ſolche, an denen helle und dunkle fleiſchrothe Lagen abwechſelnd zu ſehen ſind (41. 42.).

Am angenehmſten fallen die von der härteſten Art in die Augen, welche eine ſo ſchöne Politur annehmen, daß man ſie für Chalcedon und Onyx halten ſollte (43. 44. 45.). Dieſe Stücke ſind gewiß in den älteſten Zeiten entſtanden, und daß ſich ſolche noch gegenwärtig im Tiefſten der heißen Räume erzeugen, bleibt höchſt

wahrscheinlich, da hier die Natur auf eine einfache und gleiche Weise immer fortwirkt.

Die bisher vorgeführten Sinterarten haben sich an festen Punkten und Flecken, an Wänden und Gewölben erzeugt. Wir finden nun eine nicht weniger interessante Art, die aus dem Kalksinter besteht, der sich um einen frey schwimmenden und immerfort bewegten Punct angesetzt, woraus größere oder kleinere erbsenförmige Körper entstanden, die sich nach und nach zu ganzen Massen verbunden, und die sogenannten Erbsensteine gebildet; wovon sehr schöne, mit jedem andern Gestein, dem Auge nach, wetteifernde Beyspiele gleichfalls im Grund der Kirche gefunden, und in die Cabinette vertheilt worden (46. 47. 48.).

Indem wir nun oben die Gebirgsart an und in welcher die heißen Quellen erzeugt werden, nachher aber das Gestein, das durch die heißen Quellen erzeugt wird, zur Kenntniß gebracht; so überlassen wir dem Betrachter über den näheren Anlaß der Erhitzung, der Elasticität des Hervorspringens und Hervorquellens dieses heilsamen Wassers weiter nachzudenken, und kehren zu jener Gesteinart des Schloßberges nochmals zurück.

Da derselbe auf der linken Seite der Töpel liegt, die Hauptquelle aber auf der rechten sich befindet, so durfte man hoffen jenes Gestein auch hier wieder aufzufinden; welches aber in der Nähe des Syrndels, weil daselbst alles vermauert und zugepflastert ist, nicht wohl geschehen konnte. Jedoch fand man dasselbe im

der mittlern Höhe des Dreykreuzberges wieder, nur mit dem Unterſchiede, daß der Hornſtein mehr als Quarz erſcheint, und in demſelben nicht allein Granitpuncte, ſondern auch die Beſtandtheile des Granits einzeln, Glimmer, Quarz und Feldſpath, ſich vertheilt befinden, und dem Geſtein das Anſehn eines ſeltenen Porphyrs geben (49.).

Merkwürdig iſt auch in der Nachbarſchaft, da wo der Galgenberg gleichfalls eine Art Vorgebirg, wie jenſeits und weiter flußauf der Schloßberg, bildet, daß mehr gedachtes Geſtein ſich theils in ein grünes (50.), theils weißes (51.) porphyr- oder breccienartiges Weſen verliert, und zuletzt in ein wahres Conglomerat übergeht (52.), deſſen nahe Verwandtſchaft mit dem vorhergehenden an mehreren, obgleich ſeltneren Muſterſtücken vor Augen gebracht werden kann.

Wie nun dieſe zuletzt beſchriebenen Gebirgs- und Steinarten nur einen kleinen Raum einnehmen, ſo verbreitet ſich die folgende über die ganze vorliegende tiefere Landſchaft, abwechſelnd, doch nicht in großer Mannigfaltigkeit.

Man thut dieſer Gebirgsart wohl Unrecht, wenn man ſie mit dem Namen eines Sandſteins bezeichnet. Große Maſſen derſelben beſtehen aus einem völlig dichten Quarze von ſplittrigem Bruche (53.), worin man ſehr feine ſilberweiße Glimmerblättchen bemerken kann.

Dieſes Quarzgeſtein von einfachem Anſehn verändert ſich auf mancherley Weiſe. Es erſcheint nun bald als

eine hellere (54.), bald als eine dunklere (55.) Grundmasse, worin hellere Quarztheile eingefaßt sind. Diese, durchaus scharfkantig, nehmen nach und nach in der Masse dergestalt überhand, daß sie einander berühren und Hohlungen zwischen sich lassen, ja zuletzt ganz aus dem Bindungsmittel hervortreten (56.), ihre scharfkantige Gestalt behalten, auch wohl auf eine krystallische Bildung hindeuten, und mit einander durch ein ockerartiges Wesen verbunden sind (57.), ob sie gleich oft unmittelbar mit einander zusammenhängen, und man auf dem Bruche die Bemerkung machen kann, daß sie in einander überfließen.

Diese sich unmittelbar, wie an mehreren jedoch seltnern Bruchstücken gezeigt werden kann, an die frühern Epochen, und zwar nicht mechanisch sondern chemisch, anschließende Steinart ist sehr weit verbreitet. Sie zeigt sich in den Schluchten über Karlsbad, welche gegen die Töpel zu fallen; sie steigt westwärts bis an den Schloßberg heran, bildet den Fuß und einen Theil der Höhe des Galgenberges, vorzüglich aber die Hügel, an welchen her sich die Töpel nach der Eger schlingt. Ueber der Eger verbreitet sie sich weit, und jenes Gestein, das die Bergesfläche gegen Zwoda hin bedeckt, ist alles gleichen Ursprungs.

Auf diesem Wege, besonders an der neuen Chaussee, wo sich mancher entblößte Rand beobachten läßt, kann man bemerken, daß dieses Gestein theilweise sehr vielen Thon enthält, welcher an mehrern Stellen sogar das Uebergewicht gewinnt. Denn es zeigen sich große Mas-

Buyck. Danke, ihr Herren. Wäre Meister zu viel! Danke für die Ehre.

Jetter. Die habt ihr euch selbst zu danken.

Ruysum,
ein Friesländer, Invalide und taub.

Daß ich euch sage!

Soest. Wie ist's, Alter?

Ruysum. Daß ich euch sage! — Er schießt wie sein Herr, er schießt wie Egmont.

Buyck. Gegen ihn bin ich nur ein armer Schlucker. Mit der Büchse trifft er erst, wie keiner in der Welt. Nicht etwa wenn er Glück oder gute Laune hat; nein! wie er anlegt, immer rein schwarz geschossen. Gelernt habe ich von ihm. Das wäre auch ein Kerl, der bey ihm diente und nichts von ihm lernte. — Nicht zu vergessen, meine Herren! Ein König nährt seine Leute; und so, auf des Königs Rechnung, Wein her!

Jetter. Es ist unter uns ausgemacht, daß jeder —

ſen und Lager, die, obgleich mit dem Hauptgeſtein von gleichem Urſprung, faſt gänzlich zu einem weißen Thone verwittern.

Wir wenden unſere Betrachtung nunmehr auf die, beſonders zwiſchen dem Ausfluß der Tbpel und der Egerbrücke, vorkommende Verbindung dieſes Geſteins mit vegetabiliſchen Reſten (58. 59.). Man findet ſie in dem dichteſten Quarzgeſtein, ſo wie in demjenigen, das ſich einem Conglomerat vergleichen läßt. Binſen und Schilfarten ſcheinen hier vorzüglich niedergelegt zu ſeyn. Doch finden ſich auch Stücke von Reſten völlig in dieſes Geſtein verwandelt, und gleichſam aufs neue im Mineralreiche verkörpert (60.). Die ſchwarze Farbe, womit dieſe Steinmaſſe öfters tingirt iſt, während helle Quarzkörner in ihr eingeſchloſſen ſind, ſcheint ſich auch von der Vegetation herzuſchreiben; wovon wir uns zunächſt überzeugen können, wenn wir die aus den Steinkohlengruben von Dallwitz genommenen Stücke betrachten.

Wir finden daſelbſt eine offenbar durch Kohle gefärbte thonige Quarzmaſſe (61.); manchmal trummsweiſe mit anſtehenden Amethyſtkryſtallen (62.); manchmal einen ſolchen Trumm, begleitet von faſrigem Quarz, der gleichfalls durch Kohle gefärbt iſt. Oft ſitzen auf verſteinertem Holze zwiſchen deutlicher Kohle eine Menge vollkommen ausgebildeter Bergkryſtalle (63.). Die Kohle daſelbſt iſt nicht von ſo guter Art, als die darüberliegende (64.).

Wenn wir dieſe Gruben verlaſſen, und wieder auf die Oberfläche zurückkehren, finden wir jene Quarzbreccie, jenes Conglomerat, wovon oben die Rede geweſen, höchſt grobkörnig wieder (63.). Ferner zeigt ſich ein grober leicht zerreiblicher Sandſtein (66.), mit wenigem Thon, ein andrer dagegen (67.), in welchem der Thon die Oberhand gewonnen. Hier giebt es auch große Thonlager aller Art vom Capſelthone an bis zum Porcellanthone, mit Spuren von Quarz und Glimmer (68. 69.).

Hieher ordnen wir, der Nachbarſchaft wegen, das verſteinte Holz von Leſſau, das ſich durch ſeine blaulich und weißlich graue Farbe, durch die anſitzenden Amethyſtkryſtallen und durch die öfters mit Chalcedon ausgefüllten Hohlungen von allen andern verſteinten Hölzern auszeichnet (70. 71.).

Auch werden in jener Gegend ausgewitterte Chalcedonſtücke einzeln gefunden, welche deutlich zeigen, daß ſie ſich vormals in Zwiſchenräumen irgend eines Geſteins erzeugt haben (72.).

Wir haben bisher manches Quarz- und Thongeſtein in ſeinem urſprünglichen Zuſtande betrachtet; jetzt kommen wir in den Fall, daſſelbe in einem ſehr veränderten zu ſehen, nämlich, indem wir die Erzeugniſſe eines Erdbrandes vorlegen, der ſich zwiſchen den Hügeln von Hohdorf und weiter, in den frühſten Zeiten ereignet haben mag. Es hat derſelbe auf jenes Quarzgeſtein, auf jenes Conglomerat, auf ein ſchiefriges Thongeſtein,

auf reinen Thon, vielleicht auch auf Granitgeſchiebe gewirkt.

Man findet alſo in dieſem Bezirk ein ſchiefriges Thongeſtein durch das Feuer verhärtet, ſo, daß es am Stahle Funken giebt; ſeine Farbe iſt rothbraun geworden (73.). Daſſelbe findet ſich ſodann etwas mehr verändert, und mit Quarzpuncten durchſäet (74.). Dieſe Puncte nehmen immer mehr überhand, ſo, daß man bald das Quarzgeſtein der vier und funfzigſten und fünf und funfzigſten Nummer, bald Granitſtücke durch das Feuer höchſt verändert zu ſehen glaubt (75. 76.). Theilweiſe findet man es auch ſchiefrig (77.), da es ſich denn immer mehr der Erdſchlacke nähert (78.). Zuletzt geht es über in völlig blaſige Erdſchlacke, woran man kaum das Geſtein, woraus ſie entſtanden, erkennen kann (79.). Doch zeigt ſich bald der Uebergang zum Porcellanjaspis an Muſtern von mehrerer Härte und Schwere (80. 81.); endlich der Porcellanjaspis ſelbſt von gelber und Lilafarbe (82. 83.), der ſchwerſte und härteſte Körper dieſer umgebildeten Folge. Manchmal findet ſich auch verſteintes durch Feuergeſchiedenverändertes Holz (84.), das wir vorhin in ſeiner urſprünglichen Geſtalt kennen gelernt.

An dieſe pſeudovulcaniſchen Erzeugniſſe ſcheinen ſich die Erdſchlacken von außerordentlicher Schwere unmittelbar anzuſchließen, welche ſich jedoch in ziemlicher Entfernung bey der Kobes-Mühle befinden (85. 86.). Seltner und um deſto intereſſanter iſt der ſtängliche Eiſenſtein (87.); Pſeudo-Aetiten (88.), und mit ſehr

kenntlichen Blättern durchzogener, oft aus denſelben faſt gänzlich beſtehender Raſen-Eiſenſtein (89.), welcher oft ſo feſt und ſchwer als obige Erdſchlacke gefunden wird, leiten unſere Betrachtung wieder zu den Erzeugniſſen des Waſſers hinüber.

An dem linken Ufer der Eger gegen Fiſchern findet ſich der Baſalt unmittelbar an dem Granit. Eine halbe Baſaltkugel liegt hier bey (90.), ingleichen baſaltiſcher Mandelſtein von daher (91.); ferner Baſalt mit gelbem Kalkſtein durchzogen (92.).

Ohne weiteren Zuſammenhang ſind nunmehr die letzten Nummern. Baſaltiſcher Mandelſtein aus der Gegend (93.); Kalkſpath von geradſtänglichen abgeſonderten Stücken aus dem Baſalte von der Hard (94.); Klingſtein von Engelhaus (95.); Pechſtein von daher (96.); Conglomerat, ſogenanntes weißliegendes, zwiſchen Töpel und Theiſing, welches zu Mühlſteinen verwendet wird (97.); Baſalt von dem ſogenannten Schloßberge hinter dem Hammer (98.), und Augitkryſtalle in einer dem Baſalt und Mandelſtein ähnelnden grünlichen und röthlichen Maſſe (99. 100.) mögen hier einzeln den Schluß machen, bis ſie in der Folge an ihre Nachbarn und Verwandte näher anzuknüpfen ſind.

Damit man dieſe Sammlung bequemer behandeln und leichter ordnen könne, fügen wir noch eine kurze Recapitulation hinzu, wobey wir die Gelegenheit ergreifen, ſchließlich zu bemerken, daß die einzelnen Nummern nicht immer vollkommen mit der Beſchrei-

bung übereintreffen können, weil vorzüglich von Uebergängen die Rede iſt. Will man alſo die Beſchreibung mit den Körpern zuſammenhalten, ſo thut man wohl die jedesmalige Reihe vor ſich zu legen; da denn, was an einem Exemplar nicht völlig zur Erſcheinung kommt, an mehreren gewiß deutlich werden wird.

Recapitulation.

1) Feinkörniger Granit von Karlsbad.
2) Dergleichen daher.
3) Grobkörniger Granit eben daher.
4) Dergleichen.
5) Karlsbader Granit mit deutlichen Feldspathkrystallen.
6. 7. 8) Dieſe Kryſtalle iſolirt.
9) Granit von Fiſchern.
10) Granit von Dallwitz.
11) Sonſtige Abänderung.
12) Granit mit braunrothen Flecken.

13) Granit, in dem ſich dieſe Flecken als braunrothe Kryſtalle zeigen.
14) Granit, in welchem dieſe Kryſtalle in Porcellanerde übergehen.
15) Granit mit ähnlichen Kryſtallen von ſpeckſteinartigem Anſehen.
16) Dieſe Kryſtalle einzeln.
17) Feldſpath von der Dorotheen-Aue.
18) Feldſpath von Dallwitz.
19) Derſelbe durchs Feuer verändert.
20) Schriftgranit von Engelhaus.
21) Dendritiſcher Feldſpath von daher.
22) Dergleichen.
23) Glimmerneſter im Granit.
24) Schörlneſter im Granit.
25) Granit mit Gängen von Hornſtein.
26) Dergleichen mit ſtärkeren Gängen die ſich durchkreuzen.
27) Jaspisähnliches Thongeſtein.
28) Hornſteingänge, Granit enthaltend.
29) Hornſteinmaſſe, Granit enthaltend.
30) Voriges Geſtein mit Kalkſpath.
31) Kalkſpath in Schichten.
32) Iſabellgelber Kalkſtein von körnigem Gefüge.
33) Schwarzbrauner Kalkſpath.
34) Hornſtein mit Schwefelkies.
35) Braunrother Kalkſinter vom Ablauf des Sprudels.
36) Weißer Kalkſinter aus dem Innern.
37) Kalkſinter mit einkryſtalliſirter Ulva.

38. 39. 40) Schalen von Sprudelſtein, bräunlich, mitunter feſtungsartig gezeichnet.

41. 42) Dergleichen mit abwechſelnden hell und dunkel fleiſchrothen Lagen.

43. 44. 45) Dergleichen von der härteſten Art.

46. 47. 48) Erbſenſteine.

49) Geſtein von porphyrartigem Anſehn.

50) Dergleichen, mehr breccienartig, grün.

51) Dergleichen, hellgelb.

52) Conglomerat, dem vorigen Geſtein verwandt.

53) Quarzgeſtein von ſplitterigem Bruch.

54) Dichtes Quarzgeſtein, grau, mit helleren Puncten.

55) Dergleichen, ſchwarz mit hellen Puncten.

56) Dergleichen, mit anſtehenden, durch ein ockerartiges Weſen verbundenen Quarzkörnern.

57) Dieſes ſcheinbare Conglomerat iſolirt.

58. 59) Quarzgeſtein mit vegetabiliſchen Reſten.

60) Dergleichen.

61) Quarzmaſſe durch Kohle völlig ſchwarz gefärbt, von Daſſwitz.

62) Trumm, mit anſtehenden Amethyſtkryſtallen.

63) Mit vollkommen ausgebildeten Bergkryſtallen.

64) Reine Kohle aus der Gegend.

65) Conglomerat von Hohdorf.

66) Grober, leicht zerreiblicher Sandſtein von daher.

67) Sandſtein mit vorwaltendem Thon.

68. 69) Thonarten aus der Gegend.

70. 71) Verſteintes Holz von Leſſau.

72) Ausgewitterte Chalcedongänge von daher.

73) Durch Feuer verändertes schiefriges Thongestein.

74) Dasselbe etwas mehr verändert, mit Quarzpuncten.

75. 76) Dasselbe noch mehr verändert.

77) Sehr verändert, von schiefriger Textur.

78) Annäherung an die Erdschlacke.

79) Völlig blasige Erdschlacke.

80. 81) Uebergang in den Porcellanjaspis.

82. 83) Porcellanjaspis selbst.

84) Versteintes, durch Feuer verändertes Holz.

85. 86) Sehr schwere Erdschlacken von der Kobesmühle.

87) Stänglicher Eisenstein.

88) Pseudo-Aetit.

89) Aus Blättern zusammengesinterter Rasen-Eisenstein.

90) Halbe Basaltkugel vom linken Ufer der Eger.

91) Basaltischer Mandelstein von daher.

92) Gelber Kalkstein mit Basalt von daher.

93) Basaltischer Mandelstein.

94) Kalkspath aus dem Basalt von der Hard.

95) Klingstein von Engelhaus.

96) Pechstein von daher.

97) Weißliegendes.

98) Basalt vom Schloßberge über dem Hammer.

99. 100) Basaltisches Gestein mit Augit-Krystallen.

Nachträge.

1.

Merkwürdig iſt die ſehr nahe Verwandtſchaft der, unter Nr. 88) aufgeführten Pſeudo-Aetiten mit der ſchweren Erdſchlacke Nr. 85. u. 86); beide kommen zunächſt der Kobes (Jakobs) Mühle vor. Erſtere ſind baſaltiſcher Natur. Denn indem ein äuſſerlich mehrſeitiger Baſalt verwittert, ſo zeigen ſich die Ecken immer abgeſtumpfter, bis die Mitte des Durchſchnitts kreisförmig wird, und ſolche mehrſchalige kugel- oder eyförmige Körper zum Vorſchein kommen.

Derſelbe Baſalt nun ward, durch einen Erdbrand geſchmolzen, und gab jene merkwürdigen ſchweren Schlacken, die einzig in ihrer Art ſind, als Erzeugniſſe her, wovon man ſich an Ort und Stelle

Buyck. Ich bin fremd und König, und achte eure Gesetze und Herkommen nicht.

Jetter. Du bist ja ärger als der Spanier; der hat sie uns doch bisher lassen müssen.

Ruysum. Was?

Soest leut. Er will uns gastieren; er will nicht haben, daß wir zusammenlegen, und der König nur das doppelte zahlt.

Ruysum. Laßt ihn! doch ohne Präjudiz! Das ist auch seines Herren Art, splendid zu seyn, und es laufen zu lassen wo es gedeiht.

Sie bringen Wein.

Alle. Ihro Majestät Wohl! Hoch!

Jetter zu Buyck. Versteht sich Eure Majestät.

Buyck. Danke von Herzen, wenn's doch so seyn soll.

Soest. Wohl! Denn unserer Spanischen Majestät Gesundheit trinkt nicht leicht ein Niederländer von Herzen.

Ruysum. Wer?

überzeugen und bedeutende Beiſpiele, ſowohl der beiden Extreme als der Uebergänge ſammeln kann.

II.

Das nächſte deſſen wir gedenken müſſen, ſind die höchſt bedeutenden Uebergänge des Granits in einen, durch Glimmer modificirten, ramificirten Feldſpath, den wir in dem Augenblicke gewannen, als man, verwegen genug, den Felſen aus welchem der Neubrunnen entſpringt, abarbeitete, mehreren Raum, und beſſern Zugang für die Quellgäſte zu gewinnen.

Der Kammerberg bey Eger.

Der Kammerbühl (Hügel), ſonſt auch der Kammerberg, hat ſeinen Namen von einem benachbarten Waldbezirke und einer dortigen Anlage weniger Häuſer, die Kammer genannt. Er zeigt ſich wenn man von Franzenbrunn nach Eger geht etwa eine halbe Stunde rechts vom Wege, wird kenntlich an einem offenen Luſthäuschen auf ſeiner Höhe und merkwürdig durch vulkaniſche Produkte aus denen er beſteht. Ob ſie ächte oder pſeudovulkaniſche ſeyen, kann die Frage entſtehen; aber man neige ſich auf welche Seite man will, ſo wird bey dieſem Falle wegen beſonderer Umſtände manches problematiſch bleiben.

Wir gaben zu unſerer Darſtellung ein Kupfer und legten dabey eine Sammlung zum Grunde. Denn wenn man gleich mit Worten vieles leiſten kann, ſo iſt es doch wohlgethan bey natürlichen Dingen die Sache ſelbſt oder ein Bild vor ſich zu nehmen, in-

dem dadurch Jedermann ſchneller mit dem bekannt wird, wovon die Rede iſt.

Indeſſen ob uns gleich hier beydes abgeht, ſo unterlaſſe ich doch nicht dieſen Aufſatz mitzutheilen. Vorgänger gehabt zu haben iſt immer vortheilhaft, und ſo benutzte auch ich ſpäter die Schrift des verewigten v. Born. Wir ſehen aufmerkſamer wenn von uns gefordert wird zu ſehen was jene geſehen haben, und es iſt immer ſchon genug, wenn einer ſieht was der andere ſah, ob er es gleich vielleicht anders ſieht. Was das Denken und Meynen betrifft, ſo iſt über ſolche Gegenſtände ohnehin keine Uebereinſtimmung zu erwarten.

Wie viele Naturfreunde beſuchen jährlich dieſe Gegenden, beſteigen dieſe wunderſame Mittelhöhe und ohne große Schwierigkeit werden ſie, nach Anleitung des beygelegten Verzeichniſſes, eine Sammlung zuſammentragen, vielleicht vollſtändiger als die unſrige. Beſonders empfehlen wir ihnen die Nummern 11 bis 14 aufzuſuchen. Bedeutend und recht ausgezeichnet ſind ſie ſelten; aber das Glück begünſtigt den leidenſchaftlichen, unermüdlichen Liebhaber.

Läßt ſich Böhmen als ein großes Thal anſehen, deſſen Waſſer bey Außig abfließen, ſo kann man den Eger-Diſtrikt als ein kleineres denken, welches durch den Fluß dieſes Namens ſich ſeiner Waſſer entledigt. Betrachten wir endlich die Gegend von der zunächſt hier die Rede iſt; ſo erblickt unſre Einbildungskraft gar leicht an der Stelle des großen Franzenbrunner Moors einen vormaligen Gebirgsſee, umgeben von

Hügeln und weiterhin von Bergen, deſſen gegenwärtig noch nicht völlig ausgetrockneter Boden mit einem Torflager bedeckt, mit mineraliſchem Alkali und andern chemiſchen Beſtandtheilen durchdrungen iſt, in welchem ſich mancherley Gasarten häufig entwickeln, wovon die ſehr lebhaften und gehaltreichen mineraliſchen Quellen und andere phyſiſche Phänomene ein vollſtändiges Zeugniß ablegen.

Die Hügel und Gebirge welche dieſe Moorfläche umgeben, ſind ſämmtlich aus der Urzeit. Granit mit großen Feldſpathkryſtallen, dem karlsbader ähnlich, findet ſich zunächſt bey der Einſiedelei von Liebenſtein. Ein feinkörniger mit gleichgemiſchten Theilen, der vorzüglich zum Bauen benutzt wird, bey Hohes häuſel. Nicht weniger bricht Gneiß bey Roſſereit. Aus Glimmerſchiefer jedoch, der uns hier beſonders intereſſirt, beſteht der Rücken, welcher das Franzensbrunner Moor von dem Egerthale ſcheidet. Aus der Verwitterung dieſes Geſteins entſtand der Boden der meiſten Felder dieſer ſanften Anhöhen; deßwegen man auch allenthalben Ueberreſte von Quarz findet. Die Hohle hinter Dreſenhof iſt in den Glimmerſchiefer eingeſchnitten.

Auf dieſem Rücken, ſanft doch entſchieden erhoben, einzeln und abgeſondert, liegt der von allen Seiten her geſehene Kammerbühl. Seine Lage iſt an und für ſich ſchon hoch und um ſo bedeutender wird die Ausſicht auf ſeiner Höhe.

Man verſetze ſich in das offne Luſthäuschen und man findet ſich in einem Kreis näherer und fernerer

Hügel und Gebirge. Im Nordweſten hat man die regelmäßigen ſchönen und heitern Gebäude Franzenbrunns vor ſich. Wie man ſich nach der rechten wendet, erblickt man über einer weiten, wohlbebauten und bewohnten Landſchaft, in der Ferne den ſächſiſchen Fichtelberg, die Karlsbader Berge; ſodann näher die weit umherleuchtenden Thürme von Maria Culm, dann das Städtchen Königswart, wohin zu das Moor ſeinen Abfluß nach der Eger nimmt; dahinter den Königswarter Berg, weiter oſtwärts den Tillberg, wo der Glimmerſchiefer mit Granaten ſich findet. Ungeſehen in der Tiefe bleibt die Stadt Eger; auch der Fluß zeigt ſich nicht. Ueber dem Thale hingegen das er einſchneidet, ſteht das Kloſter Sankt Anna auf einer anſehnlichen Höhe, auf welcher ſchöne Feldfrüchte in verwittertem Glimmerſchiefer gebaut werden. Hierauf folgt ein waldbewachſener Berg, der eine Einſiedeley verbirgt, in der Ferne treten ſodann der Bayreuther Fichtelberg und die Wunſiedler Berge hervor. Herwärts ſieht man ſodann das Schloß Hohberg; völlig im Abend den Kapyelberg, mehrere Anſiedlungen, Dörfer und Schlöſſer, bis ſich denn durch die Dörfer Ober- und Unter-Lohma der Kreis wieder an Franzenbrunn anſchließt.

Wir befinden uns alſo auf dem Gipfel eines länglichten nackten Hügels, der ſich von Südweſten nach Nordoſten zieht; rings umher lauft er gegen ſeine Baſe flach aus; nur iſt die Weſtſeite ſteiler. Eben dieſes flache Auslaufen macht ſeine Peripherie

ungewiß; doch kann man ſie über 2000 Schritte annehmen. Die Länge des Rückens von dem Luſthäuschen bis an den Hohlweg, in welchem noch ſchlackige Spuren zu finden ſind, beträgt 500 Schritte. Gegen Länge und Breite iſt die Höhe gering; die Vegetation behilft ſich dürftig unmittelbar auf verwitterter Schlacke.

Geht man von dem Luſthäuschen den Rücken gegen Nordoſten hinab, ſo trifft man ſogleich auf eine kleine Vertiefung die offenbar von Menſchenhänden ausgegraben iſt. Hat man auf dem ſanften Abhang etwa 150 Schritte zurückgelegt, ſo gelangt man an die Stelle, wo zum Gebrauch des Chauſſeebaues die Seite des Hügels aufgegraben, eine große Maſſe weggefördert, ſein Innres aufgeſchloſſen und für den Betrachter ein bedeutendes Profil gewonnen worden. Der Durchſchnitt der ſich hier beobachten läßt, kann an ſeiner höchſten Stelle etwa 30 Fuß hoch ſeyn. Hier zeigen ſich Lagen vulkaniſcher Produkte, regelmäßige Lagen, welche ſanft doch etwas mehr als der Hügel nach Nordoſten abfallen und eine geringe Neigung von Süden nach Norden haben. Sie ſind an Farbe verſchieden, unten ſchwarz und braunroth; höher nimmt das Braunrothe überhand, weiter hinaufwärts zeigt ſich die Farbe weniger ausgeſprochen; da wo ſie ſich der Oberfläche nähern ziehen ſie ſich ins Graulichgelbe.

Höchſt merkwürdig iſt an dieſen ſämmtlichen Lagen, daß ſie ſo ſanft abfallen, daß ſie ohne eine Art von Bewegung oder Unordnung ganz ruhig auf ein-

ander folgen, daß ſie eine geringe Höhe haben: denn man kann auf die 30 Fuß, welche das Ganze beträgt, ohne genau auf Schattirung zu ſehen, bequem ihrer vierzig zählen.

Die Theile aus welchen dieſe Lagen beſtehen, ſind durchaus loſe, von einander abgeſondert, nirgends eine compacte zuſammenhängende Maſſe. Das größte und ſeltenſte Stück das man darin finden möchte, wird wenig über eine Elle betragen.

Manche Theile dieſes wunderbaren Gemenges zeigen ihren Urſprung ganz deutlich. So findet man häufig genug Glimmerſchiefer an Farbe und Form völlig unverändert, bald feſter bald mürber. In den obern Lagen trifft man denſelben öfter als in den untern geröthet an.

Seltner ſind jedoch ſolche Stücke, welche von einer leichtflüſſigen zarten Schlacke zum Theil umgeben ſind. Bei einigen dieſer Art ſcheint der Stein ſelbſt angegriffen und zum Theil in Schmelzung gerathen. Aller dieſer Glimmerſchiefer iſt, wie geſagt, der Form nach unverändert; es zeigt ſich keine Abrundung, ja kaum eine Abſtumpfung. Die Schlacken die auf ihm aufſitzen ſind ſo ſcharf und friſch, als wenn ſie eben erſt erkaltet wären.

Gleichfalls ziemlich ſcharfkantig ſind die Theile des Glimmerſchiefers, die entweder einzeln oder in mehreren Stücken, von feſter Schlacke völlig eingeſchloſſen, gänzlich überſchlackt ſind. Hieraus entſtehen die Kugeln, die ſich wiewohl ſeltner finden und deren Form uns verführen könnte, ſie für Geſchiebe

inwendig alle ſchwarz. Die Röthe welche ſie manchmal von außen überzieht, ſcheint ſich von dem geröthe-ten, in eine Thonmaſſe veränderten, leicht auflöslichen Glimmerſchiefer herzuſchreiben der in den rothen Lagen häufig iſt, in welchen auch loſe Conglomerate von gleicher Farbe vorkommen.

Alle dieſe Körper ſind leicht zu gewinnen, indem jeder einzelne aus der Maſſe herausgezogen werden kann. Die Beobachtung jedoch und Sammlung hat einige Unbequemlichkeit und Gefahr; indem man nämlich zum Behuf des Chauſſeebaus von der Maſſe unten wegnimmt, ſo ſtürzen die obern Theile nach, die Wände werden ſteil und überhängend, dabei denn der einſtrömende Regen große Partieen zu nahem Sturze vorbereitet.

Auf der Oberfläche des Hügels ſind die Schlacken alle von bräunlicher Farbe welche auch ziemlich ins Innre der kleineren Stücke eindringt. Das Aeußere iſt durchaus ſtumpfer und würde auf eine andere Art von Schmelzung deuten, wenn man nicht dieſe Abſtumpfung ſo wie die Farbe, der Witterung, welche hier ſeit undenklichen Zeiten gewirkt, zuſchreiben müßte.

Ob nun gleich in allen dieſen Schlacken ſich ihr Urſprüngliches völlig zu verlieren ſcheint; ſo findet man doch durchaus ſelbſt in denen welche vollkommen gefloſſen ſind, von der unterſten bis zur oberſten Schicht, deutliche Stücke von Glimmerſchiefer und Quarz unverändert; daß man alſo an dem Material woraus ſie entſtanden nicht zweifeln kann.

Verſetzen wir uns nunmehr in das Luſthäuschen zurück und begeben uns von oben herunter nach der Südweſtſeite; ſo zeigt ſich ein zwar ähnliches aber doch in einem gewiſſen Sinn ganz entgegengeſetztes Geſtein. Die Südweſtſeite iſt im Ganzen abhängiger als die Nordoſtſeite. In wiefern ſie flözartig ſey, läßt ſich nicht beurtheilen, weil hier keine Entblößung ſtatt gefunden. Hingegen ſtehen beſonders gegen Süden große Felspartieen zu Tage, die ſich in einer Direction von dem höchſten Punkte des Hügels bis an den Fuß deſſelben erſtrecken. Dieſe Felſen ſind von zweyerlei Art: die obern noch völlig ſchlackenähnlich, ſo daß die einzelnen Theile von jener erſtgemeldeten oberſten braunen Flözlage dem äuſſern Anſehen nach kaum zu unterſcheiden ſind, durchaus porös jedoch keinesweges ſcharf, lückenhaft wie aus Knötchen zuſammengeſetzt. Daß dieſes jedoch ihre urſprüngliche Natur ſey und keine Abſtumpfung obwalte, zeigt ſich in den Höhlungen und Lücken, die ſich hervorthun, wenn man Stücke vom Felſen trennt. Hier iſt das Innre dem Aeußern gleich, das Innre wohin keine Verwitterung wirken können.

Der Hauptunterſchied aber zwiſchen dieſem als Fels anſtehenden Geſtein und allem vorigen iſt ſeine größere Feſtigkeit und größere Schwere. So bröcklicht und loſe es ausſieht, ſo ſchwer iſt ihm etwas abzugewinnen, ob es gleich eher zu gewinnen iſt als das Folgende.

Dieſes liegt in großen Felsmaſſen am Fuße des Hügels. Zwiſchen dieſem und den vorerwähnten fin-

Soeſt laut. Philipps des Zweyten, Königs in Spanien.

Ruyſum. Unſer allergnädigſter König und Herr! Gott geb' ihm langes Leben.

Soeſt. Hatter ihr ſeinen Herrn Vater, Karl den Fünften, nicht lieber?

Ruyſum. Gott tröſt' ihn! das war ein Herr! Er hatte die Hand über den ganzen Erdboden, und war euch alles in allem; und wenn er euch begegnete, ſo grüßt' er euch wie ein Nachbar den andern; und wenn ihr erſchrocken wart, wußt' er mit ſo guter Manier — Ja, verſteht mich — Er ging aus, ritt aus, wie's ihm einkam, gar mit wenig Leuten. Haben wir doch alle geweint, wie er ſeinem Sohn das Regiment hier abtrat — ſagt' ich, verſteht mich — der iſt ſchon anders, der iſt majeſtätiſcher.

Jetter. Er ließ ſich nicht ſehen, da er hier war, als in Prunk und königlichem Staate. Er ſpricht wenig, ſagen die Leute.

det ſich eine Kluft, wahrſcheinlich durch frühere Steinbrüche entſtanden. Denn der alte viereckte Thurm auf der Zitadelle von Eger, deſſen Erbauung wohl in den Zeiten der Römer zu ſuchen ſeyn möchte, iſt aus dieſem Stein gehauen; ja man findet in dem gegenwärtigen Felſen hier und da mehrere Löcher in einer Reihe, welche auf das Einſetzen von gabel- und kammförmigen Werkzeugen hindeuten, die vielleicht zu Bewegung der nächſtgelegenen Maſſen dienten.

Dieſes untere Geſtein von dem wir ſprechen iſt der Witterung, der Vegetation, dem Hammer faſt unbezwinglich. Seine Kanten ſind noch immer ſcharf, die verſchiedenen Mooſüberzüge uralt und nur mit tüchtigen Werkzeugen iſt man im Stande bedeutende Theile davon zu trennen. Es iſt ſchwer und feſt, ohne jedoch auf dem Bruche durchaus dicht zu ſeyn. Denn ein großer Theil deſſelben iſt auf das feinſte porös: deßwegen auch der friſcheſte Bruch rauh und unſcheinbar iſt. Ja das feſteſte und dichteſte ſelbſt, deſſen Bruch ſich uneben und ſplitterig zeigt, hat gröſſere und kleine Höhlungen in ſich, wie man ſich ſelbſt an kleinern Stücken überzeugen kann. Die Farbe iſt durchaus lichtgrau, manchmal aus dem Blaulichen ins Gelbliche übergehend.

Nachdem wir dasjenige, was uns der äußere Sinn in dem gegenwärtigen Falle gewahr werden läßt, umſtändlich und deutlich vorgetragen, ſo iſt es natürlich, daß wir auch unſer Inneres zu Rathe ziehen und verſuchen, was Urtheil und Einbildungskraft dieſen Gegenſtänden wohl abgewinnen könnten.

Betrachtet man die Lage des Kammerbühls von ſeiner eigenen Höhe, oder von Sankt Annen herunter, ſo bemerkt man leicht, daß er noch lange unter Waſſer geſtanden, als die höhern das Thal umgebenden Gebirge ſchon längſt aus demſelben hervorragten. Stellen wir uns vor, wie ſich die Waſſer nach und nach vermindert, ſo ſehen wir ihn als Inſel erſcheinen, umſpült von den Gewäſſern; endlich bey weiterm Entweichen des Waſſers als Vorgebirg, indem er auf der Nordoſtſeite mit dem übrigen Rücken ſchon trocken zuſammenhing, da auf der Südweſtſeite die Waſſer des Egerthals noch mit den Waſſern des gegenwärtigen Moors einen Zuſammenhang hatten.

Finden wir nun bey ſeiner gegenwärtigen völligen Abtrocknung eine doppelte Erſcheinung, ein Flözartiges und ein Felsartiges; ſo ſprechen wir billig von jenem zuerſt, weil wir zu ſeiner Entſtehung das Waſſer nothwendig zu Hülfe rufen müſſen.

Ehe wir doch zur Sache ſelbſt gehen bleibt uns noch eine Vorfrage zu erörtern, ob der Inhalt dieſes flözartig ſich zeigenden Hügels auf der Stelle entſtanden, oder ob er von ferne hieher geführt worden. Wir ſind geneigt, das erſte zu bejahen: denn es müßten ungeheure Maſſen ähnlichen Geſteines in der Nachbarſchaft ſich finden, wie doch der Fall nicht iſt, wenn dieſer Hügel durch Strömungen hier ſollte zuſammengetrieben ſeyn. Ferner finden wir den Glimmerſchiefer auf dem das Ganze ruht, noch unverändert in den Lagen. Die Produkte ſind alle

ſcharf, und beſonders der umſchlackte Glimmerſchiefer von ſo zartem Gewebe, daß er alles vorhergängige Treiben und Reiben ausſchließt. Nichts findet man abgerundet als jene Kugeln, deren Aeußeres jedoch nicht glatt, ſondern rauh überſchlackt iſt. Will man zu deren Entſtehung eine fremde Gewalt zu Hülfe rufen; ſo findet ja, bei wiederholten Exploſionen noch wirkſamer Vulkane, ein ſolches Ballotiren an manchen in den Krater zurückfallenden Materien ſtatt.

Laſſen wir alſo dieſen Hügel an der Stelle die er einnimmt vulkaniſch entſtehen, ſo ſind wir wegen der flachen, flözartigen Lage ſeiner Schichten genöthigt die Zeit der völligen Waſſerbedeckung zu dieſer Epoche anzunehmen. Denn alle Exploſionen in freier Luft wirken mehr oder weniger perpendikular und die zurückſtürzenden Materialien werden, wo nicht unregelmäßigere, doch wenigſtens viel ſteilere Schichten aufbauen. Exploſionen unter dem Waſſer, deſſen Tiefe wir übrigens unbewegt und ruhig denken werden, müſſen ſowohl wegen des Widerſtandes, als auch weil die entwickelte Luft mit Gewalt in der Mitte ſich den Weg nach der Höhe bahnt, gegen die Seite treiben und das Niederſinkende wird ſich in flacheren Schichten ausbreiten. Ferner geben uns die vorkommenden Umſtände die Veranlaſſung zu vermuthen, daß das Geſchmolzene augenblicklich explodirt worden. Der unveränderte Glimmerſchiefer, die vollkommene Schärfe der Schlacken, ihre Abgeſchloſſenheit — (denn von einem zuſammenhängenden Ge-

ſchmolzenen iſt keine Spur) — ſcheinen dieſe Vermuthung zu begünſtigen.

Ein und dieſelbe Wirkung muß von Anfang an bis zu völliger Vollendung des gegenwärtigen Hügels fortgedauert haben. Denn wir finden von unten hinauf die Lagen ſich immer auf gleiche Weiſe folgend. Das Waſſer mag entwichen ſeyn wann es will, genug es läßt ſich nicht darthun, daß nachher etwa noch Exploſionen in freier Luft ſtatt gefunden.

Vielmehr findet man Anlaß zu vermuthen, daß die Fluten noch eine Zeitlang den untern Theil des Hügels überſpült, den ausgehenden Theil der Lagen auf den höchſten Punkten weggenommen und ſodann noch lange den Fuß des Hügels umſpült und die leichteren Schlacken immer weiter ausgebreitet, ja zuletzt über dieſelben, ganz am Auslaufen der ſchiefen Fläche, den durch die Verwitterung des umherſtehenden Glimmerſchiefers entſtandenen Lehm darüber gezogen, in welchem ſich keine weitre Spuren vulkaniſcher Produkte finden.

Eben ſo ſcheint es uns, daß der eigentliche Krater, der Ort woher die Exploſionen gekommen, den wir ſüdlich am Fuße des Hügels ſuchen würden, durch die Gewäſſer zugeſpült und vor unſern Augen verdeckt worden.

Konnten wir auf dieſe Weiſe den flözartigen Theil dieſes Hügels einigermaßen in ſeinem Urſprunge vergegenwärtigen: ſo wird dieſes viel ſchwerer, wenn wir uns den felsartigen denken.

Stellen wir uns vor, er habe früher als der flözartige existirt, dieses Felsgestein habe uranfänglich basaltähnlich auf dem Glimmerschiefer aufgesessen, ein Theil desselben habe, durch vulkanische Wirkung verändert und verschmolzen, zu dem Inhalt jener Flözlage mit beigetragen; so steht entgegen, daß bei der genauesten Untersuchung keine Spur dieses Gesteins in gedachten Lagen sich gefunden. Geben wir ihm eine spätere Entstehung, nachdem der übrige Hügel schon fertig geworden, so bleibt uns die Wahl, ihn von irgend einer basaltähnlichen, dem Wasser ihren Ursprung dankenden Gebirgsbildung abzuleiten, oder ihm gleichfalls einen vulkanischen Ursprung mit oder nach den Flözlagen zu geben.

Wir läugnen nicht daß wir uns zu dieser letztern Meynung hinneigen. Alle vulkanischen Wirkungen theilen sich in Explosionen des einzelnen Geschmolzenen, und in zusammenhängenden Erguß des in grosser Menge flüssig gewordenen. Warum sollten hier in diesem offenbar, wenigstens von einer Seite, vulkanischen Falle, nicht auch beide Wirkungen statt gefunden haben? Sie können, wie uns die noch gegenwärtig thätigen Vulkane belehren, gleichzeitig seyn, auf einander folgen, mit einander abwechseln, einander gegenseitig aufheben und zerstören, wodurch die kompliziertesten Resultate entstehen und verschwinden.

Was uns geneigt macht, auch diese Felsmassen für vulkanisch zu halten, ist ihre innere Beschaffenheit, die sich bei losgetrennten Stücken entdeckt. Die obern

gleich unter dem Luſthäuschen hervortretenden Felſen nämlich, unterſcheiden ſich von den ungezweifelten Schlacken der oberſten Schicht nur durch größere Feſtigkeit, ſo wie die unterſten Felsmaſſen auf dem friſcheſten Bruche ſich rauh und porös zeigen. Da ſich jedoch in dieſen Maſſen wenig oder keine Spur einer Abkunft vom Glimmerſchiefer und Quarz zeigt, ſo ſind wir geneigt zu vermuthen, daß nach niedergeſunkenem Waſſer die Exploſionen aufgehört, das konzentrirte Feuer aber an dieſer Stelle die Flözſchichten nochmals durchgeſchmolzen und ein compakteres, zuſammenhängenderes Geſtein hervorgebracht habe, wodurch denn die Südſeite des Hügels ſteiler als die übrigen geworden.

Doch indem wir hier von erhitzenden Naturoperationen ſprechen, ſo bemerken wir, daß wir uns auch an einer heißen theoretiſchen Stelle befinden, da nämlich, wo der Streit zwiſchen Vulkaniſten und Neptuniſten ſich noch nicht ganz abgekühlt hat. Vielleicht iſt es daher nöthig ausdrücklich zu erklären, was ſich zwar von ſelbſt verſteht, daß wir dieſem Verſuch uns den Urſprung des Kammerbühls zu vergegenwärtigen, keinen dogmatiſchen Werth beilegen, ſondern vielmehr Jeden auffordern, ſeinen Scharfſinn gleichfalls an dieſem Gegenſtand zu üben.

Möchte man doch bei dergleichen Bemühungen immer wohl bedenken, daß alle ſolche Verſuche die Probleme der Natur zu löſen, eigentlich nur Konflikte der Denkkraft mit dem Anſchauen ſind. Das Anſchauen giebt uns auf einmal den vollkommenen Be-

griff von etwas Geleiſtetem; die Denkkraft die ſich doch auch etwas auf ſich einbildet, möchte nicht zurückbleiben, ſondern auf ihre Weiſe zeigen und auslegen, wie es geleiſtet werden konnte und mußte. Da ſie ſich ſelbſt nicht ganz zulänglich fühlt, ſo ruft ſie die Einbildungskraft zu Hülfe und ſo entſtehen nach und nach ſolche Gedankenweſen (entia rationis) denen das große Verdienſt bleibt uns auf das Anſchauen zurückzuführen, und uns zu größerer Aufmerkſamkeit, zu vollkommenerer Einſicht hinzudrängen.

So könnte man auch in dem gegenwärtigen Falle, nach genauer Ueberlegung aller Umſtände, noch manches zur Aufklärung der Sache thun. Mit Erlaubniß des Grundbeſitzers würden wenige Arbeiter uns gar bald zu erfreulichen Entdeckungen verhelfen. Wir haben indeß, was Zeit und Umſtände erlauben wollen, vorzuarbeiten geſucht, leider von allen Büchern und Hülfsmitteln entfernt, nicht bekannt mit dem, was vor uns über dieſe Gegenſtände ſchon öffentlich geäußert worden. Möchten unſre Nachfolger dieß alles zuſammenfaſſen, die Natur wiederholt betrachten, die Beſchaffenheit der Theile genauer beſtimmen, die Bedingungen der Umſtände ſchärfer angeben, die Maſſe entſchiedener bezeichnen und dadurch das was ihre Vorfahren gethan vervollſtändigen, oder wie man unhöflicher zu ſagen pflegt, berichtigen.

Sammlung.

Die hier zum Grunde gelegte Sammlung iſt in das Kabinet der mineralogiſchen Societät zu Jena gebracht worden, wo man ſie jedem Freunde der Natur mit Vergnügen vorzeigen wird, der ſich ſolche übrigens, wenn er den Kammerbühl beſucht, nach gegenwärtiger Anleitung leicht ſelbſt wird verſchaffen können.

1) Granit, kleinkörnig, von Hohehäuſel.
2) Gneis von Roſſereit.
3) Glimmerſchiefer ohne Quarz, von Dreſenhof.
4) Glimmerſchiefer mit Quarz, eben daher.
5) Glimmerſchiefer Nro. 3, durch das Feuer des Porzellanofens geröthet.
6) Glimmerſchiefer Nro. 4, gleichfalls im Porzellanofen geröthet.

Man hat dieſen Verſuch angeſtellt, um deſto deutlicher zu zeigen, daß der in den Schichten des Kammerbergs befindliche mehr oder weniger geröthete Glimmerſchiefer durch ein ſtarkes Feuer gegangen.

7) Glimmerſchiefer ohne Quarz, aus den Schichten des Kammerbergs. Seine Farbe iſt jedoch grau und unverändert.
8) Derſelbe durchs Porzellanfeuer gegangen, wodurch er röthlich geworden.
9) Geröthéter Glimmerſchiefer aus den Schichten des Kammerbergs.
10) Desgleichen.
11) Desgleichen mit etwas Schlackigem auf der Oberfläche.

12) Glimmerſchiefer mit angeſchlackter Oberfläche.

13) Quarz im Glimmerſchiefer mit angeſchlackter Oberfläche.

14) Glimmerſchiefer mit vollkommner Schlacke theilweiſe überzogen.

Bedeutende Stücke dieſer Art ſind ſelten.

15) Unregelmäßig kugelförmiges umſchlacktes Geſtein.

16) Quarz von außen und auf allen Klüften geröthet.

17) Glimmerſchiefer einem zerreiblichen Thone ſich nähernd.

18) Fett anzufühlender rother Thon, deſſen Urſprung nicht mehr zu erkennen.

19) In Schlacke übergehendes feſtes Geſtein.

20) Dergleichen noch unſcheinbarer.

21) Vollkommene Schlacke.

22) Dergleichen von außen geröthet.

23) Dergleichen von außen gebräunt, unter der Vegetation.

24) Feſtes, ſchlackenähnliches Geſtein, von den Felsmaſſen, unter dem Luſthäuschen.

25) Feſtes, baſaltähnliches Geſtein, am Fuße des Hügels.

Lucii Annaei Senecae Naturalium quaestionum

Libro II. cap. 25.

Majorum nostrorum memoria, ut Posidonius tradit, cum insula in Aegeo mari surgeret, spumabat interdiu mare, et fumus ex alto ferebatur. Nam demum prodebat ignem, non continuum, sed ex intervallis emicantem, fulminum more, quotiens ardor inferius jacentis superum pondus evicerat. Deinde saxa revoluta, rupesque partim illaesae, quas spiritus, antequam verteretur, expulerat, partim exesae, in levitatem pumicis versae: novissime cacumen exusti montis emicuit. Postea altitudini adjectum, et saxum illud in magnitudinem insulae

Soest. Es ist kein Herr für uns Niederländer. Unsre Fürsten müssen froh und frey seyn, wie wir, leben und leben lassen. Wir wollen nicht verachtet noch gedruckt seyn, so gutherzige Narren wir auch sind.

Jetter. Der König, denk' ich, wäre wohl ein gnädiger Herr, wenn er nur bessere Rathgeber hätte.

Soest. Nein, nein! Er hat kein Gemüth gegen uns Niederländer, sein Herz ist dem Volke nicht geneigt, er liebt uns nicht; wie können wir ihn wieder lieben? Warum ist alle Welt dem Grafen Egmont so hold? Warum trügen wir ihn alle auf den Händen? Weil man ihm ansieht, daß er uns wohl will; weil ihm die Fröhlichkeit, das freye Leben, die gute Meinung aus den Augen sieht; weil er nichts besitzt, das er dem Dürftigen nicht mittheilte, auch dem, der's nicht bedarf. Laßt den Grafen Egmont leben! Buyck, an Euch ist's, die erste Gesundheit zu bringen! Bringt eures Herrn Gesundheit aus.

crevit. Idem nostra memoria, Valerio Asiatico consule, iterum accidit. Quorsus haec retuli? ut appareret nec extinctum ignem mari superfuso, nec impetum ejus gravitate ingentis undae prohibitum exire. Ducentorum passuum fuisse altitudinem Asclepiodorus Posidonii auditor tradidit, per quam diruptis aquis, ignis emersit.

Ge. 3. 132.

ΙΦΙ

Μετα

Ge. 3. 132.

ΓΕΝΕΙΑ Η ΕΝ ΤΑΤΡΟΙΣ

Τραγῳδία εἰς πέντε πράξεις.

Φραντζίσα ἐκ τοῦ Γερμανικοῦ

ὑπὸ

Γ.

ΙΩΑΝΝΟΥ ΠΑΠΑΔΟΠΟΥΛΟΥ.

Ἐν Τήνῳ, 1818

ἐκ τυπογραφίας τοῦ Σχοινᾶ.

G.H. BIBL. L.
MÜNCHEN

Dem

grofsen Dichter Deutschlands

J. Wolfgang von Goethe

als Zeichen

tiefgefühlter Verehrung

gewidmet.

Nicht ohne Bewunderung und mit dem Gefühle tiefdringenden Schmerzes schaute ich zu dem deutschen Pindus auf, welcher mich an den meines unglücklichen, doch geliebten Vaterlandes erinnerte. Meine Klage aber wurde gestillt, als eine schöne stille Hoffnung, die jede Griechen-Seele jetzt erhebt, mich diesem Heiligthume nahen liefs. In ihm erblickte ich die hochgefeierte Iphigenie des Alterthums, nur zur Verherrlichung des deutschen Genius so lange Zeit hindurch bewahrt. Alsbald vernahm ich in der Tiefe meines Herzens eine geheime Stimme, die mir zurief: bringe Iphigenie wieder nach Griechenland. Neugeschaffen kehrt sie zurück, und hat mit neuer Schönheit im fremden Lande sich geziert. Ich nahm das Wort sorgsam auf, pflegte das herrliche Bild treu, und bereit steht sie zur Heimkehr. Wie soll ich dem Manne danken, welcher so wundervoll, herrlich und

schön Iphigenie mit Freundessegen meinem Vaterlande zurückgiebt? Wüfsten Sie, edler Mann, wie meine Seele Ihre Gröfse bewundert, wie Ihre milden tröstlichen Worte mich zu Dank verpflichtet haben! Allein Ihnen es kund zu thun, bin ich zu schwach; doch Iphigenie, aufs neue in griechisches Gewand gekleidet, und mit frommen Sinne Ihnen gewidmet, sey ein kleines Zeichen meiner grofsen Verehrung gegen Sie. Die Ihrige ist sie; Ihnen gehört sie ganz an. Sie sey für mein Vaterland, wie alles, was Deutschland ihm giebt, ein Pfand der Befreundung. Nicht von dem schreckenvollen Ufer der Scythen kehrt sie heim; sie kommt nach Griechenland von Germaniens milden Boden, wo man den Griechen willkommen heifst, und wo er die Gaftfreunde seiner Väter findet.

Der Uebersetzer.

Πρὸς τοὺς Ἕλληνας.

Ἡ πάλαι ποτὲ τῆς Πατρίδος λαμπρότης καὶ ἡ καταισχύνη, ἡ ὁποία ἤδη καλύπτει τὸ ὡραῖον της πρόσωπον, ἄναψεν εἰς τὸ στῆθος σας τὰ ὡραῖα αἰσθήματα τῆς ἑλληνικῆς ψυχῆς καὶ πρὸ πολλοῦ ἤδη βαδίζετε τὸν δρόμον, τὸν ὁποῖον οἱ προπάτορές μας ἐβάδισαν. Ἦτον ἀδύνατον νὰ πνίξῃ αὐτὰ τῆς ἁμαρτίας τὸ σκό-

Buyck. Von ganzer Seele denn: Graf Egmont hoch!

Ruysum. Überwinder bey St. Quintin!

Buyck. Dem Helden von Gravelingen!

Alle. Hoch!

Ruysum. St. Quintin war meine letzte Schlacht. Ich konnte kaum mehr fort, kaum die schwere Büchse mehr schleppen. Hab' ich doch den Franzosen noch eins auf den Pelz gebrennt, und da kriegt' ich zum Abschied noch einen Streifschuß an's rechte Bein.

Buyck. Gravelingen! Freunde! da ging's frisch! Den Sieg haben wir allein. Brannten und sengten die Wälschen Hunde nicht durch ganz Flandern? Aber ich mein', wir trafen sie! Ihre alten handfesten Kerle hielten lange wider, und wir drängten und schossen und hieben, daß sie die Mäuler verzerrten und ihre Linien zuckten. Da ward Egmont das Pferd unter dem Leibe niedergeschossen, und wir stritten lange hinüber herüber, Mann für Mann, Pferd gegen Pferd,

τος, ἐν ᾧ τοῦ Ἑλικῶνος αἱ κορυφαὶ μᾶς νεύουν πρὸς τὰς μούσας, καὶ αὗται μακρόθεν μὲ λυπηρὰ βλέμματα θεωροῦν τὴν πρώτην των κατοικίαν. Ἀπὸ τῆς ἰδίας μας πατρίδος τοὺς χρυσοὺς αἰῶνας καὶ δυστυχεῖς καιροὺς ἐσχηματίσατε πρὸς τούτοις καὶ τὸ πρωτότυπον, κατὰ τὸ ὁποῖον ὑψωνόμενοι εἰς τὴν ἀρετὴν καταργεῖτε τοὺς τελευταίους, καὶ ἀνακαλεῖτε τοὺς πρώτους. — Ἡ πρὸς τὴν πατρίδα ἀγάπη καὶ τὰ ὑψηλὰ καὶ γενναῖα φρονήματα ἐνώνουν τοὺς ἐνδόξους προγόνους μας διὰ νὰ προσφέρουν κάθε θυσίαν διὰ τὸ κοινὸν καλὸν, καὶ ἡ Ἑλλὰς σκεπάζεται ἀπὸ δόξαν, εἰς τὸ θέατρον καὶ εἰς παρθενῶνα κα-

τοπτρίζεται τῶν τεχνῶν ἡ ἐντέλεια καὶ ἡ ὡραιότης, καὶ ἡ Ἀκαδημία ἀντηχεῖ θεῖα πράγματα· τὸ τερατῶδες πνεῦμα τῆς δικονοίας ἀρχίζει μὲ βαρείας πτέρυγας νὰ ἁπλώνῃ τὸ σκότος, καὶ μὲ τοὺς τρομακτικούς του ὄνυχας νὰ σχίζῃ τοὺς ὡραίους δεσμοὺς, μὲ τοὺς ὁποίους ἦτον δεμένη τῆς Ἑλλάδος ἡ εὐτυχία, καὶ οἱ Ἕλληνες δὲν ἦτον πλέον ἐκεῖνοι, οἱ ὁποῖοι ἀπεκατέστησαν τὴν Ἑλλάδα διδάσκαλον ὅλης τῆς οἰκουμένης, ἀλλ' ἡ τοίμαζον τὸν ζυγὸν ὑπόκάτω εἰς τὸν ὁποῖον ἤδη βαρέως ἀναστενάζουσιν οἱ α' πόγονοι· πρὸ ὀφθαλμῶν σας ἔχετε λοιπὸν τὴν πατρίδα, τὸ παράδειγμα τῆς εὐτυχίας καὶ δυστυχίας, κα-

ϑεὶς αἰσθάνεται τὴν ἀτιμίαν αὐτῆς ἰδίαν του ἀτιμίαν, ὅλοι ἐργάζεσθε πρὸς τὴν ἀναγέννησιν, καὶ ἐν ὀνόματι αὐτῆς δικαίως ἀπαιτεῖται τὸ πρὸς αὐτὴν χρέος του· ἀλλ' ἡ αὐστηρὰ αὕτη ἀπαίτησις ἔχει βέβαια συγκατάβασιν, ὅταν ϑεωρῆτε τὴν κατάστασιν καὶ τὰς ἀσχολίας τοῦ προσφέροντος· καὶ τοῦτο μ' ἐπαρακίνησε νὰ ὑπακούσω εἰς τοὺς λόγους τῆς ἐξοχοτάτης Κοντέσσης Ἔλλιγγ, καὶ τοῦ Φίλουμου Λιβερίου πρὸς ἔκδοσιν τῆς ἐν Ταύροις Ἰφιγενείας. Αὕτη εἶναι ἓν ἀπὸ τὰ ἀριστουργήματα τοῦ περιφήμου Γγέτε (*Goethe*) εἰς τὸν ὁποῖον ἡ Γερμανία καυχᾶται, καὶ τὸν ὁποῖον ὁ πεπαιδευμένος κόσμος δικαίως ὀνο-

μάζει Σοφοκλέα τοῦ Γερμαικοῦ θεάτρου· ἐμεταφράσθη δὲ παρ' ἐμοῦ ἀπὸ σέβας καὶ ἀγάπην πρὸς ὅλα, ὅσα ἀνήκουν εἰς τὴν πατρίδα καὶ ἐκδίδεται δι' ἐξόδων τῆς Φιλογενεστάτης Κοντέσσης Ἐδλιγγ διὰ τὴν ἄνιν αἰτίαν. Ἡ ἐκ τοιούτων μεταφράσεων ὠφέλεια εἶναι γνωστὴ, ἱκανὰ ὠμιλήθησαν περὶ ταύτης, στοχάζομαι, μέχρι τοῦδε, καὶ τελευταῖον τὸ θέατρον ἐξύπνησε καὶ ἐνασχολεῖ τὴν φιλοκαλίαν τῶν ἐν Ὀδέσσῃ κατοικούτων Ἑλλήνων· ἂν λοιπὸν καὶ ἀπὸ τὴν μετάφρασίν μου γίνῃ ὠφέλεια, ἂς ἀποδοθῇ εἰς τὴν φιλόκαλον Ἑλληνίδα, τὴν κυρίαν Κ. Ἐδλιγγ, ἡ ὁποία διὰ τὴν παιδείαν, ἀρετὴν της, καὶ προτερήματα

καὶ τὴν μητέρα Ἑλλάδα κάμνει μακαριστὴν καὶ εὐφραίνει, καὶ εἰς τὰς Ἀθήνας τῆς Γερμανίας, τὸ Βαϊμὰρ, εἶναι στολισμὲς, καὶ εἰς τοὺς ἐν Ἰένῃ σπουδάζοντας Ἕλληνας τῷ ὄντι Σπαρτιάτισσα μήτηρ, καὶ ἀληθὴς ἐνθουσασμός.

16. Ἰουλίου 1818.

Παπαδόπουλος.

ΠΡΩΤΗ ΠΡΑΞΙΣ.

Πρώτη Σκηνή.

Ἰφιγένεια.

Ἔξω εἰς τὰς σκιάς σας, κινούμεναι κορυφαὶ τοῦ παλαιοῦ, ἱεροῦ καὶ βαθυφύλλου ἄλσους, καθὼς εἰς τῆς θεᾶς τὸ σιωπηλὸν θυσιαστήριον, ἔρχομ' ἀκόμη καὶ τώρα μέ φρίκην, ὡς ἂν πρώτην φορὰν εἰς αὐτὰς νὰ πατῶ, καὶ πάλιν τὸ πνεῦμα μου ἐδῶ νὰ συνειθίσῃ δὲν ἠμπορεῖ. Μὲ ὅλον ὅτι μία ὑψηλὴ βούλησις, εἰς τὴν ὁποίαν ἐγὼ παραδίδομαι, μὲ φυλάτ-

τει ἐδῶ κρυμμένην τόσον καιρὸν, ἀλλ' ὅμως πάντοτε εἶμαι ξένη καθὼς καὶ πρῶτα· διότι ἂχ μὲ χωρίζει ἡ θάλασσ' ἀπὸ τὰ φίλτατα, καὶ στένομαι εἰς τὸ ἀκροθαλάσσιον ὁλοκλήρους ἡμέρας μὲ τὴν ψυχὴν ζητοῦσα τὴν γῆν τῶν Ἑλλήνων, καὶ εἰς τοὺς στεναγμούς μου τὸ κῦμα βοΐζον μοι φέρει μόνον ἤχους βαθεῖς. Ἀλλοίμονον εἰς ἐκεῖνον, ὅστις ζῇ μόνος μακρὰν ἀπὸ τοὺς γονεῖς καὶ ἀδελφια! Ἡ θλῖψις δὲν ἀφίνει οὔτε εἰς τὴν παραμικρὰν εὐτυχίαν τὰ χείλητου νὰ γελάσουν. Ἡ φαντασία πάντοτε φέρει αὐτὸν εἰς τὰ οἰκήματα τοῦ πατρὸς του, ὅπου τὸν ἥλιον πρώτην φορὰν εἶδε, καὶ ὅπου τ' ἀδέλφια παίζοντα συνδέονται στερεὰ ἀναμεταξύτων. Δὲν κρίνω τοὺς θεοὺς, πλὴν τῶν γυναικῶν ἡ κατάστασις εἶναι ἀξιοθρήνητος. Ὁ ἄνδρας καὶ εἰς τὴν οἰκίαν καὶ εἰς τὸν πόλεμον βασιλεύει, καὶ εἰς τὰ ξένα ἠξεύρει νὰ βοηθηθῇ. Αὐτὸν εὐφραίνουν τὰ ἀποκτήματα, ἡ νίκη τὸν στεφανώνει, καὶ ἕνας ἔνδοξος θάνατος εἶναι ἕτοιμος

δι' αὐτόν· πόσον ὅμως σφιχτὰ δεμένη, εἶναι ἡ τύχη τῆς γυναικός. Τὸ νὰ ὑπακούῃ εἰς ἕνα βάρβαρον ἄνδρα εἶναι χρέος καὶ παρηγορία· πύση δὲ ἀθλιότης, ὅταν καὶ μία ἐχθρὰ τύχη καταδιώκῃ αὐτὴν εἰς τὰ ξένα! Οὕτω ὁ θόας, ἕνας εὐγενὴς ἄνθρωπος, μὲ φυλάττει ἐδῶ στερεὰ εἰς σοβαροὺς καὶ ἱεροὺς δεσμοὺς τῆς δουλείας. Ὦ μὲ πόσην αἰσχύνην ὁμολογῶ, ὅτι μὲ σιωπηλὴν δυσαρέσκειαν δουλεύω ἐσένα, ὦ θεά, τὴν ἐλευθερώτριάν μου! Ἡ ζωήμου ἔπρεπεν εἰς σὲ νὰ ἀφιερωθῇ πρὸς ἐλεύθεραν λατρείαν. Ἀλλ' ἐγὼ πάντοτε ἐπὶ σὲ ἤλπισα καὶ ἐλπίζω ἀκόμη καὶ τώρα· Ἄρτεμις εἰς σὲ, ἡ ὁποία ἐδέχθης ἐμὲ τὴν ἀποῤῥιμμένην θυγατέρα τοῦ μεγαλωτάτου βασιλέως εἰς τὰς ἱερὰς καὶ ἁπαλὰς χεῖρας σου. Ναὶ θυγάτηρ Διὸς, ἐὰν σὺ τὸν μέγαν ἄνδρα, τὸν ὁποῖον κατεπίκρανας ἀπαιτοῦσα τὴν θυγατέρατου, ἐὰν σὺ τὸν ἰσόθεον Ἀγαμέμνονα, ὅστις σ' ἐπρόσφερε τὸ ἀγαπητότατον τοῦ εἰς τὸ θυσιαστήριον, ἀπὸ τῆς Τρῳά-

δος τὰ κρημνισθέντα τείχη ἐνδόξως ὀπίσω εἰς τὴν πατρίδα του ἐσυνώδευσας, καὶ τὴν γυναῖκατου καὶ τὴν Ἠλέκραν καὶ τὸν υἱόν, τὰ φιλτατάτου, καλῶς διετήρησας, οὕτω ἀπόῦος κ' ἐμὲ τέλος πάντων εἰς τοὺς ἐδικούς μου, καὶ ἐλευθέρωσαι ἐμὲ, τὴν ὁποίαν σὺ ἀπὸ τὸν θάνατον ἠλευθέρωσας, καὶ ἀπὸ τὴν ἐδῶ ζωὴν, τὸν δεύτερον θάνατον.

Δευτέρα Σκηνὴ.

Ἰφιγένεια. Ἄρκας.

Ἄρκας.

Ὁ βασιλεὺς με στέλλει ἐδῶ καὶ προσφέρει εἰς τὴν ἱέρισσαν τῆς Ἀρτέμιδος ἀσπάσμὸν καὶ εἰρήνην. Λὔτη εἶναι ἡ ἡμέρα, καθ' ἣν ἡ Ταυρὶς εὐχαριστεῖ τὴν θεὰν της διὰ τὴν νέαν θαυμάσιον νίκην. Ἐγὼ ἔτρεξα πρὸ τοῦ

βασιλεὺς καὶ τοῦ στρατοῦ διὰ νὰ δώσω τὴν εἴδησιν, ὅτι αὐτὸς ἔρχεται κ' ἐκεῖνο πλησιάζει.

Ἰφιγένεια.

Εἴμεθα ἕτοιμοι ἀξίως νὰ τοὺς δεχθῶμεν καὶ ἡ θεὰμας μὲ βλέμμα εὐνοϊκὸν προσμένει θυσίαν εὐάρεστον ἀπὸ τὰς χεῖρας τοῦ θύοντος.

Ἄρκας.

Ὦ ἂς εὕρισκον καὶ τὸ βλέμμα τῆς ἀξίου καὶ πολυτιμήτου ἱέρισσας, τὸ βλέμμα σου ὦ ἱερὰ παρθένος, καθαρώτερον καὶ λαμπρότερον, τὸ καλὸν σημεῖον διὰ ἡμᾶς ὅλους! Ἀκόμη σκεπάζει μυστικῶς ἡ θλίψις τὰ ἐσωτερικά σου· ματαίως προσμένομεν ἤδη τόσον καιρὸν ἕνα ἐμπιστευμένον λόγον ἀπὸ τὸ στῆθος σου. Ὅσον καιρὸν σε γνωρίζω εἰς τούτους τοὺς τόπους, βλέπω τὸ ἴδιον βλέμμα, τὸ ὁποῖον πάντοτέ με τρομάζει, καὶ ἡ ψυχή σου μένει, ὡς ἂν μὲ σιδηρᾶς ἁλύσους δεμένη μέσα εἰς τὸ στῆθος σου.

Hause mit Hause, auf dem breiten flachen Sand' an der See hin. Auf einmal kam's, wie vom Himmel herunter, von der Mündung des Flusses, bau! bau! immer mit Kanonen in die Franzosen drein. Es waren Engländer, die unter dem Admiral Malin von ungefähr von Dünkirchen her vorbeyfuhren. Zwar viel halfen sie uns nicht; sie konnten nur mit den kleinsten Schiffen herbey, und das nicht nah' genug; schossen auch wohl unter uns — Es that doch gut! Es brach die Wälschen und hob unsern Muth. Da ging's! Nick! tack! herüber, hinüber! Alles todt geschlagen, alles in's Wasser gesprengt. Und die Kerle ersoffen, wie sie das Wasser schmeckten; und was wir Holländer waren, gerad hinten drein. Uns, die wir beydlebig sind, ward erst wohl im Wasser wie den Fröschen; und immer die Feinde im Fluß zusammengehauen, weggeschossen wie die Enten. Was nun noch durchbrach, schlugen euch auf der Flucht die Bauerweiber mit Hacken und Mistgabeln todt. Mußte doch die Wälsche Majestät gleich das Pfötchen reichen und Friede

Ἰφιγένεια.

Καθὼς πρέπει εἰς μίαν ἀποῤῥιμμένην καὶ ὀρφανὴν.

Ἀρκὰς.

Καὶ εἶσαι σὺ ἐδῶ ἀποῤῥιμένη καὶ ὀρφανὴ;

Ἰφιγένεια.

Ἠμποροῦν τὰ ξένα νὰ γίνουν πατρὶς;

Ἀρκὰς.

Καὶ εἰς ἐσὲ ἡ πατρὶς ἔγινε ξένα.

Ἰφιγένεια.

Διὰ τοῦτο ἡ αἱματωμένημου καρδία δὲν ἰατρεύεται. Εἰς τοὺς πρώτους χρόνους τῆς νεότητος, ἐν ᾧ μόλις ἡ ψυχὴ ἐσυνδέετο μὲ τὸν πατέρα, μητέρα καὶ ἀδέλφια, καὶ οἱ νέοι βλαστοὶ τῶν παλαιῶν γενεῶν συντροφικῶς καὶ ἀγαπητῶς ἤυξανον, τότε μ' εὑρίσκει Φεῦ μία κατάρα, μὲ χωρίζει ἀπὸ τὰ φίλτατα καὶ κόπτει μὲ χάλκινον χεῖρα εἰς δύο τὸν ὡραῖον δεσμὸν. Ἐχάθη ἡ χαρὰ τῆς νεότητος, τῶν πρώτων χρόνων ἡ αὔξησις, καὶ μὲ

ὅλον ὅτι ἐσώθην, ἤμουν μόνον μία σκιὰ, καὶ νεαρὰ ἡδονὴ τῆς ζωῆς δὲν ἀνθεῖ εἰς ἐμὲ πλέον.

Ἀρκὰς.

Ἐὰν σύθέλῃς νὰ ὀνομάζῃς τὸν ἑαυτὸν σου τόσον δυστυχῆ, τολμῶ κ' ἐγὼ νὰ σ' ὀνομάσω δικαίως ἀχάριστον.

Ἰφιγένεια.

Πάντοτε γνωρίζω πρὸς ἐσᾶς χάριν.

Ἀρκὰς.

Ἀλλ' ὅμως ὄχι τὴν καθαρὰν χάριν, διὰ τὴν ὁποίαν κάμνει τινὰς τὸ καλὸν, οὔτε ἔχεις τὸ χαροποιὸν βλέμμα, τὸ ὁποῖον δεικνύει ζωὴν εὐχάριστον καὶ κλίσιν πρὸς τὸν ξενοδόχον. Ὅταν μία πολλὰ μυστικὴ τύχη πρὸ τόσων χρόνων σ' ἔφερεν εἰς τοῦτον τὸν ναὸν, ἦλθεν ὁ θόας μὲ σέβας καὶ ἀγάπην πρὸς ἀπάντησίν σου ὡς πρὸς μίαν θεοσεβῆ. Καὶ οὗτος ὁ αἰγιαλὸς, ὅστις ἄλλοτε ἦτον πλήρης τρόμου εἰς κάθε ξένον, ὑπεδέχθη ἐσὲ χαριέντως καὶ φιλικὰ, διότι κανένας πρὸ

σοῦ δὲν ἐπάτησεν εἰς τὸ βασίλειόν μας, ὅστις νὰ μὴ ἔγινε θῦμα κατὰ τὴν παλαιὰν συνήθειαν ἐπάνω εἰς τὰς ἱερὰς βαθμίδας τῆς Ἀρτέμιδος.

Ἰφιγένεια.

Μόνη ἐλευθέρα ἀναπνοὴ δὲν κάμνει τὴν ζωὴν. Τί ζωὴ εἶναι αὐτὴ, τὴν ὁποίαν πρέπει ἐγὼ μόνον θλιβερὰ νὰ περνῶ εἰς τοὺς ἱεροὺς τόπους ὡς μία σκιὰ τριγύρω εἰς τὸν τάφον της; Καὶ ὀνομάζω ἐγὼ αὐτὴν χαροποιὰν ζωὴν καὶ εὐχάριστον, ἐν ᾧ κάθε ἡμέρα, ματαίως δαπανωμένη, μᾶς προετοιμάζει διὰ ἐκείνας τὰς σκοτεινὰς ὥρας, τὰς ὁποίας ἠθλιβερὰ πλῆθος τῶν τεθνηκότων ἑορτάζει εἰς τὴν ὄχθην τῆς Λήθης; Μία ἀνωφελὴς ζωὴ εἶναι πρώϊμος θάνατος, καὶ αὕτη ἡ τύχη τῶν γυναικῶν εἶναι μάλιστα ἰδική μου.

Ἄρκας.

Σοὶ συγχωρῶ τὴν εὐγενῆ ὑπερηφάνειαν, ὅτι δὲν εὐχαριστεῖσαι μὲ τὸν ἑαυτόν σου, μὲ ὅλον, ὅτι πολλὰ σε λυποῦμαι· σηκώνει αὐτὴ

ἀπὸ σὲ τὴν ἀπόλαυσιν τῆς ζωῆς. Σὺ δὲν ἔκαμες ἐδῶ τίποτε ἀφ' οὗ ἦλθες; Ποῖος ἐγαλήνιασε τὴν τεταραγμένην ψυχὴν τοῦ βασιλέως; Ποῖος ἀπὸ καιρὸν εἰς καιρὸν μὲ μαλακοὺς καὶ καταπειστικοὺς λόγους ἐμπόδισε τὴν παλαιὰν Φρικώδη συνήθειαν, κατὰ τὴν ὁποίαν ἐχύνετο τὸ αἷμα κάθε ξένου εἰς τὸ θυσιαστήριον τῆς Ἀρτέμιδος; Καὶ ποῖος ἔστειλε τόσαις φοραῖς ὀπίσω εἰς τὴν πατρίδα των σκλάβους ἐλευθερωμένους ἀπὸ ἕνα τοιοῦτον βέβαιον θάνατον; Δὲν εἰσήκουσεν ἀρκετὰ ἡ Ἄρτεμις τὴν καταπραϋντικήν σου προσευχὴν, ἀντὶ νὰ παροργισθῇ, ὅτι τὴν ἔλειψαν αἱ παλαιαὶ αἱματώδεις θυσίαι; Δὲν περιτρυγυρίζει ἡ νίκη τὸν στρατὸν μὲ εὐφρόσυνον πέταγμα; καὶ δὲν τρέχει ὡς καὶ ἔμπροσθεν αὐτοῦ; καὶ δὲν αἰσθάνεται καθεὶς μίαν καλλιτέραν τύχην; Ὁ βασιλεὺς, ὅστις τόσον καιρὸν μᾶς ὡδήγησε φρονίμως καὶ ἀνδρείως, μόνον τώρα εἰς τὴν παρουσίαν σου δεικνύει καὶ τὴν πραότητα, καὶ ἐλαφρύνει εἰς ἡμᾶς τὸ χρέος τῆς ὑποτα-

γῆς. Τοῦτο ὀνομάζεις ἐσὺ ἀνωφελὲς, ὅταν ἀπὸ τὸ ὑποκείμενόν σου ἐπάνω εἰς μυρίους σταλάζει βάλσαμος; ὅταν εἰς τὸν λαὸν, εἰς τὸν ὁποῖον σ' ἔφερεν ἕνας θεὸς, γίνεσαι ἀνεξάντλητος πηγὴ νέας εὐτυχίας; καὶ εἰς τὸν ἄξεινον καὶ θανατηφόρον αἰγιαλὸν ἑτοιμάζῃς σωτηρίαν καὶ ἐπιστροφὴν εἰς τὸν ξένον;

Ἰφιγένεια.

Τὸ ὀλίγον χάνεται εὐκόλως ἀπὸ τὸ βλέμμα, τὸ ὁποῖον βλέπει πόσα ἀκόμη μένουν.

Ἀρκὰς.

Ἀλλ' ἐπαινεῖς ἐκεῖνον, ὅστις δὲν τιμᾷ ὅ,τι κάμνῃ;

Ἰφιγένεια.

Κατηγορεῖται ὅμως ἐκεῖνος, ὅστις ἐπαινεῖ τὰ ἔργατου.

Ἀρκὰς.

Ἀλλὰ καὶ ἐκεῖνος, ὅστις ἀπὸ μεγάλην ὑπερηφάνειαν δὲν τιμᾷ τὴν ἀληθῆ ἀξίαν, καθὼς καὶ ἐκεῖνος, ὅστις ἀπὸ πολλὴν ματαιότητα ὑψώνει τὴν ψευδῆ· πίστευσὸν με, καὶ

ἄκουσαι τὸν λόγον ἑνὸς ἀνδρός, ὅστις μὲ πίστιν καὶ εἰλικρίνειαν σ' ἀγαπᾷ· ἐὰν ὁ βασιλεὺς σήμερον ὁμιλήσῃ μαζίσου, εὐκόλυναι τον εἰς ἐκεῖνο, τὸ ὁποῖον στοχάζεται νὰ σ' εἰπῇ.

Ἰφιγένεια.

Μὲ τρομάζεις μὲ τοὺς καλοὺς λόγους σου, διότι πολλάκις μὲ δυσκολίαν ἀπέφυγα τὴν παραγγελίαν του.

Ἀρκὰς.

Στοχάσου τὸ τὶ κάμνεις καὶ τὶ σ' ὠφελεῖ. Ἀφ' οὗ ὁ βασιλεὺς ἔχασε τὸν υἱόν του, ἐμπιστεύεται εἰς ὀλίγους ἀπὸ τοὺς ἰδικούς του, καὶ τούτους τοὺς ὀλίγους ὄχι πλέον καθὼς ποτὲ. Μὲ ἀποστροφὴν θεωρεῖ κάθε εὐγενοῦς υἱόν ὡς διάδοχον τοῦ βασιλείου του, φοβεῖται τὰ μεμονομένα καὶ ἀβοήθητα γηρατεῖα, καὶ ἴσως μίαν τολμηρὰν ἐπανάστασιν καὶ αἰφνήδιον θάνατον. Ὁ Σκύθης δὲν ζητεῖ κέρδος ἀπὸ τὴν πολυλογίαν, καὶ μάλιστα ὁ βασιλεὺς. Αὐτὸς, ὅστις εἶναι συνειθισμέ-

νος μόνον νὰ προστάζῃ καὶ νὰ πράττῃ, δὲν γνωρίζει τὴν τέχνην τοῦ νὰ στρέφῃ τοὺς λόγους βραδέως καὶ μ' ἐπιτήδειον τρόπον κατὰ τὸν σκοπόν του. Μὴ φανῇς ὀχληρὰ εἰς αὐτὸν, ἀρνουμένη τὴν ζήτησίν του καὶ προσποιουμένη ὅτι δὲν καταλαμβάνεις· πήγαινε μὲ χαροποιὸν πρόσωπον ἕως τὸν μισὸν δρόμον πρὸς ἀπάντησίν του.

Ἰφιγένεια.

Πρέπει νὰ ἐπιταχύνω, τὸ ὁποῖον μ' ἐπαπειλεῖ;

Ἀρκὰς.

Θέλεις νὰ διορμήσῃς τὴν πρὸς ὑπανδρείαν ζήτησίν του ἀπειλήν;

Ἰφιγένεια.

Αὐτὸ εἶναι εἰς ἐμὲ τὸ τρομερώτατον ἀπὸ ὅλα.

Ἀρκὰς.

Ξεμυστηρεύσου εἰς αὐτὸν μόνον διὰ τὴν κλίσιν, ὁποῦ ἔχει εἰς ἐσέ.

Ἰφιγένεια.

Ἐὰν πρῶτα ἐλευθερώσῃ τὴν ψυχὴν μου ἀπὸ τὸν φόβον.

Ἀρκὰς.

Διατὶ κρύπτεις ἀπ' αὐτὸν τὴν καταγωγήν σου;

Ἰφιγένεια.

Διότι εἰς μίαν ἱέρισσαν ἁρμόζει τὸ μυστικόν.

Ἀρκὰς.

Ἀπὸ τὸν βασιλέα ὅμως δὲν ἔπρεπε τίποτε νὰ ἦναι κρυφόν· καὶ μὲ ὅλον ὅτι δὲν τὸ ἀπαιτεῖ, τὸ αἰσθάνεται ὅμως, καὶ τὸ αἰσθάνεται βαθέως εἰς τὴν ψυχήν του, ὅτι προσεκτικὰ κρύπτεσαι ἀπ' αὐτόν.

Ἰφιγένεια.

Εἶναι δυσαρεστημένος ἀπο ἐμέ;

Ἀρκὰς.

Οὕτω φαίνεται σχεδόν. Μὲ ὅλον ὅτι περὶ σοῦ δὲν ὁμιλεῖ, ἀπὸ κάποιους λόγους ὅμως ἐκατάλαβα, ὅτι πολλὰ ἐπιθυμεῖ νὰ

σ' ἀποκτήσῃ· Ὢ ἄκουσαί τον! διὰ νὰ μὴ ὡριμάσῃ ἡ ὀργὴ εἰς τὸ στῆθος του καὶ σοι προξενήσῃ τρόμον, καὶ πολλὰ ἀργὰ ἐνθυμηθῆς, ἀνωφελῶς μετανοοῦσα, τὴν πιστὴν συμβουλήν μου.

Ἰφιγένεια.

Πῶς; στοχάζεται ὁ βασιλεὺς νὰ κάμῃ ὅ, τι κἀνένας εὐγενὴς, ὅστις ἀγαπᾷ τὴν ὑπόληψίν του καὶ ἔχει σέβας πρὸς τοὺς θεοὺς, ποτὲ δὲν ἔπρεπε νὰ στοχασθῇ; Στοχάζεται νὰ μὲ πάρῃ μὲ βίαν ἀπὸ τὸ θυσιαστήριον εἰς τὸ κρεββάτι του; Λοιπὸν ἐπικαλοῦμαι κ' ἐγὼ ὅλους τοὺς θεοὺς, καὶ πρὸ πάντων τὴν Ἄρτεμιν, ἡ ὁποία βεβαίως ὑπερασπίζεται τὴν ἱέρισσαν καὶ ὡς παρθένος μίαν παρθένον μετὰ χαρᾶς βοηθεῖ.

Ἀρκάς.

Ἔσο ἥσυχος! Ὁρμητικὸν καὶ νεανικὸν αἷμα δὲν ἐρεθίζει τὸν βασιλέα, διὰ νὰ κάμῃ τοιοῦτον ἔργον. Καθὼς ὅμως αὐτὸς στοχάζεται, φοβοῦμαι ἐγὼ μίαν ἄλλην σκληρὰν

ἀπόφασίν του, τὴν ὁποίαν θέλει ἐκτελέσει ἀνεμποδίστως, διότι ἡ ψυχή του εἶναι σταθερὰ καὶ ἀκίνητος. Διὰ τοῦτο σέ παρακαλῶ, ξεμυστηρεύσου εἰς αὐτὸν καὶ ἔσο πρὸς αὐτὸν εὐγνώμων, ἐὰν τίποτε ἄλλο δὲν ἠμπορῇς νὰ τὸν ἐγγνηθῇς.

Ἰφιγένεια.

Ὦ εἰπὲ τί ἄλλο ἠξεύρεις ἀκόμη.

Ἀρκὰς.

Μάθετ' ἀπὸ αὐτὸν. Βλέπω τὸν βασιλέα νὰ ἔρχεται. Σὺ τὸν τιμᾷς· καὶ ἡ ἰδία σου καρδία συνιλέγει τὰ τὸν ἀπαντήσῃς φιλικὰ καὶ ἐμπιστευμένα· Ἕνας εὐγενὴς ἄν-δρας ἀπὸ ἕνα καλὸν λόγον τῶν γυναικῶν κάμνει πολλά.

Ἰφιγένεια (μένη).

Τῷ ὄντι δὲν ἠξεύρω πῶς πρέπει νὰ ἀκολουθήσω τὴν συμβουλὴν τοῦ ἀγαθοῦ τούτου ἀνθρώπου, ἀλλ' ὅμως ἀκολουθῶ μετὰ χαρᾶς τὸ χρέος τοῦ νὰ ὁμιλήσω μὲ καλοὺς λόγους τὸν βασιλέα διὰ τὴν εὐεργεσίαν του, καὶ

machen. Und den Frieden ſeyd ihr uns ſchuldig, dem großen Egmont ſchuldig.

Alle. Hoch! dem großen Egmont hoch! und abermal hoch! und abermal hoch!

Jetter. Hätte man uns den ſtatt der Margrete von Parma zum Regenten geſetzt!

Soeſt. Nicht ſo! Wahr bleibt wahr! Ich laſſe mir Margareten nicht ſchelten. Nun iſt's an mir. Es lebe unſre gnäd'ge Frau!

Alle. Sie lebe!

Soeſt. Wahrlich, treffliche Weiber ſind in dem Hauſe. Die Regentinn lebe!

Jetter. Klug iſt ſie, und mäßig in allem, was ſie thut; hielte ſie's nur nicht ſo ſteif und feſt mit den Pfaffen. Sie iſt doch auch mit ſchuld, daß wir die vierzehn neue Biſchofsmützen im Lande haben. Wozu die nur ſollen? Nicht wahr, daß man Fremde in die guten Stellen einſchieben kann, wo ſonſt Äbte aus den Kapiteln gewählt wurden? Und wir ſollen glauben, es ſey um der Religion willen. Ja es hat ſich. An drey Biſchöfen hatten wir ge-

εἴθε νὰ ἠμπόρουν νὰ εἰπῶ εἰς τὸν θυνατὸν θ', τι τὸν ἀρέσκει.

Τ ρ ί τ η Σ κ η ν ὴ.

Ἰφιγένεια. Θόας.

Ἰφιγένεια.

Μὲ βασιλικὰ ἀγαθὰ σ' εὐλογεῖ ἡ θεά! Σοὶ δίδει νίκην καὶ φήμην καὶ πλοῦτον καὶ τὴν εὐτυχίαν τῶν ἐδικῶν σου καὶ ἐκπλήρωσιν κάθε θεαρέστου ἐπιθυμίας! διὰ νὰ χαίρησαι τὰς μεγαλητέρας εὐτυχίας σὺ πρὸ πάντων, ὅστις μὲ πολλὰς Φροντίδας βασιλεύεις.

Θόας.

Ἤθελον εἶμαι εὐχαριστημένος, ἐὰν ὁ λαός μου μ' ἐκαλοτύχιζεν. Ὅ, τι ἀπέκτησα, τ' ἀπολαμβάνουν ἄλλοι μᾶλον παρὰ ἐγώ. Ἐκεῖνος εἶναι ὁ εὐτυχέστατος, ἔστω βασιλεὺς ἢ ἰδιώτης, ὅστις βλέπει τὴν εὐτυχίαν εἰς τὴν οἰκίαν του. Σὺ ἔλαβες συμπάθειαν

εἰς τοὺς βαθεῖς μου πόνους, ὅταν τῶν ἐχθρῶν τὸ σπαθὶ ἥρπασ' ἀπὸ τὸ πλάγιμου τὸν τελευταῖον καὶ κάλλιστον υἱόν μου. Ἐν' ὅσῳ ἡ ἐκδίκησις ἐκράτει τὸ πνεῦμα μου, δὲν ἠσθανόμην τὴν ἐρημίαν πῆς κατοικίας μου, πλὴν ἤδη, ἐν ᾧ ἐπιστρέφω εὐχαριστημένος, κρημνίσας τὸ βασίλειὸν των καὶ ἐκδικηθεὶς τὸν υἱόν μου, δὲν εὑρίσκω τίποτε εἰς τὴν οἰκίαν μου, τὸ ὁποῖον νὰ με εὐφραίνῃ. Ἡ πρόθυμος ὑπακοὴ, τὴν ὁποίαν ἐγὼ ἄλλοτε ἔβλεπα νὰ λάμπῃ ἀπὸ καθ' ἑνὸς ὀφθαλμὸν, ἤδη ἔπαυσεν ἐξ αἰτίας τῆς φροντίδος καὶ δυσαρεσκείας. Κάθε ἕνας στοχάζεται τί θέλει γνίσει εἰς τὸ μέλλον, καὶ ὑπακούει ἐξ ἀνάγκης τὸν ἄτεκνον, καὶ διὰ τοῦτο ἔρχομαι σήμερον εἰς τοῦτον τὸν ναὸν, εἰς τὸν ὁποῖον πολλάκις ἐμβῆκα διὰ νὰ παρακαλέσω καὶ νὰ εὐχαριστήσω διὰ νίκην· πρό πολλοῦ θρέφω μίαν ἐπιθυμίαν, ἡ ὁποία οὔτε εἰς σὲ εἶναι ἄγνωστος καὶ ἀπροσδόκητος· ἐλπίζω πρός εὐλογίαν τοῦ

λαοῦ μου καὶ ἐδικήν μου νὰ σε φέρω ὡς νύμφην εἰς τὴν οἰκίαν μου.

Ἰφιγένεια.

Εἰς τὴν ἄγνωστον προσφέρεις παρὰ πολὺ ὦ βασιλεῦ. Ἔμπροσθέν σου στέκεται ἐντροπιασμένη ἡ φυγάς, ἡ ὁποία εἰς τοῦτον τὸν αἰγιαλὸν τίποτε ἄλλο δὲν ζητεῖ, παρὰ σκέπην καὶ ἡσυχίαν, τὰ ὁποῖα ἔδωκες εἰς αὐτήν.

Θόας.

Ὅτι σὺ κρύπτεσαι πάντοτε εἰς τὸ μυστικὸν τῆς καταγωγῆς σου ἀπὸ ἐμένα καθὼς καὶ ἀπὸ τὸν παραμικρότατον, τοῦτο, πιστεύω, ἀπὸ κανένα λαὸν δὲν νομίζεται δίκαιον καὶ καλόν. Οὗτος ὁ αἰγιαλὸς τρομάζει τοὺς ξένους· ὁ νόμος προστάζει τοῦτο καὶ ἡ ἀνάγκη· πλὴν ἀπὸ σέ, ἡ ὁποία ἀπολαμβάνεις κάθε θεοφιλὲς δίκαιον, καὶ ἡ ὁποία ὑπεδέχθης καλῶς ἀπὸ ἡμᾶς καὶ χαίρησαι τὰς ἡμέρας σου κατὰ τὴν γνώμην καὶ θέλησίν σου, ἐλπίζω ἐγὼ ἱμπιστοσύνην διὰ τὴν πρὸς σὲ μου πίστιν.

Ἰφιγένεια.

Ἐὰν, ὦ βασιλεῦ, ἔκρυπτον τὸ ὄνομα τῶν γονέων μου καὶ τῆς οἰκίας μου, τοῦτο ἦτον ἀπὸ ἀμηχανίαν καὶ ὄχι ἀπὸ δυσπιστίαν, ἐπειδὴ, ἄχ, ἂν ἠξεύρεις ποία στέκεται ἔμπροσθέν σου, καὶ ποίαν κατηραμένην κεφαλὴν θρέφεις καὶ ὑπερασπίζεσαι, ἴσως ἤθελε καταλάβῃ μὲ βδελυρότητα μία φρίκη τὴν μεγάλην σου καρδίαν, καὶ ἀντὶ νὰ μὲ βάλῃς πλησίον τοῦ θρόνου σου, ἤθελες μὲ διώξῃ παράκαιρα ἀπὸ τὸ βασίλειόν σου· καὶ πρὸ τοῦ νὰ διορισθῇ εἰς ἐμὲ ἡ χαροποιὰ ἐπιστροφὴ πρὸς τοὺς ἐδικούς μου καὶ τὸ τέλος τῆς πλάνης μου, ἴσως ἤθελες μὲ ῥίψῃ εἰς τὴν ταλαιπωρίαν, ἡ ὁποία παντοῦ μὲ ψυχρὰν καὶ τρομερὰν χεῖρα προσμένει κάθε περιπλανώμενον καὶ διωγμένον ἀπὸ τὴν οἰκίαν του.

Θόας.

Ποία εἶναι ἡ βουλὴ τῶν θεῶν διὰ σὲ, καὶ τί ἔχουν αὐτοὶ κατὰ νοῦν διὰ σὲ καὶ διὰ τὴν οἰκίαν σου, δὲν ἠξεύρω, ἀφ' ὅτου ὅμως εἰς

ἡμᾶς κατοικῆς καὶ ἀπολαμβάνῃς τὸ δικαίωμα ἑνὸς εὐλαβοῦς ξένου, δὲν ἔλειψεν ἡ εὐλογία, ἡ ὁποία ἄνωθεν ἔρχεται εἰς ἐμέ. Δυσκόλως ἠμπορῶ νὰ καταπεισθῶ ὅτι Φυλάττω πολλὰ ἐνοχὸν κιβώλιον.

Ἰφιγένεια.

Ἡ εὐεργεσία σοι φέρει τὴν εὐλογίαν, καὶ ὄχι ὁ ξένος.

Θόας.

Ὅ,τι κάμνῃ τινὰς εἰς τοὺς ἀδίκους δὲν εὐλογεῖται. Ὅθεν τελείωσαι τὴν σιωπὴν σου καὶ ἄρνησίν σου, δὲν ἀπαιτεῖ τοῦτο κανένας ἄδικος ἄνθρωπος. Ἡ θεὰ σε παρέδωκεν εἰς τὰς χεῖρας μου, καὶ καθὼς εἰς αὐτὴν ἤσουν ἱερὰ, οὕτω καὶ εἰς ἐμὲ· πρὸς τούτοις ἂς εἶναι τὸ νεῦμάτης καὶ διὰ τὸ μέλλον νόμος μου ἐὰν σὺ ἠμπορῇς νὰ ἐλπίσῃς ἐπιστροφὴν εἰς τὴν οἰκίαν σου, δὲν ἀπαιτῶ τίποτε ἀπὸ σὲ, ἐὰν ὅμως ὁ ἐρόμος σοι εἶναι πάντα ἀποκλεισμένος καὶ ἡ γενεάσου κατεδιώχθη ἡ ἀξαλείφθη ἀπὸ τερατώδη παρανομίαν, κατὰ πάντα

λόγον θέλεις εἶσαι ἐδικήμου. Ὁμίλησαι Φανερὰ· σὺ ἠξεύρεις ὅτι βαστῶ λόγον.

Ἰφιγένεια.

Ἀπὸ τὸν παλαιὸν δεσμὸν δὲν λύεται εὐχαρίστως ἡ γλῶσσα διὰ νὰ ἀναχαλύψῃ ἕνα τόσον καιρὸν σιωπηθὲν μυστικόν, διότι ἀφ' οὗ μίαν φορὰν ἔβγῃ, εἴτε βλάπτει, ὅπως οἱ θεοὶ θέλουν, εἴτε ὠφελεῖ, ἀφίνει τὴν βεβαίαν κατοικίαν τῆς βαθείας καρδίας χωρὶς τὴν ἐλπίδα νὰ ἐπιστρέψῃ. Μάθε! εἶμαι ἀπὸ τοῦ Ταντάλου τὸ γένος.

Σὺ προφέρεις μεγάλον λόγον μὲ ἀδιαφορίαν· ὀνομάζεις αὐτὸν πρόγονόν σου, τὸν ὁποῖον ὁ κόσμος γνωρίζει ὡς ἕνα ποτὲ μεγάλως εὐνοούμενον ἀπὸ τοὺς θεούς; Εἶναι ἐκεῖνος ὁ Τάνταλος, τὸν ὁποῖον ὁ Ξεὺς ἔλαβεν εἰς τὴν βουλὴν του καὶ τράπεζάν του, τοῦ ὁποίου αἱ πολύπειραι καὶ πολλὴν γνῶσιν συνδέουσαι ὁμιλίαι καὶ εἰς αὐτοὺς τοὺς θεοὺς ἦτον χρησμοὶ μαντείων;

Ἰφιγένεια.

Αὐτὸς εἶναι ὅμως οἱ θεοὶ δὲν ἔπρεπε νὰ φέρωνται μὲ τοὺς ἀνθρώπους, καθὼς μὲ τοὺς ὁμοίους των. Τὸ ἀνθρώπινον γένος εἶναι πάρα πολὺ ἀδύνατον διὰ νὰ μὴ ζαλισθῇ εἰς ἀσυνείθιστον ὕψος. Ἀγενὴς δὲν ἦτον αὐτὸς, οὔτε κανένας προδάτης, πλὴν διὰ δοῦλος πολλὰ μεγάλος, καὶ διὰ σύντροφος τοῦ βροντῶν τος μόγον ἄνθρωπος. Οὕτω ἦτον καὶ τὸ ἔγκλημά του ἀνθρώπινον· ἡ χρίσις των αὐστηρὰ καὶ ποιηταὶ ψάλλουν, ὅτι ὑπερηφάνεια καὶ ἀπιστία ἐκρήμνισεν αὐτὸν πρὸς καταισχύνην ἀπὸ τὴν τράπεζαν τοῦ Διὸς εἰς τὸν Τάρταρον· ἂχ καὶ ὅλη του ἡ γενιὰ τὸ μῖσος των ἐδοκίμασε!

Θόας

Ἐξ αἰτίας τῶν προγόνων ἢ ἐξ ἰδίων του ἐγκλημάτων;

Ἰφιγένεια.

Τῷ ὄντι τὸ δυνατὸν στῆθος καὶ τὰ ῥωμαλαῖα ὀστᾶ τῶν Τιτάνων ἦταν τῶν υἱῶν του

καὶ ἀπογόνων βαβαία κληρονομία, ἀλλ' ὅμως ὁ θεὸς ἔκαμεν αὐτοὺς πεισματικούς. Βουλὴν, μετριότητα, σοφίαν καὶ ὑπομονὴν ἔκρυψεν ἀπὸ τὸ φοβερὸν καὶ σκοτεινὸν βλέμμα των, ὥστε κάθε ἐπιθυμία των ἦτον μανικὴ καὶ ἀπεριόριστος. Ἤδη ὁ ὁρμητικώτατος πέλωψ, τοῦ Ταντάλου ὁ ἀγαπητὸς υἱὸς, ἔλαβε μὲ προδοσίαν καὶ φόνον τὴν ὡραιοτάτην γυναῖκα, τὴν θυγατέρα τοῦ Οἰνομάου, τὴν Ἱπποδάμειαν. Αὐτὴ ἐγέννησε μὲ αὐτὸν δύο υἱοὺς τὸν θυέστην καὶ Ἀτρέα. Μὲ φθόνον ἔβλεπον αὐτοὶ τοῦ πατρὸς τὴν ἀγάπην πρὸς τὸν ἀπὸ ἄλλην μητέρα πρῶτον υἱόν. Τὸ μῖσος συνδέει αὐτοὺς καὶ τὸ πρῶτον ἔργον των ἦτον κρυφὴ ἀδελφοκτονία. Ὁ πατὴρ νομίζει τὴν Ἱπποδάμειαν φονεύτριαν, καὶ μανιωδῶς ἀπαιτεῖ ἀπ' αὐτὴν τὸν υἱὸν, καὶ αὐτὴ φονεύεται μόνη της. —

Θέας.

Σιωπᾷς; ἐξακολούθησαι τὴν ὁμιλίαν

σου! μὴ μετανοῇς διότι ἐξεμυστηρεύθης! λέγε!

Ἰφιγένεια.

Καλότυχος ἐκεῖνος, ὅστις ἀσμένως ἐνθυμεῖται τοὺς προγόνους του, εὐφραίνει τὸν ἀκροατὴν μὲ τὰ ἔργατων καὶ μεγαλειότητάτων, καὶ μὲ κρυφὴν χαρὰν τελειώνει ταύτην τὴν ὡραίαν σειρὰν! διότι οὔτε τὸν Ἡμίθεον, οὔτε τὸ τέρας γεννᾷ εὐθὺς μία οἰκία, ἀλλὰ μία σειρὰ καλῶν ἢ κακῶν φέρει μετὰ ταῦτα τέλος πάντων εἰς τὸν κόσμον τὴν φρίκην ἢ τὴν χαράν. — Μετὰ τὸν θάνατον τοῦ πατρὸς των ἐβασίλευον εἰς τὴν πόλιν ἐκ συμφώνου ὁ Ἀτρεὺς καὶ ὁ Θυέστης, ἀλλὰ πολὺν καιρὸν δὲν ἠμπόρεσε νὰ διερκέσῃ ἡ ὁμόνοια. Εὐθὺς ἀτιμάζει ὁ Θυέστης τὸ στρῶμα τοῦ ἀδελφοῦ, καὶ ὁ Ἀτρεὺς ἐκδικούμενος διώκει αὐτὸν ἀπὸ τὸ βασίλειον. Μὲ δολιότητα ἔκλεψεν ὁ Θυέστης, δεινὰ ἔργα κατὰ νοῦν ἔχων, ἕνα υἱὸν τοῦ ἀδελφοῦ του, τὸν ὁποῖον ἀνέθρεψε κρυφὰ καὶ μὲ κολακείας ὡς ἰδιόν του υἱόν,

καὶ ἀφ' οὗ ἐνέπνευσεν εἰς τὸ στῆθος του λύσσαν καὶ ἐκδίκησιν, στέλλει αὐτὸν εἰς τὴν Βασιλεύουσαν διὰ νὰ φονεύσῃ τὸν ὡς θεῖον νομιζόμενον ἰδιόν του πατέρα. Τοῦ νέου ὁ σκοπὸς ἀνακαλύπτεται· ὁ Βασιλεὺς παιδεύει ἀπανθρώπως τὸν ἀποσταλθέν τα φονέα· νομίζον ὅτι φονεύει τὸν υἱὸν τοῦ ἀδελφοῦ του. πολλὰ ἀργὰ μανθάνει, ποῖος ἔμπροσθεν εἰς τοὺς θολωμένους του ὀφθαλμοὺς ἀποθνήσκει, καὶ διὰ νὰ σβύσῃ τὴν εἰς τὸ στῆθος του ἐπιθυμίαν τῆς ἐκδικήσεως, βουλεύεται σιωπῶν ἀνήκουστον πρᾶξιν· φαίνεται ἀτάραχος, ἀδιάφορος καὶ ἐξιλεωμένος, καὶ προσκαλεῖ τὸν ἀδελφὸν μὲ τοὺς υἱοὺς του ὀπίσω εἰς τὸ βασίλειον, πιάνει τὰ παιδιά, τὰ σφάζει, καὶ εἰς τὸ πρῶτον γεῦμα βάζει τὰ αἰδῆ καὶ φρικώδη φάγητά ἔμπροσθεν εἰς τὸν πατέρα, καὶ ἀφ' οὗ ὁ θυέστης ἐχόρτασεν ἀπὸ τὸ κρέας του, καταλαμβάνει αὐτὸν μία θλῖψις, ἐρωτᾷ διὰ τὰ παιδιά καὶ ἐν ᾧ νομίζει ὅτι ἀκούει τὸ βάδισμα καὶ τὴν φωνὴν των, ὁ θυέστης, τρί-

genug: da ging's ehrlich und ordentlich zu. Nun muß doch auch jeder thun als ob er nöthig wäre; und da setzt's allen Augenblick Verdruß und Händel. Und je mehr ihr das Ding rüttelt und schüttelt, desto trüber wird's.

Sie trinken.

Soest. Das war nun des Königs Wille; sie kann nichts davon, noch dazu thun.

Jetter. Da sollen wir nun die neuen Psalmen nicht singen. Sie sind wahrlich gar schön in Reimen gesetzt, und haben recht erbauliche Weisen. Die sollen wir nicht singen; aber Schelmenlieder, so viel wir wollen. Und warum? Es seyen Ketzereyen drin, sagen sie, und Sachen, Gott weiß. Ich hab' ihrer doch auch gesungen; es ist jetzt was neues, ich hab' nichts drin gesehen.

Buyck. Ich wollte sie fragen! In unsrer Provinz singen wir was wir wollen. Das macht, daß Graf Egmont unser Statthalter ist, der fragt nach so etwas nicht. — In Gent, Ypern, durch ganz Flandern singt sie, wer Belieben hat. laut. Es ist ja wohl nichts un-

ζων τοὺς ὁδόν τας ῥίπτει ἔμπροσθέν του κεφαλὴν καὶ πόδας τῶν σφαχθέν των. — Στρέφεις μὲ φρίκην τὸ πρόσωπόν σου ὦ βασιλεῦ· οὕτω ἐγύρισε καὶ ὁ ἥλιος τὸ πρόσωπόν του καὶ τὴν ἅμαξάν του ἀπὸ τὸν συνειθισμένον του δρόμον. Οὗτοι εἶναι οἱ πρόγονοι τῆς ἱέρισσάς σου καὶ πολλὴ ταλαίπωρος μοῖρα τῶν ἀνθρῶν, καὶ πολλαὶ πράξεις τοῦ τεταραγμένου νοὸς κρύπτονται εἰς τὸ σκότος καὶ εἶναι δυνατὸν ἵνα ἰδοῦμεν μόνον ὀλίγα· τινὰ μὲ φρίκην.

Θόας.

Κρύψαι καὶ σὺ αὐτὰ μὲ τὴν σιωπήν. Ἱκανὴ εἶναι ἡ βδελυρία! εἰπὲ ἤδη, διὰ τίνος θαύματος ἐγλύτωσες Σὺ ἀπὸ ταύτην τὴν ἀγρίαν γενεάν.

Ἰφιγένεια.

Τοῦ Ἀτρέως πρεσβύτερος υἱὸς ἦτον ὁ Ἀγαμέμνων, αὐτὸς εἶναι ὁ πατὴρ μου· ἀλλ' ἠμπορῶ νὰ εἰπῶ ὅτι εἶδον εἰς αὐτὸν ἀπὸ τοὺς πρώτους χρόνους τῆς ἡλικίας μου τὸ παρά-

δειγμα τοῦ ἐντελοῦς ἀνδρὸς. Μὲ αὐτὸν ἐγέννησεν ἡ Κλυταιμνήστρα ἐμένα, τὴν ἀπαρχὴν τῆς ἀγάπης, ἔπειτα τὴν Ἠλέκραν· Ἥσυχα ἐβασίλευεν ὁ βασιλεὺς καὶ εἶχεν ἔμβη εἰς τὴν οἰκίαν τοῦ Ταντάλου ἡ πρὸ πολλοῦ ἐλλείπουσα ἡσυχία· πλὴν ἔλειπεν ἀπὸ τὴν εὐτυχίαν τῶν γονέων καὶ ἕνας υἱός, καὶ μόλις πληροῦται αὕτη ἡ εὐχὴ καὶ αὐξάνει μεταξὺ τῶν δύο ἀδελφῶν ἤδη ὁ ἀγαπητὸς Ὀρέστης, καὶ ἐνθὺς γεννᾶται νέον κακὸν εἰς τὴν ἥσυχον οἰκίαν. Ἡ Φήμη τοῦ πολέμου ἔφθασεν εἰς ἐσᾶς, ὅστις, διὰ νὰ ἐκδικηθῇ τὴν ἁρπαγὴν τῆς ὡραιοτάτης γυναικὸς, ἐστρατοπέδευσεν ὅλην τὴν δύναμιν τῶν ἡγεμόνων τῆς Ἑλλάδος περὶ τῆς Τρωάδος τὰ τείχη. Ἐὰν αὐτοὶ ἐπόρθησαν τὴν πόλιν καὶ ἀπήλαυσαν τὸν σκοπὸν τῆς ἐκδικήσεως των δὲν ἠξεύρω· Ὁ πατήρ μου ὡδήγει τὸν στρατὸν τῶν Ἑλλήνων. Εἰς τὴν Αὐλίδα ματαίως ἐπρόσμενον δεξιὸν ἄνεμον, διότι ἡ Ἄρτεμις, ὀργιζομένη κατὰ τοῦ μεγά-

λου Ἡγεμόνος των, ἐμπόδιζε τοὺς σπεύδον τας, καὶ ἀπήτει διὰ τοῦ στόματος τοῦ Κάλ-χαντος τὴν πρεσβυτέραν κόρην τοῦ βασιλέως. Μὲ ἀπάτην ἔφεραν ἐμένα μὲ τὴν μητέρα μου εἰς τὸ στρατόπεδον, μ' ἔσυραν ἔμπροσθεν εἰς τὸ θυσιαστήριον καὶ ἀφιέρωσαν εἰς τὴν θεὰν ταύτην τὴν κεφαλήν. — Αὐτὴ ἐξιλεώθει· δὲν ἤθελε τὸ αἷμα μου, καὶ σκεπάζουσά με μὲ ἕνα σύννεφον μ' ἔσωσε, καὶ εἰς τοῦτον τὸν ναὸν ἐγνώρισα κατὰ πρῶτον ὅτι πάλιν ζῶ. Ἐγὼ εἶμαι ἡ ἰδία, ἐγὼ εἶμαι ἡ Ἰφιγένεια, τοῦ Ἀτρεὺς ἡ ἐγκονὴ, τοῦ Ἀγαμέμνωνος κόρη, τῆς θεᾶς κτῆμα, ἡ ὁποία μετὰ σοῦ ὁμιλεῖ.

Θόας.

Περισσοτέραν προτίμησιν καὶ πίστιν δὲν εἶδω ἐγὼ εἰς τὴν θυγατέρα τοῦ βασιλέως, ἀπὸ τὴν ἄγνωστον. Ἐπαναλαμβάνω τὸ πρόβλημά μου· ἔλα, ἀκολούθησαί με καὶ μέθεξ' ἀφ' ὅσα ἔχω.

Ἰφιγένεια.

Πῶς τολμῶ νὰ κάμω ἕνα τοιοῦτον κίνημα, ὦ βασιλεῦ; Δὲν ἔχει μόνον ἡ θεὰ, ἡ ὁποία μ' ἐγλύτωσε, τὸ δικαίωμα εἰς τὴν ἀφιερωθεῖσαν μου ζωὴν; αὐτὴ ἠὖρε τὸ τὸ ἄσυλον ἐὶ ἐμὲ, καὶ με φυλάττει ἐδῶ, ἴσως πρὸς μεγάλην χαρὰν τῆς γεροντικῆς ἡλικίας ἑνὸς πατρὸς, τὸν ὁποῖον ἀρκετὰ ἐπαίδευσε κατὰ τὸ φαινόμενον. Ἴσως πλησιάζει εἰς ἐμὲ ἡ χαρμόσυνος τῆς ἐπιστροφῆς ὥρα, καὶ ἐγὼ μὴ δίδουσα προσοχὴν εἰς τοῦτο, ἠμπόρουν νὰ ἀπθῶ ἐδῶ ἐναντίον τῆς θελήσεώς της; ἡ θεὰ ἤθελε με δείξῃ ἕνα σημεῖον ἂν ἔπρεπε νὰ μείνω ἐδῶ.

Θόας.

Τὸ σημεῖον εἶναι ὅτι ἀκόμη εἶσαι ἐδῶ. Μὴ ζητῇς τοιαύτας προφάσεις· πρὸς ἄρνησιν τὰ πολλὰ λόγια εἶναι μάταια, ὁ ἀκούων ἀπὸ ὅλα ἀκούει μόνον τὸ ὄχι.

Ἰφιγένεια.

Δὲν εἶναι λόγια, τὰ ὁποῖο πρέπει μόνον νὰ πλανοῦν· ἐγὼ σοι ἀνεκάλυψα τό βάθος τῆς καρδίας μου. Καὶ δὲν το στοχάζεσαι μόνος σου πόσον ἐγὼ πρέπει νὰ ποθῶ μὲ ἀνυπόμονα αἰσθήματα τὸν πατέρα τὴν μητέρα καὶ τ' ἀδέλφια, διὰ νὰ περιτειλύξῃ ἡ χαρὰ ἀπὸ στύλην εἰς στύλην, ὡς εἰς μίαν νεογεννηθεῖσαν, τὸν ὡραιότατον στέφανον εἰς τὰ παλαιὰ δόματα, ὅπου τό πένθος πολλάκις ἀκόμη σιγανὰ ψιθυρίζει τὸ ὄνομα μου; Ὢ ἂς μ' ἔστελνες μὲ καράβια ἐκεῖ! ἤθελες ὄωσει καὶ εἰς ἐμὲ καὶ εἰς ὅλους νέαν ζωήν.

Θόας.

Λοιπόν γύρισ' ὀπίσω! Κάμε ὅ, τι ἡ καρδία σου θέλει καὶ μὴ ἀκούῃς τὴν φωνὴν τῆς καλῆς συμβουλῆς καὶ τοῦ λογικοῦ. Ἔσο διόλου γυναῖκα καὶ παραδόσου εἰς τὴν φυσικὴν ὁρμὴν, ἡ ὁποία ἀχαλινώτως σὲ κατακρατεῖ καὶ σε σύρει ἐδῶ καὶ ἐκεῖ. Ὅταν

εἰς τὸ στῆθος τῶν γυναικῶν καὶη μία ἐπι-
θυμία κἀνένας ἱερὸς δεσμὸς δὲν τας ἐμ-
ποδίζει ἀπὸ τὸν προδότην, ὅστις τὰς ἐβγά-
ζει ἀπὸ τὰς πιστὰς ἀγκάλας τοῦ πατρὸς
ἢ τοῦ ἀνδρὸς, καὶ ὅταν πάλιν ἡσυχάζῃ ἡ
ὁρμητικὴ φλόγα, ματαίως διευθύνεται εἰς
αὐτὰς μὲ πίστιν καὶ δύναμιν τῆς πειθοῦς ἡ
χρυσῆ γλῶσσα.

Ἰφιγένεια.

Στοχάσου, ὦ βασιλεῦ, τὸν εὐγενῆ σου
λόγον! Οὕτω θέλεις νὰ ἀνταμείψῃς τὴν
ἐμπιστοσύνην μου; Σὺ ἔδωξας ὅτι εἶσαι
προετοιμασμένος ὅλα νὰ τὰ ἀκούσῃς

Θόας.

Διὰ τὸ ἀνέλπιστον δὲν ἤμουν προετοι-
μασμένος· ὡς τόσον ἔπρεπε νὰ προσμένω
καὶ τοῦτο, δὲν ἤξευρα ὅτι μὲ γυναῖκα ἔχω
νὰ κάμω;

Ἰφιγένεια.

Μὴ καταφρονῇς ὦ βασιλεῦ τὸ δυστυ-
χές μας γένος· τὰ ὅπλα τῶν γυναικῶν δὲν

εἶναι λαμπρὰ καθὼς τὰ ἐδικάσας, ὄχι ὅμως καὶ ἀγενῆ· πίστευσαι καὶ εἰς τοῦτο προτιμοῦμαι περισσότερον ἀπὸ σὲ, ὅτι ἐγὼ μᾶλλον γνωρίζω τὴν τύχην σου παρὰ σὺ. Σὺ θαρρεῖς, χωρὶς νὰ γνωρίζῃς ἐμὲ καὶ τὸν ἑαυτόν σου, ὅτι ἕνας πλησιέστερος δεσμὸς θέλει μᾶς κάμει εὐτυχεῖς· πλήρης καλῆς καρδίας καὶ θελήσεως ἐπιμένεις εἰς τὸ νὰ μ' ἀποδείξῃς, ὅτι πρέπει νὰ συγκατανεύσω, καὶ εἰς τοῦτο δὰ εὐχαριστῶ τοὺς θεοὺς, ὅτι μοι ἔδωκαν τὴν στηθερότητα, διὰ νὰ μὴ στέρξω τοῦτον τὸν σύνδεσμον, εἰς τὸν ὁποῖον αὐτοὶ δὲν συγκατανεύουν.

Θόας.

Κανένας θεὸς δὲν ὁμιλεῖ, ἀλλ' ἡ ἰδία σου καρδία.

Ἰφιγένεια.

Αὐτοὶ ὁμιλοῦν πρὸς ἡμᾶς μόνον διὰ μέσου τῆς καρδίας μας.

Θόας.

Καὶ ΕΓΩ διὰ νὰ τοὺς ἀκούσω δὲν ἔχω τὸ δικαίωμα;

Ἰφιγένεια.

Ἡ λεπτὴ φωνήτων δὲν ἀκούεται εἰς τὸν χειμαῤῥον τῶν παθῶν.

Θόας.

Ἡ ἱέρισσα ἀκοῦει τάχα μόνον αὐτὴν;

Ἰφιγένεια.

Πρὸ πάντων τὴν παρατηρεῖ ὁ ἡγεμών.

Θόας.

Τὸ ἱερὸν σου ἐπάγγελμα καὶ τὸ κληρονομικὸν σου δικαίωμα εἰς τὴν τράπεζαν τοῦ Διὸς Φέρει ἐσένα πλησιέστερον εἰς τοὺς Θεοὺς, παρὰ ἕνα γήϊνον, ἄγριον ἄνθρωπον.

Ἰφιγένεια.

Αὐτὰ λοιπὸν παθαίνω διὰ τὴν ἐμπιστοσύνην, διὰ τὴν ὁποίαν μὲ ἐβίασας.

Θόας.

Εἶμαι ἄνθρωπος καὶ καλλήτερα εἶναι νὰ τελειώνωμεν. Ἂς μείνῃ λοιπὸν ὁ λόγος

μου, ἴσο ἱέρισσα τῆς Θεᾶς, καθὼς αὐτὴ σ' ἔκλεξεν, αλλ' ὅμως ἵλεως εἰς ἐμὲ ἡ Ἄρτεμις, ὅτι ἕως τώρα ἀδίκως καὶ μ' ἔλεγχον συνειδότος δὲν ἀπέδωκα εἰς αὐτην τὰς παλαιὰς θυσίας. Κἀνένας ξένος νά μὴ πλησιάσῃ εὐτυχῶς τὸν αἰγιαλὸν μας· ἀνέκαθεν εἶναι εἰς αὐτὸνό θάνατος βέβαιος. Μόνον σὺ μ' ἔκαμες νά λησμονήσω τόχρεὸς μου δεσμεύουσά με ὡς ἂν μὲ μαγικοὺς δεσμοὺς, μέ ἕνα Φιλικόν Φέρσιμον, διὰ τὸ ὁποῖον ἔχαιρον μεγάλως πότε ὅτι ἔβλεπον τὴν ἀγάπην τῆς τρυφερᾶς θυγατρὸς, καὶ πότε τὴν σιωπηλὴν κλίσιν μιᾶς νύμφης. Σὺ μ' ἀπεκοίμησας τὰς αἰσθήσεις, καὶ δὲν ἤκουα τὸ μουρμούρισμα τοῦ λαοῦ μου, ἤδη καταβουῦν, ὅτι ἐγὼ εἶμαι ἡ αἰτία τοῦ πρωίμου θανάτου τοῦ υἱοῦμου. Καὶ διὰ χάριν σου δὲν ἐμποδίζω πλέον τὸ πλῆθος, τὸ ὁποῖον κατεπείγον ἀπαιτεῖ τὴν θυσίαν.

Ἰφιγένεια.

Διὰ χάριν μου ποτὲ δὲν ἐπεθύμησα

αὐτὸ. Ἐκεῖνος κακοκαταλαμβάνει τοὺς Θεοὺς, ὅστις τοὺς νομίζει αἱμοβόρους καὶ ἀποδίδει εἰς αὐτοὺς τὰς ἰδίας του ἀπανθρώπους ἐπιθυμίας. Δὲν ἥρπαξεν ἡ θεὰ ἐμένα ἀπὸ τὸν ἱερέα; Εἰς αὐτὴν ἦτον ἡ δούλευσις μου μᾶλλον εὐπρόσδεκτος, παρὰ ὁ θάνατός μου.

Θόας.

Δὲν ἀνήκει εἰς ἡμᾶς νὰ ἐξηγοῦμεν καὶ νὰ στρέφωμεν τὴν ἱερὰν συνήθειαν μὲ λεπτοὺς συλλογισμοὺς κατὰ τὴν γνώμην μας, κάμε τὸ χρέος σου κ' ἐγὼ θέλω κάμει τὸ ἐδικόν μου. Δύο ξένοι, τοὺς ὁποίους ηὑρέμεν κρυμμένους εἰς τὰ σπήλαια τοῦ αἰγιαλοῦ, καὶ οἱ ὁποῖοι εἰς τὸν τόπον μου δὲν φέρουν κἀνένα καλὸν, εἶναι εἰς τὸ χέριμου. Μὲ τούτους ἂς λάβῃ ἡ θεὰ σου πάλιν τὴν πρώτην της δικαίαν θυσίαν, τὴν ὁποίαν τόσον καιρὸν ἐστερήθη! Τοὺς στέλλω, ἐδῶ ἠξεύρεις τὸ χρέος σου.

schuldiger, als ein geistlich Lied? Nicht wahr, Vater?

Ruysum. Ey wohl! Es ist ja ein Gottesdienst, eine Erbauung.

Jetter. Sie sagen aber, es sey nicht auf die rechte Art, nicht auf ihre Art; und gefährlich ist's doch immer, da läßt man's lieber seyn. Die Inquisitionsdiener schleichen herum und passen auf; mancher ehrliche Mann ist schon unglücklich gewesen. Der Gewissenszwang fehlte noch! Da ich nicht thun darf was ich möchte, können sie mich doch denken und singen lassen was ich will.

Soest. Die Inquisition kommt nicht auf. Wir sind nicht gemacht, wie die Spanier, unser Gewissen tyrannisiren zu lassen. Und der Adel muß auch bey Zeiten suchen, ihr die Flügel zu beschneiden.

Jetter. Es ist sehr fatal. Wenn's den lieben Leuten einfällt, in mein Haus zu stürmen, und ich sitz' an meiner Arbeit, und summe just einen Französischen Psalm, und denke nichts

Τρίτη Σκηνή.

Ἰφιγένεια (μένη).

Σὺ ἔχεις σύννεφα, ὦ ἀγαθὴ Σώστρια! διὰ νὰ κρύψῃς ἀθώως καταδιωκομένους, καὶ ἁρπάζουσα αὐτοὺς ἀπὸ τοὺς σιδηροὺς βραχίωνας τῆς μοίρας νὰ τοὺς φέρῃς μὲ τοὺς ἀνέμους ἐπάνω τῆς θαλάσσης, ἐπάνω τῆς μεγάλης ἐκτάσεως τῆς γῆς, καὶ ὅπου σοι φανῇ εὔλογον. Σοφὴ εἶσαι καὶ βλέπεις τὸ μέλλον· ἠξεύρεις τὸ παρελθὸν, καὶ τὸ βλέμμα σου βλέπει τοὺς ἐδικοὺς σου, καθὼς τὸ φῶς σου, ἡ ζωὴ τῶν νοητῶν, ἐπάνω εἰς τὴν γῆν φέγγει καὶ διοικεῖ· ὦ φύλαξαι ἀπὸ αἷμα τὰς χεῖρας μου! ποτὲ δὲν φέρει αὐτὸ εὐλογίαν καὶ ἡσυχίαν, καὶ ὁ λυπημένος ἀκούσιος φονεὺς θέλει εὐθυμεῖται εἰς τὰς ὥρας τῆς δυστυχίας του τὸν κατὰ περίστασιν φονεμθέντα, καὶ θέλει τρομάζει.

διότι οἱ ἀθάνατοι ἀγαποῦν τῶν ἀνθρώπων τὰς πανταχοῦ ἐκτεινομένας καλὰς γενεὰς, καὶ μακρύνουν ἀσμένως τὴν τρέχουσαν ζωὴν τοῦ θνητοῦ, καὶ θέλουν μετὰ χαρᾶς ὀλίγον καιρὸν νὰ τὸν ἀφήσουν, νὰ συν ἀπολαύσῃ μὲ αὐτοὺς καὶ νὰ χαρῇ τὴν θεωρίαν τοῦ αἰωνίου των οὐρανοῦ.

ΔΕΥΤΕΡΑ ΠΡΑΞΙΣ.

Πρώτη Σκηνή.

Ὀρέστης. Πυλάδης.

Ὀρέστης.

Τὸν δρόμον τοῦ θανάτου βαδίζομεν.
Μὲ κάθε βῆμα γίνεται ἡ ψυχὴ μου ἀθυμοτέρα. Ὅταν ἐπαρακάλεσα τὸν Ἀπόλλωνα διὰ νὰ σηκώσῃ τὴν βλοσυρὰν συνοδίαν τῶν Ἐριννύων ἀπὸ τὸ πλάγι μου, ἐφάνη μὲ θείους λόγους, πλήρης ἐλπίδος καὶ βεβαιότητος νὰ μοι ὑπόσχεται βοήθειαν καὶ σωτηρίαν εἰς τὸν ναὸν τῆς φιλτάτης του ἀδελφῆς, ἡ ὁποία βασιλεύει ἐπάνω εἰς τὴν Ταυρίδα, καὶ λοιπὸν ἤδη τὸ ὑποσχεθὲν

ἐκπληροῦται, ἐν ᾧ κάθε κακὸν πρέπει νὰ τελειώσῃ μὲ τὴν ζωήν μου. Πόσον εὔκολον εἶναι εἰς ἕνα, τοῦ ὁποίου τὴν καρδίαν χεὶρ Θεοῦ καταθλίβει, καὶ τοῦ ὁποίου τὸν νοῦν θολώνει, νὰ στερηθῇ τὸ φῶς τοῦ ἡλίου. Καὶ ἂν ἦναι πεπρωμένον νὰ μὴ λάβουν οἱ ἀπόγονοι τοῦ Ἀτρέως εἰς τὴν μάχην ἕνα τέλος μὲ νίκην ἐστεφανωμένον, ἐὰν πρέπῃ ἐγὼ, καθὼς οἱ προγονοίμου καὶ ὁ πατέρας μου, ὡς θύμα μὲ ἐλεεινὸν θάνατον νὰ χύσω τὸ αἷμαμου, οὕτω ἂς γίνῃ! καλλήτερα ἐδῶ ἔμπροσθεν εἰς τὸ θυσιαστήριον, παρὰ εἰς μίαν κρυφὴν γωνίαν, ὅπου ἕνας συγγενὴς φονεὺς σταίνει τὰς παγίδας. Δόσετέμοι ὀλίγην ἡσυχίαν, ὦ σεῖς καταχθόνιοι, οἱ ὁποῖσι ὡς παρορμώμενοι κύνες γαυγίζετε ἰχνεύοντες τὸ αἷμα μου, τὸ ὁποῖον ἀπὸ τὰ βήματά μου σταλάζον σημειώνει τὸν δρόμον μου. Ἄφῆτε με, ἔρχομαι εὐθὺς πρὸς ἐσᾶς κάτω· τὸ φῶς τῆς ἡμέρας δὲν πρέπει νὰ βλέπῃ οὔτε σᾶς οὔτ' ἐμὲ. Τῆς γῆς τὸ ὡραῖον

καὶ πράσινον στρῶμα δὲν πρέπει νὰ ἦναι θορύβου τόπος διὰ προσωπεῖα: ἐκεῖ κάτω σᾶς εὑρίσκω ἐγώ. Ἐκεῖ τότε θέλομεν ἔχει ὅλοι τὴν αὐτὴν τύχην εἰς αἰωνίαν νύκτα.

Μόνον ἐσέ πυλάδημου! ἐσὲ τὸν ἀθῶόν σύντροφον τῆς ἐνοχῆς καὶ τῆς ἐξορίας μου μὲ μεγάλην λύπην πέρνω μαζί μου πρωΐμως εἰς ἐκεῖνον τὸν λυπηρὸν τόπον! ἡ ζωὴ σου ἢ ὁ θάνατος μοὶ δίδει μόνον ἀκόμη ἐλπίδα ἢ φόβον.

Πυλάδης.

Ἐγὼ δὲν εἶμαι ἀκόμη ἕτοιμος, Ὀρέστη! καθὼς σὺ, διὰ νὰ κατέβω εἰς ἐκεῖνο τὸ βασίλειον τῶν σκιῶν, ἀλλὰ στοχάζομαι, ὅτι οἱ ἐμπερδευμένοι δρόμοι, οἱ ὁποῖοι φαίνονται νὰ ὁδηγοῦν πρὸς τὴν μαύρην νύκτα, μᾶς φέρουν πάλιν εἰς τὴν ζωὴν. Δὲν φοβοῦμαι τὸν θάνατον, ἀλλὰ στοχάζομαι καὶ προσέχω νὰ ἰδῶ, μήπως οἱ θεοὶ ἡτοίμασαν βουλὴν καὶ δρόμον πρὸς μίαν ὁπουδήποτε φυγὴν. Ὁ θάνατος, εἴτε ἐλπιζόμενος εἴτε

μὴ, ἔρχεται ἀνεμποδίστως. Καὶ εἰς αὐτὸν τὸν καιρὸν, καθ' ὃν ἡ ἱέρισσα σηκώσει τὸ χέρι διὰ νὰ λόψῃ πρὸς ἀφοσίωσιν τὰ μαλλία μας, ὁ μόνος μου στοχασμὸς θέλει εἶναι τῆς σωτηρίας μας. Σήκωσαι τὴν ψυχὴν σου ἀπὸ ταύτην τὴν ἀθυμίαν· ἀμφιβάλλων ταχύνεις τὸν κίνδυνον. Ὁ Ἀπόλλων μᾶς ἔδωκεν τὸν χρησμὸν: εἰς τὸ θυσιαστήριον τῆς ἀδελφῆς του σοὶ ἑτοιμάζεται παρηγορία καὶ βοήθεια καὶ ἐπιστροφὴ. Τῶν θεῶν οἱ λόγοι δὲν εἶναι διπλοσήμαντοι καθὼς εἰς τὴν ἀθυμίαν τοὺς νομίζ' ὁ θλιβόμενος.

Ὀρέστης.

Τῆς λυπηρᾶς μου ζωῆς ἦτον αἰτία ἡ μητέραμου ἀκόμη ἐν ᾧ ἤμουν μικρὸ παιδὶ, καὶ οὕτω ἔμπροσθεν εἰς αὐτὴν καὶ τὸν ἐραστὴν της ἐφαινόμην ἄλλος πατὴρ, καὶ τὸ σιωπηλόν μου βλέμμα ἦτον εἰς αὐτοὺς πικρὸς ἔλεγχος· πόσαις φοραῖς, ὅταν ἡ Ἠλέκτρα, ἡ ἀδελφήμου, σιωπῶσα ἐκάθετο πλη-

σίον τῆς Φωτίας, ἔμβαινα καρδιοκτυπῶν εἰς τὰς ἀγκάλας της καὶ ἐκύτταζα αὐτὴν μὲ ἔνθαμβα ὄμματα πόσον πικρὰ ἔκλαιε. Τότε μ' ἔλεγεν αὐτὴ πολλὰ περὶ τοῦ μεγάλου πατρὸς μας· πόσον ἐπόθουν νὰ τὸν ἰδῶ καὶ νὰ εἶμαι πλησίον του! πότε ἐπεθύμουν νὰ ὑπάγω εἰς τὴν Τρῳάδα, καὶ πότε τὸν ἐπεθύμουν εἰς τὴν οἰκίαν. Ἦλθεν ἡ ἡμέρα....

Πυλάδης.

Ὦ ἄφες τοῦ ᾅδου τὰ πνεύματα νὰ συνομιλοῦν εἰ τὸ σκότος περὶ ἐκείνων τῶν ὡρῶν! Εἰς ἡμᾶς δὲ ἄσδώσῃ ἡ ἐνθύμησις ὡραιοτέρου καιροῦ νέας δυνάμεις πρὸς νέον ἡρωϊκὸν στάδιον. Οἱ θεοὶ ἔχουν χρείαν ἐπάνω εἰς ταύτην τὴν ἐκτεταμένην γῆν ἀπὸ πολλοὺς καλοὺς ἄνδρας πρὸς ὑπουργίαν των. Αὐτοὶ συναριθμοῦν καὶ σὲ μὲ αὐτοὺς καὶ διὰ τοῦτο δὲν σ' ἔδωκαν εἰς τὸν πατέρα πρὸς συνοδίαν του, ὅταν ἀκουσίως ὑπῆγ' εἰς τὸν ὅρκον.

Ὀρέστης.

Ὦ ἂς τὸν ἠκολούθουν πιάνων αὐτὸν ἀπὸ τὸ φόρεμάτου.

Πυλάδης.

Λοιπὸν αὐτοὶ, οἱ ὁποῖοι σ' ἐκράτησαν, δι' ἐμὲ ἐφρόντισαν, διότι τί ἤθελον εἶμαι ἐγὼ, ἐὰν σὺ δὲν ἔζης, δὲν ἠμπορῶ νὰ το φαντασθῶ, ἐν ᾧ μετὰ σοῦ καὶ διὰ σὲ μόνον ἀπὸ μικρὸ παιδὶ ζῶ, καὶ ἐπιθυμῶ νὰ ζῶ.

Ὀρέστης.

Μὴ μ' ἐνθυμίζῃς ἐκείνας τὰς ὡραίας ἡμέρας, εἰς τὰς ὁποίας ἡ οἰκία σου μ' ἔδωκε τὸ ἄσυλον, καὶ ὁ εὐγενὴς σου πατὴρ φρόνιμα καὶ ἀγαπητὰ ἐθεράπευε τὰ μισομαραμένα νεανικὰ ἄνθη, καὶ ἐν ᾧ σὺ πάντοτε ἕνας ζωηρὸς σύντροφος, ὡς μία ἐλαφρὰ καὶ πολυποίκειλος πεταλοῦδα τριγύρω εἰς ἕνα ἄνθος, κάθε ἡμέραν περὶ ἐμὲ μὲ νέαν ζωὴν περιετριγύριζες, καὶ παίζων ἐπροξένεις τὴν χαρὰν σου εἰς τὴν ψυχήν μου, ὥστε ἐγὼ λησμονῶν τὴν δυστυχίαν μου, εὐφραι-

νόμην μαζί σου παραδιδόμενος εἰς τὴν ὁρμητικὴν νεότητα.

Πυλάδης.

Τότε ἤρχισεν ἡ ζωή μου, ὅταν ἐγὼ σε ἠγάπησα.

Ὀρέστης.

Εἰπὲ ἡ δυστυχία μου ἤρχισε, καὶ ὁμιλεῖς τὴν ἀλήθειαν. Τοῦτο εἶναι τὸ ἐλιβερώτατον τῆς τύχης μου, ὅτι ἐγὼ, ὡς ἕνας μεμολυσμένος, φέρω εἰς τὸ στῆθος μου κρυφὸν πόνον καὶ θάνατον, ὥστε εἰς τὸν ὑγιέστατον τόπον, τὸν ὀπσῖον πατῶ, πάραυτα τὰ περὶ ἐμὲ ἀνθηρὰ πρόσωπα δείχνουν τοὺς πόνους τοῦ κατ' ὀλίγον ὀλίγον ἐρχομένου θανάτου.

Πυλάδης.

Ὁ πρῶτος, ὅστις ἤθελεν ἀποθάνῃ ἀπὸ τοῦτον τὸν θάνατον, ἤθελον εἶμαι ἐγὼ, Ὀρέστη, ἐὰν ἡ ἀναπνοὴ σου ἦτον τόσον φαρμακερά. Δὲν εἶμαι ἐγὼ πάντοτε θαρρα-

λαῖος καὶ εὔθυμος; Καὶ ἡδονὴ καὶ ἀγάπη εἶναι πτέρυγες πρὸς μεγάλα ἔργα;

Ὁρίστης.

Μεγάλα ἔργα! Ναὶ ἠξεύρω τὸν καιρὸν, ὅταν ἐβλέπαμεν αὐτὰ ἔμπροσθέν μας! ὅταν μαζί πολλάκις κατὰ τῶν θηρίων ἐτρέχαμεν διὰ τῶν βουνῶν καὶ κοιλάδων, καὶ πεπεισμένοι εἰς τὴν καρδίαν καὶ ἀνδρείαν, καθὼς ὁμέγας πρόγων, μὲ ῥόπαλον καὶ σπαθὶ ἐλπίζαμεν νὰ ἀγρεύσωμεν καὶ τέρατα καὶ λῃστὰς ἀκολουθοῦντες τὰ ἴχνη των, καὶ ὅταν ἔπειτα τὸ βράδι ἐπιστρέφοντες ἐκαθήμεθα ἥσυχα πλησίον τῆς πλατείας θαλάσσης ὁ ἕνας ἐπάνω τοῦ ἄλλου ἀκουμβοῦντες, καὶ τὰ κύματα ἕως εἰς τοὺς πόδας μας ἐκ τύπουν, καὶ ὁ κόσμος ὅσον μεγάλος, τόσον ἀνοικτὸς ἔκειτο ἔμπροσθέν μας· τότε ὥρμα ἕνας πολλάκις εἰς τὸ σπαθὶ, καὶ μέλλοντα ἔργα ἐγύριζαν ἀναριθμήτως γύρω τριγύρω μας, καθὼς τὰ ἄστρα ὅταν νυκτώνῃ.

dahey, weder Gutes noch Böſes; ich ſumme ihn aber, weil er mir in der Kehle iſt; gleich bin ich ein Ketzer und werde eingeſteckt. Oder ich gehe über Land, und bleibe bey einem Haufen Volks ſtehen, das einem neuen Prediger zuhört, einem von denen, die aus Deutſchland gekommen ſind; auf der Stelle heiß' ich ein Rebell, und komme in Gefahr, meinen Kopf zu verlieren. Habt ihr je einen predigen hören?

Soeſt. Wackre Leute. Neulich hört' ich einen auf dem Felde vor tauſend und tauſend Menſchen ſprechen. Das war ein ander Geköch, als wenn unſre auf der Kanzel herumtrommeln und die Leute mit Lateiniſchen Brocken erwürgen. Der ſprach von der Leber weg; ſagte, wie ſie uns bisher hätten bey der Naſe herumgeführt, uns in der Dummheit erhalten, und wie wir mehr Erleuchtung haben könnten. — Und das bewies er euch alles aus der Bibel.

Jetter. Da mag doch auch was dran ſeyn. Ich ſagt's immer ſelbſt, und grübelte ſo über die Sache nach. Mir iſt's lang' im Kopf herumgegangen.

Πυλάδης.

Ἀτελείωτον εἶναι τὸ ἔργον, τὸ ὁποῖον διὰ νὰ τελειώσῃ στενοχωρεῖ τὴν ψυχήν. Ἡ μεῖς ἠθέλαμεν νὰ κάμωμεν κάθε ἔργον τόσον μεγάλον, καθὼς αὐτὸ αὐξάνῃ καὶ γίνεται, ὅταν τὸ στόμα τῶν ποιητῶν πολλὰ πλασιάζον αὐτὸ μεταφέρῃ εἰς τόπους καὶ γενεὰς πολλοὺς αἰῶνας. Πολλὰ ὡραῖα ἠχοῦν ὅσα οἱ πατέρες μας ἔκαμαν, ὅταν αὐτὰ ὁ νέος εἰς τὴν σιωπηλὴν νύκτα τραγῳδῇ μὲ τὸν τόνον τῆς Ἅρπης, καὶ ὅ,τι ἡμεῖς κάμνομεν, εἶναι ἐπίπονον κενὸν καὶ ἀτελείωτον ἔργον, καθὼς ἦτον καὶ εἰς ἐκείνους! Οὕτω τρέχομεν ἡμεῖς πρὸς ἐκεῖνο, τὸ ὁποῖον φεύγει ἀπ' ἔμπροσθὲν μας, καὶ καταφρονοῦμεν τὸν δρόμον, τὸν ὁποῖον βαδίζομεν, καὶ μόλις βλέπομεν πλησίον μας τὰ ἴχνη τῶν βαδισμάτων τῶν προγόνων μας καὶ τῆς γηΐνου ζωῆς των. Ἡμεῖς τρέχομεν κατόπιν εἰς τὸν ἴσκιόν των, ὅστις πολλὰ μακρὰν ἐπάνω εἰς χρυσᾶ νέφη στεφανώνει,

ὡς ἕνας θεὸς, τὴν κορυφὴν τῶν βουνῶν. Οὐτε δανὸν νομίζω ἐκεῖνον, ὅστις στοχάζεται πῶ, νὰ ἠμπόρῃ τὸ ἔθνος νὰ τὸν ὑψώσῃ. Πλὴν. ὦ νέε, εὐχαρίστα τοὺς θεοὺς, ὅτι αὐτοὶ τόσον πρωΐμως διὰ σοῦ τόσα καλὰ ἔκαμαν.

Ὁ ρίστης.

Ὅταν αὐτοὶ χαρίσουν εἰς τὸν ἄνθρωπον τὸ εὐφρόσυνον κατόρθωμα τοῦ νὰ ἐμποδίσῃ ἕνα κακὸν ἀπὸ τοὺς ἰδικούς του, νὰ αὐξήσῃ τὸ βασίλειόν του, νὰ βεβαιώσῃ τὰ σύνορά του καὶ νὰ κρημνίσῃ ἢ νὰ διώξῃ παλαιοὺς ἐχθροὺς, τότε ἂς τοὺς εὐχαριστῇ διότι εἰς αὐτὸν ἔδωκαν τὰ ἀγαθὰ τῆς ζωῆς. Ἐμένα ὅμως ἔκλεξαν διὰ φονέα τῆς ἰδίας μου μητρὸς, καὶ μὲ τὸ νεῦματων εἰς τὸν ἀφανισμὸν ὥθησαν ἐμὲ ἐκδικούμενον παρανόμως ἄτιμον πρᾶξιν. Πίστευσαι, αὐτοὶ ἀπεφάσισαν τὸν ἀφανισμὸν τῆς οἰκίας τοῦ Ταντάλου, καὶ ἐγὼ ὁ τελευταῖος δὲν θέλω ἀποθάνει ἀθώως οὔτε ἐνδόξως.

Πυλάδης.

Οἱ θεοὶ δὲν παιδεύουν τὸν υἱὸν διὰ τὰ ἁμαρτήματα τῶν γονέων· καθε ἕνας, καλὸς ἢ κακός, λαμβάνει τὴν ἀνταμοιβήν κατὰ τὰ ἔργατου. Ἡ εὐλογία τῶν γονέων κληρονομεῖται καὶ ὄχι ἡ κατάρα.

Ὀρέστης.

Ἡ εὐλογία των δὲν μᾶς φέρει, μοὶ φαίνεται, ἐδῶ.

Πυλάδης.

Τοὐλάχιστον ἡ θέλησις τῶν μεγάλων θεῶν.

Ὀρέστης.

Αὐτοὶ λειπὸν θέλουν τὸν ἀφανισμόν μας.

Πυλάδης.

Κάμε δ', τι σ' ἐπρόσταξαν καὶ πρόσμενε. Ἐὰν φέρῃς τὴν ἀδελφὴν πρὸς τὸν Ἀπόλλωνα, καὶ κατοικήσουν καὶ οἱ δύο ὁμοῦ εἰς τοὺς Δελφοὺς, σιβόμενοι ἀπό ἕνα λαὸν, ὅστις φρονεῖ εὐγενῆ, τότε ἡ θεία ἐνὸς θέλει εἶναι πρὸς σὲ ἵλεως καὶ θέλουν σ' ἐλευ-

θεράσει ἀπὸ τὸ χέρι τῶν καταχθονίων. Ἀπὸ τώρα ἀκόμη εἰς τοῦτο τὸ ἱερὸν δάσος δὲν τολμοῦν κατὰ σοῦ.

Ὀρέστης.

Οὕτω λαμβάνω τοὐλάχιστον ἥσυχον θάνατον.

Πυλάδης.

Πάντη ἀλλέως στοχάζομ' ἐγὼ, καὶ δὲν ἤνοιγα ἀκρίτως τὸ παρελθὸν μὲ τὸ μέλλον, οὔτε καθ' ἑμαυτὸν τὸ ἐξήγησα οὕτω. Ἴσως πρὸ πολλοῦ ἤδη εἶναι προμελετημένον τὸ μέγα ἔργον εἰς τὴν βουλὴν τῶν θεῶν. Ἡ Ἄρτεμις ἐπιθυμεῖ νὰ φύγῃ ἀπὸ τοῦτον τὸν ἄγριον αἰγιαλὸν τῶν βαρβάρων καὶ ἀπὸ τὰς αἱματώδεις τῶν ἀνθρωπίνους θυσίας. Ἡμεῖς ἐδιορίσθημεν πρὸς τὴν ὡραίαν πρᾶξιν, δι' ἡμᾶς αὐτὴ ἀπεταμιεύθη, καὶ παραδόξως ἤδη ἀπαντήσαμεν ἕως εἰς τὴν θύραν.

Ὀρέστης.

Μὲ μεγάλην τέχνην καὶ φρόνησιν συμ-

πλέκεις τὴν βουλὴν τῶν θεῶν μὲ τὰς ἐπιθυμίας σου.

Πυλάδης.

Τί εἶναι τοῦ ἀνθρώπου ἡ φρόνησις, ὅταν δὲν παρατηρεῖ μετὰ προσοχῆς εἰς ἐκείνην τὴν ἄνω θέλησιν· πρὸς ἕνα δύσκολον ἔργον καλεῖ ὁ θεὸς τὸν ἄξιον ἄνδρα, ὅστις πολλὰ ἠνόμησε, καὶ προστάζει αὐτὸν νὰ τελειώσῃ, τὸ ὁποῖον εἰς ἡμᾶς φαίνεται ἀδύνατον. Νικᾷ ὁ Ἥρως, καὶ παιδευόμενος δουλεύει τοὺς θεοὺς καὶ τὸν κόσμον, ὅστις τὸν τιμᾷ.

Ὀρέστης.

Ἐὰν ἐγὼ εἶμαι διωρισμένος νὰ ζῶ καὶ νὰ πράττω· ἂς λάβῃ ἕνας θεὸς ἀπὸ τὸ βιβαρυμένον μέτωπόν μου τὴν ζάλην, ἡ ὁποία μὲ σύρει πρὸς τοὺς θνητοὺς διὰ τοῦ ὁλιθήρου καὶ μὲ μητρικὸν αἷμα βαντισμένου ἐρέμου. Ἂς ξηράνῃ, κινούμενος ἀπὸ εἴκοσιν, τὴν πηγήν, ἡ ὁποία πηδῶσα ἔμπροσθέν μου ἀπὸ τὰς πληγὰς τῆς μητρὸς, αἰώνια μὲ μολύνει.

Πυλάδης.

Πρόσμενε τοῦτο ἡσυχώτερα! σὺ αὐξάνεις τὸ κακὸν, καὶ προσκαλεῖς μόνος σου τὰς Ἐριννύας ἐπάνωσου. Ἄφες με μόνον νὰ σκεφθῶ, μεῖναι ἥσυχος! καὶ ὅταν γίνῃ χρεία νὰ ἑνώσωμεν τὰς δυνάμεις μας πρὸς τὸ ἔργον, τότε σὲ φωνάζω καὶ οἱ δύο ὁμοῦ μὲ μεγάλην τόλμην ὁρμοῦμεν πρὸς τὴν ἐκτέλεσιν.

Ὀρέστης.

Ὡς ἂν νὰ ἀκουὼ τὸν Ὀδυσσέα νὰ ὁμιλῇ.

Πυλάδης.

Μὴ περιπαίζῃς. Καθεὶς πρέπει νὰ ἐκλέξῃ τὸν ἡρωάτου, καὶ νὰ ἀκολουθήσῃ τὰ βήματα αὐτοῦ διὰ νὰ φθάσῃ εἰς τὸν Ὄλυμπον. Ὅσα τὸ κατ' ἐμὲ, μοὶ φαίνεται, ὅτι πανουργία καὶ φρόνησις δὲν ἀτιμάζουν τὸν ἄνδρα, ὅστις ἀφιερώνεται εἰς τολμηρὰς πράξεις.

Ὀρέστης.

Τιμῶ ἐκεῖνον, ὅστις εἶναι ἀνδρεῖος καὶ δίκαιος.

Πυλάδης.

Διὰ τοῦτο ἐγὼ δὲν ἐζήτησα ἀπὸ σὲ συμβουλήν· ἔγινε πλέον κάτι. Ἀπὸ τοὺς φύλακάς μας πολλὰ ἀνεκάλυψα ἐγὼ ἕως τώρα. Ἔμαθα ὅτι μία ξένη, θεσειδὴς γυνὴ ἐμποδίζει ἐκεῖνον τὸν αἱματώδη νόμον· καθαρὰν καρδίαν καὶ θυμίαμα καὶ δέησιν προσφέρει εἰς τοὺς θεούς· πολλὰ ἐπαινοῦν αὐτὴν τὴν ἀγαθὴν γυναῖκα· στοχάζονται, ὅτι κατάγεται ἀπὸ τὸ γένος τῶν Ἀμαζόνων, καὶ ὅτι ἔφυγε διὰ νὰ ἀποφύγῃ μεγάλον ἀνόμημα.

Ὀρέστης.

Φαίνεται, ὅτι ἡ ἀγαθότης αὐτῆς ἔχασε τὴν δύναμιν διὰ τοῦ πλησιασμοῦ τοῦ παρανόμου, τὸν ὁποῖον ἡ κατάρα, ὡς ἕνα βαθὺ σκότος κατατυφώνει καὶ σκεπάζει. Ἡ εὐσεβὴς αἱματοχυσία λύει τὴν παλαιὰν συνήθειαν διὰ νὰ μᾶς ἀφανίσῃ. Τὸ ἄγριον φρόνημα τοῦ βασιλέως μᾶς θανατώνει καὶ ὅταν αὐτὸς παροξυνθῇ μία γυναῖκα εἰς θέλει μᾶς ἐλευθερώσει.

Πυλάδης.

Εὐτυχίαμας, ὅτι εἶναι μία γυναῖκα! διότι ἕνας ἄνδρας, καὶ ὁ κάλλιστος ἂν ἦναι, γίνεται σκληρὸς καὶ σχεδὸν ἀγνώριστος, διότι συνειθίζει τὸ πνεῦματου εἰς τὴν σκληρότητα, καὶ κάμνει καὶ τελευταῖον ὡς νόμον του τὸ ὁποῖον βδελύττεται, πλὴν μία γυναῖκα μένει πάντοτε εἰς τὴν αὐτὴν γνώμην, τὴν ὁποίαν ἔχει. Ἠξεύρεις τὶ εἶναι ἡγυναῖκα καὶ εἰς τὰ καλὰ καὶ εἰς τὰ κακά. — Σιωπὴ! ἔρχεται, ἄφες μας μόνους. Δὲν θέλω εἰπεῖ εἰς αὐτὴν εὐθὺς τὰ ὀνοματάμας, οὔτε θέλω ξεμυστηρευθῇ εἰς αὐτὴν τὴν καθ' αὐτὸ μας τύχην· πήγαινε, καὶ πρὶν αὐτὴ νὰ ὁμιλήσῃ μετὰ σοῦ, σ' ἀνταμώνω ἐγώ.

Δευτέρα Σκηνή.

Ἰφιγένεια. Πυλάδης.

Ἰφιγένεια.

Πόθεν εἶσαι καὶ πόθεν ἔρχεσ' ὦ ξένε,
ὁμίλησαι! μοι φαίνεται, ὅτι: εἶσαι Ἕλλην
καὶ ὄχι Σκύθης.

(Λύει τὰς ἁλύσους του.)

Κινδυνώδης εἶναι ἡ ἐλευθερία, τὴν ὁποίαν
θέω· οἱ θεοὶ νὰ σᾶς φυλάξουν ἀπὸ ἐκεῖνο
τὸ ὁποῖον σᾶς ἐπαπειλεῖ.

Πυλάδης.

Ὦ γλυκεῖα φωνή! Εὐπροσδεκτώτατε
σύνε τῆς μητρικῆς γλώσσης εἰς ξένον τόπον!
τοῦ πατρικοῦ λιμένος τὰ κυάνεα βουνὰ βλέ-
πω ἐγὼ αἰχμάλωτος ἐκ νέου ἔμπροσθεν εἰς
τοὺς ὀφθαλμούς μου. Ἂς σὲ βεβαιώσῃ
αὐτὴ ἡ χαρά, ὅτι κ' ἐγὼ Ἕλλην εἶμαι! Ἐγὼ
ἀλησμόνησα εἰς αὐτὴν τὴν στιγμὴν πόσην με-
γάλην χρείαν ἔχ' ἀπὸ σέ, ἐπειδὴ αὐτὸ τὸ

ἐξαίρετον φαινόμενον μετέβαλε τὸ πνεῦμά μου. Ὦ εἰπέ, ἐὰν κἀμμία μοίρα τὰ χείλη σου δὲν σφαλλεῖ, ἀπὸ ποίαν τῶν φυλῶν μας ἔχεις τὴν θεοειδῆσου καταγωγήν.

Ἰφιγένεια.

Ἡ ἱέρισσα, ἡ ὁποία ἐκλέχθη καὶ καθηγιάσθη ἀπὸ τὴν ἰδίαν της θεάν; ὁμιλεῖ μετὰ σου. Ἂς σὲ εὐχαριστήσῃ τοῦτο· εἰπέ, ποῖος εἶσαι, καὶ ποία κακὴ τύχη σ' ἔφερεν ἐδῶ μὲ τὸν συνοδοιπόρον σου.

Πυλάδης.

Εὐκόλως ἠμπορῶ νὰ σοι διηγηθῶ, ποῖον κακὸν μὲ δεινὴν συνοδίαν μᾶς κατατρίχει. Ὦ ἂς ἠμπόρης, ὦ θεία, νὰ μᾶς ὑποσχεθῇς τόσον εὐκόλως τῆς ἐλπίδος τὸ εὐφρόσυνον βλέμμια. Ἀπὸ τὴν Κρήτην εἴμεθα, υἱοὶ τοῦ Ἀδράστου: ἐγὼ εἶμαι ὁ νεώτατος, Κέφαλος ὀνομαζόμενος, καὶ ὁ ἄλλος Λαοδάμας, ὁ πρεσβύτατος τῆς οἰκίας. Μεταξύ ἡμῶν ἦτον καὶ ἕνας μεσαῖος, ὅστις σκληρὰ καὶ βάρβαρα ἔφθειρεν ἀπόμη εἰς τὰ παιγνί-

Buyck. Es läuft ihnen auch alles Volk nach.

Soeſt. Das glaub' ich, wo man was Gutes hören kann und was Neues.

Jetter. Und was iſt's denn nun? Man kann ja einen jeden predigen laſſen nach ſeiner Weiſe.

Buyck. Friſch, ihr Herren! über dem Schwätzen vergeßt ihr den Wein und Oranien.

Jetter. Den nicht zu vergeſſen. Das iſt ein rechter Wall: wenn man nur an ihn denkt, meint man gleich, man könne ſich hinter ihn verſtecken, und der Teufel brächte einen nicht hervor. Hoch! Wilhelm von Oranien, hoch!

Alle. Hoch! hoch!

Soeſt. Nun, Alter, bring' auch deine Geſundheit.

Ruyſum. Alte Soldaten! Alle Soldaten! Es lebe der Krieg!

Buyck. Bravo, Alter! Alle Soldaten! Es lebe der Krieg!

δια τῆς νεότητος τὴν ὁμόνοιαν καὶ τὴν ἡδονήν. Δὲν ἠκούαμεν ἡμεῖς τῆς μητρὸς τοὺς λόγους, ἐν ὅσῳ ὁ πατὴρ ἐπολέμει εἰς τὴν Τροάδα· πλὴν ἀφ' οὗ ὁ πατὴρ ἐπέστρεψε γεμάτος ἀπὸ λάφυρα, καὶ ὀλίγον μετὰ ταῦτα ἐτελεύτησεν, εὐθὺς ἡ διὰ τὸ βασίλειον καὶ κληρονομίαν φιλονεικία ἐχώρισε τοὺς ἀδελφοὺς. Ἐγὼ ἔκλινα πρὸς τὸν πρεσβύτερον· αὐτὸς ἐφόνευσε τὸν ἀδελφὸν, καὶ διὰ τὴν ἐνοχὴν τοῦ αἵματος περιφέρουν αἱ Ἐριννύες αὐτὸν ἐδῶ καὶ ἐκεῖ. Ἀλλ' ὅμως εἰς τοῦτον τὸν ἄγριον αἰγιαλὸν μᾶς στέλλει μὲ ἐλπίδα ὁ δελφικὸς Ἀπόλλων· εἰς τὸν ναὸν τῆς ἀδελφῆς του μᾶς ἐπρόσταξε νὰ προσμένωμεν τὴν θείαν βοήθειαν. Μᾶς ἠχμαλώτισαν καὶ μᾶς ἔφεραν ἐδῶ, καὶ ὡς θύματα ἔμπροσθεν σου μᾶς ἐπαράστησαν. Τὸ ἠξεύρεις.

Ἰφιγένεια.

Ἔτσιν ἡ Τροάς; Φίλτατε ἀνερ, βεβαιωσαί με.

Πηλάδης.

Ἔπεσε. Βεβαιωσαίμας καὶ σὺ περὶ τῆς σωτηρίας μας! τάχυνον τὴν βοήθειαν, τὴν ὁποίαν ἕνας θεὸς ὑπεσχέθη. Εὐσπλαγχνίσου τὸν ἀδελφόν μου καὶ εἰπὲ εἰς αὐτὸν εὐθὺς ἕνα καλὸν καὶ παρηγορητικὸν λόγον· ἀλλ' ὅμως ζεύσου αὐτὸν, ὅταν ὁμιλήσῃς μαζίτου, ὶ αὐτὸ σὲ παρακαλῶ θερμῶς διότι πολλὰ εὐκόλως διὰ τῆς χαρᾶς καιλύπης καὶ διὰ τῆς ἐνθυμήσεως καταθλίβονται καὶ ταράττον ταὶ τὰ ἐντόσθιάτου. Μία παροξυντικὴ μανία τὸν κυριεύει καὶ ἡ ὠραία καὶ ἐλευθέρατου ψυχὴ γίνεται παρατάλωμα τῶν Ἐρινύων.

Ἰφιγένεια.

Ὅσον μεγάλη καὶ ἂν ἦναι ἡ δυστυχίασου, σὲ ὁρκίζω, ἀλησμόνησαί την, ἕως ὅτου νὰ μὲ ἱκανοποιήσῃς.

Πυλάδης.

Ἡ μεγάλη πόλις, ἡ ὁποία εἰς ἕνα χρόνων διάστημα ἀντεστάθη εἰς ὅλον τὸν στρατὸν τῶν Ἑλλήνων, κεῖται ἤδη εἰς ἐρείπια καὶ

δὲν ἐγείρεται πλέον· ἀλλ' ὅμως πολλοὶ τάφοι τῶν ἀρίστων μας, μᾶς κάμνουν νὰ ἐνθυμοῦμεθα τοὺς αἰγιαλοὺς τῶν βαρβάρων· ὁ Ἀχιλλεὺς κεῖται ἐκεῖ μὲ τὸν καλόν του Φίλον.

Ἰφιγένεια.

Καὶ σεῖς λοιπὸν εἰκόνες τῶν θεῶν κεῖσθε 'ς τὸ χῶμα!

Πυλάδης.

Καὶ ὁ παλαμήδης, καὶ Αἴας ὁ Τελαμώνιος δὲν εἶδαν ἐκ δευτέρου τὴν πατρίδα.

Ἰφιγένεια.

Σιωπᾷ διὰ τὸν πατέρα μου, ἐὰν τὸν συναριθμεῖ μὲ τοὺς ψευθέντας· βέβαια! αὐτὸς ζῇ ἀκόμη! θέλω τὸν ἰδεῖ! ὦ ἐλπίζε ἀγαπητὴ καρδία.

Πυλάδης.

Ἀλλ' ὅμως μακάριοι, ὅσοι ἔλαβον τὸν γλυκύπικρον θάνατον ἀπὸ τοῦ ἐχθροῦ τὸ χέρι! διότι ἕνας ἐχθρικὸς καὶ παροργισθεὶς θεὸς ἐπροξένησεν εἰς τοὺς ἐπιστρέψαντας ἀντὶ τοῦ θριάμβου, μέγαν τρόμον καὶ τραγι-

κὸν τέλος. Καὶ δὲν φθάνει τῶν ἀνθρώπων ἡ φωνὴ εἰς ἐσᾶς; ὅπου αὐτὴ φθάνει περιφέρει τὴν φήμην ἀνηκούστων ἔργων, ὁποῦ ἠκολούθησαν. Εἶναι λοιπὸν εἰς σὲ ἄγνωστος ἡ ἀθλιότης, ἡ ὁποία πάντοτε μὲ ἐπαναλαμβανομένους ἀναστεναγμοὺς γεμίζει τὰ προαύλια τῆς Μυκήνης; — Ἡ Κλυτεμνήστρα μὲ τὴν βοήθειαν τοῦ Αἰγίσθου ἐκλάνησε τὸν ἄνδρα της καὶ εἰς τὴν ἡμέραν τῆς ἐπιστροφῆς του τὸν ἐφόνευσε! Βεβαίως σέβεσαι τὴν οἰκίαν τούτου τοῦ βασιλέως! τὸ βλέπω, τὸ στῆθος σου ματαίως ζητεῖ νὰ κατακολεμήσῃ τὸν ἀνέλπιστον καὶ τερατώδη λόγον. Εἶσαι συγγάτηρ κάνενὸς φίλουτου; μήπως ἐγεννήθης εἰς τὴν γειτονίαν ταύτης τῆς πόλεως; μὴ τὸ κρύπτης· καὶ μὴ νομίζης ἐμένα ὡς πρῶτον, μηυτὴν τούτων τῶν βδελυρῶν κακουργημάτων.

Ἰφιγένεια.

Εἰπέ, πῶς ἐκτελέσθη τοῦτο τὸ δεινὸν ἔργον;

Πυλάδης.

Ἐν ᾧ ὁ βασιλεύς, εἰς τὴν ἡμέραν τοῦ ἐρχομοῦτου, ἐβγῆκεν ἀπὸ τὸν λουτρὸν ἀναπαυμένος καὶ ἥσυχος, καὶ ἐπεθύμει τὸ φόρεμά του ἀπὸ τῆς γυναικός του τὸν χέρι, ἔφιψεν ἡ κατηραμένη ἕνα μὲ πολλαῖς δίπλαις καὶ τεχνικὰ ἐμπερδευμένον σκέπασμα ἐπάνω εἰς τοὺς ὤμους του καὶ τὴν κεφαλήν του, καὶ ἐν ᾧ αὐτὸς ὡς ἂν ἀπὸ ἕνα δίκτυον ματαίως ἐπάσχιζε νὰ ξεμπερδευθῇ, φονεύει αὐτὸν ὁ Αἴγισθος, ὁ προδότης, καὶ οὕτω ὁ μέγας οὗτος ἡγεμὼν κεκαλυμμένος ὑπῆγε πρὸς τοὺς τεθνεώτας.

Ἰφιγένεια.

Καὶ ποίαν ἀνταμοιβὴν ἔλαβεν ὁ συνομώτης;

Πυλάδης.

Ἕνα βασίλειον καὶ στρῶμμα, τὸ ὁποῖον αὐτὸς πρὸ πολλοῦ εἶχε.

Ἰφιγένεια.

Μία κακὴ ἐπιθυμία ἦτον λοιπὸν αἰτία τούτου τοῦ κακουργήματος;

Πυλάδης.

Καὶ μία ἐνδόμυχος ἐκδίκησις.

Ἰφιγένεια.

Καὶ μὲ τί τὴν ἐπείραξεν ὁ βασιλεὺς;

Πυλάδης.

Μὲ ἐκείνην πρᾶξιν, ἡ ὁποία ἂν ἦτον ἀθῶωσις Φονέως, τὴν ἀδίωνεν. Αὐτὸς ἐπροσκάλεσεν αὐτὴν εἰς τὴν Αὐλίδα, καὶ ἐκεῖ ἐθυσίασε τὴν μεγαλητέραν του κόρην Ἰφιγένειαν εἰς τὴν Ἄρτεμιν διὰ τὸ καλὸν τῶν Ἑλλήνων, ἐπειδὴ αὐτὴ ἡ θεὰ ἐμπόδιζε τὸν πλοῦν των μὲ ἐναντίους ἀνέμους. Τοῦτο, λέγουν, τόσον ἐπίκρανε τὴν καρδίαν της, ὥστε σηκώθη εἰς τὸν Αἴγισθον, καὶ διὰ τὸν ἄνδρα ἔπλεκε δίκτυα ἀφανισμοῦ.

Ἰφιγένεια (σκανδαλισμένη).

Φθάνει πλέον. Μὲ ξαναβλέπεις πάλιν.

Πυλάδης (πάνω).

Ἀπὸ τὴν τύχην τῆς βασιλικῆς οἰκίας φαίνεται, ὅτι πολλὰ ἐταράχθη. Ὁποία καὶ ἂν ἦναι, ἐγνώρισε βέβαια αὐτὸν τὸν ἴδιον

βασιλία, καὶ εἶναι, πρὸς εὐτυχίαν μας, ἀπὸ μεγάλην οἰκίαν ἐδῶ πωλημένη. Σιωπὴ μόνον, ἀγαπητὴ καρδία· καὶ ἂς μᾶς ὁδηγήσῃ τὸ ἄστρον τῆς ἐλπίδος, τὸ ὁποῖον μᾶς φέγγει, φρονίμως καὶ εὔθυμα.

ΤΡΙΤΗ ΠΡΑΞΙΣ.

Πρώτη Σκηνή.

Ἰφιγένεια. Ὀρέστης.

Ἰφιγένεια.

Ἄθλιε, λύω τὰς ἁλύσους σου πρὸς σημεῖον θλιβερωτέρας τύχης, διότι ἡ ἐλευθερία, τὴν ὁποίαν τὸ ἱερὸν ἐγγυεῖται, εἶναι μηνυτὴς τοῦ θανάτου, καθὼς τὸ τελευταῖον φωτεινὸν βλέμμα τῆς ζωῆς τοῦ βαρέως ἀσθενοῦντος. Ἐγὼ ὡς τόσον καὶ ἠμπορῶ καὶ δὲν ἠμπορῶ ἀκόμη νὰ εἰπῶ ὅτι εἶσθε χαμένοι! Πῶς ἠμπόρουν ἐγὼ, μὲ φονικὴν χεῖρα νὰ σᾶς ἀφιερώσω εἰς τὸν θάνατον; Καὶ πάνένας, ὁποιος καὶ ἂν ἦναι, δὲν θέλει τολ-

μήσει, ἐν ὅσῳ εἶμαι ἱέρισσα τῆς Ἀρτέμιδος, νὰ ἐγγίξῃ τὴν κεφαλήν σας. Ἐὰν ὅμως ἀρνηθῶ ἐκεῖνο τὸ ἄχρεος, τὸ ὁποῖον ὁ παρεγγισθεὶς βασιλεὺς ἀπαιτεῖ, ἠμπορεῖ αὐτὸς νὰ ἐκλέξῃ μίαν ἀπὸ τὰς παρθένους πρὸς διάδοχόν μου, καὶ τότε ἐγὼ δὲν ἠμπορῶ ἄλλο νὰ κάμω, εἰμὴ νὰ σᾶς βοηθήσω μὲ θερμὰς παρακλήσεις. Ὦ ἀξιοτίμητε συμπατριῶτα! καὶ αὐτὸς ὁ ἐλάχιστος ὀρῦλος, ὅστις ἐγγίζει μόνον εἰς τὴν ἑστίαν τῶν πατρικῶν θεῶν, λαμβάνει εἰς τὸν ξένον τόπον ἀπὸ ἡμᾶς μεγαλωτάτην ὑποδοχήν. Μὲ πόσην χαρὰν καὶ εὐλογίαν πρέπει νὰ ὑποδεχθῶ ἐσᾶς, οἱ ὁποῖοι μοι παρίστασθε τὴν εἰκόνα τῶν Ἡρώων, τοὺς ὁποίους νὰ τιμῶ ἔμαθα ἀπόμη ἀπὸ τοὺς γονεῖς μου, καὶ οἱ ὁποῖοι εὐφραίνετε μὲ νέαν καὶ ὡραίαν ἐλπίδα τὰ ἐσωτερικὰ τῆς καρδίας μου!

Ὀρέστης.

Ἀπὸ φρόνιμον σκοπὸν κρύπτεις τὸ ὄνο-

μάσου καὶ τὴν καταγωγήν σου, ἢ ἠμπορῶ νὰ μάθω ποία μὲ ἀπαντᾷ ὡς μία θεά;

Ἰφιγένεια.

Θέλεις μὲ γιατρέψει. Ἤδη εἰπέμοι; τὸ ὁποῖον μισοήκουσα ἀπὸ τὸν ἀδελφόν σου, τὸ τέλος ἐκείνων, τοὺς ὁποίους ἐπιστρέψοντας ἀπὸ τὴν Τροάδα ὑπεδέχθη μία σκληρὰ καὶ ἀπροσδόκητος τύχη εἰς τὰ κατώφλια τῶν οἰκημάτων των. Τῷ ὄντι νέα ἤμουν, ὅταν ἐθέρθην εἰς τοῦτον τὸν αἰγιαλόν, ἀλλ' ὅμως ἐνθυμοῦμαι πολλὰ τὸ φοβισμένον βλέμμα, τὸ ὁποῖον μὲ θάμβος καὶ τρόμον ἔρριψα ἐπάνω εἰς ἐκείνους τοὺς Ἥρωας. Αὐτοὶ ἐξεστράτευσαν, ὡς ἂν νὰ εἶχεν ἀνοίξη ὁ Ὄλυμπος καὶ νὰ εἶχε στείλη τὰς μορφὰς τοῦ λαμπροῦ πρώτου κόσμου πρὸς τρόμον τοῦ Ἰλίου, καὶ ὁ Ἀγαμέμνων ἦτον πρὸ πάντων ὁ ἔξοχος! Ὦ εἰπέμοι! Ἐφονεύθη αὐτὸς, καθὼς ἐπάτησεν εἰς τὴν οἰκίαν του, ἀπὸ τῆς ἀολιότητος τῆς γυναικός του καὶ τοῦ Αἰγίσθου.

Jetter. Krieg! Krieg! Wißt ihr auch, was ihr ruft? Daß es euch leicht vom Munde geht, iſt wohl natürlich; wie lumpig aber unſer einem dabey zu Muthe iſt, kann ich nicht ſagen. Das ganze Jahr das Getrommel zu hören; und nichts zu hören, als wie da ein Haufen gegen kommt und dort ein andrer, wie ſie über einen Hügel kamen und bey einer Mühle hielten, wie viel da geblieben ſind, wie viel dort, und wie ſie ſich drängen, und einer gewinnt, der andre verliert, ohne daß man ſein Tage begreift, wer was gewinnt oder verliert. Wie eine Stadt eingenommen wird, die Bürger ermordet werden, und wie's den armen Weibern, den unſchuldigen Kindern ergeht. Das iſt eine Noth und Angſt, man denkt jeden Augenblick: „Da kommen ſie! Es geht uns auch ſo.“

Soeſt. Drum muß auch ein Bürger immer in Waffen geübt ſeyn.

Jetter. Ja es übt ſich, wer Frau und Kinder hat. Und doch hör' ich noch lieber von Soldaten, als ich ſie ſehe.

Ὀρέστης.

Ναὶ, οὕτως εἶναι!

Ἰφιγένεια.

Ἀλλοίμονον εἰς ἐσᾶς δυστυχεῖς Μυκῆναι! Κατάραν ἐπάνω εἰς κατάραν ἔσπειραν λοιπὸν οἱ ἀπόγονοι τοῦ Ταντάλου μὲ ἀγρίας χεῖρας! Καὶ καθὼς τὸ ζιζάνιον κινούμενον σπείρει τριγύρωτου πολλαπλάσιον σπόρον, οὕτω καὶ αὐτοὶ ἐγέννησαν Φονεῖς εἰς τὰ παιδία τῶν παιδίων των πρὸς αἰώνιον καὶ ἀλληλοδιάδολον λύσσαν! — Φανέρωσαι, ὅσα ἀπὸ τὴν ὁμιλίαν τοῦ ἀδελφοῦ σου ταχέως μοι ἔκρυψε τὸ σκότος τοῦ τρόμου. Πῶς ἐφυλάχθη τῆς μεγάλης γενεᾶς ὁ τελευταῖος υἱός, τὸ χαριτωμένον παιδὶ, διὰ νὰ γίνῃ τολμηρὸς ἐκδικητὴς τοῦ πατρός, πῶς ἐγλύτωσεν ὁ Ὀρέστης εἰς ἐκείνην τὴν ἡμέραν τοῦ Φόνου; περιέτλεξεν αὐτὸν παρομοία τύχη μὲ τὰ δίκτυα τοῦ ᾅδου; ἐγλύτωσε; ζῇ αὐτός; ζῇ ἡ Ἠλέκτρα;

Ὀρέστης.

Ζοῦν.

Ἰφιγένεια.

Χρυσὲ ἥλιε, δάνεισέ μοι τὰς ὡραιοτάτας ἀκτίνας, βάλε αὐτὰς πρὸς εὐχαριστείαν ἔμπροσθεν εἰς τοῦ Διὸς τὸν θρόνον! διότι ἐγὼ εἶμαι πτωχὴ καὶ ἄλαλος.

Ὀρέστης.

Ἐὰν σὺ εἶσαι φίλος τούτου τοῦ βασιλικοῦ οἴκου, καὶ εἶσαι συνδεδεμένη μὲ αὐτὸ μὲ στενοὺς δεσμοὺς, καθὼς ἡ μεγάλη σου χαρά μοι τὸ δείχνει, κατακράϋνον τὴν καρδίαν σου καὶ κράτησον αὐτὴν σταθερά! διότι εἰς τὸν εὐφραινόμενον θελουν εἶναι ἀνυπόφοροι οἱ πόνοι μιᾶς ἀνελπίστου λύπης. Σὺ ἠξεύρεις, καθὼς βλέπω, μόνον τὸν θάνατον τοῦ Ἀγαμέμνονος.

Ἰφιγένεια.

Δὲν μοι εἶναι αὐτὸ τὸ κακὸν ἀρκετόν;

Ὀρέστης.

Τὸ ἥμισυ τοῦ φρικώδους ἔμαθες μόνον.

Ἰφιγένεια.

Τί ἔχω νὰ φοβηθῶ ἀκόμη, ὁ Ὀρέστης, ἡ Ἠλέκτρα ζοῦν.

Ὀρέστης.

Καὶ δὲν φοβεῖσαι τίποτε διὰ τὴν Κλυταιμνήστραν;

Ἰφιγένεια.

Αὐτὴν δέν τὴν λυτρώνει οὔτε ἐλπὶς οὔτε φόβος.

Ὀρέστης.

Καὶ αὐτὴ ἀπεδήμησεν ἀπὸ τῆς ἐλπίδος τὸν τόπον.

Ἰφιγένεια.

Μετανοοῦσα ἐμάνη καὶ ἔχυσεν ἡ ἰδία τὸ αἷμάτης;

Ὀρέστης.

Ὄχι, πλὴν τὸ ἴδιόν της αἷμα ἔδωκεν εἰς αὐτὴν τὸν θάνατον.

Ἰφιγένεια.

Ἀμίλησαι σαφέστερα, διὰ νὰ μὴ σκέπτωμαι πολλὴν ὥραν. Ἡ ἀβεβαιότης κα-

ταζαλίζει πολυειδῶς τὴν πεφοβισμένην μου κεφαλήν.

Ὀρέστης.

Ἐμένα λοιπὸν ἐκλεξαν οἱ θεοὶ μηνυτὴν ἑνός ἔργου, τὸ ὁποῖον ἐπεθύμουν νὰ κρύψω εἰς τὸ ἄνηχον καὶ ζοφερον σκότος (τοῦ Ἅδου); Ἐναντίον τῆς θελήσεώς μου μὲ βιάζει τὸ χαριτωμένον σου στόμα· πλὴν ἀπαιτεῖ κ' ἕνατι λυπηρὸν. Εἰς τὴν ἡμέραν, καθ' ἣν ὁ πατέρας ἐφονεύθη, ἡ Ἠλεκτρα κρύπτουσα τὸν ἀδελφόντης τόν ἔσωσε: ὁ Στρόφιλος, ὁ πενθερός τοῦ πατρός ἀνέλαβε αὐτόν μὲ ἀγάπην καὶ τὸν ἀνέθρεψε μετὰ τοῦ ἰδίου του υἱόν ὀνομαζόμενον Πυλάδην, ὅστις συνέδεε μὲ αὐτὸν τοὺς ὡραιοτάτους δεσμοὺς τῆς Φιλίας. Καὶ καθὼς αὐτοὶ ἠυξησαν, ἠυξησεν εἰς τὴν ψυχὴν των καὶ ἡ ἐνθερμος ἐπιθυμία τοῦ νὰ ἐκδικηθοῦν τοῦ βασιλέως τόν θάνατον. Ἀπερασθέντα καὶ ξένα ἐνδεδυμένοι, φθάνουν εἰς τὰς Μυκήνας, ἐκ ἧν νὰ ἐφερνον τὴν λυπηρὰν εἴδησιν τοῦ θανά-

του τοῦ Ὀρέστου μὲ τή κόνιν του. Τούς ὑποδέχεται ἡ βασίλησα· ἐμβαίνουν εἰς τήν οἰκίαν. Ὁ Ὀρέστης γνωρίζεται μὲ τὴν Ἠλέκτραν· αὐτὴ ἐμπνέει εἰς αὐτόν τὸ πῦρ τῆς ἐκδικήσεως, τὸ ὁποῖον κρυφὰ ἔκαιε μέσα τῆς ἐξ αἰτίας τοῦ πρὸς τὴν μητέρα σέβας. Κρυφὰ φέρει αὐτόν εἰς τὸν τόπον, ὅπου ὁ πατήρ ἐφονεύθη, ὅπου ἕνα παλαιὸν ἴχνος τοῦ ἀφόμως χθέντος αἵματος ἐχρωμάτιζε μὲ χλωμάς γραμμάς προμαντευτικάς κακοῦ τὸ πολλάκις πλυθέν ἔδαφος. Μὲ φλογιστικούς λόγους ἐζωγράφισε κάθε περισταση τοῦ ἀσεβεστάτου ἔργου, τὴν δουλικὴν καὶ ταλαίπωρον ζωήν της, τὴν ὑπερηφάνειαν τοῦ εὐτυχοῦντος προδότου, καὶ τοὺς κινδύνους τοὺς ὁποίους ἤδη τ' ἀδέλφια ἐπροσμενον ἀπὸ μίαν μητέρα, ἡ ὁποία πλέον ἔγινε μητρυιά. — Ἐδῶ ἀναγκάζει αὐτὸν νὰ λάβῃ ἐκεῖνο τὸ παλαιὸν μαχαίρι, τὸ ὁποῖον πολλάκις ἐβάφη εἰς τὴν οἰκίαν τοῦ Ταντάλου μὲ ἄνομον αἷμα, καὶ οὕτω ἡ Κλυταιμνήστρα ἐφονεύθη διὰ τῆς χειρός τοῦ υἱοῦ.

Ἰφιγένεια.

Ἀθάνατοι, οἱ ὁποῖοι πάντοτε χαίρεσθε μακαρίως τὸ λαμπρὸν φῶς ἐπάνω εἰς νέαν νέφη, διὰ τοῦτο μόνον μὲ ἐχωρίσατε ἀπὸ τοὺς ἀνθρώπους, διὰ τοῦτο μὲ ἐφυλάξατε τόσον πλησίον σας, διὰ τοῦτο μ' ἐδιωρίσατε εἰς τὴν ἀθῶαν ἐνασχόλησιν, τοῦ νὰ θρέφω τὸ ἱερὸν πῦρ, καὶ ὑψώσατε τὴν ψυχήν μου, ὡς φλόγαν, μὲ ἀθάνατον καὶ θεάρεστον καθαρότητα εἰς τὰς πατοικίας σας, διὰ νὰ αἰσθανθῶ ἐγὼ μόνον μετὰ ταῦτα βαθέως τῆς οἰκίας μου τὰ δεινά; — Εἶπέμοι περὶ τοῦ δυστυχοῦς! εἶπέμοι περὶ τοῦ Ὀρέστου!

Ὀρέστης.

Ὦ! ἂς ἦτον δυνατόν νὰ ὁμιλοῦν περὶ τοῦ θανάτου του! πῶς ἐβγαίνει ἀγανακτισμένον τῆς μητρὸς τὸ πνεῦμα ἀπὸ τὸ χυθὲν αἷμα καὶ κράζει τὰς παλαιοτάτας θυγατέρας τῆς νυκτός: „μὴ ἀφίνεστε τὸν μητροκτόνον νὰ φύγῃ! καταδιώξατε τὸν ἀσεβῆ! εἰς ἐσᾶς εἶναι παραδομένος!“ Αὐταὶ ὑπακού-

ουν. τὸ βλοσυρὸν των βλέμμα βλέπει ἐἰῶ καὶ ἐκεῖ καθὼς ὁ ἁρπακτικὸς ἀετός. Λῦται ἀναπατοῦνται εἰς τὰ σκοτεινὰ των σπέλαια, καὶ αἱ συντρόφισσαι των, ἡ ἀπελπισία καὶ ἡ μετάνοια, ἑρπόμεναι ἐξέρχονται ἀπὸ τὰς γωνίας. Ἔμπροσθεν αὐτῶν ἀναβαίνει ἴνρις ἀτμὸς ἀπὸ τὸν Ἀχέρωνα εἰς τοὺς νεφώδεις κύκλους του, κυλίεται ἡ αἰώνιος θεωρία τοῦ συμβάντος ἐμπερδευμένη περὶ τὴν κεφαλὴν τοῦ ἐνόχου, καὶ αὐταὶ, ἔχουσαι τὸ δικαίωμα πρὸς ἀφανισμὸν, πατοῦν τῆς θερσπάρτου γῆς τὸ ὡραῖον ἔδαφος, ἀπὸ τὸ ὁποῖον μία παλαιὰ κατάρα πρὸ πολλοῦ τὰς ἐξώρισε. Τὸν φεύγοντα καταδιώκει ὁ τρόμος των ποδῶν, καὶ δίδουν εἰς αὐτὸν ψαυχίαν μόνον διὰ νὰ τὸν τρομάξουν ἐκ νέου.

Ἰφιγένεια.

Ταλαίπωρε, σὺ εἶσαι εἰς τὴν αὐτὴν περίστασιν καὶ αἰσθάνεσαι τὸ ὁποῖον αὐτὸς ἐδυστυχὴς φεύγων πάσχει!

Ὀρέστης.

Τί λέγεις; ποίαν παρομοίαν περίστασιν νομίζεις;

Ἰφιγένεια.

Καὶ σὲ καταθλίβει μία ἀδελφοκτονία, καθὼς ἐκεῖνον, μοὶ ἐξυμηστηρεύθη τοῦτο πρὸ ὀλίγου ὀνειώτερός σου ἀδελφός.

Ὀρέστης

Δὲν ἠμπορῶ νὰ ὑποφέρω νὰ ἦσαι σὺ ὡ μεγάλη ψυχὴ ἀπατημένη ἀπὸ ἕνα ψευδῆ λόγον· παγίδας στένει ἐπιτήδεια πρὸς τὸν ξένον ὁ ξένος, ὅστις εἶναι συνειθισμένος εἰς τὴν παανουργίαν· μεταξὺ ἡμῶν ὅμως δὲν ἀλήθεια! Ἐγὼ εἶμαι ὁ Ὀρέστης! καὶ αὐτὴ ἡ ἔνοχος κεφαλὴ κλίνει πρὸς τὸν τάφον, καὶ ζητεῖ τὸν θάνατον, τὸν ὁποῖον προσμένω μετὰ χαρᾶς μὲ ὁποίαν δήποτε μορφὴν καὶ ἂν ἔλθῃ! Ὁποία καὶ ἂν ἦσαι, εὔχομαι εἰς σὲ σωτηρίαν, καθὼς καὶ εἰς τὸν φίλον μου, ἐγὼ ὅμως δὲν τὴν ἐπιθυμῶ. Σύφαίνεσαι, ὅτι ἐναντίον τῆς θελήσεώς σου ἐδῶ

κάθησαι· εὕρετε τρόπον πρὸς Φυγὴν, καὶ ἀφῆτε ἐμὲ ἐδῶ. Ἂς κρημνισθῇ τὸ ἄψυχόν μου σῶμα ἀπὸ τοὺς βράχους, ἂς καπνίσῃ ἕως εἰς τὴν θάλασσαν κάτω τὸ αἷμαμου, καὶ ἂς φέρῃ καταράν εἰς τὸν αἰγιαλὸν τῶν βαρβάρων· πηγαίνετε σεῖς εἰς τὴν πατρίδα τὴν ὡραίαν ἑλλάδα νὰ ἀρχίσητε νέαν καὶ φιλικὴν ζωὴν. (ἀπομακρύνεται)

Ἰφιγένεια.

Οὐτῶ λοιπὸν καταβαίνεις εἰς ἐμὲ τέλος πάντων, ὦ Ἶρις ὡραιοτάτη θυγάτηρ τοῦ μεγαλωτάτου πατρός! πόσον μεγάλη στέκεται ἡ εἰκόνα σου ἔμπροσθέν μου! μόλις φθάνει τὸ βλέμμα μου εἰς τὰς χεῖρας σου, αἱ ὁποῖαι γεμαται ἀπὸ καρποὺς καὶ εὐλογίας κατεβάζουν τοὺς θησαυροὺς τοῦ ὀλύμπου. Καθὼς ὁ βασιλεὺς διακρίνεται ἀπὸ τὴν ἀφθονίαν τῶν δώρων· διότι εἰς αὐτὸν πρέπει νὰ φαίνηται ὀλίγον, ὅσα εἰς πολλοὺς εἶναι πλοῦτος. οὕτω καὶ σεῖς ὦ θεοὶ! γεωρίζεσθε ἀπὸ τὰ δῶρα, τὰ ὁποῖα

οἰκονομεῖτε καὶ ἑτοιμάζετε πολὺν καιρὸν καὶ σοφῶς· διότι σεῖς μόνον ἠξεύρετε τί ἠμπορεῖ νὰ μᾶς ὠφελήσῃ, καὶ βλέπετε τοῦ μέλλοντος τὸ ἐκτεταμένον βασίλειον, ἐν ᾧ εἰς ἡμᾶς τὸ παραμικρὸν σκεπάζει τὴν θεωρίαν του. Ἀφειμένως ἀκούετε τὰς ἱκεσίας μας, τὰς ὁποίας ὡς νήπια κάμνομεν πρὸς ἐσᾶς διὰ νὰ ταχύνετε τὸ ποθούμενον, ὅμως τὸ χέρι σας δὲν κόπτει ποτὲ παράκαιρα τὰ χρυσᾶ πωρικὰ τοῦ οὐρανοῦ· καὶ ἀλλοίμονον εἰς ἐκεῖνον, ὅστις ἀπὸ ἀνυπομονησίαν τὰ κόπτει, καὶ ἀπολαμβάνει τὴν θανάσιμον, ξυνὴν των θροφὴν. Ὦ μὴ ἀφήσατε τὴν τόσον καιρὸν προσδοκωμένην καὶ μόλις ἀκόμη καλοστοχασθεῖσαν εὐτυχίαν μάταια καὶ τριπλασίως λυπηρότερα νὰ χαθῇ ἀπὸ τοὺς ὀφθαλμούς μου καθὼς ἡ σκιὰ τοῦ ἀποθανόντος φίλου!

Ὀρέστης (ἔρχεται πάλιν πρὸς αὐτήν).

Ἐὰν ἐπικαλῆσαι τοὺς θεοὺς διὰ τὸν ἑαυτόν σου καὶ διὰ τὸν πυλάδην, τὸ ὀνο-

Buyck. Das ſollt' ich übel nehmen.

Jetter. Auf euch iſt's nicht geſagt, Landsmann. Wie wir die Spaniſchen Beſatzungen los waren, hohlten wir wieder Athem.

Soeſt. Gelt! die lagen dir am ſchwerſten auf?

Jetter. Verir' Er Sich.

Soeſt. Die hatten ſcharfe Einquartierung bey dir.

Jetter. Halt dein Maul.

Soeſt. Sie hatten ihn vertrieben aus der Küche, dem Keller, der Stube — dem Bette.

Sie lachen.

Jetter. Du biſt ein Tropf.

Buyck. Friede, ihr Herren! Muß der Soldat Friede rufen? — Nun da ihr von uns nichts hören wollt, nun bringt auch Eure Geſundheit aus, eine bürgerliche Geſundheit.

Jetter. Dazu ſind wir bereit! Sicherheit und Ruhe!

μάμου μὴ τ' ἀναφέρῃς μὲ τὸ ἐδικόν σας. Σὺ δὲν γλυτώνεις τὸν παράνομον, διὰ τὸν ὁποῖον λυπεῖσαι, ἀλλὰ μετέχεις μόνον ἀπὸ τὴν κατάραν καὶ δυστυχίαν του.

Ἰφιγένεια.

Ἡ τύχη μου εἶναι στερέα δεμένη μὲ τὴν ἐδικὴν σου.

Ὀρέστης.

Μηδαμῶς! Ἄφες με μόνον καὶ ἀσυνόδευτον, νὰ ὑπάγω πρὸς τοὺς ἀποθανόντας. Ἐὰν σὺ καὶ μὲ τὸ κάλλυμμά σου αὐτὸ σκεπάσῃς τὸν ἔνοχον, δὲν τὸν κρύπτεις ὅμως ἀπὸ τὸ βλέμμα τῶν πάντα ἐγρηγορούντων, καὶ ἡ παρουσία σου, ὦ οὐρανία! μόνον τάς παραμερίζει καὶ δὲν τὰς ἀποδιώκει διόλου. Λῦται δὲν τολμοῦν μὲ τοὺς χαλκίνους καὶ ἀναιδεῖς των πόδας νὰ πατήσουν τοῦ ἱεροῦ δάσους τὸ ἔδαφος· ἀλλ' ὅμως ἐγὼ ἀκούω μακρόθεν ἐδῶ καὶ ἐκεῖ τὸ βδελυρὸν των χαχλάνισμα. Λύκοι προσμένουν οὕτω τριγύρω εἰς τὸ δένδρον, ἐπάνω εἰς τὸ ὁποῖον

ὁ ὁδοιπόρος γλυτώνει. Ἐκεῖ ἔξω κεῖνται αὐταί στρατοπεδευμέναι, καὶ ἂν ἀφήσω τοῦτο τὸ ἄλσος, ἐγείρονται πάλιν κινοῦσαι τὰς φιδωτὰς κεφαλὰς των καὶ ἀπὸ ὅλα τὰ μέρη σηκώνουσαι κονιορτὸν, σύρουν ἔμπροσθέν τους τὸ λάφυρὸν των.

Ἰφιγένεια.

Ἠμπορεῖς, Ὀρέστη, ν ἀκούσῃς φιλικὸν λόγον;

Ὀρέστης.

Φύλαξαι αὐτόν δί ἕνα φίλον τῶν θεῶν.

Ἰφιγένεια.

Εἰς σὲ δίδουν αὐτοὶ φῶς νέας ἐλπίδος.

Ὀρέστης.

Διὰ μέσου καπνοῦ καὶ ὁμίχλης βλέπω ἐγὼ τὸ ἀδύνατον γυάλισμα τοῦ Ἀχέρωνος νὰ μοι φέγγῃ πρὸς τὸν Ἅδην.

Ἰφιγένεια.

Μόνον μίαν ἀδελφὴν ἔχεις; τὴν Ἠλέκτραν;

'Ορέστης.

Λύτὴν τὴν μίαν ἐγνώρισα, τήν μεγαλητέραν ὅμως ἐγλύτωσεν ἀπὸ τὰ δεινὰ τῆς οἰκίασμας εἰς πρέποντα καιρὸν ἡ καλήτης μοίρα, ἡ ὁποία πολλὰ τρομερὰ μᾶς ἐφάνη. Ὦ ἄφες τὴν ἐρώτησίν σου καὶ μὴ συμπεριπλέκεσαι καὶ σὺ μὲ τὰς Ἐριννύας, αἱ ὁποῖαι χαιρεκάκως φυσοῦν εἰς ἐμὲ τῆς ψυχῆς τὴν στάκτην, καὶ δὲν ὑποφέρουν νὰ σβυσθοῦν ἡσυχα μὲ ἐμὲ τὰ τελευταῖα κάρβουνα τῆς τρομερᾶς πυρκαϊᾶς τῆς οἰκίασμας. Πρέπει λοιπὸν τὸ πῦρ ἐπὶ ταὐτοῦ συνδαυλιζόμενον καὶ θρεφόμενον μὲ θειάφι τοῦ ἅδου αἰώνια νὰ καίῃ ἐπάνω εἰς τὴν ψυχήν μου καὶ νὰ μὲ βασανίζῃ;

'Ιφιγένεια.

Ἐγὼ φέρω εὐῶδες θυμίαμα εἰς τὴν φλόγα. Ὦ ἄφες τὴν καθαράν πνοὴν τῆς ἀγάπης σιγανὰ φυσῶσα νὰ δροσίσῃ τὴν καῦσιν τοῦ στήθους σου. 'Ορέστη, ἀκριβέμου! δὲν ἠμπορῆς νὰ ἀκούσῃς; Τόσον ἐξήρανε τῶν

Φλεβῶν σου τὸ αἷμα ἡ συνοδία τῶν τρομερῶν θεῶν; Ἀπολιθώνει τὰ μέλησου μία μαγεία καθώς ἡ τρομερὰ κεφαλὴ τῆς Γοργῶνος; Ὦ ἐὰν ἡ φωνὴ τοῦ χυθέντος μητρικοῦ αἵματος εἰς τὸν ᾅδην κάτω μὲ βαθεῖς ἤχους φωνάζει, δὲν θέλει ἐπικαλεσθῇ τῆς καθαρᾶς ἀδελφῆς ἡ εὐλογία αὐτιλήπτωρας θεοὺς ἀπὸ τὸν Ὄλυμπον;

Ὀρέστης.

Φωνάζει! Φωνάζει! θέλεις λοιπὸν τὸν ἀφνισμόν μου; κρύπτεται εἰς σὲ θεὰ ἐνδικήσεως; ποία εἶσαι σύ, τῆς ὁποίας ἡ φωνὴ καταταράττει τὰ ἐνδότατα τῆς καρδίας μου;

Ἰφιγένεια.

Φανερώνετ' αὐτὸ εἰς τὴν βαθυτάτην καρδίαν σου; Ὀρέστη, ἐγὼ εἶμαι! ἰδὲ τὴν Ἰφιγένειαν! Ἰῶ!

Ὀρέστης.

Σὺ!

Ἰφιγένεια.

Ἀδελφέμου!

Ὀρέστης.

Ἄφες! μακρὰν! Σοὶ συμβουλεύω, μὴ ἐγγίζῃς τὰ μαλλιάμου! ὡς ἀπὸ πῆς Κρεούσης τὸ νυμφικὸν Φόρημα μεταδίδεται ἀπὸ ἐμὲ ἄσβεστον πῦρ· ἄφες με! ὡς ὁ Ἡρακλῆς θέλω ἐγὼ ὁ ἀνάξιος κρυμμένος νὰ λάβω τὸν ἐπονείδιστον θάνατον.

Ἰφιγένεια.

Δὲν θέλεις ἀποθάνει! Ὦ ἂς ἠμπόρουν μόνον ἕνα ἥσυχον λόγον ν' ἀκούσω ἀπὸ σὲ! Ὦ! λύσας τὴν ἀπορίαν μου, ἄφες κ' ἐγὼ νὰ βεβαιωθῶ διὰ τὴν πρὸ πολλοῦ εὐχομένην τύχην. Ἕνας τροχὸς χαρᾶς καὶ λύπης γυρίζει εἰς τὴν ψυχήν μου. Ἀπὸ τόν ξένον ἄνδρα μ' ἀπομακρύνει μία φρίκη, ἀλλ' ὅμως τὰ σωτικά μου μὲ σύρουν βιαίως πρὸς τὸν ἀδελφόν.

Ὀρέστης.

Τοῦ Αὐλίου ναός εἶναι ἐδῶ, καὶ κατέχει ἀχαλινώτως ἱερὰ μανία τὴν ἱέρισσαν;

Ἰφιγένεια.

Ὦ ἄκουσαὶ με! ὦ ἰδέμε, πῶς μετὰ τόσον πολυχρόνιον καιρὸν ἀνοίγεται ἡ καρδία μου πρὸς τὴν εὐδαιμονίαν, πρὸς τὸ φίλτατον, τὸ ὁποῖον ὁ κόσμος ἀκόμη δι' ἐμὲ ἠμπορεῖ νὰ ἔχῃ, τοῦ νὰ φιλήσω τήν κεφαλήν σου, νὰ σ' ἀγκαλιάσω μὲ τοὺς βραχίονάς μου, αἱ ὁποῖαι ἠπλώνοντο μόνον εἰς τοὺς κενοὺς ἀνέμους. Ὦ ἄφες με! Ἄφες με! διότι καθαρώτερον δὲν ἀναβρύει ἀπὸ τὸν Παρνασὸν ἡ αἰώνιος πηγὴ πηδῶσα ἀπὸ βράχον εἰς βράχον κάτω εἰς τὴν χρυσῆν Κοιλάδα, καθὼς ἡ χαρὰ κυματοῦσα ῥέει ἀπὸ τὴν καρδιάν μου, καὶ με περιλαμβανει ὡς μία θάλασσα μακαριότητος. Ὀρέστη! Ὀρέστη! Ἀδελφέμου!

Ὀρέστης.

Ὡραία νύμφη, δὲν ἐμπιστεύομαι εἰς σὲ καὶ εἰς τὰς κολακείας σου. Ἡ Ἄρτεμις ἀπαιτεῖ σεμνὰς ἱέρισσας, καὶ ἐκδικεῖται τὸ μολυσθὲν θυσιαστήριον. Σήκωσαι τὸ χέρι σ' ἀπὸ τὸ στῆθος μου! καὶ ἂν σὺ ἀπὸ ἀγάπην

θέλης νὰ ἐλευθερώσης ἕνα νέον καὶ τρυφερὰ νὰ προσφέρης εἰς αὐτὸν τὴν ὡραίαν τύχην, στρέψαι τὴν καρδίαν σου πρὸς τὸν φίλον μου, τὸν ἄξιον ἄνδρα. Λὐτὸς περιπλανᾶται ἐπάνω εἰς ἐκεῖνον τὸν κρημνώδη δρόμον· ζήτησαὶ τον δεῖξαι αὐτὸν πῶς πρέπει νὰ καμη καὶ φεῖσαι ἐμέ.

Ἰφιγένεια.

Ἔλα εἰς τὸν ἑαυτὸν σου, ἀδελφὲ, καὶ γνῶρισαι τὴν εὑρεθεῖσαν! Μὴ κατηγορῆς τὴν καθαρὰν καὶ οὐράνιον χαρὰν μιᾶς ἀδελφῆς ὡς ἀστόχαστον καὶ ἀξίαν παιδείας ἐπιθυμίαν. Ὢ ἂς ἐσηκώνετο ἡ πλάνη ἀπὸ τὰ μάτια του διὰ νὰ μὴ μᾶς κάμη τριπλασίως, δυστυχεῖς ἡ στιγμὴ τῆς μεγαλωτάτης χαρᾶς! Ἐδῶ εἶναι ἡ πρὸ πολλοῦ εὑρεθεῖσα ἀδελφὴ. Ἀπὸ τὸ θυσιαστήριον μὲ ἥρπασεν ἡ θεὰ, καὶ μὲ ἔφερεν ἐδῶ εἰς τὸ θυσιαστήριόν της. Λίχμάλωτος εἶσαι σὺ, ἐπροσφέρθης πρὸς θυσίαν καὶ εὑρίσκεις ἴέρισσαν τὴν ἀδελφὴν σου.

Ὀρέστης.

Κακότυχη! Ἂς ἰδῇ λοιπὸν ὁ Ἥλιος τὰ τελευταῖα δεινὰ τῆς οἰκίας μας! Δὲν εἶναι ἡ Ἠλέκτρα ἐδῶ, διὰ νὰ ἐξολοθρευθῇ καὶ αὐτὴ μὲ ἡμᾶς, καὶ νὰ μὴν ἀπομακρύνεται ἡ ζωήτης πρὸς βαρυτέραν τύχην καὶ πάθη; Καλὰ ἱέρισσα! ἀκολουθῶ εἰς το θυσιαστήριον· ἡ ἀδελφοκτονία εἶναι ἔθος τῆς παλαιᾶς γενεᾶς μας καὶ σᾶς εὐχαριστῶ, ὦ θεοί, ὅτι ἀπεφασίσατε νὰ με ἐξολοθρεύσητε χωρὶς τέκνα. Ἄκουσαι, καὶ σὺ συμβουλήν, μὴ ἀγαπᾷς τόσον πολὺ τὸν ἥλιον μήτε τὰ ἄστρα· ἔλα, ἀκολούθησαί με κάτω εἰς τὸ σκοτεινόν βασιλειον! Καθὼς οἱ ἀπὸ θειαφώδη βάλτον γεννόμενοι δράκοντες μαχόμενοι κατατρώγουν τὰ συγγενῆ νεογνάτων, οὕτω ἀφανίζεται μόνητης ἡ μανιῶσα γενεὰ· ἔλα ἄτεκνος καὶ ἀθῶος μαζίμου κάτω! Μὲ βλέπεις μὲ συμπάθειαν ἄπαγε! μὲ τοιαῦτα βλέμματα ἐζήτει ἡ Κλυταιμνήστρα ἕνα δρόμον εἰς τὴν καρδιὰν τοῦ υἱοῦτης, ὅμως ὁ βεβιασμένος βραχίων ηὗρε τὸ

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.

3-598-50924-3
FM. 1863/464

στῆθος της. Ἡ μητέρα ἐφονεύθη! — Ἔβγα ἐπάνω ἀγανακτησμένον πνεῦμα! Κυκλοειδῶς ἔλθετε, ὦ Ἐριννύες, καὶ παρασταθῆτε, ἐς τὸ εὐπρόσδεκτον, τελευταῖον καὶ τρομερώτατον θέαμα, τὸ ὁποῖον σεῖς ἑτοιμάζετε. Δὲν ἀκονίζει μῖσος καὶ ἐκδίκησις τὸ μαχαίριτων, ἀλλ' ἡ ἀγαπητὴ ἀδελφὴ ἀναγκάζεται εἰς τὴν πρᾶξιν. Μὴ κλαίης! σὺ δὲν εἶσαι ἔνοχος. Ἀπὸ τοὺς πρώτους μου χρόνους τίποτε δέν ἠγάπησα, καθὼς ἠμπόρουν σὲ νὰ ἀγαπήσω, ἀδελφὴ· ναὶ σήκωσαι τὸ μαχαίρισου, μὴ λυπᾶσαι, σχίσαι τοῦτα τὰ στήθη καὶ ἄνοιξαι ἕνα δρόμον εἰς τοὺς χειμάρρους, οἱ ὁποῖοι ἐδῶ βράζουν!

(πίπτει εἰς λιποθυμίαν.)

Ἰφιγένεια.

Μόνη νὰ ὑποφέρω ταύτην τὴν εὐτυχίαν καὶ δυστυχίαν, δὲν ἠμπορῶ. — Ποῦ εἶσαι πυλάδη; ποῦ νὰ εὕρω τὴν βοήθειάν σου ἀκριβὲ ἄνερ;

(ἀπομακρύνεται ζητοῦσα.)

Soest. Ordnung und Freyheit!

Buyck. Brav! das sind auch wir zufrieden.

Sie stehen an und wiederhohlen stüchlich die Worte, doch so, daß jeder ein anderes anstimmt und es eine Art Canon wird. Der Alte hustet und fällt endlich auch mit ein.

Alle. Sicherheit und Ruhe! Ordnung und Freyheit!

Pallast der Regentinn.

Margarete von Parma, in Jagdkleidern. Hofleute. Pagen. Bediente.

Regentinn.

Ihr stellt das Jagen ab, ich werde heut nicht reiten. Sagt Machiavellen, er soll zu mir kommen.

Alle gehen ab.

Δευτέρα Σκηνή.

Ὀρέστης.

ἀπὸ τὴν ζάλην τοῦ ἐξυπνῶν καὶ σκιωνόμενος.

Ἀκόμη ἕνα! δὸς μοι ἀπὸ τὰ ὕδατα τῆς λήθης τὸ τελευταῖον καὶ ὄροσιστικὸν ποτῆρι τῆς ἀναψύξεως! Εὐθὺς τὰ δεινὰ τῆς ζωῆς ἀποπλύνονται ἀπὸ τὸ στῆθος μου· εὐθὺς τὸ πνεῦμα μου παραδιδόμενον εἰς τὴν πηγὴν τῆς λήθης τρέχει σιγανὰ πρὸς ἐσᾶς, ὦ σκιαὶ, εἰς τὴν αἰώνιον καταχνιάν. Ἀφήσατε παρακαλῶ τὸν καταδιωκόμενον μὲν ἀπὸ τῆς γῆς νὰ ἀναπαυθῇ εἰς τὴν ἡσυχίαν σας! — Τί ψιθυρισμὸς εἶναι αὐτὸς, τὸν ὁποῖον εἰς τοὺς κλόνους ἀκούω νὰ ἔρχεται ἀπὸ ἐκείνην τὴν αὐγήν; — Ἔρχονται πλέον τὸν νέον Φίλου διὰ νὰ ἰδοῦν! ποῖον εἶναι αὐτὸ τὸ τάγμα, τὸ ὁποῖον θαυμασίως εὐφραίνεται ἀναμεταξύ του ὡς μία συνοιθησμένη ἡγεμονικὴ οἰκογένεια; Λὺτοὶ βαδίζουν φιλικὰ, νέοι καὶ γέρον-

τες, ἄνδρες καὶ γυναῖκες, θεῖα καὶ ὅμοια φαίνονται αἱ περιπολοῦσαι μορφαί. Ναὶ, αὐτοὶ εἶναι, οἱ πρόγονοι τῆς οἰκίας μου. — Μὲ τὸν θυέστην περιπατεῖ ὁ Ἀτρεὺς συνομιλῶν φιλικὰ, καὶ τὰ παιδιὰ παίζοντα τοὺς περιτριγυρίζουν. Δὲν εἶναι πλέον κάμμια ἔχθρα ἐδῶ ἀναμεταξύσας; ἔσβυσεν ἡ ἐκδίκησις, καθὼς τὸ φῶς τοῦ ἡλίου, κ' ἐγὼ λοιπὸν εἶμαι εὐπρόσδεκτος, κ' ἐγὼ τολμῶ νὰ ἔμβω εἰς τὴν πανηγυρικὴν σας πομπήν· χαίρετε πατέρες! ὁ Ὀρέστης σᾶς χαιρετᾷ, ὁ τελευταῖος ἀνὴρ τῆς γεννεᾶσας· ὅ,τι σεῖς ἐσπείρετε, τὸ ἐθέρισεν αὐτὸς· μὲ κατάραν φορτωμενος ἐπατέβη. Ἀλλ' ὅμως ἔδῶ ὑποφέρεται ἐλαφρότερα πάθε βάρος. Λάβετε αὐτὸν, ὦλάβετε αὐτὸν εἰς τὴν ὁμήγυρίν σας! Ἐγὼ σέβομαι ἐσὲ Ἀτρεῦ, καὶ σὲ Θυέστη· ἡμεῖς ὅλοι ἐδῶ εἴμεθα ἐλεύθεροι ἀπὸ ἔχθραν. — Δειξατέμοι τὸν πατέρα, τὸν ὁποῖον μόνον μίαν φοράν ἐγὼ εἶδα εἰς τὴν ζωὴν μου! — Σὺ εἶσαι πατέραμου; καὶ βαστᾷς ἐμπιστευ

μένα τὴν μητέρα μαζί σου; Ἐὰν ἡ Κλυταιμνήστρα τολμᾷ νὰ σοι δώσῃ τὸ χέρι, τολμᾷ λοιπὸν καὶ ὁ Ὀρέστης πρὸς αὐτὴν νὰ ἔλθῃ καὶ νὰ τὴν εἰπῇ ἰδὲ τὸν υἱόν σου! — ἰδέτε τὸν υἱόν σας! χαιρετήσατὲ τον.

Ἐπάνω εἰς τὴν γῆν ἦτον εἰς τὴν οἰκίαν μας ὁ χαιρετισμὸς βέβαιον σύνθημα τοῦ φόνου, ἐδῶ δὲ ἡ γεννεὰ τοῦ παλαιοῦ Ταντάλου εὐφραίνεται. Σεῖς φωνάζετε. Καλῶς ἦλθες! καὶ με ὑποδέχεσθε! ὦ ὁδηγήσατέ με πρὸς τὸν γέροντα, πρὸς τὸν προπάτωρα! ποῦ εἶναι ὁ γέρων; ἡ Φιλτάτη κορυφὴ, διὰ νὰ ἰδῶ αὐτὸν, ὅστις ἐκάθετο εἰς τὴν βουλὴν τῶν θεῶν; Τρομάζετε, στρέφιτε τὰ προσωπά σας; Τὶ εἶναι; πάσχει ὁ ἰσόθεος; ἀλλοίμονον εἰς ἐμὲ! οἱ παντοδύναμοι ἐχάλκευσαν μὲ σιδηρᾶς ἁλύσους τρομερὰ βάσανα εἰς τὸ ἡρωϊκὸν στῆθος του.

Τρίτη Σκηνή.

Ὀρέστης. Ἰφιγένεια. Πυλάδης.

Ὀρέστης.

Ἐκατέβητε πλέον καὶ σεῖς;

Εὐτυχία διὰ σὲ ἀδελφὴ! Ἡ Ἡλέκτα λείπει ἀκόμη: ἕνας ἀγαθὸς θεὸς μὲ γλυκὰ τυξεύματά μας στέλλει καὶ αὐτὴν κατω. Σὲ δυστυχῆ Φίλε πρέπει ἐγὼ νὰ λυποῦμαι! Ἔλα μαζὶ! ἔλα μαζὶ εἰς τὸν θρόνον τοῦ Πλούτωνος, ὡς νέοι ξένοι νὰ χαιρετήσωμεν τὸν ξενοδόχον.

Ἰφιγένεια.

Ἀδελφοὶ, οἱ ὁποῖοι ἀπὸ τὸν εὐρὺν οὐρανὸν φέρετε τὸ ὡραῖον φῶς τῆς ἡμέρας καὶ τῆς νυκτὸς ἐπανω εἰς τοὺς ἀνθρώπους καὶ δὲν τολμᾶτε νὰ φωτίσητε τοὺς ἀποθανόντας, ἐλευθερώσατέμας! Σὺ ἀγαπᾷς, Ἄρτεμις, τὸν χαριτωμένον σου ἀδελφὸν ἀπὸ ὅλα, ὅσα ἡ γῆ καὶ ὁ οὐρανὸς σοι προσφέρει, καὶ γυρί-

ζεις σιγανὰ καὶ μὲ πόθον τὸ παρθενικόν σου πρόσωπον πρὸς τὸ αἰώνιον φῶς του. Ὦ μὴ ἀφήσῃς τὸν ἕνα καὶ μόνον, τὸν ὁποῖον μὲ τὰ τόσον καιρὸν τέλος πάντων ἠὗρον νὰ μαίνηται εἰς τῆς μανίας τὸν ζόφον! Ἰδὲ ἂν πλέον ἐπληρώθη ἡ θέλησις σου, ἐν ᾧ μ' ἔκρυψες ἐδῶ, καὶ θέλεις εἰς ἐμὲ δι' αὐτοῦ καὶ εἰς αὐτὸν δι' ἐμοῦ νὰ δώσῃς τὴν μακαρίαν βοήθειαν, λύσον αὐτὸν ἀπὸ τοὺς δεσμοὺς ἐκείνης τῆς κατάρας, διὰ νὰ μὴ χάνεται ὁ πολύτιμος καιρὸς τῆς σωτηρίας.

Πυλάδης.

Γνωρίζεις ἡμᾶς καὶ τοῦτο τὸ ἱερὸν ἄλσος, καὶ τοῦτο τὸ φῶς, τὸ ὁποῖον δὲν φώτιζε τοὺς ἀποθανόντας; Λἰσθάνεσαι τὴν χεῖρα τοῦ φίλου καὶ τῆς ἀδελφῆς, οἱ ὁποῖοι ἀκόμη σταθερὰ καὶ ζῶντες σὲ κρατοῦν; πιάσαιμας ὑγιατὰ, δὲν εἴμεθα ἡμεῖς κεναὶ σκιαὶ· πρόσεξαι εἰς τὸν λόγον μου! ἄκουσαι! ἔλα εἰς τὸν ἑαυτὸν σου! Ἰδὲ στιγμὴ εἶναι ἀκριβὴς, καὶ ἡ ἐπιστροφήμας κρέμαται ἀπὸ λεπταῖς

κλωσταῖς, τὰς ὁποίας γνέθῃ, ὡς φαίνεται, μια εὐνοϊκὴ μοῖρα.

Ὀρέστης (πρὸς τὴν Ἰφιγένειαν.)

Ἄφες με διὰ πρώτην φορὰν μὲ ἐλευθέραν καρδίαν νὰ λάβω εἰς τὰς ἀγκάλας σου ἐλευθέραν χαράν! Σεῖς θεοὶ, οἱ ὁποῖοι μεφλογώδη δύναμιν περιπολοῦντες ἀνοίγετε τὰ βαρέα της σύννεφα, καὶ μὲ εὐνοϊκὴν σοβαρότητα τὴν πρὸ πολλοῦ ἐπιθυμητὴν βροχὴν μὲ βροντὰς καὶ ἀνεμοταραχὰς χύνεται ποταμηδὸν ἐπάνω εἰς τὴν γῆν, πλὴν εὐθὺς λίετε τῶν ἀνθρώπων τὴν τρομερὰν προσδοκίαν εἰς εὐλογίαν, καὶ τὸ τρομασμένον θάμβος μεταβάλλετε εἰς χαροποιὸν βλέμμα καὶ μεγαλοφώνους εὐχαριστείας, ὅταν ποικιλομόρφως εἰς ταῖς σταλαγματιαῖς τῶν νεωστὶ δροσισθέντων φύλλων ὁ νεοφανὴς ἥλιος κατοπτρίζεται, καὶ ἡ Ἶρις χαρμοσύνως καὶ μὲ ἐλαφρὰν χεῖρα χωρίζει τὰ τελευταῖα σταχτηρὰ σύννεφα· ἀφήσατε καὶ ἐμὲ εἰς τὰς ἀγκάλας τῆς ἀδελφῆς μου καὶ εἰς τὸ στῆθος τοῦ φίλουμου,

μὲ μεγάλας πρὸς σᾶς εὐχαριστείας νὰ χαρῶ καὶ νὰ ἀπολαύσω τὸ ὁποῖον σεῖς μοι χαρίζετε· Λύεται ἡ κατάρα, μοὶ τὸ λέγ' ἡ καρδία. οἱ Εὐμενίδες καταβαίνουν εἰς τὸν Τάρταρον, τὰς ἀκούω, καὶ ἐμβαίνουσαι κλείουν αἱ σιδηραὶ θύραι μὲ μακρόθεν ἀκουόμενον βρόντον. Ἡ γῆ ἀναδίδει ἀναψυκτικὴν εὐωδίαν, καὶ με προσκαλεῖ ἐπάνω εἰς τὰς πεδιάδας της διὰ νὰ ζητήσω ζωὴν χαρμόσυνον καὶ μεγάλα ἔργα.

Πυλάδης.

Ἂς μὴ ἀναβάλλωμεν τὸν καιρὸν, ὅστις εἶναι μετρημένος! Ὁ ἄνεμος, ὅστις φουσκώνει τὰ πανιὰ μας, ἂς φέρῃ τὴν ἐντελῆ μας χαρὰν μας πρὸς τὸν Ὄλυμπον. Ἐλᾶτε! Ἐδῶ εἶναι χρεία ταχείας συμβουλῆς καὶ ἀποφάσεως.

ΤΕΤΑΡΤΗ ΠΡΑΞΙΣ.

Πρώτη Σκηνή.

Ἰφιγένεια.

Βουλεύονται οἱ οὐράνιοι διὰ ἕνα ἄνθρωπον πολλὰς ταραχὰς, καὶ ἑτοιμάζουν δι' αὐτὸν τρομακτικὴν μετάβασιν ἀπὸ τὴν χαρὰν εἰς τὴν λύπην καὶ ἀπὸ τὴν λύπην εἰς τὴν χαρὰν ἔπειτα ἀναθρέφουν διὰ αὐτὸν εἰς τὰ πλησίον τῆς πόλεως ἢ εἰς ἀπομεμακρυσμένους τόπους ἕνα Φίλον διά νὰ ἦναι καὶ ἡ βοήθεια ἕτοιμος εἰς ὥρας ἀνάγκης. Ὦ εὐλογήσατε θεοὶ τὸν Πυλάδην μας, καὶ κάθε ἐπιχείρημάτου! Αὐτὸς εἶναι εἰς τὸν πόλεμον ὁ βραχίων τοῦ νέου, καὶ εἰς τὴν βουλὴν τοῦ γέρον-

τος ὀφθαλμὸς, διότι ἡ ψυχὴ του εἶναι σιω-
πηλὴ, εἰς τὴν σιωπὴν φυλάττει ἱερὰ καὶ ἀνε-
ξάντλητα ἀγαθὰ, καὶ εἰς τοὺς καταδικνο-
μένους δίδει ἀπὸ τὸ βάθος της συμβουλὴν καὶ
βοήθειαν. Λυτὸς μ' ἀπεσπασεν ἀπὸ τὸν
ἀδελφὸν, τὸν ὁποῖον ἔβλεπα πάντοτε ἀτενῶς,
καὶ δὲν ἠμπόρουν νὰ στοχασθῶ ἐδικὴν μου
τὴν εὐτυχίαν, δὲν ἄφινα αὐτὸν ἀπὸ τὰς ἀγ-
κάλας μου, καὶ οὔτε ἠσθανόμην τὸν πλησιον
κίνδυνον, ὅστις μᾶς περικυκλώνει. Ἤδη,
διὰ νὰ ἐκτελέσουν τὸν σκοπὸν των, ὑπάγουν
πρὸς τὴν θάλασσαν, ὅπου τὸ καράβι μὲ τοὺς
συντρόφους εἰς ἕνα κόλπον κρυμμένον πρασμέ-
νει τὸ σημεῖο , καὶ μ' ἐσυμβούλευσαν, τί
νὰ ἀποκριθῶ εἰς τὸν βασιλέα, ὅταν στείλῃ
καὶ με πρόσταξη διὰ τὴν θυσίαν. Ἄχ! τὸ
βλέπω πολλὰ καλὰ, πρέπει νὰ ὁδηγοῦμαι
ὡς νήπιον. Δὲν ἔμαθα νὰ ἀπατῶ καὶ νὰ δε-
λεάζω ἀλλοίμονον! ὦ ἀλλοίμονον εἰς τὸν ψεύ-
την! τὸ ψεῦδος δὲν ἐλευθερώνει τὸ στῆθος,
καθὼς κάθε ἀληθὴς λόγος: αὐτὸ δὲν μᾶς

παρηγορεῖ, ἀλλὰ θλίβει ἐκεῖνον, ὅστις κρυφὰ τὸ μηχανεύεται, καὶ ῥιπτόμενον ὡς ἕνα βέλος, στρέφει ὀπίσω ἐμποδιζόμενον ἀπὸ ἕνα θεὸν, καὶ τυχαίνει τὸν ῥίπτοντα. Ἀλλεπάλληλαι Φροντίδες καταπλακώνουν τὸ στῆθος μου. Αἱ Ἐρινύες μήπως πιάσουν πάλιν ἀγρίως τὸν ἀδελφὸν ἐπάνω εἰς τὸ ἔδαφος τοῦ μὴ ἀγνισθέντος αἱγιαλοῦ· μήπως τοὺς ἀνακαλύψουν; Μοὶ φαίνεται ὅτι ἀκούω ὁπλισμένους νὰ πλησιάζουν! — Ἐδῶ! — Ὁ Κήρυξ ἔρχεται ἀπὸ τὸν βασιλέα ἐρμαίως. Κτυπᾷ ἡ καρδιά μου, σκοτίζεται ἡ ψυχήμου, ἐν ᾧ βλέπω τὸ πρόσωπον τοῦ ἀνδρὸς, τὸν ὁποῖον πρέπει νὰ ἀπαντήσω μὲ ψευδεῖς λόγους.

Δευτέρα Σκηνὴ.

Ἰφιγένεια. Ἀρκὰς.

Ἀρκὰς.

Τάχυνον τὴν θυσίαν ἱέρισσα! ὁ βασιλεὺς καὶ ὁ λαὸς προσμένουν.

Der Gedanke an dieſe ſchreckliche Begebenheiten läßt mir keine Ruhe! Nichts kann mich ergetzen, nichts mich zerſtreuen; immer ſind dieſe Bilder dieſe Sorgen vor mir. Nun wird der König ſagen, dieß ſeyn die Folgen meiner Güte, meiner Nachſicht; und doch ſagt mir mein Gewiſſen jeden Augenblick, das räthlichſte, das beſte gethan zu haben. Sollte ich früher mit dem Sturme des Grimmes dieſe Flammen anfachen und umhertreiben? Ich hoffte, ſie zu umſtellen, ſie in ſich ſelbſt zu verſchlitten. Ja, was ich mir ſelbſt ſage, was ich wohl weiß, entſchuldigt mich vor mir ſelbſt; aber wie wird es mein Bruder aufnehmen? Denn, iſt es zu läugnen? Der Übermuth der fremden Lehrer hat ſich täglich erhöht; ſie haben unſer Heiligthum geläſtert, die ſtumpfen Sinnen des Pöbels zerrüttet und den Schwindelgeiſt unter ſie gebannt. Unreine Geiſter haben ſich unter die Aufrührer gemiſcht, und ſchreckliche Thaten ſind geſchehen, die zu denken ſchauderhaft iſt, und die ich nun einzeln nach Hofe zu berichten habe;

Ἰφιγένεια.

Ἤθελον ἀκολουθήσῃ τὸ χρέος μου καὶ τὸ νεῦμα σου, ἐὰν ἀπροσδοκήτως δὲν ἐτύχαινεν ἕνα ἐμπόδιον μεταξὺ ἐμοῦ καὶ τῆς ἐκπληρώσεως.

Ἀρκάς.

Τί εἶναι αὐτὸ, τὸ ὁποῖον ἐμποδίζει τοῦ βασιλέως τὴν προσταγὴν;

Ἰφιγένεια.

Ἡ περίστασις, τῆς ὁποίας ἡμεῖς δὲν εἴμεθα κύριοι.

Ἀρκάς.

Εἰπέμοι την, διὰ νὰ τὴν εἰδοποιήσω εἰς τὸν βασιλεὰ, διότι αὐτὸς ἀπεφάσισε καὶ τῶν δύο τὸν θάνατον.

Ἰφιγένεια.

Οἱ θεοὶ δὲν τὸν ἀπεφάσισαν ἀκόμη· ὁ μεγαλήτερος τούτων τῶν ἀνδρῶν εἶναι ἔνοχος συγγενικοῦ αἵματος, τό ὁποῖον ἔχυσεν, Αἱ Ἐριννύες καταδιώκουν τὸν δρόμον του, καὶ μέσα εἰς αὐτὸν τὸν ναὸν τὸν ἔπιασε τὸ κα-

κὸν, καὶ ἡ παρουσία του ἐμόλυνε τοὺς καθαροὺς τόπους. Ἤδη τρέχω μὲ τὰς παρθένους μου εἰς τὴν θάλασσαν διὰ νὰ ἐκτελέσω μυστικὴν τελετὴν βρέχουσα μένεαρὰ κύματα τῆς θεᾶς τὴν εἰκόνα. Κἀνένας ἂς μὴ συγχύσῃ τὴν σιωπηλὴν μας πομπὴν!

Ἄρκας.

Εἰδροιῶ τοῦτο τὸ νέον ἐμπόδιον ταχέως εἰς τὸν βασιλέα, σὺ ὅμως μὴν ἀρχίσῃς προτήτερα τὴν ἱερὰν πρᾶξιν ἕως νὰ δώσῃ τὴν ἄδειαν.

Ἰφιγένεια.

Τοῦτο εἶναι μόνον τῆς ἱέρισσας ἔργον.

Ἄρκας.

Τοιοῦτον σπάνιον συμβὰν πρέπει νὰ τὸ ἰδῇ καὶ ὁ βασιλεὺς.

Ἰφιγένεια.

Ἡ συμβουλήτου καθὼς καὶ ἡ προσταγήτου δὲν μεταβάλλει τίποτε.

Ἀρκὰς.

Πολλάκις διὰ τὸ φαινόμενον ἐρωτᾶται ὁ ἐξουσιαστής.

Ἰφιγένεια.

Μὴ βιάζῃς, τὸ ὁποῖον ἔπρεπε νὰ ἀρνηθῶ.

Ἀρκὰς.

Μὴ ἀρνῆσαι, τὸ ὁποῖον εἶναι καλὸν καὶ ὠφέλιμον.

Ἰφιγένεια.

Συγκατανεύω ἐὰν δὲν θέλῃς ἀργοπορήσῃ.

Ἀρκὰς.

Εὐθὺς τρέχω μὲ τὴν εἴδησιν εἰς τὸ στρατόπεδον, καὶ ἐπιστρέφω ἀμέσως ἐδῶ μὲ τὴν ἀπόκρισιν. Ὦ ἂς ἠμπόρουν νὰ φέρω εἰς αὐτὸν καὶ μίαν ἄλλην ἀγγελίαν, ἡ ὁποία λύει ὅλα, ὅσα ἤδη μᾶς συγχίζουν, διότι δὲν ἐτίμησες τὴν πιστὴν συμβουλήν μου!

Ἰφιγένεια.

Ὅ,τι ἠμπόρουν, τὸ ἔκαμα μετὰ χαρᾶς.

Ἀρκάς.

Ἠμπορεῖς ἀκόμη νὰ μεταβάλῃς καὶ τὴν γνώμην εἰς τὸν πρέποντα καιρόν.

Ἰφιγένεια.

Τοῦτο δὲν εἶναι εἰς τὸ χέρι μας.

Ἀρκάς.

Σὺ νομίζεις ἀδύνατον, τὸ ὁποῖον ἀπαιτεῖ παρὰ σοῦ κόπους.

Ἰφιγένεια.

Εἰς ἐσὲ φαίνεται δυνατόν, διότι τὸ ἐπιθυμεῖς.

Ἀρκάς.

Θέλεις λοιπὸν μὲ τόσην ἀδιαφορίαν νὰ βάλῃς ὅλα εἰς κίνδυνον;

Ἰφιγένεια.

Ἐγὼ τὸ ἄφησα εἰς τῶν θεῶν τὸ χέρι.

Ἀρκάς.

Αὐτοὶ συνειθίζουν ἀνθρώπους ἀνθρώπινα νὰ ἐλευθερώνουν.

Ἰφιγένεια.

Ἀπὸ τὸ χέριτων κρέμονται ὅλα.

'Αρπὰς.

'Εγὼ σοι λέγω, ὅτι εἶναι εἰς τὸ χέρι σου. Μόνον τοῦ βασιλέως τὸ παροργισθὲν πνεῦμα ἑτοιμάζει εἰς τούτους τοὺς ξένους τὸν πικρὸν θάνατον· ὁ στρατὸς ὅμως ἐξεσυνείθισε πρὸ πολλοῦ ἀπὸ τὴν σκληρὰν θυσίαν καὶ αἱματώδη λατρείαν, ναί καὶ πολλοὶ, ὅσους μία ἐναντία τύχη ἔφερεν εἰς ξένον αἰγιαλὸν, αἰσθάνθηκαν πόσον θεῖος ἕνα χαροποιὸν καὶ φιλάνθρωπον βλέμμα ἀπαντᾷ τὸν δυστυχῆ περιπλανώμενον εἰς ξένους τόπους. Ὦ μὴ ἀποφύγῃς ἐκεῖνο, τὸ ὁποῖον ἠμπορεῖς εἰς ἡμᾶς ἐνὰ κάμῃς ἐσὺ ἠμπορεῖς εὐκόλως νὰ τελειώσῃς, τὸ ὁποῖον ἄρχισες· διότι ἡ πραότης, ἡ ὁποία καταβαίνει ἀπὸ τὸν οὐρανὸν εἰς ἀνθρώπινον μορφὴν, πρώτη πωτε δὲν οἰκοδομεῖ ἕνα βασίλειαν παχύτερα παρὰ ὅπου ἕνας νέος λαὸς ἀλήθης ζωηρότητος, θάρρους, καὶ δυνάμεως πυμλᾶ καὶ ὁρμητικὰ ἀφηκάμενος εἰς τὸν ἐαυτόν του κρὶ

εἰς θλιβερὰν προαίσθησιν, βαστάζει δεινὰ βάρη τῆς ἀνθρωπίνου ζωῆς.

Ἰφιγένεια.

Μὴ ταράττῃς τὴν ψυχήν μου, τὴν ὁποίαν δὲν ἠμπορεῖς νὰ κινήσῃς κατὰ τὴν θέλησίν σου.

Ἀρκὰς.

Ἐν ὅσῳ εἶναι καιρὸς δὲν φείδεται κανεὶς οὔτε κόπους, οὔτε τὴν ἐπανάληψιν ἑνὸς καλοῦ λόγου.

Ἰφιγένεια.

Ματαίως καὶ σὺ κοπιάζεις καὶ ἐγείρεις καὶ εἰς ἐμὲ πόνους, ὅθεν ἄφες με.

Ἀρκὰς.

Οἱ πόνοι εἶναι, τοὺς ὁποίους ἐγὼ φωνάζω πρὸς βοήθειαν, διότι αὐτοὶ εἶναι φίλοι καὶ καλοὶ σύμβουλοι.

Ἰφιγένεια.

Αὐτοὶ κρατοῦν δυνατὰ τὴν ψυχήν μου, τὴν θέλησίν μου ὅμως δὲν καταπείθουν.

Ἀρκὰς.

Λισθάνεται μία ὡραία ψυχὴ ἀνθίστασιν τῆς θελήσεως διὰ μίαν εὐεργεσίαν, τὴν ὁποίαν ὁ εὐγενὴς κάμνει;

Ἰφιγένεια.

Μάλιστα, ὅταν ὁ εὐγενὴς, τὸ ὁποῖον δὲν τὸν πρέπει, ἀντὶ τῆς εὐγνωμοσύνης μου θέλει νὰ με νυμφευθῇ.

Ἀρκὰς.

Ὅστις δὲν αἰσθάνεται κἀμμίαν κλίσιν, πάντοτε εὑρίσκει πρὸς ἀθύωσιν λόγους. Εἰς τὸν βασιλέα ἀναγγέλλω ἐγὼ ὅ, τι ἐθῶ ἠκολούθησεν. Ὡς ἂν ἐπαναλάμβανες εἰς τὴν ψυχήν σου, πόσον εὐγενικὰ ἐφέρθη πρὸς σὲ ἀπὸ τὸν καιρὸν τοῦ ἐρχομοῦ σου ἕως εἰς αὐτὴν τὴν ἡμέραν.

Τρίτη Σκηνή.

Ἰφιγένεια (μόνη).

Ἀπὸ τὴν ὁμιλίαν τούτου τοῦ ἀνδρός αἰσθάνομαι εἰς τὸ στῆθος μου παρακαίρως τὴν καρδίαν μου διὰ μιᾶς γυρισμένην. Τρομάζω! — διότι, καθὼς ἡ πλημύρα μὲ ταχέα ρεύματα αὐξανομένη ὑπερπηδᾷ τοὺς βραχους, οἱ ὁποῖοι κεῖνται εἰς τὸν ἄμμον πλησίον τοῦ αἰγιαλοῦ, οὕτω κατεσκέπασε τὰ σωτικάμου ἕνα ρεῦμα χαρᾶς. Ἐγὼ εἶχον τὸ ἀδύνατον εἰς τας χεῖρας μου· ἕνα σύννεφον ὅρως ἐφάνη πάλιν ἱλαρὰ νάμε περικυκλώνῃ, ἀπὸ τὴν γῆν ὑψηλὰ νὰ με σηκώνῃ καὶ νὰ με κινῇ εἰς ἐκεῖνον τὸν γλυκὺν ὕπνον, τὸν ὁποῖον ἡ ἀγαθὴ θεὰ ἔβαλεν εἰς τὰ βλέφαράμου, ὅταν ὁ βραχίων της λυτρώνουσά με μὲ ἔπιασε. — Τὸν ἀδελφόνμου δὲν ἄφινεν ἡ καρδία μου ἀπὸ τάς ἀγκάλας μου, καὶ μόνον εἰς τὴν συμβουλὴν τοῦ φί-

λουτου ὑπήκουσα, μόνον διὰ νὰ τοὺς ἐλευθερώσω. ὁρμοῦσεν ἡ ψυχὴ εἰς τὰ ἔμπροσθεν· καὶ καθὼς ὁ ναύτης ἀσμένως γυρίζει τὴν πρύμνην πρὸς τοὺς σκοπέλους μιᾶς νήσου, οὕτως ἔκειτο ἡ Ταυρὶς ὄπισθέν μου. Ἤδη ὅμως τοῦ πιστοῦ ἀνδρός ἡ φωνὴ πάλιν μ' ἐξύπνησε διὰ νὰ ἐνθυμηθῶ ὅτι καὶ ἐδῶ ἀφίνω ἀνθρώπους. Διπλασίως μισεῖται ἀπὸ ἐμὲ ἡ ἀπάτη. Ὢ μεῖναι ἥσυχος, ὦ ψυχήμου! Ἀρχίσεις ἤδη νὰ κλονίζησαι καὶ νὰ ἀμφιβάλῃς; Τὸ στερεὸν ἔδαφος τῆς μοναξιᾶς σοὺ πρέπει σὺ νὰ ἀφήσῃς! πάλιν ἐμβαίνεισα εἰς τὸ Καράβι σὲ πιάνει ἡ θάλασσα, σκοτισμένη καὶ πεφοβισμένη καὶ τὸν κόσμον καὶ τὸν ἑαυτόν σου κακογνωρίζεις.

Τετάρτη Σκηνή.

Ἰφιγένεια. Πυλάδης.

Πυλάδης.

Ποῦ εἶναι αὐτὴ; ἂς ἠμπόρουν εὐθὺς νὰ δώσω εἰς αὐτὴν τὴν χαρμόσυνον ἀγγελίαν τῆς σωτηρίας μὰς!

Ἰφιγένεια.

Μὲ βλέπεις ἐδῶ φροντίζουσαν καὶ προσδοκῶσαν τὴν βεβαίαν παρηγορίαν, τὴν ὁποίαν μ' ὑπόσχεσαι.

Πυλάδης.

Ὁ ἀδελφός σου ἰατρεύθη! Ἐπάνω εἰ τὸ βραχῶδες ἔδαφος τοῦ μὴ ἁγνισθέντος αἰγιαλοῦ, καὶ ἐπάνω εἰς τὴν ἄμμον ἐπεριπατήσαμεν μὲ εὐφροσύνους συνομιλίας, τὸ ἄλσος ἔμεινεν ὄπισθέν μας, δέν το βλέπομεν πλέον· θαυμασιώτατα ἔκαιον τῆς νεότητος αἱ ὠραῖαι φλόγες περὶ τοὺς πλοκάμους τῆς κεφαλῆς τοῦ· ἀπὸ τάζωηρὰ

ſchnell und einzeln, damit mir der allgemeine Ruf nicht zuvor komme, damit der König nicht denke, man wolle noch mehr verheimlichen. Ich ſehe kein Mittel, weder ſtrenges noch gelindes, dem Übel zu ſteuern. O was ſind wir Große auf der Woge der Menſchheit? Wir glauben ſie zu beherrſchen, und ſie treibt uns auf und nieder, hin und her.

Machiavell tritt auf.

Regentinn. Sind die Briefe an den König aufgeſetzt?

Machiavell. In einer Stunde werdet ihr ſie unterſchreiben können.

Regentinn. Habt ihr den Bericht ausführlich genug gemacht?

Machiavell. Ausführlich und umſtändlich, wie es der König liebt. Ich erzähle, wie zuerſt um St. Omer die bilderſtürmeriſche Wuth ſich zeigt. Wie eine raſende Menge mit Stäben, Beilen, Hämmern, Leitern, Stricken verſehen,

ὄμματά του ἔβγαινε πῦρ θάρσους καὶ ἐλπίδος, καὶ ἡ ἐλευθερωθεῖσα του καρδία παρεδόθη διόλου εἰς τὴν χαράν καὶ εἰς τὴν ἡδονήν διὰ νὰ σώσῃ σὲ τὴν ἐλευθερώτριάν του καὶ ἐμέ.

Ἰφιγένεια.

Εὐλογημένος νὰ ἦσαι, καὶ ποτὲ ἀπὸ τὰ χείλησου, τὰ ὁποῖα τοιοῦτον καλὸν ἐπρόφερον, νὰ μὴν ἠχήσῃ ὁ τόνος τοῦ πάθους καὶ τῶν παραπόνων!

Πυλάδης.

Φέρω περισσότερον παρὰ τοῦτο, διότι ἡ τύχη, ὡς ἕνας ἡγεμὼν, συνοδευμένη μὲ τὰ καλὰ πλησιάζει. Ἤθραμεν πρός τούτοις καὶ τοὺς συντρόφους. Ἐς ἕνα σκοπελώδη κόλπον εἶχαν κρυμμένον τὸ καράβι καὶ ἐκάθοντο λυπημένοι προσμένοντες. Καθὼς εἶδον τὸν ἀδελφόν σου ἐκινήθησαν βοῶντες ἀπὸ χαράν, καὶ τὸν ἐβίαζον παρακαλοῦντες νὰ ταχύνῃ τὴν ὥραν τοῦ μισευμοῦ. Κάθε παλάμη ἐπιθυμεῖ τὸ κωπὶ, καὶ ἕνας ἄνεμος

πρὸς τούτοις, τὸν ὁποῖον ὅλοι εὐθὺς ἐπαρατήρησαν, ἐσηκώθη ἀπὸ τὴν ξηράν, ὅθεν ἂς μὴν· ἀργοποροῦμεν, ὁδήγησαίμε εἰς τὸν ναόν, ἄφες με νὰ ἔμβω εἰς τὸ θυσιαστήριον, ἄφες με μὲ σέβας νὰ ἀγκαλιάσω τὸν σκοπόν τῶν εὐχῶν μας. Ἐγὼ μόνος εἶμαι ἱκανός νὰ σηκώσω τῆς θεᾶς τὸ ἄγαλμα ἐπάνω εἰς πολλὰ καλὰ γυμνασμένους ὤμους· πόσην ἐπιθυμίαν ἔχω διὰ αὐτὸ τὸ ποθητόν βάρος!

(Μεταξὺ τῶν τελευταίων λόγων πηγαίνει πρὸς τὸν ναὸν χωρὶς νὰ παρατηρήσῃ, ὅτι ἡ Ἰφιγένεια δὲν ἀκολουθεῖ, τελευταῖον γυρίζει ὀπίσω.)

Σὺ στέκεσαι καὶ δειλιᾷς! — εἰπέμοι — σιωπᾷς! Φαίνεσαι συγχισμένη! ἀνθίσταται νέα δυστυχία εἰς τὴν εὐτυχίανμας; Φανέρωσαίτο! ἐμήνυσες εἰς τὸν βασιλέα τὸν Φρόνιμον λόγον, διὰ τὸν ὁποῖον ἐσυμβουλεύθημεν;

Ἰφιγένεια.

Τὸν ἐμήνυσα, ἀκριβέ ἄνερ, ἀλλ' ὅμως θέλεις μὲ κατηγορήσει· ἕνας σιωπηλός ἔλεγ-

χος εἶναι εἰς ἐμὲ τὸ βλέμμα σου. Τοῦ βασιλέως ὁ κήρυξ ἦλθε, καὶ καθὼς μ' ἐσυμβούλευσες, οὕτω τὸν ὠμίλησα· αὐτὸς ἔμεινεν ἐκστατικός, καὶ βιαστικὰ ἐπεθύμει πρῶτα νὰ εἰδοποιήσῃ τὴν σπανίαν τελετὴν εἰς τὸν βασιλέα, τὴν ἀπόφασίν του νὰ λάβῃ, καὶ ἤδη προσμένω τὴν ἐπιστροφήν του.

Πυλάδης.

Ἀλλοίμονον εἰς ἡμᾶς! ἀνανεωμένος στέκεται ὁ κίνδυνος ἔμπροσθέν μας! Διατί δὲν ὑποκρίθης μὲ φρόνιμον τρόπον τὸ δικαίωμα τῆς ἱέρισσας;

Ἰφιγένεια.

Πρὸς ὑπόκρισιν ποτὲ δὲν τὸ ἐμεταχειρίσθην.

Πυλάδης.

Λοιπὸν θέλεις ἀφανίσει ὦ καθαρὰ ψυχὴ, καὶ τὸν ἑαυτόν σου καὶ ἡμᾶς. Διατί νὰ μὴ προσταχασθῶ ἐγὼ αὐτὴν τὴν περίστασιν προτήτερα, καὶ νὰ σε συμβουλεύσω νὰ ἀποφύγῃς καὶ ταύτην τὴν ζήτησιν!

Ἰφιγένεια.

Ὕβρισαι μόνον ἐμένα, τὸ σφάλμα εἶναι ἐδικόν μου, τὸ αἰσθάνομαι πολλὰ καλὰ, πλὴν δὲν ἠμπόρουν ἀλλέως νὰ ἀπαντήσω τὸν ἄνδρα, ὅστις μὲ λόγον καὶ φρονίμως ἐπεθύμει ἀπὸ ἐμὲ, τὸ ὁποῖον ἡ καρδιά μου ἔπρεπεν ὡς δικαίωμα εἰς αὐτόν νὰ ὁμολογήσῃ.

Πυλάδης.

Κινδυνώτερα συμπίπτουν· ἀλλ' ὅμως καὶ οὕτω ἂς μὴ δειλιάσωμεν, ἢ ἀπρονόητα καὶ ἀπὸ βίαν ἂς μὴ προδοθῶμεν οἱ ἴδιοι. Ἡσυχα πρόσμενε τὴν ἐπιστροφὴν τοῦ κήρυκος, καὶ ἔσο σταθερὰ καὶ ὅ, τι θέλῃ ἂς φέρῃ, διότι ἡ διαταγὴ τοιαύτης τελετῆς ἀνήκει εἰς τὴν ἱέρισσαν καὶ ὄχι εἰς τὸν βασιλέα. Καὶ ἂν αὐτός ζητήσῃ νὰ ἰδῇ τὸν ξένον ἄνδρα, ὅστις ἀπὸ τὴν μανίαν πολλὰ βαρέως πάσχει, ἀπέβαλὲ το, προφασιζομένη ὅτι φυλάττεις καλὰ καὶ τοὺς δύο ἡμᾶς εἰς τὸν ναόν. Οὕτω λοιπὸν κάμε τρόπον διὰ νὰ φύ-

γωμεν ὅσον τ' ὀγλιγγορώτερον ἁρπάζοντες τὸν ἱερὸν θησαυρὸν ἀπὸ τὸν ὠμὸν καὶ ἀνάξιον λαόν. Τὰ κάλλιστα σημεῖα μᾶς στέλλει ὁ Ἀπόλλων, καὶ πρὶν ἡμεῖς μὲ σέβας νὰ ἐκπληρώσωμεν τὴν συνθήκην, ἐκτελεῖ ἤδη αὐτὸς θείως τὴν ὑποσχεσίν του. — Ὁ Ὀρέστης ἐλευθερώθη, ἰατρεύθη· — μὲ τὸν ἐλευθερωθέντα περάσατε μας, οὔριοι ἄνεμοι, εἰς τὴν σκοπελώδη νῆσον, τὴν ὁποίαν ὁ θεός κατοικεῖ, ἔπειτα εἰς τὰς Μυκήνας· εἴθε τοῦτο νὰ τελεσθῇ, διὰ νὰ ὑψωθοῦν χαρμοσύνως οἱ πατρικοὶ θεοὶ ἀπὸ τὴν στάχτην τῆς σβυσθείσης ἑστίας, καὶ νὰ φωτίσῃ ὡραῖον φῶς τὰς κατοικίας των! Ἡ ἐδικήσου χεὶρ πρέπει πρῶτα νὰ θυμιάσῃ αὐτοὺς μὲ χρυσᾶ θυμιατήρια. Σὺ φέρεις πάλιν εἰς ἐκεῖνα τὰ κατώφλια ζωὴν καὶ εὐλογίαν, ἀποδιώκεις τὴν κατάραν, καὶ ἐκ νέου στολίζεις θαυμαστὰ τοὺς ἐδικοὺς σου μὲ δροσερὰ ἄνθη τῆς ζωῆς.

Ἰφιγένεια.

Ὅταν σ' ἀκούω, γυρίζει, ὦ ἀκριβὲ ἡ ψυχήμου, ἀπὸ τὰς ἀκτίνας τῶν λόγων σου κτυπημένη, πρὸς τὴν γλυκεῖαν παρηγορίαν, καθὼς τὸ λουλοῦδι στρέφεται πρὸς τὸν ἥλιον· πόσον πολύτιμοι εἶναι κάποιοι λόγοι τοῦ παρόντος Φίλου, τῶν ὁποίων τὴν οὐράνιον δύναμιν στερεῖται, ὁ ἄνευ Φίλων, καὶ σιωπηλὰ καταθλίβεται; διότι ἡβουλὴ καὶ ἡ ἀπόφασις κλεισμένα εἰς τὸ στῆθος του σιγανὰ ὠριμάζουν καὶ ἡ παρουσία τοῦ ἀγαπῶντος ἀνακαλύπτει αὐτὰ εὐκόλως.

Πυλάδης.

Ἔχε ὑγείαν! τοὺς Φίλους τρέχω ἤδη νὰ ἡ συχάσω, οἱ ὁποῖοι ἀνυπομόνως προσμένουν. Ἔπειτα ἐπιστρέφω ὀγλήγορα, καὶ παραμονεύω ἐδῶ εἰς κάνένα μέρος κρυμμένος τόνεῦμα σου. — Τί συλλογίζεσαι; Διὰ μιᾶς ἐσκέπασε μία σιωπηλὴ λύπη τὸ ἐλεύθερον προσωπὸν σου.

Ἰφιγένεια.

Σύγγνωθι! Καθὼς ἐλαφρὰ σύννεφα περνοῦν ἔμπροσθεν τοῦ ἡλίου, οὕτω ἔμπροσθεν τῆς ψυχῆς μου περνᾷ μικρὰ φροντὶς καὶ δειλία.

Πυλάδης.

Μὴ φοβοῦ! μὲ ἀπάτην ἔκλεισεν ὁ Φόβος μὲ τὸν κίνδυνον μίαν στενὴν συμμαχίαν· καὶ οἱ δύο εἶναι σύντροφοι.

Ἰφιγένεια.

Τὴν φροντίδα ὀνομάζω ἐγὼ εὐγενῆ, ἡ ὁποία μὲ νουθετεῖ τὸ νὰ μὴν ἀπατήσω τὸν βασιλέα, ὅστις ἔγινε δεύτερός μου πατέρας.

Πυλάδης.

Σὺ φεύγεις ἀπὸ ἐκεῖνον, ὅστις ζητεῖ νὰ σφάξῃ τὸν ἀδελφόν σου.

Ἰφιγένεια.

Εἶναι ὁ ἴδιος, ὅστις μὲ εὐεργέτησε.

Πυλάδης.

Δὲν εἶναι ἀχαριστία, ὅ, τι ἡ ἀνάγκη προστάζει.

Ἰφιγένεια.

Μένει ὅμως ἀχαριστία, καὶ ἡ ἀνάγκη μόνον τὸ ἀθωώνει.

Πυλάδης.

Ἔμπροσθεν θεῶν καὶ ἀνθρώπων μάλιστα ἐσένα ἀθωώνει.

Ἰφιγένεια.

Πλὴν ἡ καρδιά μου δὲν εἶναι εὐχαριστημένη.

Πυλάδης.

Εἰς τὴν αὐστηράν ἀπαίτησιν κρύπτεται ὑπερηφάνεια.

Ἰφιγένεια.

Δὲν ἐξετάζω, ἀλλ' αἰσθάνομαι μόνον.

Πυλάδης.

Ἐὰν ὀρθὰ αἰσθάνεσαι, ἐνάγκη νὰ σέβεσαι τὸν ἑαυτόν σου.

Ἰφιγένεια.

Μία πάντη καθαρὰ καρδία χαίρεται μόνον.

Πυλάδης.

Εἰς τὸν ναόν ἔζησας βέβαια οὕτω, ἡ ζωὴ ὅμως μᾶς διδάσκει νὰ εἴμεθα ὀλιγώτερον αὐστηροὶ εἰς τὸν ἑαυτὸν μας καὶ εἰς τοὺς ἄλλους, καὶ σὺ τὸ βλέπεις. Τόσον παραβόξως εἶναι τῶν ἀνθρώπων τὸ γένος πλασμένον, καὶ τόσον πολλαπλασίως εἶναι περιπεπλεγμένον καὶ συνδεδεμένον, ὥστε κἀνεὶς δὲν ἠμπορεῖ οὔτε μὲ τὸν ἑαυτὸν του, οὔτε μὲ τοὺς ἄλλους νὰ μείνῃ καθαρὸς καὶ ἀσύγχιστος· πρὸς τούτοις δὲν ἠμποροῦμεν νὰ κρίνωμεν τὸν ἑαυτὸν μας· τὸ πρῶτον καὶ πλησιέστατον χρέος ἑνὸς ἀνθρώπου εἶναι νὰ ὁδεύῃ, καὶ νὰ παρατηρῇ τὸν δρόμον, διότι σπανίως ἐκτιμᾷ ὀρθὰ ὅ,τι ἔκαμε, καὶ ὅ,τι κάμνει, σχεδὸν δὲν ἠξερύει ποτὲ νὰ ἐκτιμᾷ.

Ἰφιγένεια.

Σχεδὸν μὲ καταπείθεις εἰς τὴν γνώμην σου.

Πυλάδης.

Χρειάζεσαι κατάπεισιν, ὅπου δὲν εἶναι

διὰ ἐκλογὴν; ὁ ἀδελφός, σὺ, καὶ ἕνας φίλος διὰ νὰ γλυτώσῃ εἶναι μόνον ἕνας δρόμος, καὶ ἐρωτοῦμεν ἀκόμη ἂν πρέπῃ νὰ βαδίσωμεν αὐτὸν;

Ἰφιγένεια.

Ὦ ἄφες με νὰ φροντίζω περὶ τούτου! διότι σὺ ὁ ἴδιος δὲν ἤθελες κάμῃ μὲ ἀδιαφορίαν τοιοῦτον ἄδικον εἰς ἕνα ἄθρωπον, εἰς τὸν ὁποῖον ἀπὸ εὐεργεσίαν ἤθελες εἶσαι ὑποχρεωμένος.

Πυλάδης.

Ὅταν ἡμεῖς χαθοῦμεν, πρόσμενε τότε ἕνα σκληρότερον ἔλεγχον, ὅστις φέρει ἀπελπησίαν· φαίνεται, ὅτι δὲν εἶσαι συνειθισμένη εἰς τὰς ζημίας, ἐν ᾧ διὰ νὰ ἀποφύγῃς τὸ μεγάλον κακὸν, δὲ θέλεις οὔτε ἕνα ψευδῆ λόγον νὰ θυσιάσῃς.

Ἰφιγένεια.

Ὦ ἂς εἶχον μίαν ἀνδρικὴν καρδίαν, ἡ ὁποία, ὅταν θρέψῃ ἕνα τολμηρὸν σκοπὸν νὰ κλείεται εἰς κάθε ἄλλην φωνήν!

von wenig Bewaffneten begleitet, erſt Kapellen, Kirchen und Klöſter anfallen, die Andächtigen verjagen, die verſchloſſenen Pforten aufbrechen, alles umkehren, die Altäre niederreißen, die Statuen der Heiligen zerſchlagen, alle Gemählde verderben, alles was ſie nur Geweihtes, Geheiligtes antreffen, zerſchmettern, zerreißen, zertreten. Wie ſich der Hauſe unterwegs vermehrt, die Einwohner von Ypern ihnen die Thore eröffnen. Wie ſie den Dom mit unglaublicher Schnelle verwüſten, die Bibliothek des Biſchofs verbrennen. Wie eine große Menge Volks, von gleichem Unſinn ergriffen, ſich über Menin, Comines, Verwich, Lille verbreitet, nirgend Widerſtand findet, und wie faſt durch ganz Flandern in Einem Augenblicke die ungeheure Verſchwörung ſich erklärt und ausgeführt iſt.

Regentinn. Ach, wie ergreift mich auf's neue der Schmerz bey deiner Wiederhohlung! Und die Furcht geſellt ſich dazu, das Übel werde nur größer und größer werden. Sagt mir eure Gedanken, Machiavell!

Πυλάδης.

Ματαίως δὲν στέργεις· ἡ χάλκινος χεὶρ τῆς ἀνάγκης προστάζει, καὶ τὸ σοβαρόντης νεῦμα εἶναι ὁ ἀνώτατος νόμος. εἰς τὸ νόποῖον καὶ οἱ θεοὶ ὑποτάσσονται. Μὲ σιωπὴν δεσπόζει αὐτὴ ἡ ἄβουλος ἀδελφὴ τῆς εἱμαρμένης. Ὅ,τι διὰ σὲ ἐκλέγει, ὑπόφερέ το; καὶ κάμε ὅ; τι αὐτὴ προστάζει. Τὰ ἄλλα τὰ ἠξεύρεις·, ἐγὼ εὐθὺς ἐπιστρέφω διὰ νὰ λάβω ἀπὸ τὸ ἱερὸν σου χέρι τὴν ὡραίαν σφραγίδα τῆς σωτηρίας.

Πέμπτη Σκηνὴ.

Ἰφιγένεια (μένη).

Ἀνάγκη νὰ τὸν ὑπακούσω· διότι τοὺς ἐδικούς μου βλέπω εἰς ἄφευκτον κίνδυνον. Πλὴν ἄχ! ἡ τύχη μου μὲ κάμνει μᾶλλον δειλοτέραν. Ὦ δὲν πρέπει νὰ ἀπολαύσω τὴν μυστικὴν ἐλπίδα, τὴ ὁποίαν ὡραῖα ἔθρε-

φα εἰς τὴν μοναξιάν; πρέπει αὐτὴ ἡ κατάρα αἰωνίως νὰ κυριεύῃ; δὲν πρέπει αὕτη ἡ γενεὰ μὲ μίαν νέαν εὐλογίαν πάλιν νὰ ὑψωθῇ; — Ὅλα ἔχαθησαν! ἡ καλλίστη τύχη, τῆς ζωῆς ἡ ὡραιοτάτη δύναμις ἀποκάμνει τέλος πάντων, διατὶ ὄχι καὶ ἡ κατάρα; ματαίως ἤλπιζα λοιπὸν, ἐδῶ φυλαγμένη καὶ ἀπὸ τὴν τύχην τῆς οἰκίας μου ἀποχωρισμένη, τολμηρὰ νὰ ἀγνίσω μὲ τολμηράν χεῖρα καὶ καθαράν καρδίαν τὴν βαρέως μεμολυσμένην οἰκίαν! μόλις ὁ ἀδελφός μου παραδόξως καὶ ταχέως ἰατρεύεται ἀπὸ τὸ τρομερὸν κακὸν, μόλις πλησιάζει ἕνα πρὸ πολλοῦ ἐπιθυμητὸν καράβι διὰ νὰ μὲ ὁδηγήσῃ εἰς τὸν λιμένα τοῦ πατρικοῦ κόσμου, καὶ εὐθὺς ἡ κωφὴ ἀνάγκη μὲ χαλκινὸν χεῖρα ῥίπτει ἔπάνωμου ἕνα διπλοῦν βάρος, διὰ νὰ συλήσω τὸ εἰς ἐμὲ ἐμπιστευθὲν ἱερὸν καὶ πολυσέβαστον ἄγαλμα, καὶ νὰ ἀπατήσω τὸν ἄνδρα, εἰς τὸν ὁποῖον χρεωστῶ τὴν ζωὴν καὶ τὴν τύχην μου. Ὢ ἂς μὴν ἀναγεννᾶτο εἰς τὰ στήθη-

μου τελευταῖον μία ἐναντία θέλησις! τῶν Τιτάνων, τῶν παλαιῶν θεῶν τὸ καθ' ὑμῶν βαθὺ μῖσος, ὦ Ὀλύμπιοι, ἂς μὴ καταλάβῃ τὸ τρυφερόν μου στῆθος μὲ γυπὸς ὄνυχας! λυτρώσατέμε, λυτρώσατε τὴν κατ' εἰκόνα σας ψυχήν μου! — Εἰς τὰ αὐτίαμου ἠχεῖ τὸ παλαιὸν ἆσμα — τὸ εἶχα ἀλησμονήσει καὶ τ' ἀλησμόνησα μὲ χαρὰν — τὸ ᾆσμα τῶν μοιρῶν, τὸ ὁποῖον αὐταὶ τρομερὰ ἔψαλλον, ὅταν ὁ Τάνταλος ἔπεσεν ἀπὸ τὸν χρυσοῦν θρόνον· αὐταὶ συνέπασχον μὲ τὸν εὐγενῆ Φίλον· ἀναγριωμένον ἦτον τὸ στῆθος των, καὶ τρομερὸν τὸ ἄσματών. Εἰς τοὺς παιδικοὺς μας χρόνους τὸ ἐτραγούδει ἡ θροφός ἔμπροσθεν ἐμοῦ καὶ τῶν ἀδελφῶν, τὸ ἐνθυμοῦμαι πολλὰ καλά.

Ἡ Ἀνθρωπότης ἂς ἔχῃ σέβας, ἂς ἔχῃ Φόβον πρὸς τοὺς θεούς!

Εἰς αἰωνίους χεῖρας κρατεῖται ἡ ἐξουσία ἀπὸ αὐτούς.

Καὶ ἠμποροῦσιν ὡς τοὺς ἀρέσκῃ, καὶ ὅπως θέλουν νὰ τὴν κινοῦν.

Πλὴν κεῖνος μᾶλλον ἂς τοὺς Φοβῆται, ὀκεῦ κοτὲ αὐτοὶ
ἀνυψοῦν!

Διὸτ' εἰς νύψη καὶ εἰς σκοτείλους ἕτοιμα εἶναι ἐκεῖ
σκαμνιά.

Καὶ ἂν διχόνοι ἀκολουθήση οἱ καλεσμένοι πίττουν βαθιᾷ.
Καὶ δεδεμένοι μέσ' εἰς τὸ σκότος μάτην προσμένουν κρί-
σιν κριτᾶς.

Οἱ θεοὶ ὅμως, οἱ θεοὶ μένουν εἰς εὐωχίας καὶ ἑορτὰς.
Κ' ἀτὸ τὰ βάραθρα τῆς Ἀβύσσου πρὸς αὐτους ἔρχε-
ται ἡ πνοὴ.

Τῶν κεκνιγμένων ἐκεῖ τιτανων, ὡς εἰς τὰ θυματα οἱ
Κακνοί.

Οἱ κεντεδύναμοι λοικὸν στρέφουν τὰ βλέμματάτων καὶ
δὲν μποροῦν.

Τὰς ὁμοιότητας τῶν προγόνων ς' τοὺς ἀπογόνους νὰ τὰς
ἰδοῦν.

Οὕτως αἱ μοῖραι ἐτραγωδοῦσαν, ὁ δ' εἰς τὴν νύκτα τὴν
σκοτεινὴν.

Ἐξορισμένος γέρων ἀκούει τῶν τραγῳδίων των τὴν
Φωνὴν.

Καὶ στοχαζόμενος τέκνα ἐγγόνους κινεῖ καὶ σείει τὴν
κεφαλὴν.

ΠΕΜΠΤΗ ΠΡΑΞΙΣ.

Πρώτη Σκηνή.

Θόας. Ἀρκὰς.

Ἀρκὰς.

Συγχισμένα πρέπει νὰ ὁμολογήσω, ὅτι δὲν ἠξεύρω ποῖον πρέπει νὰ ὑποπτευθῶ. Μήπως εἶναι οἱ αἰχμάλωτοι, οἱ ὁποῖοι στοχάζονται κρυφὰ νὰ φύγουν; μήπως εἶναι ἡ ἱέρισσα, ἡ ὁποία τοὺς βοηθεῖ; Ἡφήμη πολλαπλασιάζεται, ὅτι τὸ καράβι, τὸ ὁποῖον ἔφερεν ἐδῶ τούτους τοὺς δύω, νὰ ἦναι πούποτε εἰς κανέναν κόλπον κρυμμένον. Καὶ ἡ μανία ἐκείνου τοῦ ἀνδρός καὶ αὕτη ἡ τελετὴ, ἡ ἐ-

ρὰ πρόφασις ταύτης τῆς ἀργοπορίας, Φωνάζουν δυνατὰ τὴν ὑποψίαν καὶ τὴν πρόβλεψιν.

Θόας.

Ἂς ἔλθῃ ὀγλήγορα ἡ ἱέρισσα ἐδῶ! καὶ σεῖς πηγαίνετε νὰ ἐξετάσητε ἀκριβῶς καὶ ταχέως τὸν αἰγιαλόν ἀπὸ τὸ ἀκρωτήριον ἕως εἰς τὸ ἄλσος τῆς θεᾶς· αἰδεσθεῖτε τὸ ἱερὸν του βάθος, βάλετε προσεκτικοὺς φύλακας, ὅπου τοὺς εὕρητε, πιάσατέτους, καθὼς συνειθίζετε.

Δευτέρα Σκηνὴ.

Θόας (μόνος).

Τρομερὰ γυρίζει ὁ θυμός εἰς τὸ στῆθος μου· πρῶτον κατ' αὐτῆς, τὴν ὁποίαν τόσον ἱερὰ ἐφύλαττον, καὶ ἔπειτα κατ' ἐμοῦ, ὅστις διὰ μέσου τῆς παραβλέψεως καὶ καλοσύνης μου τὴν ἔκαμα νὰ γίνῃ προδότρια. Εἰς τὴν δουλείαν συνειθίζει καλὰ ὁ ἄνθρωπος, καὶ

μανθάνει εὐκόλως νὰ ὑπακούῃ, ἐὰν παντάπασιν κάνεις ἀφαιρέσῃ ἀπ' αὐτὸν τὴν ἐλευθερίαν· βέβαια, ἐὰν ἔπιπτεν αὐτὴ εἰς τὰς σκληρὰς χεῖρας τῶν προγόνων μου, καὶ ἐφείδετο αὐτὴν ὁ ἱερὸς θυμὸς, ἤθελεν εἶναι εὐχαριστημένη μόνη αὐτὴ νὰ ἐλευθερωθῇ, ἤθελε γνωρίζει χάριν εἰς τὴν τύχην της, καὶ τὸ ἐξ ἀνάγκης χυνόμενον ξένον αἷμα εἰς τὸ θυσιαστήριον, ἤθελε τ' ὀνομάζῃ χρέος, τὸ ὁποῖον ἦτον ἀνάγκη· ἤδη ὅμως ἡ ἀγαθότης μου ἐγείρει εἰς τὸ στῆθος της ἀλλόκοτον ἐπιθυμίαν. Ματαίως ἤλπιζα ἐγὼ νὰ τὴν ὑπανδρευθῶ, αὐτὴ ἤδη συλλογίζεται νὰ εὕρῃ ἰδίαν τύχην. Διὰ τῆς κολακείας ἐκέρδισε τὴν καρδίαν μου, καὶ τώρα ἂν τὴν ἀντισταθῶ, παχίζει νὰ εὕρῃ τὰ μέσα διὰ τὸν σκοπόντης μὲ ἀπάτην καὶ πανουργίαν, καὶ ἡ καλοσύνημου φαίνεται εἰς αὐτὴν ἕνα τεπαλαιωθὲν ἰδίωμα.

Τρίτη Σκηνή.

Ἰφιγένεια. Θόας.

Ἰφιγένεια.

Σὺ μὲ ἐζήτεις! πῶς ἦλθες ἐδῶ;

Θόας.

Εἰ πέμοι,' διατί ἀνέβαλες τὴν θυσίαν;

Ἰφιγένεια.

Ἐδιηγήθην ὅλα εἰς τὸν Ἀρκάδα σαφέστατα.

Θόας.

Ἀπὸ ἰσὲ ἐπεθύμουν ἐγὼ πλατύτερον νὰ τ' ἀκούσω.

Ἰφιγένεια.

Ἡ θεὰ σοι δίδει καιρὸν πρὸς σκέψιν.

Θόας.

Μόνον εἰς σὲ φαίνεται ἁρμόδιος οὗτος ὁ καιρός.

Ἰφιγένεια.

Ἐὰν ἡ καρδία σου ἐσκληρύνθη διὰ τρομε-

ρὰν ἀπόφασιν, δὲν ἔπρεπε νὰ ἔλθῃς. Ἕνας βασιλεύς, ὅστις ἀπάνθρωπα ἐπιθυμεῖ, εὑρίσκει δούλους ἱκανούς, οἱ ὁποῖοι διὰ εὔνοιαν καὶ ἀνταμοιβὴν ἀναλαμβάνουν μὲ ἐπιθυμίαν τὸ ἥμισυ τῆς κατάρας τῆς πράξεως, ἀλλ' ὅμως ἡ παρουσία του μένει ἀμόλυντος· διότι αὐτὸς ὡς ἕνας θεὸς ἄφθαστος καθήμενος ἐπάνω εἰς πυκνὰ νέφη ἀποφασίζει τὸν θάνατον, καὶ τὰ ἐδάφητου φέρουν φλογώδη φθορὰν ἐπάνω εἰς τὴν κεφαλὴν τοῦ δυστυχοῦς.

Θέας.

Τῆς ἱέρισσας τὰ χείλη ἠχοῦν ἕνα ἄγριον ἆσμα.

Ἰφιγένεια.

Ὄχι τῆς ἱέρισσας, ἀλλὰ τῆς θυγατρός τοῦ Ἀγαμέμνωνος. Τῆς ἀγνώστου τὸν λόγον ἐτίμας ἰσὺ, καὶ τώρα θέλεις τὴν κόρην τοῦ βασιλέως νὰ προστάξῃς; Ὄχι! ἀπὸ τὴν παιδικήν μου ἡλικίαν ἔμαθον ἐγὼ νὰ ὑπακούω, πρῶτον εἰς τοὺς γονεῖς μου, καὶ ἔπειτα εἰς μίαν θεότητα, καὶ ὑπακούουσα αἰσθα-

νόμην πάντοτε τὴν ψυχήν μου πολλὰ ὡραιότατα ἐλευθέραν· πλὴν διὰ νὰ ὑπακουσω εἰς τὸν σκληρὸν λόγον, καὶ εἰς τὴν βάρβαρον ἀπόφασιν ἑνὸς ἀνδρὸς δὲν τὸ ἔμαθα, οὔτε ἐκεῖ οὔτε ἐδῶ.

Θόας.

Ἕνας παλαιὸς νόμος σὲ προστάξει, καὶ ὄχι ἐγὼ.

Ἰφιγένεια.

Μὲ ἐπιθυμίαν ἀναλαμβανομεν ἕνα νόμον, ὅστις χρησιμεύει ὡς ὅπλα εἰς τὰ πάθημας. Ἕνας ἄλλος νόμος, ἀκόμη παλαιότερος, ὁμιλεῖ εἰς ἐμὲ, διὰ νὰ σοι αντισταθῶ· ἡ ἐντολὴ, κατὰ τὴν ὁποίαν κάθε ξένος εἶναι ἱερὸν πρᾶγμα.

Θόας.

Ψαίνεται, ὅτι οἱ αἰχμάλωτοι κινοῦν πολλὰ τὴν καρδίαν σου· διότι ἀπὸ συμπάθειαν καὶκίνησιν τῆς ψυχῆς ἀλησμονεῖς τὸν πρῶτον λόγον τῆς Φρονήσεως, ὅτι δὲν πρέπει κάνεὶς νὰ παροργίζῃ τὸν δυνατὸν.

Machiavell. Verzeihen Eure Hoheit, meine Gedanken ſehen Grillen ſo ähnlich; und wenn ihr auch immer mit meinen Dienſten zufrieden wart, habt ihr doch ſelten meinem Rath folgen mögen. Ihr ſagtet oft im Scherze: „Du ſiehſt zu weit, Machiavell! du ſollteſt Geſchichtſchreiber ſeyn: wer handelt, muß für's nächſte ſorgen.“ Und doch, habe ich dieſe Geſchichte nicht voraus erzählt? Hab' ich nicht alles voraus geſehen?

Regentinn. Ich ſehe auch viel voraus, ohne es ändern zu können.

Machiavell. Ein Wort für tauſend: Ihr unterdrückt die neue Lehre nicht. Laßt ſie gelten, ſondert ſie von den Rechtgläubigen, gebt ihnen Kirchen, faßt ſie in die bürgerliche Ordnung, ſchränkt ſie ein; und ſo habt ihr die Aufrührer auf einmal zur Ruhe gebracht. Jede andere Mittel ſind vergeblich, und ihr verheert das Land.

Regentinn. Haſt du vergeſſen, mit welchem Abſcheu mein Bruder ſelbſt die Frage ver-

Ἰφιγένεια.

Εἴτε ὁμιλῶ, εἴτε σιωπῶ, πάντοτε ἠμπορεῖς νὰ ἠξεύρῃς, τί εἶναι εἰς τὴν καρδίαν μου καὶ μένει διὰ πάντα. Ἐὰν ἡ ἐνθύμησις παρομοίας τύχης κινεῖ πρός οἶκτον μίαν καρδίαν σκληράν, πόσον μᾶλλον τὴν ἐδικὴν μου! εἰς αὐτοὺς βλέπω τὸν ἑαυτόν μου. Ἔμπροσθεν τοῦ ἰδίου θυσιαστηρίου ἐτρόμαξα, ἐν ᾧ πανηγυρικῶς περιεκύκλωσεν ὁ πρώϊμος θάνατος ἐμὲ τὴν γονατί σασαν· ἡμάχαιρα ὑψώθη διὰ νὰ διατρυπήσῃ τὰ ζωηρότατα στήθη, τὰ σωτικά μου ἐτρόμαξαν κινηθέντα, οἱ ὀφθαλμοίμου ἔκλεισαν εἰς τὸν θάνατον, καὶ ἐγὼ εὑρέθην ἐλευθερωμένη. Δὲν εἴμεθα ἡμεῖς ὑπόχρεοι νὰ ἀποδώσωμεν εἰς τοὺς δυστυχεῖς ὅσα οἱ θεοὶ ἀπὸ ἀγαθότητα μᾶς δίδουν; Σὺ τὸ ἠξεύρεις, μὲ γνωρίζεις, καὶ θέλεις νὰ με βιάσῃς!

Θόας.

Ὑπάκουσαι εἰς τὸ ὑπούργημά σου καὶ ὄχι εἰς τὸν αὐθέντην.

Ἰφιγένεια.

Ἄπαγε! Μὴ παλλωπίζῃς μὲ τοιαῦτα τὴν ὑπεροχὴν τῆς δυνάμεως, ἡ ὁποία χαίρεται εἰς τὴν ἀδυναμίαν μιᾶς γυναικός. Ἐγεννήθην οὕτω ἐλευθέρα, καθὼς ἕνας ἄνθρας. Ἂν τοῦ Ἀγαμέμνωνος ὁ υἱός ἐστέκετο ἀντικρύσου, καὶ σὺ ἐζήτεις ὅ, τι δὲν ἔπρεπε, καὶ αὐτὸς εἶχε σπαθὶ καὶ βραχίωνα διὰ νὰ ὑπερασπισθῇ τὰ δικαιωματα τοῦ στήθους του, ἐγὼ ὅμως δὲν ἔχω τίποτε, παρὰ λόγους, καὶ εἰς τὸν εὐγενῆ ἄνθρα εἶναι πρέπον νὰ τιμᾷ τὸν λόγον τῶν γυναικῶν.

Θόας.

Σέβομαι αὐτὸν μᾶλλον, παρὰ ἑνός ἀδελφοῦ σπαθί.

Ἰφιγένεια.

Ἡ τύχη τῶν ὅπλων μεταβάλλεται καὶ κἀνένας φρόνιμος πολεμιστὴς δὲν νομίζει τὸν ἐχθρὸν του κατώτερον. Πρὸς τούτοις ἡ φύσις δὲν ἄφησε καὶ τὸν ἀδύνατον χωρὶς βοήθειαν ἐναντίον τοῦ πείσματος καὶ τῆς σκλη-

ρότητος. Αὐτὴ ἔδωκεν εἰς αὐτὸν εὐχαρίστησιν πρὸς τὴν πανουργίαν· τὸν διδάσκει τέχνας· πότε αὐτὸς ὑποχωρεῖ, πότε βραδύνει, καὶ πότε περιτρυγυρίζει· ναὶ, ὀδυνάστης εἶναι αἰτία τοῦ νὰ μεταχειρίζηται κάνεὶς αὐτὰς.

Θόας.

Ἡ πρόβλεψις ἀντιπαρατάττεται Φρόνημα εἰς τὴν πανουργίαν.

Ἰφιγένεια.

Καὶ μία καθαρὰ καρδιὰ δὲν ἔχει ἀπ' αὐτὴν χρείαν.

Θόας.

Μὴ ἀποφάσιζε ἀσεβέστατα τὴν ἰδίαν σου καταδίκην.

Ἰφιγένεια.

Ὦ ἂς ἔβλεπες, πῶς πολεμεῖ ἡ ψυχήμου διὰ νὰ ἀποδιώξη ἀνδρείως εἰς τὴν πρώτην ὁρμὴν ἕνα κακὸν δαίμονα, ὅστις θέλει νὰ τὴν ἐξουσιάσῃ! Ἄνοπλος λοιπὸν ἐγὼ στέκομαι ἐδῶ ἔμπροσθέν σου; Τὴν ὡραίαν παρακάλησιν, τὸν χαρίεντα κλόνον, εἰς μιᾶς γυναι-

κὸς χέρι, τὸ δυνατώτερον ἀπὸ σπαθὶ καὶ ὅπλα ἀποβάλλεις ἐσὺ! τί μένει λοιπὸν εἰς ἐμὲ διὰ νὰ ὑπερασπισθῶ τὰ ἐσωτερικὰ μου αἰσθήματα; νὰ ἐπικαλεσθῶ τὴν θεὰν διὰ ἕνα θαῦμα; δὲν εἶναι κἀμμία δύναμις εἰς τῆς ψυχῆσμου τὸ βάθος;

Θόας.

Φαίνεται ὅτι ἡ τύχη τῶν δύο ξένων σὲ κάμνει νὰ φροντίζῃς ὑπὲρ τὸ μέτρον· ποῖοι εἶναι αὐτοὶ, διὰ τοὺς ὁποίους τὸ πνεῦμα σου ὑψώνεται παρὰ πολὺ; εἰπέ.

Ἰφιγένεια.

Εἶναι — φαίνονται — Ἕλληνας τοὺς νομίζω ἐγὼ.

Θόας.

Συμπατριῶται σου εἶναι; καὶ ἀνανεῶσαν εἰς σὲ, ὡς φαίνεται, τῆς ἐπιστροφῆς τὴν ὡραίαν εἰκόνα;

Ἰφιγένεια (μετὰ μίαν ὀλίγην παῦσιν).

Ἔχει λοιπὸν μόνον ὁ ἄνδρας τόδικαίωμα πρὸς ἀνήκουστα ἔργα; ἐντυπώνει λοιπὸν μό-

νον αὐτός τὸ ἀδύνατον εἰς το ὄυνατὸν καὶ ἡρωϊκὸν στῆθος; ποῖον ὀνομάζεται μέγα; ποῖον ὑψώνει μὲ Φρίκην τὴν ψυχὴν τοῦ ἐπαναλαμβάνοντος διηγήτοῦ; τίποτε ἄλλο, παρὰ ἐκεῖνο, τὸ ὁποῖον ὁ γενναιότατος ἐπεχειρίσθη μὲ ἀπίθανον ἔκβασιν. Ἐκεῖνος μόνον τιμᾶται, ὅστις τὴν νύκτα ἐφορμᾷ εἰς τὸν στρατὸν τοῦ ἐχθροῦ, ὡς μία ἀπροσδόκητος καὶ λυσσῶσα Φλόγα πλακώνει κοιμωμένους καὶ ἐξύπνους, καὶ τὸ εὐτρεῖον ἀναγκαζόμενος ἐπιστρέφει μὲ λάφυρα ἐπάνω εἰς τοὺς ἐχθρικοὺς ἵππους; Ἐκεῖνος μόνον, ὅστις καταφρονῶν ἕνα βέβαιον δρόμον, τολμηρὰ διὰ τῶν βουνῶν καὶ κοιλάδων διέρχεται, διὰ νὰ καθαρίσῃ ἕνα τόπον ἀπὸ λῃστὰς; Δὲν ἔμεινε τίποτε εἰς ἡμᾶς; Πρέπει μία τρυφερὰ γυνὴ νὰ ἀποξενωθῇ ἀπὸ τὸ Φυσικόν της δικαίωμα; ἀγρία ἐναντίον ἀγρίων νὰ ἦναι, καὶ καθὼς αἱ Ἀμαζόνες νὰ ἁρπάζῃ ἀπὸ σᾶς τὸ δικαίωμα τοῦ σπαθιοῦ, καὶ μὲ αἷμα νὰ ἐκδικῆται τὴν δυναστείαν; Ἄνω καὶ κάτω γυρίζει εἰς τὸ στῆ-

θος μου ἕνα τολμηρὸν ἐπιχείρημα, ἐγὼ δὲν θέλω γλυτώσει οὔτε ἀπὸ ἕνα μεγάλον ἔλεγχον, οὔτε ἀπὸ ἕνα δεινὸν κακὸν, ἐὰν ἀποτύχω· πλὴν ἔμπροσθεν εἰς Ἐσᾶς θέτω αὐτὸ γονατιστὴ! Ἐὰν σεῖς εἴσθε ἀληθεῖς καθὼς τιμᾶσθε, δείξατέτο διὰ τῆς βοηθείας σας, καὶ δοξάσατε δι' ἐμοῦ τὴν ἀλήθειαν! — Ναὶ, μάθε, ὦ βασιλεῦ! μία κρυφὴ ἀπάτη μηχανεύεται· ματαίως ζητεῖς τοὺς αἰχμαλώτους, αὐτοὶ ἔφυγον καὶ ζητοῦν τοὺς Φίλους των, οἱ ὁποῖοι προσμένουν μὲ τὸ καράβι εἰς τὸν αἰγιαλὸν. Ὁμεγαλήτερος, τὸν ὁποῖον ἔπιασεν ἐδῶ τὸ κακὸν, καὶ ἤδη τὸν ἄφησε — εἶναι ὁ Ὀρέστης, ὁ ἀδελφὸς μου, καὶ ὁ ἄλλος, ὅστις ὀνομάζεται Πυλάδης, εἶναι ὁ ἐκ νεαρᾶς του ἡλικίας πιστὸς του Φίλος· ὁ Ἀπόλλων τοὺς ἔστειλεν ἀπὸ τοὺς δελφοὺς εἰς τοῦτον τὸν αἰγιαλὸν μὲ θείας προσταγὰς, τὸ ἄγαλμα τῆς Ἀρτέμιδος νὰ συλήσουν, καὶ νὰ φέρουν τὴν ἀδελφὴν πρὸς αὐτὸν, καὶ πρὸς ἀνταμοιβὴν τούτου ὑπεσχέθη σατηρίων εἰς τὸν

καταδιωκόμενον ἀπὸ τὰς Ἐριννύας, ἔνοχον τοῦ μητρικοῦ αἵματος. Καὶ τοὺς δύο ἡμᾶς, τοὺς ἐπιλοίπους τῆς οἰκίας τοῦ Ταντάλου, ἔβαλα ἤδη εἰς τὰς χεῖρας σου· ἀφάνισαί μας — ἐαν θέλῃς.

Θόας.

Νομίζεις, ὅτι ὁ χερδρός σκύθης, ὁ βάρβαρος, ἀκούει τὴν φωνὴν τῆς ἀληθείας, καὶ τῆς ἀνθρωπότητος, τὴν ὁποῖαν ὁ Ἀτρεύς, ὁ Ἕλλην δὲν ἤκουσε;

Ἰφιγένεια.

Καθεὶς τὴν ἀκούει, ὑποκάτω εἰς ὅποιον δήποτε οὐρανὸν καὶ ἂν ἐγεννήθη, ἐὰν εἰς τὰ στήθη του καθαρὰ καὶ ἀνεμποδίστως τρέχει ἡ πηγὴ τῆς ζωῆς. — Τί στοχάζεσαι, βασιλεῦ! βαθύτατα σιωπῶν; εἶναι ἀφανισμὸς ; ἐμὲ θάνάτωσαι πρῶτα! διότι ἤδη, ἐν ᾧ εἰς ἡμᾶς κἀμμία πλέον σωτηρία δὲν μένει, αἰσθάνομαι ἐγὼ τὸν τρομερώτατον κίνδυνον, εἰς τὸν ὁποῖον βιασθεῖσα κρημνίζω τὰ φίλτατα· φεῦ! θέλω τοὺς ἰδεῖ ἔμπρο-

σθὲν μου ἐιμένευς; μὲ ποῖα βλέμματα ἠμπορῶ νὰ λάβω ἀποχαιρετισμὸν ἀπὸ τὸν ἀδελφόνμου, τὸν ὁποῖον φονεύω; ποτὲ πλέον δὲν ἠμπορῶ νὰ κυττάξω αὐτὸν εἰς τὰ παμφίλτατα ὄμματα!

Θόας.

Οὕτω λοιπὸν οἱ ἀπαταιῶγες τεχνικὰ καὶ πεπλασμένα ἠπάτησαν αὐτὴν, ἡ ὁποία πρὸ πολλοῦ ἐνόμιζε τὰς ἐπιθυμίας της εὐκόλους καὶ κατὰ τὴν θέλησίν της!

Ἰφιγένεια.

Ὄχι! ὦ βασιλεῦ, ὄχι! ἐγὼ ἠμπόρουν νὰ ἀπατηθῶ, οὗτοι εἶναι πιστοὶ καὶ ἀληθεῖς. Ἐὰν τοὺς εὕρης ἀλλέως, φόνευσαὶ τους, καὶ ἐμὲ ἀπόβαλε καὶ πρὸς παιδειαν τῆς ἀνοησίασμου, ἐξορισαίμε εἰς μίαν λυπηράν ἔρημον καὶ πετρώδη νῆσον. Ἐὰν ὅμως οὗτος ὁ ἄνδρας ὁ πρὸ πολλοῦ ἐπιθυμητὸς, εἶναι ὁ ἀγαπητὸς ἀδελφός, συγχώρησαίμας καὶ ἔσο καὶ εἰς τὰ ἀδέλφια, καθὼς καὶ εἰς τὴν ἀδελφὴν ἀγαθός· ὁ πατὴρ μου ἐφονεύ-

ϑη ἐξ αἰτίας τῆς γυναικὸς του, καὶ αὐτὴ διὰ τοῦ υἱοῦτης. Ἡ τελευταία ἐλπὶς τῆς γεννεᾶς τοῦ Ἀτρέως σαλεύει ἐπ' αὐτὸν μόνον. Ἄφες με μὲ καϑαρὰν καρδίαν, καὶ καϑαρὰν χεῖρα νὰ ὑπάγω ἐκεῖ, καὶ νὰ ἁγνίσω τὴν οἰκίαν μας. Σὺ μ' ἔδωκες τὸν λόγον σου! — Ἐὰν ποτὲ ἤϑελε μοι εὑρεϑῇ ἐπιστροφὴ πρὸς τοὺς ἐδικούς μου, ὤμωσας νὰ μ' ἀφήσῃς, καὶ ἰδοὺ αὐτὴ ἤδη. Ἕνας βασιλεὺς δὲν ὁμιλεῖ, καϑὼς οἱ ἰδιῶται διὰ νὰ ἀπομακρύνῃ διὰ μίαν στιγμὴν τὸν ἱκετεύοντα, οὔτε ὑποσχεται κατὰ τὰς περιστάσεις, τὰς ὁποίας δὲν ἐλπίζει· ἔπειτα αἰσϑάνεται αὐτὸς τὸ μέγεϑος τῆς ἀξίας του, ὅταν ἠμπορῇ νὰ εὐτυχήσῃ τὸν προσδοκῶντα.

Θόας.

Καϑὼς τὸ πῦρ ἀπὸ τὸ νερὸν ἐμποδίζεται ἑκουσίως, καὶ ἀφρίζον ζητεῖ νὰ ἀφανίσῃ τὸν ἐχϑρὸν του, οὕτω ἐμποδίζεται ὁ ϑυμὸς εἰς τὸ στῆϑος μου ἀπὸ τοὺς λόγους σου.

Ἰφιγένεια.

Ὦ ἄφες νὰ λάμψῃ εἰς ἐμὲ ἡ εὔνοια, καθὼς τὸ ἱερὸν φῶς τῶν θυσιῶν, περιστεφανωμένη ἀπὸ ἐγκώμια εὐχαριστείας καὶ χαρὰν.

Θόας.

Πόσαις φοραῖς μὲ κατεπράυνεν αὐτὴ ἡ φωνὴ!

Ἰφιγένεια.

Ὦ ὁὸς μοι τὸ χέρι πρὸς σημεῖον εἰρήνης.

Θόας.

Ἀπαιτεῖς πολὺ εἰς ἕνα ὀλίγον καιρὸν.

Ἰφιγένεια.

Διὰ νὰ κάμῃ κἀνεὶς καλὸν· δὲν εἶναι χρεία σκέψεως.

Θόας.

Παρὰ πολλὴ, διότι καὶ εἰς τὸ καλὸν ἀκολουθεῖ τὸ κακόν.

Ἰφιγένεια.

Ἡ ἀμφιβολία εἶναι, ἡ ὁποία ἠμπορεῖ

warf, ob man die neue Lehre dulden könne? Weißt du nicht, wie er mir in jedem Briefe die Erhaltung des wahren Glaubens aufs eifrigſte empfiehlt? daß er Ruhe und Einigkeit auf Koſten der Religion nicht hergeſtellt wiſſen will? Hält er nicht ſelbſt in den Provinzen Spionen, die wir nicht kennen, um zu erfahren, wer ſich zu der neuen Meinung hinüber neigt? Hat er nicht zu unſrer Verwunderung uns dieſen und jenen genannt, der ſich in unſrer Nähe heimlich der Ketzerey ſchuldig machte? Befiehlt er nicht Strenge und Schärfe? Und ich ſoll gelind ſeyn? ich ſoll Vorſchläge thun, daß er nachſehe, daß er dulde? Würde ich nicht alles Vertrauen, allen Glauben bey ihm verlieren?

Machiavell. Ich weiß wohl; der König befiehlt, er läßt euch ſeine Abſichten wiſſen. Ihr ſollt Ruhe und Friede wieder herſtellen, durch ein Mittel, das die Gemüther noch mehr erbittert, das den Krieg unvermeidlich an allen Enden anblaſen wird. Bedenkt, was ihr thut. Die größten Kaufleute ſind angeſteckt, der Adel,

νὰ κάμῃ τὸ καλὸν κακόν. Μὴ συλλογίζεσαι κάμε, καθὼς αἰσθάνεσαι.

Τετάρτη Σκηνή.

Ὀρέστης (ὀπλισμένος), καὶ οἱ ἄνω.

Ὀρέστης (γυρισμένος πρὸς τὴν σκηνήν).

Διπλώσατε τὰς δυνάμεις σας· βαστᾶτε τοὺς ὀπίσω! μόνον ὀλίγην στιγμὴν! μὴν ὑποχωρεῖτε εἰς τὸ πλῆθος, καὶ ἀσφαλίσατε τὸν πρὸς τὸ καράβι δρόμον δι' ἐμὲ καὶ τὴν ἀδελφήν.

(πρὸς τὴν Ἰφιγένειαν, χωρὶς νὰ ἰδῇ τὸν βασιλέα.)

Ἔλα, ἐπροδόθημεν! μικρὸν διάστημα μᾶς μένει πρὸς φυγήν· ὀγλήγορα!

(βλέπει τὸν βασιλέα).

Θεός (πιάνωντὸ σπαθί).

Κανένας ἔμτροσθέν μου δὲν βαστᾷ ἀτιμωρήτως γυμνὸν τὸ σπαθί.

Ἰφιγένεια.

Μὴ μολύνετε τὸν ναόν τῆς θεᾶς μὲ μανίαν καὶ φόνον· προστάξατε εἰς τοὺς ἀνθρώπους σας ἀνακωχὴν, ἀκούσατε τὴν ἱέρισσαν, τὴν ἀδελφὴν.

Ὀρέστης.

Εἰπέμοι! ποῖος εἶναι αὐτὸς, ὅστις μᾶς ἐπαπειλεῖ;

Ἰφιγένεια.

Σέβου αὐτὸν, οὗτος εἶναι ὁ βασιλεύς, ὅστις ἔγινεν εἰς ἐμὲ δεύτερός μου πατὴρ! Συγχώρησαὶ μι ἀδελφὲ! ἀλλ' ὅμως ἡ ἀθῶα μου καρδία ἔβαλεν ὅλην μας τὴν τύχην εἰς τὰς χεῖρας του. Ἐμαρτύρησα τὸν σκοπὸν σας καὶ ἠλευθέρωσα τὴν ψυχὴν μου ἀπὸ τὴν προδοσίαν.

Ὀρέστης

Θέλει εἰρηνικῶς νὰ μᾶς ὑποσχεθῇ τὴν ἐπιστροφὴν;

Ἰφιγένεια.

Τὸ ἀστράπτον σπαθίσου μ' ἐμποδίζει τὴν ἀπόκρισιν.

Ὀρέστης (ὅστις βάζει τὸ σταθὶ εἰς τὴν θήκην).

Ὡμίλησαι λοιπόν! σὺ βλέπεις, ἀκούω τοὺς λόγον σου.

Πέμπτη Σκηνή.

Οἱ ἄνω. Πυλάδης, καὶ εὐθὺς μετ' αὐτὸν ὁ Ἄρκας (καὶ εἰ δύο μὲ γυμνὰ σταθιὰ).

Πηλάδης.

Μὴ ἀργοπορεῖτε! τὰς τελευταίας των δυνάμεις βάλλουν οἱ ἐδικοίμας· ὑποχωροῦντες ἀπαθοῦνται ὀλίγον πρός τὴν θάλασσαν· ποίαν συνομιλίαν τῶν ἡγεμόνων εὑρίσκω ἐγὼ ἐδῶ! Αὕτη εἶναι τοῦ βασιλέως ἡ σεβάσμιος κεφαλή.

Ἄρκας.

Μὲ ἀδιαφορίαν, καθὼς σοι πρέπει, ὦ βασιλεῦ, στέκεσαι ἄντικρ' εἰς τοὺς ἐχθρούς. Εὐθὺς ἐπαιδεύθη ἡ αὐθάδεια· ὑποχωροῦν καὶ πίπτουν οἱ σύντροφοίτων καὶ τὸ καράβι

εἶναι ἐδικόν μας· φθάνει μόνον νὰ προστάξῃς καὶ εὐθὺς καίεται.

Θόας.

Ὕπαγε! πρόσταξαι εἰς τὸν λαόν μου ἀνακωχήν! Κἀνένας ἂς μὴ πειράξῃ τὸν ἐχθρόν, ἐν ὅσῳ ἡμεῖς ὁμιλοῦμεν.

(ὁ Ἀρκὰς φεύγει).

Ὀρέστης.

Τὸ δέχομαι· ὕπαγε καὶ σὺ ἀκριβὲ Φίλε, καὶ σύναξαι τοὺς ἐπιλοίπους συντρόφους· προσμένετε ἥσυχα ἕως νὰ ἰδοῦμεν ποῖον τέλος οἱ θεοὶ ἑτοιμάζουν εἰς τὰ ἔργαμας.

(Πυλάδης φεύγει).

Ἕκτη Σκηνὴ.

Ἰφιγένεια. Θόας. Ὀρέστης.

Ἰφιγένεια.

Ἐλευθερώσατέ με πρῶτον ἀπὸ τὴν φρουρίδα προτοῦ νὰ ἀρχίσητε νὰ ὁμιλῆτε, διότι

ἐγὼ φοβοῦμαι τὴν κακὴν διχόνοιαν, ἐὰν σὺ ὦ βασιλεῦ! δὲν ἀκούσῃς τὴν πραεῖαν φωνὴν τῆς ἐπιεικείας, καὶ ἂν σὺ ἀδελφὲ μου, δὲν θελήσῃς νὰ περιορίσῃς τὴν ὁρμητικὴν νεότητα.

Θόας.

Κρατῶ τὸν θυμὸν μου, καθὼς πρέπει εἰς τὸν γεροντώτερον· ἀποκρισουμε! μὲ ποίαν μάρτυρίαν βαβαιώνεις, ὅτι εἶσαι υἱὸς τοῦ Ἀγαμέμνωνος καὶ ἀδελφὸς αὐτῆς;

Ὀρέστης.

Ἰδοὺ τὸ σπαθὶ, μὲ τὸ ὁποῖον ἐφόνευσε τοὺς δυνατοὺς ἄνδρας τῆς Τρῳάδος. Τοῦτο τὸ ἐπῆρα ἀπὸ τὸν φονέα του, καὶ ἐπαρακάλεσα τοὺς θεοὺς διὰ νὰ μοι χαρίσουν τὴν καρδιὰν, τὸν βραχίωνα, τὴν τύχην τοῦ μεγάλου βασιλέως καὶ νὰ μοι δώσουν καλλήτερον θάνατον. Ἔκλεξαι ἕνα ἀπὸ τοὺς εὐγενεῖς καὶ ἀρίστους τοῦ στρατοῦσου, καὶ βάλε τον ἀντικρύμου. Μία τοιαύτη ζήτησις ἑνὸς ξένου δὲν ἀπορρίπτεται, ὅπου ἠγῆ θρέφει ἠρώων τέκνα.

Θόας.

Τοῦτο τὸ ζήτημα δὲν ἐσυγχώρησε ποτὲ ἡ ἐδῶ συνήθεια εἰς τὸν ξένον.

Ὀρέστης.

Ἂς ἀρχίσῃ λοιπὸν ἀπὸ σὲ καὶ ἀπὸ ἐμέ· κατὰ μίμησιν ἕνα ὁλόκληρον ἔθνος κάμνει νόμον τὸ γενναῖον ἔργον τῶν ἐξουσιαστῶν. Καὶ ἄφες ἰδοὺ μόνον διὰ τὴν ἐλευθερίαν μας νὰ πολεμήσω ἐγώ, ἀλλὰ καὶ ὡς ξένος διὰ τοὺς ξένους. Ἂν πέσω, ἂς λάβουν καὶ αὐτοὶ τὴν ἰδίαν τύχην, ἂν ὅμως ἡ τύχη δὲν μοι φθονήσῃ, ποτὲ ἂς μὴ πατήσῃ τοῦτον τὸν αἰγιαλὸν ἄνθρωπος, χωρὶς νὰ τὸν ἀπαντήσῃ τὸ ταχὺ βλέμμα τῆς Φιλοξενίας, καὶ χωρὶς νὰ ζυρίσῃ παρηγορημένος.

Θόας.

Δὲν μοὶ φαίνεσαι, ὦ νέε, ἀνάξιος τῶν προγόνων σου, ἀπὸ τοὺς ὁποίους καυχᾶσαι ὅτι εἶσαι. Μεγάλος εἶναι ὁ ἀριθμὸς τῶν εὐγενῶν καὶ ἀνδρείων ἀνδρῶν, οἱ ὁποῖοι μὲ συνοδεύουν, ἀλλ' ὅμως ἐγὼ ὁ ἴδιος μὲ τὰ γη-

ρατεῖα μου εἶμαι ἀκόμη ἱκανὸς νὰ σταθῶ ἐναντίον τοῦ ἐχθροῦ, καὶ εἶμαι ἕτοιμος νὰ κινδυνεύσω μετὰ σοῦ τὴν τύχην τῶν ὅπλων.

Ἰφιγένεια.

Μηδαμῶς! δὲν εἶναι χρεία ταύτης τῆς αἱματώδους ἀποδείξεως, ὦ βασιλεῦ! Ἄφες τὸ χέρι ἀπὸ τὸ σπαθὶ! Στοχάσου ἐμὲ καὶ τὴν τύχην μου. Ὁ ὁρμητικὸς πόλεμος ἀπαθανατίζει ἕνα ἄνδρα, καὶ ἂν πέσῃ τὸν τιμᾷ τὸ τραγοῦδι, πλὴν τὰ ἄπειρα δάκρυα τῆς ἐγκαταλειφθείσης γυναικὸς δὲν ἀριθμεῖ κάνένας μεταγενέστερος κόσμος, καὶ ὁ ποιητὴς ἀποσιωπᾷ τὰς ἀπείρους κλαυθείσας ἡμέρας καὶ νύχτας, εἰς τὰς ὁποίας μία σιωπῶσα ψυχὴ ματαίως πάσχει καὶ τήκεται διὰ νὰ φέρῃ ὀπίσω τὸν χαθέντα, καὶ ταχέως ἀποχωρισθένα φίλον. Καὶ ἀπὸ ἐμὲ τὴν ἰδίαν ἀπέρασεν αὐτὴ ἡ ἰδέα, μήπως ἡ ἀπάτη ἑνός λῃστοῦ μὲ ἀποσπᾷ ἀπὸ τὸ βέβαιον ἄσυλον καὶ με προδίδει εἰς τὴν δουλείαν· πλὴν ἐπιμελῶς καὶ περιστατικῶς ἐξέτασα τοῦτο, καὶ

ἡ ἰδία μου καρδία μοὶ βεβαιώνει τὸ ἐναντίον. Ἰδὲ ἐδῶ εἰς τὴν δεξιάν του χεῖρα τὸ ὠσὰν ἀπὸ τρία ἄστρα σημεῖον, τὸ ὁποῖον ἀπὸ τὴν ἡμέραν τῆς γεννήσεως ἀκόμη ἐφάνη, καὶ τὸ ὁποῖον ὁ ἱερεὺς ἐξήγησεν, ὅτι θέλει ἐκτελέσει θεινὰ ἔργα μὲ αὐτὴν τὴν παλάμην. Ἔπειτα μὲ βεβαιώνει διπλασίως αὐτη ἡ οὐλὴ, ἡ ὁποία χωρίζει ἐδῶ τὰ Φρίδιατου. Ἐν ᾧ ἦτον παιδὶ ἄφησαι αὐτὸν ἡ Ἡλέκρα ἀπροστύχαστα καθὼς ἐσυνείθιζε, νὰ πέσῃ ἀπὸ τὰς ἀγκάλας της. Ἔπεσεν ἐπάνω εἰς ἕνα τρίποδα καὶ ἐκτύπησεν — Αὐτός εἶναι — πρέπει ἀκόμη καὶ τὴν ὁμοιότητα τοῦ πατρὸς, πρέπει καὶ τὸ ἐσωτερικὸν σκίρτημα τῆς καρδίας μου νὰ σ' ὀνομάσω ὡς σημεῖα τῆς βεβαιότητος;

Θέας.

Καὶ ἂν ἡ ὁμιλίασου ἐσήκωνε κάθε ἀμφιβολία, καὶ κατεδάμαζε τὸν θυμὸν εἰς τὸ στῆθος μου, ἔπρεπεν ὅμως τὰ ὅπλα νὰ ἀποφασίσουν μεταξὺ ἡμῶν. Εἰρήνην δὲν βλέ-

πω ἐγὼ. Αὐτοὶ ἦλθον. τὸ ὁμολογεῖς ἡ ἰδία, διὰ νὰ μου κλέψουν τὸ ἱερὸν ἄγαλμα τῆς θεᾶς· νομίζετε σεῖς ὅτι βλέπω τοῦτο ἀμελῶς; ὁ Ἕλλην, γυρίζει τὸ λησ‍τρικὸν ὄμμα του πρὸς τοὺς ἀπομεμακρυσμένους θησαυροὺς τῶν βαρβάρων, πρὸς τὸ χρυσοῦν δέρας, ἵππους καὶ ὡραίας θυγατέρας, ἀλλ' ὅμως δὲν τοὺς ἔφερεν ἡ συναστεία καὶ ἡ πανουργία πάντοτε εὐτυχῶς μὲ τὰ ἀποκτηθέντα ἀγαθὰ εἰς τὰς οἰκίας των.

Ὀρέστης.

Τὸ ἄγαλμα, ὦ βασιλεῦ, δὲν πρέπει νὰ μᾶς βάλλ' εἰς διχόνοιαν! τώρα γνωρίζομεν ἡμεῖς, τὴν ἀπάτην, ὁποίαν ἕνας θεὸς ἔβαλε, ὡς ἕνα κάλυμμα, περὶ τὴν κεφαλὴν μας, ὅταν μᾶς ἐπρόσταξεν ἐδῶ νὰ ἔλθωμεν. Διὰ συμβουλὴν καὶ σωτηρίαν ἀπὸ τὴν συνοδίαν τῶν Ἐριννύων ἐπαρακάλεσα ἐγὼ αὐτὸν, καὶ αὐτὸς ἀπεκρίθη: „Ἐὰν φύγῃς εἰς τὴν Ἑλλάδα τὴν ἀδελφήν, ἡ ὁποία εὑρίσκεται εἰς τὰ παραθαλάσσια τῆς Ταυρίδος μέσα εἰς τὸν

ναὸν ἐναντίον τῆς Θελήσεώς της, λύεται ἡ κατάρα." Ἡμεῖς ἐννοήσαμεν τοῦτο διὰ τὴν ἀδελφὴν τοῦ Ἀπόλλωνος, καὶ αὐτός ἐννόει Σὲ· οἱ αὐστηροὶ δεσμοὶ ἐλύθησαν ἤδη· σὺ, ὦ ἱερά, ἐχαρίσθης πάλιν εἰς τοὺς ἐδικούς σου. Εὐθύς ἀφ' οὗ μὲ ἔγγιξε τὸ χέρισου ἰατρεύθην, εἰς τὰς ἀγκάλας σου μ' ἔπιασε τὸ κακόν μὲ τοὺς ὄνυχάς του διὰ τελευταίαν Φοράν, καὶ μοι ἐτάραξε τρομερὰ τὸν ἐγκέφαλον, καὶ ἔπειτα ἔφυγε, καθὼς φεύγει ὁ Δράκων εἰς τὸ σπήλαιον. Ἐκ νέου χαίρομαι ἤδη διὰ σοῦ τὸ ἐκτεταμένον φῶς τῆς ἡμέρας· ὡραῖα καὶ ἐξαίρετα δεικνύεται εἰς ἐμὲ ἡ συμβουλὴ τῆς θεᾶς· παρομοίως μὲ μοίαν ἱερὰν εἰκόνα, ἐπάνω εἰς τὴν ὁποίαν δι' ἑνός μυστικοῦ θείου λόγου συνδέεται ἡ τύχη τῆς πόλεως, ἀπεμάκρυνεν αὐτὴ σὲ τὴν ὑπερασπίστριαν τῆς οἰκίας, καὶ σε ἐφύλαξεν εἰς μίαν ἱερὰν σιωπὴν πρός εὐλογίαν τοῦ ἀδελφοῦσου καὶ τῶν ἐδικῶν σου. Ἐν ᾧ κάθε ἐλπὶς σωτηρίας ἐφάνη ὅτι ἐχάθη

das Volk, die Soldaten. Was hilft es, auf ſeinen Gedanken beharren, wenn ſich um uns alles ändert? Möchte doch ein guter Geiſt Philippen eingeben, daß es einem Könige anſtändiger iſt, Bürger zweyerley Glaubens zu regieren, als ſie durch einander aufzureiben.

Regentinn. Solch ein Wort nie wieder. Ich weiß wohl, daß Politik ſelten Treu' und Glauben halten kann, daß ſie Offenheit, Gutherzigkeit, Nachgiebigkeit aus unſern Herzen ausſchließt. In weltlichen Geſchäften iſt das leider nur zu wahr; ſollen wir aber auch mit Gott ſpielen, wie unter einander? Sollen wir gleichgültig gegen unſre bewährte Lehre ſeyn, für die ſo viele ihr Leben aufgeopfert haben? Dieſollten wir hingeben an die hergelaufne, ungewiſſe, ſich ſelbſt widerſprechende Neuerungen?

Machiavell. Denkt nur deswegen nicht übler von mir.

Regentinn. Ich kenne dich und deine Treue, und weiß, daß einer ein ehrlicher und verſtändiger Mann ſeyn kann, wenn er gleich

ἐπάνω εἰς τὴν γῆν, μᾶς δίδεις σὺ ὅλα πάλιν τὰ ἀγαθά. Στρέψαι τὴν ψυχὴν σου, ὦ βασιλεῦ, εἰς εἰρήνην· μὴ ἐμποδίσῃς διὰ νὰ ἐκτελέσῃ ἤδη αὐτὴ τὴν καθάγνησιν τοῦ πατρικοῦ οἴκου, ἐμὲ νὰ δώσῃ πάλιν εἰς τὰ καθαρισθέντα δώματα, καὶ ἐπάνω εἰς τὴν κεφαλήν μου νὰ βάλῃ τὸ παλαίον στέμμα! Ἀντάμειψαι τὴν εὐλογίαν, τὴν ὁποίαν αὐτὴ σοι ἔφερε, καὶ ἄφες νὰ ἀπολαύσω τὸ ἀνῆκον εἰς ἐμὲ δικαίωμα! Ἡ Ἰσχὺς καὶ ἡ πανουργία, τὸ καύχημα τῶν ἀνδρῶν, ἀτιμάζεται διὰ τῆς ἀληθείας ταύτης τῆς ὑψηλῆς ψυχῆς, καὶ μία καθαρὰ καὶ ἀθῶα ἐμπιστοσύνη ἀνταμείβεται ἀπὸ τὸν εὐγενῆ ἄνδρα.

Ἰφιγένεια.

Ἐνθυμήσου τὸν λόγον σου καὶ κινήσου εἰς συμπάθειαν ἀπὸ αὐτὴν τὴν δικαίαν καὶ πιστὴν ὁμιλίαν! ἰδέμας! Σὺ δὲν εὑρίσκεις πάντοτε τοιαύτην εὐκαιρίαν πρὸς ἕνα τοιοῦτον εὐγενὲς ἔργον· νὰ το ἀρνηθῇς δὲν ἠμπορεῖς, ὅθεν ἐγγυήσου αὐτὸ σύθυς.

Θόας.

Πηγαίνετε λοιπὸν!

Ἰφιγένεια.

Ὄχι οὕτω, βασιλέαμου! χωρὶς τὴν εὐλογίαν καὶ εὐχαριστησὶν σου δὲν χωρίζομαι ἐγὼ ἀπὸ σὲ· μὴ μᾶς ἀπωθῇς! Ἂς βασιλεύῃ ἕνα φιλικὸν τῆς ξενείας δικαίωμα μεταξὺ ἡμῶν, καὶ οὕτω δὲν εἴμεθα ἡμεῖς αἰωνίως ἀποχωρισμένοι. Σὺ εἶσαι εἰς ἐμὲ πολύτιμος καὶ ποθητὸς, καθὼς μοι ἦτον καὶ ὁ πατὴρ μου, καὶ αὕτη ἡ ἐν τύπωσις μένει πάντα εἰς τὴν ψυχὴν μου. Ἐάν ποτὲ ἀκούσω ἀπὸ τὸν ἐλάχιστον τοῦ λαοῦ σου τὸν τόνον τῆς φωνῆς, τὸν ὁποῖον ἐσυνείθισα νὰ ἀκούω ἀπὸ σὲ, καὶ ἰδῶ εἰς τὸν πτωχότατον τὸ σχῆμα τῶν φορεμάτων σας, θέλω τὸν ὑποδεχθῇ ὡς ἕνα θεὸν, ἐγὼ ἡ ἰδία θέλω ἑτοιμάσει τὸ στρῶμματου, καὶ θέλω τὸν προσκαλέσει μὲ ἕνα σκαμνὶ πλησίον εἰς τὴν ἑστίαν, καὶ μόνον νὰ τὸν ἐρωτῶ διὰ σὲ, καὶ διὰ τὴν τύχην σου. Ὢ εἴθε οἱ θεοὶ νὰ δώ-

σουν εἰς σὲ ἀξίαν ἀνταμοιβὴν τῶν ἔργων σου καὶ τῆς πραότητός σου! Ἔχε ὑγείαν! ὦ γύρισαι πρὸς ἡμᾶς καὶ δὸς μοι ἕνα χαροποιὸν λόγον τοῦ ἀποχαιρετισμοῦ! τότε φουσκώνει ὁ ἄνεμος γλυκύτερα τὰ πανία, καὶ χύνονται παρηγορητικώτερα δάκρυα ἀπὸ τὸ ὄμμα τοῦ ἀποχωριζομένου. Ἔχε ὑγείαν! καὶ δὸς μοι τὴν δεξιάν σου πρὸς ἐνέχειρον τῆς παλαιᾶς Φιλίας!

Θέαμ.

Ἔχετε ὑγείαν!

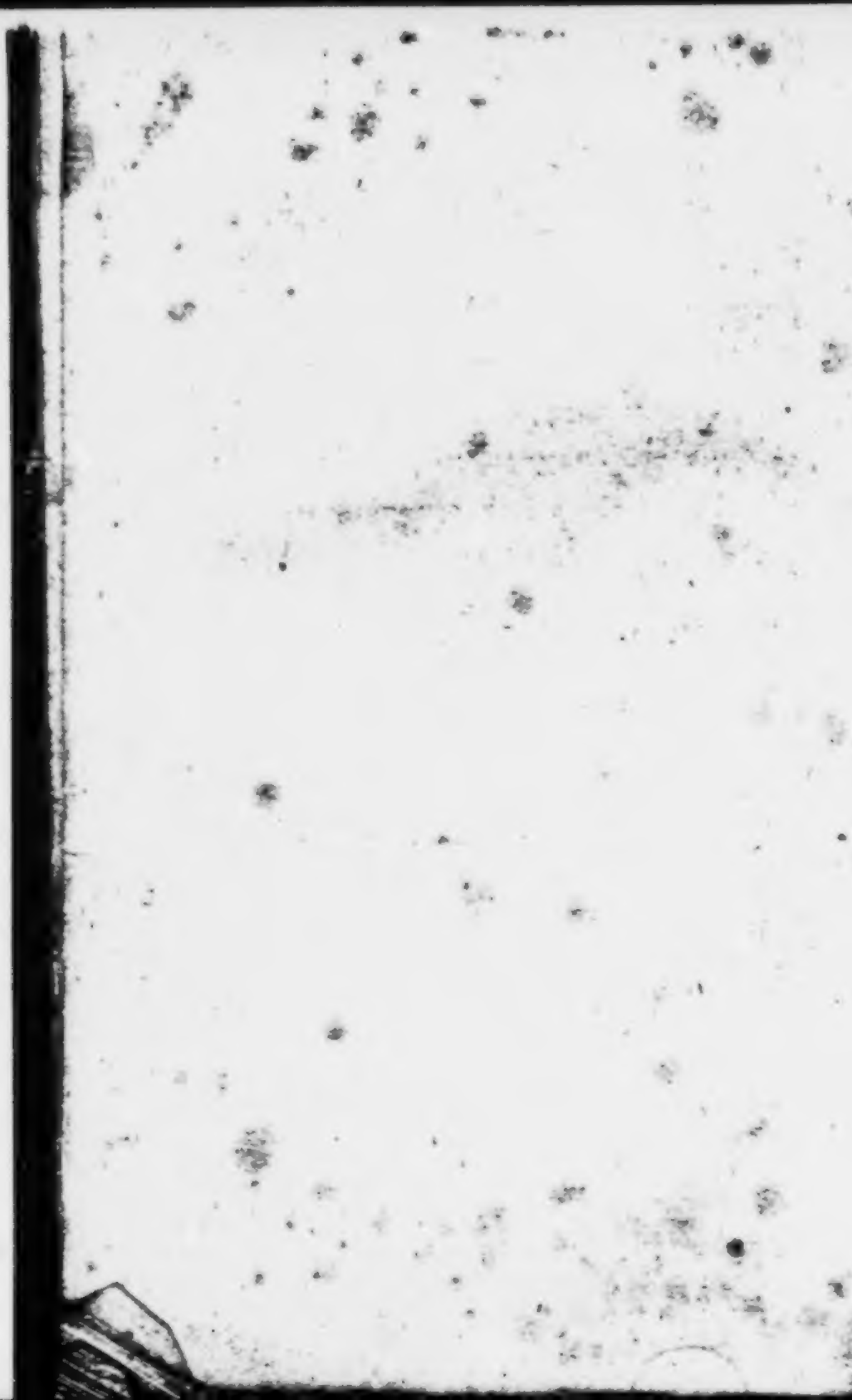

Παροράματα.

Σελὶδι τιιι, στ. 14. καὶ εἰς παρθενῶνα, αντὶ καὶ τὸν παρθενῶνα. Σελ. X. στ. 2. καὶ 3. ἀναγέννησίν, ἀντὶ ἀναγέννησιν της. Αὐτὶθι· ἀπαιτειται τὸ πρὸς... ἀντὶ ἀπαιτεῖτε ἀπὸ κάθε ἕνα τὸ πρὸς... Σελ. 19. στ. 14. ἤθελες μᾶ, ἀντὶ ἤθελές με. Σελ. 21. στ. 17. Ξεὺς ἀντὶ Ζεὺς. Σελ. 22. στ. 17. τον, ἀντὶ του. Σελ. 29. στ. 4. ἐγλώτωσε, ἀντὶ ἐγλύτωσε. Σελ. 30. στ. 15. κυητῶν, ἀντὶ νυητῶν. Σελ. 60. στ. 6. τὸν, ἀντὶ τὸ. Σελ. 70. στ. 9. χθέντος, ἀντὶ χυθέντος. Σελ. 71. στ. 10. ταπεινίας, ἀντὶ κατοικίας. Σελ. 79. στ. 17. Ιῶ! ἀντὶ Ζῶ. Σελ. 80. στ. 11. λύσας, ἀντὶ λύσαι. Σελ. 80. στ. 1. θεῖα καὶ ὅμοια, ἀντὶ θεῖαι, καὶ ὅμοιαι. Σελ. 118. στ. 11. ὡς εἰς τὰ θύματα, ἀντὶ ὡς ἀπ' τὰ θύματα. Σελ. 121. στ. 17. Ψαίνεται, ἀντὶ Φαίνεται.

West-oestlicher Divan.

von

Goethe.

Stuttgard,
in der Cottaischen Buchhandlung
1819.

Landes-
Bibliothek
Weimar

den nächſten beſten Weg zum Heil ſeiner Seele verfehlt hat. Es ſind noch andere, Machiavell, Männer die ich ſchätzen und tadeln muß.

Machiavell. Wen bezeichnet ihr mir?

Regentinn. Ich kann es geſtehen, daß mir Egmont heute einen recht innerlichen tiefen Verdruß erregte.

Machiavell. Durch welches Betragen?

Regentinn. Durch ſein gewöhnliches, durch Gleichgültigkeit und Leichtſinn. Ich erhielt die ſchreckliche Bothſchaft, eben als ich von vielen und ihm begleitet aus der Kirche ging. Ich hielt meinen Schmerz nicht an, ich beklagte mich laut und rief, indem ich mich zu ihm wendete: „Seht, was in eurer Provinz entſteht! Das duldet ihr, Graf, von dem der König ſich alles verſprach?“

Machiavell. Und was antwortete er?

Regentinn. Als wenn es nichts, als wenn es eine Nebenſache wäre, verſetzte er: Wären nur erſt die Niederländer über ihre Ver-

Moganni Nameh.

Buch des Sängers.

Zwanzig Jahre liefs ich gehn
Und genofs was mir beschieden:
Eine Reihe völlig schön
Wie die Zeit der Barmekiden.

Hegire.

Nord und West und Süd zersplittern,
Throne bersten, Reiche zittern,
Flüchte du, im reinen Osten
Patriarchenluft zu kosten,
Unter Lieben, Trinken, Singen,
Soll dich Chisers Quell verjüngen.

Dort, im Reinen und im Rechten,
Will ich menschlichen Geschlechten
In des Ursprungs Tiefe dringen,
Wo sie noch von Gott empfangen
Himmelslehr' in Erdesprachen,
Und sich nicht den Kopf zerbrachen.

Wo sie Väter hoch verehrten,
Jeden fremden Dienst verwehrten;
Will mich freun der Jugendschranke:
Glaube weit, eng der Gedanke,
Wie das Wort so wichtig dort war,
Weil es ein gesprochen Wort war.

Will mich unter Hirten mischen,
An Oasen mich erfrischen,
Wenn mit Caravanen wandle,
Schawl, Caffee und Moschus handle.
Jeden Pfad will ich betreten
Von der Wüste zu den Städten.

Bösen Felsweg auf und nieder
Trösten Hafis deine Lieder,
Wenn der Führer mit Entzücken,
Von des Maulthiers hohem Rücken,
Singt, die Sterne zu erwecken,
Und die Räuber zu erschrecken.

Will in Bädern und in Schenken
Heil'ger Hafis dein gedenken,
Wenn den Schleyer Liebchen lüftet,
Schüttlend Ambralocken düftet.
Ja des Dichters Liebeflüstern
Mache selbst die Huris lüstern.

Wolltet ihr ihm dies beneiden,
Oder etwa gar verleiden;
Wisset nur, dafs Dichterworte
Um des Paradieses Pforte
Immer leise klopfend schweben,
Sich erbittend ew'ges Leben.

Segenspfänder.

Talisman in Carneol
Gläubigen bringt er Glück und Wohl,
Steht er gar auf Onyx Grunde
Küfs ihn mit geweihtem Munde!
Alles Uebel treibt er fort,
Schützet dich und schützt den Ort:
Wenn das eingegrabne Wort
Allahs Namen rein verkündet,
Dich zu Lieb' und That entzündet.
Und besonders werden Frauen
Sich am Talisman erbauen.

Amulete sind dergleichen
Auf Papier geschriebne Zeichen;
Doch man ist nicht im Gedränge
Wie auf edlen Steines Enge,
Und vergönnt ist frommen Seelen
Längre Verse hier zu wählen.

Männer hängen die Papiere
Gläubig um, als Scapulire.

Die Inschrift aber hat nichts hinter sich,
Sie ist sie selbst, und muſs dir alles sagen.
Was hinterdrein, mit redlichem Behagen,
Du gerne sagst: Ich sag' es! Ich.

Doch Abraxas bring' ich selten!
Hier soll meist das Fratzenhafte,
Das ein düstrer Wahnsinn schaffte,
Für das allerhöchste gelten.
Sag' ich euch absurde Dinge,
Denkt, daſs ich Abraxas bringe.

Ein Siegelring ist schwer zu zeichnen,
Den höchsten Sinn im engsten Raum;
Doch weiſst du hier ein Aechtes anzueignen,
Gegraben steht das Wort, du denkst es kaum.

Freysinn.

Laßt mich nur auf meinem Sattel gelten!
Bleibt in euren Hütten, euren Zelten!
Und ich reite froh in alle Ferne,
Ueber meiner Mütze nur die Sterne.

Er hat euch die Gestirne gesetzt
Als Leiter zu Land und See;
Damit ihr euch daran ergötzt,
Stets blickend in die Höh.

Talismane.

Gottes ist der Orient!
Gottes ist der Occident!
Nord- und südliches Gelände
Ruht im Frieden seiner Hände.

Er der einzige Gerechte
Will für jedermann das Rechte.
Sey, von seinen hundert Namen,
Dieser hochgelobet! Amen.

Mich verwirren will das Irren;
Doch du weifst mich zu entwirren.
Wenn ich handle, wenn ich dichte,
Gieb du meinem Weg die Richte.

Ob ich Ird'sches denk' und sinne
Das gereicht zu höherem Gewinne.
Mit dem Staube nicht der Geist zerstoben
Dringet, in sich selbst gedrängt, nach oben.

Im Athemholen sind zweyerley Gnaden:
Die Luft einziehn, sich ihrer entladen.
Jenes bedrängt, dieses erfrischt;
So wunderbar ist das Leben gemischt.
Du danke Gott, wenn er dich preſst,
Und dank' ihm, wenn er dich wieder entläſst.

---

faſſung beruhigt! Das übrige würde ſich leicht geben.

Machiavell. Vielleicht hat er wahrer, als klug und fromm geſprochen. Wie ſoll Zutrauen entſtehen und bleiben, wenn der Niederländer ſieht, daß es mehr um ſeine Beſitzthümer als um ſein Wohl, um ſeiner Seele Heil zu thun iſt? Haben die neuen Biſchöfe mehr Seelen gerettet als fette Pfründen geſchmauſ't, und ſind es nicht meiſt Fremde? Noch werden alle Statthalterſchaften mit Niederländern beſetzt; laſſen ſich es die Spanier nicht zu deutlich merken, daß ſie die größte, unwiderſtehlichſte Begierde nach dieſen Stellen empfinden? Will ein Volk nicht lieber nach ſeiner Art von den Seinigen regieret werden, als von Fremden, die erſt im Lande ſich wieder Beſitzthümer auf Unkoſten aller zu erwerben ſuchen, die einen fremden Maßſtab mitbringen, und unfreundlich und ohne Theilnehmung herrſchen?

Regentinn. Du ſtellſt dich auf die Seite der Gegner.

Vier Gnaden.

Dafs Araber an ihrem Theil
Die Weite froh durchziehen
Hat Allah zu gemeinem Heil
Der Gnaden vier verliehen.

Den Turban erst, der besser schmückt
Als alle Kaiserkronen,
Ein Zelt, das man vom Orte rückt
Um überall zu wohnen.

Ein Schwerdt, das tüchtiger beschützt
Als Fels und hohe Mauern,
Ein Liedchen, das gefällt und nützt,
Worauf die Mädchen lauern.

Und Blumen sing' ich ungestört
Von Ihrem Schawl herunter,
Sie weifs recht wohl was Ihr gehört
Und bleibt mir hold und munter.

Und Blum' und Früchte weifs ich euch
Gar zierlich aufzutischen,
Wollt ihr Moralien zugleich,
So geb' ich von den frischen.

Geständniſs.

Was ist schwer zu verbergen? Das Feuer!
Denn bey Tage verräth's der Rauch,
Bey Nacht die Flamme, das Ungeheuer.
Ferner ist schwer zu verbergen auch
Die Liebe, noch so stille gehegt,
Sie doch gar leicht aus den Augen schlägt.
Am schwersten zu bergen ist ein Gedicht,
Man stellt es untern Scheffel nicht.
Hat es der Dichter frisch gesungen,
So ist er ganz davon durchdrungen,
Hat er es zierlich nett geschrieben,
Will er die ganze Welt soll's lieben.
Er liest es jedem froh und laut,
Ob es uns quält, ob es erbaut.

Elemente.

Aus wie vielen Elementen
Soll ein ächtes Lied sich nähren?
Dafs es Layen gern empfinden,
Meister es mit Freuden hören.

Liebe sey vor allen Dingen
Unser Thema, wenn wir singen;
Kann sie gar das Lied durchdringen,
Wird's um desto besser klingen.

Dann mufs Klang der Gläser tönen,
Und Rubin des Weins erglänzen:
Denn für Liebende, für Trinker
Winkt man mit den schönsten Kränzen.

Waffenklang wird auch gefodert,
Dafs auch die Trommete schmettre;
Dafs, wenn Glück zu Flammen lodert,
Sich im Sieg der Held vergöttre.

Dann zuletzt ist unerläfslich,
Dafs der Dichter manches hasse,
Was unleidlich ist und häfslich
Nicht wie Schönes leben lasse.

Weifs der Sänger dieser Viere
Urgewalt'gen Stoff zu mischen,
Hafis gleich wird er die Völker
Ewig freuen und erfrischen.

Erschaffen und Beleben.

Hans Adam war ein Erdenklos,
Den Gott zum Menschen machte,
Doch bracht' er aus der Mutter Schoofs
Noch vieles Ungeschlachte.

Die Elohim zur Nas' hinein
Den besten Geist ihm bliesen,
Nun schien er schon was mehr zu seyn,
Denn er fing an zu niesen.

Doch mit Gebein und Glied und Kopf
Blieb er ein halber Klumpen,
Bis endlich Noah für den Tropf
Das Wahre fand, den Humpen.

Der Klumpe fühlt sogleich den Schwung,
Sobald er sich benetzet,
So wie der Teig durch Säuerung
Sich in Bewegung setzet.

So, Hafis, mag dein holder Sang,
Dein heiliges Exempel
Uns führen, bey der Gläser Klang,
Zu unsres Schöpfers Tempel.

Zwiespalt.

Wenn links an Baches Rand
Cupido flötet,
Im Felde rechter Hand
Mavors drommetet,
Da wird dorthin das Ohr
Lieblich gezogen,
Doch um des Liedes Flor
Durch Lärm betrogen.
Nun flötets immer voll
Im Kriegesthunder,
Ich werde rasend, toll,
Ist das ein Wunder.
Fort wächst der Flötenton
Schall der Posaunen,
Ich irre, rase schon,
Ist das zu staunen!

Phaenomen.

Wenn zu der Regenwand
Phoebus sich gattet,
Gleich steht ein Bogenrand
Farbig beschattet.

Im Nebel gleichen Kreis
Seh ich gezogen,
Zwar ist der Bogen weiſs,
Doch Himmelsbogen.

So sollst du, muntrer Greis,
Dich nicht betrüben,
Sind gleich die Haare weiſs,
Doch wirst du lieben.

Liebliches.

Was doch buntes dort verbindet
Mir den Himmel mit der Höhe?
Morgennebelung verblindet
Mir des Blickes scharfe Sehe.

Sind es Zelten des Vesires
Die er lieben Frauen baute?
Sind es Teppiche des Festes
Weil er sich der Liebsten traute?

Roth und weifs, gemischt, gesprenkelt
Wüfst' ich schönres nicht zu schauen;
Doch wie Hafis kommt dein Schiras
Auf des Nordens trübe Gauen?

Ja es sind die bunten Mohne,
Die sich nachbarlich erstrecken,
Und, dem Kriegesgott zum Hohne,
Felder streifweis freundlich decken.

Machiavell. Mit dem Herzen gewiß nicht; und wollte, ich könnte mit dem Verſtande ganz auf der unſrigen ſeyn.

Regentinn. Wenn du ſo willſt, ſo thät' es noth, ich träte ihnen meine Regentſchaft ab; denn Egmont und Oranien machten ſich große Hoffnung, dieſen Platz einzunehmen. Damals waren ſie Gegner; jetzt ſind ſie gegen mich verbunden, ſind Freunde, unzertrennliche Freunde geworden.

Machiavell. Ein gefährliches Paar.

Regentinn. Soll ich aufrichtig reden; ich fürchte Oranien, und ich fürchte für Egmont. Oranien ſinnt nichts Gutes, ſeine Gedanken reichen in die Ferne, er iſt heimlich, ſcheint alles anzunehmen, widerſpricht nie, und in tiefſter Ehrfurcht, mit größter Vorſicht thut er was ihm beliebt.

Machiavell. Recht im Gegentheil geht Egmont einen freyen Schritt, als wenn die Welt ihm gehörte.

Möge stets so der Gescheute
Nutzend Blumenzierde pflegen,
Und ein Sonnenschein, wie heute,
Klären sie auf meinen Wegen!

Im Gegenwärtigen Vergangnes.

Ros' und Lilie morgenthaulich
Blüht im Garten meiner Nähe,
Hinten an bebuscht und traulich
Steigt der Felsen in die Höhe.
Und mit hohem Wald umzogen,
Und mit Ritterschlofs gekrönet,
Lenkt sich hin des Gipfels Bogen,
Bis er sich dem Thal versöhnet.

Und da duftets wie vor Alters,
Da wir noch von Liebe litten,
Und die Saiten meines Psalters
Mit dem Morgenstrahl sich stritten.
Wo das Jagdlied aus den Büschen,
Fülle runden Tons enthauchte,
Anzufeuern, zu erfrischen
Wie's der Busen wollt' und brauchte.

Nun die Wälder ewig sprossen
So ermuthigt euch mit diesen,
Was ihr sonst für euch genossen
Läfst in Andern sich geniefsen.
Niemand wird uns dann beschreien
Dafs wirs uns alleine gönnen,
Nun in allen Lebensreihen
Müsset ihr geniefsen können.

Und mit diesem Lied und Wendung
Sind wir wieder bey Hafisen
Denn es ziemt des Tags Vollendung
Mit Geniefsern zu geniefsen

Lied und Gebilde.

Mag der Grieche seinen Thon
Zu Gestalten drücken,
An der eignen Hände Sohn
Steigern sein Entzücken;

Aber uns ist wonnereich
In den Euphrat greifen,
Und im flüfsgen Element
Hin und wieder schweifen.

Löscht ich so der Seele Brand
Lied es wird erschallen;
Schöpft des Dichters reine Hand
Wasser wird sich ballen.

Dreistigkeit.

Worauf kommt es überall an
Dafs der Mensch gesundet?
Jeder höret gern den Schall an
Der zum Ton sich rundet.

Alles weg! was deinen Lauf stört!
Nur kein düster Streben!
Eh er singt und eh er aufhört
Mufs der Dichter leben.

Und so mag des Lebens Erzklang
Durch die Seele dröhnen!
Fühlt der Dichter sich das Herz bang
Wird sich selbst versöhnen.

Derb und Tüchtig.

Dichten ist ein Uebermuth,
Niemand schelte mich!
Habt getrost ein warmes Blut
Froh und frey wie ich.

Sollte jeder Stunde Pein
Bitter schmecken mir;
Würd' ich auch bescheiden seyn
Und noch mehr als ihr.

Denn Bescheidenheit ist fein
Wenn das Mädchen blüht,
Sie will zart geworben seyn
Die den Rohen flieht.

Auch ist gut Bescheidenheit
Spricht ein weiser Mann,
Der von Zeit und Ewigkeit
Mich belehren kann!

Dichten ist ein Uebermuth!
Treib' es gern allein.
Freund und Frauen, frisch von Blut,
Kommt nur auch herein.

Mönchlein ohne Kapp' und Kutt'
Schwatze nicht auf mich ein,
Zwar du machest mich caput,
Nicht bescheiden! Nein.

Deiner Phrasen leeres Was
Treibet mich davon,
Abgeschliffen hab' ich das
An den Solen schon.

Wenn des Dichters Mühle geht
Halte sie nicht ein:
Denn wer einmal uns versteht
Wird uns auch verzeihn.

Allleben.

Staub ist eins der Elemente
Das du gar geschickt bezwingest
Hafis, wenn zu Liebchens Ehren,
Du ein zierlich Liedchen singest.

Denn der Staub auf ihrer Schwelle
Ist dem Teppich vorzuziehen,
Dessen goldgewirkte Blumen
Mahmuds Günstlinge beknieen.

Treibt der Wind von ihrer Pforte
Wolken Staubs behend vorüber,
Mehr als Moschus sind die Düfte
Und als Rosenöl dir lieber.

Staub den hab' ich längst entbehret
In dem stets umhüllten Norden,
Aber in dem heifsen Süden
Ist er mir genugsam worden.

Doch schon längst das liebe Pforten
Mir auf ihren Angeln schwiegen!
Heile mich Gewitterregen,
Lafs mich dafs es grunelt riechen!

Wenn jetzt alle Donner rollen
Und der ganze Himmel leuchtet,
Wird der wilde Staub des Windes
Nach dem Boden hingefeuchtet.

Und sogleich entspringt ein Leben,
Schwillt ein heilig, heimlich Wirken,
Und es grunelt und es grünet
In den irdischen Bezirken.

Selige Sehnsucht.

Sagt es niemand, nur den Weisen,
Weil die Menge gleich verhöhnet,
Das Lebend'ge will ich preisen
Das nach Flammentod sich sehnet.

In der Liebesnächte Kühlung,
Die dich zeugte, wo du zeugtest,
Ueberfällt dich fremde Fühlung
Wenn die stille Kerze leuchtet.

Nicht mehr bleibest du umfangen
In der Finsternifs Beschattung,
Und dich reifset neu Verlangen
Auf zu höherer Begattung.

Keine Ferne macht dich schwierig,
Kommst geflogen und gebannt,
Und zuletzt, des Lichts begierig,
Bist du Schmetterling verbrannt.

Regentinn. Er trägt das Haupt so hoch, als wenn die Hand der Majestät nicht über ihm schwebte.

Machiavell. Die Augen des Volks sind alle nach ihm gerichtet, und die Herzen hängen an ihm.

Regentinn. Nie hat er einen Schein vermieden; als wenn niemand Rechenschaft von ihm zu fordern hätte. Noch trägt er den Namen Egmont. Graf Egmont, freut ihn, sich nennen zu hören; als wollte er nicht vergessen, daß seine Vorfahren Besitzer von Geldern waren. Warum nennt er sich nicht Prinz von Gaure, wie es ihm zukommt? Warum thut er das? Will er erloschne Rechte wieder geltend machen?

Machiavell. Ich halte ihn für einen treuen Diener des Königs.

Regentinn. Wenn er wollte, wie verdient könnte er sich um die Regierung machen; anstatt daß er uns schon, ohne sich zu nutzen, unsäglichen Verdruß gemacht hat. Seine Ge-

Und so lang du das nicht hast,
Dieser: Stirb und werde!
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde.

Thut ein Schilf sich doch hervor
Welten zu versüfsen!
Möge meinem Schreibe-Rohr
Liebliches entfliefsen!

Hafis Nameh.

Buch Hafis.

Sey das Wort die Braut genannt.
Bräutigam der Geist;
Diese Hochzeit hat gekannt
Wer Hafisen preist.

Beyname.

Dichter.

Mohamed Schemseddin sage,
Warum hat dein Volk, das hehre,
Hafis dich genannt?

Hafis.

Ich ehre,
Ich erwiedre deine Frage.
Weil, in glücklichem Gedächtnifs,
Des Corans geweiht Vermächtnifs
Unverändert ich verwahre,
Und damit so fromm gebahre
Dafs gemeinen Tages Schlechtnifs

Weder mich noch die berühret
Die Prophetenwort und Saamen
Schätzen wie es sich gebühret,
Darum gab man mir den Namen.

Dichter.

Hafis drum, so will mir scheinen,
Möcht' ich dir nicht gerne weichen:
Denn wenn wir wie andre meynen,
Werden wir den andern gleichen.
Und so gleich ich dir vollkommen
Der ich unsrer heil'gen Bücher
Herrlich Bild an mich genommen,
Wie auf jenes Tuch der Tücher
Sich des Herren Bildnifs drückte,
Mich in stiller Brust erquickte,
Trotz Verneinung, Hindrung, Raubens,
Mit dem heitren Bild des Glaubens.

Anklage.

Wifst ihr denn auf wen die Teufel lauern,
In der Wüste, zwischen Fels und Mauern?
Und, wie sie den Augenblick erpassen,
Nach der Hölle sie entführend fassen?
Lügner sind es und der Bösewicht,

Der Poete warum scheut er nicht
Sich mit solchen Leuten einzulassen!

Weifs denn der mit wem er geht und wandelt?
Er der immer nur im Wahnsinn handelt.
Gränzenlos, von eigensinn'gem Lieben,
Wird er in die Oede fortgetrieben,
Seiner Klagen Reim, in Sand geschrieben.
Sind vom Winde gleich verjagt;
Er versteht nicht was er sagt,
Was er sagt wird er nicht halten.

Doch sein Lied man läfst es immer walten,
Da es doch dem Coran widerspricht.
Lehret nun, ihr des Gesetzes Kenner,
Weisheit-fromme, hochgelahrte Männer,
Treuer Mosleminen feste Pflicht.

Hafis, in's besondre, schaffet Aergernisse,
Mirza sprengt den Geist ins Ungewisse,
Saget, was man thun und lassen müsse?

F e t w a.

Hafis Dichterzüge sie bezeichnen
Ausgemachte Wahrheit unauslöschlich;
Aber hie und da auch Kleinigkeiten
Aufserhalb der Gränze des Gesetzes.
Willst du sicher gehn, so mufst du wissen
Schlangengift und Theriak zu sondern —
Doch der reinen Wollust edler Handlung
Sich mit frohem Muth zu überlassen,
Und vor solcher, der nur ew'ge Pein folgt.
Mit besonnenem Sinn sich zu verwahren,
Ist gewifs das beste um nicht zu fehlen.
Dieses schrieb der arme Ebusund ewch.
Gott verzeih ihm seine Sünden alle.

Der Deutsche dankt.

Heiliger Ebusund, du hast's getroffen!
Solche Heilige wünschet sich der Dichter:
Denn gerade jene Kleinigkeiten
Aufserhalb der Gränze des Gesetzes,
Sind das Erbtheil wo er, übermüthig,
Selbst im Kummer lustig, sich beweget.
Schlangengift und Theriak mufs
Ihm das eine wie das andere scheinen,
Tödten wird nicht jenes, dies nicht heilen:
Denn das wahre Leben ist des Handelns
Ew'ge Unschuld, die sich so erweiset
Dafs sie niemand schadet als sich selber.
Und so kann der alte Dichter hoffen
Dafs die Houris ihn im Paradiese,
Als verklärten Jüngling wohl empfangen.
Heiliger Ebusund, du hast's getroffen!

ſellſchaften, Gaſtmale und Gelage haben den Adel mehr verbunden und verknüpft, als die gefährlichſten heimlichen Zuſammenkünfte. Mit ſeinen Geſundheiten haben die Gäſte einen dauernden Rauſch, einen nie ſich verziehenden Schwindel geſchöpft. Wie oft ſetzt er durch ſeine Scherzreden die Gemüther des Volks in Bewegung, und wie ſtutzte der Pöbel über die neuen Livreen, über die thörichten Abzeichen der Bedienten!

Machiavell. Ich bin überzeugt, es war ohne Abſicht.

Regentinn. Schlimm genug. Wie ich ſage: er ſchadet uns, und nutzt ſich nicht. Er nimmt das Ernſtliche ſcherzhaft; und wir, um nicht müßig und nachläſſig zu ſcheinen, müſſen das Scherzhafte ernſtlich nehmen. So hetzt eins das andre; und was man abzuwenden ſucht, das macht ſich erſt recht. Er iſt gefährlicher als ein entſchiednes Haupt einer Verſchwörung; und ich müßte mich ſehr irren, wenn man ihm bey Hofe nicht alles gedenkt. Ich

F e t w a.

Der Mufti las des Misri Gedichte,
Eins nach dem andern, alle zusammen,
Und wohlbedächtig warf sie in die Flammen.
Das schöngeschriebne Buch es ging zu nichte.

Verbrannt sey jeder, sprach der hohe Richter,
Wer spricht und glaubt wie Misri — er allein
Sey ausgenommen von des Feuers Pein:
Denn Allah gab die Gabe jedem Dichter.
Misbraucht er sie im Wandel seiner Sünden,
So seh' er zu mit Gott sich abzufinden.

Unbegrenzt.

Dafs du nicht enden kannst das macht dich grofs,
Und dafs du nie beginnst das ist dein Loos.
Dein Lied ist drehend wie das Sterngewölbe,
Anfang und Ende immer fort dasselbe,
Und was die Mitte bringt ist offenbar,
Das was zu Ende bleibt und Anfangs war.

Du bist der Freuden ächte Dichterquelle,
Und ungezählt entfliefst dir Well' auf Welle.
Zum Küssen stets bereiter Mund,
Ein Brustgesang der lieblich fliefset,
Zum Trinken stets gereizter Schlund,
Ein gutes Herz das sich ergiefset.

Und mag die ganze Welt versinken,
Hafis mit dir, mit dir allein
Will ich wetteifern! Lust und Pein
Sey uns den Zwillingen gemein!
Wie du zu lieben und zu trinken
Das soll mein Stolz, mein Leben seyn.

Nun töne Lied mit eignem Feuer!
Denn du bist älter, du bist neuer.

Nachbildung.

In deine Reimart hofft' ich mich zu finden,
Das Wiederholen soll mir auch gefallen,
Erst werd' ich Sinn, sodann auch Worte finden;
Zum zweytenmal soll mir kein Klang erschallen,
Er müfste denn besondern Sinn begründen,
Wie du's vermagst begünstigter vor allen.

Denn wie ein Funke fähig zu entzünden
Die Kaiserstadt, wenn Flammen grimmig wallen,
Sich winderzeugend, glühn von eignen Winden,
Er, schon erloschen, schwand zu Sternenhallen;
So schlangs von dir sich fort mit ew'gen Gluten
Ein deutsches Herz von frischem zu ermuthen.

Zugemefsne Rhythmen reizen freylich,
Das Talent erfreut sich wohl darin;
Doch wie schnelle widern sie abscheulich,
Hohle Masken ohne Blut und Sinn.
Selbst der Geist erscheint sich nicht erfreulich,
Wenn er nicht, auf neue Form bedacht,
Jener todten Form ein Ende macht.

Offenbar Geheimniſs.

Sie haben dich heiliger Hafis
Die mystische Zunge genannt,
Und haben, die Wortgelehrten,
Den Werth des Worts nicht erkannt.

Mystisch heiſsest du ihnen,
Weil sie närrisches bey dir denken,
Und ihren unlautern Wein
In deinen Namen verschenken.

Du aber bist mystisch rein
Weil sie dich nicht verstehn,
Der du, ohne fromm zu seyn, selig bist!
Das wollen sie dir nicht zugestehn.

Wink.

Und doch haben sie Recht die ich schelte:
Denn dafs ein Wort nicht einfach gelte
Das müfste sich wohl von selbst verstehn.
Das Wort ist ein Fächer! Zwischen den Stäben
Blicken ein Paar schöne Augen hervor.
Der Fächer ist nur ein lieblicher Flör,
Er verdeckt mir zwar das Gesicht;
Aber das Mädchen verbirgt er nicht,
Weil das schönste was sie besitzt
Das Auge, mir in's Auge blitzt.

Usch Nameh.

Buch der Liebe.

Fünftes Kapitel.

Musterbilder.

Hör' und bewahre
Sechs Liebespaare.
Wortbild entzündet, Liebe schürt zu:
Rustan und Rodawu.
Unbekannte sind sich nah:
Jusuph und Suleika.
Liebe nicht Liebesgewinn:
Ferhad und Schirin.
Nur für einander da:
Medschnun und Leila.
Liebend im Alter sah
Dschemil auf Boteinah.
Süfse Liebeslaune,
Salomo und die Braune!
Hast du sie wohl vermerkt,
Bist im Lieben gestärkt.

Lesebuch.

Wunderlichstes Buch der Bücher
Ist das Buch der Liebe;
Aufmerksam hab' ich's gelesen:
Wenig Blätter Freuden,
Ganze Hefte Leiden,
Einen Abschnitt macht die Trennung.
Wiedersehn! ein klein Capitel
Fragmentarisch. Bände Kummers
Mit Erklärungen verlängert,
Endlos ohne Maas.
O! Nisami! — doch am Ende
Hast den rechten Weg gefunden;
Unauflösliches wer löst es?
Liebende sich wieder findend.

kann nicht läugnen, es vergeht wenig Zeit, daß er mich nicht empfindlich, sehr empfindlich macht.

Machiavell. Er scheint mir in allem nach seinem Gewissen zu handeln.

Regentinn. Sein Gewissen hat einen gefälligen Spiegel. Sein Betragen ist oft beleidigend. Er sieht oft aus, als wenn er in der völligen Überzeugung lebe, er sey Herr und wolle es uns nur aus Gefälligkeit nicht fühlen lassen, wolle uns so gerade nicht zum Lande hinausjagen; es werde sich schon geben.

Machiavell. Ich bitte euch, legt seine Offenheit, sein glückliches Blut, das alles Wichtige leicht behandelt, nicht zu gefährlich aus. Ihr schadet nur ihm und euch.

Regentinn. Ich lege nichts aus. Ich spreche nur von den unvermeidlichen Folgen, und ich kenne ihn. Sein Niederländischer Adel und sein goldn Vließ vor der Brust stärken sein Vertrauen, seine Kühnheit. Beydes kann ihn

G e w a r n t.

Auch in Locken hab' ich mich
Gar zu gern verfangen,
Und so Hafis! wär's wie dir
Deinem Freund ergangen.

Aber Zöpfe flechten sie
Nun aus langen Haaren,
Unterm Helme fechten sie,
Wie wir wohl erfahren.

Wer sich aber wohl besann
Läfst sich so nicht zwingen:
Schwere Ketten fürchtet man,
Rennt in leichte Schlingen.

Versunken.

Voll Locken kraus ein Haupt so rund! —
Und darf ich dann in solchen reichen Haaren,
Mit vollen Händen hin und wieder fahren
Da fühl' ich mich von Herzensgrund gesund.
Und küss' ich Stirne, Bogen, Auge, Mund,
Dann bin ich frisch und immer wieder wund.
Der fünfgezackte Kamm wo sollt' er stocken?
Er kehrt schon wieder zu den Locken.
Das Ohr versagt sich nicht dem Spiel,
Hier ist nicht Fleisch, hier ist nicht Haut,
So zart zum Scherz so liebeviel!
Doch wie man auf dem Köpfchen kraut,
Man wird in solchen reichen Haaren
Für ewig auf und nieder fahren.
So hast du Hafis auch gethan,
Wir fangen es von vornen an.

Bedenklich.

Soll ich von Smaragden reden,
Die dein Finger niedlich zeigt?
Manchmal ist ein Wort vonnöthen,
Oft ist's besser dafs man schweigt.

Also sag' ich: dafs die Farbe
Grün und augerquicklich sey!
Sage nicht dafs Schmerz und Narbe
Zu befürchten nah dabey.

Immerhin! du magst es lesen!
Warum übst du solche Macht!
„So gefährlich ist dein Wesen
Als erquicklich der Smaragd."

Schlechter Trost.

Mitternachts weint' und schluchtzt' ich,
Weil ich dein entbehrte.
Da kamen Nachtgespenster
Und ich schämte mich.
Nachtgespenster, sagt ich,
Schluchzend und weinend
Feindet ihr mich, dem ihr sonst
Schlafendem vorüberzogt.
Grofse Güter vermiss' ich.
Denkt nicht schlimmer von mir
Den ihr sonst weise nanntet,
Grofses Uebel betrifft ihn! —
Und die Nachtgespenster
Mit langen Gesichtern
Zogen vorbey,
Ob ich weise oder thörig
Völlig unbekümmert.

Genügsam.

„Wie irrig wähnest du
Aus Liebe gehöre das Mädchen dir zu.
Das könnte mich nun gar nicht freuen,
Sie versteht sich auf Schmeicheleyen.“

Dichter.

Ich bin zufrieden dafs ich's habe!
Mir diene zur Entschuldigung:
Liebe ist freywillige Gabe
Schmeicheley Huldigung.

Gruſs.

O wie selig ward mir!
Im Lande wandl' ich
Wo Hudhud über den Weg läuft.
Des alten Meeres Muscheln
Im Stein sucht' ich die versteinten,
Hudhud lief einher
Die Krone entfaltend.
Stolzirte, neckischer Art,
Ueber das Todte scherzend
Der Lebend'ge.
Hudhud, sagt' ich, fürwahr!
Ein schöner Vogel bist du.
Eile doch, Wiedehopf!
Eile der Geliebten
Zu verkünden dafs ich ihr

Ewig angehöre.
Hast du doch auch
Zwischen Salomo
Und Saba's Königin
Ehemals den Kuppler gemacht!

Ergebung.

„Du vergehst und bist so freundlich,
Verzehrst dich und singst so schön.“

Dichter.

Die Liebe behandelt mich feindlich!
Da will ich gern gestehn
Ich singe mit schwerem Herzen.
Sieh doch einmal die Kerzen,
Sie leuchten indem sie vergehn.

Unvermeidlich.

Wer kann gebieten den Vögeln
Still zu seyn auf der Flur?
Und wer verbieten zu zappeln
Den Schafen unter der Schur?

Stell' ich mich wohl ungebärdig
Wenn mir die Wolle kraust?
Nein! Die Ungebärden entzwingt mir
Der Scheerer der mich zerzaust.

Wer will mir wehren zu singen
Nach Lust zum Himmel hinan?
Den Wolken zu vertrauen
Wie lieb sie mir's angethan.

Geheimes.

Ueber meines Liebchens Aeugeln
Stehn verwundert alle Leute,
Ich, der Wissende, dagegen
Weifs recht gut was das bedeute.

Denn es heifst: Ich liebe diesen,
Und nicht etwa den und jenen,
Lasset nur ihr guten Leute
Euer Wundern, euer Sehnen.

Ja, mit ungeheuren Mächten
Blicket sie wohl in die Runde;
Doch sie sucht nur zu verkünden
Ihm die nächste süfse Stunde.

vor einem ſchnellen, willkürlichen Unmuth des Königs ſchützen. Unterſuch' es genau, an dem ganzen Unglück, das Flandern trifft, iſt er doch nur allein ſchuld. Er hat zuerſt den fremden Lehrern nachgeſehn, hat's ſo genau nicht genommen, und vielleicht ſich heimlich gefreut, daß wir etwas zu ſchaffen hatten. Laß mich nur! Was ich auf den Herzen habe, ſoll bey dieſer Gelegenheit davon. Und ich will die Pfeile nicht umſonſt verſchießen; ich weiß, wo er empfindlich iſt. Er iſt auch empfindlich.

Machiavell. Habt ihr den Rath zuſammen berufen laſſen? Kommt Oranien auch?

Regentinn. Ich habe nach Antwerpen um ihn geſchickt. Ich will ihnen die Laſt der Verantwortung nahe genug zuwälzen; ſie ſollen ſich mit mir dem Übel ernſtlich entgegenſetzen oder ſich auch als Rebellen erklären. Eile, daß die Briefe fertig werden, und bringe mir ſie zur Unterſchrift. Dann ſende ſchnell den bewährten Vaska nach Madrit; er iſt unermüdet und treu; daß mein Bruder zuerſt durch

Geheimstes.

„Wir sind emsig nachzuspüren,
Wir, die Anecdotenjäger,
Wer dein Liebchen sey und ob du
Nicht auch habest viele Schwäger.

Denn dafs du verliebt bist schn wir,
Mögen dir es gerne gönnen;
Doch dafs Liebchen so dich liebe
Werden wir nicht glauben können."

Ungehindert, liebe Herren,
Sucht sie auf, nur hört das Eine:
Ihr erschrecket wenn sie dasteht,
Ist sie fort, ihr koost dem Scheine.

Wiſst ihr wie Schehâb-eddin
Sich auf Araſat entmantelt,
Niemand haltet ihr für thörig
Der in seinem Sinne handelt.

Wenn vor deines Kaysers Throne,
Oder vor der Vielgeliebten
Je dein Name wird gesprochen
Sey es dir zu höchstem Lohne.

Darum war's der höchste Jammer
Als einst Medschnun sterbend wollte
Daſs vor Leila seinen Namen
Man forthin nicht nennen sollte.

Teſkir Nameh.

Buch der Betrachtungen.

Höre den Rath den die Leyer tönt;
Doch er nutzet nur wenn du fähig bist;
Das glücklichste Wort es wird verhöhnt
Wenn der Hörer ein Schiefohr ist.

„Was tönt denn die Leyer?“ sie tönet laut:
Die schönste das ist nicht die beste Braut,
Doch wenn wir dich unter uns zählen sollen,
So mufst du das Schönste, das Beste wollen.

Fünf Dinge.

Fünf Dinge bringen fünfe nicht hervor,
Du, dieser Lehre öffne du dein Ohr:
Der stolzen Brust wird Freundschaft nicht entsprossen.
Unhöflich sind der Niedrigkeit Genossen;
Ein Bösewicht gelangt zu keiner Gröfse;
Der Neidische erbarmt sich nicht der Blöfse;
Der Lügner hofft vergeblich Treu' und Glauben;
Das halte fest und niemand lafs dir's rauben.

Fünf andere.

Was verkürzt mir die Zeit?
Thätigkeit!
Was macht sie unerträglich lang?
Müssiggang!
Was bringt in Schulden?
Harren und Dulden!
Was macht Gewinnen?
Nicht lange besinnen!
Was bringt zu Ehren?
Sich wehren!

Lieblich ist des Mädchens Blick der winket,
Trinkers Blick ist lieblich eh er trinket,
Gruſs des Herren der befehlen konnte,
Sonnenschein im Herbst der dich besonnte.
Lieblicher als alles dieses habe
Stets vor Augen, wie sich kleiner Gabe
Dürft'ge Hand so hübsch entgegen dränget,
Zierlich dankbar was du reichst empfänget.
Welch ein Blick! ein Gruſs! ein sprechend Streben!
Schau es recht und du wirst immer geben.

Und was im Pend-Nameh steht
Ist dir aus der Brust geschrieben:
Jeden dem du selber giebst
Wirst du wie dich selber lieben.
Reiche froh den Pfennig hin,
Häufe nicht ein Gold-Vermächtniſs,
Eile freudig vorzuziehn
Gegenwart vor dem Gedächtniſs.

Reitest du bey e'nem Schmied vorbey,
Weifst nicht wann er dein Pferd beschlägt;
Siehst du eine Hütte im Felde frey,
Weifst nicht ob sie dir ein Liebchen hegt;
Einem Jüngling begegnest du schön und kühn,
Er überwindet dich künftig oder du ihn.
Am sichersten kannst du vom Rebstock sagen
Er werde für dich was Gutes tragen.
So bist du denn der Welt empfohlen,
Das Uebrige will ich nicht wiederholen.

---

ihn die Nachricht erfahre, daß der Ruf ihn nicht übereile. Ich will ihn selbst noch sprechen, eh' er abzieht.

Machiavell. Eure Befehle sollen schnell und genau befolgt werden.

Bürgerhaus.

Clare. Clarens Mutter. Brackenburg.

Clare. Wollt ihr mir nicht das Garn halten, Brackenburg?

Brackenburg. Ich bitt' euch, verschont mich, Clärchen.

Clare. Was habt ihr wieder? Warum versagt ihr mir diesen kleinen Liebesdienst?

Brackenburg. Ihr bannt mich mit dem Zwirn so fest vor euch hin, ich kann euern Augen nicht ausweichen.

Clare. Grillen! kommt und haltet!

Behandelt die Frauen mit Nachsicht!
Aus krummer Rippe ward sie erschaffen,
Gott konnte sie nicht ganz grade machen.
Willst du sie biegen, sie bricht.
Läfst du sie ruhig, sie wird noch krümmer,
Du guter Adam, was ist denn schlimmer? —
Behandelt die Frauen mit Nachsicht:
Es ist nicht gut dafs euch eine Rippe bricht.

Das Leben ist ein Gänsespiel:
Je mehr man vorwärts gehet,
Je früher kommt man an das Ziel,
Wo niemand gerne stehet.

Man sagt die Gänse wären dumm,
O! glaubt mir nicht den Leuten:
Denn eine sieht einmal sich rum
Mich rückwärts zu bedeuten.

Ganz anders ist's in dieser Welt
Wo alles vorwärts drücket,
Wenn einer stolpert oder fällt
Keine Seele rückwärts blicket.

Freygebiger wird betrogen,
Geizhafter ausgesogen,
Verständiger irrgeleitet,
Vernünftiger leer geweitet,
Der Harte wird umgangen,
Der Gimpel wird gefangen.
Beherrsche diese Lüge,
Betrogener betrüge!

Wer befehlen kann wird loben
Und er wird auch wieder schelten,
Und das mufs dir, treuer Diener,
Eines wie das andre gelten.

Denn er lobt wohl das Geringe,
Schilt auch, wo er sollte loben,
Aber bleibst du guter Dinge
Wird er dich zuletzt erproben.

Und so haltet's auch ihr Hohen
Gegen Gott wie der Geringe,
Thut und leidet, wie sich's findet,
Bleibt nur immer guter Dinge.

An
Schach Sedschan
und
seines Gleichen.

Durch allen Schall und Klang
Der Transoxanen
Erkühnt sich unser Sang
Auf deine Bahnen!
Uns ist für gar nichts bang,
In dir lebendig,
Dein Leben daure lang
Dein Reich beständig.

Höchste Gunst.

Ungezähmt so wie ich war
Hab' ich einen Herrn gefunden,
Und gezähmt nach manchem Jahr
Eine Herrin auch gefunden.
Da sie Prüfung nicht gespart
Haben sie mich treu gefunden,
Und mit Sorgfalt mich bewahrt
Als den Schatz den sie gefunden.
Niemand diente zweyen Herrn
Der dabey sein Glück gefunden;
Herr und Herrin sehn es gern
Dafs sie beyde mich gefunden,
Und mir leuchtet Glück und Stern
Da ich beyde Sie gefunden.

F e r d u s i

s p r i c h t.

O Welt! wie schamlos und boshaft bist du!
Du nährst und erziehest und tödtest zugleich.

Nur wer von Allah begünstiget ist,
Der nährt sich, erzieht sich, lebendig und reich.

Was heifst denn Reichthum? — Eine wärmende Sonne,
Genieſst sie der Bettler, wie wir sie genieſsen!
Es möge doch keinen der Reichen verdrieſsen
Des Bettlers, im Eigensinn, selige Wonne.

Dschelâl-eddîn Rumi
spricht.

Verweilst du in der Welt, sie flieht als Traum,
Du reisest, ein Geschick bestimmt den Raum,
Nicht Hitze, Kälte nicht vermagst du fest zu halten,
Und was dir blüht, sogleich wird es veralten.

Suleika
spricht.

Der Spiegel sagt mir ich bin schön!
Ihr sagt: zu altern sey auch mein Geschick.
Vor Gott muſs alles ewig stehn,
In mir liebt Ihn, für diesen Augenblick.

Rendsch Nameh.

Buch des Unmuths.

Mutter im Seſſel ſtrickend.

Singt doch eins! Brackenburg ſecundirt ſo hübſch. Sonſt war't ihr luſtig, und ich hatte immer was zu lachen.

Brackenburg. Sonſt.

Clare. Wir wollen ſingen.

Brackenburg. Was ihr wollt.

Clare. Nur hübſch munter und friſch weg! Es iſt ein Soldatenliedchen, mein Leibſtück.

Sie wickelt Garn und ſingt mit Brackenburg.

Die Trommel gerühret!
Das Pfeifchen geſpielet!
Mein Liebſter gewaffnet
Dem Haufen befiehlt,
Die Lanze hoch führet,
Die Leute regieret.
Wie klopft mir das Herze!
Wie wallt mir das Blut!
O hätt' ich ein Wämslein,
Und Hoſen und Hut!

„Wo hast du das genommen?
Wie konnt' es zu dir kommen?
Wie aus dem Lebensplunder
Erwarbst du diesen Zunder?
Der Funken letzte Gluthen
Von frischem zu ermuthen."

Euch mög' es nicht bedünkeln
Es sey gemeines Fünkeln;
Auf ungemefsner Ferne,
Im Ocean der Sterne,
Mich hatt' ich nicht verloren,
Ich war wie neu geboren.

Von weifser Schaafe Wogen
Die Hügel überzogen,
Umsorgt von ernsten Hirten,
Die gern und schmal bewirthen.
So ruhig, liebe Leute,
Dafs jeder mich erfreute.

In schauerlichen Nächten,
Bedrohet von Gefechten,
Das Stöhnen der Cameele
Durchdrang das Ohr, die Seele,
Und derer die sie führen
Einbildung und Stolziren.

Und immer ging es weiter
Und immer ward es breiter
Und unser ganzes Ziehen
Es schien ein ewig Fliehen,
Blau, hinter Wüst' und Heere,
Der Streif erlogner Meere.

Keinen Reimer wird man finden
Der sich nicht den besten hielte,
Keinen Fiedler der nicht lieber
Eigne Melodieen spielte.

Und ich konnte sie nicht tadeln;
Wenn wir andern Ehre geben
Müssen wir uns selbst entadeln.
Lebt man denn wenn andre leben?

Und so fand ich's denn auch juste
In gewissen Antichambern,
Wo man nicht zu sondern wuſste
Mäusedreck von Koriandern.

Das Gewesne wollte hassen
Solche rüstige neue Besen,
Diese dann nicht gelten lassen
Was sonst Besen war gewesen.

Und wo sich die Völker trennen,
Gegenseitig im Verachten,
Keins von beyden wird bekennen
Dafs sie nach demselben trachten.

Und das grobe Selbstempfinden
Haben Leute hart gescholten,
Die am wenigsten verwinden,
Wenn die andern was gegolten.

Befindet sich einer heiter und gut,
Gleich will ihn der Nachbar peinigen;
So lang der Tüchtige lebt und thut,
Möchten sie ihn gerne steinigen.
Ist er hinterher aber todt,
Gleich sammeln sie grofse Spenden
Zu Ehren seiner Lebensnoth
Ein Denkmal zu vollenden,
Doch ihren Vortheil sollte dann
Die Menge wohl ermessen,
Gescheiter wär's den guten Mann
Auf immerdar vergessen.

Uebermacht, Ihr könnt es spüren,
Ist nicht aus der Welt zu bannen;
Mir gefällt zu conversiren
Mit Gescheiten, mit Tyrannen.

Da die dummen Eingeengten
Immerfort am stärksten pochten,
Und die Halben, die Beschränkten
Gar zu gern uns unterjochten;

Hab' ich mich für frey erkläret,
Von den Narren, von den Weisen,
Diese bleiben ungestöret,
Jene möchten sich zerreissen.

Denken in Gewalt und Liebe
Mufsten wir zuletzt uns gatten,
Machen mir die Sonne trübe
Und erhitzen mir den Schatten.

Hafis auch und Ulrich Hutten
Mufsten ganz bestimmt sich rüsten
Gegen braun' und blaue Kutten;
Meine gehn wie andre Christen.

„Aber nenn' uns doch die Feinde!"
Niemand soll sie unterscheiden:
Denn ich hab' in der Gemeinde
Schon genug daran zu leiden.

Wenn du auf dem Guten ruhst,
Nimmer werd' ich's tadeln,
Wenn du gar das Gute thust,
Sieh das soll dich adeln;
Hast du aber deinen Zaun
Um dein Gut gezogen,
Leb ich frey und lebe traun
Keineswegs betrogen.

Denn die Menschen sie sind gut,
Würden besser bleiben,
Sollte nicht wie's einer thut
Auch der Andre treiben.
Auf dem Weg da ists ein Wort,
Niemand wird's verdammen:
Wollen wir an Einen Ort,
Nun! wir gehn zusammen.

Vieles wird sich da und hie
Uns entgegen stellen.
In der Liebe mag man nie
Helfer und Gesellen,
Geld und Ehre hätte man
Gern allein zur Spende
Und der Wein, der treue Mann,
Der entzweyt am Ende.

Hat doch über solches Zeug
Hafis auch gesprochen,
Ueber manchen dummen Streich
Sich den Kopf zerbrochen,
Und ich seh nicht was es frommt
Aus der Welt zu laufen,
Maget du, wenn das Schlimmste kommt,
Aus einmal dich raufen.

Als wenn das auf Namen ruhte!
Was sich schweigend nur entfaltet.
Lieb' ich doch das schöne Gute
Wie es sich aus Gott gestaltet.

Jemand lieb' ich, das ist nöthig,
Niemand hafs' ich; soll ich hassen;
Auch dazu bin ich erbötig,
Hasse gleich in ganzen Massen.

Willst sie aber näher kennen,
Sieh auf's Rechte, sieh auf's Schlechte,
Was sie ganz fürtrefflich nennen
Ist wahrscheinlich nicht das Rechte.

Ich folgt' ihm zum Thor' aus
Mit muthigem Schritt,
Ging' durch die Provinzen,
Ging' überall mit.
Die Feinde schon weichen,
Wir schießen darein.
Welch Glück sonder Gleichen,
Ein Mannsbild zu seyn!

Brackenburg hat unter dem Singen Clärchen oft angesehen; zuletzt bleibt ihm die Stimme stocken, die Thränen kommen ihm in die Augen, er läßt den Strang fallen und geht an's Fenster. Clärchen singt das Lied allein aus, die Mutter winkt ihr halb unwillig, sie steht auf, geht einige Schritte nach ihm hin, kehrt halb unschlüssig wieder um, und setzt sich.

Mutter. Was gibt's auf der Gasse, Brackenburg? Ich höre marschiren.

Brackenburg. Es ist die Leibwache der Regentinn.

Clare. Um diese Stunde? was soll das bedeuten? Sie steht auf und geht an das Fenster zu Brackenburg. Das ist nicht die tägliche Wache,

Denn das Rechte zu ergreifen
Mufs man aus dem Grunde leben,
Und saalbadrisch auszuschweifen
Dünket mich ein seicht Bestreben.

Wohl! Herr Knitterer er kann sich
Mit Zersplitterer vereinen,
Und Verwitterer alsdann sich
Allenfalls der beste scheinen.

Dafs nur immer in Erneuung
Jeder täglich neues höre,
Und zugleich auch die Zerstreuung
Jeden in sich selbst zerstöre.

Dies der Landsmann wünscht und liebet,
Mag er Deutsch mag Teutsch sich schreiben,
Und das Lied nur heimlich piepet:
Also war es und wird bleiben.

Medschnun heifst — ich will nicht sagen
Dafs es grad' ein Toller heifse;
Doch ihr müfst mich nicht verklagen
Dafs ich mich als Medschnun preise.

Wenn die Brust, die redlich volle,
Sich entladet euch zu retten,
Ruft ihr nicht: das ist der Tolle!
Holet Stricke, schaffet Ketten!

Und wenn ihr zuletzt in Fesseln
Seht die Klügeren verschmachten,
Sengt es euch wie Feuernesseln
Das vergebens zu betrachten.

Hab' ich euch denn je gerathen
Wie ihr Kriege führen solltet?
Schalt ich euch nach euren Thaten
Wenn ihr Friede schliefsen wolltet?

Und so hab' ich auch den Fischer
Ruhig sehen Netze werfen,
Brauchte dem gewandten Tischer
Winkelmaas nicht einzuschärfen.

Aber ihr wollt' besser wissen
Was ich weifs, der ich bedachte
Was Natur, für mich beflissen,
Schon zu meinem Eigen machte.

Fühlt ihr euch dergleichen Stärke,
Nun, so fördert eure Sachen;
Seht ihr aber meine Werke,
Lernet erst: so wollt' er's machen.

Wanderers Gemüthsruhe.

Ueber's Niederträchtige
Niemand sich beklage;
Denn es ist das Mächtige,
Was man dir auch sage.

In dem Schlechten waltet es
Sich zu Hochgewinne,
Und mit Rechtem schaltet es
Ganz nach seinem Sinne.

Wandrer! — Gegen solche Noth
Wolltest du dich sträuben?
Wirbelwind und trocknen Koth
Lafs sie drehn und stäuben.

Wer wird von der Welt verlangen?
Was sie selbst vermißt und träumet,
Rückwärts oder seitwärts blickend
Stets den Tag des Tags versäumet.
Ihr Bemühn ist guter Wille,
Hinkt nur nach dem raschen Leben
Und was du vor Jahren brauchtest,
Möchte sie dir heute geben.

Glaubst du denn von Mund zu Ohr
Sey ein redlicher Gewinnst?
Ueberliefrung, o! du Thor!
Ist auch wohl ein Hirngespinnst.
Nun geht erst das Urtheil an.
Dich vermag aus Glaubensketten
Der Verstand allein zu retten,
Dem du schon Verzicht gethan.

Und wer franzet oder brittet,
Italiänert oder teutschet,
Einer will nur wie der andre
Was die Eigenliebe heischet.

Denn es ist kein Anerkennen,
Weder vieler, noch des einen,
Wenn es nicht am Tage fördert
Wo man selbst was möchte scheinen.

Morgen habe denn das Rechte
Seine Freunde wohlgesinnet,
Wenn nur heute noch das Schlechte
Vollen Platz und Gunst gewinnet.

Wer nicht von dreytausend Jahren
Sich weiſs Rechenschaft zu geben,
Bleib im Dunkeln unerfahren,
Mag von Tag zu Tage leben.

Aergert's jemand dafs es Gott gefallen
Mahomed zu gönnen Schutz und Glück,
Um den stärksten Balken seiner Hallen
Da befestig' er den derben Strick,
Knüpfe sich daran! das hält und trägt,
Er wird fühlen dafs sein Zorn sich legt.

Hikmet - Nameh.

Buch der Sprüche.

das ſind weit mehr! Faſt alle ihre Haufen. O Brackenburg, geht! hört einmal was es gibt? Es muß etwas Beſonderes ſeyn. Geht, guter Brackenburg, thut mir den Gefallen.

Brackenburg. Ich gehe! Ich bin gleich wieder da. Er reicht ihr abgehend die Hand; ſie gibt ihm die ihrige.

Mutter. Du ſchickſt ihn ſchon wieder weg!

Clare. Ich bin neugierig. Und auch verdenkt mir's nicht. Seine Gegenwart thut mir weh. Ich weiß immer nicht, wie ich mich gegen ihn betragen ſoll. Ich habe Unrecht gegen ihn, und mich nagt's am Herzen, daß er es ſo lebendig fühlt. — Kann ich's doch nicht ändern!

Mutter. Es iſt ein ſo treuer Burſche.

Clare. Ich kann's auch nicht laſſen, ich muß ihm freundlich begegnen. Meine Hand drückt ſich oft unverſehens zu, wenn die ſeine mich ſo leiſe, ſo liebevell anfaßt. Ich mache

Talismane werd' ich in dem Buch zerstreuen,
Das bewirkt ein Gleichgewicht.
Wer mit gläubiger Nadel sticht
Ueberall soll gutes Wort ihn freuen.

Vom heut'gen Tag, von heut'ger Nacht
Verlange nichts
Als was die gestrigen gebracht.

Wer geboren in bösten Tagen
Dem werden selbst die bösen behagen.

Wie etwas sey leicht
Weiſs der es erfunden und der es erreicht.

Das Meer fluthet immer,
Das Land behält es nimmer.

Was klagst du über Feinde?
Sollten solche je werden Freunde,
Denen das Wesen wie du bist
Im Stillen ein ewiger Vorwurf ist.

Dümmer ist nichts zu ertragen,
Als wenn Dumme sagen den Weisen:
Dafs sie sich in grofsen Tagen
Sollten bescheidentlich erweisen.

Wenn Gott so schlechter Nachbar wäre
Als ich bin und als du bist,
Wir hätten beyde wenig Ehre;
Der läfst einen jeden wie er ist.

Gesteht's! Die Dichter des Orients
Sind gröfser als wir des Occidents.
Worin wir sie aber völlig erreichen,
Das ist im Hafs auf unsres Gleichen.

Ueberall will jeder obenauf seyn,
Wie's eben in der Welt so geht.
Jeder sollte freylich grob seyn,
Aber nur in dem was er versteht.

Verschon uns Gott mit deinem Grimme!
Zaunkönige gewinnen Stimme.

Will der Neid sich doch zerreifsen,
Lafs ihn seinen Hunger speifsen.

Sich im Respect zu erhalten
Mufs man recht borstig seyn.
Alles jagt man mit Falken,
Nur nicht das wilde Schwein.

Was hilft's dem Pfaffen-Orden
Der mir den Weg verrannt?
Was nicht gerade erfafst worden
Wird auch schief nicht erkannt.

Einen Helden mit Lust preisen und nennen
Wird jeder der selbst als kühner stritt.
Des Menschen Werth kann niemand erkennen
Der nicht selbst Hitze und Kälte litt.

Gutes thu' rein aus des Guten Liebe,
Was du thust verbleibt dir nicht;
Und wenn es auch dir verbliebe,
Bleibt es deinen Kindern nicht.

Soll man dich nicht auf's schmälichste berauben,
Verbirg dein Gold, dein Weggehn, deinen Glauben.

Wie kommt's dafs man an jedem Orte
So viel Gutes, so viel Dummes hört?
Die Jüngsten wiederholen der Aeltesten Worte,
Und glauben dafs es ihnen angehört.

Lafs dich nur in keiner Zeit
Zum Widerspruch verleiten,
Weise fallen in Unwissenheit
Wenn sie mit Unwissenden streiten.

„Warum ist Wahrheit fern und weit?
Birgt sich hinab in tiefste Gründe?"

Niemand verstehet zur rechten Zeit! —
Wenn man zur rechten Zeit verstünde;
So wäre Wahrheit nah und breit,
Und wäre lieblich und gelinde.

Was willst du untersuchen
Wohin die Milde fliefst.
In's Wasser wirf deine Kuchen,
Wer weifs wer sie geniefst.

Als ich einmal eine Spinne erschlagen,
Dacht ich ob ich das wohl gesollt?
Hat Gott ihr doch wie mir gewollt
Einen Antheil an diesen Tagen!

„Dunkel ist die Nacht, bey Gott ist Lich
Warum hat er uns nicht auch so zugericht

Welch eine bunte Gemeinde!
An Gottes Tisch sitzen Freund und Feinde.

Ihr nennt mich einen kargen Mann;
Gebt mir was ich verprassen kann.

Soll ich dir die Gegend zeigen,
Mufst du erst das Dach besteigen.

Wer schweigt hat wenig zu sorgen,
Der Mensch bleibt unter der Zunge verborgen.

Ein Herre mit zwey Gesind
Er wird nicht wohl gepflegt.
Ein Haus worin zwey Weiber sind
Es wird nicht rein gefegt.

Ihr lieben Leute bleibt dabey
Und sagt nur: Autos epha!
Was sagt ihr lange Mann und Weib,
Adam, so heifsts, und Eva.

Wofür ich Allah höchlich danke?
Dafs er Leiden und Wissen getrennt.
Verzweifeln müfste jeder Kranke
Das Uebel kennend wie der Arzt es ken

Närrisch, dafs jeder in seinem Falle
Seine besondere Meynung preifst!
Wenn Islam Gott ergeben heifst,
Im Islam leben und sterben wir alle.

Wer auf die Welt kommt baut ein neues Haus,
Er geht und läfst es einem zweyten,
Der wird sich's anders zubereiten
Und niemand baut es aus.

Wer in mein Haus tritt der kann schelten
Was ich liefs viele Jahte gelten;
Vor der Thür aber müfst' er passen
Wenn ich ihn nicht wollte gelten lassen.

Herr! lafs dir gefallen
Dieses kleine Haus,
Gröfsre kann man bauen,
Mehr kommt nicht heraus.

Du bist auf immer geborgen,
Das nimmt dir niemand wieder:
Zwey Freunde, ohne Sorgen,
Weinbecher, Büchlein Lieder.

„Was brachte Lokman nicht hervor,
Den man den garst'gen hiefs!"
Die Süfsigkeit liegt nicht im Rohr,
Der Zucker der ist süfs.

Herrlich ist der Orient
Ueber's Mittelmeer gedrungen,
Nur wer Hafis liebt und kennt
Weifs was Calderon gesungen.

---

mir Vorwürfe, daß ich ihn betrüge, daß ich in ſeinem Herzen eine vergebliche Hoffnung nähre. Ich bin übel dran. Weiß Gott, ich betrüg' ihn nicht. Ich will nicht, daß er hoffen ſoll, und ich kann ihn doch nicht verzweifeln laſſen.

Mutter. Das iſt nicht gut.

Clare. Ich hatte ihn gern, und will ihm auch noch wohl in der Seele. Ich hätte ihn heirathen können, und glaube ich war nie in ihn verliebt.

Mutter. Glücklich wärſt du immer mit ihm geweſen.

Clare. Wäre verſorgt, und hätte ein ruhiges Leben.

Mutter. Und das iſt alles durch deine Schuld verſcherzt.

Clare. Ich bin in einer wunderlichen Lage. Wenn ich ſo nachdenke wie es gegangen iſt, weiß ich's wohl und weiß es nicht. Und dann darf ich Egmont nur wieder anſehen, wird mir alles ſehr begreiflich, ja wäre mir weit

---

„Was schmückst du die eine Hand denn nun
Weit mehr als ihr gebührte.“
Was sollte denn die linke thun,
Wenn sie die rechte nicht zierte?

Wenn man auch nach Mecca triebe
Christus Esel, würd' er nicht
Dadurch besser abgericht,
Sondern stets ein Esel bliebe.

Getretner Quark
Wird breit, nicht stark.

Schlägst du ihn aber mit Gewalt
In feste Form, er nimmt Gestalt.
Dergleichen Steine wirst du kennen,
Europäer Pisé sie nennen.

Betrübt euch nicht ihr guten Seelen!
Denn wer nicht fehlt weiſs wohl wenn andre fehlen;
Allein wer fehlt der ist erst recht daran,
Er weiſs nun deutlich wie sie wohl gethan.

Du hast gar vielen nicht gedankt
Die dir so manches Gute gegeben!
Darüber bin ich nicht erkrankt,
Ihre Gaben mir im Herzen leben.

Guten Ruf mufst du dir machen,
Unterscheiden wohl die Sachen,
Wer was weiter will verdirbt.

Die Flut der Leidenschaft sie stürmt vergebens
An's unbezwungne, feste Land. —
Sie wirft poetische Perlen an den Strand,
Und das ist schon Gewinn des Lebens.

Timur Nameh.

Buch des Timur.

Der Winter und Timur.

So umgab sie nun der Winter
Mit gewalt'gem Grimme. Streuend
Seinen Eishauch zwischen alle,
Hetzt er die verschiednen, Winde
Widerwärtig auf sie ein.
Ueber sie gab er Gewaltkraft
Seinen frostgespitzten Stürmen,
Stieg in Timurs Rath hernieder,
Schrie ihn drohend an und sprach so:
Leise, langsam, Unglücksel'ger!
Wandle du Tyrann des Unrechts;
Sollen länger noch die Herzen
Sengen, brennen deinen Flammen?
Bist du der verdammten Geister
Einer, wohl! ich bin der andre.

Du bist Greis, ich auch, erstarren
Machen wir so Land als Menschen.
Mars! Du bist's! ich bin Saturnus,
Uebelthätige Gestirne,
Im Verein die Schrecklichsten.
Tödest du die Seele, kältest
Du den Luftkreis; meine Lüfte
Sind noch kälter als du seyn kannst.
Quälen deine wilden Heere
Gläubige mit tausend Martern;
Wohl, in meinen Tagen soll sich,
Geb es Gott! was schlimmres finden.
Und bey Gott! Dir schenk' ich nichts
Hör' es Gott was ich dir biete!
Ja bey Gott! von Todeskälte
Nicht, o Greis, vertheid'gen soll dich
Breite Kohlenglut vom Heerde,
Keine Flamme des Decembers.

An Suleika.

Dir mit Wohlgeruch zu kosen,
Deine Freuden zu erhöhn,
Knospend müssen tausend Rosen
Erst in Gluten untergehn.

Um ein Fläschchen zu besitzen
Das den Ruch auf ewig hält,
Schlank wie deine Fingerspitzen,
Da bedarf es einer Welt.

Einer Welt von Lebenstrieben,
Die, in ihrer Fülle Drang,
Ahndeten schon Bulbuls Lieben,
Seelenregenden Gesang.

Sollte jene Quaal uns quälen?
Da sie unsre Lust vermehrt.
Hat nicht Myriaden Seelen
Timurs Herrschaft aufgezehrt!

Suleika Nameh.

Buch Suleika.

Ich gedachte in der Nacht
Daſs ich den Mond sähe im Schlaf:
Als ich aber erwachte
Ging unvermuthet die Sonne auf.

mehr begreiflich. Ach, was iſt's ein Mann! Alle Provinzen bethen ihn an, und ich in ſeinem Arm ſollte nicht das glücklichſte Geſchöpf von der Welt ſeyn?

Mutter. Wie wird's in der Zukunft werden?

Clare. Ach, ich frage nur ob er mich liebt; und ob er mich liebt? iſt das eine Frage?

Mutter. Man hat nichts als Herzensangſt mit ſeinen Kindern. Wie das ausgehen wird? Immer Sorge und Kummer! Es geht nicht gut aus! Du haſt dich unglücklich gemacht! mich unglücklich gemacht.

Clare gelaſſen. Ihr ließet es doch im Anfange.

Mutter. Leider war ich zu gut, bin immer zu gut.

Clare. Wenn Egmont vorbeyritt und ich an's Fenſter lief, ſchaltet ihr mich da? Tratet

Einladung.

Mufst nicht vor dem Tage fliehen:
Denn der Tag den du ereilest
Ist nicht besser als der heut'ge;
Aber wenn du froh verweilest
Wo ich mir die Welt beseit'ge,
Um die Welt an mich zu ziehen;
Bist du gleich mit mir geborgen,
Heut ist heute, morgen morgen,
Und was folgt und was vergangen
Reifst nicht hin und bleibt nicht hangen.
Bleibe du, mein Allerliebstes,
Denn du bringst es und du giebst es.

Dafs Suleika von Jussuff entzückt war
Ist keine Kunst,
Er war jung, Jugend hat Gunst,
Er war schön, sie sagen zum Entzücken,
Schön war sie, konnten einander beglücken.
Aber dafs du, die so lange mir erharrt war,
Feurige Jugendblicke mir schickst,
Jetzt mich liebst, mich später beglückst,
Das sollen meine Lieder preifsen
Sollst mir ewig Suleika heifsen.

Da du nun Suleika heifsest
Sollt ich auch benamset seyn,
Wenn du deinen Geliebten preisest,
Hatem! das soll der Name seyn.
Nur dafs man mich daran erkennet,
Keine Anmafsung soll es seyn.
Wer sich St. Georgenritter nennet
Denkt nicht gleich Sanct-Georg zu seyn.
Nicht Hatem Thai, nicht der Alles Gebende
Kann ich in meiner Armuth seyn,
Hatem Zograi nicht, der reichlichst Lebende
Von allen Dichtern, möcht' ich seyn.
Aber beyde doch im Auge zu haben
Es wird nicht ganz verwerflich seyn:
Zu nehmen, zu geben des Glückes Gaben
Wird immer ein grofs Vergnügen seyn.
Sich liebend an einander zu laben
Wird Paradieses Wonne seyn.

H a l o m.

Nicht Gelegenheit macht Diebe,
Sie ist selbst der gröfste Dieb,
Denn sie stahl den Rest der Liebe
Die mir noch im Herzen blieb.

Dir hat sie ihn übergeben
Meines Lebens Vollgewinn,
Dafs ich nun, verarmt, mein Leben
Nur von dir' gewärtig bin.

Doch ich fühle schon Erbarmen
Im Carfunkel deines Blicks
Und erfreu' in deinen Armen
Mich erneuerten Geschicks.

Suleika.

Hochbeglückt in deiner Liebe
Schelt ich nicht Gelegenheit,
Ward sie auch an dir zum Diebe
Wie mich solch ein Raub erfreut!

Und wozu denn auch berauben?
Gieb dich mir aus freyer Wahl,
Gar zu gerne möcht ich glauben —
Ja! ich bin's die dich bestahl.

Was so willig du gegeben
Bringt dir herrlichen Gewinn,
Meine Ruh, mein reiches Leben
Geb' ich freudig, nimm es hin.

Scherze nicht! Nichts von Verarmen!
Macht uns nicht die Liebe reich?
Halt ich dich in meinen Armen,
Jedem Glück ist meines gleich.

Der Liebende wird nicht irre gehn,
Wär's um ihn her auch noch so trübe.
Sollten Leila und Medschnun auferstehn,
Von mir erführen sie den Weg der Liebe.

Ist's möglich dafs ich Liebchen dich kose!
Vernehme der göttlichen Stimme Schall!
Unmöglich scheint immer die Rose,
Unbegreiflich die Nachtigall.

Suleika.

Als ich auf dem Euphrat schiffte,
Streifte sich der goldne Ring
Fingerab, in Wasserklüfte,
Den ich jüngst von dir empfing.

Also träumt' ich, Morgenröthe
Blitzt in's Auge durch den Baum,
Sag Poete, sag Prophete!
Was bedeutet dieser Traum?

Hatem.

Dies zu deuten bin erbötig!
Hab' ich dir nicht oft erzählt
Wie der Doge von Venedig
Mit dem Meere sich vermählt.

So von deinen Fingergliedern
Fiel der Ring dem Euphrat zu.
Ach zu tausend Himmelsliedern'
Süfser Traum begeisterst du!

Mich, der von den Indostanen
Streifte bis Damascus hin,
Um mit neuen Caravanen
Bis an's rothe Meer zu ziehn.

Mich vermählst du deinem Flusse,
Der Terrasse, diesem Hayn,
Hier soll bis zum letzten Kusse
Dir mein Geist gewidmet seyn.

Kenne wohl der Männer Blicke,
Einer sagt: ich liebe, leide!
Ich begehre, ja verzweifle!
Und was sonst ist kennt ein Mädchen.
Alles das kann mir nicht helfen,
Alles das kann mich nicht rühren;
Aber Hatem! deine Blicke
Geben erst dem Tage Glanz.
Denn sie sagen: Die gefällt mir,
Wie mir sonst nicht's mag gefallen.
Seh ich Rosen, seh ich Lilien,
Aller Gärten Zier und Ehre,
So Cypressen, Myrten, Veilchen,
Aufgeregt zum Schmuck der Erde.
Und geschmückt ist sie ein Wunder,
Mit Erstaunen uns umfangend,
Uns erquickend, heilend, segnend,
Daſs wir uns gesundet fühlen,

Wieder gern erkranken möchten.
Da erblicktest du Suleika
Und gesundetest erkrankend,
Und erkranketest gesundend,
Lächeltest und sahst herüber
Wie du nie der Welt gelächlet.
Und Suleika fühlt des Blickes
Ewge Rede: Die gefällt mir
Wie mir sonst nichts mag gefallen.

ihr nicht ſelbſt an's Fenſter? Wenn er herauf ſah, lächelte, nickte, mich grüßte; war es euch zuwider? Fandet ihr euch nicht ſelbſt in eurer Tochter geehrt?

Mutter. Mache mir noch Vorwürfe.

Clare gerührt. Wenn er nun öfter die Straße kam, und wir wohl fühlten, daß er um meinetwillen den Weg machte, bemerktet ihr's nicht ſelbſt mit heimlicher Freude? Rieft ihr mich ab, wenn ich hinter den Scheiben ſtand und ihn erwartete?

Mutter. Dachte ich, daß es ſo weit kommen ſollte?

Clare mit ſtockender Stimme und zurückgehaltenen Thränen. Und wie er uns Abends, in den Mantel eingehüllt, bey der Lampe überraſchte, wer war geſchäftig ihn zu empfangen, da ich auf meinem Stuhl wie angekettet und ſtaunend ſitzen blieb?

Gingo biloba.

Dieses Baum's Blatt, der von Osten
Meinem Garten anvertraut,
Giebt geheimen Sinn zu kosten,
Wie's den Wissenden erbaut.

Ist es Ein lebendig Wesen?
Das sich in sich selbst getrennt,
Sind es zwey? die sich erlesen,
Dafs man sie als eines kennt.

Solche Frage zu erwiedern
Fand ich wohl den rechten Sinn;
Fühlst du nicht an meinen Liedern
Dafs ich Eins und doppelt bin?

S u l e i k a.

Sag du hast wohl viel gedichtet?
Hin und her dein Lied gerichtet? —
Schöngeschrieben, deine Hand,
Prachtgebunden, goldgerändet,
Bis auf Punkt und Strich vollendet,
Zierlichlockend manchen Band.
Stets wo du sie hingewendet
War's gewifs ein Liebespfand.

Hatem.

Ja! von mächtig holden Blicken,
Wie von lächlendem Entzücken
Und von Zähnen blendend klar.
Moschusduftend Lockenschlangen,
Augenwimpern reizumhangen,
Tausendfältige Gefahr!
Denke nun wie von so langem
Prophezeyt Suleika war.

Suleika.

Die Sonne kommt! Ein Prachterscheinen!
Der Sichelmond umklammert sie.
Wer konnte solch ein Paar vereinen?
Dies Räthsel wie erklärt sich's? Wie?

Hatem.

Der Sultan konnt' es, er vermählte
Das allerhöchste Weltenpaar,
Um zu bezeichnen Auserwählte,
Die tapfersten der treuen Schaar.

Auch sey's ein Bild von unsrer Wonne!
Schon seh ich wieder mich und dich,
Du nennst mich, Liebchen, deine Sonne,
Komm, süfser Mond, umklammre mich!

Komm Liebchen, komm! umwinde mir d
Mütze
Aus deiner Hand nur ist der Tulbend schön.
Hat Abbas doch, auf Irans höchstem Sitze,
Sein Haupt nicht zierlicher umwinden sehn.

Ein Tulbend war das Band, das Alexandern
In Schleifen schön vom Haupte fiel
Und allen Folgeherrschern, jenen Andern,
Als Königszierde wohlgefiel.

Ein Tulbend ist's der unsern Kaiser schmück
Sie nennen's Krone. Name geht wohl hin!
Juweel und Perle! sey das Aug' entzücket!
Der schönste Schmuck ist stets der Mousselin.

Und diesen hier, ganz rein und silberstreifig
Umwinde Liebchen um die Stirn umher.
Was ist denn Hoheit? Mir ist sie geläufig!
Du schaust mich an, ich bin so grofs als Er.

Nur wenig ist's was ich verlange,
Weil eben alles mir gefällt,
Und dieses Wenige, wie lange,
Giebt mir gefällig schon die Welt!

Oft sitz' ich heiter in der Schenke
Und heiter im beschränkten Haus;
Allein so bald ich dein gedenke,
Dehnt sich mein Geist erobernd aus.

Dir sollten Timurs Reiche dienen,
Gehorchen sein gebietend Heer,
Badaschan zollte dir Rubinen,
Türkisse das Hyrkanische Meer.

Getrocknet honigsüfse Früchte
Von Bochara dem Sonnenland,
Und tausend liebliche Gedichte
Auf Seidenblatt von Samarkand.

Da solltest du mit Freude lesen
Was ich von Ormus dir verschrieb,
Und wie das ganze Handelswesen
Sich nur bewegte dir zu lieb.

Wie in dem Lande der Bramanen
Viel tausend Finger sich bemüht,
Dafs alle Pracht der Indostanen
Für dich auf Woll' und Seide blüht.

Ja zu Verherrlichung der Lieben
Giefsbäche Soumelpours durchwühlt,
Aus Erde, Grus, Gerill, Geschieben
Dir Diamanten ausgespült.

Wie Taucherschaar verwegner Männer
Der Perle Schatz dem Golf entriſs,
Darauf ein Divan scharfer Kenner
Sie dir zu reihen sich befliſs.

Wenn nun Bassora noch das Letzte,
Gewürz und Weyrauch beigethan,
Bringt alles was die Welt ergetzte
Die Caravane dir heran.

Doch alle diese Kaisergüter
Verwirrten doch zuletzt den Blick;
Und wahrhaft liebende Gemüther
Eins nur im andern fühlt sein Glück.

Hätt' ich irgend wohl Bedenken
Bochara und Samarcand,
Süfses Liebchen, dir zu schenken?
Dieser Städte Rausch und Tand.

Aber frag einmal den Kaiser,
Ob er dir die Städte giebt?
Er ist herrlicher und weiser;
Doch er weifs nicht wie man liebt.

Herrscher! zu dergleichen Gaben
Nimmermehr bestimmst du dich!
Solch ein Mädchen mufs man haben
Und ein Bettler seyn wie ich.

Die schön geschriebenen,
Herrlich umgüldeten,
Belächeltest du
Die anmafslichen Blätter,
Verziehst mein Prahlen
Von deiner Lieb' und meinem
Durch dich glücklichen Gelingen,
Verziehst anmuthigem Selbstlob.

Selbstlob! Nur dem Neide stinkt's,
Wohlgeruch Freunden
Und eignem Schmack!

Freude des Daseyns ist grofs,
Gröfser die Freud' am Daseyn.
Wenn du Suleika
Mich überschwänglich beglückst,
Deine Leidenschaft mir zuwirfst

Als wär's ein Ball,
Dafs ich ihn fange,
Dir zurückwerfe
Mein gewidmetes Ich;
Das ist ein Augenblick!
Und dann reifst mich von dir
Bald der Franke, bald der Armenier.

Aber Tage währt's,
Jahre dauert's, dafs ich neu erschaffe
Tausendfältig deiner Verschwendungen Fülle
Auftrösle die bunte Schnur meines Glücks,
Geklöpplet tausendfadig
Von dir, o Suleika.

Hier nun dagegen
Dichtrische Perlen,
Die mir deiner Leidenschaft
Gewaltige Brandung
Warf an des Lebens
Verödeten Strand aus.
Mit spitzen Fingern
Zierlich gelesen,

Mutter. Und konnte ich fürchten, daß dieſe unglückliche Liebe das kluge Clärchen ſo bald hinreißen würde? Ich muß es nun tragen, daß meine Tochter —

Clare mit ausbrechenden Thränen. Mutter! Ihr wollt's nun! Ihr habt eure Freude, mich zu ängſtigen.

Mutter weinend. Weine noch gar! mache mich noch elender durch deine Betrübniß. Iſt mir's nicht Kummer genug, daß meine einzige Tochter ein verworfenes Geſchöpf iſt?

Clare aufſtehend und kalt. Verworfen! Egmonts Geliebte, verworfen? — Welche Fürſtinn neidete nicht das arme Clärchen um den Platz an ſeinem Herzen! O Mutter — meine Mutter, ſo redetet ihr ſonſt nicht. Liebe Mutter, ſeyd gut! — Das Volk was das denkt, die Nachbarinnen was die murmeln — Dieſe Stube, dieſes kleine Haus iſt ein Himmel, ſeit Egmonts Liebe drin wohnt.

Durchreiht mit juwelenem
Goldschmuck.
Nimm sie an deinen Hals,
An deinen Busen!
Die Regentropfen Allahs,
Gereift in bescheidener Muschel.

Lieb' um Liebe, Stund' um Stunde,
Wort um Wort und Blick um Blick;
Kuſs um Kuſs, vom treusten Munde,
Hauch um Hauch und Glück um Glück.
So am Abend, so am Morgen!
Doch du fühlst an meinen Liedern
Immer noch geheime Sorgen;
Jussufs Reize möcht' ich borgen
Deine Schönheit zu erwiedern.

Suleika.

Volk und Knecht und Ueberwinder
Sie gestehn, zu jeder Zeit,
Höchstes Glück der Erdenkinder
Sey nur die Persönlichkeit.

Jedes Leben sey zu führen,
Wenn man sich nicht selbst vermifst;
Alles könne man verlieren,
Wenn man bliebe was man ist.

Hatem.

Kann wohl seyn! so wird gemeynet;
Doch ich bin auf andrer Spur,
Alles Erdenglück vereinet
Find' ich in Suleika nur.

Wie sie sich an mich verschwendet,
Bin ich mir ein werthes Ich;
Hätte sie sich weggewendet,
Augenblicks verlör ich mich.

Nun, mit Hatem wär's zu Ende;
Doch schon hab' ich umgelost,
Ich verkörpre mich behende
In den Holden den sie kost.

Wollte, wo nicht gar ein Rabbi,
Das will mir so recht nicht ein;
Doch Ferdusi, Motanabbi,
Allenfalls der Kaiser seyn.

H a t e m.

Wie des Goldschmieds Bazarlädchen
Vielgefärbt, geschliffne Lichter,
So umgeben hübsche Mädchen
Den beynah ergrauten Dichter.

Mädchen.

Singst du schon Suleika wieder!
Diese können wir nicht leiden,
Nicht um dich — um deine Lieder
Wollen, müssen wir sie neiden.

Denn wenn sie auch garstig wäre
Machtst du sie zum schönsten Wesen,
Und so haben wir von Dschemil
Und Boteinah viel gelesen.

Aber eben weil wir hübsch sind
Möchten wir auch gern gemalt seyn,
Und, wenn du es billig machest,
Sollst du auch recht hübsch bezahlt seyn.

Hatem.

Bräunchen komm! Es wird schon gehen.
Zöpfe, Kämme grofs und kleine,
Zieren Köpfchens nette Reine
Wie die Kuppel ziert Moscheen.

Du Blondinchen bist so zierlich,
Aller Weis' und Weg' so nette,
Man gedenkt nicht ungebührlich
Also gleich der Minarette.

Du dahinten hast der Augen
Zweyerley, du kannst die beyden,
Einzeln, nach Belieben brauchen.
Doch ich sollte dich vermeiden.

Leichtgedrückt die Augenlieder
Eines, die den Stern bewhelmen
Deutet auf den Schelm der Schelmen,
Doch das andre schaut so bieder.

Dies, wenn jen's verwundend angelt,
Heilend, nährend wird sich's weisen.
Niemand kann ich glücklich preisen
Der des Doppelblicks ermangelt.

Und so könnt' ich alle loben
Und so könnt' ich alle lieben:
Denn so wie ich euch erhoben
War die Herrin mit beschrieben.

Mädchen.

Dichter will so gerne Knecht seyn,
Weil die Herrschaft draus entspringet;
Doch vor allem sollt' ihm recht seyn,
Wenn das Liebchen selber singet.

Ist sie denn des Liedes mächtig?
Wie's auf unsern Lippen waltet:
Denn es macht sie gar verdächtig
Dafs sie im Verborgnen schaltet.

Hatem.

Nun wer weifs was sie erfüllet!
Kennt ihr solcher Tiefe Grund?
Selbstgefühltes Lied entquillet,
Selbstgedichtetes dem Mund.

Von euch Dichterinnen allen
Ist ihr eben keine gleich:
Denn sie singt mir zu gefallen,
Und ihr singt und liebt nur euch.

Mädchen.

Merke wohl, du hast uns eine
Jener Huris vorgeheuchelt!
Mag schon seyn, wenn es nur keine
Sich auf dieser Erde schmeichelt.

Hatem.

Locken! haltet mich gefangen
In dem Kreise des Gesichts!
Euch geliebten braunen Schlangen
Zu erwiedern hab' ich nichts.

Nur dies Herz es ist von Dauer,
Schwillt in jugendlichstem Flor;
Unter Schnee und Nebelschauer
Rast ein Aetna dir hervor.

Du beschämst wie Morgenröthe
Jener Gipfel ernste Wand,
Und noch einmal fühlet Hatem
Frühlingshauch und Sommerbrand.

Schenke her! Noch eine Flasche!
Diesen Becher bring ich Ihr!
Findet sie ein Häufchen Asche,
Sagt sie: der verbrannte mir.

Suleika.

Nimmer will ich dich verlieren!
Liebe giebt der Liebe Kraft.
Magst du meine Jugend zieren
Mit gewaltiger Leidenschaft.
Ach! wie schmeichelt's meinem Triebe,
Wenn man meinen Dichter preist:
Denn das Leben ist die Liebe,
Und des Lebens Leben Geist.

Mutter. Man muß ihm hold seyn! das ist wahr. Er ist immer so freundlich, frey und offen.

Clare. Es ist keine falsche Ader an ihm. Seht, Mutter, und er ist doch der große Egmont. Und wenn er zu mir kommt, wie er so lieb ist, so gut! wie er mir seinen Stand, seine Tapferkeit gerne verbürgt! wie er um mich besorgt ist! so nur Mensch, nur Freund, nur Liebster.

Mutter. Kommt er wohl heute?

Clare. Habt ihr mich nicht oft an's Fenster gehen sehn? Habt ihr nicht bemerkt, wie ich horche, wenn's an der Thüre rauscht? — Ob ich schon weiß, daß er vor Nacht nicht kommt, vermuth' ich ihn doch jeden Augenblick, von Morgens an, wenn ich aufstehe. Wär' ich nur ein Bube und könnte immer mit ihm gehen, zu Hofe und überall hin! Könnt' ihm die Fahne nachtragen in der Schlacht! —

Laſs deinen ſüſsen Rubinenmund
Zudringlichkeiten nicht verfluchen,
Was hat Liebesschmerz andern Grund
Als seine Heilung zu suchen.

Bist du von deiner Geliebten getrennt
Wie Orient vom Occident,
Das Herz durch alle Wüste rennt,
Es giebt sich überall selbst das Geleit.
Für Liebende ist Bagdad nicht weit.

O! dafs der Sinnen doch so viele sind!
Verwirrung bringen sie in's Glück herein.
Wenn ich dich sehe wünsch' ich taub zu seyn,
Wenn ich dich höre blind.

Auch in der Ferne dir so nah!
Und unerwartet kommt die Qual.
Da hör' ich wieder dich einmal,
Auf einmal bist du wieder da!

Wie sollt' ich heiter bleiben
Entfernt von Tag und Licht?
Nun aber will ich schreiben
Und trinken mag ich nicht.

Wenn sie mich an sich lochte
War Rede nicht im Brauch,
Und wie die Zunge stockte
So stockt die Feder auch.

Nur zu! geliebter Schenke,
Den Becher fülle still.
Ich sage nur: Gedenke!
Schon weifs man was ich will.

Wenn ich dein gedenke,
Fragt mich gleich der Schenke:
Herr! Warum so still?
Da von deinen Lehren
Immer weiter hören
Saki gerne will.

Wenn ich mich vergesse
Unter der Cypresse
Hält er nichts davon,
Und im stillen Kreise
Bin ich doch so weise,
Klug wie Salomon.

An vollen Büschelzweigen,
Geliebte, sieh' nur hin!
Laſs dir die Früchte zeigen
Umschalet stachlig grün.

Sie hängen längst geballet,
Still, unbekannt mit sich,
Ein Ast der schaukelnd wallet
Wiegt sie geduldiglich.

Doch immer reift von Innen
Und schwillt der braune Kern,
Er möchte Luft gewinnen
Und säh die Sonne gern.

Die Schale platzt und nieder
Macht er sich freudig los;
So fallen meine Lieder
Gehäuft in deinen Schoos.

Suleika.

An des lust'gen Brunnens Rand
Der in Wasserfäden spielt
Wußt ich nicht was fest mich hielt;
Doch da war von deiner Hand
Meine Chiffer leis' gezogen,
Nieder blickt' ich dir gewogen.

Hier am Ende des Canals
Der gereihten Hauptallee
Blick' ich wieder in die Höh,
Und da seh' ich abermals
Meine Lettern fein gezogen.
Bleibe! bleibe mir gewogen!

Hatem.

Möge Wasser springend, wallend,
Die Cypressen dir gestehn:
Von Suleika zu Suleika
Ist mein Kommen und mein Gehn.

Suleika.

Kaum dafs ich dich wieder habe
Dich mit Kufs und Liedern labe,
Bist du still in dich gekehret;
Was beengt? und drückt und störet?

Hatem.

Ach, Suleika, soll ich's sagen?
Statt zu loben möcht' ich klagen!
Sangest sonst nur meine Lieder,
Immer neu und immer wieder.

Sollte wohl auch diese loben,
Doch sie sind nur eingeschoben;
Nicht von Hafis, nicht Nisami,
Nicht Saadi, nicht von Dschami.

Kenn' ich doch der Väter Menge,
Sylb' um Sylbe, Klang um Klänge,
Im Gedächtnifs unverloren;
Diese da sind neu geboren.

Gestern wurden sie gedichtet.
Sag hast du dich neu verpflichtet?
Hauchest du so froh-verwegen
Fremden Athem mir entgegen!

Der dich eben so belebet,
Eben so in Liebe schwebet,
Lockend, ladend zum Vereine
So harmonisch als der meine.

Suleika.

War Hatem lange doch entfernt,
Das Mädchen hatte was gelernt,
Von ihm war sie so schön gelobt,
Da hat die Trennung sich erprobt.
Wohl dafs sie dir nicht fremde scheinen;
Sie sind Suleika's, sind die deinen!

Behramgur, sagt man, hat den Reim erfunden,
Er sprach entzückt aus reiner Seele Drang;
Dilara schnell, die Freundinn seiner Stunden,
Erwiederte mit gleichem Wort und Klang.

Und so, Geliebte! warst du mir beschieden
Des Reims zu finden holden Lustgebrauch,
Daſs auch Behramgur ich, den Sassaniden,
Nicht mehr beneiden darf: mir ward es auch.

Hast mir dieſs Buch geweckt, du hast's gegeben:
Denn was ich froh, aus vollem Herzen, sprach,
Das klang zurück aus deinem holden Leben,
Wie Blick dem Blick, so Reim dem Reime nach.

Nun tön' es fort zu dir, auch aus der Ferne
Das Wort erreicht, und schwände Ton und Schall.
Ist's nicht der Mantel noch gestirnter Sterne?
Ist's nicht der Liebe hochverklärtes All?

Deinem Blick mich zu bequemen,
Deinem Munde, deiner Brust,
Deine Stimme zu vernehmen
War die letzt' und erste Lust.

Gestern, Ach! war sie die letzte,
Dann verlosch mir Leucht' und Feuer,
Jeder Scherz der mich ergetzte
Wird nun schuldenschwer und theuer.

Eh es Allah nicht gefällt
Uns aufs neue zu vereinen,
Giebt mir Sonne, Mond und Welt
Nur Gelegenheit zum Weinen.

Mutter. Du warſt immer ſo ein Springinsfeld; als ein kleines Kind ſchon, bald toll, bald nachdenklich. Zieht du dich nicht ein wenig beſſer an?

Clare. Vielleicht, Mutter! Wenn ich Langeweile habe. — Geſtern, denkt, gingen von ſeinen Leuten vorbey und ſangen Loblieder auf ihn. Wenigſtens war ſein Nahme in den Liedern; das übrige konnt' ich nicht verſtehn. Das Herz ſchlug mir bis an den Hals — Ich hätte ſie gern zurückgerufen, wenn ich mich nicht geſchämt hätte.

Mutter. Nimm dich in Acht! Dein heftiges Weſen verdirbt noch alles; du verräthſt dich offenbar vor den Leuten. Wie neulich bey dem Vetter, wie du den Holzſchnitt und die Beſchreibung fandſt und mit einem Schrey rieſſt: Graf Egmont! — Ich ward feuerroth.

Clare. Hätt' ich nicht ſchreyen ſollen? Es war die Schlacht bey Gravelingen, und ich finde oben im Bilde den Buchſtaben C. und

Sulejka.

Was bedeutet die Bewegung?
Bringt der Ost mir frohe Kunde?
Seiner Schwingen frische Regung
Kühlt des Herzens tiefe Wunde.

Kosend spielt er mit dem Staube,
Jagt ihn auf in leichten Wölkchen,
Treibt zur sichern Rebenlaube
Der Insecten frohes Völkchen.

Lindert sanft der Sonne Glühen,
Kühlt auch mir die heifsen Wangen,
Küfst die Reben noch im Fliehen,
Die auf Feld und Hügel prangen.

Und mir bringt sein leises Flüstern
Von dem Freunde tausend Grüfse;
Eh noch diese Hügel düstern
Grüfsen mich wohl tausend Küsse.

Und so kannst du weiter ziehen!
Diene Freunden und Betrübten.
Dort wo hohe Mauern glühen
Find' ich bald den Vielgeliebten.

Ach! die wahre Herzenskunde,
Liebeshauch, erfrischtes Leben
Wird mir nur aus seinem Munde,
Kann mir nur sein Athem geben.

Hochbild.

Die Sonne, Helios der Griechen,
Fährt prächtig auf der Himmelsbahn,
Gewifs das Weltall zu besiegen
Blickt er umher, hinab, hinan.

Er sieht die schönste Göttinn weinen,
Die Wolkentochter, Himmelskind,
Ihr scheint er nur allein zu scheinen,
Für alle heitre Räume blind

Versenkt er sich in Schmerz und Schauer
Und häufiger quillt ihr Thränenguſs;
Er sendet Lust in ihre Trauer
Und jeder Perle Kuſs auf Kuſs.

Nun fühlt sie tief des Blicks Gewalten,
Und unverwandt schaut sie hinauf,
Die Perlen wollen sich gestalten:
Denn jede nahm sein Bildniſs auf.

Und so, umkränzt von Farb' und Bogen,
Erheitert leuchtet ihr Gesicht,
Entgegen kommt er ihr gezogen,
Doch er! doch ach! erreicht sie nicht.

So, nach des Schicksals hartem Loose,
Weichst du mir Lieblichste davon,
Und wär' ich Helios der grofse
Was nützte mir der Wagenthron?

Nachklang.

Es klingt so prächtig, wenn der Dichter
Der Sonne bald, dem Kaiser sich vergleicht;
Doch er verbirgt die traurigen Gesichter,
Wenn er in düstren Nächten schleicht.

Von Wolken streifenhaft befangen
Versank zu Nacht des Himmels reinstes Blau;
Vermagert bleich sind meine Wangen
Und meine Herzenstbränen grau.

Lafs mich nicht so der Nacht dem Schmerze,
Du allerliebstes, du mein Mondgesicht!
O du mein Phosphor, meine Kerze,
Du meine Sonne, du mein Licht.

S u l e i k a.

Ach! um deine feuchten Schwingen,
West, wie sehr ich dich beneide:
Denn du kannst ihm Kunde bringen
Was ich in der Trennung leide.

Die Bewegung deiner Flügel
Weckt im Busen stilles Sehnen,
Blumen, Augen, Wald und Hügel
Stehn bey deinem Hauch in Thränen.

Doch dein mildes sanftes Wehen
Kühlt die wunden Augenlieder;
Ach für Leid müßt' ich vergehen,
Hofft' ich nicht zu sehn ihn wieder.

Eile denn zu meinem Lieben,
Spreche sanft zu seinem Herzen;
Doch vermeid' ihn zu betrüben
Und verbirg ihm meine Schmerzen.

Sag ihm, aber sag's bescheiden:
Seine Liebe sey mein Leben,
Freudiges Gefühl von beyden
Wird mir seine Nähe geben.

Wiederfinden.

Ist es möglich, Stern der Sterne,
Drück' ich wieder dich ans Herz!
Ach! was ist die Nacht der Ferne
Für ein Abgrund, für ein Schmerz.
Ja du bist es! meiner Freuden
Süßer, lieber Widerpart;
Eingedenk vergangner Leiden
Schaudr' ich vor der Gegenwart.

Als die Welt im tiefsten Grunde
Lag an Gottes ew'ger Brust,
Ordnet' er die erste Stunde
Mit erhabner Schöpfungslust,
Und er sprach das Wort: Es werde!
Da erklang ein schmerzlich Ach!
Als das All, mit Machtgebärde,
In die Wirklichkeiten brach.

Auf that sich das Licht! sich trennte
Scheu die Finsterniſs von ihm,
Und sogleich die Elemente
Scheidend auseinander fliehn.
Rasch, in wilden wüsten Träumen,
Jedes nach der Weite rang,
Starr, in ungemeſsnen Räumen,
Ohne Sehnsucht, ohne Klang.

Stumm war alles, still und öde,
Einsam Gott zum erstenmal!
Da erschuf er Morgenröthe,
Die erbarmte sich der Quaal;
Sie entwickelte dem Trüben
Ein erklingend Farbenspiel
Und nun konnte wieder lieben
Was erst auseinander fiel.

Und mit eiligem Bestreben
Sucht sich was sich angehört,
Und zu ungemeſsnem Leben
Ist Gefühl und Blick gekehrt.

Sey's Ergreifen, sey es Raffen,
Wenn es nur sich faßt und hält!
Allah braucht nicht mehr zu schaffen,
Wir erschaffen seine Welt.

So, mit morgenrothen Flügeln
Riß es mich an deinen Mund,
Und die Nacht mit tausend Siegeln
Kräftigt sternenhell den Bund.
Beyde sind wir auf der Erde
Musterhaft in Freud und Quaal
Und ein zweytes Wort: Es werde!
Trennt uns nicht zum zweytenmal.

ſuche unten in der Beſchreibung C. Steht da: „Graf Egmont, dem das Pferd unter dem Leibe todt geſchoſſen wird.“ Mich überlief's — und hernach mußt' ich lachen über den holzgeſchnitzten Egmont, der ſo groß war als der Thurm von Gravelingen gleich dabey und die Engliſchen Schiffe an der Seite. — Wenn ich mich manchmal erinnere, wie ich mir ſonſt eine Schlacht vorgeſtellt, und was ich mir als Mädchen für ein Bild vom Grafen Egmont machte, wenn ſie von ihm erzählten, und von allen Grafen und Fürſten — und wie mir's jetzt iſt!

Brackenburg kommt.

Clare. Wie ſteht's?

Brackenburg. Man weiß nichts Gewiſſes. In Flandern ſoll neuerdings ein Tumult entſtanden ſeyn; die Regentinn ſoll beſorgen, er möchte ſich hierher verbreiten. Das Schloß iſt ſtark beſetzt, die Bürger ſind zahlreich an den Thoren, das Volk ſummt in den Gaſſen. — Ich will nur ſchnell zu meinem alten Vater.

Als wenn' er gehen.

Vollmondnacht.

Herrinn! sag was heifst das Flüstern?
Was bewegt dir leis' die Lippen?
Lispelst immer vor dich hin,
Lieblicher als Weines Nippen!
Denkst du deinen Mundgeschwistern
Noch ein Pärchen herzuziehn?

Ich will küssen! Küssen! sagt' ich.

Schau! Im zweifelhaften Dunkel
Glühen blühend alle Zweige,
Nieder spielet Stern auf Stern,
Und, smaragden, durchs Gesträuche
Tausendfältiger Karfunkel;
Doch dein Geist ist allem fern.

Ich will küssen! Küssen! sagt' ich.

Dein Geliebter, fern, erprobet
Gleicherweis im Sauersüßen,
Fühlt ein unglückseel'ges Glück.
Euch im Vollmond zu begrüßen
Habt ihr heilig angelobet,
Dieses ist der Augenblick.

Ich will küssen! Küssen! sag' ich.

Geheimschrift.

Laſst euch, o Diplomaten!
Recht angelegen ſeyn,
Und eure Potentaten
Berathet rein und fein.
Geheimer Chiffern Sendung
Beſchäftige die Welt,
Bis endlich jede Wendung
Sich ſelbst in's Gleiche ſtellt.

Mir von der Herrinn ſüſse
Die Chiffer ist zur Hand,
Woran ich schon genieſse,
Weil sie die Kunst erfand.
Es ist die Liebesfülle
Im lieblichsten Revier,
Der holde, treue Wille
Wie zwischen mir und ihr.

Von abertausend Blüten
Ist es ein bunter Strauſs,
Von englischen Gemüthen
Ein vollbewohntes Haus;
Von buntesten Gefiedern
Der Himmel übersä't,
Ein klingend Meer von Liedern
Geruchvoll überweht.

Ist unbedingten Strebens
Geheime Doppelschrift,
Die in das Mark des Lebens
Wie Pfeil um Pfeile trifft.
Was ich euch offenbaret
War längst ein frommer Brauch,
Und wenn ihr es gewahret,
So schweigt und nutzt es auch.

A b g l a n z.

Ein Spiegel er ist mir geworden,
Ich sehe so gerne hinein,
Als hinge des Kaysers Orden
An mir mit Doppelschein;
Nicht etwa selbstgefällig
Such' ich mich überall;
Ich bin so gerne gesellig
Und das ist hier der Fall.

Wenn ich nun vorm Spiegel stehe,
Im stillen Wittwerhaus,
Gleich guckt, eh' ich mich versehe,
Das Liebchen mit heraus.
Schnell kehr' ich mich um, und wieder
Verschwand sie die ich sah,
Dann blick ich in meine Lieder,
Gleich ist sie wieder da.

Die schreib' ich immer schöner
Und mehr nach meinem Sinn,
Trotz Krittler und Verhöhner,
Zu täglichem Gewinn.
Ihr Bild in reichen Schranken
Verherrlichet sich nur,
In goldnen Rosenranken
Und Rähmchen von Lasur.

S u l e i k a.

Wie! Mit innigstem Behagen,
Lied, empfind' ich deinen Sinn!
Liebevoll, du scheinst zu sagen:
Dafs ich ihm zur Seite bin.

Dafs Er ewig mein gedenket,
Seiner Liebe Seligkeit
Immerdar der Fernen schenket,
Die ein Leben ihm geweiht.

Ja! mein Herz, es ist der Spiegel,
Freund! worinn du dich erblickt,
Diese Brust, wo deine Siegel
Kufs auf Kufs hereingedrückt.

Süfses Dichten, lautre Wahrheit
Fesselt mich in Sympathie!
Rein verkörpert Liebesklarheit,
Im Gewand der Poesie.

Die Welt durchaus ist lieblich anzuschaue
Vorzüglich aber schön die Welt der Dichter,
Auf bunten, hellen oder silbergrauen
Gefilden, Tag und Nacht, erglänzen Lichter
Heut ist mir alles herrlich, wenn's nur blieb
Ich sehe heut durchs Augenglas der Liebe.

In tausend Formen magst du dich verstecken,
Doch, Allerliebste, gleich erkenn' ich dich,
Du magst mit Zauberschleyern dich bedecken,
Allgegenwärtige, gleich erkenn' ich dich.

An der Cypresse reinstem, jungen Streben,
Allschöngewachsne, gleich erkenn' ich dich,
In des Canales reinem Wellenleben,
Allschmeichelhafte, wohl erkenn' ich dich.

Wenn steigend sich der Wasserstrahl entfaltet,
Allspielende, wie froh erkenn' ich dich.
Wenn Wolke sich gestaltend umgestaltet,
Allmannigfaltige, dort erkenn' ich dich.

An des geblümten Schleyers Wiesenteppich,
Allbuntbesternte, schön erkenn' ich dich.
Und greift umher ein tausendarmger Eppich,
O! Allumklammernde, da kenn' ich dich.

Wenn am Gebirg der Morgen sich entzünde
Gleich, Allerheiternde, begrüfs' ich dich,
Dann über mir der Himmel rein sich ründet,
Allherzerweiternde, dann athm' ich dich.

Was ich mit äufserm Sinn, mit innerm kenn
Du Allbelehrende, kenn' ich durch dich.
Und wenn ich Allahs Namenhundert nenne,
Mit jedem klingt ein Name nach für dich.

Clare. Sieht man euch morgen. Ich will mich ein wenig anziehen. Der Vetter kommt, und ich sehe gar zu liederlich aus. Helft mir einen Augenblick, Mutter. — Nehmt das Buch mit, Brackenburg, und bringt mir wieder so eine Historie.

Mutter. Lebt wohl.

Brackenburg seine Hand reichend. Eure Hand!

Clare ihre Hand versagend. Wenn ihr wieder kommt. Mutter und Tochter ab.

Brackenburg allein. Ich hatte mir vorgenommen, grade wieder fort zu gehn; und da sie es dafür aufnimmt und mich gehen läßt, möcht' ich rasend werden. — Unglücklicher! und dich rührt deines Vaterlandes Geschick nicht? der wachsende Tumult nicht? — und gleich ist dir Landsmann oder Spanier, und wer regiert und wer Recht hat? — War ich doch ein andrer Junge als Schulknabe! — Wenn da ein Exercitium aufgegeben war: „Brutus Rede

Saki Nameh.

Das Schenkenbuch.

Ja, in der Schenke hab' ich auch gesessen,
Mir ward wie andern zugemessen,
Sie schwatzten, schrieen, händelten von heut,
So froh und traurig wie's der Tag gebeut;
Ich aber sass, im Innersten erfreut,
An meine Liebste dacht' ich — wie sie liebt?
Das weiss ich nicht; was aber mich bedrängt!
Ich liebe sie wie es ein Busen giebt
Der treu sich Einer gab und knechtisch hängt.
Wo war das Pergament, der Griffel wo?
Die alles fassten! — doch so wars! ja so!

Sitz' ich allein,
Wo kann ich besser seyn?
Meinen Wein
Trink' ich allein,
Niemand setzt mir Schranken,
Ich hab' so meine eigne Gedanken.

So weit bracht' es Muley, der Dieb,
Dafs er trunken schöne Lettern schrieb.

Ob der Koran von Ewigkeit sey?
Darnach frag' ich nicht!
Ob der Koran geschaffen sey?
Das weifs ich nicht!
Dafs er das Buch der Bücher sey
Glaub' ich aus Mosleminen-Pflicht.
Dafs aber der Wein von Ewigkeit sey
Daran zweifl' ich nicht.
Oder dafs er vor den Engeln geschaffen sey
Ist vielleicht auch kein Gedicht.
Der Trinkende, wie es auch immer sey,
Blickt Gott frischer ins Angesicht.

Trunken müssen wir alle seyn!
Jugend ist Trunkenheit ohne Wein;
Trinkt sich das Alter wieder zu Jugend,
So ist es wundervolle Tugend.
Für Sorgen sorgt das liebe Leben
Und Sorgenbrecher sind die Reben.

Da wird nicht mehr nachgefragt!
Wein ist ernstlich untersagt.
Soll denn doch getrunken seyn,
Trinke nur vom besten Wein:
Doppelt wärest du ein Ketzer
In Verdammniſs um den Krätzer.

So lang' man nüchtern ist
Gefällt das Schlechte,
Wie man getrunken hat
Weifs man das Rechte,
Nur ist das Uebermaafs
Auch gleich zu handen;
Hafis! o lehre mich
Wie du's verstanden.

Denn meine Meinung ist
Nicht übertrieben:
Wenn man nicht trinken kann
Soll man nicht lieben;
Doch sollt ihr Trinker euch
Nicht besser dünken,
Wenn man nicht lieben kann
Soll man nicht trinken.

Sulcika.

Warum du nur oft so unhold bist?

Hatem.

Du weifst dafs der Leib ein Kerker ist,
Die Seele hat man hinein betrogen,
Da hat sie nicht freye Ellebogen.
Will sie sich da- und dorthin retten:
Schnürt man den Kerker selbst in Ketten,
Da ist das Liebchen doppelt gefährdet,
Defshalb sie sich oft so seltsam gebärdet.

Wenn der Körper ein Kerker ist,
Warum nur der Kerker so durstig ist?
Seele befindet sich wohl darinnen
Und bliebe gern vergnügt bey Sinnen;
Nun aber soll eine Flasche Wein
Frisch eine nach der andern herein.
Seele will's nicht länger tragen,
Sie an der Thüre in Stücke schlagen.

Dem Kellner.

Setze mir nicht, du Grobian,
Mir den Krug so derb vor die Nase!
Wer mir Wein bringt sehe mich freundlich an,
Sonst trübt sich der Eifer im Glase.

Dem Schenken.

Du zierlicher Knabe, du komm herein,
Was stehst du denn da auf der Schwelle?
Du sollst mir künftig der Schenke seyn,
Jeder Wein ist schmackhaft und helle.

für die Freyheit, zur Übung der Redekunſt;“ da war doch immer Fritz der Erſte, und der Rector ſagte: wenn's nur ordentlicher wäre, nur nicht alles ſo über einander geſtolpert. — Damals kocht' es und trieb! — Jetzt ſchleppt' ich mich an den Augen des Mädchens ſo hin. Kann ich ſie doch nicht laſſen! Kann ſie mich doch nicht lieben! — Ach — Nein — Sie — Sie kann mich nicht ganz verworfen haben — — Nicht ganz — und halb und nichts! — Ich duld' es nicht länger! — — Sollte es wahr ſeyn, was mir ein Freund neulich in's Ohr ſagte? daß ſie Nachts einen Mann heimlich zu ſich einläßt, da ſie mich züchtig immer vor Abend aus dem Hauſe treibt. Nein, es iſt nicht wahr, es iſt eine Lüge, eine ſchändliche verläumderiſche Lüge! Clärchen iſt ſo unſchuldig als ich unglücklich bin. — Sie hat mich verworfen, hat mich von ihrem Herzen geſtoßen — — Und ich ſoll ſo fort leben? Ich duld', ich duld' es nicht. — — Schon wird mein Vaterland von innerm Zwiſte heftiger be-

Schenke spricht.

Du, mit deinen braunen Locken,
Geh' mir weg verschmitzte Dirne!
Schenk' ich meinem Herrn zu Danke,
Nun so küfst er mir die Stirne.

Aber du, ich wollte wetten,
Bist mir nicht damit zufrieden,
Deine Wangen, deine Brüste
Werden meinen Freund ermüden.

Glaubst du wohl mich zu betrügen
Dafs du jetzt verschämt entweichest?
Auf der Schwelle will ich liegen
Und erwachen wenn du schleichest.

Sie haben wegen der Trunkenheit
Vielfaltig uns verklagt,
Und haben von der Trunkenheit
Lange nicht genug gesagt.
Gewöhnlich die Betrunkenheit
Verschwindet so wie es tagt;
Doch hat mich meine Betrunkenheit
In der Nacht umher gejagt.
Es ist die Liebestrunkenheit
Die mich erbärmlich plagt,
Von Tag zu Nacht, von Nacht zu Tag
In meinem Herzen zagt.
Dem Herzen das in Trunkenheit
Der Lieder schwillt und ragt,
Dafs keine nüchterne Trunkenheit
Sich gleich zu heben wagt.
Lieb', Lied und Weines Trunkenheit,
Ob's nachtet oder tagt,
Die göttlichste Betrunkenheit
Die mich entzückt und plagt.

Schenke.

Welch ein Zustand! Herr, so späte
Schleichst du heut aus deiner Kammer;
Perser nennen's Bidamag buden,
Deutsche sagen Katzenjammer.

Dichter.

Lafs mich jetzt, geliebter Knabe,
Mir will nicht die Welt gefallen,
Nicht der Schein, der Duft der Rose,
Nicht der Sang der Nachtigallen.

Schenke.

Eben das will ich behandeln,
Und ich denk', es soll mir klecken,
Hier! geniefs die frischen Mandeln
Und der Wein wird wieder schmecken.

Dann will ich auf der Terrasse
Dich mit frischen Lüften tränken,
Wie ich dich in's Auge fasse
Giebst du einen Kuſs dem Schenken.

Schau! die Welt ist keine Höhle,
Immer reich an Brut und Nestern,
Rosenduft und Rosenöle!
Bulbul auch, sie singt wie gestern.

Jene garstige Vettel,
Die buhlerische,
Welt heifst man sie,
Mich hat sie betrogen
Wie die übrigen alle.
Glaube nahm sie mir weg,
Dann die Hoffnung,
Nun wollte sie
An die Liebe,
Da rifs ich aus.
Den geretteten Schatz
Für ewig zu sichern
Theilt' ich ihn weislich
Zwischen Suleika und Saki.
Jedes der beyden
Beeifert sich um die Wette
Höhere Zinsen zu entrichten.

Und ich bin reicher als je.
Den Glauben hab' ich wieder!
An ihre Liebe den Glauben.
Er im Becher gewährt mir
Herrliches Gefühl der Gegenwart:
Was will da die Hoffnung!

Schenke.

Heute hast du gut gegessen,
Doch du hast noch mehr getrunken;
Was du bey dem Mahl vergessen
Ist in diesen Napf gesunken.

Sieh, das nennen wir ein Schwächen
Wie's dem satten Gast gelüstet,
Dieses bring' ich meinem Schwane
Der sich auf den Wellen brüstet.

Doch vom Singschwan will man wissen
Dafs er sich zu Grabe läutet;
Lafs mich jedes Lied vermissen,
Wenn es auf dein Ende deutet.

S c h e n k e.

Nennen dich den grofsen Dichter,
Wenn dich auf dem Markte zeigest;
Gerne hör' ich wenn du singest
Und ich horche wenn du schweigest.

Doch ich liebe dich noch lieber,
Wenn du küssest zum Erinnern;
Denn die Worte gehn vorüber
Und der Kufs der bleibt im Innern.

Reim auf Reim will was bedeuten,
Besser ist es viel zu denken.
Singe du den andern Leuten
Und verstumme mit dem Schenken.

D i c h t e r.

Schenke komm! Noch einen Becher!

Schenke.

Herr, du hast genug getrunken,
Nennen dich den wilden Zecher!

Dichter.

Sahst du je dafs ich gesunken?

Schenke.

Mohamed verbietets.

Dichter.

Liebchen!
Hört es niemand, will dir's sagen.

Schenke.

Wenn du einmal gerne redest,
Brauch' ich gar nicht viel zu fragen.

Dichter.

Horch! wir andre Muselmannen
Nüchtern sollen wir gebückt seyn,
Er in seinem heil'gen Eifer
Möchte gern allein verrückt seyn.

wegt, und ich ſterbe unter dem Getümmel nur ab! Ich duld' es nicht! — Wenn die Trompete klingt, ein Schuß fällt, mir fährt's durch Mark und Bein! Ach, es reitzt mich nicht! es fordert mich nicht, auch mit einzugreifen, mit zu retten, zu wagen. — Elender, ſchimpflicher Zuſtand. Es iſt beſſer, ich end' auf einmal. Neulich ſtürtzt' ich mich in's Waſſer, ich ſank — aber die geängſtete Natur war ſtärker; ich fühlte, daß ich ſchwimmen konnte, und rettete mich wider Willen. — — Könnt' ich der Zeiten vergeſſen, da ſie mich liebte, mich zu lieben ſchien! — Warum hat mir's Mark und Bein durchdrungen, das Glück? Warum haben mir dieſe Hoffnungen allen Genuß des Lebens aufgezehrt, in dem ſie mir ein Paradies von weitem zeigten. — Und jener erſte Kuß! Jener einzige! — Hier, die Hand auf den Tiſch legend, hier waren wir allein — ſie war immer gut und freundlich gegen mich geweſen — da ſchien ſie ſich zu erweichen — ſie ſah mich an — alle Sinne gingen mir um, und ich fühlte ihre Lippen auf den

Sommernacht.

Dichter.

Niedergangen ist die Sonne,
Doch im Westen glänzt es immer,
Wissen möcht' ich wohl, wie lange
Dauert noch der goldne Schimmer?

Schenke.

Willst du, Herr, so will ich bleiben,
Warten aufser diesen Zelten,
Ist die Nacht des Schimmers Herrinn,
Komm' ich gleich es dir zu melden.

Denn ich weifs du liebst das Droben,
Das Unendliche zu schauen,
Wenn sie sich einander loben
Jene Feuer in dem Blauen.

Und das hellste will nur sagen:
Jetzo glänz' ich meiner Stelle,
Wollte Gott euch mehr betagen,
Glänztet ihr wie ich so helle.

Denn vor Gott ist alles herrlich,
Eben weil er ist der beste,
Und so schläft nun aller Vogel
In dem grofs und kleinen Neste.

Einer sitzt auch wohl gestängelt
Auf den Aesten der Cypresse,
Wo der laue Wind ihn gängelt
Bis zu Thaues luft'ger Nässe.

Solches hast du mich gelehret,
Oder etwas auch dergleichen,
Was ich je dir abgehöret
Wird dem Herzen nicht entweichen.

Eule will ich, deinetwegen,
Kauzen hier auf der Terrasse,
Bis ich erst des Nordgestirnes
Zwillings-Wendung wohl erpasse.

Und da wird es Mitternacht seyn,
Wo du oft zu früh ermunterst,
Und dann wird es eine Pracht seyn,
Wenn das All mit mir bewunderst.

Dichter.

Zwar in diesem Duft und Garten
Tönet Bulbul ganze Nächte,
Doch du könntest lange warten
Bis die Nacht so viel vermöchte.

Denn in dieser Zeit der Flora,
Wie das Griechen-Volk sie nennet,
Die Strohwittwe, die Aurora
Ist in Hesperus entbrennet.

Sieh dich um! sie kommt! wie schnelle!
Ueber Blumenfelds Gelänge! —
Hüben hell und drüben helle,
Ja die Nacht kommt ins Gedränge.

Und auf rothen leichten Solen
Ihn, der mit der Sonn' entlaufen,
Eilt sie irrig einzuholen;
Fühlst du nicht ein Liebe-Schnaufen?

Geh nur, lieblichster der Söhne,
Tief in's Innre schliefs die Thüren;
Denn sie möchte deine Schöne
Als den Hesperus entführen.

Mathal - Namch.

Buch der Parabeln.

Vom Himmel sank, in wilder Meere Schauer,
Ein Tropfe bangend, gräßlich schlug die Flut,
Doch lohnte Gott bescheidnen Glaubensmuth
Und gab dem Tropfen Kraft und Dauer.
Ihn schloß die stille Muschel ein
Und nun, zu ew'gem Ruhm und Lohne,
Die Perle glänzt an unsers Kaisers Krone
Mit holdem Blick und mildem Schein.

Bulbuls Nachtlied, durch die Schauer,
Drang zu Allahs lichtem Throne,
Und dem Wohlgesang zu Lohne
Sperrt er sie in goldnen Bauer.
Dieser sind des Menschen Glieder.
Zwar sie fühlet sich beschränket;
Doch wenn sie es recht bedenket,
Singt das Seelchen immer wieder.

Die Perle die der Muschel entrann,
Die schönste, hochgeboren,
Zum Juwelier, dem guten Mann,
Sprach sie: ich bin verloren!
Durchbohrst du mich, mein schönes All
Es ist sogleich zerrüttet,
Mit Schwestern muſs ich, Fall für Fall,
Zu schlechten seyn geküttet.

„Ich denke jetzt nur an Gewinn,
Du muſst es mir verzeihen:
Denn wenn ich hier nicht grausam bin,
Wie soll die Schnur sich reihen?"

Ich sah, mit Staunen und Vergnügen,
Eine Pfauenfeder im Coran liegen,
Willkommen an dem heilgen Platz!
Der Erdgebilde höchster Schatz.
An dir wie an des Himmels Sternen
Ist Gottes Gröfse im Kleinen zu lernen.
Dafs er, der Welten überblickt,
Sein Auge hier hat aufgedrückt,
Und so den leichten Flaum geschmückt
Dafs Könige kaum unternahmen
Die Pracht des Vogels nachzuahmen.
Bescheiden freue dich des Ruhms,
So bist du werth des Heiligthums.

---

meinigen. — Und — und nun? — Stirb, Armer! Was zauderst du? Er zieht ein Fläschchen aus der Tasche. Ich will dich nicht umsonst aus meines Bruders Doctorkästchen gestohlen haben, heilsames Gift! Du sollst mir dieses Bangen, diese Schwindel, diese Todesschweiße auf einmal verschlingen und lösen.

Ein Kaiser hatte zwey Cassire,
Einen zum Nehmen, einen zum Spenden;
Diesem fiel's nur so aus den Händen,
Jener wuſste nicht woher zu nehmen.
Der Spendende starb, der Herrscher wuſste nicht gleich,
Wem das Geber-Amt sey anzuvertrauen,
Und wie man kaum thät um sich schauen,
So war der Nehmer unendlich reich,
Man wuſste kaum vor Gold zu leben,
Weil man Einen Tag nichts ausgegeben.
Da ward nun erst dem Kaiser klar
Was Schuld an allem Unheil war.
Den Zufall wuſst' er wohl zu schätzen
Nie wieder die Stelle zu besetzen.

Alle Menschen grofs und klein
Spinnen sich ein Gewebe fein,
Wo sie mit ihrer Scheeren Spitzen
Gar zierlich in der Mitte sitzen.
Wenn nun darein ein Besen fährt,
Sagen sie es sey unerhört,
Man habe den gröfsten Pallast zerstört.

Vom Himmel steigend Jesus bracht'
Des Evangeliums ewige Schrift,
Den Jüngern las er sie Tag und Nacht:
Ein göttlich Wort es wirkt und trifft.
Er stieg zurück, nahm's wieder mit;
Sie aber hatten's gut gefühlt
Und jeder schrieb, so Schritt vor Schritt,
Wie ers in seinem Sinn behielt
Verschieden. Es hat nichts zu bedeuten:
Sie hatten nicht gleiche Fähigkeiten;
Doch damit können sich die Christen
Bis zu dem jüngsten Tage fristen.

Es ist gut.

Bey Mondenschein im Paradeis
Fand Jehova im Schlafe tief
Adam versunken, legte leis'
Zur Seit' ein Evchen, das auch entschlief.
Da lagen nun in Erdeschranken
Gottes zwey lieblichste Gedanken. —
Gut!!! rief er sich zum Meisterlohn,
Er ging sogar nicht gern davon.

Kein Wunder dafs es uns berückt,
Wenn Auge frisch in Auge blickt,
Als hätten wir's so weit gebracht
Bey dem zu seyn der uns gedacht.
Und ruft er uns, wohlan! es sey!
Nur, das beding' ich, alle zwey.
Dich halten dieser Arme Schranken,
Liebster von allen Gottes-Gedanken.

Parsi Nameh.

Buch des Parsen.

Vermächtnifs

alt persischen Glaubens.

Welch Vermächtnifs, Brüder, sollt' euch kommen
Von dem Scheidenden, dem armen Frommen?
Den ihr Jüngeren geduldig nährtet,
Seine letzten Tage pflegend ehrtet.

Wenn wir oft gesehn den König reiten,
Gold an ihm und Gold an allen Seiten,
Edelstein auf ihn und seine Grofsen
Ausgesät wie dichte Hagelschloßen.

Habt ihr jemals ihn darum beneidet?
Und nicht herrlicher den Blick geweidet,
Wenn die Sonne sich auf Morgenflügeln
Darnawends unzähligen Gipfelhügeln

Bogenhaft hervorhob. Wer enthielte
Sich des Blicks dahin? Ich fühlte, fühlte
Tausendmal in so viel Lebenstagen
Mich mit ihr, der kommenden, getragen.

Gott auf seinem Throne zu erkennen,
Ihn den Herrn des Lebensquells zu nennen,
Jenes hohen Anblicks werth zu handeln
Und in seinem Lichte fortzuwandeln.

Aber stieg der Feuerkreis vollendet,
Stand ich als in Finsternifs geblendet,
Schlug den Busen, die erfrischten Glieder
Warf ich, Stirn voran, zur Erde nieder.

Und nun sey ein heiliges Vermächtnifs
Brüderlichem Wollen und Gedächtnifs:
Schwerer Dienste tägliche Bewahrung.
Sonst bedarf es keiner Offenbarung.

Regt ein Neugeborner fromme Hände,
Dafs man ihn sogleich zur Sonne wende!
Tauche Leib und Geist im Feuerbade,
Fühlen wird es jeden Morgens Gnade.

Dem Lebendigen übergebt die Todten,
Selbst die Thiere deckt mit Schutt und Boden!
Und so weit sich eure Kraft erstrecket
Was euch unrein dünkt, es sey bedecket.

Grabet euer Feld in's zierlich Reine,
Daſs die Sonne gern den Fleifs bescheine,
Wenn ihr Bäume pflanzt, so sey's in Reihen,
Denn sie lafst Geordnetes gedeihen.

Auch dem Wasser darf es in Kanälen
Nie am Laufe, nie an Reine fehlen,
Wie euch Senderud aus Bergrevieren
Rein entspringt, soll er sich rein verlieren.

Sanften Fall des Wassers nicht zu schwächen,
Sorgt die Gräben fleifsig auszustechen,
Rohr und Binse, Molch und Salamander,
Ungeschöpfe! tilgt sie mit einander.

Habt ihr Erd' und Wasser so im Reinen,
Wird die Sonne gern durch Lüfte scheinen,
Wo sie, ihrer würdig aufgenommen,
Leben wirkt, dem Leben Heil und Frommen.

Ihr, von Müh zu Mühe so gepeinigt,
Seyd getrost, nun ist das All gereinigt,
Und nun darf der Mensch, als Priester, wagen
Gottes Gleichniſs aus dem Stein zu schlagen.

Wo die Flamme brennt erkennet freudig,
Hell ist Nacht und Glieder sind geschmeidig,
An des Heerdes raschen Feuerkräften
Reift das Rohe Thier- und Pflanzensäften.

Schleppt ihr Holz herbey, so thut's mit Wonne,
Denn ihr tragt den Saamen irdscher Sonne,
Pflückt ihr Pambeh, mögt ihr traulich sagen:
Diese wird als Docht das Heilge tragen.

Werdet ihr in jeder Lampe Brennen
Fromm den Abglanz höhern Lichts erkennen,
Soll euch nie ein Mifsgeschick verwehren
Gottes Thron am Morgen zu verehren.

Da ist unsers Daseyns Kaisersiegel,
Una und Engeln reiner Gottesspiegel,
Und was nur am Lob des Höchsten stammelt
Ist in Kreis' um Kreise dort versammelt.

Zweyter Aufzug.

Platz in Brüſſel.

Jetter und ein Zimmermeiſter
treten zuſammen.

Zimmermeiſter.

Sagt' ich's nicht voraus? Noch vor acht Tagen auf der Zunft ſagt' ich, es würde ſchwere Händel geben.

Jetter. Iſt's denn wahr, daß ſie die Kirchen in Flandern geplündert haben?

Zimmermeiſter. Ganz und gar zu Grunde gerichtet haben ſie Kirchen und Kapellen. Nichts als die vier nackte Wände haben ſie ſtehen laſſen. Lauter Lumpengeſindel! Und das

Will dem Ufer Senderuds entsagen,
Auf zum Darnavend die Flügel schlagen.
Wie sie ‚tagt ihr freudig zu begegnen
Und von dorther ewig euch zu segnen.

Wenn der Mensch die Erde schätzet,
Weil die Sonne sie bescheinet,
An der Rebe sich ergetzet
Die dem scharfen Messer weinet,
Da sie fühlt dafs ihre Säfte,
Wohlgekocht, die Welt erquickend,
Werden regsam vielen Kräften,
Aber mehreren erstickend;
Weifs er das der Glut zu danken
Die das alles läfst gedeihen;
Wird Betrunkner stammlend wanken,
Mäfsiger wird sich singend freuen.

Chuld Nameh.

Buch des Paradieses.

Berechtigte Männer.

Nach der Schlacht von Bedr, unterm Sternenhimmel. Mahomet spricht.

Seine Todten mag der Feind betrauern,
Denn sie liegen ohne Wiederkehren;
Unsre Brüder sollt ihr nicht bedauern:
Denn sie wandeln über jenen Sphären.

Die Planeten haben alle sieben
Die metallnen Thore weit gethan,
Und schon klopfen die verklärten Lieben
Paradieses Pforten kühnlich an.

Finden, ungehofft und überglücklich,
Herrlichkeiten, die mein Flug berührt,
Als das Wunderpferd mich augenblicklich
Durch die Himmel alle durchgeführt.

Weisheitsbaum an Baum cypresseragend
Heben Aepfel goldner Zierd empor,
Lebensbäume breite Schatten schlagend
Decken Blumensitz und Kräuter-Flor.

Und nun bringt ein süfser Wind von Osten
Hergeführt die Himmels-Mädchen-Schaar;
Mit den Augen fängst du an zu kosten,
Schon der Anblick sättigt ganz und gar.

Forschend stehn sie was du unternahmest?
Grofse Plane? fährlich blutigen Straus?
Dafs du Held seyst sehn sie, weil du kamest;
Welch ein Held du seyst? sie forschen's aus.

Und sie sehn es bald an deinen Wunden,
Die sich selbst ein Ehrendenkmal schreibt.
Glück und Hoheit alles ist verschwunden,
Nur die Wunde für den Glauben bleibt.

Führen zu Chiosken dich und Lauben,
äulenreich von buntem Lichtgestein,
Und zum edlen Saft verklärter Trauben
Laden sie mit Nippen freundlich ein.

Jüngling! mehr als Jüngling bist willkommen!
Alle sind wie alle licht und klar;
Hast du Eine dir an's Herz genommen;
Herrinn, Freundinn ist sie deiner Schaar.

Doch die allertrefflichste gefällt sich
Keineswegs in solchen Herrlichkeiten,
Heiter, neidlos, redlich unterhält dich
Von den mannigfalt'gen andrer Trefflichkeiten.

Eine führt dich zu der andern Schmause,
Den sich jede äufserst ausersinnt.
Viele Frauen hast' und Ruh im Hause,
Werth dafs man darob das Paradies gewinnt.

Und so schicke dich in diesen Frieden:
Denn du kannst ihn weiter nicht vertauschen;
Solche Mädchen werden nicht ermüden,
Solche Weine werden nicht berauschen.

Und so war das Wenige zu melden
Wie der sel'ge Musulman sich brüstet.
Paradies der Männer Glaubenshelden
Ist hiemit vollkommen ausgerüstet.

Auserwählte Frauen.

Frauen sollen nichts verlieren,
Reiner Treue ziemt zu hoffen;
Doch wir wissen nur von vieren
Die alldort schon eingetroffen.

Erst Suleika, Erdensonne,
Gegen Jussuf ganz Begierde,
Nun, des Paradieses Wonne,
Glänzt sie der Entsagung Zierde.

Dann die Allgebenedeyte,
Die den Heiden Heil geboren,
Und, getäuscht, in bitterm Leide,
Sah den Sohn am Kreuz verloren.

Mahom's Gattinn auch! Sie baute
Wohlfahrt ihm und Herrlichkeiten,
Und empfahl bey Lebenszeiten
Einen Gott und eine Traute.

Kommt Fatima dann die Holde,
Tochter, Gattinn sonder Fehle,
Englisch allerreinste Seele
In dem Leib von Honiggolde.

Diese finden wir alldorten;
Und wer Frauenlob gepriesen
Der verdient an ewigen Orten
Lustzuwandeln wohl mit diesen.

— ——

Begünstigte Thiere.

Vier Thieren auch verheifsen war
In's Paradies zu kommen,
Dort leben sie das ew'ge Jahr
Mit Heiligen und Frommen.

Den Vortritt hier ein Esel hat,
Er kommt mit muntern Schritten:
Denn Jesus zur Propheten-Stadt
Auf ihm ist eingeritten.

Halb schüchtern kommt ein Wolf sodann,
Dem Mahomet befohlen:
Lafs dieses Schaf dem armen Mann,
Dem Reichen magst du's holen.

Nun immer wedelnd, munter, brav,
Mit seinem Herrn, dem braven,
Das Hündlein das den Siebenschlaf
So treulich mitgeschlafen.

macht unſre gute Sache ſchlimm. Wir hätten eher, in der Ordnung, und ſtandhaft unſere Gerechtſame der Regentinn vortragen und drauf halten ſollen. Reden wir jetzt, verſammeln wir uns jetzt; ſo heißt es, wir geſellen uns zu den Aufwieglern.

Jetter. Ja ſo denkt jeder zuerſt: was ſollſt du mit deiner Naſe voran? hängt doch der Hals gar nah' damit zuſammen.

Zimmermeiſter. Mir iſt's bange, wenn's einmal unter dem Pack zu lärmen anfängt, unter dem Volk, das nichts zu verlieren hat. Die brauchen das zum Vorwande, worauf wir uns auch berufen müſſen, und bringen das Land in Unglück.

Soeſt tritt dazu.

Guten Tag, ihr Herrn! Was gibt's neues? Iſt's wahr, daß die Bilderſtürmer gerade hierher ihren Lauf nehmen?

Zimmermeiſter. Hier ſollen ſie nichts anrühren.

Abuherrira's Katze hier
Knurrt um den Herrn und schmeichelt:
Denn immer ist's ein heilig Thier
Das der Prophet gestreichelt.

Höheres und Höchstes.

Dafs wir solche Dinge lehren
Möge man uns nicht bestrafen:
Wie das alles zu erklären
Dürft ihr euer Tiefstes fragen.

Und so werdet ihr vernehmen
Dafs der Mensch, mit sich zufrieden,
Gern sein Ich gerettet sähe,
So dadroben wie hienieden.

Und mein liebes Ich bedürfte
Mancherley Bequemlichkeiten,
Freuden wie ich hier sie schlürfte
Wünscht' ich auch für ew'ge Zeiten.

So gefallen schöne Gärten
Blum und Frucht und hübsche Kinder,
Die uns allen hier gefielen,
Auch verjüngtem Geist nicht minder.

Und so möcht' ich alle Freunde
Jung und alt in Eins versammlen,
Gar zu gern in deutscher Sprache
Paradieses-Worte stammlen.

Doch man horcht nun Dialekten
Wie sich Mensch und Engel kosen,
Der Grammatik, der versteckten,
Declinirend Mohn und Rosen.

Mag man ferner auch in Blicken
Sich rhetorisch gern ergehen,
Und zu himmlischem Entzücken
Ohne Klang und Ton erhöhen.

Ton und Klang jedoch entwindet
Sich dem Worte selbstverständlich,
Und entschiedener empfindet
Der Verklärte sich unendlich.

Ist somit dem Fünf der Sinne
Vorgesehn im Paradiese,
Sicher ist es ich gewinne
Einen Sinn für alle diese.

Und nun dring ich aller Orten
Leichter durch die ewigen Kreise,
Die durchdrungen sind vom Worte
Gottes rein-lebendigerweise.

Ungehemmt mit heifsem Triebe
Läfst sich da kein Ende finden,
Bis im Anschaun ewiger Liebe
Wir verschweben, wir verschwinden.

Siebenschläfer.

Sechs Begünstigte des Hofes
Fliehen vor des Kaisers Grimme,
Der als Gott sich läfst verehren,
Doch als Gott sich nicht bewähret:
Denn ihn hindert eine Fliege
Guter Bissen sich zu freuen.
Seine Diener scheuchen, wedlend,
Nicht verjagen sie die Fliege.
Sie umschwärmt ihn, sticht und irret
Und verwirrt die ganze Tafel,
Kehret wieder wie des hämischen
Fliegengottes Abgesandter.

Nun! so sagen sich die Knaben,
Sollt' ein Flieglein Gott verhindern?
Sollt' ein Gott auch trinken, speisen,
Wie wir andern. Nein, der Eine
Der die Sonn' erschuf, den Mond auch.

Und der Sterne Glut uns wölbte,
Dieser ist's, wir fliehn! — Die zarten
Leicht beschuht, beputzte Knaben
Nimmt ein Schäfer auf, verbirgt sie,
Und sich selbst in Felsenhöhle.
Schäfershund er will nicht weichen,
Weggescheucht, den Fuſs zerschmettert,
Drängt er sich an seinen Herren,
Und gesellt sich zum Verborgnen,
Zu den Lieblingen des Schlafes.

Und der Fürst dem sie entflohen,
Liebentrüstet, sinnt auf Strafen,
Weiſset ab so Schwerdt als Feuer,
In die Höhle sie mit Ziegeln
Und mit Kalk sie läſst vermauern.

Aber jene schlafen immer,
Und der Engel, ihr Beschützer,
Sagt, vor Gottes Thron, berichtend:
So zur Rechten, so zur Linken
Hab' ich immer sie gewendet,
Daſs die schönen, jungen Glieder

Nicht des Moders Qualm verletze.
Spalten rifs ich in die Felsen
Dafs die Sonne steigend, sinkend,
Junge Wangen frisch erneute.
Und so liegen sie beseligt. —
Auch, auf heilen Vorderpfoten,
Schläft das Hündlein süfsen Schlummers.

Jahre fliehen, Jahre kommen,
Wachen endlich auf die Knaben
Und die Mauer, die vermorschte,
Altershalben ist gefallen.
Und Jamblika sagt, der Schöne,
Ausgebildete vor allen,
Als der Schäfer fürchtend zaudert:
Lauf ich hin! und hol' euch Speise,
Leben wag' ich und das Goldstück! —
Ephesus, gar manches Jahr schon,
Ehrt die Lehre des Propheten
Jesus. (Friede sey dem Guten.)

Und er lief, da war der Thore
Wart und Thurn und alles anders.

Doch zum nächsten Beckerladen
Wandt' er sich nach Brot in Eile.—
Schelm! so rief der Becker, hast du,
Jüngling, einen Schatz gefunden!
Gieb mir, dich verräth das Goldstück,
Mir die Hälfte zum Versöhnen!

Und sie hadern. — Vor den König
Kommt der Handel; auch der König
Will nur theilen wie der Becker.

Nun bethätigt sich das Wunder,
Nach und nach, aus hundert Zeichen.
An dem selbsterbauten Pallast
Weifs er sich sein Recht zu sichern.
Denn ein Pfeiler durchgegraben
Führt zu scharfbenamsten Schätzen.
Gleich versammlen sich Geschlechter
Ihre Sippschaft zu beweisen.
Und als Ururvater prangend
Steht Jamblikas Jugendfülle.
Wie von Ahnherrn hört er sprechen
Hier von seinem Sohn und Enkeln.

Der Urenkel Schaar umgiebt ihn,
Als ein Volk von tapfern Männern,
Ihn den jüngsten zu verehren.
Und ein Merkmal übers andre
Dringt sich auf, Beweis vollendend;
Sich und den Gefährten hat er
Die Persönlichkeit bestätigt.

Nun, zur Höhle kehrt er wieder,
Volk und König ihn geleiten. —
Nicht zum König, nicht zum Volke
Kehrt der Auserwählte wieder:
Denn die Sieben, die von lang' her,
Achte waren's mit dem Hunde,
Sich von aller Welt gesondert,
Gabriels geheim Vermögen
Hat, gemäfs dem Willen Gottes,
Sie dem Paradies geeignet,
Und die Höhle schien vermauert.

Gute Nacht!

Nun so legt euch liebe Lieder
An den Busen meinem Volke
Und in einer Moschus-Wolke
Hüte Gabriel die Glieder
Des Ermüdeten gefällig;
Dafs er frisch und wohlerhalten,
Froh wie immer, gern gesellig,
Möge Felsenklüfte spalten,
Um des Paradieses Weiten,
Mit Heroen aller Zeiten,
Im Genusse zu durchschreiten;
Wo das Schöne, stets das Neue,
Immer wächst nach allen Seiten,
Dafs die Unzahl sich erfreue.
Ja, das Hündlein gar, das treue,
Darf die Herren hinbegleiten.

Soest. Es trat ein Soldat bey mir ein, Tobak zu kaufen; den fragt' ich aus. Die Regentinn, so eine wackre kluge Frau sie bleibt, dießmal ist sie außer Fassung. Es muß sehr arg seyn, daß sie sich so geradezu hinter ihre Wache versteckt. Die Burg ist scharf besetzt. Man meint sogar, sie wolle aus der Stadt flüchten.

Zimmermeister. Hinaus soll sie nicht! Ihre Gegenwart beschützt uns, und wir wollen ihr mehr Sicherheit verschaffen, als ihre Stuhbärte. Und wenn sie uns unsere Rechte und Freyheiten aufrecht erhält; so wollen wir sie auf den Händen tragen.

Seifensieder tritt dazu.

Garstige Händel! Üble Händel! Es wird unruhig und geht schief aus! — Hütet euch, daß ihr stille bleibt, daß man euch nicht auch für Aufwiegler hält.

Soest. Da kommen die sieben Weisen aus Griechenland.

Besserem Verständniſs.

Wer das Dichten will verstehen
Muſs in's Land der Dichtung gehen;
Wer den Dichter will verstehen
Muſs in Dichters Lande gehen.

Einleitung.

Alles hat seine Zeit! — Ein Spruch dessen Bedeutung man bey längerem Leben immer mehr anerkennen lernt; diesemnach giebt es eine Zeit zu schweigen, eine andere zu sprechen, und zum Letzten entschliefst sich diesmal der Dichter. Denn wenn dem früheren Alter Thun und Wirken gebührt, so ziemt dem späteren Betrachtung und Mittheilung.

Ich habe die Schriften meiner ersten Jahre ohne Vorwort in die Welt gesandt, ohne auch nur im mindesten anzudeuten wie es damit gemeynt sey; diefs geschah im Glauben an die Nation, dafs sie früher oder später das Vorgelegte benutzen werde. Und

so gelang mehreren meiner Arbeiten augenblickliche Wirkung, andere, nicht eben so faſslich und eindringend, bedurften um anerkannt zu werden mehrerer Jahre. Indessen gingen auch diese vorüber und ein zweytes, drittes nachwachsendes Geschlecht entschädigt mich doppelt und dreyfach für die Unbilden die ich von meinen früheren Zeitgenossen zu erdulden hatte.

Nun wünscht' ich aber, daſs nichts den ersten guten Eindruck des gegenwärtigen Büchleins hindern möge. Ich entschlieſse mich daher zu erläutern, zu erklären, nachzuweisen, und zwar bloſs in der Absicht daſs ein unmittelbares Verständniſs Lesern daraus erwachse, die mit dem Osten wenig oder nicht bekannt sind. Dagegen bedarf derjenige dieses Nachtrags nicht, der sich um Geschichte und Literatur einer so höchst merkwürdigen Weltregion näher umgethan hat. Er wird vielmehr die Quellen und Bäche leicht bezeichnen, deren erquickliches Naſs ich auf meine Blumenbeete geleitet.

Am liebsten aber wünschte der Verfasser vorstehender Gedichte als ein Reisender angesehen zu werden, dem es zum Lobe

gereicht, wenn er sich der fremden Landesart mit Neigung bequemt, deren Sprachgebrauch sich anzueignen trachtet, Gesinnungen zu theilen, Sitten aufzunehmen versteht. Man entschuldigt ihn, wenn es ihm auch nur bis auf einen gewissen Grad gelingt, wenn er immer noch an einem eignen Accent, an einer unbezwinglichen Unbiegsamkeit seiner Landsmannschaft als Fremdling kenntlich bleibt. In diesem Sinne möge nun Verzeihung dem Büchlein gewährt seyn! Kenner vergeben mit Einsicht, Liebhaber, weniger gestört durch solche Mängel, nehmen das Dargebotne unbefangen auf.

Damit aber alles was der Reisende zurückbringt den Seinigen schneller behage, übernimmt er die Rolle eines Handelsmanns, der seine Waaren gefällig auslegt und sie auf mancherley Weise angenehm zu machen sucht; ankündigende, beschreibende, ja lobpreisende Redensarten wird man ihm nicht verargen.

Zuvörderst also darf unser Dichter wohl aussprechen dafs er sich, im Sittlichen und Aesthetischen, Verständlichkeit zur ersten Pflicht gemacht, daher er sich denn auch

der schlichtesten Sprache, in dem leichtesten, fafslichsten Sylbenmafse seiner Mundart befleifsigt und nur von weitem auf dasjenige hindeutet, wo der Orientale durch Künstlichkeit und Künsteley zu gefallen strebt.

Das Verständnifs jedoch wird durch manche nicht zu vermeidende fremde Worte gehindert, die defshalb dunkel sind, weil sie sich auf bestimmte Gegenstände beziehen, auf Glauben, Meynungen, Herkommen, Fabeln und Sitten. Diese zu erklären hielt man für die nächste Pflicht und hat dabey das Bedürfnifs berücksichtigt, das aus Fragen und Einwendungen deutscher Hörenden und Lesenden hervorging. Ein angefügtes Register bezeichnet die Seite, wo dunkle Stellen vorkommen und auch wo sie erklärt werden. Dieses Erklären aber geschieht in einem gewissen Zusammenhange, damit nicht abgerissene Noten, sondern ein selbstständiger Text erscheine, der, obgleich nur flüchtig behandelt und lose verknüpft, dem Lesenden jedoch Uebersicht und Erläuterung gewähre.

Möge das Bestreben unseres diefsmaligen Berufes angenehm seyn! Wir dürfen es

hoffen: denn in einer Zeit, wo so vieles aus dem Orient unserer Sprache treulich angeeignet wird, mag es verdienstlich erscheinen, wenn auch wir von unserer Seite die Aufmerksamkeit dorthin zu lenken suchen, woher so manches Grofse, Schöne und Gute seit Jahrtausenden zu uns gelangte, woher täglich mehr zu hoffen ist.

Hebräer.

Naive Dichtkunst ist bey jeder Nation die erste, sie liegt allen folgenden zum Grunde; je frischer, je naturgemäfser sie hervortritt, desto glücklicher entwickeln sich die nachherigen Epochen.

Da wir von orientalischer Poesie sprechen, so wird nothwendig der Bibel, als der ältesten Sammlung, zu gedenken. Ein grofser Theil des alten Testaments ist mit erhöhter Gesinnung, ist enthusiastisch geschrieben und gehört dem Felde der Dichtkunst an.

Erinnern wir uns nun lebhaft jener Zeit wo Herder und Eichhorn uns hierüber persönlich aufklärten, so gedenken wir eines hohen Genusses, dem reinen orientalischen Sonnenaufgang zu vergleichen. Was solche Männer uns verliehen und hinterlassen darf nur angedeutet werden, und man

verzeiht uns die Eilfertigkeit mit welcher wir an diesen Schätzen vorüber gehen.

Beyspiels willen jedoch gedenken wir des Buches Ruth, welches bey seinem hohen Zweck einem Könige von Israel anständige, interessante Voreltern zu verschaffen, zugleich als das lieblichste kleine Ganze betrachtet werden kann, das uns episch und idyllisch überliefert worden ist.

Wir verweilen sodann einen Augenblick bey dem hohen Lied, als dem zartesten und unnachahmlichsten was uns von Ausdruck leidenschaftlicher, anmuthiger Liebe zugekommen. Wir beklagen freylich dafs uns die fragmentarisch durcheinander geworfenen, übereinander geschobenen Gedichte keinen vollen reinen Genufs gewähren, und doch sind wir entzückt uns in jene Zustände hinein zu ahnden, in welchen die Dichtenden gelebt. Durch und durch wehet eine milde Luft des lieblichsten Bezirks von Canaan; ländlich trauliche Verhältnisse, Wein-, Garten- und Gewürzbau, etwas von städtischer Beschränkung, sodann aber ein königlicher Hof, mit seinen Herrlichkeiten im Hintergrunde. Das Hauptthema jedoch

bleibt glühende Neigung jugendlicher Herzen, die sich suchen, finden, abstofsen, anziehen, unter mancherley höchst einfachen Zuständen.

Mehrmals gedachten wir aus dieser lieblichen Verwirrung einiges herauszuheben, aneinander zu reihen; aber gerade das Räthselhaft-Unauflösliche giebt den wenigen Blättern Anmuth und Eigenthümlichkeit. Wie oft sind nicht wohldenkende, ordnungsliebende Geister angelockt worden irgend einen verständigen Zusammenhang zu finden oder hinein zu legen und einem folgenden bleibt immer dieselbige Arbeit.

Eben so hat das Buch Ruth seinen unbezwinglichen Reiz über manchen wackern Mann schon ausgeübt, dafs er dem Wahn sich hingab, das, in seinem Laconismus unschätzbar dargestellte Ereignifs, könne durch eine ausführliche, paraphrastische Behandlung noch einigermafsen gewinnen.

Und so dürfte Buch für Buch das Buch aller Bücher darthun, dafs es uns defshalb gegeben sey, damit wir uns daran, wie an einer zweiten Welt, versuchen, uns daran verirren, aufklären und ausbilden mögen.

Seifensieder. Ich weiß, da sind viele, die es heimlich mit den Calvinisten halten, die auf die Bischöfe lästern, die den König nicht scheuen. Aber ein treuer Unterthan, ein aufrichtiger Katholike! —

Es gesellt sich nach und nach allerley Volk zu ihnen und horcht.

Vansen tritt dazu.

Gott grüß' euch Herren! Was Neues?

Zimmermeister. Gebt euch mit dem nicht ab, das ist ein schlechter Kerl.

Jetter. Ist es nicht der Schreiber beym Doctor Wiets?

Zimmermeister. Er hat schon viele Herren gehabt. Erst war er Schreiber, und wie ihn ein Patron nach dem andern fortjagte, Schelmstreiche halber; pfuscht er jetzt Notaren und Advocaten in's Handwerk, und ist ein Branntweinzapf.

Es kommt mehr Volk zusammen und steht truppweise.

Araber.

Bey einem östlichern Volke, den Arabern, finden wir herrliche Schätze an den Moallakat. Es sind Preisgesänge die aus dichterischen Kämpfen siegreich hervorgingen; Gedichte, entsprungen vor Mahomets Zeiten, mit goldenen Buchstaben geschrieben, aufgehängt an den Pforten des Gotteshauses zu Mekka. Sie deuten auf eine wandernde, heerdenreiche, kriegerische Nation, durch den Wechselstreit mehrerer Stämme innerlich beunruhigt. Dargestellt sind: festeste Anhänglichkeit an Stammgenossen, Ehrbegierde, Tapferkeit, unversöhnbare Rachelust gemildert durch Liebestrauer, Wohlthätigkeit, Aufopferung, sämmtlich gränzenlos. Diese Dichtungen geben uns einen hinlänglichen Begriff von der hohen Bildung des Stammes der Koraischiten, aus welchem Mahomet selbst entsprang, ih-

nen aber eine düstre Religionshülle überwarf und jede Aussicht auf reinere Fortschritte zu verhüllen wufste.

Der Werth dieser trefflichen Gedichte, an Zahl Sieben, wird noch dadurch erhöht, dafs die gröfste Mannigfaltigkeit in ihnen herrscht. Hiervon können wir nicht kürzere und würdigere Rechenschaft geben, als wenn wir einschaltend hinlegen, wie der einsichtige Jones ihren Charakter ausspricht. „Amralkais Gedicht ist weich, froh, glänzend, zierlich, mannigfaltig und anmuthig. Tarafas: kühn, aufgeregt, aufspringend und doch mit einiger Fröhlichkeit durchwebt. Das Gedicht von Zoheir scharf, ernst, keusch, voll moralischer Gebote und ernster Sprüche. Lebid's Dichtung ist leicht, verliebt, zierlich, zart; sie erinnert an Virgil's zweite Ekloge: denn er beschwert sich über der Geliebten Stolz und Hochmuth und nimmt daher Anlafs seine Tugenden herzuzählen, den Ruhm seines Stammes in den Himmel zu erheben. Das Lied Antaras zeigt sich stolz, drohend, treffend, prächtig, doch nicht ohne Schönheit der Beschreibungen und Bilder. Amri ist

heftig, erhaben, ruhmredig; Harez darauf voll Weisheit, Scharfsinn und Würde. Auch erscheinen die beiden letzten als poetisch-politische Streitreden, welche vor einer Versammlung Araber gehalten wurden, um den verderblichen Hafs zweyer Stämme zu beschwichtigen."

Wie wir nun durch dieses Wenige unsere Leser gewifs aufregen jene Gedichte zu lesen oder wieder zu lesen; so fügen wir ein anderes bei, aus Mahomets Zeit, und völlig im Geiste jener. Man könnte den Charakter desselben als düster, ja finster ansprechen, glühend, rachlustig und von Rache gesättigt.

1.

Unter dem Felsen am Wege
Erschlagen liegt er,
In dessen Blut
Kein Thau herabtraufft.

2.

Grofse Last legt' er mir auf
Und schied;
Fürwahr diese Last
Will ich tragen.

3.

„Erbe meiner Rache
Ist der Schwestersohn,
Der Streitbare,
Der Unversöhnliche.

4.

Stumm schwitzt er Gift aus,
Wie die Otter schweigt,
Wie die Schlange Gift haucht
Gegen die kein Zauber gilt.

5.

Gewaltsame Botschaft kam über uns
Grofsen mächtigen Unglücks;
Den stärksten hätte sie
Ueberwältigt.

6.

Mich hat das Schicksal geplündert,
Den freundlichen verletzend,
Dessen Gastfreund
Nie beschädigt ward.

7.

Sonnenhitze war er
Am kalten Tag.
Und brannte der Sirius
War er Schatten und Kühlung.

8.

Trocken von Hüften,
Nicht kümmerlich,
Feucht von Händen,
Kühn und gewaltsam.

9.

Mit festem Sinn
Verfolgt' er sein Ziel
Bis er ruhte;
Da ruht auch der feste Sinn.

10.

Wolkenregen war er,
Geschenke vertheilend;
Wenn er anfiel,
Ein grimmiger Löwe.

11.

Staatlich vor dem Volke,
Schwarzen Haares, langen Kleides,
Auf den Feind rennend
Ein magrer Wolf.

12.

Zwey Geschmäcke theilt' er aus
Honig und Wermuth,
Speise solcher Geschmäcke
Kostete jeder.

13.

Schreckend ritt er allein,
Niemand begleitet' ihn
Als das Schwerdt von Jemen
Mit Scharten geschmückt.

14.

Mittags begannen wir Jünglinge
Den feindseligen Zug,
Zogen die Nacht hindurch,
Wie schwebende Wolken ohne Ruh.

15.

Jeder war ein Schwerdt
Schwerdt umgürtet,
Aus der Scheide gerissen
Ein glänzender Blitz.

16.

Sie schlürften die Geister des Schlafes,
Aber wie sie mit den Köpfen nickten
Schlugen wir sie
Und sie waren dahin.

17.

Rache nahmen wir vollige;
Es entrannen von zwey Stämmen
Gar wenige,
Die wenigsten.

18.

Und hat der Hudseilite
Ihn zu verderben die Lanze gebrochen,
Weil er mit seiner Lanze
Die Hudseiliten zerbrach.

19.

Auf rauhen Ruhplatz
Legten sie ihn,
An schroffen Fels wo selbst Kamele
Die Klauen zerbrachen.

20.

Als der Morgen ihn da begrüßt,
Am düstern Ort, den Gemordeten,
War er beraubt,
Die Beute entwendet.

21.

Nun aber sind gemordet von mir
Die Hudseiliten mit tiefen Wunden.
Mürbe macht mich nicht das Unglück,
Es selbst wird mürbe.

22.

Des Speeres Durst ward gelöscht
Mit erstem Trinken,
Versagt war ihm nicht
Wiederholtes Trinken.

23.

Nun ist der Wein wieder erlaubt
Der erst versagt war,
Mit vieler Arbeit
Gewann ich mir die Erlaubniſs.

24.

Auf Schwerdt und Spieſs
Und auf's Pferd erstreckt' ich
Die Vergünstigung,
Das ist nun alles Gemeingut.

25.

Reiche den Becher dann
O! Sawad Ben Amre:
Denn mein Körper um des Oheims willen
Ist eine groſse Wunde.

26.

Und den Todes-Kelch
Reichten wir den Hudseiliten,
Dessen Wirkung ist Jammer,
Blindheit und Erniedrigung.

27.

Da lachten die Hyänen
Beim Tode der Hudseiliten,
Und du sahest Wölfe
Denen glänzte das Angesicht.

28.

Die edelsten Geyer flogen daher,
Sie schritten von Leiche zu Leiche,
Und von dem reichlich bereiteten Mahle
Nicht in die Höhe konnten sie steigen.

Wenig bedarf es, um sich über dieses Gedicht zu verständigen. Die Gröfse des Charakters, der Ernst, die rechtmäfsige Grausamkeit des Handelns sind hier eigentlich das Mark der Poesie. Die zwey ersten Strophen geben die klare Exposition, in der dritten und vierten spricht der Todte und legt seinem Verwandten die Last auf ihn zu rächen. Die sechste und siebente schliefst sich dem Sinne nach an die ersten, sie stehen lyrisch versetzt, die siebente bis dreyzehnte erhebt den Erschlagenen, dafs man die Gröfse seines Verlustes empfinde. Die vierzehnte bis siebzehnte Strophe schildert die Expedition gegen die Feinde; die achtzehnte führt wieder rückwärts, die neunzehnte und zwanzigste könnte gleich nach den beiden ersten stehen. Die einundzwanzigste und zweiundzwanzigste könnte nach

der siebzehnten Platz finden, sodann folgt Siegeslust und Genuſs beim Gastmahl, den Schluſs aber macht die furchtbare Freude die erlegten Feinde, Hyänen und Geyern zum Raube, vor sich liegen zu sehen.

Höchst merkwürdig erscheint uns bey diesem Gedicht, daſs die reine Prosa der Handlung durch Transposition der einzelnen Ereignisse poetisch wird. Dadurch, und daſs das Gedicht fast alles äuſsern Schmucks ermangelt, wird der Ernst desselben erhöht und wer sich recht hinein liest muſs das Geschehene, von Anfang bis zu Ende, nach und nach vor der Einbildungskraft aufgebaut erblicken.

Vanſen. Ihr ſeyd auch verſammelt, ſteckt die Köpfe zuſammen. Es iſt immer redenswerth.

Soeſt. Ich denk' auch.

Vanſen. Wenn jetzt einer oder der andere Herz hätte, und einer oder der andere den Kopf dazu; wir könnten die Spaniſchen Ketten auf einmal ſprengen.

Soeſt. Herre! So müßt ihr nicht reden. Wir haben dem König geſchworen.

Vanſen. Und der König uns. Merkt das.

Jetter. Das läßt ſich hören! Sagt eure Meinung.

Einige Andere. Horch, der verſteht's! Der hat Pfiffe.

Vanſen. Ich hatte einen alten Patron, der beſaß Pergamente und Briefe, von uralten Stiftungen, Contracten und Gerechtigkeiten; er hielt auf die rarſten Bücher. In einem

Uebergang.

Wenn wir uns nun zu einem friedlichen, gesitteten Volke, den Persern wenden, so müssen wir, da ihre Dichtungen eigentlich diese Arbeit veranlafsten, in die früheste Zeit zurückgehen, damit uns dadurch die neuere verständlich werde. Merkwürdig bleibt es immer dem Geschichtsforscher dafs, mag auch ein Land noch so oft von Feinden erobert, unterjocht, ja vernichtet seyn, sich doch ein gewisser Kern der Nation immer in seinem Charakter erhält, und, ehe man sich's versieht, eine alt bekannte Volkserscheinung wieder auftritt.

In diesem Sinne möge es angenehm seyn von den ältesten Persern zu vernehmen und einen desto sicherern und freyeren Schritt, bis auf den heutigen Tag, eilig durchzuführen.

Aeltere Perser.

Auf das Anschauen der Natur gründete sich der alten Parsen Gottes-Verehrung. Sie wendeten sich, den Schöpfer anbetend, gegen die aufgehende Sonne, als der auffallend herrlichsten Erscheinung. Dort glaubten sie den Thron Gottes, von Engeln umfunkelt, zu erblicken. Die Glorie dieses herzerhebenden Dienstes konnte sich jeder, auch der Geringste täglich vergegenwärtigen. Aus der Hütte trat der Asme, der Krieger aus dem Zelt hervor und die religioseste aller Functionen war vollbracht. Dem neugebornen Kinde ertheilte man die Feuertaufe in solchen Strahlen, und den ganzen Tag über, das ganze Leben hindurch, sah der Parse sich von dem Urgestirne bey allen seinen Handlungen begleitet. Mond

und Sterne erhellten die Nacht, ebenfalls unerreichbar, dem Gränzenlosen angehörig. Dagegen stellt sich das Feuer ihnen zur Seite; erleuchtend, erwärmend, nach seinem Vermögen. In Gegenwart dieses Stellvertreters Gebete zu verrichten, sich vor dem unendlich Empfundenen zu beugen wird angenehme fromme Pflicht. Reinlicher ist nichts als ein heiterer Sonnen-Aufgang und so reinlich mufste man auch die Feuer entzünden und bewahren, wenn sie heilig, sonnenähnlich seyn und bleiben sollten.

Zoroaster scheint die edle, reine Naturreligion zuerst in einen umständlichen Cultus verwandelt zu haben. Das mentale Gebet, das alle Religionen einschliefst und ausschliefst, und nur bey wenigen, gottbegünstigten Menschen den ganzen Lebenswandel durchdringt, entwickelt sich bey den meisten nur als flammendes, beseligendes Gefühl des Augenblicks; nach dessen Verschwinden sogleich der sich selbst zurückgegebene, unbefriedigte, unbeschäftigte Mensch in die unendlichste Langeweile zurückfällt.

Diese mit Ceremonien, mit Weihen und Entsühnen, mit Kommen und Gehen, Neigen und Beugen umständlich auszufüllen, ist Pflicht und Vortheil der Priesterschaft, welche denn ihr Gewerbe, durch Jahrhunderte durch, in unendliche Kleinlichkeiten zersplittert. Wer von der ersten kindlich-frohen Verehrung einer aufgehenden Sonne bis zur Verrücktheit der Guebern, wie sie noch diesen Tag in Indien Statt findet, sich einen schnellen Ueberblick verschaffen kann, der mag dort eine frische, vom Schlaf dem ersten Tageslicht sich entgegenregende Nation erblicken, hier aber ein verdüstertes Volk, welches gemeine Langeweile durch fromme Langeweile zu tödten trachtet.

Wichtig ist es jedoch zu bemerken, dafs die alten Parsen nicht etwa nur das Feuer verehrt; ihre Religion ist durchaus auf die Würde der sämmtlichen Elemente gegründet, in sofern sie das Daseyn und die Macht Gottes verkündigen. Daher die heilige Scheu das Wasser, die Luft, die Erde zu besudeln. Eine solche Ehrfurcht vor allem was den Menschen Natürliches umgiebt leitet auf alle bürgerliche Tugen-

den: Aufmerksamkeit, Reinlichkeit, Fleifs wird angeregt und genährt. Hierauf war die Landescultur gegründet, denn wie sie keinen Flufs verunreinigten, so wurden auch die Canäle mit sorgfältiger Wasserersparnifs angelegt und rein gehalten, aus deren Cirkulation die Fruchtbarkeit des Landes entquoll, so dafs das Reich damals über das Zehnfache mehr bebaut war. Alles wozu die Sonne lächelte ward mit höchstem Fleifs betrieben, vor anderm aber die Weinrebe, das eigentlichste Kind der Sonne, gepflegt.

Die seltsame Art ihre Todten zu bestatten leitet sich her aus eben dem übertriebenen Vorsatz, die reinen Elemente nicht zu verunreinigen. Auch die Stadtpolizey wirkt aus diesen Grundsätzen: Reinlichkeit der Strafsen war eine Religions-Angelegenheit, und noch jetzt, da die Guebern vertrieben, verstofsen, verachtet sind und nur allenfalls in Vorstädten in verrufenen Quartieren ihre Wohnung finden, vermacht ein Sterbender dieses Bekenntnisses irgend eine Summe, damit eine oder die andere Strafse der Hauptstadt sogleich möge völlig gereinigt werden. Durch eine so lebendige prak-

tische Gottesverehrung ward jene unglaubliche Bevölkerung möglich, von der die Geschichte ein Zeugnifs giebt.

Eine so zarte Religion, gegründet auf die Allgegenwart Gottes in seinen Werken der Sinnenwelt, mufs einen eignen Einflufs auf die Sitten ausüben. Man betrachte ihre Hauptgebote und Verbote: nicht lügen, keine Schulden machen, nicht undankbar seyn! die Fruchtbarkeit dieser Lehren wird sich jeder Ethiker und Ascete leicht entwickeln. Denn eigentlich enthält das erste Verbot die beyden andern und alle übrigen, die doch eigentlich nur aus Unwahrheit und Untreue entspringen; und daher mag der Teufel im Orient blofs unter Beziehung des ewigen Lügners angedeutet werden.

Da diese Religion jedoch zur Beschaulichkeit führt, so könnte sie leicht zur Weichlichkeit verleiten, so wie denn in den langen und weiten Kleidern auch etwas Weibliches angedeutet scheint. Doch war auch in ihren Sitten und Verfassungen die Gegenwirkung grofs. Sie trugen Waffen, auch im Frieden und geselligen Leben, und übten sich im Gebrauch derselben auf

alle mögliche Weise. Das geschickteste und heftigste Reiten war bey ihnen herkömmlich, auch ihre Spiele, wie das mit Ballen und Schlägel, auf grofsen Rennbahnen, erhielt sie rüstig, kräftig, behend; und eine unbarmherzige Conscription machte sie sämmtlich zu Helden auf den ersten Wink des Königs.

Schauen wir zurück auf ihren Gottessinn. Anfangs war der öffentliche Cultus auf wenige Feuer eingeschränkt und daher desto ehrwürdiger, dann vermehrte sich ein hochwürdiges Priesterthum nach und nach zahlreich, womit sich die Feuer vermehrten. Dafs diese innigst verbundene geistliche Macht sich gegen die weltliche gelegentlich auflehnen würde, liegt in der Natur dieses ewig unverträglichen Verhältnisses. Nicht zu gedenken dafs der Falsche Smerdis, der sich des Königreichs bemächtigte, ein Magier gewesen, durch seine Genossen erhöht und eine Zeitlang gehalten worden, so treffen wir die Magier mehrmals den Regenten fürchterlich.

Durch Alexanders Invasion zerstreut, unter seinen Parthischen Nachfolgern nicht

begünstigt, von den Sassaniden wieder hervorgehoben und versammlet, bewiesen sie sich immer fest auf ihren Grundsätzen, und widerstrebten dem Regenten der diesen zuwiderhandelte. Wie sie denn die Verbindung des Chosru mit der schönen Schirin, einer Christin, auf alle Weise beyden Theilen widersetzlich verleideten.

Endlich von den Arabern auf immer verdrängt und nach Indien vertrieben und was von ihnen oder ihren Geistesverwandten in Persien zurückblieb bis auf den heutigen Tag verachtet und beschimpft, bald geduldet, bald verfolgt nach Willkühr der Herrscher, hält sich noch diese Religion hie und da in der frühesten Reinheit, selbst in kümmerlichen Winkeln, wie der Dichter solches durch das Vermächtnifs des alten Parsen auszudrücken gesucht hat.

Dafs man daher dieser Religion durch lange Zeiten durch sehr viel schuldig geworden, dafs in ihr die Möglichkeit einer höhern Cultur lag, die sich im westlichen Theile der östlichen Welt verbreitet, ist wohl nicht zu bezweifeln. Zwar ist es höchst schwierig einen Begriff zu geben, wie und

woher sich diese Cultur ausbreitete. Viele Städte lagen als Lebenspunkte in vielen Regionen zerstreut; am bewundernswürdigsten aber ist mir dafs die fatale Nähe des indischen Götzendienstes nicht auf sie wirken konnte. Auffallend bleibt es, da die Städte von Balck und Bamian so nah an einander lagen, hier die verrücktesten Götzen in riesenhafter Gröfse verfertigt und angebetet zu sehen, indessen sich dort die Tempel des reinen Feuers erhielten, grofse Klöster dieses Bekenntnisses entstanden und eine Unzahl von Mobeden sich versammelten. Wie herrlich aber die Einrichtung solcher Anstalten müsse gewesen seyn, bezeugen die aufserordentlichen Männer die von dort ausgegangen sind. Die Familie der Barmekiden stammte daher, die so lange als einflufsreiche Staatsdiener glänzten, bis sie zuletzt, wie ein ungefähr ähnliches Geschlecht dieser Art zu unsern Zeiten, ausgerottet und vertrieben worden.

Regiment.

Wenn der Philosoph aus Prinzipien sich ein Natur-Völker- und Staatsrecht auferbaut, so forscht der Geschichtsfreund nach, wie es wohl mit solchen menschlichen Verhältnissen und Verbindungen von jeher gestanden habe. Da finden wir denn im ältesten Oriente: dafs alle Herrschaft sich ableiten lasse von dem Rechte Krieg zu erklären. Dieses Recht liegt, wie alle übrige, anfangs in dem Willen, in der Leidenschaft des Volkes. Ein Stammglied wird verletzt, sogleich regt sich die Masse, unaufgefordert, Rache zu nehmen am Beleidiger. Weil aber die Menge zwar handeln und wirken, nicht aber sich führen mag, überträgt sie, durch Wahl, Sitte, Gewohnheit, die Anführung zum Kampfe ei-

ſtand unſere ganze Verfaſſung: wie uns Niederländer zuerſt einzelne Fürſten regierten, alles nach hergebrachten Rechten, Privilegien und Gewohnheiten; wie unſre Vorfahren alle Ehrfurcht für ihren Fürſten gehabt, wenn er ſie regiert wie er ſollte; und wie ſie ſich gleich verſahen, wenn er über die Schnur hauen wollte. Die Staaten waren gleich hinterdrein: denn jede Provinz, ſo klein ſie war, hatte ihre Staaten, ihre Landſtände.

Zimmermeiſter. Haltet euer Maul! das weiß man lange! Ein jeder rechtſchaffener Bürger iſt, ſo viel er braucht, von der Verfaſſung unterrichtet.

Jetter. Laßt ihn reden; man erfährt immer etwas mehr.

Soeſt. Er hat ganz Recht.

Mehrere. Erzählt! erzählt! So was hört man nicht alle Tage.

Vanſen. So ſeyd ihr Bürgersleute! Ihr lebt nur ſo in den Tag hin; und wie ihr

nem Einzigen, es sey für Einen Kriegszug, für mehrere; dem tüchtigen Manne verleiht sie den gefährlichen Posten auf Lebenszeit, auch wohl endlich für seine Nachkommen. Und so verschafft sich der Einzelne, durch die Fähigkeit Krieg zu führen, das Recht den Krieg zu erklären.

Hieraus fliefst nun ferner die Befugnifs jeden Staatsbürger, der ohnehin als kampflustig und streitfertig angesehen werden darf, in die Schlacht zu rufen, zu fordern, zu zwingen. Diese Conscription mufste von jeher, wenn sie sich gerecht und wirksam erzeigen wollte, unbarmherzig seyn. Der erste Darius rüstet sich gegen verdächtige Nachbarn, das unzählige Volk gehorcht dem Wink. Ein Greis liefert drey Söhne, er bittet den Jüngsten vom Feldzuge zu befreyen, der König sendet ihm den Knaben in Stücken zerhauen zurück. Hier ist also das Recht über Leben und Tod schon ausgesprochen. In der Schlacht selbst leidets keine Frage: denn wird nicht oft willkührlich, ungeschickt ein ganzer Heerestheil vergebens aufgeopfert, und niemand fordert Rechenschaft vom Anführer.

Nun zieht sich aber bey kriegerischen Nationen derselbe Zustand durch die kurzen Friedenszeiten. Um den König her ist's immer Krieg, und niemanden bey Hofe das Leben gesichert. Eben so werden die Steuern fort erhoben, die der Krieg nöthig machte. Defshalb setzte denn auch Darius Codomannus, vorsichtig, regelmäfsige Abgaben fest, statt freywilliger Geschenke. Nach diesem Grundsatz, mit dieser Verfassung stieg die Persische Monarchie zu höchster Macht und Glückseligkeit, die denn doch zuletzt an dem Hochsinn einer benachbarten, kleinen, zerstückelten Nation endlich scheiterte.

Geschichte.

Die Perser, nachdem aufserordentliche Fürsten ihre Streitkräfte in eins versammelt und die Elasticität der Masse auf's höchste gesteigert, zeigten sich, selbst entferntern Völkern, gefährlich, um so mehr den benachbarten.

Alle waren überwunden, nur die Griechen, uneins unter sich, vereinigten sich gegen den zahlreichen, mehrmals heranringenden Feind und entwickelten musterhafte Aufopferung, die erste und letzte Tugend, worin alle übrigen enthalten sind. Dadurch ward Frist gewonnen dafs, in dem Mafse wie die Persische Macht innerlich zerfiel, Philipp von Macedonien eine Einheit gründen konnte, die übrigen Griechen um sich zu versammeln und ihnen für

den Verlust ihrer innern Freiheit den Sieg über äufsere Dränger vorzubereiten. Sein Sohn überzog die Perser und gewann das Reich.

Nicht nur furchtbar sondern äufserst verhafst hatten sich diese der griechischen Nation gemacht, indem sie Staat und Gottesdienst zugleich bekriegten. Sie, einer Religion ergeben, wo die himmlischen Gestirne, das Feuer, die Elemente, als gottähnliche Wesen in freier Welt verehrt wurden, fanden höchst scheltenswerth dafs man die Götter in Wohnungen einsperrte, sie unter Dach anbetete. Nun verbrannte und zerstörte man die Tempel, und schuf dadurch sich selbst ewig Hafs erregende Denkmäler, indem die Weisheit der Griechen beschlofs diese Ruinen niemals wieder aus ihrem Schutte zu erheben, sondern, zu Anreizung künftiger Rache, ahndungsvoll liegen zu lassen. Diese Gesinnungen ihren beleidigten Gottesdienst zu rächen, brachten die Griechen mit auf persischen Grund und Boden; manche Grausamkeit erklärt sich daher, auch will man den Brand von Persepolis damit entschuldigen.

Die gottesdienstlichen Uebungen der Magier, die freilich, von ihrer ersten Einfalt entfernt, auch schon Tempel und Klostergebäude bedurften, wurden gleichfalls zerstört, die Magier verjagt und zerstreut, von welchen jedoch immer eine grofse Menge versteckt sich sammelten und, auf bessere Zeiten, Gesinnung und Gottesdienst aufbewahrten. Ihre Geduld wurde freylich sehr geprüft: denn als mit Alexanders Tode die kurze Alleinherrschaft zerfiel und das Reich zersplitterte, bemächtigten sich die Parther des Theils, der uns gegenwärtig besonders beschäftigt. Sprache, Sitten, Religion der Griechen ward bey ihnen einheimisch. Und so vergingen fünfhundert Jahre über der Asche der alten Tempel und Altäre, unter welchen das heilige Feuer immerfort glimmend sich erhielt, so dafs die Sassaniden, zu Anfang des dritten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, als sie, die alte Religion wieder bekennend, den frühern Dienst herstellten, sogleich eine Anzahl Magier und Mobeden vorfanden, welche an und über der Gränze Indiens sich und ihre Gesinnungen im Stillen erhalten hat-

ten. Die altpersische Sprache wurde hervorgezogen, die griechische verdrängt und zu einer eignen Nationalität wieder Grund gelegt. Hier finden wir nun in einem Zeitraum von vierhundert Jahren die mythologische Vorgeschichte persischer Ereignisse, durch poetisch-prosaische Nachklänge, einigermafsen erhalten. Die glanzreiche Dämmerung derselben erfreut uns immerfort und eine Mannigfaltigkeit von Charakteren und Ereignissen erweckt grofsen Antheil.

Was wir aber auch von Bild- und Baukunst dieser Epoche vernehmen, so ging es damit doch blofs auf Pracht und Herrlichkeit, Gröfse und Weitläuftigkeit und unförmliche Gestalten hinaus; und wie konnt' es auch anders werden? da sie ihre Kunst vom Abendlande hernehmen mufsten, die schon dort so tief entwürdigt war. Der Dichter besitzt selbst einen Siegelring Sapor des Ersten, einen Onyx, offenbar von einem westlichen Künstler damaliger Zeit, vielleicht einem Kriegsgefangnen, geschnitten. Und sollte der Siegelschneider des überwindenden Sassaniden geschickter gewesen seyn als der Stempelschneider des

überwundenen Valentinian? Wie es aber mit den Münzen damaliger Zeit aussehe, ist uns leider nur zu wohl bekannt. Auch hat sich das Dichterisch-mährchenhafte jener überbliebenen Monumente nach und nach, durch Bemühung der Kenner, zur historischen Prosa herabgestimmt. Da wir denn nun deutlich auch in diesem Beyspiel begreifen, dafs ein Volk auf einer hohen sittlich-religiosen Stufe stehen, sich mit Pracht und Prunk umgeben und in Bezug auf Künste noch immer unter die barbarischen gezählt werden kann.

Eben so müssen wir auch, wenn wir orientalische und besonders persische Dichtkunst der Folgezeit redlich schätzen und nicht, zu künftigem eignen Verdrufs und Beschämung, solche überschätzen wollen, gar wohl bedenken, wo denn eigentlich die werthe, wahre Dichtkunst in jenen Tagen zu finden gewesen.

Aus dem Westlande scheint sich nicht viel selbst nach dem nächsten Osten verloren zu haben, Indien hielt man vorzüglich im Auge; und da denn doch den Verehrern des Feuers und der Elemente jene verrückt-

monstrose Religion, dem Lebemenschen aber eine abstruse Philosophie keineswegs annehmlich seyn konnte; so nahm man von dort her, was allen Menschen immer gleich willkommen ist, Schriften die sich auf Weltklugheit beziehen; da man denn auf die Fabeln des Bidpai den höchsten Werth legte und dadurch schon eine künftige Poesie in ihrem tiefsten Grund zerstörte. Zugleich hatte man aus derselben Quelle das Schachspiel erhalten, welches, in Bezug mit jener Weltklugheit, allem Dichtersinn den Garaus zu machen völlig geeignet ist. Setzen wir dieses voraus, so werden wir das Naturell der späteren persichen Dichter, sobald sie durch günstige Anlässe hervorgerufen wurden, höchlich rühmen und bewundern, wie sie so manche Ungunst bekämpfen, ihr ausweichen, oder vielleicht gar überwinden können.

Die Nähe von Byzanz, die Kriege mit den westlichen Kaisern und daraus entspringenden wechselseitigen Verhältnisse bringen endlich ein Gemisch hervor, wobey die christliche Religion zwischen die der alten Parsen sich einschlingt, nicht ohne Wider-

streben der Mobeden und dortigen Religionsbewahrer. Wie denn doch die mancherlei Verdrüfslichkeiten, ja grofses Unglück selbst, das den trefflichen Fürsten Chosru Parvis überfiel, blofs daher seinen Ursprung nahm, weil Schirin, liebenswürdig und reizend, am christlichen Glauben festhielt.

Dieses alles, auch nur obenhin betrachtet, nöthigt uns zu gestehen, dafs die Vorsätze, die Verfahrungsweise der Sassaniden alles Lob verdienen; nur waren sie nicht mächtig genug, in einer von Feinden rings umgebenen Lage, zur bewegtesten Zeit sich zu erhalten. Sie wurden, nach tüchtigem Widerstand, von den Arabern unterjocht, welche Mahomet durch Einheit zur furchtbarsten Macht erhoben hatte.

Mahomet.

Da wir bey unseren Betrachtungen vom Standpunkte der Poesie entweder ausgehen oder doch auf denselben zurückkehren, so wird es unsern Zwecken angemessen seyn von genanntem aufserordentlichen Manne vorerst zu erzählen, wie er heftig behauptet und betheuert: er sey Prophet und nicht Poet und daher auch sein Koran als göttliches Gesetz und nicht etwa als menschliches Buch, zum Unterricht oder zum Vergnügen, anzusehen. Wollen wir nun den Unterschied zwischen Poeten und Propheten näher andeuten, so sagen wir: beyde sind von einem Gott ergriffen und befeuert, der Poet aber vergeudet die ihm verliehene Gabe im Genufs, um Genufs hervorzubringen, Ehre durch das Hervorgebrachte zu erlangen, allenfalls ein bequemes Leben. Alle übrigen Zwecke versäumt er, sucht mannigfaltig zu

euer Gewerb' von euern Eltern überkommen habt, ſo laßt ihr auch das Regiment über euch ſchalten und walten, wie es kann und mag. Ihr fragt nicht nach dem Herkommen, nach der Hiſtorie, nach dem Recht eines Regenten; und über das Verſäumniß haben euch die Spanier das Netz über die Ohren gezogen.

Soeſt. Wer denkt da dran? wenn einer nur das tägliche Brot hat.

Jetter. Verflucht! Warum tritt auch keiner in Zeiten auf, und ſagt einem ſo etwas?

Vanſen. Ich ſag' es euch jetzt. Der König in Spanien, der die Provinzen durch gut Glück zuſammen beſitzt, darf doch nicht drin ſchalten und walten, anders als die kleinen Fürſten, die ſie ehemals einzeln beſaßen. Begreift ihr das?

Jetter. Erklärt's uns.

Vanſen. Es iſt ſo klar als die Sonne. Müßt ihr nicht nach euern Landrechten gerichtet werden? Woher käme das?

seyn, sich in Gesinnung und Darstellung gränzenlos zu zeigen. Der Prophet hingegen sieht nur auf einen einzigen bestimmten Zweck; solchen zu erlangen, bedient er sich der einfachsten Mittel. Irgend eine Lehre will er verkünden und, wie um eine Standarte, durch sie und um sie die Völker versammeln. Hiezu bedarf es nur dafs die Welt glaube, er mufs alfo eintönig werden und bleiben. Denn das Mannigfaltige glaubt man nicht, man erkennt es.

Der ganze Inhalt des Korans, um mit wenigem viel zu sagen, findet sich zu Anfang der zweyten Sura und lautet folgendermafsen. „Es ist kein Zweifel in diesem Buch. Es ist eine Unterrichtung der Frommen, welche die Geheimnisse des Glaubens vor wahr halten, die bestimmten Zeiten des Gebets beobachten und von demjenigen was wir ihnen verliehen haben Almösen austheilen; und welche der Offenbarung glauben, die den Propheten vor dir herabgesandt worden, und gewisse Versicherung des zukünftigen Lebens haben: diese werden von ihrem Herrn geleitet und sollen glücklich und selig seyn.

Die Ungläubigen betreffend, wird es ihnen gleichviel seyn, ob du sie vermahnest oder nicht vermahnest; sie werden doch nicht glauben. Gott hat ihre Herzen und Ohren versiegelt. Eine Dunkelheit bedecket ihr Gesicht und sie werden eine schwere Strafe leiden."

Und so wiederholt sich der Koran Sure für Sure. Glauben und Unglauben theilen sich in Oberes und Unteres, Himmel und Hölle sind den Bekennern und Läugnern zugedacht. Nähere Bestimmung des Gebotenen und Verbotenen, fabelhafte Geschichten jüdischer und christlicher Religion, Amplificationen aller Art, gränzenlose Tautologieen und Wiederholungen bilden den Körper dieses heiligen Buches, das uns, so oft wir auch daran gehen, immer von neuem anwidert, dann aber anzieht, in Erstaunen setzt und am Ende Verehrung abnöthigt.

Worin es daher jedem Geschichtsforscher von der gröfsten Wichtigkeit bleiben mufs, sprechen wir aus mit den Worten eines vorzüglichen Mannes: „Die Hauptabsicht des Korans scheint diese gewesen zu seyn, die Bekenner der drei verschiedenen,

in dem volkreichen Arabien damals herrschenden Religionen, die meistentheils vermischt unter einander in den Tag hinein lebten und ohne Hirten und Wegweiser herum irrten, indem der gröfste Theil Götzendiener und die übrigen entweder Juden oder Christen eines höchst irrigen und ketzerischen Glaubens waren, in der Erkenntnifs und Verehrung des einigen, ewigen und unsichtbaren Gottes, durch dessen Allmacht alle Dinge geschaffen sind, und die so es nicht sind geschaffen werden können, des allerhöchsten Herrschers, Richters und Herrn aller Herrn, unter der Bestätigung gewisser Gesetze und den äufserlichen Zeichen gewisser Ceremonien, theils von alter und theils von neuer Einsetzung, und die durch Vorstellung sowohl zeitlicher als ewiger Belohnungen und Strafen eingeschärft wurden, zu vereinigen und sie alle zu dem Gehorsam des Mahomet, als des Propheten und Gesandten Gottes zu bringen, der nach den wiederholten Erinnerungen, Verheifsungen und Drohungen der vorigen Zeiten endlich Gottes wahre Religion auf Erden durch Gewalt der Waffen fortpflanzen und

bestätigen sollte, um sowohl für den Hohenpriester, Bischoff oder Papst in geistlichen, als auch höchsten Prinzen in weltlichen Dingen erkannt zu werden."

Behält man diese Ansicht fest im Auge, so kann man es dem Muselmann nicht verargen, wenn er die Zeit vor Mahomet die Zeit der Unwissenheit benennt, und völlig überzeugt ist dafs mit dem Islam Erleuchtung und Weisheit erst beginne. Der Styl des Korans ist seinem Inhalt und Zweck gemäfs: streng, grofs, furchtbar, stellenweis wahrhaft erhaben; so treibt ein Keil den andern und darf fich über die grofse Wirksamkeit des Buches niemand verwundern. Wefshalb es denn auch von den ächten Verehrern für unerschaffen und mit Gott gleich ewig erklärt wurde. Demohngeachtet aber fanden fich gute Köpfe, die eine bessere Dicht- und Schreibart der Vorzeit anerkannten und behaupteten: dafs, wenn es Gott nicht gefallen hätte durch Mahomet auf einmal seinen Willen und eine entschieden gesetzliche Bildung zu offenbaren, die Araber nach und nach von selbst eine solche Stufe, und eine noch höhere würden

erstiegen und reinere Begriffe in einer reinen Sprache entwickelt haben.

Andere, verwegener, behaupteten, Mahomet habe ihre Sprache und Literatur verdorben, so dafs sie sich niemals wieder erholen werde. Der verwegenste jedoch, ein geistvoller Dichter, war kühn genug zu versichern: alles was Mahomet gesagt habe, wollte er auch gesagt haben, und besser, ja er sammelte sogar eine Anzahl Sectirer um sich her. Man bezeichnete ihn defshalb mit dem Spottnamen Motanabbi, unter welchem wir ihn kennen, welches so viel heifst als: einer der gern den Propheten spielen möchte.

Ob nun gleich die Muselmännische Kritik selbst an dem Koran manches Bedenken findet, indem Stellen die man früher aus demselben angeführt gegenwärtig nicht mehr darin zu finden sind, andere, sich widersprechend, einander aufheben und was dergleichen bey allen schriftlichen Ueberlieferungen nicht zu vermeidende Mängel sind; so wird doch dieses Buch für ewige Zeiten höchst wirksam verbleiben, indem es durchaus praktisch und den Bedürfnissen einer

Nation gemäfs verfafst worden, welche ihren Ruhm auf alte Ueberlieferungen gründet und an herkömmlichen Sitten festhält.

In seiner Abneigung gegen Poesie erscheint Mahomet auch höchst consequent, indem er alle Mährchen verbietet. Diese Spiele einer leichtfertigen Einbildungskraft, die vom Wirklichen bis zum Unmöglichen hin- und wiederfchwebt, und das Unwahrscheinliche als ein Wahrhaftes und Zweifelloses vorträgt, waren der orientalischen Sinnlichkeit, einer weichen Ruhe und bequemem Müssiggang höchst angemessen. Diese Luftgebilde über einem wunderlichen Boden schwankend, hatten fich zur Zeit der Sassaniden in's Unendliche vermehrt, wie fie uns Tausend und Eine Nacht, an einen lofen Faden gereiht, als Beispiele darlegt. Ihr eigentlicher Charakter ist, dafs fie keinen fittlichen Zweck haben und daher den Menschen nicht auf fich selbst zurück, sondern aufser fich hinaus ins unbedingte Freie führen und tragen. Gerade das Entgegengesetzte wollte Mahomet bewirken. Man sehe wie er die Ueberlieferungen des alten Testaments und die Ereignisse patriarchali-

scher Familien, die freilich auch auf einem unbedingten Glauben an Gott, einem unwandelbaren Gehorsam und also gleichfalls auf einem Islam beruhen, in Legenden zu verwandeln weifs, mit kluger Ausführlichkeit den Glauben an Gott, Vertrauen und Gehorsam immer mehr auszufprechen und einzuschärfen versteht; wobey er fich denn manches Mährchenhafte, obgleich immer zu seinen Zwecken dienlich, zu erlauben pflegt. Bewundernswürdig ist er, wenn man in diesem Sinne die Begebenheiten Noahs, Abrahams, Josephs betrachtet und beurtheilt.

Kaliphen.

Um aber in unsern eigensten Kreis zurückzukehren, wiederholen wir dafs die Sassaniden bey vierhundert Jahre regierten, vielleicht zuletzt nicht mit früherer Kraft und Glanz; doch hätten sie sich wohl noch eine Weile erhalten, wäre die Macht der Araber nicht dergestalt gewachsen dafs ihr zu widerstehen kein älteres Reich im Stande war. Schon unter Omar, bald nach Mahomet, ging jene Dynastie zu Grunde, welche die altpersische Religion gehegt und einen seltenen Grad der Cultur verbreitet hatte.

Die Araber stürmten sogleich auf alle Bücher los, nach ihrer Ansicht, nur überflüssige oder schädliche Schreibereyen; sie zerstörten alle Denkmale der Literatur, so dafs kaum die geringsten Bruchstücke zu uns gelangen konnten. Die sogleich eingeführte arabische Sprache verhinderte jede

Wiederherstellung dessen was Nationell heifsen konnte. Doch auch hier überwog die Bildung des Ueberwundenen nach und nach die Rohheit des Ueberwinders und die Mahometanischen Sieger gefielen sich in der Prachtliebe, den angenehmen Sitten und den dichterischen Resten der Besiegten. Daher bleibt noch immer, als die glänzendste Epoche berühmt, die Zeit, wo die Barmekiden Einflufs hatten zu Bagdad. Diese, vom Balch abstammend, nicht sowohl selbst Mönche als Patrone und Beschützer grofser Klöster und Bildungsanstalten, bewahrten unter sich das heilige Feuer der Dicht- und Redekunst und behaupteten durch ihre Welt-Klugheit und Charakter-Gröfse einen hohen Rang auch in der politischen Sphäre. Die Zeit der Barmekiden heifst daher sprichwörtlich: eine Zeit localen, lebendigen Wesens und Wirkens, von der man, wenn sie vorüber ist, nur hoffen kann dafs sie erst nach geraumen Jahren an fremden Orten unter ähnlichen Umständen vielleicht wieder aufquellen werde.

Aber auch das Caliphat war von kurzer Dauer; das ungeheure Reich erhielt sich kaum vierhundert Jahre; die entfernteren Statthalter machten sich nach und nach mehr und mehr unabhängig, indem sie den Caliphen, als eine geistliche, Titel und Pfründen spendende Macht, allenfalls gelten liefsen.

Fortleitende Bemerkung.

Physisch - climatische Einwirkung auf Bildung menschlicher Gestalt und körperlicher Eigenschaften leugnet niemand, aber man denkt nicht immer daran dafs Regierungsform eben auch einen moralisch - climatischen Zustand hervorbringe, worin die Charaktere auf verschiedene Weise sich ausbilden. Von der Menge reden wir nicht, sondern von bedeutenden, ausgezeichneten Gestalten.

Ein Bürger. Wahrlich!

Vanſen. Hat der Brüſſeler nicht ein ander Recht, als der Antwerpet? der Antwerper, als der Genter? Woher käme denn das?

Anderer Bürger. Bey Gott!

Vanſen. Aber, wenn ihr's ſo fortlaufen laßt; wird man's euch bald anders weiſen. Pfuy! Was Karl der Kühne, Friedrich der Krieger, Karl der Fünfte nicht konnten, das thut nun Philipp durch ein Weib.

Soeſt. Ja, ja! Die alten Fürſten haben's auch ſchon probiert.

Vanſen. Freylich! — Unſere Verfahren paßten auf. Wie ſie einem Herrn gram wurden, fingen ſie ihm etwa ſeinen Sohn und Erben weg, hielten ihn bey ſich, und gaben ihn nur auf die beſte Bedingungen heraus. Unſere Väter waren Leute! die wußten was ihnen nütz war! die wußten etwas zu faſſen und feſt zu ſetzen! Rechte Männer! Dafür ſind aber auch unſere Privilegien ſo deutlich, unſere Freyheiten ſo verſichert.

In der Republik bilden sich grofse, glückliche, ruhig-rein thätige Charaktere; steigert sie sich zur Aristokratie, so entstehen würdige, consequente, tüchtige, im Befehlen und Gehorchen bewunderungswürdige Männer. Geräth ein Staat in Anarchie, sogleich thun sich verwegene, kühne, sittenverachtende Menschen hervor, augenblicklich gewaltsam wirkend, bis zum Entsetzen, alle Mäfsigung verbannend. Die Despotie dagegen schafft grofse Charaktere; kluge, ruhige Uebersicht, strenge Thätigkeit, Festigkeit, Entschlossenheit, alles Eigenschaften die man braucht um den Despoten zu dienen, entwickeln sich in fähigen Geistern und verschaffen ihnen die ersten Stellen des Staats, wo sie sich zu Herrschern ausbilden. Solche erwuchsen unter Alexander dem Grofsen, nach dessen frühzeitigem Tode seine Generale sogleich als Könige dastanden. Auf die Caliphen häufte sich ein ungeheures Reich, das sie durch Statthalter mufsten regieren lassen, deren Macht und Selbstständigkeit gedieh, indem die Kraft der obersten Herrscher abnahm. Ein solcher trefflicher Mann, der

ein eigenes Reich sich zu gründen und zu verdienen wuſste, ist derjenige, von dem wir nun zu reden haben, um den Grund der neueren persischen Dichtkunst und ihre bedeutenden Lebens - Anfänge kennen zu lernen.

Mahmud von Gasna.

Mahmud, dessen Vater, im Gebirge gegen Indien, ein starkes Reich gegründet hatte, indessen die Caliphen in der Fläche des Euphrats zur Nichtigkeit versanken, setzte die Thätigkeit seines Vorgängers fort und machte sich berühmt wie Alexander und Friedrich. Er läſst den Caliphen als eine Art geistlicher Macht gelten, die man wohl, zu eigenem Vortheil, einigermaſsen anerkennen mag; doch erweitert er erst sein Reich um sich her, dringt sodann auf Indien los, mit groſser Kraft und besonderm Glück. Als eifrigster Mahometaner beweist er sich unermüdlich und streng

in Ausbreitung seines Glaubens und Zerstörung des Götzendienstes. Der Glaube an den einigen Gott wirkt immer geisterhebend, indem er den Menschen auf die Einheit seines eignen Innern zurückweist. Näher steht der Nationalprophete, der nur Anhänglichkeit und Förmlichkeiten fordert und eine Religion auszubreiten befiehlt, die, wie eine jede, zu unendlichen Auslegungen und Misdeutungen dem Secten- und Parteygeist Raum läfst und demohngeachtet immer dieselbige bleibt.

Eine solche einfache Gottesverehrung mufste mit dem Indischen Götzendienste im herbsten Widerspruch stehen, Gegenwirkung und Kampf, ja blutige Vernichtungskriege hervorrufen, wobey sich der Eifer des Zerstörens und Bekehrens noch durch Gewinn unendlicher Schätze erhöht fühlte. Ungeheure, fratzenhafte Bilder, deren hohler Körper mit Gold und Juwelen ausgefüllt erfunden ward, schlug man in Stücke und sendete sie, geviertheilt, verschiedene Schwellen Mahometanischer Heilorte zu pflastern. Noch jetzt sind die Indischen Ungeheuer jedem reinen Gefühle verhafst,

wie gräfslich mögen sie den bildlosen Mahometaner angeschaut haben!

Nicht ganz am unrechten Orte wird hier die Bemerkung stehen, dafs der ursprüngliche Werth einer jeden Religion erst nach Verlauf von Jahrhunderten aus ihren Folgen beurtheilt werden kann. Die Jüdische Religion wird immer einen gewissen starren Eigensinn, dabey aber auch freien Klugsinn und lebendige Thätigkeit verbreiten; die Mahometanische läfst ihren Bekenner nicht aus einer dumpfen Beschränktheit heraus, indem sie, keine schweren Pflichten fordernd, ihm innerhalb derselben alles Wünschenswerthe verleiht und zugleich, durch Aussicht auf die Zukunft, Tapferkeit und Religionspatriotismus einflöfst und erhält.

Die Indische Lehre taugte von Haus aus nichts, so wie denn gegenwärtig ihre vielen tausend Götter, und zwar nicht etwa untergeordnete, sondern alle gleich unbedingt mächtige Götter, die Zufälligkeiten des Lebens nur noch mehr verwirren, den Unsinn jeder Leidenschaft fördern und die Verrücktheit des Lasters, als die höchste

Stufe der Heiligkeit und Seligkeit, begünstigen.

Auch selbst eine reinere Vielgötterey, wie die der Griechen und Römer, mufste doch zuletzt auf falschem Wege ihre Bekenner und sich selbst verlieren. Dagegen gebührt der christlichen das höchste Lob, deren reiner, edler Ursprung sich immerfort dadurch bethätigt, dafs nach den gröfsten Verirrungen, in welche sie der dunkle Mensch hinein zog, eh man sichs versieht sie sich in ihrer ersten lieblichen Eigenthümlichkeit, als Mission, als Hausgenossen- und Brüderschaft, zu Erquickung des sittlichen Menschenbedürfnisses, immer wieder hervorthut.

Billigen wir nun den Eifer des Götzenstürmers Mahmud, so gönnen wir ihm die zu gleicher Zeit gewonnenen unendlichen Schätze, und verehren besonders in ihm den Stifter persischer Dichtkunst und höherer Kultur. Er, selbst aus persischem Stamme, liefs sich nicht etwa in die Beschränktheit der Araber hineinziehen, er fühlte gar wohl dafs der schönste Grund und Boden für Religion in der Nationalität zu finden

sey; diese ruhet auf der Poesie, die uns älteste Geschichte in fabelhaften Bildern überliefert, nach und nach sodann ins Klare hervortritt und ohne Sprung die Vergangenheit an die Gegenwart heranführt.

Unter diesen Betrachtungen gelangen wir also in das zehnte Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Man werfe einen Blick auf die höhere Bildung die sich dem Orient, ungeachtet der ausschliefsenden Religion, immerfort aufdrang. Hier sammelten sich, fast wider Willen der wilden und schwachen Beherrscher, die Reste Griechischer und Römischer Verdienste und so vieler geistreichen Christen, deren Eigenheiten aus der Kirche ausgestofsen worden, weil auch diese, wie der Islam, auf Einglaubigkeit los arbeiten mufste.

Doch zwey grofse Verzweigungen des menschlichen Wissens und Wirkens gelangten zu einer freyern Thätigkeit!

Die Medicin sollte die Gebrechen des Mikrokosmus heilen, und die Sternkunde dasjenige dolmetschen, womit uns für die Zukunft der Himmel schmeicheln oder bedrohen möchte; jene mufste der Natur, diese

der Mathematik huldigen, und so waren beide wohl empfohlen und versorgt.

Die Geschäftsführung sodann unter despotischen Regenten blieb, auch bey gröfster Aufmerksamkeit und Genauigkeit, immer gefahrvoll, und ein Canzleyverwandter bedurfte so viel Muth sich in den Divan zu bewegen als ein Held zur Schlacht; einer war nicht sicherer seinen Heerd wieder zu sehn als der andere.

Reisende Handelsleute brachten immer neuen Zuwachs an Schätzen und Kenntnissen herbey, das Innere des Landes, vom Euphrat bis zum Indus, bot eine eigne Welt von Gegenständen dar. Eine Masse wider einander streitender Völkerschaften, vertriebene, vertreibende, Herrscher, stellten den verraschenden Wechsel von Sieg zur Knechtschaft, von Obergewalt zur Dienstbarkeit nur gar zu oft vor Augen, und liefsen geistreiche Männer, über die traumartige Vergänglichkeit irdischer Dinge, die traurigsten Betrachtungen anstellen.

Dieses alles und noch weit mehr, im weitesten Umfange unendlicher Zersplitterung und augenblicklicher Wiederherstel-

hung, sollte man vor Augen haben, um billig gegen die folgenden Dichter, besonders gegen die Persischen zu seyn; denn jedermann wird eingestehen, dafs die geschilderten Zustände keineswegs für ein Element gelten können, worin der Dichter sich nähren, erwachsen und gedeihen dürfte. Defswegen sey uns erlaubt schon das edle Verdienst der Persischen Dichter des ersten Zeitalters als problematisch anzusprechen. Auch diese darf man nicht nach dem Höchsten messen, man mufs ihnen manches zugeben indem man sie liest, manches verzeihen wenn man sie gelesen hat.

Dichterhönige.

Viele Dichter versammelten sich an Mahmuds Hofe, man spricht von vierhundert-ten, die daselbst ihr Wesen getrieben. Und wie nun alles im Orient sich unterordnen, sich höheren Geboten fügen muſs, so bestellte ihnen auch der Fürst einen Dichterfürsten, der sie prüfen, beurtheilen, sie zu Arbeiten, jedem Talent gemäſs, aufmuntern sollte. Diese Stelle hat man als eine der vorzüglichsten am Hofe zu betrachten: er war Minister aller wissenschaftlichen, historischpoetischen Geschäfte; durch ihn wurden die Gunstbezeigungen seinen Untergebenen zu Theil, und wenn er den Hof begleitete, geschah es in so groſsem Gefolge, in so stattlichem Aufzuge, daſs man ihn wohl für einen Vezier halten konnte.

Ueberlieferungen.

Wenn der Mensch daran denken soll von Ereignissen, die ihn zunächst betreffen, künftigen Geschlechtern Nachricht zu hinterlassen, so gehört dazu ein gewisses Behagen an der Gegenwart, ein Gefühl von dem hohen Werthe derselben. Zuerst also befestigt er im Gedächtniss was er von Vätern vernommen und überliefert solches in fabelhaften Umhüllungen; denn mündliche Ueberlieferung wird immer märchenhaft wachsen. Ist aber die Schrift erfunden, ergreift die Schreibseligkeit ein Volk vor dem andern, so entstehen alsdann Chroniken, welche den poetischen Rhythmus behalten, wenn die Poesie der Einbildungskraft und des Gefühls längst verschwunden ist. Die späteste Zeit versorgt uns mit ausführlichen Denkschriften, Selbstbiographien unter mancherley Gestalten.

Gelfenſieder. Was ſprecht ihr von Freyheiten?

Das Volk. Von unſern Freyheiten, von unſern Privilegien! Erzählt noch was von unſern Privilegien.

Vanſen. Wir Brabanter beſonders, obgleich alle Provinzen ihre Vortheile haben, wir ſind am herrlichſten verſehen. Ich habe alles geleſen.

Soeſt. Sagt an.

Jetter. Laßt hören.

Ein Bürger. Ich bitt' euch.

Vanſen. Erſtlich ſteht geſchrieben: Der Herzog von Brabant ſoll uns ein guter und getreuer Herr ſeyn.

Soeſt. Gut! Steht das ſo?

Jetter. Getreu? Iſt das wahr?

Vanſen. Wie ich euch ſage. Er iſt uns verpflichtet, wie wir ihm. Zweytens: Er ſoll keine Macht oder eignen Willen an uns bewei-

Auch im Orient finden wir gar frühe Documente einer bedeutenden Weltausbildung. Sollten auch unsere heiligen Bücher später in Schriften verfaſst seyn, so sind doch die Anlässe dazu als Ueberlieferungen uralt, und können nicht dankbar genug beachtet werden. Wie vieles muſste nicht auch in dem mittlern Orient, wie wir Persien und seine Umgebungen nennen dürfen, jeden Augenblick entstehen, und sich trotz aller Verwüstung und Zersplitterung erhalten. Denn wenn es zu höherer Ausbildung groſser Landstrecken dienlich ist, daſs solche nicht Einem Herrn unterworfen, sondern unter mehrere getheilt seyen, so ist derselbe Zustand gleichfalls der Erhaltung nütze, weil das was an dem einen Ort zu Grunde geht, an dem andern fortbestehen, was aus dieser Ecke vertrieben wird, sich in jene flüchten kann.

Auf solche Weise müssen, ungeachtet aller Zerstörung und Verwüstung, sich manche Abschriften aus frühern Zeiten erhalten haben, die man von Epoche zu Epoche theils abgeschrieben, theils erneuert. So finden wir daſs unter Jesdedschird, dem

letzten Sassaniden, eine Reichsgeschichte verfafst worden, wahrscheinlich aus alten Chroniken zusammengestellt, dergleichen sich schon Ahasverus in dem Buch Esther bey schlaflosen Nächten vorlesen läfst. Copien jenes Werkes, welches Bastaname betitelt war, erhielten sich: denn vierhundert Jahre später wird unter Mansur I., aus dem Hause der Samaniden, eine Bearbeitung desselben vorgenommen, bleibt aber unvollendet und die Dynastie wird von den Gasnewiden verschlungen. Mahmud jedoch, genannten Stammes zweyter Beherrscher, ist von gleichem Triebe belebt, und vertheilt sieben Abtheilungen des Bastaname unter sieben Hofdichter. Es gelingt Ansari seinen Herrn am meisten zu befriedigen, er wird zum Dichterkönig ernannt und beauftragt das Ganze zu bearbeiten. Er aber, bequem und klug genug, weifs das Geschäft zu verspäten und mochte sich im Stillen umthun, ob er nicht jemand fände, dem es zu übertragen wäre.

Firdusi.

Starb 1030.

Die wichtige Epoche persischer Dichtkunst, die wir nun erreichen, giebt uns zur Betrachtung Anlafs, wie grofse Weltereignisse nur alsdann sich entwickeln, wenn gewisse Neigungen, Begriffe, Vorsätze hie und da, ohne Zusammenhang, einzeln ausgesäet sich bewegen und im Stillen fortwachsen, bis endlich früher oder später ein allgemeines Zusammenwirken hervortritt. In diesem Sinne ist es merkwürdig genug dafs zu gleicher Zeit, als ein mächtiger Fürst auf die Wiederherstellung einer Volks- und Stammes-Literatur bedacht war, ein Gärtnersohn zu Tus gleichfalls ein Exemplar des Bastaname sich zueignete und das eingeborene schöne Talent solchen Studien eifrig widmete.

In Absicht über den dortigen Statthalter, wegen irgend einer Bedrängnifs, an

klagen, begiebt er sich nach Hofe, ist lange vergebens bemüht zu Ansari durchzudringen, und durch dessen Vorsprache seinen Zweck zu erreichen. Endlich macht eine glückliche, gehaltvolle Reimzeile, aus dem Stegreife gesprochen, ihn dem Dichterkönige bekannt, welcher, Vertrauen zu seinem Talente fassend, ihn empfiehlt und ihm den Auftrag des grofsen Werkes verschafft. Firdusi beginnt das Schach Nameh' unter günstigen Umständen, er wird im Anfange theilweis hinlänglich belohnt, nach dreyfsigjähriger Arbeit hingegen entspricht das königliche Geschenk seiner Erwartung keineswegs. Erbittert verläfst er den Hof und stirbt, eben da der König seiner mit Gunst abermals gedenkt. Mahmud überlebt ihn kaum ein Jahr, innerhalb welches der alte Esedi, Firdusi's Meister, das Schach Nameh völlig zu Ende schreibt.

Dieses Werk ist ein wichtiges, ernstes, mythisch-historisches National-Fundament, worin das Herkommen, das Daseyn, die Wirkung alter Helden aufbewahrt wird. Es bezieht sich auf frühere und spätere Vergangenheit, defshalb das eigentlich Ge-

schichtliche zuletzt mehr hervortritt, die früheren Fabeln jedoch manche uralte Traditions-Wahrheit verhüllt überliefern.

Firdusi scheint überhaupt zu einem solchen Werke sich vortrefflich dadurch zu qualificiren, dafs er leidenschaftlich am Alten, ächt Nationellen, festgehalten und auch, in Absicht auf Sprache, frühe Reinigkeit und Tüchtigkeit zu erreichen gesucht, wie er denn arabische Worte verbannt und das alte Pelehwi zu beachten bemüht war.

Enweri.

Stirbt 1152.

Er studirt zu Tus, einer wegen bedeutender Lehranstalten berühmten, ja sogar wegen Ueberbildung verdächtigen Stadt; und als er, an der Thüre des Collegiums sitzend, einen, mit Gefolge und Prunk, vorbeireitenden Grofsen erblickt, zu seiner grofsen Verwunderung aber hört, dafs es ein Hofdichter sey, entschliefst er sich zu gleicher Höhe des Glücks zu gelangen. Ein

übernacht geschriebenes Gedicht, wodurch er sich die Gunst des Fürsten erwirbt, ist uns übrig geblieben.

Aus diesem und aus mehreren Poesien die uns mitgetheilt worden blickt ein heiterer Geist hervor, begabt mit unendlicher Umsicht und scharfem glücklichen Durchschauen, er beherrscht einen unübersehbaren Stoff. Er lebt in der Gegenwart, und wie er vom Schüler sogleich zum Höfmann übergeht, wird er ein freyer Encomiast und findet dafs kein besser Handwerk sey, als mitlebende Menschen durch Lob zu ergötzen. Fürsten, Veziere, edle und schöne Frauen, Dichter und Musiker schmückt er mit seinem Preis und weifs auf einen jeden etwas Zierliches aus dem breiten Weltvorrathe anzuwenden.

Wir können daher nicht billig finden, dafs man ihm die Verhältnisse in denen er gelebt und sein Talent genutzt, nach so viel hundert Jahren, zum Verbrechen macht. Was sollt' aus dem Dichter werden, wenn es nicht hohe, mächtige, kluge, thätige, schöne und geschickte Menschen gäbe, an deren Vorzügen er sich auferbauen kann?

An ihnen, wie die Rebe am Ulmenbaum, wie Epheu an der Mauer, rankt er sich hinauf, Auge und Sinn zu erquicken. Sollte man einen Juwelier schelten, der die Edelgesteine beyder Indien zum herrlichen Schmuck trefflicher Menschen zu verwenden sein Leben zubringt? Sollte man von ihm verlangen dafs er das, freylich sehr nützliche Geschäft eines Strafsenpflasterers übernähme?

So gut aber unser Dichter mit der Erde stand, ward ihm der Himmel verderblich. Eine bedeutende, das Volk aufregende Weissagung: als werde an einem gewissen Tage ein ungeheurer Sturm das Land verwüsten, traf nicht ein und der Schach selbst konnte gegen den allgemeinen Unwillen des Hofes und der Stadt seinen Liebling nicht retten. Dieser floh. Auch in entfernter Provinz schützte ihn nur der entschiedene Charakter eines freundlichen Statthalters.

Die Ehre der Astrologie kann jedoch gerettet werden, wenn man annimmt, dafs die Zusammenkunft so vieler Planeten in Einem Zeichen auf die Zukunft von Dscheu-

gis Chan hindeute, welcher in Persien mehr Verwüstung anrichtete als irgend ein Sturmwind hätte bewirken können.

Nisami.

Stirbt 1180.

Ein zarter, hochbegabter Geist, der, wenn Firdusi die sämmtlichen Heldenüberlieferungen erschöpfte, nunmehr die lieblichsten Wechselwirkungen innigster Liebe zum Stoffe seiner Gedichte wählt. Medschnun und Leila, Chosru und Schirin, Liebespaare, führt er vor; durch Ahndung, Geschick, Natur, Gewohnheit, Neigung, Leidenschaft für einander bestimmt, sich entschieden gewogen; dann aber durch Grille, Eigensinn, Zufall, Nöthigung und Zwang getrennt, eben so wunderlich wieder zusammengeführt und am Ende doch wieder auf eine oder die andere Weise weggerissen und geschieden.

Aus diesen Stoffen und ihrer Behandlung erwächst die Erregung einer ideellen Sehnsucht. Befriedigung finden wir nirgends. Die Anmuth ist grofs, die Mannigfaltigkeit unendlich.

Auch in seinen andern, unmittelbar moralischem Zweck gewidmeten Gedichten athmet gleiche liebenswürdige Klarheit. Was auch dem Menschen Zweideutiges begegnen mag, führt er jederzeit wieder ans Praktische heran und findet in einem sittlichen Thun allen Räthseln die beste Auflösung.

Uebrigens führt er, seinem ruhigen Geschäft gemäfs, ein ruhiges Leben unter den Seldschugiden und wird in seiner Vaterstadt Gendsche begraben.

Dschelaleddin Rumi.

Stirbt 1262.

Er begleitet seinen Vater, der, wegen Verdrieſslichkeiten mit dem Sultan, sich von Balch hinweg begiebt, auf dem langen Reisezug. Unterwegs nach Mekka treffen sie Attar, der ein Buch göttlicher Geheimnisse dem Jünglinge verehrt und ihn zu heiligen Studien entzündet.

Hiebey ist so viel zu bemerken: daſs der eigentliche Dichter die Herrlichkeit der Welt in sich aufzunehmen berufen ist und deſshalb immer eher zu loben als zu tadeln geneigt seyn wird. Daraus folgt, daſs er den würdigsten Gegenstand aufzufinden sucht, und, wenn er alles durchgegangen, endlich sein Talent am liebsten zu Preis und Verherrlichung Gottes anwendet. Besonders aber liegt dieses Bedürfniſs dem Orientalen

ſen, merken laſſen, oder gedenken zu geſtatten, auf keinerley Weiſe.

Jetter. Schön! Schön! nicht beweiſen.

Soeſt. Nicht merken laſſen.

Ein Anderer. Und nicht gedenken zu geſtatten! Das iſt der Hauptpunct. Niemanden geſtatten, auf keinerley Weiſe.

Vanſen. Mit ausdrücklichen Worten.

Jetter. Schafft uns das Buch.

Ein Bürger. Ja, wir müſſen's haben.

Andere. Das Buch! das Buch!

Ein Anderer. Wir wollen zu der Regentinn gehen mit dem Buche.

Ein Anderer. Ihr ſollt das Wort führen, Herr Doctor.

Seifenſieder. O die Tropfe!

Andere. Noch etwas aus dem Buche!

Seifenſieder. Ich ſchlage ihm die Zähne in den Hals, wenn er noch ein Wort ſagt.

am nächsten, weil er immer dem Ueberschwenglichen zustrebt und solches bey Betrachtung der Gottheit in gröfster Fülle gewahr zu werden glaubt, so wie ihm denn bey jeder Ausführung niemand Uebertriebenheit Schuld geben darf.

Schon der sogenannte Mahometanische Rosenkranz, wodurch der Name Allah mit neun und neunzig Eigenschaften verherrlicht wird, ist eine solche Lob- und Preis-Litaney. Bejahende, verneinende Eigenschaften bezeichnen das unbegreiflichste Wesen; der Anbeter staunt, ergiebt und beruhigt sich. Und wenn der weltliche Dichter die ihm vorschwebenden Vollkommenheiten an vorzügliche Personen verwendet, so flüchtet sich der Gottergebene in das unpersönliche Wesen, das von Ewigkeit her alles durchdringt.

So flüchtete sich Attar vom Hofe zur Beschaulichkeit, und Dschelaleddin, ein reiner Jüngling, der sich so eben auch vom Fürsten und der Hauptstadt entfernte, war um desto eher zu tieferen Studien zu entzünden.

Nun zieht er mit seinem Vater, nach vollbrachten Wallfahrten, durch Klein-Asien, sie bleiben zu Iconium. Dort lehren sie, werden verfolgt, vertrieben, wieder eingesetzt, und liegen daselbst, mit einem ihrer treusten Lehrgenossen, begraben. Indessen hatte Dschengis Chan Persien erobert, ohne den ruhigen Ort ihres Aufenthaltes zu berühren.

Nach obiger Darstellung wird man diesem grofsen Geiste nicht verargen, wenn er sich ins Abstruse gewendet. Seine Werke sehen etwas bunt aus, Geschichtchen, Mährchen, Parabeln, Legenden, Anecdoten, Beyspiele, Probleme behandelt er, um eine geheimnifsvolle Lehre eingängig zu machen, von der er selbst keine deutliche Rechenschaft zu geben weifs. Unterricht und Erhebung ist sein Zweck, im Ganzen aber sucht er durch die Einheitslehre alle Sehnsucht wo nicht zu erfüllen doch aufzulösen und anzudeuten, dafs im göttlichen Wesen zuletzt alles untertauche und sich verkläre.

Saadi.

Stirbt 1291, *alt* 102 *Jahre.*

Gebürtig von Schiras, studirt er zu Bagdad, wird als Jüngling durch Liebesunglück zum unstäten Leben eines Derwisch bestimmt. Wallfahrtet funfzehnmal nach Mekka, gelangt auf seinen Wanderungen nach Indien und Klein-Asien, ja als Gefangener der Kreuzfahrer in's Westland. Er übersteht wundersame Abentheuer, erwirbt aber schöne Länder- und Menschenkenntnifs. Nach dreyfsig Jahren zieht er sich zurück, bearbeitet seine Werke, und macht sie bekannt. Er lebt und webt in einer grofsen Erfahrungsbreite und ist reich an Anecdoten, die er mit Sprüchen und Versen ausschmückt. Leser und Hörer zu unterrichten ist sein entschiedener Zweck.

Sehr eingezogen in Schiras erlebt er das hundert und zweyte Jahr und wird daselbst begraben. Dschenschis Nachkommen hatten Iran zum eignen Reiche gebildet, in welchem sich ruhig wohnen liefs.

H a f i s.

Stirbt 1389.

Wer sich noch, aus der Hälfte des vorigen Jahrhunderts, erinnert, wie unter den Protestanten Deutschlands nicht allein Geistliche, sondern auch wohl Layen gefunden wurden, welche mit den heiligen Schriften sich dergestalt bekannt gemacht, dafs sie, als lebendige Concordanz, von allen Sprüchen, wo und in welchem Zusammenhange sie zu finden, Rechenschaft zu geben sich geübt haben, die Hauptstellen aber auswendig wufsten und solche zu irgend einer Anwendung immerfort bereit hielten; der wird zugleich gestehen dafs für solche Männer eine grofse Bildung daraus erwachsen mufste, weil das Gedächtnifs, immer mit würdigen Gegenständen beschäftigt, dem Gefühl, dem Urtheil reinen Stoff zu Genufs und Behandlung aufbewahrte. Man nannte

sie bibelfest und ein solcher Beyname gab eine vorzügliche Würde und unzweydeutige Empfehlung.

Das was nun bey uns Christen aus natürlicher Anlage und gutem Willen entsprang, war bey den Mahometanern Pflicht: denn indem es einem solchen Glaubensgenossen zum gröfsten Verdienst gereichte Abschriften des Korans selbst zu vervielfältigen oder vervielfältigen zu lassen, so war es kein geringeres denselben auswendig zu lernen, um bey jedem Anlafs die gehörigen Stellen anführen, Erbauung befördern, Streitigkeit schlichten zu können. Man benannte solche Personen mit dem Ehrentitel Hafis, und dieser ist unserm Dichter als bezeichnender Hauptname geblieben.

Nun ward, gar bald nach seinem Ursprunge, der Koran ein Gegenstand der unendlichsten Auslegungen, gab Gelegenheit zu den spitzfindigsten Subtilitäten und, indem er die Sinnesweise eines jeden aufregte, entstanden gränzenlos abweichende Meinungen, verrückte Combinationen, ja die unvernünftigsten Beziehungen aller Art wurden versucht, so dafs der eigentlich geist-

reiche verständige Mann eifrig bemüht seyn mufste, um nur wieder auf den Grund des reinen guten Textes zurück zu gelangen. Daher finden wir denn auch in der Geschichte des Islam Auslegung, Anwendung und Gebrauch oft bewundernswürdig.

Zu einer solchen Gewandtheit war das schönste dichterische Talent erzogen und heran gebildet; ihm gehörte der ganze Koran und was für Religionsgebäude man darauf gegründet war ihm kein Räthsel. Er sagt selbst:

„Durch den Koran hab' ich alles
Was mir je gelang gemacht."

Als Derwisch, Sofi, Scheich lehrte er in seinem Geburtsorte Schiras, auf welchen er sich beschränkte, wohl gelitten und geschätzt von der Familie Mosaffer und ihren Beziehungen. Er beschäftigte sich mit theologischen und grammatikalischen Arbeiten, und versammelte eine grofse Anzahl Schüler um sich her.

Mit solchen ernsten Studien, mit einem wirklichen Lehramte stehen seine Gedichte völlig im Widerspruch, der sich wohl dadurch heben läfst, wenn man sagt: dafs

der Dichter nicht geradezu alles denken und leben müsse was er ausspricht, am wenigsten derjenige der in späterer Zeit in verwickelte Zustände geräth, wo er sich immer der rhetorischen Verstellung nähern und dasjenige vortragen wird was seine Zeitgenossen gerne hören. Dieſs scheint uns bey Hafis durchaus der Fall. Denn wie ein Mährchen-Erzähler auch nicht an die Zaubereyen glaubt die er vorspiegelt, sondern sie nur aufs beste zu beleben und auszustatten gedenkt, damit seine Zuhörer sich daran ergötzen, eben so wenig braucht gerade der lyrische Dichter dasjenige alles selbst auszuüben, womit er hohe und geringe Leser und Sänger ergötzt und beschmeichelt. Auch scheint unser Dichter keinen groſsen Werth auf seine so leicht hinflieſsenden Lieder gelegt zu haben, denn seine Schüler sammelten sie erst nach seinem Tode.

Nur wenig sagen wir von diesen Dichtungen, weil man sie genieſsen, sich damit in Einklang setzen sollte. Aus ihnen strömt eine fortquellende, mäſsige Lebendigkeit. Im Engen genügsam froh und klug, von

der Fülle der Welt seinen Theil dahin nehmend, in die Geheimnisse der Gottheit von fern hinein blickend, dagegen aber auch einmal Religionsübung und Sinnenlust ablehnend, eins wie das andere; wie denn überhaupt diese Dichtart, was sie auch zu befördern und zu lehren scheint, durchaus eine sceptische Beweglichkeit behalten muſs.

Dschami.

Stirbt 1494, *alt* 82 *Jahre.*

Dschami faſst die ganze Erndte der bisherigen Bemühungen zusammen und zieht die Summe der religiosen, philosophischen, wissenschaftlichen, prosaisch-poetischen Cultur. Er hat einen groſsen Vortheil drey und zwanzig Jahre nach Hafis Tode geboren zu werden und als Jüngling abermals ein ganz freyes Feld vor sich zu finden. Die gröſste Klarheit und Besonnenheit ist sein Eigenthum. Nun versucht und leistet

er alles, erscheint sinnlich und übersinnlich zugleich; die Herrlichkeit der wirklichen und Dichterwelt liegt vor ihm, er bewegt sich zwischen beyden. Die Mystik konnte ihn nicht anmuthen; weil er aber ohne dieselbe den Kreis des National-Interesses nicht ausgefüllt hätte, so giebt er historisch Rechenschaft von allen den Thorheiten, durch welche, stufenweis, der in seinem irdischen Wesen befangene Mensch sich der Gottheit unmittelbar anzunähern und sich zuletzt mit ihr zu vereinigen gedenkt; da denn doch zuletzt nur widernatürliche und widergeistige, grasse Gestalten zum Vorscheine kommen. Denn was thut der Mystiker anders? als dafs er sich an Problemen vorbey schleicht, oder sie weiter schiebt, wenn es sich thun läfst.

Uebersicht.

Man hat aus der sehr schicklich-geregelten Folge der sieben ersten römischen Könige schliefsen wollen, dafs diese Geschichte klüglich und absichtlich erfunden sey, welches wir dahin gestellt seyn lassen; dagegen aber bemerken dafs die sieben Dichter, welche von dem Perser für die ersten gehalten werden, und innerhalb eines Zeitraums von fünfhundert Jahren nach und nach erschienen, wirklich ein ethisch-poetisches Verhältnifs gegen einander haben, welches uns erdichtet scheinen könnte, wenn nicht ihre hinterlassenen Werke von ihrem wirklichen Daseyn das Zeugnifs gäben.

Betrachten wir aber dieses Siebengestirn genauer, wie es uns aus der Ferne vergönnt seyn mag; so finden wir dafs sie alle ein fruchtbares, immer sich erneuendes Talent besafsen, wodurch sie sich über die Mehrzahl sehr vorzüglicher Männer, über

Das Volk. Wir wollen ſehen, wer ihm etwas thut. Sagt uns was von den Privilegien! Haben wir noch mehr Privilegien?

Vanſen. Mancherley, und ſehr gute, ſehr heilſame. Da ſteht auch: Der Landsherr ſoll den geiſtlichen Stand nicht verbeſſern oder mehren, ohne Verwilligung des Adels und der Stände! Merkt das! Auch den Staat des Landes nicht verändern.

Soeſt. Iſt das ſo?

Vanſen. Ich will's euch geſchrieben zeigen, von zwey drey hundert Jahren her.

Bürger. Und wir leiden die neuen Biſchöfe? Der Adel muß uns ſchützen, wir fangen Händel an!

Andere. Und wir laſſen uns von der Inquiſition in's Bockshorn jagen?

Vanſen. Das iſt eure Schuld.

Das Volk. Wir haben noch Egmont! noch Oranien! Die ſorgen für unſer Beſtes.

die Unzahl mittlerer, täglicher Talente erhoben sahen; dabey aber auch in eine besondere Zeit, in eine Lage gelangten, wo sie eine grofse Erndte glücklich wegnehmen und gleich-talentvollen Nachkommen sogar die Wirkung auf eine Zeit lang verkümmern durften, bis wieder ein Zeitraum verging, in welchem die Natur dem Dichter neue Schätze abermals aufschliefsen konnte.

In diesem Sinne nehmen wir die Dargestellten einzeln nochmals durch und bemerken, dafs

Firdusi die ganzen vergangenen Staats- und Reichsereignisse, fabelhaft oder historisch, aufbehalten, vorwegnahm, so dafs einem Nachfolger nur Bezug und Anmerkung, nicht aber neue Behandlung und Darstellung übrig blieb.

Enveri hielt sich fest an der Gegenwart. Glänzend und prächtig, wie die Natur ihm erschien, freud- und gabenvoll erblickt er auch den Hof seines Schahs; beyde Welten und ihre Vorzüge mit den lieblichsten Worten zu verknüpfen, war Pflicht und Behagen. Niemand hat es ihm hierin gleich gethan.

Nisami griff mit freundlicher Gewalt alles auf, was von Liebes- und Halbwunderlegende in seinem Bezirk vorhanden seyn mochte. Schon im Koran war die Andeutung gegeben, wie man uralte lakonische Ueberlieferungen zu eigenen Zwecken behandeln, ausführen und in gewisser Weitläuftigkeit könne ergötzlich machen.

Dschelaleddin Rumi findet sich unbehaglich auf dem problematischen Boden der Wirklichkeit, und sucht die Räthsel der innern und äufsern Erscheinungen auf geistige, geistreiche Weise zu lösen, daher sind seine Werke neue Räthsel, neuer Auflösungen und Commentare bedürftig. Endlich fühlt er sich gedrungen in die Alleinigkeits-Lehre zu flüchten, wodurch soviel gewonnen als verloren wird, und zuletzt das, so tröstliche als untröstliche, Zero übrig bleibt. Wie sollte nun also irgend eine Rede-Mittheilung poetisch oder prosaisch weiter gelingen? Glücklicherweise wird

Saadi, der Treffliche, in die weite Welt getrieben, mit gränzenlosen Einzelnheiten der Empirie überhäuft, denen er

allen etwas abzugewinnen weifs. Er fühlt die Nothwendigkeit sich zu sammeln, überzeugt sich von der Pflicht zu belehren, und so ist er uns Westländern zuerst fruchtbar und segenreich geworden.

Hafis, ein grofses heiteres Talent, das sich begnügt, alles abzuweisen wonach die Menschen begehren, Alles bey Seite zu schieben was sie nicht entbehren mögen, und dabey immer als lustiger Bruder ihres Gleichen erscheint. Er läfst sich nur in seinem National- und Zeitkreise richtig anerkennen. Sobald man ihn aber gefafst hat, bleibt er ein lieblicher Lebensgeleiter. Wie ihn denn auch noch jetzt, unbewufst mehr als bewufst, Kameel- und Maulthier-Treiber fortsingen, keineswegs um des Sinnes halben, den er selbst muthwillig zerstückelt, sondern der Stimmung wegen, die er ewig rein und erfreulich verbreitet. Wer konnte denn nun auf diesen folgen da alles andere von den Vorgängern weggenommen war? als

Dschami, allem gewachsen was vor ihm geschehen und neben ihm geschah; wie er nun diefs alles zusammen in Garben band,

nachbildete, erneuerte, erweiterte, mit der gröfsten Klarheit die Tugenden und Fehler seiner Vorgänger in sich vereinigte, so blieb der Folgezeit nichts übrig als zu seyn wie er, insofern sie sich nicht verschlimmerte; und so ist es denn auch drey Jahrhunderte durch geblieben. Wobey wir nur noch bemerken dafs, wenn früher oder später das Drama hätte durchbrechen und ein Dichter dieser Art sich hervorthun können, der ganze Gang der Literatur eine andere Wendung genommen hätte.

Wagten wir nun mit diesem Wenigen fünfhundert Jahre persischer Dicht- und Rede-Kunst zu schildern; so sey es, um mit Quintilian unserm alten Meister zu reden, von Freunden aufgenommen in der Art wie man runde Zahlen erlaubt, nicht um genauer Bestimmung willen, sondern um etwas Allgemeines, bequemlichkeitshalber, annäherend auszusprechen.

Allgemeines.

Die Fruchtbarkeit und Mannigfaltigkeit der persischen Dichter entspringt aus einer unübersehbaren Breite der Aufsenwelt und ihrem unendlichen Reichthum. Ein immer bewegtes öffentliches Leben, in welchem alle Gegenstände gleichen Werth haben, wogt vor unserer Einbildungskraft, defswegen uns ihre Vergleichungen oft so sehr auffallend und mifsbeliebig sind. Ohne Bedenken verknüpfen sie die edelsten und niedrigsten Bilder, an welches Verfahren wir uns nicht so leicht gewöhnen.

Sprechen wir es aber aufrichtig aus: ein eigentlicher Lebemann, der frey und praktisch athmet, hat kein ästhetisches Gefühl und keinen Geschmack, ihm genügt Realität im Handlen, Geniefsen, Betrachten, eben so wie im Dichten; und wenn der Orientale, seltsame Wirkung hervorzu-

bringen, das Ungereimte zusammengereimt, so soll der Deutsche, dem dergleichen wohl auch begegnet, dazu nicht scheel sehen.

Die Verwirrung, die durch solche Productionen in der Einbildungskraft entsteht, ist derjenigen zu vergleichen, wenn wir durch einen orientalischen Bazar, durch eine europäische Messe gehen. Nicht immer sind die kostbarsten und niedrigsten Waaren im Raume weit gesondert, sie vermischen sich in unsern Augen und oft gewahren wir auch die Fässer, Kisten, Säcke, worin sie transportirt worden. Wie auf einem Obst- und Gemüsmarkt sehen wir nicht allein Kräuter, Wurzeln und Früchte, sondern auch hier und dort allerley Arten Abwürflinge, Schalen und Strunke.

Ferner kostets dem orientalischen Dichter nichts uns von der Erde in den Himmel zu erheben und von da wieder herunter zu stürzen oder umgekehrt. Dem Aas eines faulenden Hundes versteht Nisami eine sittliche Betrachtung abzulocken, die uns in Erstaunen setzt und erbaut.

Herr Jesus, der die Welt durchwandert,
Ging einst an einem Markt vorbey,
Ein todter Hund lag auf dem Wege,
Geschleppet vor des Hauses Thor,
Ein Haufe stand ums Aas umher
Wie Geyer sich um Aeser sammlen.
Der Eine sprach: mir wird das Hirn
Von dem Gestank ganz ausgelöscht.
Der Andere sprach: was braucht es viel
Der Gräber Auswurf bringt nur Unglück.
So sang ein Jeder seine Weise,
Des todten Hundes Leib zu schmähen.
Als nun an Jesus kam die Reih',
Sprach, ohne Schmäh'n, er guten Sinns,
Er sprach aus gütiger Natur:
Die Zähne sind wie Perlen weifs.
Dies Wort macht den Umstehenden,
Durchglühten Muscheln ähnlich, heifs.

Jedermann fühlt sich betroffen, wenn der, so liebevolle als geistreiche Prophet, nach seiner eigensten Weise, Schonung und Nachsicht fordert. Wie kräftig weifs er die unruhige Menge auf sich selbst zurück zu führen, sich des Verwerfens, des Verwünschens zu schämen, unbeachteten Vor-

zug mit Anerkennung, ja vielleicht mit Neid zu betrachten! Jeder Umstehende denkt nun an sein eigen Gebiſs! Schöne Zähne sind überall, besonders auch im Morgenland, als eine Gabe Gottes hoch angenehm. Ein faulendes Geschöpf wird, durch das Vollkommene was von ihm übrig bleibt, ein Gegenstand der Bewunderung und des frömmsten Nachdenkens.

Nicht eben so klar und eindringlich wird uns das vortreffliche Gleichniſs, womit die Parabel schlieſst, wir tragen daher Sorge dasselbe anschaulich zu machen.

In Gegenden, wo es an Kalklagern gebricht, werden Muschelschaalen zu Bereitung eines höchst nöthigen Baumaterials angewendet und, zwischen dürres Reisig geschichtet, von der erregten Flamme durchgeglüht. Der Zuschauende kann sich das Gefühl nicht nehmen, daſs diese Wesen, lebendig im Meere sich nährend und wachsend, noch kurz vorher der allgemeinen Lust des Daseyns nach ihrer Weise genossen und jetzt, nicht etwa verbrennen, sondern durchgeglüht, ihre völlige Gestalt behalten, wenn gleich alles Lebendige aus ihnen weggetrie-

ben ist. Nehme man nunmehr an, dafs die Nacht hereinbricht und diese organischen Reste dem Auge des Beschauers wirklich glühend erscheinen, so läfst sich kein herrlichers Bild einer tiefen, heimlichen Seelenqual vor Augen stellen. Will sich jemand hievon ein vollkommenes Anschauen erwerben, so ersuche er einen Chemiker ihm Austerschaalen in den Zustand der Phosphoreszenz zu versetzen, wo er mit uns gestehen wird, dafs ein siedend heifses Gefühl, welches den Menschen durchdringt, wenn ein gerechter Vorwurf ihn, mitten in dem Dünkel eines zutraulichen Selbstgefühls, unerwartet betrifft, nicht furchtbarer auszusprechen sey.

Solcher Gleichnisse würden sich zu Hunderten auffinden lassen, die das unmittelbarste Anschauen des Natürlichen, Wirklichen voraussetzen und zugleich wiederum einen hohen sittlichen Begriff erwecken, der aus dem Grunde eines reinen ausgebildeten Gefühls hervorsteigt.

Höchst schätzenswerth ist, bey dieser gränzenlosen Breite, ihre Aufmerksamkeit aufs Einzelne, der scharfe liebevolle Blick

der einem bedeutenden Gegenstand sein eigenthümlichstes abzugewinnen sucht. Sie haben poetische Stilleben, die sich den besten niederländischer Künstler an die Seite setzen, ja im Sittlichen sich darüber erheben dürfen. Aus eben dieser Neigung und Fähigkeit werden sie gewisse Lieblingsgegenstände nicht los; kein Persischer Dichter ermüdet die Lampe blendend, die Kerze leuchtend vorzustellen. Eben daher kommt auch die Eintönigkeit die man ihnen vorwirft; aber genau betrachtet, werden die Naturgegenstände bey ihnen zum Surrogat der Mythologie, Rose und Nachtigall nehmen den Platz ein von Apoll und Daphne. Wenn man bedenkt was ihnen abging, daß sie kein Theater, keine bildende Kunst hatten, ihr dichterisches Talent aber nicht geringer war als irgend eins von jeher, so wird man, ihrer eigensten Welt befreundet, sie immer mehr bewundern müssen.

Vanſen. Eure Brüder in Flandern haben das gute Werk angefangen.

Seifenſieder. Du Hund!

Er ſchlägt ihn.

Andere widerſetzen ſich und rufen. Biſt du auch ein Spanier?

Ein Anderer. Was? den Ehrenmann?

Anderer. Den Gelahrten?

Sie fallen den Seifenſieder an.

Zimmermeiſter. Um's Himmels willen, ruht! Andere miſchen ſich in den Streit.

Zimmermeiſter. Bürger, was ſoll das?

Buben pfeifen, werfen mit Steinen, hetzen Hunde an, Bürger ſtehn und gaffen, Volk läuft zu, andere gehn gelaſſen auf und ab, andere treiben allerley Schalkspoſſen, ſchreyen und jubiliren.

Andere. Freyheit und Privilegien! Privilegien und Freyheit!

Egmont tritt auf mit Begleitung.

Ruhig! ruhig, Leute! Was gibt's? Ruhe! Bringt ſie aus einander.

Allgemeinstes.

Der höchste Charakter orientalischer Dichtkunst ist, was wir Deutsche Geist nennen, das Vorwaltende des oberen Leitenden; hier sind alle übrige Eigenschaften vereinigt, ohne dafs irgend eine, das eigenthümliche Recht behauptend, hervorträte. Der Geist gehört vorzüglich dem Alter, oder einer alternden Weltepoche. Uebersicht des Weltwesens, Ironie, freyen Gebrauch der Talente finden wir in allen Dichtern des Orients. Resultat und Prämisse wird uns zugleich geboten, defshalb sehen wir auch wie grofser Werth auf ein Wort aus dem Stegreife gelegt wird. Jene Dichter haben alle Gegenstände gegenwärtig und beziehen die entferntesten Dinge leicht auf einander, daher nähern sie sich auch dem was wir Witz nennen; doch steht der Witz nicht so hoch, denn dieser ist

selbstsüchtig, selbstgefällig, wovon der Geist ganz frey bleibt, deſshalb er auch überall genialisch genannt werden kann und muſs.

Aber nicht der Dichter allein erfreut sich solcher Verdienste, die ganze Nation ist geistreich, wie aus unzähligen Anecdoten hervortritt. Durch ein geistreiches Wort wird der Zorn eines Fürsten erregt, durch ein anderes wieder besänftigt. Neigung und Leidenschaft leben und weben in gleichem Elemente; so erfinden Behramgubr und Dilara den Reim, Dschemil und Boteinah bleiben bis ins höchste Alter leidenschaftlich verbunden. Die ganze Geschichte der persischen Dichtkunst wimmlet von solchen Fällen.

Wenn man bedenkt, daſs Nuschirwan, einer der letzten Sassaniden, um die Zeit Mahomets mit ungeheuren Kosten die Fabeln des Bidpai und das Schachspiel aus Indien kommen läſst, so ist der Zustand einer solchen Zeit vollkommen ausgesprochen. Jene, nach dem zu urtheilen was uns überliefert ist, überbieten einander an Lebensklugheit und freyeren Ansichten irdischer Dinge. Deſshalb konnte vier Jahrhunderte später, selbst

in der ersten besten Epoche persischer Dichtkunst, keine vollkommen-reine Naivetät statt finden. Die grofse Breite der Umsicht, die vom Dichter gefordert ward, das gesteigerte Wissen, die Hof- und Kriegsverhältnisse, alles verlangte grofse Besonnenheit.

Neuere, Neueste.

Nach Weise von Dschami und seiner Zeit vermischten folgende Dichter Poesie und Prosa immer mehr, so dafs für alle Schreibarten nur ein Styl angewendet wurde. Geschichte, Poesie, Philosophie, Canzley- und Briefstyl, alles wird auf gleiche Weise vorgetragen und so geht es nun schon drey Jahrhunderte fort. Ein Muster des allerneusten sind wir glücklicherweise im Stande vorzulegen.

Als der Persische Botschafter, Mirza Aboul Hassan Khan, sich in Petersburg befand, ersuchte man ihn um einige Zeilen seiner Handschrift. Er war freund-

lich genug ein Blatt zu schreiben, wovon wir die Uebersetzung hier einschalten.

Ich bin durch die ganze Welt gereist, bin lange mit vielen Personen umgegangen, jeder Winkel gewährte mir einigen Nutzen, jeder Halm eine Aehre, und doch habe ich keinen Ort gesehen dieser Stadt vergleichbar, noch ihren schönen Huris. Der Segen Gottes ruhe immer auf ihr! —

Wie wohl hat jener Kaufmann gesprochen, der unter die Räuber fiel die ihre Pfeile auf ihn richteten. Ein König der den Handel unterdrückt, verschliefst die Thüre des Heils vor dem Gesichte seines Heeres. Welcher Verständige möchte bey solchem Ruf der Ungerechtigkeit sein Land besuchen? Willst du einen guten Namen erwerben, so behandle mit Achtung Kaufleute und Gesandte. Die Grofsen behandeln Reisende wohl, um sich einen guten Ruf zu machen. Das Land das die Fremden nicht beschützt geht bald unter. Sey ein Freund der Frem-

den und Reisenden, denn sie sind als Mittel eines guten Rufs zu betrachten; sey gastfrey, schätze die Vorüberziehenden, hüte dich ungerecht gegen sie zu seyn. Wer diesen Rath des Gesandten befolgt, wird gewifs Vortheil davon ziehen.

Man erzählt dafs Omar ebn abd el asis ein mächtiger König war, und Nachts in seinem Kämmerlein voll Demuth und Unterwerfung, das Angesicht zum Throne des Schöpfers wendend, sprach: O Herr! Grofses hast du anvertraut der Hand des schwachen Knechtes; um der Herrlichkeit der Reinen und Heiligen deines Reiches willen, verleihe mir Gerechtigkeit und Billigkeit, bewahre mich vor der Bosheit der Menschen; ich fürchte dafs das Herz eines Unschuldigen durch mich könne betrübt worden seyn, und Fluch des Unterdrückten meinem Nacken folge. Ein König soll immer an die Herrschaft und das Daseyn des höchsten Wesens gedenken, an die fortwährende Veränderlichkeit der irdischen Dinge, er soll bedenken dafs die Krone von einem würdi-

gen Haupt auf ein unwürdiges übergeht und sich nicht zum Stolze verleiten lassen. Denn ein König der hochmüthig wird, Freund und Nachbarn verachtet, kann nicht lange auf seinem Throne gedeihen; man soll sich niemals durch den Ruhm einiger Tage aufblähen lassen. Die Welt gleicht einem Feuer das am Wege angezündet ist, wer so viel davon nimmt als nöthig, um sich auf dem Wege zu leuchten, erduldet kein Uebel, aber wer mehr nimmt verbrennt sich.

Als man den Plato fragte, wie er in dieser Welt gelebt habe, antwortete er: mit Schmerzen bin ich hereingekommen, mein Leben war ein anhaltendes Erstaunen und ungern geh ich hinaus, und ich habe nichts gelernt als dafs ich nichts weifs. Bleibe fern von dem der etwas unternimmt und unwissend ist, von einem Frommen der nicht unterrichtet ist; man könnte sie beide einem Esel vergleichen, der die Mühle dreht, ohne zu wissen warum. Der Säbel ist gut anzusehen, aber seine Wirkungen sind unangenehm. Ein wohldenkender Mann verbindet sich mit Fremden, aber der Bösartige entfremdet sich seinem Nächsten.

Ein König sagte zu einem der Behloul hiefs: gieb mir einen Rath. Dieser versetzte: beneide keinen Geitzigen, keinen ungerechten Richter, keinen Reichen der sich nicht aufs Haushalten versteht, keinen Freygebigen der sein Geld unnütz verschwendet, keinen Gelehrten dem das Urtheil fehlt. Man erwirbt in der Welt entweder einen guten oder einen bösen Namen, da kann man nun zwischen beyden wählen, und da nun ein jeder sterben muſs, gut oder bös, glücklich der, welcher den Ruhm eines Tugendhaften vorzog.

Diese Zeilen schrieb, dem Verlangen eines Freundes gemäſs, im Jahr 1231 der Hegire den Tag des Demazsul Sani, nach christlicher Zeitrechnung am . . May 1816, Mirza Eboul Hassan Chan, von Schiraz, während seines Aufenthalts in der Hauptstadt St. Petersburg, als auſserordentlicher Abgesandter Sr. Majestät von Persien Fethali Schah Cadzar. Er hofft daſs man mit Güte einem Unwissenden verzeihen wird, der es unternahm einige Worte zu schreiben.

Wie nun aus Vorstehendem klar ist, dafs, seit drey Jahrhunderten, sich immer eine gewisse Prosa-Poesie erhalten hat, und Geschäfts- und Briefstyl öffentlich und in Privat-Verhandlungen immer derselbige bleibt; so erfahren wir, dafs in der neusten Zeit am persischen Hofe sich noch immer Dichter befinden, welche die Chronik des Tages, und also alles was der Kaiser vornimmt und was sich ereignet, in Reime verfafst und zierlich geschrieben, einem hiezu besonders bestellten Archivarius überliefern. Woraus denn erhellt dafs in dem unwandelbaren Orient, seit Ahasverus Zeiten, der sich solche Chroniken bey schlaflosen Nächten vorlesen lies, sich keine weitere Veränderung zugetragen hat.

Wir bemerken hiebey dafs ein solches Vorlesen mit einer gewissen Declamation geschehe, welche mit Emphase, einem Steigen und Fallen des Tons vorgetragen wird, und mit der Art wie die französischen Trauerspiele declamirt werden sehr viel Aehnlichkeit haben soll. Es läfst sich dies um so eher denken, als die persischen Dop-

pelverse einen ähnlichen Contrast bilden, wie die beyden Hälften des Alexandriners.

Und so mag denn auch diese Bizarrlichkeit die Veranlassung seyn, dafs die Perser ihre Gedichte seit acht hundert Jahren noch immer lieben, schätzen und verehren; wie wir denn selbst Zeuge gewesen, dafs ein Orientale ein vorzüglich eingebundenes und erhaltenes Manuscript des Mesnewi mit eben so viel Ehrfurcht als wenn es der Koran wäre, betrachtete und behandelte.

Z w e i f e l.

Die persische Dichtkunst aber, und was ihr ähnlich ist, wird von dem Westländer niemals ganz rein, mit vollem Behagen aufgenommen werden; worüber wir aufgeklärt seyn müssen, wenn uns der Genufs daran nicht unversehens gestört werden soll.

Es ist aber nicht die Religion die uns von jener Dichtkunst entfernt. Die Einheit Gottes, Ergebung in seinen Willen, Vermittlung durch einen Propheten, alles stimmt mehr oder weniger mit unserm Glauben, mit unserer Vorstellungsweise überein. Unsere heiligen Bücher liegen auch dort, ob nur gleich legendenweis, zum Grund.

In die Mährchen jener Gegend, Fabeln Parabeln, Anecdoten, Witz- und Scherzreden sind wir längst eingeweiht. Auch ihre Mystik sollte uns ansprechen, sie verdiente wenigstens, eines tiefen und gründlichen Ernstes wegen, mit der unsrigen verglichen zu werden, die in der neusten Zeit; genau betrachtet doch eigentlich nur eine charakter- und talentlose Sehnsucht ausdrückt; wie sie sich denn schon selbst parodirt, zeuge der Vers:

Mir will ewiger Durst nur frommen
Nach dem Durste.

Zimmermeiſter. Gnädiger Herr, ihr kommt wie ein Engel des Himmels. Stille! ſeht ihr nichts? Graf Egmont! Dem Grafen Egmont Reverenz.

Egmont. Auch hier? Was fangt ihr an? Bürger gegen Bürger! Hält ſogar die Nähe unſrer königlichen Regentinn dieſen Unſinn nicht zurück? Geht aus einander, geht an euer Gewerbe. Es iſt ein übles Zeichen, wenn ihr an Werktagen feiert. Was war's?

Der Tumult ſtillt ſich nach und nach, und alle ſtehen um ihn herum.

Zimmermeiſter. Sie ſchlagen ſich um ihre Privilegien.

Egmont. Die ſie noch muthwillig zertrümmern werden — Und wer ſeyd ihr? Ihr ſcheint mir rechtliche Leute.

Zimmermeiſter. Das iſt unſer Beſtreben.

Egmont. Euers Zeichens?

Zimmermeiſter. Zimmermann und Zunftmeiſter.

Despotie.

Was aber dem Sinne der Westländer niemals eingehen kann, ist die geistige und körperliche Unterwürfigkeit unter seinen Herren und Oberen, die sich von uralten Zeiten herschreibt, indem Könige zuerst an die Stelle Gottes traten. Im alten Testament lesen wir ohne sonderliches Befremden, wenn Mann und Weib vor Priester und Helden sich aufs Angesicht niederwirft und anbetet, denn dasselbe sind sie vor den Elohim zu thun gewohnt. Was zuerst aus natürlichem frommen Gefühl geschah verwandelte sich später in umständliche Hofsitte. Der Ku-tou, das dreymalige Niederwerfen dreymal wiederholt, schreibt sich dort her. Wie viele westliche Gesandtschaften an östlichen Höfen sind an dieser Ceremonie gescheitert, und die persische Poesie kann im Ganzen bey uns nicht gut auf-

Ferner:

Nur dasjenige Gesicht
Ist des Glückes Spiegelwand,
Das gerieben ward am Staub
Von dem Hufe dieses Pferdes.

Nicht aber allein vor dem Sultan, sondern auch vor Geliebten erniedrigt man sich eben so tief und noch häufiger:

Mein Gesicht lag auf dem Weg,
Keinen Schritt hat er vorbeygethan.

Beym Staube deines Wegs
Mein Hoffnungszelt!
Bey deiner Füfse Staub
Dem Wasser vorzuziehn.

Denjenigen, der meine Scheitel
Wie Staub zertritt mit Füfsen,
Will ich zum Kaiser machen,
Wenn er zu mir zurückkommt.

Man sieht deutlich hieraus dafs eins so wenig als das andere heifsen will, erst

bey würdiger Gelegenheit angewendet, zuletzt immer häufiger gebraucht und gemifsbraucht. So sagt Hafis wirklich possenhaft:

Mein Kopf im Staub des Weges
Des Wirthes seyn wird.

Ein tieferes Studium würde vielleicht die Vermuthung bestätigen, dafs frühere Dichter mit solchen Ausdrücken viel bescheidener verfahren und nur spätere, auf demselben Schauplatz in derselben Sprache sich ergehend, endlich auch solche Mifsbräuche, nicht einmal recht im Ernst, sondern parodistisch beliebt, bis sich endlich die Tropen dergestalt vom Gegenstand weg verlieren, dafs kein Verhältnifs mehr weder gedacht noch empfunden werden kann.

Und so schliefsen wir denn mit den lieblichen Zeilen Enweris, welcher, so anmuthig als schicklich, einen werthen Dichter seiner Zeit verehrt:

Dem Vernünft'gen sind Lockspeise Schedschaai's Gedichte,
Hundert Vögel wie ich fliegen begierig darauf.
Geh mein Gedicht und küss' vor dem Herrn die Erde und sag' ihm:
Du, die Tugend der Zeit, Tugendepoche bist du.

Einrede.

Um uns nun über das Verhältniss der Despoten zu den Ihrigen, und wiefern es noch menschlich sey, einigermafsen aufzuklären, auch uns über das knechtische Verfahren der Dichter vielleicht zu beruhigen, möge eine und die andere Stelle hier eingeschaltet seyn, welche Zeugniss giebt wie Geschichts- und Weltkenner hierüber geurtheilt. Ein bedächtiger Engländer drückt sich folgendermafsen aus:

„Unumschränkte Gewalt, welche in Europa, durch Gewohnheiten und Umsicht einer gebildeten Zeit, zu gemäfsigten Regierungen gesänftiget wird, behält bey Asia-

tischen Nationen immer einerley Charakter und bewegt sich beynahe in demselben Verlauf. Denn die geringen Unterschiede, welche des Menschen Staatswerth und Würde bezeichnen, sind blofs von des Despoten persönlicher Gemüthsart abhängig und von dessen Macht, ja öfters mehr von dieser als jener. Kann doch kein Land zum Glück gedeihen, das fortwährend dem Krieg ausgesetzt ist, wie es von der frühsten Zeit an das Schicksal aller östlichen schwächeren Königreiche gewesen. Daraus folgt dafs die gröfste Glückseligkeit, deren die Masse unter unumschränkter Herrschaft geniefsen kann, sich aus der Gewalt und dem Ruf ihres Monarchen herschreibe, so wie das Wohlbehagen, worin sich dessen Unterthanen einigermafsen erfreuen, wesentlich auf den Stolz begründet ist, zu dem ein solcher Fürst sie erhebt."

„Wir dürfen daher nicht blofs an niedrige und verkäufliche Gesinnungen denken, wenn die Schmeicheley uns auffällt, welche sie dem Fürsten erzeigen. Fühllos gegen den Werth der Freyheit, unbekannt mit allen übrigen Regierungsformen, rühmen sie

ihren eigenen Zustand, worin es ihnen weder an Sicherheit ermangelt noch an Behagen, und sind nicht allein willig, sondern stolz sich vor einem erhöhten Manne zu demüthigen, wenn sie in der Gröfse seiner Macht Zuflucht finden und Schutz gegen gröfseres unterdrückendes Uebel.“

Gleichfalls läfst sich ein deutscher Recensent geist- und kenntnifsreich also vernehmen:

„Der Verfasser, allerdings Bewunderer des hohen Schwungs der Panegyriker dieses Zeitraums, tadelt zugleich mit Recht die sich im Ueberschwung der Lobpreisungen vergeudende Kraft edler Gemüther, und die Erniedrigung der Charakterwürde, welche diefs gewöhnlich zur Folge hat. Allein es mufs gleichwohl bemerkt werden dafs in dem, in vielfachem Schmucke reicher Vollendung aufgeführten, Kunstgebäude eines ächt poetischen Volkes panegyrische Dichtung eben so wesentlich ist, als die satyrische, mit welcher sie nur den Gegensatz bildet, dessen Auflösung sich sodann entweder in der moralischen Dichtung, der ruhigen Richterin menschlicher Vorzüge

und Gebrechen, der Führerin zum Ziele innerer Beruhigung, oder im Epos findet, welches mit unpartheyischer Kühnheit das Edelste menschlicher Trefflichkeit neben die nicht mehr getadelte, sondern als zum Ganzen wirkende Gewöhnlichkeit des Lebens hinstellt, und beyde Gegensätze auflöst und zu einem reinen Bilde des Daseyns vereinigt. Wenn es nämlich der menschlichen Natur gemäfs, und ein Zeichen ihrer höheren Abkunft ist, dafs sie das Edle menschlicher Handlungen, und jede höhere Vollkommenheit mit Begeisterung erfafst, und sich an deren Erwägung gleichsam das innere Leben erneuert, so ist die Lobpreisung auch der Macht und Gewalt, wie sie in Fürsten sich offenbart, eine herrliche Erscheinung im Gebiete der Poesie, und bey uns, mit vollestem Rechte zwar, nur darum in Verachtung gesunken, weil diejenigen, die sich derselben hingaben, meistens nicht Dichter, sondern nur feile Schmeichler gewesen. Wer aber, der Calderon seinen König preisen hört, mag hier, wo der kühnste Aufschwung der Phantasie ihn mit fortreifst, an Käuflichkeit des Lo-

bes denken? oder wer hat sein Herz noch gegen Pindars Siegeshymnen verwahren wollen? Die despotische Natur der Herrscherwürde Persiens, wenn sie gleich in jener Zeit ihr Gegenbild in gemeiner Anbetung der Gewalt bey den meisten, welche Fürstenlob sangen, gefunden, hat dennoch durch die Idee verklärter Macht, die sie in edlen Gemüthern erzeugte, auch manche, der Bewunderung der Nachwelt werthe Dichtungen hervorgerufen. Und wie die Dichter dieser Bewunderung noch heute werth sind, sind es auch diese Fürsten, bey welchen wir ächte Anerkennung der Würde des Menschen, und Begeisterung für die Kunst, welche ihr Andenken feyert, vorfinden. Enweri Chakani, Sahir Farjabi und Achestegi sind die Dichter dieses Zeitraums im Fache der Panegyrik, deren Werke der Orient noch heute mit Entzücken liest, und so auch ihren edlen Namen vor jeder Verunglimpfung sicher stellt. Ein Beweis, wie nahe das Streben des panegyrischen Dichters an die höchste Forderung, die an den Menschen gestellt werden kann, gränze, ist der plötzliche Uebertritt eines dieser pa-

negyrischen Dichter, Sanaji's, zur religiösen Dichtung: aus dem Lobpreiser seines Fürsten ward er ein nur für Gott und die ewige Vollkommenheit begeisterter Sänger, nachdem er die Idee des Erhabenen, die er vorher im Leben aufzusuchen sich begnügte, nun jenseits dieses Daseyns zu finden gelernt hatte."

Nachtrag.

Diese Betrachtungen zweyer ernsten, bedächtigen Männer werden das Urtheil über persische Dichter und Enkomiasten zur Milde bewegen, indem zugleich unsere früheren Aeufserungen hiedurch bestätigt sind: in gefährlicher Zeit nämlich komme beym Regiment alles darauf an, dafs der Fürst nicht allein seine Unterthanen beschützen, sondern sie auch persönlich gegen den Feind anführen könne. Zu dieser, bis auf die neusten Tage, sich bestätigenden Wahrheit lassen sich uralte Beyspiele fin-

Egmont. Und ihr?

Soest. Krämer.

Egmont. Ihr?

Jetter. Schneider.

Egmont. Ich erinnere mich, ihr habt mit an den Livreen für meine Leute gearbeitet. Euer Nahme ist Jetter.

Jetter. Gnade, daß ihr euch dessen erinnert.

Egmont. Ich vergesse niemanden leicht, den ich einmal gesehen und gesprochen habe. — Was an euch ist, Ruhe zu erhalten, Leute, das thut; ihr seyd übel genug angeschrieben. Reitzt den König nicht mehr, er hat zuletzt doch die Gewalt in Händen. Ein ordentlicher Bürger, der sich ehrlich und fleißig nährt, hat überall so viel Freyheit als er braucht.

Zimmermeister. Ach wohl! das ist eben unsre Noth! Die Tagdiebe, die Söffer, die Faullenzer, mit Euer Gnaden Verlaub, die stänkern aus Langerweile, und scharren aus

den; wie wir denn das Reichsgrundgesetz anführen, welches Gott dem israelitischen Volke, mit dessen allgemeiner Zustimmung, in dem Augenblick ertheilt, da es ein-für allemal einen König wünscht. Wir setzen diese Constitution, die uns freilich heut zu Tag etwas wunderlich scheinen möchte, wörtlich hieher.

„Und Samuel verkündigte dem Volk das Recht des Königes den sie von dem Herrn forderten: das wird des Königes Recht seyn, der über euch herrschen wird: Eure Söhne wird er nehmen zu seinen Wagen und Reutern, die vor seinem Wagen hertraben, und zu Hauptleuten über Tausend und über Funfzig, und zu Ackerleuten, die ihm seinen Acker bauen, und zu Schnittern in seiner Erndte, und dafs sie seinen Harnisch und was zu seinem Wagen gehört, machen. Eure Töchter aber wird er nehmen, dafs sie Apothekerinnen, Köchinnen und Beckerinnen seyn. Eure besten Äcker und Weinberge und Obstgärten wird er nehmen und seinen Knechten geben. Dazu von eurer Saat und Weinbergen wird er den Zehnden nehmen und seinen Kämme-

rern und Knechten geben. Und eure Knechte und Mägde und eure feinesten Jünglinge, und eure Esel wird er nehmen und seine Geschäfte damit ausrichten. Von euren Heerden wird er den Zehenden nehmen: und ihr müsset seine Knechte seyn."

Als nun Samuel dem Volk das Bedenkliche einer solchen Uebereinkunft zu Gemüthe führen und ihnen abrathen will, ruft es einstimmig: „Mit nichten, sondern es soll ein König über uns seyn; dafs wir auch seyn wie alle andere Heiden, dafs uns unser König richte, und vor uns her ausziehe, wenn wir unsere Kriege führen."

In diesem Sinne spricht der Perser:

Mit Rath und Schwerdt umfafst und schützet Er das Land;
Umfassende und Schirmer stehn in Gottes Hand.

Ueberhaupt pflegt man bey Beurtheilung der verschiedenen Regierungsformen nicht genug zu beachten, dafs in allen, wie sie auch heifsen, Freyheit und Knechtschaft zugleich polarisch existire. Steht die Gewalt bey Einem, so ist die Menge unterwürfig, ist die Gewalt bey der Menge, so

steht der Einzelne im Nachtheil; dieses geht denn durch alle Stufen durch, bis sich vielleicht irgendwo ein Gleichgewicht, jedoch nur auf kurze Zeit, finden kann. Dem Geschichtsforscher ist es kein Geheimnifs; in bewegten Augenblicken des Lebens jedoch kann man darüber nicht ins Klare kommen. Wie man denn niemals mehr von Freyheit reden hört als wenn eine Parthey die andere unterjochen will und es auf weiter nichts angesehen ist, als dafs Gewalt, Einflufs und Vermögen aus einer Hand in die andere gehen sollen. Freyheit ist die leise Parole heimlich Verschworner, das laute Feldgeschrey der öffentlich Umwälzenden, ja das Losungswort der Despotie selbst, wenn sie ihre unterjochte Masse gegen den Feind anführt, und ihr von auswärtigem Druck Erlösung auf alle Zeiten verspricht.

Gegenwirkung.

Doch so verfänglich-allgemeiner Betrachtung wollen wir uns nicht hingeben, vielmehr in den Orient zurückwandern und schauen wie die menschliche Natur, die immer unbezwinglich bleibt, sich dem äufsersten Druck entgegen setzt; und da finden wir denn überall dafs der Frey- und Eigensinn der Einzelnen sich gegen die Allgewalt des Einen ins Gleichgewicht stellt; sie sind Sclaven, aber nicht unterworfen, sie erlauben sich Kühnheiten ohne gleichen. Bringen wir ein Beyspiel aus den älteren Zeiten, begeben wir uns zu einem Abendgelag in das Zelt Alexanders, dort treffen wir ihn mit den Seinigen in lebhaften, heftigen, ja wilden Wechselreden.

Clitus, Alexanders Milchbruder, Spiel- und Kriegsgefährte, verliert zwey Brüder im Felde, rettet dem König das Leben,

zeigt sich als bedeutender General, treuer Statthalter wichtiger Provinzen. Die angemafste Gottheit des Monarchen kann er nicht billigen; er hat ihn herankommen sehen, dienst- und hülfsbedürftig gekannt; einen innern hypochondrischen Widerwillen mag er nähren, seine Verdienste vielleicht zu hoch anschlagen.

Die Tischgespräche an Alexanders Tafel mögen immer von grofser Bedeutung gewesen seyn, alle Gäste waren tüchtige, gebildete Männer, alle zur Zeit des höchsten Rednerglanzes in Griechenland geboren. Gewöhnlich mochte man sich nüchterner Weise bedeutende Probleme aufgeben, wählen, oder zufällig ergreifen und solche sophistisch-rednerisch mit ziemlichem Bewufstseyn gegeneinander behaupten. Wenn denn aber doch ein jeder die Parthey vertheidigte der er zugethan war, Trunk und Leidenschaft sich wechselsweise steigerten; so mufste es zuletzt zu gewaltsamen Scenen hinauslaufen. Auf diesem Wege begegnen wir der Vermuthung dafs der Brand von Persepolis nicht blofs aus einer rohen, absurden Völlerey entglommen sey, vielmehr

aus einem solchen Tischgespräch aufgeflammt, wo die eine Parthey, behauptete, man müsse die Perser, da man sie einmal überwunden, auch nunmehr schonen, die andere aber, das schonungslose Verfahren der Asiaten in Zerstörung griechischer Tempel wieder vor die Seele der Gesellschaft führend, durch Steigerung des Wahnsinnes zu trunkener Wuth, die alten königlichen Denkmale in Asche verwandelte. Dafs Frauen mitgewirkt, welche immer die heftigsten, unversöhnlichsten Feinde der Feinde sind, macht unsere Vermuthung noch wahrscheinlicher.

Sollte man jedoch hierüber noch einigermafsen zweifelhaft bleiben, so sind wir desto gewisser, was bey jenem Gelag, dessen wir zuerst erwähnten, tödtlichen Zwiespalt veranlafst habe; die Geschichte bewahrt es uns auf. Es war nämlich der immer sich wiederholende Streit zwischen dem Alter und der Jugend. Die Alten, auf deren Seite Clitus argumentirte, konnten sich auf eine folgerechte Reihe von Thaten berufen, die sie, dem König, dem Vaterland, dem einmal vorgesteckten Ziele getreu, unabläs-

sig mit Kraft und Weisheit ausgeführt. Die Jugend hingegen nahm zwar als bekannt an, dafs das alles geschehen, dafs viel gethan worden und dafs man wirklich an der Gränze von Indien sey; aber sie gab zu bedenken wie viel zu thun noch übrig bliebe, erbot sich das Gleiche zu leisten, und eine glänzende Zukunft versprechend, wufste sie den Glanz geleisteter Thaten zu verdunkeln. Dafs der König sich auf diese Seite geschlagen ist natürlich, denn bey ihm konnte vom Geschehenen nicht mehr die Rede seyn. Clitus kehrte dagegen seinen heimlichen Unwillen heraus und wiederholte, in des Königs Gegenwart, Mifsreden, die dem Fürsten, als hinter seinem Rücken gesprochen, schon früher zu Ohren gekommen. Alexander hielt sich bewundernswürdig zusammen, doch leider zu lange. Clitus verging sich gränzenlos in widerwärtigen Reden, bis der König aufsprang, den seine Nächsten zuerst festhielten und Clitus bey Seite brachten. Dieser aber kehrt rasend mit neuen Schmähungen zurück, und Alexander stöfst ihn, den Spiefs von der Wache ergreifend, nieder.

Was darauf erfolgt gehört nicht hier-
her, nur bemerken wir, dafs die bitterste
Klage des verzweifelnden Königs die Be-
trachtung enthält, er werde künftig, wie
ein Thier im Walde, einsam leben, weil
niemand in seiner Gegenwart ein freyes
Wort hervorzubringen wagen könne. Diese
Rede, sie gehöre dem König oder dem Ge-
schichtsschreiber, bestätigt dasjenige was
wir oben vermuthet.

Noch im vorigen Jahrhundertte durfte
man dem Kaiser von Persien bey Gastmalen
unverschämt widersprechen, zuletzt wurde
denn freylich der überkühne Tischgenosse
bey den Füfsen weg und am Fürsten nah vor-
bey geschleppt, ob dieser ihn vielleicht be-
gnadige? Geschah es nicht, hinaus mit ihm
und zusammengehauen.

Wie gränzenlos hartnäckig und wider-
setzlich Günstlinge sich gegen den Kaiser
betragen, wird uns von glaubwürdigen Ge-
schichtsschreibern anecdotenweis überliefert.
Der Monarch ist wie das Schicksal, unerbittlich, aber man trotzt ihm. Heftige Naturen verfallen darüber in eine Art Wahn-

sinn, wovon die wunderlichsten Beyspiele vorgelegt werden könnten.

Der obersten Gewalt jedoch, von der alles herfliefst, Wohlthat und Pein, unterwerfen sich mäfsige, feste, folgerechte Naturen, um nach ihrer Weise zu leben und zu wirken. Der Dichter aber hat am ersten Ursache sich dem Höchsten, der sein Talent schätzt, zu widmen. Am Hof, im Umgange mit Grofsen, eröffnet sich ihm eine Weltübersicht, deren er bedarf um zum Reichthum aller Stoffe zu gelangen. Hierin liegt nicht nur Entschuldigung, sondern Berechtigung zu schmeicheln, wie es dem Panegyristen zukommt, der sein Handwerk am besten ausübt, wenn er sich mit der Fülle des Stoffes bereichert, um Fürsten und Veziere, Mädchen und Knaben, Propheten und Heilige, ja zuletzt die Gottheit selbst, menschlicher Weise überfüllt auszuschmücken.

Auch unsern westlichen Dichter loben wir, dafs er eine Welt von Putz und Pracht zusammengehäuft, um das Bild seiner Geliebten zu verherrlichen.

Eingeschaltetes.

Die Besonnenheit des Dichters bezieht sich eigentlich auf die Form, den Stoff giebt ihm die Welt nur allzufreygebig, der Gehalt entspringt freywillig aus der Fülle seines Innern; bewufstlos begegnen beyde einander und zuletzt weifs man nicht, wem eigentlich der Reichthum angehöre.

Aber die Form, ob sie schon vorzüglich im Genie liegt, will erkannt, will bedacht seyn, und hier wird Besonnenheit gefordert, dafs Form, Stoff und Gehalt sich zu einander schicken, sich in einander fügen, sich einander durchdringen.

Der Dichter steht viel zu hoch als dafs er Parthey machen sollte. Heiterkeit und Bewufstseyn sind die schönen Gaben, für die er dem Schöpfer dankt: Bewufstseyn, dafs er vor dem Furchtbaren nicht erschrecke, Heiterkeit, dafs er alles erfreulich darzustellen wisse.

Hunger nach Privilegien, und liſten den Neugierigen und Leichtgläubigen was vor, und um eine Kanne Bier bezahlt zu kriegen, fangen ſie Händel an, die viel tauſend Menſchen unglücklich machen. Das iſt ihnen eben recht. Wir halten unſre Häuſer und Kaſten zu gut verwahrt; da möchten ſie gern uns mit Feuerbränden davon treiben.

Egmont. Allen Beyſtand ſollt ihr finden; es ſind Maßregeln genommen, dem Übel kräftig zu begegnen. Steht feſt gegen die fremde Lehre, und glaubt nicht, durch Aufruhr befeſtige man Privilegien. Bleibt zu Hauſe; leidet nicht, daß ſie ſich auf den Straßen rotten. Vernünftige Leute können viel thun.

Indeſſen hat ſich der größte Haufe verlaufen.

Zimmermeiſter. Danken Euer Excellenz, danken für die gute Meinung! Alles was an uns liegt. Egmont ab. Ein gnädiger Herr! der echte Niederländer! Gar ſo nichts Spaniſches.

Orientalischer Poesie

Ur-Elemente.

In der Arabischen Sprache wird man wenig Stamm- und Wurzelworte finden, die, wo nicht unmittelbar, doch mittelst geringer An- und Umbildung sich nicht auf Kameel, Pferd und Schaaf bezögen. Diesen allerersten Natur- und Lebensausdruck dürfen wir nicht einmal tropisch nennen. Alles was der Mensch natürlich frey ausspricht sind Lebensbezüge; nun ist der Araber mit Kameel und Pferd so innig verwandt als Leib mit Seele, ihm kann nichts begegnen, was nicht auch diese Geschöpfe zugleich ergriffe und ihr Wesen und Wirken mit dem seinigen lebendig verbände. Denkt man zu den obengenannten noch andere Haus- und wilde Thiere hinzu, die dem frey umherziehenden Beduinen oft genug vors Auge kommen, so wird man auch diese in allen Lebensbeziehungen antreffen. Schreitet man nun so fort und beachtet alles übrige Sichtbare: Berg und Wüste, Felsen und

Ebene, Bäume, Kräuter, Blumen, Fluſs und Meer und das vielgestirnte Firmament, so findet man daſs dem Orientalen bey allem alles einfällt, so daſs er, übers Kreuz das Fernste zu verknüpfen gewohnt, durch die geringste Buchstaben- und Silbenbiegung Widersprechendes aus einander herzuleiten kein Bedenken trägt. Hier sieht man daſs die Sprache schon an und für sich productiv ist und zwar, in so fern sie dem Gedanken entgegen kommt, rednerisch, in so fern sie der Einbildungskraft zusagt, poetisch.

Wer nun also, von den ersten nothwendigen Ur-Tropen ausgehend, die freyeren und kühneren bezeichnete, bis er endlich zu den gewagtesten, willkührlichsten, ja zuletzt ungeschickten, conventionellen und abgeschmackten, gelangte, der hätte sich von den Hauptmomenten der orientalischen Dichtkunst eine freye Uebersicht verschafft. Er würde aber dabey sich leicht überzeugen, daſs von dem was wir Geschmack nennen, von der Sonderung nämlich des Schicklichen vom Unschicklichen, in jener Literatur gar nicht die Rede seyn

könne. Ihre Tugenden lassen sich nicht von ihren Fehlern trennen, beyde beziehen sich auf einander, entspringen aus einander und man muſs sie gelten lassen ohne Mäkeln und Markten. Nichts ist unerträglicher, als wenn Reiske und Michaelis jene Dichter bald in den Himmel heben, bald wieder wie einfältige Schulknaben behandeln.

Dabey läſst sich jedoch auffallend bemerken, daſs die ältesten Dichter, die zunächst am Naturquell der Eindrücke lebten und ihre Sprache dichtend bildeten, sehr groſse Vorzüge haben müssen; diejenigen, die in eine schon durchgearbeitete Zeit, in verwickelte Verhältnisse kommen, zeigen zwar immer dasselbe Bestreben, verlieren aber allmählig die Spur des Rechten und Lobenswürdigen. Denn wenn sie nach entfernten und immer entfernteren Tropen haschen, so wird es baarer Unsinn, höchstens bleibt zuletzt nichts weiter als der allgemeinste Begriff, unter welchem die Gegenstände allenfalls möchten zusammen zu fassen seyn, der Begriff der alles Anschauen, und somit die Poesie selbst aufhebt.

Uebergang von Tropen zu Gleichnissen.

Weil nun alles Vorgesagte auch von den nahe verwandten Gleichnissen gilt, so wäre durch einige Beyspiele unsere Behauptung zu bestätigen.

Man sieht den im freyen Felde aufwachenden Jäger, der die aufgehende Sonne einem Falken vergleicht:

That und Leben mir die Brust durchdringen,
Wieder auf den Füfsen steh' ich fest:
Denn der goldne Falke, breiter Schwingen,
Ueberschwebet sein azurnes Nest.

Oder noch prächtiger einem Löwen:

Morgendämmerung wandte sich in's Helle,
Herz und Geist auf einmal wurden froh,
Als die Nacht, die schüchterne Gazelle,
Vor dem Traum des Morgenlöwens floh.

Wie mufs nicht Marko Polo, der alles dieses und mehr geschaut, solche Gleichnisse bewundert haben!

Unaufhörlich finden wir den Dichter wie er mit Locken spielt.

Es stecken mehr als funfzig Angeln
In jeder Locke deiner Haare;

ist höchst lieblich an ein schönes lockenreiches Haupt gerichtet, die Einbildungskraft hat nichts dawider sich die Haarspitzen hakenartig zu denken. Wenn aber der Dichter sagt, dafs er an Haaren aufgehängt sey, so will es uns nicht recht gefallen. Wenn es nun aber gar vom Sultan heifst:

In deiner Locken Banden liegt
Des Feindes Hals verstrickt;

so giebt es der Einbildungskraft entweder ein widerlich Bild oder gar keins.

Dafs wir von Wimpern gemordet werden, möchte wohl angehn, aber an Wimpern gespiefst seyn, kann uns nicht behagen; wenn ferner Wimpern, gar mit Besen verglichen, die Sterne vom Himmel herabkehren, so wird es uns doch zu bunt. Die Stirn der Schönen als Glättstein der Herzen; das Herz des Liebenden als Ge-

schiebe von Thränenbächen fortgerollt und abgerundet; dergleichen mehr witzige als gefühlvolle Wagnisse nöthigen uns ein freundliches Lächeln ab.

Höchst geistreich aber kann genannt werden, wenn der Dichter die Feinde des Schachs wie Zeltenbehör behandelt wissen will.

Seyen sie stets wie Spane gespalten, wie Lappen zerrissen!
Wie die Nägel geklopft! und wie die Pfähle gestecht!

Hier sieht man den Dichter im Hauptquartier; das immer wiederholte Ab- und Aufschlagen des Lagers schwebt ihm vor der Seele.

Aus diesen wenigen Beyspielen, die man ins Unendliche vermehren könnte, erhellet, dafs keine Gränze zwischen dem was in unserm Sinne lobenswürdig und tadelhaft heifsen möchte gezogen werden könne, weil ihre Tugenden ganz eigentlich die Blüthen ihrer Fehler sind. Wollen wir an diesen Productionen der herrlichsten Geister Theil nehmen, so müssen wir uns orienta-

isiren, der Orient wird nicht zu uns her-
ber kommen. Und obgleich Uebersetzun-
en höchst löblich sind um uns anzulocken,
inzuleiten, so ist doch aus allem Vorigen
rsichtlich, dafs in dieser Literatur die Spra-
he als Sprache die erste Rolle spielt. Wer
möchte sich nicht mit diesen Schätzen an
er Quelle bekannt machen!

Bedenken wir nun dafs poetische Tech-
ik den gröfsten Einflufs auf jede Dich-
ngsweise nothwendig ausübe; so finden
ir auch hier dafs die zweyzeilig gereim-
n Verse der Orientalen einen Parallelis-
us fordern, welcher aber, statt den Geist
u sammeln, selben zerstreut, indem der
eim auf ganz fremdartige Gegenstände hin-
eist. Dadurch erhalten ihre Gedichte einen
nstrich von Quodlibet, oder vorgeschrie-
nen Endreimen, in welcher Art etwas
orzügliches zu leisten freilich die ersten
lente gefordert werden. Wie nun hier-
er die Nation streng geurtheilt hat, sieht
n daran, dafs sie in fünf hundert Jahren
r sieben Dichter als ihre Obersten aner-
nnt.

Warnung.

Auf alles was wir bisher geäufsert können wir uns wohl berufen, als Zeugnifs besten Willens gegen orientalische Dichtkunst. Wir dürfen es daher wohl wagen, Männern, denen eigentlich nähere ja unmittelbare Kenntnifs dieser Regionen gegönnt ist, mit einer Warnung entgegen zu gehen, welche den Zweck allen möglichen Schaden von einer so guten Sache abzuwenden nicht verläugnen wird.

Jedermann erleichtert sich durch Vergleichung das Urtheil, aber man erschwert sich's auch: denn wenn ein Gleichnifs, zu weit durchgeführt, hinkt, so wird ein vergleichendes Urtheil immer unpassender, je genauer man es betrachtet. Wir wollen uns nicht zu weit verlieren, sondern im gegenwärtigen Falle nur so viel sagen: wenn der vortreffliche Jones die orientalischen

Dichter mit Lateinern und Griechen vergleicht, so hat er seine Ursachen, das Verhältnifs zu England und den dortigen Altkritikern nöthigt ihn dazu. Er selbst, in der strengen classischen Schule gebildet, begriff wohl das ausschliefsende Vorurtheil, das nichts wollte gelten lassen als was von Rom und Athen her auf uns vererbt worden. Er kannte, schätzte, liebte seinen Orient und wünschte dessen Productionen in Alt-England einzuführen, einzuschwärzen, welches nicht anders als unter dem Stempel des Alterthums zu bewirken war. Dieses alles ist gegenwärtig ganz unnöthig, ja schädlich. Wir wissen die Dichtart der Orientalen zu schätzen, wir gestehen ihnen die gröfsten Vorzüge zu, aber man vergleiche sie mit sich selbst, man ehre sie in ihrem eignen Kreise, und vergesse doch dabey dafs es Griechen und Römer gegeben.

Niemanden verarge man, welchem Horaz bey Hafis einfällt. Hierüber hat ein Kenner sich bewundrungswürdig erklärt, so dafs dieses Verhältnifs nunmehr ausgesprochen und für immer abgethan ist. Er sagt nämlich:

„Die Aehnlichkeit Hafisens mit Horaz in den Ansichten des Lebens ist auffallend, und möchte einzig nur durch die Aehnlichkeit der Zeitalter, in welchen beyde Dichter gelebt, wo, bey Zerstörung aller Sicherheit des bürgerlichen Daseyns, der Mensch sich auf flüchtigen, gleichsam im Vorübergehen gehaschten Genufs des Lebens beschränkt, zu erklären seyn.“

Was wir aber inständig bitten ist, dafs man Firdusi nicht mit Homer vergleiche, weil er in jedem Sinne, dem Stoff, der Form, der Behandlung nach, verlieren mufs. Wer sich hiervon überzeugen will vergleiche die furchtbare Monotonie der sieben Abenteuer des Isfendiar mit dem drey und zwanzigsten Gesang der Ilias, wo, zur Todtenfeyer Patroklos, die mannigfaltigsten Preise, von den verschiedenartigsten Helden, auf die verschiedenste Art gewonnen werden. Haben wir Deutsche nicht unsern herrlichen Niebelungen durch solche Vergleichung den gröfsten Schaden gethan? So höchst erfreulich sie sind, wenn man sich in ihren Kreis recht einbürgert und alles vertraulich und dankbar aufnimmt, so wun-

Jetter. Hätten wir ihn nur zum Regenten! Man folgt ihm gerne.

Soest. Das läßt der König wohl seyn. Den Platz besetzt er immer mit den Seinigen.

Jetter. Hast du das Kleid gesehen? Das war nach der neusten Art, nach Spanischem Schnitt.

Zimmermeister. Ein schöner Herr!

Jetter. Sein Hals wär' ein rechtes Fressen für einen Scharfrichter.

Soest. Bist du toll? was kommt dir ein?

Jetter. Dumm genug, daß einem so etwas einfällt. — Es ist mir nun so. Wenn ich einen schönen langen Hals sehe, muß ich gleich wider Willen denken: der ist gut köpfen. — Die verfluchten Executionen! man kriegt sie nicht aus dem Sinne. Wenn die Bursche schwimmen, und ich seh' einen nackten Buckel; gleich fallen sie mir zu Dutzenden ein, die ich habe mit Ruthen streichen sehen. Begegnet mir ein rechter Wanst, mein' ich, den seh' ich

derlich erscheinen sie, wenn man sie nach einem Mafsstabe mifst, den man niemals bey ihnen anschlagen sollte.

Es gilt ja schon dasselbe von dem Werke eines einzigen Autors, der viel, mannigfaltig und lange geschrieben. Ueberlasse man doch der gemeinen unbehülflichen Menge vergleichend zu loben, zu wählen und zu verwerfen. Aber die Lehrer des Volks müssen auf einen Standpunct treten, wo eine allgemeine deutliche Uebersicht reinem unbewundenen Urtheil zu statten kommt.

Vergleichung.

Da wir nun so eben bey dem Urtheil über Schriftsteller alle Vergleichung abgelehnt, so möchte man sich wundern, wenn wir unmittelbar darauf von einem Falle sprechen, in welchem wir sie zulässig finden. Wir hoffen jedoch dafs man uns diese Ausnahme darum erlauben werde, weil der Gedanke nicht uns, vielmehr einem dritten angehört.

Ein Mann, der des Orients Breite, Höhen und Tiefen durchdrungen, findet dafs kein deutscher Schriftsteller sich den östlichen Poeten und sonstigen Verfassern mehr als Jean Paul Richter genähert habe; dieser Ausspruch schien zu bedeutend, als dafs wir ihm nicht gehörige Aufmerksamkeit hätten widmen sollen; auch können wir unsere Bemerkungen daruber um so leichter mittheilen, als wir uns nur auf das oben weitläufig Durchgeführte beziehen dürfen.

Allerdings zeugen, um von der Persönlichkeit anzufangen, die Werke des genannten Freundes von einem verständigen, umschauenden, einsichtigen, unterrichteten, ausgebildeten und dabey wohlwollenden, frommen Sinne. Ein so begabter Geist blickt, nach eigentlichst orientalischer Weise, munter und kühn in seiner Welt umher, erschafft die seltsamsten Bezüge, verknüpft das Unverträgliche, jedoch dergestalt dafs ein geheimer ethischer Faden sich mitschlinge, wodurch das Ganze zu einer gewissen Einheit geleitet wird.

Wenn wir nun vor kurzem die Natur-Elemente, woraus die älteren und vorzüglichsten Dichter des Orients ihre Werke bildeten, angedeutet und bezeichnet, so werden wir uns deutlich erklären, indem wir sagen: dafs, wenn jene in einer frischen, einfachen Region gewirkt, dieser Freund hingegen in einer ausgebildeten, überbildeten, verbildeten, vertrakten Welt leben und wirken, und eben daher sich anschicken mufs die seltsamsten Elemente zu beherrschen. Um nun den Gegensatz zwischen der Umgebung eines Beduinen und unseres

Autors mit wenigem anschaulich zu machen, ziehen wir aus einigen Blättern die bedeutendsten Ausdrücke:

Barrierren-Traktat, Extrablätter, Cardinäle, Nebenrecefs, Billard, Bierkrüge, Reichsbänke, Sessionsstühle, Prinzipalcommissarius, Enthusiasmus, Zepter-Queue, Bruststücke, Eichhornbauer, Agioteur, Schmutzfink, Incognito, Kolloquia, kanonischer Billardsack, Gypsabdruck, Avancement, Hüttenjunge, Naturalisations-Acte, Pfingstprogram, Maurerisch, Manual-Pantomine, Amputirt, Supranumerar, Bijouteriebude, Sabbaterweg u. s. f.

Wenn nun diese sämmtlichen Ausdrücke einem gebildeten deutschen Leser bekannt sind, oder durch das Conversations-Lexicon bekannt werden können, gerade wie dem Orientalen die Aufsenwelt durch Handels- und Wallfahrts-Caravanen; so dürfen wir kühnlich einen ähnlichen Geist für berechtigt halten dieselbe Verfahrungs-Art auf einer völlig verschiednen Unterlage walten zu lassen.

Gestehen wir also unserm so geschätzten als fruchtbaren Schriftsteller zu, dafs,

er, in späteren Tagen lebend, um in seiner Epoche geistreich zu seyn, auf einen, durch Kunst, Wissenschaft, Technik, Politik, Kriegs- und Friedensverkehr und Verderb so unendlich verklausulirten, zersplitterten Zustand mannigfaltigst anspielen müsse; so glauben wir ihm die zugesprochene Orientalität genugsam bestätigt zu haben.

Einen Unterschied jedoch, den eines poetischen und prosaischen Verfahrens, heben wir hervor. Dem Poeten, welchem Takt, Paralell-Stellung, Sylbenfall, Reim die gröfsten Hindernisse in den Weg zu legen scheinen, gereicht alles zum entschiedensten Vortheil, wenn er die Räthselknoten glücklich löst, die ihm aufgegeben sind, oder die er sich selbst aufgiebt; die kühnste Metapher verzeihen wir wegen eines unerwarteten Reims und freuen uns der Besonnenheit des Dichters, die er, in einer so nothgedrungenen Stellung, behauptet.

Der Prosaist hingegen hat die Ellebogen gänzlich frey und ist für jede Verwegenheit verantwortlich, die er sich erlaubt; alles was den Geschmack verletzen könnte kommt auf seine Rechnung. Da nun aber,

wie wir umständlich nachgewiesen, in einer solchen Dicht- und Schreibart das Schickliche vom Unschicklichen abzusondern unmöglich ist; so kommt hier alles auf das Individuum an, das ein solches Wagstück unternimmt. Ist es ein Mann, wie Jean Paul, als Talent von Werth, als Mensch von Würde, so befreundet sich der angezogene Leser sogleich; alles ist erlaubt und willkommen. Man fühlt sich in der Nähe des wohldenkenden Mannes behaglich, sein Gefühl theilt sich uns mit. Unsere Einbildungskraft erregt er, schmeichelt unseren Schwächen und festiget unsere Stärken.

Man übt seinen eigenen Witz, indem man die wunderlich aufgegebenen Räthsel zu lösen sucht und freut sich in und hinter einer buntverschränkten Welt, wie hinter einer andern Charade, Unterhaltung, Erregung, Rührung, ja Erbauung zu finden.

Dieſs ist ohngefähr was wir vorzubringen wuſsten, um jene Vergleichung zu rechtfertigen; Uebereinstimmung und Differenz trachteten wir so kurz als möglich auszudrücken, ein solcher Text könnte zu einer grenzenlosen Auslegung verführen.

Verwahrung.

Wenn jemand Wort und Ausdruck als heilige Zeugnisse betrachtet und sie nicht etwa, wie Scheidemünze oder Papiergeld, nur zu schnellem augenblicklichen Verkehr bringen, sondern im geistigen Handel und Wandel als wahres Aequivalent ausgetauscht wissen will; so kann man ihm nicht verübeln dafs er aufmerksam macht, wie herkömmliche Ausdrücke, woran niemand mehr Arges hat, doch einen schädlichen Einfluss verüben, Ansichten verdüstern, den Begriff entstellen und ganzen Fächern eine falsche Richtung geben.

Von der Art möchte wohl der eingeführte Gebrauch seyn dafs man den Titel: schöne Redekünste, als allgemeine Rubrik behandelt, unter welcher man Poesie und Prosa begreifen und eine neben der andern, ihren verschiedenen Theilen nach, aufstellen will.

Poesie ist, rein und ächt betrachtet, weder Rede noch Kunst; keine Rede, weil sie zu ihrer Vollendung Takt, Gesang, Körperbewegung und Mimik bedarf; sie ist keine Kunst, weil alles auf dem Naturell beruht, welches zwar geregelt, aber nicht künstlerisch geängstiget werden darf; auch bleibt sie immer wahrhafter Ausdruck eines aufgeregten erhöhten Geistes, ohne Ziel und Zweck.

Die Redekunst aber, im eigentlichen Sinne, ist eine Rede und eine Kunst; sie beruht auf einer deutlichen, mäfsig leidenschaftlichen Rede, und ist Kunst in jedem Sinne. Sie verfolgt ihre Zwecke und ist Verstellung vom Anfang bis zu Ende. Durch jene von uns gerügte Rubrik ist nun die Poesie entwürdigt, indem sie der Redekunst bey- wo nicht untergeordnet wird, Namen und Ehre von ihr ableitet.

Diese Benennung und Eintheilung hat freylich Beyfall und Platz gewonnen, weil höchst schätzenswerthe Bücher sie an der Stirne tragen, und schwer möchte man sich derselben sobald entwöhnen. Ein solches Verfahren kommt aber daher, weil man,

bey Classification der Künste, den Künstler nicht zu Rathe zieht. Dem Literator kommen die poetischen Werke zuerst als Buchstaben in die Hand, sie liegen als Bücher vor ihm, die er aufzustellen und zu ordnen berufen ist.

Dichtarten.

Allegorie, Ballade, Cantate, Drama, Elegie, Epigramm, Epistel, Epopee, Erzählung, Fabel, Heroide, Idylle, Lehrgedicht, Ode, Parodie, Roman, Romanze, Satyre.

Wenn man vorgemeldete Dichtarten, die wir alphabetisch zusammengestellt, und noch mehrere dergleichen, methodisch zu ordnen versuchen wollte, so würde man auf grofse, nicht leicht zu beseitigende Schwierigkeiten stofsen. Betrachtet man obige Rubriken genauer, so findet man dafs sie bald nach äufseren Kennzeichen, bald nach

dem Inhalt, wenige aber einer wesentlichen Form nach benamst sind. Man bemerkt schnell dafs einige sich neben einander stellen, andere sich andern unterordnen lassen. Zu Vergnügen und Genufs möchte jede wohl für sich bestehen und wirken, wenn man aber, zu didaktischen oder historischen Zwecken, einer rationelleren Anordnung bedürfte, so ist es wohl der Mühe werth sich nach einer solchen umzusehen. Wir bringen daher Folgendes der Prüfung dar.

ſchon am Pfahl braten. Des Nachts im Traume zwickt mich's an allen Gliedern; man wird eben keine Stunde froh. Jede Luſtbarkeit, jeden Spaß hab' ich bald vergeſſen; die fürchterlichen Geſtalten ſind mir wie vor die Stirne gebrannt.

Egmonts Wohnung.

Secretär

an einem Tiſche mit Papieren, er ſteht unruhig auf.

Er kommt immer nicht! und ich warte ſchon zwey Stunden, die Feder in der Hand, die Papiere vor mir; und eben heute möcht' ich gern ſo zeitig fort. Es brennt mir unter den Sohlen. Ich kann vor Ungeduld kaum bleiben. „Sey auf die Stunde da," befahl er mir noch, ehe er wegging; nun kommt er nicht. Es iſt ſo viel zu thun, ich werde vor Mitternacht nicht fertig. Freylich ſieht er einem auch einmal durch die Finger. Doch hielt' ich's beſſer, wenn er ſtrenge wäre, und ließe einen auch

Naturformen der Dichtung.

Es giebt nur drey ächte Naturformen der Poesie: die klar erzählende, die enthusiastisch aufgeregte und die persönlich handelnde: Epos, Lyrik und Drama. Diese drey Dichtweisen können zusammen oder abgesondert wirken. In dem kleinsten Gedicht findet man sie oft beysammen, und sie bringen eben durch diese Vereinigung im engsten Raume das herrlichste Gebild hervor, wie wir an den schätzenswerthesten Balladen aller Völker deutlich gewahr werden. Im älteren griechischen Trauerspiel sehen wir sie gleichfalls alle drey verbunden und erst in einer gewissen Zeitfolge sondern sie sich. So lange der Chor die Hauptperson spielt zeigt sich Lyrik oben an, wie der Chor mehr Zuschauer wird treten die andern hervor, und zuletzt wo die Handlung sich persönlich und häuslich zusammenzieht, findet man den Chor

unbequem und lästig. Im französischen Trauerspiel ist die Exposition episch, die Mitte dramatisch und den fünften Act, der leidenschaftlich und enthusiastisch ausläuft, kann man lyrisch nennen.

Das Homerische Heldengedicht ist rein episch; der Rhapsode waltet immer vor, was sich ereignet erzählt er; niemand darf den Mund aufthun, dem er nicht vorher das Wort verliehen, dessen Rede und Antwort er nicht angekündigt. Abgebrochene Wechselreden, die schönste Zierde des Drama's, sind nicht zulässig.

Höre man aber nun den modernen Improvisator auf öffentlichem Markte, der einen geschichtlichen Gegenstand behandelt; er wird, um deutlich zu seyn, erst erzählen, dann, um Interesse zu erregen, als handelnde Person sprechen, zuletzt enthusiastisch auflodern und die Gemüther hinreifsen. So wunderlich sind diese Elemente zu verschlingen, die Dichtarten bis ins Unendliche mannigfaltig; und defshalb auch so schwer eine Ordnung zu finden, wornach man sie neben oder nach einander aufstellen könnte. Man wird sich aber eini-

gemafsen dadurch helfen dafs man die drey Hauptelemente in einem Kreis gegen einander überstellt und sich Musterstücke sucht, wo jedes Element einzeln obwaltet. Alsdann sammle man Beyspiele die sich nach der einen oder nach der andern Seite hinneigen, bis endlich die Vereinigung von allen dreyen erscheint und somit der ganze Kreis in sich geschlossen ist.

Auf diesem Wege gelangt man zu schönen Ansichten, sowohl der Dichtarten, als des Charakters der Nationen und ihres Geschmacks in einer Zeitfolge. Und obgleich diese Verfahrungsart mehr zu eigner Belehrung, Unterhaltung und Mafsregel, als zum Unterricht anderer geeignet seyn mag, so wäre doch vielleicht ein Schema aufzustellen, welches zugleich die äufseren zufälligen Formen und diese inneren nothwendigen Uranfänge in faflicher Ordnung darbrächte. Der Versuch jedoch wird immer so schwierig seyn als in der Naturkunde das Bestreben den Bezug auszufinden der äufseren Kennzeichen von Mineralien und Pflanzen zu ihren inneren Bestandtheilen, um eine naturgemäfse Ordnung dem Geiste darzustellen.

Nachtrag.

Höchst merkwürdig ist dafs die Persische Poesie kein Drama hat. Hätte ein dramatischer Dichter aufstehen können, ihre ganze Literatur müfste ein anderes Ansehn gewonnen haben. Die Nation ist zur Ruhe geneigt, sie läfst sich gern etwas vorerzählen, daher die Unzahl Mährchen und die gränzenlosen Gedichte. So ist auch sonst das orientalische Leben an sich selbst nicht gesprächig; der Despotismus befördert keine Wechselreden und wir finden dafs eine jede Einwendung gegen Willen und Befehl des Herrschers allenfalls nur in Citaten des Korans und bekannter Dichterstellen hervortritt, welches aber zugleich einen geistreichen Zustand, Breite, Tiefe und Consequenz der Bildung voraussetzt. Dafs jedoch der Orientale die Gesprächsform so wenig als ein anderes Volk entbehren mag,

sieht man an der Hochschätzung der Fabeln des Bidpai, der Wiederholung, Nachahmung und Fortsetzung derselben. Die Vögelgespräche des Feridedin Attar geben hievon gleichfalls das schönste Beyspiel.

Buch-Orakel.

Der in jedem Tag düster befangene, nach einer aufgehellten Zukunft sich umschauende Mensch greift begierig nach Zufälligkeiten, um irgend eine weissagende Andeutung aufzuhaschen. Der Unentschlossene findet nur sein Heil im Entschluss, dem Ausspruch des Looses sich zu unterwerfen. Solcher Art ist die überall herkömmliche Orakelfrage an irgend ein bedeutendes Buch, zwischen dessen Blätter man eine Nadel versenkt und die dadurch bezeichnete Stelle beym Aufschlagen gläubig beachtet. Wir waren früher mit Personen genau verbunden, welche sich auf diese Weise bey der Bibel, dem Schatzkästlein und ähnlichen

Erbauungswerken zutraulich Raths erholten und mehrmals in den gröfsten Nöthen Trost, ja Bestärkung fürs ganze Leben gewannen.

Im Orient finden wir diese Sitte gleichfalls in Uebung, sie wird Fal genannt und die Ehre derselben begegnete Hafisen gleich nach seinem Tode. Denn als die Strenggläubigen ihn nicht feyerlich beerdigen wollten, befragte man seine Gedichte, und als die bezeichnete Stelle seines Grabes erwähnt, das die Wanderer dereinst verehren würden, so folgerte man daraus dafs er auch müsse ehrenvoll begraben werden. Der westliche Dichter spielt ebenfalls auf diese Gewohnheit an und wünscht dafs seinem Büchlein gleiche Ehre wiederfahren möge.

Blumen- und Zeichenwechsel.

Um nicht zu viel Gutes von der sogenannten Blumensprache zu denken, oder etwas Zartgefühltes davon zu erwarten, müssen wir uns durch Kenner belehren lassen. Man hat nicht etwa einzelnen Blumen Bedeutung gegeben, um sie im Strauſs als Geheimschrift zu überreichen, und es sind nicht Blumen allein, die bey einer solchen stummen Unterhaltung Wort und Buchstaben bilden, sondern alles Sichtbare, Transportable wird mit gleichem Rechte angewendet.

Doch wie das geschehe, um eine Mittheilung, einen Gefühl- und Gedankenwechsel hervorzubringen, dieses können wir uns nur vorstellen, wenn wir die Haupteigenschaften orientalischer Poesie vor Augen haben: den weit umgreifenden Blick über alle

Welt-Gegenstände, die Leichtigkeit zu reimen, sodann aber eine gewisse Lust und Richtung der Nation Räthsel aufzugeben, wodurch sich zugleich die Fähigkeit ausbildet Räthsel aufzulösen, welches denjenigen deutlich seyn wird, deren Talent sich dahin neigt Charaden, Logogryphen und dergleichen zu behandeln.

Hiebey ist nun zu bemerken: wenn ein Liebendes dem Geliebten irgend einen Gegenstand zusendet, so mufs der Empfangende sich das Wort aussprechen, und suchen was sich darauf reimt, sodann aber ausspähen, welcher unter den vielen möglichen Reimen für den gegenwärtigen Zustand passen möchte? Dafs hiebey eine leidenschaftliche Divination obwalten müsse, fällt sogleich in die Augen. Ein Beyspiel kann die Sache deutlich machen und so sey folgender kleine Roman in einer solchen Correspondenz durchgeführt.

Die Wächter sind gebändiget
Durch süfse Liebesthaten;
Doch wie wir uns verständiget
Das wollen wir verrathen;

Denn, Liebchen, was uns Glück gebracht
Das mufs auch andren nutzen,
So wollen wir der Liebesnacht
Die düstern Lampen putzen.
Und wer sodann mit uns erreicht
Das Ohr recht abzufeimen,
Und liebt wie wir, dem wird es leicht
Den rechten Sinn zu reimen.
Ich schickte dir, du schicktest mir,
Es war sogleich verstanden.

Amarante	Ich sah und brannte.
Raute	Wer schaute?
Haar vom Tiger	Ein kühner Krieger.
Haar der Gazelle	An welcher Stelle?
Büschel von Haaren	Du sollt's erfahren.
Kreide	Meide.
Stroh	Ich brenne lichterloh.
Trauben	Will's erlauben.
Corallen	Kannst mir gefallen.
Mandelkern	Sehr gern.
Rüben	Willst mich betrüben.
Carotten	Willst meiner spotten.
Zwiebeln	Was willst du grübeln.
Trauben, die weifsen	Was soll das heifsen?
Trauben, die blauen	Soll ich vertrauen?

Quecken	Du willst mich necken.
Nelken	Soll ich verwelken!
Narzissen	Du mufst es wissen.
Veilchen	Wart' ein Weilchen.
Kirschen	Willst mich zerknirschen.
Feder vom Raben	Ich mufs dich haben.
Vom Papageyen	Mufst mich befreyen.
Marronen	Wo wollen wir wohnen?
Bley	Ich bin dabey.
Rosenfarb	Die Freude starb.
Seide	Ich leide.
Bohnen	Will dich schonen.
Majoran	Geht mich nichts an.
Blau	Nimm's nicht genau.
Traube	Ich glaube.
Behren	Will's verwehren.
Feigen	Kannst du schweigen?
Gold	Ich bin dir hold.
Leder	Gebrauch die Feder.
Papier	So bin ich dir.
Maslieben	Schreib nach Belieben.
Nacht - Violen	Ich lafs es holen.
Ein Faden	Bist eingeladen.
Ein Zweig	Mach keinen Streich.
Straus	Ich bin zu Haus.
Winden	Wirst mich finden.

wieder zur bestimmten Zeit. Man könnte sich einrichten. Von der Regentinn ist er nun schon zwey Stunden weg; wer weiß, wen er unterwegs angefaßt hat.

Egmont tritt auf.

Wie sieht's aus?

Secretär. Ich bin bereit, und drey Bothen warten.

Egmont. Ich bin dir wohl zu lang' geblieben; du machst ein verdrießlich Gesicht.

Secretär. Euerm Befehl zu gehorchen, wart' ich schon lange. Hier sind die Papiere!

Egmont. Donna Elvira wird böse auf mich werden, wenn sie hört, daß ich dich abgehalten habe.

Secretär. Ihr scherzt.

Egmont. Nein, nein. Schäme dich nicht. Du zeigst einen guten Geschmack. Sie ist hübsch; und es ist mir ganz recht, daß du auf dem Schlosse eine Freundinn hast. Was sagen die Briefe?

Myrthen	Will dich bewirthen.
Jasmin	Nimm mich hin.
Melissen	* * * auf einem Kissen.
Cypressen	Will's vergessen.
Bohnenblüthe	Du falsch Gemüthe.
Kalk	Bist ein Schalk.
Kohlen	Mag der *** dich holen.

Und hätte mit Botcinah so
'Nicht Dschemil sich verstanden,
Wie wäre denn so frisch und froh
Ihr Name noch vorhanden?

Vorstehende seltsame Mittheilungsart wird sehr bald unter lebhaften, einander gewogenen Personen auszuüben seyn. Sobald der Geist eine solche Richtung nimmt thut er Wunder. Zum Beleg aus manchen Geschichten nur Eine.

Zwey liebende Paare machen eine Lustfahrt von einigen Meilen, bringen einen frohen Tag mit einander zu; auf der Rückkehr unterhalten sie sich Charaden aufzugeben. Gar bald wird nicht nur eine jede, wie sie vom Munde kommt, sogleich errathen, sondern zuletzt sogar das Wort,

das der andere denkt und eben zum Worträthsel umbilden will, durch die unmittelbarste Divination erkannt und ausgesprochen.

Indem man dergleichen zu unsern Zeiten erzählt und betheuert, darf man nicht fürchten lächerlich zu werden, da solche psychische Erscheinungen noch lange nicht an dasjenige reichen, was der organische Magnetismus zu Tage gebracht hat.

Chiffer.

Eine andere Art aber sich zu verständigen ist geistreich und herzlich! Wenn bey der vorigen Ohr und Witz im Spiele war, so ist es hier ein zartliebender, ästhetischer Sinn, der sich der höchsten Dichtung gleich stellt.

Im Orient lernte man den Koran auswendig und so gaben die Suren und Verse, durch die mindeste Anspielung, ein leichtes Verständniſs unter den Geübten. Das Glei-

che haben wir in Deutschland erlebt, wo vor funfzig Jahren die Erziehung dahin gerichtet war, die sämmtlichen Heranwachsenden bibelfest zu machen; man lernte nicht allein bedeutende Sprüche auswendig, sondern erlangte zugleich von dem übrigen genugsame Kenntnifs. Nun gab es mehrere Menschen, die eine grofse Fertigkeit hatten auf alles was vorkam biblische Sprüche anzuwenden und die heilige Schrift in der Conversation zu verbrauchen. Nicht zu läugnen ist, dafs hieraus die witzigsten, anmuthigsten Erwiederungen entstanden, wie denn noch heutiges Tags gewisse ewig anwendbare Hauptstellen hie und da im Gespräch vorkommen.

Gleicherweise bedient man sich classischer Worte, wodurch wir Gefühl und Ereignifs als ewig wiederkehrend bezeichnen und aussprechen.

Auch wir vor funfzig Jahren, als Jünglinge, die einheimischen Dichter verehrend, belebten das Gedächtnifs durch ihre Schriften und erzeigten ihnen den schönsten Beyfall, indem wir unsere Gedanken durch ihre gewählten und gebildeten Worte

ausdrückten und dadurch eingestanden dafs sie besser als wir unser Innerstes zu entfalten gewufst.

Um aber zu unserm eigentlichen Zweck zu gelangen, erinnern wir an eine, zwar wohlbekannte, aber doch immer geheimnifsvolle Weise, sich in Chiffern mitzutheilen. Wenn nämlich zwey Personen, die ein Buch verabreden und indem sie Seiten- und Zeilenzahl zu einem Briefe verbinden, gewifs sind, dafs der Empfänger mit geringem Bemühen den Sinn zusammen finden werde.

Das Lied, welches wir mit der Rubrik Chiffer bezeichnet, will auf eine solche Verabredung hindeuten. Liebende werden einig Hafisens Gedichte zum Werkzeug ihres Gefühlwechsels zu legen; sie bezeichnen Seite und Zeile die ihren gegenwärtigen Zustand ausdrückt, und so entstehen zusammengeschriebene Lieder vom schönsten Ausdruck; herrliche zerstreute Stellen des unschätzbaren Dichters werden durch Leidenschaft und Gefühl verbunden, Neigung und Wahl verleihen dem Ganzen ein inneres Leben und die Entfernten finden

ein tröstliches Ergeben, indem sie ihre Trauer mit Perlen seiner Worte schmücken.

Dir zu eröffnen
Mein Herz verlangt mich;
Hört' ich von deinem,
Darnach verlangt mich;
Wie blickt so traurig
Die Welt mich an.

In meinem Sinne
Wohnet mein Freund nur,
Und sonsten keiner
Und keine Feindspur.
Wie Sonnenaufgang
Ward mir ein Vorsatz!

Mein Leben will ich
Nur zum Geschäfte
Von seiner Liebe
Von heut an machen.
Ich denke seiner,
Mir blutet's Herz.

Kraft hab' ich keine
Als ihn zu lieben,
So recht im Stillen.
Was soll das werden!
Will ihn umarmen
Und kann es nicht.

Künftiger Divan.

Man hat in Deutschland zu einer gewissen Zeit manche Druckschriften vertheilt, als Manuscript für Freunde. Wem dieses befremdlich seyn könnte, der bedenke dafs doch am Ende jedes Buch nur für Theilnehmer, für Freunde, für Liebhaber des Verfassers geschrieben sey. Meinen Divan besonders möcht' ich also bezeichnen, dessen gegenwärtige Ausgabe nur als unvollkommen betrachtet werden kann. In jüngeren Jahren würd' ich ihn länger zurückgehalten haben, nun aber find' ich es vortheilhafter ihn selbst zusammenzustellen, als ein solches Geschäft, wie Hafis, den Nach-

kommen zu hinterlassen. Denn eben dafs dieses Büchlein so da steht, wie ich es jetzt mittheilen konnte, erregt meinen Wunsch ihm die gebührende Vollständigkeit nach und nach zu verleihen. Was davon allenfalls zu hoffen seyn möchte, will ich Buch für Buch der Reihe nach andeuten.

Buch des Dichters. Hierin, wie es vorliegt, werden lebhafte Eindrücke mancher Gegenstände und Erscheinungen auf Sinnlichkeit und Gemüth enthusiastisch ausgedrückt und die näheren Bezüge des Dichters zum Orient angedeutet. Fährt er auf diese Weise fort, so kann der heitere Garten aufs anmuthigste verziert werden; aber höchst erfreulich wird sich die Anlage erweitern, wenn der Dichter nicht von sich und aus sich allein handeln wollte, vielmehr auch seinen Dank, Gönnern und Freunden zu Ehren, ausspräche, um die Lebenden mit freundlichem Wort fest zu halten, die Abgeschiedenen ehrenvoll wieder zurück zu rufen.

Hiebey ist jedoch zu bedenken, dafs der orientalische Flug und Schwung, jene reich und übermäfsig lobende Dichtart, dem Ge-

fühl des Westländers vielleicht nicht zusagen möchte. Wir ergehen uns hoch und frey, ohne zu Hyperbeln unsre Zuflucht zu nehmen: denn wirklich nur eine reine, wohlgefühlte Poesie vermag allenfalls die eigentlichsten Vorzüge trefflicher Männer auszusprechen, deren Vollkommenheiten man erst recht empfindet, wenn sie dahin gegangen sind; wenn ihre Eigenheiten uns nicht mehr stören und das Eingreifende ihrer Wirkungen uns noch täglich und stündlich vor Augen tritt. Einen Theil dieser Schuld hatte der Dichter vor kurzem, bey einem herrlichen Feste in Allerhöchster Gegenwart, das Glück nach seiner Weise gemüthlich abzutragen.

Das Buch Hafis. Wenn alle diejenigen, welche sich der arabischen und verwandter Sprachen bedienen, schon als Poeten geboren und erzogen werden, so kann man sich denken dafs unter einer solchen Nation vorzügliche Geister ohne Zahl hervorgehen. Wenn nun aber ein solches Volk in fünfhundert Jahren nur sieben Dichtern den ersten Rang zugesteht, so müssen wir einen solchen Ausspruch zwar mit Ehrfurcht

annehmen, allein es wird uns zugleich vergönnt seyn nachzuforschen, worin ein solcher Vorzug eigentlich begründet seyn könne.

Diese Aufgabe in sofern es möglich ist zu lösen, möchte wohl auch dem künftigen Divan vorbehalten seyn. Denn, um nur von Hafis zu reden, wächst Bewunderung und Neigung gegen ihn, jemehr man ihn kennen lernt. Das glücklichste Naturell, grofse Bildung, freye Facilität und die reine Ueberzeugung dafs man den Menschen nur alsdann behagt, wenn man ihnen vorsingt was sie gern, leicht und bequem hören, wobey man ihnen denn auch etwas Schweres, Schwieriges, Unwillkommenes gelegentlich mit unterschieben darf. Wenn Kenner im nachstehenden Liede Hafisens Bild einigermafsen erblicken wollen, so würde den Westländer dieser Versuch ganz besonders erfreuen.

An Hafis.

Was alle wollen weifst du schon
Und hast es wohl verstanden:
Denn Sehnsucht hält, von Staub zu Thron,
Uns all' in strengen Banden.

Es thut so weh, so wohl hernach,
Wer sträubte sich dagegen?
Und wenn den Hals der eine brach,
Der andre bliebt verwegen.

Verzeihe Meister, wie du weifst
Dafs ich mich oft vermesse,
Wenn sie das Auge nach sich reifst
Die wandelnde Cypresse.

Wie Wurzelfasern schleicht ihr Fufs
Und buhlet mit dem Boden;
Wie leicht Gewölk verschmilzt ihr Gruls
Wie Ost-Gekos ihr Oden.

Das alles drängt uns abndevoll,
Wo Lock' an Locke kräuselt,
In brauner Fülle ringelnd schwoll,
So dann im Winde säuselt.

Secretär. Mancherley, und wenig erfreuliches.

Egmont. Da iſt gut, daß wir die Freude zu Hauſe haben und ſie nicht auswärts her zu erwarten brauchen. Iſt viel gekommen?

Secretär. Genug, und drey Bothen warten.

Egmont. Sag' an! das nöthigſte.

Secretär. Es iſt alles nöthig.

Egmont. Eins nach dem andern, nur geſchwind!

Secretär. Hauptmann Breda ſchickt die Relation, was weiter in Gent und der umliegenden Gegend vorgefallen. Der Tumult hat ſich meiſtens gelegt. —

Egmont. Er ſchreibt wohl noch von einzelnen Ungezogenheiten und Tollkühnheiten?

Secretär. Ja! Es kommt noch manches vor.

Egmont. Verſchone mich damit.

Nun öffnet sich die Stirne klar
Dein Herz damit zu glätten,
Vernimmst ein Lied so froh und wahr
Den Geist darin zu betten.

Und wenn die Lippen sich dabey
Auf's niedlichste bewegen,
Sie machen dich auf einmal frey
In Fesseln dich zu legen.

Der Athem will nicht mehr zurück.
Die Seel' zur Seele fliehend,
Gerüche winden sich durchs Glück
Unsichtbar wolkig ziehend.

Doch wenn es allgewaltig brennt
Dann greifst du nach der Schaale:
Der Schenke läuft, der Schenke kömmt
Zum erst- und zweytenmale.

Sein Auge blitzt, sein Herz erbebt,
Er hofft auf deine Lehren,
Dich, wenn der Wein den Geist erhebt,
Im höchsten Sinn zu hören.

Ihm öffnet sich der Welten Raum
Im Innern Heil und Orden,
Es schwillt die Brust, es bräunt der Flaum,
Er ist ein Jüngling worden.

Und wenn dir kein Geheimniſs blieb
Was Herz und Welt enthalte,
Dem Denker winkst du treu und lieb,
Daſs sich der Sinn entfalte.

Auch daſs vom Throne Fürstenhort
Sich nicht für uns verliere,
Giebst du dem Schach ein gutes Wort
Und giebst es dem Veziere.

Das alles kennst und singst du heut
Und singst es morgen eben:
So trägt uns freundlich dein Geleit
Durchs rauhe, milde Leben.

Buch der Liebe würde sehr anschwellen, wenn sechs Liebespaare in ihren Freuden und Leiden entschiedener aufträten und noch andere neben ihnen aus der düsteren Vergangenheit mehr oder weniger klar hervorgingen. Wamik und Asra z. B. von denen sich aufser den Namen keine weitere Nachricht findet, könnten folgendermafsen eingeführt werden:

Ja! Lieben ist ein grofs Verdienst!
Wer findet schöneren Gewinnst? —
Du wirst nicht mächtig, wirst nicht reich;
Jedoch den gröfsten Helden gleich.
Man wird, so gut wie vom Propheten,
Von Wamik und von Asra reden. —
Nicht reden wird man, wird sie nennen:
Die Namen müssen alle kennen.
Was sie gethan, was sie geübt
Das weifs kein Mensch! Dafs sie geliebt
Das wissen wir. Genug gesagt!
Wenn man nach Wamik und Asra fragt.

Nicht weniger ist dieses Buch geeignet zu symbolischer Abschweifung, deren man sich in den Feldern des Orients kaum enthalten kann. Der geistreiche Mensch, nicht zufrieden mit dem was man ihm darstellt, betrachtet alles was sich den Sinnen darbietet, als eine Vermummung, wohinter ein höheres geistiges Leben sich schalkhaft-eigensinnig verstekt, um uns anzuziehen und in edlere Regionen aufzulocken. Verfährt hier der Dichter mit Bewufstseyn und Maafs, so kann man es gelten lassen, sich daran freuen und zu entschiedenerem Aufluge die Fittige versuchen.

Buch der Betrachtungen erweitert sich jeden Tag demjenigen der im Orient hauset; denn alles ist dort Betrachtung, die zwischen dem Sinnlichen und Uebersinnlichen hin und her wogt, ohne sich für eins oder das andere zu entscheiden. Dieses Nachdenken, wozu man aufgefordert wird, ist von ganz eigner Art; es widmet sich nicht allein der Klugheit, obgleich diese die stärksten Forderungen macht, sondern es wird zugleich auf jene Puncte geführt, wo die seltsamsten Probleme des Erde-Lebens strack und unerbittlich vor uns stehen und uns nöthigen dem Zufall, einer Vorsehung und ihren unerforschlichen Rathschlüssen die Kinie zu beugen und unbedingte Ergebung als höchstes politisch-sittlich-religioses Gesetz auszusprechen.

Buch des Unmuths. Wenn die übrigen Bücher anwachsen, so erlaubt man auch wohl diesem das gleiche Recht. Erst müssen sich anmuthige, liebevolle, verständige Zuthaten versammlen, eh die Ausbrüche des Unmuths erträglich seyn können. Allgemein menschliches Wohlwollen, nachsichtiges hülfreiches Gefühl verbindet den

Himmel mit der Erde und bereitet ein den Menschen gegönntes Paradies. Dagegen ist der Unmuth stets egoistisch, er besteht auf Forderungen, deren Gewährung ihm aufsen blieb; er ist anmafslich, abstofsend und erfreut niemand, selbst diejenigen kaum die von gleichem Gefühl ergriffen sind. Demungeachtet aber kann der Mensch solche Explosionen nicht immer zurückhalten, ja er thut wohl, wenn er seinem Verdrufs, besonders über verhinderte, gestörte Thätigkeit, auf diese Weise Luft zu machen trachtet. Schon jetzt hätte dies Buch viel stärker und reicher seyn sollen; doch haben wir manches, um alle Mifsstimmung zu verhüten, bey Seite gelegt. Wie wir denn hierbey bemerken dafs dergleichen Aufserungen, welche für den Augenblick bedenklich scheinen, in der Folge aber, als unverfänglich, mit Heiterkeit und Wohlwollen aufgenommen werden, unter der Rubrik Paralipomena künftigen Jahren aufgespart worden.

Dagegen ergreifen wir diese Gelegenheit von der Anmafsung zu reden, und zwar vorerst, wie sie im Orient zur Erscheinung

kommt. Der Herrscher selbst ist der erste Anmafsliche, der die übrigen alle auszuschliefsen scheint. Ihm stehen alle zu Dienst, er ist Gebieter sein selbst, niemand gebietet ihm, und sein eigner Wille erschafft die übrige Welt, so dafs er sich mit der Sonne, ja mit dem Weltall vergleichen kann. Auffallend ist es jedoch, dafs er eben dadurch genöthigt ist sich einen Mitregenten zu erwählen, der ihm in diesem unbegränzten Felde beystehe, ja ihn ganz eigentlich auf dem Weltenthrone erhalte. Es ist der Dichter, der mit und neben ihm wirkt und ihn über alle Sterbliche erhöht. Sammlen sich nun an seinem Hofe viele dergleichen Talente, so giebt er ihnen einen Dichterkönig, und zeigt dadurch, dafs er das höchste Talent für seines Gleichen anerkenne. Hierdurch wird der Dichter aber aufgefordert, ja verleitet, eben so hoch von sich zu denken als von dem Fürsten, und sich im Mitbesitz der gröfsten Vorzüge und Glückseligkeiten zu fühlen. Hierin wird er bestärkt durch die gränzenlosen Geschenke die er erhält, durch den Reichthum den er sammelt, durch die Einwirkung die er ausübt. Auch setzt er

sich in dieser Denkart so fest, dafs ihn irgend ein Mifslingen seiner Hoffnungen bis zum Wahnsinn treibt. Firdusi erwartet für sein Schah Nameh, nach einer früheren Aeufserung des Kaisers, sechzig tausend Goldstücke; da er aber dagegen nur sechzig tausend Silberstücke erhält, eben da er sich im Bade befindet, theilt er die Summe in drey Theile, schenkt einen dem Bothen, einen dem Bademeister und den dritten dem Sorbetschenken, und vernichtet sogleich, mit wenigen ehrenrührigen Schmähzeilen, alles Lob was er seit so vielen Jahren dem Schah gespendet. Er entflieht, verbirgt sich, widerruft nicht, sondern trägt seinen Hafs auf die Seinigen über, so dafs seine Schwester ein ansehnliches Geschenk, vom begütigten Sultan abgesendet, aber leider erst nach des Bruders Tode ankommend, gleichfalls verschmäht und abweist.

Wollten wir nun das alles weiter entwicklen, so würden wir sagen dafs vom Thron, durch alle Stufen hinab, bis zum Derwisch an der Strafsenecke, alles voller Anmafsung zu finden sey, voll weltlichen und geistlichen Hochmuths, der auf die

geringste Veranlassung sogleich gewaltsam hervorspringt.

Mit diesem sittlichen Gebrechen, wenn mans dafür halten will, sieht es im Westlande gar wunderlich aus. Bescheidenheit ist eigentlich eine gesellige Tugend, sie deutet auf grofse Ausbildung; sie ist eine Selbstverleugnung nach aufsen, welche, auf einem grofsen innern Werthe ruhend, als die höchste Eigenschaft des Menschen angesehen wird. Und so hören wir, dafs die Menge immer zuerst an den vorzüglichsten Menschen die Bescheidenheit preist, ohne sich auf ihre übrigen Qualitäten sonderlich einzulassen. Bescheidenheit aber ist immer mit Verstellung verknüpft und eine Art Schmeicheley, die um desto wirksamer ist als sie ohne Zudringlichkeit dem andern wohlthut, indem sie ihn in seinem behaglichen Selbstgefühle nicht irre macht. Alles aber was man gute Gesellschaft nennt, besteht in einer immer wachsenden Verneinung sein selbst, so dafs die Societät zuletzt ganz Null wird; es müfste denn das Talent sich ausbilden, dafs wir, indem wir

unsere Eitelkeit befriedigen, der Eitelkeit des andern zu schmeicheln wissen.

Mit den Anmafsungen unsers westlichen Dichters aber möchten wir die Landsleute gern versöhnen. Eine gewisse Aufschneiderey durfte dem Divan nicht fehlen, wenn der orientalische Charakter einigermafsen ausgedrückt werden sollte.

In die unerfreuliche Anmafsung gegen die höheren Stände konnte der Dichter nicht verfallen. Seine glückliche Lage überhob ihn jedes Kampfes mit Despotismus. In das Lob, das er seinen fürstlichen Gebietern zollen könnte, stimmt ja die Welt mit ein. Die hohen Personen, mit denen er sonst in Verhältnifs gestanden, pries und preist man noch immer. Ja man kann dem Dichter vorwerfen, dafs der enkomiastische Theil seines Divans nicht reich genug sey.

Was aber das Buch des Unmuths betrifft, so möchte man wohl einiges daran zu tadeln finden. Jeder Unmuthige drückt zu deutlich aus, dafs seine persönliche Erwartung nicht erfüllt, sein Verdienst nicht anerkannt sey. So auch er! Von oben herein ist er nicht beengt, aber von unten

und von der Seite leidet er. Eine zudringliche, oft platte, oft tückische Menge, mit ihren Chorführern, lähmt seine Thätigkeit; erst waffnet er sich mit Stolz und Verdrufs, dann aber, zu scharf gereizt und gepreſst, fühlt er Stärke genug sich durch sie durchzuschlagen.

Sodann aber werden wir ihm zugestehen, dafs er mancherley Anmafsungen dadurch zu mildern weifs, dafs er sie, gefühlvoll und kunstreich, zuletzt auf die Geliebte bezieht, sich vor ihr demüthigt, ja vernichtet. Herz und Geist des Lesers wird ihm dieses zu gute schreiben.

Buch der Sprüche, sollte vor andern anschwellen; es ist mit den Büchern der Betrachtung und des Unmuths ganz nahe verwandt. Orientalische Sprüche jedoch behalten den eigenthümlichen Charakter der ganzen Dichtkunst, dafs sie sich sehr oft auf sinnliche, sichtbare Gegenstände beziehen; und es finden sich viele darunter, die man mit Recht lakonische Parablen nennen könnte. Diese Art bleibt dem Westländer die schwerste, weil unsere Umgebung zu trocken, geregelt und prosaisch

Secretär. Noch sechs sind eingezogen worden, die bey Verwich das Marienbild umgerissen haben. Er fragt an, ob er sie auch wie die andern soll hängen lassen?

Egmont. Ich bin des Hängens müde. Man soll sie durchpeitschen, und sie mögen gehn.

Secretär. Es sind zwey Weiber dabey; soll er die auch durchpeitschen?

Egmont. Die mag er verwarnen und laufen lassen.

Secretär. Brink von Breda's Compagnie will heirathen. Der Hauptmann hofft, ihr werdet's ihm abschlagen. Es sind so viele Weiber bey den Haufen, schreibt er, daß, wenn wir ausziehen, es keinem Soldatenmarsch, sondern einem Zigeuner-Geschleppe ähnlich sehen wird.

Egmont. Dem mag's noch hingehn! Es ist ein schöner junger Kerl; er bath mich noch gar dringend, eh' ich wegging. Aber nun soll's keinem mehr gestattet seyn. So leid

erscheint. Alte deutsche Sprichwörter jedoch, wo sich der Sinn zum Gleichniſs umbildet, können hier gleichfalls unser Muster seyn.

Buch des Timur. Sollte eigentlich erst gegründet werden, und vielleicht müſsten ein paar Jahre hingehen, damit uns die allzunah liegende Deutung ein erhöhtes Anschaun ungeheurer Weltereignisse nicht mehr verkümmerte. Erheitert könnte diese Tragödie werden, wenn man des fürchterlichen Weltverwüsters launigen Zug- und Zeltgefährten Nussreddin Chodscha von Zeit zu Zeit auftreten zu lassen sich entschlösse. Gute Stunden, freyer Sinn werden hiezu die beste Förderniſs verleihen. Ein Musterstück der Geschichtchen die zu uns herüber gekommen, fügen wir bey.

Timur war ein häſslicher Mann; er hatte ein blindes Auge und einen lahmen Fuſs. Indem nun eines Tags Chodscha um ihn war, kratzte sich Timur den Kopf, denn die Zeit des Barbierens war gekommen, und befahl der Barbier solle geru-

fen werden. Nachdem der Kopf geschoren war, gab der Barbier, wie gewöhnlich, Timur den Spiegel in die Hand. Timur sah sich im Spiegel und fand sein Ansehn gar zu häfslich. Darüber fing er an zu weinen, auch der Chodscha hub an zu weinen, und so weinten sie ein paar Stunden. Hierauf trösteten einige Gesellschafter den Timur und unterhielten ihn mit sonderbaren Erzählungen, um ihn alles vergessen zu machen. Timur hörte auf zu weinen, der Chodscha aber hörte nicht auf sondern fing erst recht an stärker zu weinen. Endlich sprach Timur zum Chodscha: höre! ich habe in den Spiegel geschaut und habe mich sehr häfslich gesehen, darüber betrübte ich mich, weil ich nicht allein Kaiser bin, sondern auch viel Vermögen und Sclavinnen habe, daneben aber so häfslich bin, darum habe ich geweint. Und warum weinst du noch ohne Aufhören? Der Chodscha antwortete: wenn du nur einmal in den Spiegel gesehen und bei Beschauung deines Gesichts es gar nicht hast aushalten können dich anzusehen, sondern darüber geweint hast, was sollen wir denn

thun, die wir Nacht und Tag dein Gesicht anzusehen haben? Wenn wir nicht weinen, wer soll denn weinen! defshalb habe ich geweint. — Timur kam vor Lachen aufser sich.

Buch Suleika Dieses, ohnehin das stärkste der ganzen Sammlung, möchte wohl für abgeschlossen anzusehen seyn. Der Hauch und Geist einer Leidenschaft, der durch das Ganze weht, kehrt nicht leicht wieder zurück, wenigstens ist dessen Rückkehr, wie die eines guten Weinjahres, in Hoffnung und Demuth zu erwarten.

Ueber das Betragen des westlichen Dichters aber, in diesem Buche dürfen wir einige Betrachtungen anstellen. Nach dem Beyspiele mancher östlichen Vorgänger hält er sich entfernt vom Sultan. Als genügsamer Derwisch darf er sich sogar dem Fürsten vergleichen; denn der gründliche Bettler soll eine Art von König seyn. Armuth giebt Verwegenheit. Irdische Güter und ihren Werth nicht anzuerkennen, nichts oder wenig davon zu verlangen ist sein Entschluſs, der das sorgloseste Behagen erzeugt. Statt einen angstvollen Besitz zu

suchen, verschenkt er in Gedanken Länder und Schätze, und spottet über den der sie wirklich besafs und verlor. Eigentlich aber hat sich unser Dichter zu einer freywilligen Armuth bekannt, um desto stolzer aufzutreten, dafs es ein Mädchen gebe, die ihm defswegen doch hold und gewärtig ist.

Aber noch eines gröfsern Mangels rühmt er sich: ihm entwich die Jugend; sein Alter, seine grauen Haare schmückt er mit der Liebe Suleikas, nicht geckenhaft zudringlich, nein! ihrer Gegenliebe gewifs. Sie, die Geistreiche, weifs den Geist zu schätzen, der die Jugend früh zeitigt und das Alter verjüngt.

Das Schenken-Buch. Weder die unmäfsige Neigung zu dem halb verbotenen Weine, noch das Zartgefühl für die Schönheit eines heranwachsenden Knaben durfte im Divan vermifst werden; letzteres wollte jedoch unseren Sitten gemäfs in aller Reinheit behandelt seyn.

Die Wechselneigung des früheren und späteren Alters deutet eigentlich auf ein ächt pädagogisches Verhältnifs. Eine lei-

denschaftliche Neigung des Kindes zum Greise ist keineswegs eine seltene, aber selten benutzte Erscheinung. Hier gewahre man den Bezug des Enkels zum Grofsvater, des spätgebornen Erben zum überraschten zärtlichen Vater. In diesem Verhältnifs entwickelt sich eigentlich der Klugsinn der Kinder; sie sind aufmerksam auf Würde, Erfahrung, Gewalt des Aelteren; rein geborne Seelen empfinden dabey das Bedürfnifs einer ehrfurchtsvollen Neigung; das Alter wird hievon ergriffen und festgehalten. Empfindet und benutzt die Jugend ihr Uebergewicht um kindliche Zwecke zu erreichen, kindische Bedürfnisse zu befriedigen, so versöhnt uns die Anmuth mit frühzeitiger Schalkheit. Höchst rührend aber bleibt das heranstrebende Gefühl des Knaben, der, von dem hohen Geiste des Alters erregt, in sich selbst ein Staunen fühlt, das ihm weissagt, auch dergleichen könne sich in ihm entwickeln. Wir versuchten so schöne Verhältnisse im Schenkenbuche anzudeuten und gegenwärtig weiter auszulegen. Saadi hat jedoch uns einige Beyspiele erhalten, deren Zart-

heit, gewifs allgemein anerkannt, das vollkommenste Verständnifs eröffnet.

Folgendes nämlich erzählt er in seinem Rosengarten: „Als Mahmud der König zu Chuaresm mit dem König von Chattaj Friede machte, bin ich zu Kaschker (einer Stadt der Usbeken oder Tartern) in die Kirche gekommen, woselbst, wie ihr wifst, auch Schule gehalten wird, und habe allda einen Knaben gesehen, wunderschön von Gestalt und Angesicht. Dieser hatte eine Grammatik in der Hand um die Sprache rein und gründlich zu lernen; er las laut und zwar ein Exempel von einer Regel: sarab Seidon Amran. Seidon hat Amran geschlagen oder bekriegt. Amran ist der Accusativus. (Diese beiden Namen stehen aber hier zu allgemeiner Andeutung von Gegnern, wie die Deutschen sagen: Hinz oder Kunz.) Als er nun diese Worte einigemal wiederholt hatte, um sie dem Gedächtnifs einzuprägen, sagte ich: es haben ja Chuaresm und Chattaj endlich Friede gemacht, sollen denn Seidon und Amran stets Krieg gegeneinander führen? Der Knabe lachte allerliebst und fragte

was ich für ein Landsmann sey? und als ich antwortete: von Schiras, fragte er: ob ich nicht etwas von Saadis Schriften auswendig könnte, da ihm die persische Sprache sehr wohl gefalle?

Ich antwortete: gleichwie dein Gemüth aus Liebe gegen die reine Sprache sich der Grammatik ergeben hat, also ist auch mein Herz der Liebe zu dir völlig ergeben, so dafs deiner Natur Bildnifs das Bildnifs meines Verstandes entraubet. Er betrachtete mich mit Aufmerksamkeit, als wollt' er forschen, ob das was ich sagte Worte des Dichters, oder meine eignen Gefühle seyen; ich aber fuhr fort: du hast das Herz eines Liebhabers in dein Netz gefangen, wie Seidon. Wir gingen gerne mit dir um, aber du bist gegen uns, wie Seidon gegen Amron, abgeneigt und feindlich. Er aber antwortete mir mit einiger bescheidenen Verlegenheit in Versen aus meinen eignen Gedichten und ich hatte den Vortheil ihm auf eben die Weise das allerschönste sagen zu können; und so lebten wir einige Tage in anmuthigen Unterhaltungen. Als aber der Hof sich wie-

der zur Reise beschickt und wir willens waren den Morgen früh aufzubrechen, sagte einer von unsern Gefährten zu ihm: das ist Saadi selbst nach dem du gefragt hast.

Der Knabe kam eilend gelaufen, stellte sich mit aller Ehrerbietung gar freundlich gegen mir an und wünschte, dafs er mich doch eher gekannt hätte, und sprach: warum hast du diese Tage her mir nicht offenbaren und sagen wollen, ich bin Saadi, damit ich dir gebührende Ehre nach meinem Vermögen anthun und meine Dienste vor deinen Füfsen demüthigen können. Aber ich antwortete: indem ich dich ansah, kannte ich das Wort, ich bin's, nicht aus mir bringen, mein Herz brach auf gegen dir als eine Rose die zu blühen beginnt. Er sprach ferner, ob es denn nicht möglich wäre dafs ich noch etliche Tage daselbst verharrte, damit er etwas von mir in Kunst und Wissenschaft lernen könnte; aber ich antwortete: es kann nicht seyn: denn ich sehe hier vortreffliche Leute zwischen grofsen Bergen sitzen, mir aber gefällt, mich vergnügt nur eine Höhle in der Welt zu haben und da-

selbst zu verweilen. Und als er mir darauf etwas betrübt vorkam, sprach ich: warum er sich nicht in die Stadt begebe, woselbst er sein Herz vom Bande der Traurigkeit befreien und fröhlicher leben könnte. Er antwortete: da sind zwar viel schöne und anmuthige Bilder, es ist aber auch kothig und schlüpfrig in der Stadt, dafs auch wohl Elephanten gleiten und fallen könnten. Und so würd' auch ich, bei Anschauung böser Exempel, nicht auf festem Fufse bleiben. Als wir so gesprochen, küfsten wir uns darauf Kopf und Angesicht und nahmen unsern Abschied. Da wurde denn wahr was der Dichter sagt: Liebende sind im Scheiden dem schönen Apfel gleich; Wange die sich an Wange drückt wird vor Lust und Leben roth; die andere hingegen ist bleich wie Kummer und Krankheit."

An einem andern Orte erzählt derselbige Dichter:

„In meinen jungen Jahren pflog ich mit einem Jüngling meines Gleichen aufrichtige beständige Freundschaft. Sein Antlitz war meinen Augen die Himmelsre-

gion, wohin wir uns, im Beten, als zu einem Magnet wenden. Seine Gesellschaft war von meines ganzen Lebens-Wandel und Handel der beste Gewinn. Ich halte davor, dafs keiner unter den Menschen, (unter den Engeln möchte es allenfalls seyn,) auf der Welt gewesen der sich ihm hätte vergleichen können an Gestalt, Aufrichtigkeit und Ehre. Nachdem ich solcher Freundschaft genossen, hab' ich es verredet und es däucht mir unbillig zu seyn nach seinem Tode meine Liebe einem andern zuzuwenden. Ohngefähr gerieth sein Fufs in die Schlinge seines Verhängnisses, dafs er schleunigst ins Grab mufste. Ich habe eine gute Zeit auf seinem Grabe als ein Wächter gesessen und gelegen und gar viele Trauerlieder über seinen Tod und unser Scheiden ausgesprochen, welche mir und andern noch immer rührend bleiben."

Buch der Parabeln. Obgleich die westlichen Nationen vom Reichthum des Orients sich vieles zugeeignet, so wird sich doch hier noch manches einzuerndten

mit's thut, den armen Teufeln, die ohnedieß geplagt genug ſind, ihren beſten Spaß zu verſagen.

Secretär. Zwey von euern Leuten, Seier und Hart, haben einem Mädel, einer Wirthstochter, übel mitgeſpielt. Sie kriegten ſie allein, und die Dirne konnte ſich ihrer nicht erwehren.

Egmont. Wenn es ein ehrlich Mädchen iſt, und ſie haben Gewalt gebraucht; ſo ſoll er ſie drey Tage hinter einander mit Ruthen ſtreichen laſſen, und wenn ſie etwas beſitzen, ſoll er ſo viel davon einziehen, daß dem Mädchen eine Ausſtattung gereicht werden kann.

Secretär. Einer von den fremden Lehrern iſt heimlich durch Comines gegangen und entdeckt worden. Er ſchwört, er ſey im Begriff, nach Frankreich zu gehen. Nach dem Befehl ſoll er enthauptet werden.

Egmont. Sie ſollen ihn in der Stille an die Gränze bringen, und ihm verſichern, daß er das zweytemal nicht ſo wegkommt.

finden, welches näher zu bezeichnen wir folgendes eröffnen.

Die Parabeln sowohl als andere Dichtarten des Orients, die sich auf Sittlichkeit beziehen, kann man in drei verschiedene Rubriken nicht ungeschickt eintheilen: in ethische, moralische und ascetische. Die ersten enthalten Ereignisse und Andeutungen, die sich auf den Menschen überhaupt und seine Zustände beziehen, ohne dafs dabey ausgesprochen werde was gut oder bös sey. Dieses aber wird durch die zweiten vorzüglich herausgesetzt und dem Hörer eine vernünftige Wahl vorbereitet. Die dritte hingegen fügt noch eine entschiedene Nöthigung hinzu: die sittliche Anregung wird Gebot und Gesetz. Diesen läfst sich eine vierte anfügen, sie stellen die wunderbaren Führungen und Fügungen dar, die aus unerforschlichen, unbegreiflichen Rathschlüssen Gottes hervor gehen; lehren und bestätigen den eigentlichen Islam, die unbedingte Ergebung in den Willen Gottes, die Ueberzeugung, dafs niemand seinem einmal bestimmten Loose ausweichen könne. Will man noch eine fünfte hinzuthun,

welche man die mystische nennen müfste: sie treibt den Menschen aus dem vorhergehenden Zustand, der noch immer ängstlich und drückend bleibt, zur Vereinigung mit Gott schon in diesem Leben und zur vorläufigen Entsagung derjenigen Güter, deren allenfallsiger Verlust uns schmerzen könnte. Sondert man die verschiedenen Zwecke bey allen bildlichen Darstellungen des Orients, so hat man schon viel gewonnen, indem man sich sonst in Vermischung derselben immer gehindert fühlt, bald eine Nutzanwendung sucht, wo keine ist, dann aber eine tieferliegende Bedeutung übersieht. Auffallende Beyspiele sämmtlicher Arten zu geben, müfste das Buch der Parabeln interessant und lehrreich machen. Wohin die von uns diefsmal vorgetragenen zu ordnen seyn möchten, wird dem einsichtigen Leser überlassen.

Buch des Parsen. Nur vielfache Ableitungen haben den Dichter verhindert die so abstrakt scheinende und doch so praktisch eingreifende Sonn- und Feuer-Verehrung in ihrem ganzen Umfange dichterisch darzustellen, wozu der herrlichste

Stoff sich anbietet. Möge ihm gegönnt seyn, das Versäumte glücklich nachzuholen.

Buch des Paradieses. Auch diese Region des Mahometanischen Glaubens hat noch viele wunderschöne Plätze, Paradiese im Paradiese, dals man sich daselbst gern ergehen, gern ansiedlen möchte. Scherz und Ernst verschlingen sich hier so lieblich in einander, und ein verklärtes Alltägliche verleiht uns Flügel zum Höheren und Höchsten zu gelangen. Und was sollte den Dichter hindern, Mahomets Wunderpferd zu besteigen und sich durch alle Himmel zu schwingen? warum sollte er nicht ehrfurchtsvoll jene heilige Nacht feyern, wo der Koran vollständig dem Propheten von obenher gebracht ward? Hier ist noch gar Manches zu gewinnen.

Alt-Testamentliches.

Nachdem ich mir nun mit der süfsen Hoffnung geschmeichelt sowohl für den Divan als für die beygefügten Erklärungen in der Folge noch manches wirken zu können, durchlaufe ich die Vorarbeiten, die, ungenutzt und unausgeführt, in zahllosen Blättern vor mir liegen; und da find' ich denn einen Aufsatz, vor fünf und zwanzig Jahren geschrieben, auf noch ältere Papiere und Studien sich beziehend.

Aus meinen biographischen Versuchen werden sich Freunde wohl erinnern, dafs ich dem ersten Buch Mosis viel Zeit und Aufmerksamkeit gewidmet, und manchen jugendlichen Tag entlang in den Paradiesen des Orients mich ergangen. Aber auch den folgenden historischen Schriften war Neigung und Fleifs zugewendet. Die vier letzten Bücher Mosis nöthigten zu pünct-

lichen Bemühungen, und nachstehender Aufsatz enthält die wunderlichen Resultate derselben. Mag ihm nun an dieser Stelle ein Platz gegönnt seyn. Denn wie alle unsere Wanderungen im Orient durch die heiligen Schriften veranlafst worden, so kehren wir immer zu denselben zurück, als den erquicklichsten, obgleich hie und da getrübten, in die Erde sich verbergenden, sodann aber rein und frisch wieder hervorspringenden Quellwassern.

Israel in der Wüste.

„Da kam ein neuer König auf in Egypten, der wufste nichts von Joseph.“ Wie dem Herrscher so auch dem Volke war das Andenken seines Wohlthäters verschwunden, den Israeliten selbst scheinen die Namen ihrer Urväter nur wie alt herkömmliche Klänge von weitem zu tönen. Seit vier hundert Jahren hatte sich die kleine Familie unglaublich vermehrt. Das

Versprechen, ihrem grofsen Ahnherren von Gott unter so vielen Unwahrscheinlichkeiten gethan, ist erfüllt; allein was hilft es ihnen! Gerade diese grofse Zahl macht sie den Haupteinwohnern des Landes verdächtig. Man sucht sie zu quälen, zu ängstigen, zu belästigen, zu vertilgen, und so sehr sich auch ihre hartnäckige Natur dagegen wehrt, so sehen sie doch ihr gänzliches Verderben wohl voraus, als man sie, ein bisheriges freyes Hirtenvolk, nöthiget in und an ihren Grenzen mit eignen Händen feste Städte zu bauen, welche offenbar zu Zwing- und Kerkerplätzen für sie bestimmt sind.

Hier fragen wir nun, ehe wir weiter gehen und uns durch sonderbar, ja unglücklich redigirte Bücher mühsam durcharbeiten; was wird uns denn als Grund, als Urstoff von den vier letzten Büchern Mosis übrig bleiben, da wir manches dabey zu erinnern, manches daraus zu entfernen für nöthig finden?

Das eigentliche, einzige und tiefste Thema der Welt- und Menschengeschichte, dem alle übrigen untergeordnet sind, bleibt

der Conflict des Unglaubens und Glaubens. Alle Epochen, in welchen der Glaube herrscht, unter welcher Gestalt er auch wolle, sind glänzend, herzerhebend und fruchtbar für Mitwelt und Nachwelt. Alle Epochen dagegen in welchen der Unglaube, in welcher Form es sey, einen kümmerlichen Sieg behauptet, und wenn sie auch einen Augenblick mit einem Scheinglanze prahlen sollten, verschwinden vor der Nachwelt, weil sich niemand gern mit Erkenntnifs des Unfruchtbaren abquälen mag.

Die vier letzten Bücher Mosis haben, wenn uns das erste den Triumph des Glaubens darstellte, den Unglauben zum Thema, der, auf die kleinlichste Weise, den Glauben, der sich aber freylich auch nicht in seiner ganzen Fülle zeigt, zwar nicht bestreitet und bekämpft, jedoch sich ihm von Schritt zu Schritt in den Weg schiebt, und oft durch Wohlthaten, öfter aber noch durch greuliche Strafen nicht geheilt, nicht ausgerottet, sondern nur augenblicklich beschwichtigt wird, und defshalb seinen schleichenden Gang dergestalt im-

mer fortsetzt, dafs ein grofses, edles, auf die herrlichsten Verheifsungen eines zuverlässigen Nationalgottes unternommenes Geschäft gleich in seinem Anfange zu scheitern droht, und auch niemals in seiner ganzen Fülle vollendet werden kann.

Wenn uns das Ungemüthliche dieses Inhalts, der, wenigstens für den ersten Anblick, verworrene, durch das Ganze laufende Grundfaden unlustig und verdrieflslich macht, so werden diese Bücher durch eine höchst traurige, unbegreifliche Redaction ganz ungenieflsbar. Den Gang der Geschichte sehen wir überall gehemmt durch eingeschaltete zahllose Gesetze, von deren gröfstem Theil man die eigentliche Ursache und Absicht nicht einsehen kann, wenigstens nicht warum sie in dem Augenblick gegeben worden, oder, wenn sie spätern Ursprungs sind, warum sie hier angeführt und eingeschaltet werden. Man sieht nicht ein, warum bey einem so ungeheuren Feldzuge, dem ohnehin so viel im Wege stand, man sich recht absichtlich und kleinlich bemüht, das religiöse Ceremonien-Gepäck zu vervielfältigen, wodurch jedes Vorwärts-

kommen unendlich erschwert werden mufs. Man begreift nicht, warum Gesetze für die Zukunft, die noch völlig im Ungewissen schwebt, zu einer Zeit ausgesprochen werden, wo es jeden Tag, jede Stunde an Rath und That gebricht, und der Heerführer, der auf seinen Füfsen stehen sollte, sich wiederholt aufs Angesicht wirft, um Gnaden und Strafen von oben zu erflehen, die beyde nur verzettelt gereicht werden, so dafs man mit dem verirrten Volke den Hauptzweck völlig aus den Augen verliert.

Um mich nun in diesem Labyrinthe zu finden, gab ich mir die Mühe, sorgfältig zu sondern, was eigentliche Erzählung ist, es mochte nun für Historie für Fabel, oder für beides zusammen, für Poesie gelten. Ich sonderte dieses von dem was gelehret und geboten wird. Unter dem ersten verstehe ich das, was allen Ländern, allen sittlichen Menschen gemäfs seyn würde, und unter dem zweyten, was das Volk Israels besonders angeht und verbindet. In wiefern mir das gelungen, wage ich selbst kaum zu beurtheilen, indem ich

gegenwärtig nicht in der Lage bin, jene Studien nochmals vorzunehmen, sondern was ich hieraus aufzustellen gedenke, aus frühere nund spätern Papieren, wie es der Augenblick erlaubt, zusammentrage. Zwey Dinge sind es daher, auf die ich die Aufmerksamkeit meiner Leser zu richten wünschte. Erstlich, auf die Entwickelung der ganzen Begebenheit dieses wunderlichen Zugs aus dem Charakter des Feldherrn, der Anfangs nicht in dem günstigsten Lichte erscheint, und zweytens auf die Vermuthung, dafs der Zug keine vierzig, sondern kaum zwey Jahre gedauert; wodurch denn eben der Feldherr, dessen Betragen wir zuerst tadeln mufsten, wieder gerechtfertigt und zu Ehren gebracht, zugleich aber auch die Ehre des Nationalgottes gegen den Unglimpf einer Härte, die noch unerfreulicher ist als die Halsstarrigkeit eines Volks, gerettet und beynah in seiner frühern Reinheit wieder hergestellt wird.

Erinnern wir uns nun zuerst des Israelitischen Volkes in Aegypten, an dessen bedrängter Lage die späteste Nachwelt aufgerufen ist Theil zu nehmen. Unter diesem

Secretär. Ein Brief von euerm Einnehmer. Er schreibt: es komme wenig Geld ein, er könne auf die Woche die verlangte Summe schwerlich schicken; der Tumult habe in alles die größte Confusion gebracht.

Egmont. Das Geld muß herbey; er mag sehen wie er es zusammenbringt.

Secretär. Er sagt: er werde sein Möglichstes thun, und wolle endlich den Raymond, der euch so lange schuldig ist, verklagen und in Verhaft nehmen lassen.

Egmont. Der hat ja versprochen zu bezahlen.

Secretär. Das letztemal setzte er sich selbst vierzehn Tage.

Egmont. So gebe man ihm noch vierzehn Tage; und dann mag er gegen ihn verfahren.

Secretär. Ihr thut wohl. Es ist nicht Unvermögen; es ist böser Wille. Er macht gewiß Ernst, wenn er sieht, ihr spaßt nicht. —

Geschlecht, aus dem gewaltsamen Stamme Levi, tritt ein gewaltsamer Mann hervor; lebhaftes Gefühl von Recht und Unrecht bezeichnen denselben. Würdig seiner grimmigen Ahnherren erscheint er, von denen der Stammvater ausruft: „Die Brüder Simeon und Levi! ihre Schwerter sind mörderische Waffen, meine Seele komme nicht in ihren Rath und meine Ehre sey nicht in ihrer Versammlung! denn in ihrem Zorn haben sie den Mann erwürgt und in ihrem Muthwillen haben sie den Ochsen verderbt! Verflucht sey ihr Zorn, dafs er so heftig ist, und ihr Grimm, dafs er sō störrig ist! Ich will sie zerstreuen in Jakob und zerstreuen in Israel."

Völlig nun in solchem Sinne kündigt sich Moses an. Den Egypter, der einen Israeliten mifshandelt, erschlägt er heimlich. Sein patriotischer Meuchelmord wird entdeckt und er mufs entfliehen. Wer, eine solche Handlung begehend, sich als blofsen Naturmenschen darstellt, nach dessen Erziehung hat man nicht Ursache zu fragen. Er sey von einer Fürstin als Knabe begünstigt, er sey am Hofe erzogen worden;

nichts hat auf ihn gewirkt; er ist ein trefflicher, starker Mann geworden, aber unter allen Verhältnissen roh geblieben. Und als einen solchen kräftigen, kurz gebundenen, verschlossenen, der Mittheilung unfähigen finden wir ihn auch in der Verbannung wieder. Seine kühne Faust erwirbt ihm die Neigung eines Midianitischen Fürstenpriesters, der ihn sogleich mit seiner Familie verbindet. Nun lernt er die Wüste kennen, wo er künftig in dem beschwerlichen Amte eines Heerführers auftreten soll.

Und nun lasset uns vor allen Dingen einen Blick auf die Midianiten werfen, unter welchen sich Moses gegenwärtig befindet. Wir haben sie als ein grofses Volk anzuerkennen, das, wie alle nomadischen und handlenden Völker, durch mannigfaltige Beschäftigung seiner Stämme, durch eine bewegliche Ausbreitung, noch gröfser erscheint als es ist. Wir finden die Midianiten am Berge Horeb, an der westlichen Seite des kleinen Meerbusens und sodann bis gegen Moab und den Arnon. Schon zeitig fanden wir sie als Handelsleute, die

selbst durch Canaan caravanenweis nach Aegypten ziehn.

Unter einem solchen gebildeten Volke lebt nunmehr Moses, aber auch als ein abgesonderter, verschlossener Hirte. In dem traurigsten Zustande, in welchem ein trefflicher Mann sich nur befinden mag, der, nicht zum Denken und Ueberlegen geboren, blofs nach That strebt, sehen wir ihn einsam in der Wüste, stets im Geiste beschäftigt mit den Schicksalen seines Volks, immer zu dem Gott seiner Ahnherren gewendet, ängstlich die Verbannung fühlend, aus einem Lande, das, ohne der Väter Land zu seyn, doch gegenwärtig das Vaterland seines Volks ist. Zu schwach durch seine Faust in diesem grofsen Anliegen zu wirken, unfähig einen Plan zu entwerfen, und, wenn er ihn entwürfe, ungeschickt zu jeder Unterhandlung, zu einem, die Persönlichkeit begünstigenden, zusammenhangenden mündlichen Vortrag. Kein Wunder wär' es wenn in solchem Zustande eine so starke Natur sich selbst verzehrte.

Einigen Trost kann ihm in dieser Lage die Verbindung geben, die ihm, durch hin-

und wiederziehende Caravanen, mit den Seinigen erhalten wird. Nach manchem Zweifel und Zögern entschliefst er sich zurückzukehren und des Volkes Retter zu werden. Aaron, sein Bruder, kommt ihm entgegen, und nun erfährt er, dafs die Gährung im Volke aufs höchste gestiegen sey. Jetzt dürfen es beide Brüder wagen, sich als Repräsentanten vor den König zu stellen. Allein dieser zeigt sich nichts weniger als geneigt, eine grofse Anzahl Menschen, die sich seit Jahrhunderten in seinem Lande, aus einem Hirtenvolk, zum Ackerbau, zu Handwerken und Künsten gebildet, sich mit seinen Unterthanen vermischt haben, und deren ungeschlachte Masse wenigstens bey Errichtung ungeheurer Monumente, bey Erbauung neuer Städte und Festen, frohnweis wohl zu gebrauchen ist, nunmehr so leicht wieder von sich, und in ihre alte Selbstständigkeit zurückzulassen.

Das Gesuch wird also abgewiesen, und, bey einbrechenden Landplagen, immer dringender wiederholt, immer hartnäckiger versagt. Aber das aufgeregte hebräische Volk, in Aussicht auf ein Erbland, das ihm eine

uralte Ueberlieferung verhiefs, in Hoffnung der Unabhängigkeit und Selbstbeherrschung, erkennt keine weiteren Pflichten. Unter dem Schein eines allgemeinen Festes lockt man Gold- und Silbergeschirre den Nachbarn ab, und in dem Augenblick da der Aegypter den Israeliten mit harmlosen Gastmalen beschäftigt glaubt, wird eine umgekehrte sicilianische Vesper unternommen; der Fremde ermordet den Einheimischen, der Gast den Wirth, und, geleitet durch eine grausame Politik, erschlägt man nur den Erstgebornen, um, in einem Lande, wo die Erstgeburt so viele Rechte geniefst, den Eigennutz der Nachgebornen zu beschäftigen, und der augenblicklichen Rache durch eine eilige Flucht entgehen zu können. Der Kunstgriff gelingt, man stöfst die Mörder aus, anstatt sie zu bestrafen. Nur spät versammelt der König sein Heer, aber die, den Fufsvölkern sonst so fürchterlichen, Reiter und Sichelwagen streiten auf einem sumpfigen Boden einen ungleichen Kampf mit dem leichten und leicht bewaffneten Nachtrab; wahrscheinlich mit demselben entschlossenen, kühnen Haufen,

der sich bey dem Wagestück des allgemeinen Mordes schon vorgeübt, und den wir in der Folge an seinen grausamen Thaten wieder zu erkennen, und zu bezeichnen, nicht verfehlen dürfen.

Ein so zu Angriff und Vertheidigung wohlgerüsteter Heeres- und Volkszug konnte mehr als einen Weg in das Land der Verheifsung wählen; der erste am Meere her, über Gaza, war kein Karavanenweg und mochte, wegen der wohlgerüsteten, kriegerischen Einwohner, gefährlich werden; der zweyte, obgleich weiter, schien mehr Sicherheit und mehr Vortheile anzubieten. Er ging an dem rothen Meere hin bis zum Sinai, von hier an konnte man wieder zweyerley Richtung nehmen. Die erste, die zunächst zum Ziel führte, zog sich am kleinen Meerbusen hin durch das Land der Midianiter und der Moabiter zum Jordan; die zweyte, quer durch die Wüste, wies auf Kades; in jenem Falle blieb das Land Edom links, hier rechts. Jenen ersten Weg hatte sich Moses wahrscheinlich vorgenommen, den zweyten hingegen einzulenken scheint er durch die klugen Mi-

dianiter verleitet zu seyn, wie wir zunächst wahrscheinlich zu machen gedenken, wenn wir vorher von der düsteren Stimmung gesprochen haben, in die uns die Darstellung der, diesen Zug begleitenden, äufseren Umstände versetzt.

Der heitere Nachthimmel, von unendlichen Sternen glühend, auf welchen Abraham von seinem Gott hingewiesen worden, breitet nicht mehr sein goldenes Gezelt über uns aus; anstatt jenen heiteren Himmelslichtern zu gleichen, bewegt sich ein unzählbares Volk, mifsmuthig in einer traurigen Wüste. Alle fröhlichen Phänomene sind verschwunden, nur Feuerflammen erscheinen an allen Ecken und Enden. Der Herr, der aus einem brennenden Busche Mosen berufen hatte, zieht nun vor der Masse her, in einem trüben Gluthqualm, den man Tags für eine Wolkensäule, Nachts als ein Feuermeteor ansprechen kann. Aus dem umwölkten Gipfel Sinai's schrecken Blitz und Donner, und bey gering scheinenden Vergehen brechen Flammen aus dem Boden und verzehren die Enden des Lagers. Speise und Trank ermangeln immer aufs

neue und der unmuthige Volkswunsch nach Rückkehr wird nur bänglicher, je weniger ihr Führer sich gründlich zu helfen weifs.

Schon zeitig, ehe noch der Heereszug an den Sinai gelangt, kommt Jethro seinem Schwiegersohn entgegen, bringt ihm Tochter und Enkel, die zur Zeit der Noth im Vaterzelte verwahrt gewesen, und beweis't sich als einen klugen Mann. Ein Volk wie die Midianiter, das frey seiner Bestimmung nachgeht, und seine Kräfte in Uebung zu setzen Gelegenheit findet, mufs gebildeter seyn als ein solches, das, unter fremdem Joche, in ewigem Widerstreit mit sich selbst und den Umständen lebt; und wie viel höherer Ansichten mufste ein Führer jenes Volkes fähig seyn, als ein trübsinniger, in sich selbst verschlossener, rechtschaffener Mann, der sich zwar zum Thun und Herrschen geboren fühlt, dem aber die Natur zu solchem gefährlichen Handwerke die Werkzeuge versagt hat.

Moses konnte sich zu dem Begriff nicht erheben, dafs ein Herrscher nicht überall gegenwärtig seyn, nicht alles selbst thun müsse; im Gegentheil machte er sich durch

persönliches Wirken seine Amtsführung höchst sauer und beschwerlich. Jethro giebt ihm erst darüber Licht, und hilft ihm das Volk organisiren und Unter-Obrigkeiten bestellen; worauf er freylich selbst hätte fallen sollen.

Allein nicht blofs das Beste seines Schwähers und der Israeliten mag Jethro bedacht, sondern auch sein eigenes und der Midianiten Wohl erwägt haben. Ihm kommt Moses, den er ehemals als Flüchtling aufgenommen, den er unter seine Diener, unter seine Knechte noch vor kurzem gezählt, nun entgegen, an der Spitze einer grofsen Volksmasse, die, ihren alten Sitz verlassend, neuen Boden aufsucht und überall, wo sie sich hinlenkt, Furcht und Schrecken verbreitet.

Nun konnte dem einsichtigen Manne nicht verborgen bleiben, dafs der nächste Weg der Kinder Israel durch die Besitzungen der Midianiter gehe, dafs dieser Zug überall den Heerden seines Volkes begegnen, dessen Ansiedelungen berühren, ja auf dessen schon wohleingerichteten Städte treffen würde. Die Grundsätze eines derge-

stalt auswandernden Volks sind kein Geheimnifs, sie ruhen auf dem Eroberungsrechte. Es zieht nicht ohne Widerstand, und in jedem Widerstand sieht es Unrecht; wer das Seinige vertheidigt ist ein Feind, den man ohne Schonung vertilgen kann.

Es brauchte keinen aufserordentlichen Blick um das Schicksal zu übersehen, dem die Völker ausgesetzt seyn würden über die sich eine solche Heuschrecken-Wolke herabwälzte. Hieraus geht nun die Vermuthung zunächst hervor, dafs Jethro seinem Schwiegersohn den geraden und besten Weg verleidet, und ihn dagegen zu dem Wege quer durch die Wüste beredet; welche Ansicht dadurch mehr bestärkt wird, dafs Hobab nicht von der Seite seines Schwagers weicht, bis er ihn den angerathenen Weg einschlagen sieht, ja ihn sogar noch weiter begleitet, um den ganzen Zug von den Wohnorten der Midianiter desto sicherer abzulenken.

Vom Ausgange aus Egypten an gerechnet erst im vierzehnten Monat, geschah der Aufbruch von dem wir sprechen. Das Volk bezeichnete unterwegs einen Ort, wo

Ferner ſagt der Einnehmer: er wolle den alten Soldaten, den Witwen und einigen andern, denen ihr Gnadengehalte gebt, die Gebühr einen halben Monath zurückhalten; man könne indeſſen Rath ſchaffen; ſie möchten ſich einrichten.

Egmont. Was iſt da einzurichten? Die Leute brauchen das Geld nöthiger als ich. Das ſoll er bleiben laſſen.

Secretär. Woher befehlt ihr denn, daß er das Geld nehmen ſoll?

Egmont. Darauf mag er denken; es iſt ihm im vorigen Briefe ſchon geſagt.

Secretär. Deswegen thut er die Vorſchläge.

Egmont. Die taugen nicht. Er ſoll auf was anders ſinnen. Er ſoll Vorſchläge thun, die annehmlich ſind, und vor allem ſoll er das Geld ſchaffen.

Secretär. Ich habe den Brief des Grafen Oliva wieder hieher gelegt. Verzeiht, daß ich euch daran erinnere. Der alte Herr verdient vor allen andern eine ausführliche Ant-

es wegen Lüsternheit grofse Plage erlitten, durch den Namen Gelüstgräber, dann zogen sie gen Hazaroth, und lagerten sich ferner in der Wüste Paran. Dieser zurückgelegte Weg bleibt unbezweifelt. Sie waren nun schon nah an dem Ziel ihrer Reise, nur stand ihnen das Gebirg entgegen, wodurch das Land Canaan von der Wüste getrennt wird. Man beschlofs Kundschafter auszuschicken und rückte indessen weiter vor bis Kades. Hierhin kehrten die Botschafter zurück, brachten Nachrichten von der Vortrefflichkeit des Landes, aber leider auch von der Furchtbarkeit der Einwohner. Hier entstand nun abermals ein trauriger Zwiespalt und der Wettstreit von Glauben und Unglauben begann aufs neue.

Unglücklicher Weise hatte Moses noch weniger Feldherren- als Regententalente. Schon während des Streites gegen die Amalekiter begab er sich auf den Berg um zu beten, mittlerweile Josua an der Spitze des Heers den lange hin- und wieder schwankenden Sieg endlich dem Feinde abgewann. Nun zu Kades befand man sich wieder in

einer zweydeutigen Lage. Josua und Kaleb, die beherztesten unter den zwölf Abgesandten, rathen zum Angriff, rufen auf, getrauen sich das Land zu gewinnen. Indessen wird durch übertriebene Beschreibung von bewaffneten Riesen-Geschlechtern allenthalben Furcht und Schrecken erregt; das verschüchterte Heer weigert sich hinauf zu rücken. Moses weiss sich wieder nicht zu helfen, erst fordert er sie auf, dann scheint auch ihm ein Angriff von dieser Seite gefährlich. Er schlägt vor nach Osten zu ziehen. Hier mochte nun einem biedern Theil des Heeres gar zu unwürdig scheinen, solch einen ernstlichen, mühsam verfolgten Plan, auf diesem ersehnten Punct, aufzugeben. Sie rotten sich zusammen und ziehen wirklich das Gebirg hinauf. Moses aber bleibt zurück, das Heiligthum setzt sich nicht in Bewegung, daher ziemt es weder Josua noch Kaleb sich an die Spitze der Kühneren zu stellen. Genug! der nicht unterstützte, eigenmächtige Vortrab wird geschlagen, Ungeduld vermehrt sich. Der so oft schon ausgebrochene Unmuth des Volkes, die mehreren Meutereyen, an de-

nen sogar Aaron und Myriane Theil genommen, brechen aufs neue desto lebhafter aus, und geben abermals ein Zeugnifs, wie wenig Moses seinem grofsen Berufe gewachsen war. Es ist schon an sich keine Frage, wird aber durch das Zeugnifs Kalebs unwiderruflich bestätigt, dafs an dieser Stelle möglich, ja unerläfslich gewesen ins Land Canaan einzudringen, Hebron, den Hain Mamre in Besitz zu nehmen, das heilige Grab Abrahams zu erobern und sich dadurch einen Ziel- Stütz- und Mittelpunct für das ganze Unternehmen zu verschaffen. Welcher Nachtheil mufste dagegen dem unglücklichen Volk entspringen, wenn man den bisher befolgten, von Jethro zwar nicht ganz uneigennützig, aber doch nicht ganz verrätherisch vorgeschlagenen Plan auf einmal so freventlich aufzugeben, beschlofs.

Das zweyte Jahr, von dem Auszuge aus Egypten an gerechnet, war noch nicht vorüber und man hätte sich vor Ende desselben, obgleich noch immer spät genug, im Besitz des schönsten Theils des erwünschten Landes gesehen; allein die Bewohner, aufmerksam, hatten den Riegel vorgescho-

ben, und wohin nun sich wenden? Man war nordwärts weit genug vorgerückt, und nun sollte man wieder ostwärts ziehen um jenen Weg endlich einzuschlagen, den man gleich anfangs hätte nehmen sollen. Allein gerade hier im Osten lag das von Gebirgen umgebene Land Edom vor, man wollte sich einen Durchzug erbitten, die klügeren Edomiter schlugen ihn rund ab. Sich durchzufechten war nicht räthlich, man mufste sich also zu einem Umweg, bey dem man die edomitischen Gebirge links liefs, bequemen, und hier ging die Reise im Ganzen ohne Schwierigkeit von Statten, denn es bedurfte nur wenige Stationen Oboth, Iiim, um an den Bach Sared, den ersten der seine Wasser ins todte Meer gieſst, und ferner an den Arnon zu gelangen. Indessen war Miriam verschieden, Aaron verschwunden, kurz nachdem sie sich gegen Mosen aufgelehnt hatten.

Vom Bache Arnon an ging alles noch glücklicher wie bisher. Das Volk sah sich zum zweitenmale nah am Ziele seiner Wünsche, in einer Gegend die wenig Hindernisse entgegensetzte; hier konnte man in

Masse vordringen, und die Völker, welche den Durchzug verweigerten überwinden, verderben und vertreiben. Man schritt weiter vor, und so wurden Midianiter, Moabiter, Amoriter in ihren schönsten Besitzungen angegriffen, ja die ersten sogar, was Jethro vorsichtig abzuwenden gedachte, vertilgt, das linke Ufer des Jordans wurde genommen und einigen ungeduldigen Stämmen Ansiedelung erlaubt, unterdessen man abermals, auf hergebrachte Weise, Gesetze gab, Anordnungen machte und den Jordan zu überschreiten zögerte. Unter diesen Verhandlungen verschwand Moses selbst, wie Aaron verschwunden war, und wir müfsten uns sehr irren, wenn nicht Josua und Kaleb die seit einigen Jahren ertragene Regentschaft eines beschränkten Mannes zu endigen, und ihn so vielen Unglücklichen, die er vorausgeschickt, nachzusenden für gut gefunden hätten; um der Sache ein Ende zu machen und mit Ernst sich in den Besitz des ganzen rechten Jordanufers und des darin gelegenen Landes zu setzen.

Man wird der Darstellung, wie sie hier gegeben ist, wohl gerne zugestehen, dafs

sie uns den Fortschritt eines wichtigen Unternehmens so rasch als consequent vor die Seele bringt; aber man wird ihr nicht sogleich Zutrauen und Beyfall schenken, weil sie jenen Heereszug, den der ausdrückliche Buchstabe der heiligen Schrift auf sehr viele Jahre hinausdehnt, in kurzer Zeit vollbringen läfst. Wir müssen daher unsere Gründe angeben, wodurch wir uns zu einer so grofsen Abweichung berechtigt glauben, und diefs kann nicht besser geschehen, als wenn wir über die Erdfläche, welche jene Volksmasse zu durchziehen hatte, und über die Zeit, welche jede Caravane zu einem solchen Zuge bedürfen würde, unsere Betrachtungen anstellen und zugleich was uns in diesem besonderen Falle überliefert ist, gegen einander halten und erwägen.

Wir übergehen den Zug vom rothen Meer bis an den Sinai, wir lassen ferner alles, was in der Gegend des Berges vorgegangen, auf sich beruhen, und bemerken nur, dafs die grofse Volksmasse am zwanzigsten Tage des zweyten Monats, im zweyten Jahr der Auswanderung aus Egypten,

vom Fuſse des Sinai aufgebrochen. Von da bis zur Wüste Paran hatten sie keine vierzig Meilen, die eine beladene Caravane in fünf Tagen bequem zurücklegt. Man gebe der ganzen Colonne Zeit um jedesmal heranzukommen, genugsame Rasttage, man setze anderen Aufenthalt, genug sie konnten auf alle Fälle in der Gegend ihrer Bestimmung in zwölf Tagen ankommen, welches denn auch mit der Bibel und der gewöhnlichen Meynung übereintrifft. Hier werden die Botschafter ausgeschickt, die ganze Volksmasse rückt nur um weniges weiter vor bis Kades, wohin die Abgesendeten nach vierzig Tagen zurückkehren, worauf denn sogleich, nach schlecht ausgefallenem Kriegsversuch, die Unterhandlung mit den Edomitern unternommen wird. Man gebe dieser Negotiation so viel Zeit als man will, so wird man sie nicht wohl über dreifsig Tage ausdehnen dürfen. Die Edomiter schlagen den Durchzug rein ab, und für Israel war es keineswegs räthlich in einer so sehr gefährlichen Lage lange zu verweilen: denn wenn die Cananiter mit den Edomitern einverstanden, jene

von Norden, diese von Osten, aus ihren Gebirgen hervorgebrochen wären, so hätte Israel einen schlimmen Stand gehabt.

Auch macht hier die Geschichtserzählung keine Pause, sondern der Entschluſs wird gleich gefaſst um das Gebirge Edom herum zu ziehen. Nun beträgt der Zug um das Gebirge Edom, erst nach Süden, dann nach Norden gerichtet, bis an den Fluſs Arnon abermals keine vierzig Meilen, welche also in fünf Tagen zurückzulegen gewesen wären. Summirt man nun auch jene vierzig Tage, in welchen sie den Tod Aarons betrauert hinzu, so behalten wir immer noch sechs Monate des zweyten Jahrs für jede Art von Retardation und Zaudern und zu denen Zügen übrig, welche die Kinder Israel glücklich bis an den Jordan bringen sollen. Wo kommen aber denn die übrigen achtunddreiſsig Jahre hin?

Diese haben den Auslegern viel Mühe gemacht, so wie die einundvierzig Stationen, unter denen funfzehn sind von welchen die Geschichtserzählung nichts meldet, die aber, in dem Verzeichnisse eingeschaltet, den Geographen viel Pein verursacht

haben. Nun stehen die eingeschobenen Stationen mit den überschüssigen Jahren in glücklich fabelhaftem Verhältnifs; denn sechzehn Orte, von denen man nichts weifs, und achtunddreyfsig Jahre, von denen man nichts erfährt, geben die beste Gelegenheit, sich mit den Kindern Israel in der Wüste zu verirren.

Wir setzen die Stationen der Geschichtserzählung, welche durch Begebenheiten merkwürdig geworden, den Stationen des Verzeichnisses entgegen, wo man dann die leeren Orts-Namen sehr wohl von denen unterscheiden wird, welchen ein historischer Gehalt inwohnt.

Stationen der Kinder Israel in der Wüste.

Geschichtserzählung nach dem II. III. IV. V. Buch Mose.	Stationen-Verzeichnifs nach dem IV. Buch Mose 33. Capitel.
	Raemses.
	Succoth.
	Etham.
	Habiroth.
Habiroth.	Migdol.
	durchs Meer.

Mara, Wüste Sur.	Mara, Wüste Etham.
Elim.	Elim. 12 Brunnen.
	Am Meer.
Wüste Sin.	Wüste Sin.
	Daphka.
	Alus.
Raphidim.	Raphidim.
Wüste Sinai.	Wüste Sinai.
Lustgräber.	Lustgräber.
Hazeroth.	Hazeroth.
	Rithma.
Kades in Paran.	Rimmon Perez.
	Libna.
	Rissa.
	Kehelata.
	Gebirg Sapher.
	Harada.
	Makeheleth.
	Tabath.
	Tharah.
	Mithka.
	Hasmona.
	Moseroth.
	Bnejaekon.
	Harpidad.
	Talkbatha.

wort. Ihr wolltet ihm selbst schreiben. Gewiß, er liebt euch wie ein Vater.

Egmont. Ich komme nicht dazu. Und unter viel Verhaßtem ist mir das Schreiben das Verhaßteste. Du machst meine Hand ja so gut nach, schreib' in meinem Nahmen. Ich erwarte Oranien. Ich komme nicht dazu; und wünschte selbst, daß ihm auf seine Bedenklichkeiten was recht beruhigendes geschrieben würde.

Secretär. Sagt mir nur ungefähr eure Meinung; ich will die Antwort schon aufsetzen und sie euch vorlegen. Geschrieben soll sie werden, daß sie vor Gericht für Eure Hand gelten kann.

Egmont. Gib mir den Brief. Nachdem er hineingesehen. Guter ehrlicher Alter! Warst du in deiner Jugend auch wohl so bedächtig? Erstiegst du nie einen Wall? Bliebst du in der Schlacht, wo es die Klugheit anräth, hinten?— Der treue Sorgliche! Er will mein Leben und mein Glück; und fühlt nicht, daß der schon todt ist, der um seiner Sicherheit willen lebt.—

	Abrona.
	Ezeongaber.
Kades, Wüste Zin.	Kades, Wüste Zin.
Berg Hor, Gränze Edom.	Berg Hor, Gränze Edom.
	Zalmona.
	Phunon.
Oboth.	Oboth.
	Ijim.
	Diban Gad.
	Almon Diblathaim.
Gebirg Abarim.	Gebirg Abarim, Nebo.
Bach Sared.	
Arnon disseits.	
Mathana.	
Nahaliel.	
Bamoth.	
Berg Pispa.	
Jahzah.	
Hesbon.	
Sihon.	
Basan.	
Gefild der Moabiter am Jordan.	Gefild der Moabiter am Jordan.

Worauf wir nun aber vor allen Dingen merken müssen, ist, dafs uns die Geschichte

gleich von Hazeroth nach Kades führt, das Verzeichniſs aber hinter Hazeroth das Kades ausläſst und es erst nach der eingeschobenen Namenreihe hinter Ezeon-Gaber aufführt, und dadurch die Wüste Zin mit dem kleinen Arm des Arabischen Meerbusens in Berührung bringt. Hieran sind die Ausleger höchst irre geworden, indem einige zwey Kades, andere hingegen, und zwar die meisten, nur eines annehmen, welche letztere Meynung wohl keinen Zweifel zuläſst.

Die Geschichtserzählung, wie wir sie sorgfältig von allen Einschiebseln getrennt haben, spricht von einem Kades in der Wüste Paran, und gleich darauf von einem Kades in der Wüste Zin; von dem ersten werden die Botschafter weggeschickt und von dem zweyten zieht die ganze Masse weg, nachdem die Edomiter den Durchzug durch ihr Land verweigern. Hieraus geht von selbst hervor, daſs es ein und eben derselbe Ort ist; denn der vorgehabte Zug durch Edom war eine Folge des fehlgeschlagenen Versuchs von dieser Seite in das Land Canaan einzudringen, und so viel

ist noch aus anderen Stellen deutlich, dafs die beyden öfters genannten Wüsten an einander stofsen, Zin nördlicher, Paran südlicher lag, und Kades in einer Oase als Rastplatz zwischen beyden Wüsten gelegen war.

Niemals wäre man auch auf den Gedanken gekommen sich zwey Kades einzubilden, wenn man nicht in der Verlegenheit gewesen wäre, die Kinder Israel lange genug in der Wüste herumzuführen. Diejenigen jedoch, welche nur Ein Kades annehmen und dabey von dem vierzigjährigen Zug und den eingeschalteten Stationen Rechenschaft geben wollen, sind noch übler dran, besonders wissen sie, wenn sie den Zug auf der Charte darstellen wollen, sich nicht wunderlich genug zu gebärden, um das Unmögliche anschaulich zu machen. Denn freylich ist das Auge ein besserer Richter des Unschicklichen, als der innere Sinn. Sanson schiebt die vierzehn unächten Stationen zwischen den Sinai und Kades. Hier kann er nicht genug Zickzacks auf seine Charte zeichnen, und doch beträgt jede Station nur zwey Meilen, eine

Strecke die nicht einmal hinreicht, dafs sich ein solcher ungeheurer Heerwurm in Bewegung setzen könnte.

Wie bevölkert und bebaut mufs nicht diese Wüste seyn, wo man alle zwey Meilen, wo nicht Städte und Ortschaften, doch mit Namen bezeichnete Ruheplätze findet? Welcher Vortheil für den Heerführer und sein Volk! Dieser Reichthum der inneren Wüste aber wird dem Geographen bald verderblich. Er findet von Kades nur fünf Stationen bis Ezeongaber, und auf dem Rückwege nach Kades, wohin er sie doch bringen mufs, unglücklicherweise gar keine; er legt daher einige seltsame, und selbst in jener Liste nicht genannte Städte dem reisenden Volk in den Weg, so wie man ehemals die geographische Leerheit mit Elephanten zudeckte. Kalmet sucht sich aus der Noth, durch wunderliche Kreuz- und Querzüge zu helfen, setzt einen Theil der überflüssigen Orte gegen das mittelländische Meer zu, macht Hazeroth und Moseroth zu Einem Orte, und bringt, durch die seltsamsten Irrsprünge, seine Leute endlich an den Arnon. Well, der zwey Ka-

des annimmt, verzerrt die Lage des Landes über die Maſsen. Bey Nolin tanzt die Caravane eine Polonaise, wodurch sie wieder ans rothe Meer gelangt und den Sinai nordwärts im Rücken hat. Es ist nicht möglich weniger Einbildungskraft, Anschauen, Genauigkeit und Urtheil zu zeigen, als diese frommen, wohldenkenden Männer.

Die Sache aber aufs genauste betrachtet, wird es höchst wahrscheinlich, daſs das überflüssige Stationen-Verzeichniſs zu Rettung der problematischen vierzig Jahre eingeschoben werden. Denn in dem Texte, welchem wir bey unserer Erzählung genau folgen, steht: daſs das Volk, da es von den Cananitern geschlagen, und ihm der Durchzug durchs Land Edom versagt worden, auf dem Wege zum Schilfmeer, gegen Ezeongaber, der Edomiter Land umzogen. Daraus ist der Irrthum entstanden, daſs sie wirklich an's Schilfmeer nach Ezeongaber, das wahrscheinlich damals noch nicht existirte, gekommen, obgleich der Text von dem Umziehen des Gebirges Seir auf genannter Straſse spricht, so wie man sagt

der Fuhrmann fährt die Leipziger Strafse, ohne dafs er defshalb nothwendig nach Leipzig fahren müsse. Haben wir nun die überflüssigen Stationen bey Seite gebracht, so möchte es uns ja wohl auch mit den überflüssigen Jahren gelingen. Wir wissen dafs die alttestamentliche Chronologie künstlich ist, dafs sich die ganze Zeitrechnung in bestimmte Kreise von neunundvierzig Jahren auflösen läfst, und dafs also diese mystischen Epochen herauszubringen manche historische Zahlen müssen verändert worden seyn. Und wo liefsen sich sechs bis achtunddreifsig Jahre die etwa in einem Cyklus fehlten, bequemer einschieben, als in jene Epoche, die so sehr im Dunkeln lag, und die auf einem wüsten unbekannten Flecke sollte zugebracht worden seyn.

Ohne daher an die Chronologie, das schwierigste aller Studien, nur irgend zu rühren, so wollen wir den poetischen Theil derselben hier zu Gunsten unserer Hypothese kürzlich in Betracht ziehen.

Mehrere runde, heilig, symbolisch, poetisch zu nennende Zahlen kommen in

der Bibel so wie in anderen alterthümlichen Schriften vor. Die Zahl Sieben scheint dem Schaffen, Wirken und Thun, die Zahl Vierzig hingegen dem Beschauen, Erwarten, vorzüglich aber der Absonderung gewidmet zu seyn. Die Sündfluth, welche Noah und die Seinen von aller übrigen Welt abtrennen sollte, nimmt vierzig Tage zu; nachdem die Gewässer genugsam gestanden, verlaufen sie während vierzig Tagen, und so lange noch hält Noah den Schalter der Arche verschlossen. Gleiche Zeit verweilt Moses zweymal auf Sinai, abgesondert von dem Volke; die Kundschafter bleiben eben so lange in Canaan, und so soll denn auch das ganze Volk durch so viel mühselige Jahre abgesondert von allen Völkern, gleichen Zeitraum bestätigt und geheiligt haben. Ja ins neue Testament geht die Bedeutung dieser Zahl in ihrem vollen Werth hinüber; Christus bleibt vierzig Tage in der Wüste um den Versucher abzuwarten.

Wäre uns nun gelungen die Wanderung der Kinder Israel vom Sinai, bis an den Jordan in einer kürzeren Zeit zu voll-

bringen, ob wir gleich hiebey schon viel zu viel auf ein schwankendes, unwahrscheinliches Retardiren Rücksicht genommen; hätten wir uns so vieler fruchtlosen Jahre, so vieler unfruchtbaren Stationen entledigt, so würde sogleich der grofse Heerführer, gegen das was wir an ihm zu erinnern gehabt, in seinem ganzen Werthe wieder hergestellt. Auch würde die Art wie in diesen Büchern Gott erscheint uns nicht mehr so drückend seyn als bisher, wo er sich durchaus grauenvoll und schrecklich erzeigt; da schon wieder im Buch Josua und der Richter, sogar auch weiter hin, ein reineres patriarchalisches Wesen wieder hervortritt und der Gott Abrahams nach wie vor den Seinen freundlich erscheint, wenn uns der Gott Mosis eine Zeitlang mit Grauen und Abscheu erfüllt hat. Uns hierüber aufzuklären sprechen wir aus: wie der Mann so auch sein Gott. Daher also von dem Charakter Mosis noch einige Schlufsworte!

Ihr habt, könnte man uns zurufen, in dem Vorhergehenden mit allzu grofser Verwegenheit einem aufserordentlichen Manne

diejenigen Eigenschaften abgesprochen, die bisher höchlich an ihm bewundert wurden, die Eigenschaften des Regenten und Heerführers. Was aber zeichnet ihn denn aus? wodurch legitimirt er sich zu einem so wichtigen Beruf? Was giebt ihm die Kühnheit sich, trotz innerer und äufserer Ungunst, zu einem solchen Geschäfte hinzudrängen, wenn ihm jene Haupterfordernisse, jene unerläfslichen Talente fehlen, die ihr ihm mit unerhörter Frechheit absprecht? Hierauf lasse man uns antworten: Nicht die Talente, nicht das Geschick zu diesem oder jenem machen eigentlich den Mann der That, die Persönlichkeit ist's von der in solchen Fällen alles abhängt. Der Charakter ruht auf der Persönlichkeit, nicht auf den Talenten. Talente können sich zum Charakter gesellen, er gesellt sich nicht zu ihnen: denn ihm ist alles entbehrlich aufser er selbst. Und so gestehen wir gern, dafs uns die Persönlichkeit Mosis, von dem ersten Meuchelmord an, durch alle Grausamkeiten durch, bis zum Verschwinden, ein höchst bedeutendes und würdiges Bild giebt, von einem

Manne, der durch seine Natur zum Gröſsten getrieben ist. Aber freylich wird ein solches Bild ganz entstellt, wenn wir einen kräftigen, kurz gebundenen, raschen Thatmann, vierzig Jahre ohne Sinn und Noth, mit einer ungeheuren Volksmasse, auf einem so kleinen Raum, im Angesicht seines groſsen Zieles, herum taumeln sehen. Bloſs durch die Verkürzung des Wegs und der Zeit, die er darauf zugebracht, haben wir alles Böse, was wir von ihm zu sagen gewagt, wieder ausgeglichen und ihn an seine rechte Stelle gehoben.

Und so bleibt uns nichts mehr übrig, als dasjenige zu wiederholen, womit wir unsere Betrachtungen begonnen haben. Kein Schade geschieht den heiligen Schriften, so wenig als jeder anderen Ueberlieferung, wenn wir sie mit critischem Sinne behandeln, wenn wir aufdecken, worin sie sich widerspricht, und wie oft das Ursprüngliche, Bessere, durch nachherige Zusätze, Einschaltungen und Accommodationen verdeckt, ja entstellt worden. Der innerliche, eigentliche Ur- und Grundwerth geht nur desto lebhafter und reiner hervor, und die-

Schreib' ihm: er möge unbeſorgt ſeyn; ich handle wie ich ſoll, ich werde mich ſchon wahren; ſein Anſehn bey Hofe ſoll er zu meinen Gunſten brauchen, und meines vollkommnen Dankes gewiß ſeyn.

Secretär. Nichts weiter? O er erwartet mehr.

Egmont. Was ſoll ich mehr ſagen? Willſt du mehr Worte machen; ſo ſteht's bey dir. Es dreht ſich immer um den Einen Punct: ich ſoll leben wie ich nicht leben mag. Daß ich fröhlich bin, die Sachen leicht nehme, raſch lebe, das iſt mein Glück; und ich vertauſch' es nicht gegen die Sicherheit eines Todtengewölbes. Ich habe nun zu der Spaniſchen Lebensart nicht einen Blutstropfen in meinen Adern; nicht Luſt, meine Schritte nach der neuen bedächtigen Hof-Cadenz zu muſtern. Leb' ich nur, um auf's Leben zu denken? Soll ich den gegenwärtigen Augenblick nicht genießen, damit ich des folgenden gewiß ſey? Und dieſen wieder mit Sorgen und Grillen verzehren?

ser ist es auch, nach welchem jedermann, bewufst oder bewufstlos, hinblickt, hingreift, sich daran erbaut und alles übrige, wo nicht wegwirft, doch fallen oder auf sich beruhen läfst.

Summarische Wiederholung.

Zweytes Jahr des Zugs.

Verweilt am Sinai	Monat 1	Tage	20
Reise bis Kades	—	—	5
Rasttage	—	—	5
Aufenthalt wegen Myriams Krankheit	—	—	7
Aufsenbleiben der Kundschafter	—	—	40
Unterhandlung mit den Edomitern	—	—	30
Reise an den Arnon	—	—	5
Rasttage	—	—	5
Trauer um Aaron	—	—	40
		Tage	157

Zusammen also sechs Monate. Woraus deutlich erhellt, dafs der Zug, man rechne auf Zaudern und Stockungen, Widerstand so viel man will, vor Ende des zweyten Jahrs gar wohl an den Jordan gelangen konnte.

Nähere Hülfsmittel.

Wenn uns die heiligen Schriften uranfängliche Zustände und die allmälige Entwickelung einer bedeutenden Nation vergegenwärtigen; Männer aber, wie Michaelis, Eichhorn, Paulus, Heeren, noch mehr Natur und Unmittelbarkeit in jenen Ueberlieferungen aufweisen als wir selbst hätten entdecken können; so ziehen wir, was die neuere und neuste Zeit angeht, die gröfsten Vortheile aus Reisebeschreibungen und andern dergleichen Documenten, die uns mehrere, nach Osten vordringende Westländer, nicht ohne Mühseligkeit, Genufs und Gefahr, nach Hause gebracht und zu herrlicher Belehrung mitgetheilt haben. Hievon berühren wir nur einige Männer, durch deren Augen wir jene weit entfernten, höchst fremdartigen Gegenstände zu betrachten, seit vielen Jahren beschäftigt gewesen.

Wallfahrten und Kreuzzüge.

Deren zahllose Beschreibungen belehren zwar auch in ihrer Art; doch verwirren sie über den eigentlichsten Zustand des Orients mehr unsere Einbildungskraft, als dafs sie ihr zur Hülfe kämen. Die Einseitigkeit der christlich-feindlichen Ansicht beschränkt uns durch ihre Beschränkung, die sich in der neuern Zeit nur einigermafsen erweitert, als wir nunmehr jene Kriegsereignisse durch orientalische Schriftsteller nach und nach kennen lernen. Indessen bleiben wir allen aufgeregten Wall- und Kreuzfahrern zu Dank verpflichtet, da wir ihren religiosen Enthusiasmus, ihrem kräftigen, unermüdlichen Widerstreit gegen östliches Zudringen doch eigentlich Beschützung und Erhaltung der gebildeten europäischen Zustände schuldig geworden.

Marco Polo.

Dieser vorzügliche Mann steht allerdings oben an. Seine Reise fällt in die zweyte Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts; er gelangt bis in den fernsten Osten, führt uns in die fremdartigsten Verhältnisse, worüber wir, da sie beynahe fabelhaft aussehen, in Verwunderung, in Erstaunen, gerathen. Gelangen wir aber auch nicht sogleich über das Einzelne zur Deutlichkeit, so ist doch der gedrängte Vortrag dieses weitausgreifenden Wanderers höchst geschickt das Gefühl des Unendlichen, Ungeheuren in uns aufzuregen. Wir befinden uns an dem Hof des Kublai Chan, der, als Nachfolger von Gengis, grenzenlose Landstrecken beherrschte. Denn was soll man von einem Reiche und dessen Ausdehnung halten, wo es unter andern heifst: „Persien ist eine grofse Provinz, die aus neun Königreichen besteht;“ und nach einem

solchen Mafsstab wird alles übrige gemessen. So die Residenz, im Norden von China, unübersehbar; das Schlofs des Chans, eine Stadt in der Stadt; daselbst aufgehäufte Schätze und Waffen; Beamte, Soldaten und Hofleute unzählbar; zu wiederholten Festmahlen jeder mit seiner Gattin berufen. Eben so ein Landaufenthalt! Einrichtung zu allem Vergnügen, besonders ein Heer von Jägern, und eine Jagdlust in der gröfsten Ausbreitung. Gezähmte Leoparden, abgerichtete Falken, die thätigsten Gehülfen der Jagenden, zahllose Beute gehäuft. Dabey das ganze Jahr Geschenke ausgespendet und empfangen. Gold und Silber; Juwelen, Perlen, alle Arten von Kostbarkeiten im Besitz des Fürsten und seiner Begünstigten; indessen sich die übrigen Millionen von Unterthanen wechselseitig mit einer Scheinmünze abzufinden haben.

Begeben wir uns aus der Hauptstadt auf die Reise, so wissen wir vor lauter Vorstädten nicht, wo die Stadt aufhört. Wir finden sofort Wohnung an Wohnungen, Dorf an Dörfern, und den herrlichen Flufs hinab eine Reihe von Lustorten. Al-

les nach Tagereisen gerechnet und nicht wenigen.

Nun zieht, vom Kaiser beauftragt, der Reisende nach andern Gegenden; er führt uns durch unübersehbare Wüsten, dann zu heerdenreichen Gauen, Bergreihen hinan, zu Menschen von wunderbaren Gestalten und Sitten, und läfst uns zuletzt, über Eis und Schnee, nach der ewigen Nacht des Poles hinschauen. Dann auf einmal trägt er uns, wie auf einem Zaubermantel, über die Halbinsel Indiens hinab. Wir sehen Ceylon unter uns liegen, Madagascar, Java; unser Blick irrt auf wunderlich benamste Inseln, und doch läfst er uns überall von Menschengestalten und Sitten, von Landschaft, Bäumen, Pflanzen und Thieren, so manche Besonderheit erkennen, die für die Wahrheit seiner Anschauung bürgt, wenn gleich Vieles mährchenhaft erscheinen möchte. Nur der wohlunterrichtete Geograph könnte dies alles ordnen und bewähren. Wir mufsten uns mit dem allgemeinen Eindruck begnügen; denn unsern ersten Studien kamen keine Noten und Bemerkungen zu Hülfe.

Johannes von Montevilla.

Dessen Reise beginnt im Jahre 1320 und ist uns die Beschreibung derselben als Volksbuch, aber leider sehr ungestaltet, zugekommen. Man gesteht dem Verfasser zu dafs er grofse Reisen gemacht, vieles gesehen und gut gesehen, auch richtig beschrieben. Nun beliebt es ihm aber nicht nur mit fremdem Kalbe zu pflügen, sondern auch alte und neue Fabeln einzuschalten, wodurch denn das Wahre selbst seine Glaubwürdigkeit verliert. Aus der lateinischen Ursprache erst ins Niederdeutsche, sodann ins Oberdeutsche gebracht, erleidet das Büchlein neue Verfälschung der Namen. Auch der Uebersetzer erlaubt sich auszulassen und einzuschalten, wie unser Görres, in seiner verdienstlichen Schrift über die deutschen Volksbücher anzeigt, auf welche Weise Genufs und Nutzen an diesem bedeutenden Werke verkümmert worden.

Pietro della Valle.

Aus einem uralten römischen Geschlechte das seinen Stammbaum bis auf die edlen Familien der Republik zurückführen durfte, ward Pietro della Valle geboren, im Jahre 1586 zu einer Zeit da die sämmtlichen Reiche Europens sich einer hohen geistigen Bildung erfreuten. In Italien lebte Tasso noch, obgleich in traurigem Zustande; doch wirkten seine Gedichte auf alle vorzügliche Geister. Die Verskunst hatte sich so weit verbreitet, dafs schon Improvisatoren hervortraten und kein junger Mann von freyern Gesinnungen des Talents entbehren durfte sich Reimweis auszudrücken. Sprachstudium, Grammatik, Red- und Stylkunst wurden gründlich behandelt, und so wuchs in allen diesen Vorzügen unser Jüngling sorgfältig gebildet heran.

Waffenübungen zu Fufs und zu Rofs, die edle Fecht- und Reitkunst dienten ihm zu täglicher Entwickelung körperlicher

Kräfte und der damit innig verbundenen Charakterstärke. Das wüste Treiben früherer Kreuzzüge hatte sich nun zur Kriegskunst und zu ritterlichem Wesen herangebildet auch die Galanterie in sich aufgenommen. Wir sehen den Jüngling wie er mehreren Schönen, besonders in Gedichten, den Hof macht, zuletzt aber höchst unglücklich wird als ihn die eine, die er sich anzueignen, mit der er sich ernstlich zu verbinden gedenkt, hinantsetzt und einem unwürdigen sich hingiebt. Sein Schmerz ist gränzenlos und um sich Luft zu machen beschliefst er, im Pilgerkleide, nach dem heiligen Lande zu wallen.

Im Jahre 1614 gelangt er nach Constantinopel, wo sein adeliches, einnehmendes Wesen die beste Aufnahme gewinnt. Nach Art seiner früheren Studien wirft er sich gleich auf die orientalischen Sprachen, verschafft sich zuerst eine Uebersicht der türkischen Literatur, Landesart und Sitten, und begiebt sich sodann, nicht ohne Bedauern seiner neu erworbenen Freunde, nach Aegypten. Seinen dortigen Aufenthalt nutzt er ebenfalls um die alterthümliche Welt und

ihre Spuren in der neueren auf das ernstlichste zu suchen und zu verfolgen; von Cairo zieht er auf den Berg Sinai, das Grab der heiligen Catharina zu verehren, und kehrt, wie von einer Lustreise, zur Hauptstadt Aegyptens zurück; gelangt, von da zum zweitenmale abreisend, in sechzehn Tagen nach Jerusalem, wodurch das wahre Maafs der Entfernung beyder Städte sich unserer Einbildungskraft aufdrängt. Dort, das heilige Grab verehrend, erbittet er sich vom Erlöser, wie früher schon von der heiligen Catharina, Befreyung von seiner Leidenschaft; und wie Schuppen fällt es ihm von den Augen, dafs er ein Thor gewesen, die bisher Angebetete für die einzige zu halten die eine solche Huldigung verdiene; seine Abneigung gegen das übrige weibliche Geschlecht ist verschwunden, er sieht sich nach einer Gemalin um und schreibt seinen Freunden, zu denen er bald zurückzukehren hofft, ihm eine würdige auszusuchen.

Nachdem er nun alle heiligen Orte betreten und bebetet, wozu ihm die Empfeh-

Secretär. Ich bitt' euch, Herr; seyd nicht so harsch und rauh gegen den guten Mann. Ihr seyd ja sonst gegen alle freundlich. Sagt mir ein gefällig Wort, das den edeln Freund beruhige. Seht, wie sorgfältig er ist! wie leis' er euch berührt.

Egmont. Und doch berührt er immer diese Saite. Er weiß von Alters her, wie verhaßt mir diese Ermahnungen sind; sie machen nur irre, sie helfen nichts. Und wenn ich ein Nachtwandler wäre, und auf dem gefährlichen Gipfel eines Hauses spatzierte; ist es freundschaftlich, mich bey'm Nahmen zu rufen und mich zu warnen, zu wecken und zu tödten? Laßt jeden seines Pfades gehn; er mag sich wahren.

Secretär. Es ziemt euch nicht zu sorgen; aber wer euch kennt und liebt —

Egmont in den Brief sehend. Da bringt er wieder die alten Mährchen auf, was wir an einem Abend in leichtem Übermuth der Geselligkeit und des Weins getrieben und gesprochen;

am meisten aber ein ihm zur Begleitung mitgegebenen Capighi, die besten Dienste thun, reist er mit dem vollständigsten Begriff dieser Zustände weiter, erreicht Damaskus, sodann Aleppo, woselbst er sich in syrische Kleidung hüllt und seinen Bart wachsen läfst. Hier nun begegnet ihm ein bedeutendes, schicksal-bestimmendes Abentheuer. Ein Reisender gesellt sich zu ihm, der von der Schönheit und Liebenswürdigkeit einer jungen georgischen Christinn, die sich mit den Ihrigen zu Bagdad aufhält, nicht genug zu erzählen weifs, und Valle verliebt sich, nach ächt orientalischer Weise, in ein Wortbild, dem er begierig entgegen reist. Ihre Gegenwart vermehrt Neigung und Verlangen, er weifs die Mutter zu gewinnen, der Vater wird beredet; doch geben beyde seiner ungestümen Leidenschaft nur ungerne nach; ihre geliebte, anmuthige Tochter von sich zu lassen, scheint ein allen grofses Opfer. Endlich wird sie seine Gattin und er gewinnt dadurch für Leben und Reise den gröfsten Schatz. Denn ob er gleich mit [illegible]

Art ausgestattet die Wallfahrt angetreten und in Beobachtung dessen was sich unmittelbar auf den Menschen bezieht so aufmerksam als glücklich, und im Betragen gegen jederman in allen Fällen musterhaft gewesen; so fehlt es ihm doch an Kenntnifs der Natur, deren Wissenschaft sich damals nur noch in dem engen Kreise ernster und bedächtiger Forscher bewegte. Daher kann er die Aufträge seiner Freunde, die von Pflanzen und Hölzern, von Gewürzen und Arzneyen Nachricht verlangen, nur unvollkommen befriedigen; die schöne Maani aber, als ein liebenswürdiger Hausarzt, weifs von Wurzeln, Kräutern und Blumen wie sie wachsen, von Harzen, Balsamen, Oelen, Saamen und Hölzern, wie sie der Handel bringt, genugsame Rechenschaft zu geben und ihres Gatten Beobachtung, der Landes-Art gemäfs, zu bereichern.

Wichtiger aber ist diese Verbindung für Lebens- und Reisethätigkeit. Maani, zwar vollkommen weiblich, zeigt sich von resolutem, allen Ereignissen gewachsenem

sucht sie eher auf und beträgt sich überall edel und ruhig; sie besteigt auf Mannsweise das Pferd, weifs es zu bezähmen und anzutreiben, und so bleibt sie eine muntere aufregende Gefährtin. Eben so wichtig ist es, dafs sie unterwegs mit den sämmtlichen Frauen in Berührung kommt, und ihr Gatte daher von den Männern gut aufgenommen, bewirthet und unterhalten wird, indem sie sich auf Frauenweise mit den Gattinnen zu bethun und zu beschäftigen weifs.

Nun geniefst aber erst das junge Paar eines, bey den bisherigen Wanderungen im türkischen Reiche, unbekannten Glücks. Sie betreten Persien im dreyfsigsten Jahre der Regierung Abbas des zweyten, der sich, wie Peter und Friedrich, den Namen des Grofsen verdiente. Nach einer gefahrvollen, bänglichen Jugend wird er sogleich beym Antritt seiner Regierung aufs deutlichste gewahr, wie er, um sein Reich zu beschützen, die Gränzen erweitern müsse, und was für Mittel es gebe auch innerliche Herrschaft zu sichern, sogleich gehn Sinnen und Trachten dahin das entblöfste Reich

den Verkehr der Seinigen durch öffentliche Wege- und Gastanstalten zu beleben und zu erleichtern. Die größten Einkünfte und Begünstigungen verwendet er zu gränzenlosen Bauten. Ispahan, zur Hauptstadt gewürdigt, mit Palästen und Gärten, Caravanserayen und Häusern, für königliche Gäste übersäet; eine Vorstadt für die Armenier erbaut, die, sich dankbar zu beweisen, ununterbrochen Gelegenheit finden, indem sie für eigene und für königliche Rechnung handelnd, Profit und Tribut dem Fürsten zu gleicher Zeit abzutragen klug genug sind. Eine Vorstadt für Georgier, eine andere für Nachfahren der Feueranbeter, erweitern abermals die Stadt, die zuletzt so gränzenlos als eine unserer neuen Reichsmittelpuncte sich erstreckt. Römisch-Catholische Geistliche, besonders Carmeliten sind wohl aufgenommen und beschützt; weniger die Griechische Religion die, unter dem Schutz der Türken stehend, dem allgemeinen Feinde Europens und Asiens anzugehören scheint.

Ueber ein Jahr hatte sich della Valle in Ispahan aufgehalten und seine Zeit un-

unterbrochen thätig benutzt, um von allen Zuständen und Verhältnissen genau Nachricht einzuziehen. Wie lebendig sind daher seine Darstellungen! wie genau seine Nachrichten! Endlich, nachdem er alles ausgekostet, fehlt ihm noch der Gipfel des ganzen Zustandes, die persönliche Bekanntschaft des von ihm so hoch bewunderten Kaisers, der Begriff wie es bey Hof, im Gefecht, bey der Armee zugehe.

In dem Lande Mazenderan, der südlichen Küste des Caspischen Meers, in einer, freylich sumpfigen, ungesunden Gegend, legte sich der thätige unruhige Fürst abermals eine grofse Stadt an, Ferhabad benannt, und bevölkerte sie mit beorderten Bürgern; sogleich in der Nähe erbaut er sich manchen Bergsitz auf den Höhen des amphitheatralischen Kessels, nicht allzuweit von seinen Gegnern den Russen und Türken, in einer durch Bergrücken geschützten Lage. Dort residirt er gewöhnlich und della Valle sucht ihn auf. Mit Mauni kommt er an, wird wohl empfangen, nach einem orientalisch klugen, vorsichtigen Zaudern, dem Könige vorgestellt, gewinnt dessen Gunst und wird

zur Tafel und Trinkgelagen zugelassen, wo er vorzüglich von europäischer Verfassung, Sitte, Religion dem schon wohlunterrichteten, wissensbegierigen Fürsten Rechenschaft zu geben hat.

Im Orient überhaupt, besonders aber in Persien, findet sich eine gewisse Naivität und Unschuld des Betragens durch alle Stände bis zur Nähe des Throns. Zwar zeigt sich auf der obern Stufe eine entschiedene Förmlichkeit, bey Audienzen, Tafeln und sonst; bald aber entsteht in des Kaisers Umgebung eine Art von Carneval-Freyheit, die sich höchst scherzhaft ausnimmt. Erlustigt sich der Kaiser in Gärten und Kiosken, so darf niemand in Stiefeln auf die Teppiche treten worauf der Hof sich befindet. Ein tartarischer Fürst kömmt an, man zieht ihm den Stiefel aus; aber er, nicht geübt auf Einem Beine zu stehen, fängt an zu wanken; der Kaiser selbst tritt nun hinzu und hält ihn, bis die Operation vorüber ist. Gegen Abend steht der Kaiser in einem Hofzirkel in welchem goldene, weingefüllte Schalen herumkreisen, mehrere von mäßigem Gewicht, einige

aber durch einen verstärkten Boden so schwer, dafs der ununterrichtete Gast den Wein verschüttet, wo nicht gar den Becher, zu höchster Belustigung des Herrn und der Eingeweihten, fallen läfst. Und so trinkt man im Kreise herum, bis einer, unfähig länger sich auf den Füfsen zu halten, weggeführt wird, oder zur rechten Zeit hinwegschleicht. Beym Abschied wird dem Kaiser keine Ehrerbietung erzeigt, einer verliert sich nach dem andern, bis zuletzt der Herrscher allein bleibt, einer melancholischen Musik noch eine Zeitlang zuhört und sich endlich auch zur Ruhe begiebt. Noch seltsamere Geschichten werden aus dem Harem erzählt, wo die Frauen ihren Beherrscher kitzeln, sich mit ihm balgen, ihn auf den Teppich zu bringen suchen, wobey er sich, unter grofsem Gelächter, nur mit Schimpfreden zu helfen und zu rächen sucht.

Indem wir nun dergleichen lustige Dinge von den innern Unterhaltungen des Kaiserlichen Harems vernehmen, so dürfen wir nicht denken, dafs der Fürst und sein Staats-Divan müssig oder nachlässig geblieben

Nicht der thätig-unruhige Geist Abbas des Grofsen allein war es der ihn antrieb eine zweyte Hauptstadt am Caspischen Meer zu erbauen; Ferhabat lag zwar höchst günstig zu Jagd- und Hoflust, aber auch, von einer Bergkette geschützt, nahe genug an der Gränze, dafs der Kaiser jede Bewegung der Russen und Türken, seiner Erbfeinde, zeitig vernehmen und Gegenanstalten treffen konnte. Von den Russen war gegenwärtig nichts zu fürchten, das innere Reich, durch Usurpatoren und Trugfürsten zerrüttet, genügte sich selbst nicht; die Türken hingegen hatte der Kaiser, schon vor zwölf Jahren in der glücklichsten Feldschlacht, dergestalt überwunden, dafs er in der Folge von dort her nichts mehr zu befahren hatte, vielmehr noch grofse Landstrecken ihnen abgewann. Eigentlicher Friede jedoch konnte zwischen solchen Nachbarn sich nimmer befestigen, einzelne Neckereyen, öffentliche Demonstrationen weckten beyde Parteyen zu fortwährender Aufmerksamkeit.

Gegenwärtig aber sieht sich Abbas zu ernsteren Kriegsrüstungen genöthigt. Vol-

lig im urältesten Styl ruft er sein ganzes Heeresvolk in die Flächen von Aderbijan zusammen, es drängt sich in allen seinen Abtheilungen, zu Rofs und Fufs, mit den mannigfaltigsten Waffen herbey; zugleich ein unendlicher Trofs. Denn jeder nimmt, wie bey einer Auswanderung, Weiber, Kinder und Gepäcke mit. Auch della Valle führt seine schöne Maani und ihre Frauen, zu Pferd und Senfte, dem Heer und Hofe nach, weſshalb ihn der Kaiser belobt, weil er sich hiedurch als einen angesehenen Mann beweist.

Einer solchen ganzen Nation, die sich massenhaft in Bewegung setzt, darf es nun auch an gar nichts fehlen was sie zu Hause allenfalls bedürfen könnte; weshalb denn Kauf- und Handelsleute aller Art mitziehen, überall einen flüchtigen Bazar aufschlagen, eines guten Absatzes gewärtig. Man vergleicht daher das Lager des Kaisers jederzeit einer Stadt, worin denn auch so gute Polizey und Ordnung gehandhabt wird, dafs niemand, bey grausamer Strafe, weder fouragiren noch requiriren, viel weniger aber plündern darf, sondern von Grofsen

und Kleinen alles baar bezahlt werden muſs; weſshalb denn nicht allein alle auf dem Wege liegenden Städte sich mit Vorräthen reichlich versehen, sondern auch aus benachbarten und entfernteren Provinzen Lebensmittel und Bedürfnisse unversiegbar zufliefsen.

Was aber lassen sich für strategische, was für tactische Operationen von einer solchen organisirten Unordnung erwarten? besonders wenn man erfährt daſs alle Volks-Stamm- und Waffenabtheilungen sich im Gefecht vermischen und, ohne bestimmten Vorder-, Neben- und Hintermann, wie es der Zufall giebt, durcheinander kämpfen; daher denn ein glücklich errungener Sieg so leicht umschlagen und eine einzige verlorne Schlacht auf viele Jahre hinaus das Schicksal eines Reiches bestimmen kann.

Diesmal aber kommt es zu keinem solchen furchtbaren Faust- und Waffengemenge. Zwar dringt man, mit undenkbarer Beschwernifs, durchs Gebirge; aber man zaudert, weicht zurück, macht sogar Anstalten die eigenen Städte zu zerstören, damit der Feind in verwüsteten Landstrecken

und was man daraus für Folgen und Beweiſe durch's ganze Königreich gezogen und geſchleppt habe. — Nun gut! wir haben Schellenkappen, Narrenkutten auf unſrer Diener Ärmel ſticken laſſen, und haben dieſe tolle Zierde nachher in ein Bündel Pfeile verwandelt; ein noch gefährlicher Symbol für alle, die deuten wollen, wo nichts zu deuten iſt. Wir haben die und jene Thorheit in einem luſtigen Augenblick empfangen und geboren; ſind ſchuld, daß eine ganze edle Schaar mit Bettelſäcken und mit einem ſelbſtgewählten Unnahmen, dem Könige ſeine Pflicht mit ſpottender Demuth in's Gedächtniß rief; ſind ſchuld — was iſt's nun weiter? Iſt ein Faſtnachtsſpiel gleich Hochverrath? Sind uns die kurzen bunten Lumpen zu mißgönnen, die ein jugendlicher Muth, eine angefriſchte Phantaſie um unſers Lebens arme Blöße hängen mag? Wenn ihr das Leben gar zu ernſthaft nehmt, was iſt denn dran? Wenn uns der Morgen nicht zu neuen Freuden weckt, am Abend uns keine Luſt zu hoffen übrig bleibt; iſt's wohl des An- und Ausziehens werth?

umkomme. Panischer Allarm, leere Siegesbotschaften schwanken durch einander; frieventlich abgelehnte, stolz verweigerte Friedensbedingungen, verstellte Kampflust, hinterlistiges Zögern verspäten erst und begünstigen zuletzt den Frieden. Da zieht nun ein jeder, auf des Kaisers Befehl und Strafgebot ohne weitere Noth und Gefahr als was er von Weg und Gedränge gelitten, ungesäumt wieder nach Hause.

Auch della Valle finden wir zu Casbin in der Nähe des Hofes wieder, unzufrieden, dafs der Feldzug gegen die Türken ein so baldiges Ende genommen. Denn wir haben ihn nicht blofs als einen neugierigen Reisenden, als einen vom Zufall hin und wieder getriebenen Abenteurer zu betrachten; er legt vielmehr seine Zwecke die er unausgesetzt verfolgt. Persien war damals eigentlich ein Land für Fremde; Abbas vieljährige Liberalität zog manchen muntern Geist herbey, noch war es nicht die Zeit förmlicher Gesandtschaften, kühne, gewandte Reisende machen sich geltend. Schon hatte Sherley, ein Engländer, früher sich selbst beauftragt und spielte den Vermittler

zwischen Osten und Westen; so auch della Valle, unabhängig, wohlhabend, vornehm, gebildet, empfohlen, findet Eingang bey Hofe und sucht gegen die Türken zu reizen. Ihn treibt eben dasselbe christliche Mitgefühl das die ersten Kreuzfahrer aufregte; er hatte die Mifshandlungen frommer Pilger am heiligen Grabe gesehen, zum Theil mit erduldet, und allen westlichen Nationen war daran gelegen, dafs Constantinopel von Osten her beunruhigt werde: aber Abbas vertraut nicht den Christen, die, auf eignen Vortheil bedacht, ihm zur rechten Zeit niemals von ihrer Seite beygestanden. Nun hat er sich mit den Türken verglichen; della Valle läfst aber nicht nach und sucht eine Verbindung Persiens mit den Kosaken am schwarzen Meer anzuknüpfen. Nun kehrt er nach Ispahan zurück, mit Absicht sich anzusiedeln und die Römisch-Catholische Religion zu fördern. Erst die Verwandten seiner Frau, dann noch mehr Christen aus Georgien zieht er an sich, eine georgianische Waise nimmt er an Kindesstatt an, hält sich mit den Carmeliten, und führt nichts weniger im Sinne als

vom Kaiser eine Landstrecke, zu Gründung eines neuen Roms, zu erhalten.

Nun erscheint der Kaiser selbst wieder in Ispahan, Gesandte von allen Weltgegenden strömen herbey. Der Herrscher zu Pferd, auf dem gröfsten Platze, in Gegenwart seiner Soldaten, der angesehnsten Dienerschaft, bedeutender Fremden, deren Vornehmste auch alle zu Pferd mit Gefolge sich einfinden, ertheilt er launige Audienzen; Geschenke werden gebracht, grofser Prunk damit getrieben, und doch werden sie bald hochfahrend verschmäht, bald darum jüdisch gemarktet, und so schwankt die Majestät immer zwischen dem Höchsten und Tiefsten. Sodann, bald geheimnifsvoll verschlossen im Harem, bald vor aller Augen handelnd, sich in alles Öffentliche einmischend, zeigt sich der Kaiser in unermüdlicher, eigenwilliger Thätigkeit.

Durchaus auch bemerkt man einen besondern Freysinn in Religionssachen. Nur keinen Muhamedaner darf man zum Christenthum bekehren; an Bekehrungen zum Islam, die er früher begünstigt, hat er selbst keine Freude mehr. Uebrigens mag man

glauben und vornehmen was man will. So feyern z. B. die Armenier gerade das Fest der Kreuzestaufe, die sie in ihrer prächtigen Vorstadt, durch welche der Fluſs Synderuth läuft, feyerlichst begehen. Dieser Function will der Kaiser nicht allein mit groſsem Gefolge beywohnen, auch hier kann er das Befehlen, das Anordnen nicht lassen. Erst bespricht er sich mit den Pfaffen was sie eigentlich vorhaben? dann sprengt er auf und ab, reitet hin und her, und gebietet dem Zug Ordnung und Ruhe, mit Genauigkeit wie er seine Krieger behandelt hätte. Nach geendigter Feyer sammelt er die Geistlichen und andere bedeutende Männer um sich her, bespricht sich mit ihnen über mancherley Religionsmeynungen und Gebräuche. Doch diese Freyheit der Gesinnung gegen andere Glaubensgenossen ist nicht bloſs dem Kaiser persönlich, sie findet bey den Schiiten überhaupt statt. Diese, dem Ali anhängend, der, erst vom Caliphate verdrängt und als er endlich dazu gelangte, bald ermordet wurde, können in mancherm Sinne als die unterdrückte mahomedanische Reli-

gionspartey angesehen werden; ihr Hafs wendet sich daher hauptsächlich gegen die Sunniten, welche die zwischen Mahomed und Ali eingeschobenen Caliphen mit zählen und verehren. Die Türken sind diesem Glauben zugethan und eine sowohl politische als religiöse Spaltung trennt die beyden Völker; indem nun die Schiiten ihre eigenen verschieden denkenden Glaubensgenossen aufs äufserste hassen, sind sie gleichgültig gegen andere Bekenner und gewähren ihnen weit eher als ihren eigentlichen Gegnern eine geneigte Aufnahme.

Aber auch, schlimm genug! diese Liberalität leidet unter den Einflüssen Kaiserlicher Willkühr! Ein Reich zu bevölkern oder zu entvölkern ist dem despotischen Willen gleich gemäfs. Abbas, verkleidet auf dem Lande herumschleichend, vernimmt die Mifsreden einiger armenischen Frauen und fühlt sich dergestalt beleidigt, dafs er die grausamsten Strafen über die sämmtlichen männlichen Einwohner des Dorfes verhängt. Schrecken und Bekümmernifs verbreiten sich an den Ufern des Syndeuths, und die Vorstadt Chalfa, erst durch

die Theilnahme des Kaisers an ihrem Feste beglückt, versinkt in die tiefste Trauer.

Und so theilen wir immer die Gefühle grofser, durch den Despotismus wechselsweise erhöhten und erniedrigten Völker. Nun bewundern wir auf welchen hohen Grad von Sicherheit und Wohlstand Abbas, als Selbst- und Alleinherrscher das Reich erhoben, und zugleich diesem Zustand eine solche Dauer verliehen, dafs seiner Nachfahren Schwäche, Thorheit, folgeloses Betragen erst nach neunzig Jahren, das Reich völlig zu Grunde richten konnten; dann aber müssen wir freylich die Kehrseite dieses imposanten Bildes hervorwenden.

Da eine jede Alleinherrschaft allen Einfluss ablehnet und die Persönlichkeit des Regenten in gröfster Sicherheit zu bewahren hat, so folgt hieraus, dafs der Despot immerfort Verrath argwöhnen, überall Gefahr ahnden, auch Gewalt von allen Seiten befürchten musse, weil er ja selbst nur durch Gewalt seinen erhabenen Posten behauptet. Eifersüchtig ist er daher auf jeden, der aufser ihm Ansehn und Vertrauen erwecht, glänzende Fertigkeiten zeigt, Schä-

tze sammlet und an Thätigkeit mit ihm zu wetteifern scheint. Nun muſs aber in jedem Sinn der Nachfolger am meisten Verdacht erregen. Schon zeugt es von einem groſsen Geist des königlichen Vaters wenn er seinen Sohn ohne Neid betrachtet, dem die Natur, in kurzem, alle bisherigen Besitzthümer und Erwerbnisse, ohne die Zustimmung des mächtig Wollenden, unwiderruflich übertragen wird. Anderseits wird vom Sohne verlangt, daſs er, edelmüthig, gebildet und geschmackvoll, seine Hoffnungen mäſsige, seinen Wunsch verberge und dem väterlichen Schicksal auch nicht dem Scheine nach vorgreife. Und doch! wo ist die menschliche Natur so rein und groſs, so gelassen abwartend, so, unter nothwendigen Bedingungen, mit Freude thätig? daſs in einer solchen Lage sich der Vater nicht über den Sohn, der Sohn nicht über den Vater beklage. Und wären sie beyde engelrein, so werden sich Ohrenbläser zwischen sie stellen, die Unvorsichtigkeit wird zum Verbrechen, der Schein zum Beweis. Wie viele Beyspiele liefert uns die Geschichte! wovon wir nur des jammervollen

Familienlabyrinths gedenken, in welchem wir den König Herodes befangen sehen. Nicht allein die Seinigen halten ihn immer in schwebender Gefahr, auch ein durch Weissagung merkwürdiges Kind erregt seine Sorgen, und veranlafst eine allgemein verbreitete Grausamkeit, unmittelbar vor seinem Tode.

Also erging es auch Abbas dem Grofsen; Söhne und Enkel machte man verdächtig und sie gaben Verdacht; einer ward unschuldig ermordet, der andere halb schuldig geblendet. Dieser sprach: mich hast du nicht des Lichts beraubt, aber das Reich.

Zu diesen unglücklichen Gebrechen der Despotie fügt sich unvermeidlich ein anderes, wobey noch zufälliger und unvorgesehener sich Gewaltthaten und Verbrechen entwickeln. Ein jeder Mensch wird von seinen Gewohnheiten regiert, nur wird er, durch äufsere Bedingungen eingeschränkt, sich mäfsig verhalten und Mäfsigung wird ihm zur Gewohnheit. Gerade das Entgegengesetzte findet sich bey dem Despoten; ein uneingeschränkter Wille steigert sich

selbst und muſs, von aufsen nicht gewarnt, nach dem völlig Gränzenlosen streben. Wir finden hiedurch das Räthsel gelöst wie aus einem löblichen jungen Fürsten, dessen erste Regierungsjahre gesegnet wurden, sich nach und nach ein Tyrann entwickelt, der Welt zum Fluch, und zum Untergang der Seinen; die auch deſshalb öfters dieser Qual eine gewaltsame Heilung zu verschaffen genöthigt sind.

Unglücklicherweise nun wird jenes, dem Menschen eingeborne, alle Tugenden befördernde Streben ins Unbedingte seiner Wirkung nach schrecklicher wenn physische Reize sich dazu gesellen. Hieraus entsteht die höchste Steigerung, welche glücklicherweise zuletzt in völlige Betäubung sich auflös't. Wir meynen den übermäſsigen Gebrauch des Weins, welcher die geringe Gränze einer besonnenen Gerechtigkeit und Billigkeit, die selbst der Tyrann als Mensch nicht ganz verneinen kann, augenblicklich durchbricht und ein gränzenloses Unheil anrichtet. Wende man das Gesagte auf Abbas den Großen an, der durch seine funfzigjährige Regierung sich zum

einzigen, unbedingt-Wollenden seines ausgebreiteten, bevölkerten Reichs erhoben hatte; denke man sich ihn freymüthiger Natur, gesellig und guter Laune, dann aber durch Verdacht, Verdruſs und was am schlimmsten ist, durch übel verstandene Gerechtigkeitsliebe irre geführt, durch heftiges Trinken aufgeregt, und, daſs wir das Letzte sagen, durch ein schnödes, unheilbares körperliches Uebel gepeinigt und zur Verzweiflung gebracht: so wird man gestehen daſs diejenigen Verzeihung, wo nicht Lob verdienen, welche einer so schrecklichen Erscheinung auf Erden ein Ende machten. Selig preisen wir daher gebildete Völker, deren Monarch sich selbst durch ein edles sittliches Bewuſstseyn regiert; glücklich die gemäſsigten, bedingten Regierungen, die ein Herrscher selbst zu lieben und zu fördern Ursache hat, weil sie ihn mancher Verantwortung überheben, ihm gar manche Reue ersparen.

Aber nicht allein der Fürst, sondern ein jeder der, durch Vertrauen, Gunst oder Anmaſsung, Theil an der höchsten Macht gewinnt, kommt in Gefahr den Kreis zu

Scheint mir die Sonne heut, um das zu überlegen was gestern war? und um zu rathen, zu verbinden, was nicht zu errathen, nicht zu verbinden ist, das Schicksal eines kommenden Tages? Schenke mir diese Betrachtungen; wir wollen sie Schülern und Höflingen überlassen. Die mögen sinnen und aussinnen, wandeln und schleichen, gelangen wohin sie können, erschleichen was sie können. — Kannst du von allem diesem etwas brauchen, daß deine Epistel kein Buch wird; so ist mir's recht. Dem guten Alten scheint alles viel zu wichtig. So drückt ein Freund, der lang' unsre Hand gehalten, sie stärker noch einmal, wenn er sie lassen will.

Secretär. Verzeiht mir. Es wird dem Fußgänger schwindlich, der einen Mann mit rasselnder Eile daher fahren sieht.

Egmont. Kind! Kind! nicht weiter! Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unsers Schicksals leichtem Wagen durch; und uns bleibt nichts, als muthig gefaßt, die Zügel festzuhalten,

überschreiten, welchen Gesetz und Sitte, Menschen-Gefühl, Gewissen, Religion und Herkommen, zu Glück und Beruhigung um das Menschengeschlecht gezogen haben. Und so mögen Minister und Günstlinge, Volksvertreter und Volk auf ihrer Huth seyn, dafs nicht auch sie, in den Strudel unbedingten Wollens hingerissen, sich und andere unwiederbringlich ins Verderben hinabziehen.

Kehren wir nun zu unserm Reisenden zurück, so finden wir ihn in einer unbequemen Lage. Bey aller seiner Vorliebe für den Orient mufs della Valle doch endlich fühlen dafs er in einem Lande wohnt wo an keine Folge zu denken ist, und wo mit dem reinsten Willen und gröfster Thätigkeit kein neues Rom zu erbauen wäre. Die Verwandten seiner Frau lassen sich nicht einmal durch Familien-Bande halten; nachdem sie eine Zeitlang, zu Ispahan, in dem vertraulichsten Kreise gelebt finden sie es doch gerathener zurück zu den Euphrat zu ziehen, und ihre gewohnte Lebensweise dort fortzusetzen. Die übrigen Georgier zeigen wenig Eifer, ja die Car-

meliten, denen das grofse Vorhaben vorzüglich am Herzen liegen mufste, können von Rom her weder Antheil noch Beystand erfahren.

Della Valle's Eifer ermüdet und er entschliefst sich nach Europa zurückzukehren, leider gerade zur ungünstigsten Zeit. Durch die Wüste zu ziehen scheint ihm unleidlich, er beschliefst über Indien zu gehen; aber jetzt eben entspinnen sich Kriegshändel zwischen Portugiesen, Spaniern und Engländern wegen Ormus, dem bedeutendsten Handelsplatz, und Abbas findet seinem Vortheil gemäfs Theil daran zu nehmen. Der Kaiser beschliefst die unbequemen portugiesischen Nachbarn zu bekämpfen, zu entfernen und die hülfreichen Engländer zuletzt; vielleicht durch List und Verzögerung, um ihre Absichten zu bringen und alle Vortheile sich zuzueignen.

In solchen bedenklichen Zeitläuften überrascht nun unsern Reisenden das wunderbare Gefühl eigner Art, das den Menschen mit sich selbst in den gröfsten Zwiespalt setzt, das Gefühl der weiten Entfernung vom Vaterlande, im Augenblick wo

wir, unbehaglich in der Fremde, nach Hause zurückzuwandern, ja schon dort angelangt zu seyn wünschten. Fast unmöglich ist es in solchem Fall sich der Ungeduld zu erwehren; auch unser Freund wird davon ergriffen, sein lebhafter Charakter, sein edles tüchtiges Selbstvertrauen täuschen ihn über die Schwierigkeiten die im Wege stehen. Seiner zu Wagnissen aufgelegten Kühnheit ist es bisher gelungen alle Hindernisse zu besiegen, alle Plane durchzusetzen, er schmeichelt sich fernerhin mit gleichem Glück und entschliefst sich, da eine Rückkehr ihm durch die Wüste unerträglich scheint, zu dem Weg über Indien, in Gesellschaft seiner schönen Maani und ihrer Pflegetochter Mariuccia.

Manches unangenehme Ereignifs tritt ein, als Vorbedeutung künftiger Gefahr; doch zieht er über Persepolis und Schiras, wie immer aufmerkend, Gegenstände, Sitten und Landesart genau bezeichnend und aufzeichnend. So gelangt er an den persischen Meerbusen, dort aber findet er, wie vorauszusehen gewesen, die sämmtlichen Häfen geschlossen, alle Schiffe, nach Kriegs-

gebrauch, in Beschlag genommen. Dort am Ufer, in einer höchst ungesunden Gegend, trifft er Engländer gelagert, deren Caravane gleichfalls aufgehalten, einen günstigen Augenblick erpassen möchte. Freundlich aufgenommen, schliefst er sich an sie an, errichtet seine Gezelte nächst den ihrigen und eine Palmhütte zu besserer Bequemlichkeit. Hier scheint ihm ein freundlicher Stern zu leuchten! Seine Ehe war bisher kinderlos, und zu grösster Freude beyder Gatten erklärt sich Maani guter Hoffnung; aber ihn ergreift eine Krankheit, schlechte Kost und böse Luft zeigen den schlimmsten Einfluss auf ihn und leider auch auf Maani, sie kommt zu früh nieder und das Fieber verläfst sie nicht. Ihr standhafter Charakter, auch ohne ärztliche Hülfe, erhält sie noch eine Zeitlang, sodann aber fühlt sie ihr Ende herannahen, ergiebt sich in frommer Gelassenheit, verlangt aus der Palmenhütte unter die Zelte gebracht zu seyn, woselbst sie, indem Mariuccia die geweihte Kerze hält und della Valle die herkömmlichen Gebete verrichtet, in seinen Armen verscheidet.

Sie hatte das dreyundzwanzigste Jahr erreicht.

Einem solchen ungeheuren Verluste zu schmeicheln beschliefst er fest und unwiderruflich den Leichnam in sein Erbbegräbnifs mit nach Rom zu nehmen. An Harzen, Balsamen und kostbaren Specereyen fehlt es ihm, glücklicherweise findet er eine Ladung des besten Kampfers, welcher, kunstreich durch erfahrne Personen angewendet, den Körper erhalten soll.

Hiedurch aber übernimmt er die gröfste Beschwerde, indem er so fortan den Aberglauben der Cameeltreiber, die habsüchtigen Vorurtheile der Beamten, die Aufmerksamkeit der Zollbedienten auf der ganzen künftigen Reise zu beschwichtigen oder zu bestechen hat.

Nun begleiten wir ihn nach Lar, der Hauptstadt des Laristan, wo er bessere Luft, gute Aufnahme findet, und die Eroberung von Ormus durch die Perser abwartet. Aber auch ihre Triumphe dienen ihm zu keiner Förderniſs. Er sieht sich wieder nach Schiras zurückgedrängt, bis er denn doch endlich mit einem englischen

Schiffe nach Indien geht. Hier finden wir sein Betragen dem bisherigen gleich; sein standhafter Muth, seine Kenntnisse, seine adlichen Eigenschaften verdienen ihm überall leichten Eintritt und ehrenvolles Verweilen, endlich aber wird er doch nach dem persischen Meerbusen zurück und zur Heimfahrt durch die Wüste genöthigt.

Hier erduldet er alle gefürchteten Unbilden. Von Stammhäuptern decimirt, taxirt von Zollbeamten, beraubt von Arabern und selbst in der Christenheit überall vexirt und verspätet, bringt er doch endlich Curiositäten und Kostbarkeiten genug, das Seltsamste und Kostbarste aber, den Körper seiner geliebten Maani nach Rom. Dort, auf Ara cöli, begeht er ein herrliches Leichenfest und als er in die Grube hinabsteigt, ihr die letzte Ehre zu erweisen, finden wir zwey Jungfräulein neben ihm, Silvia, eine während seiner Abwesenheit anmuthig herangewachsenen Tochter, und Tinatin di Ziba, die wir bisher unter dem Namen Mariuccia gekannt, beyde ungefähr funfzehnjährig. Letztere, die seit dem Tode seiner Gemalin eine treue Rei-

segefährtin und einziger Trost gewesen, nunmehr zu heirathen entschliefst er sich, gegen den Willen seiner Verwandten, ja des Papstes, die ihm vornehmere und reichere Verbindungen zudenken. Nun bethätigt er, noch mehrere Jahre glanzreich, einen heftig-kühnen und muthigen Charakter, nicht ohne Händel, Verdrufs und Gefahr, und hinterläfst bey seinem Tode, der im sechsundsechzigsten Jahre erfolgt, eine zahlreiche Nachkommenschaft.

Entschuldigung.

Es läfst sich bemerken dafs ein jeder den Weg, auf welchem er zu irgend einer Kenntnifs und Einsicht gelangt, allen übrigen vorziehen und seine Nachfolger gern auf denselben einleiten und einweihen möchte. In diesem Sinne hab' ich Peter della Valle umständlich dargestellt, weil er derjenige Reisende war, durch den mir die Eigenthümlichkeiten des Orients am ersten

und klarsten aufgegangen, und meinem Vorurtheil will scheinen dafs ich durch diese Darstellung erst meinem Divan einen eigenthümlichen Grund und Boden gewonnen habe. Möge diefs andern zur Aufmunterung gereichen, in dieser Zeit, die so reich an Blättern und einzelnen Heften ist, einen Folianten durchzulesen, durch den sie entschieden in eine bedeutende Welt gelangen, die ihnen in den neusten Reisebeschreibungen zwar oberflächlich-umgeändert, im Grund aber als dieselbe erscheinen wird, welche sie dem vorzüglichen Manne zu seiner Zeit erschien.

Wer den Dichter will verstehen
Mufs in Dichters Lande gehen;
Er im Orient sich freue
Dafs das Alte sey das Neue.

Olearius.

Die Bogenzahl unserer, bis hierher abgedruckten Arbeiten erinnert uns vorsichtiger und weniger abschweifend von nun an fortzufahren. Defswegen sprechen wir von dem genannten trefflichen Manne nur im Vorübergehen. Sehr merkwürdig ist es, verschiedene Nationen als Reisende zu betrachten. Wir finden Engländer, unter welchen wir Sherley und Herbert ungern vorbeygingen; sodann aber Italiäner; zuletzt Franzosen. Hier trete nun ein Deutscher hervor in seiner Kraft und Würde. Leider war er auf seiner Reise nach dem persischen Hof an einen Mann gebunden, der mehr als Abenteurer, denn als Gesandter erscheint; in beidem Sinne aber sich eigenwillig, ungeschickt, ja unsinnig benimmt. Der Geradsinn des trefflichen Olearius läfst sich dadurch nicht irre machen; er giebt uns höchst erfreuliche und belehrende Reiseberichte, die um so schätzbarer sind,

als er nur wenige Jahre nach della Valle und kurz nach dem Tode Abbas des Grofsen nach Persien kam, und bey seiner Rückkehr die Deutschen mit Saadi dem Trefflichen, durch eine tüchtige und erfreuliche Uebersetzung bekannt machte. Ungern brechen wir ab, weil wir auch diesem Manne, für das Gute das wir ihm schuldig sind, gründlichen Dank abzutragen wünschten. In gleicher Stellung finden wir uns gegen die beyden folgenden, deren Verdienste wir auch nur oberflächlich berühren dürfen.

und bald rechts bald links vom Steine hier, vom Sturze da, die Räder wegzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? Erinnert er ſich doch kaum, woher er kam?

Secretär. Herr! Herr!

Egmont. Ich ſtehe hoch, und kann und muß noch höher ſteigen; ich fühle mir Hoffnung, Muth und Kraft. Noch hab' ich meines Wachsthums Gipfel nicht erreicht; und ſteh' ich droben einſt, ſo will ich feſt, nicht ängſtlich ſtehn. Soll ich fallen; ſo mag ein Donnerſchlag, ein Sturmwind, ja ein ſelbſt verfehlter Schritt mich abwärts in die Tiefe ſtürzen; da lieg' ich mit viel Tauſenden. Ich habe nie verſchmäht, mit meinen guten Kriegsgeſellen um kleinen Gewinſt das blutige Loos zu werfen; und ſollt' ich knickern, wenn's um den ganzen freyen Werth des Lebens geht?

Secretär. O Herr! Ihr wißt nicht, was für Worte ihr ſprecht! Gott erhalt' euch!

Egmont. Nimm deine Papiere zuſammen. Oranien kommt. Fertige aus, was am

Tavernier und Chardin.

Ersterer, Goldschmidt und Juwelenhändler, dringt mit Verstand und klugem Betragen, kostbar-kunstreiche Waaren zu seiner Empfehlung vorzeigend, an die orientalischen Höfe und weifs sich überall zu schicken und zu finden. Er gelangt nach Indien zu den Demantgruben, und, nach einer gefahrvollen Rückreise, wird er im Westen nicht zum freundlichsten aufgenommen. Dessen hinterlassene Schriften sind höchst belehrend, und doch wird er von seinem Landsmann, Nachfolger und Rival Chardin nicht sowohl im Lebensgange gehindert, als in der öffentlichen Meynung nachher verdunkelt. Dieser, der sich gleich zu Anfang seiner Reise durch die gröfsten Hindernisse durcharbeiten mufs, versteht denn auch die Sinnesweise orientalischer Macht- und Geldhaber, die zwischen Grofsmuth und Eigennutz schwankt, trefflich zu

benutzen, und ihrer, beym Besitz der gröfsten Schätze, nie zu stillenden Begier nach frischen Juwelen und fremden Goldarbeiten vielfach zu dienen, defshalb er denn auch nicht ohne Glück und Vortheil wieder nach Hause zurückkehrt.

An diesen beyden Männern ist Verstand, Gleichmuth, Gewandtheit, Beharrlichkeit, einnehmendes Betragen und Standhaftigkeit nicht genug zu bewundern, und könnte jeder Weltmann sie auf seiner Lebensreise als Muster verehren. Sie besafsen aber zwey Vortheile, die nicht einem jeden zu statten kommen; sie waren Protestanten und Franzosen zugleich. Eigenschaften, die, zusammen verbunden, höchstfähige Individuen hervorzubringen im Stande sind.

Neuere und neuste Reisende.

Was wir dem achtzehnten und schon dem neunzehnten Jahrhundert verdanken, darf hier gar nicht berührt werden. Die Engländer haben uns in der letzten Zeit über die unbekanntesten Gegenden aufgeklärt. Das Königreich Kabul, das alte Gedrosien und Caramanien sind uns zugänglich geworden. Wer kann seine Blicke zurückhalten dafs sie nicht über den Indus hinüberstreifen und dort die grofse Thätigkeit anerkennen die täglich weiter um sich greift; und so mufs sich denn, hiedurch gefördert, auch im Occident, die Lust nach ferner und tieferer Sprachkenntnifs immer erweitern. Wenn wir bedenken, welche Schritte Geist und Fleifs Hand in Hand gethan haben, um aus dem beschränkten hebräisch-rabbinischen Kreise bis zur Tiefe und Weite des Sanscrit zu gelangen; so erfreut man sich, seit so vielen Jahren, Zeuge dieses Fortschreitens zu

seyn. Selbst die Kriege die, so manches hindernd, zerstören, haben der gründlichen Einsicht viele Vortheile gebracht. Von den Himelaja-Gebirgen herab sind uns die Ländereyen zu beiden Seiten des Indus, die bisher noch mährchenhaft genug geblieben, klar, mit der übrigen Welt im Zusammenhang erschienen. Ueber die Halbinsel hinunter bis Java können wir nach Belieben, nach Kräften und Gelegenheit unsere Uebersicht ausdehnen und uns im Besondersten unterrichten; und so öffnet sich den jüngern Freunden des Orients eine Pforte nach der andern, um die Geheimnisse jener Urwelt, die Mängel einer seltsamen Verfassung und unglücklichen Religion, so wie die Herrlichkeit der Poesie kennen zu lernen, in die sich reine Menschheit, edle Sitte, Heiterkeit und Liebe flüchtet, um uns über Castenstreit, phantastische Religions-Ungeheuer und abstrusen Mysticismus zu trösten und zu überzeugen, dafs doch zuletzt in ihr das Heil der Menschheit aufbewahrt bleibe.

Lehrer;

Abgeschiedene, Mitlebende.

Sich selbst genaue Rechenschaft zu geben von wem wir, auf unserem Lebens- und Studiengange, dieses oder jenes gelernt, wie wir nicht allein durch Freunde und Genossen, sondern auch durch Widersacher und Feinde gefördert worden, ist eine schwierige, kaum zu lösende Aufgabe. Indessen fühl' ich mich angetrieben einige Männer zu nennen, denen ich besonderen Dank abzutragen schuldig bin.

Jones. Die Verdienste dieses Mannes sind so weltbekannt und an mehr als einem Orte umständlich gerühmt, dafs mir nichts übrig bleibt als nur im Allgemeinen anzuerkennen dafs ich aus seinen Bemühungen von jeher möglichsten Vortheil zu ziehen gesucht habe; doch will ich eine Seite bezeichnen, von welcher er mir besonders merkwürdig geworden.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.

3-598-50924-3
FN. 18639465

Er, nach ächter englischer Bildungsweise, in griechischer und lateinischer Literatur dergestalt gegründet, dafs er nicht allein die Producte derselben zu würdern, sondern auch selbst in diesen Sprachen zu arbeiten weifs, mit den europäischen Literaturen gleichfalls bekannt, in den orientalischen bewandert, erfreut er sich der doppelt schönen Gabe, einmal eine jede Nation in ihren eigensten Verdiensten zu schätzen, sodann aber das Schöne und Gute worin sie sämmtlich einander nothwendig gleichen überall aufzufinden.

Bey der Mittheilung seiner Einsichten jedoch findet er manche Schwierigkeit, vorzüglich stellt sich ihm die Vorliebe seiner Nation für alte classische Literatur entgegen und wenn man ihn genau beobachtet, so wird man leicht gewahr dafs er, als ein kluger Mann, das Unbekannte ans Bekannte, das Schätzenswerthe an das Geschätzte anzuschliefsen sucht; er verschleyert seine Vorliebe für asiatische Dichtkunst und giebt mit gewandter Bescheidenheit meistens solche Beyspiele, die er lateinischen und griechischen hochbelobten Gedichten

gar wohl an die Seite stellen darf, er benutzt die rhythmischen antiken Formen, um die anmuthigen Zartheiten des Orients auch Classicisten eingänglich zu machen. Aber nicht allein von alterthümlicher, sondern auch von patriotischer Seite mochte er viel Verdrufs erlebt haben, ihn schmerzte Herabsetzung orientalischer Dichtkunst; welches deutlich hervorleuchtet aus dem hart-ironischen, nur zweyblättrigen Aufsatz: *Arabs, sive de Poësi Anglorum Dialogus*, am Schlusse seines Werkes: über Asiatische Dichtkunst. Hier stellt er uns mit offenbarer Bitterkeit vor Augen, wie absurd sich Milton und Pope im orientalischen Gewand ausnähmen; woraus denn folgt, was auch wir so oft wiederholen, dafs man jeden Dichter in seiner Sprache und im eigenthümlichen Bezirk seiner Zeit und Sitten aufsuchen, kennen und schätzen müsse.

Eichhorn. Mit vergnüglicher Anerkennung bemerke ich, dafs ich bey meinen gegenwärtigen Arbeiten noch dasselbe Exemplar benutze, welches mir der

hochverdiente Mann, von seiner Ausgabe des Jones'schen Werks, vor zweyundvierzig Jahren verehrte, als wir ihn noch unter die Unseren zählten und aus seinem Munde gar manches Heilsam-Belehrende vernahmen. Auch die ganze Zeit über bin ich seinem Lehrgange im Stillen gefolgt, und in diesen letzten Tagen freute ich mich höchlich abermals von seiner Hand das höchst wichtige Werk, das uns die Propheten und ihre Zustände aufklärt, vollendet zu erhalten. Denn was ist erfreulicher, für den ruhig-verständigen Mann, wie für den aufgeregten Dichter, als zu sehen, wie jene gottbegabten Männer mit hohem Geiste ihre bewegte Zeitumgebung betrachteten und auf das Wundersam-Bedenkliche was vorging strafend, warnend, tröstend und herzerhebend hindeuteten.

Mit diesem Wenigen sey mein dankbarer Lebensbezug zu diesem würdigen Manne treulich ausgesprochen.

Lorsbach. Schuldigkeit ist es hier auch des wackern Lorsbach zu gedenken.

Er kam betagt in unsern Kreis, wo er, in keinem Sinne, für sich eine behagliche Lage fand; doch gab er mir gern über alles worüber ich ihn befragte treuen Bescheid, sobald es innerhalb der Grenze seiner Kenntnisse lag, die er oft mochte zu scharf gezogen haben.

Wunders m schien es mir anfangs ihn als keinen sonderlichen Freund orientalischer Poesie zu finden; und doch geht es einem jeden auf ähnliche Weise, der auf irgend ein Geschäft mit Vorliebe und Enthusiasmus Zeit und Kräfte verwendet und doch zuletzt eine gehoffte Ausbeute nicht zu finden glaubt. Und dann ist ja das Alter die Zeit die des Genusses entbehrt, da wo ihn der Mensch am meisten verdiente. Sein Verstand und seine Redlichkeit waren gleich heiter und ich erinnere mich der Stunden die ich mit ihm zubrachte immer mit Vergnügen.

nöthigſten iſt, daß die Bothen fortkommen, eh' die Thore geſchloſſen werden. Das andere hat Zeit. Den Brief an den Grafen laß bis morgen; verſäume nicht Elviren zu beſuchen, und grüße ſie von mir. — Horche, wie ſich die Regentinn befindet; ſie ſoll nicht wohl ſeyn, ob ſie's gleich verbirgt. Secretär ab.

Oranien kommt.

Egmont. Willkommen, Oranien. Ihr ſcheint mir nicht ganz frey.

Oranien. Was ſagt ihr zu unſrer Unterhaltung mit der Regentinn?

Egmont. Ich fand in ihrer Art uns aufzunehmen, nichts außerordentliches. Ich habe ſie ſchon öfter ſo geſehen. Sie ſchien mir nicht ganz wohl.

Oranien. Merktet ihr nicht, daß ſie zurückhaltender war? Erſt wollte ſie unſer Betragen bey dem neuen Aufruhr des Pöbels gelaſſen billigen; nachher merkte ſie an, was ſich doch auch für ein falſches Licht darauf werfen laſſe; wich dann mit dem Geſpräche zu ihrem alten

Von Diez.

Einen bedeutenden Einfluſs auf mein Studium, den ich dankbar erkenne, hatte der Prälat von Diez. Zur Zeit da ich mich um orientalische Literatur näher bekümmerte, war mir das Buch des Kabus zu Handen gekommen, und schien mir so bedeutend, daſs ich ihm viele Zeit widmete und mehrere Freunde zu dessen Betrachtung aufforderte. Durch einen Reisenden bot ich jenem schätzbaren Manne, dem ich so viel Belehrung schuldig geworden, einen verbindlichen Gruſs. Er sendete mir dagegen freundlich das kleine Büchlein über die Tulpen. Nun lieſs ich, auf seidenartiges Papier, einen kleinen Raum mit prächtiger goldner Blumen-Einfassung verzieren, worin ich nachfolgendes Gedicht schrieb:

Wie man mit Vorsicht auf der Erde wandelt,
Es sey bergauf, es sey hinab vom Thron,
Und wie man Menschen, wie man Pferde handelt
Das alles lehrt der König seinen Sohn.
Wir wissens nun, durch Dich der uns beschenkte;
Jetzt fügest du der Tulpe Flor daran,
Und wenn mich nicht der goldne Rahm beschränkte
Wo endete was Du für uns gethan.

Und so entspann sich eine briefliche Unterhaltung, die der würdige Mann, bis an sein Ende, mit fast unleserlicher Hand, unter Leiden und Schmerzen getreulich fortsetzte.

Da ich nun mit Sitten und Geschichte des Orients bisher nur im Allgemeinen, mit Sprache so gut wie gar nicht bekannt gewesen, war eine solche Freundlichkeit mir von der gröfsten Bedeutung. Denn weil es mir, bey einem vorgezeichneten, methodischen Verfahren, um augenblickliche Aufklärung zu thun war, welche in Büchern zu finden Kraft und Zeit verzehrenden Aufwand erfordert hätte, so wendete ich mich in bedenklichen Fällen an ihn, und erhielt auf meine Frage jederzeit genügende und

fördernde Antwort. Diese seine Briefe verdienten gar wohl, wegen ihres Gehalts gedruckt und als ein Denkmal seiner Kenntnisse und seines Wohlwollens aufgestellt zu werden. Da ich seine strenge und eigene Gemüthsart kannte, so hütete ich mich ihn von gewisser Seite zu berühren; doch war er gefällig genug, ganz gegen seine Denkweise, als ich den Charakter des Nufsreddin Chodscha, des lustigen Reise- und Zeltgefährten des Welteroberers Timur, zu kennen wünschte, mir einige jener Anecdoten zu übersetzen. Woraus denn abermal hervorging, dafs gar manche verfängliche Mährchen, welche die Westländer nach ihrer Weise behandelt, sich vom Orient herschreiben, jedoch die eigentliche Farbe, den wahren angemessenen Ton bey der Umbildung meistentheils verloren.

Da von diesem Buche das Manuscript sich nun auf der Königlichen Bibliothek zu Berlin befindet, wäre es sehr zu wünschen dafs ein Meister dieses Faches uns eine Uebersetzung gäbe. Vielleicht wäre sie in lateinischer Sprache am füglichsten

zu unternehmen, damit der Gelehrte vorerst vollständige Kenntnifs davon erhielte. Für das deutsche Publikum liefse sich alsdenn recht wohl eine anständige Uebersetzung im Auszug veranstalten.

Dafs ich an des Freundes übrigen Schriften, den Denkwürdigkeiten des Orients u. s. w. Theil genommen und Nutzen daraus gezogen, davon möge gegenwärtiges Heft Beweise führen; bedenklicher ist es zu bekennen dafs auch seine, nicht gerade immer zu billigende, Streitsucht mir vielen Nutzen geschafft. Erinnert man sich aber seiner Universitäts-Jahre, wo man gewifs zum Fechtboden eilte, wenn ein paar Meister oder Senioren Kraft und Gewandtheit gegen einander versuchten, so wird niemand in Abrede seyn, dafs man bey solcher Gelegenheit Stärken und Schwächen gewahr wurde, die einem Schüler vielleicht für immer verborgen geblieben wären.

Der Verfasser des Buches Kabus, Kjekjawus, König der Dilemiten, welche das Gebirgs-Land Ghilan, das gegen Mittag den Pontus euxinus abschliefst, bewohnten, wird uns bey näherer Bekannt-

schaft doppelt lieb werden. Als Kronprinz höchst sorgfältig zum freysten, thätigsten Leben erzogen, verliefs er das Land, um weit in Osten sich auszubilden und zu prüfen.

Kurz nach dem Tode Mahmuds, von welchem wir so viel Rühmliches zu melden hatten, kam er nach Gasna, wurde von dessen Sohne Messud freundlichst aufgenommen und, in Gefolg mancher Kriegs- und Friedensdienste, mit einer Schwester vermählt. An einem Hofe, wo vor wenigen Jahren Firdusi das Schach Nameh geschrieben, wo eine grofse Versammlung von Dichtern und talentvollen Menschen nicht ausgestorben war, wo der neue Herrscher, kühn und kriegerisch wie sein Vater, geistreiche Gesellschaft zu schätzen wufste, konnte Kjekjawus auf seiner Irrfahrt den köstlichsten Raum zu fernerer Ausbildung finden.

Doch müssen wir zuerst von seiner Erziehung sprechen. Sein Vater hatte, die körperliche Ausbildung aufs höchste zu steigern, ihn einem trefflichen Pädagogen übergeben. Dieser brachte den Sohn zurück,

geübt in allen ritterlichen Gewandtheiten: zu schiefsen, zu reiten, reitend zu schiefsen, den Speer zu werfen, den Schlägel zu führen und damit den Ball aufs geschickteste zu treffen. Nachdem diefs alles vollkommen gelang und der König zufrieden schien, auch defshalb den Lehrmeister höchlich lobte, fügte er hinzu: Ich habe doch noch eins zu erinnern. Du hast meinen Sohn in allem unterrichtet, wozu er fremder Werkzeuge bedarf, ohne Pferd kann er nicht reiten, nicht schiefsen ohne Bogen, was ist sein Arm wenn er keinen Wurfspiefs hat, und was wäre das Spiel ohne Schlägel und Ball. Das Einzige hast du ihn nicht gelehrt, wo er sein selbst allein bedarf, welches das Nothwendigste ist und wo ihm niemand helfen kann. Der Lehrer stand beschämt und vernahm dafs dem Prinzen die Kunst zu schwimmen fehle. Auch diese wurde, jedoch mit einigem Widerwillen des Prinzen, erlernt und diese rettete ihm das Leben, als er auf einer Reise nach Mekka, mit einer grofsen Menge Pilger, auf dem Euphrat scheiternd nur mit wenigen davon kam.

Dafs er geistig in gleich hohem Grade gebildet gewesen beweist die gute Aufnahme die er an dem Hofe von Gasna gefunden, dafs er zum Gesellschafter des Fürsten ernannt war, welches damals viel heifsen wollte, weil er gewandt seyn mufste, verständig und angenehm von allem Vorkommenden genügende Rechenschaft zu geben.

Unsicher war die Thronfolge von Ghilan, unsicher der Besitz des Reiches selbst, wegen mächtiger, eroberungssüchtiger Nachbarn. Endlich nach dem Tode seines erst abgesetzten, dann wieder eingesetzten königlichen Vaters stieg Kjekjawus mit grofser Weisheit und entschiedener Ergebenheit in die mögliche Folge der Ereignisse den Thron, und, in hohem Alter, da er voraussah dafs der Sohn Ghilan Schach noch einen gefährlichern Stand haben werde als er selbst, schreibt er diefs merkwürdige Buch, worin er zu seinem Sohne spricht: „dafs er ihn mit Künsten und Wissenschaften aus dem doppelten Grunde bekannt mache, um entweder durch irgend eine Kunst seinen Unterhalt zu ge-

winnen, wenn er durchs Schicksal in die Nothwendigkeit versetzt werden möchte, oder im Fall er der Kunst zum Unterhalt nicht bedürfte, doch wenigstens vom Grunde jeder Sache wohl unterrichtet zu seyn, wenn er bey der Hoheit verbleiben sollte.

Wäre in unsern Tagen den hohen Emigrirten, die sich oft mit musterhafter Ergebung von ihrer Hände Arbeit nährten, ein solches Buch zu Handen gekommen, wie tröstlich wäre es ihnen gewesen.

Dafs ein so vortreffliches, ja unschätzbares Buch nicht mehr bekannt geworden, daran mag hauptsächlich Ursache seyn, dafs es der Verfasser auf seine eigene Kosten herausgab und die Firma Nicolai solches nur in Commission genommen hatte, wodurch gleich für ein solches Werk im Buchhandel eine ursprüngliche Stockung entsteht. Damit aber das Vaterland wisse, welcher Schatz ihm hier zubereitet liegt, so setzen wir den Inhalt der Capitel hierher und ersuchen die schätzbaren Tagesblätter, wie das Morgenblatt und der Gesellschafter, die so erbaulichen als erfreulichen Anecdoten und Geschichten, nicht weniger

die grofsen unvergleichlichen Maximen, die dieses Werk enthält, vorläufig allgemein bekannt zu machen.

Inhalt des Buches Kabus capitelweise.

1) Erkenntnifs Gottes.
2) Lob des Propheten.
3) Gott wird gepriesen.
4) Fülle des Gottesdienstes ist nothwendig und nützlich.
5) Pflichten gegen Vater und Mutter.
6) Herkunft durch Tugend zu erhöhen.
7) Nach welchen Regeln man sprechen mufs.
8) Die letzten Re[illegible]n Nuschirewans.
9) Zustand des Alters und der Jugend.
10) Wohlanständigkeit und Regeln beym Essen.
11) Verhalten beym Weintrinken.
12) Wie Gäste einzuladen und zu bewirthen.
13) Auf welche Weise gescherzt, Stein und Schach gespielt werden mufs.
14) Beschaffenheit der Liebenden.
15) Nutzen und Schaden der Beywohnung.
16) Wie man sich baden und waschen mufs.

17) Zustand des Schlafens und Ruhens.
18) Ordnung bey der Jagd.
19) Wie Ballspiel zu treiben.
20) Wie man dem Feind entgegen gehen mufs.
21) Mittel das Vermögen zu vermehren.
22) Wie anvertraut Gut zu bewahren und zurück zu geben.
23) Kauf der Sclaven und Sclavinnen.
24) Wo man Besitzungen ankaufen mufs.
25) Pferdekauf und Kennzeichen der besten.
26) Wie der Mann ein Weib nehmen mufs.
27) Ordnung bey Auferziehung der Kinder.
28) Vortheile sich Freunde zu machen und sie zu wählen.
29) Gegen der Feinde Anschläge und Ränke nicht sorglos zu seyn.
30) Verdienstlich ist es zu verzeihen.
31) Wie man Wissenschaft suchen mufs.
32) Kaufhandel.
33) Regeln der Aerzte und wie man leben mufs.
34) Regeln der Sternkundigen.
35) Eigenschaften der Dichter und Dichtkunst.
36) Regeln der Musiker.

gewöhnlichen Discurs: daß man ihre liebevolle gute Art, ihre Freundschaft zu uns Niederländern, nie genug erkannt, zu leicht behandelt habe, daß nichts einen erwünschten Ausgang nehmen wolle, daß sie am Ende wohl müde werden, der König sich zu andern Maßregeln entschließen müsse. Habt ihr das gehört?

Egmont. Nicht alles; ich dachte unterdessen an was anders. Sie ist ein Weib, guter Oranien, und die möchten immer gern, daß sich alles unter ihr sanftes Joch gelassen schmiegte, daß jeder Hercules die Löwenhaut ablegte, und ihren Kunkelhof vermehrte. Daß, weil sie friedlich gesinnt sind, die Gährung, die ein Volk ergreift, der Sturm, den mächtige Nebenbuhler gegen einander erregen, sich durch Ein freundlich Wort beylegen ließe, und die widrigsten Elemente sich zu ihren Füßen in sanfter Eintracht vereinigten. Das ist ihr Fall; und da sie es dahin nicht bringen kann, so hat sie keinen Weg als launisch zu werden, sich über Undankbarkeit, Unweisheit zu beklagen, mit schreckli-

37) Die Art Kaisern zu dienen.
38) Stand der Vertrauten und Gesellschafter der Kaiser.
39) Regeln der Canzley-Aemter.
40) Ordnung des Vezirats.
41) Regeln der Heerführerschaft.
42) Regeln der Kaiser.
43) Regeln des Ackerbaues und der Landwirthschaft.
44) Vorzüge der Tugend.

Wie man nun aus einem Buche solchen Inhalts sich ohne Frage eine ausgebreitete Kenntnifs der orientalischen Zustände versprechen kann, so wird man nicht zweifeln dafs man darin Analogien genug finden werde sich in seiner europäischen Lage zu belehren und zu beurtheilen.

Zum Schlufs eine kurze chronologische Wiederholung. König Kjekjawus kam ungefähr zur Regierung Heg 450 = 1058, regierte noch Heg 473 = 1080, vermählt mit einer Tochter des Sultan Mahmud von Ghasna. Sein Sohn, Ghilan Schach, für welchen er das Werk schrieb, ward seiner

Länder beraubt. Man weifs wenig von seinem Leben, nichts von seinem Tode. Siehe Diez Uebersetzung. Berlin 1811.

Diejenige Buchhandlung die vorgemeldetes Werk in Verlag oder Commission übernommen wird ersucht solches anzuzeigen. Ein billiger Preis wird die wünschenswerthe Verbreitung erleichtern.

Von Hammer.

Wie viel ich diesem würdigen Mann schuldig geworden, beweist mein Büchlein in allen seinen Theilen. Längst war ich auf Hafis und dessen Gedichte aufmerksam, aber was mir auch Literatur, Reisebeschreibung. Zeitblatt und sonst zu Gesicht brachte, gab mir keinen Begriff, keine Anschauung von dem Werth, von dem Verdienste dieses aufserordentlichen Mannes. Endlich aber, als mir, im Frühling 1813, die voll-

ständige Uebersetzung aller seiner Werke zukam, ergriff ich mit besonderer Vorliebe sein inneres Wesen und suchte mich durch eigene Production mit ihm in Verhältnifs zu setzen. Diese freundliche Beschäftigung half mir über bedenkliche Zeiten hinweg, und liefs mich zuletzt die Früchte des errungenen Friedens aufs angenehmste geniefsen.

Schon seit einigen Jahren war mir der schwunghafte Betrieb der Fundgruben im Allgemeinen bekannt geworden, nun aber erschien die Zeit wo ich Vortheil daraus gewinnen sollte. Nach mannichfaltigen Seiten hin deutete dies Werk, erregte und befriedigte zugleich das Bedürfnifs der Zeit; und hier bewahrheitete sich mir abermals die Erfahrung, dafs wir in jedem Fach von den Mitlebenden auf das schönste gefördert werden, sobald man sich ihrer Vorzüge dankbar und freundlich bedienen mag. Kenntnifsreiche Männer belehren uns über die Vergangenheit, sie geben den Standpunct an, auf welchem sich die augenblickliche Thätigkeit hervorthut, sie deuten vorwärts auf den nächsten Weg, den wir einzuschla-

gen haben. Glücklicher Weise wird genanntes herrliche Werk noch immer mit gleichem Eifer fortgesetzt, und wenn man auch in diesem Felde seine Untersuchungen rückwärts anstellt; so kehrt man doch immer gern mit erneutem Antheil zu demjenigen zurück, was uns hier so frisch genieſsbar und brauchbar von vielen Seiten geboten wird.

Um jedoch eines zu erinnern muſs ich gestehen, daſs mich diese wichtige Sammlung noch schneller gefördert hätte, wenn die Herausgeber, die freylich nur für vollendete Kenner eintragen und arbeiten, auch auf Laien und Liebhaber ihr Augenmerk gerichtet und, wo nicht allen, doch mehreren Aufsätzen eine kurze Einleitung, über die Umstände vergangner Zeit, Persönlichkeiten, Localitäten, vorgesetzt hätten; da denn freylich manches mühsame und zerstreuende Nachsuchen dem Lernbegierigen wäre erspart worden.

Doch alles was damals zu wünschen blieb ist uns jetzt in reichlichem Maſse geworden, durch das unschätzbare Werk, das uns Geschichte persischer Dichtkunst

überliefert. Denn ich gestehe gern dafs schon im Jahre 1814, als die Göttinger Anzeigen uns die erste Nachricht von dessen Inhalt vorläufig bekannt machten, ich sogleich meine Studien nach den gegebenen Rubriken ordnete und einrichtete, wodurch mir ein ansehnlicher Vortheil geworden. Als nun aber das mit Ungeduld erwartete Ganze endlich erschien, fand man sich auf einmal wie mitten in einer bekannten Welt, deren Verhältnisse man klar im Einzelnen erkennen und beachten konnte, da wo man sonst nur im Allgemeinsten, durch wechselnde Nebelschichten hindurchsah.

Möge man mit seiner Benutzung dieses Werks einigermafsen zufrieden seyn und die Absicht erkennen auch diejenigen anzulocken, welche diesen gehäuften Schatz auf ihrem Lebenswege vielleicht weit zur Seite gelassen hätten.

Gewifs besitzen wir nun ein Fundament, worauf die persische Literatur herrlich und übersehbar aufgebaut werden kann, nach dessen Muster auch andere Literaturen Stellung und Förderniſs gewinnen sollen. Höchst wünschenswerth bleibt

es jedoch dafs man die chronologische Ordnung immerfort beybehalte und nicht etwa einen Versuch mache einer systematischen Aufstellung, nach den verschiedenen Dichtarten. Bey den orientalischen Poeten ist alles zu sehr gemischt, als dafs man das Einzelne sondern könnte; der Charakter der Zeit und des Dichters in seiner Zeit ist allein belehrend und wirkt belebend auf einen jeden; wie es hier geschehen, bleibe ja die Behandlung sofortan.

Mögen die Verdienste der glänzenden Schirin, des lieblich ernst belehrenden Kleeblatts, das uns eben am Schlufs unserer Arbeit erfreut, allgemein anerkannt werden.

Uebersetzungen.

Da nun aber auch der Deutsche durch Uebersetzungen aller Art gegen den Orient immer weiter vorrückt, so finden wir uns veranlafst etwas zwar Bekanntes, doch hie genug zu Wiederholendes an dieser Stelle beyzubringen.

Es giebt dreyerley Arten Uebersetzung. Die erste macht uns in unserm eigenen Sinne mit dem Auslande bekannt, eine schlicht-prosaische ist hiezu die beste. Denn indem die Prosa alle Eigenthümlichkeiten einer jeden Dichtkunst völlig aufhebt und selbst den poetischen Enthusiasmus auf eine allgemeine Wasser-Ebne niederzieht, so leistet sie für den Anfang den gröfsten Dienst, weil sie uns mit dem fremden Vortrefflichen, mitten in unserer nationellen Häuslichkeit, in unserem gemeinen Leben überrascht und, ohne dafs wir wissen wie uns geschieht, eine höhere Stim-

mung verleihend, wahrhaft erbaut. Eine solche Wirkung wird Luthers Bibelübersetzung jederzeit hervorbringen.

Hätte man die Nibelungen gleich in tüchtige Prosa gesetzt und sie zu einem Volksbuche gestempelt, so wäre viel gewonnen worden, und der seltsame, ernste, düstere, grauerliche Rittersinn hätte uns mit seiner vollkommenen Kraft angesprochen. Ob dieses jetzt noch räthlich und thunlich sey werden diejenigen am besten beurtheilen, die sich diesen alterthümlichen Geschäften entschiedener gewidmet haben.

Eine zweyte Epoche folgt hierauf, wo man sich in die Zustände des Auslandes zwar zu versetzen, aber eigentlich nur fremden Sinn sich anzueignen und mit eignem Sinne wieder darzustellen bemüht ist. Solche Zeit möchte ich im reinsten Wortverstand die parodistische nennen. Meistentheils sind es geistreiche Menschen, die sich zu einem solchen Geschäft berufen fühlen. Die Franzosen bedienen sich dieser Art bey Uebersetzung aller poetischen Werke; Beyspiele zu Hunderten lassen sich in Delilles Uebertragungen finden. Der

Franzose, wie er sich fremde Worte mundrecht macht, verfährt auch so mit den Gefühlen, Gedanken, ja den Gegenständen, er fordert durchaus für jede fremde Frucht ein Surrogat das auf seinem eignen Grund und Boden gewachsen sey.

Wielands Uebersetzungen gehören zu dieser Art und Weise; auch er hatte einen eigenthümlichen Verstands- und Geschmacksinn, mit dem er sich dem Alterthum, dem Auslande nur insofern annäherte, als er seine Convenienz dabey fand. Dieser vorzügliche Mann darf als Repräsentant seiner Zeit angesehen werden; er hat aufserordentlich gewirkt, indem gerade das was ihn anmuthete, wie er sichs zueignete und es wieder mittheilte, auch seinen Zeitgenossen angenehm und genieſsbar begegnete.

Weil man aber weder im Vollkommenen noch Unvollkommenen lange verharren kann, sondern eine Umwandlung nach der andern immerhin erfolgen mufs; so erlebten wir den dritten Zeitraum, welcher der höchste und letzte zu nennen ist, derjenige nämlich, wo man die Uebersetzung dem Ori-

ginal identisch machen möchte, so dafs eins nicht anstatt des andern, sondern an der Stelle des andern gelten solle.

Diese Art erlitt anfangs den gröfsten Widerstand; denn der Uebersetzer der sich fest an sein Original anschliefst giebt mehr oder weniger die Originalität seiner Nation auf, und so entsteht ein Drittes, wozu der Geschmack der Menge sich erst heran bilden mufs.

Der nie genug zu schätzende Vofs konnte das Publikum zuerst nicht befriedigen, bis man sich nach und nach in die neue Art hinein hörte, hinein bequemte. Wer nun aber jetzt übersieht was geschehen ist, welche Versatilität unter die Deutschen gekommen, welche rhetorische, rhythmische, metrische Vortheile dem geistreich talentvollen Jüngling zur Hand sind, wie nun Ariost und Tasso, Shakespear und Calderon, als eingedeutschte Fremde, uns doppelt und dreyfach vorgeführt werden, der darf hoffen dafs die Literargeschichte unbewunden aussprechen werde, wer diesen Weg unter mancherley Hindernissen zuerst einschlug,

chen Aussichten in die Zukunft zu drohen, und zu drohen, daß sie fortgehn will.

Oranien. Glaubt ihr dasmal nicht, daß sie ihre Drohung erfüllt?

Egmont. Nimmermehr! Wie oft habe ich sie schon reisefertig gesehn! Wo will sie denn hin? Hier Statthalterinn, Königinn; glaubst du, daß sie es unterhalten wird, am Hofe ihres Bruders unbedeutende Tage abzuhaspeln? oder nach Italien zu gehen, und sich in alten Familienverhältnissen herumzuschleppen?

Oranien. Man hält sie dieser Entschließung nicht fähig, weil ihr sie habt zaudern, weil ihr sie habt zurücktreten sehn; dennoch liegt's wohl in ihr; neue Umstände treiben sie zu dem lang' verzögerten Entschluß. Wenn sie ginge? und der König schickte einen andern?

Egmont. Nun der würde kommen, und würde eben auch zu thun finden. Mit großen Planen, Projecten und Gedanken würde er kommen, wie er alles zurecht rücken, unterwerfen und zusammenhalten wolle; und würde heut

Die von Hammerschen Arbeiten deuten nun auch meistens auf ähnliche Behandlung orientalischer Meisterwerke, bey welchen vorzüglich die Annäherung an äufsere Form zu empfehlen ist. Wie unendlich vortheilhafter zeigen sich die Stellen einer Uebersetzung des Firdusi, welche uns genannter Freund geliefert, gegen diejenigen eines Umarbeiters, wovon einiges in den Fundgruben zu lesen ist. Diese Art einen Dichter umzubilden halten wir für den traurigsten Mifsgriff den ein fleifsiger, dem Geschäft übrigens gewachsener Uebersetzer thun könnte.

Da aber bey jener Literatur jene drey Epochen sich wiederholen, umkehren, ja die Behandlungsarten sich gleichzeitig ausüben lassen; so wäre jetzt eine prosaische Uebersetzung des Schahname und der Werke des Nisami immer noch am Platz. Man benutzte sie zur überhineilenden, den Hauptsinn aufschliefsenden Lectür, wir erfreuten uns am Geschichtlichen, Fabelhaften, Ethischen im Allgemeinen und vertrauten uns immer näher mit den Gesinnungen und

Denkweisen, bis wir uns endlich damit völlig verbrüdern könnten.

Man erinnere sich des entschiedensten Beyfalls den wir Deutschen einer solchen Uebersetzung der Sakontala gezollt, und wir können das Glück was sie gemacht gar wohl jener allgemeinen Prosa zuschreiben, in welche das Gedicht aufgelöst worden. Nun aber wär' es an der Zeit uns davon eine Uebersetzung der dritten Art zu geben, die den verschiedenen Dialecten, rhythmischen, metrischen und prosaischen Sprachweisen des Originals entspräche und uns dieses Gedicht in seiner ganzen Eigenthümlichkeit aufs neue erfreulich und einheimisch machte. Da nun in Paris eine Handschrift dieses ewigen Werkes befindlich, so könnte ein dort hausender Deutscher sich um uns ein unsterblich Verdienst durch solche Arbeit erwerben.

Der englische Uebersetzer des Wolkenboten, Megadhuta, ist gleichfalls aller Ehren werth, denn die erste Bekanntschaft mit einem solchen Werke macht immer Epoche in unserem Leben. Aber seine Uebersetzung ist eigentlich aus der zwey-

ten Epoche, paraphrastisch und suppletorisch, sie schmeichelt durch den fünffüfsigen Jambus dem nordöstlichen Ohr und Sinn. Unserm Kosegarten dagegen verdanke ich wenige Verse unmittelbar aus der Ursprache, welche freylich einen ganz andern Aufschlufs geben. Ueberdiefs hat sich der Engländer Transpositionen der Motive erlaubt, die der geübte ästhetische Blick sogleich entdeckt und mifsbilligt.

Warum wir aber die dritte Epoche auch zugleich die letzte genannt, erklären wir noch mit Wenigem. Eine Uebersetzung die sich mit dem Original zu identificiren strebt nähert sich zuletzt der Interlinear-Version und erschwichtert höchlich das Verständnifs des Originals, hiedurch werden wir an den Grundtext hinangeführt, ja getrieben und so ist denn zuletzt der ganze Zirkel abgeschlossen, in welchem sich die Annäherung des Fremden und Einheimischen, des Bekannten und Unbekannten bewegt.

Endlicher Abschluſs!

In wiefern es uns gelungen ist den uralterten abgeschiedenen Orient an den neusten, lebendigsten anzuknüpfen, werden Kenner und Freunde mit Wohlwollen beurtheilen. Uns kam jedoch abermals einiges zur Hand das, der Geschichte des Tags angehörig, zu frohem und belebtem Schlusse des Ganzen erfreulich dienen möchte.

Als, vor etwa vier Jahren, der nach Petersburg bestimmte persische Gesandte die Aufträge seines Kaisers erhielt, versäumte die erlauchte Gemalin des Monarchen keineswegs diese Gelegenheit, sie sendete vielmehr von ihrer Seite bedeutende Geschenke Ihro der Kaiserin Mutter aller Reufsen Majestät, begleitet von einem Briefe, dessen Uebersetzung wir mitzutheilen das Glück haben.

Schreiben

der Gemalin des Kaisers von Persien an Ihro Majestat die Kaiserin Mutter aller Reufsen.

So lange die Elemente dauern aus welchen die Welt besteht möge die erlauchte Frau des Pallasts der Gröfse, das Schatzkästchen der Perle des Reiches, die Constellation der Gestirne der Herrschaft, die, welche die glänzende Sonne des grofsen Reiches getragen, den Zirkel des Mittelpunkts der Oberherrschaft, den Palmbaum der Frucht der obersten Gewalt, möge sie immer glücklich seyn und bewahrt vor allen Unfällen.

Nach dargebrachten diesen meinen aufrichtigsten Wünschen hab' ich die Ehre anzumelden, dafs, nachdem in unsern glücklichen Zeiten, durch Wirkung der grofsen Barmherzigkeit des allgewaltigen Wesens, die Gärten der zwey hohen Mächte aufs neue frische Rosenblüthen hervortreiben und alles was sich zwischen die beyden

herrlichen Höfe eingeschlichen durch aufrichtigste Einigkeit und Freundschaft beseitigt ist; auch in Anerkennung dieser grofsen Wohlthat, nunmehr alle welche mit einem oder dem andern Hofe verbunden sind, nicht aufhören werden freundschaftliche Verhältnisse und Briefwechsel zu unterhalten.

Nun also in diesem Momente, da Se. Excellenz Mirsa Abul Hassan Chan, Gesandter an dem grofsen russischen Hofe, nach dessen Hauptstadt abreist, hab' ich nöthig gefunden die Thüre der Freundschaft durch den Schlüssel dieses aufrichtigen Briefes zu eröffnen. Und, weil es ein alter Gebrauch ist, gemäfs den Grundsätzen der Freundschaft und Herzlichkeit, dafs Freunde sich Geschenke darbringen, so bitte ich die dargebotenen artigsten Schmuckwaaren unseres Landes gefällig aufzunehmen. Ich hoffe dafs Sie dagegen, durch einige Tropfen freundlicher Briefe, den Garten eines Herzens erquicken werden, das Sie höchlich liebt. Wie ich denn bitte mich mit Aufträgen zu erfreuen, die ich angelegentlichst zu erfüllen mich erbiete.

Gott erhalte Ihre Tage rein, glücklich und ruhmvoll.

Geschenke.

Eine Perlenschnur an Gewicht 498 Karat.
Fünf indische Schawls.
Ein Pappenkästchen, Ispahanische Arbeit.
Eine kleine Schachtel, Federn darein zu legen.
Behältnifs mit Geräthschaften zu nothwendigem Gebrauch.
Fünf Stück Brokate.

Wie ferner der in Petersburg verweilende Gesandte über die Verhältnisse beyder Nationen sich klug, bescheidentlich ausdrückt, konnten wir unsern Landsleuten, im Gefolg der Geschichte persischer Literatur und Poesie, schon oben darlegen.

Neuerdings aber finden wir diesen gleichsam gebornen Gesandten, auf seiner Durchreise für England, in Wien von Gnadengaben seines Kaisers erreicht, denen der Herrscher selbst, durch dichterischen Ausdruck, Bedeutung und Glanz vollkommen verleihen will. Auch diese Gedichte fügen wir hinzu, als endlichen Schlufsstein unseres zwar mit mancherley Materialien, aber doch, Gott gebe! dauerhaft aufgeführten Domgewölbes.

در درفش

فتحعلي شه ترک جمشيد کيتي افروز
کشور خداي ايران خورشيد عالم ارا
چترش بصحن کيهان افکنده ظلّ اعظم
کردش بمغز کيوان اکنده مشک سارا
ايران کنام شيران خورشيد شاه ايران
زانست شير و خورشيد نقش درفش دارا
فرق سغير دانا يعني ابو الحسن خان
بر اطلس فلک شود از اين درفش خارا
از مهر سوي لندن اورا سغير فرمود
ز ان داد فر و نصرت برخسرو نصارا

Auf die Fahne.

Feteh Ali Schah der Türk ist Dschemschid gleich,
Weltlicht, und Irans Herr, der Erden Sonne.
Sein Schirm wirft auf die Weltflur weiten Schatten,
Sein Gurt haucht Muskus in Saturns Gehirn.
Iran ist Löwenschlucht, sein Fürst die Sonne;
Drum prangen Leu und Sonn' in Daras Banner.
Das Haupt de. ' ten Abul Hassan Chan
Erhebt zum Himmelsdom das seidne Banner.
Aus Liebe ward nach London er gesandt
Und brachte Glück und Heil dem Christenherrn.

mit dieſer Kleinigkeit, morgen mit einer andern zu thun haben, übermorgen jene Hinderniß finden, einen Monath mit Entwürfen, einen andern mit Verdruß über fehlgeſchlagne Unternehmen, ein halb Jahr in Sorgen über eine einzige Provinz zubringen. Auch ihm wird die Zeit vergehn, der Kopf ſchwindeln, und die Dinge wie zuvor ihren Gang halten, daß er, ſtatt weite Meere nach einer vorgezogenen Linie zu durchſegeln, Gott danken mag, wenn er ſein Schiff in dieſem Sturme vom Felſen hält.

Oranien. Wenn man nun aber dem König zu einem Verſuch riethe?

Egmont. Der wäre?

Oranien. Zu ſehen, was der Rumpf ohne Haupt anfinge.

Egmont. Wie?

Oranien. Egmont, ich trage viele Jahre her alle unſre Verhältniſſe am Herzen, ich ſtehe immer wie über einem Schachſpiele, und halte keinen Zug des Gegners für unbedeutend; und

در پرده

با صورت شاه وافتاب

تبارک الله زاین پرده همایون فر
که افتاب بر پرنکش پرده در
بلي طرازش از کلک مانی ثانی
نگار فتحعلي شاه افتاب افسر
مهین سفیر شهنشاه اسمان درگاه
ابو الحسن خان ان هوشمند دانشور
زپای تا بسر او غرق گوهر از خسرو
سپرد (بیاض) ره خدمت بجای پا از سر
چوخواست باز کند تارکش قرین با مهر
قرانش داد بدین مهر اسمان چاکر
درین خجسته بشارت اشارتست بزرگ
بر ان سفیر نکو سیرت ستوده سیر
که هست عهدش عهد جهانکشا دارا
که هست قولش قول سپهر فر داور

Auf das Ordensband

mit dem Bilde der Sonne und des Königes.

Es segne Gott dies Band des edlen Glanzes;
Die Sonne zieht den Schleyer vor ihm weg.
Sein Schmuck kam von des zweyten Mani Pinsel,
Das Bild Fetch Ali Schahs mit Sonnenkrone.
Ein Bote grofs des Herrn mit Himmelshof
Ist Abul Hassan Chan, gelehrt und weise,
Von Haupt zu Fufs gesenkt in Herrscherperlen;
Den Dienstweg schritt vom Haupt zum Ende er.
Da man sein Haupt zur Sonne wollt' erheben,
Gab man ihm mit die Himmelssonn' als Diener.
So frohe Botschaft ist von grofsem Sinn
Für den Gesandten edel und belobt;
Sein Bund ist Bund des Weltgebieters Dara,
Sein Wort ist Wort des Herrn mit Himmelsglanz.

Die orientalischen Höfe beobachten, unter dem Schein einer kindlichen Naivetät, ein besonderes kluges, listiges Betragen und Verfahren; vorstehende Gedichte sind Beweis davon.

Die neueste Russische Gesandtschaft nach Persien fand Mirsa Abul Hassan Chan zwar bey Hofe, aber nicht in ausgezeichneter Gunst, er hält sich bescheiden zur Gesandtschaft, leistet ihr manche Dienste und erregt ihre Dankbarkeit. Einige Jahre darauf wird derselbige Mann, mit stattlichem Gefolge, nach England gesendet, um ihn aber recht zu verherrlichen bedient man sich eines eigenen Mittels. Man stattet ihn bey seiner Abreise nicht mit allen Vorzügen aus, die man ihm zudenkt, sondern läfst ihn mit Creditiven und was sonst nöthig ist seinen Weg antreten. Allein kaum ist er in Wien angelangt, so ereilen ihn glänzende Bestätigungen seiner Würde, auffallende Zeugnisse seiner Bedeutung. Eine Fahne mit Insignien des Reichs wird ihm gesendet, ein Ordensband mit dem Gleichnifs der Sonne, ja mit dem Ebenbild des Kaisers selbst verziert, das alles erhebt ihn

zum Stellvertreter der höchsten Macht, in und mit ihm ist die Majestät gegenwärtig. Dabey aber läfst man's nicht bewenden, Gedichte werden hinzugefügt, die, nach orientalischer Weise, in glänzenden Metaphern und Hyperbeln, Fahne, Sonne und Ebenbild erst verherrlichen.

Zum bessern Verständnisse des Einzelnen fügen wir wenige Bemerkungen hinzu. Der Kaiser nennt sich einen Türken, als aus dem Stamme Katschar entsprungen, welcher zur türkischen Zunge gehört. Es werden nämlich alle Hauptstämme Persiens, welche das Kriegsheer stellen, nach Sprache und Abstammung getheilt in die Stämme der Türkischen, Kurdischen, Lurischen und Arabischen Zunge.

Er vergleicht sich mit Dschemschid, wie die Perser ihre mächtigen Fürsten mit ihren alten Königen, in Beziehung auf gewisse Eigenschaften, zusammen stellen. Feridun an Würde, ein Dschemschid an Glanz, Alexander an Macht, ein Darius an Schutz. Schirm ist der Kaiser selbst, Schatten Gottes auf Erden, nur bedarf er freilich am heifsen Sommertage eines Schirms,

dieser aber beschattet ihn nicht allein, sondern die ganze Welt. Der Moschusgeruch, der feinste, dauerndste, theilbarste, steigt von des Kaisers Gürtel bis in Saturns Gehirn. Saturn ist für sie noch immer der oberste der Planeten, sein Kreis schliefst die untere Welt ab, hier ist das Haupt, das Gehirn des Ganzen, wo Gehirn ist, sind Sinne, der Saturn ist also noch empfänglich für Moschusgeruch, der von dem Gürtel des Kaisers aufsteigt. Dara ist der Name Darius und bedeutet Herrscher, sie lassen auf keine Weise von der Erinnerung ihrer Voreltern los. Dafs Iran Löwenschlucht genannt wird, finden wir defshalb bedeutend, weil der Theil von Persien, wo jetzt der Hof sich gewöhnlich aufhält, meist gebirgig ist, und sich gar wohl das Reich als eine Schlucht denken läfst, von Kriegern, Löwen bevölkert. Das seidene Banner erhöhet nun ausdrücklich den Gesandten so hoch als möglich, und ein freundliches liebevolles Verhältnifs zu England wird zuletzt ausgesprochen.

Bey dem zweyten Gedicht können wir die allgemeine Anmerkung vorausschicken,

dafs Wortbezüge der Persischen Dichtkunst ein inneres anmuthiges Leben verleihen, sie kommen oft vor und erfreuen uns durch sinnigen Anklang.

Das Band gilt auch für jede Art von Bezirkung, die einen Eingang hat und defswegen wohl auch eines Pförtners bedarf, wie das Original sich ausdrückt und sagt: „dessen Vorhang (oder Thor) die Sonne aufhebt (öffnet)", denn das Thor vieler orientalischen Gemächer bildet ein Vorhang; der Halter und Aufheber des Vorhanges ist daher der Pförtner. Unter Mani ist Manes gemeint, Sectenhaupt der Manichaer, er soll ein geschickter Maler gewesen seyn, und seine seltsamen Irrlehren hauptsächlich durch Gemälde verbreitet haben. Er steht hier wie wir Apelles und Raphael sagen würden. Bey dem Wort Herrscherperlen fühlt sich die Einbildungskraft seltsam angeregt. Perlen gelten auch für Tropfen und so wird ein Perlenmeer denkbar, in welches die gnädige Majestät den Günstling untertaucht. Zieht sie ihn wieder hervor, so bleiben die Tropfen an ihm hängen, und er ist köstlich geschmückt

von Haupt zu Fuſs. Nun aber hat der Dienstweg auch Haupt und Fuſs, Anfang und Ende, Beginn und Ziel; weil nun also diesen der Diener treu durchschritten, wird er gelobt und belohnt. Die folgenden Zeilen deuten abermals auf die Absicht den Gesandten überschwenglich zu erhöhen, und ihm an dem Hofe, wo er hingesandt worden, das höchste Vertrauen zu sichern, eben als wenn der Kaiser selbst gegenwärtig wäre. Daraus wir denn schlieſsen, daſs die Absendung nach England von der gröſsten Bedeutung sey.

Man hat von der Persischen Dichtkunst mit Wahrheit gesagt, sie sey in ewiger Diastole und Systole begriffen, vorstehende Gedichte bewahrheiten diese Ansicht. Immer geht es darin ins Grenzenlose und gleich wieder ins Bestimmte zurück. Der Herrscher ist Weltlicht und zugleich seines Reiches Herr, der Schirm, der ihn vor der Sonne schützt, breitet seine Schatten über die Weltflur aus, die Wohlgerüche seines Leibgurts sind dem Saturn noch ruchbar, und so weiter fort strebt alles hinaus und herein, aus den fabelhaf-

testen Zeiten zum augenblicklichen Hoftag. Hieraus lernen wir abermals, dafs ihre Tropen, Metaphern, Hyperbeln niemals einzeln, sondern im Sinn und Zusammenhange des Ganzen aufzunehmen sind.

Revision.

Betrachtet man den Antheil der, von den ältesten bis auf die neusten Zeiten, schriftlicher Ueberlieferung gegönnt worden, so findet sich derselbe meistens dadurch belebt, dafs an jenen Pergamenten und Blättern immer noch etwas zu verändern und zu verbessern ist. Wäre es möglich dafs uns eine anerkannt-fehlerlose Abschrift eines alten Autors eingehändigt würde, so möchte solcher vielleicht gar bald zur Seite liegen.

Auch darf nicht geleugnet werden dafs wir persönlich einem Buche gar manchen

Druckfehler verzeihen, indem wir uns durch dessen Entdeckung geschmeichelt fühlen. Möge diese menschliche Eigenheit auch unserer Druckschrift zu gute kommen, da verschiedenen Mängeln abzuhelfen, manche Fehler zu verbessern, uns oder andern, künftig vorbehalten bleibt; doch wird ein kleiner Beytrag hiezu nicht unfreundlich abgewiesen werden.

Zuvörderst also möge von der Rechtschreibung orientalischer Namen die Rede seyn, an welchen eine durchgängige Gleichheit kaum zu erreichen ist. Denn, bey dem grofsen Unterschiede der östlichen und westlichen Sprachen, hält es schwer für die Alphabete jener bey uns reine Aequivalente zu finden. Da nun ferner die europäischen Sprachen unter sich, wegen verschiedener Abstammung und einzelner Dialecte, dem eignen Alphabet verschiedenen Werth und Bedeutung beylegen; so wird eine Uebereinstimmung noch schwieriger.

Unter französischem Geleit sind wir hauptsächlich in jene Gegenden eingeführt worden. Herbelots Wörterbuch kam

unsern Wünschen zu Hülfe. Nun mufste der französische Gelehrte orientalische Worte und Namen der nationellen Aussprache und Hörweise aneignen und gefällig machen, welches denn auch in deutsche Cultur nach und nach herüberging. So sagen wir noch Hegire lieber als Hedschra, des angenehmen Klanges und der alten Bekanntschaft wegen.

Wie viel haben an ihrer Seite die Engländer nicht geleistet! Und, ob sie schon über die Aussprache ihres eignen Idioms nicht einig sind, sich doch, wie billig, des Rechts bedient, jene Namen nach ihrer Weise auszusprechen und zu schreiben, wodurch wir abermals in Schwanken und Zweifel gerathen.

Die Deutschen, denen es am leichtesten fällt zu schreiben wie sie sprechen, die sich fremden Klängen, Quantitäten und Accenten nicht ungern gleichstellen, gingen ernstlich zu Werke. Eben aber weil sie dem Ausländischen und Fremden sich immer mehr anzunähern bemüht gewesen, so findet man auch hier zwischen älteren und neueren Schriften grofsen Unterschied, so

wie müßige Menſchen mit der größten Sorgfalt ſich um die Geheimniſſe der Natur bekümmern, ſo halt' ich es für Pflicht, für Beruf eines Fürſten, die Geſinnungen, die Rathſchläge aller Parteyen zu kennen. Ich habe Urſach einen Ausbruch zu befürchten. Der König hat lange nach gewiſſen Grundſätzen gehandelt, er ſieht, daß er damit nicht auskommt; was iſt wahrſcheinlicher, als daß er es auf einem andern Wege verſucht?

Egmont. Ich glaub's nicht. Wenn man alt wird und hat ſo viel verſucht, und es will in der Welt nie zur Ordnung kommen, muß man es endlich wohl genug haben.

Oranien. Eins hat er noch nicht verſucht.

Egmont. Nun?

Oranien. Das Volk zu ſchonen und die Fürſten zu verderben.

Egmont. Wie viele haben das ſchon lange gefürchtet! Es iſt keine Sorge.

dafs man sich einer sichern Autorität zu unterwerfen kaum Uebērzeugung findet.

Dieser Sorge hat mich jedoch der eben so einsichtige als gefällige Freund, J. G. L. Kosegarten, dem ich auch obige Uebersetzung der Kaiserlichen Gedichte verdanke, gar freundlich enthoben und Berichtigungen, wie sie im Register enthalten sind, wo auch zugleich einige Druckfehler bemerkt worden, mitgetheilt. Möge dieser zuverlässige Mann meine Vorbereitung zu einem künftigen Divan gleichfalls geneigt begünstigen.

Register.

A.

Aaron - - 432
Abbas - 134. 471
Abraxas - - 7
Abul Hassan Chan 541
Abuherrira - 231
Achestegi - 349
Allah - - 160
Amralkais - 252
Amri l. Amru - 252
Ansari - 302. 304
Antaras - - 252
Arafat - - 62
Asra - - 400
Attar - - 310

B.

Badaschan. l. Badakschan - 135
Balch 269. 289. 310
Bamian - - 269
Barmekiden - 1. 269
Bassora - - 137
Bastaname l. Bastannameh - - 302
Bazar - - 145
Behramgur 159. 332
Bidamag buden 193
Bidpai - - 332
Bochara - - 136
Boteimah 49. 145. 332
Bramanen - 136
Bulbul - 117. 194

C.

Cadzar l. Catschar 337
Caliph u. Caliphat 288
Chardin - - 501
Chattai - - 414

Chiosken - 226
Chiser - - 3
Chosru Parvis 268. 279
Chuaresm - 414
Clitus - - 354

D.

Darnawend - 217
Derwisch 313. 316
Dietz (von) - 510
Dilara l. Dilaram 139 332.
Dschami 157. 218. 323
Dschelâl-eddin Rumi 78. 145. 310. 322
Dschemil - 49. 332
Dschemschid - 543
Dschengis Chan 307 308. 312.

E.

Ebusund l. Ebusund 39
Eichhorn - 507
Elohim - - 16
Encomiast - 306
Enweri - 305. 321
Enweri Chakani 349
Essedi - - 304

F.

Fal - - - 386
Fatima - - 229
Feindet l. findet 54
Ferdusi 77. 144. 303. 321
Ferhad - - 49
Feridedin Attar 385
Fetch Ali Schah 539
Fetwa - - 39
Firdusi vid. Ferdusi

G.

Gasnewiden - 302
Gendscho - 309
Ghilan Schach 516
Gingo biloba - 131
Guebern - - 265

H.

Hafis 4. 33. 314. 323
Hammer (von) 521
Harez - - 253
Hatem - 123. 143
Hatem Thai - 123
Hatem Zograi - 123
Hegire - - 3
Hudhud - - 56
Hudseilite - 257
Huris - - 5. 148

I.

Iconium - - 312
Jemen - - 256
Jesdedschird - 301
Jones - - 505
Iran - - 134. 313
Israel - - - 423
Islam - - 419
Isvendiar - 370
Jussuph - 49. 122

K.

Kaschker - - 414
Kjekjawus - 313
Koraischiten - 251
Kosegarten 532. 550

L.

Lebid - - 251
Leila - - 49. 62
Lorsbach - 508

M.

Maani - - 470
Mahmud von Gasna 292
Mansur I. - 302
Marko Polo vide Polo.
Mavors - - 18
Medschnun 49. 62. 92
Mega Dhuta - 531
Mesnevvi - 339
Messud - - 514
Midianiten - 430
Mirza - - 38
Mirza Aboul Hassan Khan - - 333
Misri - - 41
Moallakat - 251
Mobeden 269. 275
Motanabbi - 144
Mosaffer - - 316
Moses - - 431
Muley - - 184

N.

Nisami 50. 157. 308. 322. 326.
Nuschirwan - 312
Nussreddin Chodscha - - 409

O.

Oasen - - 4
Olearius - - 499
Omar - - 238
Omar ebn abd el asis 335
Ormus - - 136

P.

Parse - - 215
Panbeh - - 210

Pelchwi l. Pehlewi 303
Polo (Marko) 365. 462

R.

Rodawu - - 49
Rustan. - - 49

S.

Saadi 157. 313. 322
Sacontala - 531
Sacy (Silvestre de) 555
Sahir Farjabi - 349
Saki - - 154. 195
Samaniden - 302
Samarkand - 136
Sanaji - - 350
Sapor der Erste 276
Sarab l. Saraba 414
Sassaniden 159. 208
Sawad Ben Amre 258
Schach Nameh 304
Schach Sedschan 75
Schedschaai - 345
Schehâb-eddin 62
Scheich - - 316
Schiiten - - 482
Schiras 20. 313. 316
Schirin - 49. 268
Schwächen l. Schwänchen - - 197
Seldschugiden 309
Senderud - 219
Silvia - - 494
Smerdis - - 267
Soft - - - 316
Suleika 49. 78. 119. 411
Sunnilen - - 483
Sure - - 281
Soumelpour - 136

T.

Tarafa - - 251
Tavernier - 501
Theriak - - 39
Timur - 113. 409
Tinatin di Ziba 494
Transoxanen - 75
Tulbend - - 134
Tus - - 303. 305

U. V.

Usbeken - - 414
Valle (Pietro della) 466
Vezir l. Vesir 20
Voſs - - 329

W. Z.

Wamik - - 400
Zoheir - - 252
Zoroaster - 265

Silvestre de Sacy.

Unserm Meister, geh! verpfände
Dich, o Büchlein, traulich-froh;
Hier am Anfang, hier am Ende,
Oestlich, westlich A und Ω.

سيلويستر دساسي

يا ايها الكتاب سر الي سيدنا الاعز
فسلم عليه بهذه الورقة
التي هي اول الكتاب واخره
يعني اوله في المشرق واخره في المغرب

ما نصیحت بجای خود کردیم
روزگاری درین بسر بردیم
گر نیاید بگوش رغبت کس
بر رسولان پیام باشد وبس

Wir haben nun den guten Rath gesprochen,
Und manchen unsrer Tage dran gewandt;
Mifstönt er etwa in des Menschen Ohr —
Nun, Botenpflicht ist sprechen. Damit gut.

~~Fo. E, 118.~~

Foc 26.16.

Goethe's

Beurtheilung

des Lustspiels in Straßburger Mundart

der Pfingstmontag

in fünf Aufzügen und Versen.

Aus dessen neuester Schrift: Ueber Kunst und Alterthum
zweyten Bandes, zweytem Heft.

Straßburg,
bey Philipp Jakob Dannbach, der Mairie Buchdrucker.
1820.

MANNHEIM

Oranien. Sonst war's Sorge; nach und nach ist mir's Vermuthung, zuletzt Gewißheit geworden.

Egmont. Und hat der König treuere Diener als uns?

Oranien. Wir dienen ihm auf unsre Art; und unter einander können wir gestehen, daß wir des Königs Rechte und die unsrigen wohl abzuwägen wissen.

Egmont. Wer thut's nicht? Wir sind ihm unterthan und gewärtig, in dem was ihm zukommt.

Oranien. Wenn er sich nun aber mehr zuschriebe, und Treulosigkeit nennte was wir heißen, auf unsre Rechte halten.

Egmont. Wir werden uns vertheidigen können. Er rufe die Ritter des Vließes zusammen, wir wollen uns richten lassen.

Oranien. Und was wäre ein Urtheil vor der Untersuchung? eine Strafe vor dem Urtheil?

Freunde des Verfaſſers des Pfingſtmontags, haben gegenwärtigen Abdruck veranſtalten laſſen, damit, weil die Schrift woraus er gezogen hier in wenigen Händen iſt, den Beförderern der guten Aufnahme die seines Luſtſpiel hier im Lande gefunden, die Freude nicht vorenthalten werde, an dem neuen Intereſſe, welches die vorliegende Bearbeitung darüber verbreitet, theilzunehmen, und in derſelben die Beſtätigung eigner Urtheile und Wahrnehmung zu finden.

GEH. HOF- U. STAATSARCH.

Der Pfingſtmontag,

Luſtſpiel in ſtraßburger Mundart, fünf Aufzügen und Verſen. Straßburg 1816.

Das große Verdienſt dieſes Kunſtwerks um die deutſche Sprache, jenen bedeutenden ſtraßburger Dialekt, und nebenher die verwandten oberdeutſchen, lebhaft und ausführlich dargeſtellt zu haben, iſt wohl eben Urſache, daß es nicht nach ſeinem eigentlichen Werthe allgemein beachtet werden kann; denn, indem es jenen Kreis vollkommen ausfüllt, verſchließt es ſich vor dem übrigen Vaterlande; wir wollen daher verſuchen deſſen Vorzüge unſern ſämmtlichen lieben Landsleuten eingänglicher und anſchaulicher zu machen.

„In jeder Volksmundart, ſagt der Verfaſſer, ſpricht ſich ein eigenes inneres Leben aus, welches in ſeinen Abſtufungen, eine beſondere National-Charakteriſtik darbietet.“ Dabey drängte ſich uns folgende Betrachtung auf. Wenn man auch keineswegs den Nutzen abläugnen darf, der uns durch ſo manche Idiotiken* geworden iſt, ſo kann man doch nicht abläugnen, daß jene, ſo eben berührten, in einer lebendigen, lebhaft gebrauchten Sprache unendlich mannigfaltigen Abſtufungen unter der Form eines alphabeti-

* Wörterbücher von beſondern Mundarten einer Hauptſprache. Anmerk. d. Anſtegers.

schen Lexicons nicht bezeichnet werden können, weil wir nicht erfahren wer sich dieses oder jenes Ausdruks bedient und bey welcher Gelegenheit? Deßwegen wir auch in solchen Wörterbüchern hie und da die nüzliche Bemerkung finden: daß z. B. ein oder das andere Wort von gemeinem und gemeinstem Volke, wohl auch nur von Kindern und Ammen gebraucht werde.

Die Unzulänglichkeit einer solchen Behandlung hat ein, mit dem straßburger Volkskreise von Jugend auf innigst bekanntes Talent wohl und tief gefühlt, und uns ein Werk geliefert, das an Klarheit und Vollständigkeit des Anschauens und an geistreicher Darstellung unendlicher Einzelnheiten wenig seines Gleichen finden dürfte. Der Dichter führt uns zwölf Personen aus Straßburg und drey aus der Umgegend vor. Stand, Alter, Charakter, Gesinnung, Denk- und Sprechweise contrastiren durchaus, indem sie sich wieder stufenartig an einander fügen. Alle handeln und reden vor uns meist dramatisch lebhaft; weil sie aber ihre Zustände ausführlich entwickeln sollen, so neigt sich die Handlung ins Epische, und, damit uns ja die sämtlichen Formen vorgeführt werden, weiß der Verfasser den anmuthigsten lyrischen Abschluß herbey zu leiten. Die Handlung ist in das Jahr 1789 gesezt, wo das althergebrachte straßburger Bürgerwesen sich gegen neuernden Einfluß noch einigermaßen derb und zäh bewahren konnte; und so wird uns das Werk doppelt wichtig, weil es das Andenken eines Zustandes erhält, welcher später, wo nicht zerrüttet, doch gewaltsam durch einander gerüttelt worden. Die auftretenden Charaktere schildern wir kürzlich der Reihe nach.

Starkhans, Schiffsbauer und großer Rathsherr; tüchtiger Bürger, folgerechter Hausvater, aufs zärtlichste gegen seine einzige Tochter gesinnt. Ein jüngerer Sohn, Danielchen, kommt nicht zum Vorschein und spielt schon

durch ſein Auſſenbleiben eine Rolle. Dorthee, ſeine Gattin; wackere Hausfrau, ſtrenge Wirthſchafterin; gar vielem was ſie mißbilligt mit Heftigkeit begegnend und widerſtrebend. Liſſel, ihre Tochter; reines, bürgerliches Naturkind, gehorſam, theilnehmend, wohlthätig, unſchuldig liebend, ſich an ihrer Liebe mit Verwunderung erfreuend. Mehlbrüh, Feuerſpritzenmacher und kleiner Rathsherr; in Sprüchwörtern redend, und als Mechanikus ſich höher verſteigend, an Sympathie glaubend, nicht weniger an Phyſiognomik und dergleichen. Roſine, deſſen Gattin, verſtändige gemächliche Frau, ihrem Sohn eine vortheilhafte, wo möglich reiche Heyrath wünſchend. Er iſt Wolfgang genannt, Magiſter und Abendprediger; im Beſitz hochdeutſcher Sprache und Bildung; einfachen, vernünftigen, verſtändigen Sinnes, flieſſender, löblicher Unterhaltung. Chriſtinel, Mädchen von zwanzig Jahren, und doch leider ſchon die älteſte ihrer Geſpielinnen; guter Art, aber eifrig und luſtig, gewandt, nach Heirath ſtrebend. Lizenziat Mehlbrüh, Hageſtolz, Karrikatur eines alten, ſtutzermäßig-halbfranzöſirten, mittelbürgerlichen Straßburgers. Reinbold, Mediciner Doktorand, von Bremen gebürtig; voll ndete deutſche Cultur und Sprache, einigermaßen enthuſiaſtiſch, halbpoetiſchen Ausdrucks. Frau Prechtere; maßige Frau, um ihrer Tochter willen lebend. Klärel; gleich als unglückliche Liebhaberin auftretend, dem jungen geiſtlichen Wolfgang mit Herz und Seele ergeben. Rein und ſchön wie Liſſel, an auffallend-würdiger Geſtalt ihr vorzuziehen; auf einer höhern Stufe der Empfindung, des Gedankens und Ausdrucks. Gläsler, von Kaiſersberg, Kaufmann, in Colmar wohnhaft, Meiſterſtück eines wakern, in einer Stadt zweyter Ordnung ausgebildeten Charakters. Barbel, Nachbarin; robüe, beſtigüe, mit Schimpf- und Drohworten freygebigſte Perſon. Brod, Magd bey Starkhans; neunzehnjährig; reine, derbe Mägdenatur, heiter und artig; mit der Frau im Widerſtreit, Herrn

und Tochter aufrichtig ergeben. Chriſtlieb, Pfarrer aus dem Ortenauiſchen; Klaus, aus dem Kochersberg, kommen erſt gegen das Ende, um mit Gläßler Dialect und Charakter der Umgegend darzuſtellen.

Nunmehr zeichnen wir vor allen Dingen den Gang des Stücks, um alsdann weitere Betrachtungen folgen zu laſſen. Hiebey iſt unſere Hauptabſicht, denen die es leſen, durch einen allgemeinen Begriff des Inhalts jeder Scene, über die einzelnen Sprachſchwierigkeiten hinauszuhelfen.

Erſter Aufzug.

(Pfingſtſonntag Nachmittag. Starkhans Wohnung.) Frau Dorthe ſchilt ihre Tochter Liſſel ſehr heftig, daß ſie einen Spaziergang mit den Eltern ausſchlägt, worauf ſie ſich doch vor kurzem ſo ſehr gefreut habe. Der Vater nimmt ſich des Mädchens an, der die Thränen in die Augen kamen. Die Mutter läßt ſich begütigen und geht mit dem Vater allein ſpazieren. Kaum iſt Liſſel von ihnen befreyt, ſo erklärt ſich, daß ſie einen Liebhaber in allen Ehren erwarte, von deſſen holder, tüchtiger Perſönlichkeit ſie ganz und gar durchdrungen iſt. Nur bedauert ſie, daß er das wunderliche Hochdeutſch rede, worin ſie ſich nicht ſchicken könne. Sie wünſcht in Deutſchland erzogen zu ſeyn und nicht in einer unglücklichen Penſion an der lothringer Grenze, wo ſie weder deutſch noch franzöſiſch gelernt. Chriſtinel kommt und will den zaudernden Liebhaber verdächtig machen. Liſſel vernimmts nicht, und da Reinhold hereintritt iſt ſie voll ſtiller Freude. Seine geſuchte ſchwülſtige Rede bleibt den guten Mädchen unverſtändlich, ſie legen ſichs gar wunderlich aus. Eben ſo verſteht er ſie nicht, als ſie verlangen, daß er ſie auf den Spaziergang begleiten ſoll. Endlich werden ſie einig; Liſſel will nur noch den jüngern verzogenen Bruder, Danielele, abwarten, um ihn, wie ſie den Eltern verſprochen, mitzunehmen. Rein-

hold soll indessen seinen Freund Wolfgang herbeyholen. Der deutsch-französische Licentiat tritt auf, er merkt den Mädchen sogleich ab, daß sie einen Spaziergang vorhaben und droht sie überall hin zu verfolgen. Durch ein Mährchen von einer Offiziersleiche werden sie ihn los. Christinel entfernt sich für einen Augenblick. Herr Mehlbrüh und Frau Rosine treten auf, sie quälen Lisseln mit einer nahen Heyrath, ohne den Bräutigam zu nennen, und da sie mit ihnen zu spazieren gleichfalls ablehnt, gehen sie weiter. Christinel tritt zu Lisel, die mit großen Freuden für bekannt annimmt, daß sie mit Reinhold werde verheyrathet werden. Die Freundin aber behauptet, es sey der Wolfgang gemeint. Christinel bleibt allein und es ergiebt sich, daß sie auf Reinholden selbst Absicht habe. Dieser und Wolfgang treten auf, die Jünglinge bequemen sich zur schlichten Prose, damit das Mädchen sie verstehe. Sie gebraucht nun die List erst von Wolfgang ein Bekenntniß herauszulocken, daß er liebe. Der Freund dem er nichts davon vertraut, verwundert sich befremdet, und sie sagt ihnen keck und kühn ins Gesicht: der Gegenstand sey Lisel. Reinhold, über den Verrath seines Freundes aufgebracht, entfernt sich, Wolfgang ihm nach, Christinel überlegt was weiter zu thun? Nachdem auch sie den Platz verlassen, treten beide Freunde wieder auf, und es erklärt sich, daß Wolfgang in Klärchen verliebt sey, jezt nur gegen sie zurückhaltend, weil er die Einwilligung seiner Eltern, die ihn freywillig an das reichere Lisel zu verheyrathen wünschten, erst durch Vorsprache bedeutender Gönner müsse zu erlangen bemüht seyn.

Zweyter Aufzug.

(Starkhaus Wohnung bleibt.) Brod legt Frau Dortheen die Marktrechnung ab; die strenge haushälterische Knauserey zeigt sich an dieser, an jener eine hübsche, reine Mägdehaftigkeit. Brod bleibt allein und spricht mit we-

nigen Worten das Lob des Hausherrn und der Jungfer. Der Licentiat tritt zu ihr und beginnt gleich etwas antaſtlich zu ſcharmiren; das Mädchen näckiſch gewandt, weicht aus, er verliert das Gleichgewicht, fällt zu Boden und verrückt Anzug und Kopfputz. Bryd ſchickt ſich an ihn wieder herzuſtellen, und im Geſpräch wird verplaudert, daß Liſſel den Reinhold heyrathen werde. Er ſelbſt ſcheint Abſicht auf das Mädchen zu haben, und als Frau Dorthe hereintrit, bringt er ſeine Werbung an, fährt aber ab.

(Andere bürgerliche Wohnung). Frau Prechtere und Klärel. Letztere kündigt ſich an als liebend und leidend. Nie iſt eine volle, herzliche, auf das Verdienſt des Geliebten gegründete Leidenſchaft ſchöner ausgedrückt worden, die Sorge ihn zu verlieren nie rührender. Die Mutter tröſtet ſie im allgemeinen und räth ihr die Liebe Gläßlers aus Colmar nicht ganz abzuweiſen. Der Licentiat kommt herein und, da man des Mädchens Zuſtand durch ein Kopfweh entſchuldigt, iſt er mit Recepten freygebig; noch freygebiger mit Katzengeſchichten, als die Mutter, um ſeine Fragen abzulehnen, vorgiebt: es ſey der Tochter eine geliebte Katze geſtorben. Für Ungeduld läuft das Mädchen fort. Liſſels Heyrath kommt zur Sprache; Gläßler und Chriſtinel treten auf, jener iſt herzlich und heftig verliebt in Klärel und erhebt ihr Verdienſt faſt ausſchließlich. Der Licentiat behauptet: in Straßburg gäb' es dergleichen viel, das komme von der guten Kinderzucht, die er umſtändlich ausführt und deßhalb von Gläßlern für einen Familienvater gehalten werden muß. Nun aber wird er lächerlich, indem er ſich als Hageſtolzen bekennt, doppelt aber als Klärel und Chriſtinel eintreten und er umſtändlich erzählt wie ihn die Mädchen myſtificirt. Gläßlers treu-bürgerliche Liebe bricht wieder lakoniſch-unſchätzbar hervor. Der Licentiat tadelt ihn deßhalb nicht, weil in Colmar ſolche Mädchen, wegen Mangel an Gelegenheit zu ihrer Ausbildung, nicht gefunden würden; auch überhaupt es dort nicht ſonderlich

beſtellt ſey. Gläßlers colmariſcher Patriotismus äußert ſich eben ſo derb und tüchtig wie ſeine Liebe, er fragt: ob ſie in Straßburg einen Pfeffel hätten? und wird im Hin- und Wiederreden heftig, grob und drohend. Frau Prechtere verbittet ſich ſolchen Lärm in ihrem Hauſe. Licentiat entfernt ſich. Chriſtinel, nach ihrer anſchmiegenden Weiſe, erkundigt ſich bey Gläßlern nach Colmar und der Umgegend, er beſchreibt das Oberelſaß lakoniſch, deſſen Berge, Schlöſſer, Hügel, Thäler und Flächen; es erſcheint vor unſerer Einbildungskraft weit und breit und genußvoll. Aber er hat auch ſelbſt Pferde, um ſeine Freunde und ſeine Gäſte, die er hiemit einlädt, überall herumzukutſchieren. Chriſtinel hilft ihm ſchmeichleriſch nach, Klärel nur lakoniſch und begiebt ſich, ein Uebelſeyn vorwendend, mit der Freundin weg. Frau Prechtere geſteht Gläßlern: daß ihre Tochter ſich um Wolfgang gräme. Gläßler antwortet: es ſey ihm ganz recht: denn wenn jener ſie verlaſſe, könnte ſie ihn ja haben. Gläßler, allein, drükt ſeine Liebesqual gar wunderlich aus. Reinhold tritt hinzu und da er hört Klärel ſey krank, fragt er leidenſchaftlich, warum man Wolfgang nicht hole. Dabey ergiebt ſich, daß dieſer nicht untreu ſey und daß Gläßler wohl auf Klärel Verzicht thun müſſe. Der Gute von Colmar in Verzweiflung geht ab. Reinhold, allein bleibend, macht über den gegenwärtigen Zuſtand der ſämmtlichen Liebenden, verſtändige, zarte Betrachtungen, wodurch das Künftige glücklich vorbereitet wird.

Dritter Aufzug.

(Mehlbrühs Wohnung.) Man hat Gäſte zum Abendeſſen geladen. Frau Dorthe findet ſich ein, entſchuldigt bey Frau Roſinen, daß ſie das liebe Danielele, welches noch immer nicht zu ſehen iſt, nicht mitbringen können. Auf Kinderſpiele, denen das liebe Söhnlein unmäßig ergeben, wendet ſich nun das Geſpräch. Sie ſehen hierauf

durchs Fenſter Baſe Bärbel herankommen und reden gleich Uebels genug von ihr. Sie tritt auf, zeigt ſich als leidenſchaftlich gemein, ſchüttet ihren Haß gegen Reinhold aus, ſchildert ihn als Trunkenbold und von den ſchlechteſten Sitten. Endlich entdekt ſich's woher ihre Wuth ſich ſchreibe! Er hat nemlich einmal, ſie nicht kennend, gefragt, oder ſoll gefragt haben: Wer iſt denn die dort, die rothen Puder braucht? d. h. die rothe Haare hat. Dieſes gehe nun an allen Brunnen und auf allen Märkten umher, da ſie doch gar wohl noch zu den Blonden gehöre. Ihre Raſerey hat keine Grenzen, ſie droht ihm aufpaſſen, ihn ausprügeln zu laſſen. Nun bleiben die beyden Frauen allein. Bärbels Herkunft, Schikſal und unglükliche Erziehung wird meiſterhaft geſchildert und abgeleitet. Sodann äußert Frau Roſine den Argwohn, daß Liſſel ihren Sohn Wolfgang eigentlich nicht liebe, ſondern Reinholden. Vergebens will Frau Dorthe es ihr ausreden, die Differenz läßt ſich nicht heben; einig aber als Hausfrauen eilen ſie zu ſehen ob der Abendtiſch gut gedekt und beſtellt ſey? Mehlbrüh und Reinhold kommen als Gäſte. Beym Erwähnen eines kranken Kindes in der Familie, gerathen ſie auf die Medizin. Mehlbrüh bekennt ſeinen Glauben an Sympathie und an einen Miſchmaſch wahrer und erträumter Wunderkräfte der Natur. Ingleichen hält er viel auf Phyſiognomik. Er geht ins Tafelzimmer. Reinhold, zurükbleibend, hält eine Lobrede auf Straßburg und deſſen Bewohner, ſchäzt ſein Glück hier zu heyrathen, ſich anzuſiedeln. Wolfgang kommt. Reinhold berichtet wie er die entſchiedene Leidenſchaft Klärchens zu ſeinem Freund entdekt. Die beyden Liebhaber ſchildern und loben ihre Mädchen wechſelſeitig, und begeben ſich zum Abendeſſen. Bärbel und Chriſtinel treten auf und muſtern die geladenen, eingetroffenen und ausgebliebenen Gäſte, denen ſie auf das Schlimmſte mitſpielen. Bärbel bleibt allein und entdekt ihren Vorſatz Reinholden, wenn er vom Eſſen weggehen werde, überfallen zu laſſen. In dieſem Sinne entfernt ſie ſich. Der

Licentiat tritt auf und, da er seine Absichten auf Lissel immer noch durchzusetzen gedenkt, ist ihm eine Nachricht ganz willkommen: Reinhold habe falsche Wechsel geschmiedet, und werde deßhalb mit Steckbriefen verfolgt.

Vierter Aufzug.

(Mehlbrübs Haus bleibt.) Frau Dorthe und Mehlbrüh treten auf, sie glauben dem Gerücht, daß Reinhold ein Schelm sey, und beschließen, daß beyde Familien sich vor ihm in Acht nehmen sollen, bis der Handel aufgeklärt ist.

(Starkhans Wohnung.) Er und Lissel kommen. Der Vater giebt ihr scherzhaft zu rathen auf, was er ihr für ein Geschenk bestimme? Nachdem er sie lange hingehalten, löst er endlich das Räthsel und sagt: es sey ein Mann! Lissel, nur an Reinhold denkend, läßt es ohne weiteres gelten. Für sich allein drükt sie ihr Entzücken gar anmuthig aus. Die Mutter kommt, auch diese spricht von einem Manne; es erklärt sich aber bald, daß Wolfgang gemeint sey. Von diesem will Lissel ein für allemal nichts wissen. Mutter und Tochter verzürnen sich. Starkhans tritt in den Lerm herein, und da er etwas zu tief ins Glas gegukt, wird die Sache nicht besser. Das Mädchen geht weinend zu Bette; Vater und Mutter machen sich wegen der Kinderzucht Vorwürfe und entfernen sich. Der Licentiat kommt in schmuzigen und elenden Umständen, geführt von Gläßler, Christinel und Bryd. Er ist denen von Bärbeln angestellten Aufpassern in die Hände gerathen, doch, da sie ihn bald als den Unrechten erkannten, nur oberflächlich übel zugerichtet worden. Man hilft ihm wieder zurechte und bringt ihn weg. Mehlbrüh, ob es gleich schon Nacht ist, kommt zu Starkhans, offen zu erklären: daß Wolfgang in eine Heyrath mit Lissel nicht einstimme, und da, im Verlauf des Gesprächs, das Vermögen beyder Familien in die Rede kommt, entzweyen sich die Väter aufs Heftigste;

Egmont. Eine Ungerechtigkeit, der sich Philipp nie schuldig machen wird; und eine Thorheit, die ich ihm und seinen Räthen nicht zutraue.

Oranien. Und wenn sie nun ungerecht und thöricht wären?

Egmont. Nein, Oranien, es ist nicht möglich. Wer sollte wagen Hand an uns zu legen? — Uns gefangen zu nehmen wär' ein verlornes und fruchtloses Unternehmen. Nein, sie wagen nicht das Panier der Tyranney so hoch aufzustecken. Der Windhauch, der diese Nachricht über's Land brächte, würde ein ungeheures Feuer zusammentreiben. Und wohinaus wollten sie? Richten und verdammen kann nicht der König allein; und wollten sie meuchelmörderisch an unser Leben? — Sie können nicht wollen. Ein schrecklicher Bund würde in einem Augenblick das Volk vereinigen. Haß und ewige Trennung vom Spanischen Nahmen würde sich gewaltsam erklären.

ſodann machen es die beyden Mütter nicht beſſer, und Frau Roſine zeigt ſich zulezt entſchieden, ihren Sohn zu keiner Heyrath zwingen zu wollen.

Fünfter Aufzug.

(Pfingſtmontag Morgen, öffentlicher Platz.) Die beyden Freunde treten auf, und in welcher Lage die Liebesangelegenheiten ſich befinden wird klar.

(Mehlbrühs Wohnung.) Wolfgangs Eltern, hört man, ſind durch Herrn Städtmeiſter bewogen worden in die Verbindung mit Klärchen zu willigen; ſie fühlen ſich über die Ehre, die eine hohe Magiſtrats-Perſon ihrem Wolfgang ſowohl, als ſeiner Geliebten, durch Lob und Theilnahme, bewieſen, höchſt entzükt, und der Vater findet des Sohnes eintretende Braut, die er zum erſtenmal ſieht, ſelbſt bedeutend ſchön. Eine kurze aber höchſt liebliche Scene.

(Starkhans Garten.) Licentiat erklärt, monologirend, daß er die Heyrath Gläßlers und Chriſtinels durch eine Ausſtattung begünſtigen werde, da ihr Vormund erſt in einem Jahr, wenn ſie majorenn geworden, ſeine Zuſtimmung geben wolle. Gläßler und deſſen Geliebte haben ſich um ihn, bey dem Unfall von geſtern Abend, ſehr verdient gemacht, er will ſie glüklich wiſſen, da er ſelbſt vom Heyrathen abgeſchrekt iſt. Starkhans und Frau Dorthe treten höchſt vergnügt auf. Reinhold iſt aller Schuld entbunden, der Stekbrief galt einem Landläufer, und ein Brief von Reinholds Vater an Starkhans iſt angekommen. Dieſer, Senator von Bremen und Doktor Juris, hält den Ratsherrn von Straßburg auch für einen entſchiedenen Juriſten und graduirten, titulirt ihn Hochwohlgeboren, wodurch der Schiffsbauer ſehr geſchmeichelt iſt und dem Anſuchen Reinholds um Liſſel nicht mehr wiederſtehen kann. Die Geſellſchaft verſammelt ſich, manche angenehme, aufklärende Familienunterhaltung wird gepflogen.

In dieſer frohen Stunde erinnern ſich endlich die beyden Väter, daß ſie noch zu den lezten alten Meiſterſängern gehören, die auf der Herrenſtube bis 1781 geſungen haben. Pfarrer Chriſtlieb aus der Ortenau tritt auf, da ſie ſich ſchon feyerlich niedergelaſſen. Ein liebenswürdiger junger Mann, der den Tod einer angebeteten Braut nicht verwindet. Aufgefordert, ſingt er ein ſehnſüchtiges Lied in hochdeutſcher Sprache; Wolfgang preißt gleichermaßen eine glükliche Liebe; Reinhold die gegenwärtige feſtliche Geſelligkeit; Starkhans feyert, im elſaſſer Dialect, das Lob der Stadt Straßburg und, damit es an Lächerlichem nicht fehle, trägt der Licentiat ein Gedicht vor mit falſch accentuirten Endreimen, wie es wohl halbgebildeten Menſchen begegnet, die, in ungeſchiktem Buchſtabieren ſich verwirrend, Quantität und Betonung falſch nehmen. Bäueriſch gemein, aber wacker, beſingt Claus das Lob ſeiner Annemey. Heiter aufgeregt durch ſoviel Anmuthiges, giebt Mehlbrüh endlich ſeine Einwilligung in die Heyrath Glaßlers und Chriſtinels; zum Schluß aber, um das Feſt vollkommen zu krönen, fahren Herr Städtmeiſter und Herr Ammeiſter, als Brautführer, an den Garten an. Die Geſellſchaft zieht ihnen mit Blumenſträußen entgegen und ſo iſt Pfingſtmontag, der Starkhanſiſchen Eheleute ſilberne Hochzeit, und ſo manche neue Verbindung auf alle Weiſe gefeyert.

Nach vorgetragenem Plan und deſſen Ausführung, von Scene zu Scene, kann wohl verlangt werden, daß wir noch einiges über Technik und Behandlung der vorzüglichſten Motive ſprechen, und da dürfen wir unterrichteten Leſern nicht erſt bemerklich machen, daß dem Verfaſſer eine löbliche Kunſtfertigkeit zu Dienſten ſtehe. Er überſchreibt ſein Stück: der Pfingſtmontag und beſchränkt daher, wie billig, die Zeit ſeiner Handlung auf vier und zwanzig Stunden. Sie beginnt Pfingſtſonntag nach Tiſche, die vier

erſten Acte dauern bis tief in die Nacht. Erſt, als Entwickelung und Schluß, tritt, mit dem Morgen, Pfingſtmontag hervor. Der Schauplatz iſt abwechſelnd im Hauſe einer der drey Familien, auch wohl mitunter an einem unbeſtimmt gelaſſenen Orte, und vom fünften Auftritt des lezten Aufzugs an, in Starkhans Garten, nahe vor dem Thore. Der Verfaſſer hat die Veränderung des Orts nicht über den Scenen angezeigt, wahrſcheinlich um den Freunden der drey Einheiten nicht geradehin die Beweglichkeit ſeiner Lokalitäten zu bekennen. Allein die Klarheit des Stücks wird hierdurch äußerſt getrübt und wir haben nur mit vieler Mühe den Zweck erreicht, in unſerer Darſtellung der Einbildungskraft vorzuarbeiten.

Glüklich und lobenswürdig dagegen iſt der Verfaſſer in Betracht des Sylbenmaßes. Er hat den Alexandriner mit ſtrenger Caeſur gewählt, um den Leſer, beſonders den auswärtigen, wegen Quantität und Betonung ohne Zweifel zu laſſen, welches auch für den aufmerkſamen Liebhaber vollkommen erreicht wird.

Wenden wir uns nun abermals zu dem innern Gehalte des Stücks, ſo ſieht man aus unſerm Vortrag, wie einfach und wirklich dramatiſch die Anlage des Ganzen ſey. Wenige Hinderungen und Mißverſtändniſſe ſchurzen die unſchuldigen Knoten, die ſich denn auch ganz bürgerlich und natürlich zulezt wieder auflöſen. Die Manifeſtation der auftretenden Charaktere, die Ankündigung der Figuren die man erwartet, die Bezeichnung der Perſönlichkeiten abweſender und gegenwärtiger Individuen iſt muſterhaft. Das klüglich gebrauchte Mittel, durch liebreiche Scheltworte, die in jenem Dialectskreiſe nicht ſelten ſind, mit ſcheinbarer Ungunſt etwas günſtig zu bezeichnen, iſt erfreulich wirkſam, ſo wie directes, redliches Lob, directe, gehäſſige Mißreden uns mit allen Figuren nach und nach hinlänglich bekannt machen.

Auf gleiche Weise, jedoch mit epischer Ausführlichkeit, werden wir mit allen häuslichen, geselligen, örtlichen Zuständen bekannt. Die Stadt von einem Ende zum andern, Straßen und Gäßchen, Plätze und Winkel, Wirths- und Lusthäuser, innen und außen. Zeitvertreib und Spiel der Alten wie der Jungen, Vorurtheil, Aberglaube, Gespenster und was nicht sonst! alles kommt ausführlich an die Reihe, so daß keine dunkle Stelle im ganzen Bilde bleibt. Das grenzenlose Spazierengehen, das Durcheinander-Rennen der Familienglieder aus einem Hause ins andere und die dadurch bewirkte augenblickliche Theilnahme in Freud und Leid, hat der Verfasser verständig benuzt, um seine sonst vereinzelt und zerstückelt erscheinenden Scenen vor unserm Gefühl zu motiviren.

Die hochdeutsche Büchersprache der beyden Liebhaber läßt schon darin einen zarten Unterschied bemerken, daß Wolfgangen eine ruhige Prose, wie sich dem protestantischen Geistlichen ziemt, zugetheilt ist; Reinhold aber einige Floskeln und Phrasen anzubringen pflegt, wodurch er den liebenden, liebenswürdigen Mädchen unverständlich wird. Lissel ist das reine straßburger Bürgerkind, in einer dumpfen Erziehungsanstalt zu St. Dien, weder verdorben noch gefördert; Klärel, in der Schweiz gebildet, durch Liebesschmerz erhöht, und beym Ausdruck der edelsten Gefühle, den elsasser Dialect nicht verläugnend, begünstigt einigermaßen den Uebergang zu der reineren Sprache der Liebhaber. Eben so zeichnen sich der große und kleine Rathsherr, Schiffsbauer und Spritzenmacher, von einander aus; jener tüchtig und das Nächste suchend, spricht ohne Umschweif; dieser, in wunderlichen Liebhabereyen befangen, muß auch mit seiner Sprache überall herumtasten, sich in Sprüchwörtern vorzüglich gefallen. Nun aber führen uns die Mütter in den innern Haushalt; die Magd auf den Markt; die heftige Nachbarin in die gemeinsten Umgebungen und Verhältnisse. Der Licentiat Mehlbrüh,

beschränkt und affectiert, giebt die Einmischung gallisch-deutsch ausgesprochener Worte und alle Unarten jener Zwitterschaft aufs deutlichste zu erkennen.

Wir maßen uns nicht an, die durchgängigen Feinheiten alle zu unterscheiden, zu beurtheilen, aber glauben behaupten zu dürfen, daß unter die genannten Personen alle Abstufungen der Sprache vertheilt sind, an welchen man Stand, Beschäftigung und Sitten auf das entschiedenste gesondert erkennen kann; deßwegen wir denn diesem Werke den Ehrennamen eines lebendigen Idiotikons wiederhohlt zu gewinnen wünschen.

Und so enthalten wir uns auch nicht, nochmals die Menschenkenntniß des Verfassers zu rühmen, der nicht etwa nur die Einsichten in das Gemein-Tägliche darthut, er weiß vielmehr auch das Edle und Erhabene in diesen reinen Naturmenschen zu finden und nachzubilden. Fürtrefflich gezeichnet sind Lissels Aeußerungen einer sittlich-sinnlichen Liebe, Klärels Trauer über befürchteten Verlust eines einzig geschätzten Mannes; die Einführung Klärels in die Familie des Bräutigams, die Todesgedanken des Vaters mitten im Glück, alles ist so tief und rein, als es nur irgendwo aufzuweisen wäre. Ja die Worte Lissels, Seite 132: diß macht merr nix, do geh i mit! stehen, in ihrer Art, als erhabener Laconismus, dem oft gerühmten: qu'il mourut! des Corneille völlig zur Seite. Man verzeihe uns Vorliebe und Vorurtheil und unsre, vielleicht durch Erinnerung bestochene Freude an diesem Kunstwerk.

Trafen wir sodann auf die gewaltsamen Schimpf- und Schmähreden, auf gehässige Darstellung so mancher Persönlichkeit; so fanden wir uns zu der Betrachtung genöthigt: daß Gesinnung und Redeweise sich in Straßburg, dreyhundert Jahre lang, um nicht länger zu sagen, unverändert erhalten habe, indem sich eine freye, un-

bändige Originalität in die untersten Stände geflüchtet. Sebastian Brand * und Geiler von Kaisersberg sind ihren Ruhm und Ruf doch auch nur einer heftigen, alles mißbilligenden, beschränkten Denkart und einer schonungslosen Darstellungsweise schuldig; und wenn Bärbel und Christinel sprechen, so vernimmt man ganz genau die Nachkommenschaft jener würdigen Männer. Auch diese ungebildeten Mädchen, wie jene hochgelahrten Doctoren, lästern die mitlebende Welt. Einem jeden armen Menschen wird seine Individualität, aus der er nicht heraus kann, sein beschränkter Zustand aufgemuzt, seine Liebhaberey die ihn einzig glücklich macht, verleidet und verkümmert. Und so wär' es denn, nach wie vor, das alte Narren-Schiff, die Narren-Diligence, die ewig hin- und wiederfährt.

Warum in gebildeten Ständen dergleichen nicht leicht vorkommt, beruht nur darin, daß die höher Gestellten, ohne besser, oder anders zu seyn, sich nur mehr zusammennehmen, nicht grenzenlos ihre Eigenheiten aufschließen, sondern, indem sie sich äußerlich nach allgemeinen Formen betragen, in ihr Inneres zurüktreten und von da aus den eigenen Vortheil so gut als möglich besorgen, wodurch ein allgemeines Gebrechen, der sogenannte Egoismus, über die Welt sich verbreitet, den ein jeder von seiner Seite glaubt bekämpfen zu müssen, ohne zu ahnden, daß er das Pfeifchen selbst in den Rokfalten trage. Und sodann haben wir, um übertriebene Eigenheiten zu bezeichnen, das höflichere Wörtchen Steckenpferd, den dessen Gebrauch wir einander mehr schmeicheln als verletzen.

---

* Sebastian Brand von Straßburg, gestorben im Jahr 1520, Verfasser eines satyrischen Gedichts: das Narrenschiff betitelt, das zu seiner Zeit in mehrere Sprachen, und sogar auch in Latein, übersezt wurde. Er war ein Freund des berühmten Kanzelredners Geiler von Kaisersberg, dessen Predigten ein einziges Denkmal strenger Heiligkeit und eifernden Tadels in der Geschichte jener Zeit sind.

Bemerk. d. Anfegers.

In gar manchem Sinne daher iſt dieſes Stück zu empfehlen, man betrachte nun was es bringt oder was es aufregt. Deßwegen verdient es wohl, daß wir uns noch weiter damit beſchäftigen, um zu ſeiner künftigen Verbreitung das Unſrige beyzutragen. Schon aus dem was wir geſagt, wird der nachdenkende Kenner gar leicht ermeſſen, daß dieſes Stück für die Arbeit eines ganzen Lebens angeſehen werden müſſe. Die kindlichſten Eindrücke, Jugendfreuden und Leiden, abgedrungenes Nachdenken und endlich reifes heiteres Ueberſchauen eines Zuſtandes den wir lieben, indem und weil er uns beengt; dies alles war nöthig, um eine ſolche Arbeit hervorzubringen. Wie überlegt, treu und gewiſſenhaft die Ausführung und Vollendung ſey, davon kann der wohl das beſte Zeugniß geben, der gleicher Art und Kunſt ſich befliſſen; und ſo ſagen wir beherzt, daß im ganzen Stück kein leeres, zufälliges oder nothdürftig eingeſchaltetes Flickwort zu finden ſey.

Das Stück ſpielt 1789, und wahrſcheinlicher Weiſe war es zu jener Zeit, ſeinen Haupttheilen nach, ſchon fertig, worüber uns der Verfaſſer, wenn es ihm beliebt ſich zu nennen, am beſten belehren kann. Es ward 1816 zum Beſten der Armen der, in den Kriegsvorfällen des vorhergegangenen Jahres, bey Straßburg abgebrannten Dörfer, ſo wie der ſtraßburger Armen-Arbeitsſchule gedruckt. Wahrſcheinlich erfüllte damals die Auflage den frommen Zweck und gelangte nicht in den weitern Kreis der deutſchen Leſewelt, da es ohnehin als ein verſiegeltes Buch anzuſehen war und noch iſt.

Sollte man jedoch, wie wir wünſchen, zu einer zweyten Ausgabe ſchreiten, ſo würde dabey folgendes zu beobachten räthlich ſeyn. Ein Schema des ganzen Stücks, nach unſerer Anleitung, ſollte vorausgehen, die Ortsveränderungen der Scenen gleichfalls angezeigt werden, und, ob wir ſchon ſonſt die Noten unter dem Text nicht lieben,

so würden wir doch in diesem Falle das kleine angehängte Wörterbuch unter jede Seite vertheilen und zwar, ohne den Text durch Zeichen zu entstellen, die Worte hinter einander weg, wie sie von oben bis herunter vorkommen; der Leser fände sich gleich und leicht. Wollte man sie zum Schlusse alphabetisch wiederbringen, so würden die Paar Blätter auch wohl angewendet seyn.

Durch alles das was wir vorgetragen, glauben wir zuerst diesem Werke den ehrenvollen Platz eines lebendigen Idiotikons in den Bibliotheken der deutschen Sprachkenner gesichert zu haben. Ferner werden gebildete und sich bildende Personen im langen, weiten, herrlichen Rheinthal, von Basel bis Maynz, dieses Büchlein als bekannt wieder hervorsuchen und das sämmtliche obere Deutschland, die Schweiz mit eingerechnet, wird aus diesem verwandten Kunstwerk Freude und Nutzen ziehen, und vielleicht ermuthigt sich ein ähnliches Talent zu gleicher Darstellung verwandter Zustände. In wiefern es übrigens auch in die Hände der, in Mittel- und Nieder-Deutschland hausenden Litteraturfreunde gelangen werde, steht zu erwarten, wenigstens haben ihm Hebels allgemein erfreuliche Gedichte schon glüklich den Weg gebahnt.

Wilhelm Meiſters

Wanderjahre.

Die Wanderjahre ſind nun angetreten
Und jeder Schritt des Wandrers iſt bedenklich.
Zwar pflegt er nicht zu ſingen und zu beten;
Doch wendet er, ſobald der Pfad verfänglich,
Den ernſten Blick, wo Nebel ihn umtrüben,
In's eigne Herz und in das Herz der Lieben.

Landes-
Bibliothek
Weimar

Oranien. Die Flamme wüthete dann über unſerm Grabe, und das Blut unſrer Feinde floſſe zum leeren Sühnopfer. Laß uns denken, Egmont.

Egmont. Wie ſollten ſie aber?

Oranien. Alba iſt unterwegs.

Egmont. Ich glaub's nicht.

Oranien. Ich weiß es.

Egmont. Die Regentinn wollte nichts wiſſen.

Oranien. Um deſto mehr bin ich überzeugt. Die Regentinn wird ihm Platz machen. Seinen Mordſinn kenn' ich, und ein Heer bringt er mit.

Egmont. Aufs neue die Provinzen zu beläſtigen? Das Volk wird höchſt ſchwierig werden.

Oranien. Man wird ſich der Häupter verſichern.

Egmont. Nein! Nein!

Und so heb' ich alte Schätze,
Wunderlichst in diesem Falle,
Wenn sie nicht zum Golde setze,
Sind's doch immerfort Metalle.
Man kann schmelzen, man kann scheiden,
Wird gediegen, läßt sich wägen,
Möge mancher Freund mit Freuden
Sich's nach seinem Bilde prägen!

Wilhelm Meiſters

Wanderjahre

oder

Die Entſagenden.

Ein Roman

von

Goethe.

Weimar

Erſter Theil.

Stuttgard und Tübingen,
in der Cotta'ſchen Buchhandlung.
1821.

Wüßte kaum genau zu ſagen,
Ob ich es noch ſelber bin,
Will man mich im Ganzen fragen
Sag' ich: ja So iſt mein Sinn
Iſt ein Sinn, der uns zuweilen
Bald beängſtet, bald ergötzt,
Und in ſo viel tauſend Zeilen
Wieder ſich ins Gleiche ſetzt.

Ottilien von Goethe.

Ehe wir nun weiter ſchreiten
Halte ſtill und ſieh Dich um;
Denn geſchwätzig ſind die Zeiten,
Und ſie ſind auch wieder ſtumm.

Was Du mir als Kind geweſen,
Was Du mir als Mädchen warſt
Magſt in Deinem Innern leſen,
Wie Du Dir es offenbarſt.

Deiner Treue ſey's zum Lohne,
Wenn Du dieſe Lieder ſingſt,
Daß dem Vater in dem Sohne
Tüchtig-ſchöne Knaben bringſt.

Was wird mir jede Stunde so bang? —
Das Leben ist kurz, der Tag ist lang.
Und immer sehnt sich fort das Herz,
Ich weiß nicht recht ob himmelwärts;
Fort aber will es hin und hin,
Und möchte vor sich selber fliehn.
Und fliegt es an der Liebsten Brust,
Da ruht's im Himmel unbewußt;
Des Lebens Strudel reißt es fort
Und immer hängt's an Einem Ort;
Was es gewollt, was es verlor
Es bleibt zuletzt sein eigner Thor.

Prüft das Geſchick dich, weiß es wohl warum?
Es wünſchte dich enthaltſam! Folge ſtumm.

Was machſt du an der Welt, ſie iſt ſchon geimacht,
Der Herr der Schöpfung hat alles bedacht.
Dein Loos iſt gefallen, verfolge die Weiſe,
Der Weg iſt begonnen, vollende die Reiſe:
Denn Sorgen und Kummer verändern es nicht,
Sie ſchleudern dich ewig aus gleichem Gewicht.

Enweri ſagt's, ein herrlichſter der Männer,
Des tiefſten Herzens, höchſten Hauptes Kenner;
Dir frommt an jedem Ort, zu jeder Zeit
Geradheit, Urtheil und Verträglichkeit.

Mein Erbtheil wie herrlich, weit und breit!
Die Zeit iſt mein Beſitz, mein Acker iſt die Zeit.

Noch iſt es Tag, da rühre ſich der Mann,
Die Nacht tritt ein, wo niemand wirken kann.

„Wie man nur so leben mag?
Du machst dir gar keinen guten Tag!“
Ein guter Abend kommt heran,
Wenn ich den ganzen Tag gethan.

Wenn man mich da und dorthin zerrt,
Und wo ich nichts vermag,
Bin von mir selbst nur abgesperrt,
Da hab' ich keinen Tag.

Thut sich nun auf was man bedarf
Und was ich wohl vermag,
Da greif' ich ein, es geht so scharf,
Da hab' ich meinen Tag.

Ich scheine mir an keinem Ort,
Auch Zeit ist keine Zeit,
Ein geistreich-aufgeschloßnes Wort
Wirkt auf die Ewigkeit.

Erstes Kapitel.

Die Flucht nach Aegypten.

Im Schatten eines mächtigen Felsen saß Wilhelm an grauser, bedeutender Stelle, wo sich der steile Gebirgsweg um eine Ecke herum schnell nach der Tiefe wendete. Die Sonne stand noch hoch und erleuchtete die Gipfel der Fichten in den Felsengründen zu seinen Füßen. Er bemerkte eben etwas in seine Schreibtafel, als Felix, der umhergeklettert war, mit einem Stein in der Hand zu ihm kam. Wie nennt man diesen Stein, Vater? sagte der Knabe.

Ich weiß nicht, versetzte Wilhelm.

Ist das wohl Gold, was darin so glänzt? sagte jener.

Es ist keins! versetzte dieser: und ich erinnere mich, daß es die Leute Katzengold nennen.

Katzengold! sagte der Knabe lächelnd: und warum?

Wahrscheinlich, weil es falsch ist und man die Katzen auch für falsch hält.

Das will ich mir merken, sagte der Sohn und steckte den Stein zu den übrigen, womit er schon seine Taschen gefüllt hatte.

Kaum war dieses geschehen, so zeigte sich den schroffen Weg herab eine sonderbare Erscheinung. Zwey Knaben, schön wie der Tag, in farbigen Jäckchen, die man eher für aufgebundene Hemdchen gehalten hätte, sprangen einer nach dem andern herunter und Wilhelm fand Gelegenheit sie näher zu betrachten, als sie vor ihm stutzten und einen Augenblick still hielten. Um des Aeltesten Haupt bewegten sich reiche blonde Locken, auf

welche man zuerſt blicken mußte, wenn man ihn ſah, und dann zogen ſeine klar-blauen Augen den Blick an ſich, der ſich mit Gefallen über ſeine ſchöne Geſtalt verlor. Der zweyte, mehr einen Freund als einen Bruder vorſtellend, war mit braunen und ſchlichten Haaren geziert, die ihm über die Schultern herabhingen und wovon der Widerſchein ſich in ſeinen Augen zu ſpiegeln ſchien.

Wilhelm hatte nicht Zeit dieſe beyden ſonderbaren und in der Wildniß ganz unerwarteten Weſen näher zu betrachten, indem er eine männliche Stimme vernahm, welche um die Felsecke herum ernſt aber freundlich herabrief: Warum ſteht ihr ſtille? verſperrt uns den Weg nicht!

Wilhelm ſah aufwärts, und, hatten ihn die Kinder in Verwunderung geſetzt, ſo erfüllte ihn das was ihm jetzt zu Augen kam mit Erſtaunen. Ein derber, tüchtiger, nicht allzugroßer junger Mann, leicht geſchürzt, von brauner Haut und ſchwarzen

Oranien. Laß uns gehen, jeder in ſeine Provinz. Dort wollen wir uns verſtärken; mit offner Gewalt fängt er nicht an.

Egmont. Müſſen wir ihn nicht begrüßen, wenn er kommt?

Oranien. Wir zögern.

Egmont. Und wenn er uns im Nahmen des Königs bey ſeiner Ankunft fordert?

Oranien. Suchen wir Ausflüchte.

Egmont. Und wenn er dringt?

Oranien. Entſchuldigen wir uns.

Egmont. Und wenn er drauf beſteht?

Oranien. Kommen wir um ſo weniger.

Egmont. Und der Krieg iſt erklärt, und wir ſind die Rebellen. Oranien, laß dich nicht durch Klugheit verführen; ich weiß, daß Furcht dich nicht weichen macht. Bedenke den Schritt.

Oranien. Ich hab' ihn bedacht.

Egmont. Bedenke, wenn du dich irrſt, woran du ſchuld biſt; an dem verderblichſten

Haaren, trat kräftig und sorgfältig den Felsweg herab, indem er hinter sich einen Esel führte, der erst sein wohlgenährtes und wohlgeputztes Haupt zeigte, dann aber die schöne Last, die er trug, sehen ließ. Ein sanftes, liebenswürdiges Weib saß auf einem großen, wohlbeschlagenen Sattel; in einem blauen Mantel, der sie umgab, hielt sie ein Wickenkind, das sie an ihre Brust drückte und mit unbeschreiblicher Lieblichkeit betrachtete. Dem Führer ging's wie den Kindern: er stutzte einen Augenblick, als er Wilhelmen erblickte. Das Thier verzögerte seinen Schritt, aber der Abstieg war zu jäh, die Vorüberziehenden konnten nicht anhalten und Wilhelm sah sie mit Verwunderung hinter der vorstehenden Felsenwand verschwinden.

Nichts war natürlicher, als daß ihn dieses seltsame Gesicht aus seinen Betrachtungen riß. Neugierig stand er auf und blickte von seiner Stelle nach der Tiefe hin, ob er sie nicht irgend wieder hervorkommen

sähen. Und eben war er im Begriff hinabzusteigen und diese sonderbaren Wandrer zu begrüßen, als Felix heraufkam und sagte: Vater, darf ich nicht mit diesen Kindern in ihr Haus? Sie wollen mich mitnehmen. Du sollst auch mitgehen, hat der Mann zu mir gesagt, Komm! dort unten halten sie.

Ich will mit ihnen reden, versetzte Wilhelm.

Er fand sie auf einer Stelle, wo der Weg weniger abhängig war, und verschlang mit den Augen die wunderlichen Bilder, die seine Aufmerksamkeit so sehr an sich gezogen hatten. Erst jetzt war es ihm möglich noch einen und den andren besondren Umstand zu bemerken. Der junge rüstige Mann hatte wirklich eine Polirart auf der Schulter und ein langes schwankes eisernes Winkelmaß. Die Kinder trugen große Schilfbüschel, als wenn es Palmen wären; und wenn sie von dieser Seite den Engeln glichen, so schleppten sie auch wieder kleine

Körbchen mit Eßwaren und glichen dadurch den täglichen Boten, wie sie über das Gebirg hin und her zu gehen pflegen. Auch hatte die Mutter, als er sie näher betrachtete, unter dem blauen Mantel ein röthliches, zartgefärbtes Unterkleid, so daß unser Freund die Flucht nach Aegypten, die er so oft gemalt gesehen, mit Verwunderung hier vor seinen Augen wirklich finden mußte.

Man begrüßte sich, und indem Wilhelm vor Erstaunen und Aufmerksamkeit nicht zu Wort kommen konnte, sagte der junge Mann: Unsere Kinder haben in diesem Augenblick schon Freundschaft gemacht. Wollt Ihr mit uns, um zu sehen, ob auch zwischen den Erwachsenen ein gutes Verhältniß entstehen könne?

Wilhelm bedachte sich ein wenig und versetzte dann: Der Anblick Eures kleinen Familienzuges erregt Vertrauen und Neigung, und daß ich's nur gleich gestehe, eben sowohl Neugierde und ein lebhaftes Verlan-

gen Euch näher kennen zu lernen. Denn im ersten Augenblicke möchte man bey sich die Frage aufwerfen: ob Ihr wirkliche Wanderer oder ob Ihr nur Geister seyd, die sich ein Vergnügen daraus machen dieses unwirthbare Gebirg durch angenehme Erscheinungen zu beleben.

So kommt mit in unsere Wohnung, sagte jener. Kommt mit! riefen die Kinder, indem sie den Felix schon mit sich fortzogen. Kommt mit! sagte die Frau, indem sie ihre liebenswürdige Freundlichkeit von dem Säugling ab auf den Fremdling wendete.

Ohne sich zu bedenken, sagte Wilhelm: Es thut mir leid, daß ich euch nicht sogleich folgen kann. Wenigstens diese Nacht noch muß ich oben auf dem Gränzhause zubringen. Mein Mantelsack, meine Papiere, alles liegt noch oben, ungepackt und unbesorgt. Damit ich aber Wunsch und Willen beweise Eurer freundlichen Einladung genug zu thun, so gebe ich Euch meinen Felix zum Pfande mit.

Morgen bin ich bey Euch. Wie weit ist's hin?

Vor Sonnenuntergang erreichen wir noch unsere Wohnung, sagte der Zimmermann, und von dem Gränzhause habt Ihr nur anderthalb Stunden. Euer Knabe vermehrt unsern Haushalt für diese Nacht; morgen erwarten wir Euch.

Der Mann und das Thier setzten sich in Bewegung. Wilhelm lächelte nachdenklich, als er seinen Felix so früh unter die Engel aufgenommen sah, der schon ein Schilfbündel ergriffen und dem jüngern Knaben das Körbchen abgenommen hatte. Schon drohte der Zug abermals um eine Felswand zu verschwinden, als sich Wilhelm zusammennahm und nachrief: Wie soll ich Euch aber erfragen?

Fragt nur nach Sanct Joseph! erscholl es aus der Tiefe, und die ganze Erscheinung war hinter den blauen Schattenwänden verschwunden. Ein frommer mehrstimmiger Ge-

ſang tönte verhallend aus der Ferne und Wilhelm glaubte die Stimme ſeines Felix zu unterſcheiden.

Er ſtieg aufwärts und verſpätete ſich dadurch den Sonnenuntergang. Das himmliſche Geſtirn, das er mehr denn einmal verloren hatte, erleuchtete ihn wieder, als er höher trat, und noch war es Tag, als er an ſeiner Herberge anlangte. Nochmals erfreute er ſich der großen Gebirgsanſicht und zog ſich ſodann auf ſein Zimmer zurück, wo er ſogleich die Feder ergriff und einen Theil der Nacht mit Schreiben zubrachte.

Wilhelm an Natalien.

Nun ist endlich die Höhe erreicht, die Höhe des Gebirgs, das eine mächtigere Trennung zwischen uns setzen wird als der ganze Landraum bisher. Für mein Gefühl ist man noch immer in der Nähe seiner Lieben, so lange die Ströme von uns zu ihnen laufen. Heute kann ich mir noch einbilden, der Zweig den ich in den Waldbach werfe, könnte füglich zu ihr hinabschwimmen, könnte in wenigen Tagen vor ihrem Garten landen; und so sendet unser Geist seine Bilder, das Herz seine Gefühle bequemer abwärts. Aber drüben, fürchte ich, stellt sich eine Scheidewand der Einbildungskraft und der Empfindung entgegen. Doch ist das vielleicht nur eine

voreilige Beſorglichkeit: denn es wird wohl auch drüben nicht anders ſeyn als hier. Was könnte mich von Dir ſcheiden! von Dir, der ich auf ewig geeignet bin, wenn gleich ein wunderſames Geſchick mich von Dir trennt und mir den Himmel, dem ich ſo nahe ſtand, unerwartet zuſchließt. Ich hatte Zeit mich zu faſſen, und doch hätte keine Zeit hingereicht mir dieſe Faſſung zu geben, hätte ich ſie nicht aus Deinem Munde gewonnen, von Deinen Lippen in jenem entſcheidenden Moment. Wie hätte ich mich losreißen können, wenn der dauerhafte Faden nicht geſponnen wäre, der uns für die Zeit und für die Ewigkeit verbinden ſoll. Doch ich darf ja von alle dem nicht reden. Deine zarten Gebote will ich nicht übertreten; auf dieſem Gipfel ſey es das letztemal, daß ich das Wort Trennung vor Dir ausſpreche. Mein Leben ſoll eine Wanderſchaft werden. Sonderbare Pflichten des Wanderers habe ich auszuüben und ganz eigene Prüfungen zu beſtehen. Wie lächle

ich manchmal, wenn ich die Bedingungen durchliefe, die Du mir vorschriebst, die ich mir selbst vorschrieb. Manches wird gehalten, manches übertreten; aber selbst bey der Uebertretung dient mir dieß Blatt, dieses Zeugniß von meiner letzten Beichte, meiner letzten Absolution, statt eines gebietenden Gewissens, und ich lenke wieder ein. Ich hüthe mich, und meine Fehler stürzen sich nicht mehr, wie Gebirgswasser, einer über den andern.

Doch will ich Dir gern gestehen, daß ich oft diejenigen Lehrer und Menschenführer bewundere, die ihren Schülern nur äußere, mechanische Pflichten auflegen. Sie machen sich's und der Welt leicht. Denn gerade diesen Theil meiner Verbindlichkeiten, der mir erst der beschwerlichste, der wunderlichste schien, diesen beobachte ich am bequemsten, am liebsten.

Nicht über drey Tage soll ich unter Einem Dache bleiben. Keine Herberge soll ich

verlassen, ohne daß ich mich wenigstens eine Meile von ihr entferne. Diese Gebote sind wahrhaft geeignet, meine Jahre zu Wanderjahren zu machen und zu verhindern, daß auch nicht die geringste Versuchung des Ansiedlens bey mir sich finde. Dieser Bedingung habe ich mich bisher genau unterworfen, ja mich der gegebenen Erlaubniß nicht einmal bedient. Hier ist eigentlich das erste Mal, daß ich still halte, das erste Mal, daß ich die dritte Nacht in demselben Bette schlafe. Von hier sende ich Dir manches bisher Vernommene, Beobachtete, Gesparte, und dann geht es morgen früh auf der andern Seite hinab, vorerst zu einer wunderbaren Familie, zu einer heiligen Familie möchte ich wohl sagen, von der Du in meinem Tagebuche mehr finden wirst. Jetzt lebe wohl und lege dieses Blatt mit dem Gefühl aus der Hand, daß es nur Eins zu sagen habe, nur Eines sagen und immer wiederholen möchte, aber es nicht sagen, nicht wiederholen will, bis

Kriege der je ein Land verwüſtet hat. Dein Weigern iſt das Signal, das die Provinzen mit Einemmale zu den Waffen ruft, das jede Grauſamkeit rechtfertigt, wozu Spanien von jeher nur gern den Vorwand gehaſcht hat. Was wir lange mühſelig geſtillt haben, wirſt du mit Einem Winke zur ſchrecklichſten Verwirrung aufhetzen. Denk' an die Städte, die Edeln, das Volk, an die Handlung, den Feldbau, die Gewerbe! und denke die Verwüſtung, den Mord! — Ruhig ſieht der Soldat wohl im Felde ſeinen Kameraden neben ſich hinfallen; aber den Fluß herunter werden dir die Leichen der Bürger, der Kinder, der Jungfrauen entgegenſchwimmen, daß du mit Entſetzen daſtehſt, und nicht mehr weißt, weſſen Sache du vertheidigſt; da die zu Grunde gehen, für deren Freyheit du die Waffen ergreifſt. Und wie wird dir's ſeyn, wenn du dir ſtill ſagen mußt: Für meine Sicherheit ergriff ich ſie.

Oranien. Wir ſind nicht einzelne Menſchen, Egmont. Ziemt es ſich, uns für Tau-

ich das Glück habe wieder zu Deinen Füßen zu liegen und auf Deinen Händen mich über alle das Entbehren auszuweinen.

Morgens.

Es ist eingepackt. Der Bote schnürt den Mantelsack auf das Reff. Noch ist die Sonne nicht aufgegangen, die Nebel dämpfen aus allen Gründen; aber der obere Himmel ist heiter. Wir steigen in die düstere Tiefe hinab, die sich auch bald über unserm Haupte erhellen wird. Laß mich mein letztes Ach zu Dir hinübersenden! Laß meinen letzten Blick zu Dir sich noch mit einer unwillkührlichen Thräne füllen! Ich bin entschieden und entschlossen. Du sollst keine Klagen mehr von mir hören; Du sollst nur hören was dem Wanderer begegnet. Und doch kreuzen sich, indem ich schließen will, nochmals tausend Gedanken, Wünsche, Hoffnungen und Vorsätze. Glücklicherweise treibt man mich hinweg. Der

Bote ruft, und der Wirth räumt schon wieder auf, in meiner Gegenwart, eben als wenn ich hinweg wäre, wie gefühllose unvorsichtige Erben vor dem Abscheidenden die Anstalten, sich in Besitz zu setzen, nicht verbergen.

Zweytes Kapitel.

Sanct Joseph der Zweyte.

Schon hatte der Wanderer, seinem Boten auf dem Fuße folgend, steile Felsen hinter und über sich gelassen, schon durchstrichen sie ein sanfteres Mittelgebirg und eilten durch manchen wohlbestandnen Wald, durch manchen freundlichen Wiesengrund, immer vorwärts, bis sie sich endlich an einem Abhange befanden und in ein sorgfältig bebautes, von Hügeln rings umschlossenes Thal hinabschauten. Ein großes, halb in Trümmern liegendes, halb wohlerhaltenes Klostergebäude zog sogleich die Aufmerksamkeit an sich. Dieß

iſt Sanct Joſeph, ſagte der Bote: Jammerſchade für die ſchöne Kirche! Seht nur, wie ihre Säulen und Pfeiler durch Gebüſch und Bäume noch ſo wohl erhalten durchſehen, ob ſie gleich ſchon viele hundert Jahre im Schutt liegt.

Die Kloſtergebäude hingegen, verſetzte Wilhelm, ſehe ich, ſind noch wohl erhalten. Ja, ſagte der andere, es wohnt ein Schaffner daſelbſt, der die Wirthſchaft beſorgt, die Zinſen und Zehnten einnimmt, welche man weit und breit hieher zu zahlen hat.

Unter dieſen Worten waren ſie durch das offne Thor in den geräumigen Hof gelangt, der, von ernſthaften, wohlerhaltnen Gebäuden umgeben, ſich als Aufenthalt einer ruhigen Sammlung ankündigte. Unter den Kindern, die im Hofe ſpielten, erblickte Wilhelm ſeinen Felix; die andern waren die beyden Engel von geſtern. Das Kleeblatt kam auf ihn zugelaufen, begrüßte ihn und verſicherte, daß der Vater bald zurückkommen würde. Er

ſolle einſtweilen in den Saal gehen, ſagten ſie, und dort ausruhen.

Wie verwundert war jedoch Wilhelm, als die Kinder ihn zu dem Raume führten, den ſie den Saal nannten. Gleich aus dem Hofe ging es zu einer großen Thür hinein und unſer Wanderer fand ſich in einer ſehr reinlichen, wohlerhaltenen Kapelle, die aber, wie er wohl ſah, zum häuslichen Gebrauch des täglichen Lebens eingerichtet war. An der einen Seite ſtand ein Tiſch, ein Seſſel, mehrere Stühle und Bänke, an der andern Seite ein wohlgeſchnitztes Geräſt mit bunter Töpferwaare, Krügen und Gläſern. Es fehlte nicht an einigen Truhen und Kiſten und ſo ordentlich alles war, doch nicht an dem Einladenden des häuslichen, täglichen Lebens. Das Licht fiel von hohen Fenſtern an der Seite herein. Was aber die Aufmerkſamkeit des Wanderers am meiſten erregte, waren farbige, auf die Wand gemalte Bilder, die unter den Fenſtern in ziemlicher Höhe, wie

Teppiche, um drey Theile der Kapelle herumreichten und bis auf ein Getäfel herabgingen, das die übrige Wand bis zur Erde bedeckte. Die Gemälde stellten die Geschichte des heiligen Joseph vor. Hier sah man ihn mit seiner Zimmerarbeit beschäftigt; hier begegnete er Marien, und eine Lilie sproßte zwischen beyden aus dem Boden, indem einige Engel sie lauschend umschwebten. Hier wird er getraut; es folgt der englische Gruß. Hier sitzt er mißmuthig zwischen angefangener Arbeit, läßt die Axt ruhen und sinnt darauf, seine Gattin zu verlassen. Zunächst erscheint ihm aber der Engel im Traum, und seine Lage ändert sich. Mit Andacht betrachtet er das neugeborne Kind im Stalle zu Bethlehem und betet es an. Bald darauf folgt ein wundersam schönes Bild. Man sieht mancherley Holz gezimmert; eben soll es zusammengesetzt werden, und zufälliger Weise bilden ein paar Stücke ein Kreuz. Das Kind ist auf dem Kreuze eingeschlafen, die Mut-

ter ſitzt daneben und betrachtet es mit inniger Liebe, und der Pflegvater hält mit der Arbeit inne, um den Schlaf nicht zu ſtören. Gleich darauf folgt die Flucht nach Aegypten. Sie erregte bey dem beſchauenden Wanderer ein Lächeln, indem er die Wiederholung des geſtrigen, lebendigen Bildes hier an der Wand ſah.

Nicht lange war er ſeinen Betrachtungen überlaſſen, ſo trat der Wirth herein, den er ſogleich als den Führer der heiligen Caravane wieder erkannte. Sie begrüßten ſich aufs herzlichſte, mancherley Geſpräche folgten; doch Wilhelms Aufmerkſamkeit blieb auf die Gemälde gerichtet. Der Wirth merkte das Intereſſe ſeines Gaſtes und fing lächelnd an: Gewiß, Ihr bewundert die Uebereinſtimmung dieſes Gebäudes mit ſeinen Bewohnern, die Ihr geſtern kennen lerntet. Sie iſt aber vielleicht noch ſonderbarer, als man vermuthen ſollte: das Gebäude hat eigentlich die Bewohner gemacht. Denn wenn das

Lebloſe lebendig iſt, ſo kann es auch wohl Lebendiges hervorbringen.

O ja! verſetzte Wilhelm: Es ſollte mich wundern, wenn der Geiſt, der vor Jahrhunderten in dieſer Bergöde ſo gewaltig wirkte und einen ſo mächtigen Körper von Gebäuden, Beſitzungen und Rechten an ſich zog, und dafür mannigfaltige Bildung in der Gegend verbreitete, es ſollte mich wundern, wenn er nicht auch aus dieſen Trümmern noch ſeine Lebenskraft auf ein lebendiges Weſen ausübte. Laßt uns jedoch nicht im Allgemeinen verharren, macht mich mit Eurer Geſchichte bekannt, damit ich erfahre, wie es möglich war, daß ohne Spielerey und Anmaßung die Vergangenheit ſich wieder in Euch darſtellt, und das was vorübergieng abermals herantritt.

Eben als Wilhelm belehrende Antwort von den Lippen ſeines Wirthes erwartete, rief eine freundliche Stimme im Hofe den

Namen Joseph. Der Wirth hörte darauf und ging nach der Thür.

Also heißt er auch Joseph! sagte Wilhelm zu sich selbst. Das ist doch sonderbar genug und doch eben nicht so sonderbar, als daß er seinen Heiligen im Leben darstellt. Er blickte zu gleicher Zeit nach der Thüre und sah die Mutter Gottes von gestern mit dem Manne sprechen. Sie trennten sich endlich: die Frau ging nach der gegenüberstehenden Wohnung. Marie! rief er ihr nach: nur noch ein Wort. Also heißt sie auch Marie! dachte Wilhelm: es fehlt nicht viel, so fühle ich mich achtzehnhundert Jahre zurückversetzt. Er dachte sich das ernsthaft eingeschlossene Thal, in dem er sich befand, die Trümmer und die Stille, und eine wundersam alterthümliche Stimmung überfiel ihn. Es war Zeit, daß der Wirth und die Kinder hereintraten. Die letztern foderten Wilhelm zu einem Spaziergange auf, indeß der Wirth noch einigen Geschäften vorstehen

wollte. Nun ging es durch die Ruinen des säulenreichen Kirchengebäudes, dessen hohe Giebel und Wände sich in Wind und Wetter zu befestigen schienen, indessen sich starke Bäume von Alters her auf den breiten Mauerzücken eingewurzelt hatten und in Gesellschaft von mancherley Gras, Blumen und Moos, kühn in der Luft hängende Gärten vorstellten. Sanfte Wiesenpfade führten einen lebhaften Bach hinan, und von einiger Höhe konnte der Wanderer nun das Gebäude uebst seiner Lage mit so mehr Interesse überschauen, als ihm dessen Bewohner immer merkwürdiger geworden und durch die Harmonie mit ihrer Umgebung seine lebhafteste Neugier erregt hatten.

Man kehrte zurück und fand in dem frommen Saal einen Tisch gedeckt. Oben an stand ein Lehnsessel, in den sich die Hausfrau niederließ. Neben sich hatte sie einen hohen Korb stehen, in welchem das kleine Kind lag; den Vater sodann zur linken Hand

ſende hinzugeben: ſo ziemt es ſich auch, uns für Tauſende zu ſchonen.

Egmont. Wer ſich ſchont, muß ſich ſelbſt verdächtig werden.

Oranien. Wer ſich kennt, kann ſicher vor- und rückwärts gehen.

Egmont. Das Übel, das du fürchteſt, wird gewiß durch deine That.

Oranien. Es iſt klug und kühn, dem unvermeidlichen Übel entgegenzugehn.

Egmont. Bey ſo großer Gefahr kommt die leichteſte Hoffnung in Anſchlag.

Oranien. Wir haben nicht für den leiſeſten Fußtritt Platz mehr; der Abgrund liegt hart vor uns.

Egmont. Iſt des Königs Gunſt ein ſo ſchmaler Grund?

Oranien. So ſchmal nicht, aber ſchlüpfrig.

Egmont. Bey Gott! man thut ihm Unrecht. Ich mag nicht leiden, daß man unwürdig von ihm denkt! Er iſt Karls Sohn und keiner Niedrigkeit fähig.

und Wilhelm zur rechten. Die drey Kinder besetzten den untern Raum des Tisches. Eine alte Magd brachte ein wohlzubereitetes Essen. Speise- und Trinkgeschirr deuteten gleichfalls auf vergangene Zeit. Die Kinder gaben Anlaß zur Unterhaltung, indessen Wilhelm die Gestalt und das Betragen seiner heiligen Wirthin nicht genugsam beobachten konnte.

Nach Tische zerstreute sich die Gesellschaft; der Wirth führte seinen Gast an eine schattige Stelle der Ruine, wo man von einem erhöhten Platze die angenehme Aussicht das Thal hinab vollkommen vor sich hatte, und die Berghöhen des untern Landes mit ihren fruchtbaren Abhängen und waldigen Rücken hintereinander hinausgeschoben sah. Es ist billig, sagte der Wirth, daß ich Ihre Neugierde befriedige, um so mehr als ich an Ihnen fühle, daß Sie im Stande sind auch das Wunderliche ernsthaft zu nehmen, wenn es auf einem ernsten Grunde beruht. Diese

geistliche Anstalt, von der Sie noch die Reste sehen, war der heiligen Familie gewidmet und vor Alters als Wallfahrt wegen mancher Wunder berühmt. Die Kirche war der Mutter und dem Sohne geweiht. Sie ist schon seit mehreren Jahrhunderten zerstört. Die Kapelle, dem heiligen Pflegevater gewidmet, hat sich erhalten, so auch der brauchbare Theil der Klostergebäude. Die Einkünfte bezieht schon seit geraumen Jahren ein weltlicher Fürst, der seinen Schaffner hier oben hält, und der bin ich, Sohn des vorigen Schaffners, der gleichfalls seinem Vater in dieser Stelle nachfolgte.

Der heilige Joseph, obgleich jede kirchliche Verehrung hier oben lange aufgehört hatte, war gegen unsere Familie so wohlthätig gewesen, daß man sich nicht verwundern darf, wenn man sich besonders gut gegen ihn gesinnt fühlte; und daher kam es daß man mich in der Taufe Joseph nannte und dadurch gewissermaßen meine Lebens-

weise bestimmte. Ich wuchs heran, und wenn ich mich zu meinem Vater gesellte, indem er die Einnahmen besorgte, so schloß ich mich eben so gern, ja noch lieber, an meine Mutter an, welche nach Vermögen gern ausspendete und durch ihren guten Willen und durch ihre Wohlthaten im ganzen Gebirge bekannt und geliebt war. Sie schickte mich bald da, bald dorthin, bald zu bringen, bald zu bestellen, bald zu besorgen, und ich fand mich sehr leicht in diese Art von frommem Gewerbe.

Ueberhaupt hat das Gebirgsleben etwas menschlicheres als das Leben auf dem flachen Lande. Die Bewohner sind einander näher und, wenn man will, auch ferner; die Bedürfnisse geringer, aber dringender. Der Mensch ist mehr auf sich gestellt, seinen Händen, seinen Füßen muß er vertrauen lernen. Der Arbeiter, der Bote, der Lastträger, alle vereinigen sich in Einer Person; auch steht jeder dem andern näher, begegnet ihm öfter

und lebt mit ihm in einem gemeinsamen Treiben.

Da ich noch jung war und meine Schultern nicht viel zu schleppen vermochten, fiel ich darauf, einen kleinen Esel mit Körben zu versehen und vor mir her die steilen Fußpfade hinauf und hinab zu treiben. Der Esel ist im Gebirg kein so verächtlich Thier als im flachen Lande, wo der Knecht, der mit Pferden pflügt, sich für besser hält als den andern, der den Acker mit Ochsen umreißt. Und ich ging um so mehr ohne Bedenken hinter meinem Thiere her, als ich in der Kapelle früh bemerkt hatte, daß es zu der Ehre gelangt war, Gott und seine Mutter zu tragen. Doch war diese Kapelle damals nicht in dem Zustande, in welchem sie sich gegenwärtig befindet. Sie ward als ein Schuppen, ja fast wie ein Stall behandelt. Brennholz, Stangen, Geräthschaften, Tonnen und Leitern, und was man nur wollte, war übereinander geschoben. Glücklicherweise

daß die Gemälde so hoch stehen und die Täfelung etwas aushält. Aber schon als Kind erfreute ich mich besonders über alles das Gehölz hin und her zu klettern und die Bilder zu betrachten, die mit Niemand recht auslegen konnte. Genug, ich wußte, daß der Heilige, dessen Leben oben gezeichnet war, mein Pathe sey und ich erfreute mich an ihm, als ob er mein Onkel gewesen wäre. Ich wuchs heran, und weil es eine besondere Bedingung war, daß der, welcher an das einträgliche Schaffneramt Anspruch machen wollte, ein Handwerk ausüben mußte, so sollte ich, dem Willen meiner Aeltern gemäß, welche wünschten, daß künftig diese gute Pfründe auf mich erben möchte, ein Handwerk lernen, und zwar ein solches, das zugleich hier oben in der Wirthschaft nützlich wäre.

Mein Vater war Böttcher und schaffte alles, was von dieser Arbeit nöthig war, selbst, woraus ihm und dem Ganzen großer

Wortheil erwuchs. Allein ich konnte mich nicht entschließen ihm darin nachzufolgen. Mein Verlangen zog mich unwiderstehlich nach dem Zimmerhandwerke, wovon ich das Arbeitszeug so umständlich und genau, von Jugend auf, neben meinem Heiligen gemalt gesehen. Ich erklärte meinen Wunsch; man war mir nicht entgegen, um so weniger als bey mancherley Baulichkeiten der Zimmermann oft von uns in Anspruch genommen ward, ja, bei einigem Geschick und Liebe zu feinerer Arbeit, besonders in Waldgegenden, die Tischler- und sogar die Schnitzerkünste ganz nahe liegen. Und was mich noch mehr in meinen höhern Aussichten bestärkte, war jenes Gemälde, das leider nunmehr fast ganz verloschen ist. Sobald Sie wissen, was es vorstellen soll, so werden Sie sich's entziffern können, wenn ich Sie nachher davor führe. Dem heiligen Joseph war nichts geringeres aufgetragen, als einen Thron für den König Herodes zu machen. Zwischen

zwey gegebene Säulen soll der Prachtsitz aufgeführt werden. Joseph nimmt sorgfältig das Maaß von Breite und Höhe und arbeitet einen köstlichen Königsthron. Aber wie erstaunt ist er, wie verlegen, als er den Prachtsessel herbeyschafft: er findet sich zu hoch und nicht breit genug. Mit König Herodes war, wie bekannt, nicht zu spaßen; der fromme Zimmermeister ist in der größten Verlegenheit. Das Christkind, gewohnt ihn überall hin zu begleiten, ihm in kindlich demüthigem Spiel die Werkzeuge nachzutragen, bemerkt seine Noth und ist gleich mit Rath und That zur Hand. Das Wunderkind verlangt vom Pflegevater: er soüe den Thron an der einen Seite fassen; es greift in die andere Seite des Schnitzwerks und beyde fangen an zu ziehen. Sehr leicht und bequem, als wär' er von Leder, zieht sich der Thron in die Breite, verliert verhältnißmäßig an der Höhe und paßt ganz vortrefflich an Ort und Stelle, zum größten

Troste des beruhigten Meisters und zur vollkommenen Zufriedenheit des Königs.

Jener Thron war in meiner Jugend noch recht gut zu sehen, und an den Resten der einen Seite werden Sie bemerken können, daß am Schnitzwerk nichts gespart war, das freylich dem Maler leichter fallen mußte, als es dem Zimmermann gewesen wäre, wenn man es von ihm verlangt hätte.

Hieraus zog ich aber keine Bedenklichkeit, sondern ich erblickte das Handwerk, dem ich mich gewidmet hatte, in einem so ehrenvollen Lichte, daß ich nicht erwarten konnte, bis man mich in die Lehre that; welches um so leichter auszuführen war, als in der Nachbarschaft ein Meister wohnte, der für die ganze Gegend arbeitete und mehrere Gesellen und Lehrbursche beschäftigen konnte. Ich blieb also in der Nähe meiner Aeltern und setzte gewissermaßen mein voriges Leben fort.

indem ich Feyerſtunden und Feyertage zu den wohlthätigen Botſchaften, die mir meine Mutter aufzutragen fortfuhr, verwendete.

Drittes Kapitel.

Die Heimsuchung.

So vergingen einige Jahre, fuhr der Erzähler fort. Ich begriff die Vortheile des Handwerks sehr bald, und mein Körper, durch Arbeit ausgebildet, war im Stande alles zu übernehmen was dabey gefordert wurde. Nebenher versah ich meinen alten Dienst, den ich der guten Mutter, oder vielmehr Kranken und Nothdürftigen leistete. Ich zog mit meinem Thier durchs Gebirg, vertheilte die Ladung pünktlich und nahm von Krämern und Kaufleuten rückwärts mit was uns hier oben fehlte.

Oranien. Die Könige thun nichts niedriges.

Egmont. Man ſollte ihn kennen lernen.

Oranien. Eben dieſe Kenntniß räth uns, eine gefährliche Probe nicht abzuwarten.

Egmont. Keine Probe iſt gefährlich, zu der man Muth hat.

Oranien. Du wirſt aufgebracht, Egmont.

Egmont. Ich muß mit meinen Augen ſehen.

Oranien. O ſäh'ſt du dießmal nur mit den meinigen! Freund, weil du ſie offen haſt, glaubſt du, du ſiehſt. Ich gehe! Warte du Alba's Ankunft ab, und Gott ſey bey dir. Vielleicht rettet dich mein Weigern. Vielleicht daß der Drache nichts zu fangen glaubt, wenn er uns nicht beyde auf Einmal verſchlingt. Vielleicht zögert er, um ſeinen Anſchlag ſicherer auszuführen; und vielleicht ſieheſt du indeß die Sache in ihrer wahren Geſtalt. Aber dann ſchnell! ſchnell! Rette! rette dich! — Leb' wohl! — Laß deiner Aufmerkſamkeit nichts

Mein Meister war zufrieden mit mir und meine Aeltern auch. Schon hatte ich das Vergnügen auf meinen Wanderungen manches Haus zu sehen, das ich mit aufgeführt, das ich verziert hatte. Denn besonders dieses letzte Einkerben der Balken, dieses Einschneiden von gewissen einfachen Formen, dieses Einbrennen zierender Figuren, dieses Rothmalen einiger Vertiefungen, wodurch ein hölzernes Berghaus den so lustigen Anblick gewährt, solche Künste waren mir besonders übertragen, weil ich mich am besten aus der Sache zog, der ich immer den Thron Herodes und seine Zieraten im Sinne hatte.

Unter den hülfsbedürftigen Personen, für die meine Mutter eine vorzügliche Sorge trug, standen besonders junge Frauen oben an, die sich guter Hoffnung befanden, wie ich nach und nach wohl bemerken konnte, ob man mir gleich in solchen Fällen meine Botschaften geheimnißvoll zu behandeln pflegte.

Ich hatte dabey niemals einen unmittelbaren Auftrag, sondern alles ging durch ein gutes Weib, welche nicht fern das Thal hinab wohnte und Frau Elisabeth genannt wurde. Meine Mutter, selbst in der Kunst erfahren, die so manchen gleich beym Eintritt in das Leben zum Leben rettet, stand mit Frau Elisabeth in fortdauernd gutem Vernehmen, und ich mußte oft von allen Seiten hören, daß mancher unserer rüstigen Bergbewohner diesen beyden Frauen sein Daseyn zu danken habe. Das Geheimniß, womit mich Elisabeth jederzeit empfing, die bündigen Antworten auf meine räthselhaften Fragen, die ich selbst nicht verstand, erregten mir sonderbare Ehrfurcht für sie, und ihr Haus, das höchst reinlich war, schien mir eine Art von kleinem Heiligthume vorzustellen.

Indessen hatte ich durch meine Kenntnisse und Handwerksthätigkeit in der Familie ziemlichen Einfluß gewonnen. Wie mein Vater

als Böttcher für den Keller geſorgt hatte, ſo ſorgte ich nun für Dach und Fach, und verbeſſerte manchen ſchadhaften Theil der alten Gebäude. Beſonders wußte ich einige verfallene Scheuern und Remiſen für den häuslichen Gebrauch wieder nutzbar zu machen; und kaum war dieſes geſchehen, als ich meine geliebte Kapelle zu räumen und zu reinigen anfing. In wenigen Tagen war ſie in Ordnung, faſt wie Ihr ſie ſehet; wobey ich mich bemühte die fehlenden oder beſchädigten Theile des Täfelwerks, dem Ganzen gleich, wieder herzuſtellen. Auch ſolltet Ihr dieſe Flügelthüren des Eingangs wohl für alt genug halten; ſie ſind aber von meiner Arbeit. Ich habe mehrere Jahre zugebracht, ſie in ruhigen Stunden zu ſchnitzen, nachdem ich ſie vorher aus ſtarken eichenen Bohlen im Ganzen tüchtig zuſammengefügt hatte. Was bis zu dieſer Zeit von Gemälden nicht beſchädigt oder verloſchen war, hat ſich auch noch erhalten und ich half dem Glasmei-

ſter bey einem neuen Bau, mit der Bedingung, daß er bunte Fenſter herſtellte.

Hatten jene Bilder und die Gedanken an das Leben des Heiligen meine Einbildungskraft beſchäftigt; ſo drückte ſich das alles nur viel lebhafter bey mir ein, als ich den Raum wieder für ein Heiligthum anſehen, darin, beſonders zur Sommerszeit, verweilen und über das was ich ſah oder vermuthete, mit Muße nachdenken konnte. Es lag eine unwiderſtehliche Neigung in mir dieſem Heiligen nachzufolgen; und da ſich ähnliche Begebenheiten nicht leicht herbeyrufen ließen, ſo wollte ich wenigſtens von unten auf anfangen ihm zu gleichen: wie ich den wirklich durch den Gebrauch des laſtbaren Thiers ſchon lange begonnen hatte. Das kleine Geſchöpf, deſſen ich mich bisher bedient, wollte mir nicht mehr genügen; ich ſuchte mir einen viel ſtattlichern Träger aus, ſorgte für einen wohlgebauten Sattel, der zum Reiten wie zum Packen gleich bequem war. Ein

paar neue Körbe wurden angeschafft und ein Netz von bunten Schnüren, Flocken und Quasten, mit klingenden Metallstiften untermischt, zierte den Hals des langohrigen Geschöpfs, das sich nun bald neben seinem Musterbilde an der Wand zeigen durfte. Niemanden fiel ein über mich zu spotten, wenn ich in diesem Aufzuge durchs Gebirge kam: denn man erlaubt je gern der Wohlthätigkeit eine wunderliche Außenseite.

Indessen hatte sich der Krieg, oder vielmehr die Folge desselben, unserer Gegend genähert, indem verschiedenemal gefährliche Rotten von verlaufenem Gesindel sich versammelten und hie und da manche Gewaltthätigkeit, manchen Muthwillen ausübten. Durch die gute Anstalt der Landmiliz, durch Streifungen und augenblickliche Wachsamkeit wurde dem Uebel zwar bald gesteuert; doch verfiel man zu geschwind wieder in Sorglosigkeit und ehe man sich's versah brachen wieder neue Uebelthaten hervor.

Lange war es in unserer Gegend still gewesen und ich zog mit meinem Saumrosse ruhig die gewohnten Pfade, bis ich eines Tags über die frischbesäte Waldblöße kam und an dem Rande des Hege-Grabens eine weibliche Gestalt sitzend, oder vielmehr liegend, fand. Sie schien zu schlafen oder ohnmächtig zu seyn. Ich bemühte mich um sie, und als sie ihre schönen Augen aufschlug und sich in die Höhe richtete, rief sie mit Lebhaftigkeit aus; Wo ist er? Habt Ihr ihn gesehen? Ich fragte: wen? Sie versetzte: meinen Mann! Bey ihrem höchst jugendlichen Ansehen war mir diese Antwort unerwartet; doch fuhr ich nur um desto lieber fort ihr beyzustehen und sie meiner Theilnahme zu versichern. Ich vernahm, daß die beyden Reisenden sich wegen der beschwerlichen Fuhrwege von ihrem Wagen entfernt gehabt, um einen nähern Fußweg einzuschlagen. In der Nähe seyen sie von Bewaffneten überfallen worden, ihr Mann habe sich

fechtend entfernt, sie habe ihm nicht weit folgen können und sey an dieser Stelle liegen geblieben, sie wisse nicht wie lange. Sie bitte mich inständig sie zu verlassen und ihrem Manne nachzueilen. Sie richtete sich auf ihre Füße und die schönste, liebenswürdigste Gestalt stand vor mir, doch konnte ich leicht bemerken, daß sie sich in einem Zustande befinde, in welchem sie die Beyhülfe meiner Mutter und der Frau Elisabeth wohl bald bedürfen möchte. Wir stritten uns eine Weile: denn ich verlangte sie erst in Sicherheit zu bringen; sie verlangte zuerst Nachricht von ihrem Manne. Sie wollte sich von seiner Spur nicht entfernen, und alle meine Vorstellungen hätten vielleicht nicht gefruchtet, wenn nicht eben ein Commando unserer Militz, welche durch die Nachricht von neuen Uebelthaten rege geworden war, sich durch den Wald hev bewegt hätte. Diese wurden unterrichtet, mit ihnen das Nöthige verabredet, der Ort des Zusammentreffens bestimmt

und so für dießmal die Sache geschlichtet. Geschwind versteckte ich meine Körbe in eine benachbarte Höhle, die mir schon öfters zur Niederlage gedient hatte, richtete meinen Sattel zum bequemen Sitz und hob, nicht ohne eine sonderbare Empfindung, die schöne Last auf mein williges Thier, das die gewohnten Pfade sogleich von selbst zu finden wußte und mir Gelegenheit gab nebenher zu gehen.

Ihr denkt, ohne daß ich es weitläuftig beschreibe, wie wunderlich mir zu Muthe war. Was ich so lange gesucht, hatte ich wirklich gefunden. Es war mir als wenn ich träumte, und dann gleich wieder als ob ich aus einem Traume erwachte. Diese himmlische Gestalt, wie ich sie gleichsam in der Luft schweben und vor den grünen Bäumen sich her bewegen sah, kam mir jetzt wie ein Traum vor, der durch jene Bilder in der Kapelle sich in meiner Seele erzeugte. Bald schienen mir jene Bilder nur Träume gewe-

sen zu seyn, die sich hier in eine schöne Wirklichkeit auflösten. Ich fragte sie manches, sie antwortete mir sanft und gefällig, wie es einer anständig Betrübten ziemt. Oft bat sie mich, wenn wir auf eine entblößte Höhe kamen, stille zu halten, mich umzusehen, zu horchen. Sie bat mich mit solcher Anmuth, mit einem solchen tiefwünschenden Blick unter ihren langen schwarzen Augenwimpern hervor, daß ich alles thun mußte was nur möglich war; ja, ich erkletterte eine freystehende, hohe, astlose Fichte. Nie war mir dieses Kunststück meines Handwerks willkommener gewesen; nie hatte ich mit mehr Zufriedenheit von ähnlichen Gipfeln, bey Festen und Jahrmärkten, Bänder und seidene Tücher heruntergeholt. Doch kam ich diesesmal leider ohne Ausbeute; auch oben sah' und hört' ich nichts. Endlich rief sie selbst mir herabzukommen und winkte gar lebhaft mit der Hand; ja, als ich endlich beym Herabgleiten mich in ziemlicher Höhe losließ

und herunterſprang, that ſie einen Schrey und eine ſüße Freundlichkeit verbreitete ſich über ihr Geſicht, da ſie mich unbeſchädigt vor ſich ſah.

Was ſoll ich euch lange von den hundert Aufmerkſamkeiten unterhalten, womit ich ihr den ganzen Weg über gefällig zu werden, ſie zu zerſtreuen ſuchte. Und wie könnte ich es auch! denn das iſt eben die Eigenſchaft der wahren Aufmerkſamkeit, daß ſie im Augenblick das Nichts zu Allem macht. Für mein Gefühl waren die Blumen, die ich ihr brach, die fernen Gegenden, die ich ihr zeigte, die Berge, die Wälder, die ich ihr nannte, ſo viel koſtbare Schätze, die ich ihr zuzueignen dachte, um mich mit ihr in Verhältniß zu ſetzen, wie man es durch Geſchenke zu thun ſucht.

Schon hatte ſie mich für das ganze Leben gewonnen, als wir in dem Orte vor der Thüre jener guten Frau anlangten und ich ſchon eine ſchmerzliche Trennung vor mir

entgehen: wie viel Mannſchaft er mitbringe, wie er die Stadt beſetzt, was für Macht die Regentinn behält, wie deine Freunde gefaßt ſind. Gib mir Nachricht — — — Egmont —

Egmont. Was willſt du?

Oranien ihn bey der Hand faſſend. Laß dich überreden! Geh mit!

Egmont. Wie? Thränen, Oranien?

Oranien. Einen Verlornen zu bewcinen iſt auch männlich.

Egmont. Du wähnſt mich verloren?

Oranien. Du biſt's. Bedenke! Dir bleibt nur eine kurze Friſt. Leb wohl. ab.

Egmont allein. Daß andrer Menſchen Gedanken ſolchen Einfluß auf uns haben! Mir 'wär' es nie eingekommen; und dieſer Mann trägt ſeine Sorglichkeit in mich herüber. — Weg! — Das iſt ein fremder Tropfen in meinem Blute. Gute Natur, wirf ihn wieder heraus! Und von meiner Stirne die ſinnenden Runzeln wegzubaden, gibt es ja wohl noch ein freundlich Mittel.

sah. Nochmals durchlief ich ihre ganze Gestalt, und als meine Augen an den Fuß herabkamen, bückte ich mich, als wenn ich etwas am Gurte zu thun hätte, und küßte den niedlichsten Schuh, den ich in meinem Leben gesehen hatte, doch ohne daß sie es merkte. Ich half ihr herunter, sprang die Stufen hinauf und rief in die Hausthüre: Frau Elisabeth, Ihr werdet heimgesucht! Die Gute trat hervor und ich sah ihr über die Schultern zum Hause hinaus, wie das schöne Wesen die Stufen heraufstieg, mit anmüthiger Trauer und innerlichem schmerzlichen Selbstgefühl, dann meine würdige Alte freundlich umarmte, und sich von ihr in das bessere Zimmer leiten ließ. Sie schlossen sich ein und ich stand bey meinem Esel vor der Thür, wie einer der kostbare Waaren abgeladen hat und wieder ein eben so armer Treiber ist als vorher.

Viertes Kapitel.

Der Lilienſtängel.

Ich zauderte noch mich zu entfernen, denn ich war unſchlüſſig was ich thun ſollte, als Frau Eliſabeth unter die Thüre trat und mich erſuchte meine Mutter zu ihr zu berufen, alsdann umherzugehen und wo möglich von dem Manne Nachricht zu geben. Marie läßt Euch gar ſehr darum erſuchen, ſagte ſie. Kann ich ſie nicht noch einmal ſelbſt ſprechen? verſetzte ich. Das geht nicht an, ſagte Frau Eliſabeth, und wir trennten uns. In kurzer Zeit erreichte ich unſere Wohnung; meine Mutter war bereit noch dieſen Abend hinab-

zugehen und der jungen Fremden hülfreich zu seyn. Ich eilte nach dem Lande hinunter und hoffte bey dem Amtmann die sichersten Nachrichten zu erhalten. Allein er war noch selbst in Ungewißheit, und weil er mich kannte, hieß er mich die Nacht bey ihm verweilen. Sie ward mir unendlich lang und immer hatte ich die schöne Gestalt vor Augen, wie sie auf dem Thiere schwankte und so schmerzhaft freundlich zu mir heruntersah. Jeden Augenblick hofft' ich auf Nachricht. Ich gönnte und wünschte dem guten Ehmann das Leben, und doch mochte ich sie mir so gern als Wittwe denken. Das streifende Commando fand sich nach und nach zusammen und nach mancherley abwechselnden Gerüchten zeigte sich endlich die Gewißheit, daß der Wagen gerettet, der unglückliche Gatte aber an seinen Wunden in dem benachbarten Dorfe gestorben sey. Auch vernahm ich, daß nach der früheren Abrede einige gegangen wären: diese Trauerbotschaft der Frau Elisabeth

zu verkündigen. Also hatte ich dort nichts mehr zu thun, noch zu leisten, und doch trieb mich eine unendliche Ungeduld, ein unermeßliches Verlangen durch Berg und Wald wieder vor ihre Thüre. Es war Nacht, das Haus verschlossen, ich sah Licht in den Zimmern, ich sah Schatten sich an den Vorhängen bewegen, und so saß ich gegenüber auf einer Bank, immer im Begriff anzuklopfen und immer von mancherley Betrachtungen zurückgehalten.

Jedoch, was erzähl' ich umständlich weiter, was eigentlich kein Interesse hat. Genug, auch am folgenden Morgen nahm man mich nicht ins Haus auf. Man wußte die traurige Nachricht, man bedurfte meiner nicht mehr; man schickte mich zu meinem Vater, an meine Arbeit; man antwortete nicht auf meine Fragen; man wollte mich los seyn.

Acht Tage hatte man es so mit mir getrieben, als mich endlich Frau Elisabeth hereinrief. Tretet sachte auf, mein Freund, sagte

sie: aber kommt getrost näher! Sie führte mich in ein reinliches Zimmer, wo ich in der Ecke durch halbgeöffnete Bettvorhänge meine Schöne aufrecht sitzen sah. Frau Elisabeth trat zu ihr, gleichsam um mich zu melden, hub etwas vom Bette auf und brachte mir's entgegen; in das weißeste Zeug gewickelt den schönsten Knaben. Frau Elisabeth hielt ihn gerade zwischen mich und die Mutter, und auf der Stelle fiel mir der Lilienstängel ein, der sich auf dem Bilde zwischen Maria und Joseph, als Zeuge eines reinen Verhältnisses aus der Erde hebt. Von dem Augenblicke an war mir aller Druck vom Herzen genommen; ich war meiner Sache, ich war meines Glückes gewiß. Ich konnte mit Freyheit zu ihr treten, mit ihr sprechen, ihr himmlisches Auge ertragen, den Knaben auf den Arm nehmen und ihm einen herzlichen Kuß auf die Stirn drücken.

„Wie danke ich Euch für Eure Neigung zu diesem verwais'ten Kinde! sagte die Mut-

ter. — Unbedachtsam und lebhaft rief ich aus: Es ist keine Waise mehr, wenn Ihr wollt!

Frau Elisabeth, klüger als ich, nahm mir das Kind ab und wußte mich zu entfernen.

Noch immer dient mir das Andenken jener Zeit zur glücklichsten Unterhaltung, wenn ich unsere Berge und Wälder zu durchwandern genöthigt bin. Noch weiß ich mir den kleinsten Umstand zurückzurufen, womit ich Euch jedoch, wie billig, verschone. Wochen gingen vorüber; Maria hatte sich erholt, ich konnte sie öfter sehen, mein Umgang mit ihr war eine Folge von Diensten und Aufmerksamkeiten. Ihre Familienverhältnisse erlaubten ihr einen Wohnort nach Belieben. Erst verweilte sie bey Frau Elisabeth; dann besuchte sie uns, meiner Mutter und mir für so vielen und freundlichen Beystand zu danken. Sie gefiel sich bey uns und ich schmeichelte mir, es geschehe zum Theil um mei-

netwillen. Was ich jedoch so gern gesagt hätte und nicht zu sagen wagte, kam auf eine sonderbare und liebliche Weise zur Sprache, als ich sie in die Kapelle führte, die ich schon damals zu einem wohnbaren Saal umgeschaffen hatte. Ich zeigte und erklärte ihr die Bilder, eins nach dem andern und entwickelte dabey die Pflichten eines Pflegevaters auf eine so lebendige und herzliche Weise, daß ihr die Thränen in die Augen traten und ich mit meiner Bilderdeutung nicht zu Ende kommen konnte. Ich glaubte ihrer Neigung gewiß zu seyn, ob ich gleich nicht stolz genug war, das Andenken ihres Mannes so schnell auslöschen zu wollen: Das Gesetz verpflichtet die Wittwen zu einem Trauerjahre, und gewiß ist eine solche Epoche, die den Wechsel aller irdischen Dinge in sich begreift, einem fühlenden Herzen nöthig, um die schmerzlichen Eindrücke eines großen Verlustes zu mildern. Man sieht die Blumen welken und die Blätter fallen, aber man sieht auch Früchte

reifen und neue Knospen keimen. Das Leben gehört den Lebendigen an und wer lebt, muß auf Wechsel gefaßt seyn.

Ich sprach nun mit meiner Mutter über die Angelegenheit, die mir so sehr am Herzen lag. Sie entdeckte mir darauf, wie schmerzlich Marien der Tod ihres Mannes gewesen und wie sie sich ganz allein durch den Gedanken, daß sie für das Kind leben müsse, wieder aufgerichtet habe. Meine Neigung war den Frauen nicht unbekannt geblieben, und schon hatte sich Marie an die Vorstellung gewöhnt, mit uns zu leben. Sie verweilte noch eine Zeit lang in der Nachbarschaft; dann zog sie zu uns herauf und wir lebten noch eine Weile in dem frömmsten und glücklichsten Brautstande. Endlich verbanden wir uns. Jenes erste Gefühl, das uns zusammengeführt hatte, verlor sich nicht. Die Pflichten und Freuden des Pflegevaters und Vaters vereinigten sich; und so überschritt zwar unsere kleine Familie, indem sie

sich vermehrte, ihr Vorbild an Zahl der Personen, aber die Tugenden jenes Musterbildes, an Treue und Reinheit der Gesinnungen wurden von uns heilig bewahrt und geübt. Und so erhalten wir auch mit freundlicher Gewohnheit den äußern Schein, zu dem wir zufällig gelangt und der so gut zu unserm Innern paßt: denn ob wir gleich alle gute Fußgänger und rüstige Träger sind, so bleibt das lastbare Thier doch immer in unserer Gesellschaft, um eine oder die andere Bürde fortzubringen, wenn uns ein Geschäft oder Besuch durch diese Berge und Thäler nöthigt. Wie Ihr uns gestern angetroffen habt, so kennt uns die ganze Gegend, und wir sind stolz darauf, daß unser Wandel von der Art ist, um jenen heiligen Namen und Gestalten, zu deren Nachahmung wir uns bekennen, keine Schande zu machen.

Wilhelm an Natalien.

So eben ſchließe ich eine angenehme, halb wunderbare Geſchichte, die ich für Dich aus dem Munde eines gar wackern Mannes aufgeſchrieben habe. Wenn es nicht ganz ſeine Worte ſind, wenn ich hie und da meine Geſinnungen, bey Gelegenheit der ſeinigen, ausgedrückt habe; ſo war es bey der Verwandtſchaft, die ich hier mit ihm fühlte, ganz natürlich. Jene Verehrung ſeines Weibes gleicht ſie nicht derjenigen, die ich für Dich empfinde? und hat nicht ſelbſt das Zuſammentreffen dieſer beyden Liebenden etwas ähnliches mit dem unſrigen? Daß er aber glücklich genug iſt, neben dem Thiere herzugehen, das die doppelt ſchöne Bürde trägt, daß er

Dritter Aufzug.

Pallaſt der Regentinn.

Margarete von Parma.

Ich hätte mir's vermuthen ſollen. Ha! Wenn man in Mühe und Arbeit vor ſich hinlebt, denkt man immer, man thue das Möglichſte; und der von weitem zuſieht und befiehlt, glaubt, er verlange nur das Mögliche. — O die Könige! — Ich hätte nicht geglaubt, daß es mich ſo verdrießen könnte. Es iſt ſo ſchön zu herrſchen! — Und abzudanken? — Ich weiß nicht, wie mein Vater es konnte; aber ich will es auch.

Machiavell erſcheint im Grunde.

Regentinn. Tretet näher, Machiavell. Ich denke hier über den Brief meines Bruders.

mit seinem Familienzug Abends in das alte Klosterthor eindringen kann, daß er unzertrennlich von seiner Geliebten, von den Seinigen ist, darüber darf ich ihn wohl im Stillen beneiden. Dagegen darf ich nicht einmal mein Schicksal beklagen, weil ich Dir zugesagt habe zu schweigen und zu dulden, wie Du es auch übernommen hast.

Gar manchen schönen Zug des Zusammenseyns dieser frommen und heitern Menschen muß ich übergehen: denn wie ließe sich alles schreiben! Einige Tage sind mir angenehm vergangen, aber der Dritte mahnt mich nun, auf meinen weiteren Weg bedacht zu seyn.

Mit Felix hatte ich heute einen kleinen Handel: denn er wollte fast mich nöthigen, einen meiner guten Vorsätze zu übertreten, die ich Dir angelobt habe. Ein Fehler, ein Unglück, ein Schicksal ist mir's nun einmal, daß sich, ehe ich mich's versehe, die Gesellschaft um mich vermehrt, daß ich mir eine

neue Bürde auflade, an der ich nachher zu tragen und zu schleppen habe. Nun soll auf meiner Wanderschaft kein Dritter uns ein beständiger Geselle werden. Wir wollen und sollen zu Zwey seyn und bleiben, und eben schien sich ein neues, eben nicht erfreuliches, Verhältniß anknüpfen zu wollen.

Zu den Kindern des Hauses, mit denen Felix sich spielend diese Tage her ergötzte, hatte sich ein kleiner, munterer, armer Junge gesellt, der sich eben brauchen und mißbrauchen ließ, wie es gerade das Spiel mit sich brachte, und sich sehr geschwind bey Felix in Gunst setzte. Und ich merkte schon an allerley Aeußerungen, daß dieser sich einen Gespielen für den nächsten Weg auserkohren hatte. Der Knabe ist hier in der Gegend bekannt, wird wegen seiner Munterkeit überall geduldet und empfängt gelegentlich ein Almosen. Mir aber gefiel er nicht und ich ersuchte den Hausherrn, ihn zu entfernen.

Das geſchah auch, aber Felix war unwillig darüber und es gab eine kleine Scene.

Bey dieſer Gelegenheit machte, ich eine Entdeckung, die mir angenehm war. In der Ecke der Kapelle oder des Saals ſtand ein Kaſten mit Steinen, welchen Felix, der ſeit unſerer Wanderung durchs Gebirg eine gewaltſame Neigung zum Geſtein bekommen, eifrig hervorzog und durchſuchte. Es waren ſchöne, in die Augen fallende Dinge darunter. Unſer Wirth ſagte: das Kind könne ſich ausleſen was es wolle. Es ſey dieſes Geſtein überblieben von einer großen Maſſe, die ein Freund vor kurzem von hier weggeſendet. Er nannte ihn Montan und Du kannſt denken, daß ich mich freute, dieſen Namen zu hören, unter dem einer von unſern beſten Freunden reiſ't, dem wir ſo manches ſchuldig ſind. Indem ich nach Zeit' und Umſtänden fragte, kann ich hoffen, ihn auf meiner Wanderung bald zu treffen.

Fünftes Kapitel.

Die Nachricht, daß Montan ſich in der Nähe befinde, hatte Wilhelmen nachdenklich gemacht. Er überlegte, daß es nicht bloß dem Zufall zu überlaſſen ſey, ob er einen ſo werthen Freund wiederſehen ſolle, und erkundigte ſich daher bey ſeinem Wirthe, ob man nicht wiſſe, wohin dieſer Reiſende ſeinen Weg gerichtet habe. Niemand hatte davon nähere Kenntniß, und ſchon war Wilhelm entſchloſſen ſeine Wanderung nach dem erſten Plane fortzuſetzen, als Felix ausrief: Wenn der Vater nicht ſo eigen wäre; wir

wollten Montan schon finden. Auf welche Weise? fragte Wilhelm. Felix versetzte: der kleine Fitz sagte gestern, er wolle den Herrn wohl aufspüren, der schöne Steine bey sich habe und sich auch gut darauf verstünde. Nach einigem Hin- und Wiederreden entschloß sich Wilhelm zuletzt, den Versuch zu machen und dabey auf den verdächtigen Knaben desto mehr Acht zu geben. Dieser war bald gefunden und brachte, da er vernahm worauf es angesehen sey, Schlegel und Eisen und einen tüchtigen Hammer nebst einem Säckchen mit, und lief in seiner bergmännischen Tracht munter vorauf.

Der Weg ging seitwärts abermals bergauf. Die Kinder sprangen mit einander von Fels zu Fels, über Stock und Stein, über Bach und Quelle, und ohne einen Pfad vor sich zu haben, drang Fitz, bald rechts bald links blickend, eilig hinauf. Da Wilhelm und besonders der bepackte Bote nicht so schnell folgten; so machten die Knaben den

Weg mehrmals vor und rückwärts und sangen und pfiffen. Die Gestalt einiger fremden Bäume erregte die Aufmerksamkeit des Felix, der nunmehr mit den Lerchenbäumen und Zirbelnüssen zuerst Bekanntschaft machte und von den wynderbaren Genzianen angezogen ward. Und so fehlte es der beschwerlichen Wanderung von einer Stelle zur andern nicht an Unterhaltung. Aber auf einmal legte sich ihnen ein Verhau entgegen, den ein Sturm gewaltsam übereinander geworfen hatte, — Das war nicht in meiner Rechnung, sagte Fitz. Verweilet hier, bis ich mich wiederfinde; nur nehmt euch vor der Höhle da droben in Acht! Niemand darf hineingehen, oder auch nur sich nähern, ohne beschädigt oder geneckt zu werden. — Der Knabe entfernte sich gegen die Höhe zu; der Bote dagegen, murrend über den ungewöhnlich beschwerlichen Weg, suchte, nachdem er das Gepäck niedergesetzt hatte, seit- und abwärts einen betretenen Pfad.

Kaum sah sich Felix mit dem Vater allein, als seine Neugierde rege wurde und er, ohne dergleichen zu thun, sich der Höhle sachte zu nähern suchte. Wilhelm, der es geschehen ließ, bemerkte erst nach einiger Zeit, daß der Knabe nicht mehr zu sehen war. Er stieg selbst zur Höhle hinauf, an deren Mündung er zuletzt das Kind erblickt hatte, und fand sie leer als er hineintrat. Sie war geräumig, aber zu übersehen. Er forschte nach einem andern Ausgange, fand aber keinen. Die Sache kam ihm bedenklich vor. Er nahm deßhalb das Pfeifchen zur Hand, das er am Knopfloch trug, und hörte eine Antwort auf sein Pfeifen die aus der Tiefe erscholl, so daß er nicht wußte, ob er es für ein Echo nehmen sollte; als kurz darauf Felix aus der Erde hervorguckte. Man konnte wirklich sagen, aus der Erde: denn die Felsenspalte, durch die er herausschaute, war kaum breit genug, um seinen Kopf durchzulassen. Was machst Du da? rief der Vater. — Still!

sagte Felix: bist Du allein? — Ganz allein, versetzte Wilhelm. — So gehe geschwind, rief der Knabe, und hole mir ein paar tüchtige Knüttel. Wilhelm ging und hieb mit seinem Hirschfänger aus dem Windbruche ein paar derbe Knorren heraus; Felix empfing sie und verschwand, nachdem er dem Vater zugerufen hatte: Laß Niemanden in die Höhle!

Nach einiger Zeit rief Felix: noch ein paar Knüttel und längere! Auch damit versorgte ihn der Vater, und wartete sehnlich auf die Lösung dieses Räthsels. Endlich erhub sich der Knabe schnell aus der Spalte und brachte ein Kästchen mit, nicht größer als ein kleiner Octavband, von prächtigem, alten Ansehen; es schien von Gold zu seyn, mit Schmelz geziert. Stecke es zu Dir, Vater! sagte der Knabe, und laß es Niemand sehen. Wilhelm hatte nicht Zeit viel zu fragen: denn sie hörten schon den Ruf des zurückgekommenen Boten; und kaum waren sie mit diesem zusammengetreten, als der

kleine Knappe von der Höhe zu rufen und zu winken anfing.

Als sie sich ihm näherten, rief er aus: Montan ist nicht weit; ich wette wir treffen ihn bald. — Wie kannst Du dieses behaupten? fragte Wilhelm: in einem so wilden Walde, wo kein Mensch seine Spur zurückläßt. Das ist meine Kunst, versetzte Fitz, und wie ein Irrlicht hin und wieder sprang er abermals seitwärts, um seine Herren den wunderlichsten Weg zu führen.

Felix indessen, höchst vergnügt über den gefundenen Schatz, höchst glücklich ein Geheimniß zu besitzen, hielt sich an den Vater, ohne dem Gefährten, wie bisher, lebhaft zu folgen. Er winkte dem Vater mit blinzenden Augen, indem er nach seinem kleinen Gefährten hinzielte und allerley Gesichter schnitt, um anzudeuten, wie viel er nun vor jenem voraus habe, da er ein Geheimniß bewahre, dessen Kenntniß jenem völlig abgehe. Er trieb es endlich so weit, daß jener,

der manchmal still hielt und sich umsah, es bald hätte merken müssen. Wilhelm sagte daher zu Felix: Mein Sohn, wer ein Geheimniß bewahren will, muß nicht merken lassen, daß er eins besitzt. Die Selbstgefälligkeit über das Verborgene hebt die Verborgenheit auf. — Felix that sich Gewalt an; aber zu einem muntern freyen Betragen gegen seinen Gespielen konnte er nicht wieder gelangen.

Der kleine Fitz stand auf einmal still und horchte. Er winkte die andern herbey: Hört ihr pochen? sprach er. Es ist der Schall eines Hammers, der den Fels trifft. — Wir hören's, versetzten die andern. — Das ist Montan! sagte er, oder Jemand, der uns von ihm Nachricht geben kann. — Als sie dem Schalle nachgingen, der sich von Zeit zu Zeit wiederhohlte, trafen sie auf eine Waldblöße und sahen einen steilen, hohen, nackten Felsen über alles hervorragen, die hohen Walder selbst tief unter sich lassend. Auf

Machiavell. Ich darf wissen, was er enthält?

Regentinn. So viel zärtliche Aufmerksamkeit für mich, als Sorgfalt für seine Staaten. Er rühmt die Standhaftigkeit, den Fleiß und die Treue, womit ich bisher für die Rechte seiner Majestät in diesen Landen gewacht habe. Er bedauert mich, daß mir das unbändige Volk so viel zu schaffen mache. Er ist von der Tiefe meiner Einsichten so vollkommen überzeugt, mit der Klugheit meines Betragens so außerordentlich zufrieden, daß ich fast sagen muß, der Brief ist für einen König zu schön geschrieben, für einen Bruder gewiß.

Machiavell. Es ist nicht das erstemal, daß er euch seine gerechte Zufriedenheit bezeigt.

Regentinn. Aber das erstemal, daß es rednerische Figur ist.

Machiavell. Ich versteh' euch nicht.

Regentinn. Ihr werdet. — Denn er meint, nach diesem Eingange: ohne Mannschaft, ohne eine kleine Armee werde ich immer hier

dem Gipfel erblickten sie eine Person. Sie stand zu entfernt, um erkannt zu werden. Sogleich machten sich die Kinder auf, die schroffen Pfade zu erklettern. Wilhelm folgte mit einiger Beschwerlichkeit, ja Gefahr: denn wer zuerst einen Felsen hinaufsteigt, geht immer sicherer, weil er sich die Gelegenheit aussucht; einer der nachfolgt, sieht nur wohin jener gelangt ist, aber nicht wie. Die Knaben erreichten bald den Gipfel, und Wilhelm vernahm ein lautes Freudengeschrey. Es ist Jarno! rief Felix seinem Vater entgegen, und Jarno trat sogleich an eine schroffe Stelle, reichte seinem Freunde die Hand und zog ihn aufwärts. Sie umarmten und bewillkommten sich in der freyen Himmelsluft mit Entzücken.

Kaum aber hatten sie sich losgelassen, als Wilhelmen ein Schwindel überfiel, nicht sowohl um seinetwillen, als weil er die Kinder über dem ungeheuren Abgrunde hängen sah. Jarno bemerkte es und hieß alle sogleich nie-

dersitzen. Es ist nichts natürlicher, sagte er, als daß uns vor einem großen Anblick schwindelt, vor dem wir uns unerwartet befinden, um zugleich unsre Kleinheit und unsre Größe zu fühlen. Aber es ist ja überhaupt kein ächter Genuß als da, wo man erst schwindeln muß.

Sind denn das da unten die großen Berge, über die wir gestiegen sind? fragte Felix. Wie klein sehen sie aus! Und hier, fuhr er fort, indem er ein Stückchen Stein vom Gipfel loslöste, ist ja schon das Katzengold wieder; daß ist ja wohl überall? — Es ist weit und breit, versetzte Jarno; und da Du nach solchen Dingen fragst, so merke Dir, daß Du gegenwärtig auf dem ältesten Gebirge, auf dem frühsten Gestein dieser Welt sitzest. — Ist denn die Welt nicht auf einmal gemacht? fragte Felix. — Schwerlich, versetzte Montan: gut Ding will Weile haben. — Da unten ist also wieder anderes Gestein, sagte Felix, und dort wieder anderes, und immer

wieder anderes! indem er von den nächsten Bergen auf die entfernteren und so in die Ebene hinabwies.

Es war ein sehr schöner Tag und Jarno ließ sie die herrliche Aussicht im Einzelnen betrachten. Noch standen hie und da mehrere Gipfel, dem ähnlich worauf sie sich befanden. Ein mittleres Gebirg schien heranzustreben, aber erreichte noch lange die Höhe nicht. Weiter hin verflächte es sich immer mehr; doch zeigten sich wieder seltsam vorspringende Gestalten. Endlich wurden auch in der Ferne die Seen, die Flüsse sichtbar und eine fruchtreiche Gegend schien sich wie ein Meer auszubreiten. Zog sich der Blick wieder zurück, so drang er in schauerliche Tiefen, von Wasserfällen durchrauscht, labyrinthisch mit einander zusammenhängend.

Felix ward des Fragens nicht müde und Jarno gefällig genug ihm jede Frage zu beantworten; wobey jedoch Wilhelm zu bemerken glaubte, daß der Lehrer nicht durchaus

wahr und aufrichtig sey. Daher, als die unruhigen Knaben weiter kletterten, sagte Wilhelm zu seinem Freunde: Du hast mit dem Kinde über diese Sachen nicht gesprochen, wie Du mit Dir selber darüber sprichst. — Das ist auch eine starke Forderung, versetzte Jarno. Spricht man ja mit sich selbst nicht immer, wie man denkt, und es ist Pflicht, andern nur dasjenige zu sagen, was sie aufnehmen können. Der Mensch versteht nichts, als was ihm gemäß ist. Die Kinder an der Gegenwart festzuhalten, ihnen eine Benennung, eine Bezeichnung zu überliefern, ist das beste was man thun kann. Sie fragen ohnehin früh genug nach den Ursachen.

Es ist ihnen nicht zu verdenken, versetzte Wilhelm. Die Mannigfaltigkeit der Gegenstände verwirrt jeden, und es ist bequemer, anstatt sie zu entwickeln, geschwind zu fragen: woher? und wohin? — Und doch kann man, sagte Jarno, da Kinder die Gegenstände nur oberflächlich sehen, mit ihnen vom

Werden und vom Zweck auch nur oberflächlich reden. — Die meisten Menschen, erwiederte Wilhelm, bleiben lebenslänglich in diesem Falle und erreichen nicht jene herrliche Epoche, in der uns das Faßliche gemein und albern vorkommt. — Man kann sie wohl herrlich nennen, versetzte Jarno: denn es ist ein Mittelzustand zwischen Verzweiflung und Vergötterung. — Laß uns bey dem Knaben verharren, sagte Wilhelm, der mir nun vor allem angelegen ist. Er hat nun einmal Freude an dem Gestein gewonnen, seitdem wir auf der Reise sind. Kannst Du mir nicht so viel mittheilen, daß ich ihm, wenigstens auf eine Zeit, genug thue? — Das geht nicht an, sagte Jarno. In einem jeden neuen Kreise muß man zuerst wieder als Kind anfangen, leidenschaftliches Interesse auf die Sache werfen, sich erst an der Schale freuen, bis man zu dem Kerne zu gelangen das Glück hat.

So sage mir denn, versetzte Wilhelm,

wie bist Du zu diesen Kenntnissen und Einsichten gelangt? denn es ist doch so lange noch nicht her, daß wir auseinander gingen. — Mein Freund, versetzt Jarno, wir mußten uns resigniren, wo nicht für immer, doch für eine gute Zeit. Das erste was einem tüchtigen Menschen unter solchen Umständen einfällt, ist ein neues Leben zu beginnen. Neue Gegenstände sind ihm nicht genug: diese taugen nur zur Zerstreuung; er fordert ein neues Ganze und stellt sich gleich in dessen Mitte. — Warum denn aber, fiel ihm Wilhelm ein, gerade dieses Allerseltsamste, diese einsamste aller Neigungen? — Eben deßhalb, rief Jarno, weil sie einsiedlerisch ist. Die Menschen wollt' ich meiden. Ihnen ist nicht zu helfen und sie hindern uns, daß man sich selbst hilft. Sind sie glücklich, so soll man sie in ihren Albernheiten gewähren lassen; sind sie unglücklich, so soll man sie retten, ohne diese Albernheiten anzutasten; und Niemand fragt jemals, ob Du glücklich oder

unglücklich bist. — Es steht noch nicht so ganz schlimm mit ihnen, versetzte Wilhelm lächelnd. — Ich will Dir Dein Glück nicht absprechen, sagte Jarno. Wandre nur hin! Du zweyter Diogenes. Laß Dein Lämpchen am hellen Tage nicht verlöschen! Dort hinabwärts liegt eine neue Welt vor Dir; aber ich will wetten, es geht darin zu, wie in der alten hinter uns. Wenn Du nicht kuppeln und Schulden bezahlen kannst, so bist Du unter ihnen nichts nütze. — Unterhaltender scheinen sie mir doch, versetzte Wilhelm, als Deine starren Felsen. — Keineswegs! versetzte Jarno: denn diese sind wenigstens nicht zu begreifen.

Sechstes Kapitel.

Beyde Freunde waren nicht ohne Sorgfalt und Mühe herabgestiegen, um die Kinder zu erreichen, die sich unten an einem schattigen Orte gelagert hatten. Fast eifriger als der Mundvorrath wurden die gesammelten Steinmuster von Montan und Felix ausgepackt. Der letztere hatte viel zu fragen, der erstere viel zu benennen. Felix freute sich, daß jener die Namen von allen wisse und behielt sie schnell im Gedächtniß. Endlich brachte er noch einen hervor und fragte: wie heißt denn dieser? Montan betrachtete ihn mit Verwunderung und sagte: wo habt

ihr ihn her? Fitz antwortete schnell: ich habe ihn gefunden, er ist aus diesem Lande. — Er ist nicht aus dieser Gegend, versetzte Montan, — Felix freute sich, den überlegenen Mann in einigem Zweifel zu sehen. — Du sollst einen Ducaten haben, sagte Montan, wenn Du mich an die Stelle bringst, wo er ansteht. — Der ist leicht zu verdienen, versetzte Fitz, aber nicht gleich. — So bezeichne mir den Ort genau, daß ich ihn gewiß finden kann; aber es ist unmöglich! denn es ist dieß ein Kreuzstein, der von St. Jacob in Compostell kommt, und den ein Fremder verloren hat, wenn Du ihn nicht gar entwendet hast, da er so wunderbar aussieht. — Gebt euren Ducaten, sagte Fitz, dem Reisegefährten in Verwahrung, und ich will aufrichtig bekennen, wo ich den Stein her habe. In der verfallenen Kirche zu St. Joseph befindet sich ein gleichfalls verfallener Altar. Unter den auseinander gebrochenen obern Steinen desselben entdeckt'

ich eine Schicht von diesem Gestein, das jenen zur Grundlage diente, und schlug davon soviel herunter als ich habhaft werden konnte. Wälzte man die oberen Steine weg, so würde gewiß noch viel davon zu finden seyn.

Nimm dein Goldstück, versetzte Montan: Du verdienst es für diese Entdeckung. Sie ist artig genug. Man freut sich mit Recht, wenn die leblose Natur ein Gleichniß dessen, was wir lieben und verehren, hervorbringt. Sie erscheint uns in Gestalt einer Sibylle, die ein Zeugniß dessen was von Ewigkeit her beschlossen ist, und erst in der Zeit wirklich werden soll, zum Voraus niederlegt. Hierauf als auf eine wundervolle, heilige Schicht hatten die Priester ihren Altar gegründet.

Wilhelm, der eine Zeit lang zugehört und bemerkt hatte, daß manche Benennung, manche Bezeichnung wiederkam, wiederholte seinen schon früher geäußerten Wunsch: daß Montan ihm so viel mittheilen möge, als

eine üble Figur ſpielen! Wir hätten, ſagt er, unrecht gethan, auf die Klagen der Einwohner unſre Soldaten aus den Provinzen zu ziehen. Eine Beſatzung, meint er, die dem Bürger auf dem Nacken laſtet, verbiethe ihm durch ihre Schwere, große Sprünge zu machen.

Machiavell. Es würde die Gemüther äußerſt aufbringen.

Regentinn. Der König meint aber, hörſt du? — Er meint, daß ein tüchtiger General, ſo einer, der gar keine Raiſon annimmt, gar bald mit Volk und Adel, Bürgern und Bauern fertig werden könne; — und ſchickt deswegen mit einem ſtarken Heere — den Herzog von Alba.

Machiavell. Alba?

Regentinn. Du wunderſt dich?

Machiavell. Ihr ſagt: er ſchickt. Er fragt wohl, ob er ſchicken ſoll?

Regentinn. Der König fragt nicht; er ſchickt.

er zum ersten Unterricht des Knaben nöthig hätte. — Gieb das auf, versetzte Montan. Es ist nichts schrecklicher als ein Lehrer, der nicht mehr weiß als die Schüler allenfalls wissen sollen. Wer andere lehren will, kann wohl oft das beste verschweigen was er weiß, aber er darf nicht halbwissend seyn. — Wo sind denn aber so vollkommene Lehrer zu finden? — Die triffst Du sehr leicht, versetzte Montan. — Wo denn? sagte Wilhelm mit einigem Unglauben. — Da, wo die Sache zu Hause ist, die Du lernen willst, versetzte Montan. Den besten Unterricht zieht man aus vollständiger Umgebung. Lernst Du nicht fremde Sprachen in den Ländern am besten, wo sie zu Hause sind? wo nur diese und keine andere weiter Dein Ohr berührt. — Und so wärst Du, fragte Wilhelm, zwischen den Gebirgen zur Kenntniß der Gebirge gelangt? — Das versteht sich. — Ohne mit Menschen umzugehen? fragte Wilhelm. — Wenigstens nur mit Menschen, versetzte jener,

die bergartig waren. Da wo die Pygmäen, angereizt durch die Metall-Adern, den Fels durchwühlen, das Innere der Erde zugänglich machen und auf alle Weise die schwersten Aufgaben zu lösen suchen, da ist der Platz, wo der wißbegierige Denkende seinen Standpunkt nehmen soll. Er sieht handlen, thun, läßt geschehen und erfreut sich des Geglückten und Mißglückten. Was nützt, ist nur ein Theil des Bedeutenden. Um einen Gegenstand ganz zu besitzen, zu beherrschen, muß man ihn um sein selbst willen studiren.

Ist ein solcher Platz in der Nähe? sagte Wilhelm. Ich hätte Lust meinen Felix hinzubringen. — Das erste kann ich bejahen, erwiederte Montan; das zweyte nicht geradezu billigen. Wenigstens mußt Du vorher von mir vernehmen, daß Dir die Wahl übrig bleibt, andere solche Thätigkeiten, andere Kenntnisse, andere Künste für Deinen Felix auszusuchen, die ihm vielleicht angemessener sind, als diese

Liebhaberey, die er im Augenblick, wohl nur aus Nachahmung, ergriffen hat. — Erkläre Dich deutlicher, fiel ihm Wilhelm ein. — So muß ich Dir vertrauen, fuhr Montan fort, daß Du Dich an den Gränzen einer Provinz befindest, die ich mit Recht ein pädagogisches Utopien nennen würde. In der Ueberzeugung, daß nur ein Einziges in vollständiger Umgebung getrieben, gelehrt und überliefert werden könne, sind mehrere solche Punkte thätiger Belehrung über einen großen Raum gleichsam ausgesäet. An jedem Ort findest Du eine kleine Welt, aber in ihrer Beschränktheit so vollkommen, daß sie jede andere Welt, ja sogar die große, abbilden und vorstellen muß. — Es ist mir nicht ganz deutlich, was Du darunter verstehen kannst, unterbrach ihn Wilhelm. — Es soll Dir gleich deutlich werden, versetzte jener. Wie Du zunächst hier unten im Gebirg um eine Masse metallreicher Felsen alles versammelt findest, was dazu dienen kann, daß der

Mensch diese kostbaren Naturschätze sich aneigne, und sich zugleich allgemeine Begriffe bilde, um die unbezwingliche Natur desto bequemer nach seinen Zwecken zu handhaben; so findest Du unten in der letzten Tiefe, draußen in der Fläche, wo große Wiesen und Weiden sich ausdehnen, die Sorgfalt für einen andern wichtigen Schatz, der dem Menschen von der Natur übergeben worden. — Das wäre? fragte Wilhelm. — Das Pferd, versetzte jener. Dort umgiebt Dich alles, was über Zucht, Nahrung, Wachsthum und zugleich über Benutzung des edlen Thiers belehren kann. Wie man hier oben pocht, gräbt und klettert, so hat man dort nichts angelegeneres als die, gleichsam aus der Erde entspringende, junge Zucht zu füttern, zu weiden, zu treiben, zu führen, zu zäumen, sich darauf zu schwingen und in allen Arten von Bewegungen, natürlichen und künstlichen, sich über den Boden hintragen zu lassen.

Felix, der höchst aufmerksam heranrückte, rief einfallend: O da wollen wir hin! das ist denn doch das Schönste, das Beste. — Es ist weit hin, versetzte Jarno, und Du findest dazwischen noch etwas Angenehmeres und Gemäßeres. Jede Art von Thätigkeit, fuhr er fort, möchte das Kind ergreifen, weil alles so leicht aussieht, was vortrefflich ausgeübt wird. Aller Anfang ist schwer. Das mag in einem gewissen Sinne wahr seyn; allgemeiner aber kann man sagen: aller Anfang ist leicht und die letzten Stufen werden am schwersten und seltensten erstiegen.

Wilhelm, der indessen nachgedacht hatte, sagte zu Montan: Ist dieses wirklich so, wie Du mir erzählst, daß man die sämmtlichen Thätigkeiten, wie in der Ausübung, so auch im Unterricht gesondert hat? — Man hat es gethan, versetzte Jarno: und zwar mit Recht. Was der Mensch leisten soll, muß sich als ein zweytes Selbst von ihm ablösen,

und wie wäre das möglich, wenn sein erstes Selbst nicht ganz davon durchdrungen ist. — Man hat aber doch eine vielseitige Bildung für sehr vortheilhaft gehalten? — Sie kann es auch seyn, versetzte jener: Alles zu seiner Zeit. Jetzt ist die Zeit der Einseitigkeiten. Wohl dem, der es begreift und für sich und andre in diesem Sinne wirkt. — In meinem Sinne kann es nicht seyn, entgegnete Wilhelm; doch sage mir: Wenn ich meinen Felix auch nur auf einige Zeit in einen solchen Kreis bannen wollte, welchen würdest Du mir anrathen? — Es ist ganz einerley, versetzte Jarno. Man kann nicht leicht sagen, wozu der Mensch Fähigkeit habe. Doch würde ich immer zum lustigsten rathen. Bringe ihn zu jenen Pferdebändigern. Als Stalljunge anzufangen ist zwar eben so beschwerlich, als mit dem Pochjungen zu beginnen; doch ist die Aussicht immer noch heiter genug, sich zuletzt durch die Welt tragen zu lassen.

Es läßt sich denken, daß Wilhelm noch manche Zweifel vorbrachte, auf Manches neugierig war, worüber ihn Jarno nur in seiner laconischen Weise belehrte, zuletzt aber in diese Worte ausbrach: In allem von unten hinauf zu dienen, ist nöthig. Sich auf Ein Handwerk zu beschränken, ist das beste. Für den geringsten Kopf wird es immer ein Handwerk, für den bessern eine Kunst, und der beste, wenn er eins thut, thut er alles, oder, um weniger paradox zu seyn, in dem Einen was er recht thut, sieht er das Gleichniß von allem was recht gethan wird. Führe Deinen Felix, fuhr er fort, durch die Provinz, zeige ihn den Vorstehern: sie werden ihn schnell beurtheilen und ihn am vortheilhaftesten unterbringen. Der Knabe muß unter seines Gleichen, sonst sucht er sie sich selbst; und dann findet er in seinen Gesellen nur Schmeichler oder Tyrannen.

Siebentes Kapitel.

Nach verflossenem dritten Tage mußten die Freunde, der Verabredung unserer Entsagenden gemäß, von einander scheiden, und Jarno betheuerte: er werde nunmehr so tief in das wüste Gebirg fliehen, daß ihn gewiß Niemand wieder aufzufinden im Stande seyn sollte. Es ist nichts schrecklicher, sagte er, in unserer Lage, als einen wahren alten Freund wiederzufinden, dem man sich ganz vertrauen darf. So lange wir allein sind, bilden wir uns ein, das Betrachtenswerthe sey unendlich; hat man aber eine Weile gesprochen, und zwar recht von Herzen, so

sieht man, wie geschwind sich das alles erschöpft. Nichts ist unendlich als die Albernheit. Gescheite Leute verständigen sich leicht und dann sind sie fertig. Nun will ich mich aber in die Felsklüfte versenken, mit ihnen ein stummes, unergründliches Gespräch zu führen.

Nimm dich in Acht, versetzte Wilhelm scherzend, daß Fitz dir nicht auf die Spur kommt. Wenigstens dießmal hat er dich glücklich ausgefunden. — Wie hast du das angefangen? fragte Montan. Am Ende war es doch nur Zufall. — Keineswegs, versetzte Fitz: und ich entdecke mein Geheimniß um ein Beliebiges. Die Herren Bergliebhaber, wo sie gehen, schlagen rechts und links, von jedem Stein, von jedem Felsen ein Stück ab, als wenn überall Gold und Silber verborgen wäre. Dieser Spur darf man nur folgen; und wo irgend eine Ecke frischen Bruch zeigt, da ist so ein Herr gewesen. Man bemerkt immer so fort, und

findet wohl endlich, wo er hingekommen ist. — Fitz wurde belobt und beschenkt. Die Freunde schieden, Montan allein, und die kleine Caravane zusammen. Wilhelm hatte den Ort bestimmt, wo sie hinwandern wollten. Der Bote schlug den Weg ein; die Kinder aber hatten sich in den Kopf gesetzt, unterwegs das Riesenschloß zu sehen, von welchem Fitz soviel zu erzählen wußte. Felix war auf die großen schwarzen Säulen sehr neugierig, auf das große Thor, auf die Keller, Höhlen und Gewölbe, und hoffte vielleicht einen zweiten Fund zu thun, und einen bedeutendern als den ersten.

Wie er zu diesem gelangt, hatte er in der Zwischenzeit seinem Vater erzählt. Neugierig war er in jene Spalte gekrochen und hatte unten einen ziemlich erhellten Raum und in demselben einen großen eisernen Kasten gefunden, der zwar nicht verschlossen war, dessen Deckel er jedoch nicht zu erheben, nur zu lüften vermochte. Um nun darüber Herr

Machiavell. So werdet ihr einen erfahrnen Krieger in euern Dienſten haben.

Regentinn. In meinen Dienſten? Rede gerad' heraus, Machiavell.

Machiavell. Ich möcht' euch nicht vorgreifen.

Regentinn. Und ich möchte mich verſtellen. Es iſt mir empfindlich, ſehr empfindlich. Ich wollte lieber, mein Bruder ſagte wie er's denkt, als daß er förmliche Epiſteln unterſchreibt, die ein Staatsſecretär aufſetzt.

Machiavell. Sollte man nicht einſehen? —

Regentinn. Und ich kenne ſie inwendig und auswendig. Sie möchten's gern geſäubert und gekehrt haben; und weil ſie ſelbſt nicht zugreifen, ſo findet ein jeder Vertrauen, der mit dem Beſen in der Hand kommt. O mir iſt's, als wenn ich den König und ſein Conſeil auf dieſer Tapete gewirkt ſähe.

Machiavell. So lebhaft?

zu werden, hatte er vom Vater die Knüttel verlangt, die er theils als Stützen unter den Deckel gestellt, theils als Keile dazwischen geschoben, und so den Kasten zwar übrigens leer, das kleine Prachtkästchen aber in einer Ecke desselben gefunden. Auch Montan war es gezeigt worden, und auch er der Meynung, daß man es uneröffnet verwahre, ohne ihm Gewalt anzuthun: denn es konnte nur durch einen sehr complicirten Schlüssel geöffnet werden.

Der tragende Bote wollte den Weg zum Riesenschlosse nicht mitmachen, und ging den bequemen Fußpfad hinunter. Die andern quälten sich Fitzen nach, durch Moos und Gesträuch und gelangten endlich zu dem natürlichen Säulenpalast, der über eine ungeheure Masse Trümmer schwarz und wunderbar hervorragte. Ohne jedoch viel auf das zu achten, was er vor Augen sah, forschte Felix sogleich nach den übrigen versprochenen Wunderorten; und als nichts davon zu sehen

war, wußte Fitz sich nicht anders zu entschuldigen, als daß diese Dinge nur an gewissen Sonntagen und heiligen Festen wenige Stunden sichtbar seyen. Die Kinder blieben überzeugt, daß hier ein Werk von Menschenhänden stehe; Wilhelm sah wohl, daß es ein Werk der Natur war; aber er wünschte sich Montan, um dessen Meynung darüber zu vernehmen.

Nun ging es steil den Berg hinab, durch einen Wald der hoch- und schlankstämmigsten Lerchenbäume, der, immer durchsichtiger werdend, ihnen zuletzt die schönste Besitzung, die man sich nur denken kann, im klarsten Sonnenlichte sehen ließ.

Ein großer Garten, nur der Fruchtbarkeit, wie es schien, gewidmet, lag, obgleich mit Obstbäumen reichlich ausgestattet, offen vor ihren Augen, indem er regelmäßig, in mancherley Abtheilungen, einen, zwar im Ganzen abhängigen, doch aber mannigfaltig bald erhöhten, bald vertieften Boden bedeckte.

Mehrere Wohnhäuser lagen darin zerstreut, so daß der Raum verschiednen Besitzern anzugehören schien; der jedoch, wie Fitz versicherte, von einem einzigen Herrn beherrscht und benutzt ward. Ueber den Garten hinaus erblickten sie eine unabsehbare Landschaft, reichlich bebaut und bepflanzt. Sie konnten Seen und Flüsse deutlich unterscheiden.

Sie waren den Berg hinab immer näher gekommen und glaubten nun sogleich im Garten zu seyn, als Wilhelm stutzte, und Fitz seine Schadenfreude nicht verbarg; denn eine jähe Kluft am Fuße des Berges that sich vor ihnen auf und zeigte gegenüber eine bisher verborgene hohe Mauer, schroff genug von außen, obgleich von innen durch das Erdreich völlig ausgefüllt. Ein tiefer Graben trennte sie also von dem Garten, in den sie unmittelbar hineinsahen. — Wir haben noch hinüber einen ziemlichen Umweg zu machen, sagte Fitz, wenn wir die Straße, die hineinführt, erreichen wollen. Doch weiß

ich auch einen Eingang von dieſer Seite, wo wir um ein Gutes näher gehen. Die Gewölbe, durch die das Bergwaſſer bey Regengüſſen in den Garten geregelt hineinſtürzt, öffnen ſich hier; ſie ſind hoch und breit genug, daß man mit ziemlicher Bequemlichkeit hinunter kommen kann. Als Felix von Gewölben hörte, konnte er ſich vor Begierde nicht laſſen dieſen Eingang zu betreten. Wilhelm folgte den Kindern, und ſie ſtiegen zuſammen die ganz trocken liegenden hohen Stufen dieſer Zuleitungsgewölbe hinunter. Sie befanden ſich bald im Hellen, bald im Dunklen, je nachdem von Seitenöffnungen her das Licht hereinfiel, oder von Pfeilern und Wänden aufgehalten ward. Endlich gelangten ſie auf einen ziemlich gleichen Fleck, und ſchritten langſam vor, als auf einmal in ihrer Nähe ein Schuß fiel, zu gleicher Zeit ſich zwey verborgene Eiſengitter ſchloſſen und ſie von beyden Seiten einſperrten. Zwar nicht die ganze Geſellſchaft: nur Wilhelm und Felix waren

gefangen. Denn Fitz, als der Schuß fiel, ſprang ſogleich rückwärts, und das zuſchlagende Gitter faßte nur ſeinen weiten Ermel; er aber, ſehr geſchwind das Jäckchen abwerfend, war entflohen, ohne ſich einen Augenblick aufzuhalten.

Die beyden Eingekerkerten hatten kaum Zeit ſich von ihrem Erſtaunen zu erholen, als ſie Menſchenſtimmen vernahmen, welche ſich langſam zu nähern ſchienen. Bald darauf traten Bewaffnete mit Fackeln an die Gitter, mit neugierigem Blick, was ſie für einen Fang möchten gethan haben. Sie fragten zugleich, ob man ſich gutwillig ergeben wolle. — Hier kann von keinem Ergeben die Rede ſeyn, verſetzte Wilhelm: wir ſind in eurer Gewalt. Eher haben wir Urſache zu fragen, ob ihr uns ſchonen wollt. Die einzige Waffe, die wir bey uns haben, liefere ich euch aus, und mit dieſen Worten reichte er ſeinen Hirſchfänger durchs Gitter; dieſes öffnete ſich ſogleich und man führte ganz gelaſſen die An-

kömmlinge mit ſich vorwärts. Dieſe befanden ſich bald an einem ſeltſamen Orte; es war ein geräumiges reinliches Zimmer, durch kleine unter dem Geſimſe hergehende Fenſter erleuchtet, die ungeachtet der ſtarken Eiſenſtäbe Licht genug verbreiteten. Für Sitze, Schlafſtellen und was man allenfalls ſonſt in einer mäßigen Herberge verlangen könnte, war geſorgt, und es ſchien dem der ſich hier befand, nichts als die Freyheit zu fehlen.

Wilhelm hatte ſich bey ſeinem Eintritt ſogleich niedergeſetzt und überdachte den Zuſtand; Felix hingegen, nachdem er ſich von dem erſten Erſtaunen erholt, brach in eine unglaubliche Wuth aus. Dieſe ſteilen Wände, dieſe hohen Fenſter, dieſe feſten Thüren, dieſe Abgeſchloſſenheit, dieſe Einſchränkung war ihm ganz neu. Er ſah ſich um, er rannte hin und her, ſtampfte mit den Füßen, weinte, rüttelte an den Thüren, ſchlug mit den Fäuſten dagegen, ja er war im Begriff, mit dem Schädel dawider zu rennen, hätte nicht Wil-

helm ihn gefaßt, und zwischen seinen Knieen festgehalten.

Besteh dir das nur ganz gelassen, mein Sohn, fing der Vater an: denn Ungeduld und Gewalt helfen uns nicht aus dieser Lage. Das Geheimniß wird sich aufklären; aber ich müßte mich höchlich irren, oder wir sind in keine schlimmen Hände gefallen. Betrachte diese Inschriften: „Dem Unschuldigen Befreyung und Ersatz, dem Verführten Mitleiden und dem Schuldigen ahndende Gerechtigkeit.“ Alles dieses zeigt uns an, daß diese Anstalten Werke der Nothwendigkeit, nicht der Grausamkeit sind. Der Mensch hat nur allzusehr Ursache sich vor dem Menschen zu schützen. Der Mißwollenden giebt es gar viele, der Mißthätigen nicht wenige, und um zu leben wie sich's gehört ist nicht genug immer wohlzuthun.

Felix schluchzte noch, aber er hatte sich einigermaßen beruhigt, mehr an den Liebko-

ſungen als an den Worten ſeines Vaters. Laß dir dieſe Erfahrung, die du ſo früh und unſchuldig machſt, ein lebhaftes Zeugniß bleiben, in welchem und in was für einem vollkommenen Jahrhundert du geboren biſt. Welchen Weg mußte die Menſchheit nicht machen bis ſie dahin gelangte, auch gegen Schuldige gelind, gegen Verbrecher ſcheuend, gegen Unmenſchliche menſchlich zu ſeyn! Gewiß waren es Männer göttlicher Natur, die dieß zuerſt lehrten, die ihr Leben damit zubrachten, die Ausübung möglich zu machen und zu beſchleunigen. Des Schönen ſind die Menſchen ſelten fähig, öfter des Guten; und wie hoch müſſen wir daher diejenigen halten, die dieſes mit großen Aufopferungen zu befördern ſuchen.

Felix war über dieſer tröſtlichen Rede auf des Vaters Schooſe ganz ruhig eingeſchlafen, der ihn kaum auf eins der zubereiteten Lager niedergelegt hatte, als die Thüre ſich öffnete

und ein wohlgebildeter Mann hereintrat. Nachdem er Wilhelmen einige Zeit freundlich angesehen, fing er an, ihn über die Umstände zu befragen, die ihn auf den ungewöhnlichen Weg und in diese Falle geführt hätten. Wilhelm erzählte die Begebenheit ganz schlicht, überreichte ihm einige Papiere, die seine Person aufzuklären dienten, und berief sich auf den Boten, der nun bald auf dem ordentlichen Wege, von einer andern Seite anlangen müsse. Als dieses alles so weit im Klaren war, ersuchte der Beamte seinen Gast, ihm zu folgen. Felix war nicht zu erwecken, und der Vater trug ihn schlafend von dem Orte weg, der ihn zu solcher heftigen Leidenschaft aufgeregt hatte.

Wilhelm folgte dem Beamten in ein schönes Gartenzimmer, wo Erfrischungen aufgesetzt wurden, die er genießen sollte, indessen jener gieng, an höherer Stelle Bericht abzustatten. Als Felix erwachend ein gedecktes

Tischchen, Obst, Wein, Zwieback und zugleich die Heiterkeit der offenstehenden Thüre bemerkte, ward es ihm ganz wunderlich zu Muthe. Er läuft hinaus, er kehrt zurück, er glaubt geträumt zu haben; und hatte bald, bey so guter Kost und so angenehmer Umgebung, den vorhergegangenen Schrecken und alle Bedrängniß, wie einen schweren Traum am heitern Morgen, vergessen.

Der Bote war angelangt, der Beamte kam mit ihm und einem andern noch freundlichern Manne zurück, und die Sache klärte sich folgendergestalt auf. Der Herr dieser Besitzung, im höheren Sinne wohlthätig, daß er alles um sich her zum Thun und Schaffen aufregte, hatte aus seinen unendlichen Baumschulen, seit mehreren Jahren, fleißigen und sorgfältigen Anbauern die jungen Stämme umsonst, Nachlässigen um einen gewissen Préis, und denen, die damit handeln wollten, gleichfalls um einen billi-

Regentinn. Es fehlt kein Zug. Es ſind gute Menſchen drunter. Der ehrliche Rodrich, der ſo erfahren und mäßig iſt, nicht zu hoch will, und doch nichts fallen läßt, der gerade Alonzo, der fleißige Frenceda, der feſte Las Vargas, und noch einige die mitgehen, wenn die gute Partie mächtig wird. Da ſitzt aber der hohläugige Toledaner mit der ehrnen Stirne und dem tiefen Feuerblick, murmelt zwiſchen den Zähnen von Weiberwitz, unzeitigem Nachgeben, und daß Frauen wohl von zugerittenen Pferden ſich tragen laſſen, ſelbſt aber ſchlechte Stallmeiſter ſind, und ſolche Späße, die ich ehmals von den politiſchen Herren habe mit durchhören müſſen.

Machiavell. Ihr habt zu dem Gemählde einen guten Farbentopf gewählt.

Regentinn. Geſicht nur, Machiavell: In meiner ganzen Schattirung, aus der ich allenfalls mahlen könnte, iſt kein Ton ſo gelbbraun, gallenſchwarz, wie Alba's Geſichtsfarbe, und als die Farbe, aus der Er mahlt. Jeder

gen überlassen. Aber auch diese beyden Classen forderten umsonst, was die Würdigen umsonst erhielten, und da man ihnen nicht nachgab, suchten sie die Stämme zu entwenden. Auf mancherley Weise war es ihnen gelungen. Dieses verdroß den Besitzer um so mehr, da nicht allein die Baumschulen geplündert, sondern auch durch Uebereilung verderbt worden waren. Man hatte Spur, daß sie durch die Wasserleitung hereingekommen, und deßhalb eine solche Gitterfalle, mit einem Selbstschuß eingerichtet, der aber nur als Zeichen gelten sollte. Der kleine Knabe hatte sich unter allerley Vorwänden mehrmals im Garten sehen lassen, und es war nichts natürlicher, als daß er aus Kühnheit und Schelmerey die Fremden einen Weg führen wollte, den er früher zu anderm Zwecke ausgefunden. Man hätte gewünscht, seiner habhaft zu werden; indessen wurde sein Wämschen unter andern gerichtlichen Gegenständen aufgehoben.

Wilhelm ward nunmehr dem Gutsherrn und den Seinigen bekannt und von ihnen aufs freundlichste aufgenommen. Wir sagen von dieser Familie nichts weiter, indem die nachfolgende Geschichte uns über ihre Verhältnisse näher belehrt.

Achtes Kapitel.

Wilhelm an Natalien.

Der Mensch ist ein geselliges, gesprächiges Wesen; seine Lust ist groß, wenn er Fähigkeiten ausübt, die ihm gegeben sind und wenn auch weiter nichts dabey heraus käme. Wie oft beklagt man sich in Gesellschaft, daß einer den andern nicht zum Wort kommen läßt und eben so kann man sagen, daß einer den andern nicht zum Schreiben kommen ließe, wenn nicht das Schreiben gewöhnlich ein Geschäft wäre, das man einsam und allein abthun muß.

Wie viel die Menschen schreiben, davon hat man gar keinen Begriff. Von dem was davon gedruckt wird, will ich gar nicht reden, ob es gleich schon genug ist. Was aber an Briefen und Nachrichten und Geschichten, Anecdoten, Beschreibungen von gegenwärtigen Zuständen einzelner Menschen, in Briefen und größeren Aufsätzen in der Stille circulirt, davon kann man sich nur eine Vorstellung machen, wenn man in mehreren gebildeten Familien eine Zeit lang lebt, wie es mir jetzt geht. In der Sphäre, in der ich mich gegenwärtig befinde, bringt man beynahe so viel Zeit zu, seinen Freunden und Verwandten dasjenige mitzutheilen, womit man sich beschäftigt, als man Zeit sich zu beschäftigen selbst hatte. Diese Bemerkung, die sich mir schon seit einigen Wochen in mehreren Gesellschaften aufdringt, mache ich um so lieber, als mir die Schreibseligkeit meiner neuen Freunde Gelegenheit verschafft, ihre Verhältnisse geschwind und nach allen Sei-

ten hin kennen zu lernen. Man vertraut mir, man giebt mir einen Pack Briefe, ein paar Hefte Reisejournale, die Confessionen eines Gemüths, das noch nicht mit sich selbst einig ist, und so bin ich in Kurzem überall zu Hause. Ich kenne die nächste Gesellschaft; ich kenne die Personen, deren Bekanntschaft ich machen werde und weiß von ihnen beynahe mehr als sie selbst, weil sie denn doch in ihren Zuständen befangen sind und ich an ihnen vorbey schwebe, immer an Deiner Hand, mich mit Dir über alles besprechend. Auch ist es meine erste Bedingung, ehe ich ein Vertrauen annehme, daß ich Dir alles mittheilen dürfe. Hier also einige Briefe, die Dich in den Kreis einführen werden, in dem ich mich gegenwärtig herumdrehe, ohne mein Gelübde zu brechen oder zu umgehen.

Das nußbraune Mädchen.

Lenardo an die Tante.

Endlich erhalten Sie nach drey Jahren den ersten Brief von mir, liebe Tante, unserer Abrede gemäß, die freylich wunderlich genug war. Ich wollte die Welt sehen und mich ihr hingeben, und wollte für diese Zeit meine Heymath vergessen, von der ich kam, zu der ich wieder zurückzukehren hoffte. Den ganzen Eindruck wollte ich behalten und das Einzelne sollte mich in die Ferne nicht irre machen. Indessen sind die nöthigen Lebenszeichen von Zeit zu Zeit hin und hergegangen. Ich habe Geld erhalten, und kleine Gaben für meine Nächsten sind Ihnen in-

dessen zur Austheilung überliefert worden. An den überschickten Waaren konnten sie sehen, wo und wie ich mich befand. An den Weinen hat der Onkel meinen jedesmaligen Aufenthalt gewiß herausgekostet; dann die Spitzen, die Quoblibets, die Stahlwaaren haben meinen Weg, durch Brabant über Paris nach London, für die Frauenzimmer bezeichnet; und so werde ich auf Ihren Schreib-, Näh- und Theetischen, an Ihren Negligees und Festkleidern, gar manches Merkzeichen finden, woran ich meine Reiseerzählung knüpfen kann. Sie haben mich begleitet, ohne von mir zu hören, und sind vielleicht nicht einmal neugierig etwas weiter zu erfahren. Mir hingegen ist höchst nöthig durch Ihre Güte zu vernehmen, wie es in dem Kreise steht, in den ich wieder einzutreten im Begriff bin. Ich möchte wirklich aus der Fremde wie ein Fremder hineinkommen, der, um angenehm zu seyn, sich erst erkundigt, was man in dem Hause will und mag und

sich nicht einbildet, daß man ihn wegen seiner schönen Augen, oder Haare, gerade nach seiner eigenen Weise empfangen müsse. Schreiben Sie mir daher vom guten Onkel, von den lieben Nichten, von sich selbst, von unsern Verwandten, nähern und fernern, auch von alten und neuen Bedienten. Genug, lassen Sie Ihre geübte Feder, die Sie für Ihren Neffen so lange nicht eingetaucht, auch einmal zu seinen Gunsten auf dem Papiere hinwalten. Ihr unterrichtendes Schreiben soll zugleich mein Creditiv seyn, mit dem ich mich einstelle, so bald ich es erhalten habe. Es hängt also von Ihnen ab, mich in Ihren Armen zu sehen. Man verändert sich viel weniger, als man glaubt, und die Zustände bleiben sich auch meistens sehr ähnlich. Nicht was sich verändert hat, sondern was geblieben ist, was allmählich zu und abnahm, will ich auf einmal wieder erkennen und mich selbst in einem bekannten Spiegel wieder erblicken. Grüßen Sie herzlich alle

die Unsrigen und glauben Sie, daß in der wunderlichen Art meines Außenbleibens und Zurückkommens so viel Wärme enthalten sey, als manchmal nicht in stetiger Theilnahme und lebhafter Mittheilung. Tausend Grüße Jedem und Allen!

Nachschrift.

Versäumen Sie nicht, beste Tante, mir auch von unsern Geschäftsmännern ein Wort zu sagen, wie es mit unsern Gerichtshaltern und Pachtern steht. Was ist mit Valerinen geworden? der Tochter des Pachters, den unser Onkel kurz vor meiner Abreise, zwar mit Recht, aber doch dünkt mich mit ziemlicher Härte austrieb. Sie sehen ich erinnere mich noch manches Umstandes; ich weiß wohl noch Alles. Ueber das Vergangene sollen Sie mich examiniren, wenn Sie mir das Gegenwärtige mitgetheilt haben.

Die Tante an Julietten.

Endlich, liebe Kinder, ein Brief von dem dreyjährigen Schweiger. Was doch die wunderlichen Menſchen wunderlich ſind! Er glaubt ſeine Waaren und Zeichen ſeyen ſo gut als ein einziges gutes Wort, das der Freund dem Freunde ſagen oder ſchreiben kann. Er bildet ſich wirklich ein im Vorſchuß zu ſtehen und will nun von unſerer Seite das zuerſt geleiſtet haben, was er uns von der ſeinigen ſo hart und unfreundlich verſagte. Was ſollen wir thun? Ich für meinen Theil würde gleich in einem langen Brief ſeinen Wünſchen entgegen kommen, wenn ſich mein Kopfweh nicht anmeldete, das mich gegenwärtiges Blatt kaum zu Ende ſchreiben läßt. Wir verlangen ihn alle zu ſehen. Uebernehmt, meine Lieben, doch das Geſchäft.

ist bey ihm gleich ein Gotteslästerer, ein Majestätsschänder: denn aus diesem Kapitel kann man sie alle sogleich rädern, pfählen, viertheilen und verbrennen. — Das Gute, was ich hier gethan habe, sieht gewiß in der Ferne wie nichts aus, eben weil's gut ist. — Da hänge er sich an jeden Muthwillen, der vorbey ist, erinnert an jede Unruhe, die gestillt ist; und es wird dem Könige vor den Augen so voll Meuterey, Aufruhr und Tollkühnheit, daß er sich vorstellt, sie fräßen sich hier einander auf, wenn eine flüchtig vorübergehende Ungezogenheit eines rohen Volks bey uns lange vergessen ist. Da faßt er einen recht herzlichen Haß auf die armen Leute; sie kommen ihm abscheulich, ja wie Thiere und Ungeheuer vor; er sieht sich nach Feuer und Schwert um, und wähnt, so bändige man Menschen.

Machiavell. Ihr scheint mir zu heftig, ihr nehmt die Sache zu hoch. Bleibt ihr nicht, Regentinn?

Regentinn. Das kenn' ich. Er wird eine Instruction bringen. — Ich bin in Staats-

Bin ich hergestellt, eh Ihr geendet habt, so will ich das Meinige beytragen. Wählt Euch die Personen und die Verhältnisse, wie Ihr sie am liebsten beschreibt. Theilt Euch darein. Ihr werdet Alles besser machen, als ich selbst. Der Bote bringt mir doch von Euch ein Wort zurück?

Juliette an die Tante.

Wir haben gleich gelesen, überlegt und sagen mit dem Boten unsere Meynung, jede besonders, wenn wir erst zusammen versichert haben, daß wir nicht so gutmüthig sind wie unsere liebe Tante gegen den immer verzogenen Neffen. Nachdem er seine Karten drey Jahre vor uns verborgen gehalten hat und nach verborgen hält, sollen wir die unsrigen aufdecken, und ein offenes Spiel gegen ein

verdecktes spielen. Das ist keineswegs billig und doch mag es hingehen; denn der Feinste betrügt sich oft, gerade weil er zu viel sichert. Nur über die Art und Weise sind wir nicht einig, was und wie man's ihm senden soll. Zu schreiben, wie man über die Seinigen denkt, das ist für uns wenigstens eine wunderliche Aufgabe. Gewöhnlich denkt man über sie nur in diesem und jenem Falle, wenn sie einem besonderes Vergnügen oder Verdruß machen. Uebrigens läßt jeder den andern gewähren. Sie könnten es allein, liebe Tante; denn Sie haben die Einsicht und die Billigkeit zugleich. Herfilie, die, wie Sie wissen, leicht zu entzünden ist, hat mir in der Geschwindigkeit die ganze Familie aus dem Stegreife ins Lustige recensirt; ich wollte, daß es auf dem Papier stünde, um Ihnen selbst bey Ihren Uebeln ein Lächeln abzugewinnen; aber nicht, daß man es ihm schickte. Mein Vorschlag ist jedoch, ihm unsere Correspondenz dieser drey Jahre mitzutheilen; da

mag er sich durchlesen, wenn er Muth hat, oder mag kommen, um zu sehen was er nicht lesen mag. Ihre Briefe an mich, liebe Tante, sind in der besten Ordnung und stehen gleich zu Befehl. Dieser Meynung tritt Herfilie nicht bey; sie entschuldigt sich mit der Unordnung ihrer Papiere u. s. w. wie sie Ihnen selbst sagen wird.

Herfilie an die Tante.

Ich will und muß sehr kurz seyn, liebe Tante, denn der Bote zeigt sich unartig ungeduldig. Ich finde es eine übermäßige Gutmüthigkeit und gar nicht am Platz, Lenardo'n unsere Briefe mitzutheilen. Was braucht er zu wissen, was wir Gutes von ihm gesagt haben, was braucht er zu wissen, was wir Böses von ihm sagten, um aus dem Letzten

noch mehr als dem Ersten herauszufinden, daß wir ihm gut sind! Halten Sie ihn kurz, ich bitte Sie. Es ist so was Abgemessenes und Anmaßliches in dieser Forderung, in diesem Betragen, wie es die Herren meistens haben, wenn sie aus fremden Ländern kommen. Sie halten die daheim Gebliebenen immer nicht für voll. Entschuldigen Sie sich mit Ihrem Kopfweh. Er wird schon kommen; denn wenn er nicht käme, so warten wir noch ein wenig. Vielleicht fällt es ihm alsdann ein, auf eine sonderbare geheime Weise sich bey uns zu introduciren, uns unerkannt kennen zu lernen, und was nicht alles in den Plan eines so klugen Mannes eingreifen könnte. Das müßte doch hübsch und wunderbar seyn! das dürfte allerley Verhältnisse hervorbringen, die bey einem so diplomatischen Eintritt in seine Familie, wie er ihn jetzt vorhat, sich unmöglich entwickeln können.

Der Bote! der Bote! Ziehen Sie Ihre

alten Leute besser, oder schicken Sie junge. Diesem ist weder mit Schmeicheley, noch mit Wein beyzukommen. Leben Sie tausendmal wohl!

Nachschrift um Nachschrift.

Sagen Sie mir, was will der Vetter in seiner Nachschrift mit Valerinen? Diese Frage ist mir doppelt aufgefallen. Es ist die einzige Person, die er mit Namen nennt. Wir andern sind ihm Nichten, Tanten, Geschäftsträger; keine Personen, sondern Rubriken. Valerine, die Tochter unsers Gerichtshalters! Freilich ein blondes schönes Kind, das dem Herrn Vetter vor seiner Abreise mag in die Augen geleuchtet haben. Sie ist verheyrathet, gut und glücklich; das brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Aber er weiß es so wenig, als er sonst was von uns weiß. Vergessen Sie ja nicht, ihm gleichfalls in einer Nachschrift zu melden: Valerine sey täglich schöner geworden und habe auch deßhalb eine

sehr gute Partie gethan. Sie sey die Frau eines reichen Gutsbesitzers. Verheyrathet sey die schöne Blondine. Machen Sie es ihm recht deutlich. Nun aber, liebe Tante, ist das noch nicht alles. Wie er sich der blonden Schönheit so genau erinnern und sie mit der Tochter des liederlichen Pachters, einer wilden Hummel von Brünette, verwechseln kann, die Nachodine hieß und die, wer weiß wohin gerathen ist, das bleibt mir völlig unbegreiflich und intriguirt mich ganz besonders. Denn es scheint doch, der Herr Vetter, der sein gutes Gedächtniß rühmt, verwechselt Namen und Personen auf eine sonderbare Weise. Vielleicht fühlt er diesen Mangel und will das Erloschene durch Ihre Schilderung wieder auffrischen. Halten Sie ihn kurz, ich bitte Sie; aber suchen Sie zu erfahren, wie es mit den Valerinen und Nachodinen steht und was für Ihnen, Trinen vielleicht noch alle sich in seiner Einbildungskraft erhalten haben, indessen die Et-

ten und Ilien daraus verschwunden sind. Der Bote! der verwünschte Bote!

Die Tante den Nichten.

(Dictirt.)

Was soll man sich viel verstellen gegen die, mit denen man sein Leben zuzubringen hat. Lenardo mit allen seinen Eigenheiten verdient Zutrauen. Ich schicke ihm Eure beyden Briefe; daraus lernt er Euch kennen, und ich hoffe, wir Andern werden unbewußt eine Gelegenheit ergreifen, uns auch nächstens eben so vor ihm darzustellen. Lebet wohl! ich leide sehr.

Herfilie an die Tante.

Was soll man sich viel verstellen gegen die, mit denen man sein Leben zubringt. Lenardo ist ein verzogener Neffe. Es ist abscheulich, daß Sie ihm unsere Briefe schicken. Er wird uns daraus nicht kennen lernen, und ich wünsche mir nur Gelegenheit mich nächstens von einer andern Seite darzustellen. Sie machen Andere viel leiden, indem Sie leiden und blind sind. Baldige Besserung Ihrer Leiden! Ihrer Liebe ist nicht zu helfen.

Die Tante an Herfilien.

Dein letztes Zettelchen hätte ich auch an Lenardo mit eingepackt, wenn ich überhaupt

bey dem Vorsatz geblieben wäre, den mir meine incorrigible Neigung, mein Leiden und die Bequemlichkeit eingegeben hatten. Eure Briefe sind nicht fort. So eben nimmt der junge Mann von mir Abschied, der seit Kurzem in unserm Kreise lebt und durch die seltsamste Gelegenheit uns ziemlich kennen lernte, dabey verständiger und gutmüthiger Natur ist. Ihn schicke ich ab. Er übernimmt den Auftrag gern. Er soll unsern Lenardo vorbereiten, schicken oder bringen. So weiß die Tante sich von einem raschen Entschluß wieder zu finden, und einen andern Weg einzulenken. Hersilie wird sich auch besinnen und es an einem freundlichen Wiederruf nicht fehlen lassen.

Nachdem Wilhelm seinen Auftrag umständlich und genau ausgerichtet, versetzte Lenardo mit einem Lächeln: So sehr ich Ihnen verbunden bin für das was ich durch Sie erfahre; so muß ich doch noch eine Frage hinzufügen. Hat Ihnen die Tante nicht am Schluß noch anempfohlen mir eine unbedeutend scheinende Sache zu berichten? Der Andere besann sich einen Augenblick. Ja, sagte Er darauf: ich entsinne mich. Sie erwähnte eines Frauenzimmers, das sie Vaterine nannte. Von dieser sollte ich Ihnen sagen, daß sie glücklich verheyrathet sey und sich in einem wünschenswerthen Zustand befinde.

Sie wälzen mir einen Stein vom Herzen, versetzte Lenardo. Ich gehe nun gern nach Hause zurück, weil ich nicht fürchten muß, daß die Erinnerung an dieses Mädchen mir an Ort und Stelle zum Vorwurf gereiche.

Es ziemt sich nicht für mich zu fragen, welch Verhältniß Sie zu ihr gehabt, sagte

geſchäften alt genug geworden, um zu wiſſen, wie man einen verdrängt, ohne ihm ſeine Beſtallung zu nehmen. — Erſt wird er eine Inſtruction bringen, die wird unbeſtimmt und ſchief ſeyn; er wird um ſich greifen, denn er hat die Gewalt; und wenn ich mich beklage, wird er eine geheime Inſtruction vorſchützen; wenn ich ſie ſehen will, wird er mich herumziehen; wenn ich drauf beſtehe, wird er mir ein Papier zeigen, das ganz was anders enthält; und wenn ich mich da nicht beruhige, gar nicht mehr thun, als wenn ich redete. — Indeß wird er, was ich fürchte, gethan; und was ich wünſche, weit abwärts gelenkt haben.

Machiavell. Ich wollt', ich könnt' euch widerſprechen.

Regentinn. Was ich mit unſäglicher Geduld beruhigte, wird er durch Härte und Grauſamkeiten wieder aufhetzen; ich werde vor meinen Augen mein Werk verloren ſehn, und überdieß noch ſeine Schuld zu tragen haben.

Machiavell. Erwarten's Eure Hoheit.

Wilhelm; genug, Sie können ruhig seyn, wenn Sie auf irgend eine Weise an dem Schicksal des Mädchens Theil nehmen.

Es ist das wunderlichste Verhältniß von der Welt, sagte Lenardo; keineswegs ein Liebesverhältniß, wie man sich's denken könnte. Ich darf Ihnen wohl vertrauen und erzählen, was eigentlich keine Geschichte ist. Was müssen Sie aber denken, wenn ich Ihnen sage, daß mein zauderndes Zurückreisen, daß die Furcht, in unsere Wohnung zurück zu kehren, daß diese seltsamen Anstalten und Fragen, wie es bei uns aussehe, eigentlich nur zur Absicht haben, nebenher zu erfahren, wie es mit diesem Kinde stehe.

Denn, glauben Sie, fuhr er fort, ich weiß übrigens sehr gut, daß man Menschen die man kennt, auf geraume Zeit verlassen kann, ohne sie verändert wieder zu finden, und so denke ich auch bey den Meinigen bald wieder völlig zu Hause zu seyn. Um dieß einzige Wesen war es mir zu thun, des-

sein Zustand sich verändern mußte, und sich, Dank sey es dem Himmel, ins Bessere verändert hat.

Sie machen mich neugierig, sagte Wilhelm. Sie lassen mich etwas ganz Besonderes erwarten.

Ich halte es wenigstens dafür, versetzte Lenardo, und fing seine Erzählung folgendermaßen an.

Das große Wanderungs-Abentheuer durch das gesittete Europa in meinen Jünglingsjahren zu bestehen, war ein fester Vorsatz, den ich von Jugend auf hegte, dessen Ausführung sich aber von Zeit zu Zeit, wie es zu gehen pflegt, verzögerte. Das Nächste zog mich an, hielt mich fest, und das Entfernte verlor immer mehr seinen Reiz, je mehr ich davon las oder erzählen hörte. Doch endlich, angetrieben durch meinen Oheim, angelockt durch Freunde, die sich vor mir in die Welt hinaus begeben hatten, ward der

Entschluß gefaßt, und zwar geschwinder, ehe wir es uns alle versahen.

Mein Oheim, der eigentlich das Beste dazu thun mußte, um die Reise möglich zu machen, hatte sogleich kein anderes Augenmerk. Sie kennen ihn und seine Eigenheit, wie er immer nur auf Eines losgeht und das erst zu Stande bringt, und inzwischen alles Andre ruhen und schweigen muß; wodurch er denn freylich vieles geleistet hat, was über die Kräfte eines Particuliers zu gehen scheint. Diese Reise kam ihm einigermaßen unerwartet; doch wußte er sich sogleich zu fassen. Einige Bauten die er unternommen, ja sogar angefangen hatte, wurden eingestellt, und weil er sein Erspartes niemals angreifen will, so sah er sich als ein kluger Finanzmann nach andern Mitteln um. Das Nächste war, ausstehende Schulden, besonders Pachtreste einzucassiren; denn auch dieses gehörte mit zu seiner Art und Weise, daß er gegen Schuldner nachsichtig war, so lange er bis auf einen

gewissen Grad selbst nichts bedurfte. Sein Geschäftsmann erhielt die Liste; diesem war die Ausführung überlassen. Vom Einzelnen erfuhren wir nichts; nur hörte ich im Vorbeygehen, daß der Pachter eines unserer Güter, mit dem der Oheim lange Geduld gehabt hatte, endlich wirklich ausgetrieben, seine Caution zu kärglichem Ersatz des Ausfalls inne behalten und das Gut anderweit verpachtet werden sollte. Es war dieser Mann von Art der Stillen im Lande, aber nicht, wie seines gleichen, dabey klug und thätig; wegen seiner Frömmigkeit und Güte zwar geliebt, doch wegen seiner Schwäche als Haushälter gescholten. Nach seiner Frauen Tode war eine Tochter, die man nur das nußbraune Mädchen nannte, ob sie schon rüstig und entschlossen zu werden versprach, doch viel zu jung, um entschieden einzugreifen; genug, es ging mit dem Mann rückwärts, ohne daß die Nachsicht des Onkels sein Schicksal hätte aufhalten können.

Ich hatte meine Reise im Sinn, und die Mittel dazu mußte ich billigen. Alles war bereit, das Packen und Loslösen ging an, die Augenblicke drängten sich. Eines Abends durchstrich ich noch einmal den Park, um Abschied von den bekannten Bäumen und Sträuchen zu nehmen, als mir auf einmal Valerine in den Weg trat: denn so hieß das Mädchen; das andere war nur ein Scherzname, durch ihre bräunliche Gesichtsfarbe veranlaßt. Sie trat mir in den Weg.

Lenardo hielt einen Augenblick nachdenkend inne. Wie ist mir denn? sagte er: hieß sie auch Valerine? Ja doch, fuhr er fort; doch war der Scherzname gewöhnlicher. Genug, das braune Mädchen trat mir in den Weg und bat mich dringend, für ihren Vater, für sie, ein gutes Wort bey meinem Oheim einzulegen. Da ich wußte, wie die Sache stand, und ich wohl sah, daß es schwer, ja unmöglich seyn würde, in diesem Augenblick etwas für sie zu thun; so sagte ich's

ihr aufrichtig; und setzte die eigene Schuld ihres Vaters in ein ungünstiges Licht.

Sie antwortete mir darauf mit so viel Klarheit und zugleich mit so viel kindlicher Schonung und Liebe, daß sie mich ganz für sich einnahm und daß ich, wäre es meine eigene Casse gewesen, sie sogleich durch Gewährung ihrer Bitte glücklich gemacht hätte. Nun waren es aber die Einkünfte meines Oheims; es waren seine Anstalten, seine Befehle; bey seiner Denkweise, bey dem was bisher schon geschehen, war nichts zu hoffen. Von jeher hielt ich ein Versprechen hochheilig. Wer etwas von mir verlangte, setzte mich in Verlegenheit. Ich hatte mir es so angewöhnt abzuschlagen, daß ich sogar das nicht versprach, was ich zu halten gedachte. Diese Gewohnheit kam mir auch diesmal zu statten. Ihre Gründe ruhten auf Individualität und Neigung, die meinigen auf Pflicht und Verstand, und ich läugne nicht, daß sie mir am Ende selbst zu hart

vorkamen. Wir hatten schon einigemal daſſelbe wiederholt, ohne einander zu überzeugen, als die Noth sie beredter machte, ein unvermeidlicher Untergang, den sie vor sich sah, ihr Thränen aus den Augen preßte. Ihr gefaßtes Wesen verließ sie nicht ganz; aber sie sprach lebhaft, mit Bewegung, und, indem ich immer noch Kälte und Gelassenheit heuchelte, kehrte sich ihr ganzes Gemüth nach außen. Ich wünschte die Scene zu endigen; aber auf einmal lag sie zu meinen Füßen, hatte meine Hand gefaßt, geküßt, und sah so gut, so liebenswürdig flehend zu mir herauf, daß ich mir in dem Augenblick meiner selbst nicht bewußt war. Schnell sagte ich, indem ich sie aufhob; ich will das Mögliche thun; beruhige dich mein Kind! und so wandte ich mich nach einem Seitenwege. Thun Sie das Unmögliche! rief sie mir nach. — Ich weiß nicht mehr was ich sagen wollte, aber ich sagte: ich will, und stockte. Thun Sie's! rief sie auf einmal erheitert, mit einem Aus-

druck von himmlischer Hoffnung. Ich grüßte sie und eilte fort.

Den Oheim wollte ich nicht zuerst angehen: denn ich kannte ihn nur zu gut, daß man ihn an das Einzelne nicht erinnern durfte, wenn er sich das Ganze vorgesetzt hatte. Ich suchte den Geschäftsträger; er war weggeritten; Gäste kamen den Abend, Freunde, die Abschied nehmen wollten. Man spielte, man speiste bis tief in die Nacht. Sie blieben den andern Tag, und die Zerstreuung verwischte jenes Bild der dringend Bittenden. Der Geschäftsträger kam zurück, er war geschäftiger und überdrängter als nie. Jedermann fragte nach ihm. Er hatte nicht Zeit mich zu hören: doch machte ich einen Versuch ihn fest zu halten; allein kaum hatte ich jenen frommen Pachter genannt, so wies er mich mit Lebhaftigkeit zurück: Sagen sie dem Onkel, um Gotteswillen, davon nichts, wenn Sie zuletzt nicht noch Verdruß haben wollen. — Der Tag meiner Abreise war

festgesetzt; ich hatte Briefe zu schreiben, Gäste zu empfangen, Besuche in der Nachbarschaft abzulegen. Meine Leute waren zu meiner bisherigen Bedienung hinreichend, keineswegs aber gewandt, das Geschäft der Abreise zu erleichtern. Alles lag auf mir; und doch, als mir der Geschäftsmann zuletzt in der Nacht eine Stunde gab, um unsere Geldangelegenheiten zu ordnen, wagte ich nochmals für Valerinens Vater zu bitten.

Lieber Baron, sagte der bewegliche Mann, wie kann Ihnen nur so etwas einfallen? Ich habe heute ohnehin mit ihrem Oheim einen schweren Stand gehabt: denn was Sie nöthig haben, um sich hier loszumachen, beläuft sich weit höher als wir glaubten. Dies ist zwar ganz natürlich, aber doch beschwerlich. Besonders hat der alte Herr keine Freude, wenn die Sache abgethan scheint und noch manches hinten nachhinkt; das ist nun aber oft so, und wir andern müssen es ausbaden. Ueber die Strenge, womit die ausstehenden

Schulden eingetrieben werden sollen, hat er sich selbst ein Gesetz gemacht; er ist darüber mit sich einig und man möchte ihn wohl schwer zur Nachgiebigkeit bewegen. Thun Sie es nicht, ich bitte Sie! es ist ganz vergebens.

Ich ließ mich mit meinem Gesuch zurückschrecken, jedoch nicht ganz. Ich drang in ihn, da doch die Ausführung von ihm abhänge, gelind und billig zu verfahren. Er versprach alles, nach Art solcher Personen, um für den Augenblick in Ruhe zu kommen. Er ward mich los; der Drang, die Zerstreuung wuchs! ich saß im Wagen und kehrte jedem Antheil, den ich zu Hause haben konnte, den Rücken.

Ein lebhafter Eindruck ist wie eine andere Wunde; man fühlt sie nicht, indem man sie empfängt. Erst später fängt sie an zu schmerzen und zu eitern. Mir ging es so mit jener Begebenheit im Garten. So oft ich einsam, so oft ich unbeschäftigt war, trat mir jenes Bild des flehenden Mädchens, mit der ganzen Umgebung, mit jedem Baum und Strauch,

Regentinn. So viel Gewalt hab' ich über mich, um ſtille zu ſeyn. Laß ihn kommen; ich werde ihm mit der beſten Art Platz machen, eh' er mich verdrängt.

Machiavell. So raſch dieſen wichtigen Schritt?

Regentinn. Schwerer als du denkſt. Wer zu herrſchen gewohnt iſt, wer's hergebracht hat, daß jeden Tag das Schickſal von Tauſenden in ſeiner Hand liegt, ſteigt vom Throne wie in's Grab. Aber beſſer ſo, als einem Geſpenſte gleich unter den Lebenden bleiben, und mit hohlem Anſehn einen Platz behaupten wollen, den ihm ein anderer abgeerbt hat, und nun beſitzt und genießt.

Clärchens Wohnung.

Clärchen. Mutter.

Mutter. So eine Liebe wie Brackenburgs hab' ich nie geſehen; ich glaubte, ſie ſey nur in Heldengeſchichten.

dem Platz wo sie knieete, dein Weg den ich einschlug mich von ihr zu entfernen, das Ganze zusammen wie ein frisches Bild vor die Seele. Es war ein unauslöschlicher Eindruck, der wohl von andern Bildern und Theilnahmen beschattet, verdeckt, aber niemals vertilgt werden konnte. Immer trat er in jeder stillen Stunde hervor, und je länger es währte, desto schmerzlicher fühlte ich die Schuld, die ich gegen meine Grundsätze, meine Gewohnheit auf mich geladen hatte, obgleich nicht ausdrücklich, nur stotternd, zum ersten Mal in solchem Falle verlegen.

Ich verfehlte nicht in den ersten Briefen unsern Geschäftsmann zu fragen, wie die Sache gegangen. Er antwortete dilatorisch. Dann setzte er aus, diesen Punct zu erwiedern; dann waren seine Worte zweydeutig, zuletzt schwieg er ganz. Die Entfernung wuchs, mehr Gegenstände traten zwischen mich und meine Heimath; ich ward zu manchen Beobachtungen, mancher Theilnahme auf-

gefordert; das Bild verschwand, das Mädchen fast bis auf den Namen. Selten trat ihr Andenken hervor, und meine Grille, mich nicht durch Briefe, nur durch Zeichen, mit den Meinigen zu unterhalten, trug viel dazu bey, meinen frühern Zustand mit allen seinen Bedingungen beynahe verschwinden zu machen. Nur jetzt, da ich mich dem Hause nähere, da ich meiner Familie, was sie bisher entbehrt, mit Zinsen zu erstatten gedenke, jetzt überfällt mich diese wunderliche Reue — ich muß sie selbst wunderlich nennen — wieder mit aller Gewalt. Die Gestalt des Mädchens frischt sich auf mit den Gestalten der Meinigen, und ich fürchte nichts mehr als zu vernehmen, sie sey in dem Unglück, in das ich sie gestoßen, zu Grunde gegangen: denn mir schien mein Unterlassen, ein Handeln zu ihrem Verderben, eine Förderung ihres traurigen Schicksals. Schon tausendmal habe ich mir gesagt, daß dieses Gefühl im Grunde nur eine Schwachheit sey, daß ich

früh zu jenem Gesetz: nie zu versprechen, nur aus Furcht der Reue, nicht aus einer edlern Empfindung getrieben worden. Und nun scheint sich eben die Reue, die ich geflohen, an mir zu rächen, indem sie diesen Fall statt tausend ergreift, um mich zu peinigen. Dabey ist das Bild, die Vorstellung, die mich quält, so angenehm, so liebenswürdig, daß ich gern dabey verweile. Und denke ich daran, so scheint der Kuß, den sie auf meine Hand gedrückt, mich noch zu brennen.

Lenardo schwieg, und Wilhelm versetzte schnell und fröhlich: So hätte ich Ihnen denn keinen größern Dienst erzeigen können, als durch den Nachsatz meines Vortrags, wie manchmal in einem Postscript das Interessanteste des Briefes enthalten seyn kann. Zwar weiß ich nur wenig von Valerinen: denn ich erfuhr von ihr nur im Vorbeygehen; aber gewiß ist sie die Gattin eines wohlhabenden Gutsbesitzers und lebt vergnügt, wie

mir die Tante noch beym Abſchied verſi-
cherte.

Schön, ſagte Lenarde: nun hält mich nichts ab. Sie haben mich abſolvirt und wir wollen ſogleich zu den Meinigen, die mich ohnehin länger als billig iſt erwarten. Wilhelm erwiederte darauf: Leider kann ich Sie nicht begleiten: denn eine ſonderbare Verpflichtung liegt mir ob, nirgends länger als drey Tage zu verweilen, und die Orte, die ich verlaſſe, in einem Jahr nicht wieder zu betreten. Verzeihen Sie, wenn ich den Grund dieſer Sonderbarkeit nicht ausſpre-
chen darf.

Es thut mir ſehr Leid, ſagte Lenardo, daß wir Sie ſo bald verlieren, daß ich nicht auch etwas für ſie mitwirken kann. Doch da Sie einmal auf dem Wege ſind mir wohlzu-
thun; ſo könnten Sie mich ſehr glücklich machen, wenn Sie Valerinen beſuchten, ſich von ihrem Zuſtand genau unterrichteten und mir alsdann ſchriftlich oder mündlich — der

dritte Ort einer Zusammenkunft wird sich schon finden — zu meiner Beruhigung ausführliche Nachricht ertheilten.

Dieser Vorschlag wurde weiter besprochen; Valerinens Aufenthalt hatte man Wilhelmen genannt. Er übernahm es sie zu besuchen; ein dritter Ort wurde festgesetzt, wohin der Baron kommen und auch den Felix mitbringen sollte, der indessen bey den Frauenzimmern zurückgeblieben war.

Lenardo und Wilhelm hatten ihren Weg, neben einander reitend, auf angenehmen Wiesen unter mancherley Gesprächen eine Zeit lang fortgesetzt, als sie sich nunmehr der Fahrstraße näherten und den Wagen des Barons einholten, der, von seinem Herrn begleitet, die Heimath wieder finden sollte. Hier wollten die Freunde sich trennen, und Wilhelm nahm mit wenigen, freundlichen Worten Abschied und versprach dem Baron nochmals baldige Nachricht von Valerinen.

Wenn ich bedenke, versetzte Lenardo, daß es nur ein kleiner Umweg wäre, wenn ich Sie begleitete, warum sollte ich nicht selbst Valerinen aufsuchen? warum nicht selbst von ihrem glücklichen Zustande mich überzeugen? Sie waren so freundlich, sich zum Boten anzubieten; warum wollten sie nicht mein Begleiter seyn? Denn einen Begleiter muß ich haben, einen sittlichen Beystand, wie man sich rechtliche Beystände nimmt, wenn man dem Gerichtshandel nicht ganz gewachsen zu seyn glaubt.

Die Einreden Wilhelms, daß man zu Hause den so lange Abwesenden erwärte, daß es einen sonderbaren Eindruck machen möchte, wenn der Wagen allein käme und was dergleichen mehr war, vermochten nichts über Lenarden, und Wilhelm mußte sich zuletzt entschließen, den Begleiter abzugeben, wobey ihm wegen der zu fürchtenden Folgen nicht wohl zu Muthe war.

Die Bedienten wurden daher unterrichtet, was sie bey der Ankunft sagen sollten, und die Freunde schlugen nunmehr den Weg ein, der zu Valerinens Wohnort führte. Die Gegend schien reich und fruchtbar und der wahre Sitz des Landbaues. So war denn auch in dem Bezirk, welcher Valerinens Gatten gehörte, der Boden durchaus gut und mit Sorgfalt bestellt. Wilhelm hatte Zeit, die Landschaft genau zu betrachten, indem Lenardo schweigend neben ihm ritt. Endlich fing dieser an: Ein anderer an meiner Stelle würde sich vielleicht Valerinen unerkannt zu nähern suchen; denn es ist immer ein peinliches Gefühl, vor die Augen derjenigen zu treten, die man verletzt hat; aber ich will das lieber übernehmen und den Vorwurf ertragen, den ich von ihren ersten Blicken befürchte, als daß ich mich durch Vermummung und Unwahrheit davor sicher stelle. Unwahrheit kann uns eben so sehr in Verlegenheit setzen als Wahrheit; und wenn wir abwägen,

wie oft uns diese oder jene nützt, so möchte es doch immer der Mühe werth seyn, sich ein für allemal dem Wahren zu ergeben. Lassen Sie uns also getrost vorwärts gehen; ich will mich nennen und Sie als meinen Freund und Gefährten einführen.

Nun waren sie an den Gutshof gekommen, und stiegen in dem Bezirk desselben ab. Ein ansehnlicher Mann, einfach gekleidet, den sie für einen Pachter halten konnten, trat ihnen entgegen und kündigte sich als Herr des Hauses an. Lenardo nannte sich, und der Besitzer schien höchst erfreut, ihn zu sehen und kennen zu lernen. Was wird meine Frau sagen, rief er aus, wenn sie den Neffen ihres Wohlthäters wieder sieht! Nicht genug kann sie erwähnen und erzählen, was sie und ihr Vater Ihrem Oheim schuldig ist.

Welche sonderbare Betrachtungen kreuzten sich schnell in Lenardo's Geist. Versteckt dieser Mann, der so redlich aussieht, seine Bitterkeit hinter ein freundlich Gesicht

und glatte Worte? Ist er im Stande, seinen Vorwürfen eine so gefällige Außenseite zu geben? Denn hat mein Oheim nicht diese Familie unglücklich gemacht? und kann es ihm unbekannt geblieben seyn? Oder, so dachte er sich's mit schneller Hoffnung, ist die Sache nicht so übel geworden als du denkst? denn eine ganz bestimmte Nachricht hast du ja doch niemals gehabt. Solche Vermuthungen wechselten hin und her, indem der Hausherr anspannen ließ, um seine Gattinn holen zu lassen, die in der Nachbarschaft einen Besuch machte.

Wenn ich Sie indessen, bis meine Frau kommt, auf meine Weise unterhalten und zugleich meine Geschäfte fortsetzen darf; so machen Sie einige Schritte mit mir auf's Feld, und sehen sich um, wie ich meine Wirthschaft betreibe: denn gewiß ist Ihnen, als einem großen Gutsbesitzer, nichts angelegener, als die edle Wissenschaft, die edle Kunst des Feldbaus. Lenardo widersprach

nicht; Wilhelm unterrichtete sich gern; und der Landmann hatte seinen Grund und Boden, den er unumschränkt besaß und beherrschte, vollkommen gut inne; was er vornahm, war der Absicht gemäß; was er säete und pflanzte, durchaus am rechten Ort; er wußte die Behandlung und die Ursachen derselben so deutlich anzugeben, daß es ein Jeder begriff und für möglich gehalten hätte, dasselbe zu thun und zu leisten: ein Wahn in den man leicht verfällt, wenn man einem Meister zusieht, dem alles bequem von der Hand geht.

Die Fremden erzeigten sich sehr zufrieden und konnten nichts als Lob und Billigung ertheilen. Er nahm es dankbar und freundlich auf, fügte jedoch hinzu: Nun muß ich Ihnen aber auch meine schwache Seite zeigen, die freylich an jedem zu bemerken ist, der sich einem Gegenstand ausschließlich ergiebt. Er führte sie auf seinen Hof, zeigte ihnen seine Werkzeuge, den Vorrath der-

Clärchen geht in der Stube auf und ab, ein Lied zwiſchen den Lippen ſummend.

Glücklich allein
Iſt die Seele, die liebt.

Mutter. Er vermuthet deinen Umgang mit Egmont; und ich glaube, wenn du ihm ein wenig freundlich thäteſt, wenn du wollteſt, er heirathete dich noch.

Clärchen ſingt.

Freudvoll
Und leidvoll,
Gedankenvoll ſeyn;
Langen
Und bangen
In ſchwebender Pein;
Himmelhoch jauchzend,
Zum Tode betrübt;
Glücklich allein
Iſt die Seele, die liebt.

Mutter. Laß das Heyopopeyo.

ſelben, ſo wie den Vorrath von allen erdenklichen Geräthe und deſſen Zubehör. Man tadelte mich oft, ſagte er dabey, daß ich hierin zu weit gehe; allein ich kann mich deßhalb nicht ſchelten. Glücklich iſt der, dem ſein Geſchäft auch zur Puppe wird, der mit demſelbigen zuletzt noch ſpielt und ſich an dem ergötzt, was ihm ſein Zuſtand zur Pflicht macht.

Die beyden Freunde ließen es an Fragen und Erkundigungen nicht fehlen. Beſonders erfreute ſich Wilhelm an den allgemeinen Bemerkungen, zu denen dieſer Mann aufgelegt ſchien, und verfehlte nicht ſie zu erwiedern; indeſſen Lenardo, mehr in ſich gekehrt, an dem Glück Valerinens, das er in dieſem Zuſtande für gewiß hielt, ſtillen Theil nahm, obgleich mit einem leiſen Gefühl von Unbehagen, von dem er ſich keine Rechenſchaft zu geben wußte.

Man war ſchon ins Haus zurückgekehrt, als der Wagen der Beſitzerin vorfuhr. Man

eilte ihr entgegen; aber wie erstaunte, wie erschrak Lenardo, als er sie aussteigen sah. Sie war es nicht, es war das nußbraune Mädchen nicht, vielmehr gerade das Gegentheil; zwar auch eine schöne schlanke Gestalt, aber blond, mit allen Vortheilen, die Blondinen eigen sind.

Diese Schönheit, diese Anmuth erschreckte Lenardo'n. Seine Augen hatten das braune Mädchen gesucht; nun leuchtete ihm ein ganz anderes entgegen. Auch dieser Züge erinnerte er sich; ihre Anrede, ihr Betragen versetzten ihn bald aus jeder Ungewißheit: es war die Tochter des Gerichtshalters, der bey dem Oheim in großem Ansehen stand, deßhalb denn auch dieser bey der Ausstattung sehr viel gethan, und dem neuen Paare behülflich gewesen. Dieß alles und mehr noch wurde von der jungen Frau zum Antrittsgruße fröhlich erzählt, mit einer Freude, wie sie die Ueberraschung eines Wiedersehens ungezwungen äußern läßt. Ob man sich wieder erken-

ne, wurde gefragt; die Veränderungen der Gestalt wurden beredet, welche merklich genug bey Personen dieses Alters gefunden werden. Valerine war immer angenehm, dann aber höchst liebenswürdig, wenn Fröhlichkeit sie aus dem gewöhnlichen gleichgültigen Zustande herausriß. Die Gesellschaft ward gesprächig und die Unterhaltung so lebhaft, daß Lenardo sich fassen und seine Bestürzung verbergen konnte. Wilhelm, dem der Freund geschwind genug von diesem seltsamen Ereigniß einen Wink gegeben hatte, that sein Möglichstes, um diesem beyzustehen; und Valerinens kleine Eitelkeit, daß der Baron, noch ehe er die Seinigen gesehen, sich ihrer erinnert, bey ihr eingekehrt sey, ließ sie auch nicht den mindesten Verdacht schöpfen, daß hier eine andere Absicht oder ein Mißgriff obwalte.

Man blieb bis tief in die Nacht beysammen, obgleich beyde Freunde nach einem vertraulichen Gespräch sich sehnten, das denn

auch sogleich begann, als sie sich in den Gastzimmern allein sahen.

Ich soll, so scheint es, sagte Lenardo, meine Qual nicht los werden. Eine unglückliche Verwechslung des Namens, merke ich, verdoppelt sie. Diese blonde Schönheit habe ich oft mit jener Braunen, die man keine Schönheit nennen durfte, spielen sehen; ja ich trieb mich selbst mit ihnen, obgleich so vieles älter, in den Feldern und Gärten herum. Beyde machten nicht den geringsten Eindruck auf mich; ich habe nur den Namen der einen behalten und ihn der andern beygelegt. Nun finde ich die, die mich nichts angeht, nach ihrer Weise über die Maßen glücklich, indessen die andere, wer weiß wohin, in die Welt geworfen ist.

Den folgenden Morgen waren die Freunde beynahe früher auf als die thätigen Landleute. Das Vergnügen ihre Gäste zu sehen hatte Valerinen gleichfalls zeitig geweckt. Sie ahnete nicht mit welchen Gesinnungen

sie zum Frühstück kamen. Wilhelm, der wohl einsah, daß ohne Nachricht von dem nußbraunen Mädchen Lenardo sich in der peinlichsten Lage befinde, brachte das Gespräch auf frühere Zeiten, auf Gespielen, auf's Local, das er selbst kannte, auf andere Erinnerungen, so daß Valerine zuletzt ganz natürlich darauf kam des nußbraunen Mädchens zu erwähnen und ihren Namen auszusprechen.

Kaum hatte Lenardo den Namen Nachodine gehört, so entsann er sich dessen vollkommen: aber auch mit dem Namen kehrte das Bild jener Bittenden zurück, mit einer solchen Gewalt, daß ihm das Weitere ganz unerträglich fiel, als Valerine, mit warmem Antheil, die Ausspändung des frommen Pachters, seine Resignation und seinen Auszug erzählte, und wie er sich auf seine Tochter gelehnt, die ein kleines Bündel getragen. Lenardo glaubte zu versinken. Unglücklicher und glücklicher Weise erging sich Valerine in einer gewissen Umständlichkeit, die, Lenardo's

das Herz zerreissend, ihm dennoch möglich machte, mit Beyhülfe seines Gefährten, einige Fassung zu zeigen.

Man schied unter vollen, aufrichtigen Bitten des Ehepaars um baldige Wiederkunft und einer halben, geheuchelten Zusage beyder Gäste. Und wie dem Menschen, der sich selbst was Gutes gönnt, alles zum Glück schlägt, so legte Valerine zuletzt das Schweigen Lenardo's, seine sichtbare Zerstreuung beym Abschied, sein hastiges Wegeilen zu ihrem Vortheil aus, und konnte sich, obgleich treue und liebevolle Gattin eines wackern Landmanns, doch nicht enthalten an einer wieder aufwachenden, oder neuentstehenden Neigung, wie sie sich's auslegte, ihres ehemaligen Gutsherrn einiges Behagen zu finden.

Nach diesem sonderbaren Ereigniß sagte Lenardo: daß wir, bey so schönen Hoffnungen, ganz nahe vor dem Hafen scheitern, darüber kann ich mich nur einigermaßen trö-

sten, mich nur für den Augenblick beruhigen und den Meinen entgegen gehen, wenn ich betrachte, daß der Himmel Sie mir zugeführt hat, Sie, dem es, bey seiner eigenthümlichen Sendung, gleichgültig ist, wohin und wozu er seinen Weg richtet. Nehmen Sie es über sich Nachodinen aufzusuchen und mir Nachricht von ihr zu geben. Ist sie glücklich, so bin ich zufrieden; ist sie unglücklich, so helfen Sie ihr auf meine Kosten. Handlen sie ohne Rücksichten, sparen, schonen Sie nichts! Ich reise nach Hause, suche Nachricht einzuziehen und sende Ihnen mit einem vertrauten Manne Ihren Felix zurück. Geben Sie das Kind, wie es Ihre Absicht war, dahin, wo viele seines Gleichen heranwachsen: es ist beynahe gleichgültig, unter welcher Aufsicht; doch müßte ich mich sehr irren, wenn Sie nicht gerade an dem Ort, in der Gegend, wo ich wünsche, daß sie Ihren Sohn und seinen Begleiter erwarten, einen Mann finden sollten, der Ihnen hierüber

die beste Auskunft geben kann. Es ist der, dem ich die Bildung meiner Jugend verdanke, den ich so gern auf meinen Reisen immer neben mir gesehen, dem ich wenigstens manchmal gern begegnet hätte, wenn er nicht ein häuslich-stilles Leben vorziehen wollen.

Die Freunde waren an den Ort gelangt, wo sie nunmehr wirklich scheiden sollten. Indem die Pferde gefüttert wurden, schrieb Lenardo einen Brief, den Wilhelm annahm, im Uebrigen aber nicht umhin konnte Lenardon seine Bedenklichkeiten mitzutheilen.

Ich halte es, sprach er, in meiner Lage für einen wünschenswerthen Auftrag, einen edlen Mann von einer Gemüthsunruhe zu befreyen und zugleich ein menschliches Geschöpf aus dem Elende zu retten, wenn es sich darin befinden sollte. Ein solches Ziel kann man als einen Stern ansehen, nach dem man schifft, wenn man auch nicht weiß was man unterwegs antreffen, unterwegs begegnen werde. Doch darf ich mir dabey die Ge-

fahr nicht läugnen, in der Sie auf jeden Fall noch immer schweben. Wären Sie nicht ein Mann, der durchaus sein Wort zu geben ablehnt; ich würde von Ihnen das Versprechen verlangen, dieses weibliche Wesen, das Ihnen so theuer zu stehen kommt, nicht wieder zu sehen, sich zu begnügen, wenn ich Ihnen melde, daß es ihr wohlgeht; es sey nun, daß ich sie wirklich glücklich finde, oder ihr Glück zu befördern im Stande bin. Da ich Sie aber zu einem Versprechen weder vermögen kann noch will: so beschwöre ich Sie bey allem was Ihnen werth und heilig ist, sich und den Ihrigen und mir, dem neuerworbenen Freund, zu Liebe, keine Annäherung, es sey unter welchem Vorwand es wolle, zu jener Vermißten sich zu erlauben; von mir nicht zu verlangen, daß ich den Ort und die Stelle, wo ich sie finde, die Gegend, wo ich sie lasse, ihnen näher bezeichne, oder gar ausspreche: Sie glauben meinem Wort, daß es ihr wohlgeht und sind losgesprochen und beruhigt.

Lenardo lächelte und versetzte: Leisten Sie mir diesen Dienst und ich werde dankbar seyn. Was Sie thun wollen und können, sey Ihnen anheim gegeben und mich überlassen Sie der Zeit, dem Verstande und wo möglich der Vernunft.

Verzeihen Sie, versetzte Wilhelm: wer jedoch weiß, unter welchen seltsamen Formen die Neigung bey uns einschleicht, dem muß es bange werden, wenn er voraussieht, ein Feind könne dasjenige wünschen, was ihm in seinen Zuständen, seinen Verhältnissen nothwendig Unglück und Verwirrung bringen müßte.

Ich hoffe, sagte Lenardo, wenn ich das Mädchen glücklich weiß, bin ich sie los.

Die Freunde schieden, jeder nach seiner Seite.

Clärchen. Scheltet mir's nicht; es ist ein kräftig Lied. Hab' ich doch schon manchmal ein großes Kind damit schlafen gewiegt.

Mutter. Du hast doch nichts im Kopfe als deine Liebe. Vergäßest du nur nicht alles über das Eine. Den Brackenburg solltest du in Ehren halten, sag' ich dir. Er kann dich noch einmal glücklich machen.

Clärchen. Er?

Mutter. O ja! es kommt eine Zeit! — Ihr Kinder seht nichts voraus, und überhorcht unsre Erfahrungen. Die Jugend und die schöne Liebe, alles hat sein Ende; und es kommt eine Zeit, wo man Gott dankt, wenn man irgendwo unterkriechen kann.

Clärchen schaudert, schweigt und fährt auf. Mutter, laßt die Zeit kommen wie den Tod. Dran vorzudenken ist schreckhaft! — Und wenn er kommt! Wenn wir müssen — dann — wollen wir uns geberden wie wir können —

Neuntes Kapitel.

Auf einem kurzen und angenehmen Wege war Wilhelm nach der Stadt gekommen, wohin sein Brief lautete. Er fand sie heiter und wohlgebaut; allein ihr neues Ansehn zeigte nur allzudeutlich, daß sie kurz vorher durch einen Brand müsse gelitten haben. Die Adresse seines Briefes führte ihn zu dem letzten, kleinen, verschonten Theil, an ein Haus von alter, ernster Bauart, doch wohlerhalten und reinlichen Ansehns. Trübe Fensterscheiben, wundersam gefügt, deuteten auf erfreuliche Farbenpracht von innen. Und so entsprach denn auch wirklich das Innere dem

Aeußeren. In saubern Räumen zeigten sich überall Geräthschaften, die schon einigen Generationen mochten gedient haben, untermischt mit wenigem Neuen. Der Hausherr empfing ihn freundlich in einem gleich ausgestatteten Zimmer. Diese Uhren hatten schon mancher Geburts- und Sterbestunde geschlagen, und was umherstand erinnerte, daß Vergangenheit auch in die Gegenwart übergehen könne.

Der Ankommende gab seinen Brief ab, den der Empfänger aber, ohne ihn zu eröffnen, bey Seite legte und in einem heitern Gespräche seinen Gast unmittelbar kennen zu lernen suchte. Sie wurden bald vertraut, und als Wilhelm, gegen sonstige Gewohnheit, seine Blicke beobachtend im Zimmer umherschweifen ließ, sagte der gute Alte: meine Umgebung erregt ihre Aufmerksamkeit. Sie sehen hier, wie lange etwas dauern kann, und man muß doch auch dergleichen sehen.

zum Gegengewicht deſſen was in der Welt ſo ſchnell wechſelt und ſich verändert. Dieſer Theekeſſel diente ſchon meinen Aeltern und war ein Zeuge unſerer abendlichen Familienverſammlungen; dieſer kupferne Kaminſchirm ſchützt mich noch immer vor dem Feuer, das dieſe alte mächtige Zange anſchürt; und ſo geht es durch alles durch. Antheil und Thätigkeit konnt' ich daher auf gar viel andere Gegenſtände wenden, weil ich mich mit der Veränderung dieſer äußern Bedürfniſſe, die ſo vieler Menſchen Zeit und Kräfte wegnimmt, nicht weiter beſchäftigte. Eine liebevolle Aufmerkſamkeit auf das was der Menſch beſitzt, macht ihn reich, indem er ſich einen Schatz der Erinnerung an gleichgültigen Dingen dadurch anhäuft. Ich habe einen jungen Mann gekannt, der eine Stecknadel dem geliebten Mädchen, Abſchied nehmend, entwendete, den Buſenſtreif täglich damit zuſteckte und dieſen gehegten und gepflegten Schatz von einer großen, mehrjährigen Fahrt wie-

der zurückbrachte. Uns andern kleinen Menschen ist dieß wohl als Tugend anzurechnen.

Mancher bringt wohl auch, versetzte Wilhelm, von einer so großen und weiten Reise einen Stachel im Herzen mit zurück, den er vielleicht lieber los wäre. Der Alte schien von Lenardo's Zustande nichts zu wissen, ob er gleich den Brief inzwischen erbrochen und gelesen hatte, denn er ging zu den vorigen Betrachtungen wieder zurück. Die Beharrlichkeit auf dem Besitz, fuhr er fort, giebt uns in manchen Fällen die größte Energie. Diesem Eigensinn bin ich die Rettung meines Hauses schuldig. Als die Stadt brannte, wollte man auch bey mir flüchten und retten. Ich verbot's, befahl Fenster und Thüren zu schließen und wandte mich mit mehreren Nachbarn gegen die Flamme. Unserer Anstrengung gelang es, diesen Zipfel der Stadt aufrecht zu erhalten. Den andern Morgen stand alles noch bey mir, wie Sie es sehen und wie es beynahe seit hundert Jahren ge-

ſtanden hat. Mit allem dem, ſagte Wilhelm, werden Sie mir geſtehen, daß der Menſch der Veränderung nicht widerſteht, welche die Zeit hervorbringt. Freylich, ſagte der Alte, aber doch der am längſten ſich erhält hat auch etwas geleiſtet.

Ja! ſogar über unſer Daſeyn hinaus ſind wir fähig zu erhalten und zu ſichern; wir überliefern Kenntniſſe, wir übertragen Geſinnungen ſo gut als Beſitz, und da mir es nun vorzüglich um den letzten zu thun iſt, ſo hab' ich deßhalb ſeit langer Zeit wunderliche Vorſicht gebraucht, auf ganz-eigene Vorkehrungen geſonnen; nur ſpät aber iſt mirs gelungen meinen Wunſch erfüllt zu ſehen.

Gewöhnlich zerſtreut der Sohn was der Vater geſammelt hat, ſammelt etwas anders oder auf andere Weiſe. Kann man jedoch den Enkel, die neue Generation abwarten, ſo kommen dieſelben Neigungen, dieſelben Anſichten wieder zum Vorſchein. Und ſo hab' ich denn endlich, durch Sorgfalt unſerer päda-

gogischen Freunde, einen tüchtigen jungen Mann erwerben, welcher wo möglich noch mehr auf hergebrachten Besitz hält als ich selbst und eine heftige Neigung zu wunderlichen Dingen empfindet. Mein Zutrauen hat er entschieden durch die gewaltsamen Anstrengungen erworben, womit ihm das Feuer von unserer Wohnung abzuwehren gelang; doppelt und dreyfach hat er den Schatz verdient, dessen Besitz ich ihm zu überlassen gedenke; ja er ist ihm schon übergeben und seit der Zeit mehrt sich unser Vorrath auf eine wundersame Weise.

Nicht alles jedoch was Sie hier sehen ist unser. Vielmehr, wie Sie sonst bey Pfandinhabern manches fremde Juwel erblicken, so kann ich Ihnen bey uns Kostbarkeiten bezeichnen, die man, unter den verschiedensten Umständen, besserer Aufbewahrung halber, hier niedergestellt. Wilhelm gedachte des herrlichen Kästchens, das er ohnehin nicht gern auf der Reise mit sich herumführen

wollte, und enthielt sich nicht es dem Freunde zu zeigen. Der Alte betrachtete es mit Aufmerksamkeit, gab die Zeit an, wann es verfertigt seyn könnte und wies etwas Aehnliches vor. Wilhelm brachte zur Sprache: ob man es wohl eröffnen sollte? Der Alte war nicht der Meynung. Ich glaube zwar, daß man es ohne sonderliche Beschädigung thun könne, sagte er; allein da Sie es durch einen so wunderbaren Zufall erhalten haben, so sollten sie daran Ihr Glück prüfen. Denn wenn sie glücklich geboren sind und wenn dieses Kästchen etwas bedeutet, so muß sich gelegentlich der Schlüssel dazu finden, und gerade da wo Sie ihn am wenigsten erwarten. Es giebt wohl solche Fälle, versetzte Wilhelm. Ich habe selbst einige erlebt, erwiederte der Alte; und hier sehen Sie den merkwürdigsten vor sich. Von diesem elfenbeinernen Crucifix besaß ich seit dreyßig Jahren den Körper mit Haupt und Füßen aus einem Stücke, der Gegenstand sowohl

als die herrlichste Kunst ward sorgfältig in dem kostbarsten Lädchen aufbewahrt; vor ohngefähr zehen Jahren erhielt ich das dazu gehörige Kreuz, mit der Inschrift, und ich ließ mich verführen, durch den geschicktesten Bildschnitzer unserer Zeit, die Arme ansetzen zu lassen; aber wie weit war der Gute hinter seinem Vorgänger zurückgeblieben; doch es mochte stehen, mehr zu erbaulichen Betrachtungen als zu Bewundrung des Kunstfleißes.

Nun denken Sie mein Ergötzen! Vor kurzem erhalt' ich die ersten, ächten Arme, wie Sie solche, zur lieblichsten Harmonie, hier angefügt sehen und ich, entzückt über ein so glückliches Zusammentreffen, enthalte mich nicht die Schicksale der christlichen Religion hieran zu erkennen, die, oft genug zergliedert und zerstreut, sich doch endlich immer wieder am Kreuze zusammen finden muß.

Wilhelm bewunderte das Bild und die seltsame Fügung. Ich werde ihrem Rath folgen, setzte er hinzu; bleibe das Käßchen

verschlossen, bis der Schlüssel sich findet, und wenn es bis ans Ende meines Lebens liegen sollte. Wer lange lebt, sagte der Alte, sieht manches versammelt und manches auseinander fallen.

Der junge Besitzgenosse trat so eben herein und Wilhelm erklärte seinen Versatz, das Kästchen ihrem Gewahrsam zu übergeben. Nun ward ein großes Buch herbeygeschafft, das anvertraute Gut eingeschrieben; mit mancher beobachteten Ceremonien und Bedingungen ein Empfangschein ausgestellt, der zwar auf jeden Vorzeigenden lautete, aber nur auf ein, mit dem Empfänger verabredetes Zeichen geehrt werden sollte.

So brachten sie ihre Stunden sehr unterhaltend und lehrreich zu, bis endlich Felix, auf einem muntern Pferdchen, glücklich anlangte. Ein Reitknecht hatte ihn begleitet, der nun auch Wilhelmen einige Zeit weiter folgen und ihn bedienen sollte. Ein Brief von Lenardo, zugleich überbracht, beklagte,

daß er keine Spur von dem nußbraunen Mädchen habe finden können und Wilhelm ward aufs Neue beschworen sein Möglichstes zu thun um sie auszuforschen. Wilhelm vertraute den Fall seinem Wirthe. Dieser lächelte und sagte: wir müssen uns, um des Freundes willen, wohl alle Mühe geben; vielleicht gelingt mirs ein Näheres zu erfahren. So wie uralte Geräthschaften, so habe ich mir auch uralte Freunde erhalten. Sie sagen mir, der Vater dieses Mädchens sey durch Frömmigkeit ausgezeichnet gewesen. Die Frommen haben innigern Zusammenhang als die Bösen, ob es ihnen gleich, dem Aeußern nach, nicht immer so wohl geräth. Und so hoffe ich auf die Spur zu kommen, welche zu erforschen Sie abgesendet sind. Zur Vorbereitung aber verfolgen Sie den Entschluß, Ihren Felix zu seines Gleichen, ihn zu irgend einer bestimmten Thätigkeit zu bringen, eilen Sie mit ihm zu der großen Lehranstalt. Ich will den Weg bezeichnen, den Sie neh-

Egmont, ich dich entbehren! — In Thränen. Nein, es ist nicht möglich, nicht möglich.

Egmont

in einem Reitermantel, den Hut in's Gesicht gedrückt.

Clärchen!

Clärchen thut einen Schrey, fährt zurück. Egmont! Sie eilt auf ihn zu. Egmont! Sie umarmt ihn und ruht an ihm. O du guter, lieber, süßer! Kommst du? bist du da?

Egmont. Guten Abend, Mutter!

Mutter. Gott grüß' euch, edler Herr! Meine Kleine ist fast vergangen, daß ihr so lang' ausbleibt; sie hat wieder den ganzen Tag von euch geredet und gesungen.

Egmont. Ihr gebt mir doch ein Nachtessen?

Mutter. Zu viel Gnade. Wenn wir nur etwas hätten.

Clärchen. Freylich! Seyd nur ruhig, Mutter; ich habe schon alles darauf eingerich-

men müſſen, um den Obern zu finden, der bald in einer, bald in der andern Abtheilung ſeine Reſidenz hat. Einen Brief geb' ich Ihnen mit, guten Rath und Andeutung.

Zehntes Kapitel.

Die Wallfahrenden hatten nach Vorschrift den Weg genommen und fanden glücklich die Gränze der Provinz, in der sie so manches Merkwürdige erfahren sollten; beym ersten Eintritt gewahrten sie sogleich der fruchtbarsten Gegend, welche an sanften Hügeln den Feldbau, auf höhern Bergen die Schaafzucht, in weiten Thalflächen die Viehzucht begünstigte. Es war kurz vor der Erndte und alles in größter Fülle; das was sie jedoch gleich in Verwunderung setzte war, daß sie weder Frauen noch Männer, wohl aber durchaus Knaben und Jünglinge

beschäftigt sahen auf eine glückliche Erndte sich vorzubereiten, ja auch schon auf ein fröhliches Erndtefest freundliche Anstalt zu treffen. Sie begrüßten einen und den andern und fragten nach dem Obern, von dessen Aufenthalt man keine Rechenschaft geben konnte. Die Adresse ihres Briefs lautete: an den Obern, oder die Dreye. Auch hierin konnten sich die Knaben nicht finden; man wies die Fragenden jedoch an einen Aufseher, der eben das Pferd zu besteigen sich bereitete; sie eröffneten ihre Zwecke; des Felix Freymüthigkeit schien ihm zu gefallen und so ritten sie zusammen die Straße hin.

Schon hatte Wilhelm bemerkt, daß in Schnitt und Farbe der Kleider eine Mannigfaltigkeit obwaltete, die der ganzen kleinen Völkerschaft ein sonderbares Ansehn gab; eben war er im Begriff seinen Begleiter hiernach zu fragen, als noch eine wundersamere Bemerkung sich ihm aufthat: alle Kinder, sie mochten beschäftigt seyn wie sie wollten, lie-

ßen ihre Arbeit liegen und wendeten sich, mit besondern, aber verschiedenen Gebärden, gegen die Vorbeyreitenden und es war leicht zu folgern, daß es dem Vorgesetzten galt. Die jüngsten legten die Arme kreuzweis über die Brust und blickten fröhlich gen Himmel, die mittlern hielten die Arme auf den Rücken und schauten lächelnd zur Erde, die dritten standen strack und muthig; die Arme niedergesenkt, wendeten sie den Kopf nach der rechten Seite und stellten sich in Eine Reihe, anstatt daß jene vereinzelt blieben, wo man sie traf.

Als man darauf Halt machte und abstieg, wo eben mehrere Kinder nach verschiedener Weise sich aufstellten und von dem Vorgesetzten gemustert wurden, fragte Wilhelm nach der Bedeutung dieser Gebärden; Felix fiel ein und sagte munter: was für eine Stellung hab' ich denn anzunehmen? Auf alle Fälle, versetzte der Aufseher, zuerst die Arme über die Brust und ernsthaft-froh

nach oben gesehen, ohne den Blick zu verwenden; er gehorchte, doch rief er bald, dieß gefällt mir nicht sonderlich, ich sehe ja nichts da droben; dauert es lange? Doch ja! rief er freudig, ein paar Habichte fliegen von Westen nach Osten; das ist wohl ein gutes Zeichen? Wienach Du's aufnimmst, je nachdem Du dich beträgst, versetzte jener; jetzt mische Dich unter sie, wie sie sich mischen. Er gab ein Zeichen, die Kinder verließen ihre Stellung, ergriffen ihre Beschäftigung, oder spielten wie vorher.

Mögen und können Sie mir, sagte Wilhelm darauf, das was mich hier in Verwunderung setzt, erklären? Ich sehe wohl, daß diese Gebärden, diese Stellungen Grüße sind, womit man Sie empfängt. Ganz richtig, versetzte jener, Grüße, die mir sogleich andeuten auf welcher Stufe der Bildung ein jeder dieser Knaben steht.

Dürfen Sie mir aber, versetzte Wilhelm, die Bedeutung des Stufengangs wohl erklä-

ren? denn daß es einer sey, läßt sich wohl einsehen. Dieß gebührt Höheren als ich bin, antwortete jener; soviel aber kann ich versichern, daß es nicht leere Grimassen sind, daß vielmehr den Kindern, zwar nicht die höchste, aber doch eine leitende, faßliche Bedeutung überliefert wird; zugleich aber ist jedem geboten für sich zu behalten und zu hegen was man ihm als Bescheid zu ertheilen für gut findet; sie dürfen weder mit Fremden noch unter einander selbst darüber schwatzen, und so modificirt sich die Lehre hundertfältig. Außerdem hat das Geheimniß sehr große Vortheile: denn wenn man dem Menschen gleich und immer sagt worauf alles ankommt, so denkt er, es sey nichts dahinter. Gewissen Geheimnissen, und wenn sie offenbar wären, muß man durch Verhüllen und Schweigen Achtung erweisen, denn dieses wirkt auf Scham und gute Sitten. Ich verstehe Sie, versetzte Wilhelm, warum sollten wir das was in körperlichen Dingen

so nöthig ist nicht auch geistig anwenden? Vielleicht aber können Sie in einem andern Bezug meine Neugierde befriedigen. Die große Mannigfaltigkeit in Schnitt und Farbe der Kleider fällt mir auf, und doch seh' ich nicht alle Farben, aber einige in allen ihren Abstufungen, vom Hellsten bis zum Dunkelsten. Doch bemerke, daß hier keine Bezeichnung der Stufen irgend eines Alters oder Verdienstes gemeynt seyn kann, indem die größten und kleinsten Knaben untermischt, so an Schnitt als Farbe gleich seyn können, aber die von gleichen Gebärden im Gewand nicht mit einander übereinstimmen. Auch was dieß betrifft, versetzte der Begleitende, darf ich mich nicht weiter auslassen; doch müßte ich sehr irren, oder Sie werden über alles, wie sie nur wünschen mögen, aufgeklärt von uns scheiden.

Man verfolgte nunmehr die Spur des Obern, welche man gefunden zu haben glaubte; nun aber mußte der Fremdling nothwendig

auffallen, daß, je weiter sie ins Land kamen, ein wohllautender Gesang ihnen immer mehr entgegen tönte. Was die Knaben auch begannen, bey welcher Arbeit man sie fand, immer sangen sie, und zwar schienen es Lieder jedem Geschäft besonders angemessen und in gleichen Fällen überall dieselben. Traten mehrere Kinder zusammen, so begleiteten sie sich wechselsweise; gegen Abend fanden sich auch Tanzende, deren Schritte durch Chöre belebt und geregelt wurden. Felix stimmte vom Pferde herab mit ein und zwar nicht ganz unglücklich, Wilhelm vergnügte sich an dieser, die Gegend belebenden Unterhaltung.

Wahrscheinlich, so sprach er zu seinem Gefährten, wendet man viele Sorgfalt auf solchen Unterricht, denn sonst könnte diese Geschicklichkeit nicht so weit ausgebreitet und so vollkommen ausgebildet seyn. Allerdings, versetzte jener, bey uns ist der Gesang die erste Stufe der Bildung, alles andere schließt

ſich daran und wird dadurch vermittelt. Der einfachſte Genuß, ſo wie die einfachſte Lehre werden bey uns durch Geſang belebt und eingeprägt, ja ſelbſt was wir überliefern von Glaubens- und Sittenbekenntniß, wird auf dem Wege des Geſanges mitgetheilt; andere Vortheile zu ſelbſtthätigen Zwecken verſchwiſtern ſich ſogleich: denn indem wir die Kinder üben Töne, welche ſie hervorbringen, mit Zeichen auf die Tafel ſchreiben zu lernen und nach Anlaß dieſer Zeichen ſodann in ihrer Kehle wieder zu finden, ferner den Text darunter zu fügen; ſo üben ſie zugleich Hand, Ohr und Auge und gelangen ſchneller zum Recht- und Schönſchreiben als man denkt, und da dieſes alles zuletzt nach reinen Maßen, nach genau beſtimmten Zahlen ausgeübt und nachgebildet werden muß, ſo faſſen ſie den hohen Werth der Meß- und Rechenkunſt viel geſchwinder als auf jede andere Weiſe. Deßhalb haben wir denn unter allem Denkbaren die Muſik

zum Element unſerer Erziehung gewählt, denn von ihr laufen gleichgebahnte Wege nach allen Seiten.

Wilhelm ſuchte ſich noch weiter zu unterrichten und verbarg ſeine Verwunderung nicht, daß er gar keine Inſtrumental-Muſik vernehme. Dieſe wird bey uns nicht vernachläſſigt, verſetzte jener, aber in einen beſondern Bezirk, in das anmuthigſte Bergthal eingeſchloſſen geübt; und da iſt denn wieder dafür geſorgt, daß die verſchiedenen Inſtrumente in auseinander liegenden Ortſchaften gelehrt werden. Beſonders die Mißtöne der Anfänger ſind in gewiſſe Einſiedeleyen verwieſen, wo ſie niemand zur Verzweiflung bringen: denn Ihr werdet ſelbſt geſtehen, daß in der wohleingerichteten bürgerlichen Geſellſchaft kaum ein trauriger Leiden zu dulden ſey, als das uns die Nachbarſchaft eines angehenden Flöten- oder Violinſpielers aufdringt.

Unſere Anfänger gehen, aus eigner löbli-

tet, ich habe etwas zubereitet. Verrathet mich nicht, Mutter.

Mutter. Schmal genug.

Clärchen. Wartet nur! Und dann denk' ich: wenn er bey mir ist, hab' ich gar keinen Hunger; da sollte er auch keinen großen Appetit haben, wenn ich bey ihm bin.

Egmont. Meinst du?

Clärchen stampft mit dem Fuße und kehrt sich unwillig um.

Egmont. Wie ist dir?

Clärchen. Wie seyd ihr heute so kalt! Ihr habt mir noch keinen Kuß angebothen. Warum habt ihr die Arme in den Mantel gewickelt wie ein Wochenkind. Ziemt keinem Soldaten noch Liebhaber, die Arme eingewickelt zu haben.

Egmont. Zu Zeiten, Liebchen, zu Zeiten. Wenn der Soldat auf der Lauer steht und dem Feinde etwas abliſten möchte, da nimmt er sich

cher Gesinnung niemand lästig seyn zu wollen, freywillig, länger oder kürzer in die Wüste, und beeifern sich, abgesondert, um das Verdienst der bewohnten Welt näher treten zu dürfen, weßhalb jedem von Zeit zu Zeit ein Versuch heranzutreten erlaubt wird, der selten mißlingt, weil wir Scham und Scheu bey dieser wie bey unsern übrigen Einrichtungen gar wohl hegen und pflegen dürfen. Daß eurem Sohn eine glückliche Stimme geworden freut mich innigst, für das Uebrige sorgt sich um desto leichter.

Nun waren sie zu einem Ort gelangt, wo Felix verweilen und sich an der Umgebung prüfen sollte, bis man zur förmlichen Aufnahme geneigt wäre; schon von weitem hörten sie einen freudigen Gesang, es war ein Spiel woran sich die Knaben, in der Feyerstunde, dießmal ergötzten. Ein allgemeiner Chorgesang erscholl, wozu jedes Glied eines weiten Kreises freudig, klar und tüchtig an seinem Theile zustimmte, den Win-

ken des Aufsehers gehorchend. Dieser überraschte jedoch öfters die Singenden, indem er durch ein Zeichen den Chorgesang aufhob und irgend einen einzelnen Theilnehmenden, ihn mit dem Stäbchen berührend, aufforderte sogleich allein ein schickliches Lied dem verhallenden Ton, dem vorschwebenden Sinne anzupassen. Schon zeigten die meisten viel Gewandtheit, einige, denen das Kunststück mißlang, gaben ihr Pfand willig hin, ohne gerade ausgelacht zu werden. Felix war Kind genug sich gleich unter sie zu mischen und zog sich noch so leidlich aus der Sache. Sodann ward ihm jener erste Gruß zugeeignet; er legte sogleich die Hände auf die Brust, blickte aufwärts, und zwar mit so schnackischer Miene, daß man wohl bemerken konnte, ein geheimer Sinn dabey sey ihm noch nicht aufgegangen.

Der angenehme Ort, die gute Aufnahme, die muntern Gespielen, alles gefiel dem Knaben so wohl, daß es ihm nicht sonder-

lich wehe that seinen Vater abreisen zu sehen; fast blickte er dem weggeführten Pferde schmerzlicher nach; doch ließ er sich bedeuten, da er vernahm, daß er es im gegenwärtigen Bezirk nicht behalten könne; man versprach ihm dagegen, er solle wo nicht dasselbe doch ein gleiches, munter und wohlgezogen, unerwartet wiederfinden.

Da sich der Obere nicht erreichen ließ, sagte der Aufseher: ich muß Euch nun verlassen, meine Geschäfte zu verfolgen; doch will ich Euch zu den Dreyen bringen, die unsern Heiligthümern vorstehen, Euer Brief ist auch an sie gerichtet und sie zusammen stellen den Obern vor. Wilhelm hätte gewünscht von den Heiligthümern im Voraus zu vernehmen, jener aber versetzte: die Dreye werden Euch, zu Erwiederung des Vertrauens, daß ihr uns euren Sohn überlaßt, nach Weisheit und Billigkeit, gewiß das Nöthigste eröffnen. Die sichtbaren Gegenstände der Verehrung, die ich Heiligthü-

mer nannte, ſind in einen beſondern Bezirk eingeſchloſſen, werden mit nichts gemiſcht, durch nichts geſtört; nur zu gewiſſen Zeiten des Jahrs läßt man die Zöglinge, den Stufen ihrer Bildung gemäß, dort eintreten, um ſie hiſtoriſch und ſinnlich zu belehren; da ſie denn genugſamen Eindruck mit wegnehmen, um, bey Ausübung ihrer Pflicht, eine Zeitlang daran zu zehren.

Nun ſtand Wilhelm am Thor eines mit hohen Mauern umgebenen Thalwaldes; auf ein gewiſſes Zeichen eröffnete ſich die kleine Pforte und ein ernſter, anſehnlicher Mann empfing unſern Freund. Dieſer fand ſich in einem großen, herrlich grünenden Raum, von Bäumen und Büſchen vielerley Art beſchattet, kaum daß er ſtattliche Mauern und anſehnliche Gebäude, durch dieſe dichte und hohe Naturpflanzung hindurch bemerken konnte; ein freundlicher Empfang von Dreyen, die ſich nach und nach herbeyfanden, löſte ſich endlich in ein Geſpräch auf, wozu jeder

das Seinige beytrug, dessen Inhalt wir jedoch in der Kürze zusammenfassen.

Da Ihr uns Euren Sohn vertraut, sagten sie, sind wir schuldig Euch tiefer in unser Verfahren hineinblicken zu lassen. Ihr habt manches Aeußerliche gesehen, welches nicht sogleich sein Verständniß mit sich führt; was davon wünscht ihr vor allem aufgeschlossen?

Anständige, doch seltsame Gebärden-Grüsse hab' ich bemerkt, deren Bedeutung ich zu erfahren wünschte; bey Euch bezieht sich gewiß das Aeußere aufs Innere, und umgekehrt, laßt mich diesen Bezug erfahren.

Wohlgeborne, gesunde Kinder, versetzten jene, bringen viel mit; die Natur hat jedem alles gegeben was er für Zeit und Dauer nöthig hätte, dieses zu entwickeln ist unsere Pflicht, öftets entwickelt sichs besser von selbst. Aber eins bringt niemand mit auf die Welt, und doch ist es das worauf alles ankommt, damit der Mensch nach allen Seiten

zu ein Menſch ſey. Könnt Ihr es ſelbſt finden, ſo ſprecht es aus. Wilhelm bedachte ſich eine kurze Zeit und ſchüttelte ſodann den Kopf.

Jene, nach einem anſtändigen Zaudern, riefen: Ehrfurcht! Wilhelm ſtutzte. Ehrfurcht! hieß es wiederholt. Allen fehlt ſie, vielleicht Euch ſelbſt!

Dreyerley Gebärde habt ihr geſehen, und wir überliefern eine dreyfache Ehrfurcht, die, wenn ſie zuſammenfließt und ein Ganzes bildet, erſt ihre höchſte Kraft und Wirkung erreicht. Das erſte iſt Ehrfurcht vor dem was über uns iſt. Jene Gebärde, die Arme kreuzweis über die Bruſt, einen freudigen Blick gen Himmel, das iſt was wir unmündigen Kindern auflegen und zugleich das Zeugniß von ihnen verlangen, daß ein Gott da droben ſey, der ſich in Eltern, Lehrern, Vorgeſetzten abbildet und offenbart. Das zweyte, Ehrfurcht vor dem was unter uns iſt! Die auf den Rücken gefalteten, gleichſam gebun-

denen Hände, der gesenkte, lächelnde Blick sagen; daß man die Erde wohl und heiter zu betrachten habe; sie giebt Gelegenheit zur Nahrung; sie gewährt unsägliche Freuden; aber unverhältnißmäßige Leiden bringt sie. Wenn einer sich körperlich beschädigte, verschuldend oder unschuldig, wenn ihn andere vorsätzlich oder zufällig verletzten, wenn das irdische Willenlose ihm ein Leid zufügte, das bedenk' er wohl: denn solche Gefahr begleitet ihn sein Lebelang. Aber aus dieser Stellung befreyen wir unsern Zögling baldmöglichst, sogleich wenn wir überzeugt sind, daß die Lehre dieses Grads genugsam auf ihn gewirkt habe; dann aber heißen wir ihn sich ermannen, gegen Kameraden gewendet nach ihnen sich richten. Nun steht er strack und kühn, nicht etwa selbstisch vereinzelt; nur in Verbindung mit seines Gleichen macht er Fronte gegen die Welt. Weiter wüßten wir nichts hinzuzufügen.

Es leuchtet mir ein! versetzte Wilhelm;

deßwegen liegt die Menge wohl so im Argen, weil sie sich nur im Element des Mißwollens und Mißredens behagt; wer sich diesem überliefert, verhält sich gar bald gegen Gott gleichgültig, verachtend gegen die Welt, gegen seines Gleichen gehässig; das wahre, ächte, unentbehrliche Selbstgefühl aber zerstört sich in Dünkel und Anmaßung. Erlauben Sie mir demohngeachtet, fuhr Wilhelm fort, ein Einziges einzuwenden: hat man nicht von jeher die Furcht roher Völker vor mächtigen Naturerscheinungen, und sonst unerklärlichen, ahndungsvollen Ereignissen, für den Keim gehalten, woraus ein höheres Gefühl, eine reinere Gesinnung sich stufenweise entwickeln sollte? Hierauf erwiederten jene: der Natur ist Furcht wohl gemäß, Ehrfurcht aber nicht; man fürchtet ein bekanntes, oder unbekanntes mächtiges Wesen, der Starke sucht es zu bekämpfen, der Schwache zu vermeiden, beyde wünschen es los zu werden und fühlen sich glücklich, wenn sie es auf kurze

Zeit beseitigt haben, wenn ihre Natur sich zur Freyheit und Unabhängigkeit einigermaßen wieder herstellte. Der natürliche Mensch wiederholt diese Operation millionenmal in seinem Leben, von der Furcht strebt er zur Freyheit, aus der Freyheit wird er in die Furcht getrieben und kommt um nichts weiter. Sich zu fürchten ist leicht, aber beschwerlich, Ehrfurcht zu hegen ist schwer, aber bequem. Ungern entschließt sich der Mensch zur Ehrfurcht, oder vielmehr entschließt sich nie dazu; es ist ein höherer Sinn, der seiner Natur gegeben werden muß und der sich nur bey besonders Begünstigten aus sich selbst entwickelt, die man auch deßwegen von jeher für Heilige, für Götter gehalten. Hier liegt die Würde, hier das Geschäft aller ächten Religionen, deren es auch nur dreye giebt nach den Objecten gegen welche sie ihre Andacht wenden.

Die Männer hielten inne, Wilhelm schwieg eine Weile nachdenkend; da er in sich

aber die Anmaßung nicht fühlte den Sinn jener sonderbaren Worte zu deuten, so bat er die Würdigen in ihrem Vortrage fortzufahren, worin sie ihm denn auch sogleich willfahrten. Keine Religion, sagten sie, die sich auf Furcht gründet, wird unter uns geachtet. Bey der Ehrfurcht, die der Mensch in sich walten läßt, kann er, indem er Ehre giebt, seine Ehre behalten, er ist nicht mit sich selbst veruneint wie in jenem Falle. Die Religion, welche auf Ehrfurcht vor dem was über uns ist beruht, nennen wir die ethnische, es ist die Religion der Völker und die erste glückliche Ablösung von einer niedern Furcht; alle sogenannte heidnische Religionen sind von dieser Art, sie mögen übrigens Namen haben wie sie wollen. Die zweyte Religion, die sich auf jene Ehrfurcht gründet, die wir vor dem haben was uns gleich ist, nennen wir die philosophische, denn der Philosoph, der sich in die Mitte stellt, muß alles Höhere zu sich herab, alles Niedere zu

zuſammen, faßt ſich ſelbſt in ſeine Arme und lobt ſeinen Anſchlag treff. Und ein Liebhaber —

Mutter. Wollt ihr euch nicht ſetzen? es euch nicht bequem machen? Ich muß in die Küche; Clärchen denkt an nichts, wenn ihr da ſeyd. Ihr müßt fürlieb nehmen.

Egmont. Euer guter Wille iſt die beſte Würze. Mutter ab.

Clärchen. Und was wäre denn meine Liebe?

Egmont. So viel du willſt.

Clärchen. Vergleicht ſie, wenn ihr das Herz habt.

Egmont. Zuförderſt alſo. Er wirft den Mantel ab und ſteht in einem prächtigen Kleide da.

Clärchen. O je!

Egmont. Nun hab' ich die Arme frey.

Er herzt ſie.

Clärchen. Laßt! Ihr verderbt euch. Sie tritt zurück. Wie prächtig! da darf ich euch nicht anrühren.

sich herauf ziehen und nur in diesem Mittelzustand verdient er den Namen des Weisen. Indem er nun das Verhältniß zu seines Gleichen und also zur ganzen Menschheit, das Verhältniß zu allen übrigen irdischen Umgebungen, nothwendigen und zufälligen durchschaut, lebt er im cosmischen Sinne allein in der Wahrheit. Nun ist aber von der dritten Religion zu sprechen, gegründet auf die Ehrfurcht vor dem was unter uns ist; wir nennen sie die christliche, weil sich in ihr eine solche Sinnesart am meisten offenbart; es ist ein Letztes wozu die Menschheit gelangen konnte und mußte. Aber was gehörte dazu, die Erde nicht allein unter sich liegen zu lassen und sich auf einen höhern Geburtsort zu berufen, sondern auch Niedrigkeit und Armuth, Spott und Verachtung, Schmach und Elend, Leiden und Tod als göttlich anzuerkennen, ja Sünde selbst und Verbrechen nicht als Hindernisse, sondern als Förderniſſe des Heiligen zu verehren und

liebzugewinnen. Hievon finden sich freylich Spuren durch alle Zeiten, aber Spur ist nicht Ziel, und da dieses einmal erreicht ist, so kann die Menschheit nicht wieder zurück, und man darf sagen, daß die christliche Religion, da sie einmal erschienen ist, nicht wieder verschwinden kann, da sie sich einmal göttlich verkörpert hat, nicht wieder aufgelöst werden mag.

Zu welcher von diesen Religionen bekennt ihr Euch denn insbesondere? sagte Wilhelm. Zu allen dreyen erwiederten jene: denn sie zusammen bringen eigentlich die wahre Religion hervor; aus diesen drey Ehrfurchten entspringt die oberste Ehrfurcht, die Ehrfurcht vor sich selbst, und jene entwickeln sich abermals aus dieser, so daß der Mensch zum Höchsten gelangt was er zu erreichen fähig ist, daß er sich selbst für das Beste halten darf was Gott und Natur hervorgebracht haben, ja, daß er auf dieser Höhe verwei-

len kann, ohne durch Dünkel und Selbstheit wieder ins Gemeine gezogen zu werden.

Ein solches Bekenntniß, auf diese Weise entwickelt, befremdet mich nicht, versetzte Wilhelm, es kommt mit allem überein was man im Leben hie und da vernimmt, nur daß Euch dasjenige vereinigt was andere trennt. Hiernach versetzten jene: Schon wird dieses Bekenntniß von einem großen Theil der Welt ausgesprochen, doch unbewußt.

Wie denn und wo? fragte Wilhelm. Im Credo! riefen jene laut: denn der erste Artikel ist ethnisch und gehört allen Völkern; der zweyte christlich, für die mit Leiden Kämpfenden und in Leiden Verherrlichten; der dritte zuletzt lehrt eine begeisterte Gemeinschaft der Heiligen, welches heißt: der im höchsten Grad Guten und Weisen. Sollten daher die drey göttlichen Personen, unter deren Gleichniß und Namen solche Ueberzeugungen und Verheißungen ausgesprochen sind,

nicht billigermaßen für die höchste Einheit gelten!

Ich danke, versetzte jener, daß ihr mir dieses, als einem Erwachsenen, dem die drey Sinnesarten nicht fremd sind, so klar und zusammenhängend aussprechen wollen, und wenn ich nun zurückdenke, daß ihr den Kindern diese hohe Lehre, erst als sinnliches Zeichen, dann mit einigem symbolischen Anklang überliefert und zuletzt die oberste Deutung ihnen entwickelt, so muß ich es höchlich billigen.

Ganz richtig, erwiederten jene, nun aber müßt Ihr noch mehr erfahren, damit Ihr euch überzeugt daß Euer Sohn in den besten Händen sey. Doch dieß Geschäft bleibe für die Morgenstunden, ruht aus und erquickt Euch, damit Ihr uns, vergnügt und vollkommen menschlich, morgen früh in das Innere folgen könnt.

Eilftes Kapitel.

An der Hand des Aeltesten trat nunmehr unser Freund durch ein ansehnliches Portal in eine runde oder vielmehr achteckige Halle, die mit Gemälden so reichlich ausgeziert war, daß sie den Ankömmling in Erstaunen setzte. Er begriff leicht, daß alles was er erblickte einen bedeutenden Sinn haben müßte, ob er sich gleich denselben nicht so geschwind entziffern konnte. Er war eben im Begriff seinen Begleiter deßhalb zu befragen, als dieser ihn einlud, seitwärts in eine Galerie zu treten, die an der einen Seite offen, einen geräumigen blumenreichen Garten umgab. Die Wand zog jedoch mehr als

dieſer heitre natürliche Schmuck die Augen an ſich: denn ſie war durchaus gemalt, und der Ankömmling konnte nicht lange daran hergehen, ohne zu bemerken, daß die heiligen Bücher der Iſraeliten den Stoff zu dieſen Bildern geliefert hatten.

Es iſt hier, ſagte der Aelteſte, wo wir diejenige Religion überliefern, die ich Euch, der Kürze wegen, die ethniſche genannt habe. Der Gehalt derſelben findet ſich in der Weltgeſchichte, ſo wie die Hülle derſelben in den Begebenheiten. An der Wiederkehr der Schickſale ganzer Völker wird ſie eigentlich begriffen.

Ihr habt, ſagte Wilhelm, wie ich ſehe, dem iſraelitiſchen Volke die Ehre erzeigt und ſeine Geſchichte zum Grunde dieſer Darſtellung gelegt, oder vielmehr Ihr habt ſie zum Hauptgegenſtande derſelben gemacht. — Wie Ihr ſeht, verſetzte der Alte: denn Ihr werdet bemerken, daß in den Sockeln und Frieſen nicht ſowohl ſynchroniſtiſche als

symphroniſtiſche Handlungen und Begebenheiten aufgeführt ſind, indem unter allen Völkern gleichbedeutende und Gleiches deutende Nachrichten vorkommen. So erblickt Ihr hier, wenn in dem Hauptfelde Abraham von ſeinen Göttern in der Geſtalt ſchöner Jünglinge beſucht wird, den Apoll unter den Hirten Admets oben in der Frieſe; woraus wir lernen können, daß wenn die Götter den Menſchen erſcheinen, ſie gewöhnlich unerkannt unter ihnen wandeln.

Die Betrachtenden ſchritten weiter. Wilhelm fand meiſtens bekannte Gegenſtände, jedoch lebhafter und bedeutender vorgetragen, als er ſie ſonſt zu ſehen gewohnt war. Ueber weniges bat er ſich einige Erklärung aus; wobey er ſich nicht enthalten konnte nochmals zu fragen, warum man die iſraelitiſche Geſchichte vor allen andern gewählt. Hierauf antwortete der Aelteſte: Unter allen heidniſchen Religionen, denn eine ſolche iſt die iſraelitiſche gleichfalls, hat

diese große Vorzüge, wovon ich nur einiger erwähnen will. Vor dem ethnischen Richterstuhle, vor dem Richterstuhl des Gottes der Völker, wird nicht gefragt, ob es die beste, die vortrefflichste Nation sey, sondern nur ob sie daure, ob sie sich erhalten habe. Das israelitische Volk hat niemals viel getaugt, wie es ihm seine Anführer, Richter, Vorsteher, Propheten tausendmal vorgeworfen haben; es besitzt wenig Tugenden und die meisten Fehler anderer Völker: aber an Selbständigkeit, Festigkeit, Tapferkeit und wenn alles das nicht mehr gilt, an Zähheit sucht es seines Gleichen. Es ist das beharrlichste Volk der Erde, es ist, es war, es wird seyn, um den Namen Jehova durch alle Zeiten zu verherrlichen. Wir haben es daher als Musterbild aufgestellt, als Hauptbild dem die andern nur zum Namen dienen

Es ziemt sich nicht mit Euch zu rechten, versetzte Wilhelm, da Ihr mich zu belehren

im Stande seyd. Eröffnet mir daher noch die übrigen Vortheile dieses Volks, oder vielmehr seiner Geschichte, seiner Religion. — Ein Hauptvortheil, versetzte jener, ist die treffliche Sammlung ihrer heiligen Bücher. Sie stehen so glücklich beysammen, daß aus den fremdesten Elementen ein täuschendes Ganze entgegentritt. Sie sind vollständig genug, um zu befriedigen, fragmentarisch genug, un. anzureizen; hinlänglich barbarisch, um aufzufordern, hinlänglich zart, um zu besänftigen; und wie manche andere entgegengesetzte Eigenschaften sind an diesen Büchern, an diesem Buche zu rühmen!

Die Folge der Hauptbilder sowohl, als die Beziehungen der kleinern, die sie oben und unten begleiteten, gab dem Gast so viel zu denken, daß er kaum auf die bedeutenden Bemerkungen hörte, wodurch der Begleiter mehr seine Aufmerksamkeit abzulenken, als an die Gegenstände zu fesseln

ſchien. Indeſſen ſagte jener bey Gelegenheit: noch einen Vortheil der iſraelitiſchen Religion muß ich hier erwähnen: daß ſie ihren Gott in keine Geſtalt verkörpert und uns alſo die Freyheit läßt ihm eine würdige Menſchengeſtalt zu geben, auch im Gegenſatz die ſchlechte Abgötterey durch Thier- und Unthiergeſtalten zu bezeichnen.

Unſer Freund hatte ſich nunmehr auf einer kurzen Wanderung durch dieſe Hallen die Weltgeſchichte wieder vergegenwärtigt; es war ihm einiges neu in Abſicht auf die Begebenheit. So waren ihm durch Zuſammenſtellung der Bilder, durch die Reflexionen ſeines Begleiters manche neue Anſichten entſprungen, und er freute ſich daß Felix durch eine ſo würdige ſinnliche Darſtellung ſich jene großen, bedeutenden, muſterhaften Ereigniſſe für ſein ganzes Leben als wirklich, und als wenn ſie neben ihm lebendig geweſen wären, zueignen ſollte. Er betrachtete dieſe Bilder zuletzt nur aus

Egmont. Bist du zufrieden? Ich versprach dir, einmal Spanisch zu kommen.

Clärchen. Ich bath euch zeither nicht mehr drum; ich dachte, ihr wolltet nicht — Ach und das goldne Vließ!

Egmont. Da siehst du's nun.

Clärchen. Das hat dir der Kaiser umgehängt?

Egmont. Ja, Kind! und Kette und Zeichen geben dem, der sie trägt, die edelsten Freyheiten. Ich erkenne auf Erden keinen Richter über meine Handlungen als den Großmeister des Ordens mit dem versammelten Kapitel der Ritter.

Clärchen. O du dürftest die ganze Welt über dich richten lassen. — Der Sammet ist gar zu herrlich, und die Passement-Arbeit! und das Gestickte! — Man weiß nicht, wo man anfangen soll.

Egmont. Sieh dich nur satt.

den Augen des Kindes, und in diesem Sinne war er vollkommen damit zufrieden; und so waren die Wandelnden zu den traurigen, verworrenen Zeiten und endlich zu dem Untergang der Stadt und des Tempels, zum Morde, zur Verbannung, zur Sclaverey ganzer Massen dieser beharrlichen Nation gelangt. Ihre nachherigen Schicksale waren auf eine kluge Weise allegorisch vorgestellt, da eine historische, eine reale Darstellung derselben außer den Gränzen der edlen Kunst liegt.

Hier war die bisher durchwanderte Galerie auf einmal abgeschlossen und Wilhelm war verwundert sich schon am Ende zu sehen. Ich finde, sagte er zu seinem Führer, in diesem Geschichtsgang eine Lücke. Ihr habt den Tempel Jerusalems zerstört und das Volk zerstreut, ohne den göttlichen Mann aufzuführen, der kurz vorher daselbst noch lehrte, dem sie noch kurz vorher kein Gehör geben wollten.

Dieß zu thun, wie Ihr es verlangt, wäre ein Fehler gewesen. Das Leben dieses göttlichen Mannes, den Ihr bezeichnet, steht mit der Weltgeschichte seiner Zeit in keiner Verbindung. Es war ein Privatleben, seine Lehre eine Lehre für die Einzelnen. Was Völkermassen und ihren Gliedern öffentlich begegnet gehört der Weltgeschichte, der Weltreligion, welche wir für die erste halten. Was dem Einzelnen innerlich begegnet, gehört zur zweyten Religion, zur Religion der Weisen: eine solche war die, welche Christus lehrte und übte, so lange er auf der Erde umherging. Deßwegen ist hier das Aeußere abgeschlossen und ich eröffne Euch nun das Innere.

Eine Pforte that sich auf und sie traten in eine ähnliche Galerie, wo Wilhelm sogleich die Bilder der zweyten heiligen Schriften erkannte. Sie schienen von einer andern Hand zu seyn, als die ersten: alles

war sanfter, Gestalten, Bewegungen, Umgebung, Licht und Färbung.

Ihr seht, sagte der Begleiter, nachdem sie an einem Theil der Bilder vorübergegangen waren, hier weder Thaten noch Begebenheiten, sondern Wunder und Gleichnisse. Es ist hier eine neue Welt, ein neues Aeußere, anders als das vorige, und ein Inneres das dort ganz fehlt. Durch Wunder und Gleichnisse wird eine neue Welt aufgethan. Jene machen das Gemeine außerordentlich, diese das Außerordentliche gemein. — Ihr werdet die Gefälligkeit haben, versetzte Wilhelm, mir diese wenigen Worte umständlicher auszulegen: denn ich fühle mich nicht geschickt es selbst zu thun. — Sie haben einen natürlichen Sinn, versetzte jener, obgleich einen tiefen. Beyspiele werden ihn am geschwindesten aufschließen. Es ist nichts gemeiner und gewöhnlicher als Essen und Trinken; außerordentlich dagegen einen Trank zu veredlen,

eine Speise zu vervielfältigen, daß sie für eine Unzahl hinreiche. Es ist nichts gewöhnlicher als Krankheit und körperliche Gebrechen; aber diese durch geistige, oder geistigen ähnliche Mittel aufheben, lindern, ist außerordentlich und eben daher entsteht das Wunderbare des Wunders, daß das Gewöhnliche und das Außerordentliche, das Mögliche und das Unmögliche Eins werden. Bey dem Gleichnisse, bey der Parabel, ist das Umgekehrte: hier ist der Sinn, die Einsicht, der Begriff, das Hohe, das Außerordentliche, das Unerreichbare. Wenn dieser sich in einem gemeinen, gewöhnlichen, faßlichen Bilde verkörpert, so daß er uns als lebendig, gegenwärtig, wirklich entgegentritt, daß wir ihn uns zueignen, ergreifen, festhalten, mit ihm wie mit unsers Gleichen umgehen können, das ist denn auch eine zweyte Art von Wunder und wird billig zu jenen ersten gesellt, ja vielleicht ihnen noch vorgezogen. Hier ist die leben-

dige Lehre ausgesprochen, die Lehre die keinen Streit erregt; es ist keine Meynung über das was Recht oder Unrecht ist; es ist das Rechte oder Unrechte unwidersprechlich selbst.

Dieser Theil der Galerie war kürzer, oder vielmehr, es war nur der vierte Theil der Umgebung des innern Hofes. Wenn man jedoch an dem ersten nur vorbeyging, so verweilte man hier gern; man ging gern hier auf und ab. Die Gegenstände waren nicht so auffallend, nicht so mannigfaltig; aber desto einladender den tiefen stillen Sinn derselben zu erforschen. Auch kehrten die beyden Wandelnden am Ende des Ganges um, indem Wilhelm eine Bedenklichkeit äußerte, daß man hier eigentlich nur bis zum Abendmahle, bis zum Scheiden des Meisters von seinen Jüngern, gelangt sey. Er fragte nach dem übrigen Theil der Geschichte.

Wir sondern, versetzte der Aelteste, bey jedem Unterricht, bey aller Ueberlieferung, sehr gerne, was nur möglich zu sondern ist: denn dadurch allein kann der Begriff des Bedeutenden bey der Jugend entspringen. Das Leben mengt und mischt ohnehin alles durcheinander, und so haben wir auch hier das Leben jenes vortrefflichen Mannes ganz von dem Ende desselben abgesondert. Im Leben erscheint er als ein wahrer Philosoph — stoßet Euch nicht an diesen Ausdruck — als ein Weiser im höchsten Sinne. Er steht auf seinem Puncte fest; er wandelt seine Straße unverrückt, und indem er das Niedere zu sich heraufzieht, indem er die Unwissenden, die Armen, die Kranken seiner Weisheit, seines Reichthums, seiner Kraft theilhaftig werden läßt und sich deßhalb ihnen gleich zu stellen scheint; so verläugnet er nicht von der andern Seite seinen göttlichen Ursprung; er wagt sich Gott gleich zu stellen, ja sich für Gott zu erklären. Auf

dieſe Weiſe ſetzt er von Jugend auf ſeine Umgebung in Erſtaunen, gewinnt einen Theil derſelben für ſich, regt den andern gegen ſich auf und zeigt allen, denen es um eine gewiſſe Höhe im Lehren und Leben zu thun iſt, was ſie von der Welt zu erwarten haben. Und ſo iſt ſein Wandel für den edlen Theil der Menſchheit noch belehrender und fruchtbarer als ſein Tod: denn zu jenen Prüfungen iſt jeder, zu dieſem ſind nur wenige berufen; und damit wir alles übergehen was aus dieſer Betrachtung folgt; ſo betrachtet die rührende Scene des Abendmahls. Hier läßt der Weiſe, wie immer, die Seinigen ganz eigentlich verwaiſt zurück, und indem er für die Guten beſorgt iſt, füttert er zugleich mit ihnen einen Verräther, der ihn und die Beſſeren zu Grunde richten wird.

Mit dieſen Worten eröffnete der Aelteſte eine Pforte und Wilhelm ſtutzte, als er ſich wieder in der erſteren Halle des Ein-

gangs fand. Sie hatten, wie er wohl merkte, indeſſen den ganzen Umkreis des Hofes zurückgelegt. Ich hoffte, ſagte Wilhelm, Ihr würdet mich ans Ende führen und bringt mich wieder zum Anfang. — Für dießmal kann ich Euch nichts weiter zeigen, ſagte der Aelteſte; mehr laſſen wir unſere Zöglinge nicht ſehen, mehr erklären wir ihnen nicht, als was Ihr bis jetzt durchlaufen habt: das äußere, allgemein Weltliche einem Jeden von Jugend auf, das innere, beſonders Geiſtige und Herzliche nur denen, die mit einiger Beſonnenheit heranwachſen, und das Uebrige, was des Jahrs nur Einmal eröffnet wird, kann nur denen mitgetheilt werden, die wir entlaſſen. Jene letzte Religion, die aus der Ehrfurcht vor dem was unter uns iſt entſpringt, jene Verehrung des Widerwärtigen, Verhaßten, Fliehenswerthen, geben wir einem Jeden nur ausſtattungsweiſe in die Welt mit, damit er wiſſe wo er dergleichen zu

finden hat, wenn ein solches Bedürfniß sich in ihm regen sollte. Ich lade Euch ein, nach Verlauf eines Jahres wieder zu kehren, unser allgemeines Fest zu besuchen und zu sehen, wie weit Euer Sohn vorwärts gekommen; alsdann sollt auch Ihr in das Heiligthum des Schmerzes eingeweiht werden.

Erlaubt mir eine Frage, versetzte Wilhelm: Habt Ihr denn auch, so wie Ihr das Leben dieses göttlichen Mannes als Lehr- und Musterbild aufstellt, sein Leiden, seinen Tod, gleichfalls als ein Vorbild erhabener Duldung herausgehoben? — Auf alle Fälle, sagte der Aelteste. Hieraus machen wir kein Geheimniß; aber wir ziehen einen Schleyer über diese Leiden, eben weil wir sie so hoch verehren. Wir halten es für eine verdammungswürdige Frechheit, jenes Martergerüst und den daran leidenden Heiligen dem Anblick der Sonne auszusetzen, die ihr Angesicht verbarg, als eine ruchlose Welt ihr dieß Schauspiel aufdrang, mit

diesen tiefen Geheimnissen, in welchen die göttliche Tiefe des Leidens verborgen liegt, zu spielen, zu tändeln, zu verzieren und nicht eher zu ruhen, bis das Würdigste gemein und abgeschmackt erscheint. So viel sey für dießmal genug, um Euch über Euren Knaben zu beruhigen und völlig zu überzeugen, daß Ihr ihn auf irgend eine Art, mehr oder weniger, aber doch nach wünschenswerther Weise gebildet und auf alle Fälle nicht verworren, schwankend und unstät wieder finden sollt.

Wilhelm zauderte, indem er sich die Bilder der Vorhalle besah und ihren Sinn gedeutet wünschte. Auch dieses, sagte der Aelteste, bleiben wir Euch bis übers Jahr schuldig. Bey dem Unterricht, den wir in der Zwischenzeit den Kindern geben, lassen wir keine Fremden zu; aber alsdann kommt und vernehmt, was unsre besten Redner über diese Gegenstände öffentlich zu sagen für dienlich halten.

Clärchen. Und das goldne Vließ! Ihr erzähltet mir die Geſchichte und ſagtet: es ſey ein Zeichen alles Großen und Koſtbaren, was man mit Müh' und Fleiß verdient und erwirbt. Es iſt ſehr koſtbar — Ich kann's deiner Liebe vergleichen. — Ich trage ſie eben ſo am Herzen — und hernach —

Egmont. Was willſt du ſagen?

Clärchen. Hernach vergleicht ſich's auch wieder nicht.

Egmont. Wie ſo?

Clärchen. Ich habe ſie nicht mit Müh' und Fleiß erworben, nicht verdient.

Egmont. In der Liebe iſt es anders. Du verdienſt ſie, weil du dich nicht darum bewirbſt — und die Leute erhalten ſie auch meiſt allein, die nicht darnach jagen.

Clärchen. Haſt du das von dir abgenommen? Haſt du dieſe ſtolze Anmerkung über dich ſelbſt gemacht? du, den alles Volk liebt?

Bald nach dieser Unterredung hörte man an der kleinen Pforte pochen. Der gestrige Aufseher meldete sich, er hatte Wilhelms Pferd vorgeführt, und so beurlaubte sich der Freund von der Dreye, welche zum Abschied ihn dem Aufseher folgendermaßen empfahl: Dieser wird nun zu den Vertrauten gezählt und Dir ist bekannt was Du ihm auf seine Fragen zu erwiedern hast: denn er wünscht gewiß noch über manches was er bey uns sah und hörte belehrt zu werden; Maß und Ziel ist Dir nicht verborgen.

Wilhelm hatte freylich noch einige Fragen auf dem Herzen, die er auch sogleich anbrachte. Wo sie durchritten stellten sich die Kinder wie gestern; aber heute sah er, obgleich selten, einen und den andern Knaben, der den vorbeyreitenden Aufseher nicht grüßte, von seiner Arbeit nicht aufsah und ihn unbemerkt vorüberließ. Wilhelm fragte nun nach der Ursache und was diese Ausnahme zu bedeuten habe? Jener erwiederte,

darauf, sie ist freylich sehr bedeutungsvoll: denn es ist die höchste Strafe, die wir den Zöglingen auflegen, sie sind unwürdig erklärt Ehrfurcht zu beweisen und genöthigt sich als roh und ungebildet darzustellen; sie thun aber das Mögliche, um sich aus dieser Lage zu retten und finden sich aufs geschwindeste in jede Pflicht. Sollte jedoch ein junges Wesen verstockt zu seiner Rückkehr keine Anstalt machen, so wird es, mit einem kurzen aber bündigen Bericht, den Eltern wieder zurückgesandt. Wer sich den Gesetzen nicht fügen lernt, muß die Gegend verlassen, wo sie gelten.

Ein anderer Anblick reizte; heute wie gestern, des Wanderers Neugierde; es war Mannigfaltigkeit an Farbe und Schnitt der Zöglings-Kleidung; hier schien kein Stufengang obzuwalten, denn solche die verschieden grüßten waren überein gekleidet, gleich Grüßende waren anders angezogen. Wilhelm fragte nach der Ursache dieses schein-

baren Widerspruchs. Er löſ't ſich, verſetzte jener, darin auf, daß es ein Mittel iſt die Gemüther der Knaben eigens zu erforſchen. Wir laſſen, bey ſonſtiger Strenge und Ordnung, in dieſem Falle eine gewiſſe Willkühr gelten. Innerhalb des Kreiſes unſerer Vorräthe an Tüchern und Verbrämungen dürfen die Zöglinge nach beliebiger Farbe greifen, ſo auch, innerhalb einer mäßigen Beſchränkung, Form und Schnitt wählen; dieß beobachten wir genau, denn an der Farbe läßt ſich die Sinnesweiſe, an dem Schnitt die Lebensweiſe des Menſchen erkennen. Doch macht eine beſondere Eigenheit der menſchlichen Natur eine genauere Beurtheilung gewiſſermaßen ſchwierig; es iſt der Nachahmungsgeiſt, die Neigung ſich anzuſchließen. Sehr ſelten daß ein Zögling auf etwas fällt, was noch nicht da geweſen, meiſtens wählen ſie etwas Bekanntes, was ſie gerade vor ſich ſehen. Doch auch dieſe Betrachtung bleibt uns nicht unfruchtbar, durch ſolche

Aeußerlichkeiten treten sie zu dieser oder jener Parthey, sie schließen sich da oder dort an, und so zeichnen sich allgemeinere Gesinnungen aus, wir erfahren wo jeder sich hinneigt, welchem Beyspiel er sich gleichstellt.

Nun hat man Fälle gesehen, wo die Gemüther sich ins Allgemeine neigten, wo eine Mode sich über alle verbreiten, jede Absonderung sich zur Einheit verlieren wollte. Einer solchen Wendung suchen wir auf gelinde Weise Einhalt zu thun, wir lassen die Vorräthe ausgehen; dieses und jenes Zeug, eine und die andere Verzierung ist nicht mehr zu haben; wir schieben etwas Neues, Reizendes herein, durch helle Farben und kurzen, knappen Schnitt locken wir die Muntern, durch ernste Schattirungen, bequeme, faltenreiche Tracht, die Besonnenen, und stellen so nach und nach ein Gleichgewicht her.

Denn der Uniform sind wir durchaus abgeneigt, sie verdeckt den Charakter und ent-

zieht die Eigenheiten der Kinder, mehr als jede andere Verstellung, dem Blicke der Vorgesetzten.

Unter solchen und andern Gesprächen gelangte Wilhelm an die Gränze der Provinz und zwar an den Punct, wo sie der Wanderer, nach des alten Freundes Andeutung, verlassen sollte, um seinem eigentlichen Zweck entgegen zu gehen.

Beym Lebewohl ward nunmehr mit dem Aufseher verabredet: nach Verlauf eines Jahrs solle sich Wilhelm wieder einfinden, wo gerade das große dreyjährige Fest gefeyert werde, wozu die sämmtlichen Eltern eingeladen und tüchtige Zöglinge ins freye zufällige Leben entlassen werden. Alsdann auch solle er, hieß es, die übrigen Landschaften nach Belieben betreten, wo, nach eignen Grundsätzen, der einzelne Unterricht in vollständiger Umgebung ertheilt und ausgeübt wird.

Eilftes Kapitel.

Herfilie an Wilhelm.

Sie haben, mein Theurer, und, daß ich es nur ausſpreche, lieber Freund, Sie haben Unrecht, und, weil Sie nach Ihrer Ueberzeugung handeln doch nicht Unrecht; das nußbraune Mädchen iſt alſo gefunden, geſehen, geſprochen, gekannt und anerkannt, ſo ſagen Sie und verſichern zugleich, daß es nicht möglich ſey dieſer ſeltenen Perſon, nach ihrer eignen Art und Weiſe, einen beſſern Zuſtand zu wünſchen, noch ihr in dem gegenwärtigen irgend etwas wahrhaft Förderliches zu erweiſen.

Nun machen Sie sich ein Gewissen daraus den Aufenthalt des wundersamen Wesens zu entdecken, das mögen Sie mit Ihrem Gewissen abmachen, gegen uns aber ist es gewissenlos; Sie glauben Lenardo'n zu beschwichtigen, indem Sie ihm versichern, daß es ihr wohl gehe. Er hatte ausgesprochen, beynahe versprochen, dabey wolle er sich beruhigen; was verspricht aber der Leidenschaftliche nicht alles andern und sich! Wissen Sie also: die Sache ist dadurch keineswegs abgethan. Sie ist, sagen Sie, glücklich, durch eigene Thätigkeit und Verdienst glücklich; nun aber möchte er wissen wie? wann? und wo? und, was das Schlimmste ist, die Schwestern möchten es auch gern wissen. Ein halbes Jahr ist nun seit Ihrer Abreise verflossen, vor dem Ende des ganzen dürfen wir nicht hoffen Sie bey uns zu sehen. Könnten Sie aber nicht ihr ewig Rouge et noir, künstlich und klug, in unsere Nähe spielen? man versteht ja

mit dem Springer das ganze Schachfeld zu durchhüpfen, ohne wieder auf daſſelbe Quadrat zu kommen. In dieſem Kunſtſtück ſollten Sie Meiſter werden, ſo dürften Ihre Freunde Sie ſo lange nicht entbehren.

Damit Sie aber meinen guten Willen gegen Sie recht deutlich erkennen, ſo vertrau ich Ihnen, daß zwey allerliebſte Weſen unterwegs ſind; woher ſag ich nicht, wohin auch nicht; zu beſchreiben ſind ſie nicht und ein Lob erreicht ſie nicht. Ein jüngeres und ein älteres Frauenzimmer, unter denen einem immer die Wahl wehe thut; jene ſo liebenswürdig, daß von ihr geliebt zu werden jedermann wünſchen muß; dieſe ſo anziehend, daß man mit ihr leben möchte und müßte, auch ohne geliebt zu werden. Ich wünſchte doch wohl Sie drey Tage zwiſchen die beyden Herrlichkeiten eingeklemmt zu ſehen, am Morgen des vierten würde Ihnen Ihr ſtrenges Gelübde gar ſehr zu ſtatten kommen.

Zu einigem Vorschmack setze eine Geschichte, die sich einigermaßen auf die beyden bezieht; was daran wahr oder erdichtet ist, suchen Sie von ihnen selbst zu erfahren.

Der Mann von funfzig Jahren.

Der Major war in den Gutshof hereingeritten und Hilarie, seine Nichte, stand schon, um ihn zu empfangen, außen auf der Treppe, die zum Schloß hinauf führte. Kaum erkannte er sie; denn schon war sie wieder größer und schöner geworden. Sie flog ihm entgegen, er drückte sie an seine Brust mit dem Sinn eines Vaters und sie eilten hinauf zu ihrer Mutter.

Der Baronin, seiner Schwester, war er gleichfalls willkommen, und als Hilarie schnell hinwegging das Frühstück zu bereiten, sagte der Major freudig: dießmal kann ich mich kurz fassen und sagen daß unser

Egmont. Hätt' ich nur etwas für sie gethan! könnt' ich etwas für sie thun! Es ist ihr guter Wille, mich zu lieben.

Clärchen. Du warst gewiß heute bey der Regentinn?

Egmont. Ich war bey ihr.

Clärchen. Bist du gut mit ihr?

Egmont. Es sieht einmal so aus. Wir sind einander freundlich und dienstlich.

Clärchen. Und im Herzen?

Egmont. Will ich ihr wohl. Jedes hat seine eigne Absichten. Das thut nichts zur Sache. Sie ist eine treffliche Frau, kennt ihre Leute, und sähe tief genug wenn sie auch nicht argwöhnisch wäre. Ich mache ihr viel zu schaffen, weil sie hinter meinem Betragen immer Geheimnisse sucht, und ich keine habe.

Clärchen. So gar keine?

Egmont. Eh nun! einen kleinen Hinterhalt. Jeder Wein setzt Weinstein in den Fässern an, mit der Zeit. Oranien ist doch

Geschäft beendigt ist. Unser Bruder, der Obermarschall, sieht wohl ein, daß er weder mit Pächtern noch Verwaltern zurecht kommt. Er tritt bey seinen Lebzeiten die Güter uns und unsern Kindern ab; das Jahrgehalt, das er sich ausbedingt, ist freylich stark; aber wir können es ihm immer geben: wir gewinnen doch noch für die Gegenwart viel und für die Zukunft alles. Die neue Einrichtung soll bald in Ordnung seyn. Da ich zunächst meinen Abschied erwarte, so sehe ich doch wieder ein thätiges Leben vor mir, das uns und den Unsrigen einen entschiedenen Vortheil bringen kann. Wir sehen ruhig zu, wie unsre Kinder emporwachsen und es hängt von uns, von ihnen ab, ihre Verbindung zu beschleunigen.

Das wäre alles recht gut, sagte die Baronin, wenn ich Dir nur nicht ein Geheimniß zu entdecken hätte, das ich selbst erst gewahr worden bin. Hilariens Herz ist nicht

mehr frey; von der Seite hat Dein Sohn wenig oder nichts zu hoffen.

Was sagst Du? rief der Major; ists möglich? indessen wir uns alle Mühe geben uns ökonomisch vorzusehen, so spielt uns die Neigung einen solchen Streich! Sag' mir, Liebe, sag' mir geschwind, wer ist es, der das Herz Hilariens fesseln konnte? Oder ist es denn auch schon so arg? Ist es nicht vielleicht ein flüchtiger Eindruck, den man wieder auszulöschen hoffen kann?

Du mußt erst ein wenig sinnen und rathen, versetzte die Baronin und vermehrte dadurch seine Ungeduld. Sie war schon aufs Höchste gestiegen, als Hilarie, mit den Bedienten welche das Frühstück trugen, hereintretend, eine schnelle Auflösung des Räthsels unmöglich machte.

Der Major selbst glaubte das schöne Kind mit andern Augen anzusehn als kurz vorher. Es war ihm beynahe als wenn er eifersüchtig auf den Beglückten wäre, dessen Bild

sich in einem so schönen Gemäth hatte ein-drücken können. Das Frühstück wollte ihm nicht schmecken und er bemerkte nicht, daß alles genau so eingerichtet war, wie er es am liebsten hatte und wie er es sonst zu wünschen und zu verlangen pflegte.

Ueber dieses Schweigen und Stocken verlor Hilarie fast selbst ihre Munterkeit. Die Baronin fühlte sich verlegen und zog ihre Tochter ans Clavier; aber ihr geistreiches und gefühlvolles Spiel konnte dem Major kaum einigen Beyfall ablocken. Er wünschte das Frühstück und das schöne Kind je eher je lieber entfernt zu sehen, und die Baronin mußte sich entschließen aufzubrechen und ihrem Bruder einen Spatziergang in den Garten vorzuschlagen.

Kaum waren sie allein, so wiederholte der Major dringend seine vorige Frage; worauf seine Schwester nach einer Pause lächelnd versetzte: wenn Du den Glücklichen finden willst, den sie liebt, so brauchst Du

nicht weit zu gehen, er ist ganz in der Nähe: Dich liebt sie.

Der Major stand betroffen, dann rief er aus: Es wäre ein sehr unzeitiger Scherz, wenn Du mich etwas überreden wolltest, das mich im Ernst so verlegen wie unglücklich machen würde. Denn ob ich gleich Zeit brauche mich von meiner Verwunderung zu erholen; so sehe ich doch mit einem Blicke voraus, wie sehr unsere Verhältnisse durch ein so unerwartetes Ereigniß gestört werden müßten. Das Einzige was mich tröstet, ist die Ueberzeugung, daß Neigungen dieser Art nur scheinbar sind, daß ein Selbstbetrug dahinter verborgen liegt und daß eine ächte gute Seele von dergleichen Fehlgriffen oft durch sich selbst, oder doch wenigstens mit einiger Beyhülfe verständiger Personen, gleich wieder zurückkommt.

Ich bin dieser Meynung nicht, sagte die Baronin; denn nach allen Symptomen ist

es ein sehr ernstliches Gefühl, von welchem Hilarie durchdrungen ist.

Etwas so Unnatürliches hätte ich ihrem natürlichen Wesen nicht zugetraut, versetzte der Major.

Es ist so unnatürlich nicht, sagte die Schwester. Aus meiner Jugend erinnere ich mich selbst einer Leidenschaft für einen ältern Mann, als Du bist. Du hast funfzig Jahre; das ist immer noch nicht gar zu viel für einen Deutschen, wenn vielleicht andere lebhaftere Nationen früher altern.

Wodurch willst Du aber deine Vermuthung bekräftigen? sagte der Major.

Es ist keine Vermuthung, es ist Gewißheit. Das Nähere sollst Du nach und nach vernehmen.

Hilarie gesellte sich zu ihnen und der Major fühlte sich, wider seinen Willen, abermals verändert. Ihre Gegenwart däuchte ihn noch lieber und werther als vorher; ihr Betragen schien ihm liebevoller, und schon

fing er an den Worten seiner Schwester Glauben beyzumessen. Die Empfindung war bey ihm höchst angenehm, ob er sich gleich solche weder gestehen noch erlauben wollte. Freylich war Hilarie höchst liebenswürdig, indem sich in ihrem Betragen die zarte Scheu gegen einen Liebhaber und die freye Bequemlichkeit gegen einen Oheim auf das Innigste verband; denn sie liebte ihn wirklich und von ganzer Seele. Der Garten war in seiner vollen Frühlingspracht, und der Major, der so viele alte Bäume sich wieder belauben sah, konnte auch an die Wiederkehr seines eigenen Frühlings glauben. Und wer hätte sich nicht in der Gegenwart des liebenswürdigsten Mädchens dazu verführen lassen!

So verging ihnen der Tag zusammen; alle häuslichen Epochen wurden mit der größten Gemüthlichkeit durchlebt; Abends nach Tisch setzte sich Hilarie wieder ans Clavier; der Major hörte mit andern Ohren als heute früh; eine Melodie schlang sich in die an-

dere, ein Lied schloß sich ans Andere, und kaum vermochte die Mitternacht die kleine Gesellschaft zu trennen.

Als der Major auf seinem Zimmer ankam, fand er alles nach seiner alten gewohnten Bequemlichkeit eingerichtet; sogar einige Kupferstiche, bey denen er gern verweilte, waren aus andern Zimmern herübergehängt; und da er einmal aufmerksam geworden war, so sah er sich bis auf jeden einzelnen kleinen Umstand versorgt und geschmeichelt.

Nur wenig Stunden Schlaf bedurfte er dießmal; seine Lebensgeister waren früh aufgeregt. Aber nun merkte er auf einmal, daß eine neue Ordnung der Dinge manches Unbequeme nach sich ziehe. Er hatte seinem alten Reitknecht, der zugleich die Stelle des Bedienten und Kammerdieners vertrat, seit mehreren Jahren kein böses Wort gegeben: denn alles ging, in der strengsten Ordnung, seinen gewöhnlichen Gang; die Pferde waren versorgt und die Kleidungsstücke zu rech-

ter Stunde gereinigt; aber der Herr war früher aufgestanden und nichts wollte passen.

Sodann gesellte sich noch ein anderer Umstand hinzu, um die Ungeduld und eine Art böser Laune des Majors zu vermehren. Sonst war ihm alles an sich und seinem Diener recht gewesen; nun aber fand er sich, als er vor den Spiegel trat, nicht so wie er zu seyn wünschte. Einige graue Haare konnte er nicht läugnen, und von Runzeln schien sich auch etwas eingefunden zu haben. Er wischte und puderte mehr als sonst, und mußte es doch zuletzt lassen, wie es seyn konnte. Auch mit der Kleidung und ihrer Sauberkeit war er nicht zufrieden. Da sollten sich immer noch Fasern auf dem Rock und noch Staub auf den Stiefeln finden. Der Alte wußte nicht was er sagen sollte und war erstaunt, einen so veränderten Herrn vor sich zu sehen.

Ungeachtet aller dieser Hindernisse war der Major schon früh genug im Garten.

Hilarien, die er zu finden hoffte, fand er wirklich. Sie brachte ihm einen Blumenstrauß entgegen und er hatte nicht den Muth sie wie sonst zu küssen und an sein Herz zu drücken. Er befand sich in der angenehmsten Verlegenheit von der Welt und überließ sich seinen Gefühlen, ohne zu denken wohin das führen könne.

Die Baronin gleichfalls säumte nicht lange zu erscheinen, und indem sie ihrem Bruder ein Billet wies, das ihr eben ein Bote gebracht hatte, rief er aus: Du räthst nicht, wen uns dieses Blatt anzumelden kommt. So entdecke es nur bald! versetzte der Major; und erfuhr daß ein alter theatralischer Freund nicht weit von dem Gute vorbeyreist und für einen Augenblick einzukehren gedenke. Ich bin neugierig ihn wieder zu sehen, sagte der Major; er ist kein Jüngling mehr und ich höre daß er noch immer die jungen Rollen spielt. — Er muß um zehn Jahr älter seyn als Du, versetzte die Baronin. — Ganz

gewiß, erwiederte der Major, nach allem was ich mich erinnere.

Es währte nicht lange, so trat ein unmunterer, wohlgelauter, gefälliger Mann herzu. Doch sehr bald erkannten sich die Freunde und Erinnerungen aller Art belebten das Gespräch. Hierauf ging man zu Erzählungen, zu Fragen und zu Rechenschaft über; man machte sich wechselsweise mit den gegenwärtigen Lagen bekannt und fühlte sich bald als wäre man nie getrennt gewesen.

Die geheime Geschichte sagt uns, daß dieser Mann, in früherer Zeit, als ein sehr schöner und angenehmer Jüngling, einer vornehmen Dame zu gefallen das Glück oder Unglück gehabt habe; daß er dadurch in große Verlegenheit und Gefahr gerathen, woraus ihn der Major eben im Augenblick als ihn das traurigste Schicksal bedrohte, glücklich herausriß. Ewig blieb er dankbar, dem Bruder sowohl als der Schwester; denn

noch eine beſſere Unterhaltung für ſie und eine immer neue Aufgabe. Er hat ſich in den Credit geſetzt, daß er immer etwas Gehelmes vorhabe; und nun ſieht ſie immer nach ſeiner Stirne, was er wohl denken, auf ſeine Schritte, wohin er ſie wohl richten möchte.

Clärchen. Verſtellt ſie ſich?

Egmont. Regentinn, und du fragſt?

Clärchen. Verzeiht, ich wollte fragen: iſt ſie falſch?

Egmont. Nicht mehr und nicht weniger, als jeder der ſeine Abſichten erreichen will.

Clärchen. Ich könnte mich in die Welt nicht finden. Sie hat aber auch einen männlichen Geiſt, ſie iſt ein ander Weib als wir Mätherinnen und Köchinnen. Sie iſt groß, herzhaft, entſchloſſen.

Egmont. Ja, wenn's nicht gar zu bunt geht. Dießmal iſt ſie doch ein wenig aus der Faſſung.

Clärchen. Wie ſo?

dieſe hatte durch zeitige Warnung zur Vorſicht Anlaß gegeben.

Einige Zeit vor Tiſche ließ man die Männer allein. Nicht ohne Bewunderung, ja gewiſſermaßen mit Erſtaunen, hatte der Major das äußere Behaben ſeines alten Freundes im Ganzen und Einzelnen betrachtet. Er ſchien gar nicht verändert zu ſeyn, und es war kein Wunder, daß er noch immer als jugendlicher Liebhaber auf dem Theater erſcheinen konnte. — Du betrachteſt mich aufmerkſamer als billig iſt, ſprach er endlich den Major an; ich fürchte ſehr, Du findeſt den Unterſchied gegen vorige Zeit nur allzugroß. — Keineswegs, verſetzte der Major; vielmehr bin ich voll Verwunderung Dein Ausſehen friſcher und jünger zu finden als das meine; da ich doch weiß, daß Du ſchon ein gemachter Mann warſt, als ich, mit Kühnheit eines wagehalſigen Gelbſchnabels, Dir in gewiſſen Verlegenheiten beyſtand. — Es iſt Deine Schuld, ver-

ſetzte der Andere, es iſt die Schuld aller Deines Gleichen; und ob ihr ſchon darum nicht zu ſchelten ſeyd, ſo ſeyd ihr doch zu tadeln. Man denkt immer nur ans Nothwendige; man will ſeyn und nicht ſcheinen. Das iſt recht gut ſo lange man etwas iſt. Wenn aber zuletzt das Seyn mit dem Scheinen ſich zu empfehlen anfängt und der Schein noch flüchtiger als das Seyn iſt, ſo merkt denn doch ein Jeder, daß er nicht übel gethan hätte, das Aeußere über dem Innern nicht ganz zu vernachläſſigen. — Du haſt Recht, verſetzte der Major, und konnte ſich faſt eines Seufzers nicht enthalten. — Vielleicht nicht ganz Recht, ſagte der bejahrte Jüngling; denn freylich bey meinem Handwerke wäre es ganz unverzeihlich, wenn man das Aeußere nicht ſo lange aufſtutzen wollte als nur möglich iſt. Ihr Andern aber habt Urſache auf andere Dinge zu ſehen, die bedeutender und nachhaltiger ſind. — Doch giebt es

Gelegenheiten, sagte der Major, wo man sich innerlich frisch fühlt und sein Aeußeres auch gar zu gern wieder auffrischen möchte.

Da der Ankömmling die wahre Gemüthslage des Majors nicht ahnen konnte, so nahm er diese Aeußerung im Soldaten-Sinne und ließ sich weitläufig darüber aus: wie viel bey Militair aufs Aeußere ankomme und wie der Offizier, der so manches auf seine Kleidung zu wenden habe, doch auch einige Aufmerksamkeit auf Haut und Haare wenden könne.

Es ist zum Beyspiel unverantwortlich, fuhr er fort, daß eure Schläfe schon grau sind, daß hie und da sich Runzeln zusammenziehen und daß euer Scheitel kahl zu werden droht. Seht mich alten Kerl einmal an! betrachtet wie ich mich erhalten habe! und das alles ohne Hexerey und mit weit weniger Mühe und Sorgfalt, als man täglich anwendet, um sich zu beschä-

digen, oder wenigstens lange Weile zu machen.

Der Major fand bey dieser zufälligen Unterredung zu sehr seinen Vortheil, als daß er sie so bald hätte abbrechen sollen; doch ging er leise und selbst gegen einen alten Bekannten mit Behutsamkeit zu Werke. — Das habe ich nun leider versäumt! rief er aus, und nachzuholen ist es nicht; ich muß mich nun schon darein ergeben, und ihr werdet deßhalb nicht schlimmer von mir denken.

Versäumt ist nichts! erwiederte Jener, wenn ihr andern ernsthaften Herrn nur nicht so starr und steif wäret, nicht gleich einen Jeden, der sein Aeußeres bedenkt, für eitel erklären und euch dadurch selbst die Freude verkümmern möchtet, in gefälliger Gesellschaft zu seyn und selbst zu gefallen. — Wenn es auch keine Zauberey ist, lächelte der Major, wodurch ihr Andern euch jung erhaltet, so ist es doch ein Geheimniß,

oder wenigstens sind es Arcana, dergleichen oft in den Zeitungen gepriesen werden, von denen ihr aber die besten herauszuproben wißt. — Du magst im Scherz oder im Ernst reden, versetzte der Freund, so hast Du getroffen. Unter den vielen Dingen, die man von jeher versucht hat, um dem Aeußeren einige Nahrung zu geben, das oft viel früher als das Innere abnimmt, giebt es wirklich unschätzbare, einfache, sowohl als zusammengesetzte Mittel, die mir von Kunstgenossen mitgetheilt, für baares Geld oder durch Zufall überliefert und von mir selbst ausgeprobt worden. Dabey bleib' ich und verharre nun, ohne deßhalb meine weitern Forschungen aufzugeben. So viel kann ich Dir sagen, und ich übertreibe nicht: ein Toilettenkästchen führe ich bey mir, über allen Preis! ein Kästchen, dessen Wirkungen ich wohl an Dir erproben möchte, wenn wir nur vierzehn Tage zusammen blieben.

Der Gedanke, etwas dieser Art sey mög-lich und diese Möglichkeit werde ihm gera-de in dem rechten Augenblicke so zufällig nahe gebracht, erheiterte den Geist des Majors dergestalt, daß er wirklich schon frischer und munterer aussah und von der Hoffnung, Haupt und Gesicht mit seinem Herzen in Uebereinstimmung zu bringen, belebt, von der Unruhe, die Mittel dazu bald näher kennen zu lernen, in Bewegung gesetzt, bey Tische ein ganz anderer Mensch erschien, Hilariens anmuthigen Aufmerk-samkeiten getrost entgegen ging und auf sie mit einer gewissen Zuversicht blickte, die ihm heute früh noch sehr fremd gewesen war.

Hatte nun durch mancherley Erinnerungen, Erzählungen und glückliche Einfälle der thea-tralische Freund die einmal angeregte gute Laune zu erhalten, zu beleben und zu ver-mehren gewußt; so wurde der Major um so verlegener, als jener gleich nach Tische sich

zu entfernen und seinen Weg weiter fortzusetzen drohte. Auf alle Weise suchte er den Aufenthalt seines Freundes, wenigstens über Nacht, zu erleichtern, indem er Vorspann und Relais auf Morgen früh andringlich zusagte. Genug, die heilsame Toilette sollte nicht aus dem Hause, bis man von ihrem Inhalt und Gebrauch näher unterrichtet wäre.

Der Major sah sehr wohl ein, daß hier keine Zeit zu verlieren sey und suchte daher gleich nach Tische seinen alten Günstling allein zu sprechen. Da er das Herz nicht hatte ganz gerade auf die Sache los zu gehen, so lenkte er von weitem dahin, indem er das vorige Gespräch wieder auffassend versicherte: er für seine Person würde gern mehr Sorgfalt auf das Aeußere verwenden, wenn nur nicht gleich die Menschen einen Jeden, dem sie ein solches Bestreben anmerken, für eitel erklärten und ihm dadurch sogleich wieder an der sittlichen Achtung entzögen, was sie sich

genöthigt fühlten an der sinnlichen ihm zuzugestehen.

Mache mich mit solchen Redensarten nicht verdrießlich! versetzte der Freund; denn das sind Ausdrücke, die sich die Gesellschaft angewöhnt hat, ohne etwas dabey zu denken, oder wenn man es strenger nehmen will, wodurch sich ihre unfreundliche und mißwollende Natur ausspricht. Wenn Du es recht genau betrachtest: was ist denn das, was man oft als Eitelkeit verrufen möchte? Jeder Mensch soll Freude an sich selbst haben, und glücklich wer sie hat. Hat er sie aber, wie kann er sich verwehren dieses angenehme Gefühl merken zu lassen? Wie soll er mitten im Daseyn verbergen, daß er eine Freude am Daseyn habe? Fände die gute Gesellschaft, denn von der ist doch hier allein die Rede, nur alsdann diese Aeußerungen tadelhaft, wenn sie zu lebhaft werden, wenn des einen Menschen Freude an sich und seinem Wesen die andern hindert

Freude an dem ihrigen zu haben und sie zu zeigen, so wäre nichts dabey zu erinnern und von diesem Uebermaß ist auch wohl der Tadel zuerst ausgegangen. Aber was soll eine wunderlich-verneinende Strenge gegen etwas Unvermeidliches? Warum will man nicht eine Aeußerung läßlich und erträglich finden, die man denn doch mehr oder weniger sich von Zeit zu Zeit selbst erlaubt? ja, ohne die eine gute Gesellschaft gar nicht existiren könnte: denn das Gefallen an sich selbst, das Verlangen dieses Selbstgefühl Andern mitzutheilen, macht gefällig, das Gefühl eigner Anmuth macht anmuthig. Wollte Gott! alle Menschen wären eitel, wären es aber mit Bewußtseyn, mit Maß und im rechten Sinne; so würden wir in der gebildeten Welt die glücklichsten Menschen seyn. Die Weiber, sagt man, sind eitel von Hause aus; doch es kleidet sie und sie gefallen uns um desto mehr. Wie kann ein junger Mann sich bilden, der nicht eitel ist?

Eine leere, hohle Natur wird ſich wenigſtens einen äußern Schein zu geben wiſſen und der tüchtige Menſch wird ſich bald von außen nach innen zu bilden. Was mich betrifft, ſo habe ich Urſache mich auch deßhalb für den glücklichſten Menſchen zu halten, weil mein Handwerk mich berechtigt eitel zu ſeyn, und weil ich, je mehr ich es bin, nur deſto mehr Vergnügen den Menſchen ſchaffe. Ich werde gelobt, wo man Andere tadelt und habe, gerade auf dieſem Wege, das Recht und das Glück noch in einem Alter das Publicum zu ergötzen und zu entzücken, in welchem Andere nothgedrungen vom Schauplatz abtreten, oder nur mit Schmach darauf verweilen.

Der Major hörte nicht gerne den Schluß dieſer Betrachtungen. Das Wörtchen Eitelkeit, als er es vorbrachte, ſollte nur zu einem Uebergang dienen, um dem Freunde, auf eine geſchickte Weiſe, ſeinen Wunſch vorzutragen; nun fürchtete er, bey einem fort-

Egmont. Sie hat auch ein Bärtchen auf der Oberlippe, und manchmal einen Anfall vom Podagra. Eine rechte Amazone!

Clärchen. Eine majestätische Frau! Ich scheute mich, vor sie zu treten.

Egmont. Du bist doch sonst nicht zaghaft — Es wäre auch nicht Furcht, nur jungfräuliche Scham.

Clärchen schlägt die Augen nieder, nimmt seine Hand und lehnt sich an ihn.

Egmont. Ich verstehe dich! liebes Mädchen! du darfst die Augen aufschlagen.

Er küßt ihre Augen.

Clärchen. Laß mich schweigen! Laß mich dich halten. Laß mich dir in die Augen sehen; alles drin finden, Trost und Hoffnung und Freude und Kummer. Sie umarmt ihn und sieht ihn an. Sag' mir! Sage! ich begreife nicht! bist du Egmont? der Graf Egmont? der große Egmont, der so viel Aufsehn macht, von dem in den Zeitungen steht, an dem die Provinzen hängen?

geſetzten Geſpräch, das Ziel noch weiter verrückt zu ſehen und eilte daher unmittelbar zum Zweck.

Für mich, ſagte er, wäre ich gar nicht abgeneigt auch zu Deiner Fahne zu ſchwören, da Du es nicht für zu ſpät hältſt und glaubſt daß ich das Verſäumte noch einigermaßen nachholen könne. Theile mir etwas von deinen Tinkturen, Pomaden und Balſamen mit und ich will einen Verſuch machen.

Mittheilungen, ſagte der Andere, ſind ſchwerer als man denkt. Denn hier z. B. kommt es nicht allein darauf an, daß ich Dir von meinen Fläſchchen etwas abfülle und von den beſten Ingredienzien meiner Toilette die Hälfte zurücklaſſe, die Anwendung iſt das ſchwerſte. Man kann das Ueberlieferte ſich nicht gleich zu eigen machen; wie dieſes und jenes paſſe, unter was für Umſtänden, in welcher Folge die Dinge zu gebrauchen ſeyen, dazu gehört Uebung und Nachdenken; ja ſelbſt dieſe wollen kaum fruchten, wenn

man nicht eben zu der Sache, wovon die Rede iſt, ein angebornes Talent hat.

Du willſt, wie es ſcheint, verſetzte der Major, nun wieder zurücktreten. Du machſt mir Schwierigkeiten, um Deine, freylich etwas fabelhaften, Behauptungen in Sicherheit zu bringen. Du haſt nicht Luſt mir einen Anlaß, eine Gelegenheit zu geben, Deine Worte durch die That zu prüfen.

Durch dieſe Neckereyen, mein Freund, verſetzte der Andre, würdeſt Du mich nicht bewegen Deinem Verlangen zu willfahren, wenn ich nicht ſelbſt ſo gute Geſinnungen gegen Dich hätte, wie ich es ja zuerſt Dir angeboten habe. Dabey bedenke, mein Freund, der Menſch hat gar eine eigne Luſt Proſelyten zu machen, dasjenige was er an ſich ſchätzt, auch außer ſich in Andern zur Erſcheinung zu bringen, ſie genießen zu laſſen was er ſelbſt genießt und ſich in ihnen wieder zu finden und darzuſtellen. Fürwahr, wenn

dieß auch Egoismus ist, so ist er der liebenswürdigste und lobenswürdigste, derjenige der uns zu Menschen gemacht hat und uns als Menschen erhält. Aus ihm nehme ich denn auch, abgesehen von der Freundschaft die ich zu Dir hege, die Lust einen Schüler in der Verjüngerungskunst aus Dir zu machen. Weil man aber von dem Meister erwarten kann, daß er keine Pfuscher ziehen will; so bin ich verlegen, wie wir es anfangen. Ich sagte schon: weder Specereyen, noch irgend eine Anweisung ist hinlänglich; die Anwendung kann nicht im Allgemeinen gelehrt werden. Dir zu Liebe und aus Lust meine Lehre fortzupflanzen, bin ich zu jeder Aufopferung bereit. Die größte für den Augenblick will ich dir sogleich anbieten. Ich lasse Dir meinen Diener hier, eine Art von Kammerdiener und Tausendkünstler, der, wenn er gleich nicht alles zu bereiten weiß, nicht in alle Geheimnisse eingeweiht ist, doch die ganze Behandlung recht gut ver-

ſteht und für den Anfang Dir von großem Nutzen ſeyn wird, bis Du Dich in die Sache ſo hineinarbeiteſt, daß ich Dir die höheren Geheimniſſe endlich auch offenbaren kann.

Wie! rief der Major, Du haſt auch Stufen und Grade Deiner Verjüngungskunſt? Du haſt noch Geheimniſſe für die Eingeweihten? Ganz gewiß! verſetzte Jener. Das müßte gar eine ſchlechte Kunſt ſeyn, die ſich auf einmal faſſen ließe, deren Letztes von demjenigen gleich geſchaut werden könnte, der zuerſt hineintritt.

Man zauderte nicht lange, der Kammerdiener ward an den Major gewieſen, der ihn gut zu halten verſprach. Die Baronin mußte Schächtelchen, Büchschen und Gläſer hergeben, ſie wußte nicht wozu; die Theilung ging vor ſich, man war bis in die Nacht munter und geiſtreich zuſammen. Bey dem ſpäteren Aufgang des Mondes fuhr der

Gast hinweg und versprach in einiger Zeit zurückzukehren.

Der Major kam ziemlich müde auf sein Zimmer. Er war früh aufgestanden, hatte sich den Tag nicht geschont und glaubte nunmehr das Bett bald zu erreichen. Allein er fand statt eines Dieners nunmehr zwey. Der alte Reitknecht zog ihn nach alter Art und Weise eilig aus; aber nun trat der neue hervor und ließ merken, daß die eigentliche Zeit, Verjüngungs- und Verschönerungsmittel anzubringen, die Nacht sey, damit in einem ruhigen Schlaf die Wirkung desto sicherer vor sich gehe. Der Major mußte sich also gefallen lassen, daß sein Haupt gesalbt, sein Gesicht bestrichen, seine Augenbraunen bepinselt und seine Lippen betupft wurden. Außerdem wurden noch verschiedene Ceremonien erfordert; sogar sollte die Nachtmütze nicht unmittelbar aufgesetzt, sondern vorher ein Netz, wo nicht gar eine feine lederne Mütze übergezogen werden.

Der Major legte sich zu Bette mit einer Art von unangenehmer Empfindung, die er jedoch sich deutlich zu machen keine Zeit hatte, indem er gar bald einschlief. Sollen wir aber in seine Seele sprechen, so fühlte er sich etwas mumienhaft, zwischen einem Kranken und einem Einbalsamirten. Allein das süße Bild Hilariens, umgeben von den heitersten Hoffnungen, zog ihn bald in einen erquickenden Schlaf.

Morgens zur rechten Zeit war der Reitknecht bey der Hand. Alles was zum Anzug des Herrn gehörte, lag in gewohnter Ordnung auf den Stühlen, und eben war der Major im Begriff aus dem Bette zu steigen, als der neue Kammerdiener hereintrat und lebhaft gegen eine solche Uebereilung protestirte. Man müsse ruhen, man müsse sich abwarten, wenn das Vorhaben gelingen, wenn man für so manche Mühe und Sorgfalt Freude erleben solle. Der Herr vernahm sodann, daß er in einiger

Zeit aufzustehen, ein kleines Frühstück zu genießen und alsdann in ein Bad zu steigen habe, welches schon bereitet sey. Den Anordnungen war nicht auszuweichen, sie mußten befolgt werden und einige Stunden gingen unter diesen Geschäften hin.

Der Major verkürzte die Ruhezeit nach dem Bade, dachte sich geschwind in die Kleider zu werfen; denn er war seiner Natur nach expedit und wünschte noch überdieß Hilarien bald zu begegnen; aber auch hier trat ihm sein neuer Diener entgegen und machte ihm begreiflich, daß man sich durchaus abgewöhnen müsse fertig werden zu wollen. Alles was man thue, müsse man langsam und behaglich vollbringen, besonders aber die Zeit des Anziehens habe man als angenehme Unterhaltungsstunde mit sich selbst anzusehen.

Die Behandlungsart des Kammerdieners traf mit seinen Reden völlig überein. Dafür glaubte sich aber auch der Major wirklich

beſſer angezogen denn jemals, als er vor den Spiegel trat und ſich auf das Schmuckeſte herausgeputzt erblickte. Ohne viel zu fragen hatte der Kammerdiener ſogar die Uniform moderner zugeſtutzt, indem er die Nacht auf dieſe Verwandlung wendete. Eine ſo ſchnell erſcheinende Verjüngung gab dem Major einen beſonders heiteren Sinn, ſo daß er ſich von innen und außen erfriſcht fühlte und mit ungeduldigem Verlangen den Seinigen entgegen eilte.

Er fand ſeine Schweſter vor dem Stammbaume ſtehen, den ſie hatte aufhängen laſſen, weil Abends vorher zwiſchen ihnen von einigen Seiten-Verwandten die Rede geweſen, welche, theils unverheyrathet, theils in fernen Landen wohnhaft, theils gär verſchollen, mehr oder weniger den beyden Geſchwiſtern, oder ihren Kindern auf reiche Erbſchaften Hoffnung machten. Sie unterhielten ſich einige Zeit darüber, ohne des Punctes zu erwähnen, daß ſich bisher alle

Familiensorgen und Bemühungen bloß auf ihre Kinder bezogen. Durch Hilariens Neigung hatte sich diese ganze Ansicht freylich verändert, und doch mochte weder der Major noch seine Schwester in diesem Augenblick der Sache weiter gedenken.

Die Baronin entfernte sich, der Major stand allein vor dem lakonischen Familiengemälde, Hilarie trat an ihn heran, lehnte sich kindlich an ihn, beschaute die Tafel und fragte: wen er alles von diesen gekannt habe? und wer wohl noch leben und übrig seyn möchte?

Der Major begann seine Schilderung von den ältesten, deren er sich aus seiner Kindheit nur noch dunkel erinnerte. Dann ging er weiter, zeichnete die Charaktere verschiedener Väter, die Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit der Kinder mit denselben, bemerkte daß oft der Großvater im Enkel wieder hervortrete, sprach gelegentlich von dem Einfluß der Weiber, die, aus fremden Fa-

milien herüber heyrathend, oft den Charakter ganzer Stämme verändern. Er rühmte die Tugend manches Vorfahren und Seitenverwandten und verschwieg ihre Fehler nicht. Mit Stillschweigen überging er diejenigen, deren man sich hätte zu schämen gehabt. Endlich kam er an die untersten Reihen. Da stand nun sein Bruder, der Obermarschall, er und seine Schwester und unten drunter sein Sohn und daneben Hilarie.

Diese sehen einander gerade genug ins Gesicht, sagte der Major, und fügte nicht hinzu was er im Sinne hatte. Nach einer Pause versetzte Hilarie bescheiden, halblaut und fast mit einem Seufzer: und doch wird man denjenigen niemals tadeln, der in die Höhe blickt. Zugleich sah sie mit ein Paar Augen an ihm hinauf, aus denen ihre ganze Neigung hervorsprach. Versteh' ich Dich recht? sagte der Major, indem er sich zu ihr wendete. — Ich kann nichts sagen,

Egmont. Nein, Clärchen, das bin ich nicht.

Clärchen. Wie?

Egmont. Siehſt du, Clärchen! — Laß mich ſitzen! — Er ſetzt ſich, ſie kniet vor ihn auf einen Schemel, legt ihre Arme auf ſeinen Schoos und ſieht ihn an. Jener Egmont iſt ein verdrießlicher, ſteifer, kalter Egmont, der an ſich halten, bald dieſes bald jenes Geſicht machen muß; geplagt, verkannt, verwickelt iſt, wenn ihn die Leute für froh und fröhlich halten; geliebt von einem Volke, das nicht weiß was es will; geehrt und in die Höhe getragen von einer Menge, mit der nichts anzufangen iſt; umgeben von Freunden, denen er ſich nicht überlaſſen darf; beobachtet von Menſchen, die ihm auf alle Weiſe beykommen möchten; arbeitend und ſich bemühend, oft ohne Zweck, meiſt ohne Lohn — o laß mich ſchweigen, wie es dem ergeht, wie es dem zu Muthe iſt. Aber dieſer, Clärchen, der iſt ruhig, offen, glücklich, geliebt

versetzte Hilarie lächelnd, was Sie nicht schon wissen. — Du machst mich zum glücklichsten Menschen unter der Sonne! rief er und fiel ihr zu Füßen. Willst Du mein seyn? — Um Gotteswillen stehen Sie auf! Ich bin Dein auf ewig.

Die Baronin trat herein. Ohne überrascht zu seyn stutzte sie. — Wäre es ein Unglück, sagte der Major, Schwester! so ist die Schuld Dein; als Glück wollen wir's Dir ewig verdanken.

Die Baronin hatte ihren Bruder von Jugend auf dergestalt geliebt, daß sie ihn allen Männern vorzog, und vielleicht war selbst die Neigung Hilariens aus dieser Vorliebe der Mutter, wo nicht entsprungen, doch gewiß genährt worden. Alle drey vereinigten sich nunmehr in Einer Liebe, Einem Behagen und so flossen für sie die glücklichsten Stunden hin. Nur wurden sie denn doch zuletzt auch wieder die Welt um

sich her gewahr und diese steht selten mit solchen Empfindungen im Einklang.

Nun dachte man auch wieder an den Sohn. Ihm hatte man Hilarien bestimmt, das ihm sehr wohl bekannt war. Gleich nach Beendigung des Geschäfts mit dem Obermarschall sollte der Major seinen Sohn in der Garnison besuchen, alles mit ihm abreden und diese Angelegenheiten zu einem glücklichen Ende führen. Nun war aber durch ein unerwartetes Ereigniß der ganze Zustand verruckt; die Verhältnisse, die sonst sich freundlich in einander schmiegten, schienen sich nunmehr anzufeinden, und es war schwer vorauszusehen was die Sache für eine Wendung nehmen, was für eine Stimmung die Gemüther ergreifen würde.

Indessen mußte sich der Major entschließen seinen Sohn aufzusuchen, dem er sich schon angemeldet hatte. Er machte sich nicht ohne Widerwillen, nicht ohne sonderbare Ahnung, nicht ohne Schmerz Hilarien auch

nur auf kurze Zeit zu verlassen, nach manchem Zaudern auf den Weg, ließ Reitknecht und Pferde zurück und fuhr mit seinem Verjüngungsdiener, den er nun nicht mehr entbehren konnte, der Stadt, dem Aufenthalte seines Sohnes entgegen.

Beyde begrüßten und umarmten sich nach so langer Trennung aufs herzlichste. Sie hatten einander viel zu sagen und sprachen doch nicht sogleich aus was ihnen zunächst am Herzen lag. Der Sohn erging sich in Hoffnungen eines baldigen Avancements; wogegen ihm der Vater genaue Nachricht gab, was zwischen den ältern Familiengliedern wegen des Vermögens überhaupt, wegen der einzelnen Güter und sonst, verhandelt und beschlossen worden.

Das Gespräch fing schon einigermaßen an zu stocken, als der Sohn sich ein Herz faßte und zu dem Vater lächelnd sagte: Sie behandeln mich sehr zart, lieber Vater, und ich danke ihnen dafür. Sie erzählen mir

von Besitzthümern und Vermögen und erwähnen der Bedingung nicht, unter der, wenigstens zum Theil, es mir eigen werden soll; Sie halten mit dem Namen Hilariens zurück, Sie erwarten daß ich ihn selbst aussprechе, daß ich mein Verlangen zu erkennen gebe, mit dem liebenswürdigen Kinde bald vereinigt zu seyn.

Der Major befand sich bey diesen Worten des Sohnes in großer Verlegenheit; da es aber theils seiner Natur, theils einer alten Gewohnheit gemäß war, den Sinn des Andern mit dem er zu verhandeln hatte, zu erforschen, so schwieg er und blickte den Sohn mit einem zweydeutigen Lächeln an. — Sie errathen nicht, mein Vater, was ich zu sagen habe, fuhr der Lieutenant fort, und ich will es nur rasch, ein für allemal herausreden. Ich kann mich auf Ihre Güte verlassen, die, bey so vielfacher Sorge für mich, gewiß auch an mein wahres Glück gedacht hat. Einmal muß es gesagt seyn

und so sey es gleich gesagt: Hilarie kann mich nicht glücklich machen! Ich gedenke Hilariens als einer liebenswürdigen Anverwandten, mit der ich Zeitlebens in den freundschaftlichsten Verhältnissen stehen möchte; aber eine Andere hat meine Leidenschaft erregt, meine Neigung gefesselt. Unwiderstehlich ist dieser Hang: Sie werden mich nicht unglücklich machen.

Nur mit Mühe verbarg der Major die Heiterkeit, die sich über sein Gesicht verbreiten wollte, und fragte den Sohn mit einem milden Ernst: wer denn die Person sey, welche sich seiner so gänzlich bemächtigen können? — Sie müssen dieses Wesen sehen, mein Vater: denn sie ist so unbeschreiblich als unbegreiflich. Ich fürchte nur, Sie werden selbst von ihr hingerissen, wie Jedermann, der sich ihr nähert. Bey Gott! ich erlebe es und sehe Sie als den Rival Ihres Sohnes.

Wer iſt ſie denn? fragte der Major. Wenn Du ihre Perſönlichkeit zu ſchildern nicht im Stande biſt, ſo erzähle mir wenigſtens von ihren äußern Umſtänden: denn dieſe ſind doch wohl eher auszuſprechen. — Wohl, mein Vater! verſetzte der Sohn; und doch würden auch dieſe äußern Umſtände bey einer Andern anders ſeyn, anders auf eine Andere wirken. Sie iſt eine junge Wittwe, Erbin eines alten, reichen, vor Kurzem verſtorbenen Mannes, unabhängig und höchſt werth es zu ſeyn, von Vielen umgeben, von eben ſo Vielen geliebt, von eben ſo Vielen umworben, doch wenn ich mich nicht ſehr betrüge, mir von Herzen angehörig.

Mit Behaglichkeit, weil der Vater ſchwieg und kein Zeichen der Mißbilligung äußerte, fuhr der Sohn fort das Betragen der ſchönen Wittwe gegen ihn zu erzählen, jene unwiderſtehliche Anmuth, jene zarten Gunſtbezeigungen einzeln herzurühmen, in

denen der Vater freylich nur die leichte Gefälligkeit einer allgemein gesuchten Frau erkennen konnte, die unter vielen wohl irgend einen vorzieht, ohne sich eben für ihn ganz und gar zu entscheiden. Unter jeden andern Umständen hätte er gewiß gesucht einen Sohn, ja nur einen Freund, auf den Selbstbetrug aufmerksam zu machen, der wahrscheinlich hier obwalten könnte; aber dießmal war ihm selbst soviel daran gelegen, wenn der Sohn sich nicht täuschen, wenn die Wittwe ihn wirklich lieben und sich so schnell als möglich zu seinen Gunsten entscheiden möchte, daß er entweder kein Bedenken hatte, oder einen solchen Zweifel bey sich ablehnte, vielleicht auch nur verschwieg.

Du setzest mich in große Verlegenheit, begann der Vater nach einiger Pause. Die ganze Uebereinkunft zwischen den übrig gebliebenen Gliedern unsers Geschlechts beruht auf der Voraussetzung, daß Du dich mit Hilarien verbindest. Heyrathet sie einen

Fremden, so ist die ganze, schöne, künstliche Vereinigung eines ansehnlichen Vermögens wieder aufgehoben, und Du besonders in Deinem Theile nicht zum besten bedacht. Es gäbe wohl noch ein Mittel, das aber ein wenig sonderbar klingt und wobey Du auch nicht viel gewinnen würdest: ich müßte noch in meinen alten Tagen Hilarien heyrathen, wodurch ich Dir aber schwerlich ein großes Vergnügen machen würde.

Das größte von der Welt! rief der Lieutenant aus: denn wer kann eine wahre Neigung empfinden, wer kann das Glück der Liebe genießen oder hoffen, ohne daß er dieses höchste Glück einem jeden Freund, einem Jeden gönnte, der ihm werth ist! Sie sind nicht alt, mein Vater; wie liebenswürdig ist nicht Hilarie! und schon der vorüberschwebende Gedanke ihr die Hand zu bieten, zeugt von einem jugendlichen Herzen, von frischer Muthigkeit. Lassen Sie uns diesen Einfall, diesen Vorschlag aus dem Stegreife

ja recht gut durchsinnen und ausdenken. Dann würde ich erst recht glücklich seyn, wenn ich Sie glücklich wüßte; dann würde ich mich erst recht freuen, daß Sie für die Sorgfalt, mit der Sie mein Schicksal bedacht, an sich selbst so schön und höchlich belohnt würden. Nun führe ich Sie erst muthig zutraulich und mit recht offnem Herzen zu meiner Schönen. Sie werden meine Empfindungen billigen, weil Sie selbst fühlen; Sie werden dem Glück eines Sohnes nichts in den Weg legen, weil Sie Ihrem eigenen Glück entgegen gehen.

Mit diesen und andern dringenden Worten ließ der Sohn den Vater, der manche Bedenklichkeiten einstreuen wollte, nicht Raum gewinnen, sondern eilte mit ihm zur schönen Wittwe, welche sie in einem großen wohleingerichteten Hause, umgeben von einer zwar nicht zahlreichen aber ausgesuchten Gesellschaft, in heiterer Unterhaltung antrafen. Sie war eins von den weiblichen Wesen,

denen kein Mann entgeht. Mit unglaublicher Gewandtheit wußte sie den Major zum Helden dieses Abends zu machen. Die übrige Gesellschaft schien ihre Familie, der Major allein der Gast zu seyn. Sie kannte seine Verhältnisse recht gut, und doch wußte sie darnach zu fragen, als wenn sie alles erst von ihm recht erfahren wollte; und so mußte auch jedes von der Gesellschaft schon irgend einen Antheil an dem Neuangekommenen zeigen. Der Eine mußte seinen Bruder, der Andere seine Güter und der Dritte sonst wieder etwas gekannt haben, so daß der Major bey einem lebhaften Gespräch sich immer als den Mittelpunct fühlte. Auch saß er zunächst bey der Schönen; ihre Augen waren auf ihn, ihr Lächeln auf ihn gerichtet; genug, er fand sich so behaglich, daß er beynahe die Ursache vergaß, warum er gekommen war. Auch erwähnte sie seines Sohnes kaum mit einem Worte, obgleich der junge Mann lebhaft mitsprach; er schien für

und gekannt, von dem beſten Herzen, das auch er ganz kennt und mit voller Liebe und Zutraun an das ſeine drückt. Er umarmt ſie. Das iſt dein Egmont!

Clärchen. So laß mich ſterben! Die Welt hat keine Freuden auf dieſe!

sie, wie die übrigen alle, heute nur um des Vaters willen gegenwärtig.

Man ging in den Zimmern auf und ab und gesellte sich zufällig zusammen. Der Lieutenant trat zu der Schönen und fragte: was sagen Sie zu meinem Vater? Lächelnd versetzte sie: mich däucht, daß Sie ihn wohl zum Muster nehmen könnten. Sehn Sie nur wie nett er angezogen ist! Ob er sich nicht besser trägt und hält als sein lieber Sohn! So fuhr sie fort den Vater auf Unkosten des Sohnes zu beschreyen und zu loben und eine sehr gemischte Empfindung von Zufriedenheit und Eifersucht in dem Herzen des jungen Mannes hervorzubringen.

Nicht lange, so gesellte sich der Sohn zum Vater und erzählte ihm alles haarklein wieder. Der Vater betrug sich nur desto freundlicher gegen die Wittwe, und sie setzte sich gegen ihn schon auf einen lebhafteren, vertraulichern Ton. Kurz, man kann sagen, daß, als es zum Scheiden ging, der Major,

so gut als die übrigen Alle, ihr und ihrem Kreise schon angehörte.

Ein stark einfallender Regen hinderte die Gesellschaft auf die Weise nach Hause zu kehren, wie sie gekommen war. Einige Equipagen fuhren vor, in welche man die Fußgänger vertheilte; nur der Lieutenant unter dem Vorwande: man sitze ohnehin schon zu enge, ließ den Vater fortfahren und blieb zurück.

Der Major, als er in sein Zimmer trat, fühlte sich wirklich in einer Art von Taumel, von Unsicherheit seiner selbst, wie es denen geht, die schnell aus einem Zustande in den entgegengesetzten übertreten. Die Erde scheint sich für den zu bewegen, der aus dem Schiffe steigt, und das Licht zittert noch im Auge dessen, der auf einmal ins Finstre tritt. So fühlte sich der Major noch von der Gegenwart des schönen Wesens umgeben. Er wünschte sie noch zu sehen, zu hören, sie wieder zu sehen, wieder zu hören; und nach

einiger Besinnung verzieh er seinem Sohne, ja er pries ihn glücklich, daß er Ansprüche machen dürfe so viel Vorzüge zu besitzen.

Aus diesen Empfindungen riß ihn der Sohn, der mit einer lebhaften Entzückung zur Thüre hereinstürzte, den Vater umarmte und ausrief: ich bin der glücklichste Mensch von der Welt! Nach solchen und ähnlichen Ausrufen kam es endlich unter beyden zur Aufklärung. Der Vater bemerkte, daß die schöne Frau, im Gespräch gegen ihn, des Sohnes auch nicht mit einer Sylbe erwähnt habe. — Das ist eben ihre zarte, schweigende, halbschweigende, halbandeutende Manier, wodurch man seiner Wünsche gewiß wird und sich doch immer des Zweifels nicht ganz erwehren kann. So war sie bisher gegen mich; aber Ihre Gegenwart, mein Vater, hat Wunder gethan. Ich gestehe es gern, daß ich zurückblieb, um sie noch einen Augenblick zu sehen. Ich fand sie in ihren erleuchteten Zimmern auf und abgehen; denn

ich weiß wohl, es iſt ihre Gewohnheit: wenn die Geſellſchaft weg iſt, darf kein Licht ausgelöſcht werden. Sie geht allein in ihren Zauberſälen auf und ab, wenn die Geiſter entlaſſen ſind, die ſie hergebannt hat. Sie ließ den Vorwand gelten, unter deſſen Schutz ich zurückkam. Sie ſprach anmuthig, doch von gleichgültigen Dingen. Wir gingen hin und wieder durch die offenen Thüren die ganze Reihe der Zimmer durch. Wir waren ſchon einigemal bis ans Ende gelangt, in das kleine Cabinet, das nur von einer trüben Lampe erhellt iſt. War ſie ſchön, wenn ſie ſich unter den Kronleuchtern her bewegte, ſo war ſie es noch unendlich mehr, beleuchtet von dem ſanften Schein der Lampe. Wir waren wieder dahin gekommen und ſtanden beym Umkehren einen Augenblick ſtill. Ich weiß nicht was mir die Verwegenheit abnöthigte, ich weiß nicht wie ich es wagen konnte, mitten im gleichgültigſten Geſpräch, auf einmal ihre Hand zu faſſen,

dieſe zarte Hand zu küſſen, ſie an mein Herz zu drücken. Man zog ſie nicht weg. Himmliſches Weſen, rief ich! verbirg Dich nicht länger vor mir. Wenn in dieſem ſchönen Herzen eine Neigung wohnt für den Glücklichen, der vor Dir ſteht; ſo verhülle ſie nicht länger, offenbare ſie, geſtehe ſie! es iſt die ſchönſte, es iſt die höchſte Zeit. Verbanne mich, oder nimm mich in Deinen Armen auf!

Ich weiß nicht was ich alles ſagte, ich weiß nicht wie ich mich geberdete. Sie entfernte ſich nicht, ſie widerſtrebte nicht, ſie antwortete nicht. Ich wagte es ſie in meine Arme zu faſſen, ſie zu fragen, ob ſie die Meinige ſeyn wolle. Ich küßte ſie mit Ungeſtüm; ſie drängte mich weg. — Ja doch, ja! oder ſo etwas ſagte ſie halb laut und wir verworren. Ich entfernte mich und rief: ich ſende meinen Vater, der ſoll für mich reden! — Kein Wort mit ihm darüber! verſetzte ſie, indem ſie mir einige Schritte

nachfolgte. Entfernen Sie sich, vergessen Sie was geschehen ist.

Was der Major dachte, wollen wir nicht entwickeln. Er sagte jedoch zum Sohne: Was glaubst Du nun, was zu thun sey? Die Sache ist, dächt' ich, aus dem Stegreise gut genug eingeleitet, daß wir nun etwas förmlicher zu Werke gehen können, daß es vielleicht sehr schicklich ist, wenn ich mich morgen dort melde und für Dich anhalte. Um Gotteswillen mein Vater! rief er aus: das hieße die ganze Sache verderben. Jenes Betragen, jener Ton will durch keine Förmlichkeit gestört und verstimmt seyn. Es ist genug, mein Vater, daß Ihre Gegenwart diese Verbindung beschleunigt, ohne daß Sie ein Wort aussprechen. Ja Sie sind es, dem ich mein Glück schuldig bin! Die Achtung meiner Geliebten für Sie hat jeden Zweifel besiegt, und niemals würde der Sohn einen so glücklichen Augenblick gefunden haben, wenn ihn der Vater nicht vorbereitet hätte.

Solche und ähnliche Mittheilungen unterhielten sie bis tief in die Nacht. Sie vereinigten sich wechselseitig über ihre Plane; der Major wollte nur noch der Form wegen einen Abschiedsbesuch machen und sodann seiner Verbindung mit Hilarien entgegen gehen; der Sohn sollte die seinige befördern und beschleunigen, wie es möglich wäre.

Herfiliens Nachschrift.

Hier brech' ich ab, theils weil ich gegenwärtig nicht weiter schreiben kann, theils aber um Ihnen einen Stachel ins Herz zu senken. Beantworten Sie sich die Frage nun selbst, wie wunderlich nach allem was Sie gelesen, es um diese Frauenzimmer stehen müsse? Bisher hatten sie gar kein Verhältniß unter sich, sie kannten sich nicht, obgleich jede besonders auf eine Verbindung

zu hoffen schien, die auch sie einander annähern sollte. Nun finden wir sie zusammen, aber allein, ohne männliche Begleitung, in die Welt ziehend. Was ist vorhergegangen, was kann daraus folgen? Sie, mein Guter, helfen sich gewiß dadurch heraus, daß Sie traurig vor sich hinsprechen: das sind nun auch wieder einmal Entsagende! und darin haben Sie vollkommen Recht; ob aber auch Hoffende? das darf ich nicht entdecken, und wenn ichs wüßte.

Um Ihnen nun den Weg zu zeigen, wie Sie das liebenswürdige Paar auf Ihren Wanderungen treffen können, so ergreife ich ein wunderliches Mittel. Sie erhalten hiebey den kleinen Ausschnitt einer Landcharte; wenn Sie diesen auf die größere legen, so deutet die darauf gezeichnete Magnetnadel mit der Pfeilspitze nach der Gegend, wo die Suchenswerthen hinziehen. Dieses Räthsel ist nicht so gar schwer zu lösen, aber ich würschte daß Sie von Zeit zu Zeit gegen uns

ein Gleiches thäten und ein Schnippchen Landcharte an uns wendeten, wir würden alsdann doch einigermaßen erfahren, wohin wir unsere Gedanken zu richten hätten, und wie freudig würden wir seyn, wenn die Nadel auch einmal von uns angezogen würde. Möge Ihnen alles Gute gegönnt, aller Irrthum verziehen seyn.

Man sagt den Frauenzimmern nach, daß sie keinen Brief ohne Postscript absenden können; was man auch für Folgerungen daraus ziehen mag, so kann ich nicht läugnen, daß dieses schon die zweyte Nachschrift sey und worin eigentlich von der Hauptsache die Rede seyn soll. Diesen Schaft des Pfeiles auf beykommendem Blätchen hat Hilarie selbst gezogen und mit zierlichem Gefieder geschmückt; die scharfe Spitze jedoch fügte die schöne Wittwe hinzu; geben sie Acht daß er nicht ritze, vielleicht gar treffe. Unsere

Verabredung ist, daß Sie bey der ersten Zusammenkunft, sie geschehe wo sie wolle, gleich das Blättchen vorweisen, da Sie denn um desto schneller und zutraulicher empfangen werden sollen.

Vierter Aufzug.

Straße.

Jetter. Zimmermeiſter.

Jetter.

He! pſt! he, Nachbar, ein Wort!

Zimmermeiſter. Geh deines Pfads, und ſey ruhig.

Jetter. Nur ein Wort. Nichts neues?

Zimmermeiſter. Nichts, als daß uns von neuem zu reden verbothen iſt.

Jetter. Wie?

Zimmermeiſter. Tretet hier an's Haus an. Hütet euch! Der Herzog von Alba hat gleich bey ſeiner Ankunft einen Befehl ausgehen

Zwischenrede.

Daß eine gewisse Lücke, vielleicht in kurzem fühlbar, im Ganzen hie und da bemerklich und doch nicht zu vermeiden seyn werde, sprechen wir lieber selbst aus, ohne Furcht den Genuß unserer Leser dadurch zu kränken. Bey der gegenwärtigen, zwar mit Vorbedacht und Muth unternommenen Redaction stoßen wir doch auf alle die Unbequemlichkeiten, welche die Herausgabe dieser Bändchen seit zwanzig Jahren verspäteten. Diese Zeit hat daran nichts verbessert. Wir sehen uns noch immer auf mehr als eine Weise gehindert und, an dieser oder jener Stelle,

mit irgend einer Stockung bedroht. Denn wir haben die bedenkliche Aufgabe zu lösen, aus den mannigfaltigsten Papieren das Wertheste und Wichtigste auszusuchen, wie es denkenden und gebildeten Gemüthern erfreulich seyn und sie, auf mancher Stufe des Lebens, erquicken und fördern könnte. Da liegen nun aber vor uns Tagebücher, mehr oder weniger ausführlich, bald ohne Anstand mittheilbar, bald wegen unbedeutenden, auch allzubedeutenden Inhalts unräthlich einzuschalten.

Sogar fehlt es nicht an Heften der wirklichen Welt gewidmet, statistischen, technischen und sonst realen Inhalts. Diese als ungehörig abzusondern fällt schwer, da Leben und Neigung, Erkenntniß und Leidenschaft, sich wunderbar vereinigend, im engsten Bunde mit einander fortschreiten.

Alsdann begegnen uns Entwürfe, mit guter Einsicht und zu herrlichen Zwecken geschrieben, aber nicht so folgerecht und durch-

greifend, daß man sie völlig billigen oder aber in der neuen, so weit vorgeschrittenen Zeit für lesbar und wirksam halten könnte.

Eben so begegnen wir kleinen Anecdoten ohne Zusammenhang, schwer unter Rubriken zu bringen, manche, genau besehen, nicht ganz unverfänglich. Hie und da treffen wir auf ausgebildetere Erzählungen, deren manche schon bekannt, dennoch hier nothwendig einen Platz verlangen und zugleich Auflösung und Abschluß fordern. Auch an Gedichten ist kein Mangel und doch läßt sich nicht leicht, nicht immer entscheiden, wo sie eingeschaltet werden dürften, um der wahren Stimmung nachzuhelfen, welche gar leicht gestört und umgewendet wird. Wenn wir also nicht, wie schon oft seit vielen Jahren, in diesem Geschäft abermals stocken sollen, so bleibt uns nichts übrig, als zu überliefern was wir besitzen, mitzutheilen was sich erhalten hat. Und so geben wir daher einige Kapitel, deren Ausführung wohl wünschenswerth gewe-

ſen, nur in vorüber eilender Geſtalt, damit der Leſer nicht nur fühle, daß hier etwas ermangelt, ſondern daß er von dem Mangelnden näher unterrichtet ſey und ſich dasjenige ſelbſt ausbilde was, theils der Natur des Gegenſtandes nach, theils den eintretenden Umſtänden gemäß, nicht vollkommen ausgebildet oder mit allen Belegen gekräftiget ihm entgegen treten kann.

Zwölftes Kapitel.

Ueber das vorgelegte Räthsel fand sich Wilhelm einigermaßen betroffen, doch fühlte er sogleich eine stille Anziehung, eine Anwandlung von Sehnsucht jene bestimmte Linie zu erreichen und ihrer Andeutung zu folgen. Wie wir denn gar zu gern etwas Gegebenes, das unsere Einbildungskraft, unser Handlungsvermögen erregt, ausbilden und auskosten mögen.

Ein Kind, das Almosen erbittend, uns einen Zeddel hinreicht, auf welchem fünf Lotto-Nummern geschrieben sind, weisen wir nicht leicht ab, und es kommt auf den Augenblick an, besonders wenn es kurz vor dem

Termin der Ziehung ist, ob wir nicht, mit zufällig erregter Hoffnung, ganz gegen unsere sonstige Weise, gerade diese Nummern stark besetzen.

Der Wanderer prüfte nunmehr an einer größeren Landcharte den kleineren Ausschnitt und stand verwundert, erstaunt, erschrocken, als die Nadel gerade nach Mignons Geburtsgegend, nach ihren Wohnungen hindeutete. Wie ihm dabey zu Muthe geworden, finden wir nicht ausgesprochen; wer aber den Schluß der Lehrjahre sich vergegenwärtigen mag, wird im eignen Sinn und Gefühl das Aehnliche gar wohl hervorrufen.

Der wichtigste Umstand jedoch, warum wir von jener Fahrt weniger als wir wünschten aufgezeichnet finden, möchte wohl seyn, daß Wilhelm auf einen jungen lebhaften Reisegefährten traf, durch welchen möglich ward ein lebendiges und kräftiges Andenken jener frommen Wallfahrt, jener heiligen Stunden für sich und die Seinigen aufzubewahren. Un-

vermuthet findet er sich mit einem Maler zusammen, dergleichen zwar viele in der offenen Welt, mehrere noch in Romanen und Dramen umherwandlen und spuken, der sich aber dießmal als ein wirklich ausgezeichneter Künstler augenblicklich darstellte. Beyde schicken sich gar bald in einander, vertrauen sich wechselseitig Neigungen, Absichten, Vorsätze; und nun wird offenbar, daß der treffliche Künstler, der aquarellirte Landschaften mit geistreicher, wohlgezeichneter und ausgeführter Staffage zu schmücken weiß, leidenschaftlich eingenommen sey von Mignons Schicksalen, Gestalt und Wesen. Er hatte sie gar oft schon vorgestellt und begab sich nun auf die Reise, die Umgebungen worin sie gelebt der Natur nachzubilden; hier das liebliche Kind in glücklichen und unglücklichen Umgebungen und Augenblicken darzustellen und so ihr Bild, das in allen zarten Herzen lebt, auch dem Sinne des Auges hervorzurufen.

Die Freunde gelangen bald zum großen See, Wilhelm trachtet die angedeuteten Stellen nach und nach aufzufinden. Ländliche Prachthäuser, weitläufige Klöster, Ueberfahrten und Buchten, Erdzungen und Landungsplätze wurden gesucht und die Wohnungen kühner und guthmüthiger Fischer so wenig als die heiter gebauten Städtchen am Ufer und Schlößchen auf benachbarten Höhen vergessen. Dieß alles weiß der Künstler zu ergreifen, durch Beleuchten und Färben der jedesmal geschichtlich erregten Stimmung anzueignen, so daß Wilhelm seine Tage und Stunden in durchgreifender Rührung zubrachte.

Auf mehreren Blättern war Mignon im Vordergrunde, wie sie leibte und lebte, vorgestellt, indem Wilhelm der glücklichen Einbildungskraft des Freundes durch genaue Beschreibung nachzuhelfen und das allgemeiner Gedachte ins engere der Persönlichkeit einzufassen wußte.

Und so sah man denn das Knaben-Mädchen in mannigfaltiger Stellung und Bedeutung aufgeführt. Unter dem hohen Säulenportal des herrlichen Landhauses stand sie, nachdenklich die Statuen der Vorhalle betrachtend. Hier schaukelte sie sich plätschernd auf dem angebundenen Kahn, dort erkletterte sie den Mast und erzeigte sich als ein kühner Matrose.

Ein Bild aber that sich vor allem hervor, welches der Künstler auf der Herreise, noch eh' er Wilhelmen begegnet, mit allen Charakter-Zügen sich angeeignet hatte. Mitten im rauhen Gebirg glänzt der anmuthige Scheinknabe, von Sturzfelsen umgeben, von Wasserfällen besprüht, mitten in einer schwer zu beschreibenden Horde. Vielleicht ist eine grauerliche, steile Urgebirg-Schlucht nie anmuthiger und bedeutender staffirt worden. Die bunte, zigeunerhafte Gesellschaft, roh zugleich und phantastisch, seltsam und gemein, zu locker um Furcht einzuflößen, zu

wunderlich um Vertrauen zu erwecken. Kräftige Saumrosse schleppen, bald über Knüppelwege, bald eingehauene Stufen hinab, ein buntverworrenes Gepäck, an welchem herum die sämmtlichen Instrumente einer betäubenden Musik, schlotternd aufgehängt, das Ohr mit rauhen Tönen von Zeit zu Zeit belästigen. Zwischen allem dem das liebenswürdige Kind, in sich gekehrt ohne Trutz, unwillig ohne Widerstreben, geführt aber nicht geschleppt. Wer hätte sich nicht des merkwürdigen, ausgeführten Bildes gefreut? Kräftig charakterisirt war die grimmige Enge dieser Felsmassen; die alles durchschneidenden schwarzen Schluchten, zusammengethürmt, allen Ausgang zu hindern drohend, hätte nicht eine kühne Brücke auf die Möglichkeit mit der übrigen Welt in Verbindung zu gelangen hingedeutet. Auch ließ der Künstler mit klugdichtendem Wahrheitsinne eine Höhle merklich werden, die man als Naturwerkstatt mächtiger Krystalle, oder als Auf-

lassen, dadurch zwey oder drey, die auf der Straße zusammen sprechen, des Hochverraths ohne Untersuchung schuldig erklärt sind.

Jetter. O weh!

Zimmermeister. Bey ewiger Gefangenschaft ist verbothen, von Staatssachen zu reden.

Jetter. O unsre Freyheit!

Zimmermeister. Und bey Todesstrafe soll niemand die Handlungen der Regierung mißbilligen.

Jetter. O unsre Köpfe!

Zimmermeister. Und mit großem Versprechen werden Väter, Mütter, Kinder, Verwandte, Freunde, Dienstbothen eingeladen, was in dem Innersten des Hauses vorgeht, bey dem besonders niedergesetzten Gerichte zu offenbaren.

Jetter. Gehn wir nach Hause.

Zimmermeister. Und den Folgsamen ist versprochen, daß sie weder an Leibe, noch Ehre, noch Vermögen einige Kränkung erdulden sollen.

enthalt einer fabelhaft-furchtbaren Drachenbrut ansprechen konnte.

Nicht ohne heilige Scheu besuchten die Freunde den Pallast des Marchèse; der Greis war von seiner Reise noch nicht zurück; sie wurden aber auch in diesem Bezirk, weil sie sich mit geistlichen und weltlichen Behörden wohl zu benehmen wußten, freundlich empfangen und behandelt.

Die Abwesenheit des Hausherrn jedoch empfand Wilhelm sehr angenehm; denn ob er gleich den würdigen Mann gerne wiedergesehen und herzlich begrüßt hätte, so fürchtete er sich doch vor dessen dankbarer Freygebigkeit und vor irgend einer aufgedrungenen Belohnung jenes treuen, liebevollen Handelns, wofür er schon den zartesten Lohn dahin genommen hatte.

Und so schwammen die Freunde auf zierlichem Nachen von Ufer zu Ufer, den See in jeder Richtung durchkreuzend. In der schönsten Jahrszeit entging ihnen weder

Sonnenaufgang noch Untergang und keine der tausend Schattirungen, mit denen das Himmelslicht sein Firmament und von da See und Erde freygebigst überspendet und sich im Abglanz erst vollkommen verherrlicht.

Eine üppige Pflanzenwelt, ausgesäet von Natur, durch Kunst gepflegt und gefördert, umgab sie überall. Schon die ersten Kastanien-Wälder hatten sie willkommen geheißen, und nun konnten sie sich eines traurigen Lächelns nicht enthalten, wenn sie, unter Cypressen gelagert, den Lorbeer aufsteigen, den Granatapfel sich röthen, Orangen und Citronen in Blüthe sich entfalten und Früchte zugleich aus dem dunklen Laube hervorglühend erblickten.

Durch den frischen Gesellen entstand jedoch für Wilhelm ein neuer Genuß. Unserm alten Freund hatte die Natur kein malerisches Auge gegeben. Empfänglich für sichtbare Schönheit nur an menschlicher Gestalt, ward er auf einmal gewahr: ihm sey, durch

einen gleich geſtimmten, aber zu ganz andern Genüſſen und Thätigkeiten gebildeten Freund, die Umwelt aufgeſchloſſen.

In geſprächiger Hindeutung auf die wechſelnden Herrlichkeiten der Gegend, mehr aber noch durch concentrirte Nahahmung, wurden ihm die Augen aufgethan und er von allen ſonſt hartnäckig gehegten Zweifeln befreyt. Verdächtig waren ihm von jeher Nachbildungen italiäniſcher Gegenden geweſen; der Himmel ſchien ihm zu blau, der violette Ton reizender Fernen zwar höchſt lieblich doch unwahr und das mancherley friſche Grün doch gar zu bunt; nun verſchmolz er aber mit ſeinem neuen Freunde aufs innigſte, und lernte, empfänglich wie er war, mit deſſen Augen die Welt ſehen, und indem die Natur das offenbare Geheimniß ihrer Schönheit entfaltete, mußte man nach Kunſt als der würdigſten Auslegerin unbezwingliche Sehnſucht empfinden.

Aber ganz unerwartet kam der maleriſche Freund ihm von einer andern Seite entgegen; dieſer hatte manchmal einen heitern Geſang angeſtimmt und dadurch ruhige Stunden auf weit- und breiter Wellenfahrt gar innig belebt und begleitet. Nun aber traf ſichs daß er, in einem der Palläſte, ein ganz eigenes Saitenſpiel fand, eine Laute in kleinem Format, kräftig, vollklingend, bequem und tragbar, er wußte das Inſtrument alsbald zu ſtimmen, ſo glücklich und angenehm zu behandeln und die Gegenwärtigen ſo freundlich zu unterhalten, daß er, als neuer Orpheus, den ſonſt ſtrengen und trocknen Kaſtellan erweichend bezwang und ihn freundlich nöthigte das Inſtrument dem Sänger auf eine Zeitlang zu überlaſſen, mit der Bedingung ſolches vor der Abreiſe treulich wieder zu geben, auch in der Zwiſchenzeit an irgend einem Sonn- oder Feyertage zu erſcheinen und die Familie zu erfreuen.

Ganz anders war nunmehr See und Ufer belebt, Boot und Kahn buhlten um ihre Nachbarschaft, selbst Fracht- und Marktschiffe verweilten in ihrer Nähe, Reihen von Menschen zogen am Strande nach und die Landenden sahen sich sogleich von einer frohsinnigen Menge umgeben; die Scheidenden segnete jedermann, zufrieden doch sehnsuchtsvoll.

Nun hätte zuletzt ein Dritter, die Freunde beobachtend, gar wohl bemerken können, daß die Sendung beyder eigentlich geendigt sey: alle die auf Mignon sich beziehenden Gegenden und Localitäten waren sämmtlich umrissen, theils in Licht, Schatten und Farbe gesetzt, theils in heißen Tagesstunden treulich ausgeführt. Dieß zu leisten hatten sie sich auf eine eigene Weise von Ort zu Ort bewegt, weil ihnen Wilhelms Gelübde gar oft hinderlich war, doch wußten sie solches gelegentlich zu umgehen durch die

Auslegung: es gelte nur für das Land, auf dem Waſſer ſey `es nicht anwendbar.

Auch fühlte Wilhelm ſelbſt, daß ihre eigentliche Abſicht erreicht ſey, aber läugnen konnte er ſich nicht, daß der Wunſch: Hilarien und die ſchöne Wittwe zu ſehen, auch noch befriedigt werden müſſe, wenn man mit freyem Sinne dieſe Gegend verlaſſen wollte. Der Freund, dem er die Geſchichte vertraut, war nicht weniger neugierig und freute ſich ſchon einen herrlichen Platz in einer ſeiner Zeichnungen leer und ledig zu wiſſen, den er mit den Geſtalten ſo holder Perſonen künſtleriſch zu verzieren gedachte.

Nun ſtellten ſie Kreuz- und Querfahrten an, die Puncte wo der Fremde in dieſes Paradies einzutreten pflegt beobachtend. Ihre Schiffer hatten ſie mit der Hoffnung Freunde hier zu ſehen bekannt gemacht, und nun dauerte es nicht lange, ſo ſahen ſie ein wohlverziertes Prachtſchiff herangleiten, worauf ſie Jagd machten und ſich nicht enthiel-

ten sogleich leidenschaftlich zu entern. Die Frauenzimmer einigermaßen betroffen faßten sich sogleich, als Wilhelm das Blättchen vorwies und beyde den von ihnen selbst vorgezeichneten Pfeil, ohne Bedenken, anerkannten. Die Freunde wurden alsbald zutraulich eingeladen das Schiff der Damen zu besteigen, welches eilig geschah.

Und nun vergegenwärtige man sich die Viere, wie sie, im zierlichsten Raum, beysammen, gegen einander übersitzen in der seligsten Welt von lindem Lufthauch angeweht, auf glänzenden Wellen geschaukelt. Man denke das weibliche Paar, wie wir sie vor kurzem geschildert gesehen, das männliche, mit dem wir schon seit Wochen ein gemeinsames Reiseleben führen, und wir sehen sie nach einiger Betrachtung sämmtlich in der anmuthigsten, obgleich gefährlichsten Lage.

Für die Drey, welche sich schon, willig oder unwillig, zu den Entsagenden gezählt, ist nicht das Schwerste zu besorgen, der

Vierte jedoch dürfte ſich nur allzubald in jenen Orden aufgenommen ſehen.

Nachdem man einigemal den See durchkreuzt und auf die intereſſanteſten Localitäten, ſowohl des Ufers als der Inſeln, hingedeutet hatte, brachte man die Damen gegen den Ort, wo ſie übernachten ſollten und wo ein gewandter, für dieſe Reiſe angenommener Führer alle wünſcheswerthe Bequemlichkeiten zu beſorgen wuſte. Hier war nun Wilhelms Gelübde ein ſchicklicher aber unbequemer Ceremonienmeiſter: denn gerade an dieſer Station hatten die Freunde vor kurzem drey Tage zugebracht und alles Merkwürdige der Umgebung erſchöpft. Der Künſtler, welchen kein Gelübde zurückhielt, wollte die Erlaubniß erbitten die Damen ans Land zu geleiten, die es aber ablehnten, weßwegen man ſich in einiger Entfernung vom Hafen trennte.

Kaum war der Sänger in sein Schiff gesprungen, das sich eiligst vom Ufer entfernte, als er nach der Laute griff und jenen wundersam-klagenden Gesang, den die venetianischen Schiffer von Land zu See, von See zu Land erschallen lassen, lieblich anzustimmen begann. Geübt genug zu solchem Vortrag, der ihm dießmal eigens zart und ausdrucksvoll gelang, verstärkte er, verhältnißmäßig zur wachsenden Entfernung, den Ton, so daß man am Ufer immer die gleiche Nähe des Scheidenden zu hören glaubte. Er ließ zuletzt die Laute schweigen, seiner Stimme allein vertrauend, und hatte das Vergnügen zu bemerken, daß die Damen, anstatt sich ins Haus zurückzuziehen, am Ufer zu verweilen beliebten. Er fühlte sich so begeistert, daß er nicht endigen konnte, auch selbst als zuletzt Nacht und Entfernung das Anschauen aller Gegenstände entzogen; bis ihm endlich der mehr beruhigte Freund bemerklich machte, daß wenn auch Finster-

niß den Ton begünſtige, das Schiff den Kreis doch längſt verlaſſen habe, in welchem derſelbe wirken könne.

Der Verabredung gemäß traf man ſich des andern Tags abermals auf offener See. Vorüberfliegend befreundete man ſich mit der ſchönen Reihe merkwürdig hingelagerter, bald reihenweis überſehbarer, bald ſich verſchiebender Anſichten, die, im Waſſer ſich gleichmäßig verdoppelnd, bey Uferfahrten das mannigfaltigſte Vergnügen gewähren. Dabey ließen denn die künſtleriſchen Nachbildungen auf dem Papier dasjenige vermuthen und ahnen was man auf dem heutigen Zug nicht unmittelbar gewahrte. Für alles dieſes ſchien die ſtille Hilarie freyen und ſchönen Sinn zu beſitzen.

Aber nun gegen Mittag erſchien abermals das Wunderbare; die Damen landeten allein, die Männer kreuzten vor dem Hafen. Nun ſuchte der Sänger ſeinen Vortrag einer ſolchen Annäherung zu bequemen, wo nicht bloß

Jetter. Wie gnädig! War mir's doch gleich weh, wie der Herzog in die Stadt kam. Seit der Zeit iſt mir's, als wäre der Himmel mit einem ſchwarzen Flor überzogen, und hinge ſo tief herunter, daß man ſich bücken müſſe um nicht dran zu ſtoßen.

Zimmermeiſter. Und wie haben dir ſeine Soldaten gefallen? Gelt! das iſt eine andere Art von Krebſen, als wir ſie ſonſt gewohnt waren.

Jetter. Pfui! Es ſchnürt einem das Herz ein, wenn man ſo einen Haufen die Gaſſen hinab marſchiren ſieht. Kerzengerad', mit unverwandtem Blick, Ein Tritt ſo viel ihrer ſind. Und wenn ſie auf der Schildwache ſtehen, und du gehſt an einem vorbey; iſt's, als wenn er dich durch und durch ſehen wollte, und ſieht ſo ſteif und mürriſch aus, daß du auf allen Ecken einen Zuchtmeiſter zu ſehen glaubſt. Sie thun mir gar nicht wohl. Unſre Miliz war doch noch ein luſtig Volk; ſie nahmen ſich was heraus, ſtanden mit ausgekrätſchten Beinen da,

von einem zart und lebhaft jodelnden, allgemeinen Sehnſuchtston, ſondern von heiterer, zierlicher Andringlichkeit irgend eine glückliche Wirkung zu hoffen wäre. Da wollte denn manchmal ein und das andere der Lieder, die wir geliebten Perſonen der Lehrjahre ſchuldig ſind, über den Saiten, über den Lippen ſchweben; doch enthielt er ſich, aus wohlmeynender Schonung, deren er ſelbſt bedurfte, und ſchwärmte vielmehr in fremden Bildern und Gefühlen umher, zum Gewinn ſeines Vortrags, der ſich nur um deſto einſchmeichelnder vernehmen ließ. Beyde Freunde hätten, auf dieſe Weiſe den Hafen bloquirend, nicht an Eſſen und Trinken gedacht, wenn die vorſichtigen Freundinnen nicht gute Biſſen herübergeſendet hätten; wozu ein begleitender Trunk ausgeſuchten Weins zum allerbeſten ſchmeckte.

Jede Abſonderung, jede Bedingung, die unſern aufkeimenden Leidenſchaften in den Weg tritt, ſchärft ſie anſtatt ſie zu dämpfen;

und auch dießmal läßt sich vermuthen, daß die kurze Abwesenheit beyden Theilen gleiche Sehnsucht erregt habe. Allerdings! man sah die Damen in ihrer blendend-muntern Gondel gar bald wieder heranfahren.

Das Wort Gondel nehme man aber nicht im traurigen venetianischen Sinne; hier bezeichnet es ein lustig-bequem-gefälliges Schiff, das, hätte sich unser kleiner Kreis verdoppelt, immer noch geräumig genug gewesen wäre.

Einige Tage wurden so auf diese eigene Weise zwischen Begegnen und Scheiden, zwischen Trennen und Zusammensein hingebracht; im Genuß vergnüglichster Geselligkeit schwebte immer Entfernen und Entbehren vor der bewegten Seele. In Gegenwart der neuen Freunde rief man sich die ältern zurück, vermißte man die neuen, so mußte man bekennen, daß auch diese schon starken Anspruch an Erinnerung zu erwerben gewußt. Nur ein gefaßter, geprüfter Geist, wie unsere schöne

Wittwe, konnte sich zu solcher Stunde völlig im Gleichgewicht erhalten.

Hilariens Herz war zu sehr verwundet als daß es einen neuen, reinen Eindruck zu empfangen fähig gewesen wäre; aber wenn die Anmuth einer herrlichen Gegend uns lindernd umgiebt, wenn die Milde gefühlvoller Freunde auf uns einwirkt; so kommt etwas Eigenes über Geist und Sinn, das uns Vergangenes, Abwesendes traumartig zurückruft und das Gegenwärtige, als wäre es nur Erscheinung, geistermäßig entfernt. So abwechselnd hin und wieder geschaukelt, angezogen und abgelehnt, genähert und entfernt, wallten und wogten sie verschiedene Tage.

Ohne diese Verhältnisse näher zu beurtheilen glaubte doch der gewandte, wohlerfahrne Reiseführer einige Veränderung in dem ruhigen Betragen seiner Heldinnen gegen das bisherige zu bemerken, und als das Grillenhafte dieser Zustände sich ihm endlich aufgeklärt hatte, wußte er auch hier das Ex-

freulichſte zu vermitteln. Denn als man eben die Damen abermals zu dem Orte wo ihre Tafel bereitet wäre bringen wollte, begegnete ihnen ein anderes geſchmücktes Schiff, das, an das ihrige ſich anlegend, einen gut gedeckten Tiſch, mit allen Heiterkeiten einer feſtlichen Tafel einladend vorwies; man konnte nun den Verlauf mehrerer Stunden zuſammen abwarten und erſt die Nacht entſchied die herkömmliche Trennung.

Glücklicher Weiſe hatten die männlichen Freunde, auf ihren früheren Fahrten, gerade die geſchmückteſte der Inſeln aus einer gewiſſen Naturgrille zu betreten vernachläſſigt und auch jetzt nicht gedacht die dortigen, keineswegs im beſten Stand erhaltenen Künſteleyen den Freundinnen vorzuzeigen, ehe die herrlichen Weltſcenen völlig erſchöpft wären. Doch zuletzt ging ihnen ein ander Licht auf! Man zog den Führer ins Vertrauen, dieſer wußte jene Fahrt ſogleich zu beſchleunigen und ſie hielten ſolche für die ſeligſte. Nun durften

ſie hoffen und erwarten, nach ſo manchen unterbrochenen Freuden, drey volle himmliſche Tage, in einem abgeſchloſſenen Bezirk verſammelt, zuzubringen.

Hier müſſen wir nun den Reiſeführer beſonders rühmen; er gehörte zu jenen beweglichen, thätig gewandten, welche mehrere Herrſchaften geleitend dieſelben Routen oft zurücklegen; mit Bequemlichkeiten und Unbequemlichkeiten genau bekannt, die einen zu vermeiden, die andern zu benutzen und, ohne Hintanſetzung eignen Vortheils, ihre Patrone doch immer wohlfeiler und vergnüglicher durchs Land zu führen verſtehen, als dieſen auf eigene Hand würde gelungen ſeyn.

Zu gleicher Zeit that ſich eine lebhafte weibliche Bedienung der Frauenzimmer, zum erſtenmal ausgeſprochen thätig hervor, ſo daß die ſchöne Wittwe zur Bedingung machen konnte, die beyden Freunde möchten bey ihr als Gäſte einkehren und mit mäßiger Bewirthung vorlieb nehmen. Auch hier gelang

alles zum günstigsten: denn der kluge Geschäftsträger hatte, bey dieser Gelegenheit wie früher, von den Empfehlungs- und Kreditbriefen der Damen so klugen Gebrauch zu machen gewußt, daß, in Abwesenheit der Besitzer, Schloß und Garten, nicht weniger die Küche zu beliebigem Gebrauch eröffnet wurden, ja sogar einige Aussicht auf den Keller blieb. Alles stimmte nun so zusammen, daß man sich gleich vom ersten Augenblick an als einheimisch, als eingebohrene Herrschaft solcher Paradiese fühlen mußte.

Das sämmtliche Gepäck aller unserer Reisenden ward sogleich auf die Insel gebracht, wodurch für die Gesellschaft große Bequemlichkeit entstand; der größte Vortheil aber dabey erzielt ward, daß die sämmtlichen Portefeuille's des trefflichen Künstlers, zum erstenmal alle beysammen, ihm Gelegenheit gaben den Weg den er genommen, in stetiger Folge den Schönen zu vergegenwärtigen. Man nahm die Arbeit mit Entzücken auf.

ſteigt und ihre Windungen andeutet. Nicht minder iſt des Meiſters Kunſt zu loben in Anſichten aus Thälern näher am Hochgebirge gelegen, wo üppig bewachſene Bergehänge niederſteigen, friſche Ströme ſich am Fuß der Felſen eilig fortwälzen.

Trefflich weiß er, in mächtig ſchattenden Bäumen des Vordergrundes, den unterſcheidenden Charakter verſchiedener Arten, ſo in Geſtalt des Ganzen, wie in dem Gang der Zweige, den einzelnen Parthien der Blätter befriedigend anzudeuten; nicht weniger in dem auf mancherley Weiſe nüanzirten friſchen Grün, worin ſanfte Lüfte mit gelindem Hauch zu fächlen und die Lichter daher gleichſam bewegt erſcheinen.

Im Mittelgrund ermattet allmählig der lebhafte grüne Ton und vermählt ſich, auf entferntern Berghöhen, ſchwach violett mit dem Blau des Himmels. Doch unſerm Künſtler glücken über alles Darſtellungen höherer Alpgegenden; das einfach Große

und Stille ihres Charakters, die ausgedehnten Weiden am Bergeshang, mit dem frischesten Grün überkleidet, wo dunkel einzeln stehende Tannen aus dem Rasenteppich ragen und von hohen Felswänden sich schäumende Bäche stürzen. Mag er die Weiden mit grasendem Rindvieh staffiren, oder den engen, um Felsen sich windenden Bergpfad mit beladenen Saumpferden und Maulthieren; er zeichnet alle gleich gut und geistreich; immer am schicklichen Ort, und nicht in zu großer Fülle angebracht, zieren und beleben sie diese Bilder, ohne ihre ruhige Einsamkeit zu stören oder auch nur zu mindern. Die Ausführung zeugt von der kühnsten Meisterhand, leicht, mit wenigen sichern Strichen und doch vollendet. Er bediente sich später englischer glänzender Permanentfarben auf Papier, daher sind diese Gemälde von vorzüglich blühendem Farbenton; heiter, aber zugleich kräftig und gesättigt.

Seine Abbildungen tiefer Felsschluchten, wo um und um nur todtes Gestein starrt, im Abgrund von kühner Brücke übersprungen, der wilde Strom tobt, gefallen zwar nicht wie die vorigen, doch ergreift uns ihre Wahrheit, wir bewundern die große Wirkung des Ganzen, durch wenige bedeutende Striche und Massen von Localfarben, mit dem geringsten Aufwand hervorgebracht.

Eben so charakteristisch weiß er die Gegenden des Hochgebirges darzustellen, wo weder Baum noch Gesträuch mehr fortkommt, sondern nur zwischen Felszacken und Schneegipfeln sonnige Flächen mit zartem Rasen sich bedecken. So schön und gründuftig und einladend er dergleichen Stellen auch colorirt, so sinnig hat er doch unterlassen hier mit weidenden Heerden zu staffiren, denn diese Gegenden geben nur Futter den Gemsen, und Wildheuern einen gefahrvollen Erwerb."

hatten den Hut über'm Ohr, lebten und ließen leben: dieſe Kerle aber ſind wie Maſchinen, in denen ein Teufel ſitzt.

Zimmermeiſter. Wenn ſo einer ruft: „Halt!“ und anſchlägt, meinſt du, man hielte?

Jetter. Ich wäre gleich des Todes.

Zimmermeiſter. Gehn wir nach Hauſe.

Jetter. Es wird nicht gut. Adieu.

Soeſt tritt dazu.

Freunde! Genoſſen!

Zimmermeiſter. Still! Laßt uns gehen.

Soeſt. Wißt ihr?

Jetter. Nur zu viel!

Soeſt. Die Regentinn iſt weg.

Jetter. Nun gnad' uns Gott.

Zimmermeiſter. Die hielt uns noch.

Soeſt. Auf einmal und in der Stille. Sie konnte ſich mit dem Herzog nicht vertragen; ſie ließ dem Adel melden, ſie komme wieder. Niemand glaubt's.

„Wir entfernen uns nicht von der Absicht unsern Lesern den Zustand solcher wilder Gegenden so nah als möglich zu bringen, wenn wir das eben gebrauchte Wort, Wildheuer, mit wenigem erklären. Man bezeichnet damit ärmere Bewohner der Hochgebirge, welche sich unterfangen auf Grasplätzen, die für das Vieh schlechterdings unzugänglich sind, Heu zu machen. Sie ersteigen deßwegen, mit Steigehaken an den Füßen, die steilsten, gefährlichsten Klippen, oder lassen sich, wo es nöthig ist, von hohen Felswänden an Stricken auf die besagten Grasplätze herab. Ist nun das Gras von ihnen geschlagen und zu Heu getrocknet, so werfen sie solches von den Höhen in tiefere Thalgründe herab, wo dasselbe wieder gesammelt an Viehbesitzer verkauft wird, die es der vorzüglichen Beschaffenheit wegen gern erhandeln.“

Jene Bilder, die zwar einen jeden erfreuen und anziehen müßten, betrachtete Hilarie beſonders mit großer Aufmerkſamkeit; ihre Bemerkungen gaben zu erkennen, daß ſie ſelbſt dieſem Fache nicht fremd ſey; am wenigſten blieb dieß dem Künſtler verborgen, der ſich von niemand lieber erkannt geſehen hätte als gerade von dieſer anmuthigſten aller Perſonen. Die ältere Freundin ſchwieg daher nicht länger, ſondern tadelte Hilarien, daß ſie mit ihrer eigenen Geſchicklichkeit hervorzutreten auch dießmal, wie immer, zaudere; hier ſey die Frage nicht: gelobt oder getadelt zu werden, ſondern zu lernen. Eine ſchönere Gelegenheit finde ſich vielleicht nicht wieder.

Nun zeigte ſich erſt, als ſie genöthigt war ihre Blätter vorzuweiſen, welch ein Talent hinter dieſem ſtillen, zierlichſten Weſen verborgen liege; die Fähigkeit war eingebohren, fleißig geübt. Sie beſaß ein treues Auge, eine reinliche Hand, wie ſie

Frauen, bey ihren sonstigen Schmuck- und Putzarbeiten, zu höherer Kunst befähigt. Man bemerkte freylich Unsicherheit in den Strichen und deßhalb nicht hinlänglich ausgesprochenen Charakter der Gegenstände; aber man bewunderte genugsam die fleißigste Ausführung; dabey jedoch das Ganze nicht aufs vortheilhafteste gefaßt, nicht künstlerisch zurecht gerückt. Sie fürchtet, so scheint es, den Gegenstand zu entweihen, bliebe sie ihm nicht vollkommen getreu, deßhalb ist sie ängstlich und verliert sich im Detail.

Nun aber fühlt sie sich, durch das große, freye Talent, die dreiste Hand des Künstlers aufgeregt, erweckt was von Sinn und Geschmack in ihr treulich schlummerte; es geht ihr auf daß sie nur Muth fassen, einige Hauptmaximen, die ihr der Künstler gründlich, freundlich-dringend, wiederholt überlieferte, ernst und sträklich befolgen müsse. Die Sicherheit des Striches findet sich ein, sie hält sich allmählig weniger an die Theile

als ans Ganze, Und ſo ſchließt ſich die ſchönſte Fähigkeit unvermuthet zur Fertigkeit auf: wie eine Roſenknospe, an der wir noch Abends unbeachtend vorübergingen, Morgens, mit Sonnenaufgang, vor unſern Augen hervorbricht, ſo daß wir das lebende Zittern, das die herrliche Erſcheinung dem Lichte entgegen regt, mit Augen zu ſchauen glauben.

Auch nicht ohne ſittliche Nachwirkung war eine ſolche äſthetiſche Ausbildung geblieben: denn einen magiſchen Eindruck auf ein reines Gemüth bewirkt das Gewahrwerden der innigſten Dankbarkeit gegen irgend jemand, dem wir entſcheidende Belehrung ſchuldig ſind. Dießmal war es das erſte frohe Gefühl das in Hilariens Seele nach geraumer Zeit hervortrat. Die herrliche Welt erſt Tage lang vor ſich zu ſehen, und nun die auf einmal verliehene vollkommenere Darſtellungsgabe zu empfinden. Welche Wonne! in Zügen und Farben dem Unaus-

sprechlichen näher zu treten! Sie fühlte sich mit einer neuen Jugend überrascht und konnte sich eine besondere Anneigung zu jenem, dem sie dieß Glück schuldig geworden, nicht versagen.

So saßen sie neben einander, man hätte nicht unterscheiden können wer hastiger Kunstvortheile zu überliefern, oder sie zu ergreifen und auszuüben gewesen wäre? Der glücklichste Wettstreit, wie er sich selten zwischen Schüler und Meister entzündet, that sich hervor. Manchmal schien der Freund auf ihr Blatt mit einem entscheidenden Zuge einwirken zu wollen, sie aber, sanft ablehnend, eilte gleich das Gewünschte, das Nothwendige zu thun und immer zu seinem Erstaunen.

Die schöne Wittwe ging indeß mit Wilhelm, unter Cypressen und Pinien, bald an Trauben- bald an Orangengeländern der Terrassen hin und konnte sich zuletzt nicht enthalten den leise angedeuteten Wunsch des

neuen Freundes zu erfüllen; ſie mußte ihm die wunderſame Verſchränkung offenbaren, wodurch die Freundinnen von ihren frühern Verhältniſſen getrennt, unter ſich innig verbunden, in die Welt hinausgeſchickt worden.

Wilhelm, der die Gabe nicht vermißte ſich alles genau zu merken, ſchrieb die trauliche Erzählung ſpäter auf, und wir gedenken ſie, wie er ſolche verfaßt und durch Herſilien an Natalien geſendet, künftig unſern Leſern mitzutheilen.

Der letzte Abend war nun herangekommen und ein hervorleuchtender klarſter Vollmond ließ den Uebergang von Tag zu Nacht nicht empfinden. Die Geſellſchaft hatte ſich zuſammen auf einer der höchſten Terraſſen gelagert, den ruhigen, von Morgen und Abend her erleuchteten und wiederglänzenden See, deſſen Länge ſich zum Theil verbarg, ſeiner Breite nach, ganz und klar zu überſchauen.

Was man nun auch in solchen Zuständen besprechen mochte, war doch nicht zu unterlassen das hundertmal Besprochene, die Vorzüge dieses Himmels, dieses Wassers, dieser Erde, unter dem Einfluß einer gewaltigen Sonne, eines milderen Mondes nochmals zu bereden, ja sie ausschließlich und lyrisch anzuerkennen.

Was man sich aber nicht gestand, was man sich kaum selbst bekennen mochte, war das tiefe schmerzliche Gefühl, das in jedem Busen, stärker oder schwächer, durchaus aber gleich wahr und zart sich bewegte. Das Vorgefühl des Scheidens verbreitete sich über die Gesammtheit; ein allmähliges Verstummen wollte fast ängstlich werden.

Da ermannte, da entschloß sich der Sänger, auf seinem Instrumente kräftig präludirend, uneingedenk jener früheren wohlbedachten Schonung. Ihm schwebte Migwons Bild mit dem ersten Zartgesang des holden Kindes vor. Leidenschaftlich über die Gränze

gerissen, mit sehnsüchtigem Griff die wohlklingenden Saiten - aufregend, begann er anzustimmen:

Kennst du das Land? wo die Citronen blühn,
Im dunklen Laub — — — — —

Hilarie stand erschüttert auf und entfernte sich, die Stirne verschleyernd; unsere schöne Wittwe bewegte, ablehnend, eine Hand gegen den Sänger, indem sie mit der andern Wilhelms Arm ergriff. Hilarien folgte der wirklich verworrene Jüngling, Wilhelmen zog die mehr besonnene Freundinn hinter beyden drein. Und als sie nun alle Viere im hohen Mondschein sich gegenüber standen, war die allgemeine Rührung nicht mehr zu verhehlen. Die Frauen warfen sich einander in die Arme, die Männer umhalsten sich und Luna ward Zeuge der edelsten, keuschesten Thränen. Einige Besinnung kehrte langsam erst zurück, man zog sich auseinander, schweigend, unter seltsamen Gefühlen

und Wünschen, denen doch die Hoffnung schon abgeschnitten war. Nun fühlte sich unser Künstler, welchen der Freund mit sich riß, unter dem hehren Himmel, in der ernstlieblichen Nachtstunde, eingeweiht in alle Schmerzen des ersten Grades der Entsagenden, welchen jene Freunde schon überstanden hatten, nun aber sich in Gefahr sahen abermals schmerzlich geprüft zu werden.

Spät hatten sich die Jünglinge zur Ruhe begeben und, am frühen Morgen zeitig erwachend, faßten sie ein Herz und glaubten sich stark zu einem Abschied aus diesem Paradiese, ersannen mancherley Plane, wie sie, ohne Pflichtverletzung, in der angenehmen Nähe zu verharren allenfalls möglich machten.

Ihre Vorschläge deßhalb gedachten sie anzubringen, als die Nachricht sie überraschte, schon beym frühsten Scheine des Tags seyen die Damen abgefahren. Ein Brief von der Hand unserer Herzenskönigin be-

lehrte sie des Weitern. Man konnte zweifelhaft seyn, ob mehr Verstand oder Güte, mehr Neigung oder Freundschaft, mehr Anerkennung des Verdienstes oder leises verschämtes Vorurtheil, darin ausgesprochen sey. Leider enthielt der Schluß die harte Forderung, daß man den Freundinnen weder folgen, noch sie irgendwo aufsuchen, ja, wenn man sich zufällig begegnete, einander treulich ausweichen wolle.

Nun war das Paradies, wie durch einen Zauberschlag, für die Freunde zur völligen Wüste gewandelt; und gewiß hätten sie selbst gelächelt, wäre ihnen in dem Augenblick klar geworden, wie ungerecht- undankbar sie sich auf einmal gegen eine so schöne, so merkwürdige Umgebung verhielten. Kein selbstsüchtiger Hypochondrist würde so scharf und scheelsüchtig den Verfall der Gebäude, die Vernachlässigung der Mauern, das Verwittern der Thürme, den Grasüberzug der Gänge, das Aussterben der Bäume,

Zimmermeiſter. Gott verzeih's dem Adel, daß er uns dieſe neue Geißel über den Hals gelaſſen hat. Sie hätten es abwenden können. Unſre Privilegien ſind hin.

Jetter. Um Gottes willen nichts von Privilegien. Ich wittre den Geruch von einem Executionsmorgen; die Sonne will nicht hervor, die Nebel ſtinken.

Soeſt. Oranien iſt auch weg.

Zimmermeiſter. So ſind wir denn ganz verlaſſen!

Soeſt. Graf Egmont iſt noch da.

Jetter. Gott ſey Dank! Stärken ihn alle Heiligen, daß er ſein beſtes thut; der iſt allein was vermögend.

Vanſen tritt auf.

Find' ich endlich ein Paar, die noch nicht untergekrochen ſind?

Jetter. Thut uns den Gefallen und gehe fürbaß.

Vanſen. Ihr ſeyd nicht höflich.

das vermoosende Vermodern der Kunstgrotten, und was noch alles dergleichen zu bemerken wäre, gerügt und gescholten haben. Sie faßten sich indeß so gut es sich fügen wollte; unser Künstler packte sorgfältig seine Arbeit zusammen, sie schifften beyde sich ein, Wilhelm begleitete ihn bis in die obere Gegend des Sees, wo jener nach früherer Verabredung, seinen Weg zu Natalien suchte, um sie, durch die schönen landschaftlichen Bilder, in Gegenden zu versetzen die sie vielleicht so bald nicht betreten sollte. Berechtigt ward er zugleich den unerwarteten Fall bekennend vorzutragen, wodurch er in die Lage gerathen von den Bundesgliedern des Entsagens aufs freundlichste in die Mitte genommen und durch liebevolle Behandlung, wo nicht geheilt doch getröstet zu werden.

Dreyzehntes Kapitel.

Bey dieser Abtheilung hätten wir eigentlich der entschuldigenden Zwischenrede mehr bedurft als bey der vorigen: denn dort konnten wir zwar die Zeichnungen des Meisters und der Schülerinn, worauf doch alles ankäme, nicht vorweisen; weder die Trefflichkeit des fertigen Künstlers, noch die anfängliche Beschränktheit und schnelle Entwickelung der kunstliebenden Schöne vermochten wir vor Augen zu bringen; doch blieb die Darstellung nicht ganz mangelhaft und manches Herzliche, Sinnerhebende war noch mitzutheilen. Hier aber, wo von einem großen

Gegenſtand die Rede iſt, den man aufs ausführlichſte behandelt wünſchte, findet ſich leider nur allzuwenig aufgezeichnet, und wir dürfen nicht hoffen, daß eine vollſtändige Anſicht aus unſern Ueberlieferungen hervorgehn werde.

Dann aber wird bemerklich, daß wir im Roman, eben wie es in der Weltgeſchichte geht, an ungewiſſer Zeitrechnung leiden, und nicht ganz entſchieden zu beſtimmen vermögen was ſich früher oder ſpäter ereignet. Wir halten uns daher an die ſicherſten Punkte.

Daß ein Jahr inzwiſchen vergangen, ſeitdem Wilhelm die pädagogiſche Provinz verlaſſen, wird dadurch zur Gewißheit, daß wir ihn beym Feſte, wozu er eingeladen worden, gegenwärtig antreffen; weil aber unſere Wandernd-Entſagenden bald unvermuthet untertauchen und vor unſerm Blick verſchwinden,

dann aber wieder, an einer Stelle wo wir ſie nicht erwarteten, „hervorſchimmern; ſo läßt ſich nicht genau nachweiſen, welche Richtung ſie in der Verborgenheit genommen.

Nun aber tritt der Wanderer, von Seiten des flachen Landes her, in die pädagogiſche Provinz, er kommt über Auen und Wieſen, umgeht auf trocknem Anger manchen kleinen See, erblickt mehr bebuſchte als waldige Hügel, überall freye Umſicht über einen wenig bewegten Boden. Auf ſolchen Pfaden blieb ihm nicht lange zweifelhaft, er befinde ſich in der pferdenährenden Region; auch gewahrt er hie und da kleinere und größere Heerden von Stuten und Fohlen. Auf einmal aber bedeckt ſich der Horizont mit einer furchtbaren Staubwolke, die, eiligſt näher und näher anſchwellend, alle Breite des Raums völlig überdeckt, endlich aber, durch friſchen Seitenwind enthüllt, ihren innern Tumult zu offenbaren genöthigt iſt.

In vollem Galopp stürzt eine große Masse solcher edlen Thiere heran, sie werden durch reitende Hüter gelenkt und zusammengehalten. An dem Wanderer sprengt das ungeheuere Gewimmel vorbey, ein schöner Knabe unter den Hütern blickt ihn verwundert an, parirt, springt ab und umarmt den Vater.

Nun geht es an ein Fragen und Erzählen; der Knabe berichtet, daß ihm das Landleben nicht angestanden; das Erndtefest zwar ganz wohl, aber das Bestellen hinterdrein, Pflügen und Graben, keineswegs gefallen habe. Dieß bemerken die Vorgesetzten, werden aber auch zugleich gewahr, daß er sich gern mit Thieren beschäftigt; sie weisen ihn auf die nothwendigen und nutzbaren Hausthiere, prüfen ihn als stillen Hirten und Hüter und befördern ihn endlich zur lebhaftern Reiterey, wo er denn jetzt, selbst junges Fohlen, die Fohlen zu hüten, für deren zarte

Nahrung und Pflege, unter Obhut von tüchtigen Gesellen, zu sorgen hat.

Vater und Sohn gelangten der Heerde folgend, bey einsam liegenden weitläufigen Gehöften vorüber, zu dem Ort oder Flecken, neben welchem das große Marktfest gehalten ward; dort wühlt ein unglaubliches Getümmel durcheinander, wobey man nicht zu unterscheiden wußte, ob Waare oder Käufer mehr Staub erregten. Aus allen Landen trafen hier Kauflustige zusammen, um Geschöpfe edler, sorgfältiger Zucht sich zuzueignen; alle Sprachen der Welt glaubte man zu hören. Dazwischen tönt auch der lebhafte Schall wirksamster Blasinstrumente und alles deutet auf Bewegung, Kraft und Leben.

Der Wanderer trifft den vorigen Aufseher wieder an, der ihn andern empfiehlt; sogar einem der Dreye wird er vorgestellt, und von diesem, obgleich nur im Vorübergehen, segnend und andeutend, begrüßt.

Wilhelm, der hier abermals ein Beyſpiel ausſchließlicher Bildung und Lebensleitung erfährt, wünſcht zu wiſſen, worinn man die Zöglinge ſonſt noch übe, um zu verhindern daß, bey ſo wilder, gewiſſermaßen roher Beſchäftigung, Thiere nährend der Jüngling nicht ſelbſt zum Thiere verwildere. Und ſo war ihm denn ſehr lieb zu vernehmen, daß gerade mit dieſer gewaltſam und rauh ſcheinenden Beſtimmung die zarteſte von der Welt verknüpft ſey, die Sprachübung und Ausbildung nämlich.

Hiezu würden wir, hieß es, dadurch beſtimmt, daß aus allen Weltgegenden Jünglinge ſich hier befinden; um nun zu verhüten daß ſich nicht, wie in der Fremde zu geſchehen pflegt, die Landsleute vereinigen und, von den übrigen Nationen abgeſondert, Partheyen bilden, ſo ſuchen wir, durch freye Sprachmittheilung, ſie einander zu nähern.

Am nothwendigſten aber wird eine allgemeine Sprachübung, weil bey dieſem Feſt-

markte jeder Fremde in seinen eignen Tönen und Ausdrücken genugsame Unterhaltung, beym Feilschen und Markten aber alle Bequemlichkeit gerne finden mag. Damit jedoch keine babylonische Sprachverwirrung, keine Verderbniß entstehe, wird das Jahr über monatweise nur eine Sprache im Allgemeinen gesprochen; nach dem Grundsatz, daß man nichts lerne außerhalb des Elements welches bezwungen werden soll.

Wir sehen unsere Schüler, sagte der Aufseher, sämmtlich als Schwimmer an, welche, mit Verwunderung, im Elemente das sie zu verschlingen droht, sich leichter fühlen, von ihm gehoben und getragen sind; und so ist es mit allem, dessen sich der Mensch unterfängt.

Zeigt jedoch einer der Unsrigen zu dieser oder jener Sprache besondere Neigung, so ist auch mitten in diesem tumultvoll scheinenden Leben, das zugleich sehr viel ruhige müßige einsame, ja langweilige Stunden bietet, für treuen und gründlichen Unterricht gesorgt.

Ihr würdet unsere reitenden Grammatiker, unter welchen sogar einige Pedanten sind, aus diesen bärtigen und unbärtigen Centauren wohl schwerlich herausfinden. Euer Felix hat sich zum Italiänischen bestimmt und Ihr solltet ihn, in der Langeweile des Hüterlebens, gar manches Lied zierlich und gefühlvoll vortragen hören. Lebensthätigkeit und Tüchtigkeit ist mit auslangendem Unterricht weit verträglicher als man denkt.

Da eine jede Region ihr eigenes Fest feyert, so führte man den Gast zum Bezirk der Instrumental-Musik. Dieser, an die Ebene gränzend, zeigte schon freundlich und zierlich abwechselnde Thäler, kleine schlanke Wälder, sanfte Bäche, an deren Seite unter dem Rasen hie und da ein bemooster Fels bescheiden hervortrat. Zerstreute, umbuschte Wohnungen erblickte man auf den Hügeln, in sanften Gründen drängten sich die Häuser näher an einander. Jene anmuthig-vereinzelten Hütten lagen so weit auseinander, daß

weder Töne noch Mißtöne ſich wechſelſeitig erreichen konnten.

Sie näherten ſich ſodann einem weiten, rings umbauten und umſchatteten Raume, wo Mann an Mann gedrängt, mit großer Aufmerkſamkeit und Erwartung geſpannt ſchienen. Eben als der Gaſt herantrat, ward eine mächtige Symphonie aller Inſtrumente aufgeführt, deren vollſtändige Kraft und Zartheit er bewundern mußte. Dem geräumig erbauten Orcheſter gegenüber ſtand ein kleineres, welches zu beſonderer Betrachtung Anlaß gab; auf demſelben befanden ſich jüngere und ältere Schüler, jeder hielt ſein Inſtrument bereit ohne zu ſpielen; es waren diejenigen die noch nicht vermochten, oder nicht wagten mit ins Ganze zu greifen. Mit Antheil bemerkte man wie ſie gleichſam auf dem Sprunge ſtanden, und hatte zu vernehmen ein ſolches Feſt gehe ſelten vorüber, ohne daß ein oder das andere Talent ſich plötzlich entwickele.

Zimmermeiſter. Es iſt gar keine Zeit zu Complimenten. Juckt euch der Buckel wieder? Seyd ihr ſchon durchgeheilt?

Vanſen. Fragt einen Soldaten nach ſeinen Wunden! Wenn ich auf Schläge was gegeben hätte; wäre kein Tage nichts aus mir geworden.

Jetter. Es kann ernſtlicher werden.

Vanſen. Ihr ſpürt von dem Gewitter, das aufſteigt, eine erbärmliche Mattigkeit in den Gliedern, ſcheint's.

Zimmermeiſter. Deine Glieder werden ſich bald wo anders eine Motion machen, wenn du nicht ruhſt.

Vanſen. Armſelige Mäuſe, die gleich verzweifeln, wenn der Hausherr eine neue Katze anſchafft! Nur ein Bißchen anders; aber wir treiben unſer Weſen vor wie nach, ſeyd nur ruhig.

Zimmermeiſter. Du biſt ein verwegener Taugenichts.

Vanſen. Gevatter Trepf! Laß du den Herzog nur gewähren. Der alte Kater ſieht aus, als wenn er Teufel ſtatt Mäuſe gefreſſen

Da nun auch Gesang zwischen den Instrumenten hervortrat, konnte kein Zweifel übrig bleiben, daß auch dieser begünstigt werde. Auf die Frage sodann was noch sonst für eine Bildung sich hier freundlich anschließe, vernahm der Wandrer: die Dichtkunst sey es und zwar von der lyrischen Seite. Hiebey komme alles darauf an daß beyde Künste, jede für sich und aus sich selbst, dann aber gegen und mit einander entwickelt werden. Die Schüler lernen beyde in ihrer Bedingtheit kennen; sodann wird gelehrt wie sie sich wechselsweise bedingen und sich sodann wieder wechselseitig befreyen.

Der poetischen Rhythmik stellt der Tonkünstler Takteintheilung und Taktbewegung entgegen. Hier zeigt sich aber bald die Herrschaft der Musik über die Poesie: denn wenn diese, wie billig und nothwendig, ihre Quantitäten immer so rein als möglich im Sinne hat, so sind für den Musiker wenig Sylben entschieden lang oder kurz; nach Belieben zer-

ſtört dieſer das gewiſſenhafteſte Verfahren des Rhythmikers, ja verwandelt ſogar Proſa in Geſang, wo dann die wunderbarſten Möglichkeiten hervortreten und der Poet ſich gar bald vernichtet fühlte, wenn er nicht, von ſeiner Seite, durch lyriſche Zartheit und Kühnheit, dem Muſiker Ehrfurcht einzuflößen und neue Gefühle, bald in ſanfteſter Folge, bald durch die raſcheſten Uebergänge, hervorzurufen wüßte.

Die Sänger die man hier findet ſind meiſt ſelbſt Poeten. Auch der Tanz wird in ſeinen Grundzügen gelehrt, damit ſich alle dieſe Fertigkeiten über ſämmtliche Regionen regelmäßig verbreiten können.

Als man den Gaſt über die nächſte Gränze führte, ſah er auf einmal eine ganz andere Bauart. Nicht mehr zerſtreut waren die Häuſer, nicht mehr hüttenartig; ſie zeigten ſich vielmehr regelmäßig zuſammengeſtellt, ſchön von außen, geräumig, bequem und zierlich von innen; man ward hier einer unbeeng-

ten, wohlgebauten, der Gegend angemessenen Stadt gewahr. Hier sind bildende Kunst und die ihr verwandten Handwerke zu Hause und eine ganz eigne Stille herrscht über diesen Räumen.

Der bildende Künstler denkt sich zwar immer in Bezug auf alles was unter den Menschen lebt und webt, aber sein Geschäft ist einsam, und durch den sonderbarsten Widerspruch verlangt vielleicht kein anderes so entschieden lebendige Umgebung. Hier nun bildet jeder im Stillen was bald für immer die Augen der Menschen beschäftigen soll; eine Feyertagsruhe waltet über dem ganzen Ort, und hätte man nicht hie und da das Picken der Steinhauer, oder abgemessene Schläge der Zimmerleute vernommen, die so eben emsig beschäftigt waren ein herrliches Gebäude zu vollenden, so wäre die Luft von keinem Ton bewegt gewesen.

Unserm Wanderer fiel der Ernst auf, die wunderbare Strenge, mit welcher sowohl Anfänger als Fortschreitende behandelt wurden;

es ſchien als wenn keiner aus eigener Macht und Gewalt etwas leiſtete, ſondern als wenn ein geheimer Geiſt ſie alle durch und durch belebte, nach einem einzigen großen Ziele hinleitend. Nirgends erblickte man Entwurf und Skitze, jeder Strich war mit Bedacht gezogen, und da ſich der Wanderer von dem Führer eine Erklärung des ganzen Verfahrens erbat, äußerte dieſer: die Einbildungskraft ſey ohnehin ein vages, unſtetes Vermögen, während das ganze Verdienſt des bildenden Künſtlers darin beſtehe, daß er ſie immer mehr beſtimmen, feſthalten, ja endlich bis zur Gegenwart erhöhen lerne.

Man erinnerte an die Nothwendigkeit ſicherer Grundſätze in andern Künſten. Würde der Muſiker einem Schüler vergönnen wild auf den Saiten herumzugreifen, oder ſich gar Intervalle nach eigner Luſt und Belieben zu erfinden? Hier wird auffallend, daß nichts der Willkühr des Lernenden zu überlaſſen ſey; das Element worin er wirken ſoll, iſt entſchieden gegeben, das Werkzeug das

er zu handhaben hat, ist ihm eingehändigt, sogar die Art und Weise wie er sich dessen bedienen soll, ich meyne den Fingerwechsel, findet er vorgeschrieben, damit ein Glied dem andern aus dem Wege gehe und seinem Nachfolger den rechten Weg bereite; durch welches gesetzliche Zusammenwirken denn zuletzt allein das Unmögliche möglich wird.

Was uns aber zu strengen Forderungen, zu entschiedenen Gesetzen am meisten berechtigt, ist: daß gerade das Genie, das angeborne Talent sie am ersten begreift, ihnen den willigsten Gehorsam leistet. Nur das Halbvermögen wünschte gern seine beschränkte Besonderheit an die Stelle des unbedingten Ganzen zu setzen und seine falschen Griffe, unter Vorwand einer unbezwinglichen Originalität und Selbstständigkeit, zu beschönigen. Das lassen wir aber nicht gelten, sondern hüten unsere Schüler vor allen Mißtritten, wodurch ein großer Theil des Lebens, ja manchmal das ganze Leben verwirrt und zerpflückt wird.

Mit dem Genie haben wir am liebsten zu thun, denn dieſes wird eben von dem guten Geiſte beſeelt bald zu erkennen was ihm nuz iſt. Es begreift, daß Kunſt eben darum Kunſt heiße, weil ſie nicht Natur iſt. Es bequemt ſich zum Reſpect, ſogar vor dem was man conventionell nennen könnte: denn was iſt dieſes anders, als daß die vorzüglichſten Menſchen übereinkamen, das Nothwendige, das Unerläßliche für das Beſte zu halten; und gereicht es nicht überall zum Glück?

Zur großen Erleichterung für die Lehrer ſind auch hier, wie überall bey uns, die drey Ehrfurchten und ihre Zeichen, mit einiger Abänderung, der Natur des obwaltenden Geſchäfts gemäß, eingeführt und eingeprägt.

Den ferner umher geleiteten Wanderer mußte nunmehr in Verwunderung ſetzen, daß die Stadt ſich immer zu erweitern, Straße aus Straße ſich zu entwickeln ſchien, mannigfaltige Anſichten gewährend. Das Aeußere der Gebäude ſprach ihre Beſtimmung un-

zweydeutig aus, sie waren würdig und stattlich, weniger prächtig als schön. Den edlern und ernsteren in Mitte der Stadt schloßen sich die heitern gefällig an, bis zuletzt zierliche Vorstädte anmuthigen Styls gegen das Feld sich hinzogen und endlich als Gartenwohnungen zerstreuten.

Der Wanderer konnte nicht unterlassen hier zu bemerken, daß die Wohnungen der Musiker in der vorigen Region keineswegs an Schönheit und Raum den gegenwärtigen zu vergleichen seyen, welche Maler, Bildhauer und Baumeister bewohnen. Man erwiederte ihm, dieß liege in der Natur der Sache. Der Musikus müsse immer in sich selbst gekehrt seyn, sein Innerstes ausbilden, um es nach außen zu wenden. Dem Sinne des Auges darf er nicht schmeicheln. Das Auge bevortheilt gar leicht das Ohr und lockt den Geist von Innen nach Außen. Umgekehrt muß der bildende Künstler in der Außenwelt leben und sein Inneres gleichsam unbewußt

an und in dem Auswendigen manifeſtiren. Bildende Künſtler müſſen wohnen wie Könige und Götter, wie wollten ſie denn ſonſt für Könige und Götter bauen und verzieren? Sie müſſen ſich zuletzt dergeſtalt über das Gemeine erheben, daß die ganze Volksgemeine in und an ihren Werken ſich veredelt fühle.

Sodann ließ unſer Freund ein anderes Paradoxon erklären: warum gerade in dieſen feſtlichen, andere Regionen ſo belebenden, tumultuariſch erregten Tagen hier die größte Stille herrſche und das Arbeiten immer fortgeſetzt werde?

Ein bildender Künſtler, hieß es, bedarf keines Feſtes, ihm iſt das ganze Jahr ein Feſt. Wenn er etwas Treffliches geleiſtet hat, es ſteht, nach wie vor, ſeinem Aug' entgegen, dem Auge der ganzen Welt; da bedarf es keiner Wiederholung, keiner neuen Anſtrengung, keines friſchen Gelingens, woran ſich der Muſiker immerfort abplagt, dem

daher das ſplendideſte Feſt, innerhalb des vollzähligſten Kreiſes, zu gönnen iſt.

Man ſollte aber doch, verſetzte Wilhelm, in dieſen Tagen eine Ausſtellung belieben, wo die dreyjährigen Fortſchritte der braveſten Zöglinge mit Vergnügen zu beſchauen und zu beurtheilen wären.

An anderen Orten, verſetzte man, mag eine Ausſtellung ſich nöthig machen, bey uns iſt ſie es nicht. Unſer ganzes Weſen und Seyn iſt Ausſtellung. Sehen Sie hier die Gebäude aller Art, alle von Zöglingen aufgeführt; freylich nach hundertmal beſprochenen und durchdachten Riſſen: denn der Bauende ſoll nicht herumtaſten und verſuchen; was ſtehen bleiben ſoll muß recht ſtehen und wo nicht für die Ewigkeit doch für geraume Zeit genügend. Mag man doch immer Fehler begehen, bauen darf man keine.

Mit Bildhauern verfahren wir ſchon läßlicher, am läßlichſten mit Malern, ſie dürfen dieß und jenes verſuchen, beyde in ihrer

Art. Ihnen ſteht frey in den innern, an den äußern Räumen der Gebäude, auf Plätzen ſich eine Stelle zu wählen die ſie verzieren wollen. Sie machen ihren Gedanken kund, und wenn er einigermaßen zu billigen iſt; ſo wird die Ausführung zugeſtanden, und zwar auf zweyerley Weiſe, entweder mit Vergünſtigung früher oder ſpäter die Arbeit wegnehmen zu dürfen, wenn ſie dem Künſtler ſelbſt mißfiele, oder mit Bedingung das einmal Aufgeſtellte unabänderlich am Orte zu laſſen. Die Meiſten erwählen das Erſte und behalten ſich jene Erlaubniß vor, wobey ſie immer am beſten berathen ſind. Der zweyte Fall tritt ſeltner ein, und man bemerkt daß alsdann die Künſtler ſich weniger vertrauen, mit Geſellen und Kennern lange Conferenzen halten und dadurch wirklich ſchätzenswerthe, dauerwürdige Arbeiten hervorzubringen wiſſen.

Nach allem dieſem verſäumte Wilhelm nicht ſich zu erkundigen: was für ein anderer

hätte und könnte ſie nun nicht verdauen. Laßt ihn nur erſt; er muß auch eſſen, trinken, ſchlafen wie andere Menſchen. Es iſt mir nicht bange, wenn wir unſere Zeit recht nehmen. Im Anfange geht's raſch; nachher wird er auch finden, daß in der Speiſekammer unter den Speckſeiten beſſer leben iſt und des Nachts zu ruhen, als auf dem Fruchtboden einzelne Mäuschen zu erliſten. Geht nur, ich kenne die Statthalter.

Zimmermeiſter. Was ſo einem Menſchen alles durchgeht! Wenn ich in meinem Leben ſo etwas geſagt hätte, hielt' ich mich keine Minute für ſicher.

Vanſen. Seyd nur ruhig. Gott im Himmel erfährt nichts von euch Würmern, geſchweige der Regent.

Jetter. Läſtermaul!

Vanſen. Ich weiß andere, denen es beſſer wäre, ſie hätten ſtatt ihres Heldenmuths eine Schneiderader im Leibe.

Unterricht ſich ſonſt noch anſchließe, und man geſtand ihm daß es die Dichtkunſt, und zwar die epiſche ſey.

Doch mußte dem Freunde dieß ſonderbar ſcheinen, als man hinzufügte: es werde den Schülern nicht vergönnt, ſchon ausgearbeitete Gedichte älterer und neuerer Dichter zu leſen oder vorzutragen; ihnen wird nur eine Reihe von Mythen, Ueberlieferungen und Legenden lakoniſch mitgetheilt. Nun erkennt man gar bald, an maleriſcher oder poetiſcher Ausführung, das eigene Productive des, einer oder der andern Kunſt gewidmeten Talents. Dichter und Bildner beyde beſchäftigen ſich an Einer Quelle, und jeder ſucht das Waſſer nach ſeiner Seite, zu ſeinem Vortheil hinzulenken, um nach Erforderniß eigne Zwecke zu erreichen; welches ihm viel beſſer gelingt, als wenn er das ſchon Verarbeitete nochmals umarbeiten wollte.

Der Reiſende ſelbſt hatte Gelegenheit zu ſehen wie das vorging; mehrere Maler waren

in einem Zimmer beſchäftigt, ein munterer junger Freund erzählte ſehr ausführlich eine ganz einfache Geſchichte, ſo daß er faſt eben ſo viele Worte als jene Pinſelſtriche anwendete, ſeinen Vortrag ebenfalls aufs rundeſte zu vollenden.

Man verſicherte, daß bey'm Zuſammenarbeiten die Freunde ſich gar anmuthig unterhielten und daß ſich auf dieſem Wege öfters Improviſatoren entwickelten, welche großen Enthuſiasmus für die zwiefache Darſtellung zu erregen wüßten.

Der Freund wendete nun ſeine Erkundigungen zur bildenden Kunſt zurück. Ihr habt, ſo ſprach er, keine Ausſtellung, alſo auch wohl keine Preisaufgabe. Eigentlich nicht, verſetzte jener, hier aber ganz in der Nähe können wir euch ſehen laſſen was wir für nützlicher halten.

Sie traten in einen großen von oben glücklich erleuchteten Saal, ein weiter Kreis beſchäftigter Künſtler fiel zuerſt in die Au-

gen, aus deſſen Mitte ſich eine coloſſale Gruppe günſtig aufgeſtellt erhob. Männliche und weibliche Kraftgeſtalten, in gewaltſamen Stellungen, erinnerten an jenes herrliche Gefecht zwiſchen Heldenjünglingen und Amazonen, wo Haß und Feindſeligkeit zuletzt ſich in wechſelſeitig-traurigen Beyſtand auflöſt. Dieſes merkwürdig-verſchlungene Kunſtwerk war von jedem Punkte ringsum gleich günſtig anzuſehen. In einem weiten Kreiſe umher ſaßen und ſtanden bildende Künſtler, jeder nach ſeiner Weiſe beſchäftigt; der Maler an ſeiner Staffeley, der Zeichner am Reißbret; einige modellirten rund, einige flach erhoben, ja ſogar Baumeiſter entwarfen den Unterſatz, worauf künftig ein ſolches Kunſtwerk geſtellt werden ſollte. Jeder Theilnehmende verfuhr nach ſeiner Weiſe bey der Nachbildung, Maler und Zeichner entwickelten die Gruppe zur Fläche, ſorgfältig jedoch ſie nicht zu zerſtören, ſondern ſoviel wie möglich beyzubehalten. Eben ſo wurden

die flacherhobenen Arbeiten behandelt. Nur ein Einziger hatte die ganze Gruppe in kleinerem Maßſtabe wiederholt, und er ſchien das Modell wirklich in gewiſſen Bewegungen und Gliederbezug übertroffen zu haben.

Nun offenbarte ſich, dieß ſey der Meiſter des Modelles, der vor der Ausführung in Marmor ſolches hier, einer nicht beurtheilenden, ſondern praktiſchen Prüfung unterwarf, und was jeder ſeiner Mitarbeiter, nach eigner Weiſe und Denkart, daran geſehen, beybehalten, oder verändert, genau beobachtend, bey nochmaligem Durchdenken zu eignem Vortheil anzuwenden wußte; ſo daß zuletzt, wenn das hohe Werk in Marmor gearbeitet daſtehen wird, obgleich nur von Einem unternommen, angelegt und ausgeführt, doch Allen anzugehören ſcheinen möge.

Die größte Stille beherrſchte auch dieſen Raum; aber der Vorſteher erhob ſeine Stimme und rief: wer wäre denn hier, der uns in Gegenwart dieſes ſtationären Werkes mit

trefflichen Worten die Einbildungskraft dergestalt erregte, daß alles was wir hier fixirt sehen wieder flüssig würde, ohne seinen Charakter zu verlieren, damit wir uns überzeugen, das was der Künstler hier festgehalten sey auch das Würdigste.

Namentlich aufgefordert von Allen, verließ ein schöner Jüngling seine Arbeit und begann heraustretend einen ruhigen Vortrag, worin er das gegenwärtige Kunstwerk nur zu beschreiben schien, bald aber warf er sich in die eigentliche Region der Dichtkunst, tauchte sich in die Mitte der Handlung und beherrschte dieß Element zur Bewunderung; nach und nach steigerte sich seine Darstellung durch herrliche Declamation auf einen solchen Grad, daß wirklich die starre Gruppe sich um ihre Axe zu bewegen und die Zahl der Figuren daran verdoppelt und verdreyfacht schien. Wilhelm stand entzückt und rief zuletzt: wer will sich hier nun enthalten zum eigentlichen Gesang und zum rhythmischen Lied überzugehen.

Dieß möcht' ich verbitten, verſetzte der Aufſeher: denn wenn unſer trefflicher Bildhauer aufrichtig ſeyn will, ſo wird er bekennen, daß ihm unſer Dichter eben darum beſchwerlich gefallen, weil beyde Künſtler am weiteſten auseinander ſtehen; dagegen wollt' ich wetten, ein und der andere Maler hat ſich gewiſſe lebendige Züge daraus angeeignet.

Ein ſanftes gemüthliches Lied jedoch möcht' ich unſerm Freunde zu hören geben, eines das ihr ſo ernſt-lieblich vortragt, es bewegt ſich über das Ganze der Kunſt und iſt mir ſelbſt wenn ich es höre ſtets erbaulich.

Nach einer Pauſe, in der ſie einander zuwinkten und ſich durch Zeichen beredeten, erſcholl von allen Seiten nachfolgender Herz und Geiſt erhebende, würdige Geſang:

Zu erfinden, zu beſchließen
Bleibe Künſtler oft allein,
Deines Wirkens zu genießen
Eile freudig zum Verein!

Hier im Ganzen ſchau, erfahre
Deinen eignen Lebenslauf,
Und die Thaten mancher Jahre
Gehn dir in dem Nachbar auf.

Der Gedanke, das Entwerfen,
Die Geſtalten, ihr Bezug,
Eines wird das andre ſchärfen,
Und am Ende ſeys genug!
Wohl erfunden, klug erſonnen,
Schön gebildet, zart vollbracht,
So von jeher hat gewonnen,
Künſtler kunſtreich ſeine Macht.

Wie Natur im Vielgebilde
Einen Gott nur offenbart,
So im weiten Kunſtgefilde
Webt ein Sinn der ewgen Art,
Dieſes iſt der Sinn der Wahrheit,
Der ſich nur mit Schönem ſchmückt
Und getroſt der höchſten Klarheit
Hellſten Tags entgegen blickt.

Wie beherzt in Reim und Proſe
Redner, Dichter ſich ergehn,
Soll des Lebens heitre Roſe
Friſch auf Malertafel ſtehn;
Mit Geſchwiſtern reich umgeben,
Mit des Herbſtes Frucht umlegt,
Daß ſie von geheimem Leben
Offenbaren Sinn erregt.

Tauſendfach und ſchön entfließe
Form aus Formen deiner Hand,
Und im Menſchenbild genieße
Daß ein Gott ſich hergewandt.
Welch ein Werkzeug ihr gebrauchet,
Stellet euch als Brüder dar;
Und geſangweis flammt und rauchet
Opferſäule vom Altar.

Alles dieſes mochte Wilhelm gar wohl gelten laſſen, ob es ihm gleich ſehr paradox, und hätte er es nicht mit Augen geſehen, gar

unmöglich ſcheinen muſte. Da man es ihm nun aber offen und frey, in ſchöner Folge, vorwies und bekannt machte, ſo bedurfte es kaum einer Frage um das Weitere zu erfahren; doch enthielt er ſich nicht den Führenden zuletzt folgendermaßen anzureden: ich ſehe hier iſt gar klüglich für alles geſorgt was im Leben wünſchenswerth ſeyn mag; entdeckt mir aber auch: welche Region kann eine gleiche Sorgfalt für dramatiſche Poeſie aufweiſen und wo könnte ich mich darüber belehren? Ich ſah mich unter allen euren Gebäuden um und finde keines das zu einem ſolchen Zweck beſtimmt ſeyn könnte.

Verhehlen dürfen wir nicht auf dieſe Anfrage, daß in unſerer ganzen Provinz dergleichen nicht anzutreffen ſey: denn das Drama ſetzt eine müſſige Menge, vielleicht gar einen Pöbel voraus, dergleichen ſich bey uns nicht findet, denn ſolches Gelichter wird, wenn es nicht ſelbſt ſich unwillig entfernt, über die Gränze gebracht. Seyd jedoch gewiß,

daß bey unſerer allgemein wirkenden Anſtalt auch ein ſo wichtiger Punct wohl überlegt worden; keine Region aber wollte ſich finden, überall trat ein bedeutendes Bedenken ein. Wer unter unſern Zöglingen ſollte ſich leicht entſchließen, mit erlogener Heiterkeit, oder geheucheltem Schmerz, ein unwahres, dem Augenblick nicht angehöriges Gefühl in der Maße zu erregen, um dadurch ein immer mißliches Gefallen abwechſelnd hervorzubringen? Solche Gaukeleyen fanden wir durchaus gefährlich und konnten ſie mit unſerm ernſten Zweck nicht vereinen.

Man ſagt aber doch, verſetzte Wilhelm, dieſe weit um ſich greifende Kunſt befördere die übrigen ſämmtlich.

Keineswegs, erwiederte man, ſie bedient ſich der Uebrigen, aber verdirbt ſie. Ich verdenke dem Schauſpieler nicht, wenn er ſich zu dem Maler geſellt; der Maler jedoch iſt in ſolcher Geſellſchaft verloren.

Zimmermeiſter. Was wollt ihr damit ſagen?

Vanſen. Hm! den Grafen mein' ich.

Jetter. Egmont! Was ſoll der fürchten?

Vanſen. Ich bin ein armer Teufel und könnte ein ganzes Jahr leben, von dem was er in Einem Abende verliert. Und doch könnt' er mir ſein Einkommen eines ganzen Jahrs geben, wenn er meinen Kopf auf eine Viertelſtunde hätte.

Jetter. Du denkſt dich was rechts. Egmonts Haare ſind geſcheidter als dein Hirn.

Vanſen. Red't ihr! Aber nicht ſeiner. Die Herren betrügen ſich am erſten. Er ſollte nicht trauen.

Jetter. Was er ſchwätzt! So ein Herr!

Vanſen. Eben weil er kein Schneider iſt.

Jetter. Ungewaſchen Maul!

Vanſen. Dem wollt' ich eure Courage nur eine Stunde in die Glieder wünſchen, daß ſie ihm da Unruh machte und ihn ſo lange neckte und juckte, bis er aus der Stadt müßte.

Gewiſſenlos wird der Schauſpieler was ihm Kunſt und Leben darbietet zu ſeinen flüchtigen Zwecken verbrauchen und mit nicht geringem Gewinn; der Maler hingegen, der vom Theater auch wieder ſeinen Vortheil ziehen möchte, wird ſich immer im Nachtheil finden und der Muſikus im gleichen Falle ſeyn. Die ſämmtlichen Künſte kommen mir vor wie Geſchwiſter, deren die meiſten zu guter Wirthſchaft geneigt wären, eins aber, leicht geſinnt, Hab und Gut der ganzen Familie ſich zuzueignen und zu verzehren Luſt hätte. Das Theater iſt in dieſem Falle, es hat einen zweydeutigen Urſprung, den es nie ganz, weder als Kunſt noch Handwerk, noch als Liebhaberey verläugnen kann.

Wilhelm ſah mit einem tiefen Seufzer vor ſich nieder, denn alles auf einmal vergegenwärtigte ſich ihm was er auf und an den Brettern genoſſen und gelitten hatte; er ſegnete die frommen Männer, welche ihren Zöglingen ſolche Pein zu erſparen gewußt,

aus Ueberzeugung und Grundſatz jene Gefahren aus ihrem Kreiſe gebannt.

Sein Begleiter jedoch ließ ihn nicht lange in dieſen Betrachtungen, ſondern fuhr fort: da es unſer höchſter und heiligſter Grundſatz iſt, keine Anlage, kein Talent zu mißleiten, ſo dürfen wir uns nicht verbergen, daß unter ſo großer Anzahl ſich eine mimiſche Naturgabe auch wohl entſchieden hervorthue; dieſe zeigt ſich aber in unwiderſtehlicher Luſt des Nachäffens fremder Charaktere, Geſtalten, Bewegung, Sprache. Dieß fördern wir zwar nicht, beobachten aber den Zögling genau und, bleibt er ſeiner Natur durchaus getreu, ſo haben wir uns mit großen Theatern aller Nationen in Verbindung geſetzt und ſenden einen bewährt Fähigen ſogleich dorthin, damit er wie die Ente auf dem Teiche, ſo auf den Brettern ſeinem künftigen Lebensgewackel und Geſchnatter eiligſt entgegen geleitet werde.

Wilhelm hörte dieß mit Geduld, doch nur mit halber Ueberzeugung, vielleicht mit einigem Verdruß: denn so wunderlich iſt der Menſch geſinnt, daß er von dem Unwerth irgend eines geliebten Gegenſtandes zwar überzeugt ſeyn, ſich von ihm abwenden, ſogar ihn verwünſchen kann, aber ihn doch nicht von andern auf gleiche Weiſe behandelt wiſſen will; und vielleicht regt ſich der Geiſt des Widerſpruchs, der in allen Menſchen wohnt, nie lebendiger und wirkſamer als in ſolchem Falle.

Mag doch der Redacteur dieſer Bogen hier ſelbſt geſtehen: daß er mit einigem Unwillen dieſe wunderliche Stelle durchgehen läßt. Hat er nicht auch in vielfachem Sinn mehr Leben und Kräfte als billig dem Theater zugewendet? und könnte man ihn wohl überzeugen, daß dies ein unverzeihlicher Irrthum, eine fruchtloſe Bemühung geweſen?

Doch wir finden keine Zeit ſolchen Erinnerungen und Nachgefühlen unwillig hin-

zuhängen, denn unſer Freund ſieht ſich angenehm überraſcht, da ihm abermals einer von den Dreyen, und zwar ein beſonders Zuſagender, vor die Augen tritt. Entgegenkommende Sanftmuth, den reinſten Seelenfrieden verkündend, theilte ſich höchſt erquicklich mit. Vertrauend konnte der Wanderer ſich nähern und fühlte ſein Vertrauen erwiedert.

Hier vernahm er nun, daß der Obere ſich gegenwärtig bey den Heiligthümern befinde, dort unterweiſe, lehre, ſegne, indeſſen die Dreye ſich vertheilt ſämmtliche Regionen heimzuſuchen und überall, nach genommener tiefſter Kenntniß und Verabredung mit den untergeordneten Aufſehern, das Eingeführte weiter zu leiten, das Neubeſtimmte zu gründen und dadurch ihre hohe Pflicht treulich zu erfüllen.

Eben dieſer treffliche Mann gab ihm nun eine allgemeinere Ueberſicht ihrer innern Zuſtände und äußern Verbindungen, ſo wie Kenntniß von der Wechſelwirkung aller verſchiedenen Regionen; nicht weniger ward klar,

wie aus einer in die andere, nach längerer oder kürzerer Zeit, ein Zögling versetzt werden könne. Genug! mit dem bisher Vernommenen stimmte alles völlig überein. Zugleich machte die Schilderung seines Sohnes ihm viel Vergnügen und der Plan wie man ihn weiter führen wollte mußte seinen ganzen Beyfall gewinnen.

Darauf ward er vom Gehülfen und Aufseher zu einem Bergfest eingeladen, welches zunächst gefeyert werden sollte. Sie erstiegen mit Schwierigkeit das Gebirg, Wilhelm glaubte sogar zu bemerken, daß der Führer gegen Abend sich langsamer bewegte, als wenn die Finsterniß ihrem Pfad nicht noch mehr Hinderung entgegen setzen werde. Als aber eine tiefe Nacht sie umgab, ward ihm dieß Räthsel aufgelöst; kleine Flammen sah er aus vielen Schluchten und Thälern schwankend hervorschimmern, sich zu Linien verlängern, sich über die Gebirgshöhen herüberwälzen. Viel freundlicher als wenn ein Vulkan sich

aufthut und sein sprühendes Gebiß ganze Gegenden mit Untergang bedroht, zeigte sich diese Erscheinung, und doch glühte sie nach und nach mächtiger, breiter und gedrängter, funkelte wie ein Strom von Sternen, zwar sanft und lieblich, aber doch kühn über diß ganze Gegend sich verbreitend.

Nachdem nun der Gefährte sich einige Zeit an der Verwunderung des Gastes ergötzt, denn wirklich konnten sie einander wohl beobachten, ihre Gesichter und Gestalten waren durch das Licht aus der Ferne erhellt, so wie ihr Weg, begann er zu sprechen: Ihr seht hier freylich ein wunderliches Schauspiel; diese Lichter die bey Tag und bey Nacht im ganzen Jahre unter der Erde leuchten und wirken und die Förderniß versteckter, kaum erreichbarer irdischer Schätze begünstigen, diese quellen und wallen gegenwärtig aus ihren Schlünden hervor und erheitern die offenbare Nacht. Kaum gewahrte man je eine so erfreuliche Heerschau, wo das nützlichste, unter-

irdisch zerstreut, den Augen entzogene Geschäft sich uns in ganzer Fülle zeigt und eine große geheime Vereinigung sichtbar macht.

Unter solchen Reden und Betrachtungen waren sie an den Ort gelangt, wo die Feuerbäche zum Flammensee um einen wohlerleuchteten Inselraum sich ergossen. Der Wanderer stand nunmehr in dem blendenden Kreise, wo schimmernde Lichter zu tausenden gegen die zur schwarzen Hinterwand gereihten Träger einen ahndungsvollen Contrast bildeten. Sofort erklang nun die heiterste Musik zu tüchtigen Gesängen. Hohle Felsmassen zogen maschinenhaft heran und schlossen bald ein blendendes Innere dem Auge des erfreuten Zuschauers auf. Mimische Darstellungen und was nur einen solchen Moment der Menge erheitern kann, vereinigte sich, um eine frohe Aufmerksamkeit zugleich zu spannen und zu befriedigen.

Aber mit welcher Verwunderung ward unser Freund erfüllt, als er sich den Hauptleuten

vorgeſtellt ſah und unter ihnen, in ernſter ſtattlicher Tracht, Freund Jarno erblickte. Nicht umſonſt, rief dieſer aus, habe ich meinen frühern Namen mit dem bedeutendern Montan vertauſcht; Du findeſt mich hier in Berg und Kluft eingeweiht, und nun könnte ich Dir, auf Befragen, gar manches enthüllen und aufklären was mir ſelbſt vor einem Jahre noch ein Räthſel geweſen.

Auf dieſem Puncte verlaſſen uns nun unſere Manuſcripte; von der Unterhaltung der Freunde finden wir nichts aufgezeichnet, eben ſo wenig vermöchten wir den Zuſammenhang mit dem Nächſtfolgenden genau anzugeben, wovon wir in demſelben Fascikel, auf demſelben Papiere kurze Erwähnung finden, daß nämlich eine Zuſammenkunft unſeres Wanderers mit Lotharin und dem Abbe Statt gehabt. Leider iſt auch hier wie bey ſo vielen andern Blättern das Datum vernachläſſigt.

Einige Stellen, mehr ausrufungsweise als nachrichtlich angebracht, deuten auf den hohen Sinn des Entsagens, durch welchen der eigentliche Eintritt ins Leben erst denkbar ist. Sodann treffen wir auf eine mit mehrern auf einander weisenden Pfeilen bezeichnete Landcharte, neben welcher wir, in gewisser Folge, mehrere Monatstage angeschrieben finden, so daß wir uns also überreden dürften, wieder in der wirklichen Welt zu wandeln und über die nächste Marschroute unseres Freundes ziemlich im Klaren zu seyn, wenn uns nicht auch hier verschiedentlich hinzugefügte Zeichen und Chiffern befürchten ließen, eine geheimere Bedeutung werde uns immer verborgen bleiben.

Was uns aber ganz aus aller historischen Fassung bringt, ist der wunderliche Umstand, daß unmittelbar an alles dieses die unwahrscheinlichste Erzählung sich anschließt; von der Art wie jene Mährchen, durch welche man die Neugier des Hörers lange mit Wundern hin-

hält und zuletzt erklärt: es sey von einem Traum die Rede gewesen. Jedoch theilen wir was uns vorliegt buchstäblich mit.

Wenn wir uns bisher in dem metallreichen Gebirge aufgehalten, welches oben sanft und keineswegs wild anzusehen ist, geleitete man mich nun durch schroffe, kaum zu ersteigende Schluchten und Felsen; zuletzt gelangt' ich ganz oben auf eine Klippe, deren Gipfel nur einem einzigen Stehenden Raum gab, welcher, in die greuliche Tiefe hinabschauend, gewaltsame Bergströme durch schwarze Klüfte schäumen sah. Dießmal blickt' ich ohne Schwindel und Schauder hinab, es war mir leicht zu Muthe; nun aber richtete sich meine Aufmerksamkeit auf gegenüberstehende gleich gähstotzige Felsen, deren Gipfel jedoch größere Flächen und Räume darboten. Obschon durch eine ungeheuere Kluft getrennt drängten sich doch die gewaltigen Mas-

Jetter. Ihr redet recht unverſtändig; er iſt ſo ſicher wie der Stern am Himmel.

Vanſen. Haſt du nie einen ſich ſchneuzen geſehn? Weg war er!

Zimmermeiſter. Wer will ihm denn was thun?

Vanſen. Wer will? Willſt du's etwa hindern? Willſt du einen Aufruhr erregen, wenn ſie ihn gefangen nehmen.

Jetter. Ah!

Vanſen. Wollt ihr eure Rippen für ihn wagen?

Soeſt. Eh!

Vanſen ſie nachäffend. Ih! Oh! Ah! Verwundert euch durch's ganze Alphabet. So iſt's und bleibt's! Gott bewahre ihn!

Jetter. Ich erſchrecke über eure Unverſchämtheit. So ein edler, rechtſchaffener Mann ſollte was zu befürchten haben?

Vanſen. Der Schelm ſitzt überall im Vortheil. Auf dem Armenſünder-Stühlchen

ſen ſonach heran, daß ich mit bloßen Augen ganz deutlich mehrere Perſonen oben verſammelt erblicken konnte. Es waren meiſt Frauenzimmer, deren eine bis an den Rand hervortretend mich doppelt und dreyfach für ſie beſorgt machte, als die völlige Ueberzeugung in mir aufging, es ſey Natalie ſelbſt. Die Gefahr eines ſolch unerwarteten Wiederſehens wuchs mit jedem Augenblick; gränzenlos aber, als mir ein Fernrohr vors Auge kam, das mir ſie völlig heran, mich zu ihr völlig hinüber brachte. Sehrohre haben durchaus etwas Magiſches. Wären wir nicht von Jugend auf gewohnt hindurch zu ſchauen, wir würden jedesmal wenn wir ſie vors Auge nehmen ſchaudern und erſchrecken. Wir ſind es die erblicken und ſind es nicht, ein Weſen iſts, deſſen Organe auf höhere Stufe gehoben, deſſen Beſchränktheit aufgelöſt, das ins Unendliche zu reichen berechtigt ward.

Belauſchen wir z. B. Weitentfernte durch

ein solches Mittel, sehen wir sie harmlos-unschuldig vor sich hin, als einsam unbeobachtet handeln, so kann es uns wirklich bange werden, sie möchten uns entdecken und wegen verrätherischer Zudringlichkeit beleidigt zürnen.

Und so bedrängte mich gleichfalls ein seltsam Gefühl zwischen Näh und Ferne zu schwanken und von Augenblick zu Augenblick beydes zu verwechseln.

Auch jene waren uns gewahr worden, woran das Zeichen mit einem weißen Schnupftuch nicht zweifeln ließ. Einen Augenblick säumt' ich es zu erwiedern, denn ich fand mich ganz in der Nähe des angebeteten Wesens. Dieß ist ihre reine, holde Gestalt, ihre schlanken Arme, die mir einst so hülfreich erschienen und mich, nach unseligen Leiden und Verworrenheiten, endlich doch, wenn auch nur für Augenblicke, theilnehmend umfaßten.

Ich bemerkte ganz deutlich, daß auch sie ein Sehrohr hielt und zu mir herüberschaute;

da verfehlt' ich denn nicht, durch Zeichen, wie sie mir bereit waren, den Ausdruck einer treuen und herzlichen Anhänglichkeit auszusprechen.

Und wie die Erfahrung giebt, daß ferne Gegenstände, die wir durch ein Sehrohr deutlich erkannt, sich auch nachher dem bloßen Auge als in deutlicher Nähe bestimmt offenbaren, es sey nun daß genauere Kenntniß den Sinn geschärft, oder daß Einbildungskraft was ihm abgeht ersetze; genug, die Theure sah ich so genau und deutlich als zu erreichen, ob ich gleich ihre Gesellschaft noch nicht zu erkennen vermochte. Indem ich mich nun auch hierum bemühte, und mich nach ihr um destomehr bestrebte, da dröhte der Abgrund mich zu verschlingen, hätte nicht eine hülfreiche Hand mich ergriffen und zugleich der Gefahr, wie dem schönsten Glück entrissen.

Vierzehntes Kapitel.

Hier treten wir nun wieder auf einen festern Grund und Boden, dessen Localität wir mit einiger Wahrscheinlichkeit bestimmen können, ob wir gleich auf unserem Wege gewissen Unsicherheiten, mit denen wir uns nicht in voller Klarheit abzufinden wüßten, ebenfalls begegnen.

Da Wilhelm die Linie, die der erste Pfeil bezeichnete, auf irgend einem Punkt zu erreichen, immer durchs Land gehen mußte, so sah er sich genöthigt die Reise zu Fuße zu machen und das Gepäck hinter sich hertragen zu lassen. Für seinen Gang aber ward er auf jedem Schritte reichlich belohnt, indem er

unerwartet ganz allerliebste Gegenden antraf; es waren solche wie sie das letzte Gebirg gegen die Fläche zu bildet, bebuschte Hügel, die sanften Abhänge haushälterisch benutzt, alle Flächen grün, nirgends etwas Steiles, Unfruchtbares und Ungepflügtes zu sehen. Nun gelangte er zum Hauptthale, worin die Seitenwasser sich ergossen; auch dieses war sorgfältig bebaut, anmuthig übersehbar, schlanke Bäume bezeichneten die Krümmung des durchziehenden Flusses und einströmender Bäche, und als er die Charte, seinen Wegweiser, vornahm, sah er zu seiner Verwunderung, daß die gezogene Linie dieses Thal gerade durchschnitt und er sich also vorerst wenigstens auf rechtem Weg befinde. Ein altes, wohlerhaltenes, zu verschiedenen Zeiten erneuertes Schloß zeigte sich auf einem bebuschten Hügel, am Fuße desselben zog ein heiterer Flecken sich hin mit vorstehendem in die Augen fallendem Wirthshaus; auf Letzteres ging er zu, und ward

zwar freundlich von dem Wirth empfangen, jedoch mit Entschuldigung, daß man ihn ohne Erlaubniß einer Gesellschaft nicht aufnehmen könne, die den ganzen Gasthof auf einige Zeit gemiethet habe; deßwegen er alle Gäste in die ältere, weiter hinaufliegende Herberge verweisen müsse. Nach einer kurzen Unterredung schien der Wirth zu bedenken und sagte: zwar findet sich jetzt niemand im Hause, doch es ist eben Sonnabend und der Vogt kann nicht lange ausbleiben, der wöchentlich alle Rechnungen berichtigt und seine Bestellungen für das Nächste macht. Wahrlich, es ist eine schickliche Ordnung unter diesen Männern und eine Lust mit ihnen zu verkehren, ob sie gleich genau sind, denn man hat zwar keinen großen, aber einen sichern Gewinn. Er hieß darauf den neuen Gast in dem obern großen Vorsaal sich gedulden und was ferner sich ereignen möchte abwarten.

Hier fand nun der Hereintretende einen weiten saubern Raum, außer Bänken und Tischen, völlig leer; desto mehr verwunderte er sich, eine große Tafel über einer Thüre angebracht zu sehen, worauf die Worte in goldnen Buchstaben zu lesen waren: Ubi homines sunt modi sunt; welches wir deutsch erklären, daß da wo Menschen in Gesellschaft zusammentreten, sogleich die Art und Weise wie sie zusammen seyn und bleiben mögen sich ausbilde. Dieser Spruch gab unserm Wanderer zu denken, er nahm ihn als gute Vorbedeutung, indem er das hier bekräftigt fand, was er mehrmals in seinem Leben als vernünftig und förderſam erkannt hatte. Es dauerte nicht lange, so erschien der Vogt, welcher, von dem Wirthe vorbereitet, nach einer kurzen Unterredung und keinem sonderlichen Ausforschen, ihn unter folgenden Bedingungen aufnahm: drey Tage zu bleiben, an allem was vorgehn möchte ruhig Theil zu nehmen, und

es geſchehe was wolle nicht nach der Urſache zu fragen, ſo wenig als beym Abſchied nach der Zeche. Das alles mußte der Reiſende ſich gefallen laſſen, weil der Beauftragte in keinem Puncte nachgeben konnte.

Eben wollte der Vogt ſich entfernen, als ein Geſang die Treppe herauf ſcholl; zwey hübſche junge Männer kamen ſingend heran, denen jener durch ein einfaches Zeichen zu verſtehen gab, der Gaſt ſey aufgenommen. Ihren Geſang nicht unterbrechend begrüßten ſie ihn freundlich, duettirten gar anmuthig und man konnte ſehr leicht bemerken, daß ſie völlig eingeübt und ihrer Kunſt Meiſter ſeyen. Als Wilhelm die aufmerkſamſte Theilnahme bewies, ſchloſſen ſie und fragten: ob ihm nicht auch ein Lied bey ſeinen Fußwanderungen einfalle und das er ſo vor ſich hin ſinge? Mir iſt zwar von der Natur, verſetzte Wilhelm, eine glückliche Stimme verſagt, aber innerlich ſcheint mir oft ein geheimer Genius etwas Rhythmiſches vorzuflüſtern, ſo daß ich

mich beym Wandern jedesmal im Takt bewege und zugleich leiſe Töne zu vernehmen glaube, wodurch denn irgend ein Lied begleitet wird, das ſich mir auf eine oder die andere Weiſe gefällig vergegenwärtigt.

Erinnert Ihr Euch eines ſolchen, ſo ſchreibt es uns auf, ſagten jene; wir wollen ſehen, ob wir Euren ſingenden Dämon zu begleiten wiſſen; er nahm hierauf ein Blatt aus ſeiner Schreibtafel und übergab ihnen folgendes:

Von dem Berge zu den Hügeln,
Nieder ab das Thal entlang,
Da erklingt es wie von Flügeln,
Auch bewegt ſichs wie Geſang;
Auch dem unbedingten Triebe
Folget Freude, folget Rath;
Und dein Streben ſeys in Liebe,
Und dein Leben ſey die That.

Nach kurzem Bedenken ertönte ſogleich ein freudiger dem Wanderſchritt angemeſſener

Zweygesang, der, bey Wiederholung und Verschränkung immer fortschreitend, den Hörenden mit hinriß; er war im Zweifel, ob dieß seine eigne Melodie, sein früheres Thema, oder ob sie jetzt erst so angepaßt sey, daß keine andere Bewegung denkbar wäre. Die Sänger hatten sich eine Zeitlang auf diese Weise vergnüglich ergangen, als zwey tüchtige Bursche herantraten, die man an ihren Attributen sogleich für Maurer anerkannte, zwey aber, die ihnen folgten, für Zimmerleute halten mußte. Diese viere, ihr Handwerkszeug sachte niederlegend, horchten dem Gesang und fielen bald gar sicher und entschieden in denselben mit ein, so daß eine vollständige Wandergesellschaft über Berg und Thal dem Gefühl dahin zu schreiten schien, und Wilhelm glaubte nie etwas so Anmuthiges, Herz und Sinn Erhebendes vernommen zu haben. Dieser Genuß jedoch sollte noch erhöht und bis zum Letzten gesteigert werden, als eine riesenhafte Figur die Treppe herauf

hat er den Richter zum Narren; auf dem Richterſtuhl macht er den Inquiſiten mit Luſt zum Verbrecher. Ich habe ſo ein Protokoll abzuſchreiben gehabt, wo der Commiſſarius ſchwer Lob und Geld vom Hofe erhielt, weil er einen ehrlichen Teufel, an den man wollte, zum Schelmen verhört hatte.

Zimmermeiſter. Das iſt wieder friſch gelogen. Was wollen ſie denn heraus verhören, wenn einer unſchuldig iſt?

Vanſen. O Spatzenkopf! Wo nichts heraus zu verhören iſt, da verhört man hinein. Ehrlichkeit macht unbeſonnen, auch wohl trotzig. Da fragt man erſt sachte weg, und der Gefangne iſt ſtolz auf ſeine Unſchuld, wie ſie's heißen, und ſagt alles gerad zu, was ein Verſtändiger verbürge. Dann macht der Inquiſitor aus den Antworten wieder Fragen, und paßt ja auf, wo irgend ein Widerſprüchelchen erſcheinen will; da knüpft er ſeinen Strick an; und läßt ſich der dumme Teufel betreten, daß er hier etwas zu viel, dort etwas zu wenig geſagt, oder wohl gar aus,

ſteigend einen ſtarken, feſten Tritt mit dem beſten Willen kaum zu mäßigen im Stande war. Ein ſchwer bepacktes Reff ſetzte er ſogleich in die Ecke, ſich aber auf eine Bank nieder, die zu krachen anfing, worüber die andern lachten, ohne jedoch aus ihrem Geſang zu fallen. Sehr überraſcht aber fand ſich Wilhelm, als, mit einer ungeheuren Baßſtimme, dieſes Enackskind gleichfalls einzufallen begann. Der Saal ſchütterte und bedeutend war es, daß er den Refrain an ſeinem Theile ſogleich verändert und zwar dergeſtalt ſang:

Du im Leben nichts verſchiebe;
Sey dein Leben That um That!

Ferner konnte man denn auch gar bald bemerken, daß er das Tempo zu einem langſameren Schritt herniederziehe und die Uebrigen nöthige ſich ihm zu fügen. Als man zuletzt geſchloſſen und ſich genugſam befriedigt hatte, warfen ihm die andern vor, als

wenn er getrachtet habe ſie irre zu machen. Keineswegs! rief er aus, Ihr ſeyd es die Ihr mich irre zu machen gedenkt, aus meinem Schritt wollt ihr mich bringen, der gemäßigt und ſicher ſeyn muß, wenn ich mit meiner Bürde bergauf bergab ſchreite und doch zuletzt zur beſtimmten Stunde eintreffen und Euch befriedigen ſoll.

Einer nach dem andern ging nunmehr zu dem Vogt hinein und Wilhelm konnte wohl bemerken, daß es auf eine Abrechnung angeſehen ſey, wornach er ſich nun nicht weiter erkundigen durfte. In der Zwiſchenzeit kamen ein Paar muntere ſchöne Knaben, eine Tafel in der Geſchwindigkeit zu bereiten, mäßig mit Speiſe und Wein zu beſetzen, worauf der heraustretende Vogt ſie nunmehr alle ſich mit ihm niederzulaſſen einlud. Die Knaben warteten auf, vergaßen ſich aber auch nicht und nahmen ſtehend ihren Antheil dahin. Wilhelm erinnerte ſich ähnlicher Scenen, da er noch unter den Schauſpielern

hauſte, doch ſchien ihm die gegenwärtige Geſellſchaft viel ernſter, nicht aus Scherz, zum Schein, ſondern auf bedeutende Lebenszwecke gerichtet zu ſeyn.

Das Geſpräch der Handwerker mit dem Vogt belehrte den Gaſt hierüber aufs klärſte. Die vier tüchtigen jungen Leute waren in der Nähe thätig, wo ein gewaltſamer Brand die anmuthigſte Landſtadt in Aſche gelegt hatte; nicht weniger hörte man, daß der wackere Vogt mit Anſchaffung des Holzes und ſonſtiger Baumaterialien beſchäftigt ſey, welches dem Gaſt um ſo räthſelhafter vorkam, als ſämmtliche Männer hier nicht einheimiſch, ſondern als Vorüberwandernde ſich in allem Uebrigen ankündigten. Zum Schluß der Tafel holte St. Chriſtoph, ſo nannten ſie den Rieſen, ein beſeitigtes gutes Glas Wein zum Schlaftrunk, und ein heiterer Geſang hielt noch einige Zeit die Geſellſchaft zuſammen, die ſchon auseinandergegangen war; worauf denn Wilhelm in ein Zimmer geführt

wurde von der anmuthigsten Lage. Der Vollmond, eine reiche Flur beleuchtend, war schon heran und weckte ähnliche und gleiche Erinnerungen in dem Busen unseres Wanderers. Die Geister aller lieben Freunde zogen bey ihm vorüber, besonders aber war ihm Lenardo's Bild so lebendig, daß er ihn unmittelbar vor sich zu sehen glaubte. Dieß alles gab ihm ein inniges Behagen zur nächtlichen Ruhe, als er durch den wunderlichsten Laut beynahe erschreckt worden wäre. Es klang aus der Ferne her und doch schien es im Hause selbst zu seyn, denn das Haus zitterte manchmal und die Balken dröhnten, wenn der Ton zu seiner größten Kraft stieg. Wilhelm, der sonst ein zartes Ohr hatte alle Töne zu unterscheiden, konnte doch sich zu nichts bestimmen, er verglich es dem Schnarren einer großen Orgelpfeife, die vor lauter Umfang keinen entschiedenen Ton von sich giebt. Ob dieses Nachtschrecken gegen Morgen nachließ, oder ob Wilhelm nach und nach

daran gewöhnt, nicht mehr dafür empfindlich war, ist schwer auszumitteln; genug, er schlief ein und ward von der aufgehenden Sonne anmuthig aufgeweckt.

Kaum hatte ihm einer der dienenden Knaben das Frühstück gebracht, als eine Figur hereintrat, die er am Abendtische bemerkt hatte, ohne über deren Eigenschaften klar zu werden. Es war ein wohlgebauter, breitschultriger, auch behender Mann, der sich durch ausgekramtes Geräth als Barbier ankündigte und sich bereitete Wilhelmen diesen so erwünschten Dienst zu leisten. Uebrigens schwieg er still, und das Geschäft war mit sehr leichter Hand vollbracht, ohne daß er irgend einen Laut von sich gegeben hätte. Wilhelm begann daher und sprach: Eure Kunst versteht ihr meisterlich und ich wüßte nicht, daß ich ein zarteres Messer jemals an meinen Wangen gefühlt hätte, zugleich scheint ihr aber die Gesetze der Gesellschaft genau zu beobachten.

Schalkhaft lächelnd, den Finger auf den Mund legend, schlich der Schweigsame zur Thüre hinaus. Wahrlich! rief ihm Wilhelm nach: ihr seyd jener Rothmantel, wo nicht selbst, doch wenigstens gewiß ein Abkömmling; es ist euer Glück, daß ihr den Gegendienst von mir nicht verlangen wollt, ihr würdet euch dabey schlecht befunden haben.

Kaum hatte dieser wunderliche Mann sich entfernt, als der bekannte Vogt hereintrat, zur Tafel für diesen Mittag eine Einladung ausrichtend, welche gleichfalls ziemlich seltsam klang: das Band, so sagte der Einladende ausdrücklich, heiße den Fremden willkommen, berufe denselben zum Mittagsmahle und freue sich der Hoffnung mit ihm in ein näheres Verhältniß zu treten. Man erkundigte sich ferner nach dem Befinden des Gastes und wie er mit der Bewirthung zufrieden sey? der denn von allem was ihm begegnet war nur mit Lob sprechen konnte.

Freylich hätte er sich gern bey diesem Manne, wie vorher bey dem schweigsamen Barbier, nach dem entsetzlichen Ton erkundigt, der ihn diese Nacht, wo nicht geängstigt, doch beunruhigt hatte; seines Angelöbnisses jedoch eingedenk enthielt er sich jeder Frage und hoffte, ohne zudringlich zu seyn, aus Neigung der Gesellschaft, oder zufällig nach seinen Wünschen belehrt zu werden.

Als der Freund sich allein befand, dachte er über die wunderliche Person erst nach, die ihn hatte einladen lassen und wußte nicht recht was er daraus machen sollte. Einen oder mehrere Vorgesetzte durch ein Neutrum anzukündigen, kam ihm allzubedenklich vor. Uebrigens war es so still um ihn her, daß er nie einen stilleren Sonntag erlebt zu haben glaubte; er verließ das Haus, vernahm aber ein Glockengeläute und ging nach dem Städtchen zu. Die Messe war eben geendigt und unter den sich herausdrängenden Einwohnern und Landleuten erblickte er

drey Bekannte von gestern, einen Zimmergesellen, einen Maurer und Knaben. Später bemerkte er unter den protestantischen Gottesverehrern gerade die drey andern. Wie die übrigen ihrer Andacht pflegen mochten ward nicht bekannt, soviel aber getraute er sich zu schließen, daß in dieser Gesellschaft eine entschiedene Religionsfreyheit obwalte.

Zu Mittag kam demselben am Schlosithor der Vogt entgegen, ihn, durch mancherley Hallen, in einen großen Vorsaal zu führen, wo er ihn niedersitzen ließ. Viele Personen gingen vorbey, in einen anstoßenden Saalraum hinein. Die schon bekannten waren darunter zu sehen, selbst St. Christoph schritt vorüber; alle grüßten den Vogt und den Ankömmling. Was dem Freund dabey am meisten auffiel, war daß er nur Handwerker zu sehen glaubte, alle nach gewohnter Weise, aber höchst reinlich gekleidet; wenige die er allenfalls für Canzleyverwandte gehalten hätte.

Als nun keine neuen Gäste weiter zudrangen, führte der Vogt unsern Freund durch die stattliche Pforte in einen weitläufigen Saal; dort war eine unübersehbare Tafel gedeckt, an deren unterem Ende er vorbey geführt wurde, nach oben zu, wo er drey Personen quer vorstehen sah. Aber von welchem Erstaunen ward er ergriffen, als er in die Nähe trat und, Lenardo, kaum noch erkannt, ihm um den Hals fiel. Von dieser Ueberraschung hatte man sich noch nicht erholt, als ein zweyter Wilhelmen gleichfalls feurig und lebhaft umarmte und sich als den wunderlichen Friedrich, Nataliens Bruder, zu erkennen gab. Das Entzücken der Freunde verbreitete sich über alle Gegenwärtige; ein Freud- und Segensruf erscholl die ganze Tafel her. Auf einmal aber, als man sich gesetzt, ward alles still und das Gastmal mit einer gewissen Feyerlichkeit aufgetragen und eingenommen.

Gegen Ende der Tafel gab Lenardo ein Zeichen, zwey Sänger standen auf und Wilhelm verwunderte sich sehr, sein gestriges Lied wiederholt zu hören, das wir, der nächsten Folge wegen, hier wieder einzurücken für nöthig finden.

Von dem Berge zu den Hügeln,
Nieder ab das Thal entlang,
Da erklingt es wie von Flügeln,
Da bewegt sich's wie Gesang;
Und dem unbedingten Triebe
Folget Freude, folget Rath,
Und dein Streben, sey's in Liebe
Und dein Leben sey die That.

Kaum hatte dieser Zwiegesang, von einem gefällig mäßigen Chor begleitet, sich zum Ende geneigt, als gegenüber sich zwey andere Sänger ungestüm erhuben, welche mit ernster Heftigkeit das Lied mehr umkehrten als fortsetzten, zur Verwunderung des

Gott weiß was für einer Grille einen Umſtand verſchwiegen hat, auch wohl irgend an einem Ende ſich hat ſtrecken laſſen; dann ſind wir auf dem rechten Weg! Und ich verſichere euch, mit mehr Sorgfalt ſuchen die Bettelweiber nicht die Lumpen aus dem Kehricht, als ſo ein Schelmenfabricant aus kleinen, ſchiefen, verſchobenen, verrückten, verdrückten, geſchloſſenen, beklammten, geläugneten Anzeigen und Umſtänden ſich endlich einen ſtrohlumpenen Vogelſcheu zuſammenkünſtelt, um wenigſtens ſeinen Inquiſiten in effigie hängen zu können. Und Gott mag der arme Teufel danken, wenn er ſich noch kann hängen ſehen.

Jetter. Der hat eine geläufige Zunge.

Zimmermeiſter. Mit Fliegen mag das angehen. Die Weſpen lachen eures Geſpinſtes.

Vanſen. Nachdem die Spinnen ſind. Seht, der lange Herzog hat euch ſo ein rein Anſehn von einer Kreuzſpinne; nicht einer dickbäuchigen, die ſind weniger ſchlimm, aber ſo einer langfüßigen, ſchmalleibigen, die vom Graße

Ankömmelings aber sich also vernehmen ließen:

Denn die Bande sind zerrissen,
Das Vertrauen ist verletzt;
Kann ich sagen, kann ich wissen,
Welchem Zufall ausgesetzt
Ich nun scheiden, ich nun wandern,
Wie die Wittwe trauervoll
Statt dem Einen, mit dem Andern
Fort und fort mich wenden soll!

Der Chor, in diese Strophe einfallend, ward immer zahlreicher, immer mächtiger, und doch konnte man die Stimme des heiligen Christophs, vom untern Ende der Tafel her, gar wohl unterscheiden. Beynahe furchtbar schwoll zuletzt die Trauer; ein unmuthiger Muth brachte, bey Gewandtheit der Sänger, etwas Fugenhaftes in das Ganze, daß es unserm Freunde wie schauderhaft auffiel. Wirklich schienen alle völlig gleichen

Sinnes zu seyn und ihr eignes Schicksal eben kurz vor dem Aufbruche zu betrauren. Die wundersamsten Wiederholungen, das öftere Wiederaufleben eines beynahe ermattenden Gesanges schien zuletzt dem Bande selbst gefährlich; Lenardo stand auf und alle setzten sich sogleich nieder, den Hymnus unterbrechend. Jener begann mit freundlichen Worten: Zwar kann ich euch nicht tadeln, daß ihr euch das Schicksal das uns allen bevorsteht immer vergegenwärtigt, um zu demselben jede Stunde bereit zu seyn. Haben doch lebensmüde, bejahrte Männer den Ihrigen zugerufen: gedenke zu sterben! so dürfen wir lebenslustige jüngere wohl uns immerfort ermuntern und ermahnen mit den heitern Worten: gedenke zu wandern! Dabey ist aber wohlgethan mit Maß und Heiterkeit dessen zu erwähnen was man entweder willig unternimmt, oder wozu man sich genöthigt glaubt. Ihr wißt am besten was unter uns fest steht und was beweglich ist, gebt uns

dieß auch in erfreulichen aufmunternden Tönen zu genießen, worauf denn dieses Abschiedsglas für dießmal gebracht sey. Er leerte sodann seinen Becher und setzte sich nieder; die vier Sänger standen sogleich auf und begannen, in abgeleiteten, sich anschließenden Tönen:

Bleibe nicht am Boden heften,
Frisch gewagt und frisch hinaus!
Kopf und Arm mit heitern Kräften
Ueberall sind sie zu Haus;
Wo wir uns der Sonne freuen,
Sind wir jede Sorge los.
Daß wir uns in ihr zerstreuen,
Darum ist die Welt so groß.

Bey dem wiederholenden Chorgesange stand Lenardo auf und mit ihm alle; sein Wink setzte die ganze Tischgesellschaft in singende Bewegung; die unteren zogen, St. Christoph voran, paarweis zum Saale hin-

aus, und der angeſtimmte Wandergeſang ward immer heiterer und freyer; beſonders aber nahm er ſich ſehr gut aus als man, von den terraſſirten Schloßgärten, das geräumige Thal überſah, in deſſen Fülle und Anmuth man ſich wohl gern verloren hätte. Indeſſen die Menge ſich nach Belieben hier und dorthin zerſtreute, machte man Wilhelmen mit dem dritten Vorſitzenden bekannt. Es war der Amtmann, der das gräfliche, zwiſchen mehreren Standesherrſchaften liegende Schloß dieſer Geſellſchaft, ſo lange ſie hier zu verweilen für gut fände, einzuräumen und ihr vielfache Vortheile zu verſchaffen gewußt.

Als der Abend herbeykam und die Freunde in einer weit umherſchauenden Laube ſaßen, trat eine anſehnliche Figur auf die Schwelle, welche unſer Freund ſogleich für den Barbier von heute früh erkannte. Auf einen tiefen, ſtummen Bückling des Mannes erwiederte Lenardo: Ihr kommt wie im-

mer sehr gelegen und werdet nicht säumen uns mit eurem Talent zu erfreuen. Ich kann Ihnen wohl, fuhr er zu Wilhelmen gewendet fort, einiges von der Gesellschaft erzählen, deren Band zu seyn ich mich rühmen darf. Niemand tritt in unsern Kreis, als wer gewisse Talente aufzuweisen hat, die zum Nutzen oder Vergnügen einer jeden Gesellschaft dienen würden. Dieser Mann ist ein trefflicher Wundarzt; was er als Bartkünstler leistet, davon können Sie ihm selbst ein Zeugniß geben; hiedurch ist er uns eben so nöthig als willkommen. Da nun aber diese Beschäftigung gewöhnlich eine große und oft lästige Geschwätzigkeit mit sich führt, so hat er sich zu eigner Bildung eine Bedingung gefallen lassen; wie denn jeder der unter uns leben will sich von einer gewissen Seite bedingen muß, wenn ihm nach anderen Seiten hin die größere Freyheit gewährt ist. Dieser also hat nun auf die Sprache Verzicht gethan, insofern etwas Gewöhnliches, oder Zufälliges

durch ſie ausgedrückt wird; daraus aber hat ſich ihm ein anderes Redetalent entwickelt, welches abſichtlich, klug und erfreulich wirkt, die Gabe des Erzählens nämlich.

Sein Leben iſt reich an wunderlichen Erfahrungen, die er ſonſt zu ungelegener Zeit ſchwätzend zerſplitterte, nun aber durch Schweigen genöthigt im ſtillen Sinne wiederholt und ordnet. Hiermit verbindet ſich denn die Einbildungskraft und verleiht dem Geſchehenen Leben und Bewegung. Mit beſonderer Kunſt und Geſchicklichkeit weiß er wahrhafte Mährchen und mährchenhafte Geſchichten zu erzählen, wodurch er oft, zur ſchicklichen Stunde, uns gar ſehr ergötzt, wenn ihm die Zunge durch mich gelöſt wird; wie ich denn gegenwärtig thue, und ihm zugleich das Lob ertheile, daß er ſich in geraumer Zeit ſeitdem ich ihn kenne noch niemals wiederholt hat. Nun hoff' ich daß er auch dießmal, unſerm theuren Gaſte zu Lieb' und Ehren, ſich beſonders hervorthun werde.

Ueber das Geſicht des Rothmantels verbreitete ſich eine geiſtreiche Heiterkeit und er fing ungeſäumt folgendermaßen zu ſprechen an.

Funfzehntes Kapitel.

Die neue Meluſine.

Hochverehrte Herren! da mir bekannt iſt, daß Sie vorläufige Reden und Einleitungen nicht beſonders lieben, ſo will ich, ohne weiteres, verſichern, daß ich dießmal vorzüglich gut zu beſtehen hoffe. Von mir ſind zwar ſchon gar manche wahrhafte Geſchichten zu hoher und allſeitiger Zufriedenheit ausgegangen, heute aber darf ich ſagen, daß ich eine zu erzählen habe, welche die bisherigen weit übertrifft, und die, wiewohl ſie mir ſchon vor einigen Jahren begegnet, mich noch immer in der Erinnerung un-

ruhig macht, ja sogar eine endliche Entwickelung hoffen läßt. Sie möchte schwerlich ihres Gleichen finden.

Vorerst sey gestanden, daß ich meinen Lebenswandel nicht immer so eingerichtet, um der nächsten Zeit, ja des nächsten Tages ganz sicher zu seyn. Ich war in meiner Jugend kein guter Wirth und fand mich oft in mancherley Verlegenheit. Einst nahm ich mir eine Reise vor, die mir guten Gewinn verschaffen sollte; aber ich machte meinen Zuschnitt ein wenig zu groß, und nachdem ich sie mit Extrapost angefangen und sodann auf der ordinairen eine Zeitlang fortgesetzt hatte, fand ich mich zuletzt genöthigt dem Ende derselben zu Fuße entgegen zu gehen.

Als ein lebhafter Bursche hatte ich von jeher die Gewohnheit, sobald ich in ein Wirthshaus kam, mich nach der Wirthinn oder auch nach der Köchinn umzusehen

und mich ſchmeichleriſch gegen ſie zu bezeigen, wodurch denn meine Zeche meiſtens vermindert wurde.

Eines Abends, als ich in das Poſthaus eines kleinen Städtchens trat und eben nach meiner hergebrachten Weiſe verfahren wollte, raſſelte gleich hinter mir ein ſchöner zweyſitziger Wagen, mit vier Pferden beſpannt, an der Thüre vor. Ich wendete mich um und ſah ein Frauenzimmer allein, ohne Kammerfrau, ohne Bedienten. Ich eilte ſogleich ihr den Schlag zu eröffnen und zu fragen, ob ſie etwas zu befehlen habe. Beym Ausſteigen zeigte ſich eine ſchöne Geſtalt, und ihr liebenswürdiges Geſicht war, wenn man es näher betrachtete, mit einem kleinen Zug von Traurigkeit geſchmückt. Ich fragte nochmals, ob ich ihr in etwas dienen könne. — O ja! ſagte ſie, wenn Sie mir mit Sorgfalt das Käſtchen das auf dem Sitze ſteht herausheben und hinauftragen wollen; aber ich bitte gar ſehr, es recht ſtät zu tragen

nicht feist wird und recht dünne Fäden zieht, aber deſto zähere.

Jetter. Egmont ist Ritter des goldnen Vließes; wer darf Hand an ihn legen? Nur von seines Gleichen kann er gerichtet werden, nur vom gesammten Orden. Dein loses Maul, dein böses Gewissen verführen dich zu solchem Geschwätz.

Vansen. Will ich ihm darum übel? Mir kann's recht seyn. Es ist ein trefflicher Herr. Ein Paar meiner guten Freunde, die anderwärts schon wären gehangen worden, hat er mit einem Buckel voll Schläge verabschiedet. Nun geht! Geht! Ich rath' es euch selbst. Dort seh' ich wieder eine Runde antreten; die sehen nicht aus, als wenn sie so bald Brüderschaft mit uns trinken würden. Wir wollen's abwarten und nur sachte zusehen. Ich hab' ein Paar Nichten und einen Gevatter Schenkwirth: wenn sie von denen gekostet haben, und werden dann nicht zahm; so sind sie ausgepichte Wölfe.

und im mindeſten nicht zu bewegen oder zu rütteln. Ich nahm das Käſtchen mit Sorgfalt, ſie verſchloß den Kutſchenſchlag, wir ſtiegen zuſammen die Treppen hinauf, und ſie ſagte dem Geſinde, daß ſie dieſe Nacht hier bleiben würde.

Nun waren wir allein in dem Zimmer, ſie hieß mich das Käſtchen auf den Tiſch ſetzen, der an der Wand ſtand, und als ich an einigen ihrer Bewegungen merkte, daß ſie allein zu ſeyn wünſchte, empfahl ich mich, indem ich ihr erherbietig aber feurig die Hand küßte.

Beſtellen Sie das Abendeſſen für uns beyde, ſagte ſie darauf; und es läßt ſich denken, mit welchem Vergnügen ich dieſen Auftrag ausrichtete, wobey ich denn zugleich in meinem Uebermuth Wirthinn und Geſinde kaum über die Achſel anſah. Mit Ungeduld erwartete ich den Augenblick, der mich endlich wieder zu ihr führen ſollte. Es war aufgetragen, wir ſetzten uns gegen einander über,

ich labte mich zum erstenmal seit geraumer Zeit an einem guten Essen und zugleich an einem so erwünschten Anblick; ja mir kam es vor als wenn sie mit jeder Minute schöner würde.

Ihre Unterhaltung war angenehm, doch suchte sie alles abzulehnen was sich auf Neigung und Liebe bezog. Es ward abgeräumt; ich zauderte, ich suchte allerley Kunstgriffe mich ihr zu nähern, aber vergebens; sie hielt mich durch eine gewisse Würde zurück, der ich nicht widerstehen konnte, ja ich mußte wider meinen Willen zeitig genug von ihr scheiden.

Nach einer meist durchwachten und unruhig durchträumten Nacht war ich früh auf, erkundigte mich, ob sie Pferde bestellt habe; ich hörte nein, und ging in den Garten, sah sie angekleidet am Fenster stehen und eilte zu ihr hinauf. Als sie mir so schön und schöner als gestern entgegen kam, regte sich auf einmal in mir Neigung, Schalkheit und Verwegen-

Helt; ich ſtürzte auf ſie zu und faßte ſie in meine Arme. Engliſches unwiderſtehliches Weſen! rief ich aus: verzeih', aber es iſt unmöglich! Mit unglaublicher Gewandtheit entzog ſie ſich meinen Armen, und ich hatte ihr nicht einmal einen Kuß auf die Wange drücken können. — Halten Sie ſolche Ausbrüche einer plötzlichen leidenſchaftlichen Neigung zurück, wenn Sie ein Glück nicht verſcherzen wollen, das Ihnen ſehr nahe liegt, das aber erſt nach einigen Prüfungen ergriffen werden kann.

Fordere was du willſt, engliſcher Geiſt! rief ich aus, aber bringe mich nicht zur Verzweiflung. Sie verſetzte lächelnd: Wollen Sie ſich meinem Dienſte widmen, ſo hören Sie die Bedingungen! Ich komme hierher eine Freundinn zu beſuchen, bey der ich einige Tage zu verweilen gedenke; indeſſen wünſche ich, daß mein Wagen und dieß Käſtchen weiter gebracht werden. Wollen Sie es übernehmen? Sie haben dabey

nichts zu thun, als das Kästchen mit Behutsamkeit in und aus dem Wagen zu heben, sich daneben zu setzen und jede Sorge dafür zu tragen. Kommen Sie in ein Wirthshaus, so wird es auf einen Tisch gestellt, in eine besondere Stube, in der Sie weder wohnen noch schlafen dürfen. Sie verschließen die Zimmer jedesmal mit diesem Schlüssel, der alle Schlösser auf- und zuschließt und dem Schlosse die besondere Eigenschaft giebt, daß es Niemand in der Zwischenzeit zu eröffnen im Stande ist.

Ich sah sie an, mir ward sonderbar zu Muthe; ich versprach alles zu thun, wenn ich hoffen könnte, sie bald wieder zu sehen, und wenn sie mir diese Hoffnung mit einem Kuß besiegelte. Sie that es, und von dem Augenblicke an war ich ihr ganz leibeigen geworden. Ich sollte nun die Pferde bestellen, sagte sie. Wir besprachen den Weg den ich nehmen, die Orte wo ich mich aufhalten und sie erwarten sollte. Sie

drückte mir zuletzt einen Beutel mit Gold in die Hand, und ich meine Lippen auf ihre Hände. Sie schien gerührt beym Abschied, und ich wußte schon nicht mehr was ich that oder thun sollte.

Als ich von meiner Bestellung zurückkam, fand ich die Stubenthür verschlossen. Ich versuchte gleich meinen Hauptschlüssel und er machte sein Probestück vollkommen. Die Thüre sprang auf, ich fand das Zimmer leer, nur das Kästchen stand auf dem Tische wo ich es hingestellt hatte.

Der Wagen war vorgefahren, ich trug das Kastchen sorgfältig hinunter und setzte es neben mich. Die Wirthinn fragte: wo ist denn die Dame? Ein Kind antwortete: sie ist in die Stadt gegangen. Ich begrüßte die Leute und fuhr wie im Triumph von hinnen, der ich gestern Abend mit bestaubten Gamaschen hier angekommen war. Daß ich nun bey guter Muße diese Geschichte hin und her überlegte, das Geld zählte, mancherley Entwür-

se machte und immer gelegentlich nach dem Käst-
chen schielte, können sie leicht denken. Ich
fuhr nun stracks vor mich hin, stieg mehre-
re Stationen nicht aus und rastete nicht,
bis ich zu einer ansehnlichen Stadt gelangt
war, wohin sie mich beschieden hatte. Ih-
re Befehle wurden sorgfältig beobachtet;
das Kästchen in ein besonderes Zimmer ge-
stellt, und ein Paar Wachslichter daneben an-
gezündet, wie sie auch verordnet hatte. Ich
verschloß das Zimmer, richtete mich in
dem meinigen ein und that mir etwas zu
Gute.

Eine Weile konnte ich mich mit dem
Andenken an sie beschäftigen, aber gar bald
wurde mir die Zeit lang. Ich war nicht ge-
wohnt ohne Gesellschaft zu leben; diese fand
ich bald an Wirthstafeln und an öffentlichen
Orten nach meinem Sinne. Mein Geld
fing bey dieser Gelegenheit an zu schmelzen
und verlor sich eines Abends völlig aus
meinem Beutel, als ich mich unvorsichtig ei-

nem leidenschaftlichen Spiel überlassen hatte. Auf meinem Zimmer angekommen, war ich außer mir. Von Gelde entblößt, mit dem Ansehn eines reichen Mannes eine tüchtige Zeche erwartend, ungewiß ob und wenn meine Schöne sich wieder zeigen würde, war ich in der größten Verlegenheit. Doppelt sehnte ich mich nach ihr, und glaubte nun gar nicht mehr ohne sie und ohne ihr Geld leben zu können.

Nach dem Abendessen, das mir gar nicht geschmeckt hatte, weil ich es dießmal einsam zu genießen genöthigt worden, ging ich in dem Zimmer lebhaft auf und ab, sprach mit mir selbst, verwünschte mich, warf mich auf den Boden, zerraufte mir die Haare und erzeigte mich ganz ungebärdig. Auf einmal höre ich in dem verschlossenen Zimmer neben an eine leise Bewegung, und kurz nachher an der wohlverwahrten Thüre pochen. Ich raffe mich zusammen, greife nach dem Hauptschlüssel, aber die Flügelthüren springen von

selbst auf, und im Schein jener brennenden Wachslichter kommt mir meine Schönheit entgegen. Ich werfe mich ihr zu Füßen, küsse ihr Kleid, ihre Hände, sie hebt mich auf, ich wage nicht sie zu umarmen, kaum sie anzusehn; doch gestehe ich ihr aufrichtig und reuig meinen Fehler. — Er ist zu verzeihen, sagte sie, nur verspätet Ihr leider Euer Glück und meines. Ihr müßt nun abermals eine Strecke in die Welt hineinfahren, ehe wir uns wieder sehn. Hier ist noch mehr Gold, sagte sie, und hinreichend, wenn ihr einigermaßen haushalten wollt. Hat Euch aber dießmal Wein und Spiel in Verlegenheit gesetzt, so hütet Euch nun vor Wein und Weibern, und laßt mich auf ein fröhliches Wiedersehn hoffen.

Sie trat über ihre Schwelle zurück, die Flügel schlugen zusammen, ich pochte, ich bat, aber nichts ließ sich weiter hören. Als ich den andern Morgen die Zeche verlangte, lächelte der Kellner und sagte: So

wissen wir doch, warum Ihr Eure Thüren auf eine so künstliche und unbegreifliche Weise verschließt, daß kein Hauptschlüssel sie öffnen kann. Wir vermutheten bey Euch viel Geld und Kostbarkeiten; nun aber haben wir den Schatz die Treppe hinunter gehen sehen, und auf alle Weise schien er würdig wohl verwahrt zu werden.

Ich erwiederte nichts dagegen, zahlte meine Rechnung und stieg mit meinem Kästchen in den Wagen. Ich fuhr nun wieder in die Welt hinein mit dem festesten Vorsatz, auf die Warnung meiner geheimnißvollen Freundinn künftig zu achten. Doch war ich kaum abermals in einer großen Stadt angelangt, so ward ich bald mit liebenswürdigen Frauenzimmern bekannt, von denen ich mich durchaus nicht losreißen konnte. Sie schienen mir ihre Gunst theuer anrechnen zu wollen; denn indem sie mich immer in einiger Entfernung hielten, verleiteten sie mich zu einer Ausgabe nach der andern, und da ich

nur suchte ihr Vergnügen zu befördern, dachte ich abermals nicht an meinen Beutel, sondern zahlte und spendete immer fort, so wie es eben vorkam. Wie groß war daher meine Verwunderung und mein Vergnügen, als ich nach einigen Wochen bemerkte, daß die Fülle des Beutels noch nicht abgenommen hatte, sondern daß er noch so rund und strotzend war wie anfangs. Ich wollte mich dieser schönen Eigenschaft näher versichern, setzte mich hin zu zählen, merkte mir die Summe genau und fing nun an mit meiner Gesellschaft lustig zu leben wie vorher. Da fehlte es nicht an Land- und Wasserfahrten, an Tanz, Gesang und andern Vergnügungen. Nun bedurfte es aber keiner großen Aufmerksamkeit, um gewahr zu werden, daß der Beutel wirklich abnahm, eben als wenn ich ihm durch mein verwünschtes Zählen die Tugend unzählbar zu seyn entwendet hätte. Indessen war das Freudenleben einmal im Gange, ich konnte nicht zurück, und doch war ich mit

Der Culenburgiſche Pallaſt.

Wohnung des Herzogs von Alba.

Silva und Gomez
begegnen einander.

Silva. Haſt du die Befehle des Herzogs ausgerichtet?

Gomez. Pünctlich. Alle tägliche Runden ſind beordert, zur beſtimmten Zeit an verſchiedenen Plätzen einzutreffen, die ich ihnen bezeichnet habe; ſie gehen indeß, wie gewöhnlich, durch die Stadt, um Ordnung zu erhalten. Keiner weiß von dem andern; jeder glaubt der Befehl gehe ihn allein an, und in einem Augenblick kann alsdann der Cordon gezogen, und alle Zugänge zum Pallaſt können beſetzt ſeyn. Weißt du die Urſache dieſes Befehls?

Silva. Ich bin gewohnt, blindlings zu gehorchen. Und wem gehorcht ſich's leichter als dem Herzoge? da bald der Ausgang beweiſ't, daß er recht befohlen hat.

meiner Baarschaft bald am Ende. Ich verwünschte meine Lage, schalt auf meine Freundinn, die mich so in Versuchung geführt hatte, nahm es ihr übel auf, daß sie sich nicht wieder sehen lassen, sagte mich im Aerger von allen Pflichten gegen sie los und nahm mir vor, das Kästchen zu öffnen, ob vielleicht in demselben einige Hülfe zu finden sey. Denn war es gleich nicht schwer genug um Geld zu enthalten, so konnten doch Juwelen darin seyn, und auch diese wären mir sehr willkommen gewesen. Ich war im Begriff den Vorsatz auszuführen, doch verschob ich ihn auf die Nacht, um die Operation recht ruhig vorzunehmen, und eilte zu einem Bankett, das eben angesagt war. Da ging es denn wieder hoch her, und wir waren durch Wein und Trompetenschall mächtig aufgeregt, als mir der unangenehme Streich passirte, daß beym Nachtische ein älterer Freund meiner liebsten Schönheit, von Reisen kommend, unvermuthet hereintrat, sich

zu ihr ſetzte und ohne groſse Umſtände ſeine alten Rechte, geltend zu machen ſuchte. Daraus entſtand nun bald Unwille, Hader und Streit; wir zogen vom Leder, und ich ward mit mehreren Wunden halbtodt nach Hauſe getragen.

Der Chirurgus hatte mich verbunden und verlaſſen, es war ſchon tief in der Nacht, mein Wärter eingeſchlafen, die Thür des Seitenzimmers ging auf, meine geheimniſsvolle Freundinn trat herein und ſetzte ſich zu mir ans Bette. Sie fragte nach meinem Befinden; ich antwortete nicht, denn ich war matt und verdrieſslich. Sie fuhr fort mit vielem Antheil zu ſprechen, rieb mir die Schläfe mit einem gewiſſen Balſam, ſo daſs ich mich geſchwind und entſchieden geſtärkt fühlte, ſo geſtärkt, daſs ich mich erzürnen und ſie ausſchelten konnte. In einer heftigen Rede warf ich alle Schuld meines Unglücks auf ſie, auf die Leidenſchaft die ſie mir einflöſst, auf ihr Erſcheinen, ihr Verſchwinden, auf die

Langeweile, auf die Sehnsucht die ich empfinden mußte. Ich ward immer heftiger und heftiger, als wenn mich ein Fieber anfiele, und ich schwur ihr zuletzt, daß wenn sie nicht die Meinige seyn, mir dießmal nicht angehören und sich mit mir verbinden wolle, so verlange ich nicht länger zu leben, worauf ich entschiedene Antwort forderte. Als sie zaudernd mit einer Erklärung zurückhielt, gerieth ich ganz außer mir, riß den doppelten und dreyfachen Verband von den Wunden, mit der entschiedenen Absicht mich zu verbluten. Aber wie erstaunte ich, als ich meine Wunden alle geheilt, meinen Körper schmuck und glänzend und sie in meinen Armen fand.

Nun waren wir das glücklichste Paar von der Welt. Wir baten einander wechselseitig um Verzeihung und wußten selbst nicht recht warum. Sie versprach nun mit mir weiter zu reisen, und bald saßen wir nebeneinander im Wagen, das Kästchen ge-

gen uns über am Platze der dritten Person. Ich hatte deſſelben niemals gegen ſie erwähnt; auch jetzt fiel mirs nicht ein davon zu reden, ob es uns gleich vor den Augen ſtand und wir durch eine ſtillſchweigende Uebereinkunft beyde dafür ſorgten, wie es etwa die Gelegenheit geben mochte; nur daß ich es immer aus und in den Wagen hob und mich wie vormals mit dem Verſchluß der Thüren beſchäftigte.

So lange noch etwas im Beutel war, hatte ich immerfort bezahlt; als es mit meiner Baarſchaft zu Ende ging, ließ ich ſie es merken. — Dafür iſt leicht Rath geſchafft, ſagte ſie, und deutete auf ein Paar kleine Taſchen, oben an der Seite des Wagens angebracht, die ich früher wohl bemerkt, aber nicht gebraucht hatte. Sie griff in die eine und zog einige Goldſtücke heraus, ſo wie aus der andern einige Silbermünzen, und zeigte mir dadurch die Möglichkeit jeden Aufwand, wie es uns beliebte, fortzuſetzen.

So reiſten wir von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, waren unter uns und mit Andern froh, und ich dachte nicht daran, daß ſie mich wieder verlaſſen könnte, um ſo weniger, als ſie ſich ſeit einiger Zeit entſchieden guter Hoffnung befand, wodurch unſere Heiterkeit und unſere Liebe nur noch vermehrt wurde. Aber eines Morgens fand ich ſie leider nicht mehr, und weil mir der Aufenthalt ohne ſie verdrießlich war, machte ich mich mit meinem Käſtchen wieder auf den Weg, verſuchte die Kraft der beyden Taſchen und fand ſie noch immer bewährt.

Die Reiſe ging glücklich von Statten, und wenn ich bisher über mein Abenteuer weiter nicht nachdenken mögen, weil ich eine ganz natürliche Entwickelung der wunderſamen Begebenheiten erwartete; ſo ereignete ſich doch gegenwärtig etwas, wodurch ich in Erſtaunen, in Sorgen, ja in Furcht geſetzt wurde. Weil ich, um von der Stelle zu kommen, Tag und Nacht zu reiſen ge-

wohnt war, ſo geſchah es daß ich oft im Finſtern fuhr und es in meinem Wagen, wenn die Laternen zufällig ausgingen, ganz dunkel war. Einmal bey ſo finſterer Nacht war ich eingeſchlafen, und als ich erwachte ſah ich den Schein eines Lichts an der Decke meines Wagens. Ich beobachtete denſelben und fand, daß er aus dem Käſtchen hervorbrach, das einen Riß zu haben ſchien, eben als wäre es durch die heiße und trockene Witterung der eingetretenen Sommerzeit geſprungen. Meine Gedanken an die Juwelen wurden wieder rege, ich vermuthete daß ein Karfunkel im Käſtchen liege und wünſchte darüber Gewißheit zu haben. Ich rückte mich ſo gut ich konnte zurecht, ſo daß ich mit dem Auge unmittelbar den Riß berührte. Aber wie groß war mein Erſtaunen, als ich in ein von Lichtern wohl erhelltes, mit viel Geſchmack, ja Koſtbarkeit meublirtes Zimmer hineinſah, gerade ſo als hätte ich durch die Oeffnung eines Gewölbes in einen

königlichen Saal hinab gesehn. Zwar konnte ich nur einen Theil des Raums beobachten, der mich auf das Uebrige schließen ließ. Ein Caminfeuer schien zu brennen, neben welchem ein Lehnsessel stand. Ich hielt den Athem an mich und fuhr fort zu beobachten. Indem kam von der andern Seite des Saals ein Frauenzimmer mit einem Buch in den Händen, die ich sogleich für meine Frau erkannte, obschon ihr Bild nach dem allerkleinsten Maßstabe zusammengezogen war. Die Schöne setzte sich in den Sessel ans Camin um zu lesen, legte die Brände mit der niedlichsten Feuerzange zurecht, wobey ich deutlich bemerken konnte, das allerliebste kleine Wesen sey ebenfalls guter Hoffnung. Nun fand ich mich aber genöthigt meine unbequeme Stellung einigermaßen zu verrücken, und bald darauf, als ich wieder hineinsehen und mich überzeugen wollte, daß es kein Traum gewesen, war das Licht verschwunden und ich blickte in eine leere Finsterniß.

Wie erstaunt, ja erschrocken ich war, läßt sich begreifen. Ich machte mir tausend Gedanken über diese Entdeckung und konnte doch eigentlich nichts denken. Darüber schlief ich ein, und als ich erwachte, glaubte ich eben nur geträumt zu haben; doch fühlte ich mich von meiner Schönen einigermaßen entfremdet, und indem ich das Käſtchen nur desto sorgfältiger trug, wußte ich nicht, ob ich ihre Wiedererscheinung in völliger Menschengröße wünschen oder fürchten sollte.

Nach einiger Zeit trat denn wirklich meine Schöne gegen Abend in weißem Kleide herein, und da es eben im Zimmer dämmerte, so kam sie mir länger vor, als ich sie sonst zu sehen gewohnt war, und ich erinnerte mich gehört zu haben, daß alle vom Geschlecht der Nixen und Gnomen bey einbrechender Nacht an Länge gar merklich zunähmen. Sie flog wie gewöhnlich in meine Arme, aber ich konnte sie nicht recht frohmüthig an meine beklemmte Brust drücken.

„Mein Liebster, sagte sie, ich fühle nun wohl an deinem Empfang, was ich leider schon weiß. Du hast mich in der Zwischenzeit gesehn; du bist von dem Zustand unterrichtet, in dem ich mich zu gewissen Zeiten befinde; dein Glück und das meinige ist hiedurch unterbrochen, ja es steht auf dem Puncte ganz vernichtet zu werden. Ich muß dich verlassen und weiß nicht, ob ich dich jemals wieder sehen werde.“ Ihre Gegenwart, die Anmuth mit der sie sprach, entfernte sogleich fast jede Erinnerung jenes Gesichtes, das mir schon bisher nur als ein Traum vorgeschwebt hatte. Ich empfing sie mit Lebhaftigkeit, überzeugte sie von meiner Leidenschaft, versicherte ihr meine Unschuld, erzählte ihr das Zufällige der Entdeckung, genug ich that so viel, daß sie selbst beruhigt schien und mich zu beruhigen suchte.

Prüfe dich genau, sagte sie: ob diese Entdeckung deiner Liebe nicht geschadet habe, ob du vergessen kannst, daß ich in zweyerley

Geſtalten mich neben dir befinde, ob die Verringerung meines Weſens nicht auch deine Neigung vermindern werde.

Ich ſah ſie an; ſchöner war ſie als jemals und ich dachte bey mir ſelbſt: iſt es denn ein ſo großes Unglück eine Frau zu beſitzen, die von Zeit zu Zeit eine Zwerginn wird, ſo daß man ſie im Käſtchen herumtragen kann? Wäre es nicht viel ſchlimmer, wenn ſie zur Rieſinn würde und ihren Mann in den Kaſten ſteckte? Meine Heiterkeit war zurückgekehrt. Ich hätte ſie um alles in der Welt nicht fahren laſſen. — Beſtes Herz, verſetzte ich, laß uns bleiben und ſeyn wie wir geweſen ſind. Könnten wirs beyde denn herrlicher finden! Bediene dich deiner Bequemlichkeit und ich verſpreche dir das Käſtchen nur deſto ſorgfältiger zu tragen. Wie ſollte das Niedlichſte, was ich in meinem Leben geſehn, einen ſchlimmen Eindruck auf mich machen? Wie glücklich würden die Liebhaber ſeyn, wenn ſie ſolche Miniaturbilder beſitzen könn-

Gomez. Gut! Gut! Auch scheint es mir kein Wunder, daß du so verschlossen und einsylbig wirst wie er, da du immer um ihn seyn mußt. Mir kommt es fremd vor, da ich den leichteren Italiänischen Dienst gewohnt bin. An Treue und Gehorsam bin ich der Alte; aber ich habe mir das Schwätzen und Raisonniren angewöhnt. Ihr schweigt alle und laßt es euch nie wohl seyn. Der Herzog gleicht mir einem ehrnen Thurm ohne Pforte, wozu die Besatzung Flügel hätte. Neulich hört' ich ihn bey Tafel von einem frohen freundlichen Menschen sagen: er sey wie eine schlechte Schenke mit einem ausgesteckten Branntwein-Zeichen, um Müßiggänger, Bettler und Diebe herein zu locken.

Silva. Und hat er uns nicht schweigend hierher geführt?

Gomez. Dagegen ist nichts zu sagen. Gewiß' Wer Zeuge seiner Klugheit war, wie er die Armee aus Italien hierher brachte, der hat etwas gesehen. Wie er sich durch Freund und Feind, durch die Franzosen, Königlichen und

ten! Und am Ende war es auch nur ein solches Bild, eine kleine Taschenspielerey. Du prüfst und neckst mich; du sollst aber sehn wie ich mich halten werde.

Die Sache ist ernsthafter als du denkst, sagte die Schöne; indessen bin ich recht wohl zufrieden, daß du sie leicht nimmst: denn für uns Beyde kann noch immer die heiterste Folge werden. Ich will dir vertrauen und von meiner Seite das Mögliche thun, nur versprich mir, dieser Entdeckung niemals vorwurfsweise zu gedenken. Dazu füg' ich noch eine Bitte recht inständig, nimm dich vor Wein und Zorn mehr als jemals in Acht.

Ich versprach was sie begehrte, ich hätte zu und immer zu versprochen; doch sie wendete selbst das Gespräch und Alles war im vorigen Gleise. Wir hatten nicht Ursache den Ort unsers Aufenthalts zu verändern; die Stadt war groß, die Gesellschaft vielfach, die Jahrszeit veranlaßte manches Land- und Gartenfest.

Bey allen ſolchen Freuden war meine Frau ſehr gern geſehn, ja von Männern und Frauen lebhaft verlangt. Ein gutes einſchmeichelndes Betragen, mit einer gewiſſen Hoheit verknüpft, machte ſie jedermann lob- und ehrenwerth. Ueberdieß ſpielte ſie herrlich die Laute und ſang dazu, und alle geſellige Nächte mußten durch ihr Talent gekrönt werden.

Ich will nur geſtehn, daß ich mir aus der Muſik niemals viel habe machen können, ja ſie hatte vielmehr auf mich eine unangenehme Wirkung. Meine Schöne, die mir das bald abgemerkt hatte, ſuchte mich daher niemals wenn wir allein waren auf dieſe Weiſe zu unterhalten; dagegen ſchien ſie ſich in Geſellſchaft zu entſchädigen, wo ſie denn gewöhnlich eine Menge Bewunderer fand.

Und nun, warum ſollte ich es leugnen, unſere letzte Unterredung, ungeachtet meines beſten Willens, war doch nicht vermögend geweſen die Sache ganz bey mir abzuthun;

vielmehr hatte sich meine Empfindungsweise gar seltsam gestimmt, ohne daß ich es mir vollkommen bewußt gewesen wäre. Da brach eines Abends in großer Gesellschaft der verhaltene Unmuth los, und mir entsprang daraus der allergrößte Nachtheil.

Wenn ich es jetzt recht bedenke, so liebte ich nach jener unglücklichen Entdeckung meine Schönheit viel weniger, und nun ward ich eifersüchtig auf sie, was mir vorher gar nicht eingefallen war. Abends bey Tafel, wo wir schräg gegen einander über in ziemlicher Entfernung saßen, befand ich mich sehr wohl mit meinen beyden Nachbarinnen, ein Paar Frauenzimmern, die mir seit einiger Zeit reitzend geschienen hatten. Unter Scherz und Liebesreden sparte man des Weines nicht, indessen von der andern Seite ein Paar Musikfreunde sich meiner Frau bemächtigt hatten und die Gesellschaft zu Gesängen, einzelnen und chormäßigen, aufzumuntern und anzuführen wußten. Darüber fiel ich in böse Laune.

Die beyden Kunſtliebhaber ſchienen zudringlich; der Geſang machte mich ärgerlich, und als man gar von mir auch eine Solo-Strophe begehrte, ſo wurde ich wirklich aufgebracht, leerte den Becher und ſetzte ihn ſehr unſanft nieder.

Durch die Anmuth meiner Nachbarinnen fühlte ich mich ſogleich zwar wieder gemildert, aber es iſt eine böſe Sache um den Aerger, wenn er einmal auf dem Wege iſt. Er kochte heimlich fort, obgleich alles mich hätte ſollen zur Freude, zur Nachgiebigkeit ſtimmen. Im Gegentheil wurde ich nur noch tückiſcher, als man eine Laute brachte und meine Schöne ihren Geſang zur Bewunderung aller Uebrigen begleitete. Unglücklicher Weiſe erbat man ſich eine allgemeine Stille. Alſo auch ſchwatzen ſollte ich nicht mehr und die Töne thaten mir in den Zähnen weh. War es nun ein Wunder, daß endlich der kleinſte Funke die Mine zündete?

Eben hatte die Sängerinn ein Lied unter dem größten Beyfall geendigt, als sie nach mir, und wahrlich recht liebevoll herüber sah. Leider drangen die Blicke nicht bey mir ein. Sie bemerkte daß ich einen Becher Wein hinunter schlang und einen neu anfüllte. Mit dem rechten Zeigefinger winkte sie mir lieblich drohend. Bedenken Sie daß es Wein ist! sagte sie, nicht lauter als daß ich es hören konnte. — Wasser ist für die Nixen! rief ich aus. — Meine Damen, sagte sie zu meinen Nachbarinnen, kränzen sie den Becher mit aller Anmuth, daß er nicht zu oft leer werde. — Sie werden sich doch nicht meistern lassen, zischelte mir die Eine ins Ohr. — Was will der Zwerg? rief ich aus, mich heftiger gebärdend, wodurch ich den Becher umstieß. — Hier ist viel verschüttet! rief die Wunderschöne, that einen Griff in die Saiten, als wolle sie die Aufmerksamkeit der Gesellschaft aus dieser Störung wieder auf sich heranziehen. Es ge-

lang ihr wirklich, um so mehr als sie aufstand, aber nur als wenn sie sich das Spiel bequemer machen wollte, und zu präludiren fortfuhr.

Als ich den rothen Wein über das Tischtuch fließen sah, kam ich wieder zu mir selbst. Ich erkannte den großen Fehler, den ich begangen hatte, und war recht innerlich zerknirscht. Zum erstenmal sprach die Musik mich an, die erste Strophe die sie sang, war ein freundlicher Abschied an die Gesellschaft, wie sie sich noch zusammen fühlen konnte. Bey der folgenden Strophe floß die Societät gleichsam auseinander, jeder fühlte sich einzeln, abgesondert, Niemand glaubte sich mehr gegenwärtig. Aber was soll ich denn von der letzten Strophe sagen? Sie war allein an mich gerichtet, die Stimme der gekränkten Liebe, die von Unmuth und Uebermuth Abschied nimmt.

Stumm führte ich sie nach Hause und erwartete mir nichts Gutes. Doch kaum wa-

ren wir in unserm Zimmer angelangt, als sie sich höchst freundlich und anmuthig, ja sogar schalkhaft erwies und mich zum glücklichsten aller Menschen machte.

Des andern Morgens sagte ich ganz getrost und liebevoll: du hast so manchmal, durch gute Gesellschaft aufgefordert gesungen, so zum Beyspiel gestern Abend das rührende Abschiedslied. Singe nun auch einmal mir zu Liebe ein hübsches, fröhliches Willkommen in dieser Morgenstunde, damit es uns werde, als wenn wir uns zum erstenmal kennen lernten.

Das vermag ich nicht, mein Freund, versetzte sie mit Ernst. Das Lied von gestern Abend bezog sich auf unsere Scheidung, die nun sogleich vor sich gehen muß: denn ich kann dir nur sagen, die Beleidigung gegen Versprechen und Schwur hat für uns beyde die schlimmsten Folgen; du verscherzest ein großes Glück und auch ich muß meinen liebsten Wünschen entsagen.

Als ich nun hierauf in sie drang und bat, sie möchte sich näher erklären, versetzte sie: das kann ich leider wohl, denn es ist doch um mein Bleiben bey dir gethan. Vernimm also, was ich dir lieber bis in die spätesten Zeiten verborgen hätte. Die Gestalt, in der du mich im Käsichen erblicktest, ist mir wirklich angeboren und natürlich: denn ich bin aus dem Stamm des Königs Eckwald, des mächtigen Fürsten der Zwerge, von dem die wahrhafte Geschichte so vieles meldet. Unser Volk ist noch immer wie vor Alters thätig und geschäftig und auch daher leicht zu regieren. Du mußt dir aber nicht vorstellen, daß die Zwerge in ihren Arbeiten zurückgeblieben sind. Sonst waren Schwerdte, die den Feind verfolgten, wenn man sie ihm nachwarf, unsichtbar und geheimnißvoll bindende Ketten, undurchdringliche Schilder und dergleichen ihre berühmtesten Arbeiten. Jetzt aber beschäftigen sie sich hauptsächlich mit Sachen der Bequemlichkeit und des Putzes,

und übertreffen darin alle andern Völker der Erde. Du würdest erstaunen, wenn du unsere Werkstätten und Waarenlager hindurchgehen solltest. Dieß wäre nun alles gut, wenn nicht bey der ganzen Nation überhaupt, vorzüglich aber bey der königlichen Familie, ein besonderer Umstand einträte.

Da sie einen Augenblick inne hielt, ersuchte ich sie um fernere Eröffnung dieser wundersamen Geheimnisse, worin sie mir denn auch sogleich willfahrte.

Es ist bekannt, sagte sie, daß Gott, sobald er die Welt erschaffen hatte, so daß alles Erdreich trocken war und das Gebirg mächtig und herrlich dastand, daß Gott, sage ich, sogleich vor allen Dingen die Zwerglein erschuf, damit auch vernünftige Wesen wären, welche seine Wunder im Innern der Erde auf Gängen und Klüften anstaunen und verehren könnten. Ferner ist bekannt, daß dieses kleine Geschlecht sich nachmals erhoben und sich die Herrschaft der Erde anzu-

maßen gedacht, weßhalb denn Gott die Drachen erſchaffen, um das Gezwerge ins Gebirg zurückzudrängen. Weil aber die Drachen ſich in den großen Höhlen und Spalten ſelbſt einzuniſten und dort zu wohnen pflegten, auch viele derſelben Feuer ſpieen und manch anderes Wüſte begingen; ſo wurde dadurch den Zwerglein gar große Noth und Kummer bereitet, dergeſtalt, daß ſie nicht mehr wußten wo aus noch ein und ſich daher zu Gott dem Herrn gar demüthiglich und flehentlich wendeten, auch ihn im Gebet anrieſen, er möchte doch dieſes unſaubere Drachenvolk wieder vertilgen. Ob er nun aber gleich nach ſeiner Weisheit ſein Geſchöpf zu zerſtören nicht beſchließen mochte, ſo ging ihm doch der armen Zwerglein große Noth dermaßen zu Herzen, daß er alsbald die Rieſen erſchuf, welche die Drachen bekämpfen und wo nicht ausrotten, doch wenigſtens vermindern ſollten.

Als nun aber die Rieſen ſo ziemlich mit den Drachen fertig geworden, ſtieg ihnen

Ketzer, durch die Schweizer und Verbündnen gleichſam durchſchmiegte, die ſtrengſte Mannszucht hielt, und einen Zug, den man ſo gefährlich achtete, leicht und ohne Anſtoß zu leiten wußte! — Wir haben was geſehen, was lernen können.

Silva. Auch hier! Iſt nicht alles ſtill und ruhig, als wenn kein Aufſtand geweſen wäre?

Gomez. Nun, es war auch ſchon meiſt ſtill als wir herkamen.

Silva. In den Provinzen iſt es viel ruhiger geworden; und wenn ſich noch einer beweget, ſo iſt es um zu entfliehen. Aber auch dieſem wird er die Wege bald verſperren, denk' ich.

Gomez. Nun wird er erſt die Gunſt des Königs gewinnen.

Silva. Und uns bleibt nichts angelegner, als uns die ſeinige zu erhalten. Wenn der König hierher kommt, bleibt gewiß der Herzog, und jeder den er empfiehlt, nicht unbelohnt.

gleichfalls der Muth und Dünkel, weßwegen sie gar manches Frevele, besonders auch gegen die guten Zwerglein verübten, welche denn abermals in ihrer Noth sich zu dem Herrn wandten, der sodann aus seiner Machtgewalt die Ritter schuf, welche die Riesen und Drachen bekämpfen und mit den Zwerglein in guter Eintracht leben sollten. Damit war denn das Schöpfungswerk von dieser Seite beschlossen, und es findet sich, daß nachher Riesen und Drachen so wie die Ritter und Zwerge immer zusammengehalten haben. Daraus kannst du nun ersehen, mein Freund, daß wir von dem ältesten Geschlecht der Welt sind, welches uns zwar zu Ehren gereicht, doch aber auch großen Nachtheil mit sich führt.

Da nämlich auf der Welt nichts ewig bestehn kann, sondern alles was einmal groß gewesen, klein werden und abnehmen muß, so sind auch wir in dem Falle, daß wir seit Erschaffung der Welt immer abnehmen und kleiner werden, vor allen andern aber die kö-

nigliche Familie, welche wegen ihres reinen Blutes dieſem Schickſal am erſten unterworfen iſt. Deßhalb haben unſere weiſen Meiſter ſchon vor vielen Jahren den Ausweg erdacht, daß von Zeit zu Zeit eine Prinzeſſinn aus dem königlichen Hauſe heraus ins Land geſendet werde, um ſich mit einem ehrſamen Ritter zu vermählen, damit das Zwergengeſchlecht wieder angefriſcht und vom gänzlichen Verfall gerettet ſey.

Indeſſen meine Schöne dieſe Worte ganz treuherzig vorbrachte, ſah ich ſie bedenklich an, weil es ſchien, als ob ſie Luſt habe mir etwas aufzubinden. Was ihre niedliche Herkunft betraf, daran hatte ich weiter keinen Zweifel; aber daß ſie mich anſtatt eines Ritters ergriffen hatte, das machte mir einiges Mißtrauen, indem ich mich denn doch zu wohl kannte, als daß ich hätte glauben ſollen, meine Vorfahren ſeyen von Gott unmittelbar erſchaffen worden.

Ich verbarg Verwunderung und Zweifel und fragte ſie freundlich: aber ſage mir, mein liebes Kind, wie kommſt du zu dieſer großen und anſehnlichen Geſtalt? denn ich kenne wenig Frauen, die ſich dir an prächtiger Bildung vergleichen können. — Das ſollſt du erfahren, verſetzte meine Schöne. Es iſt von jeher im Rath der Zwergenkönige hergebracht, daß man ſich ſo lange als möglich vor jedem außerordentlichen Schritt in Acht nehme, welches ich denn auch ganz natürlich und billig finde. Man hätte vielleicht noch lange gezaudert, eine Prinzeſſinn wieder einmal in das Land zu ſenden, wenn nicht mein nachgeborener Bruder ſo klein ausgefallen wäre, daß ihn die Wärterinnen ſogar aus den Windeln verloren haben und man nicht weiß, wo er hingekommen iſt. Bey dieſem in den Jahrbüchern des Zwergenreichs ganz unerhörten Falle verſammelte man die Weiſen, und kurz und gut, der Entſchluß ward gefaßt, mich auf die Freite zu ſchicken.

Der Entſchluß! rief ich aus; das iſt wohl alles ſchön und gut. Man kann ſich entſchlieſſen, man kann etwas beſchließen; aber einem Zwerglein dieſe Göttergeſtalt zu geben, wie haben eure Weiſen dieß zu Stande gebracht?

Es war auch ſchon, ſagte ſie, von unſern Ahnherrn vorgeſehn. In dem königlichen Schatze lag ein ungeheurer goldner Fingerring. Ich ſpreche jetzt von ihm, wie er mir vorkam, da er mir, als einem Kinde, ehemals an ſeinem Ort gezeigt wurde: denn es iſt derſelbe, den ich hier am Finger habe; und nun ging man folgendergeſtalt zu Werke. Man unterrichtete mich von allem was bevorſtehe, und belehrte mich was ich zu thun und zu laſſen habe.

Ein köſtlicher Palaſt, nach dem Muſter des liebſten Sommeraufenthalts meiner Aeltern, wurde verfertigt: ein Hauptgebäude, Seitenflügel und was man nur wünſchen kann. Er ſtand am Eingang einer groſſen Felskluft und verzierte ſie aufs beſte. An

dem bestimmten Tage zog der Hof dorthin und meine Aeltern mit mir. Die Armee paradirte und vierundzwanzig Priester trugen auf einer köstlichen Bahre, nicht ohne Beschwerlichkeit, den wundervollen Ring. Er ward an die Schwelle des Gebäudes gelegt, gleich innerhalb, wo man über sie hinübertritt. Manche Ceremonien wurden begangen, und nach einem herzlichen Abschiede schritt ich zum Werke. Ich trat hinzu, legte die Hand an den Ring und fing sogleich merklich zu wachsen an. In wenig Augenblicken war ich zu meiner gegenwärtigen Größe gelangt, worauf ich den Ring sogleich an den Finger steckte. Nun im Nu verschlossen sich Fenster, Thür und Thore, die Seitenflügel zogen sich ins Hauptgebäude zurück, statt des Palastes stand ein Kästchen neben mir, das ich sogleich aufhob und mit mir forttrug, nicht ohne ein angenehmes Gefühl, so groß und so stark zu seyn, zwar immer noch ein Zwerg gegen Bäume und Berge, gegen Ströme wie

gegen Landſtrecken, aber doch immer ſchon ein Rieſe gegen Gras und Kräuter, beſonders aber gegen die Ameiſen, mit denen wir Zwerge nicht immer in gutem Verhältniß ſtehen und deßwegen oft von ihnen geplagt werden.

Wie es mir auf meiner Wallfahrt erging, ehe ich dich fand, davon hätte ich viel zu erzählen. Genug ich prüfte manchen, aber Niemand als du ſchien mir werth, den Stamm des herrlichen Eckwald zu erneuern und zu verewigen.

Bey allen dieſen Erzählungen wackelte mir mitunter der Kopf, ohne daß ich ihn gerade geſchüttelt hätte. Ich that verſchiedne Fragen, worauf ich aber keine ſonderlichen Antworten erhielt, vielmehr zu meiner größten Betrübniß erfuhr, daß ſie nach dem was begegnet, nothwendig zu ihren Aeltern zurück müſſe. Sie hoffe zwar wieder zu mir zu kommen, doch jetzt habe ſie ſich unvermeidlich zu ſtellen, weil ſonſt für ſie ſo wie für mich alles

verloren wäre. Die Beutel würden bald aufhören zu zahlen und was sonst noch alles daraus entstehn könnte.

Da ich hörte, daß uns das Geld ausgehn dürfte, fragte ich nicht weiter was sonst noch geschehen möchte. Ich zuckte die Achseln, ich schwieg und sie schien mich zu verstehn.

Wir packten zusammen und setzten uns in den Wagen, das Kästchen gegen uns über, dem ich aber noch nichts von einem Palast ansehen konnte. So ging es mehrere Stationen fort. Postgeld und Trinkgeld wurden aus den Täschchen rechts und links bequem und reichlich bezahlt, bis wir endlich in eine gebirgige Gegend gelangten und kaum abgestiegen waren, als meine Schöne voraus ging und ich auf ihr Geheiß mit dem Kästchen folgte. Sie führte mich auf ziemlich steilen Pfaden zu einem engen Wiesengrund, durch welchen sich eine klare Quelle bald stürzte, bald laufend schlängelte.

Da zeigte sie mir eine erhöhte Fläche, hieß mich das Käschen niedersetzen und sagte: Lebe wohl! du findest den Weg gar leicht zurück; gedenke mein, ich hoffe dich wiederzusehn.

In diesem Augenblick war mirs als wenn ich sie nicht verlassen könnte. Sie hatte gerade wieder ihren schönen Tag, oder wenn Ihr wollt ihre schöne Stunde. Mit einem so lieblichen Wesen allein, auf grüner Matte, zwischen Gras und Blumen, von Felsen beschränkt, von Wasser umrauscht, welches Herz wäre da wohl fühllos geblieben! Ich wollte sie bey der Hand fassen, sie umarmen, aber sie stieß mich zurück und bedrohte mich, obwohl noch immer liebreich genug, mit großer Gefahr, wenn ich mich nicht sogleich entfernte.

Ist denn gar keine Möglichkeit, rief ich aus, daß ich bey dir bleibe, daß du mich bey dir behalten könntest? Ich begleitete diese Worte mit so jämmerlichen Gebärden und Tönen, daß sie gerührt schien und nach eini-

gem Bedenken mir gestand, eine Fortdauer unserer Verbindung sey nicht ganz unmöglich. Wer war glücklicher als ich. Meine Zudringlichkeit, die immer lebhafter ward, nöthigte sie endlich mit der Sprache herauszurücken und mir zu entdecken, daß wenn ich mich entschlösse, mit ihr so klein zu werden als ich sie schon gesehn, so könnte ich auch jetzt bey ihr bleiben, in ihre Wohnung, in ihr Reich, zu ihrer Familie mit übertreten. Dieser Vorschlag gefiel mir nicht ganz, doch konnte ich mich einmal in diesem Augenblick nicht von ihr losreißen, und aus Wunderbare seit geraumer Zeit schon gewöhnt, zu raschen Entschlüssen aufgelegt, schlug ich ein und sagte, sie möchte mit mir machen was sie wolle.

Sogleich mußte ich den kleinen Finger meiner rechten Hand ausstrecken, sie stützte den ihrigen dagegen, zog mit der linken Hand den goldenen Ring ganz leise sich ab und ließ ihn herüber an meinen Finger lau-

ſen. Kaum war dieß geſchehn, ſo fühlte ich einen gewaltigen Schmerz am Finger, der Ring zog ſich zuſammen und folterte mich entſetzlich. Ich that einen gewaltigen Schrey und griff unwillkührlich um mich her nach meiner Schönen, die aber verſchwunden war. Wie mir indeſſen zu Muthe geweſen, dafür wüßte ich keinen Ausdruck zu finden, auch bleibt mir nichts übrig zu ſagen, als daß ich mich ſehr bald in kleiner Perſon neben meiner Schönen in einem Walde von Grashalmen befand. Die Freude des Wiederſehens nach einer kurzen und doch ſo ſeltſamen Trennung, oder wenn Ihr wollt, einer Wiedervereinigung ohne Trennung, überſteigt alle Begriffe. Ich fiel ihr um den Hals, ſie erwiederte meine Liebkoſungen und das kleine Paar fühlte ſich ſo glücklich als das große.

Mit einiger Unbequemlichkeit ſtiegen wir nunmehr an einem Hügel hinauf; denn die Matte war für uns beynah ein undurchdring-

Gomez. Glaubst du, daß der König komme?

Silva. Es werden so viele Anstalten gemacht, daß es höchst wahrscheinlich ist.

Gomez. Mich überreden sie nicht.

Silva. So rede wenigstens nicht davon. Denn wenn des Königs Absicht ja nicht seyn sollte zu kommen; so ist sie's doch wenigstens gewiß, daß man es glauben soll.

Ferdinand, Alba's natürlicher Sohn. Ist mein Vater noch nicht heraus?

Silva. Wir warten auf ihn.

Ferdinand. Die Fürsten werden bald hier seyn.

Gomez. Kommen sie heute?

Ferdinand. Oranien und Egmont.

Gomez leise zu Silva. Ich begreife etwas.

Silva. So behalt' es für dich.

licher Wald geworden. Doch gelangten wir endlich auf eine Blöße, und wie erstaunt war ich, dort eine große geregelte Masse zu sehn, die ich doch bald für das Kästchen, in dem Zustand wie ich es hingesetzt hatte, wieder erkennen mußte.

Gehe hin, mein Freund, und klopfe mit dem Ringe nur an, du wirst Wunder sehn, sagte meine Geliebte. Ich trat hinzu und hatte kaum angepocht, so erlebte ich wirklich das größte Wunder. Zwey Seitenflügel bewegten sich hervor und zugleich fielen wie Schuppen und Spähne verschiedene Theile herunter, da mir denn Thüren, Fenster, Säulengänge und alles was zu einem vollständigen Palaste gehört, auf einmal zu Gesichte kamen.

Wer einen künstlichen Schreibtisch von Röntchen gesehn hat, wo mit einem Zug viele Federn und Ressorts in Bewegung kommen, Pult und Schreibzeug, Brief- und Geldfächer sich auf einmal oder kurz nach einander

entwickeln, der wird sich eine Vorstellung machen können, wie sich jener Palast entfaltete, in welchen mich meine süße Begleiterinn nunmehr hineinzog. In dem Hauptsaal erkannte ich gleich das Camin das ich ehemals von oben gesehn, und den Sessel worauf sie gesessen. Und als ich über mich blickte, glaubte ich wirklich noch etwas von dem Sprunge in der Kuppel zu bemerken, durch den ich herein geschaut hatte. Ich verschone Euch mit Beschreibung des Uebrigen; genug alles war geräumig, köstlich und geschmackvoll. Kaum hatte ich mich von meiner Verwunderung erholt, als ich von fern eine militärische Musik vernahm. Meine schöne Hälfte sprang vor Freuden auf und verkündigte mir mit Entzücken die Ankunft ihres Herrn Vaters. Hier traten wir unter die Thüre und schauten, wie aus einer ansehnlichen Felskluft ein glänzender Zug sich bewegte. Soldaten, Bediente, Hausofficianten und ein glänzender Hofstaat folgten hinter

einander. Endlich erblickte man ein goldenes Gedränge und in demselben den König selbst. Als der ganze Zug vor dem Palast aufgestellt war, trat der König mit seiner nächsten Umgebung heran. Seine zärtliche Tochter eilte ihm entgegen, sie riß mich mit sich fort, wir warfen uns ihm zu Füßen, er hob mich sehr gnädig auf, und als ich vor ihn zu stehen kam, bemerkte ich erst, daß ich freylich in dieser kleinen Welt die ansehnlichste Statur hatte. Wir gingen zusammen nach dem Palaste, da mich der König in Gegenwart seines ganzen Hofs mit einer wohlstudirten Rede, worin er seine Ueberraschung uns hier zu finden ausdrückte, zu bewillkommnen geruhte, mich als seinen Schwiegersohn erkannte und die Trauungsceremonie auf Morgen ansetzte.

Wie schrecklich ward mir auf einmal zu Muthe, als ich von Heirat reden hörte: denn ich fürchtete mich bisher davor fast mehr als vor der Musik selbst, die mir

doch ſonſt das Verhaßteſte auf Erden ſchien. Diejenigen die Muſik machen, pflegte ich zu ſagen, ſtehen doch wenigſtens in der Einbildung, unter einander einig zu ſeyn und in Uebereinſtimmung zu wirken: denn wenn ſie lange genug geſtimmt und uns die Ohren mit allerley Mistönen zerriſſen haben, ſo glauben ſie ſteif und feſt, die Sache ſey nunmehr aufs Reine und ein Inſtrument paſſe genau zum andern. Der Capellmeiſter ſelbſt iſt in dieſem glücklichen Wahn, und nun geht es freudig los, unterdeß uns andern immerfort die Ohren gällen. Bey dem Eheſtand hingegen iſt dieß nicht einmal der Fall: denn ob er gleich nur ein Duett iſt und man doch denken ſollte, zwey Stimmen, ja zwey Inſtrumente müßten einigermaßen übereingeſtimmt werden können, ſo trifft es doch ſelten zu, denn wenn der Mann einen Ton angiebt, ſo nimmt ihn die Frau gleich höher und der Mann wieder höher; da geht es denn aus dem Cammer- in den Chorton und

immer so weiter hinauf, daß zuletzt die blasenden Instrumente selbst nicht folgen können. Und also, da mir die harmonische Musik zuwider bleibt, so ist mir noch weniger zu verdenken, daß ich die disharmonische gar nicht leiden kann.

Von allen Festlichkeiten worunter der Tag hinging, mag und kann ich nicht erzählen: denn ich achtete gar wenig darauf. Das kostbare Essen, der köstliche Wein; nichts wollte mir schmecken. Ich sann und überlegte, was ich zu thun hätte. Doch da war nicht viel auszusinnen. Ich entschloß mich, als es Nacht wurde, kurz und gut, auf und davon zu gehn und mich irgendwo zu verbergen. Auch gelangte ich glücklich zu einer Steinritze, in die ich mich hineinzwängte und so gut als möglich verbarg. Mein erstes Bemühen darauf war, den unglücklichen Ring vom Finger zu schaffen, welches jedoch mir keineswegs gelingen wollte, vielmehr mußte ich fühlen, daß er immer enger ward,

sobald ich ihn abzuziehn gedachte, worüber ich heftige Schmerzen litt, die aber sogleich nachließen, sobald ich von meinem Vorhaben abstand.

Frühmorgens wach' ich auf — denn meine kleine Person hatte sehr gut geschlafen — und wollte mich eben weiter umsehen', als es über mir wie zu regnen anfing. Es fiel nämlich durch Gras, Blätter und Blumen wie Sand und Grus in Menge herunter; allein wie entsetzte ich mich, als alles um mich her lebendig ward und ein unendliches Ameisenheer über mich niederstürzte. Kaum wurden sie mich gewahr, als sie mich von allen Seiten angriffen, und ob ich mich gleich wacker und muthig genug vertheidigte, doch zuletzt auf solche Weise zudeckten, kneipten und peinigten, daß ich froh war, als ich mir zurufen hörte ich solle mich ergeben. Ich ergab mich wirklich und gleich, worauf denn eine Ameise von ansehnlicher Statur sich mit Höflichkeit, ja mit Ehrfurcht näherte und sich sogar mei-

ner Gunſt empfahl. Ich vernahm, daß die Ameiſen Alliirte meines Schwiegervaters geworden, und daß er ſie im gegenwärtigen Fall aufgerufen und verpflichtet mich herbeyzuſchaffen. Nun war ich Kleiner in den Händen von Nochkleinern. Ich ſah der Trauung entgegen und mußte noch Gott danken, wenn mein Schwiegervater nicht zürnte, wenn meine Schöne nicht verdrüßlich geworden.

Laßt mich nun von allen Ceremonien ſchweigen; genug, wir waren verheiratet. So luſtig und munter es jedoch bey uns herging, ſo fanden ſich dem ungeachtet einſame Stunden, in denen man zum Nachdenken verleitet wird, und mir begegnete was mir noch niemals begegnet war; was aber und wie, das ſollt Ihr vernehmen.

Alles um mich her war meiner gegenwärtigen Geſtalt und meinen Bedürfniſſen völlig gemäß, die Flaſchen und Becher einem kleinen Trinker wohl proportionirt, ja wenn

man will, verhältnißmäßig beſſeres Maß als bey uns. Meinem kleinen Gaumen ſchmeckten die zarten Biſſen vortrefflich, ein Kuß von dem Mündchen meiner Gattinn war gar zu reizend, und ich leugne nicht, die Neuheit machte mir alle dieſe Verhältniſſe höchſt angenehm. Dabey hatte ich jedoch leider meinen vorigen Zuſtand nicht vergeſſen. Ich empfand in mir einen Maßſtab voriger Größe, welches mich unruhig und unglücklich machte. Nun begriff ich zum erſten Mal, was die Philoſophen unter ihren Idealen verſtehen möchten, wodurch die Menſchen ſo gequält ſeyn ſollen. Ich hatte ein Ideal von mir ſelbſt und erſchien mir manchmal im Traum wie ein Rieſe. Genug, die Frau, der Ring, die Zwergenfigur, ſo viele andere Bande machten mich ganz und gar unglücklich, daß ich auf meine Befreyung in Ernſt zu denken begann.

Weil ich überzeugt war, daß der ganze Zauber in dem Ring verborgen liege, ſo be-

schloß ich ihn abzufeilen. Ich entwendete deßhalb dem Hofjuwelier einige Feilen. Glücklicher Weise war ich links, und ich hatte in meinem Leben niemals etwas rechts gemacht: ich hielt mich tapfer an die Arbeit; sie war nicht gering: denn das goldne Reifchen, so dünn es aussah, war in dem Verhältniß dichter geworden, als es sich aus seiner ersten Größe zusammengezogen hatte. Alle freye Stunden wendete ich unbeobachtet an dieses Geschäft und war klug genug, als das Metall bald durchgefeilt war, vor die Thüre zu treten. Das war mir gerathen: denn auf einmal sprang der goldne Reif mit Gewalt vom Finger und meine Figur schoß, mit solcher Heftigkeit in die Höhe, daß ich wirklich an den Himmel zu stoßen glaubte und auf alle Fälle die Kuppel unseres Sommerpalastes durchgestoßen, ja das ganze Sommergebäude durch meine frische Unbehülflichkeit zerstört haben würde.

Da stand ich nun wieder, freylich um so

vieles gröſſer, allein, wie mir vorkam, auch um vieles dümmer und unbehülflicher. Und als ich mich aus meiner Betäubung erholt, ſah ich die Schatulle neben mir ſtehn, die ich ziemlich ſchwer fand, als ich ſie aufhob und den Fußpfad hinunter nach der Station trug, wo ich denn gleich einſpannen und fortfahren ließ. Unterwegs machte ich ſogleich den Verſuch mit den Täſchchen an beyden Seiten. An der Stelle des Geldes, welches ausgegangen ſchien, fand ich ein Schlüſſelchen; es gehörte zur Schatulle, in welcher ich einen ziemlichen Erſatz fand. So lange das vorhielt, bediente ich mich des Wagens; nachher wurde dieſer verkauft, um mich auf dem Poſtwagen fortzubringen. Die Schatulle ſchlug ich zuletzt los, weil ich immer dachte, ſie ſollte ſich noch einmal füllen. Und ſo kam ich denn endlich, obgleich durch einen ziemlichen Umweg, wieder an den Heerd zur Köchinn, wo Ihr mich zuerſt habt kennen lernen.

Herzog von Alba.

Wie er herein und hervor tritt, treten die andern zurück.

Gomez.

Gomez tritt vor. Herr!

Alba. Du haſt die Wachen vertheilt und beordert?

Gomez. Auf's genauſte. Die täglichen Runden —

Alba. Genug. Du warteſt in der Gallerie. Silva wird dir den Augenblick ſagen, wenn du ſie zuſammenziehen, die Zugänge nach dem Pallaſte beſetzen ſollſt. Das übrige weißt du.

Gomez. Ja, Herr! ab.

Alba. Silva!

Silva. Hier bin ich.

Alba. Alles was ich von jeher an dir geſchätzt habe, Muth, Entſchloſſenheit, unaufhaltſames Ausführen, das zeige heut.

Silva. Ich danke euch, daß ihr mir Gelegenheit gebt zu zeigen, daß ich der Alte bin.

Sechzehntes Kapitel.

Lenardo war mit Geschäften überhäuft, seine Canzley in größter Thätigkeit; Schnell- und Schönschreiber durften keinen Augenblick rasten, indessen Wilhelm und Friedrich zwischen Feldern und Wiesen lustwandelnd auf das Erfreulichste sich unterhielten.

Hier kam denn, wie es unter Freunden die sich wieder sehen nothwendig geschieht, vor allen Dingen zur Sprache, in wiefern man sich verändert finde? Friedrich wollte Wilhelmen noch vollkommen für denselben ansprechen, diesem jedoch erschien sein junger Freund zwar noch von gleicher Heiterkeit und Umsicht, doch gehaltener. Es wäre nicht

gut, fiel Friedrich ein, wenn ein Vater von drey Kindern, Gemahl einer trefflichen Matrone, nicht auch an ſtattlicher Würde gewinnen ſollte.

Nun klärte ferner ſichs auf, daß alle Perſonen die wir aus den Lehrjahren kennen, noch unter den Lebenden ſich wohl befänden, ja beſſer als vorher, weil ſie in voller entſchiedenen Thätigkeit, jedes in ſeiner Art geſellt zu vielen Mitwirkenden, an das edelſte Ziel hinſtrebten. Doch iſt uns verſagt nähere Kenntniß davon gleich jetzt zu ertheilen, weil einem Büchlein wie dem unſrigen Rückhalt und Geheimniß gar wohl ziemen mag.

Aber was im Laufe des vertrauten Geſprächs von der Geſellſchaft in der wir uns jetzt befinden weiter offenbart worden, wie ſich ihre näheren Bezüge, Maximen und Zwecke dabey nach und nach aufklärten, iſt Pflicht und Gelegenheit hier zu eröffnen.

Die Grille des Auswanderns, hieß es, kann in einem beengten kümmerlichen Zu-

stand den Menschen gar wohl ergreifen, sie wird, wenn einzelne Fälle durch glücklichen Erfolg begünstigt werden, im Ganzen sich als Leidenschaft hervorthun, wie wir gesehn haben, noch sehen und dabey nicht läugnen, daß wir selbst von einem solchen Wahne bethört gewesen.

Das Auswandern geschieht in betrüglicher Hoffnung eines bessern Zustandes, doch sie wird beym erfolgenden Einwandern gar oft enttäuscht, weil man sich, wohin man auch gelange, immer wieder in einer bedingten Welt befindet und, wenn man auch nicht zu einer abermaligen Auswanderung genöthigt wird, dennoch den Wunsch darnach im Stillen zu hegen geneigt ist.

Wir haben uns daher verbündet auf alles Auswandern Verzicht zu thun und uns dem Wandern zu ergeben. Hier kehrt man nicht dem Vaterlande auf immer den Rücken, sondern man hofft, auch auf dem größten Umweg, wieder dahin zu gelangen; reicher,

verſtändiger, geſchickter, beſſer, und was aus einem ſolchen Lebenswandel Vortheilhaftes hervorgehen mag. Nun aber iſt in Geſellſchaft alles leichter und glücklicher zu vollbringen als einem Einzelnen gelänge, und in dieſem Sinne betrachte, mein Freund, was Du hier bemerkſt: denn was Du auch ſiehſt, alles und jedes befördert ein großes, mobiles Verhältniß tüchtiger und thätiger Menſchen aller Klaſſen.

Weil denn aber wo Menſchen ſind auch Lebensart iſt, ſo ſag' ich vorläufig von unſerer Verfaſſung nur ſoviel: wenn zwey der Unſrigen irgendwo zufällig auf einander treffen, ſo verfahren ſie nach Stand und Weiſe, nach Handwerks- und Kunſtgebrauch oder ſonſt nach irgend einer Sitte ihren gewöhnlichen Bezügen gemäß. Dreye zuſammentretend werden auch für eine Einheit gehalten, welche ſich ſelbſt regiert; geſellt ſich aber ein Vierter hinzu, ſo wählen Dreye ſogleich das Band. Dieſes darf nun, es mögen ſich ſo-

viel zusammengesellen als wollen, immer nur eine neugewählte Person seyn, weil im Grossen, wie im Kleinen, Mit-Regenten wechselseits nur hinderlich sind.

Du konntest bemerken daß Lenardo mehr als hundert thätige und tüchtige Menschen verbindet, beschäftigt, versammelt, versendet, wie Du Morgen, als an einem bedeutenden Tage sehen und erfahren kannst; Du wirst das Band aufgelöst, die Menge in kleinere Gesellschaften vertheilt und das Band vervielfältigt sehen; alles Uebrige soll sich Dir gleichfalls eröffnen.

Nun aber lad' ich Dich zu einem kurzen Vortrag. Laß uns im Schatten dieser durchlüfteten Bäume, zur Seite des schweigsam vorüberziehenden Wassers, eine Geschichte vernehmen, ein kleines Heft durchlesen, welches mir Lenardo aus dem reichen Schatze seiner Sammlung anvertraut, damit man sich recht durchdringen möge, welch ein Unterschied es sey zwischen einer verrückten Pilgerschaft,

deren ſich ſo manche in der Welt umhertreiben, und zwiſchen einem wohldurchdachten, glücklich eingeleiteten Unternehmen, wie das unſere, das ich nicht weiter anpreiſen will.

Die pilgernde Thörinn.

Herr von Revanne, ein reicher Privatmann, besitzt die schönsten Ländereyen seiner Provinz. Nebst Sohn und Schwester bewohnt er ein Schloß, das eines Fürsten würdig wäre; und in der That, wenn sein Park, seine Wasser, seine Pachtungen, seine Manufacturen, sein Hauswesen auf sechs Meilen umher die Hälfte der Einwohner ernähren, so ist er durch sein Ansehn und durch das Gute das er stiftet wirklich ein Fürst.

Vor einigen Jahren spazierte er an den Mauern seines Parks hin auf der Heerstraße und ihm gefiel in einem Lustwäldchen auszu-

ruhen, wo der Reisende gern verweilt. Hochstämmige Bäume ragen über junges dichtes Gebüsch; man ist vor Wind und Sonne geschützt; ein sauber gefaßter Brunnen sendet sein Wasser über Wurzeln, Steine und Rasen. Der Spazierende hatte wie gewöhnlich Buch und Flinte bey sich. Nun versuchte er zu lesen, öfters durch Gesang der Vögel, manchmal durch Wanderschritte angenehm abgezogen und zerstreut.

Ein schöner Morgen war im Vorrücken, als jung und liebenswürdig ein Frauenzimmer sich gegen ihn her bewegte. Sie verließ die Straße, indem sie sich Ruhe und Erquickung an dem frischen Orte zu versprechen schien, wo er sich befand. Sein Buch fiel ihm aus den Händen, überrascht wie er war. Die Pilgerinn mit den schönsten Augen von der Welt und einem Gesicht, durch Bewegung angenehm belebt, zeichnete sich an Körperbau, Gang und Anstand dergestalt aus, daß er unwillkührlich von seinem Platze auf-

ſtand und nach der Straße blickte, um das Gefolge kommen zu ſehen, das er hinter ihr vermuthete. Dann zog die Geſtalt abermals, indem ſie ſich edel gegen ihn verbeugte, ſeine Aufmerkſamkeit an ſich und ehrerbietig erwiederte er den Gruß. Die ſchöne Reiſende ſetzte ſich an den Rand das Quells, ohne ein Wort zu ſagen und mit einem Seufzer.

Seltſame Wirkung der Sympathie! rief Herr von Revanne, als er mir die Begebenheit erzählte: dieſer Seufzer ward in der Stille von mir erwiedert. Ich blieb ſtehen, ohne zu wiſſen was ich ſagen oder thun ſollte. Meine Augen waren nicht hinreichend dieſe Vollkommenheiten zu faſſen. Ausgeſtreckt wie ſie lag, auf einen Ellbogen geſtützt, es war die ſchönſte Frauengeſtalt die man ſich denken konnte! Ihre Schuhe gaben mir zu eigenen Betrachtungen Anlaß; ganz beſtaubt deuteten ſie auf einen langen zurückgelegten Weg, und doch waren ihre ſeidenen Strümpfe ſo blank, als wären ſie

eben unter dem Glättstein hervorgegangen. Ihr aufgezogenes Kleid war nicht zerdrückt; ihre Haare schienen diesen Morgen erst gelockt; feines Weißzeug, feine Spitzen; sie war angezogen als wenn sie zum Balle gehen sollte. Auf eine Landstreicherinn deutete nichts an ihr, und doch war sie's; aber eine beklagenswerthe, eine verehrungswürdige.

Zuletzt benutzte ich einige Blicke die sie auf mich warf, sie zu fragen, ob sie allein reise. Ja, mein Heer, sagte sie: Ich bin allein auf der Welt. — Wie? Madam, Sie sollten ohne Aeltern, ohne Bekannte seyn? — Das wollte ich eben nicht sagen, mein Herr. Aeltern hab' ich, und Bekannte genug; aber keine Freunde. — Daran, fuhr ich fort, können Sie wohl unmöglich Schuld seyn. Sie haben eine Gestalt und gewiß auch ein Herz, denen sich viel vergeben läßt.

Sie fühlte die Art von Vorwurf, den mein Compliment verbarg, und ich machte mir einen guten Begriff von ihrer Erziehung.

Alba. So bald die Fürſten bey mir eingetreten ſind, dann eile gleich, Egmonts Geheimſchreiber gefangen zu nehmen. Du haſt alle Anſtalten gemacht, die übrigen, welche bezeichnet ſind, zu fahen?

Silva. Vertrau' auf uns. Ihr Schickſal wird ſie, wie eine wohlberechnete Sonnenfinſterniß, pünctlich und ſchrecklich treffen.

Alba. Haſt du ſie genau beobachten laſſen?

Silva. Alle; den Egmont vor andern. Er iſt der einzige, der, ſeit du hier biſt, ſein Betragen nicht geändert hat. Den ganzen Tag von einem Pferd' auf's andere, ladet Gäſte, iſt immer luſtig und unterhaltend bey Tafel, würfelt, ſchießt und ſchleicht Nachts zum Liebchen. Die andern haben dagegen eine merkliche Pauſe in ihrer Lebensart gemacht; ſie bleiben bey ſich; vor ihrer Thüre ſieht's aus als wenn ein Kranker im Hauſe wäre.

Alba. Drum raſch! eh' ſie uns wider Willen geneſen.

Sie öffnete gegen mich zwey himmlische Augen vom vollkommensten, reinsten Blau, durchsichtig und glänzend; hierauf sagte sie mit edlem Tone: Sie könne es einem Ehrenmanne, wie ich zu seyn scheine, nicht verdenken, wenn er ein junges Mädchen, das er allein auf der Landstraße treffe, einigermaßen verdächtig halte: ihr sey das schon öfter entgegen gewesen; aber, ob sie gleich fremd sey, obgleich Niemand das Recht habe, sie auszuforschen, so bitte sie doch zu glauben, daß die Absicht ihrer Reise mit der gewissenhaftesten Ehrbarkeit bestehen könne. Ursachen, von denen sie Niemanden Rechenschaft schuldig sey, nöthigten sie, ihre Schmerzen in der Welt umherzuführen. Sie habe gefunden, daß die Gefahren die man für ihr Geschlecht befürchte nur eingebildet seyen, und daß die Ehre eines Weibes, selbst unter Straßenräubern, nur bey Schwäche des Herzens und der Grundsätze Gefahr laufe.

Uebrigens gehe sie nur zu Stunden und

auf Wegen, wo sie sich sicher glaube, spreche nicht mit Jedermann und verweile manchmal an schicklichen Orten, wo sie ihren Unterhalt erwerben könne durch Dienstleistung in der Art, wonach sie erzogen worden. Hier sank ihre Stimme, ihre Augenlieder neigten sich und ich sah einige Thränen ihre Wangen herabfallen.

Ich versetzte darauf, daß ich keineswegs an ihrem guten Herkommen zweifele, so wenig als an einem achtungswerthen Betragen. Ich bedaure sie nur, daß irgend eine Nothwendigkeit sie zu dienen zwinge, da sie so werth schien Diener zu finden; und daß ich, ungeachtet einer lebhaften Neugierde, nicht weiter in sie dringen wolle, vielmehr mich durch ihre nähere Bekanntschaft zu überzeugen wünsche, daß sie überall für ihren Ruf eben so besorgt sey als für ihre Tugend. Diese Worte schienen sie abermals zu verletzen, denn sie antwortete: Namen und Vaterland verberge sie, eben um des Rufs willen, der denn

doch am Ende meistentheils weniger Wirkliches als Muthmaßliches enthalte. Biete sie ihre Dienste an, so weise sie Zeugnisse der letzten Häuser vor, wo sie etwas geleistet habe, und verhehle nicht, daß sie über Vaterland und Familie nicht befragt seyn wolle. Darauf bestimme man sich und stelle dem Himmel oder ihrem Worte die Unschuld ihres ganzen Lebens und ihre Redlichkeit anheim.

Aeußerungen dieser Art ließen keine Geistesverwirrung bey der schönen Abenteurerinn argwohnen. Herr von Revanne, der einen solchen Entschluß in die Welt zu laufen nicht gut begreifen konnte, vermuthete nun, daß man sie vielleicht gegen ihre Neigung habe verheiraten wollen. Hernach fiel er darauf, ob es nicht etwa gar Verzweiflung aus Liebe sey; und wunderlich genug, wie es aber mehr zu gehen pflegt, indem er ihr Liebe für einen andern zutraute, verliebte er sich selbst und fürchtete, sie möchte weiter reisen.

Er konnte seine Augen nicht von dem schönen Gesicht wegwenden, das von einem grünen Halblichte verschönert war. Niemals zeigte, wenn es je Nymphen gab, auf den Rasen sich eine schönere hingestreckt; und die etwas romanhafte Art dieser Zusammenkunft verbreitete einen Reiz, dem er nicht zu widerstehen vermochte.

Ohne daher die Sache viel näher zu betrachten, bewog Herr von Revanne die schöne Unbekannte, sich nach dem Schlosse führen zu lassen. Sie macht keine Schwierigkeit, sie geht mit und zeigt sich als eine Person, der die große Welt bekannt ist. Man bringt Erfrischungen, welche sie annimmt, ohne falsche Höflichkeit und mit dem anmuthigsten Dank. In Erwartung des Mittagessens zeigt man ihr das Haus. Sie bemerkt nur was Auszeichnung verdient, es sey an Möblen, Malereyen, oder es betreffe die schickliche Eintheilung der Zimmer. Sie findet eine Bibliothek, sie kennt die guten Bücher und

spricht darüber mit Geschmack und Bescheidenheit. Kein Geschwätz, keine Verlegenheit. Bey Tafel ein eben so edles und natürliches Betragen und den liebenswürdigsten Ton der Unterhaltung. So weit ist alles verständig in ihrem Gespräch, und ihr Charakter scheint so liebenswürdig wie ihre Person.

Nach der Tafel machte sie ein kleiner muthwilliger Zug noch schöner, und indem sie sich an Fräulein Revanne mit einem Lächeln wendet, sagt sie: es sey ihr Brauch, ihr Mittagsmahl durch eine Arbeit zu bezahlen, und so oft es ihr an Geld fehle, Nähnadeln von den Wirthinnen zu verlangen. Erlauben Sie, fügte sie hinzu, daß ich eine Blume auf einem ihrer Stickrahmen lasse, damit Sie künftig bey deren Anblick der armen Unbekannten sich erinnern mögen. Fräulein von Revanne versetzte darauf: daß es ihr sehr leid thue, keinen aufgezognen Grund zu haben und deßhalb das Vergnügen ihre Geschicklichkeit zu bewundern entbehren müs-

ſe. Alsbald wendete die Pilgerinn ihren Blick auf das Clavier. So will ich denn, ſagte ſie, meine Schuld mit Windmünze abtragen, wie es auch ja ſonſt ſchon die Art umherſtreifender Sänger war. Sie verſuchte das Inſtrument mit zwey oder drey Vorſpielen, die eine ſehr geübte Hand ankündigten. Man zweifelte nicht mehr, daß ſie ein Frauenzimmer von Stande ſey, ausgeſtattet mit allen liebenswürdigen Geſchicklichkeiten. Zuerſt war ihr Spiel aufgeweckt und glänzend; dann ging ſie zu ernſten Tönen über, zu Tönen einer tiefen Trauer, die man zugleich in ihren Augen erblickte. Sie netzten ſich mit Thränen, ihr Geſicht verwandelte ſich, ihre Finger hielten an; aber auf einmal überraſchte ſie Jedermann, indem ſie ein muthwilliges Lied, mit der ſchönſten Stimme von der Welt, luſtig und lächerlich vorbrachte. Da man in der Folge Urſache hatte zu glauben, daß dieſe burleske Romanze ſie etwas

näher angehe, ſo verzeiht man mir wohl, wenn ich ſie hier einſchalte.

Woher im Mantel ſo geſchwinde?
Da kaum der Tag in Oſten graut.
Hat wohl der Freund beym ſcharfen Winde
Auf einer Wallfahrt ſich erbaut?
Wer hat ihm ſeinen Hut genommen?
Mag er mit Willen barfuß gehn?
Wie iſt er in den Wald gekommen?
Auf den beſchneiten wilden Höhn.

Gar wunderlich, von warmer Stätte,
Wo er ſich beſſern Spaß verſprach,
Und wenn er nicht den Mantel hätte,
Wie gräßlich wäre ſeine Schmach!
So hat ihn jener Schalk betrogen
Und ihm das Bündel abgepackt:
Der arme Freund iſt ausgezogen,
Beynah wie Adam bloß und nackt.

Warum auch ging er ſolche Wege
Nach jenem Apfel voll Gefahr!
Der freylich ſchön im Mühlgehege
Wie ſonſt im Paradieſe war.
Er wird den Scherz nicht leicht erneuen;
Er drückte ſchnell ſich aus dem Haus,
Und bricht auf einmal nun im Freyen
In bittre laute Klagen aus:

Ich las in ihren Feuerblicken
Doch keine Sylbe von Verrath!
Sie ſchien mit mir ſich zu entzücken,
Und ſann auf ſolche ſchwarze That!
Konnt' ich in ihren Armen träumen
Wie meuchleriſch der Buſen ſchlug!
Sie hieß den raſchen Amor ſäumen,
Und günſtig war er uns genug.

Sich meiner Liebe zu erfreuen,
Der Nacht, die nie ein Ende nahm,
Und erſt die Mutter anzuſchreien
Jetzt eben als der Morgen kam!

Da drang ein Dutzend Anverwandten
Herein, ein wahrer Menſchenſtrom!
Da kamen Brüder, guckten Tanten,
Da ſtand ein Vetter und ein Ohm!

Das war ein Toben, war ein Wüthen!
Ein jeder ſchien ein andres Thier.
Da forderten ſie Kranz und Blüthen
Mit gräßlichem Geſchrey von mir.
Was dringt ihr alle wie von Sinnen
Auf den unſchuld'gen Jüngling ein!
Denn ſolche Schätze zu gewinnen
Da muß man viel behender ſeyn.

Weiß Amor ſeinem ſchönen Spiele
Doch immer zeitig nachzugehn:
Er läßt fürwahr nicht in der Mühle
Die Blumen ſechzehn Jahre ſtehn. —
Da raubten ſie das Kleiderbündel
Und wollten auch den Mantel noch.
Wie nur ſo viel verflucht Geſindel
Im engen Hauſe ſich verkroch!

Da ſprang ich auf und tobt' und fluchte.
Gewiß durch alle durchzugehn.
Ich ſah noch einmal die Verruchte,
Und ach! ſie war noch immer ſchön.
Sie alle wichen meinem Grimme;
Doch flog noch manches wilde Wort,
So macht' ich mich mit Donnerſtimme
Noch endlich aus der Höhle fort.

Man ſoll euch Mädchen auf dem Lande
Wie Mädchen aus den Städten ſtehn!
So laſſet doch den Fraun von Stande
Die Luſt, die Diener auszuziehn.
Doch ſeyd ihr auch von den Geübten
Und kennt ihr keine zarte Pflicht;
So ändert immer die Geliebten,
Doch ſie verrathen müßt ihr nicht.

So ſingt er in der Winterſtunde,
Wo nicht ein armes Hälmchen grünt.
Ich lache ſeiner tiefen Wunde,
Denn wirklich iſt ſie wohlverdient.

Silva. Ich ſtelle ſie. Auf deinen Befehl überhäufen wir ſie mit dienſtfertigen Thaten. Ihnen graut's; politiſch geben ſie uns einen ängſtlichen Dank, fühlen, das räthlichſte ſey zu entfliehen. Keiner wagt einen Schritt, ſie zaudern, können ſich nicht vereinigen; und einzeln etwas kühnes zu thun, hält ſie der Gemeingeiſt ab. Sie möchten gern ſich jedem Verdacht entziehen, und machen ſich immer verdächtiger. Schon ſeh' ich mit Freuden deinen ganzen Anſchlag ausgeführt.

Alba. Ich freue mich nur über das Geſchehene; und auch über das nicht leicht: denn es bleibt ſtets noch übrig, was uns zu denken und zu ſorgen gibt. Das Glück iſt eigenſinnig, oft das Gemeine, das Nichtswürdige zu adeln und wohlüberlegte Thaten mit einem gemeinen Ausgang zu entehren. Verweile bis die Fürſten kommen; dann gib Gomez die Ordre, die Straßen zu beſetzen, und eile ſelbſt, Egmonts Schreiber und die übrigen gefangen zu nehmen, die dir bezeichnet ſind. Iſt es gethan; ſo

So geh' es Jedem, der am Tage
Sein edles Liebchen frech belügt,
Und Nachts, mit allzukühner Wage,
Zu Amors falscher Mühle kriecht.

Wohl war es bedenklich, daß sie sich auf eine solche Weise vergessen konnte, und dieser Ausfall mochte für ein Anzeichen eines Kopfes gelten, der sich nicht immer gleich war. Aber, sagte mir Herr von Revanne, auch wir vergaßen alle Betrachtungen, die wir hätten machen können, ich weiß nicht wie es zuging. Uns mußte die unaussprechliche Anmuth, womit sie diese Possen vorbrachte, bestochen haben. Sie spielte neckisch, aber mit Einsicht. Ihre Finger gehorchten ihr vollkommen und ihre Stimme war wirklich bezaubernd. Da sie geendigt hatte, erschien sie so gesetzt wie vorher, und wir glaubten, sie habe nur den Augenblick der Verdauung erheitern wollen.

Bald darauf bat sie um die Erlaubniß,

ihren Weg wieder anzutreten; aber auf meinen Wink ſagte meine Schweſter: wenn ſie nicht zu eilen hätte und die Bewirthung ihr nicht mißfiele; ſo würde es uns ein Feſt ſeyn ſie mehrere Tage bey uns zu ſehen. Ich dachte ihr eine Beſchäftigung anzubieten, da ſie ſich's einmal gefallen ließ zu bleiben. Doch dieſen erſten Tag und den folgenden führten wir ſie nur umher. Sie verläugnete ſich nicht einen Augenblick: ſie war die Vernunft mit aller Anmuth begabt. Ihr Geiſt war fein und treffend, ihr Gedächtniß ſo wohl ausgeziert und ihr Gemüth ſo ſchön, daß ſie gar oft unſere Bewunderung erregte und alle unſere Aufmerkſamkeit feſthielt. Dabey kannte ſie die Geſetze eines guten Betragens und übte ſie gegen einen Jeden von uns, nicht weniger gegen einige Freunde, die uns beſuchten, ſo vollkommen aus, daß wir nicht mehr wußten, wie wir jene Sonderbarkeiten mit einer ſolchen Erziehung vereinigen ſollten.

Ich wagte wirklich nicht mehr ihr Dienstvorschläge für mein Haus zu thun. Meine Schwester, der sie angenehm war, hielt es gleichfalls für Pflicht, das Zartgefühl der Unbekannten zu schonen. Zusammen besorgten sie die häuslichen Dinge, und hier ließ sich das gute Kind öfters bis zur Handarbeit herunter, und wußte sich gleich darauf in alles zu schicken was höhere Anordnung und Berechnung erheischte.

In kurzer Zeit stellte sie eine Ordnung her, die wir bis jetzt im Schlosse gar nicht vermißt hatten. Sie war eine sehr verständige Haushälterinn; und da sie damit angefangen hatte bey uns mit und an Tafel zu sitzen, so zog sie sich nunmehr nicht etwa aus falscher Bescheidenheit zurück, sondern speiste mit uns ohne Bedenken fort; aber sie rührte keine Charte, kein Instrument an, als bis sie die übernommenen Geschäfte zu Ende gebracht hatte.

Nun muß ich freylich gestehen, daß mich das Schicksal dieses Mädchens innigst zu rühren anfing. Ich bedauerte die Aeltern, die wahrscheinlich eine solche Tochter sehr vermißten; ich seufzte, daß so sanfte Tugenden, so viele Eigenschaften verloren gehen sollten. Schon lebte sie mehrere Monate mit uns, und ich hoffte, das Vertrauen das wir ihr einzuflößen suchten würde zuletzt das Geheimniß auf ihre Lippen bringen. War es ein Unglück, wir konnten helfen; war es ein Fehler, so ließ sich hoffen, unsre Vermittelung, unser Zeugniß würden ihr Vergebung eines vorübergehenden Irrthums verschaffen können; aber alle unsere Freundschaftsversicherungen, unsre Bitten selbst waren unwirksam. Bemerkte sie die Absicht einige Aufklärung von ihr zu gewinnen, so versteckte sie sich hinter allgemeine Sittensprüche, um sich zu rechtfertigen, ohne uns zu belehren. Zum Beyspiel, wenn wir von ihrem Unglücke sprachen: das Unglück, sagt:

ſie, fällt über Gute und Böſe. Es iſt eine wirkſame Arzeney, welche die guten Säfte zugleich mit den üblen angreift.

Suchten wir die Urſache ihrer Flucht aus dem väterlichen Hauſe zu entdecken: wenn das Reh flieht, ſagte ſie lächelnd, ſo iſt es darum nicht ſchuldig. Fragten wir, ob ſie Verfolgungen erlitten: das iſt das Schickſal mancher Mädchen von guter Geburt, Verfolgungen zu erfahren und auszuhalten. Wer über eine Beleidigung weint, dem werden mehrere begegnen. Aber wie hatte ſie ſich entſchließen können, ihr Leben der Rohheit der Menge auszuſetzen, oder es wenigſtens manchmal ihrem Erbarmen zu verdanken? Darüber lachte ſie wieder und ſagte: dem Armen, der den Reichen bey Tafel begrüßt, fehlt es nicht an Verſtand. Einmal, als die Unterhaltung ſich zum Scherze neigte, ſprachen wir ihr von Liebhabern und fragten ſie: ob ſie den froſtigen Helden ihrer Romanze nicht kenne? Ich

weiß noch recht gut, dieses Wort schien sie zu durchbohren. Sie öffnete gegen mich ein Paar Augen, so ernst und streng, daß die meinigen einen solchen Blick nicht aushalten konnten; und so oft man auch nachher von Liebe sprach, so konnte man erwarten, die Anmuth ihres Wesens und die Lebhaftigkeit ihres Geistes getrübt zu sehen. Gleich fiel sie in ein Nachdenken, das wir für Grübeln hielten und das doch wohl nur Schmerz war. Doch blieb sie im Ganzen munter, nur ohne große Lebhaftigkeit, edel ohne sich ein Ansehn zu geben, gerade ohne Offenherzigkeit, zurückgezogen ohne Aengstlichkeit, eher duldsam als sanftmüthig, und mehr erkenntlich als herzlich gegen Liebkosungen und Höflichkeiten. Gewiß war es ein Frauenzimmer, gebildet einem großen Hause vorzustehn; und doch schien sie nicht älter als ein und zwanzig Jahre.

So zeigte sich diese junge unerklärliche Person, die mich ganz eingenommen hatte,

binnen zwey Jahren, die es ihr gefiel bey uns zu verweilen, bis sie mit einer Thorheit schloß, die viel seltsamer ist als ihre Eigenschaften ehrwürdig und glänzend waren. Mein Sohn, jünger als ich, wird sich trösten können; was mich betrifft, so fürchte ich schwach genug zu seyn sie immer zu vermissen.

Nun will ich die Thorheit eines verständigen Frauenzimmers erzählen, um zu zeigen, daß Thorheit oft nichts weiter sey, als Vernunft unter einem andern Aeußern. Es ist wahr, man wird einen seltsamen Widerspruch finden zwischen dem edlen Charakter der Pilgerinn und der komischen List, deren sie sich bediente; aber man kennt ja schon zwey ihrer Ungleichheiten, die Pilgerschaft selbst und das Lied.

Es ist wohl deutlich, daß Herr von Revanne in die Unbekannte verliebt war. Nun mochte er sich freylich auf sein funfzigjähriges Gesicht nicht verlassen, ob er schon so

frisch und wacker aussah als ein Dreyßiger; vielleicht aber hoffte er durch seine reine kindliche Gesundheit zu gefallen, durch die Güte, Heiterkeit, Sanftheit, Großmuth seines Charakters; vielleicht auch durch sein Vermögen, ob er gleich zart genug gesinnt war, um zu fühlen, daß man das nicht erkauft was keinen Preis hat.

Aber der Sohn von der andern Seite, liebenswürdig, zärtlich, feurig, ohne sich mehr als sein Vater zu bedenken, stürzte sich über Hals und Kopf in das Abenteuer. Erst suchte er vorsichtig die Unbekannte zu gewinnen, die ihm durch seines Vaters und seiner Tante Lob und Freundschaft erst recht werth geworden. Er bemühte sich aufrichtig um ein liebenswürdiges Weib, die seiner Leidenschaft weit über den gegenwärtigen Zustand erhöht schien. Ihre Strenge mehr als ihr Verdienst und ihre Schönheit entflammte ihn; er wagte zu reden, zu unternehmen, zu versprechen.

Der Vater, ohne es selbst zu wollen, gab seiner Bewerbung immer ein etwas väterliches Ansehn. Er kannte sich, und als er seinen Rival erkannt hatte, hoffte er nicht über ihn zu siegen, wenn er nicht zu Mitteln greifen wollte, die einem Manne von Grundsätzen nicht geziemen. Demungeachtet verfolgte er seinen Weg, ob ihm gleich nicht unbekannt war, daß Güte, ja Vermögen selbst, nur Reizungen sind, denen sich ein Frauenzimmer mit Vorbedacht hingiebt, die jedoch unwirksam bleiben, sobald Liebe sich mit den Reizen und in Begleitung der Jugend zeigt. Auch machte Herr von Revanne noch andere Fehler, die er später bereuete. Bey einer hochachtungsvollen Freundschaft sprach er von einer dauerhaften, geheimen, gesetzmäßigen Verbindung. Er beklagte sich auch wohl und sprach das Wort Undankbarkeit aus. Gewiß kannte er die nicht die er liebte, als er eines Tages zu ihr sagte: daß viele Wohlthäter Uebles für

Gutes zurückerhielten. Ihm antwortete die Unbekannte mit Geradheit: viele Wohlthäter möchten ihren Begünstigten sämmtliche Rechte gern abhandeln für eine Linse.

Die schöne Fremde, in die Bewerbung zweyer Gegner verwickelt, durch unbekannte Beweggründe geleitet, scheint keine andere Absicht gehabt zu haben, als sich und andern alberne Streiche zu ersparen, indem sie in diesen bedenklichen Umständen einen wunderlichen Ausweg ergriff. Der Sohn drängte mit der Kühnheit seines Alters und drohte, wie gebräuchlich, sein Leben der Unerbittlichen aufzuopfern. Der Vater, etwas weniger unvernünftig, war doch eben so dringend; aufrichtig beyde. Dieses liebenswürdige Wesen hätte sich hier wohl eines verdienten Zustandes versichern können: denn beyde Herren von Revanne betheuren, ihre Absicht sey gewesen sie zu heiraten.

Aber an dem Beyspiele dieses Mädchens mögen die Frauen lernen, daß ein redliches

komm' hierher und meld' es meinem Sohne, daß er mir in den Rath die Nachricht bringe.

Silva. Ich hoffe diesen Abend vor dir stehn zu dürfen.

Alba geht nach seinem Sohne, der bisher in der Gallerie gestanden.

Silva. Ich traue mir es nicht zu sagen; aber meine Hoffnung schwankt. Ich fürchte, es wird nicht werden wie er denkt. Ich sehe Geister vor mir, die still und sinnend auf schwarzen Schalen das Geschick der Fürsten und vieler Tausende wägen. Langsam wankt das Zünglein auf und ab; tief scheinen die Richter zu sinnen; zuletzt sinkt diese Schale, steigt jene, angehaucht vom Eigensinn des Schicksals; und entschieden ist's. ab.

Alba mit seinem Sohn Ferdinand hervortretend.

Alba. Wie fand'st du die Stadt?

Ferdinand. Es hat sich alles gegeben. Ich ritt als wie zum Zeitvertreib, Straß' auf Straß' ab. Eure wohlvertheilten Wachen hal-

Gemüth, hätte sich auch der Geist durch Eitelkeit oder wirklichen Wahnsinn verirrt, die Herzenswunden nicht unterhält, die es nicht heilen will. Die Pilgerinn fühlte, daß sie auf einem äußersten Puncte stehe, wo es ihr wohl nicht leicht seyn würde sich lange zu vertheidigen. Sie war in der Gewalt zweyer Liebenden, welche jede Zudringlichkeit durch die Reinheit ihrer Absichten entschuldigen konnten, indem sie im Sinne hatten, ihre Verwegenheit durch ein feyerliches Bündniß zu rechtfertigen. So war es, und so begriff sie es.

Sie konnte sich hinter Fräulein von Revanne verschanzen; sie unterließ es, ohne Zweifel aus Schonung, aus Achtung für ihre Wohlthater. Sie kommt nicht aus der Fassung, sie erdenkt ein Mittel Jedermann seine Tugend zu erhalten, indem sie die ihrige bezweifeln läßt. Sie ist wahnsinnig vor Treue, die ihr Liebhaber gewiß nicht verdient, wenn er nicht alle die Aufopferungen

fühlt, und sollten sie ihm auch unbekannt bleiben.

Eines Tages, als Herr von Revanne die Freundschaft, die Dankbarkeit, die sie ihm bezeigte, etwas zu lebhaft erwiederte, nahm sie auf einmal ein naives Wesen an, das ihm auffiel. Ihre Güte, mein Herr, sagte sie, ängstigt mich; und lassen Sie mich aufrichtig entdecken warum. Ich fühle wohl, nur Ihnen bin ich meine ganze Dankbarkeit schuldig; aber freylich — Grausames Mädchen! sagte Herr von Revanne, ich verstehe Sie. Mein Sohn hat Ihr Herz gerührt. — Ach! mein Herr, dabey ist es nicht geblieben. Ich kann nur durch meine Verwirrung ausdrücken — Wie? Mademoiselle, Sie wären — Ich denke wohl ja, sagte sie, indem sie sich tief verneigte und eine Thräne vorbrachte: denn niemals fehlt es Frauen an einer Thräne bey ihren Schalkheiten, niemals an einer Entschuldigung ihres Unrechts.

So verliebt Herr von Revanne war, so mußte er doch diese neue Art von unschuldiger Aufrichtigkeit unter dem Mutterhäubchen bewundern, und er fand die Verneigung sehr am Platze. — Aber, Mademoiselle, das ist mir ganz unbegreiflich — Mir auch, sagte sie, und ihre Thränen flossen reichlicher. Sie flossen so lange, bis Herr von Revanne, am Schluß eines sehr verdrießlichen Nachdenkens, mit ruhiger Miene das Wort wieder aufnahm und sagte: dieß klärt mich auf! Ich sehe wie lächerlich meine Forderungen sind. Ich mache Ihnen keine Vorwürfe, und als einzige Strafe für den Schmerz, den Sie mir verursachen, verspreche ich Ihnen von seinem Erbtheile soviel als nöthig ist, um zu erfahren, ob er Sie so sehr liebt als ich. — Ach! mein Herr, erbarmen Sie sich meiner Unschuld und sagen ihm nichts davon.

Verschwiegenheit fordern ist nicht das Mittel sie zu erlangen. Nach diesen Schrit-

ten erwartete nun die unbekannte Schöne, ihren Liebhaber voll Verdruß und höchst aufgebracht vor sich zu sehen. Bald erschien er mit einem Blicke, der niederschmetternde Worte verkündigte. Doch er stockte und konnte nichts weiter hervorbringen als: Wie? Mademoiselle, ist es möglich? — Nun was denn? mein Herr, sagte sie, mit einem Lächeln, das bey einer solchen Gelegenheit zum Verzweifeln bringen kann. — Wie? was denn? gehen Sie, Mademoiselle, Sie sind mir ein schönes Wesen! Aber wenigstens sollte man rechtmäßige Kinder nicht enterben; es ist schon genug, sie anzuklagen. Ja, Mademoiselle, ich durchdringe Ihr Complot mit meinem Vater. Sie geben mir beyde einen Sohn, und es ist mein Bruder, das bin ich gewiß!

Mit eben derselben ruhigen und heitern Stirne antwortete ihm die schöne Unkluge: von Nichts sind Sie gewiß; es ist weder Ihr Sohn, noch Ihr Bruder. Die Kna-

ben sind bösartig; ich habe keinen gewollt; es ist ein armes Mädchen, das ich weiter führen will, weiter, ganz weit von den Menschen, den Bösen, den Thoren und den Ungetreuen.

Darauf ihrem Herzen Luft machend: Leben Sie wohl! fuhr sie fort, leben Sie wohl, lieber Revanne! Sie haben von Natur ein redliches Herz; erhalten Sie die Grundsätze der Aufrichtigkeit. Diese sind nicht gefährlich bey einem gegründeten Reichthum. Seyn Sie gut gegen Arme. Wer die Bitte bekümmerter Unschuld verachtet, wird einst selbst bitten und nicht erhört werden. Wer sich kein Bedenken macht, das Bedenken eines schutzlosen Mädchens zu verachten, wird das Opfer werden von Frauen ohne Bedenken. Wer nicht fühlt, was ein ehrbares Mädchen empfinden muß, wenn man um sie wirbt, der verdient sie nicht zu erhalten. Wer gegen alle Vernunft, gegen die Absichten, gegen den Plan seiner Fami-

lie, zu Gunsten seiner Leidenschaften, Entwürfe schmiedet, verdient die Früchte seiner Leidenschaft zu entbehren und der Achtung seiner Familie zu ermangeln. Ich glaube wohl, Sie haben mich aufrichtig geliebt; aber, mein lieber Revanne, die Katze weiß wohl wem sie den Bart leckt; und werden Sie jemals der Geliebte eines würdigen Weibes, so erinnern Sie sich der Mühle des Ungetreuen. Lernen Sie an meinem Beyspiel, sich auf die Standhaftigkeit und Verschwiegenheit Ihrer Geliebten verlassen. Sie wissen, ob ich untreu bin, Ihr Vater weiß es auch. Ich gedachte durch die Welt zu rennen und mich allen Gefahren auszusetzen. Gewiß diejenigen sind die größten, die mich in diesem Hause bedrohen. Aber weil Sie jung sind, sage ich es Ihnen allein und im Vertrauen: Männer und Frauen sind nur mit Willen ungetreu; und das wollt' ich dem Freunde von der Mühle beweisen, der mich vielleicht wieder sieht,

wenn sein Herz rein genug seyn wird zu vermissen was er verloren hat.

Der junge Revanne hörte noch zu, da sie schon ausgesprochen hatte. Er stand wie vom Blitz getroffen; Thränen öffneten zuletzt seine Augen, und in dieser Rührung lief er zur Tante, zum Vater, ihnen zu sagen: Mademoiselle gehe weg, Mademoiselle sey ein Engel, oder vielmehr ein Dämon, herumirrend in der Welt, um alle Herzen zu peinigen. Aber die Pilgerinn hatte so gut sich vorgesehen, daß man sie nicht wieder fand. Und als Vater und Sohn sich erklärt hatten, zweifelte man nicht mehr an ihrer Unschuld, ihren Talenten und ihrem Wahnsinn. So viel Mühe sich auch Herr von Revanne seit der Zeit gegeben, war es ihm doch nicht gelungen, sich die mindeste Aufklärung über diese schöne Person zu verschaffen, die so flüchtig wie die Engel und so liebenswürdig erschienen war.

Siebenzehntes Kapitel.

Lenardo, welcher sich zur Tafelstunde frey gemacht, speiste mit den Freunden zusammen und begann sogleich seine Familienverhältnisse zu entwickeln. Die älteste Schwester war verheiratet. Ein reicher Schwager übernahm, zur höchsten Zufriedenheit des Oheims, die Verwaltung aller Güter, daneben wirkte Valerinens Gatte tüchtig mit ein; sie arbeiten ins Große und verstärken sich durch Verbindung mit fernen Landen und Orten.

Nun kommen unsere ältesten Freunde auch wieder zum Vorschein; Lothario, Werner, der Abbée von ihrer Seite setzen die

höchste Thätigkeit fort, indessen Jarno sich im Bergbau befähigt. Eine allgemeine Assecuranz ist errichtet, es zeigt sich ein mächtiger Grundbesitz, auf welchem die Möglichkeit der großen wandernden Gesellschaft beruht, deren einzelne Glieder, unter der Bedingniß der möglichsten Brauchbarkeit, aller Welt empfohlen, in jeder Unternehmung gefördert und gegen alle Unfälle gesichert sind, dagegen aber auch als denkbare zerstreute Colonisten aufs Vaterland günstig zurückwirken.

Hier erscheint nun Lenardo überall als wanderndes Band, bey kleineren und größeren Vereinigungen wird er meist gewählt; auf ihm ruht das unbedingteste Vertrauen.

So weit war die Eröffnung theils aus Lenardo's, theils aus Friedrichs Munde gediehen, als beyde auf einmal still schwiegen und einer wie der andere Anstand zu nehmen schien sich weiter zu erklären. Nach einer kurzen Pause ergriff Wilhelm das Wort und rief: was für ein neues Geheimniß verhüllt

hier auf einmal die freundlichste Aufklärung! will man mich abermals im Stiche lassen?

Keineswegs! entgegente Friedrich; wisse nur! er hat das nußbraune Mädchen gefunden und um ihretwillen — nicht um ihretwillen! unterbrach Lenardo — und doch um ihretwillen! beharrte Friedrich: betrügt Euch nur nicht selbst. Um ihretwillen verwandelt Ihr Euch in einen gesetzmäßigen Vagabunden, wie wir andern uns, freylich nicht auf die löblichsten Anlässe, in gesetzlose Landstreicher sonst wohl verwandelten.

Verfahren wir gelassen, sagte Lenardo: dem Freund muß offenbart werden wie es um uns aussicht, vorher aber mag er noch einiges zur gelinden Strafe dahinnehmen. Sie hatten das nußbraune Mädchen gefunden, mir aber die Kenntniß ihres Aufenthalts versagt. Deßhalb will ich Sie nicht tadeln; aber was half's? zur Entdeckung ward ich leidenschaftlich hingetrieben, und Trotz Ihrer klugen Sorgfalt kam ich doch auf die Spur. Sie

ten die Furcht ſo angeſpannt, daß ſie ſich nicht zu lispeln unterſteht. Die Stadt ſieht einem Felde ähnlich, wenn das Gewitter von weitem leuchtet; man erblickt keinen Vogel, kein Thier, als das eilend nach einem Schutzorte ſchlüpft.

Alba. Iſt dir nichts weiter begegnet?

Ferdinand. Egmont kam mit einigen auf den Markt geritten; wir grüßten uns; er hatte ein rohes Pferd, das ich ihm loben mußte. „Laßt uns eilen, Pferde zuzureiten; wir werden ſie bald brauchen!“ rief er mir entgegen. Er werde mich noch heute wiederſehn, ſagte er, und komme auf euer Verlangen, mit euch zu rathſchlagen.

Alba. Er wird dich wiederſehn.

Ferdinand. Unter allen Rittern, die ich hier kenne, gefällt er mir am beſten. Es ſcheint, wir werden Freunde ſeyn.

Alba. Du biſt noch immer zu ſchnell und wenig behutſam; immer erkenn' ich in dir den Leichtſinn deiner Mutter, der mir ſie unbedingt

haben die gute Schöne selbst gesehen, ihren Zustand genau kennen gelernt und ihn doch nicht richtig beurtheilt. Nur der Liebende fühlt und entdeckt was die Geliebte wünscht und bedarf, er weiß es ihr aus dem tiefsten Herzen heraus zu empfinden. Dieß sey genug für dießmal, zur Erklärung bleibt uns heute keine Zeit. Morgen durchleb' ich den heißesten Tag, übermorgen trennen wir uns. Aber zu Ihrer Aufklärung, Beruhigung und Theilnahme erhalten Sie die Abschrift einer Woche meines Tagebuchs; es ist das schönste Vermächtniß was ich Ihnen mitgeben kann. Sie werden zwar daraus nicht klüger werden als Sie jetzt sind und als ich jetzt bin; dieß aber sey genug für die Gegenwart. Die nächste Zukunft, oder eine fernere wird fügen und bestimmen; das heißt also, wir wissen in diesem Falle, wie in so vielen andern, nicht was aus uns werden kann.

Lenardo erhielt zum Nachtisch ein Paket, bey dessen Eröffnung er, einigermaßen stu-

zend, Wilhelmen einen Brief hinreichte. — Was mag Schwester Herſilie für Geheimniſſe mit dem Freunde haben, für eilige Geſchäfte? „Baldigſt zu beſtellen und einſam, ohne jemands Gegenwart, weder Freunden noch Fremden, zu eröffnen!“ Gönnen wir Friedrich dem Empfänger alle mögliche Bequemlichkeit, entfernen wir uns! Wilhelm erbrach haſtig und las:

Herſilie an Wilhelm.

Wo Sie dieſes Blatt auch antreffen mag, mein edler Freund, denn es ſucht Sie wohl in einem Winkel auf, wohin Sie Sich vor Sich ſelbſt vergebens flüchteten. Ich habe Ihnen durch die Bekanntſchaft mit den ſchönen Frauen gewiß einen ſchlechten Dienſt geleiſtet.

Wo Sie aber auch ſtecken mögen, und man wird Sie gewiß auffinden, ſo ergeht

meine Rede dahin, daß wenn Sie, nach gelesenem dieſem Blatt, nicht gleich vom Sitze aufſpringen und, als frommer Wanderer, ſich eilig bey mir einſtellen, ſo erklär' ich Sie für den männlichſten aller Männer, d. h. dem die liebenswürdigſte aller Eigenſchaften unſeres Geſchlechts völlig abgeht; ich verſtehe darunter die Neugierde, die mich eben in dem Augenblicke auf das entſchiedenſte quält.

Kurz und gut! In Ihrem Prachtkäſtchen iſt das Schlüſſelchen gefunden, das darf aber niemand wiſſen als ich und Sie. Wie es in meine Hände gekommen, vernehmen Sie nun:

Vor einiger Tagen empfängt unſer Gerichtshalter eine Ausfertigung von fremder Behörde, worin gefragt wird, ob nicht ein Knabe ſich zu der und der Zeit in der Nachbarſchaft aufgehalten, allerley Streiche verübt und endlich bey einem verwegenen Unternehmen ſeine Jacke eingebüßt habe.

Wie dieſer Schelm nun bezeichnet war, blieb kein Zweifel übrig es ſey jener Fitz, von dem Felix ſo viel zu erzählen wußte und den er ſich ſo oft als Spielkameraden zurückwünſchte.

Nun erbat ſich jene Stelle die benannte Kleidung, wenn ſie noch vorhanden wäre, weil der in Unterſuchung gerathene Knabe ſich darauf berufe. Von dieſer Zumuthung ſpricht der Gerichtshalter gelegentlich und zeigt das Kittelchen vor, eh er es abſendet.

Mich treibt ein guter oder böſer Geiſt in die Bruſttaſche zu greifen, ein winzig kleines, beſtachelites Etwas kommt mir in die Hand, ich, die ich ſonſt ſo apprehenſiv, kitzlich und ſchreckhaft bin, ſchließe die Hand, ſchließe ſie, ſchweige und das Kleid wird fortgeſchickt. Sogleich ergreift mich von allen Empfindungen die wunderlichſte. Beym erſten verſtohlnen Blick ſah ich, errath' ich zu Ihrem Käſtchen ſey es der Schlüſſel. Nun gab es wunderliche Gewiſſenszweifel,

mancherley Scrupel ſtiegen bey mir auf. Den Fund zu offenbaren, herzugeben, war mir unmöglich: was ſoll es jenen Gerichten, da es dem Freunde ſo nützlich ſeyn kann! Dann wollte ſich mancherley von Recht und Pflicht wieder aufthun, welche mich aber nicht überſtimmen konnten.

Da ſehen Sie nun in was für einen Zuſtand mich die Freundſchaft verſetzt; ein famoſes Organ entwickelt ſich plötzlich Ihnen zu Liebe; welch ein wunderlich Ereigniß! Möchte das nicht mehr als Freundſchaft ſeyn, was meinem Gewiſſen dergeſtalt die Wage hält! Wunderſam bin ich beunruhigt, zwiſchen Schuld und Neugier; ich mache mir hundert Grillen und Mährchen was alles daraus erfolgen könne: mit Recht und Gericht iſt nicht zu ſpaßen. Herſilie, das unbefangene, gelegentlich übermüthige Weſen, in einen Criminalproceß verwickelt, denn darauf gehts doch hinaus. Und was bleibt mir da übrig als an den Freund zu denken, um deſſentwil-

len ich das alles leide. Ich habe ſonſt auch an Sie gedacht, aber mit Pauſen, jetzt aber unaufhörlich; jetzt wenn mir das Herz ſchlägt und ich ans ſiebente Gebet denke, ſo muß ich mich an Sie wenden als den Heiligen, der das Verbrechen veranlaßt und mich auch wohl wieder entbinden kann; und ſo wird allein die Eröffnung des Käſtchens mich beruhigen. Die Neugierde wird doppelt mächtig, kommen Sie eiligſt und bringen das Käſtchen mit. Für welchen Richterſtuhl eigentlich das Geheimniß gehöre, das wollen wir unter uns ausmachen; bis dahin bleibt es unter uns, niemand wiſſe darum, es ſey auch wer es ſey.

Hier! Aber, mein Freund, nun ſchließlich zu dieſer Abbildung des Räthſels was ſagen Sie? Erinnert es nicht an Pfeile mit Widerhaken. Gott ſey uns gnädig! Aber das Käſtchen muß zwiſchen mir und Ihnen erſt uneröffnet ſtehen und dann eröffnet das Weitere ſelbſt befehlen. Ich wollte es fände

ſich gar nichts drinne, und was ich ſonſt noch wollte und was ich ſonſt noch alles erzählen könnte; doch ſey Ihnen das vorenthalten, damit Sie deſto eiliger ſich auf den Weg machen.

Friedrich kam heiterer und luſtiger zurück als er gegangen war; gute Nachricht! rief er aus, gutes Glück! Lenardo erhielt köſtliche Briefe, die ihm den morgenden Scheidetag ſehr erleichtern; Credit mehr als nöthig, und daran ſollſt du auch wieder Theil nehmen. Das Glück weiß gewiß ſelbſt nicht wie es denn iſt, daß es geſcheiten und guten Menſchen einmal etwas zu Dank gemacht hat.

Hierauf überreichte er ſeinem Freunde ein Paar abgeriſſene Chartenſtücke, mit der Anweiſung wo ſie zu produciren und gegen klingende Münze oder Wechſel nach Belieben zu vertauſchen ſeyen. Wilhelm mußte ſie annehmen, ob er gleich verſicherte gegenwärtig dergleichen nicht zu bedürfen. — So bedürfens andere! rief Friedrich: genire dich ja nicht, und wo Du biſt erſcheine als wohlthätiges Weſen. Nun aber komm, wir wollen uns an dieſem Heft erfreuen, es iſt noch lange bis Abend, des Geſprochenen wird man wohl müde, da hab' ich mir etwas Geſchriebenes zur Unterhaltung ausgebeten. Jedes Blatt in Lenardo's Archiv iſt im Sinne des Ganzen, und wie er mir dieſe gab, ſo ſagte er: da nehmt hin und leſet, unſer Freund wird mehr Zutrauen als je zu Bund und Band faſſen, wenn er abermals treffliche Glieder kennen lernt.

Nun begaben ſich die Freunde zu einer heitern Stelle, und Friedrich las, mit recht

viel natürlicher Energie und Heiterkeit das Dargeſtellte erfreulich belebend.

Wo ſtickt der Verräther?

Nein! nein! rief er aus, als er heftig und eilig in das angewieſene Schlafzimmer trat und das Licht niederſetzte: nein! es iſt nicht möglich! Aber wohin ſoll ich mich wenden? Das erſtemal denk' ich anders als er, das erſtemal empfind' ich, will ich anders. — O mein Vater! Könnteſt du unſichtbar gegenwärtig ſeyn, mich durch und durch ſchauen, du würdeſt dich überzeugen, daß ich noch derſelbe bin, immer der treue, gehorſame, liebevolle Sohn. — Nein zu ſagen! des Vaters liebſtem, lange gehegtem Wunſch zu widerſtreben! wie ſoll ich's offenbaren? wie ſoll ich's

ausdrücken? Nein, ich kann Julien nicht heyrathen. — Indem ichs ausspreche erschrecke ich. Und wie soll ich vor ihn treten, es ihm eröffnen, dem guten, lieben Vater? Er blickt mich staunend an und schweigt, er schüttelt den Kopf; der einsichtige, kluge, gelehrte Mann weiß keine Worte zu finden. Weh mir! — O ich wüßte wohl, wem ich diese Pein, diese Verlegenheit vertraute, wen ich mir zum Fürsprecher ausgriffe; ans allen dich, Lucinde! und dir möcht' ich zuerst sagen wie ich dich liebe, wie ich mich dir hingebe und dich flehentlich bitte: vertritt mich, und kannst du mich lieben, willst du mein seyn, so vertritt uns beyde.

Dieses kurze, herzlich-leidenschaftliche Selbstgespräch aufzuklären wird es aber viele Worte kosten.

Professor N. zu N. hatte einen einzigen Knaben von wundersamer Schönheit, den er, bis in das achte Jahr, der Versorge seiner Gattinn, der würdigsten Frau, überließ; diese

in die Arme lieferte. Zu mancher gefährlichen Verbindung lud dich der Anſchein vorellig ein.

Ferdinand. Euer Wille findet mich bildſam.

Alba. Ich vergebe deinem jungen Blute dieß leichtſinnige Wohlwollen, dieſe unachtſame Fröhlichkeit. Nur vergiß nicht, zu welchem Werke ich geſandt bin, und welchen Theil ich dir daran geben möchte.

Ferdinand. Erinnert mich, und ſchont mich nicht, wo ihr es nöthig haltet.

Alba nach einer Pauſe. Mein Sohn!

Ferdinand. Mein Vater!

Alba. Die Fürſten kommen bald, Oranien und Egmont kommen. Es iſt nicht Mißtrauen, daß ich dir erſt jetzt entdecke, was geſchehen ſoll. Sie werden nicht wieder von hinnen gehn.

Ferdinand. Was ſinnſt du?

leitete die Stunden und Tage des Kindes, zum Leben, Lernen und zu allem guten Betragen. Sie ſtarb, und im Augenblicke fühlte der Vater, daß er dieſe Sorgfalt perſönlich nicht weiter fortſetzen könne. Bisher war alles Uebereinkunft zwiſchen den Eltern; ſie arbeiteten auf Einen Zweck, beſchloſſen zuſammen für die nächſte Zeit was zu thun ſey, und die Mutter verſtand alles weislich auszuführen. Doppelt und dreyfach war nun die Sorge des Wittwers, welcher wohl wußte und täglich vor Augen ſah, daß für Söhne der Profeſſoren, auf Akademien ſelbſt, nur durch ein Wunder eine glückliche Bildung zu hoffen ſey.

In dieſer Verlegenheit wendete er ſich an ſeinen Freund, den Oberamtmann zu N.; mit dem er ſchon frühere Pläne näherer Familien-Verbindungen durchgeſprochen hatte. Dieſer wußte zu rathen und zu helfen, daß der Sohn in eine der guten Lehranſtalten aufgenommen wurde, die in Deutſchland

blühten und worin für den ganzen Menſchen, für Leib, Seele und Geiſt möglichſt geſorgt ward.

Untergebracht war nun der Sohn, der Vater jedoch fand ſich gar zu allein. Seiner Gattinn beraubt, der lieblichen Gegenwart des Knabens entfremdet, den er, ohne ſelbſteigenes Bemühen, ſo erwünſcht heraufgebildet geſehen. Auch hier kam die Freundſchaft des Oberamtmanns zu ſtatten; die Entfernung ihrer Wohnorte verſchwand vor der Neigung, der Luſt ſich zu bewegen, ſich zu zerſtreuen. Hier fand nun der verwaiſte Gelehrte in einem, gleichfalls mutterloſen, Familienkreis zwey ſchöne, verſchiedenartig liebenswürdige Töchter heranwachſen; wo denn beyde Väter ſich immer mehr und mehr beſtärkten in dem Gedanken, in der Ausſicht ihre Häuſer einſt aufs erfreulichſte verbunden zu ſehn.

Sie lebten in einem glücklichen Fürſtenlande; der tüchtige Mann war ſeiner Stelle

lebenslänglich gewiß und ein gewünſchter Nachfolger wahrſcheinlich. Nun ſollte, nach dem verſtändigen Familien- und Miniſterial-Plan, ſich Lucidor zu dem wichtigen Poſten des künftigen Schwiegervaters bilden. Dies gelang ihm auch von Stufe zu Stufe. Man verſäumte nichts ihm alle Kenntniſſe zu überliefern, alle Thätigkeiten an ihm zu entwickeln, deren der Staat jederzeit bedarf: die Pflege des ſtrengen gerichtlichen Rechts, des läßlichern, wo Klugheit und Gewandtheit dem Ausübenden zur Hand geht; der Kalkul zum Tagesgebrauch, die höheren Ueberſichten nicht ausgeſchloſſen, aber alles unmittelbar am Leben, wie es gewiß und unausbleiblich zu gebrauchen wäre.

In dieſem Sinne hatte Lucidor ſeine Schuljahre vollbracht und ward nun, durch Vater und Gönner, zur Akademie vorbereitet. Er zeigte das ſchönſte Talent zu allem, und verdankte der Natur auch noch das ſeltene Glück, aus Liebe zum Vater, aus Ehr-

furcht für den Freund, ſeine Fähigkeiten gerade dahin lenken zu wollen, wohin man deutete, erſt aus Gehorſam, dann aus Ueberzeugung. Auf eine auswärtige Akademie ward er geſendet und ging daſelbſt, ſowohl nach eigener brieflicher Rechenſchaft, als nach Zeugniß ſeiner Lehrer und Aufſeher, den Gang der ihn zum Ziele führen ſollte. Nur konnte man nicht billigen daß er in einigen Fällen zu ungeduldig brav geweſen. Der Vater ſchüttelte hierüber den Kopf, der Oberamtmann nickte. Wer hätte ſich nicht einen ſolchen Sohn gewünſcht!

Indeſſen wuchſen die Töchter heran, Julie und Lucinde. Jene, die Jüngere, neckiſch, lieblich, unſtät, höchſt unterhaltend; die andere zu bezeichnen ſchwer, weil ſie in Geradheit und Reinheit dasjenige darſtellte, was wir an allen Frauen wünſchenswerth finden. Man beſuchte ſich wechſelſeitig und im Hauſe des Profeſſors fand Julie die unerſchöpflichſte Unterhaltung.

Geographie, die er durch Topographie zu beleben wußte, gehörte zu seinem Fach; und sobald Julie nur einen Band gewahr worden, dergleichen aus der Homannischen Offizin eine ganze Reihe dastanden, so wurden sämmtliche Städte gemustert, beurtheilt, vorgezogen oder zurückgewiesen; alle Häfen besonders erlangten ihre Gunst; andere Städte, welche nur einigermaßen ihren Beyfall erhalten wollten, mußten sich mit viel Thürmen, Kuppeln und Minareten fleißig hervorheben.

Der Vater ließ sie wochenlang bey dem geprüften Freunde; sie nahm wirklich zu an Wissenschaft und Einsicht und kannte so ziemlich die bewohnte Welt nach Hauptbezügen, Puncten und Orten. Auch war sie auf Trachten fremder Nationen sehr aufmerksam, und wann ihr Pflegvater manchmal scherzhaft fragte: ob ihr denn von den vielen jungen hübschen Leuten, die da vor dem Fenster hin und wiederginge, nicht einer

oder der andere wirklich gefalle?. ſo ſagte ſie: ja freylich, wenn er recht ſeltſam ausſieht! — Da nun unſere jungen Studirenden es niemals daran fehlen laſſen, ſo hatte ſie oft Gelegenheit an Einem oder dem Andern Theil zu nehmen; ſie erinnerte ſich an ihm irgend einer fremden Nationaltracht; verſicherte jedoch zuletzt, es müſſe wenigſtens ein Grieche, völlig nationell ausſtaffirt, herbey kommen, wenn ſie ihm vorzügliche Aufmerkſamkeit widmen ſollte; deßwegen ſie ſich auch auf die Leipziger Meſſe wünſchte, wo dergleichen auf der Straße zu ſehen wären.

Nach ſeinen trocknen und manchmal verdrießlichen Arbeiten hatte nun unſer Lehrer keine glücklichern Augenblicke, als wenn er ſie ſcherzend unterrichtete und dabey heimlich triumphirte ſich eine ſo liebenswürdige, immer unterhaltene, immer unterhaltende Schwiegertochter zu erziehen. Die beyden Väter waren übrigens einverſtanden, daß die Mädchen nichts von der Abſicht vermuthen

ſollten, auch Lucidor'n hielt man ſie verborgen.

So waren Jahre vergangen; wie ſie denn gar leicht vergehen: Lucidor ſtellte ſich dar, vollendet, alle Prüfungen beſtehend, ſelbſt zur Freude der oberen Vorgeſetzten, die nichts mehr wünſchten als die Hoffnung alter, würdiger, begünſtigter, gunſtwerther Diener mit gutem Gewiſſen erfüllen zu können.

Und ſo war denn die Angelegenheit mit ordnungsgemäßem Schritt endlich dahin gediehen, daß Lucidor, nachdem er ſich in untergeordneten Stellen muſterhaft betragen, nunmehr einen gar vortheilhaften Sitz nach Verdienſt und Wunſch erlangen ſollte, gerade Mittewegs zwiſchen der Akademie und dem Oberamtmann gelegen.

Der Vater ſprach nunmehr mit dem Sohn von Julien, auf die er bisher nur hingedeutet hatte, als von deſſen Braut und Gattinn, ohne weiteren Zweifel und Bedin-

gung, das Glück preiſend ſolch ein lebendiges Kleinod ſich angeeignet zu haben. Der Vater ſah ſeine Schwiegertochter ſchon wieder von Zeit zu Zeit bey ſich, mit Charten, Planen und Städtebildern beſchäftigt; der Sohn erinnerte ſich des allerliebſten, heitern Weſens, das ihn, zu kindlicher Zeit, durch Neckerey wie durch Freundlichkeit immer ergötzt hatte. Nun ſollte Lucidor zu dem Oberamtmann hinüberreiten, die herangewachſene Schöne näher betrachten, ſich einige Wochen zu Gewohnheit und Bekanntſchaft mit dem Geſammthauſe ergehen. Würden die jungen Leute, wie zu hoffen, bald einig, ſo ſollte mans melden, der Vater würde ſogleich erſcheinen, damit ein feyerliches Verlöbniß das gehoffte Glück für ewig ſicher ſtelle.

Lucidor kommt an, er wird freundlichſt empfangen, ein Zimmer ihm angewieſen, er richtet ſich ein und erſcheint. Da findet er denn, außer den uns ſchon bekannten Ja-

mitiengliedern, noch einen halberwachſenen Sohn; verzogen, geradezu, aber geſcheit und gutmüthig, ſo daß wenn man ihn für den luſtigen Rath nehmen wollte, der gar nicht übel zum Ganzen paßte. Dann gehörte zum Haus ein ſehr alter, aber geſunder, frohmüthiger Mann, ſtill, fein, klug, auslebend nun hie und da auszuhelfen. Gleich nach Lucidor kam noch ein Fremder hinzu, nicht mehr jung, von bedeutendem Anſehn, würdig, lebensgewandt und durch Kenntniß der weiteſten Weltgegenden höchſt unterhaltend. Sie hießen ihn Antoni.

Julie empfing ihren angekündigten Bräutigam, ſchicklich aber zuvorkommend, Lucinde dagegen machte die Ehre des Hauſes, wie jene ihrer Perſon. So verging der Tag ausgezeichnet angenehm für alle, nur für Lucidorn nicht; er, ohnehin ſchweigſam, mußte von Zeit zu Zeit, um nicht gar zu verſtummen, ſich fragend verhalten; wobey denn Niemand zum Vortheil erſcheint.

Zerſtreut war er durchaus: denn er hatte vom erſten Augenblick an nicht Abneigung, noch Widerwillen, aber Entfremdung gegen Julien gefühlt; Lucinde dagegen zog ihn an, daß er zitterte, wenn ſie ihn mit ihren vollen, reinen, ruhigen Augen anſah.

So bedrängt erreichte er den erſten Abend ſein Schlafzimmer und ergoß ſich in jenem Monolog, mit dem wir begonnen haben. Um aber auch dieſen zu erklären, und wie die Heftigkeit einer ſolchen Redefülle zu demjenigen paßt, was wir ſchon von ihm wiſſen, wird eine kurze Mittheilung nöthig.

Lucidor war von tiefem Gemüth und hatte meiſt was anders im Sinn, als was die Gegenwart erheiſchte; deßwegen Unterhaltung und Geſpräch ihm nie recht glücken wollte; er fühlte das und wurde ſchweigſam, außer wenn von beſtimmten Fächern die Rede war, die er durchſtudirt hatte, davon ihm jederzeit zu Dienſten ſtand was er bedurfte. Dazu kam daß er, früher auf der

Alba. Es iſt beſchloſſen, ſie feſtzuhalten — Du erſtaunſt! Was du zu thun haſt, höre; die Urſachen ſollſt du wiſſen, wenn es geſchehn iſt. Jetzt bleibt keine Zeit, ſie auszulegen. Mit dir allein wünſcht' ich das Größte, das Geheimſte zu beſprechen; ein ſtarkes Band hält uns zuſammengefeſſelt; du biſt mir werth und lieb; auf dich möcht' ich alles häufen. Nicht die Gewohnheit zu gehorchen allein möcht' ich dir einprägen; auch den Sinn auszudrücken, zu befehlen, auszuführen, wünſcht' ich in dir fortzupflanzen; dir ein großes Erbtheil, dem Könige den brauchbarſten Diener zu hinterlaſſen; dich mit dem beſten was ich habe auszuſtatten, daß du dich nicht ſchämen dürfeſt, unter deine Brüder zu treten.

Ferdinand. Was werd' ich nicht die für dieſe Liebe ſchuldig, die du mir allein zuwendeſt, indem ein ganzes Reich vor dir zittert.

Alba. Nun höre, was zu thun iſt. Sobald die Fürſten eingetreten ſind, wird jeder

Schule, ſpäter auf der Univerſität, ſich an Freunden betrogen und ſeinen Herzenserguß unglücklich vergeudet hatte; jede Mittheilung war ihm daher bedenklich; Bedenken aber hebt jede Mittheilung auf. Zu ſeinem Vater war er nur gewohnt uniſono zu ſprechen und ſein volles Herz ergoß ſich daher in Monologen ſobald er allein war.

Den andern Morgen hatte er ſich zuſammengenommen, und wäre doch beynahe außer Faſſung gerückt, als ihm Julie noch freundlicher, heiterer und freyer entgegen kam. Sie wußte viel zu fragen, nach ſeinen Land- und Waſſerfahrten, wie er, als Student, mit dem Bündelchen auf'm Rücken, die Schweiz durchſtreift und durchſtiegen, ja über die Alpen gekommen. Da wollte ſie nun von der ſchönen Inſel, auf dem groſſen ſüdlichen See, vieles wiſſen; rückwärts aber mußte der Rhein, von ſeinem erſten Urſprung an, erſt durch höchſt unerfreuliche Gegenden begleitet werden, und ſo hinab-

wärts durch manche Abwechſelung; wo es denn freylich zuletzt, zwiſchen Maynz und Coblenz, noch der Mühe werth iſt den Fluß, ehrenvoll, aus ſeiner letzten Beſchränkung in die weite Welt, ins Meer zu entlaſſen.

Lucidor fühlte ſich hiebey ſehr erleichtert, erzählte gern und gut, ſo daß Julie entzückt ausrief: ſo was müſſe man Selbander ſehen. Worüber denn Lucidor abermals erſchrak, weil er darin eine Anſpielung auf ihr gemeinſames Wandern durchs Leben zu ſpüren glaubte.

Von ſeiner Erzählerpflicht jedoch wurde er bald abgelöſt: denn der Fremde, den ſie Antoni hießen, verdunkelte gar geſchwind alle Bergquellen, Felsufer, eingezwängte, freygelaſſene Flüſſe: nun hier gings unmittelbar nach Genua; Livorno lag nicht weit, das Intereſſanteſte im Lande nahm man auf den Raub ſo mit; Neapel mußte man, ehe man ſtürbe, geſehen haben, dann aber blieb freylich Conſtantinopel noch übrig, das doch

auch nicht zu verſäumen ſey. Die Beſchreibung, die Antoni von der weiten Welt machte, riß die Einbildungskraft aller mit ſich fort, ob er gleich weniger Feuer darein zu legen hatte. Julie, ganz außer ſich, war aber noch keineswegs befriedigt, ſie fühlte noch Luſt nach Alexandrien, Cairo, beſonders aber zu den Pyramiden, von denen ſie ziemlich auslangende Kenntniſſe durch ihres vermuthlichen Schwiegervaters Unterricht gewonnen hatte.

Lucidor, des nächſten Abends, (er hatte kaum die Thüre angezogen, das Licht noch nicht niedergeſetzt,) rief aus: nun beſinne dich denn! es iſt Ernſt. Du haſt viel Ernſtes gelernt und durchdacht; was ſoll denn Rechtsgelehrſamkeit, wenn du jetzt nicht gleich als Rechtsmann handelſt? Siehe dich als einen Bevollmächtigten an, vergiß dich ſelbſt und thue was du für einen andern zu thun ſchuldig wärſt. Es verſchränkt ſich aufs fürchterlichſte! Der Fremde iſt offenbar um

Lucindens willen da, ſie bezeigt ihm die ſchönſten, edelſten geſellig-häuslichen Aufmerkſamkeiten; die kleine Närrinn möchte mit jedem durch die Welt laufen, für nichts und wieder nichts. Ueberdieß noch iſt ſie ein Schalk, ihr Antheil an Städten und Ländern iſt eine Poſſe, wodurch ſie uns zum Schweigen bringt. Warum aber ſeh' ich dieſe Sache ſo verwirrt und verſchränkt an? Iſt der Oberamtmann nicht ſelbſt der verſtändigſte, der einſichtigſte, liebevollſte Vermittler? Du willſt ihm ſagen wie du fühlſt und denkſt, und er wird mitdenken, wenn auch nicht mitfühlen. Er vermag alles über den Vater. Und iſt nicht eine wie die andere ſeine Tochter? Was will denn der Anton Reiſer mit Lucinden, die für das Haus geboren iſt, um glücklich zu ſeyn und Glück zu ſchaffen; heftete ſich doch das zapplige Queckſilber an den ewigen Juden, das wird eine allerliebſte Parthie werden.

Des Morgens ging Lucidor ſeſten Ent-

ſchluſſes hinab mit dem Vater zu ſprechen und ihn deßhalb, in bekannten freyen Stunden, unverzüglich anzugehn. Wie groß war ſein Schmerz, ſeine Verlegenheit! als er vernahm: der Oberamtmann, in Geſchäften verreiſt, werde erſt übermorgen zurückerwartet. Julie ſchien heute ſo recht ganz ihren Reiſetag zu haben, ſie hielt ſich an den Weltwanderer und überließ, mit einigen Scherzreden die ſich auf Häuslichkeit bezogen, Lucidor an Lucinden. Hatte der Freund vorher das edle Mädchen aus gewiſſer Ferne geſehen, nach einem allgemeinern Eindruck, und ſie ſich ſchon herzlichſt angeeignet, ſo mußte er in der nächſten Nähe alles doppelt und dreyfach entdecken was ihn erſt im Allgemeinen anzog.

Der gute alte Hausfreund, an der Stelle des abweſenden Vaters, that ſich nun hervor; auch er hatte gelebt, geliebt und war, nach manchen Quetſchungen des Lebens, noch endlich an der Seite des Jugendfreunds

aufgefriſcht und wohlbehalten. Er belebte das Geſpräch und verbreitete ſich beſonders über Verirrungen in der Wahl eines Gatten, erzählte merkwürdige Beyſpiele von zeitiger und verſpäteter Erklärung. Lucinde erſchien in ihrem völligen Glanze, ſie geſtand: daß im Leben das Zufällige jeder Art, und ſo auch in Verbindungen das Allerbeſte bewirken könne; doch ſey es ſchöner, herzerhebender, wenn der Menſch ſich ſagen dürfe: er ſey ſein Glück ſich ſelbſt, der ſtillen, ruhigen Ueberzeugung ſeines Herzens, einem edlen Vorſatz und raſchen Entſchluſſe ſchuldig geworden. Lucidorn ſtanden die Thränen in den Augen, als er Beyfall gab, worauf die Frauenzimmer ſich bald entfernten. Der alte Vorſitzende mochte ſich in Wechſelgeſchichten gern ergehen, und ſo verbreitete ſich die Unterhaltung in heitere Beyſpiele, die jedoch unſern Helden ſo nahe berührten, daß nur ein ſo rein gebildeter Jüngling nicht heraus-

zubrechen über ſich gewinnen konnte; das geſchah aber als er allein war.

Ich habe mich gehalten! rief er aus: mit ſolcher Verwirrung will ich meinen guten Vater nicht kränken; ich habe an mich gehalten: denn ich ſehe in dieſem würdigen Hausfreunde den Stellvertretenden beyder Väter; zu ihm will ich reden, ihm alles entdecken, er wird's gewiß vermitteln und hat beynahe ſchon ausgeſprochen was ich wünſche. Sollte er im einzelnen Falle ſchelten, was er überhaupt billigt? Morgen früh ſuch' ich ihn auf; ich muß dieſem Drange Luft machen.

Beym Frühſtück fand ſich der Greis nicht ein; er hatte, hieß es, geſtern Abend zu viel geſprochen, zu lange geſeſſen und einige Tropfen Wein über Gewohnheit getrunken. Man erzählte viel zu ſeinem Lobe und zwar gerade ſolche Reden und Handlungen die Lucidorn zur Verzweiflung brachten, daß er ſich nicht ſogleich an ihn gewendet. Dieſes unangenehme Gefühl ward nur noch geſchärft,

als er vernahm: bey solchen Anfällen lasse der gute Alte sich manchmal in acht Tagen gar nicht sehen.

Ein ländlicher Aufenthalt hat für geselliges Zusammenseyn gar große Vortheile, besonders wenn die Bewirthenden sich, als denkende, fühlende Personen, mehrere Jahre veranlaßt gefunden der natürlichen Anlage ihrer Umgebung zu Hülfe zu kommen. Es war es hier geglückt. Der Oberamtmann, erst unvertheyratet, dann in einer langen glücklichen Ehe, selbst vermögend, an einem einträglichen Posten, hatte nach eignem Blick und Einsicht, nach Liebhaberey seiner Frau, ja zuletzt nach Wünschen und Grillen seiner Kinder, erst größere und kleinere, abgesonderte Anlagen besorgt und begünstigt, welche mit Gefühl allmählich durch Pflanzungen und Wege verbunden, eine allerliebste, verschiedentlich abweichende, charakteristische Scenenfolge dem Durchwandelnden darstellten. Eine solche Wallfahrt ließen

denn auch unſere jungen Familienglieder ihren Gaſt antreten, wie man ſeine Anlagen dem Fremden gerne vorzeigt, damit er das was uns gewöhnlich geworden auffallend erblicke und den günſtigen Eindruck davon für immer behalte.

Die nächſte ſo wie die fernere Gegend war zu beſcheidenen Anlagen und eigentlich ländlichen Einzelnheiten höchſt geeignet. Fruchtbare Hügel wechſelten mit wohlbewäſſerten Wieſengründen, ſo daß das Ganze von Zeit zu Zeit zu ſehen war, ohne flach zu ſeyn; und wenn Grund und Boden vorzüglich dem Nutzen gewidmet erſchien, ſo war doch das Anmuthige, das Reizende nicht ausgeſchloſſen.

An die Haupt- und Wirthſchaftsgebäude fügten ſich Luſt-, Obſt- und Grasgärten, aus denen man ſich unverſehens in ein Hölzchen verlor, das ein breiter, fahrbarer Weg auf und ab, hin und wieder durchſchlängelte. Hier in der Mitte war, auf der bedeutendſten

Höhe, ein Saal erbaut, mit anſtoßenden Gemächern. Wer zur Hauptthüre hereintrat ſah im großen Spiegel die günſtigſte Ausſicht, welche die Gegend nur gewähren mochte, und kehrte ſich geſchwind wieder um, an der Wirklichkeit von dem unerwarteten Bilde Erholung zu nehmen: denn das Herankommen war künſtlich genug eingerichtet und alles klüglich verdeckt was Ueberraſchung bewirken ſollte. Niemand trat herein, ohne daß er von dem Spiegel zur Natur und von der Natur zum Spiegel ſich nicht gern hin und wieder gewendet hätte.

Am ſchönſten, heiterſten, längſten Tage einmal auf dem Wege, hielt man einen ſinnigen Flurzug um und durch das Ganze. Hier wurde das Abendplätzchen der guten Mutter bezeichnet, wo eine herrliche Buche ringsumher ſich freyen Raum gehalten hatte. Bald nachher wurde Lucindens Morgenandacht von Julien halb neckiſch angedeutet, in der Nähe eines Wäſſerchens zwiſchen Pappeln und Er-

Zugang zum Pallaste besetzt. Dazu hat Gomez die Ordre. Silva wird eilen, Egmonts Schreiber mit den Verdächtigsten gefangen zu nehmen. Du hältst die Wache am Thore und in den Höfen in Ordnung. Vor allen Dingen besetze diese Zimmer hier neben mit den sichersten Leuten; dann warte auf der Gallerie, bis Silva wiederkommt, und bringe mir irgend ein unbedeutend Blatt herein, zum Zeichen, daß sein Auftrag ausgerichtet ist. Dann bleib' im Vorsaale bis Oranien weggeht, folg' ihm; ich halte Egmont hier, als ob ich ihm noch was zu sagen hätte. Am Ende der Gallerie fordre Oraniens Degen, rufe die Wache an, verwahre schnell den gefährlichsten Mann; und ich fasse Egmont hier.

Ferdinand. Ich gehorche, mein Vater. Zum erstenmal mit schwerem Herzen und mit Sorge.

Alba. Ich verzeihe dir's; es ist der erste große Tag, den du erlebst.

ten, an hinabſtreichenden Wieſen, hinanfzie-henden Aeckern. Es war nicht zu beſchreiben wie hübſch! ſchon überall glaubte man es ge-ſehen zu haben, aber nirgends in ſeiner Einfalt ſo bedeutend und ſo willkommen. Dagegen zeigte der Junker, auch halb wider Willen Juliens, die kleinlichen Lauben und kindiſchen Gärtchenanſtalten, die, nächſt ei-ner vertraulich gelegenen Mühle, kaum noch zu bemerken; ſie ſchrieben ſich aus einer Zeit her, wo Julie, etwa in ihrem zehnten Jahre, ſich in den Kopf geſetzt hätte Müllerinn zu werden und, nach dem Abgang der beyden alten Leute, ſelbſt einzutreten und ſich einen braven Mühlknappen auszuſuchen.

Das war zu einer Zeit, rief Julie, wo ich noch nichts von Städten wußte die an Flüſſen liegen, oder gar am Meer, von Ge-nua nichts u. ſ. w. Ihr guter Vater, Lu-cidor, hat mich bekehrt, ſeit der Zeit komm' ich nicht leicht hierher. Sie ſetzte ſich ne-ckiſch auf ein Bänkchen, das ſie kaum noch trug,

unter einen Hollunderſtrauch, der ſich zu tief gebeugt hatte. Pfui, über's Hocken! rief ſie, ſprang auf und lief mit dem luſtigen Bruder voran.

Das zurückgebliebene Paar unterhielt ſich verſtändig, und in ſolchen Fallen nähert ſich der Verſtand auch wohl dem Gefühl. — Abwechſelnd einfache natürliche Gegenſtände zu durchwandern, mit Ruhe zu betrachten wie der verſtändige, kluge Menſch ihnen etwas abzugewinnen weiß, wie die Einſicht ins Vorhandene, zum Gefühl ſeiner Bedürfniße ſich geſellend, Wunder thut, um die Welt erſt bewohnbar zu machen, dann zu bevölkern und endlich zu übervölkern, das alles konnte hier im Einzelnen zur Sprache kommen. Lucinde gab von allem Rechenſchaft und konnte, ſo beſcheiden ſie war, nicht verbergen, daß die bequemlich angenehmen Verbindungen entfernter Parthien ihr Werck ſeyen, unter Angabe, Leitung oder Vergünſtigung einer verehrten Mutter.

Da sich aber denn doch der längste Tag endlich zum Abend bequemt, so mußte man auf Rückkehr denken, und als man auf einen angenehmen Umweg sann, verlangte der lustige Bruder: man solle den kürzern, obgleich nicht erfreulichen, wohl gar beschwerlichern Weg einschlagen. Denn, rief er aus, ihr habt mit euren Anlagen und Anschlägen geprahlt, wie ihr die Gegend für malerische Augen und für zärtliche Herzen verschönert und verbessert; laßt mich aber auch zu Ehren kommen.

Nun mußte man über geackerte Stellen und holprichte Pfade, ja wohl auch auf zufällig hingeworfenen Steinen über Moorflecke wandern und sah, schon in einer gewissen Ferne, allerley Maschinenwerk verworren aufgethürmt. Näher betrachtet, war ein großer Lust- und Spielplatz, nicht ohne Verstand, mit einem gewissen Volkssinn eingerichtet. Und so standen hier, in gehörigen Entfernungen zusammengeordnet, das große Schau-

kelrad, wo die Auf- und Absteigenden immer gleich horizontal ruhig sitzen bleiben, andere Schaukeleyen, Schwungseile, Lusthebel, Kegel- und Zellenbahnen und was nur alles erdacht werden kann, um auf einem großen Tristraum eine Menge Menschen verschiedentlichst und gleichmäßig zu beschäftigen und zu erlustigen. Dieß, rief er aus, ist meine Erfindung, meine Anlage! und obgleich der Vater das Geld und ein gescheiter Kerl den Kopf dazu hergab, so hätte doch, ohne mich, den ihr oft unvernünftig nennt, Verstand und Geld sich nicht zusammen gefunden.

So heiter gestimmt kamen alle viere mit Sonnenuntergang wieder nach Hause. Antoni fand sich ein; die Kleine jedoch, die an diesem bewegten Tage noch nicht genug hatte, ließ einspannen und fuhr über Land zu einer Freundinn, in Verzweiflung sie seit zwey Tagen nicht gesehen zu haben. Die vier Zurückgebliebenen fühlten sich verlegen eh man sichs versah, und es ward sogar ausgespro-

chen, daß des Vaters Ausbleiben die Angehörigen beunruhige. Die Unterhaltung fing an zu stocken, als auf einmal der luſtige Junker aufſprang und gar bald mit einem Buche zurückkam, ſich zum Vorleſen erbietend. Lucinde enthielt ſich nicht zu fragen, wie er auf den Einfall komme, den er ſeit einem Jahre nicht gehabt; worauf er munter verſetzte: mir fällt alles zur rechten Zeit ein, deſſen könnt Ihr euch nicht rühmen. Er las eine Folge ächter Mährchen, die den Menſchen aus ſich ſelbſt hinausführen, ſeinen Wünſchen ſchmeicheln und ihn jede Bedingung vergeſſen machen, zwiſchen welche wir, ſelbſt in den glücklichſten Momenten, doch immer noch eingeklemmt ſind.

Was beginn' ich nun! rief Lucidor, als er ſich endlich allein ſah: die Stunde drängt; zu Antoni hab' ich kein Vertrauen, er iſt weltfremd, ich weiß nicht wer er iſt, wie er ins Haus kommt, noch was er will; um Lucinden ſcheint er ſich zu bemühen und was

könnt' ich daher von ihm hoffen? Mir bleibt nichts übrig als Lucinden selbst anzugehn; sie muß es wissen, sie zuerst. Dieß war ja mein erstes Gefühl, warum lassen wir uns auf Klugheitswege verleiten! Das Erste soll nun das Letzte seyn, und ich hoffe zum Ziel zu gelangen.

Sonnabend Morgen ging Lucidor, zeitig angekleidet, in seinem Zimmer auf und ab, was er Lucinden zu sagen hätte hin und her bedenkend, als er eine Art von scherzhaftem Streit vor seiner Thüre vernahm, die auch alsobald aufging. Da schob der lustige Junker einen Knaben vor sich hin, mit Kaffee und Backwerk für den Gast; er selbst trug kalte Küche und Wein. Du sollst voran gehen, rief der Junker: denn der Gast muß zuerst bedient werden, ich bin gewohnt mich selbst zu bedienen. Mein Freund! heute komm' ich etwas früh und tumultuarisch; genießen wir unser Frühstück in Ruhe und dann wollen wir sehen was wir anfangen:

denn von der Gesellschaft haben wir wenig zu hoffen. Die Kleine ist von ihrer Freundinn noch nicht zurück; diese müssen gegen einander wenigstens alle vierzehn Tage ihr Herz ausschütten, wenn es nicht springen soll. Sonnabend ist Lucinde ganz unbrauchbar, sie liefert dem Vater pünctlich ihre Haushaltungsrechnung; da hab' ich mich auch einmischen sollen, aber Gott bewahre mich! Wenn ich weiß was eine Sache kostet, so schmeckt mir kein Bissen. Gäste werden auf Morgen erwartet, der Alte hat sich noch nicht wieder ins Gleichgewicht gestellt, Antoni ist auf die Jagd, wir wollen das Gleiche thun.

Flinten, Taschen und Hunde waren bereit als sie in den Hof kamen, und nun ging es an den Feldern weg, wo denn doch allenfalls ein junger Haase und ein armer gleichgültiger Vogel geschossen wurde. Indessen besprach man sich von häuslichen und gegenwärtig geselligen Verhältnissen. Antoni ward genannt, und Lucidor verfehlte

nicht ſich nach ihm näher zu erkundigen. Der luſtige Junker, mit einiger Selbſtgefälligkeit, verſicherte: jenen wunderlichen Mann, ſo geheimnißvoll er auch thue, habe er ſchon durch und durch geblickt. Er iſt, fuhr er fort, gewiß der Sohn aus einem reichen Handelshauſe, das gerade in dem Augenblick fallirte als er, in der Fülle ſeiner Jugend, Theil an großen Geſchäften mit Kraft und Munterkeit zu nehmen, daneben aber die ſich reichlich darbietenden Genüſſe zu theilen gedachte. Von der Höhe ſeiner Hoffnungen heruntergeſtürzt raffte er ſich zuſammen und leiſtete, anderen dienend, dasjenige was er für ſich und die Seinigen nicht mehr bewirken konnte. So durchreiſte er die Welt, lernte ſie und ihren wechſelſeitigen Verkehr aufs genauſte kennen und vergaß dabey ſeines Vortheils nicht. Unermüdete Thätigkeit und erprobte Rechtlichkeit brachten und erhielten ihm von Vielen ein unbedingtes Vertrauen. So er-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50924-3
GOETHE,J.W. FN. 18640/466

warb er sich aller Orten Bekannte und Freunde, ja es läßt sich gar wohl merken, daß sein Vermögen so weit in der Welt umher vertheilt ist als seine Bekannschaft reicht, weßhalb denn auch seine Gegenwart in allen vier Theilen der Welt von Zeit zu Zeit nöthig ist.

Umständlicher und naiver hatte dieß der lustige Junker erzählt und so manche possenhafte Bemerkung eingeschlossen, eben als wenn er sein Mährchen recht weitläuftig auszuspinnen gedächte.

Wie lange steht er nicht schon in Verbindung mit meinem Vater! Die meynen, ich sehe nichts, weil ich mich um nichts bekümmere; aber eben deßwegen seh' ichs nur desto besser, weil michs nichts angeht. Vieles Geld hat er bey meinem Vater niedergelegt, der es wieder sicher und vortheilhaft unterbrachte. Erst gestern steckte er dem Alten ein Juwelen-Kästchen zu, einfacher, schöner und kostbarer hab' ich nichts gesehen, obgleich

Silva tritt herein.

Ein Bothe von Antwerpen. Hier iſt Oraniens Brief! Er kommt nicht.

Alba. Sagt' es der Bothe?

Silva. Nein, mir ſagt's das Herz.

Alba. Aus dir ſpricht mein böſer Genius. Nachdem er den Brief geleſen, winkt er beyden, und ſie ziehen ſich in die Gallerie zurück. Er bleibt allein auf dem Vordertheile. Er kommt nicht! Bis auf den letzten Augenblick verſchiebt er, ſich zu erklären. Er wagt es, nicht zu kommen! So war denn dießmal wider Vermuthen der Kluge klug genug, nicht klug zu ſeyn! — Es rückt die Uhr! Noch einen kleinen Weg des Zeigers, und ein großes Werk iſt gethan oder verſaumt, unwiederbringlich verſaumt: denn es iſt weder nachzuholen noch zu verheimlichen. Längſt hatt' ich alles reiflich abgewogen, und mir auch dieſen Fall gedacht, mir feſtgeſetzt, was auch in dieſem Falle zu thun ſey; und jetzt, da es zu thun iſt, wehr' ich mir kaum, daß nicht das Für und Wider mir auf's neue durch die

nur mit einem Blick, denn es wird verheimlicht. Wahrscheinlich soll es der Braut zu Vergnügen, Lust und künftiger Sicherheit verehrt werden. Antoni hat sein Zutrauen auf Lucinden gesetzt! Wenn ich sie aber so zusammen sehe, kann ich sie nicht für ein wohl assortirtes Paar halten. Die Ruschliche wäre besser für ihn, ich glaube auch sie nimmt ihn lieber als die Aelteste: sie blickt auch wirklich manchmal nach dem alten Knasterbart so munter und theilnehmend hinüber, als wenn sie sich mit ihm in den Wagen setzen und auf und davon fliegen wolle. Lucidor faßte sich zusammen; er wußte nicht was zu erwiedern wäre, alles was er vernahm hatte seinen innerlichen Beyfall. Der Junker fuhr fort: überhaupt hat das Mädchen eine verkehrte Neigung zu alten Leuten, ich glaube sie hätte Ihren Vater so frisch weg geheyratet wie den Sohn.

Lucidor folgte seinem Gefährten, wo ihn dieser auch über Stock und Stein hinführte;

beyde vergaßen die Jagd, die ohnehin nicht ergiebig seyn konnte. Sie kehrten auf einem Pachthofe ein, wo, gut aufgenommen, der eine Freund sich mit Essen, Trinken und Schwätzen unterhielt, der andere aber in Gedanken und Ueberlegungen sich versenkte, wie er die gemachte Entdeckung für sich und seinen Vortheil benutzen möchte.

Lucidor hatte nach allen diesen Erzählungen und Eröffnungen soviel Vertrauen zu Antoni gewonnen, daß er gleich beym Eintritt in den Hof nach ihm fragte und in den Garten eilte, wo er zu finden seyn sollte. Er durchstrich die sämmtlichen Gänge des Parks bey heiterer Abendsonne; umsonst! Nirgends keine Seele war zu sehen; endlich trat er in die Thüre des großen Saals und, wundersam genug, die untergehende Sonne, aus dem Spiegel zurückscheinend, blendete ihn dergestalt, daß er die beyden Personen die auf dem Kanapee saßen nicht erkennen, wohl aber unterscheiden konnte, daß einem

Frauenzimmer von einer neben ihr sitzenden Mannsperson die Hand sehr feurig geküßt wurde. Wie groß war daher sein Entsetzen, als er bey hergestellter Augenruhe Lucinden und Antoni vor sich sahe. Er hätte versinken mögen, stand aber wie eingewurzelt, als ihn Lucinde freundlichst und unbefangen willkommen hieß, zuruckte und ihn bat zu ihrer rechten Seite zu sitzen. Unbewußt ließ er sich nieder, und wie sie ihn anredete, nach dem heutigen Tage sich erkundigte, Vergebung bat häuslicher Abhaltungen, da konnte er ihre Stimme kaum ertragen. Antoni stand auf und empfahl sich; Lucinde als sie, sich gleichfalls erholend, den Zurückgebliebenen zum Spatziergang einlud. Neben ihr hergehend war er schweigsam und verlegen; auch sie schien beunruhigt; und wenn er nur einigermaßen bey sich gewesen wäre, so hätte ihm ein tiefes Athemholen verrathen müssen, daß sie herzliche Seufzer zu verbergen habe. Sie beurlaubte sich zuletzt als sie sich dem Hause näher-

ten, er aber wandte sich, erst langsam, dann heftig gegen das Freye. Der Park war ihm zu eng, er eilte durchs Feld, nun die Stimme seines Herzens vernehmend, ohne Sinn für die Schönheiten des vollkommensten Abends. Als er sich allein sah und seine Gefühle sich im beruhigenden Thränenerguß Luft machten, rief er aus:

Schon einigemal im Leben, aber nie so grausam hab' ich den Schmerz empfunden, der mich nun ganz elend macht: wenn das gewünschteste Glück endlich Hand in Hand, Arm an Arm zu uns tritt, und zugleich sein Scheiden für ewig ankündet. Ich saß bey ihr, ging neben ihr, das bewegte Kleid berührte mich und ich hatte sie schon verloren! Zähle dir das nicht vor, drösele dirs nicht auf, schweig und entschließe dich.

Er hatte sich selbst den Mund verboten, er schwieg und sann, durch Felder, Wiesen und Busch, nicht immer auf den wegsamsten Pfaden hinschreitend. Nur als er spät in

sein Zimmer trat, hielt er sich nicht und rief: Morgen früh bin ich fort, solch einen Tag will ich nicht wieder erleben.

Und so warf er sich angekleidet aufs Lager. — Glückliche, gesunde Jugend! Er schlief schon; die abmüdende Bewegung des Tages hatte ihm die süßeste Nachtruhe verdient. Aus tröstlichen Morgenträumen jedoch weckte ihn die allerfrühste Sonne; es war eben der längste Tag, der ihm überlang zu werden drohte. Wenn er die Anmuth des beruhigenden Abendgestirns gar nicht empfunden, so fühlte er die aufregende Schönheit des Morgens nur um zu verzweifeln. Er sah die Welt so herrlich als je, seinen Augen war sie es noch; sein Inneres aber widersprach, das gehörte ihm alles nicht mehr an, er hatte Lucinden verloren.

Der Mantelsack war schnell gepackt, den er wollte liegen lassen, keinen Brief schrieb er dazu, nur mit wenig Worten sollte sein Ausbleiben vom Tisch, vielleicht auch vom Abend,

durch den Reitknecht entschuldigt werden, den er ohnehin aufwecken mußte. Diesen aber fand er unten, schon vor dem Stalle, mit großen Schritten auf und abgehend. Sie wollen doch nicht reiten? rief der sonst gutmüthige Mensch mit einigem Verdruß. Ihnen darf ich es wohl sagen, aber der junge Herr wird alle Tage unerträglicher. Hatte er sich doch gestern in der Gegend herumgetrieben, daß man glauben sollte er danke Gott einen Sonntag-Morgen zu ruhen. Kommt er nicht heute frühe vor Tag, rumort im Stalle und wie ich aufspringe, sattelt und zäumt er Ihr Pferd, ist durch keine Vorstellung abzuhalten; er schwingt sich drauf und ruft: bedenke nur das gute Werk das ich thue! Dies Geschöpf geht immer nur gelassen einen juristischen Trab, ich will sehen daß ich ihn zu einem raschen Lebensgalopp anrege. Er sagte ungefähr so und verführte andre wunderliche Reden.

Lucidor war doppelt und dreyfach betrof-

ſen, er liebte das Pferd, als ſeinem eignen Charakter, ſeiner Lebensweiſe zuſagend; ihn verdroß, das gute verſtändige Geſchöpf in den Händen eines Wildfangs zu wiſſen. Sein Plan war zerſtört, ſeine Abſicht zu einem Univerſitätsfreunde, mit dem er in froher herzlicher Verbindung gelebt, in dieſer Kriſe zu flüchten. Das alte Zutrauen war erwacht, die dazwiſchen liegenden Meilen wurden nicht gerechnet, er glaubte ſchon bey dem wohlwollenden, verſtändigen Freunde Rath und Linderung zu finden. Dieſe Ausſicht war nun abgeſchnitten; doch ſie war's nicht, wann er es wagte auf friſchen Wanderfüßen, die ihm zu Gebote ſtanden, ſein Ziel zu erreichen.

Vor allen Dingen ſuchte er nun aus dem Park ins freye Feld, auf den Weg der ihn zum Freunde führen ſollte zu gelangen. Er war ſeiner Richtung nicht ganz gewiß, als ihm, linker Hand, über dem Gebüſch hervorragend, auf wunderlichem Zimmerwerk, die Einſiedeley, aus der man ihm früher ein

Geheimniß gemacht hatte, in die Augen fiel, und er, jedoch zu seiner größten Verwunderung, auf der Gallerie unter dem chinesischen Dache den guten Alten, der einige Tage für krank gehalten worden, munter um sich blickend erschaute. Dem freundlichsten Gruße, der dringenden Einladung heraufzukommen widerstand Lucidor mit Ausflüchten und eiligen Gebärden. Nur Theilnahme für den guten Alten, der die steile Treppe schwankenden Tritts, herunterеilend herabzustürzen drohte, konnte ihn vermögen ihmgegen zu gehen und sodann sich hinauf ziehen zu lassen. Mit Verwunderung betrat er das anmuthige Sälchen, es hatte nur drey Fenster gegen das Land, eine allerliebste Aussicht; die übrigen Wände waren verziert, oder vielmehr verdeckt von hundert und aber hundert Bildnissen, in Kupfer gestochen, allenfalls auch gezeichnet, auf die Wand nebeneinander in gewisser Ordnung aufgeklebt, durch farbige Säume und Zwischenräume gesondert.

Ich begünstige Sie, mein Freund, wie nicht jeden; dieß ist das Heiligthum in dem ich meine letzten Tage vergnüglich zubringe. Hier erhol' ich mich von allen Fehlern die mich die Gesellschaft begehen läßt, hier bring' ich meine Diätfehler wieder ins Gleichgewicht.

Lucidor besah sich das Ganze und, in der Geschichte wohl erfahren, sah er alsbald klar daß eine historische Neigung zu Grunde liege.

Hier oben in der Friese, sagte der Alte, finden Sie die Namen trefflicher Männer, aus der Urzeit, dann aus der näheren auch nur die Namen, denn wie sie ausgesehen möchte schwerlich auszumitteln seyn. Hier aber im Hauptfelde geht eigentlich mein Leben an, hier sind die Männer die ich noch nennen gehört als Knabe. Denn etwa funfzig Jahre bleibt der Name vorzüglicher Menschen in der Erinnerung des Volks, weiterhin verschwindet er, oder wird mährchenhaft. —

Obgleich von deutschen Eltern, bin ich in Holland geboren und für mich ist Wilhelm von Oranien, als Statthalter und König von England, der Urvater aller ordentlichen Männer und Helden.

Nun sehen sie aber Ludwig den vierzehnten gleich neben ihm, als welcher — wie gern hätte Lucidor den guten Alten unterbrochen, wenn es sich geschickt hätte, wie es sich uns, den Erzählenden, wohl ziemen mag: denn ihn bedrohte die neue und neuste Geschichte, wie sich an den Bildern Friedrichs des Großen und seiner Generale, nach denen er hinschielte, gar wohl bemerken ließ.

Ehrte nun auch der gute Jüngling die lebendige Theilnahme des Alten an seiner nächsten Vor- und Mitzeit, konnten ihm einzelne individuelle Züge und Ansichten als interessant nicht entgehen, so hatte er doch auf Akademien schon die neuere und neuste Geschichte gehört, und was man einmal gehört hat glaubt man für immer zu wissen. Sein Sinn stand

Seele ſchwankt. — Iſt's räthlich, die andern zu fangen, wenn Er mir entgeht? — Schick' ich es auf, und laß' Egmont mit den Seinigen, mit ſo vielen entſchlüpfen, die nun, vielleicht nur heute noch, in meinen Händen ſind. So zwingt dich das Geſchick denn auch, du Unbezwinglicher? Wie lang' gedacht! Wie wohl bereitet! Wie groß, wie ſchön der Plan! Wie nah' die Hoffnung ihrem Ziele! Und nun im Augenblick des Entſcheidens biſt du zwiſchen zwey Übel geſtellt; wie in einen Loostopf greifſt du in die dunkle Zukunft; was du faſſeſt iſt noch zugerollt, dir unbewußt, ſey's Treffer oder Fehler! Er wird aufmerkſam, wie einer der etwas hört, und tritt an's Fenſter. Er iſt es! — Egmont! Trug dich dein Pferd ſo leicht herein, und ſcheute vor dem Blutgeruche nicht, und vor dem Geiſte mit dem blanken Schwert, der an der Pforte dich empfängt? — Steig' ab! — So biſt du mit dem einen Fuß im Grab'! und ſo mit beyden! — Ja ſtreichſ' es nur, und klopfe für ſeinen muthigen Dienſt zum letztenmale den Nacken ihm — Und mir bleibt keine

in die Ferne, er hörte nicht, er sah kaum, und war eben im Begriff auf die ungeschickteste Weise zur Thüre hinaus und die lange, fatale Treppe hinunter zu poltern, als ein Händeklatschen heftig von unten zu vernehmen war.

Indessen sich Lucidor zurückhielt, fuhr der Kopf des Alten zum Fenster hinaus und von unten ertönte eine wohlbekannte Stimme: Kommen Sie herunter ums Himmelswillen, aus ihrem historischen Bildersaal, alter Herr! schließen Sie Ihre Fasten und helfen mir unsern jungen Freund begütigen — wenn ers erfährt. Lucidors Pferd hab' ich etwas unvernünftig angegriffen, es hat ein Eisen verloren und ich mußte es stehen lassen. Was wird er sagen? Es ist doch gar zu absurd wenn man absurd ist.

Kommen Sie herauf! sagte der Alte und wendete sich herein zu Lucidor: nun was sagen Sie? Lucidor schwieg und der wilde Junker trat herein. Das Hin- und Wie-

derreden gab eine lange Scene; genug, man beſchluß den Reitknecht ſogleich hinzuſchicken, um für das Pferd Sorge zu tragen.

Den Greis zurücklaſſend eilten beyde jungen Leute nach dem Hauſe, wohin ſich Lucidor nicht ganz unwillig ziehen ließ, es mochte daraus werden was wollte, wenigſtens war in dieſen Mauern der einzige Wunſch ſeines Herzens eingeſchloſſen. In ſolchem verzweifelten Falle vermiſſen wir ohnehin den Beyſtand unſeres freyen Willens und fühlen uns erleichtert für einen Augenblick, wenn von irgend woher Beſtimmung und Nöthigung eingreift. Jedoch fand er ſich, da er ſein Zimmer betrat, in dem wunderlichſten Zuſtande, eben als wenn jemand in ein Gaſthofsgemach, das er ſo eben verließ, unerwünſcht wieder einzukehren genöthigt iſt, weil ihm eine Achſe gebrochen.

Der luſtige Junker machte ſich nun über den Mantelſack, um alles recht ordentlich auszupacken, vorzüglich legte er zuſammen

was von feſtlichen Kleidungsſtücken, obgleich reiſemäßig, vorhanden war; er nöthigte Lucidorn Schuh und Strümpfe anzuziehen, richtete deſſen vollkrauſe, braune Locken zurecht und putzte ihn aufs Beſte heraus. Sodann rief er hinwegtretend, unſeren Freund und ſein Machwerk vom Kopf bis zum Fuße beſchauend: Nun ſeht Ihr doch, Freundchen, einem Menſchen gleich, der einigen Anſpruch auf hübſche Kinder macht und ernſthaft genug dabey, um ſich nach einer Braut umzuſehn. Nur einen Augenblick! und Ihr ſollt erfahren wie ich mich hervorzuthun weiß, wenn die Stunde ſchlägt. Das hab' ich Offizieren abgelernt, nach denen die Mädchen immer ſchielen, und da hab' ich mich zu einer gewiſſen Soldateska ſelbſt enrollirt, und nun ſehen ſie mich auch an, und wieder an, weil keine weiß was ſie aus mir machen ſoll. Da entſteht nun aus dem Hin- und Herſehen, aus Verwunderung und Aufmerkſamkeit, oft etwas gar Artiges, das, wär' es

auch nicht dauerhaft, doch werth ist, daß man ihm den Augenblick gönne.

Aber nun kommen Sie, Freund, und erweisen mir den gleichen Dienst! Wenn Sie mich Stück für Stück in meine Hülle schlüpfen sehen, so werden Sie Witz und Erfindungsgabe dem leichtfertigen Knaben nicht absprechen.

Nun zog er den Freund mit sich fort, durch lange weitläufige Gänge des alten Schlosses. Ich habe mich, rief er aus, ganz hingebettet. Ohne mich verbergen zu wollen, bin ich gern allein: denn man kanns den Andern doch nicht recht machen.

Sie kamen an der Canzley vorbey, eben als ein Diener heraustrat und ein Urvater-Schreibzeug, schwarz, groß und vollständig heraustrug; Papier war auch nicht vergessen.

Ich weiß schon was da wieder gekleckst werden soll, rief der Junker; geh hin und laß mir den Schlüssel. Thun Sie einen Blick

hinein, Lucidor! es unterhält Sie wohl bis ich angezogen bin. Einem Rechtsfreund ist ein solches Locale nicht verhaßt wie einem Stallverwandten; und so schob er Lucidorn in den Gerichtssaal.

Der Jüngling fühlte sich sogleich in einem bekannten ansprechenden Elemente: die Erinnerung der Tage, wo er, aufs Geschäft erpicht, an solchem Tische saß, hörend und schreibend sich übte. Auch blieb ihm nicht verborgen daß hier eine alte stattliche Hauskapelle zum Dienste der Themis, bey veränderten Religionsbegriffen, verwandelt sey. In den Reposituren fand er Rubriken und Akten ihm früher bekannt; er hatte selbst in diesen Angelegenheiten, von der Hauptstadt her, gearbeitet. Einen Fascikel aufschlagend fiel ihm ein Reskript in die Hände das er selbst mundirt, ein anderes wovon er der Concipient gewesen. Handschrift und Papier, Canzleysiegel und des Vorsitzenden Unterschrift, alles rief ihm jene Zeit eines rechtlichen Strebens zu-

gendlicher Hoffnung hervor. Und wenn er sich dann umsah und den Sessel des Oberamtmanns erblickte, ihm zugedacht und bestimmt, einen so schönen Platz, einen so würdigen Wirkungskreis, den er zu verschmähen, zu entbehren Gefahr lief, das alles bedrängte ihn doppelt und dreyfach, indem die Gestalt Lucindens zu gleicher Zeit sich von ihm zu entfernen schien.

Er wollte das Freye suchen, fand sich aber gefangen. Der wunderliche Freund hatte, leichtsinnig oder schalkhaft, die Thüre verschlossen hinter sich gelassen; doch blieb unser Freund nicht lange in dieser peinlichsten Beklemmung, denn der andere kam wieder, entschuldigte sich und erregte wirklich guten Humor durch seine seltsame Gegenwart. Eine gewisse Verwegenheit der Farben und des Schnitts seiner Kleidung war durch natürlichen Geschmack gedämpft; wie wir ja selbst tatouirten Indiern einen gewissen Beyfall nicht versagen. Heute, rief er aus, soll

uns die Langeweile vergangener Tage vergütet werden; gute Freunde, muntere Freunde sind angekommen, hübsche Mädchen, neckische verliebte Wesen, und dann auch mein Vater, und Wunder über Wunder! Ihr Vater auch; das wird ein Fest werden, alles ist im Saale schon versammelt beym Frühstück.

Lucidorn wars auf einmal zu Muthe als wenn er in tiefe Nebel hinein sähe, alle die angemeldeten bekannten und unbekannten Gestalten erschienen ihm gespenstig; doch sein Charakter in Begleitung eines reinen Herzens hielt ihn aufrecht, in wenigen Secunden fühlte er sich schon allen gewachsen. Nun folgte er dem eilenden Freunde, mit sicherm Tritt, fest entschlossen abzuwarten es geschehe was da wolle, sich zu erklären es entstehe was da wolle.

Und doch war er auf der Schwelle des Saals betroffen. In einem großen Halbkreis rings an den Fenstern umher entdeckte er sogleich seinen Vater neben dem Ober-

ainmann, beyde ſtattlich angezogen. Die Schweſtern, Antoni und ſonſt noch Bekannte und Unbekannte überſah er mit Einem Blick, der ihm trübe werden wollte. Schwankend näherte er ſich ſeinem Vater, der ihn höchſt freundlich willkommen hieß, jedoch mit einer gewiſſen Förmlichkeit die ein vertrauendes Annähern kaum begünſtigte. Vor ſo vielen Perſonen ſtehend ſuchte er ſich für den Augenblick einen ſchicklichen Platz; er hätte ſich neben Lucinden ſtellen können, aber Julie, dem geſpannten Anſtand zuwider, machte eine Wendung daß er zu ihr treten mußte; Antoni blieb neben Lucinden.

In dieſem bedeutenden Momente fühlte ſich Lucidor abermals als Beauftragten, und geſtählt von ſeiner ganzen Rechtswiſſenſchaft rief er ſich jene ſchöne Maxime zu ſeinen eignen Gunſten heran: wir ſollen anvertraute Geſchäfte der Fremden wie unſre eignen behandeln, warum nicht die unſrigen in eben dem Sinne? — In Geſchäftsvorträgen

wohl geübt durchlief er schnell was er zu sagen habe. Indessen schien die Gesellschaft in einen förmlichen Halbzirkel gebildet ihn zu überflügeln. Den Inhalt seines Vortrags kannte er wohl, den Anfang konnte er nicht finden. Da bemerkte er, in einer Ecke aufgetischt, das große Dintenfaß, Canzleyverwandte dabey; der Oberamtmann machte eine Bewegung seine Rede vorzubereiten; Lucidor wollte ihm zuvorkommen, und in demselben Augenblicke drückte Julie ihm die Hand. Dieß brachte ihn aus aller Fassung; er überzeugte sich daß alles entschieden, alles für ihn verloren sey.

Nun war an gegenwärtigen sämmtlichen Lebensverhältnissen, diesen Familienverbindungen, Gesellschafts- und Anstandsbezügen nichts mehr zu schonen, er sah vor sich hin, entzog seine Hand Julien und war so schnell zur Thüre hinaus, daß die Versammlung ihn unversehens vermißte und er sich selbst draußen nicht wieder finden konnte.

Scheu vor dem Tageslicht, das im höchsten Glanze über ihn herabschien, die Blicke begegnender Menschen vermeidend, aufsuchende fürchtend, schritt er vorwärts und gelangte zu dem großen Gartensaal. Dort wollten ihm die Kniee versagen, er stürzte hinein und warf sich trostlos auf den Sofa unter dem Spiegel: mitten in der sittlich bürgerlichen Gesellschaft in solcher Verworrenheit befangen, die sich wogenhaft um ihn, in ihm hin und herschlug. Sein vergangnes Daseyn kämpfte mit dem gegenwärtigen, es war ein gräulicher Augenblick.

Und so lag er eine Zeit, mit dem Gesichte in das Kissen versenkt, auf welchem gestern Lucindens Arm geruht hatte. Ganz in seinen Schmerz versunken, fuhr er, sich berührt fühlend, schnell in die Höhe, ohne die Annäherung irgend einer Person gespürt zu haben, da erblickt er Lucinden, die ihm nahe stand.

Vermuthend, man habe sie gesendet ihn

Wahl. In der Verblendung, wie hier Egmont naht, kann er dir nicht zum zweytenmal ſich liefern! — Hört!

Ferdinand und Silva treten eilig herbey.

Ihr thut was ich befahl; ich ändre meinen Willen nicht. Ich halte, wie es gehn will, Egmont auf, bis du mir von Silva die Nachricht gebracht haſt. Dann bleib' in der Nähe. Auch dir raubt das Geſchick das große Verdienſt, des Königs größten Feind mit eigener Hand gefangen zu haben. Zu Silva. Eile! Zu Ferdinand. Geh' ihm entgegen. Alba bleibt einige Augenblicke allein, und geht ſchweigend auf und ab.

Egmont tritt auf.

Ich komme, die Befehle des Königs zu vernehmen; zu hören, welchen Dienſt er von unſerer Treue verlangt, die ihm ewig ergeben bleibt.

Alba. Er wünſcht vor allen Dingen euern Rath zu hören.

abzuholen, ihr aufgetragen ihn; mit schicklichen schwesterlichen Worten in die Gesellschaft, seinem widerlichen Schicksal entgegen zu führen, rief er aus: Sie hätte man nicht senden müssen, Lucinde, denn Sie sind es die mich von dort vertrieb; ich kehre nicht zurück! Geben Sie mir, wenn Sie irgend eines Mitleids fähig sind, schaffen Sie mir Gelegenheit und Mittel zur Flucht. Denn, damit Sie von mir zeugen können wie unmöglich es sey, mich zurückzubringen, so nehmen Sie den Schlüssel zu meinem Betragen, das Ihnen und allen wahnsinnig vorkommen muß. Hören sie den Schwur, den ich mir im Innern gethan und den ich unauflöslich laut wiederhole: nur mit Ihnen wollt' ich leben, meine Jugend nutzen, genießen, und so das Alter im treuen redlichen Ablauf. Dieß aber sey so fest und sicher als irgend etwas was vor dem Altar je geschworen worden, was ich jetzt schwöre indem ich Sie verlasse, der bedauernswürdigste aller Menschen.

Er machte eine Bewegung zu entschlüpfen, ihr die so gedrängt vor ihm stand; aber sie faßte ihn sanft in ihren Arm. — Was machen Sie! rief er aus. — Lucidor! rief Sie, nicht zu bedauern, wie Sie wohl wähnen, Sie sind mein, ich die Ihre; ich halte Sie in meinen Armen, zaudern Sie nicht, die ihrigen um mich zu schlagen. Ihr Vater ist alles zufrieden; Antoni heyratet meine Schwester. Erstaunt zog er sich von ihr zurück. Das wäre wahr? Lucinde lächelte und nickte, er entzog sich ihren Armen. Lassen Sie mich noch einmal in der Ferne sehen, was so nah, so nächst mir angehören soll. Er faßte ihre Hände; Blick in Blick! Lucinde, sind Sie mein? — Sie versetzte: nun ja doch, die süßesten Thränen in dem treusten Auge; er umschlang sie und warf sein Haupt hinter das ihre, hingwie am Uferfelsen ein Schiffbrüchiger; der Boden bebte noch unter ihm. Nun aber seim entzückter Blick, sich wieder öffnend, fiel

in den Spiegel. Da ſah er ſie in ſeinen Armen, ſich von den ihren umſchlungen; er blickte nieder und wieder hin. Solche Gefühle begleiten den Menſchen durchs ganze Leben. Zugleich ſah er auch auf der Spiegelfläche die Landſchaft, die ihm geſtern ſo gräulich und ahndungsvoll erſchienen war, glänzender und herrlicher als je; und ſich in ſolcher Stellung, auf ſolchem Hintergrunde! Genugſame Vergeltung aller Leiden.

Wir ſind nicht allein, ſagte Lucinde, und kaum hatte er ſich von ſeinem Entzücken erholt, ſo erſchienen geputzt und bekränzt Mädchen und Knaben, Kränze tragend, den Ausgang verſperrend. Das ſollte alles anders werden, rief Lucinde; wie artig war es eingerichtet und nun gehts tumultuariſch durch einander! Ein munterer Marſch tönte von weitem und man ſah die Geſellſchaft, den breiten Weg her, feyerlich heiter heranziehen. Er zauderte entgegen zu gehen und ſchien ſeiner Schritte nur an ihrem Arm ge-

wiß; ſie blieb neben ihm, die feyerliche Scene des Wiederſehens, des Danks für eine ſchon vollendete Vergebung von Augenblick zu Augenblick erwartend.

Anders wars jedoch von den launiſchen Göttern beſchloſſen; eines Poſthorns luſtig-ſchmetternder Ton, von der Gegenſeite, ſchien den ganzen Anſtand in Verwirrung zu ſetzen. Wer mag kommen? rief Lucinde. Lucidorn ſchauderte vor einer fremden Gegenwart, und auch der Wagen ſchien ganz fremd. Eine zweyſitzige, neue, ganz neuſte Reiſechaiſe! Sie fuhr an den Saal an. Ein ausgezeichneter anſtändiger Knabe ſprang hinten herunter, öffnete den Schlag, aber niemand ſtieg heraus; die Chaiſe war leer, der Knabe ſtieg hinein, mit einigen geſchickten Handgriffen warf er die Spriegel zurück, und ſo war, in einem Nu, das niedlichſte Gebäude zur luſtigſten Spatzierfahrt vor den Augen aller Anweſenden bereitet, die indeſſen herankamen. Antoni, den übrigen vor-

eilend, führte Julien zu dem Wagen. Versuchen Sie, sprach er, ob Ihnen dies Fuhrwerk gefallen kann, um darin mit mir auf den besten Wegen durch die Welt zu rollen; ich werde Sie keinen andern führen, und wo es irgend Noth thut, wollen wir uns zu helfen wissen. Ueber das Gebirg sollen uns Saumrosse tragen, und den Wagen dazu.

Sie sind allerliebst! rief Julie. Der Knabe trat heran und zeigte mit Taschenspieler-Gewandtheit alle Bequemlichkeiten, kleine Vortheile und Behendigkeiten des ganzen leichten Baues.

Auf der Erde weiß ich keinen Dank, rief Julie, nur auf diesem kleinen beweglichen Himmel, aus dieser Wolke, in die Sie mich erheben, will ich Ihnen herzlich danken. Sie war schon eingesprungen, ihm Blick und Kußhand freundlich zuwerfend. Gegenwärtig dürfen Sie noch nicht zu mir herein, da ist aber ein anderer, den ich auf dieser Pro-

befahrt mitzunehmen gedenke," er hat auch noch eine Probe zu bestehen. Sie rief nach Lucidor, der, eben mit Vater und Schwiegervater in stummer Unterhaltung begriffen, sich gern in das leichte Fuhrwerck nöthigen ließ, da er ein unausweichlich Bedürfniß fühlte nur einen Augenblick auf irgend eine Weise sich zu zerstreuen. Er saß neben ihr, sie rief dem Postillion zu, wie er fahren solle. Flugs entfernten sie sich, in Staub gehüllt, aus den Augen der verwundert Nachschauenden.

Julie setzte sich recht fest und bequem ins Eckchen. — Rücken sie nun auch dorthin, Herr Schwager, daß wir uns recht bequem in die Augen sehen.

Lucidor. Sie empfinden meine Verwirrung, meine Verlegenheit, ich bin noch immer wie im Traume, helfen Sie mir heraus.

Julie. Sehen Sie die hübschen Bauerleute, wie sie freundlich grüßen! Bey

Ihrem Hierſeyn ſind Sie ja nicht ins obere Dorf gekommen. Alles wohlhabende Leute, die mir alle gewogen ſind. Es iſt Niemand zu reich, dem man nicht einmal wohlwollend einen bedeutenden Dienſt erweiſen könne. Dieſen Weg, den wir ſo bequem fahren, hat mein Vater angelegt und auch dieſes Gute geſtiftet.

Lucidor. Ich glaub' es gern und geb' es zu; aber was ſollen die Aeußerlichkeiten gegen die Verworrenheit meines Innern!

Julie. Nur Geduld, ich will Ihnen die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit zeigen, nun ſind wir oben! Wie klar das ebene Land gegen das Gebirg hinliegt! Alle dieſe Dörfer verdanken meinem Vater gar viel, und Mutter und Töchtern wohl auch. Die Flur jenes Städtchens dort hinten macht erſt die Gränze.

Lucidor. Ich finde Sie in einer wunderlichen Stimmung; Sie ſcheinen nicht recht zu ſagen was Sie ſagen wollten.

Julie. Nun sehen Sie hier links hinunter, wie schön sich das alles entwickelt! die Kirche mit ihren hohen Linden, das Amthaus mit seinen Pappeln hinter dem Dorfhügel her. Auch die Gärten liegen vor uns und der Park.

Der Postillion fuhr schärfer.

Julie. Jenen Saal dort droben kennen Sie; er sieht sich von hier aus eben so gut an, wie die Gegend von dort her. Hier am Baume wird gehalten; nun gerade hier spiegeln wir uns oben in der großen Glasfläche, man sieht uns dort recht gut, wir aber können uns nicht erkennen. — Fahre zu! — Dort haben sich vor kurzem wahrscheinlich ein Paar Leute näher bespiegelt und, ich müßte mich sehr irren, mit großer wechselseitiger Zufriedenheit.

Lucidor verdrießlich erwiederte nichts, sie fuhren eine Zeitlang stillschweigend vor sich hin, es ging sehr schnell. Hier, sagte Julie, fängt der schlechte Weg an, um den mö-

gen Sie sich einmal verdient machen. Eh es hinab geht schauen Sie noch hinüber, die Buche meiner Mutter ragt mit ihrem herrlichen Gipfel über alles hervor. Du fährst, fuhr sie zum Kutschenden fort, den schlechten Weg hin, wir nehmen den Fußpfad durchs Thal und sind eher drüben wie du. Im Aussteigen rief sie aus: das gestehen Sie doch, der ewige Jude, der unruhige Anton Reiser, weiß noch seine Wallfahrten bequem genug einzurichten, für sich und seine Genossen; es ist ein sehr schöner bequemer Wagen.

Und so war sie auch schon den Hügel drunten; Lucidor folgte sinnend und fand sie auf einer wohlgelegenen Bank sitzend, es war Lucindens Plätzchen. Sie lud ihn zu sich.

Julie. Nun sitzen wir hier und gehen einander nichts an, das hat denn doch so seyn sollen. Das kleine Queckſilber wollt' Ihnen gar nicht anstehen. Nicht lieben

konnten sie ein solches Wesen, verhaßt war es Ihnen.

Lucidors Verwunderung nahm zu.

Julie. Aber freylich Lucinde! Sie ist der Inbegriff aller Vollkommenheiten, und die niedliche Schwester war ein für allemal ausgestochen. Ich seh' es, auf Ihren Lippen schwebt die Frage, wer uns so genau unterrichtet hat?

Lucidor. Es steckt ein Verrath dahinter! —

Julie. Ja wohl! ein Verräther ist im Spiele.

Lucidor. Nennen Sie ihn.

Julie. Der ist bald entlarvt. Sie selbst! — Sie haben die löbliche oder unlöbliche Gewohnheit mit sich selbst zu reden; und da will ich denn in unser aller Namen bekennen, daß wir Sie wechselsweise behorcht haben.

Lucidor. (aufspringend) Eine saubere

Egmont. Über welchen Gegenstand? Kommt Oranien auch? Ich vermuthete ihn hier.

Alba. Mir thut es leid, daß er uns eben in dieser wichtigen Stunde fehlt. Euern Rath, eure Meinung wünscht der König, wie diese Staaten wieder zu befriedigen. Ja er hofft, ihr werdet kräftig mitwirken, diese Unruhen zu stillen und die Ordnung der Provinzen völlig und dauerhaft zu gründen.

Egmont. Ihr könnt besser wissen als ich, daß schon alles genug beruhigt ist, ja noch mehr beruhigt war, eh' die Erscheinung der neuen Soldaten wieder mit Furcht und Sorge die Gemüther bewegte.

Alba. Ihr scheint andeuten zu wollen, das räthlichste sey gewesen, wenn der König mich gar nicht in den Fall gesetzt hätte, euch zu fragen.

Egmont. Verzeiht! Ob der König das Heer hätte schicken sollen, ob nicht vielmehr die Macht seiner majestätischen Gegenwart allein

Gastfreundschaft, auf diese Weise den Fremden eine Falle zu stellen!

Julie. Keineswegs; wir dachten nicht daran Sie zu belauschen, so wenig als irgend einen andern. Sie wissen, Ihr Bett steht in einem Verschlag der Wand, von der Gegenseite geht ein anderer herein, der gewöhnlich nur zu häuslicher Niederlage dient. Da hatten wir einige Tage vorher unsern Alten genöthigt zu schlafen, weil wir für ihn in seiner abgelegenen Einsiedeley viele Sorge trugen; nun führen Sie gleich den ersten Abend mit einem solchen leidenschaftlichen Monolog ins Zeug, dessen Inhalt er uns den andern Morgen angelegentlichst entdeckte. Lucidor hatte nicht Lust sie zu unterbrechen. Er entfernte sich.

Julie. (aufgestanden ihm folgend) Wie war uns mit dieser Erklärung gedient! Denn ich gestehe gern: wenn Sie mir auch nicht gerade zuwider waren, so blieb doch der Zustand der mich erwartete mir keines-

wegs wünschenswerth. Frau Oberamtmannin zu seyn, welche schreckliche Lage! Einen tüchtigen braven Mann zu haben, der den Leuten Recht sprechen soll und, für lauter Recht, nicht zur Gerechtigkeit kommen kann! der es weder nach oben noch unten recht macht, und, was das Schlimmste ist, sich selbst nicht. Ich weiß was meine Mutter ausgestanden hat, von der Unbestechlichkeit, Unerschütterlichkeit meines Vaters. Endlich, leider nach ihrem Tod, ging ihm eine gewisse Mildigkeit auf, er schien sich in die Welt zu finden, an ihr sich auszugleichen, die er sich bisher vergeblich bekämpft hatte.

Lucidor. (höchst unzufrieden über den Vorfall, ärgerlich über die leichtsinnige Behandlung stand still). Für den Scherz eines Abends mochte das hingehen, aber eine solche beschämende Mystification, Tage und Nächte lang gegen einen unbefangenen Gast zu verüben ist nicht verzeihlich.

Julie. Wir alle haben uns in die

Schuld getheilt, wir haben Sie alle behorcht; ich aber allein büße die Schuld des Horchens.

Lucidor. Alle! desto unverzeihlicher! Und wie konnten Sie mich, den Tag über, ohne Beschämung ansehen, den Sie des Nachts schmählich unerlaubt überlisteten? Doch ich sehe jetzt ganz deutlich mit Einem Blick, daß Ihre Tagesanstalten nur darauf berechnet waren, mich zum besten zu haben. Eine löbliche Familie! und wo bleibt die Gerechtigkeitsliebe Ihres Vaters? — Und Lucinde! —

Julie. Und Lucinde! — Was war das für ein Ton! Nicht wahr, Sie wollten sagen: wie tief es Sie schmerzt von Lucinden übel zu denken, Lucinden mit uns allen in eine Classe zu werfen.

Lucidor. Lucinden begreif' ich nicht.

Julie. Sie wollen sagen, diese reine edle Seele, dieses ruhig gefaßte Wesen, die Güte, das Wohlwollen selbst, diese Frau wie sie seyn sollte, verbindet sich mit einer

leichtsinnigen Gesellschaft, mit einer überhinfahrenden Schwester, einem verzogenen Jungen, und gewissen geheimnißvollen Personen! das ist unbegreiflich!

Lucidor. Ja wohl ist das unbegreiflich.

Julie. So begreifen Sie es denn! Lucinden, wie uns allen, waren die Hände gebunden. Hätten Sie die Verlegenheit bemerken können, wie sie sich kaum zurückhielt Ihnen alles zu offenbaren, Sie würden sie doppelt und dreyfach lieben, wenn nicht jede wahre Liebe an und für sich zehn- und hundertfach wäre; auch versichere ich Sie, uns allen ist der Spaß am Ende zu lang geworden.

Lucidor. Warum endigten Sie ihn nicht?

Julie. Das ist nun auch aufzuklären. Nachdem Ihr erster Monolog dem Vater bekannt geworden und er gar bald bemerken konnte, daß alle seine Kinder nichts

gegen einen solchen Tausch einzuwenden hätten, so entschloß er sich alsobald zu Ihrem Vater zu reisen. „Die Wichtigkeit des Geschäfts war ihm bedenklich. Ein Vater allein fühlt den Respect den man einem Vater schuldig ist. — Er muß es zuerst wissen, sagte der meine, um nicht etwan hinterdrein, wenn wir einig sind, eine ärgerlich-gezwungene Zustimmung zu geben. Ich kenne ihn genau, ich weiß wie er einen Gedanken, eine Neigung, einen Vorsatz festhält, und es ist mir bange genug. Er hat sich Julien, seine Charten und Prospecte so zusammen gedacht, daß er sich schon vornahm, das alles zuletzt hierher zu stiften, wenn der Tag käme, wo das junge Paar sich hier niederließe und Ort und Stelle so leicht nicht verändern könnte; da wollt' er alle Ferien uns zuwenden und was er für Liebes und Gutes im Sinne hatte. Er muß zuerst erfahren was die Natur uns für ein Streich gespielt, da noch nichts eigentlich erklärt,

noch nichts entschieden ist. Hierauf nahm er uns allen den feyerlichsten Handschlag ab, daß wir Sie beobachten und, es geschehe was welle, Sie hinhalten sollten. Wie sich die Rückreise verzögert, wie es Kunst, Mühe und Beharrlichkeit gekostet Ihres Vaters Einwilligung zu erlangen, das mögen Sie von ihm selbst hören. Genug, die Sache ist abgethan, Lucinde ist Ihnen gegönnt. —

Und so waren beyde, vom ersten Sitze lebhaft sich entfernend, unterwegs anhaltend, immer fortsprechend und langsam weiter gehend, über die Wiesen hin, auf die Erhöhung gekommen an einen andern wohlgebahnten Kunstweg. Der Wagen fuhr schnell heran; augenblicks machte sie ihren Nachbar aufmerksam auf ein seltsames Schauspiel. Die ganze Maschinerie worauf sich der Bruder soviel zu gute that, war belebt und bewegt, schon führten die Räder eine Menschenzahl auf und nieder, schon wogten die Schaukeln, Mastbäume wurden erklettert

und was man nicht alles für kühnen Schwung und Sprung über den Häuptern einer unzählbaren Menge gewagt sah! Alles das hatte der Junker in Bewegung geseht, damit nach Tafel die Gäste fröhlich unterhalten würden. Du fährst noch durchs untere Dorf, rief Julie, die Leute wollen mir wohl, und sie sollen sehen wie wohl es mir geht.

Das Dorf war öde, die Jüngeren sämmtlich hatten schon den Lustplatz ereilt, alte Männer und Frauen zeigten sich, durch das Posthorn erregt, an Thür und Fenstern, alles grüßte, segnete, rief: o das schöne Paar!

Julie. Nun da haben Sie's! wir hätten am Ende doch wohl zusammen gepaßt, es kann Sie noch reuen.

Lucidor. Jeht aber, liebe Schwägerinn! —

Julie. Nicht wahr, jeht lieb, da Sie mich los sind.

Lucidor. Nur ein Wort! Auf Ihnen laßet eine schwere Verantwortlichkeit; was

ſollte der Händedruck? da Sie, meine überſchreckliche Stellung kannten und fühlen mußten. So gründlich Boshaftes iſt mir in der Welt noch nichts vorgekommen.

Julie. Danken ſie Gott, nun wärs abgebüßt, alles iſt verziehen. Ich wollte Sie nicht, das iſt wahr, aber daß Sie mich ganz und gar nicht wollten, das verzeiht kein Mädchen, und dieſer Händedruck war, merken Sie ſichs! für den Schalk. Ich geſtehe, es war ſchalkiſcher als billig, und ich verzeihe mir nur indem ich Ihnen vergebe, und ſo ſey denn alles vergeben und vergeſſen! Hier meine Hand.

Er ſchlug ein, ſie rief: da ſind wir ſchon wieder! in unſerm Park ſchon wieder, und ſo gehts bald um die weite Welt und auch wohl zurück; wir treffen uns wieder.

Sie waren vor dem Gartenſaal ſchon angelangt, er ſchien leer; die Geſellſchaft hatte ſich, im Unbehagen die Tafelzeit überlang verſchoben zu ſehen, zum Spatzieren bewegt.

Antoni aber und Lucinde traten hervor. Julie warf ſich aus dem Wagen ihrem Freund entgegen, ſie dankte in einer herzlichen Umarmung und enthielt ſich nicht der freudigſten Thränen. Des edlen Mannes Wange röthete ſich, ſeine Züge traten entfaltet hervor, ſein Auge blickte feucht, und ein ſchöner, bedeutender Jüngling erſchien aus der Hülle.

Und ſo zogen beyde Paare zur Geſellſchaft, mit Gefühlen die der ſchönſte Traum nicht zu geben vermöchte.

Letztes Kapitel.

Betrachten wir, meine Freunde, — sprach Lenardo nach einer kurzen Einleitung — des festen Landes bewohnteste Provinzen und Reiche, so finden wir überall wo sich nutzbarer Boden hervorthut denselben bebaut, bepflanzt, geregelt, verschönt, und in gleichem Verhältniß gewünscht, in Besitz genommen, befestigt und vertheidigt. Da überzeugen wir uns denn von dem hohen Werth des Grundbesitzes, und sind genöthigt ihn als das Erste, das Beste anzusehen was dem Menschen werden könnte. Finden wir nun,

ſtärker gewirkt hätte, iſt meine Sache nicht zu beurtheilen. Das Heer iſt da, Er nicht. Wir aber müßten ſehr undankbar, ſehr vergeſſen ſeyn, wenn wir uns nicht erinnerten, was wir der Regentinn ſchuldig ſind. Bekennen wir! Sie brachte durch ihr ſo kluges als tapferes Betragen die Aufrührer mit Gewalt und Anſehn, mit Überredung und Liſt zur Ruhe, und führte zum Erſtaunen der Welt ein rebelliſches Volk in wenigen Monathen zu ſeiner Pflicht zurück.

Alba. Ich läugne es nicht. Der Tumult iſt geſtillt, und jeder ſcheint in die Gränzen des Gehorſams zurückgebannt. Aber hängt es nicht von eines jeden Willkühr ab, ſie zu verlaſſen? Wer will das Volk hindern, loszubrechen? Wo iſt die Macht, ſie abzuhalten? Wer bürgt uns, daß ſie ſich ferner treu und unterthänig zeigen werden? Ihr guter Wille iſt alles Pfand, das wir haben.

Egmont. Und iſt der gute Wille eines Volks nicht das ſicherſte, das edelſte Pfand? Bey Gott! Wenn darf ſich ein König ſicherer

bey näherer Ansicht, Eltern und Kinderliebe, innige Verbindung der Flur- und Stadtgenossen, somit auch das allgemeine patriotische Gefühl unmittelbar auf den Boden gegründet, dann erscheint uns jenes Ergreifen und Behaupten des Raums, im Großen und Kleinen, immer bedeutender und ehrwürdiger. Ja so hat es die Natur gewollt! Ein Mensch auf der Scholle geboren wird ihr durch Gewohnheit angehörig, beyde verwachsen mit einander und sogleich knüpfen sich die schönsten Bande. Wer möchte denn wohl die Grundfeste alles Daseyns widerwärtig berühren, Werth und Würde so schöner einziger Himmelsgabe verkennen?

Und doch darf man sagen: wenn das was der Mensch besitzt von großem Werth ist, so muß man demjenigen was er thut und leistet noch einen größern zuschreiben. Wir mögen daher bey völligem Ueberschauen den Grundbesitz als einen kleineren Theil der uns

verliehenen Güter betrachten. Die meiſten und höchſten derſelben beſtehen aber eigentlich im Beweglichen; und in demjenigen was durchs bewegte Leben gewonnen wird.

Hiernach uns umzuſehen werden wir Jüngeren beſonders genöthigt; denn hätten wir auch die Luſt zu bleiben und zu verharren von unſern Vätern geerbt, ſo finden wir uns doch tauſendfältig aufgefordert die Augen von weiterer Aus- und Umſicht keineswegs zu verſchließen. Eilen wir deßhalb ſchnell ans Meeres-Ufer und überzeugen uns mit einem Blick welch unermeßliche Räume der Thätigkeit offen ſtehen, und bekennen wir, ſchon bey dem bloßen Gedanken uns ganz anders aufgeregt zu finden.

Doch in ſolche gränzenloſe Weiten wollen wir uns nicht verlieren, ſondern unſere Aufmerkſamkeit dem zuſammenhängenden weiten, breiten Boden ſo mancher Länder und

Reiche zuwenden. Dort ſehen wir groſſe Strecken des Landes von Nomaden durchzogen, deren Städte beweglich, deren lebendig nährender Heerdenbeſitz überall hinzuleiten iſt. Wir ſehen ſie in Mitten der Wüſte, auf großen grünen Weideplätzen, wie in erwünſchten Häfen vor Anker liegen. Solche Bewegung, ſolches Wandern wird ihnen zur Gewohnheit, zum Bedürfniß; endlich betrachten ſie die Oberfläche der Welt als wäre ſie nicht durch Berge gedämmt, nicht von Flüſſen durchzogen. Haben wir doch den Nordoſten geſehen ſich gegen Südweſten bewegen, ein Volk das andere vor ſich hertreiben, Herrſchaft und Grundbeſitz durchaus verändert.

Von übervölkerten Gegenden her wird ſich ebendaſſelbe in dem großen Weltlauf noch mehrmals ereignen. Was wir von Fremden zu erwarten haben wäre ſchwer zu ſagen; wunderſam aber iſt es, daß durch eigene Uebervölkerung wir uns einander innerlich drängen und, ohne erſt abzuwarten daß wir vertrieben

werden, uns selbst vertreiben, das Urtheil der Verbannung gegen einander selbst aussprechend.

Hier ist nun Zeit und Ort, ohne Verdruß und Mißmuth, in unserm Busen einer gewissen Beweglichkeit Raum zu geben, die ungeduldige Lust nicht zu unterdrücken die uns antreibt Platz und Ort zu verändern. Doch was wir auch sinnen und vorhaben geschehe nicht aus Leidenschaft, noch aus irgend einer andern Nöthigung, sondern aus einer dem besten Rath entsprechenden Ueberzeugung.

Man hat gesagt und wiederholt: wo mir's wohlgeht ist mein Vaterland! doch wäre dieser tröstliche Spruch noch besser ausgedrückt, wenn es hieße: wo ich nütze ist mein Vaterland! Zu Hause kann einer unnütz seyn, ohne daß es eben sogleich bemerkt wird; außen in der Welt ist der Unnütze gar bald offenbar. Wenn ich nun sage: trachte Jeder über-

all ſich und andern zu nutzen, ſo iſt dieß nicht etwa Lehre noch Rath, ſondern der Ausſpruch des Lebens ſelbſt.

Nun beſchaue man den Erdball und laſſe das Meer vorerſt unbeachtet, man laſſe ſich von dem Schiffsgewimmel nicht mit fortreißen und heſte den Blick auf das feſte Land und ſtaune, wie es mit einem ſich wimmelnd durchkreuzenden Ameiſengeſchlecht übergoſſen iſt. Hiezu hat Gott der Herr ſelbſt Anlaß gegeben, indem er den babyloniſchen Thurmbau verhindernd, das Menſchengeſchlecht in alle Welt zerſtreute. Laſſet uns ihn darum preiſen, denn dieſer Segen iſt auf alle Geſchlechter übergegangen.

Bemerket nun mit Heiterkeit wie ſich alle Jugend ſogleich in Bewegung ſetzt. Da ihr der Unterricht weder im Hauſe noch an der Thüre geboten wird, eilt ſie alſobald nach Ländern und Städten, wohin ſie der Ruf

des Wissens und der Weisheit verlockt; nach empfangener schneller, mäßiger Bildung fühlt sie sich sogleich getrieben weiter in der Welt umherzuschauen, ob sie da oder dort irgend eine nutzbare Erfahrung, zu ihren Zwecken behülflich, auffinden und erhaschen könne. Mögen sie denn ihr Glück versuchen! wir aber gedenken sogleich vollendeter, ausgezeichneter Männer, jener edlen Naturforscher, die jeder Beschwerlichkeit, jeder Gefahr wissentlich entgegen gehen, um der Welt die Welt zu eröffnen und durch das Unwegsamste hindurch Pfad und Bahn zu bereiten.

Sehet aber auch auf glatten Heerstraßen Staub auf Staub in langen Wolkenzügen emporgeregt, die Spur bezeichnend bequemer, überpackter Wägen, worin Vornehme, Reiche und so manche andere dahin rollen, deren verschiedene Denkweise und Absicht Horaz uns gar zierlich auseinander setzt.

Möge nun aber der wackere Handwerker ihnen zu Fuße getrost nachschauen, dem das Vaterland zur Pflicht machte, fremde Geschicklichkeit sich anzueignen und nicht eher als bis ihm dieß gelungen, an den väterlichen Heerd zurückzukehren. Häufiger aber begegnen wir auf unsern Wegen Marktenden und Handlenden; ein kleiner Krämer sogar darf nicht versäumen, von Zeit zu Zeit seine Bude zu verlassen, Messen und Märkte zu besuchen, um sich dem Großhändler zu nähern und seinen kleinen Vortheil am Beyspiel, an der Theilnahme des Gränzenlosen zu steigern. Aber noch unruhiger durchkreuzt sich einzeln, zu Pferde, auf allen Haupt- und Nebenstraßen die Menge derer, die auf unsern Beutel auch gegen unser Wollen Anspruch zu machen beflissen sind. Muster aller Art und Preisverzeichnisse verfolgen uns in Stadt- und Landhäusern, und wohin wir uns auch flüchten mögen; geschäftig überraschen sie uns, Gelegenheit bietend welche selbst auf-

zuſuchen niemand in den Sinn gekommen wäre. Was ſoll ich aber nun von dem Volke ſagen das den Segen des ewigen Wanderns vor allen andern ſich zueignet, und durch ſeine bewegliche Thätigkeit die Ruhenden zu überliſten und die Mitwandernden zu überſchreiten verſteht? Wir dürfen weder Böſes noch Gutes von ihnen ſprechen; nichts Gutes, weil ſich unſer Bund vor ihnen hütet, nichts Böſes, weil der Wanderer jeden Begegnenden freundlich zu behandeln, wechſelſeitigen Vortheils eingedenk, verpflichtet iſt.

Nun aber vor allen Dingen haben wir der ſämmtlichen Künſtler mit Theilnahme zu gedenken, denn ſie ſind auch durchaus in die Weltbewegung mit verflochten. Wandert nicht der Maler, mit Staffeley und Pallete, von Geſicht zu Geſicht; und werden ſeine Kunſtgenoſſen nicht bald da bald dorthin berufen, weil überall zu bauen und zu bilden iſt? Lebhafter jedoch ſchreitet der Muſiker

daher, denn er iſt es eigentlich der für ein neues Ohr neue Ueberraſchung, für einen friſchen Sinn friſches Erſtaunen bereitet. Die Schauſpieler ſodann, wenn ſie gleich Thespis Wagen verſchmähen, ziehen doch noch immer in kleineren Chören umher, und ihre bewegliche Welt iſt an jeder Stelle behend genug auferbaut. Ebenſo verändern ſie einzeln, ſogar ernſte, vortheilhafte Verbindungen aufgebend, gern den Ort mit dem Orte, wozu ein geſteigertes Talent mit zugleich geſteigertem Bedürfniß, Anlaß und Vorwand giebt. Hierzu bereiten ſie ſich gewöhnlich dadurch vor, daß ſie kein bedeutendes Bretergerüſt des Vaterlandes unbeſtiegen laſſen.

Hiernach werden wir ſogleich gemahnt auf den Lehrſtand zu ſehen: dieſen findet Ihr gleichfalls in fortdauernder Bewegung, ein Katheder um das andere wird betreten und verlaſſen, um den Saamen eiliger Bildung

ja nach allen Seiten hin reichlich auszuspenden. Emsiger aber und weiter ausgreifend sind jene frommen Seelen, die das Heil den Völkern zu bringen sich durch alle Welttheile zerstreuen. Dagegen pilgern andere sich das Heil abzuholen, sie ziehen zu ganzen Schaaren nach geweihter wunderthätiger Stelle, dort zu suchen und zu empfangen was ihrem Innern zu Hause nicht verliehen ward.

Wenn uns nun diese sämmtlich nicht in Verwunderung setzen, weil ihr Thun und Lassen ohne Wandern meist nicht denkbar wäre, so sollten wir diejenigen, die ihren Fleiß dem Boden widmen, doch wenigstens an denselben gefesselt halten. Keineswegs! Auch ohne Besitz läßt sich Benutzung denken, und wir sehen den eifrigen Landwirth eine Flur verlassen, die ihm als Zeitpächter Vortheil und Freude mehrere Jahre gewährt hat, und geduldig forscht er nach gleichen oder größeren Vortheilen, es sey nah oder fern. Ja sogar

halten, als wenn ſie alle für Einen, Einer für alle ſtehn? Sicherer gegen innere und äußere Feinde?

Alba. Wir werden uns doch nicht überreden ſollen, daß es jetzt hier ſo ſteht?

Egmont. Der König ſchreibe einen General-Pardon aus, er beruhige die Gemüther; und bald wird man ſehen, wie Treue und Liebe mit dem Zutrauen wieder zurückkehrt.

Alba. Und jeder der die Majeſtät des Königs, der das Heiligthum der Religion geſchändet, ginge frey und ledig hin und wieder! Lebte den andern zum bereiten Beyſpiel, daß ungeheure Verbrechen ſtraflos ſind!

Egmont. Und iſt ein Verbrechen des Unſinns, der Trunkenheit, nicht eher zu entſchuldigen als grauſam zu beſtrafen? Beſonders wo ſo ſichre Hoffnung, wo Gewißheit iſt, daß die Übel nicht wiederkehren werden? Waren Könige darum nicht ſicherer? Werden ſie nicht von Welt und Nachwelt geprieſen, die eine Beleidigung ihrer Würde vergeben, bedauern, verachten

der Eigenthümer verläßt seinen erst gerodeten Neubruch, sobald er ihn durch Cultur einem weniger gewandten Besitzer erst angenehm gemacht hat; aufs neue dringt er in die Wüste, macht sich abermals in Wäldern Platz, zur Belohnung jenes ersten Bemühens, einen doppelt und dreyfach größeren Raum, auf dem er vielleicht auch nicht zu beharren denkt.

Lassen wir ihn dort mit Bären und anderem Gethier sich herumschlagen und kehren in die gebildete Welt zurück, wo wir es auch keineswegs beruhigter antreffen. Irgend ein großes, geregeltes Reich beschaue man, wo der Fähigste sich als den Beweglichsten denken muß; nach dem Winke des Fürsten, nach Anordnung des Staatsraths wird der Brauchbare von einem Ort zum andern versetzt. Auch ihm gilt unser Zuruf: suchet überall zu nützen, überall seyd ihr zu Hause. Sehen wir aber bedeutende Staats-

männer, obwohl ungern, ihren hohen Posten verlassen, so haben wir Ursache sie zu bedauern, da wir sie weder als Auswanderer noch als Wanderer anerkennen dürfen; nicht als Auswanderer, weil sie einen wünschenswerthen Zustand entbehren, ohne daß irgend eine Aussicht auf bessere Zustände sich auch nur scheinbar eröffnete; nicht als Wanderer, weil ihnen anderer Orten auf irgend eine Weise nützlich zu seyn selten vergönnt ist.

Zu einem eigenen Wanderleben jedoch ist der Soldat berufen; selbst im Frieden wird ihm bald dieser bald jener Posten angewiesen; fürs Vaterland nah oder fern zu streiten muß er sich immer beweglich erhalten; und nicht nur fürs unmittelbare Heil, sondern auch nach dem Sinne der Völker und Herrscher wendet er seinen Schritt allen Welttheilen zu, und nur wenigen ist es vergönnt sich hie oder da anzusiedeln. Wie nun bey dem Soldaten die Tapferkeit als erste Eigenschaft oben-

an ſteht, ſo wird ſie doch ſtets mit der Treue verbunden gedacht, deßhalb wir denn gewiſſe, wegen ihrer Zuverläſſigkeit gerühmte Völker, aus der Heymat gerufen, weltlichen und geiſtlichen Regenten als Leibwache dienen ſehen.

Noch eine ſehr bewegliche, dem Staat unentbehrliche Claſſe erblicken wir in jenen Geſchäftsmännern, welche von Hof zu Höfe geſandt, Fürſten und Miniſter umlagern und die ganze bewohnte Welt mit unſichtbaren Fäden überkreuzen. Auch deren iſt keiner an Ort und Stelle auch nur einen Augenblick ſicher; im Frieden ſendet man die tüchtigſten von einer Weltgegend zur andern; im Kriege, dem ſiegenden Heere nachziehend, dem flüchtigen die Wege bahnend, ſind ſie immer eingerichtet einen Ort um den andern zu verlaſſen, deßhalb ſie auch jederzeit einen großen Vorrath von Abſchiedskarten mit ſich führen.

Haben wir uns nun bisher auf jedem Schritt zu ehren gewußt, indem wir die vor-

züglichste Weise thätiger Menschen als unsere Gesellen und Schicksalsgenossen angesprochen, so stehet Euch, theure Freunde, zum Abschluß noch die höchste Gunst bevor, indem Ihr Euch mit Kaisern, Königen und Fürsten verbrüdert findet. Denken wir zuerst segnend jenes edlen kaiserlichen Wanderers Hadrian, welcher zu Fuß, an der Spitze seines Heers, den bewohnten, ihm unterworfenen Erdkreis durchschritt und ihn so erst vollkommen in Besitz nahm. Denken wir mit Schaudern der Eroberer, jener gewaffneten Wanderer, gegen die kein Widerstreit helfen, Mauer und Bollwerk harmlose Völker nicht schirmen konnte; begleiten wir endlich mit redlichem Bedauern jene unglücklichen vertriebenen Fürsten, die von dem Gipfel der Höhe herabsteigend, nicht einmal in die bescheidene Hütte thätiger Wanderer aufgenommen werden konnten.

Da wir uns nun alles dieses einander vergegenwärtigt und aufgeklärt, so wird kein beschränkter Trübsinn, keine leidenschaftliche

Dunkelheit über uns walten; die Zeit iſt vorüber wo man abenteuerlich in die weite Welt rannte; durch die Bemühungen wiſſenſchaftlicher, weislich beſchreibender, künſtleriſch nachbildender Weltumreiſer ſind wir überall bekannt genug, daß wir ohngefähr wiſſen was zu erwarten ſey.

Doch kann zu einer vollkommenen Klarheit der Einzelne nicht gelangen. Unſere Geſellſchaft aber iſt darauf gegründet, daß jeder in ſeinem Maße, nach ſeinen Zwecken aufgeklärt werde. Hat irgend einer ein Land im Sinne, wahin er ſeine Wünſche richtet, ſo ſuchen wir ihm das Einzelne deutlich zu machen was im Ganzen ſeiner Einbildungskraft vorſchwebte; uns wechſelſeitig einen Ueberblick der bewohnten und bewohnbaren Welt zu geben, iſt die angenehmſte, höchſt belohnende Unterhaltung.

In ſolchem Sinne nun dürfen wir uns in einem Weltbunde begriffen anſehen. Einfach groß iſt der Gedanke, leicht die Aus-

führung durch Verstand und Kraft. Einheit ist allmächtig; deßhalb keine Spaltung, kein Widerstreit unter uns. Insofern wir Grundsätze haben, sind sie uns allen gemein. Der Mensch, so sagen wir, lernte sich ohne dauernden äußeren Bezug zu denken, er suche das Folgerechte nicht an den Umständen, sondern in sich selbst, dort wird ers finden, mit Liebe hegen und pflegen. Er wird sich ausbilden und einrichten daß er überall zu Hause sey. Wer sich dem Nothwendigsten widmet, geht überall am sichersten zum Ziel; andere hingegen das Höhere, Zartere suchend haben schon in der Wahl des Weges vorsichtiger zu seyn. Doch was der Mensch auch ergreife und handhabe, der Einzelne ist sich nicht hinreichend, Gesellschaft bleibt eines wackern Mannes höchstes Bedürfniß. Alle brauchbare Menschen sollen im Bezug unter einander stehen, wie sich der Bauherr nach dem Architekten und dieser nach Maurer und Zimmermann umsieht.

Und so ist denn allen bekannt wie und auf welche Weise unser Bund geschlossen und gegründet sey, niemand sehen wir unter uns der nicht zweckmäßig seine Thätigkeit jeden Augenblick üben könnte, der nicht versichert wäre daß er überall, wohin Zufall, Neigung, ja Leidenschaft ihn führen könnte, sich immer wohl empfohlen, aufgenommen und gefördert, ja von Unglücksfällen möglichst wieder hergestellt finden werde.

Zwey Pflichten sodann haben wir aufs strengste übernommen: jeden Gottesdienst in Ehren zu halten, denn sie sind alle mehr oder weniger im Credo verfaßt; ferner alle Regierungsformen gleichfalls gelten zu lassen und, da sie sämmtlich eine zweckmäßige Thätigkeit fordern und befördern, innerhalb einer jeden uns, auf wie lange es auch sey, nach ihrem Willen und Wunsch zu bemühen. Schließlich halten wirs für Pflicht, die Sittlichkeit ohne Pedanterey und Strenge zu üben und zu fördern, wie es die Ehrfurcht vor uns selbst

verlangt, welche aus den drey Ehrfurchten entsprießt, zu denen wir uns sämmtlich bekennen, auch alle in diese höhere allgemeine Weisheit, einige sogar von Jugend auf, eingeweiht zu seyn das Glück und die Freude haben. Dieses alles haben wir in der feyerlichen Trennungsstunde nochmals bedenken, erklären, vernehmen und anerkennen, auch mit einem traulichen Lebewohl besiegeln wollen.

Bleibe nicht am Boden heften,
Frisch gewagt und frisch hinaus!
Kopf und Arm mit heitern Kräften
Ueberall sind sie zu Haus;
Wo wir uns der Sonne freuen,
Sind wir jede Sorge los.
Daß wir uns in ihr zerstreuen,
Darum ist die Welt so groß.

konnten? Werden ſie nicht eben deswegen Gott gleich gehalten, der viel zu groß iſt, als daß an ihn jede Läſterung reichen ſollte?

Alba. Und eben darum ſoll der König für die Würde Gottes und der Religion, wir ſollen für das Anſehn des Königs ſtreiten. Was der Obere abzulehnen verſchmäht, iſt unſre Pflicht zu rächen. Ungeſtraft ſoll, wenn ich rathe, kein Schuldiger ſich freuen.

Egmont. Glaubſt du, daß du ſie alle erreichen wirſt? Hört man nicht täglich, daß die Furcht ſie hie und dahin, ſie aus dem Lande treibt? Die Reichſten werden ihre Güter, ſich, ihre Kinder und Freunde flüchten; der Arme wird ſeine nützlichen Hände dem Nachbar zubringen.

Alba. Sie werden, wenn man ſie nicht verhindern kann. Darum verlangt der König Rath und That von jedem Fürſten, Ernſt von jedem Statthalter; nicht nur Erzählung wie es iſt, was werden könnte, wenn man alles gehen

Memoiren
Robert Guillemard's.

Eingeführt und eingeleitet
von
Goethe.

Memoiren
Robert Guillemard's
verabſchiedeten Sergenten.

Begleitet mit hiſtoriſchen, meiſten Theils ungedruckten Belegen von 1805 bis 1823.

Aus dem Franzöſiſchen.

Eingeführt und eingeleitet
von
Goethe.

Erſter Theil.

Leipzig, 1827.
Weygand'ſche Buchhandlung.

G.H. BIBL. z. WEIMAR.

Einleitung.

Indem wir ein aus dem Französischen übersetztes Werk dem Publikum vorlegen, dürfen wir wol erinnern, daß drei deutsche Originalversuche dieser Art schon glücklich gelungen sind; man wagte nämlich das mannichfaltige Kriegsgeschick, wie es Personen des untersten Grades begegnen kann, so natürlich als ausführlich beschrieben der Lesewelt darzubieten.

Der junge Feldjäger ward in Deutschland als unterhaltendes Büchlein günstig aufgenommen, und in einer Beur-

theilung der Jena'schen allgemeinen Literaturzeitung 1825. Nr. 212 freundlich gewürdigt; sodann erschien er ganz unvermuthet ins Englische übersetzt, da er sich denn in dem vornehm-typographischen Kostum ganz anständig ausnimmt. Der Kriegskamerad blieb nicht hinter seinem Vorgänger zurück, ja ein wohldenkender Kenner (Jena'sche allgemeine Literaturzeitung 1827. Nr. 35) gibt ihm, unserer eigenen Überzeugung gemäß, noch den Vorzug.

Des jungen Feldjägers Landsmann, welcher erst vor Kurzem die Presse verlassen, soll, wenn wir nicht irren, sich noch mehr Zustimmung verdienen, weil sein Charakter entschiedener ist und seine Ereignisse für bedeutender gelten können. Hier träfe denn der seltene Fall ein, daß Fortsetzungen, die gewöhnlich zu lahmen pflegen, mit einem rascheren Schritte vorwärts gingen.

Dieſe drei genannten jungen Leute, zwei Thüringer und ein Elſaſſer, in der mittlern und niedern Klaſſe geboren, vom Jahre 1806 an in franzöſiſchen Kriegsdienſten, werden in den ſpaniſchen Feldzug und weiter in die unſelige Weltgeſchichte verflochten. Mit Vorbedacht wiederholen wir die Anzeige dieſer individuellen Bekenntniſſe; ſie ſchreiten parallel und faſt ſynchroniſtiſch neben einander fort und laſſen uns auf die klarſte Weiſe in das Verderben hinein ſehen, welches zu jener Zeit die Welt ergriffen hatte.

Nun tritt gleichfalls hier ein ſubalterner Franzoſe auf, ein Sergent, der, ungeachtet er den ganzen Decurs franzöſiſcher Glücks- und Unglückswagniſſe redlich durchgearbeitet, doch am Ende nur als Sergent in ſeine leider ſehr veränderte und entſtellte Heimath mißmuthig zurück kehrt, und wie ſo mancher Andere zuletzt zu Feder und Papiere ſeine Zu-

flucht nimmt. Der französische Herausgeber drückt sich klar und einsichtig hierüber folgender Maßen aus:

Vorrede
des französischen Herausgebers.

Die Memoiren des Sergent Guillemard scheinen uns aller Beachtung werth zu seyn. Man ist freilich, wie er selbst sagt, zu sehr daran gewöhnt, nur Schriften zu lesen, deren Verfasser zu den höhern Klassen der Gesellschaft gehören. Bis jetzt haben Personen, die unter der großen Menge geblieben waren, durch die Erzählung dessen, was sie gesehen hatten, selten Theilnahme zu finden geglaubt. Bei dem, was Frankreich erlebt hat, gibt es indessen noch eine Menge obscurer Menschen, welche als Augenzeugen oder Theilnehmer wichtiger Ereignisse im Stande waren, die Dinge in der Nähe zu sehen und ohne Leidenschaft über Per-

ſonen zu urtheilen, welche einen hiſtoriſchen Namen erlangten, ſo daß es vielleicht an der Zeit ſeyn möchte, auch ihre Rückerinnerungen zu benutzen.

Aus der Lektüre dieſer Memoiren wird man ermeſſen, welche große Lücke in der Kenntniß der Thatſachen durch das Schweigen eines Unteroffiziers würde unausgefüllt geblieben ſeyn! Man erhält von ihm ausführliche Auskunft über Ereigniſſe, welche bis jetzt ganz unbekannt waren; und ſeine Nachrichten haben das doppelte Verdienſt, den hiſtoriſchen Zweifeln ein Ende zu machen und das Intereſſe des Leſers lebhaft in Anſpruch zu nehmen. Oft erzählt Guillemard Dinge, welche in mehreren andern Schriften ganz anders berichtet ſind. Der Leſer wird leicht entſcheiden, auf welche Seite ſein Zutrauen ſich neigen müſſe. Ohne eben allen Meinungen des Sergenten beizutreten, haben wir doch Grund

zu glauben, daß er nichts versichert, wovon er nicht selbst Zeuge gewesen ist, und daß selbst die Verschiedenheiten seiner Erzählung von andern sich durch den ganz andern Standpunkt jener Berichtenden erklärt. Es muß uns ohne Zweifel angenehm seyn, nachdem wir über gewisse Vorfälle die Meinung von Statsmännern und Politikern vernommen haben, auch die Meinung der Soldaten und des Volkes zu erfahren, und man wird es dem Sergenten einiger Maßen Dank wissen, daß er seine Muße einer Arbeit gewidmet hat, die sich sonst für seinen Grad und seine Stellung wenig zu eignen scheint.

Guillemard stammte aus einer wohlhabenden und achtbaren Familie, und hätte deßhalb erwarten können, nicht auf der Stufe des Sergenten stehen zu bleiben; aber eines Theils wollte es ihm in seiner Laufbahn nicht glücken, und andern Theils hatte seine Erziehung, die in

ließe wie's geht. Einem großen Übel zusehen, sich mit Hoffnung schmeichein, der Zeit vertrauen, etwa einmal drein schlagen, wie im Fastnachtsspiel, daß es klatscht und man doch etwas zu thun scheint, wenn man nichts thun möchte; heißt das nicht, sich verdächtig machen, als sehe man dem Aufruhr mit Vergnügen zu, den man nicht erregen, wohl aber hegen möchte?

Egmont im Begriff aufzufahren, nimmt sich zusammen, und spricht nach einer kleinen Pause, gesetzt: Nicht jede Absicht ist offenbar, und manches Mannes Absicht ist zu mißdeuten. Muß man doch auch von allen Seiten hören: es sey des Königs Absicht weniger, die Provinzen nach einförmigen und klaren Gesetzen zu regieren, die Majestät der Religion zu sichern, und einen allgemeinen Frieden seinem Volke zu geben; als vielmehr, sie unbedingt zu unterjochen, sie ihrer alten Rechte zu berauben, sich Meister von ihren Besitzthümern zu machen, die schönen Rechte

den Feldlagern sich vollendete, nicht die Politur erhalten, welche der Umgang mit Gebildeten zu verleihen pflegt. Man wird in seinem Werke eine Freimüthigkeit des Ausdrucks und einen Reichthum von Wahrheit finden, die dem Leser bei der unendlichen Mannichfaltigkeit der Töne, mit welchen er jeden besondern Thatumstand auszumalen versteht, diese Memoiren zur angenehmen Lektüre machen. Ein Gelehrter würde das Ungleichartige durch einen eleganten Vortrag mit einander zu verschmelzen gewußt haben; der Sergent hat aber, von den Ereignissen entgegen gesetzter Natur verschiedenartig ergriffen, für jeden Umstand besondere Ausdrücke und Farben gefunden. Und wenn er auch oft aus dem erhabenen Stil, fast ohne allen Übergang, in den Ton einer vielleicht trivialen Familiarität herab sinkt, so erhält dadurch, unsers Bedünkens, seine Schilderung nur mehr Leben und

Originalität, und Alles läßt glauben, daß das Publikum ein gleiches Urtheil fällen werde.

Da wir durch Vorstehendes genugsam von Art und Weise, Sinn und Zweck des gegenwärtigen Büchleins unterrichtet sind, so könnten wir es wol dabei bewenden lassen, um so mehr, als das, was wir zu sagen haben, einiger Maßen bedenklich ist. Der Leser, wenn er irgend etwas Geschichtliches zur Hand nimmt, will es gern, für einige Zeit wenigstens, mit Wahrheit und Wirklichkeit vollkommen übereinstimmend ansehen. Gilt dieß sogar von Roman und Gedicht, warum sollte es nicht von einer Lebensbeschreibung gelten? Auch mögen wir nicht gern unsern Sergenten, dem wir eine besondere Vorliebe gewidmet haben, verdächtig machen; weil aber doch dasjenige, was wir

hierbei meinen oder glauben, früher oder später zur Sprache kommen muß: so halten wir es für gerathen, davon einige Erwähnung zu thun.

Wir zweifeln nicht an der Persönlichkeit des Sergenten, sie geht so treulich als freundlich, einfach und wahrhaft durch das Ganze durch, die individuellen Züge erscheinen überall wieder. Ein kühner, thätiger und doch immer subalterngenügsamer Sinn zeigt sich überall, und besonders vom Anfange herein folgen wir der Erzählung mit getrostem sichern Schritte; nur wenn er in der Folge bei höchst bedeutenden Weltereignissen mitwirkend oder zuschauend wiederholt auftritt, verwundern wir uns zuerst, schütteln dann den Kopf und glauben endlich, einen höhern Sinn, einen weitern Verstand, einen freier umschauenden Blick hinter der Maske zu entdecken.

Dem sei nun, wie ihm wolle; das

Werk geht an einem einfachen natürlichen Faden hin, und was daran geknüpft ist, können wir mit Dank empfangen. Merkwürdig schien uns, daß keine Absicht auf den Tag, auf den Augenblick, auf gegenwärtiges Interesse zu wirken, nur im Mindesten bemerklich sei; es gilt bloß, die Vergangenheit in der Vergangenheit gegen sich selbst und gegen das Vergessen, gegen das völlige Auslöschen zu retten, wodurch besonders in neuester Zeit ein Tag den andern übertüncht und das Unnützeste über das Trefflichste, als müßte es so seyn, sorglos hin pinselt. Wir erkennen also mit Zufriedenheit und Beifall, daß sich an den heitern und harmlosen Lebensfaden eines untergeordneten Menschen die wichtigsten, halb bekannten und unbekannten Ereignisse und Persönlichkeiten nach und nach aufreihen, und über die Abgründe des Vergangenen gar mannichfaltige Betrachtungen veranlassen.

Ins Einzelne dürfen wir nicht gehen, Überraschung und Antheil sei dem Leser unverkürzt bewahrt; aber Eines gedenken wir, um dieses Werk an die obgemeldeten nochmals anzuknüpfen: daß auch dieser Kriegsmann auf der Insel Cabrera erscheint und uns Nachricht gibt von einem auf französische Weise sich constituirenden Urstat, dessen gesetzliche Bestimmungen, gegen diejenigen gehalten, welche uns von den deutschen Verbannten bekannt geworden, höchst merkwürdige Vergleichungen über den Charakter beider Nationen veranlassen.

Übrigens wird man uns keinen Vorwurf machen, als wenn wir den Verdacht einer Halbwahrheit unbillig auf dieses Werk zu bringen gesucht, indem die angehängten Dokumente auf die Einwirkung eines höheren Kreises und auf entschiedene Zwecke bedeutender Personen unverhehlt hindeuten.

So viel zur Empfehlung eines Werkes, das auf jede Weise schätzbar ist, und einem Schriftsteller, der in dieser Art des Halbromans sich hätte hervorthun wollen, allerdings Ehre machen würde. Was denn endlich an dieser problematischen Produktion sich weiterhin aufklären möchte, muß die Zeit lehren.

Weimar, den 9. März, 1827.

Goethe.

Erstes Kapitel.

1805.

Beweggründe, welche Guillemard bestimmt haben, diese Memoiren zu schreiben. — Sixfour während der Revolution. — Die Familie Guillemard. — Die Familie Rymbaud. — Miette. — Die Conscription. — Stimmung der Conscribirten. — Guillemard muß marschiren. Er kommt nach Perpignan und tritt ins Regiment. Seine Einschiffung. Sein Camerad Rymbaud.

Ungern habe ich meine Heimath verlassen; der Gedanke an sie begleitete mich auf meinen weiten Zügen unter Frankreichs Adlern und in die Gefangenschaft; immer kehrte ich mit neuem Vergnügen dahin zurück; und jetzt, wo ich unwiderruflich in derselben mich festge-

ſetzt habe, entrückt mich, in Folge eines unerklärlichen Widerſpruches, meine Phantaſie derſelben unabläſſig. Ich beginne meine vielfältigen Wanderungen, am Ziele derſelben kaum angelangt, im Geiſte von Neuem; ziehe durch Frankreich, Italien, Deutſchland, Schweden, Spanien; begebe mich auf die Felſen von Cabrera, ins Innere Siberiens; ſehe die Freunde meiner Jugend, die Gefährten meiner Mühſale wieder und ganz noch ſo, wie wir damals waren, voll Hoffnung und feurigen Muthes. Ich wähne an jenen unſterblichen Schlachttagen noch Antheil zu nehmen, durch welche das große Reich ſich verewigen zu wollen ſchien, und zu deren glänzendem Erfolge beigetragen zu haben, unſer Stolz war; ich glaube noch die Stimme jenes Königs der Könige zu vernehmen, der nur der erſte Soldat ſeiner Armee war und unſere Mühſale theilte, wie wir ſeinen Ruhm. Dann ſagte ich mir wohl, voll hohen Selbſtgefühls: „auch du gehörteſt zu dieſer großen Armee!“ aber ein Blick auf die Gegenwart belehrt mich bald, daß die glänzenden Täuſchungen, denen ich mich mehr, als einmal hinzugeben Veran-

laſſung hatte, jetzt im Schooße eines armen Dörfchens erloſchen ſind.

Hier iſt es, wo ich in Stunden der Muße, meine ſonſtigen Hoffnungen mit meiner gegenwärtigen Lage vergleiche; es drängen ſich mir dann unwillkürlich meine Rückerinnerungen auf, und ich werde verſucht, ſie mit denen jener Männer zu vergleichen, welche die ihrigen der Welt bereits vorgelegt haben. Wie kommt es, daß ſie die Dinge oft anders, als ich erblickt haben? Sollte vielleicht jeder, je nach ſeiner beſondern Stellung in der Geſellſchaft, die Dinge mit einem andern Auge betrachten? Wie kommt es, daß ich beim Leſen der Memoiren ſo vieler im Staat hoch Geſtellter, in der Darlegung der Thatſachen, faſt niemals die einzelnen Umſtände wieder gefunden habe, die mich am meiſten ergriffen hatten, ja daß ich oft weder die Ereigniſſe, noch die Menſchen wieder erkannt habe? Bei der großen Verſchiedenheit in der Beurtheilungsart von Seiten derer, welche die Ereigniſſe bloß beſchrieben, und derer, welche ſie mit erlebt haben, aber geſchickter waren, ſie aufzufaſſen, als zu beſchreiben, wohin der

größere Theil der Zeitgenossen zu rechnen ist, läßt sich ohne Zweifel von der Zeitgeschichte keine Treue erwarten. Um Materialien zu vervollständigen, müßte man die Rückerinnerungen aller Klassen der Staatsbürger mit benutzen. Und wenn so viele Generale aus dem Innern ihrer Paläste heraus die Erzählung von Ereignissen, welche sie leiteten, an ihre Waffengefährten richten, steht es mir da, als ihrem Kampfgenossen, nicht frei, in meinem beschiedenen Asyle diesen Schilderungen den letzten Pinselstrich hinzu zu fügen und sie gemeinverständlicher zu machen, indem ich ihnen das Licht gebe, in welchem die Ereignisse, in meiner Lage und auf meinem militärischen Standpunkte, sich mir dargestellt haben? Und weil ich der erste gemeine Soldat bin, der seine Stimme erhebt, sollte ich darum weniger Zuhörer finden? Ich überlasse übrigens Andern die Anmaßung, Geschichte zu schreiben, und theile nur Memoiren mit, aus Bemerkungen zusammengestellt, die ich während meiner ganzen Dienstzeit aufzuzeichnen pflegte, und für deren Richtigkeit ich bürgen kann. Doch zuvor sei es mir verstattet, dem Leser

des Adels einzuſchränken, um derentwillen der Edle allein ihm dienen, ihm Leib und Leben widmen mag. Die Religion, ſagt man, ſey nur ein prächtiger Teppich, hinter dem man jeden gefährlichen Anſchlag nur deſto leichter ausdenkt. Das Volk liegt auf den Knieen, bethet die heiligen gewirkten Zeichen an, und hinten lauſcht der Vogelſteller, der ſie berücken will.

Alba. Das muß ich von dir hören?

Egmont. Nicht meine Geſinnungen! Nur was bald hier, bald da, von Großen und von Kleinen, Klugen und Thoren geſprochen, laut verbreitet wird. Die Niederländer fürchten ein doppeltes Joch, und wer bürgt ihnen für ihre Freyheit?

Alba. Freyheit? Ein ſchönes Wort, wer's recht verſtände. Was wollen ſie für Freyheit? Was iſt des Freyeſten Freyheit? — Recht zu thun! — und daran wird ſie der König nicht hindern. Nein! nein! ſie glauben ſich nicht

zu sagen, wer ich bin, und ihn in mein Geburtsdorf einzuführen.

Sirfour liegt auf einem kleinen zuckerhutförmigen Berge, der eine Stunde von Toulon entfernt, sich in einer mit Dörfern übersäeten Ebene erhebt. Funfzig in Trümmern zerfallende Häuser und eine alte Kirche, welche mit dem sie tragenden Felsen ein Ganzes auszumachen scheinen, bilden das kleine Dorf, in welchem ich geboren wurde. Einst soll es eine Art von Stadt gewesen seyn; aber jetzt gerathen seine Häuser, wie seine Bevölkerung, jeden Tag mehr in Verfall. Letztere ziehet, in der Hoffnung eines minder mühseligen Lebens, in die Ebene, und die Steine der Häuser rollen hinab, in Folge ihrer eignen Schwere und durch den Zahn der Zeit aus ihren Fugen getrennt. Ganz Sirfour wird bald in Ruinen liegen, denn man gibt sich hier nicht die Mühe, auszubessern, geschweige denn zu bauen.

Es befand sich sonst ein Domkapitel hier, aber die Mönche, durch den Sturm des Jahres 1793 verscheucht, sind mit der Windstille 1814 nicht wieder zurück gekehrt. Ein herr-

liches Ballonspiel, sonst von Liebhabern dieses Zeitvertreibs aus allen Dörfern, zwei Stunden in der Runde, besucht, ist jetzt ein Spielplatz für Kinder, oder für einige Greise, die sich im Winter dahin begeben, um die Sonnenwärme zu genießen. Alles scheint darauf hinzudeuten, daß vielleicht in dreißig Jahren dieses ganze Dorf gänzlich verödet seyn werde. Seine Lage und der Charakter seiner Bewohner sind indessen in den Augen desjenigen nicht ohne Reize, der eine herrliche Gegend, eine gesunde Luft und Freimüthigkeit zu schätzen weiß. Sixfour vereinigt diese drei Dinge. Seine Einwohner sind einfach und bieder; und wenn man in der Umgegend tausend lustige Anekdoten über ihre Leichtgläubigkeit und Treuherzigkeit erzählt, so hört man sicherlich keine einzige, welche ihre Moralität verdächtig zu machen geeignet ist. Die Aussicht, deren man zu Sixfour genießt, ist in der That prächtig: man überschaut eine unermeßliche Strecke des mittelländischen Meeres, seine mit weißen Felsen eingefaßten Küsten, abwechselnd mit Lusthäusern, Olivenpflanzungen und Fichtenwäldern; hier Toulon, mit einem Amphithea-

ter von Bergen umgeben, seine Festungswerke, die Bewegung und das rege Treiben seiner Schiffswerften und seines Arsenals, und endlich seine schöne Rhede, bedeckt mit Schiffen und Fahrzeugen aller Art. In größerer Entfernung zur Linken erblickt man das niedliche Städtchen Ollioules am Eingange der Gebirgsschluchten gleiches Namens und gleichsam auftauchend aus seinen Orangen- und Zitronenwäldern, die im Mittelpunkte eines Halbkreises vulkanischer Gebirge wachsen.*)

Mein Vater, Peter Guillemard, war vor, während und nach der Revolution Maire von Sirfour; sein Vater und sein Großvater hatten diese Ehrenstelle ebenfalls bekleidet, und sie schien seit Jahrhunderten das Erbtheil der Guillemards zu seyn, wie auch das Amt eines Notars, welches seit Heinrich III. von dem Vater auf den Sohn übergegangen war.

Mein Vater sah die Vorläufer der Revolution, ohne ihre Folgen zu ahnen, mit Vergnügen, gleich vielen Andern, die späterhin

---

*) Vergleiche die Anmerkung A am Ende dieses Bandes in den historischen Erläuterungen.

enttäuscht wurden und besonders jetzt ganz anders darüber denken. Er bekleidete indessen die erste, oder eigentlich die einzige Beamtenstelle zu Sirfour. Er war dabei reich; denn seine Praxis und sein Vermögen brachten ihm über 1000 Thaler Einkommen, was in meiner Gegend für ein ansehnliches Vermögen galt; aber mein Vater war nicht selbstsüchtig und sah mit Wohlgefallen einer Ordnung der Dinge entgegen, welche, ohne große Verletzung der Interessen der Minorität, für den größten Theil seiner Landsleute eine Verbesserung ihres Zustandes versprechen zu wollen schien. Alle unsere Nachbarn (und in einem Dorfe von 50 Häusern sind Alle uns Nachbarn) theilten seine Gesinnungen; selbst Herr Berenguier, unser würdiger und alter Pfarrer, lobte im Jahr 1789 die edle Festigkeit des dritten Standes und das uneigennützige Benehmen eines großen Theils der Geistlichkeit. Selten verfehlte er, seinen Abend in dem Hause zuzubringen, in welchem sich auch die hellen Köpfe und die Politiker von Sirfour zu versammeln pflegten. Man las die Zeitungen von Ducos, commentirte sie und stritt

selbst manchmal bis gegen 10 Uhr ziemlich hitzig. Aber fast immer pflegte sich ein solcher Streit damit zu endigen, daß man der Meinung des Maire's beitrat und eben so zufrieden mit einander, als mit den vernommenen Neuigkeiten sich trennte. Den Domherren allein wollten diese Vorzeichen nicht behagen; denn da sie eben so fett und eben so reich, wie ihre geistlichen Mitbrüder in den andern Theilen Frankreichs waren: so bedurfte es eben keines besondern Scharfblickes, um einzusehen, daß sie bei einer Veränderung viel verlieren, aber nichts gewinnen könnten; auch machten sie keine gute Miene dazu, kamen nicht zu uns und entschädigten sich für die Entbehrungen, die sie für die Zukunft fürchteten, durch einen doppelt so guten Tisch.

Dieser einzelnen Umstände habe ich mich nach der Zeit erinnert, oder sie erzählungsweise vernommen; denn ich war zu jener Zeit noch zu jung, um viel darauf zu achten. Ich erinnere mich indessen, daß mein um 8 Jahre älterer Bruder, welcher zum Notar bestimmt war, die Zeitung las und an den Discussionen Antheil nahm, welche meine Schwester

Henriette und ich durch unsere Kinderspiele und Zänkereien oft unterbrachen.

Der würdige Pfarrer Berenguier, obgleich er den Eid geleistet hatte, den die Constitution verlangte, mußte anfänglich sich verbergen und dann in fremden Landen eine Zuflucht suchen. Mein Vater verlieh ihm die Mittel dazu, bedang seine Überfahrt nach Livorno auf einer genuesischen Tartane, verschaffte ihm einen Paß und streckte ihm Geld vor; denn der würdige Mann war nicht reich und pflegte mit den Armen der Gegend das kleine Einkommen seiner Pfarrstelle zu theilen. Als sich die beiden alten Freunde Lebewohl sagten, gestanden sie sich ein, daß man sich zur Regeneration Frankreichs etwas gewaltsamer Maßregeln bediene, und ohne sich ihre Besorgnisse mitzutheilen, sprachen sie den Wunsch eines baldigen Wiedersehens aus. Bereits seit geraumer Zeit hatten auch die Domherren ihr Kapitel geräumt und ihr Unterkommen anderswo gesucht.

Einige Zeit nach der Flucht des Pfarrers wurde die ganze Gemeinde Sirsour von Fréron im Convente des übertriebensten Modera-

tismus beschuldigt. Die Folge davon war, daß der Maire, nebst einem Dutzend Bauern, ins Gefängniß geworfen wurden. Der größte Theil derselben glaubte steif und fest, daß ein Irrthum begangen worden sei, und wußte gar nicht, wie man Mäßigung zum Verbrechen stämpeln könne. Statt ihnen dieß begreiflicher zu machen, fand man es indessen bequemer, sie zu guillotiniren. Meinen Vater erwartete ein gleiches Loos, als ihm glücklicher Weise der 9te Thermidor die Freiheit wiedergab und ihn in sein Amt zurück führte. Die lange und schwere Gefangenschaft hatte zwar seine Gesundheit, nicht aber seinen Charakter, erschüttert. Er übernahm wieder die Verwaltung von Sixfour, wie seine Notariatsgeschäfte, und besorgte sein Eigenthum mit der Ruhe, die bis daher ihn in allen seinen Handlungen begleitet hatte; und diejenigen, welche in der Folge seiner bedurften, haben nicht empfunden, daß die Ungerechtigkeit, deren Opfer er gewesen war, im geringsten seine Menschenliebe und Gefälligkeit verändert gehabt hätte. Ich will nicht von den Diensten sprechen, die er geleistet hat; dieß liegt außer meinem Zweck;

ich will mich auch darüber nicht auslassen, daß er nichts, als Undank gefunden hat, denn dieß ist der Weltlauf.

Seit diesen Ereignissen war bereits eine geraume Zeit verstrichen und Alles zu Sirfour wieder ganz ruhig. Ich hatte das 18te Jahr erreicht, als eines Tages mein Vater gerufen wurde, um den Ehecontrakt zwischen Rosalie Rymbaud und meinem Jugendfreund Jauffret, dem Sohn eines reichen Grundeigenthümers zu Sirfour, aufzusetzen. Wenn ich eines ganz persönlichen und vielleicht wenig interessanten Ereignisses erwähne, so möge mir der Leser verzeihen und sich mit der Versicherung beruhigen, daß ich in diesen Fehler nicht oft verfallen werde. Aber in meinem Alter versetzt man sich so gern in die Jahre der Jugend zurück!

Die Familie Rymbaud wohnte auf einem schönen Landgute in der Nähe von Oliqules. Hier wurde die Hochzeit gefeiert, und ich begleitete meinen Vater dahin. Ich hatte oft Miette, die jüngere Schwester Rosaliens, gesehen, aber damals erblickte ich sie zum ersten Mal mit den Augen eines achtzehn-

jährigen Jünglings. Sie hatte eine sorgfältigere Erziehung erhalten, als man sie bei den Mädchen unserer Gegend anzutreffen pflegte. Dazu kam noch, daß sie Mutterwitz besaß, der bei den Einwohnern des Südens weit häufiger als Bildung angetroffen wird. Bei Tische erhielt ich meinen Platz zwischen ihr und ihrem Bruder, der mehr als ein Jahr jünger und für die Marine bestimmt war. Ich war sein älterer Spielgenosse und suchte eine engere Freundschaft mit ihm anzuknüpfen. In der That liebte ich ihn auch damals, wie ich Alles liebte, was mit Mietten in näherer Verbindung stand. Mit ihr sprach ich wenig, aber die Verlegenheit, in welcher ich mich neben ihr befand, hatte ihr Angenehmes. Wir entfernten uns sehr spät; entzückt über den heutigen Tag und als ob ich ein neues Daseyn beginnen sollte, kehrte ich nach Hause zurück.

Von jetzt an kamen wir öfter mit der Familie Rymbaud zusammen. Sie mißbilligte meine Neigung nicht, weil sie mir die Gelegenheit, Mietten zu sehen, nicht zu benehmen suchte. Aber ich war damals sehr jung,

noch nicht selbstständig und hatte nicht einmal ernsthaft noch daran gedacht, was ich für die Zukunft ergreifen wollte. Bei jungen Leuten, welche die Seehäfen besuchen, entsteht die Neigung zur Marine ganz natürlich, und so bekam auch ich Lust dazu. Mein Onkel, Bernard Egguier, diente in der Marine seit seiner Kindheit. Er war 15 Jahre lang Obersteuermann gewesen, als er, bei der neuen Ordnung der Dinge, überzähliger Schiffsfähndrich (enseigne auxiliaire) wurde. Was er von seinen Fahrten und den Ländern erzählte, die er besucht hatte, ferner die merkwürdigen Sachen, die er jederzeit mit zurück brachte, erregten in mir den lebhaften Wunsch, ihm folgen und Seemann werden zu können. Dieser Wunsch wurde noch höher gesteigert, als mein Freund Rymbaud auf einer Fregatte als Seecadett in die Dienstliste eingetragen ward. Ich speiste mehrmals mit ihm und seinen Cameraden am Bord. Das Ansehen, welches diese jungen Leute, kaum den Kinderjahren entwachsen, über Männer ausübten, ihre Heiterkeit, ihre Zukunft, die Gefahren, denen sie entgegen gingen, und vor Al-

frey, wenn sie sich nicht selbst und andern schaden können. Wäre es nicht besser abzudanken als ein solches Volk zu regieren? Wenn auswärtige Feinde drängen, an die kein Bürger denkt, der mit den nächsten nur beschäftigt ist, und der König verlangt Beystand; dann werden sie uneins unter sich, und verschwören sich gleichsam mit ihren Feinden. Weit besser ist's sie einzuengen, daß man sie wie Kinder halten, wie Kinder zu ihrem Besten leiten kann. Glaube nur, ein Volk wird nicht alt, nicht klug; ein Volk bleibt immer kindisch.

Egmont. Wie selten kommt ein König zu Verstand! Und sollen sich viele nicht lieber Vielen vertrauen als Einem? und nicht einmal dem Einen, sondern den Wenigen des Einen, dem Volke, das an den Blicken seines Herren altert. Das hat wohl allein das Recht, klug zu werden.

Alba. Vielleicht eben darum, weil es sich nicht selbst überlassen ist.

lem ihre schöne Uniform ließen es mich auf das lebhafteste bedauern, nicht früher einem Stande mich gewidmet zu haben, für welchen ich mich geschaffen glaubte. Mit welcher Freude würde ich, nach einer langen Reise, oder nach einem Seetreffen auf das Landgut der Familie Rymbaud geeilt seyn! Wie würde die Schilderung meiner Gefahren Mietten interessirt haben!

Aber ich hatte damals das 19te Jahr zurück gelegt und war folglich etwas zu alt für eine Laufbahn, die man schon in früher Jugend betreten muß, und auf welcher sich das Leben so rasch abnutzt. Ungeachtet der Abneigung meines Vaters, wurde ich auf der Corvette Rhinoceros enrollirt und erhielt die Erlaubniß, am Lande zu bleiben, um für mich das Examen eines Seecadetten der zweiten Klasse vorzubereiten. Ich war rastlos fleißig und genoß schon im Voraus das Entzücken, das mir vorbehalten war, wenn ich mich zum ersten Male Mietten mit dem Degen an der Seite vorstellen würde. Diese lockende Aussicht und diese glücklichen Träume wurden sehr grausam getäuscht: der Examinator konnte sich

zu der Zeit, wo man ihn erwartete, nicht nach Toulon begeben; das Examen der jungen Leute, welche sich der Marine widmen wollten, wurde um 6 Monate weiter hinaus geschoben; und da ich unterdessen mein 20stes Jahr erlangt hatte, so stand ich unter der Conscription.

Es blieb mir noch eine Hoffnung, nämlich eine hohe Nummer zu ziehen, so daß ich mich nicht gleich zur Armee zu begeben brauchte. Ich hatte auch wirklich eine der höchsten in meiner Klasse gezogen und glaubte mich deßhalb sicher, aber ich hatte meine Rechnung ohne das Revisionscollegium gemacht. Fast alle Nummern, welche das Contingent bilden sollten, waren jungen Leuten aus reichen Familien, oder solchen zu Theil geworden, die mit irgend einem einflußreichen Manne verwandt waren. Die meisten wurden frei gegeben, z. B. ein breitschultriger junger Mensch, von der Gestalt eines Herkules, wurde als schwindsüchtig zurückgewiesen; ein Anderer mit Luchsaugen wurde für kurzsichtig erklärt, so daß ich endlich, vermöge meiner Nummer, in den aktiven Dienst treten mußte. Vergebens

wollte ich meine physische Beschaffenheit, die damals noch keinesweges robust genannt werden konnte, vorschützen; ich mußte das Contingent mit ergänzen helfen, wurde vom Revisionscollegium dahin eingewiesen und erhielt, dem gemäß, den Befehl, mich bereit zu halten, den 1sten Mai 1805 nach dem Armeecorps zu marschiren, welches mir angewiesen werden würde.

Mein Vater wollte mir einen Stellvertreter kaufen, aber sie waren damals noch sehr theuer, und er würde deßhalb seinem Vermögen, in einer so schwierigen Zeit, einen großen Stoß gegeben haben. Ich gab es deßhalb nicht zu und machte mich marschfertig. Nicht ohne schmerzhaft ergriffen zu werden, schickte ich mich an, meine Heimath, meine Familie und vor Allem Mietten zu verlassen. Ich schloß ihr endlich mein Herz in dem Augenblick auf, wo ich sie vielleicht für immer verlieren sollte. Sie wußte, wie theuer sie mir sei und liebte mich ebenfalls; ich erhielt ihr Geständniß, und wir schmeichelten uns mit der Hoffnung, daß irgend ein glückliches Ereigniß uns bald wieder vereinigen würde; wir

versprachen uns eine unverbrüchliche Treue und machten Plane für die Zukunft: ein Jahr, oder höchstens 18 Monate, wollte ich ausbleiben, aber nach dieser Zeit nach Sirsour zurück kehren, um sie anhalten und Tage mit ihr verbringen, deren Reiz durch die Erinnerung an unsere Trennung noch erhöht werden sollte. Nach der Zeit habe ich wohl andere Plane gemacht, die eben so wenig, wie jene, zur Ausführung gekommen sind, aber keiner derselben hat mir so selige Augenblicke gewährt.

Die Conscribirten meiner Klasse versammelten sich den 1sten Mai 1805 zu Toulon, und ich wurde mit 119 meiner Kameraden für ein Linienregiment bestimmt, dessen Depot zu Perpignan lag. Als wir eben abmarschiren sollten, hielt uns der Oberste eine sehr schöne Rede über unsere Treue und den Eifer, mit welchem wir zur Vertheidigung des Vaterlandes herbei eilten. Diese Rede rührte mich kaum, und ich dachte, daß, wenn alle meine Kameraden mir ähnlich wären, man keine Ursache habe, uns zu loben. Ich verschloß indessen diese Gedanken in mein Inne-

res und machte, wie man sagt, gute Miene zu bösem Spiele. Während dessen rühmten alle Zeitungen und alle Proclamationen des Chefs der Regierung nur den Wetteifer der jungen Conscribirten, welche von allen Seiten freiwillig die Waffen ergriffen, der Aufforderung zuvorkämen und alle Straßen bedeckten, um sich nach den verschiedenen, ihnen angewiesenen Corps zu begeben. Ich muß gestehen, daß ich mich Anfangs ein wenig schämte, in der Mitte eines so allgemeinen Aufschwunges allein so kalt dazustehen. Wie viel daran sei, lernte ich indessen bald kennen, wie ich nach der Zeit so manche andere Hingebung habe würdigen lernen, von welcher ein Volk, oder eine Armee begeistert seyn soll, ohne daß man daran zweifelt.

Mein Bruder und einige Freunde begleiteten das Detaschement bis nach Ollioules, wo wir uns, nach dem Frühstück, von einander trennten, sie, um an ihre friedlichen Beschäftigungen nach Sixfour zurück zu kehren, ich, um in den Stand eines Soldaten zu treten und die militärische Pilgerreise zu beginnen, welche nach 20 Jahren mich, mit Wun-

den bedeckt, ohne Vermögen und aller Aussicht in die Zukunft beraubt, wieder in mein Dorf zurück führen sollte.

Im ersten Nachtquartiere kam ich mit drei andern Conscribirten des Detaschements zusammen zu liegen; und man urtheile über mein Erstaunen, als ich noch denselben Abend vernahm, wie lebhaft sich meine Tischgenossen in ihre Heimath zurück sehnten, in den ungemessensten Ausdrücken sich über das Gesetz beklagten, welches sie der Heimath entführe, und schon Plane schmiedeten, um zu desertiren! Einer von ihnen, bis zum Depot mein Schlafkamerad, war ein gewisser Moutet aus Hyères, ein derber Bursche, welchem die Conscription den ersten Kummer seines Lebens verursacht hatte. Seinen Reden nach hätte man glauben sollen, daß er keine 14 Tage Soldat bleiben würde, er ist es indessen bis auf die heutige Stunde noch. Die Äußerungen der Conscribirten unter einander stimmten gar nicht mit der Rede des Obersten, den Zeitungen und den Tagsproclamationen. „Wir sind unserer demnach schon vier im Detasche-

ment," sagte ich zu mir, „die den allgemeinen Enthusiasmus nicht theilen. Dieß hätte ich nie geglaubt und mich für den einzigen gehalten." Aber so gab es noch viele Andere. Wie ich und Moutet dachten alle unsere Kameraden, von welcher Beschaffenheit auch übrigens ihr Schicksal und ihr Vermögen seyn mochte. Mit demselben Widerwillen verließen alle jungen Leute ihren heimischen Herd, und es war weiter nichts, als eine Mystification, wenn man ihren muthigen Aufschwung lobte. Aber man muß der Wahrheit die Ehre geben: dieser Widerwillen verschwand unmerkbar. Man gewöhnte sich nach und nach an den Dienst, an das militärische Leben, und endlich betrachteten die Soldaten, wie sie sich selbst auszudrücken pflegten, den Adler ihres Regiments als den Kirchthurm ihres Dorfes, ihre Compagnie als eine Familie und manchmal ihren Capitän als einen Vater. Die Erklärung dieses Widerspruchs in einem Nationalcharakter, welcher leicht von neuen Eindrükken gefesselt wird, die Veränderung liebt, sich für den Ruhm begeistert, und welchen die mannichfaltigen und beweglichen Bilder des

militärischen Lebens nothwendig bestehen und fesseln müssen, ist leicht zu erklären.

Den Beweis für das eben Gesagte gab mir unser Detaschement. Mit jedem Tage und je weiter wir vorschritten, verlor sich die Sehnsucht nach der Heimath immer mehr, und die Heiterkeit trat an die Stelle derselben. Man wurde mit einander bekannt und schloß sich inniger an. Da wir aus demselben Departement waren, so erinnerten wir uns manchmal, daß wir uns auf den Festen der verschiedenen Dörfer getroffen hatten; wir sprachen immer davon mit Vergnügen, und letzteres fing jetzt an, nicht mehr mit Schmerz gemischt zu seyn. Und hatte man sich ohnedieß nicht wirklich darüber zu freuen, bei der Rückkehr in die Heimath die Welt gesehen, am Kriege Theil genommen zu haben und die Schlachten erzählen zu können, an denen man vielleicht Antheil genommen hatte?

Wir wurden von einem Lieutenant, der ungefähr ein Vierziger seyn mochte, von zwei Sergeanten und vier Corporalen geführt. Alle diese Männer befanden sich schon seit langer Zeit im Dienste. Der Lieutenant und einer

der Sergeanten hatten den ägyptischen Feldzug mitgemacht, und ihre Erzählungen verkürzten uns öfters die langen Märsche. Sie behandelten uns mit vieler Freundlichkeit und suchten uns Geschmack für das Soldatenleben einzuflößen. Man bezeigte uns damals die Aufmerksamkeit, uns wie Männer zu behandeln, die schon ihre Probe abgelegt haben; denn derjenige, im Militär, wie in jedem andern Stande, welcher Nichts ist und Nichts gethan hat, zeigt nur seine Superiorität durch Verachtung und durch Plackereien, und der Untergeordnete verwünscht nicht nur die Person, sondern auch die Befehle eines solchen Vorgesetzten.

Den 15ten Mai langten wir zu Perpignan an und wurden, nachdem wir die Revue des Groß-Majors*) passirt waren, von dem Quartiermeister unter verschiedene Compagnien vertheilt. Kurz darauf wurden wir eingekleidet und von Unteroffizieren des Tags zwei-

*) Der Groß-Major bleibt stets beim Depot und steht, dem Range nach, zwischen dem Obersten und Oberstlieutenant.

mal exercirt. Glücklicher Weise war ich bald damit fertig. Ungefähr in einem Monat hatte ich die Handhabung der Waffen erlernt und theilte nun bloß die Waffenübungen meiner Compagnie, welche mit dem Bataillon, zu welchem sie gehörte, Anfangs September und vier Monate nach meinem Eintritt ins Armeecorps, nach Port-Vendres abmarschirte.

Wir hatten kaum einige Tage in diesem kleinen Seehafen als Besatzung gestanden, als Transportschiffe und einige Fregatten in denselben einliefen. Das Bataillon wurde, nicht ohne Unzufriedenheit, eingeschifft; denn der französische Soldat macht sich immer von den Entbehrungen und Mühsalen des Seemannes eine übertriebene Vorstellung und betrachtet mit äußerstem Widerwillen eine solche Veränderung seiner Bestimmung. Trotz unsers Murrens mußten wir uns fügen. Unsere Vorgesetzten, die ohne Zweifel recht gut wußten, woran sie waren, versicherten, um unsern Verdruß zu beschwichtigen, daß dieser Zustand nicht lange dauern werde, und daß man uns nur auf die Küsten der Bretagne übersetzen wolle, wo ein Feldlager gebildet werde, zu

Egmont. Und darum niemand gern sich selbst überlassen möchte. Man thue was man will; ich habe auf deine Frage geantwortet, und wiederhohle: Es geht nicht! Es kann nicht gehen! Ich kenne meine Landsleute. Es sind Männer, werth Gottes Boden zu betreten; ein jeder rund für sich, ein kleiner König, fest, rührig, fähig, treu, an alten Sitten hangend. Schwer ist's ihr Zutraun zu verdienen; leicht, zu erhalten. Starr und fest! Zu drücken sind sie; nicht zu unterdrücken.

Alba, der sich indeß einigemal umgesehen hat. Solltest du das alles in des Königs Gegenwart wiederhohlen?

Egmont. Desto schlimmer, wenn mich seine Gegenwart abschreckte! Desto besser für ihn, für sein Volk, wenn er mir Muth machte, wenn er mir Zutrauen einflößte, noch weit mehr zu sagen.

Alba. Was nützlich ist, kann ich hören wie er.

welchem wir stoßen sollten. Wir erfuhren bald, welchen Glauben diese Zusicherung verdiene. Den 3ten Oktober liefen wir mit Tagesanbruch in die Bay von Cadix ein, wo sich eine prächtige französische und spanische Flotte unter dem Oberbefehle des Viceadmiral Villeneuve versammelt hatte. Der Spanier Gravina, schon bekannt durch große Tapferkeit und glänzende Thaten, commandirte unter ihm.

Denselben Tag verließ unser Bataillon die Transportschiffe, um auf die Schiffe der Flotte überzugehen. Meine Compagnie machte einen Theil der Besatzung der Redoutable von 74 Kanonen, unter dem Commando des Schiffscapitäns Lucas, aus.

Der Seedienst, welcher für mich so viele Reize gehabt hatte, erschien mir nun, nachdem ich als Soldat auf einem Schiffe mich befand, mühsam und widerwärtig. Ich konnte den Gegenständen, die mich umgaben, kein Interesse abgewinnen, weil ich sie nur augenblicklich ins Auge fassen durfte, und mein Dienst mit ihnen nichts gemein hatte. Jede Bewegung und jedes auf dem Schiffe ausge-

führte Manöuvre ließ mich nur um so mehr bedauern, daß die Umstände mich einem Stande entführt hatten, dem ich nur auf eine kurze Zeit angehörte, um alles Unangenehme desselben zu erfahren und kennen zu lernen.

Der junge Adolph Rymbaud war schon seit einiger Zeit auf dem Redoutable, als ich dahin kam. Das Zusammentreffen mit ihm, welches ich gar nicht erwartet hatte, machte mir große Freude. Es würde mir äußerst angenehm gewesen seyn, mich mit ihm weitläufig über unser früheres Beisammenseyn, über Sirsour und über unsere Familien zu unterhalten, aber ich wurde bald gewahr, daß er in eine Art von Verlegenheit gerieth, wenn ich ihn anredete, daß er sich sehr kalt gegen mich benahm und, ohne mich gerade zu vermeiden, doch immer die erste und geringfügigste Veranlassung ergriff, sich von mir zu entfernen, wenn ich ihn getroffen hatte. Deßhalb kamen wir nicht häufig zusammen. Adolph hatte indessen ein vortreffliches Herz und konnte unmöglich seinen Jugendfreund vergessen haben, aber er besaß schon einen gewissen Stolz und das vornehme Wesen eines

Seeoffiziers. In dieſes, durch ſeine Talente, wie durch ſeine Tapferkeit ausgezeichnete, Corps ſchien ſich zu Anfang der Revolution die kalte Zurückhaltung und der ernſte Stolz unſeres alten Adels zurückgezogen zu haben. Ein Seekadett von 18 Jahren redete einen Steuermann mit weißen Haaren, ehrwürdig durch ſeine Leiſtungen, ſeine Treue und ſeine langjährigen Dienſte, nur mit Du an, während ein Oberoffizier der Infanterie, ſelbſt ein General es nie unterläßt, den Soldaten die Rückſichten und die Art von Achtung zu bezeigen, welche der Franzos nur ſehr ungern bei Seite geſetzt ſieht. Woher kommt dieſer Unterſchied? Ohne Zweifel daher, daß alle Ehrenſtufen der Armee dem Soldaten zugänglich ſind und daß ſie, ſo zu ſagen, eine Kette bilden, deren Ringe er nach und nach durchlaufen kann; daß auch der Vorgeſetzte es nie aus dem Auge verliert, daß der Untergeordnete, mit welchem er ſpricht, kein Hinderniß vor ſich hat, einſt ſeines Gleichen zu werden. Aber die Matroſen und ihre Offiziere bilden beſtändig zwei verſchiedene und beſondere Klaſſen; eine unüberſteigliche Kluft iſt zwiſchen ihnen befe-

ſtigt, und keiner, welcher zur untern Klaſſe gehört, darf ſich demnach jemals Hoffnung machen, in die obere zu gelangen. Die Revolution, welche den Tapfern unſerer Landheere eine ſo unermeßliche Laufbahn eröffnete, hat für den Ehrgeiz und das Glück des Matroſen wenig gethan. Ein einziges Mal, nach der Auswanderung des franzöſiſchen Adels, hat man aus dieſer Klaſſe Offiziere ausgehoben, und dieſe bürgerlichen Offiziere ſind gerade nicht diejenigen, welche zum Ruhm der franzöſiſchen Flagge am wenigſten beigetragen haben. Seit dieſer Zeit haben die Special-Schulen immer Seeoffiziere geliefert und der Poſten eines Steuermannes war das Höchſte, was ein Matroſe erlangen konnte.

Zweites Kapitel.

1805.

Die verbündete Flotte verläßt den Hafen von Cadix. — Anordnungen zur Schlacht. — Schlacht von Trafalgar. — Tod Nelson's. — Guillemard wird zum Gefangenen gemacht. — Er wird Sekretär des Admiral Villeneuve. —

Die Langeweile begann, mich und meine Kameraden zu plagen, und unsere Lage schien sich eben nicht bald ändern zu wollen. Man behauptete, daß wir in den Kanal bestimmt seien, um den Übergang nach England zu decken, von welchem damals Jedermann sprach; aber eine engländische Flotte unter dem Oberbefehl Nelson's blokirte den Hafen und verhinderte uns, auszulaufen; auch wollte man wissen, daß es dem Vice-Admiral Ville-

neuve ausdrücklich verboten sei, sich in eine Schlacht einzulassen.

Am 20., Oktober verbreitete sich indessen überall das Gerücht, daß wir morgen auslaufen und die Engländer angreifen würden. Die häufigen Signale, welche der Bucentaur gab, auf welchem sich der Admiral befand, die Versammlung der Capitäne der Flotte am Bord des Admiralschiffes, die Bewegungen und die Vorbereitungen, die auf den verschiedenen Schiffen Statt fanden, schienen dieses Gerücht zu bestätigen.

Den 21. Oktober früh um 10 Uhr verließ die verbündete Flotte auch wirklich den Hafen von Cadix, um den Engländern die Schlacht anzubieten. Sie bestand aus dreißig Schiffen, von denen zehn spanische waren, welche den linken Flügel bildeten. Sechs Fregatten beider Nationen segelten auf den Flügeln dieses prächtigen Heeres, um während des Gefechtes Hilfe zu leisten, wo es nöthig seyn würde. Unsere Linie breitete sich über eine Stunde weit aus und befand sich gegen Mittag auf Kanonenschußweite von der ungefähr eben so starken englándischen Flotte.

Beide Flotten manövrirten ungefähr eine Stunde lang einander gegenüber, um sich gehörig zu stellen und die Vorbereitungen einer nun unvermeidlichen Schlacht zu treffen. Der Redoutable befand sich in dem Mittelpunkte und etwas vor der französischen Linie, die durch eine letzte Anordnung des Admirals einen Halbkreis beschrieb. Ihm gegenüber stand ein englándischer Dreidecker mit der Vice-Admiralsflagge, und demnach mußte sich Nelson darauf befinden. Dieses Schiff nahm in der englándischen Flotte dieselbe Stellung ein, wie der Redoutable in der Schlachtordnung des verbündeten Heeres. Plötzlich gab es Signale, die augenblicklich wiederholt wurden, und kam mit vollen Segeln auf uns zu, während die andern Schiffe diese Bewegung nachahmten. Seine Absicht war offenbar, durch den Angriff auf den Redoutable unsere Linie zu durchbrechen. Dieser machte aber eine Wendung und gab ihm seine erste Salve.

Somit war das Signal zur Schlacht gegeben. Das englándische Schiff erwiderte die Salve und in demselben Augenblick verbreitete sich auf beiden Linien ein Artilleriefeuer, das

nur mit der Vernichtung einer der beiden Flotten endigen sollte. Schon erhob sich auf dem Verdeck und in den Batterien des Redoutable das Geschrei des Schmerzes und des Todes. Gleich die erste feindliche Lage hatte einen Offizier und über dreißig Matrosen und Soldaten theils getödtet, theils verwundet. Ich stand jetzt zum ersten Mal im Feuer; eine noch nie gefühlte innere Bewegung verursachte mir heftiges Herzklopfen. Einigen Antheil mochte die Furcht haben, mehr aber noch andere Empfindungen, von denen ich mir keine Rechenschaft ablegen konnte. Es war mir peinlich, auf einem Posten zu stehen, wo ich außer dem Pelotonfeuer auf das engländische Verdeck, nichts Anderes vornehmen durfte. Ich hätte mir einen thätigern Dienst die Freiheit, auf dem Schiff umher zu gehen, und eine Kanone zu bedienen gewünscht. Bald wurden meine Wünsche erfüllt: Die Mastkorbwächter auf dem Besanmast waren getödtet worden; ich ward nebst drei andern Soldaten und zwei Matrosen beordert, sie zu ersetzen. Als wir hinauf stiegen, flogen Kugeln und Kartätschen um uns her, rissen von den Masten und Se-

gelstangen große Splitter ab und durchschnitten das Takelwerk. Einer meiner Kameraden ward an meiner Seite verwundet und zerschmetterte sich, durch einen 30 Fuß tiefen Sturz aufs Verdeck, den Kopf.

Kaum im Mastkorb angelangt, suchte ich auch schon das Schauspiel, welches die beiden Flotten darboten, schärfer ins Auge zu fassen. Über eine Stunde weit lag ein dichter Rauch verbreitet, aus dem ein Wald von Masten, Takelwerk, Flaggen, Signalen und Wimpeln der drei Nationen emporstieg. Tausende bald näherer, bald entfernterer Blitze durchzuckten diese Wolke unaufhörlich und ein Rollen,. gleich dem eines ununterbrochenen Donners, nur weit stärker, drang aus ihrem Schooß hervor. Das Meer war ruhig und der schwache Wind der Ausführung der Manövres nicht sehr günstig.

Die engländischen Mastkorbwachen, von denen wir nur um einige Toisen weit entfernt waren, machten, als sie uns bemerkten, ein sehr lebhaftes Feuer, auf welches wir nicht minder heftig antworteten. Ein Soldat aus meiner Compagnie und ein Matrose wurden neben

mir getödtet und zwei andere verwundet, konnten jedoch noch an dem Tauwerk hinabsteigen. Unsern Gegnern schien es indessen noch schlimmer ergangen zu seyn, denn bald sah ich den engländischen Mastkorb erledigt, ohne daß er wieder besetzt wurde. Ich betrachtete nun das engländische Schiff und das unsrige: bald hüllte sie der Rauch ein, bald zerstreute er sich und kehrte bei jeder neuen Salve wieder dichter zurück. Beide Verdecke waren mit Leichen bedeckt, und man nahm sich nicht die Zeit, sie ins Meer zu werfen. Ich erkannte unsern Commandanten, Herrn Lucas, der unbeweglich an seinem Posten stand, und einige schon verwundete Offiziere in seiner Nähe, die noch immer das Commando führten. Auf dem Hinterdeck des engländischen Schiffes erblickte ich einen mit Orden bedeckten Offizier, der nur einen Arm hatte. Nach dem zu urtheilen, was ich von Nelson hatte erzählen hören, konnte es kein Anderer seyn. Er war von mehrern Offizieren umgeben, denen er Befehle zu geben schien.. In demselben Augenblick, wo er mir bemerklich wurde, stürzten in seiner Nähe, von den Kugeln des Re-

Egmont. Ich würde ihm sagen: Leicht kann der Hirt eine ganze Herde Schafe vor sich hintreiben, der Stier zieht seinen Pflug ohne Widerstand; aber dem edeln Pferde, das du reiten willst, mußt du seine Gedanken ablernen, du mußt nichts unkluges, nichts unklug von ihm verlangen. Darum wünscht der Bürger, eine alte Verfassung zu behalten, von seinen Landsleuten regiert zu seyn, weil er weiß wie er geführt wird, weil er von ihnen Uneigennutz, Theilnehmung an seinem Schicksal hoffen kann.

Alba. Und sollte der Regent nicht Macht haben, dieses alte Herkommen zu verändern? und sollte nicht eben dieß sein schönstes Vorrecht seyn? Was ist bleibend auf dieser Welt? Und sollte eine Staatseinrichtung bleiben können? Muß nicht in einer Zeitfolge jedes Verhältniß sich verändern, und eben darum eine alte Verfassung die Ursache von tausend Übeln werden, weil sie den gegenwärtigen Zustand des Volkes nicht umfaßt? Ich fürchte, diese alten Rechte

boutable getroffen, mehrere Seeleute. Da ich keinen Befehl, herabzusteigen, bekam und mich im Mastkorbe vergessen sah, hielt ich es für meine Pflicht, das Hintertheil des englándischen Schiffes, das ich sehr deutlich und nahe vor mir sah, zu beschießen. Ich hätte sogar auf Einzelne zielen können, begnügte mich aber, mehrere Schüsse auf verschiedene Gruppen von Seeleuten und Offizieren zu thun. Mit einem Mal bemerkte ich auf dem Victory eine große Bewegung; man drängte sich um den Offizier, den ich für Nelson gehalten hatte. Er war gefallen, man hatte ihn mit einem Mantel bedeckt und trug ihn weg. Der Zusammenlauf, den ich jetzt wahrnahm, bestätigte meine Vermuthung. Kurz darauf schwieg das Feuer des Victory, das Verdeck ward ganz leer und ich schloß, daß die Bestürzung über den Fall des Admirals die Ursache dieser plötzlichen Unthätigkeit sei. Eiligst stieg ich deßhalb herab, um dem Commandanten Lucas die Lage des Feindes zu melden. Er glaubte mir um so leichter, als das Schweigen der Kanonen des feindlichen Schiffes ein sehr wichtiges Ereigniß auf demselben ankün-

digte, welches die Feinde von der Fortsetzung des Kampfes abhielt. Sogleich gab er den Befehl zu entern; Alles wurde augenblicklich dazu vorgerichtet. Man versichert sogar, daß der junge Fontaine, ein Seecadett des Redoutable, durch die Stückpforte in der Batterie der Vierundzwanzigpfünder des engländischen Schiffes eingestiegen sei, dieselbe verlassen gefunden, einige Schritte vorwärts gethan habe und dann mit der Nachricht zurück gekehrt sei, daß sich das Schiff ergeben habe. Da Fontaine einige Augenblicke nachher getödtet ward, so erfuhr man diese Umstände erst aus dem Munde eines Matrosen, der davon Augenzeuge gewesen seyn wollte.

Als eben ein Theil unserer Mannschaft, von zwei Offizieren angeführt, im Begriff war, sich auf das feindliche Verdeck zu werfen, begann indessen das Feuer von Neuem und mit einem Nachdruck, den es von Anfang der Schlacht noch nicht gehabt hatte. Zu gleicher Zeit legten sich zwei Schiffe von 80 Kanonen, ein engländisches und ein französisches, das erste an den Redoutable, um ihn zwischen zwei Feuer zu bringen, und das andere

an den Victory, in derſelben Abſicht. Nun bot ſich ein Schauſpiel dar, wie es wohl ſeit Menſchengedenken in einer Seeſchlacht nicht vorgekommen iſt und ſchwerlich je wieder vorkommen wird: vier Schiffe in einer Linie, dicht neben einander, ſich ſtoßend, mit den Segelſtangen ſich verwirrend und mit einer Wuth kämpfend, von welcher man keine Vorſtellung hat! An Manöuvres wurde nicht mehr gedacht, alle Matroſen, alle Soldaten bedienten das ſchwere Geſchütz, und ſelbſt die Offiziere, die in dieſem fürchterlichen Kampfe nichts zu verſehen, nichts zu befehlen hatten, ſchloſſen ſich ebenfalls an. Mitten unter beinahe 400 Kanonen von ſchwerem Kaliber, welche innerhalb eines kleinen Raumes zugleich gelöſt wurden; unter dem Krachen der Kugeln, welche die Seitenwände des Redoutable trafen und große Löcher ſchlugen; unter den Trümmern, die von allen Seiten und nach allen Richtungen, wie aus Wurfgeſchützen geſchleudert, umher flogen; bei der Erſchütterung der Schiffe, die bei ihrem Schwanken alle Augenblicke an einander ſtießen und zu berſten drohten, — ſtrebte ein Jeder nur dahin, den Feind

zu vernichten, und das Geschrei der Verwundeten und der Sterbenden wurde ganz überhört. Sie fielen, und wenn sie dann der Bewegung des, von ihnen bis dahin bedienten Geschützes im Wege lagen, schob sie der Nächste vielleicht mit den Füßen bis in die Mitte der Batterie und stellte sich stumm und in der größten Wuth an eben denselben Posten, wo er bald selbst wieder sank.

In weniger als einer halben Stunde war unser Schiff, ohne seine Flagge gestrichen zu haben, durch seinen Zustand selbst dem Feind übergeben. Das Feuer war nach und nach schwächer geworden und hatte endlich ganz aufgehört. Beide Batterien waren mit den verstümmelten Leichen meiner Kameraden, mit zertrümmerten und von ihren Lavetten herabgestürzten Kanonen, mit noch brennenden Lunten und mit zerrissenen Gliedmaßen bedeckt. Einer unserer Sechsunddreißigpfünder war gegen das Ende des Kampfes zersprungen und die dreizehn Mann, welche ihn bedienten, lagen, von seinen Trümmern getödtet, um seine umgestürzte Lavette herum. Die Verbindungstreppen zwischen den verschiedenen

Batterien waren zerbrochen und weggeriſſen; der Fockmaſt und der Hauptmaſt waren gefallen und bedeckten das obere Verdeck mit Kloben und Trümmern des Tauwerks. Von den am Vordertheile oder an den Schiffswänden aufgehangenen Booten war außer einigen Trümmern der Bekleidung nichts mehr zu ſehen. Von 800 Mann, aus denen die Schiffsbeſatzung beſtanden haben mochte, waren höchſtens 150 noch am Leben, alle mehr oder weniger ſchwer verwundet, und zu dieſen gehörte auch Herr Lucas.

Es war fünf Uhr des Abends, als der Kampf aufhörte. Ich durchwanderte das Schiff, wo Alles das Bild der Zerſtörung darbot. Auf den Geſichtern derer, die in dem fürchterlichen Kampfe, mit welchem ich meine militäriſche Laufbahn begonnen hatte, dem Tod entgangen waren, malte ſich ſtille Verzweiflung. Unter den Todten fand ich den unglücklichen Rymbaud, den Geſpielen meiner Kindheit. Er war damals kaum achtzehn Jahr alt. Sein Degen war bei ſeinem Falle zerbrochen; von einer Kugel in die rechte Seite der Bruſt getroffen, mochte er gegen das Rad einer Ka-

none gestürzt seyn. Seine verzerrten Züge ließen vermuthen, daß er einen schrecklichen Todeskampf bestanden habe.

Dieser Anblick regte in mir schmerzhafte Gefühle und eine Menge theurer und bitterer Erinnerungen auf. Ich entfernte mich und gestehe, daß sich meine Augen mit Thränen füllten. Ich hatte noch nicht jene Gleichgiltigkeit erlangen können, welche der Anblick solcher Scenen beim Soldaten hervorbringt.

Gegen Abend kamen engländische Schaluppen, um den Rest unserer Schiffsmannschaft abzuholen und auf verschiedene Schiffe zu vertheilen. Ich ward auf den Victory gebracht, wo ich Nelson's Tod erfuhr. Eine Kugel war von der rechten Schulter in schräger Richtung nach dem Rückgrath gedrungen und hatte es zerbrochen. Nachdem er den Wundärzten übergeben worden war, hatte er dem Oberwundarzt, Herrn Betty, befohlen, ihm ohne Umschweife und Schonung seine Lage zu entdecken. Den Ausspruch, daß er nur noch eine Stunde zu leben habe, vernahm er kalt und ruhig, ließ Herrn Hardy, seinen Flaggen-Capitän kommen, und nachdem er von ihm

den Zuſtand der beiden Flotten erfahren hatte, verbot er, ſeinen Tod der engländiſchen Armee bekannt zu machen, befahl auch, nach dem Gefecht an demſelben Platze, wo es Statt gehabt hatte, vor Anker zu gehen. Herr Hardy verſprach zwar, dieſem Befehle pünktlich nachzukommen, wagte es aber ſpäter nicht, eine ſolche Verantwortlichkeit auf ſich zu nehmen, ſondern ſignaliſirte den Tod des Admirales. Der General Collingwood übernahm das Commando und hielt es nicht für gut, die Anker auszuwerfen, indem es vielleicht, wegen des Windes, der ſich in der Nacht erhob, gefährlich geweſen wäre.*)

Nelſon's Tod ward von den Engländern als ein allgemeines Unglück betrachtet, für welches der Sieg keinen Erſatz geben könne. Die Matroſen beweinten ihn, wie einen Va-

*) Der Leichnam des Admirals wurde in einem Rumfaß mit nach England genommen und dort, nach einem prächtigen Leichenbegängniß, in der Weſtminſter-Abtei beigeſetzt. Die von Herrn Betty ausgezogene Kugel wurde dieſem Arzt in einem mit Gold verzierten Kryſtallgefäß von der Regierung überreicht.

ter und die Offiziere wie einen Anführer, deſſen Talente den Ruhm und den Wohlſtand ihres Vaterlandes begründet hatten, und den auf lange Zeit kein anderer Marine-General zu erſetzen vermöge. Der Mann, deſſen Verluſt eine ganze Nation beklagt, den alte, den Gefühlen der Zuneigung wenig zugängliche, Krieger beweinen, muß ſelbſt bei ſeinen Feinden Theilnahme erregen. Als Menſch konnte ich mich auch nicht enthalten, an der auf dem Victory herrſchenden Betrübniß einiger Maßen Theil zu nehmen, als Franzoſe dagegen mußte ich mich über dieſen Tod freuen, der mein Vaterland von einem ſeiner gefährlichſten Feinde befreit hatte. Der Augenblick, in welchem Nelſon getroffen worden war, der Ort ſeiner Verwundung — Alles ließ mich übrigens nicht einen Augenblick daran zweifeln, daß er von meiner Hand gefallen ſei. Ich bin jederzeit davon feſt überzeugt geweſen. Aber obſchon ich dadurch meinem Vaterlande einen Dienſt erzeigt hatte, ſo war ich doch weit entfernt davon, auf dieſe Handlung ſtolz zu ſeyn. Bei der allgemeinen Verwirrung konnte ſich übrigens auch jeder Andere dieſe That zueignen.

Man hätte meiner Aussage vielleicht keinen Glauben beigemessen. Theils aus diesem Grunde, theils auch, weil ich die Spöttereien meiner Kameraden befürchtete, hielt ich es für besser, weder mit ihnen, noch mit den auf dem Victory befindlichen französischen Offizieren darüber zu sprechen. Und so haben mich Sorglosigkeit und falsche Scham mehr als Einmal um die Vortheile gebracht, die ich wohl hätte ansprechen können.

Des Abends erhob sich ein äußerst heftiger Wind, der die ganze Nacht anhielt und die Trümmer unserer Niederlage, mit denen das Meer bedeckt war, bald zerstreut hatte. Erst den folgenden Tag wurden uns die einzelnen Umstände der Schlacht näher bekannt. Fünf französische Schiffe hatten an derselben nicht Theil nehmen können; der größte Theil der spanischen hatte es nicht gewollt, die übrigen hatten den Angriff eines an Zahl überlegen gewordenen Feindes, denn die ganze englische Flotte war im Gefecht, mit der größten Tapferkeit ausgehalten. Der spanische Dreidecker Trinita vom Admiral Gravina

befehligt, wurde, nach einem langen Widerstande gegen drei engländische Schiffe, in den Grund gebohrt. Der Admiral rettete sich und starb einige Zeit nachher in Cadix an seinen Wunden. Als er das Schiff seiner drei Maste beraubt sah, soll er gesagt haben: „Eben war ich noch auf einem Schiffe, jetzt bin ich in einer Festung, die ich nicht eher verlassen werde, als bis sie unter meinen Füßen versinkt." — Er hat auch Wort gehalten.

Das französische Schiff Aigle von 74 Kanonen schlug sich ebenfalls gegen drei englándische, verlor fast seine ganze Mannschaft, wurde genommen und scheiterte des Nachts an der spanischen Küste, wo Franzosen und Engländer mit einander ertranken. Der Indomptable versank mit 1500 Verwundeten, von denen nicht ein Einziger gerettet werden konnte. Der Intrepide, vom tapfern Infernet befehligt, versank ebenfalls nach einem fürchterlichen Widerstande gegen mehrere englándische Schiffe, die ihn nach einander beschossen hatten. Infernet und einer seiner Söhne wurden aus den Wellen gerettet und an Bord

ſind darum ſo angenehm, weil ſie Schlupfwinkel bilden, in welchen der Kluge, der Mächtige, zum Schaden des Volks, zum Schaden des Ganzen, ſich verbergen oder durchſchleichen kann.

Egmont. Und dieſe willkürliche Veränderungen, dieſe unbeſchränkten Eingriffe der höchſten Gewalt, ſind ſie nicht Vorbothen, daß Einer thun will, was Tauſende nicht thun ſollen? Er will ſich allein frey machen, um jeden ſeiner Wünſche befriedigen, jeden ſeiner Gedanken ausführen zu können. Und wenn wir uns ihm, einem guten weiſen Könige, ganz vertrauten, ſagt er uns für ſeine Nachkommen gut? daß keiner ohne Rückſicht, ohne Schonung regieren werde? Wer rettet uns alsdann von völliger Willkür, wenn er uns ſeine Diener, ſeine Nächſten ſendet, die ohne Kenntniß des Landes und ſeiner Bedürfniſſe nach Belieben ſchalten und walten, keinen Widerſtand finden, und ſich von jeder Verantwortung frey wiſſen.

eines engländiſchen Schiffes gebracht, wo er alle Offiziere durch ſeine freimüthigen, derben, kühnen und originellen Äußerungen in Erſtaunen ſetzte.

Der Achille, auf welchem ſich eine Abtheilung des 67ſten Linienregiments befand, gerieth während des Gefechtes in Brand. Die Engländer, welche mit ihm kämpften, zogen ſich zurück, und von den 800 Mann, aus denen ſeine Beſatzung beſtand, retteten ſich höchſtens zwanzig. Als alle Hoffnung, dem Feuer Einhalt zu thun, verſchwunden und der Tod unvermeidlich war, erſchoſſen ſich mehrere Offiziere, um den Ausgang nicht abzuwarten; andere ſtürzten ſich in die Flammen, welche den Vordertheil des Schiffes verzehrten; mehrere Matroſen ſtiegen in den Schiffsraum hinab und ſuchten bei den Rumfäſſern in völliger Trunkenheit den Gedanken an ihren nahen Untergang zu verſcheuchen. Um 6 Uhr ergriff das Feuer die Pulverkammer; das Schiff flog auf und verſchwand. Unter andern Umſtänden hätte man die Unglücklichen leicht retten können, allein jetzt waren die

nächsten Schiffe, ohne sich um das Loos derselben zu bekümmern, nur darauf bedacht, sich einander zu vernichten.*)

Den Tag nach der Schlacht brachte man den Viceadmiral Villeneuve an Bord des Victory. Er hatte eben so viel Unerschrockenheit, als Talent und Vaterlandsliebe bewiesen. Die Engländer empfingen ihn mit allen Zeichen der Achtung, welche der Tapferkeit und dem Verdienst im Unglück gebühren. Er war an der rechten Hand verwundet, schien von seiner Niederlage sehr ergriffen und für die achtungsvolle Aufmerksamkeit, die man ihm bezeigte, wenig empfänglich zu seyn. Noch denselben Tag ließ er nachfragen, ob sich unter den französischen Gefangenen an Bord ein Unteroffizier befinde; es fand sich aber keiner.

---

*) In der Anmerkung B. der historischen Erläuterungen theilen wir über die Schlacht von Trafalgar einige wenig bekannte Umstände mit, die uns von einem Seeoffizier, welcher dem Admiral Villeneuve zur Seite stand, mitgetheilt worden sind.

Er verlangte darauf irgend einen andern Soldaten, dem er diktiren könne, und ich erbot mich dazu. Nach einigen Fragen sagte er mir, daß ich bis auf weitern Befehl sein Schreiber seyn solle und mich deßhalb täglich in der ihm angewiesenen Cajüte einzufinden habe.

Drittes Kapitel.

1806.

Abreise nach England. — Rückkehr nach Frankreich. — Der Admiral Villeneuve wird zu Rennes ermordet. — Guillemard kommt in Paris wieder zu seinem Corps. — Er wird vom Kaiser gefragt und zeigt ihm den Mörder des Admirals an. —

Am 22sten Oktober ging der Victory mit dem Reste des engländischen Geschwaders nach England unter Segel. Die Überfahrt war langwierig und beschwerlich, besonders für die französischen Gefangenen, von denen einige die Pontons schon kannten, welche ihrer warteten. Mein Dienst beim General Villeneuve ersparte mir viel Unannehmlichkeiten, denen meine Kameraden ausgesetzt waren, und

verſchaffte mir auch eine beſſere Behandlung. Ich ſah den General täglich und brachte oft ganze Tage bei ihm zu, um die verſchiedenen Theile einer langen Abhandlung niederzuſchreiben, welche er über die Schlacht von Trafalgar bekannt machen wollte. Gleich Anfangs hatte er mir über den Hergang derſelben einen ſummariſchen Bericht diktirt, welcher ſogleich durch einen Parlementär nach Cadix geſchickt worden war.

Mit den engländiſchen Offizieren hatte er wenig Umgang, und ſein Kummer nahm täglich zu; wenn er indeſſen ganze Stunden lang und äußerſt anhaltend damit beſchäftigt geweſen war, mir mehrere Briefentwürfe und Bruchſtücke für ſeine Abhandlung zu diktiren, dann ſchien er zuweilen ſich zerſtreuen zu wollen und veranlaßte mich, über Gegenſtände zu ſprechen, die auf die vorigen Geſchäfte keinen Bezug hatten. Als er meine Heimath erfuhr, ſprach er oft von Toulon, wo er die Flotte commandirt hatte, von allen Umgebungen dieſer Stadt und ſelbſt von Sirſour, deſſen Lage ihm vollkommen bekannt war.

Den 27ſten November ging der Victory

bei Plymouth vor Anker und den andern Tag nach London unter Segel, zuvor wurden aber die, bei Trafalgar zu Gefangenen gemachten, französischen Seeleute und Soldaten an die auf der Rhede liegenden Pontons abgegeben. Die Offiziere erhielten Pässe, um auf ihr Ehrenwort sich nach verschiedenen kleinen, ihnen zum Aufenthalt angewiesenen, Städten des Innern zu begeben. Der General ging nach Alresford in Devonshire und erhielt die Vergünstigung, mich und seinen Bedienten, Prieur, mitnehmen zu dürfen.

Sein erstes Geschäft war, sich an den transport-board*) zu wenden, um die Erlaubniß zu erhalten, nach Frankreich zu gehen, wo er ein Kriegsgericht zu fordern Willens war. Er versprach auf sein Ehrenwort, zurück zu kehren, wenn in der bestimmten Frist seine Auswechselung nicht bewirkt sei.

Seine Gesuche und vielfältigen Schritte

*) Der transport-board besteht aus einer Commission, welche unter andern Obliegenheiten, auch mit der Verpflegung und der Aufsicht über die Kriegsgefangenen beauftragt ist.

blieben Anfangs ohne Erfolg und ſelbſt ohne Antwort. Endlich wurde eine Menge Schwierigkeiten aufgeſtellt, weßhalb man ſeinem Geſuche nicht willfahren könne. Neue Reclamationen, neue Schreiben von Seiten des Generals, um die Schwierigkeiten zu beſeitigen! So verglngen faſt fünf Monate, während welcher der General unabläſſig bemüht war, eine Vergünſtigung zu erlangen, auf die er einen ſehr hohen Werth ſetzte. Die Langſamkeit, mit welcher dieſe Angelegenheit von Seiten der Commiſſion betrieben wurde, und die Schwierigkeiten, die, kaum beſeitigt, von Neuem ihm entgegen geſetzt wurden, trugen ſichtlich dazu bei, ihn zu erbittern und ſeine Laune düſter und ungleich zu machen. Seine Gemüthsſtimmung mochte auf ſeinen Körper wirken, denn ſeine Wunde, die unter andern Umſtänden ſchon lange hätte vernarbt ſeyn müſſen, wollte nicht heilen. Doch gerade zu der Zeit, wo er an der Erfüllung ſeines ſehnlichſten Wunſches zu verzweifeln begann, erhielt Hr. Chilcott, der über die Gefangenen zu Alresford geſetzt war, den Befehl, ihm einen Paß nach Plymouth auszuſtellen und

ihn ein Verſprechen unterſchreiben zu laſſen, dahin lautend, daß er in drei Monaten wieder zurück kehren wolle, im Falle die franzöſiſche Regierung nicht für ſeine Auswechſelung ſorge. Prieur und ich waren in dieſe Verfügung mit eingeſchloſſen und auch im Paſſe des Generals namentlich mit aufgeführt. Es wurden ſogleich Reiſeanſtalten getroffen, und nach drei Tagen waren wir in Plymouth, wo ein Parlementär nur des Generals Ankunft erwartete, um die Anker zu lichten und nach einem franzöſiſchen Hafen zu ſteuern. Wir begaben uns ſogleich an Bord und gingen noch denſelben Tag unter Segel.

Den 7ten Mai landeten wir zu Morlair, begaben uns den folgenden Tag auf den Weg nach Rennes, wo wir den 10ten anlangten und im Hôtel du Brésil abſtiegen. Die vaterländiſche Luft ſchien dem General eine Heiterkeit zu verleihen, die ich in der ganzen frühern Zeit noch nicht an ihm bemerkt hatte. Seine Wunde verurſachte ihm immer heftige Schmerzen; er verſuchte einige Briefe zu ſchreiben, ſah ſich aber genöthigt, ſie mir zu diktiren. Von folgendem habe ich kein einziges

Wort vergeſſen. Einige ſpätere Ereigniſſe haben mir oft die Ausdrücke desſelben ins Gedächtniß zurück geführt, indem ich im Zweifel war, ob ſie mit ihnen in unmittelbarer Beziehung ſtänden. Ich theile denſelben hier mit:

An den Contreadmiral Lucas.

„Lieber General! Ich bin erſt ſeit zwei Tagen in Frankreich und erfahre eine mir angenehme Nachricht: Ihre Tapferkeit iſt belohnt worden, und der Chef der Regierung hat Ihnen dieſe Belohnung in eben ſo ſchmeichelhaften, als wohlverdienten Ausdrücken angekündigt. „„Wenn alle Schiffscapitäne, hat er geſagt, ſich wie Sie betragen hätten, würde der Sieg keinen Augenblick unentſchieden geblieben ſeyn.““ Das weiß ſicherlich Niemand ſo gut, als ich, und ich freue mich, daß ich durch den ſummariſchen Bericht, welchen ich unmittelbar nach dem Vorgang abſtattete, dazu beigetragen habe, daß man ihnen dieſe Gerechtigkeit widerfahren ließ. Ich habe nun noch eine ſehr unangenehme Pflicht zu erfüllen, nämlich diejenigen zu bezeichnen, deren Benehmen den Erfolg meiner Anord-

nungen vernichtet und die Zerstörung der Flotte, wie die Demüthigung der französischen Flagge herbei geführt hat. Meine persönliche Rechtfertigung, das Interesse des Dienstes, die Ehre Frankreichs und besonders seiner Marine verlangen gebieterisch, daß ich, wie schmerzhaft es auch für mich seyn mag, die Strenge herbei rufe, wo ich gern nur um Belohnungen angehalten hätte."

„Vielleicht haben sie schon, ehe Ihnen dieser Brief zukommt, eine Bestimmung erhalten. Da ich aber bei dem Kriegsgericht, auf welches ich anzutragen im Begriff bin, so wie auch zur Unterstützung meiner Anklage gegen diejenigen, welche an unserer Niederlage schuld sind, mich auf Ihr Zeugniß berufen will, so ersuche ich Sie, Ihr Möglichstes zu thun, um noch einige Tage in Paris zu verweilen, wo ich nicht säumen werde, Sie bald in die Arme zu schließen."

Ich bin ꝛc.

Rennes, den 11ten Mai 1806.

Der General wollte wirklich nur zwei Tage in Rennes ausruhen und den dritten nach

Alba, der sich indeß wieder umgesehen hat. Es ist nichts natürlicher, als daß ein König durch sich zu herrschen gedenkt, und denen seine Befehle am liebsten aufträgt, die ihn am besten verstehen, verstehen wollen, die seinen Willen unbedingt ausrichten.

Egmont. Und eben so natürlich ist's, daß der Bürger von dem regiert seyn will, der mit ihm geboren und erzogen ist, der gleichen Begriff mit ihm von Recht und Unrecht gefaßt hat, den er als seinen Bruder ansehen kann.

Alba. Und doch hat der Adel mit diesen seinen Brüdern sehr ungleich getheilt.

Egmont. Das ist vor Jahrhunderten geschehen, und wird jetzt ohne Neid geduldet. Würden aber neue Menschen ohne Noth gesendet, die sich zum zweytenmale auf Unkosten der Nation bereichern wollten, sähe man sich einer strengen, kühnen, unbedingten Habsucht ausgesetzt; das würde eine Gährung machen, die sich nicht leicht in sich selbst auflöse.

Paris abreiſen, wohin ich ihn begleiten ſollte. Dieſe zwei Tage verfloſſen, ohne daß irgend etwas Bemerkenswerthes vorgefallen wäre. Der General ging wenig aus, ſchien ſehr in ſeinem Innern beſchäftigt zu ſeyn, und ich verließ ihn faſt gar nicht. Die geringen Reiſeanſtalten waren getroffen, die Koffer auf eine Chaiſe gepackt, welche der General gekauft hatte, und Morgen mit Tagesanbruch wollten wir abreiſen.

Den Nachmittag vor dieſer Abreiſe kamen vier Männer mit Schnurrbärten und anſtändiger bürgerlicher Kleidung, die ſie jedoch nicht gewohnt zu ſeyn ſchienen, in den Gaſthof. Übrigens konnte man ſie, ihrer Betonung, ihren Manieren und ihrer dunkeln Geſichtsfarbe nach, keinen Augenblick für Franzoſen halten. Der Eine von ihnen that an mich eine Menge Anfangs gleichgiltiger Fragen, ſpäter aber mehrere in Beziehung auf den General. Als er vernahm, daß unſere Abreiſe für morgen beſtimmt ſei, konnte er ſeine Überraſchung nicht verbergen und erkundigte ſich äußerſt ausführlich nach der jetzigen Lebensweiſe des Generals, ja ſogar nach der Einrichtung ſei-

nes Zimmers. Später ist mir dieser Umstand sehr aufgefallen; damals hielt ich diese Fragen bloß für Folge der Neugierde, die sich gern mit den geringsten Handlungen eines Mannes beschäftigt, dessen Thaten einige Aufmerksamkeit erregt haben, und ich beantwortete deßhalb alle diese Fragen, die mir, wie gesagt, ohne Wichtigkeit zu seyn schienen.

Als dieser Mann sich in seinen Fragen, ohne Zweifel, erschöpft hatte, ging er fort, kehrte aber nach einer halben Stunde mit einem andern Manne zurück, dessen Äußeres mir auffiel. Dieser war ein Franzose, wenigstens konnte man aus seiner stark betonten Aussprache abnehmen, daß er aus den südlichen Provinzen stamme. Meiner Meinung nach mußte er aus Rouerque gebürtig seyn. Er mochte ungefähr ein Alter von 45 Jahren haben, war klein, von barschem Benehmen, grauköpfig und gepudert, trug einen schwachen, kurzen und spitzen Zopf, hatte unedle Züge, einen lebhaften und durchdringenden Blick, eine Gesichtsfarbe wie ein Trunkenbold und dünne Beine. So sah dieser Mensch aus, den ich nach der Zeit wieder gesehen habe,

deſſen zurückſtoßendes und niedriges Äußeres ich aber ohnehin nie vergeſſen hätte. Er betrachtete mich Anfangs vom Kopf bis zum Fuß und wiederholte dann in einem vornehmen Ton alle die Fragen, die ſchon der Andere an mich gethan hatte, und noch eine Menge andere. Er fragte mich z. B., ob ich ſicher wiſſe, daß der General morgen abreiſen werde? Ich bejahte es, und er verließ mich ſodann, ging noch einen Augenblick mit ſeinem Geſellſchafter auf und ab, ſprach mit ihm leiſe, jedoch äußerſt lebhaft. Die drei Andern ſchloſſen ſich endlich an ihn an und alle bezeigten ihm Achtung und Ehrfurcht. Sie gingen bald darauf zuſammen fort, kamen nach einer Stunde wieder zurück, begaben ſich auf ihre Zimmer, hatten lange Unterredungen und trennten ſich endlich.

Da der General mit Tagesanbruch aufſtehen wollte, ſo ging er um 10 Uhr zu Bette. Um die Pferde recht früh anſchirren zu laſſen, brachte Prieur die Nacht auf der Poſt zu, wo ſich auch die Reiſechaiſe befand und von wo aus er uns abholen ſollte. Ich half dem General beim Auskleiden; er behielt mich noch

einige Augenblicke zurück und verabschiedete mich mit der Bitte, mein Licht brennen zu lassen, seine Thüre nicht zu verschließen und ihn, sobald Prieur gekommen seyn würde, zu wecken. Ich begab mich eine Treppe höher in meine Schlafkammer, und nach zehn Minuten lag ich im tiefen Schlafe.

Plötzlich erweckte mich ein großer Lärm, der mir von des Generals Zimmer her zu kommen schien. Er ward immer lauter, verworrene Stimmen kamen hinzu, bald ließ mir Schmerzensgeschrei keinen Zweifel; ich sprang aus dem Bette, ergriff das Licht und einen Säbel, den mir der General in Morlaix gekauft hatte, und eilte die Treppe herab nach seinem Zimmer. Sehr deutlich hörte ich die eilenden Schritte mehrerer Menschen und sah unter mir den oben beschriebenen Mann, der den Abend vorher mit mir gesprochen hatte, behende ins Erdgeschoß hinab steigen. Seitdem ist es mir aufgefallen, daß seine Kleidung unverändert war und er sich also gar nicht entkleidet haben mußte. Eine innere Stimme gebot mir, ihn zu verfolgen, allein ein stärke-

rer Drang trieb mich zu dem General, deſſen Zimmerthüre offen ſtand. Ich trat ein und fand den Unglücklichen, den die Kugeln bei Trafalgar verſchont hatten, blaß und blutend auf ſeinem Bette, ſeine Decke am Boden des Zimmers. Zuckend und todtenbleich ſträubte er ſich noch gegen die Schmerzen des letzten Augenblicks. Er erkannte mich, verſuchte, ſich aufzurichten, ſprach einige unzuſammenhängende Worte, von denen ich nur Commiſſär oder Sekretär verſtehen konnte, und hauchte den Geiſt aus, ehe ich daran denken konnte, die geringſte Hilfe zu verſchaffen. Fünf tiefe Wunden waren in ſeiner Bruſt, und kein Dolch, keine Waffe ward um ihn her gefunden. Nun rief ich und ſchellte aus allen Kräften; augenblicklich füllten die Wirthsleute und die im Hauſe logirenden Fremden das Zimmer: die Beſtürzung war ungemein und die erſte einzige Anſicht die, daß der General ermordet worden ſei; und doch ſah ich ihn mit eben ſo vielem Erſtaunen als Schmerz an demſelben Tage ohne Feierlichkeit und Begleitung begraben; ja im ſeltſamen Widerſpruche mit den Äußerungen in der Nacht, hörte ich

allgemein sagen: er habe sein Leben selbst verkürzt und sich durch fünf Dolchstiche getödtet. So oft ich meine Gedanken über diesen Gegenstand aussprechen wollte, weigerte man sich, mir Gehör zu geben und lenkte das Gespräch auf andere Dinge. Eben so wenig wurden meine Fragen über den kleinen Mann und seine vier Spießgesellen berücksichtigt; man umging es, mir irgend eine Frage in diesem Betreff zu beantworten, und wollte meinen Zweifeln kein Gehör geben. Späterhin habe ich mich selbst gewundert, daß ich meine Nachforschungen nicht weiter trieb, daß ich die Polizei nicht zu unterrichten versuchte; allein wenn der Leser bedenkt, wie sehr mir damals alle Erfahrung fehlte und wie schnell ich Rennes zu verlassen genöthigt war, so wird er mein Betragen begreifen. Der Tod des Generals hatte mich auch so unendlich betrübt, daß ich während mehrerer Tage gar keines Nachdenkens fähig war. Ich beklagte ihn als das Opfer eines Verbrechens, dessen Beweggrund mir verborgen war; ich trauerte um ihn wie um einen Wohlthäter — denn gewiß wäre er mir das geworden, wenigstens hatte ich es ihm

zu verdanken, daß ich nicht zehn Jahre auf den englischen Pontons zubringen mußte.

Diese Begebenheit hätte auf mein Schicksal Einfluß bekommen können, und meiner Überzeugung nach hatte ich das Leben, oder wenigstens meine Freiheit dem Umstande zu danken, daß man mich für völlig unbedeutend hielt.

Noch am Todestage des Generals wurden alle seine Habseligkeiten und alle seine Papiere versiegelt und — ich weiß nicht wohin geschickt; ich dagegen erhielt Tags darauf von dem Kriegskommissär eine Marschroute nach dem Depot meines Regiments, welches damals in Paris lag. Ich begab mich noch denselben Tag auf den Weg, und kam den 19. Mai daselbst an.

Einige Tage darauf befahl mir beim 10 Uhr Appel der Sergeant-Major aus der Linie heraus zu treten und ihm zum Gros-Major zu folgen. Hier fand ich einen Bataillons-Chef, der mich erst um meinen Namen fragte, dann mit ihm zu gehen befahl. Vor der Caserne stieg er in einen sehr schönen Wagen und mußte dem mir gegebenen Zeichen, ebenfalls

einzusteigen, noch einen förmlichen Befehl hinzu fügen, ehe ich mich dazu entschloß. Ich war nicht ohne Sorge über die Folgen einer Begebenheit, die so seltsam begann, und das strenge Stillschweigen, welches der Offizier beobachtete, war eben nicht geeignet, mich zu beruhigen. Die Schnelligkeit unserer Fahrt vermehrte noch meine Unruhe, denn ich muß es gestehen, es war das erste Mal in meinem Leben, daß ich in einem so prächtigen Wagen fuhr, und selbst die Bequemlichkeit eines Miethwagens kannte ich nur aus der Beschreibung. Ich hatte nicht Zeit, lange Betrachtungen anzustellen. Nachdem wir über einen großen Platz gefahren waren, hielten wir vor einem großen Palast, vor welchem mehrere Wachtposten standen. Es waren die Tuilerien, die ich noch nicht gesehen hatte. Wir stiegen aus; der Bataillons-Chef ließ mich in eine Wachtstube eintreten und befahl mir, hier zu warten. Die dunkle Furcht, welche ich gleich Anfangs empfunden hatte, ward mit jedem Augenblick größer. So wartete ich über zwei Stunden und wußte nicht, ob ich frei sei, oder unter der Aufsicht des Wachtpostens stehe,

dessen Soldaten mich übrigens wenig zu beachten schienen. Endlich trat ein junger Oberster vom Genie-Corps eilig ein und rief: „Guillemard!“ „Hier,“ antwortete ich und folgte ihm. Nachdem wir durch mehrere Zimmer gegangen waren, erreichten wir endlich einen Saal, wo er mir, ihn zu erwarten befahl. Ungefähr nach einer halben Stunde (ich kann mich aber auch in der Zeitlänge geirrt haben, denn ich gestehe, daß ich mich in einer großen Verwirrung befand,) öffnete er die Thür, durch welche er fort gegangen war, und winkte mir; ich trat in ein Zimmer, wo er mit entblößtem Haupt einige Schritte hinter einer andern, mit Schreiben beschäftigten, Person stehen blieb. Ich stand auch und war nicht wenig verlegen, es gab aber Niemand auf mich Acht. Nach einigen Minuten erhob sich die Person, welche gesessen hatte, rasch von ihrem Stuhl und sagte zu dem Offizier: „Lassen Sie uns allein.“ Dieser verließ mit einer tiefen Verbeugung das Zimmer. Dieses Wort und der Ausdruck, womit es begleitet wurde, ferner die Ehrerbietung des Offiziers ließen mich plötzlich auf den Gedanken kom-

men, daß ich vor dem Kaiser stehe. Er wendete sich jetzt zu mir und, ungeachtet meiner Verwirrung, erkannte ich die Gesichtsbildung, deren Züge und Ausdruck damals dem Herzen aller Soldaten sich eingeprägt hatten. Nachdem er einen flüchtigen Blick auf mich geworfen hatte, fragte er: „wie heißt du?" Ich hatte in diesem Augenblick meinen Namen fast vergessen und war so ergriffen, daß ich den Mund öffnete, ohne antworten zu können. Er wiederholte seine Frage mit einem sehr gütigen Ton, wodurch ich Muth bekam, meinen Namen zu stammeln. „Warst du mit dem Admiral Villeneuve in Rennes?" — „Ja, General" (denn ich wußte noch nicht, daß man ihn Sire anrede.) — „Was weißt du von seinem Tode? — „Viel," antwortete ich, mit einer stets zunehmenden Zuversicht. Er schien darüber erstaunt und befahl mir, ihm alle Umstände dieser Begebenheit zu erzählen. Mein Bericht war ohne Zweifel nicht sehr beredt, allein wahr und sehr umständlich. Während meiner Erzählung ging der Kaiser mit verschlungenen Armen langsam im Zimmer auf und ab. Mehrmals stand er still, um mir

Alba. Du ſagſt mir, was ich nicht hören ſollte; auch ich bin fremd.

Egmont. Daß ich dir's ſage, zeigt dir, daß ich dich nicht meine.

Alba. Und auch ſo, wünſcht' ich es nicht von dir zu hören. Der König ſandte mich mit Hoffnung, daß ich hier den Beyſtand des Adels finden würde. Der König will ſeinen Willen. Der König hat nach tiefer Überlegung geſehen, was dem Volke frommt; es kann nicht bleiben und gehen wie bisher. Des Königs Abſicht iſt, ſie ſelbſt zu ihrem eignen Beſten einzuſchränken, ihr eigenes Heil, wenn's ſeyn muß, ihnen aufzudringen, die ſchädlichen Bürger aufzuopfern, damit die übrigen Ruhe finden, des Glücks einer weiſen Regierung genießen können. Dieß iſt ſein Entſchluß; dieſen dem Adel kund zu machen, habe ich Befehl; und Rath verlang' ich in ſeinem Nahmen, wie es zu thun ſey; nicht was: denn das hat Er beſchloſſen.

aufmerksamer zuzuhören; als ich aber von den fünf Männern sprach, die, wie ich glaubte, an dem Tode des Admirals Schuld seyn müßten, und denjenigen zu schildern mich bemühte, welchen ich für den Anführer der Andern hielt, blieb er plötzlich stehen und unterbrach mich eben so rasch mit der Frage: „würdest du ihn wieder kennen?" — „Ja, General." Der Kaiser stampfte mit dem Fuß und ging zweimal zornig auf und ab; hierauf schellte er und sagte zu dem eintretenden Offizier: „Decrés soll kommen." Ich mußte wieder in den Saal am Cabinet des Kaisers meinen Abtritt nehmen. Eine Viertelstunde darauf sah ich einen Contre-Admiral eintreten, der sogleich zum Kaiser geführt wurde. Bald nachher mußte ich ebenfalls eintreten und erkannte, daß letzterer der Marine-Minister sei.

Der Kaiser, dessen Gesichtszüge jetzt einen weit finsterern Ausdruck hatten, befahl mir, meinen Bericht zu wiederholen. Bei meinem letzten Wort wendete er sich gegen den Minister und sagte: „Sie hören es, veranstalten Sie also eine Untersuchung; gehen Sie zu Fouché und besorgen Sie, daß diese Leute

vor Gericht gestellt werden.“ Der Minister nahm das Wort, um zu bemerken, daß offizielle Actenstücke den Beweis darböten, daß ich im Irrthume sei. Aber der Kaiser ließ ihn nicht vollenden und sagte: „Genug, thun Sie, was ich sage.“ Der Minister begab sich hinweg, und der Kaiser machte mir ein Zeichen, daß ich fort gehen könne. Als ich schon in der Thür stand, fragte der Kaiser: woher bist du?“ — „Von Sirsour.“ — „Bei Toulon?„ — „Ja, Sire,“ sagte ich jetzt, denn so hatte ihn auch der Minister angeredet. — „Ja, ja, ich bin während der Belagerung daselbst gewesen, um die Stellung der Engländer zu beobachten. Es ist ein wahrer Signalposten, ein Adlernest. Was ist dein Vater?“ — „Er ist Notarius und Maire des Dorfes,“ antwortete ich wohlgefällig. — „Wie lange dienst du?“ — „Dreizehn Monate.“ — „Das ist freilich wenig; jetzt gehe....“

Ich kehrte ganz entzückt zu meinem Depot zurück und glaubte, noch denselben Tag zum Corporal, morgen zum Sergeanten und so von einer Stufe zur andern durch des Kaisers letzten Blick gehoben zu werden; allein der

einzige Vortheil, welcher mir aus dieser Zusammenkunft entstanden, ist die Erinnerung davon. Die glänzendsten Hoffnungen, mit denen ich mir einige Tage schmeichelte, scheiterten, ohne Zweifel, an den Geschäften des Kaisers, der eben im Begriff war, einen neuen Feldzug gegen die vierte Koalition zu eröffnen.

Vor kurzer Zeit sind mir die Memoiren des Herrn O'Meara zu Gesichte gekommen. Er erzählt, daß, in einer seiner Unterhaltungen mit Napoleon auf St. Helena, letzterer ihm sehr viel von dem Tode des Admirals erzählt und ihm begreiflich zu machen gesucht habe, wie es dem Admiral möglich gewesen sei, sich mit fünf Dolchstichen zu tödten. Ich bin weit davon entfernt, die Wahrhaftigkeit des irelándischen Arztes zu bezweifeln, allein dann hatte Napoleon seine Ansicht sehr geändert, oder die Umstände meines Berichtes, der ihn doch zu überzeugen und einen sehr starken Eindruck auf ihn gemacht zu haben schien, gänzlich vergessen.

Drei oder vier Tage nach diesem Verhör begegnete ich auf den Boulevards dem bezeich-

neten Menschen aus Rennes. Dieser Mann trug eine himmelblaue Uniform mit rothem Kragen und silberner Stickerei. Er ging an mir vorüber, ohne, wie es schien, mich zu bemerken. Wie sehr hätte ich gewünscht, ihm, vor meinem Verhör beim Kaiser, begegnet zu seyn! Den ganzen Tag war ich unschlüssig, ob ich mich einem meiner Vorgesetzten anvertrauen solle. Den folgenden Tag ging ich zum Gros-Major, den ich nicht zu Hause fand. Ich ging ein anderes Mal zu ihm, aber er hatte Besuch und konnte mich nicht anhören, — und vielleicht war es mein guter Engel, der mir den Gedanken eingab, keine weitern Schritte in dieser Sache zu thun.

Bis zu diesem Zeitabschnitt hatte ich wenig nachgedacht; die von mir erlebten, übrigens nicht wichtigen Ereignisse hatten auf mich nur den flüchtigen Eindruck gemacht, der von jungen Leuten bald wieder vergessen wird. Ich kannte weder die Menschen, noch die Dinge, aber die heftige Erschütterung der Schlacht von Trafalgar, das traurige Ende eines, durch seinen Rang und seine Eigenschaften ausgezeichneten, Mannes, meine merkwürdige Zusammenkunft

mit dem Kaiser, — dieß Alles trug dazu bei, mich aus der Gleichgiltigkeit heraus zu reißen. Diese Ereignisse hatten mich mächtig ergriffen, ich beschäftigte mich fortwährend mit ihnen, und sie waren gewisser Maßen, die mich zu der Reife brachten, den Gesellschaftszustand würdigen zu lernen. Was hatte ich aber auch in diesen wenigen Monaten erlebt! Das Schicksal Englands in Gefahr durch den Verlust Nelson's, der von einem gemeinen Soldaten getödtet worden war; — ein Admiral, dessen Benehmen und Unglück Belohnung verdienten, ungestraft mitten in Frankreich ermordet; — ein Minister, welcher unnütze Mühe anwendet, um die Mörder zu entdecken, welche sich nicht verborgen hatten; — der Kaiser selbst nach wenigen Tagen aufhörend, sich mit einer Angelegenheit zu beschäftigen, die ihn Anfangs lebhaft zu interessiren geschienen hatte *)! Der Tod Nelson's sollte indessen ohne Fol-

*) Die Zeitungen haben damals sehr wenig von Villeneuve's Tode gesprochen und selbst der Moniteur hat über diesen Gegenstand ein ganz unbegreifliches Stillschweigen beobachtet.

gen bleiben; ganz Frankreich mußte an die Entleibung Villeneuve's glauben, und die Wahrheit, welche Napoleon aus meinem Munde vernommen hatte, sollte zu nichts führen. Es war das erste Mal, daß ich solche Resultate erlebte, aber nicht das letzte Mal, und ich gewöhnte mich jetzt, bloß über das zu urtheilen, was ich selbst mit angesehen hatte, und dagegen die historischen Gefälligkeiten und die befohlenen Wahrheiten, mit denen das Publikum so leicht zu täuschen ist, in ihrem wahren Lichte zu erkennen.

Diese ernsten Gedanken führten mich endlich auf mich selbst zurück, und trotz der wunderlichen Launen des Schicksals, die ich in der nächsten Vergangenheit hatte kennen lernen, war ich fest entschlossen, ihm zu trotzen und einen Weg zu verfolgen, der bloß militärische Beförderung zum Zweck hatte. In der Folge habe ich mich indessen nur zu sehr überzeugt, daß, ohne Rücksicht auf unsere Entschließungen oder unsern innern Werth, das Schicksal unser Loos blind entscheidet.

Viertes Kapitel.

1807—1808.

Der Aufenthalt in Italien. — Abmarsch zur großen Armee. — Leben eines französischen Soldaten in Deutschland. — Belagerung und Einnahme von Stralsund unter dem Marschall Brune. — Aufenthalt zu Wischendorf. — Valdejo, Kadett unter dem Corps des Marquis La Romana. — Abmarsch nach Spanien. — Duell zu Lyon. —

Es war um diese Zeit ein seltener Fall, daß disponible und waffenfähige Soldaten lange Zeit in ihren Depots blieben; und bereits sprach man vom Marschiren. Noch seltsamer war es, daß man nach Paris zurück kam, wenn man es einmal verlassen hatte. Deßhalb benutzte ich die Gelegenheit, die sich vielleicht nicht wieder darbot, diese Hauptstadt der Welt zu

besehen. Ich durchwanderte sie in allen Richtungen und sah Alles, was ein Soldat nur sehen kann. Leider gab es damals noch keinen Eremiten der Chaussée d'Antin, de la Guyanne, du Marais, noch einen Rôdeur. Wie viele unnütze Schritte würden mir diese Herren erspart haben; wenn ich von ihnen ausführlich hätte erfahren können, was die Aufmerksamkeit eines Fremden verdient, nicht zu gedenken der Unterhaltungen, der Thürsteher und der Damen der Halle!

Während der wenigen Monate, die ich beim Depot stand, von einem Appel bis zum andern die Stadt durchstrich, den Sonntag außerhalb der Barrièren zubrachte, mich einige Mal schlug und zugleich auch das Personal des Regiments studirte, um mir Hoffnung auf Avancement machen zu können, war die Aushebung des Jahres so weit einexercirt worden, daß sie zur Armee stoßen konnte. Obgleich die französische Armee, in Folge der Schlacht von Jena, bis Berlin vor gedrungen war, dauerte dennoch der Krieg mit Preußen und Rußland fort. Jeder von uns hätte gern Antheil genommen und wir vernahmen mit Vergnügen,

daß eine ſtarke Abtheilung, zu welcher auch ich gehörte, zum Regiment in Oberitalien ſtoßen ſollte. Vor dem Abmarſch und noch früher hatte ich mehrmals durch ankommende Conſcribirte aus meiner Heimath Nachrichten erhalten. Miette war, den Schilderungen dieſer Landsleute nach, noch immer ſchön, nur, ihren Briefen nach, untröſtlich; mein Vater war noch eben ſo rüſtig, als gütig, — dieß bewieſen mir die kleinen Summen, die er mir ziemlich regelmäßig zukommen ließ; mein Bruder und meine Schweſter ſprachen mit den guten Weibern des Dorfes oft von mir, aber meine arme Mutter wurde täglich ſchwächer und hatte die Hoffnung aufgegeben, mich wieder zu ſehen. Sirſour blieb mir indeſſen immer der ſchönſte Ort auf der Erde.

Den 20. November marſchirten wir zum Regiment ab, und nach vierzig Tagen rückten wir in Rovato ein, einer kleinen Stadt vier Stunden von Brescia, wo der Stab und die Eliten-Compagnien lagen. Gleich nach meiner Ankunft wurde ich den Voltigeurs des erſten Bataillons zugetheilt. Die Füſelier-Compagnien lagen in ungefähr zwanzig grö-

ßern oder kleinern, nähern oder entferntern Dörfern vertheilt und ſtanden theils unter einander, theils mit dem Stab in geringer Verbindung. Das Regiment kam nur zu den großen Manöuvres zuſammen, die der Vicekönig von Italien in der Ebene von Montechiaro von den beiden, unter ſeinen Befehlen ſtehenden Diviſionen oft ausführen ließ. Die verſchiedenen, zu dieſem Armeecorps gehörigen, Regimenter rückten auf den Befehl, den ſie Tags vorher erhielten, ſchon des Nachts aus ihren Cantonirungsquartieren, um mit Tagesanbruch die Ebene zu erreichen, wo gegen 20,000 Mann ſich zu verſammeln pflegten.

Ehe die Manöuvres begannen, paſſirten die Truppen jederzeit eine Revue, bei welcher der Prinz mit der größten Sorgfalt alle Einzelnheiten unterſuchte. Sehr häufig hielt er in den Gliedern an, um die Soldaten über ihre Lage, über ihr Linnenzeug und ihre Fußbekleidung, über ihre Löhnung und ihre Montur zu befragen; dabei hörte er ſie geduldig an, antwortete ihnen herablaſſend und ließ allen Reklamationen Gerechtigkeit widerfahren. Zweimal war ich Augenzeuge, daß ihn

Egmont. Leider rechtfertigen deine Worte die Furcht des Volks, die allgemeine Furcht! So hat er denn beſchloſſen, was kein Fürſt beſchließen ſollte. Die Kraft ſeines Volks, ihr Gemüth, den Begriff, den ſie von ſich ſelbſt haben, will er ſchwächen, niederdrücken, zerſtören, um ſie bequem regieren zu können. Er will den innern Kern ihrer Eigenheit verderben; gewiß in der Abſicht, ſie glücklicher zu machen. Er will ſie vernichten, damit ſie Etwas werden, ein ander Etwas. O wenn ſeine Abſicht gut iſt, ſo wird ſie mißgeleitet! Nicht dem Könige widerſetzt man ſich; man ſtellt ſich nur dem Könige entgegen, der einen falſchen Weg zu wandeln die erſten unglücklichen Schritte macht.

Alba. Wie du geſinnt biſt, ſcheint es ein vergeblicher Verſuch uns vereinigen zu wollen. Du denkſt gering vom Könige und verächtlich von ſeinen Räthen, wenn du zweifelſt, das alles ſey nicht ſchon gedacht, geprüft, gewogen wor-

seine Gemahlinn bei diesen Revuen begleitete und unsere Linien an seiner Seite durchwanderte. Nachdem diese Special-Revue vorüber war, begannen die großen Manöuvres und das Tirailliren, dauerten bis tief in die Nacht hinein und schienen eben so wohl eine Kriegsübung für den Prinzen, als für uns zu seyn. Nachdem wir die dürre und steinige Ebene von Montechiaro nach allen Richtungen zertreten und zerstampft hatten, kehrten wir in unsere Cantonirungsquartiere zurück, um meisten Theils schon vor Ablauf von acht Tagen uns auf demselben Sammelplatze wieder einzufinden. In diesen Zwischenräumen waren wir, bis auf die Übungen des Pelotons, ganz müßig.

Auf diese Weise vergingen die ersten Monate des Jahres 1807. Mein Regiment gehörte damals zur Division Molitor und zum Observationscorps der großen Armee.

Zu Anfang des Monats April erhielt diese Division plötzlich Befehl, sich nach Trient zu begeben, wo sie eine neue Bestimmung erhalten sollte. Nachdem wir uns längs dem Ufer des schönen Garda-See's hingezogen und die Stadt passirt hatten, nach welcher er

benannt wird, ferner die Städte Lonado und Peschiera, erreichten wir in wenig Tagen die Hauptstadt des italienischen Tyrols und fanden sie mit Truppen angefüllt. Hier blieben wir eine geraume Zeit, bis wir endlich durch einen Tagsbefehl erfuhren, daß die Division jetzt einen Theil des vierten Corps der großen Armee ausmache und nach Magdeburg bestimmt sei. Wir durchschritten nun rasch das deutsche Tyrol, Baiern, Sachsen und einen Theil Preußens. Wir machten doppelte Tagmärsche, brachen häufig mehrere Stunden vor Tagesanbruch auf, marschirten den ganzen Tag und erreichten erst mit der Nacht die Stadt, wo uns einige Stunden Rast vergönnt waren. Ich erinnere mich noch, daß wir zu Landsberg, wo ich mit einigen meiner Kameraden ein Kaffeehaus betrat, eine französische Zeitung fanden und herzlich darüber lachten, als wir lasen, daß die Division Molitor mit der Post fortgebracht werde. Daran war allerdings etwas Wahres, nur daß unsere Schuhe, wie wir uns damals äußerten, die Stelle der Postchaisen vertraten.

Unsere Strapazen, die außerordentlich ge-

nannt werden konnten, schienen mir in diesem Augenblicke das non plus ultra derjenigen zu seyn, welche dem Soldaten vorkommen können. Die Feldzüge, welche ich später gemacht habe, und besonders der russische, haben meine Meinung in dieser Hinsicht berichtigt. Wie angreifend übrigens aber auch, bei übler Witterung und schlechten Wegen, unsere Märsche seyn mochten, so blieben doch wenige Soldaten zurück, — ein Umstand, der auf Rechnung der guten Verpflegung zu schreiben ist, die uns in den Ländern zu Theil wurde, welche wir durchschnitten. Schon längst hatten sich die von Frankreich eroberten Provinzen und diejenigen, welchen die Ehre seiner Allianz zu Theil geworden war, darein gefügt, die durchmarschirenden oder als Besatzung zurück bleibenden französischen Regimenter zu verpflegen. Dieser Gebrauch war den Einwohnern fast eben so zur andern Natur geworden, als dem Soldaten. Letzterer quartierte sich bei seinem Wirth ganz, wie in seiner eigenen Behausung, ein, wunderte sich, wenn bei seiner Ankunft das Mittagsbrot nicht bereit stand, fragte auch wohl nach der Ursache, wenn man zufällig

nicht auf ihn gewartet hatte. Der Wirth dagegen entschuldigte sich, gab sein bestes Zimmer und was sonst Küche und Keller vermochten. Den folgenden Tag fand der Soldat zehn Stunden weiter dieselben Rücksichten, dieselbe Gefälligkeit, während der vorige Wirth einen neuen Gast mit denselben Forderungen des gestrigen erhielt und ihn auf dieselbe Weise behandelte. Dieser Zustand dauerte jenseits des Rheines nicht Wochen und Monate lang, sondern zwanzig Jahre hindurch.

Wir glaubten mit Recht, daß unsere siegreichen Waffen uns die beständig wohlwollende und herzliche, ja oft von den Zeichen der innigsten Zuneigung und eines wahren Enthusiasmus begleitete Aufnahme verschaffte. Das Andenken unserer Siege konnte wohl letztere Gesinnung hervorrufen, aber die Fügsamkeit in das Unvermeidliche hatte oft den größten Antheil an der Aufmerksamkeit, die man uns bewies. Dieß fühlten wir recht gut, als wir nach unsern Niederlagen durch dieselben Länder kamen, welche wir auf dem Wege zu neuen Eroberungen so oft durchkreuzt hatten.

Wir rückten endlich in den ersten Tagen

des Julius in Magdeburg ein und erfuhren, daß das vierte Armeecorps die Bestimmung erhalten habe, Schweden wegen seines Angriffs zu züchtigen, sich der Stadt Stralsund und Pommerns zu bemächtigen.

Das Regiment rastete einige Tage in Magdeburg, erhielt sein Feldgeräth und wurde den 7ten Julius 2 Uhr des Morgens durch den Generalmarsch aus dem Schlafe geweckt. Ein mit Schweden abgeschlossener Waffenstillestand lief den 14ten Julius Mittags zu Ende, und an diesem Tage rückte unser Armeecorps, bestehend aus den Divisionen Loison, Grandjean, Boudet und Molitor, einem baiernschen Corps, einigen italienischen Regimentern und einem Theile des spanischen, unter Romana stehenden Corps, in Pommern ein und sammelte sich bei Stralsund unter dem Commando des Marschalls Brune. Nachdem die verschiedenen Corps ihre Vereinigung bewirkt hatten, rückten sie mit vereinter Thätigkeit auf die Stadt los. Gegen Mittag rückte unsere Division über Damgarten, einem Dorfe nicht weit von Stralsund, in Pommern ein, und einige Stunden später konnten wir die Kirch-

thürme letzterer Stadt erkennen. Bald kamen einige Tirailleurs zum Vorschein und verschwanden auf die ersten Flintenschüsse. Kurz darauf schien ein zahlreiches Corps, aus Schweden und Engländern zusammen gesetzt, und von dem Könige von Schweden persönlich angeführt, uns einigen Widerstand leisten zu wollen, wurde aber geworfen und bis an die Festungswälle nach einem Kampfe von einigen Stunden, in welchem wir geringen Verlust erlitten hatten, verfolgt. Gustav Adolph kommandirte dem General Boudet gegenüber.

Die französische Armee hatte bald ihr Lager aufgeschlagen und die Belagerungsarbeiten begannen, trotz einem anhaltenden und sehr heftigen Feuer, mit großer Thätigkeit: zahlreiche Redouten und Verschanzungen erhoben sich bald nach jeder Richtung in der Umgebung von Stralsund und begannen schon, sich mit den ersten Tagen des Augusts, den Festungswällen sehr zu nähern. Damals standen noch rings um die Festung, etwa hundert Schritte von den letzten Außenwerken, feindliche Posten. Jedem solchen Posten stand ein

französischer gegenüber, und zwischen beiden die Schildwachen der beiden feindlichen Nationen, so daß sie sich fast einander die Hände reichen konnten.

In der Nacht vom 5ten bis zum 6ten August stand ich auf der Wache und gehörte zu einem Posten von zwölf Mann, unter dem Sergenten Moutet, welcher mein erster Bettkamerad war. Ein Adjutant des Marschalls brachte ihm den Befehl, auf das Signal, welches aus dem Lager durch einen Kanonenschuß gegeben werden würde, auf den gegenüber stehenden Posten zu marschiren, ihm anzudeuten, daß er sich in die Stadt zu begeben hätte, und, im Fall des Zögerns, Feuer auf ihn zu geben. Alle Posten rings um die Festung erhielten einen gleichen Befehl und rückten vor, als der Kanonenschuß um 4 Uhr des Morgens erfolgte. Als uns die Schweden anrükken sahen, griffen sie eiligst zu den Waffen. Moutet befahl ihnen, sich zurück zu ziehen, ganz mit dem Tone, mit welchem er ein Peloton seiner Kompagnie kommandirt haben würde. Sie schienen den Befehl gleich Anfangs verstanden zu haben, fügten sich aber

demſelben nicht eher, als bis ſie ſahen, daß wir uns fertig machten, auf ſie Feuer zu geben, was wir auch thaten, indem wir ſie verfolgten. In demſelben Augenblicke führten die zahlreichen Poſten rings um Stralſund herum dieſelbe Bewegung aus. Das Feuern begann auf allen Punkten und dauerte ununterbrochen fort, wobei ſich unſere Wachtpoſten allmälig der Feſtung näherten, während ſich die Feinde in dieſelbe zurück zogen.

Bald wurden die Zugbrücken nieder gelaſſen und die Beſatzung rückte aus, um unſern Angriff abzuſchlagen. Zu gleicher Zeit waren mehrere unſerer Regimenter aufmarſchirt, um uns zu unterſtützen. Das zweite Bataillon des 67ſten Regiments, von dem tapfern Jacquemet*) angeführt, rückte, das Gewehr im Arm, in geſchloſſener Colonne und unter dem Kartätſchenfeuer, welches ſeine Glieder lichtete, bis an eins der Stadtthore vor, wo ihm ein Adjutant den Befehl brachte, Halt zu machen, und ihm eine andere Richtung gab. Mehrere

*) Vergleiche Anmerkung C der hiſtoriſchen Erläuterungen.

ganze Bataillons mußten hierauf tirailliren, und wir schlugen uns auf dem Raume, welcher wenige Stunden vorher zwischen den feindlichen Posten und der Festung gelegen hatte. Dieser Ort hatte noch nichts von der Verwüstung gelitten, welche von einer Belagerung und einem Lager unzertrennlich sind, und war bedeckt mit reizenden Landhäusern, engländischen Gärten, geschmackvollen Pavillons, Blumen und Grünung. In einem Augenblicke war die ganze Scene verändert: Leichname von Engländern, Franzosen und Schweden und Verwundete beider Armeen rötheten bald mit ihrem Blute diese, wenige Augenblicke zuvor so angenehme Umgebung, und der zertretene Rasen blieb mit zersprungenen Kartätschenbüchsen bedeckt.

Um 1 Uhr des Nachmittags hatte der Feind seine Stellungen verlassen und war, nach einem beträchtlichen Verlust, in die Stadt zurück gekehrt. Wir hatten ihn bis an die Festungswerke verfolgt, und mehrere Kanoniere waren auf den Wällen neben den Kanonen durch unsere Tirailleurs niedergestreckt worden. Ich selbst wurde den folgenden Tag

in dem Armeetagsbefehl genannt und zum Korporal gemacht, weil ich einen Kanonier in dem Augenblicke getödtet hatte, wo er eine Haubitze abzufeuern im Begriff ſtand.

Sieben bis acht Windmühlen lagen in dem Raume, den wir ſo eben weggenommen hatten. Während wir uns noch ſchlugen, bezeichnete mir ein Offizier eine derſelben, mit dem Befehl, mich mit vier Mann dahin zu begeben und ſie anzuzünden. Wir mußten zu dieſem Behufe die Thür derſelben einſchlagen und waren eben im Begriff, den erhaltenen Befehl auszuführen, als uns eine Frau, von ungefähr dreißig Jahren und zwei Kindern von fünf bis ſechs Jahren mit Wehklagen und Thränen entgegen ſtürzte, bittend ihre Hände zu uns erhob und ſich uns zu Füßen warf. Sie ſprach mit einem lebhaften Geberdenſpiel, und ihre beſeelte Sprache, ihre Thränen und Seufzer konnten mich nicht über das, was ſie ſagte, in Zweifel laſſen, obgleich ich kein Wort davon verſtand. Sicherlich beſchwor ſie mich, dieſe Mühle nicht zu zerſtören, die vielleicht ihr einziges Vermögen und die ganze Hoffnung ihrer Familie ausmachte. Es wäre mir

den. Ich habe keinen Auftrag, jedes Für und Wider noch einmal durchzugehen. Gehorſam fordre ich von dem Volke: — und von Euch, ihr Erſten, Edelſten, Rath und That als Bürgen dieſer unbedingten Pflicht.

Egmont. Fordre unſre Häupter; ſo iſt es auf Einmal gethan. Ob ſich der Nacken dieſem Joche biegen, ob er ſich vor dem Beile ducken ſoll, kann einer edeln Seele gleich ſeyn. Umſonſt hab' ich ſo viel geſprochen; die Luft hab' ich erſchüttert, weiter nichts gewonnen.

Ferdinand kommt.

Verzeiht, daß ich euer Geſpräch unterbreche. Hier iſt ein Brief, deſſen Überbringer die Antwort dringend macht.

Alba. Erlaubt mir, daß ich ſehe, was er enthält. Tritt an die Seite.

Ferdinand zu Egmont. Es iſt ein ſchönes Pferd, das eure Leute gebracht haben, euch abzuholen.

ein Troſt geweſen, ihr verſtändlich zu machen, wie ungern ich einen grauſamen Befehl ausführte, wobei ich nur ein paſſives Werkzeug war; ihr ſagen zu können, daß nichts mich davon zu entbinden vermöchte und daß, wenn ich es unterlaſſen wollte, andere Soldaten ihn zu erfüllen nicht ſäumen würden. Ich hätte ſie gern beredet, ſich ſo ſchnell wie möglich nach der Stadt zu flüchten und Alles, was ſie retten könne, mit ſich zu nehmen, aber ich konnte mich ihr auf keine Weiſe verſtändlich machen. Ich trug alſo in einem Winkel der Mühle Stroh nebſt einigen Stücken Holz zuſammen und zündete es an, worauf die Flamme bald überhand nahm. Die Verzweiflung der unglücklichen Frau erreichte nun den höchſten Punkt: ſie wälzte ſich, von Krämpfen durchzuckt, auf dem Boden und wollte ſich in die Flammen ſtürzen. Ihre Kinder ſtießen ein herzzerſchneidendes Geſchrei aus, indem ſie ſich an ſie drängten und ſie mit ihren Armen umſchlangen. Während der Zeit dauerte der Kampf in unſerer Nähe fort, die Kugeln pfiffen um die Mühle herum und mehrere Kanonenkugeln von den Feſtungswällen fuhren

krachend durch und durch. Jetzt ergriff ich sie, schleppte sie wider ihren Willen rasch durch mehrere Pelotons unserer Tirailleurs, führte sie jenseits derselben zwischen beide Parteien und zeigte ihr die Stadt. Ich verfolgte sie noch mit den Augen, bis ich sie nebst ihren Kindern unter den feindlichen Tirailleurs erblickte.

In den Tagen, die auf dieses Scharmützel folgten, wurden unsere Verschanzungen und Laufgräben bis an die Festungswerke getrieben. Mehrere Bataillons arbeiteten unter dem Feuer der Festungskanonen Tag und Nacht daran und andere standen unter den Waffen, um sie zu unterstützen und Ausfälle zurück zu schlagen, die vielleicht der Feind versuchen möchte.

Mitten unter diesem Getöse blieben uns dennoch Augenblicke, die den Vergnügungen und den Spielen gewidmet wurden, welche die Franzosen in allen Lagen suchen und finden. Der Napoleonstag wurde durch Wettläufe, Kämpfe, Tänze und außerordentliche Austheilungen gefeiert. In unserm Regimente spielten die Unteroffiziere auf einem, zwischen

den beiden Bataillons vor der Fahne in der Eile errichteten, Theater Komödie. Ohne Kronleuchter, ohne Vorhang, ohne Dekorationen, aber nicht ohne Zuschauer, wurden unter allgemeinem Beifall les Fourberies de Scapin und darauf le Retour imprévu von Regnard gegeben, und den Beschluß des Ganzen machte eine Cantate über die Belagerung Stralsunds, gedichtet von einem Sergent-Major (Feldwebel), in Musik gesetzt von unserm Musikmeister und im großen Orchester von den besten Stimmen des Regiments gesungen.

Denselben Tag war ich noch der Gegenstand einer Ceremonie, welche ich nicht mit Stillschweigen übergehen kann. Zur Belohnung meines Benehmens in dem Vorfall am 6ten August war ich zur Freimaurerloge des Regiments vorgeschlagen und meine Aufnahme für den Napoleonstag festgesetzt worden. Sie fand mit allem, dem Umständen nach, möglichen Glanz in einer Barake von 15 Fuß Länge und 6 Fuß Breite Statt, in welcher wir nicht aufrecht stehen konnten und die zum Tempel diente. Nachdem ich meine Rei-

sen, die nicht sehr lang waren, gemacht, die Wasser- und Feuerproben und alle üblichen Mystificationen bestanden, die Worte, Zeichen, Berührungen und andere artige Sächelchen erhalten hatte, hielt der General-Adjutant, unser Sprecher, eine schöne Rede, in welcher er sich über den erhabenen Charakter verbreitete, den man mir durch die Aufnahme zum Kinde des wahren Lichtes so eben ertheilt habe, und über das Glück, welches daraus für mich hervorgehen werde. Ich wohnte hierauf einem Gastmahle bei, und man kann sich vorstellen, wie sehr ich entzückt war, als mich unser Oberster und alle unsere Offiziere ihren „Bruder" nannten. Begeistert von der Freimaurerei kam ich zurück, wurde ein eifriger Anhänger derselben und habe lange Zeit in dem Wahne gestanden, daß sie etwas zu bedeuten habe.

Da inzwischen unsere Belagerungsarbeiten vollendet worden waren, so begann man die Redouten mit Belagerungsgeschütz zu besetzen und sprach schon von Berennung, als am 20sten August des Morgens, nach einem sehr lebhaften Feuer auf unsere Tirailleurs die ganze

Nacht über, letztere bemerkten, daß die Schildwachen der Wälle eingezogen seien, und daß eine Todtenstille in der ganzen Festung herrsche. Der Oberst des 67sten Regiments, welches im Laufgraben stand, ließ einige Soldaten durch die Festungsgräben schwimmen, mit dem Befehl, die Zugbrücke herab zu lassen, besetzte das Thor mit einer Abtheilung und gab dem Marschall von dem Vorgefallenen Nachricht. Kurze Zeit darauf drangen einige Regimenter in die Stadt und fanden sie verlassen. Die Besatzung und der größere Theil der Bewohner hatten sich auf die Insel Rügen zurück gezogen, und schon seit langer Zeit hatten die Engländer den Schweden die Vertheidigung des Platzes allein überlassen. Der Marschall Brune forderte die Einwohner in einer Proclamation auf, in ihr Eigenthum zurück zu kehren, was sie auch unverzüglich thaten.

In der Nacht des 7ten Septembers wurde eine Landung auf der Insel Rügen gemacht und der Gouverneur von Stralsund, die Besatzung und ein zahlreiches Offiziercorps, fast ohne allen Widerstand, gefangen genommen.

Bekanntlich war der Friede die Folge dieses Ereignisses, so wie auch die Ungnade des Marschalls Brune, welcher die Präliminarien desselben im Namen der französischen Armee unterzeichnet hatte.

Ungefähr 14 Tage darauf verließ das vierte Armeecorps sein Lager, in welchem uns bereits die Langeweile zu plagen begann. Seit der Einnahme von Rügen regnete es ununterbrochen. Unsere Baraken, mit Roggenstroh gedeckt, welches grün abgeschnitten und seit der Zeit längst trocken geworden war, gewährten uns nicht mehr hinlänglichen Schutz. Man vertheilte nur ungesunde Nahrungsmittel unter uns. Tausende von Würmern, durch die Feuchtigkeit erzeugt, fraßen unser Brot, bedeckten unsere Kleidungsstücke und wucherten in dem zerhackten und halbverfaulten Stroh, auf welchem wir schliefen. Endlich verkündete ein sehnlichst erwarteter Tagsbefehl den verschiedenen Corps die Cantonnirungsquartiere, welche sie einnehmen sollten, und wohin sie sich fast augenblicklich begaben. Ich weiß nicht, wer der üble Spaßmacher, um nicht zu sagen der Böswicht, gewesen ist, welcher ein

Vergnügen daran fand, diesen kurzen Feldzug auf eine dramatische Weise zu endigen, indem er das Lager, als wir es verließen, in Brand steckte.

Auf unserm Marsche nach Wismar im Herzogthum Mecklenburg, wohin unser Regiment, dem erwähnten Tagsbefehl zu Folge, sich begeben sollte, begleitete uns das Schauspiel des Elendes und der Entblößung, die unvermeidliche Folge der Nähe einer belagerten Stadt und des Aufenthalts einer feindlichen Armee, bis an die Gränzen von Pommern. Reibnitz, Damgarten und die wenigen Dörfer, durch welche wir kamen, waren fast verödet, und wir hatten kaum den Muth, von den, seit langer Zeit durch die Requisitionen und den Durchmarsch der Truppen gänzlich ruinirten, Einwohnern unsere Bedürfnisse zu verlangen.

Rostock, die erste Stadt in Mecklenburg, und diejenigen, welche wir späterhin zu sehen bekamen, gewährten uns einen ganz andern Anblick. Alle Soldaten, welche dieses schöne Land gekannt haben, erinnern sich immer mit Vergnügen der Gesprächigkeit und Heiterkeit

seiner Einwohner, welche in diesem Betreff den Franzosen ähnlich sind; in ihren kleinen Städten findet man Regelmäßigkeit, und selbst in dem ärmsten Hause Reinlichkeit und Geschmack in den Zimmergeräthen und der bequemen Einrichtung des Hauses. Jeder von uns wird gewiß gern sich der Aufnahme erinnern, welche wir überall fanden, so wie auch der Liebschaften, welche alle Soldaten, vom General bis zum Gemeinen herab, mit den liebenswürdigen Mecklenburgerinnen anzuknüpfen sich versucht fühlten.

Dergleichen stand uns auch in Wismar bevor, wo es uns sehr gefiel, wo ich aber nicht lange bleiben konnte. Drei oder vier Tage nach unserer Ankunft erhielten vielleicht gegen zwanzig Abtheilungen von sechs, von zehn, von zwanzig oder von dreißig Mann und, je nach ihrer Stärke, einen Offizier oder einen Unteroffizier an ihrer Spitze, den Befehl, die Dörfer in der Umgegend von Wismar zu besetzen und die Küste zu bewachen, zugleich auch ausführliche Verhaltungsbefehle für den Fall, daß die Engländer, welche mit einem Geschwader im baltischen Meere kreuz-

ten, eine Landung verſuchen ſollten. Ich wurde mit einer Abtheilung von acht Mann nach Wiſchendorf detaſchirt, einem Ort an der Küſte, vier kleine Stunden von Wismar gelegen und beſtehend aus einem ganz artigen Schloß und einem Dutzend kleiner von den Leibeignen bewohnter Häuſer um dasſelbe herum. Ich brauche nicht zu bemerken, daß meine Soldaten ins Dorf gelegt wurden, und daß ich, als Anführer der Abtheilung, mich im Schloß einquartierte. Ich fand eine ſehr höfliche und achtungsvolle Aufnahme, dabei aber von Seiten meiner Wirthsleute eine gewiſſe Kälte, die mir vielleicht nicht aufgefallen wäre, wenn ſie fortgedauert und mit der Freimüthigkeit und Herzlichkeit, die man mir wenige Tage nachher bezeigte und während meines ganzen Aufenthalts zu Wiſchendorf beibehielt, nicht im Widerſpruche geſtanden hätte. Nach einigen Unterhaltungen mit den Bewohnern des Schloſſes begann eine Art von Vertraulichkeit zwiſchen ihnen und mir Platz zu greifen. Statt mich in meinem Zimmer ſpeiſen zu laſſen, wo ich von einem Domeſtiken bedient wurde, gab man mir zu verſtehen, daß

man es gern sehen würde, wenn ich am Familientische Antheil nehmen wollte, welchem Wunsch ich mit Vergnügen entsprach. Ohne Zweifel verdankte ich es meiner erhaltenen Erziehung, daß mich mit meiner bescheidenen Corporalsauszeichnung der Herr des Schlosses an seinen Tisch zog. Herr Hartmann, Baron von Wischendorf, war ein Mann von ungefähr funfzig Jahren, von einnehmender Gesichtsbildung, angenehmem und würdigem Äußern; er hatte lange gedient, war ein leidenschaftlicher Bewunderer der französischen Nation, ihrer Literatur, ihres Charakters, so wie ihrer Waffenthaten und steigerte seine Verehrung Napoleons bis zur Überspannung. Er besaß ein ansehnliches Vermögen, von welchem er einen sehr edeln Gebrauch machte, und redete unsere Sprache eben so leicht, als gern. Dieß galt auch von seinem Sohne Karl und seiner Tochter Friederike.

Bald konnte ich die schöne und zahlreiche Bibliothek des Barons nach meinem Gefallen benutzen und habe in derselben angenehme Stunden verlebt, wenn auch nicht so genußreich, als in der Gesellschaft Karls und sei-

Egmont. Es iſt nicht das ſchlimmſte. Ich hab' es ſchon eine Weile; ich denk' es wegzugeben. Wenn es euch gefällt, ſo werden wir vielleicht des Handels einig.

Ferdinand. Gut, wir wollen ſehn.

Alba winkt ſeinem Sohne, der ſich in den Grund zurückzieht.

Egmont. Lebt wohl! entlaßt mich: denn ich wüßte bey Gott! nicht mehr zu ſagen.

Alba. Glücklich hat dich der Zufall verhindert, deinen Sinn noch weiter zu verrathen. Unvorſichtig entwickelſt du die Falten deines Herzens, und klagſt dich ſelbſt weit ſtrenger an, als ein Widerſacher gehäſſig thun könnte.

Egmont. Dieſer Vorwurf rührt mich nicht; ich kenne mich ſelbſt genug, und weiß, wie ich dem König angehöre; weit mehr als viele, die in ſeinem Dienſt ſich ſelber dienen. Ungern ſcheid' ich aus dieſem Streite ohne ihn beygelegt zu ſehen, und wünſche nur, daß uns

ner liebenswürdigen Schweſter, auf unſern Jagdpartien, auf unſern Schlittenfahrten und beſonders in unſern Abendgeſellſchaften. Wenn Friederike zum Spiele des Pianoforts ſang, oder Herr Hartmann von den Schlachten erzählte, an welchen er Antheil genommen hatte, oder wenn ich Frankreich und die Gefahren ſchilderte, in denen ich mich ſchon befunden hatte, ſo ſaßen wir oft tief in die Nacht hinein beiſammen.

Ich will mich hier an meinen Vorſatz und an das dem Leſer gegebene Verſprechen erinnern, nicht bei dem zu verweilen, was bloß zunächſt auf mich Bezug hat, um meine Rückerinnerungen zu unterdrücken, und den angenehmſten Zeitabſchnitt meines Soldatenlebens mit Stillſchweigen zu übergehen. Es fällt mir um ſo ſchwerer, als ich mich gezwungen ſehe, nur im Vorübergehen hier meinen Dank und die Anhänglichkeit auszudrücken, welche ich für dieſe liebenswürdige Familie Zeit Lebens empfinden werde.

Mein Dienſt rief mich alle drei oder vier Tage nach Wismar, und ich kehrte jedes Mal denſelben Tag und ſobald wie möglich nach

Wischendorf zurück. Als ich mich einstens etwas länger als gewöhnlich aufgehalten hatte, überfiel mich unterwegs die Nacht. Ich verdoppelte meine Schritte und war kaum noch eine halbe Stunde vom Schloß entfernt, als ich einen Soldaten im Schnee liegend auf meiner Straße fand. Als ich ihm näher kam, flehte er meine Hilfe an und erzählte mir, daß er vom Pferde gestürzt sei, heftigen Schmerz in dem einen Schenkel empfinde und denselben zerbrochen zu haben glaube. Er fügte noch hinzu, daß er durch den Sturz das Bewußtseyn verloren habe, durch die heftige Kälte zwar wieder zur Besinnung gekommen, aber nicht im Stande sei, sich aufrecht zu erhalten. Sein Pferd befand sich in einiger Entfernung, und ich bemühte mich vergebens, dasselbe zu fangen, deßhalb kehrte ich zu dem Verwundeten zurück, dessen Sprache mir verrathen hatte, daß er zum spanischen Corps des Marquis La Romana gehöre.*) Ich lud

*) Bekanntlich befehligte der Marquis La Romana in der großen Armee ein spanisches Hilfscorps. Während er im Jahr 1808 in Dänemark stand,

ihn auf meine Schultern und trug ihn ins Schloß, wo er so herzlich aufgenommen wurde, wie ich es erwartet hatte. Er war Cadett unter der Cavallerie. Der Wundarzt des Dorfes erklärte, daß der Schenkel nur lurirt sei, und nach einigen Tagen war auch Valdejo (so hieß der junge Mann) wieder auf den Füßen. Sein Pferd war von einem Bauer aufgefangen worden. Dieser neue Gast brachte 8 bis 10 Tage bei uns zu, und die Familie Hartmann bezeigte ihm während dieser Zeit

---

rückten die Franzosen in Spanien ein, und die Folge davon war der allgemeine Aufstand der Halbinsel. Sobald La Romana hiervon Nachricht erhielt, trat er mit der engländischen Flotte in Einverständniß und verschwand plötzlich mit seinem Corps. Er kam unversehens nach Spanien, wo seine Gegenwart den Enthusiasmus der Insurgenten verdoppelte. Seine muthige That wurde der Gegenstand vieler Nationalgesänge. Er erhielt den Befehl über eine Armee, lieferte mehrere Schlachten und starb plötzlich im Hauptquartiere Wellingtons den dritten Januar 1811. Seine Fähigkeit zum Feldherrn war weit geringer, als der Ruf, den er durch die eben erwähnte That im Jahr 1808 erlangt hatte.

die größte Sorgfalt und die zarteste Aufmerksamkeit. Mehr als ein Mal versicherte er, daß er ohne meinen Beistand in jener Nacht unfehlbar auf der Straße erfroren seyn würde.

Ich hätte vielleicht diesen Vorfall, gleich so vielen andern, eben nicht wichtigern, vergessen; das Andenken Valdejo's würde sich verwischt haben, wie es mir mit so vielen andern Personen ergangen ist, mit welchen man im Dienste täglich Bekanntschaft macht und sich näher anschließt, sich aber auch wieder vergißt, so bald man sich getrennt hat; aber der Zufall, durch welchen ich diesen Spanier hatte kennen lernen, um ihm nützlich zu seyn, ließ mich denselben später wieder finden, wo er mir meine Dienste vergalt.

Ich will die schmerzhaften Gefühle nicht schildern, die ich empfand, als ich nach einem Aufenthalte von drei Monaten Wischendorf verlassen mußte. Das Armeecorps führte mehrere Bewegungen aus, in Folge welcher mein Regiment bald nach Stralsund, nach Barth, nach Rostock zu stehen kam und mehrmals und in allen Richtungen Pommern, Mecklenburg und einen Theil Preußens durchziehen

mußte. Zu Anfang des Sommers 1808 wurde ein Übungslager in der Umgegend von Stralsund und ungefähr auf denselben Punkten aufgeschlagen, welche wir bei der Belagerung besetzt hielten. Im Herbste bezogen wir die Winterquartiere und begannen dasselbe Leben wieder, was wir den vorigen Winter geführt hatten, aber mit den ersten Tagen des Jahres 1809 erhielt die Division Molitor, zu welcher mein Regiment noch immer gehörte, Marschordre, und wir wußten bald, daß wir nach Spanien gingen.

Auf unserm Marsche durch einen Theil von Frankreich überzeugten wir uns, wie stolz das Vaterland auf die Siege der großen Armee sei: in allen Städten, wo wir Rasttag hielten, wurden uns Feste gegeben; unsere Offiziere wurden zu Bällen und Gastmählern eingeladen. Zu Besançon war das Stadtthor, durch welches wir zogen, in einen militärischen Triumphbogen umgewandelt; die Behörden der Stadt kamen dem Regiment entgegen, und unser Adler wurde mit einem Lorberkranze geschmückt.

Gegen das Ende des Monats April rückten wir in Lyon ein, wo wir Rasttag haben sollten. Es war gerade ein Sonntag, und ich benutzte einen großen Theil desselben, diese zweite Stadt Frankreichs zu besehen, in welcher ich auf dem Marsche nach Italien nur eine Nacht zugebracht hatte. Des Nachmittags befand ich mich mit einigen Kameraden in der Straße aux Brotteaux in einer Schenke. Sie war angefüllt mit Soldaten verschiedener Corps, besonders aber mit solchen von der Departementscompagnie. Schon bei unserm Eintritt hörten wir einen heftigen Streit zwischen den letztern und einigen Soldaten, die zu unserm Bataillon gehörten. Man machte diesen bittere Vorwürfe über die Ehrenbezeigungen, die sie in allen Städten empfingen, und zog besonders den Ruhm in Zweifel, den sich das Regiment bei den verschiedenen Vorfällen erworben hatte, an denen es Theil nahm. Ich hatte die Schwäche, oder die Eitelkeit, unsere Widersacher überzeugen zu wollen, daß wir eben so viel, als alle Andern gethan hätten. Bei dieser Gelegenheit rief Savournin, Sergent des Bataillons und

gleich mir aus der Provence gebürtig, übrigens ein Hitzkopf und zugleich mein Freund: „und hätten wir noch weit weniger gethan, so hätten wir dennoch immer mehr Dienste geleistet, als die Departementscompagnien.“ Mehr bedurfte es nicht für diese Stänkerer, deren Absicht, Händel an uns zu suchen, deutlich am Tage lag. Ich wendete vergebens die größte Mäßigung an, um einen Zweikampf zu verhüten, der Angelegenheit des ganzen Corps werden und unabsehbare Folgen haben konnte. Je mehr ich mir indessen Mühe gab, den Frieden wieder her zu stellen, desto übermüthiger wurden unsere Gegner und desto mehr erhitzte sich Savournin. Endlich gedieh der Streit bis dahin, daß er nicht mehr gütlich beigelegt werden konnte, und nach einer Viertelstunde standen sechs gegen sechs auf dem Kampfplatz. Ich habe immer für dergleichen Dinge eine große Abneigung gehabt, bei denen der wahrhaft Tapfere selten eine Rolle spielt, und erwähne deßhalb dieses Vorfalles bloß in so weit, um hinzu zu fügen, daß ich nach einer halben Stunde mit einer ziemlich schweren Verwundung im Spital lag.

Savournin dagegen hatte nur eine leichte Wunde bekommen. Weit übler war es unsern Gegnern ergangen. Den andern Tag erfuhr ich, daß das Regiment Befehle erhalten habe, welche ihm eine andere Bestimmung gaben.

Fünftes Kapitel.

1809.

Rückkehr zur großen Armee. — Guillemard tritt in das 9te Linienregiment unter dem Befehl des Obersten Oudet. — Schilderung Oudet's. — Guillemard wird durch Zufall in die Geheimnisse der Philadelphen eingeweiht. — Der Oberst Oudet weist die Anträge der geheimen Gesellschaft zurück. — Napoleon ist davon in Kenntniß gesetzt worden. — Oudet wird General. — Er bleibt in dem Gefechte bei Ebersdorf. — Seine letzten Worte. — Sein Leichenbegängniß. — Ein Feldwebel entleibt sich auf dem Grabe desselben.

Bereits seit 14 Tagen war mein Regiment abmarschirt, und zu meinem Verdruß hatte ich zurück bleiben müssen; mein Unmuth stieg aber höher, als ich erfuhr, daß es von Neuem

nach Deutschland, in dieses Palästina des französischen Soldaten, zurück gekehrt sei. Ich befand mich indessen wieder ziemlich wohl, und als ich im Stande war, mich nach dem Regiment auf den Marsch zu begeben, bat ich den Oberchirurgus des Spitals um meine Austrittskarte, die mir auch den folgenden Tag, den 18ten März, verabreicht wurde. Vier Soldaten, welche denselben Tag das Spital verließen, erhielten, gleich mir, eine Marschroute nach Neu-Breisach, wo uns der Kriegskommissär mit einer neuen versehen sollte. Kurz zuvor hatte ich von meiner Familie Nachrichten und Geld erhalten und machte nun eine sehr angenehme Reise, indem einer meiner Gefährten, ein alter Sapeur, der noch den Revolutionskrieg mit gemacht hatte, sehr viel zu meiner Ergötzung beitrug. Seine endlosen Erzählungen von Kämpfen verursachten uns niemals Langeweile. Er trug sie auf eine so eigenthümliche und natürliche Weise vor und durchflocht sie mit so merkwürdigen Betrachtungen, daß oft die Schilderung der schrecklichsten Vorfälle uns in lautes Gelächter versetzte, ohne daß er im Geringsten seine un-

der Dienſt des Herrn, das Wohl des Landes bald vereinigen möge. Es wirkt vielleicht ein wiederhohltes Geſpräch, die Gegenwart der übrigen Fürſten, die heute fehlen, in einem glücklichern Augenblick, was heut unmöglich ſcheint. Mit dieſer Hoffnung entfern' ich mich.

Alba, der zugleich ſeinem Sohn Ferdinand ein Zeichen gibt. Halt Egmont! — Deinen Degen! — Die Mittelthür öffnet ſich: man ſieht die Gallerie mit Wache beſetzt, die unbeweglich bleibt.

Egmont, der ſtaunend eine Weile geſchwiegen. Dieß war die Abſicht? Dazu ließ du mich berufen? Nach dem Degen greifend, als wenn er ſich vertheidigen wollte. Bin ich denn wehrlos?

Alba. Der König befiehlt's, du biſt mein Gefangener. Zugleich treten von beyden Seiten Bewaffnete herein.

Egmont nach einer Pauſe. Der König? — Oranien! Oranien! Nach einer Pauſe, ſeinen Degen hingebend. So nimm ihn! Er hat weit

besiegbare Ernsthaftigkeit dabei verlor. Ich quartierte mich beständig mit ihm zusammen, und fast täglich fesselte er bis gegen Mitternacht, ohne daß man wußte, wie die Stunden vergingen, die Aufmerksamkeit unserer Bauern. So nannte er nämlich unsere Wirthe und jeden, der nicht zum Militär gehörte, welches auch sonst sein Vermögen und sein Rang seyn mochte. Der Krieg war, seiner Meinung nach, der große Zweck der Civilisation; Lesen und Schreiben, so viel dazu gehört, um die Liste einer Corporalschaft zu verfertigen, das non plus ultra der Kenntnisse; und der Ehrensäbel, den er bei Marengo erhalten hatte, eine Belohnung über alle Ordensbänder und Auszeichnungen.

Wir kamen nach Neu-Breisach den 6ten April. Hier trennte ich mich von meinen Reisegefährten, indem wir Marschrouten nach unsern betreffenden Corps erhielten. Das meinige lag zu Ortenburg in Baiern in Cantonirung, wohin ich also den Weg einschlug. Ich ging ohne Rasttag, bis nach Freisingen, wo ich mich etwas zu erholen Willens war.

Kaum war ich in mein Quartier getreten,

so hörte ich von einem Soldaten, der hier schon seit 14 Tagen logiere und den man sehr lobte. Da mich dieses sehr wenig interessirte, so verlangte ich nach meinem Bette und befahl, daß man mich zur Tischzeit wecken solle. Als ich herab kam, saß der Soldat, von dem man mir gesagt hatte, bereits bei Tische. Aus Neugierde wendete er sich um, als er meine Tritte vernahm, verließ zum großen Erstaunen der Wirthsleute plötzlich seinen Sitz und schloß mich in die Arme. Es war mein Freund Savournin mit der Auszeichnung eines Feldwebels.

Während des Mittagsessens erfuhr ich von ihm, daß er, auf dem Wege zu unserm Corps, zu Freisingen Rasttag gemacht habe und daselbst von alten Kameraden veranlaßt worden sei, unter ein Ergänzungsregiment zu treten, welches eben gebildet worden sei und die Nummer des zweiten 9ten Linienregiments führen sollte. Dieses nun zu errichtende Regiment, in welchem eine Menge Stellen noch zu besetzen war, bot ein Avancement dar, welches er nicht versäumen zu dürfen glaubte. Endlich lud er auch mich zur Nachfolge ein;

aber wie gern ich auch den Corporal mit einer höhern Stufe vertauscht hätte: so fühlte ich mich doch sehr abgeneigt, mein Regiment zu verlassen, denn wir andern Soldaten waren gewohnt, es als unsere Familie zu betrachten. Was mir aber Savournin von dem Oberst des 9ten Regiments erzählte, brachte mich zum Wanken. Er schilderte ihn als einen Mann, der sich bemühe, Offiziere und Unteroffiziere um sich zu versammeln, deren Kenntnisse das Regiment auszeichnen und ihn selbst bei einem Vorfall unterstützen könnten. Er sagte mir noch, daß dieser Oberst die Dienste zu würdigen verstehe und sich ein Vergnügen daraus mache, sie zu belohnen, daß also unter seinem Commando viel zu hoffen sei.

Diese Unterredung hatte lange gedauert und ließ mir Manches zu denken übrig. Ich war damit am folgenden Tage noch ganz beschäftigt, während ich den Übungen der Soldaten des neuen Regimentes zusah. Aus den vielen Epaulets und den neuen Bortenauszeichnungen war leicht zu erkennen, daß viele Avancements Statt gefunden hatten. Auch

dieſer Umſtand führte mich auf Savournin's Rath wieder zurück. In dieſem Augenblicke trat der Oberſt aus dem am Markte gelegenen Hauſe des Bürgermeiſters und näherte ſich den verſchiedenen Compagnien, welche ſich in der Handhabung der Waffen übten. Er war ein Mann von ungefähr 30 Jahren, von einer offenen und ſanften Geſichtsbildung, in welcher jedoch ein kriegeriſcher Ausdruck lag; ſein Blick war durchdringend und wohlwollend zugleich. Die Perſönlichkeit dieſes Mannes vollendete in mir, was Savournin begonnen hatte. Mein Entſchluß war augenblicklich gefaßt; ich benutzte den erſten Augenblick, wo der Oberſt allein war, um mich ihm zu nahen und ihm offenherzig zu erklären, daß die Erzählung meines Freundes, der Anblick ſeines Corps, der Eindruck, den er ſelbſt auf mich gemacht habe und endlich die Hoffnung eines gerechten Avancements mich nach der Ehre ſtreben ließen, unter ſeinem Befehle zu dienen. Die Sonderbarkeit dieſer Anrede und vielleicht das derſelben beigemiſchte Lob feſſelten die Aufmerkſamkeit des Oberſten. Er nahm mich bei Seite,

fragte mich über meine Erziehung mehr, als über meine Dienste, über die allgemeinen Studien mehr, als über die militärischen, und zufrieden mit meinen Antworten, sagte er mir endlich: „junger Mann, Sie sollen in meinem Regimente Fourier werden; keine andere Stelle ist jetzt offen, aber wenn Ihre Aufführung gut ist, so werde ich Ihnen in kurzer Zeit beweisen, daß ich Sie nicht vergessen habe." Ich nahm dankbar die Fourierstelle an, und der Oberst es über sich, durch den Minister meine Veränderung des Corps billigen zu lassen. Noch denselben Tag wurde ich in meiner neuen Würde der Compagnie vorgestellt.

Ich hielt nun die Zeit der Prüfung für beendigt und sah einer schönen Zukunft entgegen. Es begann ein neuer Feldzug gegen Östreich; die große Armee, zu welcher wir gehörten, marschirte mit Begeisterung neuen Siegen entgegen. Napoleon führte sie in eigner Person an. Unser Regiment, obschon aus neuen Elementen zusammen gesetzt, hoffte bald in der Achtung der Armee alt zu werden, und unser junger Oberst unterstützte dieses edle

Streben mit einer Geschicklichkeit, welche große Resultate herbei zu führen vermochte. Er hatte mich lieb gewonnen, und als, bei einer neuen Organisation, fast alle Unteroffiziere in den Bureaux angestellt wurden, machte er mich zu seinem Privatsecretär. Dieser Dienst kettete mich noch mehr an ihn; überhaupt muß ich bekennen, daß in seinem ganzen Benehmen etwas Einnehmendes und Unwiderstehliches lag, das auch mich ihm gewann. Die Bewunderung, welche ich ihm zollte, nahm noch zu, wenn ich mir diesen jungen Anführer auf dem Schlachtfelde dachte; denn Alles an ihm verrieth einen Mann, den die Natur zum Gebieter der Andern gemacht zu haben schien.

Ich könnte mit dieser Schilderung des Oberst Oudet, wenigstens was die Dankbarkeit anlangt, zu der ich mich aufgefordert fühle, hier schließen, wenn ich nicht seinen Ruf zu vertheidigen und, im Betreff der Gerüchte über ihn, noch Manches zu sagen hätte. Ich wünsche nicht, daß die Gerechtigkeit, welche ich ihm widerfahren lassen werde, dazu beitragen

möge, den bereits zu sehr verbreiteten Unwahrheiten Glauben zu verschaffen.

Als wir Freisingen verließen, konnte unser ganzes Regiment kaum den Zeitpunkt erwarten, wo es den Schauplatz der Feindseligkeiten betreten würde. Zu Osterhofen erreichten wir die ersten französischen Corps. Während der acht Tage, die wir in dieser Stadt liegen blieben, verbrüderten wir uns mit mehreren Regimentern, die alle von demselben Geiste beseelt waren. Zu jener Zeit gingen wir in die Schlacht mit einem Gefühle des Vertrauens und der Nationalwürde, wie es funfzehnjährige Siege einzuflößen vermögen.

Ich brachte einen großen Theil meiner Zeit bei dem Obersten zu und hatte jetzt Gelegenheit, zu bemerken, daß er über Alle dieselbe Herrschaft, wie über mich und die Offiziere seines Regimentes ausübe. Beständig wurde er von den Oberoffizieren besucht, die ihm sämmtlich eine tiefe Hochachtung und oft eine Verehrung widmeten, welche mehr seinem vorragenden Verdienst, als seiner Stellung in der Armee gezollt wurde.

Eines Tages war ich länger als gewöhn-

lich in dem Zimmer geblieben, in welchem der Oberst gewöhnlich arbeitete, als zwei Männer zum Besuch eintraten, mit denen er sich im anstoßenden Zimmer befand, welches nur durch einen dünnen Verschlag von jenem getrennt war, so daß ich ihr ganzes Gespräch vernehmen konnte. Meine Aufmerksamkeit wurde Anfangs durch den Umstand erregt, daß Oudet einen derselben umarmte; sie begrüßten sich als Oberst und Freund und schätzten sich glücklich, nach so langer Trennung sich wieder zu sehen. Endlich nahm der Dritte, der bis jetzt sehr wenig gesprochen hatte, das Wort und sagte mit gedämpfter Stimme: „Oberst Oudet, unser Freund Chautard kam nach Olmaring nicht weit von hier, wo er Ihren Aufenthaltsort von mir erfahren hat, der mir als Stabsoffizier bekannt war. Ich habe ihn gebeten, mich Ihnen vorzustellen; ich mußte Sie nothwendig sprechen, und Ihr Freund hat mit Vergnügen eine Gelegenheit ergriffen, Sie zu umarmen."

„Da Sie seit einiger Zeit von der Armee entfernt waren, so sind Sie vielleicht nicht im Stande gewesen, alle die Fortschritte des In-

stitutes zu verfolgen, welches Sie vor sieben Jahren gegründet haben. Die Philadelphen gedeihen und vermehren sich; ihre Häuptlinge sind gegenwärtig fern von der Armee. Der Aeropag hat erklärt, daß Sie, als Stifter des Bundes, die Censur wieder übernehmen sollen, und wir sind von ihm beauftragt, Ihnen seinen Wunsch kund zu thun."

Bei diesen für mich so außerordentlichen Worten verdoppelte ich meine Aufmerksamkeit.

Der Oberst Oudet schien über diese Eröffnung befremdet zu seyn, denn es vergingen einige Augenblicke, ehe er antwortete. „Meine Herren," sprach er endlich, „der Aeropag ehrt mich mehr, als ich es verdiene; er hat Offiziere, die höher stehen als ich und sich besser dazu eignen, an der Spitze des Bundes zu stehen. Da ich erst seit kurzer Zeit wieder zur Armee gerufen worden bin, so sind mir die Bestandtheile desselben noch zu wenig bekannt, um ein so schweres Amt zu übernehmen; ich müßte befürchten, Fehler zu begehen und die Philadelphen bloß zu stellen; deßhalb kann ich die Ehre, welche Sie mir zugedacht haben, nicht annehmen."

Hier drangen der Stabsoffizier und der Oberst Chautard vereinigt in ihn ein. Ihre Reden vernahm ich zwar nicht im Zusammenhange, begriff doch aber so viel daraus, daß sie zu einem patriotischen Bunde gehörten, dessen Zweck die Vertilgung der Tyrannei, wie sie es nannten, seyn sollte. Ich war in großen Sorgen um sie, um den Obersten Oudet und um mich selbst, der ich zufällig zum Mitwisser ihres Geheimnisses gemacht worden war. Ich erinnerte mich, daß mehr als eine Verschwörung durch einen ähnlichen Zufall, wie dieser, vereitelt worden sei, und ohne irgend eine Verantwortlichkeit in dieser Sache zu übernehmen, wurde dennoch meine Besorgniß immer größer.

Lange Zeit wies Oudet alle freimüthigen Vorstellungen seines Freundes und die glänzendsten Hoffnungen zurück, mit welchen ihn der Stabsoffizier zu bestechen suchte. Endlich schien er durch ihre fortgesetzten Bemühungen seine ganze Kraft wieder erlangt zu haben und sagte zu ihnen in einem abgemessenen und edlen Ton, der sie fast zum Verstummen brachte: „Zur Zeit, wo er den Phi-

öfter des Königs Sache vertheidigt, als diese Brust beschützt. Er geht durch die Mittelthür ab. Die Gewaffneten, die im Zimmer sind, folgen ihm; ingleichen Alva's Sohn. Alba bleibt stehen, der Vorhang fällt.

ladelphenbund unter einigen jungen Leuten gestiftet habe, sei er bloß eine Vereinigung von Freunden gewesen. Nach der Zeit, als die Begeisterung unter dem Schleier des Geheimnisses zugenommen und der Despotismus unter dem Consulat erwacht sei, hätten die Philadelphen den kühnen Plan gefaßt, diese Zwingherrschaft zu stürzen und dem Vaterlande seine republikanischen Formen wieder zu geben; damals sei ein einziger Tag hinreichend gewesen, die Freiheit wieder herzustellen, weil nur ein Mann dem Untergange gewidmet zu werden brauchte; aber fünf Jahre einer außerordentlichen Regierung und eines unermeßlichen Ruhmes hätten jetzt die Ansichten der Franzosen verändert. Die Faktionen seien gedämpft, fast alle Soldaten der Republik hätten sich freiwillig um seine Adler versammelt, und jedermann erblicke in dem gegenwärtigen Kriege das letzte Aufathmen der Coalitionen, die Bürgschaft eines dauerhaften Friedens, die Sicherheit, welche das Vaterland unter dem Schilde eines großen Mannes genieße, den Aufschwung der gewerbtreibenden Kräfte, welche es seit 20 Jahren aufhäufe. Welcher Fran-

zose könne aber bei einer solchen Lage der Dinge die Mission zu haben glauben, durch Erschütterung der bestehenden Ordnung so viele Hoffnungen zu vernichten? Ohne Zweifel setzte endlich der Oberst Dudet hinzu, bin ich Republikaner und denke, als solcher zu sterben, aber ich weiß meine Wünsche dem Glücke des Vaterlandes aufzuopfern; sein Ruhm ist vollendet, nun beginnt seine Ruhe. Sollten wir durch neue Aufregung seinen Ruhm verdunkeln und seine Ruhe in Gefahr bringen? Die Principe der Revolution werden seinen Wohlstand begründen und unsere Kinder einst, ohne gewaltsame Maßregeln, diese Freiheit herstellen, welche wir nicht ohne Ströme Blutes erlangen könnten. Meine Freunde, lassen Sie uns beweisen, daß wir etwas Besseres besitzen, als den Muth zu einer Verschwörung, nämlich die Kraft, Entwürfe aufzugeben, die selbst im glücklichsten Falle dem Vaterlande noch Thränen kosten würden."

Der Oberst Chautard wollte ihm den Schwur der Philadelphen entgegen setzen, aber Dudet bemerkte ihm, daß zu seiner Zeit die Philadelphen keinen Schwur geleistet hätten;

daß die Pflichten mit den Zeitumständen und der Wille der Menschen mit ihrem Alter sich ändere; daß eine Studentenverbündung keine Verpflichtung fürs ganze Leben auflege. Man sprach von Brutus und Cato, aber er entgegnete, daß die Welt gegenwärtig keiner solchen strengen Tugend bedürfe. Man sprach von der Republik und erwähnte auch Sparta's, aber er ließ sich über die griechischen Republiken bitter aus und verschonte Athen allein. Er wollte die Freiheit mit allen Wohlthaten der Civilisation, allen Reizen der Künste, allen Reichthümern des Handels und der Wissenschaft.

Endlich fragte man ihn, was er auf die Vorschläge des Aeropags zu antworten habe. „Sagt ihm," erwiederte er, „daß meine Liebe zum Vaterlande mir gebietet, mich aufrichtig dem Oberhaupte des Staates anzuschließen, so lange seine Regierung im Ganzen dem Lande Heil bringt; sollte es dagegen künftig zum Despotismus übergehen, so würde ich der erste seyn, welcher den Ruf erhebt: „allons enfans de la patrie!"

Die Unterredung war hiermit abgebrochen.

Der Oberst Oudet begleitete die beiden Offiziere, und ich benutzte diesen Augenblick, um mich zu entfernen. Nach der Zeit sind, meines Wissens, diese Männer nicht wieder gekommen.

In den folgenden Tagen bemerkte ich, daß sich dem freundlichen Lächeln des Obersten etwas Befangenheit beimischte, und nach der Zeit erfuhr ich von einem pensionirten corsischen Bataillonschef, daß sich in der Armee, jedoch ganz im Geheim, das Gerücht verbreitet gehabt hätte, Oudet stehe an der Spitze einer geheimen Verbündung. Eine damals mächtige und schöne Frau soll geäußert haben, daß der erwähnte Stabsoffizier sehr geschickt dieses Gerücht in der Armee zu verbreiten gewußt habe, damit sich die Mißvergnügten zu erkennen geben möchten. Zu derselben Zeit, wo er ihre Leichtgläubigkeit auf diese Weise mißbrauchte, soll er beim Kaiser eine geheime Unterredung erlangt und demselben die Absichten des Bundes enthüllt haben. Napoleon hörte mit lebhafter Unruhe Alles an, was auf Oudet Bezug hatte. Als er seine Weigerung vernommen und sich vollkommen über-

zeugt hatte, daß es damit aufrichtig gemeint sei, erhielt er seine ganze Heiterkeit wieder, und nannte den Bund lächelnd eine Studenten-Freimaurerei. Aber er wußte zu gut das Verdienst eines solchen Benehmens zu würdigen, um es unbelohnt zu lassen. Und wirklich war noch nicht ein Monat vergangen, als der Oberst, den Tag vor der Schlacht von Wagram, zum General ernannt wurde, ungeachtet das Regiment, seit der Eröffnung des Feldzuges, bloß manövrirt und nicht einmal an dem blutigen Gefechte bei Eßlingen Theil genommen hatte.

Diese unvermuthete Beförderung ist in meinen Augen ein hinlänglicher Beweis, daß der Kaiser die Weigerung Oudet's erfahren hatte, wie man mir nach der Zeit versichert hat. Ich war schon damals überzeugt, daß die verbreiteten Gerüchte über die Theilnahme des Obersten an den Planen der geheimen Gesellschaft falsch seien; und Alles beweist, wie sehr diejenigen im Irrthume gewesen sind, die behauptet haben, daß der Oberst schon zu jener Zeit in große Ungnade gefallen sei. Ich habe mich vielleicht zu weitläuftig über diesen

Theil von Oudet's Leben verbreitet, aber es ist seit der Schlacht von Wagram so viel über ihn in der Armee in Umlauf gesetzt worden, daß ich mich verpflichtet fühlte, diese einzelnen Umstände, die ich zufällig erfahren habe, hier mitzutheilen.*) Die neue Ehrenstufe, welche der General so eben erstiegen hatte,

---

*) Der Sergent Guillemard scheint zu der Zeit, wo er diesen Theil seiner Memoiren schrieb, keine Kenntniß von einigen Schriften gehabt zu haben, in denen des Obersten Oudet und der geheimen Gesellschaft der Philadelphen Erwähnung geschieht. Die wichtigste dieser Schriften erschien im Jahr 1814 unter dem Titel: Histoire des Sociétés secrètes de l'armée, und wird einem gewissen Ch. Nodier zugeschrieben. Guillemard's Erzählung steht mit einem Theile der in obiger Schrift angeführten Thatsachen im Widerspruch, und wir wagen nicht zu entscheiden, welche dieser Meinungen den meisten Glauben verdient, sondern beschränken uns bloß auf die Bemerkung, daß wenn Nodier von einem höhern Standpunkt aus beobachtet hat, Guillemard dagegen viel näher gestanden habe. Damit der Leser endlich selbst vergleichen könne, verweisen wir ihn auf die historischen Erläuterungen unter dem Buchstaben D. Die Erzählung des Sergen-

war um so sicherer für diejenigen im Regimente, welche es verdienen würden. ein Unterpfand des Avancements, als der General Oudet vor der Schlacht von Wagram keine seinem Range entsprechende Bestimmung erhalten hatte, sondern fortfuhr, das neunte Regiment als Oberst zu befehligen. Dieser Umstand, die vielfachen Beförderungen in den obern Graden, die Zusammenziehung der Armee, — Alles verkündete eine nahe Schlacht, nämlich die Schlacht von Wagram.

Man erwarte von mir nicht die ausführliche Schilderung dieses Kampfes, welcher den 6ten Julius 1809 vorfiel. Was ich davon weiß, beschränkt sich nur auf sehr wenige Dinge. Wenn bei solchen großen Bewegungen kaum die Generale zu bestimmen vermögen, ob sie sich auf dem linken, oder auf dem rechten Flügel der Armee befinden, was kann da ein unbedeutender Fourier wissen? Alles, was

---

ten erscheint uns übrigens um so merkwürdiger, als er über die Wichtigkeit des von ihm abgehandelten Gegenstandes gar nicht im Zweifel zu stehen scheint.

ich erzählen kann, besteht darin, daß sich die Regimenter, als wir die Insel Lobau verließen und in die Ebene übergingen, in welcher Wien liegt, so zusammen drückten, als machten sie sämmtlich eine einzige Colonne aus; und daß ich am Tage der Schlacht der schönsten Parade beiwohnte, die ich je gesehen habe.

Vom frühen Morgen an durcheilte der Kaiser die Linien unter dem Zuruf der Soldaten; da indessen der glänzende Generalstab, welcher ihn umgab, und die enthusiastischen Ausrufungen, die sich bei seiner Annäherung hören ließen, dem Feinde seine Gegenwart verriethen und ihn großen Gefahren aussetzten: so mußte es den Regimentern verboten werden, ihn bei seiner Annäherung so laut zu begrüßen.

Man weiß, daß der Kaiser den Feind mehrere Angriffe auf unsern Flügel machen ließ, bis er endlich um 10 Uhr des Vormittags auf das Centrum der Östreicher eine große Bewegung ausführte, welche über diesen Tag entschied. Unser Regiment stand auf dem linken Flügel, den bekanntlich der Marschall Ma-

ſena commandirte, und gegen welchen die Feinde ihre Hauptanſtrengungen richteten, um uns von den Brücken der Inſel Lobau abzuſchneiden. Wir hatten mehrere Cavallerieangriffe auszuhalten und abzuſchlagen, wobei wir viele Leute verloren. Unſer Oberſter erhielt ſelbſt zwei Wunden. Ein Lanzenſtich in den Schenkel nöthigte ihn, das Schlachtfeld für einige Augenblicke zu verlaſſen, doch kehrte er ſogleich an ſeinen Poſten zurück, nachdem er ſich hatte verbinden laſſen.

Die Schlacht war ſchon bei guter Zeit entſchieden, und wir näherten uns den Thoren Wiens, welches ſich ſchon ſeit mehreren Tagen in den Händen der Franzoſen befand; wir hofften noch denſelben Abend in Wien einzurücken und der Ruhe zu genießen, die uns ſo nöthig war, als plötzlich das Regiment den Befehl erhielt, ſich gegen Ebersdorf zu wenden, um die Bewegungen eines Theiles der Armee zu ſichern und den Rückzug des Feindes zu drängen. Wir rüſteten uns mit Geduld und ſetzten uns in Marſch. Die Nacht brach ein. Wir ſollten in der vorgeſchriebenen Richtung auf zwei oder drei Regimenter

stoßen, die aus ihrer Stellung abgerufen worden waren und denen wir den Befehl brachten, sich zurück zu ziehen. Mit ihrer Bewegung sollte die unsrige in Verbindung stehen, aber sie waren schon aufgebrochen und wir fanden sie nicht. Ungeachtet wir voll Selbstvertrauen waren, denn der Feind beschleunigte schon seit Mittag seine Flucht, so marschirten wir doch, da es Nacht war, mit der gehörigen Vorsicht. Es war gegen 11 Uhr, als wir die Ebene verließen und ein durchschnittenes und hügeliges Terrain betraten, und als wir eben ein Gehölz umgingen, schallte uns von mehreren Seiten das „Wer da!" der Östreicher entgegen, dem rings um ein heftiges Feuer folgte. Wir faßten uns bald, und unser Oberst führte uns mit eben so viel Besonnenheit als Sachkenntniß augenblicklich im Sturmschritt nach dem Punkt hin, von welchem das heftigste Feuer ausging. Wir warfen ohne Mühe die dort aufgestellten Bataillons und drangen vorwärts; aber dieser einzige Durchbruch war nicht ausreichend; die Östreicher erhielten von allen Seiten Unterstützung, wir wurden eingeschlossen und mehr-

Fünfter Aufzug.

Straße.

Dämmerung.

Clärchen. Brackenburg. Bürger.

Brackenburg.

Liebchen, um Gottes willen, was nimmst du vor?

Clärchen. Komm mit, Brackenburg! Du mußt die Menschen nicht kennen; wir befreyen ihn gewiß. Denn was gleicht ihrer Liebe zu ihm? Jeder fühlt, ich schwöre es, in sich die brennende Begier ihn zu retten, die Gefahr von einem kostbaren Leben abzuwenden, und dem Freyesten die Freyheit wiederzugeben. Komm!

ten zu spät, daß wir mitten in eine feindliche Division gerathen waren. Sie bildeten um uns eine Mauer von Feuer und von Bajonetten, die wir vergebens zu durchbrechen strebten. Zwanzig Mal wurden wir in die Tiefe zurück gedrängt, in welcher wir überfallen worden waren. Der Oberst hoffte, das Feuer würde die Regimenter herbei ziehen, welche mit uns dieselbe Stellung einnehmen sollten, aber sie hatten sich schon der Masse der Armee angeschlossen und wir blieben ohne Hilfe. Bei jeder Decharge stürzten ganze Reihen von uns zu Boden, und man forderte uns von allen Seiten auf, uns zu ergeben. Wir hatten ein Quarré gebildet und bedeckten mit unsern Leibern den Adler, als wir die Stimme Dudet's vernahmen: „an dem Tage eines großen Sieges, dessen Ruhm das neunte Regiment getheilt hat, wird es sich nicht ergeben und dadurch seinen Adler beschimpfen. Kinder! Wir Alle siegen oder sterben. Es lebe der Kaiser!" Dieser Ruf wurde von Allen mit Wuth wiederholt. Wir stürzten uns von Neuem auf den Feind, der Anfangs zurück wich, uns aber endlich gegen das kleine

Gehölz zurück warf, an welches sich das Regiment anlehnte. In wenig Augenblicken war der größte Theil derer, die der heutigen Schlacht glücklich entkommen waren, in diesem Hinterhalte gefallen, und nur noch Wenige von uns blieben um den Oberst, der, mit Wunden bedeckt, die Hoffnung der Rettung aufgegeben zu haben schien und bloß daran dachte, würdig zu sterben. Keiner von den Feinden wagte es, sich uns zu nahen. Unsere Munition war fast verschossen, und schweigend empfingen wir das Feuer der Feinde, das auf zwanzig Schritte von allen Seiten uns traf. Da ergriff endlich der Oberst den Adler des Regimentes, brach ihn von seinem Stabe und vergrub ihn in ein Loch, welches er mit dem Beile eines Sapeurs gemacht hatte, damit er dem Feinde nicht in die Hände falle. An derselben Stelle und in demselben Augenblicke erhielt ich einen Schuß in die Brust und stürzte zusammen.

Durchnäßt vom Morgenthau kehrte ich wieder ins Leben zurück. Als ich die Augen aufschlug, sah ich rings um die Leichen meiner Kameraden. Zwei ganze Bataillons des Regimentes waren neben mir gefallen und der

Oberst lag mitten unter ihnen. Die Östreicher waren abgezogen und die Stille wurde nur durch das letzte Wimmern einiger Sterbenden unterbrochen. Ich sank wieder in Ohnmacht und erhielt die Besinnung erst wieder auf der Ambulance, auf welcher man mich fortschaffte. Mit Anbruch des Morgens hatten sich mehrere Regimenter nach der Gegend hin begeben, aus welcher man während der Nacht das Kleingewehrfeuer gehört hatte. Ihre ganze Hilfe konnte sich jetzt nur auf die Verwundeten erstrecken; aber sie fanden auch hier leider wenig zu helfen, denn der größte Theil hatte sich die Nacht über verblutet und war gegen Morgen gestorben.

Der Wundarzt, welcher mich verband, versicherte mir, daß meine Wunde nicht sehr gefährlich sei, und daß ich bald wieder hergestellt werden solle. Da man dergleichen Dinge allen Verwundeten vorsagt, selbst solchen, die am Tode liegen, so gewährte mir diese Versicherung wenig Trost, aber der Ton, mit welchem der Mann zu mir sprach, die Sorgfalt, mit welcher er den Verband anlegte, und mehr als Alles dieß, ein gewisses Vorgefühl,

was ich mehr, als ein Mal bei ernsten Veranlassungen empfunden hatte, bewogen mich, seinen Worten Glauben zu schenken. Meine Wunde hatte übrigens nicht den Einfluß auf meine Gemüthsstimmung, welchen ein solcher Unglücksfall sonst auf den Soldaten zu äussern pflegt.

Den folgenden Tag nach meinem Eintritt ins Feldlazareth besuchte es der Kaiser in Begleitung des Marschalls Massena und zwei oder drei Generalen. Er hielt sich eine Viertelstunde lang in unserm Saal auf. Ruhe und Zufriedenheit strahlte aus seinem Antlitz; er war ohne Degen und trug seinen Hut, mit Goldstücken angefüllt, unter dem Arme. Er hielt sich bei jedem Bett auf, sagte jedem einige Worte, fragte nach seinen Wunden, und ehe er weiter ging, warf er ihm, je nach seinem Grade, zwei oder drei Goldstücke auf das Bett. Als er fort ging, rafften wir uns, trotz unserer Schmerzen, auf und begrüßten ihn mit einem Lebehoch, welches er mit wohlwollendem Lächeln aufnahm, indem er noch einen Blick rings um warf, ehe er den Saal

verließ. So verstand der Kaiser den Soldaten zu elektrisiren.

Denselben Tag besuchte mich Savournin. Unser drittes Bataillon, zu welchem er gehörte, war bei der Armee geblieben und hatte keinen Theil an dem unglücklichen Gefechte bei Ebersdorf genommen. Er war tief betrübt über das Unglück unsers Regimentes, und sobald ich ihn umarmt hatte, gab ich ihm zu erkennen, wie sehr ich den Tod des Obersten betraure. „Er ist nicht geblieben," entgegnete er mir, „aber man verzweifelt an seinem Aufkommen. Nicht weit von hier liegt er, mit Wunden bedeckt und von den Soldaten des Regimentes umgeben, in einem Saal. Ich habe die Erlaubniß erhalten, ihn zu warten, und habe ihn nur so lange verlassen, um Dich zu besuchen."

Am dritten Tage besuchte mich Savournin wieder, um mir zu sagen, daß der Oberst sich viel schlimmer befinde, und daß alle Hoffnung aufgegeben sei. Ich wollte ihn durchaus noch einmal sehen, deßhalb trugen mich

Savournin und ein anderer Soldat vor sein Bette. Er erkannte mich und zwang sich zum Lächeln. Der erste Blick gab mir die Bestätigung von Savournin's Aussage. Der Oberst verblutete an einer Brustwunde, die früh des Morgens wieder aufgegangen war. Vergebens hatte er sich bemüht, die Schwäche und die Schmerzen, die er ohne Zweifel zu leiden hatte, bis jetzt zu verbergen; es ging mit ihm jeden Augenblick mehr zu Ende, und der Tod begann bereits, seine schönen kriegerischen Züge zu entstellen. Das Leben schien wieder etwas zurück zu kehren. Ich stand neben seinem Bette; er reichte mir die Hand, und als ich sie drückte, und einige Soldaten des 9ten Regimentes um uns herum standen, sprach er mit der letzten Anstrengung: „Kameraden, es wird mir keine Zeit übrig seyn, Euch dem Kaiser zu empfehlen; ich hoffe, er wird von Eurem Betragen unterrichtet werden und es belohnen. Dieß ist mein Trost, indem ich von Euch scheide.“ Er setzte noch einige unzusammenhängende Worte hinzu und verschied. Aus der Trauer und den Klagen aller Anwesenden konnte man so-

wohl die Verdienſte des Oberſten, als die Liebe ſeines Regimentes zu ihm erkennen.

Ich wurde wieder in mein Bette zurück getragen. Savournin verließ mich lautlos von düſterer Verzweiflung ergriffen, und ich dachte kaum daran, ihn zurück zu halten, indem die traurige Scene, von welcher ich eben Zuſchauer geweſen war, einen zu ſchmerzhaften Eindruck in mir zurück gelaſſen hatte.

Am folgenden Tage, als Oudet zur Erde beſtattet werden ſollte, ſchleppte ich mich ans Fenſter, um den Leichenzug vorüber ziehen zu ſehen. Die Beerdigung ſollte in einem Garten Statt finden, welcher zu dem Hauſe gehörte, das für uns zum Lazareth eingerichtet worden war. Die Begleitung war nicht zahlreich und beſtand größten Theils aus Verwundeten. Während man den Sarg ins Grab ſenkte, welches von der Leichenbegleitung umringt worden war, hefteten ſich meine Augen auf dieſe unbewegliche Gruppe, als auf einmal ein unerwartetes Ereigniß ſie in Bewegung zu ſetzen ſchien. Alles lief durch einander, der Kreis öffnete ſich, und ich ſah

jemanden fort tragen. Meine Ungewißheit dauerte nicht lange, denn ich erfuhr einige Augenblicke später, daß Savournin, hingerissen von dem Schmerz übet den Verlust seines Obersten, und vielleicht eines Lebens überdrüssig, in welchem die Erfüllung seiner begründetsten Hoffnungen sich immer weiter hinaus schob, sich am Grabe Dubet's in seinen Säbel gestürzt habe.

Ich verlor zugleich den Freund und den Beschützer und sah mich somit von Neuem unter die Menge zurück gesunken, ohne Hoffnung auf Belohnung für meine geleisteten Dienste und ohne die Aussicht, noch einen Vorgesetzten zu finden, der mir Gerechtigkeit widerfahren lassen würde. Ich hatte mir auf die Zukunft so sichre Rechnung gemacht, daß ich einige Zeit ganz entmuthigt war, indem ich nichts erblickte, was mich wiederum in eine so vortheilhafte Lage versetzen könnte. Ich wußte übrigens nur zu gut, daß wir von unsern Vorgesetzten ganz so behandelt würden, wie sie selbst der Kaiser zu behandeln pflegte: der Erfolg galt in der Armee Alles, und die

unglückliche Tapferkeit dagegen Nichts; und da die Austheilung der Würden und der Belohnungen nach einer Schlacht vor jedem Regimente zur Sache des Gepränges gemacht wurde: so erhielten die Abwesenden selten ihren Theil.

Sechstes Kapitel.

1809 — 1810.

Marsch nach Spanien. — Bewegung der Truppen in Catalonien. Guillemard wird von den Guerillas gefangen. — Man führt ihn nach Palma, und von da nach Cabrera. — Ansicht dieser Insel und ihrer Bewohner.

Ich wurde bald gewahr, daß mich der Oberwundarzt mit der Versicherung nicht getäuscht habe, daß meine Wunde nicht gefährlich sei. Sie vernarbte ohne Schwierigkeit. Ungefähr nach einem Monat war ich vollkommen wieder hergestellt und würde es sicherlich weit früher gewesen seyn, wenn nicht der Tod meines Obersten und derjenige meines Freundes, wie auch die Ungewißheit der Zukunft, welche meiner wartete, mir eine Gemüthskrank-

Es fehlt nur an der Stimme, die sie zusammenruft. In ihrer Seele lebt noch ganz frisch, was sie ihm schuldig sind! und daß sein mächtiger Arm allein von ihnen das Verderben abhält, wissen sie. Um seiner- und ihretwillen müssen sie alles wagen. Und was wagen wir? Zum höchsten unser Leben, das zu erhalten nicht der Mühe werth ist, wenn er umkommt.

Brackenburg. Unglückliche! Du siehst nicht die Gewalt, die uns mit ehernen Banden gefesselt hat.

Clärchen. Sie scheint mir nicht unüberwindlich. Laß uns nicht lang' vergeblich. Wette wechseln. Hier kommen von den alten, redlichen, wackern Männern! Herr, Fremde! Nachbarn, hört! — Sagt, wie ist es mit Egmont?

Zimmermeister. Was will das Kind? Laß sie schweigen!

Clärchen. Tretet näher, daß wir sachte reden, bis wir einig sind und stärker. Wir dürfen nicht einen Augenblick versäumen! Die

heit zugezogen hätte, welche meine Genesung verzögerte. Das Feldlazareth, in welchem ich lag, war seit der Zeit zwei Mal verlegt worden, und eben so oft war ich, zum großen Nachtheil meiner Gesundheit, mit den andern Verwundeten beträchtlich weit transportirt worden. Den 15ten August befand ich mich zu Etzertoff (?), vermochte wieder das Bette zu verlassen und umher zu gehen. Ich wurde auf die ganze Diät gesetzt und sollte in wenig Tagen meine Austrittskarte erhalten.

Das Regiment, welches ich verlassen hatte, um unter das 9te zu treten, stand zu Getzendorf, drei Stunden von dem Dorfe, in welchem ich lag. Es hatte bei Eslingen und Wagram viel gelitten. Der Oberst, ein Bataillonschef, zehn bis zwölf Offiziere, die Hälfte der Unteroffiziere und Gemeinen waren geblieben. Man begann die Lücken wieder auszufüllen, und ein Bataillonschef der jungen Garde war so eben zum Obersten dieses Regimentes ernannt worden. Ich wußte nicht, wo das einzige, vom 9ten Regiment übrig gebliebene Bataillon stand und hatte noch nicht einmal die Knöpfe desselben getragen. Ich

kannte niemand unter demſelben, hatte keinen Beſchützer darin und wußte nicht einmal, ob dieſe Überbleibſel den Kern zu einem neuen Regimente bilden, oder an verſchiedene Corps vertheilt werden würden. In den Liſten des Feldlazarethes war ich zwar, als zum 9ten Regimente gehörig, eingetragen worden, aber ich hatte nicht die geringſte Luſt, mich wieder zu demſelben zu begeben. Vor Allem hielt ich es für zweckmäßig, einen Beſuch in Getzendorf abzuſtatten, und ich begab mich, mit Erlaubniß des Oberwundarztes, dahin. Ich ſprach den Oberſten und erzählte ihm, wie es gekommen ſei, daß ich das Regiment verlaſſen habe, welches er jetzt commandirte, ſagte ihm auch dabei, daß ich wieder einzutreten wünſche. Er fragte mich, welcher Compagnie ich angehört habe, und ließ mich nach einer Stunde wieder kommen. Als ich ihn wieder ſah, bemerkte ich, daß die über mich eingezogenen Erkundigungen günſtig geweſen ſeyn müßten. Er erklärte mir, daß bei Wagram fünf Fouriers geblieben und zwei ſolche Stellen noch zu beſetzen ſeien, daß ich daher als Fourier unter die Voltigeurs des zweiten

Bataillons eintreten könne; auch gab er mir an den Vorsteher des Feldlazarethes einen Brief mit, in welchem er ihm mehr befahl, als ihn ersuchte, mich bei meinem Austritt zu seinem Regimente stoßen zu lassen.

Ein Soldat erlebt zu vielerlei, als daß die Vorfälle einen sehr dauerhaften Eindruck auf ihn machen könnten, und auch derjenige, den der Ausgang des Gefechtes bei Ebersdorf auf mich gehabt hatte, begann bald nach und nach zu verschwinden. In den ersten Tagen des Monats August begab ich mich zu meinem Corps und übernahm den Dienst eines Fouriers. Dieß war in einem Lande, wo der Soldat einquartiert, verpflegt, von dem Wirth, ohne Proviant zu bekommen, fast ganz unterhalten wird und ganze Monate lang keinen Heller Löhnung sah, nicht eben sehr schwierig. Auch das Rechnungsgeschäft nahm uns wenig Zeit; die Waffenübungen dauerten bloß des Tags einige Stunden, und bei den guten Quartieren, der Artigkeit unserer deutschen Wirthe und besonders des weiblichen Geschlechtes, vergaßen wir bald unsere Anstrengungen. Bald wurden die Regimenter

wieder vollständig gemacht und die Soldaten neu equipirt. Als sich die Armee von ihren Strapazen wieder erholt hatte, stand sie voll neuer Kraft und Schönheit da und verband mit dem feurigsten Diensteifer jene Sorglosigkeit für die Zukunft, welche damals durch so viel glänzende Erfolge gerechtfertigt wurde.

Der eben zwischen den beiden Mächten unterzeichnete Friede und das Gerücht, daß er durch eine besondere Allianz noch befestigt werden sollte, erhöhten das gute Verständniß, in welchem wir mit unsern Wirthen lebten. In den letzten Monaten des Jahres 1809 machte die Armee einige Bewegungen. Die Corps veränderten ihre Stellungen, so daß wir nach und nach auf mehrere Dörfer in der Umgegend von Wien zu liegen kamen, aber überall fanden wir dieselbe Aufnahme, dasselbe Entgegenkommen.

Wir waren um so mehr geneigt, die Annehmlichkeiten unserer Lage zu genießen, als wir die Überzeugung hatten, daß dieses Leben nicht lange dauern würde. Übrigens würden wir bald an diesem Zustande keinen Geschmack mehr gefunden haben; denn Leute, die

an so lange und vielfache Märsche gewöhnt sind, müssen der Ruhe bald überdrüssig werden. Dieß wußte Napoleon ohne Zweifel, auch war er immer bereit, der Einförmigkeit einer solchen Lage, die uns hätte Überdruß erwecken können, ein Ende zu machen und uns Zerstreuung zu verschaffen. Er mochte wohl glauben, daß es uns Vergnügen machen würde, einen Besuch in Spanien abzustatten und entschloß sich, uns dahin zu schicken.

Am Abend des 15ten Novembers erhielt das Regiment Befehl zum Aufbruch, und am 16ten des Morgens 5 Uhr war ich, in Gesellschaft der andern Fouriere und eines Unteroffiziers, schon auf dem Wege, um Quartiere zu machen. Man schien für uns die zarte Aufmerksamkeit gehabt zu haben, den Schmerz des Abschieds von den guten Östreicherin und ihren liebenswürdigen Gefährtinnen, deren Andenken uns zwei oder drei Tagemärsche weit begleitete, abkürzen zu wollen.

Die Marschroute des Regimentes erstreckte sich zwar nicht bis nach Spanien, aber die Richtung, die wir nahmen, und der damalige Stand der politischen Angelegenheiten ließ uns

darüber nicht im Zweifel, auch galt es uns gleich viel, ob wir nach Spanien oder anders wohin uns begaben. Da wir indessen einmal auf dem Marsche waren, so wünschten wir unsere Bestimmung in dieses Land zu erhalten. Vor sieben oder acht Monaten waren wir bereits auf dem Wege dahin, als man uns einen Augenblick zurück rief, um drei oder vier Schlachten zu gewinnen und eine Hauptstadt einzunehmen.

Wir mußten doppelte Tagemärsche machen, hatten nur einige Rasttage, um Revüen zu passiren, und nachdem wir Östreich, Piemont und das südliche Frankreich im Rücken hatten, rückten wir durch das Thal von Arran, in den ersten Tagen des Januars 1810, in Spanien ein. Wir hatten in Orange gelegen, welches von Toulon höchstens fünf und zwanzig oder dreißig Stunden entfernt ist. Diese Nähe der Heimath, die Luft der Provence, die Sprache der Einwohner erregten in mir eine Sehnsucht nach meiner Familie, die ich seit vier Jahren nicht gesehen hatte. In drei Tagen hätte ich dort seyn, eben so

lange dort bleiben, und, nachdem ich meine Familie und meine Freunde umarmt, noch das Regiment vor seinem Einmarsch in Spanien erreichen können; und sicher würde ich mich am festgesetzten Tage auf meinem Posten wieder eingefunden haben. Wie vielmals hegte ich diesen Wunsch, und wie viel litt ich während der zwei oder drei Tage bei unserm Marsche durch die Ober-Provence und das Comtat! Aber ich wußte schon, was ich zu erwarten hatte, und wagte es deßhalb nicht, um einen Urlaub zu bitten, der mich so glücklich gemacht und, wie ich mich überreden wollte, meinen Eifer für den Dienst verdoppelt haben würde. Der Oberst würde es nicht haben über sich nehmen wollen, mir, unter den gegenwärtigen Umständen, Urlaub zu bewilligen, und um ihn beim Minister nachzusuchen, war es schon zu spät. Ich mußte also darauf Verzicht leisten und that es nicht ohne Schmerzen. Meine Freunde hatten es zu empfinden: mehrere Tage nach einander beleidigten mich ihr Frohsinn und ihre Scherze; ich nahm keinen Theil an ihrer immer heitern Unterhaltung; ich mischte mich nicht unter sie und ging

immer allein und voll trauriger Betrachtungen mehrere Schritte hinter ihnen.

An dem übeln Zuſtande der Wege, an der Unreinlichkeit der Dörfer und ihrer Bewohner wurden wir vielleicht mehr noch, als an unſerm Marſch über die Pyrenäen gewahr, daß wir die Gränze paſſirt waren. Frankreich und Spanien berühren ſich einander wie die beiden Hälften jener Masken, welche unter der Benennung von Tag und Nacht bekannt ſind, deren eine Hälfte ſchwarz und die andere weiß, ohne alle Übergänge, zu ſeyn pflegt. Die üble Geſinnung unſerer Wirthe mehr noch, als ihre Sprache verrieth uns ebenfalls bald, daß wir in Feindes Land ſeien. Sie behaupteten, daß wir ihr Land mit einem ungerechten und gottloſen Krieg überzögen. Dieß ging uns aber gar nichts an; denn der Soldat hat ſich nicht um dergleichen Dinge zu bekümmern.

Nachdem wir die Pyrenäen überſtiegen hatten, blieben wir einige Zeit zu Puerto-las und erfuhren hier, daß das dritte Armeecorps, unter dem Befehl des Marſchalls Su-

chet,*) faſt von ganz Aragonien und einem Theile von Catalonien Meiſter ſei; und wir ſchmeichelten uns, zur Einnahme des übrigen Landes mit beizutragen.

Den 15ten Januar erhielt das Regiment Marſchordre, und nachdem wir in kleinen Tagemärſchen Aragonien durchzogen und den Ebro bei Alborgues paſſirt hatten, blieben wir einige Tage zu Galbes. Der allgemeinen Meinung zu Folge, wollte der Marſchall Valencia belagern, und wir ſollten daran Theil nehmen. Wenig Tage nach unſerer Ankunft zu Galbes erfuhren wir aus einem Tagesbefehle, daß ungefähr 4000 Mann von unſerm Armeecorps zwiſchen El-Povo und Terruel mit dem Corps des ſpaniſchen Generals Villa-Campa zuſammen getroffen und daſſelbe, nach einem Gefecht, in welchem letzterer viele Leute verlor, in die Flucht geſchlagen habe. Dieß befremdete uns keineswegs; denn erfuhren wir zu jener Zeit, daß ein franzöſi-

*) Der Herzog von Albufera war damals Generallieutenant und hatte den Oberbefehl. Erſt ſpäter wurde er zum Marſchall ernannt.

sches Corps auf den Feind gestoßen sei, so wußten wir schon genug, und das Übrige war uns bekannt.

Wenige Tage nach dieser Nachricht verließen wir Galbes in der Überzeugung, daß wir die Erfolge der weiter vorwärts stehenden Truppen unterstützen und verfolgen sollten. Da das Land, durch welches wir zogen, schon von den Franzosen occupirt worden war, so gingen die Fouriere der beiden Bataillons mit einer Bedeckung voraus, um für unsere Compagnien Quartier zu machen. An dem Tage, wo wir in Terruel eintreffen sollten, waren meine Kameraden bereits vor einer halben Stunde abgereist, als ich des Morgens auf die Hauptwache kam, dem gewöhnlichen Ort, wo wir uns zu versammeln pflegten. Ich war deßhalb genöthigt, mich mit zwei Soldaten meiner Compagnie, welche mit mir kamen, auf den Weg zu machen. Wir verdoppelten den Schritt, in der Hoffnung, die andern Fouriere einzuholen. Die wenigen Schilderungen, die uns von dem spanischen Kriege und den Guerillas zu Ohren gekommen waren, ließen uns wünschen, nicht lange in so

ſtecke Tyranney, die es wagt ihn zu faſſen, zuckt ſchon den Dolch ihn zu ermorden. O Freunde! mit jedem Schritt der Dämmerung werd' ich ängſtlicher. Ich fürchte dieſe Nacht. Kommt! wir wollen uns theilen; mit ſchnellem Lauf von Quartier zu Quartier rufen wir die Bürger heraus. Ein jeder greife zu ſeinen alten Waffen. Auf dem Markte treffen wir uns wieder, und unſer Strom reißt einen jeden mit ſich fort. Die Feinde ſehen ſich umringt und überſchwemmt, und ſind erdrückt. Was kann uns eine Hand voll Knechte widerſtehen? Und Er in unſrer Mitte kehrt zurück, ſieht ſich befreyt, und kann uns einmal danken, uns, die wir ihm ſo tief verſchuldet worden. Er ſieht vielleicht — gewiß er ſieht das Morgenroth am freyen Himmel wieder.

Zimmermeiſter. Wie iſt dir, Mädchen?

Clärchen. Könnt ihr mich mißverſtehn? Vom Grafen ſprech' ich! Ich ſpreche von Eg-

mont.

kleiner Anzahl bleiben zu müssen. Schon hatten wir einige Bauern gefragt, und von ihnen erfahren, daß unsere Kameraden sehr weit voraus seien. Wir hätten gern unsern Marsch ohne Unterbrechung fortgesetzt, waren aber genöthigt, gegen 8 Uhr in einer elenden Herberge anzuhalten, um einige Nahrung zu uns zu nehmen. Um 9 Uhr begaben wir uns wieder auf den Weg. Ich befand mich etwa hundert Schritte hinter meinen zwei Soldaten und bemühte mich eben, sie wieder einzuholen, als ich plötzlich vor mir einige Flintenschüsse fallen hörte. Ich eilte rasch vorwärts und erblickte bald zur Seite der Straße gegen 30 Männer, welche ein Geschrei erhoben und sich lebhaft bewegten. Ich stand einen Augenblick still, um zu untersuchen, was dieß bedeuten möchte, als sieben oder acht Mann sich von den übrigen trennten und mir entgegen kamen. Ich hatte noch nicht daran gedacht, daß ich angegriffen werden sollte, so hatten sie mich schon umringt, entwaffnet und schleppten mich nach dem größern Haufen hin, in dessen Mitte sie mich gewaltsam nieder warfen. Das erste, was ich hier sah, war

der Leichnam eines meiner Soldaten; man hatte ihn gräßlich verstümmelt und den Kopf bereits vom Rumpf abgetrennt. Dem andern waren die Kleider zerrissen, und blutig und mit Wunden bedeckt wankte er und suchte die Stiche abzuwehren, die man ihm absichtlich nicht tödtlich beizubringen schien, um ihn länger leiden zu lassen.

Bald richtete sich die Wuth gegen mich, und einige Kolbenstöße waren die Einleitung zu der Behandlung, die man mir zugedacht hatte. Ich war auf den Tod gefaßt, als einer meiner Gegner den übrigen befahl, von mir abzulassen; er näherte sich darauf hastig, ergriff mich bei der Hand, nannte mich bei meinem Namen und fragte mich in gutem Französisch, ob ich ihn nicht mehr kenne? Ich hatte bis jetzt ihn noch nicht betrachten können und erinnerte mich nun, nach einigem Besinnen, wohl ihn irgend wo gesehen und gekannt zu haben, ohne indessen weder von dem Orte, noch von den nähern Umständen Rechenschaft geben zu können. Kaum hatte er seinen Namen genannt, als ich mich seiner augenblicklich wieder erinnerte. Es war Val-

dejo, der junge ſpaniſche Cadett vom Corps des La Romana, dem ich in der Nähe von Wiſchendorf das Leben gerettet hatte.

Nach dieſem Vorfall blieben wir keine zehn Minuten mehr an dieſem Orte. Ich hätte gewünſcht, daß die Guerillas hier längere Zeit verweilen möchten, denn ich war überzeugt, daß die Vorhut des Regimentes keine zwei Stunden zu meiner Befreiung ausbleiben konnte. Aber Valdejo befahl aufzubrechen. Er verließ mit ſeinen Leuten die Heerſtraße, wendete ſich rechts, anfänglich quer Feld ein, und ſchlug ſpäter einen ſchlechten Fußweg ein, deſſen Richtung mir unbekannt war. An der Heerſtraße hatten wir den Leichnam des umgebrachten Soldaten liegen laſſen, und der andere vermochte, bei ſeinen ſchweren Wunden, uns kaum zu folgen. Man begann indeſſen ihm einige Aufmerkſamkeit zu widmen und ihn zu unterſtützen; man hielt ſogar in einem Gehölz an, um ihn zu verbinden. Valdejo, der ungeachtet ſeiner gegebenen Freundſchaftsbeweiſe, es nicht für räthlich hielt, mir meine Waffen wiedergeben zu laſſen, marſchirte mit mir Arm in Arm an der Spitze ſeines Hau-

sens. Er bezeigte mir wiederholt das Vergnügen, was es ihm gewähre, daß ich gerade in seine Hände gefallen sei, und versicherte, daß ich unter allen andern Umständen unfehlbar würde umgebracht worden seyn. Er erzählte mir, daß er einige Zeit nach der Ankunft des Corps des Generals Romana in Spanien, durch die Plackereien seines Capitäns des Dienstes überdrüssig geworden sei, seinen Abschied erlangt und sich nach Tierga, einem Dorf in Aragonien begeben habe, wo seine Familie großes Grundeigenthum besitze; kurze Zeit darauf sei er aber durch die Wendung, welche der Krieg genommen habe, durch die Wünsche seiner Ältern und besonders des Pfarrers, seines Onkels, bestimmt worden, von Neuem die Kriegsbahn zu betreten; gegenwärtig sei er einer der Offiziere des Insurgenten-Anführers Porlier, zu welchem er eben im Begriff sei, sich zu begeben. Er versicherte mir, daß ich, in Betreff meiner, ohne Sorgen seyn könne; er werde nicht allein dafür sorgen, daß mir kein Leid geschehe, sondern wolle Alles für mich thun, was in seiner Macht stehe, indessen verbiete ihm seine

Pflicht gegen ſein Vaterland, mich in Freiheit zu ſetzen, weßhalb er mich an das erſte Depot der Gefangenen abgeben wolle, welches wir auf unſerm Wege antreffen würden; zugleich wolle er dafür Sorge tragen, daß mir alle mögliche Erleichterung in meiner Lage zu Theil würde.

Nachdem wir bis gegen 4 Uhr des Nachmittags marſchirt waren, kehrten wir in einem einzelnen Pachthof ein und blieben hier über Nacht. Die Bewohner desſelben hielten mir mehrmals die Fauſt unter die Naſe und würden es nicht dabei haben bewenden laſſen, wenn nicht Valdejo endlich darüber entrüſtet worden wäre und Anſtalt gemacht hätte, zu meiner Vertheidigung den Säbel zu ziehen. Mein Unglücksgefährte ſtarb denſelben Abend an ſeinen Wunden.

Den folgenden Tag brachen wir mit dem frühen Morgen auf, und Valdejo ſagte mir, daß wir heute, wenn nicht unvorhergeſehene Fälle einträten, Puebla erreichen würden, wo er Porlier mit der Hauptmacht zu finden hoffte, es müßte denn der Marſch der Franzoſen ihn genöthigt haben, ſich anders wohin

zu wenden. Wir verfolgten mehrere Stunden lang einen gut betretenen Fußweg. Gegen zehn Uhr des Morgens fanden wir unterwegs einen in den Koth getretenen Tzschako eines französischen Unteroffiziers, von welchem das Schild abgerissen war; etwas weiter hin das Achselband eines Voltigeurs, einen Flintenkolben und einen Patrontaschenriemen mit einem Säbelhieb durchhauen und mit Blut bedeckt. Der Haufe stand einen Augenblick still, um diese Dinge zu betrachten, worauf wir unsern Weg fortsetzten. Wir waren noch nicht um dreißig Schritt weiter gekommen, als wir den Leichnam eines französischen Soldaten quer im Wege liegend und auf eine gräßliche Weise verstümmelt fanden. Zwei andere, noch an Bäume gebunden, trugen die Zeichen eines langsamen und grausamen Martertodes an sich; einem vierten hatte man den Kopf abgeschnitten und ihn an einem Beine aufgehangen.

Indem die Spanier ihre wilde Freude bei diesem Anblick äußerten, konnte ich mich nicht enthalten, den Ausbruch meines Abscheues gegen solche Unmenschlichkeiten, deren Opfer ich vielleicht selbst werden sollte, laut an den Tag

zu legen. Nur mit Mühe gelang es Valdejo von Neuem, meine Ermordung zu verhindern. Alles dieses weihsagte mir ein bevorstehendes trauriges Loos und ich verfiel in eine große Muthlosigkeit, wenn ich an alle die Leiden dachte, welche meiner warteten, wenn ich mich erst in den Händen von Spaniern befinden würde, mit denen ich in keinem frühern Verhältnisse stand, und von ihnen, gleich den Franzosen, behandelt werden würde, die der Zufall in ihre Hände führte.

Den Abend langten wir zu Puebla an, und Porlier kam uns mit einigen Offizieren seines Corps entgegen. Hier lief ich neue Gefahr, so wohl von Seiten der Guerillas als des Volkes, welches uns folgte und mich mit Schmähungen überhäufte. Wie bisher, so schützte mich auch hier Valdejo's Freundschaft, und aus Rücksicht für ihn, wurde ich sogar mit einer Art von Güte von den Häuptlingen seiner Partei behandelt. Er blieb zwei Tage zu Puebla; ich wohnte bei ihm und verließ ihn wenig. Am Abende des zweiten Tages kündigte er mir an, daß er in geheimen Aufträgen Porlier's sich nach Palma

begeben und ſchon Morgen, von vier Mann begleitet, abreiſen müſſe; ich ſollte ihn begleiten und an das Depot der franzöſiſchen Gefangenen auf Majorca abgegeben werden.

Wir nahmen Maulthiere und einen Führer. Valdejo bezahlte überall ſehr reichlich und beſaß eine Heiterkeit, die er vergebens auf mich überzutragen ſich bemühte. Den erſten Tag übernachteten wir zu Alventoſa, den zweiten zu Almonacir, zwei elenden Dörfern, eben ſo arm und eben ſo ſchmutzig, wie alle andern, die ich in Spanien, dem Lande der Unreinlichkeit, habe kennen lernen. Ob wir gleich viel bezahlten, ſo war es doch unmöglich, Speiſen zu bekommen, die, wenigſtens für einen Franzoſen, genießbar geweſen wären. Zu Caſtellon de la Plana, einem kleinen Seehafen, den wir am dritten Tage erreichten, wollte Valdejo einen Südweſtwind benutzen und miethete augenblicklich eine Pinke, um nach Palma zu ſteuern, wo wir den folgenden Morgen ans Land ſtiegen.

Während Valdejo ausging, um ſeinen Auftrag zu beſorgen, durfte ich mich, ſtets von zwei Mann begleitet, in Palma umſehen.

Ich erfuhr, daß alle franzöſiſchen Gefangenen, die ſich noch unlängſt in dieſer Stadt befunden hatten, nach Cabrera, einer kleinen benachbarten Inſel, gebracht worden ſeien, und daß ſich nur noch einige Offiziere auf ihr Ehrenwort auf Majorca befänden. Zwei Tage lang war es mir verſtattet, dieſe ſchöne und gut gebaute Stadt zu durchwandern. Endlich kündigte mir Valdejo, der ſeit unſerer Ankunft kaum wenige Augenblicke in unſerm Gaſthofe zu ſprechen geweſen war, am zweiten Tage an, daß er noch dieſen Abend nach dem Königreiche Valencia abreiſen müſſe, mich aber vorher an Bord einer Brigg begleiten wolle, welche morgen um 10 Uhr unter Segel gehe, um den Gefangenen auf Cabrera, wohin meine Beſtimmung ſei, Lebensmittel zu bringen.

Der Gedanke an den Abſchied ließ mich früher als gewöhnlich aufwachen. Valdejo hatte ſeine Geſchäfte beendigt und neue Gelder in Empfang genommen. Wir nahmen noch zum Abſchied ein eben ſo reichliches als treffliches Frühſtück ein, auch wollte er mir endlich einige Unzen Gold aufnöthigen, allein

ich dankte ihm dafür und zeigte ihm, daß ich noch hinlänglich mit Geld versehen sei, indem ich von seinen Leuten nicht geplündert worden war. Wir begaben uns hierauf an Bord der Brigg, auf welcher ich einige Vorräthe mit einschiffte, die ich auf jeden Fall mitzunehmen für räthlich hielt. Meinem Freunde schien der Abschied wehe zu thun, und ich hatte alle Ursache, mit seinem Benehmen gegen mich äußerst zufrieden zu seyn, so daß ich ihm den aufrichtigsten Wunsch zu erkennen gab, einst eine Gelegenheit zu finden, ihm seine Dienste wieder vergelten zu können. Wir gaben uns auch die gegenseitige Versicherung, uns, wenn der Zufall uns wieder zusammen führen sollte, alle Dienste zu leisten, die sich mit der Pflicht gegen unser Vaterland und der Treue gegen unsere Fahne vertrügen.

Ich wurde nun dem Capitän der Brigg übergeben, welche mich meiner Bestimmung entgegen führen sollte. Das Schiff lichtete um 10 Uhr die Anker, und um zwei Uhr des Nachmittags bekamen wir die Insel Cabrera zu Gesicht.

Indem wir uns der Küste näherten, sahen

Jetter. Nennt den Nahmen nicht! Er iſt tödtlich.

Clärchen. Den Nahmen nicht! Wie? Nicht diesen Nahmen? Wer nennt ihn nicht bey jeder Gelegenheit? Wo ſteht er nicht geſchrieben? In diesen Sternen hab' ich oft mit allen seinen Lettern ihn gelesen. Nicht nennen? Was ſoll das? Freunde! Gute, theure Nachbarn; ihr träumt; beſinnt euch. Seht mich nicht ſo ſtarr und ängſtlich an! Blickt nicht ſchüchtern hie und da bey Seite. Ich ruf euch ja nur zu, was jeder wünſcht. Iſt meine Stimme nicht eures Herzens eigene Stimme? Wer würfe ſich in dieſer bangen Nacht, eh' er ſein unruhvolles Bette beſteigt, nicht auf die Kniee, ihn mit ernſtlichem Gebeth vom Himmel zu erringen? Fragt euch einander! frage jeder ſich ſelbſt! und wer ſpricht mir nicht nach: „Egmonts Freyheit oder den Tod!“

Jetter. Gott bewahr' uns! Da gibt's ein Unglück.

wir die Felsen derselben mit Menschen bedeckt. Ich konnte bald die einzelnen Personen unterscheiden, die mit ängstlicher Sorge den Lauf des Schiffes zu verfolgen schienen. Ich betrachtete sie jetzt aufmerksamer, ohne mir diese Erscheinung erklären zu können. Ein plötzlicher Gedanke, und mit ihm Erstaunen und Erstarrung, bemächtigten sich meiner und sagten mir, daß dieß die Franzosen seien, deren Loos ich theilen sollte. Ein großer Theil derselben war ganz nackt, schwarz wie Mulatten, und trug lange schmutzige und in Unordnung gerathene Bärte. Andere hatten sich mit Lumpen bekleidet, entbehrten aber der Fußbekleidung, oder waren an den Beinen, an den Oberschenkeln und an der Brust ganz entblößt. Ich schätzte diese neuen Kameraden ungefähr auf 5000.— 6000, unter denen ich endlich drei fand, welche noch Beinkleider und ziemlich ganze Montirungen trugen. Alle liefen am Strand und an den Felsen durch einander, stießen Freudengeschrei aus, klatschten in die Hände und verloren uns nicht aus den Augen. Ich vermuthete, daß die Ankunft der Lebensmittel die Ursache dieser Freudenausbrü-

che und dieser Bewegung sei. Aber bald nahmen andere Gegenstände meine Aufmerksamkeit in Anspruch: in einiger Entfernung von der Küste bemerkte ich ganze Gruppen von Hütten, die große Ähnlichkeit mit den Baraken eines französischen Lagers, nur nicht die Regelmäßigkeit und das nette Aussehen derselben hatten. Vor einer derselben war an einen etwa 15 Fuß hohen Pfahl, der oben mittels eines Querbalkens ein Kreuz bildete, ein ganz nackter Mensch angebunden, welcher heftige Anstrengungen, um sich los zu reißen, machte. Weßhalb war er hier angebunden worden? Hierüber wollte ich mich bei meiner Ankunft zu erst erkundigen, und werde weiter unten wieder darauf zurück kommen. Endlich ging die Brigg dicht am Ufer vor Anker; es wurde ein Brett auf einen nahen Felsen geworfen, welches zur Brücke diente. Auf derselben durften ungefähr zwanzig Gefangene an Bord kommen, um die Lebensmittel abzuholen. Ein Peloton von dreißig Spaniern war in Bereitschaft, sogleich Feuer zu geben, wenn mehr als die vorgeschriebene Anzahl von Gefangenen sich heran drängen sollte. Die Le-

bensmittel wurden auf diese Weise ausgeschifft; ich selbst stieg ans Land, und nach einer Viertelstunde lichtete das Schiff die Anker und verschwand uns bald aus den Augen.

Ein ungeheurer Halbkreis bildete sich um den Ort, wo die Lebensmittel, bestehend in Brot und Fleisch, aufgeschichtet lagen. Zehn bis zwölf Männer stellten sich in die Mitte dieses Halbzirkels; einer von ihnen hielt eine Liste in der Hand und rief die verschiedenen Corps auf, indem er mit lauter Stimme die Zahl der Leute, die zu jedem gehörten, angab; drei bis vier traten dann vor, empfingen die Rationen für alle ihre Kameraden und trugen sie fort; das ganze Corps schritt dann zur eigentlichen Vertheilung. Es wäre nicht genug, wenn ich sagen wollte, daß die größte Ordnung dabei herrschte; es war mehr — es war ein fast religiöser Ernst dabei. Selten sind wohl die wichtigsten Feierlichkeiten der Kirche und des Staates in irgend einem Lande mit dem Ernst und der Würde begangen worden, den hier die Vertheiler in allen ihren Mienen und Bewegungen an den Tag legten. Das Brot schien ein geheiligter Gegenstand zu

seyn, von welchem man, ohne Sünde zu begehen, nicht das kleinste Theilchen seiner Bestimmung entziehen durfte. Die Stückchen, die etwa beim Transport zur Erde fielen, wurden mit Ehrfurcht aufgehoben und zu der Portion gelegt, zu welcher sie gehörten. Ich sah dieser sonderbaren Feierlichkeit zu, ohne Theil daran zu nehmen; ich wußte nicht, an wen ich mich wenden sollte, um die Rationen zu bekommen, auf welche ich, gleich allen Andern, ein Recht hatte, auch stand ich bald allein; denn jeder zog seines Weges. Dieß beunruhigte mich indessen kaum, denn ich hatte in einem Sacke vier Brote, zwei Pfund eingepökeltes Rindfleisch und eine Flasche Rum. Mit diesen Vorräthen glaubte ich die nächste Austheilung erwarten zu können. Meinen Sack auf dem Rücken und einen Stab in der Hand, ging ich an der Küste umher und wollte eben ins Innere der Insel eindringen, als sich einige Gefangene zu mir gesellten, bis ich in wenig Augenblicken von einer beträchtlichen Menge umgeben war. Die Vertheilung der Lebensmittel war ein zu wichtiges Geschäft für sie, als daß sie mir zuvor große Aufmerk-

ſamkeit hätten ſchenken können; aber nachdem ihre Subſiſtenz von Neuem geſichert war, ſchien ihnen das Angenehmſte zu ſeyn, Nachrichten aus ihrem Vaterlande zu bekommen. Ich wurde mit Fragen überhäuft, theils über den Stand verſchiedener Regimenter, theils und hauptſächlich über die Lage Frankreichs und die Angelegenheiten der Halbinſel. Ich erzählte alles, was ich wußte und mehrmals, wenn ich von unſern letzten Siegen ſprach, wurde meine Erzählung von den unwillkürlichen Ausbrüchen der Freude, des Nationalſtolzes und der Rache von Seiten meiner Zuhörer unterbrochen.

Auf einmal drängt ſich ein Mann durch den Haufen mit den Worten: „das iſt Guillemard!“ gelangt bis zu mir und fällt mir um den Hals. Ich hätte ihn kaum wieder erkannt: es war ein gewiſſer Ricaud, Sergent des neunten Linienregimentes, der aus dem Gefechte bei Ebersdorf, gleich mir, mit dem Leben davon gekommen war. Er hatte kein Hemde, trug ein paar Beinkleider aus Segeltuch, die über den Knien abgeſchnitten waren, ſo daß die Beine nackt blieben; ein

Bruchstück von einer äußerst kurzen Weste und eine Fußbekleidung aus Schuhsohlen, über dem Knöchel mit Bindfaden zusammen gebunden, so daß sie mit den Halbstiefeln der Alten große Ähnlichkeit hatten, machten seine ganze Bekleidung aus.

Als ich nichts mehr mitzutheilen hatte, wurde der Kreis meiner Zuhörer immer dünner und die Menge zerstreute sich. Ricaud nahm mich bei der Hand und führte mich in eine gegen drei Fuß hohe Barake, welche er mit drei andern Soldaten bewohnte, und bot mir dieselbe so lange zum Nachtlager an, bis ich mir ein andres Obdach verschafft hätte. Wir genossen unser Abendbrot vor dieser Barake. Ich ließ Ricaud und seine Gefährten an meinen Vorräthen Theil nehmen, und sie fügten einen Theil ihrer erhaltenen Lebensmittel hinzu. Wir plauderten lange Zeit, bis endlich die Nacht einbrach, worauf wir uns auf ein zwei Zoll dickes Lager von getrocknetem Gras an dem Boden der Barake niederlegten. Nicht ohne die größte Schwierigkeit konnte man in dieselbe gelangen, indem man

ſich nämlich auf den Bauch legte und Einer nach dem Andern hinein kroch.

Ich bedurfte der Ruhe und verfiel ſchnell in einen tiefen Schlaf, der aber bald geſtört wurde. Gegen Mitternacht ergoſſen ſich Ströme kalten Waſſers auf mein Antlitz und verſchiedene andere Theile meines Körpers, ſo daß ich plötzlich erwachte. Ein Gewitter tobte über der Inſel, die Donnerſchläge folgten ſich faſt ohne Unterbrechung, und ein heftiger, mit Schloßen untermiſchter Regen, von einem wüthenden Winde gepeitſcht, ſtürzte praſſelnd herab. Die Bedeckung unſerer Barake, aus Gras und einigen Händen voll Binſen beſtehend, konnte nicht lange Widerſtand leiſten. Bald war ſie durchlöchert, und die Barake ſelbſt wurde zur Lache, in welcher wir umher krochen. Die Flüche meiner Kameraden vereinigten ſich bald mit dem Kampfe der Elemente. Zum Unglück befanden ſich unſerer fünf an dieſem Aufenthaltsorte, der nur für vier eingerichtet war, und wir konnten uns nicht bewegen, ohne einander ſchwer zu beläſtigen. Man nimmt ſich Alles übel, wenn man mißvergnügt iſt. Einer meiner Schlaf-

kameraden ſchimpfte Ricaud und machte es ihm zum Vorwurfe, daß er einen Fremden eingeladen und dadurch die Unbequemlichkeit ihrer Lage noch vermehrt habe. Dieſer antwortete ihm voller Ärger und wollte ihm Stillſchweigen gebieten. Sie überhäuften ſich mit beleidigenden Worten und würden es dabei nicht haben bewenden laſſen, aber die Umſtände nöthigten ſie dazu, denn die Barake war nicht ſo hoch, daß man darin aufrecht knien konnte, und heraus zu kommen war unmöglich, bevor der, welcher dem Loch am nächſten war, nicht den Anfang gemacht hatte. Nachdem ſie heftig mit einander geſtritten hatten, wurden ſie endlich dahin gebracht, daß ſie ſich auf den folgenden Tag ſchlagen ſollten. Der Regen ließ nach, und wir ſchliefen wieder ein.

Siebentes Kapitel.

1810.

Das Duell. — Der Bazar. — Topographie von Cabrera. — Das Lager. — Der Rath. — Der Esel Martin. — Der Schandpfahl. — Entwürfe zum Entfliehen. — Damian Estebrich, spanischer Priester. — Die Professoren. — Das Theater. — Außerordentliche Hungersnoth. — Prozession. — Tod Martins.

Die Sonne war kaum aufgegangen, als Ricaud mich mit der Bitte weckte, ihm im Zweikampf als Zeuge zur Seite zu stehen. Ich befand mich eben nicht in einem Bette, welches man ungern verläßt. Unser Anzug war bald in Ordnung gebracht, und da wir am vorigen Abend mit dem Kopfe zuerst ein-

gekrochen waren und niemand sich umdrehen konnte: so krochen wir jetzt, Einer nach dem Andern, auf dem Rücken liegend und uns auf Ellenbogen und Ferſen ſtützend, mit den Füßen zuerſt aus der Barake wieder heraus.

Nachdem ich mit Ricaud und ſeinem Gegner zuvor einen Schluck Rum getrunken hatte, wollte ich von Ausſöhnung ſprechen, aber man verſchloß mir den Mund, mit der Verſicherung von beiden Seiten, daß dieſe Sache auf dieſe Weiſe nicht abgemacht werden könne. Die militäriſchen Gebräuche waren mir zu gut bekannt, als daß ich mir weiter hätte Mühe geben ſollen, einen ſo peremtoriſchen Grund zu bekämpfen. Übrigens war ich über den Ausgang des Duells eben nicht in großer Beſorgniß. Ich vermuthete, daß es auf der ganzen Inſel nicht den Schatten eines Degens, eines Säbels, oder einer Piſtole geben würde, und ſtellte mir vor, daß dieſe Kampfluſtigen, nach Art der alten Römer, mit denen ſie ſchon ſo große Ähnlichkeit hatten, einen Gang auf Fauſtſchläge machen würden. Aber ich ſah bald, daß man bei gutem Willen immer Hilfsquellen findet. Ehe

Clärchen. Bleibt! Bleibt, und drückt euch nicht vor ſeinem Nahmen weg, dem ihr euch ſonſt ſo frey entgegen drängtet! — Wenn der Ruf ihn ankündigte, wenn es hieß: „Egmont kommt! Er kommt von Gent!“ da hielten die Bewohner der Straßen ſich glücklich, durch die er reiten mußte. Und wenn ihr ſeine Pferde ſchallen hörtet, warf jeder ſeine Arbeit hin, und über die bekümmerten Geſichter, die ihr durch's Fenſter ſteckte, fuhr wie ein Sonnenſtrahl von ſeinem Angeſichte ein Blick der Freude und Hoffnung. Da hobt ihr eure Kinder auf der Thürſchwelle in die Höhe und deutetet ihnen: „Sieh, das iſt Egmont, der größte da! Er iſt's! Er iſt's, von dem ihr beſſere Zeiten, als eure arme Väter litten, einſt zu erwarten habt.“ Laßt eure Kinder nicht dereinſt euch fragen: „Wo iſt er hin? Wo ſind die Zeiten hin, die ihr verſprachtet?“ — Und ſo wechſeln wir Worte! ſind müßig, verrathen ihn.

Soeſt. Schämt euch, Brackenburg! Laßt ſie nicht gewähren! Steuert dem Unheil!

wir zum Kampfplatze gingen, sagte Ricaud, da er der beleidigte Theil sei, so stehe ihm die Wahl der Waffen zu, und er wolle sich deßhalb auf Scheren schlagen. „Sie wissen," erwiederte Lambert, Corporal, dessen Corps ich vergessen habe, „daß ich mich nicht auf den Stoß verstehe; um uns also gleicher Waffen zu bedienen, wollen wir uns auf Rasirmesser schlagen!" Ich traute meinen Ohren nicht und wußte eben so wenig, was man damit sagen wollte. Ricaud bestand auf Scheren und Lambert auf Rasirmessern. Endlich wurden sie darüber einig, das Loos entscheiden zu lassen, welches den Letztern begünstigte.

Er verließ uns und kehrte nach einer starken Viertelstunde mit ein paar englischen Rasirmessern zurück. Ricaud hatte mich während seiner Abwesenheit über die Art und Weise unterrichtet, wie sie sich eben schlagen wollten, und über die Art der Duelle, welche täglich auf Cabrera Statt fanden. Bald befestigte man an die Enden zweier Stöcke die beiden Hälften einer Schere und bediente sich derselben statt der Stoßdegen; bald befestigte

man an ſolche Stöcke Raſirmeſſerklingen, und mehr als einmal auch Pfriemen und Segelmachersnadeln. Wir nahmen demnach Stöcke von der Dicke eines Daumens und 3 Fuß Länge, um daran die Raſirmeſſer zu befeſtigen. Da wir das Erforderliche dazu nicht beſaßen, ſo begaben wir uns auf den Bazar, um es anzuſchaffen. Dieß war nämlich der Markt der Gefangenen. Er lag an einem Platze, den man das Palais Royal genannt hatte und war von zehn bis zwölf Baraken umgeben. Auf eben ſo viel Ständen waren die verſchiedenen Waaren, theils unter freiem Himmel, theils unter Schirmdächern ausgelegt, die mit der einen Seite auf der Erde und mit der andern auf zwei Stangen ruhten. Man verkaufte hier Brot, einige eingeſalzene Fiſche, Tuchlappen, Zwirn, Nadeln, hölzerne Löffel und Gabeln, die verſchiedenen Erzeugniſſe des Gewerbfleißes der Gefangenen, Pfeffer, Bindfaden, und dieß Alles ſo im Kleinen, daß man z. B. einen Faden Zwirn, ein Stück Tuch ſo groß wie die Hand, und ſelbſt eine Priſe Schnupftabak, deren drei einen Sou koſteten, haben konnte. Ich ein-

nere mich, einen polnischen Lanzier gesehen zu haben, der 9 Prisen schuldig war und keinen weitern Credit finden konnte.

Wir kauften zwei Endchen Bindfaden und, nachdem wir die Waffen zu Stande gebracht hatten, begaben wir uns auf den Gottesacker, welcher eine Viertelstunde vom Palais Royal auf einem Hügel lag. Die Gefangnen hatten seit ihrer Ankunft auf Cabrera diesen Ort gewählt, um hier diejenigen zu begraben, welche vor Elend, oder im Duell mit ihren Kameraden umkamen, und hier wurden auch die meisten Duelle ausgefochten.

Als wir auf dem Platz angekommen waren, sprach ich, der Form halber, noch einige versöhnende Worte; da ich aber sah, daß sie sich durchaus nicht fügen wollten: so erklärte ich, daß ich die erste Veranlassung zu dem Zanke gegeben habe, und folglich, komme es mir zu, Ricaud's Stelle einzunehmen. Aber weder er, noch sein Gegner wollten davon etwas wissen, und ich sah mich endlich gezwungen, ihnen die Waffen zu geben, welche ich bis jetzt getragen hatte.

Ricaud zog seine Weste aus, und da

Lamberts ganze Bekleidung nur in ein paar Pantalons bestand, so war er bald fertig. Sie stellten sich einander gegenüber und zeigten beide vielen Muth. Lambert war weit stärker, und mein Freund mußte deßhalb seine ganze Geschicklichkeit anwenden, um die Hiebe des Gegners zu pariren. Das Rasirmesser flog ihm um Kopf und Schultern, und traf endlich die linke Seite des Kinnes. Ricaud versetzte seinem Gegner in demselben Augenblick einen fürchterlichen Nachhieb, der glücklicher Weise nicht ganz scharf fiel und nur Lamberts Nasenspitze verwundete.

Sogleich sprang der andere Zeuge, nebst mir, ein, um sie aus einander zu bringen. Hierauf umarmten sie sich; und da ihre Wunden ziemlich unbedeutend waren: so kehrten wir zurück, um vor unserer Barake das Frühstück einzunehmen.

Ich begann jetzt, Freundschaft für Ricaud zu fühlen, da er mir mit der offensten Herzlichkeit die kleinen Dienste entgegen getragen hatte, welche in seiner Macht standen. Ich wünschte, die Insel kennen zu lernen, die wahrscheinlich ziemlich lange mein Aufenthalt

seyn sollte, deßhalb durchwanderten wir sie nach dem Frühstück gemeinschaftlich.

Cabrera ist ein Kalkfelsen von ungefähr einer Stunde Länge, dessen äußerst unregelmäßige Umrisse am nördlichen und südlichen Ende desselben zwei kleine Buchten bilden. Am Eingange der erstern stehen die Ruinen eines alten Schlosses, dessen Dachung schon seit langer Zeit zerfallen war. Französische Offiziere, welche mehrere Monate auf Cabrera zugebracht, hatten mehrere Zimmer desselben bewohnbar gemacht, die bei meiner Ankunft ein spanischer Geistlicher, mit dem Heil unserer Seelen beauftragt, für welches man besser sorgte als für unsere Leiber, in Besitz genommen hatte und hier alle Sonntage Messe las.

Die Insel ist uneben und rauh. Die Anhöhen in ihrer Mitte sind ziemlich bedeutend und so steil, daß sie den Namen der Berge verdienen. Die Vegetation ist sehr dürftig, wie auf allen kleinen Inseln des mittelländischen Meeres. Man findet hier den Mastixbaum, den Johannesbrotbaum, die Myrte und das Geisblatt in den Spalten der

Felsen. Die Fichten, welche an allen Stellen wachsen, wo sich hinlängliche Erdkrume befindet, sind fast die einzigen Gewächse, welche den Boden von Cabrera beschatten. Am östlichen Ende der Insel befand sich von letztern ein kleines Hölzchen, nahm aber mit jedem Tage mehr ab, indem es das Bauholz für die Baraken lieferte.

Unter andern Umständen hätte es mir viel Vergnügen gemacht, mehrere Höhlen zu besuchen, die mir Ricaud zeigte. Eine derselben enthält Stalaktiten von äußerst wunderbarer Gestalt, und die andere, welche unter dem Namen der Geisblattgrotte bekannt ist, hat eine malerisch schöne Lage. Wir konnten aber fast keinen Schritt thun, ohne Gefangenen zu begegnen, und was ich von ihrer Existenz sah, die auch die meinige werden sollte, erweckte in mir ganz andere Gedanken, als daß ich den Gegenden und Landschaften von Cabrera besondere Aufmerksamkeit hätte schenken können. Schon hörte ich nicht mehr auf Ricaud und blieb ihm auf seine Fragen die Antworten schuldig; ich ging maschinenmäßig neben ihm her, und dachte

über das Schicksal der 6000 Robinson Crusoës nach, die auf dieser wüsten Insel ohne Waffen, ohne Werkzeuge und ohne eine andere Hilfsquelle, als ihre erfindsame Betriebsamkeit und französische Energie, ausgesetzt waren. Ich erfuhr, daß die ganze Colonie nur eine einzige Art und eine Säge besitze, welche aus dem eisernen Reif eines Stücksasses gemacht worden war.

Das erste dieser Werkzeuge gehörte einem Gardematrosen, und das andere einem Corporal von der Infanterie. Sie vermietheten dieselben den Tag für drei Sous und ein Unterpfand an Jeden, der ihrer bedurfte. Auf diese Weise waren die meisten Baraken erbaut worden. Sie standen alle in der Mitte der Insel am Hafen, so daß diejenigen der Soldaten von einerlei Corps Gruppen oder Reihen bildeten. Fast alle schienen mir, sowohl an Bauart, als an Größe, Ricaud's Barake zu übertreffen. Vor einigen waren kleine umfriedigte und durch Palisaden aus Fichtenästen abgesonderte Gärtchen, in welchen man Gemüße und Blumen baute. Im Allgemeinen hätte man indessen, meiner Meinung

nach, noch mehr ausführen können, die ich auch sogleich Ricaud mittheilte, mit dem Zusatze, daß ich morgen anfangen wolle, es ihm zu beweisen.

Ich miethete auch wirklich die Art und die Säge, und begann, mit Hilfe einiger Kameraden, den Bau einer Barake, wozu wir 8 ganze Tage nöthig hatten. — Sie erregte die Bewunderung aller Gefangenen; man konnte bequem darin aufrecht stehen; die senkrechten und 4½ Fuß hohen Wände waren aus einem doppelten Geflecht von kleinen Äsien gebildet und die Zwischenräume mit Gras und Lehm ausgefüllt, den ich in einer sehr entfernten Grotte gefunden hatte. Das Dach bestand aus einer gut geflochtenen Binsendecke, welche nicht einen Tropfen Regen durchließ. An der Küste hatte ich, wie durch ein Wunder, ein 3 Fuß langes, 2 Fuß breites und noch ganz gutes Brett gefunden. Ich wollte es anfänglich zur Thür benutzen, machte aber lieber einen Tisch daraus, auf welchen ich meine Vorräthe legen konnte. Gegen Mittag brachte ich eine Öffnung von ½ Fuß ins Quadrat an, um Licht und Luft zu erhalten. Im

Nothfalle konnte man sie ja mit einer Hand voll Gras verstopfen.

Meine Baumaterialien mußte ich aus verschiedenen, sehr weit von einander entfernten, Theilen der Insel herbei schaffen, und es bot sich mir zum Transporte derselben eine Gelegenheit dar, an welche ich gar nicht gedacht hätte. Zum Transport der Lebensmittel der sehr weit von der Küste entfernt Wohnenden hatte man den Gefangenen einen Esel überlassen, der allgemein den Namen Martin führte. Dieses ehrliche Thier bot bereitwillig Jedem, der es brauchte, seinen Rücken dar, aber man schätzte es auch wegen seiner Gutmüthigkeit und treuen Dienste so, daß unter den 6000 Eigenthümern dieses Thieres Wenige es gewagt hätten, ihn zu mißhandeln, ohne sich dem Zorne ihrer Kameraden auszusetzen. Er leistete mir große Hilfe und kürzte meine Arbeit um Vieles ab.

An dem Tage, wo ich den Bau meiner Barake begann, deuteten mir einige Gefangene an, daß ich von jetzt an, meiner Eigenschaft als Unteroffizier zu Folge, zu dem Rathe der Insel gehöre, erklärten mir auch

die Einrichtung dieſer Anſtalt und ihren Zweck.

In der erſten Zeit, wo die Franzoſen nach der Inſel Cabrera gebracht wurden, befanden ſich auch ihre Offiziere unter ihnen und behielten ihr ganzes Anſehn, was ſehr nöthig war bei einer ſolchen Menge von Menſchen, die durch das Unglück mißmuthig geworden waren, in ihrer Verſtimmung leicht Andere beleidigten, an ihnen Händel ſuchten und eine Menge Duelle hätten herbei führen können. Sie bewieſen indeſſen ihren Vorgeſetzten immer dieſelbe Ehrerbietung, unterwarfen ſich ihren Entſcheidungen und weigerten ſich nicht, die Strafen zu erdulden, die ihnen zuerkannt wurden. Aber die Offiziere und die Unteroffiziere wurden nach England transportirt, und die Soldaten, nun ſich ſelbſt überlaſſen, ſahen bald, bei den täglich vorfallenden Exceſſen, die Nothwendigkeit einer Behörde ein und wählten aus ihrer Mitte einen Rath, der die Vollmacht erhielt, ihre Streitigkeiten zu ſchlichten, Verbrechen zu beſtrafen und alle Anordnungen zu treffen, um die Ordnung und Sicherheit in der Colonie aufrecht zu

Brackenburg. Liebes Clärchen! wir wollen gehen! Was wird die Mutter ſagen? Vielleicht —

Clärchen. Meinſt du, ich ſey ein Kind, oder wahnſinnig? Was kann vielleicht? — Von dieſer ſchrecklichen Gewißheit bringſt du mich mit keiner Hoffnung weg. — Ihr ſollt mich hören, und ihr werdet: denn ich ſeh's, ihr ſeyd beſtürzt und könnt euch ſelbſt in eurem Buſen nicht wiederfinden. Laßt durch die gegenwärtige Gefahr nur Einen Blick in das Vergangne dringen, das kurz Vergangne. Wendet eure Gedanken nach der Zukunft. Könnt ihr denn leben? werdet ihr, wenn er zu Grunde geht? Mit ſeinem Athem flieht der letzte Hauch der Freyheit. Was war er euch? Für wen übergab er ſich der dringendſten Gefahr? Seine Wunden floſſen und heilten nur für Euch. Die große Seele, die euch alle trug, beſchränkt ein Kerker, und Schauer tückiſchen Mordes ſchweben um ſie her. Er denkt vielleicht an euch, er hofft auf euch, Er, der nur zu geben, nur zu erfüllen gewohnt war.

erhalten. Die Erkenntniſſe dieſes Gerichtshofes waren unwiderruflich, faſt immer ſtreng und wurden auf der Stelle ausgeführt.

Drei Tage nach meiner Ankunft wurde ich eingeladen, mich zu einem ſolchen Gerichte einzufinden. Die Sitzungen wurden unter freiem Himmel am Palais Royal gehalten. Zwölf an der Zahl ſetzten wir uns im Kreis auf Steine; eine unermeßliche Menge umgab uns, um unſern Ausſpruch zu vernehmen und denſelben ſogleich in Ausführung zu ſetzen. Es handelte ſich gegenwärtig um folgenden Fall: ein Soldat war angeklagt worden, ſeinem Kamerad ein Stück Brot geſtohlen zu haben; dieß war das größte und unverzeihlichſte Verbrechen, welches man auf Cabrera begehen konnte, und ſelbſt die den Spaniern oder Engländern gemachte Anzeige eines Evaſionsverſuchs hatte, wenn ſie auch größern Abſcheu erregte, nicht immer eine ſo harte Strafe zur Folge. Nichts konnte einen Brotdieb retten, der, ſobald er für ſchuldig befunden wurde, ſogleich von der Menge geſteinigt ward.

Wir verhörten alſo den Angeklagten, den

Kläger und die Zeugen, gaben darauf ersterm, wie es gebräuchlich war, einen Vertheidiger, der ihn so weiß wie Schnee darzustellen suchte; dennoch wurde er für schuldig befunden, und der Rath begann abzustimmen, — ein Verfahren, welches bei allen unsern Sitzungen beobachtet wurde. Für den Verbrecher war, allem Anscheine nach, keine Gnade zu hoffen, und ich fand es grausam, einen Unglücklichen tödten zu lassen, weil er ein Stück Brot gestohlen hatte, welches kaum einige Unzen wog. Vergebens sagte ich mir, daß Alles relativ sei und daß in unserer Lage der Bestohlene durch diesen sonst so geringfügigen Diebstahl dem Hungertode ausgesetzt werden könne, folglich das Verbrechen eine exemplarische Strafe verdiene; es war meinen Gefühlen zuwider, das Todesurtheil auszusprechen. Ich redete zu Gunsten des Verbrechers, hob seine guten Eigenschaften hervor, welche sein Vertheidiger ausführlich aus einander gesetzt hatte, und schloß mit dem Antrage, daß ich es für eine besondere Gunst ansehen wolle, wenn der Rath das erste Mal, wo ich an seinen Sitzungen Theil nähme,

Gnade für Recht ergehen lassen wolle. Ich war so glücklich, meinen Antrag gewährt zu erhalten, und der Unglückliche wurde auf 24 Stunden zum Schandpfahle verurtheilt.

Man wird sich erinnern, daß einer der ersten Gegenstände, der mir, als ich mich der Insel näherte, ins Auge fiel, ein an einem Fichtenstamme angebundener Mann war. Dieser stand eben am Schandpfahle und diese Strafe wurde auf alle Verbrechen erkannt, welche nicht mit der Todesstrafe belegt waren. Wer dazu verdammt war, mußte die bestimmte Zeit über, ganz nackt, ohne Speise und Trank und allem Ungemach der Witterung ausgesetzt, an diesem Pfahl gebunden aushalten. Für geringere Vergehen dauerte die Strafe 4 Stunden, aber nie länger als 24 Stunden.

Seit dem ersten Augenblicke meines Aufenthaltes hatte ich mich gewundert, daß bei dem elenden Leben der Gefangenen Versuche der Flucht nicht häufiger vorfielen, und ich ward bald überzeugt, daß der einzige Grund davon in der fast absoluten Unmöglichkeit eines glücklichen Erfolges liegen müsse; daß

man auch den Gedanken, aus diesem traurigen Aufenthalte zu entrinnen, aufgegeben habe, nachdem eben so vielfache, als muthige und wohl überlegte Plane der Flucht gescheitert waren. Dennoch war ich fest entschlossen, Alles anzuwenden, um mich zu retten; denn welches auch das Resultat meiner Anstrengungen seyn mochte, so konnte mein Schicksal nicht viel schlimmer werden. Ich versprach mir, über meine Flucht beständig nachzudenken und sie, so zu sagen, zum einzigen Zwecke meines Lebens zu machen. Ich sah gleich Anfangs, daß ich ein solches Unternehmen nicht allein ausführen könne und daß ich mich höchstens nur drei oder vier meiner Kameraden anvertrauen dürfe, weil eine zu große Zahl von Theilnehmern dem glücklichen Erfolge hinderlich seyn dürfte.

Ich hatte meine Absicht auf Ricaud, wollte ihn aber erst näher beobachten, ehe ich mich ihm anvertrauete. An dem Tage, wo der Rath seine Sitzung hielt, hatte ich unter den Mitgliedern desselben besonders zwei junge Männer ins Auge gefaßt, den einen Namens Darlier aus Ollioules, und den andern

Namens Chobar aus Marseille. In den nächsten Tagen suchte ich sie näher kennen zu lernen. Gleich Anfangs glaubte ich zu bemerken und überzeugte mich bald auch näher, daß sie die Leute seien, die ich brauchte. Beide waren Seesoldaten und mußten Entschlossenheit und Unternehmungsgeist, wie Alle ihres Gleichen, besitzen; auch konnte man nicht daran zweifeln, wenn man ihr offenes und ehrliches Gesicht, mit dem Ausdrucke der Kühnheit und des Frohsinnes, betrachtete. Ähnlichkeit des Charakters und eine Kühnheit, die alle Gefahren verlachte, hatten sie seit langer Zeit eng verbunden, und selten sah man Einen ohne den Andern.

Sobald meine Hütte fertig war, lud ich die genannten drei Männer zu einem Frühstücke ein. Man wird sich leicht die Pracht und die Leckerbissen denken können, aus denen es bestand. Dessen ungeachtet waren wir recht heiter dabei. Erst nachdem wir den wenigen, für dieses feierliche Mahl aufbewahrten, Rum zu uns genommen hatten, eröffnete ich ihnen meine Absicht. Anfangs nahmen sie meinen Vorschlag ziemlich kalt auf, selbst Darlier

und Chobar, die schon mehrmals mißlungene Rettungsversuche gemacht hatten. Sie erzählten mir eine Menge Plane dieser Art, die ihnen oder ihren Kameraden im Augenblicke der Ausführung gescheitert seien.

Ich habe vergessen zu sagen, daß eine engländische Brigg von zwanzig Kanonen und zwei spanische Kanonierschaluppen am Ausgange des Hafens stationirt waren. Es sei noch nicht lange her, erzählte mir Chobar, daß französische Offiziere unter den Gefangenen auf Cabrera den Versuch gemacht hätten, in einer stürmischen Nacht an die Brigg zu schwimmen, dieselbe zu ersteigen und wegzunehmen, aber kaum seien die ersten nackt, ohne Waffen und starr vor Kälte an Bord gelangt, als sie von den Engländern, welche sie zu überfallen gehofft hatten, nieder gehauen wurden. Ähnliche Versuche waren schon mehr wie Einmal mit eben so schlechtem Erfolge auf die Kanonierschaluppen gemacht worden. Seit der Zeit waren die Sicherheitsmaßregeln an Bord dieser Schiffe verdoppelt worden, und beständig machten, Nacht und Tag, Kähne die Runde um die Insel.

Dieß Alles verminderte weder mein Bestreben, mich zu retten, noch änderte es im Geringsten meinen Entschluß. Ich stellte zuerst meinen Kameraden vor, daß, weil eine Sache großen Schwierigkeiten unterworfen sei, nicht daraus folge, daß sie unmöglich sei; daß es zunächst nicht auf einen bestimmten Plan, sondern nur darauf ankomme, sich zu vereinigen, um auf jede mögliche Gelegenheit gefaßt zu seyn, sich zu bemühen, sie herbei zu führen, und sie dann rasch zu ergreifen. Ich sprach lange, und meine Worte schienen einen guten Boden zu finden, denn Jeder trat endlich meiner Meinung bei.

Wir kamen auf der Stelle überein, daß wir alle vier in der Barake wohnen wollten, welche ich so eben erbaut hatte; daß Jeder von uns ernsthaft über die Mittel nachdenken sollte, welche dem Gegenstand unserer Wünsche förderlich seyn könnten; daß wir uns jeden Tag bis dahin, wo etwas Genügendes aufgefunden seyn würde, unsere Gedanken mittheilen wollten; daß Einer von uns Tag und Nacht beständig am Gestade umher gehen sollte, um jedes Ereigniß, was uns die ent-

fernteſte Hoffnung des Erfolgs geben könnte, zu beobachten, und daß wir uns zu dieſem Behufe alle 4 Stunden ablöſen wollten. Wir beſchloſſen noch außerdem, daß ich mir ohne Verzug die Bekanntſchaft des ſpaniſchen Geiſtlichen Damian Eſtebrich, des Almoſeniers der Gefangenen, verſchaffen und mich näher an ihn anzuſchließen verſuchen ſollte. Wir hatten von ihm freilich nichts zu hoffen, ich glaubte aber, daß dieſe Vorſicht uns nicht ſchädlich ſei, vielmehr manchen Vortheil bringen könne.

Die Ausführung dieſes Planes wurde auf der Stelle begonnen. Chobar, Darlier und Ricaud ſchafften ihre geringen Habſeligkeiten in meine Barake, und Letzterer fing an die Runde zu machen, die wir keinen Augenblick unterlaſſen wollten. Den andern Tag hörte ich beim Segnor Eſtebrich die Meſſe, und er freute ſich, mich in dem einſamen verfallenen Saale zu erblicken, wo er das heilige Geheimniß feierte. Entweder, ſagte ich zu mir, muß dieſer Mann einen glühenden Eifer für die Religion beſitzen, oder ſeine Obern haben ihn, wegen ſeiner ausſchweifenden Le-

bensart, hierher ins Exil geschickt; dieß will ich ohne Zweifel noch heraus bringen.

Ich trat nach der Messe zu ihm, knüpfte ein Gespräch an und begleitete ihn bis zu seiner Wohnung. Er sagte mir einige Artigkeiten über meine Fortschritte in der spanischen Sprache, fragte mich, wie ich gefangen worden wäre, und behielt mich bis zu der Zeit bei sich, wo er sich zu Tische zu setzen gewohnt war; er ließ mich nun merken, daß meine Gegenwart auf längere Zeit ihn belästige, lud mich aber ein, ihn öfter zu besuchen, und an mein Seelenheil zu denken. Ich verließ ihn mit dem Entschlusse, wieder zu kommen, weil ich diesen Mann benutzen zu können glaubte. Estebrich war ein echt spanischer Mönch, der sich durch blinden Fanatismus, Gefräßigkeit und große Unwissenheit auszeichnete.

Ein Monat verfloß, ohne daß sich irgend etwas in unserer Lage verändert hätte. Eine besondere Gelegenheit hatte sich nicht dargeboten, und wir selbst waren noch nicht im Stande gewesen, einen ausführbaren Plan zur Flucht auszudenken. Die Lebensmittel, welche

alle 4 Tage ankommen ſollten, blieben manchmal 24 Stunden länger aus, und der gröſſere Theil der Gefangenen, dadurch aufs Äuſſerſte gebracht, mußte ohne die Vorſchrift des Segnor Eſtebrich Faſttage halten, denn Mehrere verzehrten die erhaltenen Rationen ſchon in den beiden erſten Tagen, dann lebten ſie von Wurzeln und wilden Kräutern und wanderten in großer Menge aus den Baraken auf den Gottesacker.

Die Hilfsmittel, welche die Inſel im Anfange dargeboten hatte, waren faſt gänzlich erſchöpft. Zur Zeit meiner Ankunft ſchwammen mehrere Gefangene mit dem frühen Morgen nach den kleinen Inſeln, mit denen Cabrera umgeben war, und durchſuchten dieſelben ſo ſorgfältig, daß ſie gegen Abend mit einem kleinen Vorrathe von Auſtern oder Krebſen zurück kehrten, die ſie ſogleich auf dem Bazar zum Verkauf ausſtellten. Andere begaben ſich auf dieſelbe Weiſe nach einer kleinen Inſel, welche ſonſt den Namen der Kaninchenſinſel mit der That geführt hatte. Gelang es ihnen hier, noch ein Kaninchen aufzuſpüren, welches den häufigen Nachſtel-

Zimmermeiſter. Gevatter, kommt.

Clärchen. Und ich habe nicht Arme, nicht Mark wie ihr; doch hab' ich, was euch allen eben fehlt, Muth und Verachtung der Gefahr. Könnt' euch mein Athem doch entzünden! könnt' ich an meinem Buſen drückend euch erwärmen und beleben! Kommt! In eurer Mitte will ich gehen! — Wie eine Fahne wehrlos ein edles Heer von Kriegern wehend anführt, ſo ſoll mein Geiſt um eure Häupter flammen, und Liebe und Muth das ſchwankende zerſtreute Volk zu einem fürchterlichen Heer vereinigen.

Jetter. Schaff' ſie bey Seite, ſie dauert mich. Krieger ab.

Brackenburg. Clärchen! ſiehſt du nicht wo wir ſind?

Clärchen. Wo? Unter dem Himmel, der ſo oft ſich herrlicher zu wölben ſchien, wenn der Edle unter ihm herging. Aus dieſen Fenſtern haben ſie herausgeſehn, vier, fünf Köpfe über einander; an dieſen Thüren haben ſie geſcharrt

lungen der Bewohner von Cabrera bis jetzt entgangen war: so legten sie sich vor dem Baue desselben auf die Lauer und verharrten hier, bis das Kaninchen ein- oder ausgehen wollte, bei welcher Gelegenheit sie es ergriffen. Ein Kaninchen war zu dieser Zeit ein wichtiger Fang und besonders dann, wenn uns die Spanier zu vergessen schienen. In solchen Fällen stiegen die Lebensmittel auf dem Bazar ungeheuer im Preise, während Alles, was nicht gegessen werden konnte, fast keinen Werth mehr hatte. Ich habe selbst für ½ Pfund Brot eine sehr schöne goldene Uhr geben sehen. An Credit war nicht mehr zu denken. Nur in solchen Augenblicken konnten für eine Anzahl Brotstücken von einer Unze Verschreibungen von 1500 Franks gegeben werden, die ich später von der Administration den betheiligten Corps habe bezahlen sehen.

Ich und meine Gefährten waren vorsichtig genug, auf mehr als Einen Tag Lebensmittel vorräthig zu haben, auch suchten wir diese Vorräthe immer höher zu bringen, um für den Fall, wo sich uns Gelegenheit zur Flucht darbieten sollte, hinreichende Lebensmittel mit-

nehmen zu können. Diese Vorsorge setzte uns in den Stand, jene Zeiten der Noth leichter zu ertragen.

Indessen gab es auf Cabrera verschiedene Arten von Beschäftigungen; es gab Schneider, Schuster, Ausrufer, Arbeiter in Haaren, Knochen und Muscheln. Andere schnitzten aus Holz kleine Figuren von Thieren u. s. w. Etwa 200 Soldaten, die Überreste eines Dragonerregiments, was in der Auvergne ausgehoben worden war, bewohnten eine Höhle und waren damit beschäftigt, Löffel aus Buchsbaumwurzeln zu schnitzen. Sie hatten unter sich nur einen Rock und eine Hose, die ebenfalls bald unbrauchbar zu werden drohten, und welche der Reihe nach von demjenigen getragen wurden, welcher abgeschickt wurde, um die Lebensmittel in Empfang zu nehmen. Alle diese kleinen Arbeiten wurden um mäßige Preise an die Mannschaft der engländischen Brigg und der spanischen Kanonierschaluppen verkauft. Unsere merkwürdige Lebensweise und die Speculationen auf unsere Gewerbthätigkeit verschafften uns manchen Besuch von unsern Abnehmern.

Was es aber auf Cabrera im Überfluß gab, waren Lehrer aller Art. Überall sah man Lehrer der Musik, der Mathematik, der Sprachen, der Zeichnenkunst, der Fechtkunst, der Tanzkunst ꝛc. Bei schönem Wetter gaben alle diese Professoren ihren Unterricht im Palais Royal ziemlich nahe bei einander. Nicht selten hörte man einen halb nackten armen Teufel, der seit 24 Stunden nichts gegessen hatte, den lustigsten Contre-Tanz von der Welt singen, und ihn von Zeit zu Zeit mit der ernsthaftesten Ermahnung an seinen Schüler unterbrechen, der mit einer zerrissenen Unterhose bekleidet war: „wohlan, balanciren Sie gegen Ihre Damen! den Fuß ausgestreckt! etwas mehr Grazie!“ — Etwas weiter hin lehrte ein Klopffechter den Kreuzhieb nach vier Seiten und suchte den Ehrgeiz und den Eifer eines Zöglings zu erwecken: „Sehr gut, ich bin zufrieden mit Ihnen; wenn Sie so fort fahren, so können Sie höchstens in 14 Tagen sich vor der Gesellschaft sehen lassen.“ —

Die vornehmsten dieser Professoren hatten ihre Plätze durch Anschlagzettel auf einem

Stückchen Papier so groß wie eine Hand bezeichnet.

Auch ich wollte irgend eine Beschäftigung ergreifen, hatte aber weder Lust, Unterricht zu geben, noch zu nehmen. Ich besaß keine mechanische Kunstfertigkeit, konnte weder Löffel schnitzen, noch in Haaren arbeiten, und es war nun zu spät, dergleichen zu erlernen. Nach langem Nachdenken brachte mich die Langeweile der Gefangenen darauf, ein Theater zu errichten, und ich versprach mir von der Ausführung dieses Gedankens einen so guten Erfolg, daß ich mich wundern mußte, wie noch niemand darauf gefallen sei. Man hatte zwar einige Possen aus dem Stegreif aufgeführt, aber unter freiem Himmel und ohne daraus eine Speculation zu machen. Ich wollte daraus hingegen Vortheil ziehen und war entschlossen, im Fall der Noth, Verfasser, Schauspieler, Direktor und Maschinenmeister zu werden, auch meine drei Kameraden so wol an meiner Unternehmung, als an dem Ertrage derselben, der zur Ausführung unsers Lieblingsplanes verwendet werden sollte, Theil nehmen zu lassen.

Ich durfte nicht daran denken, mein Theater im alten Schloß aufzuschlagen; denn einmal wurde es jeden Abend verschlossen, und dann würde es auch der gewissenhafte Segnor Estebrich nicht zugelassen haben. Deßhalb warf ich meine Augen auf eine sehr große, halb verfallene Cisterne, deren Wasserleitung nebst einem Theile ihres Gewölbes seit langer Zeit verfallen war. Ich ließ mich an einem Stricke hinunter, den ich besonders für diesen Zweck ankaufte, und fand auf dem Boden ungefähr noch einen Fuß hoch Wasser, oder vielmehr Schlamm. Das erste, was ich zu thun hatte, war die Austrocknung dieses Raumes zu bewirken, worüber ich in keine geringe Verlegenheit gerieth. Ich wollte anfänglich eine Pumpe errichten, gab aber diesen Gedanken bald wieder auf. Ich besaß noch 60 Franks und ließ mir von Segnor Estebrich aus Palma 4 lederne Eimer kommen. Ich machte nun eine Leiter und miethete vier Gefangene, den Tag zu 2 Sous den Mann, und am Ende des dritten Tages war meine Cisterne ausgeschöpft. Um sie noch mehr auszutrocknen, zündete ich in derselben ein großes

Feuer an und ließ einen ganzen Tag lang Sand und Steine hinein ſchaffen, aus welchen ich eine Erhöhung bildete, welche den dritten Theil von der Länge der Ciſterne einnahm und zur Bühne beſtimmt war. Ich verſchaffte mir Ocher und Röthel, ſtrich damit die Wände gelb an und gab ihnen eine rothe Bordure. Hierauf behing ich rings um die Wände mit Laubguirlanden, deren ich mich auch bediente, um das Parterre von der Bühne zu trennen, und da ich keinen Vorhang hatte, ſo ſchrieb ich auf die hintere Wand der Bühne: Castigat ridendo mores.

Ich war ſchon lange über das Stück einig, mit welchem ich mein Theater eröffnen wollte. Es war der Philoktetes von Laharpe. Ich hatte ſchon früher dieſe Rolle geſpielt und wußte ſie noch, ſo wie auch große Stellen der andern Rollen, auswendig. Das Fehlende ergänzte ich durch Proſa von meiner eignen Erfindung. Darlier übernahm die Rolle des Ulyſſes; Chobar die des Pyrrhus, die des Griechen Ricaud, und ein Sapeur von rieſenmäßiger Geſtalt, einer Donnerſtim-

me und sehr vieler Geschicklichkeit die des Herkules. Ein Ausrufer verkündete endlich im ganzen Lager, daß heute Abend Philoktetes aufgeführt werde und als Nachspiel Marton und Frontin, worin Chobar und ich die Rollen übernommen hatten.

Meine Cisterne konnte ungefähr 300 Personen fassen und der Eintrittspreis war auf 2 Sous gesetzt. Kein Platz war leer geblieben. Man stieg auf der von mir verfertigten Leiter hinab, und ein sicherer Mann empfing oben das Eintrittsgeld und sammelte es in einem an seinem Halse hängenden Sacke aus Segeltuch. Das Theater war mit angezündeten Fichtenästen erleuchtet, die von Leuten gehalten wurden, welche in gewissen Abständen aufgestellt waren und einen neuen Ast anzündeten, so bald der vorige verbrannt war.

Alle Anspielungen auf unsere Lage, die in dem Stück vorkamen, wurden mit einem so regen Sinn aufgefaßt, daß er dem Geschmack einer weit glänzendern Versammlung Ehre gemacht haben würde. Gleich die ersten Verse

Nous voici dans Lemnos, dans cette île sauvage,
Dont jamais nul mortel n'aborda le rivage.

(So wären wir denn auf Lemnos, dieser rauhen Insel, deren Gestade nie ein Sterblicher besucht hat.)

wurden mit rauschendem Beifall aufgenommen; und ich fürchtete, daß das Gewölbe der Cisterne zusammen stürzen würde, als ich folgenden Vers vorbrachte:

Ils m'ont fait tous ces maux; que les dieux les leurs rendent!

(Sie haben mir alle diese Übel zugefügt, die ihnen die Götter vergelten mögen!)

Ich mußte die Worte wiederholen und inne halten, bis die Ruhe einiger Maßen wieder hergestellt war.

Ein so glücklicher Erfolg mußte uns Muth machen, und ich arbeitete ohne Unterlaß. Ich schrieb aus dem Gedächtniß mehrere Stücke, die wir mit großem Beifall aufführten. Unsere Kasse wie unser Wohlbefinden nahmen beträchtlich zu. Wir legten die Hälfte unserer Einnahme zurück, und schon hatte sich Ricaud anständig gekleidet, schon hatte ich mir einen Vorhang für mein Theater, Stricke, Nägel, einen Hammer und selbst ein Beil ge-

kauft, welches ich einem Spanier, ſo zu ſagen, mit Gold hatte aufwiegen müſſen! Alle dieſe Dinge, zunächſt für unſer Theater beſtimmt, konnten auch zu unſerer Rettung, die wir nicht vergaßen, nützliche Dienſte leiſten. Jeden Abend trugen wir dieſe wichtigen Beſitzthümer zur beſſern Aufbewährung in unſere Barake. Ich hätte mir gern auch einige Waffen, wenigſtens für jeden einen Säbel, verſchafft, aber in dieſer Hinſicht waren alle Bemühungen fruchtlos, und ich gab ſie auf, um nicht Verdacht zu erregen. Meine Helden des Trauerſpiels mußten ſich deßhalb unter dieſen Umſtänden mit hölzernen Säbeln begnügen.

Die ganze Colonie nahm lebhaften Antheil an dem Gelingen unſers Unternehmens; denn ſeit der zweiten Vorſtellung ließ ich bei jeder folgenden, der Reihe nach, zwanzig der Ärmern unter uns unentgeldlich ein. Aber im Laufe des Septembers ward dieſe gute Zeit durch ein großes Unglück geſtört, welches vielen der Unſrigen das Leben koſtete und mehrere Tage allen Arbeiten, allem Unterricht und allen Vergnügungen ein Ende machte. Die Lebensmittel kamen nicht an dem Tage an,

wo sie erwartet wurden. Dieser traurige Umstand trat zu häufig ein, als daß er noch befremden konnte. Zur gewöhnlichen Stunde hatten sich die hungrigen Gefangenen auf den Felsen der Küste versammelt und glaubten jeden Augenblick, die so sehnlichst herbei gewünschte Brigg am Horizont auftauchen zu sehen. Der Tag verschwand und mit ihm alle Hoffnung. Ein Geschrei des Abscheues und des Unwillens erhob sich gegen die Spanier, die uns, wie die Menge behauptete, verhungern lassen wollten. Seit dem ersten Tage dieses Mangels waren die wenigen Lebensmittel auf dem Markt aufgezehrt. In der nächsten Nacht starben mehr als 150 Menschen vor Wuth oder Entkräftung. Der dritte Tag brach an; Alles schleppte sich von neuem an den Strand, sah mit sehnsüchtigen Blicken in die Ferne bis zum Mittag, wo noch immer nichts hatte zum Vorschein kommen wollen.

Der versammelte Rath beschloß, eine Deputation an Estebrich zu schicken, damit er unsre Noth der engländischen Brigg und den Kanonierschaluppen anzeige, und uns Hilfe schaffe. Ich begab mich mit Ricaud zu ihm

und genickt, wenn er auf die Memmen herabſah. O ich hatte ſie ſo lieb, wie ſie ihn ehrten! Wäre er Tyrann geweſen, möchten ſie immer vor ſeinem Falle ſeitwärts gehn. Aber ſie liebten ihn! — O ihr Hände, die ihr an die Mützen griff't, zum Schwert könnt ihr nicht greifen — Brackenburg, und wir? — Schelten wir ſie? — Dieſe Arme, die ihn ſo oft feſt hielten, was thun ſie für ihn. — Liſt hat in der Welt ſo viel erreicht — Du kennſt Wege und Stege, kennſt das alte Schloß. Es iſt nichts unmöglich, gib mir einen Anſchlag.

Brackenburg. Wenn wir nach Hauſe gingen!

Clärchen. Gut.

Brackenburg. Dort an der Ecke ſteh' ich Alba's Wache; laß doch die Stimme der Vernunft dir zu Herzen dringen. Haltſt du mich für feig? Glaubſt du nicht, daß ich um deinetwillen ſterben könnte? Hier ſind wir beyde toll, ich ſo gut wie du. Siehſt du nicht das Unmögliche? Wenn du dich faßteſt! Du biſt außer dir.

und fand ihn bei Tiſche zwiſchen einer Schüſſel mit Rindfleiſch und einer halb gefüllten Gans vom ſchönſten Ausſehen. Er hörte uns zu, ohne ſich im Eſſen ſtören zu laſſen, bot uns endlich ein Glas Wein und verſprach, zu ſehen, was er für uns thun könne. Wir kehrten mit dieſer Nachricht zu unſern Kameraden zurück, und nach einer halben Stunde ſahen wir den Geiſtlichen im Ornat heraus treten und mit dem Crucifix in der Hand auf uns zu ſchreiten. Er ſang dabei die Litaneien aller Heiligen und lud uns ein, mit ihm eine Proceſſion zu halten, damit der Himmel ſich unſerer Noth erbarme. Einige Gefangene fügten ſich ſeinem Wunſche, vielleicht in der Hoffnung, daß er ihnen auch einige zeitliche Hilfe angedeihen laſſen werde. In kurzer Zeit ſtand er an der Spitze von ungefähr 30 Mann, die ihre wenigen Kräfte ſammelten, um hinter ihm her zu ziehen und ihr ora pro nobis zu ſingen.

Unterdeſſen verſammelte ſich der Rath von Neuem; die verzweifeltſten Vorſchläge wurden gethan, und wir fingen ſelbſt an, des Glaubens zu werden, daß die ſpaniſche Regierung

uns zum Hungertode verdammt habe. Wir sahen kein Mittel uns weder diesem Beschluß zu entziehen, noch auch unsere Existenz nur zwei Stunden noch fort zu setzen. Ein italienischer Unteroffizier that einen Vorschlag, der mit allgemeinem Abscheu verworfen wurde. Einem andern Mitgliede gelang es endlich, den übrigen den Gedanken zu nehmen, als wenn wir absichtlich vernachlässigt würden, und sie zu überzeugen, daß die Lebensmittel bloß durch einen unglücklichen Zufall sich verspätet haben müßten; sicherlich würden sie morgen ankommen, um aber die Kräfte und den Muth der Gefangenen bis dahin zu unterhalten, solle man zu der einzigen noch übrigen Hilfe schreiten, nämlich den Esel schlachten. Man wird kaum glauben, daß Martin, trotz unserer schrecklichen Lage, noch seine Vertheidiger fand. Seine Dienste waren den meisten Gefangenen äußerst nützlich gewesen, und was übrigens, wenn er geschlachtet wurde, von seinem Fleische auf jeden unserer Kameraden kam, mochte wohl schwerlich ausreichend seyn, um uns in den Stand zu setzen, den andern Morgen zu erwarten. Dieß war

jedem einleuchtend, aber dennoch wurde kein Grund angehört und das treue Thier faſt einſtimmig zum Tode verurtheilt.

Die Proceſſion war eben geendigt und hatte in unſerer Lage keine Veränderung bewirkt. Zwei Mann wurden abgeſchickt, das arme Thier aufzuſuchen. Man fand es in geringer Entfernung ſein Futter ſuchend, brachte es in die Verſammlung, ohne daß es ſein Schickſal ahnte, und 10 Minuten ſpäter war es todt, abgehäutet und in Stücken zerhauen. Sein Fleiſch briet ſchon auf den Kohlen oder wurde von denen, welche etwas mehr Geduld hatten, zu Fleiſchbrühe benutzt. Knochen und Eingeweide mit gerechnet, kamen auf 3 Mann 2 Unzen.

Ein Unglück kommt niemals allein. Auf Cabrera ſind die heftigen Gewitter ſehr häufig, und in der Nacht, welche auf dieſen traurigen Tag folgte, brach ein ſolches Gewitter aus, wie wir noch keins erlebt hatten. Eine ganze Stunde lang war der Wind, der Regen und der Hagel ſo heftig, daß mehrere Baraken fort geſchwemmt wurden. Die Bedachung der unſrigen wurde, trotz ihrer Fe-

stigkeit, an mehrern Stellen durchlöchert. Regenströme, welche sich tiefe Betten ausgruben, stürzten von der Höhe herab, auf welcher unter andern unser Gottesacker lag und führten Erde, Sträucher, zerrissene und ganze Leichen bis zum Lager mit sich fort. Gegen Morgen hatten 300 unserer Unglücksgefährten, entweder vor Hunger den Geist aufgegeben, oder waren theils in ihren Baraken, theils in den umgebenden Pfützen ertrunken.

Mit dem Aufgang der Sonne befanden wir uns, wie an den vorigen Tagen, fast alle am Meeresufer; endlich entdeckten wir dieses Mal ein Segel und erkannten bald die Brigg. Um 9 Uhr berührte sie das Land und brachte uns auf 8 Tage Lebensmittel.

Die wichtige Veranlassung der Hungersnoth, die wir erlitten hatten, war, wie wir später erfuhren, die gewesen, daß die Abrechnung zwischen zwei Lieferanten nicht in Ordnung gebracht werden konnte, und der engländische, zu Palma commandirende General nicht erlauben wollte, daß eine neue Lieferung abgehe, bevor diese wichtige Angelegenheit berichtigt sei. Ob unterdessen 6000

Franzosen der Gefahr des Hungertodes ausgesetzt waren, kümmerte ihn wenig.

Diese Unterbrechung in der Vertheilung der Lebensmittel war die letzte, welche ich in der Colonie erlebte. Wir erholten uns bald wieder, waren auch darauf bedacht, Vorräthe zurück zu legen, und unsere dramatischen Vorstellungen machten von Neuem dasselbe Glück, wie zuvor.

Es waren auf der Insel auch einige 20 Weiber, Französinnen, Italienerinnen und Spanierinnen, die ihren Männern oder Liebhabern in die Gefangenschaft gefolgt waren. Fast alle trieben Handel, und unter ihnen waren einige jung und hübsch. Nicht ohne Mühe gelang es mir, zwei davon zu bereden, auf meinem Theater aufzutreten. Dadurch erhielten nun meine Vorstellungen einen solchen Zulauf, daß man genöthigt war, bei Zeiten die Leiter wegzunehmen und den Zutritt zu verweigern. Indessen war ich schon seit 8 Monaten und länger auf der Insel, und noch hatte sich nicht die geringste Gelegenheit zur Flucht dargeboten, so daß ich muthlos zu

werden anfing, ohne jedoch die Runde, welche wir Nacht und Tag an der Küste machten, deßhalb im Geringsten zu unterbrechen. Jeder von uns hatte zum Öftern mehr oder weniger gewagte Plane zur Flucht vorgelegt, die wir als unausführbar verwerfen mußten.

Achtes Kapitel.

1810 — 1811.

Flucht. — Ankunft zu Tortosa. — Guillemard nimmt drei feindliche Offiziere gefangen. — Er wird zum Sergenten ernannt und erhält den Orden der Ehrenlegion. — Rückkehr nach Frankreich.

Eines Abends gab ich gerade den Verschwender von Destouches; Chobar machte die Runde und war nicht in die Vorstellung gekommen. Die letzte Scene hatte begonnen, und ich wendete meine Augen nach dem Soufleur, um seine Hilfe in Anspruch zu nehmen, als ich bemerkte, daß Chobar an der Stelle desselben saß. „Etwas Neues!" flüsterte er mir mit großer Bewegung und einem vor Freude strahlenden Gesichte zu.

Ich weiß nicht, wo ich die Fassung hernahm, um meine Rolle auszuspielen; kürzte sie aber, so viel wie möglich, ab und eilte hierauf mit Ricaud und Darlier hinaus, um unsern Kamerad Chobar aufzusuchen, der uns bereits erwartete. Wir erfuhren von ihm, daß er diesen Abend gegen 9 Uhr ein Boot mit drei Mann zwischen der Kanincheninsel und Cabrera habe hin und her rudern sehen; endlich sei es letzterer Insel genaht und ans Land gezogen worden. Hinter einem Felsen versteckt, habe er dann bemerkt, wie die drei Männer Feuer angezündet, ihr Abendbrot verzehrt und sich hierauf unter dem Schutze des Bootes zur Ruhe gelegt hätten, wahrscheinlich in der Absicht, die Nacht hier zuzubringen und mit Aufgang der Sonne wieder in See zu gehen.

Unser Entschluß war auf der Stelle gefaßt; wir beredeten uns sogleich über den Plan, welcher Punkt für Punkt und mit so viel Genauigkeit und Glück ausgeführt wurde, als ob wir die Ereignisse zu beherrschen vermocht hätten. Sobald im Lager Alles ruhig geworden war, machten wir uns, mit Vorrä-

then auf länger als vier Tage, einer kleinen Tonne Wasser und Stricken von verschiedener Länge versehen, auf den Weg. Da wir, um das Lager zu vermeiden, einen Umweg machen mußten, so brachten wir auf dem Wege nach der Stelle, die uns Chobar angab, 3 lange Viertelstunden zu. Es wehte ein frischer Südostwind; und wenn man uns unter allen 32 Winden der Windrose die Wahl gelassen hätte: so möchten wir keinen günstigern uns gewünscht haben können. Die Nacht war kalt und dunkel. Als wir uns dem Orte näherten, vermochten wir, troz der Dunkelheit, den schwarzen Körper des Fahrzeuges am Horizonte zu erkennen. Wir gingen jezt langsamer, hielten den Athem an uns und vermieden, durch unsere Tritte im Sande Geräusch zu machen. Als wir uns unter dem Winde dem Boote immer mehr näherten, erblickten wir endlich die drei Schiffer schlafend und in ihre Mäntel eingehüllt. Da jeder von uns schon wußte, was er zu thun hatte, so brauchten wir nur mit dem Finger denjenigen zu bezeichnen, welchen jeder von uns auf sich zu nehmen hatte. In einigen Minuten waren sie

mit Schnupftüchern geknebelt, gebunden und in ihr Fahrzeug geworfen, welches wir flott gemacht hatten, um nach der Kaninchеninsel überzusetzen. Hier landeten wir und erklärten unsern Gefangenen, daß wir unser Heil in der Flucht suchen müßten und deßhalb genöthigt seien, sie in der Lage, in welche wir sie versetzt hätten, hier zu lassen; den folgenden Morgen würden sie entweder von den französischen Gefangenen, oder von den Spaniern entdeckt werden. Hierauf entkleideten wir sie und legten selbst ihre weiten Beinkleider, ihre Mäntel und ihre katalonischen Mützen an. Dafür überließen wir ihnen unsere Kleidungsstücke, einige Lebensmittel und 63 Franks, eine Summe, die den Werth ihrer Barke bei weitem überstieg, wünschten ihnen alles Wohlergehen, stachen in See und suchten das Weite.

Wir besaßen glücklicher Weise einen wahren Schatz, den wir sorgfältiger als unsere Augen und als uns selbst bewahrt hatten. Dieß war nämlich ein kleiner Compaß, welcher unserm Freunde Darlier gehörte, und den er bis zu dem Augenblick unsers Bundes immer

Clärchen. Außer mir! Abſcheulich! Brackenburg, ihr ſeyd außer euch. Da ihr laut den Helden verehrtet, ihn Freund und Schutz und Hoffnung nanntet, ihm Vivat rieft, wenn er kam; da ſtand ich in meinem Winkel, ſchob das Fenſter halb auf, verbarg mich lauſchend, und das Herz ſchlug mir höher als euch allen. Jetzt ſchlägt mir's wieder höher als euch allen! Ihr verbergt euch, da es noth iſt, verläugnet ihn, und fühlt nicht, daß ihr untergeht, wenn er verdirbt.

Brackenburg. Komm nach Hauſe.

Clärchen. Nach Hauſe?

Brackenburg. Beſinne dich nur! Sieh dich um! Dieß ſind die Straßen, die du nur ſonntäglich betrittſt, durch die du ſittſam nach der Kirche gingſt, wo du übertrieben-ehrbar glänzteſt, wenn ich mit einem freundlichern grüßenden Wort mich zu dir geſellte. Du ſtehſt und redeſt, handelſt vor den Augen der offnen Welt; beſinne dich, Liebe! wozu hilft es uns?

bei sich getragen hatte. Wir sahen bald, daß wir von den Küsten des Königreichs Valencia, die uns gegen Nordwesten lagen, etwa 50 Stunden weit entfernt waren. Ein frischer Südostwind trieb uns gerade darauf zu. Unserer Schätzung nach machten wir wenigstens 6 Knoten in einer Stunde und folglich konnten wir in der nächsten Nacht die französische Armee erreichen, wenn sie noch in dieser Gegend stand. Letzteres wußten wir freilich nicht mit Bestimmtheit, — eine Ungewißheit, die unsere Freude etwas dämpfte. Wir waren übrigens entschlossen, uns lieber zusammenhauen als in die Wüste von Cabrera zurück bringen zu lassen. *)

Als der Tag anbrach, waren wir auf offener See und erblickten hinter uns kaum noch die höchsten Punkte der Insel, welche im Nebel versanken. Der Wind wehte noch immer aus derselben Richtung und mit derselben Stärke. Gegen 4 Uhr des Nachmittags glaubten wir die Küste von Spanien zu entdecken.

---

*) Siehe Anmerkung K der historischen Erläuterungen.

Als die Sonne unterging, zeigte sie sich deutlicher am Horizont, und bald konnten wir die Häuser, die Bäume und die Felsen des Ufers erkennen. Die Nacht brach ein, und wir trieben noch immer mit derselben Geschwindigkeit auf ein Land zu, welches keiner von uns kannte. Wir wußten bloß, daß die ganze Küste eine Menge Klippen hatte, die das Landen äußerst gefährlich machten.

Es mochte ungefähr gegen 11 Uhr seyn, als wir vom Vordertheil unserer Barke, in der Entfernung einer Meile, eine Reihe weißer Häuser, mehrere Lichter und die Masten mehrerer Fahrzeuge entdeckten. Daraus schlossen wir, daß hier ein kleiner Hafen sei. Aber bei der Ungewißheit, ob derselbe von Franzosen besetzt sei, wagten wir es nicht, einzulaufen, sondern hielten uns etwas weiter nach Norden, so daß wir den Hafen in den Rükken bekamen. Wir zogen sogleich ein Segel ein, um dem Fahrzeug einen langsamen Lauf zu geben, und ohne Gefahr landen zu können. Nachdem wir eine halbe Stunde auf diese Weise unsern Lauf fortgesetzt hatten, waren wir nur noch eine Kabellänge von der

Küste entfernt und wurden gewahr, daß uns der Zufall in Allem günstig gewesen war. Wir hatten einen kiesigen und sandigen Strand, der nicht die mindeste Gefahr darbot. Nachdem wir noch einige Augenblicke der Küste entlang gesteuert waren, bißten wir unser Segel und ließen die Barke auf den Strand laufen. Wir hatten nur noch Wasser bis an die Knie, welches wir durchwadeten.

Als wir das Ufer betraten, fielen wir einander in die Arme und freuten uns über das Glück, was uns bis hieher begleitet hatte. Was aber nun anfangen? wohin uns wenden? — Dieser Gedanke beschäftigte uns bald gemeinschaftlich. Wir hielten es für rathsam, den Tag zu erwarten, ehe wir in dieser Hinsicht einen Entschluß faßten, in der Hoffnung, daß vielleicht ein unvorhergesehener Umstand uns Auskunft über den Stand der Armeen verschaffe. Wir gingen ein wenig landeinwärts, kamen über eine mit dem Gestade parallel laufende Heerstraße und entdeckten nach kurzer Zeit eine Stelle zwischen den Felsen, wo wir die Nacht zuzubringen beschlossen. Man wird uns gern glauben, daß wir äußerst

müde und schläfrig waren. Nachdem wir einige Nahrung zu uns genommen hatten, streckten wir uns auf den Sand. Während die Andern schliefen, mußte immer Einer Wache halten. Wir waren des festen Entschlusses, mit Anbruch des Tages uns weiter landeinwärts zu begeben.

Seit länger als einer Stunde hatte ich bereits meinen Freund Ricaud abgelöst. Die Sonne war schon aufgegangen, und ich wollte eben meine Kameraden wecken, um mit ihnen zu überlegen, was nun zu thun sei, als ich auf der Heerstraße zwei Männer mit sieben bis acht Maulthieren erblickte. Ich verließ augenblicklich meinen Hinterhalt und eilte, den Maulthiertreibern ein gutes Stück zuvor zu kommen. Ich ging ihnen hierauf auf der Heerstraße entgegen und begann ein gleichgiltiges Gespräch mit ihnen. Da mein Kopf unterwegs rascher arbeitete, als meine Beine, so hatte ich mir meinen Plan gemacht. Glücklicher Weise sprach ich ziemlich gut catalonisch, welches mit dem provenzalischen Dialekte große Ähnlichkeit hat. Glücklicher Weise lag auch unsere Barke noch an der Stelle, wo wir auf

den Strand gelaufen waren, und schien für die Einschiffung bereit zu seyn. Ich erzählte ihnen, daß wir seit zwei Tagen Palma verlassen hätten, um uns nach Tribiça zu begeben, daß uns aber ein Windstoß in westlicher Richtung getrieben habe, und wir bei diesem Winde nicht wieder unsere Richtung hätten verfolgen können; endlich gestern Abend seien wir an eine Küste verschlagen und, wegen Mangels an Lebensmitteln, anzulanden gezwungen worden; daß meine Gefährten im Begriff seien, einen Meierhof zu suchen, um sich Lebensmittel zu verschaffen, und daß ich sie bloß erwarte, um unser Fahrzeug wieder zu besteigen. Ich erkundigte mich endlich nach der Gegend, und ob sie nichts Neues wüßten.

Meine Erzählung hatte den Anstrich von Wahrscheinlichkeit, so daß sie ihr leicht glaubten. Sie antworteten mir, daß eine Viertelstunde hinter mir Vinaros, ein kleiner Seehafen, liege, wo alles zu bekommen sei, was wir wünschten; dieß war das Dorf, welches wir gestern Abend gesehen hatten. Ich begleitete sie eine kleine Strecke und sprach von ganz andern Dingen, als von dem Gegen-

stande, welcher mich interessirte. Bald aber kamen sie, ohne mein Zuthun, von selbst darauf und erzählten mir, daß die Herrn Franzosen in diesem Augenblicke Tortosa belagerten, welches 6 Stunden von Vinaros liege, und daß die Festung vielleicht gegenwärtig schon gefallen sei.

Ich blieb nur noch so lange bei ihnen, um zu erfahren, nach welcher Seite hin Tortosa liege. Ich erreichte meinen Zweck und verließ sie nun, unter dem Vorwande, meine Gefährten zu erwarten, die bald zurück kommen müßten.

Sobald ich die Maulthiertreiber aus dem Gesicht verloren hatte, eilte ich nach dem Felsen hin und berichtete meinen Kameraden, was ich eben gethan hatte. Wir wendeten uns hierauf querfeldein in nordwestlicher Richtung, wo wir, meinen Erkundigungen zu Folge, Tortosa treffen mußten.

Nach einem sehr beschwerlichen Marsch von einer Stunde, auf welchem wir mehrmals genöthigt waren, durch Hecken zu dringen und über Gräben zu setzen, fanden wir einen Weg, den wir verfolgen zu müssen glaubten. Je

mehr wir uns der französischen Armee näherten, desto mehr befürchteten wir, einigen Guerillabanden zu begegnen, von ihnen ausgefragt und entdeckt zu werden. Diese Befürchtniß hatte indessen bald ein Ende, denn wir erblickten vor uns eine Herde Ochsen, welche von einer französischen Abtheilung unter der Anführung eines Sergenten dem Lager zugeführt wurde. Wir gaben uns unsern Landsleuten sogleich zu erkennen und setzten mit ihnen unsern Marsch fort. Gegen 3 Uhr des Nachmittags langten wir endlich im französischen Lager an und erblickten eine Menge Fouriere, die sich eben versammelt hatten, um die Lebensmittel für ihre Compagnien zu fassen. Ich begab mich unter sie und erkannte bald die Fouriere meines Bataillons. Als ich mich an sie heran drängte, ließ mich ein Fourier von der Grenadiercompagnie hart an, fragte mich, was ich hier wolle, und befahl mir, mich zu entfernen. „Was ich hier will? Ei zum Teufel, die Lebensmittel für meine Compagnie fassen, so gut wie ihr!“ Sogleich erkannten sie mich, und nun erfolgte lautes Gelächter über meine Tracht und Fragen und

Glückwünsche über meine Befreiung. Ich ging mit ihnen ins Lager. Meine Stelle in der Compagnie war besetzt, und ich erhielt die Anwartschaft auf die erste erledigte Fourierstelle.

Den folgenden Tag erhielt ich eine zweimonatliche Löhnung als Gratification. Dieser Zuschuß zu meinem Antheile vom Theaterertrag gab eine Summe, die mich auf lange Zeit aus aller Noth befreite. Mit Vergnügen warf ich die Kleidungsstücke des spanischen Schiffers, welche ich seit drei Tagen getragen hatte, bei Seite und vertauschte sie mit der Montirung. Ich hatte die Ehre, dem General, welcher unsere Division commandirte, vorgestellt zu werden und ihm die Umstände meiner Flucht sowohl, als die Behandlung der Gefangenen auf Cabrera zu erzählen.

Ich sah Ricaud wieder, der in sein Regiment, wie ich in das meinige, eingetreten war, und fast sogleich wieder Dienst gethan hatte. Chobar und Darlier hatten Marschrouten nach Frankreich bekommen.

Die Behandlung auf Cabrera hatte meine Liebe zu den Spaniern eben nicht vermehrt, und seit langer Zeit fehlte es mir an Gelegenheit,

ihnen dieſes zu beweiſen. Mit dem Entſchluß, die Zeit wieder beizubringen, welche ich nebſt meiner Fourierſtelle verloren hatte, verband ich den Wunſch, daß die Feſtung endlich berennt werden, oder daß die Beſatzung derſelben wenigſtens einen Ausfall thun möchte.

Den 25ſten December 1810 war ich wieder zur Armee gelangt, und den 30ſten waren die Belagerungsarbeiten bis an die Wälle von Tortoſa getrieben. Die Belagerten fingen jetzt an, wie es ſchien, die Sache ernſthaft zu finden, und den 26ſten ſchon verlangten ſie zu capituliren, aber der General ſandte die Parlementäre zurück, ohne von ihren ſpäten Vorſchlägen Etwas wiſſen zu wollen. Sie kamen mehrmals ins Lager zurück, wurden aber nicht Einmal angenommen.

Dieſer Strenge verdankten wir ohne Zweifel das erwünſchte Ereigniß, der Beſatzung bald näher im Auge zu ſehen. Den 28ſten des Morgens ſtellte ſie ſich, als ob ſie auf einen gewiſſen Punkt einen Ausfall machen wolle, ſtürzte ſich aber unverzüglich auf den Theil des Lagers, wo ſich unſere Diviſion befand. Letztere ſtand in einer Minute unter

Waffen und rückte in der schönsten Ordnung vor, um dem Angriffe sich entgegen zu stellen. Ich befand mich unter den Voltigeurs, und da ich nur die Anwartschaft auf eine erledigte Fourierstelle hatte, so brauchte ich nicht beim Adler zu bleiben, dem gewöhnlichen Posten des Fouriers. Dieser zufällige Umstand verschaffte mir die Gelegenheit, meinen Freunden, den Spaniern und Engländern, näher ins Auge zu sehen, als ich es in Reih' und Glied vermocht hätte.

Alle Voltigeurs agirten als Tirailleurs, während die Division im Sturmschritte vorrückte. Die Feinde hielten uns ungefähr eine Viertelstunde lang Stand, nachher wichen sie und wollten ihre Wälle wieder erreichen, aber unser Vordringen versetzte sie bald in die größte Unordnung, so daß verschiedene Corps sich unter einander mischten und nur noch eine verworrene Masse bildete, die sich in einer Wolke von Staub und Rauch den Thoren von Tortosa, so zu sagen, entgegen wälzte. Mit einigen Voltigeurs drang ich in diesen Haufen ein, und in wenig Augenblicken hatten mich die Feinde umgeben und, von allen Sei-

Clärchen. Nach Hauſe! Ja ich beſinne mich. Komm, Brackenburg, nach Hauſe! Weißt du, wo meine Heimath iſt? ꝛc.

Gefängniß

durch eine Lampe erhellt, ein Ruhebett im Grunde.

Egmont allein.

Alter Freund! immer getreuer Schlaf, ſiehſt du mich auch wie die übrigen Freunde? Wie willig ſenkteſt du dich auf mein freyes Haupt herunter, und fühlteſt wie ein ſchöner Myrthenkranz der Liebe meine Schläfe! Mitten unter Waffen, auf der Woge des Lebens, ruht' ich leicht athmend, wie ein aufquellender Knabe, in deinen Armen. Wenn Stürme durch Zweige und Blätter ſauſten, Aſt und Wipfel ſich knirrend bewegten, blieb innerſt doch der Kern des Herzens ungeregt. Was ſchüttelt dich nun? was

ten gedrängt, wurde ich mit fort gerissen, so daß es mir unmöglich war, aus diesem Haufen heraus zu kommen. Gleich in den ersten Augenblicken hatte ich die Voltigeurs aus den Augen verloren: sie waren durch die Flüchtlinge von mir getrennt worden. Indessen machten die Kugeln unserer Soldaten und einige Kanonenschüsse große Löcher in diese Masse, in deren Mitte ich vorschritt und mit dem Bajonett mir Platz machte. Endlich in der Umgegend der Stadt zerstreute sie sich, indem jeder nach demjenigen Thore sich wendete, durch welches er am schnellsten und mit der wenigsten Gefahr Eingang zu finden hoffte.

Mein Eifer verdoppelte sich, als ich einige Schritte vor mir die Hahnenfedern eines engländischen Offiziers erblickte, der eben so viel Eile als die Andern zu haben schien, um in Sicherheit zu kommen. Ich erreichte ihn endlich, und er erklärte mir in schlechtem Französisch, daß er sich ergeben wolle, denn etwas später wäre es nicht mehr Zeit dazu gewesen. Nachdem ich seinen Degen in Empfang genommen hatte, befahl ich ihm, mir zu folgen, wozu er sich ungern entschloß, als er sah, daß

ich noch weiter nach der Stadt zu ging; allein zwei Worte, die ich ihm sagte, machten ihn fügsamer. Er mochte auch übrigens bedenken, daß ich sein bester Schutz sei, und daß er es sonst mit jedem Franzosen zu thun haben würde, dem er begegnete. Ich ließ ihn deßhalb neben mir gehen, und ob ich gleich Lust hatte, ihn zu behalten, so hielt ich mich doch ein wenig noch auf.

Ich wünschte indessen noch einen Offizier zu haben, und indem ich mich dem vor mir liegenden Thore näherte, nach welchem sich eine Masse Flüchtlinge drängte, kam ich ihnen mit einem Dutzend Voltigeurs in den Rücken. Ich hatte das Thor schon fast erreicht, als ich einen spanischen Offizier erblickte, welcher eben den Fuß auf die Zugbrücke setzte. Ich kam ihm indessen zuvor und drängte ihn, das Bajonett auf der Brust, gegen einen Eckstein, indem ich ihn aufforderte, sich zu ergeben. Er überreichte mir ohne Widerstand seinen Degen, und ich ließ ihn vor mir hergehen, wie auch den engländischen Offizier, der mit Wohlgefallen diesem Auftritte zugesehen hatte. Dieß Alles ging rascher von Statten,

als ich es erzähle. Übrigens mochte mein erſter Gefangner wohl bedenken, daß der Verſuch, zu entfliehen, wohl unverzüglich einen Schuß zur Folge haben würde. Ich beeilte mich nun, mit meinen beiden Gefangnen ins Lager zurück zu kehren. Einige Kugeln von den Wallen ſchlugen neben uns nieder, und noch ein ganzer Hagel andrer wurde ihnen nachgeſchickt.

Kaum hatten wir einige Schritte gethan, als ein ſpaniſcher Offizier, von unſern Voltigeurs verfolgt, nach dem Thore zu eilte und mir folglich entgegen kam. Ich ſchlug auf ihn an und forderte ihn auf, ſich zu ergeben, worauf er mir ſeinen Degen zuwarf und mit den beiden andern Offizieren den Rückweg ins Lager antrat. Trotz des Kugelregens erreichten wir die Diviſion auf ihrem Rückwege zum Lager, und ich hatte das Glück, meinem Oberſten drei gefangene Offiziere vorzuſtellen und ihm ihre Degen zu überreichen.

Nach einigen Lobſprüchen befahl er mir, in ſeiner Nähe zu bleiben, und nachdem er das Regiment ins Lager zurück geführt hatte und vom Pferde geſtiegen war, mußte ich ihm

mit meinen drei Gefangenen zum Marſchall folgen. Wir wurden ſogleich vorgelaſſen; der Oberſt ſtellte mich demſelben vor und erzählte ihm ganz einfach und ohne allen Zuſatz, was ich gethan hatte. Der Marſchall war ein Kenner; er richtete an die drei Offiziere einige etwas ſpöttiſche Vorwürfe und fragte mich, wo ich ſie gefangen genommen hätte? „An einem Thore von Tortoſa," erwiederte ich. Er ſagte mir nur wenige Worte, aber ſie waren für mich ſo ſchmeichelhaft, daß ich ganz begeiſtert davon wurde, und mich für das, was ich gethan hatte, mehr als belohnt hielt. Er ſetzte hinzu, er werde mich morgen zur Dekoration vorſchlagen, und fragte mich endlich, ob ich noch einen Wunſch auszuſprechen habe? — „Ja, Herr Marſchall, ich habe eine Bitte." „Welche?" — „Daß ich beim nächſten Sturm der erſte ſeyn darf." — „Das iſt nicht mehr als billig, und Du kannſt darauf rechnen," erwiederte der Marſchall, nachdem er einige Augenblicke geſchwiegen und mich mit Verwunderung betrachtet hatte.

Ich erwartete mit vieler Ungeduld, und nicht ohne Herzklopfen, was über die Ein-

nahme von Tortosa verfügt werden möchte, allein die Besatzung hatte keine Lust, einen Sturm auszuhalten, und machte neue Versuche zu kapituliren, welche, gleich den frühern, verworfen wurden. Den 2ten Januar 1811 bemächtigte sich ein Regiment von unserer Division ohne Sturm eines der Thore von Tortosa und drang nach einem halbstündigen Gefecht in die Stadt ein, welche sogleich von der Armee besetzt wurde. Die aus 8000 Mann bestehende Besatzung wurde mit einer Großmuth behandelt, die sie ohne Zweifel eben so wenig verdient, als erwartet hatte; sie wurde nämlich als kriegsgefangen unter Bedeckung nach Frankreich geschickt.

Das dritte Armeecorps erkämpfte bald noch andere Siege, an denen ich keinen Theil nehmen konnte.

Einige Tage nach der Einnahme von Tortosa ergriff mich ein heftiges Fieber, ohne Zweifel eine Folge der Entbehrungen, welche ich auf der Insel Cabrera ausgestanden hatte. Ich kam ins Lazareth und lag einige Tage auf den Tod, raffte mich indessen doch auf, als ich erfuhr, daß meine Dekoration ange-

kommen sei. Ich erhielt sie auf der Parade aus den Händen meines Obersten. Dieß war die heftigste Bewegung der Freude, die ich in meinem Leben empfunden habe. Solche Gefühle kehren nicht wieder. Die Dekoration der Ehrenlegion wurde damals nur sehr sparsam verliehen und war eine ziemlich sichere Bürgschaft der Beförderung für den Empfänger, wenn er mit der Tapferkeit einige Erziehung verband. Denselben Tag wurde ich auch zum Sergenten ernannt und hatte somit die unmittelbare Übergangsstufe zum Offizier erreicht. Welche Hoffnungen erzeugte diese doppelte Gunst! Damals glaubte ich noch nicht daran, daß dieß mein Marschallsstab seyn sollte.

Trotz meines Eifers und meines Bestrebens, mich der erhaltenen Belohnung würdig zu zeigen, zwang mich ein Rückfall, ins Lazareth zurück zu kehren. Ich hatte keine Lust, hier lange zu bleiben, aber der Arzt erklärte mir, daß ich verloren sei, wenn ich nicht einige Monate lang die Luft meiner Heimath wieder einathme. Ein halbjähriger Urlaub

wurde für mich verlangt und um so leichter erhalten, als der Marschall sich selbst dafür interessirte. Den 15ten Februar kehrte ich mit einem Transport Verwundeter nach Frankreich zurück und einen Monat später kam ich in Toulon an.

Neuntes Kapitel.

1811.

Geburt des Königs von Rom und Feste bei dieser Veranlassung. — Die Akademie von Toulon. — Geschichte eines Unterpräfekten. — Anekdoten.

Nach einer vierjährigen Abwesenheit sah ich endlich mein Dorf Sirsour und meine Familie wieder. Ich hatte bereits einen Theil von Europa durchzogen, war aus mehrern blutigen Schlachten und mancherlei Gefahren glücklich entkommen und hatte viel zu erzählen, selbst wenn ich mich treu an die Wahrheit hielt. Meine Familie empfing mich auf das Liebevollste und meine Freunde, wie meine Bekannten mit allen Zeichen der Theilnahme. Es war bekannt, daß mein Aufenthalt in der

Heimath nicht lange dauern würde, deßhalb zögerte man nicht, mir täglich neue Beweise von Theilnahme und Aufmerksamkeit zu geben.

Oft erinnere ich mich dieses Zeitabschnittes meines Lebens mit Vergnügen; er war zwar kurz, aber alle Punkte desselben erwecken in meiner Seele das Bild der Ruhe und des Glücks. Viele Soldaten werden mit mir ein gleiches Gefühl getheilt haben. Nach den Märschen und dem Tumult eines Feldzugs und nachdem die strengen und rauhen Gewohnheiten des Dienstes gewisser Maßen zur andern Natur geworden sind, hat auf uns diese ununterbrochene Ruhe und dieses Entgegenkommen von allen Seiten eine Wirkung, von welcher sich der friedliche Hüttenbewohner, dem die starken Gemüthsbewegungen ganz fremd geblieben sind, keine Vorstellung machen kann. Ich möchte diese Augenblicke mit denen der Genesung vergleichen, in welchen Alles, was man sieht und erfährt, als neu erscheint, und wo man in einer Welt zu erwachen meint, in welcher alle Eindrücke einen für uns ganz neuen Reiz besitzen.

Gleich den andern Tag nach meiner An-

kunft besuchte mich Herr Bernard, der Gemahl meiner ersten Geliebten, meiner theuern Miette. Sie begleitete ihn. Ich hatte sie zu sehr geliebt, um sie ohne Herzklopfen sehen zu können; aber eine solche Menge heftiger Eindrücke, so vieler Kummer und so viele Gemüthsbewegungen hatten seit der Zeit mein Herz getroffen, daß die Liebe daraus ganz verdrängt worden war. Der Anblick meiner Geliebten, als Weib eines Andern, ergriff mich nicht so schmerzhaft, als ich es vorher geglaubt hätte. Zwar erwachten in meinem Herzen alle die Rückerinnerungen meiner Jugend und die Träume des Glücks, welche die Conscription vernichtet hatte. Unwillkürlich verglich ich das friedliche Leben, welches ich an ihrer Seite hätte genießen können, mit der lärmenden und gefahrvollen Laufbahn, welche mir zu Theil geworden war; aber auf einmal wurden alle diese Gedanken mit einer Schwermuth umhüllt, die nicht sehr schmerzlich auf mich wirkte. Ich fand auch Mietten sehr verändert: sie hatte ein Kind gehabt und sollte bald ein zweites bekommen. Ihr Gesicht hatte das frische Ansehn und ihr Wuchs die Grazie verloren.

erſchüttert den feſten treuen Sinn? Ich fühl's, es iſt der Klang der Mordart, die an meiner Wurzel naſcht. Noch ſteh' ich aufrecht, und ein innrer Schauer durchfahrt mich. Ja, ſie überwindet, die verrätheriſche Gewalt; ſie untergräbt den feſten hohen Stamm, und eh' die Rinde dorrt, ſtürzt krachend und zerſchmetternd deine Krone.

Warum denn jetzt, der du ſo oft gewalt'ge Sorgen gleich Seifenblaſen die vom Haupte weggewieſen, warum vermagſt du nicht die Ahndung zu verſcheuchen, die tauſendfach in dir ſich auf- und niedertreibt? Seit wenn begegnet der Tod dir fürchterlich? mit deſſen wechſelnden Bildern, wie mit den übrigen Geſtalten der gewohnten Erde, du gelaſſen lebteſt. — Auch iſt Er's nicht, der raſche Feind, dem die geſunde Bruſt wetteifernd ſich entgegen ſehnt; der Kerker iſt's, des Grabes Vorbild, dem Helden wie dem Feigen widerlich. Unleidlich ward mir's ſchon auf meinem gepolſterten Stuhle, wenn in ſtattlicher Verſammlung die Fürſten, was leicht

Schon seit langer Zeit hatten die Wirthschaftssorgen die Lektüre und die Ausübung der schönen Künste verdrängt. Sie war noch immer gut und gefühlvoll, aber, um von der Liebe geheilt zu werden, brauchte man sie nur zu sehen.

Herr Bernard war ein Mann von etwa 36 Jahren und beim Proviantwesen der Marine zu Toulon angestellt. Er gehörte zu denen, die mit jedermann Ähnlichkeit haben und über welche man nichts zu sagen hat, war dabei weder schön noch häßlich, sonst ein guter Teufel, der manchmal sogar geistreich seyn wollte, obgleich ein großer Rechner, was selten mit einander vereint zu seyn pflegt. Im Ganzen schien er mir für Mietten gar nicht zu passen; aber vielleicht läßt mich ein Rest von Zärtlichkeit und Vorsorge dieses Urtheil fällen.

Sie luden mich Beide für den folgenden Tag zum Mittagsessen auf ihrem Landhaus ein, wo mich Herr Rymbaud zu sprechen wünschte. Dieser brave Mann begann jetzt alt zu werden. Er war nie leichtfüßig gewesen, und gegenwärtig heftete ihn, trotz der

Sorgfalt des Herrn Leclerq, des Oberarztes der Marine, eine Paralyse an den Sorgestuhl mit Rädern, auf welchem man ihn aus dem Garten in den Saal und aus dem Saal in sein Schlafzimmer fortbewegte. Mit Thränen im Auge schloß er mich in seine Arme, und ich sprach mit ihm von dem unglücklichen Adolph, meinem Freunde, welcher bei Trafalgar auf dem Redoutable getödtet worden war. Während meines kurzen Aufenthaltes in der Heimath sah ich diese gute Familie, deren Zuneigung mir immer sehr werth geblieben ist, noch oftmals.

Ich begab mich auch häufig nach Toulon, wo ich eine Menge Freunde hatte und mehrere Tage lang sehr glänzenden Festen beiwohnte. Ganz Frankreich sah damals in der gespanntesten Erwartung einem Ereigniß entgegen, welches, nach der Versicherung der damaligen Männer am Hof, seine Zukunft sichern sollte. Marie Luise war der Entbindung nahe und, wenn man den damaligen Zeitungen Glauben beimessen darf, so verlangten die Wünsche der Armee und des Kaisers von ihr einen Sohn. Eines Morgens verkündeten

mit Tagesanbruch 101 Kanonenschüsse auf den Schiffen der Flotte, auf den Forts und den Wällen den Einwohnern von Toulon und den benachbarten Dörfern, daß Napoleon einen Erben seines Namens und seiner Macht erhalten habe. Welche Leute habe ich damals vor Freude über dieses Ereigniß sich umarmen und in ihren schönsten Uniformen auftreten sehen! Sie werden sich gewiß noch der Zeit erinnern, Herr General-Commissär R...., damals Untercommissär? Herr Schiffscapitän F...., damals jüngster Fähndrich? Herr Präfect R...., damals Commis beim Proviantwesen? Sie Alle, meine Herren, werden sich noch des Ausbruchs Ihrer Freude erinnern, welcher, wie ich damals glaubte, nichts gleich zu kommen schien. Nach der Zeit bin ich freilich auch Zeuge der Entzückungen gewesen, welche Sie vier Jahre später an den Tag legten, ferner derjenigen, von welcher Sie Sich zehn Monate später hinreißen ließen, und endlich des Taumels der Freude, von welchem Sie noch drei Monate später ergriffen wurden! Im Ganzen haben Sie sehr recht gehabt, und ich mag nichts hören von jenen

mürrischen Köpfen, die sich immer bemühen, an jeder Sache die schlechte Seite aufzusuchen. Ihre Philosophie, meine Herren, ist gut; dieselbe besaß auch der Dr. Pangloß. Ihnen ist es nur besser damit geglückt, als jenem, und hätte ich mich dazu bekannt, so würde ich gegenwärtig vielleicht nicht pensionirter Sergent in meinem elenden Dorfe seyn. —

Wenig Städte besaßen damals so viele Hilfsmittel, als Toulon, um ein militärisches Fest zu feiern: sein Arsenal, die guten und zahlreichen Feuerwerker der Artillerie der Marine, eine zahlreiche Besatzung, eine mit Schiffen bedeckte Rhede, Civil- und Militärbehörden von jedem Grad und jedem Rang. — Alles vereinigte sich, um diesen Festlichkeiten einen Glanz und einen Pomp zu geben, den man in weit größern Städten vergebens suchte.

An dem für das Fest angeordneten Tage hatte sich die Bevölkerung von Toulon verdreifacht, so strömten die Fremden von allen Seiten herbei. Die Thore des Arsenals wurden ihnen geöffnet und bei einer rauschenden militärischen Musik, unter dem Donner der

Geschütze und in der Anwesenheit eines von Jugend, Tapferkeit und Hoffnung glänzenden und mit Gold und Dekorationen bedeckten Generalstabes, endlich unter dem Tosen und Jubel einer unermeßlichen Menschenmenge ließ man den Wagram, ein Schiff von 140 Kanonen, vom Stapel laufen, während der Hafen von Tausenden militärischer Fahrzeuge bedeckt war. Etwas weiter hinaus hatten sich auf der ganzen Rhede 20 Schiffe, eben so viel Fregatten, oder andere Kriegsschiffe aufgestellt und ließen die Flaggen aller Nationen wehen, die durch den heitersten Tag beleuchtet und durch einen sanften Wind in allen ihren Farben entfaltet wurden. Te Deum's, Gastmähler der verschiedenen Corps, Beschenkungen der Armeen, Fischerstechen, Spiele, Tänze, ein prachtvolles Feuerwerk und eine herrliche Illumination wurden an diesem Tage, an welchem die Freude keine Gränzen kannte, veranstaltet.

Damals gab es zu Toulon eine Akademie, die 135 Mitglieder zählte, zu denen unter andern Viennet, der bekannte Dichter, der gelehrte und bescheidene Banon, der im Jahr

1815 nach Cayenne exilirt wurde, und mehrere andere gelehrte Männer gehörten. Diese Akademie setzte damals einen Preis für das beste Gedicht auf den Sohn Napoleons. In der Provence fehlt es nun eben nicht an Dichtern; Tausende von Gedichten liefen ein, aber die Akademie krönte nur dasjenige eines gewissen Prevost jun., eines Commis der Marine, dessen Name feierlich und unter lautem Beifall im Theater ausgerufen wurde.

Die vielen benachbarten Gemeinden von Toulon suchten das gegebene Beispiel nachzuahmen und blieben, hinsichtlich der bei dieser Gelegenheit gegebenen Feste, nicht zurück. Konnten sie auch nicht den militärischen Glanz und Pomp, wie Toulon, entfalten, so hielten doch die Töne des Tambourins, die ländlichen Tänze und die Reiterzüge mehrere Tage hindurch die guten Dorfbewohner in Athem und verbreiteten jene herzliche und laute Freude, die in unsern südlichen Provinzen so leicht herbei gerufen werden kann. In der Provence möchte man kaum ein einziges Dorf finden, welches nicht seinen Troubadour, seinen Dichter hätte. Auch setzte jedes Dorf einen

Preis für ein Gedicht aus, um das Ereigniß zu feiern, welches damals alle Franzosen beschäftigte. Der Gegenstand des Preises war sich überall gleich, aber der Preis selbst war unendlich verschieden, je nach der Laune und dem Geschmack der verschiedenen Maires. Zu Soliers bestand er in einem schönen Pferd; zu Brignoles, wo Herr Raynouard geboren ist, und wo die schönsten Pflaumen wachsen, in einem Exemplar von la Gaule poétique; zu Sirfour in einer Médaille; zu Hyères in einer silbernen Schüssel; und zu Ollioules in einem großen Suppenlöffel. Hier erhielt Herr Gaveau für acht Verse den Preis, von denen wir hier die vier letztern mittheilen:

„Moi, je me borne à souhaiter
Que sur ce trône auguste auquel il doit prétendre,
Il reste long-temps de monter,
Et plus encore d'en descendre.“

Diesen Herrn Gaveau hatte ich oft zu Ollioules und zu Toulon gesehen. Er arbeitete damals an einem großen Werke über Naturgeschichte, was er endlich zu Anfang des Jahres 1814 dem Druck übergab. Er reiste

deßhalb nach Paris und widmete es in einer pomphaften Dedication Sr. Majestät dem Kaiser und König, den er mit Alexander dem Großen verglich, während er, des Parallelismus halben, sich selbst dem Aristoteles ganz bescheiden an die Seite stellte. Aber o Unglück, welches Jedermann, nachdem es sich ereignet hat, vorher gesehen haben will, an welches aber Gaveau nicht gedacht hatte! Als das Werk eben erscheinen sollte, ist Alexander zum Mann der Insel Elba, wie sich Gaveau damals selbst ausdrückte, herabgesunken. Doch der Schade ließ sich wieder herstellen; es kostete nur ein wenig Zeit und eine neue Dedication. Die alte wurde rasch bei Seite gelegt und eine neue für Se. Majestät Ludwig XVIII. gemacht, in welcher man nicht vergaß, alle die Treue und den Eifer zu schildern, von welchem man immer beseelt gewesen war. Da man einmal Veränderungen zu machen genöthigt war, so fanden sich auch im Werke selbst einige Mängel; man unterdrückt diese Stellen, ersetzt sie durch neue, der Druck wird aufgehalten, zehn Monate vergehen unterdessen. Als das Werk eben erscheinen sollte,

wird der Mann der Insel Elba wieder zum Alexander, ja noch mehr, wie Gaveau versicherte, nämlich zum Einzigen, der Frankreichs Glück begründen konnte! Sogleich suchte man die vorige Dedication wieder herzustellen und das Werk in seinen ersten Zustand zu versetzen. Einige Tage noch, und es wäre der Gegenstand des Nachdenkens der Gelehrten geworden! Aber kann man in dieser wandelbaren Welt auf Etwas mit Zuversicht rechnen? Die Schlacht von Waterloo unterdrückte wieder diesen edlen Aufschwung und brachte das geniale Werk von Neuem unter die Presse. Die Dedication N. 2 wurde wieder hergestellt und für dieß Mal blieb sie. Zur Belohnung für seinen Eifer und seine Treue erhielt Herr Gaveau bald eine Unterpräfektur in einem der Departemens an den Pyrenäen. Hier blieb er einige Zeit; aber da man Alles überdrüssig bekommt, besonders, wenn man so unruhig, wie Herr Gaveau ist: so wollte ihm endlich sein Posten nicht mehr behagen, und er verließ ihn eines Morgens, ohne von seinen Pflegebefohlenen, von seinen Commis, ja selbst, wie man sagt, von

seinen Gläubigern Abschied zu nehmen, und kam nach Ollioules zurück, wo ich manchmal die Ehre habe, mit ihm zusammen zu treffen. Seit der Errichtung der Unterpräfekturen ist dieser, wie ich glaube, der erste Unterpräfekt, welcher davon gelaufen ist.

Es war ungefähr ein Monat vergangen, daß ich nach Sirfour zurück gekehrt war und meine Zeit zwischen meiner Familie und meinen häufigen Besuchen zu Toulon und in der Umgegend theilte, als eines Abends, während wir über Tische saßen, eine Art von Matrosen, von der Sonne verbrannt und in Lumpen gehüllt, herein trat. Bald hatte er die Runde um den ganzen Tisch gemacht und war aus einer Umarmung in die andere übergegangen. Es war mein Onkel Eyguier, den ich bei meiner Ankunft nicht gefunden hatte, indem er, wie man mir sagte, zu derselben Zeit, wo ich auf Cabrera war, als Kriegsgefangener nach Malta gebracht worden sei. Nachdem die ersten Ergießungen des Empfanges vorüber waren, erzählte er uns, daß er auf einem sardinischen Schiffe, dessen Capitän er ehedem gekannt hätte, von Malta geflüchtet

zu entſcheiden war, mit wiederkehrenden Geſprächen überlegten, und zwiſchen düſtern Wänden eines Saals die Balken der Decke mich erdrückten. Da eilt' ich fort, ſobald es möglich war, und raſch aufs Pferd mit tiefem Athemzuge. Und friſch hinaus, da wo wir hingehören! in's Feld, wo aus der Erde dampfend jede nächſte Wohlthat der Natur, und durch die Himmel wehend alle Segen der Geſtirne uns umwittern; wo wir, dem erdgebornen Rieſen gleich, von der Berührung unſrer Mutter kräftiger uns in die Höhe reißen; wo wir die Menſchheit ganz, und menſchliche Begier in allen Adern fühlen; wo das Verlangen vorzudringen, zu beſiegen, zu erhaſchen, ſeine Fauſt zu brauchen, zu beſitzen, zu erobern, durch die Seele des jungen Jägers glüht; wo der Soldat ſein angebornes Recht auf alle Welt mit raſchem Schritt ſich anmaßt, und in fürchterlicher Freyheit wie ein Hagelwetter durch Wieſe, Feld und Wald verderbend ſtreicht, und keine Gränzen kennt, die Menſchenhand gezogen.

ten Statt gefunden; sie waren eben im Begriff, einigen engländischen Freimaurern, deren Bekanntschaft sie zu Citta-Valetta, der Hauptstadt der Insel, gemacht hatten, ein glänzendes Fest zu geben. Seit langer Zeit schimpften die Pfaffen und Mönche, welche wenigstens den vierten Theil der Bevölkerung von Malta ausmachen, in allen ihren Predigten auf diese maurerischen Zusammenkünfte, denen sie die lange Trockenheit, welche das Land ausdorrte, und eine epidemische Krankheit, die eben ausgebrochen war, zuschrieben. Der Tag dieses maurerischen Festes war bezeichnet worden, um allen diesen Leiden ein Ende zu machen, indem man beschlossen hatte, den Versammlungssaal anzuzünden, während die Maurer zu Tische säßen, und die zu erwürgen, welche sich durch die Flucht retten wollten. Dolche und Reißbündel waren in Bereitschaft und die Bauern der benachbarten Dörfer aufgefordert, sich zur bestimmten Stunde einzufinden. Die unglücklichen Franzosen, welche mit niemand auf der Insel zusammen kamen, auch den Gottesdienst nicht sehr häufig besuchten, ahneten nichts und lebten auf ihre Weise

fort. Es gibt aber überall gutherzige Leute, sagen die Bewohner der Normandie. So unterrichtete auch hier eine mitleidige Seele den engländischen Gouverneur von dem, was vorgehen sollte. Die Freimaurer erhielten augenblicklich von dem drohenden Unglück Nachricht, so wie den Befehl, ihre Zusammenkunft einzustellen, und fügten sich demselben.

Aber die Bauern wollten sich nicht umsonst bemüht haben: die Thüren der Loge wurden erbrochen, alle Zimmergeräthschaften und alle Dekorationen auf den Markt geschleppt, über einander gethürmt und mit großer Feierlichkeit verbrannt, während die Geistlichkeit einen Umzug hielt und das Haus mit Weihwasser reinigte, in welchem die Freimaurer ihre Zusammenkünfte gehalten hatten. Die Franzosen wurden von der Volksmasse mit Steinwürfen und Drohungen verfolgt, mußten sich verborgen halten und beobachteten einige Tage die Vorsicht, sich öffentlich wenig zu zeigen.

Mein Onkel Eyguier war bekannt als Meister des Stuhles und deßhalb der Wuth des Pöbels besonders; als Haupt des teuflischen Bundes, bezeichnet worden. Von die-

sem Augenblick an durfte er sich nicht mehr sehen lassen, ohne von den Bauern Beleidigungen zu erfahren und selbst in größere Gefahr zu gerathen. Nachdem er diesen Zustand lange mit Geduld ertragen hatte, beschloß er, einen Versuch der Flucht zu machen, der ihm auch gelang.

Wir konnten kaum glauben, daß so viel Rohheit und Unwissenheit bei einem Volke anzutreffen sei, welches den am meisten civilisirten Theilen der Welt so nahe wohnt. Aber mein Onkel machte uns darauf aufmerksam, daß in diesem Lande die Erziehung ausschließlich einigen unwissenden Geistlichen anvertraut sei, und so war uns das Räthsel gelöst.*)

---

*) Man hat über diesen anfangs unglaublichen Umstand Erkundigungen eingezogen und ihn vollkommen bestätigt gefunden. Um sich die Sache zu erklären, muß man sich erinnern, daß die Engländer damals nur eine sehr schwache Besatzung zu Citta-Valetta hatten und sich um die Polizei, wie um die übrige Verwaltung der Insel, gar nicht bekümmerten; daß auch die Bewohner von Malta, unter ihren vorigen Beherrschern zur Unwissenheit und zum Fanatismus verdammt, diesen

Wenige Tage nach seiner Ankunft war er im Stande, sich dem Präfekten der Marine vorzustellen, der ihm den Befehl über eine Kanonierschaluppe anvertraute. Ich besuchte mit ihm alle Schiffe, welche zur französischen Seemacht im mittelländischen Meere gehörten. Der Anblick derselben vermehrte meinen Nationalstolz, und ich legte jetzt auf den Namen eines Franzosen einen höhern Werth. Man kann unmöglich einen bessern Geist unter den Schiffsbesatzungen und ein so kenntnißvolles und tapferes Corps junger Offiziere antreffen, als damals auf der Flotte von Toulon. Ich betrachte es als meine Pflicht, hinzu zu setzen, daß diese schöne Organisation durch die Sorgfalt, die Thätigkeit und die großen Schifffahrtskenntnisse des Vice-Admirals Allemand her-

---

Zustand nach der Zeit nicht verlassen haben. Die engländischen Behörden hatten übrigens in dieser Sache gethan, was ihnen das Völkerrecht vorschrieb, und glaubten nicht ein Mehreres thun zu müssen, oder betrachteten eine Sache mit Gleichgiltigkeit, bei welcher ihre Regierung durch den Tod von 40 französischen Offizieren nur gewinnen konnte.

vorgerufen worden ist; man hat indessen diesem verdienstvollen Manne den Befehl wieder abgenommen.

Seinem Nachfolger war es von der Regierung förmlich verboten worden, sich mit den Engländern, die ihn beobachteten und beständig vor ihm lagen, in ein Gefecht einzulassen. Eine solche Maßregel war seinen Offizieren sehr unangenehm; aber sie kannten ihren Chef zu gut und die genaue Erfüllung seiner geringsten Pflichten, um sich schmeicheln zu dürfen, daß er je einen Befehl dieser Art übertreten werde.

Am Bord einiger Schiffe fand ich Personen, an deren Identität ich einen Augenblick zweifelte, so rasch war nämlich ihr Avancement gewesen. Der merkwürdigste Fall war indessen folgender: ein gemeiner Arbeiter ohne Talente, ohne Freunde, ohne gehörige Kenntnisse der französischen Sprache, aber im höchsten Grade mit der Kunst ausgestattet, dem Manne des Tages zu schmeicheln und sich nach den Umständen des Augenblicks zu richten, hatte auf der Flotte einen der ersten Posten erhalten. Seit der Zeit ist es ihm durch

dieſelben Mittel gelungen, bei jeder Regierungsveränderung eine neue Stufe zu erſteigen. Da dieſe Veränderungen ziemlich häufig vorgekommen ſind, ſo ſteht er natürlich jetzt auf einer ſehr hohen Stufe und wird wahrſcheinlich noch höher ſteigen. Sein Lehrer in dieſer Kunſt, der ihn aus den untern Klaſſen hervor zog und auf den Weg der Ehrenſtellen brachte, war nicht ſo glücklich oder vielleicht nicht ſo geſchickt in der genannten Kunſt. Ungeachtet ſeiner bekannten Gewandtheit und ſeines treu beobachteten Grundſatzes, daß ein Soldat Allen, die am Ruder ſtehen, gehorchen müſſe, iſt er doch bei der letzten Reſtauration geſcheitert und ſein politiſches Leben hat ſich einſtweilen geſchloſſen. Seit der Zeit hat er ſich geſchmeichelt, durch die Kammer der Deputirten zu wichtigen Dienſten zu gelangen. Nachdem er Himmel und Erde in Bewegung geſetzt hatte, um Deputirter zu werden, erhielt er in einem Wahl-Collegium zwei Stimmen und tröſtete ſich über dieſe Unannehmlichkeit dadurch, daß er ſeine Biographie in den Contemporains ſelbſt bearbeitet.

Mit vielem Vergnügen sah ich Darlier wieder, der eine Fregatte verwaltete, wenigstens diesen Posten bekleidete, denn er brachte mehr Zeit damit zu, Briefe an ein junges Mädchen zu schreiben, in welches er sterblich verliebt war, seinen Vorgesetzten allerhand Streiche zu spielen und seine ewigen Gemeinplätze, mit Vernachlässigung seines Dienstes, seiner Geliebten zuzuschicken. Aber er erwartete, wie er sagte, nur das dreißigste Jahr, um sich ganz seinen Pflichten zu widmen, und versprach sich mit allem Grund eine ehrenvolle und gute Carriere. Er hatte indessen seine Rechnung ohne das Jahr 1814 gemacht, welches ihn, gleich so vielen Andern, wieder unter die Menge zurück warf, aus welcher er sich nicht zu erheben vermochte und die nur Einige seiner Kameraden kriechend wieder verlassen haben.

Mein Vater begleitete mich manchmal nach Toulon, und es verursachte mir ein sehr angenehmes Gefühl, wenn ich sah, wie es ihn freue, daß die Schildwachen, an denen wir vorüber gingen, vor meiner Dekoration das-

Gewehr anzogen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich ſtolz darauf war. Dieſe Auszeichnung war damals noch ſelten, denn man fand in einem ganzen Regimente kaum acht oder zehn Perſonen, denen ſie zu Theil geworden war, und ich glaube, daß in der ganzen Marine zu Toulon, außer den Stabs- und Oberoffizieren, keine drei zu finden waren. Ich war der Erſte, der bis jetzt dieſe Dekoration nach Sirſour gebracht hatte. Nach meiner Rückkunft habe ich indeſſen ſo Viele mit dem Orden der Ehrenlegion angetroffen, daß ich auf den Schluß kommen mußte, die Zahl der Tapfern habe ſich ſeit einigen Jahren beträchtlich vermehrt.

Die Zeit meines Urlaubs ging raſch vorüber und das Ende desſelben war herbei gekommen, ehe ich noch recht daran gedacht hatte; aber ich war völlig wieder hergeſtellt und mein eignes Intereſſe, wie meine Pflicht nöthigten mich, an die Abreiſe zu denken. Am letzten Tage zeigte ich dem Kriegscommiſſär meinen Urlaub vor und forderte eine Marſchroute. Mein Regiment, um welches ich

mich sechs Monate lang nicht bekümmert, hatte seine Zeit unterdessen nicht verloren. Nachdem es bei mehrern Gefechten in Catalonien gewesen, hatte es Spanien verlassen, um zur großen Armee zurück zu kehren, und befand sich gegenwärtig zu Insbruck in dem deutschen Tyrol.

Als ich mich von meiner Familie und aus meiner Heimath entfernte, verglich ich meine Gefühle mit denen, welche mich vor sechs Jahren unter denselben Umständen ergriffen hatten; meine Ansicht der Dinge hatte sich sehr verändert. Der Abschied war mir allerdings schmerzhaft, aber bei weitem nicht so, wie das erste Mal. Damals war ich in meiner tiefen Muthlosigkeit unzugänglich für jeden Trost, glaubte nur in meinem Dorf und durch ein ruhiges Leben glücklich werden zu können. Jetzt dagegen, durch einige Erfolge mit Muth beseelt, durch Patriotismus und Liebe zu meinem Regiment empor gehoben, ging ich voll Hoffnung und Eifer einer Zukunft entgegen, die mich lockte und mir zu lächeln schien.

Du biſt nur Bild, Erinnerungstraum des Glücks, das ich ſo lang beſeſſen; wo hat dich das Geſchick verrätheriſch hingeführt? Verſagt es dir, den nie geſcheuten Tod vor'm Angeſicht der Sonne raſch zu gönnen, um dir des Grabes Vorgeſchmack im ekeln Moder zu bereiten? Wie haucht er mich aus dieſen Steinen widrig an! Schon ſtarrt das Leben, und vor'm Ruhebette wie vor dem Grabe ſcheut der Fuß. —

O Sorge! Sorge! die du vor der Zeit den Mord beginnſt, laß ab! — Seit wann iſt Egmont denn allein, ſo ganz allein in dieſer Welt? Dich macht der Zweifel fühllos, nicht das Glück. Iſt die Gerechtigkeit des Königs, der du lebenslang vertrauteſt, iſt der Regentinn Freundſchaft, die faſt, (du darfſt es dir geſtehn,) faſt Liebe war; ſind ſie auf einmal wie ein glänzend Feuerbild der Nacht verſchwunden? und laſſen dich allein auf dunkelm Pfad zurück? Wird an der Spitze deiner Freunde Oranien nicht wagend ſinnen? Wird nicht ein Volk ſich ſammeln, und mit anſchwellender Gewalt den alten Freund erretten?

Wie das erſte Mal, ſo begleiteten mich auch jetzt mein Bruder, mein Onkel Eyguier und zwei oder drei Freunde einige Stunden weit. Der Erſtere wäre gern weiter mit gegangen, aber die Geſchäfte meines Vaters, die er faſt gänzlich beſorgte, erlaubten ihm nicht, ſich lange Zeit zu entfernen. Ich verließ indeſſen meine Familie in einer glücklichen Lage, die es ihr möglich machte, mir die Mittel zu geben, um bequem meine Reiſe zu vollenden. Aber ich war ein vortrefflicher Fußgänger geworden und entſchloß mich, meine Reiſe zu Fuße zu machen. Ich ſollte alſo zum dritten Male Deutſchland wieder ſehen, wo die Franzoſen ſo viele Lorbern geſammelt hatten. Es war die Rede von einem neuen Kriege mit Rußland; und obgleich unſere Armee ſeit der Revolution keine Zeit der Ruhe kannte: ſo glaubte man doch ziemlich allgemein, daß der Feldzug erſt mit künftigem Frühling eröffnet werden würde, und ich hatte folglich hinlängliche Zeit, mich zu meinem Corps zu begeben. Auch beeilte ich mich nicht, hielt mich mehrere Tage in verſchiedenen Städten auf und erreichte erſt im Laufe

des Octobers mein Regiment, welches noch immer zu Insbruck stand. Ich trat unter die Compagnie, welche jetzt Moutet commandirte; er war mit mir zu gleicher Zeit ausgehoben worden, aber, wie man sieht, glücklicher als ich gewesen.

Zehntes Kapitel.

1812.

Feldzug nach Rußland. — Schlacht an der Moskowa. — Guillemard wird vom Kaiser zum Offizier designirt. — Er wird gefangen genommen. — Moskow. — Wladimir. — Nig-Novogorod. — Kasan. — Ekaterinburg. — Nishnei-Taguil.

Wir brachten den Winter ziemlich ruhig in Stadt Insbruck zu und wurden häufig in den Waffen geübt, was uns einen nahen Krieg anzukündigen schien. Und wirklich verbreitete sich auch gegen Anfang des Frühlings das Gerücht, daß Rußland der Krieg erklärt werden solle. Wir machten nun lange Märsche und kurze Rasttage, so daß wir uns dem muthmaßlichen Schauplatze der Feindseligkeiten

immer mehr näherten. Im Monat Junius standen wir an der Weichsel und gehörten zum vierten Corps der großen Armee, welches der Prinz Eugène anführte.

In den ersten Tagen des Julius erfuhren wir, daß der Krieg erklärt sei, die Armee über den Niemen gehe, das Hauptquartier des Kaisers zu Wilna sich befinde, und daß wir unsern Marsch durch Polen nehmen würden, wo die Erscheinung unserer Adler Enthusiasmus erregte und der Nation die Unabhängigkeit versprach. Wir rückten nach Lithauen vor und waren wahrscheinlich die ersten Regimenter der Armee, welche auf die Barbarenhorden der Kosaken stießen, denn wir trieben das russische Corps des Generals Platow vor uns her, welches hauptsächlich aus diesen Völkerschaften zusammen gesetzt war. Als uns das erste Mal ihre Pulks mit einem Hurrah überfielen, machte uns ihr sonderbares Aussehen, ihre bizarre Kleidung, und ein gewisser Anschein von Furchtlosigkeit, der durch ihre langen Bärte noch erhöht wurde, etwas stutzig; als wir aber sahen, daß sie gleich nach den ersten Flintenschüssen uns den Rücken kehrten

und ſich in Unordnung zurück zogen, wußten wir, woran wir waren.

Sie, gleich einer Herde, beſtändig vor uns her treibend, rückten wir in Rußland ein. Hier erblickten wir endlich die erſten Linientruppen des Feindes und unſere Bewegungen kamen nun mit denen der verſchiedenen Corps der franzöſiſchen Armee in Verbindung. Da wir vom Hauptquartiere zu entfernt waren, ſo nahmen wir an den erſten Schlachten keinen Theil und hatten nur mit den Ruſſen einzelne Gefechte, ohne wichtige Reſultate, obgleich der Sieg jedes Mal mit vielem Blut erkauft werden mußte. Da dieſes aber der gewöhnliche Gang der Dinge war, ſo kümmerten wir uns wenig darum und erwarteten nur den Tag, wo wir unter den Augen des Kaiſers durch eine große Schlacht den Feldzug entſcheiden würden. In der ſichern Überzeugung, daß uns dieſes Reſultat nicht entgehen könne, und daß uns der Sieg um deſto leichter werden würde, je mehr die Ruſſen vor uns die Flucht ergriffen, drangen wir in gänzlicher Sicherheit immer tiefer in ihre Steppen ein. Da wir gewohnt waren, in den Haupt-

städten einzumarschiren, sprachen wir schon vom Einzug in Moskow als von einer Sache, die bald Statt finden würde; und bei der Nachricht von der blutigen Schlacht bei Smolensk bedauerten wir bloß, daß wir nicht Antheil hatten nehmen können. Allein die Schlacht an der Moskowa sollte nicht ohne uns geliefert werden.

Den 5ten September erreichten wir, bei der Verfolgung des Feindes, die benachbarten Höhen von Borodino. Noch an diesem Tage vernahmen wir ein lebhaftes Feuer auf unserm rechten Flügel. Das Artillerie- und Kleingewehrfeuer dauerte noch nach 10 Uhr des Abends fort. Den andern Tag, den 6ten September, erfuhren wir von einem Sergenten des 57sten Regiments, der auf Besuch zu seinem Bruder, dem Adjutanten unseres Regimentes gekommen war, daß der Kaiser der Division Compans befohlen habe, eine Redoute anzugreifen, welche der feindlichen Linie gewisser Maßen zum Vorposten diene; daß sich die Russen hier mit dem größten Muthe vertheidigt hätten und daß die Kanoniere, nachdem das 61ste Regiment endlich in die

Redoute eingedrungen sei, sich an ihren Kanonen hätten zusammen hauen lassen. Der Erfolg sei größten Theils dem Umstande zu verdanken, daß das 57ste Regiment eine Bewegung um den linken Flügel des Feindes gemacht habe. Das zweite Bataillon dieses Regimentes habe dabei sehr viel gelitten und unter vielen andern Offizieren sei auch sein würdiger Chef Laboulage, nebst mehr als der Hälfte der Unteroffiziere und Soldaten, geblieben.

Der Kaiser, fuhr dieser Sergent fort, kam heute mit Tages Anbruch in unser Bivouak und konnte sich mit eignen Augen überzeugen, indem die Umgebung der Redoute mit gefallenen Grünröcken bedeckt war, daß der Feind einen weit größeren Verlust gehabt habe.

Vergnügt, seinen Bruder umarmt zu haben, den er in sechs Jahren nicht gesehen hatte, trennte sich dieser brave Sergent endlich nach einer kleinen Erfrischung, die wir ihm in der Eile gegeben hatten, wieder von uns, um so bald wie möglich zu seinem Adler zu kommen. „Der Augenblick nahet," rief er uns noch beim Abschiede zu, „wo wir uns

bald in zahlreicherer Gesellschaft von unsern Adlern trennen müssen."

Wirklich konnten wir auch aus dem Zusammenziehen der beiden Armeen den Schluß ziehen, daß bald eine große Schlacht geliefert werden würde. Schon des Nachmittags erhielten wir Gewißheit, als der Kaiser in eigner Person alle russische Vorposten besichtigte, die sich über den kleinen Fluß Kologa zurück gezogen hatten, und als wir im feindlichen Lager einen Bischof erblickten, welcher mit seiner ganzen Geistlichkeit durch die Linien zog *).

Den 7ten September früh, noch etwas vor sechs Uhr, wurde in jeder Compagnie ein Tagesbefehl erlassen, aus welchem wir sahen, wie vollkommen unsere Ungeduld dem Kaiser bekannt sei, weil er mit den Worten begann: „Die Schlacht bricht an, welche ihr so sehr gewünscht habt!" Um 6 Uhr gab ein Kanonenschuß das Signal zum Kampfe. Die ganze Armee setzte sich in Bewegung. Die Russen

*) Siehe Anmerkung F der historischen Erläuterungen.

hatten mehrere Punkte befeſtigt, die erſt genommen werden mußten. Faſt uns gegenüber erhob ſich jene berüchtigte Redoute, welche mit ſo viel Hartnäckigkeit vertheidigt wurde und deren Einnahme für eine der glänzendſten Waffenthaten unſerer Soldaten gilt. Auch wir nahmen daran Antheil *).

Den Nachmittag nahm die franzöſiſche Armee das erſte Schlachtfeld ein und alle Poſten, welche der Feind am Morgen vertheidigt hatte. In demſelben Augenblicke, wo wir unſere Stellung einnehmen wollten, mußte

---

*) Der Leſer hätte vielleicht hier einen ausführlichen Bericht über die Schlacht an der Moskowa gern geleſen, aber ein bloßer Unteroffizier vermöchte wohl nicht einen Überblick dieſes großen Schauſpiels zu geben. Um ſein beſcheidenes Stillſchweigen zu ergänzen und dieſes wichtige Ereigniß näher kennen zu lernen, welches nach der Bekanntmachung der Werke Segur's und Gourgaud's die allgemeine Aufmerkſamkeit ſo ſehr in Anſpruch genommen hat, entnehmen wir aus den Mittheilungen eines Stabsoffiziers, welcher den Feldzug von 1812 mitgemacht hat, einige der intereſſanteſten Stellen und theilen ſie in den hiſtoriſchen Erläuterungen in der Anmerkung G mit.

sich das Regiment in Marsch setzen, und wir defilirten in Colonnen längs der Linie der Armee, indem wir uns von dem linken Flügel auf den rechten begaben. Wir marschirten wohl schon gegen eine Stunde, als ein Peloton Lanciers und an ihrer Spitze ein zahlreicher Generalstab im Galopp, in der Richtung des verbrannten Dorfes*), auf unsere rechte Flanke zu sprengte.

Das Regiment hielt an und stellte sich in Schlachtordnung. Der Kaiser kam herbei, unser Oberst näherte sich ihm und schien einige Befehle zu empfangen. Hierauf ritt Napoleon rasch an der Fronte des Regiments hinab, hielt aber zuweilen an, um seine Zufriedenheit über unser Benehmen bei der Redoute auszudrücken und einige Beförderungen anzuzeigen. Ich trug den Adler, den ich in dem Augenblicke auf Befehl des Obersten ergriffen hatten, als der Offizier, der ihn vorher trug, mitten unter den Russen gestürzt

*) So nannten die Soldaten Semenowskoi, und es hat selbst diesen Namen in den Bulletins der Armee, namentlich im achtzehnten behalten.

O haltet, Mauern, die ihr mich einschließt, so vieler Geister wohlgemeintes Drängen nicht von mir ab; und welcher Muth aus meinen Augen sonst sich über sie ergoß, der kehre nun aus ihren Herzen in meines wieder. O ja, sie rühren sich zu Tausenden! sie kommen! stehen mir zur Seite! Ihr frommer Wunsch eilt dringend zu dem Himmel, er bittet um ein Wunder. Und steigt zu meiner Rettung nicht ein Engel nieder; so seh' ich sie nach Lanz' und Schwertern greifen. Die Thore spalten sich, die Gitter springen, die Mauer stürzt vor ihren Händen ein, und der Freyheit des einbrechenden Tages steigt Egmont fröhlich entgegen. Wie manch bekannt Gesicht empfängt mich jauchzend! Ach Clärchen, wärst du Mann; so seh' ich dich gewiß auch hier zuerst und dankte dir, was einem Könige zu danken hart ist, Freyheit.

war. Ich neigte ihn vor dem Kaiser und, nachdem er ihn begrüßt und einen Blick auf mich geworfen hatte, hielt er sein Pferd an und sagte zu mir: „Ich habe Dich schon gesehen, Sergent?“ — Ja, Sir, nach dem Tode des Admirals Villeneuve. — „Ich erinnere mich; wo hast Du die Dekoration erhalten?“ — Zu Tortosa, nachdem ich drei feindliche Offiziere gefangen genommen hatte. — „Er ist Unterlieutenant,“ sagte er zum Obersten, der ihm folgte, und ritt weiter. Das Regiment setzte sich augenblicklich wieder in Marsch. Die Offiziere der nächsten Pelotons kamen, um mich als Kameraden zu begrüßen, und als der Oberst vorbei ritt, sagte er mir: „Unterlieutenant, Sie sollen diesen Abend anerkannt werden.“ So hatte ich denn die Laufbahn des Unteroffiziers vollendet, um eine neue zu beginnen.

Wir richteten uns nach der Gegend, von wo her man noch immer die Kanonade hörte. Die Schlacht war entschieden, aber die Russen machten, um ihren Rückzug zu verstecken, auf ihrer ganzen Linie noch eine letzte Anstrengung. Vielleicht hatten sie auch die Absicht

dabei, sich auf einigen Höhen zu behaupten und die Heerstraße nach Moskow zu decken. Der Oberst erfüllte ohne Zweifel die erhaltenen Befehle, als er uns über ein Terrain im Dupplirschritte marschiren ließ, welches um so schwieriger war, als es so eben Tausende von Kämpfern zerstampft hatten. Da dieses Hinderniß der ganzen Linie entlang fortdauerte, so hatte der Oberst es für zweckmäßig gehalten, sich noch weiter auf unsern linken Flügel zu werfen, um durch einen Umweg später die Richtung zu gewinnen, die ihm angewiesen worden war. Als wir eben diese letzte Bewegung ausführten, stand uns ein russisches Corps gegenüber, welches bis jetzt Stand gehalten hatte, aber endlich durch die Divisionen des linken Flügels geworfen worden war. Die Russen glaubten, daß wir ihnen den Rückzug abschneiden wollten, und wir waren anfangs selbst der Meinung, daß dieß die Absicht unsers Obersten sei; aber das Mißverhältniß unserer Kräfte ließ uns nicht lange im Irrthume. Wir dachten sogleich darauf, uns einen Weg durch dieses Corps zu bahnen, während die Russen nur durch unsere Reihen ih-

ren Rückzug fortsetzen konnten. Der Angriff begann auf beiden Seiten zugleich mit einem Bataillonsfeuer. Eine Menge von uns, und selbst der Oberst, fielen. Der Bataillonschef, welcher das Commando übernahm, ließ uns mit gefälltem Bajonett auf die Russen Sturm laufen. In dem Handgemenge, fielen Mehrere neben mir, bis ich endlich, von zwei Bajonettstichen getroffen, ebenfalls niedersank. Mit der letzten Kraftanstrengung raf ich den Adler, damit er nicht dem Feinde in die Hände falle, über die doppelte Reihe desselben einem Haufen der Unsrigen zu, welche schon durchgebrochen waren. Mehr vermochte ich nicht zu thun. Unter den Füßen der Russen, übermannt von ihrer Menge, konnte ich weder meinen Säbel gebrauchen, noch mich losreißen. Ich wurde bei ihrem Rückzuge mit fort geschleppt, während die Überbleibsel unseres Regiments sich hinter ihnen wieder sammelten. Die Hitze des Gefechts hatte mich ganz hingerissen und ich hatte Anfangs keinen andern Gedanken, als meine Pflicht zu thun. Erst als ich mich dem russischen Bivouak näherte, überblickte ich mit einem Male mein

ganzes Unglück: in der Stunde, wo ich eben zum Offizier ernannt worden war, und noch ehe ich von diesem Grade Besitz genommen hatte, nach einem großen errungenen Siege waren alle die Früchte verloren gegangen, welche mir ein entscheidender Feldzug versprach! und erdrückt von der Masse, so daß ich fast keine Bewegung hatte, war es mir nicht vergönnt gewesen, als tapferer Soldat zu sterben; ja ich hatte nur unbedeutende Wunden erhalten! Diese Gedanken quälten mich die ganze Nacht.

Mit Tagesanbruch stießen die Russen zum Corps des General Kutusow und übergaben ihre Gefangenen den Kosacken, die uns unbarmherzig ausplünderten. Wir wurden in den Rücken der Armee geführt und kamen drei Tage später, fast gänzlich entblößt, nach Moskow. Der Guvernör der Stadt ließ uns den unentbehrlichsten Theil unserer Kleidungsstücke wiedergeben, uns vor der Volksmenge durch einen seiner Offiziere, welcher französisch sprach, die heftigsten Vorwürfe machen, daß wir unser Land ohne allen Grund verlassen

hätten, um das ſeinige zu verwüſten, alsdann uns in eine Caſerne führen, die uns zum Gefängniſſe diente. So viel ich beurtheilen konnte, als ich dieſe Stadt, welche ſeit dieſer Zeit die Augen der ganzen Welt auf ſich gezogen hat, mit der Gleichgiltigkeit eines Soldaten durchzog, iſt Moskow weit größer als Lyon und mehrere Straßen derſelben beſtanden zu beiden Seiten ganz aus Paläſten, auch war ſie mit einer Menge von Kirchen und Denkmälern geziert. Die Annäherung der franzöſiſchen Armee mußte alle waffenfähige Männer ins ruſſiſche Lager gezogen und den größten Theil der andern zur Flucht gezwungen haben, denn in der Stadt herrſchte eine tiefe Stille, und nur eine dünne und elende Bevölkerung bewegte ſich noch in einigen Quartieren derſelben. Sehr traurig nahmen wir von der uns angewieſenen Caſerne Beſitz, als man uns nach etwa 24 Stunden verſammelte und den Koſacken übergab, welche uns zur Stadt hinaus auf der Straße nach Wladimir vor ſich her trieben. Ihre Eile ſchien uns eine gute Vorbedeutung zu ſeyn, ſie ſchien, unſerer Meinung nach, auf die An-

kunft der Franzoſen zu deuten und gab uns die Hoffnung einer baldigen Befreiung.

Wir ſetzten indeſſen unſern Weg fort, und als wir tiefer ins Land hinein gekommen waren, hörten wir von den Siegen der franzöſiſchen Armee gar nicht mehr ſprechen. Der Marſch der Ruſſen hatte etwas Sonderbares. Alle Corps, die wir während zwei oder drei Tagen antrafen, waren in einer deutlichen rückgängigen Bewegung, die immer mehr abnahm, je weiter wir uns von Moskow entfernten. Nach einem dreitägigen Marſche kamen uns bloß noch Corps entgegen, die ſich nach der Stadt hin bewegten. Daraus ſchloſſen wir, daß dort eine große Macht ſich zuſammen ziehe, und daß eine entſcheidende Schlacht geliefert werden würde. Ungeachtet wir gefangen waren, entwarfen wir dennoch den Plan, dem Hauptquartiere des Kaiſers einige nützliche Nachrichten über den Stand des Feindes zukommen zu laſſen. Wir berathſchlagten die Sache unterwegs und wurden darüber einig, daß zwanzig von uns durchs Loos Beſtimmte noch dieſen Abend einen Verſuch zu entfliehen machen ſollten. Sie benutz-

ten den Augenblick, wo unſere Wächter damit beſchäftigt waren, uns, mittels einer Barke, beim Dorfe Bunkovaia über den Fluß Kliasma zu ſetzen. Auf ein verabredetes Zeichen liefen ſie, ſo ſchnell ſie nur konnten, in die Felder. Sie wurden von einigen Koſacken verfolgt, und während dieſe die Langſamſten einholten und mit ihren Lanzen durchbohrten, erreichten die Andern ein nahes Holz, wo ihnen die Koſacken nicht folgen konnten. Ich habe niemals erfahren, ob einer dieſer Tapfern das vorgeſteckte Ziel erreicht habe. Dieſe Handlung der Ergebenheit wurde von den Ruſſen als eine Revolte betrachtet, und ſie behandelten uns nun auf dem Wege nach Wladimir weit ſtrenger.

Ich geſtehe, daß mich die Lage der Armee und die Hoffnung einer baldigen Befreiung ſo ſehr beſchäftigte, daß ich während der erſten Monate kaum daran dachte, Bemerkungen über das Land zu machen, durch welches wir kamen. Es bot auch übrigens wenig Verſchiedenheit von den Strecken dar, welche wir in den letzten Monaten kennen gelernt hatten. Dicke Wälder in der Entfernung; am Rande

der Straßen sandige Haiden; überall ungleiche und ermüdende Ebenen, von tiefen Schluchten durchschnitten. So war das Land, welches wir damals durchzogen, nämlich wie in Lithauen, in Polen und in dem größten Theile von Oberdeutschland. Es war ein elendes Land, wo noch Alles gethan werden mußte, um eine Kultur herbei zu führen, die dann noch immer der des ärmsten Departements von Frankreich nachstehen würde. Aber meine Gleichgiltigkeit hatte ihre Gränze, als ich nach einem fünftägigen Marsche und nach einer zurück gelegten Entfernung von 40 Stunden gewahr wurde, daß wir wahrscheinlich in langer Zeit die Freiheit nicht wieder erhalten und in einige entfernte Provinzen deportirt würden. Ich hatte mit den andern Gefangenen den Glauben verloren, daß der Friede nahe sei, und bemühte mich sehr vorsichtig, wiewohl vergebens, zu erfahren, wohin man uns bringe. Endlich am sechsten Tage, seitdem wir Moskow verlassen hatten, kamen wir nach Wladimir. Fast die ganze Bevölkerung kam uns entgegen und empfing uns mit Freudengeschrei, was, wie man sich denken kann, für Gefan-

gene keine gute Vorbedeutung war. Keiner von uns wurde indeſſen das Opfer dieſes Jubels, wie es in Spanien ſo oft geſchah.

Wladimir gewährt einen ſehr merkwürdigen Anblick: die Stadt liegt auf mehreren kleinen Hügeln und die Kirchen auf den Gipfeln derſelben. Eine Menge Gärten verſchönern die Stadt auf eine höchſt maleriſche Weiſe, und in der ganzen Umgebung der jetzigen Stadt erheben ſich in einer unermeßlichen Ebene gegen Abend hin, in einer Ausdehnung von 3 Stunden, die Ruinen der alten Stadt. Unter dieſen Ruinen lagerten ſich unſere Führer mit uns zwei Nächte lang, deren Kühlung uns äußerſt empfindlich war. Aber als den zweiten Tag die Sonne an einem wolkenloſen Himmel empor ſtieg, ſo erwärmte ſie uns bald wieder mit ihren Strahlen und gab uns die Kraft, unſere Reiſe fortzuſetzen.

Wir verließen jetzt das Ufer des Kliasma und ſchlugen einen verwünſchten Weg ein, der uns nach Kaſimof an dem Okafluſſe brachte. Wenn ich ſage, ein verwünſchter Weg, ſo macht man ſich von dem, was ich damit be-

zeichnen will, in Frankreich noch keine Vorstellung. Die Wege Rußlands sind, je weiter man ins Land hinein kommt, nicht mehr von der Beschaffenheit, wie im übrigen Europa, d. h. betreten und fest, bald gepflastert, bald nach Art der Kunststraßen unterhalten. Man hat hier — in einem Lande, das fast gänzlich unter Wasser steht — weder die Zeit, noch die Mittel, noch auch die nöthigen Materialien zu solchen Bauten. Man hat deßhalb die Tannenwälder an den Straßen benutzt. Durch dergleichen Wälder sind die meisten Straßen mit Hilfe des Feuers gebrochen worden.

Zu beiden Seiten ist in ziemlich gleichen Abständen eine Art von Rost gestoßen. Auf demselben und auf der Oberfläche des Bodens liegen, in der Längenrichtung der Straße, Balken, auf welchen wieder eine Art von Fußboden, aus Baumstämmen zusammen gesetzt, zu liegen pflegt, die der Quere nach an einander gefügt und noch mit ihrer Schale versehen sind.

Auf diesen unebenen Wegen geht der Wanderer zu Grunde, und wer es sich einfallen

Clärchens Haus.

Clärchen

kommt mit einer Lampe und einem Glas Waſſer aus der Kammer: ſie ſetzt das Glas auf den Tiſch und tritt an's Fenſter.

Brackenburg? Seyd ihr's? Was hört' ich denn? noch niemand? Es war niemand! Ich will die Lampe in's Fenſter ſetzen, daß er ſieht, ich wache noch, ich warte noch auf ihn. Er hat mir Nachricht verſprochen. Nachricht? entſetzliche Gewißheit!— Egmont verurtheilt!— Welch Gericht darf ihn fordern? und ſie verdammen ihn! Der König verdammt ihn? oder der Herzog? Und die Regentinn entzieht ſich! Oranien zaudert, und alle ſeine Freunde!—— Iſt dieß die Welt, von deren Wankelmuth, Unzuverläſſigkeit ich viel gehört und nichts empfunden habe? Iſt dieß die Welt? — Wer wäre böſ genug, den Theuern anzufeinden? Wäre Bosheit mächtig genug, den allgemein Erkannten ſchnell zu ſtürzen? Doch iſt es ſo— es iſt — O Egmont, ſicher hielt ich dich vor

läßt, im Wagen zu reisen, wird so gestoßen, daß er Blutspeien bekommt. Außerdem sind diese Art von Straßen so schlecht unterhalten, daß man oft der Gefahr ausgesetzt ist, an solchen Stellen, wo der Rost mit der Zeit verfault und durch das Fuhrwerk ruinirt worden ist, auf einem sumpfigen Terrain ganze Tage still halten zu müssen.

Die Gegend zwischen Wladimir und Kasimof ist sandig und uneben. Man bemerkt nichts, was der Anführung werth wäre, als das Dorf Constantinova, welches bloß von Töpfern bewohnt ist. Von hier bis Kasimof ist die Gegend von unfruchtbaren Hügeln durchschnitten. Wir machten keine regelmäßigen Tagemärsche, und fanden auch nicht jeden Abend ein Dorf zu unserm Nachtquartier. Die Kosacken, welche uns führten, wußten von der Lage der Orte nichts, folgten bloß der Heerstraße und kehrten in den Dörfern ein, welche an derselben lagen. Sie wußten niemals den Namen dieser Dörfer, und ich glaube, daß deßhalb viele der Unsrigen bei ihrer Rückkehr behauptet haben, daß die meisten russischen Dörfer keinen Namen hätten.

Wie dem auch sei, wir hatten uns dergestalt daran gehalten, daß wir den Weg von Wladimir bis Kasimof in 5 Tagen zurück legten. Auch hier waren wir der Gegenstand der öffentlichen Neugierde, nur nicht in so hohem Grade, wie bisher. Die Bevölkerung von Kasimof treibt größten Theils Handel. Die Stadt hieß sonst Gorodizets und zählt gegenwärtig über 3000 Kaufleute. Ihre Lage am Okaflusse ist merkwürdig. Man findet hier noch Ruinen von Moscheen aus sehr großen Backsteinen erbaut, von welchen die Einwohner tausend abergläubische Mährchen erzählen. Ich könnte mich über diese fast tatarische Stadt sehr ausführlich verbreiten, wenn ich nicht fürchtete, dadurch meinen Lesern beschwerlich zu fallen.

Wir blieben drei Tage zu Kasimof. Am Abende des dritten Tages trennte man uns in zwei Abtheilungen. Die eine, gegen tausend Mann stark, nahm ihren Weg gegen Süden. Sie ging am Flusse Sna hinauf bis nach den Ebenen, wo derselbe nur noch einige Stunden vom Choper fließt, welcher sich in den Don ergießt. Diese Abtheilung sollte als

kriegsgefangen in der ausgebreiteten Landschaft der Kosacken bleiben. Die andere, gegen 900 Mann stark, ging den Okafluß hinab, bis nach Nig=Novogorod, und sollte von hier aus den Wolgastrom hinab, bis nach Kasan gehen. Ich gehörte zur letzteren Abtheilung und war nicht ohne Sorgen über den Ort unserer end=lichen Bestimmung. Bevor man uns von un=sern Kameraden trennte, bei welchen die ganze Kosackenbedeckung blieb, die uns bis Kasimof gebracht hatte, versuchte ich von ihnen einige Erklärungen zu erhalten. Sie zeigten gegen Norden und sprachen das Wort „Sibir“ aus, was ich kaum verstand, aber auf wiederholtes Bitten drückten sie sich endlich deutlicher aus und wiederholten den Ausdruck „Sibiry.“ Nun sah ich ein, daß wir zu den Zwangs=arbeiten des Landes, auf die russischen Galee=ren, mit Einem Worte, nach Sibirien bestimmt seien. Als meine Kameraden diese Neuigkeit erfuhren und die am meisten Unterrichteten den Andern erklärt hatten, was die Kriegsge=fangenschaft der Russen sei, wurden sie Alle muthlos. Beständig sprach man mit Nieder=geschlagenheit von dem Bergbau und den Lei=

den derer, die hierzu verdammt seien; denn man sah kein anderes Loos vor Augen. Ich erinnerte mich der merkwürdigsten Stellen verschiedener Reisebeschreibungen von Rußland und theilte sie meinen Kameraden mit, in der gutherzigen Meinung, über welche ich nach der Zeit oft habe lachen müssen, daß wir alle die beschriebenen Dinge auf einem einzigen Punkte vereinigt antreffen würden.

Allein nach dem ersten Eindrucke des Schmerzes, den wir bei der Nachricht empfunden hatten, daß wir nach Sibirien bestimmt seien, stellte sich bald Sorglosigkeit und selbst Frohsinn, der treue Gefährte der Franzosen, wieder ein. Wir verfolgten unsern Weg mit um so weniger Kummer, als unsere Art zu reisen sehr bequem wurde. Man schiffte uns nämlich auf einer Art von Flossen unter der Aufsicht einiger Russen ein, die sehr gute Leute sind, und wir wurden rasch von dem Oka, einem Flusse wie die Rhone, fort getragen. Er fließt zwischen hohen Ufern von Kalksteinfelsen, die mit Fichten- und Birkenwäldern bedeckt waren. Wir zündeten auf unsern Flossen Feuer an. Lebensmittel gab es in Menge,

und wir spürten kaum die Kälte, die seit kurzer Zeit zunahm. Den sechsten oder siebenten Tag nach unserm Abmarsche aus Kasimof langten wir in Nig=Novogorod an. Wir hatten also einen großen Umweg nach Süden gemacht, um die damals ungangbaren Knittelwege von Wladimir nach Novogorod zu vermeiden, um es ferner der Bedeckung, die man uns bestimmt hatte, bequem zu machen und den Kosacken die Rückkehr in ihr Land zu erleichtern.

Alle Gefangenen von der Schlacht an der Moskowa, aus etwa 2000 nicht verwundeten Soldaten bestehend, waren nach Kasimof gebracht worden. Unter denselben befanden sich viele Offiziere verschiedener Corps, die wegen ihrer Epaulets und ihrer Dekorationen vorzugsweise von den Kosacken geplündert worden waren. Man hatte sie nicht als Offiziere anerkannt, und nur später geschah es von ihren Mitgefangenen. Die Russen hatten keine Zeit gehabt, sich um sie zu bekümmern, und sie wären uns gleich gestellt geblieben, wenn wir nicht zur disciplinirtesten Armee der Welt gehört hätten. Sie wurden nach ihrem Grade

anerkannt und behielten alle Auctorität, auf die sie noch im Zustande der Gefangenschaft Anspruch machen konnten. Und unter diesen Männern, die in der Abwesenheit jedes competenten Richters ihre Auctorität und ihren höhern Stand hätten mißbrauchen können, fand sich nur ein Einziger, welcher das Zutrauen seiner Kameraden täuschen wollte. Er hieß Aillaud und war Gemeiner unter einem Regiment berittener Chasseurs, er benutzte das Übergewicht, welches ihm seine Erziehung gab, und die gezwungene Verkleidung, zu welcher uns die Raubgier der Kosacken, wie auch das Geschenk Rostopchin's genöthigt hatte, um sich für einen Capitán auszugeben; aber nach Verlauf von acht Tagen wurde er, während unsers Aufenthaltes zu Wladimir, von einem seiner alten Kameraden unter den Gefangenen erkannt und dermaßen ausgehunzt, daß ich von dem Tage an keinen fügsamern und gefälligern Soldaten gesehen habe. Ich meines Theils erzählte, wie mich der Kaiser zum Unterlieutenant gemacht habe, und Niemand zweifelte an der Wahrheit meiner Aussage. Die Achtung, welche mir die

Soldaten während meiner Gefangenschaft erwiesen haben, ist die einzige Frucht meines Grades gewesen.

Während der ersten Tage des Marsches, wo man Bekannte zu finden und neue Bekanntschaften unter Soldaten dieser verschiedenen Corps zu finden suchte, war ich lange Zeit einem jungen Manne zur Seite gegangen, den ich bald für einen Oberoffizier erkannt hatte. Es war der Oberst Laplane, welcher mit den Kürassieren des General Montbrun einer der ersten in der Redoute*) gewesen war und unglücklicher Weise von den Russen im Gedränge mit fortgerissen und gefangen genommen wurde, als sich diese nach dem Corps des General Kutusow zurück zogen. Er wurde den Augenblick vor den feindlichen General geführt und sehr roh von ihm empfangen. Hierauf behandelten ihn die Kosacken auf ähnliche Weise, als ihm jener den Rücken gekehrt hatte. Der Oberst Laplane war die

*) Der General Caulaincourt übernahm das Commando der Kürassier Montbrun's im Augenblick, als dieser General getödtet wurde.

Veranlassung jenes Versuchs gewesen, den Kaiser von der Zusammenziehung der russischen Armee bei Moskow zu benachrichtigen. Kaum war er seinem Grade nach anerkannt worden, als er auf die Gefangenen einen heilsamen Einfluß ausübte, der sich unmerklich sogar bis auf die Bedeckung derselben erstreckte. Da ich einer der ersten gewesen war, der seine Unterhaltung gesucht und zu seiner Anerkennung beigetragen hatte, so bezeigte er gegen mich eine große Anhänglichkeit, die von beiden Seiten bald in genaue Freundschaft überging. Wir befürchteten indessen immer, getrennt zu werden, indem wir glaubten, daß die Gefangenen, je tiefer wir ins Land hinein kämen, in immer kleinere Banden zertheilt werden würden. Der Oberst verstand diese Gefahr recht geschickt abzuwenden, und ich, meiner Seits, gab mir alle Mühe, in demselben Peloton mit ihm zu bleiben.

Nicht ohne Schwierigkeit gelang es uns zu Nig-Novogorod, wo die ganze Menge in 3 Rotten zu 300 Mann getheilt und nach verschiedenen Punkten abgeführt wurde, bei

derjenigen zusammen zu bleiben, die ihre Bestimmung nach Kasan erhielt. Die beiden andern Banden mußten sich nach Süden wenden und sogleich aufbrechen, obschon die Jahreszeit sehr vorgerückt war und ein durchdringender Nordwind anhaltend wehte. Wir dagegen wurden für Gefangene ziemlich gut casernirt und blieben 1½ Monat in dieser Stadt, wo wir unsere Umgebungen stets mit Fragen belästigten, um Etwas von der französischen Armee zu erfahren; aber wir erfuhren Nichts. Während unsers Aufenthalts war der Winter ausgebrochen. Bis zum 10ten October hatten wir immer einen heitern Himmel, aber jetzt wurde er düster und trübe; es war ein starker Schnee gefallen und einige heftige Fröste hatten in wenig Tagen das Wasser der Bäche und Flüsse in Eis verwandelt.

Nach zwanzig Tagen wurde die Witterung wieder heiter; die Kälte war zwar noch immer empfindlich, jedoch nicht mehr so stechend, und man sagte uns, daß der Winter vollendet sei. Wir erfuhren auch jetzt, daß wir, sobald die Schlittenbahn im Gange sei, unter der Bedeckung eines kleinen Truppencorps,

welches aus den kaiserlichen Schmelzhütten Eisen nach Novogorod zu Wasser gebracht hätte und den ersten günstigen Augenblick benutzen würde, nach Kasan abgehen sollten. Die vielen Pferde, welche dazu gedient hatten, den Eisentransport der Wolga hinauf zu schaffen, wurden jetzt scharf beschlagen und waren ausreichend, um die Gefangenen und ihre Bedeckung und eine große Menge Waaren auf Schlitten fortzuschaffen.

Wir verließen Nig=Novogorod den 25sten November.*) Keiner von uns hatte noch je ein solches Schauspiel gesehen. Wir vergaßen alle, daß wir Gefangene waren, und kamen uns vor wie Reisende zu Schlitten. Dieß war keine solche Schlittenpartie, wie ich deren zu Wischendorf an der Küste des baltischen Meeres gemacht hatte, sondern eine unermeßliche Karawane in den Schneewüsten.

*) Die Schlittenfahrt ist gewöhnlich Michaelis überall im Gange. Nach dem russischen Kalender fällt Michaelis bekanntlich den 8ten Oktober. Im Jahr 1812 trat die Kälte in ganz Rußland später ein.

Gott und Menſchen, wie in meinen Armen! Was war ich dir? Du haſt mich dein genannt, mein ganzes Leben widmete ich deinem Leben — Was bin ich nun? Vergebens ſtreck' ich nach der Schlinge, die dich faßt, die Hand aus. Du bückſtes, und ich frey! — Hier iſt der Schlüſſel zu meiner Thüre. An meiner Willkür hängt mein Gehen und mein Kommen, und dir bin ich zu nichts! — — O bindet mich, damit ich nicht verzweifle; und werft mich in den tiefſten Kerker, daß ich das Haupt an feuchte Mauern ſchlage, nach Freyheit winſle, träume, wie ich ihm helfen wollte, wenn Feſſeln mich nicht lähmten, wie ich ihm helfen würde. — Nun bin ich frey! Und in der Freyheit liegt die Angſt der Ohnmacht. — Mir ſelbſt bewußt, nicht fähig ein Glied nach ſeiner Hülfe zu rühren. Ach leider, auch der kleine Theil von deinem Weſen, dein Clärchen iſt wie du geſinnen, und regt getrennt im Todeskrampfe nur die letzten Kräfte. — Ich höre ſchleichen, huſten — Brackenburg — er iſt's! — Elender guter Mann, dein Schickſal bleibt ſich im-

Ich will nicht dabei verweilen, dieſe Art des Reiſens zu beſchreiben, die eben ſo angenehm iſt, als jene auf den Knittelwegen unangenehm geweſen war. Wir befanden uns bunt durch einander auf einer Art von Fuhrwerk mit Schlittenkufen, welches die Ruſſen Kibik nennen, und folgten der Bahn, welche bald an den Ufern der Wolga und bald mitten auf dem gefrornen Strom ſich fortſetzte. Allein erſt in den letzten Tagen unſerer Reiſe fuhren wir auf der Wolga, indem erſt jetzt ihre Eis- und Schneedecke die gehörige Feſtigkeit erreicht hatte.

Des Nachts gingen wir in die Dörfer und nahmen unſere Nachtquartiere in den großen Karawanenherbergen. *) Im Ganzen waren wir eben nicht ſehr unglücklich und befanden uns nur darüber in Unruhe, daß wir nicht

*) Dieß ſind eine Art öffentlicher Caſernen, die bald im Feld allein, bald mitten in den Dörfern ſtehen. Alle Reiſende werden darin unentgeldlich aufgenommen und ein von der Regierung ernannter Vogt oder Aufſeher derſelben liefert ihnen das Waſſer und die zum Leben unentbehrlichen Dinge.

wußten, wo dieſe merkwürdige Fahrt ihr Ende erreichen würde.

Endlich erreichten wir am 5ten December, nachdem wir durch eine ſehr ebene Gegend gekommen waren, die mir indeſſen angenehm vorkam, weil ſie mit Baumgruppen hie und da beſetzt war, die Stadt Kaſan, die uns einen ganz neuen Anblick darbot. Als ich ſie gewahr wurde, erinnerte ich mich, daß ſie ehedem über der Gränze, welche Europa von Aſien trennt, gelegen habe. Sie hat ein echt morgenländiſches Anſehen behalten. Ihre Bevölkerung beſteht zum Theil aus Armeniern, Muſelmännern und Tataren.

Wir blieben nur wenig Tage in Kaſan, worauf unſere Rotte aufs Neue zertheilt wurde. Ungefähr 150 Mann wurden nach Orenburg und Oſa gegen Mittag hin und der Reſt nach Perm und Ekaterinburg gegen Nordoſten beſtimmt. Bei Letzterm war auch ich. Der Oberſt Laplane war ebenfalls dieſer Abtheilung zugefallen. Wir ſetzten unſere Reiſe auf Schlitten fort. Zu Perm wurden wir abermals getheilt, ſo daß unſerer 70 den Weg nach Ekaterinburg einſchlugen.

Perm ist die letzte europäische Stadt in dieser Richtung. Sie liegt in einer bergigen Gegend, welche schon zur Kette des Uralgebirges gehört, welches berühmter geworden ist, als man bei seiner geringen Höhe hätte glauben sollen, und bekanntlich die natürliche Gränze zwischen Asien und Europa bildet. Nachdem man 12 Tage lang die nicht sehr steilen Berge oder Anhöhen bestiegen hat, mit welchen das Land bedeckt ist, steigt man nach Ekaterinburg hinab. Dieß ist eine sehr schöne Stadt, deren Häuser mit Eisenblech bedeckt sind. Man findet hier eine Münze und die Generaldirektion der Bergwerke von Perm, von Kasán, von Orenburg und von Sibirien.

Hier wurden wir, in Folge eines zwischen den Agenten der Krone und demjenigen des Herrn Demidof, eines der reichsten Privatleute in Rußland, abgeschlossenen Vertrags, zum letzten Mal von einander getrennt und in kleinen Abtheilungen zu ungefähr 10 Mann nach den verschiedenen Hüttenwerken und Gruben dieses reichen Bergwerksbesitzers gesendet. Der Oberst Laplane war unser gemeinschaft-

licher Chef geworden und seine Auctorität hatten selbst die Russen anerkannt, so daß sie ihm endlich einen Theil der Rücksichten bezeigten, auf welche er, vermöge seines Grades, Anspruch machen konnte. Er erfuhr zu Ekaterinburg, daß das Eisenwerk zu Nishnei-Taguil, ungefähr 10 Stunden weiter nach Norden, unter der Leitung eines Franzosen stehe. Deßhalb verlangte er mit 9 Mann, unter denen auch ich war, dorthin geschickt zu werden, was man ihm leicht zugestand.

Wir reisten nach Nishnei-Taguil ab und langten den 31sten December daselbst an. Dieß war das Ziel unserer Reise, die also von der Moskowa an, ohne den Aufenthalt zu Nig-Novogorod, fast 2½ Monat gedauert hatte; während dieser Zeit hatten wir ungefähr 500 Stunden zurück gelegt. Von der Moskowa an bis nach Frankreich, Paris und Sirsour hatte man ebenfalls 600 Stunden. Welcher ungeheure Raum trennte uns demnach von der Heimath. Wenn konnten wir hoffen von hier aus den Rückweg anzutreten? Wer in der Welt mochte sich um uns bekümmern und

uns in ſocher Entfernung aufſuchen? Sollten wir hier vergeſſen werden, wie die nach Kamtſchatka oder in die Tatarei Verbannten, die meiſten Theils während der ganzen Dauer ihres Exils nur einen einzigen Befehl von der ruſſiſchen Regierung erhielten, nämlich denjenigen, der ſie auf 1000 Stunden Entfernung vom Hof verbannte? hätten wir nur wenigſtens zum Troſt für die mühſamen Arbeiten, zu welchen wir, ohne Zweifel, verdammt waren, die Gewißheit des Sieges der franzöſiſchen Armee gehabt! Aber zu Kaſan hatte man uns geſagt, daß die Franzoſen bei Moskow völlig geſchlagen worden ſeien; ſie hätten die Stadt durch einen Überfall genommen und auf der Flucht dieſelbe in Brand geſteckt. Zu Ekaterinburg dachte niemand mehr an den Krieg, den man bereits ſeit langer Zeit für beendigt hielt. Die zu Kaſan erhaltenen Nachrichten hatten uns zwar beunruhigt, aber der Kaiſer und die große Armee konnten, unſerer Meinung nach, nicht geſchlagen werden, wenn ſich zumal die Hauptſtadt Rußlands in ihrer Gewalt befand. Deßhalb ſchenkten wir dieſen Gerüchten weiter keinen Glauben. Wir er-

trugen die Gleichgiltigkeit der Bewohner von Ekaterinburg noch mit größerer Ungeduld, als die falschen Nachrichten der Einwohner von Kasan. Ach leider sollten wir lange Zeit weder von unsern Gefährten, noch von Frankreich etwas vernehmen!

Elftes Kapitel.

1813.

Schilderungen von Nishnei-Taguil. — Die Hüttenwerke des Uralgebirges. — Russische Sitten.

Bei unserer Ankunft zu Nishnei-Taguil nahm uns ein Unteraufseher des Hüttenwerkes in Empfang und wies uns eine Wohnung an, wo wir die Befehle seiner Vorgesetzten erwarten sollten.

Den folgenden Tag wurden wir sehr angenehm bei unserm Erwachen durch Herrn Mazin, einen Franzosen und zweiten Direktor des Hüttenwerkes, überrascht, der die Nacht von einer Reise in die Umgegend zurück gekommen war und auf die Nachricht,

daß 10 Franzosen angekommen seien, welche unter seiner Aufsicht arbeiten sollten, keine Ruhe mehr gehabt hatte. Er empfing uns alle auf das Wohlwollendste und sprach mit Jedem von uns Einiges über seinen Canton oder seine Stadt. Er war lange Zeit in der Heimath des Obersten Laplane gewesen, kannte mehrere Glieder der Familie desselben sehr gut und hatte selbst von ihnen einige Dienstleistungen erhalten. Es ist begreiflich, daß er in solcher Entfernung von Frankreich gern diese Gelegenheit ergriff, um sich dankbar zu beweisen. Er stellte den Obersten und mich dem Chef des ganzen Hüttenwerks vor und erhielt für uns gänzliche Freiheit nebst allen Bequemlichkeiten, die hier zu haben waren, wo übrigens an Nichts ein Mangel Statt fand. Ein russischer Domestik wurde zu unserer Verfügung gestellt und Herr Mazin hatte uns eine sehr schöne, gut geheizte kleine Wohnung in der Nähe der Kirche besorgt. Unsere acht Kameraden waren sämmtlich in solche Werkstätten des Hüttenwerks gekommen, wo die Arbeit am wenigsten angreifend war, mit dem Befehl, so viel als möglich alle billige Rück-

ſicht auf ſie zu nehmen. Ihre Lage war auch ſo glücklich, als ſie nur immer in Sibirien ſeyn kann, und bald ſtanden ſie ſogar verſchiedenen Theilen der Werkſtätten vor. Sie waren gemeine Soldaten und dachten nicht daran, es übel zu nehmen, daß der Oberſt und ich mit Arbeit verſchont blieben; ſie würden ſogar darin eine Demüthigung gefunden haben, wenn man uns in dieſem Punkt ihnen gleich geſtellt hätte. Alles befand ſich alſo im beſten Zuſtande.

Niſhnei-Taguil heißt ſo viel als Nieder-Taguil, indem es noch ein Werknei-Taguil oder Ober-Taguil gibt. Erſteres iſt ein Eiſenwerk am Fluſſe Taguil gelegen, der ſich, nachdem er mehrmals die Namen geändert hat, in den großen Ob-Fluß ergießt.*) Dieſes Eiſenwerk gehört nebſt 8 oder 9 andern oder Hochöfen, die mehr oder weniger entfernt liegen und in welchen die Erze des Urals verarbeitet werden, dem Herrn Demidof.

*) Der Taguil ergießt ſich in den Tura; dieſer in den Tobol; dieſer wiederum in den Irtiſh; und letzterer in den Ob.

Nishnei-Taguil ist der Mittelpunkt und das Comptoir derselben, zugleich auch das am besten betriebene und ergiebigste Hüttenwerk unter allen denen im Uralgebirge, welche Privatpersonen gehören. Hier befindet sich die Direktion der Hammerwerke von Saldinskoi, von Vuiskoi, von Nishnei- und von Werknei-Laiskoi, von Tehornaia u. s. w.

Ein zwischen zwei Höhen aufgeworfener Damm bewirkt, daß sich hier der Taguil in ein unermeßliches Thal ergießt und einen See bildet zum Betrieb der verschiedenen Maschinen der Gewerke, in welchen man Glocken gießt und Geräthschaften aller Art, z. B. Kochtöpfe aus geschlagenem Eisen, aus Kupfer u. s. w. verfertigt. Das Wasser ergießt sich von der Höhe des Dammes und setzt eine Menge Hämmer und Räder in Bewegung, die an zwei langen Reihen schöner, einander gegenüber stehender Häuser angebracht sind, in welchen sich die verschiedenen Werkstätten befinden.

Zu beiden Seiten dieses Hüttenwerkes erheben sich auf einem bergigen Terrain die Häuser, welche, um die Sprache des Landes zu reden, die Zavode ausmachen; denn die

mer gleich; dein Liebchen öffnet dir die nächtliche Thür, und ach zu welch unſeliger Zuſammenkunft!

Brackenburg tritt auf.

Clärchen. Du kommſt ſo bleich und ſchüchtern, Brackenburg! was iſt's?

Brackenburg. Durch Umwege und Gefahren ſuch' ich dich auf. Die großen Straßen ſind beſetzt, durch Gäßchen und durch Winkel hab' ich mich zu dir geſtohlen.

Clärchen. Erzähl', wie iſt's?

Brackenburg indem er ſich ſetzt. Ach Clärre, laß mich weinen. Ich liebe' ihn nicht. Er war der reiche Mann und lockte des Armen einziges Schaf zur beſſern Weide herüber. Ich hab' ihn nie verflucht; Gott hat mich treu geſchaffen und weich. In Schmerzen floß mein Leben von mir nieder, und zu verſchmachten hofft' ich jeden Tag.

Clärchen. Vergiß das, Brackenburg! Vergiß dich ſelbſt. Sprich mir von ihm! Iſt's wahr? Iſt er verurtheilt?

Wohnungen um die Hüttenwerke herum führen in diesem Lande nicht den Namen der Stadt (Gorod), sondern den des Hammerwerks (Zavode). Dieser Ort zählt an 9000 Einwohner, welche sämmtlich mittelbar oder unmittelbar zu den Arbeiten des Hammerwerkes beitragen. Ein schönes Haus, an einem freien Platz gelegen, wird von Herrn Demidof bewohnt, wenn er die Fabrik besucht. Die Kirche nimmt im ganzen Ort den höchsten Punkt ein, ist, wie alle russische Kirchen, in zwei Theile, einen für den Sommer und den andern für den Winter, getheilt und mit Blech bedeckt. Eine Menge kleiner Gärten liegen zwischen den Häusern, und obgleich sie schlecht gehalten werden, so verleihen sie doch dem Orte, besonders am Ende des Winters, wenn die Traubenkirschbäume (cérisiers à grappes), mit denen sie bepflanzt sind, voller Früchte hangen, ein angenehmes Aussehen. Im untern Theile des Orts ist der Bazar, eine Art morgenländischer Markt, wo man alle Kaufläden des Ortes um einen einzigen Platz herum vereinigt findet.

Diese Bevölkerung von Eisenarbeitern ge-

währt einen eigenthümlichen Anblick, von welchem nur diejenigen eine Vorstellung haben können, welche unser Saint-Etienne-en-Forez gesehen haben. Besonders des Abends hat man ein merkwürdiges Schauspiel, wenn in den beiden langen Reihen von Schmieden und Gewerken alle Feuer in Brand, alle Hämmer in Gang, alle Räder in Bewegung sind und Tausende von kohlschwarzen Männern sich vor diesen Hochöfen herum bewegen, welche jeden Tag mehrere tausend Puds Gußeisen liefern. Die unermeßlichen Produkte dieser Gewerke werden auf Schlitten zum Fluß Tschussovaia geschafft, erreichen von hier aus den Wolgastrom und werden auf demselben stromaufwärts bis in den hohen Norden geschafft, um sich über das ganze europäische Rußland und bis nach England zu verbreiten.

Herr Mazin besaß in dieser großen Anstalt einiges Ansehen. Er war seit kurzer Zeit an der Direktion des Betriebes dieser Anstalt angestellt worden. Seinen Posten hatten vorher ein unwissender Russe und vor diesem ein anderer Franzose Namens F... eingenommen, dessen Verdienst und Tugenden zu Nishnei

noch in gutem Andenken waren. Herr Mazin hatte viele Mühe, die Anstalt wieder zu der Höhe zu bringen, auf welcher sie früher gestanden hatte. Die letzten Kriegsereignisse waren zu rasch erfolgt und Sibirien zu entfernt, als daß sich die Sicherheitsmaßregeln, welche gegen alle Franzosen, die sich in Rußland aufhielten, ergriffen wurden, bis auf ihn hätten erstrecken sollen. Er war geachtet und geliebt, und vermöge seines Einflusses genossen wir auf unser Ehrenwort alle Freiheit. Wir hätten gern von ihm Etwas über die Kriegsereignisse erfahren, aber er wußte selbst wenig. Wir waren also genöthigt, bestimmte Nachrichten zu erwarten, da wir den, unserer Meinung nach, lächerlichen Gerüchten von der gänzlichen Vernichtung der französischen Armee in Rußland, die auch hier bald in Umlauf kamen, keinen Glauben beimessen wollten.

Wir brachten den ganzen Winter in Nishnei-Taguil zu, und erst gegen Ende desselben wurden die Nachrichten von der Niederlage des Kaisers Napoleon bestätigt. Wir waren nun gezwungen, daran zu glauben, als wir auch erfuhren, daß in den meisten

Eisenwerken Siberiens man eine gewisse Anzahl Gefangener untergebracht habe.

Wir wußten noch nicht, wie lange unser Exil dauern solle. Der Oberst und ich hatten bereits die Winterkarawanen, die sich hinab nach Europa begaben, benutzt, um unsern Familien Nachricht von uns zu geben. Wir hatten unsere Briefe dem Zufall anvertraut. Unsere Freundschaft wurde mit jedem Tage herzlicher, und der Oberst theilte großmüthig mit mir alle Bequemlichkeiten, alle Erholungen und alle Vergnügungen, welche Mazin ihm verschaffte. Wir wohnten mehrmals zusammen den Winterschlittenfahrten, für welche alle Russen leidenschaftlich eingenommen sind, und der Fischerei bei, welche in dortiger Gegend in den Teichen vorgenommen wird, wenn das Eis am dicksten ist und der Fisch sich in einer Art völliger Erstarrung befindet. Diese Fischerei, welche manchmal einige hundert Zentner Fische liefert, ist immer ein Fest, dem eine große Menge Volks, welche in Schlitten herbei kommt, beizuwohnen pflegt. Sie fahren in allen Richtungen über das Eis, während ein wenig tiefer und unter den Füßen

der Pferde das Netz, welches man unter das Eis gebracht hat, langsam über die ganze Oberfläche des Sees fortrückt.*)

*) Diese Fischerei wird jedes Jahr auf folgende Weise betrieben: man öffnet das Eis am Rande des Teiches, so daß man ein Netz ins Wasser bringen kann, welches manchmal 2000 bis 3000 Fuß lang ist und große Ähnlichkeit mit den, in der Provence zur Thunfischerei gebräuchlichen, Netzen hat. Dieses Netz wird im Wasser mittels sehr dünner Stäbe ausgespannt, welche man, durch kleine Löcher im Eis von ½ Fuß Öffnung und in gleicher Linie fortlaufend, unter die Eisrinde bringt und mit ihnen sehr geschickt das Netz bis zur nächsten Öffnung fort schiebt. Leute, welche neben diesen Eislöchern stehen, nehmen den Stab, wenn er bis zu ihrem Loche vorgeschoben ist, und schieben ihn unter dem Eise gegen das zweite Loch fort, endlich gegen das dritte und so weiter, bis ans Ende des Teiches. Ein Strick, welcher vom Netz ausläuft, ist am Ende des Stabes, oder der Stange befestigt. Wenn sie das Ufer des Teiches erreicht hat, zieht man sie heraus und entfaltet das Netz; auf dieselbe Weise läßt man es dann über die ganze Oberfläche des Teiches wandern, so daß es die Fische vor sich her treibt. Alsdann zieht man es zu und auf das Eis des Ufers. Es enthält manchmal mehrere hundert Zentner Fi-

Obgleich der Winter die gute Jahreszeit in Sibirien iſt, ſo ſieht man doch dem Frühling hier mit demſelben Vergnügen, wie an-

---

ſche, die Anfangs im Waſſer ganz unbeweglich ſind, aber an der Luft wieder Leben bekommen und ſich heftig bewegen. Man ſortirt ſie und läßt ſie an der Luft liegen, bis ſie den folgenden Tag ganz erſtarrt ſind, worauf man ſie bedeckt. Lachſe, Hechte, Schleien werden in dieſem Zuſtande bis ins mittlere Aſien, nach Europa, nach Tobolsk, nach Petersburg geſendet. Nachdem ſie drei bis vier Monate gefroren waren, bringt man ſie in eine ſchickliche Temperatur, ſo daß ſie faſt in denſelben Zuſtand zurück kehren, in welchem ſie ſich eine Stunde vor der Fiſcherei befanden.

Ein Fiſch von ungeheurer Größe wurde auf dieſe Weiſe an den Mündungen des Ob gefangen. Man hielt ihn für einen Stör und ſendete ihn gefroren nach Tobolsk. Hier fand man aber, daß er zu einer weit köſtlichern Art der Sterlets gehört, und ſendete ihn augenblicklich nach Petersburg, wo er, nach einer Reiſe von 1500 Stunden, auf der Tafel des Kaiſers erſchien. Die Thierkörper ſcheinen keiner Zerſetzung unterworfen zu ſeyn, ſo lange ſie ſich im gefrornen Zuſtande befinden. Hat man doch auch an den Mündungen des Ob in einem gefrornen Thonlager den Körper eines vollkommen erhaltenen Rhinoceros

berwärts, entgegen und wahrscheinlich wegen einer Volkslustbarkeit, welche in der Osterwoche Statt findet und keinen andern Zweck zu haben scheint, als das Ende des Winters zu feiern.

Zu dieser Zeit errichtet man in allen Theilen Rußlands Schaukeln in den Häusern, in den Gärten und auf den öffentlichen Plätzen, und die ganze Nation überläßt sich oft, acht Tage lang, dem Vergnügen, geschaukelt zu werden.

Diese Belustigung ist zu der Zeit eine wahre Wuth. Man sieht Leute von reifem Alter, die kaum so lange die Schaukel verlassen, als sie ihre Mahlzeit einnehmen; die jungen Leute bleiben nicht hinter ihnen zurück. Nach diesen Tagen des Festes verschiebt man

---

gefunden, welches vielleicht durch die Gewässer der Sündfluth aus dem mittlern Asien in das Bette des Ob gekommen ist, der nach Norden fließt. Der russische Naturforscher Pallas, welcher sich im Augenblick der Entdeckung an Ort und Stelle befand, hat das Thier zergliedert und bestimmt. Gegenwärtig befindet es sich im naturhistorischen Kabinet zu St. Petersburg.

diese sonderbare Art der Belustigung, deren Ursprung und Zweck mir unbekannt sind, bis aufs nächste Jahr.

Der Frühling rückt in Sibirien nicht stufenweise, wie bei uns, vor; er tritt plötzlich ein, wie auch der Winter. Den einen Tag lebt man noch in der kalten Zone und den andern athmet man die Luft des Frühlings. Der Schnee schmilzt auf einmal und die Erde ist, wie durch einen Zauber, mit Blumen bedeckt, die sich unter dem Schnee geöffnet zu haben scheinen. Dieses unerwartete Schauspiel hat uns außerordentlich ergötzt.

Als die schönen Tage auf einmal gekommen waren, sagte uns Herr Mazin, daß die Sorgfalt, welche er uns bezeigt habe, anfange, übel ausgelegt zu werden, weßhalb er wünsche, daß wir einige Zeit lang auf einer andern Zavode zubrächten, die eben so gut als Nishnei unter ihm stände und nur drei Stunden weit entfernt sei. Er hatte Alles, was wir bedurften, für uns zurecht machen lassen, und wir waren dort ganz wie auf dem Lande. Wir nahmen deßhalb mit Freuden einen Antrag an, der uns Gelegenheit ver-

schaffte, die Gegend zu besuchen und uns von den 9000 Eisenarbeitern in Nishnei-Taguil zu entfernen.

Zwei Tage darauf reisten wir ab nach Tchornaia-Zavode, unserm neuen Wohnorte. Dieses Eisenwerk liegt am Ufer des Sees Tchornaia, welcher seinen Namen von Tchornaia-Reka (dem schwarzen Fluß) erhalten hat, dessen Gewässer erst durch eine moorige Gegend fließen, dann den See bilden und sich endlich in den Taguil ergießen. Der Weg, der dahin führt, ist Anfangs ziemlich einförmig, aber wenn man erst an den ziemlich starken Ausfluß des Sees kommt, ein tiefes Thal passirt hat und an den kahlen Bergwänden des Urals und des Lipovaia-Gora oder Lindenbergs hinauf gestiegen ist, dessen Bäume damals in der Blühte standen: so athmet man eine angenehmere Luft und hat eine abwechselndere Aussicht. Vor sich hat man den See, welcher sich nach Südwest ausbreitet, an der Stelle, wo die Bergkette des Urals sich in zwei Äste theilt. Der See enthält eine Menge reizender Inseln. Gegen Norden und weiter hinab gegen Westen erheben sich zwei sehr

ſteile Berge. Auf dem Gipfel des einen ſammeln ſich die Wolken in der Regenzeit.

Wir wurden auf der Inſel, welche dem Damm des Sees am nächſten liegt, in ein hölzernes Haus, Isbas genannt, einlogirt. Sobald wir davon Beſitz genommen hatten, bekümmerten wir uns kaum um die Arbeiten der Eiſenarbeiter der Zavode von Tchornaia. Unſere Zeit war getheilt zwiſchen den Vergnügungen der Jagd, des Fiſchfanges und der Wanderungen in die umliegende Gegend, in welcher eine dünne Bevölkerung ſich einzig und allein mit den Arbeiten des Bergbaues und des Hüttenweſens beſchäftigt.

Die lange Gebirgskette des Urals, an deren öſtlichem Fuße wir uns befanden, iſt im Durchſchnitt von geringer Höhe und die Landſchaften derſelben ſind einförmig. Ganze Maſſen grünlicher Felſen zeigen ſich längs den Bergſchluchten, und Wälder von weißen Cedern, von Birken und Fichten bedecken einen fruchtbaren, noch nicht in Kultur genommenen und oft ſumpfigen Boden. Von Zeit zu Zeit findet man große Heiden, auf welchen ein dichtes, mit Eſparſette und Klee vermiſchtes

Brackenburg. Er iſt's! ich weiß es ganz gewiß.

Clärchen. Und lebt noch?

Brackenburg. Ja, er lebt noch.

Clärchen. Wie willſt du das verſichern? — Die Tyranney ermordet in der Nacht den Herrlichen; vor allen Augen verborgen fließt ſein Blut. Ängſtlich im Schlafe liegt das betäubte Volk, und träumt von Rettung, träumt ihres ohnmächtigen Wunſches Erfüllung; indeß unwillig über uns ſein Geiſt die Welt verläßt. Er iſt dahin! — Täuſche mich nicht! dich nicht!

Brackenburg. Nein gewiß, er lebt! — Und leider es bereitet der Spanier dem Volke, das er zertreten will, ein fürchterliches Schauſpiel; gewaltſam jedes Herz, das nach Freyheit ſich regt, auf ewig zu zerknirſchen.

Clärchen. Fahre fort und ſprich gelaſſen auch mein Todesurtheil aus! Ich wandle den ſeligen Gefilden ſchon näher und näher, mir

Gras wächst und einen sehr schönen Rasen bildet. Im Innern dieser Wälder trifft man keinen andern Menschen, als die Köhler der Hüttenwerke und Bergleute an. Da die Bodenkultur nur als Nebensache betrieben wird: so bekümmert man sich um so weniger darum, als die colonisirten Arbeiter kein Grundeigenthum besitzen, und auf den Befehl ihres Herrn und, je nach den Bedürfnissen der Hüttenwerke, von einem Dorfe zum andern versetzt werden und ihre Heimath wie ihr Klima, ohne Hoffnung der Rückkehr und ohne Möglichkeit, die erbauten Erzeugnisse verkaufen zu können, verändern müssen. Alexander der Erste hat den Versuch gemacht, diese Gewalt der Grundeigenthümer über ihre Leibeigenen dadurch zu mildern, daß er in Lehnssachen Richter nieder gesetzt hat, welche unmittelbar unter ihm selbst standen. Aber dieser erste Versuch das Feudalwesen in Rechtsgränzen einzuschließen, bleibt ohne Wirkung in den entfernten Provinzen, wo der Herr gegen Leibeigne immer Recht behält, und wo der Richter lieber der Freund des Herrn ist, welcher die Gerechtigkeit erkauft, als seines Sklaven.

welcher nichts zu geben hat. Obgleich die Arbeit hart ist, so mag doch übrigens die Existenz dieser Arbeiter nicht sehr unangenehm seyn. Jeder Bauer lebt auf dem Hüttenwerke im Schoße seiner Familie. Er besitzt gewöhnlich eine Kuh, ein Pferd, Schafe und ein Stück Land, auf welchem er Kohl und etwas Körner baut. Da er auch für die Hüttenarbeit einige Bezahlung erhält: so bemüht sich jeder, sein kleines Vermögen zu vermehren, mit welchem er sich eines Tages los zu kaufen hofft. Obgleich Leibeigner, kennt doch der Sibirier sehr gut den Vortheil, welchen ihm seine kleinen Ersparnisse von seinem Lohn gewähren, um es sich gefallen zu lassen, ganz ohne Lohn zu arbeiten. Er rührt keine Hand, wenn man ihn nicht richtig bezahlt. Im Jahr 1809 entstand unter den Hüttenarbeitern des Herrn Demidof eine Art von Aufstand, weil es an Geld gefehlt hatte, sie zu bezahlen. Dieser Vorfall hätte ernsthafte Folgen haben können, wenn die Arbeiter eine Organisation und Männer von Kopf an ihrer Spitze gehabt hätten. Einigen erging es dabei sehr übel, und man bestrafte sie sehr streng. Seit der

Zeit hat man auf einigen Hüttenwerken die Soldatenwirthe noch weit mehr entfernt, obgleich sie sich nur in einer gewissen Entfernung niederlassen und ihre Schenken nur des Sonntags öffnen durften.

Die natürliche Obrigkeit dieser Leute sind ihre Herren und die Agenten derselben auf den Hüttenwerken. Aber die Arbeiter gehorchen auch noch einer andern Obrigkeit aus ihrer Mitte, die ihre Auctorität dem Einfluß verdankt, den das Alter und die Überlieferung ihr geben. Dieß ist nämlich der Staroſt oder Alte. Er ist gewöhnlich aus einer wohlhabenden Familie; und auf den sibirischen Hüttenwerken gibt es einige sehr reiche. Ihren Wohlstand kann man an Sonn- und Festtagen am Putze der Frauen leicht gewahr werden. Ihre Tracht ist dem Luxus sehr günstig, und das wissen sie sehr gut. Über ein Kleid von Taffet oder Mouselin von heller Farbe und mit weiten Ärmeln ziehen sie ein anderes aus einer dunklern Seide, welches den Busen bedeckt und bloß mit zwei Bändern über die Schultern sich fortsetzt, die bis zur Mitte des Rükkens nach dem Gürtel hinab laufen, welcher

alle Falten der Taille umfaßt. Das Kleid, durch welches sich alle Formen schön zeichnen, ist mit einer langen Reihe von Metallknöpfen vorn geschlossen. Der Gürtel, aus köstlichem Stoff, bildet an der linken Seite eine Schleife, deren Enden oft mit sehr reichen Eicheln geziert sind und bis zur Erde herab fallen. Ein Diadem macht den Kopfputz der Mädchen; die Frauen tragen über einer andern Art von Diadem noch eine Art von Heiligenschein aus Metall oder Pappe und überzogen mit einem reich gestickten Taffet. Eine große Bandschleife zieht ihn nach hinterwärts und ein langer Schleier fällt den Rücken hinab.

Die Männer verwenden auf ihren Anzug weniger Sorgfalt: sie tragen einen weiten Kaftan oder einen Rock, welcher durch einen gewebten Gürtel zusammen gehalten wird; im Winter eine Pelzmütze und im Sommer einen Hut mit breiten Krempen, niemals ein Halstuch und fast immer Stiefeln, ich sage „fast immer," weil die Bauern sich die Beine mit Streifen eines wollenen Stoffes umwickeln und auf einer Art von Sandalen gehen, die sie aus dem Splinte der Fichtenrinde zur Zeit,

wo der Saft empor zu steigen anfängt, verfertigen. Die Adligen und die Reichen scheren sich den Bart auf europäische Weise, aber die freien Kaufleute und die Bauern lassen ihn wachsen. Es findet noch ein anderer Unterschied zwischen den Adligen und Leibeignen Statt, nämlich daß Letztere jedermann mit Du anreden, Erstere dagegen die russische Sprache entstellen und niemand von ihres Gleichen mit Du anreden. Hier, wie überall, eilt der Adel der Civilisation der andern Klassen voraus, wird aber eines Tages alle Kraft aufbieten, um die andern Klassen wieder zum Rückschritt zu bringen.

Wenn man sich von den Hüttenwerken entfernt und weiter ins Land eindringt, welches sich gegen den Taguil hin erhebt: so trifft man mahomedanische Dörfer, Kirgisen-Colonien, welche den Sommer über mit ihren Herden in die Steppen oder Heiden der Ebene ziehen und in Hütten, aus Baumrinde verfertigt, kampiren. Je weiter man vorschreitet, desto mehr verändert sich das Aussehen des Volkes; man bemerkt, daß Europa mit Asien und der Norden mit dem Süden im

Streite liegt. Von hier entspringen die Flüsse, welche sich ins Eismeer, ins kaspische Meer ergießen, Asien und das europäische Rußland durchströmen, so daß man mit geringer Mühe eine Communikation herstellen könnte, welche jetzt nur durch die Schlitten Statt findet. Wie viele Hilfsquellen würden sich nicht durch dergleichen Wasserstraßen dem Gewerbfleiß und dem Handel in diesem Lande eröffnen, wenn zumal diese Völker erst Freiheit und Eigenthum erhalten! Jetzt tröstet man sich damit, daß die Entfernungen jeden Winter abgekürzt werden und man mit den entferntesten Gegenden leicht Verbindung hat. Wir z. B. befanden uns an der Straße von Kamtschatka so wohl, als an derjenigen nach Europa über Kasan, und in der Nachbarschaft von Tobolsk, welches nur noch 100 Stunden entfernt lag.

In diesem sonderbaren Lande findet man keine andern Spuren des Alterthums, als sehr dauerhaft gebaute Erdschanzen und Gruben an den Seiten der Berge. Da sie ganz verschieden sind von denen, welche die Kirgisen und Tataren in beider Hinsicht zu machen

pflegen: so schreibt man sie den Tschuden, einem erloschenen Volke zu, von welchem bloß der Name auf uns gekommen ist. Diese Überbleibsel bewiesen wenigstens, daß die Bergwerke des Urals schon in alten Zeiten von den Völkern einer vorgeschrittenen Civilisation benutzt worden sind und daß feindliche und kriegerische Nationen dieses Land, welches von Indien durch die Bergkette des Altai, einen Gürtel von Wüsten und eine zweite Gebirgskette, die des Taurus, zertrennt wird, in allen Richtungen durchzogen haben.

Zwölftes Kapitel.

1813 — 1814.

Wassili und Daria, eine sibirische Anekdote. — Russische Art, zu rekrutiren.

Ich habe schon gesagt, daß wir eine kleine Insel in der Nähe des Dammes von Tchornaia-Zavode bewohnten. Des Morgens gingen wir gewöhnlich mit einander aus und machten, nachdem wir über den Teich gefahren waren, eine Wanderung in die Wälder am Fuße des Beloi-Kamen (des weißen Felsens), welcher gegen Mittag liegt, oder wir begaben uns auch nach den Bergwerken. Des Mittags kehrten wir nach Hause zurück. Nach dem Mittagsessen lasen wir entweder einige Bücher, welche uns Herr Mazin geliehen

hatte, oder wir arbeiteten in unſerm kleinen Garten; aber mich plagte die Langeweile und, um mir Zerſtreuung zu machen, kehrte ich ans Ufer des Sees zurück, und vertiefte mich von Neuem in die Wälder, aus welchen ich des Abends noch trauriger zurück kehrte.

Eines Tages, als ich in der Nähe des Dammes landete, war ich nicht wenig erſtaunt, unter einem dichten Buſche ein junges ruſſiſches Mädchen in Thränen zu erblicken. Sie ſchien mir hübſch zu ſeyn und ich näherte mich derſelben. Sie ſah mich nicht und vergoß fortwährend Thränen. Ich blieb vor ihr ſtehen, um ſie zu betrachten. Ihre ſchwarzen Haare, nach Landesſitte geflochten, fielen unter ihrem Diadem herab, welches die ſibiriſchen Mädchen zu tragen pflegen, und unterbrachen mit ihrer Rabenſchwärze die weiße Farbe ihrer Haut. Während ich ſie betrachtete, drehte ſie mir den Kopf zu, und als ſie mich erblickt hatte, erhob ſie ſich raſch, trocknete ihre Thränen und ſprach: „Verzeih', Vater *),

*) Es gilt für eine Höflichkeit, die Leute mit „Vater" anzureden. Leute von höherem Stande antworten darauf mit „Bruder."

aber ich bin unglücklich!" — Ich wünſchte, entgegnete ich ihr, Dich tröſten zu können. — „Ich erwarte keinen Troſt," ſagte ſie; „denn es ſteht nicht in Deiner Macht, mit Troſt zu geben." — Aber warum weineſt Du?

Sie ſchwieg, und ihr Schluchzen verrieth mir hinlänglich, daß ſie ſehr betrübt ſei.

Könnteſt Du, ſagte ich zu ihr, irgend einen Fehler begangen haben, welcher Dir den Zorn Deines Vaters zugezogen hätte? — „Seinen Zorn, ja, den habe ich mir zugezogen; aber iſt es meine Schuld, wenn ich ſeinen Aphanaſſi nicht lieben kann?"

Die Sache begann jetzt intereſſant zu werden, weil dieſer Geſchichte Liebe und Thränen zum Grunde lagen. Ich ſelbſt fühlte mich ganz gerührt.

Ich fragte das junge Mädchen, wer dieſer Aphanaſſi ſei, den ſie nicht lieben könne. Sie erholte ſich ein wenig und ſagte mir alsdann mit einer bezaubernden Grazie und einer faſt franzöſiſchen Geläufigkeit der Zunge, daß im vorigen Sommer eine Baſchkirenfamilie weiter nach Norden vorgedrungen ſei, als dieſe Völker gewöhnlich zu thun pflegen; ſie ſei mit

weht der Troſt aus jenen Gegenden des Friedens ſchon herüber. Sag' an.

Brackenburg. Ich konnt' es an den Wachen merken, aus Reden, die bald da bald dorten fielen, daß auf dem Markte geheimnißvoll ein Schreckniß zubereitet werde. Ich ſchlich durch Seitenwege, durch bekannte Gänge nach meines Vettern Hauſe, und ſah aus einem Hinterfenſter nach dem Markte. — Es wehten Fackeln in einem weiten Kreiſe Spaniſcher Soldaten hin und wieder. Ich ſchärfte mein ungewohntes Auge, und aus der Nacht flieg mir ein ſchwarzes Gerüſt entgegen, geräumig, hoch; mir grauſ'te vor dem Anblick. Geſchäftig waren viele rings umher bemüht, was noch von Holzwerk weiß und ſichtbar war, mit ſchwarzem Tuch einhüllend zu verkleiden. Die Treppen deckten ſie zuletzt auch ſchwarz, ich ſah es wohl. Sie ſchienen die Weihe eines gräßlichen Opfers vorbereitend zu begehn. Ein weißes Crucifix, das durch die Nacht wie Silber blinkte, ward an der einen Seite hoch aufgeſteckt. Ich ſah,

ihren Herden bis in die Nähe von Tchornaia = Zavode und von Zeit zu Zeit sogar in den Ort selbst gekommen, um Lebensmittel zu holen, und daselbst von jenen Röcken zu verkaufen, welche Dubas genannt werden und welche die Weiber der Baschkiren mit Birkenrinde gelb zu färben verstehen. Nun sei ihr Vater, der alte Michael, ein Kaufmann und durch die wiederholten Besuche sei bald zwischen seiner und der Baschkirenfamilie eine Bekanntschaft entstanden, die immer inniger geworden sei, als man entdeckt habe, daß beide Familien zu jener Secte gehören, welche behauptet, ihre Religion rein und ohne allen Zusatz bewahrt zu haben, und deren Glieder mit dem Spottnamen Raskolniks belegt werden, sich selbst aber Stareobratzi nennen. Bald sei das Haupt der Baschkirenfamilie, Namens Aphanassi, in sie, Namens Daria, verliebt geworden und habe sie von ihrem Vater zur Frau verlangt. Obgleich Aphanassi reich war, so besaß er doch eine unangenehme und rohe Gesichtsbildung, und Daria konnte ihn nicht leiden, weßhalb sie nicht seine Frau werden mochte. Ihr Vater

liebte sie und hatte nicht auf seinem Willen bestanden, wiewohl er diese für seinen Handel sehr vortheilhafte Verbindung gern gesehen hätte. Der Baschkir war im Monat August in seine Heimath zurück gekehrt, um seinen Hanf und seinen Roggen einzuernten. Aber nachdem der Winter vorüber war und der warme Junius kaum wieder begonnen hatte, war Aphanassi zurück gekehrt mit vielen Ballen schöner Dubas, chinesischer Gürtel und Kaftans, nebst einer Herde von mehr als 500 Pferden. Er erschien, mit Einem Wort, in seinem ganzen Glanze und erneuerte seine Anerbietungen und seine Anträge. Der alte Michael war von solchem Reichthume ganz bezaubert, und Daria weinte, denn sie befürchtete, aufgeopfert zu werden, und verwünschte jetzt den Aphanassi noch weit mehr, als früher.

Während dieser Erzählung hatte ich Daria aufmerksam betrachtet, und sie erschien mir sanft und schwermüthig. Sie hatte jene weiße seidene Haut, welche den Reiz der kaukasischen Racen ausmacht, und alle ihre Bewegungen hatten den Ausdruck der Weichheit.

Ich hörte ihr mit inniger Theilnahme zu und ſuchte ihren Schmerz zu mildern, welcher mir ihr Vertrauen verſchafft hatte. Auch gelang es mir in ſo weit, daß ſie endlich weniger traurig von mir ſchied. Am folgenden Tage kehrte ich an den Ort zurück, wo ich ſie gefunden hatte, und traf ſie von Neuem. Sie empfing mich mit einem reizenden Lächeln. Aphanaſſi war dieſen Morgen ausgeblieben, und in der Hoffnung, mich vielleicht wieder zu ſprechen, war Daria gekommen, um mich zu fragen, was ſie ihm und ihrem Vater antworten ſolle? Ich gab ihr, von einem lebendigen Gefühl der Theilnahme ergriffen, einige Rathſchläge; und, da ich glaubte, daß mir mein Mitleiden jetzt den Weg zu ihrem Herzen eröffnet habe: ſo ſuchte ich die Bekanntſchaft ihrer Familie zu machen. Noch denſelben Abend kaufte ich Mancherlei beim alten Michael und, indem ich die Weisheit ſeines Geſprächs lobte, verſchaffte ich mir Eintritt bei ihm.

Mehrere Tage nach einander beſuchte ich immer den beſagten Buſch und faſt immer fand ich Daria, als ob wir uns verabredet

hätten. Ihre Traurigkeit nahm zu. Jedes Mal bat sie mich um meinen Rath, und obgleich sie mir nur Vertrauen bezeugte, so hatte doch die Gewohnheit, sie zu sehen, ihren Kummer zu theilen und mich in der Nähe eines jungen und schönen Mädchens zu befinden, nachdem so lange Zeit nur die Stimme meiner Vorgesetzten, der Soldaten und der Eisenarbeiter in mein Ohr gedrungen war, mein Herz ergriffen und mich mit einer nicht gewohnten Unruhe erfüllt. Der Anblick Daria's rief meine erste Liebe ins Gedächtniß zurück und diese Rückerinnerungen verliehen wiederum dem holden Mädchen neue Reize.

Eines Tages sprach sie zu mir: „Du hast diesen Morgen Aphanassi bei meinem Vater gesehen; findest Du ihn nicht roh und häßlich?" — Ja, erwiederte ich. — „Nun sollst Du auch den kennen lernen, welchem ich vor ihm den Vorzug gebe." Bei diesen Worten lächelte sie und ich erwartete in der größten Bewegung die Worte: „Du bist es!" Sie warf jetzt den leichten Schleier zurück, der ihr schönes Haar bedeckte, und, wie auf ein gegebenes Zeichen, sprang hinter uns aus

dem Busche ein junger Mann mit den Worten hervor: „Habe Dank, Franzose, für Deine guten Rathschläge! Ich bin Wassili, der Freund Daria's.“ Diese Erscheinung versetzte mich in die größte Bestürzung. So nahe der Liebe, war ich auf ein Mal zum bloßen Vertrauten herab gesunken! Ich erröthete vor Scham. Aber Daria wußte bald die Bewegung in meinem Innern zu beschwichtigen. Sie sprach: „Wassili, von dem ich Dir noch nichts gesagt habe, ist mein Freund; ich habe Dich mit ihm bekannt machen wollen, aber er war eifersüchtig darüber, daß Du mich tröstetest und ich wünschte, daß er einmal verborgen uns zuhören könne, um ihn von Deinem Gespräch und der Reinheit Deiner Gesinnungen zu überzeugen. Wassili wird Dich und mich lieben; Fremdling, unterstütze uns noch ferner mit Deinem Rathe.“

Diese Worte Daria's hatten mich wieder beruhigt, und ich fühlte mich, tausend Stunden von meiner Heimath entfernt, im Schoße eines feindlichen Landes wieder glücklich, daß ich nicht durch ein zu festes Band an den

fremden Boden gekettet sei und der Tröster zweier Unglücklichen seyn könne.

Wassili war liebenswürdig und schön, er war selbst reich, aber Aphanassi war noch weit reicher, und der alte Michael, welcher sonst die Bewerbung Wassili's gern gesehen hätte, wies sie jetzt mit Härte zurück. Wir verabredeten einen Angriffsplan auf den Baschkiren. Ich that mehrere Schritte beim Vater des Mädchens; ich wurde der Unterhändler, aber Alles war vergebens.

Unterdessen rückte das Fest des heiligen Johannes, des Schutzpatrons von Tchornaia, heran, an welchem hier alle Bewohner der benachbarten Hüttenwerke zusammen zu kommen pflegen. Mit Anbruch des Tages besteigt die ganze Volksmasse in ihren schönsten Kleidern eine unermeßliche Menge kleiner enger Kähne, welche, wie bei den Wilden der Südsee, aus einem einzigen Baumstamme gemacht sind. Ein Mann sitzt mit einem einzigen Ruder in der Mitte des Kahnes und schlägt abwechselnd zu beiden Seiten der Barke die Wellen, so daß er mit außerordentlicher Schnelligkeit das Fahrzeug fort treibt. Diese ge-

brechlichen Nachen rudern in einer Linie, verfolgen sich gegenseitig, geben Fischerstechen und durchkreuzen den See nach allen Richtungen. Die Frauenzimmer sitzen im Vorder- und Hintertheile des Nachens und singen gemeinschaftliche Gesänge, während am Ufer die Männer eine Menge Leibesübungen vornehmen. Eine große Barke mit den Aufsehern der Zavode und den Vornehmsten des Ortes enthält zugleich ein Musikchor, dessen Harmonien sich mit den Gesängen mischen, welche von den andern Kähnen erschallen. Die schönste Witterung begünstigt gewöhnlich dieses Fest, welches sich mit Tänzen und Gastmahlen unter freiem Himmel endigt. Der See von Tchornaia, welcher von Natur einen traurigen Anblick gewährt, ist bei diesem Feste mit einem Male belebt und gewährt einen bezaubernden Anblick.

Wassili hatte mehrere Kähne zurecht machen lassen, die er mit Musikanten besetzte, welche die Aufmerksamkeit vorzüglich auf sich zogen und bald alle Schiffchen in ihrem Gefolge hatten, etwa so, wie in den Lagunen von Venedig die Gondeln den Virtuosen fol-

gen, welche des Nachts ihre Stimme ertönen lassen. Wassili wußte, daß es auf den alten Michael einen vortheilhaften Eindruck machen würde, wenn man ihm erzählte, welchen Beifall er sich erworben habe. Aber auch Aphanassi war zum Feste herbei gekommen und, sobald er sah, daß die Musikanten Wassili's von der ganzen Menge verfolgt würden und der Name seines Nebenbuhlers in Aller Munde sei, ließ er zwanzig seiner schönsten Pferde herbei holen und sie mit den reichsten Decken belegen. Als nun die Vergnügungen der Wasserfahrt ihr Ende erreicht hatten, eröffnete er, beim Schall einer tatarischen Musik, am Ufer ein Pferderennen, und dieses im Sommer ganz neue Schauspiel fand allgemeinen Beifall.

Der Sieg Aphanassi's war entschieden; und da man zu Tchornaia mehrere Tage lang nur von dem Pferderennen am See sprach: so stieg der Baschkir beim alten Michael bedeutend in der Achtung.

Die Betrübniß Daria's brachte ihren Vater auf den Gedanken, daß sie heimliche Zusammenkünfte mit Wassili habe, weßhalb

er ihr Hausarrest gab. Jetzt sah ich nur den jungen Menschen noch, dessen vertrauliche Mittheilungen für mich lange nicht den Reiz hatten, als diejenigen der Daria. Gegen das Ende des Julius sagte er mir, daß Aphanassi einen letzten Versuch gemacht habe, um Daria von ihrem Vater zum Weibe zu bekommen, daß aber Letzterer, durch die Verzweiflung seiner Tochter überwunden, die Verbindung bis auf den nächsten Sommer, unter dem Vorwande verschoben habe, die kleine Ausstattung der Daria zurechte zu machen; im Grunde wollte er aber seiner Tochter zu dem Entschlusse, dem Baschkiren zu folgen, nur Zeit geben.

Letzterer reiste hierauf ab, und um diese Zeit wurde auch Wassili von dem Agenten Demidofs an der Spitze einer Menge Arbeiter, weit nach Norden ins Uralgebirge geschickt, um Holz zu fällen und Kohlen daraus zu brennen. Erst in der Mitte des Septembers sollte er wieder zurück kehren. Während seiner Abwesenheit sah ich Daria fast täglich. Sie hatte von ihrer Frische verloren, schien aber dadurch an Schönheit gewonnen

zu haben, denn ihre Züge hatten einen zauberischen Ausdruck von Schwermuth angenommen. Es war mir nach und nach gelungen, mich in der Gunst Michael's fest zu setzen, und ich suchte, so viel wie möglich, den Kummer seiner Tochter zu besänftigen. Ich war Fremdling, Gefangener, wenig zu fürchten und ziemlich bei Gelde, so daß Michael keine Ursache zu haben glaubte, über meine Besuche bedenklich zu werden; auch versäumte er keine Gelegenheit, mir Beweise von seiner Freundschaft zu geben. Gegen die Mitte des Augusts gab er mir unter andern einen sehr großen Beweis derselben: er lud mich nämlich, nebst dem Obersten, dem ich die ganze Angelegenheit Wassili's anvertraut hatte, zu einem Familienfeste, welches bei der Kohlernte, und eigentlich nur unter dem weiblichen Theile der Familie, Statt zu finden pflegt. Es hat ungefähr hier die Bedeutung, wie bei uns die Weinlese. An dem Tage, wo eine Familie ihren Kohl einerntet, den man einmacht, um ihn für den Wintergebrauch aufzubewahren, laden die Frauenzimmer ihre Freundinnen und ihre Nachbarinnen zur Beihilfe ein. Den Tag

und ſah die ſchreckliche Gewißheit immer gewiſſer. Noch wankten Fackeln hie und da herum; allmählich wichen ſie und erloſchen. Auf einmal war die ſcheußliche Geburt der Nacht in ihrer Mutter Schoos zurückgekehrt.

Clärchen. Still, Brackenburg! Nun ſtill! Laß dieſe Hülle auf meiner Seele ruhn. Verſchwunden ſind die Geſpenſter, und du, holde Nacht, leih' deinen Mantel der Erde, die in ſich gährt; ſie trägt nicht länger die abſcheuliche Laſt, reißt ihre tiefen Spalten grauſend auf, und knirſcht das Mordgerüſt hinunter. Und irgend einen Engel ſendet der Gott, den ſie zum Zeugen ihrer Wuth geſchändet; vor des Bothen heiliger Berührung löſen ſich Riegel und Bande, und er umgießt den Freund mit mildem Schimmer; er führt ihn durch die Nacht zur Freyheit ſanft und ſtill. Und auch mein Weg geht heimlich in dieſer Dunkelheit, ihm zu begegnen.

Brackenburg ſie anhaltend. Mein Kind, wohin? was wagſt du?

vorher ist der Kohl vom Strunke abgeschnitten und von den äußern Blättern, wie von den vielleicht anhängenden Unreinlichkeiten befreit worden. An dem Tage, wo man „in den Kohl geht," versammeln sich die Weibsleute in dem Hause, wo die Ernte vor sich geht, in ihren schönsten Kleidern, und sämmtlich mit einer Art von halbmondförmigem Hackemesser versehen, welches in der Mitte einen Stiel hat, der, je nach der Qualität seiner Besitzerinn, mehr oder weniger reich verziert ist. Sie stellen sich sämmtlich um eine Art von Backtrog, Karit genannt, in welchem der Kohl liegt. Die Mütter geben das Zeichen, worauf zwei der jüngsten Mädchen in dem Saale einen pantomimischen Tanz aus dem Stegreife aufführen, welcher große Ähnlichkeit mit der Allemande hat. Die andern Frauenzimmer singen unterdessen im Chor Nationalgesänge und bewegen im Trog ihr Hackemesser im Takte.

Wenn die beiden Tänzerinnen ermüdet sind, treten zwei andere auf, die sich jeder Zeit Mühe geben, ihre Vorgängerinnen durch die Grazie ihrer wollüstigen Tanzschritte zu

übertreffen. Die Gesänge dauern ebenfalls fort, und man hackt auf diese Weise den Kohl bei einem Balle, welcher den ganzen Tag über dauert. Die Mütter führen unterdessen die Aufsicht über die Arbeit, machen den Kohl ein und schlagen ihn sorgfältig in Tonnen. Am Abende versammelt man sich zu einer gemeinschaftlichen Mahlzeit, bei welcher bloß die Männer Platz nehmen. Den ganzen Tag sind sie jedoch von den Frauenzimmern abgesondert. Jetzt geht der Branntwein und der Punsch im Kreise herum. Die Tänze beginnen wieder mit allgemeiner Theilnahme, und man trennt sich endlich von einander, um den folgenden Tag bei einem Nachbar zusammen zu kommen, bis die Kohlernte ganz vorüber ist.

Bei diesen Festen findet man freilich nicht das lebhafte Vergnügen einer Weinlese in Italien oder im südlichen Frankreich, aber die Spiele und Feste sind in Sibirien so selten; Alles trägt hier so sehr den Charakter der Unbeweglichkeit, daß ein Tag, den die Frauenzimmer allein verherrlichen und zu welchem ich durch eine sehr seltene Ausnahme eingela-

den worden war, mir sehr reizend erscheinen mußte.

Unter diesen jungen Mädchen schien mir Daria immer die Liebenswürdigste zu seyn. Sie tanzte, wenn ihre Mutter sie dazu aufgefordert hatte; ihre Bewegungen drückten das Vergnügen aus, und ihre Augen, welche kaum die Thränen zurück halten konnten, wendeten sich auf den Fremdling, der unter so Vielen, die sich ihre Freundinnen nannten, sie fast allein verstand.

Unterdessen kehrte Wassili gegen die Mitte des Septembers aus den Wäldern zurück. Daria hatte vor der Rückkehr Aphanassi's noch einen Zeitraum von mehreren Monaten vor sich, wenn er überhaupt jemals zurück kehren sollte, und sie überließ sich ihrer Liebe im süßen Genusse der Gegenwart.

Um diese Zeit kamen nach Tchornaia zwei russische Offiziere mit mehreren Sergenten, die mehr das Aussehn von Kosacken, als von regelmäßigen Soldaten hatten. Ihre Erscheinung war ein Zeichen allgemeiner Trauer, denn sie kamen, um auszuheben. Sie mach-

ten im Namen des Kaisers bekannt, daß an einem bestimmten Tage alle Männer des Kantons, ohne Ausnahme des Alters, sich auf dem öffentlichen Platze zur Musterung einzufinden hätten. An diesem Tage fand sich auch wirklich Jedermann auf dem bezeichneten Platze ein; aber man konnte auf den Gesichtern lesen, daß man nur mit dem größten Widerwillen gehorcht hatte. Alle Frauen standen ihren Männern gegenüber und erwarteten mit Angst den Ausgang der Musterung. Mehrere vergossen Thränen. Wir wohnten diesem Auftritte bei. Die Offiziere ließen alle Männer in zwei Reihen antreten, und gingen sehr langsam zwischen denselben durch. Von Zeit zu Zeit berührten sie einen Mann, und sogleich wurde er zu einem kleinen Haufen gebracht, der sich mitten auf dem Platze bildete. Nachdem sie die beiden Reihen auf diese Weise gemustert hatten, gingen sie die ausgewählten Männer nochmals durch, ließen dieselben allerhand Bewegungen vornehmen, entkleideten und untersuchten sie, mit Einem Wort, auf dieselbe Weise, wie es schon seit langer Zeit bei uns gebräuchlich gewesen ist. Sobald ein

Mann unterſucht war, ließ man ihn entweder gehen, und ein Freudengeſchrei erhob ſich aus der Volksmenge, oder man belaſtete ihn ſogleich in Gegenwart ſeiner Familie, die ein Geſchrei der Verzweiflung erhob, mit Ketten. Ein Solcher war nämlich für den Dienſt als tauglich erfunden worden. Dieſe Unglücklichen blieben gefeſſelt und wurden bis zum Augenblicke des Abmarſches bewacht. Eine Reklamation war unzuläſſig und weder das Alter, noch die Verheirathung, noch die Pflichten gegen einen gebrechlichen Vater oder eine hilfloſe Mutter wurden beachtet. Manchmal geſchah es indeſſen, daß ein junger Menſch, ein Ehemann oder ein Vater in Folge einer geheimen Verhandlung und für ein gutes Stück Geld von dem Offizier, welcher die Aushebung zu beſorgen hatte und dabei nach ſeiner Willkür verfuhr, wieder los gegeben wurde. Oft auch hob derſelbe irgend einen jungen Mann aus, auf deſſen Frau oder Geliebte ſein Herr Abſichten hatte, oder den irgend Etwas ſeinem Herrn verhaßt oder verdächtig gemacht hatte.

Auf dieſe Weiſe geht in Rußland die Aus-

hebung vor sich *). Doch genug von diesem Auftritte, der mich von meinen Freunden in einem Augenblicke entfernt hat, welcher für sie alle sehr schmerzlich war. Ich habe bereits erzählt, daß auch Wassili bei der Musterung war **). Der aushebende Offizier war der Meinung, daß er einen guten Dragoner oder Gardisten abgebe und, nachdem er ihn gemessen hatte, erklärte er ihn für tauglich zum Dienst. Während seine Familie sich in der größten Betrübniß befand und Anstalten machte, ihn für jedes Opfer los zu bringen, sagte Jemand mit lauter Stimme, daß dieser wol, da er reich sei, wieder frei gegeben würde, allein die

*) Es ist eine bekannte Sache, daß die Russen, als sie nach Frankreich kamen und unsere Aushebungsart kennen lernten, dieselbe vortrefflich fanden und sich wunderten, daß wir es Napoleon nicht besser Dank wüßten. Sie sind nicht die Einzigen gewesen, welche geglaubt haben, daß wir uns über zu viel Freiheit beklagten.

**) Geradezu aber nicht; doch versteht sich, daß, wenn nach S. 318, alle Männer des Kantons, ohne Ausnahme des Alters, sich zur Musterung stellen mußten, Wassili nicht wegbleiben konnte.

D. Üb.

Armen müßten marſchiren. Der Offizier vernahm dieſe Worte, und wenn er vorher vielleicht mit ſich hätte unterhandeln laſſen, ſo war er doch dadurch auf einmal ſo entrüſtet worden, daß er jeden Antrag zurück wies, wie es immer ein Schurke zu thun pflegt, wenn er ſich getroffen fühlt. Waſſili wurde ſogleich gefeſſelt und unwiderruflich zum Dienſte beſtimmt, d. h. zu einem ewigen Exil; denn in Rußland ſieht der Soldat faſt nie ſeine Heimath wieder *). Daria wollte ihrem Schmerze erliegen und erhielt nur einige Kräfte wieder, als die Rekruten fortgeſchafft werden ſollten.

An dieſem Tage wurden ſie von dem Werbungscommando mit Speiſen und Branntwein überfüllt, bis ſie in einen todesähnlichen Rauſch übergegangen waren. Man wirft ſie alsdann auf Schlitten und ſchafft ſie, noch immer gefeſſelt, fort. Jetzt findet ein herzzetreißender Auftritt Statt; alle Familien folgen ihnen weinend und unter Abſingung der Gebete für die

*) Er muß auf 20 Jahre Dienſte thun, d. h. auf eine ganze Lebenszeit.

Todten und die Sterbenden, während diese Unglücklichen in ihrem Rausche gleichgiltig und abgestumpft da liegen, laut auflachen oder mit Verwünschungen antworten.

Wie sehr man ihm auch zusetzte, so hatte doch Wassili nicht getrunken; er war bei voller Vernunft und, die Arme nach Daria, nach seinen Freunden, nach mir gewendet, nahm er mit Thränen Abschied. Unter den Trauergesängen, die an sein Ohr schlugen, folgte ihm das junge Mädchen rasch und konnte sich noch in seine Arme werfen, ehe der Schlitten aufgebrochen war; als er ihr aber aus den Augen verschwunden war, stürzte sie plötzlich aufs Eis. Niemand bekümmerte sich um sie; Alle verfolgten die Schlitten mit Klagetönen bald mehr, bald weniger schnell, während sich jene im Galopp entfernten. Ich hob das Mädchen auf; ich machte keinen Versuch, ihren Schmerz zu lindern, und führte sie nach Hause, wo man ihr alle Sorgfalt angedeihen ließ, die ihre Lage verlangte. Nach einem Monate war sie wieder im Stande, an ihre Beschäftigung zurück zu kehren, aber sie

ſchien nur einen Theil ihres Weſens wieder erhalten zu haben.

Wir hatten die Soldaten nach Neuigkeiten aus Frankreich gefragt. Sie wußten aber nichts Beſtimmtes. Da ſie Befehlen aus Moskow zu Folge, von Kaſan zu uns gekommen waren, ſo hatten ſie bloß gehört, daß der Krieg am rechten Rheinufer fortdauere. Die Aushebung ſchien uns zu verrathen, daß man ihn in Rußland noch nicht als ſeinem Ende nahe betrachtete; und wir folgerten daraus, daß Frankreich, ungeachtet einiger Unglücksfälle, dennoch ganz Europa Befehle vorſchreibe. Wir vertrauten dieſen Offizieren neue Briefe in unſere Heimath an, wie wir überhaupt keine Gelegenheit vorbei ließen, Briefe abzuſenden. Sie waren alle ohne Antwort geblieben. Herr Mazin, welcher uns zuweilen beſuchte und zu welchem wir uns auch oft begaben, um unſere Kameraden zu beſuchen, hatte es zu verſchiedenen Zeiten über ſich genommen, unſere Briefe mit den Courieren des Hauſes Demidof abgehen zu laſſen. Wir hätten demnach aus Frankreich wieder Briefe erhalten müſſen und die Verbindungen wären

wieder hergestellt gewesen, so bald man den Frieden geschlossen hätte. Wir mußten uns also entschließen, noch länger zu warten, und die französische Tapferkeit, wie das Genie des Feldherrn bürgten uns für einen baldigen und rühmlichen Frieden. Alle unsere Kameraden dachten wie wir; denn in Sibirien, wie auf den englándischen Pontons, hat nie das Vertrauen auf die Nation und ihr Oberhaupt in den Herzen der Gefangenen gewankt.

Der Winter war von Neuem eingetreten. Wir hatten unsere Wohnung auf der Insel verlassen, um eine bequemere auf Tchornaia-Zavode zu beziehen. Die Zeit verging uns langsam, und wir seufzten in der Vergessenheit, während unsere Gedanken sich immer mit Frankreich beschäftigten.

Daria sah ich oft, theils bei ihrem Vater, theils wenn sie absichtlich im Schlitten ausgefahren war, um mir zu begegnen; denn ihr Vater ließ ihr jetzt jede Freiheit, damit sie sich zerstreuen möge. Wie sehr hatte sich das arme Mädchen, seit Wassili fort geführt worden war, verändert! Wenn unsere Schlitten neben einander auf dem Eise des

Clärchen. Leiſe, Lieber, daß niemand erwache! daß wir uns ſelbſt nicht wecken! Kennſt du dieß Fläſchchen, Brackenburg? Ich nahm dir's ſcherzend, als du mit übereiltem Tod' oft ungeduldig drohteſt. — Und nun, mein Freund —

Brackenburg. In aller Heiligen Nahmen! —

Clärchen. Du hinderſt nichts. Tod iſt mein Theil! und gönne mir den ſanften ſchnellen Tod, den du dir ſelbſt bereiteteſt. Gib mir deine Hand! — Im Augenblick, da ich die dunkle Pforte eröffne, aus der kein Rückweg iſt, könnt' ich mit dieſem Händedruck dir ſagen: wie ſehr ich dich geliebt, wie ſehr ich dich bejammert. Mein Bruder ſtarb mir jung; dich wählt' ich, ſeine Stelle zu erſetzen. Es widerſprach dein Herz, und quälte ſich und mich, verlangteſt heiß und immer heißer, was dir nicht beſchieden war. Vergib mir und leb' wohl! Laß mich dich Bruder nennen! Es iſt ein Nahme, der viel Nahmen in ſich faßt. Nimm die letzte ſchöne Blu-

Sees dahin eilten, welche traurige Dinge ſagte mir dann die junge Sibirierinn! Welchen Schmerz verriethen ihre Worte, und welcher Aberglaube erfüllte ihren Kopf!

Ich ſuchte ihre düſtern Gedanken zu zerſtreuen, wurde aber bald gewahr, daß jede Veranlaſſung ſie zu denſelben zurück führte, und daß ſelbſt der Anblick dieſer Natur, deren Unbeweglichkeit mich ſelbſt verſtimmte, noch dazu beitrug, ihre Schwermuth zu vermehren. Zu Hauſe war ſie weniger aufgeregt, aber weit niedergeſchlagener. Schon damals hatte ſie ein ſchleichendes Fieber ergriffen und ihre Züge hatten jenen Ausdruck verloren, der mich bei unſern vertraulichen Zuſammenkünften entzückt hatte. Die Schlittenfahrten konnten nur das Übel ärger machen, und ich vermied deßhalb jede Gelegenheit dazu. Daria verſtand mich und ſagte deßhalb einſtens: „Guter Mann, Du gibſt Dir vergebliche Mühe; Maſſili hat mein Leben mit genommen, und es kann eben ſo wenig, wie er, zurück kehren."

Ich fuhr fort, ſie oft zu beſuchen. Der alte Michael war troſtlos, daß ſie ſchon weinte, wenn Aphauaſſi nur genannt wurde.

Er ſah vorher, daß er dieſen reichen Mann wol nicht zum Schwiegerſohne erhalten würde, deſſen Verſprechungen ihm den Kopf verdreht hatten. Deſſen ungeachtet traf er insgeheim alle Anſtalten zur Hochzeit, kaufte ſchöne Stoffe und ließ für ſeine Tochter ein ſchönes Diadem machen. Sie hatte die Thätigkeit ihres Vaters bemerkt und ſagte mir zuweilen: „Mein Vater läßt mir einen ſchönen Putz machen; ich werde zum letzten Male damit in die Kirche gehen, möge er ſich alſo beeilen, denn ich werde nicht auf mich warten laſſen.“

Gegen die Mitte des Junius kam Aphanaſſi mit größerer Liebe und Sehnſucht als jemals zurück, und ſobald ihn Michael's Tochter erblickt hatte, trat bei ihr ein hitziges Fieber ein, welches ſie nicht wieder verließ. In wenig Tagen war ſie am Rande des Grabes. Alle Hilfe war vergebens, ſie ſtarb und ihr letztes Wort war Waſſili.

Voll tiefer Trauer begleitete ich ihre ſterblichen Überreſte nach der Kirche der Stareobratzi zu Nishnei-Taguil. Sie war mit ihren ſchönſten Kleidern angethan und lag mit entblößtem Geſicht im Sarge. Die Ältern, die

Freunde und die Religionsverwandten waren zugegen. Die Männer ſtanden auf einer Seite der Kirche und die Frauen auf der andern. Nach einem Trauergeſange in der Volksſprache hielt der Geiſtliche mit entblößtem Haupte die Leichenrede. Seine weißen Haare, ſein langer Bart, ſein aſiatiſcher Rock verliehen ſeiner rührenden Rede eine beſondere Feierlichkeit. Als er vollendet hatte, nahm die Leichenbegleitung von Daria Abſchied und Eins nach dem Andern küßte ihr die Hand. Ich benahm mich wie die Andern, ging hin zum Sarge, als die Reihe an mich kam, und ergriff die Hand, welche ich ſo oft in der meinigen gehalten hatte, und drückte den letzten Kuß darauf. Die Stille in der Kirche wurde nur durch das Schluchzen der Anweſenden unterbrochen, und als die Ceremonie zu Ende war, trug man die Leiche auf den Gottesacker.

Bis hierher war ich gerührt geweſen, aber dieſe Empfindung wich plötzlich dem Unwillen; denn bezahlte Trauerweiber gingen vor und hinter dem Sarge, erfüllten die Luft mit ihrem Geheul und zerſchlugen ſich die Bruſt unter ſchrecklichen Verzerrungen. Da ich meinen

Unwillen nicht länger unterdrücken konnte, so verließ ich auf der Stelle die Leichenbegleitung. Lange Zeit fragte ich mich, was wol dieser schmähliche Widerspruch zwischen der natürlichen Trauer einer Familie und den bezahlten Thränen der Trauerweiber zu bedeuten habe, und bin endlich auf den Gedanken gekommen, daß in diesem Lande der Sklaverei über den Tod eines Vaters, oder eines Freundes vielleicht Niemand so traurig seyn könne, als die besagten Trauerweiber, und daß vielleicht unter diesem ganzen Leichengefolge ich der Einzige gewesen sei, der die Verstorbene aufrichtig betraure.

Hiſtoriſche Erläuterungen.

Anmerkung A. zu Kapitel I, S 7.

Zuverläſſig kann Sixfour, wovon Guillemard eine ſehr genaue Schilderung mittheilt, nie eine große Stadt geweſen ſeyn; der Berg, auf welchem das Dorf ſteht, müßte denn viel niedriger geweſen ſeyn. Eine ſolche Veränderung fällt indeſſen, wie bekannt, nur ſelten vor. Dieſer maleriſche Berg gewährt allerdings verſchiedene äußerſt ſchöne Anſichten. Er liegt iſolirt in geringer Entfernung vom Meer und im Mittelpunkt einer ziemlich ausgebreiteten Ebene. Man hat hier einen unermeßlichen Horizont und athmet eine reine und geſunde Luft. Er beſteht, gleich dem gegenüber liegenden Hügel von la Malque, deſſen Wein den Feinſchmeckern bekannt iſt, aus Schiefergebirg und beherrſcht eine, mit vielen Weilern und Dörfern bedeckte,

Ebene, die eine frischere und kräftigere Vegetation darbietet, als die meisten Gegenden der Provence. Der Berg ist vielleicht mit den ergiebigsten Weinbergen Europa's bedeckt, so wie mit riesenmäßigen Olivenbäumen, von denen ein Theil im Jahr 1819 zu Grunde gegangen ist.

Sixfour ist jetzt, wie Guillemard sagt, ganz unbedeutend. Die allgemeine Meinung schreibt ihm ein hohes Alter zu, und man muß gestehen, daß sein Anblick diesen Gedanken merkwürdig unterstützt. So viel ist ausgemacht, daß es viel früher als Toulon gegründet wurde, welches bekanntlich die Römer erbaut haben. Es kann vielleicht zu gleicher Zeit mit Marseille entstanden seyn, also ungefähr 600 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung. Wenn man den Chroniken, und besonders derjenigen des Onuphrius Burelius, des Abtes von Saint-Nazaire, Glauben beimessen darf: so hat der Name Sixfour folgende Herleitung.

Während die Provinz noch unter den Römern stand, plünderte eine Räuberbande, die auf dem Gipfel des Bergs, wo jetzt das Dorf steht, ihre befestigte Wohnung hatte, die Umgegend aus, so daß man genöthigt war, eine Cohorte gegen sie auszusenden. Nachdem die Furchtsamen sich davon gemacht hatten, blieben nur noch sechs Mann zurück, welche mit einem unglaublichen Muthe die Belagerung aushielten. Ihre Festung wurde endlich mit Sturm genom-

men und ſie ſelbſt wurden auf der Stelle hingerichtet, wo ihre Leichen lange Zeit Aller Augen ausgeſetzt blieben. Ein Beobachtungslager wurde nach der Zeit hier errichtet, und die Landeseinwohner nannten dieſen Platz Sex-Jures (Sechs Räuber), woraus nach und nach der Name Sizfeur entſtanden iſt.

Anmerkung B. zu Kapitel 2, S. 46.

Wir haben von einem Offizier, welcher während der Schlacht von Trafalgar ſich in der unmittelbaren Nähe des Admirals Villeneuve befand, über dieſes merkwürdige Seetreffen Aufſchlüſſe erhalten, deren Mittheilung unſern Leſern nicht unangenehm ſeyn dürfte.

Villeneuve hatte ſich gegen das Vorhaben, die engliſche Seemacht mit einer großen Flotte in einem förmlichen Seetreffen anzugreifen, ſtark ausgeſprochen.

Es war ſeine Meinung, die er auch ſchriftlich von ſich gegeben hatte, daß eine franzöſiſche Flotte, ſo zuſammen geſetzt, wie ſie gegenwärtig unter ſeinem Commando ſtehe, von ſchwacher Bemannung, einer geringen Zahl guter Matroſen und ohne alle geſchickte Hilfskanoniere, ferner von Offizieren befehligt, welche keine andere Qualität, als eine blinde Tapferkeit aufzuweiſen hatten, ſich nicht einer gleich

starken engländischen Flotte gegenüber stellen könne, deren Schiffe sowohl zum Segeln, als zum Kampfe weit besser eingerichtet seien, die eine sehr zahlreiche Bemannung von vortrefflichen Matrosen und erfahrenen Kanonieren besäßen, und deren Offiziere, ans Wasser gewöhnt, mit einer langen Praxis einen großen Muth, eine rege Vaterlandsliebe und eine Begeisterung verbänden, welche aus dem Gemeingeist hervor gehe, der unter Allen herrsche und aus dem Vertrauen, welches die Gewohnheit des Sieges verleiht.

Aus noch weit triftigern Gründen könne sich eine combinirte Flotte viel weniger mit einer engländischen Flotte von geringerer Stärke in ein Treffen einlassen.

Endlich schade, bei einer so wenig geübten Seemacht, als die seinige, ein Zusammenwirken von mehr als zwanzig Schiffen den Bewegungen und hemme plötzliche Veränderungen der Stellung.

Statt sich der Gefahr auszusetzen, in einem Tage eine Flotte vernichtet zu sehen, die mit so vieler Mühe aus den verschiedenen Häfen der alliirten Mächte zusammen gebracht worden sei, rathe er vielmehr, die ganze Flotte in mehrere Abtheilungen von einigen Schiffen zu zertheilen und sie immer die hohe See halten zu lassen. Auf diese Weise könne man die Besitzungen der Engländer verheeren und ihrem Handel großen Schaden zufügen. Man erhalte auch dadurch zugleich

Matrosen und Seeoffiziere, die nur die Zeit und lange Seefahrten bilden könnten.

Diese Ansichten wurden ohne Zweifel dem Kaiser aus einem ungünstigen Gesichtspunkte dargestellt, und man mochte ihm den Admiral als einen unfähigen und muthlosen Mann geschildert haben. Er antwortete ihm deßhalb auch wirklich: „daß man immer Muth haben und nicht zaudern müsse, den Feind überall anzugreifen, wo man ihn finde; daß endlich wenig darauf ankomme, ob Schiffe verloren gingen, wenn man sie nur mit Ehren verlöre.“

Diese Antwort bestimmte den Viceadmiral ohne Zweifel, den Hafen von Cadix zu verlassen und den Engländern ein Treffen anzubieten. Nelson, welcher den Hafen blokirte, hatte dieß voraus gesehen.

Einige Tage vor der Schlacht hatte er den Commandanten seiner Schiffe sehr ausgebreitete Instruktionen zukommen lassen, in welchen er bestimmte, was in allen Fällen und bei allen Wendungen, welche die Sache nehmen könnte, zu thun sei. Diese Instruktion wird von Sachkundigen für ein Meisterstück der Seetaktik gehalten.

Man findet darin folgende Stelle: „Im Fall die Signale nicht gesehen oder vollständig verstanden werden könnten: so begeht ein Kapitän keinen Fehler, wenn er sich mit seinem Schiffe an ein

feindliches anlegt.“ Alle Capitäns verstanden ihn:

Villeneuve hatte auch am Schlusse eines Tagsbefehles gesagt: „Es ist möglich, daß man während des Treffens meine Signale nicht erkennen kann. In diesem Falle dürfen die Capitäns der Flotte nicht vergessen, daß ich immer an dem Orte zu treffen seyn werde, wo die Gefahr am größten ist, und daß sie sich ebenfalls dahin zu wenden haben.“ Diese sehr deutliche Stelle war zum Unglück nicht Jedermann verständlich.

Einige Augenblicke vor dem Treffen richtete Nelson durch den Schiffstelegraphen folgende berühmt gewordene Phrase an seine Flotte: „England expects every man will do his duty“ (England hofft, daß Jeder seine Pflicht thue.)

Dieses Signal wurde auf der ganzen engländischen Flotte mit allgemeinem Beifall und allen Zeichen der lebhaftesten Begeisterung aufgenommen. Offiziere und Matrosen hörten die Stimme des Vaterlandes und Alle waren bereit, zu kämpfen, als ob die Blicke ihrer Mitbürger auf sie gerichtet wären.

Derselbe feurige Muth belebte auch die Mannschaft der combinirten Flotte, besonders die französischen Offiziere und Matrosen. Und wenn das von Nelson angewendete Mittel dem französischen Admiral fehlte, um den Ausdruck dieser Gesinnung zu empfangen, so fehlte sie darum keineswegs. Beim Anblick des Feindes hatten diese

mit der Scheidenden mit treuem Herzen ab — nimm diesen Kuß — Der Tod vereinigt alles, Brackenburg, uns denn auch.

Brackenburg. So laß mich mit dir sterben! Theile! Theile! Es ist genug, zwey Leben auszulöschen.

Clärchen. Bleib! du sollst leben, du kannst leben. — Steh' meiner Mutter bey, die ohne dich in Armuth sich verzehren würde. Sey ihr, was ich ihr nicht mehr seyn kann, lebt zusammen, und beweint mich. Beweint das Vaterland, und den der es allein erhalten konnte. Das heutige Geschlecht wird diesen Jammer nicht los; die Wuth der Rache selbst vermag ihn nicht zu tilgen. Lebt, ihr Armen, die Zeit noch hin, die keine Zeit mehr ist. Heut steht die Welt auf einmal still; es stockt ihr Kreislauf, und mein Puls schlägt kaum noch wenige Minuten! Leb' wohl!

Brackenburg. O lebe du mit uns, wie wir für dich allein! Du tödtest uns in dir, o Leb' und leide. Wir wollen unzertrennlich dir

Tapfern Alles vergessen, sowohl den üblen Ausgang des Gefechtes vom 22sten Julius,*) als die ungünstige Meinung, welche sie von ihrem Anführer hegten; sie brannten vor Eifer, Beweise ihrer Unerschrockenheit und Treue ihrem Vaterlande zu liefern; und man wird in der Folge unserer Schilderung finden, welcher heroischen Anstrengungen diese Leute fähig waren, die durch eine Menge Umstände hätten muthlos geworden seyn können. Von solcher Art war der moralische Zustand vor dem schrecklichen Kampfe, der nun unvermeidlich war.

(Victoires et Conquêtes p. 167, t. XVI.)

Der Wind war den Engländern günstig und die combinirte Flotte, noch immer bekalmt, bildete ihre Schlachtlinie mit zugesetzten Steuerbordhalsen in der natürlichen Ordnung, so daß das Observationsgeschwader die Vorhut bildete.

Der Feind, durch den gelinden Wind, wie gesagt, begünstigt, stellte sich in zwei Schlachtlinien auf und segelte, mit den Dreideckern an der Spitze, auf die Nachhut der combinirten

*) Der Erfolg dieses Gefechtes war der Verlust von zwei spanischen Schiffen, die der Admiral Calder wegnahm. Letzterer war 15 Schiffe und Villeneuve 20 Schiffe stark. Das Gefecht fiel bei einem sehr starken Nebel vor, und die Franzosen nannten es nur, mit Anspielung auf die Stärke der beiden Theile: „le combat des quinze-vingt" (das Treffen von 15 gegen 20.)

Flotte los. Nelson rückte zuerst mit dem Admiralsschiff Victory vor.

Villeneuve befahl, daß alle Schiffe auf Einmal sich wendeten, so daß sie den Wind im Rücken hatten. Diese Bewegung nahm, wegen der äußersten Windstille, viele Zeit weg und das französische Schiff Neptun, hinter dem Bucentaur, gerieth unter den Wind, als es seine Wendung machte. Der Redoutable nahm deßhalb sogleich seine Stelle ein.

Nachdem diese Bewegung auf der ganzen Linie vollendet war, wurde dem Schiffe an der Spitze das Signal gegeben, den Wind zu kneifen, und den andern, allmälig an das Kielwasser ihres Vorderschiffes zu rücken. So war die Schlachtordnung der combinirten Flotte mit einem Mal umgekehrt worden und das Geschwader Dumanoir's bildete die Vorhut.

Der Feind richtete, von dem Winde begünstigt, seinen Angriff auf das Centrum der combinirten Flotte, Nelson und seine Luvcolonne warfen sich auf den Bucentaur; die Colonne unter dem Winde bedrohte die Santa-Anna; zwei Schiffe, die ganz unabhängig agirten, segelten auf die französischen Schiffe an der Spitze der Linie los. Die ganze engländische Flotte rückte mit vollen Segeln auf die französische los.

Ein allgemeines Geschrei erhob sich auf den französischen und spanischen Schiffen und die Ungeduld, mit welcher man den Kampf erwartete,

drückte ſich durch tauſendfach wiederholte Vivats aus. Der Feugueux that die erſten Schüſſe. Dieß war das Zeichen zur Schlacht. Der Victory rückte vor und hatte das Feuer von ſieben Schiffen auszuhalten. Er hätte zermalmt werden müſſen, denn das Meer war ruhig; allein alle dieſe Lagen hatten weiter keine Wirkung, als ihm das Hißtau das Beiſegels zu zerſchneiden. Um 12¼ Uhr hatte Nelſon ſchen die Linie am Bucentaur durchſchnitten, während der Vice-Admiral Collingwood ſie an der Santa-Anna durchſchnitt.

Villeneuve ſignaliſirte der Flotte, ſich mit ganzer Macht aufs Centrum zu werfen. Dieſes Signal will ſo viel bedeuten, daß jedes Schiff einen Feind ſuchen und mit ihm anbinden ſolle. Ein Schiff, welches nicht im Kampfe begriffen iſt, ſteht nicht auf ſeinem Poſten. Die Fregatten haben das Recht, dieſes Signal jedem Schiffe zu geben, welches, vermöge ſeiner Stellung, nicht fechten kann, damit es eine andre nehme, um ins Feuer zu kommen. Dieſes Signal iſt alsdann eine Beſchimpfung.

Wenn dieſer Befehl in Vollziehung geſetzt worden wäre: ſo hätte daraus ein allgemeines Handgemenge entſtehen müſſen. Der Victory manövrirte, um an das Vordertheil des Bucentaur zu kommen, aber Villeneuve ließ manövriren, um ihn zu entern. Er ergriff den Adler des Schiffes und zeigte ihn der Mannſchaft

mit den Worten: „ich werfe ihn jetzt auf den Bord des engländischen Schiffes und wir wollen ihn dort wieder holen oder sterben.“

Die ganze Mannschaft antwortete mit einem lauten Vivat. Das Verdeck und die Wände waren mit Soldaten besetzt, die nur das Signal und den Augenblick zum Entern erwarteten; aber der Victory veränderte durch ein plötzliches Manövre, mit Gefahr, an den Redoutable zu stoßen, seine Richtung.

Der tapfere Lucas commandirte letzteres Schiff und, glücklicher als Villeneuve, entert er den Victory und läßt seine große Raae nieder, damit sie seiner Mannschaft zur Brücke diene. Ein junger Seekadett und sechs Matrosen springen auf die Castelle des Admiralschiffes, welche sie fast verlassen finden. Ein engländischer Dreidecker kommt glücklicher Weise dem Victory zu Hilfe. Die Mannschaft des letztern hatte einen Hagel von Kugeln auszuhalten; Nelson selbst fällt, tödtlich getroffen. Dieser große Mann war noch so glücklich, seinen Sieg zu erleben. Als er starb, waren 17 Schiffe von unserer Flotte genommen.

Nachdem unser Centrum durchbrochen worden war, hatte es mit die ganze Macht des Feindes auszuhalten, der sich in der Folge auf die Nachhut geworfen hatte, während die Vorhut, wo der sanfte Wind noch die Lenkung der Schiffe möglich machte, fortfuhr, den Wind mit zuge-

ſetzten Steuerbordhalſen zu kneifen, wodurch ſie über den Wind kam und ſich vom Centrum entfernte. Es war gerade 1½ Uhr, als Villeneuve der Vorhut den beſondern Befehl ſignaliſirte, die Schiffe zu wenden und mit dem Wind im Rücken heran zu kommen; dieß hieß ſo viel, als ins Feuer zurück zu kehren. Dieſes Signal wurde von der Fregatte Hortenſe, die in einer zu großen Entfernung unter dem Winde lag, wiederholt, blieb aber auf dem Fockmaſt des Bucentaur, welcher zwiſchen 3 und 4 Uhr zuletzt fiel, ohne Ausführung. Alle Schiffe der Vorhut ſetzten ihren Lauf nicht fort. Zwei von ihnen trennten ſich, um ins Feuer zurück zu kehren, nämlich die Schiffe Intrèpide und Neptune. Den erſtern befehligte Infernet. Dieſer tapfere Mann ſah ſich von ſieben feindlichen Schiffen umgeben, er hielt ihr Feuer aus, ohne daran zu denken, ſich zu ergeben; und nachdem er ſich als Held vertheidigt hatte, ſah er ſein Schiff und ſeine Flagge unterſinken. Waldes befehligte den Neptune und vertheidigte ſeine Flagge, bis ſein Schiff ſank; es blieb kaum ſo viel Zeit, die Mannſchaft zu retten. Nachdem das Schiff ſehr ehrenvoll bis gegen 4 Uhr gekämpft hatte, ſank es endlich. Jetzt war der Sieg für die Engländer entſchieden, die von allen den Schiffen der combinirten Armee, die im Treffen geweſen waren, eins nach dem andern rhedelos gemacht hatten.

Die vier Schiffe, der Formidable, der Sci-

pien, der Daguay-Trouin und der Mont-Blanc, welche unter Herr Dumanoir ſtanden, hatten ſich endlich gewendet, aber ſie kneiſten den Wind mit zugeſetzten Steuerbordhalſen und ſteuerten über das Schlachtfeld hinaus. Villeneuve ſah keine Möglichkeit, das Treffen wieder herzuſtellen; ſein Schiff war entmaſtet, ſeine Batterie dementirt; das Verdeck war mit Leichen und Trümmern von Maſtbäumen, Raaen und Segeln bedeckt; er verlangte ein Boot, um ſeine Flagge, die noch an einem Maſtſplitter hing, auf einem andern Schiffe aufzupflanzen, aber alle Boote waren von den Kugeln, gleich Sieben, durchlöchert. Der Contre-Admiral Escagno ſollte ihn ans Schlepptau nehmen, weigerte ſich aber, es zu thun. Auf die Schiffe blickend, welche ihn beſchoſſen, verſank jetzt der unglückliche Villeneuve in eine ſtumme Unempfindlichkeit. Es blieb ihm noch eine einzige Hilfsquelle, nämlich die Fregatte Hortenſe, ſein Beiſchiff. Dieſe hätte den Bucentaur ans Schlepptau nehmen, oder den Admiral aufnehmen können. Sie befand ſich in einem weiten Abſtand. Die Offiziere, welche den Admiral umgaben, verfolgten ſie lange mit den Augen; ſie befand ſich unter dem Winde und verfolgte eine Richtung, wodurch ſie ſich immer weiter entfernte. So verſchwand alſo die letzte Hoffnung. Villeneuve ließ ſeine Flagge einziehen, die ſogleich in der Begleitung des Herrn Cruvellier, des Inten-

danten der Flotte, eines beherzten Mannes und des beständigen Gefährten des Admirals während der Schlacht, an Bord eines engländischen Schiffes gebracht wurde.

Das Schlachtfeld bot in einer großen Ausbreitung Gruppen feindlicher Schiffe im Kampfe mit denen der combinirten Flotte dar. Die Farben der drei Nationen waren unter einander gemengt, aber die Schiffe des Feindes befanden sich überall im Vortheil; man sahe indessen, daß die französischen Schiffe mit der größten Erbitterung gekämpft hatten, denn sie waren ganz kahl, wie Pontons.

Unter den Schiffscapitäns, deren Benehmen in der Schlacht von Trafalgar der französischen Flagge Ehre gebracht hat und die eine Tapferkeit bewiesen haben, die zwar ohne Erfolg blieb, weil sie nicht durch die Gesammtheit der Operationen unterstützt wurde, verdienen unter andern folgende genannt zu werden:

Lucas, Commandant des Redoutable. Es ist ausgemacht, daß die Vertheidigung dieses Schiffes zu den schönsten Waffenthaten in den Jahrbüchern der Marine gerechnet werden muß. Nie hat eine Schiffsmannschaft größere Tapferkeit noch eine gleiche Hartnäckigkeit auf ihrem Posten an den Tag gelegt. Der Capitän hatte die Versicherung von sich gegeben, daß er sein Schiff nicht eher verlassen werde, als bis es zu sinken beginne; und er hat Wort gehalten. Re-

den der Tapferkeit, von welcher er bereits frühere Proben abgelegt hatte, beſaß dieſer Offizier mannichfaltige Kenntniſſe und Fertigkeiten, in deren Beſitz ihn eine vortreffliche Erziehung geſetzt hatte. Ein Charakter, der ſich durch Widerſpruch gegen ſeine Vorgeſetzten und durch mehrere Eigenthümlichkeiten auszeichnete, die ihm die Liebe ſeiner Untergebenen entzogen, verdunkelte ein wenig jene glänzenden Eigenſchaften. Er iſt als Centre-Admiral geſtorben.

Infernet, zu Toulon geboren. Er befehligte bei Trafalgar das Schiff Intrépide von 74 Kanonen. Er ſchlug ſich mit ſieben engländiſchen Schiffen auf einmal und ergab ſich nicht eher, als bis er ſah, daß ſein Schiff ſinken wollte. Nachdem er mit Herrn Lucas nach Frankreich zurück gekehrt war, wurden beide dem Kaiſer vorgeſtellt, der ihnen ſagte: „Meine Herren, wenn alle Capitäns ſich wie Sie bei Trafalgar benommen hätten, ſo würde der Sieg für uns keinen Augenblick unentſchieden geblieben ſeyn. Herr Lucas, ich ernenne Sie zum Contre-Admiral, und Sie, Herr Infernet, zum Commandeur der Ehrenlegion, abgeſehen von den andern Belohnungen, welche Sie ohne Zweifel verdienen.“ Infernet war in der Revolution, als in der Marine durch die Emigrirung Lücken entſtanden, Offizier geworden. Dieſe Ernennung hat er durch mehrere glänzende Thaten gerechtfertigt, und die Schlacht von Trafalgar hat ihn unter die-

jenigen französischen Seemänner erhoben, deren Namen immer gefeiert bleiben werden. Er besaß ein leider zu seltenes und zu wenig gesuchtes Talent, nämlich die Kunst, sich die Liebe der Schiffsmannschaft zu erwerben und ihr das größte Vertrauen einzuflößen. Er starb zu Toulon im Junius 1815.

Cosmao befehligte in der Schlacht von Trafalgar das Schiff Pluton von 74 Kanonen. Sein Benehmen in diesem Treffen erwarb ihm die Ernennung zum Contre-Admiral. Er war sehr jung zur Marine gekommen und beim Ausbruche der Revolution noch Fähndrich, erlangte aber bald die Capitänsstelle. In allen Schlachten, denen er seit dieser Zeit beiwohnte, hatte er eine beispiellose Unerschrockenheit und Tapferkeit an den Tag gelegt. Im Jahr 1813 commandirte er ein Geschwader der Touloner Flotte unter dem Vice-Admiral Emériau und war so glücklich, im Angesicht der Flotte und der ganze Bevölkerung von Toulon das Schiff Romulus zu retten, welches von drei engländischen Dreideckern eingeschlossen und beschossen wurde und eben von ihnen genommen werden sollte. Von hier ging er nach Antwerpen, um den Befehl über ein Geschwader zu übernehmen. Napoleon, nach seiner Rückkehr von der Insel Elba, ernannte ihn zum Pair von Frankreich. Der General Cosmao wurde nach der zweiten Restauration in Pension gesetzt. Die Engländer fürchteten ihn

unter allen französischen Seegenerälen am meisten. Seine einnehmenden Manieren und die sorgfältigste Erziehung schienen in seiner Person vollständig die Behauptung zu widerlegen, daß ein barsches Benehmen und Ungeduld unerläßlich zum Seemann gehören.

Gourège, welcher das Schiff Aigle befehligte, verlor durch einen Kanonenschuß ein Bein, ohne deßhalb seinen Posten zu verlassen, bis er endlich fiel. Dieses Beispiel war für die Offiziere und die Mannschaft des Schiffes nicht verloren gegangen. Sie ergaben sich erst, nachdem sie zwei engländische Schiffe nach einander kampfunfähig gemacht hatten und ihr Schiff in Brand gerathen war. In der Nacht überwältigten sie endlich die feindliche Besatzung ihres Schiffes.

De Nieport befehligte das Schiff Achille. Er hielt auch den Angriff mehrerer feindlicher Schiffe aus und bekam einen tödlichen Schuß, als eben auf seinem Schiff eine fürchterliche Feuersbrunst überhand nahm. Dieser Umstand schwächte indessen den Eifer der Mannschaft keineswegs, denn sie vertheidigte sich bis zu dem Augenblick, wo die Engländer sich entfernten, weil sie das Auffliegen des Schiffes befürchteten. Nur einige Menschen sind von der ganzen Besatzung durch eine engländische Goelette gerettet worden.

Man könnte diesen Namen noch weit mehrere hinzusetzen, besonders wenn man die subalternen

zu beyden Seiten ſtehn, und immer achtſam ſoll die Liebe den ſchönſten Troſt in ihren lebendigen Armen dir bereiten. Sey unſer! Unſer! Ich darf nicht ſagen, mein.

Clärchen. Leiſe, Brackenburg! Du fühlſt nicht, was du rührſt. Wo Hoffnung dir erſcheint, iſt mir Verzweiflung.

Brackenburg. Theile mit den Lebendigen die Hoffnung! Verweil' am Rande des Abgrunds, ſchau' hinab und ſieh auf uns zurück.

Clärchen. Ich hab' überwunden, ruf' mich nicht wieder zum Streit.

Brackenburg. Du biſt betäubt; gehüllt in Nacht, ſuchſt du die Tiefe. Noch iſt nicht jedes Licht erloſchen, noch mancher Tag! —

Clärchen. Weh! über dich Weh! Weh! Grauſam zerreißeſt du den Vorhang vor meinem Auge. Ja, er wird grauen, der Tag! vergebens alle Nebel um ſich ziehn und wider Willen grauen! Furchtſam ſchaut der Bürger aus ſeinem Fenſter, die Nacht läßt einen ſchwar-

Offiziere und die gemeinen Seesoldaten nennen wollte, welche sich in diesem blutigen Treffen durch Tapferkeit und Vaterlandsliebe ausgezeichnet haben. Um desto mehr ist es zu bedauern, daß dieses vortreffliche Benehmen nicht allgemein gewesen ist, da die Anordnungen des Admiral Villeneuve und seine persönliche Haltung, wenn sie durch eine einmüthige Anstrengung unterstützt worden wären, Frankreich auf eine unerschütterliche Stufe des Ruhmes und des Wohlstandes gehoben haben würden. Und hätte das Gewinnen dieser Schlacht unserer Marine das Übergewicht verliehen, welches seit dieser Zeit die engländische Marine behauptet hat, so hätten nothwendig die Folgen für Frankreich unermeßlich und unberechnenbar seyn müssen.

Auch die engländischen Seemänner lassen den Anordnungen des Admirals Villeneuve Gerechtigkeit widerfahren; und was seinen Muth betrifft, so lese man nachstehende, aus dem bereits angeführten Werk entnommenen Zeilen, welche das bestätigen, was wir darüber gesagt haben.

„Die Castelle und das Verdeck des Bucentaur waren mit Leichen und Trümmern bedeckt, so daß sie den traurigsten Anblick gewährten. Der Admiral Villeneuve hatte vom Anbeginn des Treffens stets einen besonnenen Muth an den Tag gelegt und durchschritt jetzt ruhig diesen Schauplatz des Unglücks. Als er sein Schiff gänzlich entmastet sah und kein anderes ihn ans Schlepp-

tau nehmen wollte, soll er in die Worte ausgebrochen seyn: „der Bucentaur hat seine Schuldigkeit gethan; die meinige ist noch nicht vollendet.“ Zugleich befahl er, ihn mit seiner Flagge auf eines der Schiffe der Vorhut zu bringen, und gab der Hoffnung noch Raum, mit diesen zehn ungeschwächten Schiffen dem Feinde den Sieg zu entreißen. Die Täuschung des muthigen und unglücklichen Admirals war nicht von langer Dauer, denn man meldete ihm, daß das Boot, welches er für den Zweck habe bereit halten lassen, ihn während des Kampfes, wenn er es für nöthig halte, an Bord eines andern Schiffes zu tragen, Anfangs von den feindlichen Kugeln durchlöchert und nachher durch den Sturz der Masten zertrümmert worden sei. Alle andern am Bord befindlichen Boote waren gleichfalls zerschmettert worden. Man signalisirte dem Schiff Santissima-Trinidad, ein Boot zu schicken, aber es leistete keine Folge. Jetzt empfand Villeneuve erst die ganze Bitterkeit seiner Lage. Er sah sich an ein Schiff gefesselt, welches nicht mehr kämpfen konnte, während ein Drittel der Flotte den Kampf noch fort setzte und ein anderes Drittel noch gar nicht im Feuer gewesen war. Er verwünschte sein Loos, mitten in dem Gemetzel das Leben behalten zu haben, gezwungen zu seyn, die Flotte zu vergessen, um auf sein einzelnes Schiff Rücksicht zu nehmen und das Leben einer Hand voll Tapferer zu schonen, die er

aus Menſchlichkeit nicht hin opfern durfte, da ſie ſich nicht mehr vertheidigen konnten. Er ließ deßhalb den Commandanten des Bucentaur die Flagge einziehen. Das Schiff Santiſſima-Trinidad, welches ſich auf eine höchſt ruhmwürdige Weiſe noch ſchlug, fiel bald nachher.

„Es war um 3 Uhr des Nachmittags, als ſich der Admiral Villeneuve in der harten Nothwendigkeit befand, ſich zu ergeben ꝛc.“

(Victoires et Conquêtes p. 183. T. XVI.)

Zu Anfang des Treffens fand beinahe gänzliche Windſtille Statt, und der geringe Wind, den man von Zeit zu Zeit ſpürte, wehte aus Weſten. Die franzöſiſche Flotte ſtand in der umgekehrten Schlachtordnung. Der Feind griff ſie ohne Ordnung an und ſegelte mit Hilfe eines ſchwachen Windes, der ihn mehr als uns begünſtigte, auf unſre Flotte los.

Die franzöſiſche Linie befand ſich im Centrum faſt unbeweglich, weil ſie nur ein wenig Poupenwind hatte und die Schiffe, damit ſie nicht an einander ſtießen, genöthigt waren, ihre Stellungen zu verlaſſen.

Die franzöſiſche Linie wurde Anfangs hinter dem Schiff Santa-Anna durchſchnitten und vom Royal-Sovereing, auf welchem Collingwood commandirte, umſegelt, dann am Bucentaur von dem engländiſchen Schiff Victory und einem Theile der engländiſchen Colonne.

Der Stand des Admiralſchiffes um Mittag

war bestimmt auf 36° 8′ nördliche Breite und von der Höhe des Cap Trafalgar, welches gegen Osten lag, ungefähr 4 Stunden entfernt.

Die Schlachtordnung der combinirten und der engländischen Armee war bei Trafalgar folgende:

A. Schlachtlinie der spanisch-französischen Flotte.

Zweites Geschwader unter dem Befehl des Vice-Admirals Alhava.

Pluten, ein Schiff von 74 Kanonen, befehligt von Cosmao. Es kam nach Cadix zurück mit 350 Mann, welche kampfunfähig waren.

Le Monarca, von 74 Kanonen. — Genommen und nach Gibraltar geführt.

Fougueux von 74 Kanonen. Es wurde von Baudouin commandirt, der in der Schlacht geblieben ist. Dieses Schiff wurde vom Feinde besetzt und strandete sodann bei Trafalgar.

Santa-Anna, ein Schiff von 80 Kanonen, commandirt vom Vice-Admiral Alhava, der verwundet wurde. Den Tag nach der Schlacht brachte es die Fregatte Themis am Schlepptau nach Cadix.

Indomptable, ein Schiff von 80 Kanonen, commandirt von Hubert. Dieses Schiff kam nach Cadix, ohne sich geschlagen zu haben, und durch eine unverzeihliche Nachlässigkeit ging es mit 1200 Mann am Fort Santa-Catherina auf der Rhede von Cadix zu Grunde.

San-Juſto, ein Schiff von 74 Kanonen. Es kam ganz unbeſchädigt und ohne einen Mann verloren zu haben, nach Cadix; es lag dem franzöſiſchen Admiralſchiffe gegenüber und unter dem Winde desſelben; es hat auf eine feige Weiſe die Flucht ergriffen.

Intrépide, ein Schiff von 74 Kanonen, commandirt von Infernet; es wurde genommen, nachdem es ſich tapfer vertheidigt hatte, obgleich ſein Unſtern es in die Vorhut und unter den Befehl eines Generales gebracht hatte, der ſich nicht geſchlagen hat. Am 23ſten Oktober wurde es von den Engländern verbrannt.

Redoutable, ein Schiff von 74 Kanonen, commandirt von Lucas; es war von allen Schiffen der Flotte am beſten ausgerüſtet und hat ſich auch am beſten vertheidigt. Von zwei engländiſchen Dreideckern, dem Victory und dem Temerary, wurde es gedrängt und in den Grund gebohrt, und in dieſem Kampfe der Admiral Nelſon getödtet.

Leandro, ein Schiff von 64 Kanonen, kam nach Cadix zurück, ohne ſich geſchlagen zu haben, obgleich es ſeine Maſten verloren hatte; es hatte ſie gekappt und lag in der Schlacht vor dem Indomptable.

Neptune, ein Schiff von 80 Kanonen, commandirt von Maiſtral; ein ſchönes, gut bewaffnetes Schiff. Es hat ſich vom Winde trei-

ben lassen und kam nach Cadix, ohne einen Mann verloren zu haben.

Bucentaur, ein Schiff von 80 Kanonen. Der Admiral Villeneuve befand sich auf demselben; der Flaggencapitän hieß Magendie. Es wurde genommen und wieder genommen und ging endlich an der Einfahrt des Hafens, am Thurm San-Sebastian, unter.

Trinidad, ein Schiff von 130 Kanonen, auf welchem sich der Contre-Admiral Cisneros befand. Es hat sich nicht vertheidigt, war aber auch schlecht bewaffnet; es wurde genommen und verbrannt.

Heros, ein Schiff von 74 Kanonen, commandirt von Poulain, der in der Schlacht blieb. Der erste Kanonenschuß, der auf sein Schiff fiel, tödtete ihn. Sein Second-Lieutenant ließ sich augenblicklich vom Winde treiben, um aus dem Feuer zu kommen und erhielt in demselben Augenblick noch einige Lagen, worauf er nach Cadix zurück kehrte.

San Augustino, ein Schiff von 74 Kanonen. Es lag unter dem Winde seines Postens, wurde von einem engländischen Schiff angegriffen, genommen und verbrannt.

Drittes Geschwader unter dem Befehle des Contre-Admirals Dumanoir.

Mont-Blanc, ein Schiff von 74 Kanonen

und commandirt von Lavillegris. — Es blieb im Gefolge Dumanoir's.

Asia, ein Schiff von 74 Kanonen, ging zu Grunde, nachdem es in der Bai von Cadix seinen Mast gekappt hatte. Es hatte sich nicht geschlagen.

Duguay-Trouin, ein Schiff von 74 Kanonen und commandirt von Touffet, der geblieben ist. Es blieb im Gefolge Dumanoir's.

Raye, ein Schiff von 100 Kanonen, es kehrte am Tage der Schlacht, ohne sich geschlagen zu haben, nach Cadix zurück, lief am andern Tage wieder aus und ergab sich auf die erste Lage des Polyphemus; es wurde verbrannt.

Formidable, ein Schiff von 80 Kanonen, es trug den Contre-Admiral Dumanoir und wurde commandirt vom Capitän Letellier.

Scipion, ein Schiff von 74 Kanonen, commandirt von Berangér; es blieb im Gefolge Dumanoir's.

Neptune, ein Schiff von 80 Kanonen, commandirt von Valdez. Es hat sich gut geschlagen, wurde genommen und wieder genommen und ging endlich bei Rota zu Grunde.

Beobachtungsgeschwader unter dem Befehl von Gravina. (Es hatte die Spitze der Schlachtordnung.)

Erste Division.

Juan Nepomuceno, ein Schiff von 74 Kanonen, commandirt von Charruca, welcher in

der Schlacht blieb. Nach einer tapfern Gegenwehr wurde es genommen und nach Gibraltar gebracht.

Berwick, ein Schiff von 74 Kanonen, commandirt von Camas, welcher blieb. Es wurde nach einer tapfern Gegenwehr genommen, von den Engländern wieder verlassen und strandete bei Trafalgar.

Prince des Asturies, ein Schiff von 118 Kanonen. Es hatte den Admiral Gravina und den Centre-Admiral Escagne am Bord, und hat sich gut geschlagen, denn alle Offiziere waren verwundet. Gravina starb an seinen Wunden. Das Schiff kehrte nach Cadix zurück.

Achille, ein Schiff von 74 Kanonen, commandirt von de Niepert, welcher blieb; es flog auf während des Treffens.

Ildephonse, ein Schiff von 74 Kanonen, wurde genommen und nach Gibraltar gebracht.

Schewiffure, ein Schiff von 74 Kanonen, commandirt von L'Hospitalier-Villemandrin; es wurde genommen und, dem Versinken nahe, nach Gibraltar gebracht.

Zweite Division unter dem Befehl von Magon.

Argonaute, ein Schiff von 74 Kanonen, commandirt von Epron (J. F.); es kam nach Cadix zurück, ohne sich geschlagen zu haben.

Montanès, ein Schiff von 74 Kanonen, com-

mandirt von Alcedo, welcher blieb; es kam nach Cadix zurück.

Algesiras, ein Schiff von 74 Kanonen, commandirt von Macon, welcher blieb. — Capitän Letourneur. — Es kam nach Cadix, nachdem es genommen und wieder genommen war.

Argonauta, ein Schiff von 80 Kanonen, commandirt von Epron; es wurde genommen und versenkt, ohne sich geschlagen zu haben.

Aigle, ein Schiff von 74 Kanonen, commandirt von Gourège, welcher blieb; es hat sich vortrefflich geschlagen, kam nach Cadix zurück und ging aus Mangel an Mannschaft in der Bai von Santa-Maria unter.

Bahamo, ein Schiff von 64 Kanonen, commandirt von Hocer, welcher blieb. Es hat sich gut geschlagen und strandete bei Trafalgar.

Fregatten.

Hortense, commandirt von Delamare de la Meillerie. — Das Beischiff des Admirals. Gegen Mittag hatte sie schon die Bramstengen-Beisegel beigesetzt und suchte das Weite. Die Schlacht begann erst um 12½ Uhr; sie kehrte nach Cadix zurück.

Cornelie, commandirt von Martineno. — Beischiff Dumanoir's; sie kehrte nach Cadix zurück.

Rhin, commandirt von Chesneau. — Beischiff Alhava's; kehrte nach Cadix zurück.

Hermione, commandirt von Mahé; Beischiff Magon's; kehrte nach Cadix zurück.
Themis, commandirt von Jugan; Beischiff Gravina's; kam nach Cadix zurück.

Schlachtlinie der Flotte Nelson's bei Trafalgar.

Victory	Nelson.
Témeraire	Eavey.
Neptune	Frémeole.
Bielha	Noër-Hurn.
Conquéror	Pellew.
Agamemnon . . .	Betzy.
Ajak	der Premierlieutenant.
Orion	Condrington.
Minotaure	Maufule.
Spartiate	Laforey.
Royal-Sovering . .	Collingwood.
Mars	Duft.
Tennant	Eyter.
Belle-Isle	Pazgood.
Défiance	der Premierlieutenant.
Bellerephon	Cook.
Coleſſus	Moris.
Achille	King.
Polyphemus . . .	Redneut.
Revanche	Merten.
Schewiſſure . . .	Retherford.
Deſſeau	Hope.
Afrique	Degby.

zen Flecken zurück; er ſchaut, und fürchterlich wächſt im Lichte das Mordgerüſt. — Neu-leidend wendet das entweihte Gottesbild ſein flehend Auge zum Vater auf. Die Sonne wagt ſich nicht hervor; ſie will die Stunde nicht bezeichnen, in der er ſterben ſoll. Träge gehn die Zeiger ihren Weg, und eine Stunde nach der andern ſchlägt. Halt! Halt! nun iſt es Zeit! mich ſcheucht des Morgens Ahndung in das Grab. Sie tritt an's Fenſter als ſähe ſie nach um, und trinkt heimlich.

Brackenburg. Cläre! Cläre!

Clärchen geht nach dem Tiſch und trinkt das Waſſer. Hier iſt der Reſt! Ich locke dich nicht nach. Thu' was du darfſt, leb' wohl. Löſche dieſe Lampe ſtill und ohne Zaudern, ich geh' zur Ruhe. Schleiche dich ſachte weg, ziehe die Thür nach dir zu. Still! Wecke meine Mutter nicht! Geh, rette dich! Rette dich! wenn du nicht mein Mörder ſcheinen willſt. ab.

Brackenburg. Sie läßt mich zum letztenmale wie immer. O könnte eine Menſchen-

Thunderer . . . . Dorthom.
Britannia.
Prince.
Breard-Neugth.
Queen.
Canopus.
Tigre.
Spencer.
Deinnegall.
Jaleuz.

} Dieſe ſechs Schiffe, welche zu Tanger lagen, kämen herbei und ſchloſſen ſich an die übrigen an.

Recapitulativ.

Franzöſiſche Flotte.

1	Schiff	von	130	Kanonen	. 130
2	—	—	118	—	. 236
1	—	—	100	—	. 100
6	—	—	80	—	. 480
21	—	—	74	—	. 1554
2	—	—	64	—	. 128
33	Schiffe			in Summa mit	2628 Kanonen.

Engliſche Flotte.

2	Schiffe	von	110	Kanonen	. 220
1	—	—	100	—	. 100
5	—	—	98	—	. 490
6	—	—	80	—	. 480
16	—	—	74	—	. 1184
3	—	—	64	—	. 192
33	Schiffe			in Summa mit	2666 Kanonen.

Anmerkung C. zu Kapitel 4, S. 82.

Jacquemet (Michel) Titular-Oberst des ersten Linien-Infanterie-Regimentes, Offizier der Ehrenlegion, Ritter des Ludwig-Ordens ꝛc., geboren zu Collorge, im Departement Ain.

Im Jahr 1792 trat er unter das 7te Bataillon des Departements Ain und zeichnete sich in den Feldzügen nach Belgien aus. Er diente der Reihe nach unter Dumouriez, Custine, Houchard und Pichegru. Sodann kam er zur Armee der Sambre und Maas und zeichnete sich in der Schlacht von Sulzbach am 17ten August 1796 durch seine Tapferkeit aus, indem er an der Spitze einer Grenadiercompagnie unter einem heftigen Kleingewehrfeuer in ein Holz eindrang, welches vor dieser Stadt lag und von den ungarnschen Grenadieren aufs Hartnäckigste vertheidigt wurde. Sobald er sie erblickt hatte, stürzte er sich ungestüm auf sie und erreichte, seiner Compagnie voraus eilend, zwei feindliche Soldaten, die er entwaffnete und zu Gefangenen machte.

Als am 21. October 1805 in der Schlacht von Trafalgar das Schiff Aigle von zwei englándischen Schiffen angegriffen wurde und es letztern bereits gelungen war, 200 Mann auf die Kampanie zu werfen, so sammelte Jacquemet, der sich auf diesem Schiffe befand und schwer verwundet war, einige Matrosen und Grenadiere,

mit denen er aufs Verdeck eilte und den Feind mit dem Bajonett vertrieb. Als später das Schiff seine Flagge einziehen mußte: so theilte dieser unerschrockene Offizier das Loos der Besatzung, aber er hatte den Trost, noch die Fahne seines Bataillons zu retten, die er einen Monat später der 67sten Halbbrigade, in welcher er damals Bataillonschef war, zurück brachte.

In der Schlacht von Eßlingen debuschirte Jacquemet mit seinem Bataillon in dem Augenblick, wo sich die Östreicher in Masse auf Groß-Aspern werfen, aus dem Dorf und stellte es, unter dem heftigsten Artilleriefeuer des Feindes, auf. Während alle Corps ins Dorf zurück gingen, um ihre Stellung zu nehmen, hielt dieses Bataillon allein alle Angriffe der Östreicher aus und sein Chef zog sich nicht eher zurück, als bis er einen Schuß in die Brust bekommen hatte.

Bei Wagram erhielt er den Auftrag, das Dorf Ankerklo wieder zu nehmen, das der Feind besetzt hatte. Er führte ihn glücklich aus, als er aber später mit zu bedeutender Macht angegriffen wurde, mußte er sich auf die Division Molitor zurück ziehen, wo er zeitig genug ankam, um das Commando des 67sten Infanterie-Regimentes zu unternehmen, dessen Oberst kampfunfähig geworden war. Jacquemet führte dieses Regiment zum Sieg. Man bewunderte seine Kaltblütigkeit und seine Tapferkeit bei mehrern

Angriffen, die sämmtlich mit dem glänzendsten Erfolg gekrönt wurden.

Im Jahr 1810 wurde er nach Spanien beordert, machte den ganzen Feldzug von Catalonien mit und zeichnete sich äußerst rühmlich aus. Während der Belagerung des Forts Figueres, wo er das 67ste Regiment commandirte, entwikkelte er eine beispiellose Thätigkeit. Als er zum Major des 52sten Linien-Regimentes, mit dem Befehl sich nach Genua zum Depot dieses Regimentes zu begeben, ernannt worden war, ging er zum Marschall Macdonald, um ihm seine Ernennung anzuzeigen und ihm zu sagen, daß er lieber auf jede Art des Avancements Verzicht leiste, als bei einem Depot sich zu langweilen. Zugleich bat er ihn auch um die Autorisation, seinen Dienst bis zur Übergabe des Platzes fortsetzen zu dürfen, was er um so leichter gewährt bekam, als alle Oberoffiziere der Armee seinen Abgang als einen allgemeinen Verlust betrachteten. Als kurze Zeit nachher das 52ste Regiment den Befehl erhielt, zwei Eliten-Bataillons zu bilden, bestehend aus 600 Grenadiers und 600 Voltigeurs, um zur Armee in Nord-Spanien zu stoßen, erhielt der Major Jacquemet das Commando und begab sich zu diesem Behuf nach Burgos, sobald die Belagerungsoperationen beendigt waren.

Während dem ganzen spanischen Kriege zeichnete er sich durch eine Menge glänzender Thaten

aus, und die Diviſion Abbé, welche einen ſo rühmlichen Feldzug in Biscaya machte, iſolirt von allen andern Corps und verfolgt von den Parteigängern Pinto und Mina, verdankte ihm einen großen Theil ihrer Erfolge.

Bevor er das Regiment verließ, an deſſen Spitze er ſich mit Ruhm bedeckt hatte, und dem ſein Abgang ſehr leid that, überreichte ihm das Offiziercorps einen prächtigen Degen, auf welchem die Worte eingegraben waren: „Die Offiziere des 67ſten Regimentes, dem Herrn Jacquemet, Major des 52ſten."

Die ganze Armee kannte dieſen Tapfern, der in Garniſen eine ſehr ſchwache Geſundheit beſaß, auf welchen aber der Kanonendonner die nämliche Wirkung hatte, wie der Frühling auf andere Patienten.

Im Jahr 1813 wurde er Titular-Oberſt des erſten Linienregimentes und erfuhr im Jahr 1815 und 1816 die Verfolgungen, welche die Feinde der Nationalunabhängigkeit gegen diejenigen ausübten, welche die Waffen ergriffen hatten, um ſich der Invaſion des vaterländiſchen Bodens zu widerſetzen.

Anmerkung V. zu Kapitel 5, S. 220.

Manche werden es vielleicht nicht ungern ſehen, wenn wir an die Erzählung Guille-

mard's den wesentlichen Inhalt eines Werkes unter dem Titel: Histoire des Sociétés secrètes de l'armée, in wie weit er auf sie Bezug hat, anknüpfen.

Dieses Werk wird einem gewissen Charles Nodier zugeschrieben, der gegenwärtig in sentimentalen Romanen und Gelegenheitsgedichten der legitimen Dynastie huldigt. Nebst einigen interessanten Thatsachen findet man darin eine Menge entstellte, unerwiesene Behauptungen und sehr viel mysteriöses, wichtigthuendes und nichtssagendes Geschwätz. Unter andern erzählt er, daß Mercier auf einem Kaffeehause Oudet in tiefen Gedanken angetroffen habe. Seine Physiognomie sei ihm aufgefallen, deßhalb habe er sich ihm genaht und in einer Art von Inspiration die Worte gesprochen: „Junger Mann, verzeihen Sie dem alten Mercier, wenn er einen Augenblick Sie stören sollte. Ich kenne die Wichtigkeit des Gegenstandes, über welchen Sie nachdenken und welle Gott verhüten, daß ich das Resultat derselben stören möge! Ich lese auf Ihrer Stirn alle Ihre Plane und ich kenne auch die Kräfte, die zur Ausführung derselben in Ihrer Macht liegen. Retten Sie Frankreich, weil Sie den Willen dazu haben, aber, bei Gott, bringen Sie es nicht wieder unter das Joch, von welchem Sie es befreien wollen."

Der Verfasser behauptet, daß der von Oudet gestiftete Bund der Philadelphen, außer meh-

rern Verschwörungen, auch diejenige Pichegru's und Mallet's veranlaßt habe.

Über die Schlacht von Wagram sagt er unter andern Folgendes:

„Der berühmte Feldzug von 1809 sollte eröffnet werden, als Oudet durch einen Befehl des Kriegsministers aus dem Exil nach Paris gerufen wurde. Man ernannte ihn zum Brigadegeneral, worauf er wegen seiner Dienste schon lange Anspruch hatte, verlangte aber, daß er vorher ein Ergänzungslinienregiment organisiren solle, welches Anfangs No. 6 führte, aber endlich nach drei Veränderungen, welche die Umstände herbei führten, No. 9 führte. Bei der Errichtung dieses Regimentes war ihm in der Wahl der Offiziere unbegränzte Freiheit gelassen; und es gab auch in der That kein besseres Mittel, um den Verdacht Napoleons über seine gefährlichen Feinde aufzuklären. Die Falle war eben nicht fein versteckt, aber Oudet ging hinein, ungeachtet er sie erkannt hatte. Die Freiheit, ein Regiment zu errichten, welches von seinem Geiste beseelt sei, erfüllte ihn mit Hoffnung und Vertrauen und er zweifelte gar nicht, daß er die Plane des Tirannen auffallend durchkreuzen werde. Es gibt aber Verbrechen, welche die Tugend nicht vorher sieht, selbst wenn sie durch Klugheit und Genie erleuchtet ist."

„Das Ereigniß, von welchem ich sprechen soll, ist indessen zu sehr in Dunkelheit gehüllt,

als daß man eine positive Behauptung aufstellen könnte ꝛc. — Ich beschränke mich deßhalb auf die Erzählung der Thatumstände, wie sie mir zu Ohren gekommen sind, ohne daraus Folgerungen zu ziehen, die bei aller Wahrscheinlichkeit dennoch leicht irrig seyn könnten."

Der 6te Julius 1809, wo die berühmte Schlacht von Wagram geliefert wurde, ist einer der Tage gewesen, welche zum Ruhm der französischen Waffen auf eine glänzende Weise beigetragen haben. Schon um 10 Uhr des Morgens war der Sieg fast entschieden, aber gegen Mittag war die Schlacht vollkommen geendigt. Oudet und sein auserlesenes Offiziercorps hatten Wunder der Tapferkeit gethan. Letztere waren von ihm meistens Theils aus dem Exil gerufen werden, wie ihr Oberst durch den Kriegsminister und fühlten sich glücklich, ihren Muth bei der ersten Gelegenheit bekunden zu können und sich durch Tapferkeit der, wenn auch spät bewiesenen Gerechtigkeit würdig zu zeigen. Einige von ihnen waren gleich Anfangs geblieben, fast Alle hatten mehrere Wunden und Oudet, von drei Lanzenstichen getroffen, die nicht gefährlich schienen, ihm aber einen großen Blutverlust zuzogen, hatte sich auf seinem Pferde festbinden lassen. Er erwartete den Befehl, sich nach Wien zu begeben, von welchem er nur 1200 Toisen entfernt war, erhielt aber den Befehl, sich mit seinem Regiment 3 Stunden weit, nach einer entgegengesetzten

Richtung auf einen der Punkte zu begeben, wohin sich die Trümmer des Feindes zurück gezogen hatten. Es war ihm vorgeschrieben, dieses Observationscorps in einer vortheilhaften Stellung unter dem Befehl eines Bataillonschefs und eines Unterofiziers per Compagnie zurück zu lassen und dann mit dem Rest ins Hauptquartier sich zu begeben, um weitere Befehle zu empfangen. Bei der Ausführung dieser Bewegung überraschte ihn die Nacht und gegen 11 Uhr des Abends fiel er in einen Hinterhalt, der Alles nieder schoß, ohne sich zu erkennen zu geben. Vergebens schützten ihn seine Kameraden mit ihren Leibern, — der letzte Beweis einer allgemeinen Anhänglichkeit, der nur dazu diente, seinen Todeskampf zu verlängern. Mit Anbruch des Tages fand man 22 Leichname um Oudet herum aufgethürmt, der noch allein etwas Leben zu haben schien."

„Oudet war auch nicht todt; er lebte noch drei Tage, während welcher er seine Familienangelegenheiten in Ordnung brachte, was eine große Geistesanstrengung erforderte, weil die Zukunft seines einzigen Kindes davon abhing. Am dritten Tage verschied er sanft von einigen Soldaten umgeben, die ihre Wunden und ihre Schmerzen vergaßen, um sich nur mit den seinigen zu beschäftigen. Die Nachricht dieses Todesfalles verbreitete sich in der ganzen Armee und weit schneller, als man es gewollt hatte. Das Bul-

letin von Wagram, welches die Ehre einer besondern Erwähnung vielen obscuren Offizieren zugestand, umhüllte vergebens den Namen Oudet's mit einer Umschreibung, zu welcher sehr Wenige den Schlüssel hatten. Weder der Grad, den er am Tage vor der Schlacht erhalten hatte, noch die Veranlassung dazu wurde angeführt. Es hieß bloß: „Oudet, in der Schlacht verwundet und in der Nähe des Schlachtfeldes gefunden, ist indessen nicht auf dem Schlachtfelde gestorben." Welchen Grund hatte man, um dieser Lüge eine historische Auctorität zu geben? Der Schlüssel zu diesem Räthsel mag vielleicht in dem Gewissen irgend eines Mörders aufzusuchen seyn."

„Wie dem auch seyn möge, Oudet und die Blühte der Helden, welche um ihn gefallen waren, wurden allgemein beklagt. Einige verwundete Offiziere, welche in dasselbe Lazareth gebracht worden waren, rissen ihren Verband auf, als seine Leiche fortgeschafft wurde. Ein junger Feldwebel, welcher seine Leiche begleitete, stürzte sich einige Schritte vom Grabe in seinen Säbel. Ein Lieutenant, welcher mit ihm in der 68sten Halbbrigade gedient hatte, erschoß sich ꝛc."

„Kurze Zeit darauf wurde das Regiment entlassen und diese Maßregel fiel damals gar nicht auf. Die errungenen Siege hatten den Frieden herbei geführt und der Friede machte die Ergänzungsregimenter überflüssig. Bei diesem Regimente traf die Reform nur eine Hand voll Leute,

ſeele fühlen, wie ſie ein liebend Herz zerreißen kann. Sie läßt mich ſtehn, mir ſelber überlaſſen; und Tod und Leben iſt mir gleich verhaßt. — Allein zu ſterben! — Meint, ihr Liebenden! Kein härter Schickſal iſt als meins! Sie theilt mit mir den Todestropfen, und ſchickt mich weg! von ihrer Seite weg! Sie zieht mich nach, und ſtößt in's Leben mich zurück. O Egmont, welch preiswürdig Loos fällt dir! Sie geht voran; der Kranz des Siegs aus ihrer Hand iſt dein, ſie bringt den ganzen Himmel dir entgegen! — Und ſoll ich folgen? wieder ſeitwärts ſtehn? den unauslöſchlichen Neid in jene Wohnungen hinübertragen? — Auf Erden iſt kein Bleiben mehr für mich, und Höll' und Himmel biethen gleiche Qual. Wie wäre der Vernichtung Schreckenshand dem Unglückſeligen willkommen! —

Brackenburg geht ab, das Theater bleibt einige Zeit unverändert. Eine Muſik, Clärchens Tod bezeichnend, beginnt; die Lampe, welche Brackenburg auszulöſchen

die der Schlacht von Wagram ꝛc. entronnen waren. Der Tod Oudet's hatte unter seinem Regiment eine Verzweiflung verbreitet, die in kurzer Zeit alle Kameraden und alle seine Soldaten ihm nachsendete, und kaum einige übrig ließ, um die Tradition seiner letzten Thaten und den unauslöschlichen Schmerz über seinen Verlust aufzubewahren."

„So fiel in der Blühte seines Alters (er war kaum 34 Jahre alt) ein Mann, wie die Natur vielleicht bald Keinen wieder hervor bringt" . . . . .

„In dem Tone seiner Stimme lag etwas Bezauberndes und eben so auch in seinem Blick. Es gehörte zu seinen Schwächen, diesen Einfluß manchmal selbst auf die wildesten Thiere zu äußern; aber er wußte nicht, daß es gewisse Menschen gibt, die noch weit schwieriger als Tieger zu besänftigen sind."

Der Verfasser schreibt hierauf demselben geheimen Bunde die zweite Verschwörung von Mallet zu, wie auch den größten Theil der Anstrengungen, welche endlich die Restauration herbei geführt haben.

Darin stimmt Ch. Nodier mit Guillemard überein, daß er das Ergänzungsregiment, welches Oudet während und nach der Schlacht von Wagram befehligt, als das 9te bezeichnet. Der Aussage einiger glaubwürdigen Militärs zu Folge, soll indessen der Oberst Ou-

der damals das 17te Linienregiment commandirt haben. Hätte er vielleicht letzteres nach seiner Ernennung zum General verlassen, oder hätte er sie beide zugleich commandirt? Dieser Umstand eignet sich zu einer nähern Erörterung, ohne daß wir indessen uns den geringsten Zweifel über die Thatsachen und Umstände, welche in diesen Memoiren erzählt werden, erlauben wollen.

Anmerkung E. zu Kapitel 8, S. 205.

Guillemard gedenkt in seiner Schilderung des Aufenthalts auf Cabrera der Engländer wenig und scheint die Leiden der spanischen Gefangenen ausschließlich der spanischen Regierung zuzuschreiben. Es ist indessen ausgemacht, daß dieses Kriegsgefängniß nur eine Nachahmung und Zusatz derjenigen von Darthmoor, von Fortan und von Mill-prison, wie auch der Pontons, schmerzhaften Andenkens, ist, in welchen die großherzige Albion 10 Jahre lang so viele Unglückliche gemartert hat, so daß sie nach langem Leiden daselbst umgekommen, oder nur die Freiheit wieder erlangt haben, um auf vaterländischem Boden für ihren zerrütteten Körper ein Grab zu finden.

Cabrera wurde zum Aufenthalt derjenigen französischen Kriegsgefangenen auserlesen wel-

che England nicht zu ernähren haben wollte. Von der Insel Majorca gedeckt, war diese Insel so unzugänglich für französische Schiffe, als nur immer die engländischen Gefängnisse. Und hier konnte man sicher darauf rechnen, daß der Tod eine eben so gute Ernte halten werde, als auf den „Pontons“. Auf letztern erzeugte der Mangel an frischer Luft einen abscheulichen Gestank und eine verpestete Atmosphäre; auf Cabrera mußte der Mangel jeder Art des Schutzes unter einem verzehrenden Himmel andere und doch eben so gefährliche Krankheiten hervor bringen.

Seit dem Jahr 1814 haben sich tausend Stimmen erhoben, um der civilisirten Welt die Grausamkeiten zu entdecken, deren sich die engländische Regierung während des letzten Krieges gegen ihre Gefangenen schuldig gemacht hat. Aber unter den verschiedenen Schilderungen ist keine so treu und schlagend, als die des General-Major Pillet in seinem interessanten Werke unter dem Titel: l'Angleterre vue a Londres et dans les provinces, pendant un sejour de six ans, dont quatre comme prisonnier de guerre. Einige haben ihn der Übertreibung beschuldigt, worauf er freilich nicht antworten konnte, da er kurz nach der Herausgabe seiner Schrift am Brustkrebs starb; aber Tausende von Franzosen sind im Stande, die Wahrheit seiner Darstellung zu bezeugen. Sie

haben zwar ihre physischen Leiden, deren trauriges Resultat eine zerrüttete Gesundheit ist, vergessen, können aber nie die Erniedrigungen vergessen, die man sie täglich erdulden ließ. Sie werden es für ihre Pflicht vielmehr halten, aller Welt diese Niederträchtigkeiten laut zu erzählen. Dem Engländer ist der Haß gegen Frankreich angeboren und man sucht ihn weder zu verbergen, noch durch die Erziehung zu schwächen. Nein, das Kind in der Wiege empfängt schon die erforderlichen Eindrücke, um diesen Haß fortzusetzen und die Franzosen in seinen Augen als verhaßt und lächerlich darzustellen. Die albernsten Erzählungen, die unwahrscheinlichsten Schilderungen werden ihm täglich gemacht und bringen endlich jenen Haß zur Reife, dessen erste Keime von Natur schon in jedem Engländer liegen.

Napoleon sagte in der Proklamation, welche er vor der Schlacht von Waterloo an seine Soldaten richtete: „Laßt euch von denjenigen eurer Kameraden, welche in englandischer Kriegsgefangenschaft gewesen sind, erzählen, was sie auf den Pontons haben ausstehen müssen.“ Dieß war sicherlich das Beste, was er Soldaten sagen konnte, die eben mit diesem Volk in den Kampf gehen wollten, welches die Unverschämtheit besitzt, sich mit seiner Philanthropie und Großmuth breit zu machen, in Wahrheit aber noch nichts von jenem rohen Charakter verloren

hat, von welchen die Ermordung der Gefangenen wenige Stunden nach der Schlacht von Crécy als Beleg gelten kann.

Über die Kriegsgefängnisse der Engländer sind, wie gesagt, mehrere Schriften erschienen, aber keine ist unserer Meinung nach vollständig, nicht einmal die des General-Majors Pillet, wiewohl sie äußerst interessant genannt werden muß. Weit entfernt, ihn der Übertreibung zu beschuldigen, behaupten wir vielmehr, daß er noch lange nicht Alles gesehen, oder Alles, was er gesehen, in der Schrift mitgetheilt hat; übrigens erwähnt er der Gefängnisse nur beiläufig. Eine freimüthige und unparteiische Schilderung der Einrichtung dieser Gefängnisse und der Pontons, der Sitten der Gefangenen und des Lebens der Offiziere, welche auf ihr Ehrenwort Kriegsgefangene waren, bleibt noch zu entwerfen übrig. Wahrscheinlich wird sie nie erscheinen, indem die Zeit täglich das Interesse mindert, welches sie zu Ende des Krieges gehabt haben würde ꝛc. . . .

Wir wollen jetzt dem Leser einige Stellen aus dem angeführten Werke mittheilen.

„Das System der Ermordung und der Grausamkeit ist in den beiden letzten Kriegen von dem transport-office in Ausführung gebracht worden. Es besteht noch immer aus denselben Männern und sie betreiben ihr Geschäft mit einer Erbitterung und einer Methode, daß man es kaum glauben kann. In dem letzten Kriege sind binnen 5

Monaten 30,000 Menschen aus Entkräftung gestorben. Ich habe zu Norman-Croß ein Stück Land gesehen, auf welchem von 7000 Mann, die sich im Gefängniß befanden, 4000 eingescharrt worden waren . . . . . .

„Man gab ihnen nicht nur unzulängliche, sondern auch schlechte und ungesunde Nahrungsmittel. Vier Mal die Woche erhielten die Gefangenen von Würmern zerfressenen Schiffszwieback, eingesalzene Fische und eingesalzenes Fleisch; drei Mal ein schlecht gebackenes schwarzes Brot aus verdorbenem Mehl oder Buchweizen (blé noir). Nach dem Genuß desselben stellte sich eine Art Trunkenheit ein, verbunden mit heftigem Kopfweh, Fieber, Diarrhöe und aufgedunsenem rothen Antlitz. Viele starben an einer Art Schwindelkrankheit. Als Zugemüse erhielten sie trockene Bohnen, die sich gar nicht weich kochen ließen. So geschah es denn, daß die Unglücklichen täglich zu Hunderten an Hunger oder Vergiftung starben. Wer nicht bald starb, wurde nach und nach so schwach, daß er nicht mehr verdauen konnte. Eine Abscheu erregende und dennoch ganz wahre Thatsache ist es, daß diejenigen der hungrigen Unglücklichen, welche eine etwas robuste Constitution besaßen, aus den Exkrementen ihrer Leidensgefährten die nicht verdauten Bohnen heraus suchten und sie, nach einer leichten Abwaschung verschlangen . . . . . .

„Der Lord Cordower, Oberst des Regi-

mentes Carmathen, welches das Gefängniß von Porchester bewachte, war eines Tages ins Innere gegangen und hatte sein Pferd an einer der Barrieren angebunden; in 10 Minuten war es zerstückelt und verzehrt. Als er zurück kam und nach seinem Pferde fragte, sagte man ihm die Wahrheit; aber er wollte ihr nicht eher Glauben beimessen, als bis man ihm die Überreste seines Pferdes zeigte. Dieß war nicht schwer: man führte ihn zur Stelle, wo die Haut und die Eingeweide lagen, und einer der hungrigen Unglücklichen verzehrte noch in seiner Gegenwart das letzte Stück rohes Fleisch. Ein großer Fleischerhund, ja alle Hunde, welche in das Gefängniß kamen, hatten dasselbe Schicksal." (Siehe S. 387 des angeführten Werkes.)

„Die Witterung sei wie sie wolle: so werden dennoch die Gefangenen zwei Mal gezählt.....

„Sobald gezählt werden soll, werden die Gefangenen von Soldaten aus dem Gefängniß heraus getrieben und dann fallen Auftritte der abscheulichsten Brutalität vor. Häufig sind Gefangene mit dem Bajonett gestechen oder durch Säbelhiebe verstümmelt worden, weil sie vielleicht einem betrunkenen Soldaten nicht schnell genug hervor kamen. An Abhilfe ist gar nicht zu denken. Der Oberst Watable und ich sind Zeuge und fast das Opfer einer ähnlichen barbarischen Handlung geworden: wir sahen einen Unglücklichen unter den Säbelhieben eines Soldaten zu-

sammen stürzen. Der Oberst erhielt dabei einen tiefen Hieb in den Arm . . . . . .

„Ich versichere, daß ich mich nicht irre, wenn ich behaupte, daß mehr als 500 Franzosen auf diese Weise umgekommen sind, ohne daß es möglich gewesen wäre, Gerechtigkeit zu erlangen. Eine sehr große Menge wird verstümmelt und dienstunfähig bleiben." (Eben daselbst S. 402.)

„Die Lungenkrankheit befällt jeden, der es in dieser Gefangenschaft über zwei Jahre aushält und die Schnelligkeit ihrer Verheerungen steht im Verhältniß zur Jugend des Patienten. Weder das engländische Ministerium, noch das Parliament treffen Vorkehrungsmittel gegen diese Krankheit; auch bemüht man sich nichts weniger, als ihrem Fortschritt Einhalt zu thun, vielmehr ist das Bemühen der Ärzte sogar darauf berechnet, diese tödtliche Affektion zu befördern und zu beschleunigen. Zu den häufigsten Mitteln, die an den Kranken angewendet werden, gehören reichliche Aderlässe, schwache Diät und eine Verschwendung von blasenziehenden Pflastern. Ein junger Wundarzt aus Turin, Herr Fontana, der in der französischen Armee angestellt ist, hat eine Abhandlung herausgegeben, in welcher auf das Überzeugendste bewiesen wird, daß man sich der Ärzte bedient, um die unglücklichen Gefangenen zu tödten, aber nicht, um ihre Gesundheit wieder herzustellen." (Eben daselbst S. 406.)

Anmerkung F. zu Kapitel 10, S. 252.

Wir entnehmen aus de Ségur's bekannter Schrift die Beschreibung der religiösen Ceremonie der Russen:

„Gegen Mittag hatte Napoleon im feindlichen Lager eine außerordentliche Bewegung bemerkt. Die ganze russische Armee war auf den Beinen und unter den Waffen. Kutusow, umgeben von dem ganzen religiösen und militärischen Pomp, bewegte sich mitten durch die Armee. Er hatte den Popen und Archimandriten befohlen, ihre reichen und majestätischen Gewänder, das Erbe der Griechen, anzulegen. Sie schritten vor ihm her und trugen die verehrten Zeichen der Religion, besonders aber jenes heilige Bild, noch unlängst der Schutz von Smolensk, von welchem sie behaupteten, daß es durch ein Wunder vor der Entweihung der französischen Kirchenschänder gerettet worden sei."

„Wenn der Russe die Soldaten durch dieses außerordentliche Schauspiel ergriffen sieht, so erhebt er die Stimme und spricht ihnen besonders vom Himmel vor, dem einzigen Vaterlande, welches dem Sklaven übrig bleibt. Im Namen der Religion, der Gleichheit sucht er die Leibeigenen aufzuregen, die Güter ihrer Herren zu vertheidigen. Diesen Zweck erreicht er hauptsächlich, indem er ihnen das erwähnte Heiligenbild zeigt, welches sich in ihre Reihen geflüchtet haben soll.

So fordert er ihren Muth auf und erregt ihre Wuth.“

„Napoleon ist in seinem Munde ein Weltdespot, ein Tyrann, ein Friedenstörer, ein Elender, ein Erzrebell, der gekommen ist, die Altäre umzustürzen und sie mit Blut zu beflecken! der die Bundeslade des Herrn, dargestellt durch das heilige Bildniß der Entweihung der Menschen und den Rauhheiten der Witterung aussetzt!“

„Alsdann zeigt er auf die in Asche liegenden Dörfer, erinnert sie an ihre Weiber und Kinder, fügt einige Worte über ihren Kaiser hinzu und endigt mit einer Aufforderung an ihre Frömmigkeit, an ihre Vaterlandsliebe, Instinktstugenden bei diesen rohen Völkern, die sich noch nicht bis zum Gefühl erhoben haben, aber eben deßwegen weit furchtbarere Soldaten sind, als solche, deren Gehorsam öfters durch Raisonnement erschüttert wird ꝛc.“ . . . . .

„Dieser feierliche Auftritt, diese Rede, die Ermahnungen ihrer Offiziere, der Segen ihrer Priester — Alles dieß zusammen genommen, steigert den Muth dieser Leibeigenen bis zum Fanatismus. Alle, bis auf den untersten Soldaten herab, glauben von Gott selbst der Vertheidigung des Himmels und ihres heiligen Bodens geweiht zu seyn.“

„Bei der französischen Armee war damals weder religiöser noch militärischer Pomp zu sehen; keine Revue, kein Mittel der Aufregung! Die

vergeſſen, flammt noch einigemal auf, dann erliſcht ſie. Bald verwandelt ſich der Schauplatz in das

Gefängniß.

Egmont liegt ſchlafend auf dem Ruhebette. Es entſteht ein Geraſſel mit Schlüſſeln und die Thür thut ſich auf. Diener mit Fackeln treten herein; ihnen folgt Ferdinand, Alba's Sohn, und Silva, begleitet von Gewaffneten. Egmont fährt aus dem Schlaf auf.

Egmont. Wer ſeyd ihr? die ihr mir unfreundlich den Schlaf von den Augen ſchüttelt. Was künden eure trotzigen, unſichern Blicke mir an? Warum dieſen fürchterlichen Aufzug? Welchen Schreckenstraum kommt ihr der halberwachten Seele vorzulügen?

Silva. Uns ſchickt der Herzog, die dein Urtheil anzukündigen.

Egmont. Bringſt du den Henker auch mit, es zu vollziehen?

Anrede des Kaisers selbst wurde erst sehr spät ausgetheilt und erst am andern Morgen so kurz vor der Schlacht verlesen, daß bereits mehrere Corps, ohne etwas davon gehört zu haben, im Gefecht sich befanden.

Rede Kutusow's an seine Truppen, am 5. September 1812.

„Ihr habt vor euch in diesem heiligen Bilde des heiligen Gegenstandes eurer Anbetung eine Aufforderung, die euch mit lauter Stimme zuruft, euch alle mit Festigkeit gegen den Friedenstörer der Erde zu erheben. Nicht zufrieden, in Millionen Geschöpfen das Bild Gottes zu vernichten, dringt auch dieser Welttyrann, dieser Erzrebell gegen alle göttlichen und menschlichen Gesetze mit gewaffneter Hand in eure Tempel, befleckt sie mit Blut, stürzt die Altäre um, tritt die heiligen Gebräuche mit Füßen und setzt die Bundeslade des Herrn den Entweihungen der Zufälle, der Elemente und der kirchenschänderischen Hände aus. Fürchtet deßhalb nicht, daß der Gott, dessen Altäre beschimpft worden sind, durch diesen Wurm, den seine Allmacht aus dem Staube hervor gezogen hat, — fürchtet nicht, daß der Gott nicht mit uns sei, daß er nicht sein Schild erheben wolle über unsere Reihen und seinen Feind mit dem Schwerte Michaels bekämpfen."

„In diesem Glauben will ich kämpfen und

ſiegen! In dieſem Glauben will ich kämpfen und ſterben und meine brechenden Augen werden den Sieg ſchauen! Soldaten, ich ſage es euch, denkt an eure von den Flammen verzehrten Städte; denkt an eure Weiber und Kinder, die um euren Schutz flehen; denkt an euren Kaiſer, euren Herrn, der euch als den Nerv ſeiner Kraft betrachtet; und ehe die morgende Sonne untergegangen ſeyn wird, werdet ihr euren Glauben, eure Treue in dieſe Gefilde eures Vaterlandes mit dem Blute des Angreifers und ſeiner Legionen aufgezeichnet haben.

Anmerkung G. zu Kapitel 10, S. 253, Note.

Bemerkungen über den Feldzug nach Rußland, 1812, 2r, 3r, 4r, 5r und 6r Septbr.

Seit der Schlacht von Valentino hatte es bloß Gefechte mit der Vorhut gegeben. Die Ruſſen ſetzten ihren Rückzug in der beſten Ordnung fort und verwüſteten und verbrannten jedes Dorf, was ſie uns überlaſſen mußten. So führten ſie uns von einer Stellung zur andern und hielten ſich nur in derjenigen, wo ſie die Nacht zubringen wollten. Der Mangel an guten Führern und hauptſächlich das Mißverſtändniß zwiſchen Murat und Davouſt, der Haß, welchen Letzterer

laut gegen den König von Neapel äußerte, und die Verweigerung seiner Infanterie zu einer Zeit, wo man ohne dieselbe nichts anfangen und nichts vollenden konnte, beraubten uns mehrmals der Gelegenheit, ernsthaft mit der feindlichen Nachhut anzubinden und die Städte vor dem Anzünden zu bewahren. Murat, immer der Erste im Feuer, ermüdete in seiner Ungeduld, die Russen zu erreichen, Menschen und Pferde durch ununterbrochene Bewegungen. Davouſt verfiel in den entgegengesetzten Fehler und wurde durch den Geist des Widerspruchs ängstlich und furchtsam, um methodisch zu erscheinen.

Der Kaiser sah in diesem Widerstreit weiter nichts, als Wetteifer, aus welchem für den Erfolg unserer Waffen nur Ersprießliches hervor gehen müsse; später merkte er doch, daß nachtheilige Folgen daraus entstehen könnten, und um der Sache abzuhelfen, detaschirte er vom Corps Davouſt's die Division Compans und stellte sie unter den unmittelbaren Befehl des Königs von Neapel. Seit der Zeit marschirte sie mit seiner Cavallerie und diente derselben zur Vorhut. Kurz darauf zog sich die russische Armee zusammen und war bereit, die Schlacht anzunehmen.

Die französische Armee hatte den zweiten und dritten September Rasttag gehabt. Die Corps hatten sich vereinigt; Waffen und Fußbekleidung waren in guten Stand gesetzt worden. Den vierten September brach sie wieder auf und zwar in

derselben Ordnung, welche sie seit dem Abmarsch aus Dorogobuy beobachtet hatte, nämlich das erste und dritte Corps und die kaiserliche Garde machten das Centrum aus und hielten die Heerstraße nach Moskow; der Vicekönig flankirte sie links mit dem vierten Corps, und Poniatowsky rechts mit dem fünften Corps. Nachmittags traf der König von Neapel, welcher die Vorhut anführte, den Feind in einer vortheilhaften Stellung bei Gridnewo und hatte mit ihm ein sehr blutiges Gefecht. Der Erfolg desselben war, daß der General Konovitzin, welcher die russische Nachhut anführte, nicht länger im Stande war, der Gewalt, welche man ihm entgegen setzte, zu widerstehen, und deßhalb, da er zumal schon viel verloren hatte, sich rasch zurück zog. Denselben Abend kam das kaiserliche Hauptquartier nach Gridnewo.

Als der Vortrab der Vorhut am fünften September aus Golowino debouchirte, konnte er von einer kleinen Anhöhe, nicht weit vom linken Ufer des Kologa-Flusses, etwa in einer Entfernung von zwei Kanonenschüssen die Erdarbeiten bemerken, welche der Feind in der so genannten heiligen Ebene vornahm. Alles war in Bewegung, von der Stelle an, wo sich der kleine Fluß in die Moskowa einmündet, bis zum Wald von Passarewo und über denselben hinaus. Napoleon kam gegen Mittag an diese Stelle und übersah mit Einem Blick die ganze Stellung der Russen.

Er hielt es sogleich für nothwendig, sie aus dem nächsten Dorfe am Fluß Kologa, Alexino genannt, und aus einer Redoute zu vertreiben, welche ihre Linie zwischen diesem Dorfe und dem Walde deckte. Er befahl deßhalb sogleich der Division Compans, einen Angriff zu machen, und ließ denselben durch die Cavallerie des fünften Corps unterstützen . . . .

Alexino wurde sogleich genommen. Die Russen warfen sich in die Redoute und vertheidigten sich daselbst, durch frische Truppen unterstützt, äußerst hartnäckig. Der Angriff von unserer Seite wurde deßhalb immer hitziger und gereichte der fünften Division, besonders dem einundsechszigsten und siebenundfunfzigsten Regiment, zur großen Ehre. Auf beiden Seiten war der Verlust sehr groß gewesen. Man schlug sich mit Erbitterung bis in die Nacht. Wir blieben Meister von der Redoute und der sieben Feuerschlünde, mit denen sie besetzt war. Das kaiserliche Hauptquartier kam nach Valoniewa . . . . .

Den sechsten September besuchte der Kaiser die Vorposten. Jedes Corps der französischen Armee erhielt seine Schlachtordnung und begab sich nach dem Punkt, von welchem aus es in die Schlacht gehen sollte.

Drei Divisionen des ersten Corps (Compans, Dessaix und Friant) standen vor der genommenen Redoute und lehnten sich mit ihrem rechten Flügel an den Wald von Passarewo oder Utitza.

Das dritte Corps deckte Alexino und hatte das achte Regiment hinter sich, welches ebenfalls unter dem Marschall Ney stand.

Das vierte Corps stand Borodino gegenüber, mit dem rechten Flügel gegen die Heerstraße von Moskow und mit dem linken am Ravin. Zwei Divisionen des ersten Corps (Morand und Gérard) flankirten seine rechte Seite zwischen der Heerstraße und dem Kolega-Fluß.

Das fünfte Corps (Poniatowsky) stand hinter dem Walde auf der Höhe von Alexino und beobachtete die alte Straße von Smolensk über Jelnia.

Die vier Cavalleriecorps standen in Masse rechts hinter der eroberten Redoute. Das dritte Cavalleriecorps, von Grouchy angeführt, stellte sich gegen Abend hinter dem vierten Armeecorps zur Unterstützung desselben auf.

Man hatte in der Eile drei Brustwehren hergestellt und sie mit den Zwölfpfündern der Reserve besetzt. Die erste war bestimmt, die zwei Feldschanzen, welche dem ersten Corps gegenüber lagen, zu demontiren; die zweite war auf Semeninskoe und die Batterie gerichtet, welche der Feind dort aufführte; die dritte lag der großen Redoute und dem Centrum des Feindes gegenüber. Durch andere Brustwehren hatte man das vierte Corps auf der linken Seite gedeckt.

Keine unserer Vorbereitungen war dem russischen General Kutusow entgangen. Von der

Höhe bei Gorka hatte er bemerken können, daß unsere Hauptanstrengungen gegen seinen linken Flügel und sein Centrum gerichtet seien.

Auf der äußersten Spitze seines linken Flügels schien ihm das Corps Tutchkow's nebst der Miliz von Moskow hinlänglich stark zu seyn, um die alte Straße von Smolensk zu sperren und auch, im Fall der Noth, eine Diversion in den Rücken des Feindes zu machen. Bagration kommandirte den linken Flügel, stand mit Tutchkow in Verbindung und hatte die Feldschanzen und Semeninskoe mit zwei Corps Infanterie und zwei Corps Cavallerie zu vertheidigen. Den sechsten September erhielt er noch eine Division Küraſſiere zur Verstärkung.

Im Centrum stand Benningsen mit zwei Corps, von welchen das eine aus Cavallerie bestand; er deckte die große Redoute und die Batterie von Gorka, wo sich auch der Obergeneral Kutusow befand.

Hinter dem Centrum und dem Dorfe Tatarinowa hatte sich die russische Garde aufgestellt, und hinter ihr in dritter Linie eine Division Küraſſiere.

Das Commando des rechten Flügels war dem General Barclay anvertraut. Er bestand aus zwei Corps Infanterie und zwei Corps Cavallerie und breitete sich von der großen Heerstraße bis zur Einmündung des Kologa-Flusses aus. Der

Feind hatte auf dieser Linie auch mehrere Batterien errichtet.

So war der Stand der beiden Armeen, als Kutusow des Nachmittags in Prozession das heilige Bildniß der Jungfrau von Smolensk vorbeitragen ließ und durch alle Mittel den Fanatismus der Truppen und ihren Muth zu ertragen suchte . . . . .

Das russische Lager hatte an Allem überflüssigen Vorrath. Das unsere mußte diesen Vortheil entbehren, aber man konnte durchgängig die Freude bemerken, welche die Aussicht auf eine entscheidende Schlacht, die man so lange gewünscht hatte, und das Vertrauen auf das Glück Napoleons erregte. Die Nacht war ruhig,*) und Tausende von Feuern schienen in einer langen leuchtenden Linie den Donner des morgenden Tages anzukündigen.

---

*) Man hat viel davon gesprochen, daß Murat selbst noch jetzt befürchtet habe, die Russen möchten von Neuem einer Schlacht ausweichen und sich uns durch eine rückgängige Bewegung entziehen. Diese Furcht, wenn sie je bestanden hat, ist wenigstens in gewissen Relationen sehr übertrieben worden. Seit dem 5ten September beim Anblick der vor uns entwickelten Kräfte, und der Arbeiten, welche der Feind aufführte, konnte sie wenig Grund haben. Noch viel weniger vollends am 6ten September des Abends. Wer da noch an eine rückgängige Bewegung denken konnte, hatte wohl nicht die Schwierigkeiten und die Gefahr eines solchen Manövres in Anschlag gebracht. Wäre es wohl dem Ober-

Als am 7ten September des Morgens gegen 4 Uhr der Kaiser seine letzten Befehle zur Schlacht gegeben hatte, befand er sich am Fuß der Redoute, welche den 5ten Sept[illegible]er genommen worden war, also fast ganz im [illegible]um und hinter der Linie. Vor ihm stand [illegible] junge Garde, hinter ihm die alte en grande tenue und bataillonsweise in Colonnen aufmarschirt.

Um 5½ Uhr wurde an der Spitze eines jeden Regimentes unter den Waffen die Anrede des Kaisers verlesen:

„Soldaten! die Schlacht beginnt, welche ihr so sehr gewünscht habt! Jetzt hängt der Sieg von euch ab; wir bedürfen ihn; er wird uns Überfluß, gute Winterquartiere und eine baldige Rückkehr ins Vaterland geben! Benehmt euch, wie bei Austerlitz, bei Friedland, bei Witepsk, bei Smolensk; und möge die späteste Nachkommenschaft euer Benehmen an diesem Tage erwähnen; möge man von euch sagen: auch er war bei jener großen Schlacht unter den Mauern von Moskow.“

Um 6 Uhr gab die große Batterie auf dem rechten Flügel das Zeichen zur Schlacht, und so-

---

general möglich gewesen, in so kurzer Zeit seine ungeheure Linie und den ganzen, damit in Verbindung stehenden Troß, ungeachtet der beiden großen, ihm offen stehenden Heerstraßen, in rückgängige Bewegung zu versetzen?

gleich griffen [illegible] Divisionen Dessaix und Compans vom 1[illegible] Corps die Feldschanze des linken Flügels an. [illegible] letztere, welche mehr in gerader Linie ohne z[illegible]ßen darauf los marschirte und durch das G[illegible] welches sie davon trennte, war sogleich im [illegible]gt. Wegen der Schwierigkeit des Terrains wurde der Marsch nicht wenig gestört. Das Feuer des Feindes war mörderisch; der General Compans wurde verwundet und die Bewegung der beiden Divisionen aufgehalten. Aber bald erlangte der Angriff, unterstützt durch die Artillerie des General Pernetti, seine ganze Lebhaftigkeit wieder. Das 57ste Regiment war nur noch 100 Toisen vom Ziele. Der General Testa, welcher dieses Regiment anführte, stürzte sich im Sturmschritt auf die Feldschanze; sie wurde mit dem Bajonett genommen. Der Feind ließ viel Todte und Verwundete zurück, suchte aber bald diesen Posten wieder zu nehmen. Bagration verstärkte diesen Punkt mit seiner ersten Linie. Barasdin fiel mit seinem Corps über die beiden Divisionen her. Dessaix, welcher Compans ersetzt hatte, hielt den Angriff aus, und das 54ste Regiment behauptete seine Eroberung. Der General, welcher es commandirte, wurde indessen in der Feldschanze verwundet, und der größte Theil ihrer Vertheidiger waren mehr oder weniger schwer verwundet. Es war jetzt gegen acht Uhr, als der Marschall Ney mit dem dritten Corps herbei kam, um die Anstrengungen

Silva. Vernimm es, ſo wirſt du wiſſen was deiner wartet.

Egmont. So ziemt es euch und euerm ſchändlichen Beginnen! In Nacht gebrütet und in Nacht vollführt. So mag dieſe freche That der Ungerechtigkeit ſich verbergen! — Tritt kühn hervor, der du das Schwert verhüllt unter dem Mantel trägſt; hier iſt mein Haupt, das freyeſte, das je die Tyranney vom Rumpf geriſſen.

Silva. Du irrſt! Was gerechte Richter beſchließen, werden ſie vor'm Angeſicht des Tages nicht verbergen.

Egmont. So überſteigt die Frechheit jeden Begriff und Gedanken.

Silva nimmt einem daboyſtehenden das Urtheil ab, entfaltet's und lieſt. „Im Nahmen des Königs, und Kraft beſonderer von Seiner Majeſtät uns übertragenen Gewalt, alle ſeine Unterthanen, weß Standes ſie ſeyen, zugleich die Ritter des goldnen Vließes zu richten, erkennen wir —“

des 1sten zu unterstützen und zugleich die zweite Feldschanze des linken Flügels der Russen anzugreifen. Von dieser Feldschanze bis zum Walde war das Gefecht allgemein und äußerst heftig. Dessaix wurde aus dem Gefecht getragen und durch den General Rapp ersetzt, der hier seine zwei und zwanzigste Wunde bekam.

Ney richtete die elfte Division auf die zweite Feldschanze. Unsere Tirailleurs waren schon eingedrungen, mußten sich aber wieder zurück ziehen, indem die Division der Grenadiere des Prinzen von Mecklenburg und ein Regiment Küraſſiere einen Angriff machten. Dieser wurde durch das Feuer der elften Division abgeschlagen, welche hierauf im Sturmschritt die Schanze wieder einnahm und sich darin fest setzte. Die Division Bruyeres hat zum Erfolg dieser Bewegung viel beigetragen, indem sie die Küraſſiere heftig zurück warf.

Um 9 Uhr glaubte Murat, welcher sich zu vervielfachen wußte, indem er von Anbeginn der Schlacht von einer Feldschanze zur andern lief, daß es Zeit sei, seine Cavallerieмaſſen angreifen zu lassen. Der General Nansouty debouchirte an der Spitze seines Corps und der Küraſſierdivision Saint-Germain jenseits der Werke, welche wir weggenommen hatten, und indem er die erste russische Linie (Barasdin) auf die Grenadiere der zweiten Linie zurück warf, räumte er

das Terrain bis zur Höhe des verbrannten Dorfes (Semeninskoe), während Latour-Maubourg mit den sächsischen Kürassieren auf die Infanterie und die Kanonen, welche dieses Dorf deckten, einen Angriff machte und den Feind zum Weichen brachte. Jetzt rückte die Division Friant vom ersten Corps heran, welche bisher auf Reserve gestanden hatte und auf Befehl des Kaisers sich in Marsch setzte. Der General Dufour passirte an der Spitze des 15ten Regimentes den Graben unter der Feldschanze, welche vor Semeninskoe kaum angelegt worden war, bemächtigt sich ihrer, trotz des Feuers der Batterien, wirft sich auf die Verrammelung, welche das Dorf verschließt, und nimmt es ein. Der General Friant folgt ihm mit dem Rückstand seiner Division und stellt sich jenseits des Dorfes, einem Plateau gegenüber, auf, wo die Russen sich wieder geordnet haben.

Wenn es Napoleons Plan war, mit dem linken Flügel unbeweglich stehen zu bleiben und die Feinde auf ihrem rechten Flügel und an dem Kologa zu werfen: so konnte man diese ersten Erfolge als einen schönen Anfang betrachten; aber eines Theils kannte man noch nicht das Resultat vom Marsch des fünften Corps, welches Poniatowsky auf unserm äußersten rechten Flügel, und über Jelnia auf der alten Straße von Smolensk führte; andern Theils hatte das

vierte Corps, vielleicht in Folge einer veränderten Dispoſition und neuer Befehle, oder wegen Ungeduld der Generale oder der Truppen, auf dasſelbe Signal und gleichzeitig mit dem erſten Corps, ſich auf dem linken Flügel in ein Gefecht eingelaſſen.

Seit 6 Uhr des Morgens hatte das 106te Regiment Borodino angegriffen, welches von den Ruſſen bereits angezündet worden war. Es trieb den Feind aus dem Dorfe, warf ihn auf die Seite, ſetzte über den Kologa-Fluß, und nahm ſeine Richtung auf Gorka. Der Eifer dieſes tapfern Regimentes hat es compromittirt. Sein General Plauzonne will ihn mäßigen, ſtürzt aber in demſelben Augenblick. Die Ruſſen brechen aus ihren Verſchanzungen vor Gorka, werfen ſich auf das Regiment und zwingen es zum Rückzug. Das 92ſte Regiment paſſirt, um es zu beſchützen, die Brücke, und beide Regimenter kehren bald darauf zurück, um ſich nach Borodino zu begeben.

Um 8 Uhr empfing die Diviſion Morand vom Vicekönig den Befehl, den Kologa-Fluß zu paſſiren und die große Redoute anzugreifen. Kaum hatte die erſte Linie dieſer Diviſion den Ravin paſſirt und ſich unter dem Feuer von achzig Kanonen entwickelt, als das 30ſte Regiment, geführt vom General Bonami, im Sturmſchritt voraus eilt und durch einen kühnen Über-

fall in die Redoute dringt. Einen Augenblick war es Meister derselben, aber, erdrückt von einer russischen Division, muß es seine Eroberung wieder aufgeben und seinen unerschrockenen General zurück lassen, der mit 17 Bajonettstichen durchbohrt war. Morand, welcher rechts sich dem Corps Rawiesky's entgegen setzen mußte, konnte das 30ste Regiment nicht unterstützen. Als dasselbe zurück gekehrt war, sah er sich zugleich auch von vorn durch eine ihm weit überlegene Macht angegriffen. Hartnäckig machte er dem Feinde das Terrain streitig, als sich die Division Gérard auf seiner rechten Seite, und die Division Broussier hinter seiner linken aufstellte. Sonach war also fast das ganze vierte Corps vorgerückt. Die italienische Königsgarde passirte selbst den Fluß, mit dem Befehl, sich als Reserve hinter der Division Gérard aufzustellen. Der Feind verdoppelte seine Anstrengungen, und man schlug sich mit der größten Hartnäckigkeit. Gérard und Morand behaupteten ihre Stellung.

Mit einem Male wird der Vicekönig eine Diversion gewahr, welche der Feind versucht. Weit unter der äußersten Spitze unseres linken Flügels läßt Barclay zwei Cavallerieregimenter und einige tausend Kosaken den Fluß passiren. Sie verdrängen die Brigade des Generals Ornano, welche er hier gelassen hatte, um den Feind zu

beobachten, und stellen sich unter dem Plateau von Borodino auf. Eine Brigade der Division Delzons, welche dieses Plateau besetzt hatte, formirt ein Carré; die andere Brigade wird vom General dem Feind entgegen geführt und schlägt mehrere Angriffe desselben ab. Der Vicekönig ließ jetzt eiligst seine Garde über den Fluß zurück gehen und eilte selbst mit derselben Delzons und Ornano zu Hilfe. Nachdem er sich mit ihnen vereinigt hat, greift er die feindliche Cavallerie an, die sich zurück ziehen muß, in Unordnung das linke Ufer erreicht und in ihre Linien zurück kehrt.

Diese Diversion kostete eine unersetzliche Zeit; sie verspätete die Dispositionen zum zweiten Angriff der großen Redoute und sollte einen großen Einfluß auf die Verlängerung des schrecklichen Kampfes und seine Resultate haben.

Während Eugène wieder sein Corps erreicht, die Division Broussier wieder in die erste Linie hatte rücken lassen und sich anschickte, mit der Division Gérard, welche noch am wenigsten gelitten hatte, den Angriff zu erneuern, ergriff Murat, welcher vom Plateau von Semeninskoe aus diese Dispositionen entdeckte, den Augenblick, wo Friant die ihm gegenüber stehende russische Division in Unordnung gebracht hatte. Er warf das zweite Cavalleriecorps (von

Caulincourt angeführt, nachdem Montbrun geblieben war) auf den rechten Flügel. Das Corps Rawiesky, mit dem Befehl, sobald dieser Flügel geschlagen sei, sich links zu wenden, der dem Vicekönige gegenüber stehenden Infanterie in die Flanke zu fallen, die Redoute zu umgehen und den Truppen, welche sie vertheidigten, in den Rücken zu brechen. An der Spitze der Kürassierdivision Vathier verfolgt Caulaincourt die angewiesene Richtung, wirft Alles, was sich ihm entgegen setzt und erreicht die Kehle der Redoute, aber im Augenblick, wo er eindringen will, trifft ihn eine Kanonenkugel. Die Kurassiere, welche ihm gefolgt waren, hatten nun von den Batterien hinter der Redoute das heftigste Feuer auszuhalten, so daß sie hier nicht lange verweilen konnten; aber das 4te Corps setzte seinen Angriff von vorn und von der Seite fort; das 9te und 35ste und später das 21ste und 17te Regiment eilen herbei und sichern durch einen kurzen und blutigen Kampf mit dem Bajonett die Gefangennehmung des russischen Generals, welcher die mit 21 Kanonen besetzte Redoute commandirte. Es war um drei Uhr, als Eugène, ohne seinem Corps Ruhe zu lassen, über den General Docterow herfiel.

Während dieser siegreichen Erfolge auf dem linken Flügel waren Ney und Murat beständig jenseits der Feldschanzen und Semeninskoe

mit dem Feinde im Gefecht und hatten die erste Linie Bagrations, so wie auch die ihr nachgeschickte Verstärkung in die größte Unordnung gebracht und so zu sagen vernichtet. Kutusow ließ diesem Fürsten ein ganzes Corps von Barclay's Flügel zu Hilfe eilen.

Poniatowsky, welcher seit dem Morgen seine Bewegung an der äußersten Spitze unseres rechten Flügels mit wechselndem Glück verfolgt hatte, trieb endlich den General Tutchkow über Passarewo hinaus und ließ eine mit Artillerie stark besetzte Anhöhe angreifen, die seinen Marsch behinderte. Auf diesem Punkte entstand ein sehr hitziges Gefecht.

Napoleon war zu Pferde auf den Höhen von Semeninskoe erschienen, hatte hier zwei Regimenter der Division Friant zu Hilfe geschickt und dem Marschall Ney den Befehl gegeben, die beiden Divisionen des 1sten Corps (Dessaix und Compans) zu vereinigen und damit so zu manövriren, daß er den linken Flügel des Feindes überflügele. Hierauf kehrte er wieder zu seiner Garde zurück und gab neue Befehle, um den letzten Angriff der großen Redoute zu beschleunigen.

Bagration vereinigte mit seiner zweiten Linie die Überreste der ersten, fügte noch das Corps des Generals Bagavout hinzu und eine

Division der russischen Garde, welche Kutusow ihm gesandt hatte, und setzte sich mit diesen furchtbaren Massen in Bewegung, um Semeninskee wieder zu nehmen. Die Anstrengungen Murat's, Ney's, Friant's und der zu ihrer Unterstützung abgeschickten Truppen setzen sich vergebens diesem kräftigen Angriff entgegen, als auf Befehl des Königs von Neapel und durch den beispiellosen Eifer des Generals Sorbier und der andern Generale und Offiziere der Artillerie alles Geschütz der reitenden Artillerie, ein Theil des Geschützes der Garde und das sämmtliche Geschütz die Division Friant rasch auf einen vortheilhaften Punkt aufgefahren wird, so daß jetzt 90 Feuerschlünde den Tod in die feindlichen Reihen ausspeien. Dennoch schienen die Colonnen dadurch nicht erschüttert zu werden, sondern rückten festen Schrittes bis in die Schußweite unserer Kartätschen, die zwar den Verlust des Feindes vergrößerten, ohne jedoch Anfangs seine Ordnung und seinen Entschluß zu erschüttern, endlich ihm aber einen Stillestand geboten. Jetzt entwickelte sich seine zahlreiche Cavallerie und führte sehr schöne Angriffe auf unsere Batterien und auf die Infanterie aus, welche jene deckte. Aber die Divisionen Bruyères und Saint-Germain, die Carabiniers der Generale Paultre und Chouard, das 11te und 12te Regiment des Generals Pajol schlugen glücklich und siegreich alle Angriffe ab. Bereits zwei

Stunden waren verlaufen, seit Bagration seine große Bewegung begonnen hatte, auf deren Gelingen Kutusow viel gerechnet haben mochte. Unsere Batterien rissen ganze Pelotons nieder und dennoch behält er unverrückt sein Ziel im Auge. Die Sache stand gegenwärtig so, daß wenn es dem Feinde gelang, die Höhen von Semeninskoe wieder zu nehmen, so war das Blutbad dieses ganzen Tages nur das Vorspiel eines noch weit gräßlichern für morgen. Franzosen und Russen schienen die Wichtigkeit des Terrains beide gleich gut einzusehen, und machten es sich mit einer Hartnäckigkeit streitig, von welcher die militärischen Jahrbücher wenige Beispiele kennen. Dem Marschall Ney war die Ehre vorbehalten, diesen fürchterlichen Massen des Feindes die erste rückgängige Bewegung aufzuerlegen. Es gelang ihm, den Feind auf der linken Seite zu überflügeln, und Bagration, welcher die daraus für ihn entstehende Gefahr sogleich einsah, gab Befehl, nur Schritt für Schritt sich zurück zu ziehen. In diesem Momente wurde er gefährlich verwundet. *)

Während dieses Riesenkampfes war unser

*) Bagration wurde nach Moskow gebracht, und verließ es am Tage, wo die Franzosen einzogen. Er starb zu Sima den 24sten September, 17 Tage nach seiner Verwundung.

linker Flügel mit dem Corps des Generals Doctorow handgemein geworden; der Vicekönig fand in den Soldaten des vierten Corps ihr ganzes erstes Feuer wieder, aber sie hatten nicht mehr die Kraft, demselben wie im Anfang und wie gegen Mittag zu entsprechen. Große Verluste hatte ihre Reihen gelichtet, und nur nach langen Anstrengungen wird der Feind durchbrechen und gezwungen, unsern Adlern zu weichen. Die Angriffe des General Grouchy und besonders die der Division Chastel krönen diesen Erfolg.

Die Anhöhe, welche den Marsch Poniatowsky's aufhielt, war von dem fünften Corps genommen und nachher von Tutchkow wieder genommen worden. Die Miliz der Stadt Moskow hatte sich bei dieser Gelegenheit sehr tapfer geschlagen, aber die Polen machten einen neuen Angriff und wurden wiederum Meister der Anhöhe. Dieß war für die äußerste Spitze des linken Flügels das Signal des Rückzugs der russischen Armee. Sie wurde fast über eine Stunde weit verfolgt. Die Polen machten wenige Gefangene. Der Feind ließ ihnen einen Munitionswagen mit Kugeln beladen.

Zur rechten Seite und im Centrum zog Murat Nutzen aus dem Manöver des Marschalls

Egmont. Kann die der König übertragen?

Silva. „Erkennen wir, nach vorgängiger genauer, gesetzlicher Untersuchung, Dich Heinrich Grafen Egmont, Prinzen von Gaure, des Hochverrathes schuldig, und sprechen das Urtheil: daß du mit der Frühe des einbrechenden Morgens aus dem Kerker auf den Markt geführt, und dort vor'm Angesicht des Volks zur Warnung aller Verräther mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht werden sollest. Gegeben Brüssel am" Datum und Jahrzahl werden undeutlich gelesen, so, daß sie der Zuhörer nicht versteht.

„Ferdinand, Herzog von Alba, Vorsitzer des Gerichts der Zwölfe."

Du weißt nun dein Schicksal; es bleibt dir wenige Zeit, dich drein zu ergeben, dein Haus zu bestellen und von den Deinigen Abschied zu nehmen.

Silva mit dem Gefolge geht ab. Es bleibt Ferdinand und zwey Fackeln; das Theater ist mäßig erleuchtet.

Ney: er ließ nämlich durch die Division Friant ein Plateau wegnehmen, dessen Artillerie den Feind noch beschützte und die Bewegung des dritten Corps aufhielt. Indem er hierauf einen allgemeinen Angriff auf die ganze Linie anordnete, zwang er diese kaum noch so drohenden Massen, die Ebene zu verlassen und sich in die Wälder zu flüchten. Um fünf Uhr war die Schlacht geendigt, indessen dauerte der Kanonendonner den ganzen Abend über und auf allen Punkten fort.

Seit 6 Uhr des Abends begannen die Russen ihren Rückzug über Mosaisk und setzten ihn ohne Zweifel die ganze Nacht hindurch fort. Ihre Linie stützte sich an Gorka und der linke Flügel breitete sich durch die Waldungen aus, in welche der Feind zurück geworfen war.

Die junge Garde bivouakirte auf dem Schlachtfelde, welches nach allen Richtungen von den Kanonenkugeln aufgerissen und mit 40,000 Leichen bedeckt war. Der Feind schien einen weit größern Verlust, als wir, gehabt zu haben . . . . .

Nachtrag.

Die russische Armee war bei der Schlacht an der Moskowa 157,000 Mann stark, Infanterie, Kavallerie, Linie und Reserve mit gerechnet. Alles hat an der Schlacht Theil genommen.

Das erste, dritte, vierte und fünfte Corps der französischen Armee, welche an diesem Tage in Schlachtlinie standen, betrugen 125,000 Mann, nämlich 100,000 Mann Infanterie, und 25,000 Mann Cavallerie.

Berichtigungen

im I. Bande.

Seite	4	Zeile	11	von oben,	lies bescheidenen statt beschiedenen
—	25	—	14	— —	— des st. der
—	38	—	9	— —	— nieder st. wieder
—	71	—	5	von unten,	— seltener st. seltsamer
—	106	—	3	— —	— waren st. war
—	123	—	4	von oben	— Cavallerie st. Cavalierien
—	146	—	7	von unten,	— können st. kennen
—	176	—	6	— —	— schalte nach Verbrecher ein: der noch sehr jung war
—	198	—	3	— —	— schalte nach General ein: ein in Dienstsachen sehr ängstlicher Mann
—	222	—	1	von oben,	— sechsjährigen st. vierjährigen
—	229	—	9	von unten,	— Armen st. Armeen
—	284	—	8	von oben,	— Achornaja st. Tchornaja
—	356	—	5	— —	— Collonge st. Collorge
—	359	—	3	von unten,	— S. 120. st. S. 220.

Im II. Bande.

Seite	145	Zeile	7	von oben,	lies fest statt fast
—	154	—	11	von unten,	— Wort zu sagen st. Wort sagen
—	213	—	11	von oben,	— fochten st. hofften
—	296	—	9	von unten,	— bleiben st. blieben
—	332	—	3	— —	— traf st. kam
—	387	—	2	von oben,	— Heckenfeuer st. Hekkenfeuer
—	—	—	1	von unten,	— Bianchi st. Blanchi

Memoiren
Robert Guillemard's.

Eingeführt und eingeleitet
von
Goethe.

II.

Memoiren
Robert Guillemard's
verabschiedeten Sergenten.

Begleitet mit historischen, meisten Theils ungedruckten Belegen von 1805 bis 1823.

Aus dem Französischen.

Eingeführt und eingeleitet
von
Goethe.

Zweiter Theil.

Leipzig, 1827.
Weygand'sche Buchhandlung.

G.H. BIBL. z. WEIMAR

Dreizehntes Kapitel.

1814.

Guillemard kehrt mit dem Frieden nach Frankreich zurück. — Zustand, in welchem der Kriegsgefangene sein Vaterland wieder findet. — Unterhaltung zu Straßburg. — Abreise nach Valence in der Dauphiné.

Der unangenehme Eindruck, den die letzten Auftritte zu Tchornaia, von welchen ich Zeuge gewesen war, auf mich gemacht hatten und die schmerzliche Rückerinnerung an die letzten Augenblicke der jungen Sibirierinn vermehrten merklich die Traurigkeit, in welche mich der Mangel aller Nachrichten aus dem Vaterlande versetzt hatte. Deßhalb machte ich sehr

gern von dem Anerbieten des Obersten Gebrauch, mit ihm zu Ende der schönen Jahreszeit nach Nishnei Taguil zurück zu kehren, wo sich Herr Mazin so sehr in seinem Ansehen befestigt hatte, daß er, ohne Tadel zu befürchten, Rücksicht auf seine Landsleute nehmen konnte. Unsere Kameraden führten ein ganz angenehmes Leben auf der Zavode, und das Haus, welches sie sich gebaut hatten, gehörte in Nishnei Taguil zu denen, an welchen man die größte Ordnung und Reinlichkeit wahrnahm. Sie hatten einen kleinen Garten angelegt, der die benachbarten Gärten der Sibirier seit diesem zweiten Jahre um Vieles übertraf. Ihre Arbeiten waren übrigens nicht zu vergleichen mit denen unserer andern Unglücksgefährten, welche weit ins Land hinein geschickt, oder unmittelbar in den Bergwerken angestellt worden waren.

Im Monat Julius erfuhren wir von einem Agenten des Herrn Demidof, welcher diese Gewerke in der Provinz Verchoturie inspicirte, daß den Gerüchten zu Folge, welche bei seiner Abreise aus Nig-Novogorod im Umlaufe waren, der Friede zwischen Frankreich

Egmont hat eine Weile, in ſich verſenkt, ſtille geſtanden, und Oliva ohne ſich umzuſehen abgehn laſſen. Er glaubt ſich allein, und da er die Augen aufhebt, erblickt er Alba's Sohn. Du ſtehſt und bleibſt? Willſt du mein Erſtaunen, mein Entſetzen noch durch deine Gegenwart vermehren? Willſt du noch etwa die willkommene Bothſchaft deinem Vater bringen, daß ich unmännlich verzweifle? Geh! Sag' ihm! Sag' ihm, daß er weder mich noch die Welt belügt. Ihm, dem Ruhmſüchtigen, wird man es erſt hinter den Schultern leiſe liſpeln, dann laut und lauter ſagen, und wenn er einſt von dieſem Gipfel herabſteigt, werden tauſend Stimmen es ihm entgegen rufen: Nicht das Wohl des Staats, nicht die Würde des Königs, nicht die Ruhe der Provinzen haben ihn hierher gebracht. Um ſein ſelbſt willen hat er Krieg gerathen, daß der Krieger im Kriege gelte. Er hat dieſe ungeheure Verwirrung erregt, damit man ſeiner bedürfe. Und ich falle, ein Opfer ſeines niedrigen Haſſes, ſeines kleinlichen Neides. Ja, ich weiß es, und ich darf es ſagen, der Sterbende,

und Rußland abgeschlossen seyn sollte. Wir blieben zwei ganze Monate in ängstlicher Erwartung. Endlich brachte der Curier gegen Ende des Septembers dem Oberst Laplane ein Schreiben und Creditbriefe auf die Kasse des Comptoirs zu Nishnei Taguil. Ich wunderte mich, daß er mir, so wohl von dem Inhalte dieser Briefe, als von den aus Frankreich erhaltenen Nachrichten, nichts sagte; aber wenn ich bedachte, daß sein Stillschweigen oder vielleicht sein Kummer in den Nachrichten begründet war, die er von seiner Familie erhalten hatte: so unterdrückte ich jede Frage. Vielleicht waren sein alter Vater, seine Brüder oder seine Schwestern gestorben. Ach, und wer konnte mir sagen, was binnen dieser langen Zeit aus den Meinigen geworden war?

Am folgenden Tage besuchte der Oberst unsere acht Kameraden, vertheilte Geld unter sie und gab ihnen die Hoffnung einer sehr nahen Befreiung. Als wir nach Hause zurück gekehrt waren, sprach er zu mir: „Robert, ich wollte mir heute die Beruhigung verschaffen, daß unsere Kameraden keinen Mangel

leiden. Es geht ihnen ziemlich wohl und ich darf nicht fürchten, sie in Noth zu verlassen. Wir können nun abreisen. Morgen mit Tages Anbruch werden wir die Zavode verlassen und nach Frankreich zurück kehren."

Erstaunen und Freude bemächtigten sich meiner. „Guillemard," fuhr mit Lebhaftigkeit der Oberste fort, „ich habe unsern Domestiken Fedor entfernt; laß uns schleunigst unsere Reiseanstalten treffen, denn es liegt mir daran, daß Niemand von unserer Abreise Etwas erfahre. Meine Familie hat sich beeilt, mir unmittelbar nach dem Friedensschlusse einen Paß von der russischen Gesandtschaft auf zwei Personen zu schicken, offenbar in der Voraussetzung, daß ich eine so lange Reise nicht allein unternehmen könne. Es steht zu fürchten, wenn wir einen Tag länger bleiben, daß sich die Friedensnachricht bestätigt und man uns zurück behält, um uns mit den Abtheilungen der Kriegsgefangenen nach Frankreich marschiren zu lassen. Ein solcher Verzug würde mir aber äußerst lästig seyn, wiewol es mir Leid thut, unsere Kameraden zurück lassen zu müssen."

Ich machte mich sogleich ans Werk. Herr Mazin kam, um von uns Abschied zu nehmen, und am folgenden Tage, den 2ten October, nachdem die Schlittenbahn kaum seit vier oder fünf Tagen im Gange war, reisten wir in der Kibitke ab *).

Sobald wir Nishnei-Taguil aus dem Gesichte verloren hatten und die entferntern Bergspitzen des Uralgebirges zu unserer Rechten am Horizonte immer tiefer zu sinken begannen, sagte ich zum Obersten, der traurig zu seyn schien, wiewol er einen so gerechten Grund zur Heiterkeit hatte: „Sie sind es, Herr Oberst, dem ich es zu verdanken habe, daß ich bald den französischen Boden wieder betreten werde. Wie vermag ich alle die Güte zu erwiedern, mit welcher Sie mich während unserer Gefangenschaft beehrt haben?“ — Durch Deine Freundschaft, Guillemard. — „Die ist Ihnen für immer verbürgt,“ entgeg-

*) Alle Tagesbestimmungen scheinen in diesem Theile der Memoiren nicht nach dem russischen, sondern nach dem französischen Kalender angegeben zu seyn. D. Üb.

nete ich; „aber, Herr Oberſt, ich betrübe mich, Sie in einem Augenblicke niedergeſchlagen zu ſehen, wo Sie Ihrer Laufbahn entgegen gehen und unter die Fahnen des Kaiſers wieder zurück kehren.“ — Guillemard, ſagte Laplane, es gibt keinen Kaiſer mehr. — „Iſt er geſtorben?“ fragte ich, von Schmerz ergriffen. — Nein; aber er geht ins Exil. — „Und warum das?“ — Weil ihn die Ruſſen und Engländer beſiegt haben. — „Beſiegt! ihn! das iſt unmöglich.“ — Ja, Robert, er hat unterlegen, jedoch nicht ohne zu kämpfen. — „So iſt Frankreich alſo von Neuem eine Republik?“ — Im Gegentheile, der König iſt zurück gekehrt. — „Der König! was ſagen Sie? Iſt er nicht in der Revolution geſtorben?“ — Ohne Zweifel, aber ſein Bruder iſt zurück gekehrt und regiert jetzt Frankreich; nach einem zwanzigjährigen Exil hat er den Thron wieder beſtiegen, auf welchem ſeine Väter ſo lange geſeſſen haben.

Ich that noch mehrere andere Fragen an den Oberſten, aber er blieb ſtumm. Die wenigen Worte, die er mir mitgetheilt hatte, hatten mich ganz außer Faſſung gebracht.

Ich ſuchte ſie mir zu erklären, während unſere Schlitten auf dem Eiſe dahin eilten. „Der Kaiſer lebt, ſprach ich zu mir, und iſt nicht mehr in Frankreich! Ein Anderer hat den Thron beſtiegen. Aber was iſt aus ſeinem Sohne, dieſem jungen Knaben, der Hoffnung der Armee zu jener Zeit, als ſie, voll Muth und Ruhm, ſich nach den Steppen Rußlands begab, was iſt aus dieſem geworden? Was iſt aus der Tochter des Kaiſers von Öſtreich und was aus den Brüdern Napoleon's geworden? Hat dieſe zahlreiche Familie von Königen es geduldet, daß Napoleon den Thron verließ und ein Anderer ihn beſtieg? Das kann nicht ſeyn; mein Oberſt iſt ſicherlich im Irrthume; Alles dieß iſt für die Möglichkeit zu unwahrſcheinlich. In Allem dieſem liegt etwas Außerordentliches, was ich nicht zu begreifen vermag, mein Oberſt iſt zu traurig, um mir große Erläuterungen zu geben. Hätte man ihm vielleicht dieſe Nachrichten gegeben und wäre er ſelbſt verlegen, ſie zu erklären. Wohlan, ſo will ich warten, bis die Zeit den Schleier des Geheimniſſes hebt."

Da wir in allen Oſtrogs, oder ruſſiſchen Dörfern, friſche Pferde nahmen, ſo hatten wir bald das Uralgebirge und die unermeßlichen Ebenen im Rücken, welche Ekaterinburg von Kaſan und von Nig = Novogorod trennen; denn wir ſchlugen nicht die Straße auf Kaſimof ein, auf welcher wir früher nach Sibirien gewandert waren. Am 28ſten October kamen wir nach Moskow. Auf dem Wege nach Wladimir hatten wir eine Menge einzelner Umſtände über den großen Brand des Jahres 1812 erfahren. Eine Menge Häuſer waren im Bau, aber wir waren der Meinung, daß dieſe Hauptſtadt nie wieder den Glanz erlangen werde, in welchem wir ſie früher geſehen hatten. Wir durchſchnitten in großer Eile die Umgegend von Moskow, wo vor zwei Jahren . . . . .! Die Felder ſchienen wieder in Kultur genommen zu ſeyn und die Dörfer waren neu aus ihrer Aſche hervor gegangen. Wir erkannten kaum unter der Schneedecke die Gegend, wo die für uns ſo wichtige Schlacht an der Moskowa geliefert worden war. Ohne es gewahr zu werden, kamen wir in die Gegend von Smolensk; da wir

aber alle Poſtmeiſter und alle uns begegnenden Bauern mit Fragen überhäuften: ſo erfuhren wir, als wir uns der Bereſina näherten, daß die franzöſiſche Armee gerade an dieſer Stelle die größte Niederlage erlitten habe. Nichts konnte nun der Traurigkeit gebieten, die uns niederdrückte. Wir fühlten uns zurück verſetzt ins Jahr 1812, kämpfend mit unſern unglücklichen Waffengefährten gegen die Elemente und dem Schwerte der Feinde unterliegend. Bei der Kälte und dem Schnee, der uns rings umgab, vermochten wir uns allenfalls von dem Unglücke dieſes ſchrecklichen Tages eine Vorſtellung zu machen. Das Herz zog ſich mir krampfhaft zuſammen, und wir ſtiegen einen Augenblick ab, um das Andenken unſerer gebliebenen Kameraden zu ehren. In einem Buſche, an welchem im Vorüberfahren mein Mantel hängen blieb, erblickten wir an den Äſten noch ein ledernes Degenkoppel, welches vom Zahne der Zeit faſt ganz zerfreſſen war und an welchem ein kupfernes Schild mit einem Adler uns in die Augen fiel.

Dieſer Anblick, der mich lebhaft erſchüttert hatte, ſchien noch weit ſtärker auf den Ober-

ſten gewirkt zu haben. Seine Heiterkeit war unwiederbringlich verloren und kehrte, ſelbſt nachdem wir uns von den Ufern der Bereſina entfernt hatten, nicht wieder zurück. Seine natürliche Offenheit ſchien ihn immer mehr zu verlaſſen, je näher wir Frankreich kamen. Nichts freilich verrieth uns dieſe Annäherung. Wir hatten Polen durchſchnitten, bis wohin wir beſtändig im Schlitten gereiſt waren, ferner Preußen und einen Theil der deutſchen Länder, ohne nur in einem einzigen Dorfe weder die Sprache noch die Uniform der Franzoſen wieder zu finden. Zwiſchen dem Anfange des Jahres 1812, wo ganz Europa franzöſiſch war, und dem Ende des Jahres 1814 ſchien ein ganzes Jahrhundert zu liegen. Wir hatten 900 Stunden zurück gelegt, ohne einer franzöſiſchen Uniform zu begegnen, und ſtanden am Ufer des Rheines, ohne das „Qui vive“ einer Schildwache oder das „Bon jour“ eines Bürgers zu vernehmen. Bei mir wurde die Freude, bald mein Vaterland wieder zu ſehen, von dem ſchmerzlichen Erſtaunen aufgewogen, mich in den unermeßlichen Landſtrichen, welche wir ſo eben durchſchnitten hatten,

auf Einmal als einen Fremdling zu erblicken. Unter unſern tatariſchen Pelzen trugen wir zwar Civilkleidung, aber die Miene der alten Soldaten verrieth uns oft und erregte nicht immer das Wohlwollen der Menſchen. Dieſes Gefühl der Zurückſtoßung drängte ſich uns immer lebhafter auf, je mehr wir uns dem Ziele der Reiſe näherten. Im ſüdlichen Preußen ging es in Haß über, und wir wurden der Gegenſtand mehrfacher Beleidigung. Ich verſtand den eigenthümlichen Dialekt dieſes Landes nicht und folglich auch wenig von dem, was man uns ſagte; aber Alles dieß war mir ein böſes Vorzeichen.

Mein Oberſt war ganz wortarm geworden, als er ſich aber von preußiſchen Militärs faſt beſchimpft ſah, ſprach er zu mir mit Thränen im Auge: „Die Elenden! ſie beleidigen den Unglücklichen! .... Sie glauben, das werde nie anders werden, aber ſie täuſchen ſich. Napoleon hat Unglücksfälle gehabt, das läßt ſich nicht läugnen, aber, als er Frankreich verließ, hat er es nicht in der Gefangenſchaft verlaſſen. Die Zeit iſt nicht mehr fern, wo ſie nur noch das Andenken an ihre

paar Siege haben werden. Nach so viel Prüfungen werden wir weit stärker uns erheben."

Als wir nach Würtemberg kamen, hörte ich mehrmals, daß sich der Kaiser nach drei unglücklichen Feldzügen auf die Insel Elba zurück gezogen und daß eine neue Regierung begonnen habe, aber ich dachte noch nicht an die Veränderungen, die seit der Zeit in Frankreich vorgegangen waren. Es schien mir damals, daß, bis auf das Oberhaupt des States, sich Alles noch auf dem alten Fuße befinden und selbst der neue König das fortsetzen müsse, was der Kaiser begonnen habe.

Wir kamen endlich an den Rhein und als wir, vom rechten Ufer aus, Frankreich erblickten, flossen unsere Thränen unwillkürlich. Wir hatten so oft geglaubt, es für immer verloren zu haben! Vor Kehl, welches Straßburg gegenüber liegt, sagte mir der Oberst: „Guillemard, wir werden große Veränderungen in Frankreich finden! Es gilt hier, klug zu seyn und alle Meinungen zu respektiren."

Diese Worte waren trotz dem, was ich über die neue Lage Frankreichs vernommen

der tödtlich Verwundete kann es ſagen: mich hat der Eingebildete beneidet, mich wegzutilgen hat er lange geſonnen und gedacht.

Schon damals, als wir noch jünger mit Würfeln ſpielten, und die Haufen Goldes, einer nach dem andern, von ſeiner Seite zu mir herübereilten; da ſtand er grimmig, log Gelaſſenheit, und innerlich verzehrt' ihn die Ärgerniß, mehr über mein Glück als über ſeinen Verluſt. Noch erinnere ich mich des funkelnden Blicks, der verrätheriſchen Blaſſe, als wir an einem öffentlichen Feſte vor vielen tauſend Menſchen um die Wette ſchoſſen. Er forderte mich auf, und beyde Nationen ſtanden; die Spanier, die Niederländer wetteten und wünſchten. Ich überwand ihn; ſeine Kugel irrte, die meine traf; ein lauter Freudenſchrey der Meinigen durchbrach die Luft. Nun trifft mich ſein Geſchoß. Sag' ihm, daß ich's weiß, daß ich ihn kenne, daß die Welt jede Siegszeichen verachtet, die ein kleiner Geiſt erſchleichend ſich aufrichtet. Und du! wenn einem Sohne möglich

hatte, noch ein Räthſel für mich; und der Ton, mit welchem er ſie ausgeſprochen hatte, trug noch viel weniger dazu bei, ſie mir verſtändlicher zu machen. Nie hatte ich den Ausdruck „Meinung" in den Geſprächen des Oberſten vernommen. Ich hätte ausführlichere Erklärungen gewünſcht, aber ganz von dem Glück ergriffen, Frankreich wieder zu ſehen, und überzeugt, daß ich in Kurzem über alle Zweifel Aufklärung erhalten würde, in welchen mich der Oberſt abſichtlich zu laſſen ſchien, — warum ſollte ich ihn da mit Fragen beläſtigen, die ihm unangenehm zu ſeyn ſchienen? Ich ſchwieg alſo; ſchweigend fuhren wir über den Rhein und kamen am 29ſten November Mittags nach Straßburg.

Die Gefühle, welche meine ganze Seele ſo zu ſagen erfüllten, als ich nach einer langen Gefangenſchaft den vaterländſchen Boden wieder betrat, laſſen ſich nicht durch Worte ſchildern. Ich fühlte mich auf Einmal von einer Menge Dinge ergriffen und beſonders die Sprache, die ich ſo lange wieder zu vernehmen erwartet hatte, machte auf mein Gemüth einen eigenthümlichen Eindruck. Es war mir, als

wenn ich, nach einer läſtigen Taubheit, mit einem Male das Gehör wieder erlangt hätte. Man befindet ſich unbeſchreiblich beklemmt, wenn man die vaterländiſche Sprache nicht mehr vernimmt, und hat Unrecht, wenn man dieſen Zuſtand nicht unter das größte Leiden der Gefangenſchaft rechnet. Ich wenigſtens wendete mein Ohr allen Stimmen entgegen, und der Accent der Elſaſſer kam mir dieſen Tag ſo wohlklingend, wie derjenige der Bewohner von Blois und von Orleans vor.

Obgleich Straßburg eine Feſtung war, ſo bemerkte man doch kaum einige Soldaten, was mir ganz ungewöhnlich vorkam. Während der Oberſte ſich ausruhte und bis auf den folgenden Tag ſeine Beſuche bei den verſchiedenen Behörden verſchob, denen er, vermöge ſeines Grades, die Aufwartung machen mußte, wollte ich mich von meiner Anweſenheit auf dem vaterländiſchen Boden vergewiſſern, meine Mitbürger ſehen, mit Einem Worte, Jemand finden, mit dem ich ſprechen könnte.

Eben unterhielt ſich der Wirth, bei welchem wir abgeſtiegen waren, vor der Haus-

thür mit einem seiner Nachbarn, und es lag auf der Hand, daß sie von uns sprachen. „Sie wollen ausgehen, sich die Stadt beſehen," ſagte er mir; „das iſt ganz natürlich nach einer ſo langen Abweſenheit, und wenn es Ihnen gefällig iſt, ſo begleiten wir Sie." Das war mir eben recht, denn ich wünſchte mit dieſen braven Leuten zu ſprechen. Sehr gern, erwiederte ich deßhalb, und ſo befanden wir uns alle Drei mit einem Male auf dem öffentlichen Spaziergange.

— Sie kommen ſehr weit her, mein Herr? begann der dicke Wirth, um die Unterhaltung anzuknüpfen.

— Aus dem Innern von Sibirien.

— Sie haben wohl ſehr lange Zeit auf der Rückreiſe zugebracht?

— Zwei Monate, und dabei ſind wir ſehr ſchnell gereiſt.

— Ich begreife, warum Sie geeilt ſind; Sie werden oft gedacht haben, daß Sie Frankreich nicht wieder zu ſehen bekämen, aber ſobald der König zurückgekehrt war, hat er ſich auch um die Gefangenen bekümmert.

Der König! man ſtellt ſich nicht vor, mit

welcher Genugthuung ich dieſes Wort vernahm. Ich hatte nun Gelegenheit, von Gegenſtänden zu ſprechen, die ſeit zwei Monaten meine Neugierde aufs lebhafteſte in Anſpruch nahmen.

„Der König, erwiederte ich alſo raſch, wird ſich ohne Zweifel über dieſen Gegenſtand mit dem Kaiſer verſtändigt haben.

— Mit Napoleon Bonaparte? ſagte der Wirth. Wie ſo? Was haben die mit einander gemein?

— Bonaparte dachte wohl an die Unglücklichen, fiel der Nachbar mit einem belehrenden Tone ein, aber kaum war der König zurück gekehrt, als er gleich mit den Mächten über die gegenſeitige Auslieferung der Kriegsgefangenen in Unterhandlung trat.

— Sehr ſchön, ſagte ich, obgleich ich den beleidigenden Vorwurf auf Napoleon gefühlt hatte; Jeder wird alſo wieder in der Armee ſeine Stelle einnehmen?

— Ohne Zweifel, ſagte der Wirth.

— Keineswegs, entgegnete zu gleicher Zeit der Nachbar. Sind denn die aus England zurück gekehrten Matroſen wieder in Dienſt

getreten? Nein: man hätte nur an ihnen Leute gehabt, die uns viel gekoſtet haben würden und deren Unvorſichtigkeit, aufgeregt durch die Rückerinnerung an die Pontons, das gute Einverſtändniß mit England hätte ſtören können. Was die Gefangenen betrifft, welche aus Rußland zurück kehren, ſo iſt es mit ihnen eine ganz andere Sache und man wird ſie vielleicht in die Armeecorps wieder eintreten laſſen.

— Vielleicht? unterbrach ich ihn; haben wir Etwas gegen Frankreich verſchuldet?

— Das ſage ich nicht, erwiederte der Nachbar; aber meiner Anſicht nach wäre es der Klugheit gemäß, daß man Euch eben ſo wenig wieder in den Dienſt treten ließe, um jedem möglichen Bruche mit Rußland vorzubeugen.

— Wenn ſich die Sache ſo verhält, warum entfernt man nicht alle franzöſiſchen Soldaten? denn es iſt unter ihnen kaum Einer, der nicht zur Beſiegung irgend eines europäiſchen States mit beigetragen hätte?

— Dieß würde ſehr klug ſeyn, entgegnete

der Nachbar, denn man entginge auf diese Weise dem militärischen Despotismus.

— Ihr seid weit bedenklicher, lieber Nachbar, als unser König, fiel hier der Wirth ein; Ihr wißt, daß er die Armee angenommen hat und daß er sich, bei seiner Ankunft, auf die Marschälle stützte. Er erkennt alle Dienste an; er liebt die Soldaten; er hat ihre Uniform angezogen und will ihren Ruhm theilen.

— Ja, ihren vergangenen Ruhm, aber er wird dieser Zügellosigkeit des militärischen Geistes Schranken setzen und die Armee reduciren, wie es sich für ein friedliches Volk schickt. Diese colossalen Armeen, Werkzeuge der Unterdrückung . . . . . .

— Meine Herren, sagte ich, indem ich den Nachbar mitten in seiner Rede unterbrach und voller Verwunderung war, daß ich zwar begierig das erste Wort in der Unterhaltung ergriffen, welches mir die gewünschten Aufklärungen verschaffen konnte, aber nichts von dem Streite verstand, der sich eben erhoben hatte, — meine Herren, sagte ich, ich verstehe

nichts von Allem dem, was Sie hier sprechen; erklären Sie sich deutlicher . . . . . .

— Die Erklärung ist ganz einfach, sagte der Wirth.

— Für denjenigen, erwiederte ich, der nicht zwei Jahre lang abwesend war,

— Wir müssen etwas weiter zurück gehen, versetzte der Nachbar.

— Sagen Sie mir zuerst, wenn ich bitten darf, und ganz ausführlich, was seit dem Rückzug aus Rußland vorgefallen ist; dann beruhigen Sie mich über das Schicksal des Kaisers und seiner Familie, und dann sagen Sie mir, wer dieser neue König sei, woher er komme, wie er auf den Thron gelangt sei und in welchen Punkten es seit diesen zwei Jahren anders geworden sei.

— Barmherziger Himmel! sagte der Wirth, wer könnte Ihnen Alles dieses in kürzerer Zeit, als wenigstens einer Woche erzählen?

— Ich, sagte der Nachbar, und zwar in kürzerer Zeit, als einer Stunde.

— Seien Sie mißtrauisch gegen diesen braven Mann, sagte mir der Wirth; in der Politik pflegt er zu übertreiben. Er wird

Ihnen Dinge erzählen, daß Sie Ihren alten General Napoleon verwünschen werden.“

— Darüber beruhigen Sie sich, entgegnete ich, denn er wird mich sicherlich nicht bekehren. Ich habe den Kaiser im Feuer der Schlacht, wie im Bivouak gesehen und weiß, was ich von ihm zu halten habe.

— Ich hörte mit Mißtrauen dem Nachbar zu und weiß nicht, ob ich wohl daran that; doch man urtheile selbst. Er erzählte mir, daß seit dem Rückzug aus Moskow Napoleon eine Niederlage nach der andern erlitten und endlich in den Gefilden der Champagne ganz unterlegen habe, weniger, wie der Nachbar bemerkte, unter den Streichen von 1,200,000 Ausländern, als durch die Bemühungen einer ihm feindseligen Partei und durch sein eignes Mißgeschick. Eine Entsagung des Thrones sei den Mächten übergeben worden und, bei ihrem Wunsche nach Frieden, hätten dieselben in die Rückkehr der alten Königsfamilie gewilligt, welche laut von der Nation herbei gerufen worden sei. Die Prinzen seien mit Enthusiasmus aufgenommen worden und hätten mit Weisheit die Re-

volution beendigt, indem sie aus unserer Geschichte die Jahre seit ihrer Vertreibung vertilgt und nur den Ruhm derselben beibehalten hätten. Die Regierung Napoleons sei von Manchen vergessen und werde von Andern verwünscht. Frankreich, unter dem Schutze des legitimen Thrones, sei wieder aufgeblüht und habe seine würdige Stellung unter den Mächten eingenommen. Wohl gebe es noch für seinen Wohlstand einige Hindernisse, nämlich die Zugeständnisse, welche man leider dem revolutionären Geiste gemacht habe, die Erhaltung des neuen Adels und der giltige Bestand der Nationalkäufe; aber die Zeit sei da, um nach und nach diese Usurpationen des Liberalismus zu ersticken, den neuen Adel durch die Consolidation des alten zu erdrücken und den Emigranten ihre Verluste zu ersetzen.

Während dieses Gesprächs, von welchem ich bei vielen Dunkelheiten nur einige lichtvolle Stellen verstand, schien unsern Wirth eine heftige Ungeduld zu ergreifen; sein Gesicht wurde feurig; er hustete manchmal heftig und schrie endlich mit lauter Stimme:

Nachbar, Ihr verleumdet den König. Die Charte, welche er uns gegeben hat, garantirt alle Institutionen der Revolution und er hat die Charte beschworen.

— Was ist die Charte, meine Herren, wenn Sie mir gefälligst Erklärung geben wollen?

— Eine königliche Ordonnanz in Bezug auf die vorzunehmende Umgestaltung, sagte der Nachbar.

— Die Verfassungsurkunde des Staates, sagte der Wirth.

Als der Nachbar aus meiner Frage merken mochte, daß ich ihn nicht verstand, fing er an, mich eine lange Zeit dergestalt zu katechisiren, daß ich nach zwei Stunden ein heftiges Kopfweh empfand. Ich hörte weiter nichts von seinen Worten, als ein lästiges Gemurmel und von dem, was ich so gern erfahren hätte, hatte ich nur die verworrensten Vorstellungen.

Als ich in mein Logis zurück gekehrt war, erholte ich mich ein wenig und brachte Ordnung in meine Gedanken. Darauf versuchte ich, unsere Unterhaltung durch zu gehen, aber

iſt von der Sitte des Vaters zu weichen, übe beyzeiten die Scham, indem du dich für den ſchämſt, den du gerne von ganzem Herzen verehren möchteſt.

Ferdinand. Ich höre dich an, ohne dich zu unterbrechen! Deine Vorwürfe laſten wie Keulſchläge auf einen Helm; ich fühle die Erſchütterung, aber ich bin bewaffnet. Du triffſt mich, du verwundeſt mich nicht; fühlbar iſt mir allein der Schmerz, der mir den Buſen zerreißt. Wehe mir! Wehe! Zu einem ſolchen Anblick bin ich aufgewachſen, zu einem ſolchen Schauſpiele bin ich geſendet!

Egmont. Du brichſt in Klagen aus? Was rührt, was bekümmert dich? Iſt es eine ſpäte Reue, daß du der ſchändlichen Verſchwörung deinen Dienſt geliehen? Du biſt ſo jung, und haſt ein glückliches Anſehn. Du warſt ſo zutraulich, ſo freundlich gegen mich. So lang' ich dich ſah, war ich mit deinem Vater verſöhnt. Und eben ſo verſtellt, verſtellter als er, leckſt du mich in das Netz. Du biſt der Ab-

das war ſchwer, jedoch gelang es mir, zu einem Reſultate zu gelangen, nämlich daß Frankreich ſeit zwei Jahren ſich außerordentlich verändert habe; daß ich den Wink meines Oberſten in Betreff der Meinung eben ſo wenig außer Acht laſſen, als meine politiſche Erziehung zu raſch vollenden dürfe, ſondern das Meiſte von der Zeit erwarten müſſe. Deßhalb beſchloß ich, mir nicht eher ein Urtheil anzumaßen, als bis ich die Ereigniſſe ſtudirt hätte. Da ſie während meiner Abweſenheit im Sturmſchritt auf einander gefolgt waren: ſo mußten diejenigen, welche ihre Bewegung beobachtet hatten, die Vergangenheit ganz anders beurtheilen, als ich, und vielleicht einer Zukunft entgegen ſehen, welche gerade das Gegentheil von derjenigen war, welche meine Phantaſie ſich ſchuf. Ich mußte alſo durch forcirte Märſche die verlorne Zeit wieder einzubringen und mit den gegenwärtigen Anſichten auf gleiche Höhe zu gelangen ſuchen.

Im gegenwärtigen Augenblicke lag mir am meiſten daran, wieder zu meinem Corps zu kommen und endlich den Offiziersdienſt anzu-

treten. Am folgenden Tage begleitete ich den Obersten zum Platzcommandanten und erfuhr sogleich, daß mein Regiment eine andere Nummer erhalten und zu Valence in der Dauphiné stehe. Ich verlangte eine Marschroute als Offizier nach dieser Stadt. Der General wollte den Tag meiner Ernennung wissen und ich erzählte ihm, wie mich der Kaiser zum Unterlieutenant gemacht habe. Er setzte mir entgegen, daß mein Oberst an der Moskowa geblieben sei, ehe er mich als Offizier anerkannt habe und daß meine Kameraden ebenfalls hätten glauben müssen, daß ich geblieben sei, weßhalb meine Ernennung schwerlich bestätigt worden seyn dürfte und er mir also nur eine Marschroute als Sergent geben lassen könne. Er forderte mich endlich auf, daß ich nach meiner Ankunft beim Corps meine Reclamationen anbringen möge und schien zu glauben, daß sie nicht ohne Erfolg seyn dürften. Ich zweifelte nicht im Geringsten daran und war deßhalb leicht zu trösten.

Wir verließen am folgenden Tage die Stadt Straßburg, der Oberst, um sich nach seiner Heimath, der Normandie, zu begeben

und seine Familie zu besuchen und ich, um zu meinem Regiment in der Dauphiné zu stoßen. Ich hatte wohl Lust, meinen Weg durch die Provence zu nehmen und ebenfalls meine Familie zu besuchen; doch wünschte ich erst über mein Schicksal Gewißheit zu haben und die Heimath nur als Offizier wieder zu sehen.

Vor den Thoren der Stadt sagte mir der Oberst Laplane: „Guillemard, jetzt müssen wir uns trennen; auf meiner Reise nach der Heimath werde ich Paris berühren, und wenn sich der Marschall Ney dessen erinnert, was er mir vor der Schlacht an der Moskowa sagte: so werde ich mein Regiment wieder erhalten. Ich werde alsdann den Kriegsminister bitten, Dir zu erlauben, in mein Regiment einzutreten und von Dir mit ihm sprechen. Dann hoffe ich, daß meine Stellung mir Gelegenheit geben werde, Dir von der Freundschaft, welche ich für Dich fühle, Beweise zu geben; ich werde gewiß jede Gelegenheit mit Vergnügen ergreifen."

Ich fühlte für diesen Mann in der That die aufrichtigste Freundschaft. Man weiß, wie

das Unglück und die Gefangenschaft die Menschen einander, ohne Rücksicht des Ranges, zu nähern pflegt! Seit langer Zeit fühlte ich für den Oberst'en eine Anhänglichkeit, wie man sie nur für den theuersten Kameraden empfindet, ohne daß ich deßhalb die Rücksichten aus den Augen verloren hätte, welche ich seinen vortrefflichen Eigenschaften und seinem Range schuldig war. Wir sagten uns ein herzliches Lebewohl und trennten uns. Einige Schritte von hier setzte er sich auf die Diligence und mit dem, was ich seiner Freundschaft verdankte, war auch ich im Stande, ein zweirädriges Fuhrwerk zu besteigen und rollte bald auf der Straße nach dem südlichen Frankreich eiligst meinem Ziele entgegen.

Seit diesem Tage folgten neue Ereignisse so rasch auf einander, daß mir keine Zeit blieb, mich mit dem Obersten Laplane in Correspondenz zu setzen. Ich habe bloß erfahren, daß er bei Waterloo als Held gefochten habe und darauf im Jahr 1815 aus den Listen der Armee ausgestrichen worden sei. Im Jahr 1817 soll er, Zeitungsnachrichten zu Folge, wegen einer politischen Angelegen-

heit, in die er verwickelt war, nach Amerika gegangen seyn.

Mein Fuhrwerk brachte mich rasch vorwärts. Da ich aber wegen des Geräusches nichts sprechen und nichts vernehmen konnte, und der Kutscher so stupid war, nicht zu begreifen, daß ich das Bedürfniß fühlte, öfters mit meinen wieder gefundenen Landsleuten zu sprechen: so entschloß ich mich nach mehrern Stunden, meinen Weg zu Fuße fort zu setzen, um mich besser umsehen zu können. Ich hatte die Wüsten Rußlands, den Sand Polens, die Ebenen Deutschlands durchschnitten, aber das Alles war nichts gegen die malerischen Landschaften Frankreichs. Nur das Vaterland allein ist schön und kein Land so herrlich als Frankreich, in der Herbstzeit.

Die lebhaften Gefühle, welche die ersten Töne der vaterländischen Sprache in mir aufgeregt hatten, stumpften sich in wenig Tagen ab, aber das Wohlgefühl, auf vaterländischem Boden zu wandern, wurde immer erneuert, weil ich jeden Tag neue Gegenden sah und mich immer mehr der Provinz näherte, in welcher ich geboren war.

Mehrmals hatte ich die Franche-Comté durchwandert, seit ich Soldat war, und immer mich gefreut über die sanften und friedlichen Sitten ihrer Bewohner. Deßhalb war ich dieß Mal nicht wenig erstaunt, überall ein kriegerisches Ansehen und eine bis jetzt unbekannte Rohheit zu finden. Ich that meine Fragen mit der ganzen Furchtsamkeit eines Menschen, welcher befürchtet zu beleidigen oder nicht verstanden zu werden. Man erzählte mir die Vorfälle zu Bourg-en-Bresse und zu Lons-le-Saunier, und damit war mir das Geheimniß der herrlichen Exaltation der Bewohner der Franche-Comté aufgeschlossen. Bei den Lobsprüchen, die ich ihrem Muth ertheilte, und bei dem Bedauern, daß ich nicht mit meinen Waffenbrüdern ihre heroischen Anstrengungen in dem französischen Feldzuge getheilt habe, wagte ich es nicht, ihre Liebe für einen vorübergegangenen Zustand der Dinge zu tadeln, ja ich gestehe, daß ich, als alter Soldat, mich versucht fühlte, ihre Ansicht zu theilen.

Je mehr ich mich der Stadt Lyon näherte, desto exaltirter fand ich die Köpfe, aber

auch eben ſo heftig den Haß gegen die fremden Sieger. Ich hörte viel von Verrath ſprechen und dieſe Sprache wurde immer heftiger, als ich bei Maiſon-Blanche und weiter hin bei einer ſeit Kurzem verbrannten Brücke über die Iſère ſetzte. Das Unglück glaubt immer den Verrath.

Vierzehntes Kapitel.

1814 bis 1815.

Ankunft zu Valence. — Guillemard wird nicht als Offizier anerkannt. — Vorfälle in seiner Familie. — Landung Napoleons. — Feldzug im südlichen Frankreich unter dem Herzog von Angoulême. — Die hundert Tage.

Ich kam nach Valence im December 1814, kann jedoch den Tag nicht bestimmt angeben. Der Oberst, welcher denjenigen ersetzt hatte, der vor meinen Augen an der Moskowa geblieben war, hatte das Regiment im Jahr 1813 als General beim Generalstab des Kaisers verlassen und war in der Schlacht von Montereau geblieben, nachdem er zum Gewinnen derselben viel beigetragen hatte. Ein

anderer alter Schnurrbart war ihm vor der Bautzner Affäre gefolgt und hatte auch ruhmvoll die Schlacht bei Paris mitgemacht. Er war seit Kurzem von einem gewissen Marquis de ***, einem alten Soldaten aus Condé's Armee und Oberoffizier in russischen Diensten, ersetzt worden. Ich stellte mich demselben vor. Er fragte mich viel über meine Gefangenschaft und empfahl mir die äußerste Vorsicht in den Äußerungen gegen meine Kameraden. Als ich ihm die Lage erzählt hatte, in welcher ich mich befand, schien er verlegen zu werden; denn alle Offiziere, welche die Wahrheit meiner Angabe hätten bezeugen können, waren auf der Retirade aus Rußland umgekommen, und kaum fand ich noch im ganzen Regiment einige bekannte Soldaten. Er veranlaßte mich indessen, dem Minister eine Auseinandersetzung meines Falles nebst einer Bittschrift zu übersenden, und sicherte mir dabei seine Unterstützung zu. Einstweilen, sagte er, müsse ich fortfahren, als Sergent meinen Dienst zu thun. Dagegen war nichts einzuwenden und ich hätte diesen Ausgang voraus sehen können, aber bis hierher war es mir

nicht eingefallen, daß über meine Ernennung zum Offizier der geringste Zweifel Statt finden könne. Jetzt sahe ich freilich ein, daß noch Alles zu thun übrig sei, um dahin zu gelangen. Ich war deßhalb sehr niedergeschlagen, fügte mich aber darein, als Unteroffizier wieder einzutreten, und schmeichelte mir mit der Hoffnung, daß ich bald glänzende Satisfaction erhalten werde. Ich trat also als Sergent in eine Compagnie und fand daselbst einen Corporal meines alten Bataillons als Unterlieutenant. Der Ärger, nicht als Offizier anerkannt zu werden, wurde jetzt noch durch den Gedanken vermehrt, daß für mich drei Feldzüge verloren gegangen seien, deren Folgen vielen Andern günstig gewesen waren und für mich unberechnenbar hätten seyn können.

Ich hatte bald meine Reklamationen eingereicht und sah mit Ungeduld einem Resultat entgegen, das leider! durch die gegenwärtige Lage der Dinge nicht sehr beschleunigt zu werden schien.

Nicht ohne Widerwillen übernahm ich meinen Dienst, wie vorher. Zu dieser Zeit war

ſcheuliche! Wer Ihm traut, mag er es auf ſeine Gefahr thun; aber wer fürchtete Gefahr, dir zu vertrauen? Geh! Geh! Raube mir nicht die wenigen Augenblicke! Geh, daß ich mich ſammle, die Welt, und dich zuerſt vergeſſe! —

Ferdinand. Was ſoll ich dir ſagen? Ich ſtehe und ſehe dich an, und ſehe dich nicht, und fühle mich nicht. Soll ich mich entſchuldigen? Soll ich dich verſichern, daß ich erſt ſpät, erſt ganz zuletzt des Vaters Abſichten erfuhr, daß ich als ein gezwungenes, ein lebloſes Werkzeug ſeines Willens handelte? Was fruchtet's, welche Meinung du von mir haben magſt? Du biſt verloren; und ich Unglücklicher ſtehe nur da, um dir's zu verſichern, um dich zu bejammern.

Egmont. Welche ſonderbare Stimme, welch ein unerwarteter Troſt begegnet mir auf dem Wege zum Grabe? Du, Sohn meines erſten, meines faſt einzigen Feindes, du bedauerſt mich, du biſt nicht unter meinen Mördern? Sage, rede! Für wen ſoll ich dich halten?

der Soldat müßig, besuchte die Gesellschaft der Bürger, beschäftigte sich mit Politik und des Abends sprach er mit seinen Kameraden von der Zukunft, die ihnen bevorstehe. Der ernsthafte Ton, mit welchem diese guten Leute, welche die Muskete trugen, die albernsten Dinge sagten und wiederholten, täuschte mich nicht gänzlich, und ich prophezeihte eine Krisis. Meine politische Ausbildung machte sich nach und nach, und gegen das Ende des Winters glaubte ich eben so gut, als viele Andere, zu wissen, was von der Gegenwart zu halten sei. Ich hatte an meine Familie geschrieben, nachdem ich in Frankreich kaum angelangt war, und erhielt bei meiner Ankunft zu Valence die Antwort auf meinen Brief. Mein Vater meldete mir, daß vor drei Monaten meine gute Mutter gestorben sei. Verzehrt durch häuslichen Kummer und gequält von dem Gedanken, daß ich in Rußland geblieben sei, war sie in eine Art von Abmagerung gefallen, welcher sie, nach langem Leiden, endlich unterlag. Dieser Theil des Briefes meines Vaters machte allein in den ersten Augenblicken auf mich einen hefti-

gen Eindruck, und erst, nachdem ich diesen schmerzlichen Verlust beweint hatte, konnte ich meine Aufmerksamkeit den Glückwünschen über meine Rückkehr und den andern Nachrichten, die der Brief enthielt, widmen. Mein Vater hatte seine Stelle meinem Bruder übergeben, um in seinen alten Tagen der Ruhe zu genießen. Sein Vermögen war sehr geschmolzen. Man meldete mir auch noch Todesfälle, Verheirathungen und die Geburt des dritten Kindes meiner Freundinn Miette.

Ungeachtet neuer Reklamationen erhielt ich vom Kriegsministerium keine Antwort und fing schon an, zu glauben, daß meine Anträge nicht eher Gehör finden würden, als bis die vielen Arbeiten, mit denen die Bureaux überhäuft waren, etwas beseitigt seyn würden. Verdruß und Langeweile bemächtigten sich meiner immer mehr, und sehr oft wünschte ich, daß ein neuer Krieg mich in den Stand setzen möchte, zum zweiten Male den Grad zu verdienen, den man mir nicht zugestehen wollte. Das Leben in der Garnison war im Jahr 1814, wo noch die frühern Erinnerun-

gen so nahe lagen und wo der Müßiggang uns verzehrte, eine unerträgliche Sache.

Man langweilte sich deßhalb zu Valence aufs höchste und tröstete sich einiger Maßen bei der Annäherung des Frühlings, welcher den majestätischen Ufern der Rhone ihren ganzen Schmuck wieder geben sollte. Aber auf einmal wurden wir durch eine sonderbare Nachricht, daß nämlich Napoleon gelandet sei, aus diesen idyllischen Träumen erweckt. Ich weiß nicht, welche Wirkung diese Nachricht auf das Volk hervorbrachte, aber im Regimente bewirkte sie eine furchtbare Aufregung. Der Oberst wurde bedenklich und schweigend; die Offiziere waren zurückhaltend und unruhig. Nach zwei Tagen dieser Ungewißheit ließ der Oberst das Regiment und wie es schien, ohne ausdrücklichen Befehl erhalten zu haben, auf mehrern Fahrzeugen, die er zusammen gebracht hatte, einschiffen. Am Abend des 9ten März erreichten wir Beaucaire. Unsere Bataillons wurden zwischen Beaucaire und Tarascon vertheilt, welche an den beiden Ufern des Flusses liegen. Der Oberst hatte mich rufen lassen und sagte mir, daß ich ihn

nach Nimes begleiten ſollte, und wir erreichten die Stadt am 10ten des Morgens bei guter Zeit. Nach der Zeit habe ich mir dieſen Vorzug durch meine Abweſenheit vom franzöſiſchen Gebiete während der Revolution des Jahres 1814 erklärt. Er hatte lange Unterredungen mit den Behörden und mit mehrern angeſehenen Bürgern, welche die drohende Gefahr und das öffentliche Zutrauen mit einem Mal auf gleiche Linie mit den Behörden geſtellt hatte und die ſelbſt mit Vergnügen eine Verantwortlichkeit theilten, deren ganzes Gewicht ſie fühlten.

Mehrere Tage vergingen mit Beſuchen und Gegenbeſuchen. Während dieſer Zeit hörte ich von einigen Perſonen öfters gegen den Oberſten die Äußerung, daß er wohl daran gethan habe, ſein Regiment vor der Anſteckung zu ſichern und es in den Schoß einer treuen Bevölkerung zu führen. Der Anblick von Nimes und ſeiner Umgebung war fürchterlich. Des Abends hörte ich in den Straßen Geſänge einer gewiſſen Partei und konnte ihren eigentlichen Sinn erſt nach einigen Erklärungen verſtehen; ſie verwünſchten Bona-

parte und die Seinigen, was leicht begreiflich war; aber sie verlangten auch zugleich den Tod der Protestanten, was mir außerordentlich vorkam. Ich fragte, wer diese Protestanten seien, die ich, den vernommenen Drohungen nach, zum wenigsten für gesetzlich überwiesene Rebellen und Verschwörer halten mußte, aber ich erfuhr durchgängig, daß es eine Klasse wohlhabender, friedlicher und gewerbthätiger Bürger sei, die Gott nach ihrem Glauben anbete. Dagegen konnte ich nichts erfahren, was den Beschuldigungen gleich lautete, die man ihnen machte, indem ihnen bis jetzt nichts, als ihr Cultus vorzuwerfen sei. Ich erblickte also in diesen Auftritten nur den alten und tief gewurzelten Haß und alles das Unglück, welches daraus hervor gehen konnte. Die ganze Bevölkerung schien indessen einmüthig bereit zu seyn, sich der Invasion Napoleons entgegen zu setzen. Man bewaffnete Alles in der Eile und schlecht; aber man bewaffnete doch wenigstens.

Der Herzog von Angoulême war angekommen, und ich konnte kaum die Neugierde unterdrücken, einen der neuen Prinzen zu

ſehen, hatte auch Gelegenheit, meinen Wunſch völlig zu befriedigen, denn nie war wohl ein Prinz zugänglicher als dieſer. Während ſeines Aufenthaltes im ſüdlichen Frankreich brachte ihn jeder Augenblick die Nothwendigkeit in Berührung mit allen Klaſſen der Bürger, die durch ſeine Anweſenheit begeiſtert wurden und mit lautem Geſchrei dem Feind entgegen geführt zu werden verlangten. Dieſes Geſchrei und dieſe allgemeine Bewegung, während welcher, trotz der Einheit der Abſicht im Hauptpunkte, die alten Feindſeligkeiten ausbrachen, erfüllten mich mit Unruhe und großem Mißtrauen über den Ausgang. Ich war entſetzt über den Anblick ſo vieler aufgeregter Leidenſchaften und konnte nicht umhin, den Prinzen zu beklagen, der ſich denſelben Preis geben mußte. Wiewohl eine Menge ausgezeichneter Offiziere ſich um ihn verſammelt hatte und ſein Generalſtab aus faſt 20 Generallieutenants beſtand, zu denen der Duc de Guiche, die Vicomtes d'Escars und de Lévi, der Baron de Damas, die Generale D'Aultanne, Perreymond, Ernouf, Monnier, Loverdo, Merle u. ſ. w. ge-

hörten, ſo ſah ich doch in der undisciplinirten und gährenden Armee, welche ihnen folgte, keine Gewährleiſtung des Erfolgs. Die Grundlage eines glücklichen Erfolgs ſind meines Erachtens Nachdenken und Ruhe, aber dieß gerade fehlte in der Umgebung des Prinzen und ſelbſt bei den Männern, auf welche er das größte Zutrauen zu ſetzen pflegte, am meiſten.

Da ich immer von meinem Oberſten herbei gerufen wurde, um das, was er mir diktirte, nieder zu ſchreiben, indem er mich, ſeinem eigenen Ausdruck zu Folge, für einen in Rußland Bekehrten hielt, welches Land er mehr, als ich liebte: ſo hatte ich Gelegenheit, den größten Theil der Männer, deren Name zu jener Zeit genannt wurde, ſprechen zu hören. Ich ſah, daß die Zweifel alter Soldaten vor den Verſicherungen der Hofſchranzen ſchweigen mußten; ich lernte den manchmal zu raſchen Willen des Marquis de Rivière kennen, der jedoch immer voll gränzenloſer Ergebenheit war; ich bewunderte die brennende Thätigkeit des Herrn de Bitrolles und die faſt heroiſche Ruhe, mit welcher der junge Damas mögliche Unglücks-

fälle voraus sah; ferner die Hartnäckigkeit, mit welcher einige Männer die Bemerkungen des Generals Gilly zurück wiesen, der darauf bestand, daß man zuvor das Volk beruhigen solle, ehe man die Offensive ergriffe.

Die Bewegung unter den Truppen im südlichen Frankreich ist dem Leser vielleicht besser bekannt, als ich sie zu schildern vermöchte. Ein Corps, welches von Marseille nach Grenoble marschirt war und dem Feind entgegen zu eilen schien, war indessen zu spät gekommen, glaubte sich verrathen und zerstreute sich, ohne etwas ausgerichtet zu haben.

Ein anderes Corps, welches in die Gebirge der Lozère und der Haute-Loire marschirt war, fand ebenfalls keinen Feind und kehrte ohne Schwertschlag in seine Heimath zurück.

Die Colonne des Centrums, wo der Prinz Alles durch seine Gegenwart belebte, verließ Pont-Saint-Esprit und rückte in eine Gegend vor, deren Bewohner zwar noch nicht die Vortheile der Legitimität begriffen hatten, jedoch aber anfänglich ihr keinen Widerstand entgegen setzten. Die Hindernisse zeigten sich

erſt am zweiten Tage und zu ihrer Beſiegung fehlte es dem Prinzen bloß an Glück.

In der Nähe von Montelimart fand ein kleines Gefecht Statt, welches ein verabſchiedeter Offizier der Garde-Chaſſeurs veranlaßte. Auf das Gerücht, daß Napoleon in Lyon eingerückt ſei, hatte er geglaubt, daß ſein General den Thron wieder beſteigen werde; augenblicklich hatte er deßhalb zu den Waffen gegriffen, Bauern und junge Leute verſammelt und ſich an der Straße in den Hinterhalt gelegt. Er empfing uns mit einem gut unterhaltenen Feuer, welches mehrere unſerer jungen Soldaten außer Faſſung brachte; aber das 10te Linienregiment räumte bald die Anhöhe und zwang den erwähnten Offizier, eine andere Stellung zu nehmen. Unſere Anführer waren noch nicht auf kaiſerliche Truppen geſtoßen, ſondern erfuhren vielmehr, daß der General Debelle, welcher die Befehle des Kaiſers früher als diejenigen des Prinzen empfangen hatte und folglich dem erſtern jetzt gehorchte, vor unſerer Armee ſich eiligſt zurück ziehe. Wir rückten alſo weiter vorwärts, in der Abſicht, ſo bald wie möglich

die Dröme zu paſſiren. Nach vier Tagen hätten wir Lyon erreichen können, aber an der Brücke hatten ſich einige zerſprengte Truppen und einige hundert Parteigänger aufgeſtellt. Wir rückten mit zu wenig Vorſicht vor und ſie empfingen unſern Vortrapp mit einem Feuer, welches anfänglich die Linien der königlichen Freiwilligen in Unordnung brachte. Als aber ein Bataillon unſeres Regimentes vorrückte, ſo bekamen ſie Zeit, ſich wieder zu ſammeln. Während dieſes geſchah, machte das 10te Linienregiment eine vortheilhafte Bewegung und ſtürzte ſich raſch auf die Batterie der Feinde. Das Feuer hörte plötzlich auf und nachdem das 10te Regiment ſich der Batterie bemächtigt hatte, ſtürzte es die Vertheidiger derſelben, nebſt dem Geſchütz in die Dröme. Man hat nach der Zeit behauptet, daß dieſes Regiment die Anhänger des Kaiſers auf die Weiſe getäuſcht habe, daß es ſich ihnen mit dem Ausruf: „Es lebe der Kaiſer," genähert und ſo das Feuer der Batterie zum Schweigen gebracht habe, darauf mit einer Treuloſigkeit, wie ſie des Bürgerkrieges würdig iſt, in dieſelbe eingedrungen

Ferdinand. Grauſamer Vater! Ja ich erkenne dich in dieſem Befehle! Du kannteſt mein Herz. meine Geſinnung, die du ſo oft als Erbtheil einer zärtlichen Mutter ſchalteſt. Mich dir gleich zu bilden, ſandeſt du mich hierher. Dieſen Mann am Rande des gähnenden Grabes, in der Gewalt eines willkürlichen Todes zu ſehen, zwingſt du mich, daß ich den tiefſten Schmerz empfinde, daß ich taub gegen alles Schickſal, daß ich unempfindlich werde, es geſchehe mir was wolle.

Egmont. Ich erſtaune! Faſſe dich! Stehe, rede wie ein Mann.

Ferdinand. O daß ich ein Weib wäre! daß man mir ſagen könnte: was rührt dich? was ficht dich an? Sage mir ein größeres, ein ungeheureres Übel, mache mich zum Zeugen einer ſchrecklichern That; ich will dir danken, ich will ſagen: es war nichts.

Egmont. Du verlierſt dich. Wo biſt du?

Ferdinand. Laß dieſe Leidenſchaft raſen, laß mich losgebunden klagen! Ich will nicht

ſei; ich aber habe von dergleichen nichts gehört. Unſer Bataillon manövrirte in der Nähe des Prinzen und ich ſah ihn an der Spitze ſeiner Offiziere auf die Brücke losmarſchiren, ohne ſich um das Musketenfeuer zu kümmern, welches von der Chauſſee herab auf ihn gerichtet wurde. Mehrmals verſuchten es alte Generale, ihn abzuhalten, ſich ſolcher Gefahr auszuſetzen, aber er hörte ſie kaum an und rückte unter einem Kugelregen auf die Brücke los. Dieß war das erſte Mal, wo ich mit einem lebhaften Intereſſe einen Prinzen ins Feuer gehen ſah, der noch wenig als Soldat bekannt war und es unternahm, gegen Napoleon zu kämpfen. Man kann zwar immer darauf rechnen, bei einem franzöſiſchen Krieger Muth anzutreffen; aber ich weiß nicht, warum dieſe Tugend gerade bei einem Mann, der dem Throne ſo nahe ſteht, etwas ſo Einnehmendes hat. In dieſem Falle entzückte mich dieſer Anblick: als Soldat mußte ich die Partei des Tapfern nehmen; und ob gleich Napoleon uns gegenüber ſtand: ſo hätte ich doch von dieſem Augenblicke an es nicht bedauern können, gegen ihn zu fechten.

In Folge des Vorfalles an der Drôme-Brücke rückten wir denselben Tag bis Valence vor und unsere Vorposten wurden an den Ufern der Isère, einem tiefen und reißenden Fluß ausgestellt, dessen prächtige Brücke beim Rückzuge im Jahr 1814 verbrannt worden war. Am andern Ufer der Isère hätten wir indessen unverzüglich unsere Stellung nehmen müssen, um die Straße nach Lyon offen zu erhalten.

Am folgenden Tage war es dazu keine Zeit mehr, denn das entgegengesetzte Ufer war bereits mit zwei oder drei Bataillons Nationalgarde besetzt, welchen sich bald ein Regiment leichter Infanterie und eine Schwadron Cavallerie unter dem Commando des Divisionsgenerals Piré anschloß.

Diese Truppen waren Anfangs stark genug, um uns den Übergang streitig zu machen, ja sie wurden bald so mächtig, um ihn selbst zu unternehmen. Um sie daran zu verhindern, wurde die Brücke zu Romans abgetragen, war aber nach 24 Stunden wieder hergestellt. Die Offensive konnten wir nun

nicht mehr behaupten und man beſchloß den Rückzug.

Jetzt verbreiteten ſich in unſern Gliedern allerlei ſchlimme Gerüchte. Der Kaiſer, hieß es, ſei in Paris eingerückt; die Armee habe ſich für ihn erklärt; der König und ſeine Familie wären geflüchtet; der General Grouchy rücke uns mit einer ſtarken Macht entgegen und nicht einmal unſer Rücken ſei geſichert. Dieſe Gerüchte machten die Freiwilligen muthlos. Unſere Soldaten waren zwar ungern, aber ohne Nebenabſichten, gegen die Kaiſerlichen marſchirt, jedoch begannen ſie jetzt ſich nach ihren Adlern zu ſehnen. Der Generalſtab des Prinzen wurde in wenig Tagen merklich ſchwächer. So ſtanden die Dinge, als wir erfuhren, daß ſich im mittäglichen Frankreich ein Theil für den Kaiſer erklärt habe und daß wir jetzt von allen Seiten bedroht ſeien. Die Capitulation von Paluh und ihre Folgen*) ſind bekannt. Weniger als

*) Vergleiche Anmerkung A in den hiſtoriſchen Erläuterungen.

ein Anderer bin ich in dieser Hinsicht im Stande, etwas Neues zu sagen, und vielleicht befand ich mich niemals so vollständig in der Lage eines Unteroffiziers, als zu jener Zeit, weßhalb ich befürchte, daß ich vielleicht mehr als Einmal etwas unrichtig aufgefaßt habe. Ich wunderte mich zwar über die Ereignisse, blieb aber doch beinahe gleichgiltig, weil ich nicht, wie der meiste Theil meiner Kameraden, einen Rückstand von Zorn und Schmach wieder gut zu machen hatte.

Ich läugne es indessen nicht, daß ich nach der Rückkehr des Kaisers seine ersten Proclamationen mit lebhafter Aufregung vernahm. Ich erkannte diese Stimme wieder, die am Tage der Schlacht an der Moskowa mein Herz getroffen hatte. Meine zehnjährigen Rückerinnerungen und alle meine verlornen Hoffnungen erwachten beim Anblick unserer Adler, und ich wäre mit Vergnügen in ein neues Regiment übergetreten. Das meinige war aufgelöst worden und ich hatte allenfalls dann die Gewißheit, als Offizier anerkannt zu werden. Dieß war für mich ein Grund

mehr, meinen Eifer zu verdoppeln; übrigens waren die Umstände von äußerster Wichtigkeit; und wenn ich nicht die Unterlieutenantsstelle erhielt, welche mir an der Moskowa ertheilt wurde: so war die Aussicht da, bald eine andere zu erlangen. Aber, um mir Achtung zu erwerben, mußte ich meinen neuen Kameraden beweisen, daß ich meine Auszeichnung nicht unter Condé's Armee erhalten hatte. Manche entschuldigten es nicht einmal, wenn sich ein alter Soldat zu Nimes, geschweige denn zu Lyon befunden, oder wenn er in der Armee des Prinzen gedient hatte. Ohne daß sie die Verläugnung in Anschlag brachten, welche den echten Patriotismus ausmacht, fand vor ihnen nichts Gerechtigkeit, als die Partei des großen Mannes, der ihnen wieder gegeben worden war.

Während der hundert Tage marschirte mein neues Regiment nach Lyon und gehörte zum Corps des Marschalls Suchet. „Die Zeit der Widerwärtigkeiten," sagten wir, „ist jetzt vorüber. Der Triumphzug des Kaisers durch Frankreich sei eine gute Vorbedeutung. Wir

glaubten, die Tage von Austerlitz und Wagram nochmals zu erleben und nach drei siegreichen Monaten einen ehrenvollen und gewünschten Frieden zu erringen.“ Von solcher Art waren unsere Hoffnungen, und der freudige Beifall, mit welchem ein Theil der Nation Anfangs Napoleon empfangen hatte, war geeignet, jene Hoffnungen zu unterstützen. Als aber der Feldzug begann, konnte man leicht bemerken, daß an die Stelle der Begeisterung schon die Unzufriedenheit getreten war. Die Nationalgarde wurde indessen mobil gemacht und schloß sich an uns an. Man fühlte das Bedürfniß, den französischen Boden gegen eine zweite Invasion sicher zu stellen und der Soldat brannte, seine frühern Beschimpfungen zu rächen. Der Feldzug wurde mit feierlicher Stille eröffnet, die erst der Donnerschlag von Mont-Saint-Jean unterbrach. Unser Armeecorps nahm damals seinen Rückzug nach Lyon, welches durch dieses große Mißgeschick sich nicht in Furcht setzen ließ und eifrig Anstalten zur Vertheidigung traf. Wir manövrirten 14 Tage lang von einer Stellung zur andern,

bis daß endlich eine ähnliche Capitulation, wie jene, welche vor Paris geschlossen wurde, entschied, daß wir uns mit dem Reste der Armee hinter die Loire zurück ziehen mußten.

Funfzehntes Kapitel.

1815.

Lyon am 12ten Julius. — Ein östreichscher Parlementär kommt an. — Capitulation. — Auftritt in der Nacht; Aufstand; der Polizeilieutenant zerstreut einen großen Zusammenlauf. — Schilderung der Rhonelinie. — Ankunft zu Nimes.

Am 12ten Julius, an demselben Tage, wo die Capitulation unterzeichnet worden war, wurde ich von meinem Obersten nach Lyon gesendet, um Linnenzeug und Schuhwerk für das Regiment zu fassen. Die Stadt bot einen merkwürdigen Anblick dar: ein großer und schöner Brückenkopf am linken Ufer der Rhone, und am Ende der Brücke. Morand wurde eben abgetragen; auch hatte man alle

Batterien längs des Flußdammes zerstört, die Redouten der Höhen von Pierre-Scise und von Fourvières waren verlassen; aber jeder, der den Wunsch des Volkes als Etwas in Anschlag bringt, sah ein, daß man die Vertheidigung der Stadt ungern aufgegeben hatte. Die Bewohner der Vorstadt La Guillotière verließen nach und nach ihre Häuser mit dem Ausruf: „Es lebe der Kaiser!" und waren bereit, sie bei der Annäherung des Feindes anzuzünden. Eine traurige, aber stolze Begeisterung beseelte die Bevölkerung, und wenn sie nichts als ihren Patriotismus zu Rathe gezogen hätte, würde vielleicht die zweite Invasion an den Ufern der Rhone gescheitert seyn. Ein einziger Mann, der sich in diesen entscheidenden Augenblicken, wo man keinen Entschluß zu fassen wußte, an die Spitze gestellt, — ein einziger Mann, welcher Kühnheit genug gehabt hätte, um die Volksmassen zum Kampf aufzufordern, würde Alles auf seiner Seite gehabt und den Kampf wieder erneuert haben, der durch den Pariser Vertrag geendigt worden war. Das Unternehmen wäre ganz leicht gewesen, denn das

Volk glaubte sich verrathen, und betrachtete seine Häupter, die nichts von den Vorfällen zu Paris bekannt machten, mit Mißtrauen. Man wußte nicht, daß jene selbst keine Nachrichten aus der Hauptstadt erhielten und daß man vom 5ten bis zum 15ten Julius Lyon seiner eignen Kraft und seiner eignen Klugheit überlassen hatte. Die Generale und ersten Behörden der Stadt entschlossen sich endlich, zu capituliren, nachdem sie sich von Paris abgeschnitten und von einer drei Mal größern feindlichen Kriegsmacht eingeschlossen sahen, die binnen 14 Tagen sich, im Fall der Noth, verzehnfachen konnte. Der Einmarsch der Alliirten war auf den 18ten Julius angesetzt. Ohne Zweifel konnten die Männer, welche zu Lyon das Commando hatten, sich nicht entscheiden, eine groſie Stadt der Gefahr auszusetzen. Sie wollten den Wunsch der fremden Mächte nicht erfüllen, die vielleicht wünschten, daß sich Lyon vertheidigen möchte, um Gelegenheit zu erhalten, die erste Manufakturstadt Frankreichs zu ruiniren. Deßhalb willigten diejenigen, welche nur unter der kaiserlichen Regierung Aussichten hatten,

ſtandhaft ſcheinen, wenn alles in mir zuſammenbricht. Dich ſoll ich hier ſehn? — Dich? — es iſt entſetzlich! Du verſtehſt mich nicht! Und ſollſt du mich verſtehen? Egmont! Egmont! Ihm um den Hals fallend.

Egmont. Löſe mir das Geheimniß.

Ferdinand. Kein Geheimniß.

Egmont. Wie bewegt dich ſo tief das Schickſal eines fremden Mannes?

Ferdinand. Nicht fremd! Du biſt mir nicht fremd. Dein Nahme war's, der mir in meiner erſten Jugend gleich einem Stern des Himmels entgegenleuchtete. Wie oft hab' ich nach dir gehorcht, gefragt! Des Kindes Hoffnung iſt der Jüngling, des Jünglings der Mann. So biſt du vor mir her geſchritten; immer vor, und ohne Neid ſah ich dich vor, und ſchritt dir nach, und fort und fort. Nun hofft' ich endlich dich zu ſehen, und ſah dich, und mein Herz flog dir entgegen. Dich hatt' ich mir beſtimmt, und wählte dich auf's neue, da ich dich ſah. Nun

zum Heil Aller großmüthig in die Übergabe der Stadt.

Den 12ten in demselben Augenblicke, wo ich ins Rathhaus trat, kam auch ein östreichscher Parlementär herein. Ich hatte Gelegenheit, ihn zu sehen und mit ihm zu sprechen, während er die Antwort auf seine überbrachten Depeschen erwartete. Er wunderte sich, daß er es mit Verwaltungsbehörden, mit Bürgern und nicht einzig und allein mit Militärpersonen zu thun habe. Als man ihm das Schreiben für seinen General übergeben und die Augen verbunden hatte, wurde er in die Postchaise gesetzt, um ihn zurück zu bringen. Zugleich bemerkte man, daß die Volksmenge die Flußufer bedeckte, und alle Ausgänge versperrte. Aus der Bewegung des Volks und dem Geschrei, welches sich erhob, schloß man, daß dem Parlementär Gefahr drohe. Um also die Bürger vor ihrer eignen Unklugheit zu bewahren, beschloß man, daß der General Puthod sich mit dem jungen Offizier in die Chaise setzen und ihn bis an die Barrièren bringen solle. Als sie das Rathhaus verließen, und, so schnell nur die

Pferde laufen konnten, gegen die Menge zu fuhren, erhob sich von allen Seiten mit einer Art von Wuth der Ausruf: „Es lebe der Kaiser! Es lebe die Freiheit!“ Als sich der junge Östreicher auf diese furchtbare Weise von einem ganzen Volk begrüßen hörte, konnte er sicherlich nicht glauben, daß dieß ein Auftritt sei, den man absichtlich veranlaßt habe, um ihn über die allgemeine Stimmung der Stadteinwohner zu täuschen. Er soll starr vor Schrecken an den Barrièren angelangt seyn.

Die Armee war in völligem Rückzuge. Am 13ten kam ein großer Artilleriepark nach Lyon und wurde auf dem Platz Bellecour aufgestellt. Die Stadt war von Soldaten überschwemmt, und da sie mit einem großen Theile der Einwohner gleiche Gesinnung theilten: so standen sie mit einander in inniger Verbindung. Von Stunde zu Stunde erhitzten sich die Gemüther immer mehr, und gegen 2 Uhr des Nachmittags zogen ganze Schaaren durch die Straßen und sangen den Marseillermarsch oder den so genannten Chant du départ. Östreichsche Offiziere, welche im Voraus die Vortheile der Capitulation genießen wollten,

waren in die Stadt gekommen. Das Volk und die Soldaten verfolgten ihren Wagen mit Drohungen. Sie waren auf dem Platze Bellecour angelangt, und hatten von Glück zu sagen, daß sie sich ins Hotel des Gouverneurs flüchten konnten. Man behauptete, daß gewisse Damen sie von einem Balkon mit ihren weißen Tüchern bewillkommnet hätten. Dieses Haus wurde überfallen, und man fand darin, wie erzählt wird, Transparente, welche für den Einzug der Östreicher bestimmt waren, und auf welchen man die königlichen Insignien angebracht hatte. Die Volkswuth war zügellos: in einem Augenblicke war das Haus verwüstet; seine Zimmergeräthe wurden in der Lindenallee aufgethürmt und verbrannt. Der Wahnsinn des Volkes und der Soldaten hatte den höchsten Punkt erreicht. Die 40 Stück Kanonen, welche denselben Morgen auf dem Platze Bellecour aufgefahren wurden, standen in der Gewalt des Volkes. Man vernahm den Ruf: „Es lebe der Kaiser! wir sind verrathen! wir müssen uns vertheidigen! auf, laßt uns den Feind angreifen!“

Während eine Compagnie der jungen Garde, von einer zahlreichen Schaar Verbündeter begleitet, über die Brücken marschirte, um die Capitulation zu verletzen, und während vernünftigere Leute ihnen nacheilten, um sie zurück zu halten, warfen sich der General Mouton-Duvernet, neuerdings vom provisorischen Gouvernement zum Platzcommandanten ernannt, der Maire der Stadt, Herr Jars, der Präfect, Herr Pons, der General Puthod, der Polizei-Lieutenant, Herr Teste mitten unter das Volk, um es zu seiner Pflicht zurück zu führen. Der General Puthod erfuhr Mißhandlungen; der General Mouton-Duvernet verlor seinen Hut im Gedränge, und wurde in sein Hotel zurück getrieben; auch die Herren Pons und Jars, obgleich angebetet, vermochten nichts auszurichten. Dem Polizei-Lieutenant, Herrn Teste, allein gelang es, durch seine ganz populäre Beredsamkeit um sich herum diese verirrten Menschen zu sammeln, und ihre aufbrausende Hitze zu besänftigen. Mit lebhaftem Interesse hörte ich diese Rede ans Volk mit an. In demselben Augenblicke be-

merkte ich mitten in der Menge das Conventsmitglied, Herrn Thibaudeau, den alten Präfecten der Rhone-Mündungen, welcher in der Pairskammer eine sehr merkwürdige Rolle gespielt hatte. Sein Sohn begleitete ihn; ich hatte sie beide einst in Marseille gesehen, und glaubte, da ich sie hier wieder fand, daß es zu Paris sehr weit gekommen seyn müsse, weil einer der ausgezeichnetsten Männer der besiegten Partei schon bis Lyon geflüchtet war.

Alle Kaufläden waren schnell geschlossen worden, und während dieses Tumultes schien Lyon von den größten Unordnungen bedroht zu werden. Indessen war die Nationalgarde unaufgefordert unter die Waffen getreten, und begab sich überall hin, wo man von Drohungen zur Erfüllung übergehen wollte. Diese Garde wurde zum Glück von einem Manne befehligt, welcher anfangs im Rath gegen die Capitulation gestimmt hatte, und die Stadt mit Gefahr seines eignen Vermögens vertheidigt wissen wollte, aber endlich die Nothwendigkeit einsah, den Schimpf zu vermeiden, welcher mit der Verletzung des gegebenen

Versprechens verbunden war. Herr de Corcelles schloß sich eifrig an die einflußreichen Bürger an, welche sich bemühten, die gute Ordnung wieder herzustellen. Der Schauspieler Weis sprang im Augenblicke, wo man das Haus eines Royalisten, über den er sich zu beklagen hatte, zu stürmen im Begriff war, in die Hausthür, und vertheidigte den Eingang mit Lebensgefahr. Nach vielen Anstrengungen gelang es ihm, die Angreifenden von ihrem Vorhaben abzubringen.

Am Abend bivouakirte ein Bataillon der Nationalgarde auf dem Platze Bellecour und ein anderes bewachte das Rathhaus. Gegen 11 Uhr begab ich mich dahin, um eine Anweisung zu erhalten, die ich am Tage während der Unruhen nicht hatte bekommen können. Ich trat eben heraus, als ein verworrenes Geschrei sich vernehmen ließ. Die Nationalgarde trat unter die Waffen, um das Rathhaus gegen einen unerwarteten Überfall zu vertheidigen. Der Platz des Terraux wurde von der Menge überschwemmt, die beim Fackellicht heranrückte, um die Nationalgarde, wie es schien, anzugreifen. Männer von je-

dem Stande waren in der Bewegung zu bemerken, und leiteten sie sogar. Sogleich stürzte sich der Polizei-Lieutenant, welcher auf dem Rathhause geblieben war, mitten unter das Volk, und theilte die Wogen desselben mit heiterer Stirn. Unwillkürlich folgte ich diesem Mann, dessen Übergewicht und Gewalt über das Volk ich schon am Morgen bewundert hatte, und erstieg fast zugleich mit ihm eine steinerne Bank. Er fragte mit kräftiger Stimme, was man verlange, und warum man mitten in der Nacht die Ruhe einer großen Stadt störe. Verworrene Stimmen ließen sich hören: „wir sind verrathen, man will uns, entwaffnet, unsern Feinden überliefern.“ —

„Man hätte Euch verrathen,“ erwiederte Teste, „und wer? Wir? Und weßhalb? haben wir nicht unsere Pflicht gethan, und zwar auf eine Weise, daß wir uns den Haß aller derer zuziehen, welche ihr Vaterland nicht lieben? Was haben wir gethan, um Euren Verdacht zu verdienen?“ Bei diesen Worten, die er mit jenem Ausdrucke sprach,

welcher den Leidenschaften gebietet, legte sich das Geschrei des Volkes, und Herr Teste fuhr fort: „Was mag der Vorwand dieses bewaffneten Auflaufes seyn?“ — Eine schimpfliche Capitulation, schrie eine Stimme aus dem Haufen *) ..... — „Schimpflich?“ sagte Teste, „und kein Ausländer ist noch in die Stadt gekommen! Wir haben unsere Farben behalten; man hat uns keine Contribution aufgelegt. Konnten wir gegen eine zehnmal stärkere Macht, als die unsrige, ankämpfen? Eine schimpfliche Capitulation! Mögen diejenigen unter Euch, welche Euer Vertrauen haben, vortreten. Wenn ich ihnen nicht beweise, daß diese Capitulation einzig und allein den Ruhm der Armee und den Vortheil der Stadt beabsichtigt, so will ich mich Euch überliefern .....“ Ein Gemurmel des Beifalls war unter der Menge zu vernehmen. „Bürger und Soldaten,“ begann abermals Teste, „wenn das Gerücht sich in Frankreich verbreiten sollte, daß Lyon

*) Man vergleiche die Anmerkung B der historischen Erläuterungen.

der Schauplatz trauriger Ereigniſſe geweſen ſei, wenn man ſagen ſollte, daß die Armee des Herzogs von Albufera dazu beigetragen habe, die Ordnung zu ſtören und unter friedlichen Bürgern Schrecken zu verbreiten, wer von Euch möchte dann eines Tages zu ſagen wagen: auch ich vertheidigte Frankreich unter den Mauern von Lyon? Freunde! möge man, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten, bekannt machen können: als die Armee und die Bevölkerung von Lyon, von Unwillen ergriffen, ſich der Verräther bemächtigen wollte, ſtellte das Vertrauen zu den Behörden und die Liebe zur Ordnung, die Ruhe augenblicklich wieder her. Nein, Freunde, Ihr ſeid nicht verrathen, und wer ſollte es euch nur gethan haben? Der Marſchall Suchet? Die Armee weiß, daß er, gleich Bayard, ohne Furcht und ohne Tadel iſt. Die Behörden der Stadt? Frankreich weiß, daß ſie ſich einer größern Gefahr ausſetzten, wenn ſie ſich den Ausländern überlieferten, als wenn ſie dieſelben bekämpften. Nein, Ihr ſeid nicht verrathen! Nur noch einen Augenblick und die tapfern Offiziere,

welche ich unter Euch bemerke, werden es Euch bezeugen ..... Aber wenn meine Bemühungen nicht ausreichend ſind, um Euch zu entwaffnen, ſo bedenkt, daß Ihr mich vor der Bruſt aller Opfer und auf der Schwelle aller bedrohten Häuſer finden werdet. Ich habe es Euch geſagt: Eure Feinde werden nur über meinen Körper zu Euch gelangen; ich erkläre es nochmals, Ihr werdet diejenigen, welche Ihr anſchuldiget, nicht anders erreichen, als wenn Ihr mich unter Eure Füße gebracht habt. Volk! Soldaten! macht Euch unſterblich durch Mäßigung; ſie iſt die Gefährtinn der Kraft und der Gerechtigkeit."

Je länger dieſer außerordentliche Redner ſprach, deſto aufmerkſamer wurde die Menge und da ſich die Ruhe immer mehr ausbreitete, erſchallte endlich ſeine wohltönende Stimme an allen vier Seiten des Platzes des Terraur. Als er geendigt hatte, entſtand eine augenblickliche Stille, man hörte noch immer auf ihn. Mit einem Mal erhob ſich in dieſer Menge ein Geſumſe, welches nichts Feindliches mehr hatte; ſie grüßte den Redner durch Beifallsruf und Mehrere näherten ſich ihm

hoffte ich erſt mit dir zu ſeyn, mit dir zu leben, dich zu faſſen, dich — Das iſt nun alles weggeſchnitten, und ich ſehe dich hier!

Egmont. Mein Freund, wenn es dir wohl thun kann, ſo nimm die Verſicherung, daß im erſten Augenblicke mein Gemüth dir entgegenkam. Und höre mich. Laß uns ein ruhiges Wort unter einander wechſeln. Sage mir: iſt es der ſtrenge, ernſte Wille deines Vaters, mich zu tödten?

Ferdinand. Er iſt's.

Egmont. Dieſes Urtheil wäre nicht ein leeres Schreckbild, mich zu ängſtigen, durch Furcht und Drohung zu ſtrafen, mich zu erniedrigen, und dann mit königlicher Gnade mich wieder aufzuheben?

Ferdinand. Nein, ach leider nein! Anfangs ſchmeichelte ich mir mit dieſer ausweichenden Hoffnung; und ſchon da empfand ich Angſt und Schmerz, dich in dieſem Zuſtande zu ſehen. Nun iſt es wirklich, iſt gewiß. Nein, ich regiere mich nicht. Wer gibt mir eine Hülfe,

ſchweigend, um ihm zum Zeugen ihres Beitrittes die Hand zu drücken. Alsdann zerſtreute ſich die Menge, die Fackeln erloſchen und die Stimmen entfernten ſich; um 12½ waren 10,000 Menſchen, welche die Verzweiflung im wilden Tumult verſammelt hatte, friedlich aus einander gegangen und von einem einzigen Mann entwaffnet worden.

Etwas dem Ähnliches war mir noch nie vorgekommen, aber was mich am meiſten mit Bewunderung erfüllte, war die Selbſtverläugnung, welche den Redner in dieſen feierlichen Augenblicken auszeichnete. Sie iſt das wahre Mittel, mit Erfolg auf die Maſſe zu wirken und Volksſtürme plötzlich zu beſchwichtigen. Ein ſolcher Sieg erregt nur ein augenblickliches Aufſehen und ſelten überlebt die Erinnerung daran die Gefahr . . . . . Auch habe ich nach der Zeit erfahren, daß Herr Teſte die Ehre, die zweite Stadt Frankreichs gerettet zu haben, durch lange Verfolgungen hat büßen müſſen.

Um 2 Uhr des Morgens kam ich an den Uferdämmen von Lyon wieder zu meinem Regimente, welches mit der Armee ſich in Marſch

ſetzte, um ſich hinter die Loire zurück zu ziehen. Die Vertheilungen des Schuhwerks, welche ich vorbereitet hatte, wurden vorgenommen, worauf das Corps, ohne erſt einquartiert zu werden, ſich unverzüglich in Marſch ſetzte. Eine Abtheilung erhielt die Beſtimmung, die andern Effecten, welche ich in Lyon gefaßt hatte, zum Depot nach Draguignan zu begleiten, und mir wurde verſtattet, daran Antheil zu nehmen. Ob ich gleich, nach einer langen Abweſenheit, den Wunſch haben mußte, meine Heimath wieder zu ſehen, ſo trat ich doch nicht ohne Beſorgniß den Marſch nach Süden an. Ich wußte, daß man daſelbſt nach den dort ausgebrochenen heftigen Unruhen, von denen mir ein Landsmann Nachricht gegeben und Alles, was ſich zu Marſeille und in der Umgegend am 25ſten und 26ſten Jun. zutrug, ausführlich erzählt hatte, — daß man dort nach dieſen Vorfällen den Soldaten nicht willkommen heißen würde. Ohne Zweifel war auch die Umgegend von Toulon der Schauplatz trauriger Ereigniſſe geweſen; auch dort war wohl Blut vergoſſen worden und vielleicht waren meine Ältern und meine Freunde

zu Sirfour, Ollioules und zu la Seyne in dem allgemeinen Sturm zerdrückt worden. Der brennendſte Wunſch und die Befürchtniß zugleich, über ihr Schickſal Aufklärung zu erhalten, trieben mich vorwärts.

Am 14ten erfuhren wir, daß morgen ein Marktſchiff ſtromabwärts gehen würde und ſchifften uns unter der Anführung eines Lieutenants um 5 Uhr des Morgens ein, indem wir uns Glück wünſchten, nicht zu Lyon Zeugen des Einzuges der Öſtreicher geweſen zu ſeyn. In dieſer Stadt waren noch am 15ten des Morgens weder Befehle noch Nachrichten von der Regierung eingetroffen, und bereits am 8ten war der König in Paris wieder eingezogen. Wie ſollte man ſich das unbegreifliche Stillſchweigen erklären, welches die Regierung gegen die zweite Stadt Frankreichs beobachtete! Bald fuhren wir langſam unter der ſchönen Brücke von Tilſit durch und der Saone hinab bis unter den Hügel. Wir kamen nun in die Rhone, die uns raſcher fortführte. Lyon bot ſich noch unſern Blicken einige Augenblicke dar, bald aber entſchwand uns die Brücke der Vorſtadt la Guillotière,

deren Umrisse sich vor uns am Horizonte zeigten.

Ich muß sicherlich ein sehr schwacher Politiker seyn, weil ich aus dem, was ich an den beiden Ufern der Rhone bemerkte, so falsche Folgerungen zog. Ich hätte gewettet, daß der Bürgerkrieg in Frankreich ausgebrochen sei, und wer hätte nicht mit mir dasselbe geglaubt? Lyon war dem Kaiser; in Vienne standen piemontesische Soldaten und hatten die weiße Fahne aufgepflanzt; Condrieux hatte die dreifarbige Fahne; Tain und Tournon waren neutral; die dreifarbige Fahne von ungemessener Größe wehte zu Valence; zu la Voutte herrschte die weiße; zu Rochemaure die dreifarbige; zu Bourg-Saint-Andeol die weiße; zu Pont-Saint-Esprit die dreifarbige; zu Avignon die weiße und letztere auch am ganzen übrigen Theil der Rhone. Der Anblick dieser Mischung feindlicher Farben wiederholte sich in der Ebene, so weit nur das Auge reichte. Überall gab es ohne Zweifel Waffen, Geschrei und Leidenschaften und diese verschiedenartigen Bewegungen legten sich dennoch

raſch, ſo daß in wenig Tagen eine einzige Farbe herrſchte.

Je weiter wir vorwärts kamen, deſto mehr wurde mir durch die Art, wie Jeder das beſchriebene Schauſpiel beurtheilte, ein Umſtand klar, den ich bis jetzt noch nicht gekannt hatte, daß nämlich bei innern Unruhen die Zwietracht mit Rieſenſchritten bis zu den Reihen der Soldaten vordringt, welche unter derſelben Fahne fechten. Schon bemerkte man eine gewiſſe Bedenklichkeit unter der Abtheilung und Alle ſchienen den Bürgerkrieg zu fürchten. Ich weiß nicht, wer dieſes fürchterliche Wort unter ihnen ausgeſprochen hatte, aber es hatte unter ihnen mit einem Mal alle Bande gelöſt. Bloß Einige, welche ſich den Ereigniſſen nicht fügen wollten, küßten unaufhörlich ihre Cocarde und ſagten mit Thränen: „wir hätten in Rußland, in Preußen, in der Champagne unſer Grab finden ſollen und ſind zum Unglück leben geblieben!“

Auf unſerm ganzen Marſche waren wir an den royaliſtiſchen Städten mit der dreifarbigen Cocarde vorüber gefahren, als wir uns aber Avignon näherten, erklärte uns der Lieu-

tenant, daß es nicht unsere Pflicht sei, eine Meinung aufrecht zu erhalten, sondern mit der Majorität unserer Mitbürger gemeinschaftliche Sache zu machen; deßhalb müßten wir jetzt unsere Cocarde aufgeben. Man murrte; da aber die Gefahr der Beharrlichkeit Allen einleuchtete: so gaben die Soldaten endlich und für immer die Farben auf, welche sie so würdig und so unglücklich seit drei Monaten getragen hatten.

Denselben Abend erhob sich ein starker Wind und zwang uns, bei Comps, einem Dorf, welches etwas oberhalb Beaucaire gelegen ist, anzulegen. Es stand hier ein Posten Freiwilliger von der königlichen Armee, und das Hauptquartier war zu Beaucaire. Der Anführer kam, von zwei oder drei mit Jagdgewehren bewaffneten Bauern begleitet, um das Marktschiff bei seiner Ankunft zu visitiren und war nicht wenig verwundert, als er es mit 25 Soldaten besetzt fand. Er überhäufte unsern Offizier mit Fragen und erklärte ihm, daß wir unsere Reise auf der Rhone nicht fortsetzen könnten und, da er nicht befugt sei, uns bestimmte Befehle zu geben, so könne er

uns weder auf Beaucaire weiſen, wo die Aufregung der Gemüther uns nicht beſonders günſtig ſeyn dürfte, noch uns zu Comps behalten, wo die Macht, über welche er zu verfügen habe, ihm nicht erlaube, uns zu bewachen. Er glaube übrigens, daß wir vielleicht wohl thäten, uns nach Nimes zu wenden. Unſer Offizier ſchützte ſeine Marſchroute vor, aber der Anführer der Freiwilligen wollte nichts davon wiſſen und bedeutete uns, daß, wenn wir auf unſerm Vorſatz beharrten, er einen Courier nach dem Hauptquartier abfertigen werde. Dieſer Ausdruck ſchien uns einen großen Mittelpunkt der vollziehenden Macht anzudeuten; wir wußten, daß zu Nimes Truppen ſtanden, und in der Meinung, daß es vortheilhafter ſei, uns einer Militärmacht zu nähern, entſchloſſen wir uns, den Weg nach dieſer Stadt einzuſchlagen. Dieß thaten wir auch wirklich am folgenden Morgen. Die ganze Straße war mit Menſchen bedeckt, die mit Jagdflinten bewaffnet, mit weißen Bändern geputzt und dabei in der größten Aufregung waren. Sie ſchienen ſämmtlich einen ſehr wichtigen Zweck zu verfolgen, ſprachen

mit Eifer, ſtritten unter einander, eilten quer über die Straßen durch die angebauten Felder und verſammelten ſich auf den Anhöhen. Die erſtern, welche wir erreichen konnten, ſagten uns, daß auf dieſe Weiſe die Polizei ihres Landes ausgeübt werde, und waren auf der Hut gegen die Bonapartiſten. Wir trugen dieſelbe Cocarde, wie ſie und wurden von ihnen ziemlich gut aufgenommen. Etwas weiter vorwärts ſahen wir auf allen Anhöhen Männer mit Flinten und vier derſelben veranlaßten eine Schildwache mit weißer Schärpe auf uns zuzugehen und uns auszufragen. Sie ließen uns nicht eher paſſiren, als bis ſie ſich überzeugt hatten, daß wir uns nicht ſo leicht feſthalten laſſen würden.

Bei Saint-Vincent zerſtreute ſich, während man uns auf dieſelbe Weiſe anhielt, die Bande, welche uns umgab, augenblicklich auf das Geſchrei am Ende des Dorfs: „uu brigand!“ Unverzüglich eilte Alles nach der Gegend hin, von welcher dieſer Zuruf hergekommen war. Im Laufe wurde der Abhang eines Hügels erſtiegen und unter fürchterlichem

Geſchrei ein Menſch verfolgt, welcher ſelbſt vor den beſten Läufern einigen Vorſprung hatte. Letztere ſchoſſen einige Male nach ihm, ohne ihn zu treffen.

Das war ohne Zweifel, fragte ich einen Greis, ein Straßenräuber? — Mein Kamerad, entgegnete er, es iſt ein reicher Herr aus dem Dorf, der niemals irgend Jemandem Etwas genommen hat. — Warum nennt man ihn einen Spitzbuben? — Weil er Bonapartiſt iſt. Hier runzelten Mehrere meiner Kameraden die Stirn und griffen nach der Patrontaſche, indem ſie leiſe fluchten. Hat er Jemandem, fragte ich weiter, Etwas zu Leide gethan? — Nein, aber er wollte es. — Er wollte es; ſagte ich voller Erſtaunen . . . . . und weiß man auch ſicher, daß er Bonapartiſt iſt? — Allerdings, denn er iſt ja Proteſtant.

Vor drei Monaten hatte ich die Drohungen gegen die Proteſtanten gehört und wunderte mich nicht, daß man ſie jetzt in Erfüllung ſetzte. Meine Kameraden, welche die Bedeutung dieſes Auftrittes nicht gehörig kannten, waren entrüſtet, daß man hier auf

die Bonapartiſten, wie anderwärts auf die Wölfe, Jagd machte, und unſer Lieutenant hatte viel Mühe, ſie zurück zu halten. In ſehr übler Stimmung kamen wir den 17ten Jul. gegen Mittag nach Nimes.

wer einen Rath, dem Unvermeidlichen zu entgehen?

Egmont. So höre mich. Wenn deine Seele so gewaltsam dringt, mich zu retten, wenn du die Übermacht verabscheust, die mich gefesselt hält, so rette mich! Die Augenblicke sind kostbar. Du bist des Allgewaltigen Sohn, und selbst gewaltig — Laß uns entfliehen! Ich kenne die Wege; die Mittel können dir nicht unbekannt seyn. Nur diese Mauern, nur wenige Meilen entfernen mich von meinen Freunden. Löse diese Bande, bringe mich zu ihnen und sey unser. Gewiß, der König dankt dir dereinst meine Rettung. Jetzt ist er überrascht, und vielleicht ist ihm alles unbekannt. Dein Vater wagt; und die Majestät muß das Geschehene billigen, wenn sie sich auch dafür entsetzet. Du denkst? O denke mir den Weg der Freyheit aus! Sprich, und nähre die Hoffnung der lebendigen Seele.

Ferdinand. Schweig'! o schweige! Du vermehrst mit jedem Worte meine Verzweif-

Sechszehntes Kapitel.

1815.

Nimes nach den hundert Tagen. — Armee von Beaucaire. — Capitulation und Gemetzel in den Casernen. — Ein Zug der damaligen Zeit.

Die Vorstadt, durch welche wir kamen, war leblos und öde; bloß einige Personen eilten quer über die Straßen und im Innern der Stadt vernahm man Flintenschüsse. Weiber wurden uns zuerst gewahr, schlugen die Hände über den Kopf zusammen und stürzten uns mit dem Geschrei: „Es lebe der König!“ entgegen. Wir antworteten mit demselben Ruf und sie zogen sich mit einer Ruhe und einer Art von Verwunderung zurück, die mit der

außerordentlichen Aufregung, welche wir einige Augenblicke früher an ihnen bemerkten, nicht zu stimmen schien.

Die Männer, welche wir später erblickten, waren nicht weniger aufgeregt, als die Frauen. Indessen kamen wir ohne Aufenthalt bis zur Mairie, von wo wir sogleich nach den Casernen gewiesen wurden, die am nordöstlichen Ende der Stadt lagen. Wir fanden hier einige Compagnien des 13ten und 79sten Linienregimentes (wenn ich mich nicht in der Numer geirrt habe), die sich hierher zurück gezogen hatten, wie man bei der Annäherung eines Sturmes sich nach Hause zu begeben pflegt.

Am 15ten Jul. hatte sich die Garnison von Nimes entfernt und nur einige Compagnien in der Stadt zurück gelassen. Den 16ten hatten die Nationalgarde und diese Compagnien die Wiederherstellung der königlichen Regierung proclamirt und am 17ten, dem Tag unserer Ankunft, war die Nationalgarde verschwunden und in allen Theilen der Stadt verkündeten Flintenschüsse, daß Nimes eine Beute der sich selbst überlassenen Hefe des

Volks und der Banden geworden sei, welche von allen Seiten vom Lande herbei strömten.

Da Soldaten in mehrern Quartieren der Stadt bereits beleidigt worden waren, so dauerte es auch nicht lange, daß sich die ganze Masse vor den Casernen concentrirte. Unsere Abtheilung sah nun ein, daß sie in eine Falle gerathen sei. Die Compagnien, welche wir zu Nimes getroffen hatten, machten indessen mit unserer Abtheilung gegen 250 Mann aus, und man hätte glauben sollen, daß es uns ein Leichtes gewesen sei, uns nach einer weniger unruhigen Stadt zurück zu ziehen.

Folgender Umstand war uns hinderlich. Fast in demselben Augenblicke, wo wir durch das eine Thor nach Nimes einrückten, kam von der andern Seite die Armee von Beaucaire, welche den Namen der königlichen führte. Sobald sie den Abmarsch der Linientruppen aus der Hauptstadt des Departements vernommen hatte, warf sie sich mit aller Gewalt auf diesen Punkt. Eine Menge bewaffneter Banden waren ihr schon seit dem Morgen voran gegangen. Der Anblick dieses Einzugs, denn wir sahen dieses Corps, als wir eben

die Caſernen erreicht hatten, vorüber defiliren, machte einen ſolchen Eindruck auf mich, daß ich ihn gewiß nie vergeſſen werde.

Voran marſchirte der Generalſtab, alsdann kam ein Corps [illegible] aus Männern und Pferden beſtehend, wie ſie der Zufall zuſammen geführt hatte. Die Pferde waren entweder vom Pfluge weggenommen oder Gensd'armen abgejagt worden, und [illegible] ter waren mit Fetzen oder Montirungsſtücken von jeder Waffenart bekleidet, je nachdem ſie entweder einen Huſaren, einen Gensd'armen oder einen Nationalgardiſten geplündert hatten.

Hinter der Cavalerie folgte in ähnlichen Monturen, mit Jagdgewehren bewaffnet und mit weißen Bändern geſchmückt die Infanterie. Sie ſchleppte ihre Kanonen ſelbſt fort und an letztern ſah man einige dreifarbige Fahnen, die mit Blut beſudelt zu ſeyn ſchienen, in den Staub herab hängen.

Gegen Abend kamen Mehrere, unter denen ſich auch Soldaten der genannten Armee befanden, und die wahrſcheinlich ohne Befehl handelten, um die Kanonen zu begehren, welche vor der Caſerne aufgepflanzt ſtanden. Da die

Offiziere ſich weigerten, ſie auf eine andere Weiſe, als auf ein Begehren des Platzcommandanten abzulaſſen, ſo entſtand daraus ein ziemlich lebhafter Streit, auf welchen ſogar einige Flintenſchüſſe folgten. Wir ſchloſſen ſchleunig die Thore der Caſerne; die Offiziere und Unteroffiziere wurden ſogleich verſammelt, um darüber zu berathſchlagen, was in dieſem Falle zu thun ſei. Vor der Caſerne war der ganze Platz mit Menſchen bedeckt und es erhob ſich ein drohendes Geſchrei. Man konnte indeſſen zu keinem Entſchluß kommen und ich wunderte mich, daß unter ſo vielen Männern, die alle auf dem Schlachtfelde den Tod nicht geſcheut hätten, nicht ein Einziger in dieſem ſchwierigen Falle einen Rath zu geben vermochte. Unterdeſſen hatte der General Maulmont, der uns commandirte, in die Mairie geſchickt, um ſich erkundigen zu laſſen, ob die Bande, welche unſere Waffen verlange, dazu auctoriſirt ſei. Der Maire war herbei gekommen und unter den Wüthenden, welche er zur Ordnung bringen wollte, faſt gar nicht anerkannt worden.

In demſelben Augenblike erſchien am Thor

der Caserne ein Gensd'armen-Offizier, der eingelassen zu werden verlangte. Seine Anwesenheit brachte das Feuer einige Augenblicke zum Schweigen. Er kam im Namen des Volkes, um uns den Vorschlag zu machen, unsere Waffen abzugeben. Unglücklicher Weise wollte er die Bedingungen des Generals nicht gewähren, obgleich sie ganz natürlich waren. Wir wollten nämlich sogleich unsere Kanonen abliefern und uns nach einer bezeichneten Stadt mit unsern Musketen und unserer Munition zurück ziehen; ja wir gaben noch mehr nach und wollten sogar unsre Musketen eine Stunde vor Nimes ablegen.

Diese Bedingungen wurden nicht angenommen und die Unterhandlung dauerte bis tief in die Nacht hinein. Von 9 Uhr des Abends bis gegen Mitternacht ertönte die Sturmglocke auf allen Thürmen der Stadt und rief den exaltirtesten Theil der Bevölkerung vom Lande herein. Es lag auf der Hand, daß uns die größten Gefahren bedrohten. In der berathschlagenden Versammlung, welche bis gegen Morgen zusammen blieb, machte ich den Vorschlag, daß wir ruhig die Mitternacht abwar-

ten und dann plötzlich, aber in guter Ordnung und ohne Trommel ausrücken und nach einer benachbarten Stadt uns wenden sollten. Ein großes, mitten im Hofe angezündetes Feuer würde die Aufmerksamkeit der Menge mehr in Anspruch nehmen, als unser Abmarsch. Mein Rath wurde kaum angehört und hätte uns gewiß Alle gerettet.

Mit Anbruch des Tages begann das Schiessen von Neuem. Wir waren endlich genöthigt, darauf zu antworten, worauf von beiden Seiten ein heftiges Feuer unterhalten wurde. Unsere Zahl war klein und die geräumige Caserne von beiden Seiten offen, so daß wir uns ohne Lebensmittel und fast ohne Munition von einer unermeßlichen Volksmasse eingeschlossen sahen. Ich machte von Neuem den Vorschlag, uns bis gegen Abend zu halten und dann einen Ausfall zu wagen, um die Stadt zu verlassen. Mein Vorschlag fand jetzt mehr Gehör, und während man darüber berathschlagte, erschien der Unterhändler mit weißer Schärpe wiederum am Thor und verlangte eingelassen zu werden. Das Feuern hörte auf und er wurde eingelassen. Nachdem

er mehrmals fort gegangen und zurück gekehrt war, wurde ausgemacht, daß wir unsere Kanonen und sogar auch unsere Flinten abgeben, sodann nach Uzes marschiren sollten. Dieß war die ganze Capitulation. Unsere Offiziere von den ernsten Umständen zu sehr ergriffen, und in die Rechtlichkeit der angreifenden Partei zu großes Vertrauen setzend, begnügten sich mit dem Ehrenwort des Offiziers und mit dem scheinbaren Befolgen der geschlossenen Capitulation von Seiten der Volksmenge. Wir öffneten die Thore und räumten die Caserne, aber wir hatten sie noch nicht gänzlich verlassen, als tausend Stimmen sich erhoben und tausend Schüsse zugleich aus den zahlreichen Gruppen fielen, die uns umgaben. Mehrere von uns stürzten; unsere Glieder geriethen in Unordnung, denn ein Soldat ohne Waffen ist nicht mehr Soldat; wir flohen nach verschiedenen Richtungen; Einige in die Stadt und Andere rechts außerhalb der Mauern. Ich schlug mich mit Einigen links in eine lange Straße, die nach der Citadelle führte. Wir wurden verfolgt. Zwei meiner Kameraden stürzten an meiner Seite. Ich warf mich

in die engen Seitengäßchen und als ich keinen Verfolger hinter mir sah, ging ich langsamer und überlegte, was nun zu thun sei. Die Flintenschüsse hörte man aus der Ferne. Eine Frau saß in einem kleinen Hause am Fenster und ich bemerkte, daß sie weinte. — „Wo muß ich mich hin wenden, um mich zu retten?“ fragte ich sie mit lebhafter Bewegung. — „Kommen Sie herein,“ rief sie mir zu.

Sie kam herab, um mich einzulassen. „Sie können weder,“ sagte die gute Frau, „nach Uzes kommen, noch sich im Felde verbergen; bleiben Sie hier; ich bin arm, aber ich kann mein Brot mit Ihnen theilen. Mein Mann ist in Sicherheit und ich kann Sie zwei oder drei Tage lang verbergen, bis es Ihnen gelingt, sich in der Nacht zu retten.“

Ich nahm ihr Anerbieten an. Meine Retterinn brachte mich auf einen Boden, von wo ich in einen Stall, aus demselben in einen kleinen Garten und im Nothfall über die niedrigen Mauern desselben leicht mich retten konnte. Sie ging hierauf aus und kehrte bald mit der Nachricht zurück, daß ein großer

Theil meiner Kameraden getödtet ſei und der andere noch verfolgt werde.

Poſten von Parteigängern auf allen Anhöhen ausgeſtellt, die den Weg nach Uzes beherrſchen, hatten mit Flintenſchüſſen alle diejenigen meiner Kameraden empfangen, welche ſich in dieſer Richtung retten wollten. Ein Offizier vom Train war ermordet worden im Augenblick, als er ſich für gerettet hielt; ein Oberſter war verwundet worden und binnen einigen Stunden hatte man die ganze Truppenabtheilung vernichtet.

Ich konnte nicht begreifen, warum man uns mit einer ſolchen Erbitterung, mit einer ſolchen Verletzung aller Rechte verfolge, und als ich meine Beſchützerinn nach dem Grunde fragte, entgegnete ſie mir: „weil ihr zu den Grieurs gehört.“ — „Was verſteht man darunter?“ entgegnete ich. — „Das heißt, weil ihr Proteſtanten ſeid.“ Ich wollte eben ſagen: „ich bin nicht Proteſtant;“ aber ich geſtehe es, die Furcht, das Wohlwollen meiner Wirthinn zu vermindern, hielt mich davon ab.

„Alſo,“ ſagte ich, „hat der katholiſche Theil der Bevölkerung hier in ſeiner Wuth keinen

lung. Hier iſt kein Ausweg, kein Rath, keine Flucht. — Das quält mich, das greift und faßt mir wie mit Klauen die Bruſt. Ich habe ſelbſt das Netz zuſammengezogen; ich kenne die ſtrengen feſten Knoten; ich weiß, wie jeder Kühnheit, jeder Liſt die Wege verrennt ſind; ich fühle mich mit dir und mit allen andern gefeſſelt. Würde ich klagen, hätte ich nicht alles verſucht? Zu ſeinen Füßen habe ich gelegen, geredet und gebethen. Er ſchickte mich hierher, um alles was von Lebensluſt und Freude mit mir lebt, in dieſem Augenblicke zu zerſtören.

Egmont. Und keine Rettung?

Ferdinand. Keine!

Egmont mit dem Fuße ſtampfend. Keine Rettung! — — Süßes Leben! ſchöne freundliche Gewohnheit des Daſeyns und Wirkens! von dir ſoll ich ſcheiden! So gelaſſen ſcheiden! Nicht im Tumulte der Schlacht, unter dem Geräuſch der Waffen, in der Zerſtreuung des Getümmels gibſt du mir ein flüchtiges Lebewohl; du nimmſt keinen eiligen Abſchied, ver-

andern Zweck, als die Proteſtanten auszurotten; und vielleicht hatten Letztere die Oberhand!“..... „Wir hatten allerdings,“ erwiederte die gute Frau ganz nachdenklich, „in den drei vergangenen Monaten die Oberhand, aber ſo haben wir die Katholiken nicht behandelt.“

Die Nachbarinnen der Suſanne Delon (ſo hieß die gute Frau) wußten bald um meinen Aufenthalt in ihrem Hauſe, aber ich hatte Nichts zu fürchten, denn ſie waren ebenfalls Proteſtanten, und ich befand mich ſelbſt in einer Lage, daß ich mich von ihnen nicht losſagen konnte. Eine ſolche Herrſchaft haben zuweilen die Umſtände über den Menſchen.

Alle dieſe Weiber brachten mir die nöthigen bürgerlichen Kleidungsſtücke und verbrannten meine Montur ganz ins Geheim. Des Abends erzählten ſie die ſchauderhaften Auftritte, welche jeden Tag vorgefallen waren. Ich hörte die Perſonen nennen, welche in den Straßen oder auf dem Lande getödtet, die Häuſer, welche in der Stadt geplündert oder außerhalb derſelben angezündet worden waren.

Alle dieſe Dinge, welche ſie ſich unter Thränen und Ausbrüchen der Wuth mittheilten, ſchienen mir Ausbrüche des empörendſten Fanatismus zu ſeyn und ſchon meine eigene Lage nöthigte mich, ihnen Glauben beizumeſſen.

Am folgenden Tage meines Aufenthaltes bei der Frau Delon ſprach ſie an ihrer Thür mit einer Freundinn, als eine dritte Frau hinzu kam und jener Freundinn die traurige Nachricht brachte, daß ihr Mann getödtet ſeyn ſolle. — „Mein Gott," rief jene, „und wo denn?" — „In Eurem Weinberg bei Saint-Céſaire*)." — „Iſt es möglich!" ſchrie die unglückliche Frau. — „Eure Schwägerinn," fuhr die Nachbarsfrau fort, „die Frau des unglücklichen Imbert-Laplume, der mit Eurem Manne getödtet worden iſt, hat Beide in Eurem Weinberge liegen ſehen."

Hier konnte ich vor dem Schmerzensgeſchrei der unglücklichen Frau nichts weiter vernehmen. Am Morgen des vorigen Tages, am 18ten, war Anton Clot zu Nimes in der Nähe ſeines Hauſes von einem berühmten

*) Ein Dorf, ganz in der Nähe bei Nimes.

Mörder getödtet worden, den ich hier mit Namen nennen wollte, wenn er nicht durch einen Richterſpruch für unſchuldig erklärt, mich ſelbſt als einen Verleumder belangen könnte. Denſelben Tag war Chivas, der Mann der unglücklichen Frau, welche mit meiner Wirthinn geſprochen hatte, und Laplume, beide Schwäger des benannten Clot auf dem Felde ermordet worden. Eine einzige Familie verlor alſo an einem Tage drei Männer in der Blühte ihres Lebens *).

Da die Leichname gewöhnlich verſtümmelt wurden und auf den Feldern den fleiſchfreſſenden Thieren zur Beute, liegen blieben, ſo entſchloß ſich die Witwe des erwähnten Chivas, Claudine Bérinaigue, nach den erſten Ausbrüchen des Schmerzes, ihren Mann dieſen Beſchimpfungen zu entziehen. Sie miethete Tagelöhner und ging, nachdem ſie eine beſondere Erlaubniß, ſich aus der Stadt zu begeben, erhalten hatte (denn es war ſtreng verboten, die Stadt zu verlaſſen), um ihrem

*) Fünf Tage nachher wurde auch der Bruder des vorigen, David Chivas getödtet.

Mann die letzte Pflicht zu erweiſen, und kam den Abend, in ihrem Schmerz verſunken, wieder zurück.

Drei Tage vergingen, als ihr geſagt wurde, daß ihr Mann nicht beerdigt ſei und wieder unbedeckt auf ihrem Felde liege. Sie wollte es Anfangs nicht glauben, wurde aber endlich durch das Zeugniß mehrerer Perſonen dazu gezwungen, welche zu ihr kamen, um ihr die Sache mit ironiſchem Mitleid und affectirter Theilnahme zu erzählen. Sie entſchloß ſich alſo zum zweiten Mal, den Leichnam ihres Mannes zu beerdigen.

Ungeachtet ihrer Bemühungen fand ſie indeſſen Niemand, der ihr bei dieſer Arbeit helfen wollte. Manche betrachteten es als eine Gottloſigkeit und Manche fanden es zu gefährlich. Sie ergriff alſo eine Hacke und begab ſich auf die Mairie, um Erlaubniß zu erhalten, aus der Stadt gehen zu dürfen. Sie erzählte ganz offen ihr Vorhaben und erhielt die Erlaubniß, ſich auf ihr Feld zu begeben, um daſelbſt einen Baum auszugraben!!! — Dieſen Vorwand hielt man für angemeſſener, in Bezug auf die Hacke,

welche sie trug, als das Geständniß eines Mordes, für welchen es keine Strafe gab. Ich bin nicht der Einzige, der diesen sonderbaren Erlaubnißschein gesehen hat.

Claudine begab sich auf ihr Feld, grub ein Grab neben dem in Fäulniß übergegangenen Leichnam ihres Mannes, legte ihn hinein, bedeckte ihn mit Steinen und Erde, um eine zweite Ausgrabung zu verhüten. Unterdessen hatten sich mehrere Weiber an der Gränzmark des Feldes versammelt und stießen lautes Gelächter aus; bald darauf verschwanden sie.

Endlich hatte die muthige Wittwe ihre schwere Pflicht erfüllt und kehrte nach der Stadt zurück. Am Thor fand sie einen Auflauf von Menschen; man beleidigte sie; man machte ihr diese Liebe zu ihrem Manne zum Vorwurf: sie schlug die Augen nieder und ging schweigend nach ihrem Haus. Sie hoffte, sich hier nicht vor der Wuth ihrer Feinde, denn sie hatte keine Feinde, sondern vor den Angriffen der fanatischen Menschen zu verbergen, welche sie mit Beschimpfungen und spöttischem Gelächter verfolgten. Als sie in die Nähe ihres Hauses gekommen war, stößt die

Bande, welche ihr folgte, ein Freudengeschrei aus; sie richtet ihre Augen empor und sieht vor ihrer Thür ihren Hausrath in einem Haufen aufgethürmt und den Flammen übergeben. Man hatte ihre Abwesenheit benutzt, um ihre Zufluchtstätte zu verwüsten und die Kannibalen, welche sie an den Thoren der Stadt empfingen, konnten, vermöge einer raffinirten und bis jetzt in der Volksmasse unerhörten Grausamkeit sich auf dem ganzen Wege bis zum Hause der Unglücklichen hinlänglich mäßigen, um sich an dem schmerzlichen Schrecken der unglücklichen Frau zu entschädigen, der sie zu wilder Freude entzückte.

Bei diesem Anblicke schritt Claudine Bérinaigue durch die Menge lautlos, ohne Klage, mit stierem Auge und nur noch durch die Geisteszerrüttung unterstützt, welche sie forttreibt. Niemand folgte ihr. Die Bande der Verwüster zerstreute sich endlich, vergnügt über das begangene Bubenstück, ohne die benachbarten Häuser zu plündern, wie man Anfangs befürchtet hatte.

Ich hatte mich auf meinem Boden unter einem Strohhaufen versteckt und erwartete,

daß unser Haus, welches jenem gegenüber lag, angezündet würde, um mit einem großen Messer versehen, der einzigen Waffe, die ich im Hause hatte finden können, mich aufs Feld zu flüchten oder auch vielleicht in die Menge zu stürzen.

Von dem Auftritt, welchen ich so eben geschildert habe, sah ich nur den letztern Theil, nämlich die Plünderung des Hauses, und diese rührte mich in diesem Augenblicke. Aber mehrere Stunden nachher erfuhr ich den ganzen Zusammenhang und erstäunte über die verfeinerte Bosheit. Es schien mir, als ob ähnliche Verbrechen immer mehr um sich griffen, als ob ganz Nimes geplündert werden würde und als ob der Tod tausend Mal besser sei, als Zuschauer dieser Gräuelscenen zu bleiben. In der blinden Entrüstung, die mich verhinderte, zu bedenken, daß ich das Extrem aller Gräuelthaten dieser unglückseligen Zeit erlebt habe, wollte ich noch diesen Abend Nimes verlassen. Geängstigt und erdrückt durch die Vorfälle des Tages dachte meine Wirthinn nicht daran, mich zurück zu halten. Ich bemühte mich, meine Kleidung so einzurichten, daß ich

das Aussehen eines Mannes dieses Zeitpunktes erhielt, trug eine große Cocarde, nahm von der guten Frau Delon Abschied und begab mich gegen 9 Uhr ans Thor, wo man mich unbedenklich durchließ, wiewohl ich noch immer große Befürchtniß hatte.

Siebzehntes Kapitel.

1815.

Rückkehr nach Toulon. — Zusammentreffen mit einem Offizier. — Der König von Neapel. — Flucht desselben von Toulon nach Corsika.

Ich schlug sogleich durch die sandige Gegend von Bellegarde den Weg nach Arles ein. Mit Anbruch des Tages war ich in der Nähe von Jourques, umging dieses Dorf mit Vorsicht und, um den Wachtposten auf der Brücke zu vermeiden, schickte ich mich an, den kleinen Arm der Rhone ¼ Stunde unter diesem Dorfe zu durchschwimmen. Als ich eben ins Wasser springen wollte, stürzten vier mit Flinten bewaffnete Männer unter dem Anruf: „deinen

Paß!“ hinter einer Mauer hervor und schlugen auf mich an. Da ihre Hüte mit weißen Cocarden von wenigstens sechs Zoll Durchmesser geziert waren, so hielt ich sie für ehrliche Royalisten dieser Gegend, denen die Bewachung der Rhonelinie übertragen war. Und da ich nach der höflichen Art, mit welcher sie mich angerufen hatten, weder mit ihnen in Streit zu kommen, noch der Gefahr mich auszusetzen wünschte, für einen Protestanten gehalten und als solcher behandelt zu werden, weil ich keinen Paß aufzuzeigen hatte, so stürzte ich mich, ohne ihre Annäherung abzuwarten, ins Wasser. Sie hatten zwar anfangs auf mich angeschlagen, aber als wenig geübte Schützen nahmen sie ihr Gewehr wieder herab und setzten sich in schnellen Lauf, um mir näher zu kommen. Ich ließ mich vom Strome treiben, und ehe sie das Ufer erreichten und auf mich Feuer gaben, verloren sie ihre Zeit in Drohungen, so daß ich einen Vorsprung bekam und, um ihre Schüsse zu vermeiden, untertauchen konnte. Als ich wieder auf die Oberfläche kam, schossen sie abermals nach mir und ihre Kugeln schlugen

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 18615/441

nicht weit von mir ins Waſſer. Einer von ihnen hatte Schrot geladen und ich wurde von einigen Körnern am Arm getroffen. Ich bedurfte dieſer Anregung nicht, um mein Entkommen ſo viel als möglich zu beſchleunigen. Ehe ſie wieder geladen hatten, war ich ziemlich aus der Schußweite gekommen. Zwei von ihnen ſchoſſen indeſſen, wiewohl vergebens, nach mir.

Da ich gleich ganz außer Athem das linke Ufer der Rhone erreichte, ſo nahm ich mir doch kaum ſo viel Zeit, um rückwärts zu blicken, ſondern eilte mit der größten Anſtrengung nach einem kleinen Gebüſche, welches ich in der Ferne erblickte.

Nachdem ich hier angelangt war, bemerkte ich, daß ſich dieſes Buſchholz hinlänglich weit fortſetze, um mich zu verbergen und vor jedem Überfalle zu ſchützen. Ich ruhte demnach aus, um meine Kleider an der Sonne zu trocknen. Die gute Frau Delon hatte beim Abſchied meine Taſchen mit Lebensmitteln gefüllt und ich genoß zum Frühſtück etwas von Rhonewaſſer durchnäßtes Brot. Dieſe Mahlzeit,

wie einfach sie auch war, hatte bald meine Kräfte wieder hergestellt.

In einer halben Stunde hatte die brennende Sonne meine Kleider getrocknet und ich setzte mit aufmerksamen Augen und Ohren meine Wanderung fort, indem mich jeder Schatten ein neues Unglück befürchten ließ.

Ich ging am Rhonedelta hinab, indem ich den linken Arm des Flusses verfolgte, und hoffte mit dem ersten, am Ufer befestigten Fahrzeug überzusetzen. Gegen Mittag genoß ich einige Nahrung auf einem Meierhofe und setzte dann meinen Weg fort. Die Rhone wurde immer breiter; ich fand kein Boot und gab schon Befürchtnissen Raum, als ich hinter mir mir eine mit Bauholz beladene Felucke rasch den Fluß herab segeln und sich dem Ufer nähern sah, auf welchem ich meinen Weg verfolgte. Ich rief sie an und nachdem ich erfahren hatte, daß sie nach Toulon bestimmt sei, fragte ich den Patron, ob er mich an Bord nehmen wolle? Nach einigen Erklärungen sah er, daß es darauf ankomme, einem Soldaten hilfreich zu seyn und sandte mir sein Boot. Wir erreichten noch denselben Abend

das Meer, und da wir glücklicher Weise an der Küste einen Südwestwind fanden, steuerten wir unverzüglich nach Toulon. An andern Tage, den 24sten Jul. entdeckte ich mit frühem Morgen gegen Norden Bandol und die Rhede von Brusc, dann sogleich gegen Osten, dem Bugspriet der Felucke gegenüber, die Deux-Frères*), das Cap Sepet und die Anhöhe von Sirfour, welche sich in die Thäler von Ollioules verlor. Am Lande hörten wir Artilleriesalven, deren Bedeutung mir gänzlich unbekannt war**).

Bald landeten wir, und Niemand dachte daran, die Felucke zu untersuchen. Ich begab mich augenblicklich nach Sirfour, wo ich von meiner Familie auf das zärtlichste empfangen wurde. Ich fand hier eine traurige Leere und meine Anwesenheit im väterlichen Hause

*) Felsen, welche sich im Meer hinter den Sablettes bei Toulon erheben und ihren Namen der Ähnlichkeit ihrer Gestalt verdanken.

**) Man begrüßte die weiße Fahne, welche eben in Folge einer Übereinkunft zwischen dem Marschall Brune und den königlichen Behörden zu Toulon aufgepflanzt worden war.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.

3-598-50924-3
FN. 18641/467

erneuerte den Schmerz eines zwar alten, jedoch immer schmerzhaften Verlustes. Immer fand ich mit einer traurigen Genugthuung Erinnerungen an meine vortreffliche Mutter auf, deren Andenken im Herzen aller Familienglieder fort lebte.

Mein Vater war noch immer Maire des Dorfes. Am Tage meiner Ankunft erwartete ich, wie früher, den Besuch und die Glückwünsche unserer Nachbarn, aber es erschien Keiner. Ich erkundigte mich nach der Ursache und erfuhr, daß nicht nur in den Gemüthern die größte Bekümmerniß herrsche, sondern auch, daß mein Vater, den man sonst des Moderatismus beschuldigte, jetzt vor denselben Personen des Liberalismus angeklagt werde. Am folgenden Tage wurde ich gewahr, daß Alle, denen ich begegnete, vor mir die Augen niederschlugen, und daß diejenigen, welche ich anredete, darüber verlegen wurden. Ich sah ein, daß auch meine Familie durch meine Anwesenheit in Verlegenheit gerathe, und begab mich zwei Tage darauf nach Toulon, um mir eine Marschroute nach dem Depot meines Regimentes geben zu lassen; ich fand aber diese

Stadt in einer solchen Verwirrung und Unruhe, daß ich meinen Aufenthalt daselbst verlängerte, indem ich immer glaubte, daß wir am Vorabend irgend eines wichtigen Ereignisses ständen. Es wäre übrigens auch schwer gewesen, eine Marschroute zu bekommen, denn Niemand war an seinem Posten und man wußte nicht, ob man sich an die neuen oder an die alten Behörden wenden solle. Ich nahm wieder die Montirung, welche ich zu Nimes hatte verlassen müssen. In den zwei Tagen meines Aufenthaltes zu Toulon hatte ich schon einige alte Bekanntschaften wieder gefunden, die, gleich mir, aus unserm letzten Schiffbruch sich gerettet hatten. Wir theilten uns gegenseitig unsere Gedanken über die Zerrüttungen mit, von denen wir Zeuge gewesen waren. Seit wenig Tagen war die weiße Fahne auf allen öffentlichen Gebäuden, auf der Festung u. s. w. aufgepflanzt, aber viele Soldaten, die zwar die dreifarbige Cocarde abgelegt hatten, standen noch an, diejenige der bestehenden Regierung anzunehmen. Die Garnison, welche dem Kaiser ergeben, und durch die Ermordungen zu Marseille erbittert war,

sollte, wie man erzählte, dem Marschall Brune den Wunsch zu erkennen gegeben haben, sich lieber unter dem letzten Steine der Stadt begraben zu lassen, als ihren Adler aufzugeben. Der Admiral Gantheaume, obgleich geliebt und verehrt in der ganzen Provence, hatte sich in der größten Gefahr befunden, während er mehrere Franzosen an ihre Pflicht mahnte; und als der Marschall Brune darein gewilligt hatte, sich der Regierung des Königs zu unterwerfen, hielt man es für nöthig, vor Aufpflanzung der weißen Fahne, mehrere der aufgeregtesten Corps aus der Stadt zu entfernen und in die Festungswerke zu verlegen. Dahin gehörten auch die Veteranen der Isère, ein heiliges Bataillon, und zwei Grenadierbataillons aus dem Departement Var. Letzteres Corps wurde am Tage meiner Ankunft in Toulon auf dem Exercierplatz verabschiedet und entwaffnet. Ich kannte mehrere Soldaten derselben. Ihre Unzufriedenheit hatte den höchsten Gipfel erreicht und sie beobachteten in ihren Reden wenig Mäßigung. Toulon ist indessen ohne traurige Auftritte geblieben; zwar wurde ein Officier des 16ten Li-

nienregiments am hellen Tage auf dem Markt ermordet; aber darf wohl dieser Fall mit den blutigen Scenen von Marseille, Nimes, Montpellier und so vieler anderer Städte des südlichen Frankreichs verglichen werden?

Ich war am Hafen, am Tage meiner Ankunft, einem gewissen Herrn Don.... begegnet, der erst in der Marine, dann in der Landarmee gedient hatte, nach der Schlacht von Wagram, wo ich ihn kennen lernte, wieder in den Seedienst übergegangen und jetzt Schiffsfähndrich war. Er hatte mir seine Freude bezeigt, mich nach so langer Trennung und so vielen Gefahren endlich einmal wieder zu finden.

Während meiner Anwesenheit zu Toulon hatte ich ihn mehrmals gesprochen und in der letztern Zeit fand ich ihn immer sehr tiefsinnig; ungeachtet meiner herzlichen Theilnahme, wagte ich jedoch nicht, ihn um die Ursache seines Kummers zu fragen.

Eines Abends, ich glaube, es war der 2te Auguſt, ging ich, wie gewöhnlich, in einer Allee des so genannten Champ-de-Bataille, dem öffentlichen Platze zu Toulon, spazieren. Ich war in Gedanken vertieft, denn an Stoff

zum Nachdenken fehlte es mir nicht, als der genannte Offizier zu mir trat. „Guillemard," redete er mich an, „man kennt Sie als einen zuverlässigen Mann; wollen Sie an einer Handlung mit Theil nehmen, wo es auf Muth und großmüthige Aufopferung ankommt: so folgen Sie mir." — Mein Offizier, entgegnete ich, ich bin zwar bereit, Ihnen überall hin zu folgen. Ich habe Sie bei Wagram und anderwärts kennen gelernt, aber wie jetzt die Dinge stehen, folge ich Ihnen nur auf Ihren ausdrücklichen Befehl, in der Überzeugung, daß Sie die Folgen dieser Handlung auf sich nehmen. — „Wohlan, sagte er, so befehle ich Ihnen, mir zu folgen."

Wir begaben uns darauf nach dem italienischen Thor und verließen die Stadt, stiegen darauf über die Anhöhe von la Malgue und kamen an eine Stelle des Strandes, wo wir ein Boot fanden. Hr. Don.... stieg ein, untersuchte es einen Augenblick, verließ es darauf wieder, machte einige Gänge am Strand und sah sich von Zeit zu Zeit nach der Gegend um, aus welcher wir gekommen waren. Ungefähr nach einer halben Stunde, und nach-

dem die Nacht völlig eingebrochen war, vernahmen wir die Tritte einiger Personen, die auf uns zu kamen. Der Offizier horchte sehr aufmerksam, stieg auf einen Felsen und rief endlich: „sind Sie es, Ang....?“ — Ja, erwiederte ein Offizier, den ich noch nie gesehen hatte und welcher ganz außer Athem ankam; er wird sogleich kommen, fuhr er fort. „Ist dieß Ihr Unteroffizier?“ fragte er. — „Ja, antwortete Hr. Don... und Sie können sich auf ihn verlassen. Wir wollen nun Alles bereit halten.“ Er gab mir ein Zeichen, in das Boot zu steigen und folgte mir sodann, während Hr. Ang.... am Strande auf und abging und sich nach allen Seiten umzusehen schien. Wir hißten das Segel, machten die Anker zurecht und thaten in einen Kasten einige Vorräthe, die jene Männer ohne Zweifel zuvor herbei geschafft hatten.

Nach einiger Zeit, während welcher wir im tiefsten Schweigen verharrt hatten, sagte Hr. Ang....: „seid Ihr bereit? hier kommt er.“ Wir stiegen auf eine Ruderbank und sahen nach der Gegend, nach welcher sich Herr Ang.... gerichtet hatte. Wir vernahmen die

kürzest nicht den Augenblick der Trennung. Ich soll deine Hand fassen, dir noch einmal in die Augen sehn, deine Schöne, deinen Werth recht lebhaft fühlen, und dann mich entschlossen losreißen und sagen: Fahre hin!

Ferdinand. Und ich soll daneben stehn, zusehn, dich nicht halten, nicht hindern können! O welche Stimme reichte zur Klage? Welches Herz flösse nicht aus seinen Banden vor diesem Jammer.

Egmont. Fasse dich!

Ferdinand. Du kannst dich fassen, du kannst entsagen, den schweren Schritt an der Hand der Nothwendigkeit heldenmäßig gehn. Was kann ich? Was soll ich? Du überwindest dich selbst und uns; du überstehst; ich überlebe dich und mich selbst. Bey der Freude des Mahls hab' ich mein Licht, im Getümmel der Schlacht meine Fahne verloren. Schal, verworren, trüb' scheint mir die Zukunft.

Egmont. Junger Freund, den ich durch ein sonderbares Schicksal zugleich gewinne und

Tritte einiger Menschen. Bald entfernte sich Hr. Ang.... eiligst und bückte sich, als ob er sich verbergen wolle. Wir ahmten diese Bewegung nach und bemerkten bald mehrere Menschen am Ufer, welche sich gegen den dikken Thurm hin wendeten. Es waren ohne Zweifel Fischer, welche, ohne uns zu bemerken, vorüber gegangen waren. Hr. Ang.... kam zurück und wir erwarteten nun, indem wir am Strande auf- und abgingen, stillschweigend den Anbruch des Tages.

An den häufigen und hastigen Bewegungen der Offiziere konnte ich leicht merken, daß sie jemanden mit Ungeduld erwarteten. Ich meines Theils war schon seit einiger Zeit Zeuge so vieler auffallender und merkwürdiger Vorfälle gewesen; es hatten auf mich bereits so mächtige Erschütterungen eingewirkt, daß mich jetzt nichts mehr aus meiner Fassung zu bringen vermochte und daß ich gegen Alles, was mich umgab, fast gleichgiltig geworden war. Ich vermuthete, daß es sich hier darum handele, irgend einen Seeoffizier, der durch die herrschende Meinung geächtet worden war, der drohenden Gefangenschaft zu

entziehen, und ihn vielleicht an Bord irgend eines Kauffahrteischiffes zu bringen.

Als wir den Kanonenschuß vernahmen, welcher die Öffnung der Stadtthore verkündigte, sprach einer der Offiziere zum andern: „Es muß etwas Außerordentliches vorgefallen seyn. Wir wollen die Segelstange niederlassen; gehen Sie, um zu sehen, was die Ursache dieser Verzögerung seyn möge und ich will mit dem Sergenten nach Toulon zurück kehren. Sie wissen, wo ich zu finden bin. Kommt kein anderer Befehl, so finden Sie sich diesen Abend zur nämlichen Stunde hier wieder ein."

Auf dem Rückwege nach Toulon sagte mir mein Gefährte: „Lieber Guillemard, ich bin Ihnen einige Erklärungen schuldig. Wir haben die Absicht, einen hohen Offizier zu retten, der mehr Feldzüge gemacht hat, als wir beide zusammen genommen. Er wird verfolgt und wir wollen ihn an Bord eines Schiffes bringen, welches ihn erwartet. So bald wir dieß vollführt haben, kehren wir wieder ans Land zurück. Wir haben geglaubt, auf Ihre Discretion und Ergebenheit rechnen zu kön-

nen, sobald es darauf ankommt, einem tapfern Mann das Leben zu retten." — In diesem Falle haben Sie sich auch nicht getäuscht, mein Offizier, entgegnete ich ihm. — „Wohlan, fuhr er fort, so treffen wir uns diesen Abend um 8 Uhr in dem Wirthshaus zu den drei Orangen hinter dem Marsfeld. Ich will voraus eilen, damit wir einzeln nach Toulon zurück kehren." Wir trennten uns nun und ich machte einen langen Umweg nach dem französischen Thor.

Ich dachte über das nach, was ich so eben erfahren hatte und unter den Namen der Männer, die in diesem Lande geächtet waren, verweilte ich unwillkürlich bei dem des Marschall Brune, den seine heftige Opposition gegen die neue Regierung großen Gefahren auszusetzen schien. Zwar verbreitete sich das Gerücht seines Todes schon seit mehreren Tagen, aber die Art, wie man sich dieses Ereigniß erzählte, mußte jedem Vernünftigen Zweifel einflößen. Ich konnte mir in der That nicht denken, daß friedliche Bürger, die von diesem Krieger nichts als seinen Ruhm kannten, ihn mit kaltem Blute hätten ermorden können.

Ich glaubte, daß man dieses Gerücht absichtlich verbreitet habe, um seine Flucht zu begünstigen und daß er sich noch in der Umgegend versteckt halte.

Wenn es dessen Rettung gilt, sagte ich zu mir, dann können sie sicher auf mich rechnen. Ich kümmere mich nicht um seine Meinungen, kann aber nicht vergessen, daß ich unter ihm gedient habe und er gegenwärtig unglücklich ist. So weit war ich ungefähr in meinen Betrachtungen gekommen, als ich 50 Mann bemerkte, welche zum größten Theil mit einzelnen Stücken der Montirung eines Nationalgardisten bekleidet waren und von La Valette her auf mich zu kamen. Vier oder fünf unter ihnen trugen Offiziers-Uniform. Alle waren mit Staub bedeckt und ihre Gesichtszüge waren geeignet, Schrecken einzuflößen. Sie marschirten in schlechter Ordnung und bildeten mehr eine unordentliche Truppe als ein Peloton. Als sie mich erreicht hatten, klopfte mich ihr Anführer M..., Sohn des Generalmajors dieses Namens, auf die Schulter und fragte mich barsch: „Wo kommst Du so früh her?“ Ich war nicht auf diese Frage

vorbereitet, aber beleidigt durch den Ton, mit welchem sie gethan wurde, antwortete ich: „Es ist für mich so früh, als für Sie; wo kommen Sie selbst her?" — Ich brauche Dir nicht Rechenschaft abzulegen. — „Ich eben so wenig Ihnen, wie ich hoffen will." — Ein plötzliches Geschrei erhob sich unter der Bande, welche ihm folgte. Die, welche die Offiziers-Uniform trugen, umgaben mich und fragten, ob ich nicht sähe, daß ich Offiziere vor mir hätte? — „Beim Teufel, wie soll ich Euch kennen! habe ich Euch doch nie in der Armee gesehen." — Wir sind aber Offiziere. — „Desto besser für Euch." — Das Geschrei wiederholte sich und man schien mit mir nichts Gutes vor zu haben. Glücklicher Weise fühlte jetzt der Zufall einige Soldaten herbei, die eiligst herbei liefen, als sie einen der Ihrigen von dieser Bande umgeben sahen. Als die Tapfern dieses gewahr wurden, verloren sie sich nach und nach mit den Worten: „weiter! weiter! das ist ein braver Mann." Wir verfolgten nun beiderseits unsern Weg nach der Stadt. Sind dieses etwa, sagte ich zu mir, die Männer, welche unsere braven Offi-

ziere, die vielleicht nicht adelig genug erfunden werden, ersetzen sollen? Unmöglich! dann würde man nicht diesen Bäcker, der kaum lesen kann, diesen elenden Conditor, diesen unadligen Schlosser u. s. w. genommen haben, die sämmtlich Epaulets trugen. Nein, das sind nicht die Adligen, denen die Offizierstellen aufbewahrt werden; dieß sind vielmehr Leute, welche das Aussehen der Spitzbuben haben. An der Spitze unserer Corps kann ich mir nur Herrn von altem Adel, von glänzender Erziehung denken; aber diese Leute, welche einen Augenblick in einer politischen Krisis aus dem Koth hervor gezogen werden, eignen sich nicht zu Befehlshabern.

Ich kehrte nach Toulon zurück und wußte nicht, warum mir der Tag so lang wurde. Des Abends um 8 Uhr fand ich mich im Wirthshause zu den drei Orangen ein. Hr. Don.... kam einen Augenblick nach mir. Er war traurig. Nachdem wir zusammen eine Flasche Bier getrunken hatten, gingen wir nach der Stelle, wo wir das Boot zurück gelassen hatten und fanden es noch in demselben Zustande. Wir warteten mehrere Stun-

den. Die Nacht war dunkel und wir gingen schweigend am Strande auf und ab und hörten auf das geringste Geräusch.

Endlich gegen 11½ Uhr hörten wir Tritte und entdeckten sodann vier Männer, welche sich uns mit Vorsicht näherten. Hr. Don.... gab ein Signal, auf welches sie antworteten und sogleich auf uns zu kamen. Ist Alles bereit? fragte Hr. Ang...., den ich jetzt erkannte. Jä, antworteten wir. Wohlan, mein Prinz, so besteigen Sie das Boot, sprach er zu einem Manne, welcher neben ihm ging und in einen großen Mantel eingehüllt war. „Aber wer sind diese Männer? sagte er mit bewegter Stimme, indem er auf uns zeigte. — Freunde, — kennen Sie aber auch die Küste gut? — Machen Sie sich darüber keine Sorgen! wagen wir etwa weniger als Sie? — Nun, wohlan, es sei.“ Er wendete sich hierauf nach einem kleinen magern Mann, dem er die Hand gab und sagte: „Leben Sie wohl, edler Mar...., möge mir das Schicksal günstig oder ungünstig seyn: so werde ich Ihr Benehmen gegen mich nie vergessen.“ Hierauf umarmte er ihn. „Prinz,“ erwie-

derte jener gerührt, ich habe nur meine Pflicht gethan und hätte gewünscht, im Stande zu seyn, eben so viel für jedes Glied Ihrer Familie, für alle Unglücklichen zu thun."

Als er diese Worte sprach und sich darauf zurück zog, setzte derjenige, an welchen sie gerichtet waren, einen Fuß in das Boot. Es war ein Mann von hohem Wuchs und imposantem Äußern. Er schien noch einen Augenblick zu zögern, als ihn Hr. Ang.. . lebhaft beim Arm ergriff und sagte: „lassen Sie uns reisen, Alles ist abgemacht." Hierauf traten Beide ins Boot. Unverzüglich suchten wir das Weite zu gewinnen, steuerten aber mit Vorsicht, um weder vom Wachtschiff angerufen zu werden oder andern Schiffen zu begegnen, welche die Runde machten. Mit Anbruch des Tages waren wir schon über das Vorgebirge Sepet hinaus. Unser Reisegefährte saß im Hintertheile des Bootes, hatte an den Manöuvres keinen Antheil genommen und nicht ein einziges Wort gesprochen. So viel Geheimnißvolles hatte mir endlich den Wunsch eingeflößt, ihn kennen zu lernen und ich sah mit Vergnügen dem Anbruche des Ta-

ges entgegen; aber sein Mantel, welcher über die Schulter geschlagen war, verdeckte ihm das ganze Gesicht und ließ nichts als die Troddeln und einen Theil seiner Sammetmütze erkennen.

So steuerten wir fort bis zum Aufgang der Sonne. Mit einem Mal richtete er sich empor und schlug seinen Mantel zurück, um ringsum den Horizont zu betrachten. Das Ruder entsank meinen Händen; fast unwillkürlich erhob ich mich und, von Erstaunen, wie von Ehrfurcht ergriffen, führte ich die Hand an die Stirn, um ihn militärisch zu begrüßen. Es war der König von Neapel. Ohne mein Erstaunen zu bemerken, sagte er mit zufriedener Miene: „Bis hierher wären wir glücklich entkommen; aber mit diesem Boot wollen wir doch nicht die Überfahrt nach Corsika machen?" — Nein, Sir, erwiederte einer der Offiziere, wir wollen laviren, ohne uns zu weit von der Rhede zu entfernen. In einigen Stunden kommt die Post-Schebecke, welche zwischen Toulon und Corsika fährt. Wir haben die Absicht, Ew. Majestät an Bord dieses Schiffes zu bringen und der Capitän

wird Sie gern in den Hafen bringen, den Sie ihm bezeichnen werden. Dieß schien uns das Zweckmäßigste im vorliegenden Falle zu seyn, jedoch sind wir bereit, Ew. Majestät Befehlen Folge zu leisten und im Fall der Noth das Leben zu lassen. Aber der Capitán wird Folge leisten. — Ich verlange von ihm nichts, sagte der König, als daß er seinen Weg verfolgt; auf Corsika werde ich immer Mittel finden, mich nach Triest oder anders wohin zu begeben.

Wir wendeten alle Sorgfalt an, um nicht den Eingang der Rhede aus den Augen zu verlieren. Das Postschiff kam nicht an, und dennoch war die Zeit seines Abganges bereits vorüber. Wir beschlossen noch länger zu warten, aber um die Aufmerksamkeit der Douaniers von uns abzuwenden, thaten wir, als ob wir fischten, und des Abends beschlossen wir endlich voll lebhafter Befürchtniß, das hohe Meer zu erreichen, damit wir nicht, wenn wir Verdacht erregt hätten, unvermuthet aufgehoben würden.

Den größten Theil des Tages über blieben der König und einer der Offiziere, um

verliere, der für mich die Todesſchmerzen empfindet, für mich leidet, ſich mich in dieſen Augenblicken an: du verlierſt mich nicht. War dir mein Leben ein Spiegel, in welchem du dich gerne betrachteteſt; ſo ſey es auch mein Tod. Die Menſchen ſind nicht nur zuſammen, wenn ſie beyſammen ſind; auch der Entfernte, der Abgeſchiedne lebt uns. Ich lebe dir, und habe mir genug gelebt. Eines jeden Tages hab' ich mich gefreut; an jedem Tage mit raſcher Wirkung meine Pflicht gethan, wie mein Gewiſſen mir ſie zeigte. Nun endigt ſich das Leben wie es ſich früher, früher, ſchon auf dem Sande von Gravelingen hätte endigen können. Ich höre auf zu leben; aber ich habe gelebt. So leb' auch du, mein Freund, gern und mit Luſt, und ſcheue den Tod nicht.

Ferdinand. Du hätteſt dich für uns erhalten können, erhalten ſollen. Du haſt dich ſelber getödtet. Oft hört' ich, wenn kluge Männer über dich ſprachen; feindſelige, wohlwollende, ſie ſtritten lang' über deinen Werth;

die Zahl der Mannschaft des Bootes nicht entdecken zu lassen, auf der Bank liegen. Gegen Morgen hatten wir gefrühstückt und der König, ich weiß nicht, aus welchem Grund, sich gescheut, wie es mir schien, daran Theil zu nehmen. Unsere Offiziere hätten aus Rücksicht für seinen Rang gern erst nach ihm sich zugelangt, aber sie konnten ihn nicht bewegen, etwas zu genießen. Erst gegen Abend nahm er einige Nahrung zu sich und verlangte, daß wir als gute Reisegefährten mit ihm zugleich essen sollten. Dieß war das erste Mal und wahrscheinlich auch das letzte Mal, daß ich, wenn auch nicht an der Tafel eines Königs, doch in seiner Gesellschaft gespeist habe. Wir hatten auch wirklich Stärkung nöthig, denn wir waren sehr weit vom Lande, und da sich der Wind geändert hatte und äußerst frisch blies, so stand uns eine sehr schlimme Nacht bevor. Wir verkleinerten unser Segel und trafen gegen den herannahenden Sturm alle nur möglichen Vorkehrungen.

Achtzehntes Kapitel.

1815.

Kritiſche Lage Murat's und ſeiner Fluchtgenoſſen. — Seine Leiden und ſeine Gefahren in der Gegend von Toulon. — Zuſammentreffen mit einer Tartane, welche das Boot in den Grund ſegeln will. — Der König von Neapel ernennt Guillemard zum Capitän. — Das Poſtſchiff kommt an.

Wir verzweifelten ſchon, das Poſtſchiff zu treffen, ſteuerten aber, ſo viel wie möglich, immer ſo, daß wir uns auf ſeiner Straße befanden. Wir waren ermüdet und entkräftet, der König dagegen ſchien, je mehr er ſich von den Küſten Frankreichs entfernte, ſeine ganze Energie wieder zu erlangen. Ohne Zweifel, um uns zu ermuntern, knüpfte er mehrmals den abgeriſſenen Faden der Unter-

haltung wieder an. „Sie haben mir noch nicht erzählt, sagte er zu Don...., wodurch Bon.... abgehalten worden ist, uns zu begleiten." — Sie wissen, Sir, daß er seit der Einschiffung Ihres Gefolges verdächtig geworden ist. Wir haben mit einander verabredet, daß, im Augenblick Ihrer Abreise, er ins Gebirge sich begeben soll, gleichsam als habe er die Absicht, Ihnen einen Landweg zu bahnen, um auf diese Weise die zu große Wachsamkeit Ihrer Feinde abzuwenden. Der Verdacht muß nothwendig auf ihn sich richten, und indem er sich entfernt, begünstigt er unsere Abreise. — „Ich wünsche mir Glück zu dem, was er unternommen hat. Er würde sonst auch einer von denen gewesen seyn, die das Leben für mich gelassen hätten. Ich danke Ihnen, meine Herren, sagte er sodann, indem er sich an uns wendete, für Ihre Beharrlichkeit, mein Schicksal mit mir zu theilen. Ich hoffe, daß Sie in einigen Stunden nach Toulon werden zurück kehren können. Welches Lpos mir auch zu Theil werden möge, so werde ich diesen wichtigen Dienst dennoch nie vergessen."

Die Unterhaltung dauerte in dieſem Tone fort, und während wir der lebhafteſten Befürchtniß Raum geben, erzählte uns der König mit lächelnder Miene die Gefahren, welche ihn ſeit einem Monat täglich bedroht hatten.

Anfangs wohnte er zu Plaiſance, einem ſchönen Landgute bei Toulon, hatte es aber nach den Auftritten zu Marſeille eiligſt verlaſſen müſſen. Er rettete ſich hierauf nach einem andern, noch weit verſteckter und 1½ Stunde von der Stadt entfernt liegenden Landgute. Gleich nach ſeiner Ankunft hatte er ſich ſchriftlich an die neuen Behörden gewendet, um ihnen zu erklären, daß er an den innern Unruhen keinen Theil nehme und deßhalb bäte, daß man ſeinen Zufluchtsort und die Gaſtfreundſchaft reſpectire, um welche Frankreich zu bitten, er gekommen ſei. Zu derſelben Zeit hatte er mehrere Perſonen nach einander nach Paris geſchickt, um in ſeinem Namen mit den fremden Mächten zu unterhandeln. In der ſichern Ueberzeugung, daß das Königreich Neapel auf immer für ihn verloren ſei, begnügte er ſich, England aber Öſt-

reich um einen Zufluchtsort anzusprechen, wo er als bloßer Privatmann leben könne. Während er die Antwort der Alliirten erwartete, vervielfachten sich um ihn herum die Gefahren. Bewaffnete Banden hatten Befehl, ihn zu suchen, und er versicherte, daß man sogar auf seinen Kopf einen Preis gesetzt habe.

Jetzt dachte er darauf, die Provence zu verlassen, wo er sich nicht schmeicheln durfte, noch lange Zeit den Mördern zu entgehen, welche den Charakter und den Rang des Marschalls Brune nicht einmal respectirt hatten. Er machte einen Versuch, sich durch die Gebirge nach Lyon zu begeben, wo er in größerer Ruhe die Entscheidung der Mächte hätte abwarten können; aber als auf den Vorschlag des Generals Rossetti, seines Flügeladjutanten, Hr. Blan...., einer von uns vieren, Alles zur Reise vorgerichtet hatte, erfuhr er, daß der Herzog von Rocca-Romana seine Überfahrt auf einem Schiffe nach Havre bedungen habe. Er entschloß sich also, diesen Weg vorzugsweise vor jedem andern einzuschlagen. Es wurde ausgemacht, daß, um alle Nachforschungen und jeden Überfall zu

vermeiden, der König ſich nicht zu Toulon einſchiffen, ſondern am Tage der Abfahrt des Schiffes ein Boot beſteigen und erſt im Meer an Bord des Schiffes gehen ſolle.

Zur beſtimmten Zeit befand ſich der König am Strand; aber durch ein unbegreifliches Verſehen hatte ſich das beſtimmte Fahrzeug nicht hierher begeben. Der König mußte ſich alſo mit dem Fregatten-Capitän Murat, ſeinem Neffen, in ein kleines Boot werfen, welches von zwei Menſchen gerudert wurde. Das Schiff war weit von der Küſte, und kaum hatte der König dieſelbe verlaſſen, als ein Seewind ihn wieder zurück führte. Er kam wieder ans Land, durchnäßt von dem Meerwaſſer und dem Regen. Der König brachte den übrigen Theil der Nacht am Strande zu. Mit Anbruch des Tages ſah er, daß das Schiff das hohe Meer zu gewinnen ſuchte, und verlor alle Hoffnung, es einzuholen.

Er war nun genöthigt, ſich in die Berge zu werfen, um ſich den Nachforſchungen zu entziehen, denn er vermuthete, daß der Abgang des Schiffes ohne ihn durch den bei der Polizei entſtandenen Verdacht, in Bezug auf

seine Plane, verursacht worden sei. Wirklich erfuhr er auch später, daß das Schiff so lange beobachtet worden sei, bis es außer Gesicht gekommen wäre.

Joachim Napoleon war genöthigt, seine Kleider an der Sonne zu trocknen und ein Stück grobes Brot auf einem entfernten Meierhofe zu verzehren, während sein Kammerdiener Leblanc unter einem leichten Vorwand ihn verlassen hatte und mit der Kasse verschwunden war. So vergingen zwei Tage. Der König war ohne Obdach und fast ohne Nahrung, als er endlich, von der Noth getrieben, sich entschloß, in eine kleine Wohnung zu gehen, in der Hoffnung, hier nicht erkannt zu werden. Er fand in dem Hause eine alte Frau, bei welcher er sich für einen Soldaten der Besatzung ausgab. Während sie die verlangten Speisen zubereitete, trat der Herr des Landgutes herein. Die Gestalt des Königs von Neapel war zu auffallend, als daß jemand, mit den Vorfällen des Tages bekannt und mit dem Andenken unseres militärischen Ruhmes erfüllt, ihn nicht auf der Stelle erkannt hätte. Kaum hatte Herr

Mar...., der Eigenthümer des Landgutes, Joachim erblickt, als er ihn ehrerbietig grüßte und ihm die Versicherung gab, daß er Alles anwenden wolle, um den Zufluchtsort, den er ihm anbiete, vor den Nachforschungen seiner Feinde sicher zu stellen.

Hier war es, wo der König noch einige Tage die Antwort der Mächte auf die an sie gerichtete Bitte erwartete. Ungeachtet seiner vielfachen Depeschen erhielt er indessen keine Antwort. Voll Verzweiflung, daß man ihn in dem Augenblick vergesse, wo sein Leben jeden Tag bedroht werde, entschloß er sich endlich, den Verschlag einiger unternehmender, ihm ergebener junger Leute anzunehmen. Sie wollten ihn nämlich an Bord der zwischen Toulon und Korsika fahrenden Postschebecke bringen und zu derselben erst auf dem hohen Meere stoßen. Durch die Gärtnerinn des Schlosses von Plaisance, zu welcher er sich eine Nacht geflüchtet hatte, war er von Neuem mit Hrn. Blan.... in Communikation gebracht worden.

Die Hrn. Don.... und Ang,... wurden ihm nach einander vorgestellt. Letztere

waren es auch, welche jenen Vorschlag gethan und sich anheischig gemacht hatten, ihn auszuführen. Ein Boot wurde gekauft und Alles zur Abreise zubereitet. Ehe der König Frankreich verließ, schrieb er noch an Fouché einen Brief, in welchem er sein Unglück und seine Gefahren schilderte, ihm auch meldete, daß er auf Korsika die Entscheidung der Mächte erwarten wolle.

Um diese Flucht zu verdecken, mußte sich, wie bereits bemerkt worden ist, Hr. Bon.... nach den Bergen wenden. Wenige Stunden vor der Abfahrt sahen die Offiziere, welche die Rettung des Königs übernommen hatten, die Nothwendigkeit ein, sich mit einem vierten Gefährten zu verbinden, der Hrn. Bon.... ersetzen könne, wenn derselbe etwa vor der Abfahrt noch nicht zurück sei. Während Einer von ihnen den König benachrichtigte, daß Alles bereit sei, begab sich ein Anderer nach Toulon, wo ich unter den ihm begegnenden Soldaten der erste war, dem er sich anvertrauen zu können glaubte. Der Leser hat schon erfahren, auf welche Weise er mir seinen Plan mittheilte.

Aber während wir am Strande warteten, und Murat im Begriff war, seinen Zufluchtsort zu verlassen, um zu uns zu stoßen, verhinderte ihn ein unvorhergesehenes Ereigniß daran. Die alte Magd wurde in der Dunkelheit und in weniger Entfernung ein Licht gewahr, welches dem Landgute immer näher kam. Sie vermuthete, daß man den König suche, und benachrichtigte ihn augenblicklich davon. Er hatte in der That kaum noch so viel Zeit, sich in einen mit Büschen bedeckten Graben zu werfen und seinen Dolch nebst zwei Paar Pistolen mit zu nehmen. Das Haus wurde bald von einer Bande aus 60 Köpfen besetzt und nach allen Richtungen durchwühlt. Sie suchten sodann im Garten und gingen mehrmals dicht an dem Gesträuche vorüber, unter welchem der König versteckt war, aber die Laterne, welche ihre Ankunft verrathen hatte, und welche sie so lächerlicher Weise bei einer Expedition dieser Art mit sich herum trugen, verdoppelte die Dunkelheit ringsum und entzog ihnen gerade den Gegenstand ihrer Nachforschungen. Nur Einmal glaubten sie ihn gefunden zu haben. Es ließ sich ein

doch endlich vereinigten sie sich, keiner wagt' es zu läugnen, jeder gestand: ja, er wandelt einen gefahrlichen Weg. Wie oft wünscht' ich, dich warnen zu können! Hattest du denn keine Freunde?

Egmont. Ich war gewarnt.

Ferdinand. Und wie ich Punctweise alle diese Beschuldigungen wieder in der Anklage fand, und deine Antworten! Gut genug, dich zu entschuldigen; nicht triftig genug, dich von der Schuld zu befreyen —

Egmont. Dieß sey bey Seite gelegt. Es glaubt der Mensch sein Leben zu leiten, sich selbst zu führen; und sein Innerstes wird unwiderstehlich nach seinem Schicksale gezogen. Laß uns darüber nicht sinnen; dieser Gedanken entschlag' ich mich leicht — schwerer der Sorge für dieses Land; doch auch dafür wird gesorgt seyn. Kann mein Blut für viele fließen, meinem Volk Friede bringen, so fließt es willig. Leider wird's nicht so werden. Doch es ziemt dem Menschen, nicht mehr zu grübeln, wo er

Geschrei vernehmen und Alle prallten erschrokken einige Schritte und in verschiedenen Richtungen zurück. Sie beruhigten sich jedoch, als sie sich überzeugt hatten, daß ein Hund bloß gebellt habe, der sie, ohne Zweifel, für Räuber hielt. Der König hatte in diesem Augenblicke große Lust, hervor zu brechen und sich auf sie hin zu werfen. Hätte er dieß gethan: so würde es ihm leicht gewesen seyn, diejenigen, welche ihn verfolgten, in die Flucht zu jagen, denn sie würden nicht geglaubt haben, daß es ein Einziger wage, einen Angriff auf 60 zu machen; aber die Furcht, den Eigenthümer des Landgutes, der ihm eine Zuflucht gegeben hatte, in Gefahr zu bringen, hielt ihn davon ab, und bald räumte die Bande, mit Verwünschungen gegen den König, das Landgut. Da zu befürchten stand, daß sie in der Nachbarschaft ihre Untersuchungen fortsetzten, (was auch wirklich der Fall war, denn als ich am Morgen nach der Stadt zurück kehrte, begegnete ich ihnen): so beschloß der König, seine Abfahrt auf den morgenden Tag zu verschieben.

Man kann sich leicht vorstellen, wie groß

die Unruhe des Prinzen diese ganze Nacht über seyn mochte, da er befürchtete, noch einmal die Gelegenheit zu verlieren, aus der Provence zu entkommen. Da er indessen am folgenden Morgen Einen unserer Offiziere kommen sah, lebte die Hoffnung in ihm wieder auf, und ohne des Abends Hrn. Bon.... zu erwarten, der von einem Augenblicke zum andern ankommen konnte, verließ er diesen letzten Zufluchtsort, begleitet von Hrn. Mar..., der ihn nicht verlassen wollte, bevor er ihn in Sicherheit wußte.

Ich habe ganz kürzlich erzählt, welches der Gegenstand der Unterhaltung einen großen Theil der Nacht hindurch war, und habe eine Menge Einzelnheiten übergangen, die im Munde des Königs voll Farbe und Gehalt waren, von mir aber nur unvollkommen wieder gegeben werden könnten. In seiner Erzählung lag eine gewisse Ironie und Sorglosigkeit, die mit den Gefahren, denen er ausgesetzt gewesen war, einen wunderbaren Contrast bildeten. Endlich nahm er jedoch einen feierlichen und selbst schwermüthigen Ton an und endigte mit den Worten: „Warum verfolgen sie mich mit so

vielem Haß? Als Flüchtling sprach ich bloß die Rechte der Gastfreundschaft an und den politischen Ereignissen des Landes fremd, habe ich mich sogar geweigert, in der letztern Krisis eine Rolle zu übernehmen. Was habe ich aber den Franzosen Übels gethan, daß sie mich so verwünschen, mich, der ich noch immer mein Leben für Frankreich lassen würde?*)

Alles dieses wurde unter häufigen Unterbrechungen gesprochen, welche durch die Lenkung unseres Bootes herbei geführt wurden. Die Führung des letztern wurde immer schwieriger. Wir waren oft genöthigt, die Schote des Segels nachzulassen, um nicht umzuschlagen

---

*) Diese Worte Murat's, wie sie Guillemard erzählt, sind ungefähr dieselben, welche Macirone in der interessanten Schrift niedergelegt hat, welche er später über die Katastrophe des Exkönigs von Neapel herausgegeben hat. Wenn Murat damals so sprechen konnte, hatte er ohne Zweifel seinen Angriff im Jahr 1814 vergessen, oder schmeichelte sich wenigstens, daß er zu dieser Zeit eher Ansprüche auf Wohlwollen als auf Verfolgung begründe.

(Anmerk. d. Herausgeb.)

und jedes Mal bekamen wir vieles Waſſer ins Boot. Ohne dieſe Widerwärtigkeiten hätte ich wahrſcheinlich aus der Unterhaltung des Königs noch ganz andere Dinge vernehmen können; aber bald war es uns unmöglich, an etwas Anderes, als unſere Rettung zu denken. Eine Woge ſchlug über Bord und löſchte die Laterne aus, welche unſern Compaß (Buſſole) beleuchtete. Wir konnten ſie nicht wieder anzünden, denn Keiner von uns hatte ein Feuerzeug. Dieſe Nachläſſigkeit, welche unter andern Umſtänden ganz unverzeihlich geweſen ſeyn würde, iſt ganz natürlich bei der Eile, mit welcher unſere Abreiſe betrieben wurde. In einem Augenblicke hatten wir die Richtung verloren und wußten nicht mehr, wohin wir ſteuerten. Nur am Gange der Wogen, die gegen das Land hin liefen, bemerkten wir, daß wir offenbar zurück getrieben wurden. Wir waren unabläſſig beſchäftigt, mit unſern Hüten das Waſſer auszuſchöpfen. Auch dieſes ſchwache Hilfsmittel ging uns bald verloren, als mit Anbruch des Tages der Wind auf einmal nachließ.

Wenige Augenblicke nachher wurde der König zuerst von Westen her eine Tartane gewahr, welche mit uns einerlei Weg zu haben schien. Wir strengten Alles an, um uns derselben zu nähern, kamen auch endlich so weit, daß wir sie anrufen konnten. Das Schiff führte den Namen Santa Maria di Pietà, und der Capitán hieß Stefano Benvenuto de San Remo. Auf Befehl des Königs thaten wir dem Capitán ein bedeutendes Gebot, wenn er uns nach Córsika bringen wolle, denn jetzt war es uns unmöglich, so bald nach Toulon zurück zu kehren, als ich geglaubt hatte. Die gebotene Summe mußte offenbar das Mißtrauen des Capitáns erregt haben, und man muß gestehen, daß der Anblick von 5 bewaffneten Männern in einem Fahrzeuge, wie das unsrige und auf hoher See eben nicht geeignet war, Zutrauen einzuflößen. Er mußte uns für Seeräuber halten, denn er schlug uns nicht allein unsere Bitte ab, sondern manövrirte auch, als wir es am wenigsten erwarteten, um uns in den Grund zu segeln. Nur durch die Geschicklichkeit und Schnelligkeit, mit welcher wir unser Fahrzeug wendeten, entgin-

gen wir dieſer Gefahr. In der erſten Bewegung des Unwillens äußerte der König den Wunſch, die Tartane anzugreifen und wegzunehmen. Dieſelbe Geſinnung beſeelte uns Alle, und ich für meinen Theil hätte ſchon den Säbel führen wollen. Aber der Prinz bedachte ohne Zweifel, daß es ſich für ihn nicht ſchicke, einen ſolchen Angriff zu machen, auf wen es auch ſei, und trat zuerſt von ſeinem Vorhaben zurück. Wir ließen deßhalb die Tartane ruhig ihren Weg verfolgen. Unſer Boot war ſtark beſchädigt worden, aber glücklicher Weiſe wurde das Meer immer ruhiger, ſo daß wir darauf rechnen durften, wenn ſich der Wind nicht wieder erheben ſollte, noch einige Stunden auf die Ankunft des Poſtſchiffes oder irgend eines andern günſtigen Umſtandes zu warten, der uns aus einer Lage befreien konnte, welche immer kritiſcher wurde.

Während wir uns in dieſer grauſamen Erwartung befanden, war der König immer ruhig und beſchäftigte ſich nur mit uns. Man ſah es ihm an, wie ſehr es ihm Leid that, daß unſere Anhänglichkeit an ihn uns in eine ſolche mißliche Lage geführt habe, und er be-

mühte ſich, das Unangenehme derſelben zu mildern, indem er uns von Dingen unterhielt, die uns ein direktes und perſönliches Intereſſe einflößen konnten. Mehrmals und auf eine äußerſt freimüthige Weiſe äußerte er den Wunſch, daß ihn die Umſtände in den Stand ſetzen möchten, uns ſeine Dankbarkeit beweiſen zu können. Er fragte meine Gefährten, ob er für den Fall, wo das Glück und die Ereigniſſe ihm wieder Macht verleihen ſollten, hoffen dürfe, daß ſie Dienſte bei ihm nehmen würden.

Indem ſie dem König für ſeine gnädige Geſinnung dankten, ſprachen ſie ſich zugleich ganz beſtimmt dahin aus, daß ſie niemals unter einer andern Flagge als der franzöſiſchen dienen würden. Unſere Offiziere ſchmeichelten ſich damals noch mit der Hoffnung, daß ſie ihre Stelle in der Marine behalten würden. *)

Jetzt kam die Reihe an mich. Der König fragte mich, wo ich gedient, welchen Schlach-

---

*) Vergleiche Anmerkung C in den hiſtoriſchen Erläuterungen.

ten ich beigewohnt und ob ich ihn in der Armee gesehen habe. Ich antwortete anfänglich mit wenig Worten, aber er lächelte von Zeit zu Zeit, besonders als ich ihm die unglücklichen Ereignisse erzählte, welche mich um das verdiente Avancement gebracht haben. Er hörte mir mit Wohlwollen zu und da ich nach und nach vergaß, daß ich mit einem König spreche, machte ich ihm eine ausführliche Schilderung meiner Dienste und der mir dafür gewordenen Belohnungen. Er unterbrach mich manchmal, um Fragen an mich zu thun, in Bezug auf die Gefechte, von denen ich sprach und an denen er ebenfalls Antheil genommen hatte. Ich hatte ihm etwas über die Schlacht von Trafalgar und über meine Reise mit dem Viceadmiral Villeneuve erzählt. Der Tod dieses Generals fesselte seine Aufmerksamkeit und er wünschte alle nähern Umstände, so wie auch die bei einer Zusammenkunft in diesem Bezug mit Napoleon umständlich zu erfahren. Es schien ihm Leid zu thun, daß der Befehl des Kaisers, mich zum Offiziere zu machen, nicht hatte erfüllt werden können. Endlich that er an mich dieselbe Frage,

wie an meine Kameraden. Ich muß aber geſtehen, daß ich nicht heroiſch genug war, um eine ähnliche Antwort zu geben. Ich war zu ſehr überſprungen worden und meine Zukunft war zu ungewiß, als daß ich die Gelegenheit hätte von mir weiſen ſollen, die ſich mir jetzt darbot, aus dem ſubalternen Stande heraus zu treten, in welchem ich ſo lange vegetirt hatte. Ich nahm deßhalb das Anerbieten dankbar an. Der Prinz ſagte mir ſodann: „Als Belohnung für die alten, Frankreich geleiſteten Dienſte, welches mir noch immer theuer iſt, und für die Ergebenheit, von welcher mir jetzt der Unterlieutenant Guillemard einen ſo edelmüthigen Beweis gibt, mache ich ihn zum Capitän. Mag ich in der Zurückgezogenheit leben, oder möge mich die Zukunft wieder zur Macht rufen, ſo iſt Dir von dieſem Augenblicke an die Gage eines Capitäns zugeſichert, und Du kannſt auch das Epaulet desſelben tragen.“

Endlich erhielt ich dieſes Epaulet und ich hatte alſo bei meinen Worten nichts verloren. Mein neuer Grad vermehrte die Ungeduld über unſere Lage. Ich hatte keinen heftigern Wunſch,

als dieſe Kriſis glücklich überſtanden zu haben und die Realiſirung meiner Ernennung zu erfahren. Ich begann eine neue Laufbahn, auf welcher ich eben den erſten Schritt gethan hatte. Wer kennt das Loos, welches mir vielleicht aufbehalten war? Ich war in einem Alter, wo man Erfahrung genug beſitzt, um von allen Ereigniſſen Nutzen zu ziehen und dieſe konnten zahlreich ſeyn. Die Ausſicht auf ein widriges Schickſal hatte ſich verändert; eine unerwartete Zukunft ſchloß ſich vor mir auf und ſie mußte um ſo fruchtbarer ſeyn, als ich meine Hoffnungen an das Schickſal eines berühmten Mannes knüpfte, der nicht lange in der Vergeſſenheit bleiben konnte.

Am 25. Aug. des Morgens, drei Tage nach unſerer Abreiſe, erblickten wir das Poſtſchiff ſüdöſtlich vom Vorgebirge. Da es dieſe Richtung verfolgte, ſo mußte es bald an uns vorüber kommen. Wir geieten*) unſer Se-

*) Geien oder gieen heißt in der Schiffſprache, ſo viel als ziehen, welches vermittels der Gei- oder Gietaue zu geſchehen pflegt.

Anmerk. d. Überſ.

nicht mehr wirken soll. Kannst du die verderbende Gewalt deines Vaters aufhalten, lenken; so thu's. Wer wird das können? — Leb' wohl!

Ferdinand. Ich kann nicht gehn.

Egmont. Laß meine Leute dir aufs beste empfohlen seyn! Ich habe gute Menschen zu Dienern; daß sie nicht zerstreut, nicht unglücklich werden! Wie steht es um Richard, meinen Schreiber?

Ferdinand. Er ist dir vorangegangen. Sie haben ihn als Mitschuldigen des Hochverraths enthauptet.

Egmont. Arme Seele! — Noch Eins, und dann leb' wohl, ich kann nicht mehr. Was auch den Geist gewaltsam beschäftigt, fordert die Natur zuletzt doch unwiderstehlich ihre Rechte; und wie ein Kind, umwunden von der Schlange, des erquickenden Schlafs genießt, so legt der Müde sich noch einmal vor der Pforte des Todes nieder und ruht tief aus, als ob er einen wei-

gel auf, um es zu erwarten, und um seine Aufmerksamkeit auf uns zu richten, knüpften wir an unsere Segelstange, als eine Art von Flagge, einen Kaschmirshawl, den der Prinz sich um den Leib gebunden hatte. Nach einer halben Stunde war das Postschiff nur noch um einige Kabellängen von uns entfernt. Wir wendeten uns nun gegen dasselbe. Es rief uns an, aber ohne zu antworten, fuhren wir an dasselbe heran und gingen an Bord desselben.

Wir waren früher Willens gewesen, nach Toulon zurück zu kehren, sobald wir den König aufs Postschiff gebracht hätten, sahen aber ein, daß dieß unmöglich sei. Die Beschädigungen, welche unser Boot durch das böse Wetter und durch das Anstoßen der Tartane erlitten hatte, setzten es außer Stand, diese Überfahrt auszuhalten. Da ich übrigens nach der Treulosigkeit des Capitäns Benvenuto, befürchtete, daß man uns zwingen würde, auf unserm Boot nach Toulon zurück zu kehren: so bewaffnete ich mich mit einem eisernen Haken, den ich in eins der Fugstücken des Bootes eintrieb, und, sobald

der König den Fuß auf die Leiter des Postschiffes gesetzt hatte, brach ich mit einem Hebel die eine Hälfte der Planken des Bootes unter der Wassertracht desselben los. Das Wasser stürzte sogleich reichlich ins Fahrzeug und es sank ungefähr ½ Stunde, nachdem wir es verlassen hatten.

Dem Capitän des Postschiffes sagten wir, als wir an Bord stiegen, daß uns gestern Abend auf einer Spazierfahrt der Wind auf die hohe See getrieben habe und da wir nicht wieder nach Toulon zurück kehren könnten, so wollten wir mit ihm die Reise nach Corsika und wieder zurück machen. Er glaubte uns, oder schien uns zu glauben.

Kaum war der König am Bord, als ihn einige Passagiere erkannten, und es war umsonst, daß wir ihn als unsers Gleichen behandelten. Der Capitän bat ihn jetzt ehrfurchtsvoll, in die Kajüte einzutreten und ließ ihm Erfrischungen auftragen.

Wir blieben den ganzen Morgen auf dem Verdeck, während der König ruhte, aber des Nachmittags ließ er uns rufen, um an seiner Mahlzeit Theil zu nehmen. Er war traurig,

schwieg größten Theils und schien durch die Anwesenheit des Capitäns belästigt zu werden. Als uns dieser aber mit den Worten verlassen hatte, daß der König über die Kajüte nach seinem Belieben verfügen möge, erhielt Letzterer seine frohe Laune wieder und begann sehr viel über unsere Fahrt zu sprechen. Dann kam er auf die Gefahren zurück, die ihn vorher bedroht hatten. Was ihn am meisten ergriff, war das Benehmen des Hrn. R..... Der Ton seiner Stimme, welcher Anfangs sehr verändert war, wurde nach und nach immer weicher, und als er von seinen Freunden sprach, füllten sich seine Augen mit Thränen. Aus Befürchtniß, vielleicht unsere Eigenliebe verletzt zu haben, fügte er hinzu: „Ja, meine Herren, das waren echte Freunde und Sie allein nur können mir dieselben ersetzen." — Blan.... entgegnete ihm sogleich: „Sir, ich habe von allen Personen Ihres Gefolges nur den General Rossetti gekannt; und wenn Ihnen die Andern eben so ergeben waren: so können Sie sich schmeicheln, in Ihrem Unglücke Freunde behalten zu haben, die jede Prüfung aushalten." — „Das glaube ich recht

gern, erwiederte der König, es waren Freunde auf Leben und auf Tod, brave, tapfere Männer. Der Marquis de Giuliano ist ein junger Mann, den ich gebildet habe; er hat seine Probe im russischen Feldzuge abgelegt und ist mir aufrichtig ergeben.

„Der Herzog von Rocca-Romana, mein Oberstallmeister, ist eben so einnehmend durch seine edeln Manieren, als durch seine vortreffliche Gewandtheit. Ich habe lange Zeit angestanden, ihn in meine nächste Umgebung zu ziehen und habe darin gefehlt; denn seit ich dieß that, hat er mir die größten Beweise seiner Anhänglichkeit gegeben. Der brave Rocca-Romana ist sich beständig gleich geblieben; er sah seinen einzigen Sohn zu Tolentino fallen und bat mich, mir in mein Exil folgen zu dürfen. Ich werde nie diesen edeln Beweis seiner Ergebenheit vergessen.

„Auch der tapfere General Rossetti war mein Freund. Es dauerte einige Zeit, ehe ich mich an seinen etwas hitzigen Charakter gewöhnen konnte, aber man muß die Menschen nach ihrem Benehmen unter den verschiedenen Umständen beurtheilen, und die Kö-

niginn hatte sehr recht, daß sie ihn die Unerschütterlichen nannte. Hätte ich übrigens, meine Herren, seinem Rathe gefolgt, so würde ich mir viele Reue erspart haben und mich nicht auf diesem Postschiffe befinden."

Während er so sprach, erschien er in beständiger Rührung. Es war 10 Uhr des Abends, als der Capitän wegen einer Dienstveranlassung in die Kajüte kam, und Joachim bemerkte, daß wir Alle äußerst müde seyn müßten. Er lud deßhalb uns Alle ein, uns zur Ruhe zu legen.

Neunzehntes Kapitel.

1815.

Ankunft zu Baſtia. — Aufenthalt zu Veſcovato. — Lage des Königs von Neapel auf Corſika. — Er läuft mit ſeiner Expedition aus. — Er ſteigt im Hafen von Pizzo ans Land. — Murat's Ende.

Das Schiff landete glücklich am 26ſten zu Baſtia. Wir blieben hier nur einen Tag und ich vergaß nicht, wie man ſich leicht vorſtellen kann, das Epaulet zu nehmen und den Degen anzuſtecken. Wir wendeten uns nach Veſcovato, einem Dorf, welches 15 Stunden ſüdlich von Baſtia liegt, und trafen hier den Oberſt Franceſchetti, welcher mit dem Könige lange und häufige Unterredungen hatte.

Mehrere Tage verflossen auf diese Weise, und schon rüsteten sich meine Gefährten zur Rückkehr nach Frankreich, als wir durch corsische Bauern die Nachricht erhielten, daß die Besatzung von Bastia aufbrechen solle, um sich des Königs zu bemächtigen. Da sich dieses Gerücht in den Gebirgen verbreitet hatte, wo die Anwesenheit des Königs allgemein bekannt war: so sahen wir bald eine Menge Bewaffneter herbei strömen, welche ihre Dienste anboten und den König versicherten, daß Corsika ihm Gastfreundschaft gewähre und sie nicht leiden würden, daß dieselbe verletzt werde. Das einsame und zurückgezogene Leben, welches Joachim führte, hätte dem Anscheine nach, seine Ruhe sichern sollen; deßhalb erfuhren wir nicht ohne Entrüstung diese neue Maßregel gegen den König. Er hatte gar keine Nachrichten aus Frankreich und schien von den Alliirten, die er um einen Zufluchtsort gebeten hatte, ganz vergessen zu seyn. Seine Geduld hatte sich während dreier Monate des Harrens und der Gefahr ganz aufgezehrt. Unterdessen erhitzten sich in seiner Umgebung die Köpfe und man hörte oft den Aus-

ruf: „Viva Gioachino!“ Einige Exaltirte gingen ſogar ſo weit, daß ſie den Vorſchlag thaten, ihn zum König von Corſika zu machen. Dieß Alles wurde ihm erzählt und er wiederholte es, ohne vielleicht das geringſte Gewicht darauf zu legen, den Marine-Offiziers mit jener Wohlgefälligkeit, mit welcher ſeine Einbildungskraft immer an den Situationen einer bizarren und romanhaften Größe ſich ergötzt hatte. „Sir, erwiederte ihm ganz kalt Einer dieſer jungen Leute, dem Bruder und dem Nebenbuhler Napoleon's kommt es nicht zu, die Rolle des Abenteurers Theodor zu ſpielen. Was uns anlangt, ſo werden wir nie an der Ausführung eines Vorhabens Theil nehmen, welches darauf berechnet iſt, Frankreich um eins ſeiner Departements zu bringen; und wenn wir uns erklären müßten: ſo würde es gegen Ew. Majeſtät ſeyn.“ Der Prinz lächelte bloß über dieſe patriotiſche Freimüthigkeit und änderte den Gegenſtand der Unterhaltung.

Die Truppen, welche man gegen Vescovato geſchickt hatte, kehrten aus Furcht vor der bewaffneten Macht, welche ſich freiwillig

um Murat versammelt hatte, nach Bastia wieder zurück; aber die Personen, welche sich zur Vertheidigung des Prinzen aufgeworfen hatten, glaubten, daß es die Klugheit verbiete, sich von ihm zu trennen und sich den Verfolgungen der Obrigkeit auszusetzen. Die Lage des Königs wurde äußerst kritisch. Er hatte nur einen Zufluchtsort gesucht und befand sich factisch an der Spitze eines bewaffneten Haufens. Bei diesem Stande der Dinge scheint die Ungewißheit über seine Zuflucht, die Unmöglichkeit, lange Zeit in ähnlicher Lage zu bleiben, besonders aber der Wunsch, das Schicksal Aller derer zu sichern, die sich ihm widmeten, ihn zu einem gewaltsamen Schritt bewogen zu haben. Er verkaufte Diamanten, die er gerettet hatte, und setzte sich in den Stand, diejenigen unterhalten zu können, welche ihn umgaben. Wir marschirten nach Ajaccio mit ungefähr 400 Mann, die er nicht hatte bewegen können, ihn zu verlassen. Hier miethete er sich, um gegen die anerkannte Gewalt nicht zu verstoßen, in einem Gasthofe ein und kaufte sodann 5 kleine Fahrzeuge, die er eiligst mit Waffen und Munition versehen

ließ. Es lag auf der Hand, daß er einen Überfall versuchen wolle. Niemand zweifelte daran, als man ihn sagen hörte: „daß einem Könige, der seine Krone nicht behaupten könne, keine andere Wahl übrig bleibe, als der Tod des Soldaten."

Er hat Recht," sagte ich, und war fast entschlossen, nicht von seiner Seite zu weichen. Während man die letzten Zurüstungen betrieb, kam aus Frankreich ein Flügeladjutant des Königs, dessen Name mir entfallen ist.*) Er hatte mit dem König Joachim mehrere geheime Unterredungen, und das Gerücht ging, daß derselbe ihm endlich den Zufluchtsort in Östreich anbiete, um den er so oft vergebens gebeten hatte. Aber ein Monat hatte jetzt die Umstände verändert. Murat betrachtete sich nicht mehr als Herr seiner Schritte. „Der Würfel ist gefallen, hatte er gesagt; diejenigen, welche noch unlängst meine Allianz suchten, haben mich der Wuth obscurer Feinde überlassen. Sie haben mich als König aner-

*) Es scheint Macirone gewesen zu seyn.
Anmerk. d. Herausgeb.

ten Weg zu wandern hätte. — Noch Eins — Ich kenne ein Mädchen; du wirst sie nicht verachten, weil sie mein war. Nun ich sie dir empfehle, sterb' ich ruhig. Du bist ein edler Mann; ein Weib, das den findet, ist geborgen. Lebt mein alter Adolph? ist er frey?

Ferdinand. Der muntere Greis, der euch zu Pferde immer begleitete?

Egmont. Derselbe.

Ferdinand. Er lebt, er ist frey.

Egmont. Er weiß ihre Wohnung; laß dich von ihm führen, und lohn' ihm bis an sein Ende, daß er dir den Weg zu diesem Kleinode zeigt. — Leb' wohl!

Ferdinand. Ich gehe nicht.

Egmont ihn nach der Thür drängend. Leb' wohl!

Ferdinand. O laß mich noch!

Egmont. Freund, keinen Abschied.

Er begleitet Ferdinanden bis an die Thür, und reißt sich dort von ihm los. Ferdinand, betäubt, entfernet sich eilend.

kannt; ich habe der Krone nicht entsagt; ich werde sie wieder aufsetzen. Der Ausgang meiner Unternehmung mag zweifelhaft seyn; dadurch lasse ich mich nicht abhalten. Als König habe ich oft dem Tode getrotzt und als Soldat verachte ich ihn."

Wir wurden durch diese Rede elektrisirt, und waren bereit, für den König das Leben zu lassen.

In der Nacht vom 28sten September bis auf den 29sten um 1 Uhr ging das Geschwader unter der Anführung des Capitäns Barbara, eines dem König ergebenen Mannes, der ihn in Corsika aufgesucht hatte, unter Segel. Der Militärcommandant von Ajaccio hatte sich ins Fort zurück gezogen, nachdem der König in die Stadt gekommen war. Er glaubte, seine feindliche Stellung dadurch anzeigen zu müssen, daß er unsern Schiffen, als sie absegelten, einige Kugeln nachschickte. Man antwortete ihm nicht. Nicht ohne Betrübniß hatte ich Tags vorher von den wackern Männern Abschied genommen, mit denen ich nach Corsika gekommen war. Sie schickten sich an, mit dem ersten Schiff nach Toulon zurück zu kehren. Der

König hatte sie mit Thränen umarmt und ihnen Versprechungen für die Zukunft gegeben, wenn es ihm besser gehen werde.

Der Wind war günstig und wir hatten bald die hohe See erreicht, aber den 2ten October wurde er uns ungünstig und wir mußten an einer kleinen Insel vor Anker gehen.*) Man benutzte diese Momente, um die Compagnien auf der Insel zu bilden. Er stellte mich bei keiner derselben an, damit ich stets in seiner Umgebung sei. Den dritten gingen wir wieder unter Segel, und der Capitän Barbara, welcher die kleine Flotte commandirte, versammelte die Capitäns der verschiedenen Fahrzeuge, um ihnen alle nöthigen Instruktionen für die Fortsetzung der Expedition zu geben.

Am folgenden Tage wurde die Witterung übel. Wir waren der Insel Stromboli gegenüber auf der Höhe von Policastro, an der Küste von Kalabrien. Wir suchten uns der

*) Caprera, zwischen Corsika und Sardinien, der Meerenge Benifacio gegenüber; nach andern Nachrichten aber Tavolara, östlich von Sardinien.

Küſte zu nähern, aber der Wind blies immer friſcher und die See ging ſehr hoch. In der Nacht zerſtreute ſich das Geſchwader. Mit Anbruch des Tages entdeckten wir am Horizonte kaum 2 oder 3 der Fahrzeuge. Eine einzige kleine Felucke, an deren Bord ich mich befand, war beſtändig der des Königs gefolgt.

Am Morgen befahl der König, der Küſte entlang zurück zu ſegeln, damit ſich die Fahrzeuge ſammeln könnten. Es kam aber nur eine einzige Barke wieder zu uns, auf welcher ſich 40 Soldaten von ſeiner alten Garde befanden. Zwei Offiziere kamen ſelbſt am 7ten an Bord, um näher beim König zu ſeyn.

Wir befanden uns auf der Höhe der Bai von Santa Euſemia. Gegen Abend ließ der König die letztere Barke von ſeiner Felucke an's Schlepptau nehmen und nach dem Hafen von Pizzo ſteuern, einem Städtchen, welches man ſchon an der Küſte liegen ſah. Gegen Mitternacht wurde man gewahr, daß die Barke, welche von der Felucke an's Schlepptau genommen worden war, ſich losgemacht hatte, und ſich immer weiter von uns abtrei-

ben ließ, woraus ſicher hervor ging, daß ſie den König verließ. Dieſe Nachricht kränkte ihn ſchmerzhaft. Wir ſteuerten nun nicht mehr gerade auf's Land los und erwarteten den folgenden Morgen.

Am 8ten war die Felucke verſchwunden. Vom ganzen Convoi war weiter nichts übrig, als die Barke des Capitán Barbara mit 30 Soldaten und einigen Matroſen beſetzt, und diejenige, welche zuerſt den König erreicht hatte und nur etwa 20 Matroſen enthielt.

Des Morgens hatte der König eine äuſſerſt lebhafte Conferenz mit dem Capitán Barbara. Da Niemand dabei zugegen geweſen war, konnte man bloß wiſſen, daß ſie dem Prinzen höchſt unangenehm geweſen ſeyn müſſe, weil man nach Beendigung derſelben auf ſeinem Geſicht eine gewiſſe Unruhe ausgedrückt ſah. Man glaubte, daß er den Befehl geben würde, bis Salerno zurück zu kehren, welches dem Convoi als Verſammlungsort bezeichnet worden war, und wo die Anweſenheit eines neapolitaniſchen Corps ſeinen Abſichten günſtig war. Aber ſeine Ungeduld

hatte ihn beſiegt und er ſich deßhalb entſchloſſen, in der Nähe von Pizzo zu landen.

Es ſtand indeſſen zu befürchten, daß die Douane in Bewegung gerathen und den Befehl geben werde, auf die Schiffe an der Küſte zu ſchießen. Es wurde demnach ein Offizier abgeſchickt, um mit ihr zu unterhandeln. Er wurde zurück behalten und das Boot kam mit der Nachricht zurück, daß, wenn man nicht unverzüglich die Küſte verlaſſe, die Douane bereit ſei, Feuer zu geben.

Der König ließ nun den Capitán Barbara in die Kajüte rufen, und einen Augenblick nachher wurde auch ich herbei gerufen. Er gab ſo eben dem Capitán Befehl, vor der Bai zu kreuzen, bis daß er im Stande ſeyn werde, ihm das Reſultat der Unternehmung, welche er jetzt verſuchen wolle, zukommen zu laſſen. Hierauf wendete er ſich an mich mit den Worten: „Capitán, ich wünſchte Sie bei mir behalten zu können; aber Ihre Einſicht und das Vertrauen, welches Sie mir eingeflößt haben, veranlaſſen mich, Ihnen einen Auftrag zu geben, der für mich von höchſter Wichtigkeit iſt. Sobald ich dem Capitán

Barbara werde zu wissen gethan haben, daß ich nach Neapel marschire, so reisen Sie so schnell wie möglich ab, um der Königinn diese Depeschen zu überbringen. Der Capitán Barbara wird die nöthigen Gelder zu Ihrer Disposition bereit halten. Sollte ich dagegen unterliegen, so versprechen Sie mir auf's Ehrenwort, diese Papiere zu vernichten." Nach diesen Worten gab er mir einen versiegelten Brief, und ich versprach ihm, wiewohl ungern, einem Befehle nachzukommen, welcher mich des Vergnügens beraube, ihn bei seiner gefahrvollen Unternehmung zu begleiten.

Ich entfernte mich eben, als er mich zurück rief, um mir noch ein anderes Paket zu übergeben. „Hier sind Papiere, sagte er, die Sie, im Fall des Unglücks, meiner Familie zukommen lassen."

Er stieg aufs Deck und landete bald nebst allen Soldaten, welche am Bord waren. Er trug eine prächtige Uniform, wie in den Tagen seines Glücks. Als er den Fuß aufs Land setzte, grüßte ein Ausruf die neapolitanische Küste und den Monarchen, welcher so eben von ihr Besitz nahm. Die Mannschaft

der Felucke wiederholte das Freudengeschrei. Es war gerade Mittag. Murat rückte unverzüglich gegen das Städtchen Pizzo und wir verloren ihn bald aus dem Gesicht.

Eine Stunde nachher kehrte die Schaluppe mit allen Matrosen, welche sie geführt hatten, und aus Neugierde dem König bis Pizzo gefolgt waren, wieder an Bord zurück. Es war ein Sonntag und die ganze Bevölkerung befand sich auf dem öffentlichen Platze. Als sie die Gruppe ankommen sah, in deren Mitte der König ging, und als sie den Ruf vernahm: viva Gioachino! stürzte sie ihm entgegen und wiederholte denselben Ruf. Der Chef der Quarantäne-Anstalt kam selbst, um den König zu begrüßen. Eine Abtheilung Kanoniere von der Marine, die sich auf dem Platze befanden, traten augenblicklich unter die Waffen und begrüßten den König, als er vorüber zog. Auf seinen Befehl folgten ihm diese Truppen; denn ohne sich in Pizzo aufzuhalten, setzte er seinen Weg gegen Monte-Leone fort.

Unsere Matrosen hatten es nicht gewagt, den König weiter zu begleiten, und ihre Er-

zählung flößte uns großes Vertrauen über die Folgen der Unternehmung ein. Sie waren kaum eine Stunde lang an Bord, als wir in der Richtung von Monte-Leone einige Flintenschüsse vernahmen. Wir zweifelten nicht, daß man zur Ehre des Prinzen geschossen habe. Indessen glaubte der Capitán Barbara in der Schaluppe einen Bootsmeister mit dem Befehl abschicken zu müssen, weit unter Pizzo zu landen und gegen Monte-Leone hin Nachrichten einzuziehen. Die Schaluppe segelte um eine kleine Landspitze herum, die uns südlich lag, und drang in eine Bucht ein, aus welcher wir sie nicht wieder zurück kehren sahen.

Während wir zwischen unserer Besorgniß über das Loos der Schaluppe und der Erwartung über den Erfolg der Unternehmung des Königs getheilt waren, sahen wir mehrere Menschen eiligst aus Pizzo gegen den Strand hin laufen. Mitten unter ihnen entdeckten wir eine Uniform, die uns derjenigen des Prinzen ziemlich ähnlich zu seyn schien. Ich sagte hierauf zum Capitán Barbara, er möge ein Boot ans Land schicken, aber er

hatte kein anderes, als dasjenige, welches er vor einigen Stunden abgeschickt hatte. Er signalisirte der andern Felucke, welche weiter gegen die hohe See hin lag, ihr Boot zu schicken; aber sie leistete keinen Gehorsam und beantwortete auch das Signal nicht. Indessen war der Mann in der Uniform in ein Boot gestiegen, um welches herum eine große Bewegung Statt fand. Die Personen dieser Gruppe näherten sich einander, trennten sich wieder und mischten sich endlich von Neuem unter einander. Ich befand mich in einer tödtlichen Unruhe. Der Capitán Barbara schaute durchs Fernrohr nach der Küste, ohne ein Wort sagen und ohne einen Befehl zu geben. Ich sagte ihm alsdann, daß der König bei dieser außerordentlichen Bewegung in Gefahr seyn könne, und daß es deßhalb seine Pflicht sei, mit der Felucke auf Gefahr zu stranden, gerade auf den Strand loszusegeln, um dem Prinzen Hilfe zu bringen, wenn er dieselbe bedürfe.

Barbara antwortete mir, daß das, was wir am Gestade sähen, weiter nichts sei, und daß er Befehl habe, das Meer zu halten und

unmöglich ſein Fahrzeug durch ein falſches Manöuvre in Gefahr bringen dürfe. Ich drang noch mehr in ihn, aber jetzt antwortete er mir barſch, daß er auf ſeinem Schiffe Herr ſei, und wendete mir den Rücken zu.

Während dieſer Discuſſion hatte ſich die Menſchenmenge, welche wir am Strande geſehen hatten, nach Pizzo zurück gezogen und die größte Ruhe war eingetreten. Wir lavirten den ganzen Tag und die folgende Nacht hindurch in der Bai. Kein Schiff kam heraus und eben ſo wenig unſer Boot von der Küſte zurück, wo man es ohne Zweifel feſtgehalten hatte. Wir erfuhren nichts von dem, was auf dem Lande vorging.

Den folgenden Tag war es eben ſo. Ich mußte wiſſen, was aus dem König von Neapel geworden ſei und bedauerte es, daß ich nicht im Stande geweſen war, mich nach der Küſte zu begeben, als ich den König, meiner Meinung nach, dort erblickt hatte. Um uns nicht verdächtig zu machen, waren wir genöthigt, weiter nach der hohen See hin zu kreuzen.

Egmont allein.

Feindseliger Mann! Du glaubtest nicht, mir diese Wohlthat durch deinen Sohn zu erzeigen. Durch ihn bin ich der Sorgen los und der Schmerzen, der Furcht und jedes ängstlichen Gefühls. Sanft und dringend fordert die Natur ihren letzten Zoll. Es ist vorbey, es ist beschlossen! und was die letzte Nacht mich ungewiß auf meinem Lager wachend hielt, das schläfert nun mit unbezwinglicher Gewißheit meine Sinnen ein.

Er setzt sich auf's Ruhebett. Musik.

Süßer Schlaf! Du kommst wie ein reines Glück ungebethen, unersteht am willigsten. Du lösest die Knoten der strengen Gedanken, vermischest alle Bilder der Freude und des Schmerzes; ungehindert fließt der Kreis innerer Harmonien, und eingehüllt in gefälligen Wahnsinn, versinken wir und hören auf zu seyn.

Er entschläft; die Musik begleitet seinen Schlummer. Hinter seinem Lager scheint sich die Mauer zu eröffnen, eine glänzende Erscheinung zeigt sich. Die Freyheit in

Wie mühsam und einförmig diese Schiffahrt war, so setzten wir sie doch 5 Tage lang fort, als wir einige Mal das Abfeuern von kleinen Gewehren an der Küste vernahmen. Wir vermutheten, daß Murat, nachdem er Truppen zusammen gezogen habe, seine Feinde angreife; da er aber focht, so konnte der Sieg nicht zweifelhaft seyn, und vielleicht feierte man mit jenen Schüssen sogar seinen Sieg.

Eine unbestimmte Freude folgte unserer Angst. Wir naheten uns dem Lande, um die officielle Nachricht der Ereignisse zu vernehmen, welche wir vorausgesagt hatten. Gegen Abend hatten wir noch Nichts zu Gesicht bekommen. Gegen 10 Uhr erschien ein kleines Fahrzeug, welches wir anriefen, und der einzige Mann, welcher es führte, kam sodann an Bord. Wir fragten ihn sogleich, was es Neues gebe. „Nichts, entgegnete er mit neapolitanischer Gleichgiltigkeit .... A propos, wißt Ihr, daß diesen Nachmittag Murat erschossen worden ist?“ Schweigen und Staunen ergriff uns Alle. Erst nachdem dieser Mann in sein Fahrzeug zurück kehrte, ohne

daß wir nur daran gedacht hatten, ihn noch länger zurück zu halten, erhielten wir wieder so viel Stimme, daß wir nach weitern Erklärungen fragen konnten.

Er erzählte uns nun, daß der König bei Monte-Leone Widerstand gefunden und vergebens sich bemüht habe, sich wieder einzuschiffen. Er sei einer Abtheilung Douaniers in die Hände gefallen, nicht ohne sich mit außerordentlichem Muthe geschlagen zu haben. Der Telegraph habe die Nachricht von seiner Gefangennehmung nach Neapel gemeldet und als Antwort den Befehl zurück erhalten, ihn vor ein Kriegsgericht zu stellen. Letzteres habe ihn ohne Umstände, so wie auch die 29 Gefährten zum Tode verurtheilt. Sie wären, erzählte er, sogleich erschossen worden und zwar nach der alphabetischen Ordnung ihrer Namen und ohne Rücksicht auf ihren Grad zu nehmen. Der König sei der siebente gewesen und habe selbst Feuer commandirt.

Seit langer Zeit hatte sich der Schiffer mit seinem Boote wieder entfernt, und unbeweglich und schweigend befanden wir uns noch

immer, niedergeſchlagen von der erhaltenen Nachricht, im Hintertheile der Felucke.

Die Schüſſe, welche wir gehört hatten, waren indeſſen nicht ſo zahlreich geweſen, als daß ſie uns die Überzeugung hätten geben können, der König ſei zugleich mit ſeinen 29 Gefährten erſchoſſen worden. Dieſe Art von Widerſpruch zwiſchen dem Thatſächlichen und der Erzählung des Fiſchers erregte zuerſt in uns Zweifel, und bald weigerten wir uns gänzlich, an den Tod des Königs zu glauben. Wir beſchloſſen deßhalb, nicht fern von der Küſte und die ganze Nacht hindurch zu warten, bis die Todesnachricht ſich beſtätige oder widerlege. Da wir kein Boot hatten, ſo war es uns unmöglich, irgend einen aus der Schiffsmannſchaft ans Land zu ſchicken. Der übrige Theil der Nacht verging uns bei unſerer Ungeduld ſehr langſam.

Mit Tages Anbruch kam ein Boot der Douane, welches uns den Befehl brachte, uns zu entfernen. Der Unteroffizier, welcher uns dieſen Befehl bekannt zu machen hatte, ſagte zugleich mit trauriger Miene: „Ihr gehört zu Joachims Expedition; ich verhehle Euch

nicht, daß Ihr die größte Gefahr lauft, wenn Ihr an der Küste bleibt, auch habt Ihr nichts mehr hier zu thun, weil der König todt ist. Entflieht deßhalb so schnell, wie möglich."

Bei diesen Worten leuchtete uns die Wahrheit ein. Die Art, wie sich dieser Mann über den König ausdrückte, verrieth uns einen Anhänger desselben. Wir fragten ihn deßhalb über die Ereignisse der vorigen Tage.

Er erzählte uns, daß der König unversehens bei Monte-Leone vom Capitän der Gendarmerie Trentacapelli angegriffen worden und letztern aus seiner Stellung habe vertreiben wollen, nachdem aber 7 Personen seines Gefolges verwundet und eine getödtet worden sei,*) habe er sich genöthigt gesehen, gegen den Strand hin sich zurück zu ziehen. Eine Menge der Leute der dortigen Gegend hätten sogleich Partei gegen ihn ergriffen, als sie ihn auf der Flucht gesehen. Er habe sich nach dem Strand bei Pizzo gewendet und als er daselbst sein Boot nicht gefunden, habe er sich

*) Der Capitän Moltedo wurde getödtet und der Capitän Pernice tödtlich verwundet.

in ein Fahrzeug geworfen und sich bemüht, es abzulösen. Unterdessen hätten sich aber Mehrere auf ihn geworfen und ihn, trotz aller Gegenwehr, gefangen genommen. Der größte Theil seines Gefolges sei ebenfalls gefangen worden. Nachdem der König in die Festung gebracht worden sei, habe sich der Capitán Trentacapelli erlaubt, ihm bittere Vorwürfe über seine Unternehmung zu machen und befohlen, daß man ihn untersuche. Glücklicher Weise hätte diese unwürdige Behandlung bald ihr Ende erreicht; denn in der Nacht vom 8ten bis zum 9ten sei der General Nunziante angekommen und habe die Leitung des Verfahrens übernommen. Er habe den König mit den Rücksichten behandelt, die man einem unglücklichen Fürsten schuldig sei, und ihm verstattet, das Anerbieten eines Spaniers, des Oberaufsehers der Güter des Herzogs von Infantado, für seine Bedürfnisse zu sorgen, anzunehmen.

Mehrere Tage lang sei man ohne Nachrichten aus Neapel geblieben; endlich aber sei, am 12ten des Abends eine telegraphische Depesche, durch den Zustand der Atmosphäre,

verspätet, des Inhaltes eingegangen, daß man ihn übergeben solle. Man glaubte, daß man ihn dieser Nachricht zu Folge irgend einer Festung übergeben solle, aber noch in derselben Nacht habe ein Courier den Befehl gebracht, daß man ihn einem Kriegsgericht übergeben solle, welches auch sogleich zusammen getreten sei.

Unter dem Vorwande, sie zu verhören, habe man zuerst die Generale Franceschetti und Natali, sodann auch seinen Kammerdiener Armand von ihm entfernt. Der gefangene König habe dem Berichterstatter der Commission, der dem Gebrauche nach gekommen sei, ihn um seinen Namen zu befragen, geantwortet: „Ich bin Joachim Napoleon, König beider Sicilien; nun gehen Sie, mein Herr.“ Damit habe er sich das Todesurtheil selbst gesprochen.

Während es vom Kriegsgericht niedergeschrieben worden, sei ein Geistlicher, der Canonicus Masdea ins Schloß gekommen und zu dem König gebracht worden. Er habe ihn mit den Worten angeredet: „Sir, ich erscheine jetzt zum zweiten Mal vor Ihnen. Als

Ew. Majestät nach Pizzo kamen, bat ich um eine Summe zur Vollendung der Kathedralkirche und es wurde mir mehr verwilligt, als ich verlangte. Voll Dankbarkeit gegen Ew. Majestät komme ich jetzt, um meine Hilfe anzubieten."

Hierauf verlangte der König Papier und schrieb an die Königinn und an seine Kinder. Er legte eine Locke von seinen Haaren in den Brief und machte sich zur Vollstreckung seines Urtheils fertig. Es wurde an ihm auf der Schwelle seines Zimmers vollzogen und er ging dem Tode mit ruhiger und heiterer Miene entgegen. Auf seinem Herzen trug er das Bildniß der Königinn und sagte den Soldaten mit freundlicher Miene: „Schont das Gesicht und zielt nach dem Herzen." Sein Leichnam wurde ohne Pomp in der nämlichen Kirche von Pizzo beerdigt, die durch seine Wohlthaten aufgeführt worden war.*)

*) Man vergleiche die Anmerkung D der historischen Erläuterungen.

Zwanzigſtes Kapitel.

1815 — 1819.

Rückkehr nach Corſika. — Aufenthalt zu San-Paolo. — Guillemard wird vor ein Kriegsgericht geſtellt und frei geſprochen. — Er tritt in eine Departementallegion. — Schilderung eines Unbeweglichen.

Als der Douanier ſich zurückgezogen hatte, ließ der Capitän Barbara ohne Weiteres nach Corſika ſteuern. Ich war dabei äußerſt gleichgiltig. Nichts von dem, was mich perſönlich berührte, konnte in dieſem Augenblick auf mich auch nur die geringſte Wirkung haben. Das Geſchick Joachims drückte mich nieder. Als er mit mir über den möglichen Ausgang ſeiner Unternehmung ſprach, ſtellte

ich es mir wohl als möglich vor, daß er mit den Waffen in der Hand unterliegen könne; aber es war mir auch nicht einen Augenblick in die Gedanken gekommen, daß er mit kaltem Blut einem Souverän aufgeopfert werden könne, der von ihm nie den geringsten persönlichen Nachtheil erfahren hatte.

Ich dachte indessen daran, seine Befehle auszuführen. In Gegenwart des Capitäns und seines Lieutenants verbrannte ich den Brief, den ich mir geschmeichelt hatte, einer liebenswürdigen und schönen Frau zu übergeben und ihr darin die Nachricht zu bringen, daß sie den Thron wieder besteigen werde. Sorgfältig bewahrte ich das andere, vom König erhaltene Paket, um es seiner Familie zukommen zu lassen. Es enthielt Berichte in Gestalt von Tagebüchern, die von verschiedenen Personen aus dem Gefolge Joachims seit dem unglücklichen Vorfall von Tolentino bis zum Abgange des Schiffes, welches ihn von Toulon nach Havre bringen sollte, geführt worden waren. Da es mir nicht möglich gewesen ist, diese Papiere seiner Familie zuzustellen, so werde ich einige derselben am

Schluſſe dieſes Bandes mittheilen. Sie ſind von groſſem Intereſſe; ihre Bekanntmachung iſt gegenwärtig ganz unbedenklich, und kann übrigens denen, die darin genannt werden, nicht anders als ehrenvoll ſeyn *).

Als ich meine Pflichten gegen den König von Neapel erfüllt, und ſeinem Andenken den gerechten Zoll des Schmerzes entrichtet hatte, dachte ich erſt an meine eigene Lage. Ich war wiederum in allen meinen Hoffnungen getäuſcht, und ſah mich für immer in die unterſten Klaſſen der Geſellſchaft zurück geſtoßen. Was aber das Unglück noch gröſſer machte, war der Umſtand, daß ich durch die Erfüllung einer Pflicht der Menſchlichkeit und ohne die Ehre verletzt zu haben, befürchten mußte, ungeſtraft den franzöſiſchen Boden nicht wieder betreten zu dürfen. Bei der Schwermuth, in welche mich dieſe Gedanken verſetzten, bedauerte ich es lebhaft, nicht unter den 29 Tapfern mit geweſen zu ſeyn, die den König

*) Man vergleiche die Anmerkung D der hiſtoriſchen Erläuterungen, und beſonders das 1ſte und 2te Stück.

himmlischem Gewande, von einer Klarheit umflossen, ruht auf einer Weide. Sie hat die Züge von Clärchen, und neigt sich gegen den schlafenden Helden. Sie drückt eine bedauernde Empfindung aus, sie scheint ihn zu beklagen. Bald faßt sie sich, und mit aufmunternder Gebehrde zeigt sie ihm das Bündel Pfeile, dann den Stab mit dem Hute. Sie heißt ihn froh seyn, und indem sie ihm andeutet, daß sein Tod den Provinzen die Freyheit verschaffen werde, erkennt sie ihn als Sieger und reicht ihm einen Lorbeerkranz. Wie sie sich mit dem Kranze dem Haupte nahet, macht Egmont eine Bewegung, wie einer der sich im Schlafe regt, dergestalt, daß er mit dem Gesicht aufwärts gegen sie lieget. Sie hält den Kranz über seinem Haupte schwebend: man hört ganz von weitem eine kriegerische Musik von Trommeln und Pfeifen: bey dem leisesten Laut derselben verschwindet die Erscheinung. Der Schall wird stärker. Egmont erwacht; das Gefängniß wird vom Morgen mäßig erhellt. Seine erste Bewegung ist nach dem Haupte zu greifen: er steht auf und sieht sich um, indem er die Hand auf dem Haupte behält.

Verschwunden ist der Kranz! Du schönes Bild, das Licht des Tages hat dich verscheuchet! Ja sie waren's, sie waren vereint, die beyden süßesten Freuden meines Herzens. Die göt-

begleitet hatten. Vielleicht wäre ich an ſeiner Seite gefallen; vielleicht wäre es mir durch einen glücklichen Gedanken gelungen, ſeine Niederlage zu verhindern, und das Gefecht bei Monte Leone zu unſerm Vortheil zu entſcheiden. Welche Verſchiedenheit dann in meinem Geſchick! Und wäre ich mit ihnen gefangen genommen, und zum Tode verurtheilt worden, ſo hätte ich als Tapferer und geziert mit meinem Epaulet meine Laufbahn vollendet! Jetzt war ich aber ohne Zufluchtsort und ohne Mittel, um im Auslande zu ſubſiſtiren! Ich wußte nicht einmal, welcher militäriſche Grad mir eigentlich zukomme, und was mir nach dieſen qualvollen Tagen für eine Zukunft bevorſtehe.

In dieſen traurigen Gedanken verſunken machte ich die Überfahrt von Pizzo nach Corſika. Sie dauerte drei Tage, und wir landeten zu Porto-Vecchio an der öſtlichen Küſte der Inſel. Ich kaufte mir ſogleich Civilkleidung, und mit der Ausſicht, daß es mir an nichts mangeln werde, weil mir der König vor der Abreiſe aus Ajaccio eine ſechsmonatliche Gage hatte auszahlen laſſen, begab

ich mich ins Innere der Inſel. Noch denſelben Tag kam ich nach San-Paolo, wo ich mich in einem ſchlechten Wirthshauſe, dem einzigen der ganzen Umgegend, einlogirte. Während der erſten Tage ſchützte ich eine Bruſtkrankheit vor, weßhalb ich die Bergluft athmen müſſe; aber die Nachſuchungen, welche bald nach den Männern angeſtellt wurden, welche Murat begleitet hatten, verſetzten mich in die Nothwendigkeit, mich meinen Wirthsleuten zu entdecken. Meine Lage erregte ihre Theilnahme, und ſie verſicherten mir, daß ich ganz ruhig ſeyn könne, denn ſo lange ich bei ihnen mich aufhalte, ſei ich außer aller Gefahr. Ich brachte zu San-Paolo einen ſehr traurigen Winter zu, ohne Nachrichten von meiner Familie, die über mein plötzliches Verſchwinden ſehr betrübt ſeyn mußte, und ohne es zu wagen, ihr zu ſchreiben, aus Furcht, meinen Zufluchtsort zu verrathen. Was in Frankreich vorging, erfuhr ich hier nur auf eine ſehr unvollſtändige Weiſe. Mit dem Eintritt des Frühlings machte mir Scalotti, der brave Mann, bei welchem ich logirte, den Vorſchlag, einige Zeit bei ſeinem

Bruder, dem Besitzer eines Gutes im Gebirge, zuzubringen. Dieses Anerbieten nahm ich mit Vergnügen an.

Hier blieb ich fast ein Jahr lang, und hatte jeden Tag der Gastfreundschaft des Corsen mehr zu verdanken. Hätte ich jetzt nicht über wichtigere Gegenstände von historischem Interesse mich zu verbreiten, so könnte ich diese muthige Gastfreundschaft, einen der hervorstechendsten Charakterzüge der Sitten des Landes, schildern. Nicht allein der Thatkraft der Männer, sondern auch der liebenswürdigen Theilnahme der Frauen könnte ich Gerechtigkeit widerfahren lassen, und erzählen, wie viele Male ich in ihrer Unterhaltung alles Widerwärtige meiner Lage vergessen habe.

Während meines Aufenthaltes im Gebirge lernte ich mehrere Soldaten kennen, die an Murat's Expedition Theil genommen hatten. Sie waren allmälig nach Corsika zurückgekehrt, und einige derselben hielten es für nöthig, äußerst zurückgezogen auf dem Lande zu leben, um den Folgen des Aufstandes zu entgehen, an welchem sie Theil genommen hatten. Sie kamen von allen Punk-

ten, als ob sie sich verabredet hätten, auf Corsika zusammen. Einige kamen aus dem Königreich Neapel, wo ihnen der Aufenthalt versagt worden war, Andere kamen aus Sardinien, wo sich die Schiffe von Murat's letzter Expedition wieder gesammelt hatten, nachdem sie durch den Sturm zerstreut, und vom König abgekommen waren. Die meisten dieser Männer gehörten corsischen Familien an, welche sie mit allen Bedürfnissen versorgten, nur nicht mit politischen Nachrichten. Diese Tapfern hatten das Leben der corsikanischen Gebirgsbewohner angenommen, und gingen, gleich ihnen, stets bewaffnet.

Das Hauptvergnügen war die Jagd. Hier traf man sich, und überließ sich den Erinnerungen der Vergangenheit. Auf diese Weise wurde ich mit einem Ober-Offizier aus dem Generalstab des Königs bekannt. Er wußte bald meine ganze Lage, und bezeigte mir um so mehr Theilnahme, als ich noch nicht, wie er bemerkte, im Dienste des Prinzen gewesen sei, als ich mich für seine Rettung aufgeopfert habe. Ich erzählte ihm ausführlich die Geschichte unserer Flucht von Toulon, und er

dagegen, der lange Zeit zur nächsten Umgebung Joachims gehört hatte, theilte mir die Ereigniſſe mit, welche ſeinen Sturz herbei geführt hatten, unter andern auch die des letzten Feldzuges, welcher zu ſo vielen widerſprechenden Meinungen Veranlaſſung gegeben hat.

Die Gewohnheit, meine Bemerkungen aufzuſchreiben, welcher ich die vielen, in dieſen Memoiren mitgetheilten Vorfälle, und eine Menge anderer verdanke, die ich übergangen habe, weil ſie für den Leſer kein Intereſſe haben konnten, hatte ich noch nicht aufgegeben. Ich ſchrieb, wenn ich in meine Wohnung zurückgekehrt war, die Skizze der Begebenheiten nieder, die mir erzählt worden waren, und auf dieſe Weiſe bin ich im Stande, eine ſehr genaue Schilderung der Ereigniſſe zu geben, welche das Mißgeſchick bei Tolentino begleitet haben. Ich will indeſſen nicht damit den Faden meiner Erzählung unterbrechen. Da jene Vorfälle zur Geſchichte von Murat's unglücklichem Ende gehören, ſo ſoll eine kurze Analyſe derſelben, die noch die Farbe trägt, welche ihr jener Offizier gab,

zu Ende dieſer Memoiren ihren Platz finden *). Man wird ſie nicht ohne Intereſſe leſen.

Jetzt kehren wir zu dem zurück, was mich näher angeht. Ich wohnte ſeit einem Jahr im Gebirge. Das Langweilige dieſer Lebensart wurde mir immer unerträglicher, und die üble Lage, in der ich mich befand, verurſachte mir vielen Kummer.

Sie war in der That um ſo trauriger, als ich das Ende derſelben nicht abſah, und meine Hilfsmittel, trotz des Wohlwollens meiner Wirthsleute und meiner Sparſamkeit, merklich abnahmen. Ich ſah ein, daß ich mich zu einem Schritt entſchließen müſſe, und daß es auf die Länge für einen Mann von Ehre ſchimpflich werde, ſich, gleich einem Miſſethäter, fortwährend zu verbergen. Dieſe Anſicht der Sache beſtimmte mich auf einmal zu einem Entſchluß, und als man es am wenigſten erwartete, nahm ich von der Familie Scalotti, die mich vergebens zurückhalten wollte, Abſchied, und reiſte nach

*) Vergleiche Anmerkung D. der hiſtoriſchen Erläuterungen, Beilage 8.

Ajaccio, in der Meinung, daß mir nichts Schlimmeres begegnen könne, als erschossen zu werden.

Der gefaßte Entschluß gewährte mir unterwegs Beruhigung, so daß ich bei meiner Ankunft zu Ajaccio mich, so zu sagen, mit freudigem Herzen zu dem Commandanten begab, der mich in meiner Civilkleidung Anfangs sehr gut aufnahm. Ich sagte ihm aber sogleich, wer ich sei, und alles, was mir seit meiner Abreise aus Toulon begegnet war. Nachdem er einen Augenblick nachgedacht hatte, sagte mir dieser Offizier, der sich überhaupt gegen mich lobenswerth benommen hat: „Ich bin genöthigt, Sie auf die Festung bringen zu lassen, bis auf weitere Befehle vom Minister, an welchen ich sogleich Bericht erstatten werde. Seien Sie aber überzeugt, daß ich nicht vergessen werde, den Umstand besonders hervorzuheben, daß Sie sich freiwillig gestellt haben.“ Während der 24 Tage, ehe die Antwort des Ministers eintraf, beschäftigte ich mich mit meiner Vertheidigung, da ich voraus sehen konnte, daß man mich vor ein Kriegsgericht stellen würde. Letzteres

war auch wirklich der Fall. Ich war der Desertion und der Führung meiner Waffen gegen das Ausland angeklagt, und das Kriegsgericht sollte darüber erkennen. Unter den Mitgliedern, aus denen es zusammengesetzt war, kannte ich ein einziges, nämlich einen Capitán, sonst Fourier im 67sten Regiment, der gleich mir an der Belagerung von Stralsund Antheil genommen hatte. Er erkannte auch mich wieder, und ich fand in seinem Blick eine Spur von Wohlwollen, die mir eine gute Vorbedeutung zu seyn schien. Als ich auf die Fragen des Präsidenten in Betreff meines Namens, meines Alters und meiner Heimath geantwortet hatte, gerieth ich, wegen meines Militärgrades, in keine geringe Verlegenheit. Es entstand deßhalb eine kurze Discussion, und der Sekretär oder Protokollführer erhielt den Befehl, mich als Sergent aufzuführen. Nach dem Verhör bat ich um die Erlaubniß, mich selbst vertheidigen zu dürfen, und setzte meinen Richtern auseinander, daß mir bei Toulon des Abends ein Stabsoffizier begegnet sei, und mir befohlen habe, ihm zu folgen; ich hätte ihm Gehorsam

leisten müssen, mich mit ihm eingeschifft, und sei nach Corsika gebracht worden, fast ohne zu wissen, wohin die Reise gehe. Erst hier hätte ich erfahren, daß dieser Offizier der ehemalige König von Neapel sei; ich hätte glauben müssen, daß er bei den damaligen ernsten politischen Umständen im Interesse der Legitimität handle, welcher er ein Jahr früher dienstbar gewesen sei. Endlich fügte ich hinzu, sei es mir nie eingefallen, meine Waffen gegen das Ausland zu richten, auch habe ich zu keinem Corps gehört.

Diese Vertheidigung stimmte, wie man sieht, mit der Wahrheit nicht völlig überein, aber wer möchte mir wohl zumuthen, mich selbst anzuklagen; und hatte ich übrigens von einem menschlichen Gefühl und den glänzenden Hoffnungen mich hinreißen lassen, die mir gemacht worden waren, so weiß auch der Leser, wie wenig feindselig meine Gesinnungen gegen die neue Regierung Frankreichs gewesen waren.

Ein Zeuge hatte nicht vernommen werden können, und dennoch dauerte die Berathschlagung ziemlich lange. Endlich wurde ich ein-

geführt, und war, wie ich offen bekenne, nicht ohne Beſorgniß. Durch eine Mehrzahl von drei Stimmen (und ſo viel waren durchaus nöthig, um mich frei zu ſprechen) wurde ich für nicht ſchuldig erklärt. Der Präſident ermahnte mich auf eine Weiſe, die zwar nichts Beſchimpfendes für mich hatte, mir aber vielleicht empfindlicher als eine Verurtheilung war, und ſprach endlich aus, daß ich an mein Corps geſchickt werden ſolle. Aber welches war dieſes Corps? und wo ſtand es? Der Präſident, den ich darum fragte, konnte mir keine Auskunft geben; der General, an welchen man mich zurückſchickte, war hinſichtlich der Auskunft in derſelben Verlegenheit, und in der That war es damals bei der Umſchmelzung, welche die Armee erfahren hatte, nichts Leichtes, mein Regiment anzugeben. Ich wußte wohl, daß man für mich ein Regiment finden werde; aber welches Loos ſtand mir in einem ſolchen Regimente bevor, und mit welchem Grade ſollte ich eintreten? Ich fühlte wohl, daß ein von Murat auf ſeiner Flucht ernannter Capitän ſeinen Rang in der franzöſiſchen Armee nicht behalten kön-

liche Freyheit, von meiner Geliebten borgte sie die Gestalt; das reitzende Mädchen kleidete sich in der Freundinn himmlisches Gewand. In einem ernsten Augenblick erscheinen sie vereinigt, ernster als lieblich. Mit blutbefleckten Sohlen trat sie vor mir auf, die wehenden Falten des Saumes mit Blut befleckt. Es war mein Blut und vieler Edeln Blut. Nein, es ward nicht umsonst vergossen. Schreitet durch! Braves Volk! Die Siegesgöttinn führt dich an! Und wie das Meer durch eure Dämme bricht, so brecht, so reißt den Wall der Tyranney zusammen, und schwammt ersaufend sie von ihrem Grunde, den sie sich anmaßt, weg.

Trommeln näher.

Horch! Horch! Wie oft rief mich dieser Schall zum freyen Schritt nach dem Felde des Streits und des Siegs! Wie munter traten die Gefährten auf der gefahrlichen rühmlichen Bahn! Auch ich schreite einem ehrenvollen Tode aus diesem Kerker entgegen; ich sterbe für die Freyheit, für die ich lebte und fecht, und der ich mich jetzt leidend opfre.

ne; aber der Unterlieutenant, von Napoleon auf dem Schlachtfelde an der Moskowa designirt, sollte der nicht endlich die Anerkennung dieses Grades erlangen?

Während ich mich beeilte, meine Reclamationen in diesem Betreff zu erneuern, gab mir der Militärgouverneur den Befehl, als Sergent in die damals auf Corsika stehende Departemental-Legion zu treten. Kurz darauf wurde sie nach Frankreich versetzt, und hatte mehrere Garnisonen. Als die Reorganisation im Regiment Statt fand, hatte ich auf meine zahlreichen Reclamationen noch keine Antwort erhalten.

Nachdem die Legion Corsika verlassen hatte, war sie bei Toulon ans Land gestiegen. Nach den Erschütterungen, die ich bereits erfahren hatte, glaubte ich ganz gefühllos geworden zu seyn, aber ein schmerzlicher Fall belehrte mich vom Gegentheil, als ich nämlich erfuhr, daß mein ehrwürdiger Vater seit 14 Tagen, in Folge einer zurückgetretenen Ausdünstung, die er sich auf den Sablettes bei der Wachteljagd zugezogen habe, gestorben sei. Ich hatte gehofft, einen Au-

genblick an ſeiner Seite die Stürme zu vergeſſen, denen ich in den beiden letzten Jahren ausgeſetzt geweſen war. Dieſer ſchmerzliche Verluſt raubte mir den einzigen Freund, welcher mich verſtehen konnte, und erneuerte zugleich den Schmerz um meine theure Mutter. Mein Bruder Pierre, welcher ſeine Stelle verkauft hatte, lebte auf dem Lande, und ich fand bei ihm nicht den erwarteten Troſt. Ich konnte alſo mein Herz nur in dasjenige meiner guten Schweſter Henriette ergießen.

Ich habe das Regiment, in welches ich 1805 eintrat, nicht genannt, obgleich die Numer desſelben in den militäriſchen Jahrbüchern mehr als Einmal ehrenvolle Erwähnung findet. Eben ſo wenig werde ich dasjenige nennen, in welches ich nach der Auflöſung der Legionen zu ſtehen kam. Ich ſchreibe beſondere Memoiren, und darf die Verantwortlichkeit der Thatſachen, welche ich erzähle, nicht auf Andere ausdehnen.

Ich führte mehrere Jahre lang das geſchmackloſe Leben eines in Garniſon ſtehenden Soldaten, und durchwanderte nach und nach

einen Theil des südlichen Frankreichs. Seit der ersten Zeit hatte ich alle nöthigen Schritte gethan, um die Ernennung zum Unterlieutenant bestätigt zu erhalten. Meine Reclamationen hatten eine Menge Untersuchungen veranlaßt. Gleichsam, als ob ich mein Recht nicht erworben gehabt, und eine neue Gunst in Anspruch genommen hätte, fragte man mich nach meinen Rechtstiteln zum Grad eines Offiziers, und machte mir mein Benehmen zu Toulon und meine Reise nach Corsika zum Vorwurf, als ob eine gute Handlung, die ich im Jahr 1815 gethan hatte, hinderlich seyn könne, daß ich drei Jahre früher das Epaulet erwarb. Nachdem ich mich in Briefen, in Auseinandersetzungen und in Bittschreiben erschöpft hatte, leistete ich endlich auf Alles Verzicht, und tröstete mich mit dem Entschluß, nach Ablauf der fünf Jahre meinen Abschied zu nehmen.

Der Friede mit dem Auslande war völlig hergestellt, indessen konnte man die Truppen noch immer nicht an die Gränze ziehen; denn sobald man sie von irgend einem Punkt des mittlern Frankreichs entfernte, entstand allge-

meine Bewegung. Von Zeit zu Zeit liefen allerhand Kriegsgerüchte durch die Armee und bei meiner Leichtgläubigkeit erfüllte mich leicht wieder mein Lieblingsgedanke mit der Hoffnung, vor dem Ende meines militärischen Lebens das so sehr gewünschte Epaulet zu erringen. Aber wie sehr war diese Hoffnung von denen der frühern Zeit verschieden! Der Offiziersgrad, den ich so lange Zeit als die erste Sprosse auf der Leiter der Ehre und des Ruhms betrachtet hatte, war jetzt weiter nichts als der letzte Zweck meines Ehrgeizes, ein Hafen der Ruhe, das Ziel, an welchem ich ehrenvoll die Uniform verlassen wollte. Weiter verlangte ich vom Schicksal keine Gunst, als eine meinem Alter, meinen Diensten und meiner Erfahrung angemessene und würdige Stellung.

Im Jahr 1821 hatte die zu Barcelona ausgebrochene Epidemie die Bildung eines Gesundheits-Cordons an den Pyrenäen herbei geführt. Ich werde weiter unten Gelegenheit haben, darauf zurück zu kommen. In den ersten Tagen des Jahres 1822 nahm die militärische Bewegung zu, und man bemerkte,

daß die Garniſonen vieler Regimenter ſich der Gränze näherten. Im März ſtanden wir in der Dauphiné, im Mai kamen wir bis nach Toulon herab, und ich hatte die Freude, meine Heimath wieder zu ſehen.

Ich will den Leſer nicht mit der Erzählung alles deſſen ermüden, was ſich in dieſer Zeit unter meinen Augen zugetragen hat. Man glaubt mir wohl aufs Wort, daß ich nach den Ereigniſſen, von welchen ich ſeit einigen Jahren Zeuge geweſen bin, nicht mehr der Soldat von Stralſund und von Wagram war. Jetzt ließen die Thatſachen einen dauerhaftern Eindruck in meiner Seele zurück, und immer ergab ſich daraus für mich eine praktiſche Wahrheit. Ich ſtudirte die Menſchen und die Welt auf meine Unkoſten; aber was iſt aus dieſen Studien, aus dieſen Vergleichungen, aus dieſen Räſonnements für mich hervorgegangen? Nichts; mein ganzes Leben iſt in Hoffnungen verſiegt, und nach einem langen Umwege bin ich ungefähr an den Punkt wieder gekommen, von welchem ich ausging. Mit Einem Wort, wenn die Zukunft ſich um einen Sergenten bekümmerte,

ſo könnte man von mir ſagen, was man von wenigen meiner Waffenbrüder und nur von einem einzigen General ſagen kann.

Ich hatte ihn oft auf meinen Zügen geſehen, und traf ihn im Jahr 1822 zu Toulon, wohin er aus Languedoc gekommen war. Seine Geſchichte iſt kurz, und man wird mich entſchuldigen, wenn ich ſie hier mittheile.

Die Revolution, welche ihn als General-Major gefunden hatte, machte ihn bei der Reſtauration wieder zum General-Major. Während dieſer 20 Jahre der unerhörten Vorfälle, wo die Sergenten Könige wurden, hat er nicht einen einzigen Schritt gethan, und ſich nicht um eine Stufe erhoben. Seine unbewegliche Stupidität mitten in den Stürmen, aus welchen ſo glänzende Thaten und reiche Belohnungen auftauchten, erlaubte ihm nicht, ſich nur ſo weit bemerklich zu machen, um abgeſetzt zu werden. Entfernt vom Kriegsſchauplatze, ließ man ihn in Muße ſeine Gage verzehren, und an einigen Orten des innern Frankreichs auf den Revuen figuriren. Auf einem dieſer Poſten ereignete ſich die einzige Waffenthat, welche ſich von ihm anführen

läßt. Den Degen in der Hand warf er sich eines Abends an der Spitze einer Compagnie Grenadiere und einer Brigade Gendarmerie im Parterre auf einige Schüler, welche eine Schauspielerinn auspfiffen. Durch diese tapfere und kühne Handlung stellte er das Schweigen und die Ruhe wieder her, welche seit länger als einer Viertelstunde gestört worden waren.

Die Commentatoren, welche eines Tages unsere Chroniken aufschlagen werden, möchten einen Irrthum oder eine Lücke daselbst zu finden glauben, wenn sie unter so vielen Namen mit glänzenden Thaten geziert einen ganz kahlen Namen ohne allen Zusatz finden. Sie werden dann sagen: „Das ist vielleicht der Mann, den der aufrichtige Guillemard, ein Schriftsteller seiner Zeit, hat bezeichnen wollen, aber unglücklicher Weise aus irgend einem besondern Grund, den wir unmöglich kennen können, nicht zu nennen gewagt hat.“ Der bessern Bezeichnung halber bemerke ich noch, daß dieser tapfere Mann große Sünden auf dem Gewissen haben mußte; denn ich habe

ihn in der Staatsuniform mit dem Gebetbuch unter dem Arm heulen und ſich die Bruſt zerſchlagen ſehen, indem er, während der Predigt des Abbé Guyon über die Reue, laut ſchrie: mea culpâ.

Einundzwanzigstes Kapitel.

1822.

Begebenheit eines gewissen Vallé. — Schilderung dieses Offiziers. — Seine energische Vertheidigung. — Seine Verurtheilung. — Sein Tod.

Wenn ich nicht bloße Memoiren schriebe, würde ich die Lücke, welche hier die Thatsachen lassen, benutzen, um mit einigen ausführlichern Pinselstrichen Frankreich zu schildern, wie ich es damals sah. Es bot in der That ein neues und interessantes Schauspiel dar. Während der Regierung des Kaisers hatte ich 10 Jahre lang weiter nichts gethan, als das Land zu durchwandern, und mich bei dieser Gelegenheit überzeugt, daß man das Ende

des Krieges erwarte, um der Gewerbthätigkeit und dem Handel des Landes eine größere Ausbreitung zu geben. Nach schrecklichem Mißgeschick war der Krieg nun geendigt und die Zukunft Frankreichs war durch die Umstürzung seines Glückes verändert worden; aber der Friede hatte es bald wieder gestärkt und von allen Seiten quälte es eine außerordentliche Thätigkeit.

Da ihm seine Laufbahn noch nicht vorgezeichnet war, so warf es sich mit Eifer auf alle neuen Wege, und sein künftiger Wohlstand wäre mir als ausgemacht erschienen, wenn die Nation außerhalb so stark, als innerlich reich und fruchtbar gewesen wäre; aber seine politische Lage schien mir dem Vertrauen, welches man in sie setzte, wenig zu entsprechen. Statt die Völker des Auslandes, denen neuerdings erst eine constitutionelle Verfassung zu Theil geworden war, als seine natürlichen Alliirten anzusehen, betrachtete es dieselben fast als seine Feinde. Im Inlande hatte der Ruf der Freiheit aus dem südlichen und westlichen Europa zur übeln Stunde die Einen erschreckt, und bei den Andern alte

Der Hintergrund wird mit einer Reihe Spanischer Soldaten besetzt, welche Hellebarten tragen.

Ja, führt sie nur zusammen! Schließt eure Reihen, ihr schreckt mich nicht. Ich bin gewohnt, vor Speeren gegen Speere zu stehen, und rings umgeben von dem drohenden Tod' das muthige Leben nur doppelt rasch zu fühlen.

Trommeln.

Dich schließt der Feind von allen Seiten ein! Es blinken Schwerter; Freunde, höh'ren Muth! Im Rücken hab: ihr Eltern, Weiber, Kinder!

Auf die Wache zeigend.

Und diese treibt ein hohles Wort des Herrschers, nicht ihr Gemüth. Schützt eure Güter! Und euer Liebstes zu erretten, fallt freudig, wie ich euch ein Beyspiel gebe.

Trommeln. Wie er auf die Wache los und auf die Hinterthür zu geht, fällt der Vorhang: die Musik fällt ein und schließt mit einer Siegessymphonie das Stück.

Erinnerungen und eingeſchlafene Hoffnungen wieder erweckt.

Bei dieſen Rückſchritten in die Vergangenheit hatte die Bewegung an mehrern Punkten des Innern zugenommen. Die Furchtſamkeit einiger zu zaghafter Freunde der neuen Regierung und der rückſichtsloſe Eifer einiger Anderer hatten in den Rückerinnerungen Verbrechen und in den Klagen Rebellion erblickt, und man hatte Männer revolutionärer Abſichten beſchuldigt, die nur unzufrieden waren. Die üble Stimmung hatte zugenommen, und es iſt möglich, daß, wenn man die Menſchen durch den heimlichen Krieg gegen ihre Meinungen zur Verzweiflung bringt, ſie an eine Regierung denken, wo ſie nicht ſo vergeſſen werden. Mit Einem Wort, die letzten Erſchütterungen, während des Übergangs von dem, was ſonſt war, zu dem, was jetzt iſt, erhalten den Staatskörper noch immer im Wanken.

Es war natürlich, daß bei dieſen Conjunkturen einige durch geſcheiterte Prätenſionen oder erlittenes Unrecht exaltirte und durch ein Pflichtgefühl, welches die politiſchen Umſtände manchmal ſo auffallend irre führen, be-

wegte Männer ſich gewiſſer Maßen ganz gewiſſenhaft ſolche Handlungen haben zu Schulden kommen laſſen, die bei der Lage der Dinge wirklich verbrecheriſch waren.

Zu Anfange des Jahres 1822, während ich zu Toulon war, hatte ich den Schmerz, der Zeuge einer Begebenheit zu ſeyn, die aus allen dieſen Leidenſchaften hervorgegangen war und den Stämpel derſelben bis in ihre kleinſten Umſtände bekundete.

Das Gerücht verbreitete ſich, daß ein Offizier zu Toulon verhaftet worden ſei, den man beſchuldige, ein Complott gegen die königliche Regierung geſchmiedet zu haben; daß auch andere Perſonen nach und nach eingezogen worden ſeien und daß man ſie vor Gericht ſtelle.

Für mich hatte dieſe Nachricht nichts Befremdendes; denn wenn ich von einer Seite die politiſche Spannung der Gemüther und die Leichtigkeit in Anſchlag brachte, mit welcher ſolche Gerüchte verbreitet und geglaubt wurden: ſo ſah ich auf der andern Seite bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge auch

die Möglichkeit, daß dergleichen Plane geſchmiedet wurden.

Die Verwaltung hatte Fehler begangen, und dieß war ſchon genug Veranlaſſung für ihre Feinde, ſie mit Erbitterung zu bekämpfen. Ein ſolcher Kampf mußte aber gewaltſame Auftritte herbei führen, und es ſchien mir nicht unmöglich zu ſeyn, daß, während dieſer Kriſen die Wichtigkeit der Thatſachen noch durch einen übel verſtandenen Eifer vergrößert werde.

Übrigens hatte man auch während unſerer bürgerlichen Unruhen mehr als Einmal den Fall gehabt, daß die verſchiedenen Gewalten ſich ſelbſt dieſe Wichtigkeit vergrößerten, indem ſie von dem geringſten Vorfall die Exiſtenz der ganzen Regierung bedroht zu glauben ſchienen, etwa, wie der Soldat durch die Wegnahme der vor ihm liegenden Batterie die ganze Schlacht entſcheiden läßt. Wie können ſich dann die einzelnen Staatsmitglieder vor dieſer nämlichen Übertreibung ſchützen, welche jede Mäßigung zu einem Verbrechen gegen das Vaterland ſtämpelt, oder welche ſogar unter den Bürgern dieſe Irritation ver-

breitet und unterhält, die sie zu feindlichen Handlungen verleitet, statt sich auf solche Schritte zu beschränken, welche der gesetzliche Weg verstattet?

Die allgemeine Aufmerksamkeit wurde durch das öffentliche Schauspiel dieser Verurtheilung lebhaft erregt. Man erinnerte sich bei dieser Gelegenheit an eine ähnliche Verurtheilung, welche im Jahr 1812 unter der kaiserlichen Regierung zu Toulon gegen Männer erfolgte, die einer ähnlichen Absicht angeschuldigt waren. Die Debatten einer Criminalsache, welche den Haufen so mächtig in Bewegung setzen und ihn immer herbei ziehen, machen auf mich einen schmerzlichen Eindruck. Ich finde nichts Traurigeres als den Anblick eines Unglücklichen, welcher dem Richter und den Geschwornen gegenüber steht, die durch die Art des Verbrechens oder durch die herrschende Meinung gegen ihn eingenommen seyn können, und umgeben von Zuschauern, denen starke Erschütterungen angenehm sind, und die oft wünschen, daß sich die Lage des Delinquenten verschlimmern möge, damit sie desto stärker in Bewegung gesetzt werden.

Ich selbst hatte eine solche schreckliche Prüfung ausgehalten, wo die Ehre und die Freiheit des Menschen von einer viertelstündigen Deliberation abhängen; und wiewohl der Ausgang meiner Sache in Corsika mir günstig gewesen war: so hatten doch die traurigen Folgen, welche daraus für mich hervorgehen konnten, wenn diejenigen, welche über mein Schicksal zu entscheiden hatten, nicht auf den Drang der Umstände und auf die sehr zu entschuldigende Ergebenheit eines alten Soldaten gegen seinen vorigen General Rücksicht genommen hätten, einen mächtigen Eindruck auf mich gemacht. Diese frische Rückerinnerung hatte mich Anfangs zu dem Entschluß gebracht, den Debatten von Vallé's Prozeß nicht beizuwohnen; aber als die Sache zu Ende ging, und man mir sagte, daß der Hauptangeschuldigte ein junger Offizier sei, dessen Reden, Ausdruck und Gesichtsbildung etwas Außerordentliches hätten: so wünschte ich ihn zu sehen und begab mich den folgenden Tag, wo die Entscheidung ausgesprochen wurde, in den Gerichtspalast.

Ich erwähne hier nichts von dem, was sich

auf die Sache selbst bezieht, obschon sie von den Provinzialzeitungen so auffallend kurz erzählt worden ist, daß mir Vieles zu sagen übrig bliebe. Die nähern Umstände des Prozesses, wie sie in jenen Blättern erzählt worden sind, reichen indessen schon hin, den Vorfall für die Geschichte aufzubewahren; aber der Zeitabschnitt erhält nicht die richtige Farbe, wenn man nicht den wahren Charakter der Menschen kennen lehrt, welche gewisse Ereignisse geleitet oder dabei die erste Rolle gespielt haben. Diese Lücke in der Geschichte der Zeitgenossen müssen die Memoiren ausfüllen; sie allein können das Recht haben, gewisse Lagen zu verbürgen und bis auf einzelne Umstände sich zu verbreiten, welche die Geschichte vernachlässigen würde, obschon sie den Menschen und den Dingen ihr wahres Licht geben.

Ich kannte nicht die nähern Umstände von Vallé's Angelegenheit, konnte also weder über die Wichtigkeit, noch über das Verdienst der Vertheidigung, noch über den Grad der Glaubwürdigkeit urtheilen, den seine Ankläger verdienten. Der Hauptangeschuldigte, der jun-

ge Fidèle-Armand Vallé, schien 32 Jahr alt zu seyn; seine Gesichtsbildung war schön und offen; seine Reden drückten herrliche Gedanken aus; aber die Fehlerhaftigkeit seiner Sprache wollte manchmal der Würde seiner Haltung nicht gut entsprechen.

In seiner Vertheidigung machte er bemerklich, daß er auf dem Rückzug aus Moskow von seinem ganzen Regiment der einzige gewesen, dem es gelungen sei, die Waffen und das Pferd zu retten, und daß dieser außerordentliche Umstand in einem Augenblick, wo es Allen an Kraft und Umsicht gebrach, ihm den Grad eines Capitäns erworben habe. Er bemerkte auch noch, daß er für eine heroische Handlung mit dem Kreuz der Ehrenlegion geziert worden sei, und daß er im Dienste des Vaterlandes 17 Wunden erhalten habe.

Vallé gab sich wenig Mühe, die Punkte zu bekämpfen, welche man gegen ihn geltend machte. Er schien nichts von ihnen zu fürchten. Obgleich er eines Complottes angeklagt war, welches in der Absicht geschmiedet worden sei, um die Regierung zu stürzen, und

die Leute des Königs aus allen Kräften die Existenz dieses Complottes behaupteten: so schien er doch versichert zu seyn, daß diese Meinung in das Gewissen der Geschwornen keinen Eingang finden könne.

Die Beweise schienen auch mir nicht bündig zu seyn und die untergeordnete Anschuldigung, daß er für eine geheime Gesellschaft in revolutionärer Absicht angeworben habe, war durch kein Geständniß irgend eines Theilnehmers an dieser geheimen Gesellschaft unterstützt. Ich bedauerte, daß ich den erstern Sitzungen nicht beigewohnt hatte. Ich fragte diejenigen um mich herum, welche die Sitzungen regelmäßig besucht hatten. Man glaubte allgemein, daß Vallé frei gesprochen werden würde und nur einige leidenschaftliche Royalisten äußerten hie und da, daß in einer solchen Angelegenheit schon der Verdacht ein hinlängliches Beweismittel sei.

Vallé schien seiner Sache gewiß zu seyn, sprach über alle Anklagepunkte mit Ruhe und Sicherheit und ließ sich von dem Genusse, Grundsätze der Unabhängigkeit auszusprechen, gewisser Maßen hinreißen. Er verbarg nicht

im Geringſten ſeine Anhänglichkeit an eine Ordnung der Dinge, die nun vorüber war.

Je mehr der Prozeß dem Urthelſpruch entgegen reifte, deſto feierlicher begann er zu werden, und Vallé ſchien mir, voll blinden Vertrauens auf den Ausgang der Sache, ſich etwas darauf einzubilden, eine geſchichtliche Rolle zu ſpielen; aber der Auftritt nahm bald eine andere Wendung, als nach Beendigung der Debatten der Gerichtsſchreiber (greffier) mit zitternder Stimme das Urthel ablas, welches Vallé zum Tode verdammte. Während Einer ſeiner Mitſchuldigen, dem eine weit geringere Strafe zuerkannt worden war, vor Entſetzen aufſchrie, blieb Vallé bei ſeinem Urthel ganz ruhig; ein Lächeln umzog ſeine Lippen; er ſprach wie Lavalette: „Es iſt eine Kanonenkugel. Schweige, ſprach er alsdann zu einem ſeiner Gefährten, welcher ſich beklagte, ich bin zum Tode verurtheilt und äußere nichts; ja, wenn es ſeyn müßte, ſo würde ich Feuer commandiren . . . . .“

Ich hätte nicht geglaubt, daß dieſer Prozeß einen ſolchen Ausgang haben würde, und die Überzeugung der Geſchwornen war ganz

anders, als die meinige, ohne Zweifel nach Kenntnißnahme von Thatsachen, welche mir ganz unbekannt waren.

Von diesem Augenblick wurde Vallé durch das große Schauspiel, in welchem ihm die Hauptrolle zuertheilt war, mächtig ergriffen; es entströmte seinen Lippen eine gewaltige und populäre Beredsamkeit, wie ihn die Anklage geschildert hatte; er gerieth in eine Art von Begeisterung, die ihn nicht wieder verließ. Er betheuerte seine Unschuld und erklärte, daß er als das Opfer einer Meinung falle, welche die Sklaverei des Vaterlandes beabsichtige. Er machte den Geschwornen und dem Präsidenten des Tribunals bittere Vorwürfe.

„Ich hätte nicht geglaubt, als Opfer eines Justizmordes zu fallen, sagte er alsdann, aber ich werde mich des Martyrertodes, den man mir zugedacht hat, würdig beweisen. Man will nicht in mir den Schuldigen strafen, sondern den Verbreiter von Gedanken der Freiheit und Gleichheit. Darin täuscht man sich nicht; und was kommt auch übrigens darauf an, ob ein Mensch gemordet werde, da

doch die Freiheit unsterblich ist? Trotz aller Henker wird sie über meinem Grabe blühen, wie die Religion aus dem Grabe der Martyrer sich erhob."*)

Er stimmte hierauf die ersten Verse eines Hymnus an die Freiheit an.

Diese Rede, dieser Gesang, dieser ganze Auftritt, während welcher meine ganze Aufmerksamkeit auf Vallé gerichtet war, zogen einen neuen, ganz unvorhergesehenen Auftritt herbei. Man wollte ihm Stillschweigen gebieten und der Präsident, der Ankläger und die Gensd'armen unterbrachen ihn zu gleicher Zeit. Dieß erregte seine Empörung, und da man ihm im Namen des Gerichtes Stillschweigen auferlegte, stieß er heftige Worte und ohne Zusammenhang aus.

Dem Gesetz nach mußte ihm die Decoration abgenommen werden. Als der Präsident

---

*) Dieß sind genau die Worte, welche der verurtheilte Vallé in voller Versammlung sprach. Ich habe sie um deßwillen ganz treu wieder gegeben, damit man seine Lage und seinen Charakter besser kennen lerne.

den Befehl dazu gegeben hatte, erhob sich der junge Vallé mit den Worten: „Dieser Befehl ist mir empfindlicher, als der Tod. Wer wird es wagen, seine Hand an dieses Band zu legen, welches ich in den Kämpfen zur Vertheidigung meines Vaterlandes rechtlich erworben habe, und welches eure Soldaten zum letzten Mal begrüßt haben, als ich dieses Haus betrat? Ich allein darf nur Hand daran legen.“ Bei diesen Worten riß er sich selbst das Zeichen der Ehrenlegion ab, rollte es mit den Fingern zusammen und verschlang es mit dem Ausruf: „So schütze denn du, mein Busen, vor Beschimpfungen dieses Zeichen, welches sogar der Feind immer geehrt hat .... Nein, ich habe die Ehre nicht verloren; mein Name ist auf die Denksäule geschrieben, welche den Tapfern errichtet ist. Ich bin unschuldig!“

Damit endigte dieser herzzerreißende Auftritt; er hatte mich in tiefe Trauer versenkt. Ich hätte ihn gern vergessen, kann man aber solche mächtige Eindrücke aus dem Gedächtniß vertilgen? Darf man nicht daraus eine große Lehre schöpfen und die traurigen Re-

ſultate erblicken, welche die leidenſchaftliche Spannung der Parteien herbei führt? Ohne Zweifel werden bei einigem Nachdenken ſelbſt diejenigen, welche in Folge eines tadelnswerthen Vorurtheils ihr Mitleid den von der gewöhnlichen Juſtiz Verurtheilten entziehen, ſich gezwungen fühlen, es den politiſch Verurtheilten zu zollen, denn, ſchuldig oder nicht, erregen ſie faſt immer Theilnahme, weil ſie faſt immer mit Ehre ſterben.

Nach einigen Wochen waren die letzten Förmlichkeiten in Vallé's Prozeß beendigt und wir erfuhren eines Abends, daß unſere Compagnie und faſt die ganze Beſatzung am folgenden Morgen 10 Uhr der Vollziehung des Urthels beiwohnen ſolle. Schon am frühen Morgen marſchirten wir nach dem Gerichtspalaſt, um den Verurtheilten zu begleiten, der gegen Mittag zum Richtplatz geführt wurde.

Als er heraus trat, ſtrahlte ſein Antlitz von Begeiſterung. Er hatte ſich mit einer Art kriegeriſcher Coquetterie gekleidet: ſein Mantel war mit Kunſt über die Schultern geworfen; ſein Hemdekragen, abſichtlich zu-

rückgeſchlagen, ließ die offene Bruſt ſehen; ſeine Haare waren ſorgfältig abgeſchnitten; der Gang war feſt und der Blick ſchweifte ruhig über die Volksmenge hin.

Zwei unſerer Offiziere, die mit Schmerzen einen ihrer Kameraden auf dem Schaffott ſterben ſahen, nahten ſich ihm mit dem Zuruf: „Vallé, ſtirb als Tapferer.“ — „Seid ruhig, entgegnete er lächelnd, ich werde meinen Waffenbrüdern keine Schande machen; der Unſchuldige fürchtet den Tod nicht.“

Die Trommeln wurden gerührt und er ſchritt mit empor gehobenem Antlitz vorwärts. Rings herrſchte Schweigen.

Die Frauenzimmer weinten, als ſie ihn ſo jung und ſo ſchön auf dem Wege zum Tode erblickten. „Beklaget mich nicht, rief er ihnen zu, ich ſterbe für mein Vaterland.“

Etwas weiter hin zog eine Frau ihren jungen Sohn ihm aus dem Wege. „Laß ihn ſich nähern, redete er dieſe Frau an, damit er ſehe, wie die Tapfern ſterben. Das Unglück der Zukunft kann für ihn dieſe Lehre vielleicht nöthig machen.“

Mehrmals wendete er ſich ans Volk und lud es ein, herbei zu kommen, um zu ſehen, wie er ſterbe, und zwar mit demſelben Ton, als ob er zu einem Feſt eingeladen hätte.

Als der halbe Weg vollendet war, begann die Begleitung ſich langſamer fort zu bewegen, aber Vallé gab ſtolz den Schritt an, als ob er an der Spitze ſeiner Compagnie geſtanden hätte. Vor dem Laden eines Likör-Fabrikanten verlangte er zu trinken, und als der Menſch, welcher ihm das Glas brachte, etwas zitterte, ſagte er zu ihm: „Beruhige Dich, nimm Dir ein Beiſpiel an mir.“ Er trank das Glas auf drei Mal aus. Nach dem erſten Schluck rief er: „Dieß galt Frankreich! — nach dem zweiten: dieß galt den Tapfern! — nach dem dritten: dieß galt Gott!“

In dieſem Toaſt des Verurtheilten erblickte ich eine faſt myſtiſche Begeiſterung, die unſrer Zeit nicht eigenthümlich iſt.

Vallé hatte die Tröſtungen der Religion nicht annehmen wollen, unterhielt ſich aber ſehr gefällig mit den Geiſtlichen, welche ihn beſucht hatten und zum Tode begleiteten; ſie

hatten aber nicht nöthig, ihm Muth einzusprechen.

Das Schaffott war auf einem kleinen Platz vor dem italieniſchen Thor aufgeſtellt und als Vallé bei einer Biegung der Straße es erblickte, lächelte er und ſchritt raſcher darauf los. Er wollte ſprechen, aber die Tambours und die Henker verhinderten ihn daran. Man hat nichts von ſeinen letzten Äußerungen erfahren, außer daß er den Scharfrichter gebeten habe, ſein Haupt nicht dem Volke zu zeigen, nachdem es gefallen ſei.

Wenige Menſchen hatten bis zu dem Richtplatz und in die Häuſer gelangen können, welche ihn umgeben. Die Truppen beſetzten die Zugänge und erfüllten faſt den ganzen Raum. Der größte Theil der andern Zuſchauer waren Landleute, indem die Bewohner von Toulon von dieſem Auftritte nicht hatten Zeuge ſeyn wollen.

Auf uns Soldaten machte dieſes traurige Ende einen tiefen Eindruck. Der Soldat läßt ſich mit lächelndem Antlitz erſchießen, fühlt ſich aber beſchimpft durch den Tod auf

dem Schaffot; deßhalb wird durch eine Verfügung, welche letztere Todesart an die Stelle der erstern treten läßt, für ihn die Strafe verdoppelt.

Die letzten Augenblicke Vallé's zeichneten sich durch eine Geistesstärke und eine Begeisterung aus, die er nur aus der innigen Überzeugung seiner Unschuld oder aus politischem Fanatismus geschöpft haben konnte. Weder Sand, noch jener junge Deutsche, welcher im Jahr 1809 Napoleon den Tod geschworen hatte, konnten indessen mit ihm zusammengestellt werden, weil sie zwar von ähnlichen Gesinnungen begeistert, doch ihr Verbrechen eingestanden hatten und er dagegen jede Anschuldigung kräftig von sich zurück wies und sich als ein Opfer des Parteigeistes darstellte. Übrigens war hier dieselbe Selbstverläugnung und dasselbe Streben nach einem Martyrertode sichtbar. Ist Vallé unschuldig gewesen, so hat die Justiz eine schwere Schuld auf sich geladen und ein Heldenleben auf dem Gewissen. War er schuldig, so wußte er wenigstens für seine Sache zu sterben; und in diesem Zeitalter des Räsonnirens, wo das

Intereſſe und der Egoismus eine ſo große Herrſchaft auf die politiſche Meinung ausüben, macht Vallé eine merkwürdige Ausnahme, die man als ein Factum erwähnen darf, ohne Rückſicht auf die Partei zu nehmen, welcher er angehörte.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

1822 und 1823.

Anfang des spanischen Krieges. — Der Trappist. — Bessières. — Guillemard wird zum Gefangenen gemacht. — Ricaud. — Die Franzosen, welche sich nach Spanien geflüchtet hatten. — Vorfälle von Clers. — Guillemard entkommt und kehrt zu den Franzosen zurück. — Er bekommt den Abschied.

Wir verließen Toulon in den ersten Tagen des Julius 1822 und nahmen eine Stellung am Fuße der Pyrenäen ein, indem wir einen Theil der Beobachtungsarmee ausmachten, die so eben gebildet war.

Es handelte sich jetzt nicht sowohl darum, Frankreich gegen die Epidemie zu schützen,

welche zu Barcelona ausgebrochen war, als vielmehr zu verhüten, daß der Krieg der Parteien in Catalonien und in Navarra nicht der französischen Gränze sich nahe. Je entschiedener die Vortheile waren, welche die Constitutionellen über die Absolutisten davon getragen hatten, desto mehr waren die Vorsichtsmaßregeln verdoppelt worden, und wahrscheinlich würden letztere vollständig aufgerieben worden seyn, wenn ihnen nicht das unverletzliche französische Gebiet eine Freistätte gewährt hätte. Sie kamen herüber in ganzen Banden mit Lumpen bedeckt, wendeten sich bald wieder nach Spanien und wurden durch neue Niederlagen bis hinter unsere Linien getrieben.

Wir blieben friedliche Zuschauer dieses Kampfes, dessen Ausgang keinen Augenblick zweifelhaft gewesen wäre, wenn man die Parteien, zumal von der Zeit an, wo die französischen und andern Flüchtlinge in den Gränzstädten Corps formirten und sich gegen die Absolutisten erklärten, ihrer eignen Kraft überlassen hätte. Die Absolutisten von Biscaya und von Navarra waren in kurzer Zeit ausgerottet worden; in Catalonien dagegen erhielt

Mina, trotz seines Rufes, nur geringe Vortheile über dieselben, weil er die französischen Auswanderer noch nicht bewaffnet hatte und seinen Gegnern gerade auf diesem Punkte das französische Gebiet eine Zuflucht gewährte.

Während unser Bataillon einen der Pässe des Thales von Andorra besetzt hatte, und unsere Compagnie über Hospitalet hinaus in den Bergen stand, wo der Wind und die Kälte den Soldaten zu Grunde richteten, passirten mehrere Glieder der Regierung von Urgel und der berüchtigte Trappist die Gränze, um sich nach Spanien zu begeben. Jeder dieser Männer erregte auf das Lebhafteste unsere Neugierde. Die jungen Soldaten lachten herzlich über die sonderbare Gestalt des Trappisten. Einer unserer Kameraden, der einzige in der ganzen Compagnie, welcher gleich mir schon ehedem in Spanien mit gefochten hatte, mäßigte ihren Muthwillen, indem er ihnen erzählte, daß diese Mönche von so lächerlichem Aussehen während des letztern blutigen Krieges sich in Spanien am besten auf die Führung des Dolches verstanden und der französischen Armee mehr Schaden, als

alle andern Spanier zuſammen genommen, zugefügt hätten. „Aber, fügte er lächelnd hinzu, ſonſt waren ſie unſere Feinde, und jetzt beſchützen wir ſie.“ — „So iſt es, ſagte ein junger Soldat; haben denn aber die Conſtitutionellen nicht ebenfalls Mönche unter ſich?“ — „Nein. — Leider thun ſie Unrecht daran, bemerkte ich, man hätte Fanatismus mit Fanatismus bekämpfen müſſen; das iſt ein Fehler in der Zuſammenſetzung und zwar nicht der einzige.“

Einer der Männer von der Glaubensarmee, welcher damals am meiſten die Neugierde auf ſich zog, war ein gewiſſer Beſſières. Weil er Franzoſe war, hielt man ihn für den General Beſſières, für ſeinen Sohn, für einen Offizier, dem außerordentliche Dinge begegnet ſeien; es war mit Einem Wort nicht genau zu erfahren, wer er eigentlich ſei. Später vernahm ich, daß er beim General M.... M... Bedienter geweſen ſei und in der Abſicht, ihn zu beſtehlen, einen Mordverſuch gemacht, den General aber verfehlt und den Sekretär desſelben getödtet habe. Damals ſei er nach Spanien geflüch-

tet und lange Zeit nachher unter die Freimaurer aufgenommen, verhaftet, vor Gericht gestellt und als Verschwörer, der beabsichtigt habe, die Constitution wieder herzustellen, zum Tode verurtheilt worden. Ein Volksaufstand habe ihm das Leben gerettet; er sei alsdann nach der Festung von Figueras deportirt, von einem Gefängniß zum andern geschleppt und während dieser Zeit zum Royalismus bekehrt worden; auch habe er alsdann, und besonders bei Madrid, der königlichen Sache mit demselben Eifer wie ehedem in Catalonien der Constitution gedient. Gegenwärtig figurirte er als Martyrer der Treue, mehr durch seinen Muth, als durch das Zutrauen der Seinigen unterstützt und seine Popularität nur dem allgemein bekannten Haß verdankend, mit welchem ihn die Constitutionellen verfolgten. Dieß war die einzige Eigenschaft, welche einem Ausländer unter den spanischen Royalisten Ansehen verschaffen konnte.

Bei den täglichen Kämpfen der Absolutisten und der Constitutionellen nahm indessen die Beobachtungsarmee von Tag zu Tag eine drohendere Stellung an, und man konnte vor-

aussehen, daß der Krieg bald ausbrechen werde. Die Gestalt der Armee veränderte sich jetzt, und wir wurden wieder im eigentlichen Sinn Soldaten.

Wir berechneten die Feinde, welche uns entgegen gestellt werden konnten, unsere Hilfstruppen und die zu überwindenden Hindernisse. Diejenigen von uns, welche den Krieg in Spanien schon mit gemacht hatten, erinnerten sich noch deutlich aller Umstände desselben. Diese Schilderungen wurden der Gegenstand fast aller Unterhaltungen. Sie gaben wenig Beruhigung und darin lag vielleicht einer der Gründe mit, weßhalb aus den Regimentern auf einmal alle alten Soldaten ausgeschieden wurden. Ich war so glücklich, dieser Maßregel zu entgehen.

Nachdem alle Erinnerungen der ehemaligen Feldzüge in Spanien erschöpft waren, unterhielt man sich mit geringem Interesse über das Schicksal unsrer Landsleute, welche Unglücksfälle oder Unzufriedenheit in das constitutionelle Spanien vertrieben hatte. Man beklagte sie um so mehr; als man sich nicht versucht fühlte, ihre Verblendung zu tadeln.

In den Parteiangelegenheiten läßt sich schwer entscheiden, was die Pflicht gebiete. Diese Auswanderer waren der Gegenstand unserer Neugierde, wie die Banden der Glaubensarmee derjenige unserer Verachtung. Indessen konnten wir von Beiden nur wenig erfahren.

Seit den ersten Tagen des Jahres 1823 waren mehrere Armeecorps gebildet worden. Unser Regiment gehörte zum vierten Armeecorps, welches unter der Anführung des Marschall Moncey nach Catalonien bestimmt war.

Wir erwarteten jeden Tag den Befehl, über die Gränze zu rücken, aber die Spanien glaubten an keinen Krieg. Diejenigen von ihnen, welche unsere Vorposten berührten, behaupteten fortwährend, daß der Krieg nicht zum Ausbruch kommen werde, und als wir gegen die Mitte des Monats April ihr Gebiet betraten, zogen sie sich eiligst zurück mit den Worten: „No' importa," eine Redensart, mit welcher sich der spanische Stolz bei jeder Gelegenheit zu trösten pflegt. Es schien, als ob der General Milans unsere Bewegung nicht erwartet hätte, denn er verließ sogleich seine Positionen an der Gränze

und begann einen völligen Rückzug. Unsere jungen Leute gewannen dadurch Muth; es kam ihnen vor, als ob sie den Feind geschlagen und besiegt hätten, weil sie ihn auf der Flucht erblickten; aber die alten Soldaten konnten dieses Vertrauen nicht theilen, sondern befürchteten, daß durch diese schnelle Flucht irgend eine Falle verdeckt werde, und empfahlen daher Vorsicht. Dieß Mal hatten aber die jungen Leute Recht, und in diesem ganzen Kriege haben überhaupt die Ereignisse alle Erfahrung Lügen gestraft und das gewöhnliche Räsonnement über den Haufen geworfen.

Wir verfolgten die Spanier eben so schnell, als sie voraus flohen. Der feste Platz Figuéras wurde bald eingeschlossen und nach vielen Märschen, um die spanischen Generale Milans und Mina zu verfolgen, nahmen wir endlich die Positionen von Bassalu und von Gerona ein, die Pässe, welche nach Hostalrich und Granollers führen; und endlich am 22sten Mai bemächtigten wir uns des Platzes Mataro.

Wir hatten in diesem Platze zwei Tage gestanden, als Milans sein Lager bei San Andre verließ und, von der Nacht begünstigt, mit 3000 Mann uns zu überfallen suchte. Um 2 Uhr des Morgens rückte seine Vorhut, von Lloberas angeführt, auf der Straße von Barcelona in die Vorstadt von Mataro ein, während Milans den Platz umging, um durch das Thor von Granollers einzubrechen. Aber man war auf den Angriff vorbereitet, und als Milans kaum mit unsern Vorposten zusammen getroffen war, hörte er schon, daß Lloberas zum Rückzuge blasen ließ. Da uns die Spanier zu stark fanden, zogen sie sich zurück. Wir setzten zugleich mit ihnen über den kleinen Fluß Argenton und verfolgten sie die ganze Nacht hindurch. Unsere Colonnen folgten dem Bette des Flusses, welches ganz ausgetrocknet war und die Cavallerie breitete sich, um ihnen den Rückzug abzuschneiden, bis an den Fuß der Anhöhen aus. Mit Tages Anbruch erblickten wir das Regiment von Cordova vor uns, aber nicht ohne ein Gefühl tiefer Traurigkeit, auch in einiger Nähe die liberale italienische Legion

und einige Uniformen der alten kaiſerlichen Garde in voller Flucht.

Während wir die letzten Compagnien des Regimentes von Cordova drängten, machten die Italiener eine ſo glückliche Bewegung auf unſern rechten Flügel, daß ſie die erſten Rotten meiner Compagnie warfen. Während ich mich mit dem hinterſten Glied näherte, um ihrem Angriffe beſſer Widerſtand zu leiſten, wurde ich mit einigen Kameraden von der übrigen Compagnie getrennt. Wir hofften, als ob wir uns noch auf das Bataillon hätten ſtützen können. Zwei meiner Kameraden fielen und nachdem ich einen Bajonettſtich in den rechten Arm erhalten hatte, entſank das Gewehr meinen Händen. Ungeachtet aller Anſtrengung wurde ich, nebſt drei andern Soldaten, von einem feindlichen Haufen, der ſich zurück zog, mit fortgeſchleppt.

Ich war alſo wiederum Gefangener! Schon früher hatte mich dieſes Unglück ziemlich in derſelben Gegend getroffen, und ohne den Vorwurf der Feigheit fürchten zu dürfen, hätte ich wohl um mein Schickſal beſorgt ſeyn dürfen, zumal unter Menſchen, die von allen

Leidenschaften in Bewegung gesetzt wurden, wenn ich nicht außerdem ehrenwerthere Beweggründe zur Betrübniß gehabt hätte. Ich war ein alter Soldat und gerieth fast beim ersten Schuß in feindliche Gefangenschaft! Bereits dreimal hatte mich ein ähnliches Ereigniß wieder unter die Menge zurück geschoben, aus welcher ich eben hervortreten wollte. Und zum vierten Mal, nach 18jährigen Diensten, zu einer Zeit, wo die alten Soldaten nicht gut angeschrieben standen, sollte ich ohne Rückkehr aus der Reihe des Avancements zurück gestoßen werden. Alle meine Anstrengungen, meine ganze geistige Kraft und vielleicht Fähigkeiten, die für einen höhern Grad, als den eines Unteroffiziers, ausgereicht hätten, hatten nichts gegen den ungünstigen Zufall vermocht. Seit 1805 war mein Leben nur ein Gewebe von begründeten Hoffnungen, die durch einen Hauch zerstört wurden. Es war also noch nicht genug, daß ich seit dem Frieden zu der Langeweile des Dienstes verdammt worden war, sondern ich mußte auch bei der ersten Aussicht auf Ruhm und Avancement wieder Kriegsgefangener werden, und wer weiß,

auf wie lange! Waren nicht viele unſerer unglücklichen Kameraden 10 Jahre auf den Pontons geblieben? Bei dieſem Gedanken erſtarrte mir das Blut; ich glaubte zu erſticken; und hätte man mir nicht den Säbel genommen: ſo würde ich meinem Leben gewaltſam ein Ende gemacht haben.

Die Italiener, welche mich gefangen genommen hatten, führten mich in ihrer Mitte fort. Als in Folge unſerer ſchnellen Flucht und einiger Überlegung endlich der Kummer mich nicht mehr ganz beherrſchte, begann ich mit weniger Gleichgiltigkeit den Bewegungen der Armee zu folgen. Sie zog ſich von einer Poſition nach der andern, und zwar mit unglaublicher Eile, zurück und wurde von den Franzoſen lebhaft verfolgt. Ich hätte es für ein Glück gehalten, wenn eine franzöſiſche Kugel jetzt meinem Leben ein Ende gemacht hätte.

Wenn man 10 Jahre lang unter dem Kaiſer die Feldzüge mit gemacht hatte, verſtand man ſo ziemlich alle Sprachen. Ich kam in eine Unterhaltung mit einem italieniſchen Unteroffizier, der mich über meine Zukunft zu

Claudine von Villa Bella.

Ein Singspiel.

Von

Goethe.

Achte Ausgabe.

Leipzig,
bey Georg Joachim Göschen,
1788.

beruhigen suchte. Ich hatte nicht eine solche Behandlung zu erwarten, wie zu jener Zeit, wo ich unter Napoleon diente und zum Gefangenen gemacht wurde. Ich war nicht einer Guerilla-Bande in die Hände gefallen, und die Wuth der Spanier war nicht auf die Ausländer, sondern einzig auf ihre Landsleute von der entgegen gesetzten Partei gerichtet, die ohne Gnade und Barmherzigkeit im Fall der Gefangenschaft über die Klinge springen mußten.

Ich wurde von Dorf zu Dorf bis in die Gegend von Manresa geführt und mit einigen andern Franzosen in ein kleines Fort gebracht. Den Tag nach unserer Ankunft wurden wir von ausgewanderten Franzosen besucht; sie erkundigten sich nach unsern Bedürfnissen und boten uns ihre Dienste an. Wir nannten ihnen unsern Namen und noch denselben Abend erschien zu meiner großen Verwunderung und Freude der Feldwebel Ricaud, mit welchem ich mich von Cabrera gerettet hatte. *) Er trug die Montirung der alten kaiserlichen Garde

*) S. Theil 1 Kap. 6. S. 159 fgg.

und hatte Frankreich in Folge einer Streitigkeit mit seinem Capitän verlassen. Wir fielen einander in die Arme, und ich weiß nicht, warum wir uns weit mehr ergriffen fühlten, als wenn wir uns an jedem andern Orte begegnet wären.

„Kamerad, sprach Ricaud, nach den ersten Ergießungen, Du sollst nicht lange Gefangener seyn; Du sollst eintreten ins Bataillon der Auswanderer."

— „Was! zwingt man die Gefangenen Dienste zu nehmen?"

— „Nein, Robert, dieses Recht hat man nicht; aber die Gefangenen können ihre Freiheit wieder erlangen, wenn sie unter dieses Bataillon treten."

— „Aber ich will Spanien nicht dienen."

— „Dienen wir Spanien? wir? Betrachte doch meine Montirung! Du weißt, daß ich zwar nur Sergent war, aber mehr als Einmal die Gegenstände richtig zu beurtheilen verstand; und wenn mich mein Mißgeschick von höhern Graden ausgeschlossen hat: so verstand ich deßhalb nicht weniger als diejenigen,

welche uns commandirten. Komm, höre mir jetzt ruhig zu und dann urtheile."

Ich hörte ihm lange Zeit zu. Ich erfuhr Dinge, über die ich erstaunen mußte und über welche der Leser vielleicht noch mehr erstaunen würde, wenn sie auch lange Zeit, nachdem sie geschehen sind, erst erzählt werden sollten; aber ich kann und darf dieselben hier nicht erzählen. Es gibt Thatsachen, die erst nach zehn Jahren bekannt gemacht werden können. Eines Tages, wenn diese Memoiren Beifall finden sollten, werde ich einen Nachtrag liefern, der sich bloß auf Spanien, im Jahr 1823, beziehen soll. In demselben werde ich Alles mittheilen, was ich damals und nach der Zeit über die Auswanderer, deren Geschichte eben so interessant als merkwürdig ist, und über die geheimen Gesellschaften des Landes erfuhr. Da aber die meisten dieser Thatumstände weitläufige politische Erklärungen voraussetzen und ich sie von Ricaud erfahren habe: so wird man mich nicht verdenken, wenn ich durch Bekanntmachung derselben die Verantwortlichkeit dafür nicht auf mich nehmen will.

Als dieser Freund seine Auseinandersetzung

geendigt hatte, entgegnete ich ihm: „Kamerad, ich kann Deinen Wunsch nicht erfüllen; denn seit langer Zeit habe ich mir den Vers zur Regel gemacht:

Un bon soldat doit souffrir et se taire,
Sans murmurer.
(Ein guter Soldat muß dulden und schweigen, ohne zu murren.)

Ich werde nicht unter das Bataillon treten und mich nie entschließen, diese Auswanderer nachzuahmen, welche die Waffen gegen ihr Vaterland geführt haben."

— „Aber ich weiß, daß Du Unrecht hast erdulden müssen."

— „Zu allen Zeiten."

— „Und liebst noch Dein Vaterland?"

— „Über Alles!"

— „Bei der Rückerinnerung an den französischen Ruhm und beim Anblick meiner Uniform . . . .?"

— „Die Thränen treten mir in die Augen, aber meine Vernunft zügelt den Aufschwung meines Herzens."

— „Wohlan, so tritt zu uns!"

— „Ich würde schon morgen Euer gehö-

ren, wenn es nur aufs Sterben ankäme; aber ich will nur unter Frankreichs Fahnen fechten."

— „Ist dieß Dein letztes Wort?"

— „Dieß ist mein unwandelbarer Entschluß."

Ricaud entfernte sich mit Thränen in den Augen.

Ich sah ihn in der Folge täglich; aber er drang nicht mehr in mich und schien sogar manchmal meiner Festigkeit Beifall zu zollen. Ich habe seit der Zeit erfahren, welcher Edelmuth in seinem Schweigen lag.

Die Auswanderer, welche durch unglückliche Angelegenheiten, oder durch gerichtliche Verfolgungen größten Theils gezwungen worden waren, über die Gränze zu gehen, hatten, als der Krieg ausbrach, sich nicht ins Ausland begeben können. Sie waren die ersten Opfer der Epidemie von Barcelona und, um zu leben, genöthigt gewesen, mit andern Ausländern Dienste zu nehmen. Sie empfanden das Unglück, dem spanischen Stolz und den Launen des Guerilla-Anführers Mina unterworfen zu seyn, in seiner ganzen Bitterkeit.

Durch wie viele Übel und Demüthigungen hatten ſie die traurige Ehre erkauft, ein beſonderes Corps zu bilden, welches ſpäterhin in den Gefilden von Llado und Llers vernichtet wurde! Bei dieſem letzten Gefechte wurde eine Colonne, welche Barcela verlaſſen hatte und im Begriff war, nach Figueras zu gehen, von der franzöſiſchen Armee eingeſchloſſen und mußte die Waffen ſtrecken. Aber die liberale Legion der Ausländer wollte nicht capituliren und vertheidigte ſich mit heroiſcher Standhaftigkeit: faſt ganz vernichtet, ſetzte ſie noch immer den Kampf fort. Man erzählt, daß einer ihrer Offiziere ſich eine Kugel durch den Kopf ſchoß, als er eben zum Gefangenen gemacht werden ſollte. Mein unglücklicher Freund Ricaud, welcher mich hatte anwerben wollen, war mit drei Bajonettſtichen verwundet und als todt auf dem Schlachtfeld gelaſſen worden. Zwei ſeiner innigſten Freunde fielen an ſeiner Seite. Bei dieſem Anblick erhob ſich in den franzöſiſchen Linien ein Schrei des Mitleides; die Chefs warfen ſich mitten unter die Beſiegten mit geſenktem Degen und der tapfere General Damas, welcher die Divi-

sion commandirte, eilte selbst herbei und versprach ihnen, wenn sie sich ergeben wollten, seine mächtige Vermittelung bei den Prinzen, deren Unterthanen diese tapfern Glücksritter waren. Auf das Wort dieses Kriegers, dessen edler Charakter an die Ritterzeit erinnert, legten sie die Waffen nieder und ließen sich von denen zu Gefangenen machen, in deren Reihen sie 20 Jahre lang gefochten hatten.

Zu derselben Zeit marschirte eine zweite Colonne, aus dem Rest der Auswanderer verschiedener Nationen bestehend, von Tarragona nach Lerida, unter dem Befehl des Evariste San Miguel und unterlag sammt ihrem Anführer bei einem Zusammentreffen mit den Franzosen.

Dieß war das traurige Ende dieser Unglücklichen, welche sich von den entferntesten Punkten Europa's in einem fremden Lande zusammen gefunden hatten.

Einige Tage, nachdem ich zum Gefangenen gemacht worden war, verließen die Auswanderer das Land, und die Spanier flohen vor den Franzosen, welche Miene machten, sich der Ufer des Llobregat zu bemächtigen.

Das kleine Fort, in welchem wir gefangen gehalten wurden, hatte nur einige Milizen, die uns des Abends, nämlich mich und drei meiner Kameraden in einen großen Saal einsperrten, der zum Gefängniß diente, und dann fortgingen. An einem der großen Fenster des Saales hatten wir die Entdeckung gemacht, daß die Eisenstäbe locker waren. Wir vereinigten unsere Kräfte; und nachdem es uns gelungen war, zwei dieser Stäbe auf die Seite zu drücken: so entschlüpften wir durch diese Öffnung, Einer nach dem Andern, mittels eines Strickes, und bedienten uns desselben auch, um uns von der Mauer des Fort hinab zu lassen. Ringsum herrschte die tiefste Stille. Wir warfen uns, dem Zufall vertrauend, in die engen Straßen des Dorfes und erreichten das freie Feld.

Mit Tages Anbruch hatten wir den Llobregat im Rücken und näherten uns den Bergen, jenseits welcher der Ter fließt. Wir mußten uns nun im Gebüsche verbergen und die Nacht erwarten; alsdann setzten wir unsern Weg fort und erreichten bald das Ufer des Ter, den wir bis in die Nähe von Ge-

rona verfolgten, immer in der Furcht, den Spaniern in die Hände zu fallen, obschon wir seit 2 Tagen keinen spanischen Soldaten erblickt hatten.

Als wir bis in die Nähe von Gerona gekommen waren, geriethen wir unter die Vorposten der Glaubensarmee. Die Einen hielten uns für Auswanderer, welche um die Festung herum streiften, und wollten uns erschießen; Andere hielten uns für Soldaten, welche zum Feinde überlaufen wollten und waren im Begriff, uns auf gleiche Weise zu behandeln. Obgleich wir durch Hunger und Anstrengung aufs Äußerste erschöpft waren, schrieen wir doch eben so laut, als sie und brachten es endlich dahin, daß man uns Gehör gab. Man führte uns ins Hauptquartier, wo unser Benehmen eine Belobung erhielt.

In der letztern Zeit hatte ich viel gelitten, und besonders während der zwei Tage unserer Flucht. Meine Armwunde hatte sich beträchtlich entzündet. Dem Gutachten des Oberwundarztes zu Folge, kam ich ins Lazareth, wo nach kurzer Zeit das Fieber auf eine

höchst bedenkliche Weise bei mir ausbrach. Als es etwas nachgelassen hatte, wurde ich von Post zu Post bis an die Gränze gebracht und erreichte in den ersten Tagen des Julius sehr krank Tech bei Ceret.

In diesem Städtchen war kein Spital und ich wurde in die Wohnung eines Bürgers einquartiert. Mein Arm war sehr geschwollen und ich befürchtete den Ausbruch des Brandes. Ein Wundarzt besuchte mich und einige andere zu Tech befindliche Verwundete alle zwei Tage; aber seine Bemühungen hatten kein günstiges Resultat und eine düstre Melancholie bemächtigte sich meiner.

In demselben Hause wohnte auch eine Familie aus der Gegend von Saint-Hippolyte bei Nimes. Sie hatte sich an der Gränze niedergelassen, um Lieferungen für die Armee zu besorgen und bestand aus einem gewissen Auzière, einem sehr thätigen und gescheidten Mann, seinem 15jährigen Sohn, seiner Frau und einer 18jährigen Tochter Luise. Ich hatte mit ihnen in kurzer Zeit Bekanntschaft gemacht und sobald ich wußte, daß sie Protestanten aus dem Gard-Departemente seien,

G.H.BIBL. WEIMAR.

erzählte ich ihnen, daß ich selbst ein Opfer der Metzelei bei den Kasernen gewesen sei, und dadurch erlangte ich ihr ganzes Vertrauen.*)

Der Vater Auzière war fast immer in Geschäften abwesend; sein Sohn Felix begleitete ihn, so daß also die Mutter und die Tochter in solchen Fällen allein zurück blieben. Luisens Treuherzigkeit entzückte mich und [illegible] ihrer Einbildungskraft hatten sich alle die Erinnerungen von 1815 lebhaft eingeprägt. Sie war ein Augenzeuge der hauptsächlichsten traurigen Vorfälle gewesen und dieser Eindruck hatte sich mit feurigen Zügen ihrem Gedächtniß eingeprägt. Sie war noch sehr jung, als zu jener merkwürdigen Zeit ihre Familie aus Nimes flüchten, und gleich allen andern Protestanten des Gard-Departementes einen Zufluchtsort in den Gebirgen suchen mußte.

Seit der Zeit hatte sich ihre Familie in die Nähe von Saint-Hippolyte zurück gezogen und trieb einen kleinen Handel. In der letztern Zeit, als die Armee an den Pyrenäen

*) Vergl. Kap. 16. B. 2. Seite 84 fgg.

concentrirt wurde, lieferte der alte Auzière Schlachtvieh und befand ſich bei dieſem Geſchäft ziemlich gut. Gegenwärtig hatte er auf dieſe Speculationen Verzicht leiſten müſſen, indem man das ganze Lieferungsgeſchäft mit ſeinem Gewinn einem General-Lieferanten übergeben hatte. Auzière ſchickte ſich demnach an, gerade zu der Zeit, als ich zu Tech eintraf, wieder in ſeine vorige Heimath zurück zu kehren.

Seine Frau und ſeine Tochter hatten mich Anfangs beklagt; bald widmeten ſie mir Sorgfalt und Pflege. Beſonders emſig bewies ſich Luiſe, und ich nahm es mit Vergnügen wahr; auch dankte ich ihr, trotz meiner Leiden, jederzeit für ihre Gefälligkeit. Sie hatte mir den Arm des Tags wohl zehnmal verbunden. Die Hollunder-Emulſion beſiegte endlich die Geſchwulſt und die Wunde verſprach baldige Heilung.

Faſt zwei Monate waren nun ſeit dem Gefecht von Mataro vergangen, die Armee belagerte Barcellona und der Krieg rückte in dieſer Provinz nur langſam und ohne Gefecht vorwärts. Zum erſten Male in meinem Le-

ben wünschte ich mich nicht wieder zur Fahne stellen zu müssen; und eben damals erhielt ich von meinem Obersten die Nachricht, daß der Minister mir meinen Abschied ertheilt habe.

Die ungewöhnliche Art, wie diese Sache Statt gefunden hatte, überraschte mich Anfangs, aber bald fiel mir ein, daß ich mit meinen Kameraden oft von dem Kriege im Jahr 1808 gesprochen hatte; daß ich während der wenigen Tage meiner Gefangenschaft von den französischen Auswanderern sehr gut behandelt worden war, und ich kam auf den Gedanken, es möchte wohl etwas Angeberei bei diesem Hergange der Sache mit im Spiele seyn. Gewiß, es gab keine andern Gründe zu meiner Verabschiedung, als mein zehnjähriger Dienst unter dem Kaiserreich und der ewige Kummer, daß ich die Stelle, welche mir durch Napoleons Befehl von Rechtswegen gebührte, nicht erhalten hatte. Ich sah wohl ein, daß man die Soldaten des Kaisers jetzt unter den Reihen einer Armee, die andern Erinnerungen als den unsrigen huldigen sollte, und in welcher wir unwillkürlich eine ehrsüchtige Trauer nach unserer schönen Rolle

als Eroberer verbreiteten, nur duldete. Die Armee und wir gehörten nicht derselben Zeit an und eben so wenig derselben Stimmung. Es war schon viel, daß man die Generale behielt, die wegen ihrer Erfahrung unentbehrlich waren; aber vielleicht wäre es unklug gewesen, Soldaten beizubehalten, die ihre Gedanken und Meinungen nicht mit der Leichtigkeit wie jene den Formen und Begriffen der neuen Regierung anpassen konnten; aber ich, der ich meinen Dienst immer tadellos verrichtet hatte, ich hätte wohl keinen solchen plötzlichen Abschied zu erwarten gehabt. Drei Monate früher würde es mich tief geschmerzt haben, wenn ich mit unter der Verabschiedung begriffen gewesen wäre, die fast alle alte Soldaten betraf, aber jetzt, wo es entschieden war, daß alle Plätze ziemlich ohne Gegenwehr sich ergeben und daß der Krieg sein Ende erreichen würde, ohne daß ich die verlorne Zeit nachholen könnte; jetzt verschlug es mir wenig, daß man mich einige Tage früher nach Hause schickte, als ich darum gebeten haben würde. Ich war also sehr gefaßt, und ohne Kummer, ohne Klage, ohne nutzlose Rückblicke

auf die Vergangenheit trat ich faſt an demſelben Ort aus dem Dienſte, wo ich 18 Jahre früher voll Jugendkraft und Hoffnung eingetreten war.

Ich wollte ſogleich abreiſen, aber Auzière veranlaßte mich noch einige Tage zu verweilen, weil er dann ſelbſt in die Cevennen zurück kehren wollte. „Sie ſind noch nicht hergeſtellt, ſagte er zu mir, die drei Ruhetage, die wir noch hier zubringen, werden Ihnen wohlthun, dann reiſen wir zuſammen ab und Sie bleiben einige Zeit bei mir, um ſich durch die reine Luft unſerer Gebirge zu ſtärken. Es treibt Sie ja nichts zur Heimkehr und ich gebe einmal nicht zu, daß Sie als Verwundeter zu den Ihrigen zurück kehren.“ Ich war keinesweges der Meinung dieſes braven Mannes, es ſchien mir, als würde ich um ſo eher der Ruhe genießen, je früher ich mich bei meiner Familie befinden würde; aber Luiſe gab bei jedem Wort ihres Vaters ein Zeichen ihrer Beiſtimmung und ihr Blick drückte ein ſo zärtliches Wohlwollen gegen mich aus, daß ich es nicht wagte, mich ihr zu entziehen.

Ich nahm alſo den Vorſchlag an, oder vielmehr, ich ſchlug ihn nicht ab, und nach einigen Tagen reiſten wir ab. In Perpignan mietheten wir einen Wagen und nach drei Tagen erreichten wir Montpellier, wo wir ein Cabriolet nahmen, das uns noch denſelben Tag nach Durfort, in der Nähe von St. Hippolyte in die Vorgebirge der Cevennen brachte. Die Reiſe hatte mir nicht nur nichts geſchadet, ſondern meine Herſtellung beſchleunigt und bei unſerer Ankunft in den Gebirgen empfand ich nur noch wenig Schmerzen. Allerdings beſchäftigte die Sorgfalt, die Aufmerkſamkeit Luiſens und vor Allem das zärtliche Wohlwollen, das ſie in ihre Worte legte, meine Gedanken weit mehr als der Schmerz meiner Wunde.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

1823.

Ankunft in Durfort in den Cevennen. — Guillemard's Gefühle für Luise Auzière. — Roque's bewaffneter Haufe in den Cevennen. — Guillemard sucht diesen Anführer auf. — Betrachtungen über dieß Ereigniß. — Guillemard's Rückkehr nach Sixfour.

Ich war Anfangs entschlossen, diese Memoiren mit dem Tage meines Austritts aus dem Kriegsdienste zu beschließen, aber ich bedachte später, daß das letzte Ereigniß, das ich auf meiner Heimkehr erlebte, nicht ohne Interesse für den Leser seyn möchte; wenn es mich gleich nicht persönlich anging. Dann glaubte ich auch, einige Nachrichten über meine Fa-

milie und über mich selbst seit meiner Rückkehr in das Privatleben mittheilen zu müssen.

Ich war nun nicht mehr Soldat; meine kriegerische Laufbahn war fast an demselben Orte und unter denselben Vermögensverhältnissen zu Ende gegangen, wie sie begonnen hatte. Ich entwarf mir im Voraus ein Bild von dem Leben, das mich in meinem Dörfchen erwartete, und dieß Gemälde machte mir vielen Kummer. Wenn ich daran dachte, so konnte ich mich nicht enthalten, mich den angenehmen Gedanken hinzugeben, welche das unausgesetzte Wohlwollen der Luise Auzière bei mir erzeugte. Es machte mir Vergnügen, das Gefühl zu errathen, das ihr bei meinen unbedeutendsten Worten das Blut in die Wangen trieb, und es schmeichelte mir, daß sie ihre Freude nicht zu verhehlen suchte, wenn ihr Vater seine Anerbietungen und Einladungen gegen mich erneuerte.

Das Dorf Durfort liegt am Fuß der Cevennen und wird, so wie die umliegenden Orte, fast bloß von Protestanten bewohnt. Die Sitten sind in jener Gegend einfach und der religiöse Fanatismus aus der Zeit der Ca-

miſarden hat ſich großen Theils in eine politiſche Meinung verwandelt. Hier wohnte die Familie Auzière ſeit 1815, hier nahm ſie mich mit einer offenen Herzlichkeit auf, die mich entzückte.

Schon am Tage unſerer Ankunft zeigte mir der Vater Auzière ſeinen Weinberg und ſeine koſtbaren Maulbeerbäume. Er erzählte mir die Geſchichte aller ſeiner Beſitzungen und berichtete, warum und wie jede der Backſtein-Mauern, welche die Terraſſen bildeten, erbaut worden wäre. Meine Gefälligkeit im Anhören war ſeiner Luſt als Landbeſitzer zu ſprechen, gleich; und da ich in frühern Zeiten, bei meinem Vater, landwirthſchaftliche Bücher, mit denen er ſich vorzüglich gern beſchäftigte, durchblättert hatte: ſo ſprach ich mit ihm, gut oder ſchlecht, aber ſo lange er wollte, über die Natur ſeines Bodens und die Stellung, welche er für jeden Baum ausgewählt hatte.

Jedes Mal, wenn wir von unſern Wanderungen zurückkehrten, trafen wir Luiſen auf unſerm Wege und in ihren Blicken lag ein immer leidenſchaftlicherer Ausdruck: ſie gab

das Vergnügen, das ihr meine Gegenwart gewährte, auf eine Art zu erkennen, daß mir kein Zweifel übrig blieb, und ich gestehe, daß es mir nicht weniger Vergnügen machte, bei ihr zu seyn. Mit Einem Wort, mein Herz, das ich so zärtlicher Gefühle gar nicht mehr fähig hielt, genoß jetzt fast dasselbe Glück der Liebe wieder, das mir einst Miette eingeflößt hatte. Bei jedem unserer Gespräche erwachten die Erinnerungen, die Gefühle meiner Jugend wieder mit aller Kraft in meinem Innern. Luise ihrer Seits kannte bloß starke Gefühle und drückte ihre Empfindungen mit der Kraft des Ausdrucks und der Bilder aus, die man so häufig bei den Bewohnern des Südens trifft. Es war, als wäre die Poesie ihre natürliche Sprache und man konnte überzeugt seyn, daß ihre Aufmerksamkeit nie ermüdete, wenn man ihr ein Gedicht vorsprach. Bei ihr erwachte meine poetische Ader wieder, die seit 20 Jahren geruht hatte, und für sie machte ich die letzten Verse, gewiß die letzten, die aus meiner Feder fließen werden. Was mir aber am meisten an Luisen gefiel, war jenes zärtliche Mitleiden, das sie bei al-

Claudine von Villa Bella.

Ein Singſpiel.

len Leiden der alten Soldaten bewies, und der Schmerz, mit dem sie von dem Sturze des großen Kaiserreichs sprach; ich, der des Trostes bedurfte, fühlte, daß ich mich bei ihr am besten befand.

Diese Gefühle, die ich damals noch nicht ganz deutlich empfand, würden mir das Andenken an Durfort sehr lieb machen, wenn ich nicht auf eine ziemlich sonderbare Weise davon abgezogen worden wäre. Ich hatte 14 Tage dort zugebracht und meine Wunde fing an zu vernarben. Man hatte mich mit mehrern Personen bekannt gemacht, mit einigen tüchtigen jungen Burschen und zwei oder drei alten Soldaten; ich bemerkte seit einigen Tagen, daß sie ihre vertrauten Gespräche bei meiner Erscheinung abbrachen; daß manche Personen sich mit freudigen Blicken ansahen, wenn sie einander auf der Straße begegneten, während Andere von einer Unruhe bewegt erschienen, deren Grund ich nicht errathen konnte. Mehrere junge Leute aus den Umgebungen waren verschwunden und Niemand kümmerte sich darum, was aus ihnen geworden sei. —

Endlich eines Abends, eben als wir uns zu Tiſche ſetzen wollten, ſtürzte Luiſe mit feurigem Auge und lebhaft bewegten Geſichtszügen zur Thür herein und rief: „Endlich rücken ſie vor, ſie ſind ſchon abmarſchirt.“ — „Wer denn?“ fragt Vater Auzière. — „Wer? ſie! Ihr Corps iſt gebildet. Der Anführer hat zu Roqueplane geſagt: Ihr betreibt Euer Geſchäft und wir das unſrige. Dann hat er wieder zu Jean Louis geſagt, er erwarte Waffen, die ihm über das Gebirge herüber geſchickt werden würden ..... Alles geht gut. — „Ach, ſagte der Vater, das iſt eine Thorheit; die Revolutionen beginnen nicht mit Kreuz- und Querzügen in den Gebirgen.“ — „Ja, ſagte die Mutter Auzière, und doch haben wir unſern Caralier?*)“ — „Man hat Ihnen nichts ſagen wollen, Herr Robert, ſagte jetzt Luiſe, indem ſie mich lebhaft bei der Hand faßte, weil man Sie früher nicht der Gefahr ausſetzen wollte; aber

---

*) Ein berüchtigter Anführer der Camiſarden, der mit dem Marſchall von Villars eine Capitulation abſchloß.

wenn die Waffen angekommen sind, dann ziehen Sie mit? Nicht wahr?" — „Ich ziehe mit!" entgegnete ich mit Erstaunen. — „Ja, ja, antwortete sie mit Leidenschaft, ein Tapferer, wie Sie, wird unsern jungen Burschen Muth einflößen. Sie ziehen mit; ich habe es versprochen, sagte sie etwas leiser mit einem ausdruckvollen Blicke, und einem sprechenden Händedruck.

Dieß Versprechen schien mir etwas leichtsinnig ertheilt worden zu seyn. „Aber, sagte ich zu Luisen, für was werde ich denn ausrücken?" — „Für uns Alle, für das Vaterland, für den Kaiser," entgegnete sie, indem meine Kälte ihre Aufregung noch zu steigern schien. — „Für den Kaiser?" frägte ich erstaunt. — „Ja, sein Bruder ist hier in Montels." — „Sein Bruder! Welcher denn?" — „Das ist gleich viel, sein Bruder, sein Adjutant, Delon, Alle. Die ganze Gardonnenque steht auf und wir rücken nach Nimes." — „Was soll denn das nur bedeuten?" sagte ich endlich ungeduldig. — „Daß Ihr Herz und Ihr Arm dem Vaterland gehören," sagte Luise, die durch meine Langsamkeit im Be-

greifen bis zum höchsten Grad der Leidenschaft gebracht worden war. Mit diesen Worten ging sie hinaus, um, wie sie sagte, nach neuen Nachrichten zu forschen.

„Armes Mädchen! sagte ihr Vater, als er sie so lebhaft bewegt sah; sie ist im Stande den Geist darüber aufzugeben.“ —

„Es ist immer besser, fechtend zu sterben, als im Thurm von Constance,*)“ erwiederte die Mutter. —

„Schweig, Frau, unterbrach sie der Vater, die Geschichte vom Thurm von Constance ist über 100 Jahr alt; jetzt wird Niemand mehr hinein gesteckt. Sind denn unsere Kirchen nicht eben so gut geöffnet, als unter der Republik und unter dem Kaiserreich?“

Endlich wendete er sich zu mir und sagte: „man hat Ihnen aus der ganzen Geschichte ein Geheimniß gemacht, weil man die Thorheit hatte, zu glauben, Sie würden gleich in das Gebirge abgehen, wenn Sie es erführen

*) Ein alter Thurm bei Aiguemortes, in welchen während der Religionskriege die Protestanten eingesperrt wurden.

und man hat Ihnen nichts Ungegründetes sagen wollen. Das Ganze ist mit zwei Worten: ein Mann, der mit Vollmachten versehen seyn will, zieht seit einiger Zeit in unserer Gegend herum, wirbt junge Bursche an und bildet sich so eine Schar, die schon ziemlich bedeutend seyn soll. Wer er eigentlich ist, weiß man nicht, eben so wenig kennt man seinen Zweck, aber Lieder und im Namen des Kaisers erlassene Befehle scheinen Absichten auf unser Land zu verrathen, die er ohne Zweifel deutlicher an den Tag legen wird, wenn er die Waffen erhalten hat, die er seiner Äußerung nach in Kurzem erwartet."

Diese Erzählung erregte in mir die lebhafteste Verwunderung; ich kannte weder das Land noch seine Bewohner hinlänglich, um ein Urtheil über die Thatsachen fällen zu können; aber ich stand dem Sitz von Irrthümern oder dem Krater einer Empörung zu nahe, als daß ich nicht hätte beunruhigt werden sollen und meine Lage schien mir höchst kritisch.

Luise kam bald wieder nach Hause, sie hatte weiter nichts erfahren, befand sich aber noch in demselben Zustand der Aufregung und

brachte eine Menge wunderlicher Reden zum Vorſchein, die faſt mein Mitleid erregten. Die kalte Aufmerkſamkeit, mit der ich ſie anhörte, verdoppelte die Hitze ihrer Rede, und als wir zu Bette gingen, ſchien ſie von der größten Ungeduld gepeinigt zu werden, weil ich ſehr viel gefragt, ſie aber weder ein Verſprechen noch Beifall von mir erhalten hatte.

Als ich mich allein befand, überließ ich mich dem Nachdenken; aber es ſtellten ſich meinem Geiſte bloß unzuſammenhängende Ideen über das Ereigniß dar, das mich in dieſe Unruhe verſetzt hatte. Ich konnte durchaus nicht glauben, daß die Bewohner der Cevennen am Vorabend eines theilweiſen oder totalen Aufſtands ſich befänden. Ich ſah keine Gründe, die ſie dazu berechtigen konnten. Überdieß hatte ich auch keine Klage über jetzige Bedrükkungen gehört und wegen vergangener Leiden empört man ſich nicht. Es war alſo keine Wahrſcheinlichkeit vorhanden, daß die Streifzüge des bewaffneten Haufens mit irgend einem politiſchen Intereſſe in Verbindung ſtänden, außer wenn ſich gewiſſe Menſchen dieſes Mittels bedienten, um die Stimmung des

Volks zu prüfen, ein Kunſtgriff, der, wie man ſagte, ſchon an andern Orten angewendet worden war; da ich aber den Gedanken an die Anwendung eines ſo entehrenden Mittels nicht lange feſt halten konnte: ſo verſank ich bald wieder in Zweifel und Ungewißheit.

Jetzt dachte ich auch wieder an Luiſen, die ich außerordentlich verändert fand. Die Ausbrüche ihres Fanatismus, denn der beſeelte ſie wirklich, hatten mit einem Mal alle die Gefühle der Zuneigung und Zärtlichkeit bei mir erſtickt, die ich mit ſo großem Vergnügen hatte entſtehen ſehen.

Am andern und dritten Tage bemühte ich mich, genauere Nachrichten einzuziehen. Da ich nun mit Jedermann von dem bewaffneten Haufen ſprach, ſo erzählte auch ein Jeder mir davon und bald wußte ich eben ſo viel als alle unſere Nachbaren, nur mit dem Unterſchied, daß ich Alles, was mir außerordentlich und unmöglich ſchien, nicht glaubte.

Indeſſen beſtätigte ſich das Gerücht von dem täglichen Anwachſen des Haufens; man erzählte Gewaltthaten. Bei Saint-Marcel hatte der Anführer den Sohn des Beſitzers des

Pachtgutes von Bonpérier gezwungen, mit ihm zu ziehen; an andern Orten hatte er sich Drohungen erlaubt: überall, wo er sich aufgehalten hatte, wurde eine Wache errichtet und ein militärisches Commando gab allezeit das Zeichen zum Aufbruch. Übrigens bezahlte er pünktlich Alles, was er nahm, und zeigte für jedes Eigenthum die größte Achtung. Dieß Verfahren war nicht das eines Räubers und ich begriff nun alle die Vermuthungen, denen sich die Bewohner, rücksichtlich dieses sonderbaren Menschen hin gaben.

Er durchzog nach und nach die Gemeinden von Saint-Marcel, Saint-Roman, Saint-Jean, Faveyroles, Croß, Montels, Valleraugue le Pompidou, Plantier u. s. w.

Seine Annäherung brachte eine sonderbare Wirkung hervor. Ich weiß nicht, ob ihn Einige herbei wünschten, dem Anschein nach fürchteten ihn Alle. In Saint-Felix hatten sich die Bewohner des dem Maire von Montpellier zugehörigen Schlosses Ax d'Arat mit derselben Übereilung geflüchtet, als wenn sich ein Seeräuber von Algier an den Küsten zeigt, und hatten alle Kostbarkeiten mit fortgenom-

men; in Sorlières an den Gränzen des Departements der Lozère hatte er einige Lebensmittel gekauft, die man ihm nur mit Zittern überlieferte und fast nicht bezahlt nehmen wollte. Drei beim Steuerfache angestellte Beamte wurden krank, bloß, weil sie ihn gesehen hatten und einer von ihnen, der mit ihm hatte sprechen müssen, wäre fast gestorben; die Unterpräfekten lebten auf dem Lande, die Maires wußten nicht, was sie für Maßregeln gegen ein Übel anwenden sollten, dessen Wesen ihnen unbekannt war und das Bemühen der Behörden, sich genauere Nachrichten zu verschaffen, war fruchtlos, denn ein Theil wußte selbst Nichts, der andere wollte aus Furcht, sich der Gefahr auszusetzen, Nichts wissen.

Der Präfekt des Garddepartements, der eine Störung der öffentlichen Ruhe fürchtete, schickte in aller Eile einen Commissar ab, um sich von der Wahrheit der Thatsachen zu überzeugen und ordnete ihm eine hinlängliche militärische Macht bei, um den Haufen aller Orten zu zerstreuen, wo er anzutreffen sei; das war aber eben die Aufgabe. Übrigens war es ein sonderbares Schauspiel, fast alle

Behörden des Departements auf der Verfolgung eines Haufens zu ſehen, den man nirgends fand und über welchen Niemand beſtimmte Nachricht geben konnte.

Ich ſah an dem Orte meines Aufenthaltes viele rechtliche Leute, die leichtgläubig genug waren, um für einen Chef-Partei zu nehmen, den ſie gar nicht kannten; und da ihr Vertrauen mit jeder Nachricht von den Streifzügen des bewaffneten Haufens ſtieg: ſo faßte ich den Entſchluß, mich aufzuopfern, wenn es ſeyn müßte, um ihnen die Augen zu öffnen und das Complott, das mir hinter der ganzen Geſchichte zu ſtecken ſchien, aufzudecken. In dieſer Abſicht erſuchte ich eines Abends den Sohn Auzière, einen zuverläſſigen jungen Menſchen, mich zu begleiten und begab mich nach einem Gute, wohin die Bande ſeit einigen Tagen zu kommen pflegte.

Wir kletterten die ganze Nacht hindurch von einem Gebirgsrücken auf den andern und es mochte etwa 5 Uhr Morgens ſeyn, als wir bei dem Gute anlangten. Es war bewacht und die Schildwache erlaubte uns nicht eher näher zu kommen, bis wir uns zu erkennen

Personen.

Alonzo, Herr von Villa Bella.

Claudine, seine Tochter.

Lucinde, seine Nichte.

Pedro von Castellvecchio, unter dem Nahmen Pedro von Rovero.

Carlos von Castellvecchio, unter dem Nahmen Rugantino.

Basco, ein Abenteurer.

Landvolk.

Vagabunden.

Bediente Alonzo's.

Bediente Pedro's.

Garden des Fürsten von Rocca Bruna.

Der Schauplatz ist in Sicilien.

gegeben hatten. Ich verlangte den Anführer zu sprechen. Während man mich examinirte, erschien er. Er war von kleiner Statur und trug einen Schnurrbart; seine Untergebenen nannten ihn Herr (Monsieur) und das einzige Zeichen seiner Befehlshaberstelle war ein großer Säbel. Sein Gesicht hatte vielen Ausdruck, war aber ohne allen Adel. „Sie kommen, um sich mit uns zu vereinigen?“ sagte er, als er uns erblickte. — „Nein, antwortete ich, wir kommen, um zu sehen, wer Sie sind, und was Ihre bewaffneten Streifzüge in dieser Gegend für einen Zweck haben.“ — „Wer ich bin? mein Zweck? Das kümmert Sie gar nichts.“ — „Wenn Sie diesen braven Leuten, die bei Ihnen sind, nicht mehr darüber sagen, woher kommt es denn, daß sie mit Ihnen ziehen?“ — „Weil sie wissen, wer ich bin.“ — „Warum wollen Sie mir es dann nicht ebenfalls sagen?“ — „Sie haben Recht; Sie sollen es erfahren, wenn Sie mit mir frühstücken wollen,“ sagte er mit prahlerischem Tone.

Ich sah, daß ich den Herrn in Verlegenheit setzen würde, wenn ich dieß Anerbieten

annähme, das er mir in der Hoffnung machte, ich würde es ausschlagen. Ich antwortete deßhalb: „mit Vergnügen," setzte mich nieder und bedeutete den jungen Auzière, dasselbe zu thun.

Der Anführer ließ die zwanzig Mann, die er etwa bei sich hatte, in Linie treten, untersuchte ihre Jagdgewehre und ließ sie mit Prahlerei eine Art Musterung passiren, dann kam er zu uns zurück.

Bis jetzt hatte ich an ihm bloß sehr gemeine Manieren bemerkt und seine Art sich auszudrücken bewies, daß er ein Mensch ohne alle Erziehung war; ich erwartete nun, ob sein späteres Betragen dieser ersten Ansicht entsprechen würde.

Wir frühstückten mit ihm und einem seiner Anhänger, einem dicken Mann, der jedes seiner Worte bewunderte. Die Unterhaltung begann mit Drohungen, die er in eine Erzählung einkleidete. Er sagte, er habe nach einem gewissen Chabal, der eine Anzeige von ihm gemacht habe, geschossen, und wenn er ihn getroffen hätte, wie jener vorgäbe, so würde er nicht davon gekommen seyn; dieselbe

Strafe erwarte jeden, der ihn verrathen würde. Er sprach dann von den Gründen, die ihn bewogen hätten, in die Cevennen zu kommen, und nannte sich Delon, den Adjutanten des unglücklichen General Berton; als ich versicherte, Delon habe sich noch vor Kurzem unter den nach Spanien ausgewanderten Franzosen befunden, suchte er die Meinung zu erregen, daß er diesen Namen bloß angenommen hatte, um darunter eine bedeutende Person zu verbergen. Als ich ihm meine Ungläubigkeit nicht verhehlte, suchte er mich durch endlose Ausschweifungen in seinen Reden zu überzeugen, wodurch er aber nichts bewies, als daß er ein bloßer Abenteurer sei, ohne alle Mittel, ohne Erziehung und ohne Kenntnisse.

„Ich wußte nun genug, und gegen das Ende des Frühstücks schickte ich mich zur Rückkehr an. — „Verschwiegenheit!" sagte er. — „Worüber? antwortete ich, ich habe ja gar nichts erfahren." — „Über meinen Namen, meinen Zweck und meine Truppen." — „Ihr Name, der ist in meiner Gegenwart nicht genannt worden. Ihr Zweck ist mir unbe-

kannt, und die Zahl Ihrer Leute geht mich nichts an!" —

Ich entfernte mich, völlig über diesen Mann aufgeklärt, überzeugt von seiner Nichtigkeit, so wie davon, daß die unbedeutende Menge, die er zusammen gebracht hatte, sich bald von selbst zerstreuen würde, weil so wenig ein Zweck als Mittel zur Erreichung desselben vorhanden waren.

Bei meiner Ankunft in Durfort fand ich sechs junge Leute, die zu jenem Haufen gehört hatten und mit denen ich bei meinem Dortseyn hätte sprechen können, schon in ihre Heimath zurückgekehrt. Als Luise meine Erzählung von dieser nächtlichen Expedition und die Einzelnheiten des schlechten Eindrucks, den jener Mensch auf mich gemacht hatte, anhörte, wurde sie sehr unwillig und bestritt meine Ungläubigkeit mit großer Bitterkeit. Der Vater Auzière hingegen beeilte sich, meine Nachrichten weiter zu verbreiten, um seine Freunde und Verwandte abzuhalten, dem lügnerischen Vorgeben des Anführers dieser Bande Glauben beizumessen.

Ich erfuhr nun, daß dieser Mensch dem Gerücht nach Roque heiße, aus Beauvoisin gebürtig, vom Zuchtpolizeigericht schon früher verurtheilt worden sei und fast seit einem Jahre in dem Gebirge sich aufhalte. Unterstützt von einigem Geld und viel Unverschämtheit war es ihm dennoch gelungen, eine Zahl Leute um sich zu versammeln, bei denen er sich mit Erfolg für eine bedeutende Person ausgab, die bestimmt sei, das mittägliche Frankreich in Aufstand zu bringen. Dieß alberne Mährchen fand Verbreiter, die unzufriedene Stimmung gewisser Menschen schloß sich ihm an und in kurzer Zeit war das ganze Departement in einem aufgeregten Zustand.

Später, vor meiner Abreise nach Toulon, wendete ich meine Aufmerksamkeit von neuem auf dieß sonderbare Ereigniß, und ich überzeugte mich, daß Roque oder der geheimnißvolle Anführer dieses bewaffneten Haufens, wie er auch heiße, gastlich aufgenommen von den Bewohnern der Cevennen, seines verborgenen Lebens müde, sich entschlossen hatte, eine Rolle zu spielen; daß er von zwei bis

drei Vertrauten begleitet, das Gerücht von der Ankunft einer wichtigen Person zu verbreiten wußte; daß er diese Stimmung benutzte, ohne sich Rechenschaft von dem Resultat zu geben, das er möglicher Weise herbei führen konnte, um eine Bande zu bilden; da erst waren die Behörden aufmerksam geworden und die Bevölkerung war in ein eigenthümliches Staunen gerathen.

Doch wagte damals die Partei, welche den Wunsch hegen konnte, die Gebirgsbewohner möchten sich compromittiren, nicht dieß Ereigniß als ein Mittel zur Straffälligkeit zu benutzen, ohne Zweifel aus Besorgniß, das Resultat möchte ihre Erwartung übertreffen und sie würde den Hebel, den sie bewegen wollte, nicht mehr in ihrer Gewalt behalten.

Wie dem auch sei, ich bin überzeugt, daß das beste Mittel zur Zerstreuung dieses lächerlichen Zusammenlaufs, der übrigens nicht ohne alle Gefahr war, immer blieb, daß man ihn den Einwohnern in seinem wahren Lichte zeigte. Der Präfect und der General Procurator hatten das wohl gefühlt, als sie sich weigerten,

ihm durch Absendung eines bedeutenden Truppencorps noch mehr Wichtigkeit zu geben, und bloß durch Zureden die Gemüther zu besänftigen suchten. In dieser letztern Hinsicht kann ich mich mit Vergnügen als eine der Personen nennen, die das Meiste mit beigetragen haben, um die Ruhe bei einer so leicht aufregbaren Bevölkerung, wie die des Gard-Departements ist, wieder herzustellen. Es ist der letzte Dienst, den ich meinem Vaterlande erwiesen habe.

In der Mitte des Septembers war die Ruhe überall wieder hergestellt; mit meiner Wunde ging es sehr gut und ich brannte vor Verlangen, endlich in meine Heimath zurück zu kehren. Jetzt hielt mich nichts mehr zurück, seit ich Luisen diesem Fanatismus hingegeben gesehen hatte, wodurch mit Einem Male alle meine schönen Bilder zerstört wurden. Ich nahm Abschied von der Familie Auzière, an welche mich die Dankbarkeit für immer fesselt, und zu Ende des Septembers verließ ich die schönen Cevennen. Am folgenden Tage ging ich durch Nimes, wo sich

meinen Gedanken manche Erinnerungen aufdrangen und vier Tage ſpäter verließ ich den Poſtwagen zwiſchen Ollioules und Toulon und ſchlug die Straße nach Sirfour ein, wo ich am 2ten October 1823 anlangte.

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Schluß.

Jetzt lebe ich in Sirfour und werde wohl mein Dörfchen nicht wieder verlaſſen; hier iſt das Ziel meines ſo lange Zeit ungewiſſen Geſchicks unwiderruflich geſteckt. Hier werde ich ſicher aber nur allmälig die Ruhe finden, deren ich ſo ſehr bedarf; aber wird jene Leere, die ſo viele Gemüthsbewegungen in meiner Seele erzeugt haben, jemals ausgefüllt werden?

Während meines militäriſchen Lebens boten ſich mir viel Hoffnungen des Glücks und des Ruhms dar. Ich hoffte ſie erfüllt zu ſehen, aber das ganze Luftſchloß brach vor meinen Augen zuſammen. Auch in Sirfour hatte

ich ſchmeichelhafte Illuſionen gelaſſen, aber bei meiner Rückkehr fand ich ſie nicht mehr und Alles war verändert.

Meine Familie, die ich glücklich und im blühenden Zuſtande verlaſſen hatte, iſt jetzt faſt ganz verloſchen.

Mein ehrwürdiger Vater iſt meiner Mutter in das Grab gefolgt und hat ſeinen Kindern nur wenig Vermögen hinterlaſſen.

Mein Oheim Eyguier war bei der Rückkehr der Bourbons außer Dienſt gegangen und hatte ſich auf den Antillen etwas Vermögen erworben.

Um es noch zu vermehren, hatte er 1821 eine letzte Reiſe auf einer ihm eigenthümlich zuſtehenden Brigg unternommen. Die Herreiſe und die Speculation liefen günſtig ab, aber auf der Rückfahrt ging die Brigg bei einem Sturm in offener See mit Mann und Maus unter. Sogleich erſchienen ein halbes Dutzend Mulatten, die von verſchiedenen Frauen geboren worden waren, gaben ſich für ſeine Kinder aus und wurden als Erben ſeines noch auf den Antillen befindlichen Vermögens erklärt.

Erſter Aufzug.

Ein Gartenſaal mit offnen Arkaden, durch welche man in einen geſchmückten Garten hinausſieht. Zu beyden Seiten des Saales ſind Kleider, Stoffe, Gefäße, Geſchmeide, mit Geſchmack aufgehängt und geſtellt.

Lucinde, mit zwey Mädchen, beſchäftigt ſich noch hie und da etwas in Ordnung zu bringen; zu ihr Alonzo, der alles durchſieht und mit der Anordnung zufrieden ſcheint.

Alonzo.

Das haſt du wohl bereitet;
Verdienſt den beſten Lohn!
Bekränzet und begleitet
Naht ſich Claudine ſchon.

Mein Bruder hatte sich ganz den Geschäften des Ackerbau's hingegeben und spricht eine mir unverständliche Sprache; von seinen Gewohnheiten ganz verblendet, verkennt er einen Soldaten, der nicht einmal einen Acker zu besäen versteht. Zu solchen einfachen Arbeiten hatte ihn mein Vater übrigens nicht bestimmt. Er nennt mich ironisch seinen Bruder den Gerechten, oder den Offizier; und er ist vielleicht der einzige Mensch in der Welt, der an den Erzählungen eines alten Soldaten gar nichts Unterhaltendes findet.

Meine Schwester Henriette, deren Herz während unsrer Kindheit so gleich gesinnt mit dem meinigen schlug, theilt vermöge der Verschiedenheit unserer jetzigen Ansichten die angenehmen Gefühle, welche die Sympathie erzeugt, nicht so sehr mehr mit mir als sonst; aber sie liebt mich noch immer und mit ihr lebe ich in Gemeinschaft von dem geringen Ertrage unsers väterlichen Erbguts.

In dem Kreis, den verjährte Freundschaftsverhältnisse um meine Familie gezogen hatte, finde ich nur noch wenig Personen, die sich meiner erinnern, und die, durch Interesse oder

Meinungsverschiedenheit von einander getrennt, in einem beständigen Kriegszustande unter einander leben.

Hr. Rymbaud ist seit langer Zeit todt; seinen Sohn sah ich bei Trafalgar fallen. Miette ist Mutter von fünf Kindern und bei dem Andenken an unsere erste Liebe eben so gleichgiltig als ich, für den sie jetzt nichts mehr ist, als die tüchtige Hausfrau eines ehrlichen Bürgers. Zuweilen trifft es sich, daß ich mich vorzugsweise mit ihrem Gatten Bernard unterhalte. Da er früher bei dem Proviantwesen angestellt war, so hat er eben so wie ich alle Aussichten auf die Zukunft verloren, als er genöthigt wurde, aus dem Dienste zu treten. Freimüthig und ohne Umschweife beklagt er mit mir, daß das Mißtrauen und der Hader in einer Gegend herrscht, deren Hauptreiz ihre gefälligen Sitten und jene Einigkeit der Gefühle war, die man so gern als dort einheimisch betrachtete. Die Bewohner der umliegenden Dörfer besuchen einander nicht mehr; die Feste haben nicht mehr die alte, sich hingebende Fröhlichkeit. Alle diese Dinge können nach der Erschütterung, deren Zeugen wir

waren, nur mit der Zeit zurück kehren. Es bedarf wohl 20 Jahre, ehe die Wogen dieses Sturms sich beruhigen; und in 20 Jahren wird sich viel verändert haben, da jetzt schon selbst die Örter nicht mehr sind, was sie waren. Der Zahn der Zeit, der Sirfour sonst nur langsam untergrub, scheint doppelt schnell zu nagen, um den Einsturz des letzten Gemäuers zu beschleunigen.

So fehlt mit einem Male meinem Herzen Alles und meine Gedanken haben keine andere Nahrung mehr, als den schmerzlichen Rückblick auf die Vergangenheit.

Ich war immer der Spielball der Ereignisse und stand zu niedrig, um eins derselben beherrschen zu können. Von der Bewegung der Masse mit fort gerissen, konnte ich mich niemals der Sphäre entziehen, in welche mich der Zufall geschleudert hatte, trotz meiner zwanzigjährigen Anstrengungen und einer Menge Umstände, die alle bestimmt schienen, mich heraus zu reißen.

Bei Trafalgar fällt der Held Englands von meiner Hand und dieß Ereigniß, welches das Glück eines jeden Andern gemacht haben wür-

de, fällt der tiefſten Vergeſſenheit anheim. Dann werde ich Secretär des Admiral Villeneuve, der ſtolz auf ſeine Schuldloſigkeit, zurück kehrt, um ein neues Commando zu fordern, und eben, als ich auf ſeine Unterſtützung rechnen konnte, fällt er durch Meuchelmord. Sein tragiſches Ende, deſſen Zeuge ich geweſen war, verſchafft mir Gelegenheit zu einer der Unterredungen mit dem Kaiſer, welche nie ohne Frucht blieben; doch für das Opfer und für mich war es dieſe.

Ich durchziehe Deutſchland und Schweden. Nach vielen nutzloſen Anſtrengungen komme ich mit einem Manne in Verbindung, der das Glück mit aller Kraft ſeiner Jugend und ſeines Geiſtes verfolgte und gewiß auch das meinige gemacht haben würde; aber Oudet fiel vor meinen Augen bei Wagram. Von Sturz zu Sturz werde ich endlich vom Geſchick auf die Klippen von Cabrera geworfen und ſelbſt hier, auf dieſer Inſel verläßt mich die Liebe zur Freiheit und das Streben nach Beförderung nicht. Mit der Geſchmeidigkeit Figaro's, findet ſich mein Charakter in alle Hilfsquellen einer ſeltſamen aber einträglichen Induſtrie und

meine unermüdliche Thätigkeit wird dem Streben nach Mitteln zur Flucht gewidmet. Es gelingt mir mit drei Freunden die Insel zu verlassen.

Kaum bin ich entkommen, so erringe ich das Kreuz, das ich damals für ein glückverheißendes Zeichen hielt; das Kreuz, das jetzt mein einziger Trost ist und das ich wenigstens überall mit Stolz sehen lassen kann.

Wie groß und in welchem Glanze des Ruhms erschien mir Frankreich bei dem kurzen Aufenthalte in meinem Vaterlande! Wie ferne glaubte ich das Unglück von Frankreich und von mir, als ich mit sechsmal hunderttausend alten Kameraden, die ich auf allen Schlachtfeldern getroffen hatte, nach Rußland zog; als wir die berüchtigte Schlacht an der Moskowa gewonnen und der Kaiser selbst mich zum Offizier machte!

Und wenig Stunden später fiel ich, um mich nie wieder zu erheben. Während meiner Gefangenschaft in Rußland gehen zwei unglückliche Feldzüge vorüber, ohne daß ich an ihren Gefahren und ihrem Ruhm Theil nehmen kann. Als Gefangener in einem frem-

den Lande finde ich einfache Sitten, plumpe Gebräuche und barbariſche Geſetze. Ich beſorgte dort als Sklave behandelt zu werden und vielleicht habe ich nirgends meine Freiheit ſo unbeſchränkt genoſſen. Ich fürchtete dort durch Erniedrigungen gedemüthigt zu werden und ich war ſo glücklich, zwei unglückliche Herzen tröſten zu können.

Bei meiner Rückkehr erlebe ich zwei Revolutionen. Meine widrige Stellung, aus der ich mich immer zu erheben ſuchte, die man bei bürgerlichen Unruhen für eine Schutzwehr hält, bringt mich in die Hände der Mörder von Nimes. Ich entkomme ihnen wie durch ein Wunder, um nicht fern von da einem König das Leben zu retten. In dem Augenblick, als mir endlich die Stellung zu Theil wird, für welche ich geſchaffen zu ſeyn glaube, verliert dieſer Fürſt vor meinen Augen auf jämmerliche Art ſein Leben und ich werde wieder der Sergent von 1810.

Nun wohne ich als unbekannter Soldat der Garniſon und unbeachteter Zuſchauer den Scenen der Politik der Welt bei. Ich bemühe mich, die Menſchen erkennen zu lernen, aber

umsonst. Wozu wird mir meine Erfahrung nützen? .... Doch erhebt sich beim ersten Kanonenschuß an der Bidassoa ein schwacher Hoffnungsschimmer in meinem Herzen; endlich glaube ich zum dritten Male die so sehnlich erwünschte Epaulette erringen zu können. Aber ich falle abermals in die Gewalt des Feindes; ich sehe Spanien nur wieder, um das Schicksal der unglücklichen Franzosen zu beklagen, denen es ein blutbeflecktes Asyl bot; es gelingt mir abermals, aus der Gefangenschaft zu entkommen, da erhalte ich meinen Abschied, den ich nach meinen sonstigen schmeichelhaften Hoffnungen nur nehmen wollte, um in die ersten Stände der Gesellschaft einzutreten.

Wenn mir aber auch das Glück immer entgegen war, so kann ich mir doch wenigstens das Zeugniß geben, daß ich nichts Schmachvolles gethan habe, um seine Gunst zu erlangen, und ich werde mich vielleicht mit der Zeit zu trösten wissen, daß es mich vergessen hat.

Das Handwerk des Soldaten ist das einzige, das ich verstehe, und das kann ich nicht

mehr treiben. Ich habe gelernt, die Menschen zu beurtheilen; aber diese Kenntniß gewährt mir jetzt keinen Vortheil mehr. In der letzten Zeit hatte ich meine Blicke sogar auf die Politik geworfen, und ich bin in ein unbekanntes Dörfchen gebannt. Mit Einem Wort, durch die ganze Vergangenheit, die seit 20 Jahren mein Leben ausmacht, bin ich aus meinen Familienverhältnissen heraus getreten, gleich fremd dem Landmann wie dem Bürger und dem Gewerbsmann; nirgends bin ich an meinem Platze und doch kann ich mich nicht entschließen ganz unbrauchbar da zu stehen; meine Erinnerungen sind jetzt, wo Jeder noch begierig den Blick auf jene glänzende Zeit zurück wirft, die noch lange die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen auf sich ziehen wird, vielleicht nicht ganz ohne Interesse. Der tiefe Eindruck, den sie auf mich gemacht hat, beherrscht mich noch; ich fühle das Bedürfniß ihn mitzutheilen und dieß Bedürfniß hat diese Blätter erzeugt, die ohne Zweifel nicht viel Merkwürdiges, aber nichts als Wahrheit enthalten. Dieser Drang führte mich im Geiste wieder auf die Felder, wo wir kämpften; er führte die berühmten Männer,

mit denen ich in Berührung kam, wieder vor mein Auge; er brachte mich an die Orte, wo ich das Glück oder Belohnungen fand und an die, wo ich Hoffnungen oder die Freiheit verlor; dieser Drang nöthigte mich, offen das beständige Trugbild meines Herzens zu entdecken, jenen Eifer nämlich, mit dem ich unabläſſig nach einer Beförderung ſtrebte, die mir immer wieder entging.

Wäre ich weniger von dieſem blinden Antrieb beherrſcht worden, ſo hätte ich das wahre Glück wohl in den Annehmlichkeiten der Familienbande finden können und in der Unbekanntſchaft mit jenen Standesvorzügen, nach welchen der verdienſtvolle Mann, wie der untaugliche ſtrebt, und die das blinde Glück über die Menge ausſtreut und ihre Vertheilung dem Zufall überläßt.

Hiſtoriſche Erläuterungen.

(Note A, Kap. XIV. S. 49.)

Die Convention von Pont St. Eſprit.

Unſerer Anſicht nach nennt der Sergent Guillemard die 1815 zu Pont Saint Eſprit zwiſchen dem General Gilly einer und dem Baron Damas anderer Seits abgeſchloſſene Convention ſehr unpaſſend eine Capitulation. Ohne uns hier in einen Wortſtreit einzulaſſen, hielten wir es für zweckmäßig, dieſe Convention, die trotz ihres authentiſchen Charakters noch wenig bekannt iſt, zu den Memoiren des Sergents hinzu zu fügen. Um den Leſer noch beſſer in den Stand zu ſetzen, ein richtiges Urtheil über die wahre Lage der Dinge zu jener Zeit fällen zu können, glaubten wir, jener Convention eine kurze Überſicht von der Hand eines jungen Offiziers vom Gene-

Heut bin ich zu beneiden,
Wie's kaum ſich denken läßt!
Ein Feſt der Vaterfreuden
Iſt wohl das ſchönſte Feſt.

Lucinde.

Ihr habt mir wohl vertrauet,
Ich habe nicht geprahlt;
Herr Onkel, ſchaut nur, ſchauet,
Hier iſt was ihr befahlt.
Ihr habt nicht mehr getrieben,
Als ich mich ſelber trieb;
Ihr könnt die Tochter lieben,
Mir iſt die Nichte lieb.

Zu Zwey.

Alonzo.

Heut bin ich zu beneiden,
Wie's kaum ſich denken läßt.

Lucinde.

Heut ſeyd ihr zu beneiden,
Wie ſich's empfinden läßt.

ralstabe voraus schicken zu müssen. Der Verfasser derselben stand zu jener Zeit bei dem General Grouchy und ist später auf einem fernen Kriegszuge rühmlich gefallen; einer seiner Freunde, der ihn ewig beklagen wird, hat die Gefälligkeit gehabt, uns diese Note mitzutheilen, die wir als Vorwort dem officiellen Aktenstück vorausgehen lassen.

(Note des Herausgebers.)

In Bezug auf die Convention von Pont St. Esprit gibt es eine Menge interessanter und noch wenig bekannter Umstände.

Die Stellung des Herzogs von Angoulême bei Palud war allerdings in mehr als Einer Hinsicht kritisch; aber sie hatte zwei Vorzüge, die nicht genug erkannt worden sind: 1) sie trennte die kleine Armee unter dem Befehl des General Grouchy, deren Hauptquartier in Montelimart (einer 8 Meilen von Palud gelegenen Stadt) war, von dem Corps, mit welchem sich der General Gilly nach Pont St. Esprit begeben hatte; 2) sie erhielt dem Herzog die Straße nach Marseille offen, sowohl direkt über Avignon als links über Ballène, Vaison, Carpentras; und auf diesen beiden Linien wehte die dreifarbige Fahne von keinem einzigen Kirchthurme mehr.

Der Herzog konnte allerdings weder die Offensive gegen den General Grouchy ergreifen,

noch den Übergang über die Rhone gegen den General Gilly erzwingen, aber nur die Straße nach Lyon und nach Nimes war ihm verschlossen und er hatte volle Freiheit, seinen Rückzug nach Marseille zu bewirken und zwar auf zweierlei Weise; entweder langsam, unterstützt durch einen Nachtrab, der aus seinen besten Truppen hätte bestehen müssen, was allerdings wegen der Überläufer, die während des 5tägigen Marsches hätten übergehen können, nicht ohne Gefahr war; oder man mußte die Masse der Armee auflösen und bloß mit einer Cavallerie-Escorte den Raum zwischen Palud und Marseille zurück legen.

Gewiß ist es, daß man zu Montelimart, wo man am 9ten April noch nichts von der am 8ten abgeschlossenen Convention wußte, erwartete, der Herzog würde einen dieser Wege einschlagen, und man glaubte nicht, ihn daran verhindern zu können.

Es ist schwer zu erklären, aus welchem Grunde man vorzog, mit dem General Gilly in Unterhandlung zu treten, aber andrer Seits darf man sich gar nicht wundern, daß die Bedingungen so schnell angenommen wurden, wenn man bedenkt, daß Gilly nur 1500 Mann Infanterie bei sich hatte, daß er von dem Marsch des Generals Grouchy gar nichts wußte, und glaubte, der Rückzug des Herzogs sei bloß durch die während der ersten Tage des April in Nimes ausgebrochenen Unruhen bestimmt worden. Dies

ser zärtliche Mangel an Mittheilung zwiſchen dieſen beiden kaiſerlichen Corps iſt ſo gewiß, daß bloß wegen dieſes Umſtandes der General Gilly freigeſprochen wurde, als er zur Unterſuchung kam, weil er den Titel eines General en chef der kaiſerlichen Armee in den mittäglichen Provinzen angenommen und in dieſer Eigenſchaft die Convention vom 8ten April unterzeichnet hatte.

Das Beſtehen dieſes Vertrags wurde in Montelimart erſt durch die Tollkühnheit des Adjutant Letellier bekannt, der am 9ten früh mit einiger Reiterei bis an Palud und zur Wohnung des Herzogs vordrang, wo er erfuhr, daß er bloß darum keinen Widerſtand gefunden habe, weil die Feindſeligkeiten ſeit geſtern aufgehört hätten.

Sein Rapport fand ſogar im Hauptquartier wenig Glauben und man faßte den Entſchluß, vorzurücken, als der Adjutant des General Gilly, den er als außerordentlichen Courier nach Paris abgeſendet hatte, vor den General Grouchy gebracht wurde, der ſeine Briefſchaften erbrach und darin zu ſeinem Erſtaunen eine förmliche Abſchrift der Convention fand.

Es fand hierauf (am 9ten April 7 Uhr Abends) eine lange Berathung Statt zwiſchen den Generalen Grouchy, Piré, Corbineau und einem Civilcommiſſär des Kaiſers über die Frage, ob dieſer Umſtand die Bewegungen der Armee hemmen ſollte. Zwei Gründe erſchwe-

ten die Entſcheidung: 1) der Artikel 6 der Convention war damals nicht ſo abgefaßt, wie man ihn unten in dem hier abgedruckten Text finden wird, ſondern es ſtand dem Herzog und ſeinem Gefolge die Wahl frei, ſich in Marſeille oder in Cette einzuſchiffen, und man fürchtete, daß im Fall er Marſeille wählte, der Bürgerkrieg durch den Aufſtand der Bevölkerung an den Ufern der Durance, wo ſich von jeher große Begeiſterung für die königliche Sache gezeigt hatte, noch verlängert werden würde. 2) Es war klar, daß der General Gilly ohne alle Vollmacht unterhandelt und bloß ſeine Lage zu Rathe gezogen hatte.

In beider Hinſicht fürchtete man den Tadel des Kaiſers, wenn man vor Erhaltung ſeiner Befehle eine Convention vollzöge, die nicht unter die vorausgeſehenen Dinge gehörte.

Nach einem lebhaften Wortwechſel, während deſſen der Civilcommiſſär kräftig auf Haltung der verſprochenen Treue beſtand, wurde gegen Mitternacht beſchloſſen, daß der Vertrag vom 8ten proviſoriſch gehalten werden ſollte; daß aber nur Cette als der einzige Einſchiffungspunkt angeſehen werden dürfte; daß der Courier des General Gilly von dem Escadronchef Lafontaine, dem Adjutanten des General Grouchy, nach Paris begleitet werden ſollte; daß dieſer Depeſchen aus dem Hauptquartier mit ſich nehmen ſollte, in welchen alle Gründe für und wider die Ratification, nach der Meinung, die Jeder au-

genommen hatte, aufgestellt wären, und endlich, daß man in diesem Zustande die Befehle des Kaisers erwarten wolle.

Am folgenden Tage, den 10ten April, traf der Oberst vom 14ten Regiment der Jäger zu Pferde mit einer ziemlichen Anzahl Offiziere im Hauptquartiere ein; sie waren von der Armee des Herzogs abgegangen, um sich dem Kaiser wieder zu unterwerfen. An demselben Tage gingen die 3 Generale und der Civilcommissär den Fluß herab bis Pont St. Esprit, wo der General Grouchy das Commando übernahm. Der Herzog von Angoulême begab sich ebenfalls dahin, um dort so lange zu verweilen, bis man in Cette alle Anstalten zu seiner Abreise getroffen hätte. Durch die Vorsorge des General Ambert, der in Montpellier commandirte, und der Civilbehörden des Héraultdepartements war schon ein schwedisches Fahrzeug, die Scandinavia, das segelfertig im Hafen von Cette lag, zu diesem Dienst für 24,000 Franken gemiethet worden, welche Summe man aus den Staatskassen nahm. Der Civilcommissär begab sich selbst an Ort und Stelle, um die Anstalten zu beschleunigen. Er fand die weiße Fahne noch auf den Forts wehen und bekümmerte sich nicht um ihre Entfernung. Erst am Morgen nach seiner Ankunft unterwarf sich die Stadt freiwillig durch eine feierliche Proclamation ihres Maires Ratier, des jetzigen Vicomte de la Peyrade.

Nach wenig Tagen erhielt man die Nachricht, daß der Kaiſer die Convention ratificirt habe, mit Zuſetzung eines einzigen Artikels, der die Rückgabe der Diamanten der Krone betraf; der Herzog von Angoulême langte an, begab ſich bald an Bord und bei günſtigem Winde trug ihn die Scandinavia an die Küſte von Barcelona.

Convention, abgeſchloſſen zwiſchen dem General Gilly und dem Baron Damas.

S. k. H. der Herr Herzog von Angoulême, General en chef der königlichen Armee der mittäglichen Provinzen und der Herr Diviſionsgeneral Baron Gilly, General en chef des erſten kaiſerlichen Armeecorps haben, ergriffen von der Nothwendigkeit und dem Wunſch das Vergießen des franzöſiſchen Blutes zu verhindern, mit gehöriger Vollmacht zur Regulirung der Artikel einer Convention, durch welche die Ruhe im mittäglichen Frankreich erhalten werde, verſehen: Se. königliche Hoheit den Herrn Baron Damas, Feldmarſchall, Souschef des Generalſtabs und der Herr General Gilly den Herrn Adjutant Commandant Lefebvre, Ritter der Ehrenlegion, Chef des Generalſtabs des erſten Armeecorps, welche nach Auswechſelung ihrer gegenſeitigen Vollmachten über folgende Artikel übereingekommen ſind:

Art. I. Die königliche Armee ist aufgelöst. Die bei ihr stehenden Nationalgarden, unter welcher Benennung sie auch ausgehoben seyn mögen, kehren in ihre Heimath zurück, nachdem sie zuvor die Waffen niedergelegt haben. Sie erhalten Marschrouten, um in ihre Heimath zurück zu gehen und der Herr Divisionsgeneral bürgt dafür, daß niemals die Rede von Allem, was in Bezug auf die Ereignisse, welche vor gegenwärtiger Convention Statt gefunden haben, gethan oder gesagt worden, die Rede seyn wird.

Die Offiziere behalten ihre Degen. Die Linientruppen, welche bei dieser Armee stehen, begeben sich in die Garnisonen, die ihnen angegeben werden.

II. Die Stabsoffiziere, die vom Generalstabe und die andern von allen Waffengattungen, die Chefs und die Angestellten im Administrativfache jeder Art, von denen dem Herrn General eine namentliche Liste übergeben wird, begeben sich in ihre Heimath zurück, wo sie die Befehle des Kaisers erwarten.

III. Die Offiziere von jedem Grad, die ihre Entlassung nehmen wollen, haben die Freiheit, es zu thun; sie erhalten sogleich Pässe, um in ihre Heimath zurück zu kehren.

IV. Die Kriegskassen und die Rechnungen des Generalzahlmeisters werden sogleich den zu diesem Zweck vom Herrn General zu ernennenden Commissären übergeben.

V. Obige Artikel sind anwendbar auf die Corps, die der Herr Herzog von Angoulême in Person commandirt, und auf alle andern, die getrennt von ihm, unter seinem Befehle stehen, und zu der königlichen Armee der mittäglichen Provinzen gehören.

VI. S. k. H. begibt sich mit Postpferden nach dem Hafen Cette, wo die für Sie und Ihr Gefolge nöthigen Fahrzeuge bereit seyn werden, Sie überall hin zu bringen, wo S. k. H. es verlangt; an den Orten, wo die Pferde gewechselt werden, befinden sich Wachtposten von der kaiserlichen Armee, um für die Sicherheit der Reise S. k. H. zu sorgen und überall werden S. k. H. die gebührenden Ehrenbezeigungen geleistet werden, wenn S. k. H. es wünscht.

VII. Alle Offiziere und andern, zum Gefolge S. k. H. gehörigen Personen, die S. k. H. begleiten wollen, haben die Freiheit, sich mit einzuschiffen, sie mögen nun sogleich mit abreisen wollen, oder die nöthige Zeit begehren, um ihre Privatangelegenheiten zu ordnen.

VIII. Der gegenwärtige Vertrag bleibt geheim, bis S. k. H. das Gebiet des Kaiserthums verlassen hat.

Doppelt ausgefertigt und abgeschlossen zwischen den oben genannten Bevollmächtigten am achten Tage des April des Jahres 1815, unter der Beistimmung des General en chef.

Unterzeichnet im Hauptquartier zu Pont St. Esprit, Tag und Jahr wie oben.

Der Adjutant-Commandant, Chef des Generalstabs des ersten Corps der kaiserlichen Armee der mittäglichen Provinzen.

Unterzeichnet Lefebvre.

Der Feldmarschall, Sous-Chef des Generalstabs.

Unterzeichnet Baron Damas.

Gegenwärtige Convention ist gebilligt vom Divisionsgeneral und Commandant en chef der kaiserlichen Armee der mittäglichen Provinzen.

Baron Gilly.

Note B, Kap. XV. S. 64.

Capitulation von Lyon.

Waffenstillstand zwischen der östreichischen Armee von Italien und der französischen Armee der Alpen. 11. Jul. 1815.

Art. 1. Es findet zwischen beiden Armeen ein Waffenstillstand Statt.

2. Die Demarkationslinie geht von Macon aus, und läßt außerhalb Beaujeu, Chasselay, Tarare, Mont-Rotier, Izeron, St. Andeol und Condrieux; von da folgt sie dem linken Ufer der Rhone bis an den Einfluß der Isère und läuft an diesem Fluß hinab bis nach Grenoble. Im

Fall, daß dieſe Stadt ſchon genommen wäre, würde die Linie durch Vizille gehen und von da der Romanche bis Allement folgen. Die Truppen des Departements der Oberalpen bleiben in den Stellungen ſtehen, die ſie am Tage der Unterzeichnung der gegenwärtigen Convention inne haben.

3. Am 13ten verläßt die franzöſiſche Armee die Stellung, welche ſie inne hat, und zieht ſich hinter ihre Werke von Monteſſuy zwiſchen der Rhone und Saone. Am 14ten werden dieſe Werke vor Sonnenuntergang den öſtreichiſchen Truppen übergeben, und daſſelbe geſchieht rückſichtlich der äußern Werke des Bretteaux und de la Guillotière. Am 15ten werden die Vorſtädte übergeben, ſo wie die Brückenköpfe de la Guillotière und des Bretteaux. Am 16ten wird die Vorſtadt de la Croix-Rouſſe und die Barriere von St. Clair übergeben. Am 17ten endlich werden alle Barrieren von Lyon den Öſtreichern überlaſſen und die Stadt wird von keinen franzöſiſchen Truppen mehr beſetzt ſeyn. Alles das wird vor Sonnenuntergang Statt finden.

Die Straße, welche die franzöſiſche Armee zu ihrem Rückzug einſchlagen wird, bleibt bis zum 21ſten völlig frei von alliirten Truppen.

4. Die franzöſiſche Armee nimmt alles ihr Geräthe, die Feldartillerie, Wägen, Pferde und alles, was den Regimentern angehört, ohne Ausnahme mit ſich. Daſſelbe gilt für das Per-

Alonzo und Lucinde.

Ein Feſt der Vaterfreuden
Iſt wohl das größte Feſt.

Pedro kommt.

Gewiß, ich will nicht fehlen,
Ich hab' es wohl bedacht!
Von Gold und von Juwelen
Habt ihr genug gebracht.
Die Blumen in dem Garten,
Sie waren mir zu ſtolz;
Die zärteſten zu wählen
Ging ich durch Wieſ' und Holz.

Zu Drey.

Alonzo.

Heut bin ich zu beneiden.

Lucinde zu Pedro.

Heut iſt er zu beneiden.

Pedro zu Alonzo.

Heut ſeyd ihr zu beneiden.

sonal der Devots und der verschiedenen Administrationen. Wenn die französische Armee einen Theil ihrer Effecten in Lyon zurück lassen sollte, so wird ein Verzeichniß darüber entworfen, die Gegenstände bleiben in Verwahrung und werden der Rechtlichkeit des östreichischen Generals en chef anvertraut. Die Forts, Redouten und andern Festungswerke bleiben in dem Zustand, in welchem sie während des Waffenstillstandes sind.

5. Die Kranken, die Verwundeten und die um für dieselben Sorge zu tragen zurück gelassenen Armee-Chirurgen stehen unter dem besondern Schutz der Östreicher.

6. Die ersten können, sobald sie wieder hergestellt sind, sich zu ihren Corps begeben.

7. Die Frauen und Kinder der Personen, die sich bei der französischen Armee befinden, können in Lyon oder in benachbarten, von den Östreichern besetzten Orten bleiben; es steht ihnen aber auch frei, mit ihren Effecten und denen ihrer Männer der Armee zu folgen.

8. Die Linienoffiziers, welche die Föderirten oder die Tirailleurs der Nationalgarde commandiren, haben freie Wahl der Armee zu folgen oder in ihre Heimath zurück zu kehren.

9. Die Nationalgarde wird in Verbindung mit den alliirten Truppen den innern Dienst von Lyon, Vienne, Villefranche und den andern Städten, die innerhalb der Demarkationslinie liegen, versehen.

10. Die jetzigen Behörden werden respectirt. Die Beamten und andern Personen, die aus den von den alliirten Truppen besetzten Gegenden sich entfernen wollen, erhalten Pässe.

11. Die Besitzungen, die Monumente, die öffentlichen Anstalten werden respectirt, sie mögen nun der Regierung angehören oder von der Stadt abhängig seyn; und der Commandant der östreichischen Armee wird sich nicht in die Administration der Stadt mischen.

12. Weder rücksichtlich der Personen noch des Eigenthums der Privatpersonen wird man sich Eingriffe erlauben. Die Einwohner genießen fortwährend ihre Rechte und ihre Freiheit, ohne einer Untersuchung oder Beunruhigung wegen ihrer jetzigen oder frühern Funktionen, wegen ihres Betragens oder ihrer politischen Meinung ausgesetzt zu seyn.

13. Die östreichischen Auctoritäten werden sich mit den französischen über die Erhaltung der Ordnung und öffentlichen Ruhe verstehen.

14. Die fremden Truppen werden in keiner Art die Ankunft der Lebensmittel nach Lyon und in die andern, von ihnen besetzten Provinzen stören, sie werden im Gegentheil den Handel in diesen Provinzen beschützen. Dasselbe gilt für die Forts und Plätze innerhalb der Demarkationslinie.

15. Man wird sich gleicher Maßen mit dem

Maire von Lyon über die Kasernirung der östreichischen Truppen verständigen.

16. Die Artikel der gegenwärtigen Übereinkunft bleiben bis zum Abschluß des Friedens in Ausübung. Im Fall eines Bruches muß wenigstens 10 Tage vorher mit den gebräuchlichen Förmlichkeiten aufgekündigt werden.

17. Die zweifelhaften Artikel dieser Convention sollen zu Gunsten der französischen Armee und der Städte Lyon, Vienne, Villefranche u. s. w. ausgelegt werden. Dasselbe gilt für nicht vorher gesehene Fälle.

18. Die gegenwärtige Convention ist verpflichtend auf der ganzen Demarkationslinie für alle östreichischen und alliirten Armeen, doch mit Vorbehalt der in Bezug auf die alliirten Truppen zu erhaltenden Ratification von Seiten der Mächte, von denen sie abhängen.

19. Die gegenwärtige Convention wird morgen den 12ten Jul. 3 Uhr Nachmittags oder, wenn es seyn kann, noch früher ratificirt.

20. Die östreichischen Bevollmächtigten haben die Übergabe der Forts Barreaux und Pierre-Castel verlangt; da aber die vom Herzog von Albufera ernannten Bevollmächtigten erklärt haben, sie hätten nicht die nöthige Vollmacht, um diesem Begehren zu willfahren: so ist man übereingekommen, in dieser Hinsicht die Entscheidung der respectiven Mächte zu erwarten.

21. Von beiden Seiten werden Commissa-

rien zur Vollziehung der gegenwärtigen Convention ernannt.

22. Es werden auf der Stelle und an der ganzen Linie Offiziere von beiden Armeen abgesendet, um allen Feindseligkeiten Einhalt zu thun.

23. Die Artikel dieser Convention, die mit dem, was in Paris zwischen den respectiven Mächten abgeschlossen werden wird, in Widerspruch stehen, werden als nicht vorhanden angesehen.

Entworfen und unterzeichnet zu Montluel am 15ten Julius 1815.

Unterzeichnet: Der Generallieutenant Puthod; Pons, Präfect des Rhone-Departements; Ritter Ricci, Adjutant-Commandant; Jars, Maire von Lyon. Der Generalmajor Graf von Fiquelmont; der Oberst Baron von Kudelka, Chef des Generalstabs der Armee von Italien.

Gesehen und mit folgenden Zusätzen ratificirt.

Zum Art. 4. Die Verpflichtung, die Festungswerke in dem Zustande zu lassen, in welchem sie sich befinden, bezieht sich nur auf die, welche von Truppen besetzt übergeben werden.

Zu Art. 9. Die Bestimmung der Anzahl der Mannschaft der Nationalgarde, die den Dienst thun und die Art dieses Dienstes hängt von den Militärbehörden der Alliirten ab.

Zu Art. 18. Nach den Worten: für alle

östreichische Armeen, muß eingeschoben werden: so wie ebenfalls für alle französischen Armeen.

Unterzeichnet. Der commandirende General, Baron Frimont.

Ratificirt mit den Zusätzen von dem commandirenden General der Armee der Alpen.

Unterzeichnet: Der Marschall Herzog von Albufera.

Note C, Kap. XVIII. S. 132.

Notiz über einen der Offiziere, die Murat auf seiner Flucht begleiteten.

Wir haben uns über das Leben der drei Personen, die zugleich mit Guillemard den König von Neapel retteten, keine genaue Nachrichten verschaffen können, und müssen uns mit der Übersetzung einer Note aus dem Memoire des Herrn Macirone, des Ordonnanz-Offiziers des Königs, die sich auf Hrn. Don.... bezieht, begnügen.

„Die Geschichte dieses verdienstvollen Offiziers, der gleich ausgezeichnet erschien durch seinen Muth und seine Kenntnisse, wie durch seine Bescheidenheit und Großherzigkeit, kann als ein Beispiel von den Launen des Glücks angeführt werden und von der gewöhnlichen Nutzlosigkeit

des Verdienstes, wenn es nicht durch Gunst und Intrigue unterstützt wird. Hr. Don.... hat seinem Vaterlande über 20 Jahre gedient. Er zeichnete sich schon bei der Belagerung von St. Jean d'Acre und bei der Nilschlacht aus. Er gehörte zu der geringen Zahl derer, die vom Bord des Orients entkamen und rettete mit Gefahr seines eignen Lebens mehrere Seeleute. In der Schlacht bei Trafalgar stritt er muthig am Bord des französischen Admiralschiffs und während eines Moments war er mit dem Admiral Villeneuve die einzige Person, die sich noch auf dem Verdeck erhielt. Später rettete er das Schiff, als es während des fürchterlichen Sturms, der sich nach der Schlacht erhob, am Eingang der Bai von Cadix auf eine Klippe auflief, dadurch, daß er sich freiwillig, in einem kleinen Kahn, der sich im Raum des Schiffes fand und mit welchem es unmöglich schien, bei so stürmischem Wetter die Küste zu erreichen, an das Land begab, um Hilfe herbei zu holen."

„Kurz nach dieser Zeit, als er an seiner Beförderung in der Marine verzweifelte, nahm er Dienst bei den Landtruppen. Er zeichnete sich aus bei den Schlachten von Austerlitz und Wagram und war mit der Armee des Marschall Massena in Portugall. Nachdem er die Feldzüge in Polen und Rußland ehrenvoll mitgemacht hatte, trat er wieder in die Marine ein. Dem Vorschlag, dem König Joachim zu sei-

ner Flucht nach Corsika behilflich zu seyn, trat er aus den reinsten und edelsten Gründen bei und nahm auch nicht die geringste Belohnung von dem König an, ob er gleich nichts besaß, als seinen Sold."

„Bei seiner Rückkehr nach Frankreich wurde er ohne Urtheil aus den Listen der Armee gestrichen, aber sein edles, uneigennütziges Betragen hat ihm die Achtung aller Menschen erworben, die, ohne sich um die Meinung zu kümmern, edelmüthige Handlungen zu schätzen wissen."

Note D, Kap. XIX. S. 162 fgg.

Über Murats Untergang.

Über die Katastrophe Joachims, des Exkönigs von Neapel, ist nur wenig im Druck erschienen. Macirone, einer seiner Ordonnanzoffiziere, hat in einer in engländischer Sprache geschriebenen Flugschrift die Ereignisse mitgetheilt, welche nach dem Vertrag, durch welchen Murat der Coalition gegen Frankreich beitrat, Statt fanden. Seine Erzählung geht bis zur Todesstunde. Dieß Werkchen würde von höchstem Interesse seyn, wenn es nicht zu viel Persönliches vom Verfasser enthielte. Man wünscht bloß von dem König von Neapel zu hören und liest fast auf allen Seiten von Hrn.

Macirone. Die Schrift beginnt mit der Genealogie dieſes edlen Engländers und enthält im weitern Verlauf großen Theils eine Widerlegung mehrerer, gegen Macirone erhobener Anklagen, in Betreff einer langen Unterhandlung, die in Bezug auf den König von Neapel zwiſchen ihm und den Miniſtern, Metternich und Fouché Statt fand und von welcher er einen Bericht mittheilt.

Dennoch enthält dieſes Werk mehrere höchſt intereſſante Stellen, beſonders da, wo die verſchiedenen Briefe mitgetheilt werden, die Murat während ſeines Aufenthalts in den Umgebungen von Toulon ſchrieb. Obgleich dieß Werk in Frankreich nur wenig bekannt iſt, ſo ſind doch die noch nicht im Druck erſchienenen Documente, die wir mittheilen, von ſolcher Wichtigkeit, daß wir eine Analyſe von Macirone's Schrift hier für unnöthig halten.

Eben ſo werden wir rückſichtlich einer andern, unter dem Titel: Pocchi fatti su Gioachimo Murat vom General Calletta, Kriegsminiſter des Königreichs Neapel unter der conſtitutionellen Regierung, herausgegebenen Schrift verfahren. Sie iſt augenſcheinlich ein Abdruck der erſtern, von Allem, was in jener nicht zur Hauptſache gehörte, gereinigt und mit einigen wenigen Thatſachen vermehrt. Von dieſem Werke iſt eine franzöſiſche Überſetzung von Hrn. Galloiſ 1823 in Paris erſchienen.

Das sind die einzigen Schriften, die bis jetzt über die letzten Lebensschicksale Murat's heraus gekommen sind und die einiges Vertrauen verdienen. Es ist noch ein Glück, daß ein gewisser Schriftsteller, der früher ein so genanntes Leben des Königs herausgegeben hat, nicht auch über seinen Tod schrieb; er würde ihn gewiß mit derselben Unrichtigkeit und Parteilichkeit dargestellt haben.

Wir theilen hier zwei noch nicht im Druck erschienenen Nachrichten über den Untergang dieses unglücklichen Fürsten und die diesem vorausgehenden Ereignisse mit.

Die eine ist das Tagebuch eines Stabsoffiziers, der zum persönlichen Gefolge des Königs gehörte; es geht bis zum 10ten August 1815 und fand sich unter den Papieren, die Joachim Murat in dem Augenblick ihrer Trennung dem Guillemard übergab. Die andern, welche wir später als diese Memoiren erhielten, ist eine Art Gedenkbuch von dem Kammerdiener des Königs, Ar....., niedergeschrieben; es beginnt mit der Epoche, wo das Tagebuch sich endigt und geht bis zu Joachims Tod.

Diese beiden Schriften sind höchst interessant und bilden zusammen ein Ganzes, obgleich sie sich durch Stil und Ton sehr von einander unterscheiden. Die erste ist das Werk eines Mannes, der gewöhnt war, über die Ereignisse

ein Urtheil zu fällen und sie zu beschreiben. Obgleich sie nur aus einer bloßen Sammlung täglich niedergeschriebener Noten besteht, so beweist sie doch dem Leser zur Genüge, daß der Verfasser desselben auf der Höhe der Umstände stand, und die Lage dieses unglücklichen Fürsten auf das klarste erkannte. Die zweite trägt den Charakter der Wahrhaftigkeit an sich. Man sieht, daß sie von einem Mann aus den niedern Ständen abgefaßt worden, der von sehr lebenswerthen Absichten beseelt war, aber nur da Zutrauen verdient, wo er sich mit der einfachen Erzählung begnügt.

Wir haben aus beiden Pieces das entfernt, was sich nicht direkt auf die in den Memoiren des Sergenten enthaltene Erzählung bezog.

Diese Schriften theilen übrigens die Ereignisse der letzten Lebensmonate Murats nicht ganz vollständig mit, deßhalb haben wir da, wo es unerlaßlich schien, einen sehr kurzen Auszug aus Macirone's Werk hinzu gefügt.

Bei der Durchlesung dieser Nachrichten wird man finden, daß Guillemard's Erzählung rücksichtlich alles dessen, was sich auf die Flucht des Königs von Neapel nach Corsika bezieht, völlig neue Thatsachen enthält, deren Einzelnheiten noch nirgends mitgetheilt worden sind, und außerdem zu den schon bekannten historischen Notizen Vieles hinzu fügt.

Alonzo, Lucinde, Pedro.

Wie sich's nicht sagen läßt.
Ein Fest der Vaterfreuden
Ist wohl das größte Fest.

Der herannahende Zug wird durch eine ländliche Musik angekündigt. Landleute von verschiednem Alter, die Kinder voran, treten paarweise durch den mittlern Bogen in den Saal, und stellen sich an beyde Seiten hinter die Geschenke. Zuletzt kommt Claudine, begleitet von einigen Frauenzimmern, festlich, nicht reich gekleidet, herein. Kurz eh' sie eintritt, fällt der Gesang ein.

Alonzo, Lucinde, Pedro,
mit den Landleuten.

Fröhlicher,
Seliger,
Herrlicher Tag!
Gabst uns Claudinen,
Bist uns so glücklich,
Uns wieder erschienen,
Fröhlicher,
Seliger,
Herrlicher Tag!

Erſte Piece.

Auszug aus dem Tagebuche des General ***, der zum perſönlichen Gefolge des Königs von Neapel, Joachim Napoleon, gehörte.

16te Mai 1815.

In der Nacht vom 16ten bis zum 17ten erfuhr man, daß die Öſtreicher den Paß von San Germano mit Gewalt genommen hatten und daß die 4te, vom General Macdonald befehligte Diviſion völlig geſprengt ſei.

17te Mai.

Der König berathſchlagte, ob er ſich nach Gaeta begeben ſollte, wohin die Königinn ihre Kinder geſendet hatte, oder ob er ſich mit den Überbleibſeln ſeines Heers nach Calabrien zurück ziehen ſollte. Er ſchickte deßhalb einen ſeiner Adjutanten nach Neapel, um die Stimmung der Einwohner zu erforſchen und dadurch zu erfahren, ob es möglich ſei, im ſüdlichen Theile des Königreichs Mittel zur Vertheidigung und zum Widerſtand zu organiſiren und einige Zeit ſich dort zu halten.

Der Adjutant fand die Stadt Neapel ruhig, die königliche Garde und einen Theil der Armee aus einander gegangen.*)

---

*) S. am Ende dieſer Note den Rapport des Generallieutenants Roſſetti an den König.

18te Mai.

Der König begab ſich nach Neapel, wo er mit ſeiner gewöhnlichen Dienerſchaft und Escorte durch die Straße Toledo einzog.

19te Mai.

Er entſchloß ſich dennoch, ſich nach Gaeta zu begeben. Da keine Vorbereitungen zur Einſchiffung getroffen worden waren, ſo machte der General Roſſetti das dem König bemerklich, der den Major Malcewski, einen jungen Polen, der Ordonnanzoffizier war, mit der Vorbereitung der Fahrzeuge beauftragte.

Am Abend begaben ſich die vom König ernannten vertrauten Begleiter in bürgerlicher Kleidung in den Palaſt.

Es waren:

Der Oberſtallmeiſter, Herzog von Rocca-Romana;

Der Generallieutenant Roſſetti und der Feldmarſchall Marquis von Giuliane, die Adjutanten des Königs;

Der Feldmarſchall Bonafoux, der Oberſt Bonafoux, die Neffen des Königs;

ſein Adjutant, der Oberſt von Beaufremont.

Um 8 Uhr ſtieg der König in den Wagen des Marquis von Giuliane. An der poſilippiſchen Grotte ſtanden die Reitpferde und um 11 Uhr Abends erreichte man Miniscola, wo man den Major Malcewski mit zwei Bar-

ken fand. Der Sekretär des König traf kurz nachher mit einigen Geldsäcken ein und alle schifften sich sogleich nach Gaeta ein.

20ste Mai.

Der König hatte seine Richtung nach dieser Stadt genommen, da er aber den engländischen Kreuzer bemerkte, der ihm das Einlaufen verwehrte, so fuhr er nach der Insel Ischia zurück, wo er in der Nacht an das Land stieg.

Die Unmöglichkeit, nach Gaeta zu gelangen, wo sich seine Kinder befanden, betrübte den König sehr. Der muthige Major Macewski bot sich an, die Befehle des Königs dahin zu befördern. Er reiste wirklich ab, wurde aber von den Engländern aufgefangen, die ihn sehr unwürdig behandelten.

Nach Neapel wurde Hr. Decouffy gesendet, um Nachrichten von der Königinn einzuziehen.

Der König befand sich auf Ischia hinsichtlich des Standes der Dinge in einer sehr verwickelten Lage; man bemühte sich, ein Fahrzeug aufzubringen, das ihn nach Frankreich führen könnte, denn für den Augenblick hatte man jede Idee auf Calabrien aufgegeben.

Am Morgen des 20sten besuchte der König seine Nichte, die Herzoginn von Caregliano, welche die Bäder von Ischia gebrauchte; sie warf sich in seine Arme und bewies ihm durch

ihre Thränen und ihr Schweigen, welchen lebhaften Antheil ſie an ſeinem Unglücke nahm.

Sie hatte in Neapel ein däniſches Fahrzeug gemiethet, welches ſie in Iſchia abholen und nach Frankreich bringen ſollte. Es wurde beſchloſſen, der König ſollte ſich mit ihr einſchiffen.

21ſte Mai.

Um 7 Uhr Morgens kam der Sekretär des Königs, Decouſſy, von Neapel zurück. Er brachte die Capitulation von Caſa-Lanza mit, durch welche das Königreich den Öſtreichern überlaſſen wurde, um im Namen des Königs Ferdinand IV. Beſitz davon zu ergreifen. Man erfuhr ferner, daß eine engländiſche Flotte unter dem Befehl des Admiral, Lord Exmouth, an der Rhede von Neapel Anker geworfen hatte.

Gegen 10 Uhr bemerkte man ein von Neapel kommendes Fahrzeug, das an Iſchia unter dem Winde vorüber ſegeln wollte. Der Neffe des Königs, Oberſt Bonafoux, fuhr ihm entgegen. Durch den günſtigſten Zufall war dieß Fahrzeug von dem General Manhès, dem Adjutanten des Königs, gemiethet, um ihn mit ſeiner Familie und einigen andern in Gefahr befindlichen Perſonen nach Frankreich zu bringen. Der General Manhès ließ laviren, und der König ging an Bord, bloß von ſeinem Neffen Eugen Bonafoux, ſeinem Sekretär und einem Kammerdiener begleitet.

Die zum Gefolge des Königs gehörigen Personen schifften sich am folgenden Tage ein und langten am 29sten in Toulon an.

25ste Mai.

Am 25sten Mai war der König in Cannes an das Land gestiegen und hatte sogleich einen Courier an den Kaiser Napoleon abgesendet, um dessen Befehle zu verlangen.

9te Junius.

Hr. Baudus, abgeordnet vom Herzog von Otrante,*) kam zum König, um ihn zu bewegen, geduldig die Antwort des Kaisers abzuwarten. Den König quälte jetzt eine Sorge anderer Art. Die Östreicher mußten am 22sten Mai in Neapel eingerückt seyn; die Königinn mußte sich ebenfalls mit ihren Kindern nach Toulon eingeschifft haben, und doch waren 17 Tage verflossen, ohne daß man irgend eine Nachricht von ihnen erhalten hatte. Diese Gründe bewegen ihn, sich in die Nähe von Toulon zu begeben. Seine Leute miethten für ihn das Landhaus des Viceadmirals Allemand, Namens Plaisance, wo er am 12ten anlangte, ohne die Stadt betreten zu haben.

12te Junius.

Hr. S....., beim Cabinet des Königs angestellt, traf heute, von Neapel kommend, in

*) Baudus war bis 1814 Hofmeister der Kinder Joachim Napoleons gewesen.

Plaiſance ein, mit der Nachricht vom Bruch der zwiſchen der Königinn und dem Commodore Campbell geſchloſſenen Capitulation.

14te Junius.

Es langte ein Fahrzeug aus Neapel an; einige ſich darauf befindende Perſonen vom Gefolge des Königs beſtätigten, daß der Admiral Exmouth die zwiſchen der Königinn und dem Commodore Campbell abgeſchloſſene Capitulation nicht habe anerkennen wollen; daß die Königinn ſich nicht auf einem ihrer Schiffe nach Frankreich habe einſchiffen dürfen, ſondern auf ein engländiſches Fahrzeug gebracht und nach Trieſt abgeführt worden ſei. Dieſe traurige Nachricht war ein neuer Donnerſchlag für den unglücklichen König und dieſe gewaltthätige Trennung ſchmerzte ihn mehr als der Verluſt ſeines Königreichs.

15te Junius.

Seit einigen Tagen war der König ſehr kalt und zurückhaltend gegen Hrn. Baudus, den Abgeſandten des Herzogs von Otrante; endlich eröffnete ihm Baudus, um dem Verdacht zu entgehen, der ihn betrübte, und dem König läſtig war, daß der Kaiſer bei der gegenwärtigen Lage der Dinge es nicht wagen könne, einen Fürſten in ſeine Nähe zu rufen, der im Jahr 1814 die Waffen gegen Frankreich ergriffen habe und daß er wünſche, der König blei-

be bis nach den ersten entscheidenden Begebenheiten entfernt von der Hauptstadt.

17te Junius.

Am 17ten langte der Capitän Gruchet, der beim königlichen Cabinet angestellt war, von Paris mit Briefen von Fouché an, in welchen dieser den König ersuchte, geduldig zu warten, bis der Kaiser das Stillschweigen über ihn bräche. Er hielt es für zweckmäßig, wenn der König die Entscheidung in der Nähe von Lyon erwartete.

20ste Junius.

Der König schickte Hrn. Gruchet mit Briefen an den Kaiser nach Paris, in welchen er sich beschwerte, daß er nicht zur Armee gerufen worden sei und ihn an den Brief erinnerte, den er ihm durch Hrn. von Caulaincourt hatte schreiben lassen und an dessen Schluß der Kaiser mit eigner Hand geschrieben hatte: Beginnen Sie den Feldzug und ich werde Sie mit allen meinen Kräften unterstützen.

Der König schloß seinen Brief mit der Versicherung, daß er, nachdem er um seinet willen die Krone verloren habe, sich glücklich preisen werde, wenn er seine letzten Blutstropfen im Dienste des Kaisers vergießen könne.

Außerdem meldete der König dem Herzog von Otranto, daß er sich in die Umgebungen von Lyon begeben werde.

23ste Junius.

Der König schickte einen Theil seiner Dienerschaft nach Lyon und beauftragte Hrn. Decousſy, ein Landhaus in den Umgebungen dieſer Stadt zu miethen, dann aber mit dem Kammerdiener Ar..... sich nach Paris zu begeben, um dort eine vertraute Perſon bei sich zu haben, die er im Nothfall absenden könne.

25ste Junius.

Um 8 Uhr Abends reiste der König selbst mit einem sehr geringen Gefolge ab.

26ste Junius.

Um 6 Uhr Morgens wechselte er die Pferde in Aubagne, der letzten Post vor Marseille nach Toulon zu, als der Postmeister und einige andere Personen ihn benachrichtigten, daß am Tage vorher eine Revolution in Marseille Statt gefunden, daß die Stadt sich gegen den Kaiser empört und die weiße Fahne aufgepflanzt habe; daß die Garnison sich in die Forts habe zurückziehen müssen. Dem zu Folge rieth man dem König, nicht weiter vorwärts zu gehen; er aber wollte weder warten noch zurück reisen und setzte seine Reise fort. Kaum war er eine halbe Stunde weit gekommen, als er auf die Garnison von Marseille stieß, die unter dem Befehl des General Verdier den Platz geräumt hatte, und sich nach Toulon begab, um sich dort mit dem Corps des Marschall Brune zu vereinigen.

Der General Verdier erzählte dem König alle nähern Umstände des gestrigen blutigen Tages und theilte ihm die Nachricht von dem Verlust der Schlacht bei Waterloo mit.

Es ist unmöglich, den Enthusiasmus der Soldaten zu schildern, als sie den König erkannten. Von der Spitze des Zugs bis an sein Ende erschallte der Ruf: es lebe der König von Neapel, und eine Menge Offiziere versammelte sich um ihn herum. Die Truppen waren sehr erbittert gegen die Marseiller, die am Tage vorher viele Soldaten ermordet hatten. Bei der Colonne befanden sich mehrere Verwundete, die den Dolchen der Meuchelmörder nur durch ein Wunder entgangen waren. Alle schnaubten Rache und gehorchten den Befehlen des Generals Verdier nur mit Widerwillen; als sie erfuhren, daß der König von Neapel hier sei: so hatten Alle nur den einzigen Wunsch und die Bitte, der König möchte sich an ihre Spitze stellen, sie nach Marseille zurück führen und sie Rache an den Bewohnern dieser Stadt nehmen lassen. Hätte der König dieser dringenden Bitte gewillfahret, so würden diese für ihre gestrige barbarische Metzelei hart genug gezüchtigt worden seyn.

Joachim drückte den Soldaten sein Bedauern aus und machte ihnen bemerklich, daß, wenn sie auch diese Verirrung der Marseiller bestraften, immer der Vorwurf auf sie fallen

würde, daß sie ihre Hände mit französischem Blute befleckt hätten. Diese Ermahnungen siegten über ihre Erbitterung; die Truppen nahmen ihren Weg nach Toulon und der König kehrte nach Plaisance zurück.

28ste Junius.

Es bildete sich ein Zusammenlauf von Soldaten unter den Fenstern des General Verdier, um ihn zu bitten, nach Marseille zurück zu marschiren, aber seine Festigkeit und die Gegenwart mehrerer Stabsoffiziere stellten die Ruhe wieder her.

29ste Junius.

Die Lage des Königs wurde außerordentlich kritisch. Der Sturz des Kaisers war für ihn ein tödtlicher Schlag und die Revolution von Marseille, welche den Aufstand der ganzen Provence nach sich zog, verschloß ihm alle Straßen in das Innere von Frankreich. Man machte ihn aufmerksam, daß es Zeit wäre, ernstlich daran zu denken, was für eine Partei zu ergreifen sei.

30ste Junius.

Der König befahl dem General Rossetti sich nach Antibes in das Hauptquartier des Marschalls Brune zu begeben, für welchen er ihm einen Brief mit gab, um dessen Stimmung zu erforschen, und in der wahrscheinlichen Voraussetzung, daß er nicht stark genug sei, um sich in der Stellung von Antibes zu

Ein Kind.

Sieh, es erſcheinen,
Alle die Kleinen;
Mädchen und Bübchen
Kommen, o Liebchen,
Binden mit Bändern
Und Kränzen dich an.

Alle, außer Claudinen.

Nimm ſie, die herzlichen
Gaben, ſie an.

Alonzo.

Nur von dem Deinen
Bring ich die Gabe:
Denn was ich habe,
Das all iſt dein.
Nimm dieſe Kleider,
Nimm die Gefäße,
Nimm die Juwelen,
Und bleibe mein.

Alle, außer Claudinen.

Sieh, wie des Tages wir
All' uns erfreun!

behaupten, ihm anzudeuten, der König halte es für zweckmäßig, wenn er nach Zurücklassung so vieler Truppen, als nöthig wären, um Toulon vor einem Überfall der Engländer zu schützen, sich zu der Armee an der Loire durchschlüge. In diesem Fall würde ihn der König begleitet haben.

Der Marschall blieb in einer traurigen Ungewißheit, welche Gründe man ihm auch angeben mochte, und entschloß sich zu Nichts. Er beschränkte sich darauf, dem General Rossetti zu sagen, daß der Marschall Suchet Savoyen räume; dann bot er dem König sein Hauptquartier als Zufluchtsort an.

2te Julius.

Am 2ten Julius kehrte der General Rossetti nach Plaisance zurück und erstattete Bericht von seiner Sendung.

Der König schrieb dem Marschall, um ihm zu danken und zu sagen, er werde dem seit seiner Ankunft in Frankreich angenommenen Systeme treu bleiben, nämlich isolirt und als einfacher Privatmann leben, ohne an den öffentlichen Angelegenheiten Theil zu nehmen.

3te Julius.

Der Aufstand von Marseille hatte sich unterdessen mit Riesenschritten verbreitet. Es ließ sich leicht voraus sehen, daß endlich auch Toulon seiner Seits dem Drang der Umstände werde nachgeben müssen, oder daß man sich dort

müſſe einſchließen laſſen. Es war nöthig, aus dieſer ſchwierigen Lage heraus zu treten und man wollte verſuchen, ſich Lyon zu nähern, wo noch die dreifarbige Fahne wehte und wo der König Fouché's Rath erwarten konnte. In Marſeille commandirte der General Perrevmond. Der König ließ durch den General Roſſetti an ihn ſchreiben und ſchrieb ſelbſt einen Brief an ihn, der ſich mit folgenden Worten anfing: Iſt es wirklich der Perrevmond, den ich als einen dem Kaiſer ſo ergebenen Offizier gekannt habe? Es bat ihn in dieſen Briefen um Schutz zu ſeiner Reiſe durch die Provence, die er an der Spitze eines Jägerdetaſchements, das er vom Marſchall Brune zu erhalten hoffte, zu unternehmen gedachte. Er ſchloß mit der Verſicherung, daß er im Fall einer abſchläglichen Antwort, ſich genöthigt ſehen werde, ſich mit Gewalt einen Weg zu bahnen.

Keine Bemerkung konnte den König von dem Unpaſſenden dieſes Briefs überzeugen und er wurde mit dem des General Roſſetti abgeſendet.

5te Julius.

Faſt täglich kamen Flüchtlinge aus Neapel und flehten den König um Unterſtützung an, die er ihnen auch, trotz ſeiner traurigen perſönlichen Lage niemals verſagte. Dieſe Offiziere ſtellten ihm jeder Zeit, um ihm, als ihrem

Wohlthäter zu schmeicheln, vor, Neapel und Calabrien trage nur ungern das Joch der neuen Herrschaft und das Volk sei bereit, für ihn aufzustehen. Der Oberst Franceschetti lebte in demselben Wahne, aber der Herzog von Rocca-Romana und der General Rossetti stellten dem König auf das lebhafteste vor, die einzige zu ergreifende Maßregel sei, mit dem Kaiser von Östreich zu unterhandeln, um in dessen Staaten einen Zufluchtsort zu erhalten. Er entschleß sich hierauf, am Abend desselben Tages Hrn. S..... aus dem königlichen Cabinet abzusenden, der, seinen Weg über die Gebirge nehmen und Hr. Decoussu in Paris die nöthige Vollmacht überbringen sollte, damit der Herzog von Otranto über diesen Gegenstand mit dem Hrn. v. Metternich in Unterhandlung treten könnte.

7te Julius.

Am 7ten erhielt man die Antworten vom General Perreymond; er schrieb dem General Rossetti, daß er trotz seinem lebhaften Wunsch dem Begehren des Königs zu willfahren, es nicht über sich nehmen könnte, ihm irgend eine Eskorte zu seiner Durchreise zu geben; übrigens würde bei dem Enthusiasmus, der alle Bewohner für ihren legitimen König beseelte, die Person des Königs Joachim selbst mit einer Eskorte immer in Gefahr seyn u. s. w.

In seiner Antwort an den König sprach er

zuerſt von ſeiner Dankbarkeit und ſeinen neuen Pflichten, dann drückte er den Wunſch aus, der König möge ihn nicht zu der traurigen Pflicht zwingen, Gewalt mit Gewalt zurück zu treiben.

8te Julius.

Die Lage wurde immer kritiſcher. Der König ſchickte den General Roſſetti zum zweiten Mal an den Marſchall Brune, der eben ſein Hauptquartier nach Luc verlegte. Der General Roſſetti traf in Frejus mit ihm zuſammen und begleitete ihn nach Luc. Er fand ihn noch eben ſo unentſchloſſen und reiſte faſt augenblicklich wieder zum König zurück, um dieſen von dem Zuſtande der Dinge zu unterrichten.

9te Julius.

Der König entſchloß ſich endlich, ſich ſelbſt in das Hauptquartier des Marſchalls zu begeben, wohin ihn der General Roſſetti begleitete.

10te Julius.

Er traf am 10ten vor Tages Anbruch bei dem Marſchall ein und hatte eine lange Unterredung mit ihm, in Folge welcher das Hauptquartier nach Toulon verſetzt wurde. Der König war in dem Wagen des Marſchalls dahin gefahren und begab ſich von dort ſogleich nach Plaiſance.

11te Julius.

Die zum Gefolge des Königs gehörenden Personen glaubten, der Marschall habe sich endlich entschlossen, sich mit der Armee an der Loire zu vereinigen, und auf diese Weise würde der König aus der Art von Haft, in der er sich befand, entkommen können, aber nach einem Mittagsmahle, das der Marschall in Plaisance einnahm, erklärte der König, man dürfe durchaus nicht mehr auf den Marschall Brune rechnen und er sei entschlossen, sich an Lord Exmouth zu wenden, um von diesem die Überfahrt nach England zu begehren. Dem gemäß sendete er den General Rossetti nach Marseille an diesen Admiral.

12te Julius.

Rossetti reiste am 12ten mit folgenden Instruktionen ab:

Zu erlangen, daß der König an Bord eines engländischen Fahrzeugs aufgenommen und nach England gebracht würde.

Förmliche Versicherung, daß er dort seine völlige Freiheit genießen und seinen Aufenthalt in irgend einer Stadt der drei Königreiche, London ausgenommen, nach eigner Wahl nehmen könne. Der König macht sich verbindlich, dort als Privatmann und mit einer geringen Zahl seiner Freunde zu leben.

Die Freiheit, der Convention beizutreten, die in diesem Augenblicke mit Östreich abge-

schlossen seyn müsse, wenn sie dem König annehmlich erschiene.

13te Julius.

Obgleich die Marseiller Straße streng bewacht wurde, so legte der General Rossetti doch seinen Weg ohne Hinderniß und ohne ein einziges Mal angehalten zu werden, zurück und erreichte am 13ten sehr früh die Stadt. Seine Unterhandlung mit Lord Exmouth war ohne Erfolg. Der Admiral zeigte sich bereit, den König an Bord eines der Schiffe seiner Eskadre zu nehmen, aber er setzte hinzu, er sei durchaus nicht auctorisirt, ihm seine Freiheit zu versichern; übrigens würde er hierüber Verhaltungsbefehle von seiner Regierung einholen, sobald der König bei ihm am Bord wäre. Der General Rossetti antwortete, er könne einen solchen Vorschlag durchaus nicht annehmen und ohne die Zusicherung einer völligen unbeschränkten Freiheit werde sich der König nie den Engländern überliefern, besonders, da zu erwarten sei, daß der Kaiser von Östreich ihm ehrenvollere und vortheilhaftere Bedingungen zugestehen werde.

Bei seiner Ankunft in Marseille traf der General Rossetti den Kammerdiener des Königs, Ar...., der eben mit Briefen vom Herzog von Otranto eintraf. Er übernahm es, sie zu überbringen und befahl dem Kammerdiener am andern Tage abzureisen. Er selbst er-

griff alle möglichen Vorsichtsmaßregeln, um Marseille verlassen zu können, ohne Verfolgung zu fürchten zu haben und reiste an demselben Tage ab.

14te Julius.

Der Herzog von Otranto entdeckte dem König in seinen Briefen, daß der Kaiser von Östreich ihm ein Asyl in seinen Staaten geben wolle, wenn er der Krone entsagte und sich entschließen könne, einen bescheidenen Rang anzunehmen. Fouché fügte hinzu, er erwarte nur die Auctorisation des Königs, um diese Convention definitiv mit Hrn. von Metternich abzuschließen.

Am folgenden Tage traf der Kammerdiener Ar.... ein.

15te Julius.

Der König antwortete dem Herzog von Otranto, er nehme die Vorschläge des Kaisers von Östreich an, unter der Bedingung, daß er mit seiner Familie vereinigt werde. Er benachrichtigte ihn sodann von der kritischen Lage, in welcher er sich befände, und ersuchte den Herzog, die Convention so bald als möglich mit Hrn. von Metternich abzuschließen und ihm durch den Capitän Gruchet seine Pässe zu überschicken.

Der Kammerdiener Ar.... ging noch denselben Abend mit den Briefen des Königs an den Herzog ab.

16te Julius.

Am Abend begab sich der König, bloß vom General Rossetti begleitet, zu dem Marschall Brune. Der Marschall sagte ihm, daß er sich mit dem Marquis von Rivière in Verbindung setzen werde, um Toulon den königlichen Behörden zu übergeben, durch längeres Zögern würden die so schon erhitzten Gemüther immer mehr erbittert werden und er wolle dem Vorwurf entgehen, daß durch ihn auch nur ein Tropfen französisches Blut geflossen sei. Der König billigte eine so gute Gesinnung und sagte sogar zum Marschall, seine persönliche Lage dürfe nicht den geringsten Einfluß auf seinen Entschluß haben; denn in wenig Tagen hoffe er von Paris Briefe zu erhalten, die sein Schicksal bestimmen würden, und bis dahin werde er schon Mittel und Wege finden, um sich den Verfolgungen seiner Feinde zu entziehen.

17te Julius.

Die Militärauctoritäten ließen den König benachrichtigen, daß eine Partei Marseiller sich diese Nacht seiner bemächtigen wolle, weßhalb sie ihm riethen, das Landhaus Plaisance zu verlassen und sich nach Toulon zu begeben.

Der König schlief diese Nacht in Toulon.

19te Julius.

Der Marschall Brune ließ dem General Rossetti mittheilen, daß er mit dem Marquis de Rivière eine Übereinkunft getroffen

habe, und da in zwei bis drei Tagen die weiße Fahne aufgepflanzt werde: so sei es für Seine Majestät dringend nöthig, sich in Sicherheit zu begeben, weil ihr Hierseyn mit der neuen Ordnung der Dinge, der man entgegen sehe, unverträglich wäre.

20ste Julius.

Man beschloß, der König solle sich in einem kleinen Landhaus verbergen, das 1½ Meile von Toulon an der Straße nach Antibes lag und die Herzoginn von Coregliano, seine Nichte, sollte sich in ihre Heimath in das Quercy begeben.

Der Feldmarschall Bonafoux, der Neffe des Königs, begleitete die Herzoginn.

Bei dem König blieben bloß der Herzog von Rocca-Romana, die Generale Rossetti und Giuliano, seine beiden Neffen, Joseph und Eugen Bonafoux und sein Arzt, der einige Tage später nach Marseille abreiste.

21ste Julius.

Man kam überein, der Kammerdiener des Königs solle ganz allein bei ihm bleiben, und jede Nacht solle eine der andern Personen sich heimlich zu ihm begeben, um ihm Nachrichten zu überbringen und seine Befehle einzuholen.

22ste Julius.

Man erfuhr in Toulon, daß die Herzoginn von Coregliano sammt ihrer Begleitung in Marseille arretirt worden sei. Diese Nachricht

betrübte den König sehr und man wurde immer mehr überzeugt, daß im Bezug auf die Verborgenheit des Königs die höchste Vorsicht und Wachsamkeit unerläßlich sei.

24ste Julius.

Um 4 Uhr Morgens salutirten die Kanonen der Forts und des Hafens die eben aufgepflanzte weiße Fahne.

25ste Julius.

Als die Personen vom Gefolge des Königs erfuhren, daß Leute nach ihm ausgeschickt worden wären, und daß ein hoher Preis auf ihn gesetzt sei, so stellten sie ihm vor, wie dringend es sei, sich zu etwas zu entscheiden.

Zuerst beschloß man, der General Rossetti sollte sich nach Paris begeben, um die Ausfertigung der Pässe zu beschleunigen; aber dieser General konnte sich durchaus nicht entschließen, sich von Sr. Maj. zu trennen und machte den Vorschlag, der König solle sich durch die Gebirge und auf Schleichwegen nach Reanne begeben, wo sich ein Theil seines Gefolges befand, und zu gleicher Zeit den Marquis von Giuliano nach Paris absenden.

Die Ideen einer heimlichen Reise durch das Gebirge und besonders der Vorschlag einer Verkleidung mißfiel dem König Anfangs, aber die Gefahr seiner Lage bewog ihn endlich, dem Plan beizutreten. Man kam überein, daß der General Rossetti die nöthigen Nachrichten über

Lucinde.

Roſen und Nelken,
Zieren den Schleyer,
Den ich zur Feyer
Heute dir reiche.
Blühen erſt werden ſie,
Wenn er dich ſchmückt.
Wenn du des Tages dich
Wandelnd vergnügteſt,
Wenn du in Träumen
Die Nächte dich wiegteſt,
Hab' ich mit eigener
Hand ihn geſtickt.

Alle, außer Claudinen.

Nimm ihn, und trag' ihn,
Und bleibe beglückt,

Pedro.

Blumen der Wieſe,
Dürfen auch dieſe
Hoffen und wähnen?
Ach, es ſind Thränen —

die Möglichkeit der Ausführung dieſes Projekts einziehen ſollte.

26ſte Julius.

Der General kannte in Toulon einen Hrn. Blan...., der den König in Plaiſance beſucht und ihm viel Anhänglichkeit bezeugt hatte. Er glaubte, an dieſen könne er ſich mit vollem Vertrauen wenden. Blan.... äußerte den lebhafteſten Wunſch, dem Könige nützlich zu ſeyn; verſicherte, der Plan des Generals werde ohne Schwierigkeiten auszuführen ſeyn und ſendete ſogleich Leute ab, um den Weg, welchen der König nehmen ſollte, zu recognosciren, und alle vorkommenden Hinderniſſe zu erforſchen.

28ſte Julius.

Man erfuhr in Toulon, daß der Capitän Gruchet, der mit den Briefen des Herzogs von Otranto von Paris kam, in Marſeille arretirt worden war. Dieſer Unfall ſchmerzte den König ſehr und entſchied ihn zur Abreiſe; denn es war ſehr wahrſcheinlich, daß lange Zeit vergehen würde, ehe er erführe, was der Herzog für ihn gethan habe. Er entſchloß ſich um ſo eher, die Reiſe durch das Gebirge zu unternehmen, als er erfuhr, daß Blan.... bei dieſem Unternehmen thätig mit wirken würde.

2te Aug.

Am 2ten Auguſt kehrten die Perſonen zurück, die abgeſchickt worden waren, um den Weg des Königs zu recognosciren und man behielt die Uber-

zeugung, daß mit dieſer Reiſe keine Gefahr verknüpft ſei. Man entwarf die Marſchroute und beſtimmte den 5ten zur Abreiſe. Es wurde beſchloſſen, daß nur der Oberſt Bonafoux, der General Roſſetti und Hr. Blan.... den König begleiten ſollten. Der Herzog von Rocca Romana und der Marquis von Giuliano ſollten mit Poſtpferden nach Paris gehen und ſogleich mit Päſſen vom Hrn. von Metternich für den König nach Roanne zurück kommen. Würde der König durch irgend einen unerwarteten Umſtand in die Unmöglichkeit verſetzt, bis Roanne zu kommen, ſo ſollten dieſe Herren dort Nachricht über den Ort, wo der König zu treffen ſei, vorfinden.

3te Aug.

Es wurde für den König bürgerliche Kleidung beſtellt, und für Ausfertigung der nöthigen Päſſe geſorgt.

4te Aug.

Der König wollte ſich durchaus nicht dazu verſtehen, ſich ſeinen Schnurrbart abnehmen zu laſſen, als man ihm meldete, daß Alles zur Abreiſe am 6ten bereit ſei und daß er dieß Opfer bringen müſſe, um völlig unkenntlich zu erſcheinen.

5te Aug.

Giuliano, Rocca-Romana und Roſſetti bemerkten bei einem Spaziergang am Hafen von Toulon ein friſch kalfatertes Kauffahrtei-

ſchiff, das ſich zur Abreiſe anſchickte. Sie gingen an Bord und als ſie erfuhren, daß es in 3 Tagen nach Havre abſegeln werde, ſo beſchloß der Herzog von Rocca-Romana, dieſe Gelegenheit zu benutzen, weil er dieſen Weg der Reiſe mit Poſtpferden durch das Innere vorzog.

Sie erfuhren von dem Schiffscapitän, daß der Generallieutenant, Graf Verdier, der Feldmarſchall Leſueur und mehrere Offiziere von deren Stab zu der Zahl der Paſſagiere gehörten und daß noch für 5 bis 6 Perſonen Raum vorhanden ſei.

Der Herzog von Rocca-Romana beſtellte einen Platz für ſich und begab ſich ſogleich zu dem König, um ihm vorzuſchlagen, ebenfalls mit dieſem Fahrzeuge abzureiſen. Bei ſeiner Rückkehr erklärte er, der König würde mit dieſem Schiffe abreiſen und der General Roſſetti könne alle auf die Reiſe zu Lande bezüglichen Vorkehrungen wieder abbeſtellen. Er fügte hinzu, der König habe den größten Widerwillen gegen die Reiſe durch die Gebirge geäußert und ſich unwiderruflich für die Seereiſe entſchieden. Dieſer Wechſel des Plans war dem General Roſſetti, der immer für die Landreiſe geſtimmt hatte, ſehr unangenehm. Er würde ſich jetzt noch zum König begeben haben, um ſeine Meinung durchzuführen, aber die Stadtthore waren ſchon geſchloſſen. Da er aus Furcht, den Zufluchtsort des Königs zu verrathen, es nicht wagte, am andern

Tage zu ihm zu gehen, so schrieb er ihm, aber es war vergebens; er ließ sich durch nichts von der Idee der Seereise abbringen.

7te Aug.

Der Schiffscapitän ertheilte die Nachricht, daß am Tage vorher, als der Herzog von Rocca-Romana eben von ihm weggegangen wäre, ein Polizeicommissär das ganze Haus genau untersucht habe, um den König von Neapel zu finden, der darin verborgen seyn solle.

An demselben Tage erfuhr man, daß die Polizei, unterrichtet, daß sich Joachim noch in den Umgebungen von Toulon befände, ein scharfes Auge auf die Abreise und Einschiffung der Passagiere haben werde. Der Capitän fügte noch hinzu, dem Herkommen gemäß dürfe er nicht eher aus dem Hafen auslaufen, als bis ein Polizeiinspector das Fahrzeug untersucht und die Schiffsliste mit den Passagieren und der Mannschaft verglichen habe.

An diesem Tage wurden die Pässe für den König und seinen Kammerdiener unter falschen Namen ausgefertigt.

8te Aug.

Die zum Gefolge des Königs gehörenden Personen versammelten sich, um über die Mittel zu berathen, mittels deren man den König glücklich einschiffen und den Nachforschungen der Polizei entziehen könne.

Es wurden verschiedene Meinungen aufgestellt.

Der Vorschlag des General Rossetti war, man müsse den Capitän durch Geld zu gewinnen suchen, den König bei Einbruch der Nacht an Bord bringen, ihn umher im Raum verbergen und am andern Morgen bei hellem Tage sein Gefolge sich einschiffen lassen. Dieser Vorschlag wurde verworfen, weil man es für gefährlich hielt, den Capitän mit in das Vertrauen zu ziehen.

Man beschloß, Joseph Bonafoux, der Neffe des Königs und Fregattencapitän,*) der damals in Toulon war, sollte am 9ten Abends mit einem Fischernachen aus dem Hafen auslaufen und sich zu Sr. Maj. begeben; am andern Morgen sollte der König mit ihm sich einschiffen und auf der Rhede spazieren fahren, bis das bestimmte Signal an Bord zu kommen, gegeben würde und dann sich einschiffen; am 10ten sollte sich sein Gefolge mit einem Offizier einschiffen, der durch seine Taille und sein Signalement ganz geschaffen schien, die Person des Königs während der Verification der Passagiere durch den Polizei-

*) Es ist das dieselbe Person, die S. 121 dieses Bandes irrig Murat genannt wird. Es ist nicht auffallend, daß ihn der Sergent Guillemard Murat statt Bonafoux nennt, weil man ihn allerdings zuweilen so nannte, oder weil Guillemard, der ihn vom König in seiner Erzählung als seinen Neffen hatte bezeichnen hören, glaubte, er führe auch seinen Namen.

inſpector vorzuſtellen; nach dieſer Unterſuchung ſollte der König durch eine weiße Flagge am Hintertheil des Schiffs benachrichtigt werden, daß es Zeit ſei, ſich an Bord zu begeben und ſein Nachen ſollte den Offizier, der ſeine Perſon vorgeſtellt hätte, wieder an das Land bringen. Man kam ferner überein, daß der Marquis Giuliano mit Poſtpferden nach Paris reiſen ſollte, ſobald das Schiff in See gegangen wäre, und daß er von da mit den Päſſen des Hrn. von Metternich für den König nach Havre kommen ſollte.

Dieſer ſehr vorſichtige Plan konnte aber nicht ſo leicht ausgeführt werden, als er entworfen worden war. Am 9ten, Nachmittag, wurden die Hrn. Bonafoux arretirt und durften ihre Wohnung nicht vor dem Schluß des Hafens verlaſſen; folglich konnte Joſeph Bonafoux den König erſt am folgenden Tage abholen und durch dieſe Verſpätung ſcheiterte das ganze Unternehmen.

10te Aug.

Um 4 Uhr Morgens ſchifften ſich die genannten Perſonen wirklich ein und verließen den Hafen. Sie warteten auf den König bis 1 Uhr nach Mittag, wo ein Polizeicommiſſar ſich an Bord begab und nachdem er dem Capitän befohlen hatte, unter Segel zu gehen, in einem Boot in der Nähe blieb, um die Vollziehung ſeines Befehls abzuwarten.

Piece 2.

Officieller Rapport des Generallieutenants Roſſetti an den König.

Neapel, am 18. Mai 1815.

Sire!

Die Hauptſtadt iſt vollkommen ruhig; geſtern um 10 Uhr Abends waren die Straßen menſchenleer; die rechtlichen Bewohner ſind beſtürzt, das Volk glaubt, die Öſtreicher würden das Königreich Neapel für ſich behalten, worüber es ſehr unzufrieden iſt; einige heimliche Rädelsführer verbergen die Deſerteurs oder verſchaffen ihnen die Mittel, in ihre Heimath zurück zu kehren, und man hat mir verſichert, daß die Landſtraßen von ſolchen Ausreißern bedeckt ſind.

Die Infanterie der königlichen Garde, die 2te und 3te Diviſion ſind völlig aufgelöſt. Die Offiziere der 3ten Diviſion großen Theils von treuer Ergebenheit beſeelt, beklagen ſich laut über ihre Auflöſung. Der Generallieutenant Lecchi iſt ſehr ärgerlich darüber; ich glaube E. M. würden dieſe Offiziere zu Ihrem Vortheil benutzen können und ihrer Vertheidigung von Renco wohl noch eingedenk ſeyn.

Die Sicherheitsgarde hat eine imponirende Haltung angenommen und ich glaube, E. M. verſichern zu können, daß ſie allein genügen wird, die Ruhe der Hauptſtadt zu erhalten, es ereigne

sich auch, was nur will. Ihre Anführer sind vom besten Geist beseelt, die Offiziere voll Eifer und das Andenken an 1799 würde das Übrige thun; aber man darf nicht daran denken, diese Truppen außerhalb der Stadt gebrauchen zu wollen; kein Nationalgardist würde bis zum Capo di Chino gehen.

Denen, die mich über die für die Sicherheit der Stadt zu ergreifenden Maßregeln um Rath fragten, habe ich geantwortet, man dürfe das Volk nicht durch zu viel Vorsichtsmaßregeln in Unruhe setzen, doch hielt ich eine Verdoppelung der Wachtposten an den Gefängnissen für nothwendig, so wie die öftere Absendung von Patrouillen in die Quartiere Vicaria und Basso-Porte. Das erste Regiment Chevauxlegers habe ich zur Disposition des Platzcommandanten gestellt.

Ich halte es für meine Pflicht, E. M. zu bemerken, daß es vielleicht nöthig seyn dürfte, die Commandanten des Forts de l'Oeuf und die des Forts des Carmes anders zu besetzen; da die beiden Commandanten jener Forts 2 Jahre lang unter meinen Befehlen standen, so hatte ich Gelegenheit, mich von ihren Kenntnissen zu überzeugen; was dem Commandanten des Forts St. Elmo betrifft, so würde es sehr schwer seyn, einen bessern aufzufinden.*)

*) Der Commandant war der Oberst Bezour, ein französischer Offizier.

Das Betragen der Königinn wird von jedermann gepriesen; ihrer Festigkeit und Thätigkeit verdankt Neapel seine Ruhe; sie allein beruhigt Alle.

Die Versammlungen von Pizzo-Falcone *) haben begonnen; sie sind nicht gefährlich, diese guten Edelfrauen suchen bloß sich selbst zu nützen.

Da es mir nicht möglich war, genaue Nachrichten über Calabrien einzuziehen, so habe ich an den General ....., der das Commando in Salerno hat, geschrieben, er soll E. M. von Allem in Kenntniß setzen, was in seiner Provinz, in der Cilenta und in Calabrien vorgeht; ich habe ihn bedeutet, rücksichtlich der Hilfsquellen, welche in diesen Provinzen zu finden wären, bis auf die geringsten Einzelnheiten einzugehen, und ihm die Möglichkeit ahnen lassen, daß E. M. in wenig Tagen mit den Überbleibseln der Armee sich dorthin begeben könnten, er hat von mir den Befehl erhalten, in Salerno ein Depot von allen zersprengten Soldaten zu bilden.

Mein Courier muß noch in dieser Nacht wieder zurück kommen.

Noch war es mir nicht möglich, den Polizeiminister zu sprechen, ich werde diesen Abend zu,

---

*) Dieß Quartier ist in Neapel, was die Vorstadt St. Germain in Paris ist, die Wohnung des alten Adels. (Note des Herausgebers.)

ihm gehen und in der Nacht mich wieder zu E. M. begeben.

Ich habe die Ehre, E. M. die Übersicht des Zustandes meiner Division zu übersenden, woraus sich ergibt, daß fast 1000 Mann Cavallerie noch zu meiner Disposition sind, ohne die zwei Eskadrons des 4ten Regiments zu rechnen, die unter dem Befehl des General Macdonald stehen, und deren Stärke ich nicht kenne. Ich habe allen Depots die Ordre ertheilt, sich nach Neapel zu begeben.

Ich ersuche E. M. dem Oberst Regnier den Rang eines Feldmarschalls gnädigst zu ertheilen; er könnte das Commando seines Regiments deßhalb doch noch einige Zeit beibehalten; jeden Falls bin ich der Meinung, daß seine Stelle nicht durch den Major ersetzt werden darf.

Ich habe die Ehre u. s. w.

Der Generallieutenant, Commandeur der Linien-Cavallerie,

F. Roffetti,

Adjutant E. M.

Piece 3.

Bericht des Hrn. Ar...., Kammerdieners des Königs von Neapel, Joachim Napoleon, der bis zur Todesstunde bei diesem Fürsten blieb.

Ohne Zweifel gibt es unter den Personen, die den König von Neapel in seinem Unglück

Noch ſind die Thränen
Des Thaues daran.

Alle, außer Claudinen.

Nimm ſie, die herzlichen
Gaben, ſie an.

Claudine.

Thränen und Schweigen
Mögen euch zeigen,
Wie ich ſo fröhlich
Fühle, ſo ſelig,
Alles, was alles
Ihr für mich gethan.

Alle, außer Claudinen.

Nimm ſie, die Gaben,
Die herzlichen, an.

Claudine ihren Vater umarmend.

Könnt' ich mein Leben,
Vater, dir geben!

Zu Lucinden und den übrigen.

Könnt' ich ohn' Schranken
Allen euch danken!

begleiteten, Männer, welche die Feder besser zu führen wissen, als ich, die es übernehmen werden, eine Geschichte der traurigen Ereignisse, deren Opfer er wurde, und der Leiden, die er bis zum Augenblick erduldete, wo er, nach genommener Abrede mit seinem Gefolge, sich von ihnen auf kurze Zeit trennte, um sich der Gefahr, erkannt zu werden, halber bloß von seinem Kammerdiener Leblanc begleitet einzuschiffen, zu liefern. Darum will ich meine Erzählung von jenem Tage beginnen.

Der König erwartete den Anbruch des Tages, um die Signale zu sehen, über welche er mit seinem Gefolge - überein gekommen war; während dieser Erwartung bat ihn Leblanc um die Erlaubniß, in Toulon bei der Wäscherinn weiße Wäsche holen zu dürfen. Als er nicht zurück kehrte, begab sich S. M. allein an die Küste, wo sie eine Barke mit 3 Mann fanden, welche sie bestiegen; der Wind wurde stark, erhielt plötzlich eine andere Richtung und trieb die Barke an dieselbe Stelle zurück, von wo sie abgefahren war. Die Matrosen bemühten sich zum zweiten Mal das Schiff zu erreichen, das nur mit Mühe segelte, zwei Mal stieß man vom Ufer ab, und zwei Mal trieben die Wellen die Barke zurück; die Matrosen waren von der Anstrengung ganz erschöpft, der Regen ergoß sich in Strömen und die Nacht nahte heran. Der König brachte sie in diesem

Zustand, ohne Nahrung zu sich genommen zu haben zu, ohne etwas Anders zu seinem Schutz zu haben, als seinen Rock und einen alten seidenen Überrock, was Alles ganz durchnäßt war. Aus Furcht, entdeckt zu werden, wagte es der König nicht, Feuer anzumachen. Gegen 3 Uhr Morgens klärte sich der Himmel auf, der Wind legte sich, und der Tag erschien, aber das Schiff war nicht mehr zu erblicken. In dieser fürchterlichen Lage gab der König den braven Matrosen, deren Leben er nicht in Gefahr setzen wollte, von den 10 Napoleonsdor, die er bei sich hatte, 9, und rieth ihnen, so schnell als möglich auf die Rhede zurück zu kehren und sich zu stellen, als kämen sie vom Fischfang. Der König selbst wandte sich in das Gebirge, niedergeschlagen von seinem traurigen Geschick, erschöpft von der Anstrengung, gequält von Hunger und Durst und ganz durchnäßt vom Regen. Es gelang ihm, sich mit der größten Vorsicht einem ärmlichen Hause zu nähern, in welchem er zu seinem großen Glück nur eine alte Frau antraf, die ihm ein Stück hartes Brot und ein Glas schlechten Wein gab, wofür sie den letzten Napoleonsdor erhielt. Als er sich so viel erholt hatte, um weiter gehen zu können, begab er sich wieder auf den Weg und suchte sich, so viel als möglich, der Stadt Toulon zu nähern, von wo er beim Einbruche der Nacht Nachrichten und Hilfe für seine drin-

gendsten Bedürfnisse zu erhalten hoffte; nach einem zweistündigen Marsche verbarg er sich und legte seine Kleider an die Sonne, um sie zu trocknen. Sobald es ziemlich dunkel geworden war, begab sich der König nach Plaisance, dem Landhaus, das er vor einigen Tagen verlassen hatte. Er pochte an die Thür der Gärtnerinn und als sie nicht aufmachen wollte, nannte er sich; sie öffnete mit Zittern, nicht um ihret, sondern um des Königs willen, weil sie am Morgen gehört hatte, daß in Toulon ein Preis auf seinen Kopf gesetzt worden sei. Bei Tages Anbruch schickte sie der König an seinen Neffen Murat nach Toulon, der zwei Stunden später selbst erschien, etwas Geld mitbrachte, und dem Könige rieth, sich so schnell als möglich wieder in das Gebirge zu begeben, weil er hier in der größten Gefahr schwebte, da man eifrig auf seine Person Jagd mache. Der König erzählte ihm mit wenig Worten, daß das Fahrzeug ohne ihn abgesegelt sei und daß er nicht begreifen könne, wie das zugegangen wäre. Der König verbat sich Murat's Begleitung, er beauftragte ihn bloß, sich nach irgend einer andern Reisegelegenheit zu erkundigen, den unglücklichen Leblanc aufzusuchen und ihn zur Herausgabe des ihm anvertrauten Geldes zu nöthigen. Der König gab Hrn. Murat eine Stelle an, wo er ihn wieder treffen sollte. Er nahm hierauf Brot und Wein mit sich und be-

gab ſich wieder in das Gebirge. Der Auftrag, den er Hrn. Murat gegeben hatte, war nicht leicht auszuführen, beſonders für ihn, weil er ſchon vom Dienſt ſuspendirt war und in dieſem Augenblick unter polizeilicher Aufſicht ſtand. Am Abend kehrte er zu dem König mit der Nachricht zurück, daß er nichts entdeckt habe. Der König brachte auch dieſe Nacht im Hauſe der Gärtnerinn zu, die alle in ihrer Lage nur mögliche Sorge für ihn trug, aber in ſtäter Beſorgniß für das Leben des Königs war. Der Muth und die treue Ergebenheit dieſer Frau ſind über alle Lobſprüche erhaben. Einige Tage vergingen auf dieſelbe Weiſe. Der König brachte die Tage verborgen im Gebirge zu und die Nächte im Hauſe der braven Gärtnerinn. Endlich fand Murat den Leblanc auf und drohte, ihn den Gerichten zu überliefern, wenn er nicht das Geld heraus gäbe, was er dem König entwendet habe. Leblanc behauptete, der König ſei ihm das Geld für Rechnungen von Neapel aus ſchuldig, indeſſen, weil der König jetzt ganz von Geld entblößt ſei, ſo wolle er 6000 Franken und die zwei Hemden des Königs, die er habe, heraus geben. Murat fühlte wohl, daß jeder Streit unter ſolchen Umſtänden dem König das Leben koſten könnte, er nahm alſo die 6000 Fr. und überließ dieſen erbärmlichen Menſchen ſeinem Schickſal. Dieſe geringe Summe ſetzte den König in den Stand,

Versuche zu machen, um durch eine zweite Einschiffung seinem Geschick eine bessere Wendung zu geben.

Es war Murat nicht bekannt, daß ein gewisser Blan...., der Sohn eines Gutsbesitzers, sich lebhaft für das Schicksal des Königs interessirte und mehrmals geäußert hatte, wenn er wüßte, wo der König zu treffen sei, so würde er, selbst mit Gefahr seines Lebens, Alles thun, was in seiner Gewalt stände, um ihn zu retten. Dieser junge Mann war kühn und unternehmend; er hatte früher als Offizier bei einem Husarenregiment gestanden. Der König erzählte das Hrn. Murat und trug ihm auf, Jemanden an ihn zu schicken. Drei Tage nachher kam Blan.... zu dem König und versicherte ihn seiner Ergebenheit; von diesem Augenblick an bot er Alles auf, was in seinen Kräften stand, um ihn aus Frankreich zu entfernen. Die nothwendigen Vorbereitungen erforderten fünf bis sechs Tage und jeder Tag verschlimmerte den traurigen Zustand des Königs, der von dem Herumziehen in dem Gebirge voll Klippen höchst erschöpft war. Zum Überfluß hörte der König eines Abends, als er aus dem Gebirge herab stieg, um wie gewöhnlich die Nacht in der Behausung der Gärtnerinn zuzubringen, die Stimmen mehrerer Personen, die denselben Fußpfad herab kamen, auf welchem er sich befand. Um nicht mit ihnen

zusammen zu treffen, hatte er kaum Zeit genug, in einen Weinberg zu flüchten, wo er sich in einen Graben verbarg und mit Blättern zudeckte. Da die Personen sehr nahe bei ihm vorbei gingen und laut sprachen, so hörte er ganz deutlich folgende Worte: „Wir wissen, daß sich dieser Murat noch immer in dieser Gegend befindet; wenn es uns gelingt, ihn aufzufinden: so tragen wir seinen Kopf zu dem Commandanten.“ Der König gestand später, daß er in diesem Augenblick glaubte, ermordet zu werden; denn was vermochte er allein bloß mit zwei Pistolen versehen, gegen 14 bis 15 Personen, die alle bewaffnet waren. Dennoch war er entschlossen, sein Leben theuer zu verkaufen und die ersten, die ihn entdecken würden, nieder zu schießen. Einige Tage später brachte Blan.... dem König die Nachricht, daß er drei Männer aufgefunden habe, die eben so, wie er, entschlossen wären, ihn zu retten, sei es auch mit Gefahr ihres Lebens: einer davon sei Fregattencapitän; er habe übrigens keine Matrosen angenommen, weil besonders jetzt, wo das ganze Volk in einem so exaltirten Zustande sich befände, diesen Leuten nicht zu trauen wäre; sie würden ihr Möglichstes thun, um Corsika zu erreichen, das nur 80 Meilen entfernt wäre und wo man überzeugt seyn könnte, eine gute Aufnahme für den König zu finden; der Capitän stände für die Leitung des Fahrzeugs, wenn

ihn die Andern nur wenig unterstützten. Da der König kein anderes Mittel zu seiner Rettung sah, so nahm er den Vorschlag an und gab am Abende des folgenden Tags der guten Gärtnersfrau 100 Napoleons, wobei er die Versicherung hinzu fügte, er werde in bessern Zeiten es ihr an Nichts fehlen lassen. Er verließ hierauf Plaisance und begab sich an die von Herrn Blan.... ihm bezeichnete Stelle, wo er Alle reisefertig und jeder Gefahr zu trotzen entschlossen fand. Er bestieg mit ihnen die Barke und sie fuhren bei ziemlich gutem Wetter ab; als der Tag anbrach, waren sie schon mehr als 30 Meilen vom Lande entfernt; der Wind blieb einen Theil des Tages über gut, Nachmittags aber setzte er mit einem Male um, hielt die Barke in ihrer Fahrt allmälig auf und erhob sich endlich mit solcher Gewalt, daß die See sehr hoch ging. Der Capitän konnte die Barke nicht mehr steuern, der Himmel war von schwarzem Gewölk überzogen und die Wogen, welche über die Barke hin schlugen, hatten die Lampe verlöscht, durch welche der Compas erhellt wurde. Der Capitän stand am Steuerruder; das Segel war tief herabgelassen; da die Barke kein Verdeck hatte, so mußte man das Wasser ausschöpfen, das mit jedem Augenblicke wieder hereinströmte. In dieser Lage erwartete man ungeduldig den Anbruch des Tages; als die Morgenröthe erschien, bemerkte der König ein Fahr-

zeug, das derselben Richtung folgte; er befahl auf dasselbe zu steuern, um an Bord zu gehen, weil sie Alle in Lebensgefahr schwebten. Als sie bei dem Fahrzeug angelangt waren, baten sie den Capitän, sie aufzunehmen, weil sie in Gefahr wären, unter zu gehen. Statt zu antworten, ließ der Capitän das Schiff wenden, um die Barke des Königs in Grund zu segeln. Glücklicher Weise bemerkte der Capitän der Barke des Königs diese Wendung noch zur rechten Zeit und machte dieselbe Bewegung mit der Barke, wie das Schiff, wodurch sie aus der großen Gefahr gerettet wurden, der sie die Bosheit des Capitäns aussetzte. Als sie das Fahrzeug übersegelt hatte, blieben sie den Wellen überlassen. Nach einiger Zeit bemerkten sie das Postschiff, das von Toulon nach Bastia geht. Die Gefahr des Königs beweg den Capitän, den Commandeur des Postschiffs zu bitten, er möge ihnen ein Tau zuwerfen und ihre kleine Barke mit fort bugsiren; da aber die Wellen unausgesetzt in die Barke schlugen: so ließ der König den Capitän ersuchen, sie an Bord zu nehmen, und kaum waren sie hinauf gestiegen, als eine Welle die Barke bedeckte, die unter dem Wasser verschwand, so daß man das an sie befestigte Tau kappen mußte.

Gegen das Ende des Tags lief das Postschiff in den Hafen von Bastia ein, und da einige Personen erfahren hatten, daß sich der

König im Hafen befinde, so kam gegen 10 Uhr Abends eine kleine Barke, um ihn abzuholen. Der König nahm die Personen, die ihn begleitet hatten, mit sich in ein Wirthshaus, von wo er dem Senator Casabianca seine Ankunft in Corsika melden und ihm sagen ließ, daß er ihn zu sprechen wünsche. Der Herr Senator fürchtete sich zu compromittiren und kam nicht, aber er ließ dem König sagen, er möge sich in Bastia nicht verweilen, das Gerücht von seiner Ankunft habe sich schon sehr verbreitet und er könne leicht vom Volke angehalten werden; er rathe ihm, sich nach dem Dorf Vescovate, 6 Meilen von Bastia zu begeben, wo der König den General Francheschetti, einen seiner Offiziere, den Schwiegersohn des dortigen Maires finden werde.

Irgend Jemand schickte dem König ein Pferd und einen Boten, der ihn nach Vescovato brachte, wo er mit allen Rücksichten, die sein Rang und sein Unglück verdienten, aufgenommen wurde.

Während seines Aufenthaltes an diesem Ort bekam der König keine Nachrichten aus Frankreich, aber wohl aus Elba und Neapel von Personen, auf deren Treue er rechnen konnte. Sie entdeckten ihm, daß man in seinem Königreiche seine Rückkehr wünsche, daß er sich nur zu zeigen brauche, um die ganze Bevölkerung zu seinen Gunsten sich bewaffnen zu se-

ſen. Jeder Tag brachte ähnliche dringende Bitten. Der König ſprach darüber mit dem General Franceſchetti, der ihm viel Anhänglichkeit bezeigte. Dieſer Offizier veranlaßte den König, wenn dem ſo ſei, den Augenblick zu benutzen, und um ihm durch Erleichterung der Ausführung dieſes Unternehmens ſeinen Eifer zu beweiſen, bemühte er ſich thätig, dem König einige hundert Soldaten zu verſchaffen; er miethete in Baſtia 4 Schiffe, um ihn mit ſeinen Soldaten überall hin zu führen, wohin er verlangen würde. Zu dieſen Anſtalten bedurfte der König baaren Geldes; um ſich das zu verſchaffen, verſetzte er an einen gewiſſen Gregori Diamanten, auf welche er 270,000 Franken geliehen erhielt und andre Diamanten an einen Namens Paeli, der ihm 90,000 Fr. verſtreckte. Ihm ſelbſt blieben von allen ſeinen Diamanten nur 22 kleine übrig.

Es gelang dem König 4 bis 500 Mann in Vescovato zuſammen zu bringen. *) Als

*) Zwiſchen dieſer Erzählung und der Macirone's finden einige Widerſprüche Statt. Az.... ſetzt nämlich voraus, der König habe die verſammelte Menge, die ihm folgte, ſelbſt zuſammen zu bringen geſucht, während es ziemlich gewiß iſt, wie es auch Macirone erzählt, daß es ein freiwilliger Zuſammenlauf war, und daß Murat erſt dann, als er ſah, daß er über eine gewiſſe Zahl disponiren konnte, daran dachte, ſie zu benutzen. (Note des Herausgebers.)

Sie wendet sich schüchtern zu Pedro.

Könnt' ich —

Sie hält an, die Musik macht eine Pause, der Gesang fällt ein.

Alle.

Fröhlicher,
Seliger,
Herrlicher Tag!

Der Zug geht unter dem Gesange ab; es bleiben

Claudine, Lucinde, Alonzo, Pedro.

Claudine.

Vergebet meinem Schweigen: denn ich kann
Nicht reden, wie ich fühle. Diese Gaben
Erfreuen mich, wie ihr es wünscht; doch mehr
Entzückt mich eure Liebe. Laßt mir Raum,
Mich erst zu fassen; dann vielleicht vermag
Die Lippe nach und nach zu sprechen, was
Das Herz auf einmal fühlt, und kaum erträgt.

Alonzo.

Geliebte Tochter, ja dich kenn' ich wohl.
Verzeih' des lauten Festes Vater-Thorheit!

der Commandant von Baſtia erfuhr, daß der König Waffen und Munition ankaufe, und daß ſeine Soldaten deſertirten, um bei dem König Dienſte zu nehmen, ſo legte er auf die im Hafen liegenden Schiffe des Königs Beſchlag und ſchickte einen Offizier mit 20 Gensdarmen an ihn ab, um ihm ſagen zu laſſen, er möchte nach Baſtia ziehen; dieß bewog den König Vescovato zu verlaſſen, weil er der Gewalt keine Gewalt entgegen ſetzen wollte, wodurch in jener Zeit leicht eine Empörung hätte entſtehen können, ein Unglück, das der König in einem, Frankreich zugehörigen, Lande vermeiden wollte.

Die vornehmſten Bewohner der Inſel, ſelbſt die am meiſten royaliſtiſch geſinnten, ſchlugen dem König vor, er möge als Souverän der Inſel bei ihnen bleiben.*) Der König ſagte ihnen mit aller nur möglichen Erkenntlichkeit ſeinen Dank für ein ſo großherziges Anerbieten und einen ſo großen Beweis ihres Zutrauens zu ſeiner Perſon; und von dieſem Augenblick an war er entſchloſſen, abzureiſen. Er marſchirte mit ſeinem Haufen, der etwa 200 Mann ſtark war, (die übrigen waren verabſchiedet worden) durch die Gebirge nach der Stadt Ajac-

*) Auch hier darf man wohl annehmen, daß der Kammerdiener ſich irrt. (Note d. Herausgeb.)

cio, wo er von allen Einwohnern mit Enthusiasmus empfangen wurde.

Der Commandant schloß sich in seine Festung ein, wo ihn der König ganz ruhig ließ. Während seines Aufenthaltes in Ajaccio bemühte er sich, 6 kleine Barken anzukaufen, die etwa 300 Mann faßten und befahl endlich allen seinen Leuten, am 28sten Septbr. 1815 zum Einschiffen bereit zu seyn.

An dem Tage, an welchem der König sich einschiffen wollte, erschien Macirone, der ihm einen von den alliirten Mächten unterzeichneten Paß nach Östreich überbrachte, mit der Erlaubniß, in jenem Lande, wo sich die Königinn mit ihren Kindern schon befand, wohnen zu dürfen. Der König entschloß sich noch denselben Tag um Mitternacht sich nach dem Königreich Neapel einzuschiffen, nicht um es zu erobern, sondern um sich in ein Fort einzuschließen und von dort aus wegen des nöthigen Unterhalts für sich und seine Familie zu unterhandeln, weil er ohne Vermögen war. Von Neapel hatten sie nur 1,500,000 Fr. mitgenommen. Als die Fahrzeuge die Anker lichteten, ließ der Commandant der Festung zwei Kanonenschüsse auf sie thun, um jedem Vorwurf zu entgehen. Der Capitän Barbara, der in Neapel im Dienste des Königs gestanden hatte, war in Corsika wieder zu ihm gestoßen, und ihm hatte der König die Leitung

der Fahrzeuge übertragen. Am 2ten Oktober hatten sie widrigen Wind; der König ließ an der Insel Caprera Anker werfen und die Truppen an das Land gehen, damit die Offiziere ihre Compagnien bilden könnten. Am 3ten Morgens, ging man wieder unter Segel. Barbara schrieb den Patronen der Barken die Straße vor, der sie folgen müßten, machte sie mit den Signalen bekannt, und gab die nöthigen Verhaltungsbefehle im Fall eines Sturms. Am 5ten hatten sie abermals widrigen Wind; man versuchte die Küste von Calabrien zu gewinnen, die man in der Höhe von Stromboli bemerkte; der Wind wehte ziemlich stark, die See ging sehr hoch und zerstreute in wenig Augenblicken alle Barken bis auf eine kleine Felucke, die immer bei der Barke des Königs blieb. Diese Felucke war mit 20 Matrosen bemannt, die im Falle eines Unglücks zur Rettung des Königs bestimmt waren; sie haben aber gerade das Gegentheil gethan. Das üble Wetter währte die ganze Nacht hindurch; am 6ten Morgens war der König nahe an der calabrischen Küste, längs welcher er den ganzen Tag hinsegeln ließ, während die Signale gegeben wurden, um wo möglich das Geschwader wieder zu sammeln, aber es war vergebens; eine einzige Barke stieß wieder zu dem Könige; sie stand unter dem Befehl eines Offiziers Namens Couran, der 40 der besten Soldaten bei

ſich hatte, die in Neapel unter der königlichen Garde gedient hatten.

Der König wurde nun ſehr nachdenklich; man ſchickte einen Offizier an das Land, um mit den Douaniers zu reden, die gefragt hatten, was das für Barken wären, und worauf ſie ſo lange hier warteten, wobei ſie noch drohten, wenn die Barken nicht bald wieder in See ſtächen: ſo würden ſie auf ſie feuern. Jetzt ließ der König die Anker lichten und ganz langſam weiter ſegeln, denn er hoffte noch immer auf die Ankunft der andern Barken; nach der eben angeführten Drohung war man gezwungen, den an das Land geſendeten Offizier dort zu laſſen. Am 7ten Oktbr. kamen zwei Offiziere von Couran's Barke herüber auf die des Königs, der ſie fragte, warum ſie ihre Stelle verließen. Sie antworteten, es ſei ihr Wunſch, in der Nähe des Königs zu bleiben, wodurch man verhindert wurde, Verdacht zu bekommen, daß Couran die Abſicht hätte, den König zu verlaſſen. Da indeſſen dieſe Barke nicht ſo ſchnell ſegelte, als die des Königs, ſo nahm man ſie an das Schleyptau. Um 8 Uhr Abends ließ der König alle Segel beiſetzen; um Mitternacht bemerkte man, daß Couran das Schleyptau gekappt hatte und davon geſegelt war (eine der ſchändlichſten Niederträchtigkeiten und Verräthereien). Jetzt gab der König ſeinen Plan auf, weil er keine Truppen mehr

hatte, ließ die Proclamationen mit einem grossen Stein in einen Sack thun, diesen in das Meer werfen, und entschloß sich mit seinem Paß nach Triest zu gehen.

Da die Barke in dem ungestümen Wetter Schaden gelitten, und man keine Lebensmittel mehr an Bord hatte, nicht einmal einen Trexfen Wasser, so sagte der König zum Capitán Barbara, man würde ein anderes Fahrzeug sich verschaffen müssen, um das adriatische Meer zu durchsegeln und Proviant bedürfe man auch. Barbara antwortete, nur in Pizze, dem nächsten Hafen, könne man Alles das finden, dessen man bedürftig sei; er selbst welle dort ans Land gehen, und alles Nöthige besorgen, denn er habe einen Gevatter in der Stadt, von dem er selbst Geld erhalten würde, wenn er welches brauche. Der König befahl nach Pizzo zu segeln.

Als die Barke am 8ten gegen Mittag vor besagtem Hafen angekommen war, verlangte Barbara von dem König dessen Paß. Der König schlug es ihm ab, weil er dadurch erkannt und aufgehalten werden wäre und erklärte, er werde ihn durchaus nicht hergeben. „Nimm die Liste der Schiffsmannschaft, sagte der König zu Barbara, miethe das Fahrzeug, als wenn es für Dich selbst wäre und hole mich dann hier ab, so daß ich nur von einem Schiffe

in das andere steige, ohne nöthig zu haben, das Land zu betreten.

Barbara wollte des Königs Willen durchaus nicht erfüllen, worauf dieser ihm im heftigsten Zorne sagte: „sein Betragen sei abscheulich und weil er einmal so unglücklich wäre, so wolle er auch selbst an das Land gehen, wenn es ihm auch das Leben kostete, es sei besser, als diese Leiden noch länger zu ertragen.“ Alle seine Begleiter suchten ihn von diesem Versatz abzuhalten, aber ihre Bitten waren fruchtlos. Als der König bereit war, an das Land zu gehen, suchte Jedermann ihm seine Anhänglichkeit zu beweisen und Alle wollten mit ihm gehen. Er bemühte sich, sie davon abzuhalten und sagte, wenn es beschlossen sei, daß er sein Königreich wieder erobern solle, so dürfe es nicht durch die Gewalt der Waffen geschehen, sondern durch die Gesinnungen, die das ganze Volk beleben müssen, und seine Person allein würde die Einwohner dazu ermuthigen können, ihn aufzunehmen. Im Augenblick des Herabsteigens sagte der König zu Barbara: „Halte Dich ein wenig mehr rechts mit beiden Barken und wenn Du einen Auflauf bemerkst oder einige Flintenschüsse hörst, so hole mich sogleich mit der Feluke ab.“ Der König stieg mit einigen 30 Personen, theils Offizieren und Soldaten, theils Bedienten an das Land. Es war Sonntags die ganze Bevölkerung der Stadt und

der Umgegend war an dem Hafen und auf dem Markt verſammelt; einige Matroſen, die den König erkannten, riefen: Viva Gioachimo! Als der König die Richtung nach der Stadt einſchlug, die auf dem Berge liegt, näherte ſich ihm ein Quarantäne-Beamter, um ihm ſein Compliment zu machen und begleitete ihn bis auf den Markt, wo eine Wache von Marine-Kanonieren war. Als der Sergent den König erkannte, ließ er ſeine Leute heraus treten und das Gewehr präſentiren und die Trommel rühren. Der König befahl dem Sergenten, ihm mit ſeinen Leuten zu folgen, was auch geſchah. Der König ſchlug die Straße nach Monte-Leone ein, aber nach wenig Schritten wurde ſein Marſch durch einen Haufen Bauern aufgehalten, die auf den Befehl eines gewiſſen Trenta Capelli, eines Gensdarmeriecapitäns,*) der an ihrer Spitze ſtand, nach dem König ſchoſſen. Da es ein Hohlweg war und der König leicht eingeſchloſſen werden konnte, ſo ſtürzte der General Franceſchetti auf den Capitän los, ſetzte ihm die Mündung einer Piſtole auf die Bruſt und ſagte zu ihm, wenn er dem Feuern nicht ſogleich Einhalt thäte, ſo werde er ihn niederſchießen. Der General

*) Der Capitän befand ſich eben auf Urlaub, er war bei ſeiner Familie, und in einer kleinen Stadt iſt faſt Alles unter einander verwandt.

hatte dieß Mittel ergriffen, um dem König Zeit zur Rückkehr an das Ufer zur Einschiffung zu geben, aber die Erbärmlichen, die an Bord geblieben waren, hatten, so wie sie Flintenschüsse hörten, mit allen Rudern die Flucht ergriffen. Der König hatte die Absicht des Generals wohl begriffen und zog sich an die Stelle der Küste zurück, wo er dem Capitän Barbara befehlen hatte, halten zu bleiben. Als er ankam, sah er, daß er abermals verlassen worden war. Der ganze Pöbel strömte gegen ihn an; 7 Personen von seiner Umgebung wurden verwundet und der Capitän Pernice blieb. Der König und sein Gefolge wurden auf diese Weise gefangen genommen; man führte sie nach dem Castel Ferte in ein Gefängniß, wo derselbe Gendarmes-Capitän den König mit bösen Worten anfuhr, ihn untersuchte und ihm alle seine Papiere nebst den 22 Diamanten, die ihm noch übrig geblieben waren, abnahm. Alles das wurde nach Neapel geschickt. Er fand auch unglücklicher Weise eine von den Proclamationen, die ein Offizier ohne alle Absicht bei sich behalten hatte, und die der König, als er sie jenen in der Barke lesen sah, sich geben ließ, um sie des Stils wegen aufzubewahren. Der General Nunziante, der das Commando in Calabrien hatte, kam von Monte-Leone in der Nacht vom 8ten zum 9ten ein; er bezeigte dem König sein Bedauern, ihn in einer so unglücklichen Lage zu

ſehen und verſprach alles, was in ſeiner Macht ſtände, zu thun, um ſein Schickſal zu erleichtern. Ein gewiſſer Francesco Dalcala, Verwalter der Güter des Herzogs von Infantado, ein Spanier, fürchtete nicht, ſich zu compromittiren, er kam und bot dem König ſeine Dienſte an, der von ihm weiße Wäſche, Kleider, ein Bett und das Mittagseſſen erhielt; eben ſo ſorgte er auch für das Gefolge des Königs.

Am 9ten gegen Mittag ließ der General Nunziante den König in ein beſonderes Zimmer bringen, wo er ſowohl von dem General als von den wachthabenden Offizieren mit Rückſicht behandelt wurde. Am 10ten, 11ten und 12ten bat der König den General, ihn am Bord eines Schiffs unter engländiſcher Flagge, aber in Ferdinands Dienſten bringen zu laſſen; er gab vor, daß er ſich in dem Zimmer, das er bewohne, ſehr übel befände. Er hoffte, wenn er einmal ſich unter engländiſcher Flagge befinde, ſo werde er vor jeder Beleidigung geſchützt ſeyn. Am 12ten Abends beim Diner ſprach man ebenfalls darüber, denn der König lud jederzeit den General Nunziante zum Frühſtück und Mittagsmahle ein. Der General antwortete, wenn er bis Morgen keine Ordre erhalte, ſo wolle er es über ſich nehmen und den König an Bord des Fahrzeugs bringen laſſen. Eine Stunde nach dem Diner kam der

General zum König, der sogleich bemerkte, daß der General niedergeschlagen war, weßhalb er ihn auch nach der Ursache fragte. Der General antwortete, er habe eben durch den Telegraphen den Befehl erhalten, S. M. in ..... zu consigniren; weiter habe der Telegraph nichts gemeldet. Der König sagte: „Ganz gewiß heißt das, ich soll in der Citadelle von Messina consignirt werden.“ Der General meinte, er dürfe sich keine Auslegung erlauben und man müsse den morgenden Tag erwarten. Bisher hatte der König täglich nach Neapel geschrieben an die Gesandten von England und Ostreich: man weiß nicht, ob diese Briefe an den Ort ihrer Bestimmung gekommen sind. Ferner hatte der König die Auctorität der in Pizzo residirenden Consuln reclamirt, aber es war nur der mit Besorgung der Angelegenheiten Englands Beauftragte da, und der wollte Nichts thun. Am 13ten Morgens ließ man die Generale Francescchetti und Natali aus dem Zimmer des Königs, das sie mit bewohnten, rufen, unter dem Vorwande, sie sollten ein Verhör bestehen, in Wahrheit aber bloß, um sie von ihm zu trennen. In der Nacht war ein Courier angekommen, der dem General Nunziante die Ordre brachte, den König von einer Militärcommission richten und eine Viertelstunde nach dem Spruch, das Urtheil vollstrecken zu lassen. Nach der Entfernung der beiden Generale mußte auch

Ich weiß, du liebſt im Stillen wahr zu ſeyn,
Und einer Liebe Zeugniß zu empfangen,
Die, weder vorbereitet noch geſchmückt,
Sich deſto treuer zeigt. Leb' wohl. Du ſollſt
Nach deiner Luſt in Einſamkeit genießen,
Was eine laut gewordne Liebe dir
Mit fröhlichem Getümmel brachte. Komm,
O theurer Pedro, werther Sohn des erſten,
Des beſten Freundes meiner Jugend! Wenn
Er nun auch von uns weggeſchieden iſt;
So ließ er mir in dir ſein Ebenbild.
Doch leider, daß du mich an dieſem Tage
Mit deinem Scheiden noch betrüben willſt.
Iſt's denn nicht möglich, daß du bleiben kannſt?
Nur dieſe Woche noch, ſie endet bald.

Pedro.

Vermehre nicht durch deinen Wunſch die Trauer,
Die ich in meinem Buſen ſchon empfinde.
Mein Urlaub geht zu Ende. Fehlt' ich jetzt;
So fehlt' ich ſehr, und könnte leicht des Königs
Und meiner Obern Gunſt verſcherzen. Ja,
Du weißt es wohl, ich habe mich verſtohlen

Ar...., der Kammerdiener, die einzige Perſon, die noch bei dem König war, ihn verlaſſen. Ehe dieſer das Zimmer verließ, ſagte er zum König, es ſei ganz gewiß irgend eine Ordre angekommen, denn er habe die ganze Nacht hin und her gehen hören und er werde S. M. durchaus nicht allein laſſen. Der König ließ die wachthabenden Offiziere herein kommen und fragte, warum ſie auch ſeinen Kammerdiener entfernen wollten. Sie führten denſelben Vorwand an, wie bei den Generalen. Das ſchien wahrſcheinlich, denn ſeit dem Augenblick der Verhaftung fanden beſtändig Verhöre Statt. Deßhalb befahl der König dem Kammerdiener, fortzugehen und ſagte, er werde bald zurückkommen können; aber weder die Generale, noch Ar.... ſahen jemals den König wieder.

Man ſagt, der König habe vor dieſer Art von Commiſſion nicht erſcheinen wollen. Gegen 3 Uhr verlangte er zu Mittag zu ſpeiſen. Man brachte ihm Fleiſchbrühe, eine ausgebrochene Taube und ſchnitt ihm ſein Brot in kleine Stücken.

Jetzt ſagte der König: „das iſt der Beweis, daß ich ſterben muß.“ Er wurde beſtändig von 4 Offizieren bewacht. Um 4 Uhr entfernten ſich die Zeugen und die Commiſſion, nachdem ſie den König zum Tode verurtheilt hatte. Der König verlangte vor ſeinem Ende die Generale und ſeinen Kammerdiener zu ſprechen,

aber es wurde ihm abgeſchlagen. Er verlangte Papier und Schreibzeug, um der Königinn und ſeinen Kindern das letzte Lebewohl zu ſchreiben; er ließ eine Locke von ſeinen Haaren abſchneiden; er beauftragte den Capitän-Rapporteur der Commiſſion, ſeinen Brief, die Locke und das Petſchaft ſeiner Uhr, auf welchem das Porträt der Königinn war, an die Königinn zu befördern. Der König behielt dieß Porträt bis zum Augenblick ſeines Todes auf der Bruſt; er hinterließ ſeinem Kammerdiener Ar.... ſeine Uhr. Er ließ ſich die Augen nicht verbinden und verbat ſich einen Stuhl, den man ihm anbot; er ſagte zu dem Offizier: „er habe mehr als Ein Mal dem Tod ins Auge geſehen und fürchte ihn nicht; er empfahl dem Commando, das auf ihn feuern ſollte, ihn nicht zu fehlen und ſtarb, nachdem er die Zuſage verlangt hatte, daß man die Perſonen, die ihn begleitet hätten, in Frieden laſſen wolle. Der Brief des Königs, ſein Petſchaft und ſeine Locke hat man von dem Capitän-Rapporteur verlangt, um ſie durch den neapolitaniſchen Geſandten in Wien an die Königinn zu übermachen; aber man hat faſt die Gewißheit, daß dieſe Gegenſtände niemals angelangt ſind.

Piece 4.

Brief des Königs an die Königinn.

Am 13ten Oktober 1815.

„Meine geliebte Karoline, meine letzte

Stunde hat geſchlagen; noch wenig Momente, und ich habe aufgehört zu leben; Du haſt keinen Gatten und meine Kinder keinen Vater mehr. Denke an mich; verfluche mein Andenken nicht: ich ſterbe unſchuldig; mein Leben iſt durch keine Ungerechtigkeit befleckt. Lebe wohl, mein Achill; lebe wohl, meine Lätitia; lebe wohl, mein Lucian; lebe wohl, meine Luiſe: zeigt Euch immer meiner würdig. Ich laſſe Euch ohne Vermögen, ohne Königreich mitten unter meinen zahlreichen Feinden; bleibt immer einig, zeigt Euch über das Mißgeſchick erhaben und denkt mehr an das, was Ihr ſeid, als an das, was Ihr waret: Gott ſegne Euch! Erinnert Euch, daß der empfindlichſte Schmerz, den ich in meinen letzten Augenblicken fühle, iſt, daß ich fern von meinen Kindern ſterben muß. Empfangt meinen väterlichen Segen, meine Thränen und meine zärtlichen Umarmungen: Vergeßt Euern unglücklichen Vater nicht!"

Piece 5.

Auszug aus Macirone's Schrift.

— — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

„Als*) der König ſich mit den ſchwachen Über-

*) Dieſe Stelle bezieht ſich auf die Momente nach der Niederlage von Tolentino.

resten seiner Armee der Stadt Neapel näherte, kamen ihm 10,000 Mann von der Nationalgarde entgegen, an deren Spitze sich der Kriegsminister, General Macdonald, befand. Sie empfingen ihn auf die loyalste Weise voll treuer Ergebenheit und ermahnten ihn, auf die Liebe seiner Unterthanen zu rechnen; da er aber wußte, daß die Engländer sich gegen ihn erklärt hätten, so weigerte er sich, neue Anstrengungen zu machen, die kein anderes Resultat haben würden, als die Verwickelung vieler tapferer getreuer Unterthanen in seinen Untergang."

„Am Abend des 19ten traf er incognito in Neapel ein, begleitet von seinem Neffen, dem Obersten des 9ten Lanciers-Regiments, und von 4 Offizieren. Er eilte sogleich nach dem Palast, wo er blaß und entstellt, in Lancier-Uniform vor die Augen der Königinn trat; er umarmte sie zärtlich und sagte: „Alles ist verloren, Madame, bis auf mein Leben; und das habe ich nicht verlieren können."

„Der König war allerdings während des Rückzugs immer an den Stellen gewesen, wo die Gefahr am größten war. Er war immer der Vorderste und griff die Östreicher beständig selbst in eigner Person mit an. Als das Glück sich ganz gegen ihn entschieden hatte, sah man deutlich, daß er auf dem Bette der Ehre sterben wollte. An der Spitze einiger Trümmer

der Cavallerie, denen er immer noch voraus eilte, drang er zuweilen bis an die Mündungen der Kanonen vor. Es ſchien ein Wunder, daß er ſo vielen Gefahren entgangen war, und er konnte mit Recht ſagen, er habe überall den Tod geſucht, ohne ihn finden zu können."

— — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

„Als man die Ankunft des Königs in Cannes erfahren hatte, erwartete man ihn täglich in Paris. Er hatte an Fouché geſchrieben und ihn gebeten, den Kaiſer davon in Kenntniß zu ſetzen, daß er die Abſicht habe, ſich nach Paris zu begeben. Napoleon ließ ihn, ſtatt der Antwort, fragen, welcher Friedensſchluß ſeit 1814 zwiſchen Frankreich und Neapel Statt gefunden hätte?"

Fouché ſchrieb kurz nachher einen Brief an den König Joachim, den ich ſelbſt geleſen habe, in welchem er ihn benachrichtete, daß er, obgleich es nöthig ſei, daß er noch einige Zeit da bleibe, wo er wäre, auch in dieſer Lage ſeinem Vaterlande wichtige Dienſte leiſten könnte, wenn er die Truppen und die Einwohner ermunterte, ihre Rechte zu behaupten und den Fremden kräftigen Widerſtand zu leiſten.

„Das war eine Art Dienſt, den Joachim nicht gut leiſten konnte, weil er durch ſeine Kriegserklärung im Jahr 1814 viel in der Meinung der franzöſiſchen Armee verloren hatte."

Ich ging zu dem Fürſten Metternich, der mir folgendes Document vorlegte, durch welches ich die Vollmacht erhielt, im Namen S. M. des Kaiſers von Öſtreich dem König Joachim ein Aſyl vorzuſchlagen.

„Hr. Macirone wird durch Gegenwärtiges bevollmächtigt, den König Joachim zu benachrichtigen, daß S. M. der Kaiſer von Öſtreich ihm ein Aſyl in ſeinen Staaten zugeſtehen will und zwar unter folgenden Bedingungen:

1) Der König nimmt einen Namen als Privatmann an. Da die Königinn den einer Gräfinn von Lipano angenommen hat, ſo wird dem König derſelbe vorgeſchlagen.
2) Es ſoll dem König frei ſtehen, eine Stadt zum Aufenthalte zu wählen, in Böhmen, Mähren oder Vorderöſtreich. Wünſcht er auf dem Lande zu leben, ſo würde das keine Schwierigkeiten machen, aber nur in denſelben Provinzen.
3) Der König wird Sr. k. k. Maj. ſein Wort geben, daß er die öſtreichſchen Staaten nicht ohne die ausdrückliche Bewilligung S. M. verlaſſen und daß er in den Verhältniſſen eines Privatmanns vom Range leben will, aber immer den in den öſtreichiſchen Staaten beſtehenden Geſetzen unterworfen.“

Zur Beglaubigung und damit der geeignete Gebrauch davon gemacht werden könne, hat der Unterzeichnete den Befehl von dem Kaiser erhalten, gegenwärtige Erklärung zu unterzeichnen. Gegeben zu Paris, den 1sten September 1815.

Unterzeichnet der Fürst Metternich.

Ich wollte eben nach Havre abreisen, um dort die Ankunft des Königs zu erwarten, als Fouché einen Brief von ihm erhielt, datirt: „Aus der Tiefe meines finstern Schlupfwinkels," am 22sten August.

In diesem Briefe benachrichtigte er Fouché, daß das Fahrzeug, auf welchem er sich nach Havre habe einschiffen wollen, durch einen Zufall genöthigt worden sei, ohne ihn abzusegeln, aber sein Gefolge, sein baares Geld, seine Kleider mit fortgenommen habe. Er beschwerte sich, daß er keine Antworten auf seine frühern Briefe erhalten hätte, in welchen er ohne Unterlaß auf eine Entscheidung der Alliirten über sein künftiges Geschick gedrungen habe..... Er benachrichtigte Fouché von allen Gefahren und allen Verfolgungen, denen er seit der Abfahrt seines Schiffs ausgesetzt gewesen, und fügte hinzu, um den Dolchen der Meuchelmörder zu entgehen, sei er genöthigt, sich nach Corsika zu flüchten, nach welcher Insel er eben im Begriff sei, sich in einem kleinen Fahrzeug ohne Verdeck einzuschiffen.

— — — — — — — — —
— — — — — — — — —

Ich erhielt die nöthigen Päſſe für den König zur Seereiſe von Corſika nach Trieſt und ich verließ Paris am 10ten Septbr. Nach meiner Ankunft in Toulon erfuhr ich, daß zur Zeit der zweiten Reſtauration der Bourbons der König Joachim, der auf einem benachbarten Landhauſe auf eine ſehr ruhige beſcheidene Weiſe lebte, einen Brief an die Oberbehörde des Departements geſchickt habe, um ſie zu verſichern, „daß er der letzte Menſch ſeyn werde, der durch ſeine Reden oder Handlungen die öffentliche Ruhe ſtören würde; daß er nichts als die Gunſt verlange, ungeſtört da bleiben zu dürfen, wo er wäre, bis die Entſcheidung der Alliirten rückſichtlich ſeiner erfolgt ſei — — — — — — — — — — — — — — Er ſchrieb endlich an Fouché, zeigte ihm ſein Verlangen nach irgend einer Garantie von den Alliirten und wünſchte, daß ſie eine Perſon mit dem Auftrag an ihn ſchicken, ſeine Unterwerfung zu empfangen. Er erſuchte Fouché, in ſeinem Namen darum zu bitten, fügte aber hinzu: „wenn Sie mir anders in meinem Unglück dienen können, ohne daß Ihre Menſchlichkeit als ein Verrath gegen Ihren neuen Herrſcher dargeſtellt wird.“

Die Behörden von Toulon konnten über ſeine friedlichen Geſinnungen gar nicht in Zwei-

fel seyn, da er, als ihn nach den Ereigniſſen von Marſeille die Soldaten baten, ſich an ihre Spitze zu ſtellen, und ſie nach dieſer Stadt zu führen, das rund abſchlug und ſagte: „er ſei ein Geflüchteter, der bloß auf das Recht der Gaſtfreundſchaft Anſpruch mache, fremd den politiſchen Ereigniſſen eines Landes, in welchem er keine Art Auctorität auszuüben habe.“

Der Beweis dieſer Thatſache iſt vorhanden, denn dieſer Verfall gab Veranlaſſung zu einem officiellen Rapport vom General Partonneaux an den Kriegsminiſter — — — — — — — — — — — — —

Der Marſchall Brune war in Avignon erkannt und ermordet werden, und es war möglich, daß den König dasſelbe Schickſal betraf. Dieſe Betrachtungen beſtimmten ihn zur Seereiſe nach Havre. Der Herzog von Rocca-Romana miethete ein Schiff und der 2te Auguſt wurde zur Abreiſe beſtimmt. — —

Man war überein gekommen, daß, wenn die Perſonen vom Gefolge des Königs an Bord wären, ſie einen Nachen nach dem entlegenſten Theil der Bai von Toulon abſchicken wollten, wo der König Joachim zum Einſchiffen bereit ſtehen ſollte. Bei dieſem wichtigen Umſtand ſendete man aus einem unglücklichen Irrthum den Nachen an einen andern Ort. Nach fruchtloſem Suchen und großem Zeitverluſte kehrte die mit der Leitung dieſes Unternehmens be-

auftragte Person in der größten Bestürzung, weil sie den König nicht gefunden hatte, an das Schiff zurück, um neue Verhaltungsmaßregeln einzuholen und irgend jemanden mitzunehmen, dem die Küste genau bekannt wäre. Alles das verursachte einen bedeutenden Zeitverlust. Als man noch unentschlossen über die Mittel, wie der König aufzusuchen sei, stritt, stürzte eine Menge Menschen, die den König suchten, an Bord; sie vermutheten die beabsichtigte Abreise, oder hatten auf irgend eine Art Etwas davon erfahren; denn sie durchsuchten alle Winkel des Schiffs, zwangen den Capitän sogleich in See zu gehen und verließen das Fahrzeug nicht eher, bis es unter Segel war. — — — —

Der König hatte sich seiner Seits, so wie die Nacht erschienen war, an den bestimmten Ort begeben, wo er den Nachen finden sollte. In der größten Angst blieb er bis gegen Anbruch des Tags am Strand und kletterte von Zeit zu Zeit auf die Felsen, in der Hoffnung, eine Bewegung von Seiten seiner Befreier zu entdecken. Als es heller wurde, sah er das Schiff noch nicht in offener See, aber unter Segel, und ohne irgend ein Communicationsmittel mit ihm. — —

Seine Freunde waren absichtlich so viel als möglich in der Nähe des Ufers geblieben, in der Hoffnung, er würde sich, wenn er sie bemerkte, in einen kleinen Nachen werfen und zu ihnen kommen; endlich aber erhob sich ein frischer Wind

Und unter fremden Nahmen hergeſchlichen,
Dich zu beſuchen. Denn ſo eben kam
Der Fürſt von Rocca Bruna, der ſo viel
Bey Hofe gilt, auf ſeine Güter; nie
Würd' es der ſtolze Mann verzeihen können,
Daß ich ihn nicht beſuchte, nicht verehrte.
So treibt mich fort die enge Zeit der Pflicht,
Und jene Sorge, hier entdeckt zu werden.

Alonzo.

Ich faſſe mich, und danke, daß du freundlich
Uns dieſen Tag noch zugegeben! Komm!
Ich habe manches Wort dir noch zu ſagen,
Eh' du uns ſcheidend, zwar ich hoffe nur
Auf kurze Zeit, betrübſt; komm mit! Lebt wohl!

Alonzo und Pedro ab.

Claudine. Lucinde.

Lucinde.

Er geht, Claudine, geht; du hältſt ihn nicht?

Claudine.

Wer gäbe mir das Recht ihn aufzuhalten?

und das Schiff mußte in See gehen.*) Dem König Joachim erſchien es zu ſeinem Glück, um vorſichtig wieder an den Ort zurück zu kehren, den er geſtern erſt verlaſſen hatte, ſonſt wäre er unrettbar verloren geweſen, denn die Spürhunde, die ihn verfolgten, waren eben damals mit der Durchſuchung ſeiner Wohnung beſchäftigt.

Er überließ dem Zufalle die Richtung ſeines Weges, vermied aber ſorgfältig, den Forts und allen andern großen bewohnten Gebäuden zu nahe zu kommen, weil er fürchtete, die erſten Häuſer, denen er ſich nähern würde, könnten gerade von ſeinen Feinden bewohnt ſeyn. Mehrere Tage lang irrte er in dem Gehölze und den Weinbergen umher ohne Zuflucht und faſt ohne alle Lebensmittel. Endlich entſchloß er ſich, von Hunger und Noth gequält, in ein Gut einzutreten, wo er nicht erkannt zu werden hoffte. Er traf zum Glück bloß eine alte Frau. — — — — — — — — — — — — — — —

(Hier folgt alles, was Guillemard vom Aufenthalt des Königs bei Hrn. Mar.... erzählt; nur theilt Macirone mehr Einzelnheiten mit: dann folgt eine ſehr kurze Erzählung von der Flucht des Königs nach Corſika.)

*) Dieſe Erzählung weicht bedeutend von dem oben angeführten Bericht des Kammerdieners ab.

Bei der Ankunft in Vescovato bei Herrn Colonna-Cecaldi erklärte der König, er begehre nur auf sehr kurze Zeit einen Zufluchtsort, nur so lange, bis er von den Absichten der Alliirten rücksichtlich seiner unterrichtet sei.

Der König und sein Gefolge wohnten einige Zeit bei Hrn. Colonna-Cecaldi, wohin auch der Adjutant des Königs, General Francescheti, Hr. Colonna's Schwiegersohn, kam.

Die Insel Corsika befand sich damals in einer ganz eignen politischen Lage. Die Garnisonen von Calvi, Bastia und Ajaccio betrugen zusammen nicht über 1000 Mann. Die Einwohner waren in 3 Parteien zerfallen, in Bonapartisten, engländisch Gesinnte und Bourbonisten. Jede Partei stand unter den Waffen, war schlagfertig und bereit, den äußern Ereignissen gemäß zu handeln. Die weiße Fahne wehte auf den Forts, so wie auf den Kirchthürmen in verschiedenen Theilen der Insel.

Zu dieser Zeit hätte der unvorsichtige Eifer des Commandanten von Bastia fast ernsthafte Unruhen auf der Insel herbei geführt. Er unterfing sich, einen peremtorischen Vorschlag an den König von Neapel, den er Hrn. Murat nannte, ergehen zu lassen, indem er verlangte, er solle sich ihm unmittelbar übergeben, damit nach Willkür und Gefallen S. M. des Kö-

nigs von Frankreich über ihn verfügt werden könne. Es wird Niemanden auffallen, daß sich der König weigerte, diesen Vorschlag anzunehmen; doch ertheilte er ihm eine Antwort, in welcher er seine Weigerung dem Mangel an speciellen Vollmachten und Verhaltungsbefehlen von Seiten des Commandanten, so wie dessen Unfähigkeit, ihm eine hinlängliche Garantie zu leisten, zuschrieb.

Nach dieser Antwort erließ der Commandant eine Proclamation, in welcher er Joachim als Feind des Königs von Frankreich und als Störer des öffentlichen Friedens erklärte. Ein Corps von mehrern 100 Mann wurde versammelt, in Bataillon formirt und mit dem Befehl, sich der Person des Königs zu bemächtigen, nach Vescovato geschickt. Dieser willkürliche Befehl des Commandanten von Bastia, zu welchem er gar nicht ermächtigt war, rief alle Freunde und Verwandte Colonna's*) zur Vertheidigung des Königs herbei.

In wenig Tagen stieg die Zahl fast bis auf 600 vollständig bewaffnete Männer, zu denen man noch nahe an 200 Veteranen, größten

---

*) Obgleich Macirone nichts davon sagt, so ist es doch augenscheinlich, daß viele Unzufriedene sich mit ihnen vereinigten und daß diese Zusammenrottirung nicht bloß zur Behauptung der Gastfreundschaft Statt fand.
(Note des Herausgebers.)

Theils Offiziere, die früher in den Armeen des Königs gedient, und dann sich in ihre Heimath zurück gezogen hatten, rechnen muß.

Das nach Vescovato abgesendete Bataillon pries sich glücklich, daß es, ohne beunruhigt zu werden, wieder nach Bastia zurück kehren konnte; und der Commandant mußte zufrieden seyn, sich im Vertheidigungsstande erhalten zu können.

Der König beharrte indessen dennoch auf der Erklärung, er sei bloß ein Geflüchteter, der Gastfreundschaft in Corsika gesucht habe und nichts der bestehenden Auctorität Nachtheiliges unternehmen werde. — — — — — — — — — — — — — — —

Nachdem er mit der größten Geduld drei Wochen auf der Insel geharrt hatte, fing er an, die Hoffnung auf irgend eine Veränderung seines Zustandes der Ungewißheit und Verfolgung zu verlieren. Durch den Anschein verleitet, glaubte er von den alliirten Mächten vergessen zu seyn, deren Maßregeln und Angriffen er endlich entkommen war, und beschloß, sich dem Schwunge seines Heldengeistes zu überlassen, und dieser unbezwungene Geist, jetzt bis auf das Äußerste gebracht, gab ihm den Entschluß ein, lieber rühmlich auf einem Schlachtfelde den Tod zu suchen, als ihn von den Händen eines nächtlichen Meuchelmörders zu erdulden. — — — — — — — — —

Kurz nach dem Mißlingen der gegen ihn vom Commandanten von Baſtia gerichteten Expedition hielt er es für räthlich, um offene Feindſeligkeiten zu vermeiden, ſich von Baſtia weiter zu entfernen. Er ſchickte deßhalb die bei ihm befindliche Mannſchaft zurück bis auf 400 Mann, unter denen viele Offiziere waren. Mit dieſen ging er nach Ajaccio; bei ſeiner Annäherung entfernten ſich die dortigen Behörden, nur der Maire blieb da, um die öffentliche Ruhe zu erhalten.

Beim Einzuge des Königs und ſeiner kleinen Armee fiel auch nicht die geringſte Gewaltthätigkeit oder Störung der Ruhe vor. Der König wurde von den Einwohnern mit allen möglichen Zeichen der Achtung empfangen. Er nahm ſeine Wohnung in einem Wirthshauſe und erkaufte 5 kleine Fahrzeuge, ſo wie eine Quantität Waffen und Munition. — — — — — — — — — — — — — — —

(Macironé erzählt den fernern Verlauf ſeiner Unterhandlungen; er war am 15ten September in Toulon eingetroffen und erhielt am 20ſten die Erlaubniß zur Abreiſe.)

— — — — — — — — — — —

In Baſtia, wo ich am 20ſten anlangte, traf ich eine engländiſche Fregatte; den Mäander, Capitän Baſtard, mit einer Abtheilung von 5 Kanonierſchaluppen.

Unmittelbar nach meiner Ankunft erhielt ich

einen Beſuch vom Maire, der vom Ober-Polizeicommiſſär begleitet war; ich unterrichtete ſie vom Gegenſtande meiner Sendung. Ich begab mich ſodann zum Commandanten von Baſtia und theilte ihm meine Beglaubigungsſchreiben mit. Er erzählte mir, was er gethan habe, um den König zu bewegen, ſich in ſeine Hände zu begeben, und fügte hinzu, vor einigen Tagen ſei der Mäander von Livorno angelangt und habe einen engländiſchen Offizier an Bord gehabt, der ſich für einen Adjutanten des engländiſchen Commandanten in Genua ausgegeben und eine Ladung an Hrn. Murat gebracht habe, durch welche er mit Drohungen aufgefordert wurde, ſich ſogleich dieſem Offizier zu ergeben. Der Offizier ſei vom König Joachim höflich aufgenommen und über die Vollmachten der Perſonen, die ihn abgeſendet hätten, ſo wie über ihre Verhaltungsbefehle befragt worden. —

Ich erfuhr ſodann, daß der Capitän Baſtard mit einer ähnlichen Sendung vom Lord Bourgherſh, dem engländiſchen Geſandten in Florenz, von Livorno gekommen wär und daß der Commandant und dieſer Capitän ſich vereinigt hatten, um eine Aufforderung im Namen der alliirten Mächte an den König ergehen zu laſſen, daß er ſich ergeben möchte. — —

— — — — — — — —

Der Capitän Baſtard erzählte mir, man ſei in Neapel über die Nachricht, daß der Kö-

nig einen Angriff beabsichtige, sehr in Unruhe gerathen, habe aber alle möglichen Vorkehrungen getroffen, um ihn zurück zu schlagen, und er, Capitän Bastard, sei Willens, seine Kanonierschaluppen gegen Morgen nach Ajaccio zu schicken, mit der Fregatte aber der St. Bonifacius-Meerenge gegenüber zu kreuzen, wodurch er die Abreise des Königs verhindern, oder ihn, wenn er aus dem Hafen ausliefe, gefangen nehmen würde.

Bastard war der Meinung, der König werde die Vorschläge, die ich ihm zu thun beauftragt war, annehmen und in diesem Falle sei er auctorisirt, ihn und sein Gefolge an den Ort seiner Bestimmung zu bringen. — —

In Corté begegnete mir ein Courier mit einem Briefe vom König Joachim, worin er mich benachrichtigte, daß er bloß, um mich zu erwarten, seine Abreise aufgeschoben habe. Er schickte mir ein Pferd, um den Weg darauf zurück zu legen.

Am 28sten Septbr. kam ich in Ajaccio an, ich ließ den König sogleich fragen, wenn es ihm gefällig sei, mich vorzulassen. Er ließ mir antworten, ich sollte auf der Stelle kommen. .... Er empfing mich mit der größten Güte und als ich ihm einen kurzen Bericht von der Art und Weise abstattete, wie ich vom Kaiser von Östreich das Anerbieten eines Asyls für ihn erlangt habe, so drückte er mir seine Dankbar-

keit für meine Bemühungen zu seinen Gunsten und seine völlige Zufriedenheit mit meinem Betragen auf's lebhafteste aus.

Ich bot alle mir möglichen Gründe und die flehentlichsten Bitten auf, um ihn zur Annahme meiner Vorschläge zu bewegen, und setzte ihn in Kenntniß, daß eine engländische Fregatte im Hafen von Bastia vor Anker läge, die ihn nach Triest bringen wolle. Er entgegnete mir, ich sei zu spät gekommen; der Würfel sei gefallen; er habe fast 3 Monate mit der größten Geduld und unter der augenscheinlichsten Gefahr die Entscheidung der Alliirten erwartet..... Endlich habe er sich entschlossen, sein Königreich wieder zu erobern. Er erklärte, obgleich er große Hoffnung auf den Erfolg seines Unternehmens habe, so sei dennoch das Resultat desselben ein für ihn sehr gleichgiltiger Gegenstand; er werde endlich einmal die Macht haben, den Tod aufzusuchen, dem er so oft auf dem Schlachtfelde Trotz geboten habe; der Krieg, in welchen er sich gegen England und Östreich eingelassen, während dessen er genöthigt gewesen, sich nach Corsika zu flüchten, verändere nichts in seiner Lage als von ganz Europa anerkannten Souveräns. Die Könige ließen sich bei ihren Kriegen um Länder nicht auf eine Untersuchung ihrer gegenseitigen Rechte auf ihre Kronen ein und betrachteten sich immer als geheiligte Personen; wenn ein Monarch durch das

Loos des Kriegs aus seiner Hauptstadt vertrieben würde, so habe er das Recht, wieder dahin zurück zu kehren, wenn er Mittel und Wege dazu fände; übrigens habe er keine Entsagungsacte unterzeichnet. Er schloß seine Erklärung mit der Äußerung: er habe 300 brave Offiziere und Soldaten compromittirt und wenn er sie jetzt verließe, so würden sie ohne Zweifel die Opfer ihrer Ergebenheit für seine Person werden.

Er sagte dann, diese Nacht noch werde er unter Segel gehen und gab mir folgendes Antwortsschreiben, in welchem er seine wahren Absichten verhüllt.

Ajaccio, am 28ten Septbr. 1815.

Hr. Macirone, Abgeordneter der alliirten Mächte bei dem König Joachim.

Ich habe die Briefschaften, deren Überbringer Sie sind, gelesen und mich von ihrem Inhalt unterrichtet. Ich nehme den Paß an, den Sie beauftragt sind, mir zu übergeben und denke mich seiner zu bedienen, um mich zu der darin festgesetzten Bestimmung zu begeben. Was die Bedingungen betrifft, die S. k. und k. M. mit dem Anerbieten eines Asyls in Östreich verbindet, so behalte ich mir die Unterhandlung über diese wichtigen Artikel bis zu der Zeit vor, wo ich mit meiner Familie vereint seyn werde.

Die etwas ungemessene Aufforderung, die der Hr. Capitän der Fregatte S. britischen Majestät an mich hat ergehen lassen, hält mich ab, das Anerbieten, das Sie mir in seinem Namen machen, mich bei ihm an Bord zu begeben, anzunehmen. Verfolgt, bedroht, selbst in Corsika, weil man bei mir vielleicht Absichten auf diese Insel vorausgesetzt hat, hatte ich schon alle Vorkehrungen zur Abreise getroffen und ich werde wirklich noch in dieser Nacht abreisen. Mit Vergnügen nehme ich die Kammerdiener an, die Sie mir gefälligst überlassen wollen.

Hr. Macirone, ich bitte Gott, daß er Sie in seinen heiligen Schutz nehme.

Unterzeichnet Joachim.

— — — — — — — — — — — — — — — — Nach eingenommenem Mahle bemerkte er, sein Brief enthalte eine Unwahrheit, die er als seines Rangs unwürdig ansehe. Er setzte sich deßhalb in meiner Gegenwart an sein Pult und schrieb eigenhändig folgenden Brief, den er dann durch seinen Secretär abschreiben ließ und unterzeichnete.

Ajaccio, am 28sten Septbr. 1815.

Hr. Macirone, Abgeordneter der alliirten Mächte bei dem König Joachim.

Mein erster Brief vom heutigen Tage wurde von den Umständen des Augenblicks dictirt:

Lucinde.

Die Liebe, die gar viele Rechte gibt.

Claudine.

Verſchon', o Gute, mich mit dieſem Scherze!

Lucinde.

Du willſt, o Freundinn, mir es nicht geſtehn.
Vielleicht haſt du noch ſelbſt dir's nicht geſtanden.
Die Gegenwart des jungen Mannes bringt
Dich außer Faſſung. Wie dein erſter Blick
Ihn zog, und hielt, und dir vielleicht auf ewig
Ein ſchönes Herz erwarb: denn er iſt brav!
Als er auf ſeine Güter ging, und hier
Nur einen Tag ſich hielt, war er ſogleich
Von dir erfüllt; ich konnt' es leicht bemerken.
Nun macht er einen Umweg, kommt geſchwind'
Und unter fremden Nahmen wieder her,
Läßt ſeinen Urlaub faſt verſtreichen, geht
Mit Widerwillen fort, und kehret bald,
Geliebtes Kind, zurück, um ohne dich
Nicht wieder fort zu reiſen. Komm, geſteh!
Du gingſt viel lieber gleich mit ihm davon.

jetzt bin ich es mir selbst, der Wahrheit und Ihrem edlen Freimuth und Ihrer Aufrichtigkeit schuldig, Sie von meinen wahren Absichten zu unterrichten.

Meine Freiheit achte ich höher, als alle andere Güter. Die Gefangenschaft hat für mich kein anderes Synonym als den Tod. Welche Behandlung kann ich von den Händen der Mächte erwarten, die mich zwei Monate lang unter den Dolchen der Mörder von Marseille haben schmachten lassen! Ich habe .... das Leben gerettet. Er war zum Tode auf dem Schafot verdammt und ich erbat seine Begnadigung vom Kaiser. Fürchterliche Wahrheit! Er war es, der jene Schändlichen heimlich anstiftete; er hat einen Preis auf meinen Kopf gesetzt!!! Ich mußte in den Gehölzen herum irren; ich mußte mich in den Gebirgen verbergen, und ich verdanke mein Leben bloß dem großherzigen Mitleiden, das mein Unglück in der Seele vier französischer Offiziere erregte; sie brachten mich mit der größten Gefahr ihres eignen Lebens nach Corsika.

Es gibt Erbärmliche, die behaupten, ich hätte von Neapel große Schätze mitgenommen; wissen denn diese Menschen nicht, daß ich bedeutende Schätze dorthin brachte, als ich dieses Königreich zum Ersatz für mein Großherzogthum Berg erhielt, das ich zu Folge eines feierlichen Vertrags besaß. Alle diese Summen sind für

das Wohl meines Königreichs Neapel ausgegeben worden! Der Souverän, der es seitdem in Besitz genommen hat, hat er dieß Land wohl wieder erkannt? Ich habe für mich und meine Familie nicht den nöthigen Lebensunterhalt.

Ich werde die Bedingungen, die Sie, Hr. Macirone, mir anzubieten haben, nicht annehmen. Ich sehe darin nichts als eine völlige Entsagung unter dem einzigen Zugeständniß des Lebens, aber in einer ewigen Gefangenschaft, der Willkür der Gesetze unter einer despotischen Regierung unterwerfen. Wo ist da Mäßigung, wo Gerechtigkeit? Bemerkt man hierin die Rücksichten, welche man einem unglücklichen Monarchen schuldig wäre, der förmlich von ganz Europa anerkannt worden ist und der in einem sehr kritischen Augenblicke den Feldzug von 1814 zu Gunsten derselben Mächte entschieden hat, die ihn jetzt ganz gegen ihr eignes Interesse, durch die unerträgliche Last ihrer Verfolgungen zu Boden drücken?

Es ist eine völlig anerkannte Wahrheit, daß ich die Östreicher nur deßhalb bis an den Po zurück trieb, weil man durch Intriken mich zu überreden gewußt hatte, sie hätten die Absicht, mich ohne Englands Mitwirkung anzugreifen. Ich hielt es für nöthig, meine Vertheidigungslinie vorzuschieben und die Völker auf meine Seite zu bringen.

Niemand weiß es besser als Sie, Hr. Ma-

cirone, und der Lord Bentink selbst, daß ich jene unheilbringende rückgängige Bewegung nur nach der Erklärung jenes Generals machte, daß es seine Pflicht sei, die Östreicher zu unterstützen, weil sie Unterstützung verlangten. Sie kennen die Gründe, welche die Unordnung und Desertion in meiner schönen Armee erzeugten; die künstlich verbreiteten falschen Gerüchte von meinem Tode, von der Landung der Engländer in Neapel; das Betragen des Generals Pignatelli-Strongoli; endlich die Verrätherei einiger meiner Offiziere, denen es mit treuloser Kunst gelang, den Kleinmuth und die Desertion durch ihr Beispiel und ihre Reden noch zu vermehren.

Jetzt gibt es wohl nicht ein einziges Glied jener Armee, das nicht seinen Irrthum erkannt hat. Ich reise ab, um mich wieder mit ihnen zu vereinigen; sie brennen vor Verlangen, mich wieder an ihrer Spitze zu sehen. Sie haben mir alle ihre Liebe bewahrt, und dasselbe haben alle Klassen meiner geliebten Unterthanen gethan. Ich habe der Krone nicht entsagt; ich habe das Recht, sie wieder aufzusetzen, wenn Gott mir die Kraft und die Mittel dazu verleiht. Wenn ich in Besitz des neapolitanischen Thrones bin, so darf das jetzt keine Sorge erregen; man kann jetzt keine Verbindungen mit Napoleon zum Vorwand nehmen; der ist in St. Helena: im Gegentheil, sowohl England

als Östreich können dadurch Vortheile erhalten, die sie vergebens von dem Souverän erwarten würden, den sie an meine Stelle haben setzen wollen. Ich erlaube mir das Eingehen in diese Einzelnheiten, weil ich an Sie schreibe, Hr. Macirone; Ihre Verfahrungsweise gegen mich, Ihr Ruf und Ihr Name geben Ihnen ein Recht auf meine Freimüthigkeit und meine Achtung.

Sie würden meiner Abreise kein Hinderniß in den Weg legen können, selbst wenn Sie Lust dazu hätten.

Zur Zeit, wo dieser Brief Ihnen wird übergeben werden, habe ich schon ein großes Stück Wegs nach meiner Bestimmung, wo ich mein Unglück mit meinem Leben endigen werde, zurück gelegt. Ich habe dem Tode tausend und aber tausend Mal im Kampf für mein Vaterland getrotzt; sollte es uns nicht vergönnt seyn, ihm einmal für uns selbst entgegen zu treten? Ich zittere bloß für das Geschick meiner Familie!

Ich werde immer mit Vergnügen der edlen und zarten Art eingedenk seyn, mit der Sie Ihre Sendung an mich erfüllt haben; sie bildet einen vortheilhaften Gegensatz gegen die ohne allen Grund grobe und empörende Verfahrungsweise mehrerer Personen gegen mich, die weder die Vollmachten, noch die Achtung besaßen, deren Sie sich erfreuen. Ich habe Befehl ertheilt, daß Ihnen Ihre Documente zurückgegeben werden.

Hr. Macirone, ich bitte Gott, daß er Sie in seinen heiligen Schutz nehme.

Unterzeichnet Joachim.

Piece 6.

Das Urtheil Joachim Napoleons.

Die Militärcommission u. s. w., versammelt um 10 Uhr Morgens. Am 13ten Tags dieses Monats Octbr. des Jahrs 1815 im Schloß zu Pizzo, um daselbst über den französischen General Murat als öffentlichen Feind zu richten.

Nachdem sie sich von den bei dem Prozeß producirten Documenten in Kenntniß gesezt hat,

und nachdem sie abgehört hat

die Zeugen in öffentlicher Sitzung,

den Berichterstatter mit seinen Schlußsätzen,

Hrn. Joseph Starace, der die Stelle eines Unterartillerié-Directors in Calabrien versieht und von Gerichts wegen zum Vertheidiger des Angeklagten ernannt worden war, welcher erklärt hat, daß er nichts hinzu zu setzen habe;

den General-Procurator mit seinem Vorschlag;

versammelt in eine geheime Sitzung zur Berathschlagung hat der Präsident die erste Frage aufgestellt:

Ist der französische General Joachim Murat ein öffentlicher Feind?

nicht mehr S. M., Ferdinand IV., sondern ihm Gehorsam schuldig.

Die Bemühungen Murats und seiner Gefährten kennten Niemanden verleiten; die Einwohner bewaffneten sich und vereinigten sich mit den Legionärs, um sich der Höhen zu bemächtigen, und sich so mit Gewalt den fernern Schritten, die Murat hätte unternehmen können, zu widersetzen. Als er diese Stimmung des Volks bemerkte, beeilte er sich mit seinem Haufen die Richtung nach der obern Heerstraße einzuschlagen; aber kaum hatte er die Wohnungen hinter sich, als Flintenschüsse, die von der diese Straße beherrschenden Stelle her kamen, ihn nöthigten, seinen Plan zu ändern und sich in aller Eile an das Meeresufer zurück zu begeben, in der Absicht, sich dort mit denen von seinem Gefolge, die ihm folgen konnten, wieder einzuschiffen; die Übrigen hatten sich in die Thäler verborgen. Obgleich er von allen Seiten angegriffen wurde, so erreichte er doch das Ufer; aber hier fand er die Mittel zur Rettung, die er dort gelassen hatte, nicht mehr, weil sich seine Fahrzeuge entfernt hatten. Als er ein Schiff auf dem Sand bemerkte, versuchte er vergebens, es in das Meer zu stoßen, um sich seinen Verfolgern zu entziehen; aber einige Matrosen verhinderten ihn daran und arretirten ihn. Er wurde sogleich mit seinen Gefährten, deren Zahl 28 betrug, in ein Gefängniß ge-

bracht; es waren lauter geborne Corſen und Alle wurden mit den Waffen in der Hand gefangen. Einer von ihnen hatte durch einen Flintenſchuß ſein Leben verloren.

Murat hat erklärt, er ſei in der Nacht des 28ſten Septbr. von Ajaccio mit ſeinem Gefolge abgereiſt, um ſich nach Trieſt zu begeben und ſich dort mit ſeiner Familie zu vereinigen. Er ſei von einem Sturm überfallen und verſchlagen worden, ſein Fahrzeug habe dabei viel Schaden gelitten, ſo daß er ſich in der Nothwendigkeit ſah, ſich ein anderes zu verſchaffen und ſich mit Proviant zu verſehen, weßhalb er den Entſchluß faßte, an dieſer Küſte anzulanden.

Unter den Papieren, die bei den Gefangenen gefunden worden, bemerkt man zwei ſo genannte Decrete von Joachim Murat, durch welche er unter dem Datum des 25ſten und 27ſten Septbr. dieſes Jahres unter dem Titel eines Königs beider Sicilien dem Johann Moltedo und dem Peter Pernice, zwei Perſonen von ſeinem Gefolge, Rang und Ehrenſtellen ertheilt.

In einem Brief vom geſtrigen Datum vom Herrn Intendanten von Coſenza an den General Nunziante lieſt man, daß am 7ten Octbr. Murat an der Küſte von Santa-Lucida ans Land zu gehen verſucht und daß er

von der öffentlichen Gewalt verfolgt, dort zwei seiner Begleiter gelassen habe.

Im Betracht, daß Joachim Murat, nachdem er durch das Loos der Waffen aufgehört hatte, das Königreich Neapel zu besitzen, das er durch die Waffen errungen hatte; nachdem er in den Stand eines Privatmanns zurück getreten und nachdem der legitime Souverän seinen Thron wieder bestiegen hatte, in Pizzo an hellem Tage begleitet von einigen bewaffneten Menschen landete und den Aufruhr verbreitete;

Im Betracht, daß die Nothwendigkeit, Proviant einzunehmen und sich ein anderes Schiff zu verschaffen, widerlegt wird durch die gemachten Anstrengungen, um das Land in Aufstand zu bringen; durch den Landungsversuch zu Santa-Lucida am Tage vorher; durch die Landung in Pizzo mit einer nicht zu entschuldigenden Verletzung der Quarantäne-Gesetze; endlich dadurch, daß das als beschädigt angegebene Fahrzeug seinen Weg fortgesetzt hat, ohne Lebensmittel zu verlangen; Alles Umstände, welche den Gedanken an ein wirkliches Bedürfniß entfernen und den Charakter eines überlegten Angriffs zur Störung der öffentlichen Ruhe deutlich an sich tragen;

Im Betracht, daß die von Murat in Gestalt von Decreten bis am Abend vor seiner Abfahrt von Ajaccio geschriebenen Briefschaften

beweisen, daß er seine Absichten auf das Königreich niemals aufgegeben hat und daß er, da ihm keine Mittel zum Sturz der bestehenden legitimen Regierung zu Gebote standen, einen Bürgerkrieg zu erregen suchte, indem er die Bewohner verleitete, sich zu seiner Unterstützung zu bewaffnen, und seinen criminellen Unternehmungen die persönliche Sicherheit friedlicher, ihrem Fürsten gehorsamer und ergebener Bürger aufopferte:

erklärt die Commission einstimmig, daß Joachim Murat schuldig ist, die Regierung zu stürzen versucht zu haben; die Bürger sich gegen den König und die öffentliche Ruhe zu bewaffnen, angereizt zu haben und versucht zu haben, den Aufruhr in die Gemeinde von Pizze zu tragen, um ihn von da in das Königreich zu verbreiten, wodurch er schuldig des Attentats gegen die innere Sicherheit des Staats und als öffentlicher Feind zu betrachten ist.

Zweite Frage.

Welche Strafe ist auf Joachim Murat anwendbar?

In Betracht, daß die Competenz unabänderlich bestimmt ist, durch das Decret vom 28. Juni 1815, Artikel 5, der folgender Maßen lautet:

die Militärcommissionen haben die Competenz gegen die Urheber folgender Vergehen zu

Claudine.

Wenn du mich liebſt, ſo laß mir Raum und Zeit,
Daß mein Gemüth ſich ſelbſt erſt wieder kenne.

Lucinde.

Um dir es zu erleichtern, was du mir
Zu ſagen haſt, vertrau' ich kurz und gut
Dir ein Geheimniß.

Claudine.

Wie? Lucinde, du,
Geheimniß?

Lucinde.

Ja, und zwar ein eignes, neues.
Claudine, ſieh mich an! Ich, liebes Kind,
Bin auch verliebt.

Claudine.

Was ſagſt du da? Es macht
Mich doppelt lachen, daß du endlich auch
Dich überwunden fühlſt, und daß du mir
Es g'rade ſo geſtehſt, als hätteſt du
Ein neues Kleid dir angeſchafft, und kämſt
Vergnügt zu einer Freundinn, ſie zu fragen,

verfahren, wenn sie seit dem 29sten Mai 1815 begangen werden:

gegen die, welche eines der Attentate beschuldigt sind, die in §. II. der 2. Section des 1. Capitels des 1. Titels des 3. Buchs des Strafgesetzbuchs enthalten sind, wenn sie mit den Waffen in der Hand oder auf frischer That ergriffen werden;

gegen diejenigen, welche auf frischer That oder fast auf frischer That wegen Provocationen oder an öffentlichen Orten begangener Handlungen, die zum Zweck haben, das Volk zum Aufstand gegen die Regierung anzuregen, ergriffen worden;

Im Betracht, daß rücksichtlich der Attentate, deren Joachim Murat schuldig erklärt worden ist, die Art. 87 und 91 des Strafgesetzbuchs Folgendes verordnen:

Art. 87. Das Attentat oder die Verschwörung, die einen Umsturz oder Veränderung der Regierung oder der Ordnung der Thronfolge zum Zwecke hat, oder die Bürger und Einwohner aufregt, sich gegen die königliche Auctorität zu bewaffnen, wird mit dem Tode und Confiscation des Vermögens bestraft.

Art. 91. Das Attentat oder die Verschwörung, die zum Zwecke hat, zum Bürgerkrieg aufzuregen durch Bewaffnung oder Verführung der Bürger und Einwohner, sich gegen einander zu bewaffnen oder Krieg und Zerstö-

rung in eine oder mehrere Gemeinden zu tragen, wird mit dem Tode bestraft und mit Confiscation des Vermögens derer, welche sich dieses Verbrechens schuldig gemacht haben.

Die Commission hat entschieden, daß die Vorschriften dieser Artikel auf Joachim Murat anwendbar sind.

Aus diesen Gründen hat sie ihn ebenfalls einstimmig zum Tode und zur Confiscation seines Vermögens verurtheilt.

Sie befiehlt,

daß das gegenwärtige Urtheil durch die Sorge des Berichterstatters vollzogen und daß 500 Copien davon abgedruckt werden sollen.

Ausgesprochen um 5 Uhr Nachmittag, Tag, Monat und Jahr wie oben.

N. B. Wir enthalten uns eben so, wie die, welche früher Murats Untergang erzählt haben, die Namen der Mitglieder der Militärcommission, die ihn verurtheilt hat, zu nennen, aber wir können es uns nicht versagen, die Bemerkungen des General Colletta in dieser Hinsicht anzuführen:

„— — — — Die sieben Richter, welche die Commission ausmachen sollten, wurden in der Nacht bestimmt. Der Präsident und die zwei Offiziere vom höchsten Range waren Muratisten, d. h. von Murat mit Wohlthaten und Ehrenstellen überhäuft; der General-Procurator gehörte ebenfalls zu diesen: Nichts-

würdige! ich verschweige Eure Namen! Meine Feder würde sich weigern, sie nieder zu schreiben. Aber Ihr gehört der unerbittlichen Geschichte an und vermögt nicht, Euch dem Fluch der Jahrhunderte zu entziehen!

Die einzige Strafe, die ihnen drohte, wenn sie ohne Beweggrund sich weigerten, diese Commission mit auszumachen, wäre der Verlust ihrer Stellen und ein dreimonatliches Gefängniß gewesen. Um welchen geringen Preis hätten diese Erbärmlichen eine ehrenvolle Celebrität erkaufen können! .... Aber sie übernahmen alle den Auftrag."

Piece 7.

Notiz über Achilles Murat.

Der junge Achilles Murat, Joachims Sohn, hat sich, nachdem er einige Zeit von Land zu Land geirrt war, endlich in Amerika niedergelassen. Von den schwachen Trümmern seines Vermögens hat er sich ein Landgut in Florida, einem Staat im Süden der vereinigten Staaten angekauft. Er hat sich als Bürger der vereinigten Staaten naturalisiren lassen und ist Pflanzer geworden. Seine Charakterstärke hat ihn bestimmt, nach dem Verlust seines Rangs und seiner Macht nichts davon zu bewahren, als die heroischen Erinnerungen. Trotz seines jugendlichen Alters, denn er hat sein 25stes Jahr noch nicht erreicht, hat er sich die Achtung Aller

derer, die ihn kennen, zu erwerben und sich ein Daseyn zu schaffen gewußt, das seinem Namen und seine Lage angemessen ist.

Neulich, als der General Lafayette bei seiner einem Triumphzug gleichen Reise durch Amerika nach Georgien ging, verließ Achilles Murat seine ferne Wohnung, um mit dem General zusammen zu treffen und sie haben zwei Tage fast unausgesetzt mit einander zugebracht. Man kann sich wohl denken, daß viele Erinnerungen hier gegenseitig mitgetheilt wurden. Als der alte General einige Züge von dem außerordentlichen Muthe des Exkönigs von Neapel anführte, sagte Achilles zu einigen Personen von Lafayette's Begleitung: „Der General hat mich erquickt, er hat mir Rühmliches von meinem Vater gesagt und ich höre so selten von ihm reden!"

Piece 8.

Analyse des Feldzugs der Neapolitaner im Jahr 1815.

Ehe ich die Notizen mittheile, welche ich während meines Aufenthaltes in Corsika über das Gefecht von Tolentino gesammelt habe, will ich einige Bruchstücke von meinen Unterredungen mit dem Offizier, der mir jene geliefert hat, anführen; sie mögen dazu dienen, die Sonderbarkeit seines Charakters und die Originalität

seines Geistes darzuthun und wenn diese Memoiren jemals in seine Hände kommen, so wird er sich gewiß darin erkennen. Was seinen wahren Namen betrifft, so würde es mir sehr schwer fallen, ihn anzugeben, denn ich habe ihn nie gewußt, ich weiß bloß, daß der, den er damals führte, ein angenommener war. Er sprach den toskanischen Dialekt in aller seiner Reinheit, führte oft die lateinischen Auctoren und zuweilen auch die neuen Productionen unserer Literatur an; endlich, er drückte sich mit so viel Leichtigkeit in unserer Sprache aus, daß ich über seinen wahren Geburtsort immer in Zweifel war. Nur dessen bin ich gewiß, daß er weder ein Östreicher, noch ein Neapolitaner war, denn von diesen beiden Nationen sprach er immer mit Eifer oder Bitterkeit und oft mit Verachtung.

„Die militärischen Jahrbücher des östreichischen Kaiserthums, sagte er zu mir, sind mit prahlerischen Berichten von den Gefechten und Schlachten angefüllt, welche die östreichische Armee der neapolitanischen während des Feldzugs von 1815 geliefert hat. Man hat sich über die Weitschweifigkeit und Ruhmredigkeit dieser Erzählungen gewundert und doch finde ich sie ganz natürlich.“

Eine Nation, die 20 Jahre hinter einander geschlagen worden, zweimal in den Mauern ihrer Hauptstadt gedemüthigt, seit langer Zeit an Opfer aller Art gewöhnt, und der von dem

Triumph der großen Coalition nur der geringste Theil zufiel, mußte an ihre Wiederauferstehung glauben, als es ihrer Armee gelang, in einem einzigen Feldzug einen der tapferſten Heerführer der neueren Zeiten zu ſchlagen und ſein Königreich zu erobern.

Aber wir alten Soldaten, die wir die Thatſachen auf ihre einfache Bedeutung zurück zu führen wiſſen, wir haben das Recht zu denken, daß die großen Generale Frimont, Bianchi, Rugent und Neiperg Rechte genug auf die Celebrität hatten, ohne daß ſie ſich prahleriſch mit dem Bißchen Ruhm zu ſchmücken brauchten, das in dieſem Feldzuge auf jeden von ihnen fiel, in welchem die beſiegte Armee allerhöchſtens 800 Mann Todte und Bleſſirte hatte.

— „Das iſt nicht möglich! rief ich aus, Sie wollen den Ruhm der Sieger nur herabſetzen.“ —

— Nichts iſt gewiſſer, erwiederte er, die Armeeliſten ſind vorhanden. Übrigens ſind wir geſchlagen worden und haben die Zeche bezahlen müſſen; aber nun, da wir unſere Schuld abgetragen haben, dürfen wir auch die Wahrheit bekannt machen.

Seit 25 Jahren iſt das Geſchick der Kaiſerthümer, der Königreiche, der Großherzogthümer in einer Schlacht entſchieden worden und ohne Zweifel haben zu Folge dieſer raſchen Art zu erobern, die, welche gewöhnt ſind, die Ereig-

nisse nur nach den Resultaten zu beurtheilen, (e sempre bene) erklärt, der König von Neapel habe zu Tolentino zu regieren aufgehört. Welcher Irrthum! Murat, der eben so kühn war, als Cäsar, aber nicht so glücklich als jener, verlor sein Königreich durch den Übergang über den Rubicon, *) mit dem einzigen Unterschied, daß beide Heerführer in entgegengesetzter Richtung über diesen Fluß gingen.

Und in der That, selbst wenn Murat in Toskana, Occhiobello, bei Tolentino siegreich gewesen wäre, so würde nichts desto weniger sein Unternehmen gescheitert seyn; denn welche Mittel standen ihm zu Gebote, um diesen Kampf gegen einen Theil der engländischen Macht und gegen die ganze östreichische Armee mit Vortheil zu unterhalten, oder wenigstens zu verlängern? Ja, er hatte die ganze östreichische Armee gegen sich, sagte der Offizier, denn man kann wohl überzeugt seyn, daß, wenn Murats Expedition ein beunruhigendes Ansehen gegen Oestreich erhalten hätte, der Kaiser Franz, statt an die Wiedereinsetzung des legitimen Herrschers auf den Thron Frankreichs zu denken, schleunigst alle seine Truppen bis auf den kleinsten Trommelschläger herbei gerufen haben würde,

---

*) Dieser in der römischen Geschichte berüchtigte Fluß heißt jetzt Pisatello er fließt zwischen Rimini und Cesena und ergießt sich in das adriatische Meer.

um ſeine ſüdlichen Provinzen wieder zu erobern und ſich eines ſo unbequemen Bundesgenoſſen zu entledigen.

Was würde denn Murat gethan haben, wenn er von vorn und in den Flanken angegriffen worden wäre? Wie hätte er mit ſeinen 38,000 Neapolitanern dem doppelten Strom der öſtreichiſchen und engländiſchen Armee widerſtehen können? Es wäre eine Thorheit geweſen, auch nur die Möglichkeit anzunehmen; denn ſeit langer Zeit iſt Italien nicht mehr zu einem Nationalkrieg zugeſchnitten.

Denn bei dem Einrücken der Neapolitaner in Toskana begnügten ſich die Florentiner die Lebensmittel zu liefern, die man von ihnen verlangte. Thaten die Bologneſer etwa mehr? Ja; das geheiligte Feuer der Unabhängigkeit begeiſterte ſie zu einer Hymne, deren Muſik köſtlich und des Componiſten, der ſeitdem einen europäiſchen Ruf erlangt hat, vollkommen würdig war: aber als man, um den Schlußreim dieſes ſchönen Geſangs: **independanza! independanza!** zu realiſiren, Mannſchaft und Waffen von ihnen verlangte: ſo nahmen etwa 100 junge Studenten Dienſte und die ärmeren Leute beeilten ſich, ihre Gewehre, das Stück zu 24 Franken herbei zu bringen.

— Aber warum, fragte ich, hat denn Murat mit ſo wenig Mitteln einen ſo ſonderbaren Kriegszug unternommen? — „Was wollen

Sie? entgegnete er mir, ich glaube ganz gewiß, Murat war ein verirrtes und reuiges Schaf, das der Wolf fraß, als es in den Schafstall zurückkehrte."

Das mag genügen, um den Charakter meines Mitpilgers in Corsika kennen zu lernen. Ich gehe jetzt zur Erzählung der Thatsachen über, und um sie nicht in ihrem Gange aufzuhalten, werde ich einige originelle Bemerkungen, die er fast jedes Mal beim Erzählen machte, in die Noten verweisen. Die folgenden Nachrichten können übrigens als von ihm dictirt betrachtet werden, denn seine Ausdrücke sind fast wörtlich beibehalten:

„Die neapolitanische Armee begab sich unter dem Commando ihres Souveräns während der letzten 14 Tage des März 1815 auf den Marsch.

Sie bestand aus zwei Divisionen der königlichen Garde; einer Infanterie- — und einer Cavallerie-Division.

Aus 5 Divisionen von der Linie, nämlich 4 Infanterie- — und einer Cavallerie-Division; ferner aus einem Corps Artillerie, das dieser Truppenzahl angemessen und sehr gut bespannt war.

Summe 38,470 Mann und 300 Pferde. *)

---

*) Als Offizier vom Generalstab, sagte hier der Erzähler, und verpflichtet, alle Tage die Übersichtslisten zu verfertigen, ist diese Zahl von 38,470 Mann als Basis des Effektivbestandes mir immer im Gedächtniß geblieben. Was die Zahl der wirklichen Streiter betrifft

Die Diviſion Infanterie von der Garde ſtand unter dem Befehl Sr. Excell., des General Pignatelli, Prinzen von Strongoli u. ſ. w.

Die Diviſion Cavallerie von der Garde unter dem General Livron.

Die 4 Linien-Diviſionen wurden commandirt:

die erſte vom General Carascoſa,

die zweite vom General Ambroſio,

die dritte vom General Joſeph Lechi,

die vierte hatte innerhalb 40 Tagen 3 Commandeurs, nämlich: die Generale Pignatelli-Cerchiara, Manhes und Macdonald.

Die Cavallerie-Diviſion von der Linie ſtand unter dem Befehl des General Roſſetti.

Der König befehligte die 3 erſten Infanterie-Diviſionen und die Linien-Cavallerie-Diviſionen, die in den beiden Marken ſtationirt waren.

Die beiden Diviſionen von der königlichen Garde nahmen ihre Richtung auf Florenz.

Die vierte Diviſion, die aus einigen ungebildeten Truppen und dem vierten leichten Cavallerie-Regiment beſtand, hatte ihr Hauptquartier in San-Germano.

ſo folgten die Veränderungen dabei einander ſo ſchnell, daß es mir unmöglich iſt, die genaue Progreſſion derſelben anzugeben; denn hier traf wirklich aber in verkehrtem Sinn das Sprichwort ein: vires acquirit eundo.

Wie dich es kleidet. Sage mir geſchwind:
Wer? Wen? Wie? Wo? Gewiß es iſt wohl eigen,
Ganz neu! Lucinde, du? ein frohes Mädchen,
Vom Morgen bis zur Nacht geſchäftig, munter,
Das Mütterchen des Hauſes, biſt du auch
Wie eine Müßiggängerinn gefangen?

Lucinde.

Und was noch ſchlimmer iſt —

Claudine.

Noch ſchlimmer? Was?

Lucinde.

Ja! ja! ich bin gefangen, und von wem?
Von einem Unbekannten, einem Fremden,
Und irr' ich mich nicht ſehr —

Claudine.

Du ſeufzeſt lächelnd?

Lucinde.

Von einem Abenteurer!

Am 30ſten März rückte die erſte Diviſion in Rimini ein. Am 31ſten verlegte der König ſein Hauptquartier dahin und machte in einer, von dieſem Tag datirten Proclamation den Italiänern bekannt, daß er ihr Land erobern wollte, um ihre Unabhängigkeit zu ſchützen. *)

An demſelben Tag ging die erſte Diviſion über den Rubicon und rückte vor Ceſena. Der General Carascoſa übertrug dem Feldmarſchall Wilhelm Pepe den Angriff auf dieſe Stadt, die er auch bald nachher einnahm. **)

---

*) Wenn mir mein Gedächtniß treu iſt, fügte hier der Erzähler hinzu, ſo iſt das ſeit 1796 etwa das 30ſte Mal, daß die Italiäner in allen ihren Städten die poſitive und förmliche Zuſicherung ihrer Unabhängigkeit vorſchlagen ſahen.

**) Dieſer General Pepe iſt derſelbe, der in der letzten Revolution von Neapel eine der Hauptrollen geſpielt hat. Dem Anſchein nach kannte ihn mein Offizier in jener Zeit genauer. Er erzählte mir von ihm mehrere ſehr intereſſante Einzelnheiten, die ich hier mittheilen würde, wenn ſie nicht von einigen Epigrammen gewürzt wären, die in dem Augenblick, wo das Unglück mit ſeinem ganzen Gewicht auf den laſtet, welcher der Gegenſtand derſelben war, bekannt zu machen, höchſt unſchicklich wäre.

Übrigens ſchien auch irgend eine Uneinigkeit, die zwiſchen Beiden Statt gefunden haben mochte, auf dieſe Geſchichten nicht ohne Einfluß geweſen zu ſeyn und ich bin überzeugt, daß ihr Verfaſſer eben ſo wie das Publicum mir Dank wiſſen wird, daß ich ſie mit Stillſchweigen übergehe.

Am 3ten April rückte die neapolitaniſche Armee in Bologna unter dem Zuruf eines großen Theils der Einwohner ein. *)

Am 4ten April trafen wir auf 6000 Öſtreicher in einer Stellung an dem Panaro. Die Brücke war verrammelt und der Feind machte gute Miene. Der König ertheilte ſeine Angriffsbefehle. Die Diviſion Caraſcoſa, welche den rechten Flügel bildete, durchwatete eine Furt des Fluſſes und trieb den Feind unter dem Ruf: **Viva Gioachino!** zurück. Ein Cavallerie-Angriff, bei welchem der General Filangieri gefährlich verwundet wurde, machte uns zum

---

Unter andern boshaften Geſchichten, die mein Offizier mir mittheilte, erzählte er mir auch bei Gelegenheit dieſer Einnahme von Ceſena eine ziemlich lächerliche Thatſache, die trotz ihrer Unwichtigkeit ſeine Galle erregte und auf welche er ſehr oft zurückkam: „Ein öſtreichiſcher Major trank eben ein Glas Punſch in einem Kafferhaus, als die Tirailleurs des Generals Pepe ſich vor den Thoren der Stadt zeigten. Der Major trank ruhig ſeinen Punſch aus und als man ihm ſagte, ſie wären eingerückt, ſo beſtieg er ſein Pferd und ritt davon, indem er dem Limonadier zurief: „Auf Wiederſehen! In 8 Tagen werde ich bezahlen.“ — Der Unverſchämte, ſagte mein Kamerad mit einem Unwillen, der mein Lächeln erregte, der Unverſchämte, wenn er ſich zufälliger Weiſe ſeines Verſprechens erinnern that, ſo konnte er es doch nicht eher erfüllen, als 23 Tage nachher.

*) Ein großer Theil, wiederholte der Erzähler boshaft, denn in demſelben Moment war ein Theil der

Herrn der Brücke; der Feind zog ſich in Unordnung zurück, verfolgt vom General Carascoſa, der ſich der Stadt Modena bemächtigte.

Der König trennte ſich mit der zweiten und dritten Diviſion vom Centrum ſeiner Armee und rückte über Cento nach Ferrara, wo ihm die Thore von dem Oberſt Neri, einem Artillerie-Offizier von hohem Range, im Dienſt des Königreichs Italien, geöffnet wurde.

Joachim's Zweck war, ſich Ochiobello's zu bemächtigen, einer ſehr wichtigen Stellung, die ihn zum Herrn des Po gemacht hätte; er rückte deßhalb auch mit aller möglichen Eile vorwärts und gab auf der Stelle den Befehl zum Angriff; aber unglücklicher Weiſe kam die zweite Diviſion unter dem Commando des General Ambroſio 3 Stunden zu ſpät. Die Nacht nahte heran, man mußte den Angriff bis auf Morgen verſchieben, und da war es nicht mehr an der Zeit.' Der General Bianchi, unterrichtet von der ihm drohenden Gefahr, ließ über Nacht Truppen und Kanonen mit Poſtpferden kommen und

---

Bevölkerung beſchäftigt, mit ihren Händen zwei Kano[illegible] und zwei Wagen fortzuziehen, welche die Öſtrei[illegible] auf dem Markt hatten ſtehen laſſen und die man ihnen wiedergeben wollte. Man muß geſtehen, ſetzte er hinzu, daß das die Vorſchrift des Evangeliums: „Gebt dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt," etwas weit treiben heißt und daß dieſer einzelne Zug eben kein groſſes Verlangen nach Unabhängigkeit beweiſt.

das Fort von Occhiobello, das am Abend nur eine ſchwache Gegenwehr hätte leiſten können, war am Morgen mit bedeutender Artillerie und einer zahlreichen Beſatzung verſehen...

Der König mußte ſeinen Plan aufgeben; er ging nach Bologna zurück und ließ die dritte Diviſion in Cento ſtehen.

Am 9ten April griffen die Öſtreicher bei Carpi ein Bataillon der erſten Diviſion an und zwangen es, ſich nach Modena zurück zu ziehen.

Am 11ten rückten ſie vor dieſe Stadt, wohin ſich der König ſelbſt begeben hatte. Er befahl den Rückzug auf Bologna.

Am 15ten zeigte ſich der Feind vor Bologna und es kam auf der Brücke Del Reno zu einem ziemlich ernſthaften Gefecht. Der König befahl den Rückzug auf Ancona. Die Bewegung begann um Mitternacht und die Diviſion Carascoſa bildete den Nachtrab.

Am 16ten und 17ten blieb das Hauptquartier in Faenza; am 18ten wurde es nach Forli verlegt. Die Generale Lecchi und Roſſetti wurden mit dem Commando des Nachtrabes beauftragt. Die Armee ſetzte ihren Rückzug auf Ceſena fort.

Am 19ten nahm der Nachtrab eine Stellung bei Forlini-Popoli an dem Ronco; es war höchſt wichtig, den Feind an dem Übergang über dieſen Fluß zu verhindern, um Zeit zum Transport der Effecten der Armee nach Ceſena und Rimini zu

gewinnen. Die Stellung wurde gut vertheidigt. Während dreier Tage (19te, 20ste, 21ste) wurden alle Versuche des kriegsgewohnten und sehr überlegenen Feindes über den Ronco zu gehen, den man an allen Stellen durchwaten konnte, muthig zurück geschlagen. Endlich in der Nacht vom 21sten zum 22sten unternahm der General Neiperg auf den Erfolg der Überraschung rechnend, einen neuen Angriff, der eben so fruchtlos blieb, als die vorigen.

Am andern Tag begab sich der König an Ort und Stelle und nachdem er die Stellung untersucht hatte, befahl er seinen beiden Generalen, sich zurück zu ziehen.

Der Nachtrab nahm seine Stellung bei San-Archangelo, wo er den 23sten, 24sten und 25sten blieb; aber in der Nacht vom 25sten zum 26sten räumten die Generale Lecchi und Rossetti diese Stellung und zogen sich auf Rimini zurück, weil sie erfahren hatten, daß der Feldmarschall Napolitani sich in Cesenatico hatte überfallen lassen und daß ihre rechte Flanke völlig entblößt war.

Das Hauptquartier des Königs blieb den 27. und 28sten in Pesaro, wurde den 29sten nach Sinigaglia verlegt und am 30sten nach Ancona.

Unterdessen hatten die Generale Pignatelli-Strongoli und Livron, die von Nugent bei Prato geschlagen worden waren, Tos-

cana geräumt und waren in Sinigaglia wieder zur Armee des Königs gestoßen.

Jetzt wurde die Lage Joachims sehr kritisch; denn der General Nugent, befreit von der Gegenwart Sr. Excellenz, des Prinzen Pignatelli, rückte auf der großen Heerstraße von Rom gegen Neapel vor und der General Bianchi auf der Straße von Foligno, so daß diese beiden Generale vor ihm in seiner Hauptstadt eintreffen konnten.

In einem so gebieterischen Moment ergriff Joachim, bloß den Eingebungen seiner Kühnheit folgend, und im Vertrauen auf seine Armee, das einzige Mittel, das ein König ergreifen sollte und mußte, er entschloß sich nämlich, die feindliche Armee auf ihrem Marsch anzugreifen und durch das Geschick der Waffen die Entscheidung über seine politische Existenz herbei zu führen.

Die Division Carascosa ließ er mit dem ersten Lancierregiment in Ancona, ging dann auf der Stelle weiter und am ersten Mai Abends traf er in Macerata mit allen übrigen Truppen seiner Armee ein, welche bestand:

aus der Division S. Exc. des Prinzen von Pignatelli-Strongoli, Infanterie von der Garde;

aus der Division Livron, Cavallerie von der Garde;

aus der zweiten und dritten Diviſion Linien-Infanterie

und endlich aus einer Brigade Linien-Cavallerie.

Am 21ſten Mai ſtießen unſere Plänkler auf den Vortrab der öſtreichſchen Armee, deren Hauptquartier zu Tolentino war.

Der König ließ den ganzen Tag manövriren und der Feind wurde bis 1½ Stunden von Tolentino zurück getrieben. Der General Ambroſi wurde durch einen Schuß in die Schulter verwundet und das Commando ſeiner Diviſion wurde dem Feldmarſchall Acquino anvertraut.

Gefecht von Tolentino.

Am 3ten Mai ſetzte ſich die Armee in Bewegung; ſie beſtand aus zwei Infanterie-Diviſionen, die eine von der Garde und die andere von der Linie (die zweite); aus einer Diviſion Cavallerie von der Garde und einem Regiment Cavallerie von der Linie.

Die erſte Diviſion (Carascoſa) war mit dem erſten Lancierregiment in Ancona ſtehen geblieben, die dritte (Lecchi) mit dem zweiten Lancierregiment ſtand hinter Macerata, an der Potenza, um die Straßen von Jeſi und Sinigaglia zu beobachten.

Um 10 Uhr Morgens entſpann ſich das Tirailleurfeuer: die Lanciers von der Garde char-

girten mehrmals theilweise, aber es hatte kein ernsthaftes Gefecht Statt; der Feind suchte Zeit zu gewinnen, um seine Reserven zu erwarten; die Neapolitaner hielten sich gut.

Um 2 Uhr Nachmittags hatte die neapolitanische Armee bis auf 2 Stunden von Tolentino folgende Stellung inne:

Der linke Flügel, unter dem Befehl des General Livron, aus der Cavallerie und einem Bataillon Veliten von der Garde bestehend, hielt zu Pferde auf der Hauptstraße von Tolentino nach Macerata; die Linke an den Chiente gestützt, die Rechte an einen Hügel, der vom Centrum der Armee, bestehend aus der ganzen Infanterie der Garde unter dem Befehl des Prinzen Pignatelli-Strongoli, besetzt war.

Die zweite Division unter dem Feldmarschall Acquino bildete den rechten Flügel; sie hatte ebenfalls einen Hügel besetzt und deckte mit der äußersten Rechten die Straße von Monte-Milone nach Macerata, die Linke lehnte sich an den Hügel, der vom Centrum der Armee besetzt war, wo sich der König in eigner Person befand. Ein sehr breiter und sehr tiefer Hohlweg trennte den rechten Flügel vom Centrum, das mit seiner linken und durch einen ziemlich steilen Abhang mit dem General Livron in Verbindung stand.

Das leichte Cavallerieregiment von der Linie wurde zur Eskorte der Artillerie und des Reserve-

Parks, der auf der Landstraße von Tolentino nach Macerata aufgestellt war, verwendet.

Der [illegible]d hatte dieselben Krümmungen des Terräns 2 Kanonenschüsse weit vor uns besetzt, seine Rechte an den Chiente gelehnt, die Linke an die Straße von Monte-Milone nach Macerata.

Gegen 3 Uhr Nachmittags ergriff der General Bianchi, als er sich durch die Ankunft seiner Reserven stark genug glaubte, ernstlich die Offensive, indem er ein kleines Dorf wegnahm, das der Vortrab des Centrums besetzt hatte. Joachim erkannte, daß der entscheidende Augenblick gekommen sei; er schickte dem General Livron den Befehl, ihn zu unterstützen und wollte eben an der Spitze seiner Garde eine große Bewegung unternehmen, als er die feindliche Cavallerie auf seiner Rechten vorrücken und 300 Tirailleurs der zweiten Division gefangen nehmen sah.

Der Feldmarschall Acquino, der, wie wir oben anführten, das Commando der 2ten Division, die unsern rechten Flügel bildete, übernommen hatte, stand auf der Spitze des Hügels und hatte seine Tirailleurs herabgeschickt; diese jungen Leute, befehligt von Offizieren ohne alle Erfahrung, rückten so weit vor, daß sie über Kanonenschußweite von ihren Corps entfernt waren. Acquino dachte nicht daran, sie zurück rufen zu lassen und ließ sie eben so wenig unterstützen. Der Feind benutzte diesen Fehler, ließ zwei Es-

kadrons Cavallerie der Landstraße entlang vorrükken, die unsern Tirailleurs, nachdem sie sie umgangen hatten, in den Rücken fielen und sie gefangen nahmen.

Joachim, wüthend über diesen Streich, befahl seiner Eskorte, sie zu befreien; der junge Herzog Ernst von Rocca-Romana, sein Ordonnanz-Offizier, setzt sich an die Spitze von 50 Mann Cavallerie von der Garde und reitet den Graben herab, aber wie er auf die Stelle kommt, die den Augenblick vorher unsern Tirailleurs inne hatten, so fällt er von einem Schuß in den Kopf getroffen. Jetzt rückt der General Acquino mit seiner Division in drei Quarrés von seinem Hügel herab; der König erscheint, spricht den Truppen Muth ein und will sie vorwärts führen; vergebliche Mühe! Einige Kartätschenschüsse setzen sie in Schrecken; die drei Quarrés stocken, lösen sich auf und ergreifen die Flucht; der Feind rückt vor; unser ganzer rechter Flügel geräth in Unordnung.

Der König kehrt zum Centrum zurück, empfiehlt dem General Strongoli sich in seiner Stellung zu behaupten, und da er bemerkt, daß der Feind manövrirt, um den linken Flügel zu durchbrechen, so begibt er sich dorthin, um den Angriff zu unterstützen.

Der General Livron hielt sich unterdessen gut, aber er hatte nicht Infanterie genug: plötz-

Claudine.

Seh' ich nun,
Daß du nur ſpotteſt.

Lucinde.

Höre mich! Genug,
Es nenne niemand frey und weiſe ſich
Vor ſeinem Ende! Jedem kann begegnen,
Was Erd' und Meer von ihm zu trennen ſcheint.
Du ſiehſt den Fall, und du verwunderſt dich?
Das klügſte Mädchen macht den dümmſten
Streich.

Hin und wieder fliegen Pfeile;
Amors leichte Pfeile fliegen
Von dem ſchlanken goldnen Bogen;
Mädchen, ſeyd ihr nicht getroffen?
Es iſt Glück! Es iſt nur Glück.

Warum fliegt er ſo in Eile?
Jene dort will er beſiegen;
Schon iſt er vorbey geflogen;
Sorglos bleibt der Buſen offen;
Gebet Acht! Er kommt zurück!

lich bemerkte er Truppen, die von dem Hügel des Centrums herab marſchiren; in der Meinung, es ſei die Diviſion Strongoli, die ihm zu Hilfe eile, wollte er eben die Offenſive wieder ergreifen, als ihn der Major Drouville (ein in mehrerer Hinſicht ausgezeichneter Offizier, gegenwärtig Oberſt in ruſſiſchen Dienſten) aufmerkſam macht, daß es Öſtreicher ſind und nicht die Neapolitaner unter Strongoli, welche den Hügel herab rücken.

Der Prinz Strongoli hatte wirklich ſeine Stellung verlaſſen; man behauptet, eine ſchlecht gegebene oder falſch verſtandene Ordre ſei die Urſache dieſes eben ſo großen als unerklärlichen Fehlers.

Als der General Bianchi den von Prinz Strongoli verlaſſenen Hügel beſetzt hatte, war er vollkommen Meiſter ſeiner Bewegungen und ſtieg herab, um unſern rechten Flügel in die Flanke zu nehmen und in den Chiente zu werfen. Der König gab die Ordre zum Rückzug; es fand von Seiten der Diviſionen Strongoli und Livron eine gute Ordnung Statt, aber die zweite Diviſion kam in der größten Unordnung über die Höhen von Monte-Milone nach Macerata.

Gegen Abend ließ der Feind unſern Nachtrab auf der Landſtraße vor Tolentino nach Macerata angreifen. Das Bataillon Veliten

von der Garde, unter dem General Livron, hielt durch ein gut unterhaltenes Hakenfeuer die östreichische Cavallerie auf und die Armee setzte ihre rückgängige Bewegung bis Macerata fort.

Niederlage von Macerata.

Die Landstraße von Tolentino nach dem adriatischen Meer folgt dem Lauf des Chiente und stößt bei Porto di Civita-Nuova auf die von Ancona nach Pescara.

Zwei Straßen, die von der zwischen Tolentino und Porto di Civita-Nuova abgehen, führen nach Macerata, das auf einem Hügel liegt; diese beiden Straßen bilden ein Dreieck, dessen Basis die Straße von Tolentino nach Porto di Civita-Nuova ist.

Das Hauptquartier des Königs blieb die Nacht vom 3ten zum 4ten in Macerata. Der General Carascosa erhielt den Befehl, Ancona zu räumen und bei Porto di Civita-Nuova sich aufzustellen. Der General Lecchi bekam das Commando des Nachtrabs.

Der Feind hatte seine Stellung an der Vereinigungsstelle der Straße rechts von Macerata genommen; unser Artilleriepark und die Bagage hatten auf der Straße links den Weg von Civita-Nuova eingenommen. Wenn der General Blanchi zwei Eskadrons auf diese Straße ge-

schickt hätte, so wäre unsere ganze Artillerie und unsere Bagage in seine Hände gefallen.

Am 4ten um 8 Uhr Morgens griffen die Östreicher auf der Straße rechts die Vorposten der dritten Division an; der General Lecchi hielt sich gut. Der Plan des Königs war, die Stellung von Macerata mit der dritten Division zu vertheidigen, und der übrigen Armee Zeit zum Rückzug und zur Vereinigung mit der Division Carascosa zu geben. Der Feind durchschaute diesen Plan und schickte einige Eskadrons Cavallerie mit Kanonen an die Verbindungsstelle der linken Straße, auf welcher unser Rückzug vor sich gehen sollte. Sobald die Neapolitaner diese Bewegung von den Höhen von Macerata aus bemerkten, so bemächtigte sich ihrer die größte Verzagtheit; sie waren nicht unschlüssig, sondern in Verzweiflung; sie sagten laut, Alles sei verloren, der Rückzug abgeschnitten; es bleibe nichts übrig, als das Gewehr zu strecken und sich zu ergeben; jetzt setzte sich der König an die Spitze der Cavallerie, sprengte die Straße links herab und griff die Östreicher an; es werden einige Säbelhiebe gewechselt, aber plötzlich demaskirt der Feind 6 Kanonen zu unserer Rechten und faßt uns von der Seite. Da hörte man auf der ganzen Linie das gebräuchliche Rette sich wer kann: Offiziere und Soldaten, Jeder will sich

ritten; die Stadt Macerata iſt ganz verſperrt und voll geſtopft und verdankt ihre Rettung bloß der Angſt der Neapolitaner, welche die Oſtreicher immer auf den Ferſen zu haben glauben und ſich nicht die Zeit nehmen, ſie völlig auszuplündern.

Der Feind wußte dieſe Unordnung zu benutzen, ließ ſeine Colonnen vorrücken und beſetzte die Stadt.

Jetzt war Murat von ſeiner Armee getrennt; es blieb ihm nur noch ſeine Eskorte, einige Offiziere vom Generalſtab *) und 300 Mann Infanterie. Er ſtellte ſich an ihre Spitze, bildete links an der Hauptſtraße von Civita-Nuova ein Quarré aus ihnen und begann unter den Augen des Feindes ſeinen Rückzug mit einer ſolchen Ruhe, als ſei es ein bloßer militäriſcher Spaziergang; an ſeiner Seite waren die Generale Livron und Roſſetti.

Sei es Furcht, ſei es Zaudern, die Öſtreicher wagten nicht die kleine königliche Colonne anzugreifen, und Joachim immer querfeldein marſchirend erreichte um 5 Uhr Abends Porto di Civita-Nuova, wo er den General Carascoſa an der Spitze der erſten Diviſion fand, die von Ancona gekommen war.

Unterdeſſen trafen die Infanterie-Diviſion von der Garde und die 2te und 3te von der

*) Der Erzähler war einer dieſer Offiziere.

Linie in der größten Unordnung über die Höhen von Morro di Valle und Monte Cosaro in Porto di Civita-Nuova ein; jeder Soldat marschirte für sich allein und man konnte durchaus nicht sagen, er gehorche der Stimme seines Chefs nicht, denn es ließ sich keine hören; Offiziere und Soldaten, Alles marschirte durch einander und der Regen ergoß sich in Strömen. Das Hauptquartier des Königs war diesen Abend in Porto di Fermo; die Ausreißer zwang ihre Ermüdung ebenfalls anzuhalten.

Gewiß ist es, wenn der General Bianchi nicht unschlüssig gezaudert hätte; wenn er sich in der Nacht vom 3ten zum 4ten der beiden Landstraßen von Macerata bemächtigt hätte, oder wenn er nur am Morgen des 4ten seine Colonne auf der Straße von Macerata nach Porto di Civita-Nuova vorgeschoben hätte: so würde die ganze neapolitanische Armee mit ihrem ganzen Geräthe in seine Gewalt gefallen seyn; aber er ließ, entweder aus Unentschlossenheit oder weil er den Planen des Hofkriegsraths zu sclavisch gehorchte, eine der schönsten Gelegenheiten aus den Händen, die das Glück und das Geschick der Waffen einem General nur darbieten kann.

Am folgenden Tage, den 5ten stand er von der Verfolgung der neapolitanischen Armee ab, marschirte denselben Weg zurück, auf dem er

vorgedrungen war und ſchlug die Straße nach Foligno wieder ein.

Der König ſetzte ſeiner Seits den Rückzug auf der Straße von Pescara fort, ohne vom Feind beunruhigt zu werden. Sein Marſch wurde aber jeden Augenblick durch die ſtark angeſchwellenen Bergſtröme aufgehalten, denn ſeit 36 Stunden hatte ſich der Regen unausgeſetzt ergoſſen. Der Pedaſo, der Vibrato, der Salinello und der Vemano, deren Bett in der Regel ganz trocken iſt, waren alle übergetreten, ſtürzten ſich mit Toben von der Höhe des Gebirgs herab und wälzten ihre gelben ſchmutzigen Wellen bis an das Meer.

Am 5ten war das Hauptquartier des Königs in San Benedetto. *)

---

*) An dieſem Ort, ſagte mir der Offizier, fiel einer der merkwürdigſten Auftritte vor, deſſen Zeuge ich war. Die wahre Urſache desſelben kann ich Ihnen nicht angeben, denn ich kenne ſie ſelbſt nicht. Man erzählte tauſenderlei Geſchichten davon. Ohne eine davon als wahr anzunehmen, begnüge ich mich, Ihnen das mitzutheilen, was ich ſelbſt geſehen und gehört habe:

Der König logirte in der Poſt. Ein großer Speiſeſaal war von ſeinen Hausoffizieren und zwei dienſthabenden Offizieren des Generalſtabs beſetzt; das Zimmer des Königs war neben an.

Gegen 9 Uhr Morgens war der General Acquino bei S. M. vorgelaſſen worden. Eine Viertelſtunde nachher hörte man den König mit ſehr ſtarker Stimme ſagen: Sie ſind ein Unglücklicher! Der Mar-

Am 6ten bemühte man sich, die Ausreißer wieder zusammen zu bringen, was leicht zu bewerkstelligen war, denn um nach Giulia-Nuova zu gelangen, mußte man über den Trento ge-

---

quis von Giuliano, der diensthabende Adjutant, ging sogleich in das Zimmer; er fand den König mit großen Schritten auf- und abgehend, wobei er einen Blick der tiefsten Verachtung auf Acquino warf, dem er nach einigen Minuten zurief: Gehen Sie! Der General ging mit ganz verstörtem Gesicht durch das Vorzimmer. Der König behielt den Marquis v. Giuliano bei sich und ließ einige Minuten später die andern Offiziers herein rufen. Die Generale Millet, Rocca-Romana, Caraccosa und Lecchi traten zu gleicher Zeit ein. Der General Rossetti kam eine halbe Stunde später und ging ebenfalls zu dem König. Das Gespräch war schon sehr lebhaft und blieb es fortwährend. Etwa nach einer Viertelstunde kam der General Rossetti aus dem Zimmer des Königs, ertheilte seinem Adjutanten seine Befehle, bestieg ein Pferd und begab sich ganz allein auf die Straße nach Giulia Nuova, die der General Acquino eingeschlagen hatte; wir erfuhren bald, daß er ihn überholt und dem Major Drouville die Ordre ertheilt habe, den General zu arretiren: was auch wirklich geschah.

Am 8ten Mai sah ich ein Decret des Königs, das die Bildung eines Kriegsgerichts, um ihn zu richten, anordnete. Es bestand aus den Generalen Millet, Caraccosa, Lecchi, Macdonald, Livron, Rossetti und Rocca-Romana. Dieß Decret sollte am folgenden Tage bei der Austheilung des Tagsbefehls an die Armee erscheinen und wir waren um das Resultat dieser Geschichte sehr besorgt..... Wie groß war unser Erstaunen, als wir bei der Ankunft

ben, und zwar über eine Schiffbrücke, weil man ihn nicht durchwaten kann. Funfzig Lanciers vom Regiment wurden unter dem Befehl des Capitäns Calabria auf die Brücke poſtirt, mit der Ordre, allen einzelnen Soldaten den Übergang zu verweigern. Der Commandant dieſes Poſtens konnte nur mit großer Noth dieſen Befehl in Ausübung bringen; denn das ganze linke Ufer des Fluſſes war mit Flüchtlingen bedeckt, die über dieſe Ungerechtigkeit ſich beklagten und den Übergang mit Gewalt erzwingen wollten; plötzlich erſchien Se. Excellenz, der Prinz Pignatelli-Strongoli an der Spitze ſeiner Adjutanten (ſeine ganze Diviſion war zerſprengt und aufgelöſt). Die Soldaten wendeten ſich an ihn, um die Brücke paſſiren zu dürfen; Se. Excellenz fanden ihr Begehren ſehr gerecht und befahlen dem Capitän Calabria ſich mit ſeinen Leuten zu entfernen; dieſer zeigt ſeine Ordre vor; Se. Excellenz beharren auf ihrem Verlangen; Calabria gehorcht und die Flüchtlinge ſtürzen ſich über die Brücke und überſteigen das letzte Hinderniß, das ſie noch aufhalten konnte.

---

in Potoli den General Acquino zu Pferde ſahen, mit dem Degen an der Seite und von ſeinem Adjutanten begleitet; der König hatte ihm ſeine Freiheit wieder gegeben. Das iſt Alles, was ich von dieſer ſonderbaren Geſchichte weiß.

Am Abend traf der König in Giulia-Nueva ein.

Am andern Tag, am 7ten wurde das Hauptquartier nach Pescara verlegt, wo es blieb. Am 8ten erfuhr der König, daß der General-Adjutant M....., der Commandant von Aquila, mit den Östreichern bei ihrer ersten Erscheinung capitulirt, und ihnen das Fort und die Stadt übergeben habe.

Der Feind schob seine Truppen bis Popoli vor, wo er sich fest setzen wollte, aber 2 Eskadrons Cüraſſier von der Garde genügten, um ihn zu vertreiben und uns den Weg zu eröffnen.

Am 9ten traf der König in Popoli ein, von wo er die Gebirge auf der Straße nach Aquila recognoscirte; er traf 3 Meilen von Popoli auf feindliche Posten, aber es fand kein Gefecht Statt.

Am 10ten blieb der König in Solmona über Nacht und am 11ten, als er il Piano di Cinque Miglia passirte, um sich nach Castel di Sangro zu begeben, traf er auf einen Courier, der ihm die Ankunft des Generals Belliard meldete. Dieser General, sein alter Waffengefährte, sein Freund, der Chef seines Generalstabes in fast allen Feldzügen, war vom Kaiser an den König von Neapel abgeschickt und erwartete ihn in Castel di Sangro. Der König schloß sich mit ihm ein und sie brachten fast die ganze Nacht mit einander zu.

Unſer Rückzug begann am andern Tag wieder.

Das Hauptquartier des Königs war am 12ten in Iſernia, am 13ten in Vinafro, am 14ten und 15ten in Calvi.

Am 16ten in Santo-Leucio. Die 4te Diviſion unter Macdonalds Befehl ſtand an dieſem Tag in Mignano; die erſte an der Verbindungsſtelle der Straße von Capua; die Cavallerie-Diviſion zwiſchen Capua und Neapel; das ganze erſte Lancierregiment in der Hauptſtadt.

Am 17ten gegen Tages Anbruch meldete ein vom General Macdonald abgeſendeter Offizier dem König, daß der Feind in der vergangenen Nacht die Vorpoſten der 4ten Diviſion angegriffen habe; daß dieſe ſich in Unordnung auf ihr Corps, das auf der Landſtraße von Mignano gehalten habe, zurück gezogen hätten; daß die ganze Diviſion im Augenblick in Unordnung gerathen ſei; und daß ſich nur ein Theil derſelben hinter der Diviſion Caraſcoſa wieder geſammelt habe, die ſich noch immer gut hielte.

Am 17ten blieb der König in Santo-Leucio, und am 18ten um 6 Uhr Abends traf er von ſeiner gewöhnlichen Dienerſchaft und ſeiner Eskorte begleitet, unter dem gebräuchlichen Ruf Viva Gioachino! in Neapel ein.

Am 19ten ſchiffte er ſich mit einigen Hausoffizieren in Miniscola ein.

Claudine.

Doch ich begreife nicht, wie du ſo leicht
Das alles nimmſt.

Lucinde.

Das überlaß nur mir!

Claudine.

Doch ſage ſchnell, wie ging es immer zu?

Lucinde.

Was weißt du dran! Genug, es iſt geſchehn.
Wenn ich auch ſagte, daß an einem Abend
Ich durch das Wäldchen ging, nichts weiter denkend,
Daß ſich ein Mann mir in den Weg geſtellt,
Und mich gegrüßt und angeſehen, wie
Ich ihn, und daß er bald mich angeredet,
Und mir geſagt: er folge hier und da
Auf meinen Schritten mir ſchon lange nach,
Und liebe mich, und wünſche, daß ich ihn
Auch lieben möge. Nicht? das klingt denn doch
Sehr wunderbar?

Am 20ſten unterzeichneten die Generale Carascoſa und Coletta in Caſa-Lanza bei Capua mit den öſtreichiſchen Generalen Neiperg und Bianchi eine Convention, deren Inhalt ungefähr folgender iſt.

1) Es wurde ein Waffenſtillſtand zwiſchen den neapolitaniſchen und alliirten Truppen abgeſchloſſen.

2) Alle feſten Plätze, Citadellen, Forts und Arſenale, die vor der Unterzeichnung dieſer Convention noch nicht capitulirt hätten, mußten den alliirten Truppen überliefert werden, die im Namen S. M. des Königs Ferdinand IV. Beſitz davon ergriffen.

3) Die Feſtungen Gaeta, Pescara und Ancona blieben auf die Erklärung des General Carascoſa, daß ſie nicht unter ſeinem Befehl ſtänden, in dieſer Convention unberückſichtigt.

4) Die Stadt Capua ſollte am andern Tag Vormittags beſetzt werden, die Hauptſtadt am Abend desſelben Tages und die im ſüdlichen Theil des Königreichs gelegenen Feſtungen nach einander an dem für jede feſtgeſetzten Tag.

5) Der General Carascoſa machte ſich verbindlich, die Ruhe in Neapel bis zum Einzug der Alliirten zu erhalten.

6) Die Kriegsgefangenen sollten gegenseitig ausgewechselt werden.

Die östreichische Armee rückte wirklich am 21sten Mai in Neapel ein, in Folge dieser Conventien, durch welche bloß für die Interessen der Neapolitaner gesorgt war, nicht aber für die fremden Offiziere und Soldaten, die sich damals in neapolitanischen Dienst befanden, und an die man gar nicht gedacht hatte; sie wurden als Kriegsgefangene behandelt und nach Östreich abgeführt.

Was mich betrifft, sagte der Offizier beim Schluß seiner Erzählung, trotz meiner außerordentlichen Verehrung gegen den Kaiser Franz, hatte ich nicht die geringste Lust, die Kerker zu bewohnen, in welche seine ganz väterliche Regierung die Kriegsgefangenen gewöhnlich einsperrt; ich suchte einen Genueser Capercapitän auf, der in Neapel wohnte, und bei dem ich 2 Jahre im Quartier gelegen hatte; dieser brave Mann nahm mich auf und verbarg mich 8 Tage lang, nach welcher Zeit er mich auf ein sicilianisches Fahrzeug brachte, mit dem ich nach Malta fuhr. Von dort reiste ich nach einiger Zeit auf diese wahrhaft gastfreundliche Insel zu einem unserer braven Kameraden, der bei Mosaisk verwundet wurde und dem ich auf unserm unglücklichen Rückzug von Moskow bedeutende Gefälligkeiten erzeigt habe; er nahm mich als

Bruder auf und seit jener Zeit haben wir uns nicht wieder getrennt."

NB. Obgleich diese letzte Piece der historischen Erläuterungen auf den ersten Blick den Memoiren des Sergent fremd zu seyn scheint, so glaubten wir doch, sie in ihrer ganzen Ausdehnung mittheilen zu müssen, weil sie verbunden mit der Piece 1 der Note D die geschichtliche Darstellung der persönlichen Ereignisse des Exkönigs von Neapel vervollständigt.

Außerdem wird sie zur Berichtigung der Meinung derer dienen, die ein eben so schlecht geschriebenes als schlecht gedachtes Werk in zwei Bänden unter dem Titel: Campagne des Autrichiens contre Murat en 1815, Brüssel 1821, von einem angeblichen Augenzeugen gelesen haben. Dieß Werk verdient übrigens keine Widerlegung; man braucht es bloß zu durchlaufen, um sich zu überzeugen, daß es nichts als eine kalte Lobrede auf Östreich und dessen Armeen ist, und fast eben so viel Irrthümer und Lügen enthält, als es Thatsachen erzählt.

(Note des Herausgebers.)

KUPFERSAMMLUNG

zu

GÖTHE's sämmtlichen Werken

in vierzig Blättern.

Erste bis Fünfte Lieferung:

Tab. 1 bis 25.

zum 1. bis 25. Bande der Werke.

Preis jeder Lieferung.

Zur Taschen Ausgabe 8 gr. od. 30 kr.

— Octav Ausgabe 12 „ „ 54 kr.

LEIPZIG.

FRIEDRICH FLEISCHER.

1829.

Claudine.

Gewiß!

Lucinde.

Und doch so ist's.
Er stand vor mir; ich sah ihn an, wie ich
Die Männer anzusehn gewohnt bin, dachte
Denn doch, es sey das klügste, nach dem Schlosse
Zurückzugehn, und unterm Überlegen
Sah ich ihn an, und es gefiel mir so
Ihn anzusehn. Ich fragt' ihn, wer er sey?
Er schwieg ein Weilchen; dann versetzt' er lächelnd:
„Nichts bin ich, wenn du mich verachtest; viel,
Wenn du mich lieben könntest. Mache nun
Aus deinem Knechte was du willst!" Ich sah'
Ihn wieder an, und weiß doch nicht, was ich
An ihm zu sehen hatte. G'nug, ich sah'
Hinweg, und wieder hin, als wenn ich mehr
An ihm zu sehen fände.

Claudine.

Nun, was ward
Aus Sehn und Wiedersehn?

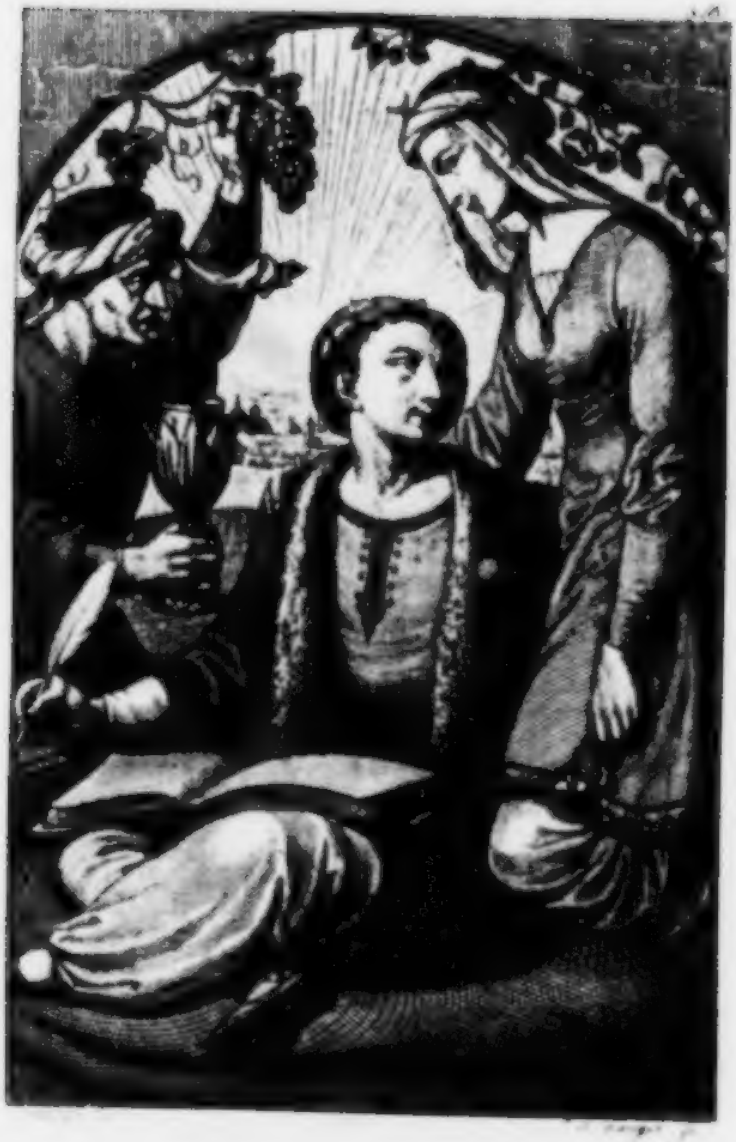

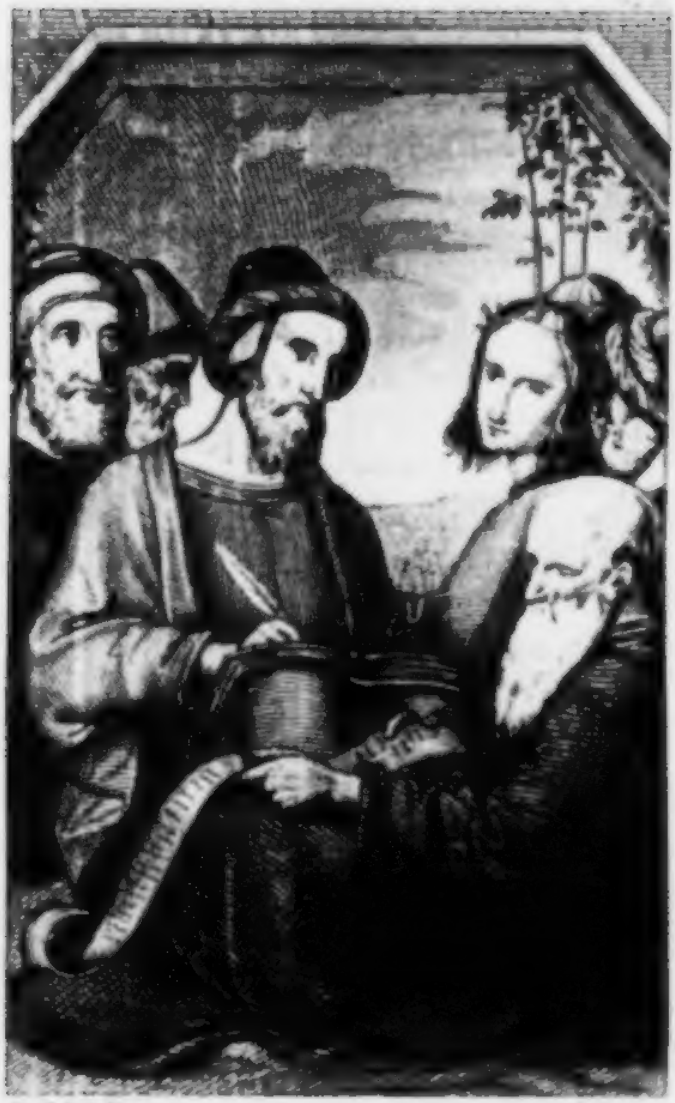

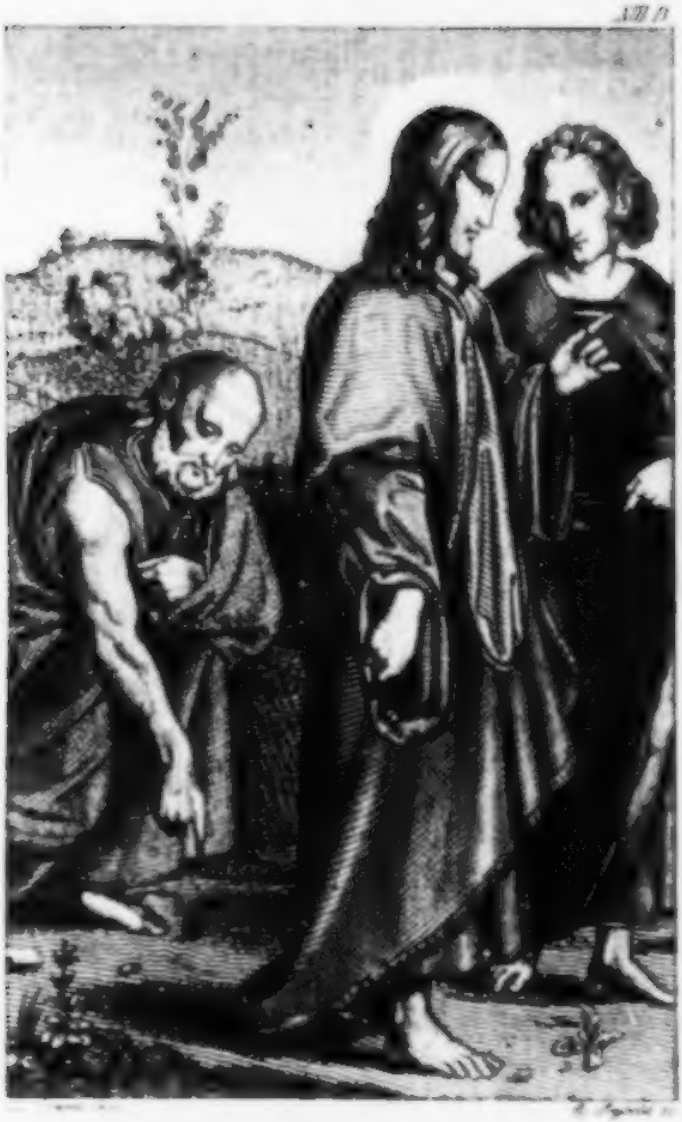

Lucinde.

Ja, daß ich nun
Ihn ſtets vor Augen habe, wo ich gehe.

Claudine.

Erzähle mir zuerſt, wie kamſt du los?

Lucinde.

Er faßte meine Hände, die ich ſchnell
Zurückzog. Ernſt und trocken ſagt' ich ihm:
„Ein Mädchen hat dem Fremden nichts zu ſagen,
Verlaßt mich! Wagt es nicht mir nachzufolgen!“
Ich ging, er ſtand. Ich ſeh' ihn immer ſtehen,
Und blicke da und dorthin, ob er nicht
Mir irgendwo begegnen will.

Claudine.

Wie ſah
Er aus?

Lucinde.

Genug, genug! und laß, Geliebte,
Mich meine Schuldigkeit nicht heut verſäumen.
Dein Vater will, daß alle ſeine Leute
Mit einem Tanz und Mahl ſich heute freun.

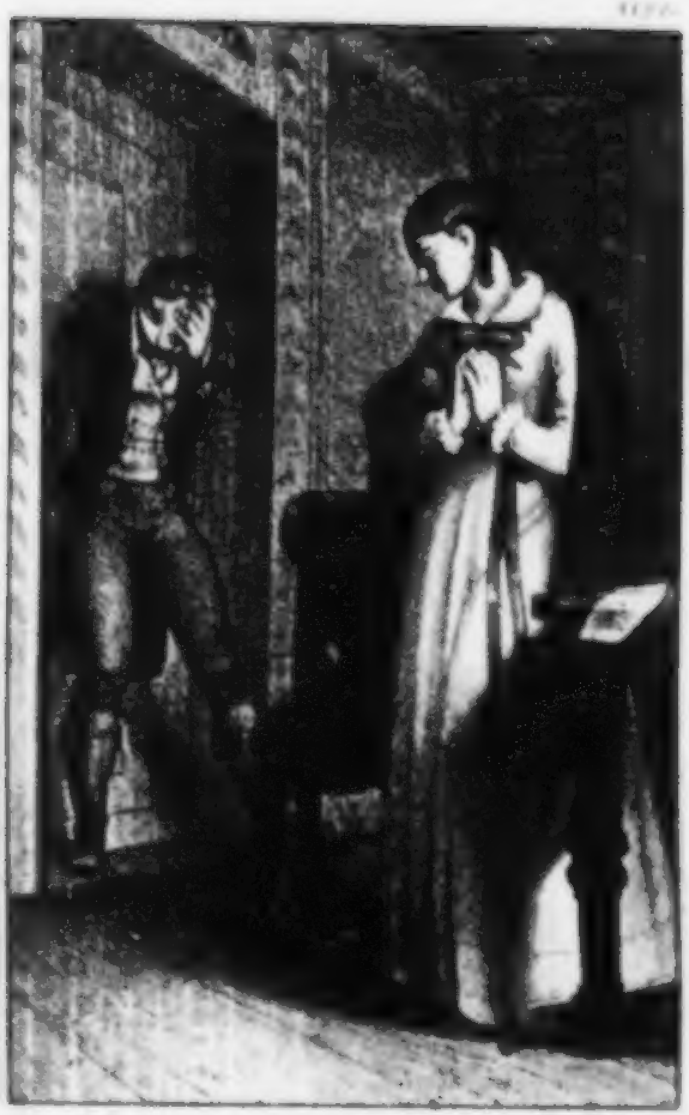

Er hat mir aufgetragen, wohl zu ſorgen,
Daß alles werde wie er gerne mag.
Es wäre ſchlimm, wenn ich an deinem Feſte
Zuerſt die Pflicht verſäumte, die ich lang'
Mit freher Treue leiſten konnte. Nun,
Leb' wohl. Ein andermal! — Nun ſieh dich um!
Wie biſt du denn? Du haſt die ſchönen Sachen
Kaum eines Blicks gewürdigt. Hier iſt Stoff,
Ein Dutzend Mädchen lang' zu unterhalten.

ab.

Claudine allein.

Sie beſieht unter dem Ritterneu die Geſchenke, und tritt zuletzt mit Pedro's Strauß, den ſie die ganze Zeit in der Hand gehalten, hervor.

Alle Freuden, alle Gaben,
Die mir heut gehuldigt haben,
Sind nicht dieſe Blumen werth.
Ehr' und Lieb' von allen Seiten,
Kleider, Schmuck, und Koſtbarkeiten,
Alles was mein Herz begehrt;
Aber alle dieſe Gaben
Sind nicht dieſe Blumen werth.

Nachweisung der Blätter zur

Kupfersammlung zu Göthes Werken.

1ter bis 5ter Lieferung.

№	Bd.	Text	Zeichner	Kupferstecher.
1		Erlkönig	M. Retzsch	Fleischmann.
2		Philomele	Nöle	Leybold.
3		1te Ballade, Herein o du Guter:	Bieder	Passini.
4		Weimarsches Maskenfest	J. v. Hempel	L. Beyer.
5		Divan 1r Theil	Eichholzer	Langer.
6		Divan 2r Theil	Eichholzer	Leybold.
7		Mohamet	L. Schnorr	Axmann.
8		Götz v. Berlichingen	L. Schnorr	Axmann.
9		Tasso	Nöle	H. Meyer.
10		Erwin und Elmire	L. Schnorr	Dübler.
11		Die Fischerin	J. v. Hempel	L. Beyer.
12		Faust.	M. Retzsch.	Wagner.
13	a)	Legende v. St. Petrus	J. v. Hempel	Leybold.
	b)	Des Epimenides Erwachen	Schwind	L. Beyer.
14		Bürgergeneral	L. Schnorr	Leybold.
15		Die Ausgewanderten	Eichholzer	Leybold.
16		Werther	Schwind	Axmann.
17		Wahlverwandschaften.	Schwind	Stober.
18		W. Meister Lehrjahre 1r	Nöle	Wagner.
19		W. Meister Lehrjahre 2r	Schwind	H. Meyer.
20		W. Meister Lehrjahre 3r	L. Schnorr	Leybold.
21		Wanderjahre 1r	L. Schnorr.	Oberthür.
22		Wanderjahre 2r	Nöle.	Oberthur.
23		Wanderjahre 3r	M. Retzsch.	Schwerdgeburth.
24		Aus m. Leben 1r	Nöle.	Oberthür.
25		Aus m. Leben 2r	Nöle.	L. Beyer.

KUPFERSAMMLUNG

(oder 40 Tafelkupfer)

zu

GÖTHE's WERKEN.

Sechste Lieferung:

für beide, bei Gebrüder Frommann und Friedrich Frommann früher erschienenen Sammlungen, als alleinige Fortsetzung gültig.

25s Bl. ges. v. M. *Retzsch* gest. v. *Wagner*.
27s — — — *L. Schnorr* g. v. *Oberthür*.
28s — — — *L. Schnorr* gest. v. *Leybold*.
29s — — — *Thomas* gest. v. *Dubler*.
30s — — — *Rosmäsler* gest. v. *Wagner*.

Subscriptionspreise:

jede Lieferung erste Drücke in gr. Octav 12 gr. oder 54 kr.
— — — in Duodez 8 gr. oder 36 kr.

LEIPZIG, 1829.
Friedrich Frommann.

Le Triomphe de Vénus

Barbarossa Rises

Und darfst du diesen Undank dir verzeihen?
Was ein geliebter Vater heut gereicht,
Was Freunde geben, was ein kleines Volk
Unschuldig bringt, das alles ist wie nichts,
Verschwindet vor der Gabe dieses neuen
Noch unbekannten Fremden. Ja es ist,
Es ist geschehn! Es ruht mein ganzes Herz
Nun auf dem Bilde dieses Jünglings; nun
Bewegt sich's nur in Hoffnung oder Furcht,
Ihn zu besitzen oder zu verlieren.

Pedro.

Verzeih', daß ich dich suche: denn es ist
Nicht Schuld, noch Wille. Jene strenge Macht,
Die alle Welt beherrscht, und die ich nur
Von Dichtern mir beschreiben ließ, ergreift
Mich nun, und führt mich, wie der Sturm
Die Wolken, ohne Rast zu deinen Füßen.

Claudine.

Ihr kommt nicht ungelegen; mit Entzücken
Betracht' ich hier die Gaben, die mir heut
So schöne Zeugen sind der reinsten Liebe.

Bei dem Verleger sind noch erschienen:

	Thlr.	Gr.
Kupfersammlung zu Schillers Werken 10 Blätter	1	8
— — zu den 6 Supplementbänden zu Schillers Werken 6 Blätter	—	12
— — zu Göthes Werken 23 Blätter nach Rambergschen Zeichnungen	1	16
— — zu Wielands Werken mit einem Erklärungsblatte 32 Blätter	4	18
— — zu Klopstocks Werken 12 Blätter	1	—
— — zu Shakespeares Werken 10 Blätter	1	8
— — zum Conversations-Lexikon (12 schöne Portraits berühmter Männer)	1	4

KUPFERSAMMLUNG

(oder 40 Titelkupfer)

zu

GÖTHE's WERKEN.

Siebente Lieferung:

für beide, bei Gerhard und Friedrich Fleischer früher erschienenen Sammlungen, als alleinige Fortsetzung gültig.

28s Bl. gez. v. *I. Schnorr* gest. v. *Leybold* (als Rest zur 6ten Lieferung)

31s Bl. gez. v. *Ramberg* gest. v. *Oberthür*.

32s — — — *Ramberg* gest. v. *Wagner*.

33s — — — *Ramberg* gest. v. *Walther*.

34s — nach einem alten Bilde gest. v. *Wagner*.

35s — gez. v *Geissler* gest. v. *Wagner*.

Subscriptionspreise:

jede Lieferung erste Drücke in gr. Octav 12 gr. oder 54 kr.

— — — in Duodez 8 gr. oder 36 kr.

LEIPZIG, 1830.

Friedrich Fleischer.

BENVENUTO CELLINI.

Jean Benvenuto Cellini à Selon ce Rit

Bei dem Verleger sind noch erschienen:

	Thlr.	Gr.
Kupfersammlung zu Schillers Werken 18 Blätter.....	1	8
— — zu den 6 Supplementbänden zu Schillers Werken 6 Blätter.....	—	12
— — zu Göthes Werken 25 Blätter nach Rambergschen Zeichnungen	1	16
— — zu Wielands Werken mit einem Erklärungsbande 52 Blätter....	4	18
— — zu Klopstocks Werken 12 Blätter	1	—
— — zu Shakspeares Werken 19 Blätter.....	1	8
— — zum Conversations-Lexikon (12 schöne Portraits berühmter Männer).....	1	4

Auflage 175

H

KUPFERSAMMLUNG

(oder 40 Titelkupfer)

zu

GÖTHE's WERKEN.

Achte Lieferung:

für beide, bei GERHARD und FRIEDRICH FLEISCHER früher erschienenen Sammlungen, als alleinige Fortsetzung gültig.

36s Bl. ges. v. *Geissler* gest. v. *Bauer*.
37s — — — *Geissler* gest. v. *Fleischmann*.
38s — — — *Geissler* gest. v. *Wagner*.
39s — — — *Geissler* gest. v. *Mayer*.
40s — — — *Ramberg* gest. v. *Schwerdgeburth*.

Subscriptionspreise:

jede Lieferung erste Drücke in gr. Octav 12 gr. oder 54 kr.
— — — in Duodez 8 gr. oder 30 kr.

LEIPZIG, 1830.
FRIEDRICH FLEISCHER.

Pedro.

Glückſel'ge Blumen, welcher ſchöne Platz
Iſt euch gegönnt! Ihr bleibt, und ich muß gehn.

Claudine.

Sie welken, da ihr bleibt.

Pedro.

Was ſagſt du mir!

Claudine.

Ich wollte, daß ich viel zu ſagen hätte,
Allein es iſt umſonſt. Mein Vater hält
Euch länger nicht; er glaubt vielleicht, ihr ſolltet
Recht eilen. Nun er iſt ein Mann; er hat
Gelernt, ſich eine Freude zu verſagen,
Doch wir, wir andre Mädchen, möchten gern
Uns eurer Gegenwart noch lange freuen.
Es iſt ein ander, froher Leben, ſeit
Ihr zu uns kamt. Iſt's denn gewiß,
Gewiß ſo nöthig, daß ihr geht?

Pedro.

Es iſt.
Und würd' ich eilen, wenn ich bleiben könnte?

Das Thalestrateuchen Gemälde

Bei dem Verleger sind noch erschienen:

	Thlr.	Gr.
Kupfersammlung zu Schillers Werken 18 Blätter.....	1	8
— — zu den 6 Supplementbänden zu Schillers Werken 6 Blätter.....	—	12
— — zu Göthes Werken 25 Blätter nach Rambergschen Zeichnungen	1	16
— — zu Wielands Werken mit einem Erklärungsbande 52 Blätter....	4	18
— — zu Klopstocks Werken 12 Blätter	1	—
— — zu Shakspeares Werken 19 Blätter.....	1	8
— — zum Conversations - Lexikon (12 schöne Portraits berühmter Männer).....	1	4

KUPFERSAMMLUNG

(oder Titelkupfer)

zu

GÖTHE's WERKEN.

Neunte

oder der Supplemente

Erste Lieferung.

Nach Zeichnungen von Moritz Retzsch.

41s Bl. (Suppl. 1.) gest. von *Langer.*
42s Bl. (Suppl. 2.) gest. von *Kissner.*
43s Bl. (Suppl. 3.) gest. von *Leop. Beyer.*
44s Bl. (Suppl. 4.) gest. von *D. Weiss.*
45s Bl. (Suppl. 5.) gest. von Schwarzburth.

Subscriptionspreise

für die 9te, 10te und 11te Lieferung oder 1ste bis 3te Lieferung der Supplemente:

Erste Drücke in gr. Octav 1 Thlr. 12 Gr.
Duodez Ausgabe ..... 1 „ — „

LEIPZIG, 1833.
Friedrich Fleischer.

Mein Vater ſtarb; ich habe ſeine Güter
Auf dieſer ſchönen Inſel nun bereiſ't.
Er ſah ſie lang' nicht mehr, ſeitdem der König
Ihn mit beſondrer Gnade feſtgehalten.
Ich darf nicht meinen Urlaub überſchreiten:
Schon kenn' ich alles was das Haus beſitzt;
Ich wäre reich, wenn nach des Vaters Willen
Ich alles für das Meine halten könnte.
Allein ich bin der ältſte nicht, und nicht
Der einzige des Hauſes. Denn es ſchwärmt
Ein ältrer Bruder, den ich kaum geſehen,
Im Reich' herum, und führt, ſo viel man weiß,
Ein thöricht Leben.

Claudine.

Gleicht er euch ſo wenig?

Pedro.

Mein Vater war ein ſtrenger rauher Mann.
Ich habe niemals recht erfahren können,
Warum er ihn verſtieß; auch ſcheint mein Bruder
Ein harter Kopf zu ſeyn. Er hat ſich nie
In dieſen Jahren wieder blicken laſſen.

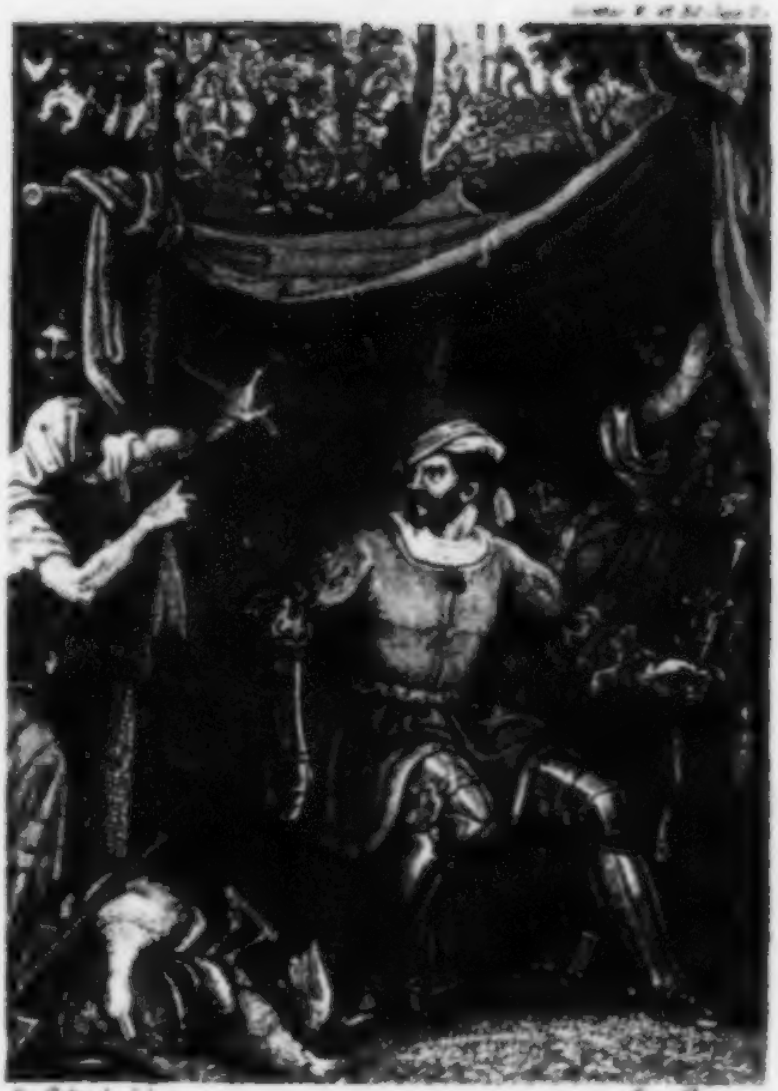

NACHRICHT.

Den Wünschen einer grossen Anzahl von Abonnenten auf die Kupfersammlung zu Göthe's Werken nachgebend, hat der unterzeichnete Verleger sich entschlossen, auch zu den noch erscheinenden

FUNFZEHN SUPPLEMENT-BANDEN

Kupfer zeichnen und stechen zu lassen. Der gegenwärtigen ersten Lieferung wird die 2te von ebenfalls 5 Blättern im November d. J. und die letzte zu Ostern 1834 nachfolgen.

Man wird hoffentlich mit der Ausführung nicht unzufrieden sein, und gewiss den Verleger für die verhältnissmässig sehr grossen Kosten bei so geringem Preise, durch eine zahlreiche Subscription, sicher stellen.

Von den früheren 40 Kupfern sind fortwährend Exemplare zu haben, so dass alle 55 Kupfer in 11 Heften vollständig von

5 Thlr. 12 Gr. in gr. Octav,
8 „ 16 „ in Duodez

kosten.

Leipzig, den 1. September 1834.

FRIEDR. FLEISCHER.

H

KUPFERSAMMLUNG

(oder Tiefdrucke)

zu

GÖTHE's WERKEN.

Zehnte

oder der Supplemente

Zweite Lieferung.

Nach Zeichnungen von Moritz Retzsch.

46e Bl. (Suppl. 6.) gest. von *Schwerdgeburth.*
47e Bl. (Suppl. 7.) gest. von *Leop. Berger.*
48e Bl. (Suppl. 8.) gest. von *Schwerdgeburth.*
49e Bl. (Suppl. 9.) gest. von [illegible]
50e Bl. (Suppl. 10.) gest. von *Schwerdgeburth.*

Subscriptionspreise

für die 9te, 10te und 11te Lieferung oder 1ste bis 3te Lieferung der Supplemente:

Erste Drucke in gr. Octav 1 Thlr. 12 Gr.
Doubez Ausgabe ..... 1 „ — „

LEIPZIG, 1833.
Friedrich Fleischer.

Genug, mein Vater starb, und hinterließ
Mir alles, was er jenem nur entziehn
Nach den Gesetzen konnte; und der Hof
Bestätigte den Willen. Doch ich mag
Das nicht besitzen, was ein fremder Mann
Aus Unvorsichtigkeit, aus Leichtsinn einst
Verlor; geschweige denn mein eigner Bruder.
Ich sucht' ihn auf. Denn hie und da erscholl
Der Ruf, er habe sich mit frechen Menschen
In einen Bund gegeben, schwärme nun
Mit losgebundnem Muthe, seiner Neigung
Mit unverwandtem Auge folgend, froh-
Und leicht-gesinnt am Rande des Verderbens.

Claudine.

So habt ihr nichts von ihm erfahren?

Pedro.

Nichts.
Ich folgte jeder Spur, die sich mir zeigte;
Allein umsonst. Und nun verzweifl' ich fast
Ihn je zu finden, glaube ganz gewiß,
Er ist schon lang' mit einem fremden Schiffe
In alle Welt, und lebt vielleicht nicht mehr.

NACHRICHT.

Den Wünschen einer grossen Anzahl von Abonnenten auf die Kupfersammlung zu Görne's Werken nachgebend, hat der unterzeichnete Verleger sich entschlossen, auch zu den noch erschienenen

FUNFZEHN SUPPLEMENT-BANDEN

Kupfer zeichnen und stechen zu lassen. Der gegenwärtigen ersten Lieferung wird die 2te von ebenfalls 5 Blättern im November d. J. und die letzte zu Ostern 1834 nachfolgen.

Man wird hoffentlich mit der Ausführung nicht unzufrieden sein, und gewiss den Verleger für die verhältnissmässig sehr grossen Kosten bei so geringem Preise, durch eine zahlreiche Subscription, sichert stellen.

Von den früheren 40 Kupfern sind fortwährend Exemplare zu haben, so dass alle 55 Kupfer in 11 Heften vollständig um

5 Thlr. 12 Gr. in gr. Octav,
3 „ 16 „ in Duodez

kosten.

Leipzig, den 1. September 1833.

FRIEDR. FLEISCHER.

KUPFERSAMMLUNG

(oder Titelkupfer)

zu

GÖTHE's WERKEN.

Eilfte

oder der Supplemente

Dritte Lieferung.

51s Bl. (Suppl. 11) gest. von *Böhm.*
52s Bl. (Suppl. 12) gest. von *Böhm.*
53s Bl. (Suppl. 13) gest. von *Schwerdgeburth.*
54s Bl. (Suppl. 14) gest. von *Schwerdgeburth.*
55s Bl. (Suppl. 15) gest. von *Eisner.*

Die Schwierigkeiten einen bildlichen Stoff aus dem wissenschaftlichen Inhalte dieser Bände zu finden, gab die Veranlassung, an diese Stelle lieber aus dem reichen Schatze der Frühern zu wählen, wie dieß auch bei frühern ähnlichen Sammlungen geschehen ist.

Preise

der aus vollständigen Sammlung von 55 Blättern:

Erste Drücke in gr. Octav 5 Thlr. 12 Gr.
Duodez-Ausgabe . . . . . 3 „ 16 „
Einzelne Hefte 12 und 8 Groschen.
Einzelne Blätter 2 Groschen.

LEIPZIG, 1834.
Friedrich Fleischer.

F
S 3461

Tom. Gulliver. Sewn

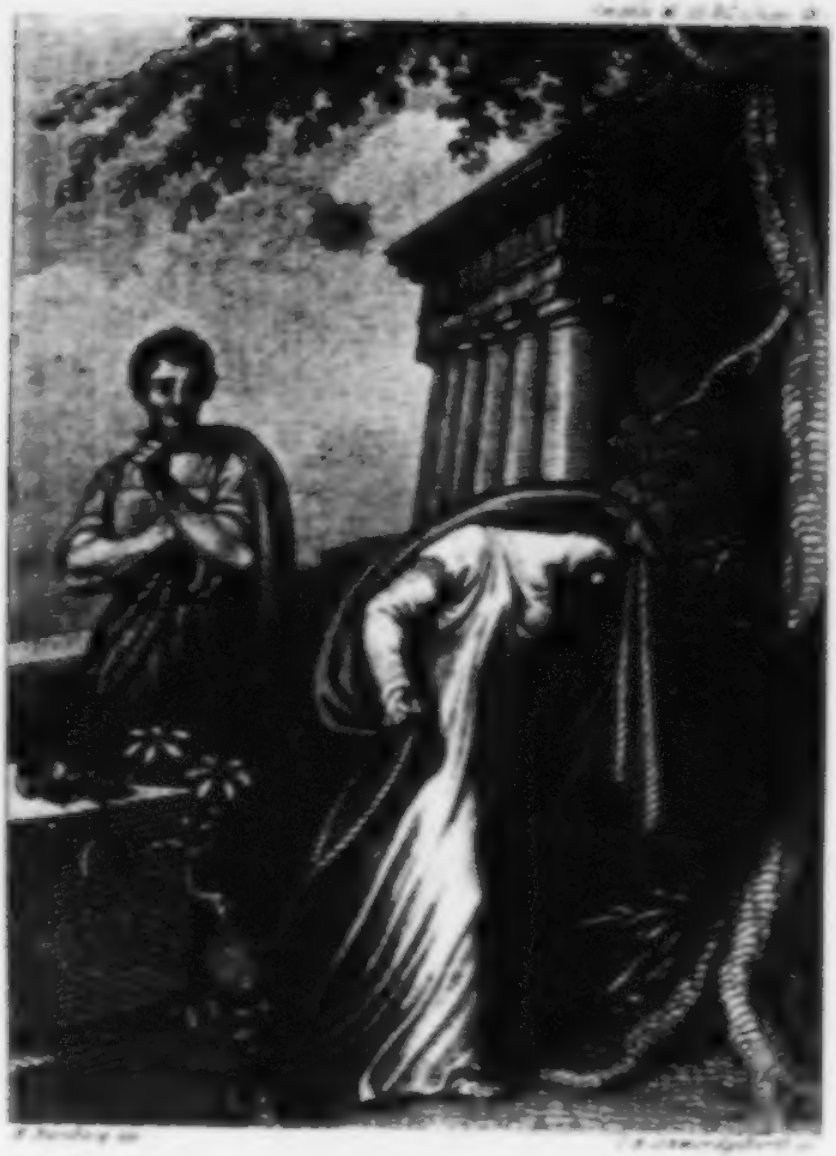

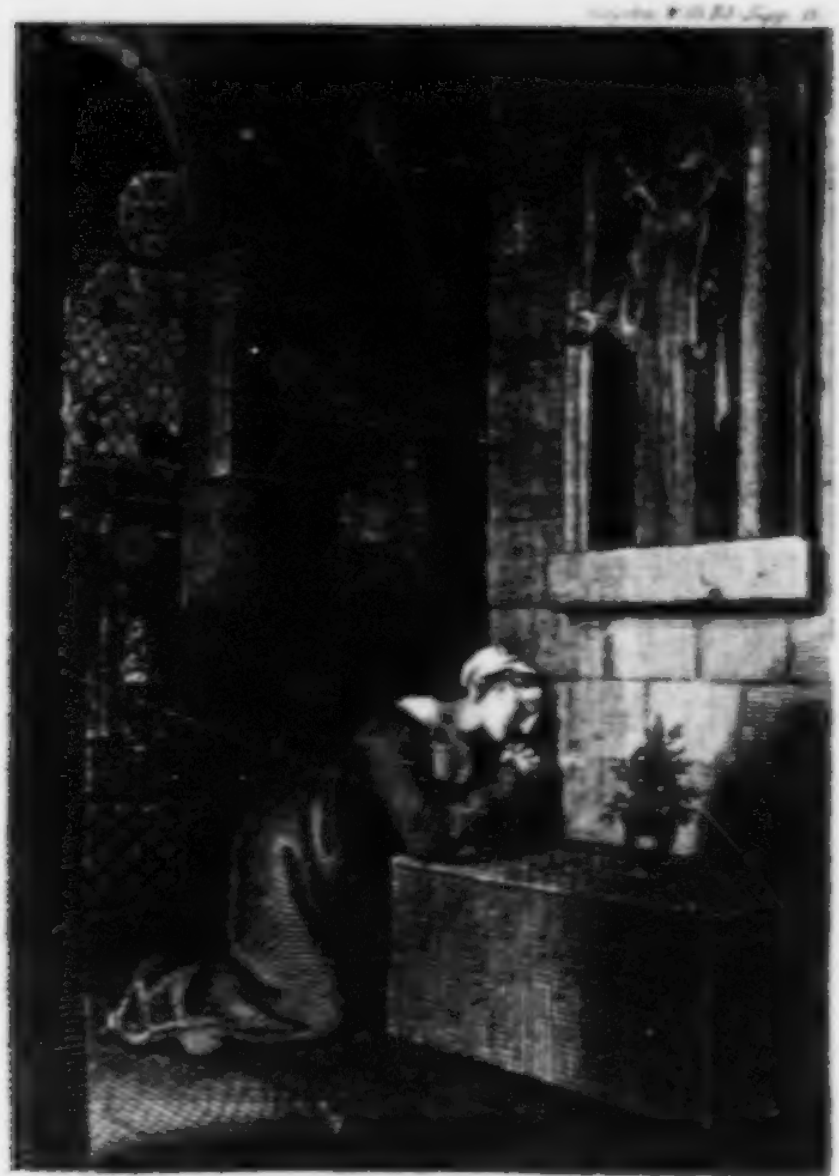

Faust

Claudine.

So wird denn auch ein Meer uns trennen; bald
Wird euch der Glanz des Hofes dieſe ſtille
Verlaßne Wohnung aus den Augen bleiben.
Ich möchte gern nichts ſagen, möchte nicht
An euch zu zweifeln ſcheinen.

Pedro.

Nein, o nein!
Mein Herz bleibt hier; und wenn ich eilen muß,
So eil' ich gern, um ſchnell zurück zu kehren.
Ich ſage dir kein Lebewohl; kein Ach
Sollſt du vernehmen: denn du ſiehſt mich bald,
Und würdiger vor dir. Und was ich bin,
Was ich erlange, das iſt dein. Geliebte,
Ich dränge mich zur Gnade nicht für mich!
Nimm deinem Freunde nicht den ſichern Muth,
Sich deiner werth zu machen. Der verdient
Die Liebe nur, der um der Ehre willen
Im ſüßen Augenblicke von der Liebe
Entſchloſſen-hoffend ſich entfernen kann.

Weimar 7. Nov
1825.

Goethe

J. W. v. Goethe's

sämmtliche Werke.

Wohlfeile Volksausgabe.

Vollständig in zwölf Bänden.

Mit

Kupfern, dem lithographirten Bildniße des Verfaſſers, critiſchen Ueberſichten und erläuternden Anmerkungen zu jedem Band;

ſowie

Goethe's Briefwechſel

mit Schiller, Lavater, Zelter u. ſ. w. im Anzuge enthaltend.

Erſter Band.

Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit.

Leipzig
im Verlag vom Litteratur-Comptoir.

1835.

41a

Bibliothek der
Goethegesellschaft

Einleitung.

Es hatte ſich eine Geſellſchaft von Freunden, alle ungefähr gleichen Alters, gefunden und zu einander gebildet, die ſich wöchentlich und auch öfter verſammelten, um über Gegenſtände des Wiſſens und der Litteratur zu ſprechen, neue merkwürdige Productionen oder alte, die ihnen lieb waren, vorzuleſen, zu ſtreiten, ihre Gedanken zu entwickeln und ſich gegenſeitig zu ſtärken und zu belehren. Es zeigte ſich bald, daß ſie in einem Mittelpunct der Verehrung und Liebe zuſammentrafen, und daß ſie nicht müde wurden, die Werke unſers größten Deutſchen Dichters, Goethe's, zu genießen, zu prüfen, ſich anzueignen und alle ſich in neues Licht und neue Beziehungen zu ſtellen. Menſchen von Gemüth und Enthuſiasmus können aber unmöglich, ſo einig ſie auch ſein mögen, einen geliebten Gegenſtand auf eine und dieſelbe Weiſe betrachten; denn jeder Geiſt eignet ſich die Werke der Poeſie auf eine ihm eigenthümliche und ihm geziemende Weiſe an, und aus den verſchiedenen Richtungen, den mannigfaltigen Meinungen und Gefühlen, in die ſich ein Meiſterwerk den Genießenden aus einander legt, und die es ihnen erregt, erzeugt ſich, wenn dieſe Geſinnungen verſtändig ausgeſprochen werden können, erſt für jeden der Hörenden die wahre Fülle, und oft aus dem Widerſpruch das Einverſtändniß. Auf gewiſſe Weiſe empfängt das Werk ſelbſt von den Genießenden, und ſo kann es wohl gelingen und zutreffen, daß eine individuelle Critik dem mitwiſſenden Freunde nachher unablöslich zur poetiſchen Production mit gehört. Wird von bedeutenden, verehrten Männern Dergleichen zuweilen durch den Druck bekannt, ſo erleben auch Viele des großen Publicum's etwas Aehnliches, und die Bereicherung des Sinnes, die Erhöhung des individuellen Lebens wird gerade am Meiſten durch ſcharfes Urtheil, genialen Widerſpruch, wunderbares Mißverſtändniß und überraſchendes Verſtändniß, das oft wie durch Zauber das rechte Wort findet, bewirkt. Geſchähe es immerdar, was nur ſeltene Ausnahme iſt, daß jedes Urtheil ein bewegenes, erlebtes, ganz eigenthümliches wäre, ſo wäre unſere Critik auch ſchon längſt ganz eine andere in Kraft und Geſundheit geworden, die jetzt nur ein ſo kümmerliches Daſein dahinſchleppt. Denn es iſt weder zu verkennen noch abzuläugnen, daß das Meiſte, was ſich in unſern Tagen für Critik ausgibt, nur Leidenſchaft der Partei iſt, oder leidet gefaßtes Vorurtheil, ein Schmeicheln der Menge und ihrer Unwiſſenheit, oder höchſtens das Abſprechen einer philoſophiſchen Syſtem-Sucht, die, ohne allen Kunſtſinn und Kenntniß, das Größte wie das Kleinſte nach ihrem kurzſichtigen Eigenſinn ſtellen und deuten will.

In dieſer Geſellſchaft, welche man den Goethe'ſchen Club hätte nennen können, zeichnete ſich der eine Freund durch eine unbedingte und unerſchütterliche Verehrung des großen Dichters aus, weßhalb ihn die übrigen auch nur den Rechtgläubigen oder Orthodoxen zu nennen pflegten.

Dieſer behauptete immer mit Recht, daß ein unbedingter Glaube, eine Hingebung in Liebe, das erſte und nothwendigſte Erforderniß ſei, um einen großen und ächten Dichter zu verſtehen; daß auch der beſte Leſer, wenn ihm Zweifel und Schwierigkeiten aufſtießen, wohl an ſich und ſeiner Einſicht, niemals aber an dem Autor zweifeln müſſe, welches um ſo weniger bei einem Goethe paſſe, deſſen ganzes Leben und Wirken gediegen aus einem Stücke ſei, und den man alſo nie hier und da tadeln könne, ohne zugleich da zu zerſtören, wo man noch eben bewundert habe.

Ein zweiter Freund, den man den Paradoxen nannte, wenn er mit dieſer Behauptung auch im Weſentlichen einverſtanden war, meinte dennoch, wenn der große Dichter unſern Sinn aufſchließe und bilde, ſo müſſe man ſich doch am Meiſten davor hüten, daß dieſe An- und Umbildung nicht ein bloßes Echo der fremden Seele werde, wodurch das Verſtändniß in Gefahr komme, nur ein eingebildetes und ſcheinbares zu ſein. Das Kunſtwerk müſſe ſich freilich aus ſich ſelbſt erklären, und ein zu früher Zweifel, eine voreilige Critik zerſtöre jedes Verſtändniß, und ſei der Unverſtand ohne Weiteres; aber nie müſſe die eigene Selbſtheit, die urſprüngliche Natur des Bewunderers aufgehoben werden; und meldeten ſich immer wieder, und in allen Stimmungen und Lebens-Epochen dieſelben Zweifel, ſo müßten dieſe ebenfalls zur Klarheit und zum durchdringenden Verſtändniß erhoben werden, weil in ihnen wahrſcheinlich ebenfalls ein anderes, wohl noch höheres Kunſtgeſetz verborgen liege, das der Befreiung harre. Da dieſer Freund zugleich der Aeltere war, ſo machte er ſeine Critik oft gegen ſeinen Lieblingsdichter geltend, und weil Dieß mit Hartnäckigkeit geſchah, der Eiferer auch im Widerſpruch wohl übertrieb, ſo nannte die Verſammlung ihn zuweilen auch im frohen Streite den Ketzer.

Ein dritter Stimmführer wurde der Hiſtoriker genannt. Er wollte den Streit faſt immer durch die Behauptung ausgleichen, daß ein großer Autor nicht bloß als Dichter, ſondern zugleich immer als Menſch müſſe betrachtet werden. Was im Dichter nicht aufgehe und ganz verſtändlich ſei, bliebe immer doch an der hiſtoriſchen Perſon merkwürdig, ja der Widerſpruch, die Schwäche und Laune ſeien ihm eben ſo lieb, als das Vortreffliche, das allgemein anerkannt werde; und die höhere und ohne Zweifel intereſſantere Betrachtung einer ſo großen Erſcheinung ſei ohne Zweifel die, von Fehler und Tugend, Vollendung oder Schwäche gar nicht mehr zu reden, ſondern Alles an ihr in einem nothwendigen, geſchichtlichen Zuſammenhange zu ſehen; dann erhalte auch das Kleinſte Bedeutung.

Zwei jüngere Freunde, die man nur den Vermittelnden und den Frommen nannte, waren in der Geſellſchaft weniger laut und redſelig. Der Letzte mochte ſelbſt den leiſeſten und fernſten Tadel ſeines Lieblings nicht geſtatten, und glich Alles mit der Schönheit des Gemüthes aus, die in allen Productionen des Gefeierten den Adel der Geſinnung, der auch die kleinſte durchdringe, ſo glänzend dem Verſtändigen

entgegen leuchte. Der Vermittelnde ſuchte jeden Streit zu ſchlichten (was denn freilich nicht immer gelang), indem er ſtets zu beweiſen ſtrebte, die Verſchiedenheit der Meinung beruhe nur auf Mißverſtändniß der Disputirenden. Andere, die zuweilen noch zugegen waren, führten keinen ausdrücklichen Namen, weil ihre Ueberzeugung bald Dieſem, bald Jenem folgte.

Die Geſellſchaft war verſammelt, und nachdem man den „Götz von Berlichingen" geleſen hatte, ſagte der Paradoxe: „Wie ſchön, daß wir uns dieſe Freude wieder erneuet haben, dieſen Genuß, der mir nie veraltet! In der wiederholten Betrachtung unſers Lieblings und verehrten Meiſters kommt uns immer wieder friſche Jugend entgegen, und wenn ich bedenke, wie viel wir ihm zu verdanken haben, zum Theil die Erkenntniß unſers Lebens und Weſens, ſo wünſche ich, jene dichteriſchen, ewigen, alle Welt durchklingenden Worte zu finden, um der Zeit und den Nachkommen auf eine würdige Art meinen Dank, die Verehrung unſers größten Genius ausſprechen zu können."

Der Rechtgläubige ſtimmte in dieſen Hymnus um ſo lieber ein, weil jener Ketzeriſche nur zu oft durch Widerſpruch den Enthuſiasmus verdankte, in welchem die Uebrigen am Liebſten ihre Meinung über den Dichter vernehmen ließen.

„Nur", fuhr der Paradoxe fort, „ſollten wir uns doch etwas mehr um jene Frühlingszeit der Deutſchen Litteratur bekümmern, als dieſer hochbegabte Jüngling, wie ein Apoll, zürnend und ſiegend, ſcherzend und ernſt, aber immer mit heiter verklärtem Angeſicht unter ſeine ſtaunenden Zeitgenoſſen trat. Ich kann an dieſe Zeit nicht ohne Bewegung denken, als Leſſing, ſchon verfinſtert und gekränkt, dem Schluß ſeiner Lebensbahn nahe war, und Goethe friſche Naturkraft, Luſt, Leben und Poeſie um ſich her ausſtrömte, ſo viele Gemüther entzündete, und ſelbſt das Alter zu neuer Begeiſterung erweckte. Wir haben jene Zeit bald vergeſſen und faſt ganz vernachläſſigt. Den neuern Kritikern und Erzählern iſt faſt nur der ſtehende Beiname der Sturm- und Drang-Periode im Gedächtniß geblieben: den Aeltern von uns hier, die wir damals Kinder waren, und aus unſerer Beſchränkung nach und nach jene Erſcheinungen erlebten; die wir früh entzündet wurden, und, wie unreif auch, zur Partei gehörten, müſſen dieſe faſt wunderbaren Jahre in einem ganz andern Lichte erſcheinen.

Deutſchland war, als ſich die ſchönſte Periode ſeiner Litteratur mit den erſten begeiſternden Werken Goethe's einſtellte, aus einem langen Schlummer, aus einer Trägheit, die alle Kräfte aufzuzehren drohte, durch Friedrich, Voltaire, Leſſing, Klopſtock, Fielding und Sterne, durch That und Rede aufgerüttelt worden.

Die neuere, beſſere Zeit war vorbereitet, ſie konnte wohl nicht ausbleiben; aber es war eine Gunſt des Schickſals, daß ſie von einem ſo hohen Genius, wie Goethe, ausging; daß das Edelſte und Eigenthümlichſte der Deutſchen Natur, das bis dahin gleichſam todt und unerkannt da lag: jene Treuherzigkeit und Kraft, jene biedere Schalkheit, die allein nur, trotz dem Geſchmackleſen, manche unſerer älteſten Autoren liebenswerth machen; die Süßigkeit und reine Unſchuld der Sprache, nebſt der Bedeutſamkeit und Fülle; jenes bewegte, ſchöne Gemüth und tiefgerührte Herz: daß

dieß Alles jetzt zuerſt in Schönheit und Geſtalt aufblühte, und darum auch die ganze Nation ergreifen und entzücken mußte. Denn Klopſtock's großes Talent war mehr Orientaliſch als Deutſch, Wieland mehr Franzoſe, und Leſſing, ſo Deutſch ſein Weſen und Streben war, kein Dichter, worüber man ſich nun endlich, ohne dem großen Manne im Mindeſten dadurch zu nahe zu treten, wohl vereinigen könnte.

Wollen wir unſern Mangel an Einſicht geſtehen, ſo treffen wir eigentlich auf den Punct, wenn wir aufrichtig ſein wollen, daß überall wenig Verſtändniß der Kunſt in allen Zeitaltern anzutreffen ſei. Was die Menge hinreißt und begeiſtert, iſt eben immer etwas Zufälliges, ganz außerhalb dem Dinge ſelbſt Liegendes; und ebenſo bewirkt es Zufall, Laune und Ueberdruß, wenn ſie den gefeierten Genius oder Götzen wieder fallen läßt. Es gibt Kunſt und Wahrheit und einen ächten, unſterblichen Ruhm; aber nur Wenige können das Höchſte faſſen und verkündigen. Wie viele unhaltbare Meinungen und Irrthümer geben in unſerm Vaterlande über Goethe'n, Schiller'n und Jean Paul'n um; wie ſehr wird das Große verkannt und dem Falſchen ſo oft nachgeſetzt; wie findet oft das Geringe, und nicht bloß unter den Schwachen, ſeine Verehrer! Darum ſoll nur der Begeiſterte, der ganz den Dichter in ſich aufnehmen kann, als Critiker ſprechen; aber auch hierin würde ich mißverſtanden werden, weil bei zu Vielen ein aufflackerndes, ſchnell erlöſchendes Feuer den Enthuſiasmus und die Begeiſterung vertreten muß.

Wenn Goethe Alles mehr auf eine unſichtbare, als eine wirkliche Bühne bezieht; wenn es ihm wichtiger iſt, die Stimmungen des Gemüthes, deſſen Verirrungen und die Gefühle des Herzens, die in zarter Wehmuth, in Sehnſucht und Liebe, in Freude und Leid räthſelhaft ſpielen und ſich gegenſeitig durchdringen, mit feſter Hand des reifen Künſtlers zu zeichnen, als eine eigentliche Handlung darzuſtellen, die aus Veranlaſſungen und dem Zuſammentritt verſchiedener Geſtalten und Charactere hervorgeht, und immerdar äußerlich ſichtbar werden muß: ſo iſt er, wie ich es begreife, weit mehr erzählender Romanen- oder Novellen-Dichter, als dramatiſcher. Sagt er doch ſelbſt einmal, (ich weiß nicht, ob mit Recht,) man könne ſich ein Schauſpiel in Briefen denken; daß man ſich aber Erzählungen, Romane in geiſtreichem, wahrem Dialog nicht nur denken könne, ſondern daß ſie wirklich da ſind, und oft muſterhaft. Das haben uns ſchon die Verfaſſer der „Spaniſchen Celeſtina" bewieſen, dann Lope in ſeiner „Dorothea" und manche Andere; die Krone und das claſſiſche Muſter für alle Zeiten werden aber vielleicht die dramatiſchen Gedichte unſers Deutſchen Meiſters bleiben. Denn er hat ſich hier, in ſeinen wahrhaft vollendeten und großen nämlich, eines ſo ſichern und feſten Reichs bemächtigt und es begründet, daß ihm ſchwerlich je ein Anderer darin die oberſte Herrſchaft entreißen wird. Dieſe wunderbare und einzige Darſtellung, in welcher die ſanften, fernen und dunkeln Gefühle in reine Schönheit aufgehen; von den ſüßen, tiefrührenden Liedern und Romanzen an bis zu „Erwin und Elmire" dieſe himmliſche Klarheit der reinen Seele, die gleichſam nackt in der Fülle der Liebe und Unſchuld uns gezeigt wird, in „Gretchen", „Clärchen" und andern Gebilden; dieſes Verſtändniß des Herzens und die Aufdeckung ſeiner Geheimniſſe, wie durch Offen-

barung, und doch ſo einfach und kindlich naiv, zugleich von Scherz umwoben, von Tiefſinn und Weisheit ernſt begleitet, mit tauſend Durchblicken in alle Regionen des Lebens und des Wiſſens hinein: alles Dieß iſt, ſo verbunden und vollendet, früher noch niemals da geweſen, aber Alles characteriſirt auch den ſchildernd erzählenden, den großen Roman-Dichter und Seelenmaler.

Im „Werther" zeigte ſich die ganze ungeheure Macht des jungen Autor's. Vielleicht hat noch niemals ein Buch eine ſolche Wirkung auf eine ganze Nation hervorgebracht. Weſentlich iſt die Form nicht von den Dramen des Dichters verſchieden.

„Iphigenie" und „Taſſo" ſtehen ſcheinbar der Gegenwart ferner; im „Taſſo" aber hat ſich ſo ganz die edelſte Perſönlichkeit des Dichters, gleichſam die geſteigerte Verwandlung des „Clavigo" und ſo manche Schwäche der Menſchheit, in poetiſchem Reiz und Leidenſchaftlichkeit ausſprechen können, daß dieſes Werk, ausgeſtattet mit Lehre und Weisheit, Verſtand und Tiefſinn, der zierlichſten Rede und wahrer Humanität, wohl immer als ein Muſterbild uns und den Fremden, die ſich zur Erkenntniß erheben können, daſtehen wird. Wollten wir die Schönheit des Gemüthes Einem zeigen, der ſie noch nie geſchaut hat, ſo dürften wir ihm nur die „Iphigenie" nennen. Was dieſes Gedicht ſo hoch ſtellt und mit ſüßem Reiz durchdringt, iſt eben, daß es nicht Griechiſch, ſondern ganz Deutſch und Goethiſch iſt. Der Anklang der Vorzeit, die Mythe und das Fremde ſind eben nur benutzt, um das Eigenthümliche zu geben. Eine Nation, die ein ſolches Werk wahrhaft fühlt, ohne Heuchelei und ohne der Mode zu folgen, braucht nicht geringe von ſich zu denken.

Indem das Werk ganz auf dem Gemüthe ruht, Entſchluß und Entwickelung aus dieſem hervorgeht, und ein Unſichtbares darſtellt, das gleichſam aller That und Handlung entgegen geſetzt iſt, ſo iſt es eben durch ſeine größte Schönheit undramatiſch, wenn auch manche Scenen von dramatiſcher Wirkung ſind.

Was nun aber den Dichter ebenfalls characteriſirt, ſowie jenes Ergreifen des Nächſten und Unmittelbarſten, um uns Dieſes in Dialog oder dramatiſcher Form vorzuführen, iſt ein begleitender Hauptgedanke, der ſeine Werke gleichſam umfaßt, und uns zwar nicht die innere Deutung, aber doch einen Faden für das äußere Verſtändniß an die Hand gibt. Mehr oder minder, vieldeutiger oder einfacher, bezieht ſich dieſe äußere Umgebung auf alle Theile des Gedichts und das innere Verſtändniß deſſelben. Die Wahrheitsliebe der „Iphigenie", der Lebensüberdruß „Werther's", die Lebensſtörung in den „Wahlverwandtſchaften", die Unbeſtimmtheit des „Meiſter's", die unpractiſche, leidenſchaftliche Stimmung „Taſſo's", wie das Fauſtrecht im „Götz", der heroiſche Leichtſinn des „Egmont", die Unempfindſamkeit „des Triumphes", die Phantaſie in „Lila", die ſich ſelbſt heilen ſoll, ja vom „Fauſt" bis zum kleinſten Werke hinab, iſt ein lenkender, ausgeſprochener Gedanke in jedem ſichtbar, ganz anders wie in der „Antigone", der alten „Iphigenie", dem „Prometheus" oder „Hamlet". Kurz, an dieſem Gedanken, und an der eigenthümlichen Art, ihn zu gebrauchen, zu entwickeln, mit den übrigen Gedanken zu verbinden, erkennt Derjenige, der Geiſter unterſcheiden kann, ſogleich unſern Goethe. Aber

Es erhebt ſich eine Stimme;
Hoch und höher ſchallen Chöre;
Ja es iſt der Ruf der Ehre,
Und die Ehre ruſet laut:

„Säume nicht, du friſche Jugend!
Auf die Höhe, wo die Tugend
Mit der Ehre
Sich den Tempel aufgebaut.“

Aber aus dem ſtillen Walde,
Aus den Büſchen
Mit den Düften,
Mit den friſchen
Kühlen Lüften,
Führet Amor,
Bringet Hymen
Mir die Liebſte, mir die Braut.

Jenes Rufen! Dieſes Lispeln! —
Soll ich folgen? Soll ich's hören?
Soll ich bleiben? Soll ich gehn?

Ach, wenn Götter uns bethören,
Können Menſchen widerſtehn? ab.

niemals, und Das characteriſirt unſern gröſten und mildeſten Dichter, entfernt er ſich von der Schönheit, der zarten Scham, und allem jenen Menſchlichen und Lieblichen, was ihn ſo hoch ſtellt und ihm ſeinen Ruhm für alle künftigen Zeiten ſichert: anders, wie Shakeſpeare, milder, einfacher, ſcheuer; anders wie Sophocles, grübelnder, ungewiſſer; aber Beiden, ſo unähnlich er ihnen in ſehr vielen Rückſichten ſein mag, verwandt, ſowie durch ſeine Süſigkeit dem ſo oft verkannten Euripides. Vielen Dichtern iſt es ſeit Shakeſpeare ſchon ſo ergangen, daß ſie das Unreine. Unedle in ihrer Schwäche für Kraftäuſerung halten, und einen gewiſſen Cynismus, der der Ohnmacht und erkalteten Phantaſie nahe liegt, für Titanen-Geſinnung erklären möchten. Zerriſſenheit, Widerſpruch, Verzweiflung und Krampf haben uns manchen verkehrten Michel Angelo der Poeſie erzeugt: wiſſen doch auch viele der Beſſern aus „Hamlet", „Lear" oder „Othello" ſich nichts Höheres herauszuleſen.

Wenn Goethe's Muſe und Grazie in ſeiner „Iphigenie", „Clärchen", „Mariane", „Gretchen" und faſt allen Gedichten in ihrer nackten Schöne triumphiren, ſo hat Kleiſt's „Käthchen von Heilbronn", wenn ſie auch unſchuldig auftritt, doch ſchon lange und ſchwere Ohrgehänge einer Wilden über Hals und Schultern hängen, die ſie, wenn auch nicht eigentlich entſtellen, doch ihr Ohr beſchweren, und uns, wie alles Wilde, einen kleinen Schrecken machen."

An Euch iſt es nun, meine Epiſtel zu verſtehen, auszulegen, fortzuſetzen, oder — —

Der Paradore.

„Oder ſtreiten und anderer Meinung ſein?" rief der Rechtgläubige aus, als die Freunde wieder verſammelt waren.

„Meinetwegen," erwiederte lachend der Ketzer: „dadurch wird wenigſtens bewieſen, wenn wir auch ſonſt über einzelne Behauptungen nicht einig werden, daß unſer Meiſter ſich ſo mannigfaltig und vielſeitig ausgeſprochen hat; daß ſeine Werke von ſo verſchiedenem Character ſind; daß ſeine ihn verehrenden Freunde ſich im Lobe ſeiner ſättigen können, und daß die am Meiſten Einverſtandenen doch über ihn ſtreiten, und alſo mit weniger oder vielfacher Rede und Betrachtung ſein Weſen nicht erſchöpfen mögen."

„Doch mein' ich immer," wendete der Fromme ſchüchtern ein, „es ſei ſchon Verletzung eines Mannes, dem wir Alle ſo viel zu verdanken haben; es ſei Kränkung jener Pietät, die uns heilig ſein ſoll, nur irgend zu mäkeln und zu wählen, weil wir uns eigentlich ſelber dadurch Wunden ſchlagen."

„Ich fühle auch immer," fügte der Vermittler hinzu, „daß wir nur ſtreiten, um uns Das recht deutlich zu machen, worin wir Alle einig ſind. Es iſt gleichſam nur ein Vor- und Nachſatz, die ſich gegenſeitig erläutern müſſen."

„Doch nicht ganz ſo," erwiederte der Hiſtoriker; „möcht' ich doch eher umgekehrt behaupten, man könne an einem groſen Manne und einem vielſeitigen Talente nicht Dieß und Jenes ganz lieben und verehren, wenn nicht hier und da auch eine Anſicht, eine Geſinnung bei ihm hervorginge, mit der wir weniger über-

einſtimmen, ja die uns auch wohl recht im Innerſten entgegenſtehen und zuwider ſein kann. Iſt es mir nachher vergönnt, das Mannigfaltige in ſeinem Zuſammenhange zu betrachten, ſo ſehe ich freilich von einem höhern Standpuncte vielleicht ein, daß Alles, wie es da iſt, ſein mußte; aber in dieſer Ueberzeugung darf ich dennoch meine eigenſten, nächſten Gefühle und jene andern Einſichten und Ueberzeugungen nicht aufgeben, die mir denn doch am Ende näher ſtehen, als der liebſte Künſtler und ſeine beſten Werke."

„Der Hiſtoriker", ſagte der Ketzer, „wird ſich zu mir neigen; denn ich verlange ja auch nur, daß das Bedingte nicht zum Unbedingten erhoben werde."

Der Rechtgläubige erwiederte hierauf: „Das Wunderbare und auf der andern Seite Nachtheilige iſt es, daß uns der große Autor erſt erzogen und verzogen hat. Er ſelbſt gibt uns die Richtung und Bildung, die unſere eigenſten Kräfte entwickeln. Im errungenen Beſitz geht freudig Jeder ſeinen Weg fort, verändert ſich, je nachdem Schickſal, Leidenſchaft und Stimmung ihn anregen und umwandeln, oder wie vielleicht ein ſelbſt entwickeltes Talent dieſe und jene gewiſſe Beſchränkung und einſeitige Richtung ihm gewiſſer Maßen zur Pflicht machen. Der Keim, den er früher von ſeinem Lieblinge mitnahm, iſt nun in anderm Boden, unter ungleichem Clima in anderer Geſtaltung aufgegangen, und nun wundert oder erzürnt ſich der Liebhaber wohl, daß jener Verehrte, dem er gern Alles verdanken, mit dem er ganz und auf das Innigſte einverſtanden ſein möchte, indeſſen andere Lebensquellen aufgegraben hat, die Schönheit in andere Geſtalten kleidet, und auch wohl Weisheit, Fülle, Natur und Wahrheit entdeckt und in Tönen verkündigt, die frühern zu widerſprechen ſcheinen, ſowie die gefundenen Schätze ſelbſt dem Freunde, der jetzt von anderer Stelle zurückſteht, nicht ganz ſo in das Auge leuchten mögen, wie ſie es denn doch, bei unparteiiſcher Prüfung, verdienen."

„Und darum", fuhr der Fromme fort, „muß, wie bei allem Großen und Heiligen, der vorwitzige Zweifel ſich beugen, die faſt immer unnütze Grübelei ſich dem Glauben gefangen geben, durch welchen wir nach kurzer Zeit auch Das verſtehen mögen, was uns auf Zeiten lang als Räthſel erſcheinen kann."

„Und ſo", ſprach der Vermittler in demſelben Sinne weiter, „habe ich es ſelbſt, wie oft erlebt, daß gerade jene mir anſtößigen Stellen oder unverſtandenen Werke mir nach Jahren, indeſſen ich meine Zweifel und Einwürfe ruhig hatte liegen laſſen, ohne ſie nur anzuhören, gerade die liebſten und überzeugendſten wurden. Dann entbindet und befreit Dasjenige oft unſere eigenthümlichſte Natur, was uns Anfangs widerſtrebt, und viele Kräfte in uns zu bezwingen findet."

„Alles wahr," rief der Hiſtoriker aus, „nur, Freunde, gebe ich Euch zu bedenken, daß wenn dieſe Wahrheit nicht wieder verſtändig begrenzt wird, wenn wir unſere tiefſten Vorurtheile ſo ganz zum Schweigen bringen wollen, wir auch auf dem Wege ſind, alles eigentliche Urtheil einzubüßen. Hüten wir uns nur, ſtatt des edeln Glaubens uns jene unbedingte Skepſis anzueignen, die von dem ächten Zweifel eben ſo weit entfernt liegt, wie von der Kraft des Glaubens der ſchwärmende und ohnmächtige Aberglaube. Der vollendete Thor, der Verbrecher,

der Wahnſinnige, ſie ſind auch ein Gemiſch von Zuſtänden, Geſinnungen und Thaten, die, wenn ich mir jene unfruchtbare Unbefangenheit erhalten oder ſie mühſam aufſuchen will, mich auch zur Ueberzeugung führen, Alles in ihnen ſei nothwendig und bilde ein Ganzes und Unabänderliches: war Das doch eigentlich die Lehre jener Pſychologie, die in unſerer Jugend auch ſo manche Liebhaber fand. Hier gerathen wir auf die Ebene, wo Wahr und Unwahr, Schön und Häßlich, Thöricht und Weiſe Eins und Daſſelbe werden. Dieß iſt, ſo lebendig ſich auch Anfangs dergleichen Forſchungen anſtellen mögen, der abſolute Tod, der Gegenſatz alles Lebens. Dieſelben Waffen kann man nun auch gegen das Verdienſt, das Edle und die Poeſie und Kunſt richten. Und was haben jene jetzt verrufenen, aufgeklärten Zeiten Anderes gethan, als in dieſem Sinne für einen andern Abgott, die Richtigkeit, gefochten? Jeder Götze aber, wenn er auch früher etwas Göttliches bedeutet, wird zum Richtigen; und um Dieſes, für Dieſes wird thöricht oder fanatiſch gekämpft, mag das Richtige und der Götze auch dieſen oder jenen Namen führen."

„Das iſt meine Meinung," ſprach der Ketzer und Verketzerte ſehr lebhaft; „hüten wir uns alſo ja, unſern verehrten Meiſter nicht eben dadurch herabzuſetzen, wodurch wir ihn am Meiſten zu verehren glauben! Scheint er ja doch ſelbſt nicht anzunehmen, daß es einem Sterblichen gegönnt ſei, durchaus vollendet, immerdar vortrefflich und in allen kleinen und großen Werken ein Muſterbild darſtellen zu können. Mag er doch lieber dem Shakeſpeare Unrecht thun, wie er ihm früher Recht wiederfahren ließ, um nur nicht unbedingt ihn loben zu hören; und wenn Etwas ſeine unbeſchränkte Bewunderung erregt, ſo ſcheint es wohl mehr die Maſſe des ſogenannten Alterthums, die Epoche einer Kunſtzeit zu ſein, die er ſich lieber zu einem Individuum verwandelt, als daß er in irgend einem Künſtler die Erfüllung der Kunſt ſehen möchte. Ich ſage auch nur: mir ſcheint es; denn ich muß meine Unwiſſenheit oder Mangel an Einſicht geſtehen, daß ich auch hier unſern Freund nicht ganz begreife. — Und wieder jenen frühern Gedanken aufzunehmen: iſt denn der Zweifel in uns, der rechte nämlich, nicht auch heiliger Natur und unſterblicher Abkunft? Soll er den Glauben nicht eben ſo tränken und nähren, wie unſern ſterblichen Leib, gleichwie in dieſem der Geiſt von der Erde und den Elementen unterhalten wird? Derſelbe Geiſt, der den Shakeſpeare und deſſen Vollendung ſo kurz weg bezweifelt und ſie ihm abſpricht, (wenn es auch Mißverſtändniß in ihm iſt,) muß mir erlauben, ja es von mir fordern, daß ich auch ſeine Weihe nicht in allen Dingen und Zeiträumen für unantaſtbar halte. Wo ich ihn verſtehe, verehre ich ihn, und ſein Jugendgeiſt hat den meinigen erweckt; in ſpätern Zeiten iſt mir Manches, was ich ganz zu verſtehen glaube, entgegen, meiner Einſicht ſowohl wie meinem Gefühl; und Anderes, wo ich ihn nicht faſſe, iſt denn vielleicht — vielleicht ſage ich — aus Eigenſinn, Laune, Widerſpruch, unmittelbarer Stimmung hervorgegangen, und es muß ermittelt werden, ob die Urſache des Nichtverſtehens an mir oder am Autor liegt."

Der Hiſteriker ſtimmte bei; die Uebrigen wurden erſt unruhig, dann heftig. Man

ſtritt hin und wieder, und ſchien ſich immer weniger zu verſtehen, ſei es nun, daß der Geſichtspunct zu ſehr verrückt war, oder daß Alle im Eifer übertrieben. Endlich ſagte der Ketzer: „Meine Freunde, wir wollen Nichts entſcheiden, aber uns vorläufig über einen Punct vereinigen. Goethe hat eine lange Laufbahn, und in dieſer ſehr verſchiedene Perioden durchgemeſſen und verſchiedene Studien und Töne verſucht. Streitet fort, aber vereinigt Euch darüber, welcher Goethe, ob der jugendliche, reife, ältere und alte, Euch der liebſte ſei, welchen Ihr in frühern Jahren oder jetzt genau gekannt haben möchtet, von welchem Ihr Euch den meiſten und beſten Einfluß auf Euch, den liebſten Genuß verſprechen müßtet. Und damit ich Euch nicht beſteche oder durch Vorliebe zum Widerſpruch reize, ſo laſſ't uns jenes Experiment des Fortunat's wiederholen. Schreibe Jeder verdeckt einen Zettel; alle wollen wir dann vergleichen.“ —

So geſchah es; und als der Ketzer die Stimmen zählen wollte, fand er auf jedem Blättchen geſchrieben: „Der jugendliche Dichter, bevor er nach Italien ging;“ — ein Paar lauteten: „ehe er Frankfurt verließ.“

Brief des Rechtgläubigen an die verbündete Gemeine.

Durch das geſtrige Kunſtſtück ſind wir eben doch Alle nur, wie durch einen geſchickten Taſchenſpieler, auf einen Augenblick hintergangen worden. Es kann unter uns, die wir uns einander und den Gegenſtand, über den wir ſtreiten, kennen, nicht davon die Rede ſein, was unſerer Imagination, Bequemlichkeit, unſern Angewöhnungen und Dergleichen in dem großen Manne zuſagt. Gewiß hat der talentreiche Jüngling, der ächte Genius, in ſeiner friſchen, ahnungsreichen Jugend Alles für ſich, die Herzen zu gewinnen und die Imagination zu beſtechen. Er iſt für uns zugleich ein Uebermenſchlicher, der mit Zauberkraft unſere edelſten Kräfte und geheimſten, wunderbarſten Träume erweckt und zur Klarheit belebt, und er ſelbſt iſt zugleich in unbewußtem, träumeriſchem Zuſtande faſt noch von der zarten Blüthe der Kindheit umſchimmert; wir fühlen im noch unentfalteten, geheimnißreichen Weſen die ganze Zukunft, den Mann und Greis, im Muthwillen und fröhlichen Scherz die Weisheit und den Ernſt des tiefſinnigen Forſchers. Ein ſo Begabter tritt im Morgen ſeines ſchönen Lebens immer, wie eine Gottheit, wie die ſichtliche Offenbarung des Himmliſchen, unter uns; und wer würde ſich nicht angezogen und in der Nähe einer ſolchen Erſcheinung begeiſtert fühlen, wenn der Genius zugleich edeln Leib und Geberde angenommen, wenn er von den Göttern mit dem Glanz der Schönheit begabt iſt? Und unſer Goethe muß in ſeiner Jugend in jeder Art wie ein Wunder unter ſeinen Freunden und Zeitgenoſſen dageſtanden haben. Und ebenein, da die Ahnung für unſere Phantaſie immer mehr iſt als die Erfüllung, ſei dieſe auch noch ſo reich: im Jüngling offenbart ſich das Unendliche, Unbedingte und Unbegreifliche, weil wir ihn eigentlich weniger kennen, als über ihn ſchwärmen und träumen.

Aber wie ſich der Jüngling als Mann entwickelt, wie er aus dem Unbeſtimmten, Ahnungsvollen die Wahrheit mehr und mehr erkennen lernt, auf welche Art er ſich ausbreitet und in ſein Wiſſen, Denken und Dichten mannigfaltige, fernliegende Gegenſtände aufnimmt, um Natur und Geſchichte, Philoſophie und Poeſie, Alles gegenſeitig zu durchdringen, aus Einem für das Andere zu gewinnen: Das iſt die Aufgabe für den wahren großen Mann, um ſein Zeitalter zu erleuchten, und der Nachwelt ſich und ſeine Gegenwart intereſſant und lehrreich zu machen. Und hat Dieß irgend ein Autor gethan, der weit mehr erfüllte, als er je verſprach, der den ganzen Umkreis des Daſeins, ſowie ihn ein edler Geiſt umfangen möchte, durchlebt, durchdacht, und das Ganze, wie jedes einzelne Verhältniß, durch die Strahlen ſeines Genius erleuchtet und uns erklärt hat: ſo iſt es ohne Zweifel unſer Landsmann, unſer verehrter Goethe, mehr wie irgend ein Autor der alten und neuern Zeit, zu deſſen Bekanntſchaft ich habe gelangen können. Dürftig, knapp, eng, verdüſtert erſcheinen mir, gegen ihn gehalten, die Meiſten, und unter dieſen die Beſten ſelbſt. Denn dieſes Allumfaſſende, daß ihm Nichts, was menſchlich iſt, ſei es in Wiſſenſchaft, Natur, Kunſt, Poeſie, Geſchichte und Sitte, fremd geblieben, — daß das ganze, vollſtändige Leben in ſeinen Werken und Worten aufgegangen iſt und vor uns daliegt, iſt es eben, was ihn characteriſirt. Mag man ſich hinwenden, wohin man will, in die entlegenſten, faſt nie beſuchten Gebiete: ſo wird man, indem uns wieder ein Werk dieſes großen Mannes entgegenleuchtet, unvermuthet einen Wink, eine Erklärung, ein ſo helles Licht gewahr werden, daß wir oft erſt durch ihn das Seltene, Fernliegende erkennen und uns aneignen, oder daß er uns über das lebendig belehrt, worin wir glaubten, recht ſicher und allgegenwärtig zu Hauſe zu ſein. Sein Reichthum läßt ſich nicht ermeſſen und zählen, und er kann ſagen: „Nur Bettler wiſſen ihres Guts Betrag.“

Darum iſt er auch nicht Dichter bloß, ſondern auch Weiſer, ja Prophet, deſſen Begeiſterung Vorzeit, Gegenwart und Zukunft durchdringt, um in klaren, tiefen, geheimnißvollen und räthſelhaften Sprüchen abwechſelnd die Myſterien alles Daſeins anzudeuten, aufzuſchließen und in heiliger Weihe mitzutheilen. Wer ſich in ſeiner erhabenen Gegenwart nicht beſinnt, und noch der Zerſtreuung und Nichtigkeit anheimfällt, Der möchte wohl nie zum Bewußtſein zu bringen ſein.

Ein Autor, der auf ſolcher Höhe ſteht, gehört ebenſowohl der Welt als ſeinem Vaterlande. Soll er aber eine ſolche Reife erlangen, ſo wird und muß er Manches wegwerfen und vernachläſſigen, was ſeine Zeitgenoſſen gern auch von ihm gewürdigt und anerkannt ſähen, um den Beſitz, die Bildung, die ſie ſelbſt im Innern als ſchwankend anerkennen, ſich eine Zeit lang ſcheinbar noch zu befeſtigen. Doch „wenn die Nachwelt mit genießen ſoll, ſo muß des Künſtlers Mitwelt ſich vergeſſen.“

Und läßt ſich denn der Bildung, die ein ſolcher Geiſt erſtrebt und ſich aneignet, irgend eine Richtung, ein Geſetz vorſchreiben? Wenn irgendwo Schickſal und Character, Freiheit und Nothwendigkeit zuſammenfallen, ſo iſt es hier, indem eine ſolche begabte Natur das Höchſte, was dem Menſchen vergönnt und erlaubt iſt, ſich zu eigen zu machen ſtrebt. Muß ein ſolches Individuum nicht manches Indi-

viduelle entfernen, um das Allgemeine zu erfaſſen? Es iſt eben nicht mehr davon die Rede, ein Talent auf das Beſtimmteſte, ſondern den Menſchen ſelbſt bis in ſeine Tiefe und ſeinen weiteſten Umfang zugleich auszubilden.

Gewiß iſt es leichter, den Künſtler als ſolchen an ſich ſelbſt und an Andern zu meſſen. Die Werke und die Geſchichte der Kunſt, ſowie die ächte Critik, geben einen feſten Standpunct, die Kunſt und Poeſie zu würdigen, das Beſſere, Höchſte und Schwache abzuſchätzen. Die Ungewißheit, ja der Schwindel, der ſich auch dem Kühnſten entgegenwirft, der das Verdienſt Goethe's, ſein Verhältniß zu Naturforſchern, Kunſtkennern, Politikern, Philoſophen, Poeten und Gelehrten meſſen und beſtimmen wollte, erregt wohl Manchem die Vermuthung, Dergleichen dürfe nicht ſein; und das Zagen, was nicht Bewunderung zu werden wagt, wirft ſich lieber wehlgemuth in den Tadel, um nur irgendwo feſten Fuß zu faſſen.

Schwerlich hat ſich ſchon ehemals ein großer Mann in dem Grade die Geſammtbildung der Menſchheit aneignen wollen oder können. Dieſer Dichter iſt zugleich ſelbſt als Menſch ein vieldeutiges, tiefſinniges und vollendetes Kunſtwerk geworden. Sollten wir uns und ihn ſo mißverſtehen, mit ihm kümmerlich zu rechten, daß er Dieſes hätte thun, Jenes unterlaſſen mögen, um in ein anderes Bild hinein zu wachſen, das eine einſeitige Vorliebe für dieſe und jene ſeiner Eigenſchaften aus ihm ſchnitzeln möchte? Wenn wir dankbar ſind, daß er unſer iſt und uns gebildet hat; wenn wir ihn ohne Heuchelei bewundern und immerdar von ihm lernen, ſo haben wir genug gethan. Büßen wir hier und da Poeſie ein, die er uns vielleicht gegeben hätte, wenn ihn nicht andere Studien beſchäftigt; hätte er vielleicht als Dichter Manches übertroffen und ergänzt, wo wir jetzt bei Andern oder ihm Lücken wahrzunehmen glauben: ſo beruhige uns für ihn und für uns ſelber das tiefſinnige Wort: „Der Menſch gewinnt, was der Poet verliert.“

Rede oder Predigt des Paradoxen in der Geſellſchaft, als alle Freunde verſammelt waren.

Nun ja, freilich, ſo iſt es; Amen! — Glaubt Ihr nicht, meine theuern Zuhörer, daß ich Alles, was unſer Rechtgläubiger geſagt und erwieſen hat, gern und aus vollem Herzen unterſchreibe? Gewiß, und ich hoffe, wir ſind Alle, ſowie wir hier verſammelt ſind, darüber einig. Wenn aber der Streitende, der Paradoxe, oder wie er heiße, auch einverſtanden iſt mit dem Stärkſten und Beſten, womit ſein ſcheinbarer Gegner den ſcheinbaren Streit zu endigen ſcheint, ſo iſt darum die Sache noch nicht allemal abgemacht und beſchloſſen. Ein ſo bedeutendes Thema (und ein ſolches iſt es, oder wir haben gar kein's,) ſpinnt ſich in's Unendliche fort, und zukünftige Geiſter werden noch einſt zu unſerm Colloquium hinzutreten, um Recht zu geben, Tadel einzuwerfen und Vieles, was uns nur halb klar bleiben muß, aufzuklären. Denn was wollt Ihr, wenn wir auf dem zuletzt angegebenen Punct bleiben? Etwas Großes und allzu Großes, was wir gewiß nicht ſchlichten

können; nicht nur einen der größten Männer in allen seinen Eigenheiten erkennen und verstehen, sondern zugleich die ganze Kunst und Wissenschaft? Nicht wahr? Und Das ist für uns, mögen wir uns viel zutrauen, allzu viel. Ich setze voraus, daß wir nicht leere Phrasen und Complimente austheilen; und so zieh' ich mich denn von diesem unermeßlichen Umkreise, für den mein Auge zu schwach ist, zurück, um lieber mich und meine einseitige Meinung zu erläutern. Denn das Einseitige, Bestimmte ist es denn doch, was faßlich ist; und ist es nur nicht willkürlich, Grille, Armuth und Unbeholfenheit, so wird es von selbst die tiefern Gedanken aufregen und das Richtige und Wahre andeuten können.

Mein. Werthgeschätzten! Ich darf voraussetzen, daß mir Keiner das Wort im Munde umkehrt; denn Sie sind keine Recensenten. Ich weiß, daß Sie Alle denken, studiren, lernen und mit der Wissenschaft Ernst machen. Dürft' ich glauben, daß sich Einer hier eingeschlichen habe, der nur gewohnt ist, Tagesblätter zu lesen, um sich das Denken abzugewöhnen? „Denn Etwas denken ist doch immer nütze," — sollte das Motto der meisten dieser Blätter sein, das sie vergessen und immerdar das Gegentheil durch die That ausrichten. Auch so schwachsinnig ist Keiner, daß er meint oder sich vor noch Schwächern das Ansehen einer solchen Meinung gibt, — ich wolle einen großen Mann lästern, erniedrigen, beschimpfen oder mich selbst über ihn stellen, — wenn meine Bewunderung und Verehrung nicht bloß eine kindisch lallende ist, wenn sie sich des großen Gegenstandes bewußt werden will. Was kann das Anstaunen der Knaben oder das Schreien der Menge doch den Künstler und großen Mann interessiren? Demüthigen muß es ihn, wenn er darnach hin hört, weil dieselben Vergötterer auch das Unwürdigste anbeten, dann schmähen, um endlich, wenn das Gold verpulvert ist, aus Lehm das Kalb zu bauen, um welches sie tanzen.

Wer von unserm Goethe nicht lernen kann, er sei Staatsmann, Philosoph, Naturkundiger, Poet, Maler oder Denker und Geschäftsmann, bis zum Bürger und Bauern hinab, der kehre nur schnell um, um seinen Trost in den vielen Boutiken der Litteratur zu suchen, die allenthalben zur Schmach der geistigen Regierung und Policei offen stehen. Das prophetische Wort eines solchen Geistes ist belehrend, ermunternd, tröstend, lebenerfrischend, das heißt, es ist, wie es dem wahren Dichter eignet und geziemt, prophetisch.

Wir wissen Alle, was uns die Propheten des Alten Bundes bedeuten können. Trost, Muth, Kraft, Weisheit, Lebensfülle kann Jeder aus ihnen schöpfen. Aber zu kurz gekommen ist Jeder; herabgewürdigt hat sie immer Der, der das Nahe und Nächste, den Gang der Zeitläufe aus ihnen erforschen und wahrsagen wollte; denn er machte das Auge, das in Zeit und Ewigkeit schaut, wieder kurzsichtig, weil es die Gewinne des Lotto-Rades errathen und verkünden sollte.

Wenn ich nicht zu strenge und folgerecht spreche, so vergesset nicht, daß ich nur ein neues Fragment den vorigen Fragmenten habe hinzufügen wollen.

Auch Homer galt den Alten so, wie unserer Zukunft wohl Goethe dastehen wird: sie fanden alle Weisheit in ihm; aber die Virgil'schen Loose und Orakel waren Thorheit, sowie die aus der Bibel gezogenen Schwärmereien, und der Held, der aus

der Ilias Heldenbegeisterung nahm, konnte wohl nicht den Schlachtenplan aus ihr lernen wollen. Buonaparte soll in der Jugend viel den Ossian gelesen haben, aber gewiß nicht, um von Fingal seine Manöver zu lernen. Camoens und Ariost, Shakespeare und Schiller dürfen und werden begeistern, aber nicht in jenem engen Sinne einer unmittelbaren Anwendung.

Wenn wir die ächten Dichter auch weise Dichter nennen, so meinen wir doch ganz etwas Anderes, als wenn wir von Weltweisen, von weisen Staatsmännern oder Heerführern sprechen. Das prophetische Wort des Dichters steht höher als die nützliche Klugheit des Augenblicks, und wird deshalb vom Eigennutz verkannt oder verspottet; aber die Kraft des Schauens ist darum noch nicht die Fähigkeit des Regierens. Will der Prophet zu sehr in das Zeitgewölle eingreifen, so gibt er seine Weihen Preis, und will der Handelnde und Verständige nicht vom Propheten Rath und Warnung annehmen, so ist er verblendet und unweise.

Könnten Robertson, Hume und Joh. Müller nicht von Goethe'n lernen, große Wahrheiten von ihm vernehmen; jene Geistesblitze auffassen, „die in einem Punkt Himmel und Erde entfal n"? — Gewiß! — Aber dennoch, — wer von uns hier wird daran zweifeln, daß andere Dichter, namentlich Shakespeare, weit mehr wahren historischen Sinn zeigen und entwickeln? Keines von Goethe's Werken verbindet eigentlich die Historie mit der Poesie, wie Shakespeare in seinen Bürgerkriegen und Römischen Tragödien. — Der Zweifel, ob Goethe seine Zeit und die Größe und Wichtigkeit derselben erkannt habe, liegt sehr nahe. In der größten Crise, als die Welt sich neu gestaltete und ein Kampf vor den Augen Europa's gerungen wurde, der mit den Wundern der alten Welt und dem Edelsten verglichen werden darf, war sein Mißtrauen stärker als die Wahrheit, die sich ihm aufdrängte; er glaubte immer noch, nur die Verirrung eines zweifelvollen, ungeschickten Volkes und die nüchterne Schwärmerei der Jugend zu sehen. Der Mann des Volkes, der die Gelegenheitsgedichte so hoch stellt, konnte durch diese mit kämpfen und siegen; er konnte jene frühern für den fremden Eroberer vergessen machen; aber erst spät ließ er sich in einem vieldeutigen Festspiel vernehmen, das in kein Gemüth eindringen konnte. Und doch hat er uns früher „Hermann und Dorothea" gesungen, doch hatte „Egmont" niemals soviel Bedeutung, als kurz vor diesem großen Kampfe, und dem Streite über und für unerläßliche Volksfreiheit und Eigenthümlichkeit war durch die nächste Noth Feuer auf die Zunge gelegt. — Daß seine historischen Stücke, soviel Weisheit in Wink, Gedanke und Gefühl sich vernehmen läßt, doch eigentlich der Geschichte aus dem Wege gehen, bestätigt meine Meinung, wenn auch der Dichter als solcher nicht zu kurz kommt, sondern im Gegentheil für seine individuelle Absicht wohl gewinnt. — Herrliche Lebensworte hat Goethe über Poesie ausgesprochen, allenthalben hat er uns zum Quell der Wahrheit hingeführt; — aber ist er darum ein Kritiker? Soll Derjenige, der sich seine großen Gedanken zu Nutzen machen kann, auch darum einzelne, bestimmte Ansichten und Meinungen annehmen und unterschreiben? — Durch unvergängliche Dichtungen hat Goethe gewirkt, und es hat sich gewisser Maßen aus diesen eine Schule gebildet. Diese könnte und müßte aber viel kräftiger, eigenthümlicher dastehen, und

hätte weit mehr gewirkt und die Zeit beſtimmt, wenn der Meiſter deutlich ſein Streben ausgeſprochen, ſeine Lehre mehr als errathen laſſen, und in Critik überall mehr eine Ueberzeugung und Meinung kräftig erfaßt hätte. War ſeinem großen Gemüthe Nichts fremd; verſtand er die fernſten Zeiten und Länder gleichſam an ihrem Lallen; errieth er die geiſtigen Ahnungen, die ſich ſo eben nur meldeten; war ſein Vaterland allenthalben, und kündigte er ebenſo gern der Gegenwart und deren Verirrungen, wie ſie ihm erſchienen, den Krieg an, wie er ebenſo oft in Schutz nahm und vertrat, was Andern als Mißverſtändniß oder als Geringes und Tadelnswerthes ſich darſtellte: ſo hat dieß poetiſche, ſchwankende Herumtaſten ihn auch eben gehindert, einen feſten, unerſchütterlichen Mittelpunct in Beſitz zu nehmen, von wo Stärke erſt Kraft, und Verſtehen Einſicht wird. Eine zu große poetiſche Reizbarkeit, die allenthalben Verſtändniß findet, wo die übrigen Menſchen nur tadeln und ſchelten oder nicht begreifen, hindert ebenſo, wie zu große Eingeſchränktheit, das Centrum der Wahrheit zu finden. Und ſo kann der Dichter, auch der große, leicht jener beſchriebene werden, deſſen Gemüth uneingenommen und ganz frei, ja leer ſein muß, damit die Muſen Raum in ſeiner Seele finden. Die einzelnen Lebensworte, die Goethe in allen ſeinen Schriften, bis zu jenen Gnomen hinab, ausſtreut, und die ſo oft über Schönheit, Wahrheit und Poeſie belehren, werden niemals verhallen, ſondern wohl erſt in Zukunft die beſten Früchte tragen; aber ſie ſind eben wie herrliche Saamen von Gewürz und Frucht, die Sommerluft und duftender Baum zufällig ausſtreuen und anmuthig umhertragen. Im „Taſſo" iſt poetiſch mehr critiſche Weisheit ausgeſprochen, als der Dichter als Philoſoph es je vermochte.

Erfordert es aber nicht ein reifes Gemüth, einen faſt ebenſo genialen Geiſt, als den, der ſie ausſpricht, um ſie richtig zu verſtehen und zu würdigen; um die Widerſprüche, mit denen ein Wort gegen das andere, eine ſpätere Lehre gegen die frühere ſtreitet, zu ſchlichten? Ueber jeden Text und jedes Thema dieſes Mannes läßt ſich eine Rede und Predigt ausarbeiten; aber die Harmonie zu finden, den Mittelpunct zu entdecken, aus welchem alle dieſe köſtlichen Fragmente ein Ganzes bilden, dürfte auch dem Beſten und Eingeweihten unmöglich fallen. Und ſo findet es ſich denn auch, daß viele der ſchwächern Verehrer, die zum Buchſtabenglauben hinneigen, Alles, was ſie wollen und bedürfen, aus dieſen Sätzen heraus erklären, und daß dieſe Sprüche, wie es eben immer mit den prophetiſchen geſchieht, in manchen Gemüthern ebenſo viel Irrthum als Wahrheit verbreiten.

Für Kunſt hat Goethe, wie wir Alle wiſſen, viel gethan. Herrliche Worte, eine unvergleichliche Novelle, gründliche Unterſuchungen beſitzen wir von ihm. Er iſt gewiſſer Maßen das Haupt einer Schule, die einem neu eindringenden Geiſt, fürchtend, dieſer möchte zu viel einreißen, ſich gegenüber ſtellt. Auch Kunſtausſtellungen hat er vor manchen Jahren veranlaßt, Preiſe ausgeſetzt, Werke gekrönt und dadurch bekannt gemacht. Ich wiederhole, weil man zu leicht mißverſteht: wer von Goethe auch in der Kunſt nicht lernen, ſich große Gedanken einprägen, zu Viſionen gelangen, ſein prophetiſches Wort im Herzen forttönen laſſen kann, damit es einſt Wahrheit werde: wer Dieß nicht vermag, der kann wohl überhaupt nicht lernen; und für einen Solchen

iſt es kein Glück, in der Zeit oder Gegenwart eines großen Mannes zu leben. Iſt aber eine Schule oder Kunſt durch ihn entſtanden, ein neuer Enthuſiasmus erwacht!

Großes hat unſer Freund in Naturforſchung geleiſtet. So ſprechen die Kenner, und ſoweit ich ihm folgen kann, iſt in einzelnen Werken wie großen Werken ſein Genius und ſein Sinn gegenwärtig. Seine Gedanken über Philoſophie, ſeine Winke über Religion erfreuen und erwecken Gedanken; ſeine Anſicht des Chriſtenthums, wie er ſelbſt als Philoſoph oder Religiöſer in unſerer vielſeitig bewegten Zeit daſtehen mag, iſt nicht ſo leicht zu erkennen. Der fromme Sinn braucht nicht immer dieſelben Formen und Buchſtaben, und Manches erſcheint dem gewöhnlichen Betrachter von ſeinem frommen Standpuncte aus leicht feindlich, was ein Blick von höherer Umſicht wieder vereinigt.

Wenn wir hier die Gedanken, die ſich anbieten, verfolgen wollten, würden wir in Kampf und Streit mit ſo vielen Mißverſtändniſſen nicht weit in die Ferne gerathen müſſen; in welches Meer von Erläuterungen, Anſichten und Widerſprüchen? — Ich kehre um, allen Freunden ihre eigenen Gedanken, die ſie ohne Zweifel haben werden, unberührt laſſend.

Wahr iſt es, kein Dichter, ſoweit wir die Geſchichte kennen, hat in ſo mannigfaltige Zweige des Wiſſens eingewirkt, und mit ſo vieler Kraft und Eigenthümlichkeit das Leben erhöhen und ſein Zeitalter faſt in allen Strömungen durchdringen wollen. Nicht leicht iſt einer auch von den Unſterblichen ſowohl wie Sterblichen ſo begünſtigt worden. Wer kann das Schickſal tadeln oder gar ändern wollen? Ich am Wenigſten. Aber Wünſche, Vermuthungen, Zweifel ſind aller Orten, auch an den heiligen erlaubt; und wie man ſich dem Unabänderlichen beugt, ſo verletzt man das Geheimniß durch das Gefühl, daß es doch auf anderm Wege auch hätte anders ſein können, am Wenigſten.

Ich komme alſo auf den Anfang meiner Rede zurück.

Eben darum, meine Freunde, weil der Poet zugleich Prophet iſt, und mehr iſt und weniger als der Philoſoph und der practiſche Menſch; weil er ſein Beſtes in ſich ſelbſt nicht verſtehen kann, weil die That, und immerdar nur die That ihn verkündiget: ſo hat der geborne, wahre Dichter gar keinen höhern Beruf, als eben dieſen Geiſt des Verkündigens immerdar walten zu laſſen, für dieſe Begeiſterung, das Anſchauen, die Viſionen, die ihn beſuchen, alle Kräfte zu ſammeln und alle Zeit zu ſparen. Erſcheint ihm das Wiſſen ſelbſt, das Eingreifen in die Begebenheiten der Welt und Dergleichen als das Höhere, Beſſere, ſo wird er in ſolcher Verſtimmung oder Zerſtreutheit ſchon auf eine Zeit lang ſich und ſeinem hohen Berufe ungetreu. Ihr werdet mich nicht ſo mißverſtehen, ausgezeichnete Männer; (denn Ihr ſeid doch nicht einfältig,) daß ich verlange, er ſolle nicht ſtudiren, Nichts lernen, nicht die Welt kennen? Denn eben hier ſoll er ja Nahrung und Stoff ſuchen und finden, um die Welt, die ſich ihm hier darbietet, durch ſeine Kunſt zu verklären.

So war Goethe in ſeiner Jugend Anfang und Mittelpunct einer ächt Deutſchen Schule, die, wenn ſie ſich feſter begründet, vielſeitiger ausgebildet, und nicht bald wieder Glauben und Vertrauen zu ſich verloren hätte, wohl eben ſo kräftige, mannigfaltige und glänzende Erſcheinungen hervorgebracht hätte, wie früher in

Claudine.

Er flieht! Doch es iſt nicht das letzte Wort;
Ich weiß, er wird vor Abends nicht verreiſen.
O werther Mann! Es bleiben mir die Freunde,
Das theure Paar, zu meinem Troſt zurück,
Die holde Liebe mit der ſeltnen Treue.
Sie ſollen mich erhalten wenn du gehſt,
Und mich von dir beſtändig unterhalten.

Liebe ſchwärmt auf allen Wegen;
Treue wohnt für ſich allein.
Liebe kommt euch raſch entgegen;
Aufgeſucht will Treue ſeyn.

Sie geht ſingend ab.

England durch jene Reiſen geſchah, die ſich unbewußt und mit Bewußtſein um Shakeſpeare verſammelten.

Ohne hier zu erörtern, welche Weihe oder Talent Klopſtock und Wieland für die Dichtkunſt empfangen hatten, ſo bleibt immer unbezweifelt, daß der mächtigere Geiſt ſich einen Orientalismus gebildet, eine Darſtellung und Sprache erfunden, die in allen ſeinen Gedichten, die unter ſich von ſehr verſchiedenem Werthe ſind, nicht in unſere Sitte, Weiſe und Geſinnung hinein klingen. Der Zierlichere, Lebensfrohere war, in beſſerer Weiſe als ſeine Verfahren, ein wohllautender Nachhall jener franzöſiſchen Geſinnung, die ſich als vornehmer Leichtſinn dem ernſten Deutſchen einimpfen ſollte, der unter der Laſt dieſer Leichtfertigkeit ſich noch ſchwerfälliger als unter ſeinen bisherigen Tugenden bewegte. Sowie Klopſtock eine fabelhafte Deutſchheit in ſeinen ſpätern Werken erfunden hatte, ſo hatte Wieland eine mährchenhafte Griechheit erſonnen, die ihm helfen mußte, ſeine leichten, ſophiſtiſirenden Gebilde auszuſpinnen. Von den andern, frühern Zeitgenoſſen, von ſo vielen Verſuchen für Sprache und Vorbildung in aller Art ſchweige ich hier. So viele ausgebildete Männer, ſo große Talente bemerkt und gerühmt werden müſſen; wie in der Geſchichte der Literatur Dieß und Jenes wichtig und nothwendig wird; Opitz bedeutend, Gryphius merkwürdig, Günther großartig und Wieland gebildet, zierlich und vielſeitig, Klopſtock mächtig, ſtark, und in den frühern Geſängen wahrhaft begeiſtert iſt: ſo kann man doch, wenn man ſich verſteht und nicht vorſätzlich irre machen will, darin übereinkommen: daß Goethe der wahrhaft Deutſche Dichter war, der ſich nach langer Zeit, nach Jahrhunderten wieder zeigte.

Kein Land in Europa hat darin ein ſo ſonderbares und hartes Schickſal erlebt, daß nach dem glänzenden Zeitpunct des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts ſeine Dichtkunſt ſo zerriſſen, abgebrochen, wie vernichtet wurde, und ſich ſchwach, ungenügend, und ſpäter nur Fremdes nachahmend, wieder zum Leben und ihrer Beſtimmung zurückfinden konnte: bald Lateiniſch, Holländiſch, Franzöſiſch, Spaniſch — immer ungewiß, immer ohne Bezug auf das Leben und die Geſinnungen, mehr Narität (höchſtens Luxus), als Kraft und Fülle des Daſeins, die ſich behaglich und freudig kund geben, um das Leben wieder zu erhöhen. Vaterland, Geſchichte, Deutſche Sitte, Familien- wie Staatsleben waren längſt in unſern Gedichten erloſchen.

Inwiefern Deutſchland, ſeine Eigenthümlichkeit und Tüchtigkeit, verſchwunden war, iſt eine andere und hier abzuweiſende Frage. Sowie Goethe nur die Augen aufthat, und ſie Andern wieder öffnete, war Deutſchland unmittelbar auch da; und ſo viel herrliche Anlagen, Trefflichkeit, Geſinnung und Gemüth, Herzlichkeit und Wahrheit, kurz, ſo viel eigenthümliche Kennzeichen, die den Deutſchen kund geben und von allen Völkern ſo ſicher abſondern, zeigten ſich auf einmal, daß der Erweckte ſich ſelbſt anſtaunte, in einem ſolchen Lande der Wunder, in einer ſolchen poetiſchen Gegenwart zu leben. Es iſt kein Bild mehr, daß ein Frühling mit unzähligen Blüthen und Blumen aus allen Zweigen, Wäldern und Fluren drang, und der trockene, alltägliche Kleinſtädter verdutzt daſtand, und

ſeinen Geſinnungen nur in Zweifel und Tadel, oder in der Hoffnung, daß dieſer thörichte Blüthenſegen mit der Zeit abfallen würde, Luft machen konnte.

Denn nicht das Talent und die Vollendung iſt es allein, die Goethe, mit dem alſo nach meiner Einſicht die neue Deutſche Poeſie anhebt, charakteriſirt, ſondern die Deutſche Geſinnung, die Verklärung des Volks und Vaterlandes, das durch ihn gleichſam im Bewußtſein erſt entſtand und entdeckt wurde.

Wer hatte vor ihm auf dieſe Deutſche, naive, zarte, ſinnliche und wehmüthige Weiſe von der Liebe geſprochen? Wer hatte ſich nur träumen laſſen, daß man alte Erinnerungen, erloſchene Verhältniſſe ſo für die Phantaſie beleben könne? Allenthalben, wo trockene Steine, dürre Heide, lange Weile und das traurige Alterthümliche geweſen waren, kamen Geiſter, hold und freundlich, um den Menſchen wieder zu dienen, ſeitdem der Glaube an ſie wieder bei den Sterblichen eingekehrt war. Ueber Lebensverhältniſſe, Religion, die Herrlichkeit unſerer Deutſchen Baukunſt, über Deutſche Natur ließen ſich Lebensworte vernehmen.

Der warme Sommer ruft Alles in's Leben. Mit der Nachtigall kommt auch der Kuckuk, mit der Frucht auch das Unkraut; und ſtrenge Ordnung und Zweckmäßigkeit, Regel und Zwang ſind der Entwickelung neuer, bis dahin ungekannter poetiſcher Kräfte völlig fremd. Ob der Sänger ſich zu Zeiten im Uebermuth, im Gefühl ſeines Genie's überhob; wer mag es meſſen! Daß die Schule, die ſich um ihn bildete, Thörichtes trieb, Blößen gab; daß der trockene Verſtand, ihr gegenüber, mehr wie einmal Recht hatte; daß Goethe ſelbſt wohl Manches billigte, was er nachher anders ſah und fühlte, und daß der ſchadenfrohe Haufe jubilirte, im Wahn, das Reich dieſer Träume müſſe an eigener Nichtigkeit wieder verfallen: es wäre unnatürlich und dem Gange der menſchlichen Dinge ganz entgegen geweſen, wenn es ſich nicht ſo ereignet hätte.

Unter Denen, die durch Goethe zuerſt erwachten und ſich an ihn ſchloſſen, ſteht Lenz durch ſein Talent, Humor, Witz und Seltſamkeit oben an. So begeiſtert er von Shakeſpeare war, ſo ahmte er ihn doch eigentlich ſo wenig nach, wie Goethe; die eigene Natur war in Beiden zu übermächtig. Was aber bei Goethe'n Laune iſt, wird bei Lenz'en ſchon Grille; die Grille Goethe's wird hier ſchon Fratze. Er hat aber manches Treffliche, was wir ſo ſonderbar geſtaltet und grell hervortretend auch bei Goethe'n nicht finden.

Klinger war beſchränkter und kälter. Sein erſtes Trauerſpiel, „die Zwillinge", erregte mit Recht die größte Erwartung. Sonderbar kämpft er in darauf folgenden Stücken mit eigener Leidenſchaft, wie es ſcheint, die er ſeinen Geſtalten einprägen will; es ſoll nicht bloß ein erlebtes Gefühl ſein, ſondern auch ſo ausgedrückt, daß Dichter und Leſer es ſelbſt unmittelbar, ohne Vorbereitung und Entwickelung, in demſelben Moment erleben. Goethe's Art und Weiſe in ſeinen frühern Werken konnte wohl dieſen Mißverſtand veranlaſſen, der auch ſchon bei Lenz'en hier und da zur ſonderbaren Manier wird: wand doch auch Shakeſpeare darauf angeſehen und bewundert, wie ein einzelner Ausruf; wurde es doch an Volksliedern geprieſen, wie ein Fluch oder Seufzer mehr wie alle Poeſie ſagen. So gibt es in Lenz'en und Klinger'n

Stellen, wo der Dichter faſt nur mit Gedankenſtrichen und Ausrufungszeichen dichtet. Die ſeltſamſte Weiſe herrſcht in „Simſone Grisalde“, der „Neuen Arria“ und ähnlichen Stücken Klinger's. Er wendete ſich früh zum Luſtſpiel, das er in einer gewiſſen abſtehenden Kälte ſuchte, ſowie den Humor in einer Stimmung, die wie zwiſchen Eulenſpiegel, dem Jüngern, und dem handfeſten Comicus eines Rabelais ſchwankt. Dieſe Romane und frühern Schauſpiele haben, trotz ihres Pochens auf Kraft, den Character unbeſtimmter Schwächlichkeit. Späterhin wollte er die Antike nachahmen, ſowie große ſittliche Gemälde aufſtellen. Der Mann von Verſtand und Einſicht zeigt ſich allenthalben, aber in der Kälte des Bewußtſeins und ſchematiſcher Abſichtlichkeit verſchwindet der Dichter faſt ganz. So in ſeinen halb philoſophiſchen Romanen vorzüglich, die, je neuer ſie ſind, um ſo mehr Weltkenntniß, Beobachtung der Menſchen, richtiges Urtheil und ſcharfſinnige Bemerkungen enthalten, an denen der ältere Leſer ſich erfreut, und die dem jüngern von großem Nutzen ſein können. Das Regelrechte des Alters ſteht dem oft leeren Stürmen einer dennoch genialen Jugend faſt zu ſchroff gegenüber.

Von Wagner, einem Befreundeten Goethe's, beſitzen wir nur, ſoviel ich weiß, die „Kindermörderinn“ und eine launige Abweiſung altkluger Recenſenten, in Form von Monologen unter Bildchen geſetzt. Das Trauerſpiel iſt Goethe'n, wie dieſer ſelbſt erzählt, gewiſſer Maßen entwendet, zeugt aber von Kraft und Eigenthümlichkeit. Und die zweite Compoſition ſpricht einen Humor aus, der dem Goethe's ſelbſt verwandt iſt. Die erſten Bücher Stilling's mit ihrer herzlichen Sprache und Darſtellung gingen unmittelbar von Goethe's Einwirkung aus, und niemals hat der Verfaſſer ſich wieder zu dieſer Innigkeit erhoben, nie dieſen ländlich heimathlichen, volksmäßigen Ton wieder finden können.

Auch in die Ferne wirkte die neue Art und Weiſe. Bürger und Stollberg erhöhten ihre Begeiſterung und ihr Talent an Goethe'n; der treffliche Asmus ſprach in einer, der Goethe'ſchen ähnlichen Sprache im „Wandsbecker-Boten“. So Deutſch-populär hatte noch Niemand geſchrieben, um die heiligſten Wahrheiten und Vorurtheile durch Scherz, Spaß und Humor annehmlich zu machen, daß der Leſer durch Thränen lächeln könne. Der ungeſtüme Maler Müller drängte ſich mit ſeinen poetiſchen, ſehr bedeutenden Verſuchen an dieſe Schule, und hätte gewiß, wenn er in Deutſchland geblieben wäre, eine große Rolle als Dichter geſpielt. Zwar iſt in keinem jener frühern Werke die mißverſtandene Nachahmung, faſt Concentrirung Shakeſpeare's ſo ſichtbar, als in deſſen „Genofeva“, die er nach längern Zeiträumen beendigte.

Was der edle Jacobi als Dichter leiſtete und verſuchte, iſt durchaus, was Darſtellung und Sprache betrifft, durch Goethe'n geweckt und dieſem nachgebildet. Wenn Goethe das Einfache des Lebens, die Leidenſchaft, das Gefühl in der Natur darſtellen will, ſo geht Jacobi ſchon darauf aus, die zarteſten Mißverſtändniſſe, die verborgenſten geiſtigen Leiden in den fernſten Seelennerven aufzuſuchen und darzulegen.

Heinſe mit allem ſeinem Feuer und Rauch ſchloß ſich dieſer Schule an, und ſo Viele, deren Namen jetzt verſchollen ſind. Der Verfaſſer des „Siegwart“, Miller, wurde damals beſonders bemerkt und bewundert, und nachher, wie es ſo oft den

Lieblingen ergeht, unbillig geſchmäht. Wo er gut iſt, iſt er vortrefflich, ſeine Herzlichkeit hinreißend, und die zu künſtlich und weitläufig ausgeſponnenen Gefühls- und Weichlichkeiten ſind uns oft nachher von Vielen noch unnatürlicher, von ſpätern Leſern bewundert, ängſtlich hervorgeſucht werden.

Unſere ganze Litteratur hat durch Goethe'n, bis in die ſchwächſten Autoren hinab, ihren Ton bekommen; denn er hat allen die Zunge gelöſ't. Es iſt faſt komiſch und in erſter Darſtellung faſt unſchicklich, an die vergeſſenen Lieblinge, Cramer, Spieß, Schlenkert oder Leſeantone, zu erinnern: Jene, die ſich damals in die Welt, die Goethe aufgeſchloſſen hatte, getheilt hatten, um den Geiſt der Menge zu überliefern: dieſe Ritterwelt, Wunder, Liturgie, Staat, Deutſche Geſchichte und Familie, Liebe und Herz. Was ſeitdem in der Mode an die Stelle getreten, iſt nicht beſſer als jene Veteranen. Die Zukunft wird es für noch ſchlechter erklären.

Auf der Bühne raſſelten Panzer und Helm des „Götz", ohne deſſen Verſtand und Gemüth. Aber auch hier bildete ſich eine Schule fort, die auf Goethe'n zurückweiſt, und die, wie man ſie jetzt auch ſchmähen mag, Deutſch und eigenthümlich war. Daſſelbe gilt von Iffland, der ſeine vielfachen, zu langen und leeren Spiele gleichſam aus wenigen Worten Goethe's ſchöpfte. Auch Kotzebue muß hier genannt werden, wenn er gleich, mit ſehr beſchränktem Talent, aus Verſtand Unverſtand machte. Er beherrſchte lange ſeine Zeit, weil er ihr in aller gemächlichen Schwächlichkeit und im Heucheln nachgab, ja ſie erſt recht in beiden unterrichtete.

Auch Schiller mit ſeinem großartigen Streben iſt unmittelbar aus Goethe'n hervorgegangen und hat ſich an dieſem begeiſtert. In der Uebertreibung der Deutſchen Weiſe war früh ein Verkennen derſelben, und es meldete ſich im Zarten und Schönen ſowie im runden Ton der Tragödie auch ſchon etwas Spaniſcher Seneca. Dieſer Ton, mit Grübeln und Denken im Fühlen und der Leidenſchaft, iſt neuerdings der vollsmäßige, allgemein beliebte und verſtandene geworden. Dieſes Spaniſche, was ſich in Schiller's Arbeiten, am Meiſten in der „Braut von Meſſina" häufte, mußte, wenn es ſo unbedingt durchdrang, von ſelbſt zu den Spaniern führen; um ſo mehr, da Schlegel, Gries und Malsburg durch treffliche Ueberſetzungen den aufgeregten Sinnen entgegenkamen. Wie dieſes Ungermaniſche Element, dieſe Form, uns fremd in Sitte, Geſinnung, Geſetz und Lebensverhältniß, durch die blendende Kraft eines großen Dichters gewirkt; wie es mißverſtanden, wie die noch mehr unverſtandene Antike und Aeſchylus und Sophocles, ſammt Schickſal und Verhängniß, Grauſamkeit und Schwäche, Pedanterie und Leichtſinn fort und fort gearbeitet haben: beweiſ't eben die neueſte Litteratur des Deutſchen Theater's, das Undeutſch geworden und auf einem Umwege zu weit ſchlimmern Galliciſmen zurückgebracht, als die waren, von denen Leſſing ſo glücklich unſere Bühne reinigte. Denn die verſtärkten, alten Galliciſmen, des Schwulſtes, der Unnatur, des Unmöglichen und Unmotivirten, der ſteifen Convention und Grauſamkeit ſind es doch, was eine halbe und Viertels-Gelehrſamkeit den Spaniern abgeſehen hat.

Wir gewannen aber durch Goethe'n und ſeine frühe Schule nicht nur Grund und Boden im eigenen Lande: erſt durch „Götz", „Werther" und andere Werke

ähnlichen Character's, wenn auch nicht ſo vollendet, war es möglich, den Shakeſpeare zu verſtehen und ſich anzueignen. Ein Dichter iſt darum noch nicht da, wenn er geſchrieben hat oder gedruckt iſt; Das haben alle Zeitalter bewieſen. Ein Element, eine geiſtige Aufregung, ein Bedürfniß nach ihm, ein Hungern und Dürſten nach ſeinen Herrlichkeiten muß ſchon da ſein: dann nur kann er wirken und andere Bedürfniſſe des Geiſtes wecken, um auch dieſe zu befriedigen. Nur Der verſteht ſich, in dem, wie im „Werner", das Gefühl, die Sehnſucht nach Liebe ſchon arbeitet. Was ſollten die Gottſched'ſchen Deutſchen, oder die von Klopſtock'ſchen Oden-ſteif begeiſterten Leſer doch wohl mit Shakeſpeare anfangen! So wenig, wie Wieland, konnten ſie ſich aus ihm finden, deſſen ſchiefe Anmerkungen und Auslaſſungen der wichtigſten Gedanken und Bedingniſſe nur dazu dienten, Dichter und Leſer noch mehr von einander zu entfernen, ſtatt ſie ſich näher zu bringen. — Jetzt hatte ein großer Dichtergeiſt uns das Vaterland, das zu unſern Füßen erſtorben ſchien, wieder belebt, alte Zeiten verjüngt, die Vorzeit zurückgerufen, die Liebe in herz-durchdringenden Tönen verkündigt, vom Wunder der Natur prophezeyt, und Allen da Gedicht, Phantaſie, Herrlichkeit und Kraft geweſen, wo vorher nichtige Oede war. Nun wagten ſie, den Shakeſpeare als Poeten anzuſehen, ſie verſtanden und fühlten ihn mit dem Gemüth, und der Bann der ſogenannten Regeln fiel von ſelbſt von dem verſchloſſenen Park der Phantaſie herunter. So ward Shakeſpeare im Zimmer und auf der Bühne Landsgenoſſe, und wir erkannten, wie er es iſt, den nächſten Blutsfreund in ihm, wenn Calderon nur Vetter à la mode de Bretagne ſein wird. Das Lebensgefühl ging durch alle Adern; und was die Zeit abreichen konnte im verſtändigen Fielding, im gefühlvollen Sterne, war Deutſch und vater-ländiſch, und es war plötzlich ein Reichthum da, eine Fülle, ein Ahnen neuer Schätze, daß man ſich gern ſeines neuen Glückes überhob, auch etwas kindiſch mit-unter, wie es allen ſchnell Reichgewordenen begegnet.

Durch „Götz" ward zuerſt wohl W. Scott, durch „Fauſt" und andere Productionen Byron erregt und begeiſtert. Und haben wir als Deutſche von drüben ſo viel empfangen, ſo können unſere Landsleute dort ſich bei der Goethe'ſchen Schule bedanken, daß ſie ihrer, in Form und Phraſe erloſchenen Poeſie einen ganz neuen und origi-nellen Lebensquell eröffnet und mitgetheilt hat. So wird ſich, was ich Goethe'ſche Schule genannt habe, fortbewegen, ſich wieder anderswo anzünden, neue Kräfte, neue Erſcheinungen hervorrufen; und es müßte ſchlimmer werden, als es jemals war, wenn dieſes ewig ſchaffende Wort, wenn dieſer durch alle Kräfte unſers Volkes dringende Ton jemals wieder verhallen ſollte. **Deutſcher Dichter wird nur Der ſein können, der Goethe's Geiſt und vaterländiſche Geſinnung weiter dichtet.**

Daß ein Vaterland durch den Dichter ſich ſeiner bewußt wird, daß die Kunſt alſo auch eine politiſche Wichtigkeit hat, braucht Kundigen nicht geſagt zu werden. Schiller und Goethe, Klopſtock und Herder, Jean Paul und Andere mehr haben kräftig mitgeſtritten; Shakeſpeare hält ſein hoch geflogenes Inſelland mächtig empor, und Spanien wäre wohl nicht ſo geſunken, wären die Genien nicht

früher schon vernachlässigt und vergessen werden. Im Homer und den Dichtern erkannte sich noch lange Griechenland, und erneute sich an begeisternder Erinnerung; und wie viel Camoens zur Selbstständigkeit Portugal's mag beigetragen haben, ist nicht zu berechnen. Denn einen geistigen Halt will der Mensch allenthalben, und da besonders, wo Religion und Philosophie ihn verlassen, die von dem Adel und der Unentbehrlichkeit des Vaterlandes nur wenig wissen. —

Goethe mußte damals in Deutschland, er mußte vielleicht auch noch früher in seinen bürgerlichen, steifern Verhältnissen stehen; die Gunst des Schicksals ist zuweilen wieder Ungunst. „Des Lebens Lust, des Lebens Weh zu tragen, mit Stürmen sich herum zu schlagen"; — wer kann sagen, welchen Goethe uns dann das Schicksal ausgearbeitet hätte! Die Stellung am Hofe, so sehr sie zu erheben scheint, hat, wie Der weiß, der die Welt kennt, so viel Hemmendes, Beengendes, Peinliches, daß viel Widerstand und Selbstständigkeit nöthig ist, um nicht Alles von diesem bestimmten Gesichtspuncte aus anzusehen. Ein kleiner Deutscher Hof hat in Deutschland für Wissenschaft und Kunst mehr gethan, der freisinnige Fürst hat, edel und groß, mehr Einfluß ausgeübt, als es der mächtige Ludwig oder die Philippe in ihren unermeßlichen Monarchien konnten oder wollten. Er wird genannt und gepriesen werden, so lange man von Goethe'n und den andern großen Männern, die das kleine Städtchen zum Mittelpuncte Deutschland's machten, spricht; — und doch hätte ich unserm Goethe den Standpunct draußen, in der mehr bewegten Welt, oder in noch größerer Einsamkeit gewünscht, um alle seine Kräfte noch freier entwickeln zu können.

Mit einem Worte: dem Jüngling Goethe, der so kühn begeistert auftrat, der die Welt mit sich fortriß, und damals alle bessern Geister seiner Nation zum schönern Leben aufregte: diesem war damals in dieser Stimmung Alles gegeben, um das Höchste zu erreichen. Wie kann man nur zweifeln, daß diese Naturbegeisterung, wenn wir sie einmal so nennen wollen, unmittelbar und an sich wahre Inspiration sei, im Falle sie nur die ächte, wirkliche ist, und keine aufflackernde Hitze! Es gibt und kann keine höhere geben; sie hat die ganze Fülle der Welt in sich und bringt sie dem Dichter, der durch sie Erfindung, Größe, Kraft und Vollendung erhält. Jene, die sich schon vorsetzlich mit Gegenständen verbinden will, die ein Ideal sucht und erstrebt, das sie mit Bewußtsein über sich stellt, ist schon die wahre und ursprüngliche nicht mehr. In dieser bewußtvollen Bildung, die nach Ideen strebt, aus Vorsatz, im äußerlichen Gedanken sich wieder zurecht finden will, und gegen den wahren göttlichen Geist fast mißtrauisch wird, kann viel Edles und Bedeutendes errungen werden, aber niemals das Höchste. Von diesem mehr philosophischen Suchen und Zweifeln hat sich Goethe freilich nur selten in seinen Arbeiten regieren lassen, aber manche seiner größern Werke, wie „Meister", wären wohl anders durchgeführt und geschlossen worden, wenn nicht die vornehme Miene, die sich diese allgemeine Lebensbildung gibt, die fast verachtende, die das Ideal aus der Ferne auf die ächten Gestaltungen, auf die kräftigen Triebe und frische Regsamkeit wirft, das Beste und Schönste des Buches verkümmert hätten. Eine

falſche, untergeordnete Ironie vertreibt die ächte, die Schweſter der Begeiſterung, aus dem Werke, dieſe edle, die im „Egm“, „Werther“, „Iphigenie“ und „Taſſo“ ſo herrlich die Gedichte vollendet. Aus der Begeiſterung, die das Individuelle erfaßt und durchdringt, erwächſt die Vollendung; ſo fanden die Griechen, ſo Shakeſpeare die Kunſtwelt und das Unübertreffliche, ſo Dante und Cervantes in ſeinem Don Quixote. In dieſe Sphäre der höchſten Vollendung gehört Calderon nicht, ſo nahe er auch tritt, wenn man ſich erſt über die Bedingungen vereinigen kann.

Wir dürfen aber auch niemals zugeſtehen, daß Goethe ſpäterhin in ſeiner Begeiſterung, Dichterkraft und Anſicht höher geſtanden habe, als in der Jugend, wenn wir nicht auf ähnliche Art, wie er, an uns ſelbſt untreu werden wollen. Wir fühlen unbedingt, im „Egm“ und „Werther“ iſt das Höchſte erreicht; unſer Gefühl und Verſtändniß, die Begeiſterung, die in uns übergeht, laſſen ſich nicht als ſchwächere, andern, höhern unterordnen. Goethe war als Jüngling ſchon ganz Goethe; gelernt hat er, ohne als Dichter höher zu ſteigen; ſeine Ungeduld, ſein Streben nach dem Vielſeitigen hat ſeine Kräfte zerſplittert; ſein bewußtreflexes Umblicken hat ihm Zweifel erregt und auf Zeiten die Begeiſterung entfernt; er hat weniger gedichtet, und einſeitig und ungenügend gelehrt, ſtatt gottbegeiſtert Weisheit des Dichters zu verkünden, und hat auf ſeinem Wege ſich groß, mannigfaltig ausgebildet, was ihm auf dem erſten Wege der individuellen Ausbildung wohl anders, ſcheinbar geringe im Umfange, aber lebenskräftiger und eigenthümlicher gekommen wäre. Hätte das Schickſal unſerm Vaterlande Dieß gegönnt, ſo ſtände er — wahrhaft, wie Homer und Shakeſpeare, allem Verfall und allen Verirrungen der Zeit und Zukunft, als Deutſcher, patriotiſcher Dichter, als Heeresfürſt aller Genien, die ſich ihm anſchließen müſſen, kämpfend, ſiegend und unüberwindlich entgegen; anſtatt daß jetzt Deuteln, Mißverſtand, verſeplicher und unſchuldiger, ſeine Wirkung ſchwächen und andere Geiſter von Zeit zu Zeit als Vorkämpfer hintreten, deren Kraft dem Widerſtande nicht gewachſen iſt, und in deren Gefolge deßhalb auch die Geiſter des Unwahren, Nichtigen, Abgeſchmackten ſchwächlich oder ſcheinbar mit kämpfen, um nachher am Siege und der Beute Theil zu nehmen.

Hoffentlich wird die Zeit nie kommen, (obgleich ſchon Vorſpuke ſich gezeigt haben,) daß Deutſchland ſeinen größten, ſeinen erſten, wahrhaft Deutſchen Dichter verkennt. Aber die Klage darf ſich hören laſſen, daß er es verſchmähte, durchaus und ganz Dichter zu ſein. Ich wenigſtens, der ich mein Vaterland ſo liebe, wie ich muß, der ich Nichts als Deutſcher ſein kann und will, muß nach langer Prüfung, mit der vollkommenſten Verehrung, in Liebe des Mannes, der meine Seele weckte, dieſe Klage ausſprechen — et salvavi animam. — —

In der nächſten Sitzung wurde über dieſe lange Predigt geſprochen und geſtritten: Worte, Begründungen, Bilder und Einfälle, die wir vielleicht ein ander' Mal mittheilen, — als plötzlich eine Maske eintrat, ſich verbeugte, einen Brief abgab

und ſich ſchnell wieder entfernte. Man war erſtaunt, aber das Erſtaunen wuchs, als der Rechtgläubige die Aufſchrift des Briefes ablas, die ſo lautete: „Der unbekannte Obere an die Lage zum Götz von Berlichingen.“

Man lachte und drängte ſich um den Ordnenden; dieſer hat, ruhig zu ſein und ſich wieder zu ſetzen, weil er den ſo ſonderbar überbrachten, myſteriöſen Brief laut verleſen wollte. Er erbrach das Schreiben, welches dieſen Inhalt hatte:

Gegeben aus der Zukunft, von unſerm hohen Wolkenſitze, von wo wir Alles genau überſchauen, wenn die Nebel nicht gerade zu dicht ſind.

Geliebte Brüder in Goethe'n!

Ihr werdet ſchon manchen Brief aus Euerer Gegenwart empfangen haben; Ihr leſet wohl auch nicht wenige aus der Vorzeit, von denen der Sevigné bis zum Cicero hinauf: darum wird es Euch, ſchon der Abwechſelung wegen, angenehm ſein, auch einmal ein Schreiben aus der Zukunft zu erhalten. Ich weiß nicht, ob in Euerer Lage jetzt der Rechtgläubige oder Paracelſus Meiſter vom Stuhl iſt, ob der Vermittler oder der hoffnungsvolle Mann die Mühe des Bruder Redners auf ſich nimmt; aber jedenfalls ſchließe, wer auch leſe, die Thüren, damit die Laienbrüder nicht einwandern und Worte erſchnappen, die ſie mißverſtehen müſſen und auf dem Markt alsdann, als unnütz, gegen Gemüſe oder Fiſch vertauſchen; laſſ't auch Keinen zugegen ſein, der nicht wenigſtens drei Grade empfangen hat; und ſo nehmt denn meine Worte zu Herzen.

Daß ich mit Euern Arbeiten nicht ganz unzufrieden bin, ſollt Ihr für's Erſte erfahren; nur freilich, da Ihr Alle, ſelbſt der Meiſter vom Stuhl, nicht ſo hoch ſitzt, als ich, ſo fehlt Euch natürlich die Vogel-Perſpective, von wo ich hinunter Alles im klarſten Einverſtändniß und Verhältniß zu einander ſehe, wo Euch oft ein Gegenſtand den andern noch verdunkelt. Und welch' ein Mann würde ich ſein, und einige wenige, Euch eben ſo unbekannte Obern, hier hoch in meiner Wolkenburg thronend, wenn die verdammten Nebel nicht wären, die oft ſo plötzlich nicht nur die beſte, ſondern jede Ausſicht verdecken! Lieben Brüder, könntet Ihr chemiſch, galvaniſch, philoſophiſch oder pſychologiſch, ja, es ſei auch nur electriſch, gegen die ungenbeizenden Uebel kämpfen und in Euerer Seelen-Gemüth-Naturforſcherinn irgend ein Mittel entdecken, ſie entweder auf immer oder doch nach Gutdünken zu präcipitiren, ſo wäre mir außerordentlich geholfen, und mittelbar auch Euch; denn alsdann könnte ich Euch die Landkarte unter mir, in der Ihr auch nur die wandernde Staffage ſeid, ausdeuten. Was ich aber bei klarem Wetter von hier geſehen und entdeckt habe, ſei Euch hiermit ohne Weiteres gegönnt, ſo weit Ihr es nach Euern ſubalternen Stellungen verſtehen möget.

In Euerer Forſcherei, Geiſterprüfung und Poeſie-Zerſetzung ſeid Ihr, lieben Brüder, noch niemals auf einen Punct gekommen, oder habt ihn nur berührt mit ungefährem, weggleitenden Finger, wo die Krankheit, die unterhalb arbeitende, unſichtbare Wunde liegt, und darum hapert's mit allen Euern Entdeckungen. Gebe ich zu, daß es ſchwer iſt, Worte zu finden, die Gedanken entwickeln ſollen, die

gewiſſer Maßen unzugänglich oder unverſtändlich werden müſſen, weil alle Welt das Ding auf den Kopf ſtellt, ſo entſchuldige ich Euere Aengſtlichkeit oder Euere ſo mit fortſchwimmende Unwiſſenheit. Der Punct iſt nämlich Euere Ethik, moraliſche Bildung, die Art und Weiſe, wie die Moralität in Kunſt aufgehen muß, ob ſich beide trennen dürfen, ob Kunſt wohl das Gegentheil ſein darf, wer dann verliert oder gewinnt, oder ob es Moral geben könne, die nicht Kunſt ſei, und umgekehrt.

Da liegt nun ein Land gerade unter meinen Füßen, wo über alle dieſe zur Frage geſtellten Gegenſtände die allergrößte Confuſion herrſcht. Wie die Ameiſen laufen Alle durcheinander, und ſchleppen ſich mit Anſichten und Grundſätzen, Vermuthungen und Behauptungen, Seufzern und Klagen, Ach und Weh und Schelten, daß für unſer Einen hier eben das Ding gefährlich genug ausſieht, da wir hier ſo ziemlich nicht nur Anſicht und Umſicht, ſondern auch die Hinunterſicht haben, und faſt zu lachen verſucht werden.

Wohl habt Ihr nicht Unrecht, Freunde, — (werdet aber nicht ſtolz, wenn ich Euch ſo nenne,) — daß die Geſchichte der Welt zugleich die Geſchichte des menſchlichen Gemüths und Geiſtes ſein müſſe. Wohl „leuchtet uns auch die Sonne Homer's" — aber abgerechnet, daß ſie, wie man jetzt weiß, von Zeit zu Zeit ihre Flecken wechſelt, auch welche anſetzt und wegzieht: — ſo iſt unſer Auge, das auf unſerm Herzen ſteht, das wieder ganz eigen und anders in ſeinen bürgerlichen, religiöſen u. ſ. w. Bedingungen wurzelt, ein anderes, um die Strahlen aufzufangen, — wenn ich auch gar nicht einmal in Anſchlag bringe, daß Deutſchland kein Jonien iſt, wie ich denn ſelbſt, ſo hoch ich mich auch geſchwungen habe, täglich von den fatalen Nebeln ſehr incommodirt werde. So ſchauen, fühlen und ahnen wir natürlich immer in das Aelteſte, Einfachſte hinaus, und alle Zeiten ſind uns verſtändlich, Mond und Sterne nahe Spiel-Cameraden; auf der andern Seite ſteht unſere Gegenwart, die unſer Gemüth gebildet, zugerichtet, zerkrankt und zerknittert, oder das Herz im Trotz roborirt hat; und wir können von dieſer unſerer Selbſtheit, durch ſo vielfache Zeit und Umſtände modificirt, nicht loslaſſen, und ſollen es auch nicht: mögen wir uns zur Morgenröthe ſchwingen oder in die Bibel oder den Homer blicken, dieſe Selbſtheit folgt uns; wir ſind es ſelbſt, und Jenes und Dieſes, Altes und Neues gibt uns nur Genuß, iſt nur für uns da, indem wir es mit dieſem geiſtig zubereiteten Auge erfaſſen. Was iſt alſo Verſtehen? Was die Wahrheit, die einfache, einzige, allgemein giltige, die ſo viele Menſchen ſuchen? — Halt! da zieht eine Wolke vorüber und ſtört mich.

Aber ſich verſetzen in Zeiten und Gedanken, ſtimmen kann man ſich. Und je friſcher ich mein wahres, nächſtes Leben erfaſſe, um ſo mehr ich mich gewöhnt habe, im Nahen, Alltäglichen das Wunder und das Treffliche zu erkennen, um ſo mehr weiß ich, daß ich meiner Zeit angehöre, daß ſie mich gebildet und geformt, wie ich wieder auf ſie zurückwirke, um ſo freier, leichter, heiterer und gewiſſer kann ich mich auch in fremde Zuſtände und Bedingniſſe verſetzen, ohne von meiner unerläßlichſten Freiheit Etwas einzubüßen, und durch falſche Sehnſucht, ſcheinbare Liebe gegen ferne Schätze mein eigen' Selbſt, und die ewige Wahrheit gegen

Truggeſtalten und lockende Geſpenſter auf das Spiel zu ſetzen und wohl zu Zeiten zu verlieren. Wer das Nahe kennt, verſteht das Ferne. Im innigſten Einverſtändniß fällt die Scheidemauer; und möchten Manche nur das Ferne recht herzhaft und einfach erfaſſen und durchdringen, ſo würden Jene, die oft daran verloren geben, von ſelbſt in das Nahe zurück geſchnellt werden und ihr eigenes Selbſt finden.

Iſt die Zeit kraftvoll in der Entwickelung, ſo hat ſie nicht eben Zeit, über ſich ſelbſt viel nachzudenken. Thaten, Kämpfe, Uebermachen, Ernten, Bauen und einfach den Göttern dienen, wird im Schweiß der Arbeit ein ganz artiger Zeitvertreib ſein. Strafe und Lohn löſen ſich ab, Liebe und Haß, Alles in großen, einfachen Verhältniſſen. Aus unraffinirter Leidenſchaft werden ſich Verbrechen erzwingen, aus Begeiſterung große Tugenden. Alle Lebensgeiſter leben und weben noch ganz nahe an dem Naturboden in uns, der noch weder Blumengarten, noch Park, weder Chineſiſche Brücken noch Orangerie-Haus aufzuweiſen hat, ſondern Frucht und Nahrung erzieht, und Baum und Fels und Quell poetiſch will durchrankt. Immer noch werden Engel und Jehova, oder die Götter der Winde und der Fluthen den Menſchen naiv beſuchen und ſich ihm mittheilen; denn der ungetrübte, friſche Blick des Sterblichen reicht noch ſo kindiſch und kindlich gerade (wie das blauaugige Staunen des Kalbes) ohne Fernröhre in die Unſterblichkeit hinein.

Eine große Entwickelungsgeſchichte haben uns die Raritäten-Cabinette aufbewahrt, wo wir faſt Schritt vor Schritt folgen, aus großen Anlagen Cultur und Kunſt, aus dem Edelſten die Verderbniß faſt in wenigen Jahren ſich lehrreich ausſprechen ſehen, und wir wohl das Rechte lernen können, wenn wir geſunde Augen haben; ich meine den Glanzpunct der Griechiſchen Bildung, vorzüglich Athen's.

Können Künſte, Wiſſenſchaften, Theater und Poeſie ſich bei einem ganz geſunden Volke zu einer bedeutenden Höhe erheben? Ich will es weder mit Rouſſeau ganz verderben, noch ihm Recht geben; denn die Frage beantwortet und begütigt ſich von ſelbſt. Die innere Sehnſucht, der Stachel der Seele, der ſie nicht ruhen läßt, hat ſie erſt das Irdiſche bezwungen, iſt freilich ein Zuſtand, den man dem Einfachen, Starkmuthigen gegenüber Krankheit nennen mag: iſt doch, ſo angeſehen, die Seele ſelbſt die Krankheit ihres Körpers.

Die Heroen-Zeit, die jedes Volk hat, iſt vorüber. Unthaten und Frevel ſtempeln aber eine Zeit eben ſo wenig zu einer verderbten, als leuchtende Tugenden und Thaten ſie zur edeln erheben können; denn die Leidenſchaften erſterben nie, und der Adel des Gemüthes erhebt ſich oft in Drangſal und Noth, zur Zeit der Bosheit und des Verderbens. Als Athen geiſtig bereichert ſeinen Geiſt erſt genoſſen, dann gefühlt hatte, und nun im Bewußtſein der Herrlichkeit ſich auch Mißbehagen, Unluſt und Grübelei einſtellten, konnte die Poeſie, ſowie ſie ihre Nahrung aus der Gegenwart nahm, nicht anders, als die verſchiedenen Bildungsſtufen deutlich bezeichnen und angeben.

Der heroiſche Aeſchylus, ſo erhaben naiv, wie Pindar, die ganze Fülle des

Einsame Wohnung im Gebirge.

Rugantino mit einer Zitter, auf und ab gehend, den Degen an der Seite, den Hut auf dem Kopfe. Vagabunden am Tische, mit Würfeln spielend.

Rugantino.

Mit Mädeln sich vertragen,
Mit Männern 'rumgeschlagen,
Und mehr Credit als Geld;
So kommt man durch die Welt.

Vagabunden.

Mit vielem läßt sich schmausen;
Mit wenig läßt sich hausen;
Daß wenig vieles sey,
Schafft nur die Lust herbey.

Rugantino.

Will sie sich nicht bequemen,
So müßt ihr's eben nehmen.
Will einer nicht vom Ort,
So jagt ihn g'rade fort.

Lebens und der Leidenſchaft zeigend, ohne je grübelnd irre zu werden; Thaten und Unthaten der Götter und Menſchen, Mord und Rache, Hinterliſt und Wahrheit zeigen bar, aber groß ihr Angeſicht. Milder, aber leidenſchaftlicher, harmoniſcher, aber Gefühl und Gedanke ſchon mehr im Bewußtſein verbindend, ſetzt Sophocles das poetiſche Seelengeſpräch fort. So viel die Poeſie damals vermochte, ſo war es doch wohl die Bühne, die recht eigentlich den Lebensgang abſpiegelte und des Gemüthes geheimnißvolle Geſtaltung offenbarte. Aber der fortſchreitende Geiſt, die höhere Cultur, die nie ohne Luxus und deſſen Begleiter ſein kann, hatten den Geiſt erhöht und geſchärft, und an dieſer feinen Schärfe mußte ſich das zum Bewußtſein gediehene Leben prüfen; im Bewußtſein war neben Glück und Behagen, Unglück und Unluſt nicht abzuläugnen, das unbewußte Gleichgewicht war verſchwunden, und das Gemüth ſtrebte, die Widerſprüche auszugleichen.

Doch geſchah Dieß auf ganz andere Weiſe, als früher. Die Sage von Göttern und Heroen, das Uebermenſchliche in That und Leiden war angeſtaunt, bewundert, angeklagt worden. Jetzt wollte die höhere Sittlichkeit mehr da verehren, wo ſie ſchelten mußte; das Große, Furchtbare genügte nicht mehr als Sage, um recht zu werden. Phantaſie, Gemüth, Vernunft und Glaube ſchwankten ungewiß hin und wieder; das Wohlgefallen, die Rührung und Luſt an den Geſtaltungen wollten ſich vor einem Tribunal rechtfertigen, das ſich erſt kürzlich eingerichtet, und das Jene für ein Höheres anerkennen mußten. Familie, Liebe, Ehe, Bürgertugend, Vaterlandsliebe nahmen aber, ſowie Verſchwendung, Hinterliſt, offener Betrug, Heuchelei und Egoismus ſich zeigten, andere Geſtaltung an. Die Socratiker und Euripides ſind das ausgeſprochene Bewußtſein dieſer Uebergangs-Periode. Euripides mußte etwas Anderes wollen, als ſeine Vorgänger, ſofern er ſeinem Zeitalter angehörte, und es kann nur etwa die Frage ſein, ob ſein Genius mächtig genug war, ſeine Vergangenheit und Gegenwart ganz aufzufaſſen, um auch die Zukunft zu leſen; nicht, ob er an ſich ſelbſt ein großer Dichter war, von welcher Stellung ihn die neue Critik, zur Unbilligkeit von Ariſtophanes verleitet, der in ihm mehr die neue Partei, als den Dichter verfolgte, zu eilig hat verſtoßen wollen. Iſt er weniger harmoniſch und vollendet, als Sophocles, ſo berührt und ſucht er Stellen des Gemüthes, Gefühle der Menſchen, wunderbare Gegenden, die ſeine Vorgänger nicht ahnen konnten, und darum iſt er, im Verhältniß zu jenen, uns Neuern ſo verwandt und nahe, in einigen ſeiner Werke faſt romantiſch zu nennen.

Aber dieſer Kampf des Schönen mit der Moral; dieſes Suchen nach Harmonie, die ſich nicht immer findet; dieſe weichen, ſüßen Töne, die aus einem zartbeſaiteten Gemüth erklingen, und ſchon Vieles beſchönigen und entſchuldigen wollen, was der Unbefangenere ſchlechthin verwirft, verwandeln oft ſeine Milderung in härtere Anklage, zwingen ihn, den Weichern, oft härter und grauſamer zu ſein, als ſeine Vorgänger. Die Anklage der Götter iſt oft herbe, die Darſtellung des Böſen zuweilen peinigend. Indem er weit über die bisherige Attiſche Bühne hinaus greifen wollte, um ſich in neuen Regionen zu verſuchen; das Gemüth an ſich ſelbſt ſchon zu entwickeln, die Geheimniſſe des Herzens zu enträthſeln ſtrebte, und immer-

dar fühlte, wie die neuere, ſtrengere Moral nicht ausreichte, oder mit ſophiſtiſcher Kunſt eben auch das Unrechte billigen konnte, erlag er wohl hie und da im Kampfe: aber Aeſchylus und andere Zeitgenoſſen haben ſich ſchwerlich auch je wieder zu der Art des Sophocles zurückfinden können. Gewiß war der Impuls zu mächtig; die Forderung, die Aufgabe des Euripides vollſtändig zu löſen, rückte immer näher, bis Staat und Volk immer mehr verwilderten und die Künſte ſanken. Sophocles, der als vollendet und harmoniſch in der Mitte ſteht, wiederholt in den wenigen Tragödien, die wir beſitzen, dieſelbe Form; Aeſchylus erſtrebt in jedem Werke eine neue, aber weit mehr noch Euripides, von dem uns die meiſten erhalten ſind.

Dieſer Punct aber, in welchem die Krankheit des Staats, des Familien-Lebens, des Gemüths und Glaubens in's Bewußtſein tritt, iſt in jedem Zeitraum und Volk eine ſehr merkwürdige Wetterſcheide, ein Wendepunct, von wo ſich vor- und rückwärts Alles erklärt; und die Wendung, welche die Ausgleichung nimmt, kann nicht bloß Geſchichte der Kunſt bleiben, ſondern wird zugleich die des Staates und Geſchlechtes. Der Kampf gegen das Verderbliche, ſei es ſcheinbar, ſei es wirklich, geht oft bis zur Verfolgung des Schönen und Vernichtung aller Kunſt, wie die Bilderſtürmer, Puritaner, Wiedertäufer und andere Secten zeigen: die Liebe zum Schönen wird oft in Verweichlichung und Wolluſt das Gegentheil von ſich ſelbſt; große Kunſtzeiten überſtürzen ſich oft und verſchmachten an ihrer Fülle, wie in Italien nach Raphael geſchah; das Gemüth, das zu ſehr ſich von Begier und dem Reiz der Sinne reinigen will, erzeugt auch wohl auf dieſem Wege eine unreine, unkeuſche Phantaſie. Beiſpiele letzter Art dürftet Ihr, Befreundete, am Erſten unter Euern Zeitgenoſſen aufweiſen können. Die naive, heroiſche Zeit nimmt auch Begier, Liebe, Luſt im naiven Sinne, ohne zu klügeln. Die Verfeinerung muß ſich hüten, hier nicht zu fein zu werden; die Schneide ſpringt, Scharten entſtellen nicht nur, ſondern die Klinge iſt nun breiter, als bevor ſie nur noch halb geſchliffen war.

Nicht wahr, jene Zeit Carl's des Neunten und Heinrich's des Dritten in Frankreich möchtet Ihr nicht mit dem ausgearteten Griechenland, kaum mit dem geſunkenen Rom und Byzanz vergleichen? Iſt der Frevel erſt ſo hoch geſtiegen und hat faſt alle Adern des Lebens vergiftet, ſo kann weder von Krankheit noch Geſundheit mehr die Rede ſein. Was ſind die Verirrungen der Liebe und Leidenſchaft, die Heftigkeit der Begier, das Wollüſtige der Kunſt und Sitten in Griechenland oder zu Zeiten der frühern Mediceer, oder die witzige Frechheit des Boccaz jenen Tagen gegenüber, in denen Meineid, Bosheit, Lüge, Unzucht, Blutdurſt, Grauſamkeit, Fanatismus und Bigotterie, mit Gotteslängnung im Bunde, ihr dreiſtes Spiel trieben? Jenes kann uns, an Dieſes gehalten, faſt wie Unſchuld erſcheinen. Glaubt Ihr denn nicht, daß die Franzöſiſche Kunſt und Poeſie gerade ſo ſein müſſen, als ſie ſeit faſt zweihundert Jahren erſcheinen? Gewiß, ſie ſind der erklärende Schlüſſel ihrer Geſchichte. Aber wir können auch eben darum mit ruhiger Ueberzeugung ſagen, daß ſie nicht die Deutſche ſind, und niemals hätten werden ſollen.

Denkt zurück, Freunde, wie Deutſchland ſchon ſeit Langem verwüſtet war.

Immerdar in ſeinen Kräften zerbrochen, iſt es faſt wunderbar, daß die Lebenskraft ſich ſo ſchnell wieder herſtellte, ja daß von ihm die größten Reformen in Kirche, Staat, Philoſophie und Wiſſenſchaft ausgingen. Ein kräftiges Lebens-Princip entwickelt ſich immer wieder, und erregt ſelbſt fremde Nationen, kann aber, ſo ſcheint es, niemals geſchloſſene, befriedigte Eigenthümlichkeit, Kunſt und Poeſie, bewußtvolle Verfaſſung, Gemeinſamkeit der Stämme und ſichere Macht im Innern wie nach Außen hervorbringen, ſondern muß wohl den Anſchein des Chartiſchen behalten, um den weiſſagenden Geiſt nicht zu verlieren.

Sehe ich nun auf Euer Deutſchland hinab, ſo iſt es klar, daß weder die Hußiten, noch die Reformation, Bauernkrieg, Fauſtrecht, oder was es ſei, ſo tiefe, unheilbare Wunden, die noch nicht ganz vernarben wollen, geſchlagen hat, als dieſer fürchterliche, vernichtende, dreißigjährige Krieg. Handel, Ackerbau, Städte, Dörfer, Wälder und Fluren waren verwüſtet und vernichtet, ganze Provinzen menſchenleer; Ermüdung, Erſchöpfung hatten den Frieden herbeigeführt. Aber eine phlegmatiſche Schläfrigkeit, ein Erſtarren aller Kräfte, eine dumpfe Gleichgiltigkeit blieb, bis auf die neueſten Zeiten hinab, zurück. Früher war wohl nirgend, und auch wohl damals in keinem andern Lande, eine ſo trübſelige Spießbürgerei, eine ſolche Angſt vor allem Großartigen, ein ſolcher Widerwille gegen den hohen Styl des Lebens eingebrochen und allgemein geworden.

Die Heldenzeit nicht nur, die Zeit des geiſtigen Kampfes, ſelbſt die der Rohheit war vorüber, ohne eine beſſere oder ähnliche an die Stelle zu ſetzen. Eine Dämmerung trat freilich in die Finſterniß ein. Wie alle Wurzeln des Lebens, der Selbſtſtändigkeit und der Geſchichte abgegraben waren, ſo konnte freilich die benachbarte Nation, die damals, durch Elend hindurch zum Glanz gelangt, ihre Geſchichte beſchloß, auf Geſinnung, Denkweiſe und ſogenannte Poeſie unbedingt einwirken: ebenſo ſpäter eine Art von Philoſophie, die, ohne zu forſchen, das Höchſte und Tiefſte an den einfachen, geſunden Menſchenverſtand führte, um von dieſem ſtets Verneinenden zu erfahren, daß es weder Wunder noch Gedanken geben könne. Beides, der Franzöſiſche Geiſt und dieſer Deutſche, vereinigten ſich ſehr gut mit jener unwiſſenden Spießbürgerei, deren Tugend war, faſt wie die des Diogenes, keines Bechers ſelbſt zu bedürfen, ſondern ſo recht eigentlich von der Hand in den Mund zu leben.

Doch meldete ſich der Geiſt und die ewig unauslöſchliche Sehnſucht. Kommt ja doch auch jedes Jahr der Frühling wieder. Die ſteife Ehe, die langweilige Familie, die drückende Etikette, der ſchroffe Unterſchied der Stände, die verletzende Anmaßung der Höhern, die grobe Unwiſſenheit des Adels, die veralteten Inſtitutionen, das faſt wahnſinnige Feſthalten an Einrichtungen, die zermorſcht durch ſich ſelbſt einzubrechen drohten, der Mangel jeder Freiheit und Leichtigkeit im Umgange und Geſellſchaft: alles Dieß, von ſteifer Altklugheit oder nachgeahmter, unpaſſender Frivolität gerechtfertigt und angegriffen, war, die finſtern Farben nur zuſammengerückt, das damalige Leben. Wo Poeſie vernehmen! Was ſollte ſie nur bedeuten! Wer war da, ſie zu genießen! Schien es doch, als bedürfe kein Menſch ihrer.

Nur aus dem Widerſtande gegen dieſe Schroffheit, nur aus der Auflöſung dieſer Bande konnte ſie hervorgehen; fruhern Zeiten ganz unähnlich, gewiſſer Maßen entgegengeſetzt, die von Herzen, Kämpfen, Begebenheiten, Leidenſchaften und ſinnlicher Begeiſterung ſtrotzen. Wie war dieß in Jahren möglich, — „wo Vernunft Unſinn, Wohlthat Plage" — im Verlauf der Zeiten geworden war? Das Eis mußte ſchmelzen, um dem neuen Grün und den Blumen Raum zu geben.

Eine Auflöſung, die durchdringen ſoll, mußte die ſteife Tugend verdächtig machen, den Hochmuth erniedrigen, die geſchwächte Vergangenheit rechtfertigen, und das verkannte Herz, auch in ſeinen Schwächen, die ſich nur aus dem Eheſinn erklären und erzeugen, vor dem Richterſtuhl einer ſtarren, trotzen Vernünftigkeit entſchuldigen! In Wehmuth blüht der Frühling und geht das Schöne ſichtbar auf. Das Eine kann man nicht ohne das Andere wollen. Und ſo drang Goethe's Frühlingsgeiſt löſend und erfriſchend in die Welt, durch ſeine Zartheit ſo kräftig, daß es Vielen wie Sturm erſchien. Die Ströme brachen, indem die Blüthenbäume wehten, ſo ſchnell, daß Schollen und Eide und kleine Krautgärtchen, manche moraliſche Obſervatorien-Häuſerchen mit fortgeriſſen wurden.

Was der ſteife Zuchtmeiſter Verbrechen genannt hatte, was der Unempfindliche verabſcheute, trat nun als Gefühl, Rührung und Schönheit unter die erſtaunten Menſchen. Ein höheres Recht offenbarte ſich im mächtigen Gedanken, der, mit dem Gefühl innigſt verbunden, unmittelbar aus dem reinen Born der Natur geſchöpft wurde. Wo iſt in Frankreich, England, Italien und Spanien eine Zeit, die man mit dem wunderbaren Auftreten Goethe's vergleichen könnte? Welche Nation hat Lieder geſungen, wie jene wunderſamen Sehnſuchtsgeſänge? Wo iſt je ſo, wie Andromeda, die nackte Schönheit vom Felſen entfeſſelt worden, die dem Meerthier zum Raube beſtimmt war?

Daß dieſer Zartheit gegenüber auch Cynismus, derber Humor, ſich vernehmen ließ, war in dieſem Gegenkampfe natürlich und nothwendig. Hat doch der frühere Klopſtock auch, weil er keine große Zeit vorfand, ebenfalls auf ſeine Weiſe, ſich und individuelle Begebenheiten, die Zweifelſucht des Tages, alle Forderungen jener Jahre wunderlich genug ſeinem heiligen Gedichte eingewebt; man hat die Zufälligkeit der Liebe, die aufgeſchobene Vermählung in der Epiſode der Cidli bewundert, die Doppelheit des Abadonna, die wiederkehrenden Zweifel ſo mancher Sünder und Bekehrten am Daſein Gottes. Der größere und poetiſchere Milton verläugnet zwar den Puritaner nicht; wie aber ſeine Aufgabe dem Bildſamen näher ſteht, ſo haben ſeine einfachere Zeit und ſein mehr feſter Character auch nicht ſo viel Schwierigkeiten und Widerſprüche in ſeinem Gedicht anzuerkennen und zu löſen gehabt.

Wenn ich alſo den Euripides nicht anklagen mag, daß er, mit herrlichem Talent, aber doch mit ungenügenden Mitteln, Das berührte und erklärte, was ſeine Vorgänger nicht kannten und kennen wollten, was aber dennoch die bewegte Zeit hervorarbeitete, ſo um ſo weniger unſern Goethe, der keine heroiſche Zeit, keine Sagenwelt, kein blühendes Land, keinen poetiſchen Cultus, keinen Homer oder Pindar, keine

vollendete tragiſche und herrliche comiſche Bühne, keinen Phidias oder Polygnot verſank, — ſondern ein verwirrtes, nichtiges Weſen, in dem, bis zur Zeit der Erlöſung, auch die edelſten Triebe untergehen mußten.

Aber freilich, die Aufgabe, die Goethe, ſich unbewußt, in der Macht der Begeiſterung geſetzt hatte, iſt eine unendliche, eine gewagte, eben um ſo mehr, weil kein Zeitalter ſie früher hatte oder haben konnte, und Euripides nur ein fernes Parallel-Gemälde bildet. Das Zarte, Phantaſtiſche, Liebebegeiſterte, welches die Menge noch zur Schwäche oder Verbrechen ſtempelte, rechtfertigend und ſieggekrönt hindurchzuführen, erinnerte an die ſchöne Legende, wie der Heiland Adam und Eva aus der Hölle nahm. Die unterirdiſchen Mächte mußten zürnen; die Begeiſterung kann auch nicht wägen und meſſen: — war denn nicht auch vielleicht das Heiligſte, Unverletzlichſte gekränkt? Schimmerte nicht auch durch den Muth Uebermuth?

Leſſing kämpfte eben damals für die Wahrheit einen ähnlichen Kampf gegen die oberflächliche und naſeweiſe Zweifelſucht, die ſich der Philoſophie wie Offenbarung ſo hochmüthig entgegen warf. Auch Leſſing erſchütterte mit dem Irrthume zugleich manches Unverletzliche. Und es iſt rührend, zu ſehen, ſeit wie lange der edle Mann nach Deutſcher Poeſie ausgeſehen hatte, wie eifrig er für den Shakeſpeare und gegen die ſchwächliche Nachahmung nüchterner Vorbilder gelehrt hatte; und da nun endlich das Rechte kam, erſchien es ihm in zu großer Geſtalt, und er wendete ſich unwillig ab.

Aber freilich hatte er auf ſeinem Standpuncte doch auch Recht, wenn ſelbſt ein Nicolai nicht ganz Unrecht hatte. Verſtand dieſer den „Werther" auch nicht, ſo lag das Abgeſchmackte ſeines Büchelchens doch nur in der Art und Weiſe deſſelben, nicht in der Grundbehauptung. Er mußte in dieſem Kampfe unterliegen, wenn auch dem großen Leſſing ſchwerlich ein cyniſches Schluß-Capitel zum „Werther" gelungen wäre. Aber freilich iſt hier der Hauptpunct, und die Hauptfrage liegt hier: ob denn jene ſteife Altklugheit, Spießbürgerlichkeit, Verkennen des Schönen, ſo ſehr ſie dermalen Carricatur und Fratze waren und jede Verfolgung verdienten, nicht ebenfalls auf ewigen Geſetzen ruhten, auf dem Edelſten und dem Unantaſtbaren der Menſchheit? — — Dieß fühlte wohl Leſſing, und er, der Revolutionäre, ſtand in dieſem Streite auf der Seite der Alltagsmenſchen. — Iſt denn, fragen wir wieder aus der Zukunft heraus, nicht dieſe herrliche Poeſie, die zeitgemäße, nothwendige, ſo vollendet, ſo einzig ſie ſein mag, nicht dennoch, ſowie die des Euripides, eine revolutionäre? —

Will man entgegen fragen: „Iſt es in dieſem Sinne nicht eine jede?" — ſo iſt dieß nun wahr oder halbwahr, oder ein Viertel, indem alle Poeſie ſich des Geiſtes der Zeit bemächtigt, ihn ausſpricht und zu höherm Leben erhebt; denn es hat wohl noch keinen Poeten gegeben, der nicht den Wunſch gehabt hätte, zu gefallen und ſich allgemeinen Beifall zu erringen. Ein Dichter muß in dieſem Sinne Demagog ſein; aber es iſt doch ein großer Unterſchied, ob ein Pericles oder Cleon, ein Goethe oder Kotzebue die Menge begeiſtert. Hat aber doch Goethe ſelbſt „Hermann

und Torquato" und die „Iphigenie" geschrieben, die in keinen Gegensatz zur Zeit treten, sondern nur das Edle, Wahre, über welches kein Zweifel Statt finden kann, bestätigen und in das Licht der Verklärung stellen. Und so hat die Poesie die Kraft und Fähigkeit, immer noch wieder im alten, naiven Sinn die Gebilde nur als solche zu nehmen, sie klar und vollständig zu entwickeln, gleichsam aus sich selbst zu befreien, und auf diese Weise zwar erhebend, aber auch kühlend und beruhigend zu wirken.

Der Punct oder die empfindliche Stelle ist aufgefunden, wo die Frage unmittelbar entsteht, wie Schönheit und Sittlichkeit Eins und Dasselbe werden können? Das Gefühl ist erweckt, welches sich verletzt fühlt, und eine philosophische, ächt psychologische Critik ist entstanden, die Grund und Ursache des Mißfallens, Gesetze, nach welchen es vermieden werden soll, aufstellen will. Zeigt sich Deutschland in einem Punct vorgeschritten, so ist es in diesem. Eine neue Epoche, eine künftige Schule ist im Begriff, sich zu bilden, wenn sie nicht, zu eilig ihre Untersuchungen schließend, fertig zu sein glaubt, bevor sie noch recht angefangen hat. Denn England und Frankreich lassen sich von dergleichen Fragen und Gefühlen Nichts träumen: das Erstere hat sein strenges, moralisches System und zweifelt niemals, kann darum auch das Meiste von Goethe'n als unsittlich abweisen; das Zweite ist längst auch mit seinem moralischen Ideal fertig. Von Spanien und Italien kann in dieser Hinsicht nicht die Rede sein. Sonderbar genug, da alle diese Nationen, Spanien abgerechnet, in den neuesten Zeiten die Deutschen wohl an poetischer Productivität übertreffen haben.

Nicht zu früh soll man, wie ich sagte, abschließen; denn leider liegt die Barbarei, das alte Spießbürgerwesen, selbst die hartherzige Heuchelei so dicht und nahe im Wege, den man geben muß, daß es schwer ist, das Geringe nicht mit dem Edeln zu verwechseln. Es muß wohl schwer sein; denn nun stehe ich wieder an derselben Stelle, von welcher ich ausgegangen bin, und meine, gerade hier ist bei den jetzigen Deutschen das größte Chaos unauflöslicher Verwirrung, wo Philosophie und Critik noch lange zu thun haben werden, bevor sie etwas Licht und Ordnung erschaffen haben. Denn nicht von den Schreiern der Menge bloß, auch von den Stimmführern geht die Verwechselung und Confusion aus.

Auch sehe ich noch jetzt nicht ab, wie ihr beizukommen ist, da Das der verwundbare Fleck ist: die Eitelkeit der Zeit, ihre Tugend und ihr Stolz, mit der Heuchelei sowie mit dem Besten, selbst den edelsten religiösen Gefühlen nahe verwandt, der sentimentalen Erziehung zunächst verbrüdert; der Fleck, weßhalb so viele wohlgesinnte Seelen sich an mancher Poesie erbauen, so wenig sie auch poetisch sein mögen; — kurz, es ist die verkehrte Welt, das auf den Kopf Stellen der Begriffe und Gefühle, eine in Instinct und Glauben übergegangene Verdrehtheit, die selbst in meiner jetzigen Zukunft noch nicht ganz überwunden ist, geschweige in Euerer Gegenwart. Und doch kann nur diese Aufklärung Alles gut machen oder Alles verderben.

Als ich noch vor Jahren unter Euch wandelte, und noch lange nicht reif genug

war, um in Euere Lage aufgenommen zu werden, wenn ſie damals ſchon exiſtirt hätte, konnte ich Manches nicht faſſen, was die Welt verehrte, und fand ſo oft zu meinem Nachtheil abgeſchmackt, was ſo vielen und trefflichen Menſchen edel und muſterhaft vorkam. Eine Kleinigkeit! Selbſt die Kinder kennen und lieben Paul und Virginie; Kupfer, Tapeten, Gemälde erzählen die Geſchichte; ſo populär iſt die anmuthige Geſchichte geworden. Ich reiſete einſt mit einem Libertin, einem Mann ohne Grundſätze, und, wie man ſo ſpricht, kam die Rede auf das Buch, das er lobte, den Schluß aber als höchſte Reinheit und Adel der Seele, als Blüthe jungfräulicher Sitte bewunderte, daß Virginie lieber umkommt, als ſich entkleiden und zur Rettung an das Ufer zu ihrem Geliebten will tragen laſſen; einen Schluß, den ich immer höchſt albern gefunden, und treuherzig geglaubt hatte, er könne keinem Menſchen anders vorkommen. Ich entdeckte aber, daß nicht bloß dieſer Wüſtling, ſondern faſt das ganze Zeitalter Dieß und Aehnliches bewunderten und prieſen. Wer kennt nicht Rouſſeau's Heloiſe? Mag man doch die Glut dieſer Leidenſchaft, welche alle bürgerlichen Verhältniſſe vergißt, ſchelten, die höhere Sittlichkeit vermiſſen, und beklagen, daß das Talent ſo überzeugende und rührende Gemälde entworfen hat; „aber Rouſſeau", ſagen Alle, „hat durch den tugendhaften, edeln Schluß, durch dieſe Erfüllung der Gatten- und Mutterpflicht Alles vergütet." Und mag ich erfahren und denken, wie viel ich nur mag; mag ich alt und älter werden: ſo dünkt mich der Schluß gerade jetzt, wie in meiner Jugend, das Verletzendſte, mit dem ich mich auf keine Weiſe ausſöhnen kann. Die Leidenſchaft, die unglücklich wird, die ſich und Andere vernichtet, aber noch anerkennt, iſt im Verderben mehr zu entſchuldigen; der tragiſche Autor iſt ſittlicher, als derjenige, der erſt das Geſetz, und nachher das Gefühl der Leidenſchaft ſelbſt verletzen und vernichten läßt. Werther, der leben bliebe und ſeine Leidenſchaft vergäße oder über ſie moraliſirte, wäre in meinem Sinne höchſt unſittlich, und der jetzige iſt rein und tragiſch. In der „Stella" haben wir jetzt einen Schluß, der ſchlimmer iſt als die frühern.

Das Gegentheil iſt aber jetzt unter Euch (ich weiß nicht, inwiefern die Lage daran Theil nimmt,) die allgemeine Geſinnung. Der Sudler mag Obſcenitäten ſchreiben und kleckſen, wenn er nur nachher moraliſirt, Lebensrettung, Reue und Gebet anbringt; eine Caſuiſtik der Begier und Sinnlichkeit, der verletzten Treue, der Keuſchheit (denn darauf läuft die Aufgabe, der Reiz und die Erhebung immer hinaus,) iſt Euch behaglich, anziehend, wenn die Moral des Autor's, die bis zur Grauſamkeit gehen darf, auch nur nachher den Böſewicht oder die Sünderinn recht verabſcheuen läßt. Dieſe Verderbniß der Phantaſie, in der Hülle der Sitte, zeigen unter Euch ſo viele und ſelbſt edle, hochbegabte Autoren, als wenn der Dichter es damit gut machte, daß er oft das Abſcheuliche, Widerwärtige erfindet, die Begier oft brutal walten läßt, und dann die Empfindungen der Reue oder die unglücklichen Folgen verletzend ausſpinnt, um ein Exempel auseinanderzuſetzen. Daß er ſo erfindet, iſt, was man ihm vorwerfen muß; Motive, ſcheinbare Nothwendigkeit können hier nicht entſchuldigen. Und dergleichen Dichtungen werden

dann als Muſter der Sittlichkeit geprieſen und der Jugend empfohlen. Dagegen Spaß, als ſolcher, naive Sinnlichkeit oder muthwilliger Scherz dünkt Euch, und Ihr zweifelt gar nicht mehr daran, unbedingt verwerflich, und jener laut gellt des Widerwärtigen ſetzt Jugend, Herz und Sinn aller Hochgebildeten, Jungfrauen und Greiſe in erfreuliche Bewegung, und Ihr würdet erſchrecken (obgleich man früher auf Wieland'en nicht ſchelten durfte), wenn man Euch ſagte, daß ſein „neuer Amadis" vielleicht deſſen beſtes und unſchuldigſtes Gedicht ſei, und im dreiſten Scherz viel unſchuldiger, als ſo manches ſentimentale Zerrbild, das Ihr jetzt als Muſter anſtaunt, und aus welchem die Häßlichkeit betäubend heraus ſchreit. Darum iſt Euch auch die Unſchuld, ja Erhabenheit von „Romeo und Julie" nicht deutlich zu machen, und darum wird noch manch' Jahrzehend —

Ich ſehe die unglückſeligen Wellen aufſteigen — — „kurz, laſſ't mich ſein"! — Darum ſchelten auch Die, die ſich an jenen Dingen erbauen, die ſich mir als häßlich im Gewand der Jugend aufdringen, Goethe'n und deſſen Sinnlichkeit und Mangel an höchſter Sitte, obgleich die Zeit Nichts hervorgebracht hat, was neben „Iphigenie" und „Taſſo" treten dürfte — — und Clärchen, Gretchen — und Rauhgefühl, die Friſche des Reizes — —

Aber — — immer dichter wird die Maſſe; — von derſelben Gegend aus, da Nicolai, nach ihm ſo viele Moraliſten, nach dieſen Puſikuchen (allegoriſchen Andenkens) auftreten, werden immer wieder und geiſtiger, tiefſinniger dieſelben Angriffe auf Goethe's Poeſie geſchehen müſſen, bis das Urtheil endlich ein wahres philoſophiſches geworden iſt, bis wir wiſſen, was die Ethik in der Kunſt ſei. Zwar hat unſer Freund Solger vorgearbeitet, und von ihm, Freunde, lern't; die Meiſten, weiß ich wohl, verſtehen ihn nicht und wollen ihn auch nicht verſtehen. —

Maſſen von Schickſal, Reue, Iſider, Derindur, Schemen der Hezelianer — immer dichter wirbelt's — die Wellen und Nebel werden zu dick, Heine, Börne, Beweis, daß Meiſters Wanderjahre ein vollendetes Kunſtwerk — — es iſt ganz finſter.

Schickſals-Novelle vom jungen Wolfgang und der alten Philiſtria.

Ja, wohl war ſie ſchon ziemlich alt, die widerwärtige Alte. Doch war Das gerade ihr geringſter Fehler; hätte ſie nur nicht mit dem auch nicht mehr jungen Herrn von Spießbürger in wilder Ehe gelebt und ſelbſt Kinder mit ihm gezeugt, die fatale Altklugheit, deren lange, ſpitze Naſe über Alles hinwegſah, den übrigens ſoliden Haberecht und noch Einige des Gelichters. Wo der eigentliche Gemahl der Philiſtria hingekommen, wußte Niemand zu ſagen, auch munkelte man: ſie, die Alte, habe nicht immerdar dieſen wunderlichen, mythologiſchen Namen geführt; auch von einem Sohn, der verſchwunden, ging eine dunkle Sage. Aber kurz, ſie beſaß doch das Erbe, gab Geſetze, bezog das Einkommen; und den Übrigen ging es, bis auf eine unſterbliche lange Weile, recht gut, die ihnen aber doch zuſchlug, weil ſie immer ſtärker und feiſter wurden.

Durch Wald und Thal wandelte ein Jüngling, ſchöner Geſtalt, kühnen Blicks, allen Menſchen wonneſam anzuſchauen. Apollo ſelbſt begegnete ihm oft unter Trümmern auf den Felſen am Ufer des Stromes, in der Heiligkeit des dunkeln Waldes; in Menſchengeſtalt kam er zum Jüngling, und machte ſich zu deſſen freundlichen Geſellen. In einer geweihten Stunde entdeckte ihm der Gott, daß der Gemahl der Alten, ein großer, edler König, von ihrer verruchten Hand ermordet ſei. Seitdem ſei alle Schönheit des Landes und der Zeit erſtorben; große Helden, freiſinnige Sänger, Tanz, Muſik und Lautenſpiel ſeien alle entſchwunden und verwelkt; die Welt ſähe ſich nicht mehr ähnlich ſeitdem, und er, der Wolfgang, ſei dazu beſtimmt, die alte gute Zeit wieder herzuſtellen. Das zog ſich Wolfgang zu Gemüthe, um ſo mehr, da Apollo ſein Incognito fallen ließ und ſich ihm als den großen Beherrſcher des Parnaſſes und aller Muſen zu erkennen gab.

Mit glänzenden Waffen, mit Siegermiene trat er in das gemißbrauchte Königshaus. Sie fiel, die Alte, unter ſeinen Händen, die widerwärtigen Kinder ebenfalls, und ſo ſehr ſich auch der Herr von Spießbürger mit ſeinem kleinen Degen wehren wollte, ſo ſchlug der Held ihm doch dieſen mit ſolcher Kraft aus der Fauſt, daß der Porzellan-Griff des Schwertes klirrend in hundert Stücke brach, Spießbürger im Entſetzen entfloh, die große Stiege des Hauſes hinunterfiel und den Hals abſtürzte. Da nun reiner Tiſch gemacht war, ſo kamen auch Helden und Sänger wieder in das verödete Land; Wolfgang beherrſchte die Gegend, und die Freude war allgemein. Da kamen Freunde und ſchloſſen ſich dem muthigen Wolfgang an; da waren Diener, die ihm folgten; die Heiterkeit des Geſanges durchſtrömte alle Gegend. Aber in der jungen Freude zerſtörten die Geſellen auch den Hausrath der Geſtorbenen, warfen Alles durch einander, ſtörten Recht und Gericht, und das Land fing an, zu verwildern. Zugleich verbreitete ſich, erſt ſtill und furchtſam, dann lauter und dreiſter das Gerücht: Wolfgang ſei der verlorne Königsſohn, und habe zwar den herrlichen Vater gerächt, aber auch an der Mutter gefrevelt. Bald darauf ſtiegen aus den Zimmern, Wäldern und Bergen die traurigen Geſtalten der Erynnien auf, die mit Vorwürfen, mit finſtern Blicken und Scheltworten dem Wolfgang ſein Leben verkümmerten. Er verlor nicht Muth und Faſſung, aber verdrießlich ward er je zuweilen und wünſchte, ſich der Geſellſchaft der Läſtigen zu entziehen. Auch fiel ihm das Treiben der Freunde zur Laſt, die in ſeinem Namen manches Ungebührliche verübten. Immer verfolgt von den Vorwürfen der traurigen Moral-Predigerinnen, machte er ſich auf, ſeinen Freund, den Apollo, aufzuſuchen und deſſen Angeſicht wieder zu ſchauen. So reiſ'te er durch Land und Stadt, über Hügel, Berg und Strom; er wollte das Orakel-Land beſuchen. Groß war ſeine Freude; Alles ſprach zu ihm, Vorzeit und die Nymphen; aber hinter ihm wandelten jene Verfolger. Er fragte und forſchte nach dem Ideal. Hier, dort wurde er hingewie en. Jeder kannte es; Keiner hatte es geſehen. Die Wohnung wurde in den verſchiedenſten Richtungen angegeben. Wolfgang wünſchte nur, ſeinen göttlichen Freund wieder zu ſchauen. Die einfältigen, groben Scheltworte der Verfolgerinnen ſchallten indeß von allen Seiten. Er ſuchte

ſie ſo oder ſo zu verſöhnen; er that Manches, um, wie er glaubte, ſie zufrieden zu ſtellen, aber vergeblich. Viele Tempel ſah er freudig und hoffend, viele herrlichen Geſchenke brachte er dar. Endlich begegnete ihm auch Apolle, und verhieß ihm Befreiung von ſeinen Verfolgern.

Der Areopag wurde verſammelt, die Klage geführt, öffentlich; weiſe Männer bildeten den Senat; Apollo vertheidigte ſeinen Liebling; auch Pallas Athenä trat hinzu. Die Klage ward vernommen, Zeugen abgehört; auch die wilden Umſchweifenden wollten ihren Proceß gewinnen. Der jugendliche Gott war milde und freundlich, tadelte jene Verfolgerinnen, lobte die That des Jünglings, wollte aber nicht recht finden, daß er, nachdem er ſein glänzend' Angeſicht einmal geſchaut und nur gethan, was er, der Gott, ihm aufgetragen, ſich irgend habe ſchrecken laſſen. Auch wollte er das Umirren nicht rühmen, lächelte über das Forſchen nach jenem Ideal, das nirgends ſei, ſo weit ſich auch ſein abergläubiger Dienſt verbreitet habe. „Du warſt mein Eingeweihter," fuhr der Gott fort; „ich hatte Dein Herz entzündet; was bedurfteſt Du mehr? Hülfe haſt Du bei Natur und Kunſt geſucht in der Nähe und Ferne, und haſt auch jenen proſaiſchen Verfolgern zu Zeiten allzu viel nachgegeben, denen Du es nimmer recht machen könnteſt. Als Herrſcher wärſt Du mit Deinen Satzungen durchgedrungen, und ein neuer Dienſt hätte ſich mir aufgebaut, auf unerſchütterlichen, ewigen Pfeilern ruhend. Warum genügte ich Dir nicht? Iſt meine Macht zu geringe?"

Da nahm die Advocatinn, die älteſte jener Verfolgerinnen, das Wort und ſprach: „Ja, wohl ſollte ein neuer Götterdienſt gegen Fug und Recht aufgerichtet werden; aber, ſind wir denn nicht auch göttlicher Abkunft? Iſt denn unſere Familie, ſind denn unſere Anſprüche nicht älter? Wollt Ihr die Freiheit, das Edle, Große, wie Ihr es nenn't, ſo unbedingt, ſo zertretet Ihr unſere Satzungen und Tempel, die auch auf dem Edeln, Ewigen, Feſten und Naturgemäßen ſich ſtützen. Zerſtört Ihr unſer Weſen, die Sicherheit, die Grundlage alles Daſeins, ſo werden Euere Gebilde auch nur Chimären und verflattern von ſelbſt in Luft. Ihr wollt die Welt in Traum, Liebe und Sehnſucht auflöſen; aber Vernunft, Sitte, Regel, Geſetz können ſie nur zu einer menſchlichen machen. Aber Ihr kehr't die Sache um. Was nur als Luxus, als Zier und Spiel da ſein darf, wollt Ihr zur erſten, nothwendigen Bedingung des Lebens erhöhen, und nicht nur erklär't Ihr uns, die ältern Götter, für überflüſſig, ſondern kündig't uns, als feindſeligen, zerſtörenden Gewalten, den Krieg an. Soll aber Etwas leben, bleiben, dauern, ſo iſt es die Sitte, das ewige Geſetz, auf dem alle Bürgertugend ruht, wodurch der Bund der Staaten nur möglich iſt, wodurch der Menſch, ſeinen irdiſchen Beruf veredelnd, ſich den Göttern gleichſtellen kann. Und mit dieſen ewigen, allerhöchſten und heiligſten Satzungen, die Ihr nur die alten Vorurtheile nenn't, iſt Euere ſchwärmeriſche, leidenſchaftliche Poeſie im Kampf, ja Euere Begeiſterung entzündet ſich an dem Widerwillen, am Haß gegen uns. Können wir uns nicht einigen, und wir wenigſtens wollen es nicht, ſo müßt Ihr uns das Feld räumen, und jenen Oreſtiſchen Wolfgang uns zum Opfer geben, der zwar eine Verbrecherinn

Vagabunden.

Laßt alle nur mißgönnen,
Was sie nicht nehmen können,
Und seyd von Herzen froh;
Das ist das A und O.

Ruganting

erst allein, dann mit den übrigen.

So fahret fort zu dichten,
Euch nach der Welt zu richten,
Bedenkt in Weh und Ach
Dieß goldne A B C.

Rugantino.

Laßt nun, ihr lieben Freunde, den Gesang
Auf einen Augenblick verklingen. Leid
Ist mir's, daß Basco sich nicht sehen läßt;
Er darf nicht fehlen: denn die That ist kühn.
Ihr wißt, daß in dem Schloß von Villa Bella
Ein Mädchen wohnt, Verwandte des Alonzo.
Ich liebe sie; der Anblick dieser Schöne
Hat mich, wie keiner je, gefesselt. Streng'
Beherrscht mich Amor, und ich muß sie bald

hinrichtete, aber in dieſer auch ſein eigenes Blut, ſein Herz ſelbſt verletzte. Ja, wohl ſind wir die alten Vorurtheile. Wir ſind es, ohne welche kein ſpäteres Urtheil entſtehen kann: unſer Weſen iſt ſo heilig, unſere Geburt ſo alt und ewig, daß wir keines Beweiſes, keiner Hülfe der Vernunft für uns bedürfen, auf welche Ihr neuern Abkömmlinge, trotz Eueres Hochmuths, Euch immerdar berufen müßt."

Apelle wollte in ſeinem Götterzorne mit Heftigkeit erwiedern. Aber Pallas, welche in ihrer Weisheit vorausſah, daß auf dieſem Wege die alten und neuen Götter ſich immer grimmiger entzweien, vielleicht für alle Zeiten feindſelig trennen würden, nahm das Wort und beſänftigte durch kluge Rede beide Parteien. „An jener alten Frau", fuhr ſie fort, nachdem Beide ſchon ruhiger geworden waren, „war, bei'm Licht beſehen, eben nicht viel verloren; darüber ſind wir Alle einig. Nebenher kann ich Euch als gewiſſe Wahrheit verſichern, daß dieſer Dichterjüngling ihr Sohn nicht war, wenn auch mit ihr verwandt; aber der ächte Sprößling des ermordeten Fürſten iſt er wirklich. Ihr, Vorurtheile, Ihr Ehrwürdigen, nehmt aber die Partei gegen ihn, mehr, weil er Euch verletzt und Euere Wohnſitze ſtört, als daß Ihr die Hingerichtete rächen wollt, die Euch freilich eine liebe Freundinn war. Aber warum wollt Ihr als Zürnende, Anklagende und Verfolgende auftreten; zanken, keifen, wüthen, um groſſe und kleine Urſachen? Ihr Lieben, warum wollt Ihr nicht lieber den Namen der Ehrwürdigen, der Heiligen, der Unverletzlichen tragen? Um Euere Freundſchaft möcht' ich bitten, aber Ihr müßtet auch ſo fromm und gütig ſein, dieſen Drachen-Character, der Euch wirklich nicht liebenswürdig zu Euerm Geſichte ſteht, abzulegen. Ihr Trefflichen, Ihr ſeid alt; Das iſt wahr; aber darum gar nicht ſo häßlich, wie Ihr vielleicht ſelber von Euch glaub't, und Euch darum faſt willkürlich in ſo grimmigen Zorn warft. Ich und mein Bruder Apollo ſind wohl mit ewiger Jugend geſchmückt, aber Ihr könntet doch auch mitunter in unſere Geſellſchaft treten; Alt mit Jung, Jung mit Alt macht zuweilen trefflichen Umgang. Ihr erzähltet uns von alten Zeiten; ich kann von Euch lernen; ich theile Euch meine Gedanken mit; und wenn der wilde Lockenkopf ſich auch nie ganz mit Euch verträgt, oder Ihr mit ihm, ſo iſt die freundliche Annäherung ſchon genug."

Die Alten fühlten ſich geſchmeichelt, ihre Miene wurde milder. Selbſt Apelle und ſein Liebling, indem ſie jene Weiber genauer betrachteten, fanden ſie jetzt nicht mehr ſo unangenehm, wie vorher. Die Stimmen wurden über den Dichter geſammelt, und Pallas, die keine Mutter hatte, die unmittelbar vom Zeus entſprungen war, und ohne Leidenſchaft weder die Poeſie noch Kunſt unbedingt wollte, ebenſo wenig aber die zerſtörende Vernünftigkeit, ſprach, da die Stimmen gleich waren, den Dichter los für alle ſeine frühern Werke.

„Hier" — war der Schluß des Senat's — „verſöhnt ſich die Kraft leicht mit dem Vorurtheil; denn die unſterbliche Schönheit, die ewige Natur durchdringt die Dichtung, und die Vernichtung des alten Geſetzes iſt nur ſcheinbar; denn aus der höchſten Region dringt ein noch älteres, vergeſſenes, wieder ein, und muß daher die lieben alten, verſöhnten Vorurtheile am Allerleichteſten beſchwichtigen.

Der Uebermuth der Epigrammen und Elegien iſt wahrhaft unſchuldig, wie die alte Zeit. Was „Meiſter" betrifft und deſſen Fortſetzung, ſo hat der Dichter hier ſeinen alten Feindinnen zu viel recht machen wollen, und ſie dadurch am Meiſten verletzt; die „Wahlverwandtſchaften", das tiefſinnige Werk, dringt in die tiefſte Wunde der Zeit ein; hier ſtritten die alten Verfolger am Meiſten mit dem Gott Apollo, und Beide geriethen in Zorn."

Alle gaben ſich die Hand zur innigen Ausſöhnung, und Pallas fügte hinzu: „Warum hat Apollo dieſen unſern Dichter und manchen ſchon begeiſtern wollen, um Das zu ſingen, was er ſelber nachher hier und dort tadeln muß? Dieß wird aber nun aufhören; Friede wird im Lande ſein, und die Tugend, die wahre, ungeſchmückte Sittlichkeit erkannt werden. Scherz und Witz werden wieder unſchuldig und Keinen mehr verletzen. Durch Naivetät, ächte Erhabenheit, Milde iſt der Sonderismus der Tugend wieder zerbrochen worden, der im Gefühl ebenſowenig ſchön und richtig iſt als im Verſe."

Die Göttinn ging nach dem Olymp; Apollo weihte den Dichter und lud ihn zu ſich und den Göttermahlen ein; die Vorurtheile hatten durch den Verluſt des Proceſſes mehr gewonnen als verloren, und im Frieden blühten Oelbaum und Lorbeer friſcher als zuvor. — —

L. Tieck.

Aus meinem Leben.

Dichtung und Wahrheit.

Erſter Theil.

Ὁ μὴ δαρεὶς οὐχ ἕρπυστος εἰς παιδείαν *)

Als Vorwort zu der gegenwärtigen Arbeit, welche derſelben vielleicht mehr als eine andere bedürfen möchte, ſtehe hier der Brief eines Freundes, durch den ein ſolches, immer bedenkliches Unternehmen veranlaßt worden.

„Wir haben, theurer Freund, nunmehr die zwölf Theile Ihrer dichteriſchen Werke beiſammen, und finden, indem wir ſie durchleſen, manches Bekannte, manches Unbekannte; ja manches Vergeſſene wird durch dieſe Sammlung wieder angefriſcht. Man kann ſich nicht enthalten, dieſe zwölf Bände, welche in einem Format vor uns ſtehen, als ein Ganzes zu betrachten, und man möchte ſich daraus gern ein Bild des Autor's und ſeines Talent's entwerfen. Nun iſt nicht zu läugnen, daß für die Lebhaftigkeit, womit derſelbe ſeine ſchriftſtelleriſche Laufbahn begonnen, für die lange Zeit, die ſeitdem verfloſſen, ein Dutzend Bändchen zu wenig ſcheinen müſſen. Eben ſo kann man ſich bei den einzelnen Arbeiten nicht verhehlen, daß meiſtens beſondere Veranlaſſungen dieſelben hervorgebracht, und ſowohl äußere beſtimmte Gegenſtände als innere entſchiedene Bildungsſtufen daraus hervorſcheinen, nicht minder auch gewiſſe temporare moraliſche und äſthetiſche Maximen und Ueberzeugungen darin obwalten. Im Ganzen aber bleiben dieſe Productionen immer unzuſammenhängend; ja oft ſollte man kaum glauben, daß ſie von demſelben Schriftſteller entſprungen ſeien.

Ihre Freunde haben indeſſen die Nachforſchung nicht aufgegeben und ſuchen, als näher bekannt mit Ihrer Lebens- und Denkweiſe, manches Räthſel zu erraten, manches Problem aufzulöſen; ja ſie finden, da eine alte Neigung und ein verjährtes Verhältniß ihnen beiſteht, ſelbſt in den vorkommenden Schwierigkeiten einigen Reiz. Doch würde uns hie und da eine Nachhülfe nicht unangenehm ſein, welche Sie unſern freundſchaftlichen Geſinnungen nicht wohl verſagen dürften.

Das Erſte alſo, warum wir Sie erſuchen, iſt, daß Sie uns Ihre bei der neuen Ausgabe nach gewiſſen innern Beziehungen geordneten Dichtwerke in einer chronologiſchen Folge aufführen, und ſowohl die Lebens- und Gemüthszuſtände, die den Stoff dazu hergeben, als auch die Beiſpiele, welche auf Sie gewirkt, nicht weniger die theoretiſchen Grundſätze, denen Sie gefolgt, in einem gewiſſen Zuſammenhange vertrauen möchten. Widmen Sie dieſe Bemühung einem engern Kreiſe; vielleicht entſpringt daraus Etwas, was auch einem größern angenehm und nützlich werden kann. Der Schriftſteller ſoll bis in ſein höchſtes Alter den Vortheil nicht aufgeben, ſich mit Denen, die eine Neigung zu ihm gefaßt, auch in die Ferne zu unterhalten; und wenn es nicht einem Jeden verliehen iſt, in gewiſſen Jahren mit unerwarteten, mächtig wirkſamen Erzeugniſſen von Neuem aufzutreten: ſo ſollte doch gerade zu der Zeit, wo die Bekanntſchaft vollſtändiger, das Bewußtſein deutlicher wird, das Geſchäft ſehr unterhaltend und neubelebend ſein, jenes Hervorgebrachte wieder als Stoff zu behandeln und zu einem Letzten zu bearbeiten, welches Denen abermals zur Bildung gereiche, die ſich

*) Ohne Prügel wird kein Menſch groß gezogen

früher mit und an dem Künſtler gebildet haben."

Dieſes ſo freundlich geäußerte Verlangen erweckte bei mir unmittelbar die Luſt, es zu befolgen. Denn, wenn wir in früherer Zeit leidenſchaftlich unſern eigenen Weg gehen, und, um nicht irre zu werden, die Anforderungen Anderer ungeduldig ablehnen, ſo iſt es uns in ſpätern Tagen höchſt erwünſcht, wenn irgend eine Theilnahme uns anfeuern und zu einer neuen Thätigkeit lieberell beſtimmen mag. Ich unterzog mich daher ſogleich der verdrießlichen Arbeit, die größern und kleinern Dichterwerke meiner zweiß Bände auszuzeichnen und den Jahren nach zu ordnen. Ich ſuchte mir Zeit und Umſtände zu vergegenwärtigen, unter welchen ich ſie hervorgebracht. Allein das Geſchäft ward bald beſchwerlicher, weil ausführliche Anzeigen und Erklärungen nöthig wurden, um die Lücken zwiſchen dem bereits Bekanntgemachten auszufüllen. Denn zuvörderſt fehlt Alles, woran ich mich zuerſt grüßt; es fehlt manches Angefangene und nicht Vollendete; ja ſogar iſt die äußere Geſtalt manches Vollendeten völlig verſchwunden, indem es in der Folge gänzlich umgearbeitet und in eine andere Art gegoſſen worden. Außer Dieſem blieb mir auch noch zu gedenken, wie ich mich in Wiſſenſchaften und andern Künſten bemüht, und was ich in ſolchen fremd ſcheinenden Fächern, ſowohl einzeln als in Verbindung mit Freunden, theils im Stillen geübt, theils öffentlich bekannt gemacht.

Alles Dieſes wünſchte ich nach und nach zu Befriedigung meiner Wohlwollenden einzuſchalten; allein dieſe Bemühungen und Betrachtungen führten mich immer weiter: denn, indem ich jener ſehr wohl überdachten Forderung zu entſprechen wünſchte und mich bemühte, die innern Regungen, die äußern Einflüſſe, die theoretiſch und practiſch von mir betretenen Bahnen der Reihe nach darzuſtellen, ſo ward ich aus meinem engen Privat-Leben in die weite Welt gerückt; die Geſtalten von hundert bedeutenden Menſchen, welche näher oder entfernter auf mich eingewirkt, traten hervor; ja die ungeheuern Bewegungen des allgemeinen politiſchen Weltlaufs, die auf mich, wie auf die ganze Maſſe der Gleichzeitigen, den größten Einfluß gehabt, mußten vorzüglich beachtet werden. Denn Dieſes ſcheint die Hauptaufgabe der Biographie zu ſein: den Menſchen in ſeinen Zeitverhältniſſen darzuſtellen und zu zeigen, inwiefern ihm das Ganze widerſtrebt, inwiefern es ihn begünſtigt, wie er ſich eine Welt- und Menſchenanſicht daraus gebildet, und wie er ſie, wenn er Künſtler, Dichter, Schriftſteller iſt, wieder nach außen abgeſpiegelt. Hierzu wird aber ein kaum Erreichbares gefordert, daß nämlich das Individuum ſich und ſein Jahrhundert kenne; ſich, inwiefern es unter allen Umſtänden daſſelbe geblieben, das Jahrhundert, als welches ſowohl den Willigen als Unwilligen mit ſich fortreißt, beſtimmt und bildet, dergeſtalt, daß man wohl ſagen kann, ein Jeder, nur zehn Jahr früher oder ſpäter geboren, dürfte, was ſeine eigene Bildung und die Wirkung nach außen betrifft, ein ganz Anderer geworden ſein.

Auf dieſem Wege, aus dergleichen Betrachtungen und Verſuchen, aus ſolchen Erinnerungen und Ueberlegungen entſprang die gegenwärtige Schilderung, und aus dieſem Geſichtspunct ihres Entſtehens wird ſie am Beſten gewürdigt, genutzt und am Billigſten beurtheilt werden können. Was aber ſonſt noch, beſonders über die halb poetiſche, halb hiſtoriſche Behandlung etwa zu ſagen ſein möchte, dazu findet ſich wohl im Laufe der Erzählung mehrmals Gelegenheit.

Erſtes Buch.

Am 28. Auguſt 1749, Mittags mit dem Glockenſchlage zwölf, kam ich in Frankfurt am Main auf die Welt. Die Conſtellation war glücklich; die Sonne ſtand im Zeichen der Jungfrau und culminirte für den Tag; Jupiter und Venus blickten ſie freundlich an, Mercur nicht widerwärtig; Saturn und Mars verhielten ſich gleichgültig; nur der Mond, der ſo eben voll ward, übte die Kraft ſeines Gegenſcheins um ſo mehr, als zugleich ſeine Planet-Stunde eingetreten war. Er widerſetzte ſich daher meiner Geburt, die nicht eher erfolgen konnte, als bis dieſe Stunde vorübergegangen.

Dieſe guten Aſpecten, welche mir die Aſtrologen in der Folgezeit ſehr hoch anzurechnen wußten, mögen wohl Urſache an meiner Erhaltung geweſen ſein; denn durch Ungeſchicklichkeit der Hebamme kam ich für todt auf die Welt, und nur durch vielfache Bemühungen brachte man es dahin, daß ich das Licht erblickte.

Dieſer Umſtand, welcher die Meinigen in große Noth verſetzt hatte, gereichte jedoch meinen Mitbürgern zum Vortheil, indem mein Großvater, der Schultheiß Johann Wolfgang Textor, daher Anlaß nahm, daß ein Geburtshelfer angeſtellt und der Hebammenunterricht eingeführt aber erneuert wurde, welches denn manchem der Nachgebornen mag zu Gute gekommen ſein.

Wenn man ſich erinnern will, was uns in der früheſten Zeit der Jugend begegnet iſt, ſo kommt man oft in den Fall, Dasjenige, was wir von Andern gehört, mit dem zu verwechſeln, was wir wirklich aus eigner anſchauender Erfahrung beſitzen. Ohne alle hierunter eine genaue Unterſuchung anzuſtellen, welche ohnehin zu Nichts führen kann, bin ich mir bewußt, daß wir in einem alten Hauſe wohnten, welches eigentlich aus zwei durchgebrochenen Häuſern beſtand. Eine thurmartige Treppe führte zu unzuſammenhängenden Zimmern, und die Ungleichheit der Stockwerke war durch Stufen ausgeglichen. Zur uns Kinder, eine jüngere Schweſter und mich, war die untere weitläufige Hausflur der liebſte Raum, welche neben der Thüre ein großes hölzernes Gitterwerk hatte, wodurch man unmittelbar mit der Straße und der freien Luft in Verbindung kam. Einen ſolchen Vogelbauer, mit dem viele Häuſer verſehen waren, nannte man ein Gerämś. Die Frauen ſaßen darin, um zu nähen und zu ſtricken; die Köchinn las ihren Salat; die Nachbarinnen beſprachen ſich von daher mit einander, und die Straßen gewannen dadurch in der guten Jahreszeit ein ſüdliches Anſehen. Man fühlte ſich frei, indem man mit dem Oeffentlichen vertraut war. So kamen auch durch dieſe Gerämſe die Kinder mit den Nachbarn in Verbindung, und mich gewannen drei gegenüber wohnende Brüder von Ochſenſtein, hinterlaſſene Söhne des verſtorbenen Schultheißen, gar lieb, und beſchäftigten und neckten ſich mit mir auf mancherlei Weiſe.

Die Meinigen erzählten gern allerlei Eulenſpiegeleien, zu denen mich jene ſowie erwachſene und einſamen Männer angereizt. Ich führe nur einen von dieſen Streichen an. Es war eben Torfmarkt geweſen, und man hatte nicht allein die Küche für die nächſte Zeit mit ſolchen Waaren verſorgt, ſondern auch uns Kindern dergleichen Geſchirr im Kleinen zu ſpielender Beſchäftigung eingekauft. An einem ſchönen Nachmittag, da Alles ruhig im Hauſe war, trieb ich im Gerämś mit meinen Schüſſeln und Töpfen mein Weſen, und da weiter Nichts dabei herauskommen wollte, warf ich ein Geſchirr auf die Straße und freute mich, daß es ſo luſtig zerbrach. Die von Ochſenſtein, welche ſahen, wie ich mich daran ergötzte, daß ich ſo gar fröhlich in die Händchen patſchte, riefen: „Noch mehr!“ Ich ſäumte nicht, ſogleich einen Topf, und auf immer fortwährendes Rufen: „Noch mehr!“ nach und nach ſämmtliche Schüſſelchen, Tiegelchen, Kännchen gegen das Pflaſter zu ſchleudern. Meine Nachbarn fuhren fort, ihren Beifall zu bezeigen und ich war höchlich froh, ihnen Vergnügen zu machen. Mein Vorrath aber war aufgezehrt und ſie riefen immer: „Noch mehr!“ Ich eilte daher ſtracks in die Küche, und holte die irdenen Teller, welche nun freilich im Zerbrechen noch ein luſtigeres Schauſpiel gaben; und ſo lief ich hin und wieder, brachte einen Teller nach dem andern, wie ich ſie auf dem Tellerbret der Reihe nach erreichen konnte, und weil ſich Jene gar nicht zufrieden gaben, ſo ſtürzte ich Alles, was ich von Geſchirr erſchleppen konnte, in gleiches Verderben. Nur ſpäter erſchien Jemand, zu hindern und zu wehren. Das Unglück war geſchehen, und man hatte für ſo viel zerbrochene Topfwaare wenigſtens eine luſtige Geſchichte, an der ſich beſonders die ſchalkiſchen Urheber bis an ihr Lebensende ergötzten.

Meines Vaters Mutter, bei der wir eigentlich im Hauſe wohnten, lebte in einem großen Zimmer hinten hinaus, unmittelbar an der Hausflur, und wir pflegten unſere Spiele bis an ihren Seſſel, ja, wenn ſie krank war, bis an ihr Bett hin auszudehnen. Ich erinnere mich ihrer gleichſam als eines Geiſtes, als einer ſchönen, hagern, immer weiß und reinlich gekleideten Frau. Sanft, freundlich, wohlwollend iſt ſie mir im Gedächtniß geblieben.

Wir hatten die Straße, in welcher unſer Haus lag, den Hirſchgraben nennen hören; da wir aber weder Graben noch Hirſche ſahen, ſo wollten wir dieſen Ausdruck erklärt wiſſen. Man erzählte ſodann, unſer Haus ſtehe auf einem Raum, der ſonſt außerhalb der Stadt gelegen, und da, wo jetzt die Straße ſich befinde, ſei ehemals ein Graben geweſen, in welchem eine Anzahl Hirſche unterhalten worden; man habe dieſe Thiere hier aufbewahrt und genährt, weil nach einem alten Herkommen der Senat alle Jahre einen Hirſch öffentlich verſpeiſet, den man denn für einen ſolchen Feſttag hier im Graben immer zur Hand gehabt, wenn auch auswärts Fürſten und Ritter der Stadt ihre Jagdbefugniß verkümmerten und ſtörten, oder wohl gar Feinde die Stadt eingeſchloſſen oder belagert hielten. Dieß gefiel uns ſehr, und wir wünſchten, eine ſolche zahme Wildbahn wäre auch noch bei unſern Zeiten zu ſehen geweſen.

Die Hinterſeite des Hauſes hatte, beſonders aus dem obern Stock, eine ſehr angenehme Ausſicht über eine beinah' unabſehbare Fläche von Nachbargärten, die ſich bis an die Stadt-

mauern verbreiteten. Leider aber war, bei Verwandlung der ſonſt hier befindlichen Gemeinderäge in Hausgärten, unſer Haus und noch einige andere, die gegen die Straßenecke zu lagen, ſehr verkürzt worden, indem die Häuſer vom Roßmarkt her weitläufige Hintergebäude und große Gärten ſich zueigneten, wir aber uns durch eine ziemlich hohe Mauer unſers Hofes von dieſen ſo nah gelegenen Paradieſen ausgeſchloſſen ſahen.

Im zweiten Stock befand ſich ein Zimmer, welches man das Gartenzimmer nannte, weil man ſich daſelbſt durch wenige Gewächſe vor dem Fenſter den Mangel eines Gartens zu erſetzen geſucht hatte. Dort war, wie ich heranwuchs, mein liebſter, zwar nicht trautzter, aber doch ſehnſüchtiger Aufenthalt. Ueber jene Gärten hinaus, über Stadtmauern und Wälle ſah man in eine ſchöne fruchtbare Ebene; es iſt die, welche ſich nach Höchſt hinzieht. Dort lernte ich Sommerszeit gewöhnlich meine Lectionen, wartete die Gewitter ab, und kannte mich an der untergehenden Sonne, gegen welche die Fenſter gerade gerichtet waren, nicht ſatt genug ſehen. Da ich aber zu gleicher Zeit die Nachbarn in ihren Gärten wandeln und ihre Blumen beſorgen, die Kinder ſpielen, die Geſellſchaften ſich ergetzen ſah, die Kegelkugeln rollen und die Kegel fallen hörte: ſo erregte Dieß frühzeitig in mir ein Gefühl der Einſamkeit und einer daraus entſpringenden Sehnſucht, das, dem von der Natur in mich gelegten Ernſten und Ahnungsvollen entſprechend, ſeinen Einfluß gar bald und in der Folge noch deutlicher zeigte.

Die alte, winkelhafte, an vielen Stellen düſtere Beſchaffenheit des Hauſes war übrigens geeignet, Schauer und Furcht in kindlichen Gemüthern zu erwecken. Unglücklicher Weiſe hatte man noch die Erziehungs-Maxime, den Kindern frühzeitig alle Furcht vor dem Ahnungsvollen und Unſichtbaren zu benehmen und ſie an das Schauderhafte zu gewöhnen. Wir Kinder ſollten daher allein ſchlafen, und wenn uns Dieſes unmöglich fiel, und wir uns ſachte aus den Betten hervormachten und die Geſellſchaft der Bedienten und Mägde ſuchten, ſo ſtellte ſich, in umgewandtem Schlafrock, und alſo für uns verkleidet genug, der Vater in den Weg, und ſcheuchte uns in unſere Ruheſtätte zurück. Die daraus entſpringende üble Wirkung denkt ſich Jedermann. Wie ſoll Derjenige der Furcht los werden, den man zwiſchen ein doppelt Furchtbares einklemmt? Meine Mutter, ſtets heiter und froh, und Andern das Gleiche gönnend, erfand eine beſſere pädagogiſche Anskunft. Sie wußte ihren Zweck durch Belohnungen zu erreichen. Es war die Zeit der Pfirſiche, deren reichlichen Genuß ſie uns jeden Morgen verſprach, wenn wir Nachts die Furcht überwunden hätten. Es gelang, und beide Theile waren zufrieden.

Innerhalb des Hauſes zog meinen Blick am Meiſten eine Reihe Römiſcher Proſpecte auf ſich, mit welchen der Vater einen Vorſaal ausgeſchmückt hatte, geſtochen von einigen geſchickten Vorgängern des Piraneſe, die ſich auf Architectur und Perſpective wohl verſtanden, und deren Nadel ſehr deutlich und ſchätzbar iſt. Hier ſah ich täglich die Piazza del Popolo, das Coliſeo, den Peters-Platz, die Peters-Kirche von außen und innen, die Engelsburg und ſo manches Andere. Dieſe Geſtalten drückten ſich tief bei mir ein, und der ſonſt ſehr lakoniſche Vater hatte wohl manchmal die Gefälligkeit, eine Beſchreibung des Gegenſtandes vernehmen zu laſſen. Seine Verſuche in der Italieniſchen Sprache und im Ganzen, was ſich auf jenes Land bezieht, war ſehr ausgeſprochen. Eine kleine Marmor- und Mineralien-Sammlung, die er von dorther mitgebracht, zeigte er uns auch manchmal vor, und einen großen Theil ſeiner Zeit verwendete er auf ſeine Italieniſch verfaßte Reiſebeſchreibung, deren Abſicht und Redaction er eigenhändig, beſtweile, langſam und genau ausfertigte. Ein alter heiterer Italieniſcher Sprachmeiſter, Giovinazzi genannt, war ihm daran behülflich. Auch ſang der Alte nicht übel, und meine Mutter mußte ſich bequemen, ihn und ſich ſelbſt mit dem Claviere täglich zu accompagniren; da ich denn das Solitario bosco ombroso*) bald kennen lernte und auswendig wußte, ehe ich es verſtand.

Mein Vater war überhaupt lehrhafter Natur, und bei ſeiner Entfernung von Geſchäften wollte er gern Dasjenige, was er wußte und vermochte, auf Andere übertragen. So hatte er meine Mutter in den erſten Jahren ihrer Verheirathung zum fleißigen Schreiben angehalten, wie zum Clavier-Spielen und Singen, wobei ſie ſich genöthigt ſah, auch in der Italieniſchen Sprache einige Kenntniß und nothdürftige Fertigkeit zu erwerben.

Gewöhnlich hielten wir uns in allen unſern Freiſtunden zur Großmutter, in deren geräumigem Wohnzimmer wir hinlänglich Platz zu unſern Spielen fanden. Sie wußte uns mit allerlei Kleinigkeiten zu beſchäftigen und mit allerlei guten Biſſen zu erquicken. An einem Weihnachtsabende jedoch ſetzte ſie allen ihren Wohlthaten die Krone auf, indem ſie uns ein Puppenſpiel verſtellen ließ, und ſo in dem alten Hauſe eine neue Welt erſchuf. Dieſes unerwartete Schauſpiel zog die jungen Gemü-

*) Stiller, ſchattiger Hain.

über mit Gewalt an ſich; beſonders auf den Knaben machte es einen ſehr ſtarken Eindruck, der in eine ernſte, lange dauernde Wirkung nachklang.

Die kleine Bühne mit ihrem kummen Perſonal, die man uns Anfangs nur vorgezeigt hatte, nachher aber zu eigner Uebung und dramatiſcher Belehrung überzog, machte uns Kindern um ſo viel werther ſein, als es das letzte Vermächtniß unſerer guten Großmutter war, die bald darauf durch zunehmende Krankheit unſern Augen erſt entzogen und dann für immer durch den Tod entriſſen wurde. Ihr Abſcheiden war für die Familie von deſto größerer Bedeutung, als es eine völlige Veränderung in dem Zuſtande derſelben nach ſich zog.

So lange die Großmutter lebte, hatte mein Vater ſich gehütet, nur das Mindeſte im Hauſe zu verändern oder zu erneuern; aber man wußte wohl, daß er ſich zu einem Hauptbau vorbereitete, der nunmehr auch ſogleich vorgenommen wurde. In Frankfurt, wie in mehrern alten Städten, hatte man bei Aufführung hölzerner Gebäude, um Platz zu gewinnen, ſich erlaubt, nicht allein mit dem erſten, ſondern auch mit den folgenden Stöcken überzuhängen, wodurch denn freilich beſonders enge Straßen etwas Düſteres und Aengſtliches bekamen. Endlich ging ein Geſetz durch, daß, wer ein neues Haus von Grund auf baue, nur mit dem erſten Stock über das Fundament heranrücken dürfe, die übrigen aber ſenkrecht aufführen müſſe. Mein Vater, um den vorſpringenden Raum im zweiten Stock auch nicht aufzugeben, wenig bekümmert um äußeres architektoniſches Anſehen, und nur um innere gute und bequeme Einrichtung beſorgt, bediente ſich, wie ſchon Mehrere vor ihm gethan, der Ausflucht, die obern Theile des Hauſes zu unterſtützen und von unten herauf einen nach dem andern wegzunehmen, und das Neue gleichſam einzuſchalten, ſo daß, wenn zuletzt gewiſſer Maßen Nichts von dem Alten übrig blieb, der ganz neue Bau noch immer für eine Reparatur gelten konnte. Da nun alſo das Einreißen und Aufrichten allmählig geſchah, ſo hatte mein Vater ſich vorgenommen, nicht aus dem Hauſe zu weichen, um deſto beſſer die Aufſicht zu führen und die Anleitung geben zu können; denn auf's Techniſche des Baues verſtand er ſich ganz gut; dabei wollte er aber auch ſeine Familie nicht von ſich laſſen. Dieſe neue Epoche war den Kindern ſehr überraſchend und ſonderbar. Die Zimmer, in denen man ſie oft enge genug gehalten und mit wenig erfreulichem Lernen und Arbeiten genöthigt; die Gänge, auf denen ſie geſpielt, die Wände für deren Reinlichkeit und Erhaltung man ſonſt ſo ſehr geeifert; alles Das vor der Hacke des Maurers, vor dem Beile des Zimmermanns fallen zu ſehen, und zwar von unten herauf, und indeſſen eben auf unterſtützten Balken gleichſam in der Luft zu ſchweben, und dabei immer noch zu einer gewiſſen Lection, zu einer beſtimmten Arbeit angehalten zu werden: — dieſes Alles brachte eine Verwirrung in den jungen Köpfen hervor, die ſich ſo leicht nicht wieder in's Gleiche ſetzen ließen. Doch wurde die Unbequemlichkeit von der Jugend weniger empfunden, weil ihr etwas mehr Spielraum als bisher und manche Gelegenheit, ſich auf Balken zu ſchaukeln und auf Brettern zu ſchwingen, gelaſſen ward.

Hartnäckig ſetzte der Vater die erſte Zeit ſeinen Plan durch; doch als zuletzt auch das Dach theilweiſe abgetragen wurde, und, ungeachtet alles übergeſpannten Wachstuches von abgenommenen Tapeten, der Regen bis zu unſern Betten gelangte, ſo entſchloß er ſich, obgleich ungern, die Kinder wohlwollenden Freunden, welche ſich ſchon früher dazu erboten hatten, auf eine Zeit lang zu überlaſſen und ſie in eine öffentliche Schule zu ſchicken.

Dieſer Uebergang hatte manches Unangenehme; denn indem man die bisher zu Hauſe abgeſondert, reinlich, edel, obgleich ſtreng gehaltenen Kinder unter eine rohe Maſſe von jungen Geſchöpfen hinunterſtieß, ſo hatten ſie vom Gemeinen, Schlechten, ja Niederträchtigen ganz unerwartet Alles zu leiden, weil ſie aller Waffen und aller Fähigkeit ermangelten, ſich dagegen zu ſchützen.

Um dieſe Zeit war es eigentlich, daß ich meiner Vaterſtadt zuerſt gewahr wurde; wie ich denn nach und nach immer freier und ungehinderter, theils allein, theils mit muntern Geſpielen, darin auf- und abwandelte. Um den Eindruck, den dieſe ernſten und würdigen Umgebungen auf mich machten, einiger Maßen mitzutheilen, muß ich hier mit der Schilderung meines Geburtsortes vorgreifen, wie er ſich in ſeinen verſchiedenen Theilen allmälig vor mir entwickelte. Am liebſten ſpazirte ich auf der großen Main-Brücke. Ihre Länge, ihre Feſtigkeit, ihr gutes Anſehen machte ſie zu einem bemerkenswerthen Bauwerk; auch iſt es aus früherer Zeit beinahe das einzige Denkmal jener Vorſorge, welche die weltliche Obrigkeit ihren Bürgern ſchuldig iſt. Der ſchöne Fluß auf- und abwärts zog meine Blicke nach ſich; und wenn auf dem Brückenkreuz der goldene Hahn im Sonnenſchein glänzte, ſo war es mir immer eine erfreuliche Empfindung. Gewöhnlich ward alsdann durch Sachſenhauſen ſpazirt und die Ueberfahrt für einen Kreuzer gar behaglich genoſſen. Da befand man ſich nun wieder diesſeits, da ſchlich man zum Weinmarkte, bewunderte den Mechanismus der Krahne, wenn

Waaren aufgeladen wurden; beſonders aber unterhielt uns die Ankunft der Marktſchiffe, wo man ſo mancherlei und mitunter ſo ſeltſame Figuren ausſteigen ſah. Ging es nun in die Stadt hinein, ſo ward jederzeit der Saalhof, der wenigſtens an der Stelle ſtand, wo die Burg Kaiſer Carl's des Großen und ſeiner Nachfolger geweſen ſein ſollte, ehrfurchtsvoll gegrüßt. Man verlor ſich in die alte Gewerbſtadt, und beſonders Markttages gern in dem Gewühl, das ſich um die Bartholomäus-Kirche herum verſammelte. Hier hatte ſich von den früheſten Zeiten an die Menge der Verkäufer und Krämer über einander gedrängt, und wegen einer ſolchen Beſitznahme konnte nicht leicht in den neueren Zeiten eine geräumige und heitere Anſtalt Platz finden. Die Buden des ſogenannten Pfarreiſens waren uns Kindern ſehr bedeutend, und wir trugen manchen Batzen hin, um uns farbige, mit goldenen Tieren bedruckte Bogen anzuſchaffen. Nur ſelten aber mochte man ſich über den beſchränkten, roßgetretenen und unreinlichen Marktplatz hindrängen. So erinnere ich mich auch, daß ich immer mit Entſetzen vor den daranſtoßenden engen und häßlichen Fleiſchbänken geſtoben bin. Der Römer-Berg war ein deſto angenehmerer Spaziergang. Der Weg nach der neuen Stadt, durch die neue Krämergaſſe, war immer aufheiternd und ergötzlich; uns verdroß es nur, daß nicht neben der Liebfrauen-Kirche eine Straße nach der Zeile zuging, und wir immer den großen Umweg durch die Hasengaſſe oder die Catharinen-Pforte machen mußten. Was aber die Aufmerkſamkeit des Kindes am Meiſten an ſich zog, waren die vielen kleinen Städte in der Stadt, die Feſtungen in der Feſtung, die ummauerten Kloſterbezirke nämlich, und die aus frühern Jahrhunderten noch übrigen mehr oder minder burgartigen Räume: ſo der Nürnberger-Hof, das Compoſtell, das Braunfels, das Stammhaus Derer von Stallburg und mehrere in den ſpätern Zeiten zu Wohnungen und Gewerbsbenutzungen eingerichtete Veſten. Nichts architectoniſch Erbebendes war damals in Frankfurt zu ſehen; Alles deutete auf eine längſt vergangene, für Stadt und Gegend ſehr unruhige Zeit. Pforten und Thürme, welche die Gränze der alten Stadt bezeichneten; dann weiterhin abermals Pforten, Thürme, Mauern, Brücken, Wälle, Gräben, womit die neue Stadt umſchloſſen war: Alles ſprach noch zu deutlich aus, daß die Nothwendigkeit, in unruhigen Zeiten dem Gemeinweſen Sicherheit zu verſchaffen, dieſe Anſtalten hervorgebracht; daß die Plätze, die Straßen, ſelbſt die neuen, breiter und ſchöner angelegten, alle nur dem Zufall und der Willkür und keinem regelnden Geiſte ihren Urſprung zu danken hatten. Eine gewiſſe Neigung zum Alterthümlichen ſetzte ſich bei dem Knaben feſt, welche beſonders durch alte Chroniken, Holzſchnitte, wie z. B. den Braun'ſchen von der Belagerung von Frankfurt, genährt und begünſtigt wurde; wobei noch eine andere Luſt, dieß menſchliche Zuſtände in ihrer Mannigfaltigkeit und Natürlichkeit, ohne weitern Anſpruch auf Intereſſe oder Schönheit, zu erfaſſen, ſich hervorthat. So war es eine von unſern liebſten Promenaden, die wir uns des Jahrs ein paar Mal zu verſchaffen wußten, inwendig auf dem Gange der Stadtmauer herumzuſpazieren. Gärten, Höfe, Hintergebäude ziehen ſich bis an den Zwinger heran; man ſieht mehrere Tauſend Menſchen in ihre häuslichen, kleinen, abgeſchloſſenen, verborgenen Zuſtände. Von dem Putz- und Schaugarten des Reichen zu den Obſtgärten des für ſeinen Nutzen beſorgten Bürgers, von da zu Fabriken, Bleichplätzen und ähnlichen Anſtalten, ja bis zum Gottesacker ſelbſt, — denn eine kleine Welt lag innerhalb des Bezirks der Stadt, — ging man an dem mannigfaltigſten, wunderlichſten, mit jedem Schritt ſich verändernden Schauſpiel vorbei, an dem unſere kindiſche Neugier ſich nicht genug ergetzen konnte. Denn fürwahr, der bekannte hinkende Teufel, als er für ſeinen Freund die Dächer von Madrid in der Nacht abhob, hat kaum mehr für dieſen geleiſtet, als hier vor uns unter freiem Himmel, bei hellem Sonnenſchein gethan war. Die Schlüſſel, deren man ſich auf dieſem Wege bedienen mußte, um durch mancherlei Thürme, Treppen und Pförtchen durchzukommen, waren in den Händen der Zeugherren, und wir verfehlten nicht, ihren Gehaltenen auf's Beſte zu ſchmeicheln.

Bedeutender noch und in einem andern Sinne fruchtbarer blieb für uns das Rathhaus, der Römer genannt. In ſeinen untern, gewölbähnlichen Hallen verloren wir uns gar zu gerne. Wir verſtohlen uns Eintritt in das große, höchſt einfache Seſſions-Zimmer des Rathes. Bis auf eine gewiſſe Höhe getäfelt, waren übrigens die Wände ſo wie die Wölbung weiß und das Ganze ohne Spur von Malerei oder irgend einem Bildwerk. Nur an der mittelſten Wand, in der Höhe, las man die kurze Inſchrift:

Eines Mannes Rede
Iſt keines Mannes Rede;
Man ſoll ſie billig hören beede.

Nach der alterthümlichſten Art waren für die Glieder dieſer Verſammlung Bänke ringsumher an der Vertäfelung angebracht und um eine Stufe von dem Boden erhöht. Da begriffen wir leicht, warum die Rangordnung unſeres Senat's nach Bänken eingetheilt iſt. Von der Thür linker Hand bis in die gegenüberſtehende

Ecke, als auf der erſten Bank, ſaßen die Schöffen, in der Ecke ſelbſt der Schultheiß, der Einzige, der ein kleines Tiſchchen vor ſich hatte; zu ſeiner Linken bis gegen die Fenſterſeite ſahen nunmehr die Herren der zweiten Bank; an den Fenſtern herzog ſich die dritte Bank, welche die Handwerker einnahmen; in der Mitte des Saals ſtand ein Tiſch für den Protocoll-Führer.

Waren wir einmal im Römer, ſo mischten wir uns wohl auch in das Gedränge vor den vorzuweiſenden Audienzen. Aber großen Reiz hatte Alles, was ſich auf Wahl und Krönung der Kaiſer bezog. Wir wußten uns die Gunſt der Schließer zu verſchaffen, um die neue, heitre, in Fresco gemalte, ſonſt durch ein Gitter verſchloſſene Kaiſertreppe hinaufſteigen zu dürfen. Das mit Purpur-Tapeten und wunderlich verſchnörkelten Goldleiſten verzierte Wahlzimmer flößte uns Ehrfurcht ein. Die Thürflügel, auf welchen kleine Kinder oder Genien mit dem kaiſerlichen Ornat bekleidet und belaſtet mit den Reichs-Inſignien, eine gar wunderliche Figur ſpielen, betrachteten wir mit großer Aufmerkſamkeit, und hofften, wohl auch noch einmal eine Krönung mit Augen zu erleben. Aus dem großen Kaiſerſaale konnte man uns nur mit ſehr vieler Mühe wieder herausbringen, wenn es uns einmal gelungen war hineinzuſchlüpfen; und wir hielten Denjenigen für unſern wahrſten Freund, der uns bei den Bruſtbildern der ſämmtlichen Kaiſer, die in einer gewiſſen Höhe umher gemalt waren, Etwas von ihren Thaten erzählen mochte.

Von Carl dem Großen vernahmen wir manches Merkwürdige, aber das hiſtoriſch Intereſſante für uns fing erſt mit Rudolf von Habsburg an, der durch ſeine Mannheit ſo großen Verwirrungen ein Ende gemacht. Auch Carl der Vierte zog unſere Aufmerkſamkeit an ſich. Wir hatten ſchon von der goldenen Bulle und der peinlichen Halsgerichtsordnung gehört, auch daß er den Frankfurtern ihre Anhänglichkeit an ſeinen edeln Gegenkaiſer, Günther von Schwarzburg, nicht entgelten ließ. Maximilianen hatten wir als einen Menſchen- und Bürgerfreund leben, und daß von ihm prophezeit worden, er werde der letzte Kaiſer aus einem Deutſchen Hauſe ſein; welches denn auch leider eingetroffen, indem nach ſeinem Tode die Wahl nur zwiſchen dem König von Spanien, Carl dem Fünften, und dem König von Frankreich, Franz dem Erſten, geſchwankt habe. Bedenklich fügte man hinzu, daß nun abermals eine ſolche Weiſſagung oder vielmehr Vorbedeutung umgehe; denn es ſei zufällig, daß nur noch Platz für das Bild eines Kaiſers übrig bleibe; ein Umſtand, der, obgleich zufällig ſcheinend, die patriotiſch Geſinnten mit Verdruß erfülle.

Wenn wir uns ſo einmal unſern Umgang hielten, verfehlten wir auch nicht, uns nach dem Dom zu begeben, und daſelbſt das Grab eines braven, von Freund und Feinden geſchätzten Günther zu beſuchen. Der merkwürdige Stein, der es ehemals bedeckte, iſt in dem Chor aufgerichtet. Die gleich daneben befindliche Thür, welche in's Conclave führt, blieb uns lange verſchloſſen, bis wir endlich durch die ebenen Bedeuten auch den Eintritt in dieſen ſo bedeutenden Ort zu erlangen wußten. Allein wir hätten beſſer gethan, ihn durch unſere Einbildungskraft, wie bisher, auszumalen; denn wir fanden hier in der Deutſchen Geſchichte ſo merkwürdigen Raum, wo die mächtigſten Fürſten ſich zu einer Handlung von ſolcher Wichtigkeit zu verſammeln pflegten, keineswegs würdig ausgeziert, ſondern noch ebenein mit Balken, Stangen, Gerüſten und anderm ſolchen Geräth, das man bei Seite ſetzen wollte, vermauert. Deſto mehr ward unſere Einbildungskraft angeregt und das Herz uns erhoben, als wir kurz nachher die Erlaubniß erhielten, beim Verzeigen der goldenen Bulle an einige vornehme Fremden auf dem Rathhauſe gegenwärtig zu ſein.

Mit vieler Begierde vernahm der Knabe ſodann, was ihm die Seinigen, ſowie ältere Verwandte und Bekannte, gern erzählten und wiederholten, die Geſchichten der zuletzt kurz auf einander gefolgten Krönungen; denn es war kein Frankfurter von einem gewiſſen Alter, der nicht dieſe beiden Ereigniſſe, und was ſie begleitete, für den Gipfel ſeines Lebens gehalten hätte. So prächtig die Krönung Carl's des Siebenten geweſen war, bei welcher beſonders der Franzöſiſche Geſandte mit Koſten und Geſchmack herrliche Feſte gegeben, ſo war doch die Folge für den guten Kaiſer deſto traurigter, der ſeine Reſidenz München nicht behaupten konnte, und gewiſſer Maßen die Gaſtfreiheit ſeiner Reichsſtädter anſehen mußte.

War die Krönung Franz des Erſten nicht ſo auffallend prächtig wie jene, ſo wurde ſie doch durch die Gegenwart der Kaiſerinn Maria Thereſia verherrlicht, deren Schönheit eben ſo einen großen Eindruck auf die Männer ſcheint gemacht zu haben, als die ernſte, würdige Geſtalt und die blauen Augen Carl's des Siebenten auf die Frauen. Wenigſtens wetteiferten beide Geſchlechter, dem aufhorchenden Knaben einen höchſt vortheilhaften Begriff von jenen beiden Perſonen beizubringen. Alle dieſe Beſchreibungen und Erzählungen geſchahen mit heiterm und beruhigtem Gemüth: denn der Aachner-Friede hatte für den Augenblick allen Fehde ein Ende gemacht, und wie von jenen

An meinen Busen drücken; sonst zerstört
Ein innres Feuer meine Brust. Ihr habt
Mir alles ausgespürt; ich kenne nun
Das ganze Schloß durch eure Hülfe gut.
Ich dank' euch das, und werde thätig danken.
Zerstreuet euch nicht weit, und auf den Abend
Seyd hier beysammen; wir besprechen dann
Die Sache weiter. Bis dahin lebt wohl.

Die Vagabunden ab.

Basco tritt auf.

Rugantino.

Willkommen, Basco; dich erwart' ich lang'.

Basco.

Sey mir gegrüßt; dich such' ich eben auf.

Rugantino.

So treffen wir ja recht erwünscht zusammen.
Heut fühl' ich erst, wie sehr ich dein bedarf.

Basco.

Und deine Hülfe wird mir doppelt nöthig.
Sag' an, was willst du? Sprich, was hast du
vor?

Feierlichkeiten, ſo ſprach man mit Behaglichkeit von den vorübergegangenen Kriegszügen, von der Schlacht bei Dettingen, und was die merkwürdigen Begebenheiten der verfloſſenen Jahre mehr ſein mochten; und alles Bedeutende und Gefährliche ſchien, wie es nach einem abgeſchloſſenen Frieden zu gehen pflegt, ſich nur ereignet zu haben, um glücklichen und herzenfreien Menſchen zur Unterhaltung zu dienen.

Hatte man in einer ſolchen patriotiſchen Beſchäftigung kaum ein halbes Jahr hingebracht, ſo traten ſchon die Meſſen wieder ein, welche in den ſämmtlichen Bürgerköpfen jederzeit eine unglaubliche Gährung hervorbrachten. Eine durch Erbauung ſo vieler Buden innerhalb der Stadt in wenig Zeit entſtehende neue Stadt, das Wogen und Treiben, das Abladen und Auspacken der Waaren erregte von den erſten Momenten des Bewußtſeins an eine unbezwinglich thätige Neugierde und ein unbegränztes Verlangen nach kindiſchem Beſitz, das der Knabe mit wachſenden Jahren, bald auf dieſe bald auf jene Weiſe, wie es die Kräfte ſeines kleinen Beutels erlauben wollten, zu befriedigen ſuchte. Zugleich aber bildete ſich die Vorſtellung von Dem, was die Welt Alles hervorbringt, was ſie bedarf, und was die Bewohner ihrer verſchiedenen Theile gegen einander austauſchen.

Dieſe großen, im Frühjahr und Herbſt eintretenden Epochen wurden durch ſeltſame Feierlichkeiten angekündigt, welche um deſto würdiger ſchienen, als ſie die alte Zeit, und was von derſelben noch auf uns gekommen, lebhaft vergegenwärtigten. Am Geleitstag war das ganze Volk auf den Beinen, drängte ſich nach der Fahrgaſſe, nach der Brücke, bis über Sachſenhauſen hinaus; alle Fenſter waren beſetzt, ohne daß den Tag über was Beſonderes vorging; die Menge ſchien nur da zu ſein, um ſich zu drängen, und die Zuſchauer, um ſich unter einander zu betrachten; denn Das, worauf es eigentlich ankam, ereignete ſich erſt mit ſinkender Nacht, und wurde mehr geglaubt als mit Augen geſehen.

In jenen ältern unruhigen Zeiten nämlich, wo ein Jeder nach Belieben Unrecht that, oder nach Luſt das Recht beförderte, wurden die auf die Meſſen ziehenden Handelsleute von Wegelagerern, edeln und unedeln Geſchlechts, willkürlich geplagt und geplackt, ſo daß Fürſten und andere mächtige Stände die Übrigen mit bewaffneter Hand bis nach Frankfurt geleiten ließen. Hier wollten nun aber die Reichsſtädter ſich ſelbſt und ihrem Gebiet Nichts vergeben; ſie zogen den Ankommenden entgegen: da gab es denn manchmal Streitigkeiten, wie weit jene Geleitenden herankommen, oder ob ſie wohl gar ihren Eintritt in die Stadt nehmen könnten. Weil nun Dieſes nicht allein bei Handels- und Meßzeiten Statt fand, ſondern auch, wenn hohe Perſonen in Kriegs- und Friedenszeiten, vorzüglich aber in Wahltagen ſich heranbegaben, und es auch öfters zu Thätlichkeiten kam, ſobald irgend ein Gefolge, das man in der Stadt nicht dulden wollte, ſich mit ſeinem Herrn hereinzudrängen begehrte: ſo waren zeither darüber manche Verhandlungen gepflogen, es waren viele Receſſe deßhalb, obgleich ſtets mit beiderſeitigen Vorbehalten, geſchloſſen worden, und man gab die Hoffnung nicht auf, den ſeit Jahrhunderten dauernden Zwiſt endlich einmal beizulegen, als die ganze Anſtalt, weßhalb er ſo lange und oft ſehr heftig geführt worden war, beinah für unnütz, wenigſtens für überflüſſig angeſehen werden konnte.

Unterdeſſen ritt die bürgerliche Cavallerie in mehrern Abtheilungen, mit den Oberhäuptern an ihrer Spitze, an jenen Tagen zu verſchiedenen Thoren hinaus, fand an einer gewiſſen Stelle einige Reuter oder Huſaren der zum Geleit berechtigten Reichsſtadt, die nebſt ihren Anführern wohl empfangen und bewirthet wurden; man zögerte bis gegen Abend, und ritt alsdann, kaum von der wartenden Menge geſehen, zur Stadt herein; da denn mancher bürgerliche Ritter weder ſein Pferd noch ſich ſelbſt auf dem Pferde zu erhalten vermochte. In dem Bockenheimer Thore kamen die bedeutendſten Züge herein, und deßwegen war der Andrang dorthin am ſtärkſten. Ganz zuletzt und mit ſinkender Nacht langte der auf gleiche Weiſe geleitete Nürnberger Poſtwagen an, und man trug ſich mit der Rede, es müſſe jederzeit, dem Herkommen gemäß, eine alte Frau darin ſitzen; weßhalb denn die Straßenjungen bei Ankunft des Wagens in ein gewaltiges Geſchrei auszubrechen pflegten, obgleich man die im Wagen ſitzenden Paſſagiere keineswegs mehr unterſcheiden konnte. Unglaublich und wirklich die Sinne verwirrend war der Drang der Menge, die in dieſem Augenblick durch das Bockenheimer Thor herein dem Wagen nachſtürzte; deßwegen auch die nächſten Häuſer von den Zuſchauern am Meiſten geſucht wurden.

Eine andere, noch viel ſeltſamere Feierlichkeit, welche am letzten Tage das Publicum aufregte, war das Pfefferwerfen. Es erinnerte dieſe Ceremonie an jene erſten Zeiten, wo bedeutende Handelsſtädte ſich von den Zöllen, welche mit Handel und Gewerb in gleichem Maße zunahmen, wo nicht zu befreien, doch wenigſtens eine Milderung derſelben zu erlangen ſuchten. Der Kaiſer, der ihrer bedurfte, ertheilte eine ſolche Freiheit da, wo es von ihm

ebbing, gewöhnlich aber nur auf ein Jahr, und sie mußte daher jährlich erneuert werden. Dieses geschah durch symbolische Gaben, welche dem kaiserlichen Schultheißen, der auch wohl gelegentlich Oberzeltner sein konnte, vor Eintritt der Bartholomäi-Messe gebracht wurden, und zwar des Anstand's wegen, wenn er mit den Schöffen zu Gericht saß. Als der Schultheiß letzterhin nicht mehr vom Kaiser gesetzt, sondern von der Stadt selbst gewählt wurde, behielt er doch diese Vorrechte, und sowohl die Zeitsicherheiten der Stadte als die Ceremonien, womit die Abgeordneten von Worms, Nürnberg und Alt-Bamberg diese uralte Bewilligung anerkannten, waren bis auf unsere Zeiten gekommen. Den Tag vor Mariä Geburt ward ein öffentlicher Gerichtstag angekündigt. In dem großen Audienzsaale, in einem umschränkten Raume, saßen erhöht die Schöffen, und eine Stufe höher der Schultheiß in dieser Mitte; die von den Parteien bevollmächtigten Procuratoren waren zur rechten Seite. Der Actuarius fängt an, die auf diesen Tag gesetzten wichtigen Urtheile laut vorzulesen; die Procuratoren bitten um Abschrift, appelliren, oder was sie sonst zu thun nöthig finden.

Auf einmal meldet eine wunderliche Musik gleichsam die Ankunft vergangener Jahrhunderte. Es sind drei Pfeifer, deren einer eine alte Schalmei, der andere einen Baß, der dritte einen Pommer oder Heboe bläst. Sie tragen blaue, mit Gold verbrämte Mäntel, auf den Aermeln die Reben befestigt, und haben das Haupt bedeckt. So waren sie aus ihrem Gasthause, die Gesandten und ihre Begleitung hinterdrein, durch Jedermanns angezogen, von Einheimischen und Fremden angestaunt, und so traten sie in den Saal. Die Gerichtsverhandlungen halten inne. Pfeifer und Begleitung bleiben vor den Schranken, der Abgesandte tritt hinein und stellt sich dem Schultheißen gegenüber. Die symbolischen Gaben, welche auf das Genaueste nach dem alten Herkommen gefordert wurden, bestanden gewöhnlich in solchen Waaren, womit die darbringende Stadt vorzüglich zu handeln pflegte. Der Pfeffer galt gleichsam für alle Waaren, und so brachte auch hier der Abgesandte einen schön gedrechselten hölzernen Becal mit Pfeffer angefüllt. Ueber demselben lagen ein Paar Handschuhe, wunderlich geschlitzt, mit Seide besetzt und bestickt, als Zeichen einer gestatteten und angenommenen Vergünstigung, deren sich auch wohl der Kaiser selbst in gewissen Fällen bediente. Daneben sah man ein weißes Stäbchen, welches vielmals bei geistlichen und gerichtlichen Handlungen nicht leicht fehlen durfte. Es waren noch einige kleine Zeitbestimmungen hinzugefügt, und die Stadt Worms brachte einen alten Filzhut, den sie immer wieder einlöste, so daß derselbe viele Jahre ein Zeuge dieser Ceremonien gewesen.

Nachdem der Gesandte seine Anrede gehalten, das Geschenk abgegeben, von dem Schultheißen die Versicherung fortdauernder Begünstigung empfangen, so entfernte er sich aus dem geschlossenen Kreise, die Pfeifer blieben, der Zug ging ab, wie er gekommen war, das Gericht verfolgte seine Geschäfte, bis der zweite und endlich der dritte Gesandte eingeführt wurden; denn sie kamen erst einige Zeit nach einander, theils damit das Vergnügen des Publicum's länger daure, theils auch weil es immer dieselben altertümlichen Virtuosen waren, welche Nürnberg für sich und seine Mitstädte zu unterhalten und jedes Jahr an Ort und Stelle zu bringen übernommen hatte.

Wir Kinder waren bei diesem Feste besonders interessirt, weil es uns nicht wenig schmeichelte, unsern Großvater an einer so ehrenvollen Stelle zu sehen, und weil wir gewöhnlich noch selbigen Tag ihn ganz bescheiden zu besuchen pflegten, um, wenn die Großmutter den Pfeffer in ihre Gewürzladen geschüttet hätte, einen Becher und Stäbchen, ein Paar Handschuh oder einen alten Räder-Albus zu erhaschen. Man konnte sich diese symbolischen, das Alterthum gleichsam hervorzaubernden Ceremonien nicht erklären lassen, ohne in vergangene Jahrhunderte wieder zurückgeführt zu werden, ohne sich nach Sitten, Gebräuchen und Gesinnungen unserer Altvordern zu erkundigen, die sich durch wieder auferstandene Pfeifer und Abgeordnete, ja durch handgreifliche und für uns bedeutende Gaben, auf eine so wunderliche Weise vergegenwärtigten.

Solche altehrwürdigen Feierlichkeiten folgte in guter Jahreszeit manches für uns Kinder Interessante. Auf außerhalb der Stadt unter freiem Himmel. An dem rechten Ufer des Main's unterwärts, etwa eine halbe Stunde vom Thor, quillt ein Schwefelbrunnen, sauber eingefaßt und mit großen Linden umgeben. Nicht weit davon steht der Hof zu den guten Leuten, ehemals ein um dieser Quellen willen erbautes Hospital. Auf den Gemeinweiden nahe versammelte man zu einem gewissen Tage des Jahres die Rindviehherden aus der Nachbarschaft, und die Hirten sammt ihren Mädchen feierten ein ländliches Fest mit Tanz und Gesang, mit mancherlei Lust und Ungezogenheit. Auf der andern Seite der Stadt lag ein ähnlicher, nur größerer Gemeindeplatz, gleichfalls durch einen Brunnen und durch noch größere Linden geziert. Dorthin trieb man in Pfingsten die Schafherden, und zu gleicher Zeit sah man die armen verwahrlosten Waisenkinder aus ihren

Mancunia's Freie: denn man ſollte erſt ſpäter auf den Gedanken gerathen, daß man ſolche verlaſſene Creaturen, die ſich einſt durch die Welt durchzuhelfen genöthigt ſind, früh' mit der Welt in Verbindung bringen; anſtatt ſie auf eine traurige Weiſe zu hegen, ſie lieber gleich zum Dienen und Dulden gewöhnen müſſe, und alle Urſach' habe, ſie von Kindesbeinen an ſowohl phyſiſch als moraliſch zu kräftigen. Die Ammen und Mägde, welche ſich ſelbſt immer gern einen Spaziergang bereiten, verfehlen nicht, von den früheſten Zeiten, uns an dergleichen Orte zu tragen und zu führen, ſo daß dieſe ländlichen Feſte wohl mit zu den erſten Eindrücken gehören, deren ich mich erinnern kann.

Das Haus war indeſſen fertig geworden und zwar in ziemlich kurzer Zeit, weil Alles wohl überlegt, vorbereitet und für die nöthige Geldſumme geſichert war. Wir fanden uns nun Alle wieder verſammelt und fühlten uns behaglich; denn ein wohlausgedachter Plan, wenn er ausgeführt daſteht, läßt Alles vergeſſen, was die Mittel, um zu dieſem Zweck zu gelangen, Unbequemes mögen gehabt haben. Das Haus war für eine Privat-Wohnung geräumig genug, durchaus hell und heiter, die Treppe frei, die Portale luftig, und jene Ausſicht über die Gärten aus mehreren Fenſtern begnem zu genießen. Der innere Ausbau und was zur Vollendung und Zierde gehört, ward nach und nach vollbracht, und diente zugleich zur Beſchäftigung und zur Unterhaltung.

Das Erſte, was man in Ordnung brachte, war die Bücherſammlung des Vaters, von welcher die beſten, in Franz- oder Halb-Franzband gebundenen Bücher die Wände ſeines Arbeits- und Studir-Zimmers ſchmücken ſollten. Er beſaß die ſchönen Holländiſchen Ausgaben der Lateiniſchen Schriftſteller, welche er, der äußern Uebereinſtimmung wegen, ſämmtlich in Quart anzuſchaffen ſuchte; ſodann Vieles, was ſich auf die Römiſchen Antiquitäten und die elegantere Jurisprudenz bezieht. Die vorzüglichſten Italieniſchen Dichter fehlten nicht, und für den Taſſo bezeigte er eine große Vorliebe. Die beſten neuern Reiſebeſchreibungen waren auch vorhanden, und er ſelbſt machte ſich ein Vergnügen daraus, den Keyßler und Nemeiz zu berichtigen und zu ergänzen. Nicht weniger hatte er ſich mit den nöthigſten Hülfsmitteln umgeben, mit Wörterbüchern aus verſchiedenen Sprachen, mit Real-Lexiken, daß man ſich alle nach Belieben Raths erholen konnte, ſo wie mit manchem Andern, was zum Nutzen und Vergnügen gereicht.

Die andere Hälfte dieſer Bücherſammlung, in ſaubern Pergament-Bänden mit ſehr ſchön geſchriebenen Titeln, ward in einem beſondern Manſard-Zimmer aufgeſtellt. Das Nachſchaffen der neuen Bücher, ſowie das Binden und Einreihen derſelben, betrieb er mit großer Gelaſſenheit und Ordnung. Dabei hatten die gelehrten Anzeigen, welche dieſem oder jenem Werk beſondere Vorzüge beilegten, auf ihn großen Einfluß. Seine Sammlung juriſtiſcher Diſſertationen vermehrte ſich jährlich um einige Bände.

Zunächſt aber wurden die Gemälde, die ſonſt in dem alten Hauſe zerſtreut herumhingen, nunmehr zuſammen an den Wänden eines freundlichen Zimmers neben der Studir-Stube, alle in ſchwarzen, mit goldenen Stäbchen verzierten Rahmen, ſymmetriſch angebracht. Mein Vater hatte den Grundſatz, den er öfters und ſogar leidenſchaftlich ausſprach, daß man die lebenden Meiſter beſchäftigen, und weniger auf die abgeſchiedenen wenden ſolle, bei deren Schätzung ſehr viel Vorurtheil mit unterlaufe. Er hatte die Vorſtellung, daß es mit den Gemälden gerade wie mit den Rhein-Weinen beſchaffen ſei, die, wenn ihnen gleich das Alter einen verzüglichen Werth beilege, dennoch in jedem folgenden Jahre eben ſo vortrefflich als in den vergangenen könnten hervorgebracht werden: nach Verlauf einiger Zeit werde der neue Wein auch ein alter, eben ſo koſtbar und vielleicht noch ſchmackhafter. In dieſer Meinung beſtätigte er ſich vorzüglich durch die Bemerkung, daß mehrere alte Bilder hauptſächlich dadurch für die Liebhaber einen großen Werth zu erhalten ſchienen, weil ſie dunkler und bräuner geworden, und der harmoniſche Ton eines ſolchen Bildes öfters gerühmt wurde. Mein Vater verſicherte dagegen, es ſei ihm gar nicht bange, daß die neuen Bilder künftig nicht auch ſchwarz werden ſollten; daß ſie aber gerade dadurch gewännen, wollte er nicht zugeben.

Nach dieſen Grundſätzen beſchäftigte er mehrere Jahre hindurch die ſämmtlichen Frankfurter Künſtler: den Maler Hirt, welcher Eichen- und Buchenwälder und andere ſogenannte ländliche Gegenden ſehr wohl mit Vieh zu ſtaffiren wußte; deßgleichen Trautmann, der ſich den Rembrandt zum Muſter genommen, und es in einzelnen Lichtern und Widerſcheinen, nicht weniger in effectreichen Feuersbrünſten weit gebracht hatte, ſo daß er einſtens aufgefordert wurde, einen Pendant zu einem Rembrandtſchen Bilde zu malen; ferner Schütz, der auf dem Wege des Sachtlebens die Rheingegenden fleißig bearbeitete; nicht weniger Juncker, der Blumen- und Fruchtſtücke, Stillleben und ruhig beſchäftigte Perſonen nach dem Vorgang der Niederländer ſehr reinlich ausführte. Nun aber ward durch die neue Ord-

nung, durch einen bequemern Raum, und noch mehr durch die Bekanntschaft eines geschickten Künstlers die Liebhaberei wieder angefrischt und belebt. Dieses war Seekatz, ein Schüler von Brinkmann, Darmstädtischer Hofmaler, dessen Talent und Charakter sich in der Folge vor uns umständlicher entwickeln wird.

Man schritt auf diese Weise mit Verbindung der übrigen Zimmer, nach ihren verschiedenen Bestimmungen, weiter. Reinlichkeit und Ordnung herrschten im Ganzen; vorzüglich trugen große Spiegelscheiben das Ihrige zu einer vollkommenen Heiterkeit bei, die in dem alten Hause aus mehreren Ursachen, zunächst aber auch wegen meist runder Fensterscheiben, gefehlt hatte. Der Vater zeigte sich heiter, weil ihm Nichts am Gemüthe war, und wäre der gute Humor nicht manchmal dadurch unterbrochen worden, daß nicht immer der Fleiß und die Genauigkeit der Handwerker seinen Forderungen entsprachen, so hätte man kein gemüthlicheres Leben denken können, zumal da manches Gute theils in der Familie selbst entsprang, theils ihr von außen zufloß.

Durch ein außerordentliches Weltereigniß wurde jedoch die Gemüthsruhe des Knaben zum ersten Mal im Tiefsten erschüttert. Am 1. November 1755 ereignete sich das Erdbeben von Lissabon, und verbreitete über die in Arbeit und Ruhe lebende Welt einen unbekannten Schrecken. Eine große, prächtige Residenz, zugleich Handels- und Hafenstadt, wird unerwartet von dem furchtbarsten Unglück betroffen. Die Erde bebt und schwankt, das Meer braust auf, die Schiffe schlagen zusammen, die Häuser stürzen ein, Kirchen und Thürme darüber her, der königliche Palast zum Theil wird vom Meere verschlungen, die geborstene Erde scheint Flammen zu speien; denn überall meldet sich Rauch und Brand in den Ruinen. Sechzigtausend Menschen, einen Augenblick zuvor noch ruhig und behaglich, gehen mit einander zu Grunde, und der glücklichste darunter ist der zu nennen, dem keine Empfindung, keine Besinnung über das Unglück mehr erlaubt ist. Die Flammen wüthen fort, und mit ihnen wüthet eine Schaar sonst verbrecherner und durch dieses Ereigniß in Freiheit gesetzter Verbrecher. Die unglücklichen Ueberlebenden sind dem Raube, dem Morde, allen Mißhandlungen bloßgestellt; und so behauptet von allen Seiten die Natur ihre schrankenlose Willkür.

Schneller als die Nachrichten hatten schon Ankündigungen von diesem Verfall sich durch große Landstrecken verbreitet; an vielen Orten waren schwächere Erschütterungen zu verspüren, an manchen Quellen, besonders den heißern, ein ungewöhnliches Innehalten zu bemerken gewesen; um desto größer war die Wirkung der Nachrichten selbst, welche erst im Allgemeinen, dann aber mit schrecklichen Einzelnheiten sich rasch verbreiteten. Hieraus ließen es die Gottesfürchtigen nicht an Betrachtungen, die Philosophen nicht an Irrthümern, an Strafgerichten die Geistlichkeit nicht fehlen. So Vieles zusammen richtete die Aufmerksamkeit der Welt eine Zeit lang auf diesen Punct, und die durch fremdes Unglück aufgeregten Gemüther wurden durch Sorgen für sich selbst und die Ihrigen um so mehr geängstigt, als aber die weitverbreitete Wirkung dieser Explosion von allen Orten und Enden immer mehrere und umständlichere Nachrichten einliefen. Ja vielleicht hat der Dämon des Schreckens in keiner Zeit so schnell und so mächtig seine Schauer über die Erde verbreitet.

Der Knabe, der alles Dieses wiederholt vernehmen mußte, war nicht wenig betroffen. Gott, der Schöpfer und Erhalter Himmels und der Erde, den ihm die Auslegung des ersten Glaubens-Artikels so weise und gnädig vorstellte, hatte sich, indem er die Gerechten mit den Ungerechten gleichem Verderben Preis gab, keineswegs väterlich bewiesen. Vergebens suchte das junge Gemüth sich gegen diese Eindrücke herzustellen, welches überhaupt um so weniger möglich war, als die Weisen und Schriftgelehrten selbst sich über die Art, wie man ein solches Phänomen anzusehen habe, nicht vereinigen konnten.

Der folgende Sommer gab eine nähere Gelegenheit, den ernsten Gott, von dem das Alte Testament so viel überliefert, unmittelbar kennen zu lernen. Unerwartet brach ein Hagelwetter herein und schlug die neuen Fensterscheiben der gegen Abend gelegenen Hinterseite des Hauses unter Donner und Blitz auf das Gewaltsamste zusammen, beschädigte die neuen Möbeln, verderbte einige schadhafte Bücher und sonst werthe Dinge, und war für die Kinder um so fürchterlicher, als das ganz außer sich gesetzte Dienstgesinde sie in einen dunkeln Gang mit fortriß, und dort auf den Knien liegend durch schreckliches Geheul und Geschrei die erzürnte Gottheit zu versöhnen glaubte, — indessen der Vater, ganz allein gelassen, die Fensterflügel aufriß und aushob; wodurch er zwar manche Scherbe rettete, aber auch dem auf den Hagel folgenden Regenguß einen desto offenern Weg bereitete, so daß man sich, nach endlicher Erholung, auf den Treppen von fußhohem und rinnendem Wasser umgeben sah.

Solche Vorfälle, wie derjenige sie auch im Ganzen waren, unterbrachen doch nur wenig

den Gang und die Folge des Unterrichts, den der Vater ſelbſt aus Kindern zu geben ſich vorgenommen. Er hatte ſeine Jugend auf dem Lehrunger-Gymnaſium zugebracht, welches unter den Deutſchen Lehranſtalten eine der erſten Stellen einnahm. Er hatte daſelbſt einen guten Grund in den Sprachen, und was man ſonſt zu einer gelehrten Erziehung rechnete, gelernt, nachher in Leipzig ſich der Rechtswiſſenſchaft befliſſen und zuletzt in Gießen promovirt. Seine mit Ernſt und Fleiß verfaßte Diſſertation: Electa de additione hereditatis, wird noch von den Rechtslehrern mit Lob angeführt.

Es iſt ein frommer Wunſch aller Väter, Das, was ihnen ſelbſt abgegangen, an den Söhnen realiſirt zu ſehen, ſo ungefähr, als wenn man zum zweiten Mal lebte und die Erfahrungen des erſten Lebenslaufes nun erſt recht nutzen wollte. Im Gefühl ſeiner Kenntniſſe, in Gewißheit einer treuen Anhänger und im Mißtrauen gegen die damaligen Lehrer nahm der Vater ſich vor, ſeine Kinder ſelbſt zu unterrichten, und nur ſoviel, als es nöthig ſchien, einzelne Stunden durch eigentliche Lehrmeiſter zu beſetzen. Ein pädagogiſcher Dilettantismus fing ſich überhaupt ſchon zu zeigen an. Die Pedanterie und Trübſinnigkeit der an öffentlichen Schulen angeſtellten Lehrer mochte wohl die erſte Veranlaſſung dazu geben. Man ſuchte nach etwas Beſſerm, und vergaß, wie mangelhaft aller Unterricht ſein muß, der nicht durch Leute vom Metier ertheilt wird.

Meinem Vater war ſein eigner Lebensgang bis dahin ziemlich nach Wunſch gelungen; ich ſollte denſelben Weg gehen, aber bequemer und weiter. Er ſchätzte meine angeborenen Gaben um ſo mehr, als ſie ihm mangelten; denn er hatte Alles nur durch unſäglichen Fleiß, Anhaltſamkeit und Wiederholung erworben. Er verſicherte mir öfters, früher und ſpäter im Ernſt und Scherz, daß er mit meinen Anlagen ſich ganz anders würde benommen und nicht ſo liederlich damit würde gewirthſchaftet haben.

Durch ſchnelles Ergreifen, Verarbeiten und Feſthalten entwuchs ich ſehr bald dem Unterricht, den mir mein Vater und die übrigen Lehrmeiſter geben konnten, ohne daß ich doch in irgend Etwas begründet geweſen wäre. Die Grammatik mißfiel mir, weil ich ſie nur als willkürliches Geſetz anſah; die Regeln ſchienen mir lächerlich, weil ſie durch ſo viele Ausnahmen aufgehoben wurden, die ich alle wieder beſonders lernen ſollte. Und wäre nicht der gereimte „angehende Lateiner" geweſen, ſo hätte es ſchlimm mit mir ausgeſehen; doch dieſen trommelte und ſang ich mir gern vor. So hatten wir auch eine Geographie in ſolchen Gedächtnißverſen, wo uns die abgeſchmackteſten Reime das zu Behaltende am Beſten einprägten, z. B.

Herr Gott viel Mercat
Macht das gute Land verhaßt.

Die Sprachformen und Wendungen faßte ich leicht; ſo auch entwickelte ich mir ſchnell, was in dem Begriff einer Sache lag. In rhetoriſchen Dingen, Chrieen und dergleichen that es mit Niemand zuvor, ob ich ſchon wegen Sprachfehler oft hintanſtehen mußte. Solche Aufſätze waren es jedoch, die meinem Vater beſondre Freude machten, und wegen deren er mich mit manchem, für einen Knaben bedeutenden Geldgeſchenke belohnte.

Mein Vater lebte die Schweſter in demſelben Zimmer Italieniſch, wo ich den Cellarius auswendig zu lernen hatte. Indem ich nun mit meinem Penſum bald fertig war und doch ſtill ſitzen ſollte, berchte ich über das Buch weg und faßte das Italieniſche, das mir als eine luſtige Abweichung des Lateiniſchen auffiel, ſehr behende.

Andere Frühzeitigkeiten in Abſicht auf Gedächtniß und Combination hatte ich mit jenen Kindern gemein, die dadurch einen frühen Ruf erlangt haben. Deßhalb konnte mein Vater kaum erwarten, bis ich auf die Academie gehen würde. Sehr bald erklärte er, daß ich in Leipzig, für welches er eine große Vorliebe behalten, gleichſam Jura ſtudiren, alsdann noch eine andre Univerſität beſuchen und promoviren ſollte. Was dieſe zweite betraf, war es ihm gleichgültig, welche ich wählen würde; nur gegen Göttingen hatte er, ich weiß nicht warum, einige Abneigung, zu meinem Leidweſen; denn ich hatte gerade auf dieſe viel Zutrauen und große Hoffnungen geſetzt.

Ferner erzählte er mir, daß ich nach Wetzlar und Regensburg, nicht weniger nach Wien und von da nach Italien gehen ſollte, ob er gleich wiederholt behauptete, man müſſe Paris vorausſehen, weil man, aus Italien kommend, ſich an Nichts mehr ergetze.

Dieſes Mährchen meines künftigen Jugendganges ließ ich mir gern wiederholen, beſonders da es in eine Erzählung von Italien und zuletzt in eine Beſchreibung von Neapel auslief. Sein ſonſtiger Ernſt und ſeine Trockenheit ſchienen ſich jederzeit aufzuheitern und zu beleben, und ſo erzeugte ſich in uns Kindern der leidenſchaftliche Wunſch, auch dieſer Paradieſe theilhaft zu werden.

Privat-Stunden, welche ſich nach und nach vermehrten, theilte ich mit Nachbarskindern. Dieſer gemeinſame Unterricht förderte mich nicht; die Lehrer gingen ihren Schlendrian, und die Unarten, ja manchmal die Bosheiten meiner Gefährten brachten Unruh', Ver-

druß und Störung in die kärglichen Lehrstunden. Chrestomathien u. dergl., wodurch die Belehrung heiter und mannigfaltig wird, waren noch nicht bis zu uns gekommen. Der für junge Leute so starre Cornelius Nepos, das allen leichte und durch Predigten und Religions-Unterricht sogar trivial gewordene Neue Testament, Cäsarius und Paser konnten uns kein Interesse geben; dagegen hatte sich eine gewisse Neim- und Versewuth durch Lesung der damaligen Deutschen Dichter unser bemächtigt. Mich hatte sie schon früher ergriffen, als ich es lustig fand, von der rhetorischen Behandlung der Aufgaben zu der poetischen überzugehen.

Wir Knaben hatten eine sonntägliche Zusammenkunft, wo jeder von ihm selbst verfertigte Verse producirten sollte. Und hier bezeugte mir etwas Wunderbares, was mich sehr lang in Unruh setzte. Meine Gedichte, wie sie auch sein mochten, mußte ich immer für die besseren halten. Allein ich bemerkte bald, daß meine Mitwerber, welche sehr labme Dinge verbrachten, in dem gleichen Falle waren und sich nicht weniger dünkten; ja was mir noch bedenklicher schien, einer unter ihnen, obgleich in seinen Arbeiten völlig unfähiger Knabe, dem ich überlegen gewesen war, der aber seine Reime sich vom Hofmeister machen ließ, hielt diese nicht allein für die allerbesten, sondern war völlig überzeugt, er habe sie selbst gemacht, wie er mir, in dem vertrautern Verhältniß, wenn ich mit ihm stand, jederzeit aufrichtig behauptete. Da ich nun solchen Irrthum und Wahnsinn offenbar vor mir sah, fiel es mir eines Tags auf's Herz, ob ich mich vielleicht selbst in dem Falle befände, ob nicht jene Gedichte wirklich besser seien als die meinigen, und ob ich wohl mit Recht jenem Knaben eben so tun, als sie mir, vorkommen mochte? Dieses beunruhigte mich sehr und lange Zeit, denn es war mir durchaus unmöglich, ein äußeres Kennzeichen der Wahrheit zu finden; ja, ich dachte sogar in meinen Bescheidenheitswahnen, bis mich endlich Leichtsinn und Selbstgefühl und zuletzt eine Verbrauchtheit beruhigten, die uns Lehrer und Eltern, welche wir unsere Lehrer zusammtlich geworden, aus dem Gleichgewicht herausbrachte.

Man hatte zu der Zeit noch keine Bilderbücher für Kinder veranstaltet. Die Alten hatten selbst noch kindliche Gesinnungen, und fanden es bequem, ihre eigene Bildung der Nachkommenschaft mitzutheilen. Außer dem Orbis pictus des Amos Comenius kam uns kein Buch dieser Art in die Hände, aber die große Bibel, mit Kupfern von Merian, auch häufig von uns durchblättert, Gottfried's Chronik, mit Kupfern deutscher Manier, belehrte uns von den merkwürdigsten Fällen der Weltgeschichte; die Lectüre philologica that noch allerlei Fabeln, Mythologien und Seltsamkeiten hinzu, und da ich gar bald die Deutschen Verwandlungen gewahr wurde, und besonders die ersten Bücher fleißig studirte, so war mein ganzes Gehirn schon genug mit einer Masse von Bildern und Begebenheiten, von bedeutenden und wunderbaren Gestalten und Ereignissen angefüllt, und ich konnte niemals lange Weile haben, indem ich mich immerfort beschäftigte, diesen Erwerb zu verarbeiten, zu wiederholen, wieder hervorzubringen.

Einen frommen, sittlichen Effect, als jene mitunter rohen und gräßlichen Alterthümlichkeiten, machte Fenelon's Telemach, den ich erst um so in der Neukirchischen Uebersetzung kennen lernte, und der, auch so unvollkommen übersetzt, eine gar süße und wohlthätige Wirkung auf mein Gemüth äußerte. Daß Robinson Crusoe sich völlig anschließen, liegt wohl in der Natur der Sache; daß die Insel Felsenburg nicht gefehlt habe, läßt sich denken. Lord Anson's Reise um die Welt verband das Würdige der Wahrheit mit dem Phantasiereichen des Wunderbaren, und indem wir diesen trefflichen Seemann mit den Gedanken begleiteten, wurden wir weit in alle Welt hinausgetrieben, und versuchten, ihm mit unsern Augen auf dem Globus zu folgen. Nun sollte mir auch noch eine reichlichere Ernte bevorstehen, indem ich an eine Masse Schriften geriet, die zwar in ihrer gegenwärtigen Gestalt nicht vortrefflich genannt werden können, deren Inhalt jedoch uns manches Verdienst verschiedener Zeiten in einer nothwendigen Weise näher bringt.

Der Verlag oder vielmehr die Fabrik jener Bücher, welche in der folgenden Zeit unter dem Titel: Volksschriften, Volksbücher bekannt und sogar berühmt geworden, war in Frankfurt selbst, und sie wurden, wegen des großen Absatzes, mit abgenutzten Lettern auf das schlechteste Löschpapier fast unleserlich gedruckt. Wir Kinder hatten also das Glück, diese schauderhaften Ueberreste der Mittelzeit auf einem Tischchen, vor der Hausthüre eines Buchentrödlers, liegen zu finden und sie uns für ein Paar Kreuzer zuzueignen. Der Eulenspiegel, die vier Haimons Kinder, die schöne Melusine, der Kaiser Octavian, die schöne Magelone, Fortunatus, mit der goldnen Zipfelhaut bis auf den zwölften Juden, Alles stand uns zu Dienste, sobald uns gelüstete nach diesen Werken, anstatt nach irgend einer Nascherei, zu greifen. Der größte Vortheil dabei war, daß wenn wir ein solches Heft gelesen oder sonst beschädigt hatten, es bald wieder angeschafft und auf's Neue verschlungen werden konnte.

Wie eine Familien-Spazierfahrt im Sommer durch ein plötzliches Gewitter auf eine höchst verdrießliche Weise gestört und ein froher Zustand in den widerwärtigsten verwandelt wird, so fallen auch die Kinderkrankheiten unerwartet in die schönste Jahreszeit des Zusammenlebens. Mir erging es auch nicht anders. Ich hatte mir eben den Zerrunatus mit seinem Säckel und Wünschhütlein gekauft, als mich ein Mißbehagen und ein Fieber überfiel, wodurch die Pocken sich ankündigten. Die Einimpfung derselben ward bei uns noch immer für sehr problematisch angesehen; und ob sie gleich populäre Schriftsteller schon faßlich und eindringlich empfohlen, so zauderten doch die Deutschen Aerzte mit einer Operation, welche der Natur vorzugreifen schien. Speculirende Engländer kamen daher auf's feste Land und impften gegen ein ansehnliches Honorar die Kinder solcher Personen, die sie wohlhabend und frei von Vorurtheil fanden. Die Mehrzahl jedoch war noch immer dem alten Unheil ausgesetzt; die Krankheit wüthete durch die Familien, tödtete und entstellte viele Kinder, und wenige Eltern wagten es, nach einem Mittel zu greifen, dessen wahrscheinliche Hülfe doch schon durch den Erfolg mannigfaltig bestätigt war. Das Uebel betraf nun auch unser Haus, und überfiel mich mit ganz besonderer Heftigkeit. Der ganze Körper war mit Blattern überstäet, das Gesicht zugedeckt, und ich lag mehrere Tage blind und in großen Leiden. Man suchte die möglichste Linderung und versprach mir goldene Berge, wenn ich mich ruhig verhalten und das Uebel nicht durch Reiben und Kratzen vermehren wollte. Ich gewann es über mich; indessen hielt man uns, nach herrschendem Vorurtheil, so warm als möglich und schärfte dadurch nur das Uebel. Endlich, nach traurig verflossener Zeit, fiel es mir wie eine Maske vom Gesicht, ohne daß die Blattern eine sichtbare Spur auf der Haut zurückgelassen; aber die Bildung war merklich verändert. Ich selbst war zufrieden, nur wieder das Tageslicht zu sehen, und nach und nach die fleckige Haut zu verlieren; aber Andere waren unbarmherzig genug, mich öfters an den vorigen Zustand zu erinnern; besonders eine sehr lebhafte Tante, die früher Mäcenterei mit mir getrieben hatte, kannte mich, selbst noch in spätern Jahren, selten ansehen, ohne auszurufen: „Pfui Teufel! Vetter, wie garstig ist Er geworden!“ Dann erzählte sie mir umständlich, wie sie sich sonst an mir ergetzt, welches Aufsehen sie erregt, wenn sie mich umhergetragen; und so erfuhr ich frühzeitig, daß uns die Menschen für das Vergnügen, das wir ihnen gewährt haben, sehr oft empfindlich büßen lassen.

Weder von Masern noch Windblattern, und wie die Qualgeister der Jugend heißen mögen, blieb ich verschont, und jedesmal versicherte man mir, es wäre ein Glück, daß dieses Uebel nun für immer vorüber sei; aber leider drohte jenen wieder ein und der im Hintergrund und rückte herein. Alle diese Dinge vermehrten meinen Hang zum Nachdenken, und da ich, um das Peinliche der Ungeduld von mir zu entfernen, mich schon öfters im Ausdauern geübt hatte, so schienen mir die Tugenden, welche ich an den Steifern hatte rühmen hören, höchst nachahmenswerth, um so mehr als durch die christliche Duldungslehre ein Aehnliches empfohlen wurde.

Bei Gelegenheit dieser Familien-Leiden will ich auch noch eines Bruders gedenken, welcher um drei Jahre jünger als ich, gleichfalls von jener Ansteckung ergriffen wurde und nicht wenig davon litt. Er war von zarter Natur, still und eigensinnig, und wir hatten niemals ein eigentliches Verhältniß zusammen. Auch überlebte er kaum die Kinderjahre. Unter mehrern nachgebornen Geschwistern, die gleichfalls nicht lange am Leben blieben, erinnere ich mich nur eines sehr schönen und angenehmen Mädchens, das aber auch bald verschwand, da wir denn nach Verlauf einiger Jahre, ich und meine Schwester, uns allein übrig sahen, und nur um so inniger und liebevoller verbanden.

Jene Krankheiten und andere unangenehme Sternungen wurden in ihren Folgen hoppelt lästig; denn mein Vater, der sich einen gewissen Erziehungs- und Unterrichts-Calender gemacht zu haben schien, wollte jedes Versäumniß unmittelbar wieder einbringen, und belegte die Genesenden mit doppelten Portionen, welche zu leisten mir zwar nicht schwer, aber insofern beschwerlich fiel, als es meine innere Entwicklung, die eine entschiedene Richtung genommen hatte, aufhielt und gewissen Massen zurückdrängte.

Vor diesen didactischen und pädagogischen Bedrängnissen flüchteten wir gewöhnlich zu den Großeltern. Ihre Wohnung lag auf der Friedberger Gasse und schien ehemals eine Burg gewesen zu sein; denn wenn man herankam, sah man Nichts als ein großes Thor mit Zinnen, welches zu beiden Seiten an zwei Nachbarshäuser stieß. Trat man hinein, so gelangte man durch einen schmalen Gang endlich in einen ziemlich breiten Hof, umgeben von unregelmäßigen Gebäuden, welche nunmehr alle zu einer Wohnung vereinigt waren. Gewöhnlich eilten wir sogleich in den Garten, der sich ansehnlich lang und breit hinter den Gebäuden hin erstreckte und sehr gut unterhalten war; die Gänge waren meistens mit Rebgeländer eingefaßt, ein Theil des

Raums den Küchengewächsen, ein andrer den Blumen gewidmet, die vom Frühjahr bis in den Herbst, in reichlicher Abwechslung, die Rabatten so wie die Beete schmückten. Die lange, gegen Mittag gerichtete Mauer war zu wohlgezogenen Spalier-Pfirschbäumen genutzt, von denen uns die verbotenen Früchte den Sommer über gar appetitlich entgegenreiften. Doch vermieden wir lieber diese Seite, weil wir unsere Genügsamkeit hier nicht befriedigen durften, und wandten uns zu der entgegengesetzten, wo eine unabsehbare Reihe Johannis- und Stachelbeerbüsche unserer Gierigkeit eine Folge von Ernten bis in den Herbst eröffnete. Nicht weniger war uns ein alter, hoher, weitverbreiteter Maulbeerbaum bedeutend, sowohl wegen seiner Früchte als auch, weil man uns erzählte, daß von seinen Blättern die Seidenwürmer sich ernährten. In diesem friedlichen Revier fand man jeden Abend den Großvater mit behaglicher Geschäftigkeit eigenhändig die feinere Obst- und Blumenzucht besorgend, indeß ein Gärtner die gröbere Arbeit verrichtete. Die vielfachen Bemühungen, welche nöthig sind, um einen schönen Reifenstuhl zu erhalten und zu vermehren, ließ er sich niemals verdrießen. Er selbst band sorgfältig die Zweige der Pfirschbäume fächerartig an die Spaliere, um einen reichlichen und bequemen Wachsthum der Früchte zu befördern. Das Sortiren der Zwiebeln von Tulpen, Hyacinthen und verwandten Gewächsen, sowie die Sorge für Aufbewahrung derselben, überließ er Niemanden, und noch erinnere ich mich gern, wie emsig er sich mit dem Couriren der verschiedenen Anemonien beschäftigte. Dabei zog er, um sich vor den Dornen zu schützen, jene altertümlichen ledernen Handschuhe an, die ihm beim Pfortengericht jährlich in Triple überreicht wurden, und deßhalb niemals manquirten. So trug er auch immer einen talarähnlichen Schlafrock, auf dem Haupt eine faltige schwarze Sammetmütze, so daß er eine mittlere Person zwischen Minenó und Laertes hätte vorstellen können.

Alle diese Gartenarbeiten betrieb er eben so regelmäßig und genau als seine Amtsgeschäfte: denn eh' er herunterkam, hatte er immer die Registrande seiner Provenienden für den andern Tag in Ordnung gebracht und die Acten gelesen. Eben so früh war er Morgens auf 6 Rathhaus, sprach so nach seiner Art, nichts hierauf in seinem Großstuhl, und so ging Alles einen Tag wie den andern. Er sprach wenig, zeigte seine Spur von Heftigkeit; ich erinnere mich nicht, ihn zornig gesehen zu haben. Alles, was ihn umgab, war altertümlich. In seiner getäfelten Stube habe ich niemals irgend eine Neuerung wahrgenommen. Seine Bibliothek enthielt außer juristischen Werken nur die ersten Reichsbeschreibungen, Seefahrten und Landesbeschreibungen. Ueberhaupt erinnere ich mich keines Zustandes, der so wie dieser das Gefühl eines unverbrüchlichen Friedens und einer ewigen Dauer gegeben hätte.

Was jedoch die Ehrfurcht, die wir für diesen würdigen Greis empfanden, bis zum Grauen steigerte, war die Ueberzeugung, daß derselbe die Gabe der Weissagung besitze, besonders in Dingen, die ihn selbst und sein Schicksal betrafen. Zwar ließ er sich gegen Niemanden als gegen die Großmutter entschieden und umständlich heraus, aber wir Alle wußten doch, daß er durch bedeutende Träume von Dem, was sich ereignen sollte, unterrichtet werde. So versicherte er z. B. seiner Gattin, zur Zeit als er noch unter die jüngern Rathsherren gehörte, daß er bei der nächsten Vacanz auf der Schöffenbank in der erledigten Stelle gelangen würde. Und als wirklich bald darauf einer der Schöffen vom Schlage gerührt starb, verordnete er am Tage der Wahl und Ansetzung, daß zu Hause im Stillen alles zum Empfange der Gäste und Gratulanten solle eingerichtet werden, und die entscheidende goldne Kugel ward wirklich für ihn gezogen. Den einfachen Traum, der ihn hiezu beleitet, vertraute er seiner Gattinn folgender Weise: Er habe sich in voller gewöhnlicher Rathsversammlung gesehen, wo Alles nach hergebrachter Weise vorgegangen. Auf einmal habe sich der nun verstorbene Schöff von seinem Sitze erhoben, sei herabgestiegen und habe ihm auf eine verbindliche Weise das Compliment gemacht, er möge den verlassenen Platz einnehmen, und sei darauf zur Thür hinausgegangen.

Etwas Aehnliches begegnete, als der Schultheiß mit Tode abging. Man zaudert in solchem Falle nicht lange mit Besetzung dieser Stelle, weil man immer zu fürchten hat, der Kaiser werde sein altes Recht, einen Schultheißen zu besetzen, irgend einmal wieder hervorrufen. Deßmal ward um Mitternacht eine außerordentliche Sitzung auf den andern Morgen durch den Gerichtsboten angesagt. Weil diesem nun das Licht in der Laterne verlöschen wollte, so erbat er sich ein Stumpfchen, um seinen Weg weiter fortsetzen zu können. „Gebt ihm ein ganzes, sagte der Großvater zu den Frauen, er hat ja doch die Mühe um meinetwillen.“ Dieser Aeußerung entsprach auch der Erfolg; er wurde wirklich Schultheiß; wobei der Umstand noch besonders merkwürdig war, daß, obgleich sein Regräsentant bei der Ansetzung an der dritten und letzten Stelle zu ziehen hatte, die zwei silbernen Kugeln zuerst herauskamen,

und alſo die goldene für ihn auf dem Grunde des Beutels liegen blieb.

Völlig proſaiſch, einfach und ohne Spur von Phantaſtiſchem oder Wunderſamem waren auch die übrigen der uns bekannt gewordenen Träume. Ferner erinnere ich mich, daß ich als Knabe unter ſeinen Büchern und Schreib-Calendern geſtört, und darin unter andern auf Gärtnerei bezüglichen Anmerkungen aufgezeichnet gefunden: „Heute Nacht kam N. N. zu mir und ſagte“ ..... Name und Offenbarung waren in Chiffern geſchrieben. Oder es ſtand auf gleiche Weiſe: „Heute Nacht ſah ich“ ... Das Uebrige war wieder in Chiffern, bis auf die Verbindungs- und andre Worte, aus denen ſich Nichts abnehmen ließ.

Bemerkenswerth bleibt es dabei, daß Perſonen, welche ſonſt keine Spur von Ahnungsvermögen zeigten, in ſeiner Sphäre für den Augenblick die Fähigkeit erlangten, daß ſie von gewiſſen gleichzeitigen, obwohl in der Entfernung vorgehenden Krankheits- und Todesereigniſſen durch ſinnliche Wahrzeichen eine Vorempfindung hatten. Aber auf keines ſeiner Kinder und Enkel hat eine ſolche Gabe fortgeerbt; vielmehr waren ſie meiſtentheils luſtige Perſonen, lebensfroh und nur auf's Wirkliche geſtellt.

Bei dieſer Gelegenheit gedenk' ich derſelben mit Dankbarkeit für vieles Gute, das ich von ihnen in meiner Jugend empfangen. So waren wir z. B. auf gar mannigfaltige Weiſe beſchäftigt und unterhalten, wenn wir die an einen Materialien-Händler Melbert verheirathete zweite Tochter beſuchten, deren Wohnung und Laden mitten im lebhafteſten, gedrängteſten Theile der Stadt an dem Markte lag. Hier ſahen wir nun dem Gewühl und Gedränge, in welches wir uns ſcheuten zu verlieren, ſehr vergnüglich aus den Fenſtern zu; und wenn uns im Laden unter ſo vielerlei Waaren anſänglich nur das Süßholz und die darauf bereiteten braunen gedrehten Zeltlein vorzüglich intereſſirten, ſo wurden wir doch allmälig mit der großen Menge von Gegenſtänden bekannt, welche bei einer ſolchen Handlung aus- und einfließen. Dieſe Tante war unter den Geſchwiſtern die Lebhafteſte. Wenn meine Mutter in jüngern Jahren ſich in reinlicher Kleidung, bei einer zierlichen weiblichen Arbeit oder im Leſen eines Buches gefiel, ſo ſuchte Jene in der Nachbarſchaft umher, um ſich dort verſäumter Kinder anzunehmen, ſie zu warten, zu ſäumen und herumzutragen, wie ſie es denn auch mit mir eine gute Weile ſo getrieben. Zur Zeit öffentlicher Feierlichkeiten, wie bei Krönungen, war ſie nicht zu Hauſe zu halten. Als kleines Kind ſchon hatte ſie nach dem bei ſolchen Gelegenheiten ausgeworfenen Gelde gehaſcht, und man erzählte ſich: wie ſie einmal eine gute Partie beiſammen gehabt und ſolches vergnüglich in der flachen Hand beſchaut, habe ihr Einer dagegen geſchlagen, wodurch denn die mühſamerworbene Beute auf einmal verloren gegangen. Nicht weniger wußte ſie ſich viel damit, daß ſie dem vorbeifahrenden Kaiſer Carl dem Siebenten während eines Augenblicks, da alles Volk ſchwieg, auf einem Prellſteine ſtehend, ein heftiges Vivat in die Kutſche gerufen und ihn veranlaßt habe, den Hut vor ihr abzuziehen und für dieſe kecke Aufmerkſamkeit gar gnädig zu danken.

Auch in ihrem Hauſe war um ſie her Alles bewegt, lebensluſtig und munter, und wir Kinder ſind ihr manche frohe Stunde ſchuldig geworden.

In einem ruhigern, aber auch ihrer Natur angemeſſenen Zuſtande befand ſich eine zweite Tante, welche mit dem bei der St. Catharinen Kirche angeſtellten Pfarrer Stark verheirathet war. Er lebte, ſeiner Geſinnung und ſeinem Stande gemäß, ſehr einſam, und beſaß eine ſchöne Bibliothek. Hier lernte ich zuerſt den Homer kennen, und zwar in einer proſaiſchen Ueberſetzung, wie ſie im ſiebenten Theil der durch Herrn von Loen beſorgten neuen Sammlung der merkwürdigſten Reiſegeſchichten, unter dem Titel: Homers Beſchreibung der Eroberung des Trojaniſchen Reichs, zu finden iſt, mit Kupfern im Franzöſiſchen Theater-Sinne geziert. Dieſe Bilder verdarben mir dermaßen die Einbildungskraft, daß ich lange Zeit die Homeriſchen Helden nur unter dieſen Geſtalten vergegenwärtigen konnte. Die Begebenheiten ſelbſt geſtalten mir unſäglich; nur hatte ich an dem Werke ſehr auszuſetzen, daß es uns von der Eroberung Troja's keine Nachricht gebe, und ſo ſtumpf mit dem Tode Hector's endige. Mein Oheim, gegen den ich dieſen Tadel äußerte, verwies mich auf den Virgil, welcher denn meiner Forderung vollkommen Genüge that.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß wir Kinder, neben den übrigen Lehrſtunden, auch eines fortwährenden und fortſchreitenden Religionsunterrichts genoſſen. Doch war der kirchliche Proteſtantismus, den man uns überlieferte, eigentlich nur eine Art von trockner Moral; an einen geiſtreichen Vortrag ward nicht gedacht, und die Lehre konnte weder der Seele noch dem Herzen zuſagen. Deßwegen ergaben ſich gar mancherlei Abſonderungen von der geſetzlichen Kirche. Es entſtanden die Separatiſten, Pietiſten, Herrnhuter, die Stillen im Lande, und wie man ſie ſonſt zu nennen und zu bezeichnen pflegte, die aber Alle dieß die Ab-

ſich hatten, ſich der Gottheit, beſonders durch Chriſtum, mehr zu nähern, als es ihnen unter der Form der öffentlichen Religion möglich zu ſein ſchien.

Der Knabe hörte von dieſen Meinungen und Geſinnungen unaufhörlich ſprechen, denn die Geiſtlichkeit ſowohl als die Laien theilten ſich in das Für und Wider. Die mehr oder weniger Abweichenden waren immer die Minderzahl, aber ihre Sinnesweiſe trat an durch Originalität, Herzlichkeit, Beharren und Selbſtſtändigkeit. Man erzählte von dieſen Augenden und ihren Aeußerungen allerlei Geſchichten. Beſonders ward die Antwort eines frommen Klempnermeiſters bekannt, den einer ſeiner Innungsgenoſſen durch die Frage zu beſchämen gedacht hatte, wer denn eigentlich ſein Beichtvater ſei? Mit Heiterkeit und Vertrauen auf eine gute Sache erwiderte Jener: „Ich habe einen ſehr vernehmen; es iſt Niemand geringerer als der Beichtvater des Königs David.“

Dieſes und dergleichen mag wohl Eindruck auf den Knaben gemacht und ihn zu ähnlichen Geſinnungen aufgefordert haben. Genug, er kam auf den Gedanken, ſich dem großen Gotte der Natur, dem Schöpfer und Erhalter Himmels und der Erden, deſſen fernſte Verkündigungen ſchon lange über die Schönheit der Welt und das mannigfaltige Gute, das uns darin zu Theil wird, vergeſſen waren, unmittelbar zu nähern, der Weg dazu aber war ihm verborgen.

Der Knabe hatte ſich überhaupt an den erſten Glaubens-Artikel gehalten. Der Gott, der mit der Natur in unmittelbarer Verbindung ſtehe, ſie als ſein Werk anerkenne und liebe, dieſer ſchien ihm der eigentliche Gott, der zu wohl auch mit dem Menſchen wie mit allem Uebrigen in ein genaueres Verhältniß treten könne, und für welchen eben ſo wie für die Bewegung der Sterne, für Tages- und Jahreszeiten, für Pflanzen und Thiere Sorge getragen werde. Einige Stellen des Evangeliums beſtätigten dieſen Glauben ausdrücklich. Eine Geſtalt konnte der Knabe dieſem Weſen nicht verleihen; er ſuchte ihn alle in ſeinen Werken auf, und wollte ihm auf gut altteſtamentliche Weiſe einen Altar errichten. Reine Produkte ſollten die Welt im Gleichniß verherrlichen; aber dieſen ſollte eine Flamme brennen und das zu ſeinem Scheiden ſich anſchmiegende Gemüth des Menſchen ihnen. Nun wurden aus der vorhandenen und zufällig vermehrten Naturalien-Sammlung die beſten Stufen und Exemplare herausgeſucht; allein wie ſolche zu ſchichten und anzubauen ſein möchten, Das war nun die Schwierigkeit.

Der Vater hatte einen ſchönen rothlackirten goldgeränderten Nacht-Topf, in Geſtalt einer vierſeitigen Pyramide, mit verſchiedenen Vertiefungen, den man zu Confituren ſehr bequem fand, ob er gleich ſelten zu dieſer Zeit mag gebraucht worden ſein. Dieſen bemächtigte ſich der Knabe, und baute nun ſymmetriſch die Naturalien der Natur über einander, ſo daß es recht hübſch und zugleich bedeutend genug ausſah. Nun ſetzte bei einem ſchönen Sonnenuntergang die erſte Gottesverehrung ins Werk gehen ſollte, und war der junge Prieſter nicht wenig einig, auf welche Weiſe er eine Flamme hervorbringen ſollte, die doch auch zu gleicher Zeit einen guten Geruch von ſich geben müßte. Endlich gelang ihm ein Einfall. Beides zu verbinden, in einer Räucherpfanne, welche, wo nicht Flammen, doch Glimmen, den angenehmſten Geruch verbreiten. Ja, dieſes geſuchte Verbrennen und Verkohlen ſchien noch mehr Das, was man Gemüth, vorgeht, anzudeuten, als eine offene Flamme. Die Sonne war ihres Laufs entgegangen, aber Nachbarhäuſer verdeckten den Ort. Endlich erſchien ſie über den Dächern; ſogleich ward ein Brennglas in Hand genommen, und die in einer ſchönen Porzellan-Schale auf dem Gipfel ſtehenden Räucherkerzen angezündet. Alles gelang nach Wunſch, und die Andacht war vollkommen. Der Alte blickte als eine beſeelte Zierde des Zimmers, das man ihm im neuen Hauſe eingeräumt hatte, ſtehen. Jedermann ſah daß nun eine wohlangeordnete Naturalien-Sammlung, der Knabe vergnügt ſein müßte beſſer, was verſchwieg. Er erhielt ſich nach der Wiederholung jener Feierlichkeit. Unglücklicher Weiſe war eben, als die gute Sonne hervortrieb, die Perſpektive nicht bei der Hand; es fehlte die Handhabe, um mittelbar auf die obere Fläche des Nacht-Topfes, ſie wurden angezündet, und die Andacht war ſo groß, daß der Prieſter nicht merkte, welchen Schaden ſein Opfer anrichtete, als bis ihm nicht mehr abzuhelfen war. Die Kerzchen hatten ſich nämlich in den rothen Lack und in die ſchönen goldnen Blumen auf eine ſchmähliche Weiſe eingebrannt, und gleich als wäre ein böſer Geiſt verſchwunden, ihre ſchwarzen unauslöſchlichen Ausſagen zurückgelaſſen. Hierüber kam der junge Prieſter in die äußerſte Verlegenheit. Zwar wußte er den Schaden durch die größten Prachtſtücken zu bedecken, allein der Mut zu neuen Opfern war ihm vergangen, und faſt möchte man dieſen Zufall als eine Andeutung und Warnung betrachten, wie gefährlich es überhaupt ſei, ſich Gott auf dergleichen Wegen nähern zu wollen.

Ruganino.

Ich will heut Nacht zum Schloß von Villa Bella
Mich heimlich ſchleichen, will verſuchen, ob
Lucinde mich am Fenſter hören wird.
Und hört ſie mich; erhört ſie mich wohl auch,
Und läßt mich ein. Unmöglich iſt's ihr nicht;
Ich weiß, ſie kann die eine Seitenthüre
Des Schloſſes öffnen.

Basco.

Gut, was brauchſt du da
Für Hülfe? Wer ſich was erſchleichen will,
Erſchleiche ſich's auf ſeinen eignen Zeh'n.

Ruganino.

Nicht ſo, mein Freund! Läßt ſie mich in das
Haus,
Beglückt ſie meine Liebe, —

Basco.

Nun, ſo ſchleicht
Der Fuchs vom Taubenſchlage wie es tagt,
Und hat den Weg gelernt und geht ihn wieder.

Zweites Buch.

Alles bisher Vorgetragene deutet auf jenen glücklichen und gemächlichen Zuſtand, in welchem ſich die Länder während eines langen Friedens befanden. Nirgends aber genießt man eine ſolche ſchöne Zeit wohl mit größrer Behaglichkeit als in Städten, die nach ihren eigenen Geſetzen leben, die groß genug ſind, eine anſehnliche Menge Bürger zu faſſen, und wohl gelegen, um ſie durch Handel und Wandel zu bereichern. Fremde finden ihren Gewinn, da aus- und einzuziehen, und ſind genöthigt, Vortheil zu bringen, um Vortheil zu erlangen. Beherrſchen ſolche Städte auch kein weites Gebiet, ſo können ſie beſto mehr im Innern Wohlhabigkeit bewirken, weil ihre Verhältniſſe nach außen ſie nicht zu koſtſpieligen Unternehmungen oder Theilnahmen verpflichten.

Auf dieſe Weiſe verfloß den Kranklinnern während meiner Kindheit eine Reihe glücklicher Jahre. Aber kaum hatte ich am 28. Auguſt 1756 mein ſiebenteS Jahr zurückgelegt, als gleich darauf jener weltbekannte Krieg ausbrach, welcher auf die nächſten ſieben Jahre meines Lebens auch großen Einfluß haben ſollte. Friedrich der Zweite, König von Preußen, war mit 60,000 Mann in Sachſen eingefallen, und ſtatt einer vorgängigen Kriegserklärung folgte ein Manifeſt, wie man ſagte, von ihm ſelbſt verfaßt, welches die Urſachen enthielt, die ihn zu einem ſolchen ungeheuern Schritt bewogen und berechtigt. Die Welt, die ſich nicht nur als Zuſchauer, ſondern auch als Richter aufgefordert fand, ſpaltete ſich ſogleich in zwei Parteien, und unſere Familie war ein Bild des großen Ganzen.

Mein Großvater, der als Schöff von Frankfurt über Franz dem Erſten den Krönungshimmel getragen, und von der Kaiſerin ein gewichtige goldene Kette mit ihrem Bildniß erhalten hatte, war mit einigen Schwiegerſöhnen und Töchtern auf Oeſterreichiſcher Seite. Mein Vater, von Carl dem Siebenten zum kaiſerlichen Rath ernannt, und an dem Schickſale dieſes unglücklichen Monarchen gemüthlich theilnehmend, neigte ſich mit der kleinern Familien-Hälfte gegen Preußen. Gar bald wurden unſere Zuſammenkünfte, die man ſeit mehreren Jahren Sonntags ununterbrochen fortgeſetzt hatte, geſtört. Die unter Verſchwägerten gewöhnlichen Mißhelligkeiten fanden nun erſt eine Form, in der ſie ſich ausſprechen konnten. Man ſtritt, man überwarf ſich, man ſchwieg, man brach los. Der Großvater, ſonſt ein heiterer, zutraulicher und bequemer Mann, ward unbeholfen. Die Frauen ſuchten vergebens das Feuer zu löſchen, und nach einigen unangenehmen Scenen blieb mein Vater zuerſt aus der Geſellſchaft. Nun freuten wir uns ungeſtört zu Hauſe der Preußiſchen Siege, welche gewöhnlich durch jene leidenſchaftliche Partei mit großem Jubel verkündigt wurden. Alles andere Intereſſe mußte dieſem weichen, und wir brachten den Ueberreſt des Jahres in beſtändiger Agitation zu. Die Beſitznahme von Dresden, die anfängliche Wahl des Königs, die zwar langſamen aber ſichern Fortſchritte, der Sieg bei Lowoſitz, die Gefangennehmung der Sachſen waren für unſere Partei eben ſo viele Triumphe. Alles, was zum Vortheil der Gegner angeführt werden konnte, wurde abgeläugnet oder verkleinert; und da die entgegengeſetzten Familien-Glieder das Gleiche thaten, ſo konnten ſie einander nicht auf der Straße begegnen, ohne daß es Handel ſetzte, wie in Rom und Zuite.

Und ſo war ich denn auch Preußiſch, oder, um richtiger zu reden, Antipodiſch genannt, denn man ging aus Preußen auf. Es war die Perſönlichkeit des großen Königs, die auf alle Gemüther wirkte. Ich freute mich mit dem Vater unſerer Siege, ſchrieb ſehr gern die Siegeslieder ab, und faſt noch lieber die Spottlieder auf die Gegenpartei, ſo platt die Reime auch ſein mochten.

Als älteſter Enkel und Pathe hatte ich ſeit meiner Kindheit jeden Sonntag bei den Großeltern gegeſſen; es waren meine verhängnißvollen Stunden der ganzen Woche. Aber nun wollte mir kein Biſſen mehr ſchmecken, denn ich mußte meinen Helden auf ſo gräuliche Weiſe verunehrt hören. Hier war die ein anderer Wind, hier klang ein anderer Ton als zu Hauſe. Die Neigung, ja die Verehrung für meine Großeltern nahm ab. Bei den Eltern durfte ich nichts davon erwähnen; ich unterließ es aus eigenem Gefühl, und auch weil die Mutter mich gewarnt hatte. Dadurch war ich auf mich ſelbſt zurückgewieſen, und wie mir in meinem ſechſten Jahre, nach dem Erdbeben von Liſſabon, die Güte Gottes einigen Maßen verdächtig geworden war, ſo fing ich nun, wegen Friedrich des Zweiten, die Gerechtigkeit des Publikums zu bezweifeln an. Mein Gemüth war von Natur zur Ehrfurchtung geneigt, und es gereute

eine große Erschütterung dazu, um meinen Glauben an irgend ein Ehrwürdiges wankend zu machen. Leider hatte man uns die guten Sitten, ein anständiges Betragen, nicht um ihrer selbst, sondern um der Leute willen anempfohlen. „Was die Leute sagen würden.“ hieß es immer, und ich dachte, die Leute müßten auch rechte Leute sein, wenn auch Alles und Jedes zu schätzen wissen. Nun aber erfuhr ich das Gegentheil. Die größten und anzüglichsten Verdrehungen wurden geschmiedet und angefeindet, die schönsten Thaten, wo nicht gläugnet, doch wenigstens entstellt und verkleinert; und ein so scharfes Urtheil geschah dem einzigen, offenbar über alle seine Zeitgenossen erhabenen Manne, der täglich bewies und darthat, was er vermöge; und Dieß nicht etwa vom Pöbel, sondern von vornehmen Männern, welche ich doch meinen Großvater und meine Oheime zu halten hatte. Daß es Parteien geben könne, ja, daß es selbst zu einer Partei gehörte, davon hatte der Knabe keinen Begriff. Er glaubte um so viel mehr Recht zu haben und seine Gesinnung für die bessere erklären zu dürfen, da er und die Gleichgesinnten Maria Theresia, ihre Schönheit und übrigen guten Eigenschaften ja gelten ließen, und dem Kaiser Franz seine Juwelen- und Geldliebhaberei weiter auch nicht verargten; daß Graf Daun manchmal eine Schlappe gekriegt wurde, glaubten sie verantworten zu können.

Bedenke ich es aber jetzt genauer, so finde ich hier den Keim der Nichtachtung, ja der Verachtung des Publicums, die mir eine große Zeit meines Lebens nahm, und nur spät durch Einsicht und Bildung in's Gleiche gebracht werden konnte. Genug, schon damals war das Gewahrwerden partheiischer Ungerechtigkeit dem Knaben sehr unangenehm, ja schädlich, indem es ihn gewöhnte, sich von gelobten und gepriesenen Personen zu entfernen. Die immer auf einander folgenden Kriegsthaten und Begebenheiten ließen den Parteien weder Ruhe noch Rast. Wir fanden ein verdrießliches Vergnügen, jene eingebildeten Uebel und wunderlichen Händel immer von Neuem wieder zu erregen und zu schüren, und so suchten wir fort, uns unter einander zu quälen, bis einige Jahre darauf die Franzosen Frankfurt besetzten und uns wahre Unbequemlichkeit in die Häuser brachten.

Ob nun gleich die Meisten sich dieser wichtigen, in der Nähe vorgehenden Ereignisse nur zu einer leidenschaftlichen Unterhaltung bedienten, so waren doch auch Andere, welche den Ernst dieser Zeiten wohl einsahen und betrachteten, daß bei einer solchen Krankheit des Kriegsschauplatz sich auch in unsern Mauern manches ereignen könne. Man hielt uns Kinder mehr als billig zu Hause, und suchte uns zur Mäßigkeit Muth zu benehmen und zu unterhalten. In solchem Sinne hatte man das von der Großmutter bestellte Puppenspiel wieder vor's Haus gebracht, und zwar deswegen eingerichtet, daß die Zuschauer in meinem Gedächtnisse hafte, die spielenden und dirigirenden Personen aber, so wie das Theater selbst vom Erdgeschosse an, in einem Nebenzimmer Platz und Raum fanden. Durch die heimliche Verständigung, bald diesen bald jenen Knaben als Zuschauer einzulassen, erwarb ich mir Anfangs viele Freunde, allein die Unruhe, die in den Kindern steckt, ließ sie nicht lange gewisse Zeit unter Augen. Sie störten das Spiel, und wir machten uns ein jüngeres Publicum zuzuziehen, das noch einmal durch Neuheit und Abgang in der Ordnung gehalten werden konnte. Wir hatten das eigentliche Haupt-Drama, worauf die Puppenspielkunst eigentlich eingerichtet war, und führten es Anfangs auch ziemlich gut auf, allein Dieß ermüdete uns bald, wir vernachlässigten die Garderobe, die Decorationen, und suchten uns verschiedene Stücke, die freilich für einen so kleinen Schauplatz zu weitläufig waren. Ob wir uns nun gleich durch diese Anmaßungen Dasjenige, was wir wirklich hätten leisten können, verkümmerten und einigt gar verdarben, so hat doch diese sinnliche Unterhaltung und Beschäftigung auf jede mannigfaltige Weise bei mir das Einbildungs- und Darstellungsvermögen, die Einbildungskraft und eine gewisse Erfindsamkeit geübt und befördert, wie es vielleicht auf keinem andern Wege in so kurzer Zeit, in einem so engen Raume, mit so wenigem Aufwand hätte geschehen können.

Ich hatte vorher schon, mit Hülfe und Beistand unserer Nachbarskinder, indem ich den ganzen Unterricht, den man uns in der Gesellschaft ertheilte, sogleich in das Thätige verwandte, und Puppenschauspiele kindisch behandelte. Doch hielt ich nicht bei gewissen Scenen, bei Küchlein und solchen Possen stehen, sondern eilte mit einer Fabel zu Ende, welche mit Prügeln, Zetterrufen und Lachen Dächern ausgeschmückt wurden, wovon jedoch wenig zu Stande kam.

Weit beharrlicher hingegen war ich, mit Hülfe unserer Bedienten, eines Schneiders von Pferchen, eine Rauchkammer auszubauen, welche zu unsern Schau- und Trauerspielen dienen sollte, die wir, nachdem wir den Puppen aber den Kopf gebrochen waren, selbst aufzuführen Lust hatten. Meine Gespielen verfertigten sich zwar auch solche Nasen zu und

hielten ſie für eben ſo ſchön und gut als die meinigen; allein ich hatte es nicht bei den Bedürfniſſen einer Perſon bewenden laſſen, ſondern konnte mehrere des kleinen Heeres mit allerlei Requiſiten ausſtatten, und machte mich daher meinem kleinen Kreiſe immer nothwendiger. Daß ſolche Spiele auf Parteiungen, Gefechte und Schläge hinwieſen, und gewöhnlich auch mit Händeln und Verdruß ein ſchreckliches Ende nahmen, läßt ſich denken. — In ſolchen Fällen hielten gewöhnlich gewiſſe beſtimmte Geſpielen an mir, andre auf der Gegenſeite, ob es gleich öfter manchen Parteiwechſel gab. Ein einziger Knabe, den ich Pylades nennen will, verließ mich ein einzig Mal, von den Andern aufgehetzt, meine Partei, konnte es aber kaum eine Minute aushalten, mit feindſeliger Geſinnung gegen mich zu ſtehen; wir verſöhnten uns unter vielen Thränen, und haben eine ganze Weile treulich zuſammen gehalten.

Dieſen ſo wie andre Weltmüdende konnte ich ſehr glücklich machen, wenn ich ihnen Mährchen erzählte, und beſonders liebten ſie, wenn ich in eigner Perſon ſprach, und hatten eine große Freude, daß mir alle ihren Geſpielen ſo wunderliche Dinge konnten begegnet ſein, und dabei gar kein Arges; wie ich Zeit und Raum zu ſolchen Abenteuern finden konnen, da ſie doch ziemlich wußten, wie ich beſchäftigt war, und wie ich auf und einzieng. Nicht weniger waren in ſolchen Begebenheiten Localitäten, wo nicht eine andere Welt, doch gewiß aus einer andern Gegend nöthig, und Alles war doch erſt dem oder jenem gleichen. Sie mußten ſich daher mehr ſelbſt betrügen, als ich ihnen zum Beſten haben konnte. Und wenn ich nicht nach und nach, meinem Naturell gemäß, dieſe Luſtgebilden und Wahrheiten zu kunſtmäßigen Darſtellungen hatte verarbeiten können, ſo wären ſolche anſchauerliche Anfänge gewiß nicht ohne ſchlimme Folgen für mich geblieben.

Betrachtet man dieſen Trieb recht genau, ſo möchte man in ihm diejenige Anmaßung erkennen, womit der Dichter ſelbſt das Unwahrſcheinliche gebieteriſch anſpricht, und von einem Jeden fordert, er ſolle Dasjenige für wirklich erkennen, was ihm, dem Gründer, auf irgend eine Weiſe als wahr erſcheinen konnte.

Was jedoch hier nur im Allgemeinen und betrachtungsweiſe vorgetragen werden, wird vielleicht durch ein Beiſpiel, durch ein Mährchen klar und angenehmer und anſchaulicher werden. Ich füge daher ein ſolches Mährchen bei, welches mir, da ich es meinen Geſpielen oft wiederholen mußte, noch ganz wohl vor der Einbildungskraft und im Gedächtniß ſchwebt.

Der neue Paris.

Knabenmährchen.

Mir träumte neulich in der Nacht vor Pfingſtſonntag, als ſtände ich vor einem Spiegel und beſchäftigte mich mit den neuen Sommerkleidern, welche mir die lieben Eltern auf das Feſt hatten machen laſſen. Der Anzug beſtand, wie Ihr wißt, in Schuhen von ſauberm Leder, mit großen ſilbernen Schnallen, feinen baumwollnen Strümpfen, ſchwarzen Unterkleidern von Sarſche und einem Rock von grünem Perſan mit goldnen Vouletten. Die Weſte dazu, von Goldſtoff, war aus meines Vaters Bräutigamszeiten geſchnitten. Ich war friſirt und gepudert, die Locken ſtanden mir wie Flügeln vom Kopfe; aber ich konnte mit dem Anziehen nicht fertig werden, weil ich immer die Kleidungsſtücke verwechſelte, und weil mir immer das erſte vom Leibe fiel, wenn ich das zweite umzunehmen gedachte. In dieſer großen Verlegenheit trat ein junger, ſchöner Mann zu mir und begrüßte mich auf's Freundlichſte. Ei, ſeid mir willkommen! ſagte ich; es iſt mir ja gar hoch, daß ich Euch hier ſehe. — „Kennt Ihr mich denn?“ verſetzte Jener lächelnd. — Warum nicht! war meine gleichfalls lächelnde Antwort. Ihr ſeid Merkur, und ich habe Euch oft genug abgebildet geſehen. — „Das bin ich,“ ſagte Jener, „und von den Göttern mit einem wichtigen Auftrag an Dich geſandt. Siehſt Du dieſe drei Aepfel?“ — Er reichte ſeine Hand her und zeigte mir drei Aepfel, die ſie kaum faſſen konnte, und die eben ſo wunderlich ſchön als groß waren, und zwar der eine von rother, der andere von gelber, der dritte von grüner Farbe. Man mußte ſie für Edelſteine halten, denen man die Form von Früchten gegeben. Ich wollte darnach greifen; er aber zog zurück und ſagte: „Du mußt erſt wiſſen, daß ſie nicht für Dich ſind. Du ſollſt ſie den drei ſchönſten jungen Leuten von der Stadt geben, welche ſodann, jeder nach ſeinem Loſe, Gattinnen finden ſollen, wie ſie ſolche nur wünſchen können. Nimm und mache Deine Sachen gut!“ ſagte er ſcheidend, und gab mir die Aepfel in meine offnen Hände; ſie ſchienen mir noch größer geworden zu ſein. Ich hielt ſie darauf in die Höhe, gegen das Licht, und fand ſie ganz durchſichtig; aber gar bald zogen ſie ſich auswärts in die Länge und wurden zu drei ſchö-

nen, ſchönen Frauenzimmerchen in mäßiger Vogelentfernung, deren Kleider von der Farbe der verſchiedenen Aepfel waren. Sie gleiteten ſo ſacht an meinen Fingern hinauf, und als ich nach ihnen haſchen wollte, um wenigſtens eine feſtzuhalten, ſchwebten ſie ihnen weit in der Nähe und Ferne, daß ich Nichts als das Nachſehen hatte. Ich ſtand ganz verwundert und verdrießlich da, hatte die Hände noch in der Höhe und bezupfte meine Finger, als wäre darin Etwas zu ſehen geweſen. Aber mit einmal erblickte ich auf meinen Fingerſpitzen ein allerliebſtes Mädchen herumtanzen, kleiner als jene, aber gar niedlich und munter; und weil ſie nicht, wie die andern verſchwand, ſondern verweilte, und bald auf dieſe, bald auf jene Fingerſpitze tanzend hin und herlief, ſo ſah ich ihr eine Zeit lang verwundert zu. Da ſie mir aber gar ſo wohl gefiel, glaubte ich, ſie endlich haſchen zu können, und dachte, geſchickt genug anzugreifen, allein in dem Augenblick fühlte ich einen Schlag an den Kopf, ſo daß ich ganz betäubt niederſiel, und aus dieſer Betäubung nicht eher erwachte, als bis es Zeit war, mich anzuziehen und in die Kirche zu gehen.

Unter dem Gottesdienſt wiederholte ich mir jene Bilder oft genug; auch am geſellſchaftlichen Tiſche, wo ich zu Mittag ſpeiſte. Nachmittags wollte ich einige Freunde beſuchen, ſowohl um mich in meiner neuen Kleidung, den Hut unter dem Arm und den Degen an der Seite, ſehen zu laſſen, als auch weil ich ihnen Beſuche ſchuldig war. Ich fand Niemanden zu Hauſe, und da ich hörte, daß ſie in die Gärten gegangen, ſo gedachte ich, ihnen zu folgen und den Abend vergnügt zuzubringen. Mein Weg führte mich den Zwinger hin, und ich kam in die Gegend, welche mit Recht den Namen ſchlimme Mauer führt; denn es iſt dort niemals ganz ſicher. Ich ging nur langſam und dachte an meine drei Göttinnen, beſonders aber an die kleine Nymphe, und hielt meine Finger manchmal in die Höhe, in Hoffnung, ſie würde ſo artig ſein, wieder herauf zu balanciren. In dieſen Gedanken vertieft gehend, erblickte ich linker Hand in der Mauer ein Pförtchen, das ich mich nicht erinnerte je geſehen zu haben. Es ſchien nichts, aber der Spitzbogen darüber hätte den größten Mann hindurch gelaſſen. Pfoſten und Gewände waren auf's Zierlichſte von Steinmetz und Bildhauer ausgearbeitet, die Thüre ſelbſt aber ein eiſern meiſterhaft Kunſtwerk an ſich. Pflanzen, ovalles Geſtell, nur wenig verziert, war mit breiten, ſowohl erhobenen als vortrefflich gearbeiteten Bändern von Erz belegt, deren Laubwerk, worin die natürlichſten Eidechſen, ich nicht genug bewundern konnte. Doch, was mir das Merkwürdigſte ſchien, kein Schlüſſelloch war zu ſehen, keine Klinke, kein Riegel, und ich vermuthete daraus, daß dieſe Thüre nur von innen aufgemacht werde. Ich hatte mich nicht geirrt; denn als ich ihr näher trat, um die Zierathen zu beſichtigen, that ſie ſich hineinwärts auf, und es erſchien ein Mann, deſſen Kleidung etwas Langes, Weites und Sonderbares hatte. Auch ein ehrwürdiger Bart umwallte ſein Kinn, daher ich ihn für einen Juden zu halten geneigt war. Er aber, eben als wenn er meine Gedanken errathen hätte, machte das Zeichen des heiligen Kreuzes, wodurch er mir zu erkennen gab, daß er ein guter katholiſcher Chriſt ſei. — „Junger Herr, wie kommt Ihr hieher, und was macht Ihr da?“ ſagte er mit freundlicher Stimme und Geberde. — Ich bewunderte, verſetzte ich, die Arbeit dieſer Pforte; denn ich habe dergleichen noch niemals geſehen, es müßte denn ſein auf kleinen Stücken in den Ausſtammlungen der Liebhaber. — „Es freut mich,“ verſetzte er darauf, „daß Ihr ſolche Arbeit liebt. Inwendig iſt die Pforte noch viel ſchöner: tretet herein, wenn es Euch gefällt.“ Mir war bei der Sache nicht ganz wohl zu Muthe. Die wunderliche Kleidung des Pförtners, die Abgelegenheit und ein Etwas, ich weiß nicht was, das in der Luft zu liegen ſchien, beklemmte mich. Ich verweilte daher unter dem Vorwande, die Arbeit noch länger zu betrachten, und blickte dabei verſtohlen in den Garten; denn ein Garten war es, der ſich vor mir eröffnet hatte. Gleich hinter der Pforte ſah ich einen Platz; alte Linden, regelmäßig von einander abſtehend, bedeckten ihn völlig mit ihren dicht in einander greifenden Aeſten, ſo daß die zahlreichen Gemeinheiten in der größten Tagshitze ſich darunter hätten ergehen können. Schon war ich auf die Schwelle getreten, und der Alte wollte mich immer um einen Schritt weiter zu locken. Ich widerſtand auch eigentlich nicht; denn ich hatte jederzeit gehört, daß ein Prinz oder Sultan in ſolchem Falle niemals fragen müſſe, ob Gefahr verbunden ſei; hatte ich doch auch meinen Degen an der Seite; und ſollte ich mit dem Alten nicht fertig werden, wenn er ſich feindlich erweiſen wollte? Ich trat alſo ganz getroſt hinein; der Pförtner drückte die Thüre zu, die ſo feſte einſchnappte, daß ich es kaum hörte. Nun zeigte er mir die inwendig angebrachte, wirklich noch viel künſtlichere Arbeit, leuchtete für mir aus, und bewies mir dabei ein beſonderes Wohlwollen. Durch nun völlig beruhigt, ließ ich mich in dem betäubten Raume an der Mauer, die ſich in's Runde zog, weiter führen, und fand Manches zu ihr zu bewundern.

Muscheln, mit Muscheln, Corallen und Metall-Stufen künstlich ausgeziert, gaben aus Triton-Mäulern reichliches Wasser in marmorne Becken; dazwischen waren Lorbeerhäuser angebracht und andre Vergitterungen, worin Eichhörnchen herumhüpften. Papageyen schwatzten hin und wieder lieblich, und was man nur sonst von artigen Geschöpfen wünschen kann. Die Vögel riefen und sangen uns an, wie wir vorüberritten; die Staare besonders schwatzten das närrisch-sie Zeug, der eine rief immer: „Paris, Paris", und der andre: „Narciß, Narciß," so deutlich als es ein Schulknabe nur aussprechen kann. Der Alte schien mich immer ernsthaft anzusehen, indem die Vögel Dieses riefen; ich that aber nicht, als wenn ich's merkte, und hatte auch wirklich nicht Zeit, auf ihn Acht zu geben; denn ich konnte wohl gewahr werden, daß wir in die Runde gingen, und daß dieser beschattete Raum eigentlich ein großer Kreis sei, der einen andern viel bedeutendern umschließe. Wir waren auch wirklich wieder bis an's Pförtchen gelangt, und es schien, als wenn der Alte mich hinauslassen wolle; allein meine Augen blieben auf ein goldnes Gitter gerichtet, welches die Mitte dieses wunderbaren Gartens zu umzäunen schien, und das ich auf meinem Garten bequemlich zu beobachten Gelegenheit fand, eh mich der Alte gleich immer an der Mauer und also ziemlich entfernt von der Mitte zu halten wußte. Als er nun eben auf das Pförtchen losging, sagte ich zu ihm mit einer Verbeugung: Ihr seid so äußerst gefällig gegen mich gewesen, daß ich wohl noch eine Bitte wagen möchte, ehe ich von Euch scheide. Dürfte ich nicht jenes edle marmorne Gitter näher besehen, das in einem sehr weiten Kreise das Innere des Gartens einzuschließen scheint? — „Recht gern, versetzte Jener, aber jedoch müßt Ihr Euch einigen Bedingungen unterwerfen." — Worin bestehen sie? fragte ich hastig. — „Ihr müßt Euern Hut und Degen hier zurücklassen, und dürft mir nicht von der Hand, indem ich Euch begleite." — Herzlich gern! erwiederte ich, und legte Hut und Degen auf die erste beste steinerne Bank. Sogleich ergriff er mit seiner Rechten meine Linke, hielt sie fest, und führte mich mit einiger Gewalt gerade vorwärts. Als wir an's Gitter kamen, verwandelte sich meine Verwunderung in Erstaunen; so Etwas hatte ich nie gesehen. Auf einem hohen Sockel von Marmor standen unzählige Spieße und Partisanen neben einander gereiht, die durch ihre seltsam verzierten obern Enden zusammenhingen und einen ganzen Kreis bildeten. Ich schaute durch die Zwischenräume, und sah gleich dahinter ein sanft fließendes Wasser, auf beiden Seiten mit Marmor eingefaßt, das in seinen klaren Tiefen eine große Anzahl von Gold- und Silberfischen sehen ließ, die sich bald sachte bald geschwind, bald einzeln bald zugweise hin und her bewegten. Nun hätte ich aber auch gern über den Canal gesehen, um zu erfahren, wie es in dem Herzen des Gartens beschaffen sei; allein da fand ich zu meiner großen Betrübniß, daß an der Gegenseite das Wasser mit einem gleichen Gitter eingefaßt war, und zwar so künstlicher Weise, daß auf einem Zwischenraum diesseits gerade ein Spieß oder eine Partisane jenseits paßte, und man also, die übrigen Zierathen mitgerechnet, nicht hindurchsehen konnte, man mochte sich stellen, wie man wollte. Ueberdieß hinderte mich der Alte, der mich noch immer festhielt, daß ich mich nicht frei bewegen konnte. Meine Neugier wuchs indeß noch Allem, was ich gesehen, immer mehr, und ich nahm mir ein Herz, den Alten zu fragen, ob man nicht auch hinüber kommen könne. — „Warum nicht?" versetzte Jener; „aber auf neue Bedingungen." — Als ich nach diesen fragte, sah er mir zu erkennen, daß ich mich umkleiden müsse. Ich war es sehr zufrieden; er führte mich zurück nach der Mauer, in einen kleinen runden Saal, an dessen Wänden mancherlei Kleidungen hingen, die sich sämmtlich dem Orientalischen Costüm zu nähern schienen. Ich war geschwind umgekleidet, er streifte meine gepuderten Haare unter ein buntes Netz, nachdem er sie zu meinem Entsetzen gewaltig ausgeklopft hatte. Nun sah ich mich vor einem großen Spiegel in meiner Verwunderung gar hübsch, und gefiel mir besser als in meinem steifen Sonntagskleide. Ich machte einige Geberden und Sprünge, wie ich sie von den Tänzern auf dem Meß-Theater gesehen hatte. Unter Diesem sah ich in den Spiegel, und erblickte zufällig das Bild einer hinter mir befindlichen Thüre. Auf ihrem weißen Grunde hingen drei grüne Strickchen, jedes in sich auf eine Weise verschlungen, die mir in der Ferne nicht deutlich werden wollte. Ich kehrte mich daher etwas hastig um, und fragte den Alten nach der Thüre so wie nach den Strickchen. Er, ganz gefällig, holte eins herunter und zeigte es mir. Es war eine grünseidene Schnur von mäßiger Stärke, deren beide Enden, durch ein zweifach durchschnittenes grünes Leder geschlungen, ihr das Ansehen gaben, als sei es ein Werkzeug zu einem eben nicht sehr ernsthaften Gebrauch. Die Sache schien mir bedenklich, und ich fragte den Alten nach der Bedeutung. Er antwortete mir ganz gelassen und artig: es sei Dieses für Diejenigen, welche das Vertrauen mißbrauchten, das man ihnen hier zu schenken bereit sei. Er

ging die Schaar wieder an ihre Stelle und verlangte so viel, daß ich ihnen folgen sollte, denn diesmal sahe er mich nicht an, und so ging ich treu neben ihm her.

Meine größte Neugier war nunmehr, wo die Thüre, wo die Brücke sein möchte, um durch das Wasser, nun aber den Canal zu kommen; denn ich hatte dergleichen bis jetzt noch nicht anständig machen können. Ich betrachtete daher die goldene Umzäunung sehr genau, als wir darauf zueilten; allein augenblicklich verging mir das Gesicht; denn unerwartet brannten Spieße, Speere, Hellebarden, Partisanen sich so radicis und in obsidia, und diese seltsame Bewegung endigte damit, daß die sämmtlichen Spitzen sich gegen einander senkten, eben als wenn zwei alterthümliche, mit Pfeilen bewaffnete Heerhaufen gegen einander losgehen wollten. Die Verwirrung für's Auge, das Geklirr für die Ohren war kaum zu ertragen, aber unendlich überraschend der Anblick, als sie völlig niedergelassen den Kreis des Canals bedeckten, und die herrlichste Brücke bildeten, die man sich denken kann; denn nun lag das prächtigste Garten-Parterre vor meinem Blick. Es war in verschiedene Beete getheilt, welche zusammen betrachtet ein Labyrinth von Zierathen bildeten; alle mit grünen Einfassungen von einer niedrigen, wollig wachsenden Pflanze, die ich nie gesehen; alle mit Blumen, jede Abtheilung von verschiedener Farbe, die, ebenfalls niedrig und am Boden, den verschlungenen Grundriß leicht verfolgen ließen. Dieser köstliche Anblick, den ich in vollem Sonnenschein genoß, fesselte ganz meine Augen; aber ich wußte lange nicht, wo ich den Fuß hinsetzen sollte; denn die schlangenförmigen Wege waren auf's Künstlichste von blauem Sande gelegen, der einen dunkeln Himmel oder einen Himmel im Wasser an der Erde zu bilden schien; und so ging ich, die Augen auf den Boden gerichtet, eine Zeit lang neben meinem Führer, bis ich zuletzt gewahr ward, daß in der Mitte von diesem Beeten und Blumenrund ein großer Kreis von Cypressen oder pappelartigen Bäumen stand, durch den man nicht hindurchsehen konnte, weil die untersten Zweige auf der Erde hervorzutreiben schienen. Mein Führer, ohne mich gerade auf den nächsten Weg zu drängen, leitete mich doch unmittelbar nach jener Mitte; und wie war ich überrascht, als ich, in den Kreis der hohen Bäume getreten, die Einfassung eines köstlichen Quellenbeckens vor mir sah, das nach den übrigen Seiten hin symmetrische Zugänge und Eingänge zu haben schien! Noch mehr aber als dieses Wunder der Baukunst entzückte mich eine himmlische Musik, die aus dem Gebäude hervordrang. Bald glaubte ich eine Laute, bald eine Harfe, bald eine Cither zu hören, und bald noch etwas Klimperndes, das keinem von diesen drei Instrumenten gemäß war. Die Pforte, auf die wir zugingen, eröffnete sich bald nach einer leisen Berührung des Alten, aber wie erstaunt war ich, als die heraustretende Pförtnerin ganz vollkommen dem niedlichen Mädchen glich, das mir im Traume auf den Knieen gesessen hatte. Sie grüßte mich auf eine Weise, als wenn wir schon bekannt wären, und bat mich hereinzutreten. Der Alte blieb zurück, und ich ging mit ihr durch einen gewölbten und schön verzierten Kreis ganz nach dem Mittelsaal, dessen herrliche bewaffnete Höhe beim Eintritt meinen Blick auf sich zog und mich in Verwunderung versetzte. Doch konnte mein Auge nicht lange dort verweilen; denn es ward durch ein reizendes Schauspiel herabgelockt. Auf einem Teppich, gerade unter der Mitte der Kuppel, saßen drei Frauenzimmer im Dreieck, in drei verschiedenen Farben gekleidet, die Eine roth, die Andre gelb, die Dritte grün; die Sessel waren vergoldet und der Teppich ein vollkommenes Blumenbeet. In ihren Armen lagen die drei Instrumente, die ich draußen hatte unterscheiden können, denn durch meine Ankunft gestört, hatten sie mit Spielen innegehalten. „Seid uns willkommen!" sagte die Mittlere, die nämlich, welche mit dem Gesicht nach der Thüre saß, im rothen Kleide und mit der Harfe. „Setzt Euch zu Mariken und hört zu, wenn Ihr Liebhaber von der Musik seid." Nun sah ich erst, daß unten zwischen ein ziemlich langes Bänkchen stand, worauf eine Mandoline lag. Das artige Mädchen nahm sie auf, setzte sich und zog mich an ihre Seite. Jetzt betrachtete ich auch die zweite Dame zu meiner Rechten; sie hatte das gelbe Kleid an und eine Cither in der Hand, und wenn jene Harfenspielerinn anziehend von Gestalt, groß von Gesichtszügen und in ihrem Betragen würdig war, so konnte man der Cither-Spielerinn ein leicht bewegliches, heiteres Wesen ansehen. Sie war eine schlank-zierliche, da jene dunkelbraune Haar schmückte. Die Mannigfaltigkeit und Uebereinstimmung ihrer Musik konnte mich nicht abhalten, nun auch die dritte Schönheit im grünen Gewande zu betrachten, deren Lautenspiel etwas Nährendes und zugleich Anlockendes für mich hatte. Sie war Diejenige, die am Meisten auf mich Acht zu geben und ihr Spiel an mich zu richten schien; nur konnte ich aus ihr nicht klug werden, denn sie kam mir bald zärtlich, bald wunderlich, bald ernsthaft vor, je nachdem sie die Augen und ihr Spiel wende

hörte. Bald schien sie mich rühren, bald mich wecken zu wollen. Doch mochte sie sich stellen, wie sie wollte, sie gewann nur sehr wenig ab; denn meine kleine Narkotina, mit der ich Cabezen an Cubegen saß, hatte mich ganz für sich eingenommen; und wenn ich in jenen drei Damen ganz deutlich die Spielbilder meines Traums und die Farben der Aegisi erblickte, so begriff ich wohl, daß ich keine Ursache hatte, sie festzuhalten. Die artige Kleine hätte ich lieber angepackt, wenn mir nur nicht der Schlag, den sie mir im Traume versetzt hatte, gar zu erinnerlich gewesen wäre. Sie hielt sich bisher mit ihrer Mandoline ganz ruhig; als aber ihre Gedichtereien aufgezehrt hatten, so befahl sie ihr, einige lustige Stückchen zum Besten zu geben. Kaum hatte sie einige Tanz-Melodien gar anfeuernd aufgeklimpert, so sprang sie in die Höhe; ich that das Gleiche. Sie spielte und tanzte; ich ward hingerissen, ihre Schritte zu begleiten, und wir führten eine Art von kleinem Ballet auf, womit die Damen zufrieden zu sein schienen; denn sobald wir geendigt, befahlen sie der Kleinen, mich derweil mit etwas Confect zu erquicken, bis das Nachteſſen herankäme. Ich hatte freilich vergessen, daß außer diesem Paradiese noch etwas Anderes in der Welt wäre. Aleette führte mich sogleich in den Ganz intrik, durch den ich hereingekommen war. An der Seite hatte sie zwei wohleingerichtete Zimmer; in dem einen, wo sie wohnte, setzte sie mir Orangen, Feigen, Pfirsiche und Trauben vor, und ich genoß sowohl die Früchte fremder Länder, als auch die der erst kommenden Monate mit großem Appetit. Zuckerwerk war im Ueberfluß; auch stellte sie einen Pocal von geschliffenem Crystall mit schäumendem Wein; doch zu trinken bedurfte ich nicht; denn ich hatte mich an den Früchten hinreichend gelabt. — „Nun wollen wir spielen," sagte sie und führte mich in das andere Zimmer. Hier sah es nun aus wie auf einem Christmarkt; aber in kostbare und feine Sachen hat man niemals in einer Weihnachtsbude gesehen. Da waren alle Arten von Puppen, Puppenkleidern und Puppenausstattungen; Küchen, Wohnstuben und Läden und einzelne Spielsachen in Unzahl. Sie führte mich an allen Glasschränken herum; denn in selben waren diese künstlichen Arbeiten aufbewahrt. Die ersten Schränke verschloß sie aber bald wieder und sagte: „Das ist Nichts für Euch, ich weiß es wohl. Hier aber," sagte sie, „könnte wir Bau-Materialien haben, Mauern und Thürme, Häuser, Paläste, Kirchen, um eine große Stadt zusammenzubauen. Das unterhält mich aber nicht; wir wollen zu etwas Anderm greifen, das für Euch und mich gleich vergnüglich ist." — Sie brachte darauf einige Kasten hervor, in denen ich kleines Kriegszeug der verschiedensten Geschichten erblickte, von dem ich freilich bekennen mußte, daß ich niemals so etwas Schönes gesehen hatte. Sie ließ mir die Zeit nicht, das Einzelne näher zu betrachten, sondern nahm den einen Kasten unter den Arm, und ich packte den andern auf. „Wir wollen auf die größte Probe gehen," sagte sie; „dort spielt man am besten mit Soldaten; die Gefechte gehen gleich die Ordnung, wie man die Armeen gegen einander zu stellen hat." Nun waren wir auf dem weitschwankenden Boden angelangt; unter mir hatte ich das Wasser rauschen und die Fische plätschern, indem ich niederkniete, meine Linien aufzustellen. Es war aber Alles da, wie ich immer sah. Sie rühmte sich, die Disposition der Armeen zum Lieber ihres weiblichen Geistes zu besitzen; ich dagegen fand den Adel und eine sehr klassische Griechische Aesthetik. Die Heere standen gegen einander, und man konnte wirklich Schonen sehen. Es waren nicht etwa Kinder bleierne Ritter, wie die unsrigen, sondern Mann auf Pferd rund und körperlich und auf das Feinste gearbeitet; auch konnte man kaum bezweifeln, wie sie sich im Gleichgewicht hielten; denn sie standen für sich, ohne ein Fußbrettchen zu haben.

Wir hatten nun Jeder mit großer Selbstständigkeit unsere Heerhaufen geordnet, als sie mir den Angriff verkündigte. Wir hatten auch Geschütz in unsern Kästen gefunden; es waren nämlich Schachteln voll kleiner gedrehter Kegel-Kugeln. Mit diesen sollten wir auf einer gewissen Entfernung gegen einander kämpfen, wobei jedoch ausdrücklich bedungen war, daß nicht stärker geworfen werde, als nöthig ist, die Figuren umzustoßen; denn beschädigt sollte keine werden. Aleette zog nun die Kanonade los, und im Anfang wirkte sie in unter Jeder Zweckmäßigkeit. Allein als meine Disposition bemerkte, daß ich doch besser hielte als sie, und gelegt den Sieg, der von der Ueberzahl der Todten Gefallenen abhing, gewinnen möchte, trat sie näher, und ihr mädchenhaftes Wesen hatte denn auch den erwünschten Erfolg. Sie streckte mir eine Menge meiner Leute nieder, und je mehr ich protestirte, desto eifriger warf sie. Doch verdroß mich zuletzt, und ich erklärte, daß ich ein Gleiches thun würde. Ich that auch wirklich nicht allein aber heran, sondern warf im Unmuth viel heftiger, da es denn nicht lange währte, als ein Paar ihrer kleinen Gestalten in Stücke sprangen. In ihrem Eifer bemerkte sie es nicht gleich; aber ich hatte verschiedene, als die zerbrochenen Figuren sich von

ſelbſt wieder zuſammenfügten. Amazone und Pferd wieder ein Ganzes, auch zugleich ganz lebendig wurden, im Galopp von der ſelbigen Stunde an unter die Linden ſetzten, und, in Carrière hin und wieder rennend, ſich endlich gegen die Mauer, ich weiß nicht wie, verloren. Meine ſchöne Gegnerin war bei Kräften geblieben, als ſie in ein lautes Weinen und Jammern ausbrach und rief: daß ich ihr einen unerſetzlichen Verluſt zugefügt, der weit ſtärker ſei, als es ſich ausſprechen laſſe. Ich aber, der ich ihnen erbeutet war, freute mich, ihr Etwas zu Leide zu thun, und warf noch ein Paar mir übrig gebliebene Acht-Groſchen blindlings mit Gewalt unter ihren Heerhaufen. Unglücklicher Weiſe traf ich die Kennerin, die bisher bei unſerm geſellſchaftlichen Spiel aufgenommen geweſen. Sie ſprang in Einem, und ihre nachher Abgetretenen wurden auch zurückgeſtellt, aber ihnen ſträubten ſie ſich wieder her und nahmen Reißaus wie die Pferde, galoppirten ſehr luſtig unter den Linden herum und verloren ſich gegen die Mauer.

Meine Gegnerin ſchalt und ſchimpfte; ich aber, nun einmal im Ganze, dachte mich einige Acht-Groſchen aufzuheben, welche an den goldnen Spitzen Ehrenkränzen. Meine erſtaunten Wünſche war, ihr ganzes Heer zu erwachten, ſie bezwang nicht viel, ſprang auf mich los und gab mir eine Ohrfeige, daß mir der Kopf ſummte. Ich, der ich immer gehört hatte, auf die Ohrfeige eines Mädchens gehöre ein heißer Kuß, küßte ſie bei den Ohren und ſchlug ſie zu wiederholten Malen. Sie aber that einen ſolchen durchdringenden Schrei, der mich ſelbſt erſchreckte; ich ließ ſie fahren, und Das war mein Glück; denn in dem Augenblick wußte ich nicht, wie mir geſchah. Der Boden unter mir fing an zu beben und zu raſeln; ich merkte augenblicklich, daß ſich die Ritter wieder in Bewegung ſetzten; allein ich hatte nicht Zeit zu überlegen, noch konnte ich Fuß faſſen, um zu fliehen. Ich fürchtete jeden Augenblick, zerſtückt zu werden; denn die Pferdinnen und Pferde, die ſich aufrichteten, zerſchlugen mir ihnen die Luft. Wenn, ich weiß nicht, wie mir geſchah; mir verging Ohren und Sehen, und ich erholte mich aus meiner Betäubung, von meinem Schrecken, am Fuß einer Linde, wider den mich das anſchwellende Gitter geworfen hatte. Mit dem Erwachen erwachte auch meine Neugierde, die ſich noch heftig vermehrte, als ich von droben die Spottworte und das Gelächter meiner Gegnerin vernahm. Sie war in einer andern Ecke, etwas gelinder als ich, wohin zur Erde gekommen ſein. Dabei ſprang ich auf, und als ich einen um mich das kleine Heer wieder ſchon Anführer Achill, welcher bei mir ſchwache Ritter mit mir beraber gefochten hatte, erblickte, ſah, ergriff ich den Helden zuerſt und warf ihn wieder einen Baum. Seine Wiederherſtellung und ſeine Kühnheit gefielen mir ungemein, weil ſich die Schickſalsfäden zu dem ſittlichen Anblick von der Welt ſcheidet, und ich war im Begriff, die übrigen Krieger ihm aufzuopfern, als auf einmal ſchwarze Waſſer von allen Seiten her, aus Steinen und Mauern, aus Boden und Zweigen, hervorquollen, und, wo ich mich hinwandte, feindlich auf mich losſtürzten. Mein leichtes Gewand war in kurzer Zeit völlig durchnäßt, zerfetzt war es ſchon, und ich konnte nicht, es mir ganz vom Leibe zu reißen. Die Paniſcherin warf ich von mir, und ſo eine Hülle nach der andern, ſo ich fand es endlich bei dem warmen Tage ſehr angenehm, ein leichtes Strohdach über mich ergehen zu laſſen. Ganz naß ſchritt ich nun gemächlich meinen Pfad wiederum nach Hauſe zu, und ich dachte, mich lange ſo wohl befinden zu können. Meine Hora verlobte ſich, und ich wünſchte Nichts mehr als eine Verſöhnung mit meiner hitzigen Gegnerin. Doch in einem Augenblick die Waſſer ab, und ich fand mich wieder auf einem durchnäßten Boden. Die Gegenwart des alten Mannes, der unerwartet vor mich trat, war mir keineswegs willkommen; ich hätte gewünſcht, mich, wo nicht verbergen, doch wenigſtens verhüllen zu können. Die Beſchämung, der Ärger, das Bedürfen, mich einiger Maßen zu bedecken, ließen mich eine beſſere Hilfe nicht ſinden, der Alte benutzte den Augenblick, um mir die ſtrengſten Vorwürfe zu machen. „Wie hindert mich,“ rief er aus, „daß ich nicht eine der ſtrengſten Strafen verhänge, und Sie, wo nicht Ihrem Gaſt, doch Ihrem Amte gemäß?“ Viele Drohung nahm ich beſtens übel. Durch Euch, rief ich aus, vor ſolchen Pferden, zu und vor ſolchen Gefahren; denn ſeht nur Ihr auf Eure Gebietertugend verloren! — „Wer biſt Du denn,“ fragte er trotzig, „daß Du ſo reden darfſt?“ — Ein Liebling der Götter, von dem es abhängt, ob jene Frauenzimmer wunderliche Gatten finden und ein glückliches Leben führen ſollen, oder ob ſie ſie will in ihrem Zauberkreiſe verſchmachten und veralten laſſen. — Der Alte trat einige Schritte zurück. „Wer hat Dir Das geſchworen?“ fragte er erſtaunt und bedenklich. — Drei Beweiſe, ſetzte ich drei hinzu. — „Und was verlangſt Du zum Lohn?“ rief er aus. Vor allen Dingen das kleine Gärtchen, verſetzte ich, die mich in dieſen verwunderten Zuſtand gebracht hat. — Der Alte warf ſich vor mir nieder, ehe ich vor ihm mich ſenken und ehrerbietig Erde zu eſſen, kann ſtand er auf, ehe bemerkt zu

frau, nahm mich freundlich bei der Hand, führte mich in jenen Saal, kleidete mich behend wieder an, und bald war ich wieder sonntäglich geputzt und fröhlich wie vorher. Der Vierte sprach kein Wort weiter; aber ehe er mich über die Schwelle ließ, hielt er mich an, und deutete mir auf einige Gegenstände an der Mauer drüben über den Weg, indem er zugleich rückwärts auf das Pferdchen zeigte. Ich verstand ihn wohl, er wollte nämlich, daß ich mir die Gegenstände einprägen möchte, um das Pferdchen desto gewisser wieder zu finden, welches sich unversehens hinter mir zuschloß. Ich merkte mir nun wohl, was mir gegenüber stand. Ueber eine hohe Mauer ragten die Aeste uralter Nußbäume herüber, und bedeckten zum Theil das Gesims, womit sie endigte. Die Zweige reichten bis an eine steinerne Tafel, deren verzierte Einfassung ich wohl erkennen, deren Inschrift ich aber nicht lesen konnte. Sie ruhte auf dem Kragstein einer Nische, in welcher ein künstlich gearbeiteter Brunnen, von Schale zu Schale, Wasser in ein großes Becken goß, das wie einen kleinen Teich bildete und sich in die Ecke verlor. Brunnen, Inschrift, Nußbäume, Alles stand senkrecht über einander, ich wollte es malen, wie ich es gesehen habe.

Nun läßt sich wohl denken, wie ich diesen Abend und manchen folgenden Tag zubrachte, und wie oft ich mir diese Geschichten, die ich kaum selbst glauben konnte, wiederholte. Sobald mir's nur irgend möglich war, ging ich wieder zur schlimmen Mauer, um wenigstens jene Merkzeichen im Gedächtniß aufzufrischen und das köstliche Pferdchen zu beschauen. Allein zu meinem großen Erstaunen fand ich Alles verändert. Nußbäume ragten wohl über die Mauer, aber sie standen nicht unmittelbar neben einander. Eine Tafel war auch eingemauert, aber von den Bäumen weit rechts, ohne Verzierung und mit einer leserlichen Inschrift. Eine Nische mit einem Brunnen findet sich weit links, der aber jenem, den ich gesehen, durchaus nicht zu vergleichen ist; so daß ich beinahe glauben muß, das zweite Abenteuer sei so gut als das erste ein Traum gewesen; denn von dem Pferdchen findet sich überhaupt gar keine Spur. Das Einzige, was mich tröstet, ist die Bemerkung, daß jene drei Gegenstände stets den Ort zu verändern scheinen; denn bei wiederholtem Besuch jener Gegend glaube ich bemerkt zu haben, daß die Nußbäume etwas zusammenrücken, und daß Tafel und Brunnen sich ebenfalls zu nähern scheinen. Wahrscheinlich, wenn Alles wieder zusammentrifft, wird auch die Pforte von Neuem sichtbar sein, und ich werde mein Vergnügen thun, das Abenteuer wieder anzufangen. Ob ich Euch erzählen kann, was weiter begegnet, oder ob es mir ausdrücklich verboten wird, weiß ich nicht zu sagen.

Dieses Mährchen, von dessen Wahrheit meine Gespielen sich leidenschaftlich zu überzeugen trachteten, erhielt großen Beifall. Sie besuchten Jeder allein, ohne es mir oder den Andern zu vertrauen, den angedeuteten Ort, fanden die Nußbäume, die Tafel und den Brunnen, aber immer entfernt von einander; wie sie zuletzt bekannten, weil man in jenen Jahren nicht gern ein Geheimniß verschweigen mag. Hier ging aber der Streit erst an. Der Eine versicherte: die Gegenstände rückten nicht vom Flecke und blieben immer in gleicher Entfernung unter einander. Der Zweite behauptete: sie bewegten sich, aber sie entfernten sich von einander. Mit Diesem war der Dritte über den ersten Punct der Bewegung einstimmig; doch schienen ihm Nußbäume, Tafel und Brunnen sich vielmehr zu nähern. Der Vierte wollte noch was Merkwürdigeres gesehen haben, die Nußbäume nämlich in der Mitte, die Tafel aber und den Brunnen auf den entgegengesetzten Seiten, als ich angegeben. In Absicht auf die Spur des Pferdchens variirten sie auch. Und so gaben sie mir ein frühes Beispiel, wie die Menschen von einer ganz einfachen und leicht zu erörternden Sache die widersprechendsten Ansichten haben und behaupten können. Als ich die Fortsetzung meines Mährchens hartnäckig verweigerte, ward dieser erste Theil öfters wieder begehrt. Ich bemühte mich, an den Umständen viel zu verändern, und durch die Gleichförmigkeit meiner Erzählung verwandelte ich in den Gemüthern meiner Zuhörer die Fabel in Wahrheit.

Uebrigens war ich den Lügen und der Verstellung abgeneigt, und überhaupt keineswegs leichtsinnig, vielmehr zeigte sich der innere Ernst, mit dem ich eben früh' mich und die Welt betrachtete, auch in meinem Aeußern, und ich ward oft freundlich, oft auch derblich über eine gewisse Würde belehrt, die ich mir herausnahm. Denn ob es mir zwar an guten, aufgeweckten Freunden nicht fehlte, so waren wir doch immer die Minderzahl gegen Jene, die uns mit rohem Muthwillen anzufechten ein Vergnügen fanden, und uns freilich oft sehr unsanft aus jenen wiederholten, selbstgefälligen Träumen aufweckten, in die wir

was, ich erfindend und meine Gespielen theilnehmend, nur allzuoft verletzten. Nun wurden wir abermals gewahr, daß man, anstatt sich der Gleichheit und phantastischen Vergnügungen hinzugeben, wohl eher Ursache habe, sich abzuhärten, um die unvermeidlichen Uebel entweder zu ertragen oder ihnen entgegen zu wirken.

Unter die Uebungen des Stoicismus, den ich deshalb so ernstlich, als es einem Knaben möglich ist, bei mir ausbildete, gehörten auch die Duldungen körperlicher Leiden. Unsere Lehrer behandelten uns oft sehr unfreundlich und unzeitig mit Schlägen und Possen, gegen die wir uns um so mehr verhärteten, als Widersetzlichkeit oder Gegenwirkung auf's Gröblichste verpönt war. Sehr viele Scherze der Jugend beruhen auf einem Wettstreit solcher Ertragungen: zum Beispiel, wenn man mit zwei Fingern oder der ganzen Hand sich wechselsweise bis zur Betäubung der Glieder schlägt, oder die bei gewissen Spielen verhängten Schläge mit mehr oder weniger Geschicklichkeit auffängt, wenn man sich bei m Ringen und Balgen durch die Angst der Halbüberwundenen nicht irre machen läßt; wenn man einen aus Muthwillen zugefügten Schmerz unterdrückt, ja selbst das Zwicken und Kitzeln, womit junge Leute so geschäftig gegen einander sind, als etwas thierisch Politisches behandelt. Dadurch legt man sich in einen großen Vortheil, der uns von Andern so geschwind nicht abgewonnen wird.

Da ich jedoch von einem solchen Leidentragen gleichsam Profession machte, so wuchsen die Zudringlichkeiten der Andern; und wie eine wahrhaft Phantasie keine Grenzen kennt, so wußte sie mich aus meiner Grenze hinauszutreiben. Ich erzähle einen Fall statt vieler. Der Lehrer war eine Stunde nicht gekommen: so lange wir Kinder alle beisammen waren, unterhielten wir uns recht artig; als aber die mir Wohlwollenden, nachdem sie lange genug gewartet, hinwegzogen, und ich mit drei Mißwollenden allein blieb, so dachten diese, mich zu ängsten, zu beschämen und zu vertreiben. Sie hatten mich einen Augenblick im Zimmer verlassen und kamen mit Ruthen zurück, die sie sich aus einem gleichfalls zerschnittenen Besen verschafft hatten. Ich merkte ihre Absicht, und weil ich das Ende der Stunde nahe glaubte, so setzte ich mich vom Stuhlrande nicht zu weit weg. Sie fingen darauf unbarmherzig an, mir die Beine und Waden auf das Empfindlichste zu peitschen. Ich rührte mich nicht, fühlte aber bald, daß ich mich verrechnet hatte, und daß ein solcher Schmerz der Minuten sehr viele gab. Mit der Dauer wuchs meine Wuth, und mit dem ersten Stundenschlage [illegible] Einen, der sich am Wenigsten regte, mit der Hand in die Nackenhaare und setzte ihn augenblicklich zu Boden, indem ich mit dem Knie seinen Nacken drückte, den Andern, einen Jüngern und Schwächern, der mich von hinten anfiel, riß ich bei dem Kopfe durch den Arm und erdrosselte ihn fast, indem ich ihn an mich preßte. Annamar der Letzte noch übrig und nicht der Schwächste, und mir blieb nur die linke Hand zu meiner Vertheidigung. Allein ich ergriff ihn beim Kleide, und durch eine geschickte Wendung von meiner Seite, durch eine Uebereilte von seiner, brachte ich ihn nieder und stieß ihn mit dem Gesicht gegen den Boden. Sie ließen es nicht an Beißen, Kratzen und Tücken fehlen; aber ich hatte nur meine Rache im Sinn und in den Gliedern. In dem Vortheil, in dem ich mich befand, stieß ich sie wiederholt mit den Köpfen zusammen. Sie erhoben zuletzt ein entsetzliches Zetter-geschrei, und wir sahen uns bald von allen Hausgenossen umgeben. Die umhergestreuten Ruthen und meine Beine, die ich von den Strömolen entblößte, genugten bald für mich. Man befreit sich die Strafe vor und ließ mich aus dem Hause; ich erklärte aber, daß ich künftig, bei der geringsten Beleidigung, Einem oder dem Andern die Augen auskratzen, die Ohren abreißen, wo nicht gar ihn erdrosseln würde.

Dieser Vorfall, ob man ihn gleich, wie es in kindischen Dingen zu geschehen pflegt, bald wieder vergaß und sogar belachte, war jedoch Ursache, daß diese gemeinsamen Unterrichtsstunden seltner wurden und zuletzt ganz aufhörten. Ich war also wieder mehr in's Haus gebannt, wo ich an meiner Schwester Cornelia, die nur ein Jahr weniger zählte als ich, eine zu Annehmlichkeit immer wachsende Gesellschafterinn fand.

Ich will jedoch diesen Gegenstand nicht verlassen, ohne noch einige Geschichten zu erzählen, wie mancherlei Unangenehmes mit von meinen Gespielen herbeigeführt: denn das ist ja eben das Lehrreiche solcher sittlichen Mittheilungen, daß der Mensch erfahre, wie es Andern ergangen, und was auch er vom Leben zu erwarten habe, und daß er, es mag sich ereignen, was will, bedenke. Vieles widerfährt ihm als Menschen und nicht als einem besonders glücklichen oder unglücklichen. Nützt ein solches Wissen nicht viel, um die Uebel zu vermeiden, so ist es doch sehr dienlich, daß wir uns in die Zustände finden, sie ertragen, ja sie überwinden lernen.

Noch eine allgemeine Bemerkung steht hier an der rechten Stelle, daß nämlich bei dem

Ruganti no.

Du räthſt es nicht: denn du begreifſt es nicht—

Basco.

Wenn es vernünftig iſt, begreif' ich's wohl.

Ruganti no.

So laß mich reden! Du begreifſt es nicht,
Wie ſehr mich dieſes Mädchen angezogen.
Ich will nicht ihre Gunſt allein genießen;
Ich will ſie ganz und gar beſitzen.

Basco.

Wie?

Ruganti no.

Entführen will ich ſie.

Basco.

Ha! Biſt du toll?

Ruganti no.

Toll, aber klug! Läßt ſie mich einmal ein,
Dann dreh' ich ihr mit Lärm und mit Verrath,
Mit allem was ein Mädchen fürchten muß,
Und geb' ihr gleich die allerbeſten Worte,

Emporwachſen der Kinder aus den geſitteten Ständen ein ſehr großer Widerſpruch zum Vorſchein kommt, ich meine den: daß ſie von Eltern und Lehrern angewieſen und angeleitet werden, ſich mäßig, verſtändig, ja vernünftig zu betragen, Niemanden aus Muthwillen oder Uebermuth ein Leid's zuzufügen, und alle gehäſſigen Neigungen, die ſich an ihnen entwickeln möchten, zu unterdrücken; daß nun aber im Gegentheil, während die jungen Geſchöpfe mit einer ſolchen Uebung beſchäftigt ſind, ſie von Andern Das zu leiden haben, was an ihnen geſcholten wird und höchlich verpönt iſt. Dadurch kommen die armen Weſen zwiſchen dem Naturzuſtande und dem der Civiliſation gar erbärmlich in die Klemme, und werden, je nachdem die Charactere ſind, entweder tückiſch oder gewaltſam aufbrauſend, wenn ſie eine Zeit lang an ſich gehalten haben.

Gewalt iſt aber mit Gewalt zu vertreiben; aber ein gutgezähmtes, zur Liebe und Theilnahme genei̇gtes Kind weiß dem Hohn und dem böſen Willen wenig entgegenzuſetzen. Wenn ich die Thätlichkeiten meiner Gegner ſo ziemlich abzuhalten wußte, ſo war ich doch keineswegs ihren Stichelei̇en und Neckereien gewachſen, weil in ſolchen Fällen Derjenige, der ſich vertheidigt, immer verlieren muß. Es wurden alſo auch Angriffe dieſer Art, inſofern ſie zum Zorn reizten, mit phyſiſchen Kräften zurückgewieſen, oder ſie regten wunderſame Betrachtungen in mir auf, die denn nicht ohne Folgen bleiben konnten. Unter andern Vorzügen mißgönnten mir die Uebelwollenden auch, daß ich mir in einem Verhältniß gefiel, welches aus dem Schultheißenamt meines Großvaters für die Familie entſprang; denn indem er als der Erſte unter Seinesgleichen daſtand, hatte Dieſes doch auch auf die Seinigen nicht geringen Einfluß. Und als ich mir einmal nach gehaltenem Pfeifergerichte Etwas darauf einzubilden ſchien, meinen Großvater in der Mitte des Scheffenraths, eine Stufe höher als die Andern, unter dem Bilde des Kaiſers gleichſam thronend geſehen zu haben, ſo ſagte einer der Knaben höhniſch: ich ſollte doch, wie der Pfau auf ſeine Füße, ſo auf meinen Großvater väterlicher Seite hinſehen, welcher Gaſtgeber „zum Weidenhof" geweſen, und wohl an die Thränen und Kronen keinen Anſpruch gemacht hätte. Ich erwiederte darauf, daß ich davon keineswegs beſchämt ſei, weil gerade darin das Herrliche und Erhebende unſerer Vaterſtadt beſtehe, daß alle Bürger ſich einander gleich halten dürften, und daß einem jeden ſeine Thätigkeit nach ſeiner Art förderlich und ehrenvoll ſein könne. Es ſei mir nur leid, daß der gute Mann ſchon ſo lange geſtorben; denn ich habe mich auch ihm perſönlich zu kennen öfters gefreut, ſein Bildniß vielmals betrachtet, ja ſein Grab beſucht und mich wenigſtens bei der Inſchrift an dem einfachen Denkmal ſeines verherrlichten Daſeins gefreut, dem ich das meine ſchuldig geworden. Ein anderer Mißwollender, der tückiſche von Allen, nahm jenen Erſten bei Seite und flüſterte ihm Etwas in die Ohren, wobei ſie mich immer ſpöttiſch anſahen. Schon fing die Galle mir an zu kochen, und ich forderte ſie auf, laut zu reden. — „Nun, was iſt es denn weiter?" ſagte der Erſte. „Wenn Du es wiſſen willſt: Dieſer da meint, du könnteſt lange herumgehen und ſuchen, bis Du Deinen Großvater fändeſt." — Ich drohte nun noch heftiger, wenn ſie ſich nicht deutlicher erklären würden. Sie brachten darauf ein Mährchen vor, das ſie ihren Eltern wollten abgelauſcht haben: mein Vater ſei der Sohn eines vornehmen Mannes, und jener gute Bürger habe ſich müßig finden laſſen, äußerlich Vaterſtelle zu vertreten. Sie hatten die Unverſchämtheit, allerlei Argumente vorzubringen, z. B. daß unſer Vermögen bloß von der Großmutter herrühre, daß die übrigen Seitenverwandten, die ſich in Friedberg und ſonſt aufhielten, gleichfalls ohne Vermögen ſeien, und was noch andre ſolche Gründe waren, die ihr Gewicht bloß von der Bosheit bekommen konnten. Ich hörte ihnen ruhiger zu, als ſie erwarteten; denn ſie ſtanden ſchon auf dem Sprung, zu entfliehen, wenn ich Miene machte, nach ihren Haaren zu greifen. Aber ich verſetzte ganz gelaſſen; auch Dieſes könne mir recht ſein. Das Leben ſei ſo hübſch, daß man völlig für gleichgültig achten könne, wem man es zu verdanken habe; denn es ſchriebe ſich doch zuletzt von Gott her, vor welchem wir Alle gleich wären. So ließen ſie, da ſie Nichts ausrichten konnten, die Sache für dieß Mal gut ſein; man ſpielte zuſammen weiter fort, welches unter Kindern immer ein erprobtes Verſöhnungsmittel bleibt.

Mir war jedoch durch dieſe hämiſchen Worte eine Art von ſittlicher Krankheit eingeimpft, die im Stillen fortfraß. Es wollte mir gar nicht mißfallen, der Enkel irgend eines vornehmen Herrn zu ſein, wenn es auch nicht auf die geſetzlichſte Weiſe geweſen wäre. Meine Spürkraft ging auf dieſer Fährte, meine Einbildungskraft war angeregt und mein Scharfſinn aufgefordert. Ich fing nun an, die Aufgaben Jener zu unterſuchen, fand und erfand neue Gründe der Wahrſcheinlichkeit. Ich hatte von meinem Großvater wenig reden hören, außer daß ſein Bildniß mit dem meiner Großmutter in einem Beſuchzimmer des alten Hau-

ſes gehangen hatte, welche beide, nach Erbauung des neuen, in einer obern Kammer aufbewahrt wurden. Meine Großmutter mußte eine ſehr ſchöne Frau geweſen ſein und von gleichem Alter mit ihrem Manne. Auch erinnerte ich mich, in ihrem Zimmer das Miniatur-Bild eines ſchönen Herrn, in Uniform mit Stern und Orden, geſehen zu haben, welches nach ihrem Tode mit vielen andern kleinen Gerätſchaften, während des Alles umwälzenden Hausbaues, verſchwunden war. Solche wie manche andre Dinge hatte ich mit in meinem kindiſchen Kopfe zuſammen, und wie frühzeitig genug jenes moderne Dichter-Talent, welches durch eine abenteuerliche Verknüpfung der bedeutenden Zuſtände des menſchlichen Lebens ſich die Theilnahme der ganzen cultivirten Welt zu verſchaffen weiß.

Da ich nun aber einen ſolchen Fall Niemanden zu vertrauen, aber auch mir von ferne nachzufragen mich unterſtand, ſo ließ ich es an einer heimlichen Betriebſamkeit nicht fehlen, um wo möglich der Sache etwas näher zu kommen. Ich hatte nämlich ganz beſtimmt behaupten hören, daß die Söhne den Vätern oder Großvätern oft entſchieden ähnlich zu ſein pflegten. Mehrere unſerer Freunde, beſonders auch Rath Schneider, unſer Hausfreund, hatten Geſchäftsverbindungen mit allen Fürſten und Herren der Nachbarſchaft, deren, ſowohl regierender als nachgeborner, keine geringe Anzahl am Rhein und Main und in dem Raume zwiſchen beiden ihre Beſitzungen hatten, und die aus beſonderer Gunſt ihre treuen Geſchäftsträger zuweilen wohl mit ihren Bildniſſen beehrten. Dieſe, die ich von Jugend auf vielmals an den Wänden geſehen, betrachtete ich nunmehr mit doppelter Aufmerkſamkeit, forſchend, ob ich nicht eine Aehnlichkeit mit meinem Vater oder gar mit mir entdecken könnte; welches aber zu oft gelang, als daß es mich zu einiger Gewißheit hätte führen können, denn bald waren es die Augen von Dieſem, bald die Naſe von Jenem, die mir auf einige Verwandtſchaft zu deuten ſchienen. So führten mich dieſe Kennzeichen trüglich genug hin und wieder. Und ob ich gleich in der Folge dieſen Verſuch als ein durchaus leeres Mährchen betrachten mußte, ſo blieb mir doch der Eindruck, und ich konnte nicht unterlaſſen, die ſämmtlichen Herren, deren Bildniſſe mir ſehr deutlich in der Phantaſie geblieben waren, von Zeit zu Zeit im Stillen bei mir zu muſtern und zu prüfen. So wahr iſt es, daß Alles, was den Menſchen innerlich in ſeinem Dünkel beſtärkt, ſeiner heimlichen Eitelkeit ſchmeichelt, ihm derzeſtalt höchlich erwünſcht iſt, daß er nicht weiter fragt, ob es ihm jemals auf irgend eine Weiſe zur Ehre oder zur Schmach gereichen könne.

Doch anſtatt hier ernſthafte, ja tadelnde Betrachtungen einzumiſchen, wende ich lieber meinen Blick von jenen Zeiten hinweg; denn wer wäre im Stande von der Fülle der Kindheit würdig zu ſprechen? Wir kennen die kleinen Geſchöpfe, die vor uns herumwandeln, nicht anders als mit Verwunderung, ja mit Bewunderung anſehen; denn meiſt verſtehen ſie mehr als ſie halten, und es ſcheint, als wenn die Natur unter andern ſeltſamen Streichen, die ſie uns ſpielt, auch hier ſich ganz beſonders vorgeſetzt, uns zum Beſten zu haben. Die erſten Organe, die ſie Kindern mit auf die Welt gibt, ſind dem nächſten unmittelbaren Zuſtande des Geſchöpfs gemäß; es bedient ſich derſelben kunſt- und anſpruchlos auf die geſchickteſte Weiſe zu den nächſten Zwecken. Das Kind, an und für ſich betrachtet, mit Sinnesgliedern und in Beziehungen, die ihm in Allem angemeſſen ſind, gebildet, ſo vollkommen, ſo vernünftig, daß Nichts drüber geht, und zugleich ſo bequem, heiter und gewandt, daß man keine weitre Bildung für daſſelbe wünſchen möchte. Wüchſen die Kinder in der Art fort, wie ſie ſich anbieten, ſo hätten wir lauter Genies; aber das Wachsthum iſt nicht bloß Entwicklung; die verſchiedenen organiſchen Syſteme, die den einen Menſchen ausmachen, entſpringen aus einander, folgen einander, verwandeln ſich in einander, verdrängen einander, ja heben einander auf, ſo daß von manchen Fähigkeiten, von manchen Kraftäußerungen nach einer gewiſſen Zeit kaum eine Spur mehr zu finden iſt. Wenn auch die menſchlichen Anlagen im Ganzen eine entſchiedene Richtung haben, ſo wird es doch dem tiefſten und erfahrenſten Kenner ſchwer ſein, ſie mit Zuverläßigkeit vorauszuſehen; doch kann man hinterdrein wohl bemerken, was auf ein Künftiges hinzudeutet hat.

Keineswegs gedenke ich daher, in dieſen erſten Büchern meine Jugendgeſchichten völlig abzuſchließen, ſondern ich werde vielmehr noch fernerhin manchen Faden anzuknüpfen und fortzuleiten, der ſich unbemerkt durch die erſten Jahre ſchon hindurchzieht. Hier muß ich aber bemerken, welchen ſtärkern Einfluß nach und nach die Kriegsbegebenheiten auf unſere Geſinnungen und unſere Lebensweiſen anfingen.

Der erdigte Burger ſteht zu den großen Weltereigniſſen in einem wunderbaren Verhältniß. Schon aus der Ferne regen ſie ihn auf und beunruhigen ihn, und er kann ſich, ſelbſt wenn ſie ihn nicht berühren, eines Urtheils, einer Theilnahme nicht enthalten. Schnell ergreift er eine Partei, nachdem ihn

ſein Character oder äußere Anläſſe beſtimmen; rücken ſo große Schickſale, ſo bedeutende Veränderungen näher, dann bleibt ihm bei manchen äußern Unbequemlichkeiten noch immer jenes innere Mißbehagen, verdoppelt und ſchärft das Uebel meiſtentheils, und zerſtört das noch mögliche Gute. Dann hat er von Freunden und Feinden wirklich zu leiden, oft mehr von jenen als von dieſen, und er weiß, weder wie er ſeine Neigung, noch wie er ſeinen Vortheil wahren und erhalten ſoll.

Das Jahr 1757, das wir noch in völlig kurgerlicher Ruhe verbrachten, wurde deſſen ungeachtet in großer Gemüthsbewegung verlebt. Reicher an Begebenheiten als dieſes war vielleicht kein anderes. Die Siege, die Großthaten, die Unglücksfälle, die Wiederherſtellungen folgten auf einander, verſchlangen ſich und ſchienen ſich aufzuheben; immer aber ſchwebte die Geſtalt Friedrich's, ſein Name, ſein Ruhm in Ungemein wieder oben. Der Enthuſiasmus ſeiner Verehrer wird immer größer und lebhafter, der Haß ſeiner Feinde bitterer, und die Verſchiedenheit der Anſichten, welche ſelbſt Familien zerſpaltete, trug nicht wenig dazu bei, die ohnehin ſchon auf mancherlei Weiſe von einander getrennten Bürger noch mehr zu iſoliren. Denn in einer Stadt, wie Frankfurt, wo drei Religionen die Einwohner in drei ungleiche Maſſen theilen, wo nur wenige Männer, ſelbſt von der herrſchenden, zum Regiment gelangen können, muß es gar manchen Wohlhabenden und Unterrichteten geben, der ſich auf ſich zurückzieht und durch Studien und Liebhabereien ſich eine eigne und abgeſchloſſene Exiſtenz bildet. Von Solchen wird gegenwärtig und auch künftig die Rede ſein müſſen, wenn man ſich die Eigenheiten eines Frankfurter-Bürgers aus jener Zeit vergegenwärtigen ſoll.

Mein Vater hatte, ſobald er von Reiſen zurückgekommen, nach ſeiner eignen Sinnesart den Gedanken gefaßt, daß er, um ſich zum Dienſte der Stadt fähig zu machen, eins der ſubalternen Aemter übernehmen und ſolches ohne Emolumente führen wolle, wenn man es ihm ohne Ballotage übergäbe. Er glaubte nach ſeiner Sinnesart, nach dem Begriffe, den er von ſich ſelbſt hatte, im Gefühl ſeines guten Willens, eine ſolche Auszeichnung zu verdienen, die freilich weder geſetzlich noch herkömmlich war. Daher, als ihm ſein Geſuch abgeſchlagen wurde, gerieth er in Aerger und Mißmuth, verſchwor, jemals irgend eine Stelle anzunehmen, und um es unmöglich zu machen, verſchaffte er ſich den Character eines kaiſerlichen Raths, den der Schultheiß und die älteſten Schöffen als einen beſondern Ehrentitel trugen. Dadurch hatte er ſich zum Gleichen der Oberſten gemacht, und konnte nicht mehr von unten anfangen. Derſelbe Beweggrund führte ihn auch dazu, um die älteſte Tochter des Schultheißen zu werben, wodurch er auch auf dieſer Seite von dem Rathe ausgeſchloſſen ward. Er gehörte nun unter die Zurückgezogenen, welche niemals unter ſich eine Societät machen. Sie ſtehen ſo iſolirt gegen einander wie gegen das Ganze, und um ſo mehr, als ſich in dieſer Abgeſchiedenheit das Eigenthümliche der Character immer ſchroffer ausbildet. Mein Vater mochte ſich auf Reiſen und in der freien Welt, die er geſehen, von einer elegantern und liberalern Lebensweiſe einen Begriff gemacht haben, als ſie vielleicht unter ſeinen Mitbürgern gewöhnlich war; zwar fand er darin Vorgänger und Geſellen.

Der Name von Uffenbach iſt bekannt. Ein Schöff von Uffenbach lebte damals in gutem Anſehen. Er war in Italien geweſen, hatte ſich beſonders auf Muſik gelegt, ſang einen angenehmen Tenor, und da er eine ſchöne Sammlung von Muſicalien mitgebracht hatte, wurden Concerte und Oratorien bei ihm aufgeführt. Weil er nun dabei ſelbſt ſang und die Muſiker bequartierte, ſo fand man es nicht ganz ſeiner Würde gemäß, und die eingeladenen Gäſte ſowohl als die übrigen Landsleute erlaubten ſich darüber manche luſtige Anmerkung.

Ferner erinnere ich mich eines Baron's von Häkel, eines reichen Edelmanns, der verheirathet aber kinderlos ein ſchönes Haus in der Antonins-Gaſſe bewohnte, mit allem Zubehör eines anſtändigen Lebens ausgeſtattet. Auch beſaß er gute Gemälde, Kupferſtiche, Antiken und manches Andre, wie es bei Sammlern und Liebhabern zuſammenfließt. Von Zeit zu Zeit lud er die Honoratioren zum Mittageſſen, und war auf eigne achtſame Weiſe wohlthätig, indem er in ſeinem Hauſe die Armen kleidete, ihre alten Lumpen aber zurückbehielt, und ihnen nur unter der Bedingung ein wöchentliches Almoſen reichte, daß ſie in jenen geſchenkten Kleidern ſich ihm jedesmal ſauber und ordentlich darſtellten. Ich erinnere mich ſeiner nur dunkel als eines freundlichen, wohlgebildeten Mannes; beſſer deutlicher aber ſeiner Auctionen, der ich vom Anfang bis zum Ende beiwohnte, und theils auf Befehl meines Vaters, theils aus eigenem Antrieb Manches erſtand, was ſich noch unter meinen Sammlungen befindet.

Früher und von mir kaum noch mit Augen geſehen, machte Johann Michael von Loen in der literariſchen Welt ſo wie in Frankfurt ziemliches Aufſehen. Aus Frankfurt ge-

ürtig, hatte er ſich daſelbſt niedergelaſſen
nd war mit der Schweſter meiner Großmut-
er Textor, einer gebornen Lindheim, verhei-
rathet. Bekannt mit der Hof- und Staats-
eit, und eines erneuten Adels ſich erfreuend,
rlangte er dadurch einen Namen, daß er in
ie verſchiedenen Regungen, welche in Kirche
nd Staat zum Vorſchein kamen, einzugreifen
en Muth hatte. Er ſchrieb den Grafen von
ipeta, einen didactiſchen Roman, deſſen
nhalt aus dem zweiten Titel; „oder der ehr-
iche Mann am Hofe,“ erſichtlich iſt. Dieſes
Werk wurde gut aufgenommen, weil es auch
en den Höfen, wo ſonſt nur Klugheit zu Hauſe
, Sittlichkeit verlangte; und ſo brachte ihm
eine Arbeit Beifall und Anſehen. Ein zweites
Werk ſollte dagegen deſto gefährlicher für ihn
erden. Er ſchrieb: „Die einzige wahre Reli-
ion,“ ein Buch, das die Abſicht hatte, Katho-
ken, beſonders zwiſchen Lutheranern und
Calviniſten, zu vereinigen. Hierüber kam er mit
en Theologen in Streit, beſonders ſchrieb
h. Praxeas in Gießen gegen ihn. Von Loen
ewiderte; der Streit wurde heftig und per-
önlich, und die daraus entſtehenden Unan-
ehmlichkeiten veranlaßten den Verfaſſer, die
Stelle eines Präſidenten zu Lingen anzuneh-
en, die ihm Friedrich der Zweite anbot, der
n ihm einen aufgeklärten und den Neuerun-
en, die in Frankreich ſchon viel weiter gedie-
en waren, nicht abgeneigten, vorurtheilsfreien
Mann zu erkennen glaubte. Seine ehemaligen
Landsleute, die er mit einigem Verdruß ver-
aſſen, behaupteten, daß er dort nicht zufrie-
en ſei, zu nicht zufrieden ſein könne, weil ſich
in Ort wie Lingen mit Frankfurt keineswegs
meſſen dürfe. Mein Vater zweifelte auch an
em Behagen des Präſidenten, und verſicherte,
er gute Oheim hätte beſſer gethan, ſich mit
em Könige nicht einzulaſſen, weil es über-
aupt gefährlich ſei, ſich demſelben zu nähern,
o ein außerordentlicher Herr er auch übrigens
ein möge. Denn man habe ja geſehen, wie
chmählich der berühmte Voltaire, auf Requi-
ition des Preußiſchen Reſidenten Freitag, in
Frankfurt ſei verhaftet worden, da er doch vor-
er ſo hoch in Gnaden geſtanden und als des
Königs Lehrmeiſter in der Franzöſiſchen Poeſie
anzuſehen geweſen. Es manglte bei ſolchen
Gelegenheiten nicht an Betrachtungen und Bei-
pielen, um vor Höfen und Herrendienſt zu
arnen, wovon ſich überhaupt ein geborner
Frankfurter kaum einen Begriff machen konnte.

Eines vortrefflichen Mannes, Dr. Orth,
will ich nur dem Namen nach gedenken, indem
ch verdienten Frankfurtern hier nicht ſowohl
in Denkmal zu errichten habe, vielmehr der-
elben nur tadelnswerthe, als ihr Ruf plötz-
licher Perſönlichkeit auf mich in den früheſten
Jahren einigen Einfluß gehabt. Dr. Orth war
ein reicher Mann und gehörte auch unter Die-
jenige, welche niemals Theil am Regimente genom-
men, ob ihn gleich ſeine Kenntniß und Ein-
ſichten dazu berechtigt hätten. Die Deutſchen
und beſonders die Frankfurtiſchen Alterthümer
nd ihm ſehr viel ſchuldig geworden; er gab
die Anmerkungen zu der ſogenannten Frank-
furter Reformation heraus, ein Werk, in wel-
chem die Statuten der Reichsſtadt geſammelt
ſind. Die hiſtoriſchen Capitel deſſelben habe
ich in meinen Jünglingsjahren fleißig ſtudirt.

Von Ochſenſtein, der älter jener drei Brü-
der, deren ich eben als unſerer Nachbarn ge-
dacht, war bei ſeiner einzelnen Art zu ſein,
während ſeines Lebens nicht merkwürdig ge-
worden, deſto merkwürdiger aber nach ſeinem
Tode, indem er eine Verordnung hinterließ,
daß ſein Begräbniß früh, ganz im Stillen und ohne
Begleitung und Geleit von Handwerksleuten
zu Grabe gebracht ſein wolle. Es geſchah, und
dieſe Handlung erregte in der Stadt, wo man
an ernſthafte Leichenbegängniſſe gewöhnt war,
großes Aufſehn. Alle Diejenigen, die bei ſol-
chen Gelegenheiten einen herkömmlichen Ver-
dienſt hatten, erhoben ſich gegen die Neuerung.
Allein der wackre Patricier fand Nachfolger
in allen Ständen, und ob man ſchon der-
gleichen Begängniſſe ſpottweiſe Ochſenleichen
nannte, ſo nahmen ſie doch zum Beſten man-
cher wenig bemittelten Familien überhand,
und die Prunkbegängniſſe verloren ſich immer
mehr. Ich führe dieſen Umſtand an, weil er
eines der ſondern Symptome jener Geſinnungen
von Demuth und Gleichſtellung darbietet, die
ſich in der zweiten Hälfte des vorigen Jahr-
hunderts von ebendaher auf ſo manche Weiſe
gezeigt haben und in ſo unerwartete Wirkun-
gen ausgebrochen ſind.

Auch fehlte es nicht an Liebhabern des
Alterthums. Es fanden ſich Gemälde-Cabinette,
Kupferſtichſammlungen, beſonders aber wur-
den vaterländiſche Merkwürdigkeiten mit Eifer
geſucht und aufgehoben. Die ältern Verord-
nungen und Mandate der Reichsſtadt, von
denen keine Sammlung veranſtaltet war, wur-
den in Druck und Schrift ſorgfältig aufgeſucht,
nach der Zeitfolge geordnet und als ein Schatz
vaterländiſcher Rechte und Herkommen mit
Ehrfurcht verwahrt. Auch die Bildniſſe von
Frankfurtern, die in großer Anzahl exiſtirten,
wurden zuſammengebracht und machten eine
beſondere Abtheilung der Cabinette.

Solche Männer ſcheint mein Vater ſich
überhaupt zum Muſter genommen zu haben.
Ihm fehlte keine der Eigenſchaften, die in
einem rechtlichen und angeſehenen Bürger ge-

ſtören. Auch brachte er, nachdem er ſein Haus erbaut, ſeine Beſitzungen von jeder Art in Ordnung. Eine vortreffliche Landkartenſammlung der Schenkiſchen und anderer damals vorzüglicher geographiſchen Blätter, jene oben erwähnten Verordnungen und Mandate, jene Bildniſſe, ein Schrank alter Gewehre, ein Schrank merkwürdiger Venetianiſcher Gläſer, Becher und Pocale, Naturalien, Elfenbeinarbeiten, Bronzen und hundert andere Dinge wurden geſondert und aufgeſtellt, und ich verfehlte nicht, bei verſteigernden Auctionen mir jederzeit einige Aufträge zu Vermehrung des Vorhandenen zu erbitten.

Noch einer bedeutenden Familie muß ich gedenken, von der ich ſeit meiner früh'ſten Jugend viel Sonderbares vernahm und von einigen ihrer Glieder ſelbſt noch manches Wunderbare erlebte; es war die Senkenbergiſche. Der Vater, von dem ich wenig zu ſagen weiß, war ein wohlhabender Mann. Er hatte drei Söhne, die ſich in ihrer Jugend ſchon durchgängig als Sonderlinge auszeichneten. Dergleichen wird in einer beſchränkten Stadt, wo ſich Niemand weder im Guten noch im Böſen hervorthun ſoll, nicht zum Beſten aufgenommen. Spottnamen und ſeltſame, ſich lang im Gedächtniß erhaltende Mährchen ſind meiſtens die Frucht einer ſolchen Sonderbarkeit. Der Vater wohnte an der Ecke der Hafengaſſe, die von dem Zeichen des Hauſes, das einen, wo nicht gar drei Haſen vorſtellt, den Namen führte. Man nannte daher dieſe drei Brüder nur die drei Haſen, welchen Spitznamen ſie lange Zeit nicht los wurden. Allein wie große Vorzüge ſich oft in der Jugend durch etwas Wunderliches und Unſchickliches ankündigen, ſo geſchah es auch hier. Der älteſte war der nachher ſo ruhmlich bekannte Reichshofrath von Senkenberg. Der zweite ward in den Magiſtrat aufgenommen und zeigte vorzügliche Talente, die er aber auf eine ſprüchwörtliche, ja verrückte Weiſe, wo nicht zum Schaden ſeiner Vaterſtadt, doch wenigſtens ſeiner Collegen in der Folge mißbrauchte. Der dritte Bruder, ein Arzt und ein Mann von großer Rechtſchaffenheit, der aber wenig und nur in vornehmen Häuſern practicirte, behielt bis in ſein höchſtes Alter immer ein etwas wunderliches Aeußeres. Er war immer ſehr nett gekleidet, und man ſah ihn nie anders auf der Straße als in Schuhen und Strümpfen und einer wohl gepuderten Locken-Perrücke, den Hut unter'm Arm. Er ging ſchnell, doch mit einem ſeltſamen Schwanken vor ſich hin, ſo daß er bald auf dieſer bald auf jener Seite der Straße ſich befand und im Gehen ein Zickzack bildete. Spottvögel ſagten: er ſuche durch dieſen abweichenden Schritt den abgeſchiedenen Seelen aus dem Wege zu gehen, die ihn in gerader Linie wohl verfolgen möchten, und ahme Diejenigen nach, die ſich vor einem Arrelebt fürchten. Doch über dieſer Scherz und manche luſtige Nachrede verwandelte ſich zuletzt in Ehrfurcht gegen ihn, als er ſeine anſehnliche Wohnung mit Hof, Garten und altem Zubehör, auf der Eſchenheimer-Gaſſe, zu einer mediciniſchen Stiftung widmete, wo neben der Anlage eines bloß für Frankfurter-Bürger beſtimmten Hoſpitals, ein botaniſcher Garten, ein anatomiſches Theater, ein chemiſches Laboratorium, eine anſehnliche Bibliothek und eine Wohnung für den Director eingerichtet ward, auf eine Weiſe, deren keine Academie ſich hätte ſchämen dürfen.

Ein andrer vorzüglicher Mann, deſſen Perſönlichkeit nicht ſowohl als ſeine Wirkung in der Nachbarſchaft und ſeine Schriften einen ſehr bedeutenden Einfluß auf mich gehabt haben, war Carl Friedrich von Moſer, der ſeiner Geſchäftsthätigkeit wegen in unſerer Gegend immer genannt wurde. Auch er hatte einen gründlich-ſittlichen Character, der, weil die Gebrechen der menſchlichen Natur ihm wohl manchmal zu ſchaffen machten, ihn ſogar zu den ſogenannten Frommen hinzog; und ſo wollte er, wie von Loen das Seinige, eben ſo das Geſchäftsleben einer gewiſſenhaften Behandlung entgegenführen. Die große Anzahl der kleinen Deutſchen Höfe ſtellte eine Menge von Herren und Dienern dar, wovon die erſten unbedingten Gehorſam verlangten, und die andern meiſtentheils nur nach ihren Ueberzeugungen wirken und dienen wollten. Es entſtand daher ein ewiger Conflict und ſchnelle Veränderungen und Entlaſſungen, weil die Wirkungen des unbedingten Handelns im Kleinen viel geſchwinder merklich und ſchädlich werden als im Großen. Viele Höfe waren verſchuldet und kaiſerliche Debit-Commiſſionen ernannt; andere fanden ſich langſamer oder geſchwinder auf demſelben Wege, wobei die Diener entweder gewiſſenloſer Vortheil zogen, oder gewiſſenhaft ſich unangenehm und verhaßt machten. Moſer wollte als Staats- und Geſchäftsmann wirken; und hier gab ſein ererbtes, bis zum Weiteſten ausgebildetes Talent ihm eine entſchiedene Anlage; aber er wollte auch zugleich als Menſch und Bürger handeln und ſeiner ſittlichen Würde ſo wenig als möglich vergeben. Sein „Herr und Diener," ſein „Daniel in der Löwengrube", ſeine „Religion" ſchildern durchaus die Lage, in welcher er ſich zwar nicht zweifelnd, aber doch immer beklommen fühlte. Sie deuten ſämmtlich auf eine Unzahl in einem Zuſtand, mit deſſen Verhältniſſen man ſich nicht verſöhnen und dem man

doch nicht los werden kann. Bei dieſer Art zu denken und zu empfinden, mußte er freilich mehrmals andre Dienſte ſuchen, an welchen es ihm ſeine große Gewandtheit nicht fehlen ließ. Ich erinnere mich ſeiner als eines angenehmen, beweglichen und dabei zarten Mannes.

Aus der Ferne machte jedoch der Name Klopſtock auch ſchon auf uns eine große Wirkung. Im Anfang wunderte man ſich, wie ein ſo vortrefflicher Mann ſo wunderlich heißen könne; doch gewöhnte man ſich bald daran und dachte nicht mehr an die Bedeutung dieſer Silben. In meines Vaters Bibliothek hatte ich bisher nur die frühern, beſonders die zu ſeiner Zeit nach und nach herausgekommenen und gerühmten Dichter gefunden. Alle dieſe hatten gereimt, und mein Vater hielt den Reim für poetiſche Werke unerläßlich. Canitz, Hagedorn, Drollinger, Gellert, Kronegk, Haller ſtanden in ſchönen Franzbänden in einer Reihe. An dieſe ſchließen ſich Neukirch's Uebersetzung, Kappen's beſſeres Jeruſalem und andere Ueberſetzungen. Ich hatte dieſe ſämmtlichen Bände von Kindheit auf fleißig durchgeleſen und theilweiſe memorirt, weshalb ich denn zur Unterhaltung der Geſellſchaft öfters aufgerufen wurde. Eine verdrießliche Epoche im Gegentheil eröffnete ſich für meinen Vater, als durch Klopſtock's Meſſias Verſe, die ihm keine Verſe ſchienen, ein Gegenſtand der öffentlichen Bewunderung wurden. Er ſelbſt hatte ſich wohl gehütet, dieſes Werk anzuſchaffen; aber unſer Hausfreund, Rath Schneider, ſchwärzte es ein und ſteckte es der Mutter und den Kindern zu.

Auf dieſen geſchäftsthätigen Mann, welcher wenig las, hatte der Meſſias gleich bei ſeiner Erſcheinung einen mächtigen Eindruck gemacht. Dieſe ſo natürlich auszudrücken und doch ſo ſchön veredelten, frommen Gefühle, dieſe gefällige Sprache, wenn man ſie auch nur für harmoniſche Proſa gelten ließ, hatten den übrigens trocknen Geſchäftsmann ſo gewonnen, daß er die zehn erſten Geſänge, (denn von dieſen iſt eigentlich die Rede,) als das herrlichſte Erbauungsbuch betrachtete, und ſolches alle Jahre ein Mal in der Charwoche, in welcher er ſich von allen Geſchäften zu entbinden wußte, für ſich im Stillen durchlas und ſich daran für's ganze Jahr erquickte. Anfangs dachte er ſeine Empfindungen ſeinem alten Freunde mitzutheilen; allein er fand ſich ſehr beſtürzt, als er eine unbeilbare Abneigung vor einem Werke von ſo köſtlichem Gehalt, wegen einer, wie es ihm ſchien, gleichgiltigen, äußern Form gewahr werden mußte. Es fehlte, wie ſich leicht denken läßt, nicht an Wiederholung des Geſprächs über dieſen Gegenſtand; aber beide Theile entfernten ſich immer weiter von einander, es gab heftige Scenen, und der nachgiebige Mann ließ ſich endlich gefallen, von ſeinem Lieblingswerke zu ſchweigen, damit er nicht zugleich einen Jugendfreund und eine gute Sonntagsgeſellſchaft verliere.

Proſelyten zu machen iſt der natürlichſte Wunſch eines jeden Menſchen; und wie ſehr fand ſich unſer Freund im Stillen belohnt, als er in der übrigen Familie für ſeinen Heiligen ſo offen geſinnte Gemüther entdeckte! Das Exemplar, das er jährlich nur eine Woche brauchte, war uns für die übrige Zeit gewidmet. Die Mutter hielt es heimlich, und wir Geſchwiſter bemächtigten uns deſſelben, wann wir konnten, um in Freiſtunden, in irgend einem Winkel verborgen, die anſtändigſten Stellen auswendig zu lernen, und beſonders die zärtlichſten und heftigſten ſo geſchwind als möglich in's Gedächtniß zu faſſen.

Perſia's Tyrannen recitirten wir um die Wette, und in das wilde, verzweifelnde Geſpräch zwiſchen Satan und Adramelech, welche in's rothe Meer geſtürzt werden, hatten wir uns getheilt. Die erſte Rolle, als die gewaltſamſte, war auf mein Theil gekommen, die andere, um ein wenig klägliger, übernahm meine Schweſter. Die wechſelſeitigen, zwar gräßlichen aber doch wohllautenden Verwünſchungen flogen nun ſo vom Munde, und wir ergriffen jede Gelegenheit, uns mit dieſen heftigen Redensarten zu bezeigen.

Es war ein Samſtagsabend im Winter; — der Vater ließ ſich immer bei Licht raſiren, um Sonntags früh ſich zur Kirche bequemlich anziehen zu können; — wir ſaßen auf einem Schämel hinter dem Ofen, und murmelten, während der Barbier einſeifte, unſere herkömmliche Fluche ziemlich leiſe. Nun hatte aber Adramelech den Satan mit eiſernen Händen zu faſſen; meine Schweſter packte mich gewaltig an, und recitirte, zwar leiſe genug, aber doch mit ſteigender Leidenſchaft:

Hilf mir! ich flehe dich an, ich bete, wenn du es forderſt,
Ungeheuer, dich an! Verworfener, ſchwarzer Verbrecher,
Hilf mir! ich leide die Pein des rächenden ewigen Todes!
Vormals konnt' ich mit beſſerm, mit grimmigerm Haſſe dich haſſen!
Jetzt vermag ich's nicht mehr! Auch Dieß iſt ſchrecklicher Jammer!

Bisher war Alles leidlich gegangen; aber Lotte, mit fürchterlicher Stimme rief ſie die folgenden Worte:

O, wie bin ich zerknirſcht! . . .

Der gute Chirurgus erſchrack und goß dem Vater das Seifenbecken in die Hand. Da gab es einen großen Aufſtand, und eine ſtrenge

Unterſuchung ward gehalten, beſonders in Betracht des Unglücks, das hätte entſtehen können, wenn man ſchon im Maßren begriffen geweſen wäre. Um allen Verdacht des Muthwillens von uns abzulehnen, bekannten wir uns zu unſern teufliſchen Rollen, und das Unglück, das die Herameter angerichtet hatten, war zu offenbar, als daß man ſie nicht aufs Neue hätte verrufen und verbannen ſollen.

So pflegen Kinder und Volk das Große, das Erhabene in ein Spiel, ja in eine Poſſe zu verwandeln; und wie ſollten ſie auch ſonſt im Stande ſein, es auszuhalten und zu ertragen!

Drittes Buch.

Der Neujahrstag ward zu jener Zeit durch den allgemeinen Umlauf von perſönlichen Glückwünſchungen für die Stadt ſehr belebend. Wer ſonſt nicht leicht aus dem Hauſe kam, warf ſich in ſeine beſten Kleider, um Gönnern und Freunden einen Augenblick freundlich und höflich zu ſein. Für uns Kinder war beſonders die Feſtlichkeit in dem Hauſe des Großraters an dieſem Tage ein höchſt erwünſchter Genuß. Mit dem frühſten Morgen waren die Enkel ſchon daſelbſt verſammelt, um die Trommeln, die Hoboen und Clarinetten, die Poſaunen und Zinken, wie ſie das Militär, die Stadt-Muſici und wer ſonſt Alles ertönen ließ, zu vernehmen. Die verſiegelten und überſchriebenen Neujahrsgeſchenke wurden von den Kindern unter die geringern Gratulanten ausgetheilt, und wie der Tag wuchs, ſo vermehrte ſich die Anzahl der Honoratioren. Erſt erſchienen die Vertrauten und Verwandten, dann die untern Staatsbeamten; die Herren vom Rathe ſelbſt verfehlten nicht, ihren Schultheiß zu begrüßen, und eine auserwählte Anzahl wurde Abends in Zimmern bewirthet, welche das ganze Jahr über kaum ſich öffneten. Die Torten, Biscuit-Kuchen, Marzipane, der ſüße Wein übten den größten Reiz auf die Kinder aus, wozu noch kam, daß der Schultheiß ſowie die beiden Burgermeiſter aus einigen Stiftungen jährlich etwas Silberzeug erhielten, welches denn den Enkeln und Pathen nach einer gewiſſen Abſtufung verehrt ward; genug, es fehlte dieſem Feſte im Kleinen an Nichts, was die größten zu verherrlichen pflegt.

Der Neujahrstag 1759 kam heran, für uns Kinder erwünſcht und vergnüglich wie die vorigen, aber den ältern Perſonen bedenklich und ahnungsvoll. Der Durchmärſche der Franzoſen war man zwar gewohnt, und ſie ereigneten ſich öfters und häufig, aber doch am Häufigſten in den letzten Tagen des vergangenen Jahres. Nach alter reichsſtädtiſcher Sitte poſaunte der Thürmer des Hauptthurms, ſo oft Truppen heranrückten, und an dieſem Neujahrstage wollte er gar nicht aufhören, welches ein Zeichen war, daß größere Heereszüge von mehrern Seiten in Bewegung ſeien. Wirklich zogen ſie auch in größern Maſſen an dieſem Tage durch die Stadt; man lief, ſie vorbeipaſſiren zu ſehen. Sonſt war man gewohnt, daß ſie nur in kleinen Partien durchmarſchirten; dieſe aber vergrößerten ſich nach und nach, ohne daß man es verhindern konnte oder wollte. Genug, am 2. Januar, nachdem eine Colonne durch Sachſenhauſen über die Brücke durch die Fahrgaſſe bis an die Conſtabler-Wache gelangt war, machte ſie Halt, überwältigte das kleine, ſie durchfahrende Commando, nahm Beſitz von gedachter Wache, zog die Zeile hinunter, und nach einem geringen Widerſtand mußte ſich die Hauptwache ergeben. Augenblicks waren die friedlichen Straßen in einen Kriegsſchauplatz verwandelt. Dort verharrten und bivouakirten die Truppen, bis durch regelmäßige Einquartirung für ihr Unterkommen geſorgt wäre.

Dieſe unerwartete, ſeit vielen Jahren unerhörte Laſt drückte die behaglichen Bürger gewaltig, und Niemanden konnte ſie beſchwerlicher ſein als dem Vater, der in ſein kaum vollendetes Haus fremde militäriſche Bewohner aufnehmen, ihnen ſeine wohl aufgeputzten und meiſt verſchloſſenen Staatszimmer einräumen, und Das, was er ſo genau zu ordnen und zu regieren pflegte, fremder Willkür Preis geben ſollte; er, ohnehin Preußiſch geſinnt, ſollte ſich nun von Franzoſen in ſeinen Zimmern belagert ſehen; es war das Traurigſte, was ihm nach ſeiner Denkweiſe begegnen konnte. Wäre es ihm jedoch möglich geweſen, die Sache leichter zu nehmen, da er gut Franzöſiſch ſprach, und im Leben ſich wohl mit Würde und Anmuth betragen konnte, ſo hätte er ſich und uns manche trübe Stunde erſparen mögen; denn man quartierte bei uns den Kriegs-Lieutenant, der, obgleich Militär-Perſon, doch

nur die Civil-Vorfälle, die Streitigkeiten zwiſchen Soldaten und Bürgern, Schuldenſachen und Händel zu ſchlichten hatte. Es war Graf Therane, von Graſſe in der Provence, unweit Antibes, gebürtig, eine lange, hagre, ernſte Geſtalt, das Geſicht durch die Blattern ſehr entſtellt, mit ſchwarzen ſeurigen Augen, und von einem würdigen, zuſammengenommenen Betragen. Gleich ſein Eintritt war für den Hausbewohner günſtig. Man ſprach von den verſchiedenen Zimmern, welche theils abgegeben werden, theils der Familie verbleiben ſollten; und als der Graf ein Gemäldezimmer erwähnen hörte, ſo erbat er ſich gleich, ob es ſchon Nacht war, mit Kerzen die Bilder wenigſtens flüchtig zu beſehen. Er hatte an dieſen Dingen eine übergroße Freude, bezeigte ſich gegen den ihn begleitenden Vater auf das Verbindlichſte, und als er vernahm, daß die meiſten Künſtler noch lebten, ſich in Frankfurt und in der Nachbarſchaft aufhielten, ſo verſicherte er, daß er Nichts mehr wünſche, als ſie baldigſt kennen zu lernen und ſie zu beſchäftigen.

Aber auch dieſe Annäherung von Seiten der Kunſt vermochte nicht, die Geſinnung meines Vaters zu ändern, noch ſeinen Character zu beugen. Er ließ geſchehen, was er nicht verhindern konnte, hielt ſich aber in unwirkſamer Entfernung, und das Außerordentliche, was nun um ihn vorging, war ihm bis auf die geringſte Kleinigkeit unerträglich.

Graf Therane indeſſen betrug ſich muſterhaft. Nicht einmal ſeine Landkarten wollte er an die Wände genagelt haben, um die neuen Tapeten nicht zu verderben. Seine Leute waren gewandt, fein und ordentlich; aber freilich, da den ganzen Tag und einen Theil der Nacht nicht Ruhe bei ihm ward, da ein Klagender dem andern folgte, Arreſtanten gebracht und fortgeführt, alle Officiere und Adjutanten verſammelt wurden; da der Graf noch überdieß täglich offne Tafel hielt: ſo gab es in dem mäßig großen, nur für eine Familie eingerichteten Hauſe, das nur eine durch alle Stockwerke unverſchloſſen durchgehende Treppe hatte, eine Bewegung und ein Geſumme wie in einem Bienenkorbe, obgleich Alles ſehr gemäßigt, ernſthaft und ſtreng zugieng.

Zum Vermittler zwiſchen einem verdrießlichen, täglich mehr ſich hypochondriſch quälenden Hausherrn und einem zwar wohlwollenden, aber ſehr ernſten und genauen Militär-Geiſt, fand ſich glücklicher Weiſe ein behaglicher Dolmetſcher, ein ſchöner, wohlbeleibter, heiterer Mann, der Bürger von Frankfurt war und gut Franzöſiſch ſprach, ſich in Alles zu ſchicken wußte und mit mancherlei Annehmlichkeiten nur ſeinen Spaß trieb. Durch dieſen hatte meine Mutter dem Grafen ihre Lage bei dem Gemüthszuſtande ihres Gatten verſtellen laſſen; er hatte die Sache ſo klüglich ausgemalt, daß neue, noch nicht einmal ganz eingerichtete Haus, die natürliche Zurückgezogenheit des Beſitzers, die Beſchäftigung mit der Erziehung ſeiner Familie, und was ſich Alles ſonſt noch ſagen ließ, zu bedenken gegeben: ſo daß der Graf, der an ſeiner Stelle auf die höchſte Gerechtigkeit, Uebereinſtimmung und ehrenvollen Wandel den größten Stolz ſetzte, auch hier ſich als Einquartierter muſterhaft zu betragen vornahm, und es wirklich die einigen Jahre ſeines Dableibens unter mancherlei Umſtänden unverbrüchlich gehalten hat.

Meine Mutter beſaß einige Kenntniß des Italieniſchen, welche Sprache überhaupt Niemanden von der Familie fremd war; ſie entſchloß ſich daher ſogleich Franzöſiſch zu lernen, zu welchem Zweck der Dolmetſcher, dem ſie unter dieſen ſtürmiſchen Ereigniſſen ein Kind aus der Taufe gehoben hatte, und der nun auch als Gevatter zu dem Hauſe eine beſondere Neigung ſpurte, ſeiner Gevatterinn jeden abgemüßigten Augenblick ſchenkte, (denn er wohnte gerade gegenüber,) und ihr vor allen Dingen diejenigen Phraſen einlehrte, welche ſie perſönlich dem Grafen vorzutragen habe, welches denn zum Beſten gereich. Der Graf war geſchmeichelt von der Ruhe, welche die Hausfrau ſich in ihren Zimmern gab, und weil er einen heitern, geiſtreichen Zug in ſeinem Character hatte, auch eine gewiſſe trockne Galanterie gern ausübte, ſo entſtand daraus das beſte Verhältniß, und die verbündeten Gevatter konnten erlangen, was ſie wollten.

Wäre es, wie ſchon geſagt, möglich geweſen, den Vater zu erbeitern, ſo hätte dieſer veränderte Zuſtand wenig Drückendes gehabt. Der Graf übte die ſtrengſte Uneigennützigkeit; ſelbſt Gaben, die ſeiner Stelle gebührten, lehnte er ab; das Geringſte, was einer Beſtechung hätte ähnlich ſehen können, wurde mit Zorn, ja mit Strafe weggewieſen; ſeinen Leuten war aufs Strengſte beſohlen, dem Hausbeſitzer nicht die mindeſten Unkoſten zu machen. Dagegen wurde uns Kindern reichlich vom Nachtiſche mitgetheilt. Bei dieſer Gelegenheit muß ich, um von der Unſchuld jener Zeiten einen Begriff zu geben, anführen, daß die Mutter uns eines Tages höchlich betrübte, indem ſie das Gefrorne, das man uns von der Tafel ſendete, wegaß, weil es ihr unmöglich vorkam, daß der Magen ein wahrhaftes Eis, wenn es auch noch ſo durchzuckert ſei, vertragen könne.

Außer dieſen Leckereien, die wir denn doch allmälig ganz gut genießen und vertragen lernten, dauchte es uns Kindern auch noch gar behaglich, von genauen Lehrſtunden und ſtrenger Zucht einiger Maßen entbunden zu ſein. Des Vaters üble Laune nahm zu; er konnte ſich nicht in das Unvermeidliche ergeben. Wie ſehr quälte er ſich, die Mutter und den Gevatter, die Rathsherren, alle ſeine Freunde, nur um den Grafen los zu werden! Vergebens ſtellte man ihm vor, daß die Gegenwart eines ſolchen Mannes im Hauſe unter den gegebenen Umſtänden eine wahre Wohlthat ſei, daß ein ewiger Wechſel, es ſei nun von Officieren oder Gemeinen, auf die Umquartierung des Grafen folgen würde. Keins von dieſen Argumenten wollte bei ihm greifen. Das Gegenwärtige ſchien ihm ſo unerträglich, daß ihn ſein Unmuth ein Schlimmeres, das folgen könnte, nicht gewahr werden ließ.

Auf dieſe Weiſe ward ſeine Thätigkeit gelähmt, die er ſonſt hauptſächlich auf uns zu wenden gewohnt war. Dies, was er uns aufgab, forderte er nicht mehr mit der ſonſtigen Genauigkeit, und wir ſuchten, wie es nur möglich ſchien, unſere Neugierde an militäriſchen und andern öffentlichen Dingen zu befriedigen, nicht allein im Hauſe, ſondern auch auf den Straßen, welches um ſo leichter anging, da die Tag und Nacht unverſchloſſene Hausthüre von Schildwachen beſetzt war, die ſich um das Hin- und Wiederlaufen unruhiger Kinder nicht bekümmerten.

Die mancherlei Angelegenheiten, die vor dem Richterſtuhle des Königs Lieutenant é geſchlichtet wurden, hatten dadurch noch einen ganz beſondern Reiz, daß er einen eignen Werth darauf legte, ſeine Entſcheidungen zugleich mit einer witzigen, geiſtreichen, heitern Wendung zu begleiten. Was er befahl, war ſtreng gerecht; die Art, wie er es ausdrückte, war launig und pikant. Er ſchien ſich den Herzog von Oſſuna zum Vorbilde genommen zu haben. Es verging kaum ein Tag, daß der Dolmetſcher nicht eine oder die andere ſolche Anecdote uns und der Mutter zur Aufheiterung erzählte. Es hätte dieſer muntere Mann eine kleine Sammlung ſolcher Salomoniſchen Entſcheidungen gemacht; ich erinnere mich aber nur des Eindrucks im Allgemeinen, ohne im Gedächtniß ein Beſonderes wieder zu finden.

Den wunderbaren Character des Grafen lernte man nach und nach immer mehr kennen. Dieſer Mann war ſich ſelbſt, ſeiner Eigenheiten auf's Deutlichſte bewußt, und weil er gewiſſe Zeiten haben mochte, wo ihn eine Art von Unmuth, Hypochondrie, oder wie man den böſen Damen nennen ſoll, überfiel, ſo zog er ſich in ſolchen Stunden, die ſich manchmal zu Tagen verlängerten, in ſein Zimmer zurück, ſah Niemanden als ſeinen Kammerdiener, und war ſelbſt in dringenden Fällen nicht zu bewegen, daß er Audienz gegeben hätte. Sobald aber der böſe Geiſt von ihm gewichen war, erſchien er nach wie vor, mild, heiter und thätig. Aus den Reden ſeines Kammerdieners, Saint Jean, eines kleinen hagern Mannes von munterer Gutmüthigkeit, konnte man ſchließen, daß er in frühern Jahren, von ſolcher Stimmung überwältigt, großes Unglück angerichtet, und ſich nun vor ähnlichen Abwegen bei einer ſo wichtigen, den Blicken aller Welt ausgeſetzten Stelle zu hüten ernſtlich vernehme.

Gleich in den erſten Tagen der Anweſenheit des Grafen wurden die ſämmtlichen Frankfurter Maler, als Hirt, Schütz, Trautmann, Nothnagel, Junker, zu ihm berufen. Sie zeigten ihre fertigen Gemälde vor, und der Graf eignete ſich das Vorhandene zu. Ihm wurde mein hübſches, helles Giebelzimmer in der Manſarde eingeräumt und zugleich in ein Cabinet und Atelier umgewandelt; denn er war Willens, die ſämmtlichen Künſtler, vor allen aber Seekatz in Darmſtadt, deſſen Pinſel ihm beſonders heiter natürlichen und unbefangenen Vorſtellungen höchlich gefiel, für eine ganze Zeit in Arbeit zu ſetzen. Er hieß daher von Straße, wo ſein älterer Bruder ein ſchönes Gebäude beſitzen mochte, die ſämmtlichen Maße aller Zimmer und Cabinette herbeikommen, überlegte ſodann mit den Künſtlern die Wandabtheilungen und beſtimmte die Größe der hiernach zu verfertigenden anſehnlichen Oelbilder, welche nicht in Rahmen eingefaßt, ſondern als Tapeten-Theile auf die Wand befeſtigt werden ſollten. Hier ging nun die Arbeit eifrig an. Seekatz übernahm ländliche Scenen, worin die Greiſe und Kinder, unmittelbar nach der Natur gemalt, ganz herrlich glückten; die Jünglinge wollten ihm nicht eben ſo gerathen, ſie waren meiſt zu hager, und die Frauen mißriethen aus der entgegengeſetzten Urſache: denn da er eine kleine dicke, gute aber unangenehme Perſon zur Frau hatte, die ihm anſtatt ſich ſelbſt nicht wohl ein Modell zuließ, ſo wollte nichts Gefälliges zu Stande kommen. Indeß war er genöthigt geweſen, über das Maß ſeiner Figuren hinauszugehen. Seine Bäume hatten Wahrheit, aber ein kleinliches Blätterwerk. Er war ein Schüler von Brinkmann, deſſen Pinſel in Staffeleigemälden nicht zu ſchelten iſt.

Schütz, der Landſchaftmaler, fand ſich vielleicht am Beſten in die Sache. Die Rheingegenden hatte er ganz in ſeiner Gewalt, ſo

wie den ſonnigen Ton, der ſie in der ſchönen Jahreszeit belebt. Er war nicht ganz ungewohnt, in einem größern Maßſtabe zu arbeiten, und auch da ließ er es an Ausführung und Haltung nicht fehlen; er lieferte ſehr heitre Bilder.

Trautmann rembrandtiſirte einige Auferweckungswunder des Neuen Teſtaments, und zündete nebenher Dörfer und Mühlen an. Auch ihm war, wie ich aus den Aufriſſen der Zimmer bemerken konnte, ein eigenes Cabinet angetheilt worden. Hirt malte einige gute Eichen- und Buchenwälder; ſeine Herden waren lobenswerth. Junker, an die Nachahmung der augenblicklichſten Niederländer gewohnt, konnte ſich am Wenigſten in dieſen Tapeten-Styl finden; jedoch bequemte er ſich, für gute Zahlung, mit Blumen und Früchten manche Abtheilung zu verzieren.

Da ich alle dieſe Männer von meiner frühſten Jugend an gekannt, und ſie oft in ihren Werkſtätten beſucht hatte, auch der Graf mich gern um ſich leiden mochte, ſo war ich bei den Aufgaben, Verabredungen und Beſtellungen, wie auch bei den Ablieferungen gegenwärtig, und nahm mir, zumal wenn Skizzen und Entwürfe eingereicht wurden, meine Meinung zu eröffnen gar wohl heraus. Ich hatte mir ſchon ſonder bei Gemäldeliebhabern, beſonders aber auf Auctionen, denen ich fleißig beiwohnte, den Ruhm erworben, daß ich gleich zu ſagen wiſſe, was irgend ein hiſtoriſches Bild vorſtelle, es ſei nun aus der bibliſchen oder der profan-Geſchichte oder aus der Mythologie genommen; und wenn ich auch den Sinn der allegoriſchen Bilder nicht immer traf, ſo war doch ſelten Jemand gegenwärtig, der es beſſer verſtand als ich. Ja hatte ich auch öfters die Künſtler vermocht, dieſen oder jenen Gegenſtand vorzuſtellen, und ſolcher Vortheile bediente ich mich gegenwärtig mit Luſt und Liebe. Ich erinnere mich noch, daß ich einen umſtändlichen Aufſatz verfertigte, worin ich zwölf Bilder beſchrieb, welche die Geſchichte Joſeph's darſtellen ſollten; einige davon wurden ausgeführt.

Nach dieſen für einen Knaben allerdings löblichen Verrichtungen will ich auch einer kleinen Beſchämung, die mir innerhalb dieſes Künſtlerkreiſes begegnete, Erwähnung thun. Ich war nämlich mit allen Bildern wohl bekannt, welche man nach und nach in jenes Zimmer gebracht hatte. Meine jugendliche Neugierde ließ Nichts unangeſehen und ununterſucht. Einſt fand ich hinter dem Ofen ein ſchwarzes Käſtchen; ich ermangelte nicht, zu forſchen, was darin verborgen ſei, und, ohne mich lange zu beſinnen, zog ich den Schieber weg. Das darin enthaltene Gemälde war freilich von der Art, die man den Augen nicht anzuſtellen pflegt, und ob ich es gleich alſobald wieder zuzuſchieben Anſtalt machte, ſo konnte ich doch nicht geſchwind genug damit fertig werden. Der Graf trat herein und ertappte mich. — „Wer hat Euch erlaubt, dieſes Kaſtchen zu eröffnen?“ ſagte er mit einer Königs-Lieutenants-Miene. Ich hatte nicht viel darauf zu antworten, und er ſprach ſogleich die Strafe ſehr ernſthaft aus: „Ihr werdet in acht Tagen, ſagte er, dieſes Zimmer nicht betreten.“ — Ich machte eine Verbeugung und ging hinaus. Auch gehorchte ich dieſem Gebot auf's Pünctlichſte, ſo daß es dem guten Seekatz, der eben in dem Zimmer arbeitete, ſehr verdrießlich war: denn er hatte mich gern um ſich; und ich trieb aus einer kleinen Tücke den Gehorſam ſo weit, daß ich Seekatzen ſeinen Caffee, den ich ihm gewöhnlich brachte, auf die Schwelle ſetzte; da er denn von ſeiner Arbeit aufſtehen und ihn holen mußte, welches er ſo übel empfand, daß er mir faſt gram geworden wäre.

Nun aber ſcheint es nöthig, umſtändlicher anzuzeigen und begreiflich zu machen, wie ich mir in ſolchen Fällen in der Franzöſiſchen Sprache, die ich doch nicht gelernt, mit mehr oder weniger Bequemlichkeit durchgeholfen. Auch hier kam mir die angeborne Gabe zu Statten, daß ich leicht den Schall und Klang einer Sprache, ihre Bewegung, ihren Accent, den Ton, und was ſonſt von äußern Eigenthümlichkeiten, faſſen konnte. Aus dem Lateiniſchen waren mir viele Worte bekannt; das Italieniſche vermittelte noch mehr, und ſo horchte ich in kurzer Zeit von Bedienten und Soldaten, Schildwachen und Weibchen ſo viel heraus, daß ich mich, wo nicht in's Geſpräch miſchen, doch wenigſtens einzelne Fragen und Antworten beſtehen konnte. Aber Dieſes war Alles nur wenig gegen den Vortheil, den mir das Theater brachte. Von meinem Großvater hatte ich ein Frei-Billet erhalten, deſſen ich mich, mit Widerwillen meines Vaters, unter dem Beiſtand meiner Pflegerin täglich bediente. Hier ſaß ich nun im Parterre vor einer fremden Bühne, und paßte um ſo mehr auf Bewegung, Mimiſchen und Redensdruck, als ich wenig oder Nichts von Dem verſtand, was da eben geſprochen wurde, und alſo meine Unterhaltung nur vom Gebärdenſpiel und Sprachton nehmen konnte. Von der Comödie verſtand ich am Wenigſten, weil ſie geſchwind geſprochen wurde und ſich auf Dinge des gemeinen Lebens bezog, deren Ausdrücke mir gar nicht bekannt waren. Die Tragödie kam ſeltner vor, und der gemeſſene Schritt, das

Wie mich mein Herz es heißt. Sie fühlt gewiß,
Wie ich ſie liebe; kann aus meinen Armen
Sich ſelbſt nicht reißen. Nein, ſie widerſteht
Der Macht der Liebe nicht, wenn ich ihr zeige,
Wie ich ſie liebe, wie ich mehr und mehr
Sie ewig ſchätzen werde. Ja, ſie folgt
Aus dem Pallaſt mir in die Hütte, läßt
Ein thöricht Leben, das ich ſelbſt verlaſſen;
Genießt mit mir in dieſen ſchönen Bergen,
Im Aufenthalt der Freyheit, erſt ihr Leben.
Dazu bedarf ich euer, wenn ſie ſich
Entſchließen ſollte, wie ich ganz und gar
Es hoffen muß, daß ihr am Fuß des Berges
Euch finden laſſet; daß ihr eine Trage
Bereitet, ſie den Pfad herauf zu bringen;
Daß ihr bewaffnet mir den Rücken ſichert,
Wenn ja ein Unglück uns verfolgen ſollte.

Basco.

Verſteinert bleib' ich ſtehn, und ſehe kaum,
Und glaube nicht zu hören. Ruganino!
Du biſt beſeſſen. Farfarellen ſind

Tactartige der Alexandriner, das Allgemeine des Ausdrucks machten sie mir in jedem Sinne faßlicher. Es dauerte nicht lange, so nahm ich den Racine, den ich in meines Vaters Bibliothek antraf, zur Hand, und declamirte mir die Stücke nach theatralischer Art und Weise, wie sie das Organ meines Ohrs und das ihm so genau verwandte Sprach-Organ gefaßt hatte, mit großer Lebhaftigkeit, ohne daß ich noch eine ganze Rede im Zusammenhang hätte verstehen können. Ja ich lernte ganze Stellen auswendig und recitirte sie, wie ein eingelernter Sprachvogel, welches mir um so leichter ward, als ich früher die für ein Kind meist unverständlichen biblischen Stellen auswendig gelernt, und sie in dem Ton der protestantischen Prediger zu recitiren mich gewohnt hatte. Das versificirte Französische Lustspiel war damals sehr beliebt; die Stücke von Destouches, Marivaux, La Chaussée kamen häufig vor, und ich erinnere mich noch deutlich mancher charakteristischer Figuren. Von den Molièreschen ist mir weniger im Sinn geblieben. Was am Meisten Eindruck auf mich machte, war die Hypermnestra von Lemière, die als ein neues Stück mit Sorgfalt aufgeführt und wiederholt gegeben wurde. Höchst anmuthig war der Eindruck, den der Dieu du Village, Rose et Colas, Annette et Lubin auf mich machten. Ich kann mir die bebänderten Buben und Mädchen und ihre Bewegungen noch jetzt zurückrufen. Es dauerte nicht lange, so regte sich der Wunsch bei mir, mich auf dem Theater selbst umzusehen, wozu sich mir so mancherlei Gelegenheit darbot. Denn da ich nicht immer die ganzen Stücke auszuhören Geduld hatte, und manche Zeit in den Corridors, auch wohl bei gelinderer Jahreszeit vor der Thür, mit andern Kindern meines Alters allerlei Spiele trieb, so gesellte sich ein schöner munterer Knabe zu uns, der zum Theater gehörte, und den ich in manchen kleinen Rollen, obwohl nur beiläufig, gesehen hatte. Mit mir konnte er sich am Besten verständigen, indem ich mein Französisch bei ihm geltend zu machen wußte; und er knüpfte sich um so mehr an mich, als kein Knabe seines Alters und seiner Nation bei'm Theater oder sonst in der Nähe war. Wir gingen auch außer der Theater-Zeit zusammen, und selbst während der Vorstellungen ließ er mich selten in Ruhe. Er war ein allerliebster kleiner Aufschneider, schwatzte charmant und unaufhörlich, und wußte so viel von seinen Abenteuern, Händeln und andern Sonderbarkeiten zu erzählen, daß er mich außerordentlich unterhielt, und ich von ihm, was Sprache und Mittheilung durch dieselbe betrifft, in vier Wochen mehr lernte, als man sich hätte vorstellen können, so daß Niemand wußte, wie ich auf einmal, gleichsam durch Inspiration, zu der fremden Sprache gelangt war.

Gleich in den ersten Tagen unserer Bekanntschaft zog er mich mit sich aufs Theater und führte mich besonders in die Foyers, wo die Schauspieler und Schauspielerinnen in der Zwischenzeit sich aufhielten und sich an- und auskleideten. Das Local war weder günstig noch bequem, indem man das Theater in einen Concert-Saal hineingezwängt hatte, so daß für die Schauspieler hinter der Bühne keine besondern Abtheilungen Statt fanden. In einem ziemlich großen Nebenzimmer, das ehedem zu Spiel-Partien gedient hatte, waren nun beide Geschlechter meist beisammen, und schienen sich so wenig unter einander selbst als vor uns Kindern zu scheuen, wenn es bei'm Anlegen oder Verändern der Kleidungsstücke nicht immer zum Anständigsten herging. Mir war Dergleichen niemals vorgekommen, und doch fand ich es bald durch Gewohnheit, bei wiederholtem Besuch, ganz natürlich.

Es währte nicht lange, so entspann sich aber für mich ein eignes und besonders Interesse. Der junge Desones, so will ich den Knaben nennen, mit dem ich mein Verhältniß immer fortsetzte, war außer seinen Aufschneidereien ein Knabe von guten Sitten und recht artigem Betragen. Er machte mich mit seiner Schwester bekannt, die ein Paar Jahre alter als wir und ein gar angenehmes Mädchen war, gut gewachsen, von einer regelmäßigen Bildung, brauner Farbe, schwarzen Haaren und Augen; ihr ganzes Betragen hatte etwas Stilles, ja Trauriges. Ich suchte ihr auf alle Weise gefällig zu sein; allein ich konnte ihre Aufmerksamkeit nicht auf mich lenken. Junge Mädchen dünken sich gegen jüngere Knaben sehr weit vorgeschritten, und nehmen, indem sie nach den Jünglingen hinschauen, ein tantenhaftes Betragen gegen den Knaben an, der ihnen seine erste Neigung zuwendet. Mit einem jüngern Bruder hatte ich kein Verhältniß.

Manchmal, wenn die Mutter auf den Proben oder in Gesellschaft war, fanden wir uns in ihrer Wohnung zusammen, um zu spielen oder uns zu unterhalten. Ich ging niemals hin, ohne der Schönen eine Blume, eine Frucht oder sonst Etwas zu überreichen, welches sie zwar jederzeit mit sehr guter Art annahm und auf das Höflichste verdankte; allein ich sah ihren traurigen Blick sich niemals erheitern, und fand keine Spur, daß sie sonst auf mich geachtet hätte. Endlich glaubte ich ihr Geheimniß zu entdecken. Der Knabe zeigte mir hinter dem Bette seiner Mutter, das mit

eleganten ſeidnen Vorhängen aufgeputzt war, ein Paſten-Bild, das Porträt eines ſchönen Mannes, und bemerkte zugleich mit ſchlauer Miene: das ſei eigentlich nicht der Papa, aber eben ſo gut wie der Papa; und indem er dieſen Mann rühmte, und nach ſeiner Art umſtändlich und prahleriſch Manches erzählte, ſo glaubte ich herauszufinden, daß die Tochter wohl dem Vater, die beiden andern Kinder aber dem Hausfreund angehören mochten. Ich erklärte mir nun ihr trauriges Anſehen, und hatte ſie nur um deſto lieber.

Die Neigung zu dieſem Mädchen half mir die Schwindeleien des Bruders übertragen, der nicht immer in ſeinen Grenzen blieb. Ich hatte oft die weitläufigen Erzählungen ſeiner Großthaten auszuhalten: wie er ſich ſchon öfter geſchlagen, ohne jedoch dem Andern ſchaden zu wollen; es ſei Alles bloß der Ehre wegen geſchehen. Stets habe er gewußt ſeinen Widerſacher zu entwaffnen, und ihm alsdann verziehen; ja er verſtehe ſich auf's Legiren ſo gut, daß er einſt ſelbſt in große Verlegenheit gerathen, als er den Degen ſeines Gegners auf einen hohen Baum geſchleudert, ſo daß man ihn nicht leicht wieder habe habhaft werden können.

Was mir meine Beſuche auf dem Theater ſehr erleichterte, war, daß mir mein Frei-Billet, als aus den Händen des Schultheißen, den Weg zu allen Plätzen eröffnete, und alſo auch zu den Sitzen im Proſcenium. Dieſes war nach Franzöſiſcher Art ſehr tief und an beiden Seiten mit Logen eingefaßt, die, durch eine niedrige Barrière beſchränkt, ſich in mehreren Reihen hinter einander aufbauten, und zwar dergeſtalt, daß die erſten Sitze nur wenig über die Bühne erhoben waren. Das Ganze galt für einen beſondern Ehrenplatz; nur Officiere bedienten ſich gewöhnlich deſſelben, obgleich die Nähe der Schauſpieler, ich will nicht ſagen jede Illuſion, ſondern gewiſſer Maßen jedes Gefallen aufhob. Sogar jenen Gebrauch oder Mißbrauch, über den ſich Voltaire ſo ſehr beſchwert, habe ich noch erlebt und mit Augen geſehen. Wenn bei ſehr vollem Hauſe und etwa zur Zeit von Durchmärſchen angeſehene Officiere nach jenem Ehrenplatz ſtrebten, der aber gewöhnlich ſchon beſetzt war, ſo ſtellte man noch einige Reihen Bänke und Stühle in's Proſcenium auf die Bühne ſelbſt, und es blieb den Helden und Heldinnen Nichts übrig, als in einem ſehr mäßigen Raum zwiſchen den Uniformen und Orden ihre Geheimniſſe zu enthüllen. Ich habe die Hypermneſtra ſelbſt unter ſolchen Umſtänden aufführen ſehen.

Der Vorhang fiel nicht zwiſchen den Acten; und ich erwähne noch eines ſeltſamen Gebrauchs, den ich ſehr auffallend finden mußte, da mir als einem guten Deutſchen Knaben das Kunſtwidrige daran ganz unerträglich war. Das Theater nämlich ward als das größte Heiligthum betrachtet, und eine vorfallende Störung auf demſelben hätte als das größte Verbrechen gegen die Majeſtät des Publicum's ſogleich müſſen gerügt werden. Zwei Grenadiere, das Gewehr bei'm Fuß, ſtanden daher in allen Luſtſpielen ganz öffentlich zu beiden Seiten des hinterſten Vorhangs, und waren Zeugen von Allem, was im Innerſten der Familie vorging. Da, wie geſagt, zwiſchen den Acten der Vorhang nicht niedergelaſſen wurde, ſo löſ'ten bei einfallender Muſik zwei andere dergeſtalt ab, daß ſie aus den Couliſſen ganz ſtrack vor jene hintraten, welche ſich dann eben ſo gemeſſentlich zurückzogen. Wenn nun eine ſolche Anſtalt recht dazu geeignet war, Alles, was man bei'm Theater Illuſion nennt, aufzuheben, ſo fällt es um ſo mehr auf, da Dieſes zu einer Zeit geſchah, wo nach Diderot's Grundſätzen und Beiſpielen die natürlichſte Natürlichkeit auf der Bühne gefordert, und eine vollkommene Täuſchung als das eigentliche Ziel der theatraliſchen Kunſt angegeben wurde. Von einer ſolchen militäriſchen Policei-Anſtalt war jedoch die Tragödie entbunden, und die Helden des Alterthums hatten das Recht, ſich ſelbſt zu bewachen; die gedachten Grenadiere ſtanden indeß nahe genug hinter den Couliſſen.

So will ich denn auch noch anführen, daß ich Diderot's Hausvater und die Philoſophen von Palliſot geſehen habe, und mich im letztern Stück der Figur des Philoſophen, der auf allen Vieren geht und in ein rohes Salathaupt beißt, noch wohl erinnere.

Alle dieſe theatraliſche Mannigfaltigkeit konnte jedoch uns Kinder nicht immer im Schauſpielhauſe feſthalten. Wir ſpielten bei ſchönem Wetter vor demſelben und in der Nähe, und begingen allerlei Thorheiten, welche beſonders an Sonn- und Feſttagen keineswegs zu unſerm Aeußern paßten; denn ich und Meinesgleichen erſchienen alsdann, angezogen, wie man mich in jenem Mährchen geſehen, den Hut unter'm Arm, mit einem kleinen Degen, deſſen Bügel mit einer großen ſeidenen Bandſchleife geziert war. Einſt, als wir eine ganze Zeit unter Wehen getrieben und Derones ſich unter uns gemiſcht hatte, fiel es dieſem ein, mir zu beheuern, ich hätte ihn beleidigt, und müſſe ihm Satisfaction geben. Ich begriff zwar nicht, was ihm Anlaß geben konnte, ließ mir aber ſeine Aufforderung gefallen und wollte ziehen. Er verſicherte mir aber, es ſei in ſolchen Fällen gebräuchlich, daß man an einſame Oerter gehe, um die Sache deſto bequemer abzumachen zu

können. Wir verfügten uns deßhalb hinter einige Scheunen, und ſtellten uns in gehörige Poſitur. Der Zweikampf erfolgte auf eine etwas theatraliſche Weiſe, die Klingen klirrten und die Stöße gingen neben aus; doch im Feuer der Action blieb er mit der Spitze ſeines Degens an der Bandſchleife meines Pudels hangen. Sie ward durchbohrt, und er verſicherte mir, daß er nun die vollkommenſte Satisfaction habe, umarmte mich ſodann, gleichfalls recht theatraliſch, und wir gingen in das nächſte Caffee-Haus, um uns mit einem Glaſe Mandelmilch von unſerer Gemüthsbewegung zu erholen und den alten Freundſchaftsbund nur deſto feſter zu ſchließen.

Ein anderes Abenteuer, das mir auch im Schauſpielhauſe, obgleich ſpäter, begegnet, will ich bei dieſer Gelegenheit erzählen. Ich ſaß nämlich mit einem meiner Geſpielen ganz ruhig im Parterre, und wir ſahen mit Vergnügen einem Solo-Tanze zu, den ein hübſcher Knabe, ungefähr von unſerm Alter, der Sohn eines durchreiſenden Franzöſiſchen Tanzmeiſters, mit vieler Gewandtheit und Anmuth aufführte. Nach Art der Tänzer war er mit einem knappen Wämschen von rother Seide bekleidet, welches, in einen kurzen Reifrock ausgehend, gleich den Läuferſchürzen, bis über die Kniee ſchwebte. Wir hatten dieſem angehenden Künſtler mit dem ganzen Publicum unſern Beifall gezollt, als mir, ich weiß nicht wie, einfiel, eine moraliſche Reflexion zu machen. Ich ſagte zu meinem Begleiter: Wie ſchön war dieſer Knabe gepuzt und wie gut nahm er ſich aus; wer weiß, in was für einem zerriſſenen Jäckchen er heute ſchlafen mag! — Alles war ſchon aufgeſtanden; nur ließ uns die Menge nicht vorwärts. Eine Frau, die neben mir geſeſſen hatte und nun hart an mir ſtand, war zufälliger Weiſe die Mutter dieſes jungen Künſtlers, die ſich durch meine Reflexion ſehr beleidigt fühlte. In meinem Unglück konnte ſie Deutſch genug, um mich verſtanden zu haben, und ſprach es gerade ſo viel als nöthig war, um ſchelten zu können. Sie machte mich gewaltig herunter: wer ich denn ſei, meinte ſie, daß ich Urſache hätte, an der Familie und an der Wohlhabenheit dieſes jungen Menſchen zu zweifeln. Auf alle Fälle dürfe ſie ihn für ſo gut halten als mich, und ſeine Talente könnten ihm wohl ein Glück bereiten, wovon ich mir nicht würde träumen laſſen. Dieſe Strafpredigt hielt ſie mir im Gedränge, und machte die Umſtehenden aufmerkſam, welche Wunder dachten, was ich für eine Unart müßte begangen haben. Da ich mich weder entſchuldigen, noch von ihr entfernen konnte, ſo war ich wirklich verlegen, und als ſie einen Augenblick innehielt, ſagte ich, ohne Etwas dabei zu denken: Nun, wozu der Lärm? heute roth morgen todt! — Auf dieſe Worte ſchien die Frau zu verſtummen. Sie ſah mich an und entfernte ſich von mir, ſobald es nur einiger Maßen möglich war. Ich dachte nicht weiter an meine Worte. Nur einige Zeit hernach ſahen ſie mir auf, als der Knabe, anſtatt ſich nochmals ſehen zu laſſen, krank ward und zwar ſehr gefährlich. Ob er geſtorben iſt, weiß ich nicht zu ſagen.

Dergleichen Verdrehungen durch ein unzeitig, ja unſchicklich ausgeſprochenes Wort ſtanden bei den Alten ſchon in Anſehen, und es bleibt höchſt merkwürdig, daß die Formen des Unglaubens und Aberglaubens bei allen Völkern und in allen Zeiten immer dieſelben geblieben ſind.

Nun fehlte es von dem erſten Tage der Beſitznehmung unſerer Stadt, zumal Kindern und jungen Leuten, nicht an immerwährender Zerſtreuung. Theater und Bälle, Paraden und Durchmärſche zogen unſere Aufmerkſamkeit hin und her. Die letzten beſonders nahmen immer zu, und das Soldatenleben ſchien uns ganz luſtig und vergnüglich.

Der Aufenthalt des Königs-Lieutenant's in unſerm Hauſe verſchaffte uns den Vortheil, alle bedeutenden Perſonen der Franzöſiſchen Armee nach und nach zu ſehen, und beſonders die Erſten, deren Name ſchon durch den Ruf zu uns gekommen war, in der Nähe zu betrachten. So haben wir von Treppen und Poſtamenten, gleichſam wie von Gallerien, ſehr bequem die Generalität bei uns vorübergehen. Vor Allen erinnere ich mich des Prinzen Soubiſe als eines ſchönen, leutſeligen Herrn, am Deutlichſten aber des Marſchalls von Broglie als eines jungen, nicht großen aber wohlgebauten, lebhaften, geiſtreich um ſich blickenden, behenden Mannes.

Er kam mehrmals zum Königs-Lieutenant, und man merkte wohl, daß von wichtigen Dingen die Rede war. Wir hatten uns im erſten Vierteljahr der Einquartierung kaum in dieſen neuen Zuſtand gefunden, als ſchon die Nachricht ſich dunkel verbreitete: die Alliirten ſeien im Anmarſch, und Herzog Ferdinand von Braunſchweig komme, die Franzoſen vom Main zu vertreiben. Man hatte von dieſen, die ſich keines beſondern Kriegsglückes rühmen konnten, nicht die größte Vorſtellung, und ſeit der Schlacht von Roßbach glaubte man ſie verachten zu dürfen; auf den Herzog Ferdinand ſetzte man das größte Vertrauen, und alle Preußiſch Geſinnten erwarteten mit Sehnſucht ihre Befreiung von der bisherigen Laſt. Mein Vater war etwas heiterer, meine Mutter in Sorgen. Sie war klug genug, einzuſehen, daß ein gegenwärtiges geringes Uebel leicht mit einem großen Unge-

mach verkauſcht werden könne; denn es zeigte ſich nur allzu deutlich, daß man dem Herzog nicht entgegenziehen, ſondern einen Angriff in der Nähe der Stadt abwarten werde. Eine Niederlage der Franzoſen, eine Flucht, eine Vertheidigung der Stadt, wäre es auch nur, um den Rückzug zu decken und um die Brücke zu behalten, ein Bombardement, eine Plünderung, Alles ſtellte ſich der erregten Einbildungskraft dar, und machte beiden Parteien Sorge. Meine Mutter, welche Alles, nur nicht die Sorge, ertragen konnte, ließ durch den Dolmetſcher ihre Furcht bei dem Grafen anbringen, worauf ſie die in ſolchen Fällen gebräuchliche Antwort erhielt: ſie ſolle ganz ruhig ſein, es ſei Nichts zu befürchten, ſich übrigens ſtill halten und mit Niemanden von der Sache ſprechen.

Mehrere Truppen zogen durch die Stadt; man erfuhr, daß ſie bei Bergen Halt machten. Das Kommen und Gehen, das Reiten und Laufen vermehrte ſich immer, und unſer Haus war Tag und Nacht in Unruhe. In dieſer Zeit habe ich den Marſchall Broglie öfter geſehen, immer heiter, ein wie das andere Mal an Geberden und Betragen völlig gleich, und es hat mich auch nachher gefreut, den Mann, deſſen Geſtalt einen ſo guten und dauerhaften Eindruck gemacht hatte, in der Geſchichte rühmlichſt erwähnt zu finden.

So kam denn endlich, nach einer unruhigen Charwoche, 1759, der Charfreitag heran. Eine große Stille verkündigte den nahen Sturm. Uns Kindern war verboten, aus dem Hauſe zu gehen; der Vater hatte keine Ruhe und ging aus. Die Schlacht begann; ich hielt auf den oberſten Boden, wo ich zwar die Gegend zu ſehen gehindert war, aber den Donner der Kanonen und das Maſſenfeuer des kleinen Gewehrs recht gut vernehmen konnte. Nach einigen Stunden ſahen wir die erſten Zeichen der Schlacht an einer Reihe Wagen, auf welchen Verwundete in mancherlei traurigen Verſtümmelungen und Geberden ſachte bei uns vorbeigefahren wurden, um in das zum Lazareth umgewandelte Liebfrauen-Kloſter gebracht zu werden. Sogleich regte ſich die Barmherzigkeit der Bürger. Bier, Wein, Brod, Geld ward Denjenigen hingereicht, die noch Etwas empfangen konnten. Als man aber einige Zeit darauf bleſſirte und gefangene Deutſche unter dieſem Zug gewahr wurde, fand das Mitleid keine Grenze, und es ſchien, als wollte Jeder ſich von Allem entblößen, was er nur Bewegliches beſaß, um ſeinen bedrängten Landsleuten beizuſpringen.

Die Gefangenen waren jedoch Anzeichen einer für die Alliirten unglücklichen Schlacht. Mein Vater, in ſeiner Parteilichkeit ganz ſicher, daß dieſe gewinnen würden, hatte die leidenſchaftliche Begierdeheit, den gehaßten Siegern entgegenzugehen, ohne zu bedenken, daß die geſchlagene Partei erſt über ihn wegkommen mußte. Erſt begab er ſich in ſeinen Garten, vor dem Friedberger-Thore, wo er Alles einſam und ruhig fand; dann wagte er ſich auf die Bornheimer Heide, wo er aber bald verſchiedene zerſtreute Nachzügler und Troßknechte aufrichtig ward, die ſich den Spaß machten, nach den Grenzſteinen zu ſchießen, ſo daß dem neugierigen Wanderer das abprallende Blei um den Kopf ſauſte. Er hielt es deßhalb doch für gerathner zurückzugehen, und erfuhr bei einiger Nachfrage, was ihm ſchon der Schall des Feuers hätte klar machen ſollen, daß Alles für die Franzoſen gut ſtehe und an kein Weichen zu denken ſei. Nach Hauſe gekommen, voll Unmuth, gerieth er bei m Erblicken der verwundeten und gefangenen Landsleute ganz aus der gewöhnlichen Faſſung. Auch er ließ den Vorbeigehenden mancherlei Spende reichen; aber nur die Deutſchen ſollten ſie erhalten, welches nicht immer möglich war, weil das Schickſal Freunde und Feinde zuſammen aufgepackt hatte.

Die Mutter und wir Kinder, die wir ſchon früher auf des Grafen Wort gebaut, und deßhalb einen ziemlich beruhigten Tag hingebracht hatten, waren höchlich erfreut, und die Mutter doppelt getröſtet, da ſie des Morgens, als ſie das Orakel ihres Schatzkäſtleins durch einen Nadelſtich befragt, eine für die Gegenwart ſowohl als für die Zukunft ſehr tröſtliche Antwort erhalten hatte. Wir wünſchten unſerm Vater gleichen Glauben und gleiche Geſinnung; wir ſchmeichelten ihm, was wir konnten; wir baten ihn, etwas Speiſe zu ſich zu nehmen, die er den ganzen Tag entbehrt hatte; er verweigerte unſere Liebkoſungen und jeden Genuß, und begab ſich auf ſein Zimmer. Unſere Freude war indeſſen nicht geſtört; die Sache war entſchieden; der Königs-Lieutenant, der dieſen Tag gegen ſeine Gewohnheit zu Pferde geweſen, kehrte endlich zurück; ſeine Gegenwart zu Hauſe war nöthiger als je. Wir ſprangen ihm entgegen, küßten ſeine Hände und beizeugten ihm unſere Freude. Es ſchien ihm ſehr zu gefallen. „Wohl!“ ſagte er freundlicher als ſonſt; „ich bin auch um Euretwillen vergnügt, liebe Kinder?“ Er befahl ſogleich, uns Zuckerwerk, ſüßen Wein, überhaupt das Beſte zu reichen, und ging auf ſein Zimmer, ſchon von einer großen Maſſe Dringender, Fordernder und Bittender umgeben.

Wir hielten nun eine köſtliche Collation, bedauerten den guten Vater, der nicht Theil daran nehmen mochte, und drangen in die

Mutter, ihn herbeizurufen; ſie aber, klüger als wir, wußte wohl, wie unerfreulich ihm ſolche Gaben ſein würden. Indeſſen hatte ſie etwas Abendbrod zurechtgemacht, und hätte ihm gern eine Portion auf das Zimmer geſchickt; aber eine ſolche Unordnung litt er nie, auch nicht in den äußerſten Fällen; und nachdem man die ſüßen Gaben bei Seite geſchafft, ſuchte man ihn zu bereden, herab in das gewöhnliche Speiſezimmer zu kommen. Endlich ließ er ſich bewegen, ungern, und wir ahneten nicht, welches Unheil wir ihm und uns bereiteten. Die Treppe lief frei durch's ganze Haus an allen Portalen vorbei. Der Vater mußte, indem er herabſtieg, unmittelbar an des Grafen Zimmer vorübergehen. Sein Vorſaal ſtand ſo voller Leute, daß der Graf ſich entſchloß, um Mehreres auf einmal abzuthun, herauszutreten; und Dieß geſchah leider in dem Augenblick, als der Vater herabkam. Der Graf ging ihm heiter entgegen, begrüßte ihn und ſagte: „Ihr werdet uns und Euch Glück wünſchen, daß dieſe gefährliche Sache ſo glücklich abgelaufen iſt.“ — „Keineswegs!“ verſetzte mein Vater mit Ingrimm; „ich wollte, ſie hätten Euch zum Teufel gejagt, und wenn ich hätte mitfahren ſollen.“ — Der Graf hielt einen Augenblick inne; dann aber fuhr er mit Wuth auf: „Dieſes ſollt Ihr büßen!“ rief er; „Ihr ſollt nicht umſonſt der gerechten Sache und mir eine ſolche Beleidigung zugefügt haben!“

Der Vater war indeſſen gelaſſen heruntergeſtiegen, ſetzte ſich zu uns, ſchien heiterer als bisher, und fing an zu eſſen. Wir freuten uns darüber, und wußten nicht, auf welche bedenkliche Weiſe er ſich den Stein vom Herzen gewälzt hatte. Kurz darauf wurde die Mutter herausgerufen, und wir hatten große Luſt, dem Vater auszuplaudern, was uns der Graf für Süßigkeiten verehrt habe. Die Mutter kam nicht zurück. Endlich trat der Dolmetſcher herein. Auf ſeinen Wink ſchickte man uns zu Bette; es war ſchon ſpät, und wir gehorchten gern. Nach einer ruhig durchſchlafenen Nacht erfuhren wir die gewaltſame Bewegung, die geſtern Abend das Haus erſchüttert hatte. Der Königs-Lieutenant hatte ſogleich befohlen, den Vater auf die Wache zu führen. Die Subalternen wußten wohl, daß ihm niemals zu widerſprechen war; doch hatten ſie ſich manchmal Dank verdient, wenn ſie mit der Ausführung zauderten. Dieſe Geſinnung wußte der Gevatter Dolmetſch, den die Geiſtesgegenwart niemals verließ, auf's Lebhafteſte bei ihnen rege zu machen. Der Tumult war ohnehin ſo groß, daß eine Zögerung ſich von ſelbſt verſteckte und entſchuldigte. Er hatte meine Mutter herausgerufen und ihr den Adjutanten gleichſam in die Hände gegeben, daß ſie durch Bitten und Vorſtellungen nur einigen Aufſchub erlangen möchte. Er ſelbſt eilte ſchnell hinauf zum Grafen, der ſich bei der großen Ueberraſchung ſeiner ſelbſt ſogleich in's innere Zimmer zurückgezogen hatte, und das dringendſte Geſchäft lieber einen Augenblick ſtocken ließ, als daß er den einmal in ihm erregten böſen Muth an einem Unſchuldigen gekühlt und eine ſeiner Würde nachtheilige Entſcheidung gegeben hätte.

Die Anrede des Dolmetſchers an den Grafen, die Anordnung des ganzen Geſchäfts, hat uns der dicke Gevatter, der ſich auf den glücklichen Erfolg nicht wenig zu Gute that, oft genug wiederholt, ſo daß ich ſie auf dem Gedächtniß wohl noch aufzeichnen kann.

Der Dolmetſch hatte gewagt, das Cabinet zu eröffnen und hineinzutreten; eine Handlung, die höchſt verpönt war. „Was wollt Ihr?“ rief ihm der Graf zornig entgegen: „Hinaus mit Euch! Hier hat Niemand das Recht hereinzutreten, als Saint Jean.“

So haltet mich einen Augenblick für Saint Jean, verſetzte der Dolmetſch.

„Dazu gehört eine gute Einbildungskraft. Seiner Zwei' machen noch nicht einen, wie Ihr ſeid. Entfernt Euch!“

Herr Graf, Ihr habt eine große Gabe vom Himmel empfangen, und an die appenire ich.

„Ihr denkt mir zu ſchmeicheln! Glaubt nicht, daß es Euch gelingen werde.“

Ihr habt die große Gabe, Herr Graf, auch in Augenblicken der Leidenſchaft, in Augenblicken des Zorns die Geſinnungen Anderer anzuhören.

„Wohl, wohl! Von Geſinnungen iſt eben die Rede, die ich zu lange angehört habe. Ich weiß nur zu gut, daß man uns hier nicht liebt, daß uns dieſe Bürger ſcheel anſehn.“

Nicht Alle!

„Sehr Viele! Was! dieſe Städter, Reichsſtädter wollen ſie ſein? Ihren Kaiſer haben ſie wählen und krönen ſehen, und wenn dieſer, ungerecht angegriffen, ſeine Länder zu verlieren und einem Uſurpator zu unterliegen Gefahr läuft; wenn er glücklicher Weiſe getreue Alliirte findet, die ihr Geld, ihr Blut zu ſeinem Vortheil verwenden: ſo wollen ſie die geringe Laſt nicht tragen, die zu ihrem Theil ſie trifft, daß der Reichsfeind gedemüthigt werde.“

Freilich kennt Ihr dieſe Geſinnungen ſchon lange, und habt ſie als ein weiſer Mann geduldet; auch iſt es nur die geringere Zahl. Wenige, verblendet durch die glänzenden Eigenſchaften des Feindes, den Ihr ja ſelbſt als einen außerordentlichen Mann ſchätzt; Wenige nur, Ihr wißt es!

„Ja wohl! zu lange habe ich es gewußt und geduldet; sonst hätte Dieser sich nicht unterstanden, mir in den bedeutendsten Augenblicken solche Beleidigungen in's Gesicht zu sagen. Es mögen sein, so viel ihrer wollen, sie sollen in diesem ihrem kühnen Repräsentanten gestraft werden, und sich merken, was sie zu erwarten haben."

Nur Aufschub, Herr Graf!

„In gewissen Dingen kann man nicht zu geschwind verfahren."

Nur einen kurzen Aufschub!

„Nachbar! Ihr denkt, mich zu einem falschen Schritt zu verleiten; es soll Euch nicht gelingen."

Weder verleiten will ich Euch zu einem falschen Schritt, noch von einem falschen zurückhalten; Euer Entschluß ist gerecht; er geziemt dem Franzosen, dem Königs-Lieutenant; aber bedenkt, daß Ihr auch Graf Thorane seid.

„Der hat hier nicht mitzusprechen."

Man sollte den braven Mann doch auch hören.

„Nun, was würde er denn sagen?"

Herr Königs-Lieutenant! würde er sagen: Ihr habt so lange mit so viel dunkeln, unwilligen, ungeschickten Menschen Geduld gehabt, wenn sie es Euch nur nicht gar zu arg machten. Dieser hat's freilich sehr arg gemacht; aber gewinnt es über Euch, Herr Königs-Lieutenant! und Jedermann wird Euch deßwegen loben und preisen.

„Ihr wißt, daß ich Eure Possen manchmal leiden kann, aber mißbraucht nicht mein Wohlwollen. Diese Menschen, sind sie denn ganz verblendet? Hätten wir die Schlacht verloren, in diesem Augenblick, was würde ihr Schicksal sein? Wir schlagen uns bis vor die Thore; wir sperren die Stadt; wir halten, wir vertheidigen uns, um unsere Retirade über die Brücke zu decken. Glaubt Ihr, daß der Feind die Hände in den Schooß gelegt hätte? Er wirft Granaten und was er bei der Hand hat, und sie zünden, wo sie können. Dieser Hausbesitzer da, was will er? In diesen Zimmern platzte jetzt wohl eine Feuerkugel, und eine andere folgte hinterdrein; in diesen Zimmern, deren vermaledeite Peking-Tapeten ich geschont, mich genirt habe, meine Landkarten aufzuzeichnen! Den ganzen Tag hätten sie auf den Knieen liegen sollen."

Wie Viele haben Das gethan!

„Sie hätten sollen den Segen für uns erflehen; den Generalen und Officieren mit Ehrenund Freude reichen, den ermatteten Gemeinen mit Erquickung entgegengehen. Anstatt dessen verdirbt mir das Gift dieses Parteigeistes die schönsten, glücklichsten, durch so viel Sorgen und Anstrengungen erworbenen Augenblicke meines Lebens!"

Es ist ein Parteigeist; aber Ihr werdet ihn durch die Bestrafung dieses Mannes nur vermehren. Die mit ihm Gleichgesinnten werden Euch als einen Tyrannen, als einen Barbaren ausschreien; sie werden ihn als einen Märtyrer betrachten, der für die gute Sache gelitten hat; und selbst die anders Gesinnten, die jetzt seine Gegner sind, werden in ihm nur den Mitbürger sehen, werden ihn bedauern, und indem sie Euch Recht geben, dennoch finden, daß Ihr zu hart verfahren seid.

„Ich habe Euch schon zu lange angehört; macht, daß Ihr fortkommt!"

O hört nur noch Dieses! Bedenkt, daß es das Unerhörteste ist, was diesem Manne, was dieser Familie begegnen könnte. Ihr hattet nicht Ursache, von dem guten Willen des Hausherrn erbaut zu sein; aber die Hausfrau ist allen Euern Wünschen zuvorgekommen, und die Kinder haben Euch als ihren Oheim betrachtet. Mit diesem einzigen Schlag werdet Ihr den Frieden und das Glück dieser Wohnung auf ewig zerstören. Ja, ich kann wohl sagen, eine Bombe, die in's Haus gefallen wäre, würde nicht größere Verwüstungen darin angerichtet haben. Ich habe Euch so oft über Eure Fassung bewundert, Herr Graf; gebt mir dieß Mal Gelegenheit, Euch anzubeten. Ein Krieger ist ehrwürdig, der sich selbst in Feindes Hand als einen Gastfreund betrachtet; hier ist kein Feind, nur ein Verirrter. Gewinnt es über Euch, und es wird Euch zu ewigem Ruhme gereichen!

„Das möcht' wunderlich zugehen," versetzte der Graf mit einem Lächeln.

Nur ganz natürlich, erwiederte der Delmetscher. Ich habe die Frau, die Kinder nicht zu Euren Füßen geschickt; denn ich weiß, daß Euch solche Scenen verdrießlich sind; aber ich will Euch die Frau, die Kinder schildern, wie sie Euch danken; ich will sie Euch schildern, wie sie sich seitdem von dem Tage der Schlacht bei Bergen und von Eurer Großmuth an diesem Tage unterhalten, wie sie es Kindern und Kindeskindern erzählen, und auch Fremden ihr Interesse für Euch einzuflößen wissen; eine Handlung dieser Art kann nicht untergehen!"

„Ihr trefft meine schwache Seite nicht, Delmetscher. An den Nachruhm pflege ich nicht zu denken, der ist für Andere, nicht für mich; aber im Augenblick recht zu thun, meine Pflicht nicht zu versäumen, meiner Ehre Nichts zu vergeben, das ist meine Sorge. Wir haben schon zu viel Worte gemacht; jetzt geht hin — und laßt Euch von den Undankbaren danken, die ich verscheue!"

Der Dolmetsch, durch diesen unerwartet glücklichen Ausgang überrascht und bewegt, konnte sich der Thränen nicht enthalten, und wollte dem Grafen die Hände küssen; der Graf wies ihn ab, und sagte streng und ernst: „Ihr wißt, daß ich Dergleichen nicht leiden kann!“ Und mit diesen Worten trat er auf den Vorsaal, um die andringenden Geschäfte zu besorgen, und das Begehren so vieler wartender Menschen zu vernehmen. So ward die Sache beigelegt, und wir feierten den andern Morgen, bei den Ueberbleibseln der gestrigen Zuckergeschenke, das Vorübergehen eines Uebels, dessen Andrehen wir glücklich verschlafen hatten.

Ob der Dolmetsch wirklich so weise gesprochen, oder ob er sich die Scene nur so ausgemalt, wie man es wohl nach einer guten und glücklichen Handlung zu thun pflegt, will ich nicht entscheiden; wenigstens hat er bei Wiedererzählung derselben niemals variirt. Genug, dieser Tag dünkte ihm, sowie der sorgenvollste, so auch der glorreichste seines Lebens.

Wie sehr übrigens der Graf alles falsche Ceremoniel ablehnte, keinen Titel, der ihm nicht gebührte, jemals angenommen, und wie er in seinen heitern Stunden immer geistreich gewesen, davon soll eine kleine Begebenheit ein Zeugniß ablegen.

Ein vornehmer Mann, der aber auch unter die abstrusen, einsamen Frankfurter gehörte, glaubte sich über seine Einquartierung beklagen zu müssen. Er kam persönlich, und der Dolmetsch bot ihm seine Dienste an; Jener aber meinte derselben nicht zu bedürfen. Er trat vor den Grafen mit einer anständigen Verbeugung und sagte: „Excellenz!“ Der Graf gab ihm die Verbeugung zurück sowie die Excellenz. Betroffen von dieser Ehrenbezeugung, nicht anders glaubend, als der Titel sei zu gering, bückte er sich tiefer, und sagte: „Monseigneur!“ — „Mein Herr,“ sagte der Graf ganz ernsthaft: „wir wollen nicht weiter gehen; denn sonst könnten wir es leicht bis zur Majestät bringen.“ — Der Andere war äußerst verlegen und wußte kein Wort zu sagen. Der Dolmetsch, in einiger Entfernung stehend und von der ganzen Sache unterrichtet, war boshaft genug, sich nicht zu rühren; der Graf aber, mit großer Heiterkeit, fuhr fort: „Zum Beispiel, mein Herr, wie heißen Sie?“ — Spanzenberg, versetzte Jener. — „Und ich,“ sagte der Graf, „heiße Thoranne. Spangenberg, was wollt Ihr von Thoranne? Und nun setzen wir uns, die Sache soll gleich abgethan sein.“

Und so wurde die Sache auch gleich zu großer Zufriedenheit Desjenigen abgethan, den ich hier Spangenberg genannt habe, und die Gesellschaft lachte noch an selbigem Abend von dem schadenfrohen Dolmetsch in unserm Familien-Kreise nicht nur erzählt, sondern mit allen Umständen und Geberden aufgeführt.

Nach solchen Verwirrungen, Unruhen und Bedrängnissen fand sich gar bald die vorige Sicherheit und der Lebensmuth wieder, mit welchem besonders die Jugend von Tag zu Tage lebt, wenn es nur einiger Maßen anziehen will. Meine Leidenschaft zu dem Französischen Theater wuchs mit jeder Vorstellung; ich versäumte keinen Abend, ob ich gleich jedesmal, wenn ich nach dem Schauspiel mich zur speisenden Familie an den Tisch setzte, und mich gar oft nur mit einigen Resten beeugte, die steten Vorwürfe des Vaters zu dulden hatte: das Theater sei zu gar Nichts nütze, und könne zu gar Nichts führen. Ich rief in solchem Falle gewöhnlich alle und jede Argumente hervor, welche den Vertheidigern des Schauspiels zur Hand sind, wenn sie in eine gleiche Noth wie die meinige gerathen. Das Laster im Stück, die Tugend im Unglück wurden zuletzt durch die poetische Gerechtigkeit wieder in's Gleichgewicht gebracht. Die schönen Beispiele von bestraften Vergehungen, Miß Sara Sampson und der Kaufmann von London, wurden sehr lebhaft von mir hervorgehoben; aber ich zog dagegen öfters den Kürzern, wenn die Schelmstreiche Scapin's und Dergleichen auf dem Zettel standen, und ich mir das Behagen mußte verwerfen lassen, das man über die Betrügereien einfältiger Aeltern und über den guten Erfolg der Thorheiten ausgelassener Jünglinge im Publicum empfinde. Beide Partieen überzeugten einander nicht; doch wurde mein Vater sehr bald mit der Bühne ausgesöhnt, als er sah, daß ich mit unglaublicher Schnelligkeit in der Französischen Sprache zunahm.

Die Menschen sind nun einmal so, daß Jeder, was er thun sieht, lieber selbst vornehme, er habe nun Geschick dazu oder nicht. Ich hatte nun bald den ganzen Cursus der Französischen Bühne durchgemacht; mehrere Stücke kamen schon zum zweiten und dritten Mal; von der würdigsten Tragödie bis zum leichtfertigsten Nachspiel war mir Alles vor Augen und Geist vorbeigegangen, und wie ich als Kind den Jenen nachzuahmen wagte, so versuchte ich nunmehr nicht als Knabe, bei einem viel lebhafter dringenden Antrieb, auch die Französischen Formen nach meinem Vermögen und Unvermögen zu wiederholen. Es wurden damals einige halb mythologische, halb allegorische Stücke im Geschmack des Piron gegeben, sie hatten Etwas von der Parodie und gefielen sehr. Diese Verkleidungen zogen mich besonders an: die goldnen Flügelschuhe eines heitern Merkur, der Donner-

keit des verkappten Jupiter, eine galante Dame, oder wie eine von Göttern besuchte Schöne heißen mochte, wenn es nicht gar eine Schäferinn oder Jägerinn war, zu der sie sich herunterließen. Und da mir dergleichen Elemente aus Ovid's Verwandlungen und Pomey's Pantheon Mythicum sehr häufig im Kopfe herumkommen, so hatte ich bald ein solches Stückchen in meiner Phantasie zusammengestellt, wovon ich nur so viel zu sagen weiß, daß die Scene ländlich war, daß es aber doch darin weder an Königstöchtern, noch Prinzen, noch Göttern fehlte. Der Vierte besonders war mir dabei so lebhaft im Sinne, daß ich noch schwören wollte, ich hätte ihn mit Augen gesehen.

Eine von mir selbst sehr reinlich gefertigte Abschrift legte ich meinem Freund Derones vor, welcher sie mit ganz besonderm Anstand und einer wahrhaften Gönnermiene aufnahm, das Manuscript sorgfältig durchlas, mir einige Sprachfehler nachwies, einige Reden zu lang fand, und zuletzt versprach, das Werk bei gelegener Stunde näher zu betrachten und zu beurtheilen. Auf meine bescheidene Frage, ob das Stück wohl aufgeführt werden könne, versicherte er mir, daß es gar nicht unmöglich sei. Sehr Vieles komme bei'm Theater auf Gunst an, und er beschwöre mich von ganzem Herzen; nur müsse man die Sache geheim halten; denn er habe selbst einmal mit einem von ihm verfertigten Stück die Direction überrascht, und es wäre gewiß aufgeführt worden, wenn man nicht zu früh entdeckt hätte, daß er der Verfasser sei. Ich versprach ihm alles mögliche Stillschweigen, und sah schon im Geist den Titel meiner Piece an den Ecken der Straßen und Plätze mit großen Buchstaben angeschlagen.

So leichtsinnig übrigens der Freund war, so schien ihm doch die Gelegenheit, den Meister zu spielen, allzu erwünscht. Er las das Stück mit Aufmerksamkeit durch, und indem er sich mit mir hinsetzte, um einige Kleinigkeiten zu ändern, kehrte er im Laufe der Unterhaltung das ganze Stück um und um, so daß auch kein Stein auf dem andern blieb. Er strich aus, setzte zu, nahm eine Person weg, substituirte eine andere, genug, er verübte mit der tollsten Willkür von der Welt, daß mir die Haare zu Berge standen. Mein Vertrauen, daß er es doch verstehen müsse, ließ ihn gewähren; denn er hatte mir schon öfters von den drei Einheiten des Aristoteles, von der Regelmäßigkeit der Französischen Bühne, von der Wahrscheinlichkeit, von der Harmonie der Verse und Allem, was daran hängt, so viel vorerzählt, daß ich ihn nicht nur für unterrichtet, sondern auch für begründet halten mußte. Er schalt auf die Engländer und verachtete die Deutschen; genug, er trug mir die ganze dramaturgische Litanei vor, die ich in meinem Leben so oft mußte wiederholen hören.

Ich nahm, wie der Knabe in der Fabel, meine zerfetzte Geburt mit nach Hause, und suchte sie wieder herzustellen, aber vergebens. Weil ich sie jedoch nicht ganz aufgeben wollte, so ließ ich aus meinem ersten Manuscript, nach wenigen Veränderungen, eine saubere Abschrift durch unsern Schreibenden anfertigen, die ich denn meinem Vater überreichte, und dadurch so viel erlangte, daß er mich nach vollendetem Schauspiel meine Abendkost eine Zeit lang ruhig verzehren ließ.

Dieser mißlungene Versuch hatte mich nachdenklich gemacht, und ich wollte nunmehr diese Theorien, diese Gesetze, auf die sich Jedermann berief, und die mir besonders durch die Thür meines anmaßlichen Meisters verdächtig geworden waren, unmittelbar an den Quellen kennen lernen, welches mir zwar nicht schwer, doch mühsam wurde. Ich las zunächst Corneille's Abhandlung über die drei Einheiten, und ersah wohl daraus, wie man es haben wollte; warum man es aber so verlangte, ward mir keineswegs deutlich, und was das Schlimmste war, ich gerieth sogleich in noch größere Verwirrung, indem ich mich mit den Händeln über den Cid bekannt machte, und die Vorreden las, in welchen Corneille und Racine sich gegen Critiker und Publicum zu vertheidigen genöthigt sind. Hier sah ich wenigstens auf das Deutlichste, daß kein Mensch wußte, was er wollte; daß ein Stück wie Cid, das die herrlichste Wirkung hervorgebracht, auf Befehl eines allmächtigen Cardinal's sollte für schlecht erklärt werden; daß Racine, der Abgott der zu meiner Zeit lebenden Franzosen, der nun auch mein Abgott geworden war, (denn ich hatte ihn näher kennen lernen, als Schuld von Olenschlagers durch uns Kinder den Britannicus aufführen ließ, worin mir die Rolle des Nero zu Theil ward,) daß Racine, sage ich, auch in seiner Zeit weder mit Liebhabern noch Kunstrichtern fertig werden können. Durch alles Dieses ward ich verworrener als jemals, und nachdem ich mich lange mit diesem Hin- und Herreden, mit dieser theoretischen Zankerei des vorigen Jahrhunderts gequält hatte, schüttete ich das Kind mit dem Bade aus, und warf den ganzen Plunder desto entschiedener von mir, je mehr ich zu bemerken glaubte, daß die Anderen selbst, welche vortreffliche Sachen hervorbrachten, wenn sie darüber zu reden anfingen, wenn sie den Grund ihres Handelns angaben, wenn sie sich vertheidigen, entschuldigen, bescheinigen wollten, doch auch nicht immer den rechten Fleck zu treffen wußten.

Ich eilte daher wieder zu dem lebendig Verbundenen, besuchte das Schauspiel weit eifriger, las gewissenhafter und unterbrach weniger, so daß ich in dieser Zeit Racine und Molière ganz, und von Corneille einen großen Theil durchzuarbeiten die Anhaltsamkeit hatte.

Der Königs-Lieutenant wohnte noch immer in unserm Hause. Er hatte sein Betragen in Nichts geändert, besonders gegen uns; allein es war merklich, und der Gevatter Dolmetsch wußte es uns noch deutlicher zu machen, daß er sein Amt nicht mehr mit der Heiterkeit, nicht mehr mit dem Eifer verwaltete wie Anfangs, obgleich immer mit derselben Rechtschaffenheit und Treue. Sein Wesen und Betragen, das eher einen Spanier als einen Franzosen ankündigte, seine Launen, die doch mitunter Einfluß auf sein Geschäft hatten, seine Unbiegsamkeit gegen die Umstände, seine Reizbarkeit gegen Alles, was seine Person oder Character berührte: Dieses zusammen mochte ihn doch zuweilen mit seinen Vorgesetzten in Conflict bringen. Hierzu kam noch, daß er in einem Duell, welches sich im Schauspiel entsponnen hatte, verwundet wurde, und man dem Königs-Lieutenant übel nahm, daß er selbst eine verpönte Handlung als oberster Police-Meister begangen. Alles Dieses machte, wie gesagt, dazu beitragen, daß er in sich gezogener lebte und hier und da vielleicht weniger energisch verfuhr.

Indessen war nun schon eine ansehnliche Partie der besseren Gemälde abgeliefert. Graf Thorane brachte seine Freiſtunden mit der Betrachtung derselben zu, indem er sie im gedachten Gliederzimmer, Bande für Bande, breiter und schmäler, neben einander, und, weil es an Platz mangelte, sogar über einander nagelte, wieder abnehmen und aufrollen ließ. Immer wurden die Arbeiten auf's Neue untersucht. Man freute sich wiederholt an den Stellen, die man für die gelungensten hielt; aber es fehlte auch nicht an Wünschen, Dieses oder Jenes anders geleistet zu sehen.

Hieraus entstand eine neue und ganz wunderſame Operation. Da nämlich der eine Maler Figuren, der andere die Mittelgründe und Fernen, der dritte die Bäume, der vierte die Blumen am Besten arbeitete, so kam der Graf auf den Gedanken, ob man nicht diese Talente in den Bildern vereinigen, und auf diesem Wege vollkommene Werke hervorbringen könne. Der Anfang ward sogleich damit gemacht, daß man z. B. in eine fertige Landschaft noch schöne Herden hineinmalen ließ. Weil nun aber nicht immer der gehörige Platz dazu da war, es auch dem Thiermaler auf ein Paar Schafe mehr oder weniger nicht ankam, so war endlich die weiteſte Landſchaft zu enge. Nun hatte der Menſchenmaler auch noch die Hirten und einige Wanderer hineinzudringen; diese nahmen sich wiederum einander gleichsam die Luft, und man war verwundert, wie sie nicht sämmtlich in der freiesten Gegend erſtickten. Man konnte niemals voraussehen, was aus der Sache werden würde, und wenn sie fertig war, befriedigte sie nicht. Die Maler wurden verdrießlich. Bei den ersten Bestellungen hatten sie gewonnen, bei diesen Nacharbeiten verloren sie, obgleich der Graf auch diese sehr großmuthig bezahlte. Und da die von Mehreren auf einem Bilde durch einander verarbeiteten Theile, bei aller Mühe, keinen guten Effect hervorbrachten, so glaubte zuletzt ein Jeder, daß seine Arbeit durch die Arbeiten der Anderen verdorben und vernichtet worden; daher wenig fehlte, die Künſtler hätten sich hierüber entzweit und wären in unverſöhnliche Feindschaft gerathen. Dergleichen Veränderungen oder vielmehr Zuthaten wurden in gedachtem Atelier, wo ich mit den Künſtlern ganz allein blieb, ausgefertiget; und es unterhielt mich, aus den Studien, besonders der Thiere, dieses und jenes Einzelne, diese oder jene Gruppe auszusuchen, und sie zur die Nähe oder die Ferne in Vorſchlag zu bringen, worin man mir denn manchmal aus Ueberzeugung oder Gefälligkeit zu willfahren pflegte.

Die Theilnehmenden an diesem Geschäft wurden also höchſt mannigfaltig, besonders Seekatz, ein sehr hypochondrischer und in sich gezogener Mann, der zwar unter Freunden durch eine unvergleichlich heitre Laune sich als den besten Gesellſchafter bewies, aber wenn er arbeitete, allein, in sich gekehrt und wenig frei mit sich wollte. Dieser setzte nun, wenn er schwere Aufgaben gelöst, sie mit dem größten Fleiß und der wärmſten Liebe, deren er immer fähig war, vollendet hatte, zu wiederholten Malen von Darmſtadt nach Frankfurt über, um entweder an seinen eigenen Bildern Etwas zu verändern, oder fremde zu stärken, oder gar unter seinem Beistand durch einen Dritten seine Bilder in's Vollſtändige arbeiten zu lassen. Sein Mißmuth nahm zu, sein Widerstand entſchied sich, und es brauchte große Bemühungen von unserer Seite, um diesen Gevatter — denn auch er war's geworden — nach des Grafen Wünschen zu lenken. Ich erwähne noch, daß, als schon die Kasten bereit standen, um die ſämmtlichen Bilder in der Ordnung einzupacken, in welcher sie an dem Ort ihrer Bestimmung der Tapezierer ohne Weiteres aufheben konnte, daß, sage ich, nur eine kleine, doch unumgängliche Nacharbeit erfordert wurde, Seekatz aber nicht zu bewegen war herüberzukommen. Er hatte freilich noch zu unter Dem das Beſte gethan, was er vermochte, indem

er die vier Elemente in Kindern und Andern nach dem Leben in Thürstücken darzustellen, und nicht allein auf die Figuren, sondern auch auf die Beiwerke den größten Fleiß gewendet hatte. Diese waren abgeliefert, bezahlt, und er glaubte am immer aus der Sache geschieden zu sein; nun aber sollte er wieder herüber, um einige Bilder, deren Maße etwas zu klein genommen worden, mit wenigen Linien zu erweitern. Ein Anderer, glaubte er, könne das auch thun; er hatte sich schon zu neuer Arbeit eingerichtet; kurz, er wollte nicht kommen. Die Abneigung war vor der Thüre; trocken setzte es auch noch jeder Zeitung war Nützlich; der Graf, in Verzweiflung, wollte ihn militärisch abholen lassen. Wir Alle wünschten die Bilder endlich fort zu sehen, und sandten zuletzt keine Botschaft, als daß der Gevatter Deutsch sich in einen Wagen setze und den Bildersendlingen mit Frau und Kind verübersolle, der dann von dem Grafen freundlich empfangen, wohl gepflegt, und zuletzt reichlich beschenkt entlassen wurde.

Nach den letztgedachten Bildern zeigte sich ein großer Friede im Hause. Das Wohnzimmer im Mansard wurde gereinigt und mir übergeben, und mein Vater, wie er die Katzen fortschaffen sah, konnte sich des Wunsches nicht erwehren, den Grafen hinterdrein zu schicken. Denn wie sehr der Neigung des Grafen auch mit der seinigen übereinstimmte, wie sehr es den Vater freuen mußte, seinen Gemahlin, die liebende Mutter zu setzen, durch einen Reichthum so fruchtbar beseligt zu sehen; wie sehr es ihm schmeicheln konnte, daß seine Sammlung Anlaß gegeben, einer Anzahl braver Künstler in bedrängter Zeit einen so ansehnlichen Erwerb zu verschaffen: so fühlte er doch eine solche Abneigung gegen den Fremden, der in sein Haus eingedrungen, daß ihm an diesen Handlungen Nichts recht behagen konnte. Man sage Künstler beschäftigen, aber nicht in Imperien Malern erniedrigen, man solle mir Dem, was sie nach ihrer Liebhaberung und Fähigkeit geleistet, wenn es einem auch nicht durchgängig behagt, gelinden sein und nicht immer daran mäkeln und mäkeln: genug, es gab, ungeachtet des Grafen eigener überaus Bemühung, eine für allemal kein Verhältniß. Mein Vater besuchte jenes Zimmer bloß, wenn sich der Graf bei Tafel befand, und ich erinnere mich nur ein einziges Mal, als Seekatz sich selbst übertroffen hatte, und das Verlangen, diese Bilder zu sehen, das ganze Haus herbeitrieb, daß mein Vater und der Graf zusammentretend an diesen Kunstwerken ein gemeinsames Gefallen bezeigten, das sie an einander selbst nicht finden konnten.

Kaum hatten alle die Kisten und Kasten das Haus geräumt, als der früher eingeleitete, aber unterbrochene Betrieb, den Grafen zu cassiren, wieder angeknüpft wurde. Man suchte durch Vorstellungen die Gerechtigkeit, die Billigkeit durch Bitten, durch Einfluß die Neigung zu gewinnen, und brachte es endlich dahin, daß die Quartier-Herren den Beschluß faßten: es solle der Graf amovirt, und unser Haus, in Betracht der seit einigen Jahren nahmhaft gesetzt Tag und Nacht getragen Last, künftig mit Einquartierung verschont werden. Damit sich aber hierzu ein scheinbarer Vorwand finde, so setze man in eben den ersten Steck, den bisher der Königs-Lieutenant beigelegt gehabt. Mehrere Leute einnehmen und dadurch eine neue Bequartierung gleichsam nöthig machen. Der Graf, der nach der Trennung von seinen geliebten Gemälden kein besonderes Interesse mehr am Hause fand, auch ohnehin bald abgerufen und versetzt zu werden hoffte, ließ es sich ohne Widerrede gefallen, eine andere gute Wohnung zu beziehen, und schied von uns in Frieden und gutem Willen. Auch verließ er bald darauf die Stadt und erhielt stufenweise noch verschiedene Ehargen, doch, wie man hörte, nicht zu seiner Zufriedenheit. Er hatte indeß das Vergnügen, jene so manche von ihm beherrschten Gemälde in dem Schlosse seines Bruders glücklich angebracht zu sehen; schrieb einige Male, sendete Maße und ließ von den mehrgenannten Künstlern Verschiedenes nachbilden. Endlich vernahmen wir Nichts weiter von ihm, außer daß man uns nach mehreren Jahren versichern wollte, er sei in West-Indien, auf einer der Französischen Colonien, als Gouverneur gestorben.

Viertes Buch.

So viel Unbequemlichkeit uns auch die Französische Einquartierung mochte verursacht haben, so waren wir ihrer doch zu erwehren gewachsen, als uns wie für nicht hätten vermuthen, daß uns Kindern das Haus nicht hatte leer bleiben sollen. Auch war es uns nicht bestimmt, wieder zur völligen Familien-Einheit zu gelangen. Neue Mitbiente waren schon beigetreten, und nach einigem Kehren und Scheuern, Hohlen und Bohren, Malen und Anstreichen, war das

Dir in den Leib gefahren! Was? du willst
Ein Mädchen rauben? Statt die Last dem andern
Zu überlassen, klüglich zu genießen,
Zu gehen und zu kommen, willst du dir
Und deinen Freunden diesen schweren Pündel
Auf Hals und Schultern laden? Nein, es ist
Kein Mensch so klug, daß er nicht eben toll
Bey der gemeinsten Sache werden könnte.
Sieh doch die Schafe nur; sie weiden dir
Den Klee ab, wo er steht, und sammeln nicht
In Scheunen auf. An jedem Berge stehn
Der Blumen viel für unsre Herden; viel
Sind Mädchen über's ganze Land gesät,
Von einem Ufer bis zum andern. Nein,
Es ist nicht möglich. Schleiche dich zu ihr,
Und schleiche wieder weg, und danke Gott,
Daß sie dich lassen kann und lassen muß.

Rugantino.

Nicht weiter, Vasco, denn es ist beschlossen.

Vasco.

Ich seh' es, theurer Freund, noch nicht gethan.

Haus völlig wieder hergestellt. Der Canzlei-Director Moritz mit den Seinigen, sehr werthe Freunde meiner Eltern, zogen ein. Dieser, kein geborner Frankfurter, aber ein tüchtiger Jurist und Geschäftsmann, besorgte die Rechtsangelegenheiten mehrer kleiner Fürsten, Grafen und Herren. Ich habe ihn niemals anders, als heiter und gefällig und über seinen Acten emsig gesehen. Frau und Kinder, sanft, still und wohlwollend, vermehrten zwar nicht die Geselligkeit in unserm Hause: denn sie blieben für sich; aber es war eine Stille, ein Friede zurückgekehrt, den wir lange Zeit nicht genossen hatten. Ich bewohnte nun wieder mein Mansard-Zimmer, in welchem die Geistergestalten der vielen Gemälde mir zuweilen verschwebten, die ich denn durch Arbeiten und Studien zu verscheuchen suchte.

Der Legations-Rath Moritz, ein Bruder des Canzlei-Directors, kam von jetzt an auch öfters in unser Haus. Er war schon mehr Weltmann, von einer ansehnlichen Gestalt und Haltung, von bequemem gefälligem Betragen. Auch er besorgte die Angelegenheiten verschiedener Standespersonen, und kam mit meinem Vater bei Anlaß von Concerten und kaiserlichen Commissionen, mehrmals in Berührung. Beide hielten viel auf einander, und standen gemeiniglich auf der Seite der Executionen, mußten aber zu ihrem Verdruß gewöhnlich erfahren, daß die Mehrheit der bei solcher Gelegenheit Abgeordneten für die Seite der Patrizien gewonnen zu werden pflegt. Der Legations-Rath theilte seine Kenntnisse gern mit, war ein Freund der Mathematik, und weil diese in seinem gegenwärtigen Lebensgange gar nicht vorkam, so machte er sich ein Vergnügen daraus, mir in diesen Kenntnissen weiter zu helfen. Dadurch ward ich in den Stand gesetzt, meine architectonischen Risse genauer als bisher auszuarbeiten, und den Unterricht eines Zeichenmeisters, der uns jetzt auch täglich eine Stunde beschäftigte, besser zu nutzen.

Dieser gute alte Mann war freilich nur ein Halbkünstler. Wir mußten Striche machen und sie zusammensetzen, woraus denn Augen und Nasen, Lippen und Ohren, so wie zuletzt ganze Gesichter und Köpfe entstehen sollten; allein es war dabei weder an natürliche noch künstliche Form gedacht. Wir wurden eine Zeit lang mit diesem Qui vive Qui vive der menschlichen Gestalt geneckt, und man glaubte uns zuletzt sehr weit gebracht zu haben, als wir die sogenannten Affecten von Le Brün zur Nachzeichnung erhielten. Aber auch diese Zerrbilder förderten uns nicht. Nun schwankten wir in den Landschaften, zum Vermißlag und in andern Dingen, die im gewöhnlichen Unterricht einer Folge und ohne Methode geübt werden. Zuletzt fielen wir auf die genaue Nachahmung und auf die Sauberkeit der Striche, ohne uns weiter um den Werth des Originals oder dessen Geschmack zu bekümmern.

In diesem Bestreben ging uns der Vater auf eine musterhafte Weise vor. Er hatte nie gezeichnet, wollte nun aber, da seine Kinder diese Kunst trieben, nicht zurückbleiben, sondern ihnen, selbst in seinem Alter, ein Beispiel geben, wie sie in ihrer Jugend verfahren sollten. Er copirte alle einzige Hefte des Piazzetta, nach dessen bekannten Blättern in klein Octav, mit Englischem Bleistift auf das feinste Holländische Papier. Er beobachtete dabei nicht allein die größte Reinlichkeit im Umriß, sondern ahmte auch die Schraffirung des Kupferstichs auf's Genaueste nach, mit einer leichten Hand, nur allzu leise, da er denn, weil er die Härte vermeiden wollte, keine Haltung in seine Blätter brachte. Doch waren sie durchaus zart und gleichförmig. Seine unerschütterliche Geduld ging so weit, daß er die ganze ansehnliche Sammlung nach allen ihren Nummern durchzeichnete, indessen wir Kinder von einem Heft zum andern sprangen, und uns nur die auswählten, die uns gefielen.

Um diese Zeit ward auch der schon längst in Verathung gezogene Verlag, uns in der Musik unterrichten zu lassen, effectuirt, und zwar verdient der letzte Anstoß dazu wohl einige Erwähnung. Daß wir das Clavier lernen sollten, war längst nachgedacht, allein über die Wahl des Meisters war man immer streitig geworden. Endlich kommt ein einmal zu gewisser Zeit in das Zimmer meiner Mutter, wo eben Clavier-Stunde nimmt, und findet den Lehrer als einen ganz allerliebsten Mann. Auf jeden Finger der rechten und linken Hand hat er einen Spitznamen, womit er ihn auf's Lustigste bezeichnet, wenn er gebraucht werden soll. Die schwarzen und weißen Tasten werden gleichfalls drollig benannt, ja die Töne selbst erhalten muntre sprudelnde Namen. Eine solche bunte Geschäftigkeit arbeitet uns ganz vergnüglich durch einander. Applicatur und Tact scheinen ganz leicht und anlockend zu werden, und indem der Schüler zu dem besten Humor aufgeregt wird, geht auch Alles zum Schnellen von Statten.

Kaum war ich nach Hause gekommen, als ich den Eltern anlag, unsrem Ernst zu machen und uns diesen unentbehrlichen Mann zum Clavier-Meister zu geben. Man nahm noch einigen Anstand, man erkundigte sich; man hörte zwar nichts Übles von dem Lehrer, aber auch nichts sonderlich Gutes. Ich hatte indessen meine Schwester und die übrigen Personen ergötzt, wie sonst der Lehrer

nicht kaum erwarten, und ſetzten es durch, daß der Mann angenommen wurde.

Das Noten-Lesen ging zuerſt an, und als dabei kein Spaß vorkommen wollte, tröſteten wir uns mit der Hoffnung, daß wenn es erſt an's Clavier gehen würde, wenn es an die Finger käme, das ſcherzhafte Weſen ſeinen Anfang nehmen würde. Allein weder Taktart noch Fingerſetzung ſchien zu einigem Gleichniß Gelegenheit zu geben. So trocken wie die Noten, mit ihren Strichen auf und zwiſchen den fünf Linien, blieben auch die ſchwarzen und weißen Claves, und weder von einem Dämmerling noch Denterling noch Geldſinger war mehr eine Silbe zu hören; und das Geſicht verzog der Mann ſo wenig bei'm trocknen Unterricht, als er es vorher bei'm trocknen Spaß verzogen hatte. Meine Schweſter machte mir die bitterſten Vorwürfe, daß ich ſie getäuſcht habe, und glaubte wirklich, es ſei nur Erfindung von mir geweſen. Ich war aber ſelbſt betankt und lernte wenig, ob der Mann gleich ordentlich genug zu Werke ging; denn ich wartete immer noch, die frohern Späße ſollten zum Vorſchein kommen, und vertröſtete meine Schweſter von einem Tage zum andern. Aber ſie blieben aus, und ich hätte mir dieſes Räthſel niemals erklären können, wenn es mir nicht gleichfalls ein Zufall aufgelöſt hätte.

Einer meiner Scholaren trat herein, mitten in der Stunde, und auf einmal eröffneten ſich die ſämmtlichen Röhren des homeriſchen Springbrunnens: die Dämmerlinge und Denterlinge, die Krabler und Zabler, wie er die Finger zu bezeichnen pflegte, die Häkchen und Bäkchen, wie z. B. die Noten f und g, die Fiekchen und Gackchen, wie er ſie und gis benannte, waren auf einmal wieder vorhanden und machten die wunderſamſten Männerchen. Mein junger Freund kam nicht aus dem Lachen, und freute ſich, daß man auf eine ſo luſtige Weiſe ſo viel lernen könne. Er ſchwur, daß er ſeinen Eltern keine Ruhe laſſen würde, bis ſie ihm einen ſolchen vortrefflichen Mann zum Lehrer gegeben.

Und ſo war mir, nach den Grundſätzen einer neuen Erziehungslehre, der Weg zu zwei Künſten faſt genug eröffnet, bloß auf gut Glück, ohne Ueberzeugung, daß ein angeborner Talent mich dahin weiter fördern könne. Zeichnen müſſe Jedermann lernen, behauptete mein Vater, und verehrte deßhalb beſonders Lairesse Mal. d'art, welcher Dieſes ausdrücklich ſolle bewieſen haben. Auch hielt er mich ernſtlicher dazu an, als zur Muſik, welche er dagegen meiner Schweſter vorzüglich empfahl, ja dieſelbe außer ihren Lehrſtunden einer ziemlichen Zeit des Tages am Clavier feſthielt.

Je mehr ich aber auf dieſe Weiſe zu treiben veranlaßt wurde, deſto mehr wollte ich treiben, und ſelbſt die Freiſtunden wurden zu äußerſt wunderlichen Beſchäftigungen verwendet. Schon ſeit meinen früheſten Zeiten fühlte ich einen Unterſuchungstrieb gegen natürliche Dinge. Man legt es manchmal als eine Anlage zur Grauſamkeit aus, daß Kinder ſolche Gegenſtände, mit denen ſie eine Zeit lang geſpielt, die ſie bald ſo, bald ſo behandelt, endlich zerſtücken, zerreißen und zerſtreuen. Doch pflegt ſich auch die Neugierde, das Verlangen, zu erfahren, wie ſolche Dinge zuſammenhängen, wie ſie inwendig ausſehen, auf dieſe Weiſe an den Tag zu legen. Ich erinnere mich, daß ich als Kind Blumen zerpflückt, um zu ſehen, wie die Blätter in den Kelch, oder auch Vögel berupft, um zu beobachten, wie die Federn in die Flügel eingefügt waren. Iſt doch Kindern Dieſes nicht zu verdenken, da ja ſelbſt Naturforſchern öfter durch Trennen und Sondern als durch Vereinigen und Verknüpfen, mehr durch Zerlegen als durch Beleben, ſich zu unterrichten glauben.

Ein bewaffneter Magnet-Stein, ſehr zierlich in Schattirt-Tuch eingenäht, mußte auch eines Tages die Wirkung einer ſolchen Zerſchneidkunſt erfahren. Denn dieſe geheime Anziehungskraft, die er nicht allein gegen das ihm angezahlte Eiſenſtäbchen ausübte, ſondern die noch überdieß von der Art war, daß ſie ſich verſtärken und täglich ein größeres Gewicht tragen konnte, dieſe geheimnißvolle Tugend hatte mich dergeſtalt zur Bewunderung hingeriſſen, daß ich mir lange Zeit dieß im Aufbewahren ihrer Wirkung geübt. Zuletzt aber glaubte ich doch einige nähere Anſichten zu erlangen, wenn ich die äußere Hülle wegſchnitte. Dieß geſchah, ohne daß ich dadurch Finger gewecken wäre; denn die nackte Armatur belehrte mich nicht weiter. Nach dieſe nahm ich herab, und behielt nun den bloßen Stein in Händen, mit dem ich durch Zeitgänge und Nebenkreiſe mancherlei Verſuche zu machen nicht ermüdete, aus denen jedoch mein jugendlicher Geiſt, außer einer mannigfaltigen Erfahrung, keinen weitern Vortheil zog. Ich wußte die ganze Vorrichtung nicht wieder zuſammenzubringen, die Theile zerſtreuten ſich, und ich verlor das eminente Phänomen zugleich mit dem Apparat.

Nicht glücklicher ging es mir mit der Zuſammenſetzung einer Electriſir-Maſchine. Ein Hausfreund, deſſen Jugend in die Zeit gefallen war, in welcher die Electricität alle Geiſter beſchäftigte, erzählte uns öfter, wie er als Knabe eine ſolche Maſchine zu bauen gewußt, wie er ſich die Hauptbedingungen abgeſehen, und mit Hülfe eines alten Spinnrades und einiger Arznei-Gläſer ziemliche Wirkungen her-

vorgebracht. Da er Dieſes gern und oft wiederholte, und uns dabei von der Electricität überhaupt unterrichtete, ſo fanden wir Kinder die Sache ſehr plauſibel, und quälten uns mit einem alten Spinnrade und einigen Arznei-Gläſern lange Zeit herum, ohne auch nur die mindeſte Wirkung hervorbringen zu können. Wir hielten deſſen ungeachtet am Glauben feſt, und waren ſehr vergnügt, als zur Meßzeit, unter andern Raritäten, Zauber- und Taſchenſpielerkünſten, auch eine Electriſir-Maſchine ihre Kunſtſtücke machte, welche, ſowie die magnetiſchen, für jene Zeit ſchon ſehr vervielfältigt waren.

Das Mißtrauen gegen den öffentlichen Unterricht vermehrte ſich von Tage zu Tage. Man ſah ſich nach Hauslehrern um, und weil einzelne Familien den Aufwand nicht beſtreiten konnten, ſo traten mehrere zuſammen, um eine ſolche Abſicht zu erreichen. Allein die Kinder vertrugen ſich ſelten; der junge Mann hatte nicht Autorität genug, und nach oft wiederholtem Verdruß gab es nur gehäſſige Trennungen. Kein Wunder daher, daß man auf andere Anſtalten dachte, welche ſowohl beſtändiger als vortheilhafter ſeinſ ſollten.

Auf den Gedanken, Penſionen zu errichten, war man durch die Nothwendigkeit gekommen, welche Jedermann empfand, daß die Franzöſiſche Sprache lebendig gelehrt und überliefert werden müſſe. Mein Vater hatte einen jungen Menſchen erzogen, der bei ihm Bedienter, Kammerdiener, Secretär, genug, nach und nach Alles in Allem geweſen war. Dieſer, Namens Pfeil, ſprach gut Franzöſiſch und verſtand es gründlich. Nachdem er ſich verheirathet hatte, und ſeine Gönner für ihn auf einen Zuſtand denken mußten, ſo fielen ſie auf den Gedanken, ihn eine Penſion errichten zu laſſen, die ſich nach und nach zu einer kleinen Schulanſtalt erweiterte, in der man alles Nothwendige, ja zuletzt ſogar Lateiniſch und Griechiſch lehrte. Die weitverbreiteten Connexionen von Frankfurt gaben Gelegenheit, daß junge Franzoſen und Engländer, um Deutſch zu lernen und ſonſt ſich auszubilden, dieſer Anſtalt anvertraut wurden. Pfeil, der ein Mann in ſeinen beſten Jahren, von der wunderſamſten Energie und Thätigkeit war, ſtand dem Ganzen ſehr lebenswürdig vor, und weil er nie genug beſchäftigt ſein konnte, ſo warf er ſich bei Gelegenheit, da er ſeinen Schülern Muſik-Meiſter halten mußte, ſelbſt in die Muſik, und betrieb das Clavier-Spielen mit ſolchem Eifer, daß er, der niemals vorher eine Taſte angerührt hatte, ſehr bald recht fertig und brav ſpielte. Er ſchien die Maxime meines Vaters angenommen zu haben, daß junge Leute Nichts mehr aufmuntern und anregen könne, als wenn man ſelbſt ſchon in gewiſſen Jahren ſich wieder zum Schüler erklärte, und in einem Alter, worin man ſehr ſchwer neue Fertigkeiten erlangt, dennoch durch Eifer und Anhaltſamkeit Jüngern, von der Natur mehr Begünſtigten den Rang abzulaufen ſuche.

Durch dieſe Neigung zum Clavier-Spielen ward Pfeil auf die Inſtrumente ſelbſt geführt, und indem er ſich die beſten zu verſchaffen hoffte, kam er in Verhältniſſe mit Zeltner in Gera, deſſen Inſtrumente weit und breit berühmt waren. Er nahm eine Anzahl davon in Commiſſion, und hatte nun die Freude, nicht nur etwa einen Flügel, ſondern mehrere in ſeiner Wohnung aufgeſtellt zu ſehen, ſich darauf zu üben und hören zu laſſen.

Auch in unſer Haus brachte die Lebendigkeit dieſes Mannes einen größern Muſik-Betrieb. Mein Vater blieb mit ihm, bis auf die dreißigſten Puncte, in einem dauernden guten Verhältniſſe. Auch für uns ward ein großer Zeltner'ſcher Flügel angeſchafft, den ich, bei meinem Clavier verweilend, wenig berührte, der aber meiner Schweſter zu deſto größerer Qual gedieh, weil ſie, um das neue Inſtrument gehörig zu ehren, täglich noch einige Zeit mehr auf ihre Uebungen zu wenden hatte; wobei mein Vater als Aufſeher, Pfeil aber als Muſterbild und antreibender Hausfreund abwechſelnd zur Seite ſtanden.

Eine beſondere Liebhaberei meines Vaters machte uns Kindern viel Unbequemlichkeit. Es war nämlich die Seidenzucht, von deren Vortheil, wenn ſie allgemeiner verbreitet würde, er einen großen Begriff hatte. Einige Bekanntſchaften in Hanau, wo man die Zucht der Würmer ſehr ſorgfältig betrieb, gaben ihm die nächſte Veranlaſſung. Von dorther wurden ihm zu rechter Zeit die Eier geſendet; und ſobald die Maulbeerbäume genugſames Laub zeigten, ließ man ſie ausſchlüpfen, und wartete der kaum ſichtbaren Geſchöpfe mit großer Sorgfalt. In einem Manſard-Zimmer waren Tiſche und Geſtelle mit Pectern aufgeſchlagen, um ihnen mehr Raum und Unterhalt zu bereiten; denn ſie wuchſen ſchnell, und waren nach verſchiedenen Häutungen ſo heißhungrig, daß man kaum Blätter genug herbeiſchaffen konnte, ſie zu nähren; ja ſie mußten Tag und Nacht gefüttert werden, weil eben Alles darauf ankommt, daß ſie der Nahrung ja nicht zu einer Zeit ermangeln, wo die große und wunderſame Veränderung in ihnen vorgehen ſoll. War die Witterung günſtig, ſo konnte man freilich dieſes Geſchäft als eine luſtige Unterhaltung anſehen; trat aber Kälte ein, daß die Maulbeerbäume litten, ſo machte es große Noth. Noch unangenehmer aber war es, wenn in der letzten Epoche Augen einfiel:

denn dieſe Geſchöpfe können die Feuchtigkeit gar nicht vertragen; und ſo mußten die benagten Blätter ſorgfältig abgewiſcht und getrocknet werden, welches denn doch nicht immer ſo genau geſchehen konnte; und aus dieſer oder vielleicht auch einer andern Urſache kamen mancherlei Krankheiten unter die Herde, wodurch die armen Creaturen zu Tauſenden hingerafft wurden. Die daraus entſtehende Fäulniß erregte einen wirklich peſtartigen Geruch, und da man die Todten und Kranken wegſchaffen und von den Geſunden abſondern mußte, um nur Einige zu retten, ſo war es in der That ein äußerſt beſchwerliches und widerliches Geſchäft, das uns Kindern manche böſe Stunde verurſachte.

Nachdem wir nun eines Jahrs die ſchönſten Frühlings- und Sommerwochen mit Wartung der Seidenwürmer hingebracht, mußten wir dem Vater in einem andern Geſchäft beiſtehen, das, obgleich einfacher, uns dennoch nicht weniger beſchwerlich ward. Die Römiſchen Proſpecte nämlich, welche in dem alten Hauſe, in ſchwarze Stäbe oben und unten eingefaßt, an den Wänden mehrere Jahre gehangen hatten, waren durch Licht, Staub und Rauch ſehr vergilbt, und durch die Fliegen nicht wenig unſcheinbar geworden. War nun eine ſolche Unreinlichkeit in dem neuen Hauſe nicht zuläſſig, ſo hatten dieſe Bilder für meinen Vater auch durch ſeine längere Entfernheit von den vorgeſtellten Gegenden an Werth gewonnen; denn im Anfange dienen uns dergleichen Abbildungen, die erſt kurz vorher empfangenen Eindrücke aufzufriſchen und zu beleben; ſie ſcheinen uns gering gegen dieſe, und meiſtens nur ein trauriges Surrogat. Verlicht hingegen das Andenken der Urgeſtalten immer mehr und mehr, ſo treten die Nachbildungen unvermerkt an ihre Stelle, ſie werden uns ſo theuer, als es jene waren, und was mit Anfang mißachtet, erwirbt ſich nunmehr unſere Schätzung und Neigung. So geht es mit allen Abbildungen, beſonders auch mit Portraits. Nicht leicht iſt Jemand mit dem Conterfei eines Gegenwärtigen zufrieden; und wie erwünſcht iſt uns jeder Schattenriß eines Abweſenden oder gar Abgeſchiedenen!

Genug, in dieſem Gefühl ſeiner bisherigen Verſchwendung wollte mein Vater jene Kupferſtiche ſoviel wie möglich wieder hergeſtellt wiſſen. Daß Dieſes durch Bleichen möglich ſei, war bekannt: und dieſe bei großen Blättern immer bedenkliche Operation wurde unter ziemlich unglücklichen Local-Umſtänden vorgenommen; denn die großen Bretter, worauf die angefeuchteten Kupfer befeuchtet und der Sonne ausgeſetzt wurden, ſtanden vor Mauſert Fenſtern in den Dachrinnen an das Dach gelehnt, und waren daher manchen Unfällen ausgeſetzt. Dabei war die Hauptſache, daß das Papier niemals austrocknen durfte, ſondern immer feucht gehalten werden mußte. Dieſe Obliegenheit hatte ich und meine Schweſter, wobei uns denn wegen der Langeweile und Ungeduld, wegen der Aufmerkſamkeit, die uns keine Zerſtreuung zuließ, ein ſonſt ſo ſehr erwünſchter Müßiggang zur höchſten Qual gereichte. Die Sache ward gleichwohl durchgeſetzt, und der Buchbinder, der jedes Blatt auf ſtarkes Papier aufzog, that ſein Beſtes, die hier und da durch unſre Jahrläſſigkeit zerriſſenen Ränder auszugleichen und herzuſtellen. Die ſämmtlichen Blätter wurden in einen Band zuſammengefaßt und waren für dieß Mal gerettet.

Damit es uns Kindern aber ja nicht an dem Allerlei des Lebens und Lernens fehlen möchte, ſo mußte ſich gerade um dieſe Zeit ein Engliſcher Sprachmeiſter melden, welcher ſich anheiſchig machte, innerhalb vier Wochen einen Jeden, der nicht ganz tod in Sprachen ſei, die Engliſche zu lehren, und ihn ſo weit zu bringen, daß er ſich mit einigem Fleiß weiter helfen könne. Er nahm ein mäßiges Honorar; die Anzahl der Schüler in einer Stunde war ihm gleichgültig. Mein Vater entſchloß ſich auf der Stelle, den Verſuch zu machen, und nahm mit mir und meiner Schweſter bei dem ernannten Meiſter Lection. Die Stunden wurden treulich gehalten, am Repetiren fehlte es auch nicht; man ließ die vier Wochen aber eher einige andere Uebungen liegen; der Lehrer ſchied von uns mit Zufriedenheit. Da er ſich länger in der Stadt aufhielt und viele Kunden fand, ſo kam er von Zeit zu Zeit nachzuſehen und nachzuhelfen, dankbar, daß wir unter die Erſten gehörten, welche Zutrauen zu ihm gehabt, und fleißig, uns den Uebrigen als Muſter aufſtellen zu können.

Im Geleis von Dieſem hegte mein Vater eine neue Sorgfalt, daß auch das Engliſche häuslich in der Reihe der übrigen Sprachbeſchäftigungen bliebe. Nun bekenne ich, daß es mir immer läſtiger wurde, bald aus dieſer bald aus jener Grammatik oder Beiſpielſammlung, bald aus dieſem oder jenem Autor den Anlaß zu meinen Arbeiten zu nehmen, und ſo meinen Antheil an den Gegenſtänden zugleich mit den Stunden zu verzetteln. Ich kam daher auf den Gedanken, Alles mit einem Male abzuthun, und erfand einen Roman von ſechs bis ſieben Geſchwiſtern, die von einander entfernt und in der Welt zerſtreut, ſich wechſelſeitig Nachricht von ihren Zuſtänden und Empfindungen mittheilen. Der älteſte Bruder gibt in gutem Deutſch Bericht von ſeinen Gegenſtänden und Ereigniſſen ſeiner Reiſe. Die Schweſter, in

einem frauenzimmerlichen Styl, mit lauter Puncten und in kurzen Sätzen, ungefähr wie nachher Siegwart geschrieben wurde, erwiedert bald ihm, bald den andern Geschwistern, was sie theils von häuslichen Verhältnissen, theils von Herzensangelegenheiten zu erzählen hat. Ein Bruder studirt Theologie, und schreibt ein sehr förmliches Latein, dem er manchmal ein Griechisches Postscript hinzufügt. Einem Folgenden, in Hamburg als Handlungsdiener angestellt, ward natürlich die Englische Correspondenz zu Theil, sowie einem Jüngern, der sich zu Matrone aufwirft, die Französische. Zum Italienischen fand sich ein Mussieu auf seinem ersten Ausflug in die Welt, und der Jüngste, eine Art von naseweisem Nestquackelchen, hatte, da ihm die übrigen Sprachen abgeschnitten waren, sich aufs Juden-Deutsch gelegt, und brachte durch seine schrecklichen Chiffern die Uebrigen in Verzweiflung, und die Eltern über den guten Einfall zum Lachen.

Für diese wunderliche Form suchte ich mir einigen Gehalt, indem ich die Geographie der Gegenden, wo meine Geliebte sich aufhielten, studirte, und zu jenen trocknen Localitäten allerlei Menschlichkeiten hinzu erfand, die mit dem Character der Personen und ihrer Beschäftigung einige Verwandtschaft hatten. Auf diese Weise wurden meine Exercitien-Bücher viel voluminöser; der Vater war zufriedener, und ich ward eher gewahr, was mir an eigenem Vorrath und an Fertigkeiten abging.

Wie nun dergleichen Dinge, wenn sie einmal im Gange sind, kein Ende und keine Grenzen haben, so ging es auch hier: denn indem ich mir das barocke Juden-Deutsch zuzueignen und es eben so gut zu schreiben suchte, als ich es lesen konnte, fand ich bald, daß mir die Kenntniß des Hebräischen fehlte, wovon sich das moderne, verderbene und verzerrte allein ableiten und mit einiger Sicherheit behandeln ließ. Ich eröffnete daher meinem Vater die Nothwendigkeit, Hebräisch zu lernen, und bemerkte sehr lebhaft seine Einwilligung; denn ich hatte noch einen höhern Zweck. Ueberall hörte ich sagen, daß zum Verständniß des Alten Testaments, sowie des Neuen, die Grundsprachen nöthig wären. Das letzte las ich ganz bequem, weil die sogenannten Evangelien und Episteln, damit es ja auch Sonntags nicht an Uebung fehle, nach der Kirche recitirt, übersetzt und einigermaßen erklärt werden mußten. Eben so dachte ich es nun auch mit dem Alten Testamente zu halten, das mir wegen seiner Eigenthümlichkeit ganz besonders von jeher zugesagt hatte.

Mein Vater, der nicht gern Etwas halb that, beschloß, den Rector unsers Gymnasiums, Doctor Albrecht, um Privat-Stunden zu ersuchen, die er mir wöchentlich so lange geben sollte, bis ich von einer so einfachen Sprache das Nöthigste gelernt hätte: denn er dachte, sie werde, wo nicht so schnell, doch wenigstens in doppelter Zeit als die Englische, sich abthun lassen.

Der Rector Albrecht war eine der originalsten Figuren von der Welt; klein, nicht dick, aber breit, unförmlich, ohne verwachsen zu sein, kurz ein Ackermann mit Oberrock und Perrücke. Sein übersechzigjähriges Gesicht war durchaus zu einem sarcastischen Lächeln verzogen, wobei seine Augen immer groß blieben, und, obgleich roth, doch immer leuchtend und geistreich waren. Er wohnte in dem alten Kloster zu den Barfüßern, dem Sitz des Gymnasiums. Ich hatte schon als Kind, meine Eltern begleitend, ihn manchmal besucht, und die langen dunkeln Gänge, die in Visiten-Zimmer verwandelten Capellen, das unterbrochene, treppenund winkelhafte Local mit schauerigem Behagen durchschritten. Ehe mir unbequem zu sein, examinirte er mich, so oft er mich sah, und lobte und ermunterte mich. Eines Tages, bei der Translocation nach öffentlichem Examen, sah er mich als einen aufmerksamen Zuhörer, während er die siebenzu praemia virtutis et diligentiae*) austheilte, nicht weit von seinem Katheder stehen. Ich mochte gar schalkisch nach dem Pentschen blicken, aus welchem er die Schaumünzen hervorzog: er winkte mir, trat eine Stufe herunter, und reichte mir einen solchen Silberling. Meine Freude war groß, obgleich Andere diese einem Nicht-Schulknaben gewährte Gabe außer aller Ordnung fanden. Allein daran war dem guten Alten wenig gelegen, der überhaupt den Sonderling, und zwar in einer auffallenden Weise spielte. Er hatte als Schulmann einen sehr guten Ruf und verstand sein Handwerk, ob ihm gleich das Alter solches auszuüben nicht mehr ganz gestattete. Aber beinahe noch mehr als durch eigene Gebrechlichkeit fühlte er sich durch erlebte Umstände gehindert; und wie ich schon früher wußte, war er weder mit dem Consistorium, noch den Scholarchen, noch den Geistlichen, noch auch den Lehrern zufrieden. Seinem Naturell, das sich zum Aufgreifen auf Fehler und Mängel und zur Satyre hinneigte, ließ er sowohl in Programmen als in öffentlichen Reden freien Lauf, und wie Lucian fast der einzige Schriftsteller war, den er las und schätzte, so würzte er Alles, was er sagte und schrieb, mit beißenden Ingredienzien.

Glücklicher Weise für Diejenigen, mit welchen er unzufrieden war, ging er niemals bitter zu

*) Prämien der Sittlichkeit und des Fleißes.

Werke, ſondern ſchraubte nur mit Deutungen, Umgießungen, claſſiſchen Stellen und bibliſchen Sprüchen auf die Mängel hin, die er zu rügen gedachte. Dabei war ſein mündlicher Vortrag (er lag ſeine Acten jederzeit ab) unangenehm, unverſtändlich, und über alles Dieſes manchmal durch einen Huſten, öfters aber durch ein heftiges, durchſchütterndes Lachen unterbrochen, womit er die beißenden Stellen anzukündigen und zu begleiten pflegte. Dieſem ſeltſamen Mann fand ich mild und willig, als ich anfing, meine Stunden bei ihm zu nehmen. Ich ging nun täglich Abends um 6 Uhr zu ihm, und fühlte immer ein heimliches Behagen, wenn ſich die Klingelthüre hinter mir ſchloß, und ich nun den langen hölzern Corridor durchzuwandeln hatte. Wir ſaßen in ſeiner Bibliothek an einem mit Wachstuch bekleideten Tiſche; ein ſehr durchleſener Lucian kam nie von ſeiner Seite.

Ungeachtet alles Wohlwollens gelangte ich doch nicht ohne Einhalt zur Sache; denn mein Lehrer konnte gewiſſe ſpöttiſche Bemerkungen, und was es denn mit dem Hebräiſchen eigentlich ſolle, nicht unterdrücken. Ich verſchwieg ihm die Abſicht auf das Juden-Deutſch, und ſprach von beſſerem Verſtändniß des Grund-Textes. Darauf lächelte er und meinte, ich ſolle ſchon zufrieden ſein, wenn ich nur leſen lernte. Dieß verdroß mich im Stillen, und ich nahm alle meine Aufmerkſamkeit zuſammen, als es an die Buchſtaben kam. Ich fand ein Alphabet, das ungefähr dem Griechiſchen zur Seite ging, deſſen Geſtalten faßlich, deſſen Benennungen mir zum größten Theil nicht fremd waren. Ich hatte dieß Alles ſehr bald begriffen und behalten, und dachte, es ſollte nun an's Leſen gehen. Daß Dieſes von der rechten zur linken Seite geſchehe, war mir wohl bewußt. Nun aber trat auf einmal ein neues Heer von kleinen Buchſtaben und Zeichen hervor, von Punkten und Strichelchen aller Art, welche eigentlich die Vocale verſtecken ſollten, worüber ich mich um ſo mehr verwunderte, als ſich in dem größern Alphabete offenbar Vocale befanden, und die übrigen nur unter fremden Benennungen verborgen zu ſein ſchienen. Auch ward geſagt, daß die Jüdiſche Nation, ſo lange ſie gelebt, wirklich ſich mit jenen erſten Zeichen begnügt, und keine andere Art zu ſchreiben und zu leſen gekannt habe. Ich wäre nun gar zu gern auf dieſem alterthümlichen, mir ſchien bequemern Wege gegangen; allein mein Alter erklärte etwas ſtreng: man müſſe nach der Grammatik verfahren, wie ſie einmal beliebt und verfaßt worden. Das Leſen ohne dieſe Punkte und Striche ſei eine ſehr ſchwere Aufgabe, und könne nur von Gelehrten und den Gebildeten geleiſtet werden. Ich mußte mich alſo bequemen, auch dieſe kleinen Merkzeichen kennen zu lernen; aber die Sache ward mir immer verwirrter. Nun ſollten einige der erſtern größern Unzeichen an ihrer Stelle gar Nichts gelten, damit ihre kleinen Nachgebornen doch ja nicht umſonſt daſtehen möchten. Dann ſetzten ſie einmal wieder einen leiſen Hauch, dann einen mehr oder weniger harten Laut andeuten, bald gar nur als Stütze und Unterlage dienen. Zuletzt aber, wenn man ſich Alles wohl gemerkt zu haben glaubte, wurden einige der großen ſowohl als der kleinen Perſonagen in den Ruheſtand verſetzt, ſo daß das Auge immer ſehr viel und die Zunge ſehr wenig zu thun hatte.

Indem ich nun Dasjenige, was mir dem Inhalt nach ſchon bekannt war, in einem fremden landesüblichen Idiom feſtgehalten ſollte, wobei mir denn ein gewiſſes Raiſiren und Murren als ein Unerreichbares nicht wenig empfohlen wurde, ſo kam ich gewiſſer Maßen von der Sache ganz ab, und beſchäftigte mich auf eine kindiſche Weiſe an den ſeltſamen Namen dieſer gehäuften Zeichen. Da waren Kaiſer, Könige und Herzoge, die, als Accente hie und da dominirend, mich nicht wenig unterhielten. Aber auch dieſe ſchalen Späße verloren bald ihren Reiz. Doch wurde ich dadurch ſchadlos gehalten, daß mir bei'm Leſen, Ueberſetzen, Wiederholen, Auswendiglernen der Inhalt des Buchs um ſo lebhafter entgegentrat, und dieſer war es eigentlich, über welchen ich von meinem alten Herrn Aufklärung verlangte. Denn ihm vorher waren mir die Widerſprüche der Ueberlieferung mit dem Wirklichen und Möglichen ſehr anſtößig geweſen, und ich hatte meine Handlehrer durch die Scene, die zu Gibeon, und den Mond, der im Thal Ajalon ſtillſtand, in manche Noth verſetzt; gewiſſer anderer Unwahrſcheinlichkeiten und Ungereimtheiten nicht zu gedenken. Mein Vergnügen ward nun aufgeregt, indem ich mich, um von dem Hebräiſchen Meiſter zu werden, mit dem Alten Teſtament ausſchließlich beſchäftigte, und ſolches nicht mehr in Luther's Ueberſetzung, ſondern in der wörtlichen beigedruckten Verſion des Sebaſtian Schmidt, den mir mein Vater ſogleich angeſchafft hatte, durchblätterte. Hier lagen meine Stunden leider an, was die Sprachübungen betrifft, inhaltsvoll zu werden. Leſen, Expoſiren, Grammatik, Aufſchreiben und Herſagen von Worten bauerte ſeiten eine völlige halbe Stunde; denn ich fing ſogleich an, auf den Sinn der Sache loszugehen, und ob wir gleich noch in dem erſten Buche Moſis begriffen waren, mancherlei Dinge zur Sprache zu bringen, welche mir aus den ſpätern Büchern

im Sinne lagen. Anfangs ſuchte der gute Alte mich von ſolchen Abſchweifungen zurückzuführen; zuletzt aber ſchien es ihn ſelbſt zu unterhalten. Er kam nach ſeiner Art nicht aus dem Huſten und Lachen, und wiewohl er ſich ſehr hütete, mir eine Auskunft zu geben, die ihm hätte compromittiren können, ſo ließ meine Zudringlichkeit doch nicht nach; ja da mir mehr daran gelegen war, meine Zweifel vorzubringen, als die Auflöſung derſelben zu erfahren, ſo wurde ich immer lebhafter und kühner, wozu er mich durch ſein Betragen zu rechtfertigen ſchien. Uebrigens konnte ich Nichts aus ihm bringen, als daß er ein über das andere Mal mit ſeinem bauchſchütternden Lachen ausrief: „Er närriſcher Kerl! Er närriſcher Junge!“

Indeſſen mochte ihm meine, die Bibel nach allen Seiten durchkreuzende, kindiſche Lebhaftigkeit doch ziemlich erusthaft und einiger Nachhülfe werth geſchienen haben. Er verwies mich daher nach einiger Zeit auf das große Engliſche Bibelwerk, welches in ſeiner Bibliothek bereit ſtand, und in welchem die Auslegung ſchwerer und bedenklicher Stellen auf eine verſtändige und kluge Weiſe unternommen war. Die Ueberſetzung hatte durch die großen Bemühungen Deutſcher Gottesgelehrten Vorzüge vor dem Original erhalten. Die verſchiedenen Meinungen waren angeführt, und zuletzt eine Art von Vermittelung verſucht, wobei die Würde des Buchs, der Grund der Religion und der Menſchenverſtand einiger Maßen neben einander beſtehen konnten. So oft ich nun gegen Ende der Stunde mit herzgebrachten Fragen und Zweifeln auftrat, ſo oft deutete er auf das Repoſitorium. Ich holte mir den Band, er ließ mich leſen, blätterte in ſeinem Lucian, und wenn ich über das Buch meine Anmerkung machte, war ſein gewöhnliches Lachen Alles, wodurch er meinen Scharfſinn erwiederte. In den langen Sommertagen ließ er mich ſitzen, ſo lange ich leſen konnte, manchmal allein; nur dauerte es eine Weile, bis er mir erlaubte, einen Band nach dem andern mit nach Hauſe zu nehmen.

Der Menſch mag ſich wenden, wohin er will, er mag unternehmen, was es auch ſei, ſtets wird er auf jenen Weg wieder zurückkehren, den ihm die Natur einmal vorgezeichnet hat. So erging es auch mir im gegenwärtigen Falle. Die Bemühungen um die Sprache, um den Inhalt der heiligen Schriften ſelbſt, endigten zuletzt damit, daß von jenem ſchönen und vielgeprieſenen Lande, ſeiner Umgebung und Nachbarſchaft, ſowie von den Völkern und Ereigniſſen, welche jenen Fleck der Erde durch Jahrtauſende bedeutend verherrlichten, eine lebhaftere Vorſtellung in meiner Einbildungskraft hervorging.

Dieſer kleine Raum ſollte den Urſprung und das Wachsthum des Menſchengeſchlechts ſehen; von dorther ſollten die erſten und einfachſten Nachrichten der Urgeſchichte zu uns gelangen, und ein ſolches Local ſollte zugleich ſo einfach und faßlich, als mannigfaltig und zu den mannigfaltigſten Wanderungen und Anſiedlungen geeignet, vor unſerer Einbildungskraft liegen. Hier zwiſchen vier benannten Flüſſen war aus der ganzen zu bewohnenden Erde ein kleiner, höchſt anmuthiger Raum dem jugendlichen Menſchen ausgeſondert; hier ſollte er ſeine erſten Fähigkeiten entwickeln, und hier ſollte ihn zugleich das Loos treffen, das ſeiner ganzen Nachkommenſchaft beſchieden war, ſeine Ruhe zu verlieren, indem er nach Erkenntniß ſtrebte. Das Paradies war verſcherzt; die Menſchen mehrten und verſchlimmerten ſich; die an die Unarten dieſes Geſchlechts noch nicht gewohnten Elohim wurden ungeduldig und vernichteten es von Grund aus. Nur Wenige wurden aus der allgemeinen Ueberſchwemmung gerettet; und kaum hatte ſich dieſe grimmige Fluth verlaufen, als der bekannte vaterländiſche Boden ſchon wieder vor den Blicken der dankbaren Geretteten lag.

Zwei Flüſſe von vieren, Euphrat und Tigris, fließen noch in ihren Betten. Der Name des erſten blieb, den andern ſchien ſein Lauf zu bezeichnen. Genauere Spuren des Paradieſes wären nach einer ſo großen Umwälzung nicht zu fordern geweſen. Das erneute Menſchengeſchlecht ging von hier zum zweiten Mal aus; es fand Gelegenheit, ſich auf alle Arten zu nähren und zu beſchäftigen, am Meiſten aber große Herden zahmer Geſchöpfe um ſich zu verſammeln und mit ihnen nach allen Seiten hinzuziehen.

Dieſe Lebensweiſe, ſowie die Vermehrung der Stämme, nöthigte die Völker bald, ſich von einander zu entfernen. Sie konnten ſich ſogleich nicht entſchließen, ihre Verwandten und Freunde für immer fahren zu laſſen; ſie kamen auf den Gedanken, einen hohen Thurm zu bauen, der ihnen aus weiter Ferne den Weg wieder zurückweiſen ſollte. Aber dieſer Verſuch mißlang wie jenes erſte Beſtreben. Sie ſollten nicht zugleich glücklich und klug, zahlreich und einig ſein. Die Elohim verwirrten ſie, der Bau unterblieb, die Menſchen zerſtreuten ſich; die Welt war bevölkert, aber entzweit.

Unſer Blick, unſer Antheil bleibt aber noch immer an dieſe Gegenden geheftet. Endlich geht abermals ein Stammvater von hier aus, der ſo glücklich iſt, ſeinen Nachkommen einen entſchiedenen Charakter aufzuprägen und ſie dadurch für ewige Zeiten zu einer großen, und

bei allem Glücks- und Unglückwechsel zusammenhaltenden Nation zu verewigen.

Vom Euphrat aus, nicht ohne göttlichen Fingerzeig, wandert Abraham gegen Westen. Die Wüste setzt seinem Zug kein entschiedenes Hinderniß entgegen; er gelangt an den Jordan, zieht über den Fluß und verbreitet sich in den schönen mittägigen Gegenden von Palästina. Dieses Land war schon früher in Besitz genommen und ziemlich bewohnt. Berge, nicht allzu hoch, aber steinig und unfruchtbar, waren von vielen bewässerten, dem Anbau günstigen Thälern durchschnitten. Städte, Flecken, einzelne Ansiedlungen lagen zerstreut auf der Fläche, auf Abhängen des breiten Thals, dessen Wasser sich im Jordan sammeln. So bewohnt, so bebaut war das Land, aber die Welt noch groß genug, und die Menschen nicht auf den Grad sorgfältig, bedürftig und thätig, um sich gleich aller ihrer Umgebungen zu bemächtigen. Zwischen jenen Besitzungen erstreckten sich große Räume, in welchen weidende Züge sich bequem hin und her bewegen konnten. In solchen Räumen hält sich Abraham auf, sein Bruder Loth ist bei ihm; aber sie können nicht lange an solchen Orten verbleiben. Eben jene Verfassung des Landes, dessen Bevölkerung bald zu stark abnimmt, und dessen Ernährnisse sich niemals mit dem Bedürfniß im Gleichgewicht erhalten, bringt unvermeidlich eine Hungersnoth hervor, und der Eingewanderte leidet mit dem Einheimischen, dem er durch seine zufällige Gegenwart die eigne Nahrung verkümmert hat. Die beiden Ehepaarchen wenden ziehen nach Aegypten, und so ist uns der Schauplatz vorgezeichnet, auf dem einige tausend Jahre die bedeutendsten Begebenheiten der Welt vorgehen sollten. Vom Tigris zum Euphrat, vom Euphrat zum Nil sehen wir die Erde bevölkert, und in diesem Raume einen bekannten, den Hirten geliebten, und schon weit gewordnen Mann mit Heerden und Hütern hin und wieder ziehen und sie in kurzer Zeit auf's Reichlichste vermehren. Die Brüder kommen zurück, allein gewitzigt durch die ausgestandne Noth, fassen sie den Entschluß, sich von einander zu trennen. Beide verweilen zwar im mittägigen Canaan; aber indem Abraham zu Hebron gegen dem Hain Mamre bleibt, zieht sich Loth nach dem Thale Siddim, das, wenn unsere Einbildungskraft kühn genug ist, dem Jordan einen unterirdischen Ausfluß zu geben, um an der Stelle des gegenwärtigen Nyrhal-See's einen trocknen Boden zu gewinnen, und als ein zweites Paradies erscheinen kann und muß, um so mehr, weil die Bewohner und Umwohner desselben, als Wüstlinge und Frevler berüchtigt, und dadurch auf ein bezweck und üppiges Leben schließen lassen. Loth wohnt unter ihnen, jedoch abgesondert.

Aber Hebron und der Hain Mamre erscheinen uns als die wichtige Stätte, wo der Herr mit Abraham spricht und ihm alles Land verheißt, so weit sein Blick nur in vier Weltgegenden reichen mag. Aus diesen stillen Bezirken, von diesen Hüterwölkern, die mit den Himmlischen umgehen dürfen, sie als Gäste bewirthen und manche Zwiesprache mit ihnen halten, werden wir genöthigt, den Blick abermals gegen Osten zu wenden, und an die Verfassung der Nebenwelt zu denken, die im Ganzen wohl der einzelnen Verfassung von Canaan gleichen mochte.

Familien halten zusammen; sie vereinigen sich, und die Lebensart der Stämme wird durch das Local bestimmt, das sie sich angeeignet haben oder zueignen. Bei den Gebirgen, die ihre Wasser nach dem Tigris hinunterwenden, finden wir kriegerische Völker, die schon sehr früh auf jene Welteroberer und Weltbeherrscher hindeuten, und in einem für jene Zeiten ungeheuern Zeitzug uns ein Vorspiel künftiger Großthaten geben. Kedor Laomer, König von Elam, wirkt schon mächtig auf Verbündete. Er herrscht lange Zeit; denn schon zwölf Jahre vor Abraham's Ankunft in Canaan hatte er bis an den Jordan die Völker zinsbar gemacht. Sie waren endlich abgefallen, und die Verbündeten rüsteten sich zum Kriege. Wir finden sie unvermuthet auf einem Wege, auf dem wahrscheinlich auch Abraham nach Canaan gelangte. Die Völker an der linken und untern Seite des Jordan's wurden bezwungen. Kedor Laomer richtet seinen Zug südwärts nach den Völkern der Wüste; sodann, sich nordwärts wendend, schlägt er die Amalekiter, und als er auch die Amoriter überwunden, gelangt er nach Canaan, überfällt die Könige des Thals Siddim, schlägt und zerstreut sie, und zieht mit großer Beute den Jordan aufwärts, um seinen Siegeszug bis gegen den Libanon auszudehnen.

Unter den Gefangenen, Beraubten, mit ihrer Habe Fortgeschleppten befindet sich auch Loth, der das Schicksal des Landes theilt, wenn er als Gast sich befindet. Abraham vernimmt es, und hier sehen wir ihn zuerst den Erzvater als Krieger und Helden. Er sammelt seine Knechte zusammen, theilt sie in Haufen, fällt auf den beschwerlichen Rückzug, verwirrt die Siegshaften, die im Rücken keinen Feind mehr vermuthen konnten, und bringt seinen Bruder und dessen Habe nebst Manchem von der Habe der überwundenen Könige zurück. Durch diesen kurzen Kriegszug nimmt Abraham gleichsam von dem Lande Besitz. Den Einwohnern

erſcheint er als Beſchützer, als Retter, und durch ſeine Unzugänglichkeit als König. Dankbar empfangen ihn die Könige des Thals, ſegnend Melchiſedek, der König und Prieſter.

Nun werden die Weiſſagungen einer unendlichen Nachkommenſchaft erneut, ja ſie gehen immer mehr in's Weite. Vom Waſſer des Euphrat's bis zum Fluß Aegypten's werden ihm die ſämmtlichen Landſtrecken verſprochen; aber noch ſteht es mit ſeinen unmittelbaren Leibeserben mißlich aus. Er iſt achtzig Jahr alt und hat keinen Sohn. Sara, weniger den Göttern vertrauend als er, wird ungeduldig; ſie will nach Orientaliſcher Sitte durch ihre Magd einen Nachkommen haben. Aber kaum iſt Hagar dem Hausherrn vertraut, kaum iſt Hoffnung zu einem Sohne, ſo zeigt ſich der Zwieſpalt im Hauſe. Die Frau begegnet ihrer eignen Beſchützten übel genug, und Hagar flieht, um bei andern Horden einen beſſern Zuſtand zu finden. Nicht ohne höhern Wink kehrt ſie zurück, und Ismael wird geboren.

Abraham iſt nun neun und neunzig Jahr alt, und die Verheißungen einer zahlreichen Nachkommenſchaft werden noch immer wiederholt, ſo daß am Ende beide Gatten ſie lächerlich finden. Und doch wird Sara zuletzt guter Hoffnung und bringt einen Sohn, dem der Name Iſaak zu Theil wird.

Auf geſetzmäßiger Fortpflanzung des Menſchengeſchlechts ruht großentheils die Geſchichte. Die bedeutendſten Weltbegebenheiten iſt man bis in die Geheimniſſe der Familien zu verfolgen genöthigt; und ſo geben uns auch die Ehen der Erzväter zu eignen Betrachtungen Anlaß. Es iſt, als ob die Gottheiten, welche das Schickſal der Menſchen zu leiten beliebten, die ehelichen Ereigniſſe jeder Art hier gleichſam im Vorbilde hätten darſtellen wollen. Abraham, ſo lange Jahre mit einer ſchönen, von Vielen umworbenen Frau in kinderloſer Ehe, findet ſich in ſeinem Hundertſten als Gatte zweier Frauen, als Vater zweier Söhne, und in dieſem Augenblick iſt ſein Hausfriede geſtört. Zwei Frauen neben einander, ſowie zwei Söhne von zwei Müttern gegen einander über, vertragen ſich unmöglich. Derjenige Theil, der durch Geſetze, Herkommen und Meinung weniger begünſtigt iſt, muß weichen. Abraham muß die Neigung zu Hagar, zu Ismael aufopfern; beide werden entlaſſen und Hagar gemeiniglich, den Weg, den ſie auf einer freiwilligen Flucht eingeſchlagen, nunmehr wider Willen anzutreten, Anfangs, wie es ſcheint, zu des Knaben und ihrem Untergang; aber der Engel des Herrn, der ſie früher zurückgewieſen, rettet ſie auch dieß Mal damit Ismael auch zu einem großen Volk werde, und die unwahrſcheinlichſte aller Verheißungen ſelbſt über ihre Grenzen hinaus in Erfüllung gehe.

Zwei Eltern in Jahren und ein einziger ſpätgeborner Sohn: hier ſollte man doch endlich eine häusliche Ruhe, ein irdiſches Glück erwarten! Keineswegs. Die Himmliſchen bereiten dem Erzvater noch die ſchwerſte Prüfung. Doch von dieſer können wir nicht reden, ohne vorher noch mancherlei Betrachtungen anzuſtellen.

Sollte eine natürliche allgemeine Religion entſpringen, und ſich eine beſondere poſitive daraus entwickeln, ſo waren die Länder, in denen bisher unſere Einbildungskraft verweilt, die Lebensweiſe, die Menſchenart wohl am Geſchickteſten dazu; wenigſtens finden wir nicht, daß in der ganzen Welt ſich etwas ähnlich Günſtiges und Heiteres hervorgethan hätte. Schon zur natürlichen Religion, wenn wir annehmen, daß ſie früher in dem menſchlichen Gemüthe entſprungen, gehört viel Zartheit der Geſinnung; denn ſie ruht auf der Ueberzeugung einer allgemeinen Beziehung, welche die Weltordnung im Ganzen leite. Eine beſondere Religion, eine von den Göttern dieſem oder jenem Volk geoffenbarte, flößt den Glauben an eine beſondere Beziehung mit ſich, die das göttliche Weſen gewiſſen begünſtigten Menſchen, Familien, Stämmen und Völkern zuſagt. Dieſe ſcheint ſich ſchwer aus dem Innern des Menſchen zu entwickeln. Sie verlangt Ueberlieferung, Herkommen, Bürgſchaft aus uralter Zeit.

Schon iſt es daher, daß die Iſraelitiſche Ueberlieferung gleich die erſten Männer, welche dieſer beſondern Beziehung vertrauen, als Glaubensheiden darſtellt, welche von jenem hohen Weſen, dem ſie ſich abhängig erkennen, alle und jede Gebote eben ſo blindlings befolgen, als ſie, ohne zu zweifeln, die letzten Erfüllungen ſeiner Verheißungen abzuwarten, nicht ermüden.

Sowie eine beſondere, geoffenbarte Religion den Begriff zum Grunde legt, daß Einer mehr von den Göttern begünſtigt ſein könne, als der Andre, ſo entſpringt ſie auch vorzüglich aus der Abſonderung der Zuſtände. Nahe verwandt ſcheinen ſich die erſten Menſchen, aber ihre Beſchäftigungen trennten ſie bald. Der Jäger war der freieſte von allen; aus ihm entwickelte ſich der Krieger und der Herrſcher. Der Theil, der den Acker baute, ſich der Erde verſchrieb, Wohnungen und Scheuern aufbaute, um das Erworbene zu erhalten, konnte ſich ſchon Etwas dünken, weil ſein Zuſtand Dauer und Sicherheit verſprach. Dem Hirten an ſeiner Stelle ſchien der ungemeſſene Zuſtand ſowie ein grenzenloſer Beſitz zu Theil

geworden. Die Vermehrung der Herden ging in's Unendliche, und der Raum, der sie ernähren sollte, erweiterte sich nach allen Seiten. Diese drei Stände schienen sich gleich Anfangs mit Verdruß und Verachtung angesehen zu haben; und wie der Hirte dem Städter ein Gräuel war, so sonderte er auch sich wieder von diesem ab. Die Jäger verloren sich aus unsern Augen in die Gebirge, und kommen nur als Eroberer wieder zum Vorschein.

Zum Hirtenstande gehörten die Erzväter. Ihre Lebensweise auf dem Meere der Wüsten und Weiden gab ihnen Geräumigkeit und Freiheit, das Gewölbe des Himmels, unter dem sie wohnten, mit allen seinen nächtlichen Sternen, ihren Gemüthern Erhabenheit, und sie bedurften mehr als der thätige, gewandte Jäger, mehr als der hehre, sorgfältige, haushaltende Ackermann, des unerschütterlichen Glaubens, daß ein Gott ihnen zur Seite stehe, daß er sie besuche, an ihrem Antheil nehme, sie führe und rette.

Zu noch einer andern Betrachtung werden wir genöthigt, indem wir zur Geschichtsfolge übergehen. So menschlich, schön und heiter auch die Religion der Erzväter erscheint, so gehen doch Jäger von Wildheit und Grausamkeit hindurch, aus welcher der Mensch herausgekommen oder wozu er wieder verhalten kann.

Daß der Haß sich durch das Blut, durch den Tod des überwundenen Feindes versöhne, ist natürlich; daß man auf dem Schlachtfelde zwischen den Reihen der Gefallenen einen Frieden schließ, läßt sich wohl denken; daß man eben so durch geschlachtete Thiere ein Bündniß zu befestigen glaubte, sieht aus dem Herbergsrechte: auch daß man die Götter, die man doch immer als Partei, als Widersacher oder als Beistand ansah, durch Gebräuche versöhnen, sie versöhnen, sie gewinnen konnte: aber diese Vorstellung hat man sich gleichfalls nicht zu verwundern. Werden wir aber bei den Opfern stehen, und betrachten die Art, wie sie in jener Urzeit durchgeführt wurden, so haben wir einen seltsamen, tief und ganz widerlichen Gebrauch, der wahrscheinlich auch aus dem Kriege herübergekommen, diesen nämlich: die geopferten Thiere jeder Art, und wenn ihrer auch so viel geweihet wurden, mußten in zwei Hälften zerhauen, an zwei Seiten gelegt werden, und in der Straße dazwischen befanden sich Diejenigen, die mit der Gottheit einen Bund schließen wollten.

Wunderbar und abenteuerlich erbt durch jene schöne Welt noch ein anderes schreckliches Zugthier, das Aas, was gewiehrt, was verletzt und getödtet werden mußte; wahrscheinlich auch ein auf den Zweck übertragener Kriegsgebrauch. Den Bewohnern einer Stadt, die sich gewaltsam wehrt, wird mit einem solchen Gelübde gedroht; sie geht aber, durch Sturm oder sonst, man läßt Nichts am Leben, Männer keineswegs, und manchmal theilen auch Frauen, Kinder, so das Vieh ein gleiches Schicksal. Uebereilter und abergläubischer Weise werden, bestimmter oder unbestimmter, dergleichen Opfer den Göttern versprochen; und so kommen Dinge, welche man schonen möchte, ja sogar die Nächsten, die eigenen Kinder, in den Fall, als Schlachtopfer eines solchen Gelübdes zu bluten.

In dem sanften, wahrhaft menschlichen Charakter Abraham's konnte eine so barbarische Anbetungsweise nicht entstehen; aber die Götter, welche manchmal, um uns zu versuchen, jene Eigenschaften hervorzulocken scheinen, die der Mensch ihnen zuzubilden genöthigt ist, der liehen ihm das Ungeheure. Er soll seinen Sohn opfern, als Pfand des neuen Bundes, und wenn es nach dem Hergebrachten geht, ihn nicht etwa nur schlachten und verbrennen, sondern ihn in zwei Stücke theilen, und zwischen seinen rauchenden Eingeweiden sich von den göttlichen Gesetzen eine neue Verheißung erwarten. Ohne Zaudern und blindlings schickt Abraham sich an, den Befehl zu vollziehen; den Göttern ist der Wille hinreichend. Nun sind Abraham's Prüfungen vorüber; denn weiter konnten sie nicht gesteigert werden. Aber Sara stirbt, und Dieß gibt Gelegenheit, daß Abraham von dem Lande Canaan verhältniß Besitz nimmt. Er bedarf eines Grabes, und dieß ist das erste Mal, daß er sich nach einem Eigenthum auf dieser Erde umsieht. Eine zweifache Höhle gegen den Hain Mamre mag er sich schon früher ausgesucht haben. Diese kauft er mit dem daran stoßenden Acker, und die Form Rechtens, die er dabei beobachtet, zeigt, wie wichtig ihm dieser Besitz ist. Er war es auch, mehr als er sich vielleicht selbst denken konnte; denn er, seine Söhne und Enkel sollten daselbst ruhen, und der nächste Anspruch auf das ganze Land, sowie die immerwährende Neigung seiner Nachkommenschaft, sich hier zu versammeln, dadurch am Eigentlichsten begründet werden.

Von nun an ordnen die mannigfaltigen Familien-Scenen abwechselnd vor sich. Noch immer hält sich Abraham streng abgesondert von den Einwohnern, und wenn Ismael, der Sohn einer Aegyptierin, auch eine Tochter dieses Landes geheirathet hat, so soll nun Isaak sich mit einer Blutsfreundin, einer Ebenbürtigen vermählen.

Abraham sendet seinen Knecht nach Mesopotamien zu den Verwandten, die er dort zurückgelassen. Der kluge Eliezer kommt an, erkundet sie, und um die rechte Braut auch

Rugantino.

Du ſollſt ein Zeuge ſeyn, wie es geräth.

Basco.

Nur heute wird's unmöglich dein zu ſeyn.

Rugantino.

Was kann euch hindern, wenn ich euch gebiethe?

Basco.

Bedenke, Freund, wir ſind einander gleich.

Rugantino.

Verwegner! Rede ſchnell, was haſt du vor?

Basco.

Es iſt gewiß, der Fürſt von Rocca Bruna,
Der uns bisher geduldet, hat zuletzt
Von ſeinen Nachbarn ſich bereden laſſen.
Er fürchtet, daß es laut bey Hofe werde;
Er iſt vor wenig Tagen ſelbſt gekommen,
Und ſeine Gegenwart treibt uns gewiß
Aus dieſer Gegend weg, ich weiß es ſchon.

Hause zu bringen, prüft er die Dienstfertigkeit der Mädchen am Brunnen. Er verlangt zu trinken für sich, und ungebeten tränkt Rebecca auch seine Kameele. Er beschenkt sie, er freiet um sie, die ihm nicht versagt wird. So führt er sie in das Haus seines Herrn, und sie wird Isaak angetraut. Auch hier muß die Nachkommenschaft lange Zeit erwartet werden. Erst nach einigen Prüfungsjahren wird Rebecca gesegnet, und derselbe Zwiespalt, der in Abraham's Familienliebe von zwei Müttern entstand, entspringt hier von einer. Zwei Knaben von entgegengesetztem Sinne bolgen sich schon unter dem Herzen der Mutter. Sie treten an's Licht: der Aeltere lebhaft und mächtig, der Jüngere zart und klug; Jener wird des Vaters, Dieser der Mutter Liebling. Der Streit um den Vorrang, der schon bei der Geburt beginnt, setzt sich immer fort. Esau ist ruhig und gleichgiltig über die Erstgeburt, die ihm das Schicksal zugetheilt; Jacob vergißt nicht, daß ihn sein Bruder zurückgedrängt. Aufmerksam auf jede Gelegenheit, den erwünschten Vortheil zu gewinnen, handelt er seinem Bruder das Recht der Erstgeburt ab, und bevortheilt ihn um des Vaters Segen. Esau ergrimmt und schwört dem Bruder den Tod; Jacob entflieht, um in dem Lande seiner Vorfahren sein Glück zu versuchen.

Nun, zum ersten Mal in einer so edeln Familie, erscheint ein Glied, das kein Bedenken trägt, durch Klugheit und List die Vortheile zu erlangen, welche Natur und Zustände ihm versagten. Es ist oft genug bemerkt und ausgesprochen worden, daß die heiligen Schriften und jene Erzväter und andere von Gott begünstigte Männer keineswegs als Tugendbilder haben aufstellen wollen. Auch sie sind Menschen von den verschiedensten Charakteren, mit mancherlei Mängeln und Gebrechen; aber eine Haupteigenschaft darf solchen Männern nach dem Herzen Gottes nicht fehlen: es ist der unerschütterliche Glaube, daß Gott sich ihrer und der Ihrigen besonders annehme.

Die allgemeine, die natürliche Religion bedarf eigentlich keines Glaubens: denn die Ueberzeugung, daß ein großes, hervorbringendes, ordnendes und leitendes Wesen sich gleichsam hinter der Natur verberge, um sich uns faßlich zu machen, eine solche Ueberzeugung dringt sich einem Jeden auf; ja wenn er auch den Faden verlieren, der ihn durch's Leben führt, manchmal fahren ließe, so wird er ihn doch gleich und überall wieder aufnehmen können. Ganz anders verhält sich's mit der besondern Religion, die uns verkündigt, daß jenes große Wesen sich eines Einzelnen, einer Stammes, einer Volkes, einer Landschaft entschieden und vorzüglich annehme. Diese Religion ist auf den Glauben gegründet, der unerschütterlich sein muß, wenn er nicht sogleich von Grund aus zerstört werden soll. Jeder Zweifel gegen eine solche Religion ist ihr tödtlich. Zur Ueberzeugung kann man zurückkehren, aber nicht zum Glauben. Daher die unendlichen Prüfungen, das Zaudern der Erfüllung so wiederholter Verheißungen, wodurch die Glaubensfähigkeit jener Ahnherren in's hellste Licht gesetzt wird.

Auch in diesem Glauben tritt Jacob seinen Zug an; und wenn er durch List und Betrug unsere Neigung nicht erwerben hat, so erwirbt er sie durch die dauernde und unverbrüchliche Liebe zu Rahel, um die er selbst aus dem Stegreife wirbt, wie Eleasar für seinen Vater um Rebecca geworben hatte. In ihm sollte sich die Verheißung eines unermeßlichen Volkes zuerst vollkommen entfalten; er sollte viele Söhne um sich sehen, aber auch durch sie und ihre Mutter manches Herzeleid erleben.

Sieben Jahre dient er um die Geliebte, ohne Ungeduld und ohne Wanken. Sein Schwiegervater, ihm gleich an List, gesinnt wie er, um dieses Mittel zum Zweck für rechtmäßig zu halten, betrügt ihn, vergilt ihm, was er an seinem Bruder gethan. Jacob findet eine Gattinn, die er nicht liebt, in seinen Armen. Zwar, um ihn zu besänftigen, gibt Laban nach kurzer Zeit ihm die Geliebte dazu, aber unter der Bedingung sieben neuer Dienstjahre; und so entspringt aus Verdruß und Verdruß. Die nicht geliebte Gattinn ist fruchtbar, die geliebte bringt keine Kinder; diese will, wie Sara, durch eine Magd Mutter werden, jene mißgönnt ihr auch diesen Vortheil. Auch sie führt ihrem Gatten eine Magd zu, und nun ist der gute Erzvater der geplagteste Mann von der Welt: vier Frauen, Kinder von dreien, und keins von der geliebten! Endlich wird auch diese begnadet, und Joseph kommt zur Welt, ein Sprößling der leidenschaftlichsten Liebe. Jacob's vierzehn Dienstjahre sind um; aber Laban will in ihm den ersten treusten Knecht nicht entbehren. Sie schließen neue Bedingungen und theilen sich in die Herden. Laban behält die von weißer Farbe, als die der Mehrzahl; die schäckigen, gleichsam aus den Ausschuß, läßt sich Jacob gefallen. Dieser weiß aber auch hier seinen Vortheil zu wahren, und wie er durch ein schlechtes Gericht die Erstgeburt, und durch eine Vermummung den väterlichen Segen gewonnen, so versteht er nun durch Kunst und Sympathie den besten und größten Theil der Herde sich zuzueignen, und wird auch von dieser Seite der wahrhaft würdige Stammvater des Volks Israel und ein Muster-

hilft ihr ſeine Nachkommen. Laban und die Seinigen bemerken, wo nicht das Unglück, doch den Erfolg. Es gibt Verdruß; Jacob flieht mit allen den Seinigen, mit aller Habe, und entkommt dem nachjagenden Laban theils durch Glück, theils durch Gott. Nun ſoll ihm Rahel noch einen Sohn ſchenken; ſie ſtirbt aber in der Geburt: der Schmerzensſohn Benjamin überlebt ſie, aber noch größern Schmerz ſoll der Altvater bei dem ausbrechenden Verluſt ſeines Lieblings Joſeph empfinden.

Vielleicht möchte Jemand fragen, warum ich dieſe allgemein bekannten, ſo oft wiederholten und ausgelegten Geſchichten hier abermals umſtändlich vortrage. Dieſem dürfte zur Antwort dienen: daß ich auf keine andere Weiſe darzuſtellen wüßte, wie ich bei meinem zerſtreuten Leben, bei meinem zerſtückelten Lernen, dennoch meinem Geiſt, meine Gemüthe auf einen Punct zu einer ſtillen Wirkung verſammelte; weil ich auf keine andere Weiſe den Frieden zu ſchildern vermöchte, der mich umgab, wenn es auch draußen noch ſo wild und wunderlich hergieng. Wenn eine ſtets geſchäftige Einbildungskraft, wenn jenes Mädchen ein Zeugniß ablegen mag, wie bald da- bald dorthin ſchwebte, wenn das Gewirr von Fabel und Geſchichte, Mythologie und Religion mich zu verwirren drohte, ſo flüchtete ich gern nach jenen morgenländiſchen Gegenden; ich verſenkte mich in die erſten Bücher Moſis, und fand mich dort unter den ausgebreiteten Hirtenkämmen zugleich in der größten Einſamkeit und in der größten Geſellſchaft.

Dieſe Familien-Auftritte, ehe ſie ſich in eine Geſchichte des Iſraelitiſchen Volkes verlieren ſollten, laßen uns nun zum Schluß noch eine Geſtalt ſehen, an der ſich beſonders die Jugend mit Hoffnungen und Einbildungen gar artig ſchmeicheln kann, Joſeph, das Kind der leidenſchaftlichſten ehelichen Liebe. Anfangs erſcheint er uns gar klar, und gepriesen ſich ſelbſt die Vorzüge, die ihn über ſeine Familie erheben ſollten. Durch ſeine Geſchwiſter in's Unglück gerathen, bleibt er ſtandhaft und rechtlich in der Sclaverei, widerſteht den gefährlichſten Verſuchungen, rettet ſich durch Weisſagung, und wird zu hohen Ehren nach Verdienſt erhoben. Erſt zeigt er ſich einem großen Königreiche, ſodann den Seinigen hülfreich und mächtig. Er gleicht ſeinem Urvater Abraham an Ruhe und Großheit, ſeinem Großvater Iſaac an Stille und Ergebenheit. Den von ſeinem Vater ihm angeſonnenen Gewerbfluß übt er im Großen: es ſind nicht mehr Heerden, die man einem Schwiegervater, die man für ſich ſelbſt gewinnt; es ſind Völker mit allen ihren Neigungen, die man für einen König einzuhandeln verſteht. Höchſt anmuthig iſt dieſe natürliche Erzählung; nur erſcheint ſie zu kurz, und man ſollte ſich berufen, ſie ins Einzelne auszumalen.

Ein ſolches Ausmalen hiſtoriſcher, nur im Umriß angegebener Charactere und Begebenheiten war den Deutſchen nicht mehr fremd. Die Perſonen des Alten und Neuen Teſtaments hatten durch Klopſtock ein zartes und gefühlvolles Weſen gewonnen, das dem Knaben ſowie vielen ſeiner Zeitgenoſſen höchſt zuſagte. Von den Bodmerſchen Arbeiten dieſer Art kam wenig oder Nichts zu ihm; aber Daniel in der Löwengrube, von Meier, machte große Wirkung auf das junge Gemüth. Hier gelangt ein wohlbedeutender Geſchäfts- und Hofmann durch mancherlei Trübſale zu hohen Ehren, und ſeine Frömmigkeit, durch die man ihn zu verderben drohte, wird früher und ſpäter ſein Schild und ſeine Waffe. Die Geſchichte Joſephs zu bearbeiten, war mir lange ſchon wünſchenswerth geweſen; allein ich konnte mit der Form nicht zurecht kommen, beſonders da mir keine Vorarbeit gründlich war, die zu einer ſolchen Arbeit gepaßt hätte. Aber nun fand ich eine proſaiſche Behandlung ſehr bequem und legte mich mit aller Gewalt auf die Bearbeitung. Nun ſuchte ich die Charactere zu ſondern und auszumalen, und durch Einſchaltung von Incidenzien und Epiſoden die alte einfache Geſchichte zu einem neuen und ſelbſtſtändigen Werke zu machen. Ich bedachte nicht, was ſeitdem die Jugend nicht bedenken kann, daß hierzu ein Gehalt nöthig ſei, und daß dieſer uns nur durch das Gewahrwerden der Erfahrung ſelbſt entſtehen könne. Genug, ich vergegenwärtigte mir alle Begebenheiten bis in's kleinſte Detail, und erzählte ſie mir der Reihe nach auf das Genauſte.

Was mir dieſe Arbeit ſehr erleichterte, war ein Umſtand, der dieſes Werk und überhaupt meine Autorſchaft höchſt verwünſcht zu machen drohte. Ein junger Mann von vielen Fähigkeiten, der aber durch Ausſchweifung und Dünkel blödſinnig geworden war, wohnte als Mündel in meines Vaters Hauſe, lebte ruhig mit der Familie und war ſehr ſtill und in ſich gekehrt, und wenn man ihn auf ſeine gewohnte Weiſe verfahren ließ, zufrieden und gefällig. Dieſer hatte ſeine academiſchen Hefte mit großer Sorgfalt geſchrieben, und ich eine flüchtige leſerliche Hand erworben. Er beſchäftigte ſich am Liebſten mit Schreiben, und ſah es gern, wenn man ihm Etwas zu copiren gab; noch lieber aber, wenn man ihm dictirte, weil er ſich alsdann in ſeine glücklichen academiſchen Jahre verſetzt fühlte. Meinem Vater, der keine expedite Hand ſchrieb, und deſſen Deutſche Schrift klein und zittrig war, konnte Nichts erwünſchter ſein, und er pflegte daher, bei

Beſorgung eigner ſowohl als fremder Geſchäfte, dieſem jungen Manne gewöhnlich einige Stunden des Tags zu diktiren. Ich fand es nicht minder bequem, in der Zwiſchenzeit Alles, was mir flüchtig durch den Kopf ging, von einer fremden Hand auf dem Papier ſkizirt zu ſehen, und meine Empfindungs- und Nachahmungsgabe wuchs mit der Leichtigkeit des Auffaſſens und Aufbewahrens.

Ein ſo großes Werk, als jenes bibliſche, proſaiſch-epiſche Gedicht, hatte ich noch nicht unternommen. Es war eben eine ziemlich ruhige Zeit, und Nichts hielt meine Einbildungskraft aus Paläſtina und Aegypten zurück. So quoll mein Manuſcript täglich um ſo mehr auf, als das Gedicht fortdauernd, wie ich es mir ſelbſt gleichſam in die Luft erzählte, auf dem Papier ſtand, und nur wenige Blätter von Zeit zu Zeit umgeſchrieben zu werden brauchten.

Als das Werk fertig war (denn es kam zu meiner eignen Verwunderung wirklich zu Stande), bedachte ich, daß von den vorigen Jahren mancherlei Gedichte vorhanden ſeien, die mir auch jetzt nicht verwerflich ſchienen, welche, in ein Format mit jetzigen zuſammengeſchrieben, einen ganz artigen Oktav-Band ausmachen würden, dem man den Titel „Vermiſchte Gedichte" geben konnte, welches mir ſehr wohl gefiel, weil ich dadurch im Stillen bekannte und berühmte Autoren nachzuahmen Gelegenheit fand. Ich hatte eine gute Anzahl ſogenannter Anakreontiſcher Gedichte verfertigt, die mir wegen der Bequemlichkeit des Sylbenmaßes und der Leichtigkeit des Inhalts ſehr wohl von der Hand gingen. Allein dieſe konnte ich nicht wohl aufnehmen, weil ſie keine Reime hatten, und ich doch vor Allem meinem Vater etwas Angenehmes zu erzeigen wünſchte. Deſto mehr ſchienen mir geiſtliche Oden hier am Platz, derjenigen ich zur Nachahmung des jüngſten Gedichts von Elias Schlegel ſehr eifrig verſuchte hatte. Eine zur Feier der Hölleinfahrt Chriſti geſchriebene erhielt von meinen Eltern und Freunden viel Beifall, und ſie hatte das Glück, mir ſelbſt noch einige Jahre zu gefallen. Die ſogenannten Texte der ſonntäglichen Kirchen-Muſiken, welche jedes Mal gedruckt zu haben waren, ſtudirte ich fleißig. Sie waren freilich ſehr ſchwach, und ich durfte wohl glauben, daß die meinigen, deren ich mehrere nach der vorgeſchriebenen Art verfertigt hatte, eben ſo gut verdienten, komponirt und zur Erbauung der Gemeinde vorgetragen zu werden. Viele und mehrere dergleichen hatte ich ſeit länger als einem Jahre mit eigener Hand abgeſchrieben, weil ich durch eine Privat-Uebung von den Vorſchriften des Schreibemeiſters entbunden wurde. Nunmehr aber war Alles reinlich und in gute Ordnung geſtellt, und es bedurfte keines großen Zuredens, um ſolche von jenem ſchreibeluſtigen jungen Manne reinlich abgeſchrieben zu ſehen. Ich eilte damit zum Buchbinder, und als ich gar bald den ſauberen Band meinem Vater überreichte, muntterte er mich mit beſonderm Wohlgefallen auf, alle Jahre einen ſolchen Quartanten zu liefern; welches er mit deſto größerer Ueberzeugung that, als ich das Alles nur in ſogenannten Nebenſtunden geleiſtet hatte.

Noch ein anderer Umſtand vermehrte den Hang zu dieſen theologiſchen oder vielmehr bibliſchen Studien. Der Senior des Miniſteriums, Johann Philipp Fresenius, ein ſonſt braver Mann, von ſchönem, geſtattigem Anſehen, welcher von ſeiner Gemeinde, ja von der ganzen Stadt als ein exemplariſcher Geiſtlicher und guter Kanzelredner verehrt ward, der aber, weil er gegen die Herrnhuter aufgetreten, bei den abſcheulichen Frommen nicht im beſten Ruf ſtand, von der Menge hingegen ſich durch die Bekehrung eines bis zum Tode hartnäckigſten, freigeiſtiſchen Generals berühmt und gleichſam heilig gemacht hatte, dieſer Herr; und ſein Nachfolger Plitt, ein großer, ſchöner, würdiger Mann, der jedoch vom Katheder (er war Profeſſor in Marburg geweſen) mehr die Gabe zu lehren als zu erbauen mitgebracht hatte, kündigte ſogleich eine Art von Religions-Curſus an, dem er ſeine Predigten in einem gewiſſen methodiſchen Zuſammenhang widmen wollte. Schon früher, da ich doch einmal in die Kirche gehen mußte, hatte ich mir die Eintheilung gemerkt, und konnte dann und wann mit ziemlich vorſichtiger Recitation einer Predigt großthun. Da nun aber den neuen Senior Manches für und wider in der Gemeine geſprochen wurde, und Viele ſein kindliches Zutrauen in ſeine ankündigten didaktiſchen Predigten ſetzen wollten, ſo nahm ich mir vor, ſorgfältiger nachzuſchreiben, welches mir um ſo eher gelang, als ich auf einem zum Hören ſehr bequemen, übrigens aber verborgenen Sitz ſchon geringere Verſuche gemacht hatte. Ich war höchſt aufmerkſam und bedend; in dem Augenblick, daß er Amen ſagte, eilte ich aus der Kirche und wendete ein Paar Stunden daran, Das, was ich auf dem Papier und im Gedächtniß fixirt hatte, eilig zu diktiren, ſo daß ich die geſchriebene Predigt noch vor Tiſch überreichen konnte. Mein Vater war ſehr glorios über dieſes Gelingen, und der gute Hausfreund, der eben zu Tiſche kam, mußte die Freude theilen. Dieſer war mir ohnehin höchſt günſtig, weil ich mir ſeinen Beifall ſo zu eigen gemacht hatte, daß ich ihm, bei meinen öftern Beſuchen, um Sujetabtheile für meine Wortzuſammenſetzungen zu holen,

große Stellen davon vortragen konnte, so daß ihm die Thränen in den Augen standen.

Den nächsten Sonntag setzte ich die Arbeit mit gleichem Eifer fort, und weil mich der Mechanismus derselben sogar unterhielt, so dachte ich nicht noch über Das, was ich schrieb und gut machte. Das erste Vierteljahr machten mir diese Bemühungen ziemlich gleich bleiben; als ich aber zuletzt, nach meinem Dünkel, weder besondere Aufklärung über die Bibel selbst, noch eine freiere Ansicht des Dogma's zu finden glaubte, so schien mir die kleine Eitelkeit, die dabei befriedigt wurde, zu theuer erkauft, als daß ich mit gleichem Eifer das Geschäft hätte fortsetzen sollen. Die oft so blätterreichen Kapitelstecken wurden immer magerer, und ich hätte zuletzt diese Bemühung ganz abgebrochen, wenn nicht mein Vater, der ein Freund der Vollständigkeit war, mich durch gute Worte und Vorstellungen dahin gebracht, daß ich bis auf den letzten Sonntag Trinitatis aushielt, obgleich am Schlusse kaum etwas mehr als der Text, die Propositionen und die Eintheilung auf kleine Blätter verzeichnet wurden.

Was das Vorbringen betrifft, darin hatte mein Vater eine besondere Hartnäckigkeit. Was einmal unternommen ward, sollte ausgeführt werden, und wenn auch inzwischen das Unbequeme, Langweilige, Verdrießliche, ja Unnütze des Begonnenen sich deutlich offenbarte. Es schien, als wenn ihm das Vorbringen der einzige Zweck, das Behalten die einzige Tugend dünkte. Hatten wir in langen Winterabenden im Examen-Stoffe ein Pensum auswendig gelernt, so mußten wir es auch vorbringen, wenn wir gleich sämmtlich dabei verzweifelten, und es mitunter selbst der Lehrer war, der zu stören anfing. Ich erinnere mich noch eines solchen Winters, wo wir Power's Geschichte der Päpste so durchzuarbeiten hatten. Es war ein fürchterlicher Zustand, indem Wenig oder Nichts, was in jenem katholischen Verhältnissen vorkommt, Kinder und junge Leute anziehen kann. Indessen ist mir bei aller Unachtsamkeit und allem Widerwillen doch von jener Vorlesung soviel geblieben, daß ich in späteren Zeiten Manches darin nachlesen im Stande war.

Bei allen diesen fremdartigen Beschäftigungen und Arbeiten, die so schnell auf einander folgten, daß man sich kaum besinnen konnte, ob sie zulässig und nützlich wären, verlor mein Vater seinen Hauptzweck nicht aus den Augen. Er suchte mein Gedächtniß, meine Gabe Etwas zu fassen und zu combiniren, auf juristische Gegenstände zu lenken, und gab mir dabei ein kleines Buch, in Gestalt eines Katechismus, von Hopp, nach Form und Inhalt der Institutionen gearbeitet, in die Hände. Ich lernte Fragen und Antworten bald auswendig, und konnte so gut den Katecheten als den Katechumenen verstellen; und wie bei dem damaligen Religions-Unterricht eine der Hauptübungen war, daß man auf das Behendeste in der Bibel aufschlagen lernte, so wurde auch hier eine gleiche Bekanntschaft mit dem Corpus Juris sehr nöthig befunden, wenn ich auch bald auf das Vollkommenste bewandert war. Mein Vater wollte weiter gehen, und der kleine Struve ward vorgenommen; aber hier ging es nicht so reich. Die Form des Buches war für den Anfänger nicht so genügig, daß er sich selbst hätte aushelfen können, und meines Vaters Art zu denken nicht so liberal, daß sie mich angesprochen hätte.

Nicht allein durch die kriegerischen Zustände, in denen wir uns seit einigen Jahren befanden, sondern auch durch das bürgerliche Leben selbst, durch Reihen von Gedichten und Romanen, war es uns nur allzu deutlich, daß es sehr viele Fälle gebe, in welchen die Gesetze schweigen und dem Einzelnen nicht zu Hülfe kommen, der dann leben mag, wie er sich aus der Sache zieht. Wir waren nun herangewachsen, und dem Schicksale nach sollten wir auch neben anderen Dingen fechten und reiten lernen, um uns gelegentlich unserer Haut zu wehren, und zu Pferde kein schlechthaftes Ansehn zu haben. Was den ersten Punct betrifft, so war uns eine solche Uebung sehr angenehm; denn wir hatten uns schon längst von Kappiere von Haselstecken, mit Ruthen von Weiden, sauber geflochten, um die Hand zu schützen, zu versehen gewußt. Nun durften wir uns wirklich stählerne Klingen zulegen, und das Gerassel, was wir damit machten, war sehr lebhaft.

Zwei Fechtmeister befanden sich in der Stadt: ein älterer, ernster Deutscher, der auf die strenge und tüchtige Weise zu Werke ging, und ein Franzose, der seinen Vortheil durch Aramiren und Actiren, durch leichte flüchtige Stöße, welche stets mit einigen Bewegungen begleitet waren, zu erreichen suchte. Die Meinungen, welche Art die beste sei, waren getheilt. Der kleinen Gesellschaft, mit welcher ich Stunde nehmen sollte, gab man den Franzosen, und wir gewechselten und hauten, verwirrt und taumelnd zu geben, aufzufassen und uns zurückzuziehen, und dabei immer in die herkömmlichen Schreie auszubrechen. Mehrere von unsern Bekannten aber hatten sich zu dem Deutschen Fechtmeister gewendet, und übten gerade das Gegentheil. Diese verschiedenen Arten, eine so wichtige Uebung zu behandeln, die Ueberzeugung eines Jeden, daß sein Meister der beste sei, brachte wirklich eine Spaltung unter die jungen Leute, die ausging von einem

Alter waren, und es fehlte wenig, ſo hätten die Fechtſchulen ganz ernſtliche Gefechte veranlaßt; denn faſt ward eben ſo ſehr mit Worten geſtritten als mit der Klinge gefochten, und, um zuletzt der Sache ein Ende zu machen, ward ein Wettkampf zwiſchen beiden Meiſtern veranſtaltet, deſſen Ertrag ich nicht umſtändlich zu beſchreiben brauche. Der Deutſche ſtand in ſeiner Poſitur wie eine Mauer, paßte auf ſeinen Vortheil, und wußte mit Battiren und Legiren ſeinen Gegner ein über das andre Mal zu entwaffnen. Dieſer behauptete, das ſei nicht Maniſon, und fuhr mit ſeiner Beweglichkeit fort, den Andern in Athem zu ſetzen. Auch brachte er dem Deutſchen wohl einige Stöße bei, die ihn aber ſelbſt, wenn es Ernſt geweſen wäre, in die andere Welt geſchickt hätten.

Im Ganzen ward Nichts entſchieden noch gebeſſert, nur wendeten ſich Einige zu dem Landsmann, worunter ich auch gehörte. Allein ich hatte ſchon zu viel von dem erſten Meiſter angenommen; daher eine ziemliche Zeit darüber hinging, bis der neue mir es wieder abgewöhnen konnte, der überhaupt mit uns Renegaten weniger als mit ſeinen Urſchülern zufrieden war.

Mit dem Reiten ging es mir noch ſchlimmer. Zufälliger Weiſe ſchickte man mich im Herbſt auf die Bahn, ſo daß ich in der kühlen und feuchten Jahreszeit meinen Anfang machte. Die pedantiſche Behandlung dieſer ſchönen Kunſt war mir höchlich zuwider. Zum Erſten und Letzten war immer vom Schließen die Rede, und es konnte Einem doch Niemand ſagen, worin denn eigentlich der Schluß beſtehe, worauf doch Alles ankommen ſolle; denn man fuhr ohne Steigbügel auf dem Pferde hin und her. Uebrigens ſchien der Unterricht nur auf Prellerei und Beſchämung der Schelaren angelegt. Vergaß man die Kinnkette ein- oder auszuhängen, ließ man die Gerte fallen oder wohl gar den Hut, jedes Verſäumniß, jedes Unglück mußte mit Geld gebüßt werden, und man ward noch obendrein ausgelacht. Dieß gab mir den überſchlimmſten Humor, beſonders da ich den Uebungsort ſelbſt ganz unerträglich fand. Der garſtige, große, entweder feuchte oder ſtaubige Raum, die Kälte, der Modergeruch, Alles zuſammen war mir im höchſten Grade zuwider; und da der Stallmeiſter den Andern, weil ſie ihn vielleicht auch durch Frühſtücke und ſonſtige Gaben, vielleicht auch durch ihre Geſchicklichkeit beſtochen, immer die beſten Pferde, mir aber die ſchlechteſten zu reiten gab, mich auch wohl warten ließ, und mich, wie es ſchien, hintanſetzte, ſo brachte ich die allerverdrießlichſten Stunden über einem Geſchäft hin, das eigentlich das luſtigſte von der Welt ſein ſollte. Ja der Eindruck von jener Zeit, von jenen Zuſtänden iſt mir ſo lebhaft geblieben, daß, ob ich gleich nachher leidenſchaftlich und verwegen zu reiten gewohnt war, auch Tage und Wochen lang kaum vom Pferde kam, daß ich bedeckte Reitbahnen ſorgfältig vermied, und höchſtens nur wenig Augenblicke darin verweilte. Es kommt übrigens der Fall oft genug vor, daß, wenn die Anfänge einer abgeſchloſſenen Kunſt uns überliefert werden ſollen, Dieſes auf eine peinliche und abſchreckende Art geſchieht. Die Ueberzeugung, wie läſtig und ſchädlich Dieſes ſei, hat in ſpätern Zeiten die Erziehungs-Maxime aufgeſtellt, daß Alles der Jugend auf eine leichte, luſtige und bequeme Art beigebracht werden müſſe; woraus denn aber auch wieder andere Uebel und Nachtheile entſprungen ſind.

Mit der Annäherung des Frühlings ward es bei uns auch wieder ruhiger, und wenn ich mir früher das Anſchauen der Stadt, ihrer geiſtlichen und weltlichen, öffentlichen und Privat-Gebäude zu verſchaffen ſuchte, und beſonders an dem damals noch vorherrſchenden Alterthümlichen das größte Vergnügen fand, ſo war ich nachher bemüht, durch die Lerſner'ſche Chronik und durch andre unter meines Vaters Franzoſirtereien befindliche Bücher und Hefte die Perſonen vergangener Zeiten mir zu vergegenwärtigen, welches mir denn auch durch große Aufmerkſamkeit auf das Veränderte der Zeiten und Sitten und bedeutender Individualitäten ganz gut zu gelingen ſchien.

Unter den alterthümlichen Reſten war mir von Kindheit an der auf dem Brückenthurm aufgeſteckte Schädel eines Staatsverbrechers merkwürdig geweſen, der von dreien oder vieren, wie die leeren eiſernen Spitzen anweiſen, ſeit 1616 ſich durch alle Unbilden der Zeit und Witterung erhalten hatte. So oft man von Sachſenhauſen nach Frankfurt zurückkehrte, hatte man den Thurm vor ſich und der Schädel fiel in's Auge. Ich ließ mir als Knabe ſchon gern die Geſchichte dieſer Aufrührer, des Fettmilch und ſeiner Genoſſen, erzählen, wie ſie mit dem Stadt-Regiment unzufrieden geweſen, ſich gegen daſſelbe empört, Meuterei angefponnen, die Juden-Stadt geplündert und gräßliche Händel erregt, zuletzt aber gefangen und von kaiſerlichen Abgeordneten zum Tode verurtheilt worden. Späterhin lag mir daran, die nähern Umſtände zu erfahren, und was es denn für Leute geweſen, zu vernehmen. Als ich nun aus einem alten, gleichzeitigen, mit Holzſchnitten verſehenen Buche erfuhr, daß zwar dieſe Menſchen zum Tode verurtheilt, aber zugleich auch viele Rathsherren abgeſetzt worden, weil mancherlei Unordnung und ſehr viel Unverantwortliches im Schwange geweſen; da ich nun die nähern Umſtände vernahm, wie

Alles hergegangen: ſo bedauerte ich die unglücklichen Menſchen, welche man wohl als Opfer, die einer künftigen beſſern Verfaſſung gebracht werden, anſehen dürfe; denn von jener Zeit ſchrieb ſich die Einrichtung her, nach welcher ſowohl das altadelige Haus Limpurg, das aus einem Kind entſprungene Haus Frauenſtein, ferner Juriſten, Kaufleute und Handwerker an einem Regimente Theil nehmen ſollten, das durch eine auf Byzantiniſche Weiſe verwickelte Ballotage ergänzt, von bürgerlichen Collegien eingeſchränkt, das Rechte zu thun berufen war, ohne zu dem Unrechten ſonderliche Freiheit zu behalten.

Zu den abmahnenswerthen Dingen, die den Knaben und auch wohl den Jüngling bedrängten, gehörte beſonders der Zuſtand der Juden-Stadt, eigentlich die Juden-Gaſſe genannt, weil ſie kaum aus etwas mehr als einer einzigen Straße beſteht, welche in frühen Zeiten zwiſchen Stadtmauer und Graben wie in einen Zwinger mochte eingeklemmt worden ſein. Die Enge, der Schmutz, das Gewimmel, der Accent einer unerträglichen Sprache, Alles zuſammen machte den unangenehmſten Eindruck, wenn man auch nur am Thore vorbeigehend hineinſah. Es dauerte lange, bis ich allein mich hineinwagte, und ich kehrte nicht leicht wieder dahin zurück, wenn ich einmal den Zudringlichkeiten ſo vieler, Etwas zu ſchachern unverwandt fordernder oder anbietender Menſchen entgangen war. Dabei ſchwebten die alten Mährchen von Grauſamkeit der Juden gegen die Chriſtenkinder, die wir in Gottfried's Chronik gräßlich abgebildet ſehen, daß er vor dem jungen Gemüth. Und ob man gleich in der neuern Zeit beſſer von ihnen dachte, ſo zeugte doch das große Spott- und Schandgemälde, welches unter dem Brückenthurm an einer Bogenwand zu ihrem Unglimpf noch ziemlich zu ſehen war, außerordentlich gegen ſie; denn es war nicht etwa durch einen Privat-Muthwillen, ſondern aus öffentlicher Anſtalt verfertigt worden.

Indeſſen blieben ſie doch das auserwählte Volk Gottes, und gingen, wie es von mochte genommen ſein, zum Andenken der älteſten Zeiten umher. Außerdem waren ſie ja auch Menſchen, thätig, gefällig; und ſelbſt dem Eigenſinn, womit ſie an ihren Gebräuchen hingen, konnte man ſeine Achtung nicht verſagen. Ueberdieß waren die Mädchen hübſch, und mochten es wohl leiden, wenn ein Chriſtenknabe, ihnen am Sabbath auf dem Fiſcherfelde begegnend, ſich freundlich und aufmerkſam bewies. Aeußerſt neugierig war ich daher, ihre Ceremonien kennen zu lernen. Ich ließ nicht ab, bis ich ihre Schule öfters beſucht, einer Beſchneidung, einer Hochzeit beigewohnt und von dem Laubhüttenfeſt mir ein Bild gemacht hatte. Ueberall war ich wohl aufgenommen, gut bewirthet und zur Wiederkehr eingeladen: denn es waren Perſonen von Einfluß, die mich entweder hinführten oder empfahlen.

So wurde ich denn als ein junger Bewohner einer großen Stadt von einem Gegenſtand zum andern hin und wieder geworfen, und es fehlte mitten in der bürgerlichen Ruhe und Sicherheit nicht an gräßlichen Auftritten. Bald weckte ein näherer oder entfernter Brand uns aus unſerm häuslichen Frieden, bald ſetzte ein entdecktes großes Verbrechen, deſſen Unterſuchung und Beſtrafung die Stadt auf viele Wochen in Unruhe. Wir mußten Zeugen von verſchiedenen Executionen ſein, und es iſt wohl werth zu gedenken, daß ich auch bei Verbrennung eines Buchs gegenwärtig geweſen bin. Es war der Verlag eines Franzöſiſchen comiſchen Roman's, der zwar den Staat, aber nicht Religion und Sitten ſchonte. Es hatte wirklich etwas Furchterliches, eine Strafe an einem lebloſen Weſen ausgeübt zu ſehen. Die Bücher platzten im Feuer, und wurden durch Ofengabeln aus einander gezerrt und mit den Flammen mehr in Berührung gebracht. Es dauerte nicht lange, ſo flogen die angebrannten Blätter in der Luft herum, und die Menge haſchte begierig darnach. Auch ruhten wir nicht, bis wir ein Exemplar auftrieben, und es waren nicht Wenige, die ſich das verbotne Vergnügen gleichfalls zu verſchaffen wußten. Ja, wenn es dem Autoren um Publicität zu thun war, ſo hätte er ſelbſt nicht beſſer dafür ſorgen können.

Jedoch auch friedlichere Anläſſe führten mich in der Stadt hin und wieder. Mein Vater hatte mich früh gewohnt, kleine Geſchäfte für ihn zu beſorgen. Beſonders trug er mir auf, die Handwerker, die er in Arbeit ſetzte, zu mahnen, da ſie ihn gewöhnlich länger als billig aufhielten, weil er Alles genau wollte gearbeitet haben, und zuletzt bei prompter Bezahlung die Preiſe zu mäßigen pflegte. Ich gelangte dadurch faſt in alle Werkſtätten, und da es mir angeboren war, mich in die Zuſtände Anderer zu finden, eine jede beſondere Art des menſchlichen Daſeins zu fühlen und mit Gefallen daran Theil zu nehmen, ſo brachte ich manche vergnügliche Stunde durch Anlaß ſolcher Aufträge zu, und lernte eines Jeden Verfahrungsart kennen, und was die unerläßlichen Bedingungen dieſer und jener Lebensweiſe für Freude, für Leid, Beſchwerliches und Günſtiges mit ſich führen. Ich näherte mich dadurch dieſer thätigen, das Untere und Obere verbindenden Claſſe. Denn wenn an der einen Seite Diejenigen ſtehen, die ſich mit den einfachen und rohen Erzeugniſſen beſchäftigen, an der

andern Solche, die ſchon etwas Verarbeitetes genießen wollen, ſo vermittelt der Gewerker durch Sinn und Hand, daß jene Beiden Etwas von einander empfangen, und Jeder nach ſeiner Art ſeiner Wünſche theilhaft werden kann. Das Familien-Weſen eines jeden Handwerks, das Geſtalt und Farbe von der Beſchäftigung erhielt, war gleichſam der Gegenſtand meiner ſtillen Aufmerkſamkeit, und ſo entwickelte, ſo befeſtigte ſich in mir das Gefühl der Gleichheit, wo nicht aller Menſchen, doch aller menſchlichen Zuſtände, indem mir das nackte Daſein als die Hauptbedingung, das Uebrige Alles aber als gleichgiltig und zufällig erſchien.

Da mein Vater ſich nicht leicht eine Ausgabe erlaubte, die durch einen augenblicklichen Genuß ſogleich wäre aufgezehrt worden; wie ich mich denn kaum erinnere, daß wir zuſammen ſpazieren gefahren, und auf einem Luſtorte Etwas verzehrt hätten: ſo war er dagegen nicht karg mit Anſchaffung ſolcher Dinge, die bei innerm Werth auch einen guten äußern Schein haben. Niemand konnte den Frieden mehr wünſchen als er, ob er gleich in der letzten Zeit vom Kriege nicht die mindeſte Beſchwerlichkeit empfand. In dieſen Geſinnungen hatte er meiner Mutter eine goldne, mit Diamanten beſetzte Doſe verſprochen, welche ſie erhalten ſollte, ſobald der Friede publicirt würde. In Hoffnung dieſes glücklichen Ereigniſſes arbeitete man ſchon einige Jahre an dieſem Geſchenk. Die Doſe ſelbſt, von ziemlicher Größe, ward in Hanau verfertigt; denn mit den dortigen Goldarbeitern, ſowie mit den Vorſtehern der Seidenanſtalt, ſtand mein Vater in gutem Vernehmen. Mehrere Zeichnungen wurden dazu verfertigt: den Deckel zierte ein Blumenkorb, über welchem eine Taube mit dem Oelzweige ſchwebte; der Raum für die Juwelen war gelaſſen, die theils an der Taube, theils auch an der Stelle, wo man die Doſe zu öffnen pflegt, angebracht werden ſollten. Der Juwelier, dem die völlige Ausführung nebſt den dazu nöthigen Steinen übergeben ward, hieß Lantenſak, und war ein geſchickter, munterer Mann, der, wie mehrere Künſtler, ſelten das Nothwendige, gewöhnlich aber das Willkürliche that, was ihm Vergnügen machte. Die Juwelen in der Figur, wie ſie auf dem Deſeldeckel angebracht werden ſollten, waren zwar bald auf ſchwarzes Wachs geſetzt, und nahmen ſich ganz gut aus; allein ſie wollten ſich von da gar nicht ablöſen, um auf's Gold zu gelangen. Im Anfange ließ mein Vater die Sache noch ſo anſehen; als aber die Hoffnung zum Frieden immer lebhafter wurde, als man zuletzt ſchon die Bedingungen, beſonders die Erhebung des Erzherzogs Joſeph zum Römiſchen König, genauer wiſſen wollte, ſo ward mein Vater immer ungeduldiger, und ich mußte wöchentlich ein Paar Mal, ja zuletzt faſt täglich den ſaumſeligen Künſtler beſuchen. Durch mein unabläſſiges Quälen und Zureden rückte die Arbeit, wiewohl langſam genug, vorwärts; denn weil ſie von der Art war, daß man ſie bald vornehmen, bald wieder aus den Händen legen konnte, ſo fand ſich immer Etwas, wodurch ſie verdrängt und bei Seite geſchoben wurde.

Die Haupturſache dieſes Verzugs indeß war eine Arbeit, die der Künſtler für eigene Rechnung unternommen hatte. Jedermann wußte, daß Kaiſer Franz eine große Neigung zu Juwelen, beſonders auch zu farbigen Steinen hege. Lantenſak hatte eine anſehnliche Summe, und, wie ſich ſpäter fand, größer als ſein Vermögen, auf dergleichen Edelſteine verwandt, und daraus einen Blumenſtrauß zu bilden angefangen, in welchem jeder Stein nach ſeiner Form und Farbe günſtig hervortreten und das Ganze ein Kunſtſtück geben ſollte, werth, in dem Schatzgewölbe eines Kaiſers aufbewahrt zu ſtehen. Er hatte nach ſeiner zerſtreuten Art mehrere Jahre daran gearbeitet, und eilte nun, weil man nach dem bald zu beſchließenden Frieden die Ankunft des Kaiſers zur Krönung ſeines Sohns in Frankfurt erwartete, es vollſtändig zu machen und endlich zuſammenzubringen. Meine Luſt, dergleichen Gegenſtände kennen zu lernen, kannte er ſehr gewandt, um mich als einen Mahnherrn zu zerſtreuen und von meinem Verzug abzulenken. Er ſuchte mir die Kenntniß dieſer Steine beizubringen, machte mich auf ihre Eigenſchaften, ihren Werth aufmerkſam, ſo daß ich ein ganzes Vokabel zuletzt auswendig wußte, und es eben ſo gut wie er einem Andern hätte anweiſend vordemonſtriren können. Es iſt mir noch jetzt gegenwärtig, und ich habe wohl koſtbarere aber nicht anmuthigere Schau- und Prachtſtücke dieſer Art geſehen. Außerdem beſaß er noch eine hübſche Kupferſammlung und andere Kunſtwerke, über die er ſich gern unterhielt, und ich brachte viele Stunden nicht ohne Nutzen bei ihm zu. Endlich, als wirklich der Congreß zu Hubertsburg ſchon feſtgeſetzt war, that er aus Liebe zu mir ein Uebriges, und die Taube zuſammt den Blumen gelangte am Friedensfeſte wirklich in die Hände meiner Mutter.

Manchen ähnlichen Auftrag erhielt ich denn auch, um bei den Malern beſtellte Bilder zu betreiben. Mein Vater hatte bei ſich den Begriff feſtgeſetzt, und wenig Menſchen waren davon frei, daß ein Bild, auf Holz gemalt, einen großen Vorzug vor einem andern habe, das nur auf Leinwand aufgetragen ſei. Ganz

eichene Bretter von jeder Form zu beſitzen, war deßwegen meines Vaters große Sorgfalt, indem er wohl wußte, daß die leichtſinnigern Künſtler ſich gerade in dieſer wichtigen Sache auf den Tiſchler verließen. Die älteſten Bohlen wurden ausgeſucht, der Tiſchler mußte mit Leimen, Hobeln und Zurichten derſelben auf's Genaueſte zu Werke gehen, und dann blieben ſie Jahre lang in einem obern Zimmer verwahrt, wo ſie gruntſam austrocknen konnten. Ein ſolches köſtliches Brett ward dem Maler Junker anvertraut, der einen verzierten Blumentopf mit den bedeutendſten Blumen nach der Natur in ſeiner künſtlichen und zierlichen Weiſe darauf darſtellen ſollte. Es war gerade im Frühling, und ich verſäumte nicht, ihm wöchentlich einige Mal die ſchönſten Blumen zu bringen, die mir unter die Hand kamen; welche er denn auch ſogleich einſchaltete, und das Ganze nach und nach aus dieſen Elementen auf das Treulichſte und Fleißigſte zuſammenbildete. Gelegentlich hatte ich auch wohl ein Mal einer Maus gefangen, die ich ihm brachte, und die er als ein gar ſo zierliches Thier nachzubilden Luſt hatte, auch ſie wirklich aufs Genaueſte vorſtellte, wie ſie am Fuße des Blumentopfes eine Kernähre benaſcht. Mehr dergleichen unſchuldige Naturgegenſtände, als Schmetterlinge und Käfer, wurden herbeigeſchafft und dargeſtellt, ſo daß zuletzt, was Nachahmung und Ausführung betraf, ein höchſt ſchätzbares Bild beiſammen war.

Ich wunderte mich daher nicht wenig, als der gute Mann mir eines Tages, da die Arbeit bald abgeliefert werden ſollte, undankbar eröffnete, wie ihm das Bild nicht mehr gefalle, indem es wohl im Einzelnen ganz gut gerathen im Ganzen aber nicht gut componirt ſei, weil es ſo nach und nach entſtanden, und er im Anfange das Verſehen begangen, ſich nicht wenigſtens einen allgemeinen Plan für Licht und Schatten ſowie für Farben zu entwerfen, nach welchem man die einzelnen Blumen hätte einordnen können. Er ging mit mir das während eines halben Jahres vor meinen Augen entſtandene und mit theilweiſe geſänzte Bild umſtändlich durch, und wußte mich zu meiner Betrübniß vollkommen zu überzeugen. Auch hatte er die nachgebildete Maus für einen Mißgriff; denn, ſagte er, ſolche Thiere haben für viele Menſchen etwas Schauderhaftes, und man ſollte ſie da nicht anbringen, wo man Gefallen erregen will. Ich hatte nun, wie es Demjenigen zu gehen pflegt, der ſich von einem Vorurtheile geheilt ſieht, und ſich viel klüger dünkt, als er vorher geweſen, eine wahre Verachtung gegen dieſes Kunſtwerk, und ſtimmte dem Künſtler völlig bei, als er eine andere Tafel von gleicher Größe verfertigen ließ, wor-

auf er, nach dem Geſchmack, den er beſaß, ein beſſer gefirnißtes Gefäß und einen kunſtreicher geordneten Blumenkranz anbrachte, auch die lebendigen kleinen Beiweſen zierlich und erfreulich ſowohl zu wählen als zu vertheilen wußte. Auch dieſe Tafel malte er mit der größten Sorgfalt, doch freilich nur nach jener ſchon abgebildeten, oder aus dem Gedächtniß, das ihm aber bei einer ſehr langen und emſigen Praxis gar wohl zu Hülfe kam. Beide Gemälde waren nun fertig, und wir hatten eine entſchiedene Freude an dem letzten, das wirklich kunſtreicher, und mehr in die Augen fiel. Der Vater war anſtatt mit einem mit zwei Stücken überraſcht und ihm die Wahl gelaſſen. Er billigte unſere Meinung und die Gründe derſelben, beſonders auch den guten Willen und die Thätigkeit, entſchied ſich aber, nachdem er beide Bilder einige Tage betrachtet, für das erſte, ohne über dieſe Wahl weiter viele Worte zu machen. Der Künſtler ärgerlich, nahm ſein zweites wohlgemeintes Bild zurück, und konnte ſich gegen mich der Bemerkung nicht enthalten, daß die gute eichne Tafel, worauf das erſte gemalt ſtehe, zum Entſchluß des Vaters gewiß das Ihrige beigetragen habe.

Da ich hier wieder der Malerei gedenke, ſo tritt in meiner Erinnerung eine große Anſtalt hervor, in der ich viele Zeit zubrachte, weil ſie und deren Vorſteher mich beſonders an ſich zog. Es war die große Wachstuch Fabrik, welche der Maler Nothnagel errichtet hatte, ein geſchickter Künſtler, der aber wohl durch ſeine Denkweiſe mehr zum Fabrik-Weſen als zur Kunſt hinneigte. In einem ſehr großen Raume von Höfen und Gärten wurden alle Arten von Wachstuch gefertigt, von dem rohſten an, das mit der Spatel aufgetragen wird, und das man zu Anſtwagen und ähnlichem Gebrauch benutzte, durch die Lagen hindurch, welche mit Formen abgedruckt worden, bis zu den feinern und feinſten, auf welchen bald Chineſiſche und phantaſtiſche, bald natürliche Blumen abgebildet, bald Figuren, bald Landſchaften durch den Pinſel geſchickter Arbeiter dargeſtellt wurden. Dieſe Mannigfaltigkeit, die in's Unendliche ging, ergötzte mich ſehr. Die Beſchäftigung ſo vieler Menſchen von der gemeinſten Arbeit bis zu ſolchen, denen man einen gewiſſen Kunſtwerth kaum verſagen konnte, war für mich höchſt anziehend. Ich machte Bekanntſchaft mit dieſer Menge in vielen Zimmern hinter einander arbeitender, jüngerer und älterer Männer, und legte auch wohl ſelbſt manchmal Hand an. Der Vertrieb dieſer Waare ging außerordentlich ſtark. Wer damals baute oder ein Gebäude möblirte, wollte für ſein Eßzimmer

zeit verſorgt ſein, und dieſe Wechſtuch-Tapeten waren allerdings unverwüſtlich. Nothnagel ſelbſt hatte genug mit Leitung des Ganzen zu thun, und ſaß in ſeinem Comptoir umgeben von Factoren und Handlungsdienern. Die Zeit, die ihm übrig blieb, beſchäftigte er ſich mit ſeiner Kunſtſammlung, die vorzüglich aus Kupferſtichen beſtand, mit denen er ſowie mit Gemälden, die er beſaß, auch wohl gelegentlich Handel trieb. Zugleich hatte er das Malen lieb gewonnen; er ätzte verſchiedene Blätter und ſetzte dieſen Kunſtzweig bis in ſeine ſpäteſten Jahre fort.

Da ſeine Wohnung nahe am Eſchenheimer-Thore lag, ſo führte mich, wenn ich ihn beſucht hatte, mein Weg gewöhnlich zur Stadt hinaus und zu den Grundſtücken, welche mein Vater vor den Thoren beſaß. Das eine war ein großer Baumgarten, deſſen Boden als Wieſe benutzt wurde, und worin mein Vater das Nachpflanzen der Bäume, und was ſonſt zur Erhaltung diente, ſorgfältig beobachtete, obgleich das Grundſtück verpachtet war. Noch mehr Beſchäftigung gab ihm ein ſehr gut unterhaltener Weinberg vor dem Friedberger-Thore, welcher zwiſchen den Reihen der Weinſtöcke Spargelbeeten mit großer Sorgfalt gepflanzt und gewartet wurden. Es verging in der guten Jahreszeit faſt kein Tag, daß nicht mein Vater ſich hinausbegab, da wir ihn denn meiſt begleiten durften, und ſo von den erſten Erzeugniſſen des Frühlings bis zu den letzten des Herbſtes Genuß und Freude hatten. Wir lernten nun auch mit den Gartengeſchäften umgehen, die, weil ſie ſich jährlich wiederholten, uns endlich ganz bekannt und geläufig wurden. Nach mancherlei Früchten des Sommers und Herbſtes war aber doch zuletzt die Weinleſe das Luſtigſte und am Meiſten Erquickte; ja es iſt keine Frage, daß, wie der Wein ſelbſt den Orten und Gegenden, wo er wächſt und getrunken wird, einen freien Character gibt, ſo auch dieſe Tage der Weinleſe, indem ſie den Sommer ſchließen und zugleich den Winter eröffnen, eine unglaubliche Heiterkeit verbreiten. Luſt und Jubel erſtreckt ſich über eine ganze Gegend. Des Tages hört man von allen Ecken und Enden Jauchzen und Schießen, und des Nachts verkünden bald da bald dort Raketen und Leuchtkugeln, daß man noch überall wach und munter dieſe Feier gern ſo lange als möglich ausdehnen möchte. Die nachherigen Bemühungen beim Keltern und während der Gährung im Keller gaben uns auch zu Hauſe eine heitere Beſchäftigung, und ſo kamen wir gewöhnlich in den Winter hinein, ohne es recht gewahr zu werden.

Dieſer ländlichen Beſitzungen erfreuten wir uns im Frühling 1763 um ſo mehr, als uns der 15. Februar dieſes Jahrs, durch den Abſchluß des Hubertsburger-Friedens, zum feſtlichen Tage geworden, unter deſſen glücklichen Folgen der größte Theil meines Lebens verfließen ſollte. Ehe ich jedoch weiter ſchreite, halte ich es für meine Schuldigkeit, einiger Männer zu gedenken, welche einen bedeutenden Einfluß auf meine Jugend ausgeübt.

Von Olenſchlager, Mitglied des Hauſes Frauenſtein, Schoß- und Schwiegerſohn des oben erwähnten Doctor Orth's, ein ſchöner, behaglicher, ſanguiniſcher Mann: er hätte in ſeiner bürgermeiſterlichen Feſttracht gar wohl den angeſehenſten Franzöſiſchen Prälaten vorſtellen können. Nach ſeinen academiſchen Studien hatte er ſich in Hof- und Staatsgeſchäften umgethan, und ſeine Reiſen auch zu dieſen Zwecken eingeleitet. Er hielt mich beſonders werth und ſprach oft mit mir von den Dingen, die ihn vorzüglich intereſſirten. Ich war um ihn, als er eben ſeine Erläuterung der goldenen Bulle ſchrieb; da er mir denn den Werth und die Würde dieſes Documents ſehr deutlich herauszuziehen wußte. Auch dadurch wurde meine Einbildungskraft in jene wilden und unruhigen Zeiten zurückgeführt, daß ich nicht unterlaſſen konnte, Dasjenige, was er mir geſchichtlich erzählte, gleichſam als gegenwärtig, mit Ausmalung der Charactere und Umſtände und manchmal ſogar mimiſch darzuſtellen; woran er denn große Freude hatte, und durch ſeinen Beifall mich zur Wiederholung aufregte.

Ich hatte von Kindheit auf die wunderliche Gewohnheit, immer die Anfänge der Bücher und Abtheilungen eines Werks auswendig zu lernen, zuerſt der fünf Bücher Moſis, ſodann der Aeneide und der Metamorphoſen. So machte ich es nun auch mit der goldenen Bulle, und reizte meinen Gönner oft zum Lachen, wenn ich ganz ernſthaft unverſehens anhub: omne regnum in se divisum desolabitur: nam principes ejus sorti sunt socii furum. *) Der kluge Mann ſchüttelte lächelnd den Kopf und ſagte bedenklich: „Was müſſen das für Zeiten geweſen ſein, in welchen der Kaiſer auf einer großen Reichsverſammlung ſeinen Fürſten dergleichen Worte in's Geſicht publiciren ließ!“

Von Olenſchlager hatte viel Anmuth im Umgang. Man ſah wenig Geſellſchaft bei ihm, aber zu einer geiſtreichen Unterhaltung war er ſehr geneigt, und er veranlaßte uns junge Leute von Zeit zu Zeit ein Schauſpiel aufzuführen; denn man hielt dafür, daß eine ſolche Uebung

*) Jeder Staat in ſich getheilt, muß zu Grunde gehn, denn ſeine Obern werden den Räubern gleich.

er Jugend beſonders nützlich ſei. Wir gaben den Kanut von Schlegel, worin mir die Rolle des Königs, meiner Schweſter die Eiſirene, und Ulfo dem jüngern Sohn des Hauſes zugetheilt wurde. Sodann wagten wir uns an den Britannicus; denn wir ſollten nebſt dem Schauſpieler-Talent auch die Sprache zur Uebung einüben. Ich erhielt den Nero, meine Schweſter die Agrippine, und der jüngere Sohn den Britannicus. Wir wurden mehr gelobt als wir verdienten, und glaubten es noch beſſer gemacht zu haben, als wie wir gelobt wurden. So ſtand ich mit dieſer Familie in dem beſten Verhältniß, und bin ihr manches Vergnügen und eine ſchönere Entwicklung ſchuldig geworden.

Von Reineck, aus einem altadligen Hauſe, tüchtig, rechtſchaffen, aber ſtarrſinnig, ein hagrer ſchwarzbrauner Mann, den ich niemals lachen geſehen: ihm begegnete das Unglück, daß ſeine einzige Tochter durch einen Hausfreund entführt wurde. Er verfolgte ſeinen Schwiegerſohn mit dem beſtigſten Proceß, und weil die Gerichte, in ihrer Förmlichkeit, ſeiner Rachſucht weder ſchnell noch ſtark genug wirkſahen wollten, überwarf er ſich mit dieſen, und es entſtanden Händel aus Händeln, Proceſſe aus Proceſſen. Er zog ſich ganz in ſein Haus und einen daranſtoßenden Garten zurück, lebte in einer weitläufigen aber traurigen Unterſtube, in die ſeit vielen Jahren kein Pinſel eines Tünchers, vielleicht kaum der Kehrbeſen einer Magd gekommen war. Mich konnte er gar gern leiden, und hatte mir ſeinen jüngern Sohn beſonders empfohlen. Seine älteſten Freunde, die ſich nach ihm zu richten wußten, ſeine Geſchäftsleute, ſeine Sachwalter ſah er manchmal bei Tiſche, und unterließ dann niemals, auch mich einzuladen. Man aß ſehr gut bei ihm und trank noch beſſer. Den Gäſten erregte jedoch ein großer, aus vielen Ringen rauchender Ofen die ärgſte Pein. Einer der Vertrauteſten wagte einmal Dieß zu bemerken, indem er den Hausherrn fragte: ob er denn ſo eine Unbequemlichkeit den ganzen Winter aushalten könne. Er antwortete darauf, als ein zweiter Timon und Heautontimorumenos: „Wollte Gott, dieß wäre das größte Uebel von denen, die mich plagen!“ Nur ſpät ließ er ſich bereden, Tochter und Enkel wiederzuſehen. Der Schwiegerſohn durfte ihm nicht wieder vor Augen.

Auf dieſen ſo braven als unglücklichen Mann wirkte meine Gegenwart ſehr günſtig; denn indem er ſich gern mit mir unterhielt, und mich beſonders von Welt- und Staatsverhältniſſen belehrte, ſchien er ſelbſt ſich erleichtert und erhellert zu fühlen. Die wenigen alten Freunde, die ſich noch um ihn verſammelten, gebrauchten mich daher oft, wenn ſie ſeinen verdrießlichen Sinn zu mildern und ihn zu irgend einer Zerſtreuung zu bereden wünſchten. Wirklich fuhr er nun manchmal mit uns aus, und beſah ſich die Gegend wieder, auf die er ſo viele Jahre keinen Blick geworfen hatte. Er gedachte der alten Beſitzer, erzählte von ihren Charactern und Begebenheiten, wo er ſich denn immer ſtreng, aber doch öfters heiter und geiſtreich erwies. Wir ſuchten ihn nun auch wieder unter andere Menſchen zu bringen, welches uns aber beinah übel gerathen wäre.

Von gleichem, wenn nicht noch von höherm Alter als er, war ein Herr von Malzart, ein reicher Mann, der ein ſehr ſchönes Haus am Roßmarkt beſaß und gute Einkünfte von Salinen zog. Auch er lebte ſehr abgeſondert; doch war er Sommers viel in ſeinem Garten vor dem Peckenheimer-Thore, wo er einen ſehr ſchönen Nelkenflor wartete und pflegte.

Von Reineck war auch ein Nelkenfreund; die Zeit des Flors war da, und es geſchahen einige Anregungen, ob man ſich nicht wechſelſeitig beſuchen wollte. Wir leiteten die Sache ein und trieben es ſo lange, bis endlich von Reineck ſich entſchloß, mit uns einen Sonntag Nachmittag hinaus zu fahren. Die Begrüßung der beiden alten Herren war ſehr lacroniſch, ja bloß pantomimiſch, und man ging mit wahrhaft diplomatiſchem Schritt an den langen Nelkenzeilen hin und her. Der Flor war wirklich außerordentlich ſchön, und die beſondern Formen und Farben der verſchiedenen Blumen, die Vorzüge der einen vor der andern und ihre Seltenheit machten denn doch zuletzt eine Art von Geſpräch aus, welches ganz freundlich zu werden ſchien; worüber wir Andern uns um ſo mehr freuten, als wir in einer benachbarten Laube den koſtbarſten alten Rhein-Wein in geſchliffenen Flaſchen, ſchönes Obſt und andere gute Dinge aufgetiſcht ſahen. Leider aber ſollten wir ſie nicht genießen! Denn unglücklicher Weiſe ſah von Reineck eine ſehr ſchöne Nelke vor ſich, die aber den Kopf etwas niederſenkte; er griff daher ſehr zierlich mit dem Zeige- und Mittelfinger vom Stengel herauf gegen den Kelch, und hob die Blume von hinten in die Höhe, ſo daß er ſie wohl betrachten konnte. Aber auch dieſe zarte Berührung verdroß den Beſitzer. Von Malzart erinnerte, zwar höflich aber doch ſteif genug und eher etwas ſelbſtgefällig, an das oculis non manibus.*) Von Reineck hatte die Blume ſchon losgelaſſen, fing aber auf jenes Wort gleich Feuer und ſagte mit ſeiner gewöhnlichen Trockenheit und

*) Mit den Augen, nicht mit den Händen.

Es kommt gewiß uns morgen der Befehl,
Sogleich aus diesen Bergen abzuscheiden.
Wenn er sich nur nicht gar gelüsten läße,
Sich unsrer werthen Häupter zu versichern.

Ruganting.

Nun gut, so führen wir noch heute Nacht
Den Anschlag aus, der mir das Mädchen eignet.

Basco.

O nein! Ich muß noch Geld zur Reise schaffen.

Ruganting.

Was soll das geben? Sage, was es gibt?

Basco.

Gehst du nicht mit; so brauchst du's nicht zu wissen.

Ruganting.

Dir ziemt es gegen mich geheim zu seyn?

Basco.

Uns ziemt der Raub noch besser als die Liebe.
Du hast mit keinem Knaben hier zu thun.

Ernſt: es ſei einem Kenner und Liebhaber wohl gemäß, eine Blume auf die Weiſe zu berühren und zu betrachten; worauf er denn jenen Geſt wiederholte und ſie noch einmal zwiſchen die Finger nahm. Die beiderſeitigen Hausfreunde, (denn auch von Malapart hatte einen bei ſich,) waren nun in der größten Verlegenheit. Sie ließen einen Haſen nach dem andern laufen; (dieß war unſre ſprüchwörtliche Redensart, wenn ein Geſpräch ſollte unterbrochen und auf einen andern Gegenſtand gelenkt werden,) allein es wollte Nichts verfangen: die alten Herren waren ganz ſtumm geworden, und wir fürchteten jeden Augenblick, von Reineck möchte jenen Akt wiederholen; da wäre es denn um uns Alle geſchehen geweſen. Die beiden Hausfreunde hielten ihre Herren aus einander, indem ſie ſelbige bald da bald dort beſchäftigten, und das Klügſte war, daß wir endlich aufzubrechen Anſtalt machten; und ſo mußten wir leider den reizenden Credenz-Tiſch ungenoſſen mit dem Rücken anſehen.

Hofrath Huisgen, nicht von Frankfurt gebürtig, reformirter Religion und deßwegen keiner öffentlichen Stelle noch auch der Advocatur fähig, die er jedoch, weil man ihm als vortrefflichen Juriſten viel Vertrauen ſchenkte, unter fremder Signatur ganz gelaſſen ſowohl in Frankfurt als bei den Reichsgerichten zu führen wußte, war wohl ſchon ſechzig Jahr alt, als ich mit ſeinem Sohne Schreibſtunde hatte und dadurch in's Haus kam. Seine Geſtalt war groß, lang, ohne hager, breit, ohne beleibt zu ſein. Sein Geſicht, nicht allein von den Blattern entſtellt, ſondern auch des einen Auges beraubt, ſah man die erſte Zeit nur mit Apprehenſion. Er trug auf einem kahlen Haupte immer eine ganz weiße Miedenmütze, eben mit einem Bande gebunden. Seine Schlafrocke von Kalmank oder Damaſt waren durchaus ſehr ſauber. Er bewohnte eine gar heitere Zimmerflucht auf gleicher Erde an der Allee, und die Reinlichkeit ſeiner Umgebung entſprach dieſer Heiterkeit. Die größte Ordnung ſeiner Papiere, Bücher, Landkarten machte einen angenehmen Eindruck. Sein Sohn, Heinrich Sebaſtian, der ſich durch verſchiedene Schriften im Kunſtfach bekannt gemacht, verſprach in ſeiner Jugend wenig. Gutmüthig, aber täppiſch, nicht roh, aber doch geradezu und beſondere Neigung ohne ſich zu unterrichten, ſuchte er lieber die Gegenwart des Vaters zu vermeiden, indem er von der Mutter Alles, was er wünſchte, erhalten konnte. Ich hingegen näherte mich dem Alten immer mehr, je mehr ich ihn kennen lernte. Da er ſich nur bedeutender Rechtsfälle annahm, ſo hatte er Zeit genug, ſich auf andere Weiſe zu beſchäftigen und zu unterhalten. Ich hatte nicht lange um ihn gelebt und ſeine Lehren vernommen, als ich wohl merken konnte, daß er mit Gott und der Welt in Oppoſition ſtehe. Eines ſeiner Lieblingsbücher war Agrippa de vanitate Scientiarum,*) das er mir beſonders empfahl, und mein junges Gehirn dadurch eine Zeit lang in ziemliche Verwirrung ſetzte. Ich war im Behagen der Jugend zu einer Art von Optimismus geneigt, und hatte mich mit Gott oder den Göttern ziemlich wieder ausgeſöhnt; denn durch eine Reihe von Jahren war ich zu der Erfahrung gekommen, daß es gegen das Böſe manches Gleichgewicht gebe, daß man ſich von den Uebeln wohl wieder herſtelle, und daß man ſich aus Gefahren rette und nicht immer den Hals breche. Auch was die Menſchen thaten und trieben, ſah ich täglich an, und fand manches Lebenswürdige, womit mein alter Herr keineswegs zufrieden ſein wollte. Ja, als er einmal mir die Welt ziemlich von ihrer fragenhaften Seite geſchildert hatte, merkte ich ihm an, daß er noch mit einem bedeutenden Trumpfe zu ſchließen gedenke. Er drückte, wie in ſolchen Fällen ſeine Art war, das blinde linke Auge ſtark zu, blickte mit dem andern ſcharf hervor und ſagte mit einer näſelnden Stimme: „Auch in Gott entdeck' ich Fehler.“

Mein Timoniſcher Mentor war auch Mathematiker; aber ſeine practiſche Natur trieb ihn zur Mechanik, ob er gleich nicht ſelbſt arbeitete. Eine, für damalige Zeiten wenigſtens, wunderſame Uhr, welche neben den Stunden und Tagen auch die Bewegungen von Sonne und Mond anzeigte, ließ er nach ſeiner Angabe verfertigen. Sonntags früh um zehn Uhr zog er ſie jedesmal ſelbſt auf, welches er um ſo gewiſſer thun konnte, als er niemals in die Kirche ging. Geſellſchaft oder Gäſte habe ich nie bei ihm geſehen. Ausgezogen und aus dem Hauſe gehend erinnere ich mir ihn in zehn Jahren kaum zwei Mal.

Die verſchiedenen Unterhaltungen mit dieſen Männern waren nicht unbedeutend, und jeder wirkte auf mich nach ſeiner Weiſe. Für einen jeden hatte ich ſo viel, oft noch mehr Aufmerkſamkeit als die eigenen Kinder, und jeder ſuchte an mir, als an einem geliebten Sohne, ſein Wohlgefallen zu verwenden, indem er an mir ſein moraliſches Ebenbild herzuſtellen trachtete. Olenſchlager wollte mich zum Hofmann, Reineck zum diplomatiſchen Geſchäftsmann bilden; Beide, beſonders Letzterer, ſuchten mir Poeſie und Schriftſtellerei zu verleiden. Huisgen wollte mich zum Timon ſeiner Art, dabei aber zum tüchtigen Rechtsgelehrten haben: ein noth-

*) Agrippa, über das Eitle der Wiſſenſchaften.

wendiges Handwerk, wie er meinte, damit man ſich und das Seinige gegen das Lumpenpack von Menſchen regelmäßig vertheidigen, einem Unterdrückten beiſtehen, und allenfalls einem Schelmen etwas am Zeuge flicken könne; Letzteres ſei weder beſonders thunlich noch rathſam.

Hielt ich mich gern an der Seite jener Männer, um ihren Rath, ihren Fingerzeig zu benutzen, ſo forderten jüngere, an Alter mir nur wenig vorausgeſchrittene mich auf zum unmittelbaren Nacheifern. Ich nenne hier vor allen Andern die Gebrüder Schleſſer und Griesbach. Da ich jedoch mit dieſen in der Folge in genauere Verbindung trat, welche viele Jahre ununterbrochen dauerte, ſo ſage ich gegenwärtig nur ſoviel, daß ſie uns damals als ausgezeichnet in Sprachen und andern, die academiſche Laufbahn eröffnenden Studien gepriesen und zum Muſter aufgeſtellt wurden, und daß Jedermann die beſtimmte Erwartung hegte, ſie würden einſt im Staat und in der Kirche etwas Ungemeines leiſten.

Was mich betrifft, ſo hatte ich auch wohl im Sinne, etwas Außerordentliches hervorzubringen; worin es aber beſtehen könne, wollte mir nicht deutlich werden. Wie man jedoch eher an den Lohn denkt, den man erhalten möchte, als an das Verdienſt, das man ſich erwerben ſollte, ſo läugne ich nicht, daß wenn ich an ein wünſchenswerthes Ziel dachte, dieſes mir am Reizendſten in der Geſtalt des Lorbeerkranzes erſchien, der den Dichter zu zieren geflochten iſt.

Fünftes Buch.

Für alle Vögel gibt es Lockſpeiſen, und jeder Menſch wird auf ſeine eigene Art geleitet und verleitet. Natur, Erziehung, Umgebung, Gewohnheit hielten mich von allem Reden abgeſondert, und ob ich gleich mit den untern Volks-Claſſen, beſonders den Handwerkern, öfters in Berührung kam, ſo entſtand doch daraus kein näheres Verhältniß. Etwas Ungewöhnliches, vielleicht Gefährliches zu unternehmen, hatte ich zwar Vermögenheit genug, und fühlte mich wohl manchmal dazu aufgelegt; allein es mangelte mir die Handhabe, es anzugreifen und zu faſſen.

Indeſſen wurde ich auf eine völlig unerwartete Weiſe in Verhältniſſe verwickelt, die mich ganz nahe an große Gefahr, und wenigſtens für eine Zeit lang in Verlegenheit und Noth brachten. Mein früheres gutes Verhältniß zu jenem Knaben, den ich oben Pylades genannt, hatte ich bis in's Jünglingsalter fortgeſetzt. Zwar ſahen wir uns ſeltner, weil unſre Eltern nicht zum Beſten mit einander ſtanden; wo wir uns aber trafen, ſprang immer ſogleich der alte freundſchaftliche Jubel hervor. Einſt begegneten wir uns in den Alleen, die zwiſchen dem innern und äußern Sanct Gallen über einen ſehr angenehmen Spaziergang darbieten. Wir hatten uns kaum begrüßt, als er zu mir ſagte: „Es geht mir mit Deinen Verſen noch immer wie ſonſt. Diejenigen, die Du mir neulich mittheiltеſt, habe ich einigen luſtigen Geſellen vorgeleſen, und keiner will glauben, daß Du ſie gemacht habeſt.“ — Laß es gut ſein, verſetzte ich, wir wollen ſie machen, und darum ergetzen, und die Andern mögen davon denken und ſagen, was ſie wollen.

„Da kommt eben der Ungläubige!“ ſagte mein Freund. — Wir wollen nicht davon reden, war meine Antwort. Was hilft's? Man bekehrt ſie doch nicht. — „Mit Nichten,“ ſagte der Freund; „ich kann es ihm nicht ſo hingehen laſſen.“

Nach einer kurzen gleichgiltigen Unterhaltung konnte es der für mich nur allzu wohlgeſinnte junge Geſell nicht laſſen, und ſagte mit einiger Empfindlichkeit gegen Jenen: „Hier iſt nun der Freund, der die hübſchen Verſe gemacht hat, und die Ihr ihm nicht zutrauen wollt.“ — Er wird es gewiß nicht übel nehmen, verſetzte Jener; denn es iſt ja eine Ehre, die wir ihm erweiſen, wenn wir glauben, daß weit mehr Gelehrſamkeit dazu gehöre, ſolche Verſe zu machen, als er bei ſeiner Jugend beſitzen kann. — Ich erwiederte etwas Gleichgiltiges; mein Freund aber fuhr fort: „Es wird nicht viel Mühe koſten, Euch zu überzeugen. Gebt ihm irgend ein Thema auf, und er macht Euch ein Gedicht aus dem Stegreif.“ — Ich ließ es mir gefallen, wir wurden einig und der Dritte fragte mich: ob ich mich wohl getraue, einen recht artigen Liebesbrief in Verſen aufzuſetzen, den ein verſchämtes junges Mädchen an einen Jüngling ſchriebe, um ihre Neigung zu offenbaren. — Nichts iſt leichter als Das, verſetzte ich, wenn wir nur einen Schreibzeug hätten. — Jener brachte ſeinen Taſchen-Calender hervor, worin ſich weiße Blätter im Anfang befanden, und ich ſetzte mich auf eine Bank, zu ſchreiben.

Sie gingen indeß auf und ab und ließen mich nicht aus den Augen. Sogleich faßte ich die Situation in den Sinn und dachte mir, wie artig es sein müßte, wenn irgend ein hübsches Kind mir wirklich gewogen wäre und es mir in Prosa oder in Versen entdecken wollte. Ich begann daher ohne Anstand meine Erklärung, und führte sie in einem, zwischen dem Knittelvers und Madrigal schwebenden Sylbenmaße mit möglichster Naivität in kurzer Zeit dergestalt aus, daß, als ich dieß Gedichtchen den Beiden vorlas, der Zweifler in Verwunderung und mein Freund in Entzücken versetzt wurde. Jenem konnte ich auf sein Verlangen das Gedicht um so weniger verweigern, als es in seinen Calender geschrieben war, und ich das Document meiner Fähigkeiten gern in seinen Händen sah. Er schied unter vielen Versicherungen von Bewunderung und Neigung, und wünschte Nichts mehr, als uns öfters zu begegnen, und wir machten uns, bald zusammen auf's Land zu gehen.

Unsre Partie kam zu Stande, zu der sich noch mehrere junge Leute von jenem Schlage gesellten. Es waren Menschen aus dem mittlern, ja wenn man will, aus dem niedern Stande, denen es an Kopf nicht fehlte, und die auch, weil sie durch die Schule gelaufen, manche Kenntniß und eine gewisse Bildung hatten. In einer großen reichen Stadt gibt es vielerlei Erwerbzweige. Sie halfen sich durch, indem sie für die Advocaten schrieben, Kinder der geringern Classe durch Hausunterricht etwas weiter brachten, als es in Trivial-Schulen zu geschehen pflegt. Mit erwachsenern Kindern, welche construirt werden sollten, repetirten sie den Religions-Unterricht, liefen dann wieder den Mäklern und Kaufleuten einige Wege, und thaten sich Abends, besonders aber an Sonn- und Feiertagen, auf eine frugale Weise etwas zu Gute.

Indem sie nun unterwegs meine Liebes-Epistel auf das Beste herausstrichen, gestanden sie mir, daß sie einen sehr lustigen Gebrauch davon gemacht hätten: sie sei nämlich mit verstellter Hand abgeschrieben, und mit einigen nähern Beziehungen einem eingebildeten jungen Manne zugeschoben worden, der nun in der festen Ueberzeugung stehe, ein Frauenzimmer, dem er von fern den Hof gemacht, sei in ihn auf's Aeußerste verliebt, und suche Gelegenheit, ihm näher bekannt zu werden. Sie vertrauten mir dabei, er wünsche Nichts mehr, als ihr auch in Versen antworten zu können; aber weder bei ihm noch bei ihnen finde sich Geschick dazu, weßhalb sie mich inständig bäten, die gewünschte Antwort selbst zu verfassen.

Mystificationen sind und bleiben eine Unterhaltung für müßige, mehr oder weniger geistreiche Menschen. Eine tückische Bosheit, eine selbstgefällige Schadenfreude sind ein Genuß für Diejenigen, die sich weder mit sich selbst beschäftigen, noch nach außen heilsam wirken können. Kein Alter ist ganz frei von einem solchen Kitzel. Wir hatten uns in unsern Knabenjahren einander oft angeführt; viele Spiele beruhen auf solchen Mystificationen und Attrapen; der gegenwärtige Scherz schien mir nicht weiter zu gehen, ich willigte ein; sie theilten mir manches Besondere mit, was der Brief enthalten sollte, und wir brachten ihn schon fertig mit nach Hause.

Kurze Zeit darauf wurde ich durch meinen Freund dringend eingeladen, an einem Abendfeste jener Gesellschaft Theil zu nehmen. Der Liebhaber wollt es dieß Mal anstatten, und verlange dabei ausdrücklich, dem Freunde zu danken, der sich so vortrefflich als poetischer Secretär erwiesen.

Wir kamen spät genug zusammen, die Mahlzeit war die frugalste, der Wein trinkbar; und was die Unterhaltung betraf, so drehte sie sich fast gänzlich um die Verhöhnung des gegenwärtigen, freilich nicht sehr aufgeweckten Menschen, der nach wiederholter Lesung des Briefes nicht weit davon war zu glauben, er habe ihn selbst geschrieben.

Meine natürliche Gutmüthigkeit ließ mich an einer solchen boshaften Verstellung wenig Freude finden, und die Wiederholung derselben Thema's ekelte mich bald an. Gewiß, ich brachte einen verdrießlichen Abend hin, wenn nicht eine unerwartete Erscheinung mich wieder belebt hätte. Bei unserer Ankunft stand bereits der Tisch reinlich und ordentlich gedeckt, hinreichender Wein aufgestellt; wir setzten uns und blieben allein, ohne Bedienung nöthig zu haben. Als es aber doch zuletzt an Wein gebrach, rief einer nach der Magd; allein statt derselben trat ein Mädchen herein, von ungemeiner, und wenn man sie in ihrer Umgebung sah, von unglaublicher Schönheit. — „Was verlangt Ihr?" sagte sie, nachdem sie auf eine freundliche Weise guten Abend geboten: „Die Magd ist krank und zu Bette. Kann ich Euch dienen?" — „Es fehlt an Wein," sagte der Eine. „Wenn Du uns ein Paar Flaschen beliefe, so wäre es sehr hübsch." — „Thu' es, Gretchen," sagte der Andere; „es ist ja nur ein Katzensprung." — „Warum nicht!" versetzte sie, nahm ein Paar leere Flaschen vom Tisch und eilte fort. Ihre Gestalt war von der Nähe fast noch zierlicher. Das Häubchen saß so nett auf dem kleinen Kopfe, den ein schlanker Hals gar anmuthig mit Nacken und Schultern verband. Alles an ihr schien auszulesen, und man

konnte der ganzen Geſtalt um ſo ruhiger folgen, als die Aufmerkſamkeit nicht mehr durch die ſtillen, treuen Augen und den lieblichen Mund allein angezogen und gefeſſelt wurde. Ich machte den Geſellen Vorwürfe, daß ſie das Kind in der Nacht allein ausſchicken; ſie lachten mich aus, und ich war bald getröſtet, als ſie ſchon wieder kam; denn der Schenkwirth wohnte nur über die Straße. — Setze Dich dafür auch zu uns, ſagte der Eine. Sie that es, aber leider kam ſie nicht neben mich. Sie trank ein Glas auf unſere Geſundheit und entfernte ſich bald, indem ſie uns rieth, nicht gar lange beiſammen zu bleiben und überhaupt nicht ſo laut zu werden; denn die Mutter wolle ſich eben zu Bette legen. Es war nicht ihre Mutter, ſondern die unſerer Wirthe.

Die Geſtalt dieſes Mädchens verfolgte mich von dem Augenblick an auf allen Wegen und Stegen; es war der erſte bleibende Eindruck, den ein weibliches Weſen auf mich gemacht hatte; und da ich einen Vorwand, ſie im Hauſe zu ſehen, weder finden konnte noch ſuchen mochte, ging ich ihr zu Liebe in die Kirche und hatte bald ausgeſpürt, wo ſie ſaß; und ſo konnte ich während des langen proteſtantiſchen Gottesdienſtes mich wohl ſatt an ihr ſehen. Beim Herausgehen getraute ich mich nicht, ſie anzureden, noch weniger, ſie zu begleiten, und war ſchon ſelig, wenn ſie mich bemerkt und gegen mich einen Gruß genickt zu haben ſchien. Doch ich ſollte das Glück, mich ihr zu nähern, nicht lange entbehren. Man hatte jenen Liebenden, deſſen poetiſcher Secretär ich geworden war, glauben gemacht, der in ſeinem Namen geſchriebene Brief ſei wirklich an das Frauenzimmer abgegeben worden, und zugleich ſeine Erwartung auf's Aeußerſte geſpannt, daß nun bald eine Antwort darauf erfolgen müſſe. Auch dieſe ſollte ich ſchreiben, und die ſchalkiſche Geſellſchaft ließ mich durch Pylades auf's Inſtändigſte erſuchen, allen meinen Witz aufzubieten und alle meine Kunſt zu verwenden, daß dieſes Stück recht zierlich und vollkommen werde.

In Hoffnung, meine Schöne wiederzuſehen, machte ich mich ſogleich an's Werk, und dachte mir nun Alles, was mir höchſt wohlgefällig ſein würde, wenn Gretchen es mir ſchriebe. Ich glaubte Alles ſo aus ihrer Geſtalt, ihrem Weſen, ihrer Art, ihrem Sinn herausgeſchrieben zu haben, daß ich mich des Wunſches nicht enthalten konnte, es möchte wirklich ſo ſein, und mich in Entzücken verlor, nur zu denken, daß etwas Aehnliches von ihr an mich könnte gerichtet werden. So myſtificirte ich mich ſelbſt, indem ich meinte, einen Andern zum Beſten zu haben, und es ſollte mir daraus noch manche Freude und manches Ungemach entſpringen.

Als ich abermals gemahnt wurde, war ich fertig, verſprach zu kommen, und fehlte nicht zur beſtimmten Stunde. Es war nur Einer von den jungen Leuten zu Hauſe; Gretchen ſaß am Fenſter und ſpann, die Mutter ging ab und zu. Der junge Menſch verlangte, daß ich's ihm vorleſen ſollte; ich that es, und las nicht ohne Rührung, indem ich über das Blatt weg nach dem ſchönen Kinde hinſchielte, und da ich eine gewiſſe Unbehilflichkeit Weſens, eine leichte Röthe ihrer Wangen zu bemerken glaubte, deutete ich nur beſſer und lebhafter aus, was ich von ihr zu vernehmen wünſchte. Der Vetter, der mich oft durch Liebeserklärungen unterbrochen hatte, erſuchte mich zuletzt um einige Abänderungen. Sie betrafen einige Stellen, die freilich mehr auf Gretchen's Zuſtand als auf den eines Frauenzimmers paßten, das von gutem Hauſe, wohlhabend, in der Stadt bekannt und angeſehen war. Nachdem der junge Mann mir die gewünſchten Aenderungen articulirt und ein Schreiben verſprochen hatte, ſich aber wegen eines Geſchäfts auf kurze Zeit beurlaubte, blieb ich auf der Wandbank hinter dem großen Tiſche ſitzen, und probirte die zu machenden Veränderungen auf der großen, faſt den ganzen Tiſch einnehmenden Schiefertafel mit einem Griffel, der ſtets im Fenſter lag, weil man auf dieſer Steinfläche oft rechnete, ſich Mancherlei notirte, ja die Gebenden und Kommenden ſich ſogar Notizen dadurch mittheilten.

Ich hatte eine Zeit lang Verſchiedenes geſchrieben und wieder ausgelöſcht, als ich ungeduldig ausrief: es will nicht gehen! — „Deſto beſſer!“ ſagte das liebe Mädchen mit einem geſetzten Tone; „ich wünſchte, es ginge gar nicht. Sie ſollten ſich mit ſolchen Händeln nicht befaſſen.“ — Sie ſtand vom Spinnrocken auf, und zu mir an den Tiſch tretend, hielt ſie mir mit viel Verſtand und Freundlichkeit eine Strafpredigt. „Die Sache ſcheint ein unſchuldiger Scherz; es iſt ein Scherz, aber nicht unſchuldig. Ich habe ſchon mehrere Fälle erlebt, wo unſere jungen Leute wegen eines ſolchen Frevels in große Verlegenheit kamen.“ — Was ſoll ich aber thun? verſetzte ich: der Brief iſt geſchrieben, und ſie verlaſſen ſich darauf, daß ich ihn umändern werde. — „Glauben Sie mir,“ verſetzte ſie, „und ändern ihn nicht um; ja, nehmen Sie ihn zurück, ſtecken Sie ihn ein, gehen Sie fort und ſuchen, die Sache durch Ihren Freund in's Gleiche zu bringen. Ich will auch ein Wörtchen mit drein reden: denn, ſehen Sie, ſo ein armes Mädchen, als ich bin, und abhängig von dieſen Verwandten, die zwar nichts Böſes thun, aber doch oft um der Luſt und des Gewinns willen manches Waghalſige vornehmen, ich habe widerſtanden und den

erſten Brief nicht abgeſchrieben, wie man von mir verlangte; ſie haben ihn mit verſtellter Hand copirt, und ſo mögen ſie auch, wenn es nicht anders iſt, mit dieſem thun. Und Sie, ein junger Mann aus gutem Hauſe, wohlhabend, unabhängig, warum wollen Sie ſich zum Werkzeug in einer Sache gebrauchen laſſen, aus der gewiß nichts Gutes und vielleicht manches Unangenehme für Sie entſtehungen kann?" — Ich war glücklich, ſie in einer Folge reden zu hören, denn ſonſt gab ſie nur wenig Worte in das Geſpräch. Meine Neigung wuchs unglaublich, ich war nicht Herr von mir ſelbſt und erwiederte: Ich bin ſo unabhängig nicht, als Sie glauben, und was hilft mir wohlhabend zu ſein, da mir das Köſtlichſte fehlt, was ich wünſchen dürfte.

Sie hatte mein Concept der poetiſchen Epiſtel vor ſich hingezogen, und las es halb laut, gar hold und anmuthig. „Das iſt recht hübſch," ſagte ſie, indem ſie bei einer Art naiver Pointe inne hielt; „nur Schade, daß es nicht zu einem wahren Gebrauch beſtimmt iſt!" — Das wäre freilich ſehr wünſchenswerth, rief ich aus: wie glücklich müßte Der ſein, der von einem Mädchen, das er unendlich liebt, eine ſolche Verſicherung ihrer Neigung erhielte! — „Es gehört freilich viel dazu," verſetzte ſie, „und doch wird Manches möglich." — Zum Beiſpiel, fuhr ich fort, wenn Jemand, der Sie kennt, ſchätzt, verehrt und anbetet, Ihnen ein ſolches Blatt verlegte, und Sie recht dringend, recht herzlich und freundlich bäte, was würden Sie thun? — Ich ſchob ihr das Blatt näher hin, das ſie ſchon wieder mir zugeſchoben hatte. Sie lächelte, beſann ſich einen Augenblick, nahm die Feder und unterſchrieb. Ich konnte mich nicht vor Entzücken, ſprang auf und wollte ſie umarmen. „Nicht küſſen!" ſagte ſie: „das iſt ſo was Gemeines; aber lieben, wenn's möglich iſt." Ich hatte das Blatt zu mir genommen und eingeſteckt. Niemand ſoll es erhalten, ſagte ich, und die Sache iſt abgethan! Sie haben mich gerettet. — „Nun vollenden Sie die Rettung," rief ſie aus, „und eilen fort, ehe die Andern kommen, und Sie in Pein und Verlegenheit gerathen." Ich konnte mich nicht von ihr losreißen, ſie aber bat mich ſo freundlich, indem ſie mit beiden Händen meine Rechte nahm und lieberoll drückte. Die Thränen waren mir nicht weit: ich glaubte, ihre Augen feucht zu ſehen; ich drückte mein Geſicht auf ihre Hände und eilte fort. In meinem Leben hatte ich mich nicht in einer ſolchen Verwirrung befunden.

Die erſten Liebesneigungen einer unverdorbenen Jugend nehmen durchaus eine geiſtige Wendung. Die Natur ſcheint zu wollen, daß ein Geſchlecht in dem andern das Gute und Schöne ſinnlich gewahr werde. Und ſo war auch mir durch den Anblick dieſes Mädchens, durch meine Neigung zu ihr, eine neue Welt des Schönen und Vortrefflichen aufgegangen. Ich las meine poetiſche Epiſtel hundertmal durch, beſchaute die Unterſchrift, küßte ſie, drückte ſie an mein Herz und freute mich dieſes liebenswürdigen Bekenntniſſes. Je mehr ſich aber mein Entzücken ſteigerte, deſto weher that es mir, ſie nicht unmittelbar beſuchen, ſie nicht wieder ſehen und ſprechen zu können; denn ich fürchtete die Vorwürfe der Aeltern und ihre Zudringlichkeit. Den guten Palaves, der die Sache vermitteln konnte, wußte ich nicht anzutreffen. Ich machte mich daher den nächſten Sonntag auf nach Niederrad, wohin jene Geſellen gewöhnlich zu gehen pflegten, und fand ſie auch wirklich. Sehr verwundert war ich jedoch, daß ſie mir, anſtatt verdrießlich und feind zu thun, mit frohem Geſicht entgegenkamen. Der Jüngſte beſonders war ſehr freundlich, nahm mich bei der Hand und ſagte: „Ihr habt uns neulich einen ſchelmiſchen Streich geſpielt, und wir waren auf Euch recht böſe; doch hat uns Euer Entweichen und das Entwenden der poetiſchen Epiſtel auf einen guten Gedanken gebracht, der uns vielleicht ſonſt niemals aufgegangen wäre. Zur Verſöhnung möget Ihr uns heute bewirthen, und dabei ſollt Ihr erfahren, was es denn iſt, worauf wir uns Etwas einbilden, und was Euch gewiß auch Freude machen wird." Dieſe Anrede ſetzte mich in nicht geringe Verlegenheit: denn ich hatte ungefähr ſo viel Geld bei mir, um mir ſelbſt und einem Freunde Etwas zu Gute zu thun; aber eine Geſellſchaft, und beſonders eine ſolche, die nicht immer zur rechten Zeit ihre Grenzen fand, zu gaſtiren, war ich keineswegs eingerichtet; ja dieſer Antrag verwunderte mich um ſo mehr, als ſie ſonſt durchaus ſehr ehrenvoll darauf hielten, daß Jeder nur ſeine Zeche bezahlte. Sie lächelten über meine Verlegenheit, und der Jüngere fuhr fort: „Laßt uns erſt in der Laube ſitzen und dann ſollt Ihr das Weitere erfahren." Wir ſaßen und er ſagte: „Als Ihr die Liebes-Epiſtel neulich mitgenommen hattet, ſprachen wir die ganze Sache noch ein Mal durch und machten die Betrachtung, daß wir ſo ganz umſonſt, Andern zum Verdruß und uns zur Gefahr, aus bloßer leidiger Schadenfreude, Euer Talent mißbrauchen, da wir es doch zu unſer Aller Vortheil benutzen könnten. Seht, ich habe hier eine Beſtellung auf ein Hochzeitgedicht ſowie auf einen Leichen-Carmen. Das letzte muß gleich fertig ſein, das erſte hat noch acht Tage Zeit. Mögt Ihr ſie machen, welches Euch ein Leichtes iſt, ſo tractirt Ihr uns zwei Mal, und wir

bleiben auf lange Zeit Euer Schuldner.“ — Dieſer Vorſchlag gefiel mir von allen Seiten; denn ich hatte ſchon von Jugend auf die Gelegenheitsgedichte, deren damals in jeder Woche mehrere cirkulirten, ja beſonders bei anſehnlichen Verheirathungen dutzendweiſe zum Vorſchein kamen, mit einem gewiſſen Neid betrachtet, weil ich ſolche Dinge eben ſo gut, ja noch beſſer zu machen glaubte. Nun ward mir die Gelegenheit angeboten, mich zu zeigen, und beſonders mich geübt zu ſehen. Ich zweifelte nicht abzuneigt. Man machte mich mit den Perſonalien, mit den Verhältniſſen der Familie bekannt; ich ging etwas abſeits, machte meinen Entwurf und führte einige Strophen aus. Da ich mich jedoch wieder zur Geſellſchaft begab, und der Wein nicht geſchont wurde, ſo fing das Gedicht an zu ſtocken, und ich konnte es dieſen Abend nicht abliefern. „Es hat noch bis morgen Abends Zeit“, ſagten ſie, „und wir wollen Euch nur geſtehen: das Honorar, welches wir für das Leichen-Carmen erhalten, reicht hin, uns morgen noch einen luſtigen Abend zu verſchaffen. Kommt zu uns; denn es iſt billig, daß Gretchen auch mit genieße, die uns eigentlich auf dieſen Einfall gebracht hat.“ — Meine Freude war unſäglich. Auf dem Heimwege hatte ich nur die noch fehlenden Strophen im Sinne, ſchrieb das Ganze noch vor Schlafengehen nieder und den andern Morgen ſehr ſauber in's Reine. Der Tag ward mir unendlich lang, und kaum war es dunkel geworden, ſo fand ich mich wieder in der kleinen, engen Wohnung neben dem allerliebſten Mädchen.

Die jungen Leute, mit denen ich auf dieſe Weiſe immer in nähere Verbindung kam, waren nicht eigentlich gemeine, aber doch gewöhnliche Menſchen. Ihre Thätigkeit war lebenswürdig, und ich hörte ihnen mit Vergnügen zu, wenn ſie von den vielfachen Mitteln und Wegen ſprachen, wie man ſich Etwas erwerben könne; auch erzählten ſie am Liebſten von gegenwärtig ſehr reichen Leuten, die mit Nichts angefangen. Andere hätten als arme Handlungsdiener ſich ihren Patronen nothwendig gemacht, und wären endlich zu ihren Schwiegerſöhnen erhoben worden; noch Andere hätten einen kleinen Kram mit Schwefelfaden und Dergleichen ſo erweitert und verbreitet, daß ſie nun als reiche Kauf- und Handelsmänner erſchienen. Beſonders ſollte jungen Leuten, die gut auf den Beinen wären, das Beiläufer- und Mäklerhandwerk und die Uebernahme von allerlei Aufträgen und Beſorgungen für unbehülflich-Wohlhabende durchaus ernährend und einträglich ſein. Wir Alle hörten Das gern, und Jeder dünkte ſich Etwas, wenn er ſich in dem Augenblicke vorſtellte, daß in ihm ſelbſt ſo viel enthalten ſei, nicht nur um in der Welt fortzukommen, ſondern ſogar ein außerordentliches Glück zu machen. Niemand jedoch ſchien dieß Geſpräch ernſtlicher zu führen, als Pylades, der zuletzt geſtand, daß er ein Mädchen außerordentlich liebe und ſich wirklich mit ihr verſprochen habe. Die Vermögensumſtände ſeiner Eltern litten es nicht, daß er auf Akademien gehe; er habe ſich aber einer ſehr ſchönen Handſchrift, des Rechnens und der neuern Sprachen befliſſen, und wolle nun, in Hoffnung auf jenes häusliche Glück, ſein Möglichſtes verſuchen. Die Vettern lobten ihn deßhalb, ob ſie gleich das frühzeitige Verſprechen an ein Mädchen nicht billigen wollten, und ſetzten hinzu: ſie müßten ihn zwar für einen braven und guten Jungen anerkennen, hielten ihn aber weder für thätig noch für unternehmend genug, etwas Außerordentliches zu leiſten.

Indem er nun, zu ſeiner Rechtfertigung, umſtändlich auseinanderſetzte, was er ſich zu leiſten getraue, und wie er es anzufangen gedenke, ſo wurden die Uebrigen auch angereizt, und Jeder fing nun an zu erzählen, was er ſchon vermöge, thue, treibe, welchen Weg er zurückgelegt, und was er zunächſt vor ſich ſehe. Die Reihe kam zuletzt an mich. Ich ſollte nun auch meine Lebensweiſe und Ausſichten darſtellen, und indem ich mich beſann, ſagte Pylades: „Das Einzige behalte ich mir vor, damit wir nicht gar zu kurz kommen, daß er die äußern Vortheile ſeiner Lage nicht mit in Anrechnung bringe. Er mag uns lieber ein Mährchen erzählen, wie er es anfangen würde, wenn er in dieſem Augenblick, ſo wie wir, ganz auf ſich ſelbſt geſtellt wäre.“

Gretchen, die bis dieſen Augenblick fortgeſponnen hatte, ſtand auf und ſetzte ſich wie gewöhnlich an's Ende des Tiſches. Wir hatten ſchon einige Flaſchen geleert, und ich fing mit dem beſten Humor meine hypothetiſche Lebensgeſchichte zu erzählen an. Zuvörderſt alſo empfehle ich mich Euch, ſagte ich, daß Ihr mir die Kundſchaft erhaltet, welche mir zuzuweiſen Ihr den Anfang gemacht habt. Wenn Ihr mir nach und nach den Verdienſt der ſämmtlichen Gelegenheitsgedichte zuwendet, und wir ihn nicht bloß verſchmauſen, ſo will ich ſchon zu Etwas kommen. Alsdann müßt Ihr mir nicht übel nehmen, wenn ich auch in Euer Handwerk pfuſche. Worauf ich ihnen denn vorerzählte, was ich mir aus ihren Beſchäftigungen gemerkt hatte, und zu welchen ich mich allenfalls fähig hielt. Ein Jeder hatte vorher ſein Verdienſt zu Gelde angeſchlagen, und ich erſuchte ſie, mir auch zu Fertigung meines Etat's behülflich zu ſein. Gretchen hatte alles Bisherige ſehr aufmerkſam mitangehört, und zwar in der Meinung, die ſie ſehr gut

kleidete, ſie mochte nun zuhören oder ſprechen. Sie faßte mit beiden Händen ihre über einander geſchlagenen Arme und legte ſie auf den Rand des Tiſches. So konnte ſie lange ſitzen, ohne etwas Anderes, als den Kopf zu bewegen, welches niemals ohne Anlaß oder Bedeutung geſchah. Sie hatte manchmal ein Wörtchen mit eingeſprochen und über Dieſes und Jenes, wenn wir in unſern Einrichtungen ſtockten, nachgeholfen; dann war ſie aber wieder ſtill und ruhig wie gewöhnlich. Ich ließ ſie nicht aus den Augen, und daß ich meinen Plan nicht ohne Bezug auf ſie gedacht und ausgeſprochen, kann man ſich leicht denken; und die Neigung zu ihr gab Dem, was ich ſagte, einen Anſchein von Wahrheit und Möglichkeit, daß ich mich ſelbſt einen Augenblick täuſchte, mich ſo abgeſondert und hülflos dachte, wie mein Mädchen mich vorausſetzte, und mich dabei in der Ausſicht, ſie zu beſitzen, höchſt glücklich fühlte. Pylades hatte ſeine Confeſſion mit der Heirath geendigt, und bei uns Andern war nun auch die Frage, ob wir es in unſern Planen ſo weit gebracht hätten. Ich zweifle ganz und gar nicht daran, ſagte ich; denn eigentlich iſt einem Jeden von uns eine Frau nöthig, um Das im Hauſe zu bewahren und uns im Ganzen genießen zu laſſen, was wir von außen auf eine ſo wunderliche Weiſe zuſammenſtoppeln. Ich machte die Schilderung von einer Gattinn, wie ich ſie wünſchte, und es müßte ſeltſam zugegangen ſein, wenn ſie nicht Gretchen's vollkommnes Ebenbild geweſen wäre.

Das Leichen-Carmen war verlesen, das Hochzeitgedicht ſtand nun auch wohlthätig in der Nähe; ich überwand alle Furcht und Sorge und wußte, weil ich viel Bekannte hatte, meine eigentlichen Abendunterhaltungen vor den Meinigen zu verbergen. Das liebe Mädchen zu ſehen und neben ihr zu ſein, war nun bald eine unerläßliche Bedingung meines Weſens. Jene hatten ſich eben ſo an mich gewöhnt, und wir waren faſt täglich zuſammen, als wenn es nicht anders ſein konnte. Pylades hatte indeſſen ſeine Schöne auch in das Haus gebracht, und dieſes Paar verlebte manchen Abend mit uns. Sie als Brautleute, obgleich noch ſehr im Keime, verbargen doch nicht ihre Zärtlichkeit; Gretchen's Betragen gegen mich war nur geſchickt, mich in Entfernung zu halten; ſie gab Niemanden die Hand, auch nicht mir; ſie litt keine Berührung: nur ſetzte ſie ſich manchmal neben mich, beſonders wenn ich ſchrieb oder verlas, und dann legte ſie mir vertraulich den Arm auf die Schulter, ſah mir in's Buch oder auf's Blatt; wollte ich mir aber eine ähnliche Freiheit gegen ſie herausnehmen, ſo wich ſie und kam ſobald nicht wieder. Doch wiederholte ſie oft dieſe Stellung, ſowie alle ihre Geſten und Bewegungen ſehr einförmig waren, aber immer gleich gehörig, ſchön und reizend. Allein jene Vertraulichkeit habe ich ſie gegen Niemanden weiter ausüben ſehen.

Eine der unſchuldigſten und zugleich unterhaltendſten Luſt-Partien, die ich mit verſchiedenen Geſellſchaften junger Leute unternahm, war, daß wir uns in das Höchſter-Marktſchiff ſetzten, die darin eingepackten ſeltſamen Paſſagiere beobachteten, und uns bald mit dieſem bald mit jenem, wie uns Luſt oder Muthwille trieb, ſcherzhaft und neckend einließen. Zu Höchſt ſtiegen wir aus, wo zu gleicher Zeit das Marktſchiff von Mainz eintraf. In einem Gaſthofe fand man eine gutbeſetzte Tafel, wo die beiderſeitigen Auf- und Abfahrenden mit einander ſpeiſten und alsdann jeder ſeine Fahrt weiter fortſetzte; denn beide Schiffe gingen wieder zurück. Wir fuhren dann jedesmal nach eingenommenem Mittageſſen hinauf nach Frankfurt und hatten in ſehr großer Geſellſchaft die wohlfeilſte Waſſerfahrt gemacht, die nur möglich war. Einmal hatte ich auch mit Gretchen's Vettern dieſen Zug unternommen, als am Tiſch in Höchſt ſich ein junger Mann zu uns geſellte, der etwas älter als wir ſein mochte. Jene kannten ihn und er ließ ſich mit vorſtellen. Er hatte in ſeinem Weſen etwas ſehr Gefälliges, ohne ſonſt ausgezeichnet zu ſein. Von Mainz heraufgekommen, fuhr er nun mit uns nach Frankfurt zurück, und unterhielt ſich mit mir von allerlei Dingen, welche das innere Stadtweſen, die Aemter und Stellen betrafen, worin er mir ganz wohl unterrichtet ſchien. Als wir uns trennten, empfahl er ſich mir und fügte hinzu: er wünſche, daß ich gut von ihm denken möge, weil er ſich gelegentlich meiner Empfehlung zu erfreuen hoffe. Ich wußte nicht, was er damit ſagen wollte, aber die Vettern klärten mich nach einigen Tagen auf; ſie ſprachen Gutes von ihm und erſuchten mich um ein Vorwort bei meinem Großvater, da jetzt eben eine mittlere Stelle offen ſei, zu welcher dieſer Freund gern gelangen möchte. Ich entſchuldigte mich Anfangs, weil ich mich niemals in dergleichen Dinge gemiſcht hatte; allein ſie ſetzten mir ſo lange zu, bis ich mich es zu thun entſchloß: hatte ich doch ſchon manchmal bemerkt, daß bei ſolchen Aemterverleihungen, welche leider oft als Gnadenſachen betrachtet werden, die Vorſprache der Großmutter oder einer Tante nicht ohne Wirkung geweſen. Ich war ſoweit herangewachſen, um mir auch einigen Einfluß anzumaßen. Deßhalb überwand ich, meinen Freunden zu lieb, welche ſich auf alle Weiſe für eine ſolche Gefälligkeit verbunden erklärten, die Schüchternheit eines Knaben, und übernahm

es, ein Bittschreiben, das mir eingehändigt wurde, zu überreichen.

Eines Sonntags nach Tische, als der Großvater in seinem Garten beschäftigt war, um so mehr, als der Herbst herannahte, und ich ihm allenthalben behülflich zu sein suchte, rückte ich nach einigem Zögern mit meinem Anliegen und dem Bittschreiben hervor. Er sah es an und fragte mich, ob ich den jungen Menschen kenne? Ich erzählte ihm im Allgemeinen, was zu sagen war, und er ließ es dabei bewenden. „Wenn er Verdienst und sonst ein gutes Zeugniß hat, so will ich ihm um seiner und Deiner willen günstig sein.“ Mehr sagte er nicht, und ich erfuhr lange Nichts von der Sache.

Seit einiger Zeit hatte ich bemerkt, daß Gretchen nicht mehr spann, und sich dagegen mit Nähen beschäftigte, und zwar mit sehr feiner Arbeit, welches mich um so mehr wunderte, da die Tage schon abgenommen hatten und der Winter herankam. Ich dachte darüber nicht weiter nach; nur beunruhigte es mich, daß ich sie einige Mal des Morgens nicht wie sonst zu Hause fand, und ohne Zudringlichkeit nicht erfahren konnte, wo sie hingegangen sei. Doch sollte ich eines Tages sehr wunderlich überrascht werden. Meine Schwester, die sich zu einem Balle vorbereitete, hat mich, ihr bei einer Galanterie-Händlerinn sogenannte Italienische Blumen zu holen. Sie wurden in Klöstern gemacht, waren klein und niedlich. Myrthen besonders, Zwergröslein und Dergleichen fielen gar schön und natürlich aus. Ich that ihr die Liebe und ging in den Laden, in welchem ich schon öfter mit ihr gewesen war. Kaum war ich hineingetreten und hatte die Eigenthümerinn begrüßt, als ich im Fenster ein Frauenzimmer sitzen sah, das mir unter einem Spitzenhäubchen gar jung und hübsch, und unter einer seidnen Mantille sehr wohlgebaut schien. Ich konnte leicht an ihr eine Gehülfinn erkennen; denn sie war beschäftigt, Band und Federn auf ein Hütchen zu stecken. Die Putzhändlerinn zeigte mir den langen Kasten mit einzelnen mannigfaltigen Blumen vor; ich besah sie und blickte, indem ich wählte, wieder nach dem Frauenzimmerchen im Fenster: aber wie groß war mein Erstaunen, als ich eine unglaubliche Aehnlichkeit mit Gretchen gewahr wurde, ja zuletzt mich überzeugen mußte, es sei Gretchen selbst! Auch blieb mir kein Zweifel übrig, als sie mir mit den Augen winkte und ein Zeichen gab, daß ich unsre Bekanntschaft nicht verrathen sollte. Nun brachte ich mit Wählen und Verwerfen die Putzhändlerinn in Verzweiflung, mehr als ein Frauenzimmer selbst hätte thun können. Ich hatte wirklich keine Wahl; denn ich war aufs Aeußerste verwirrt, und zugleich liebte ich mein Zaudern, weil es mich in der Nähe des Kindes hielt, dessen Maske mich verdroß, und das mir doch in dieser Maske reizender vorkam als jemals. Endlich mochte die Putzhändlerinn alle Geduld verlieren, und suchte mir eigenhändig einen ganzen Pappenkasten voll Blumen aus, den ich meiner Schwester vorstellen und sie selbst sollte wählen lassen. So wurde ich zum Laden gleichsam hinausgetrieben, indem sie den Kasten durch ihr Mädchen vorausschickte.

Kaum war ich zu Hause angekommen, als mein Vater mich berufen ließ und mir die Eröffnung that, es sei nun ganz gewiß, daß der Erzherzog Joseph zum Römischen König gewählt und gekrönt werden solle. Ein so höchst bedeutendes Ereigniß müsse man nicht unvorbereitet erwarten, und etwa nur gaffend und staunend an sich vorbeigehen lassen. Er wolle daher die Wahl- und Krönungs-Diarien der beiden letzten Krönungen mit mir durchgehen, nicht weniger die letzten Wahl-Capitulationen, um alsdann zu bemerken, was für neue Bedingungen man im gegenwärtigen Falle hinzufügen werde. Die Diarien wurden aufgeschlagen, und wir beschäftigten uns den ganzen Tag damit bis tief in die Nacht, indessen mir das hübsche Mädchen, bald in ihrem alten Hauskleide, bald in ihrem neuen Costüm, immer zwischen den höchsten Gegenständen des heiligen Römischen Reichs hin und wieder schwebte. Für diesen Abend war es unmöglich, sie zu sehen, und ich durchwachte eine sehr unruhige Nacht. Das gestrige Studium wurde den andern Tag eifrig fortgesetzt, und nur gegen Abend machte ich es möglich, meine Schöne zu beinchen, die ich wieder in ihrem gewöhnlichen Hauskleide fand. Sie lächelte, indem sie mich ansah, aber ich getraute mich nicht, vor den Andern Etwas zu erwähnen. Als die ganze Gesellschaft wieder ruhig zusammensaß, fing sie an und sagte: „Es ist nöthig, daß Ihr unserm Freunde nicht vertrauet, was in diesen Tagen von uns beschlossen werden.“ Sie fuhr darauf fort zu erzählen, daß nach unsrer neulichen Unterhaltung, wo die Rede war, wie ein Jeder sich in der Welt wolle geltend machen, auch unter ihnen zur Sprache gekommen, auf welche Art ein weibliches Wesen seine Talente und Arbeiten steigern und seine Zeit vortheilhaft anwenden könne. Darauf habe der Vetter vorgeschlagen, sie solle es bei einer Putzmacherinn versuchen, die eben jetzt eine Gehülfinn brauche. Man sei mit der Frau einig geworden; sie gehe täglich so viele Stunden hin, werde gut gehalten; nur müsse sie dort, um des Anstandes willen, sich zu einem gewissen Anzug bequemen, den sie aber jederzeit zurücklasse, weil er zu ihrem

übrigen Leben und Weſen ſich gar nicht ſchicken wolle. Durch dieſe Erklärung war ich zwar beruhigt; nur wollte es mir nicht recht gefallen, das hübſche Kind in einem öffentlichen Laden und an einem Orte zu wiſſen, wo die galante Welt gelegentlich ihren Sammelplatz hatte. Doch ließ ich mir Nichts merken, und ſuchte meine eiferſüchtige Sorge im Stillen bei mir zu verarbeiten. Hierzu gönnte mir der jüngere Vetter nicht lange Zeit, der alsbald wieder mit dem Auftrag zu einem Gelegenheitsgedicht hervortrat, mir die Perſonalien erzählte und ſogleich verlangte, daß ich mich zur Erfindung und Dispoſition des Gedichtes anſchicken möchte. Er hatte ſchon einige Mal über die Behandlung einer ſolchen Aufgabe mit mir geſprochen, und wie ich in ſolchen Fällen ſehr redſelig war, gar leicht von mir erlangt, daß ich ihm, was an dieſen Dingen rhetoriſch iſt, umſtändlich auslegte, ihm einen Begriff von der Sache gab, und meine eignen und fremden Arbeiten dieſer Art als Beiſpiele benutzte. Der junge Menſch war ein guter Kopf, obgleich ohne Spur von poetiſcher Ader, und nun ging er ſo ſehr in's Einzelne und wollte von Allem Rechenſchaft haben, daß ich mit der Bemerkung laut ward: Sieht es doch aus, als wolltet Ihr mir in's Handwerk greifen und mir die Kundſchaft entziehen! — „Ich will es nicht läugnen," ſagte Jener lächelnd; „denn ich thue Euch dadurch keinen Schaden. Wie lange wird's währen, ſo geht Ihr auf die Academie, und bis dahin laßt mich noch immer Etwas bei Euch profitiren." — Herzlich gern, verſetzte ich, und munterte ihn auf, ſelbſt eine Dispoſition zu machen, ein Sylbenmaß nach dem Character des Gegenſtandes zu wählen, und was etwa ſonſt noch nöthig ſcheinen mochte. Er ging mit Ernſt an die Sache; aber es wollte nicht glücken. Ich mußte zuletzt immer daran ſo viel umſchreiben, daß ich es leichter und beſſer von vornherein ſelbſt geleiſtet hätte. Dieſes Lehren und Lernen jedoch, dieſes Mittheilen, dieſe Wechſelarbeit gab uns eine gute Unterhaltung; Gretchen nahm Theil daran und hatte manchen artigen Einfall, ſo daß wir Alle vergnügt, ja, man darf ſagen, glücklich waren. Sie arbeitete des Tags bei der Putzmacherinn; Abends kamen wir gewöhnlich zuſammen, und unſre Zufriedenheit ward ſelbſt dadurch nicht geſtört, daß es mit den Beſtellungen zu Gelegenheitsgedichten endlich nicht recht mehr fortwollte. Schmerzlich jedoch empfanden wir es, daß uns eines einmal mit Verdruß zurückkam, weil es dem Beſteller nicht gefiel. Indeß tröſteten wir uns, weil wir es gerade für unſre beſte Arbeit hielten, und Jenen für einen ſchlechten Kenner erklärten. Der Vetter, der ein für alle Mal Etwas lernen wollte, veranlaßte nunmehr fingirte Aufgaben, bei deren Auflöſung wir uns zwar noch immer gut genug unterhielten, aber freilich, da ſie Nichts einbrachten, unſre kleinen Gelage viel mäßiger einrichten mußten.

Mit jenem großen ſtaatsrechtlichen Gegenſtande, der Wahl und Krönung eines Römiſchen Königs, wollte es nun immer mehr Ernſt werden. Der anfänglich auf Augsburg im October 1763 ausgeſchriebene churfürſtliche Collegial-Tag ward nun nach Frankfurt verlegt, und ſowohl zu Ende dieſes Jahres als zu Anfang des folgenden regten ſich die Vorbereitungen, welche dieſes wichtige Geſchäft einleiten ſollten. Den Anfang machte ein von uns noch nie geſehener Aufzug. Eine unſrer Canzlei-Perſonen zu Pferde, von vier gleichfalls berittenen Trompetern begleitet und von einer Fußwache umgeben, verlas mit lauter und vernehmlicher Stimme an allen Ecken der Stadt ein weitläuftiges Edict, das uns von dem Bevorſtehenden benachrichtigte, und den Bürgern ein geziemendes und den Umſtänden angemeſſenes Betragen einſchärfte. Bei Rath wurden große Ueberlegungen gepflogen, und es dauerte nicht lange, ſo zeigte ſich der Reichs-Quartier-Meiſter vom Erb-Marſchall abgeſendet, um die Wohnungen der Geſandten und ihres Gefolges nach altem Herkommen anzuordnen und zu bezeichnen. Unſer Haus lag im churpfälziſchen Sprenzel, und wir hatten uns einer neuen, obgleich erfreulichen Einquartierung zu verſehen. Der mittlere Stock, welchen ehemals Graf Thorane innegehabt, wurde einem churpfälziſchen Cavalier eingeräumt, und da Baron von Königsthal, Nürnbergiſcher Geſchäftsträger, den obern Stock eingenommen hatte, ſo waren wir noch mehr als zur Zeit der Franzoſen zuſammengedrängt. Dieſes diente mir zu einem neuen Vorwand, außer dem Hauſe zu ſein, und die meiſte Zeit des Tages auf der Straße zuzubringen, um Das, was öffentlich zu ſehen war, in's Auge zu faſſen.

Nachdem uns die vorhergegangene Veränderung und Einrichtung der Zimmer auf dem Rathhauſe ſehenswerth geſchienen, nachdem die Ankunft der Geſandten, eines nach dem andern, und ihre erſte ſolenne Geſammtauffahrt den 6. Februar Statt gefunden, ſo bewunderten wir nachher die Ankunft der kaiſerlichen Commiſſarien und deren Auffahrt, ebenfalls auf den Römer, welche mit großem Pomp geſchah. Die würdige Perſönlichkeit des Fürſten von Lichtenſtein machte einen guten Eindruck; doch wollten Kenner behaupten, die prächtigen Livreen ſeien ſchon einmal bei einer andern Gelegenheit gebraucht worden, und auch dieſe Wahl und Krönung werd: ſchwerlich an Glanz

jener von Karl dem Siebenten gleich kommen. Wir Jüngern ließen uns Das gefallen, was wir vor Augen hatten; uns däuchte Alles ſehr gut, und Manches ſetzte uns in Erſtaunen.

Der Wahl-Convent war endlich auf den 3. März anberaumt. Nun kam die Stadt durch neue Feierlichkeiten in Bewegung, und die wechſelſeitigen Ceremoniell-Beſuche der Geſandten hielten uns immer auf den Beinen. Auch mußten wir genau aufpaſſen, weil wir nicht nur gaffen, ſondern Alles wohl bemerken ſollten, um zu Hauſe gehörig Rechenſchaft zu geben, ja manchen kleinen Aufſatz anzufertigen, worüber ſich mein Vater und Herr von Königsthal, theils zu unſrer Uebung, theils zu eigner Notiz, beredet hatten. Und wirklich gereichte mir Dieß zu beſonderm Vortheil, indem ich über das Aeußerliche ſo ziemlich ein lebendiges Wahl- und Krönungs-Diarium verfaßen konnte.

Die Perſönlichkeiten der Abgeordneten, welche auf mich einen bleibenden Eindruck gemacht haben, waren zunächſt die des churmainziſchen erſten Botſchafters, Baron's von Erthal, nachmaligen Churfürſten. Ohne irgend etwas Auffallendes in der Geſtalt zu haben, wollte er mir in ſeinem ſchwarzen, mit Spitzen beſetzten Talar immer gar wohl gefallen. Der zweite Botſchafter, Baron von Groſchlag, war ein wohlgebauter, im Aeußern bequem aber höchſt anſtändig ſich betragender Weltmann. Er machte überhaupt einen ſehr behaglichen Eindruck. Fürſt Eſterhazy, der Böhmiſche Geſandte, war nicht groß, aber wohlgebaut, lebhaft und zugleich vornehm anſtändig, ohne Stolz und Kälte. Ich hatte eine beſondere Neigung zu ihm, weil er mich an den Marſchall von Broglie erinnerte. Doch verſchwand gewiſſer Maßen die Geſtalt und Würde dieſer trefflichen Perſonen über dem Vorurtheil, das man für den Brandenburgiſchen Geſandten, Baron von Plotho, gefaßt hatte. Dieſer Mann, der durch eine gewiſſe Sparlichkeit, ſowohl in ſeiner Kleidung als in Livreen und Equipagen, ſich auszeichnete, war vom ſiebenjährigen Kriege her als diplomatiſcher Held berühmt, hatte zu Regensburg den Notarius April, der ihm die gegen ſeinen König ergangene Achtserklärung, von einigen Zeugen begleitet, zu inſinuiren gedachte, mit der laconiſchen Gegenrede: „Was! Er inſinuiren?“ die Treppe hinuntergeworfen oder werfen laſſen. Das Erſte glaubten wir, weil es uns beſſer gefiel, und wir es auch dem kleinen, gedrungenen, mit ſchwarzen Feueraugen hin und wieder blickenden Manne gar wohl zutrauten. Aller Augen waren auf ihn gerichtet, beſonders wo er ausſtieg. Es entſtand jedesmal eine Art von frohem Zujauchzen, und wenig fehlte, daß man ihn applaudirt, Vivat oder Vivare gerufen hätte. So hoch ſtand der König und Alles, was ihm mit Leib und Seele ergeben war, in der Gunſt der Menge, unter der ſich, außer den Frankfurtern, ſchon Deutſche aus allen Gegenden befanden.

Einerſeits hatte ich an dieſen Dingen manche Luſt, weil Alles, was vorging, es mochte ſein, von welcher Art es wollte, doch immer eine gewiſſe Deutung verbarg, irgend ein inneres Verhältniß anzeigte, und ſolche ſymboliſche Ceremonien das durch ſo viele Pergamente, Papiere und Bücher beinahe verſchüttete Deutſche Reich wieder für einen Augenblick lebendig darſtellten; andrerſeits aber konnte ich mir ein geheimes Mißfallen nicht verbergen, wenn ich nun zu Hauſe die innern Verhandlungen zum Behuf meines Vaters abſchreiben und dabei bemerken mußte, daß hier mehrere Gewalten einander gegenüber ſtanden, die ſich das Gleichgewicht hielten, und nur inſofern einig waren, als ſie den neuen Regenten noch mehr als den alten zu beſchränken gedachten; daß Jedermann ſich nur inſofern ſeines Einfluſſes freute, als er ſeine Privilegien zu erhalten und zu erweitern und ſeine Unabhängigkeit mehr zu ſichern beſtie. Ja, man war dieß Mal noch aufmerkſamer als ſonſt, weil man ſich vor Joſeph dem Zweiten, vor ſeiner Heftigkeit und ſeinen vermuthlichen Planen zu fürchten anfing.

Bei meinem Großvater und den übrigen Rathsverwandten, deren Häuſer ich zu beſuchen pflegte, war es auch keine gute Zeit; denn ſie hatten ſo viel mit Einholen der vornehmen Gäſte, mit Complimentiren, mit Ueberreichung von Geſchenken zu thun. Nicht weniger hatte der Magiſtrat im Ganzen wie im Einzelnen ſich immer zu wehren, zu widerſtehn und zu proteſtiren, weil bei ſolchen Gelegenheiten ihm Jedermann Etwas abzwacken oder aufbürden will, und ihm Wenige von Denen, die er anſpricht, beiſtehen oder zu Hülfe kommen. Genug, mir trat Alles unmehr lebhaft vor Augen, was ich in der Lersner'ſchen Chronik von ähnlichen Vorfällen bei ähnlichen Gelegenheiten, mit Bewunderung der Geduld und Ausdauer jener guten Rathsmänner, geleſen hatte.

Mancher Verdruß entſtand auch daher, daß ſich die Stadt nach und nach mit nöthigen und unnöthigen Perſonen anfüllt. Vergebens werden die Thore von Seiten der Stadt an die Vorſchriften der freilich veralteten goldnen Bulle erinnert. Nicht allein die zum Geſchäft Verordneten und ihre Begleiter, ſondern manche Standes- und andre Perſonen, die aus Neugier oder zu Privat-Zwecken herankommen, ſtehen unter Protection, und die Frage: wer

Ruganting.

So lang' ich euch ernährte, ließet ihr
Nur gar zu gern euch meine Kinder nennen.

Basco.

Wie glücklich, daß wir nun erwachſen ſind,
Da deine Renten ſehr in's Stocken kommen!

Ruganting.

Was unſer Fleiß und unſre Liſt und Klugheit
Den Männern und den Weibern abgelockt,
Das konnten wir mit frohem Muth verzehren.
Es ſoll auch künftig keinem fehlen; zwar
Iſt's dieſe Tage ſchmal geworden —

Basco.

Ja!
Warum denn dieſe Tage? Weil du dich
Mit einem Abenteur beſchäftigſt, das
Nichts fruchtet und die ſchöne Zeit verzehrt.

Ruganting.

So willſt du denn zum Abſchied noch den Fürſten,
Die ganze Nachbarſchaft verletzen?

eigentlich einquartiert wird und wer ſelbſt ſich eine Wohnung miethen ſoll, iſt nicht immer ſogleich entſchieden. Das Getümmel wächſt, und ſelbſt Diejenigen, die Nichts dabei zu leiſten oder zu verantworten haben, fangen an, ſich unbehaglich zu fühlen.

Selbſt wir jungen Leute, die wir das Alles wohl mitanſehen konnten, fanden doch immer nicht genug Befriedigung für unſre Augen, für unſre Einbildungskraft. Die Spaniſchen Mantelkleider, die großen Federhüte der Geſandten und hie und da noch einiges Andere gaben wohl ein ächt alterthümliches Anſehen; Manches dagegen war wieder ſo halb neu oder ganz modern, daß überall nur ein buntes, unbefriedigendes, öfter ſogar geſchmackloſes Weſen hervortrat. Sehr glücklich machte es uns daher, zu vernehmen, daß wegen der Herreiſe des Kaiſers und des künftigen Königs große Anſtalten gemacht wurden, daß die churfürſtlichen Collegial-Handlungen, bei welchen die letzte Wahl-Capitulation zum Grunde lag, eifrig vorwärts gingen, und daß der Wahltag auf den 27. März feſtgeſetzt ſei. Nun ward an die Herbeiſchaffung der Reichs-Inſignien von Nürnberg und Aachen gedacht, und man erwartete zunächſt den Einzug des Churfürſten von Mainz, während mit ſeiner Geſandtſchaft die Irrungen wegen der Quartiere immer fortdauerten.

Indeſſen betrieb ich meine Cantzleiſten-Arbeit zu Hauſe ſehr lebhaft, und wurde dabei freilich mancherlei kleiner Monita gewahr, die von vielen Seiten einliefen, und bei der neuen Capitulation berückſichtigt werden ſollten. Jeder Stand wollte in dieſem Document ſeine Gerechtſame gewahrt und ſein Anſehen vermehrt wiſſen. Gar viele ſolcher Bemerkungen und Wünſche wurden jedoch bei Seite geſchoben; Vieles blieb, wie es geweſen war: gleichwohl erhielten die Monenten die bündigſten Verſicherungen, daß ihnen jene Uebergehung keineswegs zum Präjudiz gereichen ſolle.

Sehr vielen und gefährlichen Geſchäften mußte ſich indeſſen das Reichs-Marſchall-Amt unterziehen: die Maſſe der Fremden wuchs, es wurde immer ſchwieriger, ſie unterzubringen. Ueber die Grenzen der verſchiedenen churfürſtlichen Bezirke war man nicht einig. Der Magiſtrat wollte von den Bürgern die Laſten abhalten, zu denen ſie nicht verpflichtet ſchienen, und ſo gab es, bei Tag und bei Nacht, ſtündlich Beſchwerden, Recurſe, Streit und Mißhelligkeiten.

Der Einzug des Churfürſten von Mainz erfolgte den 21. März. Hier fing nun das Canoniren an, mit dem wir auf lange Zeit mehrmals betäubt werden ſollten. Wichtig in der Reihe der Ceremonien war dieſe Feſtlichkeit: denn alle die Männer, die wir bisher auftreten ſahen, waren, ſo hoch ſie auch ſtanden, doch immer nur Untergeordnete; hier aber erſchien ein Souverän, ein ſelbſtſtändiger Fürſt, der Erſte nach dem Kaiſer, von einem großen, ſeiner würdigen Gefolge eingeführt und begleitet. Von dem Pompe dieſes Einzugs würde ich hier Manches zu erzählen haben, wenn ich nicht ſpäter wieder darauf zurückzukommen gedächte, und zwar bei einer Gelegenheit, die Niemand leicht errathen ſollte.

An demſelben Tage nämlich kam Lavater, auf ſeinem Rückwege von Berlin nach Hauſe begriffen, durch Frankfurt, und ſah dieſe Feierlichkeit mit an. Ob nun gleich ſolche weltliche Aeußerlichkeiten für ihn nicht den mindeſten Werth hatten, ſo mochte doch dieſer Zug mit ſeiner Pracht und allem Beiweſen deutlich in ſeine ſehr lebhafte Einbildungskraft ſich eingedrückt haben: denn nach mehreren Jahren, als mir dieſer vorzügliche, aber eigene Mann eine poetiſche Paraphraſe, ich glaube der Offenbarung St. Johannis, mittheilte, fand ich den Einzug des Antichriſt's Schritt vor Schritt, Geſtalt vor Geſtalt, Umſtand vor Umſtand, dem Einzug des Churfürſten von Mainz in Frankfurt nachgebildet, dergeſtalt, daß ſogar die Quaſten an den Köpfen der Iſabell-Pferde nicht fehlten. Es wird ſich mehr davon ſagen laſſen, wenn ich zur Epoche jener wunderlichen Dichtungsart gelange, durch welche man die alt- und neuteſtamentlichen Mythen dem Anſchauen und Gefühl näher zu bringen glaubte, wenn man ſie völlig in's Moderne traveſtirte, und ihnen aus dem gegenwärtigen Leben, es ſei nun gemeiner oder vornehmer, ein Gewand umhinge. Wie dieſe Behandlungsart ſich nach und nach beliebt gemacht, davon muß gleichfalls künftig die Rede ſein; doch bemerke ich hier ſo viel, daß ſie weiter als durch Lavater und ſeine Nacheiferer wohl nicht getrieben worden, indem einer derſelben die heiligen drei Könige, wie ſie zu Bethlehem eintreten, ſo modern ſchilderte, daß die Fürſten und Herren, welche Lavater'n zu beſuchen pflegten, perſönlich darin nicht zu verkennen waren.

Wir laſſen alſo für dieß Mal den Churfürſten Emmerich Joſeph ſo zu ſagen incognito im Compoſtell eintreffen, und wenden uns zu Gretchen, die ich, eben als die Volksmenge ſich verlief, von Pylades und ſeiner Schönen begleitet, (denn dieſe drei ſchienen nun unzertrennlich zu ſein,) im Getümmel erblickte. Wir hatten uns kaum erreicht und begrüßt, als ſchon ausgemacht war, daß wir dieſen Abend zuſammen zubringen wollten, und ich fand mich bei Zeiten ein. Die gewöhnliche Geſellſchaft

war beiſammen, und Jedes hatte Etwas zu erzählen, zu ſagen, zu bemerken, wie denn dem Einen Dieß, dem Andern Jenes am Meiſten aufgefallen war. „Eure Reden", ſagte Gretchen zuletzt, „machen mich faſt noch verworrner als die Begebenheiten dieſer Tage ſelbſt. Was ich geſehen, kann ich nicht zuſammenreimen, und möchte von Manchem gar zu gern wiſſen, wie es ſich verhält." Ich verſetzte, daß es mir ein Leichtes ſei, ihr dieſen Dienſt zu erzeigen. Sie ſolle nur ſagen, wofür ſie ſich eigentlich intereſſire. Dieß that ſie, und indem ich ihr Einiges erklären wollte, fand ſich's, daß es beſſer wäre, in der Ordnung zu verfahren. Ich verglich nicht unſchicklich dieſe Feierlichkeiten und Functionen mit einem Schauſpiel, wo der Vorhang nach Belieben heruntergelaſſen wurde, indeſſen die Schauſpieler fortſpielten; dann werde er wieder aufgezogen, und der Zuſchauer könne an jenen Verhandlungen einiger Maßen wieder Theil nehmen. Weil ich nun ſehr redſelig war, wenn man mich gewähren ließ, ſo erzählte ich Alles von Anfang an bis auf den heutigen Tag in der beſten Ordnung, und verſäumte nicht, um meinen Vortrag anſchaulicher zu machen, mich des vorhandenen Briefes und der großen Schieferplatte zu bedienen. Nur durch einige Fragen und Rechthabereien der Andern wenig geſtört, brachte ich meinen Vortrag zu allgemeiner Zufriedenheit an's Ende, indem mich Gretchen durch ihre fortgeſetzte Aufmerkſamkeit höchlich ermuntert hatte. Sie dankte mir zuletzt und bemerkte, nach ihrem Ausdruck, alle Diejenigen, die von den Sachen dieſer Welt unterrichtet ſeien, und wüßten, wie Dieſes und Jenes zugehe, und was es zu bedeuten habe. Sie wünſchte ſich, ein Knabe zu ſein, und wußte mit vieler Freundlichkeit anzuerkennen, daß ſie mir ſchon manche Belehrung ſchuldig geworden. „Wenn ich ein Knabe wäre," ſagte ſie, „ſo wollten wir auf Univerſitäten zuſammen etwas Rechtes lernen." Das Geſpräch ward in der Art fortgeführt, ſie ſetzte ſich beſtimmt vor, Unterricht im Franzöſiſchen zu nehmen, deſſen Unerläßlichkeit ſie im Laden der Buchhändlerinn wohl gewahr werden. Ich fragte ſie, warum ſie nicht mehr dorthin gehe; denn in der letzten Zeit, da ich des Abends nicht viel abkommen konnte, war ich manchmal bei Tage, ihr zu Gefallen, am Laden vorbeigegangen, um ſie nur einen Augenblick zu ſehen. Sie erklärte mir, daß ſie in dieſer unruhigen Zeit ſich dort nicht hätte ausſetzen wollen. Befände ſich die Stadt wieder in ihrem vorigen Zuſtande, ſo denke ſie auch wieder hinzugehen.

Nun war von dem nächſt bevorſtehenden Wahltag die Rede. Was und wie es vorgehe, wußte ich weitläufig zu erzählen, und meine Demonſtration durch umſtändliche Zeichnungen auf der Tafel zu unterſtützen, wie ich denn den Raum des Comicio mit ſeinen Altären, Thronen, Seſſeln und Sitzen vollkommen gegenwärtig hatte. — Wir ſchieden zu rechter Zeit und mit ſonderlichem Wohlbehagen.

Denn einem jungen Paare, das von der Natur einiger Maßen harmoniſch gebildet iſt, kann Nichts zu einer ſchönern Verbindung gereichen, als wenn das Mädchen lehrbegierig und der Jüngling lehrhaft iſt. Es entſteht daraus ein ſo gründliches als angenehmes Verhältniß. Sie erblickt in ihm den Schöpfer ihres geiſtigen Daſeins, und er in ihr ein Geſchöpf, das nicht der Natur, dem Zufall oder einem einſeitigen Wollen, ſondern einem beiderſeitigen Winken ſeine Vollendung verdankt; und dieſe Wechſelwirkung iſt ſo ſüß, daß wir uns nicht wundern dürfen, wenn ſeit dem alten und neuen Abälard aus einem ſolchen Zuſammentreffen zweier Weſen die gewaltſamſten Leidenſchaften und ſo viel Glück als Unglück entſprungen ſind.

Gleich den nächſten Tag war große Bewegung in der Stadt wegen der Viſiten und Gegen-Viſiten, welche nunmehr mit dem größten Ceremoniell abgeſtattet wurden. Was mich aber als einen Frankfurter Bürger beſonders intereſſirte und zu vielen Betrachtungen veranlaßte, war die Ablegung des Sicherheitseides, den der Rath, das Militär, die Bürgerſchaft nicht etwa durch Repräſentanten, ſondern perſönlich und in Maſſe leiſteten: erſt auf dem großen Römer-Saale der Magiſtrat und die Stabs-Officiere, dann auf dem großen Platze, dem Römer-Berg, die ſämmtliche Bürgerſchaft nach ihren verſchiedenen Graden, Abſtufungen und Quartieren, und zuletzt das übrige Militär. Hier konnte man das ganze Gemeinweſen mit einem Blick überſchauen, verſammelt zu dem ehrenvollen Zweck, dem Haupt und den Gliedern des Reichs Sicherheit und bei dem bevorſtehenden großen Werke unverbrüchliche Ruhe anzugeloben. Nun waren auch Chur-Trier und Chur-Cöln in Perſon angekommen. Am Vorabend des Wahltags werden alle Fremden aus der Stadt gewieſen, die Thore ſind geſchloſſen, die Juden in ihre Gaſſe eingeſperrt, und der Frankfurter-Bürger denkt ſich nicht wenig, daß er allein Zeuge einer ſo großen Feierlichkeit bleiben darf.

Bisher war Alles noch ziemlich modern hergegangen: die höchſten und hohen Perſonen bewegten ſich nur in Kutſchen hin und wieder; nun aber ſollten wir ſie, nach uralter Weiſe, zu Pferde ſehen. Der Zulauf und das Gedränge war außerordentlich. Ich wußte mich in dem Römer, den ich, wie eine Maus den Pe-

miſchen Kornboden, genau kannte, ſo lange herumzuſchmiegen, bis ich an den Haupteingang gelangte, vor welchem die Churfürſten und Geſandten, die zuerſt in Prachtkutſchen herangefahren und ſich oben verſammelt hatten, nunmehr zu Pferde ſteigen ſollten. Die ſtattlichſten, wohlzugerittenen Roſſe waren mit reichgeſtickten Waldrappen überhangen und auf alle Weiſe geſchmückt. Churfürſt Emmerich Joſeph, ein ſchöner behaglicher Mann, nahm ſich zu Pferde gut aus. Der beiden andern erinnere ich mich weniger, als nur überhaupt, daß uns dieſe rothen, mit Hermelin ausgeſchlagenen Fürſtenmäntel, die wir ſonſt nur auf Gemälden zu ſehen gewohnt waren, unter freiem Himmel ſehr romantiſch vorkamen. Auch die Botſchafter der abweſenden weltlichen Churfürſten in ihren goldſtoffnen, mit Gold überſtickten, mit goldnen Spitzen-Treſſen reichbeſetzten Spaniſchen Kleidern thaten unſern Augen wohl; beſonders wehten die großen Federn von den alterthümlich aufgekrempten Hüten auf's Prächtigſte. Was mir aber gar nicht dabei gefallen wollte, waren die kurzen, modernen Beinkleider, die weißſeidenen Strümpfe und modiſchen Schuhe. Wir hätten Halbſtiefelchen, ſo gelben als man gewollt, Sandalen oder Dergleichen gewünſcht, um nur ein etwas conſequenteres Coſtüm zu erblicken.

Im Betragen unterſchied ſich auch hier der Geſandte von Pleiße wieder vor allen andern. Er zeigte ſich lebhaft und munter, und ſchien vor der ganzen Ceremonie nicht ſonderlichen Reſpect zu haben. Denn als ſein Vordermann, ein ältlicher Herr, ſich nicht ſogleich auf's Pferd ſchwingen konnte, und er deßhalb eine Weile an dem großen Eingang warten mußte, enthielt er ſich des Lachens nicht, bis ſein Pferd auch vorgeführt wurde, auf welches er ſich denn ſehr behend hinaufſchwang, und von uns abermals als ein wurdiger Abgeſandter Friedrich's des Zweiten bewundert wurde.

Nun war für uns der Vorhang wieder gefallen. Ich hatte mich zwar in die Kirche zu drängen geſucht; allein es fand ſich auch dort mehr Unbequemlichkeit als Luſt. Die Wählenden hatten ſich in's Allerheiligſte zurückgezogen, in welchem weitläufige Ceremonien die Stelle einer bedächtigen Wahlüberlegung vertraten. Nach langem Harren, Drängen und Wogen vernahm denn zuletzt das Volk den Namen Joſeph's des Zweiten, der zum Römiſchen König ausgerufen wurde.

Der Zudrang der Fremden in die Stadt ward nun immer ſtärker. Alles fuhr und ging in Gala-Kleidern, ſo daß man zuletzt nur die ganz goldnen Anzüge bemerkenswerth fand. Kaiſer und König waren ſchon in Henſenſtamm, einem gräflich Schönborn'ſchen Schloſſe, angelangt, und wurden dort herkömmlich begrüßt und willkommen geheißen, die Stadt aber feierte dieſe wichtige Epoche durch geiſtliche Feſte ſämmtlicher Religionen, durch Hochämter und Predigten, und von weltlicher Seite, zu Begleitung des Te Deum durch unabläſſiges Canoniren.

Hätte man alle dieſe öffentlichen Feierlichkeiten vom Anfang bis hierher als ein überlegtes Kunſtwerk angeſehen, ſo würde man nicht viel daran auszuſetzen gefunden haben. Alles war gut vorbereitet; ſachte fingen die öffentlichen Auftritte an und wurden immer bedeutender; die Menſchen wuchſen an Zahl, die Perſonen an Würde, ihre Umgebungen wie ſie ſelbſt an Pracht, und ſo ſtieg es mit jedem Tage, ſo daß zuletzt auch ein vorbereitetes, gefaßtes Auge in Verwirrung gerieth.

Der Einzug des Churfürſten von Mainz, welchen ausführlicher zu beſchreiben wir abgelehnt, war prachtig und impoſant genug, um in der Einbildungskraft eines vorzüglichen Mannes die Ankunft eines großen gewaltigen Weltherrſchers zu bedeuten. Auch wir waren dadurch nicht wenig geblendet worden. Nun aber ſpannte ſich unſere Erwartung auf's Höchſte, als es hieß, der Kaiſer und der künftige König näherten ſich der Stadt. In einiger Entfernung von Sachſenhauſen war ein Zelt errichtet, in welchem der ganze Magiſtrat ſich aufhielt, um dem Oberhaupte des Reichs die gehörige Verehrung zu bezeigen und die Stadtſchlüſſel anzubieten. Weiter hinaus, auf einer ſchönen geräumigen Ebene, ſtand ein anderes, ein Prachtzelt, wohin ſich die ſämmtlichen Churfürſten und Wahlbotſchafter zum Empfang der Majeſtäten verfügten, indeſſen ihr Gefolge ſich den ganzen Weg entlang erſtreckte, um nach und nach, wie die Reihe an ſie kame, ſich wieder gegen die Stadt in Bewegung zu ſetzen und gehörig in den Zug einzutreten. Nunmehr fuhr der Kaiſer bei dem Zelt an, betrat ſolches, und nach ehrfurchtvollem Empfange beraubten ſich die Churfürſten und Geſandten, um ordnungsgemäß dem höchſten Herrſcher den Weg zu bahnen.

Wir Andern, die wir in der Stadt geblieben, um dieſe Pracht innerhalb der Mauern und Straßen noch mehr zu bewundern, als es auf freiem Felde hätte geſchehen können, waren durch das von der Bürgerſchaft in den Gaſſen aufgeſtellte Spalier, durch den Zudrang des Volks, durch mancherlei dabei vorkommende Späße und Unſchicklichkeiten einſtweilen gar wohl unterhalten, bis uns das Geläute der Glocken und der Canonen Donner die unmittelbare Nähe des Herrſchers ankündigten. Was

einem Frankfurter beſonders wohlthun mußte, war, daß bei dieſer Gelegenheit, bei der Gegenwart ſo vieler Souveräne und ihrer Repräſentanten, die Reichsſtadt Frankfurt auch als ein kleiner Souverän erſchien: denn ihr Stallmeiſter eröffnete den Zug; Reitpferde mit Wappendecken, worauf der weiße Adler im rothen Felde ſich gar gut ausnahm, folgten ihm, Bediente und Officianten, Pauker und Trompeter, Deputirte des Raths, von Rathsbedienten in der Stadt-Livree zu Fuße begleitet. Hieran ſchloſſen ſich die drei Compagnien der Bürger-Cavallerie, ſehr wohl beritten, dieſelbigen, die wir von Jugend auf bei Einholung des Geleites und andern öffentlichen Gelegenheiten gekannt hatten. Wir erfreuten uns an dem Mitgefühl dieſer Ehre und an dem Hunderttauſendtheilchen einer Souveränetät, welche gegenwärtig in ihrem vollen Glanz erſchien. Die verſchiedenen Gefolge des Reichs-Erb-Marſchall's und der von den ſechs weltlichen Churfürſten abgeordneten Wahlgeſandten zogen ſodann ſchrittweiſe daher. Keins derſelben beſtand aus weniger denn zwanzig Bedienten und zwei Staatswagen, bei Einigen aus einer noch größern Anzahl. Das Gefolge der geiſtlichen Churfürſten war nun immer im Steigen; die Bedienten und Haus-Officianten ſchienen unzählig. Chur-Cöln und Chur-Trier hatten über zwanzig Staatswagen, Chur-Mainz allein eben ſo viel. Die Dienerſchaft zu Pferde und zu Fuß war durchaus auf's Prächtigſte gekleidet, die Herren in den Equipagen, geiſtliche und weltliche, hatten es auch nicht fehlen laſſen, reich und ehrwürdig angethan und geſchmückt mit allen Ordenszeichen zu erſcheinen. Das Gefolg der kaiſerlichen Majeſtät übertraf nunmehr wie billig die übrigen. Die Bereiter, die Handpferde, die Reitzeuge, Schabracken und Decken zogen Aller Augen auf ſich, und ſechszehn ſechsſpännige Gala-Wagen der kaiſerlichen Kammerherren, Geheimenräthe, des Oberkämmerers, Oberhofmeiſters, Oberſtallmeiſters beſchloſſen mit großem Prunk dieſe Abtheilung des Zugs, welche ungeachtet ihrer Pracht und Ausdehnung doch nur der Vortrab ſein ſollte.

Nun aber concentrirte ſich die Reihe, indem ſich Würde und Pracht ſteigerten, immer mehr. Denn unter einer ausgewählten Begleitung eigener Hausdienerſchaft, die meiſten zu Fuß, wenige zu Pferde, erſchienen die Wahlbotſchafter ſo wie die Churfürſten in Perſon, nach aufſteigender Ordnung, jeder in einem prächtigen Staatswagen. Unmittelbar hinter Chur-Mainz kündigten zehn kaiſerliche Laufer, einundvierzig Lakeien und acht Heiduken die Majeſtäten ſelbſt an. Der prächtigſte Staatswagen, auch im Rücken mit einem ganzen Spiegelglas verſehen, mit Malerei, Lackirung, Schnitzwerk und Vergoldung ausgeziert, mit rothem, geſticktem Sammet oben und inwendig bezogen, ließ uns ganz bequem Kaiſer und König, die längſt erwünſchten Häupter in aller ihrer Herrlichkeit betrachten. Man hatte den Zug einen weiten Umweg geführt, theils aus Nothwendigkeit, damit er ſich nur entfalten könne, theils um ihn der großen Menge Menſchen ſichtbar zu machen. Er war durch Sachſenhauſen, über die Brücke, die Fahrgaſſe, ſodann die Zeile hinuntergegangen, und wendete ſich nach der innern Stadt durch die Catharinen-Pforte, ein ehemaliges Thor, und ſeit Erweiterung der Stadt ein offener Durchgang. Hier hatte man glücklich bedacht, daß die äußere Herrlichkeit der Welt, ſeit einer Reihe von Jahren, ſich immer mehr in die Höhe und Breite ausgedehnt. Man hatte gemeſſen und gefunden, daß durch dieſen Thorweg, durch welchen ſo mancher Fürſt und Kaiſer aus- und eingezogen, der jetzige kaiſerliche Staatswagen, ohne mit ſeinem Schnitzwerk und andern Aeußerlichkeiten anzuſtoßen, nicht hindurchkommen könne. Man berathſchlagte, und zu Vermeidung eines unbequemen Umwegs entſchloß man ſich, das Pflaſter aufzuheben, und eine ſanfte Ab- und Auffahrt zu veranſtalten. In eben dem Sinne hatte man auch alle Wetterdächer der Laden und Buden in den Straßen ausgehoben, damit weder die Krone, noch der Adler, noch die Genien Anſtoß und Schaden nehmen möchten.

So ſehr wir auch, als dieſes koſtbare Gefäß mit ſo koſtbarem Inhalt uns näherte, auf die hohen Perſonen unſere Augen gerichtet hatten, ſo konnten wir doch nicht umhin, unſern Blick auf die herrlichen Pferde, das Geſchirr und deſſen Paſament-Schmuck zu wenden; beſonders aber fielen uns die wunderlichen, heute auf den Pferden ſitzenden, Kutſcher und Vorreiter auf. Sie ſahen wie aus einer andern Nation, ja wie aus einer andern Welt, in langen ſchwarzen und gelbſammetnen Röcken und Kapoen mit großen Federbüſchen, nach kaiſerlicher Hofſitte. Nun drängte ſich ſo viel zuſammen, daß man wenig mehr unterſcheiden konnte. Die Schweizer-Garde zu beiden Seiten des Wagens, der Erb-Marſchall, das Sächſiſche Schwert aufwärts in der rechten Hand haltend, die Feld-Marſchälle als Anführer der kaiſerlichen Garden hinter dem Wagen reitend, die kaiſerlichen Edelknaben in Maſſe und endlich die Hatſchier-Garde ſelbſt, in ſchwarzſammetnen Klagekleidern, alle Näthe reich mit Gold galonirt, darunter rothe Leibröcke und federfarbene Camiſole, gleichfalls reich mit Gold beſetzt. Man kam vor Lauter Sehen, Deuten und Hinweiſen gar nicht zu

ſich ſelbſt, ſo daß die nicht minder prächtig gekleideten Leib-Garden der Churfürſten kaum beachtet wurden; ja wir hätten uns vielleicht von den Fenſtern zurückgezogen, wenn wir nicht noch unſern Magiſtrat, der in fünfſpännigen Kutſchen den Zug beſchloß, und beſonders in der letzten den Rathsſchreiber mit den Stadtſchlüſſeln auf rothſammtnem Kiſſen hätten in Augenſchein nehmen wollen. Daß unſere Stadt-Grenadier-Compagnie das Ende deckte, däuchte uns auch ebenfalls genug, und wir fühlten uns als Deutſche und als Frankfurter von dieſem Ehrentag doppelt und höchſterfreut.

Wir hatten in einem Hauſe Platz genommen, wo der Aufzug, wenn er aus dem Dom zurückkam, ebenfalls wieder an uns vorbei mußte. Des Gottesdienſtes, der Muſik, der Ceremonien und Feierlichkeiten, der Anreden und Antworten, der Verträge und Vorleſungen waren in Kirche, Chor und Conclave ſo viel, bis es zur Beſchwörung der Wahl-Capitulation kam, daß wir Zeit genug hatten, eine vortreffliche Collation einzunehmen, und auf die Geſundheit des alten und jungen Herrſchers manche Flaſche zu leeren. Das Gerücht verliert ſich indeß, wie es bei ſolchen Gelegenheiten zu gehen pflegt, in die vergangene Zeit, und es fehlte nicht an bejahrten Perſonen, welche jener vor der gegenwärtigen den Vorzug gaben, wenigſtens in Abſicht auf ein gewiſſes menſchliches Intereſſe und einer leidenſchaftlichen Theilnahme, welche dabei vorgewaltet. Bei Franz des Erſten Krönung war es nicht Alles ſo ausgemacht, wie gegenwärtig; der Krieg war noch nicht abgeſchloſſen; Frankreich, Ehur-Brandenburg und Ehur-Pfalz widerſetzten ſich der Wahl; die Truppen des künftigen Kaiſers ſtanden bei Heidelberg, wo er ſein Haupt-Quartier hatte, und faſt wären die von Aachen herankommenden Reichs-Inſignien von den Pfälzern weggenommen worden. Indeſſen unterhandelte man doch, und nahm von beiden Seiten die Sache nicht auf's Aeußerſte. Maria Thereſia ſelbſt, obgleich in gefährlichen Umſtänden, kommt, um die endlich durchgeſetzte Krönung ihres Gemahls in Perſon zu ſehen. Sie traf in Aſchaffenburg ein und beſtieg eine Jacht, um ſich nach Frankfurt zu begeben. Franz, von Heidelberg aus, denkt ſeiner Gemahlinn zu begegnen; allein er kommt zu ſpät, ſie iſt ſchon abgefahren. Ungekannt wirft er ſich in einen kleinen Nachen, eilt ihr nach, erreicht ihr Schiff, und das liebende Paar erfreut ſich dieſer überraſchenden Zuſammenkunft. Das Mährchen davon verbreitet ſich ſogleich, und alle Welt nimmt Theil an dieſem zärtlichen, mit Kindern reichgeſegneten Ehepaar, das ſeit ſeiner Verbindung ſo unzertrennlich geweſen, daß ſie ſchon ein Mal auf einer Reiſe von Wien nach Florenz zuſammen an der Venetianiſchen Grenze Quarantaine halten müßen. Maria Thereſia wird in der Stadt mit Jubel bewillkommt, ſie beſitzt den Gaſthof zum Römiſchen Kaiſer, indeßen auf der Bornheimer Heide das große Zelt zum Empfang ihres Gemahls errichtet iſt. Dort ladet ſich von den geiſtlichen Churfürſten nur Mainz allein, von den Abgeordneten der weltlichen nur Sachſen, Böhmen und Hannover. Der Einzug beginnt, und was ihm an Vollſtändigkeit und Pracht abgehen mag, erſetzt reichlich die Gegenwart einer ſchönen Frau. Sie ſteht auf dem Balcon des wohlgelegenen Hauſes und begrüßt mit Zurufen und Handklatſchen ihren Gemahl; das Volk ſtimmte ein, zum größten Enthuſiasmus aufgeregt. Da die Großen nun auch einmal Menſchen ſind, ſo denkt ſie der Bürger, wenn er ſie lieben will, als Seines-gleichen, und das kann er am Täglichſten, wenn er ſie als liebende Gatten, als zärtliche Eltern, als anhängliche Geſchwiſter, als treue Freunde ſich verſtehen darf. Man hatte damals auch Gute gewünſcht und geprieſen, und heute ſah man es erfüllt an dem erſt geborenen Sohne, dem Jedermann wegen ſeiner ſchönen Jünglingsgeſtalt gewogen war, und auf den die Welt bei den hohen Eigenſchaften, die er ankündigte, die größten Hoffnungen ſetzte.

Wir hatten uns ganz in die Vergangenheit und Zukunft verloren, als einige hereintretende Freunde uns wieder in die Gegenwart zurückriefen. Sie waren von Denen, die den Werth einer Neuigkeit einſehen, und ſich deßwegen beeilen, ſie zuerſt zu verkündigen. Sie wußten auch einen ſchönen menſchlichen Zug dieſer hohen Perſonen zu erzählen, die wir ſo eben in dem größten Prunk vorbeifahren geſehen. Es war nämlich verabredet worden, daß unterwegs, zwiſchen Heuſenſtamm und jenem großen Ehrenpforte, Kaiſer und König den Landgrafen von Darmſtadt im Wald antreffen ſollten. Dieſer alte, dem Grabe ſich nähernde Fürſt wollte noch ein Mal den Herrn ſehen, dem er in früherer Zeit ſich gewidmet. Beide mochten ſich jenes Tages erinnern, als der Landgraf das Directorium der Churfürſten, das Franzen zum Kaiſer erwählte, nach Heidelberg überbrachte, und die erhaltenen koſtbaren Geſchenke mit Betheurung einer unverbrüchlichen Anhänglichkeit erwiderte. Dieſe hohen Perſonen fanden in einem Tannicht, und der Landgraf, vor Alter ſchwach, hielt ſich an eine Fichte, um das Gleichgewicht noch länger forthalten zu können, das von beiden Theilen nicht ohne Rührung geſchah. Der Platz ward nachher auf eine unſchuldige Weiſe bezeichnet, und wir jungen Leute ſind einige Mal hingewandert.

Sie hatten wir mehrere Stunden mit Erwartung des Alten, mit Erwägung des Neuen hingebracht, als der Zug abermals, jedoch abgekürzt und gedrängter, vor unsern Augen vorbeirauschte; und wir konnten das Einzelne näher betrachten, bemerken und uns für die Zukunft einprägen.

Von dem Augenblick an war die Stadt in ununterbrochener Bewegung; denn bis Alle und Jede, denen es zukommt und von denen es erfordert wird, den höchsten Häuptern ihre Aufmerksamkeit gewacht und sich einzeln persönlich dargestellt hatten, was bei Hin- und Wiederziehens kein Ende, und man konnte den Gedanken eines jetzt in der hohen Gegenwärtigen ganz besonders im Einzelnen wiederholen.

Nun kamen auch die Reichs-Insignien heran. Damit es aber auch hier nicht an hergebrachten Hindernissen fehlen möge, so mußten sie auf freiem Felde den halben Tag bis in die späte Nacht zubringen, wegen eines Territorial- und Gerichtsstreites zwischen Ehren-Mainz und der Stadt. Der letzte gab nach, die Mainzischen geleiteten die Insignien bis an den Schlagbaum, und somit war die Sache für dies Mal abgethan.

In diesen Tagen kam ich nicht zu mir selbst. Zu Hause gab es zu schreiben und zu copiren; jeden wollte und sollte man Alles, und so ging der Rest zu Ende, dessen zweite Hälfte für mich so seltsam geworden war. Von Dem, was meinem vergangenen und was am Krönungstage zu erwarten sei, hatte ich Gretchen eine treuliche und anhängliche Beschreibung versprochen. Der große Tag nahte heran; ich hatte mehr im Sinne, wie ich es ihr sagen sollte, als was eigentlich zu sagen sei; ich verarbeitete Alles, was mir unter die Augen und unter die Einbildungskraft kam, nur geschwind zu diesem nächsten und einzigen Gebrauch. Endlich entschloß ich mich einer Absicht gemäß (ich übertreibe nicht) that mir schon im voraus nicht wenig darauf zu Gute, wie mein diesmaliger Vortrag noch viel besser als der erste vorgetheilte gelingen sollte. Allein gar oft bringt uns irgend ein Anderer durch uns ein augenblickliches Behagen Freude, als der entschiedenste Vortrag nicht gewähren kann. Zwar fand ich gewöhnlich dieselbe Gesellschaft, allein es waren einige Unbekannte darunter. Sie setzten sich hin zu speisen; nur Gretchen und der jüngere Bruder hielten sich zu mir und der Schüsseltafel. Das liebe Mädchen äußerte gar anmuthig ihr Vergnügen, daß sie, als eine Fremde, am Festtage für einen Bürgerinn gegolten habe, und ihr dieß einige Schauspiel zu Theil geworden sei. Sie dankte mir auf's herzlichste, daß ich sie zu jetzigen gewählt, und sie früher durch Vieles zärtlich Einleitende mittelst Bücher, Anordnungen, Fremde und Bekannte zu verschaffen die Aufmerksamkeit gehabt.

Von den Reichs-Kleinodien hatte sie gern erfahren. Ich versprach ihr, daß wir hier, wo möglich, zusammen sehen wollten. Sie machte einige scherzhafte Anmerkungen, als sie erfuhr, daß manchmahl auch Krone dem jungen König angeprobirt habe. Ich wußte, wo sie den Lächerlichkeiten des Krönungstages zuhören wurde, und machte sie aufmerksam auf Alles, was bevorstand und was besonders von ihrem Platze genau beobachtet werden konnte.

So vergingen uns, so die Zeit zu dreien; es war indem über Mitternacht geworden, und ich fand, daß ich unglücklicher Weise den Hausschlüssel nicht bei mir hatte. Ohne das große Aufsehen zu erregen, konnte ich nicht in's Haus. Ich theilte ihr meine Verlegenheit mit. „Am Ende," sagte sie, „ist es das Beste, die Gesellschaft bleibt beisammen." Die Herren und ihre Damen hatten schon den Gedanken gehabt, weil man nicht wußte, wo man hier für die Nacht unterkommen sollte. Der Sache war bald entschieden; Gretchen ging um Caffee zu kochen, nachdem sie, weil die Lichter aufzubrennen drohten, eine große weißgegossene Lampe, mit Docht und Oel versehen und angezündet, hereingebracht hatte.

Der Caffee diente für einige Stunden zur Erquickung; nach und nach aber erweiterte sich das Spiel, das Gespräch ging auf; die Herren schliefen im großen Gesellschaftszimmer, die Damen, von der Reise müde, nickten da und dort, Polster und seine Schawls suchten sie einer Ecke. Sie hatte ihren Kopf auf seine Schulter gelegt und schlief; auch er mochte nicht wachen. Der jüngere Bruder, gegen uns über am Schreibtische sitzend, hatte seine Arme vor sich über einander geschlagen und schlief mit aufliegendem Gesichte. Ich saß in der Fensterecke hinter dem Tische und Gretchen neben mir. Wir unterhielten uns leise; aber endlich übermannte auch sie der Schlaf, sie lehnte ihr Köpfchen an meine Schulter und war gleich eingeschlummert. So saß ich nun allein, wachend, in der wunderlichsten Lage, in der auch mich der unwiderstehliche Pförtner des Lebens zu beruhigen wußte. Ich schlief ein, und als ich wieder erwachte, war es schon heller Tag. Gretchen stand vor dem Spiegel und rückte ihr Häubchen zurecht; sie war liebenswürdiger als je, und drückte mir, als ich schlief, gar herzlich die Hände. Ich schlich durch einen Umweg nach meinem Hause; denn an der Seite, nach dem kleinen Hofthorgraben zu, hatte sich mein Vater in der Mauer ein kleines Gartchen, nicht ohne Widerspruch der Nachbarn, angelegt. Diese Seite vermieden wir, wenn wir, auch Hand in Hand, von oben nicht

bemerkt ſein wollten. Meiner Mutter, deren Vermittelung uns immer zu Gute kam, hatte meine Abweſenheit bei Tiſche durch ein freundliches Anſagen meiner zu beſchönigen gewußt, und ich empfand alſo von dieſer unſchuldigen Nacht keine unangenehmen Folgen.

Ueberhaupt und im Ganzen genommen machte dieſe nächtlich mannigfaltige Welt, die mich umgab, auf mich nur ſehr einfachen Eindruck. Ich hatte kein Intereſſe, als das Aeußere der Gegenſtände genau zu bemerken, kein Geſchäft, als das mir mein Vater und Herr von Königsthal auftrugen, wodurch ich freilich den innern Gang der Dinge gewahr ward. Ich hatte keine Neigung als zu Zeichnen, und keine andere Abſicht, als nur Alles recht gut zu ſehen und zu faſſen, um es mit ihr wiederholen und erklären zu können. Ja ich beſchrieb oft, indem ein ſolcher Zug vorbeiging, dieſen Zug bald laut vor mir ſelbſt, um mich alles Einzelnen zu verſichern und dieſer Aufmerkſamkeit und Genauigkeit wegen von meiner Schönen geliebt zu werden; und nur als eine Zugabe betrachtete ich den Beifall und die Anerkennung der Andern.

Zwar warf ich manchen hohen und vornehmen Perſonen vorgeſtellt; aber theils hatte Niemand Zeit, ſich um Andere zu bekümmern, und theils wiſſen auch Aeltere nicht gleich, wie ſie ſich mit einem jungen Menſchen unterhalten und ihn prüfen ſollen. Ich von meiner Seite war auch nicht ſonderlich geſchickt, mich den Leuten bequem darzuſtellen. Gewöhnlich erwarb ich ihre Gunſt, aber nicht ihren Beifall. Was mich beſchäftigte, war mir vollkommen gegenwärtig; aber ich fragte nicht, ob es auch Andern gemäß ſein könne. Ich war meiſt zu lebhaft oder zu ſtill, und ſchien entweder zudringlich oder ſtörig, je nachdem die Menſchen anzogen oder abſtießen; und ſo wurde ich zwar für beſtimmt genug gehalten, aber dabei für wunderlich erklärt.

Der Krönungstag brach endlich an, den 3. April 1764; das Wetter war günſtig und alle Menſchen in Bewegung. Man hatte mir, nebſt mehreren Verwandten und Freunden, in dem Römer ſelbſt, in einer der oberen Etagen, einen guten Platz angewieſen, wo wir das Ganze vollkommen überſehen konnten. Mit dem Frühen begaben wir uns an Ort und Stelle, und beſchauten nunmehr von oben, wir in der Vogelperſpective, die Anſtalten, die wir Tags vorher in nähern Augenſchein genommen hatten. Da war der neuerrichtete Springbrunnen mit zwei großen Röhren rechts und links, in welche der Doppeladler auf dem Stocke weißen Wein haben und rothen Wein durch aus ſeinen zwei Schnäbeln ausgießen ſollte. Aufgeſchüttet zu einem Haufen lag dort der Hafer; hier ſtand die große Pechtonne, in der man ſchon einige Tage den ganzen fetten Schinken zu einem ungeheuren Spieße bei Kohlenfeuer hatte umdrehen ſehen. Die Zugänge, die vom Römer aus dahin, und von andern Straßen nach dem Römer führen, waren zu beiden Seiten durch Schranken und Wachen geſichert. Der große Platz füllte ſich nach und nach, und das Wogen und Drängen ward immer ſtärker und bewegter, weil die Menge ſo möglich immer nach der Gegend hinſtrebte, wo ein neuer Auftritt erſcheinen und etwas Beſonderes angekündigt werden.

Bei alle Dem herrſchte eine ziemliche Stille, und als die Sturmglocke geläutet wurde, ſchien das ganze Volk von Schauer und Erſtaunen ergriffen. Was nun zuerſt die Aufmerkſamkeit Aller, die von oben herab den Platz überſehen konnten, erregte, war der Zug, in welchem die Herren von Aachen und Nürnberg die Reichskleinodien nach dem Dome brachten. Dieſe hatten als Schutzheiligthümer den erſten Platz im Wagen eingenommen, und die Deputirten ſaßen vor ihnen in anſtändiger Verehrung auf dem Rücken. Nunmehr begaben ſich die [illegible] Churfürſten in den Dom. Nach Ueberreichung der Inſignien an Churfürſt Mainz wurden Krone und Schwert ſogleich nach dem kaiſerlichen Quartier gebracht. Die weiteren Anſtalten und [illegible]ceremoniell beſchäftigen mittlerweile die Hauptperſonen ſowie die Zuſchauer in der Kirche, wie wir andern Unterrichteten uns wohl denken können.

Vor unſern Augen ſahen indeſſen die Geſandten auf den Römer, aus welchem bald darauf die Unter-Officieren in das kaiſerliche Quartier getragen wird. Sogleich beſteigt der Erb-Marſchall, Graf von Pappenheim, ſein Pferd; ein ſehr ſchönes ſchlankgebildetes Thier, den die Spaniſche Tracht, das reiche Wams, der goldne Mantel, der hohe Federhut und die geſtickten Stiefeletten ganz wohl kleideten. Er ſetzt ſich in Bewegung, und unter dem Geläute aller Glocken folgen ihm zu Pferd die Geſandten nach dem kaiſerlichen Quartier in noch größerer Pracht als am Krönungstage. Dort hätte man auch Lieb mögen, wie man ſich an dieſem Tage durchaus zu verherrlichen wünſchte. Wir erzählten einander intereſſante was dort vorgehe. „Nun zieht der Kaiſer ſeinen Hand-Ornat an,“ ſagte der, „eine neue Bekleidung nach dem Muſter des Carolingiſchen erneuert. Die Churfürſten erhalten die Reichs-Inſignien und ſetzen ſich damit zu Pferde. Der Kaiſer im Ornat, der Römiſche König im Spaniſchen Habit, bekleiden gleichfalls ihre Aemter; und indem Dieſer gebietet hat ſich von der vorangeſchrittenen ganzen Zug bereits angemeldet.“

Der Zug war schon erschüttert durch die Menge der prächtigen Dienerschaft und der übrigen Beigaben, durch den festlich erhöhenden Adel; und als erwartet die Mahlzeitschüsse, die Erbämter und zuletzt unter dem reichgestickten, von zwölf Schöffen und Rathsherren getragenen Baldachin der Kaiser in feierlicher Haltung, zur Linken, etwas hinter ihm, sein Erbe in Spanischer Tracht, langsam auf prächtig geschmückten Pferden einherschritten, war das Volk nicht mehr sich selbst genug. Man hätte gewünscht, durch eine Zauberformel die Erscheinung auf einem Augenblick zu fesseln; aber die Herrlichkeit zog unaufhaltsam vorbei, und den kaum verlassenen Raum erfüllte sogleich wieder das herzudrängende Volk.

Nun aber entstand ein neues Gedränge; denn es mußte ein anderer Zugang von dem Markte her nach der Krönungs-Thür eröffnet und eine Barrierung aufgebracht werden, welche der aus dem Dom zurückkehrende Zug berühren sollte.

Was in dem Dome vorgegangen, die ehrwürdigen Ceremonien, welche die Salbung, die Krönung, den Ritterschlag vorbereitet und begleitet, aber Vieles davon hörten wir nur in der Folge aus dem Munde der Priester erzählen, die manches Andere aufgeschrieben hatten, um in der Kirche gegenwärtig zu sein.

Wir Andern vergnügten mittlerweile uns an unsern Plätzen einer fremden Mahlzeit; denn wir mußten an dem festlichen Tage, den wir erlebten, mit jeder Kleine vorlieb nehmen. Dagegen aber war der beste und älteste Wein aus allen Familien-Kellern herangebracht worden, so daß wir von dieser Seite wenigstens dieß altväterliche Fest altväterlich feierten.

Auf dem Platze war jetzt das Schauspiel: die festtagsmorthene mit reichlichem und weißem Tuch überlegte Bühne, und wir sahen den Kaiser, den wir zuletzt im Dome, dann zu Tische stehend angetroffen, nun auch zu Roß wunderlich bemühen; und, strebender gerung, auf das Letzte traten wir uns am Nächsten; denn wir dünkte diese Weise die bequemste, sowie die natürlichste zu sein auch die würdigste.

Mehrere Personen, welche der Krönung Karl des Ersten beigewohnt, erzählten: Martin Thersites, über die Maßen klein, habe seiner Fertigkeit an einem Pulpet-Leuchter des Hauses Braunschweig, gleich neben dem Throne, gedenken. Als man ihn Abends der seltsamen Verkleidung aus dem Dome zurückkommen, und Ich ihn, so zu sagen, als ein Meisterstück Gottes des Herren betrachtet, habe er mir zum Schein heute Plato erklären und ihn den Nachstehenden, den Dichter und die wunderlichen Handlungen hinzudenken, worüber Er in ein natürliches Lachen ausgebrochen, welches dem ernsten feierlichen Volke zur größten Irrung und Erbauung gedient, indem es dann das gute und natürliche Ebenmaßverhältniß des allerhöchsten Paares der Christenheit mit Ruhe zu sehen gewürdigt worden. Als aber die Kaiserin, ihren Gemahl zu begrüßen, das Schwertlich geschwungen und ihm selbst ein lautes Wort gegeben, sei der Enthusiasmus auf der Zuhörer des Volks auf's Höchste gestiegen, so daß das Zeremonienbuch gar kein Ende haben wollen.

Nun verkündigte der Glockenschall und nun die Vorboten des langen Zugs, welche aber die heute Breite ganz leicht einherschritten, daß Nichts gethan sei. Die Aufmerksamkeit war größer denn je, der Zug deutlicher als vorher, besonders für uns, da er jetzt gerade nach uns zog. Wir sahen ihn somit den ganzen weiten erhellten Platz herum im Gemälde. Nur so sehr drängte sich am Ende die Pracht; denn die Gesandten, die Erbämter, Kaiser und König unter dem Baldachin, die drei geistlichen Churfürsten, die sich anschließen, die schwarzgekleideten Schöffen und Rathsherren, der goldgestickte Himmel: Alles schien nur eine Masse zu sein, die nur von einem Willen bewegt, prächtig harmonisch, und in ihrem ganzen dem Geläute der Glocken und dem Tempel trotzend, als ein Heiliges und entgegenstrahlte.

Eine politisch-religiöse Feierlichkeit hat einen sonderbaren Reiz. Wir sehen die irdische Majestät vor Gegen, vor der wir Fremdlinge ihren Glanz; aber indem sie so vor die himmlischen hintritt, bringt sie uns die Gewißheit bilder vor die Sinne, denn auch der Einzelne vermag seine Persönlichkeit mit der Gottheit und Natur zu verbinden, daß es sich unterweist und anbietet.

Der von dem Glanz der erhobenen Insel erblendete sah nun auch über den großen Platz auf ein ungeheures Dach erhöht und bekränzt und über tausend Köpfen mit gleich und ruhigen Gesichtern, denen dieses große Fest ganz zu dem Fleiß einer bequemlichen Existenz wurden, der auch wirklich lange Jahre hindurch Deutschland beglückte.

Mehrere Tage vorher war durch öffentliche Anstalt bekannt gemacht, daß unter die Pferde und der Bürger über dem Personen Preis ausgeworfen werden sollte. Es geschah Dieß, um manches bei solchem Volksfeste unvermeidliche Unglück zu verhüten. Allein um doch einigen Antheil den Gemüthern zu geben, gingen einige bedeutende Personen hinter [illegible]

Enge her, löſten das Tuch von der Brücke, wickelten es brauſend zuſammen und warfen es in die Luft. Hierdurch entſtand nun zwar kein Unglück, aber ein lächerliches Unheil; denn das Tuch entrollte ſich in der Luft und bedeckte, wie es niederfiel, eine größere oder geringere Anzahl Menſchen. Diejenigen nun, welche die Enden faßten und ſolche an ſich zogen, riſſen alle die Mittlern zu Boden, umhüllten und ängſtigten ſie ſo lange, bis ſie ſich durchgeriſſen oder durchgeſchnitten, und Jeder nach ſeiner Weiſe einen Zipfel dieſes durch die Fußtritte der Majeſtäten geheiligten Gewebes davongetragen hatte.

Dieſer wilden Beluſtigung ſah ich nicht lange zu, ſondern eilte von meinem hohen Standorte durch allerlei Treppchen und Gänge hinunter an die große Römer-Stiege, wo die aus der Ferne angekündigte, ſo vornehme als herrliche Maſſe heraufwallen ſollte. Das Gedränge war nicht groß, weil die Zugänge des Rathhauſes wohlbeſetzt waren, und ich kam glücklich unmittelbar oben an das eiſerne Geländer. Nun ſtiegen die Hauptperſonen an mir vorüber, indem das Gefolge in den untern Gewölbgängen zurückblieb, und ich konnte ſie auf der dreimal gebrochenen Treppe von allen Seiten und zuletzt ganz in der Nähe betrachten.

Endlich kamen auch die beiden Majeſtäten herauf. Vater und Sohn waren wie Menſchmen überein gekleidet. Des Kaiſers Haus-Ornat von purpurfarbner Seide, mit Perlen und Steinen reich geziert, ſowie Krone, Scepter und Reichsapfel, fielen wohl in die Augen; denn Alles war neu daran, und die Nachahmung des Alterthums geſchmackvoll. So bewegte er ſich auch in ſeinem Anzuge ganz bequem, und ſein treuherzig würdiges Geſicht gab zugleich den Kaiſer und den Vater zu erkennen. Der junge König hingegen ſchleppte ſich in den ungeheuern Gewandſtücken mit den Kleinodien Carl's des Großen, wie in einer Verkleidung, einher, ſo daß er ſelbſt, von Zeit zu Zeit ſeinem Vater anſehend, ſich des Lächelns nicht enthalten konnte. Die Krone, welche man ſehr hatte feſtern müſſen, fand wie ein übergreifendes Dach vom Kopfe ab. Die Dalmatica, die Stola, ſo gut ſie auch angepaßt und eingenäht worden, gewährte doch keineswegs ein vortheilhaftes Anſehen. Scepter und Reichsapfel ſtutzte in Verwunderung; aber man konnte ſich nicht läugnen, daß man lieber eine mächtige, dem Anzuge gewachſene Geſtalt, um der gänzigen Wirkung willen, damit bekleidet und ausgeſchmückt geſehen hätte.

Kaum waren die Pforten des großen Saales hinter dieſen Geſtalten wieder geſchloſſen, ſo eilte ich auf meinen vorigen Platz, der, von Andern bereits eingenommen, nur mit einiger Noth mir wieder zu Theil wurde.

Es war eben die rechte Zeit, daß ich von meinem Fenſter wieder Beſitz nahm; denn das Merkwürdigſte, was öffentlich zu erblicken war, ſollte eben vorgehen. Aller Volk hatte ſich gegen den Römer zugewendet, und ein abermaliges Tirat-Schreien gab uns zu erkennen, daß Kaiſer und König an dem Balcon-Fenſter des großen Saales in ihrem Ornate ſich dem Volke zeigten. Aber ſie ſollten nicht allein zum Schauſpiel dienen, ſondern vor ihren Augen ſollte ein ſeltſames Schauſpiel vorgehen. Vor Allen ſchwang ſich nun der ſchöne ſchlanke Erb-Marſchall auf ſein Roß; er hatte das Schwert abgelegt, in ſeiner Rechten hielt er ein ſilbernes gehenkeltes Gefäß und ein Sterzbüchschen in der Linken. So ritt er in den Schranken auf den großen Haferhaufen zu, ſtrengte hinein, füllte das Gefäß übervoll, ſtrich es ab und trug es mit großem Anſtande wieder zurück. Der kaiſerliche Marſchall war unterdeſſen verſorgt. Der Erbſchenker ritt ſodann gleichfalls auf jene Gegend zu und brachte ein Handbecken nebſt Gießfaß und Handgehrle zurück. Unterhaltender aber für die Zuſchauer war der Erbtruchſeß, der ein Stück von dem gebratnen Ochſen zu holen kam. Auch er ritt mit einer ſilbernen Schüſſel durch die Schranken bis zu der großen Bretterküche, und kam bald mit verdecktem Gericht wieder hervor, um ſeinen Weg nach dem Römer zu nehmen. Die Reihe traf nun den Erbſchenken, der zu dem Springbrunnen ritt und Wein holte. So war nun auch die kaiſerliche Tafel beſtellt, und Aller Augen warteten auf den Erbſchatzmeiſter, der das Geld auswerfen ſollte. Auch er beſtieg ein ſchönes Roß, dem zu beiden Seiten des Sattels anſtatt der Piſtolen-Halftern ein Paar prächtige, mit dem Churfürſtlichen Wappen geſtickte Beutel befeſtigt hingen. Kaum hatte er ſich in Bewegung geſetzt, als er in viele Taſchen griff und rechts und links Gold- und Silbermünzen freigebig ausſtreute, welche jedesmal in der Luft als ein metallner Regen gar luſtig klangen. Tauſend Hände zappelten augenblicklich in der Höhe, um die Gaben aufzufangen; kaum aber waren die Münzen niedergefallen, ſo wühlte die Maſſe in ſich ſelbſt gegen den Boden und rang gewaltig um die Stücke, welche zur Erde mochten gekommen ſein. Da nun dieſe Bewegung von beiden Seiten ſich immer wiederholte, wie der Geber vorwärts ritt, ſo war es für die Zuſchauer ein ſehr behaglicher Anblick. Zum Schluſſe ging es am Überlebhafteſten her, als er die Beutel ſelbſt auswarf, und ein Jeder nach dieſen höchſten Preis zu erhaſchen trachtete.

Die Metzgerinnen hatten sich vom Balcon zurückgezogen, und nun sollte dem Uebel abermals ein Ende gebracht werden, der in solchen Fällen sicher die Gemüther zu beruhigen und dankbar empfangen weiß. In neuern und bessern Zeiten herrschte der Gebrauch, den Hafer, gleich nachdem der Erb-Marschall das Theil weggenommen, den Springbrunnen, nachdem der Erbschenk, die Küche, nachdem der Erbtruchseß sein Amt verrichtet, auf der Stelle Preis zu geben. Dieß Mal aber hielt man, um allen Unglück zu verhüten, so viel es sich thun ließ, Ordnung und Maß. Doch seine die alten schadenfrohen Späße wieder vor, daß wenn Einer einem Gast Hafer aufgesackt hatte, der Andere ihm ein Loch hineinbohrte, und was dergleichen Artigkeiten mehr waren. Um den schuldigen Schein aber wurde dieß Mal, wie sonst, ein ernsthafter Kampf geübt. Man konnte sich deutlich nur in Masse streitig machen. Zwei Innungen, die Metzger und Weinschröter, hatten sich dergestalten waffen lassen, daß einer von beiden dieser angebotne Braten zu Theil werden mußte. Die Metzger glaubten, das größte Recht an einem Ochsen zu haben, den sie ausgestopft in die Küche geführt; die Weinschröter machten Anspruch, weil die Küche in der Nähe ihres zunftmäßigen Aufenthalts erbaut war, und weil sie das letzte Mal abgetrieben hatten; wie denn aus dem vergitterten Hinterfenster ihres Zunft- und Versammlungshauses die Hörner jener erbeuteten Stiere als Siegeszeichen hervorragend zu sehen waren. Beide zahlreiche Innungen hatten sehr kräftige und tüchtige Mitglieder; wer aber dieß Mal den Sieg davon getragen, ist mir nicht mehr erinnerlich.

Wie nun aber eine Feierlichkeit dieser Art mit etwas Gefährlichem und Schreckhaftem schließen soll, so war es wirklich ein fürchterlicher Augenblick, als die bretterne Küche selbst Preis gemacht wurde. Das Dach derselben wimmelte sogleich von Menschen, ohne daß man wußte, wie sie hinaufgekommen; die Bretter wurden losgerissen und herausgeschleudert, so daß man, besonders in der Ferne, denken mußte, ein jedes werde ein Paar der Zuschauenden todtschlagen. In einem Nu war die Hütte abgedeckt, und einzelne Menschen hingen an Sparren und Balken, um auch diese aus den Augen zu reißen; ja Manche schwebten noch eher herum, als schon unsere Fetzen abgelöst waren, das Gerippe hin- und widerschwankte und jähen Einsturz drohte. Jene Personen wurden die Augen gewahr, und Jedermann erwartete sich ein großes Unglück, allein man hörte nicht einmal von irgend einer Beschädigung, und doch war, obgleich heftig und gewaltsam, doch glücklich verfahren gegangen.

Jedermann wußte nun, daß Kaiser und König aus dem Cabinet, worein sie vom Balcon abgetreten, sich wieder hervorbegeben und in den großen Rämer-Saal versetzt worden. Man hatte die Anstalten dazu Tages vorher bemerken können, und mein schönlicher Wunsch war, heute so möglich nur einen Blick hineinzuthun. Ich begab mich daher auf gewohnten Pfaden wieder an die große Treppe, welcher die Thür des Saales gerade gegenüber steht. Hier konnte ich nun die vornehmen Personen ansehen, welche sich heute als Pairs des Reichsoberhaupts bekannten. Viermalvierzig Gestalten, die Speise aus der Küche heraustragend, waren so wie vorher, alle prächtig gekleidet, so daß der Contrast ihres Anzuges mit der Handlung für einen Knaben wohl überraschend sein konnte. Das Gedränge war nicht groß, doch waren des kleinen Raums wegen die Gänge voll. Die Saalthür war bewacht, durch welche die Befugten häufig aus und ein. Ich erblickte einen Pfälzischen Hof-Officianten, den ich ansprach, ob er mich nicht mit hineinbringen könne. Er besann sich nicht lange, gab mir einen der silbernen Gefäße, die er eben trug, welches er um so eher konnte, als ich sonder gekleidet war; und so gelangte ich denn in das Heiligthum. Das Pfälzische Hofgut Land links, unmittelbar an der Thür, und mit einigen Schritten befand ich mich auf der Erhöhung desselben hinter den Schranken.

Am andern Ende des Saals, unmittelbar an den Fenstern, saßen auf Thronsesseln erhöht, unter Baldachinen, Kaiser und König in ihren Ornaten; Krone und Scepter aber lagen auf goldnen Kissen rückwärts in einiger Entfernung. Die drei geistlichen Churfürsten hatten, ihre Hüte hinter sich, auf einzelnen Sesseln Platz genommen; Chur-Mainz den Majestäten gegenüber, Chur-Trier zur Rechten und Chur-Cöln zur Linken. Dieser obere Theil des Saals war würdig und feierlich anzusehen, und es erregte die Bemerkung, daß die Geistlichkeit sich so lange als möglich mit dem Herrscher halten mag. Dagegen ließen die zwar prächtig aufgeputzten aber bestaubten Bänke und Tische der sämmtlichen weltlichen Churfürsten an das Mißverhältniß denken, welches zwischen ihnen und dem Reichsoberhaupt durch Jahrhunderte allmälig entstanden war. Die Gesandten derselben hatten sich schon entfernt, um in einem Seitenzimmer zu speisen; und wenn dadurch der größte Theil des Saales ein grämlich-behaglich Ansehen bekam, daß so viele wohlbesetzte Tische und das Prächtige betreut worden, so war eine große mehrleere Zahl in der Mitte noch

Basco.

Du

Hast nichts besonders vor! Ein edles Mädchen
Aus einem großen Hause rauben, ist
Wohl eine Kleinigkeit, die niemand rügt.
Wer ist der Thor?

Rugantino.

Wer glaubst denn du zu seyn,
Daß du mich schelten willst, du Kürbiß?

Basco.

Ha!

Du Kerze! Wetterfahne du! Es sollen
Die Männer nicht zu deinen Possen dienen.
Ich gehe mit den Meinen, heut zu thun
Was allen nützt, und willst du deine Schöne
Zu hoblen gehn; so wird es uns erfreuen,
In unsrer Küche sie zu finden. Laß
Von ihrer zarten Hand ein feines Mahl,
Ich bitte dich, bereiten, wenn ihr früher
Zu Hause seyd als wir; und sey gewiß,
Wir wollen ihr auf's beste dankbar seyn,
Wenn sie nur nicht die guten Freunde trennt.

betrübter anzuſehen; denn hier Kinder auch in viele Convente leer, weil alle Die, welche überhaupt ein Recht hatten, ſich daran zu ergötzen, Ausnahmsfeſter, um an dem großen Ehrentage ihrer Ehre Nichts zu vergeben, ausblieben, wenn ſie ſich auch bemühten in der Stadt herumzu.

Viele Betrachtungen anzuſtellen, erlaubten mir weder meine Jahre noch das Gebieten der Gegenwart. Ich bemühte mich, Alles möglichſt in's Auge zu faſſen; und wie der Nachtiſch aufgetragen wurde, da die Geſandten, um ihren Heil zu machen, wieder bereinkamen, ſuchte ich das Freie, und wußte mich bei guten Freunden in der Nachbarſchaft nach dem heutigen Hallfaſten wieder zu erquicken und zu den Illuminationen des Abends vorzubereiten.

Dieſen glänzenden Abend gedachte ich auf eine gemüthliche Weiſe zu feiern; denn ich hatte mit Gretchen, mit Valades und der Seinigen abgeredet, daß wir uns zur nächtlichen Stunde irgendwo treffen wollten. Schon leuchtete die Stadt an allen Ecken und Enden, als ich meine Geliebten aufſuchte. Ich reichte Gretchen den Arm; wir zogen von einem Quartier zum andern und befanden uns zuſammen ſehr glücklich. Die Vettern waren Anfangs auch bei der Geſellſchaft, verloren ſich aber nachher unter der Maſſe des Volks. Vor den Häuſern einiger Geſandten, wo man prächtige Illuminationen angebracht hatte (die Ehrenfeſtliche zeichnete ſich vorzüglich aus), war es ſo hell, wie es am Tage nur ſein kann. Um nicht erkannt zu werden, hatte ich mich einiger Maßen vermummt, und Gretchen that es nicht übel. Wir bewunderten die verſchiedenen glänzenden Darſtellungen und die ſeltſamlichen Flammengebilde, womit immer ein Geſandter den andern zu überbieten gedacht hatte. Die Anſtalt des Fürſten Esterhazy jedoch übertraf alle die übrigen. Unſere kleine Geſellſchaft war von der Erfindung und Ausführung entzückt, und wir wollten eben das Einzelne recht genießen, als uns die Vettern wieder begegneten und von der herrlichen Erleuchtung ſprachen, womit der Brandenburgiſche Geſandte ſein Quartier ausgeſchmückt habe. Wir ließen uns nicht verdrießen, den weiten Weg von dem Roßmarkte bis zum Saalhof zu machen, fanden aber, daß man uns auf eine ſpröde Weiſe zum Beſten gehabt hatte.

Der Saalhof iſt nach dem Main zu ein regelmäßiges und anſtändiges Gebäude, deſſen nach der Stadt gerichteter Theil aber uralt, unregelmäßig und weitläuftig. Kleine, weder in Form noch Größe übereinſtimmende, noch auf eine Linie, noch in gleicher Entfernung gerichtete Fenſter, unregelmäßig angebrachte Thore und Thüren, ein weit in Kammlichen verwandeltes Unterzeichneß, bilden eine verwitterte Anſicht, die von Niemandem jemals betrachtet wird. Hier war nun der zu fälligen, unregelmäßigen, unzuſammenhängenden Architectur gelegt, und hatte jedes Fenſter, jede Thür, jede Oeffnung für ſich mit Lampen umkränzen, wie man es überhaupt bei einem wohlgebauten Hauſe thun kann, wodurch aber hier die ſchlechteſte und mißgeſtaltetſte aller Façaden ganz unglaublich in das beſte Licht geſetzt wurde. Hatte man ſich nun hieran, wie etwa an den Spitzen des Palaſtes, ergötzt, obgleich nicht ohne Bedenklichkeiten, weil Jedermann etwas Verſtändliches darin erkennen mußte; wie man denn ſchon vorher über das luſtige äußere Benehmen des ehrlichen ſehr gelobten Pferdes gelacht, und da man ihm nun einmal gewogen war, auch des Schalk in ihm bewundert hatte, der ſich über alles Erwarten wie ſein König hinauszuſetzen pflegte: ſo ging man doch lieber in das Elterhaus oder Zeuseich wieder zurück.

Dieſer hohe Verſchollter hatte, dieſen Tag zu ehren, ſein unglaublich gewinnendes Quartier ganz übergangen, und hatte die große Linien-Spitzmake am Roßmarkt, vorn mit einem farbig erleuchteten Portal, im Hintergrund aber mit einem wohl noch prächtigern Pyramide verſehen laſſen. Die ganze Einfaſſung bereicherten Lampen. Zwiſchen den Bäumen ſtanden Licht-Pyramiden und Kugeln auf durchſcheinenden Piedeſtalen; von einem Baum zum andern zogen ſich leuchtende Guirlanden, an welchen Hängeleuchter ſchwebten. An mehreren Orten vertheilte man Brod und Würſte unter das Volk und ließ es an Wein nicht fehlen.

Hier eingen wir nun, zu Vieren an einander geſchloſſen, bald vorwärts auf und ab, und ich an Gretchen's Seite dachte mir wirklich, in jenen glücklichen Gefilden Elyſium's zu wandeln, wo man die ernſthaften Geiſter vom Rheine bricht, die ſich mit dem gewonnenen Wein ſogleich ſöhnen, und wo man Früchte ſchmeckt, die ſich in jede beliebige Speiſe verwandeln. Ein ſolches Vergnügen fühlten wir denn innigſt auch, und, geleitet von Valades, fanden wir ein ganz artig eingerichtetes Speiſehaus; und da wir keine Höhe weiter antrafen, indem Alles auf den Straßen wimmelte, ließen wir es uns nun ſo wohler ſein, und verbrachten den größten Theil der Nacht im Gefühl von Freundſchaft, Liebe und Neigung auf das Heiterſte und Glücklichſte. Als ich Gretchen bis an ihre Thür begleitet hatte, küßte ſie mich auf die Stirn. Es war das erſte und letzte Mal, daß ſie mir dieſe Gunſt erwies, denn leider ſollte ich ſie nicht wieder ſehen.

Den andern Morgen lag ich noch im Bette,

als meine Mutter verhört und kläglich herausgetrieben. Man konnte es ihr gar leicht ansehen, wenn sie sich irgend bedrängt fühlte. — „Sieh auf," sagte sie, „und mache Dich auf einen Vorwurf gefaßt. Es ist bekannt, daß Du ihre fürchterliche Gemüthsart kennst und Dich in die gräßlichsten und schlimmsten Händel verwickelt hast. Der Vater ist außer sich, und wir haben nur soviel von ihm erlangt, daß er die Sache durch einen Dritten untersuchen will. Bleib auf Deinem Zimmer und erwarte, was beschlossen. Der Rath Schneider wird zu Dir kommen; er hat sowohl vom Vater als von der Obrigkeit den Auftrag; denn die Sache ist schon anhängig und kann eine sehr böse Wendung nehmen."

Ich sah wohl, daß man die Sache viel schlimmer nahm, als sie war; doch fühlte ich mich nicht wenig beunruhigt, wenn auch nur das eigentliche Verhältniß entdeckt werden sollte. Der alte verständige Freund trat endlich herein, die Thränen standen ihm in den Augen; er faßte mich bei m Arm und sagte: „Es thut mir herzlich leid, daß ich in solcher Angelegenheit zu Ihnen komme. Ich hätte nicht geglaubt, daß Sie sich soweit vergessen könnten. Aber was thut nicht schlechte Gesellschaft und böser Beispiel? Und so kann ein junger unerfahrner Mensch Schritt vor Schritt bis zum Verbrechen geführt werden." — Ich bin mir keines Verbrechens bewußt, versetzte ich darauf, so wenig, als schlechter Gesellschaft beigelegt zu haben. — „Es ist jetzt nicht von einer Vertheidigung die Rede," fiel er mir in's Wort, „sondern von einer Untersuchung und Übersicht von einem entschiedenen Verbrechen." — Was wollen Sie denn sagen? sagte ich dagegen. Er faßte sich und sah ein Blatt herver und fing an langsam zu lesen: „Haben Sie nicht den N. N. Ihrem Verhältniß als Diener zu einer Familie entzogen?" Ich antwortete: ja. — „Wo haben Sie ihn kennen gelernt?" — Bei Spazierengehen. — „In welcher Gesellschaft?" — Ich sagte; denn ich wollte nicht gern meine Freunde verrathen. — „Das Verschweigen wird Ihnen helfen, sagte er fort; denn es ist Alles schon genugsam bekannt." — Was ist denn bekannt? sagte ich. — „Daß Ihnen dieser Mensch durch andere Seinesgleichen ist verschafft worden und zwar durch" — Hier nannte er die Namen von drei Personen, die ich niemals gesehen noch gekannt hatte; welches ich dem Ausgesandten denn auch sogleich erklärte. — „Sie wollen," fuhr Jener fort, „diese Menschen nicht kennen, und haben doch mit ihnen einige Zusammenkünfte gehabt!" — Auch nicht die geringste, versetzte ich; denn wie gesagt, außer dem Essen kenne ich Keinen und habe auch Den niemals in einem Hause gesehen. — „Sind Sie nicht oft in der Straße gewesen?" — Niemals, versetzte ich. Dieß war nicht ganz der Wahrheit gemäß. Ich hatte Philinden einmal zu seiner Geliebten begleitet, die in der Straße wohnte; wir waren aber zur Hinterthüre hereingegangen und im Gartenhause geblieben. Daher glaubte ich, wie die Umstände erheischten zu können, in der Straße selbst nicht gewesen zu sein.

Der gute Mann that noch mehr Fragen, die ich alle verneinen konnte; denn es war mir von alle dem, was er zu wissen verlangte, Nichts bekannt. Endlich schien er verdrießlich zu werden und sagte: „Sie brechen mein Vertrauen und meinen guten Willen sehr schlecht; ich komme, um Sie zu retten. Sie können nicht läugnen, daß Sie für viele Preise hätten, aber für ihre Mißhelligen Preise verfehlt, Verlangen macht und in ihren schlechten Streichen behülflich gewesen. Ich komme, um Sie zu retten; denn es ist von nichts Geringem als nachgemachten Quittungen, falschen Zeugnissen, entwendeten Schuldscheinen und ähnlichen Dingen die Rede. Ich komme nicht allein als Hausfreund; ich komme im Namen und auf Befehl der Obrigkeit, die in Betracht Ihrer Familie und Ihrer Jugend Sie und einige andere Jünglinge verschonen will, die gleich Ihnen in's Netz gelockt worden." — Es war mir auffallend, daß unter den Personen, die er nannte, sich gerade die nicht fanden, mit denen ich Umgang gepflogen. Die Verhältnisse treffen nicht zusammen, aber sie berühren sich, und ich konnte mich immer hoffen, meine jungen Recruten zu schonen. Allein der wackre Mann wurde immer freundlicher. Ich konnte nicht läugnen, daß ich manche Nächte spät nach Hause gekommen war, daß ich mir einen Vorwand zu verschaffen gewußt, daß ich mit Personen von geringem Stand und verdächtigem Verderben zu Tische mehr als ein Mal bemerkt worden, daß Mädchen mit in die Sache verwickelt seien; genug, Alles schien entdeckt bis auf die Namen. Drang sich mir Wunder, Verstand im Schweigen zu sein. — „Kennen Sie mich," sagte der treue Freund, „nicht von Ihnen versichere. Die Sache leidet keinen Aufschub; vermittelst und mir wird ein Andrer kommen, der Ihnen nicht soviel Spielraum läßt. Vermehren Sie der ohnehin böse Sache nicht durch Ihre Hartnäckigkeit."

Nun hatte ich mir die guten Alten, und Ehrsamen hundertes, recht lebhaft vor; ich sah sie gekränkt, verletzt, beleidigt, grämlich, und mir schien wie ein Pfeil durch die Seele, daß die Meinen denn doch, ob sie gleich arge mich als Nichtswürdig betrachtet, sich so

böſe Händel krumen eingeflochten haben, wenigſtens der älteſte, der mir niemals recht gefallen wollte, der immer ſpäter nach Hauſe kam und wenig Heiteres zu erzählen wußte. Noch immer hielt ich mein Bekenntniß zurück. — Ich bin mir, ſagte ich, perſönlich nichts Böſes bewußt, und kann von der Seite ganz ruhig ſein; aber es wäre nicht unmöglich, daß Diejenigen, mit denen ich umgegangen bin, ſich einer verwegenen oder geſetzwidrigen Handlung ſchuldig gemacht hätten. Man mag ſie ſuchen, man mag ſie finden, ſie überführen und beſtrafen, ich habe mir bisher Nichts vorzuwerfen und will auch gegen Die Nichts verſchulden, die ſich freundlich und gut gegen mich benommen haben. — Er ließ mich nicht ausreden, ſondern rief mit einiger Bewegung: „Ja, man wird ſie finden. In drei Häuſern kamen dieſe Böſewichter zuſammen.“ (Er nannte die Straßen, er bezeichnete die Häuſer, und zum Unglück befand ſich auch das darunter, wohin ich zu gehen pflegte.) „Das erſte Neſt iſt ſchon ausgehoben,“ fuhr er fort, „und in dieſem Augenblick werden es die beiden andern. In wenig Stunden wird Alles im Klaren ſein. Entziehen Sie ſich durch ein redliches Bekenntniß einer gerichtlichen Unterſuchung, einer Confrontation und wie die greulichen Dinge alle heißen.“ — Das Haus war genannt und bezeichnet. Nun hielt ich alles Schweigen für unnütz; ja bei der Unſchuld unſerer Zuſammenkünfte konnte ich hoffen, Jenen noch mehr als mir nützlich zu ſein. — Setzen Sie ſich, rief ich aus, und halte ihn von der Thür zurück; ich will Ihnen Alles erzählen, und zugleich mir und Ihnen das Herz erleichtern: nur das Eine bitte ich, von nun an keine Zweifel in meine Wahrhaftigkeit!

Ich erzählte nun dem Freunde den ganzen Hergang der Sache, Anfangs ruhig und gefaßt; doch je mehr ich mir die Perſonen, Gegenſtände, Begebenheiten in's Gedächtniß rief und vergegenwärtigte, und je manche unſchuldige Freude, ſo manchen heitern Genuß gleichſam vor einem Criminal-Gericht bepoltern ſollte, deſto mehr wuchs die ſchmerzliche Empfindung, ſo daß ich zuletzt in Thränen ausbrach und mich einer wahnſinnigen Leidenſchaft überließ. Der Hausfreund, welcher hoffte, daß eben jetzt das rechte Geheimniß auf dem Wege ſein möchte, ſich zu offenbaren, (denn er hielt meinen Schmerz für ein Symptom, daß ich im Begriff ſtehe, mit Widerwillen ein Ungeheures zu bekennen,) ſuchte mich, da ihm an der Entdeckung Alles gelegen war, auf's Beſte zu beruhigen, welches ihm zwar nur zum Theil gelang, aber doch hinderte, daß ich meine Geſchichte nothdürftig unterbrechen konnte. Er war, obgleich gegründet über die Unſchuld der Verſuche, doch noch einigen Maßen zweifelhaft, und erließ neue Fragen an mich, die mich abermals aufregten und in Schmerz und Wuth verſetzten. Ich verſicherte endlich, daß ich Nichts weiter zu ſagen habe und wohl wiſſe, daß ich Nichts zu fürchten brauche: denn ich ſei unſchuldig, von gutem Hauſe und wohl erzogen; aber Jene könnten eben ſo unſchuldig ſein, ohne daß man ſie dafür anerkenne oder ſonſt begünſtige. Ich erklärte zugleich: daß wenn man Jene nicht wie mich ſtrafen, ihren Thorheiten nachſehen und ihre Fehler verzeihen wolle; wenn ihnen nur im Mindeſten hart und unrecht geſchähe, ſo würde ich mir ein Leid's anthun, und daran ſolle mich Niemand hindern. Auch hierüber ſuchte mich der Freund zu beruhigen; aber ich traute ihm nicht, und war, als er mich zuletzt verließ, in der entſetzlichſten Lage. Ich machte mir nun doch Vorwürfe, die Sache erzählt und alle die Verhältniſſe an's Licht gebracht zu haben. Ich ſah voraus, daß man die kindlichen Handlungen, die jugendlichen Neigungen und Vertraulichkeiten ganz anders auslegen würde, und daß ich vielleicht den guten Philipp mit in dieſen Handel verwickeln und ſehr unglücklich machen könnte. Alle dieſe Vorſtellungen drängten ſich lebhaft hinter einander vor meiner Seele, ſchärften und ſpornten meinen Schmerz, ſo daß ich mir vor Jammer nicht zu helfen wußte, mich die Länge nach auf die Erde warf und den Fußboden mit meinen Thränen benetzte.

Ich weiß nicht, wie lange ich wachte gelegen haben, als meine Schweſter hereintrat, aber meine Geberde erſchrak, und alles Mögliche that, mich aufzurichten. Sie erzählte mir, daß eine Magiſtrats-Perſon unten bei'm Vater die Rückkunft des Hausfreundes erwartet, und nachdem ſie ſich eine Zeit lang eingeſchloſſen gehalten, ſeien die beiden Herren weggegangen, und hätten unter einander ſehr zufrieden, ja mit Lachen geredet, und ſie glaube die Worte verſtanden zu haben: „Es iſt recht gut, die Sache hat Nichts zu bedeuten.“ — „Herrlich,“ ſagte ich auf, „hat die Sache Nichts zu bedeuten, für mich, für uns: denn ich habe Nichts verbrochen; und wenn ich es hätte, ſo würde man mir doch nichts wiſſen. Aber Jene, Jene,“ rief ich aus, „wer wird ihnen beiſtehen?“ — Meine Schweſter ſuchte mich vornämlich mit dem Argumente zu tröſten, daß, wenn man die Verbrechen retten wolle, man auch über die Fehler der Geringern einen Schleier werfen müſſe. Das Alles half Nichts. Sie war kaum weggegangen, als ich mich wieder meinem Schmerz überließ, und obwohl die Bilder meiner Neigung und Leidenſchaft als auch des gegenwärtigen und möglichen Unglücks immer wechſelsweiſe hervortrat. Ich erzählte

mir Mährchen auf Mährchen, ich war Unglück auf Unglück, und ließ es beſonders daran nicht fehlen, Gretchen und mich recht elend zu machen.

Der Hausfreund hatte mir geboten, auf meinem Zimmer zu bleiben und mit Niemandem mein Geſchäft zu pflegen, außer den Unſrigen. Es war mir ganz recht; denn ich befand mich am liebſten allein. Meine Mutter und Schweſter beſuchten mich von Zeit zu Zeit und erzogelten nicht, mir mit allerlei gutem Trank auf das Kräftigſte beizuſtehen, ja ſie kamen ſogar ſchon den zweiten Tag, im Namen des nun beſſer unterrichteten Vaters mir eine völlige Amneſtie anzubieten, die ich zwar dankbar annahm, allein den Antrag, daß ich mit ihm ausgehen und die Reiche Inſignien, welche man nunmehr den Neugierigen vorzeigte, beſchauen ſollte, hartnäckig ablehnte und verſicherte, daß ich weder von der Welt noch von dem Römiſchen Reiche Etwas wiſſen wolle, bis mir bekannt geworden, wie jener verbrießliche Handel, der für mich weiter keine Folgen haben würde, für meine armen Bekannten ausgegangen. Sie wußten hierüber ſelbſt Nichts zu ſagen und ließen mich allein. Doch machte man die folgenden Tage noch einige Verſuche, mich aus dem Hauſe und zur Theilnahme an den öffentlichen Feierlichkeiten zu bewegen. Vergebens! Weder der große Gala-Tag, noch was bei Gelegenheit ſo vieler Standeserhöhungen vorfiel, noch die öffentliche Tafel des Kaiſers und Königs. Nichts konnte mich rühren. Der Oberſtürſt von der Pfalz mochte kommen, um den beiden Majeſtäten aufzuwarten, viele mochten die Churfürſten beſuchen, man mochte zur letzten churfürſtlichen Sitzung zuſammenrufen, um die rückſtändigen Puncte zu erledigen und den Churverein zu erneuern. Nichts konnte mich aus meiner leidenſchaftlichen Einſamkeit hervorrufen. Ich ließ zum Fenſter die Glocken läuten, den Kaiſer ſich in die Carolinger Kirche begeben, die Churfürſten und den Kaiſer abreiten, ohne deßhalb einen Schritt von meinem Zimmer zu thun. Das letzte Canonieren, ſo mannigfaltig es auch ſein mochte, zog mich nicht auf, und wie der Pulverdampf ſich verzog und der Schall verhallte, ſo war auch alle dieſe Herrlichkeit vor meiner Seele weggeſchwunden.

Ich empfand nun keine Zufriedenheit als im Wiederkäuen meines Elends und in der tauſendfachen imaginären Vervielfältigung deſſelben. Meine ganze Erkenntnißkraft, meine Talente und Abſichten hatten ſich auf dieſen traurigen Act gewendet, und drohten gerade durch dieſe Lebenskraft Leib und Seele in eine unheilbare Krankheit zu verwickeln. In dieſem traurigen Zuſtande kam mir Nichts mehr wünſchenswerth, Nichts begehrenswerth mehr vor. Zwar ergriff mich manchmal ein wunderliches Verlangen, zu wiſſen, wie es meinen armen Freunden und Gönnern ergehe, was ſich bei näherer Unterſuchung ergeben, inwiefern ſie mit in jene Verbrechen verwickelt oder unſchuldig mochten erfunden ſein. Auch Dieß wollte ich mir auf das Mannigfaltigſte umſtändlich aus und ließ es nicht fehlen, ſie für unſchuldig und recht unglücklich zu halten. Bald wünſchte ich mich von dieſer Unentſchloſſenheit befreit zu ſehen, und ſchrieb heftig drohende Briefe an den Hausfreund, daß er mir den weitern Gang der Sache nicht verſchweigen ſolle; bald zerriß ich ſie wieder aus Furcht, mein Unglück recht deutlich zu erfahren und das ehemalige Troſtes zu entbehren, mit dem ich mich bis jetzt mechaniſcherweiſe gequält und aufgerichtet hatte.

So verbrachte ich Tag und Nacht in großer Unruhe, in Reue und Ermattung, ſo daß ich mich zuletzt glücklich ſchätzte, als eine kurzrückige Krankheit mit ziemlicher Heftigkeit eintrat, wobei man den Arzt zu Hülfe rufen und darauf denken mußte, mich auf alle Weiſe zu beruhigen. Man glaubte es im Allgemeinen thun zu können, indem man mir heilig verſicherte, daß alle in jener Schuld mehr oder weniger Verwickelten mit der größten Schonung behandelt werden, daß meine nächſten Freunde ſo gut wie ganz ſchuldlos, mit einem leichten Verweiſe entlaſſen werden, und daß Gretchen ſich aus der Stadt entfernt habe und wieder in ihre Heimath gezogen ſei. Mit dem Letztern zauderte man am Längſten, und ich nahm es auch nicht zum Beſten auf, denn ich konnte darin keine freiwillige Abreiſe, ſondern nur eine ſchmähliche Verbannung entdecken. Mein körperlicher und geiſtiger Zuſtand verbeſſerte ſich dadurch nicht; die Noth ging nun erſt recht an, und ich hatte Zeit genug, mir den ſcheußlichſten Roman von traurigen Ereigniſſen und einer unvermeidlich tragiſchen Cataſtrophe ſelbſtquälleriſch auszumalen.

Aus meinem Leben.

Dichtung und Wahrheit.

Zweiter Theil.

Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle.

Sechstes Buch.

Es trieb es mich wechselsweise, meine Neigung zu befördern und zu verbergen, und ein gewisser heimlicher Aerger gesellte sich noch zu meinen übrigen Empfindungen: denn ich bemerkte wohl, daß man mich beobachtete, daß man mir nicht leicht etwas Verfängliches zustellte, ohne darauf Acht zu haben, was es für Wirkungen hervorbringe, ob ich es geheim hielt oder ob ich es offen hinlegte, und was Dergleichen mehr war. Ich vermuthete daher, daß Pylades, ein Vetter oder wohl gar Gretchen selbst, den Versuch gemacht haben, mir zu schreiben, um Nachricht zu geben oder zu erhalten. Ich war nun erst recht verdrießlich neben meiner Bekümmerniß, und hatte wieder neue Gelegenheit, meine Vermuthungen zu üben und mich in die seltsamsten Verknüpfungen zu verirren.

Es dauerte nicht lange, so gab man mir noch einen besondern Aufseher. Glücklicher Weise war es ein Mann, den ich liebte und schätzte; er hatte eine Hofmeisterstelle in einem befreundeten Hause bekleidet, sein bisheriger Zögling war allein auf die Academie gegangen. Er besuchte mich öfters in meiner traurigen Lage, und man fand zuletzt Nichts natürlicher, als ihm ein Zimmer neben dem meinigen einzuräumen; da er mich denn beschäftigen, beruhigen und, wie ich wohl merken konnte, im Auge behalten sollte. Weil ich ihn jedoch von Herzen schätzte und ihm auch früher gar Manches, nur nicht die Neigung zu Gretchen, vertraut hatte, so beschloß ich um so mehr, ganz offen und gerade gegen ihn zu sein, als es mir unerträglich war, mit Jemanden täglich zu leben und auf einem nahen, geheimen Fuß mit ihm zu stehen. Ich säumte daher nicht lange, sprach ihm von der Sache, ergötzte mich in Erzählung und Wiederholung der kleinsten Umstände meines vergangenen Glücks, und erreichte dadurch so viel, daß er, als ein verständiger Mann, einsah, es sei besser, mich mit dem Ausgang der Geschichte bekannt zu machen, und zwar im Einzelnen und Besondern, damit ich klar über das Ganze würde, und man mir mit Ernst und Eifer zureden könne, daß ich mich fassen, das Vergangene hinter mich werfen und ein neues Leben anfangen müsse. Zuerst vertraute er mir, wer die andern jungen Leute von Stande gewesen, die sich Anfangs zu verwegenen Spekulationen, dann zu verschuldeten Polizei-Verbrechen, ferner zu lustigen Gelüchterbereien und andern solchen verfänglichen Dingen hatten verleiten lassen. Es war dadurch wirklich eine kleine Verschwörung entstanden, zu der sich gewissenlose Menschen gesellten, die durch Verfälschung von Papieren, Nachbildung von Unterschriften manches Strafwürdige begingen und noch Strafwürdigeres vorbereiteten. Die Vettern, nach denen ich zuletzt unschuldig fragte, waren ganz unschuldig, nur im Allgemeinsten mit jenen Andern bekannt, keineswegs aber vereinigt besonders worden. Mein Cleret, durch dessen Empfehlung an den Großvater man mir eigentlich auf die Spur gekommen, war einer der schlimmsten, und bewarb sich um jenes Amt hauptsächlich, um gewisse Verbindungen unter-

nehmen oder bedecken zu können. Nach allem Dieſem konnte ich mich zuletzt nicht halten und fragte, was aus Gretchen geworden ſei, zu der ich ein für allemal die größte Neigung bekannte. Mein Freund ſchüttelte den Kopf und lächelte. „Beruhigen Sie ſich,“ verſetzte er: „dieſes Mädchen iſt ſehr wohl bekannt und hat ein herrliches Zeugniß davon erlangt. Man konnte Nichts als Gutes und Liebes an ihr finden, die Herren Examinatoren ſelbſt wurden ihr gewogen, und haben ihr die Entfernung aus der Stadt, die ſie wünſchte, nicht verſagen können. Auch Das, was ſie in Rückſicht auf Sie, mein Freund, bekannt hat, macht ihr Ehre; ich habe ihre Antlage in den geheimen Acten ſelbſt geleſen und ihre Unterſchrift geſehen.“ Die Unterſchrift! riefich aus, die mich ſo glücklich und ſo unglücklich macht. Was hat ſie denn bekannt? Was hat ſie unterſchrieben? Der Freund zauderte, zu antworten; aber die Heiterkeit ſeines Geſichts zeigte mir an, daß er nichts Gefährliches verbarg. „Wenn Sie's denn wiſſen wollen,“ verſetzte er endlich: „als von Ihnen und Ihrem Umgang mit ihr die Rede war, ſagte ſie ganz freimüthig: Ich kann es nicht läugnen, daß ich ihn oft mit gern geſehen habe; aber ich habe ihn immer als ein Kind betrachtet, und meine Neigung zu ihm war mehrheils ſchweſterlich. In manchen Fällen habe ich ihn gut berathen, und anſtatt ihn zu einer zweideutigen Handlung aufzureizen, habe ich ihn verhindert, an muthwilligen Streichen Theil zu nehmen, die ihm hätten Verdruß bringen können.“

Der Freund fuhr noch weiter fort, Gretchen als eine Heimtückiſche reden zu laſſen; ich hörte ihm aber ſchon lange nicht mehr zu: denn daß ſie mich für ein Kind zu den Acten erklärt, nahm ich ganz entſetzlich übel, und glaubte mich auf einmal von aller Leidenſchaft für ſie geheilt, ja ich verſicherte dartig meinen Freund, daß nun Alles abgethan ſei: auch ſprach ich nicht mehr von ihr, nannte ihren Namen nicht mehr; doch konnte ich die böſe Gewohnheit nicht laſſen, an ſie zu denken, mir ihre Geſtalt, ihr Weſen, ihr Betragen zu vergegenwärtigen, das mir denn nun freilich jetzt in einem ganz andern Lichte erſchien. Ich fand es unerträglich, daß ein Mädchen, höchſtens ein Paar Jahre älter als ich, mich für ein Kind halten ſollte, der ich doch für einen ganz erfahrnen und gewitzigten Jungen zu gelten glaubte. Nun kam mir ihr kaltes, abſtoßendes Weſen, das mich ſonſt ſo angeregt hatte, ganz widerlich vor; die Familiaritäten, die ſie ſich gegen mich erlaubte, mir aber zu erwidern nicht geſtattete, waren mir ganz verhaßt. Das Alles wäre jedoch noch gut geweſen, wenn ich ſie nicht wegen der Unterſchreibung jener perſönlichen Liebes-Epiſtel, wodurch ſie mir denn doch eine förmliche Neigung erklärte, für eine verſchmitzte und ſelbſtſüchtige Coquette zu halten berechtigt geweſen wäre. Auch maskirt zur Vogelſchießung kam ſie mir nicht mehr ſo unſchuldig vor, und ich hörte viele ärgerlichen Betrachtungen ſo lange bei mir hin und wieder, bis ich ihr alle liebenswürdigen Eigenſchaften ſämmtlich abgeſtritten hatte. Dem Verſtande nach war ich überzeugt, und glaubte ſie verwerfen zu müſſen; nur ihr Bild! ihr Bild ſtritt mich Lügen, ſo oft es mir wieder vorſchwebte, welches freilich noch oft genug geſchah.

Indeſſen war denn doch dieſer Pfeil mit ſeinen Widerhaken aus dem Herzen gezogen, und es fragte ſich, wie man der innern zugeheilten Heilkraft zu Hülfe käme? Ich erinnerte mich wirklich, und das Erſte, was folglich abgethan wurde, war das Weinen und Klagen, welches ich nun für höchſt kindiſch anſah. Ein großer Schritt zur Beſſerung! Denn ich hatte oft halbe Nächte durch mich mit dem grellen Unſinn dieſes Schmerzes abgequält, ſo daß es durch Ahnden und Schlachten zuletzt dahin kam, daß ich kaum mehr ſchlafen konnte, und der Genuß von Speiſe und Trank mir ſchwerlich ward, auch die ſo nahverwandte Ruhe zu leiden ſchien. Der Verdruß, den ich über jene Entdeckung immerfort empfand, ließ mich jede Verlichkeit verdammen; ich fand es ſchrecklich, daß ich um eines Mädchens willen Schlaf und Ruhe und Gemüthheit aufgeopfert hatte, die ſich darin gefiel, mich als einen Säugling zu betrachten und ſich höchſt anmuthig weiſe gegen mich zu benehmen.

Dieſe ſeltſamen Verdrießungen waren, wie ich mich leicht überzeugte, nur durch Thätigkeit zu vertreiben; aber was ſollte ich ergreifen? Ich hatte in gar vielen Dingen freilich Manches nachzuholen, und mich in mehr als einem Sinne auf die Academie vorzubereiten, die ich nun beziehen ſollte; aber Nichts wollte mir ſchmecken noch gelingen. Gar Manches erſchien mir bekannt und trivial; zu mehrerer Begründung fand ich weder Kraft noch äußere Gelegenheit, und ließ mich daher durch die Liebhaberei meines treuen Stubennachbarn zu einem Studium bewegen, das mir ganz neu und fremd war, und in der Folge Zeit ein weites Feld von Kenntniſſen und Betrachtungen darbot. Mein Freund fing nämlich an, mich mit den philoſophiſchen Geheimniſſen bekannt zu machen. Er hatte unſere Natur in ihre Theile und als ein ſehr wohlgeordnetes Ganze den Zuſammenhang jener Lehre ſchon gefaßt, und ſo mochte es ſie auch mir beibringen. Aber leider wollen viele Dinge in meinem Gehirn auf einer

ſolche Weiſe nicht zuſammenhängen. Ich that Fragen, die er ſpäter zu beantworten; ich machte Forderungen, die er künftig zu befriedigen verſprach. Unſere wichtigſte Differenz war jedoch dieſe, daß ich behauptete, eine abgeleitete Philoſophie ſei nicht nöthig, indem ſie ſchon in der Religion und Poeſie vollkommen enthalten ſei. Dieſes wollte er nun keineswegs gelten laſſen, ſondern ſuchte mir vielmehr zu beweiſen, daß erſt Dieſe durch Jene begründet werden müßten; welches ich hartnäckig läugnete, und im Fortgange unſerer Unterhaltung bei jedem Schritt Argumente für meine Meinung fand. Denn da in der Poeſie ein gewiſſer Glaube an das Unmögliche, in der Religion ein eben ſolcher Glaube an das Unergründliche Statt finden muß, ſo ſchienen mir die Philoſophen in einer ſehr übeln Lage zu ſein, die auf ihrem Felde Beides beweiſen und erklären wollten; wie ſich denn auch aus der Geſchichte der Philoſophie ſehr geſchwind darthun ließ, daß immer Einer einen andern Grund ſuchte als der Andre, und der Skeptiker zuletzt Alles für grund- und bodenlos anſprach.

Eben dieſe Geſchichte der Philoſophie jedoch, die mein Freund mit mir zu treiben ſich genöthigt ſah, weil ich dem dogmatiſchen Vortrag gar Nichts abgewinnen konnte, unterhielt mich ſehr, aber nur in dem Sinne, daß mir eine Lehre, eine Meinung ſo gut wie die andere vorkam, inſofern ich nämlich in dieſelbe einzudringen fähig war. In den älteſten Männern und Schulen geſellt mir am Beſten, daß Poeſie, Religion und Philoſophie ganz in Eins zuſammenfielen, und ich behauptete jene meine erſte Meinung nur um deſto lebhafter, als mir das Buch Hiob, das Hohe Lied und die Sprüchwörter Salomonis eben ſo gut als die Orphiſchen und Heſiodiſchen Geſänge dafür ein gültiges Zeugniß abzulegen ſchienen. Mein Freund hatte den kleinen Vorfall zum Grunde ſeines Vortrages gelegt, und je weiter wir vorwärts kamen, je weniger wußte ich daraus zu machen. Was die erſten Griechiſchen Philoſophen wollten, konnte mir nicht deutlich werden. Socrates galt mir für einen trefflichen weiſen Mann, der wohl im Leben und Tod ſich mit Chriſto vergleichen laſſe. Seine Schüler hingegen ſchienen mir große Aehnlichkeit mit den Apoſteln zu haben, die ſich nach des Meiſters Tode ſogleich entzweiten, und offenbar jeder nur eine beſchränkte Sinnesart für das Rechte erkannte. Weder die Schärfe des Ariſtoteles noch die Tiefe des Plato fruchteten bei mir im Mindeſten. Zu den Stoikern hingegen hatte ich ſchon früher einige Neigung gefaßt, und ſchaffte nun den Epictet herbei, den ich mit vieler Theilnahme ſtudirte. Mein Freund ließ mich ungern in dieſer Einſeitigkeit hingehen, von der er mich nicht abzuziehen vermochte; denn ungeachtet ſeiner mannigfaltigen Studien wußte er doch die Hauptſache nicht in's Enge zu bringen. Er hätte mir nur ſagen dürfen, daß es im Leben bloß auf's Thun ankomme, das Gedenken und Leiden finde ſich von ſelbſt. Indeſſen darf man die Jugend nur gewähren laſſen; nicht ſehr lange haftet ſie an ſolchen Maximen; das Leben treibt eher locker, ſie bald davon wieder los.

Die Jahreszeit war ſchön geworden; wir gingen oft zuſammen in's Freie und beſuchten die Landſitze, die in großer Anzahl um die Stadt umherliegen. Aber gerade hier konnte es mir am Wenigſten wohl ſein; denn ich ſah noch die Geſpenſter der Vettern ahnen, und fürchtete, bald da bald dort einen hervortretenden zu ſehen. Auch waren mir die gleichgültigſten Blicke der Menſchen beſchwerlich. Ich hatte jene bewußtloſe Glückſeligkeit verloren, unbekannt und unbeſcholten umherzugehen und in dem größten Gewühle an keinen Vorbeigehenden zu denken. Sogleich fing der hervorbringende Punkt an, mich zu quälen, als erregte ich die Aufmerkſamkeit der Leute, als wären ihre Blicke auf mein Weſen gerichtet, es feſtzuhalten, zu unterſuchen und zu tadeln.

Ich zog daher meinen Freund in die Wälder, und, indem ich die einförmigen Fichten floh, ſuchte ich jene ſchönen belaubten Haine, die ich zwar nicht weit und breit in der Gegend erſtrecken, aber doch immer von ſolchem Umfange fand, daß ein etwas verwundetes Herz ſich darin verbergen kann. In der größten Tiefe des Waldes hatte ich mir einen großen Platz ausgeſucht, wo die älteſten Eichen und Buchen einen herrlich grünen, beſchatteten Raum bildeten. Etwas abhängig war der Boden und machte das Verdienſt der alten Stämme nur deſto bemerkbarer. Rings an dieſen freien Kreis ſchloſſen ſich die dichteſten Gebüſche, aus denen bemooſte Felſen mächtig und würdig hervorblickten und einem waſſerreichen Bach einen raſchen Fall verſchafften.

Kaum hatte ich meinen Freund, der ſich hier in freier Landſchaft am Strom unter Menſchen befand, hierher genöthigt, als er mich ſcherzend verſicherte, ich erweiſe mich wie ein wahrer Deutſcher. Umſtändlich erzählte er mir aus dem Tacitus, wie ſich unſere Urväter an den Gebüſchen begnügt, welche uns die Natur in ſolchen Einſamkeiten mit ungekünſtelter Baukunſt ſo herrlich vorbereitet. Er hatte mir nicht lange davon erzählt, als ich ausrief: „O, warum liegt dieſer köſtliche Platz nicht in tiefer Wildniß; warum dürfen wir nicht einen Gott unter ihnen, ihn und uns zu heiligen und von der Welt abzuſondern! Gewiß, es iſt keine

ſchaurte Gottesverehrung als die, zu der man kein Bild bedarf, die dich aus dem Wechſelverkehr mit der Natur in meinem Innern entſprangt!" — Was ich damals fühlte, iſt mir noch gegenwärtig; was ich ſagte, wußte ich nicht wieder zu finden. So viel iſt aber gewiß, daß die wahrſinnigſten, ſich weit auseinanderziehenden Gefühle des Irrens und ungebildeter Völker allein zum Erhabenen geeignet ſind, das, wenn es durch äußere Dinge in uns erregt werden ſoll, formlos oder zu unförmlichen Formen gebildet, und mit einer Größe umgeben muß, der wir nicht gewachſen ſind.

Eine ſolche Stimmung der Seele empfanden wohl öfter meinesgleichen, ſowie ſie vielleicht alle Veranlaſſung auf mancherlei Weiſe zu benutzen ſuchen. Aber wie das Erhabene von Dämmerung und Nacht, wo ſich die Gebilden verſtecken, gar leicht ergreift wird, ſo wird es dagegen vom Tage verſcheucht. Der Mann irrtiert und ſtrebt, und ſo muß es auch durch jede mechaniſche Bildung vernichtet werden, wenn es nicht glücklich genug iſt, ſich zu dem Schönen zu flüchten und ſich innig mit ihm zu vereinigen, wodurch denn beide gleich unſterblich und unverwüſtlich ſind.

Der kurze Augenblick ſolcher Gemüthe verkürzte mir auch meine krankende Jugend; aber ganz umſonſt verbrachte ich, wenn ich heraus an die Welt trat, in der lichten und mannigfaltigen Umgebung ein ſolches Gefühl bei mir wieder zu erregen; ja kaum die Erinnerung deſſen vermochte ich zu erhalten. Mein Herz war jetzt zu verwöhnt, als daß es ſich hätte beruhigen können, es hatte geliebt, der Gegenſtand war ihm entriſſen; es hatte gelebt, und das Leben war ihm verkümmert. Ein Freund, der es zu deutlich merken läßt, daß er an Euch zu bilden gedenkt, erregt keine Neigung; inſofern eine Frau, die Euch bildet, indem ſie Euch zu verehren ſcheint, wie ein himmliſches, freundbringendes Weſen angeſehen wird. Aber jene Gottheit, an der ſich der Begriff des Schönen an mir hervorthat, war in die Ferne weggeſchwunden; ſie brachte mich oft unter dem Schatten meiner Eichen; aber ich konnte ſie nicht feſthalten, und ich fühlte einen gewaltigen Trieb, etwas Aehnliches in der Welt zu ſuchen.

Ich hatte meinen Freund und Lehrer ungeduldig gewünſcht, zu gewünſcht, mich allein zu laſſen; denn ſelbſt in meinem heiligen Walde thaten mir jene unbeſtimmten, rieſenhaften Gefühle nicht genug. Das Auge war vor allen andern das Organ, womit ich die Welt faßte. Ich hatte von Kindheit auf zwiſchen Malern geſteht, und mich gewöhnt, die Gegenſtände wie ſie in Bezug auf die Kunſt ausſehen. Jetzt, da ich mir ſelbſt und der Einſamkeit überlaſſen war, trat dieſe Gabe, halb unterſtützt halb erworben, hervor; wo ich hinſah, erblickte ich ein Bild, und was mir anfiel, was mich reizte, wollte ich feſthalten, und ich fing an, auf die ungeſchickteſte Weiſe nach der Natur zu zeichnen. Es fehlte mir hierzu Nichts weniger als Natur; doch blieb ich hartnäckig daran, ohne irgend ein techniſches Mittel das Herrlichſte nachbilden zu wollen, was ſich meinem Augen darbeute. Ich gewann freilich dadurch eine große Aufmerkſamkeit auf die Gegenſtände, aber ich faßte ſie nur im Ganzen, inſofern ſie Wirkung thaten; und ſo wenig mich die Natur zu einem deſcriptiven Dichter beſtimmt hatte, eben ſo wenig wollte ſie mir die Fähigkeit eines Zeichners für's Einzelne verleihen. Dasjenige war Dieß allein die Art war, die mir übrig blieb, mich zu äußern, ja ging ich mit eben ſo viel Hartnäckigkeit, ja mit Irrthum daran, daß ich immer eifriger meiner Neigung fröhnte, je weniger ich Etwas dabei herausbekommen ſah.

Klagen will ich jetzt nicht, daß ſich eine gewiſſe Schlauheit mit einmiſchte; denn ich hatte bemerkt, daß, wenn ich einen halbverſtorbenen alten Stamm, an deſſen mächtig aufſteigenden Wurzeln ſich verſchiedenartige Lebensformen aufeinanderlagen, von blinkenden Gewächſen begleitet, mir zu einem maleriſchen Studium ausgeſucht hatte, mein Freund, der auf Erziehung wußte, daß unter einer Stunde da nicht fortzukommen ſei, ſich gewöhnlich entfernte, mit einem Buche ein ſonniges gelbliches Plätzchen zu ſuchen. Nun ergab ſich Muße, meiner Liebhaberei nachzuhängen, die nun Liebe genug war, als mir meine Blätter dadurch lieb wurden, daß ich mich gewöhnte, an ihnen nicht etwa Dinge zu ſehen, was darauf ſtand, als Nebenſache, was ich zu jeder Zeit und Stunde dabei gedacht hatte. So können uns Skizzen und Blätter der erſten Art ein lieber Tagebuch bilden, weil Nichts, was die Erinnerung eines glücklichen Momente erneuert, unbedeutend ſein kann; und noch jetzt würde es mir ſchwer fallen, manches Derjenigen, was mir aus verſchiedenen Epochen übrig geblieben, als werthlos zu vertilgen, weil es mich unmittelbar in jene Zeiten verſetzt, denen ich mich zwar mit Wehmuth, doch nicht ungern erinnere.

Wenn aber ſolche Blätter irgend ein Intereſſe an und für ſich haben können, ſo müſſen ſie dieſen Vorzug der Theilnahme und Aufmerkſamkeit meines Vaters ſchuldig ſein. Dieſer, durch meinen Aufenthalt beunruhigt, daß ich mich nach und nach in meinen Zuſtand fand, und beſonders mich leidenſchaftlich auf das Zeichnen nach der Natur geworfen habe, war

damit gar wohl zufrieden, theils weil er ſelbſt ſehr viel auf Zeichnung und Malerei hielt, theils weil Gerard Seekatz ihm einige Mal geſagt hatte, es ſei Schade, daß ich nicht zum Maler beſtimmt ſei. Allein hier kamen die Eigenheiten des Vaters und Sohns wieder zum Conflict: denn es war mir faſt unmöglich, bei meinen Zeichnungen ein gutes, weißes, völlig reines Papier zu gebrauchen; graue, veraltete, ja ſchon von einer Seite beſchriebene Blätter reizten mich am Meiſten, eben als wenn meine Unfähigkeit ſich vor dem Präſentirn eines weißen Bogens gefürchtet hätte. So war auch keine Zeichnung ganz aufgeführt; und wie hätte ich denn ein Ganzes leiſten ſollen, das ich wohl mit Augen ſah, aber nicht begriff; und wie Einzelnes, das ich wohl konnte, aber dem zu folgen ich weder Fertigkeit noch Geduld hatte! Wirklich war auch in dieſem Punkte die Pädagogik meines Vaters zu bewundern. Er fragte wohlwollend nach meinen Verſuchen, und zog Linien um jede unvollkommne Skizze; er wollte mich dadurch zur Vollſtändigkeit und Zuſammenhang nöthigen: die unregelmäßigen Blätter ſchnitt er zurechte, und machte damit den Anfang zu einer Sammlung, in der er ſich vereinſt der Fortſchritte ſeines Sohnes freuen wollte. Es war ihm daher keineswegs unangenehm, wenn mich mein wildes ungeſtümes Weſen in der Gegend umhertrieb; vielmehr zeigte er ſich zufrieden, wenn ich nur irgend ein Heft zurückbrachte, an dem er ſeine Geduld üben und ſeine Hoffnungen einigermaßen ſtärken konnte.

Man ſorgte nicht mehr, daß ich in meine früheren Neigungen und Verhältniſſe zurückkehren könnte; man ließ mir nach und nach vollkommne Freiheit. Durch zufällige Anregung ſowie in zufälliger Geſellſchaft ſtellte ich manche Wanderungen nach dem Gebirge an, das von Kindheit auf ſo lieb und vertraut vor mir geſtanden hatte. So beſuchten wir Homburg, Kronenberg, beſtiegen den Feldberg, von dem uns die weite Ausſicht immer mehr in die Ferne lockte. Da blieb denn Königſtein nicht unbeſucht; Wiesbaden, Schwalbach mit ſeinen Umgebungen beſchäftigten uns mehrere Tage; wir gelangten an den Rhein, den wir, von den Höhen herab, weither ſchlängeln ſahen. Mainz ſetzte uns in Verwunderung; doch konnte es dem jugendlichen Sinn nicht gefallen, der in's Freie ging. Wir erheiterten uns an der Lage von Biebrich, und nahmen zufrieden und froh unſern Rückweg.

Dieſe ganze Tour, von der ſich mein Vater manches Blatt verſprach, wäre beinahe ohne Frucht geweſen; denn welcher Sinn, welches Talent, welche Uebung gehört nicht dazu, eine weite und breite Landſchaft als Bild zu begreifen! Unmerklich wieder zog es mich jedoch in's Enge, wo ich einige Objecte fand; denn ich traf kein verfallnes Schloß, kein Gemäuer, das auf die Vorzeit hindeutete, daß ich es nicht für einen würdigen Gegenſtand gehalten und ſo gut als möglich nachgebildet hätte. Selbſt den Proſpect auf dem Walle zu Mainz zeichnete ich mit einiger Gefahr und mit Unfällen, die ein Jeder erleiden muß, der ſich von Neuem einige bildliche Erinnerungen mit nach Hauſe nehmen will. Leider hatte ich abermals nur das ſchlechteſte Concept-Papier mitgenommen und mehrere Gegenſtände unglücklich auf ein Blatt gehäuft; aber mein väterlicher Lehrer ließ ſich dadurch nicht irre machen; er ſchnitt die Blätter auseinander, ließ das Zuſammenpaſſende durch den Buchbinder aufziehen, faßte die einzelnen Blätter in Linien und nöthigte mich dadurch wirklich, die Umriſſe verſchiedener Berge bis an den Rand zu ziehen und den Vordergrund mit einigen Kräutern und Steinen auszuführen.

Konnten ſeine treuen Bemühungen auch mein Talent nicht fördern, ſo hatte doch dieſer Zug ſeiner Ordnungsliebe einen günſtigen Einfluß auf mich, der ſich ſpäterhin auf mehr als eine Weiſe lebendig erwies.

Von ſolchen halb lebensluſtigen, halb häuslichen Streif-Partien, welche ſich in kurzer Zeit verdoppelten und öfters wiederholen ließen, ward ich jedoch wieder nach Hauſe gezogen, und zwar durch einen Magnet, der von jeher ſtark auf mich wirkte; es war meine Schweſter. Sie, nur ein Jahr jünger als ich, hatte mein ganzes bewußtes Leben mit mir durchlebt, und ſich dadurch mit mir auf's Innigſte verbunden. In dieſen natürlichen Verhältniſſen gründet ſich noch ein aus unſerer häuslichen Lage hervorgehender Drang; ein zwar liebevoller und wohlgeſinnter aber ernſter Vater, der, weil er innerlich ein ſehr zartes Gemüth hegte, äußerlich mit unglaublicher Conſequenz eine ſtrenge Strenge verbildete, damit er zu dem Zwecke gelangen möchte, ſeinen Kindern die beſte Erziehung zu geben, ſein wohlgeſtaltetes Haus zu erbauen, zu ordnen und zu erhalten; dagegen eine Mutter, ſich auch Kind, welche erſt mit und in ihren beiden Aelteſten zum Bewußtſein heranwuchs; dieſe Drei, wie ſie die Welt mit grundem Blicke gewahr wurden, lebensfähig und nach gegenwärtigem Gewinn verlangend. Ein ſolcher in der Familie ſchwebender Widerſtreit vermehrte ſich mit den Jahren. Der Vater verfolgte ſeine Abſicht conſequent und unverbrüchlich; Mutter und Kinder konnten ihre Gefühle, ihre Anforderungen, ihre Wünſche nicht zurückhalten.

Unter dieſen Umſtänden war es natürlich,

das Fieber und Schwäche sich [illegible] schleunig und sich zur Mutter hielten, um der im Munde verzogten Freuden wenigstens einige zu erhalten. Da aber die Stunden der Einsamkeit und Mühe sehr lang und weit waren wenn die Augenblicke der Erholung und des Vergnügens, besonders für meine Schwester, die das Haus niemals auf so lange Zeit als sie verlassen konnte, so ward ihr Verlangen, sich mit mir zu unterhalten, noch durch die Sehnsucht erschüttt, mit der sie mich in die Arme begleitete.

Und sowie in den ersten Jahren Spiel und Lernen, Nachdenken und Übung der Geschicklichkeiten völlig gemein war, so daß sie sich nicht für Zwillinge halten konnten, so blieb auch unter ihnen viele Gemeinschaft, vieles Vertrauen bei Entwicklung geheimer und moralischer Kräfte. Jenes Interesse der Jugend, jener Erstaunen beim Erwachen sinnlicher Triebe, die sich in geistige Formen, geistige Bedeutsamkeit, die sich in sinnliche Bedürfnisse einkleideten; alle Verlegenheiten darüber, die uns über verbergen als enthüllen, wie ein Nebel das Thal, worin er sich verstecken will, entdeckt und nicht erhellt; manche Irrungen und Verirrungen, die daraus entspringen, theilten wir beiden die Schwester Hand in Hand, und wurden über jene seltsamen Zustände um vieles ernster aufgeklärt, als die heitere Scheu der nahen Verwandtschaft sie, indem sie sich einander mehr näherte, in's Klare treten wollte, nur immer gewaltiger und einander hielt.

Manche [illegible] ich Dich im Allgemeinen und, weil ich von Jahren darüber unterrichtet, ohne daß ich es hätte entbehren können. Da ich meine geliebte, naturgemäße Weise nun zu halt verlor, fühlte ich gewaltsamen Antrieb, mit ihren Werth zu vergegenwärtigen, und so entstand bei mir der Begriff einer didaktischen Manier, in welcher es möglich gewesen wäre, über Jahrhunderte fortzudauern, ohne daß es sich dem Leser anders denken als die der Alten in ihren Romane. Was durch das gemeinste Detail, durch moralische Empfindungen, die schnell alle den Charakter des Guten tragen und, indem sie auf einer mittelmäßigen Linie hinwegschreiten, einer Ahnung von höher Orte gehen, und auf solche Weise hätte es einiger Mühe gekostet haben, eine Verbindung dieser merkwürdigen Persönlichkeiten mitzutheilen, denen die Zeit kaum was gleichen wird, sie ist nicht. Aber von diesem schönen und stummen Verlust ist mich, wie von so vielen andern, der Tumult der Welt getrennt, und was bleibt mir Dir übrig als den Schatten jener [illegible] Bilder vor mir durch Hülfe einer magischen Laterne auf einer Augenblick herauszurufen.

Sie war groß, wohl- und ebenmäßig, und hatte etwas Vaterländisches in ihrem Betragen, das in eine angenehme Würdigkeit verschmolz. Die Züge ihres Gesichts, weder bedeutend noch schön, sprachen von einem Wesen, das weder mit sich einig war noch weiter kannte. Ihre Augen waren nicht die schönsten, die ich jemals sah, aber die tiefsten, hinter denen man am Meisten erwartete, und die, wenn sie irgend einer Neigung, einer Liebe entbehrten, einen Blick hatten eher Blicken; und doch war dieser Ausdruck eigentlich nicht gierig, wie der, der aus dem Herzen kommt und zugleich etwas Sehnsüchtiges und Verlangendes mit sich führt; dieser Ausdruck kam aus der Seele, es war voll und reich, es schien nur geben zu wollen, nicht des Empfangens zu bedürfen.

Was ihr Gesicht aber ganz eigentlich entstellte, so daß sie manchmal wirklich häßlich machen konnte, war die Wehe jener Zeit, welche nicht allein die Sitten entheiligte, sondern auch Alles that, um sie lächerlich eher wirksam, zeitig aber verächtlich zu vergessen. Da sie von die weibliche, reinigendste Sitte hatte und dabei ein Paar steife schwarze Augenbrauen und verlorgrade Augen, so entstand aus diesen Verhältnissen ein Contrast, der einen jeden Fremden für den ersten Augenblick, wo nicht abstieß, doch wenigstens nicht anzog. Sie empfand es selbst, und ihr Gesicht ward immer finsterer, je mehr sie in die Jahre trat, wo heitre Gesichter eine wohlthätige Fernde einflößen, sich wechselseitig angenehm zu werden.

Niemandem kann seine eigene Gestalt zuwider sein; der Häßliche wie der Schöne hat das Recht, sich seine Gegenwart zu freuen; und da das Mißwachsne verschwindet, und sich Übermaaß mit Mißwachsne im Spiegel deckt, so kann man behaupten, daß jeder sich mit Wohlgefallen erblicken müsse, wenn es sich draußen Stunden wollte. Meine Schwester hatte gleich eine so entschiedene Neigung zum Verstand, daß sie ihre vernünftig blind und allwissend sein konnte; sie wußte nicht, vielleicht theoretischer als billig, daß sie hinter ihren Gesichtszügen an äußerer Schönheit sehr weit zurückstehe, aber zu ihrem Trost zu fühlen, daß sie einen so innern Vorzügen unendlich überlegen ist.

Kann ein Frauenzimmer sich den Mangel von Schönheit entschädigt werden, so war sie es reichlich durch das mannigfaltige Vertrauen, die Achtung und Liebe, welche sämmtliche Personen zu ihr trugen; sie mochten alle eine jüngere sein. Alle hegten die zärtlichste Empfindungen. Eine sehr angenehme Gesellschaft hatte

Ruganino.

Was hält mich ab, daß ich mit dieſer Fauſt,
Mit dieſem Degen, Frecher, dich nicht ſtrafe.

Basco.

Die andre Fauſt von gleicher Stärke hier,
Ein andrer Degen hier von gleicher Länge.

Vagabunden treten auf.

Horchet doch, was ſoll das geben,
Daß man hier ſo heftig ſpricht?

Ruganino.

Deinem Willen nachzugeben!
Frecher, mir vom Angeſicht!

Basco.

Nur als Knecht bey dir zu leben!
Junger Mann, du kennſt mich nicht.

Vagabunden.

Was ſoll das geben?
Was ſoll das ſeyn?
Zwey ſolche Männer
Die ſich entzweyn!

ſich um ſie verſammelt; es fehlte nicht an jungen Männern, die ſich einzuſchleichen wußten; faſt jedes Mädchen fand einen Freund, nur ſie war ohne Hülfe geblieben. Freilich, wenn ihr Aeußeres einigen Maßen abſtoßend war, ſo wirkte das Innere, das hindurchblickte, mehr abſchreckend als anziehend; denn die Gewohnheit einer jeden Würde weiſt den Andern auf ſich ſelbſt zurück. Sie fühlte es lebhaft, ſie verbarg mir's nicht, und ihre Neigung wendete ſich deſto brillianter zu mir. Der Fall war einem ganz. Gewiſſe Verhältniſſe, denen man ein Liebesverſtändniß abgewinnt, durch aufrichtige Theilnahme wirklich Intereſſe werden, ja zu Ernſten heranwachſen und die Neigung zuletzt wohl auf ſich ſelbſt beruhen, ſo war es mit uns Beiden: denn indem mein Verhältniß zu Gretchen zerriß, wünſchte mich meine Schweſter um deſto ernſtlicher, als ſie heimlich die Zufriedenheit empfand, einer Nebenbuhlerin losgeworden zu ſein; und ſo mußte auch ich mit einer feinen Halbſchattenfreude empfinden, wenn ſie mir Gerechtigkeit widerfahren ließ, daß ich der Einzige ſei, der ſie wahrhaft liebe, ſie kenne und ſie verehre. Wenn ſich nun bei mir von Zeit zu Zeit der Schmerz über Gretchen's Verluſt erneuerte, und ich aus dem Theater zu meinen, zu klagen und mich verdrießlich zu ſtellen anfing, ſo erregte meine Verzweiflung über das Verlorne bei ihr eine gleichfalls verzweifelte Unluſt über das Nichtgefundene, Mißmuth und Verdrießlichkeit ſolcher jugendlichen Neigungen, daß wir uns Beide grenzenlos unglücklich hielten, und um ſo mehr, als in dieſem ſeltſamen Falle die Vertrauenden ſich nicht in Liebende umwandeln durften.

Glücklicher Weiſe mochte ſich jedoch der wunderliche Liebeshandel, der ohne Noth ſo viel Unheil anrichtet, hier einmal wohlthätig mit ein, um uns aus aller Verlegenheit zu ziehen. Mit einem jungen Engländer, der ſich in der Pfalziſchen Provinz bildete, hatte ich viel Verkehr. Er konnte von ſeiner Sprache gute Rechenſchaft geben, ich übte ſie mit ihm und erfuhr dabei Manches von ſeinem Lande und Volke. Er ging lange genug bei uns aus und ein, ohne daß ich eine Neigung zu meiner Schweſter an ihm bemerkte; doch mochte er ſie im Stillen bis zur Leidenſchaft gehabt haben; denn endlich erklärte ſich's unverſehens und auf einmal. Sie konnte ihn, ſie ſchätzte ihn, und er verdiente es. Sie war oft bei unſern Engliſchen Unterhaltungen die Dritte geweſen; wir hatten aus ſeinem Munde Beide die Wunderlichkeiten der Engliſchen Ausſprache anzueignen geſucht, und uns dadurch nicht nur das Befremdende ihres Tons und Klanges, ſondern ſogar das Befremdliche der perſönlichen Eigenheiten unſers Lehrers angewöhnt, ſo daß es zuletzt ſelbſtam genug klang, wenn wir zuſammen wie aus einem Munde zu reden ſchienen. Seine Bemühung, von uns auf gleiche Weiſe ſo viel vom Deutſchen zu lernen, wollte nicht gelingen, und ich glaube bemerkt zu haben, daß auch jener kleine Liebeshandel, zwiſchen ſchriftlich als mündlich, in Engliſcher Sprache durchgeführt wurde. Beide junge Perſonen ſchickten ſich recht gut für einander: er war groß und wohlgebaut wie ſie, nur noch ſchlanker; ſein Geſicht, klein und eng beiſammen, hätte wirklich hübſch ſein können, wäre es durch die Blattern nicht abſcheulich entſtellt geweſen; ſein Betragen war ruhig, beſtimmt, man begriff es wohl manchmal trocken und kalt nennen; aber ſein Herz war voll Güte und Liebe, ſeine Seele voll Ehrlichkeit und ſeine Neigungen ſo dauernd als entſchieden und gründlich. Nun ſcherzte ſich dieſes ernſte Paar, das ſich ernſtlich zuſammengefunden hatte, unter den Andern ganz eigen aus, die, ohne mehr mit einander bekannt, von leichtern Charakteren, lediglich wegen der Zukunft, ſich in jenen Verhältniſſen leichtſinnig herumtrieben, die gewöhnlich nur als fruchtloſes Beiſpiel künftiger ernſterer Verbindungen vorübergehen und ihre ſelten eine dauernde Folge auf das Leben bewirken.

Die gute Jahreszeit, die ſchöne Gegend blieb für eine ſo gemiſchte Geſellſchaft nicht unbenutzt; Waſſerfahrten ſtellte man häufig an, weil dieſe die gefälligſten von allen Luſt-Partien ſind. Wir mochten uns jedoch zu Waſſer oder zu Lande bewegen, ſo ſtritten ſich gleich die entgegengeſetzten anziehenden Kräfte; jedes Paar ſchien ſich zuſammen, und für einige Minuten, die nicht verlegt waren, wenigſtens ich auch arbeite, blieb entweder gar keine weibliche Unterhaltung, oder eine ſolche, die man an einem luſtigen Tage nicht würde gewählt haben. Ein Freund, der ſich in gleichem Falle befand, und dem es an einer Hülfe hauptſächlich deßwegen ermangelte, weil es ihm bei dem beſten Willen an Zärtlichkeit, und bei viel Verſtand an jener Aufmerkſamkeit fehlte, ohne welche ſich Verbindungen ſolcher Art nicht denken laſſen; dieſer, nachdem er öfters ſeinen Zuſtand kläglich und gründlich beklagt, verſprach, bei der nächſten Verſammlung einen Vorſchlag zu thun, wodurch ihm und dem Ganzen geholfen werden ſollte. Auch verfehlte er nicht, ſein Verſprechen zu erfüllen: denn als wir, nach einer glänzenden Waſſerfahrt und einem ſehr anmuthigen Spaziergang, zwiſchen ſchattigen Hügeln gelagert im Moſt, über Hecke auf bemooſten Felſen und Baumwurzeln, hier und

trop ein kindliches Nicht vergeben hatten, und aus der Fremd Alle heiter und guter Dinge sah, gebot er mit schalkhafter Würde, einen Halbkreis bildend zu schließen, vor den er hintrat und folgender Maßen emphatisch zu peroriren anfing:

„Hochwerthe Freunde und Freundinnen, Gepaarte und Ungepaarte! — Schon aus dieser Anrede erhellet, wie nöthig es sei, daß ein Redner auftrete und der Gesellschaft das Gewissen schärfe. Ein Theil meiner edeln Freunde ist gepaart, und mag sich dabei ganz wohl befinden, ein anderer ungepaart, der bedauert sich selbst, wie ich aus eigener Erfahrung verbürgen kann, und wenn ich gleich die lieben Gepaarten hier der Mehrzahl zumachen, so habe ich ihnen doch zu bedeuten, ob es nicht eben gerathen scheint, sich Alle zu fragen. Warum vereinigen wir uns zahlreich, als um an einander wechselseitig Theil zu nehmen? Und wie kann das geschehen, wenn sich in unserm Kreise wieder so viele kleine Abgesonderte bemerken lassen? Weit entfernt bin ich, Etwas gegen so schöne Verhältnisse meinen oder uns daran rühren zu wollen; aber Alles hat seine Zeit! Ein schönes, großes Wort, wovon freilich Niemand denkt, wenn ihm sein Zeitvertreib hinreichend gelingt ist!"

Er fuhr darauf immer lebhafter und lustiger fort, die gefälligen Tugenden den sittlichen Empfindungen gegenüberzustellen. „Diese," sagte er, „können uns niemals fehlen; wir tragen sie immer bei uns, und Jeder wird dazu leicht ohne Uebung ein Meister; aber jene müssen wir aufsuchen, wir müssen uns um sie bemühen, und wir mögen darin, soviel wir wollen, fortschreiten, so lernt man sie doch niemals ganz aus." — Nun ging er in's Besondere. Mancher mochte sich getroffen fühlen, und man konnte nicht unterlassen, sich unter einander anzusehen; doch hatte der Redner das Privilegium, daß man ihm Nichts übel nahm, und so konnte er ungehört fortfahren.

„Die Mängel anderer ist nicht genug, zu wissen; man hat Unrecht, Solches zu thun, wenn man nicht zugleich das Mittel zu dem besseren Zustande anzugeben weiß. Ich will Euch, meine Freunde, daher nicht etwa, wie ein Charlatan, zur Buße und Besserung im Allgemeinen ermahnen; vielmehr wünsche ich Euch durch ein liebenswürdiges Paradox das Laster und Unerfreuliche Stück, und um hierin selbst auf das Sittliche hinzuwirken, über ich den Vorschlag, für unsere gefälligen Stunden diese kleinen alltäglichen Abgeschmacktheiten zu stumm und aufzuheben. — Ich habe," fuhr er fort, „schon für die Ausführung gesorgt, wenn ich Beifall haben sollte. Hier ist ein Beutel, in dem die Namen der Herren befindlich sind; sehen Sie nun, meine Schönen, und ziehen Sie Sich's gefallen. Denjenigen auf acht Tage als Diener zu begünstigen, den Ihnen das Loos zuweist. Dieß gilt nur innerhalb unseres Kreises; sobald er aufgehoben ist, sind auch diese Verbindungen aufgehoben, und wer Sie nach Hause führen will, mag das Herz entscheiden."

Ein großer Theil der Gesellschaft war über diese Worte und die Art, wie er sie vortrug, noch gewordet und schien den Einfall zu billigen, einige Paare zögen sich sogar hin, als glaubten sie dabei nicht ihre Rechnung zu finden; doch griff er mit sonniger Heftigkeit ein:

„Lasse sich! es überrascht mich, daß nicht Jemand aufspringt, und obgleich noch Andere gegen meinen Vorschlag anpreist, seinen Vortheil aus einander setzt und mir entgegnet, mein eigener Lehrbrief zu sein. Ich bin der Aelteste unter Ihnen; Gott verzeihe! Schon habe ich eine Glatze, darum ist mein großes Nachdenken Schuld." —

Hier nahm er den Hut ab —

„Aber ich würde Sie mit Freuden und Ehren zur Schau stellen, wenn meine eigenen Ueberlegungen, die mir die Haut austrocknen und mich des schönsten Schmucks berauben, nur auch mir und Andern einigen Nutzen förderlich sein könnten. Wie gut sang, meine Freunde, das ist schon, wir werden alter werden, das ist traurig; wir nehmen nur unter einander wenig übel, das ist hübsch und der Jahreszeit gemäß. Aber halt, meine Freunde, werden wir Zusammenkommen, wo wir uns selbst Manches übel zu nehmen haben: da mag denn Jeder sehen, wie er mit sich zurechte kommt; aber zugleich werden uns Andere Manches übel nehmen, und zwar, wo wir es gar nicht begreifen; darum müssen wir uns verbessern, und Dieses soll angemacht geschehen."

Er hatte die ganze Rede, besonders aber die letzte Stelle, mit Ton und Geberden eines Exponenten vorgetragen; denn da er katholisch war, so mochte er gemeinsame Gelegenheit gehabt haben, die Redekunst dieser Väter zu studiren. Nun schien er außer Athem, strich sein jungfräuliches Haupt, das ihm wirklich das Ansehen eines Pfaffen gab, und legte durch diese Pausen die leichtgesinnte Societät in so gute Laune, daß Jedermann begierig war, ihn weiter zu hören. Allein endlich fortfahrend, sagte er dem Nächsten und wendete sich zur nächsten Dame: „Es kommt auf einen Versuch an!" rief er aus; „das Werk wird den Meister loben. Wenn es in acht Tagen nicht gefällt, so geben wir es auf, und es mag bei dem Alten bleiben."

Halb willig, halb genöthigt zogen die Damen

ihre Reichen, und gar leicht bemerkte man, daß bei dieſer geringen Handlung mancherlei Leidenſchaften im Spiel waren. Glücklicher Weiſe traf ſich's, daß die Heitergeſinnten getrennt wurden, die Ernſtern zuſammenblieben; und ſo behielt auch meine Schweſter ihren Engländer, welches ſie beiderſeits dem Gott der Liebe und des Glücks ſehr gut anſnahmen. Die neuen Zufallspaare wurden ſogleich von dem Antiſtes zuſammengegeben, auf ihre Geſundheit getrunken und allen um ſo mehr Freude gewünſcht, als ihre Dauer nur kurz ſein ſollte. Gewiß aber war Dieß der heiterſte Moment, den unſere Geſellſchaft ſeit langer Zeit genoſſen. Die jungen Männer, denen kein Krankenzimmer zu Theil geworden, erhielten nunmehr das Amt, dieſe Woche über für Geiſt, Seele und Leib zu ſorgen, wie ſich unſer Redner ausdrückte; beſonders aber, meinte er, für die Seele, weil die beiden andern ſich ſchon eher ſelbſt zu helfen wüßten.

Die Vorſteher, die ſich gleich Ehre machen wollten, brachten ganz artige neue Spiele ſchnell in Gang, bereiteten in einiger Ferne eine Abendkoſt, auf die man nicht gerechnet hatte, ſimulirten bei unſerer nächtlichen Rückkehr die Jacht, ob es gleich bei dem hellen Mondſchein nicht nöthig geweſen wäre; ſie entſchuldigten ſich aber damit, daß es der neuen geſelligen Einrichtung ganz gemäß ſei, die irdiſchen Blicke des himmliſchen Mondes durch irdiſche Lichter zu überſcheinen. In dem Augenblick, als wir an's Land ſtiegen, rief unſer Solon: „ite, missa est!“) Ein Jeder führte die ihm durch's Loos zugefallene Dame noch aus dem Schiffe und übergab ſie alsdann ihrer eigentlichen Hälfte, wogegen er ſich wieder die ſeinige einnahm.

Bei der nächſten Zuſammenkunft ward dieſe wöchentliche Einrichtung für den Sommer feſtgeſetzt und die Verlooſung abermals vorgenommen. Es war keine Frage, daß durch dieſen Scherz eine neue und unerwartete Wendung in die Geſellſchaft kam, und ein Jeder angeregt ward, was ihm von Geiſt und Anmuth beiwohnte, an den Tag zu bringen und ſeiner augenblicklichen Schönen auf das Verbindlichſte den Hof zu machen, indem er ſich wohl zutraute, wenigſtens für eine Woche genugſamen Vorrath zu Gefälligkeiten zu haben.

Man hatte ſich kaum eingerichtet, als man unſerm Redner, ſtatt ihm zu danken, den Vorwurf machte, er habe das Beſte ſeiner Rede, den Schluß, für ſich behalten. Er verſicherte darauf, das Beſte einer Rede ſei die Ueberredung, und wer nicht zu überreden gedenke, müſſe gar nicht reden; denn mit der Ueberzeugung ſei es eine mißliche Sache. Als man ihm deßungeachtet ſeine Ruhe ließ, begann er ſogleich eine Capuzinade, ſpaßhafter als je, vielleicht gerade darum, weil er die ernſthafteſten Dinge zu ſagen gedachte. Er führte nämlich mit Sprüchen aus der Bibel, die nicht zur Sache paßten, mit Gleichniſſen, die nicht trafen, mit Anſpielungen, die Nichts erläuterten, den Satz aus: daß wer ſeine Leidenſchaften, Neigungen, Wünſche, Vorſätze, Plane nicht zu verbergen wiſſe, in der Welt zu Nichts komme, ſondern aller Orten und Enden geſtört und zum Beſten gehabt werde; vorzüglich aber, wenn man in der Liebe glücklich ſein wolle, habe man ſich des tiefſten Geheimniſſes zu befleißigen.

Dieſer Gedanke ſchlang ſich durch das Ganze durch, ohne daß eigentlich ein Wort davon wäre ausgeſprochen worden. Will man ſich einen Begriff von dieſem ſeltſamen Menſchen machen, ſo bedenke man, daß er, mit viel Anlage geboren, ſeine Talente und beſonders ſeinen Scharfſinn in Jeſuiten-Schulen ausgebildet und eine große Welt- und Menſchenkenntniß, aber nur von der ſchlimmen Seite, zuſammengewonnen hatte. Er war etwa zwei und zwanzig Jahre alt, und hätte mich gern zum Proſelyten ſeiner Menſchenverachtung gemacht; aber es wollte nicht bei mir greifen; denn ich hatte noch immer große Luſt, gut zu ſein und Andere gut zu finden. Indeſſen bin ich durch ihn auf Vieles aufmerkſam geworden.

Das Perſonal einer jeden heitern Geſellſchaft vollſtändig zu machen, gehört nothwendig ein Acteur, welcher Freude daran hat, wenn die Uebrigen, um ſo manchen gleichgültigen Moment zu beleben, die Pfeile des Witzes gegen ihn richten mögen. Ja er nicht bloß ein ausgeſtopfter Sarazene, wie Derjenige, an dem bei Luſtlimpfen die Ritter ihre Lanzen üben, ſondern verſteht er ſelbſt zu ſchermützen, zu necken und aufzureizen, leicht zu verwunden und ſich zurückzuziehen, und, indem er ſich Preis zu geben ſcheint, Andern Eins zu verſetzen, ſo kann nicht wohl etwas Anmuthigeres gefunden werden. Einen Solchen beſaßen wir an unſerm Freund Horn, deſſen Name ſchon zu allerlei Scherzen Anlaß gab, und der wegen ſeines kleinen Geſtalt immer nur Hörnchen genannt wurde. Er war wirklich der Kleinſte in der Geſellſchaft, von derben, aber gefälligen Formen; eine Stumpfnaſe, ein etwas aufgeworfener Mund, kleine funkelnde Augen bildeten ein ſchwarzbraunes Geſicht, das immer zum Lachen aufzufordern ſchien. Sein kleiner gedrungener Schädel war mit krauſen ſchwarzen Haaren reich beſetzt, ſein Bart ſtach

*) Zuletzt ſpr. Die Verſammlung iſt entlaſſen

heilig hielt, den er gar zu gern hätte wachsen lassen, um als ewiges Muster die Gesellschaft immer im Kreise zu erhalten. Uebrigens war er weit und breit, behauptete aber frumme Beine zu haben, welches man ihm zugab, weil er es gern so wollte, worüber denn mancher Scherz entstand; denn weil er als ein sehr guter Tänzer gesucht wurde, so rechnete er es unter die Eigenheiten des Frauenzimmers, daß sie die frummen Beine immer auf dem Plane sehen wollten. Seine Heiterkeit war unverwüstlich und seine Gegenwart bei jeder Zusammenkunft unentbehrlich. Wir Beide schlossen uns nun so enger an einander, als er mir auf die Akademie folgen sollte; und er verdient wohl, daß ich seiner in allen Ehren gedenke, da er viele Jahre mit unendlicher Liebe, Treue und Geduld an mir gehalten hat.

Durch meine Leichtigkeit zu reimen und gemeinen Gegenständen eine poetische Seite abzugewinnen, hatte er sich gleichfalls zu solchen Arbeiten verführen lassen. Unsere kleinen geselligen Reisen, Lust-Partien und die dabei vorkommenden Zufälligkeiten stutzten wir poetisch aus, und so entstand durch die Schilderung einer Begebenheit immer eine neue Begebenheit. Weil aber gewöhnlich dergleichen gelegentliche Scherze auf Verlegenheit hinauslaufen, und mein Freund Horn nicht immer in den schlimmen Umständen blieb, so gab es manchmal Verdruß, der aber bald wieder gemildert und getilgt werden konnte.

So versuchte er sich auch in einer Dichtungsart, welche sehr an der Tagesordnung war, im komischen Heldenmärchen. Pope's „Lockenraub" hatte viele Nachahmungen erweckt, Zacharia entlehnte diese Dichtart aus Deutschem Grund und Boden, und Jedermann gefiel sie, weil der gewöhnliche Gegenstand derselben irgend ein lächerlicher Mensch war, den die Genien zum Besten hatten, indem sie den Poeten begeisterten.

Es ist nicht wunderbar, aber es erregt doch Verwunderung, wenn man bei Betrachtung einer Litteratur, besonders der Deutschen, beobachtet, wie eine ganze Nation von einem einmal ergriffenen und in einer gewissen Form zuerst glücklich behandelten Gegenstand nicht wieder loskommen kann, sondern ihn auf alle Weise wiederholt haben will, da denn zuletzt unter den angehäuften Nachahmungen das Original selbst verdeckt und erstickt wird.

Das Heldengedicht meines Freundes war ein Beleg in dieser Bemerkung. Bei einer großen Stadtmahlzeit wird einem lebenslustigen Manne ein Frauenzimmer zu Theil, das er nicht mag, ihm begegnet mehrmals genug zu Unglück nach dem andern, daß bei einer solchen Gelegenheit sich ereignen kann, bis er zuletzt, als es sich das Schicksal recht erbittert, von der Partie fällt, wobei ihm denn, wie natürlich, die Geister ein Bein gestellt haben. Die Schöne ergreift die Flucht und fährt allein nach Hause; ein begünstigter Freund empfängt sie und triumphirt über den anmaßlichen Nebenbuhler. Uebrigens war es sehr artig ausgedacht, wie ihn die vier verschiedenen Geister nach und nach beschädigen, bis ihn endlich die Grazien gar aus dem Sattel heben. Das Gedicht, in Alexandrinern geschrieben, auf eine wahre Geschichte gegründet, ergetzte unser kleines Publikum gar sehr, und man war überzeugt, daß es sich mit der „Walpurgis-Nacht" von Löwen, oder dem „Neuvermählten" von Zacharia gar wohl messen könne.

Indem nun unsere geselligen Freuden nur einen Abend und die Vorbereitungen dazu wenige Stunden erforderten, so hatte ich Zeit genug zu lesen und, wie ich glaubte, zu studiren. Meinem Vater zu Liebe repetirte ich fleißig den kleinen Porz, und konnte mich vorwärts und rückwärts darin examiniren lassen, wodurch ich mir denn den Hauptinhalt der Institutionen vollkommen zu eigen machte. Allein nunmehr Wißbegierde trieb mich weiter, ich gerieth in die Geschichte der alten Litteratur und von da in einen Encyclopädismus, indem ich Gesner's „Isagoge" und Herder's „Palmblätter" durchlief, und mir dadurch einen allgemeinen Begriff erwarb, wie manches Wundersame in Lehr und Leben schon möchte vorgekommen sein. Durch diesen unbilligen und hastigen Tag und Nacht fortgesetzten Fleiß verwirrte ich mich eher, als ich mich bildete; ich verlor mich aber in ein noch größeres Labyrinth, als ich Bayle in meines Vaters Bibliothek fand und mich in denselben vertiefte.

Eine Hauptbeschäftigung aber, die sich immer in mir erneuerte, war die Richtigkeit der alten Sprachen, denn soviel drängte sich mir aus dem litterarischen Wirrwar immer wieder entgegen, daß in ihnen alle Muster der Vollkommenheit und zugleich alles andere Wichtige, was die Welt jemals besessen, aufbewahrt sei. Das Hebräische sowie die biblischen Studien waren in den Hintergrund getreten, das Griechische gleichfalls, da meine Kenntnisse desselben sich nicht über das Neue Testament hinaus erstreckten. Desto ernstlicher hielt ich mich an's Lateinische, dessen Vortrefflichkeit mir näher lag, und das mir, nebst so herrlichen Originalproductionen, auch den übrigen Erwerb aller Zeiten in Uebersetzungen und Werken der größten Gelehrten darbietet. Ich las daher und sie dieser Sprache mit großer Leichtigkeit, und durfte glauben, die Autoren so vollkommen, wie

mir am buchſtäblichen Sinne Nichts abging. Ja es verdroß mich gar ſehr, als ich vernahm, Gretchen habe übermuthig geäußert, er leſe den Terenz anders als die Knaben. Glückliche Beſchränkung der Jugend, in der Menſchen überhaupt, daß ſie ſich in jedem Augenblicke ihres Daſeins für vollendet halten können, und weder nach Woher noch Wohin, weder nach Jenem noch Diesem fragen, ſondern bloß nach Dem, was ihnen gemäß iſt!

So hatte ich denn das Lateiniſche gelernt, wie das Deutſche, das Franzöſiſche, das Engliſche, nur aus dem Gebrauch, ohne Regel und ohne Begriff. Wer den damaligen Zuſtand des Schulunterrichts kennt, wird nicht ſeltſam finden, daß ich die Grammatik überſprang ſowie die Redekunſt: mir ſchien Alles natürlich zuzugehen, ich behielt die Worte, ihre Bildungen und Umbildungen in Ohr und Sinn, und bediente mich der Sprache mit Leichtigkeit zum Schreiben und Schwatzen.

Michael, die Zeit, da ich die Academie beſuchen ſollte, rückte heran, und mein Inneres ward eben ſo ſehr vom Leben als von der Lehre bewegt. Eine Abneigung gegen meine Vaterſtadt ward mir immer deutlicher. Durch Gretchen's Entfernung war der Knaben- und Jünglingspflanze das Herz ausgebrochen; ſie brauchte Zeit, um an den Seiten wieder auszuſchlagen und den erſten Schaden durch neues Wachsthum zu überwinden. Meine Wanderungen durch die Straßen hatten aufgehört, ich ging nur, wie Andere, die nothwendigen Wege. Nach Gretchen's Viertel kam ich nie wieder, nicht einmal in die Gegend; und wie mir meine alten Mauern und Thürme nach und nach verleideten, ſo mißfiel mir auch die Verfaſſung der Stadt; Alles, was mir ſonſt ſo ehrwürdig vorkam, erſchien mir in verſchobenen Bildern. Als Enkel des Schultheißen waren mir die heimlichen Gebrechen einer ſolchen Republik nicht unbekannt geblieben, um ſo weniger, als Kinder ein ganz eignes Erſtaunen fühlen und zu emſigen Unterſuchungen angereizt werden, ſobald ihnen Etwas, das ſie bisher unbedingt verehrt, einiger Maßen verdächtig wird. Der vergebliche Verdruß rechtſchaffener Männer im Widerſtreit mit ſolchen, die von Parteien zu gewinnen, wohl gar zu beſtechen ſind, war mir nur zu deutlich geworden. Ich haßte jede Ungerechtigkeit über die Maßen: denn die Kinder ſind alle moraliſche Rigoriſten. Mein Vater, in die Angelegenheiten der Stadt nur als Privat-Mann verflochten, äußerte ſich im Verdruß über manches Mißlungene ſehr lebhaft. Und ſah ich ihn nicht, nach ſo viel Studien, Bemühungen, Reiſen und mannigfaltiger Bildung, endlich zwiſchen ſeinen Landsmannen ein einſames Leben führen, wie ich mir es nicht wünſchen konnte? Dieß zuſammen lag als eine entſetzliche Laſt auf meinem Gemüthe, von der ich mich nur zu befreien wußte, indem ich mir einen ganz andern Lebensplan, als den mir vorgeſchrieben war, zu erſinnen trachtete. Ich warf in Gedanken die juriſtiſchen Studien weg und widmete mich allein den Sprachen, den Alterthümern, der Geſchichte und Allem, was daraus hervorgeht.

Zwar machte mir jederzeit die poetiſche Nachbildung Deſſen, was ich an mir ſelbſt, an Andern und an der Natur gewahr geworden, das größte Vergnügen. Ich that es mit immer wachſender Leichtigkeit, weil es aus Inſtinct geſchah und keine Critik mich irre gemacht hatte; und wenn ich auch meinen Productionen nicht recht traute, ſo konnte ich ſie wohl als fehlerhaft, aber nicht als ganz verwerflich anſehen. Ward mir Dieſes oder Jenes daran getadelt, ſo blieb es doch im Stillen meine Ueberzeugung, daß es nach und nach immer beſſer werden müßte, und daß ich wohl einmal neben Hagedorn, Gellert und andern ſolchen Männern mit Ehre dürfte genannt werden. Aber eine ſolche Beſtimmung allein ſchien mir allzu leer und unzulänglich; ich wollte mich mit Ernſt zu jenen gründlichen Studien bekennen, und indem ich, bei einer vollſtändigern Anſicht des Alterthums, in meinen eignen Werken raſcher vorzuſchreiten dachte, mich zu einer academiſchen Lehrſtelle fähig machen, welche mir das Wünſchenswertheſte ſchien für einen jungen Mann, der ſich ſelbſt auszubilden und zur Bildung Anderer beizutragen gedachte.

Bei dieſen Geſinnungen hatte ich immer Göttingen im Auge. Auf Männern, wie Heyne, Michaelis und ſo manchem andern ruht mein ganzes Vertrauen; mein ſehnlichſter Wunſch war, zu ihren Füßen zu ſitzen und auf ihre Lehren zu merken. Aber mein Vater blieb unbeweglich. Was auch einige Hausfreunde, die meiner Meinung waren, auf ihn zu wirken ſuchten: er beſtand darauf, daß ich nach Leipzig gehen müſſe. Nun hielt ich den Entſchluß, daß ich, gegen ſeine Geſinnungen und Wünſche, eine eigne Studien- und Lebensweiſe ergreifen wollte, erſt recht für Nothwehr. Die Hartnäckigkeit meines Vaters, der, ohne es zu wiſſen, ſich meinen Planen entgegenſetzte, beſtärkte mich in meiner Zwietracht, daß ich mir gar kein Gewiſſen daraus machte, ihm Stunden lang zuzuhören, wenn er mir den Curſus der Studien und des Lebens, wie ich ihn auf Academien und in der Welt zu durchlaufen hätte, vererzählte und wiederholte.

Da mir alle Hoffnung nach Göttingen abgeſchnitten war, wendete ich nun meinen Blick

nach Leipzig. Dort erschien mir Crucifix als ein helles Licht, auch Morus erregte schon viel Vertrauen. Ich erkaufte mir im Stillen einen Gegen-Curius, oder vielmehr ich hatte ein Lustspiel auf einen ziemlich seltnen Druck; und es schien mir sogar verwunderlich abgetrotzt, daß seine eigene Lebensbahn verzeichnet, die mir um so wenniger phantastisch vorkam, als Goethe auf dem ähnlichen Wege schon große Fortschritte gemacht hatte und deshalb von Jedermann gerühmt wurde. Die heimliche Freude eines Gefangenen, wenn er seine Ketten abgelöst und die Kerkergitter bald durchgefeilt hat, kann nicht größer sein, als die meine war, indem ich die Tage schwinden und den October herannahen sah. Die unfreundliche Jahreszeit, die beiden Wege, von denen Jedermann zu erzählen wußte, schreckten mich nicht. Der Gedanke, an einem fremden Orte zu Winterszeit Einkauf geben zu müssen, machte mich nicht trübe, genug, ich sah nur meine gegenwärtigen Verhältnisse endigen, und heute mit die übrige unbekannte Welt licht und heiter vor. So bildete ich mir meine Träume, denen ich ausschließlich nachhing, und versprach mir in der Ferne Nichts als Glück und Zufriedenheit.

So sehr ich auch gegen Jedermann von diesen meinen Verfügen ein Geheimniß machte, so konnte ich sie doch meiner Schwester nicht verbergen, die, nachdem sie Anfangs darüber sehr erschrocken war, sich zuletzt beruhigte, als ich ihr versprach sie nachzuholen, damit sie sich meines erweiterten glänzenden Zustandes mit mir erfreuen und an meinem Wohlbehagen Theil nehmen könnte.

Michael kam endlich, schnlich erwartet, heran, da ich denn mit dem Buchhändler Fleischer und dessen Gattin, einer geborenen Frisen, welche ihren Vater in Wittenberg besuchen wollte, mit Vergnügen abfuhr, und die werthe Stadt, die mich geboren und erzogen, gleichgültig hinter mir ließ, als wenn ich sie nie wieder betreten wollte.

So leicht sich in gewissen Epochen Kinder von Eltern, Diener von Herren, Vergnügte von Gönnern los, und ein leichter Versuch, sich auf seine Füße zu stellen, sich unabhängig zu machen, für sein eigen Leben selbst zu leben, es gelingt oder nicht, ist immer dem Willen der Natur gemäß.

Wir waren zur Allerheiligen-Pforte hinausgefahren und hatten bald Hanau hinter uns, da ich denn zu Gefährten gelangte, die durch ihre Neuheit meine Aufmerksamkeit erregten, wenn sie auch in der jetzigen Jahreszeit wenig Erfreuliches darbieten. Ein anhaltender Regen hatte die Wege äußerst verdorben, welche überhaupt noch nicht in den guten Stand gesetzt waren, in welchem wir sie nachmals finden; und unsere Reise war daher weder angenehm noch glücklich. Doch verdankte ich dieser feuchten Witterung den Anblick einer Natur-Phänomens, das wohl höchst selten sein mag; denn ich habe nichts Aehnliches jemals wieder gesehen, noch auch von Andern, daß sie es gewahrt hätten, vernommen. Wir fuhren nämlich zwischen Hanau und Gelnhausen bei Nachtzeit eine Anhöhe hinauf, und wenten, ob es gleich finster war, doch lieber zu Fuße gehen, als uns der Gefahr und Beschwerlichkeit dieser Wegstrecke aussetzen. Auf einmal sah ich an der rechten Seite des Wegs in einer Tiefe eine Art von wunderlam erleuchtetem Amphitheater. Es blinkten nämlich in einem trichterförmigen Raume unzählige Lichtchen übereinander, und leuchteten so lebhaft, daß das Auge davon geblendet wurde. Was aber den Blick noch mehr verwirrte, war, daß sie nicht etwa hinlagen, sondern hin und wieder hüpften, sowohl von oben nach unten, als umgekehrt und nach allen Seiten; die meisten jedoch blieben ruhig und flimmerten fort. Nur höchst ungern ließ ich mich von diesem Schauspiel abrufen, das ich genauer zu betrachten gewünscht hätte. Auf Befragen wollte der Postillon zwar von einer solchen Erscheinung Nichts wissen, sagte aber, daß in der Nähe ein alter Steinbruch bestände, dessen Vertiefung mit Wasser angefüllt sei. Ob dieses nun ein Pandämonium von Irrlichtern oder eine Gesellschaft von leuchtenden Geschöpfen gewesen, will ich nicht entscheiden.

Durch Thüringen wurden die Wege noch schlimmer, und leider blieb unser Wagen in der Gegend von Ilmenau bei einbrechender Nacht stecken. Wir waren von allen Menschen entfernt, und thaten das Mögliche, uns loszuarbeiten. Ich erwmagte nicht, mich mit Eilen anzustrengen, und mochte mir dadurch die Hände der Brust übermäßig angegriffen haben, denn ich empfand bald nachher einen Schmerz, der verschwand und wiederkehrte, und erst nach vielen Jahren mich völlig verließ.

Doch sollte ich noch in derselbigen Nacht, als wenn sie recht zu abwechselnden Schicksalen bestimmt gewesen wäre, nach einem vorwaltet glücklichen Ereigniß einen nckischen Verdruß empfinden. Wir trafen nämlich in Ilmenau ein vornehmes Ehepaar, das, durch ähnliche Schicksale verbindet, eben auch erst angekommen war; einen anschnlichen würdigen Mann in den besten Jahren mit einer sehr schönen Gemahlinn. Zuvorkommend veranlaßten sie uns, in ihrer Gesellschaft zu speisen, und ich fand mich sehr glücklich, als die treffliche Dame ein freundliches Wort an mich wenden wollte. Als ich

aber hinausgesandt ward, die gehoffte Suppe zu beschleunigen, überfiel mich, der ich freilich des Wachens und der Reisebeschwerden nicht gewohnt war, eine so unüberwindliche Schlafsucht, daß ich ganz eigentlich im Gehen schlief, mit dem Hut auf dem Kopfe wieder in das Zimmer trat, mich, ohne zu bemerken, daß die Andern ihr Tischgebet verrichteten, bewußtlos gelassen gleichfalls hinter den Stuhl stellte, und mir nicht träumen ließ, daß ich durch mein Betragen ihre Andacht auf eine sehr lustige Weise zu stören genommen sei. Madame Fleischer, der es weder an Geist und Witz noch an Zunge fehlte, ersuchte die Fremden, noch ehe man sich setzte, sie möchten nicht auffallend finden, was sie hier mit Augen sähen; der junge Mitgeführte habe große Anlage zum Quäker, welche Gott und den König nicht besser zu verehren glaubten als mit bedecktem Haupte. Die schöne Dame, die sich des Lachens nicht enthalten konnte, ward dadurch noch schöner, und ich hätte Alles in der Welt darum gegeben, nicht Ursache an einer Heiterkeit gewesen zu sein, die ihr so vortrefflich zu Gesicht stand. Ich hatte jedoch den Hut kaum bei Seite gebracht, als die Personen nach ihrer Weise den Scherz sogleich fallen ließen, und durch den besten Wein aus ihrem Flaschenkeller Schlaf, Mißmuth und das Andenken an alle vergangenen Uebel völlig auslöschten.

Als ich in Leipzig ankam, war es gerade Meßzeit, woraus mir ein besonderes Vergnügen entsprang; denn ich sah hier die Versetzung eines vaterländischen Zustandes vor mir, bekannte Waaren und Verkäufer, nur an andern Plätzen und in einer andern Folge. Ich durchstrich den Markt und die Buden mit vielem Antheil; besonders aber zogen meine Aufmerksamkeit an sich, in ihren seltsamen Kleidern, jene Bewohner der östlichen Gegenden, die Polen und Russen, vor Allen aber die Griechen, deren ansehnlichen Gestalten und würdigen Kleidungen ich gar oft zu Gefallen ging.

Diese lebhafte Bewegung war jedoch bald vorüber, und nun trat mir die Stadt selbst, mit ihren schönen, hohen und unter einander gleichen Gebäuden entgegen. Sie machte einen sehr guten Eindruck auf mich, und es ist nicht zu läugnen, daß sie überhaupt, besonders aber in stillen Momenten der Sonn- und Feiertage etwas Imposantes hat, sowie denn auch im Mondschein die Straßen halb beschattet, halb beleuchtet, mich oft zu nächtlichen Promenaden einluden.

Indessen genügte mir gegen Das, was ich bisher gewohnt war, dieser neue Zustand keineswegs. Leipzig trat dem Beschauer keine alterthümliche Zeit zurück; es ist eine neue, kurz vergangene, von Handelsthätigkeit, Wohlhabenheit, Reichthum zeugende Epoche, die sich aus in diesen Denkmalen ankündet. Jedoch ganz nach meinem Sinn waren die mir ungeheuer scheinenden Gebäude, die, nach zwei Straßen ihr Gesicht wendend, in großen, himmelhoch umbauten Hofräumen eine bürgerliche Welt umfassend, großen Burgen, ja Halbstädten ähnlich sind. In einem dieser seltsamen Räume quartierte ich mich ein, und zwar in der „Feuerkugel" zwischen dem alten und neuen Neumarkt. Ein Paar artige Zimmer, die in den Hof sahen, der wegen des Durchgangs nicht belebt war, bewohnte der Buchhändler Fleischer während der Messe, und ich für die übrige Zeit um einen leidlichen Preis. Als Stubennachbar fand ich einen Theologen, der in seinem Fache gründlich unterrichtet, wohldenkend, aber arm war, und, was ihm große Sorge für die Zukunft machte, sehr an den Augen litt. Er hatte sich dieses Uebel durch übermäßiges Lesen bis in die tiefste Dämmerung, ja sogar, um das wenige Oel zu ersparen, bei Mondschein zugezogen. Unsere alte Wirthinn erzeigte sich wohlthätig gegen ihn, gegen mich jederzeit freundschaftlich, und gegen Beide sorgsam.

Nun eilte ich mit meinem Empfehlungsschreiben zu Hofrath Böhme, der, ein Zögling von Mascow, nunmehr sein Nachfolger, Geschichte und Staatsrecht lehrte. Ein kleiner, untersetzter, lebhafter Mann empfing mich freundlich genug und stellte mich seiner Gattinn vor. Beide, sowie die übrigen Personen, denen ich aufwartete, gaben mir die beste Hoffnung wegen meines künftigen Aufenthaltes; doch ließ ich mich Anfangs gegen Niemanden merken, was ich im Schilde führte, ob ich gleich den schicklichen Moment kaum erwarten konnte, wo ich mich von der Jurisprudenz frei und dem Studium der Alten verbunden erklären wollte. Vorläufig wartete ich ab, bis Ernesti's wieder abgereist waren, damit mein Vorsatz nicht allzuschwind den Meinigen verrathen würde. Sodann aber ging ich ohne Anstand zu Hofrath Böhmen, dem ich vor Allen die Sache glaubte vertrauen zu müssen, und erklärte ihm, mit vieler Consequenz und Partheilichkeit meine Absicht. Allein ich fand keineswegs eine gute Aufnahme meines Vortrags. Als Historiker und Staatsrechtler hatte er einen erklärten Haß gegen Alles, was nach schönen Wissenschaften schmeckte. Unglücklicher Weise stand er mit Denen, welche sie cultivirten, nicht im besten Vernehmen, und Gellerten besonders, für den ich, ungeschickt genug, viel Zutrauen geäußert hatte, konnte er nun gar nicht leiden. Jenen Männern also einen treuen Anhänger zuzuweisen, sich selbst aber einen zu entziehen, und noch dazu

unter ſolchen Umſtänden, ſchien ihm ganz und gar unzuläſſig. Er hielt mir daher auf dem Stegreif eine gewaltige Strafpredigt, worin er betheuerte, daß er ohne Erlaubniß meiner Eltern einen ſolchen Schritt nicht zugeben könne, wenn er ihn auch, wie hier der Fall nicht ſei, ſelbſt billigte. Er vermochte darauf leidenſchaftlich mich Philologie und Sprach-Studien, noch mehr aber die poetiſchen Uebungen, die ich freilich im Hintergrunde hatte durchblicken laſſen. Er ſchloß zuletzt, daß, wenn ich ja dem Studium der Alten mich nähern wolle, Solches viel beſſer auf dem Wege der Independenz geſchehen könne. Er brachte mir ſo manchen eleganten Juriſten, Eberhard, Otto und Heineccius, in's Gedächtniß, verſprach mir von den römiſchen Alterthümern und der Rechtsgeſchichte goldene Berge, und zeigte mir ſonnenklar, daß ich hier nicht einmal einen Umweg mache, wenn ich auch ſpäterhin noch jenen Vorſatz, nach reiferer Ueberlegung und mit Zuſtimmung meiner Eltern, auszuüben gedächte. Er erſuchte mich freundlich, die Sache nochmals zu überlegen und ihm meine Geſinnungen bald zu eröffnen, weil es nöthig ſei, wegen bevorſtehenden Anfangs der Collegien ſich zunächſt zu entſchließen.

Es war noch ganz artig von ihm, nicht auf der Stelle in mich zu dringen. Seine Argumente und das Gewicht, womit er ſie vortrug, hatten meine biegſame Jugend ihrer überzeugt, und ich ſah nun erſt die Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten einer Sache, die ich mir im Stillen ſo thunlich ausgebildet hatte. Jean Heinrich Merck ließ mich kurz darauf zu ſich einladen. Ich fand ſie allein. Sie war nicht mehr jung und ſehr kränklich, unendlich ſanft und zart, und machte gegen ihren Mann, deſſen Gutmüthigkeit ſogar polterte, einen entſchiedenen Contraſt. Sie brachte mich auf das von ihrem Manne neulich geführte Geſpräch, und ſtellte mir die Sache nochmals ſo freundlich, liebevoll und verſtändig im ganzen Umfange vor, daß ich mich nicht entblöden konnte nachzugeben; die wenigen Reſervationen, auf denen ich beſtand, wurden von jener Seite denn auch bewilligt.

Der Gemahl regulirte darauf meine Stunden: da hörte ich denn Philoſophie, Rechtsgeſchichte und Inſtitutionen und noch einiges Andere hören. Ich ließ mir das gefallen; doch ſetzte ich durch, daß Gellert's Vorleſungen über Stockhauſen und außerdem jene Privatim zu frequentiren.

Die Verehrung und Liebe, welche Gellert von allen jungen Leuten genoß, war außerordentlich. Ich hatte ihn ſchon beſucht und war freundlich genug mit ihm zuſammen worden. Nicht groß von Geſtalt, zierlich aber nicht hager, ſanfte, eher traurige Augen, eine ſehr ſchöne Stirn, eine nicht überwiegende Habichtsnaſe, ein feiner Mund, ein gefälliges Oval des Geſichts: Alles machte ſeine Gegenwart angenehm und wünſchenswerth. Es koſtete einige Mühe, zu ihm zu gelangen. Seine zwei Jamuli ſchienen Prieſter, die ein Heiligthum bewahren, wozu nicht Jedem, noch zu jeder Zeit, der Zutritt erlaubt iſt; und eine ſolche Vorſicht war wohl nothwendig: denn er würde ſeinen ganzen Tag verſpendet haben, wenn er alle die Menſchen, die ſich ihm vertraulich zu nähern gedachten, hätte aufnehmen und befriedigen wollen.

Meine Collegia beſuchte ich Anfangs emſig und treulich; die Philoſophie wollte mich jedoch keineswegs aufklären. In der Logik kam es mir wunderlich vor, daß ich diejenigen Geiſtes-Operationen, die ich von Jugend auf mit der größten Bequemlichkeit verrichtete, ſo aus einander zerren, vereinzeln und gleichſam zerſtören ſollte, um den rechten Gebrauch derſelben einzuſehen. Von den Dingen, von der Welt, von Gott glaubte ich ungefähr ſo viel zu wiſſen als der Lehrer ſelbſt, und es ſchien mir an mehr als einer Stelle gewaltig zu hapern. Doch ging Alles noch in ziemlicher Folge bis gegen Faſtnacht, wo in der Nähe des Profeſſor's Winkler auf dem Thomas-Platz gerade um die Stunde die köſtlichſten Kräpfel heiß aus der Pfanne kamen, welche uns denn dergeſtalt verſpäteten, daß unſere Hefte leer worden, und das Ende derſelben gegen das Frühjahr mit dem Schnee zugleich verſchmolz und ſich verlor.

Mit den juriſtiſchen Collegien ward es bald eben ſo ſchlimm; denn ich wußte gerade ihren Inhalt, als man der Lehrer zu überliefern ſich gut fand. Mein erſt beſtändiger Fleiß im Nachſchreiben wurde nach und nach gelähmt, indem ich es höchſt langweilig fand, Dasjenige nochmals aufzuzeichnen, was ich bei meinem Vater, theils fragend, theils antwortend, oft genug wiederholt hatte, um es für immer im Gedächtniß zu behalten. Der Schaden, den man anrichtet, wenn man junge Leute auf Schulen in manchen Dingen zu weit führt, hat ſich ſpäterhin noch mehr ergeben, da man den Sprachübungen und der Begründung in dem, was eigentliche Verkenntniß ſind, Zeit und Aufmerkſamkeit abbrach, um ſie an ſogenannte Realitäten zu wenden, welche mehr zerſtreuen als bilden, wenn ſie nicht methodiſch und vollſtändig überliefert werden.

Noch ein anderes Uebel, wodurch Studirende ſehr beläſtigt ſind, erwähne ich hier beiläufig. Profeſſoren, ſo gut wie andere in Aemtern an-

gebildete Männer, können nicht alle von einem Alter ſein; da aber die jüngern eigentlich nur lehren, um zu lernen, und noch dazu, wenn ſie gute Köpfe ſind, dem Zeitalter voreilen, ſo erwerben ſie ihre Bildung durchaus auf Unkoſten der Zuhörer, weil dieſe nicht in Dem unterrichtet werden, was ſie eigentlich brauchen, ſondern in Dem, was der Lehrer für ſich zu bearbeiten nöthig findet. Unter den älteſten Profeſſoren dagegen ſind manche ſchon lange Zeit ſtationär; ſie überliefern im Ganzen nur ihre Anſichten, und, was das Einzelne betrifft, Vieles, was die Zeit ſchon als unnütz und falſch verurtheilt hat. Durch Beides entſteht ein traurigter Conflict, zwiſchen welchem junge Geiſter hin und her gezerrt werden, und welcher kaum durch die Lehrer des mittlern Alters, die, obſchon genugſam unterrichtet und gebildet, doch immer noch ein thätiges Streben zum Wiſſen und Nachdenken bei ſich empfinden, in's Gleiche gebracht werden kann.

Wie ich nun auf dieſem Wege viel Mehreres kennen als zurechte legen lernte, wodurch ſich ein immer wachſendes Mißbehagen in mir hervordrang, ſo hatte ich auch vom Leben manche kleine Unannehmlichkeiten; wie man denn, wenn man den Ort verändert und in neue Verhältniſſe tritt, immer Einſtand geben muß. Das Erſte, was die Frauen an mir tadelten, bezog ſich auf die Kleidung; denn ich war von Hauſe freilich etwas wunderlich equipirt auf die Academie gelangt.

Mein Vater, dem Nichts ſo ſehr verhaßt war, als wenn Etwas vergeblich geſchah, wenn Jemand ſeine Zeit nicht zu brauchen wußte, oder ſie zu benutzen keine Gelegenheit fand, trieb ſeine Oeconomie mit Zeit und Kräften ſo weit, daß ihm Nichts mehr Vergnügen machte, als zwei Fliegen mit einer Klappe zu ſchlagen. Er hatte deßwegen niemals einen Bedienten, der nicht im Hauſe zu noch Etwas nützlich geweſen wäre. Da er nun von jeher Alles mit eigener Hand ſchrieb und ſpäter die Bequemlichkeit hatte, jenem jungen Hausgenoſſen in die Feder zu dictiren, ſo fand er am Vortheilhafteſten, Schneider zu Bedienten zu haben, welche die Stunden gut anwenden mußten, indem ſie nicht allein ihre Livreen, ſondern auch die Kleider für Vater und Kinder zu fertigen, nicht weniger alles Flickwerk zu beſorgen hatten. Mein Vater war ſelbſt um die beſten Tücher und Zeuge bemüht, indem er auf den Meſſen von auswärtigen Handelsherren ſeine Waare bezog und ſie in ſeinen Vorrath legte; wie ich mich denn noch recht wohl erinnere, daß er die Herren von Löwenich von Aachen jederzeit beſuchte, und mich von meiner früheſten Jugend an mit dieſen und andern vorzüglichen Handelsherren bekannt machte.

Für die Tüchtigkeit des Zeugs war alſo geſorgt, und genugſamer Vorrath verſchiedener Sorten Tücher, Sarſchen, Göttinger-Zeug, nicht weniger das nöthige Unterfutter vorhanden, ſo daß wir dem Stoß nach uns wohl hätten dürfen ſehen laſſen; aber die Form verdarb meiſt Alles: denn wenn ein ſolcher Hausſchneider allenfalls ein guter Geſelle geweſen wäre, um einen meiſterhaft zugeſchnittenen Rock wohl zu nähen und zu fertigen, ſo ſollte er nun auch das Kleid ſelbſt zuſchneiden, und dieſes gerieth nicht immer zum Beſten. Hiezu kam noch, daß mein Vater Alles, was zu ſeinem Anzuge gehörte, ſehr gut und reinlich hielt, und viele Jahre mehr bewahrte als benutzte, daher eine Vorliebe für gewiſſen alten Zuſchnitt und Verzierungen trug, wodurch unſer Putz mitunter ein wunderliches Anſehen bekam.

Auf eben dieſem Wege hatte man auch meine Garderobe, die ich mit auf die Academie nahm, zu Stande gebracht; ſie war recht reinlich und anſehnlich und ſogar ein Treſſen-Kleid darunter. Ich, dieſer Art von Anzug eben gewohnt, hielt mich für genugſam genug; allein es währte nicht lange, ſo überzeugten mich meine Freundinnen, erſt durch leichte Redereien, dann durch vernünftige Vorſtellungen, daß ich wie aus einer fremden Welt hereingeſchneit anſähe. So viel Verdruß ich auch hierüber empfand, ſah ich doch Anfangs nicht, wie ich mir helfen ſollte. Als aber „Herr von Maſuren," der ſo beliebte poetiſche Herrſjunker, einſt auf dem Theater in einer ähnlichen Kleidung auftrat, und mehr wegen ſeiner äußern als innern Abgeſchmacktheit herzlich belacht wurde, faßte ich Muth und wagte, meine ſämmtliche Garderobe gegen eine neumodiſche, dem Ort gemäße, auf einmal umzutauſchen, wodurch ſie aber freilich ſehr zuſammenſchrumpfte.

Nach dieſer überſtandenen Prüfung ſollte abermals eine neue auftreten, welche mir weit unangenehmer auffiel, weil ſie eine Sache betraf, die man nicht ſo leicht ablegt und umtauſcht.

Ich war nämlich in dem Oberdeutſchen Dialect geboren und erzogen, und ob gleich mein Vater ſich ſtets einer gewiſſen Reinheit der Sprache befliß und uns Kinder auf Das, was man wirklich Mängel jenes Idioms nennen kann, von Jugend an aufmerkſam gemacht und zu einem beſſern Sprechen vorbereitet hatte, ſo blieben mir doch gar manche tiefer liegende Eigenheiten, die ich, weil ſie mir ihrer Naivität wegen gefielen, mit Behagen hervorhob, und mir dadurch von meinen neuen Mitbürgern jedesmal einen ſtrengen Verweis zuzog. Der Oberdeutſche nämlich, und vielleicht vorzüglich derjenige, welcher dem Rhein und Main anwohnt (denn große Flüſſe haben, wie das

Meereufer immer etwas Belebendes), drückt ſich viel in Gleichniſſen und Anſpielungen aus, und bei einer innern, menſchenverſtändigen Tüchtigkeit bedient er ſich ſprüchwörtlicher Redensarten. In beiden Fällen iſt er etwas derb, doch, wenn man auf den Zweck des Ausdruckes ſieht, immer gehörig; nur mag freilich manchmal Etwas mitunterlaufen, was gegen ein zartetes Ohr ſich anſtößig erweiſt.

Jede Provinz liebt ihren Dialect; denn er iſt doch eigentlich das Element, in welchem die Seele ihren Athem ſchöpft. Mit welchem Eigenſinn aber die Meißnerſche Mundart die übrigen zu beherrſchen, ja eine Zeit lang auszuſchließen gewußt hat, iſt Jedermann bekannt. Wir haben viele Jahre unter dieſem pedantiſchen Regimente gelitten, und nur durch vielfachen Widerſtreit haben ſich die ſämmtlichen Provinzen in ihre alten Rechte wieder eingeſetzt. Was ein junger, lebhafter Menſch unter dieſem beſtändigen Hofmeiſtern ausgeſtanden habe, wird Derjenige leicht ermeſſen, der bedenkt, daß nun mit der Muttersprache, in deren Veränderung man ſich endlich wohl ergäbe, zugleich Denkweiſe, Einbildungskraft, Gefühl, vaterländiſcher Character ſollten aufgeopfert werden. Und dieſe unerträgliche Forderung wurde von gebildeten Männern und Frauen gemacht, deren Ueberzeugung ich mir nicht zueignen konnte, deren Unrecht ich zu empfinden glaubte, ohne mir es deutlich machen zu können. Mir ſollten die Anſpielungen auf bibliſche Kernſtellen unterſagt ſein, ſowie die Benutzung fremderiger Chronika-Ausdrücke. Ich ſollte vergeſſen, daß ich den „Kaiſer von Kaiſersberg" geleſen hatte, und des Gebrauchs der Sprüchwörter entbehren, die doch ſtatt vieler Hin- und Herfackelns den Nagel gleich auf den Kopf treffen: alles Dieß, das ich mir mit jugendlicher Heftigkeit angeeignet, ſollte ich miſſen; ich fühlte mich in meinem Innerſten paralyſirt und wußte kaum mehr, wie ich mich über die gemeinſten Dinge zu äußern hatte. Dagegen hörte ich: man ſolle reden, wie man ſchreibt, und ſchreiben, wie man ſpricht; da mir Reden und Schreiben ein- für allemal zweierlei Dinge ſchienen, von denen jedes wohl ſeine eigenen Rechte behaupten möchte. Und hatte ich doch auch im Meißner Dialect Manches zu hören, was ſich auf dem Papier nicht ſonderlich würde ausgenommen haben.

Jedermann, der hier vernimmt, welchen Einfluß auf einen jungen Studirenden gebildete Männer und Frauen, Gelehrte und Ungelehrte in einer feinen Societät ſich gegenſeitig Perſonen ſo entſchieden anneh[illegible], würde, wenn es auch nicht ausgeſprochen wäre, ſich ſogleich überzeugt halten, daß wir uns in Leipzig befanden. Jede der Deutſchen Academien hat eine beſondere Geſtalt; denn weil in unſerm Vaterlande keine allgemeine Bildung durchdringen kann, ſo beharrt jeder Ort auf ſeiner Art und Weiſe und treibt ſeine characteriſtiſchen Eigenheiten bis auf's Letzte; eben Dieſes gilt von den Academien. In Jena und Halle war die Rohheit auf's Höchſte geſtiegen, körperliche Stärke, Fechtergewandtheit, die wildeſte Selbſthülfe war dort an der Tagesordnung; und ein ſolcher Zuſtand kann ſich nur durch den gemeinſten Saus und Braus erhalten und fortpflanzen. Das Verhältniß der Studirenden zu den Einwohnern jener Städte, ſo verſchieden es auch ſein mochte, kam doch darin überein, daß der wilde Fremdling keine Achtung vor dem Bürger hatte und ſich als ein eigenes, zu aller Freiheit und Freiheit privilegirtes Weſen anſah. Dagegen konnte in Leipzig ein Student kaum anders als galant ſein, ſobald er mit reichen, wohl und genau gekleideten Einwohnern in einigem Verein ſtehen wollte.

Alle Galanterie freilich, wenn ſie nicht als Blüthe einer großen und weiten Lebensweiſe hervortritt, muß beſchränkt, ſtationär und aus gewiſſen Geſichtspuncten vielleicht albern erſcheinen; und ſo glaubten jene wilden Jäger von der Saale über die zahmen Schäfer an der Pleiße ein großes Uebergewicht zu haben. Zacharia's „Renommiſt" wird immer ein ſchätzbares Document bleiben, woraus die damalige Lebens- und Sinnesart anſchaulich hervortritt; wie überhaupt ſeine Gedichte Jedem willkommen ſein müſſen, der ſich einen Begriff von dem zwar ſchwachen, aber wegen ſeiner Unſchuld und Kindlichkeit liebenswürdigen Zuſtande des damaligen geſelligen Lebens und Weſens machen will.

Alle Sitten, die aus einem gegebenen Verhältniß eines gemeinen Weſens entſpringen, ſind unverwüſtlich, und zu meiner Zeit erinnerte noch Manches an Zacharia's Heldengedicht. Ein einziger unſerer academiſchen Mitbürger hielt ſich für reich und unabhängig genug, der öffentlichen Meinung ein Schnippchen zu ſchlagen. Er traut Schwägerſchaft mit allen Lohnkutſchern, die er, als wären's die Herren, ſich in die Wagen ſetzen ließ, und ſelbſt vom Bocke fuhr, ſie einmal umzuwerfen für einen großen Spaß hielt, die zerbrochenen Halb-Chaiſen ſowie die zufälligen Beulen zu vergüten wußte, übrigens aber Niemanden beleidigte, ſondern nur das Publicum in Maſſe zu verhöhnen ſchien. Einſt bemächtigten er und ein Spießgeſell ſich am ſchönſten Promenaden-Tage der Eſel des Thomas-Müllers; ſie ritten wohlgekleidet, in Schuhen und Strümpfen mit dem größten Ernſt um die Stadt, angekannt von allen Spaziergängern, von denen bal Manche hinweite. Als ihm einige Wohldenkende hierüber Vorſtellungen

Rugantino.

Es iſt geſprochen!
Es iſt gethan!

Basco.

So ſey's gebrochen!
So ſey's gethan!

Vagabunden.

Aber was ſoll aus uns werden?
Den zerſtreuten, irren Herden
Im Gebirge gleichen wir.

Rugantino und Basco.

Kommt mit mir! Kommt mit mir!
Euer Führer ſtehet hier.

Vagabunden.

Euer Zwiſt, er ſoll nicht währen;
Keinen wollen wir entbehren.

Rugantino und Basco.

Euer Führer ſtehet hier.

Vagabunden.

Wer gibt Rath? Wer hilft uns hier?

thaten, verſicherte er ganz unbefangen, er habe nur ſehen wollen, wie ſich der Herr Chriſtus in einem ähnlichen Falle möchte aufgenommen haben. Nachahmer fand er jedoch keinen und wenig Geſellen.

Denn der Studirende von einigem Vermögen und Anſehen hatte alle Urſache, ſich gegen den Handelsſtand ergeben zu erweiſen, und ſich um ſo mehr ſchicklicher äußerer Formen zu befleißigen, als die Colonie ein Muſterbild Franzöſiſcher Sitten darſtellte. Die Profeſſoren, wohlhabend durch eigenes Vermögen und gute Pfründen, waren von ihren Schülern nicht abhängig, und der Landeskinder mehrere, auf den Fürſtenſchulen oder ſonſtigen Gymnaſien gebildet und Beförderung hoffend, wagten es nicht, ſich von der herkömmlichen Sitte loszuſagen. Die Nähe von Dresden, die Aufmerkſamkeit von daher, die wahre Frömmigkeit der Oberaufſeher des Studien-Weſens konnten nicht ohne ſittlichen, ja religiöſen Einfluß bleiben.

Mir war dieſe Lebensart im Anfange nicht zuwider; meine Empfehlungsbriefe hatten mich in gute Häuſer eingeführt, deren verwandte Zirkel mich gleichfalls wohl aufnahmen. Da ich aber bald empfinden mußte, daß die Geſellſchaft gar Manches an mir auszuſetzen hatte, und ich, nachdem ich mich ihrem Sinne gemäß gekleidet, ihr nun auch nach dem Munde reden ſollte, und dabei doch deutlich ſehen konnte, daß mir dagegen von alle Dem wenig geleiſtet wurde, was ich mir von Unterricht und Sinnesförderung bei meinem academiſchen Aufenthalt verſprochen hatte: ſo fing ich an, läſſig zu werden und die geſelligen Pflichten der Beſuche und ſonſtigen Attentionen zu verſäumen; und ich wäre noch früher aus allen ſolchen Verhältniſſen herausgetreten, hätte mich nicht an Hofrath Böhmen Schen und Achtung und an ſeine Gattin Zutrauen und Neigung feſtgeknüpft. Der Gemahl hatte leider nicht die glückliche Gabe, mit jungen Leuten umzugehen, ſich ihr Vertrauen zu erwerben und ſie für den Augenblick nach Bedürfniß zu leiten. Ich fand niemals Gewinn davon, wenn ich ihn beſuchte; ſeine Gattin dagegen zeigte ein aufrichtiges Intereſſe an mir. Ihre Kränklichkeit hielt ſie ſtets zu Hauſe. Sie lud mich manchen Abend zu ſich, und wußte mich, der ich zwar geöffnet war, aber doch eigentlich, was man Lebensart nennt, nicht beſaß, in manchen kleinen Aeußerlichkeiten zurechtzuführen und zu verbeſſern. Nur eine einzige Freundin brachte die Abende bei ihr zu; dieſe war aber ſchon herriſcher und ſchulmeiſterlicher, deßwegen ſie mir äußerſt mißfiel und ich ihr zum Trotz öfters jene Unarten wieder annahm, welche mir die Andere ſchon abgewöhnt hatte. Sie übten unterdeſſen noch immer Geduld genug an mir, lehrten mich Piquet, L'Hombre und was andere dergleichen Spiele ſind, deren Kenntniß und Ausübung in der Geſellſchaft für unerläßlich gehalten wird.

Worauf aber Madame Böhme den größten Einfluß bei mir hatte, war auf meinen Geſchmack, freilich auf eine negative Weiſe, worin ſie jedoch mit den Critikern vollkommen übereintraf. Das Gottſched'ſche Gewäſſer hatte die Deutſche Welt mit einer wahren Sündflut überſchwemmt, welche ſogar über die höchſten Berge hinaufzuſteigen drohte. Bis ſich eine ſolche Fluth wieder verläuft, bis der Schlamm austrocknet, dazu gehört viele Zeit; und da es der nachſtrebenden Poeten in jeder Epoche eine Unzahl gibt, ſo brachte die Nachahmung des Seichten, Waſſerigen einen ſolchen Wuſt hervor, von dem gegenwärtig kaum ein Begriff mehr geblieben iſt. Das Schlechte ſchlecht zu finden, war daher der größte Spaß, ja der Triumph damaliger Critiker. Wer nur einigen Menſchenverſtand beſaß, oberflächlich mit den Alten, etwas näher mit den Neuern bekannt war, glaubte ſich ſchon mit einem Maßſtabe verſehen, den er überall anlegen könne. Madame Böhme war eine gebildete Frau, welcher das Unbedeutende, Schwache und Gemeine widerſtand; ſie war noch überdieß Gattinn eines Mannes, der mit der Poeſie überhaupt in Unfrieden lebte und Dasjenige nicht gelten ließ, was ſie allenfalls noch gebilligt hätte. Nun hörte ſie mir zwar einige Zeit mit Geduld zu, wenn ich ihr Verſe oder Proſa von namhaften, ſchon in gutem Anſehen ſtehenden Dichtern zu recitiren mir herausnahm: denn ich behielt nach wie vor Alles auswendig, was mir nur einiger Maßen gefallen mochte; allein ihre Nachſichtigkeit war nicht von langer Dauer. Das Erſte, was ſie mir ganz entſchieden heruntermachte, waren die „Poeten nach der Mode" von Weiße, welche ſo eben mit großem Beifall öfters wiederholt wurden, und mich ganz beſonders ergetzt hatten. Beſaß ich nun freilich die Sache näher, ſo konnte ich ihr nicht Unrecht geben. Auch einige Mal hatte ich gewagt, ihr Etwas von meinen eignen Gedichten, jedoch anonym vorzutragen, denen es denn nicht beſſer ging als der übrigen Geſellſchaft. Und ſo waren mir in kurzer Zeit die ſchönen bunten Wieſen in den Gründen des Deutſchen Parnaſſes, wo ich gewandelt, unbarmherzig niedergemäht und ich ſogar genöthigt, das trocknende Heu ſelbſt mit umzuwenden und Dasjenige als todt zu verſpotten, was mir kurz vorher eine ſo lebendige Freude gemacht hatte.

Dieſen ihren Lehren kam, ohne es zu wiſſen, der Preußiſche Werbe zu Hülfe, ein warmherziger ſanfter und freundlicher Mann, den ich an dem

Jüche des Hofrathe Ludwig kennen lernte und der mich ſehr gefällig aufnahm, wenn ich mir die Freiheit ausbat, ihn zu beſuchen. Indem ich mich nun bei ihm um das Alterthum erkundigte, ſo verbarg ich ihm nicht, was mich unter den Neuern ergetzte; da er denn mit mehr Ruhe als Madame Böhme, was aber noch ſchlimmer war, mit mehr Gründlichkeit über ſolche Dinge ſprach und mir Anfangs zum größten Verdruß, nachher aber doch zum Erſtaunen und zuletzt zur Erbauung die Augen öffnete.

Hiezu kamen noch die Jeremiaden, mit denen uns Gellert in ſeinem Practicum von der Poeſie abzumahnen pflegte. Er wünſchte nur proſaiſche Aufſätze und beurtheilte auch dieſe immer zuerſt. Die Verſe behandelte er nur als eine traurige Zugabe, und was das Schlimmſte war, ſelbſt meine Proſa fand wenig Gnade vor ſeinen Augen; denn ich pflegte, nach meiner alten Weiſe, immer einen kleinen Roman zum Grunde zu legen, den ich in Briefen auszuführen liebte. Die Gegenſtände waren leidenſchaftlich, der Styl ging über die gewöhnliche Proſa hinaus, und der Inhalt mochte freilich nicht ſehr für eine tiefe Menſchenkenntniß des Verfaſſers zeugen; und ſo war ich denn von unſerm Lehrer ſehr wenig begünſtigt, ob er gleich meine Arbeiten ſo gut als die andern genau durchlas, mit rother Dinte corrigirte und hie und da eine ſittliche Anmerkung hinzuzwingte. Mehrere Blätter dieſer Art, welche ich lange Zeit mit Vergnügen bewahrte, ſind leider endlich auch im Laufe der Jahre aus meinen Papieren verſchwunden.

Wenn ältere Perſonen recht pädagogiſch verfahren wollten, ſo ſollten ſie einem jungen Manne Etwas, was ihm Freude macht, es ſei von welcher Art es wolle, weder verbieten noch verleiden, wenn ſie nicht zu gleicher Zeit ihm etwas Anderes dafür einzuflößen hätten oder unterzuſchieben wüßten. Jedermann proteſtirt gegen meine Liebhabereien und Neigungen, und Das, was man mir dagegen anpries, lag theils ſo weit von mir ab, daß ich ſeine Vorzüge nicht erkennen konnte, oder es ſtand mir ſo nah, daß ich es eben nicht für beſſer hielt als das Beſitzende. Ich kam darüber durchaus in Verwirrung, und hatte mir aus einer Vorleſung Erneſti's über Cicero's Orator das Beſte verſprochen; ich lernte wohl auch Etwas in dieſem Collegium, jedoch über Das, woran mir eigentlich gelegen war, wurde ich nicht aufgeklärt. Ich forderte einen Maßſtab des Urtheils, und glaubte gewahr zu werden, daß ihn gar Niemand beſitze: denn Keiner war mit dem Andern einig, ſelbſt wenn ſie Beiſpiele verbrachten; und wo ihnen mit ein Urtheil herauszunehmen, wenn man einem Manne wie Wieland ſo manches Tadelhafte in ſeinen liebenswürdigen, und Jüngere völlig einnehmenden Schriften aufzuzählen wußte?

In ſolcher vielfachen Zerſtreuung, ja Zerſtückelung meines Weſens und meiner Studien traf ſich's, daß ich bei Hofrath Ludwig den Mittagstiſch hatte. Er war Mediciner, Botaniker, und die Geſellſchaft beſtand außer Morus in lauter angehenden oder der Vollendung näher Aerzten. Ich hörte nun in dieſen Stunden gar kein anderes Geſpräch als von Medicin oder Natur-Hiſtorie, und meine Einbildungskraft wurde in ein ganz anderes Feld hinübergezogen. Die Namen Haller, Linné, Buffon hörte ich mit großer Verehrung nennen; und wenn auch manchmal wegen Irrthümer, in die ſie gefallen ſein ſollten, ein Streit entſtand, ſo kam doch zuletzt, dem anerkannten Uebermaß ihrer Verdienſte zu Ehren, Alles wieder in's Gleiche. Die Gegenſtände waren unterhaltend und bedeutend, und ſpannten meine Aufmerkſamkeit. Viele Benennungen und eine weitläufige Terminologie wurden mir nach und nach bekannt, die ich um ſo lieber auffaßte, weil ich mich fürchtete, einen Reim niederzuſchreiben, wenn er ſich mir auch noch ſo freiwillig darbot, oder ein Gedicht zu leſen, indem mir bange war, es möchte mir gegenwärtig gefallen, und ich müſſe es denn doch wie ſo manches Andere vielleicht nächſtens für ſchlecht erklären.

Dieſe Geſchmacks- und Urtheilsungewißheit beunruhigte mich täglich mehr, ſo daß ich zuletzt in Verzweiflung gerieth. Ich hatte von meinen Jugendarbeiten, was ich für das Beſte hielt, mitgenommen, theils weil ich mir denn doch einige Ehre dadurch zu verſchaffen hoffte, theils um meine Fortſchritte deſto ſicherer prüfen zu können; aber ich befand mich in dem ſchlimmſten Falle, in den man geſetzt iſt, wenn eine vollkommene Sinnesänderung verlangt wird, eine Entſagung alles Deſſen, was man bisher geliebt und für gut befunden hat. Nach einiger Zeit und nach manchem Kampfe warf ich jedoch eine ſo große Verachtung auf meine begonnenen und geendigten Arbeiten, daß ich eines Tages Poeſie und Proſa, Plane, Skizzen und Entwürfe, ſämmtlich zugleich auf dem Kachelherd verbrannte, und durch den das ganze Haus erfüllenden Rauch qualm unſere gute alte Wirthin in nicht geringe Furcht und Angſt verſetzte.

Siebentes Buch.

Ueber den Zuſtand der Deutſchen Litteratur jener Zeit iſt ſo Vieles und Ausreichendes geſchrieben worden, daß wohl Jedermann, der einigen Antheil hieran nimmt, vollkommen unterrichtet ſein kann; wie denn auch das Urtheil darüber wohl ziemlich übereinſtimmen dürfte; und was ich gegenwärtig ſtück- und ſprungweiſe davon zu ſagen gedenke, iſt nicht ſowohl, wie ſie an und für ſich beſchaffen ſein mochte, als vielmehr, wie ſie ſich zu mir verhielt. Ich will deßhalb zuerſt von ſolchen Dingen ſprechen, durch welche das Publicum beſonders aufgeregt wird, von den beiden Erbfeinden alles behaglichen Lebens und aller heitern, ſelbſtgenügſamen, lebendigen Dichtkunſt: von der Satyre und der Critik.

In ruhigen Zeiten will Jeder nach ſeiner Weiſe leben, der Bürger ſein Gewerb, ſein Geſchäft treiben und ſich nachher vergnügen; ſo mag auch der Schriftſteller gern Etwas verfaſſen, ſeine Arbeiten bekannt machen, und wo nicht Lohn doch Lob dafür beſſen, weil er glaubt, etwas Gutes und Nützliches gethan zu haben. In dieſer Ruhe wird der Bürger durch den Satyriker, der Autor durch den Critiker geſtört, und ſo die friedliche Geſellſchaft in eine unangenehme Bewegung geſetzt.

Die litterariſche Epoche, in der ich geboren bin, entwickelte ſich aus der vorhergehenden durch Widerſpruch. Deutſchland, ſo lange von auswärtigen Völkern überſchwemmt, von andern Nationen durchdrungen, in gelehrten und diplomatiſchen Verhandlungen an fremde Sprachen gewieſen, konnte ſeine eigne unmöglich ausbilden. Es drangen ſich ihr zu ſo manchen neuen Begriffen auch unzählige fremde Worte nöthiger und unnöthiger Weiſe mit auf, und auch für ſchon bekannte Gegenſtände ward man veranlaßt, ſich ausländiſcher Ausdrücke und Wendungen zu bedienen. Der Deutſche, ſeit beinahe zwei Jahrhunderten in einem unglücklichen, tumultuariſchen Zuſtande verwildert, begab ſich bei den Franzoſen in die Schule, um lebensartig zu werden, und bei den Römern, um ſich würdig auszudrücken. Dieß ſollte aber auch in der Mutterſprache geſchehen; da denn die unmittelbare Anwendung jener Idieme und deren Halbverdeutſchung ſowohl den Welt- als Geſchäfts-Styl lächerlich machte. Ueberdieß faßte man die Gleichnißreden der ſüdlichen Sprachen unmäßig auf und bediente ſich derſelben höchſt übertrieben. Eben ſo zog man den vornehmen Anſtand der fürſtengleichen Römiſchen Bürger auf Deutſche kleinſtädtiſche Gerichtenverhältniſſe herüber, und war eben nirgends, am Wenigſten bei ſich zu Hauſe.

Wie aber ſchon in dieſer Epoche genialiſche Werke entſprangen, ſo regte ſich auch hier der Deutſche Frei- und Frohſinn. Dieſer, begleitet von einem aufrichtigen Ernſte, drang darauf, daß rein und natürlich, ohne Einmiſchung fremder Worte, und wie es der gemeine, verſtändliche Sinn gab, geſchrieben würde. Durch dieſe löblichen Bemühungen ward jedoch der vaterländiſchen breiten Plattheit Thür und Thor geöffnet, ja der Damm durchſtochen, durch welchen das große Gewäſſer zunächſt eindringen ſollte. Indeſſen hielt ein ſteifer Pedantismus in allen vier Facultäten lange Stand, bis er ſich endlich viel ſpäter aus einer in die andere flüchtete.

Gute Köpfe, freianſblickende Naturkinder hatten daher zwei Gegenſtände, an denen ſie ſich übten, gegen die ſie wirkten und, da die Sache von keiner großen Bedeutung war, ihren Muthwillen auslaſſen konnten. Dieſe waren eine durch fremde Worte, Wortbildungen und Wendungen verunzierte Sprache, und ſodann die Werthloſigkeit ſolcher Schriften, die ſich von jenem Fehler frei zu erhalten beſorgt waren; wobei Niemanden einfiel, daß, indem man ein Uebel bekämpfte, das andere zu Hülfe gerufen ward.

Liskow, ein junger kühner Menſch, wagte zuerſt einen ſeichten, albernen Schriftſteller perſönlich anzufaſſen, deſſen ungeſchickte Benehmen ihm bald Gelegenheit gab, beſtiger zu verfahren. Er griff ſodann weiter um ſich und richtete ſeinen Spott immer gegen beſtimmte Perſonen und Gegenſtände, die er verachtete und verächtlich zu machen ſuchte, ja mit leidenſchaftlichem Haß verfolgte. Allein ſeine Laufbahn war kurz; er ſtarb gar bald, verſchollen als ein unruhiger, unregelmäßiger Jüngling. In Dem, was er gethan, ob er gleich wenig geleiſtet, mochte ſeinen Landsleuten das Talent, der Character ſchätzenswerth vorkommen: wie denn die Deutſchen immer gegen früh abgeſchiedene, Gutes verſprechende Talente eine beſondere Frömmigkeit bewieſen haben; genug, uns ward Liskow ſehr früh als ein verzüglicher Satyriker, der ſogar den Rang vor dem allgemein beliebten Rabener verlangen könnte, geprieſen und anempfohlen. Hierbei ſahen wir uns freilich nicht gefördert; denn wir konnten in ſeinen Schriften weiter Nichts er-

kennen, als daß er das Albern albern gefunden habe, welches uns eine ganz natürliche Sache ſchien.

Rabener, wohl erzogen, unter gutem Schulunterricht aufgewachſen, von heiterer und keineswegs leidenſchaftlicher oder gehäſſiger Natur, ergriff die allgemeine Satyre. Sein Tadel der ſogenannten Laſter und Thorheiten entſpringt aus reinen Anſichten des ruhigen Menſchenverſtandes und aus einem beſtimmten ſittlichen Begriff, wie die Welt ſein ſollte. Die Rüge der Fehler und Mängel iſt harmlos und heiter; und damit ſelbſt die geringe Kühnheit ſeiner Schriften entſchuldigt werde, ſo wird vorausgeſetzt, daß die Beſſerung der Thoren durch's Lächerliche kein fruchtloſes Unternehmen ſei.

Rabener's Perſönlichkeit wird nicht leicht wieder erſcheinen. Als tüchtiger, genauer Geſchäftsmann thut er ſeine Pflicht, und erwirbt ſich dadurch die gute Meinung ſeiner Mitbürger und das Vertrauen ſeiner Oberen; nebenher überläßt er ſich zur Erholung einer heitern Nichtachtung alles Deſſen, was ihn zunächſt umgibt. Pedantiſche Gelehrte, eitle Jünglinge, jede Art von Beſchränktheit und Dünkel beſcherzt er mehr, als daß er ſie beſpöttelte, und ſelbſt ſein Spott drückt keine Verachtung aus. Eben ſo ſpaßt er über ſeinen eigenen Zuſtand, über ſein Unglück, ſein Leben und ſeinen Tod.

Die Art, wie dieſer Schriftſteller ſeine Gegenſtände behandelt, hat wenig Aeſthetiſches. In den äußern Formen iſt er zwar mannigfaltig genug, aber durchaus bedient er ſich der directen Ironie zu viel, daß er nämlich das Tadelnswürdige lobt und das Lobenswürdige tadelt, welches redneriſche Mittel nur höchſt ſelten angewendet werden ſollte: denn auf die Dauer fällt es einſichtigen Menſchen verdrießlich, die ſchwachen macht es irre, und behagt freilich der großen Mittel-Claſſe, welche ohne beſondern Geiſtesaufwand ſich klüger dünken als andere. Was er aber und wie er es auch vorbringt, zeugt von ſeiner Rechtlichkeit, Heiterkeit und Gleichmüthigkeit, wodurch wir uns immer eingenommen fühlen; der unbegränzte Beifall ſeiner Zeit war eine Zeige ſolcher ſittlichen Vorzüge.

Daß man zu ſeinen allgemeinen Schilderungen Muſterbilder ſuchte und fand, war natürlich; daß Einzelne ſich über ihn beſchwerten, folgte daraus; ſeine allzulangen Vertheidigungen, daß ſeine Satyre keine perſönliche ſei, zeugen von dem Verdruß, den man ihm erregt hat. Einige ſeiner Briefe ſetzen ihm als Menſchen und Schriftſteller den Kranz auf. Das vertrauliche Schreiben, worin er die Dresdner-Belagerung ſchildert, wie er ſein Haus, ſeine Habſeligkeiten, ſeine Schriften und Pretioſen verliert, ohne auch im Mindeſten ſeinen Gleichmuth erſchüttert, ſeine Heiterkeit getrübt zu ſehen, iſt höchſt ſchätzenswerth, ob ihm gleich ſeine Zeit- und Stadtgenoſſen dieſe glückliche Gemüthsart nicht verzeihen konnten. Der Brief, wo er von der Abnahme ſeiner Kräfte, von ſeinem nahen Tode ſpricht, iſt äußerſt reſpectabel, und Rabener verdient, von allen Seiten, verſtändigen, in die irdiſchen Ereigniſſe froh ergebenen Menſchen als Heiliger verehrt zu werden.

Ungern reiße ich mich von ihm los, nur Das bemerke ich noch: ſeine Satyre bezieht ſich durchaus auf den Mittelſtand; er läßt hie und da vermerken, daß er die höhern auch wohl kenne, es aber nicht für räthlich halte ſie zu berühren. Man kann ſagen, daß er keinen Nachfolger gehabt, daß ſich Niemand gefunden, der ſich ihm gleich oder ähnlich hätte halten dürfen.

Nun zur Critik, und zwar vorerſt zu den theoretiſchen Verſuchen! Wir holen nicht zu weit aus, wenn wir ſagen, daß damals das Ideelle ſich aus der Welt in die Religion geflüchtet hatte, ja ſogar in der Sittenlehre kaum zum Vorſchein kam; von einem höchſten Princip der Kunſt hatte Niemand eine Ahnung. Man gab uns Gottſched's critiſche Dichtkunſt in die Hände, ſie war brauchbar und belehrend genug: denn ſie überlieferte von allen Dichtungsarten eine hiſtoriſche Kenntniß, ſowie vom Rhythmus und den verſchiedenen Bewegungen deſſelben; das poetiſche Genie ward vorausgeſetzt. Uebrigens aber ſollte der Dichter Kenntniſſe haben, zu gelehrt ſein, er ſollte Geſchmack beſitzen, und was Dergleichen mehr war. Man wies uns zuletzt auf Horazens Dichtkunſt; wir ſtaunten einzelne Goldſprüche dieſes unſchätzbaren Werks mit Ehrfurcht an, wußten aber nicht im Geringſten, was wir mit dem Ganzen machen, noch wie wir es nutzen ſollten.

Die Schweizer traten auf als Gottſched's Antagoniſten; ſie mußten doch alſo etwas Anderes thun, etwas Beſſeres leiſten wollen: ſo hörten wir denn auch, daß ſie wirklich vorzüglicher ſeien. Breitinger's critiſche Dichtkunſt ward vorgenommen. Hier gelangten wir nun in ein weiteres Feld, eigentlich aber nur in einen größern Irrgarten, der beſſe ermüdender war, als ein tüchtiger Mann, dem wir vertrauten, und darin herumtrieb. Eine kurze Ueberſicht rechtfertige dieſe Worte.

Für die Dichtkunſt an und für ſich hatte man keinen Grundſatz finden können; ſie war zu geiſtig und flüchtig. Die Malerei, eine Kunſt, die man mit den Augen feſthalten, der man mit den

äußern Sinnen Schritt vor Schritt nachgehen konnte, ſchien zu ſolchem Ende günſtiger; Engländer und Franzoſen hatten ſchon über die bildende Kunſt theoretiſirt, und man glaubte nun durch ein Gleichniß von daher die Poeſie zu begründen. Jene ſtellte Bilder vor die Augen, dieſe vor die Phantaſie; die poetiſchen Bilder alſo waren das Erſte, was in Betrachtung gezogen wurde. Man fing von den Gleichniſſen an, Beſchreibungen folgten, und was nur immer den äußern Sinnen darſtellbar geweſen wäre, kam zur Sprache.

Bilder alſo! Wo ſollte man nun aber dieſe Bilder anders hernehmen als aus der Natur? Der Maler ahmte die Natur offenbar nach; warum der Dichter nicht auch? Aber die Natur, wie ſie vor uns liegt, kann doch nicht nachgeahmt werden: ſie enthält ſo vieles Unbedeutende, Unwürdige; man muß alſo wählen. Was beſtimmt aber die Wahl? Man muß das Bedeutende aufſuchen. Was iſt aber bedeutend?

Hierauf zu antworten mögen ſich die Schweizer lange bedacht haben; denn ſie kommen auf einen zwar wunderlichen, doch artigen, ja luſtigen Einfall, indem ſie ſagen, am Bedeutendſten ſei immer das Neue; und nachdem ſie Dieß eine Weile überlegt haben, ſo finden ſie, das Wunderbare ſei immer neuer als alles Andere.

Nun hatten ſie die poetiſchen Erforderniſſe ziemlich beiſammen; allein es kam noch zu bedenken, daß ein Wunderbares auch leer ſein könne und ohne Bezug auf den Menſchen. Ein ſolcher nothwendig geforderter Bezug müſſe aber moraliſch ſein, woraus denn offenbar die Beſſerung des Menſchen folge, und ſo habe ein Gedicht das letzte Ziel erreicht, wenn es außer allem andern Geleiſteten noch nützlich werde. Nach dieſen ſämmtlichen Erforderniſſen wollte man nun die verſchiedenen Dichtungsarten prüfen; und diejenige, welche die Natur nachahmte, ſodann wunderbar und zugleich auch von ſittlichem Zweck und Nutzen ſei, ſollte für die erſte und oberſte gelten. Und nach vieler Ueberlegung ward endlich dieſer große Vorrang, mit höchſter Ueberzeugung der Aeſopiſchen Fabel zugeſchrieben.

So wunderlich uns jetzt eine ſolche Ableitung vorkommen mag, ſo hatte ſie doch auf die beſten Köpfe den entſchiedenſten Einfluß. Daß Gellert und nachher Lichtwer ſich dieſem Fache widmeten, daß ſelbſt Leſſing darin zu arbeiten verſuchte, daß ſo viele Andere ihr Talent dahin wendeten, ſpricht für das Zutrauen, welches ſich dieſe Gattung erworben hatte. Theorie und Praxis wirken immer auf einander; aus den Werken kann man ſehen, wie es die Menſchen meinen, und aus den Meinungen vorausſagen, was ſie thun werden.

Doch wir dürfen unſere Schweizer-Theorie nicht verlaſſen, ohne daß ihr von uns auch Gerechtigkeit widerfahre. Bodmer, ſoviel er ſich auch bemüht, iſt theoretiſch und practiſch zeitlebens ein Kind geblieben. Breitinger war ein tüchtiger, gelehrter, einſichtsvoller Mann, dem, als er ſich recht umſah, die ſämmtlichen Erforderniſſe einer Dichtung nicht entgingen; ja es läßt ſich nachweiſen, daß er die Mängel ſeiner Methode dunkel fühlen mochte. Merkwürdig iſt z. B. ſeine Frage: ob ein gewiſſes beſchreibendes Gedicht von König auf das Luſtlager Auguſt's des Zweiten wirklich ein Gedicht ſei? ſowie die Beantwortung derſelben guten Sinn zeigt. Zu ſeiner völligen Rechtfertigung aber mag dienen, daß er, von einem falſchen Puncte ausgehend, nach beinahe ſchon durchlaufenem Kreiſe, doch noch auf die Hauptſache ſtößt, und die Darſtellung der Sitten, Charactere, Leidenſchaften, kurz, des innern Menſchen, auf den die Dichtkunſt doch wohl vorzüglich angewieſen iſt, am Ende ſeines Buchs gleichſam als Zugabe anzurathen ſich genöthigt findet.

In welche Verwirrung junge Geiſter durch ſolche ausgeſtreute Maximen, halb verſtandene Geſetze und zerſplitterte Lehren ſich verſetzt fühlten, läßt ſich wohl denken. Man hielt ſich an Beiſpiele und war auch da nicht gebeſſert; die ausländiſchen ſtanden zu weit ab, ſo ſehr wie die alten, und aus den beſten inländiſchen blickte jedesmal eine entſchiedene Individualität hervor, deren Tugenden man ſich nicht anmaßen konnte, und in deren Fehler zu fallen man fürchten mußte. Für Den, der etwas Productives in ſich fühlte, war es ein verzweiflungsvoller Zuſtand.

Betrachtet man genau, was der Deutſchen Poeſie fehlte, ſo war es ein Gehalt, und zwar ein nationeller; an Talenten war niemals Mangel. Hier gedenken wir nur Günther's, der ein Poet im vollen Sinne des Worts genannt werden darf. Ein entſchiedenes Talent, begabt mit Sinnlichkeit, Einbildungskraft, Gabe des Faſſens und Vergegenwärtigens, fruchtbar im höchſten Grade, rhythmiſch begnadet, geiſtreich, witzig und dabei vielfach unterrichtet; genug, er beſaß Alles, was dazu gehört, im Leben ein zweites Leben durch Poeſie hervorzubringen, und zwar in dem gemeinen wirklichen Leben. Wir bewundern ſeine große Leichtigkeit, in Gelegenheitsgedichten alle Zuſtände durch's Gefühl zu erhöhen und mit paſſenden Geſinnungen, Bildern, hiſtoriſchen und fabelhaften Ueberlieferungen zu ſchmücken. Das Rohe und Wilde daran gehört ſeiner Zeit, ſeiner Lebensweiſe und beſonders ſeinem Charakter, oder, wenn man will, ſeiner Charakter-

leidet. Er wußte sich nicht zu zähmen, und so verrann ihm sein Leben wie sein Dichten.

Durch ein unfertiges Betragen hatte sich Günther das Glück verscherzt, an dem Hofe Augusts des Zweiten angestellt zu werden, wo man, zu allem übrigen Prunk, sich auch nach einem Hof-Poeten umsah, der den Festlichkeiten Schwung und Zierde geben und eine vorüberziehende Pracht verewigen könnte. Von Konitz war gesitteter und glücklicher, er bekleidete diese Stelle mit Würde und Beifall.

In allen souveränen Staaten kommt der Gehalt für die Dichtkunst von oben herunter, und vielleicht war das „Lustlager bei Mühlberg" der erste würdige, wo nicht nationelle, doch provinzielle Gegenstand, der vor einem Dichter auftrat. Zwei Lager, die sich in Gegenwart eines großen Heers begrüßen, ihr sämmtlicher Hof- und Kriegsstaat um sie her, wohlgehaltene Truppen, ein Scheinkrieg, Feste aller Art: Beschäftigung genug für den äußern Sinn und überdrängender Stoff für schildernde und beschreibende Poesie.

Zugleich hatte dieser Gegenstand einen innern Mangel, eben daß es nur Prunk und Schein war, aus dem keine That hervortreten konnte. Niemand außer den Ersten machte sich bemerkbar, und wenn es ja geschehen wäre, durfte der Dichter den Einen nicht hervorheben, um Andere nicht zu verletzen. Er mußte den Hof- und Staats-Calender zu Rathe ziehen, und die Zeichnung der Personen lief daher ziemlich trocken ab; ja schon die Zeitgenossen machten ihm den Vorwurf, er habe die Pferde besser geschildert als die Menschen. Sollte Dieß aber nicht gerade zu seinem Lobe gereichen, daß er seine Kunst gleich da bewies, wo sich ein Gegenstand für dieselbe darbot? Auch scheint die Langsamkeit sich ihm bald offenbart zu haben; denn das Gedicht hat sich nicht über den ersten Gesang hinaus erstreckt.

Unter solchen Studien und Betrachtungen überraschte mich ein unvermuthetes Ereigniß und vereitelte das löbliche Vorhaben, unsere neuere Litteratur von vorne herein kennen zu lernen. Mein Landsmann, Johann Georg Schlosser, hatte, nachdem er seine academischen Jahre mit Fleiß und Anstrengung zugebracht, sich zwar in Frankfurt am Main auf den gewöhnlichen Weg der Advocatur bezogen, allein sein strebender und das Allgemeine suchender Geist konnte sich aus mancherlei Ursachen in diese Verhältnisse nicht finden. Er nahm eine Stelle als Geheim-Secretar bei dem Herzog Ludwig von Würtemberg, der sich in Treptow aufhielt, ohne Bedenken an; denn der Fürst war unter denjenigen Großen genannt, bei auf eine edle und selbstständige Weise sich die Ihrigen und das Ganze aufzuklären, zu bessern und zu höhern Zwecken zu verwenden gedachten. Dieser Fürst Ludwig ist es, welcher, um sich wegen der Kindererziehung Rathes zu erholen, an Rousseau geschrieben hatte, dessen bekannte Antwort mit der bedenklichen Phrase anfängt: Si j'avais le malheur d'être né prince.*)

Den Geschäften des Fürsten nicht allein, sondern auch der Erziehung seiner Kinder sollte nun Schlosser, wo nicht vorstehen, doch mit Rath und That willig zu Handen sein. Dieser junge, edle, den besten Willen begeabte Mann, der sich einer vollkommenen Reinigkeit der Sitten befliß, hätte durch eine gewisse trockene Strenge die Menschen leicht von sich entfernt, wenn nicht eine schöne und seltene litterarische Bildung, seine Sprachkenntniß, seine Fertigkeit, sich schriftlich sowohl in Versen als in Prosa auszudrücken, Jedermann angezogen und das Leben mit ihm erleichtert hätte. Daß Dieser durch Leipzig kommen würde, war mir angekündigt, und ich erwartete ihn mit Sehnsucht. Er kam und trat in einem kleinen Gast- oder Weinhause ab, das im Pendl lag und dessen Wirth Schenkerl hieß. Dieser hatte eine Frankfurterinn zur Frau, und ob er gleich die übrige Zeit des Jahres wenig Personen bewirthete, und in das kleine Haus keine Gäste aufnehmen konnte, so war er doch Messenzeits von vielen Frankfurtern besucht, welche dort zu speisen und im Nothfall auch wohl Quartier zu nehmen pflegten. Dorthin eilte ich, um Schlosser'n aufzusuchen, als er mir seine Ankunft melden ließ. Ich erinnerte mich kaum, ihn früher gesehen zu haben, und fand einen jungen, wohlgebauten Mann, mit einem runden zusammengefaßten Gesicht, ohne daß die Züge deßhalb zusammengekommen wären. Die Form seiner gerundeten Stirn, zwischen schwarzen Augenbrauen und Locken, deutete auf Ernst, Strenge und vielleicht Eigensinn. Er war gewisser Maßen das Gegentheil von mir, und eben Dieß begründete wohl unsere dauerhafte Freundschaft. Ich hatte die größte Achtung für seine Talente, um so mehr, als ich gar wohl bemerkte, daß er mir in der Sicherheit Dessen, was er that und leistete, durchaus überlegen war. Die Achtung und das Zutrauen, das ich ihm bewies, bestätigten seine Neigung, und vermehrten die Nachsicht, die er mit meinem lebhaften, fabrizirenden und immer tragischen Wesen im Gegensatz mit dem seinigen haben mußte. Er studirte die Engländer fleißig; Pope war nicht sein Muster, doch sein Augenmerk, und er hatte, im Widerstreit mit dem „Versuch über

*) Wenn ich so unglücklich wäre, ein Fürst zu sein,

den Menſchen" jenes Schriftſtellers, ein Gedicht in gleicher Form und Sylbenmaß geſchrieben, welches der chriſtlichen Reitz an über jenen Deismus den Triumph verſchaffen ſollte. Aus dem großen Vorrath von Papieren, die er bei ſich führte, ließ er mir ſodann poetiſche und proſaiſche Aufſätze in allen Sprachen ſehen, die, indem ſie mich zur Nachahmung anfrieben, mich abermals unendlich beunruhigten. Doch wußte ich mir durch Thätigkeit ſogleich zu helfen. Ich ſchrieb an ihn gerichtete Deutſche, Franzöſiſche, Engliſche, Italieniſche Gedichte, wozu ich den Stoff aus unſern Unterhaltungen nahm, welche durchaus bedeutend und unterrichtend waren.

Schleſier wollte nicht Leipzig verlaſſen, ohne die Männer, welche Namen hatten, von Angeſicht zu Angeſicht geſehen zu haben. Ich führte ihn gern zu den mir bekannten; die von mir noch nicht beſuchten lernte ich auf dieſe Weiſe ehrenvoll kennen, weil er als ein unterrichteter, ſehr characteriſirter Mann mit Auszeichnung empfangen wurde und den Aufwand des Geſpräches recht gut zu beſtreiten wußte. Unſern Beſuch bei Gottſched darf ich nicht übergehen, indem die Sinnes- und Sittenweiſe dieſes Mannes daraus hervortritt. Er wohnte ſehr anſtändig in dem erſten Stock des goldenen Bären, wo ihm der ältere Breitkopf wegen des großen Vortheils, den die Gottſched'ſchen Schriften, Ueberſetzungen und ſonſtigen Aufſätze der Handlung gebracht, eine lebenslängliche Wohnung zugeſagt hatte.

Wir ließen uns melden. Der Bediente führte uns in ein großes Zimmer, indem er ſagte, der Herr werde gleich kommen. Ob wir nun eine Geberde, die er machte, nicht recht verſtanden, wußte ich nicht zu ſagen; genug, wir glaubten, er habe uns in das anſtoßende Zimmer gewieſen. Wir traten hinein zu einer ſonderbaren Scene: denn in dem Augenblick trat Gottſched, der große, breite, rieſenhafte Mann, in einem grün-damaſtnen, mit rothem Taffet gefütterten Schlafrock zur entgegengeſetzten Thüre herein, aber ſein ungeheures Haupt war kahl und ohne Bedeckung. Daran ſollte jedoch ſogleich geſorgt ſein: denn der Bediente ſprang mit einer großen Allonge-Perrücke auf der Hand (die Locken fielen bis an den Fußboden) zu einer Seitenthüre herein und reichte den Hauptſchmuck ſeinem Herrn mit einer ſehr devoten Geberde. Gottſched, ohne den mindeſten Verdruß zu äußern, hob mit der linken Hand die Perrücke von dem Arme des Dieners, und indem er ſie ſehr geſchickt auf den Kopf ſchwang, gab er mit ſeiner rechten Tatze dem armen Menſchen eine Ohrfeige, ſo daß dieſer, wie es im Luſtſpiel zu geſchehen pflegt, ſich zur Thüre hinauswirbelte, worauf der anſehnliche Alcvater uns ganz gravitätiſch zu ſitzen nöthigte und einen ziemlich langen Diſcurs mit gutem Anſtand fortführte.

So lange Schleſier in Leipzig blieb, ſpeiſte ich täglich mit ihm, und lernte eine ſehr angenehme Tiſchgeſellſchaft kennen. Einige Liefländer und der Sohn des Oberhofpredigers Hermann in Dresden, nachheriger Bürgermeiſter in Leipzig, und ihre Hofmeiſter, Hofrath Pfeil, Verfaſſer des „Grafen von P.", eines Pendants zu Gellert's „Schwediſcher Gräfinn", Zacharia, ein Bruder des Dichters, und Krebel, Redacteur geographiſcher und genealogiſcher Handbücher, waren geſittete, heitere und freundliche Menſchen; Zacharia der ſtillſte; Pfeil ein feiner, beinahe etwas Diplomatiſches an ſich habender Mann, doch ohne Ziererei und mit großer Gutmüthigkeit; Krebel ein wahrer Falſtaff, groß, wohlbeleibt, blond, verliebte, heitere, himmelhelle Augen, immer froh und guter Dinge. Dieſe Perſonen bezeugten mir ſämmtlich, theils wegen Schleſier's, theils auch wegen meiner eigenen offenen Gutmüthigkeit und Thätigkeit auf das Allerartigſte, und es brauchte kein großes Zureden, künftig mit ihnen den Tiſch zu theilen. Ich blieb wirklich nach Schleſier's Abreiſe bei ihnen, gab den Ludwig oben auf, und befand mich in dieſer geſchloſſenen Geſellſchaft um ſo wohler, als mir die Tochter vom Hauſe, ein gar hübſches, nettes Mädchen, ſehr wohl gefiel, und mir Gelegenheit ward, freundliche Blicke zu wechſeln, ein Behagen, das ich ſeit dem Unfall mit Gretchen weder geſucht noch zufällig gefunden hatte. Die Stunden des Mittageſſens brachte ich mit meinen Freunden heiter und nützlich zu. Krebel hatte mich wirklich lieb und wußte mich mit Worten zu necken und anzuregen; Pfeil hingegen bewies mir eine ernſte Neigung, indem er mein Urtheil über Manches zu leiten und zu beſtimmen ſuchte.

Bei dieſem Umgange wurde ich durch Geſpräche, durch Vorſätze und durch eigenes Nachdenken gewahr, daß der erſte Schritt, um aus der weinerlichen, weitſchweifigen, undeutſchen Epoche ſich herauszuretten, nur durch Beſtimmtheit, Präciſion und Kürze gethan werden könne. Bei dem bisherigen Styl konnte man das Gemeine nicht vom Beſſern unterſcheiden, weil Alles untereinander in's Flache gezogen ward. Schon hatten Schriftſteller dieſem breiten Unheil zu entgehen geſucht, und es gelang ihnen mehr oder weniger. Haller und Hamler waren von Natur zum Gedrängten geneigt; Leſſing und Wieland hatten durch Reflexion dazu gereift werden. Der erſte

wurde nach und nach grammatisch in seinen Gedichten, knapp in der „Minna", laconisch in „Emilia Galotti"; später kehrte er erst zu einer heitern Naivetät zurück, die ihn so wohl kleidet im „Nathan". Wieland, der noch im „Agathon", „Don Sylvio", den comischen Erzählungen mitunter breit gewesen war, wird in „Musarion" und „Idris" auf eine wundersame Weise gefaßt und genau, mit großer Anmuth. Klopstock, in den ersten Gesängen der Messiade, ist nicht ohne Weitschweifigkeit; in den Oden und andern kleinen Gedichten erscheint er gedrängt, so auch in seinen Tragedien. Durch seinen Wetteifer mit den Alten, besonders dem Tacitus, sieht er sich immer mehr in's Enge genöthigt, wodurch er zuletzt unverständlich und ungenießbar wird. Gerstenberg, ein schönes aber bizarres Talent, nimmt sich auch zusammen, sein Verdienst wird geschätzt, macht aber im Ganzen wenig Freude. Gleim, weitschweifig, behaglich von Natur, wird kaum einmal comisch in den Kriegsliedern. Kamler ist eigentlich mehr Critiker als Poet. Er fängt an, was Deutsche im Lyrischen geleistet, zu sammeln. Nun findet er, daß ihm kaum ein Gedicht völlig genugthut; er muß auslassen, redigiren, verändern, damit die Dinge nur einige Gestalt bekommen. Hierdurch macht er sich soll so viel Feinde, als es Dichter und Liebhaber gibt, da sich Jeder eigentlich nur an seinen Mängeln wieder erkennt, und das Publicum sich eher für ein fehlerhaftes Individuelle interessirt, als für Das, was nach einer allgemeinen Geschmacksregel hervorgebracht oder verbessert wird. Die Rhythmik lag damals noch in der Wiege, und Niemand wußte ein Mittel, ihre Kindheit zu verkürzen. Die poetische Prosa nahm überhand. Gessner und Klopstock erregten manche Nachahmer; Andere wieder forderten doch ein Sylbenmaß und übersetzten diese Prosa in fühliche Alexandriner. Aber auch Diese machten es Niemandem zu Dank, denn sie mußten auslassen und zwingen, und das prosaische Original galt immer für das Bessere. Je mehr aber bei allem Diesem das Gedrungene gesucht wird, desto mehr wird Beurtheilung möglich, weil das Bedeutende, enger zusammengebracht, endlich eine sichere Vergleichung zuläßt. Es ergab sich auch zugleich, daß mehrere Arten von wahrhaft poetischen Formen entstanden: denn indem man von einem jeden Gegenstande, den man nachbilden wollte, nur das Nothwendige darzustellen suchte, so mußte man einem Jeden Gerechtigkeit widerfahren lassen; und auf diese Weise, ob es gleich Niemand mit Bewußtsein that, vermannigfaltigten sich die Darstellungsweisen, unter welchen es freilich auch fratzenhafte gab und mancher Versuch mißlich abirrt.

Ganz ohne Frage beim Wieland unter Allen das schönste Naturell. Er hatte sich recht in jenen idealen Regionen ausgebildet, wo die Jugend so gern verweilt; da ihm aber diese durch Das, was man Erfahrung nennt, durch Begegnisse an Welt und Weibern verleidet wurden, so warf er sich auf die Seite des Wirklichen, und focht sich und Andern im Uebergewicht beider Welten, wo sich zwischen Scherz und Ernst, im leichten Gefecht, sein Talent am Allerliebenswürdigsten zeigte. Wie manche seiner glänzenden Produktionen fallen in die Zeit meiner academischen Jahre! „Musarion" wirkte am Meisten auf mich, und ich kann mich noch des Ortes und der Stelle erinnern, wo ich den ersten Aushängebogen zu Gesicht bekam, welchen mir Oeser mittheilte. Hier war es, wo ich das Antike lebendig und neu wieder zu sehen glaubte. Alles, was in Wieland's Genius plötzlich ist, sogte sich hier aufs Vollkommenste, und da jener zur englischen Manier verdammte Phantasus Comus sich zuletzt wieder mit seinem Mädchen und der Welt versöhnt, so mag man die neudeutsche Epoche wohl auch mit ihm durchziehen. Uebrigens gab man diesen Werken sehr gern einen heitern Widerwillen gegen erhobte Gesinnungen zu, welche bei leicht verfehlter Anwendung aufs Leben öfters der Schwärmerei verdächtig werden. Man verzieh dem Autor, wenn er Das, was man für wahr und ehrwürdig hielt, mit Spott verleugnete, um so eher, als er dadurch zu erkennen gab, daß es ihm selbst immerfort zu schaffen mache.

Wie kümmerlich die Kritik solchen Arbeiten damals entgegenkam, läßt sich aus den ersten Bänden der „allgemeinen Deutschen Bibliothek" ersehen. Der comischen Erzählungen geschieht ehrenvolle Erwähnung, aber hier ist keine Spur von Einsicht in den Charakter der Dichtart zu finden. Der Recensent hatte seinen Geschmack, wie damals Alle, an Regeln gebildet. Hier ist nicht bedacht, daß man vor allen Dingen bei Beurtheilung solcher parodistischer Werke den originalen, edeln, ihnen Gegenstand vor Augen haben müsse, um zu sehen, ob der Parodist ihm wirklich eine schwache und comische Seite abgewonnen, ob er ihm Etwas gehorgt, oder, unter dem Schein einer solchen Nachahmung vielleicht gar selbst eine treffliche Erfindung geliefert? Von allem Dem erfährt man Nichts, sondern die Gedichte werden stückweise gelobt und getadelt. Der Recensent hat, wie er selbst gesteht, so viel, was ihm gefallen, angezogen, daß er nicht einmal im Stand war, anderen Raum, kommt

man nun gar der höchſt verdienſtlichen Ueberſetzung Shakeſpeare's mit dem Ausruf entgegen: „Von Rechts wegen ſollte man einen Mann wie Shakeſpeare gar nicht überſetzt haben!“ ſo begreift ſich ohne Weiteres, wie unendlich weit die „allgemeine Deutſche Bibliothek“ in Sachen des Geſchmacks zurück war, und daß junge Leute, von wahrem Gefühl belebt, ſich nach andern Leitſternen umzuſehen hatten.

Den Stoff, der auf dieſe Weiſe mehr oder weniger die Form beſtimmte, ſuchten die Deutſchen überall auf. Sie hatten wenig oder keine National-Gegenſtände behandelt. Schlegel's „Hermann“ deutete nur darauf hin. Die idylliſche Richtung verbreitete ſich unendlich. Das Charakteriſtiſche der Gellert'ſchen, bei großer Anmuth und kindlicher Herzlichkeit, machte Jeden glauben, daß er etwas Aehnliches vermöge. Ebenſo blieb aus dem Allgemeinanſchaulichen gegriffen waren jene Gedichte, die ein Fremd-Nationelles darſtellen ſollten; z. B. die Jüdiſchen Schäfergedichte, überhaupt die patriarchaliſchen, und was ſich ſonſt auf das Alte Teſtament bezog. Bodmer's Noachide war ein vollkommenes Symbol der um den Deutſchen Parnaß angeſchwollenen Waſſerfluth, die ſich nur langſam verlief. Das Anacreontiſche Getändel ließ gleichfalls unzählige mittelmäßige Verſe im Breiten herumſchwanken. Die Pracinen des Horaz nöthigte die Deutſchen, doch nur langſam, ſich ihm gleichzuſtellen. Gemiſchte Heldengedichte, meiſt nach dem Vorbilde von Pope's „Lockenraub“, dienten auch nicht, eine beſſere Zeit herbeizuführen.

Noch muß ich hier eines Wahnes gedenken, der ſo ernſthaft wirkte, als er lächerlich ſein muß, wenn man ihn näher beleuchtet. Die Deutſchen hatten nunmehr genugſam hiſtoriſche Kenntniß von allen Dichtarten, worin ſich die verſchiedenen Nationen ausgezeichnet hatten. Von Gottſched war ſchon dieſes Fächerwerk, welches eigentlich den innern Begriff von Poeſie zu Grunde richtet, in ſeiner critiſchen Dichtkunſt ziemlich vollſtändig zuſammengezimmert und zugleich nachgewieſen, daß auch ſchon Deutſche Dichter mit vortrefflichen Werken alle Rubriken auszufüllen gewußt. Und ſo ging es denn immer fort. Jedes Jahr wurde die Collection anſehnlicher, aber auch jedes Jahr vertrieb eine Arbeit die andere aus dem Local, in dem ſie bisher geglänzt hatte. Wir beſaßen nunmehr, wo nicht Homere, doch Virgile und Miltone, wo nicht einen Pindar, doch einen Horaz; an Theocriten war kein Mangel; und ſo wiegte man ſich mit Vergleichungen nach außen, indem die Maſſe poetiſcher Werke immer wuchs, damit auch endlich eine Vergleichung nach innen Statt finden konnte.

Stand es nun mit den Sachen des Geſchmacks auf einem ſehr ſchwankenden Fuße, ſo konnte man jener Epoche auf keine Weiſe ſteeitig machen, daß innerhalb des proteſtantiſchen Theils von Deutſchland und der Schweiz ſich Dasjenige gar lebhaft zu regen anfing, was man Menſchenverſtand zu nennen pflegt. Die Schul-Philoſophie, welche jederzeit das Verdienſt hat, alles Dasjenige, wornach der Menſch nur fragen kann, nach angenommenen Grundſätzen, in einer beliebten Ordnung, unter beſtimmten Rubriken vorzutragen, hatte ſich durch das oft Dunkle und Unentwickelnde ihres Inhalts, durch unzeitige Anwendung einer an ſich reſpectabeln Methode und durch die allzugroße Verbreitung über ſo viele Gegenſtände, der Menge fremd, unzugänglich und endlich unleidlich gemacht. Mancher gelangte zur Ueberzeugung, daß ihm wohl die Natur ſo viel geſunden und geraden Sinn zur Ausſtattung gegeben habe, als er vonnöthen bedürfe, ſich von den Gegenſtänden einen ſo deutlichen Begriff zu machen, daß er mit ihnen fertig werden, und zu ſeinem und Anderer Nutzen damit gebaren könne, ohne gerade ſich um das Allgemeinſte mühſam zu bekümmern und zu forſchen, wie doch die entfernteſten Dinge, die uns nicht ſonderlich berühren, wohl zuſammenhängen möchten. Man machte den Verſuch, man that die Augen auf, ſah gerade vor ſich hin, war aufmerkſam, ſcharf, thätig, und glaubte, wenn man in ſeinem Kreiſe tüchtig urtheile und handle, ſich auch wohl heraus nehmen zu dürfen, über Anderes, was entfernter lag, mitzuſprechen.

Nach einer ſolchen Vorſtellung war nun Jeder berechtiget, nicht allein zu philoſophiren, ſondern ſich auch nach und nach für einen Philoſophen zu halten. Die Philoſophie war alſo ein mehr oder weniger geordneter und geübter Menſchenverſtand, der es wagte, in's Allgemeine zu gehen und über innere und äußere Erfahrungen abzuſprechen. Ein heller Scharfſinn und eine beſondere Moralität, indem man durchaus die Mittelſtraße und Billigkeit gegen alle Meinungen für das Rechte hielt, verſchaffte ſolchen Schriften und mündlichen Aeußerungen Anſehen und Intereſſe, und ſo fanden ſich zuletzt Philoſophen in allen Facultäten, ja in allen Ständen und Handthierungen.

Auf dieſem Wege mußten die Theologen ſich zu der ſogenannten natürlichen Religion hinneigen, und wenn zur Sprache kam, inwiefern das Licht der Natur uns in der Erkenntniß Gottes, der Verbeſſerung und Veredlung unſerer ſelbſt zu fördern hinreichend ſei, ſo wagte man gewöhnlich, ſich in deſſen Gunſten

ohne viel Bedenken zu entſcheiden. Aus jenem Mäßigkeits-Princip gab man ſodann ſämmtlichen poſitiven Religionen gleiche Rechte, wodurch denn eine mit der andern gleichgültig und unnütze wurde. Uebrigens ließ man denn doch aber Alles beſtehen, und weil die Bibel ſo reuer Gehalt iſt, daß ſie mehr als jedes andere Buch Stoff zum Nachdenken und Gelegenheit zu Betrachtungen über die menſchlichen Dinge darbietet, ſo konnte ſie durchaus, nach wie vor, bei allen Kanzelreden und ſonſtigen religiöſen Verhandlungen zum Grunde gelegt werden.

Allein dieſem Werke ſtand ſowie den ſämmtlichen Profan-Schriften noch ein eigenes Schickſal bevor, welches im Laufe der Zeit nicht abzuwenden war. Man hatte nämlich bisher auf Treu und Glauben angenommen, daß dieſes Buch der Bücher in einem Geiſte verfaßt, ja daß es von dem göttlichen Geiſte eingehaucht und gleichſam diktirt ſei. Doch waren ſchon lange von Gläubigen und Ungläubigen die Unvollkommenheiten der verſchiedenen Theile deſſelben bald gerügt, bald vertheidigt worden. Engländer, Franzoſen, Deutſche hatten die Bibel mit mehr oder weniger Heftigkeit, Scharfſinn, Frechheit, Muthwillen angegriffen, und ebenſo war ſie wieder von ernſthaften, wohlmeinenden Menſchen einer jeden Nation in Schutz genommen worden. Ich für meine Perſon hatte ſie lieb und werth: denn faſt ihr allein war ich meine ſittliche Bildung ſchuldig; und die Begebenheiten, die Lehren, die Sprüche, die Gleichniſſe, Alles hatte ſich tief bei mir eingedrückt und war auf eine oder die andere Weiſe wirkſam geweſen. Mir mißfielen daher die unanſtändigen, frechen und verbrecheriſchen Angriffe, doch war man damals ſchon ſo weit, daß man theils als einen Hauptvertheidigungsgrund vieler Stellen ſehr wohl annahm, Gott habe ſich nach der Denkweiſe und Faſſungskraft der Menſchen gerichtet, ja die vom Geiſte Getriebenen hätten doch deswegen nicht ihren Charakter, ihre Individualität verläugnen können, und Amos als Hirte führe nicht die Sprache Jeſaias, welcher ein Prinz ſoll geweſen ſein.

Aus ſolchen Geſinnungen und Ueberzeugungen entwickelte ſich, beſonders bei immer wachſenden Sprachkenntniſſen, gar natürlich jene Art des Studiums, daß man die Orientaliſchen Localitäten, Nationalitäten, Naturprodukte und Erſcheinungen genauer zu ſtudiren und ſich auf dieſe Weiſe jene alte Zeit zu vergegenwärtigen ſuchte. Michaelis legte die ganze Gewalt ſeines Talents und ſeiner Kenntniſſe auf dieſe Seite. Reiſebeſchreibungen wurden ein höchſt nöthiges Hülfsmittel zu Erklärung der heiligen Schriften, und neuere Reiſende, mit vielen Fragen ausgerüſtet, ſollten durch Beantwortung derſelben für die Propheten und Apoſtel zeugen.

Indeſſen aber man von allen Seiten bemüht war, die heiligen Schriften zu einem natürlichen Anſchauen heranzuführen, und die eigentliche Denk- und Vorſtellungsweiſe derſelben allgemeiner faßlich zu machen, damit durch dieſe hiſtoriſch-kritiſche Anſicht mancher Einwurf beſeitigt, manches Anſtößige getilgt und jede ſchale Spötterei unwirkſam gemacht würde: ſo trat in einigen Männern gerade die entgegengeſetzte Sinnesart hervor, indem ſelbe die dunkelſten, geheimnißvollſten Schriften zum Gegenſtand ihrer Betrachtungen wählten, und ſolche aus ſich ſelbſt durch Conjecturen, Rechnungen und andere geiſtreiche und ſeltſame Combinationen zwar nicht aufhellen, aber doch beſtätigen und, indem ſie Weiſſagungen entdeckten, durch den Erfolg begründen und dadurch einen Glauben an das Nachzuerwartende rechtfertigen wollten.

Der ehrwürdige Bengel hatte ſeinen Bemühungen um die Offenbarung Johannis dadurch einen entſchiedenen Eingang verſchafft, daß er als ein verſtändiger, rechtſchaffener, gottesfürchtiger, als ein Mann ohne Tadel bekannt war. Viele Gemüther ſind genöthigt, in der Vergangenheit ſowie in der Zukunft zu leben. Das gewöhnliche Treiben der Welt kann ihnen von keiner Bedeutung ſein, wenn ſie nicht in dem Verlauf der Zeiten bis zur Gegenwart enthüllte Prophezeiungen und in der nächſten wie in der ferneren Zukunft verhüllte Weiſſagungen verehren. Hierdurch entſteht ein Zuſammenhang der in der Geſchichte vermißt wird, die uns nur ein zufälliges Hin- und Wiederſchwanken in einem nothwendig geſetzlichen Kreiſe zu überliefern ſcheint. Daher entſtand Gebäude zu Deuten, welchen der prophetiſche Theil der heiligen Schriften am Meiſten zuſagte, indem er die zwei entgegengeſetzteſten Eigenſchaften des menſchlichen Weſens zugleich in Thätigkeit ſetzt, das Gemüth und den Scharfſinn. Dieſer Lehre hatten ſich viele Jünglinge gewidmet, und bildeten ſchon eine anſehnliche Maſſe, die um deſto mehr in die Augen fiel, als Erneſti mit den Seinigen das Dunkel, in welchem Jene ſich gefielen, nicht aufzuhellen, ſondern völlig zu vertreiben drohte. Daraus entſtanden Händel, Haß und Verfolgung und manches Unannehmliche. Ich hielt mich zur klaren Partei, und ſuchte mir ihre Grundſätze und Vortheile anzueignen, ob ich mir gleich zu ahnen erlaubte, daß durch dieſe höchſt löbliche, verſtändige Auslegungsweiſe zuletzt der poetiſche Gehalt jener Schrift

Rugantino.

Die Ehre, das Vergnügen,
Sie ſind auf meiner Seite;
Ihr Freunde, folget mir.

Basco.

Der Vortheil nach den Siegen,
Die Luſt bey guter Beute,
Sie finden ſich bey mir.

Rugantino.

Wem hab' ich ſchlimm gerathen?
Wen hab' ich ſchlecht geführt?

Basco.

Bedenket meine Thaten,
Und was ich ausgeführt.

Beyde.

Tretet her auf dieſe Seite.

Rugantino.

Ehr' und Luſt!

[illegible]

Einen Mann aber, der während Deutschlands Befreiungskrieges, von patriotischem Enthusiasmus durchglüht, mit Schwert und Leier in der Hand, Lieder für Volk und Vaterland sang, muß ich hier vor allen anderen nennen, es ist der edle, aus dem bekannten Leben gegriffene Theaterdichter, von [illegible] Gehalt, die Bühnen auch eine Zeitlang [illegible] Wirkung that: Minna von Barnhelm. Lessing, der im Gegensatze von Klopstock und Gleim die persönliche Muse gern verwarf, weil er sich getraute, für jeden Augenblick wieder exercitia und aptacharma zu finden, gefiel sich in einem leidenden Wirthshaus- und Weltleben, da er gegen sein mächtig arbeitendes Inneres stets ein gewaltiges Gegengewicht brauchte, und so hatte er sich auch in das Gebiet der Theaterwelt Excerpten begeben. Man erkennt leicht, wie gewaltsam Stoff zwischen Krieg und Frieden, Haß und Neigung eingezwängt ist. Diese Production war es, die den Blick in eine höhere, bedeutendere Welt aus der kümmerlichen und bängstlichen, in welcher sich die Nothdurft bisher bewegt hatte, glücklich eröffnete.

Die erhöhte Spannung, in welcher Preußen und Sachsen sich während dieses Krieges gegen einander befanden, konnte durch die Versöhnung beseitigt nicht aufgehoben werden. Der Sachse fühlte nun erst recht lebendig die Wunden, die ihm der abentheuerliche Feldzug geschlagen hatte. Durch den preußischen Frieden konnte der Leute zwischen den Provinzen nicht leichter hergestellt werden. Vieles aber hatte gebauter Schmerz im Volke hervorgebracht. Die Wuth und Unbarmherzigkeit der Sächsischen Obrigkeiten über Mann, die Mark, den Staatsschatz des Landes, und ebenso an den Hauptgebäuden als den Schulthürmen wirkt eine schädliche Verstimmung hinterm und mitzuberücksichtigen Elemente beständig [illegible].

Habe ich durch diese [illegible] und belastenden Verhältnisse einen Dichter [illegible] meiner Feder in einige Verlegenheit gesetzt, so ist es mir gelückt, von Lessing [illegible] Charakter zu geben, so möchte ich mich [illegible] Gedanken bringen, als, im Gegensatz gegen die [illegible] Wirksamkeit in seinen [illegible] Epochen, [illegible] und mich [illegible] bringt, ehe ich mich mit dem Alten [illegible] Andere [illegible], so viel Alten [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible]

werden mußte, und ich alle diese Stücke mit einem tragischen Ende treffen, daß ich einen nach dem andern töten. Die „Mutter Agnes" hab' ich einzig selbst gewählt, meine Heldin auf dem höchsten Familien-Grade als eine etwas Pfaffisch-Devote declarirt erscheint, so daß es bei der Vorstellung im Ganzen Anstoß, wenn es im Einzelnen erregt. Die hart aufeinanderstoßenden, widersprechenden Handlungen rechtfertigen das übrige und meine Absicht, und besonders konnte das Stück auf dem Deutschen Theater keinen Eingang gewinnen, obgleich die Rollenbesetzung trefflichen, welche sich ihm von jenen Bühnen gefallen, mit Beifall aufgenommen wurden.

Meine genannte Stück' getan hat, ohne daß ich mir Zeugen bewußt wären, in einem höhern Gesichtspunct gefallen. Sie beruhen auf einer redlichen Fassung der menschlichen Handlungen, und sprechen in einem starken und derben Sinne jenes hohe christliche Wort (ich traue auch): „Wer sich ohne Sünde fühlt, der werfe den ersten Stein auf."

Ueber meinen Stück, der meine ersten Stück' verhältnisse, begann ich den Zeichen, sehr gute Meinung zu verlieren, welche ganz entschieden in meiner Natur liegen. Es entwickelte sich nämlich unter jenen ernsten, für einen jungen Menschen sonderbaren Erscheinungen in mir ein verborgener Trieb, der sich dem Augenblick abzeigen schien, nicht sowohl seine Meinung überall, sondern für nützlich und wahrhaft betrachtet. Der Mensch kommt ja in den Unterricht, in welchem sich das lebhafte Alter so sehr gefällt, und der, wenn er sich zusammennimmt, sowohl im Begreifen als in der Erinnerung viel Vergnügen macht. Diese Neigung hat so gewirkt, daß sie in dem Wissenschaftlichen meine ganze ausübende Lernate Seiten genannt werden, wie daß man, wegen der vielen Verwandtschaft, aber so gut Seiten zeichnen sagt, als Teilen nennen.

Solche sonderbare Lehrstücke, mit Gleichnissen und Sinn und der Absicht gebracht, daß sie der größten Mischung. Die naturlichsten sich von der Jüngsten haben, daß sie wiederum sind, und daß die Sonne, wenn sie ja einen Schein scheint, nicht in der Luft liegen kann. Zusammenhang hat einen ganzen Kreis erhalten, und die Mischungen sind Zeugen verschiedener Verhältnisse haben. Wenn man solche gemischten Charakter- und Verhältnisse-Bilder zu einem Ganzen mit poetischer Freiheit verbindet, so hat die Kunst vollständige Gelegenheit, Lehrreiches und poetisches darzustellen. Sie hat Zeugen von dem großen Theater, daß wir je auf dem Theater gesehen haben.

Um die eigentliche Tragödie bei täglichen Leben zu erheben, über die nächtigen leichten Streiche, durch ganz tragische Zeugen an Zeugen meiner Jugend, wenn ich gute glücklich war. Von mich Lust wußte ich nicht, daß ich ein einzig Mal selbst abhängig gebrochen hätte; und kam ich allmählich darauf, die Mutterfassungen dieser Art als einen Gegenstand für die Kunst zu betrachten; häufig überlegte Stoffe, die mir so nahe zur Hand lagen, ergriffen und entzündeten, so waren meine ersten Arbeiten bitterer und trauriger gewesen. Einiges, was hierher gehört, kommt zwar später bei mir vor, aber einzeln und abgeleitet.

Denn da und das Herz immer näher liegt als der Geist, und auf dem man zu stehen meint, wenn sich der Boden weich, so waren mir die Begebenheiten des Herzens immer die wichtigsten erschienen. Ich erwartete nicht, ohne Leidenschaft die Neigungen. Man bekämpft die menschlichen Affecte, sondern Einseitigkeit und über all das Ende mit Liebe aufgehoben, deren Verherrlichung in einer Kunst als das Mittel der Vereinbarkeit betrachtet werden kann. Auch hier sehen wir Zeugen, was mich packte, in einem Fall, in einem Epigramm, in irgend einem Zeug interessirte, hier, weil sie sich auf die eigentlichen Gefühle und auf die leidenschaftlichen Zustände bezogen, denen gewandt Zeugen natürlichen Trieben als mich selbst.

Meine Aufmerksamkeit hatte sich in Leben und Kunst einzig Zeit gut über verbreitet. Mehrere Bücher war auch einer Lampe mit transparenten Schriften aufgeschlossen; sie hatte mich selbst nicht mehr vor 60 gefreut. In Mann konnte nicht unterlassen mit mir poetisch zu sein; so schien ihm nicht Recht gewesen zu sein Liebesweg. Vielleicht auch es es mir sehr übel, als ihm vorschlug wurde, daß ich im Deutschen Theater, selbst gehörig aufgeschrieben, die kurze entzündeten Prologen, als den Kammerdiener, die Freiheiten und Prüfungen, mit Glauben Zeugen an den Wort meiner Gedichte abgelöst und dadurch in Zeugen meiner vielseitigen Richtung gefallen und zum Lachen gebracht hatte. Es hätte mir dem Theater Lieder Zeug und abgetrocknet ist zu sein, und ich erwartet das gelegt, wie Theaterstücke entsprechen. Beschränkten mir es ist Englisch, das Gefühl sich nicht so theatralisch machen. Als es über mich hätten Zeugen Zeugen kann es nicht sein, das Publikum zu machen, und sich auf das

das Geheimniß dieses hohen Muthes noch gefangen wurde, geht es den Krieg aus in der Luft; es ist kein gemeiner Tod mit Frieden, was bevorsteht, es ist eine Himmelfahrt, die auch jämmerlichem Leben tröstlich macht.

Jeder glaube der Jüngling nicht, daß es damit abgethan sei; selbst der Mann glaube es nicht! Denn weil in solchen Verhältnissen anschaue wie aus spricht, auf was Alles zu sehen, und auch da selten nicht immer Gewissheit, Verstand und Charakter hinreichen, so himmlischen Eingebungen Lauern wir nie auf. Das höchste Gesicht ist uns, das sich mit Gott nicht einmal recht zu Rath setzet, wird noch abgeführt von so viel Anderem behalten, daß unser eigenes Vermögen wohl überlegt Alles bedenkt, was zu Muth, Trost und Hülfe nöthig wäre. Wenn aber vermessen Gebet sich uns auch jener Heilmittel für das ganze Leben, und Gott hatte ein einfältiges, frommes Wort, um Jedwede ganzheitgemäßes und Gemüthe zu erledigen.

Und was von Noth das ganze Leben so erfüllt werden, daß an der Pforte des Todes alle seine Hülfsmittel gründlich tödtig erweisen. Nach einer von Jugend auf eingeübten, unbewußten Gewohnheit nennt der Sterbliche jene Augenblicke, denkwürdig Todesbereitung mit Jedermann an, und thun mit Ja, wo jetzt irdische Gegenstände verschwindet, durch eine himmlische der Ewigkeit ein klares Bild vorhalten. Es hilft sich natürliche Abneigung, daß nichts ein irdisches Element, und die weltverhaftete Seele ihn hindern könne, sich mit einem verklärten Leibe zu umgeben, um so sonnige Herrlichkeiten anschauen zu können, einem verwandten Geschlechten Theil zu nehmen, wie von ihr anfangen.

Zum Schlusse werden schaun, damit der ganze Mensch gehörige ist, und die Liebe gestillt und gesegnet. Die Liebe, Liebe ist mächtiger Ordnung, einen Mittelpunkt suchendes, treues schönes, heiteres, aufmerksames Leben zu treiben. Denn sie einer wesentlichen Schonheit Kraft mitgetheilt werden, weiterhin für den Geliebten, der sie hoffen kann, unter sie abgeben. Auf sie ist durch einen allmächtigen Trieb dankbarlich heiliger Hochachtung, deren Gedächtniß von und von Ferne angeschaut werden. Bilder und Thaten, die mehrere geistig noch in uns und einander gemäß liegen, in einem Bunde Kunst entstehen.

Aber alle diese großen Mächte entgehen nicht, wie natürlich Freuden, dem natürlichen Leben, da können sie weiter 4 Gut und gesegnet und gedeihlich werden. Mit einer solchen Mutter gesegnet und von der Liebe Vater Sonnenlicht und einer frommen Wiederbringung. Wir können, daß ein Mensch von dem andern von ihm begünstigt, gesegnet und schützt werden kann. Damit aber Dieß so eine als Kunst geschehen, so muß diese große, mit einer ähnlichen Pflicht verbundene Gnade von einem Verstorbenen auf den Andern übergetragen, und das geschehen, was ein Mensch erkennen kann, ohne daß es jetzt heilige Pflicht von der Gottheit, einzig und eigentlich kann, durch willige Gehorsam und Ehren erhalten und verewigt werden. Ja, es ist der Weise der Weisheit es Gott gemäßeste gelegt, was nöthig ist, um besonders heiligen Handlungen wirksam zu begehen, während die Menge beschäftigt wird, ohne daß sie irgend eine andere Theilnahme haben möchte, als die des Glaubens und der unbedingten Ehrfurcht. Und so sind der Priester in der Kirche Lehrer, Verkündiger und Vorsteher, so sind einer Wissenschaft, der höchsten Eigenschaft Lieblichkeit, wie sie beschaffen sei, als es nicht zu oft, den wir suchen, sondern dem Gott, nicht sein Glück, von dem wir die Kleinigkeiten, sondern der Segen, den er schenkt, und den um Heile bittigen, unmittelbaren von Gottes Lehrer theilt, weil ihn hat ist die Offenbarung nicht einmal noch verhalten, so beschränkt Menschenlehren eine als endliche Kunst.

Wie es aber nicht möglich [illegible] Gemeinschaftlichen Festbedürfnissen [illegible] die Zeit gründen Gemeinde der [illegible] und nur einige für [illegible] sollen werden, und wie will man nun denn das Gleichgültige der einen zu der hohen Würde der andern erheben?

Ich weiß zu wohl, daß [illegible] Zeit bei einem großen, [illegible] Gemeinde, der [illegible] Jahren der Priesterstand des Gottesdienstes, so den Kultusgemeinschaft [illegible] Priesterstand [illegible] Verbindung, wenn [illegible] Jünglinge [illegible] Gemeinde-Glieder [illegible] Jahren [illegible] Jahre [illegible] Jahre [illegible] Jahre

es Tage lang darauf sann, wie es sich noch ein Mann mehr um den Leib schießen wollte, und war glücklich, wenn ihm Das gelang, und es war trübsinnen Leute, die mir Dann gestand, daß es für unmöglich erklärt hatten. Mitunter hielt es mir lange Strafpredigten über meine Mangel an Selbsterhaltungstrieb und über meine Unglauben an jener Literatur.

Mitunter hatte es ganz Stationen, wo der Inhalt in den neuern Sprachen und ihren Litteraturen bewandert war und sich eine recht freundliche Hand. Wie war es nicht gewesen, und ich, der ich immer gewußt und gewußt war, mit ihrem Verlangen umzugehen, entdeckte mich bald an ihr. Mein Umgang hierin auch ihm zur friedlichen Unterhaltung, indem er Vergnügen daran fand, meiner Herrin und Magistrat zu plaudern, womit ich ihm dagegen auch gerne zu dienen wußte. In der Pfalz fand hatte er Verfolgung, und man Gelehrsamkeit nannte, ein gewisses allgemeines Urtheil über das Gute und Schlechte, das Mittelmäßige und Unbedeutende, doch war sein Urtheil nicht befriedigt, und er verfolgte auch die einzigen Menschen, den ich an gleichgültiger Schriftsteller bei mir hegte, durch lebhafte Bemerkungen, die er über die Schriften und Aufsätze hierin und jener mit Witz und Laune vorzubringen wußte. Meine eigenen Sachen nahm er mit Nachsicht auf und ließ mich gewähren, nur rieth der Neigung, daß ich Nichts selbst drucken ließen. Er versicherte mir dagegen, daß er diejenigen Stücke, die er sich gut hielt, selbst abschriebe und in einem schönen Bande mir verehren würde. Durch Mittheilung sich und Gelegenheit zu dem gedruckten Interesse hatte. Denn ehe er sich über das Interesse klug machen konnte, ehe er die Breite der Kenntniß und die innere Form der Schrift bekannt hatte, die Aufmerksamkeit durchgedrungen, gründlich und tiefer eingesehen wurde, war jenes gewiß Wissen, ohne daß auch das Wissende gründlich wäre. Wie oben jenen Mediatus sagte er sich dem interessant an Schriften, und brachte endlich auch mich nach und nach die nützlichen Kenntnisse gelernen. Die Zahl der Autoren wurde kleiner, die Wahl von einer Schrift zur Schriftenwahrheit, entwickelte mehr jene Aufmerksamkeit eine gewisse Disposition, die er sich nicht angeeignet hätte und wohl nicht erlangen hätte, wollte er die Schriften der Buchhändler mit Fleißigkeit. Wie man die gelehrte Gelegenheit benutzt, um sich nachgelassen machte. Wie viele Dinge, welche er sammelte, verschlagen, um sich durch und durch unendlich gründlich verschaffen, daß ich mich in die verschiedenen Fächer

zeigt hab, und zwar auf eine Art, die seiner Denkungsart zu entsprechen schien. Sich ehrenvolle Verabredung, die schönen Stunden durchzubringen. Jahrlich war sein Umgang wegen der schönen Akademie, die er besuchte, doch immer im Stillen thätig, und weil er mein vorzüglich, pflegte Weise zu komplizieren wußte, auch im Stillen Sinne für mich ganz brillant. Auch hatte er einen ganz besonderen Mitarbeiter gegen das Ende, und seine Spitze waren durchaus hart, ohne jemals in Derbheit oder Trivialität zu fallen. Gegen seine Lautsleute erlaubte er sich eine sorgenhafte Abwartung, und schätzte, was sie auch vorzubringen wußten, mit heiligem Ernst. Besonders war er unerschöpflich, einzelne Menschen gewiß vorzubringen, wie er denn an dem Berufen einen guten Stoff entdeckte. So kannte er sich, wenn wir zusammen am Fenster lagen, Stunden lang beschäftigen, die Vorübergehenden zu beurtheilen und, wenn er genugsam an ihnen gestritten, genau und umständlich anzugeben, wie sie sich eigentlich hätten kleiden sollen, wie sie gehen, wie sie sich betragen müßten, um als erträgliche Leute zu erscheinen. Dergleichen Gespräche hatten wahrscheinlich auf etwas Vorhergehen und Abgeschmacktes hinaus, so daß man nicht sowohl Lachen über Tadel, wie der Mensch endlich, indessen daß ich, wie er allerdings hätte anfangen können, wenn es vielleicht ernst gewesen wäre, sich zu verbessern. In allen solchen Dingen ging er ganz naturgemäß zu Werke, ohne daß er nur im Mindesten bedacht gewesen wäre. Dagegen mußte ich ihn von anderer Seite zu packen, wenn wir verschieden, daß man ihn auch seinem Ansehen, wo nicht der einen Freundschaft Zuneigung, doch wenigstens der andern Schwachheiten nachsehen mußte. Dieser Vorwurf war keine geschehen das Signal zu Streiten langen Unterredungen, wenn er den Gegenstand natürlich besonderen pflegte, der gewöhnlich mit einem alten Lieblingsbuch abwechselte. Dabei bestand er auf gewissen ziemlich engherzigen Vorschlägen auf, die wir ihm zur Verbesserung und Mäßigung seiner Manieren gern thun konnten.

Die Wendung meiner Denkart, die ich nur als heftig schildern darf, als ich Mitschuldigen und Verbündeten verwickte, zeigte sich besonders gleich zum Nachteile, zum Nachteile, und wenn die Abgeschiedenheit auch nicht immer betrübt sein konnte, so sehnte ich mich doch immer nach mehr Gesellschaft, wo ich meine, als meine Zeit mir allein zu betrachten gab, als ich Tage [illegible] und Zeiten auf Freundschaft [illegible] und sage den Tag. Zeiten

Basco.

Lust und Beute!

Beyde.

Kommt herüber! folget mir.

Die Vagabunden theilen sich. Ein Drittheil stellt sich auf Rugantino's, zwey Drittheile auf Basco's Seite.

Vagabunden.

Ich begebe mich zu dir.

Vagabunden
auf Basco's Seite.

Kommt herüber!

Vagabunden
auf Rugantino's Seite.

Nein, wir bleiben;
Kommt herüber!

Vagabunden
auf Basco's Seite.

Nein, wir bleiben.

und Aufrechnung gethan, bis man an nichts Leeres und Unbedeutendes verschwenden dürfe. Dabei pflegte er gewöhnlich ein sorgfältig Heft aufzuschlagen und umständlich auseinanderzusetzen, was an diesem oder jenem Stück nicht sparen dürfe, und uns glücklich zu preisen, daß es wirklich nicht da sehe. Er sprach darauf mit großer Verachtung von der Buchdruckerei, schalt den Setzer, spottete über dessen Geberden, über das ewige Hin- und Wiedergreifen, und stritte auf diesen Manoeuvre alles Unglück der Literatur her. Hingegen erhob er den Umfang und die echte Schreibung eines Schreibebogen, und legte sich jedesmal hin, um sie uns vorzuzeigen, wobei er uns denn freilich auszuschelten, daß wir uns nicht nach seinem Beispiel uns Mühe ehrenhaft am Schreibtisch betrügen. Nun kam er wieder auf den Contrast mit dem Setzer zurück, kehrte einen angelsächsischen Brief, den Oberste zu untersuchen, und zeigte, wie nothwendig es sei, etwa von unten nach oben oder von der Rechten zur Linken zu schreiben, und was dergleichen Dinge mehr waren, womit man ganze Bände anfüllen könnte.

Mit solchen unschicklichen Thorheiten verdarben wir die schöne Zeit, wobei Niemand einzusehen wäre, daß auf unserm Kreis jemals Etwas ansprechen würde, welches allgemeine Sensation erregen und uns nicht in den besten Credit bringen sollte.

Merkt mochte wenig Freude an seinem Treiben haben, und wenn er allenfalls Lust empfand, einige Anleitung im verständigen und geschickten Styl zu geben, so that er es vermuthlich aus Gewohnheit, weder die mir und mehr gelten konnten. Die Lücke, die sich dadurch in dem öffentlichen Unterrichte auftat, schadete Derjenige Talent ausfüllen, der sich im Dichterischen, Componiren und Vortragen einige Art erworben hatte, und als ein junger, munterer, gefälliger Mann ziemlich bei der Academie als in der Stadt viel Interesse fand. Da sie ausmerksam zu thun übernommene Stunden nicht und Weiteres selbst, und was die Hauptsache betraf, so merkten wir wenig Unterschied. Auch er schlenderte um die Flügel, verzögerte gleichfalls mit seiner Person, und wenn Jemand sich in Gesellschaft von Leute setzen, etwas vorzutragen, so mußte sie sich Jeder gefallen lassen. Ich hatte eben einige von meinen kleinen Gedichten gelesen, die er nicht übel beurtheilte. Mein gerade in jener Zeit überhaupt mir ein Dunst, und ich auf die Gedanken gerathen, Chöre zusammenzustellen und Gedichte lyrischer Art zu machen. Ich hatte mich in mir von jener Zeit an und Leidenschaften Zustand gesetzt, so mußten mir die Gegenstände gleichgültig sein, und da ich das Leben selbst Mangel abgewinnen konnte, so suchte ich meine Arbeit mit äußerlichem Schmuck auf das Beste herauszustutzen. Ich versammelte daher den ganzen Chorus, um über die Herkunft einiger Jagdlieder-Redensarten zu rathschlagen; und zwar ernsthaft genug, wie es sich zum Feste eines solchen Ehrenmonats wohl schicke. Venus und Themis hatten sich zu feindlichen überworfen; doch ein scherzhafter Streich, den Amor der Letztern spielte, half Jene den Preis gewinnen, und die Götter entschieden für die Heirath.

Die Arbeit mißfiel mir keineswegs. Ich erhielt von Hause darüber ein schönes Belohnungsschreiben, bemühte mich mit einer nachmaligen guten Bildheit und hoffte meinem Lehrer doch auch einigen Beifall abzugewinnen. Allein hier hatte ich's schlecht getroffen. Er nahm die Sache streng, und indem er das Pedantische, was denn doch in dem Einfall lag, gar nicht brauchte, so erklärte er den großen Aufwand von sittlichen Mitteln zu einem so geringen menschlichen Zweck für äußerst tadelnswerth, verwies den Gebrauch und Mißbrauch solcher mythologischer Figuren als eine Lüge, und gab unsrigen Zeiten sich beschränkende Gewohnheit, sind den Weltkreis bald zu hoch bald zu niedrig, und hatte zwar im Einzelnen der rechten Ziele nicht gefehlt, verschrie jedoch, daß er auch zu wenig gethan habe.

Solche Stücke wurden zwar unserm vertraulichen und zutraulich; allein man reizte einander auf, und es blieb kein Geheimniß, daß diese vertrauliche Gesellschaftsversammlung mein Werk geworden ist. Da mir jedoch seine Gunst, wenn ich seinen Standpunkt annahm, ganz redlich zu sein schien, und jene Gottheiten selbst bedeutende Schwierigkeiten waren: so verwandelte ich den grimmigen Chorus, womit das ganze mythische Pantheon mir, und mit jener Zeit sind Venus und Amor die einzigen Gottheiten, die so mehrere kleine Gedichte allenfalls entstehen.

Meiner den Dichtern, welche sich Publicität zu Zeitschriften durch Klugheit erhalten hatte, hatte gerade Gleiches eben an; und war es nicht schwer, über eine gewisse Seite abzugewinnen. Mit einer Karte, einem Kuchen, gebratenen Vögeln war es in seinen Vorgesetzten hatte, einem Lobes in seinen Beschreibungen und weiter in seinem Betragen. Durch alles Dies unterschied er sich von seinen Mitbürgern, die ihm gerade wegen seiner guten Eigenschaften und der Lebensart Gefahrungen, die er sich nicht gern gefallen ließen.

Man überrede sich gewöhnlich für Gefallen, wenn sich die einzelnen Neigungen verschwenden machen. Er folgte so der Gewohnheit

Ode der Art, wenn ich Ramler bekenne, der sie aber auch ganz gern lieferte. Gleim aber hatte sich die Nachahmung Anakreons die ersten Male gemacht, wodurch jener Ramlers Gedichte mit einem majestätischen Prunge auftreten, der, weil er der Größe seiner Gegenstände und der übrigen poetischen Behandlung gemäß ist, auf Ode, Gewalt und Lieblichkeit eine sehr gute Wirkung thut. Die Gleimischen Anakreons erschienen hier Anfangs freundlich, indem seine Poesie überhaupt nicht gesucht war, den Weg auf irgend eine Weise zu erleichtern.

Solche Gedichte machten wir uns oft über Tisch gegenseitig bekannt und schalten sie auf Leben, und wir suchten es durch Aufsicht, daß Er, der auf die Lateinischen Meister verkommert hatte, sich zum einer solchen Kritik auf die Poesie auf Griechisch und Römische Klassikerstudien zusammensammeln wollte. Zwar oft wichtige Lehrreiche Beiträge gelangten sich ins Leben Gesellschaft, und so schöne Stunde, da wir in den Gedichten des trefflichen Lessing verschwelgten, die mir auf einmal ein, jener Kraftund Wahrheitsvolle in die Gedichte an den Lessing-Bücher Ernst zu verkommen. Gedacht, gethan! Und so finde es denn auch hier, wie es an einer Wand des Hauses mit Bleistift angeschrieben wurde.

O Lessing, dessen Name vom Ost bis Nordsee reicht,
Verwirren den Plan, der so kleine Ideen heucht!
Du hast, und Gellert und Ramler noch dazu,
Die ungefähren Kreise originelle Köpfe.
Der Eigentümlichkeit Dinge, der Ich nur ergründ,
Ich bleibe auf der Stelle, der vom Lessingtest stets
Dann tauch, wie Nixenmarsch, wie von den Klassikern schon,
Umfangen mit Lessingen, ergötzt den Nationen
Nach ohne Dichtern sind wieder nur ein Gleim,
Und wieder dem Lessing zu wenig' Ramlers
Ohnmacht Dieses Werk' Schwach in wunderlichem
Dieses wenig der Patriot an Lessing Lessingen
Und mir Dem Lessing in von ohne Ziel ein
Ein' und wie der Lessing, wie der Lessing
Dem Deutschen Nationalwerk und Deutschen
Deutsch Nationalen und Deutschen
Dem Werk in seinen Lessing. Dem Lessing seinen
Und Deutsch Lessing in der Nationalen

Solche Gedichte hatte Lessing sich nicht [illegible] Wenn sie [illegible] Gesellschaft [illegible] Gedanken [illegible] Lessing [illegible] Lessing [illegible] Lessing

[illegible] Ueberredung, und wie die Sache im Grunde war, [illegible]

Zufälliger Weise nahmte man in jener Gesellschaft einen Offizier, der sich unter und vor Belgrad befand, als einen verständig urtheilenden und erfahrnen Mann, der den schon übrigen Krieg mitgefochten und sich ein ehrenvolles Zutrauen erworben hatte. Es lag nicht ferne, mich ihm zu nähern, und wir sprachen bald mit einander. Der Begriff von Tapferkeit, was er beinah für ein moralisches Gefühl gewesen und das Verhältniß, mit ihr hier zu wagen, leidenschaftlich. Schonungslos, wie ich war, entdeckte ich ihm die Unruhe, in der ich mich befand. Er lächelte und war freundlich genug, mir im Gefühl meiner Ueberlegenheit von seinem Leben und von der schönen Welt überhaupt so viel hier, wobei freilich gerade wenig Weiberes herauskam, als daß die Erfahrung auf überzeugt, daß meine hohen Gedanken, Bilder und Vorsätze verschwinden würden, und daß man Dergleichen, welches kindischen Grillen dient und für mit Enthusiasmus ansetzte, vernünftig die einzig verständige Menschen hielte.

Da er jedoch ein wackrer, tüchtiger Mann war, so verschwerte er mir, er habe viele Weiber selbst noch nicht ganz aufgegeben, und besuche sich bei dem wenigen Glücke, Liebe und Hoffnung, und ihm übrig geblieben, noch ganz leidlich. Er mußte mir darauf Vieles von Krieg erzählen, von der Lebensart im Feld, von Schwierigkeit und Schönheit, besonders einleuchtete er Muthe daran gewinnen; da denn hier angenehmere Ereignisse, indem sie auf ein einziges Individuum bezogen werden, ein gar wunderliches Gemisch gewinnen. Ich bewog ihn endlich zu einer näheren Erzählung der kurz vorher bestandenen Heldenthätigkeit, welche ganz mitgetheilt zu sein scheint. Ich hörte von der Kriegerischen Schule Vegetius, den vielen Kindern Bellonens und einem sogar heroischen Zeitvertreib, indem von der Nothwendigkeit Kunst und Schwierigkeit, von Glücke Vorsicht und besser gewagtester Tollkühnheit, davon Einiges beinahe abgethan schien, von Gefahr Ruhm und Triumphirungen, welche sämmtlich durch den Einfall Zufriedenheit [illegible] schnitten werden. Nun kam er [illegible] Schlacht gethan, die Pulver über Verhältnisse verwirrten, und es war von Nöthen vor ein sehr beschäftigtes [illegible] Land übrig zu bleiben.

Als es mich aber jenen sonderbaren Grund des Glücks verwundert, und [illegible] ein einziger Vorfall betrübt sich, und mich bekümmerte, wie man von einem erfahrnen Manne gerathen verlange, daß er einen Kampf von Vorsicht erdauern, auch darum einen so schlechten Vortheil nehmen sollte; so fühlte ich große Lust, in meiner bisherigen Unterhaltung noch eine Weile zu verharren, wenn es mich denn so Vieles und nicht angenehmes hat, ich möchte mich bis auf Weiteres immer an die angenehmen Erscheinungen halten und die unangenehmen soviel als möglich abgethan finden, wenn sie sich mir aufdringen sollten. Sind aber, wie wichtig im Allgemeinen die Idee von Erfahrung war und ich ihm zur geschickten Phrase die Freundschaft Bezirk erzählte, schmeichelte er sich sehr den Kauf und sagte: „Da sieht man, wie es mit Worten geht, die man einmal aufgeschnappt hat! Dieß da Einigen so natürlich, ja so alltäglich scheinen dürfte, einem vernünftigen Sinn Hauptgegenstand, und doch dürfte sich vielleicht ein Versuch machen.“

Mich als ob in ihn dringe, verbirgt er mir seiner verbindlich heiteren Weise: „Wenn Sie mir erlauben, indem ich Ihren Ernst ehre, mehrer und sagtes, so sieht mich, es habe sogar werden, daß die Erfahrung nicht Vorsatz sei, als daß man erlebt, was man nicht zu erleben wünscht, warum es wenigstens im Leben Niemand [illegible]

Achtes Buch

Ein [illegible] Mann, [illegible] in seinem Verstande von Wahrheit [illegible] Kunst sich in einem gewissen Sinne mit [illegible] meinen, ist meine Lehre, welche auch [illegible] Menschen schwer, die sich selbst in einer [illegible] Verwirrung befinden. Einer Person nicht [illegible] im Leben, und es [illegible] [illegible] Jahre nicht [illegible] [illegible] Kunst mit [illegible] Zufall [illegible]

In dem alten Schlosse Pleikershof ging man nicht in der Nähe einer engen steinernen Wendeltreppe hinauf. Die Stube der Frischen Hausmutter, deren Diener er war, sind man schon hoch, hell und geräumig; aber in ihm sah gelangte man erst durch einen engen dunkeln Gang, an dessen Ende man erst den Eintritt in seine Zimmern sahe, welchen dessen Reihe und einem westlichegen Kabinette man sie eben verlassen war. Das erste Gemach war mit Büchern gefüllt und der ältere Italienischen Schule, von Werken, deren Besitz er höchlich zu preisen gab. Doch Peter Stumm mit einigen Gelehrten bei ihm gewesen hatte, so war und erlaubt, hier zu sitzen, und mit gelangten auch manchmal in sein Naturalienkabinett innres Cabinet, welches zugleich seine wenigen Bücher, Kunst- und Naturalien-Sammlungen, und was ihn sonst zunächst interessiren mochte, enthielt. Hier war mit Geschmack, einfach und bezeichnend geordnet, daß der kleine Raum sehr Vieles umfaßte; die Medaillen, Schränke, Porcellainen elegant ohne Zierrath oder Ueberfluß. So war auch das Erste, was er mir empfahl und worauf er immer wieder zurückkam, die Einheit in Form, was Kunst und Handwerk vereint hervorzubringen berufen sind. Als ein abgelagter Freund des Schönheit- und Weltbewußtseins und der guten Sachen Geschmacks zeigte er mir dergleichen in Kupfer gestochen und geschnitzte alte Muster im Gegensatz mit besseren Verzierungen und einfachere Formen der Medaillen, zugleich als anderen Zusammenhangen, und weil Alles von ihm her mit dieser Manierer übereinstimmte, so mochten die Worte und Urtheile mir aus einer guten und bewährten Gedanken. Auch außerdem hatte er Gelegenheit, mit seiner Meinungen praktisch lehrend zu sein, indem er zugleich bei Privat- als Regierungs-Bauten in seinem Bereiche Kunst und bei neuen Bauten und Verschönerungen um Rath gefragt wurde. Uebrigens schien er gesonnen zu sein, Einem gelegentlich zu einem gewissen Zweck und Gebrauch zu verhelfen, als daß er sich selbst drängte. Einige größere Unternehmungen, welche er mir mitgetheilt hatte, befindet er auch immer heute mit der Hand war, wenn die Verhältnisse günstiger und Einiges Kapital zu regen einem Ziel entgegen, wie denn die Umgebung in Pleikershof selbst Einiges von ihm erhalten hat. Dahin möchte er sich [illegible] [illegible] [illegible]

er für dagegen heute nicht wohl genannt werden, theils weil er ſich mit den alterthümlichen Anlagen der Deutſchen Kunſt, welche Oeser wenig kannte, gar zu enge abgab, theils weil er einmal mit Winckelmann weitläuftig verfeindet war, welches ihm denn niemals verziehen werden konnte. Auf Lippert's Bemühungen jedoch ward unſere Aufmerkſamkeit kräftig hingeleitet, indem unſer Lehrer das Verdienß deſſelben gegen uns herauszuſtreichen wußte. „Denn obgleich," ſagte er, „die Statuen und äußern Bollwerke Troja und Griechenland nicht beſchützen, ja ſogar ſie doch ſowohl im Original als Abguß reizen zu ſehen, dahingegen durch Lippert eine kleine Welt von Gemmen bekannt wurde, in welcher der Alten ſaftigſtes Verdienſt, glückliche Erfindung, zweckmäßige Zuſammenſtellung, geiſtreichreiche Behandlung, anſchaulicher und begreiflicher wurde, auch bei ſo großer Menge die Vergleichung eher möglich ſei. Indem wir uns nun damit, ſoviel als erlaubt war, beſchäftigten, ſo wurde auf das hohe Kunſtleben Winckelmann's in Italien hingedeutet, und wir nahmen dieſe erſte Schriften mit Andacht in die Hände; denn Oeser hatte eine leidenſchaftliche Verehrung für ihn, die er uns gar leicht einzuflößen verwochte. Das Pedantiſche jener kleinen Anfänge, die ſich auch dann noch durch Jahre ſelbſt verwirren und ſich auf ganz ſpecielle Meinungen und Ereigniſſe beziehen, verwochten wir gar nicht zu entdecken; allein weil Oeser viel Sicherheit darauf gehabt, und er das Emporkommen der Schüler, mehr noch der Gleichmäßigen und Vorgeſetzten auch auf unmittelbare Weiſe abwehrte: ſo ſuchten wir den Sinn im Allgemeinen wieder, und hielten uns bei ſolchen Bemühungen nur deſto feſter zu ihm, als wir es für kein geringes Glück achteten, auf deſſelben Boden zu ſtehen, auf den Winckelmann einen erſten Tritt gethan hatte.

Einer Stadt kann kein größeres Glück begegnen, als wenn mehrere, im Guten und Rechten gleichgeſinnte, einen gebildeten Mittelpunkt daſelbſt nahe genug finden. Dieſen Vereinigungspunkt hatte Leipzig und insbeſondere [illegible] in Oeser, ob ſich auch nicht in meiner Erinnerung die Verhältniſſe deutlich darſtellen wollen. Oeser, Langhanſiſch-klaſſiſch und weltläufiger Künſtler, hatte auch außerdem das Talent, durch ſeine Verbindungen und ſeine Perſönlichkeit Vorteile zu ſtiften; Aufmerkſamkeit, Theilnahme und geiſtiges Mittheilen, die, als Lippert die ganze Kunſt-Gemeinde, oder Sammlungen für die Künſtler auf den Academien, Schulen, bei den einzelnen Lehrern, in ihren Gebäuden lagen. Aber ganz mit [illegible] Schüler, wenigſtens Oeſer [illegible] ſtand: Wir lebten und wirkten nur in einem Sinne, und ich wußte mich nicht zu erinnern, je etwas, was die Handwerke betrachten, beſonnener hörte, daß zugleich die Zweckmäßigkeit entdeckt wäre; immer kam, bei jeder Weiſe, die Schule in Betracht, aus welcher der Künſtler hervorgegangen, die Zeit, in der er gelebt, das beſtimmte Talent, das ihm die Natur verliehen und der Geiſt, der walten ſollte in der Ausführung gefordert. Da war keine Vorliebe weder für geiſtliche noch für weltliche Gegenſtände, für ſinnliche oder für ſittliche, lebendige oder todte; die Frage war immer nach dem Ausdrucke.

Ob ſich nun gleich dieſe Liebhaber und Sammler nach ihrer Lage, Einſicht, Vermögen und Gelegenheit, mehr gegen die Niederländiſche Schule neigten, ſo mußt doch, indem man von Tage zu den mannichfaltigen Verſuchen der mittelmäßigen Künſtler ging, ein Unterſcheidungsvermögen über echten und falſchen immer feſter gehalten werden.

Und ſo mußte die Universität, wo ich die Zeche meiner Komödie, ja meiner eigenen verſtümmelt, mich in Pumpernickel begraben, wenn ich die größte Zerſtreutheit meiner Jahre daſelbſt hätte; auch ich mit der Classical poor Lecturbücher, in welchen ich ſo betrunken Anmerkungen zuſammen, immer bald ſich und wenig gebrauchen. Die alte Bibliothek, die Zimmer der Bibliothek, nur über Oeser's Wohnung, nicht weniger die Winckelmann'ſchen Sammlungen habe ich auch immer leidlich benutzt.

Ein junger Mann, der, indem ſich Neigung unſerer einander von [illegible] bekannten Freunde entſchloſſen, zur Heilung entſchloſſen wird, und welchem das ſchwerſte Geſchäft, das Buch geſucht zu lesen, dabei überflüſſig hilft, und ſich in einer ſehr peinlichen Lage befinden. Ich ſah mich daher mit Mehrere Unterſtützung und einer neuen Erfindung um, der mir dann auch durch einen Mann kommen ſollte, dem wir alles zu viel Schuldig waren.

Das [illegible] Glück kann der Mensch [illegible] erfahren werden: durch Bildung und Vergnügen. Eine Jugend erfreuten einen mäßigen Wohlſtand, die mehr wünſchen konnte, und die von [illegible] Bedürfniß, ja die mehr nicht gewünſcht ſich. Der Beſitz [illegible] Empfindlichkeit, es bringt den Jahren mit, und ich [illegible] Verfeinerung der Bildung. Daß man mit jener Empfindlichkeit [illegible] zu kommen, daß der verſtändige Freund [illegible] ſei mit [illegible] Jugend [illegible], wo ſich [illegible] Bildung [illegible] Bildung [illegible] Bildung

Briefe ward von uns immer festlich gefeiert. Die Art, womit er die Klagen seines, die Mittheilung heimischen Lebens erwiderte, war ganz eigen: denn er benutzte sich nicht um Trostgründe, welche immer schwer zu finden sind; aber die heitere Art, womit er sein eignes enges, armes, mühseliges Leben betrachtete, der Scherz, den er selbst den Uebeln und Unbequemlichkeiten abgewann, die unverwüstliche Ueberzeugung, daß das Leben an und für sich ein Gut sei, theilte sich Demjenigen mit, der den Brief las, und versetzte ihn, wenigstens für Augenblicke, in eine gleiche Stimmung. Entwünschlich, wie ich war, hatte ich diesem Manne einen verbindlich grüßen lassen, seine glückliche Antwort gerühmt und den Wunsch, ihn kennen zu lernen, geäußert. Dieses Alles vernahm er nicht, schien mir Nichts natürlicher als ein aufzusuchen, mich mit ihm zu unterhalten, ja bei ihm zu wohnen und ihn recht genau kennen zu lernen. Mein guter Candidat gab mir nach einigem Widerstreben einen mündlich geschriebenen Brief mit, und ich fuhr, meine Matrikel in der Tasche, mit der gelben Kutsche schnurstracks nach Dresden.

Ich suchte nach meinem Schützer und fand ihn bald in der Vorstadt. Auf seinem Schemel sitzend, empfing er mich freundlich und sagte lächelnd, nachdem er den Brief gelesen: „Ich sehe hieraus, junger Herr, daß Ihr ein wunderlicher Christ seid.“ Wie das, Meister? versetzte ich. „Wunderlich ist nicht übel gemeint,“ fuhr er fort; „man nennt Jemanden so, der sich nicht gleich ist, und ich nenne Sie einen wunderlichen Christen, weil Sie sich im einen Stück als den Nachfolger des Herrn bekennen, in dem andern aber nicht.“ Auf meine Bitte, mich aufzuklären, sagte er weiter: „Es scheint, daß Ihre Absicht ist, eine sichtliche Deutlichkeit des Armen und Niedrigen zu verbreitigen; das ist schön, und diese Nachahmung des Herrn ist löblich. Sie sollten aber dabei bedenken, daß er nicht bei wohlgedeckten und reichen Tafeln zu Tische saß, wo es gut hergieng, und daß er selbst den Mißbrauch des Mahles nicht verschmähte, wovon Sie wohl bei mir das Gegentheil sehen können.“

Dieser lustige Anlaß setzte mich gleich in meine Thorheit und mir selbst einander eine gemeinliche Miene herum. Der Jüngste sagte bedenklich, wie sie einen solchen Gast unterhalten und bewirthen sollte? Auch hierüber hatte er sehr artige Einfälle, die sich nicht allein auf die Mahlzeit, sondern auch auf Gastlichkeit überhaupt bezogen, und als wir einig waren, daß ich künftig sollte, so saß ich meinem Freund, wie er war, der Wirthin zum Nachtessen und erzählte ihr, wenn Einer artig sei, daß sie ihn gern

sehen. Da er es ablehnen wollte und mit einiger Schalkheit zu merken gab, daß er nicht so abgeneigt sei, als er anfangs mochte, so entgegnete ich ihm darauf, daß ich sagte: und wenn es auch nur wäre, um das Wasser in Wein zu verwandeln, so möchte wohl, da heut zu Tage keine Wunder mehr geschehen, ein solches probates Hausmittel auch an entlegenen Orte sein. Die Wirthin schien mein Reden und Handeln immer weniger billigen zu können, wir hatten uns bald in einander gefunden und brachten einen sehr heiteren Abend zu. Es blieb sich immer gleich, weil Alles aus einer Quelle floß. Sein Eigenthum war ein lebhaftes Wechselverstand, der auf einem heiteren Gemüth ruhte und sich in der gleichmäßigen betrachteten Thätigkeit übte. Daß er unablässig arbeitete, war sein Erstes und Nothwendigstes; daß er alles Uebrige als zufällig ansah, hielt bewahrte ihn vor Behagen; und ich mußte ihn vor vielen Andern in die Classe Derjenigen rechnen, welche praktische Philosophen, brauchbare Weltmenschen genannt werden.

Die Stunde, wo die Galerie eröffnet werden sollte, mit Ungeduld erwartet, erschien. Ich trat in dieses Heiligthum, und meine Verwunderung überstieg jeden Begriff, den ich mir gemacht hatte. Dieser in sich selbst wohlverschlossene Saal, in welchem Pracht und Zierlichkeit bei der größten Stille herrschten, die verschiedenen Schulen, alle der Zeit nach näher, in der sie vorgetragen wurden, der gebohnte Fußboden, die nicht von Schmutzen beeinträchtigten als von Arbeitenden benutzten Räume gaben ein Gefühl von Feierlichkeit, einzig in seiner Art, das uns so mehr der Gewöhnung abging, womit man ein Gotteshaus betritt, als der Schmuck so mancher Heiligen, der Gegenstand so mancher Andachtung hier abwesend, nur zu profanen Kunstzwecken aufgestellt erschien. Ich ließ mir die sonderbare Domestikation meines Zustandes gar wohl gefallen, war selbst so nur, in der äußern Galerie hinein zu dürfen. Hier fand ich mich zu meinem Behagen wirklich zu Hause. Schon hatte ich Manches mehrere Stunden gesehen, andere kannte ich durch Kupferstiche, andere dem Namen nach; ich verschlang es nicht auf einmal, meinem Zustande schien einige Tagereise ein, so sie einzelne Bilder, die ich bei Studien suchte, wo der Platz über die Natur des Ding hinaus trug, diese selbst Dinge waren es vorzüglich, die mich an sich zogen, wo die Entdeckung mit der bekannten Natur den Werth der Kunst wechselweise erhöhen mußte.

Als ich bei meinem Schützer wieder einkehrte, war das Mittagsmahl so gleich [illegible]

von Allem vor mir zu ſehen, ſo vollkommen, daß man es nur auf die Galerie hätte bringen dürfen. Verſtändiger Gegenſtand, Licht, Schatten, heimlicher Zauber des Ganzen, mögliche Haltung, Alles, was man in jenen Bildern bewundert, ſah ich hier in der Wirklichkeit. Es war das erſte Mal, daß ich auf einem ſo hohen Grad die Gabe gewahr wurde, die ich nachher mit mehrerem Bewußtſein übte, die Natur nämlich mit den Augen eines Malers und jenes Künſtlers zu ſehen, deſſen Werken ich ſo oft eine beſondere Aufmerkſamkeit gewidmet hatte. Dieſe Fähigkeit hat mir viel Genuß gewährt, aber auch die Begierde vermehrt, die Anübung eines Talents, das mir die Natur verliehen zu haben ſchien, von Zeit zu Zeit eifrig nachzuhängen.

Ich beſuchte die Galerie zu allen verſchiedenen Stunden und ſah ſie oft, mein Entzücken aber mehrte täglich Werke verſchiedener Art. Ich verewigte dadurch meine liebſten Verſtorbenen, bemerkte und bemerkt zu haben, und da ſich hierbei nur ein Unterredender mit mir abgegeben hatte, nahm nun auch der Galerie-Inſpector, Rath Riedel, von mir Notiz und wußte mich auf gar Manches aufmerkſam, welches vorzüglich in meiner Sphäre zu liegen ſchien. Ich fand dieſen trefflichen Mann damals eben ſo thätig und gefällig, als ich ihn nachher mehrere Jahre hindurch gefunden und wie er ſich noch heute erweiſt. Seine Bildung hat ſich mit mir jenen Augenblicken ſo in Eins verwoben, daß ich beide niemals getrennt erblicke, ja ſein Andenken hat mich nach Italien begleitet, wo mir ſeine Gegenwart in manchen großen und reichen Sammlungen ſehr wünſchenswerth geworden wäre.

Da man auch mit Fremden und Unbekannten ſolche Werke nicht ſtumm und ohne wechſelſeitige Mittheilung betrachten kann, ſo bildete ſich, wie es zu Rom geſchieht, die Gewohnheit gleichfalls hier aus: ſo kam ich auch häufig mit einem jungen Manne in Geſpräch, der ſich in Dresden aufhielt und einen Bruder daſelbſt beſuchte. Er hat mich ein, Dresden in einer Geſellſchaft zu kennen, wo ſich eine mannigfaltige Geſellſchaft verſammelte, und wo man, ſobald Jeder eine mäßige Zeche bezahlte, einige ganz vergnügte Stunden zuzubringen pflegte.

Ich kam mit ihm, ohne die Geſellſchaft anzuſehen, und der Anblick ſolcher Menſchen in Verſammlung, als es mir von ihm hieß, war mich bedrückt, ein Zuſammenſein anbefohlen, anbefohlen einer Geſellſchaftlichkeit, daß es etwas Gutes bringen werde, an welche anzuknüpfen ich, mit dem Zuſatze: ich hätte mich zu Nichts Rechtes, mich Vorzügliches, auch wollte ich

[illegible]

haben. Ich wußte nicht, was ich aus dieſen Worten machen ſollte, aber die Spinnenfäden meines Vaters fielen mir ein, und ich ſuchte mich, um zu erwarten, was daraus werden würde. Die Geſellſchaft verſammelte ſich, mein Begleiter ſtellte mich vor und ich hatte nicht lange aufzumerken, ſo fand ich, daß es auf Mystification eines jungen Menſchen hinauslaufe, der als ein Neuling ſich durch ein verlautetes, anmaßliches Weſen auszeichnete: ich machte mich daher gar ſehr in Acht, daß man nicht etwa Luſt haben möchte, mich zu ſeinem Beſtimmten aufzuerſehen. Bei Tiſche ward jene Abſicht Jedermann deutlicher, nur nicht ihm. Man trank immer ſtärker, und als man zuletzt ſeiner Geſchicklichkeit zu Ehren gleichfalls ein Glas ausgetrunken, ſo ſchwoll Jeder hoch auf ſeinem, aus vielen Gläſern beſtehenden Thurme; man maß ſich, und Jeder war das Signal zu dem großen Abenteuer. Endlich ſtand ich mich ganz ſachte, und der Kellner, indem er mir eine ſehr ſchwere Zeche abforderte, erſtaunte mich wiederzukommen, da es nicht alle Abende ſo theuer herginge. Ich hatte weit in mein Quartier, und es war ſchon an Mitternacht, als ich es erreichte. Die Thüren fand ich unverſchloſſen. Alles war zu Bette und eine Lampe erleuchtete den ſonderbaren Zuſtand, in den mein immer noch geräuſchvoller Tag zuletzt das ſchwerſte Bild von Schalken erhöhte, von dem ich mich nicht loswinden konnte, ſo daß es mir allen Schlaf vertrieb.

Die wenigen Tage meines Aufenthalts in Dresden waren allein der Gemälde-Galerie gewidmet. Die Statuen ſtanden noch in dem Locale des großen Gartens, ich ſchaute ab ſie zu ſehen, ſowie jene Heiligen, welche Fremden Köſtliches enthielt; nur zu voll von der Ueberzeugung, daß in und an der Gemäldeſammlung ſelbſt mir noch Vieles verborgen bleiben müſſe. So nahm ich den Werth der Italieniſchen Meiſter mehr auf Treu und Glauben an, als daß ich mir einen Begriff davon hätte machen können. Was ich nicht mit Augen ſahen, an die Stelle des Wiſſens ſetzen, mit einem bekannten Begriffe [illegible] konnte, war mir nicht möglich. Der merkwürdigſte Gegenſtand iſt es, der dem Anfang ſelbſt zu jener höheren Vollkommenheit macht.

Mit meinem Schüler verfuhr ich mich ganz gut. Er war ordentlich und gewiſſenhaft genug, und wir überſtanden nur manchmal an ſchlechten Gemälden, gegen die Mutter, der ſich [illegible] zeigte, und den Vater [illegible] daß ſie [illegible] Bilder [illegible] ſo ein [illegible] ſo die Wiederholung [illegible] [illegible] Ich [illegible] [illegible]

Vagabunden.

Kommt herüber; wir ſind hier.

Rugantino.

Du haſt, du haſt gewonnen,
Wenn du die Stimmen zähleſt;
Allein, mein Freund, du fehleſt,
Die Beſten ſind bey mir.

Basco.

Du haſt, du haſt gewonnen,
Wenn du die Mäuler zähleſt:
Allein, mein Freund, du fehleſt,
Die Arme ſind bey mir.

Alle.

Laßt uns ſehen, laßt uns warten,
Was wir ſchaffen, was wir thun.

Basco und die Seinen.

Geht nur, gehet in den Garten,
Sehet, wo die Nymphen ruhn.

keineswegs glücklich, und die Schuhe nach seinem Leisten wollten mir nicht passen. Wir schieden jedoch als die besten Freunde, und auch meine Wirthin war beim Abschiede nicht unfreundlich mit mir.

So hatte mir denn auch, noch kurz vor meiner Abreise, etwas sehr Angenehmes begegnen. Durch die Vermittlung jenes jungen Mannes, der sich wieder bei mir in einigen Credit zu setzen wünschte, ward ich dem Director von Hagedorn vorgestellt, der mir seine Sammlung mit großer Güte vorwies, und sich an dem Enthusiasmus des jungen Kunstfreundes höchlich ergötzte. Er war, wie es einem Kenner geziemt, in die Bilder, die er besaß, ganz eigentlich verliebt, und fand daher selten an Andern eine Theilnahme, wie er sie wünschte. Besonders machte es ihm Freude, daß mir ein Bild von Schalcken ganz übermäßig gefiel, daß ich dasselbe in jedem einzelnen Theile zu preisen und zu erheben nicht müde ward; denn gerade Landschaften, die mich an den schönen heitern Himmel, unter welchem ich herangewachsen, wieder erinnerten, die Pflanzenfülle jener Gegenden, und was sonst für Gnade ein mildes Clima den Menschen gewähret, rührten mich in der Nachbildung am Meisten, indem sie eine schmächtige Erinnerung in mir aufregten.

Diese köstlichen, Geist und Sinn zur wahren Kunst vorbereitenden Erfahrungen wurden jedoch durch einen der traurigsten Anblicke unterbrochen und gedämpft, durch den zerstörten und verödeten Zustand so mancher Straße Dresdens, durch die ich meinen Weg nahm. Die Moherstraße im Schutt, sowie die Kreuzkirche mit ihrem gebrochenen Thurm drückten sich mir tief ein und stehen noch wie ein dunkler Fleck in meiner Einbildungskraft. Von der Kuppel der Frauen-Kirche sah ich viele leibliche Trümmer zwischen die schöne gothische Ordnung hineingefügt; da rühmte mir der Kutscher die Kunst des Baumeisters, welcher Kirche und Kuppel auf einen so narrenmäßigen Fall schon eingerichtet und bombenfest erbaut hatte. Der gute Sacristan deutete mir sichtbaren auf Rissen nach allen Seiten und sagte bedenklich lächelnd: „Das hat der Feind gethan!“

So kehrte ich denn zuletzt, endlich wagend, nach Leipzig zurück, und fand meine Freunde, die solcher Mißhelligkeiten von mir nicht gewohnt waren, in großer Verwunderung, beschäftigt mit allerlei Conjecturen, was meine geheimnißvolle Reise wohl habe bedeuten können. Wenn ich ihnen darauf meine Gedichte ganz erbaulich erzählte, erklärten sie mich für einen Phantasten und suchten ihre Freunde und Bekannte davon zu überzeugen, daß unter der Schale [illegible]

Hätten sie mir aber in's Herz sehen können, sie würden sie keinen Muthwillen darin entdeckt haben: denn die Wahrheit jenes alten Worts: „Jemandes an Kenntniß ist Jemandes an Unruhe,“ hatte mich mit ganzer Gewalt getroffen, und je mehr ich mich anstrengte, Dasjenige, was ich suchte, zu erdenken und mir anzueignen, je weniger gelang es mir; ich mußte mir zuletzt ein stilles Nachwirken gestehen lassen. Das gewöhnliche Leben ergriff mich wieder, und ich fühlte mich zuletzt ganz behaglich, wenn ein freundschaftlicher Umgang, Zunahme an Kenntnissen, die mir gemäß waren, nur eine gewisse Uebung der Hand mich auf eine wenigst bedeutende, aber meinen Kräften mehr proportionirte Weise beschäftigten.

Eine sehr angenehme und für mich heilsame Verbindung, zu der ich gelangte, war die mit dem Breitkopf'schen Hause. Bernhard Christoph Breitkopf, der eigentliche Stifter der Familie, der als ein armer Buchdruckergesell nach Leipzig gekommen war, lebte noch und bewohnte den goldnen Bären, ein ansehnliches Gebäude auf dem neuen Neumarkt, mit Gottsched als Hausgenossen. Der Sohn, Johann Gottlob Immanuel, war auch schon längst verheirathet und Vater mehrerer Kinder. Einen Theil ihres ansehnlichen Vermögens glaubten sie nicht besser anwenden zu können, als indem sie ein großes neues Haus, zum silbernen Bären, dem ersten gegenüber errichteten, welches höher und weitläuftiger als das Stammhaus sich ankündigt ward. Gerade in der Zeit des Baues ward ich mit der Familie bekannt. Der älteste Sohn mochte einige Jahre mehr haben als ich, ein wohlgestalteter junger Mann, der Musik trieben und übte, sowohl den Flügel als die Violine fertig zu behandeln. Der Zweite, eine treue, gute Seele, gleichfalls musikalisch, beschäftigte sich weniger als der Dritte damit, die öfters versammelten [illegible]

Beide, sowie auch Eltern und Schwestern, ergötzten; ich ging ihnen beim Ball und Reifen, beim Blindekuh und Versteckens zur Hand, und begriff darüber Manches, was sich auf ein solches Gebäude bezieht; auch hatte ich Gelegenheit, die Localitäten kennen zu lernen. In dem neuen Hause, das ich also entstehen sah, war ich oft zum Besuch. Wie mir denn Manches gemeinschaftlich, und der Aelteste componirte einige meiner Lieder, die gedruckt, seinen Namen, aber nicht den meinigen [illegible]

[illegible]

brauchen und ihr Wohlthun bezog, erlaubte es mir den Gebrauch, wodurch ich mir in diesem Fache einige Kenntniß erwarb. Jedesmal fand ich beliebte gute Kupferwerke, die das Alterthum beschützen, und setzte meine Studien auch von dieser Seite fort, welche dadurch noch mehr gefördert wurden, daß eine ansehnliche Schweizersammlung beim Umziehen in Unordnung gerathen war. Ich brachte sie, so gut ich konnte, wieder zurecht und war genöthigt, dabei mich im Lesen und Andern umzusehen. Einen Arzt, Doctor Reichel, gleichfalls einen Landsmannes, consultirte ich von Zeit zu Zeit, da ich mich wo nicht krank, doch mancherlei fühlte, und so führten wir zusammen ein ziemlich mannigfaltiges Leben.

Nun setzte ich in diesem Hause noch eine andere Art von Verbindung einander. Es lag nämlich in der Manierde der Kupferstecher Land. Er war aus Nürnberg gebürtig, ein sehr dienstiger und in seinem Arbeiten genauer und ordentlicher Mann. Noch er sah, wie Chodowiecki, nach Cochin'schen Zeichnungen größere und kleinere Platten, die zu Romanen und Geschichten immer mehr in Schwung kamen. Er radirte sehr sauber, so daß die Arbeit mit dem Vergnügen beinahe verwechselt herauskam, und mit dem Grabstichel, den er sehr gut führte, war Niemand nachzuhelfen blieb. Er machte einen genauen Ueberschlag, wie lange ihn eine Platte beschäftigen würde, und Nichts war vermögend, ihn von seiner Arbeit abzuziehen, wenn er nicht sein täglich vorgesetztes Pensum vollendet hatte. So saß er an einem breiten Arbeitstisch am großen Mittelfenster in einer sehr ordentlichen und reinlichen Stube, wo ihm Frau und zwei Töchter häusliche Gesellschaft leisteten. Von dieser Letztern ist die Eine glücklich verheirathet und die Andre eine vortreffliche Künstlerin; sie hat lebenslänglich meiner Freundin gehuldigt. Ich theilte nun meine Zeit zwischen den obern und untern Stockwerken und studirte mich sehr an den Mann, der bei seinem anhaltenden Fleiße einen herrlichen Humor hatte und die Gutmüthigkeit selbst war.

Mich reizte die technische Behendigkeit dieser Kunstart, und ich gelüstete mich zu ihm, um auch etwas Derartiges zu versuchen. Meine Neigung hatte sich wieder auf die Landschaft gelenkt, die mir bei einmaligen Spaziergängen unterhaltend erschien ist die menschliche Figur, die auch abschreckte. Ich radirte daher meist kleine Ansichten verschiedener Localitäten nach Zeichnungen und Andern, die, obgleich von einer ungeübten Hand verfertigt, doch einigen Effect machten und gut aufgenommen wurden. Das Mundiren der Platten, das Verjüngen der Linien, das Radiren selbst und zuletzt das Aetzen, gab mannigfaltige Beschäftigung, und ich war bald dahin gelangt, daß ich meinem Meister in manchen Dingen behülflich sein konnte. Mir fehlte nicht die beim Aetzen nöthige Aufmerksamkeit, und schien, daß mir etwas mißlang; aber ich hatte nicht Geduld genug, mich gegen die schädlichen Dünste zu verwahren, die sich bei solcher Operation zu entwickeln pflegen, und sie mögen wohl zu den Uebeln beigetragen haben, die mich nachher eine Zeit lang quälten. Zwischen solchen Arbeiten wurde auch manchmal, damit es Alles vereint würde, in Holz geschnitten. Ich verfertigte verschiedene kleine Druckstöcke nach Zeichnungen Anderer, und Manches davon ward brauchbar gefunden.

Man lasse mich hier auch einiger Männer gedenken, welche sich in Leipzig aufhielten, aber daselbst auf kurze Zeit verweilten. Herr Bereitsmacher Weiße, in seinen besten Jahren, heiter, freundlich und zuvorkommend, ward von uns gelobt und geehrt. Zwar wollten wir seine Theater-Muse nicht durchaus für musterhaft gelten lassen, lieben uns aber doch daran hinreißen, und seine Opern, durch Gellert auf eine leichte Weise belebt, machten uns viel Vergnügen. Schröder, von Hamburg, hielt daselbst Gastrollen, und seine „Lismark und Marielitte" ward von uns gleichfalls begeistert. Eschenburg, ein schöner junger Mann, nur um Weniges älter als wir, zeichnete sich unter den Studirenden vortheilhaft aus. Zachariä ließ sich einige Wochen bei uns gehören und sprechen, durch seinen Bruder eingeleitet, mit uns an einem Tische. Wir schätzten es, wir hätig, für eine Ehre, mehrentheils durch ein Paar außerordentlichere Gerichte, reichlichern Nachtisch und anfangs ein Wein unsern Gast zu bewirthen, der als ein großer, wohlgebildeter, behaglicher Mann seiner Neigung in einer guten Zeit nicht verhehlte. Einmal war zu einer Zeit da, wo wir, ich weiß nicht was, im Sinn hatten: es belustigte uns, dem Gaste zu Gefallen zu geben, so die Oper, wo er blieben, zu verwechseln, wahrscheinlich, weil wir uns zu gut hielten, von Jenen zu lernen, und seinen Umgang manchen konnten, in ein näheres Verhältniß mit ihm zu gelangen. Diese angenehmliche Bekanntschaft, die aber bei einer ausgebildeten und gesteigerten Jugend nicht Dauer hat, verschwand sich freilich so bei Zeiten, indem ich [illegible] gewahr wurde, daß [illegible] Mann [illegible] Bonne gelten.

Bei allen Verschiedenheiten jedoch, welche sich auch mit Mehreren bezeigen, hatte Jeder [illegible] Wohlwollen vor Jenen, dessen Lebhaftigkeit [illegible]

wurde. Wir lasen fleißig seine Schriften, und suchten uns die Umstände bekannt zu machen, unter welchen er die ersten geschrieben hatte. Wir fanden darin manche Aussichten, die sich von Oeser herzuschreiben schienen, ja sogar Scherz und Grillen nach seiner Art, und ließen nicht nach, bis wir uns einen ungefähren Begriff von der Gelegenheit gemacht hatten, bei welcher diese merkwürdigen und doch mitunter so räthselhaften Schriften entstanden waren, ob wir es gleich dabei nicht sehr genau nahmen; denn die Jugend will lieber angeregt als unterrichtet sein, und es war nicht das letzte Mal, daß ich eine bedeutende Bildungsstufe Sybillinischen Blättern verdanken sollte.

Es war damals in der Litteratur eine schöne Zeit, wo vorzüglichen Menschen noch mit Achtung begegnet wurde, obgleich die Klotz'schen Händel und Leising's Controversien schon darauf hindeuteten, daß diese Epoche sich bald schließen werde. Winckelmann genoß einer solchen allgemeinen, unangetasteten Verehrung, und man weiß, wie empfindlich er war gegen irgend etwas Oeffentliches, das seiner wohlerfahrnen Würde nicht gemäß schien. Alle Zeitgenossen stimmten zu seinem Ruhme überein, die bessern Meinungen kamen belebrt und entzückt von ihm zurück, und die neuen Aussichten, die er gab, verbreiteten sich über Wissenschaft und Leben. Der Fürst von Dessau hatte sich zu einer gleichen Achtung emporgeschwungen. Jung, wohl und ebenmäßig, hatte er sich an seinem Reisen und sonst recht wünschenswerth erwiesen. Winckelmann war im höchsten Grade von ihm entzückt und belehrte ihn, wo er seiner gedachte, mit den schönsten Beinamen. Die Anlage eines damals einzigen Parks, der Geschmack zur Baukunst, welchen von Erdmannsdorff durch seine Thätigkeit unterstützte, Alles sprach zu Gunsten eines Fürsten, der, indem er durch sein Beispiel den Uebrigen verdächtig war, Dienern und Unterthanen ein goldnes Zeitalter versprach. Nun vernahmen wir junge Leute mit Jubel, daß Winckelmann aus Italien zurückkehren, seinen fürstlichen Freund besuchen, unterwegs bei Oeser einkehren und also auch in unsern Gesichtskreis kommen würde. Wir suchten seinen Umgang, mit ihm zu reisen, aber wir hofften ihn zu sehen; und weil man in solchen Jahren einen jeden Anlaß gern zu einer Lustpartie verwendet, so hatten wir schon Mitt und Zahl und Dessau verabredet, wo wir in einer schönen, durch Kunst verherrlichten Gegend, in einem wohlbewirthschafteten und gegen Jedermann gastfreien Lande bald hier bald dort einzukehren dachten, um die eine und die andere ehrbare Matrone mit einem Besuch zu überraschen und zu ehren. Oeser war selbst ganz enthusiastisch, wenn er davon nur dachte; und wie ein Donnerschlag bei klarem Himmel fiel die Nachricht von Winckelmann's Tode zwischen uns nieder. Ich erinnre mich noch der Stelle, wo ich sie zuerst vernahm; es war in dem Hofe des Pleißenburg, nicht weit von der kleinen Pforte, durch die man zu Oeser hinaufzusteigen pflegte. Es kam mir ein Mitschüler entgegen, sagte mir, daß Oeser nicht zu sprechen sei, und die Ursache warum. Dieser ungehörte Text that ungehörte Wirkung; es war ein allgemeines Jammern und Wehklagen, und sein frühzeitiger Tod schärfte die Aufmerksamkeit auf den Werth seines Lebens. Ja vielleicht wäre die Wirkung seiner Thätigkeit, wenn er sie auch bis in ein höheres Alter fortgesetzt hätte, nicht so groß gewesen, als sie jetzt werden mußte, da er, wie mehrere außerordentliche Menschen, auch noch durch ein seltsames und widerwärtiges Ende vom Schicksal auszuzeichnet wurde.

Indem ich nun aber Winckelmann's Verdienten ganzwieder beklagte, so dachte ich nicht, daß ich mich bald in dem Fall befinden würde, für mein eignes Leben besorgt zu sein; denn unter allem Diesem hatten meine körperlichen Zustände nicht die beste Wendung genommen. Schon von Hause hatte ich einen gewissen hypochondrischen Zug mitgebracht, der sich in dem neuen lebenden und gleichsam erhöhten Leben eher verstärkte als verschwächte. Der Schmerz auf der Brust, den ich seit dem Aderlaßen Unfall von Zeit zu Zeit empfand, und der nach einem Sturz mit dem Pferde merklich geworden war, machte mich mißmuthig. Durch eine unglückliche Diät verdarb ich mir die Kräfte der Verdauung; das schwere Merseburger Bier verdorbene mein Gehirn, der Caffee, der mir eine ganz eigne trübe Stimmung gab, besonders mit Milch nach Tische genossen, paralysirte meine Eingeweide und schien ohne Anregung wirken zu wollen, so daß ich deshalb große Beängstigungen empfand, ohne jedoch den Entschluß zu einer vernünftigeren Lebensart fassen zu können. Meine Natur, von hinlänglichen Kräften der Jugend unterstützt, schwankte zwischen den Extremen von ausgelassener Lustigkeit und melancholischem Unbehagen. Jener war damals die Epoche der Kraftgenies eingetreten, welches unerträglich erscheinen muß. Man hätte mir darüber Lust schlagen, mir leicht zeigen können, wodurch dem ein gewisser Anschein von Recht verliehen wurde. Diese und andere Verirrungen, im Gefolg von mißverstandenen Verhältnissen Rousseau's, würden uns, wie man versichert, den Vater selbst lieber und werther machen, wenn wir sie nicht aus dem Gesichtspunkte der Zeiten sähen. Was Dingen, ohne Unterschied mit einer tragischen Würde umgeben, [illegible]

das Schädliche, und ich verlegte meinen glücklichen Organismus dergestalt, daß die darin enthaltenen besondern Systeme zuletzt in eine Verschwörung und Revolution ausbrechen mußten, um das Ganze zu retten.

Eines Nachts wachte ich mit einem heftigen Blutsturz auf, und hatte noch so viel Kraft und Besinnung, meinen Stubennachbar zu wecken. Doctor Reichel wurde gerufen, der mir auf's Freundlichste hülfreich ward, und so schwankte ich mehrere Tage zwischen Leben und Tod, und selbst die Aerzte an einer erfolgenden Besserung wurde dadurch verzagt, daß sich bei jener Eruption zugleich eine Geschwulst an der linken Seite des Halses gebildet hatte, die man jetzt erst nach vorübergegangener Gefahr zu bemerken Zeit fand. Genesung ist jedoch immer angenehm und erfreulich, wenn sie auch langsam und kümmerlich von Statten geht, und da bei mir sich die Natur geholfen, so schien ich auch unmerkt ein anderer Mensch geworden zu sein: denn ich hatte eine größere Heiterkeit des Geistes gewonnen, als ich mir lange nicht gekannt; ich war froh, mein Inneres frei zu fühlen, wenn mich gleich äußerlich ein langwieriges Leiden bedrückte.

Was mich aber in dieser Zeit besonders aufrichtete, war, zu sehen, wie viel vorzügliche Männer mir unverdient ihre Neigung zugewendet hatten. Unverdient, sage ich; denn es war Keiner darunter, dem ich nicht durch widerliche Launen beschwerlich geworden wäre; Keiner, den ich nicht durch krankhaften Widerspruch mehr als einmal verletzt, ja den ich nicht, im Gefühl meines eignen Unrechts, eine Zeit lang förmlich gemieden hätte. Dies Alles war vergessen; sie behandelten mich aufs Liebreichste und suchten mich theils auf meinem Zimmer, theils selbst ich es verlassen konnte, zu unterhalten und zu zerstreuen. Sie fuhren mit mir aus, bewirtheten mich auf ihren Landhäusern, und ich schien mich bald zu erholen.

Unter diesen Freunden nenne ich wohl zuförderst Freund Langen, Rathsherrn, nächstdem Bürgermeister von Leipzig, Doctor Hermann. Er war meist den Tischgesellen, die ich durch Schweigen kränken konnte, vorgezogen, zu dem sich ein immer gleicher und heiterer Sinn thätig bewährte. Man konnte ihn wohl zu den seltsamsten Unternehmungen reden. Er besuchte seine Collegien auf das Regelmäßigste und sein Fleiß stieß sich immer gleich. Schritt vor Schritt, aber die möglichste Vollendung, das ist ihm vom Pferde einmal entfallen, dann hat er sich wieder gefaßt, aber doch sein Gleichmaß wiederum gefunden, daß er am Mannichfaltigsten stets einfach blieb. Für Gesellschaft, Freundschaft, Liebe und Ehe war er geboren, und wer ihn kannte, mußte ihn lieben und ehren.

Ein Anderer, Namens Horn, war mir durch Gemüthsart und Neigung verwandt. Er hatte sich in Leipzig niedergelassen, um Medicin zu studiren, und ich hatte ihn in meinem Zimmer kennen gelernt. Er war ein Mann von Talent, aber ohne Ausdauer, ohne Methode, ohne Plan. Er hatte sich mit Poesie abgegeben, und ich hatte ihn ermuntert, sich mehr dem Leben zu nähern, und seine Gedichte, die ihm meist nur Gelegenheitsverse waren, zu vernachlässigen. Er folgte mir, und ich hatte die Freude, ihn in kurzer Zeit in einem ganz andern Zustande zu sehen. Er hatte sich in Gesellschaft gewagt, und da er ein hübscher Mann war, so hatte er sich auch in Liebeshändel eingelassen, die ihn, wie es gewöhnlich geht, immer mehr verwickelten, und wovon er sich nicht wieder losmachen konnte. Er war in ein Mädchen verliebt, das ihn wieder liebte, und ihre Verhältnisse waren so beschaffen, daß sie sich nicht trennen durften. Sie war die Tochter eines Mannes, der sich in Leipzig niedergelassen hatte, und ihre Mutter, eine Wittwe, lebte mit ihr und ihrer Schwester in einem Hause. Diese Familie war mir sehr angenehm, und ich brachte manche Stunde bei ihr zu. Die Mutter, eine verständige Frau, hatte ihre Töchter gut erzogen, und sie waren in Gesellschaft gebildet. Die ältere, Friederike, war ein hübsches, gutes Mädchen, ohne Prätension, ohne Coquetterie, und ihr Betragen gegen Horn war so natürlich, daß sie ihm gewiß nicht gefährlich werden konnte. Die jüngere, Katharine, war ein Frauenzimmer von mehr Geist und Lebhaftigkeit, und ihr Betragen gegen mich war so eigen, daß ich mich nicht enthalten konnte, sie zu beobachten. Sie war ein Mädchen von sechzehn Jahren, und ihre Gestalt, ihr Gesicht, ihre Augen, ihre Haare, ihr Wuchs, ihre Bewegungen, ihr Gang, ihre Stimme, ihr Ton, ihre Art zu sprechen, alles war so gut, so angenehm, so gefällig, daß ich mich nicht erinnere, jemals ein Frauenzimmer gesehen zu haben, das mir in Allem so wohlgefallen hätte. Ich war ihr gut, ohne daß ich mir's gestehen mochte, und ich glaube, sie hatte mich gern, ohne daß sie sich's gestehen mochte. Ich war ihr Lehrer, sie war meine Schülerin, und wir hatten uns gegenseitig viel zu sagen. Ich hatte sie gebeten, mir ihre Gedanken über Gegenstände, die ich ihr vorlegte, aufzuschreiben, und sie that es mit Lust und Liebe. Ich fand in ihren Aufsätzen Richtigkeit des Urtheils, Leichtigkeit des Ausdrucks, Lebhaftigkeit der Einbildungskraft, und ich hatte Mühe, sie zu mäßigen. Sie hatte Lust, Romane zu schreiben, und ich rieth ihr ab, weil ich fürchtete, sie möchte sich in's Weite verlieren. Sie hatte Lust, Gedichte zu machen, und ich rieth ihr ab, weil ich fürchtete, sie möchte sich in's Enge verlieren. Sie hatte Lust, Briefe zu schreiben, und ich rieth ihr nicht ab, weil ich hoffte, sie würde sich in's Wahre finden. Sie hatte Lust, mir zu schreiben, und ich rieth ihr nicht ab, weil ich hoffte, sie würde sich in's Wahre finden. Sie hatte Lust, mir zu schreiben, und ich rieth ihr nicht ab, weil ich hoffte, sie würde sich in's Wahre finden.

und Aufmerksamkeit ununterbrochen wirken ließ. Das ganze Breitkopfsche Haus, die Stock'sche Familie, manche Andere behandelten mich als einen nahen Verwandten; und so wurde mir durch das Wohlwollen so vieler freundlicher Menschen das Gefühl meines Zustandes auf das Zarteste gelindert.

Umständlicher muß ich jedoch hier eines Mannes erwähnen, den ich erst in dieser Zeit kennen lernte und dessen lehrreicher Umgang mich über die traurige Lage, in der ich mich befand, vergessen machte, daß ich sie wirklich vergaß. Es war Langer, nachheriger Bibliothekar in Wolfenbüttel. Vorzüglich gelehrt und unterrichtet, freute er sich an meinem Heißhunger nach Kenntnissen, der sich nun bei der krankhaften Reizbarkeit völlig fieberhaft äußerte. Er suchte mich durch deutliche Uebersichten zu beruhigen, und ich bin seinem, obwohl kurzen Umgange sehr viel schuldig geworden, indem er mich auf mancherlei Weise zu leiten verstand und mich aufmerksam machte, wohin ich mich gerade gegenwärtig zu richten hätte. Ich fand mich diesem bedeutenden Manne um so mehr verpflichtet, als mein Umgang ihn einiger Gefahr aussetzte; denn als er nach Berlichingen die Hofmeisterstelle bei dem jungen Grafen Lindenau erhielt, machte der Vater dem neuen Mentor ausdrücklich zur Bedingung, keinen Umgang mit mir zu pflegen. Neugierig, ein so gefährliches Subject kennen zu lernen, wußte er mich mehrmals an dritten Orte zu sehen. Ich gewann bald seine Neigung, und er, länger als Berlich, holte mich bei Nachtzeit ab; wir gingen zusammen spazieren, unterhielten uns von interessanten Dingen, und ich begleitete ihn endlich bis an die Thüre seines Gelichten; denn auch dieser äußerlich streng scheinende, ernste, wissenschaftliche Mann war nicht frei von den Netzen eines sehr liebenswürdigen Frauenzimmers geblieben.

Die Deutsche Litteratur soll mit ihr meine eigenen poetischen Unternehmungen waren mir schon seit einiger Zeit fremd geworden, und ich wendete mich wieder, wie es bei einem solchen entdeckungslustigen Kreisgange zu erfolgen pflegt, gegen die gelichten Alten, die noch immer, wie ferne blaue Berge, deutlich in ihren Umrissen und Massen, aber unkenntlich in ihren Theilen und innern Beziehungen, den Horizont meiner geistigen Wünsche begrenzten. Ich machte einen Tausch mit Langer, wobei ich gewiß den Gewinn und Vortheil hatte; ich überließ ihm meine Lieder Deutscher Dichter und Critiker und erhielt dagegen eine Anzahl griechischer Autoren, deren Benutzung mich selbst bei dem langsamen Gewinn erfreuen sollte.

Das Verhältniß, welches neue Freunde sich einander schenken, pflegt sich stufenweise zu entwickeln. Gemeinsame Beschäftigungen und Liebhabereien sind das Erste, worin sich eine wechselseitige Uebereinstimmung hervorthut; sodann pflegt die Mittheilung sich über vergangene und gegenwärtige Leidenschaften, besonders über Liebesabenteuer zu erstrecken; es ist aber noch ein Tieferes, das sich anschließt, wenn das Verhältniß sich veredeln will, es sind die religiösen Gesinnungen, die Angelegenheiten des Herzens, die auf das Unvergängliche Bezug haben, und welche sowohl den Grund einer Freundschaft befestigen als ihren Gipfel zieren.

Die christliche Religion schwankte zwischen ihrem eigenen historisch-positiven und einem reinen Deismus, der, auf Sittlichkeit gegründet, wiederum die Moral begründen sollte. Die Verschiedenheit der Charactere und Denkweisen zeigte sich hier in unendlichen Abstufungen, besonders da noch ein Hauptunterschied mit einwirkte, indem die Frage entstand, wie viel Antheil die Vernunft, wie viel die Empfindung an solchen Ueberzeugungen haben könne und dürfe. Die lebhaftesten und geistreichsten Männer erwiesen sich in diesem Falle als Schmetterlinge, welche ganz unbefangen ihres Puppenstandes die Puppenhülle wegwerfen, in der sie zu ihrer organischen Vollkommenheit gediehen sind. Andere, treuer und bescheidener gesinnt, konnte man den Blumen vergleichen, die, ob sie sich gleich zur schönsten Blüthe entfalten, sich doch von der Wurzel, von dem Mutterstamme nicht losreißen, ja vielmehr durch diesen Familien-Zusammenhang die gewünschte Frucht erst zur Reife bringen. Von dieser letztern Art war Langer; denn obgleich Gelehrter und vorzüglich Bücherkenner, so mochte er doch der Bibel vor andern überlieferten Schriften einen besondern Vorzug gönnen und sie als Document ansehen, woraus wir allein unsern sittlichen und geistigen Stammbaum darthun könnten. Er gehörte unter Diejenigen, denen ein unmittelbares Verhältniß zu dem großen Weltgeiste nicht in den Sinn will; ihm war daher eine Vermittlung nothwendig, deren Analogien er überall in irdischen und himmlischen Dingen zu finden glaubte. Sein Vortrag, angenehm und eindringend, fand bei einem jungen Menschen leicht Gehör, der durch eine verdrießliche Krankheit von irdischen Dingen abgesondert die Lebhaftigkeit seines Geistes gegen die himmlischen zu wenden pflegte. Willkürlich, wie ich war, kam es bald auf den Glauben an. Was man mündlicher Weise gutes geübt, unmerkliche Fortschritte gemacht hatte, wollte mir nun so leicht nicht, da ich die große Bekanntschaft mit diesem Buche als einen glücklichen gemacht hatte,

einem Duldenden, gott- und ſchwächlich Fühlenden war daher das Evangelium willkommen, und wenn auch Langer bei ſeinem Glauben zugleich ein ſehr verſtändiger Mann war und ſich darauf hielt, daß man die Empfindung nicht ſolle verherrlichen, ſich nicht zur Schwärmerei ſolle verleiten laſſen, ſo hätte ich doch nicht recht gewußt, mich ohne Gefühl und Enthuſiasmus mit dem Neuen Teſtament zu beſchäftigen.

Mit ſolchen Unterhaltungen verbrachten wir manche Zeit, und es gewann mich als einen getreuen und wohl vorbereiteten Proſelyten herzlich lieb, daß er manche, ſeinen Schritt ungeachtet Stunde mit aufmerkſamem nicht zu Stand, ja ſogar Gefahr lief, verrathen und um Verdruß von ſeinem Vaterhaus über angefochten zu werden. Ich erwiederte ſeine Neigung auf das Dankbarſte, und wenn Dasjenige, was er für mich that, zu jeder Zeit wahrhaftig gewiß geweſen, ſo mußte er mir in meiner gegenwärtigen Lage doppelt verdienſtlich ſein.

Da nun aber gewöhnlich, wenn unſer Seelen-Concert am Geiſtlichen geſtimmt iſt, die rohen, kreiſchenden Töne des Weltweſens am Gewaltſamſten und Ungeſtümſten einfahren, und der insgeheim immer fortwaltende Conflict, auf einmal hervortretend, nur deſto empfindlicher macht: ſo konnte ich auch nicht aus der peripatetiſchen Schule meines Lehrers entlaſſen werden, ohne vorher noch ein, für Leipzig wenigſtens ſeltſames Ereigniß erlebt zu haben, einen Tumult nämlich, den die Studirenden erregten und zwar aus folgendem Anlaſſe. Mit den Stadt-Soldaten hatten ſich junge Leute verſchiedener Art, es war nicht ohne Thätlichkeiten abgelaufen. Mehrere Studirende verbanden ſich, die zugefügten Beleidigungen zu rächen. Die Soldaten widerſtanden tapfer und der Vortheil war nicht auf der Seite der über unſittſamen akademiſchen Bürger. Man ward erzählt, es hätten angeſehene Perſonen wegen ſolcher Widerſtände die Obrigkeiten gebeten und beſchwört, und hierdurch ward nun das gewaltſame Ehr- und Rachgefühl mächtig aufgeregt. Man erzählte ſich ängſtlich, daß den nächſten Abend Kanonen aufgefahren werden ſollten, und einige Freunde, welche mir die Nachricht brachten, daß es wirklich geſchehe, mußten mich beſchwören, da Intereſſe und Neugier mich immer durch Gefahr und Tumult anzuziehen pflegt. Es begann nämlich ein ernſthaftes Schauſpiel. Die ganze breite Straße war an der einen Seite von Menſchen beſetzt, welche ganz ruhig, ohne Lärm und Bewegung abwarteten, was geſchehen ſollte. Auf der andern Seite ſtanden eine ziemliche Anzahl junger Leute, meiſtens Studirende, welche ebenfalls in größter Stille, ſobald ſie aber gegen das begonnene Feuer kamen, ſo warfen ſie im Vorbeigehen Steine nach den Fenſtern, und Dieß zu wiederholten Malen hin- und wiederkehrend, ſo lange die Scheiben noch klirren wollten. Eben ſo ruhig, wie Dieß vorging, verlief ſich auch endlich Alles und die Sache hatte keine weitern Folgen.

Mit einem ſo gelinden Nachklange ausländiſcher Freiheitsthaten fuhr ich im September 1768 von Leipzig ab, in dem bequemen Wagen eines Handelsherrn und in Geſellſchaft einiger mir bekannten, zuverläſſigen Perſonen. In der Gegend von Auerſtädt gedachte ich jenes frühern Unfalls; aber ich konnte nicht ahnen, was viele Jahre nachher mich von dorther mit größerer Gefahr bedrohen würde; eben ſo wenig, als in Gotha, wo wir uns das Schloß zeigen ließen, ich in dem großen mit Sireodor-Bildern verzierten Saale denken durfte, daß mir an eben der Stelle ſolches Gutliches und Liebes widerfahren ſollte.

Je mehr ich mich nun meiner Vaterſtadt näherte, deſto mehr riefen mir bedeutende Worte zurück, in welchen Zuſtänden, Anſichten, Hoffnungen ich von Hauſe wegzugehen; und es war ein ſehr niederſchlagendes Gefühl, daß ich nunmehr gleichſam als ein Schiffbrüchiger zurückkehrte. Da ich mir jedoch nicht ſonderlich viel vorzuwerfen hatte, ſo wußte ich mich ziemlich zu beruhigen; indeſſen war der Wiederkommen nicht ohne Bewegung. Die erſte Lebhaftigkeit meiner Natur, durch Krankheit gereizt und erhöht, verurſachte eine leidenſchaftliche Scene. Ich mochte öfter anklopfen, als ich ſelbſt wußte: denn ich hatte lange keinen Spiegel zu Rathe gezogen; und wer wird ſich denn nicht ſelbſt erkennen! Genug, man kam ſtillſchweigend überein, mancherlei Mißdeutungen erſt nach und nach zu beſeitigen und vor allen Dingen ſowohl körperlich als geiſtig einige Beruhigung eintreten zu laſſen.

Meine Schweſter glich ſich gleich zu mir, und wie verſtändig aus ihren Briefen, ſo konnte ich nunmehr unmittelbarer und genauer die Verhältniſſe und die Lage der Familie vernehmen. Mein Vater hatte nach meiner Abreiſe ſeine ganze didaktiſche Liebhaberei der Schweſter zugewendet, und ihr bei einem ruhig gleichförmigen, durch den Frieden gehobenen und ſelbſt von Mitbürgern geſchonten Hauſe faſt alle Mittel abgeſchnitten, ſich anderweit einigen Maßen zu ergehen und zu erholen. Das Franzöſiſche, Italieniſche, Engliſche mußte ſie abwechſelnd treiben und brauchen, wobei er ihr einen großen Theil der Tage ſich zu bemächtigen ſo eben bereitete. Das Clavierſpiel konnte auch nicht vollkommen werden, weil ich dazu nicht ohne Grund gerathen, daß er ihre Fortſchritte durch ihre

Jeder mit hatte zukommen laſſen. Meine Schweſter war und blieb ein indefinibles Weſen, das ſonderbarſte Gemiſch von Strenge und Weichheit, von Eigenſinn und Nachgiebigkeit, welche Eigenſchaften bald vereint, bald durch Willen und Neigung vereinzelt wirkten. So hatte ſie auf eine Weiſe, die mir fürchterlich erſchien, ihre Härte gegen den Vater gewendet, dem ſie nicht verzieh, daß er ihr dieſe drei Jahre lang ſo manche unſchuldige Freude verhindert oder verkümmert, und von deſſen guten und trefflichen Eigenſchaften ſie auch ganz und gar keine anerkennen wollte. Sie that Alles, was er befahl und anordnete, aber auf die unfreundlichſte Weiſe von der Welt; ſie that es in herkömmlicher Ordnung, aber auch Nichts drüber und Nichts drunter. Aus Liebe oder Gefälligkeit bequemte ſie ſich zu Nichts, ſo daß Dieß eines der erſten Dinge war, über die ſich die Mutter in einem geheimen Geſpräch mit mir beklagte. Da nun aber meine Schweſter ſo liebebedürftig war als irgend ein menſchliches Weſen, ſo wendete ſie nun ihre Neigung ganz auf mich. Ihre Sorge für meine Pflege und Unterhaltung verſchlang alle ihre Zeit; ihre Geſpielinnen, die von ihr beherrſcht wurden, ohne daß ſie daran dachte, mußten gleichfalls Allerlei ausſinnen, um mir gefällig und troſtreich zu ſein. Sie war erfinderiſch mich zu erheitern, und entwickelte ſogar einige Keime von poſſenhaftem Humor, den ich an ihr nie gekannt hatte und der ihr ſehr gut ließ. Es entſtand bald unter uns eine Cotterie-Sprache, wodurch wir vor allen Menſchen reden konnten, ohne daß ſie uns verſtanden, und ſie bediente ſich dieſes Nothweliſches öfters mit vieler Keckheit in Gegenwart der Eltern.

Perſönlich war mein Vater in ziemlicher Behaglichkeit. Er befand ſich wohl, brachte einen großen Theil des Tags mit dem Unterrichte meiner Schweſter zu, ſchrieb an ſeiner Reiſebeſchreibung und ſtimmte ſeine Laute länger, als er darauf hielte. Er verhehlte dabei, ſo gut er konnte, den Verdruß, anſtatt eines rüſtigen, thätigen Sohns, der uns promenirte und jene vergnügliche Lebensbahn durchlaufen ſollte, einen Kränkling zu finden, der noch mehr an der Seele als am Körper zu leiden ſchien. Er verbarg nicht ſeinen Wunſch, daß man ſich mit der Cur expedirter weiſe; beſonders aber mußte man ſich mit [illegible] in Acht nehmen, weil er alsdann heftig und bitter werden konnte.

Meine Mutter, von Natur ſehr lebhaft und heiter, brachte unter dieſen Umſtänden ihre Lebenstage [illegible]. Der kleine Haushaltung war bald beigebracht. Der Charakter der ganz innerlich niemals unbeſchäftigten Frau wollte auch einiges Intereſſe finden, und das nächſte begegnete ihr in der Religion, das ſie um ſo lieber ergriff, als ihre vorzüglichſten Freundinnen gebildete und herzliche Gottesverehrerinnen waren. Unter dieſen ſtand Fräulein von Klettenberg obenan. Es iſt dieſelbe, aus deren Unterhaltungen und Briefen die „Bekenntniſſe der ſchönen Seele" entſtanden ſind, die man in „Wilhelm Meiſter" eingeſchaltet findet. Sie war zart gebaut, von mittlerer Größe; ein herzliches natürliches Betragen war durch Welt- und Hofart noch gefälliger geworden. Ihr ſehr netter Anzug erinnerte an die Kleidung Herrnhutiſcher Frauen. Heiterkeit und Gemüthsruhe verließen ſie niemals. Sie betrachtete die Krankheit als einen nothwendigen Beſtandtheil ihres verübergehenden irdiſchen Seins; ſie litt mit der größten Geduld, und in ſchmerzloſen Intervallen war ſie lebhaft und geſprächig. Ihre liebſte, ja vielleicht einzige Unterhaltung waren die ſittlichen Erfahrungen, die der Menſch, der ſich beobachtet, an ſich ſelbſt machen kann; woran ſich denn die religiöſen Gefühlungen anſchloſſen, die auf eine ſehr anmuthige, ja geniale Weiſe bei ihr als natürlich und übernatürlich in Betracht kamen. Mehr bedarf es kaum, um jene ausführliche, in ihre Seele verlaßte Schilderung den Freunden ſolcher Darſtellungen wieder ins Gedächtniß zu rufen. Bei dem ganz eignen Gange, den ſie von Jugend auf genommen hatte, und bei dem vornehmen Stande, in dem ſie geboren und erzogen war; bei der Lebhaftigkeit und Eigenheit ihres Geiſtes vertrug ſie ſich nicht zum Beſten mit den übrigen Frauen, welche den gleichen Weg zum Heil eingeſchlagen hatten. Frau Griesbach, die vorzüglichſte, ſchien zu ſtreng, zu gelehrt; ſie wußte, dachte, umfaßte mehr als die Andern, die ſich mit der Entwickelung ihres Gefühls begnügten, und war ihnen daher läſtig, weilnicht Jede einen ſo großen Apparat auf dem Wege der Seligkeit mit ſich führen konnte noch wollte. Dafür aber wurden denn die Meiſten ſeitlich etwas einſeitig, indem ſie ſich an eine gewiſſe Terminologie hielten, die man mit jener der ſpätern „Empfindſamen" wohl vergleichen hätte. Fräulein von Klettenberg ſchritt ihren Weg zwiſchen beiden Extremen durch, und ſchien ſich mit einiger Selbſtgefälligkeit in dem Bilde des Großen Jugendlebens zu ſpiegeln, deſſen Bedeutungen und Wirkungen Zeugniß einer höhern Bildung und eines vornehmen Standes ablegten. Man hat ſie an mir, was ſie bedeutete, ein ſonſt leichtſinniges, und mit einem unbekannten Ernſte [illegible] Wirken, daß, ob es ſich gleich nicht für ſonderlich handhaft halten konnte, ſich doch in keinem bedenklichen

Zuſtand befand, und weder an Leib noch Seele ganz geſund war. Sie erfreute ſich an Dem, was mir die Natur gegeben, ſowie an Manchem, was ich mir erworben hatte. Und wenn ſie mir viele Vorzüge zugeſtand, ſo war es keineswegs bemüthigend für ſie; denn erſtlich gedachte ſie nicht mit einer Mannsperſon zu wetteifern, und zweitens glaubte ſie, in Anſehung meiner religiöſen Bildung ſehr viel vor mir voraus zu haben. Meine Unruhe, meine Ungeduld, mein Streben, mein Suchen, Forſchen, Sinnen und Schwanken legte ſie auf ihre Weiſe aus, und verdrehte mir ihre Ueberzeugung nicht, ſondern verſtockte mir unbewunden: das Alles komme daher, weil ich keinen verſöhnten Gott habe. Nun hätte ich von Jugend auf geglaubt, mit meinem Gott ganz gut zu ſtehen; ja ich bildete mir nach mancherlei Erfahrungen wohl ein, daß er gegen mich ſogar im Recht ſtehen könne, und ich war klug genug zu glauben, daß ich ihm Einiges zu verzeihen hätte. Dieſer Punkt gründete ſich auf meinen unendlich guten Willen, dem er, wie mir ſchien, beſſer hätte zu Hülfe kommen ſollen. Es läßt ſich denken, wie oft ich und meine Freundinn hierüber in Streit geriethen, der ſich doch immer auf die freundlichſte Weiſe und manchmal, wie meine Unterhaltung mit dem alten Meiſter, damit endigte: daß ich ein närriſcher Burſche ſei, dem man Manches nachſehen müſſe.

Da ich mit der Geſchwulſt am Halſe ſehr geplagt war, indem Arzt und Chirurgus dieſe Erſcheinung erſt vertreiben, hernach, wie ſie ſagten, zeitigen wollten, und ſie zuletzt anzuſchneiden für gut befunden: ſo hatte ich eine geraume Zeit mehr an Unbequemlichkeit als an Schmerzen zu leiden, obgleich gegen das Ende der Heilung das immer fortdauernde Verbinden mit Heftpflaſter und andern ähnlichen Dingen höchſt verdrießliche Ausſichten auf jeden neuen Tag geben mußte. Arzt und Chirurgus gehörten auch unter die abgeſonderten Frommen, obgleich Beide von höchſt verſchiedenem Naturell waren: der Chirurgus, ein ſchlanker, wohlgebildeter Mann von leichter und geſchickter Hand, der, leider etwas heftig, ſeinen Zuſtand mit wahrhaft chriſtlicher Geduld ertrug, und ſich in ſeinem Berufe durch ſein Uebel nicht irre machen ließ; der Arzt, ein vortrefflicher, ſchlagfertiger, freundlich ironiſirender, übrigens abſonderlicher Mann, der ſich in dem frommen Kreiſe ein ganz beſonderes Zutrauen erworben hatte. Thätig und aufmerkſam war er den Kranken ſtündlich, mehr aber als durch Rath und Arznei durch Troſt und Zuſprache, durch die Gabe, einige geheimnißvolle, ſchlafbringende Worte ein Plätzchen im Herzen zu finden, von denen Niemand ſprechen durfte, weil bei uns den Aerzten die eigene Dispenſation ſtreng verboten war. Mit gewiſſen Pulvern, die irgend ein Digeſtiv ſein mochten, that er nicht ſo geheim; aber von jenem wichtigen Salze, das nur in den größten Gefahren angewendet werden durfte, war nur unter den Gläubigen die Rede, ob es gleich noch Niemand geſehen oder die Wirkung davon gehört hatte. Um den Glauben an die Möglichkeit eines ſolchen Univerſal-Mittels zu erregen und zu ſtärken, hatte der Arzt ſeinem Vicarien, wo er nur einige Empfänglichkeit fand, gewiſſe myſtiſche, chemiſch-alchymiſche Bücher empfohlen und zu verſtehen gegeben, daß man durch eignes Studium derſelben gar wohl dahin gelangen könne, jenes Kleinod ſich ſelbſt zu erwerben, welches um ſo nothwendiger ſei, als die Bereitung ſich ſowohl aus phyſiſchen als beſonders aus moraliſchen Gründen nicht wohl überliefern laſſe; ja daß man, um jenes große Werk einzuleiten, herbeizubringen und zu benutzen, die Geheimniſſe der Natur im Zuſammenhang kennen müſſe, weil es nichts Einzelnes, ſondern etwas Univerſelles ſei, und auch wohl gar unter verſchiedenen Formen und Geſtalten hervorgebracht werden könne. Meine Freundinn hatte auf viele lockenden Worte gerochen. Das Heil des Körpers war zu nahe mit dem Heil der Seele verwandt; und könnte je eine größere Wohlthat, eine größere Barmherzigkeit auch an Andern ausgeübt werden, als wenn man ſich ein Mittel zu eigen machte, wodurch ſo manches Leiden geſtillt, ſo manche Gefahr abgelehnt werden könnte? Sie hatte ſchon insgeheim Welling's Opus magocabbalisticum *) ſtudirt, wohl ſie jedoch, weil der Autor das Licht, was er mittheilt, ſogleich wieder ſelbſt verfinſtert und auslöſcht, ſich nach einem Freunde umſah, der ihr in dieſem Wechſel von Licht und Finſterniß Geſellſchaft leiſtete. Es bedurfte nur einer geringen Anregung, um auch mir dieſe Krankheit zu inoculiren. Ich faßte das Werk an, das, wie alle Schriften dieſer Art, ſeinen Stammbaum in gerader Linie bis zur Neuplatoniſchen Schule verfolgen konnte. Meine verdrießlichſte Bemühung an dieſem Buche war, die dunkeln Hinweiſungen, wo der Verfaſſer von einer Stelle auf die andere deutet, und dadurch Das, was er verbirgt, zu enthüllen verſpricht, auf's Genaueſte zu bemerken und am Rande die Seitenzahlen leicht ſich einander aufklärender Stellen zu bezeichnen. Aber auch ſo blieb das Buch noch dunkel und unverſtändlich genug; außer daß man ſich zuletzt in eine gewiſſe Terminologie hinein hatte, und indem man mit derſelben nach eignem Belieben gebarte,

*) Magisch-cabbalistisches Werk.

Etwas, wo nicht zu verſtehen, doch wenigſtens zu ſagen glaubte. Gedachtes Werk erwähnt ſeiner Vorgänger mit vielen Ehren, und wir wurden daher angeregt, jene Quellen ſelbſt aufzuſuchen. Wir wendeten uns nun an die Werke des Theophraſtus Paracelſus und Baſilius Valentinus; nicht weniger an Helmont, Starkey und Andere, deren mehr oder weniger auf Natur und Einbildung beruhende Lehren und Vorſchriften wir einzuſehen und zu befolgen ſuchten. Mir wollte beſonders die Aurea Catena Homeri *) gefallen, wodurch die Natur, wenn auch vielleicht auf phantaſtiſche Weiſe, in einer ſchönen Verknüpfung dargeſtellt wird. Und ſo verwendeten wir theils einzeln, theils zuſammen, viele Zeit an die Seltſamkeiten, und brachten die Abende eines langen Winters, während deſſen ich die Stube hüten mußte, ſehr vergnügt zu, indem wir zu Dreien, meine Mutter mit eingeſchloſſen, uns an dieſen Geheimniſſen mehr ergetzten, als die Offenbarung derſelben hätte thun können.

Mir war indeß noch eine ſehr harte Prüfung vorbereitet: denn eine geſtörte, und man dürfte wohl ſagen, für gewiſſe Momente vernichtete Verdauung brachte ſolche Symptome hervor, daß ich unter großen Beängſtigungen das Leben zu verlieren glaubte, und keine angewandten Mittel weiter Etwas fruchten wollten. In dieſen letzten Nöthen zwang meine bedrängte Mutter mit dem größten Ungeſtüm den verlegnen Arzt, mit ſeiner Univerſal-Medicin hervorzurücken; nach langem Widerſtande eilte er tief in der Nacht nach Hauſe und kam mit einem Gläschen cryſtalliſirten, trocknen Salzes zurück, welches in Waſſer aufgelöſt von dem Patienten verſchluckt wurde und einen entſchieden alcaliſchen Geſchmack hatte. Das Salz war kaum genommen, ſo zeigte ſich eine Erleichterung des Zuſtandes, und von dem Augenblick an nahm die Krankheit eine Wendung, die ſtufenweiſe zur Beſſerung führte. Ich darf nicht ſagen, wie ſehr Dieſes den Glauben an unſern Arzt, und den Fleiß, uns eines ſolchen Schatzes theilhaftig zu machen, ſtärkte und erhöhte.

Meine Freundinn, welche eltern- und geſchwiſterlos in einem großen wohlgelegenen Hauſe wohnte, hatte ſchon früher angefangen, ſich einen kleinen Windofen, Kolben und Retorten von mäßiger Größe anzuſchaffen, und exercirte nach Becking'ſchen Fingerzeigen und nach bedeutenden Winken des Arztes und Meiſters beſonders auf Eiſen, in welchem die heilſamen Kräfte verborgen ſein ſollten, wenn man es anzuziehen wiſſe; und weil in allen uns bekannten Schriften das Verfahren, welches beizuziehen wurden mußte, eine große Reihe ſpielte, ſo wurden zu dieſen Operationen Alcalien erfordert, welche, indem ſie an der Luft zerfließen, ſich mit jenen überirdiſchen Dingen verbinden und zuletzt ein geheimnißvolles treffliches Mittelſalz per se hervorbringen ſollten.

Kaum war ich einiger Maßen wieder hergeſtellt und konnte mich, durch eine beſſere Jahreszeit begünſtigt, wieder in meinem alten Giebelzimmer aufhalten, ſo fing auch ich an, mir einen kleinen Apparat anzulegen; ein Windöfchen mit einem Sandbade war zubereitet; ich lernte ſehr geſchwind mit einer brennenden Lunte die Glaskolben in Schalen verwandeln, in welchen die verſchiedenen Miſchungen abgeraucht werden ſollten. Nun wurden ſonderbare Ingredienzien des Macrocosmus und Microcosmus auf eine geheimnißvolle wunderliche Weiſe behandelt, und vor Allem ſuchte man Mittelſalze auf eine unerhörte Art hervorzubringen. Was mich aber eine ganze Weile am Meiſten beſchäftigte, war der ſogenannte Lapis Silicum (Kieſelſtein), welcher entſteht, wenn man reine Quarzkieſel mit einem gehörigen Antheil Alcali ſchmilzt, wodurch ein durchſichtiges Glas entſpringt, welches an der Luft zerſchmilzt und eine ſchöne klare Flüſſigkeit darſtellt. Wer Dieſes einmal ſelbſt verfertigt und mit Augen geſehen hat, der wird Diejenigen nicht tadeln, welche an eine jungfräuliche Erde und an die Möglichkeit glauben, auf und durch dieſelbe weiter zu wirken. Dieſen Kieſelſaft zu bereiten hatte ich eine beſondere Fertigkeit erlangt; die ſchönen weißen Kieſel, welche ſich im Main finden, gaben dazu ein vollkommenes Material; und an dem Uebrigen ſowie an Fleiß ließ ich es nicht fehlen: nur ermüdete ich doch zuletzt, indem ich bemerken mußte, daß das Kieſelhafte keineswegs mit dem Salze ſo innig vereint ſei, wie ich philoſophiſcher Weiſe geglaubt hatte; denn es ſchied ſich gar leicht wieder aus, und die ſchönſte mineraliſche Flüſſigkeit, die mir einige Mal zu meiner größten Verwunderung in Form einer animaliſchen Gallerte erſchienen war, ließ doch immer ein Pulver fallen, das ich für den feinſten Kieſelſand anſprechen mußte, der aber keineswegs irgend etwas Productives in ſeiner Natur ſpüren ließ, wenn man hätte deſſen können, dieſe jungfräuliche Erde in den Mutterſand übergehen zu ſehen.

So wunderlich und unzuſammenhängend auch dieſe Operationen waren, ſo lernte ich doch dabei Mancherlei. Ich gab genau auf alle Cryſtalliſationen Acht, welche ſich zeigen mochten, und ward mit den äußern Formen mancher natürlichen Dinge bekannt; und indem ich mir wohl bewußt war, daß man in der neuern Zeit die

*) Homer's goldene Kette.

chemischen Gegenstände methodischer aufgeführt, so wurde ich mir im Allgemeinen davon einen Begriff machen, ob ich gleich als Halb-Arzt vor den Apothekern und allen Denjenigen, die mit dem gemeinen Feuer experiren, sehr wenig Respect hatte. Indessen zog mich doch das chemische Compendium des Boerhaven gewaltig an, und verleitete mich, mehrere Schriften dieses Mannes zu lesen, wodurch ich denn, da ohnehin meine langwierige Krankheit mich dem Aerztlichen näher gebracht hatte, eine Anleitung fand, auch die Aphorismen dieses trefflichen Mannes zu studiren, die ich mir gern in den Sinn und in's Gedächtniß einprägen mochte.

Ein andere, etwas menschlichere und bei Weitem für die augenblickliche Bildung angenehmere Beschäftigung war, daß ich die Briefe durchsah, welche ich von Leipzig auf nach Hause geschrieben hatte. Nichts gibt uns mehr Aufschluß über uns selbst, als wenn wir Das, was vor einigen Jahren von uns ausgegangen ist, wieder vor uns sehen, so daß wir uns selbst nunmehr als Gegenstand betrachten können. Allein freilich war ich damals noch zu jung und die Epoche noch zu nahe, welche durch diese Papiere dargestellt ward. Ueberhaupt, da man in jungen Jahren einen gewissen selbstgefälligen Dünkel nicht leicht ablegt, so äußert sich dieser besonders darin, daß man sich im kurz Vorhergegangenen verachtet: denn indem man freilich von Stufe zu Stufe gewahr wird, daß Das, was man an sich sowie an Andern für gut und vortrefflich achtet, nicht Stich hält, so glaubt man über diese Verlegenheit am Besten hinwegzukommen, wenn man Das selbst wegwirft, was man nicht retten kann. So ging es auch mir. Denn wie ich in Leipzig nach und nach meine kindlichen Bemühungen geringschätzen lernte, so kam mir nun meine akademische Laufbahn gleichfalls geringschätzig vor, und ich sah nicht ein, daß sie eben darum einen Werth für mich haben müsse, weil sie mich auf eine höhere Stufe der Betrachtung und Einsicht gehoben. Der Vater hatte meine Briefe sowohl an ihn als an meine Schwester sorgfältig gesammelt und geheftet; ja er hatte sie selbst mit Aufmerksamkeit corrigirt und sowohl Schreib- als Sprachfehler verbessert.

Was mir zuerst an diesen Briefen auffiel, war das Aeußere; ich erschrak vor einer unglaublichen Vernachlässigung der Handschrift, die sich vom October 1765 bis in die Hälfte des folgenden Januars erstreckte. Dann erschien aber auf einmal in der Hälfte des Monats eine ganz geläufte, gefällige Hand, wie ich sie auch bei Correspondenzen anzuwenden pflegte. Meine Verwunderung verlebte sich in Dank gegen den guten Geist, welcher, wie ich mich nun wohl erinnerte, mich bei den Anfängen, die wir ihm einrichten, mit seinem heiligen Ernste zur heiligen Pflicht machte, unsere Hand so sehr, ja mehr als unsern Geist zu üben. Dieses wiederholte er so oft, als ihm eine krizliche, nachlässige Schrift zu Gesicht kam, wobei er mehrmals äußerte, daß er sehr gern die schöne Handschrift seiner Schüler zum Hauptzweck seines Unterrichts machen möchte, um so mehr, weil er oft genug bemerkt habe, daß eine gute Hand einen guten Styl nach sich ziehe.

Sonst konnte ich auch bemerken, daß die Französischen und Englischen Stellen meiner Briefe, obgleich nicht fehlerlos, doch mit Leichtigkeit und Freiheit geschrieben waren. Diese Sprachen hatte ich auch in meiner Correspondenz mit Oeser, der sich noch immer in Dresden befand, zu üben fortgefahren, und war mit ihm in behaglichem Zusammenhang geblieben, wodurch ich denn von manchen weltlichen Zuständen (denn immer ging es ihm nicht ganz so, wie er gehofft hatte,) unterrichtet wurde und zu seinem ernsten, edeln Denkweise immer mehr Zutrauen faßte.

Eine andere Betrachtung, die mir bei m Durchsehen jener Briefe nicht entgehen konnte, war, daß der gute Vater mit der besten Absicht mir einen besondern Schaden zugefügt und mich zu der wunderlichen Lebensart veranlaßt hatte, in die ich zuletzt gerathen war. Er hatte mich nämlich wiederholt vom Kartenspiel abgemahnt; allein Frau Hofrath Böhme, welche sie liebte, wußte mich nach ihrer Weise zu bestimmen, indem sie die Abmahnung meines Vaters nur von dem Mißbrauch erklärte. Da ich nun auch die Vortheile davon in der Gesellschaft einsah, so ließ ich mich gern durch sie regieren. Ich hatte wohl den Spielsinn, aber nicht den Spielgeist; ich lernte alle Spiele leicht und geschwind, aber niemals konnte ich die anhaltige Aufmerksamkeit einem ganzen Abend zusammenhalten. Wenn ich alle recht gut anfing, so verfehlte ich's doch immer am Ende und machte mich und Andere verlieren; wodurch ich denn jederzeit verdrießlich entweder zur Abendmahlzeit oder aus der Gesellschaft ging. Kaum war Madame Böhme verschieden, die mich ebendem während ihrer langwierigen Krankheit nicht mehr zum Spiel angehalten hatte, so gewann die Lehre meines Vaters Kraft; ich entschuldigte mich erst von drei Partien, und weil man nun Nichts mehr mit mir anfangen mochte, so mußte ich mir nach mehr als Einem Abend, [illegible] spazieren erholen und selbst ganz anderen [illegible]. Das Spiel, das junge Leute, besonders Personen, die einen gesellschaftlichen Sinn haben und

Rugantino und die Seinen.

Geht und miſchet eure Karten;
Wer gewinnt, der hat zu thun.

Alle.

Laßt uns ſehen, laßt uns warten,
Was wir ſchaffen, was wir thun.

ſich in der Welt umthun wollen, ſehr zu empfehlen iſt, konnte freilich bei mir niemals zur Liebhaberei werden, weil ich nicht weiter kam, ich mochte ſpielen, ſo lange ich wollte. Hätte mir Jemand einen allgemeinen Blick darüber gegeben und mich bemerken laſſen, wie hier gewiſſe Zeichen und mehr oder weniger Zufall eine Art von Stoff bilden, woran ſich Urtheilskraft und Thätigkeit üben können; hätte man mich mehrere Spiele auf einmal einſehen laſſen, ſo hätte ich mich wohl eher damit befreunden können. Bei allem Dem war ich durch jene Betrachtungen in der Epoche, von welcher ich hier ſpreche, zu der Ueberzeugung gekommen, daß man die geſellſchaftlichen Spiele nicht meiden, ſondern ſich eher nach einer Gewandtheit in denſelben beſtreben müſſe. Die Zeit iſt unendlich lang und ein jeder Tag ein Gefäß, in das ſich ſehr viel eingießen läßt, wenn man es wirklich ausfüllen will.

So vielfach war ich in meiner Einſamkeit beſchäftigt, um ſo mehr als die verſchiedenen Geiſter der mancherlei Liebhabereien, denen ich mich nach und nach gewidmet, Gelegenheit hatten, wieder hervorzutreten. So kam es auch wieder an's Zeichnen, und da ich immer unmittelbar an der Natur oder vielmehr am Wirklichen arbeiten wollte, ſo bildete ich mein Zimmer nach mit ſeinen Möbeln, die Perſonen, die ſich darin befanden; und wenn mich Das nicht mehr unterhielt, ſtellte ich allerlei Stadtgeſchichten dar, die man ſich eben erzählte, und woran man Intereſſe fand. Das Alles war nicht ohne Character und nicht ohne einen gewiſſen Geſchmack; aber leider fehlte den Figuren die Proportion und das eigentliche Mark, ſowie denn auch die Ausführung höchſt nebuliſtiſch war. Mein Vater, dem dieſe Dinge Vergnügen zu machen fortfuhren, wollte ſie deutlicher haben; auch ſollte Alles fertig und abgeſchloſſen ſein. Er ließ ſie daher aufziehen und mit Linien einfaſſen; ja der Maler Morgenſtern, ſein Hauskünſtler (es iſt derſelbe, der ſich ſpäter durch Kirchen-Proſpecte bekannt, ja berühmt gemacht,) mußte die perſpectiviſchen Linien der Zimmer und Räume hineinziehen, die ſich denn freilich ziemlich grell gegen die nebuliſtiſch angedeuteten Figuren verhielten. Er glaubte mich dadurch immer mehr zur Beſtimmtheit zu nöthigen, und um ihm gefällig zu ſein, zeichnete ich mancherlei Stilleben, wo ich, indem das Wirkliche als Muſter vor mir ſtand, deutlicher und entſchiedener arbeiten konnte. Endlich fiel mir auch wieder einmal das Radiren ein. Ich hatte mir eine ziemlich intereſſante Landſchaft componirt, und fühlte mich ſehr glücklich, als ich meine alten, von Stock überlieferten Recepte verſuchen, und mich jener vergnüglichen Zeiten bei der Arbeit erinnern konnte. Ich ätzte die Platte bald und ließ mir Probeabdrucke machen. Unglücklicher Weiſe war die Compoſition ohne Licht und Schatten, und ich quälte mich nun Beides hineinzubringen; weil es mir aber nicht ganz deutlich war, worauf es ankam, ſo konnte ich nicht fertig werden. Ich befand mich zu der Zeit nach meiner Art ganz wohl; allein in dieſen Tagen befiel mich ein Uebel, das mich noch nie gequält hatte. Die Kehle nämlich war mir ganz wund geworden, und beſonders Das, was man den Zapfen nennt, ſehr entzündet; ich konnte nur mit großen Schmerzen Etwas ſchlingen, und die Aerzte wußten nicht, was ſie daraus machen ſollten. Man quälte mich mit Gurgeln und Pinſeln und konnte mich von dieſer Noth nicht befreien. Endlich ward ich wie durch eine Eingebung gewahr, daß ich bei dem Aetzen nicht vorſichtig genug geweſen, und daß ich, indem ich es öfters und leidenſchaftlich wiederholt, mir dieſes Uebel zugezogen und ſolches immer wieder erneuert und vermehrt. Den Aerzten war die Sache plan übel und gar bald gewiß, indem ich das Radiren und Aetzen um ſo mehr unterließ, als der Verſuch keineswegs gut ausgefallen war, und ich eher Urſache hatte, meine Arbeit zu verbergen als vorzuzeigen, worüber ich mich um ſo leichter tröſtete, als ich mich von dem beſchwerlichen Uebel ſehr bald befreit ſah. Dabei konnte ich mich doch der Betrachtung nicht enthalten, daß wohl die ähnlichen Beſchäftigungen in Leipzig Manches mochten zu jenen Uebeln beigetragen haben, an denen ich ſo viel gelitten hatte. Freilich iſt es eine langweilige und mitunter traurige Sache, zu ſehr auf uns ſelbſt, und was uns ſchadet und nützt, Acht zu haben; allein es iſt keine Frage, daß bei der wunderlichen Idioſyncraſie der menſchlichen Natur von der einen, und bei der unendlichen Verſchiedenheit der Lebensart und Genüſſe von der andern, es noch ein Wunder iſt, daß das menſchliche Geſchlecht ſich nicht ſchon lange aufgerieben hat. Es ſcheint die menſchliche Natur eine eigene Art von Thätigkeit und Vielſeitigkeit zu beſitzen, da ſie Alles, was an ſie herankommt oder was ſie in ſich aufnimmt, überwindet, und wenn ſie ſich es nicht aſſimiliren kann, wenigſtens gleichgiltig macht. Freilich muß ſie bei einem großen Exceß trotz allen Widerſtandes den Elementen nachgeben, wie uns ſo viele endemiſche Krankheiten und die Wirkungen des Branntweins überzeugen. Könnten wir, ohne ängſtlich zu werden, auf uns Acht geben, was in unſerm complicirten bürgerlichen und geſellſigen Leben auf uns günſtig oder ungünſtig wirkt, und möchten wir Das, was uns als Genuß freilich

behaglich iſt, um der übeln Folgen willen unterlaſſen: ſo wurden wir gar manche Unbequemlichkeit, die uns bei jenſt gefundenen Conſtitutionen oft mehr als eine Krankheit ſelbſt anzieht, leicht zu entfernen wiſſen. Leider iſt es im Phyſiſchen wie im Moraliſchen; wir kennen einen Fehler nicht eher einſehen, als bis wir ihn los ſind; wobei denn Nichts gewonnen wird, weil der nächſte Fehler dem verborgenden nicht ähnlich ſieht und alſo unter derſelben Form nicht erkannt werden kann.

Beim Durchleſen jener Briefe, die von Leipzig aus an meine Schweſter geſchrieben waren, konnte mir unter andern auch dieſe Bemerkung nicht entgehen, daß ich mich ſogleich bei dem erſten akademiſchen Unterricht für ſehr klug und weiſe gehalten, indem ich mich, ſobald ich Etwas gelernt, dem Profeſſor ſubſtituirte und daher auch auf der Stelle didaktiſch ward. Mir war es luſtig zu ſehen, wie ich Dasjenige, was Gellert uns im Collegium überliefert oder gerathen, ſogleich wieder gegen meine Schweſter gewendet, ohne einzuſehen, daß jeweils im Leben als im Leben Etwas dem Jünglinge gemäß ſein könne, ohne ſich für ein Frauenzimmer zu ſchicken; und wir ſcherzten gemeinſchaftlich über dieſe Nachäferei. Auch waren mir die Gedichte, die ich in Leipzig verfaßt hatte, ſchon zu gering, und ſie ſchienen mir kalt, trocken und in Abſicht deſſen, was die Zuſtände des menſchlichen Herzens oder Geiſtes ausdrücken ſollte, allzu oberflächlich. Dieſes bewog mich, als ich nun abermals das väterliche Haus verlaſſen und auf eine zweite Akademie ziehen ſollte, wieder ein großes Hauptmanuſkript über meine Arbeiten zu verhängen. Mehrere angefangene Stücke, deren einige bis zum dritten oder vierten Akt, andere aber nur bis zu vollendeter Expoſition gediehen waren, nebſt vielen andern Gedichten, Proſen und Papieren wurden dem Feuer übergeben, und kaum blieb Etwas verſchont außer dem Manuſkript von Behrisch, „die Laune des Verliebten“ und „die Mitſchuldigen“, an welchem Letztern ich immerfort mit beſonderer Liebe beſſerte, und da das Stück ſchon fertig war, die Expoſition nochmals durcharbeitete, um ſie zugleich bewegter und klarer zu machen. Leſſing hatte in den zwei erſten Akten der „Minna“ ein unerreichbares Muſter aufgeſtellt, wie ein Drama zu exponiren ſei, und es war mir Nichts angelegener, als in ſeinen Sinn und ſeine Abſichten einzudringen.

Umſtändlich genug iſt zwar ſchon die Erzählung von Dem, was mich in dieſen Jahren bewegt, aufgeregt und beſchäftigt, allein ich muß Deßwegen um ſo mehr um Nachſicht bitten, da es ja eigentlich darauf ankommt, das, was in verſchiedenen Dinge eingeflößt hatten, von denen ich ein für allemal, inſofern es möglich war, mich einen Begriff zu bilden unternahm.

Einen großen Einfluß erfuhr ich dabei von einem wichtigen Buche, das mir in die Hände gerieth, es war Arnold's Kirchen- und Ketzer-Geſchichte. Dieſer Mann iſt nicht ein bloß reflectirender Hiſtoriker, ſondern zugleich fromm und fühlend. Seine Geſinnungen ſtimmten ſehr zu den meinigen, und was mich an ſeinem Werk beſonders ergetzte, war, daß ich von manchen Ketzern, die man mir bisher als todt oder gottlos vorgeſtellt hatte, einen vortheilhaftern Begriff erhielt. Der Geiſt des Widerſpruchs und die Luſt zum Paradoxen ſteckt in uns Allen. Ich ſtudirte fleißig die verſchiedenen Meinungen, und da ich oft genug hatte ſagen hören, jeder Menſch habe am Ende doch ſeine eigene Religion, ſo kam mir Nichts natürlicher vor, als daß ich mir auch meine eigene bilden könne, und Dieſes that ich mit vieler Behaglichkeit. Der neue Platonismus lag zum Grunde, das Hermetiſche, Myſtiſche, Cabbaliſtiſche gab auch ſeinen Beitrag her, und ſo erbaute ich mir eine Welt, die ſeltſam genug ausſah.

Ich mochte mir wohl eine Gottheit vorſtellen, die ſich von Ewigkeit her ſelbſt producirt; da ſich aber Production nicht ohne Mannigfaltigkeit denken läßt, ſo mußte ſie ſich nothwendig ſogleich als ein Zweites erſcheinen, welches wir unter dem Namen des Sohns anerkennen; dieſe Beiden mußten nun den Act des Hervorbringens fortſetzen, und erſcheinen ſich ſelbſt wieder im Dritten, welches nun eben ſo beſtehend, lebendig und ewig als das Ganze war. Hiermit war jedoch der Kreis der Gottheit geſchloſſen, und es wäre ihnen ferner nicht möglich geweſen, abermals ein ihnen völlig Gleiches hervorzubringen. Da jedoch der Production-Trieb immer fortging, ſo erſchienen ſie ein Viertes, das aber ſchon in ſich einen Widerſpruch hegte, indem es, wie ſie, unbedingt und doch zugleich in ihnen enthalten und durch ſie begränzt ſein ſollte. Dieſes war nun Lucifer, welchem von nun an die ganze Schöpfungskraft übertragen war, und von dem alles Einzelne Sein ausgehen ſollte. Er bewies ſich gleich ſeine unendliche Thätigkeit, indem er die ſämmtlichen Engel erſchuf, alle wieder nach ſeinem Ebenbild, unbedingt, aber in ihm enthalten und durch ihn begränzt. Umgeben von einer ſolchen Menge vergaß er ſeiner höhern Urſprünge und glaubte ihn in ſich ſelbſt zu finden, und aus dieſem erſten Irrthum entſpringt Böſes, was nun nicht mit dem Sinne und den Abſichten der Gottheit übereinſtimmen kann. Je mehr er ſich nun in ſich ſelbſt concentrirte, je mehr mußte es ihm werden wie allen [illegible]

denen er die süße Erhebung zu ihrem Ursprunge verkümmerte. Und so ereignete sich Das, was uns unter der Form des Abfalls der Engel bezeichnet wird. Ein Theil derselben concentrirte sich mit Lucifer, der andere wendete sich wieder gegen seinen Ursprung. Aus dieser Concentration der ganzen Schöpfung (denn sie war von Lucifer ausgezogen und mußte ihm folgen,) entstanden nun alles Das, was wir unter der Gestalt der Materie gewahr werden, was wir uns als schwer, fest und finster vorstellen, welches aber, indem es, wenn auch nicht mittelbar, doch durch Zilation vom göttlichen Wesen herstammt, ebenso unbedingt mächtig und ewig ist als der Vater und die Großelteen. Da nun das ganze Unheil, wenn wir es so nennen dürfen, bloß durch die einseitige Richtung Lucifer's entstand, so fehlte freilich dieser Schöpfung die bessere Hälfte: denn Alles, was durch Concentration gewonnen wird, besaß sie, aber es fehlte ihr Alles, was durch Expansion allein bewirkt werden kann; und so hätte die sämmtliche Schöpfung durch immerwährende Concentration sich selbst aufreiben, sich mit ihrem Vater Lucifer vernichten und alle ihre Ansprüche an eine gleiche Ewigkeit mit der Gottheit verlieren können. Diesem Zustand sahen die Elohim eine Weile zu, und sie hatten die Wahl, jene Aeonen abzuwarten, in welchen das Feld wieder rein geworden und ihnen Raum zu einer neuen Schoepfung geblieben wäre, oder ob sie in das Gegenwärtige eingreifen und dem Mangel nach ihrer Unendlichkeit zu Hülfe kommen wollten. Sie erwählten nun das Letztere, und inplirten nun durch ihren bloßen Willen in einem Augenblick den ganzen Mangel, den der Erfolg von Lucifer's Beginnen an sich trug. Sie gaben dem unendlichen Sein die Fähigkeit, sich auszudehnen, sich gegen sie zu bewegen; der eigentliche Puls des Lebens war wieder hergestellt, und Lucifer selbst konnte sich dieser Einwirkung nicht entziehen. Dieses ist die Epoche, wo Dasjenige hervortrat, was wir als Licht kennen, und wo Dasjenige begann, was wir mit dem Worte Schöpfung zu bezeichnen pflegen. So sehr sich auch nun diese durch die immer fortwirkende Lebenskraft der Elohim stufenweise vermannigfaltigte, so fehlte es doch noch an einem Wesen, welches die ursprüngliche Verbindung mit der Gottheit wieder herzustellen geschickt wäre, und so wurde der Mensch hervorgebracht, der in Allem der Gottheit ähnlich, ja gleich sein sollte, sich aber freilich dadurch abermals in dem Falle Lucifer's befand, zugleich unbedingt und beschränkt zu sein, und da dieser Widerspruch durch alle Categorien des Daseins sich an ihm manifestiren und ein vollkommenes Bewußtsein sowie ein entschiedener Wille seine Zustände begleiten sollte, so war vorauszusehen, daß er zugleich das vollkommenste und unvollkommenste, das glücklichste und unglücklichste Geschöpf werden müsse. Es währte nicht lange, so spielte er auch völlig die Rolle des Lucifer. Die Absonderung vom Wohlthäter ist der eigentliche Undank, und so ward jener Abfall zum zweiten Mal eminent, obgleich die ganze Schöpfung Nichts ist und Nichts war, als ein Abfallen und Zurückkehren zum Ursprünglichen.

Man sieht leicht, wie hier die Erlösung nicht allein von Ewigkeit her beschlossen, sondern als ewig nothwendig gedacht wird, so daß sie durch die ganze Zeit des Werdens und Seins sich immer wieder erneuern muß. Nichts ist in diesem Sinne natürlicher, als daß die Gottheit selbst die Gestalt des Menschen annimmt, die sich zu einer Hülle schon vorbereitet hatte, und daß sie die Schicksale desselben auf kurze Zeit theilt, um durch diese Verähnlichung das Erfreuliche zu erheben und das Schmerzliche zu mildern. Die Geschichte aller Religionen und Philosophien lehrt uns, daß diese große, den Menschen unentbehrliche Wahrheit von verschiedenen Nationen in verschiedenen Zeiten auf mancherlei Weise, ja in seltsamen Fabeln und Bildern der Beschränktheit gemäß überliefert worden; genug, wenn nur anerkannt wird, daß wir uns in einem Zustande befinden, der, wenn er uns auch niederzuziehen und zu drücken scheint, dennoch Gelegenheit gibt, ja zur Pflicht macht, uns zu erheben und die Absichten der Gottheit dadurch zu erfüllen, daß wir, indem wir von einer Seite uns zu vervielfältigen genöthigt sind, von der andern in regelmäßigen Pulsen uns zu entsinnlichen nicht versäumen.

Neuntes Buch.

„Das Herz wird ferner öfters zum Vortheil verschiedener, besonders geselliger und feiner Tugenden gerührt, und die zartern Empfindungen werden in ihm erregt und entwickelt werden. Besonders werden sich viele Züge eindrücken, welche dem jungen Leser eine Einsicht in den verborgenern Winkel des menschlichen Herzens und seiner Leidenschaften geben, eine Kenntniß

die mehr als alles Latein und Griechisch werth ist, und von welcher Ovid ein gar vortrefflicher Meister war. Aber Dieß ist es noch nicht, warum man eigentlich der Jugend die alten Dichter und also auch den Ovid in die Hände giebt. Wir haben von dem gütigen Schöpfer eine Menge Seelenkräfte, welchen man ihre gehörige Cultur, und zwar in den ersten Jahren gleich, zu geben nicht verabsäumen muß, und die man doch weder mit Logik noch Metaphysik, Latein oder Griechisch cultiviren kann: wir haben eine Einbildungskraft, der wir, wofern sie sich nicht der ersten besten Vorstellungen selbst bemächtigen soll, die schicklichsten und schönsten Bilder vorlegen, und dadurch das Gemüth gewöhnen und üben müssen, das Schöne überall und in der Natur selbst unter seinen bestimmten, wahren und auch in den feinern Zügen zu erkennen und zu lieben. Wir haben eine Menge Begriffe und allgemeine Kenntnisse nöthig sowohl für die Wissenschaften als für das tägliche Leben, die sich aus keinem Gemälde erlernen lassen. Unsere Empfindungen, Neigungen, Leidenschaften sollen mit Vortheil entwickelt und gereinigt werden."

Diese bedeutende Stelle, welche sich in der allgemeinen Deutschen Bibliothek vorfand, war nicht die einzige in ihrer Art. Von gar vielen Seiten bereiteten sich ähnliche Grundsätze und gleiche Gesinnungen. Sie machten auf uns rege Jünglinge sehr großen Eindruck, der um desto entschiedener wirkte, als er durch Wieland's Beispiel noch verstärkt wurde, denn die Werke seiner zweiten glänzenden Epoche beriefen sich klärlich, daß er sich nach solchen Maximen gebildet hatte. Und was konnten wir mehr verlangen! Die Philosophie mit ihren abstrusen Forderungen war beseitigt, die alten Sprachen, deren Erlernung mit so viel Mühseligkeit verknüpft ist, sah man in den Hintergrund gerückt, die Compendien, über deren Zulänglichkeit uns Hamlet schon ein bedenkliches Wort in's Ohr geraunt hatte, wurden immer verdächtiger; man wies uns auf die Betrachtung eines bewegten Lebens hin, das wir so gerne führten, und auf die Kenntniß der Leidenschaften, die wir ja unserm Busen theils empfanden, theils ahneten, und die wenn man sie kennt gebändigt hatte, uns manche als etwas Wichtiges und Wirksames vorkommen mußten, weil sie der Hauptgegenstand unserer Studien sein sollten, und die Kenntniß derselben als das vorzüglichste Bildungsmittel unserer Geisteskräfte angerühmt ward. Ueberdieß war eine solche Denkweise meiner eigenen Ueberzeugung, ja meinem poetischen Thun und Treiben ganz angemessen. Ich fügte mich daher ohne Widerstreben, nachdem ich je manchen guten Vorsatz vereitelt, so manche redliche Hoffnung verschwunden gesehn, ja die Absicht meines Vaters, mich nach Straßburg zu schicken, wo man mir ein heiteres, lustiges Leben versprach, indessen ich meine Studien weiter fortsetzen und am Ende promoviren sollte.

Im Frühjahre fühlte ich meine Gesundheit, noch mehr aber meinen jugendlichen Muth wieder hergestellt, und sehnte mich abermals aus meinem väterlichen Hause, obgleich aus ganz andern Ursachen als das erste Mal; denn es waren mir diese hübschen Zimmer und Räume, wo ich so viel gelitten hatte, unerträglich geworden, und mit dem Vater selbst konnte sich kein angenehmes Verhältniß anknüpfen; ich konnte ihm nicht ganz verzeihen, daß er bei den Recidiven meiner Krankheit und bei dem langsamen Genesen mehr Ungeduld als billig sehen gelassen, ja daß er, anstatt durch Nachsicht mich zu trösten, sich oft auf eine grausame Weise über Das, was in keines Menschen Hand lag, geäußert, als wenn es nur vom Willen abhinge. Aber auch er ward auf mancherlei Weise durch mich verletzt und beleidigt.

Denn junge Leute bringen von Academien allgemeine Begriffe zurück, welches zwar ganz recht und gut ist, allein weil sie sich dazu sehr weite denken, so legen sie solche als Maßstab an die vorkommenden Gegenstände, welche denn meistens dabei verlieren müssen. So hatte ich von der Baukunst, der Einrichtung und Verzierung der Häuser eine allgemeine Vorstellung gewonnen, und wendete diese nun unvorsichtig im Gespräch auf unser eigenes Haus an. Mein Vater hatte die ganze Einrichtung derselben ersonnen und den Bau mit großer Standhaftigkeit durchgesetzet, und es ließ sich auch, insofern es eine Wohnung für ihn und seine Familie ausschließlich sein sollte, Nichts dagegen einwenden; auch waren in diesem Sinne sehr viele Häuser von Frankfurt gebaut. Die Treppe ging frei hinauf und berührte große Vorsäle, die selbst recht gut hätten Zimmer sein können; wie wir denn auch die gute Jahreszeit immer daselbst zubrachten. Allein dieses anmuthige, heitere Dasein einer einzelnen Familie, diese Communication von oben bis unten ward uns größten Unbequemlichkeit, sobald mehrere Parteien das Haus bewohnten, wie wir bei Gelegenheit der Französischen Einquartierung nur zu sehr erfahren hatten. Denn jene ängstliche Scene mit dem Königs-Lieutenant wäre nicht vorgefallen, ja mein Vater hätte weniger von allen Unannehmlichkeiten empfunden, wenn unsere Treppe nach der Leipziger Art an die Seite gedrängt und jedem Stockwerk eine abgeschlossene Thüre angetheilt gewesen wäre. Diese Bauart schwieg ich damals höflich und

ſetzte ihre Meribeile heraus, zeigte dem Vater die Möglichkeit, auch ſeine Treppe zu verlegen, worüber er in einen unglaublichen Zorn gerieth, der um ſo heftiger war, als ich kurz vorher einige ſchnörkelhafte Spiegelrahmen getadelt und gewiſſe Chineſiſche Tapeten verworfen hatte. Es gab eine Scene, welche, zwar wieder getuſcht und ausgeglichen, doch meine Reiſe nach dem ſchönen Elſaß beſchleunigte, die ich denn auch auf der neueingerichteten bequemen Diligence ohne Aufenthalt und in kurzer Zeit vollbrachte.

Ich war im Wirthshaus „zum Geiſt“ abgeſtiegen und eilte ſogleich das ſehnlichſte Verlangen zu befriedigen und mich dem Münſter zu nähern, welcher durch Mitreiſende mir ſchon lange gezeigt und eine ganze Strecke her im Auge geblieben war. Als ich nun erſt durch die ſchmale Gaſſe dieſen Coloß gewahrte, ſodann aber auf dem freilich ſehr engen Platz allzu nahe vor ihm ſtand, machte derſelbe auf mich einen Eindruck ganz eigner Art, den ich aber auf der Stelle zu entwickeln unfähig, für dieß Mal nur dunkel mit mir nahm, indem ich das Gebäude eilig beſtieg, um nicht den ſchönen Augenblick einer hohen und heitern Sonne zu verſäumen, welche mir das weite reiche Land auf einmal offenbaren ſollte.

Und ſo ſah ich denn von der Plattform die ſchöne Gegend vor mir, in welcher ich eine Zeit lang wohnen und hausen durfte: die anſehnliche Stadt, die weitumherliegenden, mit herrlichen, dichten Bäumen beſetzten und durchflochtenen Auen, dieſen anſtaunenden Reichthum der Vegetation, der, dem Laufe des Rheins folgend, die Ufer, Inſeln und Werder bezeichnet. Nicht weniger mit mannigfaltigem Grün geſchmückt iſt der von Süden herab ſich ziehende flache Grund, welchen die Ill bewäſſert; ſelbſt weſtwärts, nach dem Gebirge zu, finden ſich manche Niederungen, die einen eben zu reizenden Anblick von Wald und Wieſenwuchs gewähren, ſowie der nördliche mehr hügelige Theil von unendlichen kleinen Bächen durchſchnitten iſt, die überall ein ſchattiges Wachsthum begünſtigen. Denkt man ſich nun zwiſchen dieſen üppig ausgeſtreckten Matten, zwiſchen dieſen fröhlich ausgeſäeten Haiden alles zum Fruchtbau ſchickliche Land trefflich bearbeitet, grünend und reifend, und die beſten und reichſten Stellen deſſelben durch Dörfer und Meierhöfe bezeichnet, und eine ſolche große und unüberſchliche, wie ein neues Paradies für den Menſchen recht verbereitete Fläche, näher und ferner von theils angebauten, theils waldbewachſenen Bergen begränzt; ſo wird man das Entzücken begreifen, mit dem ich mein Schickſal ſegnete, das mir für einige Zeit einen ſo ſchönen Wohnplatz beſtimmt hatte.

Ein ſolcher friſcher Anblick in ein neues Land, in welchem wir uns eine Zeit lang aufhalten ſollen, hat noch das Eigne, ſo Angenehme als Ahnungsvolle, daß das Ganze wie eine unbeſchriebene Tafel vor uns liegt. Noch ſind keine Leiden und Freuden, die ſich auf uns beziehen, darauf verzeichnet; dieſe heitre, bunte, belebte Fläche iſt noch ſtumm für uns; das Auge haftet nur an den Gegenſtänden, inſofern ſie an und für ſich bedeutend ſind, und noch haben weder Neigung noch Leidenſchaft dieſe oder jene Stelle beſonders herauszuheben; aber eine Ahnung Deſſen, was kommen wird, beunruhigt ſchon das junge Herz, und ein unbefriedigtes Verlangen fordert im Stillen Dasjenige, was kommen ſoll und mag, und welches auf alle Fälle, es ſei nun Wohl oder Weh, vorzüglich den Character der Gegend, in der wir uns befinden, annehmen wird.

Herabgeſtiegen von der Höhe, verweilte ich noch eine Zeit lang vor dem Anblick des ehrwürdigen Gebäudes; aber was ich mir weder das erſte Mal, noch in der nächſten Zeit ganz deutlich machen konnte, war, daß ich dieſes Wunderwerk als ein Ungeheures gewahrte, das mich hätte erſchrecken mögen, wenn es mir nicht zugleich als ein Gemeiſtertes faßlich und als ein Ausgearbeitetes ſogar angenehm vorgekommen wäre. Ich beeilte mich doch keineswegs, dieſem Widerſpruch nachzudenken, ſondern ließ ein ſo erſtaunliches Denkmal durch ſeine Gegenwart ruhig auf mich fortwirken.

Ich bezog ein kleines, aber wohlgelegenes und anmuthiges Quartier an der Sommerſeite des Fiſchmarkts, einer ſchönen langen Straße, wo immerwährende Bewegung jedem unbeſchäftigten Augenblick zu Hülfe kam. Dann gab ich meine Empfehlungsſchreiben ab, und fand unter meinen Gönnern einen Handelsmann, der mit ſeiner Familie jenen frommen, mit geſunden bekannten Geſinnungen ergeben war, aber ſich gleich, was den äußern Gottesdienſt betrifft, nicht von der Kirche getrennt hatte. Er war dabei ein verſtändiger Mann und keineswegs kopfhängeriſch in ſeinem Thun und Laſſen. Die Tiſchgeſellſchaft, die man mir und der man mich empfahl, war ſehr angenehm und unterhaltend. Ein Paar alte Jungfrauen hatten dieſe Penſion ſchon lange mit Ordnung und gutem Erfolg geführt; es konnten ungefähr zehn Perſonen ſein, ältere und jüngere. Von dieſen letztern iſt mir am Gegenwärtigſten Einer, genannt Meyer, von Lindau gebürtig. Man hätte ihn, ſeiner Geſtalt und ſeinem Gehör nach, für den ſchönſten Menſchen halten können, wenn er nicht zugleich etwas Schleppendes in ſeinem ganzen Weſen gehabt hätte. Eben ſo wurden ſeine herrlichen Naturgaben durch einen unglaub-

lichen Leichtsinn und sein köstliches Gemüth durch eine unbändige Liederlichkeit vernunftlos. Er hatte ein mehr rundes als ovales, offenes, frohes Gesicht; die Werkzeuge der Sinne, Augen, Nase, Mund, Ohren, konnte man reich nennen, sie zeugten von einer entschiedenen Fülle, ohne übertrieben groß zu sein. Der Mund besonders war allerliebst durch übergeschlagene Lippen, und seiner ganzen Physiognomie gab es einen eignen Ausdruck, daß er ein Näzel war, d. h., daß seine Augenbrauen über die Nase zusammenstießen, welches bei einem schönen Gesichte immer einen angenehmen Ausdruck von Sinnlichkeit hervorbringt. Durch Jovialität, Aufrichtigkeit und Gutmüthigkeit machte er sich bei allen Menschen beliebt; sein Gedächtniß war unglaublich, die Aufmerksamkeit in den Collegien kostete ihm Nichts; er behielt Alles, was er hörte, und war geistreich genug, an Allem einiges Interesse zu finden, und um so leichter, da er Medicin studirte. Alle Eindrücke blieben ihm lebhaft, und seine Muthmaße in Wiederholung der Collegien und Nachschen der Professoren ging manchmal so weit, daß, wenn er drei verschiedene Stunden des Morgens gehört hatte, er Mittags bei Tische paragraphenweise, ja manchmal noch abgebrochener, die Professoren mit einander abwechseln ließ; welche kunstschickige Vorlesung uns oft unterhielt, oft aber auch beschwerlich fiel.

Die Uebrigen waren mehr oder weniger feine, gesetzte, ernsthafte Leute. Ein preußischer Ludwigs-Ritter befand sich unter denselben, doch waren Studirende die Ueberzahl, alle wirklich gut und wohlgesinnt; nur mußten sie ihr gewöhnliches Wein-Depotat nicht überschreiten. Daß Dieses nicht leicht geschah, war die Sorge unsers Präsidenten, eines Doctor Salzmann. Schon in den Sechzigen, unverheirathet, hatte er diesen Mittagstisch seit vielen Jahren besucht und in Ordnung und Ansehen erhalten. Er besaß ein ehrbares Vermögen; in seinem Aeußern hielt er sich knapp und nett, zu er gehörte zu Denen, die immer in Schuh und Strümpfen und den Hut unter dem Arm gehen. Den Hut aufzusetzen war bei ihm eine außerordentliche Handlung. Einen Regenschirm führte er gewöhnlich mit sich, wohl eingedenk, daß die schönsten Sommertage oft Gewitter und Streifschauer über das Land bringen.

Mit diesem Manne beredete ich meinen Vorsatz, mich hier in Straßburg der Rechtswissenschaft ferner zu befleißigen, um baldmöglichst promoviren zu können. Da er von Allem genau unterrichtet war, so befragte ich ihn über die Collegia, die ich zu hören hätte, und was er allenfalls von der Sache denke. Darauf erwiederte er mir, daß es hier zu Straßburg nicht etwa wie auf Deutschen Academien verhalte, wo man wohl Juristen im weiten und gelehrten Sinne zu bilden suche. Hier sei Alles, dem Verhältniß gegen Frankreich gemäß, eigentlich auf das Practische gerichtet und nach dem Sinne der Franzosen eingeleitet, welche gern bei dem Gegebnen verharren. Gewisse allgemeine Grundsätze, gewisse Verkenntnisse suche man einem Jeden beizubringen; man fasse sich so kurz wie möglich, und überliefere nur das Nothwendigste. Er machte mich hierauf mit einem Manne bekannt, zu dem man als Repetenten ein großes Vertrauen hegte, welches dieser sich auch bei mir sehr bald zu erwerben wußte. Ich fing an mit ihm zur Einleitung über Gegenstände der Rechtswissenschaft zu sprechen, und er wunderte sich nicht wenig über mein Schwadroniren, denn mehr, als ich in meiner bisherigen Darstellung anführen Gelegenheit nahm, hatte ich bei meinem Aufenthalte in Leipzig an Einsicht in die Rechtserfordernisse gewonnen, obgleich mein ganzer Erwerb nur als ein allgemeiner encyclopädischer Ueberblick, und nicht als eigentliche bestimmte Kenntniß gelten konnte. Das academische Leben, wenn wir uns auch bei demselben des eigentlichen Fleißes nicht zu rühmen haben, gewährt doch in jeder Art von Ausbildung unendliche Vortheile, weil wir stets von Menschen umgeben sind, welche die Wissenschaften besitzen oder suchen, so daß wir aus einer solchen Atmosphäre, wenn auch unbewußt, immer einige Nahrung ziehen.

Mein Repetent, nachdem er mit meinem Umherragiren im Discurse einige Zeit Geduld gehabt, machte mir zuletzt begreiflich, daß ich vor allen Dingen meine nächste Absicht im Auge behalten müsse, die nämlich, mich examiniren zu lassen, zu promoviren und alsdann allenfalls in die Praxis überzugehen. Um bei dem Ersten zu bleiben, sagte er, so wird die Sache keineswegs im Weiten gesucht. Es wird nachgefragt, wie und wo ein Gesetz entstanden, was die innere oder äußere Veranlassung dazu gegeben, man untersucht nicht, wie es sich durch Zeit und Gewohnheit abgeändert, so wenig als inwiefern es sich durch falsche Auslegung und verderbten Gerichtsgebrauch vielleicht gar umgewendet. In solchen Forschungen bringen gelehrte Männer ganz eigens ihr Leben zu, wir aber fragen nach Dem, was gegenwärtig besteht. Darf etwas wir unserm Gedächtniß soll ein, daß es uns stets gegenwärtig sei, wenn wir uns dessen zu Nutz und Schutz unsrer Clienten bedienen wollen. So hatten wir unsre Leute für's nächste Leben auf, und das Weitere findet sich nach Verhältniß ihrer Talente und ihrer Thätigkeit. Er übergab uns hierauf seine Hefte, welche in Fragen und

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50924-3
GOETHE,J.W. FN. 1864?/468

Antworten geschrieben waren, und woraus ich mich sogleich ziemlich konnte examiniren lassen, weil Hopp's kleiner juristischer Catechismus mir noch vollkommen im Gedächtniß stand; das Uebrige supplirte ich mit einigem Fleiße, und qualificirte mich wider meinen Willen auf die leichteste Art zum Candidaten.

Da mir aber auf diesem Wege jede eigne Thätigkeit in dem Studium abgeschnitten ward, (denn ich hatte für nichts Positives einen Sinn, sondern wollte Alles, wo nicht verständig, doch historisch erklärt haben,) so fand ich für meine Kräfte einen größern Spielraum, den ich auf die wunderlichste Weise benutzte, indem ich einem Interesse nachgab, das mir zufällig von außen gebracht wurde.

Die meisten meiner Tischgenossen waren Mediciner. Diese sind, wie bekannt, die einzigen Studirenden, die sich von ihrer Wissenschaft, ihrem Metier auch außer den Lehrstunden mit Lebhaftigkeit unterhalten. Es liegt Dieses in der Natur der Sache. Die Gegenstände ihrer Bemühungen sind die sinnlichsten und zugleich die höchsten, die einfachsten und die complicirtesten. Die Medicin beschäftigt den ganzen Menschen, weil sie sich mit dem ganzen Menschen beschäftigt. Alles, was der Jüngling lernt, deutet sogleich auf eine wichtige, zwar gefährliche, aber doch in manchem Sinn belohnende Praxis. Er wirft sich daher mit Leidenschaft auf Das, was zu erkennen und zu thun ist, theils weil es ihn an sich interessirt, theils weil es ihm die frohe Aussicht von Selbstständigkeit und Wohlhaben eröffnet.

Bei Tische also hörte ich nichts Anderes als medicinische Gespräche, eben wie vormals in der Pension des Hofraths Ludwig. Auf Spaziergängen und bei Lust-Partien kam auch nicht viel Anderes zur Sprache; denn meine Tischgesellen, als gute Kumpane, waren mir auch Gesellen für die übrige Zeit geworden, und an sie schlossen sich jedesmal Gleichgesinnte und Gleiches Studirende von allen Seiten an. Die medicinische Facultät glänzte überhaupt vor den übrigen, sowohl in Absicht auf die Berühmtheit der Lehrer als die Frequenz der Lernenden, und so zog mich der Strom dahin, um so leichter, als ich von allen diesen Dingen gerade soviel Kenntniß hatte, daß meine Wissenslust bald vermehrt und angefeuert werden konnte. Bei'm Eintritt des zweiten Semester's besuchte ich daher Chemie bei Soielmann, Anatomie bei Lobstein, und nahm mir vor, recht fleißig zu sein, weil ich bei unserer Societät durch meine wunderlichen Ver- oder vielmehr Ueberkenntnisse schon einiges Ansehen und Zutrauen erworben hatte.

Doch es war an dieser Zerstreuung und Zerstückelung meiner Studien nicht genug; sie sollten abermals bedeutend gestört werden; denn eine merkwürdige Staatsbegebenheit setzte Alles in Bewegung und verschaffte uns eine ziemliche Reihe Feiertage. Marie Antoinette, Erzherzoginn von Oesterreich, Königinn von Frankreich, sollte auf ihrem Wege nach Paris über Straßburg gehen. Die Feierlichkeiten, durch welche das Volk aufmerksam gemacht wird, daß es Große in der Welt gibt, wurden emsig und häufig vorbereitet, und mir besonders war dabei das Gebäude merkwürdig, das zu ihrem Empfang und zur Uebergabe in die Hände der Abgesandten ihres Gemahls auf einer Rhein-Insel zwischen den beiden Brücken aufgerichtet stand. Es war nur wenig über den Boden erhoben, hatte in der Mitte einen großen Saal, an beiden Seiten kleinere; dann folgten andere Zimmer, die sich noch etwas hinterwärts erstreckten; genug, es hätte, dauerhafter gebaut, gar wohl für ein Lusthaus hoher Personen gelten können. Was mich aber daran besonders interessirte, und weßwegen ich manches Batzel (ein kleines, damals currentes Silberstück) nicht schonte, um mir von dem Pförtner einen wiederholten Eintritt zu verschaffen, waren die gewirkten Tapeten, mit denen man das Ganze inwendig ausgeschlagen hatte. Hier sah ich zum ersten Mal ein Exemplar jener nach Raphael's Cartonen gewirkten Teppiche, und dieser Anblick war für mich von ganz entschiedener Wirkung, indem ich das Aechte und Vollkommene, obgleich nur nachgebildet, in Masse kennen lernte. Ich ging und kam, und kam und ging, und konnte mich nicht satt sehen; ja ein vergebliches Streben quälte mich, weil ich Das, was mich so außerordentlich ansprach, auch gern begriffen hätte. Höchst erfreulich und erquicklich fand ich diese Nebensäle, desto schrecklicher aber den Hauptsaal. Diesen hatte man mit viel größern, glänzendern, reichern und von gedrängten Zierathen umgebenen Hautelissen behängt, die nach Gemälden neuerer Franzosen gewirkt waren.

Nun hätte ich mich wohl auch mit dieser Manier befreundet, weil meine Empfindung wie mein Urtheil nicht leicht Etwas völlig ausschloß; aber äußerst empörte mich der Gegenstand. Diese Bilder enthielten die Geschichte von Jason, Medea und Creusa, und also ein Beispiel der unglücklichsten Heirath. Zur Linken des Throns sah man die mit dem grausamsten Tode ringende Braut, umgeben von jammervollen Theilnehmenden; zur Rechten entsetzte sich der Vater über die ermordeten Kinder zu seinen Füßen, während die Furie auf dem Drachenwagen in die Luft zog. Und damit ja dem Grausamen und Abscheulichen nicht auch ein Abgeschmacktes fehle, so ringelte sich, hinter dem rothen Sammet des goldgestickten Thronrückens, rechter

Hand, der weiße Schweif jenes Zauberstiers hervor, inzwischen die feuerspeiende Bestie selbst und der sie bekämpfende Jason von jener kostbaren Draperie gänzlich bedeckt waren.

Hier nun wurden alle Maximen, welche ich in Oeser's Schule mir zu eigen gemacht, in meinem Busen rege. Daß man Christum und die Apostel in die Seitensäle eines Hochzeitgebäudes gebracht, war schon ohne Wahl und Einsicht geschehen, und ohne Zweifel hatte das Maß der Zimmer den königlichen Teppichverwahrer geleitet; allein das verzieh ich gern, weil es mir zu so großem Vortheil gereichte: nun aber ein Mißgriff, wie der im großen Saale, brachte mich ganz aus der Fassung, und ich forderte lebhaft und heftig meine Gefährten zu Zeugen auf eines solchen Verbrechens gegen Geschmack und Gefühl. — Was! rief ich aus, ohne mich um die Umstehenden zu bekümmern: ist es erlaubt, einer jungen Königinn das Beispiel der gräßlichsten Hochzeit, die vielleicht jemals vollzogen worden, bei dem ersten Schritt in ihr Land so unbesonnen vor's Auge zu bringen? Gibt es denn unter den französischen Architecten, Decoratoren, Tapezierern gar keinen Menschen, der begreift, daß Bilder Etwas vorstellen, daß Bilder auf Sinn und Gefühl wirken, daß sie Eindrücke machen, daß sie Ahnungen erregen? Ist es doch nicht anders, als hätte man dieser schönen und, wie man hört, lebenslustigen Dame das abscheulichste Gespenst bis an die Grenze entgegengeschickt. Ich weiß nicht, was ich noch Alles weiter sagte; genug, meine Gefährten suchten mich zu beschwichtigen und aus dem Hause zu schaffen, damit es nicht Verdruß setzen möchte. Alsdann versicherten sie mir, es wäre nicht Jedermanns Sache, Bedeutung in den Bildern zu suchen; ihnen wenigstens wäre Nichts dabei eingefallen, und auf dergleichen Grillen würde die ganze Population Straßburg's und der Gegend, wie sie auch herbeiströmen sollte, so wenig als die Königinn selbst mit ihrem Hofe jemals gerathen.

Der schönen und vornehmen, so heitern als imposanten Miene dieser jungen Dame erinnere ich mich noch recht wohl. Sie schien, in ihrem Glaswagen uns Allen vollkommen sichtbar, mit ihren Begleiterinnen in vertraulicher Unterhaltung über die Menge, die ihrem Zug entgegenströmte, zu scherzen. Abends zogen wir durch die Straßen, um die verschiedenen illuminirten Gebäude, besonders aber den brennenden Gipfel des Münsters zu sehen, an dem wir, sowohl in der Nähe als in der Ferne unsere Augen nicht genug weiden konnten.

Die Königinn verfolgte ihren Weg; das Landvolk verlief sich, und die Stadt war bald ruhig wie vorher. Vor Ankunft der Königinn hatte man die ganz vernünftige Anordnung gemacht, daß sich keine mißgestalteten Personen, keine Krüppel und ekelhafte Kranke auf ihrem Wege zeigen sollten. Man scherzte hierüber, und ich machte ein kleines Französisches Gedicht, worin ich die Ankunft Christi, welcher besonders der Kranken und Lahmen wegen auf der Welt zu wandeln schien, und die Ankunft der Königinn, welche viele Unglücklichen verscheuchte, in Vergleichung brachte. Meine Freunde ließen es passiren; ein Franzose hingegen, der mit uns lebte, critisirte sehr unbarmherzig Sprache und Versmaß, obgleich, wie es schien, nur allzugründlich, und ich erinnere mich nicht, nachher je wieder ein Französisches Gedicht gemacht zu haben.

Kaum erscholl aus der Hauptstadt die Nachricht von der glücklichen Ankunft der Königinn, als eine Schreckenspost ihr folgte: bei dem festlichen Feuerwerke sei durch ein Polizei-Versehen in einer von Bau-Materialien versperrten Straße eine Unzahl Menschen mit Pferden und Wagen zu Grunde gegangen, und die Stadt bei diesen Hochzeitfeierlichkeiten in Trauer und [illegible] versetzt worden. Die Größe des Unglücks suchte man sowohl dem jungen königlichen Paare als der Welt zu verbergen, indem man die umgekommenen Personen heimlich begrub, so daß viele Familien nur durch das völlige Außenbleiben der Ihrigen überzeugt wurden, daß auch diese von dem schrecklichen Ereigniß mit hingerafft seien. Daß mir lebhaft bei dieser Gelegenheit jene gräßlichen Bilder des Hofsaales wieder vor die Seele traten, brauche ich kaum zu erwähnen; denn Jedem ist bekannt, wie mächtig gewisse sittliche Eindrücke sind, wenn sie sich an sinnlichen gleichsam verkörpern.

Diese Begebenheit sollte jedoch auch die Meinigen durch eine Posse, die ich mir erlaubte, in Angst und Noth versetzen. Unter uns jungen Leuten, die wir in Leipzig zusammen waren, hatte sich auch nachher ein gewisser Kitzel erhalten, einander Etwas aufzubinden und wechselsweise zu mystificiren. In solchem frevelhaften Muthwillen schrieb ich an einen Freund in Frankfurt (es war derselbe, der mein Gedicht an den Kuchenbäcker Hendel amplificirt auf Medon angewendet, und dessen allgemeine Verbreitung veranlaßt hatte,) einen Brief von Versailles aus datirt, worin ich ihm meine glückliche Ankunft daselbst, meine Theilnahme an den Feierlichkeiten, und was dergleichen mehr war, vermeldete, ihm zugleich aber das strengste Stillschweigen gebot. Dabei muß ich noch bemerken, daß unsere kleine Leipziger-Societät von jenem Streich an, der uns so manchen Verdruß gemacht, sich angewöhnt hatte, ihn von Zeit zu Zeit mit Mystificationen zu verfolgen,

und das um ſo mehr, da er der dreiſteſte Menſch von der Welt war und niemals liebenswürdiger, als wenn er den Irrthum entdeckte, in den man ihn vorſätzlich hineingeſädet hatte. Kurz darauf, als ich dieſen Brief geſchrieben, machte ich eine kleine Reiſe und blieb wohl vierzehn Tage aus. Indeſſen war die Nachricht jenes Unglücks nach Frankfurt gekommen; mein Freund glaubte mich in Paris, und ſeine Neigung ließ ihn beſorgen, ich ſei in jenes Unglück mit verwickelt. Er erkundigte ſich bei meinen Eltern und andern Perſonen, an die ich zu ſchreiben pflegte, ob keine Briefe angekommen, und weil eben jene Reiſe mich verhinderte dergleichen abzulaſſen, ſo fehlten ſie überall. Er ging in großer Angſt umher und vertraute es zuletzt unſern nächſten Freunden, die ſich nun in gleicher Sorge befanden. Glücklicher Weiſe gelangte dieſe Vermuthung nicht eher zu meinen Eltern, als bis ein Brief angekommen war, der meine Rückkehr nach Straßburg meldete. Meine jungen Freunde waren zufrieden, mich lebendig zu wiſſen, blieben aber völlig überzeugt, daß ich in der Zwiſchenzeit in Paris geweſen. Die herzlichen Nachrichten von den Sorgen, die ſie um meinetwillen gehabt, rührten mich dermaßen, daß ich dergleichen Poſſen auf ewig verſchwor, mir aber doch leider in der Folge manchmal etwas Aehnliches habe zu Schulden kommen laſſen. Das wirkliche Leben verliert oft dergeſtalt ſeinen Glanz, daß man es manchmal mit dem Firniß der Fiction wieder anfriſchen muß.

Jener gewaltige Hof- und Prachtſtrom war nunmehr vorübergeronnen und hatte mir keine andere Sehnſucht zurückgelaſſen, als nach jenen Raphael'ſchen Teppichen, welche ich gern jeden Tag und Stunde betrachtet, verehrt, ja angebetet hätte. Glücklicher Weiſe gelang es meinen leidenſchaftlichen Bemühungen, mehrere Perſonen von Bedeutung dafür zu intereſſiren, ſo daß ſie erſt ſo ſpät als möglich abgenommen und eingepackt wurden. Wir überließen uns nunmehr unſerm ſtillen, gemächlichen Univerſitäts- und Geſellſchaftsgang, und bei dem Letzten blieb Actuarius Salzmann, unſer Tiſch-Präſident, der allgemeine Pädagog. Sein Verſtand, ſeine Nachgiebigkeit, ſeine Würde, die er bei allem Scherz und ſelbſt manchmal bei kleinen Ausſchweifungen, die er uns erlaubte, immer zu erhalten wußte, machten ihn der ganzen Geſellſchaft lieb und werth, und ich wüßte nur wenige Fälle, wo er ſein ernſtliches Mißfallen bezeigt oder mit Autorität zwiſchen kleine Händel und Streitigkeiten eingetreten wäre. Unter Allen jedoch war ich Derjenige, der ſich am Meiſten an ihn anſchloß, und er nicht weniger geneigt, ſich mit mir zu unterhalten, weil er mich mannigfaltiger gebildet fand als die Uebrigen und nicht ſo einſeitig im Urtheil. Auch richtete ich mich im Aeußern nach ihm, damit er mich für ſeinen Geſellen und Genoſſen öffentlich ohne Verlegenheit erklären konnte; denn ob er gleich nur eine Stelle bekleidete, die von geringem Einfluß zu ſein ſcheint, ſo verſah er ſie doch auf eine Weiſe, die ihm zur größten Ehre gereichte. Er war Actuarius bei'm Pupillen-Collegium und hatte freilich daſelbſt, wie der perpetuirliche Secretär einer Academie, eigentlich das Heft in Händen. Indem er nun dieſes Geſchäft viele Jahre lang auf das Genaueſte beſorgte, ſo gab es keine Familie von der erſten bis zu der letzten, die ihm nicht Dank ſchuldig geweſen wäre; wie denn beinahe in der ganzen Staatsverwaltung kaum Jemand mehr Segen oder Fluch ernten kann, als Einer, der für die Waiſen ſorgt, oder ihr Hab und Gut verzehrt oder verzehren läßt.

Die Straßburger ſind leidenſchaftliche Spaziergänger, und ſie haben wohl Recht es zu ſein. Man mag ſeine Schritte hinwenden, wohin man will, ſo findet man theils natürliche, theils in alten und neuern Zeiten künſtlich angelegte Luſtörter, einen wie den andern beſucht und von einem heitern, luſtigen Völkchen genoſſen. Was aber hier den Anblick einer großen Maſſe Spazierender noch erfreulicher machte als an andern Orten, war die verſchiedene Tracht des weiblichen Geſchlechts. Die Mittel-Claſſe der Bürgermädchen behielt noch die aufgewundenen, mit einer großen Nadel feſtgeſetzten Zöpfe bei; nicht weniger eine gewiſſe knappe Kleidungsart, woran jede Schleppe ein Mißſtand geweſen wäre: und was das Angenehme war, dieſe Tracht ſchnitt ſich nicht mit den Ständen ſcharf ab; denn es gab noch einige wohlhabende vornehme Häuſer, welche den Töchtern ſich von dieſem Coſtüm zu entfernen nicht erlauben wollten. Die Uebrigen gingen Franzöſiſch, und dieſe Partie machte jedes Jahr einige Proſelyten. Salzmann hatte viel Bekanntſchaften und überall Zutritt; eine große Annehmlichkeit für ſeinen Begleitenden, beſonders im Sommer, weil man überall in Gärten nah und fern gute Aufnahme, gute Geſellſchaft und Erfriſchung fand, auch zugleich mehr als eine Einladung zu dieſem oder jenem frohen Tage erhielt. In einem ſolchen Falle traf ich Gelegenheit, mich einer Familie, die ich erſt zum zweiten Male beſuchte, ſehr ſchnell zu empfehlen. Wir waren eingeladen und ſtellten uns zur beſtimmten Zeit ein. Die Geſellſchaft war nicht groß, Einige ſpielten und Einige ſpazirten wie gewöhnlich. Späterhin, als es zu Tiſche gehen ſollte, ſah ich die Wirthinn und ihre Schweſter lebhaft und wie in einer beſondern Verlegenheit mit einander ſprechen.

Zweyter Aufzug.

Nacht und Mondschein.

Terraſſe des Gartens von Villa Bella, im Mittelgrunde des Theaters. Eine doppelte Treppe führet zu einem eiſernen Gitter, das die Gartenthür ſchließt. An der Seite Bäume und Gebüſch.

Rugantino mit ſeinem Theil **Vagabunden.**

Rugantino.

Hier, meine Freunde, dieſes iſt der Platz!
Hier bleibet, und ich ſuche durch den Garten
Gelegenheit, dem Fenſter mich zu nahn,
Wo meine Schöne ruht. Sie ſchläft allein,
In einem Seitenflügel dieſes Schloſſes.
So viel iſt mir bekannt. Ich lecke ſie

Ich begegnete ihnen eben und ſagte: „Zwar habe ich kein Recht, meine Frauenzimmer, in Ihre Geheimniſſe einzudringen; vielleicht bin ich aber im Stande, einen guten Rath zu geben oder wohl gar zu dienen.“ Sie eröffneten mir hierauf ihre peinliche Lage: daß ſie nämlich zwölf Perſonen zu Tiſche gebeten, und in dieſem Augenblicke ſei ein Verwandter von der Reiſe zurückgekommen, der nun als der Dreizehnte, wo nicht ſich ſelbſt, doch gewiß Einigen der Gäſte ein fatales Memento mori werden würde.“ Der Sache iſt ſehr leicht abzuhelfen,“ verſetzte ich: „Sie erlauben mir, daß ich mich entferne und mir die Entſchädigung vorbehalte.“ Da es Perſonen von Anſehen und guter Lebensart waren, ſo wollten ſie es keineswegs zugeben, ſondern ſchickten in der Nachbarſchaft umher, um den Vierzehnten aufzufinden. Ich ließ es geſchehen; doch da ich den Bedienten unverrichteter Sache zur Gartenthür hereinkommen ſah, entwiſchte ich, und brachte meinen Abend vergnügt unter den alten Linden der Wanzenau hin. Daß mir dieſe Entſagung reichlich vergolten worden, war wohl eine natürliche Folge.

Eine gewiſſe allgemeine Geſellſchaft läßt ſich ohne das Kartenſpiel nicht mehr denken. Salzmann erneuerte die guten Lehren der Madam Böhme, und ich war um ſo folgſamer, als ich wirklich eingeſehen hatte, daß man ſich durch dieſe kleine Aufopferung, wenn es ja eine ſein ſollte, manches Vergnügen, ja ſogar eine größere Freiheit in der Societät verſchaffen könne, als man ſonſt genießen würde. Das alte eingeſchlafene Piquet wurde daher hervorgeſucht; ich lernte Whiſt, richtete mir nach Anleitung meines Mentor's einen Spielbeutel ein, welcher unter allen Umſtänden unantaſtbar ſein ſollte; und nun fand ich Gelegenheit, mit meinem Freunde die meiſten Abende in den beſten Zirkeln zuzubringen, wo man mir meiſtens wohlwollte und manche kleine Unregelmäßigkeit verzieh, auf die mich jedoch der Freund, wiewohl milde genug, aufmerkſam zu machen pflegte.

Damit ich aber dabei ſomboliſch erführe, wie ſehr man ſich auch im Aeußern in die Geſellſchaft zu ſchicken und nach ihr zu richten hat, ſo ward ich zu Etwas genöthigt, welches mir das Unangenehmſte von der Welt ſchien. Ich hatte zwar ſehr ſchöne Haare, aber mein Straßburger-Friſeur verſicherte mir ſogleich, daß ſie viel zu tief nach hinten hin verſchnitten ſeien, und daß es ihm unmöglich werde, daraus eine Friſur zu bilden, in welcher ich mich produciren dürfe, weil nur wenig kurze und gekrauſte Vorderhaare ſtatuirt würden, alles Uebrige vom Scheitel an in den Zopf oder Haarbeutel gebunden werden müſſe. Hierbei bleibe nun Nichts übrig, als mir eine Haar-Tour gefallen zu laſſen, bis der natürliche Wachsthum ſich wieder nach den Erforderniſſen der Zeit hergeſtellt habe. Er verſprach mir, daß Niemand dieſen unſchuldigen Betrug, gegen den ich mich erſt ſehr ernſtlich wehrte, jemals bemerken ſolle, wenn ich mich ſogleich dazu entſchließen könnte. Er hielt Wort und ich galt immer für den beſtfriſirten und beſtbehaarten jungen Mann. Da ich aber vom frühen Morgen an ſo aufgeſtutzt und gepudert bleiben und mich zugleich in Acht nehmen mußte, nicht durch Erhitzung und heftige Bewegung den falſchen Schmuck zu verrathen: ſo trug dieſer Zwang wirklich viel bei, daß ich mich eine Zeit lang ruhiger und geſitteter benahm, mir angewöhnte, mit dem Hut unter'm Arm und folglich auch in Schuh und Strümpfen zu gehen; doch durfte ich nicht verſäumen, ſeidenerne Unterſtrümpfe zu tragen, um mich gegen die Rhein-Schnacken zu ſichern, welche ſich an ſchönen Sommerabenden über die Auen und Gärten zu verbreiten pflegen. War mir nun unter dieſen Umſtänden eine heftige körperliche Bewegung verſagt, ſo entfalteten ſich unſere geſelligen Geſpräche immer lebhafter und leidenſchaftlicher, ja ſie waren die intereſſanteſten, die ich bis dahin jemals geführt hatte.

Bei meiner Art, zu empfinden und zu denken, koſtete es mich gar Nichts, einen Jeden gelten zu laſſen für Das, was er war, ja ſogar für Das, was er gelten wollte; und ſo machte die Offenheit eines friſchen jugendlichen Muthes, der ſich faſt zum erſten Mal in ſeiner vollen Blüthe hervorthat, mir ſehr viele Freunde und Anhänger. Unſere Tiſchgeſellſchaft vermehrte ſich wohl auf zwanzig Perſonen, und weil unſer Salzmann bei ſeiner herkömmlichen Methode beharrte, ſo blieb Alles im alten Gange, ja die Unterhaltung ward beinahe ſchicklicher, indem ſich ein Jeder vor Mehrern in Acht zu nehmen hatte. Unter den neuen Ankömmlingen befand ſich ein Mann, der mich beſonders intereſſirte; er hieß Jung, und iſt derſelbe, der nachher unter dem Namen Stilling zuerſt bekannt geworden. Seine Geſtalt, ungeachtet einer veralteten Kleidungsart, hatte bei einer gewiſſen Derbheit etwas Zartes. Eine Haarbeutel-Perrücke entſtellte nicht ſein bedeutendes und gefälliges Geſicht. Seine Stimme war ſanft, ohne weich und ſchwach zu ſein, ja ſie wurde wohltönend und ſtark, ſobald er in Eifer gerieth, welches ſehr leicht geſchah. Wenn man ihn näher kennen lernte, ſo fand man an ihm einen geſunden Menſchenverſtand, der auf dem Gemüth ruhte, und ſich deßwegen von Neigungen und Leidenſchaften beſtimmen ließ, und aus eben dieſem Gemüth entſprang ein

Enthusiasmus für das Gute, Wahre, Rechte in möglichster Reinheit; denn der Lebensgang dieses Mannes war sehr einfach gewesen und doch gedrängt an Begebenheiten und mannigfaltiger Thätigkeit. Das Element seiner Energie war ein unverwüstlicher Glaube an Gott und an eine unmittelbar von daher fließende Hülfe, die sich in einer ununterbrochenen Vorsorge und in einer unfehlbaren Rettung aus aller Noth, von jedem Uebel augenscheinlich bestätige. Jung hatte dergleichen Erfahrungen in seinem Leben so viele gemacht, sie hatten sich selbst in der neuern Zeit in Straßburg öfters wiederholt, so daß er mit der größten Freudigkeit ein zwar mäßiges aber doch sorgloses Leben führte und seinen Studien auf's Ernstlichste oblag, wiewohl er auf kein sicheres Auskommen von einem Vierteljahre zum andern rechnen konnte. In seiner Jugend auf dem Wege Kohlenbrenner zu werden, ergriff er das Schneiderhandwerk, und nachdem er sich nebenher von höhern Dingen selbst belehrt, so trieb ihn sein lehrlustiger Sinn zu einer Schulmeisterstelle. Dieser Versuch mißlang, und er kehrte zum Handwerk zurück, von dem er jedoch zu wiederholten Malen, weil Jedermann für ihn leicht Zutrauen und Neigung faßte, abgerufen ward, um abermals eine Stelle als Hauslehrer zu übernehmen. Seine innerlichste und eigentlichste Bildung aber hatte er jener ausgebreiteten Menschenart zu danken, welche auf ihre eigne Hand ihr Heil suchten, und indem sie sich durch Lesung der Schrift und wohlgemeinter Bücher, durch wechselseitiges Ermahnen und Bekennen zu erbauen trachteten, dadurch einen Grad von Cultur erhielten, der Bewunderung erregen mußte. Denn indem das Interesse, das sie stets begleitete und das sie in Gesellschaft unterhielt, auf dem einfachsten Grunde der Sittlichkeit, des Wohlwollens und Wohlthuns ruhte, auch die Abweichungen, welche bei Menschen von so beschränkten Zuständen vorkommen können, von geringer Bedeutung sind, und daher ihr Gewissen meistens rein und ihr Geist gewöhnlich heiter blieben: so entstand keine künstliche, sondern eine wahrhaft natürliche Cultur, die noch darin vor andern den Vorzug hatte, daß sie allen Altern und Ständen gemäß und ihrer Natur nach allgemein gesellig war; deßhalb auch diese Personen in ihrem Kreise, wirklich beredt und fähig waren, über alle Herzensangelegenheiten, die zartesten und tüchtigsten, sich gehörig und gefällig auszudrücken. In demselben Falle nun war der gute Jung. Unter Wenigen, wenn auch nicht gerade Gleichgesinnten, doch Solchen, die sich seiner Denkweise nicht abgeneigt erklärten, fand man ihn nicht allein redselig, sondern beredt; besonders erzählte er seine Lebensgeschichte auf das Anmuthigste und wußte dem Zuhörer alle Zustände deutlich und lebendig zu vergegenwärtigen. Ich trieb ihn, solche aufzuschreiben, und er versprach's. Weil er aber in seiner Art sich zu äußern einem Nachtwandler glich, den man nicht anrufen darf, wenn er nicht von seiner Höhe herabfallen, einem sanften Strom, dem man Nichts entgegenstellen darf, wenn er nicht brausen soll: so mußte er sich in größerer Gesellschaft oft unbehaglich fühlen. Sein Glaube duldete keinen Zweifel und seine Ueberzeugung keinen Spott. Und wenn er in freundlicher Mittheilung unerschöpflich war, so stockte gleich Alles bei ihm, wenn er Widerspruch erlitt. Ich half ihm in solchen Fällen gewöhnlich über, wofür er mich mit aufrichtiger Neigung belohnte. Da mir seine Sinnesweise nichts Fremdes war, und ich dieselbe vielmehr an meinen besten Freunden und Freundinnen schon genau hatte kennen lernen, sie mit auch in ihrer Natürlichkeit und Naivetät überhaupt wohl zufrieden sein konnte, so konnte er sich mit mir durchaus am Besten finden. Die Richtung seines Geistes war mir angenehm, und seinen Wunderglauben, der ihm so wohl zu Statten kam, ließ ich unangetastet. Auch Salzmann betrug sich schonend gegen ihn; schonend, sage ich, weil Salzmann, seinem Character, Wesen, Alter und Zuständen nach, auf der Seite der vernünftigen oder vielmehr verständigen Christen stehen und halten mußte, deren Religion eigentlich auf der Rechtschaffenheit des Character's und auf einer männlichen Selbstständigkeit beruhte, und die sich daher nicht gern mit Empfindungen, die sie leicht in's Trübe, und Schwärmerei, die sie bald in's Dunkle hätte führen können, abgaben und vermengten. Auch diese Classe war respectabel und zahlreich; alle ehrlichen, tüchtigen Leute verstanden sich und waren von gleicher Ueberzeugung sowie von gleichem Lebensgang.

Lerse, ebenmäßig unser Tischgeselle, gehörte auch zu dieser Zahl; ein vollkommen rechtlicher und bei beschränkten Glücksgütern mäßiger und genauer junger Mann. Seine Lebens- und Haushaltungsweise war die knappste, die ich unter Studirenden je kannte. Er trug sich am Saubersten von uns Allen, und doch erschien er immer in denselben Kleidern; aber er behandelte auch seine Garderobe mit der größten Sorgfalt, er hielt seine Umgebung reinlich und so verlangte er auch nach seinem Beispiel Alles im gemeinen Leben. Es begegnete ihm nicht, daß er irgendwo angelehnt oder seinen Ellbogen auf den Tisch gestemmt hätte; niemals vergaß er seine Serviette zu zeichnen, und der Magd gerieth es immer zum Unheil, wenn die Stühle

nicht höchst sauber gefunden wurden. Bei allem Diesem hatte er nichts Steifes in seinem Aeussern. Er sprach treuherzig, bestimmt und trocken lebhaft, wobei ein leichter ironischer Scherz ihn gar wohl kleidete. An Gestalt war er gut gebildet, schlank und von ziemlicher Größe, sein Gesicht pockennarbig und unscheinbar, seine kleinen blauen Augen heiter und durchdringend. Wenn er uns nun von so mancher Seite zu heimeisiern Ursache hatte, so ließen wir ihn auch noch außerdem für unsern Fechtmeister gelten; denn er führte ein sehr gutes Rappier, und es schien im Spaß zu machen, bei dieser Gelegenheit alle Pedanterie dieses Metier's an uns auszuüben. Auch pr-fitirten wir bei ihm wirklich und mußten ihm dankbar sein für manche gesellige Stunde, die er uns in guter Bewegung und Uebung verbringen hieß.

Durch alle diese Eigenschaften qualificirte sich nun Lerse völlig zu der Stelle eines Schieds- und Kampfrichters bei allen kleinen und größern Händeln, die in unserm Kreise, wiewohl selten, vorfielen, und welche Salzmann auf seine väterliche Art nicht beschwichtigen konnte. Ohne die äußern Formen, welche auf Academien so viel Unheil anrichten, stellten wir eine durch Umstände und guten Willen geschlossene Gesellschaft vor, die wohl mancher Andere zufällig berühren, aber sich nicht in dieselbe eindrängen konnte. Bei Beurtheilung nun innerer Verdrießlichkeiten zeigte Lerse stets die größte Unparteilichkeit und wußte, wenn der Handel nicht mehr mit Worten und Erklärungen ausgemacht werden konnte, die zu erwartende Genugthuung auf ehrenvolle Weise in's Unschädliche zu leiten. Hierzu war wirklich kein Mensch geschickter als er; auch pflegte er oft zu sagen, da ihn der Himmel weder zu einem Kriegs- noch Liebeshelden bestimmt habe, so wolle er sich im Romanen- und Fechterspiel mit der Rolle des Secundanten begnügen. Da er sich nun durchaus gleich blieb und als ein rechtes Muster einer guten und beständigen Sinnesart angesehen werden konnte, so prägte sich der Begriff von ihm so tief als liebenswürdig bei mir ein, und als ich den „Götz von Berlichingen" schrieb, fühlte ich mich veranlaßt, unserer Freundschaft ein Denkmal zu setzen und der wackern Figur, die sich auf eine so würdige Art zu subordiniren weiß, den Namen „Franz Lerse" zu geben.

Indeß er nun mit seiner fortgesetzten humoristischen Trockenheit uns immer zu erinnern wußte, was man sich und Andern schuldig sei, und wie man sich einzurichten habe, um mit den Menschen so lange als möglich in Frieden zu leben, und sich deßhalb gegen sie in einige Positur zu setzen: so hatte ich innerlich und äußerlich mit ganz andern Verhältnissen und Gegnern zu kämpfen, indem ich mit mir selbst, mit den Gegenständen, ja mit den Elementen im Streit lag. Ich befand mich in einem Gesundheitszustand, der mich bei Allem, was ich unternehmen wollte und sollte, hinreichend forderte; nur war mir noch eine gewisse Reizbarkeit übrig geblieben, die mich nicht immer im Gleichgewicht ließ. Ein starker Schall war mir zuwider, krankhafte Gegenstände erregten mir Ekel und Abscheu. Besonders aber ängstigte mich ein Schwindel, der mich jedesmal befiel, wenn ich von einer Höhe herunterblickte. Allen diesen Mängeln suchte ich abzuhelfen, und zwar, weil ich keine Zeit verlieren wollte, auf eine etwas heftige Weise. Abends beim Zapfenstreich ging ich neben der Menge Trommeln her, deren gewaltsame Wirbel und Schläge das Herz im Busen hätten zersprengen mögen. Ich erstieg ganz allein den höchsten Gipfel des Münsterthurms, und saß in dem sogenannten Hals unter dem Knopf oder der Krone, wie man's nennt, wohl eine Viertelstunde lang, bis ich es wagte, wieder heraus in die freie Luft zu treten, wo man auf einer Platte, die kaum eine Elle in's Gevierte haben wird, ohne sich sonderlich anhalten zu können, stehend das unendliche Land vor sich sieht, indessen die nächsten Umgebungen und Zierathen die Kirche und Alles, worauf und worüber man steht, verbergen. Es ist völlig, als wenn man sich auf einer Montgolfière in die Luft erheben söhe. Dergleichen Angst und Qual wiederholte ich so oft, bis der Eindruck mir ganz gleichgiltig ward, und ich habe nachher bei Bergreisen und geologischen Studien, bei großen Bauten, wo ich mit den Zimmerleuten um die Wette über die freiliegenden Balken und über die Gesimse des Gebäudes herlief, ja in Rom, wo man eben dergleichen Wagstücke anüben muß, um bedeutende Kunstwerke näher zu sehen, von jenen Verübungen großen Vortheil gezogen. Die Anatomie war mir auch deßhalb doppelt werth, weil sie mich den widerwärtigsten Anblick ertragen lehrte, indem sie meine Wißbegierde befriedigte. Und so besuchte ich auch das Clinicum des ältern Doctor's Ehrmann sowie die Lectionen der Entbindungskunst seines Sohns in der doppelten Absicht, alle Zustände kennen zu lernen und mich von aller Appreheusion gegen widerwärtige Dinge zu befreien. Ich habe es auch wirklich darin so weit gebracht, daß nichts Dergleichen mich jemals aus der Fassung setzen konnte. Aber nicht allein gegen diese sinnlichen Eindrücke, sondern auch gegen die Anfechtungen der Einbildungskraft suchte ich mich zu stählen. Die ahnungs- und schauervollen Eindrücke der Finsterniß der Kirch-

höfe, einſamer Oerter, nächtlicher Kirchen und Kapellen, und was hiemit verwandt ſein mag, wußte ich mir ebenfalls gleichgiltig zu machen; und auch darin brachte ich es ſo weit, daß mir Tag und Nacht und jedes Local völlig gleich war, ja daß, als in ſpäter Zeit mich die Luſt ankam, wieder einmal in ſolcher Umgebung die angenehmen Schauer der Jugend zu fühlen, ich dieſe in mir kaum durch die ſeltſamſten und fürchterlichſten Bilder, die ich hervorrief, wieder einigermaßen erzwingen konnte.

Dieſer Bemühung, mich von dem Drang und Druck des Alltäglichſten und Mächtigen zu befreien, was in mir fortwaltete und mir bald als Kraft bald als Schwäche erſchien, kam durchaus jene freie, geſellige, bewegliche Lebensart zu Hülfe, welche mich immer mehr anzog, an die ich mich gewöhnte, und zuletzt derſelben mit voller Freiheit genießen lernte. Es iſt in der Welt nicht ſchwer zu bemerken, daß ſich der Menſch am Freiſten und am Völligſten von ſeinen Gebrechen los und ledig fühlt, wenn er ſich die Mängel Anderer vergegenwärtigt und ſich darüber mit behaglichem Tadel verbreitet. Es iſt ſchon eine ziemlich angenehme Empfindung, uns durch Mißbilligung und Mißreden über Unſersgleichen hinauszuſetzen, weßwegen auch hierin die gute Geſellſchaft, ſie beſtehe aus Wenigen oder Mehrern, ſich am Liebſten ergeht. Nichts aber gleicht der behaglichen Selbſtgefälligkeit, wenn wir uns zu Richtern der Obern und Vorgeſetzten, der Fürſten und Staatsmänner erheben, öffentliche Anſtalten ungeſchickt und zweckwidrig finden, nur die möglichen und wirklichen Hinderniſſe beachten, und weder die Größe der Intention noch die Mitwirkung anerkennen, die bei jedem Unternehmen von Zeit und Umſtänden zu erwarten iſt.

Wer ſich der Lage des Franzöſiſchen Reichs erinnert und ſie aus ſpätern Schriften genau und umſtändlich kennt, wird ſich leicht vergegenwärtigen, wie man damals in dem Elſaſſiſchen Halb-Frankreich über König und Miniſter, über Hof und Günſtlinge ſprach. Für meine Luſt mich zu unterrichten, waren es neue, und für Naſeweisheit und jugendlichen Dünkel ſehr willkommene Gegenſtände; ich merkte mir Alles genau, ſchrieb fleißig auf, und ſehe jetzt an dem wenigen Uebriggebliebenen, daß ſolche Nachrichten, wenn gleich nur aus Fabeln und unzuverläſſigen allgemeinen Gerüchten im Augenblick aufgefaßt, doch immer in der Folge einen gewiſſen Werth haben, weil ſie dazu dienen, das endlich bekannt gewordene Geheime mit dem damals ſchon Aufgedeckten und Oeffentlichen, das von Zeitgenoſſen richtig oder falſch Beurtheilte mit den Ueberzeugungen der Nachwelt zuſammenzuhalten und zu vergleichen.

Auffallend und uns Pflaſtertretern täglich vor Augen war das Project zu Verſchönerung der Stadt, deſſen Ausführung von den Riſſen und Planen auf die ſeltſamſte Weiſe in die Wirklichkeit überzugehen anfing. Intendant Gavot hatte ſich vorgenommen, die winkeligen und ungleichen Gaſſen Straßburg's umzuſchaffen und eine wohl nach der Schnur gerecht, anſehliche, ſchöne Stadt zu gründen. Blondel, ein Pariſer Baumeiſter, zeichnete darauf einen Vorſchlag, durch welchen hundert und vierzig Hausbeſitzer an Raum gewannen, achtzig verloren und die übrigen in ihrem vorigen Zuſtande blieben. Dieſer genehmigte, aber nicht auf einmal in Ausführung zu bringende Plan ſollte nun durch die Zeit ſeiner Vollſtändigkeit entgegen wachſen, indeſſen die Stadt wunderlich genug zwiſchen Form und Unform ſchwankte. Sollte z. B. eine eingebogene Straßenſeite gerad werden, ſo rückte der erſte Bauluſtige auf die beſtimmte Linie vor, vielleicht ſein nächſter Nachbar, vielleicht aber auch der dritte, vierte Beſitzer von da, durch welche Vorſprünge die ungeſchickteſten Vertiefungen als Narbeſe der hinterliegenden Häuſer zurückblieben. Gewalt wollte man nicht brauchen, aber ohne Nöthigung wäre man gar nicht vorwärts gekommen; deßwegen durfte Niemand an ſeinem einmal verurtheilten Hauſe Etwas beſſern oder herſtellen, was ſich auf die Straße bezog. Alle die ſeltſamen zufälligen Unſchicklichkeiten gaben uns wandelnden Müßiggängern den willkommenſten Anlaß, unſern Spott zu üben, Vorſchläge zu Beſchleunigung der Vollendung nach Veriſch'ens Art zu thun und die Möglichkeit derſelben immer zu bezweifeln, ob uns gleich manches neu entſtehende ſchöne Gebäude hätte auf andere Gedanken bringen ſollen. Inwieweit jener Vorſatz durch die lange Zeit begünſtigt worden, wußte ich nicht zu ſagen.

Ein anderer Gegenſtand, worein ſich die proteſtantiſchen Straßburger gern unterhielten, war die Vertreibung der Jeſuiten. Dieſe Väter hatten, ſobald als die Stadt den Franzoſen zu Theil geworden, ſich gleichfalls eingefunden und um ein Domicilium nachgeſucht. Bald breiteten ſie ſich aber aus und bauten ein herrliches Collegium, das an den Münſter dergeſtalt anſtößt, daß das Hintertheil der Kirche ein Drittheil ſeiner Face bedeckt. Es ſollte ein völliges Viereck werden und in der Mitte einen Garten haben; drei Seiten davon waren fertig geworden. Es iſt von Steinen, ſolid, wie alle Gebäude dieſer Väter. Daß die Proteſtanten von ihnen gedrängt, wo nicht bedrängt wurden, lag in dem Plane der Geſellſchaft, welche die alte Religion in ihrem ganzen Umfange wieder herzuſtellen ſich zur Pflicht machte. Ihr Fall

erregte daher die größte Unzufriedenheit desGegentheils, und man sah nicht ohne Behagen, wie sie ihre Weine verkauften, ihre Bücher wegschafften, und das Gebäude einem andern, vielleicht weniger thätigen Orden bestimmt ward. Wie froh sind die Menschen, wenn sie eines Widersachers, ja nur eines Hüters los sind, und die Herde bedenkt nicht, daß da, wo der Rüde fehlt, sie den Wölfen ausgesetzt ist!

Weil denn nun auch jede Stadt ihre Tragödie haben muß, wovor sich Kinder und Kindeskinder entsetzen, so ward in Straßburg oft des unglücklichen Präter's Klingling gedacht, der, nachdem er die höchste Stufe irdischer Glückseligkeit erstiegen, Stadt und Land fast unumschränkt beherrscht und Alles genossen, was Vermögen, Rang und Einfluß nur gewähren können, endlich die Hofgunst verloren habe, und wegen Alles Dessen, was man ihm bisher nachgesehen, zur Verantwortung gezogen worden, ja sogar in den Kerker gebracht, wo er, über siebenzig Jahre alt, eines zweideutigen Todes verblichen.

Diese und andere Geschichten wußte jener Ludwigs-Ritter, unser Tischgenosse, mit Leidenschaft und Lebhaftigkeit zu erzählen, deßwegen ich auch gern auf Spaziergängen mich zu ihm gesellte, anders als die übrigen, die solchen Einladungen auswichen und mich mit ihm allein ließen. Da ich mich bei neuen Bekanntschaften meistentheils eine Zeit lang gehen ließ, ohne viel über sie, noch über die Wirkung zu denken, die sie auf mich ausübten, so merkte ich erst nach und nach, daß seine Erzählungen und Urtheile mich mehr beunruhigten und verwirrten, als unterrichteten und aufklärten. Ich wußte niemals, woran ich mit ihm war, obgleich das Räthsel sich leicht hätte entziffern lassen. Er gehörte zu den Vielen, denen das Leben keine Resultate gibt, und die sich daher im Einzelnen vor wie nach abmühen. Unglücklicher Weise hatte er dabei eine entschiedne Lust, ja Leidenschaft zum Nachdenken, ohne zum Denken geschickt zu sein, und in solchen Menschen setzt sich leicht ein gewisser Begriff fest, den man als eine Gemüthskrankheit ansehen kann. Auf eine solche fixe Ansicht kam auch er immer wieder zurück, und ward dadurch auf die Dauer höchst lästig. Er pflegte sich nämlich bitter über die Abnahme seines Gedächtnisses zu beklagen, besonders was die nächsten Ereignisse betraf, und behauptete nach einer eignen Schlußfolge, alle Tugend komme von dem guten Gedächtniß her, alle Laster hingegen aus der Vergessenheit. Diese Lehre wußte er mit vielem Scharfsinn durchzusetzen; wie sich denn Alles behaupten läßt, wenn man sich erlaubt, die Worte ganz unbestimmt, bald in weiterm, bald in engerm, in einem näher oder ferner verwandten Sinne zu gebrauchen und anzuwenden.

Die ersten Male unterhielt es wohl ihn zu hören, ja seine Gnade setzte in Verwunderung. Man glaubte vor einem rednerischen Sophisten zu stehen, der zu Scherz und Uebung den seltsamsten Dingen einen Schein zu verleihen weiß. Leider stumpfte sich dieser erste Eindruck nur allzubald ab; denn am Ende jedes Gesprächs kam der Mann wieder auf dasselbe Thema, ich mochte mich auch anstellen, wie ich wollte. Er war bei ältern Begebenheiten nicht festzuhalten, ob sie ihn gleich selbst interessirten, ob er sie schon mit den kleinsten Umständen gegenwärtig hatte. Vielmehr ward er öfters durch einen geringen Umstand mitten aus einer weltgeschichtlichen Erzählung herausgerissen und auf seinen feindseligen Lieblingsgedanken hingestoßen.

Einer unsrer nachmittägigen Spaziergänge war hierin besonders unglücklich; die Geschichte desselben stehe hier statt ähnlicher Fälle, welche den Leser ermüden, wo nicht gar betrüben könnten.

Auf dem Wege durch die Stadt begegnete uns eine bejahrte Bettlerinn, die ihn durch Bitten und Andringen in seiner Erzählung störte. — „Pack dich, alte Hexe!" sagte er und ging vorüber. Sie rief ihm den bekannten Spruch hinterdrein, nur etwas verändert, da sie wohl bemerkte, daß der unsterbliche Mann selbst alt sei: „Wenn Ihr nicht alt werden wollte, so hättet Ihr Euch in der Jugend sollen hängen lassen!" Er kehrte sich heftig herum, und ich fürchtete einen Auftritt. — „Hängen lassen?" rief er; „mich hängen lassen? Nein Das wäre nicht gegangen, dazu war ich ein zu braver Kerl; aber mich hängen, mich selbst aufhängen, Das ist wahr, Das hätte ich thun sollen; einen Schuß Pulver sollt' ich an mich wenden, um nicht zu erleben, daß ich keinen mehr werth bin." Die Frau stand wie versteinert, er aber fuhr fort: „Du hast eine große Wahrheit gesagt, Herenmutter! und weil man Dich noch nicht erfunst oder verbrannt hat, so sollst Du für Dein Sprüchlein belohnt werden." Er reichte ihr ein Paar, das man nicht leicht an einen Bettler zu wenden pflegte.

Wir waren über die erste Rhein-Brücke gekommen und gingen nach dem Wirthshause, wo wir einzukehren gedachten, und ich suchte ihn auf das vorige Gespräch zurückzuführen, als unerwartet auf dem angenehmen Fußpfad ein sehr hübsches Mädchen uns entgegenkam, vor uns stehen blieb, sich artig verneigte und ausrief: „Ei, ei, Herr Hauptmann, wohin?" und was man sonst bei solcher Gelegenheit zu sagen pflegt. — „Mademoiselle," versetzte er

etwas verlegen: „ich weiß nicht“ . . . „Wie?“ sagte sie mit anmuthiger Verwunderung: „vergessen Sie Ihre Freunde so bald?“ Das Wort „vergessen“ machte ihn verdrießlich, er schüttelte den Kopf und erwiederte mürrisch genug: „Wahrhaftig, Mademoiselle, ich wüßte nicht . . .!“ Nun versetzte sie mit einigem Humor, doch sehr gemäßigt: „Nehmen Sie sich in Acht, Herr Hauptmann; ich dürfte Sie ein ander Mal auch verkennen!“ Und so eilte sie an uns vorbei, stark zuschreitend, ohne sich umzusehen. Auf einmal schlug sich mein Weggesell mit den beiden Fäusten heftig vor den Kopf: „O ich Esel!“ rief er aus; „ich alter Esel! Da seht Ihr's nun, ob ich recht habe oder nicht.“ Und nun erging er sich auf eine sehr heftige Weise in seinem gewohnten Reden und Meinen, in welchem ihn dieser Fall nur noch mehr bestärkte. Ich kann und mag nicht wiederholen, was er für eine Philippische Rede wider sich selbst hielt. Zuletzt wendete er sich zu mir und sagte: „Ich rufe Euch zum Zeugen an! Erinnert Ihr Euch jener Krämerinn an der Ecke, die weder jung noch hübsch ist? Jedesmal grüße ich sie, wenn wir vorbeigehen, und rede manchmal ein Paar freundliche Worte mit ihr; und doch sind schon dreißig Jahre vorbei, daß sie mir günstig war. Nun aber, nicht vier Wochen, schwör' ich, sind's, da erzeigte sich dieses Mädchen gegen mich gefälliger als billig; und nun will ich sie nicht kennen und beleidige sie für ihre Artigkeit! Sage ich es nicht immer, Undank ist das größte Laster, und kein Mensch wäre undankbar, wenn er nicht vergeßlich wäre!“

Wir traten in's Wirthshaus, und nur die zechende, schwärmende Menge in den Vorsälen hemmte die Invection, die er gegen sich und seine Altersgenossen ausstieß. Er war still und ich hoffte ihn begütigt, als wir in ein oberes Zimmer traten, wo wir einen jungen Mann allein auf- und abgehend fanden, den der Hauptmann mit Namen begrüßte. Es war mir angenehm, ihn kennen zu lernen; denn der alte Gesell hatte mir viel Gutes von ihm gesagt und mir erzählt, daß Dieser, bei'm Kriegs-Bureau angestellt, ihm schon manchmal, wenn die Pensionen gestockt, uneigennützig sehr gute Dienste geleistet habe. Ich war froh, daß das Gespräch sich in's Allgemeine lenkte, und wir tranken eine Flasche Wein, indem wir es fortsetzten. Hier entwickelte sich aber zum Unglück ein anderer Fehler, den mein Ritter mit starrsinnigen Menschen gemein hatte. Denn wie er im Ganzen von jenem freyen Begriff nicht loskommen konnte, eben so sehr hielt er an einem augenblicklichen unangenehmen Eindruck fest, und ließ seine Empfindungen dabei ohne Mäßigung abschnurren. Der letzte Verdruß über sich selbst war noch nicht verklungen, und nun trat abermals etwas Neues hinzu, freilich von ganz anderer Art. Er hatte nämlich nicht lange die Augen hin und her gewandt, so bemerkte er auf dem Tische eine doppelte Portion Caffee und zwei Tassen; daneben mochte er auch, er, der selbst ein feiner Zeisig war, irgend sonst eine Andeutung aufgespürt haben, daß dieser junge Mann sich nicht eben immer so allein befunden. Und kaum war die Vermuthung in ihm aufgestiegen und zur Wahrscheinlichkeit geworden, das hübsche Mädchen habe einen Besuch hier abgestattet, so gesellte sich zu jenem ersten Verdruß noch die wunderlichste Eifersucht, um ihn vollends zu verwirren.

Ehe ich nun irgend Etwas ahnen konnte, (denn ich hatte mich bisher ganz harmlos mit dem jungen Mann unterhalten,) so fing der Hauptmann mit einem unangenehmen Ton, den ich an ihm wohl kannte, zu sticheln an, auf das Tassen-Paar und auf Dieses und Jenes. Der Jüngere, betroffen, suchte heiter und verständig auszuweichen, wie es unter Menschen von Lebensart die Gewohnheit ist, allein der Alte fuhr fort, schonungslos unartig zu sein, daß dem Andern Nichts übrig blieb, als Hut und Stock zu ergreifen und bei'm Abschiede eine ziemlich unzweideutige Aufforderung zurückzulassen. Nun brach die Furie des Hauptmanns und um desto heftiger los, als er in der Zwischenzeit noch eine Flasche Wein beinahe ganz allein ausgetrunken hatte. Er schlug mit der Faust auf den Tisch und rief mehr als einmal: „Den schlag' ich todt.“ Es war aber eigentlich so bös nicht gemeint; denn er gebrauchte diese Phrase mehrmals, wenn ihm Jemand widerstand oder sonst mißfiel. Eben so unerwartet verschlimmerte sich die Sache auf dem Rückwege; denn ich hatte die Unvorsichtigkeit, ihm seinen Undank gegen den jungen Mann vorzuhalten und ihn zu erinnern, wie sehr er mir die zuvorkommende Dienstfertigkeit dieses Angestellten gerühmt habe. Nein, solche Wuth eines Menschen gegen sich selbst ist mir nie wieder vorgekommen; es war die leidenschaftlichste Schlußrede zu jenen Anfängen, wozu das hübsche Mädchen Anlaß gegeben hatte. Hier sah ich Reue und Buße bis zur Caricatur getrieben, und wie alle Leidenschaft das Genie ersetzt, wirklich genialisch: denn er nahm die sämmtlichen Vorfallenheiten unserer Nachmittagswanderung wieder auf, benutzte sie rednerisch zur Selbstschelterung, ließ zuletzt die Hexe nochmals gegen sich auftreten, und verwirrte sich dergestalt, daß ich fürchten mußte, er werde sich in den Rhein stürzen. Wäre ich sicher gewesen, ihn, wie Mentor seinen Telemach, schnell wieder aufzufischen, so mochte er springen, und

ich hätte ihn für dieß Mal abgekühlt nach Hause gebracht.

Ich vertraute sogleich die Sache Lerse'n, und wir gingen des andern Morgens zu dem jungen Manne, den mein Freund mit seiner Trockenheit zum Lachen brachte. Wir wurden eins, ein ungefähres Zusammentreffen einzuleiten, wo eine Ausgleichung vor sich gehen sollte. Das Lustigste dabei war, daß der Hauptmann auch dieß Mal seine Unart verschlafen hatte, und zur Begünstigung des jungen Mannes, dem auch an seinen Händeln gelegen war, sich bereit finden ließ. Alles war an einem Morgen abgethan, und da die Begebenheit nicht ganz verschwiegen blieb, so entging ich nicht den Scherzen meiner Freunde, die mir aus eigener Erfahrung hätten voraussagen können, wie lästig mir gelegentlich die Freundschaft des Hauptmanns werden durfte.

Indem ich nun aber darauf sinne, was wohl zunächst weiter mitzutheilen wäre, so kommt mir durch ein seltsames Spiel der Erinnerung das ehrwürdige Münstergebäude wieder in die Gedanken, dem ich gerade in jenen Tagen eine besondere Aufmerksamkeit widmete und welches überhaupt in der Stadt sowohl als auf dem Lande sich den Augen beständig darbietet.

Je mehr ich die Façade desselben betrachtete, desto mehr bestärkte und entwickelte sich jener erste Eindruck, daß hier das Erhabene mit dem Gefälligen in Bund getreten sei. Soll das Ungeheure, wenn es uns als Masse entgegentritt, nicht erschrecken, soll es nicht verwirren, wenn wir sein Einzelnes zu ersehen suchen, so muß es eine unnatürliche, scheinbar unmögliche Verbindung eingehen, es muß sich das Angenehme zugesellen. Da uns nun aber allein möglich wird, den Eindruck des Münsters auszusprechen, wenn wir uns jene beiden unverträglichen Eigenschaften vereinigt denken, so sehen wir schon hieraus, in welchem hohen Werth wir dieses alte Denkmal zu halten haben, und beginnen mit Ernst eine Darstellung, wie so widersprechende Elemente sich friedlich durchdringen und verbinden konnten.

Hier Raum widmen wir unsre Betrachtungen, ohne noch an die Thürme zu denken, allein der Façade, die als ein aufrecht gestelltes längliches Viereck unsern Augen mächtig entgegnet. Nähern wir uns derselben in der Dämmerung, bei Mondschein, bei sternheller Nacht, wo die Theile mehr oder weniger undeutlich werden und zuletzt verschwinden, so sehen wir nur eine colossale Wand, deren Höhe zur Breite ein wohlthätiges Verhältniß hat. Betrachten wir sie bei Tage und abstrahiren durch Kraft unsers Geistes vom Einzelnen, so erkennen wir die Vorderseite eines Gebäudes, welche dessen innere Räume nicht allein umschließt, sondern auch manches Daneben liegende verdeckt. Die Oeffnungen dieser ungeheuern Fläche deuten auf innere Bedürfnisse, und nach diesen können wir sie sogleich in neun Felder abtheilen. Die große Mitteltüre, die auf das Schiff der Kirche gerichtet ist, fällt uns zuerst in die Augen. Zu beiden Seiten derselben liegen zwei kleinere, den Kreuzgängen angehörig. Ueber der Haupttüre trifft unser Blick auf das radförmige Fenster, das in die Kirche und deren Gewölbe ein ahnungsvolles Licht verbreiten soll. An den Seiten zeigen sich zwei große senkrechte, länglich viereckigte Oeffnungen, welche mit der mittelsten bedeutend contrastiren und darauf hindeuten, daß sie zu der Base emporstrebender Thürme gehören. In dem dritten Stockwerke reihen sich drei Oeffnungen an einander, welche zu Glockenstühlen und sonstigen kirchlichen Bedürfnissen bestimmt sind. Zu oberst sieht man das Ganze durch die Balustrade der Gallerie, anstatt eines Gesimses, horizontal abgeschlossen. Jene beschriebenen neun Räume werden durch vier vom Boden aufstrebende Pfeiler gestützt, eingefaßt und in drei große perpendiculare Abtheilungen getrennt.

Wie man nun der ganzen Masse ein schönes Verhältniß der Höhe zur Breite nicht absprechen kann, so erhält sie auch durch diese Pfeiler, durch die schlanken Eintheilungen dazwischen, im Einzelnen etwas gleichmäßig Leichtes.

Verharren wir aber bei unsrer Abstraction und denken uns diese ungeheure Wand ohne Zierathen mit festen Strebepfeilern, in derselben die nöthigen Oeffnungen, aber auch nur, insofern sie das Bedürfniß fordert; gestehen wir auch diesen Flächentheilungen gute Verhältnisse zu: so wird das Ganze zwar ernst und würdig, aber doch immer noch lästig unerfreulich und als zierdelos unkünstlich erscheinen: denn ein Kunstwerk, dessen Ganzes in großen einfachen, harmonischen Theilen begriffen wird, macht wohl einen edeln und würdigen Eindruck; aber der eigentliche Genuß, den das Gefallen erregt, kann nur bei Uebereinstimmung aller entwickelten Einzelnheiten Statt finden.

Hierin aber gerade befriedigt uns das Gebäude, das wir betrachten, im höchsten Grade: denn wir sehen alle und jede Zierathen jedem Theil, den sie schmücken, völlig angemessen, sie sind ihm untergeordnet, sie scheinen aus ihm entsprungen. Eine solche Mannigfaltigkeit gibt immer ein großes Behagen, indem sie sich aus dem Gehörigen herleitet und deßhalb zugleich das Gefühl der Einheit erregt; und nur in solchem Falle wird die Ausführung als Gipfel der Kunst gepriesen.

Durch solche Mittel sollte nun eine feste

Mauer, eine undurchdringliche Wand, die sich noch dazu als Base zweier himmelhoher Thürme anzukündigen hatte, dem Auge zwar als auf sich selbst ruhend, in sich selbst bestehend, aber auch dabei leicht und zierlich erscheinen, und, obgleich tausendfach durchbrochen, den Begriff von unerschütterlicher Festigkeit geben.

Dieses Räthsel ist auf [illegible] Glücklichste gelöst. Die Oeffnungen der [illegible] soliden Stellen derselben, die Pfeiler, Jedes hat seinen besondern Character, [illegible] aus der eigenen Bestimmung hervortritt; [illegible] communicirt sich stufenweise den Unterabtheilungen, daher Alles im gemäßen Sinne [illegible] ist, das Große wie das Kleine sich an [illegible] rechten Stelle befindet, leicht gefaßt werden [illegible] das Angenehme im Ungeheuern sich darstellt. Ich erinnere mich an die perspectivisch in die Mauerdicke sich einsenkenden, bis in's Unendliche an ihren Pfeilern und Spitzbogen verzierten Thüren, an das Fenster und dessen aus der runden Form entspringenden Kunstrose, an das Profil ihrer Stäbe, so wie an die schlanken Rohrsäulen der perpendicularen Abtheilungen. Man vergegenwärtige sich die stufenweise zurücktretenden Pfeiler, von schlanken, gleichfalls in die Höhe strebenden, zum Schutz der Heiligenbilder baldachinartig bestimmten, leichtsäuligen Spitzgebäudchen begleitet, und wie zuletzt jede Rippe, jeder Knopf als Blumenknauf und Blattreihe oder als irgend ein anderes im Steinsinn umgeformtes Naturgebilde erscheint. Man vergleiche das Gebäude, wo nicht selbst, doch Abbildungen des Ganzen und des Einzelnen, zu Beurtheilung und Belebung meiner Aussage. Sie könnte Manchem übertrieben scheinen; denn ich selbst, zwar im ersten Anblicke zur Neigung gegen dieses Werk hingerissen, brauchte doch lange Zeit, mich mit seinem Werth innig bekannt zu machen.

Unter Tadlern der Gothischen Baukunst aufgewachsen, nährte ich meine Abneigung gegen die vielfach überladenen, verworrenen Zierathen, die durch ihre Willkürlichkeit einen religiös düstern Character höchst widerwärtig machten; ich bestärkte mich in diesem Unwillen, da mir nur geistlose Werke dieser Art, an denen man weder gute Verhältnisse noch eine reine Consequenz gewahr wird, vor's Gesicht gekommen waren. Hier aber glaubte ich eine neue Offenbarung zu erblicken, indem mir jenes Tadelnswerthe keineswegs erschien, sondern vielmehr das Gegentheil davon sich aufdrang.

Wie ich nun aber immer länger sah und überlegte, glaubte ich über das Vorgesagte noch größere Verdienste zu entdecken. Herausgefunden war das richtige Verhältniß der größern Abtheilungen, die so sinnige als reiche Verzierung bis in's Kleinste; nun aber erkannte ich noch die Verknüpfung dieser mannigfaltigen Zierathen unter einander, die Hinleitung von einem Haupttheile zum andern, die Verschränkung zwar gleichartiger, aber doch an Gestalt höchst abwechselnder Einzelnheiten, vom Heiligen bis zum Ungeheuer, vom Blatt bis zum Zacken. Je mehr ich untersuchte, desto mehr gerieth ich in Erstaunen; je mehr ich mich mit Messen und Zeichnen unterhielt und abmühete, desto mehr wuchs meine Anhänglichkeit, so daß ich viele Zeit darauf verwendete, theils das Vorhandene zu studiren, theils das Fehlende, Unvollendete, besonders der Thürme, in Gedanken und auf dem Blatte wiederherzustellen.

Da ich nun an alter Deutscher Stätte dieses Gebäude gegründet und in ächter Deutscher Zeit so weit gediehen fand, auch der Name des Meisters auf dem bescheidenen Grabstein gleichfalls vaterländischen Klanges und Ursprungs war, so wagte ich, die bisher verrufene Benennung „Gothische Bauart", aufgefordert durch den Werth dieses Kunstwerks, abzuändern und sie als „Deutsche Baukunst" unserer Nation zu vindiciren, sodann aber versehlte ich nicht, erst mündlich und hernach in einem kleinen Aufsatz D. M. Erwini a Steinbach gewidmet, meine patriotischen Gesinnungen an den Tag zu legen.

Gelangt meine biographische Erzählung zu der Epoche, in welcher gedachter Bogen im Druck erschien, den Herder sodann in sein Heft: „Von Deutscher Art und Kunst," aufnahm, so wird noch Manches über diesen wichtigen Gegenstand zur Sprache kommen. Ehe ich mich aber dieß Mal von demselben abwende, so will ich die Gelegenheit benutzen, um das dem gegenwärtigen Bande vorgesetzte Motto bei Denjenigen zu rechtfertigen, welche einigen Zweifel daran hegen sollten. Ich weiß zwar recht gut, daß gegen das brave und hoffnungsreiche Altdeutsche Wort: „Was Einer in der Jugend wünscht, hat er im Alter genug!" manche umgekehrte Erfahrung anzuführen, Manches daran zu deuteln sein möchte; aber auch viel Günstiges spricht dafür, und ich erkläre, was ich dabei denke.

Unsre Wünsche sind Vorgefühle der Fähigkeiten, die in uns liegen, Verboten Desjenigen, was wir zu leisten im Stande sein werden. Was wir können und möchten, stellt sich unsrer Einbildungskraft außer uns und in der Zukunft dar; wir fühlen eine Sehnsucht nach Dem, was wir schon im Stillen besitzen. So verwandelt ein leidenschaftliches Vorauseilen das wahrhaft Mögliche in ein erträumtes Wirkliche. Liegt nun eine solche Richtung entschieden in unsrer Natur, so wird mit jedem Schritt unsrer Entwickelung ein Theil des ersten Wunsches

erfüllt, bei günstigen Umständen auf dem geraden Wege, bei ungünstigen auf einem Umwege, von dem wir immer wieder nach jenem einlenken. So sieht man Menschen durch Beharrlichkeit zu irdischen Gütern gelangen, sie umgeben sich mit Reichthum, Glanz und äußerer Ehre. Andere streben noch sicherer nach geistigen Vortheilen, erwerben sich eine klare Uebersicht der Dinge, eine Beruhigung des Gemüths und eine Sicherheit für die Gegenwart und Zukunft.

Nun gibt es aber eine dritte Richtung, die aus beiden gemischt ist und deren Erfolg am Sichersten gelingen muß. Wenn nämlich die Jugend des Menschen in eine prägnante Zeit trifft, wo das Hervorbringen das Zerstören überwiegt, und in ihm das Vorgefühl bei Zeiten erwacht, was eine solche Epoche fordre und verspreche, so wird er, durch äußere Anlässe zu thätiger Theilnahme gedrängt, bald da- bald dorthin greifen, und der Wunsch, nach vielen Seiten wirksam zu sein, wird in ihm lebendig werden. Nun gesellen sich aber zur menschlichen Beschränktheit noch so viele zufällige Hindernisse, daß hier ein Begonnenes liegen bleibt, dort ein Ergriffenes aus der Hand fällt, und ein Wunsch nach dem andern sich verzettelt. Waren aber diese Wünsche aus einem reinen Herzen entsprungen, dem Bedürfniß der Zeit gemäß, so darf man ruhig rechts und links liegen und fallen lassen, und kann versichert sein, daß nicht allein Dieses wieder aufgefunden und aufgehoben werden muß, sondern daß auch noch gar manches Verwandte, das man nie berührt, ja woran man nie gedacht hat, zum Vorschein kommen werde. Sehen wir nun während unsers Lebensganges Dasjenige von Andern geleistet, wozu wir selbst früher einen Beruf fühlten, ihn aber mit manchem Andern aufgeben mußten: dann tritt das schöne Gefühl ein, daß die Menschheit zusammen erst der wahre Mensch ist, und daß der Einzelne nur froh und glücklich sein kann, wenn er den Muth hat, sich im Ganzen zu fühlen.

Diese Betrachtung ist hier recht am Platze; denn wenn ich die Neigung bedenke, die mich zu jenen alten Bauwerken hinzog; wenn ich die Zeit berechne, die ich allein dem Straßburger-Münster gewidmet; die Aufmerksamkeit, mit der ich späterhin den Dom zu Köln und den zu Freiburg betrachtet und den Werth dieser Gebäude immer mehr empfunden: so könnte ich mich tadeln, daß ich sie nachher ganz aus den Augen verloren, ja durch eine entwickeltere Kunst angezogen, völlig im Hintergrunde gelassen. Sehe ich nun aber in der neusten Zeit die Aufmerksamkeit wieder auf jene Gegenstände hingelenkt, Neigung, zu Leidenschaft gegen sie hervortreten und blühen; sehe ich tüchtige junge Leute, von ihr ergriffen, Kräfte, Zeit, Sorgfalt, Vermögen diesen Denkmalen einer vergangenen Welt rücksichtslos widmen: so werde ich mit Vergnügen erinnert, daß Das, was ich sonst wollte und wünschte, einen Werth hatte. Mit Zufriedenheit sehe ich, wie man nicht allein das von unsern Vorvordern Geleistete zu schätzen weiß, sondern wie man sogar aus vorhandenen unausgeführten Anfängen wenigstens im Bilde die erste Absicht darzustellen sucht, um uns dadurch mit dem Gedanken, welcher doch das Erste und Letzte alles Vornehmens bleibt, bekannt zu machen, und eine verworren scheinende Vergangenheit mit besonnenem Ernst aufzuklären und zu beleben strebt. Vorzüglich belobe ich hier den wackern Sulpiz Boisserée, der unermüdet beschäftigt ist, in einem prächtigen Kupferwerke den Kölnischen Dom aufzustellen als Musterbild jener ungeheuern Conceptionen, deren Sinn Babylonisch in den Himmel strebte, und die zu den irdischen Mitteln dergestalt außer Verhältniß waren, daß sie nothwendig in der Ausführung stocken mußten. Haben wir bisher gestaunt, daß solche Bauwerke nur so weit gediehen, so werden wir mit der größten Bewunderung erfahren, was eigentlich zu leisten die Absicht war.

Möchten doch litterarisch-artistische Unternehmungen dieser Art durch Alle, welche Kraft, Vermögen und Einfluß haben, gebührend befördert werden, damit uns die große und riesenmäßige Gesinnung unserer Vorfahren zur Anschauung gelange und wir uns einen Begriff machen können von Dem, was sie wollten ausführen. Die hieraus entspringende Einsicht wird nicht unfruchtbar bleiben, und das Urtheil sich endlich einmal mit Gerechtigkeit an jenen Werken zu üben im Stande sein. Ja Dieses wird auf das Gründlichste geschehen, wenn unser thätiger, junger Freund, außer der dem Kölnischen Dome gewidmeten Monographie, die Geschichte der Baukunst unserer Mittelzeit bis in's Einzelne verfolgt. Wird ferner an Tag gefördert, was irgend über werkmäßige Ausübung dieser Kunst zu erfahren ist; wird sie durch Vergleichung mit der Griechisch-römischen und der Orientalisch-ägyptischen in allen Grundzügen dargestellt: so kann in diesem Fache wenig zu thun übrig bleiben. Ich aber werde, wenn die Resultate solcher vaterländischen Bemühungen öffentlich vorliegen, sowie jetzt bei freundlichen Privat-Mittheilungen mit wahrer Zufriedenheit jenes Wort im besten Sinne wiederholen können: „Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter genug."

Kann man aber bei solchen Wirkungen, welche Jahrhunderten angehören, sich auf die

Zeit verlaſſen und die Gelegenheit erharren, ſo gibt es dagegen andere Dinge, die in der Jugend friſch, wie reife Früchte, weggenoſſen werden müſſen. Es ſei mir erlaubt, mit dieſer raſchen Wendung des Tanzes zu erwähnen, an den das Ohr, ſowie das Auge an den Münſter, jeden Tag, jede Stunde in Straßburg, im Elſaß erinnert wird. Von früher Jugend an hatte mir und meiner Schweſter der Vater ſelbſt im Tanzen Unterricht gegeben, welches einen ſo ernſthaften Mann wunderlich genug hätte kleiden ſollen; allein er ließ ſich auch dabei nicht aus der Faſſung bringen, unterwies uns auf das Beſtimmteſte in den Poſitionen und Schritten, und als er uns weit genug gebracht hatte, um eine Menuet zu tanzen, ſo blies er auf einer Flöte-douce uns etwas Faßliches im Dreiviertel-Tact vor, und wir bewegten uns darnach, ſo gut wir konnten. Auf dem Franzöſiſchen Theater hatte ich gleichfalls von Jugend auf wo nicht Ballete, doch Solo's und Pas-de-deux geſehn und mir davon mancherlei wunderliche Bewegungen der Füße und allerlei Sprünge gemerkt. Wenn wir nun der Menuets genug hatten, ſo erſuchte ich den Vater um andere Tanz-Muſiken, dergleichen die Noten-Bücher in ihren Bignen und Murlis reichlich darboten, und ich erfand mir ſogleich die Schritte und übrigen Bewegungen dazu, indem der Tact meinen Gliedern ganz gemäß und mit denſelben geboren war. Dieß beluſtigte meinen Vater bis auf einen gewiſſen Grad, ja er machte ſich und uns manchmal den Spaß, die Affen auf dieſe Weiſe tanzen zu laſſen. Nach meinem Unfall mit Gretchen und während meines ganzen Aufenthalts in Leipzig kam ich nicht wieder auf den Plan; vielmehr weiß ich noch, daß, als man mich auf einem Balle zu einer Menuet nöthigte, Tact und Bewegung aus meinen Gliedern gewichen ſchien, und ich mich weder der Schritte noch der Figuren mehr erinnerte, ſo daß ich mit Schimpf und Schanden beſtanden wäre, wenn nicht der größere Theil der Zuſchauer behauptet hätte, mein ungeſchicktes Betragen ſei bloßer Eigenſinn, in der Abſicht, den Frauenzimmern alle Luſt zu benehmen, mich wider Willen aufzufordern und in ihre Reihe zu ziehen.

Während meines Aufenthalts in Frankfurt war ich von ſolchen Freuden ganz abgeſchnitten; aber in Straßburg regte ſich bald mit der übrigen Lebensluſt die Tact-Fähigkeit meiner Glieder. An Sonn- und Werkeltagen ſchlenderte man keinen Luſtert vorbei, ohne daſelbſt einen fröhlichen Haufen zum Tanze verſammelt, und zwar meiſtens ſich im Kreiſe drehend zu finden. Ingleichen waren auf den Landhäuſern Privat-Bälle, und man ſprach ſchon von den brillanten Redouten des zukommenden Winters. Hier wäre ich nun freilich nicht an meinem Platz und der Geſellſchaft unnütz geweſen; da rieth mir ein Freund, der ſehr gut walzte, mich erſt in minder guten Geſellſchaften zu üben, damit ich hernach in der beſten Etwas gelten könnte. Er brachte mich zu einem Tanzmeiſter, der für geſchickt bekannt war; dieſer verſprach mir, wenn ich nur einiger Maßen die erſten Anfangsgründe wiederholt und mir zu eigen gemacht hätte, mich dann weiter zu leiten. Er war eine von den trockenen, gewandten Franzöſiſchen Naturen, und nahm mich freundlich auf. Ich zahlte ihm den Monat voraus, und erhielt zwölf Billete, gegen die er mir gewiſſe Stunden Unterricht zuſagte. Der Mann war ſtreng, genau, aber nicht pedantiſch; und da ich ſchon einige Vorübung hatte, ſo machte ich es ihm bald zu Danke und erhielt ſeinen Beifall.

Den Unterricht dieſes Lehrers erleichterte jedoch ein Umſtand gar ſehr: er hatte nämlich zwei Töchter, beide hübſch und noch unter zwanzig Jahren. Von Jugend auf in dieſer Kunſt unterrichtet, zeigten ſie ſich darin ſehr gewandt und hätten als Meiſter auch dem ungeſchickteſten Scholaren bald zu einiger Bildung verhelfen können. Sie waren Beide ſehr artig, ſprachen nur Franzöſiſch, und ich nahm mich von meiner Seite zuſammen, um vor ihnen nicht linkiſch und lächerlich zu erſcheinen. Ich hatte das Glück, daß auch ſie mich lobten, immer willig waren, nach der kleinen Geige des Vaters eine Menuet zu tanzen, ja ſogar, was ihnen freilich beſchwerlicher ward, mir nach und nach das Walzen und Drehen einzulernen. Uebrigens ſchien der Vater nicht viele Kunden zu haben, und ſie führten ein einſames Leben. Deßhalb erſuchten ſie mich manchmal, nach der Stunde bei ihnen zu bleiben und die Zeit ein wenig zu verſchwätzen; das ich denn auch gerne that, um ſo mehr, als die Jüngere mir wohl gefiel und ſie ſich überhaupt ſehr anſtändig betrugen. Ich las manchmal aus einem Roman Etwas vor, und ſie thaten das Gleiche. Die Aeltere, die ſo hübſch, vielleicht noch hübſcher war als die Zweite, mir aber nicht ſo gut wie Dieſe zuſagte, betrug ſich durchaus gegen mich verbindlicher und in Allem gefälliger. Sie war in der Stunde immer bei der Hand und zog ſie manchmal in die Länge; daher ich mich einige Mal verpflichtet glaubte, dem Vater zwei Billete anzubieten, die er jedoch nicht annahm. Die Jüngere hingegen, ob ſie gleich nicht unfreundlich gegen mich that, war doch eher ſtill für ſich und ließ ſich durch den Vater herbeilaſſen, um die Aeltere abzuleſen.

Die Urſache davon ward mir eines Abends

Mit meiner Laiten Ton an's Fenſter. Dann
Geb' Amor Glück und Heil, der ſtets geſchäftig
Und wirkſam iſt, wo ſich ein Paar begegnet.
Nur bleibet ſtill und wartet, bis ich euch
Hier wieder ſuche. Eilet mir nicht nach,
Wenn ihr auch Lärm und Händel hören ſolltet;
Es wäre denn, ich ſchöſſe; dann geſchwind'!
Und ſehet, wie ihr durch Gewalt und Liſt
Mir helfen könnt. Lebt wohl. — Allein wer kommt?
Wer kommt ſo ſpät mit Leuten? — Still — es iſt —
Ja es iſt Don Rovero, der ein Gaſt
Des Hauſes war. Er geht mir recht gelegen
Schon dieſe Nacht hinweg. Wenn er nur nicht
Den andern in die Hände fällt, die ſich
Am Wege lagern, wildes Abenteuer
Unedel zu begehn. — Verſteckt euch nur.

Pedro zu ſeinen Leuten.

Ihr geht voran; in einem Augenblick
Folg' ich euch nach. Ihr wartet an der Eiche,
Da wo die Pferde ſtehn; ich komme gleich.

deutlich. Denn als ich mit der Aeltesten nach vollendetem Tanz in das Wohnzimmer gehen wollte, hielt sie mich zurück und sagte: „Bleiben wir noch ein wenig hier; denn ich will es Ihnen nur gestehen, meine Schwester hat eine Kartenschlägerinn bei sich, die ihr offenbaren soll, wie es mit einem auswärtigen Freund beschaffen ist, an dem ihr ganzes Herz hängt, auf den sie alle ihre Hoffnung gesetzt hat. Das meinige ist frei, fuhr sie fort, und ich werde mich gewöhnen müssen, es verschmäht zu sehen." Ich sagte ihr darauf einige Artigkeiten, indem ich versetzte, daß sie sich, wie es damit stehe, am Ersten überzeugen könne, wenn sie die weise Frau gleichfalls befragte; ich wolle es auch thun; denn ich hätte schon längst so Etwas zu erfahren gewünscht, woran mir bisher der Glaube gefehlt habe. Sie redete mich deßhalb und betheuerte, daß Nichts in der Welt sicherer sei, als die Aussprüche dieses Orakel's; nur müsse man es nicht aus Scherz und Frevel, sondern nur in wahren Anliegenheiten befragen. Ich nöthigte sie jedoch zuletzt, mit mir in jenes Zimmer zu gehen, sobald sie sich versichert hatte, daß die Function vorbei sei. Wir fanden die Schwester sehr aufgeräumt, und auch gegen mich war sie zutraulicher als sonst, scherzhaft und beinahe geistreich: denn da sie eines abwesenden Freundes sicher geworden zu sein schien, so mochte sie es für unverfänglich halten, mit einem gegenwärtigen Freund ihrer Schwester (denn dafür hielt sie mich) ein wenig artig zu thun. Der Alten wurde nun geschmeichelt und ihr gute Bezahlung zugesagt, wenn sie der ältern Schwester und auch mir das Wahrhafte sagen wollte. Mit den gewöhnlichen Vorbereitungen und Ceremonien legte sie nun ihren Kram aus, und zwar um der Schönen zuerst zu weissagen. Sie betrachtete die Lage der Karten sorgfältig, schien aber zu stocken und wollte mit der Sprache nicht heraus. — „Ich sehe schon," sagte die Jüngere, die mit der Auslegung einer solchen magischen Tafel schon näher bekannt war, „Ihr zaudert und wollt meiner Schwester nichts Unangenehmes eröffnen; aber Das ist eine erwünschte Karte!" Die Aeltere wurde blaß, doch faßte sie sich und sagte: „So sprecht nur; es wird zu den Kopf nicht kosten!" Die Alte, nach einem tiefen Seufzer, zeigte ihr nun an, daß sie liebe, daß sie nicht geliebt werde, daß eine andere Person dazwischen stehe, und was dergleichen Dinge mehr waren. Man sah dem guten Mädchen die Verlegenheit an. Die Alte glaubte die Sache wieder Etwas zu verbessern, indem sie auf Briefe und Geld Hoffnung machte. „Briefe," sagte das schöne Kind, „erwarte ich nicht und Geld mag ich nicht. Wenn es wahr ist, wie Ihr sagt, daß ich liebe, „so verdiene ich ein Herz, das mich wieder liebt." — „Wir wollen sehen, ob es nicht besser wird," versetzte die Alte, indem sie die Karten mischte und zum zweiten Mal auflegte; allein es war vor unser aller Augen nur noch schlimmer geworden. Die Schöne stand nicht allein einsamer, sondern auch mit mancherlei Verdruß umgeben; der Freund war etwas weiter und die Zwischen-Figuren näher gerückt. Die Alte wollte zum dritten Mal auslegen, in Hoffnung einer bessern Aussicht; allein das schöne Kind hielt sich nicht länger, sie brach in unbändiges Weinen aus, ihr voller Busen bewegte sich auf eine gewaltsame Weise, sie wandte sich um und rannte zum Zimmer hinaus. Ich wußte nicht, was ich thun sollte. Die Neigung hielt mich bei der Gegenwärtigen, das Mitleid trieb mich zu Jener; meine Lage war peinlich genug. — „Trösten Sie Lucinden," sagte die Jüngere; „gehen Sie ihr nach." Ich zauderte; wie durfte ich sie trösten, ohne sie wenigstens einer Art von Neigung zu versichern, und konnte ich das wohl in einem solchen Augenblick auf eine kalte mäßige Weise! — Lassen Sie uns zusammen gehn, sagte ich zu Emilie'n. „Ich weiß nicht, ob ihr meine Gegenwart wohl thun wird," versetzte Diese. Doch gingen wir, fanden aber die Thür verriegelt. Lucinde antwortete nicht, wir mochten pochen, rufen, bitten, wie wir wollten. „Wir müssen sie gewähren lassen," sagte Emilie, „sie will nun nicht anders!" Und wenn ich mich freilich ihres Wesens von unserer ersten Bekanntschaft an erinnerte, so hatte sie immer etwas Heftiges und Ungleiches, und ihre Neigung zu mir zeigte sie am Meisten dadurch, daß sie ihre Unart nicht an mir bewies. Was wollte ich thun? Ich bezahlte die Alte reichlich für das Unheil, das sie gestiftet hatte, und wollte gehen, als Emilie sagte: „Ich bedinge mir, daß die Karte nun auch auf Sie geschlagen werde." Die Alte war bereit. — Lassen Sie mich nicht dabei sein! rief ich, und eilte die Treppe hinunter.

Den andern Tag hatte ich nicht Muth hinzugehen. Den dritten ließ mir Emilie durch einen Knaben, der mir schon manche Botschaft von den Schwestern gebracht und Blumen und Früchte dagegen an sie getragen hatte, in aller Frühe sagen, ich möchte heute ja nicht fehlen. Ich kam zur gewöhnlichen Stunde und fand den Vater allein, der an meinen Tritten und Schritten, an meinem Gehen und Kommen, an meinem Tragen und Behaben noch Manches ausbesserte und übrigens mit mir zufrieden schien. Die Jüngste kam gegen das Ende der Stunde und tanzte mit mir eine sehr graziöse Menuet, in der sie sich außerordentlich

angenehm bewegte; und der Vater versicherte, nicht leicht ein hübscheres und gewandteres Paar auf seinem Platze gesehen zu haben. Nach der Stunde ging ich wie gewöhnlich in's Wohnzimmer; der Vater ließ uns allein, ich vermißte Lucinde'n. — „Sie liegt im Bette," sagte Emilie, „und ich sehe es gern: haben Sie deßhalb keine Sorge. Ihre Seelenkrankheit lindert sich am Ersten, wenn sie sich körperlich für krank hält; sterben mag sie nicht gern, und so thut sie alsdann, was wir wollen. Wir haben gewisse Hausmittel, die sie zu sich nimmt und ausruht; und so legen sich nach und nach die tobenden Wellen. Sie ist gar zu gut und liebenswürdig bei so einer eingebildeten Krankheit, und da sie sich im Grunde recht wohl befindet und nur von Leidenschaft angegriffen ist, so sinnt sie sich allerhand romanenhafte Todesarten aus, vor denen sie sich auf eine angenehme Weise fürchtet, wie Kinder, denen man von Gespenstern erzählt. So hat sie mir gestern Abend noch mit großer Heftigkeit erklärt, daß sie dieß Mal gewiß sterben würde, und man sollte den undankbaren, falschen Freund, der ihr erst so schön gethan und sie nun so übel behandle, nur dann wieder zu ihr führen, wenn sie wirklich ganz nahe am Tode sei: sie wolle ihm recht bittre Vorwürfe machen und auch sogleich den Geist aufgeben!" — Ich weiß mich nicht schuldig! rief ich aus, daß ich irgend eine Neigung zu ihr geäußert. Ich kenne Jemanden, der mir dieses Zeugniß am Besten ertheilen kann. Emilie lächelte und versetzte: „Ich verstehe Sie, und wenn wir nicht klug und entschlossen sind, so kommen wir Alle zusammen in eine üble Lage. Was werden Sie sagen, wenn ich Sie ersuche, Ihre Stunden nicht weiter fortzusetzen? Sie haben von dem letzten Monat allenfalls noch vier Billete, und mein Vater äußerte schon, daß er es unverantwortlich finde, Ihnen noch länger Geld abzunehmen, es müßte denn sein, daß Sie sich der Tanzkunst auf eine ernstlichere Weise widmen wollten; und ein junger Mann in der Welt brauchte, besäßen Sie nun." — Und diesen Rath, Ihr Haus zu meiden, geben Sie mir, Emilie? versetzte ich. — „Eben ich," sagte sie; „aber nicht aus mir selbst. Hören Sie nur. Als Sie vorgestern wegritten, ließ ich die Karte auf Sie schlagen, und derselbe Ausspruch wiederholte sich drei Mal und immer stärker. Sie waren umgeben von allerlei Gutem und Vergnüglichem, von Freunden und großen Herren; an Geld fehlte es auch nicht. Die Frauen hielten sich in einiger Entfernung. Meine arme Schwester besonders stand immer am Weitesten; eine Andere rückte Ihnen immer näher, kam aber nie an Ihre Seite; denn es stellte sich ein Dritter dazwischen. Ich will Ihnen nur gestehen, daß ich mich unter der zweiten Dame gedacht hatte, und nach diesem Bekenntnisse werden Sie meinen wohlmeinenden Rath am Besten begreifen. Einem entfernten Freund habe ich mein Herz und meine Hand zugesagt, und bis jetzt liebt' ich ihn über Alles; doch es wäre möglich, daß Ihre Gegenwart mir bedeutender würde als bisher, und was würden Sie für einen Stand zwischen zwei Schwestern haben, davon Sie die eine durch Neigung und die andere durch Kälte unglücklich gemacht hätten, und alle diese Qual um Nichts und auf kurze Zeit. Denn wenn wir nicht schon wüßten, wer Sie sind und was Sie zu hoffen haben, so hätte mir es die Karte auf's Deutlichste vor Augen gestellt. Leben Sie wohl," sagte sie, und reichte mir die Hand. Ich zauderte. — „Nun, sagte sie, indem sie mich gegen die Thür führte," damit es wirklich das letzte Mal sei, daß wir uns sprechen, so nehmen Sie, was ich Ihnen sonst versagen würde. Sie fiel mir um den Hals und küßte mich auf's Zärtlichste. Ich umfaßte sie und drückte sie an mich.

In diesem Augenblicke flog die Seitenthür auf, und die Schwester sprang in einem leichten aber anständigen Nachtkleide herver und rief: „Du sollst nicht allein von ihm Abschied nehmen!" Emilie ließ mich fahren und Lucinde ergriff mich, schloß sich fest an mein Herz, drückte ihre schwarzen Locken an meine Wangen und blieb eine Zeit lang in dieser Lage. Und so fand ich mich denn in der Klemme zwischen beiden Schwestern, wie mir's Emilie einen Augenblick vorher geweissagt hatte. Lucinde ließ mich los und sah mir ernst in's Gesicht. Ich wollte ihre Hand ergreifen und ihr etwas Freundliches sagen; allein sie wandte sich weg, ging mit starken Schritten einige Mal im Zimmer auf und ab und warf sich dann in die Ecke des Sopha's. Emilie trat zu ihr, ward aber sogleich weggewiesen, und hier entstand eine Scene, die mir noch in der Erinnerung peinlich ist, und die, ob sie gleich in der Wirklichkeit nichts Theatralisches hatte, sondern einer lebhaften jungen Französinn ganz angemessen war, dennoch nur von einer guten, empfindenden Schauspielerinn auf dem Theater würdig wiederholt werden konnte.

Lucinde überhäufte ihre Schwester mit tausend Vorwürfen. „Es ist nicht das erste Herz," rief sie aus, „das sich zu mir neigt, und das Du mir entwendest; war es doch mit dem Abwesenden ebenso, der sich zuletzt unter meinen Augen mit Dir verlobte. Ich mußte es ansehen, ich erzwang's; ich weiß aber, wie viele tausend Thränen es mich gekostet hat. Diesen haß Du

mir nun auch weggefangen, ohne Jenen fahren zu laſſen; und wie Viele verſtehſt Du nicht auf einmal zu halten! Ich bin offen und gutmüthig, und Jedermann glaubt, mich bald zu kennen und mich vernachläſſigen zu dürfen; Du biſt verſteckt und ſtill, und die Leute glauben Wunder, was hinter Dir verborgen ſei. Aber es iſt Nichts dahinter als ein kaltes, ſelbſtiſches Herz, das ſich Alles aufzuopfern weiß; das aber kennt Niemand ſo leicht, weil es tief in Deiner Bruſt verborgen liegt, ſo wenig als mein warmes, treues Herz, das ich offen trage wie mein Geſicht."

Emilie ſchwieg und hatte ſich neben ihre Schweſter geſetzt, die ſich im Reden immer mehr erhitzte, und ſich über gewiſſe beſondere Dinge herausließ, die mir zu wiſſen eigentlich nicht frommte. Emilie dagegen, die ihre Schweſter zu begütigen ſuchte, gab mir hinterwärts ein Zeichen, daß ich mich entfernen ſollte; aber wie Eiferſucht und Argwohn mit tauſend Augen ſehen, ſo ſchien auch Lucinde es bemerkt zu haben. Sie ſprang auf und ging auf mich los, aber nicht mit Heftigkeit. Sie ſtand vor mir und ſchien auf Etwas zu ſinnen. Dann ſagte ſie: „Ich weiß, daß ich Sie verloren habe; ich mache keine weitern Anſprüche auf Sie. Aber Du ſollſt ihn auch nicht haben, Schweſter!" Sie faßte mich mit dieſen Worten ganz eigentlich beim Kopf, indem ſie mir mit beiden Händen in die Locken fuhr, mein Geſicht an das ihrige drückte und mich zu wiederholten Malen auf den Mund küßte. „Nun," rief ſie aus, „fürchte meine Vermaledeiung! Unglück über Unglück für immer und immer auf Diejenige, die zum erſten Male nach mir dieſe Lippen küßt! Wage es nun, wieder mit ihm anzubinden; ich weiß, der Himmel erhört mich dieß Mal. Und Sie, mein Herr, eilen Sie nun, eilen Sie, was Sie können!

Ich flog die Treppe hinunter mit dem feſten Vorſatze, das Haus nie wieder zu betreten.

Zehntes Buch.

Die Deutſchen Dichter, da ſie nicht mehr als Gliedglieder für einen Mann ſtanden, genoſſen in der bürgerlichen Welt nicht der mindeſten Vortheile. Sie hatten weder Halt, Stand noch Anſehen, als inſofern ſonſt ein Verhältniß ihnen günſtig war: und es kam daher bloß auf den Zufall an, ob das Talent zu Ehren oder Schanden geboren ſein ſollte. Ein armer Erdenſohn, im Gefühl von Geiſt und Fähigkeiten, mußte ſich kümmerlich in's Leben hineinſchleppen, und die Gabe, die er allenfalls von den Muſen erhalten hatte, von dem augenblicklichen Bedürfniß gedrängt, vergeuden. Das Gelegenheitsgedicht, die erſte und ächteſte aller Dichtarten, ward verächtlich auf einen Grad, daß die Nation noch jetzt nicht zu einem Begriff des hohen Werthes deſſelben gelangen kann, und ein Poet, wenn er nicht gar den Weg Günther's einſchlug, erſchien in der Welt auf die traurigſte Weiſe ſubordinirt als Spaßmacher und Schmarotzer, ſo daß er ſowohl auf dem Theater als auf der Lebensbühne eine Figur vorſtellte, der man nach Belieben mitſpielen konnte.

Geſellte ſich hingegen die Muſe zu Männern von Anſehen, ſo erhielten dieſe dadurch einen Glanz, der auf die Geberinn zurückfiel. Lebensgewandte Edelleute, wie Hagedorn, ſtattliche Bürger, wie Brockes, entſchiedne Gelehrte, wie Haller, erſchienen unter den Erſten der Nation, den Vornehmſten und Geſchätzteſten gleich. Beſonders wurden auch ſolche Perſonen verehrt, die neben jenem angenehmen Talente ſich noch als emſige, treue Geſchäftsmänner auszeichneten. Deßhalb erfreuten ſich Uz, Rabener, Weiße einer Achtung ganz eigner Art, weil man die heterogenſten, ſelten mit einander verbundnen Eigenſchaften hier vereint zu ſchätzen hatte.

Nun ſollte aber die Zeit kommen, wo das Dichter-Genie ſich ſelbſt gewahr würde, ſich ſeine eignen Verhältniſſe ſelbſt ſchüfe und den Grund zu einer unabhängigen Würde zu legen verſtünde. Alles traf in Klopſtock zuſammen, um eine ſolche Epoche zu begründen. Er war, von der ſinnlichen wie von der ſittlichen Seite betrachtet, ein reiner Jüngling. Ernſt und gründlich erzogen, legt er von Jugend an einen großen Werth auf ſich ſelbſt und auf Alles, was er thut, und indem er die Schritte ſeines Lebens bedächtig vorausmißt, wendet er ſich im Vorgefühl der ganzen Kraft ſeines Innern gegen den höchſten denkbaren Gegenſtand. Der Meſſias, ein Name, der unendliche Eigenſchaften bezeichnet, ſollte durch ihn auf's Neue verherrlicht werden. Der Erlöſer ſollte der Held ſein, den er durch irdiſche Gemeinheit und Leiden zu den höchſten himmliſchen Triumphen zu geleiten gedachte. Alles, was Göttliches, Engliſches, Menſchliches in der jungen

Seele lag, ward hier in Anspruch genommen. Er, an der Bibel erzogen und durch ihre Kraft genähret, lebt nun mit Erzvätern, Propheten und Verklärern als Gegenwärtigen; doch Alle sind seit Jahrhunderten nur dazu berufen, einen lichten Kreis um den Einen zu ziehn, dessen Erniedrigung sie mit Staunen beschauen, und an dessen Verherrlichung sie glorreich Theil nehmen sollen. Denn endlich, nach trüben und schrecklichen Stunden, wird der ewige Richter sein Antlitz entwölken, seinen Sohn und Mitgott wieder anerkennen, und Dieser wird ihm dagegen die abgewendeten Menschen, ja sogar einen abgefallnen Geist wieder zuführen. Die lebendigen Himmel jauchzen in tausend Engelstimmen um den Thron, und ein Liebesglanz übergießt das Weltall, das seinen Blick kurz vorher auf eine gräuliche Opferstätte gewendet hielt. Der himmlische Friede, welchen Klopstock bei Conception und Ausführung dieses Gedichts empfunden, theilt sich noch jetzt einem Jeden mit, der die ersten zehn Gesänge liest, ohne die Forderungen bei sich laut werden zu lassen, auf die eine fortrückende Bildung nicht gerne Verzicht thut.

Die Würde des Gegenstandes erhöhte dem Dichter das Gefühl eigner Persönlichkeit. Daß er selbst dereinst zu diesen Chören eintreten, daß der Gottmensch ihn auszeichnen, ihm von Angesicht zu Angesicht den Dank für seine Bemühungen abstatten würde, den ihm schon hier jedes gemüthvolle, fromme Herz durch manche reine Zähre lieblich genug entrichtet hatte: Dieß waren so unschuldige kindliche Gesinnungen und Hoffnungen, als sie nur ein wohlgeschaffnes Gemüth haben und hegen kann. So erwarb nun Klopstock das völlige Recht, sich als eine geheiligte Person anzusehen, und so befliß er sich auch in seinem Thun der aufmerksamsten Reinigkeit. Noch in spätem Alter beunruhigte es ihn ungemein, daß er seine erste Liebe einem Frauenzimmer zugewendet hatte, die ihn, da sie einen Andern heirathete, in Ungewißheit ließ, ob sie ihn wirklich geliebt habe, ob sie seiner werth gewesen sei. Die Gesinnungen, die ihn mit Meta verbanden, diese innige, ruhige Neigung, der kurze, heilige Ehestand, des überbliebnen Gatten Abneigung vor einer zweiten Verbindung: Alles ist von der Art, um sich desselben einst im Kreise der Seligen wohl wieder erinnern zu dürfen.

Dieses ehrenhafte Verfahren gegen sich selbst ward noch dadurch erhöht, daß er in dem wohlgesinnten Dänemark, in dem Hause eines großen, und auch menschlich betrachtet vortrefflichen Staatsmanns eine Zeit lang wohl aufgenommen war. Hier, in einem höhern Kreise, der zwar in sich abgeschlossen, aber auch zugleich der äußern Sitte, der Aufmerksamkeit gegen die Welt gewidmet war, entschied sich seine Richtung noch mehr. Ein gemäßigtes Betragen, eine abgemessne Rede, ein Lavoisiens, selbst wenn er offen und entschieden sprach, gaben ihm durch sein ganzes Leben ein gewisses diplomatisches, ministerielles Ansehen, das mit jenen zarten Naturgesinnungen im Widerstreit zu liegen schien, obgleich beide aus einer Quelle entsprangen. Von allem Diesem geben seine ersten Werke ein reines Ab- und Vorbild, und sie mußten daher einen unglaublichen Einfluß gewinnen. Daß er jedoch persönlich andre Strebende im Leben und Dichten gefördert, ist kaum als eine seiner entschiednen Eigenschaften zur Sprache gekommen.

Aber eben ein solches Förderniß junger Leute im litterarischen Thun und Treiben; eine Lust, hoffnungsvolle, vom Glück nicht begünstigte Menschen vorwärts zu bringen und ihnen den Weg zu erleichtern, hat einen Deutschen Mann verherrlicht, der in Absicht auf Würde, die er sich selbst gab, wohl als der Zweite, in Absicht aber auf lebendige Wirkung als der Erste genannt werden darf. Niemandem wird entgehen, daß hier Gleim gemeint sei. Im Besitz einer zwar dunkeln aber einträglichen Stelle, wohnhaft an einem wohlgelegnen, nicht allzugroßen, durch militärische, bürgerliche, litterarische Betriebsamkeit belebten Orte, von wo die Einkünfte einer großen und reichen Stiftung ausgingen, nicht ohne daß ein Theil derselben zum Vortheil des Platzes zurückblieb, fühlte er einen lebhaften productiven Trieb in sich, der jedoch bei aller Stärke ihm nicht ganz genügte, deßwegen er sich einem andern, vielleicht mächtigern Triebe hingab, dem nämlich, Andre Etwas hervorbringen zu machen. Beide Thätigkeiten flochten sich während seines ganzen langen Lebens unablässig durch einander. Er hätte eben sowohl des Athemholens entbehrt als des Dichtens und Schenkens, und indem er bedürftigen Talenten aller Art über frühere oder spätere Verlegenheiten hinaus und dadurch wirklich der Litteratur zu Ehren half, gewann er sich so viele Freunde, Schuldner und Abhängige, daß man ihm seine breite Poesie gerne gelten ließ, weil man ihm für die reichlichen Wohlthaten Nichts zu erwiedern vermochte als Duldung seiner Gedichte.

Jener hohe Begriff nun, den sich beide Männer von ihrem Werth bilden durften, und wodurch Andre veranlaßt wurden, sich auch für Etwas zu halten, hat im Oeffentlichen und Geheimen sehr große und schöne Wirkungen hervorgebracht. Allein dieses Bewußtsein, so ehrwürdig es ist, führte für sie selbst, für ihre Umgebungen, ihre Zeit ein eignes Uebel her-

bei. Darf man beide Männer nach ihren geistigen Wirkungen unbedenklich groß nennen, so blieben sie gegen die Welt doch nur klein, und gegen ein bewegteres Leben betrachtet, waren ihre äußern Verhältnisse nichtig. Der Tag ist lang und die Nacht dazu; man kann nicht immer dichten, thun oder geben; ihre Zeit konnte nicht ausgefüllt werden wie die der Weltleute, Vornehmen und Reichen; sie legten daher auf ihre besondern engen Zustände einen zu hohen Werth, in ihr tägliches Thun und Treiben eine Wichtigkeit, die sie sich nur unter einander zugestehen mochten; sie freuten sich mehr als billig ihrer Scherze, die, wenn sie den Augenblick anmuthig machten, doch in der Folge keineswegs für bedeutend gelten konnten. Sie empfingen von Andern Lob und Ehre, wie sie verdienten; sie gaben solche zurück, wohl mit Maß, aber doch immer zu reichlich; und eben weil sie fühlten, daß ihre Neigung viel werth sei, so gefielen sie sich, dieselbe wiederholt auszudrücken, und schonten hierbei weder Papier noch Tinte. So entstanden jene Briefwechsel, über deren Gehaltsmangel die neuere Welt sich verwundert, der man nicht verargen kann, wenn sie kaum die Möglichkeit einsieht, wie vorzügliche Menschen sich an einer solchen Wechselnichtigkeit ergetzen konnten, wenn sie den Wunsch laut werden läßt, dergleichen Blätter möchten ungedruckt geblieben sein. Allein man lasse jene wenigen Bände doch immer neben so viel andern auf dem Bücherbrete stehen, wenn man sich daran belehrt hat, daß der vorzüglichste Mensch auch nur vom Tage lebt und nur kümmerlichen Unterhalt genießt, wenn er sich zu sehr auf sich selbst zurückwirft und in die Fülle der äußern Welt zu greifen versäumt, wo er allein Nahrung für sein Wachsthum und zugleich einen Maßstab desselben finden kann.

Die Thätigkeit jener Männer stand in ihrer schönsten Blüthe, als wir jungen Leute uns auch in unserm Kreise zu regen anfingen, und ich war so ziemlich auf dem Wege, mit jüngern Freunden, wo nicht auch mit ältern Personen, in ein solches wechselseitiges Schönethun, Gelenklassen, Heben und Tragen zu gerathen. In meiner Sphäre konnte Das, was ich hervorbrachte, immer für gut gehalten werden. Frauenzimmer, Freunde, Gönner werden nicht schlecht finden, was man ihnen zu Liebe unternimmt und dichtet; aus solchen Verbindlichkeiten entspringt zuletzt der Ausdruck eines leeren Behagens an einander, in dessen Phrasen sich ein Character leicht verliert, wenn er nicht von Zeit zu Zeit zu höherer Tüchtigkeit gestählt wird.

Und so hatte ich von Glück zu sagen, daß durch eine unerwartete Bekanntschaft Alles, was in mir von Selbstgefälligkeit, Bespiegelungslust, Eitelkeit, Stolz und Hochmuth ruhen oder wirken mochte, einer sehr harten Prüfung ausgesetzt ward, die in ihrer Art einzig, der Zeit keineswegs gemäß, und nur desto eindringender und empfindlicher war.

Denn das bedeutendste Ereigniß, was die wichtigsten Folgen für mich haben sollte, war die Bekanntschaft und die daran sich knüpfende nähere Verbindung mit Herder. Er hatte den Prinzen von Holstein-Eutin, der sich in traurigen Gemüthszuständen befand, auf Reisen begleitet und war mit ihm bis Straßburg gekommen. Unsre Societät, sobald sie seine Gegenwart vernahm, trug ein großes Verlangen, sich ihm zu nähern, und mir begegnete dieß Glück zuerst ganz unvermuthet und zufällig. Ich war nämlich in den Gasthof „zum Geist" gegangen, ich weiß nicht, welch bedeutenden Fremden aufzusuchen. Gleich unten an der Treppe fand ich einen Mann, der eben auch hinaufzusteigen im Begriff war, und den ich für einen Geistlichen halten konnte. Sein gepudertes Haar war in eine runde Locke aufgesteckt, das schwarze Kleid bezeichnete ihn gleichfalls, mehr noch aber ein langer, schwarzer, seidner Mantel dessen Ende er zusammengenommen und in die Tasche gesteckt hatte. Dieses einiger Maßen auffallende, aber doch im Ganzen galante und gefällige Wesen, wovon ich schon hatte sprechen hören, ließ mich keineswegs zweifeln, daß er der berühmte Ankömmling sei, und meine Anrede mußte ihn sogleich überzeugen, daß ich ihn kenne. Er fragte nach meinem Namen, der ihm von keiner Bedeutung sein konnte; allein meine Offenheit schien ihm zu gefallen, indem er sie mit großer Freundlichkeit erwiederte, nun als wir die Treppe hinaufstiegen, sich sogleich zu einer lebhaften Mittheilung bereit finden ließ. Es ist mir entfallen, wen wir damals besuchten; genug, beim Scheiden hat ich mir die Erlaubniß aus, ihn bei sich zu sehen, die er mir denn auch freundlich genug ertheilte. Ich versäumte nicht, mich dieser Vergünstigung wiederholt zu bedienen, und ward immer mehr von ihm angezogen. Er hatte etwas Weiches in seinem Betragen, das sehr schicklich und anständig war, ohne daß es eigentlich adrett gewesen wäre; ein rundes Gesicht, eine bedeutende Stirn, eine etwas stumpfe Nase, einen etwas aufgeworfenen aber höchst individuell angenehmen, liebenswürdigen Mund; unter schwarzen Augenbrauen ein Paar kohlschwarze Augen, die ihre Wirkung nicht verfehlten, obgleich das eine roth und entzündet zu sein pflegte. Durch mannigfaltige Fragen suchte er sich mit mir und meinem Zustande bekannt zu machen, und seine Anziehungskraft wirkte im-

mer ſtärker auf mich. Ich war überhaupt ſehr zutraulicher Natur, und vor ihm beſonders hatte ich gar kein Geheimniß. Es währte jedoch nicht lange, als der abſtoßende Puls ſeines Weſens eintrat und mich in nicht geringes Mißbehagen verſetzte. Ich erzählte ihm Mancherlei von meinen Jugendbeſchäftigungen und Liebhabereien, unter Anderm von einer Siegelſammlung, die ich hauptſächlich durch des correſpondenzreichen Hausfreundes Theilnahme zuſammengebracht. Ich hatte ſie nach dem Staats-Calender eingerichtet, und war bei dieſer Gelegenheit mit ſämmtlichen Potentaten, großen und geringern Mächten und Gewalten bis auf den Adel herunter wohl bekannt geworden, und meinem Gedächtniß waren dieſe heraldiſchen Zeichen gar oft, und vorzüglich bei der Krönungsfeierlichkeit zu Statten gekommen. Ich ſprach von dieſen Dingen mit einiger Behaglichkeit; allein er war anderer Meinung, verwarf nicht allein dieſes ganze Intereſſe, ſondern wußte es mir auch lächerlich zu machen, ja beinahe zu verleiden.

Von dieſem ſeinem Widerſprechungsgeiſte ſollte ich noch gar Manches ausſtehen; denn er entſchloß ſich, theils weil er ſich vom Prinzen abzuſondern gedachte, theils eines Augenübels wegen in Straßburg zu verweilen. Dieſes Uebel iſt eins der beſchwerlichſten und unangenehmſten, und um deſto läſtiger, als es nur durch eine ſchmerzliche, höchſt verdrießliche und unſichere Operation geheilt werden kann. Das Thränenſäckchen nämlich iſt nach unten zu verſchloſſen, ſo daß die darin enthaltene Feuchtigkeit nicht nach der Naſe hin und um ſo weniger abfließen kann, als auch dem benachbarten Knochen die Oeffnung fehlt, wodurch dieſe Secretion naturgemäß erfolgen ſollte. Der Boden des Säckchens muß daher aufgeſchnitten und der Knochen durchbohrt werden, da denn ein Pferdehaar durch den Thränenpunct, ferner durch das eröffnete Säckchen und durch den damit in Verbindung geſetzten neuen Canal gezogen und täglich hin und wieder bewegt wird, um die Communication zwiſchen beiden Theilen herzuſtellen, welches Alles nicht gethan noch erreicht werden kann, wenn nicht erſt in jener Gegend äußerlich ein Einſchnitt gemacht worden.

Herder war nun, vom Prinzen getrennt, in ein eignes Quartier gezogen; der Entſchluß war gefaßt, ſich durch Lobſtein operiren zu laſſen. Hier kamen mir jene Uebungen gut zu Statten, durch die ich meine Empfindlichkeit abzuſtumpfen verſucht hatte; ich konnte der Operation beiwohnen und einem ſo werthen Manne auf mancherlei Weiſe dienſtlich und behülflich ſein. Hier fand ich nun alle Urſache, ſeine große Standhaftigkeit und Geduld zu bewundern: denn weder bei den vielfachen chirurgiſchen Verwundungen, noch bei dem oftmals wiederholten ſchmerzlichen Verbande bewies er ſich im Mindeſten verdrießlich, und er ſchien Derjenige von uns zu ſein, der am Wenigſten litt; aber in der Zwiſchenzeit hatten wir freilich den Wechſel ſeiner Laune vielfach zu ertragen. Ich ſage wir; denn es war außer mir ein behaglicher Auffe, Namens Peglow, meiſtens um ihn. Dieſer war ein ſtuderter Bekannter von Herder in Riga geweſen, und ſuchte ſich, obgleich kein Jüngling mehr, noch in der Chirurgie unter Lobſtein's Anleitung zu vervollkommnen. Herder konnte äußerſt einnehmend und geiſtreich ſein, aber eben ſo leicht eine verdrießliche Seite hervorkehren. Dieſes Anziehen und Abſtoßen haben zwar alle Menſchen ihrer Natur nach, einige mehr, einige weniger, einige in langſamern, andre in ſchnellern Pulſen; wenige können ihre Eigenheiten hierin wirklich bezwingen, viele zum Schein. Was Herder'n betrifft, ſo ſchrieb ſich das Uebergewicht ſeines widerſprechenden, bitteren, biſſigen Humor's gewiß von ſeinem Uebel und den daraus entſpringenden Leiden her. Dieſer Fall kommt im Leben öfters vor, und man beachtet nicht genug die moraliſche Wirkung krankhafter Zuſtände, und beurtheilt daher manche Charactere ſehr ungerecht, weil man alle Menſchen für geſund nimmt und von ihnen verlangt, daß ſie ſich auch in ſolchem Maße betragen ſollen.

Die ganze Zeit dieſer Cur beſuchte ich Herder'n Morgens und Abends; ich blieb auch wohl ganze Tage bei ihm und gewöhnte mich in Kurzem um ſo mehr an ſein Schelten und Tadeln, als ich ſeine ſchönen und großen Eigenſchaften, ſeine ausgebreiteten Kenntniſſe, ſeine tiefen Einſichten täglich mehr ſchätzen lernte. Die Einwirkung dieſes gutmüthigen Polterers war groß und bedeutend. Er hatte fünf Jahre mehr als ich, welches in jüngern Tagen ſchon einen großen Unterſchied macht; und da ich ihn für Das anerkannte, was er war, da ich Dasjenige zu ſchätzen ſuchte, was er ſchon geleiſtet hatte, ſo mußte er eine große Superiorität über mich gewinnen. Aber behaglich war der Zuſtand nicht: denn ältere Perſonen, mit denen ich bisher umgegangen, hatten mich mit Schonung zu bilden geſucht, vielleicht auch durch Nachgiebigkeit verzogen; von Herder'n aber konnte man niemals eine Billigung erwarten, man mochte ſich anſtellen, wie man wollte. Indem nun alſo auf der einen Seite meine große Neigung und Verehrung für ihn, und auf der andern das Mißbehagen, das er in mir erweckte, beſtändig mit einander im Streit lagen, ſo entſtand ein Zwieſpalt in mir,

der erſte in ſeiner Art, den ich in meinem Leben empfunden hatte. Da ſeine Geſpräche jederzeit bedeutend waren, er mochte fragen, antworten oder ſich ſonſt auf eine Weiſe mittheilen, ſo mußte er mich zu neuen Anſichten täglich, ja ſtündlich zu befördern. In Leipzig hatte ich mir eher ein enges und abgezirkeltes Weſen angewöhnt, und meine allgemeinen Kenntniſſe der Deutſchen Litteratur konnten durch meinen Krankhaften-Zuſtand nicht erweitert werden; ja mich hatten jene myſtiſch-religiöſen, chemiſchen Beſchäftigungen in dunkle Regionen geführt, und was ſeit einigen Jahren in der weiten litterariſchen Welt vorgegangen, war mir meiſtens fremd geblieben. Nun wurde ich auf einmal durch Herder'n mit allem neuen Streben und mit allen den Richtungen bekannt, welche Daſſelbe zu nehmen ſchien. Er ſelbſt hatte ſich ſchon genugſam berühmt gemacht und durch ſeine „Fragmente", die „kritiſchen Wälder" und Anderes unmittelbar an die Seite der vorzüglichſten Männer geſetzt, welche ſeit längerer Zeit die Augen des Vaterlands auf ſich zogen. Was in einem ſolchen Geiſte für eine Bewegung, was in einer ſolchen Natur für eine Gährung müſſe geweſen ſein, läßt ſich weder faſſen noch darſtellen. Groß aber war gewiß das eingehaltene Streben, wie man leicht eingeſehen wird, wenn man bedenkt, wie viele Jahre nachher und was er Alles gewirkt und geleiſtet hat.

Wir hatten nicht lange auf dieſe Weiſe zuſammen gelebt, als er mir vertraute, daß er ſich um den Preis, welcher auf die beſte Schrift über den „Urſprung der Sprachen" von Berlin ausgeſetzt war, mit zu bewerben gedenke. Seine Arbeit war ſchon der Vollendung nahe, und wie er eine ſehr reinliche Hand ſchrieb, ſo konnte er mir bald ein lesbares Manuſcript heimlich mittheilen. Ich hatte über ſolche Gegenſtände niemals nachgedacht; ich war noch zu ſehr in der Mitte der Dinge befangen, als daß ich hätte an Anfang und Ende denken ſollen. Auch ſchien mir die Frage einiger Maßen müßig: denn wenn Gott den Menſchen als Menſchen erſchaffen hatte, ſo war ihm ja ſo gut die Sprache als der aufrechte Gang anerſchaffen; ſo gut er gleich merken mußte, daß er gehen und greifen könne, ſo gut mußte er auch gewahr werden, daß er mit der Kehle zu ſingen, und dieſe Töne durch Zunge, Gaumen und Lippen noch auf verſchiedene Weiſe zu modificiren vermöge. War der Menſch göttlichen Urſprungs, ſo war es ja auch die Sprache ſelbſt, und war der Menſch, in dem Umkreis der Natur betrachtet, ein natürliches Weſen, ſo war die Sprache gleichfalls natürlich. Dieſe beiden Dinge konnte ich wie Seel' und Leib niemals aus einander bringen. Siltherſchlag, bei einem rohen Realismus noch etwas phantaſtiſch geſinnt, hatte ſich für den göttlichen Urſprung entſchieden, das heißt, daß Gott den Schulmeiſter bei den erſten Menſchen geſpielt habe. Herder's Abhandlung ging darauf hinaus, zu zeigen, wie der Menſch als Menſch wohl aus eignen Kräften zu einer Sprache gelangen könne und müſſe. Ich las die Abhandlung mit großem Vergnügen und zu meiner beſonderen Kräftigung; allein ich ſtand nicht hoch genug weder im Wiſſen noch im Denken, um ein Urtheil darüber zu begründen. Ich bezeigte dem Verfaſſer daher meinen Beifall, indem ich nur wenige Bemerkungen, die aus meiner Sinnesweiſe herfloſſen, hinzufügte. Eines aber wurde wie das Andere aufgenommen; man wurde geſcholten und getadelt, man mochte nun bedingt oder unbedingt zuſtimmen. Der dicke Chirurgus hatte weniger Geduld als ich; er lehnte die Mittheilung dieſer Preisſchrift humoriſtiſch ab, und verſicherte, daß er gar nicht eingerichtet ſei, über ſo abſtracte Materien zu denken. Er drang vielmehr auf Billard, welches wir gewöhnlich Abends zuſammen ſpielten.

Bei einer ſo verdrießlichen und ſchmerzhaften Cur verlor unſer Herder nicht an ſeiner Lebhaftigkeit; ſie ward aber immer wohlthätig. Er konnte nicht ein Billet ſchreiben, um Etwas zu verlangen, das nicht mit irgend einer Verhöhnung gewürzt geweſen wäre. So ſchrieb er mir zum Beiſpiel einmal:

Wenn des Brutus Briefe Dir ſind in Cicero's Briefen,
Die, den die Lauer der Schulen von wohlgeordneten Brettern,
Prachtgeröthete, [illegible], doch mehr von außen als innen;
Der von Gottern [illegible] ſtammt, von Göthen oder vom Korbe,
Goethe, ſende mir ſie.

Es war freilich nicht fein, daß er ſich mit meinem Namen dieſen Spaß erlaubte; denn der Eigenname eines Menſchen iſt nicht etwa wie ein Mantel, der bloß um ihn her hängt, und an dem man allenfalls noch zupfen und zerren kann, ſondern ein vollkommen paſſendes Kleid, ja wie die Haut ſelbſt ihm über und über angewachſen, an der man nicht ſchaben und ſchinden darf, ohne ihn ſelbſt zu verletzen.

Der erſte Verwurf hingegen war gegründeter. Ich hatte nämlich die von Langer eingeſandten Autoren, und dazu noch verſchiedene ſchöne Ausgaben aus meines Vaters Sammlung, mit nach Straßburg genommen und ſie auf einem reinlichen Bücherbret aufgeſtellt mit dem beſten Willen, ſie zu benutzen. Wie ſollte aber die Zeit zureichen, die ich in hundertlei Thätigkeiten zerſplitterte! Herder, der auf Bücher höchſt aufmerkſam war, weil er deren jeden Augenblick bedurfte, gewahrte bei'm erſten

Besuch meine schöne Sammlung, aber auch bald, daß ich mich derselben gar nicht bediente; deßwegen er, als der größte Feind alles Scheins und aller Ostentation, bei Gelegenheit mich damit aufzuziehen pflegte.

Noch ein anderes Spottgedicht fällt mir ein, das er mir Abends nachsendete, als ich ihm von der Dresdner-Gallerie viel erzählt hatte. Freilich war ich in den höhern Sinn der Italienischen Schule nicht eingedrungen, aber Dominico Feti, ein trefflicher Künstler, wiewohl Humorist und also nicht vom ersten Range, hatte mich sehr angesprochen. Geistliche Gegenstände mußten gemalt werden. Er hielt sich an die Neutestamentlichen Parabeln und stellte sie gern dar mit viel Eigenheit, Geschmack und guter Laune. Er führte sie dadurch ganz in's gemeine Leben herab, und die so geistreichen als naiven Einzelnheiten seiner Compositionen, durch einen freien Pinsel empfohlen, hatten sich mir lebendig eingedrückt. Ueber diesen meinen kindlichen Kunst-Enthusiasmus spottete Herder folgender Gestalt:

Aus Sympathie
Behagt mir besonders ein Meister,
Domenico Feti heißt er.
Der verehret die biblische Parabel
So deutsch zu einer Narrenfabel,
Aus Sympathie. — Du närrische Parabel!

Dergleichen mehr oder weniger heitre oder obscure, muntre oder bittre Späße könnte ich noch manche anführen. Sie verdrossen mich nicht, waren mir aber unbequem. Da ich jedoch Alles, was zu meiner Bildung beitrug, höchlich zu schätzen wußte, und ich ja mehrmals frühere Meinungen und Neigungen aufgegeben hatte, so fand ich mich gar bald darein und suchte nur, so viel mir auf meinem damaligen Standpuncte möglich war, gerechten Tadel von ungerechten Invectiven zu unterscheiden. Und so war denn auch kein Tag, der nicht auf das Fruchtbarste lehrreich für mich gewesen wäre.

Ich ward mit der Poesie von einer ganz andern Seite, in einem andern Sinne bekannt als bisher, und zwar in einem solchen, der mir sehr zusagte. Die Hebräische Dichtkunst, welche er nach seinem Vorgänger Lowth geistreich behandelte, die Volks-Poesie, deren Ueberlieferungen im Elsaß aufzusuchen er uns antrieb, die ältesten Urkunden als Poesie, gaben das Zeugniß, daß die Dichtkunst überhaupt eine Welt- und Völkergabe sei, nicht ein Privat-Erbtheil einiger feinen, gebildeten Männer. Ich verschlang das Alles, und je heftiger ich im Empfangen, desto freigebiger war er im Geben, und wir brachten die interessantesten Stunden zusammen zu. Meine übrigen angefangenen Natur-Studien suchte ich fortzusetzen, und da man immer Zeit genug hat, wenn man sie gut anwenden will, so gelang mir mitunter das Doppelte und Dreifache. Was die Zeit dieser wenigen Wochen betrifft, welche wir zusammen lebten, kann ich wohl sagen, daß Alles, was Herder nachher einmalig ausgeführt hat, im Keim angedeutet ward, und daß ich dadurch in die glückliche Lage gerieth, Alles, was ich bisher gedacht, gelernt, mir zugeeignet hatte, zu complettiren, an ein Höheres anzuknüpfen, zu erweitern. Wäre Herder methodischer gewesen, so hätte ich auch für eine dauerhafte Richtung meiner Bildung die köstlichste Anleitung gefunden; aber er war mehr geneigt zu prüfen und anzuregen, als zu führen und zu leiten. So machte er mich zuerst mit Hamann's Schriften bekannt, auf die er einen sehr großen Werth setzte. Anstatt mich aber über dieselben zu belehren und mir den Hang und Gang dieses außerordentlichen Geistes begreiflich zu machen, so diente es ihm gewöhnlich nur zur Belustigung, wenn ich mich, um zu dem Verständniß solcher Sibyllinischen Blätter zu gelangen, freilich wunderlich genug geberdete. Indessen fühlte ich wohl, daß mir in Hamann's Schriften Etwas zufaßte, dem ich mich überließ, ohne zu wissen, woher es komme und wohin es führe.

Nachdem die Cur länger als billig gedauert, Lobstein in seiner Behandlung zu schwanken und sich zu wiederholen anfing, so daß die Sache kein Ende nehmen wollte, auch Peglow mir schon heimlich anvertraut hatte, daß wohl schwerlich ein guter Ausgang zu hoffen sei: so trübte sich das ganze Verhältniß; Herder ward ungeduldig und mißmuthig; es wollte ihm nicht gelingen, seine Thätigkeit wie bisher fortzusetzen, und er mußte sich um so mehr einschränken, als man die Schuld des mißrathenen chirurgischen Unternehmens auf Herder's allzugroße geistige Anstrengung und seinen ununterbrochenen lebhaften, ja lustigen Umgang mit uns zu schieben anfing. Genug, nach so viel Qual und Leiden wollte die künstliche Thränenruine sich nicht bilden und die beabsichtigte Communication nicht zu Stande kommen, man sah sich genöthigt, damit das Uebel nicht ärger würde, die Wunde zugehen zu lassen. Wenn man nun bei der Operation Herder's Standhaftigkeit unter solchen Schmerzen bewundern mußte, so hatte seine melancholische, ja grimmige Resignation in den Gedanken, zeitlebens einen solchen Makel tragen zu müssen, etwas wahrhaft Erhabenes, wodurch er sich die Verehrung Derer, die ihn schauten und liebten, für immer zu eigen machte. Dieses Uebel, das ein so bedeutendes Angesicht entstellte, mußte ihm um so ärgerlicher sein, als er ein vorzügliches Frauenzimmer in Darmstadt kennen gelernt und sich ihre Neigung erworben hatte. Hauptsächlich

in dieſem Sinne mochte er ſich jener Cur unterwerfen, um bei der Rückreiſe freier, friſcher, wohlgebildeter vor ſeine Halbverliebte zu treten, und ſich gewiſſer und unverbrüchlicher mit ihr zu verbinden. Er eilte jedoch, ſobald als möglich von Straßburg wegzukommen, und weil ſein bisheriger Aufenthalt ſo lebhaft als unangenehm geweſen, erborgte ich eine Summe Geldes für ihn, die er auf einen beſtimmten Termin zu erſtatten verſprach. Die Zeit verſtrich, ohne daß das Geld ankam. Mein Gläubiger mahnte mich zwar nicht, aber ich war doch mehrere Wochen in Verlegenheit. Endlich kam Brief und Geld, und auch verlangnete er ſich nicht: denn anſtatt eines Dankes, einer Entſchuldigung enthielt ſein Schreiben lauter ſpöttliche Dinge in Knittelverſen, die einen Andern irre oder gar abwendig gemacht hätten; mich aber rührte Das nicht weiter, da ich von ſeinem Werth einen ſo großen und mächtigen Begriff gefaßt hatte, der alles Widerwärtige verſchlang, was ihm hätte ſchaden können.

Man ſoll jedoch von eignen und fremden Fehlern niemals, am Wenigſten öffentlich reden, wenn man nicht dadurch etwas Nützliches zu bewirken denkt; deßhalb will ich hier gewiſſe zudringende Bemerkungen einſchalten.

Dank und Undank gehören zu den in der moraliſchen Welt jeden Augenblick hervortretenden Ereigniſſen, worüber die Menſchen ſich unter einander niemals beruhigen können. Ich pflege einen Unterſchied zu machen zwiſchen Nichtdankbarkeit, Undank und Widerwillen gegen den Dank. Jene erſte iſt dem Menſchen angeboren, ja anerſchaffen; denn ſie entſpringt aus einer glücklichen, leichtſinnigen Vergeſſenheit des Widerwärtigen wie des Erfreulichen, wodurch ganz allein die Fortſetzung des Lebens möglich wird. Der Menſch bedarf ſo unendlich vieler äußern Ver- und Mitwirkungen zu einem leidlichen Daſein, daß wenn er der Sonne und der Erde, Gott und der Natur, Verwandten und Eltern, Freunden und Geſellen immer den gebührenden Dank abtragen wollte, ihm weder Zeit noch Gefühl übrig bliebe, um neue Wohlthaten zu empfangen und zu genießen. Läßt nun freilich der natürliche Menſch jenen Leichtſinn in und über ſich walten, ſo nimmt eine kalte Gleichgiltigkeit immer mehr überhand, und man ſieht den Wohlthäter zuletzt als einen Fremden an, zu deſſen Schaden man allenfalls, wenn es uns nützlich wäre, auch Etwas unternehmen dürfte. Dieß allein kann eigentlich Undank genannt werden, der aus der Rohheit entſpringt, worin die ungebildete Natur ſich am Ende nothwendig verlieren muß. Widerwille gegen das Danken jedoch, Erwiederung einer Wohlthat durch unmuthiges und verdrießliches Weſen iſt ſehr ſelten und kommt nur bei vorzüglichen Menſchen vor, ſolchen, die mit großen Anlagen und dem Vorgefühl derſelben, in einem niedern Stande oder in einer hülfloſen Lage geboren, ſich von Jugend auf Schritt vor Schritt durchdrängen und von allen Orten her Hülfe und Beiſtand annehmen müſſen, die ihnen denn manchmal durch Plumpheit der Wohlthäter vergällt und widerwärtig werden, indem Das, was ſie empfangen, irdiſch und Das, was ſie dagegen leiſten, höherer Art iſt, ſo daß eine eigentliche Compenſation nicht gedacht werden kann. Leſſing hat bei dem ſchönen Bewußtſein, das ihm in ſeiner beſten Lebenszeit über irdiſche Dinge zu Theil ward, ſich hierüber einmal derb aber heiter ausgeſprochen. Herder hingegen vergällte ſich und Andern immerfort die ſchönſten Tage, da er jenen Unmuth, der ihn in der Jugend nothwendig ergriffen hatte, in der Folgezeit durch Geiſteskraft nicht zu mäßigen wußte.

Dieſe Forderung kann man gar wohl an ſich machen: denn der Bildungsfähigkeit eines Menſchen kommt das Licht der Natur, welches immer thätig iſt, ihn über ſeine Zuſtände aufzuklären, auch hier gar freundlich zu Statten; und überhaupt ſollte man in manchen ſittlichen Bildungsſtufen die Münze nie zu ſchwer nehmen, und ſich nicht nach allzu entfernten, weitliegenden Mitteln umſehen, da ſich gewiſſe Fehler ſehr leicht, ja ſpielend abthun laſſen. So können wir zum Beiſpiel die Dankbarkeit in uns durch bloße Gewohnheit erregen, lebendig erhalten, ja zum Bedürfniß machen.

In einem biographiſchen Verſuch ziemt es wohl, von ſich ſelbſt zu reden. Ich bin von Natur ſo wenig dankbar als irgend ein Menſch, und beim Vergeſſen empfangenen Gutes konnte das heftige Gefühl eines augenblicklichen Mißverhältniſſes mich ſehr leicht zum Undank verleiten.

Dieſem zu begegnen, gewöhnte ich mich zuvörderſt, bei Allem, was ich beſitze, mich gern zu erinnern, wie ich dazu gelangt, von wem ich es erhalten, es ſei durch Geſchenk, Tauſch oder Kauf oder auf irgend eine andere Art. Ich habe mich gewöhnt, beim Vorzeigen meiner Sammlungen der Perſonen zu gedenken, durch deren Vermittlung ich das Einzelne erhielt, ja der Gelegenheit, dem Zufall, der entfernteſten Veranlaſſung und Mitwirkung, wodurch mir Dinge geworden, die mir lieb und werth ſind, Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Das, was uns umgibt, erhält dadurch ein Leben; wir ſehen es in geiſtiger, liebevoller, genetiſcher Verknüpfung, und durch das Vergegenwärtigen vergangener Zuſtände wird das augenblickliche Daſein erhöht und verſichert, die Urheber der

Gaben ſteigen wiederholt vor der Einbildungskraft hervor, man verknüpft mit ihrem Bilde eine angenehme Erinnerung, macht ſich den Undank unmöglich und ein gelegentliches Erwiedern leicht und wünſchenswerth. Zugleich wird man auf die Betrachtung Desjenigen geführt, was nicht ſinnlicher Beſitz iſt, und man recapitulirt gar gern, woher ſich unſere höhern Güter ſchreiben und datiren.

Ehe ich nun von jenem für mich ſo bedeutenden und folgereichen Verhältniſſe zu Herder'n den Blick hinwegwende, finde ich noch Einiges nachzubringen. Es war Nichts natürlicher, als daß ich nach und nach in Mittheilung Deſſen, was bisher zu meiner Bildung beigetragen, beſonders aber ſolcher Dinge, die mich noch in dem Augenblicke ernſtlich beſchäftigten, gegen Herder'n immer karger und karger ward. Er hatte mir den Spaß an ſo Manchem, was ich früher geliebt, verderben und mich beſonders wegen der Freude, die ich an Ovid's Metamorphoſen gehabt, auf's Strengſte getadelt. Ich mochte meinen Liebling in Schutz nehmen, wie ich wollte; ich mochte ſagen, daß für eine jugendliche Phantaſie Nichts erfreulicher ſein könne, als in jenen heitern und herrlichen Gegenden mit Göttern und Halbgöttern zu verweilen und ein Zeuge ihres Thuns und ihrer Leidenſchaften zu ſein; ich mochte jenes oben erwähnte Gutachten eines ernſthaften Mannes umſtändlich beibringen und ſolches durch meine eigne Erfahrung bekräftigen: das Alles ſollte nicht gelten, es ſollte ſich keine eigentliche unmittelbare Wahrheit in dieſen Gedichten finden; hier ſei weder Griechenland noch Italien, weder eine Urwelt noch eine gebildete, Alles vielmehr ſei Nachahmung des ſchon Dageweſenen und eine manierirte Darſtellung, wie ſie ſich nur von einem Uebercultivirten erwarten laſſe. Und wenn ich denn zuletzt behaupten wollte: was ein vorzügliches Individuum hervorbringe, ſei doch auch Natur, und unter allen Völkern, frühern und ſpätern, ſei doch nur immer der Dichter Dichter geweſen: ſo wurde mir Dieß nun gar nicht gut gehalten, und ich mußte Manches deßwegen ausſtehen, ja mein Ovid war mir beinahe dadurch verleidet; denn es iſt keine Neigung, keine Gewohnheit ſo ſtark, daß ſie gegen die Mißreden vorzüglicher Menſchen, in die man Vertrauen ſetzt, auf die Länge ſich erhalten könnte. Immer bleibt Etwas hängen, und wenn man nicht unbedingt lieben darf, ſteht es mit der Liebe ſchon mißlich aus.

Am Sorgfältigſten verbarg ich ihm das Intereſſe an gewiſſen Gegenſtänden, die ſich bei mir eingewurzelt hatten und ſich nach und nach zu poetiſchen Geſtalten ausbilden wollten. Es waren „Götz von Berlichingen" und „Fauſt". Die Lebensbeſchreibung des Erſtern hatte mich im Innerſten ergriffen. Die Geſtalt eines rohen, wohlmeinenden Selbſthelfers in wilder anarchiſcher Zeit erregte meinen tiefſten Antheil. Die bedeutende Puppenſpielfabel des Andern klang und ſummte gar vielſtimmig in mir wieder. Auch ich hatte mich in allem Wiſſen umhergetrieben und war früh genug auf die Eitelkeit deſſelben hingewieſen worden. Ich hatte es auch im Leben auf allerlei Weiſe verſucht, und war immer unbefriedigter und gequälter zurückgekommen. Nun trug ich dieſe Dinge ſowie manche andre mit mir herum und ergetzte mich daran in einſamen Stunden, ohne jedoch Etwas davon aufzuſchreiben. Am Meiſten aber verbarg ich vor Herder'n meine myſtiſch-cabaliſtiſche Chemie und was ſich darauf bezog, ob ich mich gleich noch ſehr gern heimlich beſchäftigte, ſie conſequenter auszubilden, als man ſie mir überliefert hatte. Von poetiſchen Arbeiten glaube ich ihm „die Mitſchuldigen" vorgeleſen zu haben; doch erinnere ich mich nicht, daß mir irgend eine Zurechtweiſung oder Aufmunterung von ſeiner Seite hierüber zu Theil geworden wäre. Aber bei dieſem Allem blieb er, der er war; was von ihm ausging, wirkte, wenn auch nicht erfreulich, doch bedeutend; ja ſeine Handſchrift ſogar übte auf mich eine magiſche Gewalt aus. Ich erinnere mich nicht, daß ich eines ſeiner Blätter, ja nur ein Convert von ſeiner Hand, zerriſſen oder verſtümmelt hätte; dennoch iſt mir, bei den ſo mannigfaltigen Orts- und Zeitwechſeln, kein Document jener wunderbaren, ahnungsvollen und glücklichen Tage übrig geblieben.

Daß übrigens Herder's Anziehungskraft ſich ſo gut auf Andre als auf mich wirkſam erwies, würde ich kaum erwähnen, hätte ich nicht zu bemerken, daß ſie ſich beſonders auf Jung, genannt Stilling, erſtreckt habe. Das treue, redliche Streben dieſes Mannes mußte Jeden, der nur irgend Gemüth hatte, höchlich intereſſiren, und ſeine Empfänglichkeit Jeden, der Etwas mitzutheilen im Stande war, zur Offenheit reizen. Auch betrug ſich Herder gegen ihn nachſichtiger als gegen uns Andre: denn ſeine Gegenwirkung ſchien jederzeit mit der Wirkung, die auf ihn geſchah, im Verhältniß zu ſtehen. Jung's Umſchränktheit war von ſo viel gutem Willen, ſein Vordringen von ſo viel Sanftheit und Ernſt begleitet, daß ein Verſtändiger gewiß nicht hart gegen ihn ſein, und ein Wohlwollender ihn nicht verhöhnen noch zum Beſten haben konnte. Auch war Jung durch Herder'n dergeſtalt exaltirt, daß er ſich in allem ſeinem Thun geſtärkt und gefördert fühlte, ja ſeine Neigung gegen mich ſchien in eben dieſem Maße abzunehmen; doch blieben wir immer gute Ge-

Lebet wohl, geliebte Bäume,
Wachſet in der Himmels-Luft:
Tauſend liebevolle Träume
Schlingen ſich durch euren Duft.

Doch was ſteh' ich und verweile?
Wie ſo ſchwer, ſo bang' iſt's mir?
Ja, ich gehe! Ja, ich eile!
Aber ach mein Herz bleibt hier. ab.

Rugantino hervortretend.

Er iſt hinweg! ich gehe! — Still doch! Still!
Im Garten ſeh' ich Frauen auf und nieder
Im Mondſchein wandern. Still! Verberge euch nur.
Wir müſſen ſehen, was das geben kann.
Vielleicht iſt mir das Liebchen nah', und näher,
Als ich es hoffen darf. Nur fort! Bey Seite!

Claudine auf der Terraſſe.

In dem ſtillen Mondenſcheine,
Wandl' ich ſchmachtend und alleine.
Dieſes Herz iſt liebevoll,
Wie es gern geſtehen ſoll.

ſellen, wir trugen einander vor wie nach, und erzeigten uns wechſelſeitig die freundlichſten Dienſte.

Entfernen wir uns jedoch nunmehr von der freundſchaftlichen Krankenſtube und von den allgemeinen Betrachtungen, welche eher auf Krankheit als auf Geſundheit des Geiſtes deuten; begeben wir uns in die freie Luft, auf den hohen und breiten Altan des Münſters, als wäre die Zeit noch da, wo wir junge Geſellen uns öfters dorthin auf den Abend beſchieden, um mit gefüllten Römern die ſcheidende Sonne zu begrüßen. Hier verlor ſich alles Geſpräch in die Betrachtung der Gegend, alsdann wurde die Schärfe der Augen geprüft, und Jeder beſtrebte ſich, die entfernteſten Gegenſtände gewahr zu werden, ja deutlich zu unterſcheiden. Gute Fernröhre wurden zu Hülfe genommen, und ein Freund nach dem andern bezeichnete genau die Stelle, die ihm die liebſte und werthſte geworden; und ſchon fehlte es auch mir nicht an einem ſolchen Plätzchen, das, ob es gleich nicht bedeutend in der Landſchaft hervortrat, mich doch mehr als alles Andere mit einem lieblichen Zauber an ſich zog. Bei ſolchen Gelegenheiten ward nun durch Erzählung die Einbildungskraft angeregt und manche kleine Reiſe verabredet, ja oft aus dem Stegreiſe unternommen, von denen ich nur e i n e ſtatt vieler umſtändlich erzählen will, da ſie in manchem Sinne für mich folgereich geweſen.

Mit zwei werthen Freunden und Tiſchgenoſſen, Engelbach und Weyland, beide aus dem untern Elſaß gebürtig, begab ich mich zu Pferde nach Zabern, wo uns, bei ſchönem Wetter, der kleine freundliche Ort gar anmuthig anlachte. Der Anblick des biſchöflichen Schloſſes erregte unſere Bewunderung; eines neuen Staates Weitläufigkeit, Größe und Pracht zeugten von dem übrigen Wohlbehagen des Beſitzers. Die Herrlichkeit der Treppe überraſchte uns, die Zimmer und Säle betraten wir mit Ehrfurcht; nur contraſtirte die Perſon des Cardinal's, ein kleiner zuſammengefallener Mann, den wir ſpeiſen ſahen. Der Blick in den Garten iſt herrlich, und ein Canal, drei Viertelſtunden lang, ſchnurgerade auf die Mitte des Schloſſes gerichtet, gibt einen hohen Begriff von dem Sinn und den Kräften der vorigen Beſitzer. Wir ſpatirten daran hin und wieder und genoſſen mancher Partien dieſes ſchön gelegenen Ganzen zu Ende der herrlichen Elſaſſer-Ebene, am Fuße der Vogeſen.

Nachdem wir uns nun an dieſem geiſtlichen Vorpoſten einer königlichen Macht erfreut, und es uns in ſeiner Region hatten wohl ſein laſſen, gelangten wir früh den andern Morgen zu einem öffentlichen Werk, das höchſt würdig den Eingang in ein mächtiges Königreich eröffnet. Von der aufgehenden Sonne beſchienen, erhob ſich vor uns die berühmte Zaberner-Steige, ein Werk von unüberdenklicher Arbeit. Schlangenweis, über die furchterlichſten Felſen aufgemauert, führt eine Chauſſee, für drei Wagen neben einander breit genug, ſo leiſe bergauf, daß man es kaum empfindet. Die Härte und Glätte des Wegs, die gepflatterten Erhöhungen an beiden Seiten für die Fußgänger, die ſteinernen Rinnen zum Ableiten der Bergwaſſer: Alles iſt ſo reinlich als künſtlich und dauerhaft hergerichtet, daß es einen genügenden Anblick gewährt. So gelangt man allmälig nach Pfalzburg, einer neuern Feſtung. Sie liegt auf einem mäßigen Hügel; die Werke ſind elegant auf ſchwärzlichen Felſen von gleichem Geſtein erbaut; die mit Kalk weiß ausgeſtrichenen Fugen bezeichnen genau die Größe der Quadern und geben von der reinlichen Arbeit ein auffallendes Zeugniß. Den Ort ſelbſt fanden wir, wie ſich's für eine Feſtung geziemt, regelmäßig, von Steinen gebaut, die Kirche geſchmacklos. Als wir durch die Straßen wandelten (es war Sonntags früh um Neun) hörten wir Muſik; man walzte ſchon im Wirthshauſe nach Herzensluſt, und da ſich die Einwohner durch die große Theurung, ja durch die drohende Hungersnoth in ihrem Vergnügen nicht irre machen ließen, ſo ward auch unſer jugendlicher Frohſinn keineswegs getrübt, als uns der Bäcker einiges Brod auf die Reiſe verſagte und uns in den Gaſthof verwies, wo wir es allenfalls an Ort und Stelle verzehren dürften.

Sehr gern ritten wir nun wieder die Steige hinab, um dieſes architectoniſche Wunder zum zweiten Male anzuſtaunen, und uns der erquickenden Ausſicht über das Elſaß nochmals zu erfreuen. Wir gelangten bald nach Buchsweiler, wo uns Freund Weyland eine gute Aufnahme vorbereitet hatte. Dem friſchen jugendlichen Sinne iſt der Zuſtand einer kleinen Stadt ſehr gemäß; die Familien-Verhältniſſe ſind näher und fühlbarer, das Hausweſen, das zwiſchen läſtlicher Amtsbeſchäftigung, ſtädtiſchem Gewerb, Feld- und Gartenbau, mit mäßiger Thätigkeit ſich hin und wieder bewegt, lädt uns ein zu freundlicher Theilnahme, die Geſelligkeit iſt nothwendig, und der Fremde befindet ſich in den beſchränkten Kreiſen ſehr angenehm, wenn ihn nicht etwa die Mißhelligkeiten der Einwohner, die an ſolchen Orten fühlbarer ſind, irgendwo berühren. Dieſes Städtchen war der Hauptplatz der Grafſchaft Hanau-Lichtenberg, dem Landgrafen von Darmſtadt unter Franzöſiſcher Hoheit gehörig. Eine daſelbſt angeſtellte Regierung und Kammer machten den Ort zum bedeutenden Mittelpunct eines ſehr

ſchönen und wünſchenswerthen fürſtlichen Beſitzes. Wir vergaßen leicht die ungleichen Straßen, die unregelmäßige Bauart des Orts, wenn wir heraustraten, um das alte Schloß und die an einem Hügel vortrefflich angelegten Gärten zu beſchauen. Mancherlei Luſtwäldchen, eine zahme und wilde Faſanerie und die Reſte mancher ähnlichen Anſtalten zeigten, wie angenehm dieſe kleine Reſidenz ehemals müſſe geweſen ſein.

Doch alle dieſe Betrachtungen übertraf der Anblick, wenn man von dem nahgelegenen Baſchberg die völlig paradieſiſche Gegend überſchaute. Dieſe Höhe, ganz aus verſchiedenen Muſcheln zuſammengehäuft, machte mich zum erſten Male auf ſolche Documente der Vorwelt aufmerkſam; ich hatte ſie noch niemals in ſo großer Maſſe beiſammen geſehen. Doch wendete ſich der ſchauluſtige Blick bald ausſchließlich in die Gegend. Man ſteht auf dem letzten Vorgebirge nach dem Lande zu; gegen Norden liegt eine fruchtbare, mit kleinen Wäldchen durchzogene Fläche, von einem ernſten Gebirge begrenzt, das ſich gegen Abend nach Zabern hin erſtreckt, wo man den biſchöflichen Palaſt und die eine Stunde davon liegende Abtei St. Johann deutlich erkennen mag. Von da verfolgt das Auge die immer mehr ſchwindende Bergkette der Vogeſen bis nach Süden hin. Wendet man ſich gegen Nordoſt, ſo ſieht man das Schloß Lichtenberg auf einem Felſen, und gegen Südoſt hat das Auge die unendliche Fläche des Elſaſſes zu durchforſchen, die ſich in immer mehr abduftenden Landſchaftsgründen dem Geſicht entzieht, bis zuletzt die Schwäbiſchen Gebirge ſchattenweis in den Horizont verfließen.

Schon bei meinen wenigen Wanderungen durch die Welt hatte ich bemerkt, wie bedeutend es ſei, ſich auf Reiſen nach dem Laufe der Waſſer zu erkundigen, ja bei dem kleinſten Bache zu fragen, wohin er denn eigentlich laufe. Man erlangt dadurch eine Ueberſicht von jeder Fluß-Region, in der man eben befangen iſt, einen Begriff von den Höhen und Tiefen, die auf einander Bezug haben, und windet ſich am Sicherſten an dieſen Leitfäden, welche ſowohl dem Anſchauen als dem Gedächtniß zu Hülfe kommen, aus geologiſchem und politiſchem Ländergewirre. In dieſer Betrachtung nahm ich feierlichen Abſchied von dem theuern Elſaß, da wir uns den andern Morgen nach Lothringen zu wenden gedachten.

Der Abend ging hin in vertraulichen Geſprächen, wo man ſich über eine unerfreuliche Gegenwart durch Erinnerung an eine beſſere Vergangenheit zu erheitern ſuchte. Vor allem Andern war hier, wie im ganzen Ländchen der Name des letzten Grafen Reinhard von Hanau in Segen, deſſen großer Verſtand und Thätigkeit in allem ſeinem Thun und Laſſen hervortrat, und von deſſen Daſein noch manches ſchöne Denkmal übrig geblieben war. Solche Männer haben den Vorzug, doppelte Wohlthäter zu ſein: ein Mal für die Gegenwart, die ſie beglücken, und ſodann für die Zukunft, deren Gefühl und Muth ſie nähren und aufrecht erhalten.

Als wir nun uns nordweſtwärts in das Gebirg wendeten und bei Lützelſtein, einem alten Bergſchloß in einer ſehr hügelvollen Gegend, vorbeizogen, und in die Region der Saar und Moſel hinabſtiegen, fing der Himmel an ſich zu trüben, als wollte er uns den Zuſtand des rauhern Weſtreiches noch fühlbarer machen. Das Thal der Saar, wo wir zuerſt Bockenheim, einen kleinen Ort, antrafen, und gegenüber Neuſaarwerden, gut gebaut, mit einem Luſtſchloß, erblickten, iſt zu beiden Seiten von Bergen begleitet, die traurig heißen könnten, wenn nicht an ihrem Fuß eine unendliche Folge von Wieſen und Matten, die Hubain genannt, ſich bis Saaralbe und weiter hin unüberſehlich erſtreckte. Große Gebäude eines ehmaligen Geſtütes der Herzoge von Lothringen ziehen hier den Blick an; ſie dienen gegenwärtig, zu ſolchen Zwecken freilich ſehr wohl gelegen, als Meierei. Wir gelangten über Saargemünd nach Saarbrück, und dieſe kleine Reſidenz war ein lichter Punct in einem ſo ſelig waldigen Lande. Die Stadt, klein und hüglich, aber durch den letzten Fürſten wohl ausgeziert, macht ſogleich einen angenehmen Eindruck, weil die Häuſer alle grauweiß angeſtrichen ſind und die verſchiedene Höhe derſelben einen mannigfaltigen Anblick gewährt. Mitten auf einem ſchönen, mit anſehnlichen Gebäuden umgebenen Platze ſteht die Lutheriſche Kirche, in einem kleinen, aber dem Ganzen entſprechenden Maßſtabe. Die Vorderſeite des Schloſſes liegt mit der Stadt auf ebenem Boden, die Hinterſeite dagegen am Abhange eines ſteilen Felſens. Dieſen hat man nicht allein teraſſenweis abgearbeitet, um bequem in das Thal zu gelangen, ſondern man hat ſich auch unten einen länglich viereckten Gartenplatz durch Verdrängung des Fluſſes an der einen und durch Abſchroten des Felſens an der andern Seite verſchafft, worauf denn dieſer ganze Raum erſt mit Erde ausgefüllt und bepflanzt worden. Die Zeit dieſer Unternehmung fiel in die Epoche, da man bei Gartenanlagen den Architecten zu Rathe zog, wie man gegenwärtig das Auge des Landſchaftsmalers zu Hülfe nimmt. Die ganze Einrichtung des Schloſſes, das Koſtbare und Angenehme, das Reiche und Zierliche deuteten auf einen lebensluſtigen Beſitzer, wie der verſtor-

bene Fürſt geweſen war; der gegenwärtige befand ſich nicht am Orte. Präſident von Gaudecker empfing uns auf's Verbindlichſte und bewirthete uns drei Tage beſſer, als wir es erwarten durften. Ich benutzte die mancherlei Bekanntſchaften, zu denen wir gelangten, um mich vielſeitig zu unterrichten. Das genußreiche Leben des vorigen Fürſten gab Stoff genug zur Unterhaltung, nicht weniger die mannigfaltigen Anſtalten, die er getroffen, um Vortheile, die ihm die Natur ſeines Landes darbot, zu benutzen. Hier wurde ich nun eigentlich in das Intereſſe der Berggegenden eingeweiht, und die Luſt zu ökonomiſchen und techniſchen Betrachtungen, welche mich einen großen Theil meines Lebens beſchäftigt haben, zuerſt erregt. Wir hörten von den reichen Duttweiler-Steinkohlengruben, von Eiſen- und Alaun-Werken, ja ſogar von einem brennenden Berge, und rüſteten uns, dieſe Wunder in der Nähe zu beſchauen.

Nun zogen wir durch waldige Gebirge, die Demjenigen, der aus einem herrlichen fruchtbaren Lande kommt, wüſt und traurig erſcheinen müſſen, und die nur durch den innern Gehalt ihres Schooßes uns anziehen können. Kurz hinter einander wurden wir mit einem einfachen und einem complicirten Maſchinen-Werke bekannt, mit einer Senſenſchmiede und einem Drathzug. Wenn man ſich an jener ſchon erfreut, daß ſie ſich an die Stelle gemeiner Hände ſetzt, ſo kann man dieſen nicht genug bewundern, indem er in einem höhern organiſchen Sinne wirkt, von dem Verſtand und Bewußtſein kaum zu trennen ſind. In der Alaun-Hütte erkundigten wir uns genau nach Gewinnung und Reinigung dieſes ſo nöthigen Material's, und als wir große Haufen eines weißen, fetten, lockern, erdigen Weſens bemerkten und deſſen Nutzen erforſchten, antworteten die Arbeiter lächelnd, es ſei der Schaum, der ſich beim Alaun-Sieden obenauf werfe, und den Herr Stauf ſammeln laſſe, weil er denſelben gleichfalls hoffe zu Gute zu machen. — „Lebt Herr Stauf noch?“ rief mein Begleiter verwundert aus. Man bejahte es und verſicherte, daß wir nach unſerm Reiſeplan nicht weit von ſeiner einſamen Wohnung vorbeikommen würden.

Unſer Weg ging nunmehr an den Rinnen hinauf, in welchen das Alaun-Waſſer heruntergeleitet wird, und an dem vornehmſten Stollen vorbei, den ſie die Landgrube nennen, woraus die berühmten Duttweiler-Steinkohlen gezogen werden. Sie haben, wenn ſie trocken ſind, die blaue Farbe eines dunkel angelaufenen Stahls, und die ſchönſte Iris-Folge ſpielt bei jeder Bewegung über die Oberfläche hin. Die finſtern Stollenſchlünde zogen uns jedoch um ſo weniger an, als der Gehalt derſelben reichlich um und her ausgeſchüttet lag. Nun gelangten wir zu offnen Gruben, in welchen die geröſteten Alaun-Schiefer ausgelangt werden, und bald darauf überraſchte uns, obgleich vorbereitet, ein ſeltſames Begegniß. Wir traten in eine Flamme und fanden uns in der Region des brennenden Berges. Ein ſtarker Schwefelgeruch umzog uns; die eine Seite der Höhle war nahezu glühend, mit röthlichem, weißgebranntem Stein bedeckt; ein dicker Dampf ſtieg aus den Klüften hervor, und man fühlte die Hitze des Bodens auch durch die ſtarken Sohlen. Ein ſo zufälliges Ereigniß (denn man weiß nicht, wie dieſe Strecke ſich entzündete,) gewährt der Alaun-Fabrication den großen Vortheil, daß die Schiefer, woraus die Oberfläche des Berges beſteht, vollkommen geröſtet daliegen und nur kurz und gut ausgelangt werden dürfen. Die ganze Flamme war entſtanden, daß man nach und nach die calcinirten Schiefer abgeräumt und verbraucht hatte. Wir kletterten aus dieſer Tiefe hervor und waren auf dem Gipfel des Berges. Ein anmuthiger Buchenwald umgab den Platz, der auf die Höhle folgte und ſich ihr zu beiden Seiten verbreitete. Mehrere Bäume ſtanden ſchon verdorrt, andere welkten in der Nähe von andern, die noch ganz friſch jene Gluth nicht ahneten, welche ſich auch ihren Wurzeln bedrohend näherte.

Auf dem Platze dampften verſchiedene Oeffnungen, andere hatten ſchon ausgeraucht, und ſo glomm dieſes Feuer bereits zehn Jahre durch alte verbrochene Stollen und Schächte, mit welchen der Berg unterminirt iſt. Es mag ſich auch auf Klüften durch friſche Kohlenlager durchziehen: denn einige hundert Schritte weiter in den Wald gedachte man bedeutende Merkmale von ergiebigen Steinkohlen zu verfolgen; man war aber nicht weit gelangt, als ein ſtarker Dampf den Arbeitern entgegendrang und ſie vertrieb. Die Oeffnung ward wieder zugeworfen; allein wir fanden die Stelle noch rauchend, als wir daran vorbei den Weg zur Reſidenz unſers einſiedleriſchen Chemiker's verfolgten. Sie liegt zwiſchen Bergen und Wäldern; die Thäler nehmen daſelbſt ſehr mannigfaltige und angenehme Krümmungen, ringsumher iſt der Boden ſchwarz und kohlenartig, die Lager gehen häufig zu Tage aus. Ein Kohlen-Philoſoph (Philosophus per ignem, wie man ſonſt ſagte,) hätte ſich wohl nicht ſchicklicher anſiedeln können.

Wir traten vor ein kleines, zur Wohnung nicht übel dienliches Haus und fanden Herrn Stauf, der meinen Freund ſogleich erkannte und mit Klagen über die neue Regierung em-

pfung. Freilich konnten wir aus ſeinen Reden vermerken, daß das Mann-Werk, ſowie manche andere wohlgemeinte Anſtalt, wegen äußerer, vielleicht auch innerer Umſtände, die Unkoſten nicht trage, und was Dergleichen mehr war. Er gehörte unter die Chemiker jener Zeit, die bei einem innigen Gefühl Deſſen, was mit Natur-Producten Alles zu leiſten wäre, ſich in einer abſtrufen Betrachtung von Kleinigkeiten und Nebenſachen gefielen, und bei unzulänglichen Kenntniſſen nicht fertig genug Dasjenige zu leiſten verſtanden, woraus eigentlich ökonomiſcher und mercantiliſcher Vortheil zu ziehen iſt. So lag der Nutzen, den er ſich von jenem Schaum verſprach, ſehr im Weiten; ſo zeigte er Nichts als einen Kuchen Salmiak, den ihm der brennende Berg geliefert hatte.

Bereitwillig und froh, ſeine Klagen einem menſchlichen Ohre mitzutheilen, ſchleppte ſich das hagere, abgelebte Männchen in einem Schuh und einem Pantoffel, mit herabhängenden, vergebens wiederholt von ihm heraufgezogenen Strümpfen, den Berg hinauf, wo die Harzhütte ſteht, die er ſelbſt errichtet hat und nun mit großem Leidweſen verfallen ſieht. Hier fand ſich eine zuſammenhangende Ofenreihe, wo Steinkohlen abgeſchwefelt und zum Gebrauch bei Eiſenwerken tauglich gemacht werden ſollten; allein zu gleicher Zeit wollte man Oel und Harz auch zu Gute machen, ja ſogar den Ruß nicht miſſen, und ſo unterlag den vielfachen Abſichten Alles zuſammen. Bei Lebzeiten des vorigen Fürſten trieb man das Geſchäft aus Liebhaberei auf Hoffnung; jetzt fragte man nach dem unmittelbaren Nutzen, der nicht nachzuweiſen war.

Nachdem wir unſern Adepten ſeiner Einſamkeit überlaſſen, eilten wir (denn es war ſchon ſpät geworden) der Friedrichsthaler-Glashütte zu, wo wir eine der wichtigſten und wunderbarſten Werkthätigkeiten des menſchlichen Kunſtgeſchickes im Vorübergehen kennen lernten.

Doch faſt mehr als dieſe bedeutenden Erfahrungen intereſſirten uns junge Burſche einige luſtige Abenteuer und bei einbrechender Finſterniß unweit Neukirch ein überraſchendes Feuerwerk. Denn wie vor einigen Nächten an den Ufern der Saar leuchtende Wolken Johannis-Würmer zwiſchen Fels und Buſch um uns ſchwebten, ſo ſpielten uns nun die funkenwerfenden Eſſen ihr luſtiges Feuerwerk entgegen. Wir betraten bei tiefer Nacht die im Thalgrunde liegenden Schmelzhütten, und vergnügten uns an dem ſeltſamen Halbdunkel dieſer Bretterhöhlen, die nur durch des glühenden Ofens geringe Oeffnung kümmerlich erleuchtet werden. Das Geräuſch des Waſſers und der von ihm getriebenen Blasbälge, das fürchterliche Sauſen und Pfeifen des Windſtroms, der, in das geſchmolzene Erz wüthend, die Ohren betäubt und die Sinne verwirrt, trieb uns endlich hinweg, um in Neukirch einzukehren, das an dem Berg hinaufgebaut iſt.

Aber ungeachtet aller Mannigfaltigkeit und Unruhe des Tags konnte ich hier noch keine Raſt finden. Ich überließ meinen Freund einem glücklichen Schlafe und ſuchte das höher gelegene Jagdſchloß. Es blickt weit über Berg und Wälder hin, deren Umriſſe nur an dem heitern Nachthimmel zu erkennen, deren Seiten und Tiefen aber meinem Blick undurchdringlich waren. So leer als einſam ſtand das wohlerhaltene Gebäude; kein Caſtellan, kein Jäger war zu finden. Ich ſaß vor den großen Glasthüren auf den Stufen, die um die ganze Terraſſe hergehn. Hier mitten im Gebirg über einer waldbewachſenen finſtern Erde, die gegen den heitern Horizont einer Sommernacht nur noch finſterer erſchien, das brennende Sternengewölbe über mir, ſaß ich an der verlaſſenen Stätte lange mit mir ſelbſt und glaubte niemals eine ſolche Einſamkeit empfunden zu haben. Wie lieblich überraſchte mich daher aus der Ferne der Ton von einem Paar Waldhörner, der auf einmal wie ein Balſamduft die ruhige Atmoſphäre belebte! Da erwachte in mir das Bild eines holden Weſens, das vor den bunten Geſtalten dieſer Reiſetage in den Hintergrund gewichen war; es enthüllte ſich immer mehr und mehr, und trieb mich von meinem Platze nach der Herberge, wo ich Anſtalten traf, mit dem Frühſten abzureiſen.

Der Rückweg wurde nicht benutzt wie der Herweg. So eilten wir durch Zweibrücken, das als eine ſchöne und merkwürdige Reſidenz wohl auch unſere Aufmerkſamkeit verdient hätte. Wir warfen einen Blick auf das große, einfache Schloß, auf die weitläufigen, regelmäßig mit Lindenſtämmen bepflanzten, zum Dreſſiren der Parforce-Pferde wohleingerichteten Esplanaden, auf die großen Ställe, auf die Bürgerhäuſer, welche der Fürſt baute, um ſie ausſpielen zu laſſen. Alles Dieſes, ſowie Kleidung und Betragen der Einwohner, beſonders der Frauen und Mädchen, deutete auf ein Verhältniß in die Ferne, und machte den Bezug auf Paris anſchaulich, dem alles Ueberrheiniſche ſeit geraumer Zeit ſich nicht entziehen konnte. Wir beſuchten auch den vor der Stadt liegenden herzoglichen Keller, der weitläufig iſt, mit großen und künſtlichen Fäſſern verſehen. Wir zogen weiter und fanden das Land zuletzt wie im Saarbrückiſchen. Zwiſchen wilden und rauhen Bergen wenig Dörfer; man verlernt hier ſich nach Getreide umzuſehen. Den Hornbach zur

Seite ſtiegen wir nach Bitſch, das an dem bedeutenden Platze liegt, wo die Gewäſſer ſich ſcheiden, und ein Theil in die Saar, ein Theil dem Rheine zufällt; dieſe letztern ſollten uns bald nach ſich ziehen. Doch konnten wir dem Städtchen Bitſch, das ſich ſehr maleriſch um einen Berg herumſchlingt, und der oben liegenden Feſtung unſere Aufmerkſamkeit nicht verſagen. Dieſe iſt theils auf Felſen gebaut, theils in Felſen gehauen. Die unterirdiſchen Räume ſind beſonders merkwürdig; hier iſt nicht allein hinreichender Platz zum Aufenthalt einer Menge Menſchen und Vieh, ſondern man trifft ſogar große Gewölbe zum Exerciren, eine Mühle, eine Capelle, und was man unter der Erde ſonſt fordern könnte, wenn die Oberfläche beunruhigt würde.

Den hinabſtürzenden Bächen folgten wir nunmehr durch's Bärenthal. Die dicken Wälder auf beiden Höhen ſind unbenutzt. Hier faulen Stämme zu Tauſenden über einander, und junge Sprößlinge keimen in Unzahl auf halbverwoderten Vorfahren. Hier kam uns durch Geſpräche einiger Fußbegleiter der Name von Dieterich wieder in die Ohren, den wir ſchon öfter in dieſen Waldgegenden ehrenvoll hatten ausſprechen hören. Die Thätigkeit und Gewandtheit dieſes Mannes, ſein Reichthum, die Benutzung und Anwendung deſſelben, Alles erſchien im Gleichgewicht; er konnte ſich mit Recht des Erworbenen erfreuen, das er vermehrte, und das Verdiente genießen, das er ſicherte. Je mehr ich die Welt ſah, je mehr erfreute ich mich außer den allgemein berühmten Namen auch beſonders an Denen, die in einzelnen Gegenden mit Achtung und Liebe genannt wurden; und ſo erfuhr ich auch hier bei einiger Nachfrage gar leicht, daß von Dieterich früher als Andre ſich der Gebirgsſchätze, des Eiſens, der Kohlen und des Holzes mit gutem Erfolg zu bedienen gewußt und ſich zu einem immer wachſenden Wohlhaben herangearbeitet habe.

Niederbrunn, wohin wir gelangten, war ein neues Zeugniß hiervon. Er hatte dieſen kleinen Ort den Grafen von Leiningen und andern Theilbeſitzern abgekauft, um in der Gegend bedeutende Eiſenwerke einzurichten.

Hier in dieſen von den Römern ſchon angelegten Bädern umſpühlte mich der Geiſt des Alterthums, deſſen ehrwürdige Trümmer in Reſten von Basreliefs und Inſchriften, Säulenknäufen und Schäften mir aus Bauerhöfen zwiſchen wirthſchaftlichem Wuſt und Geräthe gar wunderſam entgegenleuchteten.

So verehrte ich auch, als wir die nahe gelegne Waſenburg beſtiegen, an der großen Felsmaſſe, die den Grund der einen Seite ausmacht, eine gut erhaltene Inſchrift, die dem Mercur ein dankbares Gelübde abſtattet. Die Burg ſelbſt liegt auf dem letzten Berge von Bitſch her gegen das Land zu. Es ſind die Ruinen eines Deutſchen, auf Römiſche Reſte gebauten Schloſſes. Von dem Thurm überſah man abermals das ganze Elſaß, und des Münſters deutliche Spitze bezeichnete die Lage von Straßburg. Zunächſt jedoch verbreitete ſich der große Hagenauer Forſt, und die Thürme dieſer Stadt ragten dahinter ganz deutlich hervor. Dorthin wurde ich gezogen. Wir ritten durch Reichshofen, wo von Dieterich ein bedeutendes Schloß erbauen ließ, und nachdem wir von den Hügeln bei Niedermodern den angenehmen Lauf des Moder-Flüßchens am Hagenauer-Wald her betrachtet hatten, ließ ich meinen Freund bei einer lächerlichen Steinkohlengruben-Viſitation, die zu Dutweiler freilich etwas ernſthafter würde geweſen ſein, und ritt durch Hagenau auf Nichtwegen, welche mir die Neigung ſchon andeutete, nach dem geliebten Seſenheim.

Denn jene ſämmtlichen Ausſichten in eine wilde Gebirgsgegend und ſodann wieder in ein heiteres, fruchtbares, fröhliches Land konnten meinen innern Blick nicht feſſeln, der auf einen liebenswürdigen, anziehenden Gegenſtand gerichtet war. Auch dieß Mal erſchien mir der Herweg reizender als der Hinweg, weil er mich wieder in die Nähe eines Frauenzimmers brachte, der ich von Herzen ergeben war, und welche ſo viel Achtung als Liebe verdiente. Mir ſei jedoch, ehe ich meine Freunde zu ihrer ländlichen Wohnung führe, vergönnt, eines Umſtandes zu erwähnen, der ſehr viel beitrug, meine Neigung und die Zufriedenheit, welche ſie mir gewährte, zu beleben und zu erhöhen.

Wie ſehr ich in der neuern Litteratur zurück ſein mußte, läßt ſich aus der Lebensart ſchließen, die ich in Frankfurt geführt, aus den Studien, denen ich mich gewidmet hatte, und mein Aufenthalt in Straßburg konnte mich darin nicht fördern. Nun kam Herder und brachte neben ſeinen großen Kenntniſſen noch manche Hülfsmittel und überdieß auch neuere Schriften mit. Unter dieſen kündigte er uns den „Landprieſter von Wakefield" als ein fürtreffliches Werk an, von dem er uns die Deutſche Ueberſetzung durch ſelbſteigne Vorleſung bekannt machen wolle.

Seine Art zu leſen war ganz eigen; wer ihn predigen gehört hat, wird ſich davon einen Begriff machen können. Er trug Alles, und ſo auch dieſen Roman, ernſt und ſchlicht vor; völlig entfernt von aller dramatiſch-mimiſchen Darſtellung, vermied er ſogar jene Mannigfaltigkeit, die bei einem epiſchen Vortrag nicht allein erlaubt iſt, ſondern wohl gefordert wird:

eine geringe Abwechselung des Tons, wenn verschiedene Personen sprechen, wodurch Das, was eine jede sagt, herausgehoben und der Handelnde von dem Erzählenden abgesondert wird. Ohne monoton zu sein, ließ Herder Alles in einem Ton hinter einander folgen, eben als wenn Nichts gegenwärtig, sondern Alles nur historisch wäre, als wenn die Schatten dieser poetischen Wesen nicht lebhaft vor ihm wirkten, sondern nur sanft vorübergleiteten. Doch hatte diese Art des Vortrags aus seinem Munde einen unendlichen Reiz: denn weil er Alles auf's Tiefste empfand und die Mannigfaltigkeit eines solchen Werks hochzuschätzen wußte: so trat das ganze Verdienst einer Production rein und um so deutlicher hervor, als man nicht durch scharf ausgesprochene Einzelnheiten gestört und aus der Empfindung gerissen wurde, welche das Ganze gewähren sollte.

Ein protestantischer Landgeistlicher ist vielleicht der schönste Gegenstand einer modernen Idylle; er erscheint wie Melchisedech als Priester und König in einer Person. An den unschuldigsten Zustand, der sich auf Erden denken läßt, an den des Ackermanns, ist er meistens durch gleiche Beschäftigung sowie durch gleiche Familien-Verhältnisse geknüpft; er ist Vater, Hausherr, Landmann und so vollkommen ein Glied der Gemeine. Auf diesem reinen, schönen, irdischen Grund ruht sein höherer Beruf; ihm ist übergeben, die Menschen in's Leben zu führen, für ihre geistige Erziehung zu sorgen, sie bei allen Haupt-Epochen ihres Daseins zu segnen, sie zu belehren, zu kräftigen, zu trösten, und, wenn der Trost für die Gegenwart nicht ausreicht, die Hoffnung einer glücklichern Zukunft heranzurufen und zu verbürgen. Denke man sich einen solchen Mann mit rein menschlichen Gesinnungen, stark genug, um unter keinen Umständen davon zu weichen, und schon dadurch über die Menge erhaben, von der man Reinheit und Festigkeit nicht erwarten kann; gebe man ihm die zu seinem Amte nöthigen Kenntnisse sowie eine heitere, gleiche Thätigkeit, welche sogar leidenschaftlich ist, indem sie keinen Augenblick versäumt, das Gute zu wirken; — und man wird ihn wohl ausgestattet haben. Zugleich aber füge man die nöthige Beschränktheit hinzu, daß er nicht allein in einem kleinen Kreise verharren, sondern auch allenfalls in einen kleinern übergehen möge; man verleihe ihm Gutmüthigkeit, Versöhnlichkeit, Standhaftigkeit, und was sonst noch aus einem entschiedenen Character Löbliches hervorspringt, und über dieß Alles eine heitere Nachgiebigkeit und lächelnde Duldung eigner und fremder Fehler: so hat man das Bild unsers trefflichen Wakefield so ziemlich beisammen.

Die Darstellung dieses Charakters auf seinem Lebensgange durch Freuden und Leiden, das immer wachsende Interesse der Fabel durch Verbindung des ganz Natürlichen mit dem Sonderbaren und Seltsamen macht diesen Roman zu einem der besten, die je geschrieben worden; der noch überdieß den großen Vorzug hat, daß er ganz sittlich, ja im reinen Sinne christlich ist, die Belohnung des guten Willens, des Beharrens bei dem Rechten darstellt, das unbedingte Zutrauen auf Gott bestätigt und den endlichen Triumph des Guten über das Böse beglaubigt, und dieß Alles ohne eine Spur von Frömmelei oder Pedantismus. Vor beiden hatte den Verfasser der hohe Sinn bewahrt, der sich hier durchgängig als Ironie zeigt, wodurch dieses Werkchen uns eben so weise als liebenswürdig entgegenkommen muß. Der Verfasser, Doctor Goldsmith, hat ohne Frage große Einsicht in die moralische Welt, in ihren Werth und in ihre Gebrechen; aber zugleich mag er nur dankbar anerkennen, daß er ein Engländer ist, und die Vortheile, die ihm sein Land, seine Nation darbietet, hoch anrechnen. Die Familie, mit deren Schilderung er sich beschäftigt, steht auf einer der letzten Stufen des bürgerlichen Behagens, und doch kommt sie mit dem Höchsten in Berührung; ihr enger Kreis, der sich noch mehr verengt, greift durch den natürlichen und bürgerlichen Lauf der Dinge in die große Welt mit ein; auf der reichen bewegten Woge des Englischen Lebens schwimmt dieser kleine Kahn, und in Wohl und Weh hat er Schaden oder Hülfe von der ungeheuern Flotte zu erwarten, die um ihn herseegelt.

Ich kann voraussetzen, daß meine Leser dieses Werk kennen und im Gedächtniß haben. Wer es zuerst hier nennen hört, sowie Der, welcher aufgeregt wird, es wieder zu lesen, Beide werden mir danken. Für Jene bemerke ich nur im Vorübergehen, daß des Landgeistlichen Hausfrau von der thätigen guten Art ist, die es sich und den Ihrigen an Nichts fehlen läßt, aber auch dafür auf sich und die Ihrigen etwas einbildisch ist. Zwei Töchter, Olivie, schön und mehr nach außen, Sophie, reizend und mehr nach innen gesinnt; einen fleißigen, dem Vater nacheifernden, etwas herben Sohn, Moses, will ich zu nennen nicht unterlassen.

Wenn Herder bei seiner Vorlesung eines Fehlers beschuldigt werden konnte, so war es der Ungeduld; er wartete nicht ab, bis der Zuhörer einen gewissen Theil des Verlaufs vernommen und gefaßt hätte, um richtig dabei empfinden und gehörig denken zu können: voreilig wollte er sogleich Wirkungen sehen, und doch war er auch mit diesen unzufrieden, wenn

ſie hervortraten. Er tadelte das Uebermaß von Gefühl, das bei mir von Schritt zu Schritt mehr überfloß. Ich empfand als Menſch, als junger Menſch; mir war Alles lebendig, wahr, gegenwärtig. Er, der bloß Gehalt und Form beachtete, ſah freilich wohl, daß ich vom Stoff überwältigt ward, und Das wollte er nicht gelten laſſen. Peglow's Reflexionen zunächſt, die nicht von den feinſten waren, wurden noch übler aufgenommen; beſonders aber erzürnte er ſich über unſern Mangel an Scharfſinn, daß wir die Contraſte, deren ſich der Verfaſſer oft bedient, nicht vorausſahen, uns davon rühren und hinreißen ließen, ohne den öfters wiederkehrenden Kunſtgriff zu merken. Daß wir aber gleich zu Anfang, wo Burchel, indem er bei einer Erzählung aus der dritten Perſon in die erſte übergeht, ſich zu verrathen im Begriff iſt; daß wir nicht gleich einzeſehen oder wenigſtens gemuthmaßt hatten, daß er der Lord, von dem er ſpricht, ſelbſt ſei, verzieh er uns nicht, und als wir zuletzt, bei Entdeckung und Verwandlung des armen, kümmerlichen Wanderers in einen reichen, mächtigen Herrn, uns kindlich freuten, rief er erſt jene Stelle zurück, die wir nach der Abſicht des Autor's überhört hatten, und hielt über unſern Stumpfſinn eine gewaltige Strafpredigt. Man ſieht hieraus, daß er das Werk bloß als Kunſt-Product anſah und von uns das Gleiche verlangte, die wir noch in jenen Zuſtänden wandelten, wo es wohl erlaubt iſt, Kunſtwerke wie Naturerzeugniſſe auf ſich wirken zu laſſen.

Ich ließ mich durch Herder's Invectiven keineswegs irre machen; wie denn junge Leute das Glück oder Unglück haben, daß, wenn einmal Etwas auf ſie gewirkt hat, dieſe Wirkung in ihnen ſelbſt verarbeitet werden muß, woraus denn manches Gute ſowie manches Unheil entſteht. Gedachtes Werk hatte bei mir einen großen Eindruck zurückgelaſſen, von dem ich mir ſelbſt nicht Rechenſchaft geben konnte; eigentlich fühlte ich mich aber in Uebereinſtimmung mit jener ironiſchen Geſinnung, die ſich über die Gegenſtände, über Glück und Unglück, Gutes und Böſes, Tod und Leben erhebt und ſo zum Beſitz einer wahrhaft poetiſchen Welt gelangt. Freilich konnte Dieſes nur ſpäter bei mir zum Bewußtſein kommen; genug, es machte mir für den Augenblick viel zu ſchaffen; keineswegs aber hätte ich erwartet, alſobald aus dieſer fingirten Welt in eine ähnliche wirkliche verſetzt zu werden.

Mein Tiſchgenoſſe Wieland, der ſein ſtilles, fleißiges Leben dadurch erheiterte, daß er, aus dem Elſaß gebürtig, bei Freunden und Verwandten in der Gegend von Zeit zu Zeit einſprach, leiſtete mir auf meinen kleinen Excurſionen manchen Dienſt, indem er mich in verſchiedenen Ortſchaften und Familien theils perſönlich, theils durch Empfehlungen einführte. Dieſer hatte mir öfters von einem Landgeiſtlichen geſprochen, der nahe bei Druſenheim, ſechs Stunden von Straßburg, im Beſitz einer guten Pfarre mit einer verſtändigen Frau und ein Paar liebenswürdigen Töchtern lebe. Die Gaſtfreiheit und Anmuth dieſes Hauſes ward immer dabei höchlich gerühmt. Soviel bedurfte es kaum, um einen jungen Ritter anzureißen, der ſich ſchon angewöhnt hatte, alle abzumüßigenden Tage und Stunden zu Pferde und in freier Luft zuzubringen. Alſo entſchloſſen wir uns auch zu dieſer Partie, wobei mir mein Freund verſprechen mußte, daß er bei der Einführung weder Gutes noch Böſes von mir ſagen, überhaupt aber mich gleichgiltig behandeln wolle, ſogar erlauben, wo nicht ſchlecht, doch etwas ärmlich und nachläſſig gekleidet zu erſcheinen. Er willigte darein und verſprach ſich ſelbſt einigen Spaß davon.

Es iſt eine verzeihliche Grille bedeutender Menſchen, gelegentlich einmal äußere Vorzüge in's Verborgene zu ſtellen, um den eignen innern menſchlichen Gehalt deſto reiner wirken zu laſſen; deßwegen hat das Incognito der Fürſten und die daraus entſpringenden Abenteuer immer etwas höchſt Angenehmes: es erſcheinen verkleidete Gottheiten, die alles Gute, was man ihrer Perſönlichkeit erweiſt, doppelt hoch anrechnen dürfen und im Fall ſind, das Unerfreuliche entweder leicht zu nehmen oder ihm auszuweichen zu können. Daß Jupiter bei Philemon und Baucis, Heinrich der Vierte nach einer Jagd-Partie unter ſeinen Bauern ſich in ihrem Incognito wohlgefallen, iſt ganz der Natur gemäß, und man mag es gern; daß aber ein junger Menſch ohne Bedeutung und Namen ſich einfallen läßt, aus dem Incognito einiges Vergnügen zu ziehen, möchte Mancher für einen unverzeihlichen Hochmuth auslegen. Da aber hier die Rede nicht iſt von Geſinnungen und Handlungen, inwiefern ſie lobens- oder tadelnswürdig, ſondern wiefern ſie ſich offenbaren und ereignen können: ſo wollen wir für dieß Mal, unſerer Unterhaltung zu Liebe, dem Jüngling ſeinen Dünkel verzeihen, um ſo mehr als ich hier anführen muß, daß von Jugend auf in mir eine Luſt, mich zu verkleiden, ſelbſt durch den ernſten Vater erregt worden.

Auch dieß Mal hatte ich mich, theils durch eigne ältere, theils durch einige geborgte Kleidungsſtücke und durch die Art die Haare zu kämmen, wo nicht entſtellt, doch wenigſtens ſo wunderlich zugeſtutzt, daß mein Freund unterwegs ſich des Lachens nicht erwehren konnte, beſonders wenn ich Haltung und Geberde ſol-

der Zigeuner, wenn sie zu Pferde sitzen, und die man Lateinische Reiter nennt, vollkommen nachahmen mußte. Die schöne Chaussée, das herrlichste Wetter und die Nähe des Rhein's gaben uns den besten Humor. In Drusenheim hielten wir einen Augenblick an, er, um sich nett zu machen, und ich, um mir meine Rosse zurückzurufen, aus der ich gelegentlich zu fallen fürchtete. Die Gegend hier hat den Character des ganz freien, ebenen Elsasses. Wir ritten einen anmuthigen Fußpfad über Wiesen, gelangten bald nach Selenheim, ließen unsere Pferde im Wirthshause und gingen gelassen nach dem Pfarrhofe. — „Laß Dich", sagte Weyland, indem er mir das Haus von Weitem zeigte, „nicht irren, daß es einem alten und schlechten Bauernhause ähnlich sieht; inwendig ist es desto jünger." — Wir traten in den Hof; das Ganze gefiel mir wohl: denn es hatte gerade Das, was man malerisch nennt, und was mich in der Niederländischen Kunst so zauberisch angesprochen hatte. Jene Wirkung war gewaltig sichtbar, welche die Zeit über alles Menschenwerk ausübt. Haus und Scheune und Stall befanden sich in dem Zustande des Verfalls gerade auf dem Puncte, wo man unschlüssig, zwischen Erhalten und Neuaufrichten zweifelhaft, das Eine unterläßt, ohne zu dem Andern gelangen zu können.

Alles war still und menschenleer, wie im Dorfe so im Hofe. Wir fanden den Vater, einen kleinen in sich gekehrten, aber doch freundlichen Mann, ganz allein; denn die Familie war auf dem Felde. Er hieß uns willkommen, bot uns eine Erfrischung an, die wir ablehnten. Mein Freund eilte, die Frauenzimmer aufzusuchen, und ich blieb mit unserm Wirth allein. — „Sie wundern sich vielleicht," sagte er, „daß Sie mich in einem reichen Dorfe und bei einer einträglichen Stelle so schlecht quartiert finden. Das kommt aber," fuhr er fort, „von der Unentschlossenheit. Schon lange ist mir's von der Gemeine, ja von den obern Stellen zugesagt, daß das Haus neu aufgerichtet werden soll; mehrere Risse sind schon gemacht, geprüft, verändert, keiner ganz verworfen und keiner ausgeführt worden. Es hat so viele Jahre gedauert, daß ich mich vor Ungeduld kaum zu fassen weiß." — Ich erwiederte ihm, was ich für schicklich hielt, um seine Hoffnung zu nähren und ihn aufzumuntern, daß er die Sache stärker betreiben möchte. Er fuhr darauf fort, mit Vertrauen die Personen zu schildern, von denen solche Sachen abhingen, und obgleich er kein sonderlicher Character-Zeichner war, so konnte ich doch recht gut begreifen, wie das ganze Geschäft stocken mußte. Die Zutraulichkeit des Mannes hatte was Eigenes; er sprach zu mir, als wenn er mich zehn Jahre gekannt hätte, ohne daß irgend Etwas in seinem Blick gewesen wäre, woraus ich einige Aufmerksamkeit auf mich hätte muthmaßen können. Endlich trat mein Freund mit der Mutter herein. Diese schien mich mit ganz andern Augen anzusehn. Ihr Gesicht war regelmäßig und der Ausdruck desselben verständig; sie mußte in ihrer Jugend schön gewesen sein. Ihre Gestalt war lang und hager, doch nicht mehr, als solchen Jahren geziemt; sie hatte vom Rücken her noch ein ganz jugendliches, angenehmes Ansehen. Die älteste Tochter kam darauf lebhaft hereingestürmt; sie fragte nach Friedrike'n, sowie die andern Beiden auch nach ihr gefragt hatten. Der Vater versicherte, sie nicht gesehen zu haben, seitdem alle Drei fortgegangen. Die Tochter fuhr wieder zur Thüre hinaus, um die Schwester zu suchen; die Mutter brachte uns einige Erfrischungen, und Weyland setzte mit den beiden Gatten das Gespräch fort, das sich auf lauter bewußte Personen und Verhältnisse bezog, wie es zu geschehn pflegt, wenn Bekannte nach einiger Zeit zusammenkommen, von den Gliedern eines Zirkels Erkundigung einziehn und sich wechselweise berichten. Ich hörte zu und erfuhr nunmehr, wie viel ich mir von diesem Kreise zu versprechen hatte.

Die älteste Tochter kam wieder hastig in die Stube, unruhig, ihre Schwester nicht gefunden zu haben. Man war besorgt um sie und schalt auf diese oder jene böse Gewohnheit; nur der Vater sagte ganz ruhig: „Laßt sie immer gehn, sie kommt schon wieder!" In diesem Augenblick trat sie wirklich in die Thür; und da ging fürwahr an diesem ländlichen Himmel ein allerliebster Stern auf. Beide Töchter trugen sich noch Deutsch, wie man es zu nennen pflegte, und diese fast verdrängte National-Tracht kleidete Friedrike'n besonders gut. Ein kurzes, weißes, rundes Röckchen mit einer Falbel, nicht länger als daß die nettsten Füßchen bis an die Knöchel sichtbar bleiben; ein knappes weißes Mieder und eine schwarze Taffet-Schürze: so stand sie auf der Grenze zwischen Bäuerinn und Städterinn. Gelaufen und leicht, als wenn sie Nichts an sich zu tragen hätte, schritt sie, und beinahe schien für die gewaltigen blonden Zöpfe des niedlichen Köpfchens der Hals zu zart. Aus heitern blauen Augen blickte sie sehr deutlich umher, und das artige Stumpfnäschen forschte so frei in die Luft, als wenn es in der Welt keine Sorge geben könnte; der Strohhut hing ihr am Arm, und so hatte ich das Vergnügen, sie beim ersten Blick auf einmal in ihrer ganzen Anmuth und Lieblichkeit zu sehen und zu erkennen.

Ich fing nun an, meine Rolle mit Mäßigung zu ſpielen, bald beſchämt, ſo gute Menſchen zum Beſten zu haben, die zu beobachten es mir nicht an Zeit fehlte; denn die Mädchen ſetzten jenes Geſpräch fort, und zwar mit Leidenſchaft und Laune. Sämmtliche Nachbarn und Verwandte wurden abermals vorgeführt, und es erſchien meiner Einbildungskraft ein ſolcher Schwarm von Onkeln und Tanten, Vettern, Baſen, Kommenden, Gehenden, Gevattern und Gäſten, daß ich in der belebteſten Welt zu hauſen glaubte. Alle Familien-Glieder hatten einige Worte mit mir geſprochen; die Mutter betrachtete mich jedesmal, ſo oft ſie kam oder ging, aber Friederike ließ ſich zuerſt mit mir in ein Geſpräch ein, und indem ich umherliegende Noten aufnahm und durchſah, fragte ſie, ob ich auch ſpiele? Als ich es bejahte, erſuchte ſie mich Etwas vorzutragen: aber der Vater ließ mich nicht dazu kommen; denn er behauptete, es ſei ſchicklich, dem Gaſte zuerſt mit irgend einem Muſik-Stück oder Liede zu dienen.

Sie ſpielte Verſchiedenes mit einiger Fertigkeit in der Art, wie man es auf dem Lande zu hören pflegt, und zwar auf einem Clavier, das der Schulmeiſter ſchon längſt hätte ſtimmen ſollen, wenn er Zeit gehabt hätte. Nun ſollte ſie auch ein Lied ſingen, ein gewiſſes zärtlich trauriges; das gelang ihr nun gar nicht. Sie ſtand auf und ſagte lächelnd oder vielmehr mit dem auf ihrem Geſicht immerfort ruhenden Zuge von heiterer Freude: „Wenn ich ſchlecht ſinge, ſo kann ich die Schuld nicht auf das Clavier und den Schulmeiſter werfen; laſſen Sie uns aber nur hinauskommen, dann ſollen Sie meine Elſaſſer- und Schweizer-Liedchen hören; die klingen ſchon beſſer.“

Beim Abendeſſen beſchäftigte mich eine Vorſtellung, die mich ſchon früher überfallen hatte, dergeſtalt, daß ich nachdenklich und ſtumm wurde, obgleich die Lebhaftigkeit der ältern Schweſter und die Anmuth der jüngern mich oft genug aus meinen Betrachtungen ſchüttelten. Meine Verwunderung war über allen Ausdruck, mich ſo ganz leibhaftig in der „Wakefield'ſchen Familie“ zu finden. Der Vater konnte freilich nicht mit jenem trefflichen Manne verglichen werden; allein, wo gäbe es auch Seinesgleichen? Dagegen ſtellte ſich alle Würde, welche jenem Ehegatten eigen iſt, hier in der Gattin dar. Man konnte ſie nicht anſehen, ohne ſie zugleich zu ehren und zu ſchonen. Man bemerkte bei ihr die Folgen einer guten Erziehung; ihr Betragen war ruhig, frei, heiter und einladend.

Hatte die ältere Tochter nicht die gerühmte Schönheit Olivia's, ſo war ſie doch wohlgebaut, lebhaft und eher heftig; ſie zeigte ſich überall thätig und ging der Mutter in Allem an Handen. Friederike'n an die Stelle von Primroſe's Sophie'n zu ſetzen, war nicht ſchwer: denn von Jener iſt wenig geſagt, man gibt nur zu, daß ſie liebenswürdig ſei; Dieſe war es wirklich. Wie nun dasſelbe Geſchäft, derſelbe Zuſtand überall, wo er vorkommen mag, ähnliche, wo nicht gleiche Wirkungen hervorbringt, ſo kam auch hier Manches zur Sprache, es geſchah gar Manches, was in der Wakefield'ſchen Familie ſich auch ſchon ereignet hatte. Als nun aber gar zuletzt ein längſt angekündigter und von dem Vater mit Ungeduld erwarteter jüngerer Sohn in's Zimmer ſprang und ſich dreiſt zuſetzte, indem er von den Gäſten wenig Notiz nahm, ſo enthielt ich mich kaum auszurufen: Moſes, biſt du auch da!

Die Unterhaltung bei Tiſche erweiterte die Anſicht jenes Land- und Familien-Kreiſes, indem von mancherlei luſtigen Begebenheiten, die bald da bald dort vorgefallen, die Rede war. Friederike, die neben mir ſaß, nahm daher Gelegenheit, mir verſchiedene Ortſchaften zu beſchreiben, die es wohl zu beſuchen der Mühe werth ſei. Da immer ein Geſchichtchen das andere hervorruft, ſo konnte ich nun auch mich deſto beſſer in das Geſpräch miſchen und ähnliche Begebenheiten erzählen, und weil hiebei ein guter Landwein keineswegs geſchont wurde, ſo ſtand ich in Gefahr, aus meiner Rolle zu fallen, weßhalb der vorſichtigere Freund den ſchönen Mondſchein zum Vorwand nahm und auf einen Spaziergang antrug, welcher denn auch ſogleich beliebt wurde. Er bot der Aelteſten den Arm, ich der Jüngſten, und ſo zogen wir durch die weiten Fluren, mehr den Himmel über uns zum Gegenſtande habend als die Erde, die ſich neben uns in die Breite verlor. Friederike's Reden jedoch hatten nichts Mondſcheinhaftes; durch die Klarheit, womit ſie ſprach, machte ſie die Nacht zum Tage, und es war Nichts darin, was eine Empfindung angedeutet oder erweckt hätte; nur bezogen ſich ihre Aeußerungen mehr als bisher auf mich, indem ſie ſowohl ihren Zuſtand als die Gegend und ihre Bekannten mir von der Seite vorſtellte, wie ern ich ſie würde kennen lernen; denn ſie hoffe, ſetzte ſie hinzu, daß ich keine Ausnahme machen und ſie wieder beſuchen würde, wie jeder Fremde gern gethan, der ein Mal bei ihnen eingekehrt ſei.

Es war mir ſehr angenehm, ſtillſchweigend der Schilderung zuzuhören, die ſie von der kleinen Welt machte, in der ſie ſich bewegte, und von den Menſchen, die ſie beſonders ſchätzte. Sie brachte mir dadurch einen klaren und zugleich ſo liebenswürdigen Begriff von ihrem Zuſtande bei,

der ſehr wunderlich auf mich wirkte: denn ich empfand auf einmal einen tiefen Verdruß, nicht früher mit ihr gelebt zu haben, und zugleich ein recht peinliches, neidiſches Gefühl gegen Alle, welche das Glück gehabt haben, ſie bisher zu umgeben. Ich paßte ſogleich, als wenn ich ein Recht dazu gehabt hätte, genau auf alle ihre Schilderungen von Männern, ſie mochten unter dem Namen von Nachbarn, Vettern oder Gevattern auftreten, und lenkte bald da bald dorthin meine Vermuthung; allein wie hätte ich Etwas entdecken ſollen in der völligen Unbekanntſchaft aller Verhältniſſe? Sie wurde zuletzt immer redſeliger und ich immer ſtiller. Es hörte ſich ihr gar ſo gut zu, und da ich nur ihre Stimme vernahm, ihre Geſichtsbildung aber ſowie die übrige Welt in Dämmerung ſchwebte, ſo war es mir, als ob ich in ihr Herz ſähe, das ich höchſt rein finden mußte, da es ſich in ſo unbefangener Geſchwätzigkeit vor mir eröffnete.

Als mein Gefährte mit mir in das für uns zubereitete Gaſtzimmer gelangte, brach er ſogleich mit Selbſtgefälligkeit in behaglichen Scherz aus und that ſich viel darauf zu Gute, mich mit der Aehnlichkeit der Primroſiſchen Familie ſo ſehr überraſcht zu haben. Ich ſtimmte mit ein, indem ich mich dankbar erwies. — „Fürwahr!“ rief er aus: „das Mährchen iſt ganz beiſammen. Dieſe Familie vergleicht ſich jener ſehr gut, und der verkappte Herr da mag ſich die Ehre anthun, für Herrn Burchel gelten zu wollen; ferner, weil wir im gemeinen Leben die Böſewichter nicht ſo nöthig haben als in Romanen, ſo will ich für dieß Mal die Rolle des Neffen übernehmen und mich beſſer aufführen als er.“ Ich verließ jedoch ſogleich dieſes Geſpräch, ſo angenehm es mir auch ſein mochte, und fragte ihn vor allen Dingen auf ſein Gewiſſen, ob er mich wirklich nicht verrathen habe. Er betheuerte: „Nein!“ und ich durfte ihm glauben. Sie hätten ſich vielmehr, ſagte er, nach dem luſtigen Tiſchgeſellen erkundigt, der in Straßburg mit ihm in einer Penſion ſpeiſe und von dem man ihnen allerlei verkehrtes Zeug erzählt habe. Ich ſchritt nun zu andern Fragen: ob ſie geliebt habe; ob ſie liebe; ob ſie verſprochen ſei? Er verneinte das Alles. — Fürwahr! verſetzte ich, eine ſolche Heiterkeit von Natur aus iſt mir unbegreiflich. Hätte ſie geliebt und verloren und ſich wieder gefaßt, oder wäre ſie Braut: in beiden Fällen wollte ich es gelten laſſen.

So ſchwatzten wir zuſammen tief in die Nacht, und ich war ſchon wieder munter, als es tagte. Das Verlangen ſie wieder zu ſehen, ſchien unüberwindlich; allein indem ich mich anzog, erſchrack ich über die verwünſchte Garderobe, die ich mir ſo freventlich ausgeſucht hatte. Je weiter ich kam, meine Kleidungsſtücke anzulegen, deſto niederträchtiger erſchien ich mir: denn Alles war ja auf dieſen Effect berechnet. Mit meinen Haaren wäre ich allenfalls noch fertig geworden; aber wie ich mich zuletzt in den gebürgten, abgetragenen grauen Rock einzwängte, und die kurzen Aermel mir das abgeſchmackteſte Anſehen gaben, fiel ich deſto entſchiedener in Verzweiflung, als ich mich in einem kleinen Spiegel nur theilweiſe betrachten konnte, da denn immer ein Theil lächerlicher ausſah als der andre.

Ueber dieſer Toilette war mein Freund aufgewacht und blickte, mit der Zufriedenheit eines guten Gewiſſens und im Gefühl einer freudigen Hoffnung für den Tag, aus der geſtopften ſeidnen Decke. Ich hatte ſchon ſeine hübſchen Kleider, wie ſie über den Stuhl hingen, längſt beneidet, und wäre er von meiner Taille geweſen, ich hätte ſie ihm vor den Augen weggetragen, mich draußen umgezogen und ihm meine verwünſchte Hülle, in den Garten eilend, zurückgelaſſen; er hätte guten Humor genug gehabt, ſich in meine Kleider zu ſtecken, und das Mährchen wäre bei frühem Morgen zu einem luſtigen Ende gelangt. Daran war aber nun gar nicht zu denken, ſo wenig als wie an irgend eine ſchickliche Vermittlung. In der Figur, in der mich mein Freund für einen zwar fleißigen und geſchickten, aber armen Studioſen der Theologie ausgeben konnte, wieder vor Friederike'n hinzutreten, die geſtern Abend an mein verkleidetes Selbſt ſo freundlich geſprochen hatte, das war mir ganz unmöglich. Aergerlich und ſinnend ſtand ich da und bot all' mein Erfindungsvermögen auf; allein es verließ mich. Als nun aber gar der behaglich Ausgeſtreckte, nachdem er mich eine Weile ſtritt hatte, auf einmal in ein lautes Lachen ausbrach und ausrief: „Nein! es iſt wahr, Du ſiehſt ganz verwünſcht aus!“ verſetzte ich heftig: Und ich weiß, was ich thue; leb' wohl und entſchuldige mich! — „Biſt Du toll!“ rief er, indem er aus dem Bette ſprang und mich aufhalten wollte. Ich war aber ſchon zur Thüre hinaus, die Treppe hinunter, aus Haus und Hof, nach der Schenke; im Nu war mein Pferd geſattelt, und ich eilte in raſendem Unmuth galopirend nach Druſenheim, den Ort hindurch und immer weiter.

Da ich mich nun in Sicherheit glaubte, ritt ich langſamer und fühlte nun erſt, wie unendlich ungern ich mich entfernte. Ich ergab mich aber in mein Schickſal, vergegenwärtigte mir den Spaziergang von geſtern Abend mit der größten Ruhe, und nährte die ſtille Hoffnung, ſie bald wieder zu ſehn. Doch verwandelte ſich

Rugantino

unten und vorne für ſich.

In dem ſtillen Mondenſcheine,
Singt ein Liebchen! Wohl das meine?
Ach ſo ſüß, ſo liebevoll,
Wie die Zitther locken ſoll.

Mit der Zitther ſich begleitend, und ſich nähernd.

Cupido, loſer, eigenſinniger Knabe;
Du bathſt mich um Quartier auf einige Stunden!
Wie viele Tag' und Nächte biſt du geblieben,
Und biſt nun herriſch und Meiſter im Hauſe geworden.

Claudine hat eine Zeit lang auf die Zitther gehört, und iſt verübergegangen. Es tritt Lucinde von der andern Seite auf die Terraſſe.

Lucinde.

Hier im ſtillen Mondenſcheine,
Ging ich freudig ſonſt alleine;
Doch halb traurig und halb wild
Folgt mir jetzt ein liebes Bild.

dieſes ſtille Gefühl bald wieder in Ungeduld, und nun beſchloß ich, ſchnell in die Stadt zu reiten, mich umzuziehen, ein gutes friſches Pferd zu nehmen; da ich denn wohl allenfalls, wie mir die Leidenſchaft vorſpiegelte, noch vor Tiſche, oder, wie es wahrſcheinlicher war, zum Nachtiſche oder gegen Abend gewiß wieder eintreffen und meine Vergehung erbitten konnte.

Eben wollte ich meinem Pferde die Sporen geben, um dieſen Vorſatz auszuführen, als mir ein andrer und wie mich däuchte ſehr glücklicher Gedanke durch den Geiſt fuhr. Schon geſtern hatte ich im Gaſthofe zu Druſenheim einen ſehr ſauber gekleideten Wirthsſohn bemerkt, der auch heute früh, mit ländlichen Anordnungen beſchäftigt, mich aus ſeinem Hofe begrüßte. Er war von meiner Geſtalt, und hatte mich flüchtig an mich ſelbſt erinnert. Gedacht, gethan! Mein Pferd war kaum umgewendet, ſo befand ich mich in Druſenheim; ich brachte es in den Stall, und machte dem Burſchen kurz und gut den Vortrag: er ſolle mir ſeine Kleider borgen, weil ich in Seſenheim etwas Luſtiges vorhabe. Da brauchte ich nicht auszureden; er nahm den Vorſchlag mit Freuden an und lobte mich, daß ich den Mamſells einen Spaß machen wolle; ſie wären ſo brav und gut, beſonders Mamſell Riekchen, und auch die Eltern ſähen gerne, daß es immer luſtig und vergnügt zuginge. Er betrachtete mich aufmerkſam, und da er mich nach meinem Anzug für einen armen Schlucker halten mochte, ſo ſagte er: „Wenn Sie ſich inſinniren wollen, ſo iſt das der rechte Weg.“ Wir waren indeſſen ſchon weit in unſrer Umkleidung gekommen, und eigentlich ſollte er mir ſeine Feſttagskleider gegen die meinigen nicht anvertrauen; doch er war treuherzig und hatte ja mein Pferd im Stalle. Ich ſtand bald und recht ſchmuck da, warf mich in die Bruſt, und mein Freund ſchien ſein Ebenbild mit Behaglichkeit zu betrachten. „Topp, Herr Bruder!“ ſagte er, indem er mir die Hand hinreichte, in die ich wacker einſchlug; „komme Er meinem Mädel nicht zu nah, ſie möchte ſich vergreifen.“

Meine Haare, die nunmehr wieder ihren völligen Wuchs hatten, konnte ich ungefähr wie die ſeinigen ſcheiteln, und da ich ihn wiederholt betrachtete, ſo fand ich's luſtig, ſeine dichtern Augenbrauen mit einem gebrannten Korkſtöpſel mäßig nachzuahmen und ſie in der Mitte näher zuſammenzuziehen, um mich bei meinem räthſelhaften Vornehmen auch äußerlich zum Räthſel zu bilden. Habt Ihr nun, ſagte ich, als er mir den behänderten Hut reichte, nicht irgend Etwas in der Pfarre auszurichten, daß ich mich auf eine natürliche Weiſe dort anmelden könnte? — „Gut!“ verſetzte er; „aber da müſſen Sie noch zwei Stunden warten. Bei uns iſt eine Wöchnerinn; ich will mich erbieten, den Kuchen der Frau Pfarrerinn zu bringen; den mögen Sie dann hinübertragen. Hoffart muß Noth leiden und der Spaß denn auch.“ — Ich entſchloß mich, zu warten; aber dieſe zwei Stunden wurden mir unendlich lang und ich verging vor Ungeduld, als die dritte verfloß, ehe der Kuchen aus dem Ofen kam. Ich empfing ihn endlich ganz warm, und eilte bei dem ſchönſten Sonnenſchein mit meinem Creditiv davon, noch eine Strecke von meinem Ebenbild begleitet, welches gegen Abend nachzukommen und mir meine Kleider zu bringen verſprach, die ich aber lebhaft ablehnte und mir vorbehielt, ihm die ſeinigen wieder zuzuſtellen.

Ich war nicht weit mit meiner Gabe geſprungen, die ich in einer ſaubern zuſammengeknüpften Serviette trug, als ich in der Ferne meinen Freund mit den beiden Frauenzimmern mir entgegenkommen ſah. Mein Herz war beklommen, wie ſich's eigentlich unter dieſer Jacke nicht geziemte. Ich blieb ſtehen, holte Athem und ſuchte zu überlegen, was ich beginnen ſolle; und nun bemerkte ich erſt, daß das Terrain mir ſehr zu Statten kam; denn ſie gingen auf der andern Seite des Baches, der, ſowie die Wieſenſtreifen, durch die er hinlief, zwei Fußpfade ziemlich auseinander hielt. Als ſie gegen mir über waren, rief Friedrike, die mich ſchon lange gewahrt hatte: „George, was bringſt Du?“ Ich war klug genug, das Geſicht mit dem Hute, den ich abnahm, zu bedecken, indem ich die beladne Serviette hoch in die Höhe hielt. — „Ein Kindtaufkuchen!“ rief ſie dagegen; „wie geht's der Schweſter?“ — Gut, ſagte ich, indem ich wo nicht Elſäſſiſch, doch fremd zu reden ſuchte. — „Trag'ihn nach Hauſe!“ ſagte die Aelteſte; „und wenn Du die Mutter nicht findeſt, gib ihn der Magd: aber wart' auf uns, wir kommen bald wieder, hörſt Du!“ — Ich eilte meinen Pfad hin im Frohgefühl der beſten Hoffnung, daß Alles gut ablaufen müſſe, da der Anfang glücklich war, und hatte bald die Pfarrwohnung erreicht. Ich fand Niemanden weder im Haus noch in der Küche: den Herrn, den ich beſchäftigt in der Studir-Stube vermuthen konnte, wollte ich nicht aufregen; ich ſetzte mich deßhalb auf die Bank vor der Thür, den Kuchen neben mich und drückte den Hut in's Geſicht.

Ich erinnere mich nicht leicht einer angenehmern Empfindung. Hier an dieſer Schwelle wieder zu ſitzen, über die ich vor Kurzem in Verzweiflung hinausgeſtolpert war; ſie ſchon wieder geſehen, ihre liebe Stimme ſchon wieder gehört zu haben, kurz nachdem mein Unmuth

mir eine lange Trennung vorgespiegelt hatte; jeden Augenblick sie selbst und eine Entdeckung zu erwarten, vor der mir das Herz klopfte, und doch in diesem zweideutigen Falle eine Entdeckung ohne Beschämung; dann, gleich zum Eintritt einen so lustigen Streich, als keiner derjenigen, die gestern belacht worden waren! Liebe und Noth sind doch die besten Meister; hier wirkten sie zusammen, und der Lehrling war ihrer nicht unwerth geblieben.

Die Magd kam aber aus der Scheune getreten. — „Nun! sind die Kuchen gerathen?" rief sie mich an; „wie geht's der Schwester?" — Alles gut, sagte ich, und deutete auf den Kuchen, ohne aufzusehen. Sie fasste die Serviette und murrte: „Nun, was hast Du heute wieder? Hat Bärbchen wieder einmal einen Andern angesehen? Laß es uns nicht entgelten! Das wird eine saubere Ehe werden, wenn's so fort geht." Da sie ziemlich laut sprach, kam der Pfarrer an's Fenster und fragte, was es gebe? Sie bedeutete ihn; ich stand auf und kehrte mich nach ihm zu, doch hielt ich den Hut wieder über's Gesicht. Als er etwas Freundliches gesprochen und mich zu bleiben geheißen hatte, ging ich nach dem Garten und wollte eben hineintreten, als die Pfarrerin, die zum Hofthore hereinkam, mich anrief. Da mir die Sonne gerade in's Gesicht schien, so bediente ich mich abermals des Vortheils, den mir der Hut gewährte, grüßte sie mit einem Scharrfuß; sie aber ging in das Haus, nachdem sie mir zugesprochen hatte, ich möchte nicht weggehen, ohne Etwas genossen zu haben. Ich ging nunmehr in dem Garten auf und ab. Alles hatte bisher den besten Erfolg gehabt; doch holte ich tief Athem, wenn ich dachte, daß die jungen Leute nun bald herankommen würden. Aber unvermuthet trat die Mutter zu mir und wollte eben eine Frage an mich thun, als sie mir in's Gesicht sah, das ich nicht mehr verbergen konnte, und ihr das Wort im Munde stockte. — „Ich suche George'n," sagte sie nach einer Pause, „und wen finde ich? Sind Sie es, junger Herr? Wie viel Gestalten haben Sie denn?" — Im Ernst nur e i n e, versetzte ich, zum Scherz soviel Sie wollen. — „Den will ich nicht verderben," lächelte sie; „gehen Sie hinten zum Garten hinaus und auf der Wiese hin, bis es Mittag schlägt: dann kehren Sie zurück, und ich will den Spaß schon eingeleitet haben." Ich that's; allein da ich aus den Hecken der Dorfgärten heraus war und die Wiesen hingehen wollte, kamen gerade einige Landleute den Fußpfad her, die mich in Verlegenheit setzten. Ich lenkte deßhalb nach einem Wäldchen, das ganz nah eine Erderhöhung bekrönte, um mich darin bis zur bestimmten Zeit zu verbergen. Doch wie wunderlich ward mir zu Muthe, als ich hineintrat! Denn es zeigte sich mir ein reinlicher Platz mit Bänken, von deren jeder man eine hübsche Aussicht in die Gegend gewann. Hier war das Dorf und der Kirchthurm, hier Drusenheim und dahinter die waldigen Rhein-Inseln, gegenüber die Vogesischen Gebirge, und zuletzt der Straßburger-Münster. Diese verschiednen himmelhellen Gemälde waren durch buschige Rahmen eingefaßt, so daß man nichts Erfreulicheres und Angenehmeres sehen konnte. Ich setzte mich auf eine der Bänke, und bemerkte an dem stärksten Baum ein kleines längliches Bret mit der Inschrift: „Friedrike'ns Ruhe." Es fiel mir nicht ein, daß ich gekommen sein könnte, diese Ruhe zu stören: denn eine aufkeimende Leidenschaft hat das Schöne, daß, wie sie sich ihres Ursprungs unbewußt ist, sie auch keinen Gedanken eines Endes haben, und wie sie sich froh und heiter fühlt, nicht ahnen kann, daß sie wohl auch Unheil stiften dürfte.

Kaum hatte ich Zeit gehabt mich umzusehen, und verlor mich eben in süße Träumereien, als ich Jemanden kommen hörte; es war Friedrike selbst. — „George, was machst du hier?" rief sie von Weitem. — Nicht George, rief ich, indem ich ihr entgegen lief, aber Einer, der tausendmal um Verzeihung bitten. Sie betrachtete mich mit Erstaunen, nahm sich aber gleich zusammen, und sagte nach einem tiefern Athemholen: „Garstiger Mensch, wie erschrecken S mich!" — Die erste Maske hat mich in die zweite getrieben, rief ich aus; jene wär unverzeihlich gewesen, wenn ich nur einiger Maßen gewußt hätte, zu wem ich ging; diese vergeben Sie gewiß, denn es ist die Gestalt von Menschen, denen Sie so freundlich begegnen. — Ihre bläßlichen Wangen hatten sich mit dem schönsten Rosenrothe gefärbt. — „Schlimmer sollen Sie's wenigstens nicht haben als George! Aber lassen Sie uns sitzen! Ich gestehe es, der Schreck ist mir in die Glieder gefahren." — Ich setzte mich zu ihr, äußerst bewegt. — „Wir wissen Alles bis heute früh durch Ihren Freund," sagte sie; „nun erzählen Sie mir das Weitere." Ich ließ mir Das nicht zwei Mal sagen, sondern beschrieb ihr meinen Abscheu vor der gestrigen Figur, mein Fortstürmen aus dem Hause so comisch, daß sie herzlich und anmuthig lachte; dann ließ ich das Uebrige folgen, mit aller Bescheidenheit zwar, doch leidenschaftlich genug, daß es gar wohl für eine Liebeserklärung in historischer Form hätte gelten können. Das Vergnügen, sie wieder zu finden, feierte ich zuletzt mit einem Kusse auf ihre Hand, die sie in den meinigen ließ. Hatte sie bei dem gestrigen Mondscheingang die Unkosten des Gesprächs übernommen, so erstattete ich die Schuld nun

reichlich von meiner Seite. Das Vergnügen, ſie wieder zu ſehen und ihr Alles ſagen zu können, was ich geſtern zurückhielt, war ſo groß, daß ich in meiner Redſeligkeit nicht bemerkte, wie ſie ſelbſt nachdenkend und ſchweigend war. Sie holte einige Mal tief Athem, und ich bat ſie aber- und abermal um Verzeihung wegen des Schreckens, den ich ihr verurſacht hatte. Wie lange wir mögen geſeſſen haben, weiß ich nicht; aber auf einmal hörten wir „Riekchen! Riekchen!“ rufen. Es war die Stimme der Schweſter. — „Das wird eine ſchöne Geſchichte geben,“ ſagte das liebe Mädchen, zu ihrer völligen Heiterkeit wieder hergeſtellt. „Sie kommt an meiner Seite her,“ fügte ſie hinzu, indem ſie ſich vorbog, mich halb zu verbergen; „wenden Sie ſich weg, damit man Sie nicht gleich erkennt.“ Die Schweſter trat in den Platz, aber nicht allein, Weyland ging mit ihr; und Beide, da ſie uns erblickten, blieben wie verſteinert.

Wenn wir auf einmal aus einem ruhigen Dache eine Flamme gewaltſam ausbrechen ſähen oder einem Ungeheuer begegneten, deſſen Mißgeſtalt zugleich empörend und fürchterlich wäre, ſo würden wir von keinem ſo grimmigen Entſetzen befallen werden, als dasjenige iſt, das uns ergreift, wenn wir Etwas unerwartet mit Augen ſehen, das wir moraliſch unmöglich glaubten. — „Was heißt Das?“ rief Jene mit der Haſtigkeit eines Erſchrockenen; „was iſt Das? Du mit George'n! Hand in Hand! Wie begreif' ich Das?“ — „Liebe Schweſter,“ verſetzte Friedrike ganz bedenklich; „der arme Menſch, er bittet mir Was ab, er hat Dir auch Was abzubitten; Du mußt ihm aber zum Voraus verzeihen.“ — „Ich verſtehe nicht, ich begreife nicht,“ ſagte die Schweſter, indem ſie den Kopf ſchüttelte und Weyland'en anſah, der nach ſeiner ſtillen Art ganz ruhig daſtand und die Scene ohne irgend eine Aeußerung betrachtete. Friedrike ſtand auf und zog mich nach ſich. „Nicht gezankt!“ rief ſie; „Pardon gebeten und gegeben!“ Nun ja! ſagte ich, indem ich der Aelteſten ziemlich nahe trat: Pardon habe ich vonnöthen! Sie fuhr zurück, that einen lauten Schrei und wurde roth über und über; dann warf ſie ſich auf's Gras, lachte überlaut und wollte ſich gar nicht zufrieden geben. Weyland lächelte behaglich und rief: „Du biſt ein excellenter Junge!“ Dann ſchüttelte er meine Hand in der ſeinigen. Gewöhnlich war er mit Liebkoſungen nicht freigebig, aber ſein Händedruck hatte etwas Herzliches und Belebendes; doch war er auch mit dieſem ſparſam.

Nach einiger Erholung und Sammlung traten wir unſern Rückweg nach dem Dorfe an. Unterwegs erfuhr ich, wie dieſes wunderbare Zuſammentreffen veranlaßt worden. Friedrike hatte ſich von dem Spaziergange zuletzt abgeſondert, um auf ihrem Plätzchen noch einen Augenblick vor Tiſche zu ruhen, und als jene Beiden nach Hauſe gekommen, hatte die Mutter ſie abgeſchickt, Friedrike'n eiligſt zu holen, weil das Mittageſſen bereit ſei.

Die Schweſter zeigte den ausgelaſſenſten Humor, und als ſie erfuhr, daß die Mutter das Geheimniß ſchon entdeckt habe, rief ſie aus: „Nun iſt noch übrig, daß Vater, Bruder, Knecht und Magd glücklich angeführt werden.“ Als wir uns an dem Gartenzaun befanden, mußte Friedrike mit dem Freund voraus nach dem Hauſe gehen. Die Magd war im Hausgarten beſchäftigt und Olivie (ſo mag auch hier die ältere Schweſter heißen) rief ihr zu: „Warte, ich habe Dir Was zu ſagen!“ Mich ließ ſie an der Hecke ſtehen und ging zu dem Mädchen. Ich ſah, daß ſie ſehr ernſthaft ſprachen. Olivie bildete ihr ein, George habe ſich mit Bärbchen überworfen und ſchien Luſt zu haben, ſie zu heirathen. Das gefiel der Dirne nicht übel; nun ward ich gerufen und ſollte das Geſagte bekräftigen. Das hübſche derbe Kind ſenkte die Augen nieder und blickte bis ich ganz nahe vor ihr ſtand. Da ſie aber auf einmal das fremde Geſicht erblickte, that auch ſie einen lauten Schrei und lief davon. Olivie hieß mich ihr nachlaufen und ſie beruhigen, daß ſie nicht in's Haus gerieth und Lärm machte; ſie aber wollte ſelbſt hingehen und ſehen, wie es mit dem Vater ſtehe. Unterwegs traf Olivie auf den Knecht, welcher der Magd gut war; ich hatte indeſſen das Mädchen erreicht und hielt ſie feſt. — „Denk einmal, welch' ein Glück!“ rief Olivie, „mit Bärbchen iſt's aus, und George heirathet Lieſen.“ — „Das habe ich lange gedacht,“ ſagte der gute Kerl, und blieb verdrießlich ſtehen.

Ich hatte dem Mädchen begreiflich gemacht, daß es nur darauf ankomme, den Papa anzuführen. Wir gingen auf den Burſchen los, der ſich umkehrte und ſich zu entfernen ſuchte; aber Lieſe holte ihn herbei, und auch er machte, indem er enttäuſcht ward, die wunderlichſten Geberden. Wir gingen zuſammen nach dem Hauſe. Der Tiſch war gedeckt und der Vater ſchon im Zimmer. Olivie, die mich hinter ſich hielt, trat an die Schwelle und ſagte: „Vater, es iſt Dir doch recht, daß George heute mit uns ißt? Du mußt ihm aber erlauben, daß er den Hut aufbehält.“ — „Meinetwegen!“ ſagte der Alte, „aber warum ſo was Ungewöhnliches? Hat er ſich beſchädigt?“ Sie zog mich vor, wie ich ſtand und den Hut aufhatte. „Nein!“ ſagte ſie, indem ſie mich in die Stube führte, „aber er hat eine Vogelhecke darunter, die möchten hervorfliegen und einen verteufelten Spuck machen;

denn es ſind lauter loſe Vögel.“ Der Vater ließ ſich den Scherz gefallen, ohne daß er recht wußte, was es heißen ſollte. In dem Augenblick nahm ſie mir den Hut ab, machte einen Scharrfuß und verlangte von mir das Gleiche. Der Alte ſah mich an, erkannte mich, kam aber nicht aus ſeiner prieſterlichen Faſſung. „Ei, Ei! Herr Candidat!“ rief er aus, indem er einen drohenden Finger aufhob; „Sie haben geſchwind umgeſattelt, und ich verliere über Nacht einen Gehülfen, der mir erſt geſtern ſo treulich zuſagte, manchmal die Wochen-Canzel für mich zu beſteigen.“ Darauf lachte er von Herzen, hieß mich willkommen, und wir ſetzten uns zu Tiſche. Moſes kam um Vieles ſpäter; denn er hatte ſich als der verzogne Jüngſte angewöhnt, die Mittagsglocke zu verhören. Außerdem gab er wenig Acht auf die Geſellſchaft, auch kaum, wenn er widerſprach. Man hatte mich, um ihn ſicherer zu machen, nicht zwiſchen die Schweſtern, ſondern an das Ende des Tiſches geſetzt, wo George manchmal zu ſitzen pflegte. Als er, mir im Rücken, zur Thür hereingekommen war, ſchlug er mir derb auf die Achſel und ſagte: „George, geſegnete Mahlzeit!“ — Schönen Dank, Junker! erwiederte ich. — Die fremde Stimme, das fremde Geſicht erſchreckten ihn. — „Was ſagſt Du,“ rief Olivie, „ſieht er ſeinem Bruder nicht recht ähnlich?“ — „Ja wohl, von hinten!“ verſetzte Moſes, der ſich gleich wieder zu faſſen wußte, „wie allen Leuten!“ Er ſah mich gar nicht wieder an, und beſchäftigte ſich bloß, die Gerichte, die er nachzuholen hatte, eifrig hinunterzuſchlingen. Dann beliebte es ihm auch, gelegentlich aufzuſtehen und ſich in Hof und Garten Etwas zu ſchaffen zu machen. Zum Nachtiſche trat der wahrhafte George herein und belebte die ganze Scene noch mehr. Man wollte ihn wegen ſeiner Eiferſucht aufziehen und nicht billigen, daß er ſich an mir einen Rival geſchaffen hätte; allein er war beſcheiden und gewandt genug, und miſchte auf eine halb duſelige Weiſe ſich, ſeine Braut, ſein Ebenbild und die Mamſells dergeſtalt durch einander, daß man zuletzt nicht mehr wußte, von wem die Rede war, und daß man ihm das Glas Wein und ein Stück von ſeinem eignen Kuchen in Ruhe gar zu gern verzehren ließ.

Nach Tiſche war die Rede, daß man ſpatziren gehen wolle, welches doch in meinen Bauernkleidern nicht wohl anging. Die Frauenzimmer aber hatten ſchon heute früh, als ſie erfuhren, wer ſo übereilt fortgelaufen war, ſich erinnert, daß eine ſchöne Pelerine eines Vetters im Schrank hänge, mit der er bei ſeinem Hierſein auf die Jagd zu gehen pflege. Allein ich lehnte es ab, äußerlich zwar mit allerlei Späßen, aber innerlich mit dem eiteln Gefühl, daß ich den guten Eindruck, den ich als Bauer gemacht, nicht wieder durch den Vetter zerſtören wolle. Der Vater hatte ſich entfernt, ſein Mittagsſchläfchen zu halten; die Mutter war in der Haushaltung beſchäftigt wie immer. Der Freund aber that den Vorſchlag, ich ſolle Etwas erzählen, worein ich ſogleich willigte. Wir begaben uns in eine geräumige Laube, und ich trug ein Mährchen vor, das ich hernach unter dem Titel: „Die neue Meluſine“ aufgeſchrieben habe.*) Es verhält ſich zum „neuen Paris“ wie ungefähr der Jüngling zum Knaben, und ich würde es hier einrücken, wenn ich nicht der ländlichen Wirklichkeit und Einfalt, die uns hier gefällig umgibt, durch wunderliche Spiele der Phantaſie zu ſchaden fürchtete. Genug, mir gelang, was den Erfinder und Erzähler ſolcher Productionen belohnt, die Neugierde zu erregen, die Aufmerkſamkeit zu feſſeln, zu voreiliger Auflöſung und durchdringlicher Räthſel zu reizen, die Erwartungen zu täuſchen, durch das Seltſamere, das an die Stelle des Seltſamen tritt, zu verwirren, Mitleid und Furcht zu erregen, beſorgt zu machen, zu rühren und endlich durch Umwendung eines ſcheinbaren Ernſtes in geiſtreichen und heitern Scherz das Gemüth zu befriedigen, der Einbildungskraft Stoff zu neuen Bildern und dem Verſtande zu fernerm Nachdenken zu hinterlaſſen.

Sollte Jemand künftig dieſes Mährchen gedruckt leſen und zweifeln, ob es eine ſolche Wirkung habe hervorbringen können, ſo bedenke Derſelbe, daß der Menſch eigentlich nur berufen iſt, in der Gegenwart zu wirken. Schreiben iſt der Mißbrauch der Sprache, ſtille für ſich leſen ein trauriges Surrogat der Rede. Der Menſch wirkt Alles, was er vermag, auf den Menſchen durch ſeine Perſönlichkeit, die Jugend am Stärkſten auf die Jugend, und hier entſpringen auch die reinſten Wirkungen. Dieſe ſind es, welche die Welt beleben und weder moraliſch noch phyſiſch ausſterben laſſen. Mir war von meinem Vater eine gewiſſe lehrhafte Redſeligkeit angeerbt; von meiner Mutter die Gabe, Alles, was die Einbildungskraft hervorbringen, faſſen kann, heiter und kräftig darzuſtellen, bekannte Mährchen aufzufriſchen, andere zu erfinden und zu erzählen, ja im Erzählen zu erfinden. Durch jene väterliche Mitgift wurde ich der Geſellſchaft mehrentheils unbequem: denn wer mag gern die Meinungen und Geſinnungen des Andern hören, beſonders eines Jünglings, deſſen Urtheil bei lückenhafter Erfahrung immer unzulänglich erſcheint? Meine Mutter hingegen hatte mich zur geſellſchaftlichen Unterhaltung eigentlich recht ausgeſtattet. Das

*) Es befindet ſich in „W. M. Wanderjahren.“

leerſte Mährchen hat für die Einbildungskraft ſchon einen hohen Reiz, und der geringſte Gehalt wird vom Verſtande dankbar aufgenommen.

Durch ſolche Darſtellungen, die mich gar Nichts koſteten, machte ich mich bei Kindern beliebt, erregte und ergetzte die Jugend, und zog die Aufmerkſamkeit älterer Perſonen auf mich. Nur mußte ich in der Societät, wie ſie gewöhnlich iſt, ſolche Uebungen gar bald einſtellen, und ich habe nur zu ſehr an Lebensgenuß und freier Geiſtesförderung dadurch verloren; doch begleiteten mich jene beiden elterlichen Gaben durch's ganze Leben, mit einer dritten verbunden, mit dem Bedürfniß, mich figürlich und gleichnißweiſe auszudrücken. In Rückſicht dieſer Eigenſchaften, welche der ſo einſichtige als geiſtreiche Doctor Gall nach ſeiner Lehre an mir anerkannte, betheuerte derſelbe, ich ſei eigentlich zum Volksredner geboren. Ueber dieſe Eröffnung erſchrack ich nicht wenig; denn hätte ſie wirklich Grund, ſo wäre, da ſich bei meiner Nation Nichts zu reden fand, alles Uebrige, was ich vernehmen konnte, leider ein verfehlter Beruf geweſen.

Aus meinem Leben.

Dichtung und Wahrheit.

Dritter Theil.

Es iſt dafür geſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen.

Eilftes Buch.

Nachdem ich in jener Laube zu Seſenheim meine Erzählung vollendet, in welcher das Gemeine mit dem Unmöglichen anmuthig genug wechſelte, ſah ich meine Hörerinnen, die ſich ſchon bisher ganz eigen theilnehmend erwieſen hatten, von meiner ſeltſamen Darſtellung auf's Aeußerſte verzaubert. Sie baten mich inſtändig, ihnen das Mährchen aufzuſchreiben, damit ſie es öfters unter ſich und vorleſend mit Andern wiederholen könnten. Ich verſprach es um ſo lieber, als ich dadurch einen Vorwand zu Wiederholung des Beſuchs und der Gelegenheit zu näherer Verbindung mir zu gewinnen hoffte. Die Geſellſchaft trennte ſich einen Augenblick, und Alle mochten fühlen, daß nach einem ſo lebhaft vollbrachten Tag der Abend einiger Maßen matt werden könnte. Von dieſer Sorge befreite mich mein Freund, der ſich für uns die Erlaubniß erbat, ſogleich Abſchied nehmen zu dürfen, weil er als ein fleißiger und in ſeinen Studien folgerechter academiſcher Bürger dieſe Nacht in Druſenheim zuzubringen und morgen zeitig in Straßburg zu ſein wünſche.

Unſer Nacht-Quartier erreichten wir Beide ſchweigend; ich, weil ich einen Widerhaken im Herzen fühlte, der mich zurückzog; er, weil er etwas Anderes im Sinne hatte, das er mir, als wir anglangt waren, ſogleich mittheilte. — „Es iſt doch wunderlich," fing er an, „daß Du gerade auf dieſes Mährchen verfallen biſt. Haſt Du nicht bemerkt, daß es einen ganz beſondern Eindruck machte?" — Freilich, verſetzte ich darauf; wie hätte ich nicht bemerken ſollen, daß die Aeltere bei einigen Stellen mehr als billig lachte, die Jüngere den Kopf ſchüttelte, daß Ihr Euch bedeutend anlabt, und daß Du ſelbſt beinahe aus Deiner Faſſung gekommen wäreſt? Ich läugne nicht, es hätte mich faſt irre gemacht; denn es fuhr mir durch den Kopf, daß es vielleicht unſchicklich ſei, den guten Kindern ſolche Fratzen zu erzählen, die ihnen beſſer unbekannt blieben, und ihnen von den Männern ſo ſchlechte Begriffe zu geben, als ſie von der Figur des Abenteurers ſich nothwendig bilden müſſen. — „Keineswegs!" verſetzte Jener: „Du erräthſt es nicht, und wie ſollteſt Du's errathen? Die guten Kinder ſind mit ſolchen Dingen gar nicht ſo unbekannt, als Du glaubſt; denn die große Geſellſchaft um ſie her gibt ihnen zu manchem Nachdenken Anlaß, und ſo iſt über'm Rhein gerade ein ſolches Ehepaar, wie Du es, nur übertrieben und mährchenhaft, ſchilderſt; er gerade ſo groß, derb und plump; ſie niedlich und zierlich genug, daß er ſie wohl auf der Hand tragen könnte. Ihr übriges Verhältniß, ihre Geſchichte paßt ebenfalls ſo genau zu Deiner Erzählung, daß die Mädchen mich ernſtlich fragten, ob Du die Perſonen kennteſt und ſie ſchalkhaft dargeſtellt hätteſt? Ich verſicherte: Nein! Und Du wirſt wohl thun, das Mährchen ungeſchrieben zu laſſen. Durch Zögern und Vorwände werden wir ſchon eine Entſchuldigung finden."

Ich verwunderte mich ſehr; denn ich hatte weder an ein Dießrheiniſches noch an ein Ueberrheiniſches Paar gedacht, ja ich hätte gar nicht

anzugeben gewußt, wie ich auf den Einfall gekommen. In Gedanken mochte ich mich gern mit ſolchen Späßen ohne weitere Beziehung beſchäftigen, und ſo, glaubte ich, ſollte es auch Andern ſein, wenn ich ſie erzählte.

Als ich in der Stadt wieder an meine Geſchäfte kam, fühlte ich die Beſchwerlichkeit derſelben mehr als ſonſt; denn der zur Thätigkeit geborne Menſch übernimmt ſich in Planen und überladet ſich mit Arbeiten. Das gelingt denn auch ganz gut, bis irgend ein phyſiſches oder moraliſches Hinderniß dazutritt, um das Unverhältnißmäßige der Kräfte zu dem Unternehmen in's Klare zu bringen.

Das Juriſtiſche trieb ich mit ſo viel Fleiß, als nöthig war, um die Promotion mit einigen Ehren zu abſolviren; das Mediciniſche reizte mich, weil es mir die Natur nach allen Seiten wo nicht aufſchloß, doch gewahr werden ließ, und ich war daran durch Umgang und Gewohnheit gebunden; der Geſellſchaft mußte ich auch einige Zeit und Aufmerkſamkeit widmen; denn in manchen Familien war mir Mehreres zu Lieb und zu Ehren geſchehn. Aber alles Dieß wäre zu tragen und fortzuführen geweſen, hätte nicht Das, was Herder mir auferlegt, unendlich auf mir gelaſtet. Er hatte den Vorhang zerriſſen, der mir die Armuth der Deutſchen Litteratur bedeckte; er hatte mir ſo manches Vorurtheil mit Grauſamkeit zerſtört; an dem vaterländiſchen Himmel blieben nur wenige bedeutende Sterne, indem er die übrigen nur als vorüberfahrende Schnuppen behandelte; ja was ich von mir ſelbſt hoffen und wähnen konnte, hatte er mir dermaßen verkümmert, daß ich an meinen eignen Fähigkeiten zu verzweifeln anfing. Zu gleicher Zeit jedoch riß er mich fort auf den herrlichen breiten Weg, den er ſelbſt zu durchwandern geneigt war, machte mich aufmerkſam auf ſeine Lieblingsſchriftſteller, unter denen Swift und Hamann obenan ſtanden, und ſchüttelte mich kräftiger auf, als er mich gebeugt hatte. Zu dieſer vielfachen Verwirrung nunmehr eine angebende Leidenſchaft, die, indem ſie mich zu verſchlingen drohte, zwar von jenen Zuſtänden mich abziehn, aber wohl ſchwerlich darüber erheben konnte! Dazu kam noch ein körperliches Uebel, daß mir nämlich nach Tiſche die Kehle wie zugeſchnürt war, deſſen ich erſt ſpäter ſehr leicht loswurde, als ich einem rothen Wein, den wir in der Penſion gewöhnlich und ſehr gern tranken, entſagte. Dieſe unerträgliche Unbequemlichkeit hatte mich auch in Seſenheim verlaſſen, ſo daß ich mich dort doppelt vergnügt befand; als ich aber zu meiner ſtädtiſchen Diät zurückkehrte, ſtellte ſie ſich zu meinem großen Verdruß ſogleich wieder ein. Alles Dieß machte mich nachdenklich und mürriſch, und mein Aeußeres mochte mit dem Innern übereinſtimmen.

Verdrießlicher als jemals, weil eben nach Tiſche jenes Uebel ſich heftig eingefunden hatte, wohnte ich dem Clinicum bei. Die große Heiterkeit und Behaglichkeit, womit der verehrte Lehrer uns von Bett zu Bett führte, die genaue Bemerkung bedeutender Symptome, die Beurtheilung des Gangs der Krankheit überhaupt, die ſchöne hippocratiſche Verfahrungsart, wodurch ſich, ohne Theorie, aus einer eignen Erfahrung, die Geſtalten des Wiſſens heraufgaben, die Schlußreden, mit denen er gewöhnlich ſeine Stunden zu krönen pflegte: das Alles zog mich zu ihm und machte mir ein fremdes Fach, in das ich nur wie durch eine Ritze hineinſah, um deſto reizender und lieber. Mein Abſcheu gegen die Kranken nahm immer mehr ab, je mehr ich dieſe Zuſtände in Begriffe verwandeln lernte, durch welche die Heilung, die Wiederherſtellung menſchlicher Geſtalt und Weſens als möglich erſchien. Er mochte mich wohl als einen ſeltſamen jungen Menſchen beſonders in's Auge gefaßt und mir die wunderliche Anomalie, die mich zu ſeinen Stunden hinführte, verziehn haben. Dieß Mal ſchloß er ſeinen Vortrag nicht wie ſonſt mit einer Lehre, die ſich auf irgend eine beobachtete Krankheit bezogen hätte, ſondern ſagte mit Heiterkeit: „Meine Herren! Wir ſehen einige Ferien vor uns. Benutzen Sie dieſelben ſich aufzumuntern; die Studien wollen nicht allein ernſt und fleißig, ſie wollen auch heiter und mit Geiſtesfreiheit behandelt werden. Geben Sie Ihrem Körper Bewegung, durchwandern Sie zu Fuß und zu Pferde das ſchöne Land; der Einheimiſche wird ſich an dem Gewohnten erfreuen, und dem Fremden wird es neue Eindrücke geben und eine angenehme Erinnerung zurücklaſſen.“

Es waren unſer eigentlich nur Zwei, an welche dieſe Ermahnung gerichtet ſein konnte; möge dem Andern dieſes Recept eben ſo einleuchtet haben als mir! Ich glaubte eine Stimme vom Himmel zu hören, und eilte was ich konnte, ein Pferd zu beſtellen und mich ſauber herauszuputzen. Ich ſchickte nach Weyland'en, er war nicht zu finden. Dieß hielt meinen Entſchluß nicht auf; aber leider verzogen ſich die Anſtalten, und ich kam nicht ſo früh weg, als ich gehofft hatte! So ſtark ich auch ritt, überfiel mich doch die Nacht. Der Weg war nicht zu verfehlen, und der Mond beleuchtete mein leidenſchaftliches Unternehmen. Die Nacht war windig und ſchauerlich; ich ſprengte zu, um nicht bis morgen auf ihren Anblick warten zu müſſen.

Es war ſchon ſpät, als ich in Seſenheim mein Pferd einſtellte. Der Wirth, auf meine Frage, ob wohl in der Pfarre noch Licht ſei, verſicherte

mich, die Frauenzimmer seien eben erst nach Hause gegangen; er glaube gehört zu haben, daß sie noch einen Fremden erwarteten. Das war mir nicht recht; denn ich hätte gewünscht, der Einzige zu sein. Ich eilte nach, um wenigstens so spät noch als der Erste zu erscheinen. Ich fand die beiden Schwestern vor der Thüre sitzend; sie schienen nicht sehr verwundert, aber ich war es, als Friedrike Olivie'n in's Ohr sagte, so jedoch, daß ich's hörte: „Hab' ich's nicht gesagt? Da ist er!" Sie führten mich in's Zimmer und ich fand eine kleine Collation aufgestellt. Die Mutter begrüßte mich als einen alten Bekannten; wie mich aber die Aeltere bei Licht besah, brach sie in ein lautes Gelächter aus; denn sie konnte wenig an sich halten.

Nach diesem ersten, etwas wunderlichen Empfang ward sogleich die Unterredung frei und heiter, und was mir diesen Abend verborgen blieb, erfuhr ich den andern Morgen. Friedrike hatte vorausgesagt, daß ich kommen würde; und wer fühlt nicht einiges Behagen bei'm Eintreffen einer Ahnung, selbst einer traurigen? Alle Vorgefühle, wenn sie durch das Ereigniß bestätigt werden, geben dem Menschen einen höhern Begriff von sich selbst, es sei nun, daß er sich so zartfühlend glauben kann, um einen Bezug in der Ferne zu tasten, oder so scharfsinnig, um nothwendige, aber doch ungewisse Verknüpfungen gewahr zu werden. — Olivie'ns Lachen blieb auch kein Geheimniß; sie gestand, daß es ihr sehr lustig vorgekommen, mich dieß Mal gepuzt und wohl ausstaffirt zu sehen; Friedrike hingegen fand es vortheilhaft, eine solche Erscheinung mir nicht als Eitelkeit auszulegen, vielmehr den Wunsch ihr zu gefallen, darin zu erblicken.

Früh bei Zeiten rief mich Friedrike zum Spazierengehn; Mutter und Schwester waren beschäftigt, Alles zum Empfang mehrerer Gäste vorzubereiten. Ich genoß an der Seite des lieben Mädchens der herrlichen Sonntagsfrühe auf dem Lande, wie sie uns der unschätzbare Hebel vergegenwärtigt hat. Sie schilderte mir die erwartete Gesellschaft und bat mich, ihr beizustehn, daß alle Vergnügungen, wo möglich, gemeinsam und in einer gewissen Ordnung möchten genossen werden. „Gewöhnlich", sagte sie, „zerstreut man sich einzeln; Scherz und Spiel wird nur ebendrin gekostet, so daß zuletzt für den einen Theil Nichts übrig bleibt, als die Karten zu ergreifen, und für den andern, im Tanze sich auszurasen."

Wir entwarfen demnach unsern Plan, was vor und nach Tische geschehen sollte, machten einander wechselseitig mit neuen geselligen Spielen bekannt, waren einig und vergnügt, als uns die Glocke nach der Kirche rief, wo ich denn an ihrer Seite eine etwas trockne Predigt ihres Vaters nicht zu lang fand.

Zeitverkürzend ist immer die Nähe der Geliebten, doch verging mir diese Stunde auch unter besonderm Nachdenken. Ich wiederholte mir die Vorzüge, die sie so eben auf's Frei sie vor mir entwickelte: besonnene Heiterkeit, Naivetät mit Bewußtsein, Frohsinn mit Voraussehn; Eigenschaften, die unverträglich scheinen, die sich aber bei ihr zusammenfanden und ihr Aeußeres gar hold bezeichneten. Nun hatte ich aber auch ernstere Betrachtungen über mich selbst anzustellen, die einer freien Heiterkeit eher Eintrag thaten.

Seitdem jenes leidenschaftliche Mädchen meine Lippen verwünscht und geheiligt (denn jede Weihe enthält zu Beides), hatte ich mich, abergläubisch genug, in Acht genommen, irgend ein Mädchen zu küssen, weil ich solches auf eine unerhörte geistige Weise zu beschädigen fürchtete. Ich überwand daher jede Lüsternheit, durch die sich der Jüngling gedrungen fühlt, diese viel oder wenig sagende Gunst einem reizenden Mädchen abzugewinnen. Aber selbst in der sittigsten Gesellschaft erwartete mich eine lästige Prüfung. Eben jene, mehr oder minder geistreichen, sogenannten kleinen Spiele, durch welche ein munterer jugendlicher Kreis gesammelt und vereinigt wird, sind großentheils auf Pfänder gegründet, bei deren Einforderung die Küsse keinen unbedeutenden Lösewerth haben. Ich hatte mir nun ein- für allemal vorgenommen, nicht zu küssen, und wie uns irgend ein Mangel oder Hinderniß zu Thätigkeiten auffordert, zu denen man sich sonst nicht hingeneigt hätte: so bot ich Alles auf, was an mir von Talent und Humor war, mich durchzuwinden und dabei vor der Gesellschaft und für die Gesellschaft eher zu gewinnen als zu verlieren. Wenn zu Einlösung eines Pfandes ein Vers verlangt werden sollte, so richtete man die Forderung meist an mich. Nun war ich immer vorbereitet und wußte bei solcher Gelegenheit Etwas zum Lobe der Wirthinn oder eines Frauenzimmers, die sich am Artigsten gegen mich erwiesen hatte, vorzubringen. Traf es sich, daß mir allenfalls ein Kuß auferlegt wurde, so suchte ich mich mit einer Wendung herauszuziehen, mit der man gleichfalls zufrieden war; und da ich Zeit gehabt hatte, vorher darüber nachzudenken, so fehlte es mir nicht an mannigfaltigen Zierlichkeiten; doch gelangen die aus dem Stegreife immer am Besten.

Als wir nach Hause kamen, schwirrten die von mehrern Seiten angekommenen Gäste schon lustig durch einander, bis Friedrike sie sammelte und zu einem Spaziergang nach jenem schönen Platze lud und führte. Dort fand man eine

reichliche Collation und wollte mit geſelligen Spielen die Stunde des Mittagseſſens erwarten. Hier wußte ich, in Einſtimmung mit Friedrike'n, ob ſie gleich mein Geheimniß nicht ahnete, Spiele ohne Pfänder und Pfänderlöſungen ohne Küſſe zu bereiten und durchzuführen.

Meine Kunſtfertigkeit und Gewandtheit war um ſo nöthiger, als die mir ſonſt ganz fremde Geſellſchaft geſchwind ein Verhältniß zwiſchen mir und dem lieben Mädchen mochte geahnet haben, und ſich nun ſchalkhaft alle Mühe gab, mir Dasjenige aufzudringen, was ich heimlich zu vermeiden ſuchte. Denn bemerkt man in ſolchen Zirkeln eine angehende Neigung junger Perſonen, ſo ſucht man ſie verliegen zu machen oder näher zuſammenzubringen, ebenſo wie man in der Folge, wenn ſich eine Leidenſchaft erklärt hat, bemüht iſt, ſie wieder aus einander zu ziehen; wie es denn dem geſelligen Menſchen ganz gleichgiltig iſt, ob er nützt oder ſchadet, wenn er nur unterhalten wird.

Ich konnte mit einiger Aufmerkſamkeit an dieſem Morgen Friedrike'ns ganzes Weſen gewahr werden, dergeſtalt, daß ſie mir für die ganze Zeit immer dieſelbe blieb. Schon die freundlichen, vorzüglich an ſie gerichteten Grüße der Bauern gaben zu verſtehn, daß ſie ihnen wohlthätig ſei und ihr Behagen erreze. Zu Hauſe ſtand die Aeltere der Mutter bei; Alles, was körperliche Anſtrengung erforderte, ward nicht von Friedrike'n verlangt; man ſchonte ſie, wie man ſagte, ihrer Bruſt wegen.

Es gibt Frauensperſonen, die uns im Zimmer beſonders wohl gefallen, Andere, die ſich beſſer im Freien ausnehmen; Friedrike gehörte zu den Leztern. Ihr Weſen, ihre Geſtalt trat niemals reizender hervor, als wenn ſie ſich auf einem erhöhten Fußpfad hinbewegte; die Anmuth ihres Betragens ſchien mit der beblümten Erde und die unverwüſtliche Heiterkeit ihres Antlizes mit dem blauen Himmel zu wetteifern. Dieſen erquicklichen Aether, der ſie umgab, brachte ſie auch mit nach Hauſe, und es ließ ſich bald bemerken, daß ſie Verwirrungen auszugleichen und die Eindrücke kleiner unangenehmer Zufälligkeiten leicht wegzulöſchen verſtand.

Die reinſte Freude, die man an einer geliebten Perſon finden kann, iſt die, zu ſehen, daß ſie Andere erfreut. Friedrike'ns Betragen in der Geſellſchaft war allgemein wohlthätig. Auf Spazirgängen ſchwebte ſie, ein belebender Geiſt, hin und wieder, und wußte die Lücken auszufüllen, welche hier und da entſtehen mochten. Die Leichtigkeit ihrer Bewegungen haben wir ſchon gerühmt, und am Allerzierlichſten war ſie, wenn ſie lief. Sowie das Reh ſeine Beſtimmung ganz zu erfüllen ſcheint, wenn es leicht über die keimenden Saaten wegfliegt, ſo ſchien auch ſie ihre Art und Weiſe am Deutlichſten auszudrücken, wenn ſie etwas Vergeſſenes zu holen, etwas Verlorenes zu ſuchen, ein entferntes Paar herbeizurufen, etwas Nothwendiges zu beſtellen über Rain und Matten leichten Laufes hineilte. Dabei kam ſie niemals außer Athem, und blieb völlig im Gleichgewicht; daher mußte die allzu große Sorge der Eltern für ihre Bruſt Manchem übertrieben ſcheinen.

Der Vater, der uns manchmal durch Wieſen und Felder begleitete, war öfters nicht gnädig gepaart. Ich geſellte mich deßhalb zu ihm, und er verfehlte nicht, ſein Lieblings-Thema wieder anzuſtimmen und mich von dem vorgeſchlagnen Bau des Pfarrhauſes umſtändlich zu unterhalten. Er beklagte ſich beſonders, daß er die ſorgfältig gefertigten Riſſe nicht wieder erhalten könne, um darüber nachzudenken und eine und die andere Verbeſſerung zu überlegen. Ich erwiederte darauf, es ſei leicht ſie zu erſezen, und erbot mich zu Fertigung eines Grundriſſes, auf welchen doch vorerſt Alles ankomme. Er war es wohl zufrieden, und bei der nöthigen Ausmeſſung ſollte der Schulmeiſter an die Hand gehen, welchen aufzuregen er denn auch ſogleich forteilte, damit ja der Fuß- und Zollſtab morgen früh bereit wäre.

Als er hinweggegangen war, ſagte Friedrike: „Sie ſind recht gut, die ſchwache Seite des lieben Vaters zu hegen, und nicht wie die Andern, die dieſes Geſprächs ſchon überdrüßig ſind, ihn zu meiden oder davon abzubrechen. Freilich muß ich Ihnen bekennen, daß wir Uebrigen den Bau nicht wünſchen; er würde der Gemeine zu hoch zu ſtehen kommen und uns auch. Neues Haus, neues Hausgeräthe! Unſern Gäſten würde es bei uns nicht wohler ſein, ſie ſind nun einmal des alten Gebäudes gewohnt. Hier können wir ſie reichlich bewirthen, dort fänden wir uns in einem weitern Raume beengt. So ſteht die Sache; aber unterlaſſen Sie nicht, gefällig zu ſein, ich danke es Ihnen von Herzen.“

Ein anderes Frauenzimmer, das ſich zu uns geſellte, fragte nach einigen Romanen, ob Friedrike ſolche geleſen habe. Sie verneinte es; denn ſie hatte überhaupt wenig geleſen; ſie war in einem heitern, ſittlichen Lebenskreiſe aufgewachſen und dem gemäß gebildet. Ich hatte den „Wakefield“ auf der Zunge, allein ich wagte nicht ihr ihn anzubieten; die Aehnlichkeit der Zuſtände war zu auffallend und zu bedeutend. — „Ich leſe ſehr gern Romane,“ ſagte ſie; „man findet darin ſo hübſche Leute, denen man wohl ähnlich ſehen möchte.“

Die Ausmeſſung des Hauſes geſchah des andern Morgens. Sie ging ziemlich langſam von Statten, da ich in ſolchen Künſten ſo wenig

gewandt war als der Schulmeiſter. Endlich kam ein leidlicher Entwurf zu Stande. Der gute Vater ſagte mir ſeine Abſicht und war nicht unzufrieden, als ich Urlaub nahm, um den Riß in der Stadt mit mehr Bequemlichkeit zu verfertigen. Friedrike entließ mich froh; ſie war von meiner Neigung überzeugt, wie ich von der ihrigen, und die ſechs Stunden ſchienen keine Entfernung mehr. Es war ſo leicht, mit der Diligence nach Druſenheim zu fahren und ſich durch dieſes Fuhrwerk ſowie durch ordentliche und außerordentliche Boten in Verbindung zu erhalten, wobei George den Spediteur machen ſollte.

In der Stadt angelangt, beſchäftigte ich mich in den früheſten Stunden (denn an langen Schlaf war nicht mehr zu denken) mit dem Riſſe, den ich ſo ſauber als möglich zeichnete. Indeſſen hatte ich ihr Bücher geſchickt und ein kurzes freundliches Wort dazu geſchrieben. Ich erhielt ſogleich Antwort und erfreute mich ihrer leichten, hübſchen, herzlichen Hand. Ebenſo war Inhalt und Styl natürlich, gut, liebevoll, von innen heraus, und ſo wurde der angenehme Eindruck, den ſie auf mich gemacht, immer erhalten und erneuert. Ich wiederholte mir die Vorzüge ihres holden Weſens nur gar zu gern, und nährte die Hoffnung, ſie bald und auf längere Zeit wieder zu ſehn.

Es bedurfte nun nicht mehr eines Zurufs von Seiten des braven Lehrers; er hatte mich durch jene Worte zur rechten Zeit ſo aus dem Grunde curirt, daß ich ihn und ſeine Kranken nicht leicht wieder zu ſehen Luſt hatte. Der Briefwechſel mit Friedrike'n wurde lebhafter. Sie lud mich ein zu einem Feſte, wozu auch Ueberrheiniſche Freunde kommen würden; ich ſollte mich auf längere Zeit einrichten. Ich that es, indem ich einen tüchtigen Mantelſack auf die Diligence packte; und in wenig Stunden befand ich mich in ihrer Nähe. Ich traf eine große und luſtige Geſellſchaft, nahm den Vater bei Seite, überreichte ihm den Riß, über den er große Freude bezeigte; ich beſprach mit ihm, was ich bei der Ausarbeitung gedacht hatte; er war außer ſich vor Vergnügen, beſonders lobte er die Reinlichkeit der Zeichnung: die hatte ich von Jugend auf geübt und mir dieß Mal auf dem ſchönſten Papier noch beſondere Mühe gegeben. Allein dieſes Vergnügen wurde unſerm guten Wirthe gar bald verkümmert, da er gegen meinen Rath in der Freude ſeines Herzens den Riß der Geſellſchaft vorlegte. Weit entfernt, daran die erwünſchte Theilnahme zu äußern, achteten die Einen dieſe köſtliche Arbeit gar nicht; Andere, die Etwas von der Sache zu verſtehn glaubten, machten es noch ſchlimmer, ſie tadelten den Entwurf als nicht kunſtgerecht; und als der Alte einen Augenblick nicht aufmerkte, handhabten ſie dieſe ſaubern Blätter als Brouillons, und Einer zog mit harten Bleiſtiftſtrichen ſeine Verbeſſerungsvorſchläge derzeſtalt derb über das zarte Papier, daß an Wiederherſtellung der erſten Reinheit nicht zu denken war.

Den höchſt verdrießlichen Mann, dem ſein Vergnügen ſo ſchmählich vereitelt worden, vermochte ich kaum zu tröſten, ſo ſehr ich auch verſicherte, daß ich ſie ſelbſt nur für Entwürfe gehalten, worüber wir ſprechen und neue Zeichnungen darauf bauen wollten. Es ging deß Alles ungeachtet höchſt verdrießlich weg, und Friedrike dankte mir für die Aufmerkſamkeit gegen den Vater eben ſo ſehr als für die Geduld bei der Unart der Mitgäſte.

Ich aber kannte keinen Schmerz noch Verdruß in ihrer Nähe. Die Geſellſchaft beſtand aus jungen, ziemlich lärmenden Freunden, die ein alter Herr noch zu überbieten trachtete und noch wunderlicheres Zeug angab, als ſie ausübten. Man hatte ſchon beim Frühſtück den Wein nicht geſpart; bei einem ſehr wohl beſetzten Mittagstiſche ließ man ſich's an keinem Genuß ermangeln, und Allen ſchmeckte es nach der angreifenden Leibesübung bei ziemlicher Wärme um ſo beſſer; und wenn der alte Amtmann des Guten ein wenig zu viel gethan hatte, ſo war die Jugend nicht weit hinter ihm zurückgeblieben.

Ich war grenzenlos glücklich an Friedrike'ns Seite: geſprächig, luſtig, geiſtreich, verlaut, und doch durch Gefühl, Achtung und Anhänglichkeit gemäßigt. Sie in gleichem Falle, offen, heiter, theilnehmend und mittheilend. Wir ſchienen allein für die Geſellſchaft zu leben und lebten bloß wechſelſeitig für uns.

Nach Tiſche ſuchte man den Schatten, geſellſchaftliche Spiele wurden vorgenommen und Pfänderſpiele kamen an die Reihe. Bei Löſung der Pfänder ging Alles jeder Art in's Uebertriebene: Geberden, die man verlangte, Handlungen, die man ausüben, Aufgaben, die man löſen ſollte: Alles zeigte von einer verwegenen Luſt, die keine Grenzen kennt. Ich ſelbſt ſteigerte dieſe wilden Scherze durch manchen Schwank, Friedrike glänzte durch manchen neckiſchen Einfall; ſie erſchien mir lieblicher als je; alle hypochondriſchen, abergläubiſchen Grillen waren mir verſchwunden, und als ſich die Gelegenheit gab, meine ſo zärtlich Geliebte recht herzlich zu küſſen, verſäumte ich's nicht, und noch weniger verſagte ich mir die Wiederholung dieſer Freude.

Die Hoffnung der Geſellſchaft auf Muſik wurde endlich befriedigt, ſie ließ ſich hören und Alles eilte zum Tanz. Die Allemanden,

Rugantino

unten und vorne, für ſich.

In dem ſtillen Mondenſcheine
Geht das Liebchen nicht alleine,
Und ich bin ſo unruhvoll,
Was ich thun und laſſen ſoll.

Sich mit der Zither begleitend und ſich nähernd.

Von meinem breiten Lager bin ich vertrieben;
Nun ſitz' ich an der Erde, Nächte gequälet;
Dein Muthwill' ſchüret Flamm' auf Flamme des Herdes,
Verbrennet den Vorrath des Winters und ſenget mich Armen.

Indeß iſt Claudine auch wieder herbeygekommen, und hat mit Lucinden dem Geſange Rugantino's zugehört.

Claudine und Lucinde.

Das Klimpern hör' ich
Doch gar zu gerne.

den, das Walzen und Drehen waren Anfang, Mittel und Ende. Alle waren zu dieſem National-Tanz aufgewachſen; auch ich machte meinen geheimen Lehrmeiſterinnen Ehre genug, und Friedrike, welche tanzte wie ſie ging, ſprang und lief, war ſehr erfreut, an mir einen ſehr geübten Partner zu finden. Wir hielten meiſt zuſammen, mußten aber bald Schicht machen, weil man ihr von allen Seiten zurief, nicht weiter fortzuraſen. Wir entſchädigten uns durch einen einſamen Spaziergang Hand in Hand, und an jenem ſtillen Platze durch die herzlichſte Umarmung und die treulichſte Verſicherung, daß wir uns von Grund aus liebten.

Aeltere Perſonen, die vom Spiel aufgeſtanden waren, zogen uns mit ſich fort. Bei der Abend-Collation kam man eben ſo wenig zu ſich ſelbſt; es ward bis tief in die Nacht getanzt, und an Geſundheiten ſowie an andern Aufmunterungen zum Trinken fehlte es ſo wenig als am Mittag.

Ich hatte kaum einige Stunden ſehr tief geſchlafen, als ein erhitztes und in Aufruhr gebrachtes Blut mich aufweckte. In ſolchen Stunden und Lagen iſt es, wo die Sorge, die Reue den wehrlos hingeſtreckten Menſchen zu überfallen pflegen. Meine Einbildungskraft ſtellte mir zugleich die lebhafteſten Bilder dar: ich ſehe Lucinde'n, wie ſie nach dem heftigſten Kuſſe leidenſchaftlich von mir zurücktritt, mit glühender Wange, mit funkelnden Augen jene Verwünſchung ausſpricht, wodurch nur ihre Schweſter bedroht werden ſoll, und wodurch ſie unwiſſend fremde Schuldloſe bedroht. Ich ſehe Friedrike'n gegen ihr über ſtehen, erſtarrt vor dem Anblick, bleich und die Folgen jener Verwünſchung fühlend, von der ſie Nichts weiß. Ich finde mich in der Mitte, ſo wenig im Stande, die geiſtigen Wirkungen jenes Abenteuers abzuleiten, als jenen Unglück weiſſagenden Kuß zu vermeiden. Die zarte Geſundheit Friedrike'ns ſchien den gedrohten Unfall zu beſchleunigen, und nun kam mir ihre Liebe zu mir recht unſelig vor; ich wünſchte über alle Berge zu ſein.

Was aber noch Schmerzlicheres für mich im Hintergrunde lag, will ich nicht verhehlen. Ein gewiſſer Dünkel unterhielt bei mir jenen Aberglauben; meine Lippen, geweiht oder verwünſcht, kamen mir bedeutender vor als ſonſt, und mit nicht geringer Selbſtgefälligkeit war ich mir meines enthaltſamen Betragens bewußt, indem ich mir manche unſchuldige Freude verſagte, theils um jenen magiſchen Vorzug zu bewahren, theils um ein harmloſes Weſen nicht zu verletzen, wenn ich ihn aufgäbe.

Nunmehr aber war Alles verloren und unwiederbringlich; ich war in einen gemeinen Zuſtand zurückgekehrt; ich glaubte das liebſte Weſen verletzt, ihr unwiederbringlich geſchadet zu haben; und ſo war jene Verwunſchung, anſtatt daß ich ihrer hätte loswerden ſollen, von meinen Lippen in mein eigenes Herz zurückgeſchlagen.

Das Alles raſte zuſammen in meinem durch Liebe und Leidenſchaft, Wein und Tanz aufgeregten Blute, verwirrte mein Denken, peinigte mein Gefühl, ſo daß ich beſonders im Gegenſatz mit den geſtrigen behaglichen Freuden mich in einer Verzweiflung fühlte, die ohne Grenzen ſchien. Glücklicher Weiſe blickte durch eine Spalte im Laden das Tageslicht mich an; und alle Mächte der Nacht überwindend ſtellte mich die hervortretende Sonne wieder auf meine Füße; ich war bald im Freien und ſchnell erquickt, wo nicht hergeſtellt.

Der Aberglaube, ſowie manches andre Wähnen, verliert ſehr leicht an ſeiner Gewalt, wenn er, ſtatt unſerer Eitelkeit zu ſchmeicheln, ihr in den Weg tritt, und dieſem zarten Weſen eine böſe Stunde machen will; wir ſehen alsdann recht gut, daß wir ſeiner loswerden können, ſobald wir wollen; wir entſagen ihm um ſo leichter, je mehr Alles, was wir ihm entziehn, zu unſerm Vortheil gereicht. Der Anblick Friedrike'ns, das Gefühl ihrer Liebe, die Heiterkeit der Umgebung: Alles machte mir Vorwürfe, daß ich in der Mitte der glücklichſten Tage ſo traurige Nachtvögel bei mir habe beherbergen mögen; ich glaubte ſie auf ewig verſcheucht zu haben. Des lieben Mädchens immer mehr annäherndes, zutrauliches Betragen machte mich durch und durch froh, und ich fand mich recht glücklich, daß ſie mir dieß Mal bei'm Abſchied öffentlich wie andern Freunden und Verwandten einen Kuß gab.

In der Stadt erwarteten mich gar manche Geſchäfte und Zerſtreuungen, aus denen ich mich oft durch einen jetzt regelmäßig eingeleiteten Briefwechſel mit meiner Geliebten zu ihr ſammelte. Auch in Briefen blieb ſie immer dieſelbe; ſie mochte etwas Neues erzählen oder auf bekannte Begebenheiten anſpielen, leicht ſchildern, vorübergehend reflectiren: immer war es, als wenn ſie auch mit der Feder gehend, kommend, laufend, ſpringend ſo leicht anſträte als ſicher. Auch ich ſchrieb ſehr gern an ſie; denn die Vorzeigegenwärtigung ihrer Vorzüge vermehrte meine Neigung auch in der Abweſenheit, ſo daß dieſe Unterhaltung einer perſönlichen wenig nachgab, ja in der Folge mir ſogar angenehmer, theurer wurde.

Denn jener Aberglaube hatte völlig weichen müſſen. Er gründete ſich zwar auf Eindrücke früherer Jahre; allein der Geiſt des Tags, das Raſche der Jugend, der Umgang mit Le-

ten, verſtändigen Männern: Alles war ihm ungünſtig, ſo daß ſich nicht leicht Jemand in meiner ganzen Umgebung gefunden hatte, dem nicht ein Bekenntniß meiner Grille vollkommen lächerlich geweſen wäre. Allein das Schlimmſte war, daß jener Wahn, indem er floh, eine wahre Betrachtung über den Zuſtand zurückließ, in welchem ſich immer junge Leute befinden, deren frühzeitige Neigungen ſich keinen dauerhaften Erfolg verſprechen dürfen. So wenig war mir geholfen, des Irrthums los zu ſein, daß Verſtand und Ueberlegung mir nur noch ſchlimmer in dieſem Falle mitſpielten. Meine Leidenſchaft wuchs, je mehr ich den Werth des trefflichen Mädchens kennen lernte, und die Zeit rückte heran, da ich ſo viel Liebes und Gutes vielleicht auf immer verlieren ſollte.

Wir hatten eine Zeit lang zuſammen ſtill und anmuthig fortgelebt, als Freund Weiland die Schalkheit beging, den „Landprieſter von Wakefield" nach Geſenheim mitzubringen und mir ihn, da vom Vorleſen die Rede war, vermuthet zu überreichen, als hätte es weiter gar Nichts zu ſagen. Ich wußte mich zu faſſen und las ſo heiter und freimüthig, als ich nur konnte. Auch die Geſichter meiner Zuhörer erheiterten ſich ſogleich, und es ſchien ihnen gar nicht unangenehm, abermals zu einer Vergleichung genöthigt zu ſein. Hatten ſie zu „Raimund" und „Melauſine" komiſche Gegenbilder gefunden, ſo erblickten ſie hier ſich ſelbſt in einem Spiegel, der keineswegs verhäßlichte. Man geſtand ſich's nicht ausdrücklich, aber man verlängnete es nicht, daß man ſich unter Geiſtes- und Gefühlsverwandten bewege.

Alle Menſchen guter Art empfinden bei zunehmender Bildung, daß ſie auf der Welt eine doppelte Rolle zu ſpielen haben: eine wirkliche und eine ideelle, und in dieſem Gefühl iſt der Grund alles Edeln aufzuſuchen. Was uns für eine wirkliche zugetheilt ſei, erfahren wir nur allzu deutlich; was die zweite betrifft, darüber können wir ſelten in's Klare kommen. Der Menſch mag ſeine höhere Beſtimmung auf Erden oder im Himmel, in der Gegenwart oder in der Zukunft ſuchen, ſo bleibt er deßhalb doch innerlich einem ewigen Schwanken, von außen einer immer ſtörenden Einwirkung ausgeſetzt, bis er ein- für allemal den Entſchluß faßt, zu erklären: das Rechte ſei, Das, was ihm gemäß iſt.

Unter die läßlichſten Verſuche, ſich etwas Höheres anzubilden, ſich einem Höhern gleichzuſtellen, gehört wohl der jugendliche Trieb, ſich mit Roman-Figuren zu vergleichen. Er iſt höchſt unſchuldig und, was man auch dagegen eifern mag, höchſt unſchädlich. Er unterhält uns in Zeiten, wo wir vor langer Weile umkommen oder zu leidenſchaftlicher Unterhaltung greifen müßten.

Wie oft wiederholt man nicht die Litanei vom Schaden der Romane; und was iſt es denn für ein Unglück, wenn ein artiges Mädchen, ein hübſcher junger Mann ſich an die Stelle der Perſon ſetzt, der es beſſer und ſchlechter geht als ihm ſelbſt? Iſt denn das bürgerliche Leben ſo viel werth, oder verſchlingen die Bedürfniſſe des Tags den Menſchen ſo ganz, daß er jede ſchöne Forderung von ſich ablehnen ſoll?

So ſind als kleine Nebenzweige der romantiſch-poetiſchen Fictionen die hiſtoriſch-poetiſchen Taufnamen, die ſich an die Stelle der heiligen, nicht ſelten zum Aergerniß der taufenden Geiſtlichen, in die Deutſche Kirche eingedrungen, ohne Zweifel anzuſehn. Auch dieſer Trieb, ſein Kind durch einen wohlklingenden Namen, wenn er auch ſonſt Nichts weiter hinter ſich hätte, zu adeln iſt löblich, und dieſe Verknüpfung einer eingebildeten Welt mit der wirklichen verbreitet ſogar über das ganze Leben der Perſon einen anmuthigen Schimmer. Ein ſchönes Kind, welches wir mit Wohlgefallen Bertha nennen, würden wir zu beleidigen glauben, wenn wir es Urſelblandine nennen ſollten. Gewiß, einem gebildeten Menſchen, geſchweige denn einem Liebhaber, würde ein ſolcher Name auf den Lippen ſtocken. Der kalt und einſeitig urtheilenden Welt iſt nicht zu verargen, wenn ſie Alles, was phantaſtiſch hervortritt, für lächerlich und verwerflich achtet; der denkende Kenner der Menſchheit aber muß es nach ſeinem Werthe zu würdigen wiſſen.

Für den Zuſtand der Liebenden an dem ſchönen Ufer des Rhein's war dieſe Vergleichung, zu der ſie ein Schalk genöthigt hatte, von den anmuthigſten Folgen. Man denkt nicht über ſich, wenn man ſich im Spiegel betrachtet, aber man fühlt ſich und läßt ſich gelten. So iſt es auch mit jenen moraliſchen Nachbildern, an denen man ſeine Sitten und Neigungen, ſeine Gewohnheiten und Eigenheiten wie im Schattenriß erkennt und mit brüderlicher Innigkeit zu faſſen und zu umarmen ſtrebt.

Die Gewohnheit zuſammen zu ſein, befeſtigte ſich immer mehr; man wußte nicht anders, als daß ich dieſem Kreiſe angehöre. Man ließ es geſchehn und gehn, ohne gerade zu fragen, was daraus werden ſollte. Und welche Eltern finden ſich nicht genöthigt, Töchter und Söhne in ſo ſchwebenden Zuſtänden eine Weile hinwalten zu laſſen, bis ſich Etwas zufällig für's Leben beſtätigt, beſſer als es ein lange angelegter Plan hätte hervorbringen können?

Man glaubte, ſowohl auf Friedrike's Geſinnungen als auch auf meine Rechtlichkeit, für die man wegen jenes wunderlichen Enthaltens

ſelbſt von unſchuldigen Liebkoſungen ein günſtiges Vorurtheil gefaßt hatte, völlig vertrauen zu können. Man ließ uns unbeobachtet, wie es überhaupt dort und damals Sitte war, und es hing von uns ab, in kleinerer oder größerer Geſellſchaft die Gegend zu durchſtreifen und die Freunde der Nachbarſchaft zu beſuchen. Diesſeits und jenſeits des Rhein's, in Hagenau, Fort-Louis, Philippsburg, der Ortenau, fand ich die Perſonen zerſtreut, die ich in Seſenheim vereinigt geſehn, Jeden bei ſich als freundlichen Wirth, gaſtfrei und ſo gern Küche und Keller als Gärten und Weinberge, ja die ganze Gegend anſchließend. Die Rhein-Inſeln waren denn auch öfters ein Ziel unſerer Waſſerfahrten. Dort brachten wir ohne Barmherzigkeit die kühlen Bewohner des klaren Rhein's in den Keſſel, auf den Roſt, in das ſiedende Fett, und hätten uns hier in den traulichen Fiſcherhütten vielleicht mehr als billig angeſiedelt, hätten uns nicht die entſetzlichen Rhein-Schnaken nach einigen Stunden wieder weggetrieben. Ueber dieſe unerträgliche Störung einer der ſchönſten Luſt-Partien, wo ſonſt Alles glückte, wo die Neigung der Liebenden mit dem guten Erfolge des Unternehmens nur zu wachſen ſchien, brach ich wirklich, als wir zu früh, ungeſchickt und ungelegen nach Hauſe kamen, in Gegenwart des guten geiſtlichen Vaters in gottesläſterliche Reden aus und verſicherte, daß dieſe Schnaken allein mich von dem Gedanken abbringen könnten, als habe ein guter und weiſer Gott die Welt erſchaffen. Der alte fromme Herr rief mich dagegen ernſtlich zur Ordnung und verſtändigte mich, daß dieſe Mücken und anderes Ungeziefer erſt nach dem Falle unſerer erſten Eltern entſtanden, oder wenn deren im Paradieſe geweſen, daſelbſt nur angenehm geſummet und nicht geſtochen hätten. Ich fühlte mich zwar ſogleich beſänftigt: denn ein Zorniger iſt wohl zu begütigen, wenn es uns glückt, ihn zum Lächeln zu bringen; ich verſicherte jedoch, es habe des Engels mit dem flammenden Schwerte gar nicht bedurft, um das ſündige Ehepaar aus dem Garten zu treiben; er müſſe mir vielmehr erlauben, mir vorzuſtellen, daß Dieß durch große Schnaken des Tigris und Euphrat geſchehen ſei. Und ſo hatte ich ihn wieder zum Lachen gebracht; denn der gute Mann verſtand Spaß, aber ließ ihn wenigſtens vorübergehn.

Ernſthafter jedoch und herzerhebender war der Genuß der Tags- und Jahreszeiten in dieſem herrlichen Lande. Man durfte ſich nur der Gegenwart hingeben, um dieſe Klarheit des reinen Himmels, dieſen Glanz der reichen Erde, dieſe lauen Abende, dieſe warmen Nächte an der Seite der Geliebten oder in ihrer Nähe zu genießen. Monate lang beglückten uns reine, ätheriſche Morgen, wo der Himmel ſich in ſeiner ganzen Pracht wies, indem er die Erde mit überflüſſigem Thau getränkt hatte; und damit dieſes Schauſpiel nicht zu einfach werde, thürmten ſich oft Wolken über die entfernten Berge bald in dieſer, bald in jener Gegend. Sie ſtanden Tage, ja Wochen lang, ohne den reinen Himmel zu trüben, und ſelbſt die vorübergehenden Gewitter erquickten das Land und verherrlichten das Grün, das ſchon wieder im Sonnenſchein glänzte, ehe es noch abtrocknen konnte. Der doppelte Regenbogen, zweifarbige Säume eines dunkelgrauen, beinah ſchwarzen, himmliſchen Bandſtreifens waren herrlicher, farbiger, entſchiedener, aber auch flüchtiger, als ich ſie irgend beobachtet.

Unter dieſen Umgebungen trat unverſehens die Luſt zu dichten, die ich lange nicht gefühlt hatte, wieder hervor. Ich legte für Friederike'n manche Lieder bekannten Melodien unter. Sie hätten ein artiges Bändchen gegeben; wenige davon ſind übrig geblieben, man wird ſie leicht aus meinen übrigen herausfinden.

Da ich meiner wunderlichen Studien und übrigen Verhältniſſe wegen doch öfters nach der Stadt zurückzukehren genöthigt war, ſo entſprang dadurch für unſere Neigung ein neues Leben, das uns vor allem Unangenehmen bewahrte, was an ſolche kleine Liebeshändel als verdrießliche Folge ſich gewöhnlich zu ſchließen pflegt. Entfernt von mir arbeitete ſie für mich, und dachte auf irgend eine neue Unterhaltung, wenn ich zurückkäme; entfernt von ihr beſchäftigte ich mich für ſie, um durch eine neue Gabe, einen neuen Einfall ihr wieder neu zu ſein. Gemalte Bänder waren damals eben erſt Mode geworden; ich malte ihr gleich ein Paar Stücke und ſendete ſie mit einem kleinen Gedicht voraus, da ich dieß Mal länger als ich gedacht ausbleiben mußte. Um auch die dem Vater gethane Zuſage eines neuen und ausgearbeiteten Bauriſſes noch über Verſprechen zu halten, beredete ich einen jungen Bauverſtändigen, ſtatt meiner zu arbeiten. Dieſer hatte ſo viel Luſt an der Aufgabe als Gefälligkeit gegen mich, und ward noch mehr durch die Hoffnung eines guten Empfangs in einer ſo angenehmen Familie belebt. Er verfertigte Grundriß, Aufriß und Durchſchnitt des Hauſes; Hof und Garten waren nicht vergeſſen; auch ein detaillirter, aber ſehr mäßiger Anſchlag war hinzugefügt, um die Möglichkeit der Ausführung eines weitläufigen Unternehmens als leicht und thunlich vorzuſpiegeln.

Dieſe Zeugniſſe unſerer freundſchaftlichen Bemühungen verſchafften uns den liebreichſten Empfang; und da der gute Vater ſah, daß wir den beſten Willen hatten, ihm zu dienen,

ſo trat er mit noch einem Wunſche hervor; es war der, ſeine zwar hübſche aber einfarbige Chaiſe mit Blumen und Ranken faſſirt zu ſehn. Wir ließen uns bereitwillig finden; Farben, Pinſel und ſonſtige Bedürfniſſe wurden von den Krämern und Apothekern der nächſten Städte herbeigeholt. Damit es aber auch an einem Wakefield'ſchen Mißlingen nicht fehlen möchte, ſo bemerkten wir nur erſt, als Alles auf das Fleißigſte und Bunteſte gemalt war, daß wir einen falſchen Firniß genommen hatten, der nicht trocknen wollte: Sonnenſchein und Zugluft, reines und feuchtes Wetter: Nichts wollte fruchten. Man mußte ſich indeſſen eines alten Rumpelkaſtens bedienen, und es blieb uns Nichts übrig, als die Verzierung mit mehr Mühe wieder abzureiben, als wir ſie aufgemalt hatten. Die Unluſt bei dieſer Arbeit vergrößerte ſich noch, als uns die Mädchen um's Himmels willen baten, langſam und vorſichtig zu verfahren, um den Grund zu ſchonen, welcher denn doch nach dieſer Operation zu ſeinem urſprünglichen Glanze nicht wieder zurückzubringen war.

Durch ſolche unangenehme kleine Zwiſchenfälligkeiten wurden wir jedoch ſo wenig als Doctor Primroſe und ſeine liebenswürdige Familie in unſerm heitern Leben geſtört; denn es begegnete manches unerwartete Glück ſowohl uns als auch Freunden und Nachbarn; Hochzeiten und Kindtaufen, Richtung eines Gebäudes, Erbſchaft, Lotterie-Gewinn wurden wechſelſeitig verkündigt und mitgenoſſen. Wir trugen alle Freude wie ein Gemeingut zuſammen und wußten ſie durch Geiſt und Liebe zu ſteigern. Es war nicht das erſte und letzte Mal, daß ich mich in Familien, in geſelligen Kreiſen befand, gerade im Augenblick ihrer höchſten Blüthe; und wenn ich mir ſchmeicheln darf, Etwas zu dem Glanz ſolcher Epochen beigetragen zu haben, ſo muß ich mir dagegen verwerfen, daß ſolche Zeiten uns eben deßhalb ſchneller vorübergeeilt und früher verſchwunden.

Nun ſollte aber unſere Liebe noch eine ſonderbare Prüfung beſtehn. Ich will es Prüfung nennen, obgleich Dieß nicht das rechte Wort iſt. Die ländliche Familie, der ich befreundet war, hatte verwandte Häuſer in der Stadt, von gutem Anſehn und Ruf und in behaglichen Vermögensumſtänden. Die jungen Städter waren öfters in Geſenheim. Die ältern Perſonen, Mütter und Tanten, weniger beweglich, hörten ſo mancherlei von dem dortigen Leben, von der wachſenden Anmuth der Töchter, ſelbſt von meinem Einfluß, daß ſie mich erſt wollten kennen lernen, und nachdem ich ſie öfters beſucht und auch bei ihnen wohl empfangen war, uns auch Alle einmal beiſammen zu ſehen verlangten, zumal als ſie Jenen auch eine freundliche Gegenaufnahme ſchuldig zu ſein glaubten.

Lange ward hierüber hin und her gehandelt. Die Mutter konnte ſich ſchwer von der Haushaltung trennen, Olivie hatte einen Abſcheu vor der Stadt, in die ſie nicht paßte, Friederike keine Neigung dahin; und ſo verzögerte ſich die Sache, bis ſie endlich dadurch entſchieden ward, daß es mir unmöglich fiel, innerhalb vierzehn Tagen auf 6 Land zu kommen, da man ſich denn lieber in der Stadt und mit einigem Zwange als gar nicht ſehen wollte. Und ſo fand ich nun meine Freundinnen, die ich nur auf ländlicher Scene zu ſehen gewohnt war, deren Bild mir nur auf einem Hintergrunde von ſchwankenden Baumzweigen, beweglichen Bächen, nickenden Blumenwieſen und einem meilenweit freien Horizonte bisher erſchien: ich ſah ſie nun zum erſten Mal in ſtädtiſchen zwar weiten Zimmern, aber doch in der Enge, in Bezug auf Tapeten, Spiegel, Standuhren und Porzellan-Puppen.

Das Verhältniß zu Dem, was man liebt, iſt ſo entſcheidend, daß die Umgebung wenig ſagen will; aber daß es die gehörige, natürliche, gewohnte Umgebung ſei, Dieß verlangt das Gemüth. Bei meinem lebhaften Gefühl für alles Gegenwärtige konnte ich mich nicht gleich in den Widerſpruch des Augenblickes finden. Das anſtändige, ruhig edle Betragen der Mutter paßte vollkommen in dieſen Kreis, ſie unterſchied ſich nicht von den übrigen Frauen; Olivie dagegen bewies ſich ungeduldig wie ein Fiſch auf dem Strande. Wie ſie mich ſonſt in dem Garten anrief oder auf dem Felde bei Seite winkte, wenn ſie mir etwas Beſonderes zu ſagen hatte, ſo that ſie auch hier, indem ſie mich in eine Fenſtertiefe zog; ſie that es mit Verlegenheit und ungeſchickt, weil ſie fühlte, daß es nicht paßte, und es doch that. Sie hatte mir das Unwichtigſte von der Welt zu ſagen; Nichts, als was ich ſchon wußte: daß es ihr entſetzlich weh ſei, daß ſie ſich an den Rhein, über den Rhein, ja in die Türkei wünſche. Friederike hingegen war in dieſer Lage höchſt merkwürdig. Eigentlich genommen paßte ſie auch nicht hinein; aber Dieß zeugte für ihren Character, daß ſie, anſtatt ſich in dieſen Zuſtand zu finden, unbewußt den Zuſtand nach ſich modelte. Wie ſie auf dem Lande mit der Geſellſchaft gebatte, ſo that ſie es auch hier. Jeden Augenblick wußte ſie zu beleben. Ohne zu beunruhigen ſetzte ſie Alles in Bewegung und beruhigte gerade dadurch die Geſellſchaft, die eigentlich nur von der langen Weile beunruhigt wird. Sie erfüllte damit vollkommen den Wunſch der ſtädtiſchen Tanten, welche ja auch einmal, von ihrem Canapee aus, Zeugen jener ländlichen Spiele und Unterhaltungen ſein wollten. War Dieſes zur Genüge ge-

ſchen, ſo wurde die Garderobe, der Schmuck, und was die ſtädtiſchen, franzöſiſch gekleideten Nichten beſonders auszeichnete, betrachtet und ohne Neid bewundert. Auch mit mir machte Friedrike ſich's leicht, indem ſie mich behandelte wie immer. Sie ſchien mir keinen andern Vorzug zu geben, als den, daß ſie ihr Begehren, ihre Wünſche eher an mich als an einen Andern richtete und mich dadurch als ihren Diener anerkannte.

Dieſe Dienerſchaft nahm ſie einen der folgenden Tage mit Zuverſicht in Anſpruch, als ſie mir vertraute, die Damen wünſchten mich leſen zu hören. Die Töchter des Hauſes hatten viel davon erzählt; denn in Seſenheim las ich, was und wann man's verlangte. Ich war ſogleich bereit; nur bat ich um Ruhe und Aufmerkſamkeit auf mehrere Stunden. Dieß ging man ein, und ich las an einem Abend den ganzen „Hamlet" ununterbrochen, in den Sinn des Stücks eindringend, wie ich es nur vermochte, mit Lebhaftigkeit und Leidenſchaft mich ausdrückend, wie es der Jugend gegeben iſt. Ich erntete großen Beifall. Friedrike hatte von Zeit zu Zeit tief geathmet und ihre Wangen eine fliegende Röthe überzogen. Dieſe beiden Symptome eines bewegten, zärtlichen Herzens, bei ſcheinbarer Heiterkeit und Ruhe von außen, waren mir nicht unbekannt und der einzige Lohn, nach dem ich ſtrebte. Sie ſammelte den Dank, daß ſie mich veranlaßt hatte, mit Freuden ein, und verſagte ſich, nach ihrer zierlichen Weiſe den kleinen Stolz nicht, in mir und durch mich geglänzt zu haben.

Dieſer Stadtbeſuch ſollte nicht lange dauern, aber die Abreiſe verzögerte ſich. Friedrike that das Ihrige zur geſelligen Unterhaltung, ich ließ es auch nicht fehlen; aber die reichen Hulfsquellen, die auf dem Lande ſo ergiebig ſind, verſiegten bald in der Stadt, und der Zuſtand ward um ſo peinlicher, als die Aeltere nach und nach ganz aus der Faſſung kam. Die beiden Schweſtern waren die Einzigen in der Geſellſchaft, welche ſich Deutſch trugen. Friedrike hatte ſich niemals anders gedacht und glaubte überall ſo recht zu ſein, ſie verglich ſich nicht; aber Olivie'n war es ganz unerträglich, ſo mädchenhaft ausgezeichnet in dieſer vornehm erſcheinenden Geſellſchaft einherzugehn. Auf dem Lande bemerkte ſie kaum die ſtädtiſche Tracht an Andern, ſie verlangte ſie nicht; in der Stadt konnte ſie die ländliche nicht ertragen. Dieß Alles zu dem übrigen Geſchicke ſtädtiſcher Frauenzimmer, zu den hundert Kleinigkeiten einer ganz entgegengeſetzten Umgebung wühlte einige Tage ſo in dem leidenſchaftlichen Buſen, daß ich alle ſchmeichelnde Aufmerkſamkeit auf ſie zu wenden hatte, um ſie, nach dem Wunſche Friedrike'ns zu begütigen. Ich fürchtete eine leidenſchaftliche Scene. Ich ſah den Augenblick, da ſie ſich mir zu Füßen werfen und mich bei allem Heiligen beſchwören werde, ſie aus dieſem Zuſtande zu retten. Sie war himmliſch gut, wenn ſie ſich nach ihrer Weiſe behaben konnte, aber ein ſolcher Zwang ſetzte ſie gleich in Mißbehagen und konnte ſie zuletzt bis zur Verzweiflung treiben. Nun ſuchte ich zu beſchleunigen, was die Mutter und Olivie wünſchten und was Friedrike'n nicht zuwider war. Dieſe im Gegenſatze mit ihrer Schweſter zu leben, enthielt ich mich nicht; ich ſagte ihr, wie ſehr ich mich freue, ſie unverändert und auch in dieſen Umgebungen ſo frei wie den Vogel auf den Zweigen zu finden. Sie war artig genug zu erwiedern, daß ich ja da ſei, ſie wolle weder hinaus noch herein, wenn ich bei ihr wäre.

Endlich ſah ich ſie abfahren und es fiel mir wie ein Stein vom Herzen: denn meine Empfindung hatte den Zuſtand von Friedrike'n und Olivie'n getheilt; ich war zwar nicht leidenſchaftlich geängſtigt wie dieſe, aber ich fühlte mich doch keineswegs wie jene behaglich.

Da ich eigentlich nach Straßburg gegangen war, um zu promoviren, ſo gehörte es freilich unter die Unregelmäßigkeiten meines Lebens, daß ich ein ſolches Hauptgeſchäft als eine Nebenſache betrachtete. Die Sorge wegen des Examen's hatte ich mir auf eine ſehr leichte Weiſe bei Seite geſchafft; es war nun aber auch an die Diſputation zu denken; denn von Frankfurt abreiſend hatte ich meinem Vater verſprochen und mir ſelbſt feſt vorgeſetzt, eine ſolche zu ſchreiben. Es iſt der Fehler Derjenigen, die Manches, ja Viel vermögen, daß ſie ſich Alles zutrauen, und die Jugend muß ſogar in dieſem Falle ſein, damit nur Etwas aus ihr werde. Eine Ueberſicht der Rechtswiſſenſchaft und ihres ganzen Fachwerks hatte ich mir ſo ziemlich verſchafft, einzelne rechtliche Gegenſtände intereſſirten mich hinlänglich, und ich glaubte, da ich mir den braven Leyſer zum Vorbild genommen hatte, mit meinem kleinen Menſchenverſtand ziemlich durchzukommen. Es zeigten ſich große Bewegungen in der Jurisprudenz; es ſollte mehr nach Billigkeit geurtheilt werden; alle Gewohnheitsrechte ſah man täglich gefährdet, und beſonders dem Criminal-Weſen ſtand eine große Veränderung bevor. Was mich ſelbſt betraf, ſo fühlte ich wohl, daß mir zu Ausfüllung jener Rechts-Topik, die ich mir gemacht hatte, unendlich Vieles fehle; das eigentliche Wiſſen ging mir ab, und keine innere Richtung drängte mich zu dieſen Gegenſtänden. Auch mangelte der Anſtoß von außen, ja mich hatte eine ganz andere Facultät mit fortgeriſſen. Ueberhaupt, wenn ich Intereſſe finden ſollte, ſo mußte ich einer Sache irgend Etwas abge-

winnen, ich mußte Etwas an ihr gewahr werden, das mir fruchtbar ſchien und Ausſichten gab. So hatte ich mir einige Materien wohl gemerkt, auch ſogar darauf geſammelt, und nahm auch meine Collectanеen vor, überlegte Das, was ich behaupten, das Schema, wonach ich die einzelnen Elemente ordnen wollte, nochmals, und arbeitete ſo eine Zeit lang; allein ich war klug genug, bald zu ſehen, daß ich nicht fortkommen könne, und daß, um eine beſondere Materie abzuhandeln, auch ein beſonderer und lang anhaltender Fleiß erforderlich ſei, ja daß man nicht einmal ein ſolches Beſondere mit Glück vollführen werde, wenn man nicht im Ganzen wo nicht Meiſter, doch wenigſtens Altgeſelle ſei.

Die Freunde, denen ich meine Verlegenheit mittheilte, fanden mich lächerlich, weil man über Theſes eben ſo gut, ja noch beſſer als über einen Tractat diſputiren könne; in Straßburg ſei Das gar nicht ungewöhnlich. Ich ließ mich zu einem ſolchen Ausweg ſehr gezeigt finden; allein mein Vater, dem ich deßhalb ſchrieb, verlangte ein ordentliches Werk, das ich, wie er meinte, ſehr wohl ausfertigen könnte, wenn ich nur wollte und mir die gehörige Zeit dazu nähme. Ich war nun genöthigt, mich auf irgend ein Allgemeines zu werfen, und Etwas zu wählen, was mir geläufig wäre. Die Kirchengeſchichte war mir faſt noch bekannter als die Weltgeſchichte, und mich hatte von jeher der Conflict, in welchem ſich die Kirche, der öffentlich anerkannte Gottesdienſt, nach zwei Seiten hin befindet und immer befinden wird, höchlich intereſſirt. Denn ein Mal liegt ſie in ewigem Streit mit dem Staat, über den ſie ſich erheben, und ſodann mit den Einzelnen, die ſie Alle zu ſich verſammeln will. Der Staat von ſeiner Seite will ihr die Oberherrſchaft nicht zugeſtehen, und die Einzelnen widerſetzen ſich ihrem Zwangsrechte. Der Staat will Alles zu öffentlichen, allgemeinen Zwecken, der Einzelne zu häuslichen, heimlichen, gemüthlichen. Ich war von Kindheit auf Zeuge ſolcher Bewegungen geweſen, wo die Geiſtlichkeit es bald mit ihren Obern, bald mit der Gemeine verdarb. Ich hatte mir daher in meinem jugendlichen Sinne feſtgeſetzt, daß der Staat, der Geſetzgeber, das Recht habe, einen Cultus zu beſtimmen, nach welchem die Geiſtlichkeit lehren und ſich benehmen ſolle, die Laien hingegen ſich äußerlich und öffentlich genau zu richten hätten; übrigens ſolle die Frage nicht ſein, was Jeder bei ſich denke, fühle oder ſinne. Dadurch glaubte ich alle Colliſionen auf einmal gehoben zu haben. Ich wählte deßhalb zu meiner Diſputation die erſte Hälfte dieſes Thema's: daß nämlich der Geſetzgeber nicht allein berechtigt, ſondern verpflichtet ſei, einen gewiſſen Cultus feſtzuſetzen, von welchem weder die Geiſtlichkeit noch die Laien ſich losſagen dürften. Ich führte dieſes Thema theils hiſtoriſch, theils raiſonnirend aus, indem ich zeigte, daß alle öffentlichen Religionen durch Heerführer, Könige und mächtige Männer eingeführt worden, ja daß Dieſes ſogar der Fall mit der chriſtlichen ſei. Das Beiſpiel des Proteſtantismus lag ja ganz nahe. Ich ging bei dieſer Arbeit um ſo kühner zu Werke, als ich ſie eigentlich nur meinen Vater zu befriedigen ſchrieb, und Nichts ſehnlicher wünſchte und hoffte, als daß ſie die Cenſur nicht paſſiren möchte. Ich hatte noch von Beriſchen her eine unüberwindliche Abneigung, Etwas von mir gedruckt zu ſehen, und mein Umgang mit Herder'n hatte mir meine Unzulänglichkeit nur allzudeutlich aufgedeckt, ja ein gewiſſes Mißtrauen gegen mich ſelbſt war dadurch völlig zur Reife gekommen.

Da ich dieſe Arbeit faſt ganz aus mir ſelbſt ſchöpfte, und das Latein geläufig ſprach und ſchrieb, ſo verfloß mir die Zeit, die ich auf die Abhandlung verwendete, ſehr angenehm. Die Sache hatte wenigſtens einigen Grund; die Darſtellung war, redneriſch genommen, nicht übel, das Ganze hatte eine ziemliche Rundung. Sobald ich damit zu Rande war, ging ich ſie mit einem guten Lateiner durch, der, ob er gleich meinen Styl im Ganzen nicht verbeſſern konnte, doch alle auffallenden Mängel mit leichter Hand vertilgte, ſo daß Etwas zu Stande kam, das ſich aufzeigen ließ. Eine reinliche Abſchrift wurde meinem Vater ſogleich zugeſchickt, welcher zwar nicht billigte, daß keiner von den früher vorgenommenen Gegenſtänden angeführt worden ſei, jedoch mit der Anlage des Unternehmens als ein völlig proteſtantiſch Geſinnter wohl zufrieden war. Mein Seltſames wurde geduldet, meine Anſtrengung geübt, und er verſprach ſich von der Bekanntmachung dieſes Werkchens eine vorzügliche Wirkung.

Ich überreichte nun meine Hefte der Facultät, und dieſe betrug ſich glücklicher Weiſe ſo klug als artig. Der Decan, ein lebhafter, geſcheidter Mann, fing mit vielen Lobeserhebungen meiner Arbeit an, ging dann zum Bedenklichen derſelben über, welches er nach und nach in ein Gefährliches zu verwandeln wußte und damit ſchloß, daß es nicht räthlich ſein möchte, dieſe Arbeit als academiſche Diſſertation bekannt zu machen. Der Aſpirant habe ſich der Facultät als einen denkenden jungen Mann gezeigt, von dem ſie das Beſte hoffen dürfe; ſie wolle mich gern, um die Sache nicht aufzuhalten, über Theſes diſputiren laſſen. Ich könne ja in der Folge meine Abhandlung, wie ſie vorliege

oder weiter ausgearbeitet, Lateiniſch oder in einer andern Sprache herausgeben. Dieß würde mir, als einem Privat-Mann und Proteſtanten, überall leicht werden, und ich hätte mich des Beifalls um deſto reiner und allgemeiner alsdann zu erfreuen. Kaum verbarg ich dem guten Manne, welchen Stein mir ſein Zureden vom Herzen wälzte; bei jedem neuen Argument, das er vorbrachte, um mich durch ſeine Weigerung nicht zu betrüben oder zu erzürnen, ward es mir immer leichter im Gemüth, und ihm zuletzt auch, als ich ganz unerwartet ſeinen Gründen Nichts entgegenſetzte, ſie vielmehr höchſt einleuchtend fand und verſprach, mich in Allem nach ſeinem Rath und nach ſeiner Anleitung zu benehmen. Ich ſetzte mich nun wieder mit meinem Repetenten zuſammen. Theſes wurden ausgewählt und gedruckt, und die Diſputation ging unter Oppoſition meiner Tiſchgenoſſen mit großer Luſtigkeit, ja Leichtfertigkeit vorüber; da mir denn meine alte Uebung, im Corpus juris aufzuſchlagen, gar ſehr zu Statten kam, und ich für einen wohlunterrichteten Menſchen gelten konnte. Ein gut herkömmlicher Schmaus beſchloß die Feierlichkeit.

Mein Vater war indeſſen ſehr unzufrieden, daß dieſes Werkchen nicht als Diſputation ordentlich gedruckt worden war, weil er gehofft hatte, ich ſollte bei meinem Einzuge in Frankfurt Ehre damit einlegen. Er wollte es daher beſonders herausgegeben wiſſen; ich ſtellte ihm aber vor, daß die Materie, die nur ſkizzirt ſei, künftig weiter ausgeführt werden müßte. Er hob zu dieſem Zwecke das Manuſcript ſorgfältig auf, und ich habe es nach mehrern Jahren noch unter ſeinen Papieren geſehn.

Meine Promotion war am 6. Auguſt 1771 geſchehn; den Tag darauf ſtarb Schöpflin im fünf und ſiebenzigſten Jahre. Auch ohne nähere Berührung hatte Derſelbe bedeutend auf mich eingewirkt; denn vorzügliche mitlebende Männer ſind den größern Sternen zu vergleichen, nach denen, ſo lange ſie nur über dem Horizont ſtehen, unſer Auge ſich wendet, und ſich geſtärkt und gebildet fühlt, wenn es ihm vergönnt iſt, ſolche Vollkommenheiten in ſich aufzunehmen. Die freigebige Natur hatte Schöpflin'en ein vortheilhaftes Aeußere verliehn, ſchlanke Geſtalt, freundliche Augen, redſeligen Mund, eine durchaus angenehme Gegenwart. Auch Geiſtesgaben ertheilte ſie ihrem Liebling nicht kärglich, und ſein Glück war, ohne daß er ſich mühſam angeſtrengt hatte, die Folge angeborner und ruhig ausgebildeter Verdienſte. Er gehörte zu den glücklichen Menſchen, welche Vergangenheit und Gegenwart zu vereinigen geneigt ſind, die dem Lebens-Intereſſe das hiſtoriſche Wiſſen anzuknüpfen verſtehn. Im Baden'ſchen geboren, in Baſel und Straßburg erzogen, gehörte er dem paradieſiſchen Rhein-Thal ganz eigentlich an, als einem ausgebreiteten, wohlgeeigneten Vaterlande. Auf hiſtoriſche und antiquariſche Gegenſtände hingewieſen, griff er ſie munter durch eine glückliche Vorſtellungskraft, und erhielt ſie in ſich durch das bequemſte Gedächtniß. Lern- und lehrbegierig, wie er war, ging er einen gleich vorſchreitenden Studien- und Lebensgang. Nun emergirt und eminirt er bald ohne Unterbrechung irgend einer Art; er verbreitet ſich mit Leichtigkeit in der litterariſchen und bürgerlichen Welt; denn hiſtoriſche Kenntniſſe reichen überall hin, und Leutſeligkeit ſchließt ſich überall an. Er reiſt durch Deutſchland, Holland, Frankreich, Italien; kommt in Berührung mit allen Gelehrten ſeiner Zeit; er unterhält die Fürſten, und nur, wenn durch ſeine lebhafte Redſeligkeit die Stunden der Tafel, der Audienz verlängert werden, iſt er den Hofleuten läſtig. Dagegen erwirbt er ſich das Vertrauen der Staatsmänner, arbeitet für ſie die gründlichſten Denkſchriften und findet ſo überall einen Schauplatz für ſeine Talente. Man wünſcht ihn an gar manchem Orte feſtzuhalten; allein er beharrt bei ſeiner Treue für Straßburg und den Franzöſiſchen Hof. Seine unverrückte Deutſche Redlichkeit wird auch dort anerkannt, man ſchützt ihn ſogar gegen den mächtigen Prätor Klingling, der ihn heimlich anfeindet. Geſellig und geſprächig von Natur, verbreitet er ſich wie im Wiſſen und Geſchäften, ſo auch im Umgange, und man begriffe kaum, wo er alle Zeit hergenommen, wüßten wir nicht, daß eine Abneigung gegen die Frauen ihn durch ſein ganzes Leben begleitet, wodurch er ſo manche Tage und Stunden gewann, welche von frauenhaft Geſinnten glücklich vergeudet werden.

Uebrigens gehört er auch als Autor dem gemeinen Weſen und als Redner der Menge. Seine Programme, ſeine Reden und Anreden ſind dem beſondern Tag, der eintretenden Feierlichkeit gewidmet, ja ſein großes Werk Alsatia illustrata*) gehört dem Leben an, indem er die Vergangenheit wieder hervorruft, verblichene Geſtalten anfriſcht, den behauenen, den gebildeten Stein wieder belebt, erloſchene, zerſtückte Inſchriften zum zweiten Mal vor die Augen, vor den Sinn des Leſers bringt. Auf ſolche Weiſe erfüllt ſeine Thätigkeit das Elſaß und die Nachbarſchaft; in Baden und der Pfalz behält er bis in's höchſte Alter einen ununterbrochenen Einfluß; in Mannheim ſtiftet er die Academie der Wiſſenſchaften und erhält ſich als Präſident derſelben bis an ſeinen Tod.

*) Beſchreibung des Elſaßes.

Genähert habe ich mich diesem vorzüglichen Manne niemals als in einer Nacht, da wir ihm ein Fackelständchen brachten. Den mit Linden überwölbten Hof des alten Stiftgebäudes erfüllten unsere Pechfeuer mehr mit Rauch, als daß sie ihn erleuchtet hätten. Nach geendigtem Musik-Geräusch kam er herab und trat unter uns; und hier war er recht an seinem Platze. Der schlank und wohl gewachsene, heitere Greis stand mit leichtem, freiem Wesen würdig vor uns und hielt uns werth genug, eine wohlgedachte Rede, ohne Spur von Zwang und Pedantismus, väterlich lieberoll auszusprechen, so daß wir uns in dem Augenblick Etwas dünkten, da er uns wie die Könige und Fürsten behandelte, die er öffentlich anzureden so oft berufen war. Wir ließen unsere Zufriedenheit überlaut vernehmen, Trompeten und Paukenschall erklang wiederholt, und die allerliebste, hoffnungsvolle academische Plebs verlor sich mit innigem Behagen nach Hause.

Seine Schüler und Studien-Verwandten, Koch und Oberlin, fanden zu mir schon ein näheres Verhältniß. Meine Liebhaberei zu alterthümlichen Resten war leidenschaftlich. Sie ließen mich das Museum wiederholt betrachten, welches die Belege zu seinem großen Werke über Elsaß vielfach enthielt. Eben dieses Werk hatte ich erst nach jener Reise, wo ich noch Alterthümer an Ort und Stelle gefunden, näher kennen gelernt, und nunmehr vollkommen gefördert, konnte ich mir bei größern und kleinern Excursionen das Rhein-Thal als Römische Besitzung vergegenwärtigen und gar manchen Traum der Vorzeit mir wachend ausmalen.

Kaum hatte ich mir hierin einiger Maßen aufgeholfen, als mich Oberlin zu den Denkmalen der Mittelzeit hinwies und mit den daher noch übrigen Ruinen und Resten, Siegeln und Documenten bekannt machte, ja eine Neigung zu den sogenannten Minnesingern und Heldendichtern einzuflößen suchte. Diesem wackern Manne, sowie Herrn Koch bin ich Vieles schuldig geworden; und wenn es ihrem Wissen und Wunsche nach gegangen wäre, so hätte ich ihnen das Glück meines Lebens verdanken müssen. Damit verhielt es sich aber folgender Gestalt.

Schöpflin, der sich in der höhern Sphäre des Staatsrechts zeitlebens bewegt hatte und den großen Einfluß wohl kannte, welchen solche und verwandte Studien bei Höfen und in Cabinetten einem fähigen Kopfe zu verschaffen geeignet sind, fühlte eine unüberwindliche, ja ungerechte Abneigung gegen den Zustand des Civilisten, und hatte die gleiche Gesinnung den Seinigen eingeflößt. Obgenannte beide Männer, Freunde von Salzmann, hatten auf eine liebreiche Weise von mir Kenntniß genommen. Das leidenschaftliche Ergreifen äußerer Gegenstände, die Darstellungsart, womit ich die Vorzüge derselben herauszuheben und ihnen ein besonderes Interesse zu verleihen wußte, schätzten sie höher als ich selbst. Meine geringe, ich kann wohl sagen nothdürftige Beschäftigung mit dem Civil-Rechte war ihnen nicht unbemerkt geblieben; sie kannten mich genug, um zu wissen, wie leicht ich bestimmbar sei; aus meiner Lust zum academischen Leben hatte ich auch kein Geheimniß gemacht, und sie dachten mich daher für Geschichte, Staatsrecht, Redekunst, erst nur im Vorübergehn, dann aber entschiedener zu erwerben. Straßburg selbst bot Vortheile genug. Eine Aussicht auf die Deutsche Kanzlei in Versailles, der Vorgang von Schöpflin, dessen Verdienst mir freilich unerreichbar schien, sollte zwar nicht zur Nachahmung, doch zur Nacheiferung reizen und vielleicht dadurch ein ähnliches Talent zur Ausbildung gelangen, welches sowohl Dem, der sich Dessen rühmen dürfte, ersprießlich, als Andern, die es für sich zu gebrauchen dächten, nützlich sein könnte. Diese meine Gönner, und Salzmann mit ihnen, legten auf mein Gedächtniß und auf meine Fähigkeit, den Sinn der Sprachen zu fassen, einen großen Werth, und suchten hauptsächlich dadurch ihre Absichten und Vorschläge zu motiviren.

Wie nun aus allem Diesem Nichts geworden, und wie es gekommen, daß ich wieder von der Französischen Seite auf die Deutsche herübergetreten, gedenk ich hier zu entwickeln. Man erlaube mir, wie bisher, zum Uebergange einige allgemeine Betrachtungen.

Es sind wenige Biographien, welche einen reinen, ruhigen, steten Fortschritt des Individuum's darstellen können. Unser Leben ist, wie das Ganze, in dem wir enthalten sind, auf eine unbegreifliche Weise aus Freiheit und Nothwendigkeit zusammengesetzt. Unser Wollen ist ein Vorausverkünden Dessen, was wir unter allen Umständen thun werden. Diese Umstände aber ergreifen uns auf ihre eigene Weise. Das Was liegt in uns, das Wie hängt selten von uns ab, nach dem Warum dürfen wir nicht fragen, und deßhalb verweist man uns mit Recht auf's Quia.

Die Französische Sprache war mir von Jugend auf lieb; ich hatte sie in einem bewegtern Leben und ein bewegteres Leben durch sie kennen gelernt. Sie war mir ohne Grammatik und Unterricht, durch Umgang und Uebung, wie eine zweite Muttersprache zu eigen geworden. Nun wünschte ich mich derselben mit größerer Leichtigkeit zu bedienen, und zog Straßburg zum abermaligen academischen Aufenthalt an:

dern hohen Schulen vor; aber leider sollte ich dort gerade das Umgekehrte von meinen Hoffnungen erfahren, und von dieser Sprache, diesen Sitten eher ab- als ihnen zugewendet werden.

Die Franzosen, welche sich überhaupt eines guten Betragens befleißigen, sind gegen Fremde, die ihre Sprache zu reden anfangen, nachsichtig, sie werden Niemanden über irgend einen Fehler auslachen oder ihn deßhalb ohne Umschweif tadeln. Da sie jedoch nicht wohl ertragen mögen, daß in ihrer Sprache gesündigt wird, so haben sie die Art, eben Dasselbe, was man gesagt hat, mit einer andern Wendung zu wiederholen und gleichsam höflich zu bekräftigen, sich dabei aber des eigentlichen Ausdrucks, den man hätte gebrauchen sollen, zu bedienen, und auf diese Weise den Verständigen und Aufmerksamen auf das Rechte und Gehörige zu führen.

So sehr man nun, wenn es Einem Ernst ist, wenn man Selbstverläugnung genug hat, sich für einen Schüler zu geben, hiebei gewinnt und gefördert wird, so fühlt man sich doch immer einiger Maßen gedemüthigt, und da man doch auch um der Sache willen redet, oft allzusehr unterbrochen, ja abgelenkt, und man läßt ungeduldig das Gespräch fallen. Dieß begegnete besonders mir vor Andern, indem ich immer etwas Interessantes zu sagen glaubte, dagegen aber auch etwas Bedeutendes vernehmen, und nicht immer bloß auf den Ausdruck zurückgewiesen sein wollte; ein Fall, der bei mir öfter eintrat, weil mein Französisch viel buntschäckiger war als das irgend eines andern Fremden. Von Bedienten, Kammerdienern und Schildwachen, jungen und alten Schauspielern, theatralischen Liebhabern, Bauern und Hirten hatte ich mir die Redensarten so wie die Accentuationen gemerkt, und dieses Babylonische Idiom sollte sich durch ein wunderliches Ingredienz noch mehr verwirren, indem ich den Französischen reformirten Geistlichen gern zuhörte und ihre Kirchen um so lieber besuchte, als ein sonntäglicher Spaziergang nach Bockenheim dadurch nicht allein erlaubt, sondern geboten war. Aber auch hiermit sollte es noch nicht genug sein: denn als ich in den Jünglingsjahren immer mehr auf die Deutschheit des sechszehnten Jahrhunderts gewiesen ward, so schloß ich gar bald auch die Franzosen jener herrlichen Epoche in diese Neigung mit ein. Montaigne, Amyot, Rabelais, Marot waren meine Freunde und erregten in mir Antheil und Bewunderung. Alle diese verschiedenen Elemente bewegten sich nun in meiner Rede chaotisch durch einander, so daß für den Zuhörer die Intention über dem wunderlichen Ausdruck meist verloren ging, ja daß ein gebildeter Franzose mich nicht mehr höflich zurechtweisen, sondern geradezu tadeln und schulmeistern mußte. Abermals ging es mir also hier wie vordem in Leipzig, nur daß ich mich dieß Mal nicht auf das Recht meiner Vatergegend, so gut als andere Provinzen idiotisch zu sprechen, zurückziehn konnte, sondern hier auf fremdem Grund und Boden mich einmal hergebrachten Gesetzen fügen sollte.

Vielleicht hätten wir uns auch wohl hierein ergeben, wenn uns nicht ein böser Genius in die Ohren geraunt hätte, alle Bemühungen eines Fremden, Französisch zu reden, würden immer ohne Erfolg bleiben: denn ein geübtes Ohr höre den Deutschen, den Italiener, den Engländer unter seiner Französischen Maske gar wohl heraus; geduldet werde man, aber keineswegs in den Schooß der einzig sprachseligen Kirche aufgenommen.

Nur wenige Ausnahmen gab man zu. Man nannte uns einen Herrn von Grimm, aber selbst Schöpflin sollte den Gipfel nicht erreicht haben. Sie ließen gelten, daß er früh die Nothwendigkeit, sich vollkommen Französisch auszudrücken, wohl eingesehn; sie billigten seine Neigung, sich Jedermann mitzutheilen, besonders aber die Großen und Vornehmen zu unterhalten; lobten sogar, daß er auf dem Schauplatz, wo er stand, die Landessprache zu der seinigen zu machen und sich möglichst zum Französischen Gesellschafter und Redner auszubilden gesucht. Was hilft ihm aber das Verläugnen seiner Muttersprache, das Bemühen um eine fremde? Niemandem kann er es recht machen. In der Gesellschaft will man ihn eitel finden, als wenn sich Jemand ohne Selbstgefühl und Selbstzufriedenheit Andern mittheilen möchte und könnte! Sodann versichern die feinen Welt- und Sprachkenner, er dissertire und dialogire mehr, als daß er eigentlich converśire. Jenes ward als Erb- und Grundfehler der Deutschen, Dieses als die Cardinal-Tugend der Franzosen allgemein anerkannt. Als öffentlichem Redner geht es ihm nicht besser. Läßt er eine wohl ausgearbeitete Rede an den König oder die Fürsten drucken, so passen die Jesuiten auf, die ihm als einem Protestanten gram sind, und zeigen das Unfranzösische seiner Wendungen.

Anstatt uns nun hieran zu trösten und als grünes Holz Dasjenige zu ertragen, was dem dürren auflag, so ärgerte uns dagegen diese pedantische Ungerechtigkeit; wir verzweifelten und überzeugten uns vielmehr an diesem auffallenden Beispiele, daß die Bemühung vergebens sei, den Franzosen durch die Sache genugzuthun, da sie an die äußern Bedingungen, unter

welchen Alles erscheinen soll, allzu genau gebunden sind. Wir faßten daher den umgekehrten Entschluß, die Französische Sprache gänzlich abzulehnen und uns mehr als bisher mit Gewalt und Ernst der Muttersprache zu widmen.

Auch hiezu fanden wir im Leben Gelegenheit und Theilname. Elsaß war noch nicht lange genug mit Frankreich verbunden, als daß nicht noch bei Alt und Jung eine liebevolle Anhänglichkeit an alte Verfassung, Sitte, Sprache, Tracht sollte übrig geblieben sein. Wenn der Ueberwundene die Hälfte seines Daseins nothgedrungen verliert, so rechnet er sich's zur Schmach, die andere Hälfte freiwillig aufzugeben. Er hält daher an Allem fest, was ihm die vergangene gute Zeit zurückrufen und die Hoffnung der Wiederkehr einer glücklichen Epoche nähren kann. Gar manche Einwohner von Straßburg bildeten zwar abgesonderte, aber doch dem Sinne nach verbundene kleine Kreise, welche durch die vielen Unterthanen Deutscher Fürsten, die unter Französischer Hoheit ansehnliche Strecken Landes besaßen, stets vermehrt und recrutirt wurden; denn Väter und Söhne hielten sich Studiren's oder Geschäfts wegen länger oder kürzer in Straßburg auf.

An unserm Tische ward gleichfalls Nichts wie Deutsch gesprochen. Salzmann drückte sich im Französischen mit vieler Leichtigkeit und Eleganz aus, war aber unstreitig dem Streben und der That nach ein vollkommener Deutscher; Lerse'n hätte man als Muster eines Deutschen Jünglings aufstellen können; Meyer von Lindau schleuderte lieber auf gut Deutsch, als daß er sich auf gut Französisch hätte zusammennehmen sollen, und wenn unter den Uebrigen auch Mancher zu Gallischer Sprache und Sitte hinneigte, so ließen sie doch, so lange sie bei uns waren, den allgemeinen Ton auch über sich schalten und walten.

Von der Sprache wendeten wir uns zu den Staatsverhältnissen. Zwar wußten wir von unserer Reichsverfassung nicht viel Löbliches zu sagen; wir gaben zu, daß sie aus lauter gesetzlichen Mißbräuchen bestehe, erhoben uns aber um desto höher über die Französische gegenwärtige Verfassung, die sich in lauter gesetzlosen Mißbräuchen verwirre, deren Regierung ihre Energie nur am falschen Orte sehen lasse und gestatten müsse, daß eine gänzliche Veränderung der Dinge schon in schwarzen Aussichten öffentlich prophezeit werde.

Blickten wir hiegegen nach Norden, so leuchtete uns von dort Friedrich, der Polar-Stern, her, um den sich Deutschland, Europa, ja die Welt zu drehen schien. Sein Uebergewicht in Allem offenbarte sich am Stärksten, als in der Französischen Armee das Preußische Exercitium und sogar der Preußische Stock eingeführt werden sollten. Wir verziehen ihm übrigens seine Vorliebe für eine fremde Sprache, da wir ja die Genugthuung empfanden, daß ihm seine Französischen Poeten, Philosophen und Litteratoren Verdruß zu machen fortfuhren und wiederholt erklärten, er sei nur als Eindringling anzusehen und zu behandeln.

Was uns aber von den Franzosen gewaltiger als alles Andere entfernte, war die wiederholte unhöfliche Behauptung, daß es den Deutschen überhaupt, sowie dem nach Französischer Cultur strebenden Könige an Geschmack fehle. Ueber diese Redensart, die wie ein Refrain sich an jedes Urtheil anschloß, suchten wir uns durch Nichtachtung zu beruhigen; aufklären darüber konnten wir uns aber um so weniger, als man uns versichern wollte, schon Menage habe gesagt, die Französischen Schriftsteller besäßen Alles, nur nicht Geschmack; sowie wir denn auch aus dem jetzt lebenden Paris zu erfahren hatten, daß die neuesten Autoren sämmtlich des Geschmacks ermangelten, und Voltaire selbst diesem höchsten Tadel nicht ganz entgehen könne. Schon früher und wiederholt auf die Natur gewiesen, wollten wir daher Nichts gelten lassen, als Wahrheit und Aufrichtigkeit des Gefühls und den raschen, derben Ausdruck desselben.

Freundschaft, Liebe, Bruderschaft,
Trägt die sich nicht von seiner vor?

war Loosung und Feldgeschrei, woran sich die Glieder unsrer kleinen academischen Horde zu erkennen und zu erquicken pflegten. Diese Maxime lag zum Grund allen unsern geselligen Gelagen, bei welchen uns denn freilich manchen Abend Vetter Michel in seiner wohlbekannten Deutschheit zu besuchen nicht verfehlte.„

Will man in dem bisher Erzählten nur äußere zufällige Anlässe und persönliche Eigenheiten finden, so hatte die Französische Litteratur an sich selbst gewisse Eigenschaften, welche den strebenden Jüngling mehr abstoßen als anziehn mußten. Sie war nämlich bejahrt und vornehm, und durch Beides kann die nach Lebensgenuß und Freiheit umschauende Jugend nicht ergetzt werden.

Seit dem sechzehnten Jahrhundert hatte man den Gang der Französischen Litteratur niemals völlig unterbrochen gesehen, ja die innern politischen und religiösen Unruhen sowohl als die äußern Kriege beschleunigten ihre Fortschritte: schon vor hundert Jahren aber, so hörte man allgemein behaupten, solle sie in ihrer vollen Blüthe gestanden haben. Durch günstige Umstände sei auf einmal eine reichliche Ernte gereift und glücklich eingebracht worden, dergestalt, daß die größten Talente des achtzehn-

Käm' ſie nur näher,
Sie ſteht ſo ferne;
Nun kommt ſie näher,
Nun iſt ſie da.

Ruganzino
zugleich mit ihnen.

Es ſcheint, ſie hören
Das Klimpern gerne.
Ich trete näher,
Ich ſtand zu ferne;
Nun bin ich näher,
Nun bin ich da.

Ruganzino ſich begleitend.

Du haſt mir mein Geräth verſtellt und verſchoben.
Ich ſuch', und bin wie blind und irre geworden;
Du lärmſt ſo ungeſchickt; ich fürchte, das Seelchen
Entflieht, um dir zu entfliehn, und räumet die Hütte.

den Jahrhunderts ſich nur beſcheidentlich mit einer Nachleſe begnügen müſſen.

Indeſſen war aber doch auch gar Manches veraltet; das Luſtſpiel am Erſten, welches immer wieder aufgefriſcht werden mußte, um ſich zwar minder vollkommen, aber doch mit neuem Intereſſe, dem Leben und den Sitten anzuſchmiegen. Der Tragödien waren viele vom Theater verſchwunden, und Voltaire ließ die jetzt dargebotene, bedeutende Gelegenheit nicht aus den Händen, Corneille's Werke herauszugeben, um zu zeigen, wie mangelhaft ſein Vorgänger geweſen ſei, den er der allgemeinen Stimme nach nicht erreicht haben ſollte.

Und eben dieſer Voltaire, das Wunder ſeiner Zeit, war nun ſelbſt bejahrt wie die Litteratur, die er beinah ein Jahrhundert hindurch belebt und beherrſcht hatte. Neben ihm exiſtirten und vegetirten noch in mehr oder weniger thätigem und glücklichem Alter viele Litteratoren, die nach und nach verſchwanden. Der Einfluß der Societät auf die Schriftſteller nahm immer mehr überhand; denn die beſte Geſellſchaft, beſtehend aus Perſonen von Geburt, Rang und Vermögen, wählte zu einer ihrer Hauptunterhaltungen die Litteratur, und dieſe ward dadurch ganz geſellſchaftlich und vornehm. Standesperſonen und Litteratoren bildeten ſich wechſelsweiſe und mußten ſich wechſelsweiſe verbilden; denn alles Vornehme iſt eigentlich ablehnend, und ablehnend ward auch die Franzöſiſche Kritik, verneinend, herunterziehend, mißredend. Die höhere Claſſe bediente ſich ſolcher Urtheile gegen die Schriftſteller, die Schriftſteller, mit etwas weniger Anſtand, verfuhren ſo unter einander, ja gegen ihre Gönner. Konnte man dem Publicum nicht imponiren, ſo ſuchte man es zu überraſchen oder durch Demuth zu gewinnen; und ſo entſprang, abgeſehn davon, was Kirche und Staat im Innerſten bewegte, eine ſolche litterariſche Gährung, daß Voltaire ſelbſt ſeiner vollen Thätigkeit, ſeines ganzen Uebergewichts bedurfte, um ſich über dem Strome der allgemeinen Nichtachtung emporzuhalten. Schon hieß er laut ein altes eigenwilliges Kind; ſeine unermüdet fortgeſetzten Bemühungen betrachtete man als eitles Beſtreben eines abgelebten Alters; gewiſſe Grundſätze, auf denen er ſeine ganze Lebenszeit beſtanden, deren Ausbreitung er ſeine Tage gewidmet, wollte man nicht mehr ſchätzen und ehren; ja ſeinen Gott, durch deſſen Bekenntniß er ſich von allem atheiſtiſchen Weſen loszuſagen fortfuhr, ließ man ihm nicht mehr gelten; und ſo mußte er ſelbſt, der Altvater und Patriarch, gerade wie ſein jüngſter Mitbewerber auf den Augenblick merken, nach neuer Gunſt haſchen, ſeinen Freunden zu viel Gutes, ſeinen Feinden zu viel Uebels erzeigen, und unter dem Scheine eines leidenſchaftlich wahrheitsliebenden Strebens unwahr und falſch handeln. War es denn wohl der Mühe werth, ein ſo thätiges großes Leben geführt zu haben, wenn es abhängiger enden ſollte, als es angefangen hatte? Wie unerträglich ein ſolcher Zuſtand ſei, entging ſeinem hohen Geiſte, ſeiner zarten Reizbarkeit nicht; er machte ſich manchmal ſprung- und ſtoßweiſe Luft, ließ ſeiner Laune den Zügel ſchießen und hieb mit ein Paar Fechterſtreichen über die Schnur, wobei ſich meiſt Freunde und Feinde unwillig geberdeten; denn Jedermann glaubte ihn zu überſehn, obſchon Niemand es ihm gleich thun konnte. Ein Publicum, das immer nur die Urtheile alter Männer hört, wird gar zu leicht altklug, und Nichts iſt unzulänglicher als ein reifes Urtheil, von einem unreifen Geiſte aufgenommen.

Uns Jünglingen, denen bei einer Deutſchen Natur- und Wahrheitsliebe als beſte Anleitung im Leben und Lernen die Redlichkeit gegen uns ſelbſt und Andere immer vor Augen ſchwebte, ward die parteiiſche Unredlichkeit Voltaire's und die Verbildung ſo vieler würdiger Gegenſtände immer mehr zum Verdruß, und wir beſtärkten uns täglich in der Abneigung gegen ihn. Er hatte die Religion und die heiligen Bücher, worauf ſie gegründet iſt, um den ſogenannten Pfaffen zu ſchaden, niemals genug herabſetzen können, und mir dadurch manche unangenehme Empfindung erregt. Da ich nun aber gar vernahm, daß er, um die Ueberlieferung einer Sündfluth zu entkräften, alle verſteinerten Muſcheln läugnete, und ſolche nur für Naturſpiele gelten ließ, ſo verlor er gänzlich mein Vertrauen: denn der Anzenſchein hatte mir auf dem Baſchberge deutlich genug gezeigt, daß ich mich auf altem, abgetrocknetem Meeresgrund unter den Ernten ſeiner Ureinwohner befinde. Ja, dieſe Berge waren einſtmals von Wellen bedeckt; ob vor oder während der Sündfluth, Das konnte mich nicht rühren; genug, das Rhein-Thal war ein ungeheurer See, eine unüberſehliche Bucht geweſen; Das konnte man mir nicht ausreden. Ich gedachte vielmehr in Kenntniß der Länder und Gebirge vorzuſchreiten, es möchte ſich daraus ergeben, was da wollte.

Bejahrt alſo und vernehm war an ſich ſelbſt und durch Voltaire'n die Franzöſiſche Litteratur. Laſſet uns dieſem merkwürdigen Manne noch einige Betrachtung widmen!

Auf thätiges und geſelliges Leben, auf Politik, auf Erwerb im Großen, auf das Verhältniß zu den Herren der Erde und Benutzung dieſes Verhältniſſes, damit er ſelbſt zu den Herren der Erde gehöre, dahin war von Jugend auf

Voltaire's Wunsch und Bemühung gewendet. Nicht leicht hat sich Jemand so abhängig gemacht, um unabhängig zu sein. Auch gelang es ihm, die Geister zu unterjochen; die Nation fiel ihm zu. Vergebens entwickelten seine Gegner mäßige Talente und einen ungeheuern Haß; Nichts gereichte zu seinem Schaden. Den Hof zwar konnte er nie mit sich versöhnen, aber dafür waren ihm fremde Könige zinsbar. Catharina und Friedrich, die Großen, Gustav von Schweden, Christian von Dänemark, Poniatowsky von Polen, Heinrich von Preußen, Carl von Braunschweig bekannten sich als seine Vasallen; sogar Päpste glaubten ihn durch einige Nachgiebigkeit ehren zu müssen. Daß Joseph der Zweite sich von ihm abhielt, gereichte diesem Fürsten nicht einmal zum Ruhme; denn es hätte ihm und seinen Unternehmungen nicht geschadet, wenn er bei so schönem Verstande, bei so herrlichen Gesinnungen etwas geistreicher, ein besserer Schätzer des Geistes gewesen wäre.

Das, was ich hier gedrängt und in einigem Zusammenhange vortrage, tönte zu jener Zeit als Ruf des Augenblicks, als ewig zwiespältiger Mißklang unzusammenhängend und unbelehrend in unsern Ohren. Immer hörte man nur das Lob der Verfahren. Man forderte etwas Gutes, Neues; aber immer das Neueste wollte man nicht. Kaum hatte auf dem längst erstarrten Theater ein Patriot National-Französische, herzerhebende Gegenstände dargestellt; kaum hatte „die Belagerung von Calais" sich einen enthusiastischen Beifall gewonnen: so sollte schon das Stück sammt seinen vaterländischen Gesellen hohl und in jedem Sinne verwerflich sein. Die Sittenschilderungen des Destouche's, an denen ich mich als Knabe so oft ergetzt, hieß man schwach, der Name dieses Ehrenmannes war verschollen; und wie viel andere Schriftsteller müßte ich nicht nennen, um derentwillen ich den Vorwurf, als urtheile ich wie ein Provinzler, habe erdulden müssen, wenn ich gegen Jemanden, der mit dem neuesten litterarischen Strome dahinfuhr, irgend einen Antheil an solchen Männern und ihren Werken gezeigt hatte!

So wurden wir andern Deutschen Gesellen denn immer verdrießlicher. Nach unsern Gesinnungen, nach unserer Natureigenheit suchten wir die Eindrücke der Gegenstände festzuhalten, sie nur langsam zu verarbeiten, und wenn es ja sein sollte, sie so spät als möglich fahren zu lassen. Wir waren überzeugt, durch treues Aufmerken, durch fortgesetzte Beschäftigung lasse sich allen Dingen Etwas abgewinnen, und man müsse durch beharrlichen Eifer doch endlich auf einen Punct gelangen, wo sich mit dem Urtheil zugleich der Grund desselben aussprechen lasse. Auch verkannten wir nicht, daß die große und herrliche Französische Welt uns manchen Vortheil und Gewinn darbiete; denn Rousseau hatte uns wahrhaft zugesagt. Betrachteten wir aber sein Leben und sein Schicksal, so war er doch genöthigt, den größten Lohn für Alles, was er geleistet, darin zu finden, daß er unerkannt und vergessen in Paris leben durfte.

Wenn wir von den Encyclopädisten reden hörten oder einen Band ihres ungeheuern Werks aufschlugen: so war es uns zu Muthe, als wenn man zwischen den unzähligen bewegten Spuhlen und Weberstühlen einer großen Fabrik hingeht, und vor lauter Schnarren und Rasseln, vor allem Aug und Sinne verwirrenden Mechanismus, vor lauter Unbegreiflichkeit einer auf das Mannigfaltigste in einander greifenden Anstalt, in Betrachtung Dessen, was Alles dazu gehört, um ein Stück Tuch zu fertigen, sich den eignen Rock selbst verleidet fühlt, den man auf dem Leibe trägt.

Diderot war nahe genug mit uns verwandt; wie er denn in allem Dem, weßhalb ihn die Franzosen tadeln, ein wahrer Deutscher ist. Aber auch sein Standpunct war schon zu hoch, sein Gesichtskreis zu weit, als daß wir uns hätten zu ihm stellen und an seine Seite setzen können. Seine Naturkinder jedoch, die er mit großer rednerischer Kunst herauszuheben und zu adeln wußte, behagten uns gar sehr, seine wackern Wilddiebe und Schleichhändler entzückten uns, und dieses Gesindel hat in der Folge auf dem Deutschen Parnaß nur allzusehr gewuchert. So war er es denn auch, der wie Rousseau von dem geselligen Leben einen Ekelbegriff verbreitete, eine stille Einleitung zu jenen ungeheuern Weltveränderungen, in welchen alles Bestehende unterzugehen schien.

Uns ziemt jedoch, diese Betrachtungen noch an die Seite zu lehnen und zu bemerken, was genannte beide Männer auf Kunst gewirkt. Auch hier wiesen sie, auch von ihr drängten sie uns zur Natur.

Die höchste Aufgabe einer jeden Kunst ist, durch den Schein die Täuschung einer höhern Wirklichkeit zu geben. Ein falsches Bestreben aber ist, den Schein so lange zu verwirklichen, bis endlich nur ein gemeines Wirkliche übrig bleibt.

Als ein ideelles Local hatte die Bühne, durch Anwendung der perspectivischen Gesetze auf hinter einander gestellten Coulissen, den höchsten Vortheil erlangt, und nun wollte man diesen Gewinn muthwillig aufgeben, die Seiten des Theater's zuschließen und wirkliche Stubenwände fermiren. Mit einem solchen Höhen-Local sollte denn auch das Stück selbst, die Art der Acteur's, zu spielen, kurz Alles zusammen-

treffen, und ein ganz neues Theater dadurch entſpringen.

Die Franzöſiſchen Schauſpieler hatten im Luſtſpiel den Gipfel des Kunſtwahren erreicht. Der Aufenthalt in Paris, die Beobachtung des Aeußern der Hofleute, die Verbindung der Acteur's und Actricen durch Liebeshändel mit den höhern Ständen: Alles trug dazu bei, die höchſte Gewandtheit und Schicklichkeit des geſelligen Lebens gleichfalls auf die Bühne zu verpflanzen, und hieran hatten die Naturfreunde wenig auszuſetzen; doch glaubten ſie einen großen Vorſchritt zu thun, wenn ſie ernſthafte und tragiſche Gegenſtände, deren das bürgerliche Leben auch nicht ermangelt, zu ihren Stücken erwählten, ſich der Proſa gleichfalls zu höherm Ausdruck bedienten, und ſo die unnatürlichen Verſe zugleich mit der unnatürlichen Declamation und Geſticulation allmälig verbannten.

Höchſt merkwürdig iſt es und nicht ſo allgemein beachtet, daß zu dieſer Zeit ſelbſt der alten, ſtrengen, rhythmiſchen, kunſtreichen Tragödie mit einer Revolution gedroht ward, die nur durch große Talente und die Macht des Herkommens abgelenkt werden konnte.

Es ſtellte ſich nämlich dem Schauſpieler Le Kain, der ſeine Helden mit beſonderm theatraliſchen Anſtand, mit Erhebung, Erhebung und Kraft ſpielte, und ſich vom Natürlichen und Gewöhnlichen entfernt hielt, ein Mann gegenüber, mit Namen Aniſreſne, der aber Unnatur den Krieg erklärte und in ſeinem tragiſchen Spiel die höchſte Wahrheit auszudrücken ſuchte. Dieſes Verfahren mochte zu dem des übrigen Pariſer-Theater-Perſonal's nicht paſſen. Er ſtand allein, Jene hielten ſich an einander geſchloſſen, und er, hartnäckig genug auf ſeinem Sinne beſtehend, verließ lieber Paris und kam durch Straßburg. Dort ſahen wir ihn die Rolle des „Auguſt" im „Cinna," des „Mithridat" und andere Dergleichen mit der wahrſten, natürlichſten Würde ſpielen. Als ein ſchöner, großer Mann trat er auf, mehr ſchlank als ſtark, nicht eigentlich von impoſantem, aber von edelm, gefälligen Weſen. Sein Spiel war überlegt und ruhig, ohne kalt zu ſein, und kräftig genug, wo es erfordert wurde. Er war ein ſehr geübter Künſtler, und von den Wenigen, die das Künſtliche ganz in die Natur und die Natur ganz in die Kunſt zu verwandeln wiſſen. Dieſe ſind es eigentlich, deren mißverſtandene Vorzüge die Lehre von der falſchen Natürlichkeit jederzeit veranlaſſen.

Und ſo will ich denn auch noch eines kleinen, aber merkwürdig Epoche machenden Werks gedenken: es iſt Roiſſeau's „Pygmalion". Viel könnte man darüber ſagen; denn dieſe wunderliche Production ſchwankt gleichfalls zwiſchen Natur und Kunſt mit dem falſchen Beſtreben, dieſe in jene aufzulöſen. Wir ſehen einen Künſtler, der das Vollkommenſte geleiſtet hat, und doch nicht Befriedigung darin findet, ſeine Idee außer ſich kunſtgemäß dargeſtellt und ihr ein höheres Leben verliehen zu haben; nein, ſie ſoll auch in das irdiſche Leben zu ihm herabgezogen werden. Er will das Höchſte, was Geiſt und That hervorgebracht, durch den gemeinſten Act der Sinnlichkeit zerſtören.

Alles Dieſes und manches Andre, recht und thöricht, wahr und halbwahr, das auf uns einwirkte, trug noch mehr bei, die Begriffe zu verwirren; wir trieben uns auf mancherlei Abwegen und Umwegen herum, und ſo ward von vielen Seiten auch jene Deutſche litterariſche Revolution vorbereitet, von der wir Zeugen waren, und wozu wir, bewußt und unbewußt, willig oder unwillig, unaufhaltſam mitwirkten.

Auf philoſophiſche Weiſe erleuchtet und gefördert zu werden, hatten wir keinen Trieb und Hang; über religiöſe Gegenſtände glaubten wir uns ſelbſt aufgeklärt zu haben, und ſo war der heftige Streit Franzöſiſcher Philoſophen mit dem Pfaffthum uns ziemlich gleichgiltig. Verbotene, zum Feuer verdammte Bücher, welche damals großen Lärmen machten, übten keine Wirkung auf uns. Ich gedenke ſtatt aller des „Syſtême de la nature", das wir aus Neugier in die Hand nahmen. Wir begriffen nicht, wie ein ſolches Buch gefährlich ſein könnte. Es kam uns ſo grau, ſo Cimmeriſch, ſo todtenhaft vor, daß wir Mühe hatten, ſeine Gegenwart auszuhalten, daß wir davor wie vor einem Geſpenſte ſchauderten. Der Verfaſſer glaubt ſein Buch ganz eigens zu empfehlen, wenn er in der Vorrede verſichert, daß er als ein abgelebter Greis, ſo eben in die Grube ſteigend, der Mit- und Nachwelt die Wahrheit verkünden wolle.

Wir lachten ihn aus: denn wir glaubten bemerkt zu haben, daß von alten Leuten eigentlich an der Welt Nichts geſchätzt werde, was liebenswürdig und gut an ihr iſt. „Alte Kirchen haben dunkle Gläſer! — Wie Kirſchen und Beeren ſchmecken, muß man Kinder und Sperlinge fragen!" Dieß waren unſere Luſt- und Leibworte; und ſo ſchien uns jenes Buch als die rechte Quinteſſenz der Greiſenheit unſchmackhaft, ja abgeſchmackt. Alles ſeyn nothwendig ſein und deßwegen kein Gott. Könnte es denn aber nicht auch nothwendig einen Gott geben? fragten wir. Dabei geſtanden wir freilich, daß wir uns den Nothwendigkeiten der Tage und Nächte, der Jahreszeiten, climatiſchen Einflüſſe, der phyſiſchen und animaliſchen Zuſtände nicht wohl entziehn könnten; doch fühlten wir Etwas in uns, das als vollkommne Willkür er-

ſchien, und wieder Etwas, das ſich mit dieſer Willkür in's Gleichgewicht zu ſetzen ſuchte.

Die Hoffnung, immer vernünftiger zu werden, uns von den äußern Dingen, ja von uns ſelbſt immer unabhängiger zu machen, konnten wir nicht aufgeben. Das Wort Freiheit klingt ſo ſchön, daß man es nicht entbehren könnte, und wenn es einen Irrthum bezeichnete.

Keiner von uns hatte das Buch hinausgeleſen; denn wir fanden uns in der Erwartung getäuſcht, in der wir es aufgeſchlagen hatten. „Syſtem der Natur" ward angekündigt, und wir hofften alſo wirklich Etwas von der Natur, unſerer Abgöttinn, zu erfahren. Phyſik und Chemie, Himmel- und Erdbeſchreibung, Naturgeſchichte und Anatomie und ſo manches Andre hatten nun ſeit Jahren und bis auf den letzten Tag uns immer auf die geſchmückte große Welt hingewieſen, und wir hätten gern von Sonnen und Sternen, von Planeten und Monden, von Bergen, Thälern, Flüſſen und Meeren und von Allem, was darin lebt und webt, das Nähere ſowie das Allgemeinere erfahren. Daß hierbei wohl Manches vorkommen müßte, was dem gemeinen Menſchen als ſchädlich, der Geiſtlichkeit als gefährlich, dem Staat als unzuläßlich erſcheinen möchte, daran hatten wir keinen Zweifel, und wir hofften, dieſes Büchlein ſollte nicht unwürdig die Feuerprobe beſtanden haben. Allein wie bald und leer ward uns in dieſer trüben, atheiſtiſchen Halbnacht zu Muthe, in welcher die Erde mit allen ihren Gebilden, der Himmel mit allen ſeinen Geſtirnen verſchwand. Eine Materie ſollte ſein, von Ewigkeit her bewegt, und ſollte nun mit dieſer Bewegung rechts und links und nach allen Seiten ohne Weiteres die unendlichen Phänomene des Daſeins hervorbringen. Dieſes Alles wären wir ſogar zufrieden geweſen, wenn der Verfaſſer wirklich aus ſeiner bewegten Materie die Welt vor unſern Augen aufgebaut hätte. Aber er mochte von der Natur ſo wenig wiſſen als wir: denn indem er einige allgemeine Begriffe hingeſtellt, verläßt er ſie ſogleich, um Dasjenige, was höher als die Natur, oder als höhere Natur in der Natur erſcheint, zur materiellen, ſchweren, zwar bewegten aber doch richtungs- und geſtaltloſen Natur zu verwandeln, und glaubt dadurch recht viel gewonnen zu haben.

Wenn uns jedoch dieſes Buch einigen Schaden gebracht hat, ſo war es der, daß wir aller Philoſophie, beſonders aber der Metaphyſik, recht herzlich gram wurden und blieben, dagegen aber auf's lebendige Wiſſen, Erfahren, Thun und Dichten uns nur deſto lebhafter und leidenſchaftlicher hinwarfen.

So waren wir denn an der Grenze von Frankreich alles Franzöſiſchen Weſens auf einmal bar und ledig. Ihre Lebensweiſe fanden wir zu beſtimmt und zu vornehm, ihre Dichtung kalt, ihre Critik vernichtend, ihre Philoſophie abſtrus und doch unzulänglich, ſo daß wir auf dem Punkte ſtanden, uns der rohen Natur wenigſtens verſuchsweiſe hinzugeben, wenn uns nicht ein andrer Einfluß ſchon ſeit langer Zeit zu höhern, freiern und eben ſo wahren als dichteriſchen Weltanſichten und Geiſtesgenüſſen vorbereitet, und uns erſt heimlich und mäßig, dann aber immer offenbarer und gewaltiger beherrſcht hätte.

Ich brauche kaum zu ſagen, daß hier Shakſpeare gemeint ſei, und nachdem ich Dieſes ausgeſprochen bedarf es keiner weitern Ausführung. Shakſpeare iſt von den Deutſchen mehr als von andern Nationen, ja vielleicht mehr als von ſeiner eignen erkannt. Wir haben ihm alle Gerechtigkeit, Billigkeit und Schonung, die wir uns unter einander ſelbſt verſagen, reichlich zugewendet; vorzügliche Männer beſchäftigten ſich, ſeine Geiſtesgaben im günſtigſten Lichte zu zeigen, und ich habe jederzeit, was man zu ſeiner Ehre, zu ſeinen Gunſten, ja ihn zu entſchuldigen geſagt, gern unterſchrieben. Die Einwirkung dieſes außerordentlichen Geiſtes auf mich iſt früher dargeſtellt, und über ſeine Arbeiten Einiges verſucht worden, welches Zuſtimmung gefunden hat; und ſo mag es hier an dieſer allgemeinen Erklärung genug ſein, bis ich eine Nachleſe von Betrachtungen über ſo große Verdienſte, die ich an dieſer Stelle einzuſchalten in Verſuchung gerieth, Freunden, die mich hören mögen, mittheilen im Falle bin.

Gegenwärtig will ich nur die Art, wie ich mit ihm bekannt geworden, näher anzeigen. Es geſchah ziemlich früh, in Leipzig, durch Dodd's „beauties of Shakspeare".*) Was man auch gegen ſolche Sammlungen ſagen kann, welche die Autoren zerſtückelt mittheilen, ſie bringen doch manche gute Wirkung hervor. Sind wir doch nicht immer ſo gefaßt und ſo geiſtreich, daß wir ein ganzes Werk nach ſeinem Werth in uns aufnehmen vermöchten. Streichen wir nicht in einem Buche Stellen an, die ſich unmittelbar auf uns beziehen? Junge Leute beſonders, denen es an durchgreifender Bildung fehlt, werden von glänzenden Stellen gar löblich aufgeregt, und ſo erinnere ich mich noch als einer der ſchönſten Epochen meines Lebens derjenigen, welche gedachtes Werk bei mir bezeichnete. Jene herrlichen Eigenheiten, die großen Sprüche, die treffenden Schilderungen, die humoriſtiſchen Züge: Alles traf mich einzeln und gewaltig.

*) Die ſchönſten Stellen aus Shakſpeare.

Nun erſchien Wieland's Ueberſetzung. Sie ward verſchlungen, Freunden und Bekannten mitgetheilt und empfohlen. Wir Deutſche hatten den Vortheil, daß mehrere bedeutende Werke fremder Nationen auf eine leichte und heitere Weiſe zuerſt herüber gebracht wurden. Shakſpeare proſaiſch überſetzt, erſt durch Wieland, dann durch Eſchenburg, konnte als eine allgemein verſtändliche und jedem Leſer gemäße Lectüre ſich ſchnell verbreiten und große Wirkung hervorbringen. Ich ehre den Rhythmus wie den Reim, wodurch Poeſie erſt zur Poeſie wird; aber das eigentlich tief und gründlich Wirkſame, das wahrhaft Ausbildende und Fördernde iſt Dasjenige, was vom Dichter übrig bleibt, wenn er in Proſa überſetzt wird. Dann bleibt der reine, vollkommne Gehalt, den uns ein blendendes Aeußere oft, wenn er fehlt, vorzuſpiegeln weiß, und wenn er gegenwärtig iſt, verdeckt. Ich halte daher zum Anfang jugendlicher Bildung proſaiſche Ueberſetzungen für vortheilhafter als die poetiſchen; denn es läßt ſich bemerken, daß Knaben, denen ja doch Alles zum Scherze dienen muß, ſich am Schall der Worte, am Fall der Sylben ergetzen, und durch eine Art von parodiſtiſchem Muthwillen den tiefen Gehalt des edelſten Werks zerſtören. Deßhalb gebe ich zu bedenken, ob nicht zunächſt eine proſaiſche Ueberſetzung des Homer zu unternehmen wäre; aber freilich müßte ſie der Stufe würdig ſein, auf der ſich die Deutſche Litteratur gegenwärtig befindet. Ich überlaſſe Dieß und das Vorgeſetzte unſern würdigen Pädagogen zur Betrachtung, denen ausgebreitete Erfahrung hierüber am Beſten zu Gebote ſteht. Nur will ich noch zu Gunſten meines Vorſchlags an Luther's Bibelüberſetzung erinnern: denn daß dieſer treffliche Mann ein in dem verſchiedenſten Style verfaßtes Werk und deſſen dichteriſchen, geſchichtlichen, gebietenden, lehrenden Ton uns in der Mutterſprache wie aus einem Guſſe überlieferte, hat die Religion mehr gefördert, als wenn er die Eigenthümlichkeiten des Original's im Einzelnen hätte nachbilden wollen. Vergebens hat man nachher ſich mit dem Buche Hiob, den Pſalmen und andern Geſängen bemüht, ſie uns in ihrer poetiſchen Form genießbar zu machen. Für die Menge, auf die gewirkt werden ſoll, bleibt eine ſchlichte Uebertragung immer die beſte. Jene critiſchen Ueberſetzungen, die mit dem Original wetteifern, dienen eigentlich nur zur Unterhaltung der Gelehrten unter einander.

Und ſo wirkte in unſerer Straßburger-Societät Shakſpeare, überſetzt und im Original, ſtückweiſe und im Ganzen, ſtellen- und auszugsweiſe, derzeſtalt, daß, wie man bibelfeſte Männer hat, wir uns nach und nach in Shakſpeare befeſtigten, die Tugenden und Mängel ſeiner Zeit, mit denen er uns bekannt macht, in unſern Geſprächen nachbildeten, an ſeinen Quibbles*) die größte Freude hatten, und durch Ueberſetzung derſelben, ja durch originalen Muthwillen mit ihm wetteiferten. Hiezu trug nicht wenig bei, daß ich ihn vor Allen mit großem Enthuſiasmus ergriffen hatte. Ein freudiges Bekennen, daß etwas Höheres über mir ſchwebe, war anſteckend für meine Freunde, die ſich alle dieſer Sinnesart hingaben. Wir läugneten die Möglichkeit nicht, ſolche Verdienſte näher zu erkennen, ſie zu bezeifen, mit Einſicht zu beurtheilen; aber Dieß bebielten wir uns für ſpätere Epochen vor. Gegenwärtig wollten wir nur freudig theilnehmen, lebendig nachbilden, und bei ſo großem Genuß an dem Manne, der ihn uns gab, nicht forſchen und mäkeln; vielmehr that es uns wohl, ihn unbedingt zu verehren.

Will Jemand unmittelbar erfahren, was damals in dieſer lebendigen Geſellſchaft gedacht, geſprochen und verhandelt worden, der leſe den Aufſatz Herder's über Shakſpeare in dem Hefte von „Deutſcher Art und Kunſt"; ferner Lenz' eins „Anmerkungen über's Theater", denen eine Ueberſetzung von Love's „Labours lost" hinzugefügt war. Herder dringt in das Tiefere von Shakſpeare's Weſen und ſtellt es herrlich dar; Lenz beflißt ſich mehr bilderſtürmeriſch gegen die Herkömmlichkeit des Theater's, und will demungeachtet all' und überall nach Shakſpeare'ſcher Weiſe gehandelt haben. Da ich dieſes ſo talentvollen als ſeltſamen Menſchen hier zu erwähnen veranlaßt werde, ſo iſt es wohl der Ort, verſuchsweiſe Einiges über ihn zu ſagen. Ich lernte ihn erſt gegen das Ende meines Straßburger-Aufenthalts kennen. Wir ſahen uns ſelten; ſeine Geſellſchaft war nicht die meine; aber wir ſuchten doch Gelegenheit, uns zu treffen, und theilten uns einander gern mit, weil wir als gleichzeitige Jünglinge ähnliche Geſinnungen hegten. Klein aber nett von Geſtalt, ein äußerliches Käfchen, deſſen zierlicher Form niedliche, etwas abgeſtumpfte Züge vollkommen entſprachen; blaue Augen, blonde Haare, kurz, ein Perſonchen, wie mir unter nordiſchen Jünglingen von Zeit zu Zeit eines begegnet iſt; einen ſanften, gleichſam verſuchtigen Schritt, eine angenehm nicht ganz fließende Sprache, und ein Betragen, das, zwiſchen Zurückhaltung und Schüchternheit ſich bewegend, einem jungen Manne gar wohl anſtand. Kleinere Gedichte, beſonders ſeine eignen, las er ſehr gut vor, und ſchrieb eine fließende Hand. Für ſeine Sinnesart wüßte ich nur das Engliſche Wort whimsical**), welches, wie das Wörterbuch

*) Wortſpiele.
**) Wunderlich, poſſierlich.

anweiſt, gar manche Seltſamkeiten in einem Begriff zuſammenfaßt. Niemand war vielleicht eben deßwegen fähiger als er, die Ausſchweifungen und Auswüchſe des Shakſpeare'ſchen Genie's zu empfinden und nachzubilden. Die obengedachte Ueberſetzung gibt ein Zeugniß hiervon. Er behandelt ſeinen Autor mit großer Freiheit, iſt Nichts weniger als knapp und treu, aber er weiß ſich die Auffaſſung oder vielmehr die Poſſenjacke ſeines Vorgängers ſo gut anzupaſſen, ſich ſeinen Geberden ſo humoriſtiſch gleichzuſtellen, daß er Demjenigen, den ſolche Dinge anmutheten, gewiß Beifall abgewann.

Die Abſurditäten der Clowns machten beſonders unſere ganze Glückſeligkeit, und wir prieſen Lenzen als einen begünſtigten Menſchen, da ihm jenes Epitaphium des von der Prinzeſſinn geſchoſſenen Wildes folgender Maßen gelungen war:

Die ſchöne Prinzeſſinn ſchoß und traf
Eines jungen Hirſchleins Leben:
Es lief dahin in ſchweren Schlaf,
Und wird ein Brätlein geben.
Der Jagdhund heult! — Ein L zu Hirſch,
So wird es denn ein Hirſchel;
Doch ſetzt ein Römiſch L. zu Hirſch,
So macht es ſinnig Hirſchel.
Ich mache hundert Reime draus,
Schreib Hirſchen mit zwei LLen.

Die Neigung zum Abſurden, die ſich frei und unbewunden bei der Jugend zu Tage zeigt, nachher aber immer mehr in die Tiefe zurücktritt, ohne ſich deßhalb gänzlich zu verlieren, war bei uns in voller Blüthe, und wir ſuchten auch durch Original-Späße unſern großen Meiſter zu feiern. Wir waren ſehr glorioſ, wenn wir der Geſellſchaft Etwas der Art vorlegen konnten, welches einiger Maßen gebilligt wurde, wie z. B. Folgendes auf einen Rittmeiſter, der auf einem wilden Pferde zu Schaden gekommen war:

Ein Ritter wohnt in dieſem Haus;
Ein Meiſter auch daneben;
Macht man davon einen Blumenkranz,
So wird's einen Rittmeiſter geben.
Iſt er nun Meiſter von dem Ritt,
Führt er mit Recht den Namen;
Doch nimmt der Ritt den Meiſter mit,
Weh' ihm und ſeinem Samen!

Ueber ſolche Dinge ward ſehr ernſthaft geſtritten, ob ſie des clownes*) würdig oder nicht, und ob ſie aus der wahrhaften reinen Narrenquelle gefloſſen, oder ob etwa Sinn und Verſtand ſich auf eine ungehörige und unzuläſſige Weiſe mit eingemiſcht hätten. Ueberhaupt aber konnten ſich die ſeltſamen Geſinnungen um ſo heftiger verbreiten, und ſo Mehrere waren im Falle, daran Theil zu nehmen, als Leiſnig, der das große Vertrauen beſaß, in ſeiner Dramaturgie eigentlich das erſte Signal dazu gegeben hatte.

In ſo geſtimmter und aufgeregter Geſellſchaft gelang mir manche angenehme Fahrt nach dem obern Elſaß, woher ich aber eben deßhalb keine ſonderliche Belehrung zurückbrachte. Die vielen kleinen Verſe, die uns bei jeder Gelegenheit entquollen, und die wohl eine muntere Reiſebeſchreibung ausſtatten konnten, ſind verloren gegangen. In dem Kreuzgange der Abtei Molsheim bewunderten wir die farbigen Scheibengemälde; in der fruchtbaren Gegend zwiſchen Colmar und Schlettſtadt ertönten poſſirliche Hymnen an Ceres, indem der Verbrauch ſo vieler Früchte umſtändlich aus einander geſetzt und angeprieſen, auch die wichtige Streitfrage über den freien oder beſchränkten Handel derſelben ſehr luſtig genommen wurde. In Eußheim ſahen wir den ungeheuern Aerolithen in der Kirche aufgehangen, und ſpotteten der Zweifelſucht jener Zeit gemäß über die Leichtgläubigkeit der Menſchen, nicht vorahnend, daß dergleichen luftgeborne Weſen wo nicht auf unſern eignen Acker herabfallen, doch wenigſtens in unſern Cabinetten ſollten verwahrt werden.

Einer mit hundert, ja tauſend Gläubigen auf den Ottilien-Berg begangenen Wallfahrt denk' ich noch immer gern. Hier, wo das Grundgemäuer eines Römiſchen Caſtell's noch übrig, ſollte ſich in Ruinen und Steinritzen eine ſchöne Grafentochter aus frommer Neigung aufgehalten haben. Unſern der Capelle wo ſich die Wanderer erbauen, zeigt man ihren Brunnen und erzählt gar manches Anmuthige. Das Bild, das ich mir von ihr machte, und ihr Name prägten ſich tief bei mir ein. Beide trug ich lang mit mir herum, bis ich endlich eine meiner zwar ſpätern, aber darum nicht minder geliebten Töchter damit ausſtaffirte, die von frommen und reinen Herzen ſo günſtig aufgenommen wurde.*)

Auch auf dieſer Höhe wiederholt ſich dem Auge das herrliche Elſaß, immer daſſelbe und immer neu; ebenſo wie man im Amphitheater, man nehme Platz, wo man wolle, das ganze Volk überſieht, nur ſeine Nachbarn am Deutlichſten, ſo iſt es auch hier mit Dörfern, Felſen, Hügeln, Wäldern, Feldern, Wieſen und Ortſchaften in der Nähe und in der Ferne. Am Horizont wollte man uns ſogar Baſel zeigen; daß wir es geſehen, will ich nicht beſchwören, aber das entfernte Blau der Schweizer Gebirge übte auch hier ſein Recht über uns aus, indem es uns zu ſich forderte, und da wir nicht dieſem Triebe folgen konnten, ein ſchmerzliches Gefühl zurückließ.

*) Narrens (Narren).

*) Die Wolfenweiler Verwandtſchaften.

Solchen Zerſtreuungen und Heiterkeiten gab ich mich um ſo lieber und zwar bis zur Trunkenheit hin, als mich mein leidenſchaftliches Verhältniß zu Friedrike'n unmuthig zu ängſtigen anfing. Eine ſolche jugendliche, auf's Gerathewohl gehegte Neigung iſt der nächtlich geworfenen Bombe zu vergleichen, die in einer ſanften, glänzenden Linie aufſteigt, ſich unter die Sterne miſcht, zu einen Augenblick unter ihnen zu verweilen ſcheint, alsdann aber abwärts, zwar wieder dieſelbe Bahn, nur umgekehrt, bezeichnet, und zuletzt da, wo ſie ihren Lauf geendet, Verderben hinbringt. Friedrike blieb ſich immer gleich; ſie ſchien nicht zu denken noch denken zu wollen, daß dieſes Verhältniß ſich ſo bald endigen könne. Olivie hingegen, die mich zwar auch ungern vermißte, aber doch nicht ſo viel als Jene verlor, war vorausſehender oder offener. Sie ſprach manchmal mit mir über meinen vermuthlichen Abſchied, und ſuchte über ſich ſelbſt und ihre Schweſter ſich zu tröſten. Ein Mädchen, das einem Manne entſagt, dem ſie ihre Gewogenheit nicht verläugnet, iſt lange nicht in der peinlichen Lage, in der ſich ein Jüngling befindet, der mit Erklärungen eben ſo weit gegen ein Frauenzimmer herausgegangen iſt. Er ſpielt immer eine leidige Figur; denn von ihm, als einem werdenden Manne, erwartet man ſchon eine gewiſſe Ueberſicht ſeines Zuſtandes, und ein entſchiedener Leichtſinn will ihn nicht kleiden. Die Urſachen eines Mädchens, das ſich zurückzieht, ſcheinen immer gültig, die des Mannes niemals.

Allein wie ſoll eine ſchmeichelnde Leidenſchaft uns vorausſehen laſſen, wohin ſie uns führen kann? Denn auch ſelbſt alsdann, wenn wir ſchon ganz verſtändig auf ſie Verzicht gethan, können wir ſie noch nicht loslaſſen; wir ergetzen uns an der lieblichen Gewohnheit, und ſollte es auch auf eine veränderte Weiſe ſein. So ging es auch mir. Wenn gleich die Gegenwart Friedrike'ns mich ängſtigte, ſo wußte ich doch nichts Angenehmeres, als abweſend an ſie zu denken und mich mit ihr zu unterhalten. Ich kam ſeltener hinaus, aber unſere Briefe wechſelten deſto lebhafter. Sie wußte mir ihre Zuſtände mit Heiterkeit, ihre Gefühle mit Anmuth zu vergegenwärtigen, ſowie ich mir ihre Verdienſte mit Gunſt und Leidenſchaft vor die Seele rief. Die Abweſenheit machte mich frei, und meine ganze Zuneigung blühte erſt recht auf durch die Unterhaltung in der Ferne. Ich konnte mich in ſolchen Augenblicken ganz eigentlich über die Zukunft verblenden; zerſtreut war ich genug durch das Fortrollen der Zeit und dringender Geſchäfte. Ich hatte bisher möglich gemacht, das Mannigfaltigſte zu leiſten, durch immer lebhafte Theilnahme am Gegenwärtigen und Augenblicklichen; allein gegen das Ende drängte ſich Alles gar gewaltſam über einander, wie es immer zu gehen pflegt, wenn man ſich von einem Orte losreißen ſoll.

Noch ein Zwiſchenereigniß nahm mir die letzten Tage weg. Ich befand mich nämlich in anſehnlicher Geſellſchaft auf einem Landhauſe, von wo man die Vorderſeite des Münſters und den darüber emporſteigenden Thurm gar herrlich ſehen konnte. „Es iſt Schade," ſagte Jemand, „daß das Ganze nicht fertig geworden, und daß wir nur den einen Thurm haben." Ich verſetzte dagegen: es iſt mir eben ſo leid, dieſen einen Thurm nicht ganz ausgeführt zu ſehn; denn die vier Schnecken ſetzen viel zu ſtumpf ab, es hätten darauf noch vier leichte Thurmſpitzen geſellt ſowie eine höhere auf die Mitte, wo das plumpe Kreuz ſteht.

Als ich dieſe Behauptung mit gewöhnlicher Lebhaftigkeit ausſprach, redete mich ein kleiner munterer Mann an und fragte: „Wer hat Ihnen Das geſagt?" — Der Thurm ſelbſt, verſetzte ich. Ich habe ihn ſo lange und aufmerkſam betrachtet und ihm ſo viel Neigung erwieſen, daß er ſich zuletzt entſchloß, mir dieſes offenbare Geheimniß zu geſtehn. — „Er hat Sie nicht mit Unwahrheit berichtet," verſetzte Jener: „ich kann es am Beſten wiſſen; denn ich bin der Schaffner, der über die Baulichkeiten geſetzt iſt. Wir haben in unſerm Archiv noch die Original-Riſſe, welche Daſſelbe beſagen und die ich Ihnen zeigen kann." — Wegen meiner nahen Abreiſe drang ich auf Beſchleunigung dieſer Gefälligkeit. Er ließ mich die unſichtbaren Noten ſehn; ich zeichnete geſchwind die in der Ausführung fehlenden Spitzen durch eingetränktes Papier und bedauerte, nicht früher von dieſem Schatz unterrichtet geweſen zu ſein. Aber ſo ſollte es mir immer ergehen, daß ich durch Anſchauen und Betrachten der Dinge erſt mühſam zu einem Begriffe gelangen mußte, der mir vielleicht nicht ſo auffallend und fruchtbar geweſen wäre, wenn man mir ihn überliefert hätte.

In ſolchem Drang und Verwirrung konnte ich doch nicht unterlaſſen, Friedrike'n noch ein Mal zu ſehen. Es waren peinliche Tage, deren Erinnerung mir nicht geblieben iſt. Als ich ihr die Hand noch vom Pferde reichte, ſtanden ihr die Thränen in den Augen, und mir war ſehr übel zu Muthe. Nun ritt ich auf dem Zufahrte gegen Deuſenheim, und da überfiel mich eine der ſonderbarſten Ahnungen. Ich ſah nämlich, nicht mit den Augen des Leibes ſondern des Geiſtes, mich mir ſelbſt denſelben Weg zu Pferde wieder entgegenkommen, und zwar in einem Kleide, wie ich es nie getragen; es war hechtgrau mit etwas Gold. Sobald ich mich aus dieſem Traum aufſchüttelte, war die Geſtalt

ganz hinweg. Sonderbar iſt es jedoch, daß ich nach acht Jahren in dem Kleide, das mir geträumt hatte, und das ich nicht aus Wahl, ſondern aus Zufall gerade traf, mich auf demſelben Wege fand, um Friederike'n noch ein Mal zu beſuchen. Es mag ſich übrigens mit dieſen Dingen, wie es will, verhalten, das wunderliche Traumbild gab mir in jenen Augenblicken des Scheidens eine Beruhigung. Der Schmerz, das herrliche Elſaß mit Allem, was ich darin erworben, auf immer zu verlaſſen, war gemildert, und ich fand mich, dem Taumel des Lebewohls endlich entflohn, auf einer friedlichen und erheiternden Reiſe ſo ziemlich wieder.

In Mannheim angelangt, eilte ich mit größter Begierde, den Antiken-Saal zu ſehn, von dem man viel Rühmens machte. Schon in Leipzig, bei Gelegenheit der Winckelmann'ſchen und Leſſing'ſchen Schriften, hatte ich viel von dieſen bedeutenden Kunſtwerken reden hören, deſto weniger aber geſehn: denn außer Laocoon, dem Vater, und dem Faun mit den Extaleen befanden ſich keine Abgüſſe auf der Academie; und was uns Oeſer bei Gelegenheit dieſer Bildniſſe zu ſagen beliebte, war freilich räthſelhaft genug. Wie will man aber auch Anfängern von dem Ende der Kunſt einen Begriff geben?

Director Verſchaffel's Empfang war freundlich. In dem Saale führte mich einer ſeiner Geſellen, der, nachdem er mir aufgeſchloſſen, mich meinen Neigungen und Betrachtungen überließ. Hier ſtand ich nun, den wunderſamſten Eindrücken ausgeſetzt, in einem geräumigen, viereckigten, bei außerordentlicher Höhe faſt cubiſchen Saal, in einem durch Fenſter unter dem Geſimſe von oben wohlerleuchteten Raum: die herrlichſten Statuen des Alterthums nicht allein an den Wänden gereiht, ſondern auch innerhalb der ganzen Fläche durch einander aufgeſtellt; ein Wald von Statuen, durch den man ſich durchwinden, eine große ideale Volksgeſellſchaft, zwiſchen der man ſich durchdrängen mußte. Alle dieſe herrlichen Gebilde konnten durch Auf- und Zuziehn der Vorhänge in das vortheilhafteſte Licht geſtellt werden; überdieß waren ſie auf ihren Poſtamenten beweglich und nach Belieben zu wenden und zu drehen.

Nachdem ich die erſte Wirkung dieſer unwiderſtehlichen Maſſe eine Zeit lang geduldet hatte, wendete ich mich zu den Geſtalten, die mich am Meiſten anzogen; und wer kann läugnen, daß Apoll von Belvedére durch ſeine mäßige Coloſſal-Größe, den ſchlanken Bau, die freie Bewegung, den ſiegenden Blick auch über unſre Empfindung vor allen andern den Sieg davon trage? Sodann wendete ich mich zu Laocoon, den ich hier zuerſt mit ſeinen Söhnen in Verbindung ſah. Ich vergegenwärtigte mir ſo gut als möglich Das, was über ihn verhandelt und geſtritten worden war, und ſuchte mir einen eignen Geſichtspunct; allein ich ward bald dahin dorthin gezogen. Der ſterbende Fechter hielt mich lange feſt, beſonders aber hatte ich der Gruppe von Caſtor und Pollux, dieſen koſtbaren, obgleich problematiſchen Reſten, die ſeligſten Augenblicke zu danken. Ich wußte noch nicht, wie unmöglich es ſei, ſich von einem genießenden Anſchaun ſogleich Rechenſchaft zu geben. Ich zwang mich zu reflectiren, und ſo wenig es mir gelingen wollte, zu irgend einer Art von Klarheit zu gelangen, ſo fühlte ich doch, daß jedes Einzelne dieſer großen verſammelten Maſſe faßlich, ein jeder Gegenſtand natürlich und in ſich ſelbſt bedeutend ſei.

Auf Laocoon jedoch war meine größte Aufmerkſamkeit gerichtet, und ich entſchied mir die berühmte Frage, warum er nicht ſchreie, dadurch, daß ich mir ausſprach, er könne nicht ſchreien. Alle Handlungen und Bewegungen der drei Figuren gingen mir aus der erſten Conception der Gruppe hervor. Die ganze ſo gewaltſame als kunſtreiche Stellung des Hauptkörpers war aus zwei Anläſſen zuſammengeſetzt: aus dem Streben gegen die Schlangen und aus dem Fliehn vor dem augenblicklichen Biß. Um dieſen Schmerz zu mildern, mußte der Unterleib eingezogen und das Schreien unmöglich gemacht werden. So entſchied ich mich auch, daß der jüngere Sohn nicht gebiſſen ſei, und wie ich mir ſonſt noch das Kunſtreiche dieſer Gruppe auszulegen ſuchte. Ich ſchrieb hierüber einen Brief an Oeſer'n, der aber nicht ſonderlich auf meine Auslegung achtete, ſondern nur meinen guten Willen mit einer allgemeinen Aufmunterung erwiderte. Ich aber war glücklich genug, jenen Gedanken feſtzuhalten und bei mir mehrere Jahre ruhen zu laſſen, bis er ſich zuletzt an meine ſämmtlichen Erfahrungen und Ueberzeugungen anſchloß, in welchem Sinne ich ihn ſodann bei Herausgabe der „Propyläen" mittheilte.

Nach eifriger Betrachtung ſo vieler erhabenen plaſtiſchen Werke ſollte es mir auch an einem Vorſchmack antiker Architectur nicht fehlen. Ich fand den Abguß eines Capitäls der Rotunde, und ich läugne nicht, daß bei'm Anblick jener ſo ungeheuern als eleganten Acanth-Blätter mein Glaube an die nordiſche Baukunſt etwas zu wanken anfing.

Dieſes große und bei mir durch's ganze Leben wirkſame, frühzeitige Schauen war dennoch für die nächſte Zeit von geringen Folgen. Wie gern hätte ich mit dieſer Darſtellung ein Buch angefangen, anſtatt daß ich's damit ende: denn kaum war die Thür des herrlichen Saals hinter mir zugeſchloſſen, ſo wünſchte ich mich ſelbſt wieder zu finden, ja ich ſuchte jene Geſtalten

eher als läſtig aus meiner Einbildungskraft zu entfernen, und nur erſt durch einen großen Umweg ſollte ich in dieſen Kreis zurückgeführt werden. Indeſſen iſt die ſtille Fruchtbarkeit ſolcher Eindrücke ganz unſchätzbar, die man genießend ohne zerſplitterndes Urtheil in ſich aufnimmt. Die Jugend iſt dieſes höchſten Glücks fähig, wenn ſie nicht kritiſch ſein will, ſondern das Vortreffliche und Gute ohne Unterſuchung und Sonderung auf ſich wirken läßt.

Zwölftes Buch.

Der Wanderer war nun endlich geſünder und früher nach Hauſe gelangt als das erſte Mal, aber in ſeinem ganzen Weſen zeigte ſich doch etwas Ueberſpanntes, welches nicht völlig auf geiſtige Geſundheit deutete. Gleich zu Anfang brachte ich meine Mutter in den Fall, daß ſie zwiſchen meines Vaters rechtlichem Ordnungsgeiſt und meiner vielfachen Excentricität die Vorfälle in ein gewiſſes Mittel zu richten und zu ſchlichten beſchäftigt ſein mußte. In Mainz hatte mir ein harfeſpielender Knabe ſo wohl gefallen, daß ich ihn, weil die Meſſe gerade vor der Thür war, nach Frankfurt einlud, ihm Wohnung zu geben und ihn zu befördern verſprach. In dieſem Ereigniß trat wieder einmal diejenige Eigenheit hervor, die mich in meinem Leben ſo viel gekoſtet hat: daß ich nämlich gern ſehe, wenn jüngere Weſen ſich um mich verſammeln und an mich anknüpfen, wodurch ich denn freilich zuletzt mit ihrem Schickſal belaſtet werde. Eine unangenehme Erfahrung nach der andern konnte mich von dem angeborenen Trieb nicht zurückbringen, der noch gegenwärtig bei der deutlichſten Ueberzeugung von Zeit zu Zeit mich irre zu führen droht. Meine Mutter, klarer als ich, ſah wohl voraus, wie ſonderbar es meinem Vater vorkommen müßte, wenn ein muſicaliſcher Meßläufer von einem ſo anſehnlichen Hauſe her zu Gaſthöfen und Schenken ginge, ſein Brod zu verdienen; daher ſorgte ſie in der Nachbarſchaft für Herberge und Koſt deſſelben; ich empfahl ihn meinen Freunden, und ſo befand ſich das Kind nicht übel. Nach mehrern Jahren ſah ich ihn wieder, wo er größer und tölpiſcher geworden war, ohne in ſeiner Kunſt viel zugenommen zu haben. Die wackere Frau, mit dem erſten Probeſtück des Ausgleichens und Vertuſchens wohl zufrieden, dachte nicht, daß ſie dieſe Kunſt in der nächſten Zeit durchaus nöthig haben würde. Der Vater, in ſeinen verjährten Liebhabereien und Beſchäftigungen ein zufriedenes Leben führend, war behaglich wie Einer, der trotz allen Hinderniſſen und Verſpätungen ſeine Plane durchſetzt. Ich hatte nun promovirt, der erſte Schritt zu dem fernern bürgerlichen, ſtufenweiſen Lebensgange war gethan. Meine Diſputation hatte ſeinen Beifall, ihn beſchäftigte die nähere Betrachtung derſelben und manche Vorbereitung zu einer künftigen Herausgabe. Während meines Aufenthalts im Elſaß hatte ich viel kleine Gedichte, Aufſätze, Reiſebemerkungen und manches fliegende Blatt geſchrieben. Dieſe zu rubriciren, zu ordnen, die Vollendung zu verlangen unterhielt ihn, und ſo war er froh in der Erwartung, daß meine bisher unüberwundene Abneigung, Etwas dieſer Dinge gedruckt zu ſehn, ſich nächſtens verlieren werde. Die Schweſter hatte einen Kreis von verſtändigen und liebenswürdigen Frauenzimmern um ſich verſammelt. Ohne herriſch zu ſein, herrſchte ſie über Alle, indem ihr Verſtand gar Manches überſah und ihr guter Witz Vieles ausgleichen konnte, ſie auch überdieß in dem Fall war, eher die Vertraute als die Rivalinn zu ſpielen. Von ältern Freunden und Bekannten fand ich an Horn den unveränderlich treuen Freund und heitern Geſellſchafter; mit Meiſe ward ich auch vertraut, der meinen Scharfſinn zu üben und zu prüfen nicht verfehlte, indem er durch anhaltenden Widerſpruch einem dogmatiſchen Enthuſiasmus, in welchen ich nur gar zu gern verfiel, Zweifel und Verneinung entgegenſetzte. Andere traten nach und nach zu dieſem Kreis, deren ich künftig gedenke; jedoch ſtanden unter den Perſonen, die mir den neuen Aufenthalt in meiner Vaterſtadt angenehm und fruchtbar machten, die Gebrüder Schleſſer allerdings oben an. Der ältere, Hieronymus, ein gründlicher und eleganter Rechtsgelehrter, hatte als Sachwalter ein allgemeines Vertrauen. Unter ſeinen Büchern und Acten, in Zimmern, wo die größte Ordnung herrſchte, war ſein liebſter Aufenthalt; dort hab ich ihn niemals anders als heiter und theilnehmend gefunden. Auch in größerer Geſellſchaft erwies er ſich angenehm und unterhaltend; denn ſein Geiſt war durch eine ausgebreitete Lectüre mit allem Schönen der Vorwelt geziert. Er verſchmähte nicht, bei Gelegenheit durch geiſtreiche Lateiniſche Gedichte die geſelligen Freuden zu vermehren; wie ich denn

noch verſchiedene ſcherzhafte Diſtichen von ihm beſitze, die er unter einige von mir gezeichnete Porträte ſeltſamer, allgemein bekannter Frankfurter Caricaturen geſchrieben hatte. Oefters berieth ich mich mit ihm über meinen einzuleitenden Lebens- und Geſchäftsgang, und hätten mich nicht hundertfältige Neigungen, Leidenſchaften und Zerſtreuungen von dieſem Wege fortgeriſſen, er würde mir der ſicherſte Führer geworden ſein.

Näher an Alter ſtand mir ſein Bruder Georg, der ſich von Trogtem aus den Dienſten des Herzogs Eugen von Würtemberg wieder zurückgezogen hatte. An Weltkenntniß, an practiſchem Geſchick vorgeſchritten, war er in ſeiner Ueberſicht der Deutſchen und auswärtigen Litteratur auch nicht zurückgeblieben. Er ſchrieb wie vormals gern in allen Sprachen, regte mich aber dadurch nicht weiter an, da ich, mich dem Deutſchen ausſchließlich widmend, die übrigen nur inſoweit cultivirte, daß ich die beſten Autoren im Original einiger Maßen zu leſen im Stande war. Seine Rechtſchaffenheit zeigte ſich immer als dieſelbe, ja die Bekanntſchaft mit der Welt mochte ihn veranlaßt haben, ſtrenger, ſogar ſtarrer auf ſeinen wohlmeinenden Geſinnungen zu beharren.

Durch dieſe beiden Freunde ward ich denn auch gar bald mit Merk en bekannt, dem ich durch Herder'n von Straßburg aus nicht ungünſtig angekündigt war. Dieſer eigne Mann, der auf mein Leben den größten Einfluß gehabt, war von Geburt ein Darmſtädter. Von ſeiner frühern Bildung wußte ich wenig zu ſagen. Nach vollendeten Studien führte er einen Jüngling nach der Schweiz, wo er eine Zeit lang blieb und bewerbt zurückkam. Als ich ihn kennen lernte, war er Kriegszahlmeiſter in Darmſtadt. Mit Verſtand und Geiſt geboren, hatte er ſich ſehr ſchöne Kenntniſſe, beſonders der neuern Litteraturen, erworben, und ſich in der Welt- und Menſchengeſchichte nach allen Zeiten und Gegenden umgeſehn. Treffend und ſcharf zu urtheilen war ihm gegeben. Man ſchätzte ihn als einen wackern, entſchloſſenen Geſchäftsmann und fertigen Rechner. Mit Leichtigkeit trat er überall ein, als ein ſehr angenehmer Geſellſchafter für Die, denen er ſich durch beißende Züge nicht furchtbar gemacht hatte. Er war lang und hager von Geſtalt, eine hervordringende ſpitze Naſe zeichnete ſich aus; beublaue, vielleicht graue Augen gaben ſeinem Blick, der aufmerkend hin und wieder ging, etwas Tigerartiges. Lavater's Phyſiognomik hat uns ſein Profil aufbewahret. In ſeinem Character lag ein wunderbares Mißverhältniß: von Natur ein braver, edler, zuverläſſiger Mann, hatte er ſich gegen die Welt erbittert, und ließ dieſen grillenkranken Zug dergeſtalt in ſich walten, daß er eine unüberwindliche Neigung fühlte, vorſätzlich ein Schalk, ja ein Schelm zu ſein. Verſtändig, ruhig, gut im einen Augenblick, konnte es ihm in dem andern einfallen, wie die Schnecke ihre Hörner herverſtreckt, irgend Etwas zu thun, was einen Andern kränkte, verletzte, ja was ihm ſchädlich ward. Doch wie man gern mit etwas Gefährlichem umgeht, wenn man ſelbſt davor ſicher zu ſein glaubt, ſo hatte ich eine heftige größere Neigung, mit ihm zu leben und ſeiner guten Eigenſchaften zu genießen, da ein zuverſichtliches Gefühl mich ahnen ließ, daß er ſeine ſchlimme Seite nicht gegen mich kehren werde. Wie er ſich nun durch dieſen ſittlich unruhigen Geiſt, durch dieſes Bedürfniß, die Menſchen hämiſch und tückiſch zu behandeln, von einer Seite das geſellige Leben verdarb, ſo widerſprach eine andere Unruhe, die er auch recht ſorgfältig in ſich nährte, ſeinem innern Behagen. Er fühlte nämlich einen gewiſſen dilettantiſchen Productions-Trieb, dem er um ſo mehr nachhing, als er ſich in Proſa und Verſen leicht und glücklich ausdrückte, und unter den ſchönen Geiſtern jener Zeit eine Rolle zu ſpielen gar wohl wagen durfte. Ich beſitze ſelbſt noch poetiſche Epiſteln von ungemeiner Kühnheit, Derbheit und Sniſtiſcher Galle, die ſich durch originelle Anſichten der Perſonen und Sachen höchlich auszeichnen, aber zugleich mit ſo verletzender Kraft geſchrieben ſind, daß ich ſie nicht einmal gegenwärtig publiciren möchte, ſondern ſie entweder vertilgen oder als auffallende Documente des heimlichen Zwieſpalts in unſerer Litteratur der Nachwelt aufbewahren muß. Daß er jedoch bei allen ſeinen Arbeiten verneinend und zerſtörend zu Werke ging, war ihm ſelbſt unangenehm, und er ſprach es oft aus, er beneide mich um meine unſchuldige Darſtellungsluſt, welche aus der Freude an dem Vorbild und dem Nachgebildeten entſpringe.

Uebrigens hätte ihm ſein litterariſcher Dilettantismus eher Nutzen als Schaden gebracht, wenn er nicht den unwiderſtehlichen Trieb gefühlt hätte, auch im techniſchen und mercantiliſchen Fach aufzutreten. Denn wenn er einmal ſeine Fähigkeiten zu verwünſchen anfing, und außer ſich war, die Anſprüche an ein ausübendes Talent nicht genialiſch genug befriedigen zu können, ſo ließ er bald die bildende, bald die Dichtkunſt fahren und ſann auf fabrikmäßige, kaufmänniſche Unternehmungen, welche Geld einbringen ſollten, indem ſie ihm Spaß machten.

In Darmſtadt befand ſich übrigens eine Geſellſchaft von ſehr gebildeten Männern. Geheimrath von Heß, Miniſter des Landgrafen, Profeſſor Peterſen, Rector Wenk und Andere

Rugantino iſt unter der letzten Strophe immer näher getreten und nach und nach die Treppe hinaufgeſtiegen. Die Frauenzimmer haben ſich von innen an die Gitterthür geſtellt; Rugantino ſteigt die Treppen immer ſachte hinauf, daß er endlich ganz nah bey ihnen an der Seite der Thür ſteht.

Pedro

mit gezognem Degen.

Sie ſind entflohn!
Entflohen, die Verwegnen!
Mich dünkt, mich dünkt,
Sie ſind hieher entflohn.

Rugantino

indem er Pedro hört, und die Frauenzimmer zugleich zurücktreten, eilig die Treppe herunter.

O doch verflucht!
Verflucht! was muß begegnen?
Pedro! Er iſt's!
Den glaubt' ich ferne ſchon.

waren die Einheimischen, zu deren Werth sich manche fremde Benachbarte und viele Durchreisende abwechselnd gesellten. Die Geheimräthinn von Heß und ihre Schwester, Demoiselle Flachsland, waren Frauenzimmer von seltenen Verdiensten und Anlagen, die letztere, Herder's Braut, doppelt interessant durch ihre Eigenschaften und ihre Neigung zu einem so vortrefflichen Manne.

Wie sehr dieser Kreis mich belebte und förderte, wäre nicht auszusprechen. Man hörte gern die Vorlesung meiner gefertigten oder angefangenen Arbeiten, man munterte mich auf, wenn ich offen und umständlich erzählte, was ich eben vorhatte, und schalt mich, wenn ich bei jedem neuen Anlaß das früher Begonnene zurücksetzte. „Faust" war schon vorgerückt, „Götz von Berlichingen" baute sich nach und nach in meinem Geiste zusammen, das Studium des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts beschäftigte mich, und jenes Münstergebäude hatte einen sehr ernsten Eindruck in mir zurückgelassen, der als Hintergrund zu solchen Dichtungen gar wohl dastehen konnte.

Was ich über jene Baukunst gedacht und gewähnt hatte, schrieb ich zusammen. Das Erste, worauf ich drang, war, daß man sie Deutsch und nicht Gothisch nennen, nicht für ausländisch, sondern für vaterländisch halten solle; das Zweite, daß man sie nicht mit der Baukunst der Griechen und Römer vergleichen dürfe, weil sie aus einem ganz andern Princip entsprungen sei. Wenn jene unter einem glücklichern Himmel ihr Dach auf Säulen ruhen ließen, so entstand ja schon an und für sich eine durchbrochene Wand. Wir aber, die wir uns durchaus gegen die Witterung schützen und mit Mauern überall umgeben müssen, haben den Genius zu verehren, der Mittel fand, massiven Wänden Mannigfaltigkeit zu geben, sie dem Scheine nach zu durchbrechen und das Auge würdig und erfreulich auf der großen Fläche zu beschäftigen. Dasselbe galt von den Thürmen, welche nicht wie die Kuppeln nach innen einen Himmel bilden, sondern außen gegen Himmel streben, und das Dasein des Heiligthums, das sich an ihre Base gelagert, weit umher den Ländern verkünden sollten. Das Innere dieser würdigen Gebäude wage ich nur durch poetisches Anschauen und durch fromme Stimmung zu berühren.

Hätte ich diese Ansichten, denen ich ihren Werth nicht absprechen will, klar und deutlich, in vernehmlichem Styl abzufassen beliebt, so hätte der Druckbogen von Deutscher Baukunst „D. M. Erwini a Steinbach" schon damals, als ich ihn herausgab, mehr Wirkung gethan und die vaterländischen Freunde der Kunst früher aufmerksam gemacht; so aber verhüllte ich, durch Hamann's und Herder's Beispiel verführt, diese ganz einfachen Gedanken und Betrachtungen in eine Staubwolke von seltsamen Worten und Phrasen, und verfinsterte das Licht, das mir aufgegangen war, für mich und Andere. Dessen ungeachtet wurden diese Blätter gut aufgenommen und in dem Herder'schen Heft von Deutscher Art und Kunst nochmals abgedruckt.

Wenn ich mich nun, theils aus Neigung, theils zu dichterischen und andern Zwecken, mit vaterländischen Alterthümern sehr gern beschäftigte und sie mir zu vergegenwärtigen suchte, so ward ich durch die biblischen Studien und durch religiöse Anklänge von Zeit zu Zeit wieder abgelenkt, da ja Luther's Leben und Thaten, die in dem sechszehnten Jahrhundert so herrlich hervorglänzen, mich immer wieder zu den heiligen Schriften und zu Betrachtung religiöser Gefühle und Meinungen hinleiten mußten. Die Bibel als ein zusammengetragenes, nach und nach entstandenes, zu verschiedenen Zeiten überarbeitetes Werk anzusehn, schmeichelte meinem kleinen Dünkel, indem diese Vorstellungsart noch keineswegs herrschend, viel weniger in dem Kreis aufgenommen war, in welchem ich lebte. Was den Hauptsinn betraf, hielt ich mich an Luther's Ausdruck, in Einzelnem ging ich wohl zur Schmidtischen wörtlichen Uebersetzung, und suchte mein weniges Hebräisch dabei so gut als möglich zu benutzen. Daß in der Bibel sich Widersprüche finden, wird jetzt Niemand in Abrede sein. Diese suchte man dadurch auszugleichen, daß man die deutlichste Stelle zum Grunde legte, und die widersprechende, weniger klare jener anzuähnlichen bemüht war. Ich dagegen wollte durch Prüfung herausfinden, welche Stelle den Sinn der Sache am Meisten aussprach; an diese hielt ich mich und verwarf die andern als untergeschoben.

Denn schon damals hatte sich bei mir eine Grundmeinung festgesetzt, ohne daß ich zu sagen wüßte, ob sie mir eingeflößt, ob sie bei mir angeregt worden, oder ob sie aus eignem Nachdenken entsprungen sei. Es war nämlich die: bei Allem, was uns überliefert, besonders aber schriftlich überliefert werde, komme es auf den Grund, auf das Innere, den Sinn, die Richtung des Werks an; hier liege das Ursprüngliche, Göttliche, Wirksame, Unantastbare, Unverwüstliche, und keine Zeit, keine äußere Einwirkung noch Bedingung könne diesem innern Urwesen Etwas anhaben, wenigstens nicht mehr als die Krankheit des Körpers einer wohlgebildeten Seele. So sei nun Sprache, Dialect, Eigenthümlich-

keit, Styl und zuletzt die Schrift als Körper eines jeden geistigen Werks anzusehn; dieser, zwar nah genug mit dem Innern verwandt, sei jedoch der Verschlimmerung, dem Verderbniß ausgesetzt; wie denn überhaupt keine Ueberlieferung ihrer Natur nach ganz rein gegeben, und wenn sie auch rein gegeben würde, in der Folge jederzeit vollkommen verständlich sein könnte; Jenes wegen Unzulänglichkeit der Organe, durch welche überliefert wird. Dieses wegen des Unterschieds der Zeiten, der Orte, besonders aber wegen der Verschiedenheit menschlicher Fähigkeiten und Denkweisen; weßhalb denn ja auch die Ausleger sich niemals vergleichen werden.

Das Innere, Eigentliche einer Schrift, die uns besonders zusagt, zu erforschen, sei daher eines Jeden Sache, und dabei vor allen Dingen zu erwägen, wie sie sich zu unserm eignen Innern verhalte, und inwiefern durch jene Lebenskraft die unsrige erregt und befruchtet werde: alles Aeußere hingegen, was auf uns unwirksam oder einem Zweifel unterworfen sei, habe man der Critik zu überlassen, welche, wenn sie auch im Stande sein sollte, das Ganze zu zerstückeln und zu zersplittern, dennoch niemals dahin gelangen würde, uns den eigentlichen Grund, an dem wir festhalten, zu rauben, ja uns nicht einen Augenblick an der einmal gefaßten Zuversicht irre zu machen.

Diese aus Glauben und Schauen entsprungene Ueberzeugung, welche in allen Fällen, die wir für die wichtigsten erkennen, anwendbar und stärkend ist, liegt zum Grunde meinem sittlichen sowohl als litterarischen Lebensbau, und ist als ein wohlangelegtes und reichlich wucherndes Capital anzusehn, ob wir gleich in einzelnen Fällen zu fehlerhafter Anwendung verleitet werden können. Durch diesen Begriff ward mir denn die Bibel erst recht zugänglich. Ich hatte sie, wie bei dem Religions-Unterricht der Protestanten geschieht, mehrmals durchlaufen, ja mich mit derselben sprungweise, von vorn nach hinten und umgekehrt, bekannt gemacht. Die derbe Natürlichkeit des Alten Testaments und die zarte Naivetät des Neuen hatten mich im Einzelnen angezogen; als ein Ganzes wollte sie mir zwar niemals recht entgegentreten, aber die verschiedenen Character der verschiedenen Bücher machten mich nun nicht mehr irre; ich wußte mir ihre Bedeutung der Reihe nach treulich zu vergegenwärtigen und hatte überhaupt zu viel Gemüth an dieses Buch verwandt, als daß ich es jemals wieder hätte entbehren sollen. Eben von dieser gemüthlichen Seite war ich gegen alle Spöttereien geschützt, weil ich deren Unredlichkeit sogleich einsah. Ich verabscheute sie nicht nur, sondern ich konnte darüber in Wuth gerathen, und ich erinnere mich noch genau, daß ich in kindlich fanatischem Eifer Voltaire'n, wenn ich ihn hätte habhaft werden können, wegen seines Saul's gar wohl erdrosselt hätte. Jede Art von redlicher Forschung dagegen sagte mir höchlich zu; die Aufklärungen über des Orient's Localität und Costüm, welche immer mehr Licht verbreiteten, nahm ich mit Freuden auf und fuhr fort, allen meinen Scharfsinn an den so werthen Ueberlieferungen zu üben.

Man weiß, wie ich schon früher mich in den Zustand der Urwelt, die uns das erste Buch Mosis schildert, einzuweihen suchte. Weil ich nun schrittweise und ordentlich zu verfahren dachte, so griff ich nach einer langen Unterbrechung das zweite Buch an. Allein welch ein Unterschied! Gerade wie die kindliche Fülle aus meinem Leben verschwunden war, so fand ich auch das zweite Buch von dem ersten durch eine ungeheure Kluft getrennt. Das völlige Vergessen vergangener Zeit spricht sich schon aus in den wenigen bedeutenden Worten: „Da kam ein neuer König auf in Aegypten, der wußte Nichts von Joseph." Aber auch das Volk, wie die Sterne des Himmels unzählbar, hätte beinah den Ahnherrn vergessen, dem Jehovah gerade dieses nunmehr erfüllte Versprechen unter dem Sternenhimmel gethan hatte. Ich arbeitete mich mit unsäglicher Mühe, mit unzulänglichen Hülfsmitteln und Kräften durch die fünf Bücher und gerieth dabei auf die wunderlichsten Einfälle. Ich glaubte gefunden zu haben, daß nicht unsere zehn Gebote auf den Tafeln gestanden, daß die Israeliten keine vierzig Jahre, sondern nur kurze Zeit durch die Wüste gewandert, und eben so bildete ich mir ein, über den Character Mosis ganz neue Aufschlüsse geben zu können.

Auch das Neue Testament war vor meinen Untersuchungen nicht sicher; ich verschonte es nicht mit meiner Sonderungslust, aber aus Liebe und Neigung stimmte ich doch in jenes heilsame Wort mit ein: „Die Evangelisten mögen sich widersprechen, wenn sich nur das Evangelium nicht widerspricht." Auch in dieser Region glaubte ich allerhand Entdeckungen zu machen. Jene Gabe der Sprachen, am Pfingstfeste in Glanz und Klarheit ertheilt, deutete ich mir auf eine abstruse Weise, nicht geeignet, sich viele Theilnehmer zu verschaffen.

In eine der Hauptlehren des Lutherthums, welche die Brüdergemeine noch geschärft hatte, das Sündhafte im Menschen als vorwaltend anzusehn, versuchte ich mich zu schicken, obgleich nicht mit sonderlichem Glück. Doch hatte ich

mir die Terminologie dieſer Lehre ſo ziemlich zu eigen gemacht, und bediente mich derſelben in einem Briefe, den ich unter der Maske eines Landgeiſtlichen an einen neuen Amtsbruder zu erlaſſen beliebte. Das Haupt-Thema deſſelben Schreibens war jedoch die Loſung der damaligen Zeit, ſie hieß Toleranz, und galt unter den beſſern Köpfen und Geiſtern.

Solche Dinge, die nach und nach entſtanden, ließ ich, um mich an dem Publicum zu verſuchen, im folgenden Jahre auf meine Koſten drucken, verſchenkte ſie oder gab ſie der Eichenbergiſchen Buchhandlung, um ſie ſo gut als möglich zu verhöcken, ohne daß mir dadurch einiger Vortheil zugewachſen wäre. Hier und da gedenkt eine Recenſion derſelben, bald günſtig, bald ungünſtig; doch gleich waren ſie verſchollen. Mein Vater bewahrte ſie ſorgfältig in ſeinem Archiv, ſonſt würde ich kein Exemplar davon beſitzen. Ich werde ſie ſowie einiges Ungedruckte der Art, was ich noch vorgefunden, der neuen Ausgabe meiner Werke hinzufügen.

Da ich mich nun ſowohl zu dem Sibylliniſchen Styl ſolcher Blätter als zu der Herausgabe derſelben eigentlich durch Hamann hatte verleiten laſſen, ſo ſcheint mir hier eine ſchickliche Stelle, dieſes würdigen, einflußreichen Mannes zu gedenken, der uns damals ein eben ſo großes Geheimniß war, als er es immer dem Vaterlande geblieben iſt. Seine Socratiſchen Denkwürdigkeiten erregten Aufſehen, und waren ſolchen Perſonen beſonders lieb, die ſich mit dem blendenden Zeitgeiſte nicht vertragen konnten. Man ahnete hier einen tiefdenkenden, gründlichen Mann, der, mit der offenbaren Welt und Litteratur genau bekannt, doch auch noch etwas Geheimes, Unerforſchliches gelten ließ, und ſich darüber auf eine ganz eigne Weiſe ausſprach. Von Denen, die damals die Litteratur des Tags beherrſchten, ward er freilich für einen abſtruſen Schwärmer gehalten, eine aufſtrebende Jugend aber ließ ſich wohl von ihm anziehn. Sogar die „Stillen im Lande," wie ſie halb im Scherz, halb im Ernſt genannt wurden, jene frommen Seelen, welche, ohne ſich zu irgend einer Geſellſchaft zu bekennen, eine unſichtbare Kirche bildeten, wendeten ihm ihre Aufmerkſamkeit zu, und meiner Klettenberg, nicht weniger ihrem Freunde Moſer, war der Magus aus Norden eine willkommene Erſcheinung. Man ſetzte ſich um ſo mehr mit ihm in Verhältniß, als man erfahren hatte, daß er von knappen häuslichen Umſtänden gereinigt, ſich dennoch dieſe ſchöne und hohe Sinnesweiſe zu erhalten verſtand. Bei dem großen Einfluſſe des Präſidenten von Moſer wäre es leicht geweſen, einem ſo genügſamen Manne ein leidliches und bequemes Daſein zu verſchaffen. Die Sache war auch eingeleitet, ja man hatte ſich ſo weit ſchon verſtändigt und genähert, daß Hamann die weite Reiſe von Königsberg nach Darmſtadt unternahm. Als aber der Präſident zufällig abweſend war, kehrte jener wunderliche Mann, aus welchem Anlaß weiß man nicht, ſogleich wieder zurück; man blieb jedoch in einem freundlichen Briefverhältniß. Ich beſitze noch zwei Schreiben des Königsberger's an ſeinen Gönner, die von der wunderſamen Großheit und Innigkeit ihres Verfaſſers Zeugniß ablegen.

Aber ein ſo gutes Verſtändniß ſollte nicht lange dauern. Dieſe frommen Menſchen hatten ſich Jenen auch nach ihrer Weiſe fromm gedacht, ſie hatten ihn als den Magus von Norden mit Ehrfurcht behandelt, und glaubten, daß er ſich auch ſofort in ehrwürdigem Betragen darſtellen würde. Allein er hatte ſchon durch „die Wolken", ein Nachſpiel Socratiſcher Denkwürdigkeiten, einigen Anſtoß gegeben, und da er nun gar die „Kreuzzüge des Philologen" herausgab, auf deren Titel-Blatt nicht allein das Ziegen-Profil eines gehörnten Pan's zu ſehen war, ſondern auch auf einer der erſten Seiten ein großer, in Holz geſchnittener Hahn, Tact gebend jungen Häschen, die mit Noten in den Krallen vor ihm daſtanden, ſich höchſt lächerlich zeigte, wodurch gewiſſe Kirchen-Muſiken, die der Verfaſſer nicht billigen mochte, ſcherzhaft durchgezogen werden ſollten: ſo entſtand unter den Wohl- und Zartgeſinnten ein Mißbehagen, welches man dem Verfaſſer merken ließ, der denn auch, dadurch nicht erbaut, einer engern Vereinigung ſich entzog. Unſere Aufmerkſamkeit auf dieſen Mann hielt jedoch Herder immer lebendig, der, mit ſeiner Braut und uns in Correſpondenz bleibend, Alles, was von jenem merkwürdigen Geiſte nur ausging, ſogleich mittheilte. Darunter gehörten denn auch ſeine Recenſionen und Anzeigen, eingerückt in die Königsberger-Zeitung, die alle einen höchſt ſonderbaren Character trugen. Ich beſitze eine meiſt vollſtändige Sammlung ſeiner Schriften und einen ſehr bedeutenden handſchriftlichen Aufſatz über Herder's Preisſchrift, den Urſprung der Sprache betreffend, worin er dieſes Herder'ſche Probeſtück auf die eigenſte Art, mit wunderlichen Schlaglichtern beleuchtet.

Ich gebe die Hoffnung nicht auf, eine Herausgabe der Hamann'ſchen Werke entweder ſelbſt zu beſorgen oder wenigſtens zu befördern, und alsdann, wenn dieſe wichtigen Documente wieder vor den Augen des Publicum's liegen, möchte es Zeit ſein, über den Verfaſſer, deſſen Natur und Weſen das Nähere zu beſprechen; inzwiſchen will ich doch Einiges hier ſchon bei-

bringen, um ſo mehr als noch vorzügliche Männer leben, die ihm auch ihre Neigung geſchenkt, und deren Beſtimmung oder Zurechtweiſung mir ſehr willkommen ſein würde. Das Princip, auf welches die ſämmtlichen Aeußerungen Hamann's ſich zurückführen laſſen, iſt dieſes: „Alles, was der Menſch zu leiſten unternimmt, es werde nun durch That oder Wort oder ſonſt hervorgebracht, muß aus ſämmtlichen vereinigten Kräften entſpringen; alles Vereinzelte iſt verwerflich.“ Eine herrliche Maxime! aber ſchwer zu befolgen. Von Leben und Kunſt mag ſie freilich gelten; bei jeder Ueberlieferung durch's Wort hingegen, die nicht gerade poetiſch iſt, findet ſich eine große Schwierigkeit: denn das Wort muß ſich ablöſen, es muß ſich vereinzeln, um Etwas zu ſagen, zu bedeuten. Der Menſch, indem er ſpricht, muß für den Augenblick einſeitig werden; es gibt keine Mittheilung, keine Lehre ohne Sonderung. Da nun aber Hamann ein- für allemal dieſer Trennung widerſtrebte, und wie er in einer Einheit empfand, imaginirte, dachte, ſo auch ſprechen wollte und das Gleiche von Andern verlangte, ſo trat er mit ſeinem eignen Styl und mit Allem, was die Andern hervorbringen konnten, in Widerſtreit. Um das Unmögliche zu leiſten, greift er daher nach allen Elementen; die tiefſten, geheimſten Anſchauungen, wo ſich Natur und Geiſt im Verborgnen begegnen, erleuchtende Verſtandesblitze, die aus einem ſolchen Zuſammentreffen hervorſtrahlen, bedeutende Bilder, die in dieſen Regionen ſchweben, aufdringende Sprüche der heiligen und Profan-Scribenten, und was ſich ſonſt noch humoriſtiſch hinzufügen mag: alles Dieſes bildet die wunderbare Geſammtheit ſeines Styls, ſeiner Mittheilungen. Kann man ſich nun in der Tiefe nicht zu ihm geſellen, auf den Höhen nicht mit ihm wandeln, der Geſtalten, die ihm vorſchweben, ſich nicht bemächtigen, aus einer unendlich ausgebreiteten Litteratur nicht gerade den Sinn einer nur angedeuteten Stelle herausfinden: ſo wird es um uns nur trüber und dunkler, je mehr wir ihn ſtudiren, und dieſe Finſterniß wird mit den Jahren immer zunehmen, weil ſeine Anſpielungen auf beſtimmte, im Leben und in der Litteratur augenblicklich herrſchende Eigenheiten vorzüglich gerichtet waren. Unter meiner Sammlung befinden ſich einige ſeiner gedruckten Bogen, wo er an dem Rande eigenhändig die Stellen citirt hat, auf die ſich ſeine Andeutungen beziehen. Schlägt man ſie auf, ſo gibt es abermals ein zweideutiges Doppellicht, das uns höchſt angenehm erſcheint; nur muß man durchaus auf Das Verzicht thun, was man gewöhnlich Verſtehen nennt. Solche Blätter verdienen auch deßwegen Sibylliniſch genannt zu werden, weil man ſie nicht an und für ſich betrachten kann, ſondern auf Gelegenheit warten muß, wo man etwa zu ihren Orakeln ſeine Zuflucht nähme. Jedesmal, wenn man ſie aufſchlägt, glaubt man, etwas Neues zu finden, weil der einer jeden Stelle inwohnende Sinn uns auf eine vielfache Weiſe berührt und aufregt.

Perſönlich habe ich ihn nie geſehn, auch kein unmittelbares Verhältniß zu ihm durch Briefe gehabt. Mir ſcheint er in Lebens- und Freundſchaftsverhältniſſen höchſt klar geweſen zu ſein und die Bezüge der Menſchen unter einander und auf ihn ſehr richtig gefühlt zu haben. Alle Briefe, die ich von ihm ſah, waren vortrefflich und viel deutlicher als ſeine Schriften, weil hier der Bezug auf Zeit und Umſtände ſowie auf perſönliche Verhältniſſe klarer hervortrat. Soviel glaubte ich jedoch durchaus zu erſehen, daß er, die Ueberlegenheit ſeiner Geiſtesgaben auf's Naivſte fühlend, ſich jederzeit für etwas weiſer und klüger gehalten als ſeine Correſpondenten, denen er mehr ironiſch als herzlich begegnete. Gälte Dieß auch nur von einzelnen Fällen, ſo war es für mich doch die Mehrzahl und Urſache, daß ich mich ihm zu nähern niemals Verlangen trug.

Zwiſchen Herder'n und uns waltete dagegen ein gemüthlich litterariſcher Verkehr höchſt lebhaft fort, nur Schade, daß er ſich niemals ruhig und rein erhalten konnte. Aber Herder unterließ ſein Necken und Schelten nicht; Merke'n brauchte man nicht viel zu reizen, der mich denn auch zur Ungeduld aufzuregen wußte. Weil nun Herder unter allen Schriftſtellern und Menſchen Swift'en am Meiſten zu ehren ſchien, ſo hieß er unter uns gleichfalls der Dechant, und Dieſes gab abermals zu mancherlei Irrungen und Verdrießlichkeiten Anlaß.

Deſſen ungeachtet freuten wir uns höchlich, als wir vernahmen, daß er in Bückeburg ſollte angeſtellt werden, welches ihm doppelt Ehre brachte; denn ſein neuer Patron hatte den höchſten Ruf als ein einſichtiger, tapferer, obwohl ſonderbarer Mann gewonnen. Thomas Abt war in deſſen Dienſten bekannt und berühmt geworden; dem Verſtorbnen klagte das Vaterland nach und freute ſich an dem Denkmal, das ihm ſein Gönner geſtiftet. Nun ſollte Herder an der Stelle des zu früh Verblichnen alle diejenigen Hoffnungen erfüllen, welche ſein Vorgänger ſo würdig erregt hatte.

Die Epoche, worin Dieſes geſchah, gab einer ſolchen Anſtellung doppelten Glanz und Werth; denn mehrere Deutſche Fürſten folgten ſchon dem Beiſpiel des Grafen von der Lippe, daß ſie nicht bloß gelehrte und eigentlich geſchäftsfähige, ſondern auch geiſtreiche und vielverſprechende

Männer in ihre Dienste aufnahmen. Es hieß, Klopstock sei von dem Markgrafen Carl von Baden berufen worden, nicht zu eigentlichem Geschäftsdienst, sondern um durch seine Gegenwart Anmuth und Nutzen der höhern Gesellschaft mitzutheilen. Sowie nun hierdurch das Ansehn auch dieses vortrefflichen Fürsten wuchs, der allem Nützlichen und Schönen seine Aufmerksamkeit schenkte, so mußte die Verehrung für Klopstock gleichfalls nicht wenig zunehmen. Lieb und werth war Alles, was von ihm ausging; sorgfältig schrieben wir die Oden ab und die Elegien, wie sie ein Jeder habhaft werden konnte. Höchst vergnügt waren wir daher, als die große Landgräfinn Caroline von Hessen-Darmstadt eine Sammlung derselben veranstaltete, und eines der wenigen Exemplare in unsere Hände kam, das uns in Stand setzte, die eignen handschriftlichen Sammlungen zu vervollzähligen. Daher sind uns jene ersten Lesarten lange Zeit die liebsten geblieben, ja wir haben uns noch oft an Gedichten, die der Verfasser nachher verworfen, erquickt und erfreut. So wahr ist, daß das aus einer schönen Seele hervordringende Leben nur um desto freier wirkt, je weniger es durch Critik in das Kunstfach herübergezogen erscheint.

Klopstock hatte sich und andern talentvollen Männern durch seinen Character und sein Betragen Ansehn und Würde zu verschaffen gewußt; nun sollten sie ihm aber auch wo möglich die Sicherung und Verbesserung ihres häuslichen Bestandes verdanken. Der Buchhandel nämlich bezog sich in früherer Zeit mehr auf bedeutende, wissenschaftliche Facultäts-Werke, auf stehende Verlags-Artikel, welche mäßig honorirt wurden. Die Production von poetischen Schriften aber wurde als etwas Heiliges angesehn, und man hielt es beinah für Simonie, ein Honorar zu nehmen oder zu steigern. Autoren und Verleger standen in dem wunderlichsten Wechselverhältniß. Beide erschienen, wie man es nehmen wollte, als Patrone und Clienten. Jene, die neben ihrem Talent gewöhnlich als höchst sittliche Menschen vom Publicum betrachtet und verehrt wurden, hatten einen geistigen Rang und fühlten sich durch das Glück der Arbeit belohnt; diese begnügten sich gern mit der zweiten Stelle und genossen eines ansehnlichen Vortheils. Nun aber setzte die Wohlhabenheit den reichen Buchhändler wieder über den armen Poeten, und so stand Alles in dem schönsten Gleichgewicht. Wechselseitige Großmuth und Dankbarkeit war nicht selten: Breitkopf und Gottsched blieben lebenslang Hausgenossen; Zänkerei und Niederträchtigkeit, besonders der Nachdrucker, waren noch nicht im Schwange.

Dessen ungeachtet war unter den Deutschen Autoren eine allgemeine Bewegung entstanden. Sie verglichen ihren eignen, sehr mäßigen, wo nicht ärmlichen Zustand mit dem Reichthum der angesehenen Buchhändler; sie betrachteten, wie groß der Ruhm eines Gellert, eines Rabener sei, und in welcher häuslichen Enge ein allgemein beliebter Deutscher Schriftsteller sich behelfen müsse, wenn er sich nicht durch sonst irgend einen Erwerb das Leben erleichterte. Auch die mittlern und geringern Geister fühlten ein lebhaftes Verlangen, ihre Lage verbessert zu sehn, sich von Verlegern unabhängig zu machen.

Nun trat Klopstock hervor und bot seine „Gelehrten-Republik" auf Subscription an. Obgleich die spätern „Gesänge des Messiad" theils ihres Inhalts, theils der Behandlung wegen nicht die Wirkung thun konnten, wie die frühern, die, selbst rein und unschuldig, in eine reine und unschuldige Zeit kamen, so blieb doch die Achtung gegen den Dichter immer gleich, der sich durch die Herausgabe seiner Oden die Herzen, Geister und Gemüther vieler Menschen zugewendet hatte. Viele wohldenkende Männer, darunter mehrere von großem Einfluß, erboten sich, Vorausbezahlung anzunehmen, die auf einen Louisd'or gesetzt war, weil es hieß, daß man nicht sowohl das Buch bezahlen, als den Verfasser bei dieser Gelegenheit für seine Verdienste um das Vaterland belohnen sollte. Hier drängte sich nun Jedermann hinzu, selbst Jünglinge und Mädchen, die nicht viel aufzuwenden hatten, eröffneten ihre Sparbüchsen; Männer und Frauen, der obere, der mittlere Stand trugen zu dieser heiligen Spende bei, und es kamen vielleicht tausend Pränumeranten zusammen. Die Erwartung war auf's Höchste gespannt, das Zutrauen so groß als möglich.

Hiernach mußte das Werk bei seinem Erscheinen den seltsamsten Ersatz von der Welt haben; zwar immer von bedeutendem Werth, aber Nichts weniger als allgemein ansprechend. Wie Klopstock über Poesie und Litteratur dachte, war in Form einer alten Deutschen Druiden-Republik dargestellt, seine Maximen über das Aechte und Falsche in laconischen Kernsprüchen angedeutet, wobei jedoch manches Lehrreiche der seltsamen Form aufgeopfert wurde. Für Schriftsteller und Litteratoren war und ist das Buch unschätzbar, konnte aber auch nur in diesem Kreise wirksam und nützlich sein. Wer selbst gedacht hatte, folgte dem Denker; wer das Aechte zu suchen und zu schätzen wußte, fand sich durch den gründlichen braven Mann belehrt; aber der Liebhaber, der Leser ward nicht aufgeklärt, ihm blieb das Buch versiegelt, und doch hatte man es in alle Hände gegeben; und

indem Jedermann ein vollkommen brauchbares Werk erwartete, erhielten die Meiſten ein ſolches, dem ſie auch nicht den mindeſten Geſchmack abgewinnen konnten. Die Beſtürzung war allgemein, die Achtung gegen den Mann aber ſo groß, daß kein Murren, kaum ein leiſes Murmeln entſtand. Die junge ſchöne Welt verſchmerzte den Verluſt und verſchenkte nun ſcherzend die theuer erworbnen Exemplare. Ich erhielt ſelbſt mehrere von guten Freundinnen, deren keines aber mir geblieben iſt.

Dieſe dem Autor gelungene, dem Publicum aber mißlungene Unternehmung hatte die böſe Folge, daß nun ſobald nicht mehr an Subſcription und Pränumeration zu denken war; doch hatte ſich jener Wunſch zu allgemein verbreitet, als daß der Verſuch nicht hätte erneuert werden ſollen. Dieſes nun im Großen und Ganzen zu thun, erbot ſich die Deſſauiſche Verlagshandlung. Hier ſollten Gelehrte und Verleger in geſchloſſenem Bund des zu hoffenden Vortheils beide verhältnißmäßig genießen. Das ſo lange peinlich empfundene Bedürfniß erweckte hier abermals ein großes Zutrauen, das ſich aber nicht lange erhalten konnte, und leider ſchieden die Theilhaber nach kurzen Bemühungen mit wechſelſeitigem Schaden aus einander.

Eine raſche Mittheilung war jedoch unter den Litteratur-Freunden ſchon eingeleitet; die Muſen-Almanache verbanden alle jungen Dichter, die Journale den Dichter mit den übrigen Schriftſtellern. Meine Luſt am Hervorbringen war grenzenlos; gegen mein Hervorgebrachtes verhielt ich mich gleichgiltig; nur wenn ich es mir und Andern in geſelligem Kreiſe froh wieder vergegenwärtigte, erneute ſich die Neigung daran. Auch nahmen Viele gern an meinen größern und kleinern Arbeiten Theil, weil ich einen Jeden, der ſich nur einiger Maßen zum Hervorbringen geneigt und geſchickt fühlte, Etwas in ſeiner eignen Art unabhängig zu leiſten dringend nöthigte, und von Allen gleichfalls wieder zu neuem Dichten und Schreiben aufgefordert wurde. Dieſes wechſelſeitige, bis zur Ausſchweifung gehende Hetzen und Treiben gab Jedem nach ſeiner Art einen fröhlichen Einfluß, und aus dieſem Quirlen und Schaffen, aus dieſem Leben und Lebenlaſſen, aus dieſem Nehmen und Geben, welches mit freier Bruſt, ohne irgend einen theoretiſchen Leitſtern, von ſo viel Jünglingen, nach eines Jeden angebornen Character, ohne Rückſichten getrieben wurde, entſprang jene berühmte, berufene und verrufene Litterar-Epoche, in welcher eine Maſſe junger genialer Männer, mit aller Muthigkeit und aller Anmaßung, wie ſie nur einer ſolchen Jahrszeit eigen ſein mag, hervorbrachen, durch Anwendung ihrer Kräfte manche Freude, manches Gute, durch den Mißbrauch derſelben manchen Verdruß und manches Uebel ſtifteten; und gerade die aus dieſer Quelle entſpringenden Wirkungen und Gegenwirkungen ſind das Haupt-Thema dieſes Bandes.

Woran ſollen aber junge Leute das höchſte Intereſſe finden, wie ſollen ſie unter Ihresgleichen Intereſſe erregen, wenn die Liebe ſie nicht beſeelt, und wenn nicht Herzensangelegenheiten, von welcher Art ſie auch ſein mögen, in ihnen lebendig ſind? Ich hatte im Stillen eine verlorne Liebe zu beklagen; Dieß machte mich mild und nachgiebig und der Geſellſchaft angenehmer als in glänzenden Zeiten, wo mich Nichts an einen Mangel oder Fehltritt erinnerte, und ich ganz ungebunden vor mich hin ſtürmte.

Die Antwort Friedrike's auf einen ſchriftlichen Abſchied zerriß mir das Herz. Es war dieſelbe Hand, derſelbe Sinn, dasſelbe Gefühl, die ſich zu mir, die ſich an mir herangebildet hatten. Ich fühlte nun erſt den Verluſt, den ſie erlitt, und ſah keine Möglichkeit, ihn zu erſetzen, ja nur ihn zu lindern. Sie war mir ganz gegenwärtig; ſtets empfand ich, daß ſie mir fehlte, und was das Schlimmſte war, ich konnte mir mein eignes Unglück nicht verzeihen. Gretchen hatte man mir genommen, Annette mich verlaſſen, hier war ich zum erſten Mal ſchuldig; ich hatte das ſchönſte Herz in ſeinem Tiefſten verwundet, und ſo war die Epoche einer düſtern Reue bei dem Mangel einer gewohnten erquicklichen Liebe höchſt peinlich, ja unerträglich. Aber der Menſch will leben, daher nahm ich aufrichtigen Theil an Andern, ich ſuchte ihre Verlegenheiten zu entwirren und was ſich trennen wollte zu verbinden, damit es ihnen nicht ergehen möchte wie mir. Man pflegte mich daher den Vertrauten zu nennen, auch wegen meines Umherſchweifens in der Gegend den Wanderer. Dieſer Verbindung für mein Gemüth, die mir nur unter freiem Himmel, in Thälern, auf Höhen, in Gefilden und Wäldern zu Theil ward, kam die Lage von Frankfurt zu Statten, das zwiſchen Darmſtadt und Homburg mitten inne lag, zwei angenehmen Orten, die durch Verwandtſchaft beider Höfe in gutem Verhältniß ſtanden. Ich gewöhnte mich, auf der Straße zu leben und wie ein Bote zwiſchen dem Gebirg und dem flachen Lande hin und her zu wandern. Oft ging ich allein oder in Geſellſchaft durch meine Vaterſtadt, als wenn ſie mich Nichts anginge, ſpeiſte in einem der großen Gaſthöfe in der Fahrgaſſe und zog nach Tiſche meines Wegs weiter fort. Mehr als jemals war ich gegen offene Welt und freie Natur gerichtet. Unterwegs ſang ich mir ſelt-

ſame Hymnen und Dithyramben, wovon noch eine unter dem Titel: „Wanderers Sturmlied“ übrig iſt. Ich ſang dieſen Halbunſinn leidenſchaftlich vor mich hin, da mich ein ſchreckliches Wetter unterwegs traf, dem ich entgegen gehen mußte.

Mein Herz war ungerührt und unbeſchäftigt: ich vermied gewiſſenhaft alles nähere Verhältniß zu Frauenzimmern, und ſo blieb mir verborgen, daß mich Unaufmerkſamen und Unwiſſenden ein liebevoller Genius heimlich umſchwebe. Eine zarte, liebenswürdige Frau hegte im Stillen eine Neigung zu mir, die ich nicht gewahrte, und mich eben deßwegen in ihrer wohlthätigen Geſellſchaft deſto heiterer und anmuthiger zeigte. Erſt mehrere Jahre nachher, ja erſt nach ihrem Tode, erfuhr ich das geheime himmliſche Lieben auf eine Weiſe, die mich erſchüttern mußte; aber ich war ſchuldlos und konnte ein ſchuldloſes Weſen rein und redlich betrauern, und um ſo ſchöner, als die Entdeckung gerade in eine Epoche fiel, wo ich ganz ohne Leidenſchaft mir und meinen geiſtigen Neigungen zu leben das Glück hatte.

Aber zu der Zeit, als der Schmerz über Friedrike's Lage mich beängſtigte, ſuchte ich, nach meiner alten Art abermals Hülfe bei der Dichtkunſt. Ich ſetzte die hergebrachte poetiſche Beichte wieder fort, um durch dieſe ſelbſtquäleriſche Büßung einer innern Abſolution würdig zu werden. Die beiden Marien in „Götz von Berlichingen“ und „Clavigo“, und die beiden ſchlechten Figuren, die ihre Liebhaber ſpielen, möchten wohl Reſultate ſolcher ernſten Betrachtungen geweſen ſein.

Wie man aber Verletzungen und Krankheiten in der Jugend raſch überwindet, weil ein geſundes Syſtem des organiſchen Lebens für ein krankes einſtehen und ihm Zeit laſſen kann, auch wieder zu geſunden, ſo traten körperliche Uebungen glücklicher Weiſe bei mancher günſtigen Gelegenheit gar vortheilhaft hervor, und ich ward zu friſchem Ermannen, zu neuen Lebensfreuden und Genüſſen vielfältig aufgeregt. Das Reiten verdrängte nach und nach jene ſchleudernden, melancholiſchen, beſchwerlichen und doch langſamen und zweckloſen Fußwanderungen; man kam ſchneller, luſtiger und bequemer zum Zweck. Die jüngern Geſellen führten das Fechten wieder ein; beſonders aber that ſich bei eintretendem Winter eine neue Welt vor uns auf, indem ich mich zum Schlittſchuhfahren, welches ich nie verſucht hatte, raſch entſchloß, und es in kurzer Zeit durch Uebung, Nachdenken und Beharrlichkeit ſo weit brachte, als nöthig iſt, um eine frohe und belebte Eisbahn mitzugenießen, ohne ſich gerade auszuzeichnen zu wollen.

Dieſe neue frohe Thätigkeit waren wir denn auch Klopſtock'en ſchuldig, ſeinem Enthuſiasmus für dieſe glückliche Bewegung, den Privat-Nachrichten beſtätigten, wenn ſeine Oden davon ein unverwerfliches Zeugniß ablegen. Ich erinnere mich ganz genau, daß an einem heitern Froſtmorgen ich aus dem Bette ſpringend mir jene Stellen zurief:

Schon von dem Gefilde der Geſundheit froh,
Hab' ich, weit hinab, weich an dem Geſtade ge-
ſtellt
Den bedeckenden Cryſtall.

Wie erhellt des Winters werdender Tag
Sanft den See! Glänzenden Reif, Sternen
gleich,
Streute die Nacht über ihn aus!

Mein zauderender und ſchwankender Entſchluß war ſogleich beſtimmt, und ich zog ſträcklings dem Orte zu, wo ein ſo alter Anfänger mit einiger Schicklichkeit ſeine erſten Uebungen anſtellen konnte. Und fürwahr, dieſe Kraftäußerung verdiente wohl von Klopſtock empfohlen zu werden, die uns mit der friſcheſten Kindheit in Berührung ſetzt, den Jüngling ſeiner Gelenkheit ganz zu genießen anfruft, und ein ſtockendes Alter abzuwehren geeignet iſt. Auch hingen wir dieſer Luſt unmäßig nach. Einen herrlichen Sonnentag ſo auf dem Eiſe zu verbringen, genügte uns nicht; wir ſetzten unſere Bewegung bis ſpät in die Nacht fort. Denn wie andere Anſtrengungen den Leib ermüden, ſo verleiht ihm dieſe eine immer neue Schwungkraft. Der über den nächtlichen, weiten, zu Eisfeldern überfrornen Wieſen aus den Wolken hervortretende Vollmond, die unſerm Lauf entgegenſäuſelnde Nachtluft, des bei abnehmendem Waſſer ſich ſenkenden Eiſes ernſthafter Donner, unſrer eignen Bewegungen ſonderbarer Nachhall vergegenwärtigten uns Oſſian'ſche Scenen ganz vollkommen. Bald dieſer bald jener Freund ließ in declamatoriſchem Halbgeſange eine Klopſtock'ſche Ode ertönen, und wenn wir uns im Dämmerlichte zuſammenfanden, erſcholl das ungeheuchelte Lob des Stifters unſrer Freuden.

Und ſollte Der unſterblich nicht ſein,
Der Geſundheit uns und Freuden erfand,
Die das Roß muthig im Lauf niemals gab,
Welche der Ball jemahls nicht hat!

Solchen Dank verdient ſich ein Mann, der irgend ein irdiſches Thun durch geiſtige Anregung zu veredeln und würdig zu verbreiten weiß!

Und ſowie talentreiche Kinder, deren Geiſtesgaben ſchon früh wunderſam ausgebildet ſind, ſich, wenn ſie nur dürfen, den einfachſten Knabenſpielen wieder zuwenden, vergaßen wir nur allzuleicht unſern Beruf zu ernſtern Dingen; doch regte gerade dieſe oft einſame Bewegung, dieſes gemächliche Schweben im Unbeſtimmten

gar manche meiner innern Bedürfniſſe wieder auf, die eine Zeit lang geſchlafen hatten, und ich bin ſolchen Stunden die ſchnellere Ausbildung älterer Vorſätze ſchuldig geworden.

Die dunklern Jahrhunderte der Deutſchen Geſchichte hatten von jeher meine Wißbegierde und Einbildungskraft beſchäftigt. Der Gedanke, den „Götz von Berlichingen" in ſeiner Zeitumgebung zu dramatiſiren, war mir höchlich lieb und werth. Ich las die Hauptſchriftſteller fleißig: dem Werke „de pace publica" *) von Datt widmete ich alle Aufmerkſamkeit; ich hatte es emſig durchſtudirt, und mir jene ſeltſamen Einzelnheiten möglichſt veranſchaulicht. Dieſe zu ſittlichen und poetiſchen Abſichten hingerichteten Bemühungen konnte ich auch nach einer andern Seite brauchen, und da ich nunmehr Wetzlar beſuchen ſollte, war ich geſchichtlich vorbereitet genug; denn das Kammergericht war doch auch im Gefolge des Landfriedens entſtanden, und die Geſchichte deſſelben konnte für einen bedeutenden Leitfaden durch die verworrnen Deutſchen Ereigniſſe gelten: gibt doch die Beſchaffenheit der Gerichte und der Heere die genaueſte Einſicht in die Beſchaffenheit irgend eines Reichs. Die Finanzen ſelbſt, deren Einfluß man für ſo wichtig hält, kommen viel weniger in Betracht: denn wenn es dem Ganzen fehlt, ſo darf man dem Einzelnen nur abnehmen, was er mühſam zuſammengeſcharrt und gehalten hat, und ſo iſt der Staat immer reich genug.

Was mir in Wetzlar begegnete, iſt von keiner großen Bedeutung, aber es kann ein höheres Intereſſe einflößen, wenn man eine flüchtige Geſchichte des Kammergerichts nicht verſchmähen will, um ſich den ungünſtigen Augenblick zu vergegenwärtigen, in welchem ich daſelbſt anlangte.

Die Herren der Erde ſind es vorzüglich dadurch, daß ſie, wie im Kriege die Tapferſten und Entſchloſſenſten, ſo im Frieden die Weiſeſten und Gerechteſten um ſich verſammeln können. Auch zu dem Hofſtaat eines Deutſchen Kaiſers gehörte ein ſolches Gericht, das ihn bei ſeinen Zügen durch das Reich immer begleitete. Aber weder dieſe Sorgfalt noch das Schwaben-Recht, welches im ſüdlichen Deutſchland, das Sachſen-Recht, welches im nördlichen galt, weder die zu Aufrechthaltung derſelben beſtellten Richter, noch die Austräge der Ebenbürtigen, weder die Schiedsrichter, durch Vertrag anerkannt, noch gütliche Vergleiche, durch die Geiſtlichen geſtiftet: Nichts konnte den aufgereizten ritterlichen Fehdegeiſt ſtillen, der bei den Deutſchen durch innern Zwiſt, durch fremde Feldzüge, beſonders aber durch die Kreuzfahrten, ja durch Gerichtsgebräuche ſelbſt aufgeregt, genährt und zur Sitte geworden. Dem Kaiſer ſowie den mächtigern Ständen waren die Plackereien höchſt verdrießlich, wodurch die Kleinen einander ſelbſt, und wenn ſie ſich verbanden, auch den Großern läſtig wurden. Gelähmt war alle Kraft nach außen, wie die Ordnung nach innen geſtört; überdieß laſtete noch das Vehmgericht auf einem großen Theile des Vaterlands, von deſſen Schreckniſſen man ſich einen Begriff machen kann, wenn man denkt, daß es in eine geheime Polizei ausartete, die ſogar zuletzt in die Hände von Privat-Leuten gelangte.

Dieſen Unbilden einiger Maßen zu ſteuern, ward Vieles umſonſt verſucht, bis endlich die Stände ein Gericht aus eignen Mitteln dringend in Vorſchlag brachten. Dieſer, ſo wohl gemeint er auch ſein mochte, deutete doch immer auf Erweiterung der ſtändiſchen Befugniſſe, auf eine Beſchränkung der kaiſerlichen Macht. Unter Friedrich dem Dritten verzögert ſich die Sache; ſein Sohn Maximilian, von außen gedrängt, gibt nach. Er beſtellt den Oberrichter, die Stände ſenden die Beiſitzer. Es ſollten ihrer vierundzwanzig ſein, Anfangs begnügt man ſich mit zwölfen.

Ein allgemeiner Fehler, deſſen ſich die Menſchen bei ihren Unternehmungen ſchuldig machen, war auch der erſte und ewige Grundmangel des Kammergerichts: zu einem großen Zwecke wurden unzulängliche Mittel angewendet. Die Zahl der Aſſeſſoren war zu klein: wie ſollte von ihnen die ſchwere und weitläufige Aufgabe gelöſt werden! Allein wer ſollte auf eine hinlängliche Einrichtung dringen? Der Kaiſer konnte eine Anſtalt nicht begünſtigen, die mehr wider als für ihn zu wirken ſchien; weit größere Urſache hatte er, ſein eigenes Gericht, ſeinen eignen Hofrath auszubilden. Betrachtet man dagegen das Intereſſe der Stände, ſo konnte es ihnen eigentlich nur um Stillung des Bluts zu thun ſein; ob die Wunde geheilt würde, lag ihnen nicht ſo nah: und nun noch gar ein neuer Koſtenaufwand! Man mochte ſich's nicht ganz deutlich gemacht haben, daß durch dieſe Anſtalt jeder Fürſt ſeine Dienerſchaft vermehre, freilich zu einem entſchiedenen Zwecke; aber wer gibt gern Geld für's Nothwendige? Jedermann wäre zufrieden, wenn er das Nützliche um Gottes willen haben könnte.

Anfangs ſollten die Beiſitzer von Sporteln leben, dann erfolgte eine mäßige Bewilligung der Stände; Beides war kümmerlich. Aber dem großen und auffallenden Bedürfniß abzuhelfen, fanden ſich willige, tüchtige, arbeitſame Männer, und das Gericht ward eingeſetzt. Ob man einſah, daß hier nur von Linderung, nicht

*) Vom Landfrieden.

von Heilung des Uebels die Rede sei, oder ob man sich, wie in ähnlichen Fällen, mit der Hoffnung schmeichelte, mit Wenigem Vieles zu leisten, ist nicht zu entscheiden; genug, das Gericht diente mehr zum Vorwande, die Unruhstifter zu bestrafen, als daß es gründlich dem Unrecht vorgebeugt hätte. Allein es ist kaum beisammen, so erwächst ihm eine Kraft aus sich selbst, es fühlt die Höhe, auf die es gestellt ist, es erkennt seine große politische Wichtigkeit. Nun sucht es sich durch auffallende Thätigkeit ein entschiedeneres Ansehen zu erwerben; frisch arbeiten sie weg, was kurz abgethan werden kann und muß, was über den Augenblick entscheidet, oder was sonst leicht beurtheilt werden kann; und so erscheinen sie im ganzen Reiche wirksam und würdig. Die Sachen von schwererem Gehalt hingegen, die eigentlichen Rechtshändel, blieben im Rückstand, und es war kein Unglück. Dem Staate liegt nur daran, daß der Besitz gewiß und sicher sei; ob man mit Recht besitze, kann ihn weniger kümmern. Deßwegen erwuchs aus der nach und nach anschwellenden ungeheuern Anzahl von verspäteten Processen dem Reich kein Schade. Gegen Leute, die Gewalt brauchten, war ja vorgesehn, und mit diesen konnte man fertig werden; die Uebrigen, die rechtlich um den Besitz stritten, sie lebten, genossen oder darbten, wie sie konnten; sie starben, verdarben, verglichen sich; das Alles war aber nur Heil und Unheil einzelner Familien, das Reich ward nach und nach beruhigt. Denn dem Kammergericht war ein gesetzliches Faustrecht gegen die Ungehorsamen in die Hände gegeben; hätte man den Bannstrahl schleudern können, dieser wäre wirksamer gewesen.

Jetzo aber, bei der bald vermehrten, bald verminderten Anzahl der Assessoren, bei manchen Unterbrechungen, bei Verletzung des Gerichts von einem Ort an den andern mußten diese Reste, diese Akten in's Unendliche anwachsen. Nun flüchtete man in Kriegsnoth einen Theil des Archives von Speier nach Aschaffenburg, einen Theil nach Worms; der dritte fiel in die Hände der Franzosen, welche ein Staats-Archiv erobert zu haben glaubten, und hernach geneigt gewesen wären, sich dieses Papierwusts zu entledigen, wenn nur Jemand die Fuhren hätte daran wenden wollen.

Bei den Westphälischen Friedensunterhandlungen sahen die versammelten tüchtigen Männer wohl ein, was für ein Hebel erfordert werde, um eine Sisyphische Last vom Platze zu bewegen. Nun sollten sonstzig Assessoren angestellt werden; diese Zahl ist aber nie erreicht worden: man begnügte sich abermals mit der Hälfte, weil der Aufwand zu groß schien; allein hätten die Interessenten sämmtlich ihren Vortheil bei der Sache gesehn, so wäre das Ganze gar wohl zu leisten gewesen. Um fünfundzwanzig Beisitzer zu besolden, waren ungefähr einhunderttausend Gulden nöthig; wie leicht hätte Deutschland das Doppelte herbeigeschafft! Der Vorschlag, das Kammergericht mit eingezogenen geistlichen Gütern auszustatten, konnte nicht durchgehen; denn wie sollten sich beide Religions-Theile zu dieser Anforderung verstehn? Die Catholiken wollten nicht noch mehr verlieren, und die Protestanten das Gewonnene jeder zu innern Zwecken verwenden. Die Spaltung des Reichs in zwei Religions-Parteien hatte auch hier in mehrerm Betracht den schlimmsten Einfluß. Nun verminderte sich der Antheil der Stände an diesem ihrem Gericht immer mehr: die mächtigern suchten sich von dem Verbande loszulösen; Freibriefe, vor keinem obern Gerichtshofe belangt zu werden, wurden immer lebhafter gesucht; die Größern blieben mit den Zahlungen zurück, und die Kleinern, die sich in der Matrikel ohnehin benvortheilt glaubten, säumten so lange sie konnten.

Wie schwer war es daher, den zahlthätigen Bedarf zu den Besoldungen aufzubringen! Hieraus entspann ein neues Geschäft, ein neuer Zeitverlust für das Kammergericht; früher hatten die jährlichen sogenannten Visitationen dafür gesorgt. Fürsten in Person oder ihre Räthe begaben sich nur auf Wochen oder Monate an den Ort des Gerichts, untersuchten die Cassen, ersetzten die Reste und übernahmen das Geschäft, sie beizutreiben. Zugleich, wenn Etwas in dem Rechts- und Gerichtsgange stocken, irgend ein Mißbrauch einschleichen wollte, waren sie befugt, dem abzuhelfen. Gebrechen der Anstalt sollten sie entdecken und heben, aber persönliche Verbrechen der Glieder zu untersuchen und zu bestrafen, ward erst später ein Theil ihrer Pflicht. Weil aber Processfreunde den Lebensfaden ihrer Hoffnungen immer noch einen Augenblick verlängern wollen, und deßhalb immer höhere Instanzen suchen und hervorrufen, so wurden diese Visitatoren auch ein Revisions-Gericht, vor dem man erst in bestimmten, offenbaren Fällen Wiederherstellung, zuletzt aber in allen Aufschub und Verewigung des Zwists zu finden hoffte; wozu denn auch die Berufung an den Reichstag und das Bestreben beider Religions-Parteien, sich einander wo nicht aufzuwiegen, doch im Gleichgewicht zu erhalten, das Ihrige beitrugen.

Denkt man sich aber, was dieses Gericht ohne solche Hindernisse, ohne so störende und zerstörende Bedingungen hätte sein können, so kann man es sich nicht merkwürdig und wichtig genug ausbilden. Wäre es gleich Anfangs

mit einer hinreichenden Anzahl von Männern besetzt gewesen, hätte man diesen einen zulänglichen Unterhalt gesichert: unübersehbar wäre bei der Tüchtigkeit Deutscher Männer der ungeheure Einfluß geworden, zu dem diese Gesellschaft hätte gelangen können. Den Ehren-Titel Amphictyonen, den man ihnen nur rednerisch zutheilte, würden sie wirklich verdient haben; ja sie konnten sich zu einer Zwischenmacht erheben, Beiden, dem Oberhaupt und den Gliedern, ehrwürdig.

Aber weit entfernt von so großen Wirkungen, schleppte das Gericht, außer etwa eine kurze Zeit unter Carl dem Fünften und vor dem dreißigjährigen Kriege, sich nur kümmerlich hin. Man begreift oft nicht, wie sich nur Männer finden konnten zu diesem undankbaren und traurigen Geschäft. Aber was der Mensch täglich treibt, läßt er sich, wenn er Geschick dazu hat, gefallen, sollte er auch nicht gerade sehen, daß Etwas dabei herauskomme. Der Deutsche besonders ist von einer solchen ausharrenden Sinnesart, und so haben sich drei Jahrhunderte hindurch die würdigsten Männer mit diesen Arbeiten und Gegenständen beschäftigt. Eine charakteristische Gallerie solcher Bilder würde noch jetzt Antheil erregen und Muth einflößen.

Denn gerade in solchen anarchischen Zeiten tritt der tüchtige Mann am Festesten auf, und der das Gute will, findet sich recht an seinem Platze. So stand z. B. das Directorium Fürstenberg's noch immer in gesegnetem Andenken, und mit dem Tode dieses vortrefflichen Mannes beginnt die Epoche vieler verderblichen Mißbräuche.

Aber alle diese spätern und frühern Gebrechen entsprangen aus der ersten, einzigen Quelle: aus der geringen Personenzahl. Verordnet war, daß die Beisitzer in einer entschiedenen Folge und nach bestimmter Ordnung vortragen sollten. Ein Jeder konnte wissen, wann die Reihe ihn treffen werde, und welchen seiner ihm obliegenden Processe; er konnte darauf hinarbeiten, er konnte sich vorbereiten. Nun häuften sich aber die unseligen Reste; man mußte sich entschließen, wichtigere Rechtshändel auszuheben und außer der Reihe vorzutragen. Die Beurtheilung der Wichtigkeit einer Sache vor der andern ist bei dem Zudrang von bedeutenden Fällen, schwer, und die Auswahl läßt schon Gunst zu; aber nun trat noch ein anderer bedenklicher Fall ein. Der Referent quälte sich und das Gericht mit einem schweren verwickelten Handel, und zuletzt fand sich Niemand, der das Urtheil einlösen wollte. Die Parteien hatten sich verglichen, aus einander gesetzt, waren gestorben, hatten den Sinn geändert. Daher beschloß man nur diejenigen Gegenstände vorzunehmen, welche erinnert wurden. Man wollte von der fortdauernden Beharrlichkeit der Parteien überzeugt sein, und hiedurch ward den größten Gebrechen die Einleitung gegeben: denn wer seine Sache empfiehlt, muß sie doch Jemandem empfehlen; und wem empfehle man sie besser, als Dem, der sie unter Händen hat? Diesen ordnungsgemäß geheim zu halten, ward unmöglich; denn bei so viel mitwissenden Subalternen, wie sollte derselbe verborgen bleiben? Bittet man um Beschleunigung, so darf man ja wohl auch um Gunst bitten; denn eben daß man seine Sache betreibt, zeigt ja an, daß man sie für gerecht hält. Geradezu wird man es vielleicht nicht thun, gewiß aber am Ersten durch Untergeordnete; diese müssen gewonnen werden, und so ist die Einleitung zu allen Intriguen und Bestechungen gegeben.

Kaiser Joseph, nach eignem Antriebe und in Nachahmung Friedrich's, richtete zuerst seine Aufmerksamkeit auf die Waffen und die Justiz. Er faßte das Kammergericht in's Auge; herkömmliche Ungerechtigkeiten, eingeführte Mißbräuche waren ihm nicht unbekannt geblieben. Auch hier sollte aufgeregt, gerüttelt und gethan sein. Ohne zu fragen, ob es sein kaiserlicher Vortheil sei, ohne die Möglichkeit eines glücklichen Erfolgs voranzusehn, brachte er die Visitation in Vorschlag und übereilte ihre Eröffnung. Seit hundertundsechsundsechzig Jahren hatte man keine ordentliche Visitation zu Stande gebracht; ein ungeheurer Wust von Acten lag aufgeschwollen und wuchs jährlich, da die sechzehn Assessoren nicht einmal im Stande waren, das Laufende wegzuarbeiten. Zwanzigtausend Processe hatten sich aufgehäuft; jährlich konnten sechzig abgethan werden, und das Doppelte kam hinzu. Auch auf die Visitatoren warteten keine geringe Anzahl von Acten; man wollte ihrer fünfzigtausend zählen. Ueberdieß hinderte so mancher Mißbrauch den Gerichtsgang; als das Bedenklichste aber von Allem erschienen im Hintergrunde die persönlichen Verbrechen einiger Assessoren.

Als ich nach Wetzlar gehn sollte, war die Visitation schon einige Jahre im Gange, die Beschuldigten suspendirt, die Untersuchung weit vorgerückt; und weil nun die Kenner und Beißer des Deutschen Staatsrechts diese Gelegenheit nicht vorbeilassen durften, ihre Einsichten zu zeigen und sie dem gemeinen Besten zu widmen, so waren mehrere gründliche, wohlgesinnte Schriften erschienen, aus denen sich, wer nur einige Vorkenntnisse besaß, gründlich unterrichten konnte. Ging man bei dieser Gelegenheit in die Reichsverfassung und die von der-

Claudine und Lucinde,

die ſich wieder auf der Terraſſe ſehen laſſen.

Trete zurück!
Zurück! Was muß begegnen!
Männer und Lärm!
Mich dünkt, ſie ſtreiten ſchon.

Die Vagabunden ſind indeß zu Rugantino getreten; er ſteht mit ihnen an der einen Seite.

Rugantino.

Hinter der Eiche,
Kommt, laßt uns lauſchen!

Pedro.

Hier im Geſträuche
Hör' ich ein Rauſchen! —
Wer da! Wer iſt's?
Seyd ihr nicht Riemmen,
Tretet hervor.

ſelben handelnden Schriften zurück, ſo war es auffallend, wie der monſtröſe Zuſtand dieſes durchaus kranken Körpers, der nur durch ein Wunder am Leben erhalten ward, gerade den Gelehrten am Meiſten zuſagte. Denn der ehrwürdige Deutſche Fleiß, der mehr auf Sammlung und Entwicklung von Einzelnheiten als auf Reſultate losging, fand hier einen unverſiegenden Anlaß zu immer neuer Beſchäftigung, und man mochte nun das Reich dem Kaiſer, die kleineren den größern Ständen, die Catholiken den Proteſtanten entgegenſetzen, immer gab es nach dem verſchiedenen Intereſſe nothwendig verſchiedene Meinungen, und immer Gelegenheit zu neuen Kämpfen und Gegenſtreben.

Da ich mir alle dieſe ältern und neuern Zuſtände möglichſt vergegenwärtigt hatte, konnte ich mir von meinem Wetzlariſchen Aufenthalt unmöglich viel Freude verſprechen. Die Ausſicht war nicht reizend, in einer zwar wohlgelegenen, aber kleinen und übelgebauten Stadt eine doppelte Welt zu finden: erſt die einheimiſche alte hergebrachte, dann eine fremde neue, jene ſcharf zu prüfen beauftragt, ein richtendes und ein gerichtetes Gericht; manchen Bewohner in Furcht und Sorge, er möchte auch noch mit in die verhängte Unterſuchung gezogen werden; angeſehene, ſo lange für würdig geltende Perſonen der ſchändlichſten Miſſethaten überwieſen und zu ſchimpflicher Beſtrafung bezeichnet: das Alles zuſammen machte das tragiſche Bild und konnte nicht anreizen, tiefer in ein Geſchäft einzugehen, das, an ſich ſelbſt verwickelt, nun gar durch Unthaten ſo verworren erſchien.

Daß mir außer dem Deutſchen Civil- und Staatsrechte hier nichts Wiſſenſchaftliches ſonderlich begegnen, daß ich außer poetiſcher Mittheilung entbehren würde, glaubte ich vorauszuſehn, als mich nach einigem Zögern die Luſt, meinen Zuſtand zu verändern, mehr als der Trieb nach Kenntniſſen, in dieſe Gegend hinführte. Allein wie verwundert war ich, als mir anſtatt einer ſauertöpfiſchen Geſellſchaft ein drittes akademiſches Leben entgegenſprang! An einer großen Wirthstafel traf ich beinah ſämmtliche Geſandtſchaftsuntergeordnete, junge munitere Leute, beiſammen; ſie nahmen mich freundlich auf, und es blieb mir ſchon den erſten Tag kein Geheimniß, daß ſie ihr mittägiges Beiſammenſein durch eine romantiſche Fiction erheiterten. Sie ſtellten nämlich, mit Geiſt und Munterkeit eine Rittertafel vor. Obenan ſaß der Heermeiſter, zur Seite deſſelben der Kanzler, ſodann die wichtigſten Staatsbeamten: nun folgten die Ritter, nach ihrer Ancienneté; Fremde hinzugetan, die anſprachen, mußten mit den unterſten Plätzen vorlieb nehmen, und für ſie war das Geſpräch meiſt unverſtändlich, weil ſich in der Geſellſchaft die Sprache außer den Ritterausdrücken noch mit manchen Anſpielungen verrichten hatte. Einem Jeden war ein Rittername zugelegt mit einem Beiworte. Mich nannten ſie „Götz von Berlichingen, den Redlichen.“ Jenen verdiente ich mir durch meine Aufmerkſamkeit für den biedern Deutſchen Altvater, und dieſen durch die aufrichtige Neigung und Ergebenheit gegen die vorzüglichen Männer, die ich kennen lernte. Dem Grafen von Kielmannsegg bin ich bei dieſem Aufenthalt vielen Dank ſchuldig geworden. Er war der Ernſteſte von Allen, höchſt tüchtig und zuverläſſig. Von Goué, ein ſchwer zu entziffernder und zu beſchreibender Mann, eine derbe, breite, Hannoveriſche Figur, ſtill in ſich gekehrt. Es fehlte ihm nicht an Talenten mancher Art. Man hegte von ihm die Vermuthung, daß er ein natürlicher Sohn ſei; auch liebte er ein gewiſſes geheimnißvolles Weſen, und verbarg ſeine eigenſten Wünſche und Vorſätze unter mancherlei Seltſamkeiten, wie er denn die eigentliche Seele des wunderlichen Ritterbundes war, ohne daß er nach der Stelle des Heermeiſters geſtrebt hätte. Vielmehr ließ er, da gerade zu der Zeit dieß Haupt der Ritterſchaft abging, einen Andern wählen und übte durch dieſen ſeinen Einfluß. So wußte er auch manche kleine Zufälligkeiten dahin zu lenken, daß ſie bedeutend erſchienen und in fabelhaften Formen durchgeſpielt werden konnten. Bei dieſem Allem aber konnte man keinen ernſten Zweck bemerken; es war ihm bloß zu thun, die lange Weile, die er und ſeine Collegen bei dem verzögerten Geſchäft empfanden mußten, zu erheitern, und den leeren Raum, wäre es auch nur mit Spinnengewebe, auszufüllen. Uebrigens wurde dieſes fabelhafte Arzneiſpiel mit äußerlichem großen Ernſt betrieben, ohne daß Jemand lächerlich finden durfte, wenn eine gewiſſe Mühle als Schloß, der Müller als Burgherr behandelt wurde, wenn man die vier Haimons-Kinder für ein canoniſches Buch erklärte und Abſchnitte daraus bei Ceremonien mit Ehrfurcht vorlas. Der Ritterſchlag ſelbſt geſchah mit hergebrachten, von mehreren Ritterorden entlehnten Symbolen. Ein Hauptanlaß zum Scherze war ferner der, daß man das Offenbare als ein Geheimniß behandelte; man trieb die Sache öffentlich, und es ſollte nicht davon geſprochen werden. Die Liſte der ſämmtlichen Ritter ward gedruckt, mit ſo viel Aufwand als ein Reichstags-Calender; und wenn Familien darüber zu ſpotten und die ganze Sache für abſurd und lächerlich zu erklären wagten, ſo ward zu ihrer Beſtrafung ſo lange intriguirt, bis man einen ernſthaften Ehemann oder nahen Verwandten beizutreten und den Ritterſchlag

anzunehmen bewogen hatte; da denn über den Verdruß der Angehörigen eine herrliche Schadenfreude entstand.

In dieses Ritterwesen verschlang sich noch ein seltsamer Orden, welcher philosophisch und mystisch sein sollte und keinen eigentlichen Namen hatte. Der erste Grad hieß der Uebergang, der zweite des Uebergangs Uebergang, der dritte des Uebergangs Uebergang zum Uebergang, und der vierte des Uebergangs Uebergang zu des Uebergangs Uebergang. Den hohen Sinn dieser Stufenfolge auszulegen, war nun die Pflicht der Eingeweihten, und Dieses geschah nach Maßgabe eines gedruckten Büchelchens, in welchem jene seltsamen Worte auf eine noch seltsamere Weise erklärt oder vielmehr amplificirt waren. Die Beschäftigung mit diesen Dingen war der erwünschteste Zeitverderb. Behrisch'ens Thorheit und Lenz'ens Verkehrtheit schienen sich hier vereinigt zu haben; nur wiederhole ich, daß auch nicht eine Spur von Zweck hinter diesen Hüllen zu finden war.

Ob ich nun gleich zu solchen Possen sehr ungern beitrieb, auch zuerst die Perikopen aus den vier Haimons-Kindern in Ordnung brachte und Vorschläge that, wie sie bei Festen und Feierlichkeiten vorgelesen werden sollten, auch selbst sie mit großer Emphase vorzutragen verstand, so hatte ich mich doch schon früher an solchen Dingen müde getrieben; und als ich daher meine Frankfurter- und Darmstädter-Umgebung vermißte, war es mir höchst lieb, Gotter'n gefunden zu haben, der sich mit aufrichtiger Neigung an mich schloß, und dem ich ein herzliches Wohlwollen erwiederte. Sein Sinn war zart, klar und heiter, sein Talent geübt und geregelt; er befleißigte sich der Französischen Eleganz und freute sich des Theils der Englischen Litteratur, der sich mit sittlichen und angenehmen Gegenständen beschäftigt. Wir brachten viele vergnügte Stunden zusammen zu, in denen wir uns wechselseitig unsere Kenntnisse, Versätze und Neigungen mittheilten. Er regte mich zu manchen kleinen Arbeiten an, zumal da er, mit den Göttingern in Verhältniß stehend, für Boie's Almanach auch von meinen Gedichten Etwas verlangte.

Dadurch kam ich mit Jenen in einige Berührung, die sich, jung und talentvoll, zusammenhielten und nachher so viel und mannigfaltig wirkten. Die beiden Grafen Stolberg, Bürger, Voß, Hölty und Andere waren im Glauben und Geiste um Klopstock versammelt, dessen Wirkung sich nach allen Seiten hin erstreckte. In einem solchen, sich immer mehr erweiternden Deutschen Dichterkreise entwickelte sich zugleich mit so mannigfaltigen poetischen Verdiensten auch noch ein anderer Sinn, dem ich keinen ganz eigentlichen Namen zu geben wüßte. Man könnte ihn das Bedürfniß der Unabhängigkeit nennen, welches immer im Frieden entspringt und gerade da, wo man eigentlich nicht abhängig ist. Im Kriege erträgt man die rohe Gewalt, so gut man kann; man fühlt sich wohl physisch und ökonomisch verletzt, aber nicht moralisch; der Zwang beschämt Niemanden, und es ist kein schimpflicher Dienst, der Zeit zu dienen; man gewöhnt sich, von Feind und Freund zu leiden; man hat Wünsche und keine Gesinnungen. Im Frieden hingegen thut sich der Freiheitssinn der Menschen immer mehr hervor, und je freier man ist, desto freier will man sein. Man will Nichts über sich dulden; wir wollen nicht beengt sein, Niemand soll beengt sein, und dieß zarte, ja kranke Gefühl erscheint in schönen Seelen unter der Form der Gerechtigkeit. Dieser Geist und Sinn zeigte sich damals überall, und gerade da nur Wenige bedrückt waren, wollte man auch Diese von zufälligem Druck befreien, und so entstand eine gewisse sittliche Befehdung, Einmischung der Einzelnen in's Regiment, die mit löblichen Anfängen zu unabsehbar unglücklichen Folgen hinführte.

Voltaire hatte durch den Schutz, den er der Familie Calas angedeihen ließ, großes Aufsehen erregt und sich ehrwürdig gemacht. Für Deutschland faßt noch auffallender und wichtiger war das Unternehmen Lavater's gegen den Landvogt gewesen. Der ästhetische Sinn, mit dem jugendlichen Muth verbunden, strebte vorwärts, und da man noch vor Kurzem studirte, um zu Aemtern zu gelangen, so fing man nun an den Aufseher der Beamten zu machen, und die Zeit war nah, wo der Theater- und Romanen-Dichter seine Bösewichter am liebsten unter Ministern und Amtleuten aufsuchte. Hieraus entstand eine halb eingebildete, halb wirkliche Welt von Wirkung und Gegenwirkung, in der wir späterhin die heftigsten Angebereien und Verdrehungen erlebt haben, welche sich die Verfasser von Zeitschriften und Tagblättern mit einer Art von Wuth unter dem Schein der Gerechtigkeit erlaubten, und um so unwiderstehlicher dabei zu Werke gingen, als sie das Publicum glauben machten, vor ihm sei der wahre Gerichtshof; thöricht, da kein Publicum eine executive Gewalt hat, und in dem zerstückten Deutschland die öffentliche Meinung Niemandem nutzte oder schadete.

Unter uns jungen Leuten ließ sich zwar Nichts von jener Art spüren, welche tadelnswerth gewesen wäre, aber eine gewisse ähnliche Verstimmung hatte sich unsrer bemächtigt, die, aus Poesie, Sittlichkeit und einem edeln Bestreben zusammengeflossen, zwar nutzbringend aber doch fruchtlos war.

Durch die „Hermann's-Schlacht" und die

Zueignung derſelben an Joſeph den Zweiten hatte Klopſtock eine wunderbare Anregung gegeben. Die Deutſchen, die ſich vom Druck der Römer befreiten, waren herrlich und mächtig dargeſtellt, und dieſes Bild war gar wohl geeignet, das Selbſtgefühl der Nation zu erwecken. Weil aber im Frieden der Patriotismus eigentlich nur darin beſteht, daß Jeder vor ſeiner Thüre kehre, ſeines Amtes warte, auch ſeine Lection lerne, damit es wohl im Hauſe ſtehe, ſo fand das von Klopſtock erregte Vaterlandsgefühl keinen Gegenſtand, an dem es ſich hätte üben können. Friedrich hatte die Ehre eines Theils der Deutſchen gegen eine verbundene Welt gerettet, und es war jedem Gliede der Nation erlaubt, durch Beifall und Verehrung dieſes großen Fürſten Theil an ſeinem Siege zu nehmen; aber wo denn nun hin mit jenem erregten kriegeriſchen Trotzgefühl? Welche Richtung ſollte es nehmen und welche Wirkung hervorbringen? Zuerſt war es bloß poetiſche Form, und die nachher ſo oft geſcholtenen, ja lächerlich gefundenen Bardenlieder häuften ſich durch dieſen Trieb, durch dieſen Anſtoß. Keine äußern Feinde waren zu bekämpfen; nun bildete man ſich Tyrannen, und dazu mußten die Fürſten und ihre Diener ihre Geſtalten erſt im Allgemeinen, ſodann nach und nach im Beſondern hergeben; und hier ſchloß ſich die Poeſie an jene oben gerügte Einmiſchung in die Rechtspflege mit Heftigkeit an, und es iſt merkwürdig, Gedichte aus jener Zeit zu ſehn, die ganz in einem Sinne geſchrieben ſind, wodurch alles Obere, es ſei nun monarchiſch oder ariſtokratiſch, aufgehoben wird.

Was mich betraf, ſo fuhr ich fort, die Dichtkunſt zum Ausdruck meiner Gefühle und Grillen zu benutzen. Kleine Gedichte, wie „der Wanderer", fallen in dieſe Zeit; ſie wurden in den „Göttinger Muſen-Almanach" aufgenommen. Was aber von jener Sucht in mich eingedrungen ſein mochte, davon ſtrebte ich mich kurz nachher im „Götz von Berlichingen" zu befreien; indem ich ſchilderte, wie in wüſten Zeiten der wohldenkende, brave Mann allenfalls an die Stelle des Geſetzes und der ausübenden Gewalt zu treten ſich entſchließt, aber in Verzweiflung iſt, wenn er dem anerkannten, verehrten Oberhaupt zweideutig, ja abtrünnig erſcheint.

Durch Klopſtock's Oden war denn auch in die Deutſche Dichtkunſt nicht ſowohl die nordiſche Mythologie als vielmehr die Nomenclatur ihrer Gottheiten eingeleitet; und ob ich gleich mich ſonſt gern alles Deſſen bediente, was mir gereicht ward, ſo konnte ich es doch nicht von mir gewinnen, mich derſelben zu bedienen, und zwar aus folgenden Urſachen. Ich hatte die Fabeln der Edda ſchon längſt aus der Vorrede zu „Mallet's Däniſcher Geſchichte" kennen gelernt und mich derſelben ſogleich bemächtigt; ſie gehörten unter diejenigen Mährchen, die ich, von einer Geſellſchaft aufgefordert, am Liebſten erzählte. Herder gab mir den „Reſenius" in die Hände, und machte mich mit den Heldenſagen mehr bekannt. Aber alle dieſe Dinge, wie werth ich ſie hielt, konnte ich nicht in den Kreis meines Dichtungsvermögens aufnehmen; wie herrlich ſie mir auch die Einbildungskraft anregten, entzogen ſie ſich doch ganz dem ſinnlichen Anſchaun, indeſſen die Mythologie der Griechen, durch die größten Künſtler der Welt in ſichtliche, leicht einzubildende Geſtalten verwandelt, noch vor unſern Augen in Menge daſtand. Götter ließ ich überhaupt nicht viel auftreten, weil ſie mir noch außerhalb der Natur, die ich nachzubilden verſtand, ihren Wohnſitz hatten. Was hätte mich nun gar bewegen ſollen, Wodan für Jupiter, und Thor für Mars zu ſetzen, und ſtatt der ſüdlichen genau umſchriebenen Figuren Nebelbilder, ja bloße Wortklänge in meine Dichtungen einzuführen? Von einer Seite ſchloſſen ſie ſich vielmehr an die Oſſian'ſchen, gleichfalls formloſen Helden, nur derber und rieſenhafter an, von der andern lenkte ich ſie nach dem heitern Mährchen hin; denn der humoriſtiſche Zug, der durch die ganze nordiſche Mythe durchgeht, war mir höchſt lieb und bemerkenswerth. Sie ſchien mir die einzige, welche durchaus mit ſich ſelbſt ſcherzt, einer wunderlichen Dynaſtie von Göttern abenteuerliche Rieſen, Zauberer und Ungeheuer entgegenſetzt, die nur beſchäftigt ſind, die höchſten Perſonen während ihres Regiments zu irren, zum Beſten zu haben und hinterdrein mit einem ſchmählichen, unvermeidlichen Untergang zu bedrohen.

Ein ähnliches, wo nicht gleiches Intereſſe gewannen mir die Indiſchen Fabeln ab, die ich aus Dapper's Reiſen zuerſt kennen lernte, und gleichfalls mit großer Luſt in meinen Mährchenvorrath hineinzog. Der „Altar des Rom" gelang mir vorzüglich im Nacherzählen, und ungeachtet der großen Mannigfaltigkeit der Perſonen dieſes Mährchens blieb doch der Affe Hanuemann der Lieblingmeines Publicums. Aber auch dieſe ungeheuren und übernatürlichen Ungeheuer konnten mich nicht eigentlich poetiſch befriedigen; ſie lagen zu weit von dem Wahren ab, nach welchem mein Sinn unabläſſig hinſtrebte.

Doch gegen alle dieſe kunſtwidrigen Geſpenſter ſollte mein Sinn für das Schöne durch die herrlichſte Kraft geſchützt werden. Glücklich iſt immer die Epoche einer Literatur, wenn große Werke der Vergangenheit wieder einmal aufthauen und an die Tagesordnung kommen, weil ſie alsdann eine vollkommen friſche Wirkung her-

verbringen. Auch das Homer'ſche Licht ging uns neu wieder auf, und zwar recht im Sinne der Zeit, die ein ſolches Erſcheinen höchſt begünſtigte: denn das beſtändige Hinweiſen auf Natur bewirkte zuletzt, daß man auch die Werke der Alten von dieſer Seite betrachten lernte. Was mehrere Reiſende zu Aufklärung der heiligen Schriften gethan, leiſteten andere für den Homer. Durch Guys ward man eingeleitet, Wood gab der Sache den Schwung. Eine Göttinger Recenſion des Anfangs ſehr ſeltenen Original's machte uns mit der Abſicht bekannt, und belebte uns, wie weit ſie ausgeführt werden. Wir ſahen nun nicht mehr in jenen Gedichten ein angeſpanntes und aufgedunſenes Heldenweſen, ſondern die abgeſpiegelte Wahrheit einer uralten Gegenwart, und ſuchten uns dieſelbe möglichſt heranzuziehen. Zwar wollte uns zu gleicher Zeit nicht völlig in den Sinn, wenn behauptet wurde, daß, um die Homer'ſchen Naturen recht zu verſtehn, man ſich mit den wilden Völkern und ihren Sitten bekannt machen müſſe, wie ſie uns die Reiſebeſchreiber der neuen Welten ſchildern: denn es ließ ſich doch nicht läugnen, daß ſowohl Europäer als Aſiaten in den Homer'ſchen Gedichten ſchon auf einem hohen Grade der Cultur dargeſtellt werden, vielleicht auf einem höhern, als die Zeiten des Trojaniſchen Kriegs mochten genoſſen haben. Aber jene Maxime war doch mit dem herrſchenden Naturbekenntniß übereinſtimmend, und inſofern mochten wir ſie gelten laſſen.

Bei allen dieſen Beſchäftigungen, die ſich auf Menſchenkunde im höhern Sinne ſowie auf Dichtkunſt im nächſten und lieblichſten bezogen, mußte ich doch jeden Tag erfahren, daß ich mich in Wetzlar aufhielt. Das Geſpräch über den Zuſtand des Viſitations-Geſchäftes und ſeiner immer wachſenden Hinderniſſe, die Entdeckung neuer Gebrechen klang ſtündlich durch. Hier war nun abermals das heilige Römiſche Reich verſammelt, nicht blos zu äußerlichen Feierlichkeiten, ſondern zu einem in's Innerſte greifenden Geſchäfte. Aber auch hier mußte mir jener halbleere Speiſeſaal am Krönungstage einfallen, wo die geladenen Gäſte außen blieben, weil ſie zu vornehm waren. Hier hatten ſie ſich zwar eingefunden, aber man mußte noch ſchlimmere Symptome gewahr werden. Der Unzuſammenhalt des Ganzen, das Widerſpiel der Theile kamen fortwährend zum Vorſchein, und es war kein Geheimniß geblieben, daß Fürſten unter einander ſich die Abſicht vertraulich mitgetheilt hatten: man müſſe ſehen, ob man nicht bei dieſer Gelegenheit dem Oberhaupt Etwas abgewinnen könne?

Welchen übeln Eindruck das kleine Detail aller Anecdoten von Nachläſſigkeiten und Verſäumniſſen, Ungerechtigkeiten und Beſtechungen auf einen jungen Menſchen machen mußte, der das Gute wollte und ſein Inneres in dieſem Sinne bearbeitete, wird jeder Redliche mitfühlen. Wo ſoll unter ſolchen Umſtänden Ehrfurcht vor dem Geſetz und dem Richter entſpringen? Aber hätte man auch auf die Wirkungen der Viſitation das größte Zutrauen geſetzt, hätte man glauben können, daß ſie völlig ihre hohe Beſtimmung erfüllen werde: für einen frohen, vorwärts ſchreitenden Jüngling war doch hier kein Heil zu finden. Die Förmlichkeiten dieſes Proceſſes an ſich gingen alle auf ein Verſchleifen; wollte man einiger Maßen wirken und Etwas bedeuten, ſo mußte man nur immer Demjenigen dienen, der Unrecht hatte, ſtets dem Beklagten, und in der Fechtkunſt der verdrehenden und ausweichenden Streiche recht gewandt ſein.

Ich verlor mich daher einmal über das andre, da mir in dieſer Zerſtreuung keine äſthetiſchen Arbeiten gelingen wollten, in äſthetiſche Speculationen; wie denn alles Theoretiſiren auf Mangel oder Stockung von Productions-Kraft hindeutet. Früher mit Merk'en, nunmehr mit Gotter'n, machte ich den Verſuch, Maximen auszufinden, wonach man beim Hervorbringen zu Werke gehn könnte. Aber weder mir noch ihnen wollte es gelingen. Merk war Zweifler und Eclectiker, Gotter hielt ſich an ſolche Beiſpiele, die ihm am Meiſten zuſagten. Die Sulzer'ſche Theorie war angekündigt, mehr für den Liebhaber als für den Künſtler. In dieſem Geſichtskreiſe werden vor Allem ſittliche Wirkungen gefordert, und hier entſteht ſogleich ein Zwieſpalt zwiſchen der hervorbringenden und benutzenden Claſſe; denn ein gutes Kunſtwerk kann und wird zwar moraliſche Folgen haben; aber moraliſche Zwecke vom Künſtler fordern, heißt ihm ſein Handwerk verderben.

Was die Alten über dieſe wichtigen Gegenſtände geſagt, hatte ich ſeit einigen Jahren fleißig, wo nicht in einer Folge ſtudirt, doch ſprungweiſe geleſen. Ariſtoteles, Cicero, Quinctilian, Longin, Reiner blieb unbeachtet, aber Das half mir Nichts; denn alle dieſe Männer ſetzten eine Erfahrung voraus, die mir abging. Sie führten mich in eine an Kunſtwerken unendlich reiche Welt, ſie entwickelten die Verdienſte vortrefflicher Dichter und Redner, von deren Meiſten uns nur die Namen übrig geblieben ſind, und überzeugten mich nur allzu lebhaft, daß erſt eine große Zahl von Gegenſtänden vor uns liegen müſſe, ehe man darüber denken könne, daß man erſt ſelbſt Etwas wiſſen, ja daß man fehlen müſſe, um ſeine eignen Fähigkeiten und die der Andern können zu lernen. Meine Bekanntſchaft mit ſo vielem Guten jener

alten Zeiten war doch immer nur ſchul- und buchmäßig und keineswegs lebendig, da es doch beſonders bei den gerühmteſten Rednern auffiel, daß ſie ſich durchaus im Leben gebildet hatten, und daß man von den Eigenſchaften ihres Kunſt-Characters niemals ſprechen konnte, ohne ihres perſönlichen Gemüths-Characters zugleich mit zu erwähnen. Bei Dichtern ſchien Dieß weniger der Fall; überall aber trat Natur und Kunſt nur durch Leben in Berührung, und ſo blieb das Reſultat von allem meinem Sinnen und Trachten jener alte Vorſatz, die innere und äußere Natur zu erforſchen, und in liebevoller Nachahmung ſie eben ſelbſt walten zu laſſen.

Zu dieſen Wirkungen, welche weder Tag noch Nacht in mir ruhten, lagen zwei große, ja ungeheure Stoffe in mir, deren Reichthum ich nur einiger Maßen zu ſchätzen brauchte, um etwas Bedeutendes hervorzubringen. Es war die ältere Epoche, in welche das Leben „Götzen's von Berlichingen" fällt, und die neuere, deren unglückliche Blüthe im „Werther" geſchildert iſt.

Von der hiſtoriſchen Vorbereitung zu der erſten Arbeit habe ich bereits geſprochen; die ethiſchen Anläſſe zu der zweiten ſollen gegenwärtig eingeleitet werden.

Jener Vorſatz, meine innere Natur nach ihren Eigenheiten gewähren und die äußere nach ihren Eigenſchaften auf mich einflüſſen zu laſſen, trieb mich an das wunderliche Element, in welchem „Werther" erſonnen und geſchrieben iſt. Ich ſuchte mich innerlich von allem Fremden zu entbinden, das Aeußere liebevoll zu betrachten, und alle Weſen, vom menſchlichen an ſo tief hinab, als ſie nur faßlich ſein möchten, jedes in ſeiner Art auf mich wirken zu laſſen. Dadurch entſtanden eine wunderſame Verwandtſchaft mit den einzelnen Gegenſtänden der Natur, und ein inniges Anklingen, ein Mitſtimmen in's Ganze, ſo daß ein jeder Wechſel, es ſei der Ortſchaften und Gegenden oder der Tags- und Jahreszeiten, oder was ſonſt ſich ereignen konnte, mich auf's Innigſte berührte. Der maleriſche Blick geſellte ſich zu dem phyſiſchen, die ſchöne Ländliche, durch den freundlichen Fluß belebte Landſchaft vermehrte meine Neigung zur Einſamkeit, und beängſtigte meine ſtillen, nach allen Seiten hin ſich ausbreitenden Betrachtungen.

Aber ſeitdem ich jenen Familien-Kreis zu Ettenheim und nun wieder meinen Freundeskreis zu Frankfurt und Darmſtadt verlaſſen, war mir eine Leere im Buſen geblieben, die ich auszufüllen nicht vermochte; ich befand mich daher in einer Lage, wo mir die Neigung, ſobald ſie nur einiges Maßen verdient anzutreffen, unverſehens überſchleichen und alle guten Vorſätze vereiteln kann.

Und indem nun der Verfaſſer zu dieſer Stufe ſeines Unternehmens gelangt, fühlt er ſich zum erſten Mal bei der Arbeit leicht um's Herz: denn von nun an wird dieſes Buch erſt, was es eigentlich ſein ſoll. Es hat ſich nicht als ſelbſtſtändig angekündigt; es iſt vielmehr beſtimmt, die Lücken eines Autor-Lebens auszufüllen, manches Bruchſtück zu ergänzen und das Andenken verlorner und verſchollener Waaren zu erhalten. Was aber ſchon gethan iſt, ſoll und kann nicht wiederholt werden; auch würde der Dichter jetzt die verdüſterten Seelenkräfte vergebens anrufen, umſonſt von ihnen fordern, daß ſie jene lieblichen Verhältniſſe wieder vergegenwärtigen möchten, welche ihm den Aufenthalt im Lahn-Thale ſo hoch verſchönten. Glücklicher Weiſe hatte der Genius ſchon früher dafür geſorgt und ihn angetrieben, in vermögender Jugendzeit das Nachſtvergangene feſtzuhalten, zu ſchildern und kühn genug zur günſtigen Stunde öffentlich aufzuſtellen. Daß hier das Büchlein „Werther" gemeint ſei, bedarf wohl keiner nähern Bezeichnung; von den darin aufgeführten Perſonen aber ſowie von den dargeſtellten Geſinnungen wird nach und nach Einiges zu eröffnen ſein.

Unter den jungen Männern, welche der Geſandtſchaft zugegeben, ſich zu ihrem künftigen Dienſtlauf vorüben ſollten, fand ſich einer, den wir kurz und gut den Bräutigam zu nennen pflegten. Er zeichnete ſich aus durch ein ruhiges, gleiches Betragen, Klarheit der Anſichten, Beſtimmtheit im Handeln und Reden. Seine heitere Thätigkeit, ſein anhaltender Fleiß empfahl ihn dergeſtalt den Vorgeſetzten, daß man ihm eine baldige Anſtellung verſprach. Hierdurch berechtigt, unternahm er, ſich mit einem Frauenzimmer zu verleben, das ſeiner Gemüthsart und ſeinen Wünſchen völlig zuſagte. Nach dem Tod ihrer Mutter hatte ſie ſich als Haupt einer zahlreichen jüngern Familie höchſt thätig erwieſen und den Vater in ſeinem Witwerſtand allein aufrecht erhalten, ſo daß ein künftiger Gatte von ihr das Gleiche für ſich und ſeine Nachkommenſchaft hoffen und ein entſchiedenes häusliches Glück erwarten konnte. Ein Jeder geſtand, auch ohne dieſe Lebenszwecke eigennützig für ſich im Auge zu haben, daß ſie ein wünſchenswerthes Frauenzimmer ſei. Sie gehörte zu Denen, die, wenn ſie nicht heftige Leidenſchaften einflößen, doch ein allgemeines Gefallen zu erregen geſchaffen ſind. Eine leicht anſehnliche, nett gebildete Geſtalt, eine reine geſunde Natur und die daraus entſpringende frohe Lebensthätigkeit, eine unbefangene Beſtimmung des täglich Nothwendigen,

das Alles war ihr zusammen gegeben. In der Betrachtung solcher Eigenschaften ward auch mir immer wohl, und ich gönnte mich gern zu Denen, die sie besaßen; und wenn ich nicht immer Gelegenheit fand, ihnen wirkliche Dienste zu leisten, so theilte ich mit ihnen lieber als mit Andern den Genuß jener unschuldigen Freuden, die der Jugend immer zur Hand sind und ohne große Bemühung und Aufwand ergriffen werden. Da es nun gerade ausgemacht ist, daß die Frauen sich nur für einander putzen und unter einander den Putz zu steigern unermüdet sind, so waren mir diejenigen die Liebsten, welche mit einfacher Reinlichkeit dem Freunde, dem Bräutigam, die stille Versicherung geben, daß es eigentlich nur für ihn geschehen, und daß ohne viel Umstände und Aufwand ein ganzes Leben so fortgeübt werden könne.

Solche Personen sind nicht allzu sehr mit sich selbst beschäftigt; sie haben Zeit, die Außenwelt zu betrachten, und Gelassenheit genug, sich nach ihr zu richten, sich ihr gleich zu stellen; sie werden klug und verständig ohne Anstrengung und bedürfen zu ihrer Bildung wenig Bücher. So war die Braut. Der Bräutigam, bei seiner durchaus rechtlichen und zutraulichen Sinnesart, machte Jeden, den er schätzte, bald mit ihr bekannt, und sah gern, weil er den größten Theil des Tages den Geschäften eifrig oblag, wenn seine Verlobte nach vollbrachten häuslichen Bemühungen sich sonst unterhielt, und sich gesellig auf Spaziergängen und Land-Parthien mit Freunden und Freundinnen ergetzte. Lotte (denn so wird sie denn doch wohl heißen) war unfehlbar in doppeltem Sinne: erst ihrer Natur nach, die mehr auf ein allgemeines Wohlwollen als auf besondere Neigungen gerichtet war; und dann hatte sie sich ja für einen Mann bestimmt, der ihrer werth sein Schicksal an das ihrige für's Leben zu knüpfen sich bereit erklären mochte. Die heiterste Lust wehte in ihrer Umgebung. Ja, wenn es schon ein angenehmer Anblick ist, zu sehen, daß Eltern ihren Kindern eine ununterbrochene Sorgfalt widmen, so hat es noch etwas Schöneres, wenn Geschwister Geschwistern das Gleiche leisten. Dort glauben wir mehr Natürlich und bürgerliches Herkommen, hier mehr Wahl und freies Gemüth zu erblicken.

Der neue Ankömmling, völlig frei von allen Banden, sorglos in der Gegenwart eines Mädchens, das schon versagt, den gefälligsten Dienst nicht als Bewerbung anlegen und sich desto eher daran erfreuen konnte, ließ sich ruhig gehen, war aber bald hergestalt eingesponnen und gefesselt, und zugleich von dem jungen Paare so zutraulich und freundlich behandelt, daß er sich selbst nicht mehr kannte. Müßig und träumerisch, weil ihm keine Gegenwart genügte, fand er Das, was ihm abging, in einer Freundinn, die, indem sie für's ganze Jahr lebte, nur für den Augenblick zu leben schien. Sie mochte ihn gern zu ihrem Begleiter; er konnte bald ihre Nähe nicht missen; denn sie vermittelte ihm die Alltagswelt: und so waren sie bei einer ausgedehnten Wirthschaft, auf dem Acker und den Wiesen, auf dem Krautland wie im Garten, bald unzertrennliche Gefährten. Erlaubten es dem Bräutigam seine Geschäfte, so war er an seinem Theil dabei; sie hatten sich alle Drei an einander gewöhnt, ohne es zu wollen, und wußten nicht, wie sie dazu kamen, sich nicht entbehren zu können. So lebten sie den herrlichen Sommer hin, eine ächt Deutsche Idylle, wozu das fruchtbare Land die Prosa und eine reine Neigung die Poesie hergab. Durch reife Kornfelder wandernd erquickten sie sich am thaureichen Morgen; das Lied der Lerche, der Schlag der Wachtel waren ergetzliche Töne; heiße Stunden folgten, ungeheure Gewitter brachen herein, man schloß sich nur desto mehr an einander, und mancher kleine Familien-Verdruß war leicht ausgelöscht durch fortdauernde Liebe. Und so nahm ein gemeiner Tag den andern auf, und alle schienen Festtage zu sein; der ganze Calender hätte müssen roth gedruckt werden. Verstehen wird mich, wer sich erinnert, was von dem glücklich unglücklichen Freunde der „neuen Heloise" geweissagt worden: „Und zu den Füßen seiner Geliebten sitzend, wird er Hauf brechen, und er wird wünschen Hauf zu brechen, heute, morgen und übermorgen, ja sein ganzes Leben."

Nur wenig, aber gerade soviel als nöthig sein mag, kann ich nunmehr von einem jungen Manne sagen, dessen Name in der Folgezeit nur allzu oft genannt werden. Es war Jerusalem, der Sohn des frei und zart denkenden Gottesgelehrten. Auch er war bei einer Gesandtschaft angestellt: seine Gestalt gefällig, mittlerer Größe, wohlgebaut; ein mehr rundes als längliches Gesicht; weiche, ruhige Züge, und was sonst noch einem hübschen blonden Jüngling zukommen mag; blaue Augen sodann, mehr anziehend als durchdringend zu nennen. Seine Kleidung war die unter den Niedersachsen in Nachahmung der Engländer herrschende: blauer Frack, ledergelbe Weste und Unterkleider, und Stiefeln mit braunen Stulpen. Der Verfasser hat ihn nie besucht, auch nicht bei sich gesehen; manchmal traf er ihn bei Freunden. Die Aeußerungen des jungen Mannes waren mäßig, aber wohlwollend. Er nahm an den verschiedensten Productionen Theil; besonders liebte er solche Zeichnungen und Skizzen, in welchen man einsamen Gegenden ihren stillen

Character abgewonnen hatte. Er theilte bei ſolchen Gelegenheiten Geßner'ſche Radirungen mit und munterte die Liebhaber auf, darnach zu ſtudiren. An allem jenem Ritterweſen und Maskenſpiel nahm er wenig oder keinen Antheil, lebte ſich und ſeinen Geſinnungen. Man ſprach von einer entſchiedenen Leidenſchaft zu der Gattinn eines Freundes. Oeffentlich ſah man ſie nie mit einander. Ueberhaupt wußte man wenig von ihm zu ſagen, außer daß er ſich mit der Engliſchen Litteratur beſchäftige. Als der Sohn eines wohlhabenden Mannes brauchte er ſich weder ängſtlich Geſchäften zu widmen, noch um baldige Anſtellung dringend zu bewerben.

Jene Geßner'ſchen Radirungen vermehrten die Luſt und den Antheil an ländlichen Gegenſtänden, und ein kleines Gedicht, welches wir in unſern engern Kreis mit Leidenſchaft aufnahmen, ließ uns von nun an nichts Anderes mehr beachten. Das „deserted village“ *) von Goldſmith mußte Jedermann auf jener Bildungsſtufe, in jenem Geſinnungskreiſe herzlich zuſagen. Nicht als lebendig oder wirkſam, ſondern als ein vergangenes, verſchwundenes Daſein ward alles Das geſchildert, was man ſo gern mit Augen ſah, was man liebte, ſchätzte, in der Gegenwart leidenſchaftlich aufſuchte, um jugendlich munter Theil daran zu nehmen. Feſt- und Feiertage auf dem Lande, Kirchweihen und Jahrmärkte dabei, unter der Dorflinde erſt die ernſte Verſammlung der Aelteſten, verdrängt von der heftigern Tanzluſt der Jüngern, und wohl gar die Theilnahme gebildeter Stände. Wie ſchicklich erſcheinen dieſe Vergnügungen, gemäßigt durch einen braven Landgeiſtlichen, der auch Dasjenige, was allenfalls überging, was zu Händeln und Zwiſt Anlaß geben konnte, gleich zu ſchlichten und abzuthun verſtand! Auch hier finden wir unſern ehrlichen „Wakefield“ wieder in ſeinem wohlbekannten Kreiſe, aber nicht mehr, wie er liebte und lebte, ſondern als Schatten, zurückgerufen durch des elegiſchen Dichters leiſe Klagetöne. Schon der Gedanke dieſer Darſtellung iſt einer der glücklichſten, ſobald einmal der Verluſt gefaßt iſt, ein unſchuldiges Vergangenes mit anmuthiger Trauer wieder heraufzurufen. Und wie gelungen iſt in jedem Sinne dem Engländer dieſes gemüthliche Verdienſt! Ich theilte den Enthuſiasmus für dieſes allerliebſte Gedicht mit Gotter'n, dem die von uns Beiden unternommene Ueberſetzung beſſer als mir gelückt iſt: denn ich hatte allzu ängſtlich die zarte Bedeutſamkeit des Originals in unſerer Sprache nachzubilden getrachtet, und war daher wohl mit einzelnen Stellen, nicht aber mit dem Ganzen übereingekommen.

Habt nun, wie man ſagt, in der Sehnſucht das größte Glück, und darf die wahre Sehnſucht nur auf ein Unerreichbares gerichtet ſein, ſo traf wohl Alles zuſammen, um den Jüngling, den wir gegenwärtig auf ſeinen Irrgängen begleiten, zum glücklichſten Sterblichen zu machen. Die Neigung zu einer verſagten Braut, das Beſtreben, Meiſterſtücke fremder Litteratur der unſrigen zu erwerben und anzueignen, die Bemühung, Naturgegenſtände nicht nur mit Worten, ſondern auch mit Griffel und Pinſel ohne eigentliche Technik nachzuahmen: Jedes einzelne wäre ſchon hinreichend geweſen, das Herz zu ſchwellen und die Bruſt zu beklemmen. Damit aber der ſo ſüß Leidende aus dieſen Zuſtänden geriſſen und ihm zu neuer Unruhe neue Verhältniſſe bereitet werden, ſo ergab ſich Folgendes.

In Gießen befand ſich Hepinet, Profeſſor der Rechte. Er war als tüchtig in ſeinem Fach, als denkender und wackerer Mann von Merck und Schleſſer's anerkannt und herzlich geehrt. Schon längſt hatte ich ſeine Bekanntſchaft gewünſcht, und nun, als zwei beiden Freunde bei ihm einen Beſuch abzuſtatten gedachten, um über litterariſche Gegenſtände zu unterhandeln, ward beliebt, daß ich bei dieſer Gelegenheit mich gleichfalls nach Gießen begeben ſollte. Weil wir aber, wie es in dem Uebermuth ſieberer und friedlicher Zeiten zu geſchehen pflegt, nicht leicht Etwas auf geradem Wege vollbringen konnten, ſondern wie wahrhafte Kinder auch dem Nothwendigen irgend einen Scherz abzugewinnen ſuchten, ſo ſollte ich als der Unbekannte in fremder Geſtalt erſcheinen und meiner Luſt, verkleidet aufzutreten, hier abermals Genüge thun. An einem heitern Morgen vor Sonnenaufgang ſchritt ich daher von Wetzlar an der Lahne hin das liebliche Thal hinauf; ſolche Wanderungen machten wieder mein größtes Glück. Ich erfand, verknüpfte, arbeitete durch, und war in der Stille mit mir ſelbſt heiter und froh; ich letzte mir zurecht, was die ewig widerſprechende Welt mir zugeſchickt und verworren aufgedrungen hatte. Am Ziele meines Weges angelangt, ſuchte ich Hepinet's Wohnung und pochte an ſeine Studir-Stube. Als er mir „Herein!“ gerufen hatte, trat ich beſcheidentlich vor ihn als ein Studirender, der von Akademien ſich nach Hauſe verfügen und unterwegs die würdigſten Männer wollte kennen lernen. Auf ſeine Fragen nach meinen nähern Verhältniſſen war ich vorbereitet; ich erzählte ein glaubliches preußiſches Mährchen, womit er zufrieden ſchien, und als ich mich hierauf für einen Irrigen angab, beſtand ich nicht abel;

*) Das verlaſſene Dorf.

denn ich kannte sein Verdienst in diesem Fache und wußte, daß er sich eben mit dem Naturrecht beschäftigte. Doch stockte das Gespräch einige Mal, und es schien, als wenn er einem Stammpoch oder meiner Beurlaubung entgegensähe. Ich wußte jedoch immer zu zaudern, indem ich Schlosser'n gewiß erwartete, dessen Pünktlichkeit mir bekannt war. Dieser kam auch wirklich, ward von seinem Freund bewillkommnet und nahm, als er mich von der Seite angesehn, wenig Notiz von mir. Höpfner aber zog mich in's Gespräch und zeigte sich durchaus als einen humanen, wohlwollenden Mann. Endlich empfahl ich mich und eilte nach dem Wirthshause, wo ich mit Merk'en einige flüchtige Worte wechselte und das Weitere verabredete.

Die Freunde hatten sich vorgenommen, Höpfner'n zu Tische zu bitten und zugleich jenen Philipp Heinrich Schmidt, der in dem Deutschen Litterar-Wesen zwar eine sehr untergeordnete, aber doch eine Rolle spielte. Auf diesen war der Handel eigentlich angelegt, und er sollte für Manches, was er gesündigt hatte, auf eine lustige Weise bestraft werden. Als die Gäste sich in dem Speisesaale versammelt hatten, ließ ich durch den Kellner fragen, ob die Herren mir erlauben wollten mitzuspeisen? Schlosser, dem ein gewisser Ernst gar wohl zu Gesicht stand, widersetzte sich, weil sie ihre freundschaftliche Unterhaltung nicht durch einen Dritten wollten gestört wissen. Auf das Andringen des Kellners aber und die Fürsprache Höpfner's, der versicherte, daß ich ein leidlicher Mensch sei, wurde ich eingelassen und betrug mich zu Anfang der Tafel bescheiden und verschämt. Schlosser und Merk thaten sich keinen Zwang an, und ergingen sich über Manches so essen, als wenn kein Fremder dabei wäre. Die wichtigsten litterarischen Angelegenheiten sowie die bedeutendsten Männer kamen zur Sprache. Ich erwies mich nun etwas kühner, und ließ mich nicht stören, wenn Schlosser mir manchmal ernstlich, Merk spöttisch Etwas abgab; doch richtete ich auf Schmidt'en alle meine Pfeile, die seine mir wohlbekannten Blößen scharf und sicher trafen.

Ich hatte mich bei meinem Nößel Tischwein mäßig verhalten; die Herren aber ließen sich bessern reichen und erwangelten nicht, auch mir davon mitzutheilen. Nachdem viele Angelegenheiten des Tags durchgesprochen waren, zog sich die Unterhaltung in's Allgemeine, und man behandelte die Frage, die, so lange es Schriftsteller gibt, sich immer wiederholen wird: ob nämlich die Litteratur im Auf- oder Absteigen, im Vor- oder Rückschritt begriffen sei? Diese Frage, worüber sich besonders Alte und Junge, Angehende und Abtretende selten vergleichen, sprach man mit Heiterkeit durch, ohne daß man gerade die Absicht gehabt hätte, sich darüber entschieden zu verständigen. Zuletzt nahm ich das Wort und sagte: Die Litteraturen, scheint es mir, haben Jahreszeiten, die mit einander abwechselnd, wie in der Natur, gewisse Phänomene hervorbringen und sich der Reihe nach wiederholen. Ich glaube daher nicht, daß man irgend eine Epoche einer Litteratur im Ganzen loben oder tadeln könne; besonders sehe ich nicht gerne, wenn man gewisse Talente, die von der Zeit hervorgerufen werden, so hoch erhebt und rühmt, andre dagegen schilt und niederdrückt. Die Kehle der Nachtigall wird durch das Frühjahr aufgeregt, zugleich aber auch die Gurgel des Kukuks. Die Schmetterlinge, die dem Auge so wohl thun, und die Mücken, welche dem Gefühl so verdrießlich fallen, werden durch eben die Sonnenwärme hervorgerufen; beherzigte man Dieß, so würde man dieselbigen Klagen nicht alle zehn Jahre wieder erneuert hören, und die vergebliche Mühe, dieses und jenes Mißfällige auszurotten, würde nicht so oft verschwendet werden. Die Gesellschaft sah mich mit Verwundrung an, woher mir so viele Weisheit und so viele Toleranz käme? Ich aber fuhr ganz gelassen fort, die litterarischen Erscheinungen mit Naturproducten zu vergleichen, und ich weiß nicht, wie ich sogar auf die Moluskken kam und allerlei Wunderliches von ihnen herauszusetzen wußte. Ich sagte, es seien Dieß Geschöpfe, denen man zwar eine Art von Körper, ja sogar eine gewisse Gestalt nicht ableugnen könne; da sie aber keine Knochen hätten, so wüßte man doch nichts Rechtes mit ihnen anzufangen, und sie seien nichts Besseres als ein lebendiger Schleim; jedoch müsse das Meer auch solche Verehrer haben. Da ich das Gleichniß über die Gebühr fortsetzte, um den gegenwärtigen Schmidt und diese Art der characterlosen Litteratoren zu bezeichnen, so ließ man mich bemerken, daß ein zu weit ausgedehntes Gleichniß zuletzt gar Nichts mehr sei. — So will ich auf die Erde zurückkehren! versetzte ich, und vom Epheu sprechen. Wie jene keine Knochen, so hat dieser keinen Stamm, mag aber gern überall, wo er sich anschmiegt, die Hauptrolle spielen. An alte Mauern gehört er hin, an denen ohnehin Nichts mehr zu verderben ist; von neuen Gebäuden entfernt man ihn billig; die Bäume saugt er aus, und am Allerunerträglichsten ist er mir, wenn er an einem Pfahl hinaufklettert und versichert, hier sei ein lebendiger Stamm, weil er ihn umlaubt habe.

Ungeachtet man mir abermals die Dunkelheit und Unzusammenhängigkeit meiner Gleichnisse vorwarf, ward ich immer lebhafter gegen alle para-

ſtiſchen Creaturen, und machte, ſoweit meine damaligen Naturkenntniſſe reichten, meine Sachen noch ziemlich artig. Ich ſang zuletzt ein Vivat allen ſelbſtſtändigen Männern, ein Pereat den Andringlingen, ergriff nach Tiſche Höpfner's Hand, ſchüttelte ſie derb, erklärte ihn für den braveſten Mann von der Welt, und umarmte ihn ſowie die Andern zuletzt recht herzlich. Der wackere neue Freund glaubte wirklich zu träumen, bis endlich Schloſſer und Merk das Räthſel auflöſten und der entdeckte Scherz eine allgemeine Heiterkeit verbreitete, in welche Schmidt ſelbſt mit einſtimmte, der durch Anerkennung ſeiner wirklichen Verdienſte und durch unſere Theilnahme an ſeinen Liebhabereien wieder begütigt wurde.

Dieſe geiſtreiche Einleitung konnte nicht anders als den litterariſchen Congreß befördern und begünſtigen, auf den es eigentlich angeſehen war. Merk, bald äſthetiſch, bald litterariſch, bald kaufmänniſch thätig, hatte den mehrdenkenden, unterrichteten, in ſo vielen Fächern kenntnißreichen Schloſſer angeregt, die „Frankfurter-Gelehrten-Anzeigen" in dieſem Jahr herauszugeben. Sie hatten ſich Höpfner'n und andre Academiker in Gießen, in Darmſtadt einen verdienten Schulmann, den Rector Wenk, und ſonſt manchen wackern Mann zugeſellt. Jeder hatte in ſeinem Fach hiſtoriſche und theoretiſche Kenntniſſe genug, und der Zeitſinn ließ dieſe Männer nach einem Sinne wirken. Die zwei erſten Jahrgänge dieſer Zeitung (denn nachher kam ſie in andere Hände) geben ein wunderſames Zeugniß, wie ausgebreitet die Einſicht, wie rein die Ueberſicht, wie redlich der Wille der Mitarbeiter geweſen. Das Humane und Weltbürgerliche wird befördert; wackere und mit Recht berühmte Männer werden gegen Zudringlichkeit aller Art geſchützt; man nimmt ſich ihrer an gegen Feinde, beſonders auch gegen Schüler, die das Ueberlieferte nun zum Schaden ihrer Lehrer mißbrauchen. Am Intereſſanteſten ſind beinah die Recenſionen über andere Zeitſchriften, die „Berliner-Bibliothek", den „Deutſchen Mercur", wo man die Gewandtheit in ſo vielen Fächern, die Einſicht ſowie die Billigkeit mit Recht bewundert.

Was mich betrifft, ſo ſahen ſie wohl ein, daß mir nicht mehr als Alles zum eigentlichen Recenſenten fehle. Mein hiſtoriſches Wiſſen hing nicht zuſammen, die Geſchichte der Welt, der Wiſſenſchaften, der Litteratur hatte mich nur epochenweis, die Gegenſtände ſelbſt aber nur theil- und maßenweis angezogen. Die Möglichkeit, wie die Dinge auch außer ihrem Zuſammenhange lebendig zu machen und zu vergegenwärtigen, ſetzte mich in den Fall, in einem Jahrhundert, in einer Abtheilung der Wiſſenſchaft völlig zu Hauſe zu ſein, ohne daß ich weder von dem Vorhergehenden noch von dem Nachfolgenden irgend unterrichtet geweſen wäre. Ebenſo war ein gewiſſer theoretiſch-practiſcher Sinn in mir aufgegangen, daß ich von den Dingen mehr, wie ſie ſein ſollten, als wie ſie waren, Rechenſchaft geben konnte, ohne eigentlichen philoſophiſchen Zuſammenhang, aber ſprungweiſe treffend. Hiezu kam eine ſehr leichte Faſſungskraft und ein freundliches Aufnehmen der Meinungen Anderer, wenn ſie nur nicht mit meinen Ueberzeugungen in geradem Widerſpruch ſtanden.

Jener litterariſche Verein ward überdieß durch eine lebhafte Correſpondenz und bei der Nähe der Ortſchaften durch öftere perſönliche Unterhandlungen begünſtigt. Wer das Buch zuerſt geleſen hatte, der referirte; manchmal fand ſich ein Correferent; die Angelegenheit ward beſprochen, an verwandte angeknüpft; und hatte ſich zuletzt ein gewiſſes Reſultat ergeben, ſo übernahm Einer die Redaction. Dadurch ſind mehrere Recenſionen ſo tüchtig als lebhaft, ſo angenehm als befriedigend. Mir fiel ſehr oft die Rolle des Protocoll-Führers zu; meine Freunde erlaubten mir auch innerhalb ihrer Arbeiten zu ſcherzen, und ſodann bei Gegenſtänden, denen ich mich gewachſen fühlte, die mir beſonders am Herzen lagen, ſelbſtſtändig aufzutreten. Vergebens würde ich unternehmen, darſtellend oder betrachtend den eigentlichen Geiſt und Sinn jener Tage wieder hervorzurufen, wenn nicht die beiden Jahrgänge gedachter Zeitung mit die entſchiedenſten Documente ſelbſt anböten. Auszüge von Stellen, an denen ich mich wieder erkenne, mögen mit ähnlichen Aufſätzen künftig am ſchicklichen Orte erſcheinen.

Bei einem ſo lebhaften Austauſch von Kenntniſſen, Meinungen, Ueberzeugungen lernte ich Höpfner'n ſehr bald näher kennen und gewann ihn lieb. Sobald wir allein waren, ſprach ich mit ihm über Gegenſtände ſeines Fachs, welches ja auch mein Fach ſein ſollte, und fand eine ſehr natürlich zuſammenhängende Aufklärung und Belehrung. Ich war mir damals noch nicht deutlich bewußt, daß ich wohl aus Büchern und im Geſpräch, nicht aber durch den zuſammenhängenden Katheder-Vortrag Etwas lernen konnte. Das Buch erlaubte mir, bei einer Stelle zu verweilen, ja rückwärts zu leſen, welches der mündliche Vortrag und der Lehrer nicht geſtatten konnte. Manchmal ergriff mich zu Anfang der Stunde ein Gedanke, dem ich nachhing, darüber das Folgende verlor und ganz aus dem Zuſammenhang gerieth. Und ſo war es mir auch in den juriſtiſchen Collegien ergangen, weßhalb ich zu manchen Anlaß neh-

men konnte, mich mit Höpfner'n zu beſprechen, der denn ſehr gern in meine Zweifel und Bedenken einging, auch manche Lücken ausglich, ſo daß in mir der Wunſch entſtand, in Gießen bei ihm zu verweilen, um mich an ihm zu unterrichten, ohne mich doch von meinen Wetzlar'ſchen Neigungen allzuweit zu entfernen. Gegen dieſen meinen Wunſch arbeiteten die beiden Freunde erſt unwiſſend, ſodann wiſſentlich; denn Beide eilten, nicht allein ſelbſt von hier wegzukommen, ſondern Beide hatten ſogar ein Intereſſe, mich aus dieſer Gegend wegzubringen.

Schloſſer entdeckte mir, daß er erſt in ein freundſchaftliches, dann in ein näheres Verhältniß zu meiner Schweſter gekommen ſei, und daß er ſich nach einer baldigen Anſtellung umſehe, um ſich mit ihr zu verbinden. Dieſe Erklärung machte mich einigen Maßen betroffen, ob ich ſie gleich in meiner Schweſter Briefen ſchon längſt hätte finden ſollen; aber wir gehen leicht über Das hinweg, was die gute Meinung, die wir von uns ſelbſt hegen, verletzen könnte, und ich bemerkte nun erſt, daß ich wirklich auf meine Schweſter eiferſüchtig ſei: eine Empfindung, die ich mir um ſo weniger verbarg, als ſeit meiner Rückkehr von Straßburg unſer Verhältniß noch viel inniger geworden war. Wie viel Zeit hatten wir nicht gebraucht, um wechſelſeitig die kleinen Herzensangelegenheiten, Liebes- und andere Händel mitzutheilen, die in der Zwiſchenzeit vorgefallen waren! Und hatte ſich nicht auch im Felde der Einbildungskraft vor mir eine neue Welt aufgethan, in die ich ſie doch auch einführen mußte? Meine eigenen kleinen Machwerke, eine weit ausgebreitete Welt-Poeſie, mußten ihr nach und nach bekannt werden. So überſetzte ich ihr aus dem Stegreife ſolche Homer'ſche Stellen, an denen ſie zunächſt Antheil nehmen konnte. Die Clarke'ſche wörtliche Ueberſetzung las ich Deutſch, ſo gut es gehen wollte, herunter; mein Vortrag verwandelte ſich gewöhnlich in metriſche Wendungen und Endungen, und die Lebhaftigkeit, womit ich die Bilder gefaßt hatte, die Gewalt, womit ich ſie ausſprach, hoben alle Hinderniſſe einer verſchränkten Wortſtellung; Dem, was ich geiſtreich hingab, folgte ſie mit dem Geiſte. Manche Stunden des Tags unterhielten wir uns auf dieſe Weiſe; verſammelte ſich hingegen ihre Geſellſchaft, ſo wurden der Wolf „Zentil" und der Affe „Hannemann" einſtimmig hervorgerufen; und wie oft habe ich nicht die berühmte Geſchichte, wie Ther und ſeine Begleiter von den zauberiſchen Thieren geäfft werden, unabläßlich wiederholen müſſen! Daher iſt mir auch von allen dieſen Dichtungen ein ſo angenehmer Eindruck geblieben, daß ſie noch immer unter das Wertheſte gehören, was meine Einbildungskraft ſich hervorrufen mag. In mein Verhältniß zu den Darmſtädtern hatte ich meine Schweſter auch hineingezogen, und ſogar meine Wanderungen und Entfernungen mußten unſer Band feſter knüpfen, da ich mich von Allem, was mir begegnete, brieflich mit ihr unterhielt, ihr jedes kleine Gedicht, wenn es auch nur ein Anrufungszeichen geweſen wäre, ſogleich mittheilte, und ihr zunächſt alle Briefe, die ich erhielt, und alle Antworten, die ich darauf ertheilte, ſehen ließ. Alle dieſe lebhafte Regung hatte ſeit meiner Abreiſe von Frankfurt geſtockt; mein Aufenthalt zu Wetzlar war zu einer ſolchen Unterhaltung nicht ausgiebig genug, und dann mochte die Neigung zu Lotte'n den Aufmerkſamkeiten gegen meine Schweſter Eintrag thun; genug, ſie fühlte ſich allein, vielleicht vernachläſſigt, und gab um ſo eher den redlichen Bemühungen eines Ehrenmannes Gehör, welcher, ernſt und verſchloſſen, zuverläſſig und ſchätzenswerth, ihr ſeine Neigung, mit der er ſonſt ſehr kargte, leidenſchaftlich zugewendet hatte. Ich mußte mich nun wohl darein ergeben und meinem Freunde ſein Glück gönnen, indem ich mir jedoch heimlich mit Selbſtvertrauen zu ſagen nicht unterließ, daß, wenn der Bruder nicht abweſend geweſen wäre, es mit dem Freunde ſoweit nicht hätte gedeihen können.

Meinem Freund und vermuthlichen Schwager war nun freilich ſehr daran gelegen, daß ich nach Hauſe zurückkehrte, weil durch meine Vermittelung ein freierer Umgang möglich ward, deſſen das Gefühl dieſes von zärtlicher Neigung unvermuthet getroffenen Mannes äußerſt zu bedürfen ſchien. Er nahm daher, als er ſich bald entfernte, von mir das Verſprechen, daß ich ihm zunächſt folgen wollte.

Von Merk'en, der eben freie Zeit hatte, hoffte ich nun, daß er ſeinen Aufenthalt in Gießen verlängern würde, damit ich einige Stunden des Tags mit meinem guten Höpfner zubringen könnte, indeſſen der Freund ſeine Zeit an die „Frankfurter-Gelehrten-Anzeigen" wendete; allein er war nicht zu bewegen, und wie meinen Schwager die Liebe, ſo trieb Dieſen der Haß von der Univerſität hinweg. Denn wie es angeborne Antipathien gibt, ſowie gewiſſe Menſchen die Katzen nicht leiden können, andern Dieſes oder Jenes in der Seele zuwider iſt, ſo war Merk ein Todfeind aller academiſchen Bürger, die nun freilich zu jener Zeit in Gießen ſich in der tiefſten Rohheit gefielen. Mir waren ſie ganz recht: ich hätte ſie wohl auch als Maſſen in einem meiner Faſtnachtsſpiele brauchen können; aber ihm verdarb der Anblick bei Tage und des Nachts ihr Gebrüll jede Art von gutem Humor. Er hatte die ſchönſte Zeit ſeiner jungen

Rugantino zu den Seinigen.

Bleibet zurück!
Der ſoll bey Seite,
Droht er, der Thor!

Alle.

Horch! Horch! Still! Still!

Clarid. u. Lucinde. Sie ſind auf einmal ſtille!
Pedro. Es wird auf einmal ſtille!
Rugant. u. Vagab. Er iſt auf einmal ſtille!
Was das nur werden will?

Pedro.

Wer da?

Rugantino.

Eine Degenſpitze!

Pedro.

Sie ſucht ihres Gleichen!
Hier!

Sie fechten.

Tage in der Französischen Schweiz zugebracht, und nachher den ersteulichen Umgang von Hof-, Welt- und Geschäftsleuten und gebildeten Literatoren genossen; mehrere Militär-Personen, in denen ein Streben nach Geistes-Cultur rege geworden, suchten ihn auf, und so bewegte er sein Leben in einem sehr gebildeten Zirkel. Daß ihn daher jenes Unwesen ärgerte, war nicht zu verwundern; allein seine Abneigung gegen die Stubiosen war wirklich leidenschaftlicher als es einem gesetzten Mann geziemte, wiewohl er mich durch seine geistreichen Schilderungen ihres ungebenerlichen Aufsehens und Betragens sehr oft zum Lachen brachte. Höpfner's Einladungen und mein Zureden halfen Nichts; ich mußte bald möglichst mit ihm nach Wezlar wandern.

Kaum konnte ich erwarten, bis ich ihn bei Lotte'n eingeführt; allein seine Gegenwart in diesem Kreise gerieth mir nicht zum Gedeihen; denn wie Mephistopheles, er mag hintreten, wohin er will, wohl schwerlich Segen mitbringt, so machte er mir durch seine Gleichgiltigkeit gegen viele geliebte Personen, wenn er mich auch nicht zum Wanken brachte, doch wenigstens keine Freude. Ich konnte es wohl verzeihen, wenn ich mich erinnert hatte, daß gerade solche schlanke, zierliche Personen, die eine lebendige Heiterkeit um sich her verbreiten, ohne weitere Ansprüche zu machen, ihm nicht sonderlich gefielen. Er zog sehr schnell die Jmeuische Gestalt einer ihrer Freundinnen vor, und da es ihm an Zeit gebrach, ein näheres Verhältniß anzuknüpfen, so schalt er mich recht bitter aus, daß ich mich nicht um diese prächtige Gestalt bemühe, um so mehr, da sie frei, ohne irgend ein Verhältniß sich befinde. Ich verstehe eben meinen Vortheil nicht, meinte er, und er sehe höchst ungern auch hier meine besondere Liebhaberei, die Zeit zu verderben.

Wenn es gefährlich ist, einen Freund mit den Vorzügen seiner Geliebten bekannt zu machen, weil er sie wohl auch reizend und begehrenswürdig finden möchte, so ist die umgekehrte Gefahr nicht geringer, daß er uns durch seine Abstimmung irre machen kann. Dieses war zwar hier der Fall nicht: denn ich hatte mir das Bild ihrer Liebenswürdigkeit tief genug eingedrückt, als daß es so leicht auszulöschen gewesen wäre; aber seine Gegenwart, sein Zureden beschleunigte doch den Entschluß, den Ort zu verlassen. Er stellte mir eine Rhein-Reise, die er eben mit Frau und Sohn zu machen im Begriff sei, so reizend vor, und erregte die Sehnsucht, diejenigen Gegenstände endlich mit Augen zu sehn, von denen ich oft mit Neid hatte erzählen hören. — Nun, als er sich entfernt hatte, trennte ich mich von Charlotte'n, zwar mit reinerem Gewissen als von Friederike'n, aber doch nicht ohne Schmerz. Auch dieses Verhältniß war durch Gewohnheit und Nachsicht leidenschaftlicher als billig von meiner Seite geworden; sie dagegen und ihr Bräutigam hielten sich mit Heiterkeit in einem Maße, das nicht schöner und liebenswürdiger sein konnte, und die eben hieraus entspringende Sicherheit ließ mich jede Gefahr vergessen. Indessen konnte ich mir nicht verbergen, daß diesem Abenteuer sein Ende bevorstehe; denn von der zunächst erwarteten Beförderung des jungen Mannes hing die Verbindung mit dem liebenswürdigen Mädchen ab: und da der Mensch, wenn er einiger Maßen resolut ist, auch das Nothwendige selbst zu wollen übernimmt, so faßte ich den Entschluß, mich freiwillig zu entfernen, ehe ich durch das Unerträgliche vertrieben würde.

Dreizehntes Buch.

Mit Merk'en war verabredet, daß wir uns zur schönen Jahreszeit in Coblenz bei Frau von Laroche treffen wollten. Ich hatte mein Gepäck nach Frankfurt, und was ich unterwegs brauchen könnte, durch eine Gelegenheit die Lahn hinunter gesendet, und wanderte nun diesen schönen, durch seine Krümmungen lieblichen, in seinen Ufern so mannigfaltigen Fluß hinunter, dem Entschluß nach frei, dem Gefühle nach befangen, in einem Zustande, in welchem uns die Gegenwart der stummfühlenden Natur so wohlthätig ist. Mein Auge, geübt, die malerischen und übermalerischen Schönheiten der Landschaft zu entdecken, schweigte in Betrachtung der Nähen und Fernen, der bebuschten Felsen, der sonnigen Wipfel, der feuchten Gründe, der thronenden Schlösser und der aus der Ferne lockenden blauen Bergreihen.

Ich wanderte auf dem rechten Ufer des Flusses, der in einiger Ferne und Entfernung unter mir, von reichem Weidengebüsch zum Theil verdeckt, im Sonnenlicht hinglitzerte. Da stieg in mir der alte Wunsch wieder auf, solche Gegenstände würdig nachahmen zu können. Zufällig hatte ich ein schönes Taschenmesser in der linken Hand, und in dem Augenblicke trat aus dem

tiefen Grunde der Seele gleichſam befehlshaberiſch hervor: Ich ſollte dieß Meſſer ungeſäumt in den Fluß ſchleudern: ſähe ich es hineinfallen, ſo würde mein künſtleriſcher Wunſch erfüllt werden; würde aber das Eintauchen des Meſſers durch die überhängenden Weidenbüſche verdeckt, ſo ſollte ich Wunſch und Bemühung fahren laſſen. So ſchnell als dieſe Grille in mir aufſtieg, war ſie auch ausgeführt. Denn ohne auf die Brauchbarkeit des Meſſers zu ſehen, das gar manche Geräthſchaften in ſich vereinigte, ſchleuderte ich es mit der Linken, wie ich es hielt, gewaltſam nach dem Fluſſe hin. Aber auch hier mußte ich die trügliche Zweideutigkeit der Orakel, über die man ſich im Alterthum ſo bitter beklagt, erfahren. Des Meſſers Eintauchen in den Fluß ward mir durch die letzten Weidenzweige verborgen, aber das dem Sturz entgegenwirkende Waſſer ſprang wie eine ſtarke Fontaine in die Höhe und war mir vollkommen ſichtbar. Ich legte dieſe Erſcheinung nicht zu meinen Gunſten aus, und der durch ſie in mir erregte Zweifel war in der Folge Schuld, daß ich dieſe Uebungen unterbrechener und fahrläſſiger anſtellte, und dadurch ſelbſt Anlaß gab, daß die Deutung des Orakels ſich erfüllte. Wenigſtens war mir für den Augenblick die Außenwelt verleidet, ich ergab mich meinen Einbildungen und Empfindungen, und ließ die wohlgelegenen Schlöſſer und Ortſchaften Weilburg, Limburg, Diez und Naſſau nach und nach hinter mir, meiſtens allein, nur manchmal auf kurze Zeit mich zu einem Andern geſellend.

Nach einer ſo angenehmen Wanderung von einigen Tagen gelangte ich nach Ems, wo ich einige Male des ſanften Bades genoß, und ſodann auf einem Kahne den Fluß hinabwärts fuhr. Da eröffnete ſich mir der alte Rhein, die ſchöne Lage von Oberlahnſtein entzückte mich; über Alles aber herrlich und majeſtätiſch erſchien das Schloß Ehrenbreitſtein, welches in ſeiner Kraft und Macht vollkommen gerüſtet daſtand. In höchſt lieblichem Contraſt lag an ſeinem Fuß das wohlgebaute Oertchen, Thal genannt, wo ich mich leicht zu der Wohnung des Geheimeraths von Laroche finden konnte. Angekündigt von Merk, ward ich von dieſer edeln Familie ſehr freundlich empfangen und geſchwind als ein Glied derſelben betrachtet. Mit der Mutter verband mich mein hellſehriſches und ſentimentales Streben, mit dem Vater ein heiterer Weltſinn und mit den Töchtern meine Jugend.

Das Haus, ganz am Ende des Thals, wenig erhöht über dem Fluß gelegen, hatte die freie Ausſicht den Strom hinabwärts. Die Zimmer waren hoch und geräumig und die Wände gallericartig mit an einander ſtoßenden Gemälden behangen. Jedes Fenſter, nach allen Seiten hin, machte den Rahmen zu einem natürlichen Bilde, das durch den Glanz einer milden Sonne ſehr lebhaft hervortrat; ich glaubte nie ſo heitere Morgen und ſo herrliche Abende geſehen zu haben.

Nicht lange war ich allein der Gaſt im Hauſe, zu dem Congreß, der hier theils im artiſtiſchen, theils im empfindſamen Sinne gehalten werden ſollte, war auch Leuchſenring beſchieden, der von Düſſeldorf heraufkam. Dieſer Mann von ſchönen Kenntniſſen in der neuern Litteratur hatte ſich auf verſchiedenen Reiſen, beſonders aber bei einem Aufenthalte in der Schweiz, viele Bekanntſchaften, und da er angenehm und einſchmeichelnd war, viele Gunſt erworben. Er führte mehrere Chatoullen bei ſich, welche den vertrauten Briefwechſel mit mehrern Freunden enthielten; denn es war überhaupt eine ſo allgemeine Offenherzigkeit unter den Menſchen, daß man mit keinem Einzelnen ſprechen oder an ihn ſchreiben konnte, ohne es zugleich als an Mehrere gerichtet zu betrachten. Man ſpähte ſein eigen Herz aus und das Herz der Andern, und bei der Gleichgiltigkeit der Regierungen gegen eine ſolche Mittheilung, bei der durchgreifenden Schnelligkeit der Taxiſchen Poſten, der Sicherheit des Siegels, dem leidlichen Porto, griff dieſer ſittliche und litterariſche Verkehr bald weiter um ſich.

Solche Correſpondenzen, beſonders mit bedeutenden Perſonen, wurden ſorgfältig geſammelt und alsdann bei freundſchaftlichen Zuſammenkünften auszugsweiſe vorgeleſen; und ſo ward man, da politiſche Diſcurſe wenig Intereſſe hatten, mit der Breite der moraliſchen Welt ziemlich bekannt.

Leuchſenring's Chatoullen enthielten in dieſem Sinne manche Schätze. Die Briefe einer Julie Bondeli wurden ſehr hochgeachtet; ſie war als Frauenzimmer von Sinn und Verdienſt und als Rouſſeau's Freundinn berühmt. Wer mit dieſem außerordentlichen Manne nur irgend in Verhältniß geſtanden hatte, genoß Theil an der Glorie, die von ihm ausging, und in ſeinem Namen war eine ſtille Gemeinde weit und breit ausgeſäet.

Ich wohnte dieſen Vorleſungen gerne bei, indem ich dadurch in eine unbekannte Welt verſetzt wurde und das Innere mancher kurz vergangenen Begebenheit kennen lernte. Freilich war nicht Alles gehaltreich; und Herr von Laroche, ein heiterer Welt- und Geſchäftsmann, der ſich, obgleich Catholik, ſchon in Schriften über das Mönch- und Pfaffthum luſtig gemacht hatte, glaubte auch hier eine Verſtändigung zu ſehen, wo mancher Einzelne ohne Werth ſich durch Verbindung mit bedeutenden Menſchen

anſtuge, wobei am Ende wohl er, aber nicht Jene geſtört würden. Meiſtens entzog ſich dieſer wackere Mann der Geſellſchaft, wenn die Chatoullen eröffnet wurden. Hatte er auch wohl einmal einige Briefe mit an, ſo konnte man eine ſchalkhafte Bemerkung erwarten. Unter Anderem ſagte er einſtens, er überzeuge ſich bei dieſer Correſpondenz noch mehr von Dem, was er immer geglaubt habe, daß Frauenzimmer alles Siegellack ſparen könnten; ſie ſollten nur ihre Briefe mit Stecknadeln zuſtecken, und dürften verſichert ſein, daß ſie uneröffnet an Ort und Stelle kämen. Auf gleiche Weiſe pflegte er mit Allem, was außer dem Lebens- und Thätigkeitskreiſe lag, zu ſcherzen und folgte hierin der Sinnesart ſeines Herrn und Meiſters, des Grafen Stadion, Churmainziſchen Miniſters, welcher gewiß nicht geeignet war, den Welt- und Kaltſinn des Knaben durch Ehrfurcht vor irgend einem Ahnungsweſen in's Gleichgewicht zu ſetzen.

Eine Anecdote von dem großen practiſchen Sinne des Grafen hingegen möge hier Platz finden. Als er den verwaiſten Laroche lieb gewann und zu ſeinem Zögling erkor, forderte er von dem Knaben gleich die Dienſte eines Secretär's. Er gab ihm Briefe zu beantworten, Depeſchen auszuarbeiten, die denn auch von ihm mundirt, öfter chiffrirt, geſiegelt und überſchrieben werden mußten. Dieſes dauerte mehrere Jahre. Als der Knabe zum Jüngling herangereift war und Dasjenige wirklich leiſtete, was er ſich bisher nur eingebildet hatte, führte ihn der Graf an einen großen Schreibtiſch, in welchem ſämmtliche Briefe und Pakete unerbrochen als Exercitien der erſtern Zeit aufbewahrt lagen.

Eine andere Uebung, die der Graf ſeinem Zögling zumuthete, wird nicht ſo allgemeinen Beifall finden. Laroche nämlich hatte ſich üben müſſen, die Hand ſeines Herrn und Meiſters auf's Genaueſte nachzuahmen, um ihn dadurch der Qual des Selbſtſchreibens zu überheben. Allein nicht nur in Geſchäften ſollte dieſes Talent genutzt werden, auch in Liebeshändeln hatte der junge Mann die Stelle ſeines Lehrers zu vertreten. Der Graf war leidenſchaftlich einer hohen und geiſtreichen Dame verbunden. Wenn er in deren Geſellſchaft bis tief in die Nacht verweilte, ſaß indeſſen ſein Secretär zu Hauſe und ſchmiedete die heißeſten Liebesbriefe; darunter wählte der Graf und ſendete noch gleich zur Nachtzeit das Blatt an ſeine Geliebte, welche ſich denn doch wohl daran von dem unverwüſtlichen Feuer ihres leidenſchaftlichen Anbeters überzeugen mußte. Dergleichen frühe Erfahrungen mochten denn freilich dem Jüngling nicht den beſten Begriff von ſchriftlichen Liebesunterhaltungen gegeben haben.

Ein unverſöhnlicher Haß gegen das Pfaffthum hatte ſich bei dieſem Manne, der zwei geiſtlichen Churfürſten diente, feſtgeſetzt, wahrſcheinlich entſprungen aus der Betrachtung des rohen, geſchmackloſen, geiſtverderblichen Frazenweſens, welches die Mönche in Deutſchland an manchen Orten zu treiben pflegten, und dadurch eine jede Art von Bildung hinderten und zerſtörten. Seine „Briefe über das Mönchsweſen" machten großes Aufſehen; ſie wurden von allen Proteſtanten und von vielen Catholiken mit großem Beifall aufgenommen.

Wenn ſich aber Herr von Laroche gegen Alles, was man Empfindung nennen könnte, auflehnte, und wenn er ſelbſt den Schein derſelben entſchieden von ſich abhielt, ſo verhehlte er doch nicht eine väterliche zarte Neigung zu ſeiner älteſten Tochter, welche freilich nicht anders als liebenswürdig war: eher klein als groß von Geſtalt, niedlich gebaut; eine freie anmuthige Bildung, die ſchwärzeſten Augen und eine Geſichtsfarbe, die nicht reiner und blühender gedacht werden konnte. Auch ſie liebte ihren Vater und neigte ſich zu ſeinen Geſinnungen. Ihm, als thätigem Geſchäftsmann, war die meiſte Zeit durch Berufsarbeiten weggenommen, und weil die einkehrenden Gäſte eigentlich durch ſeine Frau und nicht durch ihn angezogen wurden, ſo konnte ihm die Geſellſchaft wenig Freude geben. Bei Tiſche war er heiter, unterhaltend, und ſuchte wenigſtens ſeine Tafel von der empfindſamen Würze frei zu halten.

Wer die Geſinnungen und Denkweiſe der Frau von Laroche kennt (und ſie iſt durch ein langes Leben und viele Schriften einem jeden Deutſchen ehrwürdig bekannt geworden), der möchte vielleicht vermuthen, daß hieraus ein häusliches Mißverhältniß hätte entſtehen müſſen. Aber keineswegs; ſie war die wunderbarſte Frau, und ich wüßte ihr keine andere zu vergleichen. Schlank und zart gebaut, eher groß als klein, hatte ſie bis in ihre höhern Jahre eine gewiſſe Eleganz der Geſtalt ſowohl als des Betragens zu erhalten gewußt, die zwiſchen dem Benehmen einer Edel-Dame und einer würdigen bürgerlichen Frau gar anmuthig ſchwebte. Im Anzuge war ſie ſich mehrere Jahre gleich geblieben. Ein nettes Flügelhäubchen ſtand dem kleinen Kopfe und dem feinen Geſichte gar wohl, und die braune oder graue Kleidung gab ihrer Gegenwart Würde und Würde. Sie ſprach gut und wußte Dem, was ſie ſagte, durch Empfindung immer Bedeutung zu geben. Ihr Betragen war gegen Jedermann vollkommen gleich. Allein durch dieſes Alles iſt noch nicht das Eigenſte ihres Weſens ausgeſprochen; es zu bezeichnen iſt ſchwer. Sie ſchien an Allem Theil zu nehmen, aber im Grunde wirkte Nichts auf ſie. Sie

war mild gegen Alles und konnte Alles dulden ohne zu leiden; den Scherz ihres Mannes, die Zärtlichkeit ihrer Freunde, die Anmuth ihrer Kinder: Alles erwiederte sie auf gleiche Weise, und so blieb sie immer sie selbst, ohne daß ihr in der Welt durch Gutes und Böses oder in der Litteratur durch Vortreffliches und Schwaches wäre beizukommen gewesen. Dieser Sinnesart verdankt sie ihre Selbstständigkeit bis in ein hohes Alter bei manchen traurigen, ja kümmerlichen Schicksalen. Doch um nicht ungerecht zu sein, muß ich erwähnen, daß ihre beiden Söhne, damals Kinder von blendender Schönheit, ihr manchmal einen Ausdruck ablockten, der sich von Demjenigen unterschied, dessen sie sich zum täglichen Gebrauch bediente.

So lebte ich in einer neuen, wundersam angenehmen Umgebung eine Zeit lang fort, bis Merk mit seiner Familie heraufkam. Hier entstanden sogleich neue Wahlverwandtschaften: denn indem die beiden Frauen sich einander näherten, hatte Merk mit Herrn von Laroche als Welt- und Geschäftskenner, als unterrichtet und gereist, nähere Berührung. Der Knabe gesellte sich zu den Knaben, und die Töchter fielen mir zu, von denen die älteste mich gar bald besonders anzog. Es ist eine sehr angenehme Empfindung, wenn sich eine neue Leidenschaft in uns zu regen anfängt, ehe die alte noch ganz verklungen ist. So sieht man bei untergehender Sonne gern auf der entgegengesetzten Seite den Mond aufgehn und erfreut sich an dem Doppelglanze der beiden Himmelslichter.

Nun fehlte es nicht an reicher Unterhaltung in und außer dem Hause. Man durchstrich die Gegend; Ehrenbreitstein diesseits, die Carthause jenseits wurden bestiegen. Die Stadt, die Moselbrücke, die Fähre, die uns über den Rhein brachte, Alles gewährte das mannigfachste Vergnügen. Noch nicht erbaut war das neue Schloß; man fuhrte uns an den Platz, wo es stehn sollte, man ließ uns die verschiedenen Risse davon sehen.

In diesem heitern Zustande entwickelte sich jedoch innerlich der Stoff der Unverträglichkeit, der in gebildeten wie in ungebildeten Gesellschaften gewöhnlich seine unfreundlichen Wirkungen zeigt. Merk, zugleich kalt und unruhig, hatte nicht lange jenen Briefwechsel mit angehört, als er über die Dinge, von denen die Rede war, sowie über die Personen und ihre Verhältnisse gar manchen schalkhaften Einfall laut werden ließ, mit aber im Stillen die wunderlichsten Dinge eröffnete, die eigentlich darunter verborgen sein sollten. Von politischen Geheimnissen war zwar keineswegs die Rede, auch nicht von irgendEtwas, das einen gewissen Zusammenhang gehabt hätte; er machte mich nur auf Menschen aufmerksam, die ohne sonderliche Talente mit einem gewissen Geschick sich persönlichen Einfluß zu verschaffen wissen, und durch die Bekanntschaft mit Vielen aus sich selbst Etwas zu bilden suchen; und von dieser Zeit an hatte ich Gelegenheit, Dergleichen mehr zu bemerken. Da solche Personen gewöhnlich den Ort verändern, und als Reisende bald hier bald da eintreffen, so kommt ihnen die Gunst der Neuheit zu Gute, die man ihnen nicht beneiden noch verkümmern sollte; denn es ist Dieses eine herkömmliche Sache, die jeder Reisende zu seinem Vortheil, jeder Bleibende zu seinem Nachtheil öfters erfahren hat.

Dem sei nun, wie ihm wolle; genug, wir näheten von jener Zeit an eine gewisse unruhige, ja neidische Aufmerksamkeit auf dergleichen Leute, die auf ihre eigne Hand hin und wieder zogen, sich in jeder Stadt vor Anker legten, und wenigstens in einigen Familien Einfluß zu gewinnen suchten. Einen zarten und weichen dieser Zunftgenossen habe ich im „Pater Brey", einen andern, tüchtigern und derbern, in einem künftig mitzutheilenden Fastnachtsspiele, das den Titel führt: „Satyros oder der vergötterte Waldteufel", wo nicht mit Billigkeit, doch wenigstens mit gutem Humor dargestellt.

Indessen wirkten die wunderlichen Elemente unserer kleinen Gesellschaft noch so ganz friedlich auf einander; wir waren theils durch eigne Sitte und Lebensart gebändigt, theils aber auch durch jene besondere Weise der Hafenstadt gemildert, welche von Dem, was um sie verging, nur leicht berührt, sich immer gewissen idealen Vorstellungen hingab, und indem sie solche freundlich und wohlwollend zu äußern verstand, alles Scharfe, was in der Gesellschaft hervortreten mochte, zu mildern und das Unebne auszugleichen wußte.

Merk hatte noch eben zur rechten Zeit zum Aufbruch geblasen, so daß die Gesellschaft in dem besten Verhältniß aus einander ging. Ich fuhr mit ihm und den Seinigen auf einer nach Mainz rückkehrenden Jacht den Rhein aufwärts; und obschon Dieses an sich sehr langsam ging, so ersuchten wir noch überdieß den Schiffer, sich ja nicht zu übereilen. So genossen wir mit Muße der unendlich mannigfaltigen Gegenstände, die bei dem herrlichsten Wetter jede Stunde an Schönheit zuzunehmen und jeweil an Größe als an Gefälligkeit immer neu zu wechseln schienen; und ich wünsche nur, indem ich die Namen Rheinfels und St. Goar, Bacharach, Bingen, Elfeld und Biberich ausspreche, daß jeder meiner Leser im Stande sei, sich diese Gegenden in der Erinnerung hervorzurufen.

Wir hatten fleißig gezeichnet, und uns wenig-

ſtens dadurch die tauſendfältige Abwechſlung jener herrlichen Ufer feſter eingedrückt; aber auch unſer Verhältniß vereinigte ſich durch dieſes längere Zuſammenſein, durch die vertrauliche Mittheilung über ſo mancherlei Dinge dergeſtalt, daß Merk einen großen Einfluß über mich gewann, und ich ihm als ein guter Geſell zu einem behaglichen Daſein unentbehrlich ward. Mein durch die Natur geſchärfter Blick warf ſich wieder auf die Kunſtbeſchauung, wozu mir die ſchönen Frankfurter-Sammlungen an Gemälden und Kupferſtichen die beſte Gelegenheit gaben, und ich bin der Neigung der Herren Etling, Ehrenreich, beſonders aber dem braven Nothnagel ſehr viel ſchuldig geworden. Die Natur in der Kunſt zu ſehen, ward bei mir zu einer Leidenſchaft, die in ihren höchſten Augenblicken andern, ſelbſt paſſionirten Liebhabern faſt wie Wahnſinn erſcheinen mußte; und wie konnte eine ſolche Neigung beſſer gehegt werden, als durch eine fortdauernde Betrachtung der trefflichen Werke der Niederländer! Damit ich mich aber auch mit dieſen Dingen werkthätig bekannt machen möchte, räumte mir Nothnagel ein Cabinett ein, wo ich Alles fand, was zur Oelmalerei nöthig war, und ich malte einige einfache Stillleben nach dem Wirklichen, auf deren einem ein Meſſerſtiel von Schildpat, mit Silber eingelegt, meinen Meiſter, der mich erſt vor einer Stunde beſucht hatte, dergeſtalt überraſchte, daß er behauptete, es müſſe während der Zeit einer von ſeinen untergeordneten Künſtlern bei mir geweſen ſein.

Hätte ich geduldig fortgefahren, mich an ſolchen Gegenſtänden zu üben, ihnen Licht und Schatten und die Eigenheiten ihrer Oberfläche abzugewinnen: ich hätte mir eine gewiſſe Praxis bilden und zum Höhern den Weg bahnen können; ſo aber verfolgte mich der Ehrgeiz aller Dilettanten, mit dem Schwerſten anzufangen, ja ſogar das Unmögliche leiſten zu wollen, und ich verwickelte mich bald in größere Unternehmungen, in denen ich ſtecken blieb, ſowohl weil ſie weit über meine techniſchen Fähigkeiten hinauslagen, als weil ich die liebevolle Aufmerkſamkeit und den gelaſſenen Fleiß, durch den auch ſchon der Anfänger Etwas leiſtet, nicht immer rein und wirkſam erhalten konnte.

Auch wurde ich zu gleicher Zeit abermals in eine höhere Sphäre geriſſen, indem ich einige ſchöne Gypsabgüſſe antiker Köpfe anzuſchaffen Gelegenheit fand. Die Italiener nämlich, welche die Modelle beziehen, brachten manchmal dergleichen gute Exemplare mit, und verkauften ſie auch wohl, nachdem ſie eine Form darüber genommen. Auf dieſem Wege fing ich mir ein kleines Muſeum auf, indem ich die Köpfe des Laocoon, ſeiner Söhne, der Niobe Töchter allmälig zuſammenbrachte, nicht weniger die Nachbildungen der bedeutendſten Werke des Alterthums im Kleinen aus der Verlaſſenſchaft eines Kunſtfreundes ankaufte, und ſo mir jenen großen Eindruck, den ich in Mannheim gewonnen hatte, möglichſt wieder zu beleben ſuchte.

Indem ich nun Alles, was von Talent, Liebhaberei oder ſonſt irgend einer Neigung in mir leben mochte, auszubilden, zu nähren und zu unterhalten ſuchte, verwendete ich eine gute Zeit des Tages nach dem Wunſch meines Vaters auf die Advocatur, zu deren Ausübung ich zufälliger Weiſe die beſte Gelegenheit fand. Nach dem Tode des Großvaters war mein Oheim Textor in den Rath gekommen, und überzog mir die kleinern Sachen, denen ich gewachſen war; welches die Gebrüder Schleſſer auch thaten. Ich machte mich mit den Acten bekannt; mein Vater las ſie ebenfalls mit vielem Vergnügen, da er ſich durch Veranlaſſung des Sohns wieder in einer Thätigkeit ſah, die er lange entbehrt hatte. Wir beſprachen uns darüber, und mit großer Leichtigkeit machte ich alsdann die nöthigen Aufſätze. Wir hatten einen trefflichen Copiſten zur Hand, auf den man ſich zugleich wegen aller Canzlei-Förmlichkeiten verlaſſen konnte: und ſo war mir dieſes Geſchäft eine um ſo angenehmere Unterhaltung, als es mich dem Vater näher brachte, der, mit meinem Benehmen in dieſem Punkte völlig zufrieden, allem Uebrigen, was ich trieb, gerne nachſah, in der ſchönſten Erwartung, daß ich nun bald auch ſchriftſtelleriſchen Ruhm einernten würde.

Weil nun in jeder Zeit-Epoche Alles zuſammenhängt, indem die herrſchenden Meinungen und Geſinnungen ſich auf die vielfachſte Weiſe verzweigen, ſo befolgte man in der Rechtslehre nunmehr auch nach und nach alle diejenigen Maximen, nach welchen man Religion und Moral behandelte. Unter den Sachwaltern als den Jüngern, ſodann unter den Richtern als den Aeltern, verbreitete ſich der Humanismus, und Alles wetteiferte, auch in rechtlichen Verhältniſſen höchſt menſchlich zu ſein. Gefängniſſe wurden gebeſſert, Verbrechen entſchuldigt, Strafen gelindert, die Legitimationen erleichtert, Scheidungen und Mißheirathen befördert, und einer unſerer vorzüglichſten Sachwalter erwarb ſich den höchſten Ruhm, als er einem Scharfrichterſohne den Eingang in das Collegium der Aerzte zu erfechten wußte. Vergebens widerſetzten ſich Gilden und Körperſchaften; ein Damm nach dem andern ward durchbrochen. Die Duldſamkeit der Religions-Parteien gegen einander ward nicht bloß geübt, ſondern ausgeübt, und mit einem noch größern Einfluſſe ward die bürgerliche Verfaſſung bedroht, als man Duldſamkeit gegen die Juden

mit Verſtand, Scharfſinn und Kraft der gutmüthigen Zeit anzunehmlichen bemüht war. Dieſe neuen Gegenſtände rechtlicher Behandlung, welche außerhalb des Geſetzes und des Herkommens lagen und nur an billige Beurtheilung, an gemüthliche Theilnahme Anſpruch machten, forderten zugleich einen natürlichern und lebhaftern Styl. Hier war uns, den Jüngſten, ein heiteres Feld eröffnet, in welchem wir uns mit Luſt herumtummelten, und ich erinnere mich noch gar wohl, daß ein Reichshofraths-Agent mir in einem ſolchen Falle ein ſehr artiges Belobungsſchreiben zuſendete. Die Franzöſiſchen plaidoyés dienten uns zu Muſtern und zur Anregung.

Und ſomit waren wir auf dem Wege, beſſere Redner als Juriſten zu werden, worauf mich der ſolide Georg Schloſſer einſtmals tadelnd aufmerkſam machte. Ich hatte ihm erzählt, daß ich meiner Partei eine mit vieler Energie zu ihren Gunſten abgefaßte Streitſchrift vorgeleſen, worüber ſie mir große Zufriedenheit bezeigt. Hierauf erwiederte er mir: „Du haſt Dich in dieſem Fall mehr als Schriftſteller, denn als Advocat bewieſen. Man muß niemals fragen, wie eine ſolche Schrift den Clienten, ſondern wie ſie dem Richter gefallen kann.“

Wie nun aber Niemand noch ſo ernſte und dringende Geſchäfte haben mag, denen er ſeinen Tag widmet, daß er nicht deßungeachtet Abends ſo viel Zeit finde, das Schauſpiel zu beſuchen: ſo ging es auch mir, der ich in Ermanglung einer vorzüglichen Bühne über das Deutſche Theater zu denken nicht aufhörte, um zu erforſchen, wie man auf demſelben allenfalls thätig mitwirken könnte. Der Zuſtand deſſelben in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts iſt bekannt genug, und Jedermann, der ſich davon zu unterrichten verlangt, findet überall bereite Hülfsmittel. Ich denke deßwegen hier nur einige allgemeine Bemerkungen einzuſchalten.

Das Glück der Bühne beruhte mehr auf der Perſönlichkeit der Schauſpieler als auf dem Werthe der Stücke. Dieß war beſonders bei halb oder ganz extemporirten Stücken der Fall, wo Alles auf den Humor und das Talent der comiſchen Schauſpieler ankam. Der Stoff ſolcher Stücke muß aus dem gemeinſten Leben genommen ſein, den Sitten des Volks gemäß, vor welchem man ſpielt. Aus dieſer unmittelbaren Anwendbarkeit entſpringt der große Beifall, deſſen ſie ſich jederzeit zu erfreuen haben. Dieſe waren immer im ſüdlichen Deutſchland zu Hauſe, wo man ſie bis auf den heutigen Tag beibehält, und nur von Zeit zu Zeit dem Character der poſſenhaften Masken einige Veränderung zu geben, durch den Perſonenwechſel genöthigt iſt. Doch nahm das Deutſche Theater, dem ernſten Character der Nation gemäß, ſehr bald eine Wendung nach dem Sittlichen, welche durch eine äußere Veranlaſſung noch mehr beſchleunigt ward. Unter den ſtrengen Chriſten entſtand nämlich die Frage, ob das Theater zu den ſündlichen und auf alle Fälle zu vermeidenden Dingen gehöre, oder zu den gleichgiltigen, welche dem Guten gut, und nur dem Böſen böſe werden könnten. Strenge Eiferer verneinten das Letztere, und hielten feſt darüber, daß kein Geiſtlicher je in's Theater gehen ſolle. Nun konnte die Gegenrede nicht mit Nachdruck geführt werden, als wenn man das Theater nicht allein für unſchädlich, ſondern ſogar für nützlich angab. Um nützlich zu ſein, mußte es ſittlich ſein, und dazu bildete es ſich im nördlichen Deutſchland um ſo mehr aus, als durch einen gewiſſen Halbgeſchmack die luſtige Perſon vertrieben ward, und obgleich geiſtreiche Köpfe für ſie einſprachen, dennoch weichen mußte, da ſie ſich bereits von der Derbheit des Deutſchen Hanswurſts gegen die Niedlichkeit und Zierlichkeit der Italieniſchen und Franzöſiſchen Harlekine gewendet hatte. Selbſt „Scapin“ und „Criſpin“ verſchwanden nach und nach; den Letztern habe ich zum letzten Mal von Koch in ſeinem hohen Alter ſpielen ſehn.

Schon die Richardſon'ſchen Romane hatten die bürgerliche Welt auf eine zartere Sittlichkeit aufmerkſam gemacht. Die ſtrengen und unausbleiblichen Folgen eines weiblichen Fehltritts waren in der „Clariſſe“ auf eine grauſame Weiſe zergliedert. Leſſings „Miß Sara Sampſon“ behandelte daſſelbe Thema. Nun ließ „der Kaufmann von London“ einen verführten Jüngling in der ſchrecklichſten Lage ſehen. Die Franzöſiſchen Dramen hatten denſelben Zweck, verfuhren aber mäßiger und wußten durch Vermittlung am Ende zu gefallen. „Diderot's Hausvater“, „der ehrliche Verbrecher“, „der Eſſighändler“, „der Philoſoph, ohne es zu wiſſen“, „Eugenie“ und mehr dergleichen Werke waren dem ehrbaren Bürger- und Familien-Sinn gemäß, der immer mehr obzuwalten anfing. Bei uns gingen „der dankbare Sohn“, „der Deſerteur aus Kindesliebe“ und ihre Sippſchaft denſelben Weg. „Der Miniſter“, „Clementine“ und die übrigen Gebleriſchen Stücke, „der Deutſche Hausvater von Gemmingen“: alle brachten den Werth des mittlern, ja des untern Standes zu einer gemüthlichen Anſchauung, und entzückten das große Publicum. Eckhof durch ſeine edle Perſönlichkeit, die dem Schauſpielerſtand eine gewiſſe Würde mittheilte, deren er bisher entbehrte, hob die erſten Figuren ſolcher Stücke nun allein, indem der Ausdruck von Rechtlich-

keit ihm, als einem rechtlichen Manne, vollkommen gelang.

Indem nun das Deutsche Theater sich völlig zur Verweichlichung hinneigte, stand Schröder als Schriftsteller und Schauspieler auf, und bearbeitete, durch die Verbindung Hamburg's mit England veranlaßt, Englische Lustspiele. Er konnte dabei den Stoff derselben nur im Allgemeinsten brauchen: denn die Originale sind meistens formlos, und wenn sie auch gut und planmäßig anfangen, so verlieren sie sich doch zuletzt in's Weite. Es scheint ihnen Verfassern nur darum zu thun, die wunderlichsten Scenen anzubringen, und wer an ein gehaltenes Kunstwerk gewöhnt ist, wird sich zuletzt ungern ins Grenzenlose getrieben. Ueberdieß geht ein wildes unsittliches, gemein wüstes Wesen bis zum Unerträglichen so entschieden durch, daß es schwer sein möchte, dem Plan und den Charactern alle ihre Unarten zu benehmen. Sie sind eine derbe und dabei gefährliche Speise, die bloß einer großen und halbverderbenen Volksmasse zu einer gewissen Zeit genießbar und verdaulich gewesen sein mag. Schröder hat an diesen Dingen mehr gethan, als man gewöhnlich weiß; er hat sie von Grund aus verändert, dem Deutschen Sinne angeähnlicht und sie möglichst gemildert. Es bleibt ihnen aber immer ein herber Kern, weil der Scherz gar oft auf Mißhandlung von Personen beruht, sie mögen es verdienen oder nicht. In diesen Darstellungen, welche sich gleichfalls auf dem Theater verbreiteten, lag also ein heimliches Gegengewicht jener allzu zarten Sittlichkeit, und die Wirkung beider Arten gegen einander hinderte glücklicher Weise die Einförmigkeit, in die man sonst verfallen wäre.

Der Deutsche, gut und großmüthig von Natur, will Niemanden gemißhandelt wissen. Weil aber kein Mensch, wenn er auch noch so gut denkt, sicher ist, daß man ihm nicht Etwas gegen seine Neigung unterschiebe, auch das Lustspiel überhaupt immer etwas Schadenfreude bei dem Zuschauer voraussetzt oder erweckt, wenn es behagen soll: so gerieth man auf einem natürlichen Wege zu einem bisher für unnatürlich gehaltenen Benehmen. Dieses war: die höhern Stände herabzuziehen und sie mehr oder weniger anzutasten. Die prosaische und poetische Satire hatte sich bisher immer gehütet, Hof und Adel zu berühren. Rabener enthielt sich nach jener Seite hin alles Spottes, und blieb in einem niedern Kreise. Zachariä beschäftigt sich viel mit Landedelleuten, stellt ihre Liebhabereien und Eigenheiten komisch dar, aber ohne Mißachtung. Thümels „Wilhelmine", eine kleine geistreiche Composition, so angenehm als leicht, erwarb sich großen Beifall, vielleicht auch mit deßwegen, weil der Verfasser, ein Edelmann und Hofgenosse, die eigne Classe nicht eben schonend behandelte. Den entschiedensten Schritt jedoch that Lessing in der „Emilia Galotti", wo die Leidenschaften und ränkevollen Verhältnisse der höhern Regionen schneidend und bitter geschildert sind. Alle diese Dinge sagten dem aufgeregten Zeitsinne vollkommen zu, und Menschen von weniger Geist und Talent glaubten das Gleiche, ja noch mehr thun zu dürfen; wie denn Großmann in sechs unappetitlichen Schüsseln alle Leckerspeisen seiner Pöbelküche dem schadenfrohen Publicum aufstischte. Ein redlicher Mann, Hofrath Reinhardt, machte bei dieser unerfreulichen Tafel den Haushofmeister zu Trost und Erbauung sämmtlicher Gäste. Von dieser Zeit an wählte man die theatralischen Bösewichter immer aus den höhern Ständen; doch mußte die Person Kammerjunker oder wenigstens Geheim-Secretär sein, um sich einer solchen Auszeichnung würdig zu machen. In den allergottlosesten Schauspielen aber erkor man die obersten Chargen und Stellen des Hof- und Civil-Etat's im Adreß-Calender, in welcher vornehmen Gesellschaft denn doch noch die Justizianen als Bösewichter der ersten Instanz ihren Platz fanden.

Doch indem ich schon fürchten muß, über die Zeit hinausgegriffen zu haben, von der hier die Rede sein kann, kehre ich auf mich selbst zurück, um des Drangs zu erwähnen, den ich empfand, mich in freien Stunden mit den einmal ausgesonnenen theatralischen Planen zu beschäftigen.

Durch die fortdauernde Theilnahme an Shakspeare's Werken hatte ich mir den Geist so ausgeweitet, daß mir der enge Bühnenraum und die kurze, einer Verstellung zugemessene Zeit keineswegs hinlänglich schienen, um etwas Bedeutendes vorzutragen. Das Leben des biedern „Götz von Berlichingen", von ihm selbst geschrieben, trieb mich in die historische Behandlungsart, und meine Einbildungskraft dehnte sich dergestalt aus, daß auch meine dramatische Form alle Theater-Grenzen überschritt, und sich den lebendigen Ereignissen mehr und mehr zu nähern suchte. Ich hatte mich davon, sowie ich vorwärts ging, mit meiner Schwester umständlich unterhalten, die an solchen Dingen mit Geist und Gemüth Theil nahm, und ich erneuerte diese Unterhaltung so oft, ohne nur irgend zum Werke zu schreiten, daß sie zuletzt ungeduldig und wohlwollend dringend bat, mich nur nicht immer mit Worten in die Luft zu ergehen, sondern endlich einmal Das, was mir so gegenwärtig wäre, auf das Papier festzubringen. Durch diesen Antrieb

bestimmt, fing ich eines Morgens zu schreiben an, ohne daß ich einen Entwurf oder Plan vorher aufgesetzt hätte. Ich schrieb die ersten Scenen, und Abends wurden sie Cornelien vorgelesen. Sie schenkte ihnen vielen Beifall, jedoch nur bedingt, indem sie zweifelte, daß ich so fortfahren würde; ja sie äußerte sogar einen entschiedenen Unglauben an meine Beharrlichkeit. Dieses reizte mich nur um so mehr, ich fuhr den nächsten Tag fort, und so den dritten; die Hoffnung wuchs bei den täglichen Mittheilungen; auch mir ward Alles von Schritt zu Schritt lebendiger, indem mir ohnehin der Stoff durchaus eigen geworden; und so hielt ich mich ununterbrochen an's Werk, das ich geradewegs verfolgte, ohne weder rückwärts noch rechts noch links zu sehn, und in etwa sechs Wochen hatte ich das Vergnügen, das Manuscript geheftet zu erblicken. Ich theilte es Merken mit, der verständig und wohlwollend darüber sprach; ich sendete es Herdern zu, der sich unfreundlich und hart dagegen äußerte und nicht ermangelte, in einigen gelegentlichen Schmähgedichten mich deßhalb mit spottischen Namen zu bezeichnen. Ich ließ mich dadurch nicht irre machen, sondern faßte meinen Gegenstand scharf in's Auge; der Wurf war einmal gethan, und es fragte sich nur, wie man die Steine im Brett vortheilhaft setzte. Ich sah wohl, daß mir auch hier Niemand rathen würde, und als ich nach einiger Zeit mein Werk wie ein fremdes betrachten konnte, so erkannte ich freilich, daß ich bei dem Versuch, auf die Einheit der Zeit und des Orts Verzicht zu thun, auf der höhern Einheit, die um deste mehr gefordert wird, Eintrag gethan hatte. Da ich mich ohne Plan und Entwurf blos der Einbildungskraft und einem innern Trieb überließ, so war ich von vornherein ziemlich bei der Klinge geblieben, und die ersten Acte konnten für Das, was sie sein sollten, gar füglich gelten; in den folgenden aber, und besonders gegen das Ende, riß mich eine wundersame Leidenschaft unbewußt hin. Ich hatte mich, indem ich Adelheiden liebenswürdig zu schildern trachtete, selbst in sie verliebt; unwillkürlich war meine Feder nur ihr gewidmet, das Interesse an ihrem Schicksal nahm überhand, und wie ehehin gegen das Ende Götz außer Thätigkeit gesetzt ist, und dann nur zu einer unglücklichen Theilnahme am Bauernkriege zurückkehrt: so war Nichts natürlicher, als daß eine reizende Frau ihn bei dem Ärmel anstach, der die Ausschweifen abschüttelnd in einem neuen Felde sich zu versuchen dachte. Diesen Mangel oder vielmehr diesen tadelhaften Ueberfluß erkannte ich gar bald, da die Natur meiner Poesie mich immer zur Einheit hindrängte. Ich hegte nun, anstatt der Lebensbeschreibung Götzens und der Deutschen Alterthümer, mein eigenes Werk im Sinne, und suchte ihm immer mehr historischen und nationalen Gehalt zu geben, und Das, was daran fabelhaft oder bloß leidenschaftlich war, auszulöschen; wobei ich freilich Manches aufopferte, indem die menschliche Neigung vor künstlerischen Ueberzeugung weichen mußte. So hatte ich mir z. B. etwas Rechtes zu Gute gethan, indem ich in einer gravitätisch nächtlichen Zigeuner-Scene Adelheiden auftreten und ihre schöne Gegenwart Wunder thun ließ. Eine nähere Prüfung verbannte sie, sowie auch der im vierten und fünften Acte umständlich ausgeführte Liebeshandel zwischen Franzen und seiner gnädigen Frau sich in's Enge zog, und nur in seinen Haupt-Momenten hervorleuchten durfte.

Ohne also an dem ersten Manuscript irgend Etwas zu verändern, welches ich wirklich noch in seiner Urgestalt besitze, nahm ich mir vor, das Ganze umzuschreiben, und leistete Dieß auch mit solcher Thätigkeit, daß in wenigen Wochen ein ganz erneutes Stück vor mir lag. Ich ging damit um so rascher zu Werke, je weniger ich die Absicht hatte, diese zweite Bearbeitung jemals drucken zu lassen, sondern sie gleichsam nur als Verübung ansah, die ich künftig bei einer mit mehrerm Fleiß und Ueberlegung anzustellenden, neuen Behandlung abermals zum Grunde legen wollte.

Als ich nun mancherlei Vorschläge, wie ich Dieß anzufangen gedächte, Merken vortrugen anfing, spottete er meiner und fragte, was denn das ewige Arbeiten und Umarbeiten heißen solle. Die Sache werde dadurch nur anders und selten besser; man müsse sehn, was das Eine für Wirkung thue, und dann immer wieder was Neues unternehmen. — „Bei Zeit auf die Zäun', sie trocknen die Windeln!" rief er sprüchwörtlich aus; das Säumen und Zaudern mache nur unsichere Menschen. Ich erwiederte ihm dagegen, daß es mir unangenehm sein würde, eine Arbeit, an die ich so viele Neigung verwendet, einem Buchhändler anzubieten, und mir vielleicht gar eine abschlägige Antwort zu holen: denn wie sollten sie einen jungen, namenlosen und noch dazu verwegenen Schriftsteller beurtheilen? Schon meine „Mitschuldigen", auf die ich Etwas hielt, hätte ich, als meine Scheu vor der Presse nach und nach verschwand, gern gedruckt gesehn, allein ich fand keinen geneigten Verleger.

Hier war nun meines Freundes technisch-mercantilische Lust auf einmal rege. Durch die Frankfurter Zeitung hatte er sich schon mit Gelehrten und Buchhändlern in Verbindung gesetzt; wir sollten daher, wie er meinte, dieses

seltsame und gewiß auffallende Werk auf eigne Kosten herausgeben, und es werde davon ein guter Vortheil zu ziehen sein; wie er denn mit so vielen Andern öfters den Buchhändlern ihren Gewinn nachzurechnen pflegte, der bei manchen Werken freilich groß war, besonders wenn man außer Acht ließ, wie viel wieder an andern Schriften und durch sonstige Handelsverhältnisse verloren geht. Genug, es ward ausgemacht, daß ich das Papier anschaffen, er aber für den Druck sorgen solle; und somit ging es frisch an's Werk, und mir gefiel es gar nicht übel, meine wilde dramatische Skizze nach und nach in saubern Aushängebogen zu sehen; sie nahm sich wirklich reinlicher aus, als ich selbst gedacht. Wir vollendeten das Werk, und es ward in vielen Paketen versendet. Nun dauerte es nicht lange, so entstand überall eine große Bewegung; das Aufsehn, das es machte, ward augenscheinlich. Weil wir aber, bei unsern beschränkten Verhältnissen, die Exemplare nicht schnell genug nach allen Orten zu vertheilen vermochten, so erschien plötzlich ein Nachdruck; und da überdieß gegen unsere Absendungen freilich sobald keine Erstattung, am Allerwenigsten eine baare, zurückerfolgen konnte: so war ich, als Hausfrau, deren Casse nicht in reichlichen Umständen sein konnte, zu einer Zeit, wo man mir von allen Seiten her viel Aufmerksamkeit, ja sogar vielen Beifall erwies, höchst verlegen, wie ich nur das Papier bezahlen sollte, auf welchem ich die Welt mit meinem Talent bekannt gemacht hatte. Merk, der sich schon eher zu helfen wußte, hegte dagegen die besten Hoffnungen, daß sich nächstens Alles wieder in's Gleiche stellen würde; ich bin aber Nichts davon gewahr worden.

Schon bei den kleinen Aufschriften, die ich ungenannt herausgab, hatte ich das Publicum und die Recensenten auf meine eignen Kosten kennen lernen, und ich war auf Lob und Tadel so ziemlich vorbereitet, besonders da ich seit mehreren Jahren immer nachging und beobachtete, wie man die Schriftsteller behandle, denen ich eine vorzügliche Aufmerksamkeit gewidmet hatte.

Hier konnte ich selbst in meiner Unsicherheit deutlich bemerken, wie doch so Vieles grundlos, einseitig und willkürlich in den Tag hinein gesagt wurde. Mir begegnete nun Dasselbe; und wenn ich nicht schon einigen Grund gehabt hätte, wie irre hätten mich die Widersprüche gebildeter Menschen machen müssen! So fand z. B. im „Deutschen Mercur" eine weitläufige, wohlgemeinte Recension, verfaßt von irgend einem beschränkten Geiste. Wo er tadelte, konnte ich nicht mit ihm einstimmen, noch weniger, wenn er anzab, wie die Sache hätte können anders gemacht werden. Erfreulich war es mir daher, wenn ich unmittelbar hinterdrein eine heitere Erklärung Wieland's antraf, der im Allgemeinen dem Recensenten widersprach und sich meiner gegen ihn annahm. Indessen war doch Jones auch gedruckt; ich sah ein Beispiel von der dumpfen Sinnesart unterrichteter und gebildeter Männer; wie mochte es erst im großen Publicum aussehn!

Das Vergnügen, mich mit Merk'en über solche Dinge zu besprechen und aufzuklären, war von kurzer Dauer; denn die einsichtsvolle Landgräfin von Hessen-Darmstadt nahm ihn auf ihrer Reise nach Petersburg in ihr Gefolge. Die ausführlichen Briefe, die er mir schrieb, gaben mir eine weitere Aussicht in die Welt, die ich mir um so mehr zu eigen machen konnte, als die Schilderungen von einer bekannten und befreundeten Hand gezeichnet waren. Allein ich blieb bedungeachtet dadurch auf längere Zeit sehr einsam, und entbehrte gerade in dieser wichtigen Epoche seiner aufklärenden Theilnahme, deren ich doch so sehr bedurfte.

Denn wie man wohl den Entschluß faßt, Soldat zu werden und in den Krieg zu gehen, sich auch muthig vorsetzt, Gefahr und Beschwerlichkeiten zu ertragen, sowie auch Wunden und Schmerzen, ja den Tod zu erdulden, aber sich dabei keineswegs die besondern Fälle vorstellt, unter welchen diese im Allgemeinen erwarteten Uebel uns äußerst unangenehm überraschen können: so ergeht es einem Jeden, der sich in die Welt wagt, und besonders dem Autor'n, und so ging es auch mir. Da der größte Theil des Publicum's mehr durch den Stoff als durch die Behandlung angeregt wird, so war die Theilnahme junger Männer an meinen Stücken meistens heftig. Sie glaubten darin ein Panier zu sehn, unter dessen Vorschritt Alles, was in der Jugend Wildes und Ungeschlachtes lebt, sich wohl Raum machen dürfte, und gerade die besten Köpfe, in denen schon vorläufig etwas Aehnliches spukte, wurden davon hingerissen. Ich besitze noch von dem trefflichen und in manchem Betracht einzigen Bürger einen Brief, ich weiß nicht an wen, der als wichtiger Beleg Dessen gelten kann, was jene Erscheinung damals gewirkt und aufgeregt hat. Von der Gegenseite tadelten mich gesetzte Männer, daß ich das Faustrecht mit zu günstigen Farben geschildert habe, ja sie legten mir die Absicht unter, daß ich jene unregelmäßigen Zeiten wieder einzuführen gedächte. Noch Andere hielten mich für einen grundgelehrten Mann und verlangten, ich sollte die Original-Erzählung des guten Götz neu mit Noten heraus geben; wenn ich mich keineswegs geschickt fühlte, ob ich es mir gleich gefallen ließ, daß

man meinen Namen auf den Titel des frischen Abdrucks zu setzen beliebte. Man hatte, weil ich die Blumen eines großen Daseins abzupflücken verstand, mich für einen sorgfältigen Kunstgärtner gehalten. Diese meine Gelahrtheit und gründliche Sachkenntniß wurde jedoch wieder von Andern in Zweifel gezogen. Ein angesehener Geschäftsmann machte mir ganz unvermuthet die Visite. Ich sehe mich dadurch höchst geehrt, und um so mehr, als er sein Gespräch mit dem Lobe meines „Götz von Berlichingen" und meiner guten Einsichten in die Deutsche Geschichte anfängt; allein ich fuhr mich doch betroffen, als ich bemerkte, er sei eigentlich nur gekommen, um mich zu belehren, daß Götz von Berlichingen kein Schwager von Franz von Sickingen gewesen sei, und daß ich also durch dieses poetische Ehebündniß gar sehr gegen die Geschichte verstoßen habe. Ich suchte mich dadurch zu entschuldigen, daß Götz ihn selber so nenne; allein mir ward erwiedert, daß dieses eine Redensart sei, welche nur ein näheres freundschaftliches Verhältniß ausdrücke, wie man ja in der neuern Zeit die Postillone auch Schwager nenne, ohne daß ein Familien-Band sie zu uns knüpfe. Ich dankte, so gut ich konnte, für diese Belehrung und bedauerte nur, daß dem Uebel nicht mehr abzuhelfen sei. Dieses ward von seiner Seite gleichfalls bedauert, wobei er mich freundlichst zu fernerm Studium der Deutschen Geschichte und Verfassung ermahnte, und mir dazu seine Bibliothek anbot, von der ich auch in der Folge guten Gebrauch machte.

Das Lustige jedoch, was mir in dieser Art begegnete, war der Besuch eines Buchhändlers, der mit einer heitern Freimüthigkeit sich ein Dutzend solcher Stücke ausbat, und sie gut zu honoriren versprach. Daß wir uns darüber sehr lustig machten, läßt sich denken, und doch hatte er im Grunde so unrecht nicht; denn ich war eben im Stillen beschäftiget, von diesem Wendepunct der Deutschen Geschichte mich vor- und rückwärts zu bewegen und die Hauptereignisse in gleichem Sinn zu bearbeiten: ein löblicher Vorsatz, der wie so manche andere durch die flüchtig vorbeirauschende Zeit vereitelt werden.

Jenes Schauspiel jedoch beschäftigte bisher den Verfasser nicht allein, sondern während es ersonnen, geschrieben, umgeschrieben, gedruckt und verbreitet wurde, bewegten sich noch viele andere Bilder und Vorsätze in seinem Geiste. Diejenigen, welche dramatisch zu behandeln waren, erhielten den Vorzug, am Oefterſten durchgedacht und der Vollendung angenähert zu werden; allein zu gleicher Zeit entwickelte sich ein Uebergang zu einer andern Darstellungsart, welche nicht zu den dramatischen gerechnet zu werden pflegt und doch mit ihnen große Verwandtschaft hat. Dieser Uebergang geschah hauptsächlich durch eine Eigenheit des Verfassers, die sogar das Selbstgespräch zum Zwiegespräch umbildete.

Gewöhnt, am Liebsten seine Zeit in Gesellschaft zuzubringen, verwandelte er auch das einsame Denken zur geselligen Unterhaltung, und zwar auf folgende Weise. Er pflegte nämlich, wenn er sich allein sah, irgend eine Person seiner Bekanntschaft im Geiste zu sich zu rufen. Er bat sie, niederzusitzen, ging an ihr auf und ab, blieb vor ihr stehen, und verhandelte mit ihr den Gegenstand, der ihm eben im Sinne lag. Hierauf antwortete sie gelegentlich, oder gab durch die gewöhnliche Mimik ihr Zu- oder Abstimmen zu erkennen; wie denn jeder Mensch hierin etwas Eigenes hat. Sodann fuhr der Sprechende fort, Dasjenige, was dem Gaste zu gefallen schien, weiter auszuführen, oder was derselbe mißbilligte, zu bedingen, näher zu bestimmen, und gab auch wohl zuletzt seine These gefällig auf. Das Wunderlichste war dabei, daß er niemals Personen seiner nähern Bekanntschaft wählte, sondern solche, die er nur selten sah, ja mehrere, die weit in der Welt entfernt lebten und mit denen er nur in einem vorübergehenden Verhältniß gestanden; aber es waren meist Personen, die, mehr empfänglicher als ausgebender Natur, mit reinem Sinne einen ruhigen Antheil an Dingen zu nehmen bereit sind, die in ihrem Gesichtskreise liegen, ob er sich gleich manchmal zu diesen dialectischen Uebungen widersprechende Geister herbeirief. Hiezu bequemten sich nun Personen beiderlei Geschlechts, jedes Alters und Standes, und erwiesen sich gefällig und anmuthig, da man sich nur von Gegenständen unterhielt, die ihnen deutlich und lieb waren. Höchst wunderbar würde es jedoch Manchen vorgekommen sein, wenn sie hätten erfahren können, wie oft sie zu dieser idealen Unterhaltung berufen worden, da sich Manche zu einer wirklichen wohl schwerlich eingefunden hätten.

Wie nahe ein solches Gespräche im Geiste mit dem Briefwechsel verwandt sei, ist klar genug, nur daß man hier ein hergebrachtes Vertrauen erwiedert sieht, und dort ein neues, immer wechselndes, unerwiedertes sich selbst zu schaffen weiß. Als daher jener Ueberdruß zu schildern war, mit welchem die Menschen, ohne durch Noth gedrungen zu sein, das Leben empfinden, mußte der Verfasser zugleich darauf fallen, seine Gesinnung in Briefen darzustellen: denn jeder Unmuth ist eine Geburt, ein Zögling der Einsamkeit; wer sich ihm ergibt, sieht allen Widerspruch, und was widerspricht ihm

Claudine und Lucinde.

Ich höre Degen
Und Waffen klingen;
O eil', o eile!

Pedro.

Es soll dein Degen.
Mich nicht zum Weichen,
Zum Wanken bringen.

Ruganting.

Dich soll mein Degen,
Willst du nicht weichen,
Zur Ruhe bringen.

Vagabunden.

Ich höre Degen
Und Waffen klingen,
Ganz in der Nähe.

Claudine und Lucinde.

O ruf' den Vater,
Und hohl' die Leute;
Es gibt ein Unglück;
Was kann geschehn!

mehr als jede heitere Gesellschaft? Der Lebensgenuß Anderer ist ihm ein peinlicher Vorwurf, und so wird er durch Das, was ihn aus sich selbst herauslocken sollte, in sein Innerstes zurückgewiesen. Mag er sich allenfalls darüber äußern, so wird es durch Briefe geschehn: denn einem schriftlichen Erguß, er sei fröhlich oder verdrießlich, setzt sich doch Niemand unmittelbar entgegen; eine mit Gegengründen verfaßte Antwort aber gibt dem Einsamen Gelegenheit, sich in seinen Grillen zu befestigen, einen Anlaß, sich noch mehr zu verstocken. Jene in diesem Sinne geschriebenen „Wertherischen Briefe" haben nun wohl deßhalb einen so mannigfaltigen Reiz, weil ihr verschiedener Inhalt erst in solchen ideellen Dialogen mit mehrern Individuen durchgesprochen worden, sie sodann aber in der Composition selbst nur an einen Freund und Theilnehmer gerichtet erscheinen. Mehr über die Behandlung des so viel besprochenen Werkleins zu sagen, möchte kaum räthlich sein; über den Inhalt jedoch läßt sich noch Einiges hinzufügen.

Jener Ekel vor dem Leben hat seine physischen und seine sittlichen Ursachen; jene wollen wir dem Arzt, diese dem Moralisten zu erforschen überlassen, und bei einer so oft durchgearbeiteten Materie nur den Hauptpunct beachten, wo sich jene Erscheinung am Deutlichsten ausspricht. Alles Behagen am Leben ist auf eine regelmäßige Wiederkehr der äußern Dinge gegründet. Der Wechsel von Tag und Nacht, der Jahreszeiten, der Blüthen und Früchte, und was uns stoß von Epoche zu Epoche entgegentritt, damit wir es genießen können und sollen: diese sind die eigentlichen Triebfedern des irdischen Lebens. Je öfter wir für diese Genüsse sind, desto glücklicher fühlen wir uns; wälzt sich aber die Verschiedenheit dieser Erscheinungen vor uns auf und nieder, ohne daß wir daran Theil nehmen, sind wir gegen sie beide Anerbietungen unempfänglich: dann tritt das größte Uebel, die schwerste Krankheit ein, man betrachtet das Leben als eine ekelhafte Last. Von einem Engländer wird erzählt, er habe sich aufzuhängen, um nicht mehr täglich sich an- und auszuziehn. Ich kannte einen wackern Gärtner, den Aufseher einer großen Park-Anlage, der einmal mit Verdruß ausrief: „Soll ich denn immer diese Negenwolken von Abend gegen Morgen ziehn sehn!" Man erzählt von einem unserer trefflichsten Männer, er habe mit Verdruß das Frühjahr wieder aufgrünen gesehn und gewünscht, es möchte zur Abwechslung einmal roth erscheinen. Dieses sind eigentlich die Symptome des Lebensüberdrusses, der nicht selten in den Selbstmord ausläuft, und bei denkenden, in sich gekehrten Menschen häufiger war, als man glauben kann.

Nichts aber veranlaßt mehr diesen Ueberdruß, als die Wiederkehr der Liebe. Die erste Liebe, sagt man mit Recht, sei die einzige; denn in der zweiten und durch die zweite geht schon der höchste Sinn der Liebe verloren. Der Begriff des Ewigen und Unendlichen, der sie eigentlich hebt und trägt, ist zerstört; sie erscheint vergänglich wie alles Wiederkehrende. Die Absonderung des Sinnlichen und Sittlichen, die in der verflochtenen, cultivirten Welt die liebenden und begehrenden Empfindungen spaltet, bringt auch hier eine Uebertriebenheit hervor, die nichts Gutes stiften kann.

Ferner wird ein junger Mann, wo nicht gerade an sich selbst, doch an Andern bald gewahr, daß moralische Epochen eben so gut wie die Jahreszeiten wechseln. Die Gnade der Großen, die Gunst der Gewaltigen, die Förderung der Thätigen, die Neigung der Menge, die Liebe der Einzelnen: Alles wandelt auf und nieder, ohne daß wir es festhalten können, so wenig als Sonne, Mond und Sterne; und doch sind diese Dinge nicht bloße Naturereignisse: sie entgehen uns durch eigne oder fremde Schuld, durch Zufall oder Geschick; aber sie wechseln, und wir sind ihrer niemals sicher.

Was aber den fühlenden Jüngling am Meisten ängstigt, ist die unaufhaltsame Wiederkehr unserer Fehler; denn wie spät lernen wir einsehen, daß wir, indem wir unsere Tugenden ausbilden, unsere Fehler zugleich mit anbauen! Jene ruhen auf diesen wie auf ihrer Wurzel, und diese verzweigen sich insgeheim eben so stark und so mannigfaltig als jene im offenbaren Lichte. Weil wir nun unsere Tugenden meist mit Willen und Bewußtsein ausüben, von unsern Fehlern aber unbewußt überrascht werden, so machen uns jene selten einige Freude, diese hingegen beständig Noth und Qual. Hier liegt der schwerste Punct der Selbsterkenntniß, der sie beinah unmöglich macht. Denke man sich nun hinzu ein jedem jugendlichen Wirken, eine durch einzelne Gegenstände leicht zu paralysirende Einbildungskraft, hiezu die stürmischen Bewegungen des Tags: und man wird ein ungeduldiges Streben, sich aus einer solchen Klemme zu befreien, nicht unnatürlich finden.

Solche höhere Betrachtungen jedoch, welche Denjenigen, der sich ihnen überläßt, in's Unendliche führen, hätten sich in den Gemüthern Deutscher Jünglinge nicht so entschieden entwickeln können, hätte sie nicht eine äußere Veranlassung zu diesem traurigen Geschäft angeregt und gesteigert. Es geschah Dieses durch die Englische Litteratur, besonders durch die rechtische, deren große Vorzüge ein ernster Trieb-

ſinn begleitet, welchen ſie einem Jeden mittheilt, der ſich mit ihr beſchäftigt. Der geiſtreiche Britte ſieht ſich von Jugend auf von einer bedeutenden Welt umgeben, die alle ſeine Kräfte anregt; er wird früher oder ſpäter gewahr, daß er allen ſeinen Verſtand zuſammennehmen muß, um ſich mit ihr abzufinden. Wie viele ihrer Dichter haben nicht in der Jugend ein loſes und rauſchendes Leben geführt und ſich früh berechtigt gefunden, die irdiſchen Dinge der Eitelkeit anzuklagen! Wie viele Derſelben haben ſich in den Weltgeſchäften verſucht, und im Parlament, bei Hofe, im Miniſterium, auf Geſandtſchaftspoſten, theils die erſten, theils untere Rollen geſpielt, und ſich bei innern Unruhen, Staats- und Regierungsveränderungen mitwirkend erwieſen, und wo nicht an ſich ſelbſt, doch an ihren Freunden und Gönnern öfter traurige als erfreuliche Erfahrungen gemacht! Wie Viele ſind verbannt, vertrieben, im Gefängniß gehalten, an ihren Gütern beſchädigt worden!

Aber auch nur Zuſchauer von ſo großen Ereigniſſen zu ſein, fordert den Menſchen zum Ernſt auf; und wohin kann der Ernſt weiter führen, als zur Betrachtung der Vergänglichkeit und des Unwerths aller irdiſchen Dinge? Ernſthaft iſt auch der Deutſche, und ſo war ihm die Engliſche Poeſie höchſt gemäß und, weil ſie ſich aus einem höhern Zuſtande herſchrieb, impoſant. Man findet in ihr durchaus einen großen, tüchtigen, weltgeübten Verſtand, ein tiefes, zartes Gemüth, ein vortreffliches Wollen, ein leidenſchaftliches Wirken: die herrlichſten Eigenſchaften, die man von geiſtreichen, gebildeten Menſchen rühmen kann; aber das Alles zuſammengenommen macht noch keinen Poeten. Die wahre Poeſie kündet ſich dadurch an, daß ſie als ein heitliches Evangelium durch innere Heiterkeit, durch äußeres Behagen uns von den irdiſchen Laſten zu befreien weiß, die auf uns drücken. Wie ein Luft-Ballon hebt ſie uns mit dem Ballaſt, der uns anhängt, in höhere Regionen, und läßt die verwirrten Irrgänge der Erde in Vogel-Perſpective vor uns entwickelt daliegen. Die munterſten wie die ernſteſten Werke haben den gleichen Zweck, durch eine glückliche, geiſtreiche Darſtellung ſo Luſt als Schmerz zu mäßigen. Man betrachte nun in dieſem Sinne die Mehrzahl der Engliſchen, meiſt moraliſch-didactiſchen Gedichte, und ſie werden im Durchſchnitt nur einen höhern Ueberdruß des Lebens zeigen. Nicht „Young's Nachtgedanken" allein, wo dieſes Thema vorzüglich durchgeführt iſt, ſondern auch die übrigen betrachtenden Gedichte ſchweifen, eh man ſich's verſieht, in dieſes traurige Gebiet, wo dem Verſtande eine Aufgabe zugewieſen iſt, die er zu löſen nicht hinreicht, da ihn ja ſelbſt die Religion, wie er ſich ſolche allenfalls erbauen kann, im Stiche läßt. Ganze Bände könnte man zuſammendrucken, welche als ein Commentar zu jenem ſchrecklichen Texte gelten können:

Then old Age and Experience, hand in hand,
Lead him to death, and make him understand,
After a search so painful and so long,
That all his life he has been in the wrong *)

Was ferner die Engliſchen Dichter noch zu Menſchenhaſſern vollendet und das unangenehme Gefühl von Widerwillen gegen Alles über ihre Schriften verbreitet, iſt, daß ſie ſämmtlich bei den vielfachen Spaltungen ihres Gemeinweſens, wo nicht ihr ganzes Leben, doch den beſten Theil deſſelben, einer oder der andern Partei widmen müſſen. Da nun ein ſolcher Schriftſteller die Seinigen, denen er ergeben iſt, die Sache, der er anhängt, nicht loben und herausſtreichen darf, weil er ſonſt nur Neid und Widerwillen erregen würde, ſo übt er ſein Talent, indem er von den Gegnern ſo übel und ſchlecht als möglich ſpricht, und die ſatyriſchen Waffen, ſo ſehr er nur vermag, ſchärft, ja vergiftet. Geſchieht Dieſes nun von beiden Theilen, ſo wird die dazwiſchen liegende Welt zerſtört und rein aufgehoben, ſo daß man in einem großen, verſtändig thätigen Volksverein zum Allergelindeſten Nichts als Thorheit und Wahnſinn entdecken kann. Selbſt ihre zärtlichen Gedichte beſchäftigen ſich mit traurigen Gegenſtänden. Hier ſtirbt ein verlaſſenes Mädchen, dort ertrinkt ein getreuer Liebhaber oder wird, ehe er vertraulich ſchwimmend ſeine Geliebte erreicht, von einem Hayfiſche gefreſſen; und wenn ein Dichter wie Gray ſich auf einem Dorfkirchhofe lagert und jene bekannten Melodien wieder anſtimmt, ſo kann er verſichert ſein, eine Anzahl Freunde der Melancholie um ſich zu verſammeln. Milton's Allegro muß erſt in heftigen Verſen den Unmuth verſcheuchen, ehe er zu einer ſehr mäßigen Luſt gelangen kann, und ſelbſt der heitere Goldſmith verliert ſich in elegiſche Empfindungen, wenn uns ſein „deſerted Village" ein verlornes Paradies, das ſein „Traveller" **) auf der ganzen Erde wiederſucht, ſo lieblich als traurig darſtellt.

Ich zweifle nicht, daß man mir auch muntre Werke, heitere Gedichte werde vorzeigen und entgegenſetzen können: allein die meiſten und beſten derſelben gehören gewiß in die ältere Epoche, und die neuern, die man dahin rechnen könnte, neigen ſich gleichfalls gegen die Satyre,

*) Alter und Erfahrung, Hand in Hand,
Führen ihn zum Tod und machen laut bekannt:
Eine Prüfung, lang, voll Ernſt um und um,
Iſt doch Thorn; ach! und Kennt weiß warum.

**) Wanderer.

ſind bitter und beſonders die Frauen verachtend.

Genug, jene oben im Allgemeinen erwähnten, ernſten und die menſchliche Natur untergrabenden Gedichte waren die Lieblinge, die wir uns vor allen andern ausſuchten; der Eine nach ſeiner Gemüthsart die leichtere elegiſche Trauer, der Andere die ſchwer laſtende, Alles aufgebende Verzweiflung ſuchend. Sonderbar genug, beſtärkte unſer Vater und Lehrer Shakſpeare, der ſo reine Heiterkeit zu verbreiten weiß, ſelbſt dieſen Unwillen. „Hamlet" und ſeine Monologen blieben Geſpenſter, die durch alle jungen Gemüther ihren Spuk trieben. Die Hauptſtellen wußte ein Jeder auswendig und recitirte ſie gern, und Jedermann glaubte, er dürfe eben ſo melancholiſch ſein als der Prinz von Dänemark, ob er gleich keinen Geiſt geſehen und keinen königlichen Vater zu rächen hatte.

Damit aber ja allem dieſem Trübſinn nicht ein vollkommen paſſendes Local abgehe, ſo hatte uns Oſſian bis an's letzte Thule gelockt, wo wir denn auf grauer, unendlicher Heide unter verſtarrenden, bemooſten Grabſteinen wandelnd, das durch einen ſchauerlichen Wind bewegte Gras um uns und einen ſchwer bewölkten Himmel über uns erblickten. Bei Mondenſchein ward dann dieſe Caledoniſche Nacht zum Tage; untergegangene Helden, verblühte Mädchen umſchwebten uns, bis wir zuletzt den Geiſt von Loda wirklich in ſeiner furchtbaren Geſtalt zu erblicken glaubten.

In einem ſolchen Element, bei ſolcher Umgebung, bei Liebhabereien und Studien dieſer Art, von unbefriedigten Leidenſchaften gepeinigt, von Außen zu bedeutenden Handlungen keineswegs angeregt, in der einzigen Ausſicht, uns in einem ſchleppenden, gedrückten, bürgerlichen Leben hinhalten zu müſſen, befreundete man ſich in mannigfaltigem Uebermuth mit dem Gedanken, das Leben, wenn es Einem nicht mehr anſtehe, nach eigenem Belieben allenfalls verlaſſen zu können, und half ſich damit über die Unbilden und lange Weile der Tage nothdürftig genug hin. Dieſe Geſinnung war ſo allgemein, daß eben „Werther" deßwegen die große Wirkung that, weil er überall anklang und das Jammern eines kranken jugendlichen Wahns öffentlich und faßlich darſtellte. Wie genau die Engländer mit dieſem Jammer bekannt waren, beweiſen die wenigen, bedeutenden, vor dem Erſcheinen „Werther's" geſchriebenen Zeilen:

Ye gloomy sanguinal genius,
Were mortals thus nature's prey by hosts,
While unseen 'mid the storm her finger darts
Its dark ideal hues and horrors out its own. *)

*) Der Arme, von Natur zum Schmerz gezwungen,
Erduldet noch viel mehr als ihm beſtimmt.

Der Selbſtmord iſt ein Ereigniß der menſchlichen Natur, welches, mag auch darüber ſchon ſoviel geſprochen und gehandelt ſein, als da will, doch einen jeden Menſchen zur Theilnahme fordert, in jeder Zeit-Epoche wieder einmal verhandelt werden muß. Montesquieu ertheilte ſeinen Helden und großen Männern das Recht, ſich nach Belieben den Tod zu geben; indem er ſagt, es müſſe doch einem Jeden freiſtehen, den fünften Act ſeiner Tragödie da zu ſchließen, wo es ihm beliebe. Hier aber iſt von ſolchen Perſonen nicht die Rede, die ein bedeutendes Leben thätig geführt, für irgend ein großes Reich oder für die Sache der Freiheit ihre Tage verwendet, und denen man wohl nicht verargen wird, wenn ſie die Idee, die ſie beſeelt, ſobald dieſelbe von der Erde verſchwindet, auch noch jenſeits zu verfolgen denken. Wir haben es hier mit Solchen zu thun, denen eigentlich aus Mangel von Thaten, in dem friedlichſten Zuſtande von der Welt, durch übertriebene Forderungen an ſich ſelbſt das Leben verleidet. Da ich ſelbſt in dem Falle war und am Beſten weiß, was für Pein ich darin erlitten, was für Anſtrengung es mich gekoſtet, ihr zu entgehen, ſo will ich die Betrachtungen nicht verbergen, die ich über die verſchiedenen Todesarten, die man wählen könnte, wohlbedächtig angeſtellt.

Es iſt etwas ſo Unnatürliches, daß der Menſch ſich von ſich ſelbſt losreiße, ſich nicht allein beſchädige, ſondern vernichte, daß er meiſtentheils zu mechaniſchen Mitteln greift, um ſeinen Vorſatz in's Werk zu richten. Wenn Ajax in ſein Schwert fällt, ſo iſt es die Laſt ſeines Körpers, die ihm den letzten Dienſt erweiſet. Wenn der Krieger ſeinen Schildträger verpflichtet, ihn nicht in die Hände der Feinde gerathen zu laſſen, ſo iſt es auch eine äußere Kraft, deren er ſich verſichert, nur eine mechaniſche ſtatt einer thieriſchen. Frauen ſuchen im Waſſer die Kühlung ihres Verzweifelns, und das höchſt mechaniſche Mittel des Schießgewehres ſichert eine ſchnelle That mit der geringſten Anſtrengung. Des Erhängens erwähnt man nicht gern, weil es ein unedler Tod iſt. In England kann es am Erſten begegnen, weil man dort von Jugend auf ſo Manchen hängen ſieht, ohne daß die Strafe gerade entehrend iſt. Durch Gift, durch Oeffnung der Adern gedenkt man nur langſam vom Leben zu ſcheiden, und der raſcheſte, ſchnellſte, ſchmerzenleichte Tod durch eine Natter war einer Königin würdig, die ihr Leben in Glanz und Luſt zugebracht hatte. Alles Dieſes aber ſind äußere Behelfe, ſind Feinde, mit

Den Jammer gern ſich ſelbſt im ſchwärz'ſten Dunkel malt.
Und ſich zu martern, ſo ihn ganz umnachtet.

denen der Mensch gegen sich selbst einen Bund schließt.

Wenn ich nun alle diese Mittel überlegte, und mich sonst in der Geschichte weiter umsah, so fand ich unter allen Denen, die sich selbst entleibt, Keinen, der diese That mit solcher Großheit und Freiheit des Geistes verrichtet, als Kaiser Otto. Dieser, zwar als Feldherr im Nachtheil, aber doch keineswegs auf's Aeußerste gebracht, entschließt sich zum Besten des Reichs, das ihm gewissermaßen schon angehörte, und zur Schonung so vieler Tausende die Welt zu verlassen. Er begeht mit seinen Freunden ein heiteres Nachtmahl, und man findet am andern Morgen, daß er sich einen scharfen Dolch mit eigner Hand in das Herz gestoßen. Diese einzige That schien mir nachahmungswürdig, und ich überzeugte mich, daß wer nicht hierin handeln könne wie Otto, sich nicht erlauben dürfe, freiwillig aus der Welt zu gehen. Durch diese Ueberzeugung rettete ich mich nicht sowohl von dem Vorsatz als von der Grille des Selbstmords, welche sich in jenen herrlichen Friedenszeiten bei einer müßigen Jugend eingeschlichen hatte. Unter einer ansehnlichen Waffensammlung besaß ich auch einen kostbaren, wohlgeschliffnen Dolch. Diesen legte ich mir jederzeit neben das Bette, und ehe ich das Licht auslöschte, versuchte ich, ob es mir wohl gelingen möchte, die scharfe Spitze ein Paar Zoll tief in die Brust zu senken. Da Dieses aber niemals gelingen wollte, so lachte ich mich zuletzt selbst aus, warf alle hypochondrischen Fragen hinweg und beschloß zu leben. Um Dieß aber mit Heiterkeit thun zu können, mußte ich eine dichterische Aufgabe zur Ausführung bringen, wo Alles, was ich über diesen wichtigen Punct empfunden, gedacht und geahnet, zur Sprache kommen sollte. Ich versammelte hierzu die Elemente, die sich schon ein Paar Jahre in mir herumtrieben; ich vergegenwärtigte mir die Fälle, die mich am Meisten gedrängt und geängstigt; aber es wollte sich Nichts gefallen: es fehlte mir eine Begebenheit, eine Fabel, in welcher sie sich verkörpern könnten.

Auf einmal erfahre ich die Nachricht von Jerusalem's Tode, und unmittelbar nach dem allgemeinen Gerüchte sogleich die genauste und umständlichste Beschreibung des Vorgangs, und in diesem Augenblick war der Plan zu „Werther" gefunden; das Ganze schoß von allen Seiten zusammen und ward eine feste Masse, wie das Wasser im Gefäß, das eben auf dem Puncte des Gefrierens steht, durch die geringste Erschütterung sogleich in ein festes Eis verwandelt wird. Diesen seltsamen Gewinn festzuhalten, ein Werk von so bedeutendem und mannigfaltigem Inhalt mir zu vergegenwärtigen und in allen seinen Theilen auszuführen, war mir um so angelegner, als ich schon wieder in eine peinliche Lage gerathen war, die noch weniger Hoffnung ließ als die vorigen, und Nichts als Unmuth, wo nicht Verdruß weissagte.

Es ist immer ein Unglück, in neue Verhältnisse zu treten, in denen man nicht hergekommen ist; wir werden oft wider unsern Willen zu einer falschen Theilnahme gelockt; uns peinigt die Halbheit solcher Zustände, und doch sehen wir weder ein Mittel, sie zu ergänzen, noch ihnen zu entsagen.

Frau von Laroche hatte ihre älteste Tochter nach Frankfurt verheirathet, kam oft, sie zu besuchen, und konnte sich nicht recht in den Zustand finden, den sie doch selbst ausgewählt hatte. Anstatt sich darin behaglich zu fühlen oder zu irgend einer Veränderung Anlaß zu geben, erging sie sich in Klagen, so daß man wirklich denken mußte, ihre Tochter sei unglücklich, ob man gleich, da ihr Nichts abging und ihr Gemahl ihr Nichts verwehrte, nicht wohl einsah, worin das Unglück eigentlich bestände. Ich war indessen in dem Hause gut aufgenommen und kam mit dem ganzen Zirkel in Berührung, der aus Personen bestand, die theils zur Heirath beigetragen hatten, theils derselben einen glücklichen Erfolg wünschten. Der Dechant von St. Leonhard, Dumeix, faßte Vertrauen, ja Freundschaft zu mir. Er war der erste catholische Geistliche, mit dem ich in nähere Berührung trat, und der, weil er ein sehr hellsehender Mann war, mir über den Glauben, die Gebräuche, die äußern und innern Verhältnisse der ältesten Kirche schöne und hinreichende Aufschlüsse gab. Der Gestalt einer wohlgebildeten, obgleich nicht jungen Frau, mit Namen Serviéres, erinnere ich mich noch genau. Ich kam mit der Moßner-Schweizer'schen und andern Familien gleichfalls in Berührung, und mit den Söhnen in Verhältnisse, die sich lange freundschaftlich fortsetzten, und sah mich auf einmal in einem fremden Zirkel einheimisch, an dessen Beschäftigungen, Vergnügungen, selbst Religionsübungen ich Antheil zu nehmen veranlaßt, ja genöthigt wurde. Mein früheres Verhältniß zur jungen Frau, eigentlich ein geschwisterliches, ward nach der Heirath fortgesetzt; meine Jahre zogen den übrigen zu, ich war der Einzige in dem ganzen Kreise, an dem sie noch einen Wiederklang jener geistigen Töne vernahm, an die sie von Jugend auf gewöhnt war. Wir lebten in einem kindlichen Vertrauen zusammen fort, und ob sich gleich nichts Leidenschaftliches in unsern Umgang mischte, so war er doch peinigend genug, weil sie sich auch in ihre neue Umgebung nicht zu finden wußte,

und obwohl mit Glücksgütern gesegnet, aus dem heitern Thal Ehrenbreitstein und einer fröhlichen Jugend in ein düster gelegenes Handelshaus versetzt, sich schon als Mutter von einigen Stiefkindern benehmen sollte. In soviel neue Familien-Verhältnisse war ich ohne wirklichen Antheil, ohne Mitwirkung eingeklemmt. War man mit einander zufrieden, so schien sich Das von selbst zu verstehen; aber die meisten Theilnehmer wendeten sich in verdrießlichen Fällen an mich, die ich durch eine lebhafte Theilnahme mehr zu verschlimmern als zu verbessern pflegte. Es dauerte nicht lange, so wurde mir dieser Zustand ganz unerträglich; aller Lebensverdruß, der aus solchen Halbverhältnissen hervorzugehen pflegt, schien doppelt und dreifach auf mir zu lasten, und es bedurfte eines neuen, gewaltsamen Entschlusses, mich auch hiervon zu befreien.

Jerusalem's Tod, der durch die unglückliche Neigung zu der Gattin eines Freundes verursacht ward, schüttelte mich aus dem Traum, und weil ich nicht bloß mit Beschaulichkeit Das, was ihm und mir begegnet, betrachtete, sondern das Aehnliche, was mir im Augenblicke selbst widerfuhr, mich in leidenschaftliche Bewegung setzte: so konnte es nicht fehlen, daß ich jener Production, die ich eben unternahm, alle die Gluth einhauchte, welche keine Unterscheidung zwischen dem Dichterischen und dem Wirklichen zuläßt. Ich hatte mich äußerlich völlig isolirt, ja die Besuche meiner Freunde verbeten, und so legte ich auch innerlich Alles bei Seite, was nicht unmittelbar hieher gehörte. Dagegen faßte ich Alles zusammen, was einigen Bezug auf meinen Vorsatz hatte, und wiederholte mir mein nächstes Leben, von dessen Inhalt ich noch keinen dichterischen Gebrauch gemacht hatte. Unter solchen Umständen, nach so langen und vielen geheimen Vorbereitungen schrieb ich den „Werther" in vier Wochen, ohne daß ein Schema des Ganzen oder die Behandlung eines Theils irgend vorher wäre zu Papier gebracht gewesen.

Das nunmehr fertige Manuscript lag im Concept mit wenigen Correcturen und Abänderungen vor mir. Es ward sogleich geheftet; denn der Band dient der Schrift ungefähr wie der Rahmen einem Bilde; man sieht viel eher, ob sie denn auch in sich wirklich bestehe. Da ich dieses Werklein ziemlich unbewußt, einem Nachtwandler ähnlich, geschrieben hatte, so verwunderte ich mich selbst darüber, als ich es nun durchging, um daran Etwas zu ändern und zu bessern. Doch in Erwartung, daß nach einiger Zeit, wenn ich es in gewisser Entfernung besähe, mir Manches beigehn würde, das noch zu seinem Vortheil gereichen konnte, gab ich es meinen jüngern Freunden zu lesen, auf die es eine desto größere Wirkung that, als ich gegen meine Gewohnheit vorher Niemandem davon erzählt, noch meine Absicht entdeckt hatte. Freilich war es hier abermals der Stoff, der eigentlich die Wirkung hervorbrachte, und so waren sie gerade in einer der meinigen entgegengesetzten Stimmung: denn ich hatte mich durch diese Composition mehr als durch jede andere aus einem stürmischen Elemente gerettet, auf dem ich durch eigne und fremde Schuld, durch zufällige und gewählte Lebensweise, durch Vorsatz und Uebereilung, durch Hartnäckigkeit und Nachgeben auf die gewaltsamste Art hin und wieder getrieben worden. Ich fühlte mich wie nach einer General-Beichte wieder frei und frei, und zu einem neuen Leben berechtigt. Das alte Hausmittel war mir dieß Mal vortrefflich zu Statten gekommen. Wie ich mich nun aber dadurch erleichtert und aufgeklärt fühlte, die Wirklichkeit in Poesie verwandelt zu haben, so verwirrten sich meine Freunde daran, indem sie glaubten, man müsse die Poesie in Wirklichkeit verwandeln, einen solchen Roman nachspielen und sich allenfalls selbst erschießen; und was hier im Anfang unter Wenigen vorging, ereignete sich nachher im großen Publicum, und dieses Büchlein, das mir so viel genützt hatte, ward als höchst schädlich verrufen.

Allen den Uebeln jedoch und dem Unglück, das es hervorgebracht haben soll, wäre zufälliger Weise beinahe vorgebeugt worden, als es bald nach seiner Entstehung Gefahr lief, vernichtet zu werden; und damit verhielt sich's also. Merk war seit Kurzem von Petersburg zurückgekommen. Ich hatte ihn, weil er immer beschäftigt war, nur wenig gesprochen, und ihm von diesem „Werther", der mir am Herzen lag, nur das Allgemeinste eröffnen können. Einst besuchte er mich, und als er nicht sehr gesprächig schien, bat ich ihn, mir zuzuhören. Er setzte sich auf's Canapée, und ich begann, Brief vor Brief, das Abenteuer vorzutragen. Nachdem ich eine Weile so fortgefahren hatte, ohne ihm ein Beifallszeichen abzulocken, griff ich mich noch gottesfürchtiger an; und wie ward mir zu Muthe, als er mich, da ich eine Pause machte, mit einem: „Nun ja! es ist ganz hübsch;" auf das Schrecklichste niederschlug, und sich, ohne Etwas weiter hinzuzufügen, entfernte! Ich war ganz außer mir: denn wie ich wohl Fremde an meinen Sachen, aber in der ersten Zeit kein Urtheil über sie hatte, so glaubte ich ganz sicher, ich habe mich im Sujet, im Ton, im Styl, die denn freilich alle bedenklich waren, vergriffen und etwas ganz Unzulässiges verfertigt. Wäre ein Kaminfeuer zur Hand gewesen, ich hätte das Werk sogleich hineingeworfen; aber ich

ermannte mich wieder und verbrachte ſchmerzliche Tage, bis er mir endlich vertraute, daß er in jenem Moment ſich in der ſchrecklichſten Lage befunden, in die ein Menſch gerathen kann. Er habe deßwegen Nichts geſchn noch gehört, und wiſſe gar nicht, wovon in meinem Manuſcripte die Rede ſei. Die Sache hatte ſich indeſſen, inſofern ſie ſich herſtellen ließ, wieder hergeſtellt, und Merk war in den Zeiten ſeiner Energie der Mann, ſich in's Ungeheure zu ſchicken; ſein Humor fand ſich wieder ein, nur war er noch bitterer geworden als vorher. Er ſchalt meinen Verſuch den „Werther" umzuarbeiten mit derben Ausdrücken, und verlangte ihn gedruckt zu ſehn, wie er lag. Es ward ein ſauberes Manuſcript davon beſorgt, das nicht lange in meinen Händen blieb: denn zufälliger Weiſe an demſelben Tage, an dem meine Schweſter ſich mit Georg Schloſſer'n verheirathete, und das Haus, von einer freudigen Feſtlichkeit bewegt, glänzte, traf ein Brief von Weygand aus Leipzig ein, mich um ein Manuſcript zu erſuchen. Ein ſolches Zuſammentreffen hielt ich für ein günſtiges Omen; ich ſendete den „Werther" ab, und war ſehr zufrieden, als das Honorar, das ich dafür erhielt, nicht ganz durch die Schulden verſchlungen wurde, die ich um des „Götz von Berlichingen" willen zu machen genöthigt geweſen.

Die Wirkung dieſes Büchleins war groß, ja ungeheuer, und verzüglich deßhalb, weil es genau in die rechte Zeit traf. Denn wie es nur eines geringen Zündkrauts bedarf, um eine gewaltige Mine zu entzünden, ſo war auch die Exploſion, welche ſich hierauf im Publicum ereignete, deßhalb ſo mächtig, weil die junge Welt ſich ſchon ſelbſt untergraben hatte, und die Erſchütterung deßwegen ſo groß, weil ein Jeder mit ſeinen übertriebenen Forderungen, unbefriedigten Leidenſchaften und eingebildeten Leiden zum Ausbruch kam. Man kann von dem Publicum nicht verlangen, daß es ein geiſtiges Werk geiſtig aufnehmen ſolle. Eigentlich ward nur der Inhalt, der Stoff beachtet, wie ich ſchon an meinen Freunden erfahren hatte, und daneben trat das alte Vorurtheil wieder ein, entſpringend aus der Würde eines gedruckten Buchs, daß es nämlich einen didactiſchen Zweck haben müſſe. Die wahre Darſtellung aber hat keinen. Sie billigt nicht, ſie tadelt nicht, ſondern ſie entwickelt die Geſinnungen und Handlungen in ihrer Folge, und dadurch erleuchtet und belehrt ſie.

Von Recenſionen nahm ich wenig Notiz. Die Sache war für mich völlig abgethan; jene guten Leute mochten nun auch ſehn, wie ſie damit fertig wurden. Doch verfehlten meine Freunde nicht, dieſe Dinge zu ſammeln, und weil ſie in meine Anſichten ſchon mehr eingeweiht waren, ſo darüber luſtig zu machen. Die „Freuden des jungen Werther", mit welchen Nicolai ſich hervorthat, gaben uns zu mancherlei Scherzen Gelegenheit. Dieſer übrigens brave, verdienſt- und kenntnißreiche Mann hatte ſchon angefangen, Alles niederzuhalten und zu beſeitigen, was nicht zu ſeiner Sinnesart paßte, die er, geiſtig ſehr beſchränkt, für die ächte und einzige hielt. Auch gegen mich mußte er ſich ſogleich verſuchen, und jene Broſchüre kam uns bald in die Hände. Die höchſt zarte Vignette von Chodowiecki machte mir viel Vergnügen, wie ich denn dieſen Künſtler über die Maßen verehrte. Das Machwerk ſelbſt war aus der rohen Hausleinwand zugeſchnitten, welche recht derb zu bereiten der Menſchenverſtand in ſeinem Familien-Kreiſe ſich viel zu ſchaffen macht. Ohne Gefühl, daß hier Nichts zu vermitteln ſei, daß Werther's Jugendblüthe ſchon von vornherein als vom tödtlichen Wurm geſtochen erſcheine, läßt der Verfaſſer meine Behandlung bis Seite 211 gelten, und als der wüſte Menſch ſich zum tödtlichen Schritte vorbereitet, weiß der einſichtige pſychiſche Arzt ſeinem Patienten eine mit Hühnerblut geladene Piſtole unterzuſchieben, woraus denn ein ſchmutziger Spectakel, aber glücklicher Weiſe kein Unheil hervorgeht. Lotte wird Werther's Gattinn, und die ganze Sache endigt ſich zu Jedermanns Zufriedenheit.

Soviel wollte ich mich davon zu erinnern; denn es iſt mir nie wieder unter die Augen gekommen. Die Vignette hatte ich ausgeſchnitten und unter meine liebſten Kupfer gelegt. Dann verfaßte ich zur ſtillen und unverſöhnlichen Rache ein kleines Spottgedicht: „Nicolai auf Werther's Grabe", welches ſich jedoch nicht mittheilen läßt. Auch die Luſt, Alles zu dramatiſiren, ward bei dieſer Gelegenheit abermals rege. Ich ſchrieb einen perſiflirenden Dialog zwiſchen Lotte und Werther, der ziemlich neckiſch ausfiel. Werther beſchwert ſich bitterlich, daß die Exploſion durch Hühnerblut ſo ſchlecht abgelaufen. Er iſt zwar am Leben geblieben, hat ſich aber die Augen ausgeſchoſſen. Nun iſt er in Verzweiflung, ihr Gatte zu ſein und ſie nicht ſehen zu können, da ihm der Anblick ihres Geſammtweſens faſt lieber wäre, als die ſüßen Einzelnheiten, deren er ſich durch's Gefühl verſichern darf. Lotte'n, wie man ſie kennt, iſt mit einem blinden Manne auch nicht ſonderlich geholfen, und ſo findet ſich Gelegenheit, Nicolai's Beginnen höchlich zu ſchelten, daß er ſich ganz unberufen in fremde Angelegenheiten miſche. Das Ganze war mit gutem Humor geſchrieben, und ſchilderte mit freier Vorahnung jenes unglückliche, dünkelhafte Beſtreben Nicolai's, ſich mit Dingen zu befaſſen, denen er

nicht gewachsen war, wodurch er sich und Andern in der Folge viel Verdruß machte, und darüber zuletzt bei so entschiedenen Verdiensten seine litterarische Achtung völlig verlor. Das Original-Blatt dieses Scherzes ist niemals abgeschrieben worden und seit vielen Jahren verstoben. Ich hatte für die kleine Production eine besondere Vorliebe. Die reine, heiße Neigung der beiden jungen Personen war durch die gemischt-tragische Lage, in die sie sich versetzt fanden, mehr erhöht als geschwächt. Die größte Zärtlichkeit waltete durchaus, und auch der Gegner war nicht bitter, nur humoristisch behandelt. Nicht ganz so höflich ließ ich das Büchlein selber sprechen, welches, einen alten Reim nachahmend, sich also ausdrückte:

Mag jener dünkelhafte Mann
Mich als erbärmlich preisen;
Der Pinsel, der nicht schwimmen kann,
Er will's dem Wasser verweisen!
Was schert mich der Berliner-Baum,
Geschmacklerpfaffen Meere!
Und wer mich nicht verstehen kann,
Der werde besser lesen.

Vorbereitet auf Alles, was man gegen den „Werther" vorbringen würde, fand ich so viele Widerreden keineswegs verdrießlich; aber daran hatte ich nicht gedacht, daß mir durch theilnehmende, wohlwollende Seelen eine unleidliche Qual bereitet sei: denn anstatt daß mir Jemand über mein Büchlein, wie es lag, etwas Verbindliches gesagt hätte, so wollten sie sämmtlich ein- für allemal wissen, was denn eigentlich an der Sache wahr sei, worüber ich denn sehr ärgerlich wurde, und mich meistens höchst unartig dagegen äußerte. Denn diese Frage zu beantworten, hätte ich mein Werkchen, an dem ich so lange gesonnen, um so manchen Elementen eine poetische Einheit zu geben, wieder zerzupfen und die Form zerstören müssen, wodurch ja die wahrhaften Bestandtheile selbst, wo nicht vernichtet, wenigstens zerstreut und verzettelt werden wären. Näher betrachtet konnte ich jedoch dem Publicum die Forderung nicht verübeln. Jerusalem's Schicksal hatte großes Aufsehn gemacht. Ein gebildeter, liebenswerther, unbescholtener junger Mann, der Sohn eines der ersten Gottesgelahrten und Schriftstellers, gesund und wohlhabend, ging auf einmal ohne bekannte Veranlassung aus der Welt. Jedermann fragte nun, wie das möglich gewesen sei; und als man von einer unglücklichen Liebe vernahm, war die ganze Jugend; als man von kleinen Verdrießlichkeiten, die ihm in vornehmerer Gesellschaft begegnet, sprach der ganze Mittelstand aufgeregt; und Jedermann wünschte das Genauere zu erfahren. Nun erschien im „Werther" eine ausführliche Schilderung, in der man das Leben und die Sinnesart des genannten Jünglings wieder zu finden meinte. Localität und Persönlichkeit trafen zu, und bei der großen Natürlichkeit der Darstellung glaubte man sich nun vollkommen unterrichtet und befriedigt. Dagegen aber bei näherer Betrachtung paßte wieder so Vieles nicht, und es entstand für Die, welche das Wahre suchten, ein unerträgliches Geschäft, indem eine besondere Critik hundert Zweifel erregen muß. Auf den Grund der Sache war aber gar nicht zu kommen; denn was ich von meinem Leben und Leiden der Composition zugewendet hatte, ließ sich nicht entziffern, indem ich als ein unbemerkter junger Mensch mein Wesen zwar nicht heimlich, aber doch im Stillen getrieben hatte.

Bei meiner Arbeit war mir nicht unbekannt, wie sehr bezaubert jener Künstler gewesen, dem man Gelegenheit gab, eine Venus aus mehreren Schönheiten herauszustudiren, und so nahm ich mir auch die Erlaubniß, an der Gestalt und den Eigenschaften mehrerer hübschen Kinder meine Lotte zu bilden, obgleich die Hauptzüge von der Geliebtesten genommen waren. Das forschende Publicum konnte daher Aehnlichkeiten von verschiedenen Frauenzimmern entdecken, und den Damen war es auch nicht ganz gleichgiltig, für die rechte zu gelten. Diese mehrern Lotten aber brachten mir unendliche Qual, weil Jedermann, der mich nur ansah, entschieden zu wissen verlangte, wo denn die eigentliche wohnhaft sei. Ich suchte mir wie Nathan mit den drei Ringen durchzuhelfen, auf einem Antwege, der freilich höhern Wesen zukommen mag, wodurch sich aber weder das gläubige noch das lesende Publicum will befriedigen lassen. Derzleichen peinlicher Forschungen hoffte ich in einiger Zeit los zu werden; allein sie begleiteten mich durch's ganze Leben. Ich suchte mich hierauf auf Reisen durch's Incognito zu retten, aber auch dieses Hülfsmittel wurde mir unversehens vereitelt, und so war der Verfasser jenes Werkleins, wenn er ja etwas Unrechtes und Schädliches gethan, dafür genugsam, ja übermäßig durch solche unausweichliche Zudringlichkeit bestraft.

Auf diese Weise bedrängt, ward er nur allzu sehr gewahr, daß Autoren und Publicum durch eine ungeheure Kluft getrennt sind, wovon sie zu ihrem Glück beiderseits keinen Begriff haben. Wie vergeblich daher alle Vorreden seien, hatte er schon längst eingesehen; denn je mehr man seine Absicht klar zu machen gedenkt, zu desto mehr Verwirrung gibt man Anlaß. Ferner mag ein Autor bevorworten so viel er will, das Publicum wird immer fortfahren, die Forderungen an ihn zu machen, die er schon abzulehnen suchte. Mit einer verwandten Eigenheit der Leser, die uns besonders bei Denen, welche

ihr Urtheil drucken laſſen, ganz comiſch entſtand, ward ich gleichfalls früh bekannt. Sie lebten nämlich in dem Wahn, man werde, indem man Etwas leiſtet, ihr Schuldner, und bleibe jederzeit noch weit zurück hinter Dem, was ſie eigentlich wollten und wünſchten, ob ſie gleich kurz vorher, ehe ſie unſre Arbeit geſehn, noch gar keinen Begriff hatten, daß ſo Etwas vorhanden oder nur möglich ſein könnte. Alles Dieſes bei Seite geſetzt, ſo war nun das größte Glück oder Unglück, daß Jedermann von dieſem ſeltſamen jungen Autor, der ſo unvermuthet und ſo kühn hervorgetreten, Kenntniß gewinnen wollte. Man verlangte ihn zu ſehen, zu ſprechen, auch in der Ferne Etwas von ihm zu vernehmen, und ſo hatte er einen höchſt bedeutenden, bald erfreulichen, bald unerquicklichen, immer aber zerſtreuenden Zudrang zu erfahren. Denn es lagen angefangene Arbeiten genug vor ihm, ja es wäre für einige Jahre hinreichend zu thun geweſen, wenn er mit hergebrachter Liebe ſich daran hätte halten können; aber er war aus der Stille, der Dämmerung, der Dunkelheit, welche ganz allein die reinen Productionen begünſtigen kann, in den Lärmen des Tageslichts hervorgezogen, wo man ſich in Andern verliert, wo man irre gemacht wird durch Theilnahme wie durch Kälte, durch Lob und durch Tadel, weil die äußern Bewegungen niemals mit der Epoche unſrer innern Cultur zuſammentreffen und uns daher, da ſie nicht fördern können, nothwendig ſchaden müſſen.

Doch mehr als alle Zerſtreuungen des Tags hielt den Verfaſſer von Bearbeitung und Vollendung größerer Werke die Luſt ab, die über jene Geſellſchaft gekommen, Alles, was im Leben einiger Maßen Bedeutendes vorging, zu dramatiſiren. Was dieſes Unweſen (denn ein ſolches war es in jener productiven Geſellſchaft) eigentlich bedeutete, iſt hier auseinanderzuſetzen. Durch ein geiſtreiches Zuſammenſein an den heiterſten Tagen aufgeregt, gewöhnte man ſich, in augenblicklichen kurzen Darſtellungen alles Dasjenige zu zerſplittern, was man ſonſt zuſammengehalten hatte, um größere Compoſitionen daraus zu erbauen. Ein einzelner einfacher Vorfall, ein glücklich naives, ja ein albernes Wort, ein Mißverſtand, eine Paradoxie, eine geiſtreiche Bemerkung, perſönliche Eigenheiten oder Angewohnheiten, ja eine bedeutende Miene, und was nur immer in einem bunten rauſchenden Leben vorkommen mag: Alles ward in Form des Dialogs, der Catechiſation, einer bewegten Handlung, eines Schauſpiels dargeſtellt, manchmal in Proſa, öfters in Verſen.

An dieſer genialiſch-leidenſchaftlich durchgeſetzten Uebung beſtätigte ſich jene eigentlich poetiſche Denkweiſe. Man ließ nämlich Gegenſtände, Begebenheiten, Perſonen an und für ſich ſowie in allen Verhältniſſen beſtehen, man ſuchte ſie nur deutlich zu faſſen und lebhaft abzubilden. Alles Urtheil, billigend oder mißbilligend, ſollte ſich vor den Augen des Beſchauers in lebendigen Formen bewegen. Man könnte dieſe Productionen belebte Sinngedichte nennen, die ohne Schärfe und Spitzen mit treffenden und entſcheidenden Zügen reichlich ausgeſtattet waren. Das „Jahrmarktsfeſt“ iſt ein ſolches oder vielmehr eine Sammlung ſolcher Epigramme. Unter allen dort auftretenden Masken ſind wirkliche, in jener Societät lebende Glieder oder ihr wenigſtens verbundene und einiger Maßen bekannte Perſonen gemeint; aber der Sinn des Räthſels blieb den Meiſten verborgen, Alle lachten, und Wenige wußten, daß ihnen ihre eigenſten Eigenheiten zum Scherze dienten. Der „Prolog zu Barth's neueſten Offenbarungen“ gilt für einen Beleg anderer Art; die kleinſten finden ſich unter den gemiſchten Gedichten, ſehr viele ſind zerſtoben und verloren gegangen, manche noch übrige laſſen ſich nicht wohl mittheilen. Was hiervon im Druck erſchienen, vermehrte nur die Bewegung im Publicum und die Neugierde auf den Verfaſſer; was handſchriftlich mitgetheilt wurde, belebte den nächſten Kreis, der ſich immer erweiterte. Doctor Barth, damals in Gießen, beſuchte mich, ſcheinbar höflich und zutraulich; er ſcherzte über den Prolog und wünſchte ein freundliches Verhältniß. Wir jungen Leute aber fuhren fort, kein geſelliges Feſt zu begehen, ohne mit ſtiller Schadenfreude uns der Eigenheiten zu erfreuen, die wir an Andern bemerkt und glücklich dargeſtellt hatten.

Mißfiel es nun dem jungen Autor keineswegs, als ein litterariſches Meteor angeſtaunt zu werden, ſo ſuchte er mit freudiger Beſcheidenheit den bewährteſten Männern des Vaterlands ſeine Achtung zu bezeigen, unter denen vor allen Andern der herrliche Juſtus Möſer zu nennen iſt. Dieſes unvergleichlichen Mannes kleine Aufſätze, ſtaatsbürgerlichen Inhalts, waren ſchon ſeit einigen Jahren in den Osnabrücker-Intelligenz-Blättern abgedruckt, und mir durch Herder bekannt geworden, der Nichts ablehnte, was irgend würdig zu ſeiner Zeit, beſonders aber im Druck ſich hervorthat. Möſer's Tochter, Frau von Voigt, war beſchäftigt, dieſe zerſtreuten Blätter zu ſammeln. Wir konnten die Herausgabe kaum erwarten, und ich ſetzte mich mit ihr in Verbindung, um mit aufrichtiger Theilnahme zu verſichern, daß die für einen beſtimmten Kreis berechneten wirkſamen Aufſätze, ſowohl der Materie als der Form nach, überall zum Nutzen und Frommen dienen würden. Sie und ihr Vater nahmen dieſe Aeußerung

eines nicht ganz unbekannten Fremdlings gar wohl auf, indem eine Beſorgniß, die ſie gehegt, durch dieſe Erklärung vorläufig gehoben worden.

An dieſen kleinen Aufſätzen, welche ſämmtlich in einem Sinne verfaßt, ein wahrhaft Ganzes ausmachen, iſt die innigſte Kenntniß des bürgerlichen Weſens im höchſten Grade merkwürdig und rühmenswerth. Wir ſehen eine Verfaſſung auf der Vergangenheit ruhn und noch als lebendig beſtehn. Von der einen Seite hält man am Herkommen feſt, von der andern kann man die Bewegung und Veränderung der Dinge nicht hindern. Hier fürchtet man ſich vor einer nützlichen Neuerung, dort hat man Luſt und Freude am Neuen, auch wenn es unnütz, ja ſchädlich wäre. Wie vorurtheilsfrei ſetzt der Verfaſſer die Verhältniſſe der Stände auseinander, ſowie den Bezug, in welchem die Städte, Flecken und Dörfer wechſelſeitig ſtehn! Man erfährt ihre Gerechtſame zugleich mit den rechtlichen Gründen; es wird uns bekannt, wo das Grund-Capital des Staats liegt, und was es für Intereſſen bringt. Wir ſehen den Beſitz und ſeine Vortheile, dagegen aber auch die Abgaben und Nachtheile verſchiedener Art, ſodann den mannigfaltigen Erwerb; hier wird gleichfalls die ältere und neuere Zeit einander entgegengeſetzt.

Osnabrück, als Glied der Hanſe, finden wir in der ältern Epoche in großer Handelsthätigkeit. Nach jenen Zeitverhältniſſen hat es eine merkwürdige und ſchöne Lage; es kann ſich die Producte des Landes zueignen, und iſt nicht allzu weit von der See entfernt, um auch dort ſelbſt mitzuwirken. Nun aber, in der ſpätern Zeit, liegt es ſchon tief in der Mitte des Landes, es wird nach und nach vom Seehandel entfernt und ausgeſchloſſen. Wie Dieß zugegangen, wird von vielen Seiten dargeſtellt. Zur Sprache kommt der Conflict England's und der Küſten, der Häfen und des Mittellandes; hier werden die großen Vortheile Derer, welche der See anwohnen, herausgeſetzt und ernſtliche Vorſchläge gethan, wie die Bewohner des Mittellandes ſich dieſelben gleichfalls zueignen könnten. Sodann erſehen wir gar Manches von Gewerben und Handwerken, und wie ſolche durch Fabriken überflügelt durch Krämerei untergraben werden; wir ſehen den Verfall, als den Erfolg von mancherlei Urſachen, und dieſen Erfolg wieder als die Urſache neuen Verfalls in einem ewigen, ſchwer zu löſenden Zirkel; doch zeichnet ihn der wackere Staatsbürger auf eine ſo deutliche Weiſe hin, daß man noch glaubt, ſich daraus retten zu können. Durchaus läßt der Verfaſſer die gründlichſte Einſicht in die beſonderſten Umſtände ſehen. Seine Vorſchläge, ſein Rath, Nichts iſt aus der Luft gegriffen, und doch ſo oft nicht ausführbar, deßwegen er auch die Sammlungen „patriotiſche Phantaſien" genannt, obgleich Alles ſich darin an das Wirkliche und Mögliche hält.

Da nun aber alles Oeffentliche auf dem Familien-Weſen ruht, ſo wendet er auch dahin vorzüglich ſeinen Blick. Als Gegenſtände ſeiner ernſten und ſcherzhaften Betrachtungen finden wir die Veränderung der Sitten und Gewohnheiten, der Kleidungen, der Diät, des häuslichen Lebens, der Erziehung. Man müßte eben Alles, was in der bürgerlichen und ſittlichen Welt vorgeht, rubriciren, wenn man die Gegenſtände erſchöpfen wollte, die er behandelt; und dieſe Behandlung iſt bewundernswürdig. Ein vollkommener Geſchäftsmann ſpricht zum Volke in Wochenblättern, um Dasjenige, was eine einſichtige, wohlwollende Regierung ſich vornimmt oder anordnet, einem Jeden von der rechten Seite faßlich zu machen; keineswegs aber lehrhaft, ſondern in den mannigfaltigſten Formen, die man poetiſch nennen könnte, und die gewiß in dem beſten Sinn für rhetoriſch gelten müſſen. Immer iſt er über ſeinen Gegenſtand erhaben, und weiß uns eine heitere Anſicht des Ernſteſten zu geben; bald hinter dieſer, bald hinter jener Maske halb verſteckt, bald in eigner Perſon ſprechend, immer vollſtändig und erſchöpfend, dabei immer froh, mehr oder weniger ironiſch, durchaus tüchtig, rechtſchaffen, wohlmeinend, ja manchmal derb und heftig, und dieſes Alles ſo abgemeſſen, daß man zugleich den Geiſt, den Verſtand, die Leichtigkeit, Gewandtheit, den Geſchmack und Character des Schriftſtellers bewundern muß. In Abſicht auf Wahl gemeinnütziger Gegenſtände, auf tiefe Einſicht, freie Ueberſicht, glückliche Behandlung, ſo gründlichen als frohen Humor wüßte ich ihm Niemanden als Franklin zu vergleichen.

Ein ſolcher Mann imponirte uns unendlich und hatte den größten Einfluß auf eine Jugend, die auch etwas Tüchtiges wollte und im Begriff ſtand, es zu erfaſſen. In die Formen ſeines Vortrags glaubten wir uns wohl auch finden zu können; aber wer durfte hoffen, ſich eines ſo reichen Gehalts zu bemächtigen, und die widerſpenſtigſten Gegenſtände mit ſo viel Freiheit zu handhaben?

Doch das iſt unſer ſchönſter und ſüßeſter Wahn, den wir nicht aufgeben dürfen, ob er uns gleich viel Pein im Leben verurſacht, daß wir Das, was wir ſchätzen und verehren, uns auch wo möglich zueignen, ja aus uns ſelbſt hervorbringen und darſtellen möchten.

Vierzehntes Buch.

Mit jener Bewegung nun, welche sich im Publicum verbreitete, ergab sich eine andere, für den Verfasser vielleicht von größerer Bedeutung, indem sie sich in seiner nächsten Umgebung ereignete. Aeltere Freunde, welche jene Dichtungen, die nun so großes Aufsehen machten, schon im Manuscript gekannt hatten, und sie deßhalb zum Theil als die übrigen ansahen, triumphirten über den guten Erfolg, den sie kühn genug zum Voraus geweissagt. Zu ihnen fanden sich neue Theilnehmer, besonders solche, welche selbst eine productive Kraft in sich spürten oder zu erregen und zu hegen wünschten.

Unter den Erstern that sich Lenz am Lebhaftesten und gar sonderbar hervor. Das Aeußerliche dieses merkwürdigen Menschen ist schon umrissen, seines humoristischen Talent's mit Liebe gedacht; nun will ich von seinem Character mehr in Resultaten als schildernd sprechen, weil es unmöglich wäre, ihn durch die Umschweife seines Lebensganges zu begleiten und seine Eigenheiten darstellend zu überliefern.

Man kennt jene Selbstquälerei, welche, da man von Außen und von Andern keine Noth hatte, an der Tagesordnung war, und gerade die vorzüglichsten Geister beunruhigte. Was gewöhnliche Menschen, die sich nicht selbst beobachten, nur vorübergehend quält, was sie sich aus dem Sinne zu schlagen suchen, das ward von den bessern scharf bemerkt, beachtet, in Schriften, Briefen und Tagebüchern aufbewahrt. Nun aber gesellten sich die strengsten sittlichen Forderungen an sich und Andere zu der größten Fahrlässigkeit im Thun, und ein aus dieser halben Selbstkenntniß entspringender Dünkel verführte zu den seltsamsten Angewohnheiten und Unarten. Zu einem solchen Abarbeiten in der Selbstbeobachtung berechtigte jedoch die aufwachsende empirische Psychologie, die nicht gerade Alles, was uns innerlich beunruhigt, für bös und verwerflich erklären wollte, aber doch auch nicht Alles billigen konnte; und so war ein ewiger, nie beizulegender Streit erregt. Diesen zu führen und zu unterhalten übertraf nun Lenz alle übrigen Un- oder Halbbeschäftigten, welche ihr Inneres untergruben, und so litt er im Allgemeinen von der Zeitgesinnung, welche durch die Schilderung Werther's abgeschlossen sein sollte; aber ein individueller Zuschnitt unterschied ihn von allen Uebrigen, die man durchaus für offene, redliche Seelen anerkennen mußte. Er hatte nämlich einen entschiedenen Hang zur Intrigue, und zwar zur Intrigue an sich, ohne daß er eigentliche Zwecke, verständige, selbstische, erreichbare Zwecke dabei gehabt hätte; vielmehr pflegte er sich immer etwas Fratzenhaftes vorzusetzen, und eben deßwegen diente es ihm zur beständigen Unterhaltung. Auf diese Weise war er zeitlebens ein Scheim in der Einbildung, seine Liebe wie sein Haß waren imaginär, mit seinen Vorstellungen und Gefühlen verfuhr er willkürlich, damit er immerfort Etwas zu thun haben möchte. Durch die verliebtesten Mittel suchte er seinen Neigungen und Abneigungen Realität zu geben, und vernichtete sein Werk immer wieder selbst, und so hat er Niemanden, den er liebte, jemals genützt, Niemanden, den er haßte, jemals geschadet, und im Ganzen schien er nur zu sündigen, um sich strafen, nur zu intriguiren, um eine neue Fabel auf eine alte pfropfen zu können.

Aus wahrhafter Tiefe, aus unerschöpflicher Productivität ging sein Talent hervor, in welchem Zartheit, Beweglichkeit und Spitzfindigkeit mit einander wetteiferten, das aber, bei aller seiner Schönheit, durchaus kränkelte; und gerade diese Talente sind am Schwersten zu beurtheilen. Man konnte in seinen Arbeiten große Züge nicht verkennen; eine liebliche Zärtlichkeit schleicht sich durch zwischen den albernsten und barockesten Fratzen, die man selbst einem so gründlichen und ausforschlosen Humor, einer wahrhaft comischen Gabe kaum verzeihen kann. Seine Tage waren aus lauter Nichts zusammengesetzt, dem er durch seine Rührigkeit eine Bedeutung zu geben wußte, und er konnte um so mehr viele Stunden verschleudern, als die Zeit, die er zum Lesen anwendete, ihm bei einem glücklichen Gedächtniß immer viel Frucht brachte, und seine originelle Denkweise mit mannigfaltigem Stoff bereicherte.

Man hatte ihn mit Liefländischen Cavalieren nach Straßburg gesendet, und einen Mentor nicht leicht unglücklicher wählen können. Der ältere Baron ging für einige Zeit in's Vaterland zurück, und hinterließ eine Geliebte, an die er fest gekuüpft war. Lenz, um den zweiten Bruder, der auch um dieses Frauenzimmer warb, und andere Liebhaber zurückzudrängen, und das kostbare Herz seinem abwesenden Freunde zu erhalten, beschloß nun, selbst sich in die Schöne verliebt zu stellen oder, wenn man will, sie zu verlieben. Er setzte diese seine Thesis mit der hartnäckigsten Anhänglichkeit an das Ideal, das er sich von ihr gemacht hatte, durch, ohne sie wahr werden zu wollen, daß er so gut als die Uebrigen ihr nur zum Scherz und zur Unter-

Vagabunden.

Hier ſind die Deinen,
Bewährte Leute,
In jedem Falle
Dir beyzuſtehn.

Pedro.

Ich ſteh' alleine;
Doch ſteh' ich feſte.
Ihr wißt zu rauben,
Und nicht zu ſtehn.

Rugantino.

Laßt mich alleine,
Ich ſteh' ihm feſte;
Du ſollſt nicht Räuber,
Sollſt Männer ſehn.

Während dieſes Geſangs fechten Rugantino und Pedro mit wiederhohlten Abſätzen. Zuletzt entfernen ſich die Frauenzimmer; die Vagabunden ſtehen an der Seite. Pedro, der in den rechten Arm verwundet wird, nimmt den Degen in die Linke, und ſtellt ſich gegen Rugantino.

haltung diene. Deſto beſſer für ihn! Denn bei ihm war es auch nur Spiel, welches deſto länger dauern konnte, als ſie es ihm gleichſam ſpielend erwiederte, ihn bald anzog, bald abſtieß, bald hervorrief, bald hintanſetzte. Man ſei überzeugt, daß, wenn er zum Bewußtſein kam, wie ihm denn Das zuweilen zu geſchehen pflegte, er ſich zu einem ſolchen Fund recht behaglich Glück gewünſcht habe.

Uebrigens lebte er, wie ſeine Zöglinge, meiſtens mit Officieren der Garniſon, wobei ihm die wunderſamen Anſchauungen, die er ſpäter in dem Luſtſpiel „die Soldaten" aufſtellte, mögen geworden ſein. Indeſſen hatte dieſe frühe Bekanntſchaft mit dem Militär die eigene Folge für ihn, daß er ſich für einen großen Kenner des Waffenweſens hielt; auch hatte er wirklich dieſes Fach nach und nach ſo im Detail ſtudirt, daß er einige Jahre ſpäter ein großes Memoire an den Franzöſiſchen Kriegsminiſter aufſetzte, wovon er ſich den beſten Erfolg verſprach. Die Gebrechen jenes Zuſtandes waren ziemlich gut geſehn, die Heilmittel dagegen lächerlich und unausführbar. Er aber hielt ſich überzeugt, daß er dadurch bei Hofe großen Einfluß gewinnen könne, und wußte es den Freunden ſchlechten Dank, die ihn theils durch Gründe, theils durch thätigen Widerſtand abhielten, dieſes phantaſtiſche Werk, das ſchon ſauber abgeſchrieben, mit einem Briefe begleitet, convertirt und förmlich adreſſirt war, zurückzuhalten und in der Folge zu verbrennen.

Mündlich und nachher ſchriftlich hatte er mir die ſämmtlichen Irrgänge ſeiner Kreuz- und Querbewegungen in Bezug auf jenes Frauenzimmer vertraut. Die Poeſie, die er in das Gemeinſte zu legen wußte, ſetzte mich oft in Erſtaunen, ſo daß ich ihn dringend bat, den Kern dieſes weitſchweifigen Abenteuers geiſtreich zu befruchten und einen kleinen Roman daraus zu bilden; aber es war nicht ſeine Sache, ihm konnte nicht wohl werden, als wenn er ſich grenzenlos im Einzelnen verfloß und ſich an einem unendlichen Faden ohne Abſicht hinſpann. Vielleicht wird es dereinſt möglich, nach dieſen Prämiſſen ſeinen Lebensgang bis zu der Zeit, da er ſich in Wahnſinn verlor, auf irgend eine Weiſe anſchaulich zu machen; gegenwärtig halte ich mich an das Nächſte, was eigentlich hieher gehört.

Kaum war „Götz von Berlichingen" erſchienen, als mir Lenz einen weitläufigen Aufſatz zuſendete, auf geringes Concept-Papier geſchrieben, deſſen er ſich gewöhnlich bediente, ohne den mindeſten Rand weder oben noch unten noch an den Seiten zu laſſen. Dieſe Blätter waren betitelt: „Ueber unſere Ehe;" und ſie würden, wären ſie noch vorhanden, uns gegenwärtig mehr aufklären als mich damals, da ich über ihn und ſein Weſen noch ſehr im Dunkeln ſchwebte. Das Hauptabſehen dieſer weitläufigen Schrift war, mein Talent und das ſeinige neben einander zu ſtellen; bald ſchien er ſich mir zu ſubordiniren, bald ſich mir gleich zu ſetzen; das Alles aber geſchah mit ſo humoriſtiſchen und zierlichen Wendungen, daß ich die Anſicht, die er mir dadurch geben wollte, um ſo lieber aufnahm, als ich ſeine Gaben wirklich ſehr hoch ſchätzte und immer nur darauf drang, daß er aus dem formloſen Schweifen ſich zuſammenziehen, und die Bildungsgabe, die ihm angeboren war, mit kunſtgemäßer Faſſung benutzen möchte. Ich erwiederte ſein Vertrauen freundlichſt, und weil er in ſeinen Blättern auf die innigſte Verbrüderung drang (wie denn auch ſchon der wunderliche Titel andeutete), ſo theilte ich ihm von nun an Alles mit, ſowohl das ſchon Gearbeitete, als was ich vorhatte; er ſendete mir dagegen nach und nach ſeine Manuſcripte, „den Hofmeiſter", „den neuen Menoza", „die Soldaten", Nachbildungen des „Plautus", und jene Ueberſetzung des Engliſchen Stücks als Zugabe zu den Anmerkungen über das Theater.

Bei Dieſen war es mir einiger Maßen auffallend, daß er in einem laconiſchen Vorberichte ſich dahin äußerte, als ſei der Inhalt dieſes Aufſatzes, der mit Heftigkeit gegen das regelmäßige Theater gerichtet war, ſchon vor einigen Jahren als Vorleſung einer Geſellſchaft von Litteratur-Freunden bekannt geworden, zu der Zeit alſo, wo „Götz" noch nicht geſchrieben geweſen. In Lenzens Straßburger-Verhältniſſen ſchien ein litterariſcher Zirkel, den ich nicht kennen ſollte, etwas problematiſch; allein ich ließ es hingehen, und verſchaffte ihm zu dieſer wie zu ſeinen übrigen Schriften bald Verleger, ohne auch nur im Mindeſten zu ahnen, daß er mich zum vorzüglichſten Gegenſtande ſeines imaginären Haſſes und zum Ziel einer abenteuerlichen und grillenhaften Verfolgung erſehen hatte.

Vorübergehend will ich nur der Folge wegen noch eines guten Geſellen gedenken, der, obgleich von keinen außerordentlichen Gaben, doch auch mitzählte. Er hieß Wagner, erſt ein Glied der Straßburger-, dann der Frankfurter-Geſellſchaft; nicht ohne Geiſt, Talent und Unterricht. Er zeigte ſich als ein Strebender, und ſo war er willkommen. Auch hielt er treulich an mir, und weil ich aus Allem, was ich vorhatte, kein Geheimniß machte, ſo erzählte ich ihm wie Andern meine Abſicht mit „Fauſt", beſonders die Cataſtrophe von „Gretchen". Er faßte das Sujet auf und benutzte es für ein Trauerſpiel, „die Kindesmörderinn". Es war das erſte Mal, daß mir Jemand Etwas

ren meinen Verfügen wegschnarrte; es verdroß mich, ohne daß ich's ihm nachgetragen hätte. Ich habe dergleichen Gedankenraub und Verwegnahmen nachher noch oft genug erlebt, und hatte mich bei meinem Zaudern und Beschwätzen so manches Vorgesetzten und Eingebildeten nicht mit Recht zu beschweren.

Wenn Redner und Schriftsteller, in Betracht der großen Wirkung, welche dadurch hervorzubringen ist, sich gern der Contraste bedienen, und sollten sie auch erst aufgesucht und herbeigeholt werden: so muß es dem Verfasser um so angenehmer sein, daß ein entschiedener Gegensatz sich ihm anbietet, indem er nach Lenz'en von Klinger'n zu sprechen hat. Beide waren gleichzeitig, bestrebten sich in ihrer Jugend mit und neben einander. Lenz jedoch, als ein vorüberzehendes Meteor zog nur augenblicklich über den Horizont der Deutschen Litteratur hin und verschwand plötzlich, ohne im Leben eine Spur zurückzulassen; Klinger hingegen, als einflußreicher Schriftsteller, als thätiger Geschäftsmann, erhält sich noch bis auf diese Zeit. Von ihm werde ich nun ohne weitere Vergleichung, die sich von selbst ergibt, sprechen, insofern es nöthig ist, da er nicht im Verborgenen so Manches geleistet und so Vieles gewirkt, sondern Beides in weiterm und näherm Kreise noch in gutem Andenken und Ansehn steht.

Klinger's Aeußeres (denn von diesem beginne ich am Liebsten) war sehr vortheilhaft. Die Natur hatte ihm eine große, schlanke, wohlgebaute Gestalt und eine regelmäßige Gesichtsbildung gegeben; er hielt auf seine Person, trug sich nett, und man konnte ihn für das hübscheste Mitglied der ganzen kleinen Gesellschaft ansprechen. Sein Betragen war weder zuvorkommend noch abstoßend, und, wenn es nicht innerlich stürmte, gemäßigt.

Man liebt an dem Mädchen, was es ist, und an dem Jüngling, was er ankündigt, und so war ich Klinger's Freund, sobald ich ihn kennen lernte. Er empfahl sich durch eine reine Gemüthlichkeit, und ein unverkennbar entschiedener Character erwarb ihm Zutrauen. Auf ein ernstes Wesen war er von Jugend auf hingewiesen; er, nebst einer eben so schönen und wackern Schwester, hatte für eine Mutter zu sorgen, die als Wittwe solcher Kinder bedurfte, um sich aufrecht zu erhalten. Alles, was an ihm war, hatte er sich selbst verschafft und geschaffen, so daß man ihm einen Zug von stolzer Unabhängigkeit, der durch sein Betragen durchging, nicht verargte. Entschiedene natürliche Anlagen, welche allen wohlbegabten Menschen gemein sind, leichte Fassungskraft, vortreffliches Gedächtniß, Sprachengabe besaß er in hohem Grade; aber Alles schien er weniger zu achten als die Fertigkeit und Behendigkeit, die sich ihm, gleichsam angeboren, durch Umstände rasch bestätigt hatten.

Einem solchen Jünglinz mußten Rousseau's Werke vorzüglich zusagen. „Emil" war sein Haupt- und Grundbuch, und jene Gesinnungen fruchteten um so mehr bei ihm, als sie über die ganze gebildete Welt allgemeine Wirkung ausübten, ja bei ihm mehr als bei Andern; denn auch er war ein Kind der Natur, auch er hatte von unten auf angefangen. Das, was Andere wegwerfen sollten, hatte er nie besessen, Verhältnisse aus welchen sie sich retten sollten, hatten ihn nie beengt; und so konnte er für einen der reinsten Jünger jenes Natur-Evangeliums angesehen werden, und in Betracht seines ernsten Bestrebens, seines Betragens als Mensch und Sohn recht wohl ausrufen: „Alles ist gut, wie es aus den Händen der Natur kommt!" — Aber auf den Nachsatz: „Alles verschlimmert sich unter den Händen der Menschen!" drängte ihm eine widerwärtige Erfahrung auf. Er hatte nicht mit sich selbst, aber außer sich mit der Welt des Herkommens zu kämpfen, von deren Fesseln der Bürger von Genf uns zu erlösen gedacht. Weil nun in des Jünglings Lage dieser Kampf oft schwer und sauer ward, so fühlte er sich gewaltsamer in sich zurückgetrieben, als daß er durchaus zu einer freien und freudigen Ausbildung hätte gelangen können: vielmehr mußte er sich durchstürmen, durchdrängen; dabei fiel ein bitterer Zug in sein Wesen schlich, den er in der Folge zum Theil gehegt und genährt, mehr aber bekämpft und besiegt hat.

In seinen Productionen, insofern sie mir gegenwärtig sind, zeigt sich ein strenger Verstand, ein biederer Sinn, eine rege Einbildungskraft, eine glückliche Beobachtung der menschlichen Mannigfaltigkeit und eine characteristische Nachbildung der generischen Unterschiede. Seine Mädchen und Knaben sind frei und lieblich, seine Jünglinge glühend, seine Männer schlicht und verständig, die Figuren, die er ungünstig darstellt, nicht zu sehr übertrieben; ihm fehlt es nicht an Heiterkeit und guter Laune, an und glücklichen Einfällen; Allegorien und Symbole stehen ihm zu Gebot; er weiß uns zu unterhalten und zu vergnügen, und der Genuß würde noch reiner sein, wenn er sich und uns den heitern, bedeutenden Scherz nicht durch ein bitteres Mißwollen hier und da verkümmerte. Doch Dieß macht ihn eben zu Dem was er ist, und dadurch wird ja die Gattung der Lebenden und Schreibenden so mannigfaltig, daß ein Jeder theoretisch zwischen Erkennen und Irren, praktisch zwischen Beleben und Vernichten hin und wieder wogt.

Klinger gehört unter Die, welche sich aus sich selbst, aus ihrem Gemüthe und Verstande heraus zur Welt gebildet hatten. Weil nun Dieses mit und in einer größern Masse geschah, und sie sich unter einander einer verständlichen, aus der allgemeinen Natur und aus der Volkseigenthümlichkeit herfließenden Sprache mit Kraft und Wirkung bedienten: so waren ihnen früher und später alle Schulformen äußerst zuwider, besonders wenn sie, von ihrem lebendigen Ursprung getrennt, in Phrasen ausarteten, und so ihre erste frische Bedeutung gänzlich verloren. Wie nun gegen neue Meinungen, Ansichten, Systeme, so erklären sich solche Männer auch gegen neue Ereignisse, hervortretende bedeutende Menschen, welche große Veränderungen ankündigen oder bewirken: ein Verfahren, das ihnen keineswegs zu verargen ist, weil sie Dasjenige von Grund aus gefährdet sehen, dem sie ihr eignes Dasein und Bildung schuldig geworden.

Jenes Beharren eines tüchtigen Charakters aber wird nun desto würdiger, wenn es sich durch das Welt- und Geschäftsleben durch erhält, und wenn eine Behandlungsart des Verkömmlichen, welche Manchem schroff, ja gewaltsam erscheinen möchte, zur rechten Zeit angewandt, am Sichersten zum Ziele führt. Dieß geschah bei ihm, da er ohne Biegsamkeit, welches ohnedem die Tugend der geborenen Reichsbürger niemals gewesen, aber desto tüchtiger, fester und redlicher, sich zu bedeutenden Posten erhob, sich darauf zu erhalten wußte, und mit Beifall und Gnade seiner höchsten Gönner fortwirkte, dabei aber niemals weder seine alten Freunde, noch den Weg, den er zurückgelegt, vergaß. Ja er suchte die vollkommenste Stetigkeit des Andenkens durch alle Grade der Abwesenheit und Trennung hartnäckig zu erhalten: wie es denn gewiß angemerkt zu werden verdient, daß er, als ein anderer Wilhgis, in seinem durch Ordenszeichen geschmückten Wappen Merkmale seiner frühesten Zeit zu verewigen nicht verschmähte.

Es dauerte nicht lange, so kam ich auch mit Lavater'n in Verbindung. „Der Brief des Pastor's an seinen Collegen" hatte ihm stellenweise sehr eingeleuchtet; denn Manches traf mit seinen Gesinnungen vollkommen überein. Bei seinem unablässigen Treiben ward unser Briefwechsel bald sehr lebhaft. Er machte so eben ernstliche Anstalten zu seiner größern Physiognomik, deren Einleitung schon früher in das Publicum gelangt war. Er forderte alle Welt auf, ihm Zeichnungen, Schattenrisse, besonders aber Christusbilder zu schicken, und ob ich gleich so gut wie gar Nichts leisten konnte, so wollte er doch von mir ein- für allemal auch einen Heiland gezeichnet haben, wie ich mir ihn vorstelle. Dergleichen Forderungen des Unmöglichen gaben mir zu mancherlei Scherzen Anlaß, und ich mußte mir gegen seine Eigenheiten nicht anders zu helfen, als daß ich die meinigen hervorkehrte.

Die Anzahl Derer, welche keinen Glauben an die Physiognomik hatten oder doch wenigstens sie für ungewiß und trüglich hielten, war sehr groß, und sogar Viele, die es mit Lavater'n gut meinten, fühlten einen Kitzel, ihn zu versuchen und ihm wo möglich einen Streich zu spielen. Er hatte sich in Frankfurt bei einem nicht ungeschickten Maler die Profile mehrerer namhaften Menschen bestellt. Der Absender erlaubte sich den Scherz, Bahrdt's Portrait zuerst statt des meinigen abzuschicken, wogegen eine zwar muntere aber donnernde Geißel zurückkam, mit allen Trauren und Betheuerungen, daß Dieß mein Bild nicht sei, und was Lavater sonst Alles zu Bestätigung der physiognomischen Lehre bei dieser Gelegenheit mochte zu sagen haben. Mein wirkliches nachgesendetes ließ er eher gelten; aber auch hier schon that sich der Widerstreit hervor, in welchem er sich sowohl mit den Malern als mit den Individuen befand. Jene konnten ihm niemals wahr und genug arbeiten; Diese bei allen Verzügen, welche sie haben mochten, blieben doch immer zu weit hinter der Idee zurück, die er von der Menschheit und den Menschen hegte, als daß er nicht durch das Besondere, wodurch der Einzelne zur Person wird, einiger Maßen hätte abgestoßen werden sollen.

Der Begriff von der Menschheit, der sich in ihm und an seiner Menschheit herangebildet hatte, war so genau mit der Vorstellung verwandt, die er von Christo lebendig in sich trug, daß es ihm unbegreiflich schien, wie ein Mensch leben und athmen könne, ohne zugleich ein Christ zu sein. Mein Verhältniß zu der christlichen Religion lag bloß im Sinn und Gemüth, und ich hatte von jener physischen Verwandtschaft, zu welcher Lavater sich hinneigte, nicht den mindesten Begriff. Aergerlich war mir daher die heftige Zudringlichkeit eines so geistvollen Mannes, mit der er auf mich sowie auf Mendelssohn und Andere losging und behauptete, man müsse entweder mit ihm ein Christ, ein Christ nach seiner Art werden, oder man müsse ihn zu sich hinüberziehen, man müsse ihn gleichfalls von Demjenigen überzeugen, worin man seine Beruhigung finde. Diese Forderung, so unmittelbar dem liberalen Weltsinn, zu dem ich mich nach und nach auch bekannte, entgegen stehend, that auf mich nicht die beste Wirkung. Alle Bekehrungsversuche, wenn sie nicht gelingen, machen Denjenigen,

den man zum Proselyten ausersah, starr und verstockt, und Dieses war um so mehr mein Fall, als Lavater zuletzt mit dem harten Dilemma hervortrat: „Entweder Christ oder Atheist!“ Ich erklärte darauf, daß wenn er mir mein Christenthum nicht lassen wollte, wie ich es bisher gehegt hätte, so könnte ich mich auch wohl zum Atheismus entschließen, zumal da ich sähe, daß Niemand recht wisse, was Beides eigentlich heißen solle.

Dieses Hin- und Wiederschreiben, so heftig es auch war, störte das gute Verhältniß nicht. Lavater hatte eine unglaubliche Geduld, Beharrlichkeit, Ausdauer; er war seiner Lehre gewiß, und bei dem entschiedenen Vorsatz, seine Ueberzeugung in der Welt auszubreiten, ließ er sich's gefallen, was nicht durch Kraft geschehen konnte, durch Abwarten und Milde durchzuführen. Ueberhaupt gehörte er zu den wenigen glücklichen Menschen, deren äußerer Beruf mit dem innern vollkommen übereinstimmt, und deren früheste Bildung, stetig zusammenhängend mit der spätern, ihre Fähigkeiten naturgemäß entwickelt. Mit den zartesten sittlichen Anlagen geboren, bestimmte er sich zum Geistlichen. Er genoß des nöthigen Unterrichts und zeigte viele Fähigkeiten, ohne sich jedoch zu jener Ausbildung hinzuneigen, die man eigentlich gelehrt nennt. Denn auch er, um so viel früher geboren als wir, ward von dem Freiheits- und Naturgeist der Zeit ergriffen, der Jedem sehr schmeichlerisch in die Ohren rannte: man habe ohne viele äußere Hülfsmittel Stoff und Gehalt genug in sich selbst; Alles komme nur darauf an, daß man ihn gehörig entfalte. Die Pflicht des Geistlichen, sittlich im täglichen Sinne, religiös im höhern auf die Menschen zu wirken, traf mit seiner Denkweise vollkommen überein. Redliche und fromme Gesinnungen, wie er sie fühlte, den Menschen mitzutheilen, sie in ihnen zu erregen, war des Jünglings entschiedenster Trieb, und seine liebste Beschäftigung, wie auf sich selbst so auf Andere zu merken. Jenes ward ihm durch ein inneres Zartgefühl, Dieses durch einen scharfen Blick auf das Aeußere erleichtert, ja aufgedrungen. Zur Beschaulichkeit war er jedoch nicht geboren, zur Darstellung im eigentlichen Sinne hatte er keine Gabe; er fühlte sich vielmehr mit allen seinen Kräften zur Thätigkeit, zur Wirksamkeit gedrängt, so daß ich Niemanden gekannt habe, der ununterbrochener handelte als er. Weil nun aber unser inneres sittliches Wesen in äußern Bedingungen verkörpert ist, es sei nun, daß wir einer Familie, einem Stande, einer Gilde, einer Stadt oder einem Staate angehören: so mußte er zugleich, insofern er wirken wollte, alle diese Aeußerlichkeiten berühren und in Bewegung setzen, wodurch denn freilich mancher Anstoß, manche Verwickelung entstehen mußte, besonders da das Gemeinwesen, als dessen Glied er geboren war, in der genauesten und bestimmtesten Beschränkung einer löblichen hergebrachten Freiheit genoß. Schon der republicanische Knabe gewöhnt sich, über das öffentliche Wesen zu denken und mitzusprechen. In der ersten Blüthe seiner Tage sieht sich der Jüngling als Zunftgenosse bald in dem Fall, seine Stimme zu geben und zu versagen. Will er gerecht und selbstständig urtheilen, so muß er sich von dem Werth seiner Mitbürger vor allen Dingen überzeugen, er muß sie kennen lernen, er muß sich nach ihren Gesinnungen, nach ihren Kräften umthun, und so, indem er Andere zu erforschen trachtet, immer in seinen eignen Busen zurückkehren.

In solchen Verhältnissen übte sich Lavater früh, und eben diese Lebensthätigkeit scheint ihn mehr beschäftigt zu haben als Sprach-Studien, als jene sondernde Critik, die mit ihnen verwandt, ihr Grund sowie ihr Ziel ist. In spätern Jahren, da sich seine Kenntnisse, seine Einsichten unendlich weit ausgebreitet hatten, sprach er doch im Ernst und Scherz oft genug aus, daß er nicht gelehrt sei; und gerade einem solchen Mangel von eindringendem Studium muß man zuschreiben, daß er sich an den Buchstaben der Bibel, ja der Bibelübersetzung hielt, und freilich für Das, was er suchte und beabsichtigte, hier genugsame Nahrung und Hülfsmittel fand.

Aber gar bald war jener zunft- und gildemäßig langsam bewegte Wirkungskreis dem lebhaften Naturell zu enge. Gerecht zu sein wird dem Jüngling nicht schwer, und ein reines Gemüth verabscheut die Ungerechtigkeit, deren es sich selbst noch nicht schuldig gemacht hat. Die Bedrückungen eines Landvogts lagen offenbar vor den Augen der Bürger, schwerer waren sie vor Gericht zu bringen. Lavater gesellt sich einen Freund zu, und Beide bedrohen, ohne sich zu nennen, jenen strafwürdigen Mann. Die Sache wird ruchbar, man sieht sich genöthigt, sie zu untersuchen. Der Schuldige wird bestraft, aber die Veranlasser dieser Gerechtigkeit werden getadelt, wo nicht gescholten. In einem wohleingerichteten Staate soll das Rechte selbst nicht auf unrechte Weise geschehn.

Auf einer Reise, die Lavater durch Deutschland macht, setzt er sich mit gelehrten und wohldenkenden Männern in Berührung; allein er befestigt sich dabei nur mehr in seinen eignen Gedanken und Ueberzeugungen; nach Hause zurückgekommen, wirkt er immer freier aus sich selbst. Als ein edler, guter Mensch fühlt er in

ſich einen herrlichen Begriff von der Menſchheit, und was dieſem allenfalls in der Erfahrung widerſpricht, alle die unläugbaren Mängel, die einen Jeden von der Vollkommenheit ablenken, ſollen ausgeglichen werden durch den Begriff der Gottheit, die ſich in der Mitte der Zeiten in die menſchliche Natur herabgeſenkt, um ihr früheres Ebenbild vollkommen wiederherzuſtellen.

So viel vorerſt von den Anfängen dieſes merkwürdigen Mannes, und nun vor allen Dingen eine heitere Schilderung unſers perſönlichen Zuſammentreffens und Beiſammenſeins. Denn unſer Briefwechſel hatte nicht lange gedauert, als er mir und Andern ankündigte, er werde bald auf einer vornehmenden Rhein-Reiſe in Frankfurt einſprechen. Sogleich entſtand im Publicum die größte Bewegung; Alle waren neugierig, einen ſo merkwürdigen Mann zu ſehen; Viele hofften für ihre ſittliche und religiöſe Bildung zu gewinnen; die Zweifler dachten ſich mit bedeutenden Einwendungen hervorzuthun; die Einbildiſchen waren gewiß, ihn durch Argumente, in denen ſie ſich ſelbſt beſtärkt hatten, zu verwirren und zu beſchämen, und was ſonſt alles Witziges und Unwilliges einen bemerkten Menſchen erwartet, der ſich mit dieſer gemiſchten Welt abzugeben gedenkt.

Unſer erſtes Begegnen war herzlich; wir umarmten uns auf's Freundlichſte, und ich fand ihn gleich, wie wir ihn ſo manche Bilder ſchon überliefert hatten. Ein Individuum, einzig, ausgezeichnet wie man es nicht geſehn hat und nicht wieder ſehn wird, ſah ich lebendig und wirkſam vor mir. Er hingegen verrieth im erſten Augenblick durch einige ſonderbare Ausrufungen, daß er mich anders erwartet habe. Ich verſicherte ihm dagegen nach meinem angebornen und angebildeten Realismus: da es Gott und der Natur nun einmal gefallen habe, mich ſo zu machen, wir es auch dabei wollten bewenden laſſen. Nun kamen zwar ſogleich die bedeutendſten Puncte zur Sprache, über die wir uns in Briefen am Wenigſten vereinigen konnten; allein dieſelben ausführlich zu behandeln, ward uns nicht Raum gelaſſen, und ich erfuhr, was mir noch nie vorgekommen.

Wir Andern, wenn wir uns über Angelegenheiten des Geiſtes und Herzens unterhalten wollten, pflegten uns von der Menge, ja von der Geſellſchaft zu entfernen, weil es bei der vielfachen Denkweiſe und den verſchiedenen Bildungsſtufen ſchwer fällt, ſich auch nur mit Wenigen zu verſtändigen. Allein Lavater war ganz anders geſinnt; er liebte ſeine Wirkungen ins Weite und Breite auszudehnen; ihm ward nicht wohl als in der Gemeine, für deren Belehrung und Unterhaltung er ein beſonderes Talent beſaß, welches auf jener großen phyſiognomiſchen Gabe ruhte. Ihm war eine richtige Unterſcheidung der Perſonen und Geiſter verliehen, ſo daß er einem Jeden geſchwind anſah, wie ihm allenfalls zu Muthe ſein möchte. Fügte ſich hiezu noch ein aufrichtiges Bekenntniß, eine treuherzige Frage, ſo wußte er aus der großen Fülle innerer und äußerer Erfahrung zu Jedermanns Befriedigung das Gehörige zu erwiedern. Die tiefe Sanftmuth ſeines Blicks, die beſtimmte Lieblichkeit ſeiner Lippen, ſelbſt der durch ſein Hochdeutſch durchtönende, treuherzige Schweizer-Dialect, und wie manches Andere, was ihn auszeichnete, gab Allen, zu denen er ſprach, die angenehmſte Sinnesberuhigung; ja ſeine bei flacher Bruſt etwas vorgebeugte Körperhaltung trug nicht wenig dazu bei, die Uebergewalt ſeiner Gegenwart mit der übrigen Geſellſchaft auszugleichen. Gegen Anmaßung und Dünkel wußte er ſich ſehr ruhig und geſchickt zu benehmen: denn indem er auszuweichen ſchien, wendete er auf einmal eine große Anſicht, auf welche der beſchränkte Gegner niemals denken konnte, wie einen diamantnen Schild hervor, und wußte denn doch das daher entſpringende Licht ſo angenehm zu mäßigen, daß dergleichen Menſchen wenigſtens in ſeiner Gegenwart ſich belehrt und überzeugt fühlten. Vielleicht hat der Eindruck bei Manchen fortgewirkt: denn ſelbſtiſche Menſchen ſind wohl zugleich auch gut; es kommt nur darauf an, daß die harte Schale, die den fruchtbaren Kern umſchließt, durch gelinde Einwirkung aufgelöſt werde.

Was ihm dagegen die größte Pein verurſachte, war die Gegenwart ſolcher Perſonen, deren äußere Häßlichkeit ſie zu entſchiedenen Feinden jener Lehre von der Bedeutſamkeit der Geſtalten unwiderruflich ſtempeln mußte. Sie wendeten gewöhnlich einen hinreichenden Menſchenverſtand, ja ſonſtige Gaben und Talente leidenſchaftlich mißwollend und kleinlich zweifelnd an, um eine Lehre zu entkräften, die für ihre Perſönlichkeit beleidigend ſchien; denn es fand ſich nicht leicht Jemand ſo großdenkend wie Sokrates, der gerade ſeine ſanaiſche Hölle zu Gunſten einer erworbenen Sittlichkeit gedeutet hätte. Die Härte, die Verſtockung ſolcher Gegner war ihm fürchterlich, ſein Gegenſtreben nicht ohne Leidenſchaft, ſowie das Schmelzfeuer die widerſtrebenden Erze als läſtig und feindſelig anfachen muß.

Unter ſolchen Umſtänden war an ein vertrauliches Geſpräch, an ein ſolches, das Bezug auf uns ſelbſt gehabt hätte, nicht zu denken, ob ich mich gleich durch Beobachtung der Art, wie er die Menſchen behandelte, ſehr belehrt, jedoch nicht gebildet fand; denn meine Lage

war ganz von der seinigen verschieden. Wer sittlich wirkt, verliert keine seiner Bemühungen; denn es gedeiht davon weit mehr, als das Evangelium vom Sämanne allzu bescheiden eingesetzt; wer aber künstlerisch verfährt, der hat in jedem Werke Alles verloren, wenn es nicht als ein solches anerkannt wird. Nun weiß man, wie ungeduldig meine lieben theilnehmenden Leser mich zu machen pflegten, und aus welchen Ursachen ich höchst abgeneigt war, mich mit ihnen zu verständigen. Nun fühlte ich den Abstand zwischen meiner und der Lavater'schen Wirksamkeit nur allzu sehr: die seine galt in der Gegenwart, die meine in der Abwesenheit; wer mit ihm in der Ferne unzufrieden war, befreundete sich ihm in der Nähe; und wer mich nach meinen Werken für liebenswürdig hielt, fand sich sehr getäuscht, wenn er an einen starren, ablehnenden Menschen anstieß.

Merk, der von Darmstadt sogleich herübergekommen war, spielte den Mephistopheles, frottete besonders über das Zudringen der Weiblein, und als einige derselben die Zimmer, die man dem Propheten eingeräumt, und besonders auch das Schlafzimmer mit Aufmerksamkeit untersuchten, sagte der Schalk: „Die frommen Seelen wollten doch sehn, wo man den Herrn hingelegt habe." — Mit allem Dem mußte er sich so gut wie die Andern exorcisiren lassen: denn Lips, der Lavater'n begleitete, zeichnete sein Profil so ausführlich und brav, wie die Bildnisse bedeutender und unbedeutender Menschen, welche dereinst in dem großen Werke der Physiognomik angehäuft werden sollten.

Für mich war der Umgang mit Lavater'n höchst wichtig und lehrreich: denn seine dringenden Anregungen brachten mein ruhiges, künstlerisch beschauliches Wesen in Umtrieb; freilich nicht zu meinem augenblicklichen Vortheil, indem die Zerstreuung, die mich schon ergriffen hatte, sich nur vermehrte; allein es war so viel unter uns zur Sprache gekommen, daß in mir die größte Sehnsucht entstand, diese Unterhaltung fortzusetzen. Daher entschloß ich mich, ihn, wenn er nach Ems gehen würde, zu begleiten, um unterwegs, im Wagen eingeschlossen und von der Welt abgesondert, diejenigen Gegenstände, die uns wechselseitig am Herzen lagen, frei abzuhandeln.

Sehr merkwürdig und folgereich waren mir indessen die Unterhaltungen Lavater's und der Fräulein von Klettenberg. Hier standen nun zwei entschiedene Christen gegen einander über, und es war ganz deutlich zu sehn, wie sich eben dasselbe Bekenntniß nach den Gesinnungen verschiedener Personen umbildet. Man wiederholte so oft in jenen toleranten Zeiten: jeder Mensch habe seine eigne Religion, seine eigne Art der Gottesverehrung. Ob ich nun gleich Dieß nicht geradezu behauptete, so konnte ich doch im gegenwärtigen Fall bemerken, daß Männer und Frauen einen verschiedenen Heiland bedürfen. Fräulein von Klettenberg verhielt sich zu dem ihrigen wie zu einem Geliebten, dem man sich unbedingt hingibt, alle Freude und Hoffnung auf seine Person legt, und ihm ohne Zweifel und Bedenken das Schicksal des Lebens anvertraut. Lavater hingegen behandelte den seinigen als einen Freund, dem man neidlos und liebevoll nacheifert, seine Verdienste anerkennt, sie hochpreist, und eben deßwegen ihm ähnlich, ja gleich zu werden bemüht ist. Welch ein Unterschied zwischen beiderlei Richtung, wodurch im Allgemeinen die geistigen Bedürfnisse der zwei Geschlechter ausgesprochen werden! Daraus mag es auch zu erklären sein, daß zärtere Männer sich an die Mutter Gottes gewendet, ihr, als einem Ausbund weiblicher Schönheit und Tugend, wie Sannazar gethan, Leben und Talente gewidmet, und allenfalls nebenher mit dem göttlichen Knaben gespielt haben.

Wie meine beiden Freunde L. B. zu einander standen, wie sie gegen einander gesinnt waren, erfuhr ich nicht allein aus Gesprächen, denen ich beiwohnte, sondern auch aus Eröffnungen, welche mir Beide ingeheim thaten. Ich konnte weder dem Einen noch dem Andern völlig zustimmen; denn mein Christus hatte auch seine eigne Gestalt nach meinem Sinne angenommen. Weil sie mir aber den meinigen gar nicht wollten gelten lassen, so quälte ich sie mit allerlei Paradoxien und Extremen, und wenn sie ungeduldig werden wollten, entfernte ich mich mit einem Scherze.

Der Streit zwischen Wissen und Glauben war noch nicht an der Tagesordnung; allein die beiden Worte und die Begriffe, die man damit verknüpft, kamen wohl auch gelegentlich vor, und die wahren Weltverächter behaupteten, Eines sei so unzuverlässig als das Andere. Daher beliebte es mir, mich zu Gunsten Beider zu erklären, ohne jedoch den Beifall meiner Freunde gewinnen zu können. Beim Glauben, sagte ich, komme Alles darauf an, daß man glaube; was man glaube, sei völlig gleichgiltig. Der Glaube sei ein großes Gefühl von Sicherheit für die Gegenwart und Zukunft, und diese Sicherheit entspringe aus dem Zutrauen auf ein übergroßes, übermäßiges und unerforschliches Wesen. Auf die Unerschütterlichkeit dieses Zutrauens komme Alles an; wie wir uns aber dieses Wesen denken, Dieß hänge von unsern übrigen Fähigkeiten, ja von den Umständen ab, und sei ganz gleichgiltig. Der Glaube sei

ein heiliges Gefäß, in welches ein Jeder ſein Gefühl, ſeinen Verſtand, ſeine Einbildungskraft, ſo gut als er vermöge, zu opfern bereit ſtehe. Mit dem Wiſſen ſei es gerade das Gegentheil; es komme gar nicht darauf an, daß man wiſſe, ſondern was man wiſſe, wie gut und wie viel man wiſſe. Daher könne man über das Wiſſen ſtreiten, weil es ſich berichtigen, ſich erweitern und verengern laſſe. Das Wiſſen fange vom Einzelnen an, ſei endlos und geſtaltlos, und könne niemals, höchſtens nur träumeriſch zuſammengefaßt werden, und bleibe alſo dem Glauben geradezu entgegengeſetzt.

Dergleichen Halbwahrheiten und die daraus entſpringenden Irrſale mögen, poetiſch dargeſtellt, aufregend und unterhaltend ſein, im Leben aber ſtören und verwirren ſie das Geſpräch. Ich ließ daher Lavater'n gern mit allen Denjenigen allein, die ſich an ihm und mit ihm erbauen wollten, und fand mich für dieſe Entbehrung genugſam entſchädigt durch die Reiſe, die wir zuſammen nach Ems antraten. Ein ſchönes Sommerwetter begleitete uns. Lavater war heiter und allerliebſt. Denn bei einer religiöſen und ſittlichen, keineswegs ängſtlichen Richtung ſeines Geiſtes blieb er nicht unempfindlich, wenn durch Lebensvorfälle die Gemüther munter und luſtig aufgeregt wurden. Er war theilnehmend, geiſtreich, witzig, und mochte das Gleiche gern an Andern, nur daß es innerhalb der Grenzen bliebe, die ſeine zarten Geſinnungen ihm vorſchrieben. Wagte man ſich allenfalls darüber hinaus, ſo pflegte er Einem auf die Achſel zu klopfen und den Verwegenen durch ein treuherziges „Bisch gnet!“ zur Sitte aufzufordern. Dieſe Reiſe gereichte mir zu mancherlei Belehrung und Belebung, die mir aber mehr in der Kenntniß ſeines Charakter's als in der Regelung und Bildung des meinigen zu Theil ward. In Ems ſah ich ihn gleich wieder von Geſellſchaft aller Art umringt, und kehrte nach Frankfurt zurück, weil meine kleinen Geſchäfte gerade auf der Bahn waren, ſo daß ich ſie kaum verlaſſen durfte.

Aber ich ſollte ſobald nicht wieder zur Ruhe kommen; denn Baſedow traf ein, berührte und ergriff mich von einer andern Seite. Einen entſchiedenern Contraſt konnte man nicht ſehen als dieſe beiden Männer. Schon der Anblick Baſedow's deutete auf das Gegentheil. Wenn Lavater's Geſichtszüge ſich dem Beſchauenden frei hergaben, ſo waren die Baſedow'ſchen zuſammengepackt und wie nach innen gezogen: Lavater's Auge klar und fromm, unter ſehr breiten Augenliedern, Baſedow's aber tief im Kopfe, klein, ſchwarz, ſcharf, unter ſtruppigen Augenbraunen hervorblinkend, da hingegen Lavater's Stirnknochen von den ſanfteſten braunen Haarbogen eingefaßt erſchien. Baſedow's heftige, rauhe Stimme, ſeine ſchnellen und ſcharfen Aeußerungen, ein gewiſſes hohniſches Lachen, ein ſchnelles Herummerken des Geſprächs, und was ihn ſonſt noch bezeichnen mochte: Alles war den Eigenſchaften und dem Betragen entgegengeſetzt, durch die uns Lavater verwöhnt hatte. Auch Baſedow ward in Frankfurt ſehr geſucht und ſeine großen Geiſtesgaben bewundert; allein er war nicht der Mann, weder die Gemüther zu erbauen noch zu lenken. Ihm war einzig darum zu thun, jenes große Feld, das er ſich bezeichnet hatte, beſſer anzubauen, damit die Menſchheit künftig bequemer und naturgemäßer darin ihre Wohnung nehmen ſollte; und auf dieſen Zweck eilte er nur allzu gerade los.

Mit ſeinen Planen konnte ich mich nicht befreunden, ja mir nicht einmal ſeine Abſichten deutlich machen. Daß er allen Unterricht lebendig und naturgemäß verlangte, konnte mir wohl gefallen; daß die alten Sprachen an der Gegenwart geübt werden ſollten, ſchien mir lobenswürdig, und gern erkannte ich an, was in ſeinem Vorhaben zur Beförderung der Thätigkeit und einer friſchern Weltanſchauung lag: allein mir mißfiel, daß die Zeichnungen ſeines Elementar-Werks noch mehr als die Gegenſtände ſelbſt zerſtreuten, da in der wirklichen Welt doch immer nur das Mögliche beiſammenſteht, und ſie deßhalb, ungeachtet aller Mannigfaltigkeit und ſcheinbarer Verwirrung, immer noch in allen ihren Theilen etwas Geregeltes hat. Jenes Elementar-Werk hingegen zerſplittert ſie ganz und gar, indem Das, was in der Weltanſchauung keineswegs zuſammentrifft, um der Verwandtſchaft der Begriffe willen neben einander ſteht; weßwegen es auch jener ſinnlich-menſchlichen Vorzüge ermangelt, die wir ähnlichen Arbeiten des Amos Comenius zuerkennen müſſen.

Viel wunderbarer jedoch und ſchwerer zu begreifen als ſeine Lehre war Baſedow's Betragen. Er hatte bei dieſer Reiſe die Abſicht, das Publicum durch ſeine Perſönlichkeit für ſein philanthropiſches Unternehmen zu gewinnen, und zwar nicht etwa die Gemüther, ſondern geradezu die Beutel aufzuſchließen. Er wußte von ſeinem Vorhaben groß und überzeugend zu ſprechen, und Jedermann gab ihm gern zu, was er behauptete. Aber auf die unbegreiflichſte Weiſe verletzte er die Gemüther der Menſchen, denen er eine Beiſteuer abgewinnen wollte, ja er beleidigte ſie ohne Noth, indem er ſeine Meinungen und Grillen über religiöſe Gegenſtände nicht zurückhalten konnte. Auch hierin erſchien Baſedow als das Gegenſtück von Lavater'n. Wenn dieſer die Bibel buchſtäblich

und mit ihrem ganzen Inhalte, ja Wort vor Wort, bis auf den heutigen Tag für geltend annahm und für anwendbar hielt, so fühlte Jener den unruhigsten Kitzel, Alles zu verneinen, und sowohl die Glaubenslehren als die äußerlichen kirchlichen Handlungen nach eignen, einmal gefaßten Grillen umzumodeln. Am Unbarmherzigsten jedoch und am Unvorsichtigsten verfuhr er mit denjenigen Vorstellungen, die sich nicht unmittelbar aus der Bibel, sondern von ihrer Auslegung herschreiben, mit jenen Ausdrücken, philosophischen Kunstworten oder sinnlichen Gleichnissen, womit die Kirchenväter und Concilien sich das Unaussprechliche zu verdeutlichen oder die Ketzer zu bestreiten gesucht haben. Auf eine harte und unverantwortliche Weise erklärte er sich vor Jedermann als den abgesagtesten Feind der Dreieinigkeit, und konnte gar nicht fertig werden, gegen dieß allgemein zugestandene Geheimniß zu argumentiren. Auch ich hatte im Privat-Gespräch von dieser Unterhaltung sehr viel zu leiden, und mußte mir die Hypostasis und Ousia sowie das Prosopon immer wieder vorführen lassen. Dagegen griff ich zu den Waffen der Paradorie, überflügelte seine Meinungen und wagte das Verwegene mit Verwegnerm zu bekämpfen. Dieß gab meinem Geiste wieder neue Anregung, und weil Basedow viel belesener war, auch die Fechterstreiche des Disputirens gewandter als ich Naturalist zu führen wußte, so hatte ich mich immer mehr anzustrengen, je wichtigere Puncte unter uns abgehandelt wurden.

Eine so herrliche Gelegenheit mich wo nicht aufzuklären, doch gewiß zu üben, konnte ich nicht kurz vorübergehen lassen. Ich vermochte Vater und Freunde, die nothwendigsten Geschäfte zu übernehmen, und fuhr nun, Basedow begleitend, abermals von Frankfurt ab. Welchen Unterschied empfand ich aber, wenn ich der Anmuth gedachte, die von Lavater'n ausging! Reinlich wie er war, verschaffte er sich auch eine reinliche Umgebung. Man ward jungfräulich an seiner Seite, um ihn nicht mit etwas Widrigem zu berühren. Basedow hingegen, viel zu sehr in sich gedrängt, konnte nicht auf sein Aeußeres merken. Schon daß er ununterbrochen schlechten Tabak rauchte, fiel äußerst lästig, um so mehr, als er einen unreinlich bereiteten, schnell Feuer fangenden aber häßlich dunstenden Schwamm nach ausgeranchter Pfeife sogleich wieder anschlug, und jedes Mal mit den ersten Zügen die Luft unerträglich verpestete. Ich nannte dieses Präparat Basedow'schen Stinkschwamm, und wollte ihn unter diesem Titel in der Naturgeschichte eingeführt wissen; woran er großen Spaß hatte, mir die widerliche Bereitung recht zum Ekel umständlich auseinandersetzte, und mit großer Schadenfreude sich an meinem Abscheu behagte. Denn Dieses war eine von den tiefgewurzelten übeln Eigenschaften des so trefflich begabten Mannes, daß er gern zu necken und die Unbefangensten tückisch anzustechen beliebte. Ruhen konnte er Niemanden sehn; durch grinsenden Spott mit heiterer Stimme reizte er auf, durch eine überraschende Frage setzte er in Verlegenheit und lachte bitter, wenn er seinen Zweck erreicht hatte, war es aber wohl zufrieden, wenn man schnell gefaßt ihm Etwas dagegen abgab.

Um wie viel größer war nun meine Sehnsucht nach Lavater'n! Auch er schien sich zu freuen, als er mich wieder sah, vertraute mir manches bisher Erfahrne, besonders was sich auf den verschiedenen Character der Mitgäste bezog, unter denen er sich schon viele Freunde und Anhänger zu verschaffen gewußt. Nun fand ich selbst manchen alten Bekannten, und an Denen, die ich in Jahren nicht gesehn, fing ich an, die Bemerkung zu machen, die uns in der Jugend lange verborgen bleibt, daß die Männer altern und die Frauen sich verändern. Die Gesellschaft nahm täglich zu. Es ward unmäßig getanzt und, weil man sich in den beiden großen Badehäusern ziemlich nahe berührte, bei guter und genauer Bekanntschaft mancherlei Scherz getrieben. Einst verkleidete ich mich in einen Dorfgeistlichen und ein namhafter Freund in dessen Gattinn; wir fielen der vornehmen Gesellschaft durch allzu große Höflichkeit ziemlich zur Last, wodurch denn Jedermann in guten Humor versetzt wurde. An Abend-, Mitternacht- und Morgenständchen fehlte es auch nicht, und wir Jüngern genossen des Schlafs sehr wenig.

Im Gegensatze zu diesen Zerstreuungen brachte ich immer einen Theil der Nacht mit Basedow'n zu. Dieser legte sich nie zu Bette, sondern dictirte unaufhörlich. Manchmal warf er sich auf's Lager und schlummerte, indessen sein Tiro, die Feder in der Hand, ganz ruhig sitzen blieb, und sogleich bereit war fortzuschreiben, wenn der Halberwachte seinen Gedanken wieder freien Lauf gab. Dieß Alles geschah in einem dichtverschlossenen, von Tabaks- und Schwammdampf erfüllten Zimmer. So oft ich nun einen Tanz ansetzte, sprang ich zu Basedow'n hinauf, der gleich über jedes Problem zu sprechen und zu disputiren geneigt war, und wenn ich nach Verlauf einiger Zeit wieder zum Tanze hineilte, noch eh' ich die Thür hinter mir anzog, den Faden seiner Abhandlung so ruhig dictirend aufnahm, als wenn weiter Nichts gewesen wäre.

Wir machten dann zusammen auch manche Fahrt in die Nachbarschaft, besuchten die Schlösser, besonders adelicher Frauen, welche

durchaus mehr als die Männer geneigt waren, etwas Geistiges und Geistliches aufzunehmen. In Nassau, bei Frau von Stein, einer höchst ehrwürdigen Dame, die der allgemeinsten Achtung genoß, fanden wir große Gesellschaft. Frau von Laroche war gleichfalls gegenwärtig, an jungen Frauenzimmern und Kindern fehlte es auch nicht. Hier sollte nun Lavater in physiognomische Versuchung geführt werden, welche meist darin bestand, daß man ihn verleiten wollte, Zufälligkeiten der Bildung für Grundform zu halten; er war aber heangt genug, um sich nicht täuschen zu lassen. Ich sollte nach wie vor die Wahrhaftigkeit der Leiden Werther's und den Wohnort Lotten's bezeugen, welchem Ansinnen ich mich nicht auf die artigste Weise entzog, dagegen die Kinder um mich versammelte, um ihnen recht seltsame Mährchen zu erzählen, welche aus lauter bekannten Gegenständen zusammengesonnen waren, wobei ich den großen Vortheil hatte, daß kein Glied meines Verkreises mich etwa zudringlich gefragt hätte, was denn wohl daran für Wahrheit oder Dichtung zu halten sein möchte.

Basedow brachte das Einzige vor, das Noth sei, nämlich eine bessere Erziehung der Jugend; weßhalb er die Vornehmen und Begüterten zu ansehnlichen Beiträgen aufforderte. Kaum aber hatte er, durch Gründe sowohl als durch leidenschaftliche Beredsamkeit die Gemüther wo nicht sich zugewendet, doch zum guten Willen vorbereitet, als ihn der böse antitrinitarische Geist ergriff, und er, ohne das mindeste Gefühl, wo er sich befinde, in die wunderlichsten Reden ausbrach, in seinem Sinne höchst religiös, nach Ueberzeugung der Gesellschaft höchst lästerlich. Lavater durch sanften Ernst, ich durch ableitende Scherze, die Frauen durch zerstreuende Spaziergänge suchten Mittel gegen dieses Uebel; die Verstimmung jedoch konnte nicht geheilt werden. Eine christliche Unterhaltung, die man sich von Lavater's Gegenwart versprochen, eine pädagogische, wie man sie von Basedow'n erwartete, eine sentimentale, zu der ich mich bereit finden sollte: Alles war auf einmal gestört und aufgehoben. Auf dem Heimwege machte Lavater ihm Vorwürfe, ich aber bestrafte ihn auf eine lustige Weise. Es war heiße Zeit, und der Tabaksdampf mochte Basedow's Gaumen noch mehr getrocknet haben; schalkisch verlangte er nach einem Glase Bier, und als er an der Landstraße von Weitem ein Wirthshaus erblickte, befahl er höchst gierig dem Kutscher, dort stille zu halten. Ich aber im Augenblicke, daß Derselbe anfahren wollte, rufe ihm mit Gewalt gebieterisch zu, er solle weiter fahren! Basedow, überrascht, konnte kaum mit heiserer Stimme das Gegentheil hervorbringen. Ich trieb den Kutscher nur heftiger an, der mir gehorchte. Basedow verwünschte mich und hätte gern mit Fäusten zugeschlagen; ich aber erwiederte ihm mit der größten Gelassenheit: Vater, seid ruhig! Ihr habt mir großen Dank zu sagen. Glücklicher Weise sahl Ihr das Vierzeichen nicht! Es ist aus zwei verschränkten Triangeln zusammengesetzt. Nun werdet Ihr über einen Triangel gewöhnlich schon toll; wären Euch die beiden zu Gesicht gekommen, man hätte Euch müssen an Ketten legen. Dieser Spaß brachte ihn zu einem unmäßigen Gelächter, zwischendurch schalt und verwünschte er mich, und Lavater übte seine Geduld an dem alten und jungen Thoren.

Als nun in der Hälfte des Juli Lavater sich zur Abreise bereitete, fand Basedow seinen Vortheil, sich anzuschließen, und ich hatte mich in diese bedeutende Gesellschaft schon so eingewohnt, daß ich es nicht über mich gewinnen konnte, sie zu verlassen. Eine sehr angenehme, Herz und Sinn erfreuende Fahrt hatten wir die Lahn hinab. Beim Anblick einer merkwürdigen Burgruine schrieb ich jenes Lied: „Hoch auf dem alten Thurme steht" in Lips ens Stammbuch und, als es wohl aufgenommen wurde, um nach meiner bösen Art den Eindruck wieder zu verderben, allerlei Knittelreime und Possen auf die nächsten Blätter. Ich freute mich, den herrlichen Rhein wiederzusehn, und ergetzte mich an der Ueberraschung Derer, die dieses Schauspiel noch nicht genossen hatten. Nun landeten wir in Coblenz, wohin wir traten, war der Zudrang sehr groß, und Jeder von uns Dreien erregte nach seiner Art Antheil und Neugierde. Basedow und ich schienen zu wetteifern, wer am Unartigsten sein könnte; Lavater benahm sich vernünftig und klug; nur daß er seine Herzensmeinungen nicht verbergen konnte, und dadurch mit dem reinsten Willen allen Menschen vom Mittelschlag höchst auffallend erschien.

Das Andenken an einen wunderlichen Wirthstisch in Coblenz habe ich in Knittelversen aufbewahrt, die nun auch mit ihrer Sippschaft in meiner neuen Ausgabe leben mögen. Ich saß zwischen Lavater'n und Basedow'n: der Erste belehrte einen Landgeistlichen über die Geheimnisse der Offenbarung Johannis, und der Andere bemühte sich vergebens, einem hartnäckigen Tanzmeister zu beweisen, daß die Taufe ein veralteter und für unsere Zeiten gar nicht berechneter Gebrauch sei. Und wie wir nun forder nach Köln zogen, schrieb ich in irgend ein Album:

Und, wie nach Emmaus, weiter ging's
Mit Zanken und Frieden schreiten:
Propheten rechts, Propheten links,
Das Wildkind in der Mitten.

Glücklicher Weise hatte dieses Weltkind auch eine Seite, die nach dem Himmlischen deutete, welche nun auf eine ganz eigne Weise berührt werden sollte. Schon in Ems hatte ich mich gefreut, als ich vernahm, daß wir in Köln die Gebrüder Jacobi treffen sollten, welche mit andern vorzüglichen und aufmerksamen Männern sich jenen beiden merkwürdigen Reisenden entgegen bewegten. Ich an meinem Theile hoffte von ihnen Verzeihung wegen kleiner Unarten zu erhalten, die aus unserer großen, durch Herder's scharfen Humor veranlaßten Unart entsprungen waren. Jene Briefe und Gedichte, worin Gleim und Georg Jacobi sich öffentlich an einander erfreuten, hatten uns zu mancherlei Scherzen Gelegenheit gegeben, und wir bedachten nicht, daß eben soviel Selbstgefälligkeit dazu gehöre, Andern, die sich behaglich fühlen, wehe zu thun, als sich selbst oder seinen Freunden überflüssiges Gute zu erzeigen. Es war dadurch eine gewisse Mißhelligkeit zwischen dem Ober- und Unterrhein entstanden, aber von so geringer Bedeutung, daß sie leicht vermittelt werden konnte, und hierzu waren die Frauen vorzüglich geeignet. Schon Sophie Laroche gab uns den besten Begriff von diesen edeln Brüdern; Demoiselle Fahlmer, von Düsseldorf nach Frankfurt gezogen und jenem Kreise innig verwandt, gab durch die große Zartheit ihres Gemüths, durch die ungemeine Bildung des Geistes ein Zeugniß von dem Werth der Gesellschaft, in der sie herangewachsen. Sie beschämte uns nach und nach durch ihre Geduld mit unserer groben Oberdeutschen Manier; sie lehrte uns Schonung, indem sie uns fühlen ließ, daß wir derselben auch wohl bedürften. Die Treuherzigkeit der jüngern Jacobi'schen Schwester, die große Heiterkeit der Gattinn von Fritz Jacobi leiteten unsern Geist und Sinn immer mehr und mehr nach jenen Gegenden. Die Letztgedachte war geeignet, mich völlig einzunehmen: ohne eine Spur von Sentimentalität richtig fühlend, sich munter ausdrückend, eine herrliche Niederländerinn, die ohne Ausdruck von Sinnlichkeit durch ihr tüchtiges Wesen an die Rubens'schen Frauen erinnerte. Genannte Damen hatten bei längerm und kürzerm Aufenthalt in Frankfurt mit meiner Schwester die engste Verbindung geknüpft und das ernste, starre, gewisser Maßen liebloseWesen Cornelien's aufgeschlossen und erheitert; und so war uns denn ein Düsseldorf, ein Pempelfort dem Geist und Herzen nach in Frankfurt zu Theil geworden.

Unser erstes Begegnen in Köln konnte daher sogleich offen und zutraulich sein; denn jener Frauen gute Meinung von uns hatte gleichfalls nach Hause gewirkt; man behandelte mich nicht wie bisher auf der Reise bloß als den Dunstschweif jener beiden großen Wandelsterne, sondern man wendete sich auch besonders an mich, um mir manches Gute zu ertheilen, und schien geneigt, auch von mir zu empfangen. Ich war meiner bisherigen Thorheiten und Frechheiten müde, hinter denen ich doch eigentlich nur den Unmuth verbarg, daß für mein Herz, für mein Gemüth auf dieser Reise so wenig gesorgt werde; es brach daher mein Inneres mit Gewalt hervor, und Dieß mag die Ursache sein, warum ich mich der einzelnen Vorgänge wenig erinnere. Das, was man gedacht, die Bilder, die man gesehen, lassen sich in dem Verstand und in der Einbildungskraft wieder hervorrufen; aber das Herz ist nicht so gefällig, es wiederholt uns nicht die schönen Gefühle, und am Wenigsten sind wir vermögend, uns enthusiastische Momente wieder zu vergegenwärtigen; man wird unvorbereitet davon überfallen und überläßt sich ihnen unbewußt. Andere, die uns in solchen Augenblicken beobachten, haben deßhalb davon eine klarere und reinere Ansicht als wir selbst.

Religiöse Gespräche hatte ich bisher sachte abgelehnt und verständige Anfragen selten mit Bescheidenheit erwiedert, weil sie mir gegen Das, was ich suchte, nur allzu beschränkt schienen. Wenn man mir seine Gefühle, seine Meinungen über meine eignen Productionen aufdringen wollte, besonders aber, wenn man mich mit den Forderungen des Alltagsverstandes peinigte und mir sehr entschieden vortrug, was ich hätte thun und lassen sollen: dann zerriß der Geduldsfaden, und das Gespräch zerbrach oder zerbröckelte sich, so daß Niemand mit einer sonderlich günstigen Meinung von mir scheiden konnte. Viel natürlicher wäre mir gewesen, mich freundlich und zart zu erweisen; aber mein Gemüth wollte nicht geschulmeistert, sondern durch freies Wohlwollen aufgeschlossen und durch wahre Theilnahme zur Hingebung angeregt sein. Ein Gefühl aber, das bei mir gewaltig überhand nahm und sich nicht wunderbar genug äußern konnte, war die Empfindung der Vergangenheit und Gegenwart in *eins*: eine Anschauung, die etwas Gespenstermäßiges in die Gegenwart brachte. Sie ist in vielen meiner größern und kleinern Arbeiten ausgedrückt und wirkt im Gedicht immer wohlthätig, ob sie gleich im Augenblick, wo sie sich unmittelbar am Leben und im Leben selbst ausdrückte, Jedermann seltsam, unerklärlich, vielleicht unerfreulich scheinen mußte.

Köln war der Ort, wo das Alterthum eine solche unberechnende Wirkung auf mich ausüben konnte. Die Ruine des Doms (denn ein nichtfertiges Werk ist einem zerstörten gleich)

Rugantino.

Laßt ab, ihr seyd verwundet!

Pedro.

Noch genug
Ist Stärk' in diesem Arm, dir zu begegnen.

Rugantino.

Laßt ab und fürchtet nicht!

Pedro.

Du redest menschlich.
Wer bist du? Willst du meinen Beutel? Hier!
Du kannst ihn nehmen; dieses Leben sollst
Du theuer zahlen.

Rugantino.

Nimm bereite Hülfe,
Du Fremdling, an, und wenn du mir nicht traust,
So laß die Noth dir rathen, die dich zwingt.

Pedro.

Weh mir! ich schwanke! Blut auf Blut entströmt
Zu heftig meiner Wunde. Haltet mich,

erregte die von Straßburg her gewohnten Gefühle. Kunstbetrachtungen konnte ich nicht anstellen; mir war zu viel und zu wenig gegeben, und Niemand fand sich, der mir aus dem Labyrinth des Geleisteten und Beabsichtigten, der That und des Vorsatzes, des Erbauten und Angedeuteten hätte heraushelfen können, wie es jetzt wohl durch unsere fleißigen, beharrlichen Freunde geschieht. In Gesellschaft bewunderte ich zwar diese merkwürdigen Hallen und Pfeiler, aber einsam versenkte ich mich in dieses, mitten in seiner Erschaffung, fern von der Vollendung schon erstarrte Weltgebäude immer mißmuthig. Hier war abermals ein ungeheurer Gedanke nicht zur Ausführung gekommen! Scheint es doch, als wäre die Architectur nur da, um uns zu überzeugen, daß durch mehrere Menschen in einer Folge von Zeit Nichts zu leisten ist, und daß in Künsten und Thaten nur Dasjenige zu Stande kommt, was wie Minerva erwachsen und gerüstet aus des Erfinders Haupt hervorspringt.

In diesen mehr drückenden als herzerhebenden Augenblicken ahnte ich nicht, daß mich das zarteste und schönste Gefühl so ganz nah erwartete. Man führte mich in Jappach's Wohnung, wo mir Das, was ich sonst nur innerlich zu bilden pflegte, wirklich und sinnlich entgegentrat. Diese Familie mochte längst ausgestorben sein; aber in dem Untergeschoß, das an einen Garten stieß, fanden wir Nichts verändert: ein durch braunrothe Ziegelsteinen regelmäßig verziertes Estrich, hohe geschnitzte Sessel mit aufgenähten Sitzen und Rücken, Tischblätter, künstlich eingelegt, auf schweren Füßen, metallne Hängeleuchter, ein ungeheuers Kamin und dem angemessenes Feuergeräthe: Alles mit jenen frühern Tagen übereinstimmend und in dem ganzen Raume Nichts neu, Nichts heutig als wir selber. Was nun aber die hierdurch wundersam aufgeregten Empfindungen überschwenglich vermehrte und vollendete, war ein großes Familien-Gemälde über dem Kamin. Der ehemalige reiche Inhaber dieser Wohnung saß mit seiner Frau, von Kindern umgeben, abgebildet: Alle gegenwärtig, frisch und lebendig wie von gestern, ja von heute; und doch waren sie schon Alle verübergegangen. Auch diese frischen, rundbäckigen Kinder hatten gealtert, und ohne diese kunstreiche Abbildung wäre kein Gedächtniß von ihnen übrig geblieben. Wie ich, überwältigt von diesen Eindrücken, mich verhielt und benahm, wüßte ich nicht zu sagen. Der tiefste Grund meiner menschlichen Anlagen und dichterischen Fähigkeiten ward durch die unendliche Herzensbewegung aufgeregt, und alles Gute und Liebevolle, was in meinem Gemüthe lag, mochte sich aufschließen und hervorbrechen; denn von dem Augenblick an ward ich ohne weitere Untersuchung und Verhandlung der Neigung, des Vertrauens jener vorzüglichen Männer für mein Leben theilhaft.

In Gefolg von diesem Seelen- und Geistesverein, wo Alles, was in einem Jeden lebte, zur Sprache kam, erbot ich mich, meine neuesten und liebsten Balladen zu recitiren. Der „König von Thule" und „Es war ein Bube frech genung" thaten gute Wirkung, und ich trug sie um so gemüthlicher vor, als meine Gedichte mir noch an's Herz geknüpft waren und nur selten über die Lippen kamen. Denn mich hinderten leicht gewisse gegenwärtige Personen, denen mein überzartes Gefühl vielleicht Unrecht thun mochte; ich ward manchmal mitten im Recitiren irre und konnte mich nicht wieder zurecht finden. Wie oft bin ich nicht deßhalb des Eigensinns und eines wunderlichen grillenhaften Wesens angeklagt worden!

Ob mich nun gleich die dichterische Darstellungsweise am Meisten beschäftigte und meinem Naturell eigentlich zusagte, so war mir doch auch das Nachdenken über Gegenstände aller Art nicht fremd, und Jacobi's originelle, seiner Natur gemäße Richtung gegen das Unerforschliche höchst willkommen und gemüthlich. Hier that sich kein Widerstreit hervor, nicht ein christlicher wie mit Lavater, nicht ein didactischer wie mit Basedow'n. Die Gedanken, die mir Jacobi mittheilte, entsprangen unmittelbar aus seinem Gefühl; und wie eigen war ich durchdrungen, als er mir mit unbedingtem Vertrauen die tiefsten Seelenforderungen nicht verhehlte! Aus einer so wundersamen Vereinigung von Bedürfniß, Leidenschaft und Ideen konnten auch für mich nur Verahnungen entspringen Dessen, was mir vielleicht künftig deutlicher werden sollte. Glücklicher Weise hatte ich mich auch schon von dieser Seite, wo nicht gebildet, doch bearbeitet und in mich das Dasein und die Denkweise eines außerordentlichen Mannes aufgenommen, zwar nur unvollständig und wie auf den Rand, aber ich empfand davon doch schon bedeutende Wirkungen. Dieser Geist, der so entschieden auf mich wirkte und der auf meine ganze Denkweise so großen Einfluß haben sollte, war Spinoza. Nachdem ich mich nämlich in aller Welt um ein Bildungsmittel meines wunderlichen Wesens vergebens umgesehen hatte, gerieth ich endlich an die Ethik dieses Mannes. Was ich mir aus dem Werke mag herausgelesen, was ich in dasselbe mag hineingelesen haben, davon wüßte ich keine Rechenschaft zu geben; genug, ich fand hier eine Beruhigung meiner Leidenschaften; es schien sich mir eine große und freie Aussicht über die sinnliche und sittliche Welt aufzu-

ihnn. Was mich aber besonders an ihn fesselte, war die grenzenlose Uneigennützigkeit, die aus jedem Satze hervorleuchtete. Jenes wunderliche Wort: „Wer Gott recht liebt, muß nicht verlangen, daß Gott ihn wieder liebe," mit allen den Vordersätzen, worauf es ruht, mit allen den Folgen, die daraus entspringen, erfüllte mein ganzes Nachdenken. Uneigennützig sein in Allem, am Uneigennützigsten in Liebe und Freundschaft, war meine höchste Lust, meine Maxime, meine Ausübung, so daß jenes freche spätere Wort: „Wenn ich Dich liebe, was geht's Dich an?" mir recht aus dem Herzen gesprochen ist. Uebrigens möge auch hier nicht verkannt werden, daß eigentlich die innigsten Verbindungen nur aus dem Entgegengesetzten folgen. Die Alles ausgleichende Ruhe Spinoza's contrastirte mit meinem Alles aufregenden Streben; seine mathematische Methode war das Widerspiel meiner poetischen Sinnes- und Darstellungsweise, und eben jene geregelte Behandlungsart, die man sittlichen Gegenständen nicht angemessen finden wollte, machte mich zu seinem leidenschaftlichen Schüler, zu seinem entschiedensten Verehrer. Geist und Herz, Verstand und Sinn suchten sich mit nothwendiger Wahlverwandtschaft, und durch diese kam die Vereinigung der verschiedensten Wesen zu Stande.

Nun aber war Alles in der ersten Wirkung und Gegenwirkung, gährend und siedend. Fritz Jacobi, der Erste, den ich in dieses Chaos hineinblicken ließ, er, dessen Natur gleichfalls im Tiefsten arbeitete, nahm mein Vertrauen herzlich auf, erwiederte dasselbe und suchte mich in seinen Sinn einzuleiten. Auch er empfand ein unaussprechliches, geistiges Bedürfniß; auch er wollte es nicht durch fremde Hülfe beschwichtigt, sondern aus sich selbst herausgebildet und aufgeklärt haben. Was er mir von dem Zustande seines Gemüthes mittheilte, konnte ich nicht fassen, um so weniger, als ich mir keinen Begriff von meinem eignen machen konnte. Doch er, der im philosophischen Denken, selbst in Betrachtung des Spinoza, mir weit vorgeschritten war, suchte mein dunkles Bestreben zu leiten und aufzuklären. Eine solche reine Geistesverwandtschaft war mir neu und erregte ein leidenschaftliches Verlangen fernerer Mittheilung. Nachts, als wir uns schon getrennt und in die Schlafzimmer zurückgezogen hatten, suchte ich ihn nochmals auf. Der Mondschein zitterte über dem breiten Rheine, und wir am Fenster stehend schwelgten in der Fülle des Hin- und Wiedergebens, das in jener herrlichen Zeit der Entfaltung so reichlich anfiel.

Doch wüßte ich von jenem Unaussprechlichen gegenwärtig keine Rechenschaft zu liefern; deutlicher ist mir eine Fahrt nach dem Jagdschlosse Bensberg, das, auf der rechten Seite des Rhein's gelegen, der herrlichsten Aussicht genoß. Was mich daselbst über die Maßen entzückte, waren die Wandverzierungen durch Geweih. Wohlgeordnet lagen alle Thiere, welche die Jagd nur liefern kann, rings umher wie auf dem Sockel einer großen Säulenhalle: über sie hinaus sah man in eine weite Landschaft. Jene entlebten Geschöpfe zu beleben, hatte der außerordentliche Mann sein ganzes Talent erschöpft, und in Darstellung des mannigfaltigsten thierischen Ueberkleides, der Borsten, der Haare, der Federn, des Geweihes, der Klauen, sich der Natur gleichgestellt, in Absicht auf Wirkung sie übertroffen. Hatte man die Kunstwerke im Ganzen genugsam bewundert, so ward man genöthigt, über die Handgriffe nachzudenken, wodurch solche Bilder so geistreich als mechanisch hervorgebracht werden konnten. Man begriff nicht, wie sie durch Menschenhände entstanden seien und durch was für Instrumente. Der Pinsel war nicht hinreichend; man mußte ganz eigne Vorrichtungen annehmen, durch welche ein so Mannigfaltiges möglich geworden. Man näherte, man entfernte sich mit gleichem Erstaunen; die Ursache war so bewundernswerth als die Wirkung.

Die weitere Fahrt rheinabwärts ging froh und glücklich von Statten. Die Ausbreitung des Flusses ladet auch das Gemüth ein, sich auszubreiten und nach der Ferne zu sehen. Wir gelangten nach Düsseldorf und von da nach Pempelfort, dem angenehmsten und heitersten Aufenthalt, wo ein geräumiges Wohngebäude, an weite, wohlunterhaltene Gärten stoßend, einen sinnigen und sittigen Kreis versammelte. Die Familien-Glieder waren zahlreich, und an Fremden fehlte es nie, die sich in diesen reichlichen und angenehmen Verhältnissen gar wohl gefielen.

In der Düsseldorfer-Gallerie konnte meine Vorliebe für die Niederländische Schule reichliche Nahrung finden. Der tüchtigen, derben, von Naturfülle glänzenden Bilder fanden sich ganze Säle, und wenn auch nicht eben meine Einsicht vermehrt wurde, meine Kenntniß ward doch bereichert und meine Liebhaberei bestärkt.

Die schöne Ruhe, Behaglichkeit und Beharrlichkeit, welche den Haupt-Character dieses Familien-Vereins bezeichneten, belebten sich gar bald vor den Augen des Gastes, indem er wohl bemerken konnte, daß ein weiter Wirkungskreis von hier ausging und anderwärts eingriff. Die Thätigkeit und Wohlhabenheit benachbarter Städte und Ortschaften trug nicht wenig bei, das Gefühl einer innern Zufriedenheit zu erhöhen. Wir besuchten Elberfeld und erfreuten uns an der Nützigkeit so mancher wohlbestell-

ten Fabriken. Hier fanden wir unſern Jung, genannt Stilling, wieder, der uns ſchon in Coblenz entgegengekommen war, und der den Glauben an Gott und die Treue gegen die Menſchen immer zu ſeinem köſtlichen Geleit hatte. Hier ſahen wir ihn in ſeinem Kreiſe und freuten uns des Zutrauens, das ihm ſeine Mitbürger ſchenkten, die, mit irdiſchem Erwerb beſchäftigt, die himmliſchen Güter nicht außer Acht ließen. Die betriebſame Gegend gab einen beruhigenden Anblick, weil das Nützliche hier aus Ordnung und Reinlichkeit hervortrat. Wir verlebten in dieſen Betrachtungen glückliche Tage.

Kehrte ich dann wieder zu meinem Freunde Jacobi zurück, ſo genoß ich des entzückenden Gefühls einer Verbindung durch das innerſte Gemüth. Wir waren Beide von der lebendigſten Hoffnung gemeinſamer Wirkung belebt; dringend forderte ich ihn auf, Alles, was ſich in ihm rege und bewege, in irgend einer Form kräftig darzuſtellen. Es war das Mittel, wodurch ich mich aus ſo viel Verwirrungen herausgeriſſen hatte; ich hoffte, es ſolle auch ihm zuſagen. Er ſäumte nicht, es mit Muth zu ergreifen; und wie viel Gutes, Schönes, Herzerfreuendes hat er nicht geleiſtet! Und ſo ſchieden wir endlich in der ſeligen Empfindung ewiger Vereinigung, ganz ohne Vorgefühl, daß unſer Streben eine entgegengeſetzte Richtung nehmen werde, wie es ſich im Laufe des Lebens nur allzuſehr offenbarte.

Was mir ferner auf dem Rückwege rheinaufwärts begegnete, iſt mir ganz aus der Erinnerung verſchwunden, theils weil der zweite Anblick der Gegenſtände in Gedanken mit dem erſten zu verfließen pflegt, theils auch, weil ich, in mich gekehrt, das Viele, was ich erfahren hatte, zurechtzulegen; Das, was auf mich gewirkt, zu verarbeiten trachtete. Von einem wichtigen Reſultat, das mir eine Zeit lang viel Beſchäftigung gab, indem es mich zum Hervorbringen aufforderte, gedenke ich gegenwärtig zu reden.

Bei meiner überreizten Geſinnung, bei meinem völlig zweck- und planloſen Leben und Handeln konnte mir nicht verborgen bleiben, daß Lavater und Baſedow geiſtige, ja geiſtliche Mittel zu irdiſchen Zwecken gebrauchten. Mir, der ich mein Talent und meine Tage abſichtslos verſchwendete, mußte ſchnell auffallen, daß beide Männer, jeder auf ſeine Art, indem ſie zu lehren, zu unterrichten und zu überzeugen bemüht waren, doch auch gewiſſe Abſichten im Hinterhalte verbargen, an deren Beförderung ihnen ſehr gelegen war. Lavater ging zart und klug, Baſedow heftig, frevelhaft, ſogar plump zu Werke; auch waren Beide von ihren Liebhabereien, Unternehmungen und von der Vortrefflichkeit ihres Treibens ſo überzeugt, daß man ſie für redliche Männer halten, ſie lieben und verehren mußte. Lavater'n beſonders konnte man zum Ruhme nachſagen, daß er wirklich höhere Zwecke hatte und, wenn er weltklug handelte, wohl glauben durfte, der Zweck heilige die Mittel. Indem ich nun Beide beobachtete, ja ihnen frei heraus meine Meinung geſtand und die ihrige dagegen vernahm, ſo wurde der Gedanke rege, daß freilich der vorzügliche Menſch das Göttliche, was in ihm iſt, auch außer ſich verbreiten möchte. Dann aber trifft er auf die rohe Welt, und um auf ſie zu wirken, muß er ſich ihr gleichſtellen; hierdurch aber vergibt er jenen hohen Vorzügen gar ſehr, und am Ende bezahlt er ſich ihrer gänzlich. Das Himmliſche, Ewige wird in den Körper irdiſcher Abſichten eingeſenkt und zu vergänglichen Schickſalen mit fortgeriſſen. Nun betrachtete ich den Lebensgang beider Männer aus dieſem Geſichtspunct, und ſie ſchienen mir eben ſo ehrwürdig als bedauernswerth; denn ich glaubte vorauszuſehen, daß Beide ſich genöthigt finden könnten, das Obere dem Untern aufzuopfern. Weil ich nun aber alle Betrachtungen dieſer Art bis auf's Aeußerſte verfolgte, und über meine enge Erfahrung hinaus nach ähnlichen Fällen in der Geſchichte mich umſah: ſo entwickelte ſich bei mir der Vorſatz, an dem Leben Mahomet's, den ich nie als einen Betrüger hatte anſehen können, jene von mir in der Wirklichkeit ſo lebhaft angeſchauten Wege, die anſtatt zum Heil, vielmehr zum Verderben führen, dramatiſch darzuſtellen. Ich hatte kurz vorher das Leben des Orientaliſchen Propheten mit großem Intereſſe geleſen und ſtudirt, und war daher, als der Gedanke mir aufging, ziemlich vorbereitet. Das Ganze näherte ſich mehr der regelmäßigen Form, zu der ich mich ſchon wieder hinneigte, ob ich mich gleich der dem Theater einmal errungenen Freiheit, mit Zeit und Ort nach Belieben ſchalten zu dürfen, mäßig bediente. Das Stück fing mit einer Hymne an, welche Mahomet allein unter dem heitern Nachthimmel anſtimmt. Erſt verehrt er die unendlichen Geſtirne als eben ſo viele Götter; dann ſteigt der freundliche Stern Gad (unſer Jupiter) hervor, und nun wird dieſem, als dem Könige der Geſtirne, ausſchließliche Verehrung gewidmet. Nicht lange, ſo beweget ſich der Mond herauf und gewinnt Aug' und Herz des Anbetenden, der ſodann, durch die hervortretende Sonne herrlich erquickt und geſtärkt, zu neuem Preiſe aufgerufen wird. Aber dieſer Wechſel, wie erfreulich er auch ſein mag, iſt dennoch beunruhigend; das Gemüth empfindet, daß es ſich nochmals überbieten muß; es erhebt ſich zu Gott, dem Einzigen, Ewigen, Unbe-

grenzten, dem alle dieſe begrenzten herrlichen Weſen ihr Daſein zu verdanken haben. Dieſe Hymne hatte ich mit viel Liebe gedichtet; ſie iſt verloren gegangen, würde ſich aber zum Zweck einer Cantate wohl wieder herſtellen laſſen, und ſich dem Muſiker durch die Mannigfaltigkeit des Ausdrucks empfehlen. Man müßte ſich aber, wie es auch damals ſchon die Abſicht war, den Anführer einer Caravane mit ſeiner Familie und dem ganzen Stamme denken, und ſo würde für die Abwechſelung der Stimmen und die Macht der Chöre wohl geſorgt ſein.

Nachdem ſich alſo Mahomet ſelbſt bekehrt, theilt er dieſe Gefühle und Geſinnungen den Seinigen mit; ſeine Frau und Ali faſſen ihm unbedingt zu. Im zweiten Act verſucht er ſelbſt, heftiger aber Ali, dieſen Glauben in dem Stamme weiter auszubreiten. Hier zeigt ſich Beiſtimmung und Widerſetzlichkeit nach Verſchiedenheit der Character. Der Zwiſt beginnt, der Streit wird gewaltſam, und Mahomet muß entfliehn. Im dritten Act bezwingt er ſeine Gegner, macht ſeine Religion zur öffentlichen, reinigt die Caaba von den Götzenbildern; weil aber doch nicht Alles durch Kraft zu thun iſt, ſo muß er auch zur Liſt ſeine Zuflucht nehmen. Das Irdiſche wächſt und breitet ſich aus, das Göttliche tritt zurück und wird getrübt. Im vierten Acte verfolgt Mahomet ſeine Eroberungen, die Lehre wird mehr Verwand als Zweck, alle denkbaren Mittel müſſen benutzt werden; es fehlt nicht an Grauſamkeiten. Eine Frau, deren Mann er hat hinrichten laſſen, vergiftet ihn. Im fünften fühlt er ſich vergiftet. Seine große Faſſung, die Wiederkehr zu ſich ſelbſt, zum höhern Sinne, machen ihn der Bewunderung würdig. Er reinigt ſeine Lehre, befeſtigt ſein Reich und ſtirbt.

So war der Entwurf einer Arbeit, die mich lange im Geiſt beſchäftigte; denn gewöhnlich mußte ich erſt Etwas im Sinne beiſammen haben, eh' ich zur Ausführung ſchritt. Alles, was das Genie durch Character und Geiſt über die Menſchen vermag, ſollte dargeſtellt werden, und wie es dabei gewinnt und verliert. Mehrere einzuſchaltende Geſänge wurden vorläufig gedichtet; von denen iſt allein noch übrig, was, überſchrieben: Mahomet's Geſang, unter meinen Gedichten ſteht. Im Stücke ſollte Ali, zu Ehren ſeines Meiſters, auf dem höchſten Puncte des Gelingens dieſen Geſang vortragen, kurz vor der Umwendung, die durch das Gift geſchieht. Ich erinnere mich auch noch der Intentionen einzelner Stellen, doch würde mich die Entwicklung derſelben hier zu weit führen.

Fünfzehntes Buch.

Von ſo vielfachen Zerſtreuungen, die doch meiſt zu ernſten, ja religiöſen Betrachtungen Anlaß gaben, kehrte ich immer wieder zu meiner edeln Freundinn von Klettenberg zurück, deren Gegenwart meine ſtürmiſchen, nach allen Seiten hinſtrebenden Neigungen und Leidenſchaften, wenigſtens für einen Augenblick beſchwichtigte, und der ich von ſolchen Vorſätzen nach meiner Schweſter am Liebſten Rechenſchaft gab. Ich hätte wohl bemerken können, daß von Zeit zu Zeit ihre Geſundheit abnahm, allein ich verhehlte mir's, und durfte Dieß um ſo eher, als ihre Heiterkeit mit der Krankheit zunahm. Sie pflegte nett und reinlich am Fenſter in ihrem Seſſel zu ſitzen, vernahm die Erzählungen meiner Ausflüge mit Wohlwollen ſowie Dasjenige, was ich ihr verlas. Manchmal zeichnete ich ihr auch Etwas hin, um die Gegenden leichter zu beſchreiben, die ich geſehn hatte.

Eines Abends, als ich mir eben mancherlei Bilder wieder hervorgerufen, kam bei untergehender Sonne ſie und ihre Umgebung mir wie verklärt vor, und ich konnte mich nicht enthalten, ſo gut es meine Unfähigkeit zuließ, ihre Perſon und die Gegenſtände des Zimmers in ein Bild zu bringen, das unter den Händen eines kunſtfertigen Malers, wie Kerſting, höchſt anmuthig geworden wäre. Ich ſendete es an eine auswärtige Freundinn und legte als Commentar und Supplement ein Lied hinzu.

Sieh in dieſem Zauberſpiegel
Einen Traum, wie lieb und gut,
Unter ihres Gottes Flügel,
Unſre Freundinn friedend ruht.

Schaue, wie ſie ſich hienieden
Aus des Lebens Woge ſtritt;
Sieh Dein Bild ihr gegenüber
Und den Engel, der für Euch litt.

Hüte, was ich in dem Weben
Dieſer Himmelskunſt geſchafft,
Als mit ungeduld'gem Streben
Ich die Zeichnung hingerafft

Wenn ich mich in dieſen Strophen, wie auch ſonſt wohl manchmal geſchah, als einen Auswärtigen, Fremden, ſogar als einen Heiden gab, war ihr Dieſes nicht zuwider, vielmehr verſicherte ſie mir, daß ich ihr ſo lieber ſei als früher, da ich mich der chriſtlichen Terminologie bedient', deren Anwendung mir nie recht habe

glücken wollen; ja es war ihnen hergebracht, wenn ich ihr Missions-Berichte vorlas, welche zu hören ihr immer sehr angenehm war, daß ich mich der Völker gegen die Missionarien annehmen und ihren frühern Zustand dem neuern vorziehen durfte. Sie blieb immer freundlich und sanft, und schien meiner und meines Heils wegen nicht in der mindesten Sorge zu sein.

Daß ich mich aber nach und nach immer mehr von jenem Bekenntniß entfernte, kam daher, weil ich dasselbe mit allzu großem Ernst, mit leidenschaftlicher Liebe zu ergreifen gesucht hatte. Seit meiner Annäherung an die Brüdergemeine hatte meine Neigung zu dieser Gesellschaft, die sich unter der Siegesfahne Christi versammelte, immer zugenommen. Jede positive Religion hat ihren größten Reiz, wenn sie im Werden begriffen ist; deßwegen ist es so angenehm, sich in die Zeiten der Apostel zu denken, wo sich Alles noch frisch und unmittelbar geistig darstellt, und die Brüdergemeine hatte hierin etwas Magisches, daß sie jenen ersten Zustand fortzusetzen, ja zu verewigen schien. Sie knüpfte ihren Ursprung an die frühsten Zeiten an, sie war niemals fertig geworden, sie hatte sich nur in unbemerkten Ranken durch die rohe Welt hindurchgewunden; nun schlug ein einzelnes Auge unter dem Schutz eines frommen, vorzüglichen Mannes Wurzel, um sich abermals aus unmerklichen, zufällig scheinenden Anfängen weit über die Welt auszubreiten. Der wichtigste Punct hierbei war der, daß man die religiöse und bürgerliche Verfassung unzertrennlich in Eins zusammenschlang, daß der Lehrer zugleich als Gebieter, der Vater zugleich als Richter dastand; ja, was noch mehr war, das göttliche Oberhaupt, dem man in geistlichen Dingen einen unbedingten Glauben geschenkt hatte, ward auch zu Lenkung weltlicher Angelegenheiten angerufen, und seine Antwort, sowohl was die Verwaltung im Ganzen, als auch was jeden Einzelnen bestimmen sollte, durch den Ausspruch des Looses mit Ergebenheit vernommen. Die schöne Ruhe, wie sie wenigstens das Aeußere bezeugte, war höchst einladend, indem von der andern Seite durch den Missions-Beruf alle Thatkraft, die in dem Menschen liegt, in Anspruch genommen wurde. Die trefflichen Männer, die ich auf dem Synodus zu Marienborn, wohin mich Legations-Rath Moritz, Geschäftsträger der Grafen von Isenburg, mitnahm, kennen lernte, hatten meine ganze Verehrung gewonnen, und es wäre nur auf sie angekommen, mich zu dem Ihrigen zu machen. Ich beschäftigte mich mit ihrer Geschichte, mit ihrer Lehre, der Herkunft und Ausbildung derselben, und fand mich in dem Fall, davon Rechenschaft zu geben und mich mit Theilnehmenden darüber zu unterhalten. Ich mußte jedoch bemerken, daß die Brüder so wenig als Fräulein von Klettenberg mich für einen Christen wollten gelten lassen, welches mich Anfangs beunruhigte, nachher aber meine Neigung einiger Maßen erkältete. Lange konnte ich jedoch den eigentlichen Unterscheidungsgrund nicht auffinden, ob er gleich ziemlich am Tage lag, bis er mir mehr zufällig als durch Forschung entgegendrang. Was mich nämlich von der Brüdergemeine sowie von andern werthen Christenseelen absonderte, war Dasselbige, worüber die Kirche schon mehr als einmal in Spaltung gerathen war. Ein Theil behauptete, daß die menschliche Natur durch den Sündenfall dergestalt verderbt sei, daß auch bis in ihren innersten Kern nicht das mindeste Gute an ihr zu finden, deßhalb der Mensch auf seine eignen Kräfte durchaus Verzicht zu thun und Alles von der Gnade und ihrer Einwirkung zu erwarten habe. Der andere Theil gab zwar die erblichen Mängel der Menschen sehr gern zu, wollte aber der Natur inwendig noch einen gewissen Keim zugestehn, welcher durch göttliche Gnade belebt zu einem frohen Baume geistiger Glückseligkeit emporwachsen könne. Von dieser letztern Ueberzeugung war ich auf's Innigste durchdrungen, ohne es selbst zu wissen, obwohl ich mich mit Mund und Feder zu dem Gegentheile bekannt hatte; aber ich dämmerte so hin, das eigentliche Dilemma hatte ich mir nie ausgesprochen. Aus diesem Traume wurde ich jedoch einst ganz unvermuthet gerissen, als ich diese meine, wie mir schien, höchst unschuldige Meinung in einem geistlichen Gespräch ganz unbewunden eröffnete, und deßhalb eine große Strafpredigt erdulden mußte. Dieß sei eben, behauptete man mir entgegen, der wahre Pelagianismus, und gerade zum Unglück der neuern Zeit wolle diese verderbliche Lehre wieder um sich greifen. Ich war hierüber erstaunt, ja erschrocken. Ich ging in die Kirchengeschichte zurück, betrachtete die Lehre und die Schicksale des Pelagius näher, und sah nun deutlich, wie diese beiden unvereinbaren Meinungen durch Jahrhunderte hin und her gewogt, und von den Menschen, je nachdem sie mehr thätiger oder leidender Natur gewesen, aufgenommen und bekannt worden.

Mich hatte der Lauf der vergangenen Jahre unablässig zu Uebung eigner Kraft aufgefordert, ich mit arbeitete eine rastlose Thätigkeit mit dem besten Willen zu moralischer Ausbildung. Die Außenwelt forderte, daß diese Thätigkeit geregelt und zum Nutzen Anderer gebraucht werden sollte, und ich hatte diese große Forderung in mir selbst zu verarbeiten. Nach allen Seiten hin war ich an die Natur gewiesen, sie war mir in ihrer Herrlichkeit erschienen; ich hatte so viel wackere und brave Menschen kennen gelernt,

die sich's in ihrer Pflicht, um der Pflicht willen, sauer werden ließen; ihnen, ja mir selbst zu entsagen, schien mir unmöglich; die Kluft, die mich von jener Lehre trennte, ward mir deutlich, ich mußte also auch aus dieser Gesellschaft scheiden; und da mir meine Neigung zu den heiligen Schriften sowie zu dem Stifter und zu den frühern Bekennern nicht geraubt werden konnte, so bildete ich mir ein Christenthum zu meinem Privat-Gebrauch, und suchte dieses durch fleißiges Studium der Geschichte und durch genaue Bemerkung Derjenigen, die sich zu meinem Sinne hingeneigt hatten, zu begründen und aufzubauen.

Weil nun aber Alles, was ich mit Liebe in mich aufnahm, sich sogleich zu einer dichterischen Form anlegte, so ergriff ich den wunderlichen Einfall, die Geschichte des ewigen Juden, die sich schon früh durch die Volksbücher bei mir eingedrückt hatte, episch zu behandeln, um an diesem Leitfaden die hervorstehenden Puncte der Religions- und Kirchengeschichte nach Befinden darzustellen. Wie ich mir aber die Fabel gebildet, und welchen Sinn ich ihr untergelegt, gedenke ich nunmehr zu erzählen.

In Jerusalem befand sich ein Schuster, dem die Legende den Namen Ahasverus gibt. Zu diesem hatte mir mein Dresdner-Schuster die Grundzüge zu liefern. Ich hatte ihn mit eines Handwerksgenossen, mit Hans Sachs'ens Geist und Humor bestens ausgestattet, und ihn durch eine Neigung zu Christo veredelt. Weil er nun bei offener Werkstatt sich gern mit den Vorbeigehenden unterhielt, sie neckte und auf Socratische Weise Jeden nach seiner Art anregte, so verweilten die Nachbarn und Andre vom Volk gern bei ihm; auch Pharisäer und Sadducäer sprachen zu, und, begleitet von seinen Jüngern, mochte der Heiland selbst wohl auch manchmal bei ihm verweilen. Der Schuster, dessen Sinn bloß auf die Welt gerichtet war, faßte doch zu unserm Herrn eine besondere Neigung, die sich hauptsächlich dadurch äußerte, daß er den hohen Mann, dessen Sinn er nicht faßte, zu seiner eignen Denk- und Handelsweise bekehren wollte. Er lag daher Christo sehr inständig an, doch aus der Beschaulichkeit hervorzutreten, nicht mit solchen Müßiggängern im Lande herumzuziehn, nicht das Volk von der Arbeit hinweg an sich in die Einöde zu locken: ein versammeltes Volk sei immer ein aufgeregtes, und es werde nichts Gutes daraus entstehn.

Dagegen suchte ihn der Herr von seinen höhern Ansichten und Zwecken sinnbildlich zu belehren, die aber bei dem derben Manne nicht fruchten wollten. Daher, als Christus immer bedeutender, ja eine öffentliche Person ward, ließ sich der wohlwollende Handwerker immer schärfer und heftiger vernehmen, äußerte vor, daß hieraus nothwendig Unruhen und Aufstände erfolgen, und Christus selbst genöthigt sein würde, sich als Partei-Haupt zu erklären, welches doch unmöglich seine Absicht sei. Da nun der Verlauf der Sache, wie wir wissen, erfolgt, Christus gefangen und verurtheilt ist, so wird Ahasverus noch heftiger aufgeregt, als Judas, der scheinbar den Herrn verrathen, verzweifelnd in die Werkstatt tritt und jammernd seine mißlungene That erzählt. Er sei nämlich, so gut als die klügsten der übrigen Anhänger, fest überzeugt gewesen, daß Christus sich als Regent und Volkshaupt erklären werde, und habe das bisher unüberwindliche Zaudern des Herrn mit Gewalt zur That nöthigen wollen, und deßwegen die Priesterschaft zu Thätlichkeiten aufgereizt, welche auch diese bisher nicht gewagt. Von der Jünger Seite sei man auch nicht unbewaffnet gewesen, und wahrscheinlicher Weise wäre Alles gut abgelaufen, wenn der Herr sich nicht selbst ergeben und sie in den traurigsten Zuständen zurückgelassen hätte. Ahasverus, durch diese Erzählung keineswegs zur Milde gestimmt, verbittert vielmehr noch den Zustand des armen Ex-Apostels, so daß diesem Nichts übrig bleibt, als in der Eile sich aufzuhängen.

Als nun Jesus vor der Werkstatt des Schusters vorbei zum Tode geführt wird, ereignet sich gerade dort die bekannte Scene, daß der Leidende unter der Last des Kreuzes erliegt, und Simon von Cyrene dasselbe weiter zu tragen gezwungen wird. Hier tritt Ahasverus hervor, nach hart verständiger Menschen Art, die, wenn sie Jemanden durch eigne Schuld unglücklich sehn, kein Mitleid fühlen, ja vielmehr, durch unzeitige Gerechtigkeit gedrungen, das Uebel durch Vorwürfe vermehren; er tritt heraus und wiederholt alle frühern Warnungen, die er in heftige Beschuldigungen verwandelt, wozu ihn seine Neigung für den Leidenden zu berechtigen scheint. Dieser antwortet nicht, aber im Augenblicke bedeckt die liebende Veronica des Heilands Gesicht mit dem Tuche, und da sie es wegnimmt und in die Höhe hält, erblickt Ahasverus darauf das Antlitz des Herrn, aber keineswegs des in Gegenwart leidenden, sondern eines herrlich verklärten und himmlisches Leben ausstrahlenden. Geblendet von dieser Erscheinung, wendet er die Augen weg und vernimmt die Worte: „Du wandelst auf Erden, bis Du mich in dieser Gestalt wieder erblickst!“ Der Betroffene kommt erst einige Zeit nachher zu sich selbst zurück, findet, da Alles sich zum Gerichtsplatz gedrängt hat, die Straßen Jerusalem's öde; Unruhe und Sehnsucht treiben ihn fort, und er beginnt seine Wanderung.

Von dieser und von dem Ereigniß, wodurch das Gedicht zwar geendigt, aber nicht abge-

ſchloſſen wird, vielleicht ein ander Mal. Der Anfang, zerſtreute Stellen und der Schluß waren geſchrieben; aber mir fehlte die Sammlung, mir fehlte die Zeit, die nöthigen Studien zu machen, daß ich ihm hätte den Gehalt, den ich wünſchte, geben können, und es blieben die wenigen Blätter um deſto eher liegen, als ſich eine Epoche in mir entwickelte, die ſich ſchon, als ich den „Werther" ſchrieb und nachher deſſen Wirkungen ſah, nothwendig ausſinnen mußte.

Das gemeine Menſchenſchickſal, an welchem wir Alle zu tragen haben, muß Denjenigen am Schwerſten aufliegen, deren Geiſteskräfte ſich früher und breiter entwickeln. Wir mögen unter dem Schutz von Eltern und Verwandten emporkommen, wir mögen uns an Geſchwiſter und Freunde anlehnen, durch Bekannte unterhalten, durch geliebte Perſonen beglückt werden: ſo iſt doch immer das Finale, daß der Menſch auf ſich zurückgewieſen wird, und es ſcheint, es habe ſogar die Gottheit ſich ſo zu dem Menſchen geſtellt, daß ſie deſſen Ehrfurcht, Zutrauen und Liebe nicht immer, wenigſtens nicht gerade im dringenden Augenblick, erwiedern kann. Ich hatte jung genug gar oft erfahren, daß in den hülfsbedürftigſten Momenten uns zugerufen wird: „Arzt, hilf Dir ſelber!" und wie oft hatte ich nicht ſchmerzlich ausſeufzen müſſen: „Ich trete die Kelter allein." Indem ich mich alſo nach Beſtätigung der Selbſtſtändigkeit umſah, fand ich als die ſicherſte Baſis derſelben mein productives Talent. Es verließ mich ſeit einigen Jahren keinen Augenblick; was ich wachend am Tage gewahr wurde, bildete ſich ſogar öfters Nachts in regelmäßige Träume, und wie ich die Augen aufthat, erſchien mir entweder ein wunderliches neues Ganze oder der Theil eines ſchon Vorhandenen. Gewöhnlich ſchrieb ich Alles zur frühſten Tageszeit; aber auch Abends, ja tief in die Nacht, wenn Wein und Geſelligkeit die Lebensgeiſter erhöhten, konnte man von mir fordern, was man wollte; es kam nur auf eine Gelegenheit an, die einigen Character hatte, ſo war ich bereit und fertig. Wie ich nun über dieſe Naturgabe nachdachte und fand, daß ſie mir ganz eigen angehöre und durch nichts Fremdes weder begünſtigt noch gehindert werden könne, ſo mochte ich gern hierauf mein ganzes Daſein in Gedanken gründen. Dieſe Vorſtellung verwandelte ſich in ein Bild; die alte mythologiſche Figur des Prometheus fiel mir auf, der, abgeſondert von den Göttern, von ſeiner Werkſtätte aus eine Welt bevölkerte. Ich fühlte recht gut, daß ſich etwas Bedeutendes nur produciren laſſe, wenn man ſich iſolire. Meine Sachen, die ſo viel Beifall gefunden hatten, waren Lieder der Einſamkeit, und ſeitdem ich in der Welt in einem breiteren Verhältniß ſtand, fehlte es nicht an Kraft und Luſt der Erfindung, aber die Ausführung ſtockte, weil ich weder in Proſa noch in Verſen eigentlich einen Styl hatte, und bei einer jeden neuen Arbeit, je nachdem der Gegenſtand war, immer wieder von vorne taſten und verſuchen mußte. Indem ich nun hierbei die Hülfe der Menſchen abzulehnen, ja auszuſchließen hatte, ſo ſonderte ich mich, nach Prometheus'ſcher Weiſe, auch von den Göttern ab, um ſo natürlicher, als bei meinem Character und meiner Denkweiſe eine Geſinnung jederzeit die übrigen verſchlang und abſtieß.

Die Fabel des Prometheus ward in mir lebendig. Das alte Titanen-Gewand ſchnitt ich mir nach meinem Wuchſe zu, und ſing, ohne weiter nachzudenken zu haben, ein Stück zu ſchreiben an, worin das Mißverhältniß dargeſtellt iſt, in welches Prometheus zu dem Zeus und den neuern Göttern geräth, indem er auf eigne Hand Menſchen bildet, ſie durch Gunſt der Minerva belebt, und eine dritte Dynaſtie ſtiftet. Und wirklich hatten die jetzt regierenden Götter ſich zu beſchweren völlig Urſache, weil man ſie als unrechtmäßig zwiſchen die Titanen und Menſchen eingeſchobene Weſen betrachten konnte. Zu dieſer ſeltſamen Compoſition gehört als Monolog jenes Gedicht, das in der Deutſchen Litteratur bedeutend geworden, weil dadurch veranlaßt Leſſing über wichtige Puncte des Denkens und Empfindens ſich gegen Jacobi erklärte. Es diente zum Zündkraut einer Exploſion, welche die geheimſten Verhältniſſe würdiger Männer entdeckte und zur Sprache brachte; Verhältniſſe, die, ihnen ſelbſt unbewußt, in einer ſonſt höchſt aufgeklärten Geſellſchaft ſchlummerten. Der Riß war ſo gewaltſam, daß wir darüber bei eintretenden Zufälligkeiten einen unſerer würdigſten Männer, Mendelsſohn, verloren.

Ob man nun wohl, wie auch geſchehn, bei dieſem Gegenſtande philoſophiſche, ja religiöſe Betrachtungen anſtellen kann, ſo gehört er doch ganz eigentlich der Poeſie. Die Titanen ſind die Folie des Polytheismus, ſowie man als Folie des Monotheismus den Teufel betrachten kann; doch iſt dieſer, ſo wie der einzige Gott, dem er entgegenſteht, keine poetiſche Figur. Der Satan Milton's, brav genug gezeichnet, bleibt immer in dem Nachtheil der Subalternität, indem er die herrliche Schöpfung eines obern Weſens zu zerſtören ſucht, Prometheus hingegen im Vortheil, der zum Trotz höherer Weſen zu ſchaffen und zu bilden vermag. Auch iſt es ein ſchöner, der Poeſie zuſagender Gedanke, die Menſchen nicht durch den oberſten Weltherrſcher, ſondern durch eine Mittel-

figur hervorbringen zu lassen, die aber doch als Abkömmling der ältesten Dynastie hierzu würdig und wichtig genug ist; wie denn überhaupt die Griechische Mythologie einen unerschöpflichen Reichthum göttlicher und menschlicher Symbole darbietet.

Der titanisch-gigantische, himmelstürmende Sinn jedoch verlieh meiner Dichtungsart keinen Stoff. Eher ziemte sich mir, darzustellen jenes friedliche, plastische, allenfalls duldende Widerstreben, das die Obergewalt anerkannt, aber sich ihr gleichsetzen möchte. Doch auch die Sündern jenes Geschlechts, Tantalus, Jrion, Sisyphus, waren meine Heiligen. In die Gesellschaft der Götter aufgenommen, mochten sie sich nicht untergeordnet genug betragen, als übermüthige Gäste ihres wirthlichen Gönners Zorn verdient und sich eine traurige Verbannung zugezogen haben. Ich bemitleidete sie, ihr Zustand war von den Alten schon als wahrhaft tragisch anerkannt, und wenn ich sie als Glieder einer ungeheuern Opposition im Hintergrunde meiner Jphigenie zeigte, so bin ich ihnen wohl einen Theil der Wirkung schuldig, welche dieses Stück hervorzubringen das Glück hatte.

Zu jener Zeit aber ging bei mir das Dichten und Bilden unaufhaltsam miteinander. Ich zeichnete die Portraite meiner Freunde im Profil auf grau Papier mit weißer und schwarzer Kreide. Wenn ich dictirte oder mir vorlesen ließ, entwarf ich die Stellungen der Schreibenden und Lesenden mit ihrer Umgebung; die Aehnlichkeit war nicht zu verkennen und die Blätter wurden gut aufgenommen. Diesen Vortheil haben Dilettanten immer, weil sie ihre Arbeit umsonst geben. Das Unzulängliche dieses Abbildens jedoch fühlend, griff ich wieder zu Sprache und Rhythmus, die mir besser zu Gebote standen. Wie munter, frisch und rasch ich dabei zu Werke ging, davon zeugen manche Gedichte, welche, die Kunstnatur und die Naturkunst enthusiastisch verkündend, im Augenblicke des Entstehens sowohl mir als meinen Freunden immer neuen Muth beförderten.

Als ich nun einst in dieser Epoche und so beschäftigt bei gesperrtem Lichte in meinem Zimmer saß, dem wenigstens der Schein einer Künstlerwerkstatt hierdurch verliehen war, überdieß auch die Wände, mit halbfertigen Arbeiten besteckt und behangen, das Vorurtheil einer großen Thätigkeit gaben, so trat ein wohlgebildeter schlanker Mann bei mir ein, den ich zuerst in der Halbdämmerung für Fritz Jacobi hielt, bald aber, meinen Jrrthum erkennend, als einen Fremden begrüßte. An seinem freien, anständigen Betragen war eine gewisse militärische Haltung nicht zu verkennen. Er nannte mir seinen Namen, von Knebel, und aus einer kurzen Eröffnung vernahm ich, daß er im Preußischen Dienste, bei einem längern Aufenthalt in Berlin und Potsdam mit den dortigen Litteraten und der Deutschen Litteratur überhaupt ein gutes und thätiges Verhältniß angeknüpft habe. An Ramler'n hatte er sich vorzüglich gehalten und dessen Art, Gedichte zu recitiren, angenommen. Auch war er genau mit Allem bekannt, was Götz geschrieben, der unter den Deutschen damals noch keinen Namen hatte. Durch seine Veranstaltung war die „Mädcheninsel" dieses Dichters in Potsdam abgedruckt worden und sogar dem König in die Hände gekommen, welcher sich günstig darüber geäußert haben soll.

Kaum hatten wir diese allgemein Deutschen litterarischen Gegenstände durchgesprochen, als ich zu meinem Vergnügen erfuhr, daß er gegenwärtig in Weimar angestellt und zwar dem Prinzen Constantin zum Begleiter bestimmt sei. Von den dortigen Verhältnissen hatte ich schon manches Günstige vernommen: denn es kamen viele Fremde von daher zu uns, die Zeugen gewesen waren, wie die Herzoginn Amalia zu Erziehung ihrer Prinzen die vorzüglichsten Männer berufen; wie die Academie Jena durch ihre bedeutenden Lehrer zu diesem schönen Zweck gleichfalls das Jhrige beigetragen; wie die Künste nicht nur von gedachter Fürstinn geschützt, sondern selbst von ihr gründlich und eifrig getrieben würden. Auch vernahm man, daß Wieland in vorzüglicher Gunst stehe; wie denn auch der „Deutsche Mercur", der die Arbeiten so mancher auswärtigen Gelehrten versammelte, nicht wenig zu dem Rufe der Stadt beitrug, wo er herausgegeben wurde. Eins der besten Deutschen Theater war dort eingerichtet, und berühmt durch Schauspieler sowohl als Autoren, die dafür arbeiteten. Diese schönen Anstalten und Anlagen schienen jedoch durch den schrecklichen Schloßbrand, der im Mai desselben Jahres sich ereignet hatte, gestört und mit einer langen Stockung bedroht; allein das Zutrauen auf den Erbprinzen war so groß, daß Jedermann sich überzeugt hielt, dieser Schade werde nicht allein bald ersetzt, sondern auch dessen ungeachtet jede andre Hoffnung reichlich erfüllt werden. Wie ich mich nun, gleichsam als ein alter Bekannter, nach diesen Personen und Gegenständen erkundigte und den Wunsch äußerte, mit den dortigen Verhältnissen näher bekannt zu sein, so verneute der Ankömmling gar freundlich: es sei Nichts leichter als Dieses, denn so eben lange der Erbprinz mit seinem Herrn Bruder, dem Prinzen Constantin, in Frankfurt an, welche mich zu sprechen und zu kennen wünschten. Ich zeigte

sogleich die größte Bereitwilligkeit, ihnen aufzuwarten, und der neue Freund versetzte, daß ich damit nicht säumen solle, weil der Aufenthalt nicht lange dauern werde. Um mich hiezu anzuschicken, führte ich ihn zu meinen Eltern, die, über seine Ankunft und Botschaft höchst verwundert, mit ihm sich ganz vergnüglich unterhielten. Ich eilte nunmehr mit Demselben zu den jungen Fürsten, die mich sehr frei und freundlich empfingen, sowie auch der Führer des Erbprinzen, Graf Görtz, mich nicht ungern zu sehen schien. Ob es nun gleich an litterarischer Unterhaltung nicht fehlte, so machte doch ein Zufall die beste Einleitung, daß sie gar bald bedeutend und fruchtbar werden konnte.

Es lagen nämlich Möser's „patriotische Phantasien" und zwar der erste Theil, frisch geheftet und unaufgeschnitten, auf dem Tische. Da ich sie nun sehr gut, die Gesellschaft sie aber wenig kannte, so hatte ich den Vortheil, davon eine ausführliche Relation liefern zu können; und hier fand sich der schicklichste Anlaß zu einem Gespräch mit einem jungen Fürsten, der den besten Willen und den festen Vorsatz hatte, an seiner Stelle entschieden Gutes zu wirken. Möser's Darstellung, so dem Inhalt als dem Sinne nach, muß einem jeden Deutschen höchst interessant sein. Wenn man sonst dem Deutschen Reiche Zersplitterung, Anarchie und Ohnmacht vorwarf, so erschien aus dem Möser'schen Standpuncte gerade die Menge kleiner Staaten als höchst erwünscht zu Ausbreitung der Cultur im Einzelnen nach den Bedürfnissen, welche aus der Lage und Beschaffenheit der verschiedensten Provinzen hervorgehn; und wenn Möser von der Stadt, vom Stift Osnabrück ausgehend und über den Westphälischen Kreis sich verbreitend, nunmehr dessen Verhältniß zu dem ganzen Reiche zu schildern wußte, und bei Beurtheilung der Lage, das Vergangene mit dem Gegenwärtigen zusammenknüpfend, Dieses aus Jenem ableitete und dadurch, ob eine Veränderung lobens- oder tadelnswürdig sei, gar deutlich auseinander setzte: so durfte nur jeder Staatsverweser an seinem Ort auf gleiche Weise verfahren, um die Verfassung seines Umkreises und deren Verknüpfung mit Nachbarn und mit dem Ganzen auf's Beste kennen zu lernen, und sowohl Gegenwart als Zukunft zu beurtheilen.

Bei dieser Gelegenheit kam Manches auf's Tapet, was den Unterschied der Ober- und Niedersächsischen Staaten betraf, und wie sowohl die Natur-Producte als die Sitten, Gesetze und Gewohnheiten sich von den frühsten Zeiten her anders gebildet und, nach der Regierungs-Form und der Religion, bald auf die eine, bald auf die andre Weise gelenkt hatten. Man versuchte die Unterschiede von Beiden etwas genauer heraufzusetzen, und es zeigte sich gerade daran, wie vortheilhaft es sei, ein gutes Muster vor sich zu haben, welches, wenn man nicht dessen Einzelnheiten, sondern die Methode betrachtet, nach welcher es angelegt ist, auf die verschiedensten Fälle angewendet und eben dadurch dem Urtheil höchst ersprießlich werden kann.

Bei Tafel wurden diese Gespräche fortgesetzt, und sie erregten für mich ein besseres Vorurtheil, als ich vielleicht verdiente. Denn anstatt daß ich diejenigen Arbeiten, die ich selbst zu liefern vermochte, zum Gegenstand des Gespräch gemacht, für das Schauspiel, für den Roman eine ungetheilte Aufmerksamkeit gefordert hätte, so schien ich vielmehr in Möser'n solche Schriftsteller vorzuziehen, deren Talent aus dem thätigen Leben ausging und in dasselbe unmittelbar nützlich sogleich wieder zurückkehrte, während eigentlich poetische Arbeiten, die über dem Sittlichen und Sinnlichen schweben, erst durch einen Umschweif und gleichsam nur zufällig nützen können. Bei diesen Gesprächen ging es nun wie bei den Mährchen der tausend und einen Nacht: es schob sich eine bedeutende Materie in und über die andere, manches Thema klang nur an, ohne daß man es hätte verfolgen können: und so ward, weil der Aufenthalt der jungen Herrschaften in Frankfurt nur kurz sein konnte, mir das Versprechen abgenommen, daß ich nach Mainz folgen und dort einige Tage zubringen sollte, welches ich denn herzlich gern ablegte und mit dieser vergnügten Nachricht nach Hause eilte, um solche meinen Eltern mitzutheilen.

Meinem Vater wollte es jedoch keineswegs gefallen: denn nach seinen reichsbürgerlichen Gesinnungen hatte er sich jederzeit von den Großen entfernt gehalten, und obgleich mit den Geschäftsträgern der umliegenden Fürsten und Herren in Verbindung, stand er doch keineswegs in persönlichen Verhältnissen zu ihnen; ja es gehörten die Höfe unter die Gegenstände, worüber er zu scherzen pflegte, auch wohl gern sah, wenn man ihm etwas entgegensetzte; nur mußte man sich dabei, nach seinem Begriffen, geistreich und witzig verhalten. Hatten wir ihm das Procul a Jove procul a fulmine*) gelten lassen, doch aber bemerkt, daß beim Blitze nicht sowohl vom Woher als vom Wohin die Rede sei, so brachte er das alte Sprüchlein: Mit großen Herren sei Kirschessen nicht gut, auf die Bahn. Wir erwiederten: es sei noch schlimmer, mit genäschigen Leuten aus einem Korbe speisen. Das wollte er nicht läugnen, hatte aber schnell einen andern Sprucheim zur

*) Fern vom Donnergott, fern vom Blitze.

Hand, der uns in Verlegenheit setzen sollte. Denn da Sprüchwerte und Denkreime vom Volke ausgehn, welches, weil es gehorchen muß, doch wenigstens gern reden mag, die Obern dagegen durch die That sich zu entschädigen wissen; da ferner die Poesie des sechszehnten Jahrhunderts fast durchaus kräftig didactisch ist: so kann es in unserer Sprache an Ernst und Scherz nicht fehlen, den man von unten nach oben hinauf ausgeübt hat. Und so übten wir Jüngern uns nun auch von oben herunter, indem wir uns was Großes einbildend auch die Partei der Großen zu nehmen beliebten; von welchen Reden und Gegenreden ich Einiges einschalte:

A.

Lang bei Hofe, lang bei Höll'!

B.

Dort wärmt sich mancher gute Gesell!

A.

So wie ich bin, bin ich mein eigen;
Mir soll Niemand eine Gunst erzeigen.

B.

Was willst Du Dich der Gunst denn schämen?
Willst Du sie geben, mußt Du sie nehmen.

A.

Willst Du die Noth des Hofes schauen:
Da, wo Dich's juckt, darfst Du nicht krauen.

B.

Wenn der Redner zum Volke spricht,
Da, wo er kratzt, da juckt's ihn nicht.

A.

Hat Einer Knechtschaft sich erkoren,
Ist gleich die Hälfte des Lebens verloren;
Ergeb' sich, was da will, er denk' er
Die andere Hälft' geht auch zum Henker.

B.

Wer sich in Zeiten weiß zu schicken,
Dem wird's heut oder morgen glücken;
Wer sich in den Pöbel zu schicken sucht,
Der hat sein ganzes Jahr verflucht.

A.

Wenn Dir der Weizen bei Hofe blüht,
So denke nur, daß Nichts geschieht;
Und wenn Du denkst, Du hättest's in der Scheuer,
Da ist es eben nicht geheuer.

B.

Und blüht der Weizen, so reift er auch,
Das immer so ein alter Brauch;
Und schlägt der Hagel die Ernte nieder,
'S andre Jahr trägt der Boden wieder.

A.

Wer ganz will sein eigen sein,
Schließe sich in's Häuschen ein,
Gesetze sich zu Frau und Kindern;
Genieße leichten Nebenmost
Und überdieß frugale Kost,
Und Nichts wird ihn am Leben hindern.

B.

Du willst dem Herrscher Dich entziehen?
So sag', wohin willst Du denn fliehen?
O nimm es nur nicht so genau:
Denn es beherrscht Dich Deine Frau
Und die beherrscht ihr dummer Bube,
So bist Du Knecht in Deiner Stube.

So eben, da ich aus alten Denkblättchen die vorstehenden Reime zusammensuche, fallen mir mehr solche lustige Uebungen in die Hände, wo wir alte deutsche Kernworte amplificirt und ihnen sodann andere Sprüchlein, welche sich in der Erfahrung eben so gut bewahrheiten, entgegengesetzt hatten. Eine Auswahl derselben mag dereinst als Epilog der Puppenspiele zu einem heitern Denken Anlaß geben.

Durch alle solche Erwiederungen ließ sich jedoch mein Vater von seinen Gesinnungen nicht abwendig machen. Er pflegte gewöhnlich sein stärkstes Argument bis zum Schlusse der Unterhaltung aufzusparen, da er denn Voltaire's Abenteuer mit Friedrich dem Zweiten umständlich ausmalte: wie die übergroße Gunst, die Familiarität, die wechselseitigen Verbindlichkeiten auf einmal aufgehoben und verschwunden, und wir das Schauspiel erlebt, daß jener außerordentliche Dichter und Schriftsteller durch Frankfurter-Stadtsoldaten, auf Requisition des Residenten Freitag und nach Befehl des Burgermeisters von Fichard, arretirt und eine ziemliche Zeit im Gasthof zur Rose auf der Zeil gefänglich angehalten worden. Hierauf hätte sich zwar Manches einwenden lassen, unter Anderm, daß Voltaire selbst nicht ohne Schuld gewesen; aber wir gaben uns aus kindlicher Achtung jedesmal gefangen.

Da nun auch bei dieser Gelegenheit auf solche und ähnliche Dinge angespielt wurde, so wußte ich kaum, wie ich mich benehmen sollte: denn er warnte mich unbewunden und behauptete, die Einladung sei nur, um mich in eine Falle zu locken, und wegen jenes gegen den begünstigten Wieland verübten Muthwillens Rache an mir zu nehmen. Wie sehr ich nun auch vom Gegentheil überzeugt war, indem ich nur allzu deutlich sah, daß eine vorgefaßte Meinung, durch hypochondrische Traumbilder aufgeregt, den würdigen Mann beängstige, so wollte ich gleichwohl nicht gerade wider seine Ueberzeugung handeln, und konnte doch auch keinen Vorwand finden, unter dem ich, ohne undankbar und unartig zu erscheinen, mein Versprechen wieder zurücknehmen durfte. Leider war unsere Freundinn von Klettenberg bettlägrig, auf die wir in ähnlichen Fällen uns zu berufen pflegten. An ihr und meiner Mutter hatte ich zwei vortreffliche Begleiterinnen; ich nannte sie nur immer Rath und That: denn wenn Jene einen heitern, ja seligen Blick über die irdischen Dinge warf, so entwirrte sich vor ihr gar leicht, was uns andere Erdenkinder verwirrte, und sie wußte den rechten Weg gewöhnlich anzudeuten, eben weil sie in's Labyrinth von oben herabsah und nicht selbst darin befangen war; hatte man sich aber entschieden, so konnte man sich auf

Wer ihr auch seyd! Ich fühle mich gezwungen,
Von meinen Feinden Hülfe zu begehren.

Rugantino.

Hier! unterstützt ihn, und verbindet ihn,
Bringt ihn zu unsrer Wohnung schnell hinauf.

Pedro.

Bringt mich hinein nach Villa Bella.

Er wird ohnmächtig.

Rugantino.

Nicht!
Er soll nicht hier herein. Tragt ihn hinauf,
Und sorgt für ihn auf's beste. Diese Nacht
Ist nun verdorben durch die Schuld und Thorheit
Der zu verwegnen Raubgesellen. Geht,
Ich folge bald.

Vagabunden mit Pedro ab.

Ich muß mich um das Schloß
Noch einmal leise schleichen: denn ich kann
Der Hoffnung nicht entsagen, noch vor Morgen
Mein Abenteuer, wenn nicht zu vollführen,
Doch anzuknüpfen. Warte, Basco, wart'!
Ich denk' es dir, du ungezähmter Thor!

die Bereitwilligkeit und auf die Thatkraft meiner Mutter verlassen. Wie Jener das Schauen, so kam Dieser der Glaube zu Hülfe, und weil sie in allen Fällen ihre Heiterkeit behielt, fehlte es ihr auch niemals an Hülfsmitteln, das Vorgesetzte oder Gewünschte zu bewerkstelligen. Gegenwärtig wurde sie nun an die kranke Freundinn abgesendet, um deren Gutachten einzuholen, und da dieses für meine Seite günstig ausfiel, sodann ersucht, die Einwilligung des Vaters zu erlangen, der denn auch, obgleich ungläubig und ungern, nachgab.

Ich gelangte also in sehr kalter Jahreszeit zur bestimmten Stunde nach Mainz, und wurde von den jungen Herrschaften und ihren Begleitern, der Einladung gemäß, gar freundlich aufgenommen. Der in Frankfurt geführten Gespräche erinnerte man sich, die begonnenen wurden fortgesetzt, und als von der neusten Deutschen Litteratur und von ihren Kühnheiten die Rede war, fügte es sich ganz natürlich, daß auch jenes famose Stück: „Götter, Helden und Wieland", zur Sprache kam, wobei ich gleich Anfangs mit Vergnügen bemerkte, daß man die Sache heiter und lustig betrachtete. Wie es aber mit dieser Posse, welche so großes Aufsehn erregt, eigentlich zugegangen, war ich zu erzählen veranlaßt, und so konnte ich nicht umhin, vor allen Dingen einzugestehn, daß wir als wahrhaft Oberrheinische Gesellen sowohl der Neigung als Abneigung keine Grenzen kannten. Die Verehrung Shakespeare's ging bei uns bis zur Anbetung. Wieland hatte hingegen bei der entschiedenen Eigenheit, sich und seinen Lesern das Interesse zu verderben und den Enthusiasmus zu verkümmern, in den Noten zu seiner Uebersetzung gar Manches an dem großen Autor getadelt, und zwar auf eine Weise, die uns äußerst verdroß und in unsern Augen das Verdienst dieser Arbeit schmälerte. Wir sahen Wieland'en, den wir als Dichter so hoch verehrten, der uns als Uebersetzer so großen Vortheil gebracht, nunmehr als Critiker, launisch, einseitig und ungerecht. Hiezu kam noch, daß er sich auch gegen unsre Abgötter, die Griechen, erklärte und dadurch unsern bösen Willen gegen ihn noch schärfte. Es ist genugsam bekannt, daß die Griechischen Götter und Helden nicht auf moralischen, sondern auf verklärten physischen Eigenschaften ruhen, weßhalb sie auch dem Künstler so herrliche Gestalten anbieten. Nun hatte Wieland in der „Alceste" Helden und Halbgötter nach moderner Art gebildet; wogegen denn auch Nichts wäre zu sagen gewesen, weil zu einem Jeden freisteht, die poetischen Traditionen nach seinen Zwecken und seiner Denkweise umzuformen. Allein in den Briefen die er über gedachte Oper in den „Mercur" einrückte, schien er uns diese Behandlungsart allzu parteiisch hervorzuheben und sich an den trefflichen Alten und ihrem höhern Styl unverantwortlich zu versündigen, indem er die derbe, gesunde Natur, die jenen Productionen zum Grunde liegt, keineswegs anerkennen wollte. Diese Beschwerden hatten wir kaum in unserer kleinen Societät leidenschaftlich durchgesprochen, als die gewöhnliche Wuth, Alles zu dramatisiren, mich eines Sonntags Nachmittags anwandelte, und ich bei einer Flasche guten Burgunders das ganze Stück, wie es jetzt daliegt, in einer Sitzung niederschrieb. Es war nicht sobald meinen gegenwärtigen Mitgenossen vorgelesen und von ihnen mit großem Jubel aufgenommen worden, als ich die Handschrift an Lenz'en nach Straßburg schickte, welcher gleichfalls davon entzückt schien und behauptete, es müsse auf der Stelle gedruckt werden. Nach einigem Hin- und Wiederschreiben gestand ich es zu, und er gab es in Straßburg eilig unter die Presse. Erst lange nachher erfuhr ich, daß Dieses einer von Lenz'ens ersten Schritten gewesen, wodurch er mir zu schaden und mich bei'm Publicum in übeln Ruf zu setzen die Absicht hatte; wovon ich aber zu jener Zeit Nichts spürte noch ahnete.

Und so hatte ich meinen neuen Gönnern mit aller Naivetät diesen arglosen Ursprung des Stücks so gut, wie ich ihn selbst wußte, vorerzählt, um sie völlig zu überzeugen, daß hiebei keine Persönlichkeit noch eine andere Absicht obwalte, auch die lustige und verwegene Art mitgetheilt, wie wir uns unter einander zu necken und zu verspotten pflegten. Hierauf sah ich die Gemüther völlig erheitert, und man bewunderte uns beinah, daß wir eine so große Furcht hatten, es möge irgend Jemand auf seinen Lorbeern einschlafen. Man verglich eine solche Gesellschaft jenen Elysiern, welche sich in jedem Augenblick der Ruhe zu verweichlichen fürchteten, weßhalb der Anführer, wenn es keine Feinde und Nichts zu rauben gab, unter den Gelagtisch eine Pistole losschoß, damit es auch im Frieden nicht an Wunden und Schmerzen fehlen möge. Nach manchen Hin- und Wiederreden über diesen Gegenstand ward ich endlich veranlaßt, Wieland'en einen freundlichen Brief zu schreiben, wozu ich die Gelegenheit sehr gern ergriff, da er sich schon im „Mercur" über diesen Jugendstreich sehr liberal erklärt und, wie er es in litterarischen Fehden meist gethan, geistreich abschließend benommen hatte.

Die wenigen Tage des Mainzer-Aufenthalts verstrichen sehr angenehm: denn wenn die neuen Gönner durch Visiten und Gastmähler außer dem Hause gehalten wurden, blieb ich bei den Ihrigen, portraitirte Manchen und fuhr auch wohl Schlittschuh, wozu die eingefrornen

Festungsgraben die beste Gelegenheit verschaffte. Voll von dem Guten, was mir dort begegnet war, kehrte ich nach Hause zurück und stand im Begriff, beim Eintreten mir durch umständliche Erzählung das Herz zu erleichtern; aber ich sah nur verstörte Gesichter, und es blieb mir nicht lange verborgen, daß unsere Freundinn Klettenberg von uns geschieden sei. Ich war hierüber sehr betroffen, weil ich ihrer gerade in meiner gegenwärtigen Lage mehr als jemals bedurfte. Man erzählte mir zu meiner Beruhigung, daß ein frommer Tod sich an ein seliges Leben angeschlossen, und ihre gläubige Heiterkeit sich bis an's Ende ungetrübt erhalten habe. Noch ein anderes Hinderniß stellte sich einer freien Mittheilung entgegen: mein Vater, anstatt sich über den guten Ausgang dieses kleinen Abenteuers zu freuen, verharrte auf seinem Sinne und behauptete, dieses Alles sei von jener Seite nur Verstellung, und man gedenke vielleicht in der Folge etwas Schlimmeres gegen mich auszuführen. Ich war daher mit meiner Erzählung zu den jüngern Freunden hingedrängt, denen ich denn freilich die Sache nicht umständlich genug überliefern konnte. Aber auch hier entsprang aus Neigung und gutem Willen eine mir höchst unangenehme Folge; denn kurz darauf erschien eine Flugschrift: „Prometheus und seine Recensenten", gleichfalls in dramatischer Form. Man hatte darin den neckischen Einfall ausgeführt, anstatt der Personen-Namen kleine Holzschnitt-Figuren zwischen den Dialog zu setzen, und durch allerlei satyrische Bilder diejenigen Critiker zu bezeichnen, die sich über meine Arbeiten und was ihnen verwandt war, öffentlich hatten vernehmen lassen. Hier stieß der Altonaer-Postreiter ohne Kopf in's Horn, hier brummte ein Bär, dort schnatterte eine Gans; der „Mercur" war auch nicht vergessen, und manches wilde und zahme Geschöpf suchte den Bildner in seiner Werkstatt irre zu machen, welcher aber, ohne sonderlich Notiz zu nehmen, seine Arbeit eifrig fortsezte und dabei nicht verschwieg, wie er es überhaupt zu halten denke. Dieser unerwartet hervorbrechende Scherz fiel mir sehr auf, weil er dem Styl und Ton nach von Jemanden aus unserer Gesellschaft sein mußte; ja man hätte das Werklein für meine eigne Arbeit halten sollen. Am Unangenehmsten aber war mir, daß Prometheus Einiges verlauten ließ, was sich auf den Mainzer-Aufenthalt und die dortigen Aeußerungen bezog, und was eigentlich Niemand als ich wissen sollte. Mir aber bewies es, daß der Verfasser von Denjenigen sei, die meinen engsten Kreis bildeten und mich jene Ereignisse und Umstände weitläufig hatten erzählen hören. Wir sahen Einer den Andern an, und Jeder hatte die Uebrigen im Verdacht; der unbekannte Verfasser wußte sich gut zu verstellen. Ich schalt sehr heftig auf ihn, weil es mir äußerst verdrießlich war, nach einer so günstigen Aufnahme und so bedeutender Unterhaltung, nach meinem an Wieland'en geschriebenen zutraulichen Briefe hier wieder Anlässe zu neuem Mißtrauen und frische Unannehmlichkeiten zu sehen. Die Ungewißheit hierüber dauerte jedoch nicht lange: denn als ich in meiner Stube auf- und abgehend mir das Büchlein laut vorlas, hörte ich an den Einfällen und Wendungen ganz deutlich die Stimme Wagner's, und er war es auch. Wie ich nämlich zur Mutter hinunter sprang, ihr meine Entdeckung mitzutheilen, gestand sie mir, daß sie es schon wisse. Der Autor, beängstigt über den schlimmen Erfolg bei einer, wie ihm däuchte, so guten und löblichen Absicht, hatte sich ihr entdeckt und um Fürsprache gebeten, damit meine ausgestoßene Drohung: ich würde mit dem Verfasser wegen mißbrauchten Vertrauens keinen Umgang mehr haben, an ihm nicht erfüllt werden möchte. Hier kam ihm nun sehr zu Statten, daß ich es selbst entdeckt hatte und durch das Behagen, wovon ein jedes eigne Gewahrwerden begleitet wird, zur Versöhnung gestimmt war. Der Fehler war verziehen, der zu einem solchen Beweis meiner Spürkraft Gelegenheit gegeben hatte. Indessen war das Publicum so leicht nicht zu überzeugen, daß Wagner der Verfasser sei, und daß ich keine Hand mit im Spiel gehabt habe. Man traute ihm diese Vielseitigkeit nicht zu, weil man nicht bedachte, daß er Alles, was in einer geistreichen Gesellschaft seit geraumer Zeit bescherzt und verhandelt worden, anzufassen, zu merken und in seiner bekannten Manier wohl darzustellen vermochte, ohne deßhalb ein ausgezeichnetes Talent zu besitzen. Und so hatte ich nicht allein eigene Thorheiten, sondern auch den Leichtsinn, die Uebereilung meiner Freunde dieß Mal und in der Folge sehr oft zu büßen.

Erinnert durch mehrere zusammentreffende Umstände, will ich noch einiger bedeutender Männer gedenken, die zu verschiedener Zeit vorüber reisend, theils in unserm Hause gewohnt, theils freundliche Bewirthung angenommen haben. Klopstock steht hier billig abermals oben an. Ich hatte schon mehrere Briefe mit ihm gewechselt, als er mir anzeigte, daß er nach Carlsruhe zu gehen und daselbst zu wohnen eingeladen sei; er werde zur bestimmten Zeit in Friedberg eintreffen, und wünsche, daß ich ihn daselbst abhole. Ich verfehlte nicht, zur rechten Stunde mich einzufinden; allein er war auf seinem Wege zufällig aufgehalten worden, und nachdem ich einige Tage vergebens gewartet,

kehrte ich nach Hause zurück, wo er denn erst nach einiger Zeit eintraf, sein Ausbleiben entschuldigte und meine Bereitwilligkeit, ihm entgegen zu kommen, sehr wohl aufnahm. Er war klein von Person, aber gut gebaut, sein Betragen ernst und abgemessen, ohne steif zu sein, seine Unterhaltung bestimmt und angenehm. Im Ganzen hatte seine Gegenwart Etwas von der eines Diplomaten. Ein solcher Mann unterwindet sich der schweren Aufgabe, zugleich seine eigene Würde und die Würde eines Höhern, dem er Rechenschaft schuldig ist, durchzuführen, seinen eigenen Vortheil neben dem viel wichtigern eines Fürsten, ja ganzer Staaten zu befördern, und sich in dieser bedenklichen Lage vor allen Dingen den Menschen gefällig zu machen. Und so schien sich auch Klopstock als Mann von Werth und als Stellvertreter höherer Wesen, der Religion, der Sittlichkeit und Freiheit, zu betragen. Eine andere Eigenheit der Weltleute hatte er auch angenommen, nämlich nicht leicht von Gegenständen zu reden, über die man gerade ein Gespräch erwartet und wünscht. Von poetischen und litterarischen Dingen hörte man ihn selten sprechen. Da er aber an mir und meinen Freunden leidenschaftliche Schlittschuhfahrer fand, so unterhielt er sich mit uns weitläufig über diese edle Kunst, die er gründlich durchgedacht und was dabei zu suchen und zu meiden sei, sich wohl überlegt hatte. Ehe wir jedoch seiner geneigten Belehrung theilhaft werden konnten, mußten wir uns gefallen lassen, über den Ausdruck selbst, den wir verfehlten, zurecht gewiesen zu werden. Wir sprachen nämlich auf gut Oberdeutsch von Schlittschuhen, welches er durchaus nicht wollte gelten lassen: denn das Wort komme keineswegs von Schlitten, als wenn man auf kleinen Kufen dahin führe, sondern von Schreiten, indem man, den Homer'schen Göttern gleich, auf diesen geflügelten Sohlen über das zum Boden gewordene Meer hinschreite. Nun kam es an das Werkzeug selbst; er wollte von den hohen, hohlgeschliffenen Schrittschuhen Nichts wissen, sondern empfahl die niedrigen, breiten, flachgeschliffenen Friesländischen Stähle, als welche zum Schnellaufen die dienstlichsten seien. Von Kunststücken, die man bei dieser Uebung zu machen pflegt, war er kein Freund. Ich schaffte mir nach seinem Gebot so ein Paar flache Schuhe mit langen Schnäbeln, und habe solche, obschon mit einiger Unbequemlichkeit, viele Jahre geführt. Auch vom Kunstreiten und sogar vom Bereiten der Pferde wußte er Rechenschaft zu geben und that es gern; und so lehnte er, wie es schien vorsätzlich, das Gespräch über sein eigen Metier gewöhnlich ab, um über fremde Künste, die er als Liebhaberei trieb, desto unbefangener zu sprechen. Von diesen und andern Eigenthümlichkeiten des außerordentlichen Mannes würde ich noch Manches erwähnen können, wenn nicht Personen, die länger mit ihm gelebt, uns bereits genugsam hievon unterrichtet hätten; aber einer Betrachtung kann ich mich nicht erwehren: daß nämlich Menschen, denen die Natur außerordentliche Vorzüge gegeben, sie aber in einen engen oder wenigstens nicht verhältnißmäßigen Wirkungskreis gesetzt, gewöhnlich auf Sonderbarkeiten verfallen, und weil sie von ihren Gaben keinen directen Gebrauch zu machen wissen, sie auf außerordentlichen und wunderlichen Wegen geltend zu machen versuchen.

Zimmermann war gleichfalls eine Zeit lang unser Gast. Dieser, groß und stark gebaut, von Natur heftig und gerade vor sich hin, hatte doch sein Aeußeres und sein Betragen völlig in der Gewalt, so daß er im Umgang als ein gewandter, weltmännischer Arzt erschien, und seinem innerlich ungebändigten Character nur in Schriften und im vertrauteren Umgang einen ungezügelten Lauf ließ. Seine Unterhaltung war mannigfaltig und höchst unterrichtend; und konnte man ihm nachsehen, daß er sich, seine Persönlichkeit, seine Verdienste sehr lebhaft vorempfand, so war kein Umgang wünschenswerther zu finden. Da mich nun überhaupt Das, was man Eitelkeit nennt, niemals verletzte, und ich mir dagegen auch wieder eitel zu sein erlaubte, das heißt, Dasjenige unbedenklich hervorkehrte, was mir an mir selbst Freude machte, so kam ich mit ihm gar wohl überein, wir ließen uns wechselsweise gelten und schalten; und weil er sich durchaus offen und mittheilend erwies, so lernte ich in kurzer Zeit sehr viel von ihm.

Beurtheil' ich nun aber einen solchen Mann dankbar, wohlwollend und gründlich, so darf ich nicht einmal sagen, daß er eitel gewesen. Wir Deutschen mißbrauchen das Wort eitel nur allzu oft; denn eigentlich führt es den Begriff von Leerheit mit sich, und man bezeichnet damit billiger Weise nur Einen, der die Freude an seinem Nichts, die Zufriedenheit mit einer hohlen Existenz nicht verbergen kann. Bei Zimmermann war gerade das Gegentheil, er hatte große Verdienste und kein inneres Behagen; wer sich aber an seinen Naturgaben nicht im Stillen erfreuen kann, wer sich bei Ausübung derselben nicht selbst seinen Lohn dahinnimmt, sondern erst darauf wartet und hofft, daß Andre das Geleistete anerkennen und es gehörig würdigen sollen, der findet sich in einer übeln Lage, weil es nur allzu bekannt ist, daß die Menschen den Beifall sehr spärlich austheilen, daß sie das Lob verkümmern, ja wenn es nur einiger Maßen thunlich ist, in Tadel verwandeln. Wer

ohne hierauf vorbereitet zu ſein, öffentlich auftritt, der kann Nichts als Verdruß erwarten: denn wenn er Das, was von ihm ausgeht, auch nicht überſchätzt, ſo ſchätzt er es doch unbedingt, und jede Aufnahme, die wir in der Welt erfahren, wird bedingt ſein; und ſodann gehört ja für Lob und Beifall auch eine Empfänglichkeit wie für jedes Vergnügen. Man wende Dieſes auf Zimmermann an, und man wird auch hier geſtehen müſſen: was Einer nicht ſchon mitbringt, kann er nicht erhalten.

Will man dieſe Entſchuldigung nicht gelten laſſen, ſo werden wir dieſen merkwürdigen Mann wegen eines andern Fehlers noch weniger rechtfertigen können, weil das Glück Anderer dadurch geſtört, ja vernichtet worden. Es war das Betragen gegen ſeine Kinder. Eine Tochter, die mit ihm reiſte, war, als er ſich in der Nachbarſchaft umſah, bei uns geblieben. Sie konnte etwa ſechszehn Jahre alt ſein. Schlank und wohlgewachſen, trat ſie auf ohne Ziierlichkeit; ihr regelmäßiges Geſicht wäre angenehm geweſen, wenn ſich ein Zug von Theilnahme darin aufgethan hätte; aber ſie ſah immer ſo ruhig aus wie ein Bild, ſie äußerte ſich ſelten, in der Gegenwart ihres Vater nie. Kaum aber war ſie einige Tage mit meiner Mutter allein, und hatte die heitre, liebevolle Gegenwart dieſer theilnehmenden Frau in ſich aufgenommen, als ſie ſich ihr mit aufgeſchloſſenem Herzen zu Füßen warf und unter tauſend Thränen bat, ſie da zu behalten. Mit dem leidenſchaftlichſten Ausdruck erklärte ſie: als Magd, als Sclavinn wolle ſie zeitlebens im Hauſe bleiben, nur um nicht zu ihrem Vater zurückzukehren, von deſſen Härte und Tyrannei man ſich keinen Begriff machen könne. Ihr Bruder ſei über dieſe Behandlung wahnſinnig geworden; ſie habe es mit Noth ſo lange getragen, weil ſie geglaubt, es ſei in jeder Familie nicht anders oder nicht viel beſſer; da ſie aber nun eine ſo liebevolle, heitre, zwangloſe Behandlung erfahren, ſo werde ihr Zuſtand zu einer wahren Hölle. Meine Mutter war ſehr bewegt, als ſie mit dieſen leidenſchaftlichen Erguß hinterbrachte, ja ſie ging in ihrem Mitleiden ſo weit, daß ſie nicht undeutlich zu verſtehn gab, ſie würde es wohl zufrieden ſein, das Kind im Hauſe zu behalten, wenn ich mich entſchließen könnte, ſie zu heirathen. — Wenn es eine Waiſe wäre, verſetzt' ich, ſo ließe ſich darüber denken und unterhandeln, aber Gott bewahre mich vor einem Schwiegervater, der ein ſolcher Vater iſt! Meine Mutter gab ſich noch viel Mühe mit dem guten Kinde, aber es ward dadurch nur immer unglücklicher. Man fand zuletzt noch einen Ausweg, ſie in eine Penſion zu thun. Sie hat übrigens ihr Leben nicht hoch gebracht.

Dieſer tadelnswürdigen Eigenheit eines ſo verdienſtvollen Mannes würde ich kaum erwähnen, wenn dieſelbe nicht ſchon öffentlich wäre zur Sprache gekommen, und zwar als man nach ſeinem Tode der ſeligen Hypochondrie gedachte, womit er ſich und Andere in ſeinen letzten Stunden gequält. Denn auch jene Härte gegen ſeine Kinder war Hypochondrie, ein partieller Wahnſinn, ein fortdauerndes moraliſches Morden, das er, nachdem er ſeine Kinder aufgeopfert hatte, zuletzt gegen ſich ſelbſt kehrte. Wir wollen aber bedenken, daß dieſer ſo rüſtig ſcheinende Mann in ſeinen beſten Jahren leidend war, daß ein Leibesſchaden unheilbar den geſchickten Arzt quälte, ihn, der ſo manchem Kranken geholfen hatte und half. Ja dieſer brave Mann führte bei äußerm Anſehen, Ruhm, Ehre, Rang und Vermögen das traurigſte Leben, und wer ſich davon aus vorhandenen Druckſchriften noch weiter unterrichten will, der wird ihn nicht verdammen, ſondern bedauern.

Erwartet man nun aber, daß ich von der Wirkung dieſes bedeutenden Mannes auf mich nähere Rechenſchaft gebe, ſo muß ich im Allgemeinen jener Zeit abermals gedenken. Die Epoche, in der wir lebten, kann man die fordernde nennen: denn man machte an ſich und Andre Forderungen auf Das, was noch kein Menſch geleiſtet hatte. Es war nämlich vorzüglichen, denkenden und fühlenden Geiſtern ein Licht aufgegangen, daß die unmittelbare, originelle Anſicht der Natur und ein darauf gegründetes Handeln das Beſte ſei, was der Menſch ſich wünſchen könne, und nicht einmal ſchwer zu erlangen. Erfahrung war alſo abermals das allgemeine Loſungswort, und Jedermann that die Augen auf, ſo gut er konnte; eigentlich aber waren es die Aerzte, die am Meiſten Urſache hatten, darauf zu dringen, und Gelegenheit, ſich darnach umzuthun. Hier leuchtete ihnen aus alter Zeit ein Geſtirn entgegen, welches als Beiſpiel alles Wünſchenswerthen gelten konnte. Die Schriften, die uns unter dem Namen „Hippocrates" zugekommen waren, gaben das Muſter, wie der Menſch die Welt anſchauen und das Geſchehne, ohne ſich ſelbſt hinein zu miſchen, überliefern ſollte. Allein Niemand bedachte, daß wir nicht ſehen können wie die Griechen, und daß wir niemals wie ſie dichten, bilden und heilen werden. Zugegeben aber auch, daß man von ihnen lernen könne, ſo war unterdeſſen unendlich viel und nicht immer ſo rein erfahren worden, und gar oft hatten ſich die Erfahrungen nach den Meinungen gebildet. Dieſes aber ſollte man auch wiſſen, unterſcheiden und ſichten; abermals eine ungeheure Forderung; dann ſollte man, auch perſönlich unherblickend und handelnd,

die geſunde Natur ſelbſt kennen lernen, eben als wenn ſie zum erſten Mal beachtet und behandelt würde; hiebei ſollte denn nur das Aechte und Rechte geſchehen. Allein weil ſich die Gelahrtheit überhaupt nicht wohl ohne Polyhiſtorie und Pedanterie, die Praxis aber wohl ſchwerlich ohne Empirie und Charlatanerie denken läßt: ſo entſtand ein gewaltiger Conflict, indem man den Mißbrauch vom Gebrauch ſondern, und der Kern die Oberhand über die Schale gewinnen ſollte. Wie man nun auch hier zur Ausübung ſchritt, ſo ſah man, am Kürzeſten ſei zuletzt aus der Sache zu kommen, wenn man das Genie zu Hülfe riefe, das durch ſeine magiſche Gabe den Streit ſchlichten und die Forderungen leiſten würde. Der Verſtand miſchte ſich indeſſen auch in die Sache; Alles ſollte auf klare Begriffe gebracht und in logiſcher Form dargelegt werden, damit jedes Vorurtheil beſeitigt und aller Aberglaube zerſtört werde. Weil nun wirklich einige außerordentliche Menſchen, die Boerhave'n und Haller, das Unglaubliche geleiſtet, ſo ſchien man ſich berechtigt, von ihren Schülern und Nachkömmlingen noch mehr zu fordern. Man behauptete, die Bahn ſei gebrochen, da doch in allen irdiſchen Dingen ſelten von Bahn die Rede ſein kann: denn wie das Waſſer, das durch ein Schiff verdrängt wird, gleich hinter ihm wieder zuſammenſtürzt, ſo ſchließt ſich auch der Irrthum, wenn vorzügliche Geiſter ihn bei Seite gedrängt und ſich Platz gemacht haben, hinter ihnen ſehr geſchwind wieder naturgemäß zuſammen.

Aber hievon wollte ſich der brave Zimmermann ein- für allemal keinen Begriff machen; er wollte nicht eingeſtehen, daß das Abſurde eigentlich die Welt erſüne. Bis zur Wuth ungeduldig ſchlug er auf Alles los, was er für unrecht erkannte und hielt. Ob er ſich mit dem Krankenwärter oder mit Paracelſus, mit einem Harn-Propheten oder Chemiſten balgte, war ihm gleich; er blieb ein wie das andere Mal zu, und wenn er ſich außer Athem gearbeitet hatte, war er höchlich erſtaunt, daß die ſämmtlichen Köpfe dieſer Hydra, die er mit Füßen zu treten geglaubt, ihm ſchon wieder ganz friſch von unzähligen Hälſen die Zähne wieſen.

Wer ſeine Schriften, beſonders ſein tüchtiges Werk über die Erfahrung lieſt, wird beſtimmter einſehen, was zwiſchen dieſem trefflichen Manne und mir verhandelt worden; welches auf mich um ſo kräftiger wirken mußte, da er zwanzig Jahre älter war als ich. Als berühmter Arzt war er vorzüglich in den höhern Ständen beſchäftigt, und hier kam die Verderbniß der Zeit durch Verweichlichung und Uebergenuß jeden Augenblick zur Sprache; und ſo drängten auch ſeine ärztlichen Reden, wie die der Philoſophen und meiner dichteriſchen Freunde, mich wieder auf die Natur zurück. Seine leidenſchaftliche Verbeſſerungswuth konnte ich vollends nicht mit ihm theilen. Ich zog mich vielmehr, nachdem wir uns getrennt, gar bald wieder in mein eigenthümliches Fach zurück, und ſuchte die von der Natur mir verliehenen Gaben mit mäßiger Anſtrengung anzuwenden, und in heiterm Widerſtreit gegen Das, was ich mißbilligte, mir einigen Raum zu verſchaffen, unbeſorgt, wie weit meine Wirkungen reichen und wohin ſie mich führen könnten.

Von Salis, der in Marſchlins die große Penſions-Anſtalt errichtete, ging ebenfalls bei uns vorüber; ein ernſter, verſtändiger Mann, der über die genialiſch tolle Lebensweiſe unſrer kleinen Geſellſchaft gar wunderliche Anmerkungen im Stillen wird gemacht haben. Ein Gleiches mag Sulzer'n, der uns auf ſeiner Reiſe nach dem ſüdlichen Frankreich berührte, begegnet ſein; wenigſtens ſcheint eine Stelle ſeiner Reiſebeſchreibung, worin er mein' gedenkt, dahin zu deuten.

Dieſe ſo angenehmen als förderlichen Beſuche waren aber auch mit ſolchen durchwebt, die man lieber abgelehnt hätte. Wahrhaft dürftige und unverſchämte Abenteurer wendeten ſich an den zutraulichen Jüngling, ihre dringenden Forderungen durch wirkliche wie durch vorgebliche Verwandtſchaften oder Schickſale unterſtützend. Sie borgten mir Geld ab, und ſetzten mich in den Fall, wieder borgen zu müſſen, ſo daß ich mit begüterten und wohlwollenden Freunden darüber in das unangenehmſte Verhältniß gerieth. Wünſchte ich nun ſolche Zudringliche allen Raben zur Beute, ſo fühlte ſich mein Vater gleichfalls in der Lage des Zauberlehrlings, der wohl ſein Haus gerne rein gewaſchen ſähe, ſich aber entſetzt, wenn die Fluth über Schwellen und Stufen unaufhaltſam einhergeſtürzt kommt. Denn es ward durch das allzu viele Gute der mäßige Lebensplan, den ſich mein Vater für mich ausgedacht hatte, Schritt für Schritt verrückt, verſchoben und von einem Tag zum andern wider Erwarten umgeſtaltet. Der Aufenthalt zu Regensburg und Wien war ſo gut als aufgegeben, aber doch ſollte auf dem Wege nach Italien eine Durchreiſe Statt finden, damit man wenigſtens eine allgemeine Ueberſicht gewönne. Dagegen aber waren andere Freunde, die einen ſo großen Umweg in's thätige Leben zu gelangen, nicht billigen konnten, der Meinung, man ſolle den Augenblick, wo ſo manche Gunſt ſich aufthat, benutzen und an eine bleibende Einrichtung in der Vaterſtadt denken. Denn ob ich gleich erſt durch den Greß-

vater, ſodann aber durch den Oheim von dem Rathe ausgeſchloſſen war, ſo gab es doch noch manche bürgerliche Stellen, an die man Anſpruch machen, ſich einſtweilen feſtſetzen und die Zukunft erwarten konnte. Manche Agentſchaften gaben zu thun genug, und ehrenvoll waren die Reſidenten-Stellen. Ich ließ mir davon vorreden und glaubte wohl auch, daß ich mich dazu ſchicke, ohne mich geprüft zu haben, ob eine ſolche Lebens- und Geſchäftsweiſe, welche fordert, daß man am Liebſten in der Zerſtreuung zweckmäßig thätig ſei, für mich paſſen möchte; und nun geſellte ſich zu dieſen Vorſchlägen und Vorſätzen noch eine zarte Neigung, welche zu beſtimmter Häuslichkeit aufzufordern und jenen Entſchluß zu beſchleunigen ſchien.

Die früher erwähnte Geſellſchaft nämlich von jungen Männern und Frauenzimmern, welche meiner Schweſter, wo nicht den Urſprung, doch die Conſiſtenz verdankte, war nach ihrer Verheirathung und Abreiſe noch immer beſtanden, weil man ſich einmal an einander gewöhnt hatte, und einen Abend in der Woche nicht beſſer als in dieſem freundſchaftlichen Zirkel zuzubringen wußte. Auch jener wunderliche Neducr, den wir ſchon aus dem ſechsten Buche kennen, war nach mancherlei Schickſalen geſcheidter und verkehrter zu uns zurückgewandert, und ſpielte abermals den Geſetzgeber des kleinen Staats. Er hatte ſich im Geſolg von jenen frühern Scherzen etwas Aehnliches ausgedacht: es ſollte nämlich alle acht Tage geleſ't werden, nicht um, wie vormals, liebende Paare, ſondern wahrhafte Ehegatten zu beſtimmen. Wie man ſich gegen Geliebte betrage, das ſei uns bekannt genug; aber wie ſich Gatte und Gattinn in Geſellſchaft zu nehmen hätten, das ſei uns unbewußt und müſſe nun bei zunehmenden Jahren vor allen Dingen gelernt werden. Er gab die Regeln an im Allgemeinen, welche bekanntlich darin beſtehen, daß man thun müſſe, als wenn man einander nicht angehöre; man dürfe nicht neben einander ſitzen, nicht viel mit einander ſprechen, viel weniger ſich Liebkoſungen erlauben: dabei aber habe man nicht allein Alles zu vermeiden, was wechſelſeitig Verdacht und Unannehmlichkeit erregen könnte; ja man würde im Gegentheil das größte Lob verdienen, wenn man ſeine Gattin auf eine ungezwungene Weiſe zu verbinden wiſſe.

Das Loos wurde hierauf zur Entſcheidung herbeigeholt, über einige barocke Paarungen, die es beliebt, gelacht und geſcherzt, und die allgemeine Eheſtands-Comödie mit gutem Humor begonnen und jedesmal am achten Tage wiederum erneuert.

Hier traf es ſich nun wunderbar genug, daß mir das Loos gleich von Anfang eben dasſelbe Frauenzimmer zwei Mal beſtimmte; ein ſehr gutes Weſen, gerade von der Art, die man ſich als Frau gerne denken mag. Ihre Geſtalt war ſchön und regelmäßig, ihr Geſicht anzenehm, und in ihrem Betragen waltete eine Ruhe, die von der Geſundheit ihres Körpers und ihres Geiſtes zeugte. Sie war ſich zu allen Tagen und Stunden völlig gleich. Ihre häusliche Thätigkeit wurde höchlich gerühmt. Ohne daß ſie geſprächig geweſen wäre, konnte man an ihren Aeußerungen einen geraden Verſtand und eine natürliche Bildung erkennen. Nun war es leicht, einer ſolchen Perſon mit Freundlichkeit und Achtung zu begegnen; ſchon vorher war ich gewohnt, es aus allgemeinem Gefühl zu thun; jetzt wirkte bei mir ein herkömmliches Wohlwollen als geſellige Pflicht. Wie uns nun aber das Loos zum dritten Male zuſammenbrachte, ſo erklärte der nedliſche Geſetzgeber feierlichſt: der Himmel habe geſprochen, und wir könnten nunmehr nicht geſchieden werden. Wir ließen es uns beiderſeits gefallen, und fügten uns wechſelsweiſe ſo hübſch in die offenbaren Eheſtandspflichten, daß wir wirklich für ein Muſter gelten konnten. Da nun, nach der allgemeinen Verfaſſung, die ſämmtlichen für den Abend vereinten Paare ſich auf die wenigen Stunden mit Du anreden mußten, ſo waren wir dieſer traulichen Anrede durch eine Reihe von Wochen ſo gewohnt, daß auch in der Zwiſchenzeit, wenn wir uns begegneten, das Du gemüthlich hervorſprang. Die Gewohnheit iſt aber ein wunderliches Ding: wir Beide fanden nach und nach Nichts natürlicher als dieſes Verhältniß; ſie ward mir immer werther, und ihre Art, mit mir zu ſein, zeugte von einem ſchönen, ruhigen Vertrauen, ſo daß wir uns wohl gelegentlich, wenn ein Prieſter zugegen geweſen wäre, ohne vieles Bedenken auf der Stelle hätten zuſammengeben laſſen.

Weil nun bei jeder unſerer geſelligen Zuſammenkünfte etwas Neues vorgeleſen werden mußte, ſo brachte ich eines Abends als ganz friſche Neuigkeit das Memoire des Beaumarchais gegen Clavijo im Original mit. Es erwarb ſich ſehr vielen Beifall; die Bemerkungen, zu denen es auffordert, blieben nicht aus, und nachdem man viel darüber hin und wieder geſprochen hatte, ſagte mein lieber Partner: „Wenn ich Deine Gebieterinn und nicht Deine Frau wäre, ſo würde ich Dich erſuchen, dieſes Memoire in ein Schauſpiel zu verwandeln, es ſcheint mir ganz dazu geeignet zu ſein.“ — Damit Du ſiehſt, meine Liebe, antwortete ich, daß Gebieterinn und Frau auch in einer Perſon vereinigt ſein können, ſo verſpreche ich, heut über acht Tage den Gegenſtand dieſes

Heftes als Theater-Stück vorzulesen, wie es jetzt mit diesen Blättern geschehen. Man verwunderte sich über ein so kühnes Versprechen, und ich säumte nicht, es zu erfüllen. Denn was man in solchen Fällen Erfindung nennt, war bei mir augenblicklich; und gleich, als ich meine Titular-Gattinn nach Hause führte, war ich still. Sie fragte, was mir sei? — Ich sinne, versetzte ich, schon das Stück aus und bin mitten d'rinn; ich wünsche Dir zu zeigen, daß ich Dir gerne Etwas zu Liebe thue. Sie drückte mir die Hand, und als ich sie dagegen eifrig küßte, sagte sie: „Du mußt nicht aus der Rolle fallen! Zärtlich zu sein, meinen die Leute, schicke sich nicht für Ehegatten." — Laß sie meinen, versetzte ich, wir wollen es auf unsere Weise halten.

Eh' ich, freilich durch einen großen Umweg, nach Hause kam, war das Stück schon ziemlich herangedacht; damit Dieß aber nicht gar zu großsprecherisch scheine, so will ich gestehen, daß schon beim ersten und zweiten Lesen der Gegenstand mir dramatisch, ja theatralisch vorgekommen; aber ohne eine solche Anregung wäre das Stück, wie so viele andere, auch bloß unter den möglichen Geburten geblieben. Wie ich dabei verfahren, ist bekannt genug. Der Bösewichter müde, die aus Rache, Haß oder kleinlichen Absichten sich einer edeln Natur entgegensetzen und sie zu Grunde richten, wollt' ich in Carlos den reinen Weltverstand mit wahrer Freundschaft gegen Leidenschaft, Neigung und äußere Bedrängniß wirken lassen, um auch ein Mal auf diese Weise eine Tragedie zu motiviren. Berechtigt durch unsern Altvater Shakspeare, nahm ich nicht einen Augenblick Anstand, die Haupt-Scene und die eigentlich theatralische Darstellung wörtlich zu übersetzen. Um zuletzt abzuschließen, entlehnt' ich den Schluß einer Englischen Ballade, und so war ich immer noch eher fertig, als der Freitag heranKam. Die gute Wirkung, die ich beim Vorlesen erreichte, wird man mir leicht zugestehen. Meine gebietende Gattinn erfreute sich nicht wenig daran, und es war, als wenn unser Verhältniß, wie durch eine geistige Nachkommenschaft, durch diese Production sich enger zusammenzöge und befestigte.

Mephistopheles Werk aber that mir zum ersten Mal hier einen großen Schaden. Denn als ich ihm das Stück mittheilte, erwiederte er: „Solch' einen Quark mußt Du mir künftig nicht mehr schreiben; Das können die Andern auch." Und doch hatt' er hierin Unrecht. Muß ja doch nicht Alles über alle Begriffe hinausgehen, die man nun einmal gefaßt hat; es ist auch gut, wenn Manches sich an den gewöhnlichen Sinn anschließt. Hätte ich damals ein Dutzend Stücke der Art geschrieben, welches mir bei einiger Aufmunterung ein Leichtes gewesen wäre; so hätten sich vielleicht drei oder vier davon auf dem Theater erhalten. Jede Direction, die ihr Repertorium zu schätzen weiß, kann sagen, was Das für ein Vortheil wäre.

Durch solche und andre geistreiche Scherze ward unser wunderliches Mariage-Spiel wo nicht zum Stadt-, doch zum Familien-Mährchen, das den Müttern unserer Schönen gar nicht unangenehm in die Ohren klang. Auch meiner Mutter war ein solcher Zufall nicht zuwider; sie begünstigte schon früher das Frauenzimmer, mit dem ich in ein so seltsames Verhältniß gekommen war, und mochte ihr zutrauen, daß sie eine eben so gute Schwiegertochter als Gattinn werden könnte. Jenes unbestimmte Numeren, in welchem ich mich schon seit geraumer Zeit herumtrieb, wollte ihr nicht behagen, und wirklich hatte sie auch die größte Beschwerde davon. Sie war es, welche die zuströmenden Gäste reichlich bewirthen mußte, ohne sich für die litterarische Einquartirung anders als durch die Ehre, die man ihrem Sohne anthat, ihn zu beschmausen, entschädigt zu sehen. Ferner war es ihr klar, daß so viele junge Leute, sämmtlich ohne Vermögen, nicht allein zum Wissen und Dichten, sondern auch zum lustigen Leben versammelt, sich unter einander und zuletzt am Sichersten mir, dessen leichtsinnige Freigebigkeit und Verbürgungslust sie kannte, zur Last und zum Schaden gereichen würden.

Sie hielt daher die schon längst bezweckte Italiänische Reise, die der Vater wieder in Anregung brachte, für das sicherste Mittel, alle diese Verhältnisse auf einmal durchzuschneiden. Damit aber ja nicht wieder in der weiten Welt sich neues Gefährliche anschließen möge, so dachte sie vorher die schon eingeleitete Verbindung zu befestigen, damit eine Rückkehr in's Vaterland wünschenswerther und eine endliche Bestimmung entschieden werde. Ob ich ihr diesen Plan nur unterlege, oder ob sie ihn deutlich, vielleicht mit der seligen Freundinn entwerfen, möchte ich nicht entscheiden; genug, ihre Handlungen schienen auf einen bedachten Vorsatz gegründet. Denn ich hatte manchmal zu vernehmen, unser Familien-Kreis sei nach Verheirathung Cornelie's doch gar zu eng; man wollte finden, daß mir eine Schwester, der Mutter eine Gehülfinn, dem Vater ein Lehrling abgehe; und bei diesen Reden blieb es nicht. Es ergab sich wie von ungefähr, daß meine Eltern jenem Frauenzimmer auf einem Spaziergang begegneten, sie in den Garten einluden und sich mit ihr längere Zeit unterhielten.

Hierüber ward nun beim Abendtische gescherzt, und mit einem gewissen Behagen bemerkt, daß sie dem Vater wohlgefallen, indem sie die Haupteigenschaften, die er als ein Kenner von einem Frauenzimmer fordere, sämmtlich besitze.

Hierauf ward im ersten Stock Eines und das Andre veranstaltet, eben als wenn man Gäste zu erwarten habe, das Leinwandgeräthe gemustert und auch an einigen bisher vernachlässigten Hausrath gedacht. Da überraschte ich nun einst meine Mutter, als sie in einer Bodenkammer die alten Wiegen betrachtete, worunter eine übergroße von Nußbaum, mit Elfenbein und Ebenholz eingelegt, die mich ehemals geschwenkt hatte, besonders hervorstach. Sie schien nicht ganz zufrieden, als ich ihr bemerkte, daß solche Schaukelkasten nunmehr völlig aus der Mode seien, und daß man die Kinder mit freien Gliedern in einem artigen Körbchen, an einem Bande über die Schulter wie andere kurze Waare zur Schau trage.

Genug, dergleichen Vorboten zu erneuernder Häuslichkeit zeigten sich öfter, und da ich mich dabei ganz leidend verhielt, so verbreitete sich, durch den Gedanken an einen Zustand, der für's Leben dauern sollte, ein solcher Friede über unser Haus und dessen Bewohner, dergleichen es lange nicht genossen hatte.

Aus meinem Leben.

Dichtung und Wahrheit.

Vierter Theil.

Nemo contra deum nisi deum ipse. *)

Vorwort.

Bei Behandlung einer mannigfaltig vorschreitenden Lebensgeschichte, wie die ist, die wir zu unternehmen gewagt haben, kommen wir, um gewisse Ereignisse faßlich und lesbar zu machen, in den Fall, Einiges, was in der Zeit sich verschlingt, nothwendig zu trennen, Andres, was nur durch eine Folge begriffen werden kann, in sich selbst zusammenzuziehn, und so das Ganze in Theile zusammenzustellen, die man sinnig überschauend beurtheilen und sich davon Manches zueignen mag.

Mit dieser Betrachtung eröffnen wir den gegenwärtigen Band, damit sie zu Rechtfertigung unsers Verfahrens beitrage, und fügen die Bitte hinzu, unsre Leser möchten bedenken, daß sich diese hier fortgesetzte Erzählung nicht gerade an's Ende des vorigen Buches anschließt, sondern daß sie die Hauptfäden sämmtlich nach und nach wieder aufzunehmen, und sowohl Personen als Gesinnungen und Handlungen in einer redlich gründlichen Folge vorzuführen die Absicht hat.

Sechszehntes Buch.

Wie man zu sagen pflegt: daß kein Unglück allein komme, so läßt sich auch wohl bemerken, daß es mit dem Glück ähnlicher Weise beschaffen sei; ja auch mit andern Umständen, die sich auf eine harmonische Weise um uns versammeln; es sei nun, daß ein Schicksal Dergleichen auf uns lege, oder daß der Mensch die Kraft habe, Das, was zusammen gehört, an sich heranzuziehn.

Wenigstens machte ich dieß Mal die Erfahrung, daß Alles übereinstimmte, um einen äußern und innern Frieden hervorzubringen. Jener ward mir zu Theil, indem ich den Ausgang Dessen gelassen abwartete, was man für mich im Sinne hegte und vornahm; zu Diesem aber sollte ich durch erneute Studien gelangen.

Ich hatte lange nicht an Spinoza'n gedacht, und nun ward ich durch Widerrede zu ihm getrieben. In unsrer Bibliothek fand ich ein Büchlein, dessen Autor gegen jenen eignen Denker heftig kämpfte, und um dabei recht wirksam zu Werke zu gehen, Spinoza's Bildniß dem Titel gegenüber gesetzt hatte, mit der Unterschrift: Signum reprobationis in vultu gerens, daß er nämlich das Zeichen der Verwerfung und Verworfenheit im Angesicht trage. Dieses konnte man freilich bei Erblickung des Bildes nicht läugnen; denn der Kupferstich war erbärmlich schlecht und eine vollkommene Frage; wobei mir denn jene Gegner einfallen mußten, die irgend Jemanden, dem sie mißwollen, zuvörderst entstellen und dann als ein Ungeheuer bekämpfen.

Dieses Büchlein jedoch machte keinen Eindruck

*) Niemand ist gegen Gott als Gott selbst.

auf mich, weil ich überhaupt Controversen nicht liebte, indem ich immer vorzog, von dem Menschen zu erfahren, wie er dachte, als von einem Andern zu hören, wie er hätte denken sollen. Doch führte mich die Neugierde auf den Artikel „Spinoza" in Baylens Wörterbuch, einem Werke, das wegen Gelehrsamkeit und Scharfsinn eben so schätzbar und nützlich, als wegen Klätscherei und Salbaderei lächerlich und schädlich ist.

Der Artikel „Spinoza" erregte in mir Unbehagen und Mißtrauen. Zuerst sogleich wird der Mann als Atheist und seine Meinungen als höchst verwerflich angegeben; sodann aber zugestanden, daß er ein ruhig nachdenkender und seinen Studien obliegender Mann, ein guter Staatsbürger, ein mittheilender Mensch, ein ruhiger Particulier gewesen; und so schien man ganz das evangelische Wort vergessen zu haben: „An ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen!" Denn wie will doch ein Menschen und Gott gefälliges Leben aus verderblichen Grundsätzen entspringen?

Ich erinnerte mich noch gar wohl, welche Beruhigung und Klarheit über mich gekommen, als ich einst die nachgelassenen Werke jenes merkwürdigen Mannes durchblätterte. Diese Wirkung war mir noch ganz deutlich, ohne daß ich mich des Einzelnen hätte erinnern können; ich eilte daher abermals zu den Werken, denen ich so viel schuldig geworden, und dieselbe Friedenslust wehte mich wieder an. Ich ergab mich dieser Lectüre und glaubte, indem ich in mich selbst schaute, die Welt niemals so deutlich erblickt zu haben.

Da über diesen Gegenstand so viel und auch in der neuern Zeit gestritten worden, so wünschte ich nicht mißverstanden zu werden, und will hier Einiges über jene so gefürchtete, ja verabscheute Vorstellungsart einzurücken nicht unterlassen.

Unser physisches sowohl als gesellige Leben, Sitten, Gewohnheiten, Weltklugheit, Philosophie, Religion, ja so manches zufällige Ereigniß: Alles ruft uns zu, daß wir entsagen sollen. So Manches, was uns innerlich eigenst angehört, sollen wir nicht nach außen hervorbilden; was wir von außen zu Ergänzung unsers Wesens bedürfen, wird uns entzogen, dagegen aber so Vieles aufgedrungen, daß uns so fremd als lästig ist. Man beraubt uns des mühsam Erworbenen, des freundlich Gestatteten, und ehe wir hierüber recht in's Klare sind, finden wir uns genöthigt, unsere Persönlichkeit erst stückweis und dann völlig aufzugeben. Dabei ist es aber hergebracht, daß man Denjenigen nicht achtet, der sich deßhalb ungeberdig stellt; vielmehr soll man, je bitterer der Kelch ist, eine desto süßere Miene machen, damit ja der gelassene Zuschauer nicht durch irgend eine Grimasse beleidigt werde.

Diese schwere Aufgabe jedoch zu lösen, hat die Natur den Menschen mit reichlicher Kraft, Thätigkeit und Zähigkeit ausgestattet. Besonders aber kommt ihm der Leichtsinn zu Hülfe, der ihm unzerstörlich verliehen ist. Hiedurch wird er fähig, dem Einzelnen in jedem Augenblick zu entsagen, wenn er nur im nächsten Moment nach etwas Neuem greifen darf; und so stellen wir uns unbewußt unser ganzes Leben immer wieder her. Wir setzen eine Leidenschaft an die Stelle der andern; Beschäftigungen, Neigungen, Liebhabereien, Steckenpferde, Alles probiren wir durch, um zuletzt auszurufen: daß Alles eitel sei. Niemand entsetzt sich vor diesem falschen, ja gotteslästerlichen Spruch; ja man glaubt etwas Weises und Unwiderlegliches gesagt zu haben. Nur wenige Menschen gibt es, die solche unerträgliche Empfindung vorausahnen, und, um allen particulen Resignationen auszuweichen, sich ein- für allemal im Ganzen resigniren.

Diese überzeugen sich von dem Ewigen, Nothwendigen, Gesetzlichen, und suchen sich solche Begriffe zu bilden, welche unverwüstlich sind, ja durch die Betrachtung des Vergänglichen nicht aufgehoben, sondern vielmehr bestätigt werden. Weil aber hierin wirklich etwas Uebermenschliches liegt, so werden solche Personen gewöhnlich für Unmenschen gehalten, für gott- und weltlose; ja man weiß nicht, was man ihnen Alles für Hörner und Klauen andichten soll.

Mein Zutrauen auf Spinoza'n ruhte auf der friedlichen Wirkung, die er in mir hervorbrachte, und es vermehrte sich nur, als meine werthen Mystiker des Spinozismus anklagte, als ich erfuhr, daß Leibnitz selbst diesen Vorwurf nicht entgehen können, ja daß Boerhave wegen gleicher Gesinnungen verdächtig, von der Theologie zur Medicin habe übergehen müssen.

Denke man sich aber nicht, daß ich seine Schriften hätte unterschreiben und mich dazu buchstäblich bekennen mögen. Denn daß Niemand den Andern versteht; daß Keiner denselben Worten Dasselbe, was der Andre denkt; daß ein Gespräch, eine Lectüre bei verschiedenen Personen verschiedene Gedanken, Folgen anregt: hatte ich schon allzu deutlich einzusehn, und man wird dem Verfasser von „Werther" und „Faust" wohl zutrauen, daß er, von solchen Mißverständnissen tief durchdrungen, nicht selbst den Dünkel gehegt, ein Mann vollkommen zu verstehn, der [illegible] Schüler von Decartes durch mathematische [illegible]

Alonzo und Bediente

inwendig an der Gartenthüre.

Alonzo.

Schließt auf! und macht mir schnell die ganze Runde
Des Schlosses; wen ihr findet, nehmt gefangen.

Rugantino.

Ein schöner Fall! Nun gilt es muthig seyn.

Alonzo.

Die Frauen haben ein Geräusch der Waffen,
Ein Aechzen treuen hören. Sehet nach;
Ich bleibe hier, bis ihr zurücke kehrt.

Bediente ab, ohne Rugantino zu bemerken.

Rugantino.

Am besten ist's, der drohenden Gefahr
In's Angesicht zu sehen. Laßt mich erst
Durch meine Zitther mich verkünd'gen. Still,
So sieht es dann recht unverdächtig aus.

Cupido, kleiner loser, schelmischer Knabe,

rabbinischer Cultur sich zu dem Spiel des Denkens hervorgehoben; der bis auf den heutigen Tag noch das Ziel aller speculativen Bemühungen zu sein scheint.

Was ich mir aber aus ihm zugeeignet, würde sich deutlich genug darstellen, wenn der Besuch, den der ewige Jude bei Spinoza'n abgelegt und den ich als ein werthes Ingredienz zu jenem Gedichte mir ausgedacht hatte, niedergeschrieben übrig geblieben wäre. Ich gefiel mir aber in dem Gedanken so wohl, und beschäftigte mich im Stillen so gern damit, daß ich nicht dazu gelangte, Etwas aufzuschreiben; dadurch erweiterte sich aber der Einfall, der als vorübergehender Scherz nicht ohne Verdienst gewesen wäre, dergestalt, daß er seine Anmuth verlor und ich ihn als lästig aus dem Sinne schlug. Inwiefern mir aber die Hauptpunkte jenes Verhältnisses zu Spinoza'n unvergeßlich geblieben sind, indem sie eine große Wirkung auf die Folge meines Lebens ausübten, will ich so kurz und bündig als möglich eröffnen und darstellen.

Die Natur wirkt nach ewigen, nothwendigen, dergestalt göttlichen Gesetzen, daß die Gottheit selbst daran Nichts ändern könnte. Alle Menschen sind hierin unbewußt vollkommen einig. Man bedenke, wie eine Naturerscheinung, die auf Verstand, Vernunft, ja auch nur auf Willkür deutet, uns Erstaunen, ja Entsetzen bringt.

Wenn sich in Thieren etwas Vernunftähnliches hervorthut, so können wir uns von unserer Verwunderung nicht erholen; denn ob sie uns gleich so nahe stehen, so scheinen sie doch durch eine unendliche Kluft von uns getrennt und in das Reich der Nothwendigkeit verwiesen. Man kann es daher jenen Denkern nicht übel nehmen, welche die unendlich kunstreiche, aber doch genau beschränkte Technik jener Geschöpfe für ganz maschinenmäßig erklärten.

Wenden wir uns zu den Pflanzen, so wird unsre Behauptung noch auffallender bestätigt. Man gebe sich Rechenschaft von der Empfindung, die uns ergreift, wenn die berührte Mimosa ihre gefiederten Blätter paarweise zusammenfaltet und endlich das Stielchen wie an einem Gewehe niederklappt. Noch höher steigt jene Empfindung, der ich keinen Namen geben will, bei Betrachtung des Hedysarum gyrans, das seine Blättchen, ohne sichtlich äußere Veranlassung auf- und niedersenkt, und mit sich selbst wie mit unsern Begriffen zu spielen scheint. Denke man sich einen Pflanz, dem diese Gabe zugetheilt wäre, so daß er die ungeheuern Blätterschirme für sich selbst wechselsweise niedersenkte und aufhübe; Jedermann, der es zum ersten Male sähe, würde vor Entsetzen zurücktreten. So eingewurzelt ist bei uns der Begriff unsrer eignen Vorzüge, daß wir ein- für allemal der Außenwelt keinen Theil daran gönnen mögen; ja, daß wir dieselben, wenn es nur anginge, sogar Unsersgleichen gerne verkümmerten.

Ein ähnliches Entsetzen überfällt uns dagegen, wenn wir den Menschen unvernünftig gegen allgemein anerkannte sittliche Gesetze, unverständig gegen seinen eignen und fremden Vortheil handeln sehen. Um des Grauens loszuwerden, das wir dabei empfinden, verwandeln wir es sogleich in Tadel, ja Abscheu, und wir suchen uns von einem solchen Menschen entweder wirklich oder in Gedanken zu befreien.

Diesen Gegensatz, welchen Spinoza so kräftig heraushebt, wendete ich aber auf mein eignes Wesen sehr wunderlich an, und das Vorhergesagte soll eigentlich nur dazu dienen, um Das, was folgt, begreiflich zu machen.

Ich war dazu gelangt, das mir inwohnende dichterische Talent ganz als Natur zu betrachten, um so mehr, als ich darauf gewiesen war, die äußere Natur als den Gegenstand desselben anzusehn. Die Ausübung dieser Dichtergabe konnte zwar durch Veranlassung erregt und bestimmt werden; aber am Freudigsten und Reichlichsten trat sie unwillkürlich, ja wider Willen hervor.

Durch Feld und Wald zu schweifen,
Mein Liedchen wegzupfeifen,
So ging's den ganzen Tag.

Auch bei'm nächtlichen Erwachen trat derselbe Fall ein, und ich hatte oft Lust, wie einer meiner Vorgänger, mir ein lederues Wamms machen zu lassen, und mich zu gewöhnen, im Finstern durch's Gefühl Das, was unvermuthet hervorbrach, zu fixiren. Ich war so gewohnt, mir ein Liedchen vorzusagen, ohne es wieder zusammenfinden zu können, daß ich einige Mal an den Pult rannte und mir nicht die Zeit nahm, einen quer liegenden Bogen zurecht zu rücken, sondern das Gedicht von Anfang bis zu Ende, ohne mich von der Stelle zu rühren, in der Diagonale herunterschrieb. In eben diesem Sinne griff ich weit lieber zu dem Bleistift, welcher wäßriger die Züge hergab: denn es war mir einige Mal begegnet, daß das Schnarren und Spritzen der Feder mich aus meinem nachtwandlerischen Dichten aufweckte, mich zerstreut: und ein kleines Product in der Geburt erstickte. Für solche Poesien hatte ich eine besondere Ehrfurcht, weil ich mich doch ungefähr gegen dieselben verhielt, wie die Henne gegen die Küchlein, die sie ausgebrütet um sich her piepsen sieht. Meine frühere Lust, diese Dinge nur durch Vorlesungen mitzutheilen, erneute sich wieder, sie aber gegen Geld umzutauschen, schien mir abscheulich.

Hiebei will ich eines Falles gedenken, der zwar später eintrat. Als nämlich meinen Arbeiten immer mehr nachgefragt, ja eine Sammlung derselben verlangt wurde, jene Gesinnungen aber mich abhielten, eine solche selbst zu veranstalten, so benutzte Himburg mein Zaudern, und ich erhielt unerwartet einige Exemplare meiner zusammengedruckten Werke. Mit großer Frechheit wußte sich dieser unberufene Verleger eines solchen, dem Publicum erzeigten Dienstes gegen mich zu rühmen, und erbot sich, mir dagegen, wenn ich es verlangte, etwas Berliner-Porcellan zu senden. Bei dieser Gelegenheit mußte mir einfallen, daß die Berliner-Juden, wenn sie sich verheiratheten, eine gewisse Partie Porcellan zu nehmen verpflichtet waren, damit die königliche Fabrik einen sichern Absatz hätte. Die Verachtung, welche daraus gegen den unverschämten Nachdrucker entstand, ließ mich den Verdruß übertragen, den ich bei diesem Raub empfinden mußte. Ich antwortete ihm nicht, und indessen er sich an meinem Eigenthum gar wohl behaben mochte, rächte ich mich im Stillen mit folgenden Versen:

Heide Zungen süß verträumter Jahre,
Halbe Blumen, abgewehte Haare,
Schleier, leicht gelüftet, verblichne Bänder,
Abgelungener Liebe Trauerpfänder,
Schon gewidmet meines Herdes Flammen,
Rafft der freche Geselle zusammen;
Eben als wenn Dichterwerk und Ehre
Ihm durch Erbschaft zugefallen wäre;
Und mir Lebendem soll sein Vertragen
Wohl am Thee- und Caffee-Tisch behagen?
Weg das Porcellan, das Zuckerbrod!
Für die „Himburgs" bin ich todt.

Da jedoch eben die Natur, die dergleichen größere und kleinere Werke unaufgefordert in mir hervorbrachte, manchmal in großen Pausen ruhte und ich in einer langen Zeitstrecke selbst mit Willen Nichts hervorzubringen im Stande war, und daher öfters lange Weile empfand: so trat mir bei jenem strengen Gegensatz der Gedanke entgegen, ob ich nicht von der andern Seite Das, was menschlich, vernünftig und verständig an mir sei, zu meinem und Anderer Nutzen und Vortheil gebrauchen, und die Zwischenzeit, wie ich es ja auch schon gethan und wie ich immer stärker aufgefordert wurde, den Weltgeschäften widmen und dergestalt Nichts von meinen Kräften ungebraucht lassen sollte. Ich fand Dieses, was aus jenen allgemeinen Begriffen hervorzugehen schien, mit meinem Wesen, mit meiner Lage so übereinstimmend, daß ich den Entschluß faßte, auf diese Weise zu handeln und mein bisheriges Schwanken und Zaudern dadurch zu bestimmen. Sehr angenehm war mir zu denken, daß ich für wirkliche Dienste von den Menschen auch reellen Lohn fordern, jene liebliche Naturgabe dagegen als ein Heiliges uneigennützig auszuspenden fortfahren durfte. Durch diese Betrachtung rettete ich mich von der Bitterkeit, die sich in mir hätte erzeugen können, wenn ich bemerken mußte, daß gerade das so sehr gesuchte und bewunderte Talent in Deutschland als außer dem Gesetz und vogelfrei behandelt werde. Denn nicht allein in Berlin hielt man den Nachdruck für etwas Zulässiges, ja Lustiges, sondern der ehrwürdige, wegen seiner Regenten-Tugenden gepriesene Markgraf von Baden, der zu so vielen Hoffnungen berechtigende Kaiser Joseph begünstigten, Jener seinen Macklot, Dieser seinen Edlen von Trattner, und es war ausgesprochen, daß die Rechte sowie das Eigenthum des Genie's dem Handwerker und Fabricanten unbedingt Preis gegeben seien.

Als wir uns einst hierüber bei einem besuchenden Badenser beklagten, erzählte er uns folgende Geschichte: Die Frau Markgräfin, als eine thätige Dame, habe auch eine Papier-Fabrik angelegt, die Waare sei aber so schlecht geworden, daß man sie nirgends habe unterbringen können. Darauf habe Buchhändler Macklot den Vorschlag gethan, die Deutschen Dichter und Prosaisten auf dieses Papier abzudrucken, um dadurch seinen Werth in etwas zu erhöhen. Mit beiden Händen habe man Dieses angenommen.

Wir erklärten zwar diese böse Nachrede für ein Mährchen, ergetzten uns aber doch daran. Der Name „Macklot" ward zu gleicher Zeit für einen Schimpfnamen erklärt und bei schlechten Begebenheiten wiederholt gebraucht. Und so fand sich eine leichtsinnige Jugend, welche gar manchmal borgen mußte, indeß die Niederträchtigkeit sich an ihren Talenten bereicherte, durch ein Paar gute Einfälle hinreichend entschädigt.

Glückliche Kinder und Jünglinge wandeln in einer Art von Trunkenheit vor sich hin, die sich dadurch besonders bemerklich macht, daß die Guten, Unschuldigen das Verhältniß der jedesmaligen Umgebung kaum zu bemerken, noch weniger anzuerkennen wissen. Sie sehen die Welt als einen Stoff an, den sie bilden, als einen Vorrath, dessen sie sich bemächtigen sollen. Alles gehört ihnen an, ihrem Willen scheint Alles durchdringlich; gar oft verliert sie sich deßhalb in einem wilden, wüsten Wesen. Bei den Bessern jedoch entfaltet sich diese Richtung zu einem sittlichen Enthusiasmus, der sich nach Gelegenheit zu irgend einem wirklichen oder scheinbaren Guten aus eignem Triebe hin bewegt, sich aber auch öfters leiten, führen und verführen läßt.

Der Jüngling, von dem wir uns unterhalten

war in einem ſolchen Falle, und wenn er den Menſchen auch ſeltſam vorkam, ſo erſchien er doch gar Manchem willkommen. Gleich bei dem erſten Zuſammentreffen fand man einen unbedingten Freiſinn, eine heitere Offenherzigkeit im Geſpräch, und ein gelegentliches Handeln ohne Bedenken. Von Letzterm einige Geſchichtchen.

In der ſehr eng ineinandergebauten Judengaſſe war ein heftiger Brand entſtanden. Mein allgemeines Wohlwollen, die daraus entſpringende Luſt zu thätiger Hülfe trieb mich, gut angekleidet wie ich ging und ſtand, dahin. Man hatte von der Allerheiligen-Gaſſe her durchgebrochen; an dieſen Zugang verfügt' ich mich. Ich fand daſelbſt eine große Anzahl Menſchen mit Waſſertragen beſchäftigt, mit vollen Eimern ſich hindrängend, mit leeren herwärts. Ich ſah gar bald, daß wenn man eine Gaſſe bildete, wo man die Eimer herauf- und herabreichte, die Hülfe die doppelte ſein würde. Ich ergriff zwei volle Eimer und blieb ſtehen, rief Andere an mich heran, den Kommenden wurde die Laſt abgenommen und die Rückkehrenden reihten ſich auf der andern Seite. Die Anſtalt fand Beifall, mein Zureden und perſönliche Theilnahme ward begünſtigt und die Gaſſe, vom Eintritt bis zum brennenden Ziele, war bald vollendet und geſchloſſen. Kaum aber hatte die Heiterkeit, womit Dieſes geſchehen, eine frohe, man kann ſagen eine luſtige Stimmung in dieſer lebendigen, zweckmäßig wirkenden Maſchine aufgeregt, als der Muthwille ſich ſchon hervorthat und der Schadenfreude Raum gab. Armſelige Flüchtende, ihre jammervolle Habe auf dem Rücken ſchleppend, mußten, einmal in die bequeme Gaſſe gerathen, unausweichlich hindurch und blieben nicht unangefochten. Muthwillige Knabenjünglinge ſpritzten ſie an und fügten Verachtung und Unart noch dem Elend hinzu. Gleich aber durch mäßiges Zureden und redneriſche Strafworte mit Rückſicht wahrſcheinlich auf meine reinlichen Kleider, die ich vernachläſſigte, ward der Frevel eingeſtellt.

Neugierige meiner Freunde waren herangetreten, den Unfall zu beſchauen, und ſchienen verwundert, ihren Geſellen in Schuhen und ſeidenen Strümpfen (denn anders ging man damals nicht) in dieſem feuchten Geſchäfte zu ſehen. Wenige konnt' ich heranziehen, Andere lachten und ſchüttelten die Köpfe. Wir hielten lange Stand, denn bei manchen Abtretenden verſtanden ſich auch Manche dazu, ſich anzuſchließen; viele Schauluſtige folgten zuſammen und ſo ward mein unſchuldiges Wagniß allgemein bekannt, und die wunderliche Licenz mußte zur Stadtgeſchichte des Tags werden.

Ein ſolcher Leichtſinn im Handeln nach irgend einer gutmüthigen heitern Grille, hervortretend aus einem glücklichen Selbſtgefühl, was von den Menſchen leicht als Eitelkeit getadelt wird, machte unſern Freund auch noch durch andere Wunderlichkeiten bemerklich.

Ein ſehr harter Winter hatte den Main völlig mit Eis bedeckt und in einen feſten Boden verwandelt. Der lebhafteſte, nothwendige und luſtig geſellige Verkehr regte ſich auf dem Eiſe. Grenzenloſe Schrittſchuhbahnen, glattgefrorne weite Flächen wimmelten von bewegter Verſammlung. Ich fehlte nicht vom frühen Morgen an und war alſo, wie ſpäterhin meine Mutter, dem Schauſpiel zuzuſehen, angefahren kam, als leichtgekleidet wirklich durchgefroren. Sie ſaß im Wagen in ihrem rothen Sammetpelze, der auf der Bruſt mit ſtarken goldenen Schnüren und Quaſten zuſammengehalten, ganz ſtattlich ausſah. Geben Sie mir, liebe Mutter, Ihren Pelz! rief ich aus dem Stegreife, ohne mich weiter beſonnen zu haben; mich friert grimmig. Auch ſie bedachte Nichts weiter; im Augenblicke hatte ich den Pelz an, der, purpurfarb, bis an die Waden reichend, mit Zobel verbrämt, mit Gold geſchmückt, zu der braunen Pelzmütze, die ich trug, gar nicht übel kleidete. So fuhr ich ſorglos auf und ab; auch war das Gedränge ſo groß, daß man die ſeltene Erſcheinung nicht einmal ſonderlich bemerkte, obſchon einiger Maßen; denn man rechnete mir ſie ſpäter unter meinen Anomalien im Ernſt und Scherze wohl einmal wieder vor.

Nach ſolchen Erinnerungen eines glücklichen unbedachten Handelns ſchreiten wir an dem eigentlichen Faden unſerer Erzählung fort.

Ein geiſtreicher Franzoſ hat ſchon geſagt: „Wenn irgend ein guter Kopf die Aufmerkſamkeit des Publicums durch ein verdienſtliches Werk auf ſich gezogen hat, ſo thut man das Möglichſte, um zu verhindern, daß er jemals Dergleichen wieder hervorbringt.“

Es iſt ſo war: irgend etwas Gutes, Geiſtreiches wird in ſtiller, abgeſonderter Jugend hervorgebracht, der Beifall wird erworben, aber die Unabhängigkeit verloren; man zerrt das concentrirte Talent in die Zerſtreuung, weil man denkt, man könne von ſeiner Perſönlichkeit Etwas abzupfen und ſich zueignen.

In dieſem Sinne erhielt ich manche Einladungen, oder nicht ſowohl Einladungen: ein Freund, ein Bekannter ſchlug mir vor, gar oft mehr als dringend, mich da oder dort einzuführen.

Der Quaſi-Fremde, angekündigt als Bär, wegen oftmaligen, unfreundlichen Abweiſens,

dann wieder als Hyrene Voltaire's, Cleveland's West-Indier, als Naturkind bei ſo vielen Talenten, erregte die Neugierde, und ſo beſchäftigte man ſich in verſchiedenen Häuſern mit ſchicklichen Negotiationen ihn zu ſehen.

Unter Andern erſuchte mich ein Freund, eines Abends mit ihm ein kleines Concert zu beſuchen, welches in einem angeſehenen, reformirten Handelshauſe gegeben wurde. Es war ſchon ſpät; doch weil ich Alles aus dem Stegreife liebte, folgte ich ihm, wie gewöhnlich anſtändig angezogen. Wir traten in ein Zimmer gleicher Erde, in das eigentliche geräumige Wohnzimmer. Die Geſellſchaft war zahlreich, ein Flügel ſtand in der Mitte, an den ſich ſogleich die einzige Tochter des Hauſes niederſetzte und mit bedeutender Fertigkeit und Anmuth ſpielte. Ich ſtand am untern Ende des Flügels, um ihre Geſtalt und Weſen nahe genug bemerken zu können; ſie hatte etwas Kindartiges in ihrem Betragen; die Bewegungen, wozu das Spiel ſie nöthigte, waren ungezwungen und leicht.

Nach geendigter Sonate trat ſie an's Ende des Piano's gegen mir über; wir begrüßten uns ohne weitere Rede, denn ein Quartett war ſchon angegangen. Am Schluſſe trat ich etwas näher und ſagte einiges Verbindliche: wie ſehr es mich freue, daß die erſte Bekanntſchaft mich auch zugleich mit ihrem Talent bekannt gemacht habe. Sie wußte ſehr artig meine Worte zu erwiedern, behielt ihre Stellung und ich die meinige. Ich konnte bemerken, daß ſie mich aufmerkſam betrachtete und daß ich ganz eigentlich zur Schau ſtand, welches ich mir wohl konnte gefallen laſſen, da man auch mir etwas gar Anmuthiges zu ſchauen gab. Indeſſen blickten wir einander an, und ich will nicht läugnen, daß ich eine Anziehungskraft von der ſanfteſten Art zu empfinden glaubte. Das Hin- und Herwogen der Geſellſchaft und ihrer Leiſtungen verhinderte jedoch jede andere Art von Annäherung dieſen Abend. Doch muß ich eine angenehme Empfindung geſtehen, als die Mutter beim Abſchied zu erkennen gab, ſie hofften mich bald wieder zu ſehen, und die Tochter mit einiger Freundlichkeit einzuſtimmen ſchien. Ich verfehlte nicht, nach ſchicklichen Pauſen, meinen Beſuch zu wiederholen, da ſich denn ein heiteres, verſtändiges Geſpräch bildete, welches kein leidenſchaftliches Verhältniß zu weiſſagen ſchien.

Indeſſen brachte die einmal eingeleitete Gaſtfreiheit unſers Hauſes den guten Eltern und mir ſelbſt manche Unbequemlichkeit; in meiner Richtung, die immer darauf hinging, das Höhere gewahr zu werden, es zu erkennen, es zu fördern und wo möglich ſolches nachbildend zu geſtalten, war ich dadurch in Nichts weiter gebracht. Die Menſchen, inſofern ſie gut waren, waren fromm, und inſofern ſie thätig waren, unklug und oft ungeſchickt. Jenes konnte mir Nichts helfen und Dieſes verwirrte mich. Einen merkwürdigen Fall habe ich ſorgfältig niedergeſchrieben.

Im Anfang des Jahres 1775 meldete Jung, nachher Stilling genannt, vom Nieder-Rhein, daß er nach Frankfurt komme, berufen, eine bedeutende Augen-Cur daſelbſt vorzunehmen; er war mir und meinen Eltern willkommen und wir boten ihm das Quartier an.

Herr von Leröner, ein würdiger Mann in Jahren, durch Erziehung und Führung fürſtlicher Kinder, verſtändiges Betragen bei Hof und auf Reiſen überall geſchätzt, erduldete ſchon lange das Unglück einer völligen Blindheit; doch konnte ſeine Sehnſucht nach Hülfe nicht ganz erliſchen. Nun hatte Jung ſeit einigen Jahren mit gutem Muth und frommer Dreiſtigkeit viele Staar-Operationen am Nieder-Rhein vollbracht und ſich dadurch einen ausgebreiteten Ruf erworben. Redlichkeit ſeiner Seele, Zuverläſſigkeit des Character's und reine Gottesfurcht bewirkten ihm ein allgemeines Zutrauen; dieſes verbreitete ſich ſtromaufwärts auf dem Wege vielfacher Handelsverbindungen. Herr von Leröner und die Seinigen, berathen von einem einſichtigen Arzte, entſchloſſen ſich, den glücklichen Augenarzt kommen zu laſſen, wenn ſchon ein Frankfurter-Kaufmann, an dem die Cur mißglückt war, ernſtlich abrieth. Aber was bewies auch ein einzelner Fall gegen ſo viele gelungene! Doch Jung kam, nunmehr angelockt durch eine bedeutende Belohnung, deren er gewöhnlich bisher entbehrt hatte; er kam, ſeinen Ruf zu vermehren, getroſt und freudig, und wir wünſchten uns Glück zu einem ſo wackern und heitern Tiſchgenoſſen.

Nach mehrern ärztlichen Vorbereitungen ward nun endlich der Staar auf beiden Augen geſtochen; wir waren höchſt geſpannt, es hieß: der Patient habe nach der Operation ſogleich geſehen, bis der Verband das Tageslicht wieder abgehalten. Allein es ließ ſich bemerken, daß Jung nicht heiter war und daß ihm Etwas auf dem Herzen lag; wie er mir denn auch auf weiteres Nachforſchen bekannte, daß er wegen Ausgang der Cur in Sorgen ſei. Gewöhnlich, und ich hatte ſelbſt in Straßburg mehrmals zugeſehen, ſchien Nichts leichter in der Welt zu ſein; wie es denn auch Stilling'en hundert Mal gelungen war. Nach vollbrachtem, ſchmerzloſem Schnitt durch die unempfindliche Hornhaut ſprang bei dem gelindeſten Druck die trübe Linſe von ſelbſt heraus, der Patient erblickte ſogleich die Gegenſtände und mußte ſich nur mit verbundenen Augen gedulden, bis eine voll-

brachte Cur ihm erlaubte, ſich des köſtlichen Organ's nach Willen und Bequemlichkeit zu bedienen. Wie mancher Arme, dem Jung dieſes Glück verſchafft, hätte dem Wohlthäter Gottes Segen und Belohnung von oben herab gewünſcht, welche nun durch dieſen reichen Mann abgetragen werden ſollte!

Jung bekannte, daß es dieß Mal ſo leicht und glücklich nicht hergegangen: die Linſe ſei nicht herausgeſprungen, er habe ſie holen und zwar, weil ſie angewachſen, ablöſen müſſen; Dieß ſei nun nicht ohne einige Gewalt geſchehen. Nun machte er ſich Vorwürfe, daß er auch das andere Auge operirt habe. Allein man hatte ſich feſt vorgeſetzt, Beide zugleich vorzunehmen; an eine ſolche Zufälligkeit hatte man nicht gedacht und da ſie eingetreten ſich nicht ſogleich erholt und beſonnen. Genug, die zweite Linſe kam nicht von ſelbſt, ſie mußte auch mit Unſtatten abgelöſ't und herausgeholt werden.

Wie übel ein ſo gutmüthiger, wohlgeſinnter, gottesfürchtiger Mann in einem ſolchen Falle daran ſei, läßt keine Beſchreibung noch Entwickelung zu; etwas Allgemeines über eine ſolche Sinnesart ſteht vielleicht hier am rechten Platze.

Auf eigene moraliſche Bildung loszuarbeiten, iſt das Einfachſte und Thunlichſte, was der Menſch vornehmen kann; der Trieb dazu iſt ihm angeboren; er wird durch Menſchenverſtand und Liebe dazu im bürgerlichen Leben geleitet, ja gedrängt.

Stilling lebte in einem ſittlich religiöſen Liebesgefühl; ohne Mittheilung, ohne guten Gegenwillen konnte er nicht exiſtiren: er forderte wechſelſeitige Neigung; wo man ihn nicht kannte, war er ſtill; wo man den Bekannten nicht liebte, war er traurig. Deßwegen befand er ſich am Beſten mit ſolchen wohlgeſinnten Menſchen, die in einem beſchränkten, ruhigen Berufskreiſe mit einiger Bequemlichkeit ſich zu vollenden beſchäftigt ſind.

Dieſen gelingt nun wohl, die Eitelkeit abzuthun, dem Beſtreben nach äußerer Ehre zu entſagen, Behutſamkeit im Sprechen ſich anzueignen, gegen Genoſſen und Nachbarn ein freundliches, gleiches Betragen auszuüben.

Oft liegt hier eine dunkle Geiſtesform zum Grunde, durch Individualität modificirt; ſolche Perſonen, zufällig angeregt, legen große Wichtigkeit auf ihre empiriſche Laufbahn; man hält Alles für übernatürliche Beſtimmung, mit der Ueberzeugung, daß Gott unmittelbar einwirke.

Dabei iſt im Menſchen eine gewiſſe Neigung, in ſeinem Zuſtand zu verharren, zugleich aber auch ſich ſtoßen und führen zu laſſen, und eine gewiſſe Unentſchloſſenheit, ſelbſt zu handeln. Dieſe vermehrt ſich, bei Mißlingen der verſtändigſten Plane, ſo wie durch zufälliges Gelingen günſtig zuſammentreffender, unvorhergeſehener Umſtände.

Wie nun durch eine ſolche Lebensweiſe ein aufmerkſames, männliches Betragen verkümmert wird, ſo iſt die Art, in einen ſolchen Zuſtand zu gerathen, gleichfalls bedenklich und der Betrachtung werth.

Wenn ſich dergleichen Sinnesverwandte am Liebſten unterhalten, ſind die ſogenannten Erweckungen, Sinnesveränderungen, denen wir ihren pſychologiſchen Werth nicht abſprechen. Es ſind eigentlich, was wir in wiſſenſchaftlichen und poetiſchen Angelegenheiten Aperçus nennen: das Gewahrwerden einer großen Maxime, welches immer eine genialiſche Geiſtes-Operation iſt; man kommt durch Anſchauen dazu; weder durch Nachdenken noch durch Lehre oder Ueberlieferung. Hier iſt es das Gewahrwerden der moraliſchen Kraft, die im Glauben ankert, und ſo in ſtolzer Sicherheit mitten auf den Wogen ſich empfinden wird.

Ein ſolches Aperçu gibt dem Entdecker die größte Freude, weil es auf originelle Weiſe nach dem Unendlichen hindeutet; es bedarf keiner Zeitfolge zur Ueberzeugung; es entſpringt ganz und vollendet im Augenblick, daher das gutmüthige altfranzöſiſche Reimwort:

Un peu d'heure
Dieu labeure. *)

Aeußere Anſtöße bewirken oft das gewaltſame Losbrechen ſolcher Sinnesänderung; man glaubt Zeichen und Wunder zu ſchauen.

Zutrauen und Liebe verband mich auf's Herzlichſte mit Stilling; ich hatte doch auch gut und glücklich auf ſeinen Lebensgang eingewirkt, und es war ganz ſeiner Natur gemäß, Alles, was für ihn geſchah, in einem dankbaren feinen Herzen zu behalten; aber ſein Umgang war mir in meinem damaligen Lebensgange weder erfreulich noch förderlich. Zwar überließ ich gern einem Jeden, wie er ſich das Räthſel ſeiner Tage zurechtlegen und ausbilden wollte; aber die Art, auf einem abenteuerlichen Lebensgange Alles, was uns vernünftiger Weiſe Gutes begegnet, einer unmittelbaren, göttlichen Einwirkung zuzuſchreiben, ſchien mir doch zu anmaßlich; und die Vorſtellungsart, daß Alles, was aus unſerm Leichtſinn und Dunkel, Uebereilt oder vernachläſſigt, ſchlimme, ſchwer zu ertragende Folgen hat, gleichfalls für eine göttliche Pädagogik zu halten, wollte mir auch nicht in den Sinn. Ich konnte alſo den guten Freund nur anhören, ihm aber nichts Erfreuliches erwiedern; doch ließ ich ihn, wie ſo viele

*) In kurzer Friſt
Gott fertig iſt.

Andere, gern gewähren, und schützte ihn später wie früher, wenn man, gar zu weltlich gesinnt, sein zartes Wesen zu verletzen sich nicht scheute. Daher ich ihm auch den Einfall eines schalkischen Mannes nicht zu Ohren kommen ließ, der einmal ganz ernsthaft ausrief: „Nein! fürwahr, wenn ich mit Gott so gut stünde wie Jung, so würde ich das höchste Wesen nicht um Geld bitten, sondern um Weisheit und guten Rath, damit ich nicht so viel dumme Streiche machte, die Geld kosten und elende Schuldenjahre nach sich ziehen."

Denn freilich war zu solchem Scherz und Frevel jetzt nicht die Zeit. Zwischen Furcht und Hoffnung gingen mehrere Tage hin; jene wuchs, diese schwand und verlor sich gänzlich; die Augen des braven, geduldigen Mannes entzündeten sich und es blieb kein Zweifel, daß die Cur mißlungen sei.

Der Zustand, in den unser Freund dadurch gerieth, läßt keine Schilderung zu; er wehrte sich gegen die innerste, tiefste Verzweiflung von der schlimmsten Art. Denn was war nicht in diesem Falle verloren! Zuvörderst der größte Dank des zum Lichte wieder Genesenen, das Herrlichste, dessen sich der Arzt nur erfreuen kann; das Zutrauen so vieler andern Hülfebedürftigen; der Credit, indem die gestörte Ausübung dieser Kunst eine Familie im hülflosen Zustande zurückließ. Genug, wir spielten das unerfreuliche Drama Hiob's von Anfang bis zu Ende durch, da denn der treue Mann die Rolle der scheltenden Freunde selbst übernahm. Er wollte diesen Verfall als Strafe bisheriger Fehler ansehen; es schien ihm, als habe er die ihm zufällig überkommenen Augenmittel frevelhaft als göttlichen Beruf zu diesem Geschäft betrachtet; er warf sich vor, dieses höchst wichtige Fach nicht durch und durch studirt, sondern seine Curen nur so obenhin auf gut Glück behandelt zu haben; ihm kam augenblicklich vor die Seele, was Mißwollende ihm nachgeredet; er gerieth in Zweifel, ob Dieß auch nicht Wahrheit sei, und Dergleichen schmerzte um so tiefer, als er sich den für fromme Menschen so gefährlichen Leichtsinn, leider auch wohl Dunkel und Eitelkeit, in seinem Lebensgange mußte zu Schulden kommen lassen. In solchen Augenblicken verlor er sich selbst, und wie wir uns auch verständigen mochten, wir gelangten doch nur zuletzt auf das vernünftig nothwendige Resultat: daß Gottes Rathschlüsse unerforschlich seien.

In meinem vorstrebend heitern Sinne wäre ich noch mehr verletzt gewesen, hätte ich nicht nach herkömmlicher Weise diese Seelenzustände ernster, freundlicher Betrachtung unterworfen und sie mir nach meiner Weise zurecht gelegt; nur betrübte es mich, meine gute Mutter für ihre Sorgfalt und häusliche Bemühung so übel belohnt zu sehen; sie empfand es jedoch nicht bei ihrem unablässig thätigen Gleichmuth. Der Vater dauerte mich am Meisten. Um meinetwillen hatte er einen streng geschlossenen Haushalt mit Anstand erweitert und genoß besonders bei Tisch, wo die Gegenwart von Fremden auch einheimische Freunde und immer wieder sonstige Durchreisende heranzog, sehr gern eines munteren, ja paradoxen Gespräches, da ich ihm denn durch allerlei dialectisches Kreuzfechten großes Behagen und ein freundliches Lächeln bereitete: denn ich hatte die gottlose Art, Alles zu bestreiten, aber nur insofern hartnäckig, daß Derjenige, der Recht behielt, auf alle Fälle lächerlich wurde. Hieran war nun in den letzten Wochen gar nicht zu denken; denn die glücklichsten, heitersten Ereignisse, veranlaßt durch wohlgelungene Neben-Curen des durch die Haupt-Cur so unglücklichen Freundes, konnten nicht greifen, viel weniger der traurigen Stimmung eine andere Wendung geben.

Denn so machte uns im Einzelnen ein alter, blinder Bettel-Jude aus dem Isenburgischen zu lachen, der, in dem höchsten Elend nach Frankfurt geführt, kaum ein Obdach, kaum eine kümmerliche Nahrung und Wartung finden konnte, dem aber die zähe Orientalische Natur so gut nachhalf, daß er, vollkommen und ohne die mindeste Beschwerde, sich mit Entzücken geheilt sah. Als man ihn fragte, ob die Operation geschmerzt habe, so sagte er nach der hyperbolischen Weise: „Wenn ich eine Million Augen hätte, so wollte ich sie jedesmal für ein halb Kopfstück sämmtlich nach und nach operiren lassen." Bei seinem Abwandern betrug er sich in der Fahrgasse eben so excentrisch; er dankte Gott auf gut alttestamentlich, pries den Herrn und den Wundermann, seinen Gesandten. So schritt er in dieser langen, gewerbreichen Straße langsam der Brücke zu. Verkäufer und Käufer traten aus den Läden heraus, überrascht durch einen so seltenen, frommen, leidenschaftlich vor aller Welt ausgesprochenen Enthusiasmus. Alle waren angeregt zur Theilnahme, dergestalt, daß er, ohne irgend zu fordern oder zu heischen, mit reichlichen Gaben zur Wegzehrung beglückt wurde.

Eines solchen heitern Verfalls durfte man in unserm Kreise aber kaum erwähnen; denn wenn der Aermste, in seiner sandigen Heimath über Main, in häuslichem Elend höchst glücklich gedacht werden konnte, so vermißte dagegen ein Wohlhabender, Würdiger diesseits das unschätzbare, zunächst gehoffte Behagen.

Kränkend war daher für unsern guten Jung der Empfang der tausend Gulden, die, an

jeden Fall bedungen, von großmüthigen Menschen edel bezahlt wurden. Diese Baarschaft sollte bei seiner Rückkehr einen Theil der Schulden auslöschen, die auf traurigen, ja unseligen Zuständen lasteten.

Und so schied er trostlos von uns; denn er sah zurückkehrend den Empfang einer sorglichen Frau, das veränderte Begegnen von wohldenkenden Schwiegereltern, die sich, als Bürgen für so manche Schulden des allzu zuversichtlichen Mannes, in der Wahl eines Lebensgefährten für ihre Tochter vergriffen zu haben glauben konnten. Hohn und Spott der ohnehin im Glücke schon Mißwollenden konnte er in diesem und jenem Hause, aus diesem und jenem Fenster schon voraussehen; eine durch seine Abwesenheit schon verkümmerte, durch diesen Unfall in ihren Wurzeln bedrohte Praxis mußte ihn äußerst ängstigen.

So entließen wir ihn, von unserer Seite jedoch nicht ganz ohne Hoffnung; denn seine tüchtige Natur, gestützt auf den Glauben an übernatürliche Hülfe, mußte seinen Freunden eine stillbescheidene Zuversicht einflößen.

Siebenzehntes Buch.

Wenn ich die Geschichte meines Verhältnisses zu Lili'en wieder aufnehme, so habe ich mich zu erinnern, daß ich die angenehmsten Stunden theils in Gegenwart ihrer Mutter, theils allein mit ihr zubrachte. Man traute mir aus meinen Schriften Kenntniß des menschlichen Herzens, wie man es damals nannte, zu, und in diesem Sinne waren unsere Gespräche sittlich interessant auf jede Weise.

Wie wollte man sich aber von dem Innern unterhalten, ohne sich gegenseitig aufzuschließen? Es währte daher nicht lange, daß Lili mir in trüber Stunde die Geschichte ihrer Jugend erzählte. Sie war im Genuß aller geselligen Vortheile und Weltvergnügungen aufgewachsen. Sie schilderte mir ihre Brüder, ihre Verwandten, so wie die nächsten Zustände; nur ihre Mutter blieb in einem ehrwürdigen Dunkel.

Auch kleiner Schwächen wurden gedacht, und so konnte sie nicht läugnen, daß sie eine gewisse Gabe anzuziehen an sich habe bemerken müssen, womit zugleich eine gewisse Eigenschaft fahren zu lassen verbunden sei. Hierdurch gelangten wir im Hin- und Wiederreden auf den bedenklichen Punct, daß sie diese Gabe auch an mir geübt habe, jedoch bestraft worden sei, indem sie auch von mir angezogen werden.

Diese Geständnisse gingen aus einer so reinen kindhaften Natur hervor, daß sie mich dadurch auf's Aeußerste sich zu eigen machte.

Ein wechselseitiges Bedürfniß, eine Gewohnheit sich zu sehn, trat nun ein; wie hätt' ich aber manchen Tag, manchen Abend bis in die Nacht hinein entbehren müssen, wenn ich mich nicht hätte entschließen können, sie in ihren Zirkeln zu sehen! Hieraus erwuchs mir mannigfaltige Pein.

Mein Verhältniß zu ihr war von Person zu Person, zu einer schönen, liebenswürdigen, gebildeten Tochter; es glich meinen frühern Verhältnissen, und war noch höherer Art. An die Aeußerlichkeiten jedoch, an das Mischen und Wiedermischen eines geselligen Zustandes hatte ich nicht gedacht. Ein unbezwingliches Verlangen war herrschend geworden; ich konnte nicht ohne sie, sie nicht ohne mich sein; aber in den Umgebungen und bei den Einwirkungen einzelner Glieder ihres Kreises, was ergaben sich da oft für Mißtage und Fehlstunden!

Die Geschichte von Lust-Partien, die zur Unlust ausliefen; ein retardirender Bruder, mit dem ich nachfahren sollte, welcher seine Geschäfte erst mit der größten Gelassenheit, ich weiß nicht, ob mit Schadenfreude, langsamst vollendete, und dadurch die ganze wohldurchdachte Verabredung verdarb; auch sonstiges Antreffen und Verfehlen, Ungeduld und Entbehrung: alle diese Peinen, die, in irgend einem Roman umständlicher mitgetheilt, gewiß theilnehmende Leser finden würden, muß ich hier beseitigen. Um aber doch diese betrachtende Darstellung einer lebendigen Anschauung, einem jugendlichen Mitgefühl anzunähern, mögen einige Lieder, zwar bekannt, aber vielleicht besonders hier eindrücklich, eingeschaltet stehen.

Herz, mein Herz, was soll das geben?
Was bedränget Dich so sehr?
Welch ein fremdes, neues Leben?
Ich erkenne Dich nicht mehr.
Weg ist Alles, was Du liebtest,
Weg, warum Du Dich betrübtest,
Weg Dein Fleiß und Deine Ruh' —
Ach, wie kamst Du nur dazu?

Fesselt Dich die Jugendblüthe,
Diese liebliche Gestalt,
Dieser Blick voll Treu' und Güte
Mit unendlicher Gewalt?
Will ich rasch mich ihr entziehen,
Mich ermannen, ihr entfliehen,
Ruhest mich im Nu zurück,
Ach! mein Weg zu ihr zurück.

Und an diesem Zauberfädchen,
Das sich nicht zerreißen läßt,
Hält das liebe tolle Mädchen,
Mich so wider Willen fest;
Muß in ihrem Zauberkreise
Leben nun auf ihre Weise.
Die Veränderung, ach wie groß!
Liebe! Liebe! laß mich los!

Warum ziehst Du mich unwiderstehlich
Ach! in jene Pracht?
War ich guter Junge nicht so selig
In der öden Nacht?

Heimlich in mein Zimmerchen verschlossen,
Lag im Mondenschein,
Ganz von seinem Schauerlicht umflossen,
Und ich dämmert ein.

Träumte da von vollen gold'nen Stunden
Ungemischter Lust,
Hatte schon das liebe Kind empfunden
Tief in meiner Brust.

Bin ich's noch, den Du bei so viel Lichtern
An dem Spieltisch hältst?
Oft so unerträglichen Gesichtern
Gegenüber stellst?

Reizender ist mir des Frühlings Blüthe
Nun nicht auf der Flur;
Wo Du Engel bist, ist Lieb' und Güte,
Wo Du bist, Natur.

Hat man sich diese Lieder aufmerksam vorgelesen, lieber noch mit Gefühl vorgesungen, so wird ein Hauch jener Füße glücklicher Stunden gewiß vorüber wehen.

Doch wollen wir aus jener größern, glänzenden Gesellschaft nicht eilig abscheiden, ohne vorher noch einige Bemerkungen hinzuzufügen; besonders den Schluß des zweiten Gedichtes zu erläutern.

Diejenige, die ich nur im einfachen, selten gewechselten Hauskleide zu sehen gewohnt war, trat mir im eleganten Mode-Putz nun glänzend entgegen, und doch war es ganz dieselbe. Ihre Anmuth, ihre Freundlichkeit blieb sich gleich, nur möcht' ich sagen, ihre Anziehungsgabe that sich mehr hervor; es sei nun, weil sie hier gegen viele Menschen stand, daß sie sich lebhafter zu äußern, sich von mehrern Seiten, je nachdem ihr Dieser oder Jener entgegen kam, sich zu vermannigfaltigen Ursache fand; genug, ich konnte mir nicht läugnen, daß diese Fremden mir zwar einerseits unbequem fielen, daß ich aber doch um Vieles der Freude nicht entbehrt hätte, ihre geselligen Tugenden kennen zu lernen und einzusehen, sie sei auch weitern und allgemeinern Zuständen gewachsen.

War es doch derselbige nun durch Putz verhüllte Busen, der sein Inneres mir geöffnet hatte, und in den ich so klar wie in den meinigen hineinsah; waren es doch dieselben Lippen, die mir so früh den Zustand schilderten, in dem sie herangewachsen, in dem sie ihre Jahre verbracht hatte. Jeder wechselseitige Blick, jedes begleitende Lächeln sprach ein verborgenes edles Verständniß aus, und ich staunte selbst hier in der Menge über die geheime, unschuldige Verabredung, die sich auf das Menschlichste, auf das Natürlichste gefunden hatte.

Doch sollte bei eintretendem Frühling eine anständige ländliche Freiheit dergleichen Verhältnisse enger knüpfen. Offenbach am Main zeigte schon damals bedeutende Anfänge einer Stadt, die sich in der Folge zu bilden versprach. Schöne, für die damalige Zeit prächtige Gebäude hatten sich schon hervorgethan; Onkel Bernard, wie ich ihn gleich mit seinem Familien-Titel nennen will, bewohnte das größte; weitläufige Fabrik-Gebäude schlossen sich an; d'Orville, ein jüngerer, lebhafter Mann von liebenswürdigen Eigenheiten, wohnte gegenüber. Anstoßende Gärten, Terrassen, bis an den Main reichend, überall freien Ausgang nach der holden Umgegend erlaubend, setzten den Eintretenden und Verweilenden in ein stattliches Behagen. Der Liebende konnte für seine Gefühle keinen erwünschtern Raum finden.

Ich wohnte bei Johann André, und indem ich diesen Mann, der sich nachher genugsam bekannt gemacht, hier zu nennen habe, muß ich mir eine kleine Abschweifung erlauben, um von dem damaligen Opern-Wesen einigen Begriff zu geben.

In Frankfurt dirigirte zu der Zeit Marchand das Theater, und suchte durch seine eigene Person das Mögliche zu leisten. Es war ein schöner, groß- und wohlgestalteter Mann in den besten Jahren; das Behagliche, Weichliche erschien bei ihm vorwaltend; seine Gegenwart auf dem Theater war daher angenehm genug. Er mochte so viel Stimme haben, als man damals zu Ausführung musicalischer Werke wohl allenfalls bedurfte; deßhalb er denn die kleinern und größern Französischen Opern herüber zu bequemen bemüht war.

Der Vater in der Gretry'schen Oper: „Die Schöne bei dem Ungeheuer", gelang ihm besonders wohl, wo er sich in der hinter dem Flor veranstalteten Vision gar ausdrücklich zu geberden wußte.

Diese in ihrer Art wohlgelungene Oper näherte sich jedoch dem edeln Styl, und war geeignet, die zartesten Gefühle zu erregen. Dagegen hatte sich ein realistischer Dämon des Opern-Theaters bemächtigt; Zustands- und Handwerks-Opern thaten sich hervor. Die „Jäger", der „Faßbinder", und ich weiß nicht, was Alles, waren vorausgegangen; André wählte sich den „Töpfer". Er hatte sich das Gedicht selbst geschrieben, und in den Text, der ihm

angehörte, ſein ganzes muſicaliſches Talent verwendet.

Ich war bei ihm einquartiert, und will von dieſem allzeit fertigen Dichter und Componiſten nur ſo viel ſagen, als hier gefordert wird.

Er war ein Mann von angebornem, lebhaftem Talente, eigentlich als Techniker und Fabricant in Offenbach anſäßig; er ſchwebte zwiſchen dem Capell-Meiſter und Dilettanten. In Hoffnung, jenes Verdienſt zu erreichen, bemühte er ſich ernſtlich, in der Muſik gründlichen Fuß zu faſſen; als Letzterer war er genelgt, ſeine Compoſitionen in's Unendliche zu wiederholen.

Unter den Perſonen, welche damals den Kreis zu füllen und zu beleben ſich höchſt thätig erwieſen, iſt der Pfarrer Ewald zu nennen, der geiſtreich, heiter in Geſellſchaft, die Studien ſeiner Pflichten, ſeines Standes im Stillen für ſich durchzuführen wußte, wie er denn auch in der Folge innerhalb des theologiſchen Feldes ſich ehrenvoll bekannt gemacht; er muß in dem damaligen Kreiſe als unentbehrlich, auffaſſend und erwiedernd mitgedacht werden.

Linl's Piano-Spiel feſſelte unſern guten André vollkommen an unſere Geſellſchaft; als unterrichtend, meiſternd, ausführend waren wenige Stunden des Tages und der Nacht, wo er nicht in das Familien-Weſen, in die geſellige Tagesreihe mit eingriff.

Bürger's „Leonore", damals ganz friſch bekannt und mit Enthuſiasmus von den Deutſchen aufgenommen, war von ihm componirt; er trug ſie gern und wiederholt vor.

Auch ich, der viel und lebhaft recitirend vortrug, war ſie zu declamiren bereit; man langweilte ſich damals noch nicht an wiederholtem Einerlei. War der Geſellſchaft die Wahl gelaſſen, welchen von uns Beiden ſie hören wolle, ſo fiel die Entſcheidung oft zu meinen Gunſten.

Dieſes Alles aber, wie es auch ſei, diente den Liebenden nur zur Verlängerung des Zuſammenſeins; ſie wiſſen kein Ende zu finden, und der gute Johann André war durch wechſelsweiſe Verführung der Beiden gar leicht in ununterbrochene Bewegung zu ſetzen, um bis nach Mitternacht ſeine Muſik wiederholend zu verlängern. Die beiden Liebenden verſicherten ſich dadurch einer werthen, unentbehrlichen Gegenwart.

Trat man am Morgen in aller Frühe aus dem Hauſe, ſo fand man ſich in der freieſten Luft, aber nicht eigentlich auf dem Lande; anſehnliche Gebäude, die zu jener Zeit einer Stadt Ehre gemacht hätten; Gärten, parterreartig überſehbar, mit flachen Blumen- und ſonſtigen Prunkbeeten; freie Ueberſicht über den Fluß bis an's jenſeitige Ufer; oft ſchon früh eine thätige Schiffahrt von Flößen und gelenken Marktſchiffen und Kähnen; eine ſanft hingleitende, lebendige Welt mit liebevollen, zarten Empfindungen im Einklang. Selbſt das einſame Vorüberwogen und Schiffgeflüſter eines leiſe bewegten Stromes ward höchſt erquicklich und verfehlte nicht, einen entſchieden beruhigenden Zauber über den Heraustretenden zu verbreiten. Ein heiterer Himmel der ſchönſten Jahreszeit überwölbte das Ganze; und wie angenehm mußte ſich eine krante Geſellſchaft, von ſolchen Scenen umgeben, morgendlich wiederfinden!

Sollte jedoch einem ernſten Leſer eine ſolche Lebensweiſe gar zu loſe, zu leichtfertig erſcheinen, ſo möge er bedenken, daß zwiſchen Dasjenige, was hier, des Vortrags halben, wie im Zuſammenhange geſchildert iſt, ſich Tage und Wochen des Entbehrens, andere Beſtimmungen und Thätigkeiten, ſogar unerträgliche lange Weile widerwärtig einſtellten.

Männer und Frauen waren in ihrem Pflichtkreiſe eifrig beſchäftigt. Auch ich verſäumte nicht, in Betracht der Gegenwart und Zukunft, das mir Obliegende zu beſorgen, und fand noch Zeit genug, Dasjenige zu vollbringen, wohin mich Talent und Leidenſchaft unwiderſtehlich hindrängten.

Die früheſten Morgenſtunden war ich der Dichtkunſt ſchuldig; der wachſende Tag gehörte den weltlichen Geſchäften, die auf eine ganz eigene Art behandelt wurden. Mein Vater, ein gründlicher, ja eleganter Juriſt, führte ſeine Geſchäfte ſelbſt, die ihm ſowohl die Verwaltung ſeines Vermögens als die Verbindung mit werthgeſchätzten Freunden anſeelegte; und ob ihm gleich ſein Character als kaiſerlicher Rath zu practiciren nicht erlaubte, ſo war er doch manchem Vertrauten als Rechtsfreund zur Hand, indem die ausgefertigten Schriften von einem ordinirten Advocaten unterzeichnet wurden, dem denn jede ſolche Signatur ein Billiges einbrachte.

Dieſe ſeine Thätigkeit war nur lebhafter geworden durch mein Heraustreten, und ich konnte gar wohl bemerken, daß er mein Talent höher ſchätzte als meine Praxis und deßwegen Alles that, um mir Zeit genug zu meinen poetiſchen Studien und Arbeiten zu laſſen. Gründlich und tüchtig, aber von langſamer Conception und Ausführung, ſtudirte er die Acten als geheimer Referendar, und wenn wir zuſammentraten, legte er mir die Sache vor, und die Ausfertigung ward von mir mit ſolcher Leichtigkeit vollbracht, daß es ihm zur höchſten Vaterfreude gedieh, und er auch wohl einmal auszuſprechen nicht unterließ: „Wenn ich ihm fremd wäre, er würde mich beneiden."

Dieſe Angelegenheiten noch mehr zu erleichtern, hatte ſich ein Schreiber zu uns geſellt, deſſen Character und Weſen, wohl durchgeführt, leicht einen Roman fördern und ſchmücken könnte. Nach wohlgenutzten Schuljahren, worin er des Latein's völlig mächtig geworden, auch ſonſtige gute Kenntniſſe erlangt hatte, unterbrach ein allzu leichtfertiges academiſches Leben den übrigen Gang ſeiner Tage; er ſchleppte ſich eine Weile mit ſiechem Körper in Dürftigkeit hin, und kam erſt ſpäter in beſſere Umſtände durch Hülfe einer ſehr ſchönen Handſchrift und Rechnungsfertigkeit. Von einigen Advocaten unterhalten, ward er nach und nach mit den Förmlichkeiten des Rechtsganges genau bekannt, und erwarb ſich Alle, denen er diente, durch Rechtlichkeit und Pünctlichkeit zu Gönnern. Auch unſerm Hauſe hatte er ſich verpflichtet, und war in allen Rechts- und Rechnungsſachen bei der Hand.

Dieſer hielt nun von ſeiner Seite unſer ſich immer mehr ausdehnendes Geſchäft, das ſich ſowohl auf Rechtsangelegenheiten als auf mancherlei Aufträge, Beſtellungen und Speditionen bezog. Auf dem Rathhauſe wußte er alle Wege und Schliche; in den beiden burgermeiſterlichen Audienzen war er auf ſeine Weiſe gelitten; und da er manchen neuen Rathsherrn, worunter einige gar bald zu Schöffen herangeſtiegen waren, von ſeinem erſten Eintritt in's Amt her, in ſeinem noch unſichern Benehmen wohl kannte, ſo hatte er ſich ein gewiſſes Vertrauen erworben, das man wohl eine Art von Einfluß nennen konnte. Das Alles wußte er zum Nutzen ſeiner Gönner zu verwenden, und da ihn ſeine Geſundheit nöthigte, ſeine Thätigkeit mit Maß zu üben, ſo fand man ihn immer bereit, jeden Auftrag, jede Beſtellung ſorgfältig auszurichten.

Seine Gegenwart war nicht unangenehm, von Körper ſchlank und regelmäßiger Geſichtsbildung; ſein Betragen nicht zudringlich, aber doch mit einem Ausdruck von Sicherheit ſeiner Ueberzeugung, was zu thun ſei; auch wohl heiter und gewandt bei wegzuräumenden Hinderniſſen. Er mochte ſtark in den Vierzigen ſein, und es reut mich noch (ich darf das oben Geſagte wiederholen), daß ich ihn nicht als Triebrad in den Mechanismus irgend einer Novelle mit eingefügt habe.

In Hoffnung, meine ernſten Leſer durch das Vorgetragene einiger Maßen befriedigt zu haben, darf ich mich wohl wieder zu denen glänzenden Tagespuncten hinwenden, wo Freundſchaft und Liebe ſich in ihrem ſchönſten Lichte zeigten.

Daß Geburtstage ſorgfältig, froh und mit mancher Abwechſelung gefeiert wurden, liegt in der Natur ſolcher Verbindungen; dem Geburtstage des Pfarrers Ewald zu Gunſten ward das Lied gedichtet:

In allen guten Stunden,
Erhöht von Lieb' und Wein,
Soll dieſes Lied verbunden
Von uns geſungen ſein!
Uns hält der Gott zuſammen,
Der uns hierher gebracht,
Erneuert unſre Flammen,
Er hat ſie angefacht.

Da dieß Lied ſich bis auf den heutigen Tag erhalten hat, und nicht leicht eine muntere Geſellſchaft beim Gaſtmahl ſich verſammelt, ohne daß es freudig wieder aufgefriſcht werde, ſo empfehlen wir es auch unſern Nachkommen und wünſchen Allen, die es ausſprechen und ſingen, gleiche Luſt und Behagen von Innen heraus, wie wir damals, ohne irgend einer weitern Welt zu gedenken, und im beſchränkten Kreiſe zu einer Welt ausgedehnt empfanden.

Nun aber wird man erwarten, daß Lili's Geburtstag, welcher den 23. Juni 1775 ſich zum ſiebenzehnten Mal wiederholte, beſonders ſollte gefeiert werden. Sie hatte verſprochen, am Mittag nach Offenbach zu kommen, und ich muß geſtehen, daß die Freunde mit glücklicher Uebereinkunft von dieſem Feſte alle herkömmlichen Verzierungs-Phraſen abgelehnt und ſich nur allein mit Herzlichkeiten, die ihrer würdig wären, zu Empfang und Unterhaltung vorbereitet hatten.

Mit ſolchen angenehmen Pflichten beſchäftigt, ſah ich die Sonne untergehen, die einen folgenden heitern Tag verkündigte und unſerm Feſte ihre frohe, glänzende Gegenwart verſprach, als Lili's Bruder, George, der ſich nicht verſtellen konnte, ziemlich ungeberdig in's Zimmer trat und ohne Schonung zu erkennen gab, daß unſer morgendes Feſt geſtört ſei; er wiſſe ſelbſt weder wie noch wodurch, aber die Schweſter laſſe ſagen: daß es ihr völlig unmöglich ſei, morgen Mittag nach Offenbach zu kommen und an dem ihr zugedachten Feſte Theil zu nehmen; erſt gegen Abend hoffe ſie ihre Ankunft bewirken zu können. Nun fühle und wiſſe ſie recht gut, wie unangenehm es mir und unſern Freunden fallen müſſe, bitte mich aber ſo herzlich dringend als ſie könne, Etwas zu erfinden, wodurch das Unangenehme dieſer Nachricht, die ſie mir überlaſſe hinaus zu melden, gemildert, ja verſöhnt werde. Sie wolle mir's zum Allerbeſten danken.

Ich ſchwieg einen Augenblick, hatte mich auch ſogleich gefaßt und wie durch himmliſche Eingebung gefunden, was zu thun war. Eile, rief ich, George! ſag' ihr, ſie ſolle ſich ganz beruhigen, möglich machen, daß ſie gegen Abend komme; ich verſpreche: gerade dieſes Unheil

Alonzo.

Was hör' ich! Eine Zither! Laßt uns ſehen.

herabtretend.

Wer ſeyd ihr, daß ihr noch ſo ſpät zu Nacht
In dieſer Gegend ſchleicht, wo alles ruht.

Rugantino.

Ich ſchleiche nicht, ich wandle nur für mich,
Wie's mir gefällt, auf breiter freyer Straße.

Alonzo.

Um unſre Mauern lieben wir nicht ſehr
Das Nachtgeſchwärm'; es iſt uns zu verdächtig.

Rugantino.

Mir wär' es lieber, eure Mauern ſtänden
Wo anders, die mir hier im Wege ſtehen.

Alonzo für ſich.

Es iſt ein grober Gaſt, doch ſpricht er gut.

Rugantino.

Er möchte gern an mich, und traut ſich nicht.

Alonzo.

Habt ihr nicht ein Geſchrey vernommen? Nicht
Hier Streitende gefunden?

solle zum Fest werden. Der Knabe war neugierig und wünschte zu wissen wie; Dieß wurde ihm standhaft verweigert, ob er gleich alle Künste und Gewalt zu Hülfe rief, [illegible] ein Bruder unserer Geliebten auszuziehen sich anmaßt.

Kaum war er weg, so ging ich mit sonderbarer Selbstgefälligkeit in meiner Stube auf und ab, und mit dem frohen, freien Gefühl, daß hier Gelegenheit sei, mich als ihren Diener auf eine glänzende Weise zu zeigen, besteckte ich mehrere Bogen mit schöner Seide, wie es dem Gelegenheitsgedicht ziemt, zusammen und eilte, den Titel zu schreiben: „Sie kommt nicht. Ein jammervolles Familien-Stück, welches, geklagt sei es Gott, den 25. Juni 1775 in Offenbach am Main auf das Allernatürlichste wird aufgeführt werden. Die Handlung dauert vom Morgen bis auf'n Abend."

Da von diesem Scherze weder Concept noch Abschrift vorhanden, habe ich mich oft darnach erkundigt, aber nie Etwas davon wieder erfahren können; ich muß daher es wieder auf's Neue zusammendichten, welches im Allgemeinen nicht schwer fällt.

Der Schauplatz ist d'Orville's Haus und Garten in Offenbach; die Handlung eröffnet sich durch die Domestiken, wobei Jedes genau seine Rolle spielt und die Anstalten zum Fest vollkommen deutlich werden. Die Kinder mischen sich drein, nach dem Leben gebildet; dann der Herr, die Frau mit eigenthümlichen Thätigkeiten und Einwirkungen; dann kommt, indem Alles sich in einer gewissen hastigen Geschäftigkeit durcheinandertreibt, der unermüdliche Nachbar, Componist Hans André; er setzt sich an den Flügel und ruft Alles zusammen, sein eben fertig gewordenes Festlied anzuhören und durchzuprobiren. Das ganze Haus zieht er heran, aber Alles macht sich wieder fort, dringenden Geschäften nachzugehen; Eins wird vom Andern abgerufen, Eins bedarf des Andern, und die Dazwischenkunft des Gärtners macht aufmerksam auf die Garten- und Wasser-Scenen; Kränze, Banderolen mit Inschriften zierlichster Art, Nichts ist vergessen.

Als man sich nun eben um die erfreulichsten Gegenstände versammelt, tritt ein Bote herein, der, als eine Art von lustigem Hin- und Wiederträger, berechtigt war, auch eine Character-Rolle mitzuspielen, und der durch manches allzu gute Trinkgeld wohl ungefähr merken konnte, was für Verhältnisse obwalteten. Er thut sich auf sein Paket Etwas zu Gute, bosst ein Glas Wein und Semmelbrod, und übergibt nun, nach einigem schalkhaften Weigern die Depesche. Dem Hausherrn sinken die Arme, die Papiere sanken zu Boden, er ruft: „Laßt mich zum Tisch! Laßt mich zur Commode, damit ich nur streichen kann."

Das geistreiche Zusammensein lebenslustiger Menschen zeichnet sich vor Allem aus durch eine Sprach- und Geberden-Symbolik. Es entsteht eine Art Gauner-Idiom, welches, indem es die Eingeweihten höchst glücklich macht, den Fremden unbemerkt bleibt, oder, bemerkt, verdrießlich wird.

Es gehörte zu Lili's anmuthigsten Eigenheiten eine, die hier durch Wort und Geberde als streichen ausgedrückt ist, und welche Statt fand, wenn etwas Anstößiges gesagt oder gesprochen wurde, besonders indem man bei Tische saß, oder in der Nähe von einer Fläche sich befand.

Es hatte Dieses seinen Ursprung von einer unendlich lieblichen Unart, die sie einmal begangen, als ein Fremder, bei Tafel neben ihr sitzend, etwas Unziemliches vorbrachte. Ohne das holde Gesicht zu verändern, strich sie mit ihrer rechten Hand gar lieblich über das Tischtuch weg, und schob Alles, was sie mit dieser sanften Bewegung erreichte, gelassen auf den Boden. Ich weiß nicht, was Alles, Messer, Gabel, Brod, Salzfaß, auch Etwas zum Gebrauch ihres Nachbars gehörig; es war Jedermann erschreckt; die Bedienten liefen zu, Niemand wußte, was Das heißen sollte, als die Umsichtigen, die sich erfreuten, daß sie eine Unschicklichkeit auf eine so zierliche Weise erwiedert und ausgelöscht.

Hier war nun also ein Symbol gefunden für das Ablehnen eines Widerwärtigen, was doch manchmal in tüchtiger, braver, schätzenswerther, wohlgesinnter, aber nicht durch und durch gebildeter Gesellschaft vorzukommen pflegt. Die Bewegung mit der rechter Hand, als ablehnend, erlaubten wir uns Alle; das wirkliche Streichen der Gegenstände hatte sie selbst in der Folge sich nur mäßig und mit Geschmack erlaubt.

Wenn der Dichter nun also dem Hausherrn diese Begierde zu streichen, eine uns zur Natur gewordene Gewohnheit, als Mimik aufgibt, so sieht man das Bedeutende, das Effectvolle; denn indem er Alles von allen Flächen herunter zu streichen droht, so hält ihn Alles ab; man sucht ihn zu beruhigen, bis er sich endlich ganz ermattet in den Sessel wirft.

„Was ist begegnet?" ruft man aus. „Ist sie krank? Ist Jemand gestorben?" — „Lest! lest!" ruft d'Orville, „dort liegt's auf der Erde." Die Depesche wird aufgehoben, man liest, man ruft: „Sie kommt nicht!"

Der große Schreck hatte auf einen größern vorbereitet; — aber sie war doch wohl! — es war ihr Nichts begegnet. Niemand von der

Familie hatte Schaden genommen; Hoffnung blieb auf den Abend.

André, der indessen immerfort musicirt hatte, kam doch endlich auch herbei gelaufen, tröstete und suchte sich zu trösten. Pfarrer Ewald und seine Gattinn traten gleichfalls characteristisch ein, mit Verdruß und Verstand, mit unwilligem Entbehren und gemäßigtem Zurechtlegen. Alles ging aber noch bunt durcheinander, bis der musterhaft ruhige Onkel Bernard endlich herankommt, ein gutes Frühstück, ein löblich Mittagsfest erwartend, und der Einzige ist, der die Sache aus dem rechten Gesichtspuncte ansieht; beschwichtigende, vernünftige Reden äußert und Alles in's Gleiche bringt; völlig wie in der Griechischen Tragödie ein Gott die Verworrenheiten der größten Helden mit wenigen Worten aufzulösen weiß.

Dieß Alles ward während eines Theils der Nacht mit laufender Feder niedergeschrieben und einem Boten übergeben, der am nächsten Morgen punct zehn Uhr mit der Depesche in Offenbach einzutreffen unterrichtet war.

Den heitern Morgen erblickend wacht' ich auf, mit Versatz und Einrichtung, genau Mittags gleichfalls in Offenbach anzulangen.

Ich ward empfangen mit dem wunderlichsten Charivari von Entgegnungen; das gestörte Fest verlautete kaum; sie schalten und schimpften, daß ich sie so gut getroffen hätte. Die Dienerschaft war zufrieden, mit der Herrschaft auf gleichem Theater aufgetreten zu sein; nur die Kinder, als die entschiedensten, unbestechbarsten Realisten, versicherten hartnäckig: so hätten sie nicht gesprochen, und es sei überhaupt Alles ganz anders gewesen als wie es hier geschrieben stünde. Ich beschwichtigte sie mit einigen Vorgaben des Nachtisches, und sie hatten mich wie immer lieb. Ein fröhliches Mittagsmahl, eine Mäßigung aller Feierlichkeiten gab uns die Stimmung, Lilli'en ohne Prunk, aber vielleicht um deste lieblicher zu empfangen. Sie kam und ward von heitern, ja lustigen Gesichtern bewillkommt, beinah betroffen, daß ihr Außenbleiben so viel Heiterkeit erlaube. Man erzählte ihr Alles, man trug ihr Alles vor und sie, nach ihrer lieben und süßen Art, dankte mir, wie sie allein nur konnte.

Es bedurfte keines sonderlichen Scharfsinns, um zu bemerken, daß ihr Ausbleiben von dem ihr gewidmeten Feste nicht zufällig, sondern durch Hin- und Herreden über unser Verhältniß verursacht war. Indessen hatte Dieß weder auf unsere Gesinnungen noch auf unser Betragen den mindesten Einfluß.

Ein vielfacher, geselliger Zudrang aus der Stadt konnte in dieser Jahreszeit nicht fehlen. Oft kam ich nur spät des Abends zur Gesellschaft, und saad sie dem Scheine nach theilnehmend, und da ich nur oft auf wenige Stunden erschien, so mocht' ich ihr gern in irgend Etwas nützlich sein, indem ich ihr Größeres oder Kleineres besorgt hatte, oder irgend einen Auftrag zu übernehmen kam. Und es ist wohl diese Dienstschaft das Erfreulichste, was einem Menschen begegnen kann; wie uns die alten Ritter-Romane Dergleichen zwar auf eine dunkle, aber kräftige Weise zu überliefern verstehen. Daß sie mich beherrsche, war nicht zu verbergen, und sie durfte sich diesen Stolz gar wohl erlauben; hier triumphiren Ueberwinder und Ueberwundene, und Beide behagen sich in gleichem Stolze.

Dieß mein wiederholtes, oft nur kurzes Einwirken war aber immer deste kräftiger. Johann André hatte immer Musik-Vorrath; auch ich brachte fremdes und eigenes Neue; poetische und musicalische Blüthen regneten herab. Es war eine durchaus glänzende Zeit; eine gewisse Exaltation waltete in der Gesellschaft, man traf niemals auf nüchterne Momente. Ganz ohne Frage theilte sich Dieß den Uebrigen aus unserm Verhältnisse mit. Denn wo Neigung und Leidenschaft in ihrer eigenen kühnen Natur hervortreten, geben sie verschüchterten Gemüthern Muth, die nunmehr nicht begreifen, warum sie ihre gleichen Rechte verheimlichen sollten. Daher gewahrte man mehr oder weniger versteckte Verhältnisse, die sich nunmehr ohne Scheu durchschlangen; andere, die sich nicht gut bekennen ließen, schlichen doch behaglich unter der Decke mit durch.

Konnt' ich denn auch wegen vermannigfaltigter Geschäfte die Tage dort draußen bei ihr nicht zubringen, so gaben die heitern Abende Gelegenheit zu verlängertem Zusammensein im Freien. Liebende Seelen werden nachstehendes Ereigniß mit Wohlgefallen aufnehmen.

Es war ein Zustand, von welchem geschrieben steht: „Ich schlafe, aber mein Herz wacht;" die hellen wie die dunkeln Stunden waren einander gleich: das Licht des Tages konnte das Licht der Liebe nicht überscheinen, und die Nacht wurde durch den Glanz der Neigung zum heitern Tage.

Wir waren beim klarsten Sternhimmel bis spät in der freien Gegend umherspazirt; und nachdem ich sie und die Gesellschaft von Thüre zu Thüre nach Hause begleitet und von ihr zuletzt Abschied genommen hatte, fühlte ich mich so wenig Schlaf, daß ich eine frische Spazierwanderung anzutreten nicht säumte. Ich ging die Landstraße nach Frankfurt zu, mich meinen Gedanken und Hoffnungen zu überlassen; ich setzte mich auf eine Bank, in der reinsten Nacht.

ſtille, unter dem blendenden Sternhimmel mir ſelbſt und ihr anzugehören.

Bemerkenswerth ſchien mir ein ſchwer zu erklärender Ton, ganz nahe bei mir; es war kein Rascheln, kein Rauſchen, und bei näherer Aufmerkſamkeit entdeckte ich, daß es unter der Erde und das Arbeiten von kleinem Gethier ſei. Es mochten Igel oder Wieſeln ſein, oder was in ſolcher Stunde dergleichen Geſchäft vornimmt.

Ich war darauf weiter nach der Stadt zugegangen und an den Röderberg gelangt, wo ich die Stufen, welche nach den Weingärten hinaufführen, an ihrem kalkweißen Scheine erkannte. Ich ſtieg hinauf, ſetzte mich nieder und ſchlief ein.

Als ich wieder aufwachte, hatte die Dämmerung ſich ſchon verbreitet; ich ſah mich gegen dem hohen Wall über, welcher in frühern Zeiten als Schutzwehr wider die höhen ſtehenden Berge aufgerichtet war. Sachſenhauſen lag vor mir, leichte Nebel deuteten den Weg des Fluſſes an; es war friſch, mir willkommen.

Da verharrt' ich bis die Sonne nach und nach hinter mir aufgehend das Gegenüber erleuchtete. Es war die Gegend, wo ich die Geliebte wieder ſehen ſollte, und ich kehrte langſam in das Paradies zurück, das ſie, die noch Schlafende, umgab.

Je mehr aber um des wachſenden Geſchäftskreiſes willen, den ich aus Liebe zu ihr zu erweitern und zu beherrſchen trachtete, meine Beſuche in Offenbach ſparſamer wurden und dadurch eine gewiſſe peinliche Verlegenheit hervorbringen mußten, ſo ließ ſich wohl bemerken, daß man eigentlich nur um der Zukunft willen das Gegenwärtige hintanſetze und verliere.

Wie nun meine Ausſichten ſich nach und nach verbeſſerten, hielt ich ſie für bedeutender als ſie wirklich waren, und dachte um ſo mehr auf eine baldige Entſcheidung, als ein ſo öffentliches Verhältniß nicht länger ohne Mißbehagen fortzuführen war. Und wie es in ſolchen Fällen zu gehen pflegt, ſprachen wir es nicht ausdrücklich gegen einander aus; aber das Gefühl eines wechſelſeitigen unbedingten Behagens, die volle Ueberzeugung, eine Trennung ſei unmöglich, das in einander gleichmäßig geſetzte Vertrauen: das Alles brachte einen ſolchen Ernſt hervor, daß ich, der ich mir feſt vorgenommen hatte, kein ſchleppendes Verhältniß wieder anzuknüpfen, und mich doch in dieſes, ohne Sicherheit eines günſtigen Erfolges, wieder verſchlungen fand, wirklich von einem Stumpfſinn befangen war, von dem ich mich zu retten, mich immer mehr in gleichzeitige weltliche Geſchäfte verwickelte, aus denen ich auch nur wieder Vortheil und Zufriedenheit an der Hand der Geliebten zu gewinnen hoffen durfte.

In dieſem wunderlichen Zuſtande, dergleichen doch auch Mancher peinlich empfunden haben mag, kam uns eine Hausfreundinn zu Hülfe, welche die ſämmtlichen Bezüge der Perſonen und Zuſtände ſehr wohl durchſah. Man nannte ſie Demoiſelle Delf; ſie ſtand mit ihrer ältern Schweſter einem kleinen Handelshaus in Heidelberg vor und war der größern Frankfurter-Wechſelhandlung bei verſchiedenen Verſällen vielen Dank ſchuldig geworden. Sie kannte und liebte Lili'en von Jugend auf; es war eine eigene Perſon, ernſten, männlichen Anſehens und gleichen, derben, haſtigen Schrittes vor ſich hin. Sie hatte ſich in die Welt beſonders zu fügen Urſache gehabt und kannte ſie daher wenigſtens in gewiſſem Sinne. Man konnte ſie nicht intrigant nennen; ſie pflegte den Verhältniſſen lange zuzuſehen und ihre Abſichten ſtille mit ſich fortzutragen; dann aber hatte ſie die Gabe, die Gelegenheit zu erſehen, und wenn ſie die Geſinnungen der Perſonen zwiſchen Zweifel und Entſchluß ſchwanken ſah, wenn Alles auf Entſchiedenheit ankam, ſo wußte ſie eine ſolche Kraft der Character-Tüchtigkeit einzuſetzen, daß es ihr nicht leicht mißlang, ihr Vorhaben auszuführen. Eigentlich hatte ſie keine egoiſtiſchen Zwecke; Etwas gethan, Etwas vollbracht, beſonders eine Heirath geſtiftet zu haben, war ihr ſchon Belohnung. Unſern Zuſtand hatte ſie längſt durchblickt, bei wiederholtem Hierſein durchforſcht, ſo daß ſie ſich endlich überzeugte: dieſe Neigung ſei zu begünſtigen, dieſe Verſätze, redlich aber nicht genugſam verfolgt und angegriffen, müßten unterſtützt und dieſer kleine Roman förderſamſt abgeſchloſſen werden.

Seit vielen Jahren hatte ſie das Vertrauen von Lili's Mutter. In meinem Hauſe durch mich eingeführt, hatte ſie ſich den Eltern angenehm zu machen gewußt; denn gerade dieſes barſche Weſen iſt in einer Reichsſtadt nicht widerwärtig und, mit Verſtand im Hintergrunde, ſogar willkommen. Sie kannte ſehr wohl unſere Wünſche, unſere Hoffnungen; ihre Luſt zu wirken ſah darin einen Auftrag; kurz, ſie unterhandelte mit den Eltern. Wie ſie es begonnen, wie ſie die Schwierigkeiten, die ſich ihr entgegenſtellen mochten, beſeitigt: — genug, ſie tritt eines Abends zu uns und bringt die Einwilligung. „Gebt Euch die Hände!“ rief ſie mit ihrem pathetiſch gebieteriſchen Weſen. Ich ſtand gegen Lili'en über und reichte meine Hand dar; ſie legte die ihre zwar nicht zaudernd, aber doch langſam hinein. Nach einem tiefen Athemholen fielen wir einander lebhaft bewegt in die Arme.

Es war ein ſeltſamer Beſchluß des hohen über uns Waltenden, daß ich in dem Verlaufe

meines wunderſamen Lebensganges doch auch erfahren ſollte, wie es einem Bräutigam zu Muthe ſei.

Ich darf wohl ſagen, daß es für einen geſitteten Mann die angenehmſte aller Erinnerungen ſei. Es iſt erfreulich, ſich jene Gefühle zu wiederholen, die ſich ſchwer ausſprechen und kaum erklären laſſen. Der vorhergehende Zuſtand iſt durchaus verändert; die ſchroffſten Gegenſätze ſind gehoben, der hartnäckigſte Zwieſpalt geſchlichtet, die vordringliche Natur, die ewig warnende Vernunft, die tyranniſirenden Triebe, das verſtändige Geſetz, welche ſonſt in immerwährendem Zwiſt uns beſtritten: alle Dieſe treten nunmehr in freundlicher Einigkeit heran, und bei allgemein gefeiertem frommen Feſte wird das Verbotene gefordert und das Verpönte zur unerläßlichen Pflicht erhoben.

Mit ſittlichem Beifall aber wird man vernehmen, daß von dem Augenblick an eine gewiſſe Sinnesveränderung in mir vorging. War die Geliebte mir bisher ſchön, anmuthig, anziehend vorgekommen, ſo erſchien ſie mir nun als würdig und bedeutend. Sie war eine doppelte Perſon; ihre Anmuth und Liebenswürdigkeit gehörten mein, das fühlt' ich wie ſonſt; aber der Werth ihres Charakters, die Sicherheit in ſich ſelbſt, ihre Zuverläſſigkeit in Allem: das blieb ihr eigen. Ich ſchaute es, ich durchblickte es und freute mich Deſſen als eines Capitals, von dem ich zeitlebens die Zinſen mitzugenießen hätte.

Es iſt ſchon längſt mit Grund und Bedeutung ausgeſprochen: auf dem Gipfel der Zuſtände hält man ſich nicht lange. Die ganz eigentlich durch Demoiſelle Delf eroberte Zuſtimmung beiderſeitiger Eltern ward nunmehr als obwaltend anerkannt, ſtillſchweigend und ohne weitere Förmlichkeit. Denn ſobald etwas Ideelles, wie man ein ſolches Verlöbniß wirklich nennen kann, in die Wirklichkeit eintritt, ſo entſteht, wenn man völlig abgeſchloſſen zu haben glaubt, eine Kriſe. Die Außenwelt iſt durchaus unbarmherzig und ſie hat Recht: denn ſie muß ſich ein- für allemal ſelbſt behaupten; die Zuverſicht der Leidenſchaft iſt groß, aber wir ſehen ſie doch gar oft an dem ihr entgegenſtehenden Wirklichen ſcheitern. Junge Gatten, die, beſonders in der ſpätern Zeit, mit nicht genugſamen Gütern verſehen, in dieſe Zuſtände ſich einlaſſen, mögen ja ſich keine Honigmonde verſprechen; unmittelbar droht ihnen eine Welt mit unverträglichen Forderungen, welche, nicht befriedigt, ein junges Ehepaar abſurd erſcheinen laſſen.

Die Unzulänglichkeit der Mittel, die ich zur Erreichung meines Zwecks mit Ernſt ergriffen hatte, konnte ich früher nicht gewahr werden, weil ſie bis auf einen gewiſſen Punct zugereicht hätten; nun der Zweck näher heranrückte, wollte es hüben und drüben nicht vollkommen paſſen.

Der Trugſchluß, den die Leidenſchaft ſo bequem findet, trat nun in ſeiner völligen Incongruenz nach und nach hervor. Mit einiger Nüchternheit mußte mein Haus, meine häusliche Lage in ihrem ganz Beſondern betrachtet werden. Das Bewußtſein, das Ganze ſei auf eine Schwiegertochter eingerichtet, lag freilich zu Grunde; aber auf ein Frauenzimmer welcher Art war dabei gerechnet?

Wir haben die Mäßige, Liebe, Verſtändige, Schöne, Tüchtige, ſich immer Gleiche, Neigungsvolle und Leidenſchaftloſe zu Ende des dritten Theils kennen lernen; ſie war der paſſende Schlußſtein zu einem ſchon aufgemauerten, zugerundeten Gewölbe; aber hier hatte man bei ruhiger, unbefangener Betrachtung ſich nicht läugnen können, daß, um dieſe neue Geworbene in ſolche Function gleichſams einzuſetzen, man ein neues Gewölbe hätte zurichten müſſen.

Indeſſen war mir Dieß noch nicht deutlich geworden und ihr eben ſo wenig. Betrachtete ich nun aber mich in meinem Hauſe, und gedacht' ich ſie hereinzuführen, ſo ſchien ſie mir nicht zu paſſen, wie ich ja ſchon in ihren Cirkeln zu erſcheinen, um gegen die Tags- und Mode-Menſchen nicht abzuſtechen, meine Kleidung von Zeit zu Zeit verändern, ja wieder verändern mußte. Das konnte aber doch mit einer häuslichen Einrichtung nicht geſchehen, wo in einem neugebauten, ſtattlichen Bürgerhauſe ein nunmehr veralteter Prunk gleichſam rückwärts die Einrichtung geleitet hatte.

So hatte ſich auch, ſelbſt nach dieſer gewonnenen Einwilligung, kein Verhältniß der Eltern unter einander bilden und einleiten können, kein Familien-Zuſammenhang. Andere Religions-Gebräuche, andere Sitten! Und wollte die Liebenswürdige einiger Maßen ihre Lebensweiſe fortſetzen, ſo fand ſie in dem anſtändig geräumigen Hauſe keine Gelegenheit, keinen Raum.

Hatte ich bisher von allem Dieſem abgeſehen, ſo waren mir zur Verubigung und Stärkung von außen her ſchöne Ausſichten eröffnet, zu irgend einer gedeihlichen Anſtellung zu gelangen. Ein rühriger Geiſt faßt überall Fuß; Fähigkeiten, Talente erregen Vertrauen; Jedermann denkt, es komme ja nur auf eine veränderte Richtung an. Zudringliche Jugend findet Gunſt; dem Genie traut man Alles zu, da es doch nur ein Gewiſſes vermag.

Das Deutſche geiſtig-litterariſche Terrain war damals ganz eigentlich als ein Neubruch anzuſehen. Es fanden ſich unter den Geſchäftsleuten kluge Menſchen, die für den neu aufzuwühlenden Boden tüchtige Ausdauer und kluge

Haushälter wünschten. Selbst die angesehene, wohlgegründete Freimaurer-Loge, mit deren vornehmsten Gliedern ich eben durch mein Verhältniß zu Lilli'en bekannt geworden war, wußte auf schickliche Weise meine Annäherung einzuleiten; ich aber, aus einem Unabhängigkeitsgefühl, welches mir später als Verrücktheit erschien, lehnte jede nähere Verknüpfung ab, nicht gewahrend, daß diese Männer, wenn schon in höherm Sinne verbunden, mir doch bei meinen den übrigen so nahe verwandten Zwecken hätten förderlich sein müssen.

Ich gehe zu dem Besondersten zurück.

In solchen Städten, wie Frankfurt, gibt es collective Stellen; Residentschaften, Agentschaften, die sich durch Thätigkeit grenzenlos erweitern lassen. Dergleichen bot sich auch mir dar, bei'm ersten Anblick vortheilhaft und ehrenvoll zugleich. Man setzte voraus, daß ich für sie passe; es wäre auch gegangen unter der Bedingung jener geschilderten Canzlei-Dreiheit. Man verschweigt sich die Zweifel; man theilt sich das Günstige mit; man überwindet jedes Schwanken durch gewaltsame Thätigkeit; es kommt dadurch etwas Unwahres in den Zustand, ohne daß die Leidenschaft deßhalb gemildert werde.

In Friedenszeiten ist für die Menge wohl kein erfreulicheres Lesen als die officiellen Blätter, welche uns von den neuesten Weltereignissen eilige Nachricht geben. Der ruhige, wohlbehaltene Bürger übt daran auf eine unschuldige Weise den Partei-Geist, den wir in unserer Beschränktheit weder los werden können noch sollen. Jeder behagliche Mensch erschafft sich alsdann, wie bei einer Wette, ein willkürliches Interesse, unwesentlichen Gewinn und Verlust, und nimmt, wie im Theater, einen sehr lebhaften, jedoch nur imaginären Theil an fremdem Glück und Unglück. Diese Theilnahme erscheint oft willkürlich, jedoch beruht sie auf sittlichen Gründen. Denn bald geben wir löblichen Absichten einen verdienten Beifall; bald aber, von glänzendem Erfolg hingerissen, wenden wir uns zu Demjenigen, dessen Vorsätze wir würden getadelt haben. Zu allem Diesem verschaffte uns jene Zeit reichlichen Stoff.

Friedrich der Zweite, auf seiner Kraft ruhend, schien noch immer das Schicksal Europens und der Welt abzuwiegen; Catharina, eine große Frau, die sich selbst des Thrones würdig gehalten, gab tüchtigen, hochbegünstigten Männern einen großen Spielraum, der Herrscherin Macht immer weiter auszubreiten; und da Dieß über die Türken geschah, denen wir die Verachtung, mit welcher sie auf uns herniederblicken, reichlich zu vergelten gewohnt sind, so schien es, als wenn keine Menschen aufgeopfert würden, indem diese Unchristen zu Tausenden fielen. Die brennende Flotte in dem Hafen von Tschesme verursachte ein allgemeines Freudenfest über die gebildete Welt und Jedermann nahm Theil an dem siegerischen Uebermuth, als man, um ein wahrhaftes Bild jener großen Begebenheit übrig zu behalten, zum Behuf eines künstlerischen Studiums, auf der Rhede von Livorno sogar ein Kriegsschiff in die Luft sprengte. Nicht lange darauf ergreift ein junger nordischer König, gleichfalls aus eigener Gewalt, die Zügel des Regiments. Die Aristocraten, die er unterdrückt, werden nicht bedauert, denn die Aristocratie überhaupt hatte keine Gunst bei dem Publicum, weil sie ihrer Natur nach im Stillen wirkt und um desto sicherer ist, je weniger sie von sich reden macht; und in diesem Falle dachte man von dem jungen König um desto besser, weil er, um dem obersten Stande das Gleichgewicht zu halten, die untern begünstigen und an sich knüpfen mußte.

Noch lebhafter aber war die Welt interessirt, als ein ganzes Volk sich zu befreien Miene machte. Schon früher hatte man demselben Schauspiel im Kleinen gern zugesehen; Corsica war lange der Punct gewesen, auf den sich Aller Augen richteten; Paoli, als er, sein patriotisches Vorhaben nicht weiter durchzusetzen im Stande, durch Deutschland nach England ging, zog Aller Herzen an sich; es war ein schöner, schlanker, blonder Mann voll Anmuth und Freundlichkeit; ich sah ihn in dem Bethmann'schen Hause, wo er kurze Zeit verweilte und den Neugierigen, die sich zu ihm drängten, mit heiterer Gefälligkeit begegnete. Nun aber sollten sich in dem entferntern Welttheil ähnliche Auftritte wiederholen; man wünschte den Americanern alles Glück, und die Namen Franklin und Washington fingen an am politischen und kriegerischen Himmel zu glänzen und zu funkeln. Manches zu Erleichterung der Menschheit war geschehen, und als nun gar ein neuer, wohlwollender König von Frankreich die besten Absichten zeigte, sich selbst, zu Beseitigung so mancher Mißbräuche und zu den edelsten Zwecken, zu beschränken, eine regelmäßig auslangende Staatswirthschaft einzuführen, sich aller willkürlichen Gewalt zu begeben, und durch Ordnung wie durch Recht allein zu herrschen: so verbreitete sich die heiterste Hoffnung über die ganze Welt, und die zutrauliche Jugend glaubte sich und ihrem ganzen Zeitgeschlechte eine schöne, ja herrliche Zukunft versprechen zu dürfen.

An allen diesen Ereignissen nahm ich jedoch nur insofern Theil, als sie die größere Gesellschaft interessirten, ich selbst und mein engerer

Kreis befaßten und nicht mit Zeitungen und Neuigkeiten; uns war darum zu thun, den Menschen kennen zu lernen; die Menschen überhaupt ließen wir gern gewähren.

Der beruhigte Zustand des Deutschen Vaterlandes, in welchem sich auch meine Vaterstadt schon über hundert Jahre eingefügt sah, hatte sich trotz manchen Kriegen und Erschütterungen in seiner Gestalt vollkommen erhalten. Einem gewissen Behagen günstig war, daß von dem Höchsten bis zu dem Tiefsten, von dem Kaiser bis zu dem Juden herunter, die mannigfaltigste Abstufung alle Persönlichkeiten, anstatt sie zu trennen, zu verbinden schien. Wenn dem Kaiser sich Könige subordinirten, so gab diesen ihr Wahlrecht und die dabei erworbenen und behaupteten Gerechtsame ein entschiedenes Gleichgewicht. Nun aber war der hohe Adel in die erste königliche Reihe verschränkt, so daß er, seiner bedeutenden Vorrechte gedenkend, sich ebenbürtig mit dem Höchsten achten konnte, ja im gewissen Sinne noch höher, indem ja die geistlichen Churfürsten allen Andern vorangingen und als Sprößlinge der Hierarchie einen unangefochtenen ehrwürdigen Raum behaupteten.

Gedenke man nun der außerordentlichen Vortheile, welche diese altgegründeten Familien zugleich und außerdem in Stiftern, Ritterorden Ministerien, Vereinigungen und Verbrüderungen genossen haben, so wird man leicht denken können, daß diese große Masse von bedeutenden Menschen, welche sich zugleich als subordinirt und als coordinirt fühlten, in höchster Zufriedenheit und geregelter Weltthätigkeit ihre Tage zubrachten, und ein gleiches Behagen ihren Nachkommen ohne besondere Mühe vorbereiteten und überließen. Auch fehlte es dieser Classe nicht an geistiger Cultur; denn schon seit hundert Jahren hatte sich erst die hohe Militär- und Geschäftsbildung bedeutend hervorgethan und sich des ganzen vornehmen, so wie des diplomatischen Kreises bemächtigt; zugleich aber auch durch Litteratur und Philosophie die Geister zu gewinnen und auf einen hohen, der Gegenwart nicht allzu günstigen Standpunct zu versetzen gewußt.

In Deutschland war es noch kaum Jemandem eingefallen, jene ungeheure privilegirte Masse zu beneiden, oder ihr die glücklichen Weltvorzüge zu mißgönnen. Der Mittelstand hatte sich ungestört dem Handel und den Wissenschaften gewidmet und hatte freilich dadurch, sowie durch die nahverwandte Technik sich zu einem bedeutenden Gegengewicht erhoben; ganz oder halb freie Städte begünstigten diese Thätigkeit, sowie die Menschen darin ein gewisses ruhiges Behagen empfanden. Wer seinen Reichthum vermehrt, seine geistige Thätigkeit, besonders im juristischen und Staatsfache, gesteigert sah, der konnte sich überall eines bedeutenden Einflusses erfreuen. Setzte man doch bei den höchsten Reichsgerichten und auch wohl sonst der adeligen Bank einer Gelehrtenbank gegenüber; die freiere Ueberſicht der einen mochte sich mit der tiefern Einsicht der andern gerne befreunden und man hatte im Leben durchaus keine Spur von Rivalität; der Adel war sicher in seinen unerreichbaren, durch die Zeit geheiligten Vorrechten, und der Bürger hielt es unter seiner Würde, durch eine seinem Namen vorgesetzte Partikel nach dem Schein derselben zu streben. Der Handelsmann, der Techniker hatte genug zu thun, um mit den schneller vorschreitenden Nationen einiger Maßen zu wetteifern. Wenn man die gewöhnlichen Schwankungen des Tages nicht beachten will, so durfte man wohl sagen: es war im Ganzen eine Zeit eines reinen Bestrebens, wie sie früher nicht erschienen, noch auch in der Folge wegen äußerer und innerer Steigerungen sich lange erhalten konnte.

In dieser Zeit war meine Stellung gegen die obern Stände sehr günstig. Wenn auch im „Werther" die Unannehmlichkeiten an der Grenze zweier bestimmter Verhältnisse mit Ungeduld ausgesprochen sind, so ließ man das in Betracht der übrigen Leidenschaftlichkeiten des Buches gelten, indem Jedermann wohl fühlte, daß es hier auf keine unmittelbare Wirkung abgesehen sei.

Durch „Götz von Berlichingen" aber war ich gegen die obern Stände sehr gut gestellt; was auch an Schicklichkeiten bisheriger Litteratur mochte verletzt sein, so war doch auf eine kenntnißreiche und tüchtige Weise das Altdeutsche Verhältniß, den unverletzbaren Kaiser an der Spitze, mit manchen andern Stufen und ein Ritter dargestellt, der im allgemein gesetzlosen Zustande als einzelner Privat-Mann, wo nicht gesetzlich, doch rechtlich zu handeln dachte und dadurch in sehr schlimme Lagen geräth. Dieser Complex aber war nicht aus der Luft gegriffen, sondern durchaus heiter, lebendig und deßhalb auch wohl hie und da ein wenig modern, aber doch immer in dem Sinne vorgeführt, wie der wackere, tüchtige Mann sich selbst, und also wohl zu leidlichen Gunsten, in eigner Erzählung dargestellt hatte.

Die Familie blühte noch, ihr Verhältniß zu der Fränkischen Ritterschaft war in ihrer Integrität geblieben, wenn gleich diese Beziehungen, wie manches Andere jener Zeit, bleicher und unwirksamer mochten geworden sein.

Nun erhielt auf einmal das Flüßlein Jart, die Burg Jarthausen eine poetische Bedeutung; sie wurden besucht, so wie das Rathhaus zu Heilbronn.

Man wußte, daß ich noch andere Puncte jener Zeitgeſchichte mir in den Sinn genommen hatte, und manche Familie, die ſich aus jener Zeit noch tüchtig herſchrieb, hatte die Ausſicht, ihren Aeltervater gleichſam an's Tageslicht hervorgezogen zu ſehen.

Es entſteht ein eigenes, allgemeines Behagen, wenn man einer Nation ihre Geſchichte auf eine geiſtreiche Weiſe wieder zur Erinnerung bringt; ſie erfreut ſich der Tugenden ihrer Vorfahren und belächelt die Mängel derſelben, welche ſie längſt überwunden zu haben glaubt. Theilnahme und Beifall kann daher einer ſolchen Darſtellung nicht fehlen, und ich hatte mich in dieſem Sinne einer vielfachen Wirkung zu erfreuen.

Merkwürdig möchte es jedoch ſein, daß unter den zahlreichen Annäherungen und in der Menge der jungen Leute, die ſich an mich anſchloſſen, ſich kein Edelmann befand; aber dagegen waren Manche, die ſchon in die Dreißig gelangt, mich aufſuchten, beſuchten und in deren Wollen und Beſtreben eine freudige Hoffnung ſich durchzog, ſich in vaterländiſchem und allgemein menſchlicherm Sinne ernſtlich auszubilden.

Zu dieſer Zeit war denn überhaupt die Richtung nach der Epoche zwiſchen dem fünfzehnten und ſechszehnten Jahrhundert eröffnet und lebendig. Die Werke Ulrich's von Hutten kamen mir in die Hände und es ſchien wunderſam genug, daß in unſern neuern Tagen ſich das Aehnliche, was dort hervorgetreten, hier gleichfalls wieder zu manifeſtiren ſchien.

Folgender Brief Ulrich's von Hutten an Pirkheimer dürfte demnach hier eine ſchickliche Stelle finden.

„Was uns das Glück gegeben, nimmt es meiſt wieder weg und Das nicht allein; auch alles Andere, was ſich an den Menſchen von Außen anſchließt, ſehen wir dem Zufall unterworfen. Nun aber ſtreb' ich nach Ehren, die ich ohne Mißgunſt zu erlangen wünſchte, zu welcher Weiſe es auch ſei; denn es beſitzt mich ein heftiger Durſt nach dem Ruhm, daß ich ſo viel als möglich geadelt zu ſein wünſchte. Es würde ſchlecht mit mir ſtehen, theurer Pirkheimer, wenn ich mich ſchon jetzt für einen Edelmann hielte, ob ich gleich in dieſem Rang, dieſer Familie, von ſolchen Eltern geboren worden, wenn ich mich nicht durch eigenes Beſtreben geadelt hätte. Ein ſo großes Werk hab' ich im Sinn! Ich denke höher! Nicht etwa, daß ich mich in einen vornehmern, glänzendern Stand verſetzt ſehen möchte, ſondern anderwärts mocht' ich eine Quelle ſuchen, aus der ich einen beſondern Adel ſchöpfte, und nicht unter die wahnhaften Edelleute gezählt würde, zufrieden mit Dem, was ich von meinen Aeltern empfangen; ſondern daß ich zu jenen Gütern noch Etwas ſelbſt hinzugefügt hätte, was von mir auf meine Nachkommen hinüberginge.

Daher ich denn mit meinen Studien und Bemühungen mich dahin wende und beſtrebe, entgegengeſetzt in Meinung Denenjenigen, die alles Das, was iſt, für genug achten; denn mir iſt nichts Dergleichen genug, wie ich Dir denn meinen Ehrgeiz dieſer Art bekannt habe. Und ſo geſteh' ich denn, daß ich Diejenigen nicht beneide, die, von den unterſten Ständen ausgegangen, über meine Zuſtände hinausgeſchritten ſind; und hier bin ich mit den Männern meines Standes keineswegs übereinſtimmend, welche Perſonen eines niedrigen Urſprungs, die ſich durch Tüchtigkeit hervorgethan haben, zu ſchimpfen pflegen. Denn mit vollkommenem Rechte werden Diejenigen uns vorgezogen, welche den Stoff des Ruhms, den wir ſelbſt vernachläſſigt, für ſich ergriffen und in Beſitz genommen; ſie mögen Söhne von Walkern oder Gerbern ſein, haben ſie doch mit mehr Schwierigkeit, als wir gefunden hatten, Dergleichen zu erlangen gewußt. Nicht allein ein Thor iſt der Ungelehrte zu nennen, welcher Den beneidet, der durch Kenntniſſe ſich hervorgethan, ſondern unter die Elenden, ja unter die Elendeſten zu zählen; und an dieſem Fehler kranket unſer Adel ganz beſonders, daß er ſolche Zierathen quer anſehe. Denn was, bei Gott! heißt es, Den beneiden, der Das beſitzt, was wir vernachläſſigten? Warum haben wir uns der Geſetze nicht befleißigt? Die ſchöne Gelahrtheit, die beſten Künſte warum nicht ſelbſt gelernt? Da ſind uns nun Walker, Schuſter und Wagner vorgelaufen. Warum haben wir die Stellung verlaſſen, warum die freieſten Studien den Dienſtleuten und, ſchändlich für uns! ihrem Schwung überlaſſen? Ganz rechtmäßig hat das Erbtheil des Adels, das wir verſchmähten, ein jeder Gewandter, Fleißiger in Beſitz nehmen und durch Thätigkeit benutzen können. Wir Elenden, die Das vernachläſſigen, was einen jeden Unterſten ſich über uns zu erheben genügt, hören wir doch auf zu beneiden und ſuchen Dasjenige auch zu erlangen, was, zu unſerer ſchimpflichen Beſchämung, Andere ſich anmaßen.

Jedes Verlangen nach Ruhm iſt ehrbar, aller Kampf um das Tüchtige lebenswürdig. Mag doch jedem Stand ſeine eigene Ehre bleiben, ihm eine eigene Zierde gewährt ſein! Jene Ahnenbilder will ich nicht verachten, ſo wenig als die wohl ausgeſtatteten Stammbäume; aber was auch deren Werth ſei, iſt nicht unſer eigen, wenn wir es nicht durch Verdienſte erſt eigen machen; auch kann es nicht

beſtehen, wenn der Adel nicht Sitten, die ihm geziemen, annimmt. Vergebens wird ein fetter und beleibter jener Hausväter die Standbilder ſeiner Vorfahren Dir aufzeigen, indeß er ſelbſt unthätig eher einem Klotz ähnlich, als daß er Jenen, die ihm mit Tüchtigkeit voranleuchteten, zu vergleichen wäre.

So viel hab' ich Dir von meinem Ehrgeiz und meiner Beſchaffenheit ſo weitläufig als aufrichtig vertrauen wollen."

Wenn auch nicht in ſolchem Fluſſe des Zuſammenhangs, ſo hatte ich doch von meinen vornehmern Freunden und Bekannten dergleichen tüchtige und kräftige Geſinnungen zu vernehmen, von welchen der Erfolg ſich in einer redlichen Thätigkeit erwies. Es war zum Credo geworden, man müſſe ſich einen perſönlichen Adel erwerben, und zeigte ſich in jenen ſchönen Tagen irgend eine Rivalität, ſo war es von oben herunter.

Wir Andern dagegen hatten, was wir wollten: freien und gebilligten Gebrauch unſerer von der Natur verliehenen Talente, wie er wohl allenfalls mit unſern bürgerlichen Verhältniſſen beſtehen konnte.

Denn meine Vaterſtadt hatte darin eine ganz eigene nicht genugſam beachtete Lage. Wenn die nordiſchen freien Reichsſtädte auf einen ausgebreiteten Handel, und die ſüdlichern bei zurücktretenden Handelsverhältniſſen auf Kunſt und Technik gegründet ſtanden, ſo war in Frankfurt am Main ein gewiſſer Complex zu bemerken, welcher aus Handel, Capital-Vermögen, Haus- und Grundbeſitz, aus Wiſſen- und Sammlerluſt zuſammengeflochten ſchien.

Die Luther'ſche Confeſſion führte das Regiment; die alte Gau-Erbſchaft, vom Hauſe Limburg den Namen führend; das Haus Frauenſtein mit ſeinen Anfängen nur ein Club, bei den Erſchütterungen, durch die untern Stände herbeigeführt, dem Verſtändigen getreu; der Juriſt, der ſonſtige Wohlhabende und Wohldenkende: Niemand war von der Magiſtratur ausgeſchloſſen; ſelbſt diejenigen Handwerker, welche zu bedenklicher Zeit an der Ordnung gehalten, waren rathsfähig, wenn auch nur ſtationär, auf ihrem Platze. Die andern verfaſſungsmäßigen Gegengewichte, formelle Einrichtungen und was ſich Alles an eine ſolche Verfaſſung anſchließt, gaben vielen Menſchen einen Spielraum zur Thätigkeit, indem Handel und Technik bei einer glücklich örtlichen Lage ſich auszubreiten in keinem Sinne gehindert waren.

Der höhere Adel wirkte für ſich unbeneidet und faſt unbemerkt; ein zweiter ſich annähernder Stand mußte ſchon ſtrebſamer ſein und, auf alten vermögenden Familien-Fundamenten beruhend, ſuchte er ſich durch rechtliche und Staatsgelehrſamkeit bemerklich zu machen.

Die ſogenannten Reſervirten bildeten, wie auch an andern Orten, die Reingiés, eine ausgezeichnete Claſſe, und ſelbſt wenn ſie zu ihrem Gottesdienſt in Bockenheim Sonntags in ſchönen Equipagen hinausfuhren, war es immer eine Art von Triumph über die Bürgerabtheilung, welche berechtigt war, bei gutem wie bei ſchlechtem Wetter in die Kirche zu Fuße zu gehen.

Die Catholiken bemerkte man kaum; aber auch ſie waren die Vortheile gewahr geworden, welche die beiden andern Confeſſionen ſich zugeeignet hatten.

Achtzehntes Buch.

Zu litterariſchen Angelegenheiten zurückkehrend, muß ich einen Umſtand hervorheben, der auf die Deutſche Poeſie der damaligen Epoche großen Einfluß hatte, und beſonders zu beachten iſt, weil eben dieſe Einwirkung in den ganzen Verlauf unſerer Dichtkunſt bis zum heutigen Tag gedauert hat und auch in der Zukunft ſich nicht verlieren kann.

Die Deutſchen waren von den ältern Zeiten her an den Reim gewöhnt; er brachte den Vortheil, daß man auf eine ſehr naive Weiſe verfahren und faſt nur die Sylben zählen durfte. Achtete man bei fortſchreitender Bildung mehr oder weniger inſtinctmäßig auch auf Sinn und Bedeutung der Sylben, ſo verdiente man Lob, welches ſich manche Dichter anzueignen wußten. Der Reim zeigte den Abſchluß des poetiſchen Satzes; bei kürzern Zeilen waren ſogar die kleinern Einſchnitte merklich, und ein natürlich wohlgebildetes Ohr ſorgte für Abwechſelung und Anmuth. Nun aber nahm man auf einmal den Reim weg, ohne zu bedenken, daß über den Sylbenwerth noch nicht entſchieden, ja ſchwer zu entſcheiden war. Klopſtock ging voran. Wie ſehr er ſich bemüht und was er geleiſtet, iſt bekannt. Jedermann fühlte die Unſicherheit der Sache; man wollte ſich nicht gerne wagen, und, aufgefordert durch jene Natur-Tendenz, griff man nach einer poetiſchen Proſa. Geßner's höchſt liebliche Idyllen öffneten eine unendliche

Bahn. Klopſtock ſchrieb den Dialog von „Hermann's Schlacht“ in Proſa ſowie den „Tod Adam's.“ Durch die bürgerlichen Trauerſpiele ſowie durch die Dramen bemächtigte ſich ein empfindungsvoller, höherer Styl des Theater's, und umgekehrt zog der fünffüßige Jambus, der ſich durch Einfluß der Engländer bei uns verbreitete, die Poeſie zur Proſa herunter. Allein die Forderungen an Rhythmus und Reim konnte man im Allgemeinen nicht aufgeben. Namler, obgleich nach unſichern Grundſätzen, ſtreng gegen ſeine eigenen Sachen, konnte nicht unterlaſſen, dieſe Strenge auch gegen fremde Werke geltend zu machen. Er verwandelte Proſa in Verſe, veränderte und verbeſſerte die Arbeit Anderer, wodurch er ſich wenig Dank verdiente und die Sache noch mehr verwirrte. Am Beſten aber gelang es Denen, die ſich des herkömmlichen Reims mit einer gewiſſen Beobachtung des Sylbenwerthes bedienten und, durch natürlichen Geſchmack geleitet, unausgeſprochene und unentſchiedene Geſetze beobachteten; wie z. B. Wieland, der, obgleich unnachahmlich, eine lange Zeit mäßigern Talenten zum Muſter diente.

Unſicher aber blieb die Ausübung auf jeden Fall, und es war Keiner, auch der Beſten, der nicht augenblicklich irre geworden wäre. Daher entſtand das Unglück, daß die eigentliche genialе Epoche unſerer Poeſie Weniges hervorbrachte, was man in ſeiner Art correct nennen könnte; denn auch hier war die Zeit ſtrömend, fordernd und thätig, aber nicht betrachtend und ſich ſelbſt genugthuend.

Um jedoch einen Boden zu finden, worauf man poetiſch fußen, um ein Element zu entdecken, in dem man freiſinnig athmen könnte, war man einige Jahrhunderte zurückgegangen, wo ſich aus einem chaotiſchen Zuſtande crufte Tüchtigkeiten glänzend hervorthaten, und ſo befreundete man ſich auch mit der Dichtkunſt jener Zeiten. Die Minneſänger lagen zu weit von uns ab; die Sprache hätte man erſt ſtudiren müſſen, und Das war nicht unſere Sache; wir wollten leben und nicht lernen.

Hans Sachs, der wirklich meiſterliche Dichter, lag uns am Nächſten. Ein wahres Talent, freilich nicht wie jene Ritter und Hofmänner, ſondern ein ſchlichter Bürger, wie wir uns auch zu ſein rühmten. Ein didactiſcher Realism ſagte uns zu, und wir benutzten den leichten Rhythmus, den ſich willig anbietenden Reim bei manchen Gelegenheiten. Es ſchien dieſe Art ſo bequem zur Poeſie des Tages, und deren bedurften wir jede Stunde.

Wenn nun bedeutende Werke, welche eine Jahre lange, ja eine lebenslängliche Aufmerkſamkeit und Arbeit erforderten, auf ſo verwegenem Grunde bei leichtſinnigen Anläſſen mehr oder weniger aufgebaut wurden: ſo kann man ſich denken, wie frequentlich mitunter andere, vorübergehende Productionen ſich geſtalteten; z. B. die poetiſchen Epiſteln, Parabeln und Invectiven aller Formen, womit wir fortfuhren, uns innerlich zu bekriegen und nach außen Händel zu ſuchen.

Außer dem ſchon Abgedruckten iſt nur Weniges davon übrig; es mag erhalten bleiben. Kurze Notizen mögen Urſprung und Abſicht denkenden Männern etwas deutlicher enthüllen. Tiefer Eindringende, denen dieſe Dinge künftig zu Geſicht kommen, werden doch geneigt bemerken, daß allen ſolchen Excentricitäten ein redliches Beſtreben zu Grunde lag. Aufrichtiges Wollen ſtreitet mit Anmaßung, Natur gegen Herkömmlichkeiten, Talent gegen Formen, Genie mit ſich ſelbſt, Kraft gegen Weichlichkeit, [illegible]twickeltes Tüchtiges gegen entfaltete Mittelmäßigkeit, ſo daß man jenes ganze Betragen [illegible] Vorpoſtengefecht anſehen kann, das auf eine Kriegserklärung folgt und eine gewaltſame Fehde verkündigt. Denn genau beſehen, ſo iſt der Kampf in dieſen fünfzig Jahren noch nicht ausgekämpft; er ſetzt ſich noch immer fort, nur in einer höhern Region.

Ich hatte, nach Anleitung eines ältern Deutſchen Puppen- und Budenſpiels, ein tolles Fratzenweſen erſonnen, welches den Titel: „Hanswurſt's Hochzeit“ führen ſollte. Das Schema war folgendes: Hanswurſt, ein reicher, elternloſer Bauernſohn, welcher ſo eben mündig geworden, will ein reiches Mädchen, Namens Urſel Maultasche, heirathen. Sein Vormund, Kilian Brußſtieck, und ihre Mutter, Urſel ꝛc., ſind es höchlich zufrieden. Ihr vieljähriger Plan, ihre höchſten Wünſche werden dadurch endlich erreicht und erfüllt. Hier findet ſich nicht das mindeſte Hinderniß, und das Ganze beruht eigentlich nur darauf, daß das Verlangen der jungen Leute, ſich zu beſitzen, durch die Anſtalten der Hochzeit und dabei vorwaltenden, unerläßlichen Umſtändlichkeiten hingehalten wird. Als Prologus tritt der Hochzeitbitter auf, hält ſeine herkömmliche, bauſale Rede und endiget mit den Reimen:

Bei dem Wirth zur gold'nen Laus,
Da wird ſein der Hochzeitſchmaus.

Um dem Vorwurf der verletzten Einheit des Orts zu entgehen, war im Hintergrunde des Theater's gedachtes Wirthshaus mit ſeinen Inſignien glänzend zu ſehen, aber ſo, als wenn es, auf einem Zapfen umgedreht, nach allen vier Seiten konnte vorgeſtellt werden; wobei

ſich jedoch die vordern Coulissen des Theater's ſchicklich zu verändern hatten.

Im erſten Act ſtand die Vorderſeite nach der Straße zu, mit den goldenen, nach dem Sonnen-Microscop gearbeiteten Inſignien; im zweiten Act die Seite nach dem Hausgarten; die dritte nach einem Wäldchen; die vierte nach einem nahe liegenden See; wodurch denn geweiſſagt war, daß in folgenden Zeiten es dem Decorateur geringe Mühe machen werde, einen Wellenſchlag über das ganze Theater bis an das Souffleur-Loch zu führen.

Durch alles Dieſes aber iſt das eigentliche Intereſſe des Stücks noch nicht ausgeſprochen; denn der gründliche Scherz ward bis zur Tollheit geſteigert, daß das ſämmtliche Perſonal des Schauſpiels aus lauter Deutſch-herkömmlichen Schimpf- und Ehrennamen beſtand, wodurch der Character der Einzelnen ſogleich ausgeſprochen, und das Verhältniß zu einander gegeben war.

Da wir hoffen dürfen, daß Gegenwärtiges in guter Geſellſchaft, auch wohl in anſtändigem Familien-Kreiſe vorgeleſen werde: ſo dürfen wir nicht einmal, wie doch auf jedem Theater-Anſchlag Sitte iſt, unſere Perſonen hier der Reihe nach nennen, noch auch die Stellen, wo ſie ſich im Klaren und Eminenteſten beweiſen, hier am Ort aufführen, obgleich auf dem einfachſten Wege heitere, neckiſche, unverfängliche Beziehungen und geiſtreiche Scherze ſich hervorthun müßten. Zum Verſuche legen wir ein Blatt bei, unſern Herausgebern die Zuläſſigkeit zu beurtheilen anheim ſtellend.

Vetter Schuft hatte das Recht, durch ſein Verhältniß zur Familie zu dem Feſt geladen zu werden; Niemand hatte dabei Etwas zu erinnern; denn wenn er auch gleich durchaus im Leben unlänglich war, ſo war er doch da, und weil er da war, konnte man ihn ſchicklich nicht verläugnen; auch durfte man an ſo einem Feſttage ſich nicht erinnern, daß man zuweilen unzufrieden mit ihm geweſen wäre.

Mit Herrn Schnarke war es ſchon eine bedenklichere Sache; er hatte der Familie wohl genutzt, wenn es ihm gerade auch nutzte, dagegen ihr auch wieder geſchadet, vielleicht zu ſeinem eigenen Vortheil, vielleicht auch, weil er es eben gelegen fand. Die mehr oder minder Klugen ſtimmten für ſeine Zuläſſigkeit, die Wenigen, die ihn wollten ausgeſchloſſen haben, wurden überſtimmt.

Nun aber war noch eine dritte Perſon, über die ſich ſchwerer entſcheiden ließ, in der Geſellſchaft, ein eigentlicher Menſch, nicht weniger als Andere, nachgiebig, gefällig und zu Mancherlei zu gebrauchen; er hatte den einzigen Fehler, daß er ſeinen Namen nicht hören konnte und, ſobald er ihn vernahm, in eine Heldenwuth, wie der Norde ſie „Berſerker-Wuth" benennt, augenblicklich gerieth, Alles rechts und links todtzuſchlagen drohte, und in ſolchem Raptus theils beſchädigte, theils beſchädigt ward; wie denn auch der zweite Act des Stücks durch ihn ein ſehr verworrenes Ende nahm.

Hier konnte nun der Anlaß unmöglich verſäumt werden, den räuberiſchen Macklot zu züchtigen. Er geht nämlich hauſiren mit ſeiner Macklotur, und wie er die Anſtalten zur Hochzeit gewahr wird, kann er dem Triebe nicht widerſtehen, auch hier zu ſchmarotzen, und auf anderer Leute Koſten ſeine ausgehungerten Gedärme zu erquicken. Er meldet ſich; Kilian Bruſtfleck unterſucht ſeine Anſprüche, muß ihn aber abweiſen; denn alle Gäſte, heißt es, ſeien anerkannte öffentliche Characktere, woran der Supplicant doch keinen Anſpruch machen könne. Macklot verſucht ſein Möglichſtes, um zu beweiſen, daß er eben ſo berühmt ſei, als Jene. Da aber Kilian Bruſtfleck als ſtrenger Ceremonien-Meiſter ſich nicht will bewegen laſſen, nimmt ſich jener Nichtgenannte, der von ſeiner Berſerker-Wuth am Schluſſe des zweiten Act's ſich wieder erholt hat, des ihm ſo nahe verwandten Nachdruckers ſo nachdrücklich an, daß dieſer unter die übrigen Gäſte ſchließlich aufgenommen wird.

Um dieſe Zeit meldeten ſich die Grafen Stolberg an, die, auf einer Schweizer-Reiſe begriffen, bei uns einſprechen wollten. Ich war durch das früheſte Auftauchen meines Talent's im Göttinger-Muſen-Almanach mit ihnen und ſämmtlichen jungen Männern, deren Weſen und Wirken bekannt genug iſt, in ein gar freundliches Verhältniß gerathen. Zu der damaligen Zeit hatte man ſich ziemlich wunderliche Begriffe von Freundſchaft und Liebe gemacht. Eigentlich war es eine lebhafte Jugend, die ſich gegen einander aufknüpfte und ein talentvolles, aber ungebildetes Innere hervorkehrte. Einen ſolchen Bezug gegen einander, der freilich wie Vertrauen ausſah, hielt man für Liebe, für wahrhafte Neigung; ich betrog mich darin ſo gut, wie die Andern, und habe davon viele Jahre auf mehr als eine Weiſe gelitten. Es iſt noch ein Brief von Bürger'n aus jener Zeit vorhanden, woraus zu erſehen iſt, daß von ſittlich Aeſthetiſchem unter dieſen Geſellen keineswegs die Rede war. Jeder fühlte ſich aufgeregt und glaubte, gar wohl hiernach handeln und dichten zu dürfen.

Die Brüder kamen an, Graf Haugwitz mit ihnen. Von mir wurden ſie mit offener Bruſt empfangen, mit gemüthlicher Schicklichkeit. Sie wohnten im Gaſthofe, waren zu Tiſche jedoch

Rugantino.

Nichts dergleichen.

Alonzo für ſich.

Der kommt von ungefähr, ſo ſcheint es mir.

Rugantino für ſich.

Ich will doch höflich ſeyn, vielleicht geräth's.

Alonzo.

Ihr thut nicht wohl, daß ihr um dieſe Stunde
Allein auf freyen Straßen wandelt; ſie
Sind jetzt nicht ſicher.

Rugantino.

O ſie ſind's für mich.
Geſang und Saitenſpiel, die größten Freunde
Des Menſchenlebens, ſchützen meinen Weg
Durch die Gefilde, die der Mond beleuchtet.
Es wagt kein Thier, es wagt kein wilder Menſch
Den Sänger zu beleid'gen, der ſich ganz
Den Göttern, der Begeiſt'rung übergab.
Nur aus Gewohnheit trag' ich dieſen Degen;
Denn ſelbſt im Frieden ziert er ſeinen Mann.

meiſtens bei uns. Das erſte, heitere Zuſammenſein zeigte ſich höchſt erfreulich; allein gar bald traten excentriſche Aeußerungen hervor.

Zu meiner Mutter machte ſich ein eignes Verhältniß. Sie wußte in ihrer tüchtigen, graden Art ſich gleich in's Mittelalter zurückzuſetzen, um als Aja bei irgend einer Lombardiſchen oder Byzantiniſchen Prinzeſſin angeſtellt zu ſein. Nicht anders als Frau Aja ward ſie genannt, und ſie gefiel ſich in dem Scherze und ging ſo eher in die Phantaſtereien der Jugend mit ein, als ſie ſchon in „Götz von Berlichingen's Hausfrau" ihr Ebenbild zu erblicken glaubte.

Doch hiebei ſollte es nicht lange bleiben; denn man hatte nur einige Male zuſammen getafelt, als ſchon nach ein' und der andern genoſſenen Flaſche Wein der poetiſche Tyrannen-Haß zum Vorſchein kam, und man nach dem Blute ſolcher Wüthriche lechzend ſich erwies. Mein Vater ſchüttelte lächelnd den Kopf; meine Mutter hatte in ihrem Leben kaum von Tyrannen gehört; doch erinnerte ſie ſich, in Gottfried's Chronik dergleichen Unmenſchen in Kupfer abgebildet geſehen zu haben: den König Cambyſes, der in Gegenwart des Vaters das Herz des Söhnchens mit dem Pfeil getroffen zu haben triumphirt, wie ihr Solches noch im Gedächtniß geblieben war. Dieſe und ähnliche, aber immer heftiger werdende Aeußerungen in's Heitere zu wenden, verfügte ſie ſich in ihren Keller, wo ihr von den älteſten Weinen wohlunterhaltene, große Fäſſer verwahrt lagen. Nicht geringere befanden ſich daſelbſt, als die Jahrgänge 1706, 19, 26, 48, von ihr ſelbſt gewartet und gepflegt, ſelten und nur bei feierlich bedeutenden Gelegenheiten angeſprochen.

Indem ſie nun in geſchliffener Flaſche den hochfarbigen Wein hinſetzte, rief ſie aus: „Hier iſt das wahre Tyrannen-Blut! Daran ergetzt Euch; aber alle Mordgedanken laßt mir aus dem Hauſe!"

Ja wohl Tyrannen-Blut! rief ich aus; keinen größern Tyrannen gibt es, als den, deſſen Herzblut man Euch vorſetzt. Labt Euch daran, aber mäßig; denn Ihr müßt befürchten, daß er Euch durch Wohlgeſchmack und Geiſt unterjoche. Der Weinſtock iſt der Univerſal-Tyrann, der ausgerottet werden ſollte; zum Patron ſollten wir deßhalb den heiligen Lycurgus, den Thracier, wählen und verehren; er griff das fromme Werk kräftig an, aber, vom bethörenden Dämon Bachus verblendet und verderbt, verdient er, in der Zahl der Märtyrer obenan zu ſtehen.

Dieſer Weinſtock iſt der allerſchlimmſte Tyrann, zugleich Heuchler, Schmeichler und Gewaltſamer. Die erſten Züge ſeines Blutes muntden Euch, aber ein Tropfen lockt den andern unaufhaltſam nach; ſie folgen ſich wie eine Perlenſchnur, die man zu zerreißen fürchtet. —

Wenn ich hier, wie die beſten Hiſtoriker gethan, eine fingirte Rede ſtatt jener Unterhaltung einzuſchieben, in Verdacht gerathen könnte, ſo darf ich den Wunſch ausſprechen, es möchte gleich ein Geſchwindſchreiber dieſe Peroration aufgefaßt und uns überliefert haben. Man würde die Motive genau dieſelbigen und den Fluß der Rede vielleicht anmuthiger und einladender finden. Ueberhaupt fehlt dieſer gegenwärtigen Darſtellung im Ganzen die weltläufige Gefälligkeit und Fülle einer Jugend, die ſich fühlt und nicht weiß, wo ſie mit Kraft und Vermögen hinaus ſoll.

In einer Stadt, wie Frankfurt, befindet man ſich in einer wunderlichen Lage; immer ſich kreuzende Fremde deuten nach allen Weltgegenden hin und erwecken Reiſeluſt. Früher war ich ſchon bei manchem Anlaß mobil geworden; und gerade jetzt im Augenblicke, wo es darauf ankam, einen Verſuch zu machen, ob ich Lili'en entbehren könne, wo eine gewiſſe peinliche Unruhe mich zu allem beſtimmten Geſchäft unfähig machte, war mir die Aufforderung der Stolberge, ſie nach der Schweiz zu begleiten, willkommen. Begünſtigt durch das Zureden meines Vaters, welcher eine Reiſe in jener Richtung ſehr gerne ſah und mir empfahl, einen Uebergang nach Italien, wie es ſich fügen und ſchicken wollte, nicht zu verſäumen, entſchloß ich mich daher ſchnell, und es war bald gepackt. Mit einiger Andeutung, aber ohne Abſchied, trennt' ich mich von Lili'en; ſie war mir ſo in's Herz gewachſen, daß ich mich gar nicht von ihr zu entfernen glaubte.

In wenigen Stunden ſah ich mich mit meinen luſtigen Gefährten in Darmſtadt. Bei Hofe daſelbſt ſollte man ſich noch ganz ſchicklich betragen; hier hatte Graf Haugwitz eigentlich die Führung und Leitung. Er war der Jüngſte von uns, wohlgeſtaltet, von zartem, edelm Anſehen, weichen, freundlichen Zügen, ſich immer gleich, theilnehmend, aber mit ſolchem Maße, daß er gegen die Andern als impaſſibel abſtach. Er mußte deßhalb von ihnen allerlei Spottreden und Beynamſungen erdulden. Dieß mochte gelten, ſo lange ſie glaubten, als Naturkinder ſich zeigen zu können; wo es aber denn doch auf Schicklichkeit ankam, und man, nicht ungern, genöthigt war, wieder einmal als Graf aufzutreten, da wußte er Alles einzuleiten und zu ſchlichten, daß wir, wenn nicht mit dem beſten, doch mit leidlichem Anſtand davon kamen.

Ich brachte unterdeſſen meine Zeit bei Merk'en zu, welcher meine vorgenommene Reiſe mephiſtopheliſch auszublicken anlab, und meine Gefährten, die ihn auch beſucht hatten, mit

ſchonungloſer Verſtändigkeit zu ſchildern wußte. Er kannte mich nach ſeiner Art durchaus, die unüberwindliche, naive Gutmüthigkeit meines Weſens war ihm ſchmerzlich; das ewige Gelten-laſſen, das Leben und Lebenlaſſen war ihm ein Gräuel. „Daß Du mit dieſen Burſchen ziehſt,“ rief er aus, „iſt ein dummer Streich;“ und er ſchilderte ſie ſodann treffend, aber nicht ganz richtig. Durchaus fehlte ein Wohlwollen, daher ich glauben konnte, ihn zu überſehen, obſchon ich ihn nicht ſowohl überſah, als nur die Seiten zu ſchätzen wußte, die außer ſeinem Geſichtskreiſe lagen.

„Du wirſt nicht lange bei ihnen bleiben!“ Das war das Reſultat ſeiner Unterhaltungen. Dabei erinnere ich mich eines merkwürdigen Wortes, das er mir ſpäter wiederholte, das ich mir ſelbſt wiederholte und oft im Leben bedeutend fand. „Dein Beſtreben,“ ſagte er, „Deine unablenkbare Richtung iſt, dem Wirklichen eine poetiſche Geſtalt zu geben; die Andern ſuchen das ſogenannte Poetiſche, das Imaginative zu verwirklichen, und Das gibt Nichts, wie dummes Zeug.“ Faßt man die ungeheure Differenz dieſer beiden Handlungsweiſen, hält man ſie feſt und wendet ſie an, ſo erlangt man viel Aufſchluß über tauſend andere Dinge.

Unglücklicher Weiſe, ehe ſich die Geſellſchaft von Darmſtadt losriß, gab es noch Anlaß, Merk's Meinung unumſtößlich zu bekräftigen.

Unter die damaligen Verrücktheiten, die aus dem Begriff entſtanden, man müſſe ſich in einen Naturzuſtand zu verſetzen ſuchen, gehörte denn auch das Baden im freien Waſſer, unter offenem Himmel; und unſere Freunde konnten auch hier, nach allenfalls überſtandener Schicklichkeit, auch dieſes Unſchickliche nicht unterlaſſen. Darmſtadt, ohne fließendes Gewäſſer, in einer ſandigen Fläche gelegen, mag doch einen Teich in der Nähe haben, von dem ich nur bei dieſer Gelegenheit gehört. Die heiß genaturten und ſich immer mehr erhitzenden Freunde ſuchten Labſal in dieſem Weiher; nackte Jünglinge bei hellem Sonnenſchein zu ſehen, mochte wohl in dieſer Gegend als etwas Beſonderes erſcheinen; es gab Scandal auf alle Fälle. Merk ſchärfte ſeine Concluſionen, und ich läugne nicht, ich beeilte unſere Abreiſe.

Schon auf dem Wege nach Mannheim zeigte ſich, ungeachtet aller guten und edeln gemeinſamen Gefühle, doch ſchon eine gewiſſe Differenz in Geſinnung und Betragen. Leopold Stolberg äußerte mit Leidenſchaft: wie er genöthigt worden, ein herzliches Liebesverhältniß mit einer ſchönen Engländerinn aufzugeben, und deßwegen eine ſo weite Reiſe unternommen habe. Wenn man ihm nun dagegen theilnehmend entdeckte, daß man ſolchen Empfindungen auch nicht fremd ſei, ſo brach bei ihm das grenzenloſe Gefühl der Jugend heraus: ſeiner Leidenſchaft, ſeinen Schmerzen ſowie der Schönheit und Liebenswürdigkeit ſeiner Geliebten dürfe ſich in der Welt Nichts gleich ſtellen. Wollte man ſolche Behauptung, wie es ſich unter guten Geſellen wohl ziemt, durch mäßige Rede in's Gleichgewicht bringen, ſo ſchien ſich die Sache nur zu verſchlimmern, und Graf Haugwitz wie auch ich mußten zuletzt geneigt werden, dieſes Thema fallen zu laſſen. Angelangt in Mannheim, bezogen wir ſchöne Zimmer eines anſtändigen Gaſthofes, und beim Deſert des erſten Mittageſſens, wo der Wein nicht war geſchont worden, forderte uns Leopold auf, ſeiner Schönen Geſundheit zu trinken, welches denn unter ziemlichem Geräuſche geſchah. Nach geleerten Gläſern rief er aus: „Nun aber iſt aus ſolchen geheiligten Bechern kein Trunk mehr erlaubt; eine zweite Geſundheit wäre Entweihung, deßhalb vernichten wir dieſe Gefäße!“ und warf ſogleich ſein Stengelglas hinter ſich wider die Wand. Wir Andern folgten, und ich bildete mir denn doch ein, als wenn mich Merk am Kragen zupfte.

Allein die Jugend nimmt Das aus der Kindheit mit herüber, daß ſie guten Geſellen Nichts nachträgt, daß eine unbefangene Wohlgewogenheit zwar unangenehm berührt werden kann, aber nicht zu verletzen iſt.

Nachdem die nunmehr als Engliſch angeſprochenen Gläſer unſere Zeche verſtärkt hatten, eilten wir nach Carlsruhe getroſt und heiter, um uns zutraulich und ſorglos in einen neuen Kreis zu begeben. Wir fanden Klopſtock'en daſelbſt, welcher ſeine alte ſittliche Herrſchaft über die ihn ſo hoch verehrenden Schüler gar anſtändig ausübte, dem ich denn auch mich gern unterwarf, ſo daß ich, mit den Andern nach Hof gebeten, mich für einen Neuling ganz leidlich mag betragen haben. Auch ward man gewiſſer Maßen aufgefordert, natürlich und doch bedeutend zu ſein.

Der regierende Herr Markgraf, als einer der fürſtlichen Seltenen, beſonders aber wegen ſeiner vortrefflichen Regierungs-Zwecke unter den Deutſchen Regenten hoch verehrt, unterhielt ſich gern von ſtaatswirthlichen Angelegenheiten. Die Frau Markgräfinn, in Künſten und mancherlei guten Kenntniſſen thätig und bewandert, wollte auch mit anmuthigen Reden eine gewiſſe Theilnahme beweiſen; wogegen wir uns zwar dankbar verhielten, konnten aber doch zu Hauſe ihre ſchlechte Papier-Fabrication und Begünſtigung des Nachdruckers Macklot nicht ungeneckt laſſen.

Am Bedeutendſten war für mich, daß der junge Herzog von Sachſen-Weimar mit ſeiner

edeln Braut, der Prinzessinn Louise von Hessen-Darmstadt, hier zusammenkamen, um ein förmliches Ehebündniß einzuleiten; wie denn auch deßhalb Präsident von Moser bereits hier angelangt war, um so bedeutende Verhältnisse in's Klare zu setzen, und mit dem Oberhofmeister, Grafen Görtz, völlig abzuschließen. Meine Gespräche mit beiden hohen Personen waren die gemüthlichsten, und sie schlossen sich bei der Abschieds-Audienz wiederholt mit der Versicherung: es würde ihnen beiderseits angenehm sein, mich bald in Weimar zu sehen.

Einige besondere Gespräche mit Klopstock'en erregten gegen ihn, bei der Freundlichkeit, die er mir erwies, Offenheit und Vertrauen; ich theilte ihm die neuesten Scenen des „Faust" mit, die er wohl aufzunehmen schien, sie auch, wie ich nachher vernahm, gegen andere Personen mit entschiedenem Beifall, der sonst nicht leicht in seiner Art war, beehrt und die Vollendung des Stücks gewünscht hatte.

Jenes ungebildete, damals mitunter genial genannte Betragen ward in Carlsruhe, auf einem anständigen, gleichsam heiligen Boden, einiger Maßen beschwichtigt. Ich trennte mich von meinen Gesellen, indem ich einen Seitenweg einzuschlagen hatte, um nach Emmendingen zu gehen, wo mein Schwager Oberamtmann war. Ich achtete diesen Schritt, meine Schwester zu sehen, für eine wahrhafte Prüfung. Ich wußte, sie lebte nicht glücklich, ohne daß man es ihr, ihrem Gatten oder den Zuständen hätte Schuld geben können. Sie war ein eigenes Wesen, von dem schwer zu sprechen ist; wir wollen suchen, das Mittheilbare hier zusammenzufassen.

Ein schöner Körperbau begünstigte sie; nicht so die Gesichtszüge, welche, obgleich Güte, Verstand, Theilnahme deutlich genug ausdrückend, doch einer gewissen Regelmäßigkeit und Anmuth ermangelten.

Dazu kam noch, daß eine hohe, stark gewölbte Stirn, durch die leidige Mode, die Haare aus dem Gesicht zu streichen und zu zwängen, einen gewissen unangenehmen Eindruck machte, wenn sie gleich für die sittlichen und geistigen Eigenschaften das beste Zeugniß gab. Ich kann mir denken, daß wenn sie, wie es die neuere Zeit eingeführt hat, den obern Theil ihres Gesichtes mit Locken umwölken, ihre Schläfe und Wangen mit gleichen Ringeln hätte bekleiden können, sie vor dem Spiegel sich angenehmer würde gefunden haben, ohne Aergerniß, Andern zu mißfallen, wie sich selbst. Rechne man hierzu noch das Uebel, daß ihre Haut selten rein war, ein Uebel, das sich durch ein dämonisches Mißgeschick schon von Jugend auf gewöhnlich an Festtagen einzufinden pflegte, an Tagen von Concerten, Bällen und sonstigen Einladungen.

Diese Zustände hatte sie nach und nach durchgekämpft, indeß ihre übrigen herrlichen Eigenschaften sich immer mehr und mehr ausbildeten.

Ein fester, nicht leicht bezwinglicher Character, eine theilnehmende, Theilnahme bedürfende Seele, vorzügliche Geistesbildung, schöne Kenntnisse sowie Talente; einige Sprachen, eine gewandte Feder, so daß, wäre sie von außen begünstigt worden, sie unter den geschicktesten Frauen ihrer Zeit würde gegolten haben.

Zu allem Diesem ist noch ein Wunderſames zu offenbaren: in ihrem Wesen lag nicht die mindeste Sinnlichkeit. Sie war neben mir heraufgewachsen, und wünschte ihr Leben in dieser geschwisterlichen Harmonie fortzusetzen und zuzubringen. Wir waren nach meiner Rückkunft von der Academie unzertrennlich geblieben; im innersten Vertrauen hatten wir Gedanken, Empfindungen und Grillen, die Eindrücke alles Zufälligen in Gemeinschaft. Als ich nach Wetzlar ging, schien ihr die Einsamkeit unerträglich; mein Freund Schleiser, der Guten weder unbekannt noch zuwider, trat in meine Stelle. Leider verwandelte sich bei ihm die Brüderlichkeit in eine entschiedene und bei seinem strengen, gewissenhaften Wesen vielleicht erste Leidenschaft. Hier fand sich, wie man zu sagen pflegt, eine sehr gütliche, erwünschte Partie, welche sie, nachdem sie verschiedene bedeutende Anträge, aber von unbedeutenden Männern, von solchen, die sie verabscheute, standhaft ausgeschlagen hatte, endlich anzunehmen, sich, ich darf wohl sagen, bereden ließ.

Aufrichtig habe ich zu gestehen, daß ich mir, wenn ich manchmal über ihr Schicksal phantasirte, sie nicht gern als Hausfrau, wohl aber als Aebtissinn, als Vorsteherinn einer edeln Gemeine gar gern denken mochte. Sie besaß Alles, was ein solcher höherer Zustand verlangt; ihr fehlte, was die Welt unerläßlich fordert. Ueber weibliche Seelen übte sie durchaus eine unwiderstehliche Gewalt; junge Gemüther zog sie liebevoll an und beherrschte sie durch den Geist innerer Vorzüge. Wie sie nun die allgemeine Duldung des Guten, Menschlichen, mit allen seinen Wunderlichkeiten, wenn es nur nicht in's Verkehrte ging, mit mir gemein hatte: so brauchte nichts Eigenthümliches, wodurch irgend ein bedeutendes Naturell ausgezeichnet war, sich vor ihr zu verbergen oder sich vor ihr zu genieren, weßwegen unsere Gesellschaften, wie wir schon früher gesehen, immer mannigfaltig, frei, artig, wenn auch gleich manchmal an's Kühne heran, sich bewegen mochten. Die Gewohnheit, mit jungen Frauenzimmern anständig und verbindlich umzugehen

ohne daß sogleich eine entschiedende Beschränkung und Aneignung erfolgt wäre, hatte ich nur ihr zu danken. Nun aber wird der einsichtige Leser, welcher fähig ist, zwischen diese Zeilen hineinzulesen, was nicht geschrieben steht, aber angedeutet ist, sich eine Ahnung der ernsten Gefühle gewinnen, mit welchen ich damals Emmendingen betrat.

Allein beim Abschiede nach kurzem Aufenthalte lag es mir noch schwerer auf dem Herzen, daß meine Schwester mir auf das Ernsteste eine Trennung von Lili'en empfohlen, ja befohlen hatte. Sie selbst hatte an einem langwierigen Brautstande viel gelitten; Schlosser, nach seiner Redlichkeit, verlobte sich nicht eher mit ihr, als bis er seiner Anstellung im Großherzogthum Baden gewiß, ja, wenn man es so nehmen wollte, schon angestellt war. Die eigentliche Bestimmung aber verzögerte sich auf eine undenkliche Weise. Soll ich meine Vermuthung hierüber eröffnen, so war der wackere Schlosser, wie tüchtig er zum Geschäft sein mochte, doch wegen seiner schroffen Rechtlichkeit dem Fürsten als unmittelbar berührender Diener, noch weniger den Ministern als naher Mitarbeiter wünschenswerth. Seine gehoffte und dringend gewünschte Anstellung in Carlsruhe kam nicht zu Stande. Mir aber klärte sich diese Zögerung auf, als die Stelle eines Oberamtmanns in Emmendingen ledig ward, und man ihn alsobald dahin versetzte. Es war ein stattliches, einträgliches Amt nunmehr ihm übertragen, dem er sich völlig gewachsen zeigte. Seinem Sinn, seiner Handlungsweise däuchte es ganz gemäß, hier allein zu stehen, nach Ueberzeugung zu handeln und über Alles, man mochte ihn loben oder tadeln, Rechenschaft zu geben.

Dagegen ließ sich Nichts einwenden; meine Schwester mußte ihm folgen, freilich nicht in eine Residenz, wie sie gehofft hatte, sondern an einen Ort, der ihr eine Einsamkeit, eine Einöde scheinen mußte; in eine Wohnung, zwar geräumig, amtsherrlich, stattlich, aber aller Geselligkeit entbehrend. Einige junge Frauenzimmer, mit denen sie früher Freundschaft gepflogen, folgten ihr nach; und da die Familie Gerock mit Töchtern gesegnet war, wechselten diese ab, so daß sie wenigstens bei so vieler Entbehrung eines längstvertrauten Umgangs genoß.

Diese Zustände, diese Erfahrungen waren es, wodurch sie sich berechtigt glaubte, mir auf's Ernsteste eine Trennung von Lili'en zu befehlen. Es schien ihr hart, ein solches Frauenzimmer, von dem sie sich die höchsten Begriffe gemacht hatte, aus einer, wo nicht glänzenden, doch lebhaft bewegten Existenz herauszureißen, in unser zwar löbliches, aber doch nicht zu bedeutenden Gesellschaften eingerichtetes Haus, zwischen einen wohlwollenden, ungesprächigen, aber gern didactischen Vater und eine in ihrer Art höchst häuslich thätige Mutter, welche doch nach vollbrachtem Geschäft bei einer bequemen Handarbeit nicht gestört sein wollte, in eigem gemüthlichen Gespräch mit jungen, herangezogenen und auserwählten Persönlichkeiten.

Dagegen setzte sie mir Lili's Verhältnisse lebhaft in's Klare; denn ich hatte ihr theils schon in Briefen, theils aber in leidenschaftlich geschwätziger Vertraulichkeit Alles haarklein vorgetragen.

Leider war ihre Schilderung nur eine umständliche, wohlgesinnte Ausführung Dessen, was ein Ohrenbläser von Freund, dem man nach und nach nichts Gutes zutraute, mit wenigen characteristischen Zügen einzuflüstern bemüht gewesen.

Versprechen konnt' ich ihr Nichts, ob ich gleich gestehen mußte, sie habe mich überzeugt. Ich ging mit dem räthselhaften Gefühl im Herzen, woran die Leidenschaft sich fortnährt; denn Amor, das Kind, hält sich noch hartnäckig fest am Kleide der Hoffnung, eben als sie schon starken Schrittes sich zu entfernen den Anlauf nimmt.

Das Einzige, dessen ich mich zwischen da und Zürich noch deutlich erinnere, ist der Rhein-Fall bei Schaffhausen. Hier wird durch einen mächtigen Stromsturz merklich die erste Stufe bezeichnet, die ein Bergland andeutet, in das wir zu treten gewillet sind; wo wir denn nach und nach, Stufe für Stufe, immer in wachsendem Verhältniß die Höhen mühsam erreichen sollen.

Der Anblick des Zürich-Sees, von dem Thore des Schwertes genossen, ist mir auch noch gegenwärtig; ich sage von dem Thore des Gasthauses; denn ich trat nicht hinein, sondern ich eilte zu Lavater'n. Der Empfang war heiter und herzlich, und man muß gestehen anmuthig ohne Gleichen; zutraulich, schonend, segnend, erhebend: anders konnte man sich seine Gegenwart nicht denken. Seine Gattinn, mit etwas sonderbaren, aber friedlichen, zartfrommen Zügen, stimmte völlig, wie alles Andere um ihn her, in seine Sinnes- und Lebensweise.

Unsere nächste und fast ununterbrochene Unterhaltung war seine Physiognomik. Der erste Theil dieses seltsamen Werkes war, wenn ich nicht irre, schon völlig abgedruckt oder wenigstens seiner Vollständigkeit nahe. Man darf es wohl als genial-empirisch, als methodisch-collectiv aussprechen. Ich hatte dazu das sonderbarste Verhältniß. Lavater wollte die ganze Welt zu Mitarbeitern und Theilnehmern;

ſchon hatte er auf ſeiner Rhein-Reiſe ſo viel bedeutende Menſchen portraitiren laſſen, um durch ihre Perſönlichkeit ſie in das Intereſſe eines Werks zu ziehen, in welchem ſie ſelbſt auftreten ſollten. Ebenſo verfuhr er mit Künſtlern; er rief einen jeden auf, ihm für ſeine Zwecke Zeichnungen zu ſenden. Sie kamen an und tangten nicht entſchieden zu ihrer Beſtimmung. Gleicher Weiſe ließ er rechts und links in Kupfer ſtechen, und auch Dieſes gelang ſelten characteriſtiſch. Eine große Arbeit war von ſeiner Seite geleiſtet, mit Geld und Anſtrengung aller Art ein bedeutendes Werk vorgearbeitet, der Phyſiognomik alle Ehre geboten; und wie nun daraus ein Band werden ſollte; die Phyſiognomik, durch Lehre gegründet, durch Beiſpiele belegt, ſich der Würde einer Wiſſenſchaft nähern ſollte: ſo ſagte keine Tafel, was ſie zu ſagen hatte; alle Platten mußten getadelt, bedingt, nicht einmal gelobt, nur zugegeben, manche gar durch die Erklärungen weggelöſcht werden. Es war für mich, der, ehe er fortſchritt, immer Fuß zu faſſen ſuchte, eine der peinlichſten Aufgaben, die meiner Thätigkeit auferlegt werden konnte. Man urtheile ſelbſt! Das Manuſcript mit den zum Text eingeſchobenen Plattenabdrücken ging an mich nach Frankfurt. Ich hatte das Recht, Alles zu tilgen, was mir mißfiel, zu ändern und einzuſchalten, was mir beliebte, wovon ich freilich ſehr mäßig Gebrauch machte. Ein einzig Mal hatte er eine gewiſſe leidenſchaftliche Contreverſ gegen einen ungerechten Tadler eingeſchoben, die ich wegließ, und ein heiteres Naturgedicht dafür einlegte, weßwegen er mich ſchalt, jedoch ſpäter, als er abgekühlt war, mein Verfahren billigte.

Wer die vier Bände der Phyſiognomik durchblättert und, was ihn nicht reuen wird, durchleſ't, mag bedenken, welches Intereſſe unſer Zuſammenſein erhöht habe, indem die meiſten der darin vorkommenden Blätter ſchon gezeichnet und ein Theil geſtochen waren, vorgelegt und beurtheilt wurden, und man die geiſtreichen Mittel überlegte, womit ſelbſt das Untaugliche in dieſem Falle lehrreich und alſo tauglich gemacht werden könnte.

Gehe ich das Lavater'ſche Werk nochmals durch, ſo macht es mir eine comiſch-heitere Empfindung; es iſt mir, als ſähe ich die Schatten mir ehemals ſehr bekannter Menſchen vor mir, über die ich mich ſchon ein Mal geärgert, und über die ich mich jetzt nicht erfreuen ſollte.

Die Möglichkeit aber, ſo vieles unſchicklich Gebildete einiger Maßen zuſammenzuhalten, lag in dem ſchönen und entſchiedenen Talente des Zeichners und Kupferſtechers Lips; er war in der That zur freien, proſaiſchen Darſtellung des Wirklichen geboren, worauf es denn doch eigentlich hier ankam. Er arbeitete unter dem wunderlich fordernden Phyſiognomiſten, und mußte deßhalb genau aufpaſſen, um ſich den Forderungen ſeines Meiſters anzunähern; der talentreiche Bauernknabe fühlte die ganze Verpflichtung, die er einem geiſtlichen Herrn aus der ſo hoch privilegirten Stadt ſchuldig war, und beſorgte ſein Geſchäft auf's Beſte.

In getrennter Wohnung von meinen Geiſtlen lebend, ward ich täglich, ohne daß wir im Geringſten Arges daran gehabt hätten, denſelben immer fremder; unſere Land-Partien paßten nicht mehr zuſammen, obgleich in der Stadt noch einiger Verkehr übrig geblieben war. Sie hatten ſich mit allem jugendlich gräflichen Uebermuth auch bei Lavater'n gemeldet, welchem gewandten Phyſiognomiſten ſie freilich etwas anders vorkamen als der übrigen Welt. Er äußerte ſich gegen mich darüber, und ich erinnere mich ganz deutlich, daß er, von Leopold Stolberg ſprechend, ausrief: „Ich weiß nicht, was Ihr Alle wollt; es iſt ein edler, trefflicher, talentvoller Jüngling, aber Sie haben mir ihn als einen Heroen, als einen Hercules beſchrieben, und ich habe in meinem Leben keinen weichern, zartern und, wenn es darauf ankommt, beſtimmbarern, jungen Mann geſehen. Ich bin noch weit von ſicherer phyſiognomiſcher Einſicht entfernt, aber wie es mit Euch und der Menge ausſieht, iſt doch gar zu betrübt."

Seit der Reiſe Lavater's an den Nieder-Rhein hatte ſich das Intereſſe an ihm und ſeinen phyſiognomiſchen Studien ſehr lebhaft geſteigert; vielfache Gegenbeſuche drängten ſich zu ihm, ſo daß er ſich einiger Maßen in Verlegenheit fühlte, als der Erſte geiſtlicher und geiſtreicher Männer angeſehen und als Einer betrachtet zu werden, der die Fremden allein nach ſich hinzöge; daher er denn, um allem Neid und Mißgunſt auszuweichen, alle Diejenigen, die ihn beſuchten, zu erinnern und anzutreiben wußte, auch die übrigen bedeutenden Männer freundlich und ehrerbietig anzugehen.

Der alte Bodmer ward hierbei vorzüglich beachtet, und wir mußten uns auf den Weg machen, ihn zu beſuchen und jugendlich zu verehren. Er wohnte in einer Höhe, über der am rechten Ufer, wo der See ſeine Waſſer als Limmat zuſammendrängt, gelegenen größern oder alten Stadt; dieſe durchkreuzten wir, und erſtiegen zuletzt auf immer ſteilern Pfaden die Höhe hinter den Wällen, wo ſich zwiſchen den Feſtungswerken und der alten Stadtmauer gar anmuthig eine Vorſtadt, theils in auseinandergeſchlieſſenen, theils einzelnen Häuſern halb ländlich gebildet hatte. Hier nun ſtand Bodmer's Haus,

der Aufenthalt ſeines ganzen Lebens, in der freieſten, heiterſten Umgebung, die wir, bei der Schönheit und Klarheit des Tages, ſchon vor dem Eintritt höchſt vergnüglich zu überſchauen hatten.

Wir wurden eine Stiege hoch in ein ringsgetäfeltes Zimmer geführt, wo uns ein munterer Greis von mittlerer Statur entgegenkam. Er empfing uns mit einem Gruße, mit dem er die beſuchenden Jüngern anzuſprechen pflezte: wir würden es ihm als eine Artigkeit anrechnen, daß er mit ſeinem Abſcheiden aus dieſer Zeitlichkeit ſo lange gezögert habe, um uns noch freundlich aufzunehmen, uns kennen zu lernen, ſich an unſern Talenten zu erfreuen und Glück auf unſern fernern Lebenszang zu wünſchen.

Wir dagegen prieſen ihn glücklich, daß er als Dichter, der patriarchaliſchen Welt angehörig, und doch in der Nähe der höchſt gebildeten Stadt, eine wahrhaft idylliſche Wohnung zeitlebens beſeſſen, und in hoher freier Luft ſich einer ſolchen Fernſicht mit ſtetem Wohlbehagen der Augen ſo lange Jahre erfreut habe.

Es ſchien ihm nicht unangenehm, daß wir eine Ueberſicht aus ſeinem Fenſter zu nehmen uns anbaten, welche denn wirklich bei heiterm Sonnenſchein in der beſten Jahreszeit ganz unvergleichlich erſchien. Man überſah Vieles von Dem, was ſich von der großen Stadt nach der Tiefe ſenkte, die kleinere Stadt über der Limmat ſowie die Fruchtbarkeit des Sihlfeldes gegen Abend; rückwärts links einen Theil des Zürich-Sees mit ſeiner glänzend bewegten Fläche und ſeiner unendlichen Mannigfaltigkeit von abwechſelnden Berg- und Thalufern, Erhöhungen, dem Auge unfaßlichen Mannigfaltigkeiten; woraus man denn, geblendet von allem Dieſem, in der Ferne die blaue Reihe der höhern Gebirgsrücken, deren Gipfel zu benamſen man ſich getraute, mit größter Sehnſucht zu ſchauen hatte.

Die Entzückung junger Männer über das Außerordentliche, was ihm ſo viele Jahre her täglich geworden war, ſchien ihm zu behagen; er ward, wenn man ſo ſagen darf, ironiſch theilnehmend, und wir ſchieden als die beſten Freunde, wenn ſchon in unſern Geiſtern die Sehnſucht nach jenen blauen Gebirgshöhen die Ueberhand gewonnen hatte.

Indem ich nun im Begriff ſtehe, mich von unſerm würdigen Patriarchen zu beurlauben, ſo merk' ich erſt, daß ich von ſeiner Geſtalt und Geſchichsbildung, von ſeinen Bewegungen und ſeiner Art, ſich zu benehmen, noch Nichts ausgeſprochen.

Ueberhaupt zwar finde ich nicht ganz ſchicklich, daß Reiſende einen bedeutenden Mann, den ſie beſuchen, gleichſam ſignaliſiren, als wenn ſie Stoff zu einem Steckbriefe geben wollten. Niemand bedenkt, daß es eigentlich nur ein Augenblick iſt, wo er, vorgetreten, neugierig beobachtet, und doch nur auf ſeine eigene Weiſe; und ſo kann der Beſuchte bald wirklich, bald ſcheinbar als ſtolz oder demüthig, als ſchweigſam oder geſprächig, als heiter oder verdrießlich erſcheinen. In dieſem beſondern Falle aber möchte ich mich damit entſchuldigen, daß Bodmer's ehrwürdige Perſon, in Worten geſchildert, keinen gleich günſtigen Eindruck machen dürfte. Glücklicher Weiſe exiſtirt das Bild nach Graff von Vanſe, welches vollkommen den Mann darſtellt, wie er auch uns erſchienen, und zwar mit ſeinem Blick der Beſchauung und Betrachtung.

Ein beſonderes, zwar nicht unerwartetes, aber höchſt erwünſchtes Vergnügen empfing mich in Zürich, als ich meinen jungen Freund Paſſavant daſelbſt antraf. Sohn eines angeſehenen, reformirten Hauſes meiner Vaterſtadt, lebte er in der Schweiz, an der Quelle derjenigen Lehre, die er dereinſt als Prediger verkündigen ſollte. Nicht von großer, aber gewandter Geſtalt, verſprach ſein Geſicht und ſein ganzes Weſen eine anmuthige, raſche Entſchloſſenheit. Schwarzes Haar und Bart, lebhafte Augen. Im Ganzen eine theilnehmende, mäßige Geſchäftigkeit.

Kaum hatten wir, uns umarmend, die erſten Grüße gewechſelt, als er mir gleich den Vorſchlag that, die kleinen Cantone zu beſuchen, die er ſchon mit großem Entzücken durchwandert habe, und mit deren Anblick er mich nun ergetzen und entzücken wolle.

Indeß ich mit Lavater'n die nächſten und wichtigſten Gegenſtände durchgeſprochen, und wir unſere gemeinſchaftlichen Angelegenheiten beinah erſchöpft hatten, waren meine munteren Reiſegeſellen ſchon auf mancherlei Wegen ausgezogen und hatten nach ihrer Weiſe ſich in der Gegend umgethan. Paſſavant, mich mit herzlicher Freundſchaft umfangend, glaubte dadurch ein Recht zu dem ausſchließenden Beſitz meines Umgangs erworben zu haben, und wußte daher in Abweſenheit Jener mich um ſo eher in die Gebirge zu locken, als ich ſelbſt entſchieden geneigt war, in größter Ruhe und auf meine eigne Weiſe dieſe längſt erſehnte Wanderung zu vollbringen. Wir ſchifften uns ein und fuhren an einem glänzenden Morgen den herrlichen See hinauf.

Möge ein eingeſchaltetes Gedicht von jenen glücklichen Momenten einige Ahnung herüberbringen,

Und friſche Nahrung, neues Blut
Saug' ich aus freier Welt:
Wie iſt Natur ſo hold und gut,
Die mich am Buſen hält!

Die Welle wieget unſern Kahn
Im Ruder-Takt hinaus,
Und Berge, weithin, himmelan,
Begegnen unſerm Blick.

Auf', mein Auge, was ſinkſt Du nieder?
Goldne Träume, kommt Ihr wieder?
Weg, Du Traum! ſo Gold Du biſt;
Hier auch Lieb' und Leben iſt.

Auf der Welle blinken
Tauſend ſchwebende Sterne;
Weiche Nebel trinken
Rings die ferne Ferne;
Morgenwind umfängelt
Die beſchattete Bucht,
Und im See beſpiegelt
Sich die reifende Frucht.

Wir landeten in Richterswil, wo wir an Doctor's Hotze durch Lavater u empfohlen waren. Er beſaß als Arzt, als höchſt verſtändiger, wohlwollender Mann ein ehrwürdiges Anſehen an ſeinem Orte und in der ganzen Gegend, und wir glauben ſein Andenken nicht beſſer zu ehren, als wenn wir auf eine Stelle in Lavater's Phyſiognomik hinweiſen, die ihn bezeichnet.

Auf's Beſte bewirthet, auf's Anmuthigſte und Nützlichſte auch über die nächſten Stationen unſrer Wanderung unterhalten, erſtiegen wir die dahinter liegenden Berge. Als wir in das Thal von Schindellegi wieder hinabſteigen ſollten, kehrten wir uns nochmals um, die entzückende Ausſicht über den Zürich-See in uns aufzunehmen.

Wie mir zu Muthe geweſen, deuten folgende Zeilen an, wie ſie damals geſchrieben noch in einem Gedenkheftchen aufbewahrt ſind:

Wenn ich, liebe Lilli, Dich nicht liebte,
Welche Wonne gab' mir dieſer Blick!
Und doch, wenn ich, Lilli, Dich nicht liebte,
Wär', was wär' mein Glück?

Ausdrucksvoller finde ich hier dieſe kleine Interjection, als wie ſie in der Sammlung meiner Gedichte abgedruckt iſt.

Die rauhen Wege, die von da nach Maria-Einſiedeln führten, konnten unſerm guten Muth Nichts anhaben. Eine Anzahl von Wallfahrern, die, ſchon unten am See von uns bemerkt, mit Gebet und Geſang regelmäßig fortſchritten, hatten uns eingeholt; wir ließen ſie begrüßend vorbei, und ſie belebten, indem ſie uns zur Einſtimmung in ihre frommen Zwecke beriefen, dieſe öden Höhen anmuthig charakteriſtiſch. Wir ſahen lebendig den ſchlängelnden Pfad bezeichnet, den auch wir zu wandern hatten, und ſchienen freudiger zu ſchreiten; wie denn die Gebräuche der Römiſchen Kirche dem Proteſtanten durchaus bedeutend und impoſant ſind, indem er nur das Erſte, Innere, wodurch ſie hervorgerufen, das Menſchliche, ſich von Geſchlecht zu Geſchlecht fortpflanzen, und alſo auf den Kern dringend, anerkennt, ohne ſich gerade in dem Augenblick mit der Schale, der Fruchthülle, ja dem Baume ſelbſt, ſeinen Zweigen, Blättern, ſeiner Rinde und ſeinen Wurzeln zu befaſſen.

Nun ſahen wir in einem öden, baumloſen Thale die prächtige Kirche hervorſteigen, das Kloſter, von weitem, anſehnlichem Umfang, in der Mitte von reinlicher Anſiedelung, um ſo eine große und mannigfaltige Anzahl von Gäſten einiger Maßen ſchicklich aufzunehmen.

Das Kirchlein in der Kirche, die ehemalige Einſiedlerwohnung des Heiligen, mit Marmor incruſtirt und ſoviel als möglich zu einer anſtändigen Capelle verwandelt, war etwas Neues, von mir noch nie Geſehenes, dieſes kleine Gefäß, umbaut und überbaut von Pfeilern und Gewölben. Es mußte ernſte Betrachtungen erregen, daß ein einzelner Funke von Sittlichkeit und Gottesfurcht hier ein immer brennendes, leuchtendes Flämmchen angezündet, zu welchem gläubige Schaaren mit großer Beſchwerlichkeit heranpilgern ſollten, um an dieſer heiligen Flamme auch ihr Kerzlein anzuzünden. Wie dem auch ſei, ſo deutet es auf ein grenzenloſes Bedürfniß der Menſchheit nach gleichem Licht, gleicher Wärme, wie es jener Erſte im tiefſten Gefühl und ſicherſter Ueberzeugung gehegt und genoſſen. Man führte uns in die Schatzkammer, welche reich und impoſant genug, vor allen lebensgroße, wohl gar coloſſale Büſten von Heiligen und Ordensſtiftern dem ſtaunenden Auge darbot.

Doch ganz andere Aufmerkſamkeit erregte der Anblick eines daraus eröffneten Schrankes. Er enthielt alterthümliche Koſtbarkeiten, hierher gewidmet und verehrt. Verſchiedene Kronen von merkwürdiger Goldſchmiedsarbeit hielten meinen Blick feſt, unter denen wieder eine ausſchließlich betrachtet wurde. Eine Zackenkrone im Kunſtſinne der Vorzeit, wie man wohl ähnliche auf den Häuptern alterthümlicher Königinnen geſehen, aber von ſo geſchmackvoller Zeichnung, von ſolcher Ausführung einer unermüdeten Arbeit; ſelbſt die eingefaßten farbigen Steine mit ſolcher Wahl und Geſchicklichkeit vertheilt und gegen einander geſtellt: genug, ein Werk der Art, daß man es bei dem erſten Anblick für vollkommen erklärte, ohne dieſen Eindruck kunſtmäßig entwickeln zu können.

Auch iſt in ſolchen Fällen, wo die Kunſt nicht erkannt, ſondern gefühlt wird, Geiſt und Gemüth zur Anwendung gereizt; man möchte das Kleinod beſitzen, um damit Freude zu machen. Ich erbat mir die Erlaubniß, das Krönchen hervorzunehmen, und als ich ſolches in der Hand aufkündig haltend in die Höhe hob, dacht' ich mir nicht anders, als ich müßte es Lilli'n auf die hellglänzenden Locken aufdrucken, ſo

vor den Spiegel führen und ihre Freude über sich selbst und das Glück, das sie verbreitet, gewahr werden. Ich habe mir nachher oft gedacht, diese Scene, durch einen talentvollen Maler verwirklicht, müßte einen höchst sinn- und gemüthvollen Anblick geben. Da wäre es wohl der Mühe werth, der junge König zu sein, der sich auf diese Weise eine Braut und ein neues Reich erwürbe.

Um uns die Besitzthümer des Klosters vollständig sehen zu lassen, führte man uns in ein Kunst-, Curiositäten- und Naturalien-Cabinet. Ich hatte damals von dem Werth solcher Dinge wenig Begriff; noch hatte mich die zwar höchst löbliche, aber doch den Eindruck der schönen Erdoberfläche vor dem Anschauen des Geistes zerstückelnde Geognosie nicht angelockt, noch weniger eine phantastische Geologie mich in ihre Irrsale verschlungen; jedoch nöthigte mich der herumführende Geistliche, einem fossilen, von Kennern, wie er sagte, höchst geschätzten, in einem blauen Schieferthon wohlerhaltenen, kleinen wilden Schweinskopf einige Aufmerksamkeit zu schenken, der auch, schwarz wie er war, für alle Folgezeit in der Einbildungskraft geblieben ist. Man hatte ihn in der Gegend von Rapperswil gefunden, in einer Gegend, die, morastig von Urzeiten her, gar wohl dergleichen Mumien für die Nachwelt aufnehmen und bewahren konnte.

Ganz anders aber zog mich unter Rahmen und Glas ein Kupferstich von Martin Schön an, das Abscheiden der Maria vorstellend. Freilich kann nur ein vollkommenes Exemplar uns einen Begriff von der Kunst eines solchen Meisters geben, aber alsdann werden wir auch, wie von dem Vollkommenen in jeder Art, dergestalt ergriffen, daß wir die Begierde, das Gleiche zu besitzen, den Anblick immer wiederholen zu können, es mag noch so viel Zeit dazwischen verfließen, nicht wieder loswerden. Warum sollt' ich nicht vorgreifen und hier gestehen, daß ich später nicht eher nachließ, als bis ich ebenfalls zu einem trefflichen Abdruck dieses Blattes gelangt war?

Am 16. Juli 1775 (denn hier sind' ich zuerst das Datum verzeichnet) traten wir einen beschwerlichen Weg an; wilde, steinige Höhen mußten überstiegen werden, und zwar in vollkommener Einsamkeit und Oede. Abends, drei Viertel auf Acht, standen wir den Schwizer-Haggen gegenüber, zweien Berggipfeln, die nebeneinander mächtig in die Luft ragen. Wir fanden auf unsern Wegen zum ersten Mal Schnee, und an jenen zackigen Felsgipfeln hing er noch vom Winter her. Ernsthaft und fürchterlich füllte ein uralter Fichtenwald die unabsehlichen Schluchten, in die wir hinab sollten. Nach kurzer Rast, frisch und mit muthwilliger Behendigkeit sprangen wir den von Klippe zu Klippe, von Platte zu Platte in die Tiefe sich stürzenden Fußpfad hinab, und gelangten um zehn Uhr nach Schwiz. Wir waren zugleich müde und munter geworden, hinfällig und aufgeregt; wir löschten gähling unsern heftigen Durst und fühlten uns noch mehr begeistert. Man denke sich den jungen Mann, der etwa vor zwei Jahren den „Werther" schrieb; einen jüngern Freund, der sich schon an dem Manuscript jenes wunderbaren Werks entzündet hatte; Beide, ohne Wissen und Wollen, gewisser Maßen in einen Naturzustand versetzt, lebhaft gedenkend vorübergegangener Leidenschaften, nachhängend dem gegenwärtigen, folgelose Pläne bildend; im Gefühl behaglicher Kraft das Reich der Phantasie durchschwelgend: kann nähert man sich der Vorstellung jenes Zustandes, den ich nicht zu schildern wüßte, stände nicht im Tagebuche: „Lachen und Jauchzen dauerte bis um Mitternacht."

Den 17. Morgens sahen wir die Schwizer-Haggen vor unsern Fenstern. An diesen ungeheuern, unregelmäßigen Natur-Pyramiden stiegen Wolken nach Wolken hinauf. Um ein Uhr Nachmittags von Schwiz weg, gegen den Rigi zu; um zwei Uhr auf dem Lauerzer-See herrlicher Sonnenschein. Vor lauter Wonne sah man gar Nichts. Zwei tüchtige Mädchen führten das Schiff; Das war anmuthig, wir ließen es geschehen. Auf der Insel langten wir an, wo sie sagen: hier habe der ehemalige Zwingherr gehaust. Wie Dem auch sei, jetzt zwischen die Ruinen hat sich die Hütte des Waldbruders eingeschoben.

Wir bestiegen den Rigi; um halb Acht standen wir bei der „Mutter Gottes im Schnee"; sodann an der Capelle, am Kloster vorbei, im Wirthshaus zum Ochsen.

Den 18., Sonntags früh, die Capelle vom Ochsen aus gezeichnet. Um zwölf Uhr nach dem Kaltenbad oder zum Dreischwesternbrunnen. Ein Viertel nach Zwei hatten wir die Höhe erstiegen; wir fanden uns in Wolken, dieß Mal uns doppelt unangenehm, als die Aussicht hindernd und als niederziehender Nebel netzend. Aber als sie hie und da aus einander rissen und uns, von wallenden Rahmen umgeben, eine klare, herrliche, sonnenbeschienene Welt als vortretende und wechselnde Bilder sehen ließen, bedauerten wir nicht mehr diese Zufälligkeiten; denn es war ein nie gesehener, nie wieder zu schauender Anblick; und wir verharrten lange in dieser gewisser Maßen unbequemen Lage, um durch die Ritzen und Klüfte der immer bewegten Wolkenballen einen kleinen Zipfel besonnter Erde, einen schmalen Uferzug und ein Endchen See zu gewinnen.

Um acht Uhr Abends waren wir wieder vor der Wirthshausthüre zurück, und ſtellten uns an gebackenen Fiſchen und Eiern und genugſamem Wein wieder her.

Wie es denn nun dämmerte und allmälig nachtete, beſchäftigten ahnungsvoll zuſammenſtimmende Töne unſer Ohr; das Glockengebimmel der Capelle, das Plätſchern des Brunnens, das Säuſeln wechſelnder Lüftchen, in der Ferne Waldhorner: es waren wohlthätige, beruhigende, einlullende Momente.

Am 19. früh halb Sieben erſt aufwärts, dann hinab an den Waldſtädter-See, nach Fizuan; von da zu Waſſer nach Gersau; Mittags im Wirthshaus am See; gegen zwei Uhr dem Grütli gegenüber, wo die drei Tellen ſchwuren, darauf an der Platte, wo der Held aufſprang, und wo ihm zu Ehren die Legende ſeines Daſeins und ſeiner Thaten durch Malerei verewigt iſt; um drei Uhr in Altdorf, wo er den Apfel abſchoß.

An dieſem poetiſchen Faden ſchlingt man ſich haſtig durch das Labyrinth dieſer Felſenwände, die, ſteil bis in das Waſſer hinabreichend, uns Nichts zu ſagen haben. Sie, die Unerſchütterlichen, ſtehen ſo ruhig da, wie die Couliſſen eines Theater's; Glück oder Unglück, Luſt oder Jammer iſt bloß den Perſonen zugedacht, die heute auf dem Zettel ſtehen.

Dergleichen Betrachtungen jedoch waren gänzlich außer dem Geſichtskreis jener Jünglinge; das Kurzvergangene hatten ſie aus dem Sinne geſchlagen, und die Zukunft lag ſo wunderbar unerforſchlich vor ihnen, wie das Gebirg, in das ſie hineinſtrebten.

Am 20. brachen wir nach Amſteg auf, wo man uns gebackene Fiſche gar ſchmackhaft bereitete. Hier nun, an dieſem ſchon genugſam wilden Angebirge, wo die Reuß aus ſchroffern Felsklüften hervordrang und das friſche Schneewaſſer über die reinlichen Kiesbänke hinſpielte, enthielt ich mich nicht, die gewünſchte Gelegenheit zu nützen und mich in den rauſchenden Wellen zu erquicken.

Um drei Uhr gingen wir von da weiter; eine Reihe Saumroſſe zog vor uns her, wir ſchritten mit ihr über eine breite Schneemaſſe und erfuhren erſt nachher, daß ſie unten hohl ſei. Hier hatte ſich der Winterſchnee in eine Bergſchlucht eingelegt, um die man ſonſt herumziehen mußte, und diente nunmehr zu einem geraden, verkürzten Wege. Die unten durchſtrömenden Waſſer hatten ſie nach und nach ausgehöhlt, durch die milde Sommerluft war das Gewölb immer mehr abgeſchmolzen, ſo daß ſie nunmehr als ein breiter Brückenbogen das Hüben und Drüben natürlich zuſammenhielt. Wir überzeugten uns von dieſem wunderſamen Naturereigniß, indem wir uns etwas oberhalb hinunter in die breitere Schlucht wagten.

Wie wir uns nun immer weiter erhuben, blieben Fichtenwälder im Abgrund, durch welche die ſchäumende Reuß über Felſenſtürze ſich von Zeit zu Zeit ſehen ließ.

Um halb acht Uhr gelangten wir nach Waſen, wo wir, uns mit dem rothen, ſchweren, ſauern Lombardiſchen Wein zu erquicken, erſt mit Waſſer nachhellen und mit vielem Zucker das Ingredienz erſetzen mußten, was die Natur in der Traube auszukochen verſagt hatte. Der Wirth zeigte ſchöne Cryſtalle vor; ich war aber damals ſo entfernt von ſolchen Natur-Studien, daß ich mich nicht einmal für den geringen Preis mit dieſen Vorzeugniſſen beſchweren mochte.

Den 21. halb ſieben Uhr aufwärts. Die Felſen wurden immer mächtiger und ſchrecklicher; der Weg bis zum Teufelsſtein, bis zum Anblick der Teufelsbrücke immer mühſeliger. Meinem Gefährten beliebte es hier auszuruhen; er munterte mich auf, die bedeutenden Anſichten zu zeichnen. Die Umriſſe mochten mir gelingen, aber es trat Nichts hervor, Nichts zurück; für dergleichen Gegenſtände hatte ich keine Sprache. Wir mühten uns weiter; das ungeheuer Wilde ſchien ſich immer zu ſteigern, Platten wurden zu Gebirgen und Vertiefungen zu Abgründen. So geleitete mich mein Führer bis an's Urſerner-Loch, durch welches ich gewiſſer Maßen verdrießlich hindurchging; was man bisher geſehen, war doch erhaben, dieſe Finſterniß hob Alles auf.

Aber freilich hatte ſich der ſchelmiſche Führer das freudige Erſtaunen voraus vorgeſtellt, das mich bei'm Austritt überraſchen mußte. Der mäßig ſchäumende Fluß ſchlängelte ſich hier milde durch ein flaches, von Bergen zwar umſchloſſenes, aber doch genugſam weites, zur Bewohnung einladendes Thal. Ueber dem reinlichen Oertchen Urſeren und ſeiner Kirche, die uns auf ebenem Boden entgegen ſtanden, erhob ſich ein Fichtenwäldchen, heilig geachtet, weil es die am Fuße Angeſiedelten vor höher herabrollenden Schnee-Lawinen ſchützte. Die grünenden Wieſen des Thales waren wieder am Fluß her mit kurzen Weiden geſchmückt; man erfreute ſich hier einer lange vermißten Vegetation. Die Beruhigung war groß; man fühlte auf flachen Pfaden die Kräfte wieder belebt, und mein Reiſegefährte that ſich nicht wenig zu Gute auf die Ueberraſchung, die er ſo ſchicklich eingeleitet hatte.

An der Matte fand ſich der berühmte Urſerner-Käſe, und die exaltirten jungen Leute ließen ſich einen leidlichen Wein trefflich

ſchmecken, um ihr Behagen noch mehr zu erhöhen und ihren Projecten einen phantaſtiſchern Schwung zu verleihen.

Den 22. halb vier Uhr verließen wir unſere Herberge, um aus dem glatten Urſerner-Thal in's ſteinigte Livíner-Thal einzutreten. Auch hier ward ſogleich alle Fruchtbarkeit vermißt; nackte wie bemoos'te Felſen mit Schnee bedeckt, rückweiſer Sturmwind Wolken heran- und vorbeiſtöhnend, Geräuſch der Waſſerfälle, das Klingeln der Saumroſſe in der höchſten Oede, wo man weder die Herankommenden noch die Scheidenden erblickte. Hier koſtet es der Einbildungskraft nicht viel, ſich Drachenneſter in den Klüften zu denken. Aber doch erheitert und erhoben fühlte man ſich durch einen der ſchönſten, am Meiſten zum Bilde ſich eignenden, in allen Abſtufungen grandios mannigfaltigen Waſſerfall, der, gerade in dieſer Jahreszeit vom geſchmolzenen Schnee überreich begabt, von Wolken bald verhüllt, bald enthüllt, uns geraume Zeit an die Stelle feſſelte.

Endlich gelangten wir an kleine Nebelſeen, wie ich ſie nennen möchte, weil ſie von den atmoſphäriſchen Streifen kaum zu unterſcheiden waren. Nicht lange, ſo trat aus dem Dunſte ein Gebäude entgegen: es war das Hoſpiz; und wir fühlten große Zufriedenheit, uns zunächſt unter ſeinem gaſtlichen Dache ſchirmen zu können.

Neunzehntes Buch.

Durch das leichte Kläffen eines uns entgegenkommenden Hündchens angemeldet, wurden wir von einer ältlichen, aber rüſtigen Frauensperſon an der Thüre freundlich empfangen. Sie entſchuldigte den Herrn Pater, welcher nach Mailand gegangen ſei, jedoch dieſen Abend wieder erwartet werde; alsdann aber ſorgte ſie, ohne viel Worte zu machen, für Bequemlichkeit und Bedürfniß. Eine warme, geräumige Stube nahm uns auf; Brod, Käſe und trinkbarer Wein wurden aufgeſetzt, auch ein hinreichendes Abendeſſen verſprochen. Nun wurden die Ueberraſchungen des Tags wieder aufgenommen und der Freund that ſich höchlich darauf zu Gute, daß Alles ſo wohl gelungen und ein Tag zurückgelegt ſei, deſſen Eindrücke weder Poeſie noch Proſa wieder herzuſtellen im Stande.

Bei ſpät einbrechender Dämmerung trat endlich der anſehnliche Pater herein, begrüßte mit freundlich vertraulicher Würde ſeine Gäſte, und empfahl mit wenigen Worten der Küchinn alle mögliche Aufmerkſamkeit. Als wir unſere Bewunderung nicht zurückhielten, daß er hier oben, in ſo völliger Wüſte, entfernt von aller Geſellſchaft, ſein Leben zubringen gewollt, verſicherte er: an Geſellſchaft fehle es ihm nie, wie wir denn ja auch gekommen wären, ihn mit unſerm Beſuche zu erfreuen. Gar ſtark ſei der wechſelſeitige Waaren-Transport zwiſchen Italien und Deutſchland. Dieſer immer fortwährende Speditions-Wechſel ſetze ihn mit den erſten Handelshäuſern in Verhältniß. Er ſteige oft nach Mailand hinab, komme ſeltener nach Luzern, von woher ihm aber aus den Häuſern, welche das Poſtgeſchäft dieſer Hauptſtraße zu beſorgen hätten, zum Oeftern junge Leute zugeſchickt würden, die hier oben auf dem Scheidepunct mit allen, in dieſe Angelegenheiten eingreifenden Umſtänden und Vorfallenheiten bekannt werden ſollten.

Unter ſolchen mannigfaltigen Geſprächen ging der Abend hin, und wir ſchliefen eine ruhige Nacht in etwas kurzen, an der Wand befeſtigten, eher an Repoſitorien als Bettſtellen erinnernden Schlafſtätten.

Früh aufgeſtanden befand ich mich bald zwar unter freiem Himmel, jedoch in engen, von hohen Gebirgskuppen umſchloſſenen Räumen. Ich hatte mich an den Fußpfad, der nach Italien hinunter ging, niedergelaſſen und zeichnete, nach Art der Dilettanten, was nicht zu zeichnen war, und was noch weniger ein Bild geben konnte, die nächſten Gebirgskuppen, deren Seiten der herabſchmelzende Schnee mit weißen Furchen und ſchwarzen Rücken ſehen ließ. Indeſſen iſt mir durch dieſe fruchtloſe Bemühung jenes Bild im Gedächtniß unauslöſchlich geblieben.

Mein Gefährte trat muthig zu mir und begann: „Was ſagſt Du zu der Erzählung unſers geiſtlichen Wirths von geſtern Abend? Haſt Du nicht, wie ich, Luſt bekommen, Dich von dieſem Drachengipfel hinab in jene entzückenden Gegenden zu begeben? Die Wanderung durch dieſe Schluchten hinab muß herrlich ſein und mühelos; und wenn ſich's dann bei Bellinzona öffnen mag, was würde Das für eine Luſt ſein! Die Inſeln des großen Sees ſind mir durch die Worte des Pater's wieder lebendig in die Seele getreten. Man hat ſeit Keisler's Reiſen ſo viel davon gehört und geſehen, daß ich der Verſuchung nicht widerſtehen kann.“

Alonzo.

Ihr haltet euch in dieſer Gegend auf?

Rugantino.

Ich bin ein Gaſt des Prinzen Rocca Bruna.

Alonzo.

Wie? meines guten Freundes? Seyd willkommen.
Ich frage nicht, ob ihr ein Fremder ſeyd;
Mir ſcheint es ſo.

Rugantino.

Ein Fremder hier im Lande.
Doch hab' ich auch das Glück, daß mich der König
Zu ſeinen letzten Dienern zählen will.

Alonzo bey Seite.

Ein Herr vom Hof'! So kam es gleich mir vor.

Rugantino.

Ich darf euch wohl um eine Güte bitten?
Ich bin ſo durſtig; denn ſchon lange treibt
Die Luſt zu wandeln mich durch dieſe Felder.
Ich bitt' euch, mir durch einen eurer Diener
Nur ein Glas Waſſer freundlich zu gewähren.

„Iſt Dir's nicht auch ſo?“ fuhr er fort; „Du ſitzeſt gerade am rechten Fleck; ſchon einmal ſtand ich hier und hatte nicht den Muth, hinabzuſpringen. Gehe voran ohne Weiteres; in Airolo warteſt Du auf mich; ich komme mit dem Boten nach, wenn ich vom guten Pater Abſchied genommen und Alles berichtigt habe.“

So ganz aus dem Stegreif ein ſolches Unternehmen will mir doch nicht gefallen, antwortete ich. — „Was ſoll da viel Bedenken?“ rief Jener; „Geld haben wir genug, nach Mailand zu kommen, Credit wird ſich finden; mir ſind von unſern Meſſen her mehr als ein Handelsfreund bekannt.“ Er ward noch dringender. Geh'! ſagte ich, mach' Alles zum Abſchied fertig; entſchließen wollen wir uns alsdann.

Mir kommt vor, als wenn der Menſch in ſolchen Augenblicken keine Entſchiedenheit in ſich fühlte, vielmehr von frühern Eindrücken regiert und beſtimmt werde. Die Lombardie und Italien lag als ein ganz Fremdes vor mir; Deutſchland als ein Bekanntes, Liebwerthes, voller freundlichen, einheimiſchen Ausſichten; und, ſei es nur geſtanden, Das, was mich ſo lange ganz umfangen, meine Exiſtenz getragen hatte, blieb auch jetzt das unentbehrlichſte Element, aus deſſen Grenzen zu treten ich mich nicht getraute. Ein goldenes Herzchen, das ich in ſchönſten Stunden von ihr erhalten hatte, hing noch an demſelben Bändchen, an welchem ſie es umknüpfte, lieberwärmt an meinem Halſe. Ich faßte es an und küßte es; mag ein dadurch veranlaßtes Gedicht auch hier eingeſchaltet ſein.

Angedenken Du verklung'ner Freude,
Daß ich immer noch am Halſe trage
Hartſt Du länger als das Seidenband uns beide?
Verlangeſt Du der Liebe kurze Tage?

Flieh' ich, Lilli, vor Dir! Muß noch an Deinem Bande
Durch fremde Lande,
Durch ferne Thäler und Wälder wallen!
Ach, Lilli's Herz konnte ſobald nicht
Von meinem Herzen fallen.

Wie ein Vogel, der den Faden bricht
Und zum Walde kehrt,
Er ſchleppt, des Gefangniſſes Schmach,
Noch ein Endchen des Fadens nach;
Er iſt der alte, freigeborne Vogel nicht,
Er hat ſchon Jemand angehört.

Schnell ſtand ich auf, damit ich von der ſchroffen Stelle wegkäme, und der mit dem reſttragenden Boten heranſtürmende Freund mich in den Abgrund nicht mit fortriſſe. Auch ich begrüßte den frommen Pater und wendete mich, ohne ein Wort zu verlieren, dem Pfade zu, woher wir gekommen waren. Etwas zaudernd folgte mir der Freund, und ungeachtet ſeiner Liebe und Anhänglichkeit an mich blieb er eine Zeit lang eine Strecke zurück, bis uns endlich jener herrliche Waſſerfall wieder zuſammenbrachte, zuſammenhielt und das einmal Beſchloſſene endlich auch für gut und heilſam gelten ſollte.

Von dem Herabſtieg ſage ich Nichts weiter, als daß wir jene Schneebrücke, über die wir in ſchwer beladener Geſellſchaft in wenig Tagen ruhig hinzogen, völlig zuſammengeſtürzt fanden, und nun, da wir einen Umweg durch die eröffnete Nacht machen mußten, die coloſſalen Trümmer einer natürlichen Baukunſt anzuſtaunen und zu bewundern hatten.

Ganz konnte mein Freund die rückgängige Wanderung nach Italien nicht verſchmerzen; er mochte ſich ſolche früher ausgedacht und mit liebevoller Argliſt mich an Ort und Stelle zu überraſchen gehofft haben. Deßhalb ließ ſich die Rückkehr nicht ſo heiter vollführen; ich aber war auf meinen ſtummen Pfaden um deſto anhaltender beſchäftigt, das Ungeheure, das ſich in unſerm Geiſte mit der Zeit zuſammen zu ziehen pflegt, wenigſtens in ſeinen faßlichen characteriſtiſchen Einzelnheiten feſtzuhalten.

Nicht ohne manche neue wie erneuerte Empfindungen und Gedanken gelangten wir durch die bedeutenden Höhen des Vierwaldſtätter-Sees nach Küßnacht, wo wir landend und unſere Wanderung fortſetzend die am Wege ſtehende Tellen-Capelle zu begrüßen, und jenes, der ganzen Welt als heroiſch-patriotiſch ruhmlich geltenden Meuchelmords zu gedenken hatten. Ebenſo fuhren wir über den Zuger-See, den wir ſchon vom Rigi herab aus der Ferne hatten kennen lernen. In Zug erinnere ich mich nur einiger im Gaſthofzimmer, nicht gar großer, aber in ihrer Art vorzüglicher, in die Fenſterflügel eingefügter, gemalter Scheiben. Dann ging unſer Weg über den Albis in das Sihl-Thal, wo wir einen jungen, in der Einſamkeit ſich gefallenden Hannoveraner, von Lindau, beſuchten, um ſeinen Verdruß zu beſchwichtigen, den er früher in Zürich über eine, von mir nicht auf's Freundlichſte und Schicklichſte abgelehnte Begleitung empfunden hatte. Die eiferſüchtige Freundſchaft des trefflichen Paſſavant war eigentlich Urſache an dem Ablehnen einer zwar lieben, aber doch unbequemen Gegenwart.

Ehe wir aber von dieſen herrlichen Höhen wieder zum See und zur freundlich liegenden Stadt hinabſteigen, muß ich noch eine Bemerkung machen über meine Verſuche, durch Zeichnen und Skizziren der Gegend Etwas abzugewinnen. Die Gewohnheit, von Jugend auf die Landſchaft als Bild zu ſehen, verführte mich zu dem Unternehmen, wenn ich in der Natur die Gegend als Bild erblickte, ſie ſtiften, mir ein ſicheres An-

denken von ſolchen Augenblicken feſthalten zu wollen. Sonſt nur an beſchränkten Gegenſtänden mich einiger Maßen übend, fühlt' ich in einer ſolchen Welt gar bald meine Unzulänglichkeit.

Drang und Eile zugleich nöthigten mich zu einem wunderbaren Hülfsmittel: kaum hatte ich einen intereſſanten Gegenſtand gefaßt und ihn mit wenigen Strichen im Allgemeinſten auf dem Papier angedeutet: ſo führte ich das Detail, das ich mit dem Bleiſtift nicht erreichen noch durchführen konnte, in Worten gleich daneben aus, und gewann mir auf dieſe Weiſe eine ſolche innere Gegenwart von dergleichen Anſichten, daß eine jede Localität, wie ich ſie nachher in Gedicht oder Erzählung nur etwa brauchen mochte, mir alſobald vorſchwebte und zu Gebote ſtand.

Bei meiner Rückkunft in Zürich fand ich die Stolberge nicht mehr; ihr Aufenthalt in dieſer Stadt hatte ſich auf eine wunderliche Weiſe verkürzt.

Geſtehen wir überhaupt, daß Reiſende, die ſich aus ihrer häuslichen Beſchränkung entfernen, gewiſſer Maßen in eine nicht nur fremde, ſondern völlig freie Natur einzutreten glauben; welchen Wahn man damals um ſo eher hegen konnte, als man noch nicht durch polizeilichen Unterſuchung der Päſſe, durch Zollabgaben und andere dergleichen Hinderniſſe jeden Augenblick erinnert wurde, es ſei draußen noch bedingter und ſchlimmer als zu Hauſe.

Vergegenwärtige man ſich zunächſt jene unbedingte Richtung nach einer verwirklichten Naturfreiheit, ſo wird man den jungen Gemüthern verzeihen, welche die Schweiz gerade als das rechte Local anſahen, ihre friſche Jünglingsnatur zu idylliſiren: hatten doch Geßner's zarte Gedichte ſowie ſeine allerliebſten Radirungen hiezu am Entſchiedenſten berechtigt.

In der Wirklichkeit nun ſcheint ſich für ſolche poetiſche Aeußerungen das Baden in unbewegten Gewäſſern am Allererſten zu qualificiren. Schon unterwegs wollten dergleichen Naturübungen nicht gut zu den modernen Sitten paſſlich erſcheinen; man hatte ſich ihrer auch einiger Maßen enthalten. In der Schweiz aber, bei'm Anblick und Feuchtgefühl des rinnenden, laufenden, ſtürzenden, in der Fläche ſich ſammelnden, nach und nach zum See ſich ausbreitenden Gewäſſers war der Verſuchung nicht zu widerſtehen. Ich ſelbſt will nicht läugnen, daß ich mich im klaren See zu baden mit meinen Geſellen vereinte, und, wie es ſchien, weit genug von allen menſchlichen Blicken. Nackte Körper jedoch leuchten weit, und wer es auch mochte geſehen haben, nahm Aergerniß daran.

Die guten, harmloſen Jünglinge, welche gar nichts Anſtößiges fanden, halb nackt, wie ein poetiſcher Schäfer, oder ganz nackt, wie eine heidniſche Gottheit, ſich zu ſehen, wurden von Freunden erinnert, Dergleichen zu unterlaſſen. Man machte ihnen begreiflich, ſie weſeten nicht in der uranfänglichen Natur, ſondern in einem Lande, das für gut und nützlich erachtet habe, an ältern, aus der Mittelzeit ſich herſchreibenden Einrichtungen und Sitten feſtzuhalten. Sie waren nicht abgeneigt, Dieß einzuſehen, beſonders da vom Mittelalter die Rede war, welches ihnen als eine zweite Natur verehrlich ſchien. Sie verließen daher die allzu taghaften Seeufer und fanden auf ihren Spaziergängen durch das Gebirg ſo klare, rauſchende, erfriſchende Gewäſſer, daß in der Mitte Juli es ihnen unmöglich ſchien, einer ſolchen Erquickung zu widerſtehen. So waren ſie auf ihren weitſchweifenden Spaziergängen in das düſtere Thal gelangt, wo hinter dem Albis die Sihl ſtrömend herabſchießt, um ſich unterhalb Zürich in die Limmat zu ergießen. Entfernt von aller Wohnung, ja von allem betretenen Fußpfad, fanden ſie es hier ganz unverfänglich, die Kleider abzuwerfen und ſich kühnlich den ſchäumenden Stromwellen entgegen zu ſetzen. Dieß geſchah freilich nicht ohne Geſchrei, nicht ohne ein wildes, theils von der Kühlung, theils von dem Behagen aufgeregtes Luſtjauchzen, wodurch ſie dieſe düſter bewaldeten Felſen zur idylliſchen Scene einzuweihen den Begriff hatten.

Allein, ob ihnen frühere Mißwollende nachgeſchlichen, oder ob ſie ſich durch dieſen dichteriſchen Tumult in der Einſamkeit ſelbſt Gegner aufgerufen, iſt nicht zu beſtimmen; genug, ſie mußten aus dem obern ſtummen Gebüſch herab Steinwurf auf Steinwurf erfahren, ungewiß, ob von Wenigen oder Mehrern, ob zufällig oder abſichtlich; und ſie fanden daher für das Klügſte, das erquickende Element zu verlaſſen und ihre Kleider zu ſuchen.

Keiner war getroffen, Ueberraſchung und Verdruß war die geiſtige Beſchädigung, die ſie erlitten hatten, und ſie wußten als lebensluſtige Jünglinge die Erinnerung daran leicht abzuſchütteln.

Auf Lavater'n jedoch erſtreckten ſich die unangenehmſten Folgen, daß er junge Leute von dieſer Frechheit bei ſich freundlich aufgenommen, mit ihnen Spazierfahrten angeſtellt und ſie ſonſt begünſtigt, deren wildes, unbändiges, unchriſtliches, ja heidniſches Naturell einen ſolchen Scandal in einer geſitteten, wohlgeregelten Gegend anrichte.

Der geiſtliche Freund jedoch, wohl verſtehend, ſolche Vorkommenheiten zu beſchwichtigen, wußte Dieß auch beizulegen; und nach Abzug dieſer meteoriſch Reiſenden war ſchon bei unſrer Rückkehr Alles in's Gleiche gebracht.

In dem „Fragment von Werther's Reiſen", welches in dem ſechszehnten Bande meiner Werke neuerlich wieder mit abgedruckt iſt, habe ich dieſen Gegenſatz der Schweizeriſchen, löblichen Ordnung und geſetzlichen Beſchränkung mit einem ſolchen, im jugendlichen Wahn geforderten Naturleben zu ſchildern geſucht. Weil man aber Alles, was der Dichter unbewunden darſtellt, gleich als entſchiedene Meinung, als didactiſchen Tadel aufzunehmen pflegt: ſo waren die Schweizer deßhalb ſehr unwillig und ich unterließ die intentionirte Fortſetzung, welche das Herankommen Werther's bis zur Epoche, wo ſeine Leiden geſchildert ſind, einiger Maßen darſtellen, und dadurch gewiß den Menſchenkennern willkommen ſein ſollte.

In Zürich angelangt, gehörte ich Lavater'n, deſſen Gaſtfreundſchaft ich wieder anſprach, die meiſte Zeit ganz allein. Die Phyſiognomik lag mit allen ihren Gebilden und Unbilden dem trefflichen Manne mit immer ſich vermehrenden Laſten auf den Schultern. Wir verhandelten Alles den Umſtänden nach gründlich genug, und ich verſprach ihm dabei nach meiner Rückkehr die bisherige Theilnahme.

Hiezu verleitete mich das jugendlich unbedingte Vertrauen auf eine ſchnelle Faſſungskraft, mehr noch das Gefühl der willigſten Bildſamkeit; denn eigentlich war die Art, womit Lavater die Phyſiognomien zergliederte, nicht in meinem Weſen. Der Eindruck, den der Menſch bei'm erſten Begegnen auf mich machte, beſtimmte gewiſſer Maßen mein Verhältniß zu ihm, obgleich das allgemeine Wohlwollen, das in mir wirkte, geſellt zu dem Leichtſinn der Jugend, eigentlich immer vorwaltete, und mich die Gegenſtände in einer gewiſſen dämmernden Atmoſphäre ſchauen ließ.

Lavater's Geiſt war durchaus impoſant; in ſeiner Nähe konnte man ſich einer entſcheidenden Einwirkung nicht erwehren, und ſo mußte ich mir denn gefallen laſſen, Stirn und Naſe, Augen und Mund einzeln zu betrachten, und eben ſo ihre Verhältniſſe und Bezüge zu erwägen. Jener Seher that Dieß nothgedrungen, um ſich von Dem, was er ſo klar anſchaute, vollkommene Rechenſchaft zu geben; mir kam es immer als eine Tücke, als ein Spioniren vor, wenn ich einen gegenwärtigen Menſchen in ſeine Elemente zerlegen und ſeinen ſittlichen Eigenſchaften dadurch auf die Spur kommen wollte. Lieber hielt ich mich an ſein Geſpräch, in welchem er nach Belieben ſich ſelbſt enthüllte. Hiernach will ich denn nicht läugnen, daß es in Lavater's Nähe gewiſſer Maßen bänglich war: denn indem er ſich auf phyſiognomiſchem Wege unſrer Eigenſchaften bemächtigte, ſo war er in der Unterredung Herr unſrer Gedanken, die er im Wechſel des Geſpräches mit einigem Scharfſinn gar leicht errathen konnte.

Wer eine Syntheſe recht prägnant in ſich fühlt, der hat eigentlich das Recht zu analyſiren, weil er am äußern Einzelnen ſein inneres Ganze prüft und legitimirt. Wie Lavater ſich dabei benommen, ſei nur ein Beiſpiel gegeben.

Sonntags, nach der Predigt, hatte er als Geiſtlicher die Verpflichtung, den kurzgeſtielten Sammetbeutel jedem Heraustretenden vorzuhalten und die milde Gabe ſegnend zu empfangen. Nun ſetzte er ſich z. B. dieſen Sonntag die Aufgabe, keine Perſon anzuſehen, ſondern nur auf die Hände zu achten und ihre Geſtalt ſich auszulegen. Aber nicht allein die Form der Finger, ſondern auch die Miene derſelben bei'm Niederlaſſen der Gabe entging nicht ſeiner Aufmerkſamkeit, und er hatte mir viel davon zu eröffnen. Wie belehrend und aufregend mußten mir ſolche Unterhaltungen werden, mir, der ich doch auch auf dem Wege war, mich zum Menſchenmaler zu qualificiren!

Manche Epoche meines nachherigen Lebens ward ich veranlaßt, über dieſen Mann zu denken, welcher unter die Vorzüglichſten gehört, mit denen ich zu einem ſo vertrauten Verhältniß gelangte. Und ſo ſind nachſtehende Aeußerungen über ihn zu verſchiedenen Zeiten geſchrieben. Nach unſern aus einander ſtrebenden Richtungen mußten wir uns allmälig ganz und gar fremd werden; und doch wollt' ich mir den Begriff von ſeinem vorzüglichen Weſen nicht verkümmern laſſen. Ich vergegenwärtigte mir ihn mehrmals, und ſo entſtanden dieſe Blätter ganz unabhängig von einander, in denen man Wiederholung, aber hoffentlich keinen Widerſpruch finden wird.

Lavater war eigentlich ganz real geſinnt und kannte nichts Ideelles, als unter der moraliſchen Form; wenn man dieſen Begriff feſthält, wird man ſich über einen ſeltenen und ſeltſamen Mann am Erſten aufklären.

Seine „Ausſichten in die Ewigkeit" ſind eigentlich nur Fortſetzungen des gegenwärtigen Daſeins, unter leichtern Bedingungen, als die ſind, welche wir hier zu erdulden haben. Seine Phyſiognomik ruht auf der Ueberzeugung, daß die ſinnliche Gegenwart mit der geiſtigen durchaus zuſammenſtimme, ein Zeugniß von ihr ablege, ja ſie ſelbſt verſtehe.

Mit den Kunſt-Idealen konnte er ſich nicht leicht befreunden, weil er bei ſeinem ſcharfen Blick ſolchen Weſen die Unmöglichkeit, lebendig organiſirt zu ſein, nur allzu ſehr anſah, und ſie daher in's Fabel-Reich, ja in das Reich des Monſtreſen verwies. Seine unaufhaltſame Neigung, das Ideelle verwirklichen zu wollen,

brachte ihn in den Ruf eines Schwärmers, ob er sich gleich überzeugt fühlte, daß Niemand mehr auf das Wirkliche dringe, als er; deßwegen er denn auch den Mißgriff in seiner Denk- und Handelsweise niemals entdecken konnte.

Nicht leicht war Jemand leidenschaftlicher bemüht, anerkannt zu werden, als er, und vorzüglich dadurch eignete er sich zum Lehrer; gingen aber seine Bemühungen auch wohl auf Sinnes- und Sittenbesserung Anderer, so war doch Dieß keineswegs das Letzte, worauf er hinarbeitete.

Um die Verwirklichung der Person Christi war es ihm am Meisten zu thun; daher jenes beinahe unsinnige Treiben, ein Christusbild nach dem andern fertigen, copiren, nachbilden zu lassen, wovon ihm denn, wie natürlich, keines genugthat.

Seine Schriften sind schon jetzt schwer zu verstehen; denn nicht leicht kann Jemand eindringen in Das, was er eigentlich will. Niemand hat so viel aus der Zeit und in die Zeit geschrieben als er; seine Schriften sind wahre Tagesblätter, welche die eigentlichste Erläuterung aus der Zeitgeschichte fordern; sie sind in einer Coterie-Sprache geschrieben, die man kennen muß, um gerecht gegen sie zu sein, sonst wird dem verständigen Leser Manches ganz toll und abgeschmackt erscheinen; wie denn auch dem Manne schon bei seinem Leben und nach demselben hierüber genugsame Vorwürfe gemacht wurden.

So hatten wir ihm z. B. mit unserm Dramatisiren den Kopf so warm gemacht, indem wir alles Vorkömmliche nur unter dieser Form darstellten, und keine andere wollten gelten lassen, daß er, hierdurch aufgeregt, in seinem „Pontius Pilatus" mit Heftigkeit zu zeigen bemüht ist: es gebe doch kein dramatischeres Werk als die Bibel; besonders aber die Leidensgeschichte Christi sei für das Drama aller Dramen zu erklären.

In diesem Capitel des Büchleins, ja in dem ganzen Werke überhaupt, erscheint Lavater dem Pater Abraham von Santa Clara sehr ähnlich; denn in diese Manier muß jeder Geistreiche verfallen, der auf den Augenblick wirken will. Er hat sich nach den gegenwärtigen Neigungen, Leidenschaften, nach Sprache und Terminologie zu erkundigen, um solche alsdann zu seinen Zwecken zu brauchen, und sich der Masse anzunähern, die er an sich heranziehen will.

Da er nun Christum buchstäblich auffaßte, wie ihn die Schrift, wie ihn manche Ausleger geben: so diente ihm diese Vorstellung dergestalt zum Supplement seines eignen Wesens, daß er den Gottmenschen seiner individuellen Menschheit so lange ideell einverleibte, bis er zuletzt mit demselben wirklich in Eins zusammengeschmolzen, mit ihm vereinigt, ja eben derselbe zu sein wähnen durfte.

Durch diesen entschiedenen, bibelbuchstäblichen Glauben mußte er auch eine völlige Ueberzeugung gewinnen, daß man eben so gut noch heut zu Tage als zu jener Zeit Wunder müsse ausüben können, und da es ihm vollends schon früh gelungen war, in bedeutenden und dringenden Angelegenheiten durch brünstiges, ja gewaltsames Gebet im Augenblick eine günstige Umwendung schwer bedrohender Unfälle zu erzwingen, so konnte ihn keine kalte Verstandeseinwendung im Mindesten irre machen. Durchdrungen ferner von dem großen Werthe der durch Christum wieder hergestellten und einer glücklichen Ewigkeit gewidmeten Menschheit, aber zugleich auch bekannt mit den mannigfaltigen Bedürfnissen des Geistes und Herzens, mit dem grenzenlosen Verlangen nach Wissen, selbst fühlend jene Lust, sich in's Unendliche auszudehnen, wozu uns der gestirnte Himmel sogar sinnlich einlädt, entwarf er seine „Aussichten in die Ewigkeit", welche indeß dem größten Theil der Zeitgenossen sehr wunderlich vorkommen mochten.

Alles dieses Streben jedoch, alle Wünsche, alles Unternehmen ward von dem physiognomischen Genie überwogen, das ihm die Natur zugetheilt hatte. Denn wie der Probir-Stein durch Schwärze und rauchglatte Eigenschaft seiner Oberfläche, den Unterschied der aufgestrichenen Metalle anzuzeigen am Geschicktesten ist: so war auch er, durch den reinen Begriff der Menschheit, den er in sich trug, und durch die scharfzarte Bemerkungsgabe, die er erst als Naturtrieb, nur obenhin, zufällig, dann mit Ueberlegung, vorsätzlich und geregelt ausübte, im höchsten Grade geeignet, die Besonderheiten einzelner Menschen zu gewahren, zu kennen, zu unterscheiden, ja auszusprechen.

Jedes Talent, das sich auf eine entschiedene Naturanlage gründet, scheint uns etwas Magisches zu haben, weil wir weder es selbst, noch seine Wirkungen einem Begriffe unterordnen können. Und wirklich ging Lavater's Einsicht in die einzelnen Menschen über alle Begriffe; man erstaunte ihn zu hören, wenn man über Diesen oder Jenen vertraulich sprach, ja es war furchtbar, in der Nähe des Mannes zu leben, dem jede Grenze deutlich erschien, in welche die Natur uns Individuen einzuschränken beliebt hat.

Jedermann glaubt Dasjenige mittheilbar, was er selbst besitzt, und so wollte Lavater nicht nur für sich von dieser großen Gabe Gebrauch machen, sondern sie sollte auch in Andern auf-

gefunden, angeregt, ſie ſollte ſogar auf die Menge übertragen werden. Zu welchen dunkeln und boshaften Mißdeutungen, zu welchen albernen Späßen und niederträchtigen Verſpottungen dieſe auffallende Lehre reichlichen Anlaß gegeben, iſt wohl noch in einiger Menſchen Gedächtniß; und es geſchah Dieſes nicht ganz ohne Schuld des vorzüglichen Mannes ſelbſt. Denn ob zwar die Einheit ſeines innern Weſens auf einer hohen Sittlichkeit ruhte, ſo konnte er doch, mit ſeinen mannigfaltigen Beſtrebungen, nicht zur äußern Einheit gelangen, weil in ihm ſich weder Anlage zur philoſophiſchen Sinnesweiſe, noch zum Kunſt-Talent finden wollte.

Er war weder Denker noch Dichter, ja nicht einmal Redner im eigentlichen Sinne. Keineswegs im Stande, Etwas methodiſch anzufaſſen, griff er das Einzelne einzeln ſicher auf, und ſo ſtellte er es auch kühn neben einander. Sein großes phyſiognomiſches Werk iſt hiervon ein auffallendes Beiſpiel und Zeugniß. In ihm ſelbſt mochte wohl der Begriff des ſittlichen und ſinnlichen Menſchen ein Ganzes bilden; aber außer ſich wußte er dieſen Begriff nicht darzuſtellen, als nur wirklich practiſch im Einzelnen, ſowie er das Einzelne im Leben aufgefaßt hatte.

Eben jenes Werk zeigt uns zum Bedauern, wie ein ſo ſcharfſinniger Mann in der gemeinſten Erfahrung umhertappt, alle lebenden Künſtler und Pfuſcher anruft, für characterloſe Zeichnungen und Kupfer ein unglaubliches Geld ausgibt, um hinterdrein im Buche zu ſagen, daß dieſe und jene Platte mehr oder weniger mißlungen, unbedeutend und unnütz ſei. Freilich ſchärfte er dadurch ſein Urtheil und das Urtheil Anderer; allein es beweiſt auch, daß ihn ſeine Neigung trieb, Erfahrungen mehr aufzuhäufen, als ſich in ihnen Luft und Licht zu machen. Eben daher konnte er niemals auf Reſultate losgehen, um die ich ihn öfters und dringend bat. Was er als ſolche in ſpäterer Zeit Freunden vertraulich mittheilte, waren für mich keine; denn ſie beſtanden aus einer Sammlung von gewiſſen Linien und Zügen, ja Warzen und Leberflecken, mit denen er beſtimmte ſittliche, öfters unſittliche Eigenſchaften verbunden geſehen. Es waren darunter Bemerkungen zum Entſetzen; allein er machte keine Reihe. Alles ſtand vielmehr zufällig durch einander, nirgends war eine Anleitung zu ſehen oder eine Rückweiſung zu finden. Eben ſo wenig ſchriftſtelleriſche Methode oder Künſtlerſinn herrſchte in ſeinen übrigen Schriften, welche vielmehr ſtets eine leidenſchaftlich heftige Darſtellung ſeines Denkens und Wollens enthielten, und Das, was ſie im Ganzen nicht leiſteten, durch die herzlichſten, geiſtreichſten Einzelnheiten jederzeit erſetzten.

Nachfolgende Betrachtungen möchten wohl, gleichfalls auf jene Zuſtände bezüglich, hier am rechten Orte eingeſchaltet ſtehen.

Niemand räumt gern Andern einen Vorzug ein, ſo lange er ihn nur einiger Maßen läugnen kann. Naturvorzüge aller Art ſind am Wenigſten zu läugnen, und doch geſtand der gemeine Redegebrauch damaliger Zeit nur dem Dichter Genie zu. Nun aber ſchien auf einmal eine andere Welt aufzugehen; man verlangte Genie vom Arzt, vom Feldherrn, vom Staatsmann und bald von allen Menſchen, die ſich theoretiſch oder practiſch hervorzuthun dachten. Zimmermann vorzüglich hatte dieſe Forderungen zur Sprache gebracht. Lavater in ſeiner Phyſiognomik mußte nothwendig auf eine allgemeinere Vertheilung der Geiſtesgaben aller Art hinweiſen; das Wort Genie ward eine allgemeine Loſung, und weil man es ſo oft ausſprechen hörte, ſo dachte man auch, Das, was es bedeuten ſollte, ſei gewöhnlich vorhanden. Da nun aber Jedermann Genie von Andern zu fordern berechtigt war, ſo glaubte er es auch endlich ſelbſt beſitzen zu müſſen. Es war noch lange hin bis zu der Zeit, wo ausgeſprochen werden konnte: daß Genie diejenige Kraft des Menſchen ſei, welche durch Handeln und Thun Geſetze und Regel gibt. Damals manifeſtirte ſich's nur, indem es die vorhandenen Geſetze überſchritt, die eingeführten Regeln umwarf und ſich für grenzenlos erklärte. Daher war es leicht, genialiſch zu ſein, und Nichts natürlicher, als daß der Mißbrauch in Wort und That alle geregelten Menſchen anfrieb, ſich einem ſolchen Unweſen zu widerſetzen.

Wenn Einer zu Fuße, ohne recht zu wiſſen, warum und wohin, in die Welt lief, ſo hieß Dieß eine Genie-Reiſe, und wenn Einer etwas Verkehrtes ohne Zweck und Nutzen unternahm, ein Genie-Streich. Jüngere, lebhafte, oft wahrhaft begabte Menſchen verloren ſich in's Grenzenloſe; ältere Verſtändigere, vielleicht aber Talent- und Geiſtloſe wußten dann mit höchſter Schadenfreude ein gar mannigfaltiges Mißlingen vor den Augen des Publicum's lächerlich darzuſtellen.

Und ſo fand ich mich faſt mehr gehindert, mich zu entwickeln und zu äußern, durch falſche Mit- und Einwirkung der Sinnesverwandten, als durch den Widerſtand der Entgegengeſinnten; Worte, Beiworte, Phraſen zu Ungunſten der höchſten Geiſtesgaben verbreiteten ſich unter der geiſtlos nachſprechenden Menge dergeſtalt, daß man ſie noch jetzt im gemeinen Leben hie und da von Ungebildeten vernimmt, ja daß ſie ſogar in die Wörterbücher eindrangen, und das Wort Genie eine ſolche Mißdeutung erlitt, aus der man die Nothwendigkeit ab-

leiten wollte, es gänzlich aus der Deutschen Sprache zu verbannen.

Und so hätten sich die Deutschen, bei denen überhaupt das Gemeine weit mehr überhand zu nehmen Gelegenheit findet, als bei andern Nationen, um die schönste Blüthe der Sprache, um das nur scheinbar fremde, aber allen Völkern gleich angehörige Wort vielleicht gebracht, wenn nicht der, durch eine tiefere Philosophie wieder neuzegründete Sinn für's Höchste und Beste sich wieder glücklich hergestellt hätte.

In dem Vorhergehenden ist von dem Jünglingsalter zweier Männer die Rede gewesen, deren Andenken aus der Deutschen Litteratur- und Sittengeschichte sich nimmer verlieren wird. In gemeldeter Epoche jedoch lernen wir sie gewisser Massen nur aus ihren Irrschriften kennen, zu denen sie durch eine falsche Tags-Maxime in Gesellschaft ihrer gleichjährigen Zeitgenossen verleitet worden. Nunmehr aber ist Nichts billiger, als daß wir ihre natürliche Gestalt, ihr eigentliches Wesen geschätzt und geehrt vorführen, wie solches eben damals in unmittelbarer Gegenwart von dem durchdringenden Lavater geschehen; deßhalb wir denn, weil die schweren und theuern Bände des großen physiognomischen Werkes nur wenigen unserer Leser gleich zur Hand sein möchten, die merkwürdigen Stellen, welche sich auf Beide beziehen, aus dem zweiten Theile gedachten Werkes und dessen dreißigstem Fragmente, Seite 211, hier einzurücken kein Bedenken tragen.

„Die Jünglinge, deren Bilder und Silhouetten wir hier vor uns haben, sind die ersten Menschen, die mir zur physiognomischen Beschreibung saßen und standen, wie, wer sich malen läßt, dem Maler sitzt.

Ich kannte sie sonst, die Edeln, und ich machte den ersten Versuch, nach der Natur und mit aller sonstigen Kenntniß ihren Character zu beobachten und zu beschreiben.

Hier ist die Beschreibung des ganzen Menschen:

Erstlich des Jüngern.

Siehe den blühenden Jüngling von fünf und zwanzig Jahren! Das leichtschwebende, schwimmende, elastische Geschöpf! Es liegt nicht; es steht nicht; es stemmt sich nicht; es fliegt nicht; es schwebt oder schwimmt. Zu lebendig, um zu ruhen; zu locker, um festzustehen; zu schwer und zu weich, um zu fliegen.

Ein Schwebendes also, das die Erde nicht berührt! In seinem ganzen Umrisse keine völlig schlaffe Linie, aber auch keine gerade, keine gespannte, keine festgewölbte, hartgebogene; kein eckiger Einschnitt, kein felsiges Vorgebirge der Stirn; keine Härte, keine Steifigkeit; keine zürnende Rohigkeit; keine drohende Obermacht; kein eiserner Muth, elastisch reizbarer wohl, aber kein eiserner; kein fester, forschender Tiefsinn; keine langsame Ueberlegung oder kluge Bedächtlichkeit; nirgends der Raisonneur mit der festgehaltenen Wagschale in der einen, dem Schwerte in der andern Hand, und doch auch nicht die mindeste Steifheit im Blicke und Urtheile; und doch die völligste Geradheit des Verstandes oder vielmehr der unbeflecktesten Wahrheitssinn; immer der innige Empfinder, nie der tiefe Ausdenker; nie der Erfinder, nie der prüfende Entwickler der so schnellerblickten, schnellerkannten, schnellgeliebten, schnellergriffenen Wahrheit.... Ewiger Schweber; Seher; Idealisirer; Verschönerer. — Gestalter aller seiner Ideen! Immer halbtrunkener Dichter, der sieht, was er sehen will; — nicht der trübsinnig schmachtende, nicht der hartstirnende; aber der hohe, edle, gewaltige, der mit gemäßigtem „Sonnendurst" in den Regionen der Luft hin- und herwallt, über sich strebt, und wieder — nicht zur Erde sinkt! — zur Erde sich stürzt, in des „Felsenstroms" Fluthen sich taucht und sich wiegt „im Donner der hallenden Felsen umher." Sein Blick nicht Flammenblick des Adlers! Seine Stirn und Nase nicht Muth des Löwen! Seine Brust — nicht Festigkeit des steilwiehernden Pferdes! Im Ganzen aber viel von der schwebenden Gelenksamkeit des Elephanten....

Die Aufgezogenheit seiner vorragenden Oberlippe gegen die unbeschnittene, uneckige, vorhängende Nase zeigt bei dieser Beschlossenheit der Mundes viel Geschmack und feine Empfindsamkeit; der untere Theil des Gesichtes viel Sinnlichkeit, Trägheit, Achtlosigkeit; der ganze Umriß des Halbgesichtes Offenheit, Redlichkeit, Menschlichkeit, aber zugleich leichte Verführbarkeit und einen hohen Grad von gutherziger Unbedachtsamkeit, die Niemandem als ihm selber schadet. Die Mittellinie des Mundes ist in seiner Ruhe eines geraden, planlosen, weichgeschaffenen, guten; in seiner Bewegung eines zärtlichen, feinfühlenden, äußerst reizbaren, gütigen, edeln Menschen. Im Bogen der Augenlieder und im Ganzen der Augen sitzt nicht Homer, aber der tiefste, innigste, schnellste Empfinder, Ergreifer Homer's; nicht der epische, aber der Oden-Dichter; Genie, das quillt, umschafft, veredelt, bildet, schwebt, Alles in Heldengestalt zaubert, Alles vergöttlicht. — Die halbsichtbaren Augenlieder, von einem solchen Bogen, sind immer mehr feinfühlender Dichter, als nach Plan schaffender, als langsam arbeitender Künstler; mehr der verliebten als der strengen. — Das ganze Angesicht des Jünglings ist viel einnehmender und anziehender, als das um etwas zu lockere, zu

gedehnte Halbgesicht; das Vordergesicht zeugt bei der geringsten Bewegung von empfindsamer, sorgfältiger, erfindender, ungelernter, innerer Güte, und sanftzitternder, Unrecht verabscheuender Freiheit — dürstender Lebendigkeit. Es kann nicht den geringsten Eindruck von den vielen verbergen, die es auf einmal, die es unaufhörlich empfängt. — Jeder Gegenstand, der ein nahes Verhältniß zu ihm hat, treibt das Geblüt in die Wangen und Nase; die jungfräulichste Schamhaftigkeit in dem Puncte der Ehre verbreitet sich mit der Schnelle des Blitzes über die zartbewegliche Haut.

Die Gesichtsfarbe, sie ist nicht die blasse des Alles erschaffenden und Alles verzehrenden Genius; nicht die wildglühende des verachtenden Zertreters; nicht die milchweiße des Biedern; nicht die gelbe des Harten und Zähen; nicht die bräunliche des langsam fleißigen Arbeiters; aber die weißröthliche, violette, so sprechend und so unter einander wallend, so glücklich gemischt, wie die Stärke und Schwäche des ganzen Charakters. — Die Seele des Ganzen und eines jeden besondern Zuges ist Freiheit, ist elastische Betriebsamkeit, die leicht fortstößt und leicht zurückgestoßen wird. Großmuth und aufrichtige Heiterkeit leuchten aus dem ganzen Vordergesichte und der Stellung des Kopfes. — Unverderblichkeit der Empfindung, Feinheit des Geschmacks, Reinheit des Geistes, Güte und Adel der Seele, betriebsame Kraft, Gefühl von Kraft und Schwäche scheinen so alldurchdringend im ganzen Gesichte durch, daß das sonst muthige Selbstgefühl sich dadurch in edle Bescheidenheit auflöst, und der natürliche Stolz und die Jünglingseitelkeit sich ohne Zwang und Kunst in diesem herrlich spielenden Allliebenswürdig verdämmert. — Das weißliche Haar, die Länge und Unbehaglichkeit der Gestalt, die sanfte Leichtigkeit des Auftritts, das Hin- und Herschweben des Ganges, die Fläche der Brust, die weiße, faltenlose Stirn und noch verschiedene andere Ausdrücke verbreiten über den ganzen Menschen eine gewisse Weiblichkeit, wodurch die innere Schnellkraft gemäßigt und dem Herzen jede verfängliche Beleidigung und Niederträchtigkeit ewig unmöglich gemacht, zugleich aber auch offenbar wird, daß der muth- und feuervolle Poet, mit allem seinem unaffectirten Durste nach Freiheit und Befreiung, nicht bestimmt ist, für sich allein ein fester, plandurchsetzender, ausharrender Geschäftsmann, oder in der blutigen Schlacht unsterblich zu werden. Und nun erst am Ende merk' ich, daß ich von dem Auffallendsten noch Nichts gesagt; Nichts von der edeln, von aller Affectation reinen Simplicität! Nichts von der Kindheit des Herzens! Nichts von dem gänzlichen Nichtgefühle seines äußerlichen Adels! Nichts von der unaussprechlichen Vonhommie, mit welcher er Warnung und Tadel, sogar Vorwürfe und Unrecht, annimmt und duldet.

Doch wer will ein Ende finden von einem guten Menschen, in dem so viele reine Menschheit ist, Alles zu sagen, was an ihm wahrgenommen oder empfunden wird!

Beschreibung des Aeltern.

Was ich von dem jüngern Bruder gesagt: wie viel davon kann auch von Diesem gesagt werden! Das Vornehmste, das ich anmerken kann, ist Dieß:

Diese Figur und dieser Character sind mehr gepackt und weniger gedehnt als die vorige. Dort Alles länger und flächer, hier Alles kurzer, breiter, gewölbter, gebogener; dort Alles lockerer, hier beschnittener: so die Stirn, so die Nase, so die Brust; zusammengedrängter, lebendiger; weniger verbreitete, mehr zielende Kraft und Lebendigkeit! Sonst dieselbe Liebenswürdigkeit und Vonhommie! Nicht die auffallende Offenheit, mehr Verschlagenheit, aber im Grunde, oder vielmehr in der That, ebendieselbe Ehrlichkeit. Derselbe unbezwingbare Abscheu gegen Unrecht und Bosheit; dieselbe Unversöhnlichkeit mit Allem, was Ränke und Tücke heißt; dieselbe Unerbittlichkeit gegen Tyrannei und Despotism; dasselbe reine, unbestechliche Gefühl für alles Edle, Gute, Große; dasselbe Bedürfniß der Freundschaft und Freiheit; dieselbe Empfindsamkeit und edle Ruhmbegierde; dieselbe Allgemeinheit des Herzens für alle guten, weisen, einfältigen, kraftvollen, berühmten oder unberühmten, gekannten oder mißkannten Menschen, — und — dieselbe leichtsinnige Unbedachtsamkeit. Nein, nicht gerade dieselbe. Das Gesicht ist beschnittener, angezogener, fester; hat mehr innere, sich leicht entwickelnde Geschicklichkeit zu Geschäften und practischen Berathschlagungen; mehr durchsetzenden Muth, der sich besonders in den stark vordringenden, stumpf abgerundeten Knochen der Augen zeigt. Nicht das aufquillende, reiche, reine, hohe Dichtergefühl; nicht die schnelle Leichtigkeit der productiven Kraft des Andern. Aber dennoch, wiewohl in tiefern Regionen, lebendig, richtig, innig. Nicht das lustige, in morgenröthlichem Himmel dahin schwebende, Gestalten bildende Licht-Genie. — Mehr innere Kraft, vielleicht weniger Ausdruck! Mehr gewaltig und furchtbar, weniger prächtig und rund, obgleich seinem Pinsel weder Färbung noch Zauber fehlt. — Mehr Witz und rasende Laune; dreßiger Satyr, Stirn, Nase, Blick — Alles so herab, so vorhängend; recht entscheidend für originellen, allbelebenden Witz, der nicht von außenher einsammelt, sondern von

innen herauswirft. Ueberhaupt ist Alles an diesem Character verdrängender, eckiger, angreifender, stürmender! — Nirgends Plattheit, nirgends Erschlaffung, ausgenommen im zusinkenden Auge, wo Wollust, wie in Stirn und Nase — hervorspringt. Sonst, selbst in dieser Stirn, dieser Gedrängtheit von Allem — diesem Blick sogar — unträgbarer Ausdruck von ungelernter Größe; Stärke, Drang der Menschheit; Ständigkeit, Einfachheit, Bestimmtheit!"

Nachdem ich sodann in Darmstadt Merk'en seinen Triumph gönnen müssen, daß er die baldige Trennung von der fröhlichen Gesellschaft vorausgesagt hatte, fand ich mich wieder in Frankfurt, wohl empfangen von Jedermann, auch von meinem Vater, ob dieser gleich seine Mißbilligung, daß ich nicht nach Airolo hinabgestiegen, ihm meine Ankunft in Mailand gemeldet habe, zwar nicht ausdrücklich, aber stillschweigend merken ließ, besonders auch keine Theilnahme an jenen wilden Felsen, Nebelseen und Drachennestern im Mindesten beweisen konnte. Nicht im Gegensatz, aber gelegentlich, ließ er doch merken, was denn eigentlich an allem Dem zu haben sei; wer Neapel nicht gesehen, habe nicht gelebt.

Ich vermied nicht und konnte nicht vermeiden, Lili'en zu sehen; es war ein schonender, zarter Zustand zwischen uns Beiden. Ich war unterrichtet, man habe sie in meiner Abwesenheit völlig überzeugt, sie müsse sich von mir trennen, und Dieses sei um so nothwendiger, ja thunlicher, weil ich durch meine Reise und eine ganz willkürliche Abwesenheit mich genugsam selbst erklärt habe. Dieselben Localitäten jedoch in Stadt und auf dem Land, dieselben Personen, mit allem Bisherigen vertraut, ließen denn doch kaum die beiden noch immer Liebenden, obgleich auf eine wundersame Weise auseinander Gezogenen ohne Berührung. Es war ein verwünschter Zustand, der sich in einem gewissen Sinne dem Hades, dem Zusammensein jener glücklich unglücklichen Abgeschiedenen verglich.

Es waren Augenblicke, wo die vergangenen Tage sich wieder herzustellen schienen, aber gleich wie wetterleuchtende Gespenster verschwanden.

Wohlwollende hatten mir vertraut, Lili habe geäußert, indem alle die Hindernisse unserer Verbindung ihr vorgetragen worden: sie unternehme wohl, aus Neigung zu mir alle dermaligen Zustände und Verhältnisse aufzugeben und mit nach America zu gehen. America war damals vielleicht noch mehr als jetzt das Eldorado Derjenigen, die in ihrer augenblicklichen Lage sich bedrängt fanden.

Aber eben Das, was meine Hoffnungen hätte beleben sollen, drückte sie nieder. Mein schönes väterliches Haus, nur wenig hundert Schritte von dem ihrigen, war doch immer ein leidlicherer, zu gewinnender Zustand, als die über das Meer entfernte, ungewisse Umgebung; aber ich läugne nicht, in ihrer Gegenwart traten alle Hoffnungen, alle Wünsche wieder hervor, und neue Unsicherheiten bewegten sich in mir.

Freilich sehr verbietend und bestimmt waren die Gebote meiner Schwester; sie hatte mir mit allem verständigen Gefühl, dessen sie fähig war, die Lage nicht nur in's Klare gesetzt, sondern ihre wahrhaft schmerzlich mächtigen Briefe verfolgten immer mit kräftigerer Ausführung denselben Text. „Gut," sagte sie; „wenn Ihr's nicht vermeiden könntet, so müßtet Ihr's ertragen; Dergleichen muß man dulden, aber nicht wählen." Einige Monate gingen hin in dieser unseligsten aller Lagen, alle Umgebungen hatten sich gegen diese Verbindung gestimmt, in ihr allein glaubt' ich, wußt' ich, lag eine Kraft, die das Alles überwältigt hätte.

Beide Liebende, sich ihres Zustandes bewußt, vermieden, sich allein zu begegnen; aber bei kömmlicher Weise konnte man nicht umgehen sich in Gesellschaft zu finden. Da war mir denn die stärkste Prüfung auferlegt, wie eine edelfühlende Seele einstimmen wird, wenn ich mich näher erkläre.

Gestehen wir im Allgemeinen, daß bei einer neuen Bekanntschaft, einer neu sich anknüpfenden Neigung über das Vorhergegangene beide Liebende gern einen Schleier zieht. Die Neigung kümmert sich um keine Antecedentien; und wie sie blitzschnell genialisch hervortritt, so mag sie weder von Vergangenheit noch Zukunft wissen. Zwar hatte sich meine nähere Vertraulichkeit zu Lili'en gerade dadurch eingeleitet, daß sie mir von ihrer frühern Jugend erzählte, wie sie von Kind auf durchaus manche Neigung und Anhänglichkeit, besonders auch in fremden, ihr lebhaftes Haus Besuchenden, erregt und sich daran ergetzt habe, obgleich ohne weitere Folge und Verknüpfung.

Wahrhaft Liebende betrachten Alles, was sie bisher empfunden, nur als Vorbereitung zu ihrem gegenwärtigen Glück, nur als Basis, worauf sich erst ihr Lebensgebäude erheben soll. Vergangene Neigungen erscheinen wie Nachtgespenster, die sich vor dem anbrechenden Tage wegschleichen.

Aber was ereignete sich! Die Messe kam und so erschien der Schwarm jener Gespenster in ihrer Wirklichkeit; alle Handelsfreunde des bedeutenden Hauses kamen nach und nach heran, und es offenbarte sich schnell, daß Keiner ein gewissen Antheil an der liebenswürdigen Tochter

völlig aufgeben wollte noch konnte. Die Jüngern, ohne zudringlich zu sein, erschienen doch als Wohlbekannte; die Mittlern mit einem gewissen, verbindlichen Anstand wie Solche, die sich beliebt machen und allenfalls mit höhern Ansprüchen hervortreten möchten. Es waren schöne Männer darunter, mit dem Behagen eines gründlichen Wohlstandes.

Nun aber, die alten Herren waren ganz unerträglich mit ihren Onkels-Manieren, die ihre Hände nicht im Zaum hielten, und bei widerwärtigem Tätscheln sogar einen Kuß verlangten, welchem die Wange nicht versagt wurde. Ihr war so natürlich, dem Allem anständig zu genügen. Allein auch die Gespräche erregten manches bedenkliche Erinnern. Von jenen Lustfahrten wurde gesprochen zu Wasser und zu Lande, von mancherlei Fährlichkeiten mit heiterm Ausgang, von Bällen und Abend-Promenaden, von Verspottung lächerlicher Bewerber, und was nur eifersüchtigen Aerger in dem Herzen des trostlos Liebenden aufregen konnte, der gleichsam das Facit so vieler Jahre auf eine Zeit lang an sich gerissen hatte. Aber unter diesem Zudrang, in dieser Bewegung versäumte sie den Freund nicht, und wenn sie sich zu ihm wendete, so wußte sie mit Wenigem das Zarteste zu äußern, was der gegenseitigen Lage völlig geeignet schien.

Doch!! Wenden wir uns von dieser, noch in der Erinnerung beinahe unerträglichen Qual zur Poesie, wodurch einige geistreich-herzliche Linderung in den Zustand eingeleitet wurde.

„Lili's Park" mag ungefähr in diese Epoche gehören; ich füge das Gedicht hier nicht ein, weil es jenen zarten, empfindlichen Zustand nicht ausdrückt, sondern nur mit genialer Heftigkeit das Widerwärtige zu erheben, und durch comisch-ärzerliche Bilder das Entsagen in Verzweiflung umzuwandeln trachtet.

Nachstehendes Lied drückt eher die Anmuth jenes Unglücks aus, und sei deßhalb hier eingeschaltet:

Ihr verblühet, süße Rosen,
Meine Liebe trug Euch nicht:
Bindet, ach, dem Hoffnungslosen,
Dem der Gram die Seele bricht!

Jener Tage denk' ich trauernd,
Als ich, Engel, an Dir hing,
Auf das erste Knospchen lauernd
Früh' zu meinem Garten ging;

Alle Blüthen, alle Knöchle
Mocht zu Deinen Füßen tragen,
Und vor Deinem Angesichte
Hoffnung in dem Herzen schlug.

Ihr verblühet, süße Rosen,
Meine Liebe trug Euch nicht:
Bindet, ach, dem Hoffnungslosen,
Dem der Gram die Seele bricht!

Die Oper „Erwin und Elmire" war aus Goldsmith's liebenswürdiger, im „Landprediger von Wakefield" eingefügter Romanze entstanden, die uns in den besten Zeiten vergnügt hatte, wo wir nicht ahneten, daß uns etwas Aehnliches bevorstehe.

Schon früher habe ich einige poetische Erzeugnisse jener Epoche eingeschaltet, und wünschte nur, es hätten sich alle zusammen erhalten. Eine fortwährende Aufregung in glücklicher Liebeszeit, gesteigert durch eintretende Sorge, gab Anlaß zu Liedern, die durchaus nichts Ueberspanntes, sondern immer das Gefühl des Augenblicks aussprachen. Von geselligen Festliedern bis zur kleinsten Geschenksgabe, Alles war lebendig, mitgefühlt von einer gebildeten Gesellschaft; erst froh, dann schmerzlich, und zuletzt kein Gipfel des Glücks, kein Abgrund des Wehes, dem nicht ein Laut wäre gewidmet gewesen.

Alle diese innern und äußern Ereignisse, insofern sie meinen Vater hätten unangenehm berühren können, welcher jene erste, ihm anmuthig zusagende Schwiegertochter immer weniger hoffen konnte in sein Haus eingeführt zu sehen, wußte meine Mutter auf das Klügste und Thätigste abzuwenden. Diese Staats-Dame aber, wie er sie im Vertrauen gegen seine Gattinn zu nennen pflegte, wollte ihn keineswegs anmuthen.

Indessen ließ er dem Handel seinen Gang und setzte seine kleine Canzlei recht emsig fort. Der junge Rechtsfreund sowie der gewandte Schreiber gewannen unter seiner Firma immer mehr Ausdehnung des Bodens. Da nun, wie bekannt, der Abwesende nicht vermißt wird, so gönnten sie mir meine Pfade und suchten sich immer mehr auf einem Boden festzusetzen, auf dem ich nicht gedeihen sollte.

Glücklicher Weise trafen meine Richtungen mit des Vaters Gesinnungen und Wünschen zusammen. Er hatte einen so großen Begriff von meinem dichterischen Talent, so viel eigene Freude an der Gunst, die meine ersten Arbeiten erworben hatten, daß er mich oft unterhielt über Neues und fernerhin Vorzunehmendes. Hingegen von diesen geselligen Scherzen, leidenschaftlichen Dichtungen durft' ich ihn Nichts merken lassen.

Nachdem ich im „Götz von Berlichingen" das Symbol einer bedeutenden Welt-Epoche nach meiner Art abgespiegelt hatte, sah ich mich nach einem ähnlichen Wendepunct der Staatengeschichte sorgfältig um. Der Aufstand der Niederlande gewann meine Aufmerksamkeit. Im „Götz" war es ein tüchtiger Mann, der unterging in dem Wahn: zu Zeiten der Anarchie sei der wohlwollende Kräftige von einiger Bedeu-

tung. Im „Egmont" waren es feſtgegründete Zuſtände, die ſich vor ſtrenger, gut berechneter Despotie nicht halten können. Meinen Vater hatte ich davon auf das Lebhafteſte unterhalten, was zu thun ſei, was ich thun wolle, daß ihm Dieß ſo unüberwindliches Verlangen gab, dieſes in meinem Kopf ſchon fertige Stück auf dem Papiere, es gedruckt, es bewundert zu ſehen.

Hatt' ich in den frühern Zeiten, da ich noch hoffte, Lili'en mir zuzueignen, meine ganze Thätigkeit auf Einſicht und Ausübung bürgerlicher Geſchäfte gewendet, ſo traf es gerade jetzt, daß ich die fürchterliche Lücke, die mich von ihr trennte, durch Geiſtreiches und Seelenvolles auszufüllen hatte. Ich fing alſo wirklich „Egmont" zu ſchreiben an, und zwar nicht wie den erſten „Götz von Berlichingen" in Reih' und Folge, ſondern ich griff nach der erſten Einleitung gleich die Haupt-Scene an, ohne mich um die allenfallſigen Verbindungen zu bekümmern. Damit gelangte ich weit, indem ich, bei meiner läſtlichen Art zu arbeiten, von meinem Vater, es iſt nicht übertrieben, Tag und Nacht angeſpornt wurde, da er das ſo leicht Entſtehende auch leicht vollendet zu ſehen glaubte.

Zwanzigſtes Buch.

So fuhr ich denn am „Egmont" zu arbeiten fort; und wenn dadurch in meinem leidenſchaftlichen Zuſtand einige Beſchwichtigung eintrat, ſo half mir auch die Gegenwart eines wackern Künſtlers über manche böſe Stunden hinweg, und ich verdankte hier, wie ſchon ſo oft, einem unſichern Streben nach practiſcher Ausbildung einen heimlichen Frieden der Seele in Tagen, wo er ſonſt nicht wäre zu hoffen geweſen.

Johann Melchior Kraus, in Frankfurt geboren, in Paris gebildet, kam eben von einer kleinen Reiſe in's nördliche Deutſchland zurück; er ſuchte mich auf, und ich fühlte ſogleich Trieb und Bedürfniß, mich ihm anzuſchließen. Er war ein heiterer Lebemann, deſſen leichtes, erfreuliches Talent in Paris die rechte Schule gefunden hatte.

Für den Deutſchen gab es zu jener Zeit daſelbſt ein angenehmes Unterkommen; Philipp Hackert lebte dort in gutem Anſehen und Wohlſtand; das treue Deutſche Verfahren, womit er Landſchaften, nach der Natur zeichnend, in Gouach- und Oelfarbe glücklich ausführte, war als Gegenſatz einer practiſchen Manier, der ſich die Franzoſen hingegeben hatten, ſehr willkommen. Wille, hochgeehrt als Kupferſtecher, gab dem Deutſchen Verdienſte Grund und Boden; Grimm, ſchon einflußreich, nützte ſeinen Landsleuten nicht wenig. Angenehme Fußreiſen, um unmittelbar nach der Natur zu zeichnen, wurden unternommen, und ſo manches Gute geleiſtet und vorbereitet.

Boucher und Watteau, zwei wahrhaft geborne Künſtler, deren Werke, wenn ſchon verflatternd im Geiſt und Sinn der Zeit, doch immer noch höchſt reſpectabel gefunden werden, waren der neuen Erſcheinung geneigt, und ſelbſt, obgleich nur zu Scherz und Verſuch, thätig eingreifend. Grenze, im Familien-Kreiſe ſtill für ſich hinlebend, dergleichen bürgerliche Scenen gern darſtellend, von ſeinen eigenen Werken entzückt, erfreute ſich eines ehrenhaften, leichten Pinſels.

Alles Dergleichen konnte unſer Kraus in ſein Talent ſehr wohl aufnehmen; er bildete ſich an der Geſellſchaft zur Geſellſchaft, und wußte gar zierlich häusliche freundſchaftliche Vereine portraitmäßig darzuſtellen; nicht weniger glückten ihm landſchaftliche Zeichnungen, die ſich durch reinliche Umriſſe, maſſenhafte Tuſche, angenehmes Colorit dem Auge freundlich empfahlen; dem innern Sinn genügte eine gewiſſe naive Wahrheit, und beſonders dem Kunſtfreund ſein Geſchick: Alles, was er ſelbſt nach der Natur zeichnete, ſogleich zum Tableau einzuleiten und einzurichten.

Er ſelbſt war der angenehmſte Geſellſchafter: gleichmüthige Heiterkeit begleitete ihn durchaus; dienſtfertig ohne Demuth, gehalten ohne Stolz, fand er ſich überall zu Hauſe, überall beliebt, der thätigſte und zugleich der bequemſte aller Sterblichen. Mit ſolchem Talent und Character begabt, empfahl er ſich bald in höhern Kreiſen, und war beſonders in dem freiherrlichen von Stein'ſchen Schloſſe zu Naſſau an der Lahn wohl aufgenommen, eine talentvolle, höchſt liebenswürdige Tochter in ihrem künſtleriſchen Beſtreben unterſtützend und zugleich die Geſelligkeit auf mancherlei Weiſe belebend.

Nach Verheirathung dieſer vorzüglichen jungen Dame an den Grafen von Werther nahm das neue Ehepaar den Künſtler mit auf ihre bedeutenden Güter in Thüringen, und ſo gelangte er auch nach Weimar. Hier ward er bekannt, anerkannt und von dem daſigen hochgebildeten Kreiſe ſein Bleiben gewünſcht.

Alonzo.

Mit nichten so. Was? glaubt ihr, daß ich euch
Vor meiner Thüre lasse? Kommt herein.
Nur einen Augenblick Geduld. Hier kommen
Die Leute, die ich ausgeschickt. Man hatte
Nah' an dem Garten Lärm gehört, das Klirren
Der Waffen, ein Geschrey von Fechtenden.

Die Bedienten kommen.

Was gibt's? Ihr hörtet niemand? fandet keinen?

Die Bedienten machen verneinende Zeichen.

Es ist doch sonderbar, was meine Frauen
Für Geister sah'n? Wer weiß es, was die Furcht
Den guten Kindern vorgebildet. Kommt!
Ihr sollt euch laben, sollet anders nicht
Als wohl begleitet, mir von hinnen scheiden.
Und wenn ihr bleiben wollt; so findet ihr
Ein gutes Bett und einen guten Willen.

Ruganting.

Ihr macht mich ganz beschämt, und zeiget mir
Mit wenig Worten euern edeln Sinn.

Wie er nun überall zuthätig war, ſo förderte er bei ſeiner nunmehrigen Rückkehr nach Frankfurt meine bisher nur ſammelnde Kunſtliebe zu practiſcher Uebung. Dem Dilettanten iſt die Nähe des Künſtlers unerläßlich; denn er ſieht in dieſem das Complement ſeines eigenen Daſeins; die Wünſche des Liebhabers erfüllen ſich im Artiſten.

Durch eine gewiſſe Naturanlage und Uebung gelang mir wohl ein Umriß, auch geſtaltete ſich leicht zum Bilde, was ich in der Natur vor mir ſah; allein es fehlte mir die eigentliche plaſtiſche Kraft, das tüchtige Beſtreben, dem Umriß Körper zu verleihen, durch wohlabgeſtuftes Hell und Dunkel. Meine Nachbildungen waren mehr ferne Ahnungen irgend einer Geſtalt, und meine Figuren glichen den leichten Luftweſen in Dante's „Purgatorio", die, keine Schatten werfend, vor dem Schatten wirklicher Körper ſich entſetzen.

Durch Lavater's phyſiognomiſche Hetzerei — denn ſo darf man die ungeſtüme Anregung wohl nennen, womit er alle Menſchen, nicht allein zur Contemplation der Phyſiognomien, ſondern auch zur künſtleriſchen oder pfuſcherhaften practiſchen Nachbildung der Geſichtsformen zu nöthigen bemüht war, — hatte ich mir eine Uebung verſchafft, die Portraite von Freunden auf grau' Papier mit ſchwarzer und weißer Kreide darzuſtellen. Die Aehnlichkeit war nicht zu verkennen, aber es bedurfte die Hand meines künſtleriſchen Freundes, um ſie aus dem düſtern Grunde hervortreten zu machen.

Bei'm Durchblättern und Durchſchauen der reichlichen Portefeuilles, welche der gute Kraus von ſeinen Reiſen mitgebracht hatte, war die liebſte Unterhaltung, wenn er landſchaftliche oder perſönliche Darſtellungen vorlegte, der Weimar'ſche Kreis und deſſen Umgebung. Auch ich verweilte ſehr gerne dabei, weil es dem Jüngling ſchmeicheln mußte, ſo viele Bilder nur als Text zu betrachten von einer umſtändlichen, wiederholten Ausführung: daß man mich dort zu ſehen wünſche. Sehr anmuthig wußte er ſeine Grüße, ſeine Einladungen durch nachgebildete Perſönlichkeiten zu beleben. Ein wohlgelungenes Oelbild ſtellte den Capell-Meiſter Wolf am Flügel und ſeine Frau hinter ihm, zum Singen ſich bereitend, vor; der Künſtler ſelbſt wußte zugleich gar dringend auszuziehen, wie freundlich dieſes werthe Paar mich empfangen würde. Unter ſeinen Zeichnungen fanden ſich mehrere bezüglich auf die Wald- und Berggegend um Bürgel. Ein wackerer Forſtmann hatte daſelbſt, vielleicht mehr ſeinen anmuthigen Töchtern als ſich ſelbſt zu Liebe, rundgeſtaltete Fels-Partien, Gebüſch und Waldſtrecken durch Brücken, Geländer und ſanfte Pfade geſellig wandelbar gemacht; man ſah die Frauenzimmer in weißen Kleidern auf anmuthigen Wegen, nicht ohne Begleitung. An dem einen jungen Manne ſollte man Bertuch erkennen, deſſen ernſte Abſichten auf die Aelteſte nicht geläugnet wurden; und Kraus nahm nicht übel, wenn man einen zweiten jungen Mann auf ihn und ſeine aufkeimende Neigung für die Schweſter zu beziehen wagte.

Bertuch, als Zögling Wieland's, hatte ſich in Kenntniſſen und Thätigkeit dergeſtalt hervorgethan, daß er, als Geheim-Secretär des Herzogs ſchon angeſtellt, das Allerbeſte für die Zukunft erwarten ließ. Von Wieland's Rechtlichkeit, Heiterkeit, Gutmüthigkeit war durchaus die Rede; auf ſeine ſchönen litterariſchen und poetiſchen Vorſätze ward ſchon anſpielend hingedeutet, und die Wirkung des „Mercur" durch Deutſchland beſprochen; gar manche Namen in litterariſcher, ſtaatsgeſchäftlicher und geſelliger Hinſicht hervorgehoben, und in ſolchem Sinne Muſäus, Kirms, Berendis und Lyncker genannt. Von Frauen war Wolf's Gattinn und eine Witwe Kotzebue, mit einer liebenswürdigen Tochter und einem heitern Knaben, nebſt manchen Andern rühmlich und characteriſtiſch bezeichnet. Alles deutete auf ein friſchthätiges, litterariſches und Künſtlerleben.

Und ſo ſchilderte ſich nach und nach das Element, worauf der junge Herzog nach ſeiner Rückkehr wirken ſollte; einen ſolchen Zuſtand hatte die Frau Obervormünderinn vorbereitet; was aber die Ausführung wichtiger Geſchäfte betraf, war, wie es unter ſolchen proviſoriſchen Verwaltungen Pflicht iſt, der Ueberzeugung, der Thatkraft des künftigen Regenten überlaſſen. Die durch den Schloßbrand gewickten, grünlichen Ruinen betrachtete man ſchon als Anlaß zu neuen Thätigkeiten. Das in Stocken gerathene Bergwerk zu Ilmenau, dem man durch koſtſpielige Unterhaltung des tiefen Stollens eine mögliche Wiederaufnahme zu ſichern gewußt; die Academie Jena, die hinter dem Zeitſinn einiger Maßen zurückgeblieben und mit dem Verluſt gerade ſehr tüchtiger Lehrer bedroht war, wie ſo vieles Andere, regte einen edeln Gemeinſinn auf. Man blickte nach Perſönlichkeiten umher, die in dem aufſtrebenden Deutſchland ſo mannigfaches Gute zu fördern berufen ſein könnten; und ſo zeigte ſich durchaus eine friſche Ausſicht, wie eine kräftige und lebhafte Jugend ſie nur wünſchen konnte. Und ſchien es traurig zu ſein, eine junge Fürſtinn ohne die Würde eines ſchicklichen Gebäudes in eine ſehr mäßige, zu ganz andern Zwecke erbaute Wohnung einzuladen: ſo gaben die ſchöngelegenen, wohleingerichteten Landhäuſer Etterſburg, Belvedere und andere vortheilhafte Luſtſitze Genuß

des Gegenwärtigen und Hoffnung, auch in diesem damals zur Nothwendigkeit gewordenen Naturleben sich productiv und angenehm thätig zu erweisen.

Man hat im Verlaufe dieses biographischen Vortrags umständlich gesehen, wie das Kind, der Knabe, der Jüngling sich auf verschiedenen Wegen dem Uebersinnlichen zu nähern gesucht; erst mit Neigung nach einer natürlichen Religion hingeblickt, dann mit Liebe sich an eine positive festgeschlossen; ferner durch Zusammenziehung in sich selbst seine eigenen Kräfte versucht und sich endlich dem allgemeinen Glauben freudig hingegeben. Als er in den Zwischenräumen dieser Regionen hin und wieder wanderte, suchte, sich umsah, begegnete ihm Manches, was zu keiner von allen gehören mochte, und er glaubte mehr und mehr einzusehen, daß es besser sei, den Gedanken von dem Ungeheuern, Unfaßlichen abzuwenden.

Er glaubte in der Natur, der belebten und unbelebten, der beseelten und unbeseelten, Etwas zu entdecken, das sich nur in Widersprüchen manifestirte und deßhalb unter keinen Begriff, noch viel weniger unter ein Wort gefaßt werden könnte. Es war nicht göttlich, denn es schien unvernünftig; nicht menschlich, denn es hatte keinen Verstand; nicht teuflisch, denn es war wohlthätig; nicht englisch, denn es ließ oft Schadenfreude merken. Es glich dem Zufall, denn es bewies keine Folge; es ähnelte der Vorsehung, denn es deutete auf Zusammenhang. Alles, was uns begrenzt, schien für Dasselbe durchdringbar; es schien mit den nothwendigen Elementen unsers Daseins willkürlich zu schalten; es zog die Zeit zusammen und dehnte den Raum aus. Nur im Unmöglichen schien es sich zu gefallen und das Mögliche mit Verachtung von sich zu stoßen.

Dieses Wesen, das zwischen alle übrigen hineinzutreten, sie zu sondern, sie zu verbinden schien, nannte ich dämonisch, nach dem Beispiel der Alten und Derer, die etwas Aehnliches gewahrt hatten. Ich suchte mich vor diesem furchtbaren Wesen zu retten, indem ich mich nach meiner Gewohnheit hinter ein Bild flüchtete.

Unter die einzelnen Theile der Weltgeschichte, die ich sorgfältiger studirte, gehörten auch die Ereignisse, welche die nachher vereinigten Niederlande so berühmt gemacht. Ich hatte die Quellen fleißig erforscht, und mich möglichst unmittelbar zu unterrichten und mir Alles lebendig zu vergegenwärtigen gesucht. Höchst dramatisch waren mir die Situationen erschienen, und als Haupt-Figur, um welche sich die übrigen am Glücklichsten versammeln ließen, war mir Graf Egmont aufgefallen, dessen menschlich-ritterliche Größe mir am Meisten behagte.

Allein zu meinem Gebrauche mußte ich ihn in einen Character umwandeln, der solche Eigenschaften besaß, die einen Jüngling besser zieren als einen Mann in Jahren; einen Unbeweibten besser als einen Hausvater; einen Unabhängigen mehr als Einen, der, noch so frei gesinnt, durch mancherlei Verhältnisse begrenzt ist.

Als ich ihn nun so in meinen Gedanken verjüngt und von allen Bedingungen losgebunden hatte, gab ich ihm die ungemessene Lebenslust, das grenzenlose Zutrauen zu sich selbst, die Gabe, alle Menschen an sich zu ziehen (attractiva), und so die Gunst des Volks, die stille Neigung einer Fürstinn, die ausgesprochene eines Naturmädchens, die Theilnahme eines Staatsklugen zu gewinnen, ja selbst den Sohn seines größten Widersachers für sich einzunehmen.

Die persönliche Tapferkeit, die den Helden auszeichnet, ist die Base, auf der sein ganzes Wesen ruht, der Grund und Boden, aus dem es hervorsproßt. Er kennt keine Gefahr und verblendet sich über die größte, die sich ihm nähert. Durch Feinde, die uns umzingeln, schlagen wir uns allenfalls durch; die Netze der Staatsklugheit sind schwerer zu durchbrechen. Das Dämonische, was von beiden Seiten im Spiel ist, in welchem Conflict das Liebenswürdige untergeht und das Gehaßte triumphirt, sodann die Aussicht, daß hieraus ein Drittes hervorgehe, das dem Wunsch aller Menschen entsprechen werde: Dieses ist es wohl, was dem Stücke, freilich nicht gleich bei seiner Erscheinung, aber doch später und zur rechten Zeit, die Gunst verschafft hat, deren es noch jetzt genießt. Und so will ich denn auch hier, um mancher geliebten Leser willen, mir selbst vorgreifen, und, weil ich nicht weiß, ob ich so bald wieder zur Rede gelange, Etwas aussprechen, wovon ich mich erst viel später überzeugte.

Obgleich jenes Dämonische sich in allem Körperlichen und Unkörperlichen manifestiren kann, ja bei den Thieren sich auf's Merkwürdigste ausspricht, so steht es vorzüglich mit dem Menschen im wunderbarsten Zusammenhang und bildet eine, der moralischen Weltordnung, wo nicht entgegengesetzte, doch sie durchkreuzende Macht, so daß man die eine für den Zettel, die andere für den Einschlag könnte gelten lassen.

Für die Phänomene, welche hierdurch hervorgebracht werden, gibt es unzählige Namen; denn alle Philosophien und Religionen haben prosaisch und poetisch dieses Räthsel zu lösen und die Sache schließlich abzuthun gesucht, welches ihnen noch fernerhin unbenommen bleibe.

Am Furchtbarsten aber erscheint dieses Dämonische, wenn es in irgend einem Menschen überwiegend hervortritt. Während meines

Lebensganges habe ich Mehrere theils in der Nähe, theils in der Ferne beobachten können. Es sind nicht immer die vorzüglichsten Menschen, weder an Geist noch an Talenten, selten durch Herzensgüte sich empfehlend; aber eine ungeheure Kraft geht von ihnen aus, und sie üben eine unglaubliche Gewalt über alle Geschöpfe, ja sogar über die Elemente; und wer kann sagen, wie weit sich eine solche Wirkung erstrecken wird? Alle vereinten sittlichen Kräfte vermögen Nichts gegen sie; vergebens, daß der bessere Theil der Menschen sie als Betrogene oder als Betrüger verdächtig machen will, die Masse wird von ihnen angezogen. Selten oder nie finden sich Gleichzeitige Ihresgleichen, und sie sind durch Nichts zu überwinden, als durch das Universum selbst, mit dem sie den Kampf begonnen; und aus solchen Bemerkungen mag wohl jener sonderbare, aber ungeheure Spruch entstanden sein: Nemo contra deum nisi deus ipse.

Von diesen höhern Betrachtungen kehre ich wieder in mein kleines Leben zurück, dem aber doch auch seltsame Ereignisse, wenigstens mit einem dämonischen Schein bekleidet, bevorstanden. Ich war von dem Gipfel des Gotthard, Italien den Rücken wendend, nach Hause gekehrt, weil ich Lili'en nicht entbehren konnte. Eine Neigung, die auf die Hoffnung eines wechselseitigen Besitzes, eines dauernden Zusammenlebens gegründet ist, stirbt nicht auf einmal ab; ja sie nährt sich an der Betrachtung rechtmäßiger Wünsche und redlicher Hoffnungen, die man hegt.

Es liegt in der Natur der Sache, daß sich in solchen Fällen das Mädchen eher bescheidet, als der Jüngling. Als Abkömmlingen Pandore'ns ist den schönen Kindern die wünschenswerthe Gabe verliehen, anzureizen, anzulocken, und mehr durch Natur mit Halbvorsatz als durch Neigung, ja mit Frevel um sich zu versammeln, wobei sie denn oft in Gefahr kommen, wie jener Zauberlehrling, vor dem Schwall der Verehrer zu erschrecken. Und dann soll zuletzt denn doch hier gewählt sein, einer soll ausschließlich vorgezogen werden, einer die Braut nach Hause führen.

Und wie zufällig ist es, was hier der Wahl eine Richtung gibt, die Auswählende bestimmt! Ich hatte auf Lili'en mit Ueberzeugung Verzicht gethan, aber die Liebe machte mir diese Ueberzeugung verdächtig. Lili hatte in gleichem Sinne von mir Abschied genommen, und ich hatte die schöne, zerstreuende Reise angetreten; aber sie bewirkte gerade das Umgekehrte.

So lange ich abwesend war, glaubte ich an die Trennung, glaubte nicht an die Scheidung. Alle Erinnerungen, Hoffnungen und Wünsche hatten ein freies Spiel. Nun kam ich zurück; und wie das Wiedersehen der frei und freudig Liebenden ein Himmel ist, so ist das Wiedersehen von zwei nur durch Vernunftgründe getrennten Personen ein nuleidliches Fegefeuer, ein Vorhof der Hölle. Als ich in die Umgebung Lili's zurückkam, fühlte ich alle jene Mißhelligkeiten doppelt, die unser Verhältniß gestört hatten; als ich wieder vor sie selbst hintrat, fiel mir's hart auf's Herz, daß sie für mich verloren sei.

Ich entschloß mich daher abermals zur Flucht; und es konnte mir deßhalb Nichts erwünschter sein, als daß das junge herzoglich Weimar'sche Paar von Carlsruhe nach Frankfurt kommen, und ich, frühern und späternEinladungen gemäß, ihnen nach Weimar folgen sollte. Von Seiten jener Herrschaften hatte sich ein gnädiges, ja zutrauliches Betragen immer gleich erhalten, das ich von meiner Seite mit leidenschaftlichem Danke erwiederte. Meine Anhänglichkeit an den Herzog von dem ersten Augenblicke an; meine Verehrung gegen die Prinzessinn, die ich schon so lange, obgleich nur von Ansehen kannte; mein Wunsch, Wieland'en, der sich so liberal gegen mich betragen hatte, persönlich etwas Freundliches zu erzeigen, und an Ort und Stelle meine halb muthwilligen, halb zufälligen Unarten wieder gut zu machen, waren Beweggründe genug, die auch einen leidenschaftslosen Jüngling hätten aufreizen, ja antreiben sollen. Nun kam aber noch hinzu, daß ich, auf welchem Wege es wolle, vor Lili'en flüchten mußte, es sei nun nach Süden, wo mir die täglichen Erzählungen meines Vaters den herrlichsten Kunst- und Naturhimmel vorbildeten, oder nach Norden, wo mich ein so bedeutender Kreis vorzüglicher Menschen einlud.

Das junge fürstliche Paar erreichte nunmehr auf seinem Rückwege Frankfurt. Der herzoglich Meining'sche Hof war zu gleicher Zeit daselbst, und auch von diesem und dem, die jungen Prinzen geleitenden Geheimenrath von Dürkheim ward ich aufs Freundlichste aufgenommen. Damit aber ja, nach jugendlicher Weise, es nicht an einem seltsamen Ereigniß fehlen möchte, so setzte mich ein Mißverständniß in eine unglaubliche, obgleich ziemlich heitere Verlegenheit.

Die Weimar'schen und Meining'schen Herrschaften wohnten in einem Gasthof. Ich ward zur Tafel gebeten. Der Weimar'sche Hof lag mir dergestalt im Sinne, daß mir nicht einfiel, mich näher zu erkundigen, weil ich auch nicht einmal einbildisch genug war zu glauben, man wolle von Meining'scher Seite auch einige Notiz von mir nehmen. Ich gehe wohlangezogen in den Römischen Kaiser, finde die Zimmer der Weimar'schen Herrschaften leer, und da es

heißt, ſie wären bei den Meining'ſchen, verfügte ich mich dorthin und werde freundlich empfangen. Ich denke, Dieß ſei ein Beſuch vor Tafel oder man ſpeiſe vielleicht zuſammen, und erwarte den Ausgang. Allein auf einmal ſetzt ſich die Weimar'ſche Suite in Bewegung, der ich denn auch folge; allein ſie geht nicht etwa in ihre Gemächer, ſondern gerade die Treppe hinunter in ihre Wagen und ich finde mich eben allein auf der Straße.

Anſtatt mich nun gewandt und klug nach der Sache umzuthun und irgend einen Anſchluß zu ſuchen, ging ich, nach meiner entſchloſſenen Weiſe, ſogleich meinen Weg nach Hauſe, wo ich meine Eltern bei'm Nachtiſche fand. Mein Vater ſchüttelte den Kopf, indem meine Mutter mich ſo gut als möglich zu entſchädigen ſuchte. Sie vertraute mir Abends: als ich weggegangen, habe mein Vater ſich geäußert: er wundere ſich höchlich, wie ich, doch ſonſt nicht auf den Kopf gefallen, nicht einſehen wollte, daß man nur von jener Seite mich zu necken und mich zu beſchämen gedächte. Aber Dieſes konnte mich nicht rühren; denn ich war ſchon Herrn von Dürkheim begegnet, der mich, nach ſeiner milden Art, mit anmuthigen, ſcherzhaften Vorwürfen zur Rede ſtellte. Nun war ich aus meinem Traum erwacht und hatte Gelegenheit, für die mir gegen mein Hoffen und Erwarten zugedachte Gnade recht artig zu danken und mir Verzeihung zu erbitten.

Nachdem ich daher ſo freundlichen Anträgen aus guten Gründen nachgegeben hatte, ſo ward Folgendes verabredet. Ein in Carlsruhe zurückgebliebener Cavalier, welcher einen in Straßburg verfertigten Landauer-Wagen erwarte, werde an einem beſtimmten Tage in Frankfurt eintreffen; ich ſolle mich bereit halten, mit ihm nach Weimar ſogleich abzureiſen. Der heitere und gnädige Abſchied, den ich von den jungen Herrſchaften erfuhr, das freundliche Betragen der Hofleute, machten mir dieſe Reiſe höchſt wünſchenswerth, wozu ſich der Weg ſo angenehm zu ebnen ſchien.

Aber auch hier ſollte durch Zufälligkeiten eine ſo einfache Angelegenheit verwickelt, durch Leidenſchaftlichkeit verwirrt und nahezu völlig vernichtet werden; denn nachdem ich überall Abſchied genommen und den Tag meiner Abreiſe verkündet, ſodann aber eilig eingepackt und dabei meiner ungedruckten Schriften nicht vergeſſen, erwartete ich die Stunde, die den gedachten Freund im neuen Wagen herbeiführen und mich in eine neue Gegend, in neue Verhältniſſe bringen ſollte. Die Stunde verging, der Tag auch, und da ich, um nicht zwei Mal Abſchied zu nehmen und überhaupt, um nicht durch Zulauf und Beſuch überhäuft zu ſein, mich ſeit dem beſagten Morgen als abweſend angegeben hatte: ſo mußte ich mich im Hauſe, ja in meinem Zimmer ſtill halten, und befand mich daher in einer ſonderbaren Lage.

Weil aber die Einſamkeit und Enge jederzeit für mich etwas ſehr Günſtiges hatte, indem ich ſolche Stunden zu nutzen gedrängt war, ſo ſchrieb ich an meinem „Egmont" fort und brachte ihn beinahe zu Stande. Ich las ihn meinem Vater vor, der eine ganz eigene Neigung zu dieſem Stück gewann, und Nichts mehr wünſchte, als es fertig und gedruckt zu ſehen, weil er hoffte, daß der gute Ruf ſeines Sohnes dadurch ſollte vermehrt werden. Eine ſolche Beruhigung und neue Zufriedenheit war ihm aber auch nöthig; denn er machte über das Außenbleiben des Wagens die bedenklichſten Gloſſen. Er hielt das Ganze abermals nur für eine Erfindung, glaubte an keinen neuen Landauer, hielt den zurückgebliebenen Cavalier für ein Luftgeſpenſt; welches er mir zwar nur indirect zu verſtehen gab, dagegen aber ſich und meine Mutter deſto ausführlicher quälte, indem er das Ganze als einen luſtigen Hofſtreich anſah, den man in Gefolg meiner Unarten habe ausgehen laſſen, um mich zu kränken und zu beſchämen, wenn ich nunmehr, ſtatt jener gehofften Ehre, ſchimpflich ſitzen geblieben.

Ich ſelbſt hielt zwar Anfangs am Glauben feſt, freute mich über die eingezogenen Stunden, die mir weder von Freunden noch Fremden, noch ſonſt einer geſelligen Zerſtreuung verkümmert wurden, und ſchrieb, wenn auch nicht ohne innere Agitation, am „Egmont" rüſtig fort. Und dieſe Gemüthsſtimmung mochte wohl dem Stück ſelbſt zu Gute kommen, das, von ſo viel Leidenſchaften bewegt, nicht wohl von einem ganz Leidenſchaftsloſen hätte geſchrieben werden können.

So verzingen acht Tage, und ich weiß nicht, wie viel darüber; und dieſe völlige Einkelterung fing an mir beſchwerlich zu werden. Seit mehrern Jahren gewohnt, unter freiem Himmel zu leben, geſellt zu Freunden, mit denen ich in dem aufrichtigſten, geſchäftigſten Wechſelverhältniſſe ſtand, in der Nähe einer Geliebten, von der ich zwar mich zu trennen den Vorſatz gefaßt, die mich aber doch, ſo lange noch die Möglichkeit war, mich ihr zu nähern, gewaltſam zu ſich forderte: Alles Dieſes fing an mich dergeſtalt zu beunruhigen, daß die Anziehungskraft meiner Tragödie ſich zu vermindern und die poetiſche Productions-Kraft durch Ungeduld aufgehoben zu werden drohte. Schon einige Abende war es mir nicht möglich geweſen, zu Hauſ zu bleiben. In einen großen Mantel gehüllt, ſchlich ich in der Stadt umher, an den Häuſern meiner Freunde und Bekann-

ten vorbei, und verſäumte nicht, auch an Lili's Fenſter zu treten. Sie wohnte im Erdgeſchoß eines Eckhauſes, die grünen Rouleaux waren niedergelaſſen; ich konnte aber recht gut bemerken, daß die Lichter am gewöhnlichen Platze ſtanden. Bald hörte ich ſie zum Clavierе ſingen; es war das Lied: „Ach, wie ziehſt Du mich unwiderſtehlich!“ das nicht ganz vor einem Jahr an ſie gedichtet ward. Es mußte mir ſcheinen, daß ſie es ausdrucksvoller ſänge als jemals, ich konnte es deutlich Wort vor Wort verſtehen; ich hatte das Ohr ſo nahe angedrückt, wie nur das auswärts gebogene Gitter erlaubte. Nachdem ſie es zu Ende geſungen, ſah ich an dem Schatten, der auf die Rouleaux fiel, daß ſie aufgeſtanden war; ſie ging hin und wieder, aber vergebens ſuchte ich den Umriß ihres lieblichen Weſens durch das dichte Gewebe zu erhaſchen. Nur der feſte Vorſatz, mich wegzubegeben, ihr nicht durch meine Gegenwart beſchwerlich zu ſein, ihr wirklich zu entſagen, und die Vorſtellung, was für ein ſeltſames Aufſehen mein Wiedererſcheinen machen müßte, konnten mich entſcheiden, die ſo liebe Nähe zu verlaſſen.

Noch einige Tage verſtrichen, und die Hypotheſe meines Vaters gewann immer mehr Wahrſcheinlichkeit, da auch nicht einmal ein Brief von Carlsruhe kam, welcher die Urſachen der Verzögerung des Wagens angegeben hätte. Meine Dichtung gerieth in's Stocken, und nun hatte mein Vater gutes Spiel bei der Unruhe, von der ich innerlich zerarbeitet war. Er ſtellte mir vor: die Sache ſei nun einmal nicht zu ändern, mein Koffer ſei gepackt; er wolle mir Geld und Credit geben, nach Italien zu gehen; ich müſſe mich aber gleich entſchließen aufzubrechen. In einer ſo wichtigen Sache zweifelnd und zaudernd, ging ich endlich darauf ein: daß, wenn zu einer beſtimmten Stunde weder Wagen noch Nachricht eingelaufen ſei, ich abreiſen, und zwar zuerſt nach Heidelberg, von dannen aber nicht wieder durch die Schweiz, ſondern nunmehr durch Graubünden oder Tyrol über die Alpen gehen wolle.

Wunderbare Dinge müſſen freilich entſtehen, wenn eine planloſe Jugend, die ſich ſelbſt ſo leicht mißleitet, noch durch einen leidenſchaftlichen Irrthum des Alters auf einen falſchen Weg getrieben wird. Doch darum iſt es Jugend und Leben überhaupt, daß wir die Strategie gewöhnlich erſt einſehen lernen, wenn der Feldzug vorbei iſt. Im reinen Geſchäftsgang wär' ein ſolches Zufälliges leicht aufzuklären geweſen, aber wir verſchwören uns gar zu gern mit dem Irrthum gegen das natürlich Wahre, ſowie wir die Karten miſchen, eh' wir ſie herumgeben, damit ja dem Zufall ſein Antheil an der That nicht verkümmert werde; und ſo entſteht gerade das Element, worin und worauf das Dämoniſche ſo gern wirkt und uns nur deſto ſchlimmer mitſpielt, je mehr wir Ahnung von ſeiner Nähe haben.

Der letzte Tag war verſtrichen, den andern Morgen ſollte ich abreiſen, und nun drängte es mich unendlich, meinen Freund Paſſavant, der eben aus der Schweiz zurückgekehrt war, noch ein Mal zu ſehen, weil er wirklich Urſache gehabt hätte zu zürnen, wenn ich unſer inniges Vertrauen durch völlige Geheimhaltung verletzt hätte. Ich beſchied ihn daher durch einen Unbekannten Nachts an einen gewiſſen Platz, wo ich, in meinen Mantel gewickelt, eher eintraf als er, der auch nicht ausblieb und, wenn er ſchon verwundert über die Beſtellung geweſen war, ſich noch mehr über Den verwunderte, den er am Platze fand. Die Freude war dem Erſtaunen gleich, an Beredung und Berathung war nicht zu denken; er wünſchte mir Glück zur Italieniſchen Reiſe; wir ſchieden, und den andern Tag ſah ich mich ſchon bei guter Zeit an der Bergſtraße.

Daß ich mich nach Heidelberg begab, dazu hatte ich mehrere Urſachen: eine verſtändige; denn ich hatte gehört, der Weimar'ſche Freund würde von Carlsruhe aber Heidelberg kommen; und ſogleich gab ich, angelangt auf der Poſt, ein Billet ab, das man einem, auf bezeichnete Weiſe durchreiſenden Cavalier einhändigen ſollte; die zweite Urſache war leidenſchaftlich und bezog ſich auf mein früheres Verhältniß zu Lili'en. Demoiſelle Delf nämlich, welche die Vertraute unſerer Neigung, ja die Vermittlerinn einer ernſtlichen Verbindung bei den Eltern geweſen war, wohnte daſelbſt, und ich ſchätzte mir es für das größte Glück, ehe ich Deutſchland verließ, noch ein Mal jene glücklichen Zeiten mit einer werthen, geduldigen und nachſichtigen Freundinn durchſchwatzen zu können.

Ich ward wohl empfangen und in manche Familie eingeführt, wie ich mir denn in dem Hauſe des Oberforſtmeiſters von W.... ſehr wohlgefiel. Die Eltern waren anſtändig behagliche Perſonen; die eine Tochter ähnelte Friedrike'n. Es war gerade die Zeit der Weinleſe, das Wetter ſchön, und alle die Elſaſſiſchen Gefühle lebten in dem ſchönen Rhein- und Neckar-Thale in mir wieder auf. Ich hatte dieſe Zeit an mir und Andern Wunderliches erlebt; aber es war noch Alles im Werden, kein Reſultat des Lebens hatte ſich in mir hervorgethan, und das Unendliche, was ich gewahrt hatte, verwirrte mich vielmehr. Aber in Geſellſchaft war ich noch wie ſonſt, ja vielleicht gefälliger und unterhaltender. Hier unter dieſem freien Himmel,

unter den frohen Menschen suchte ich die alten Spiele wieder auf, die der Jugend immer neu und reizend bleiben. Eine frühere, noch nicht erloschene Liebe im Herzen, erregte ich Antheil, ohne es zu wollen, auch wenn ich sie verschwieg; und so ward ich auch in diesem Kreise bald einheimisch, ja nothwendig, und vergaß, daß ich nach ein Paar verschwätzten Abenden meine Reise fortzusetzen den Plan hatte.

Demoiselle Delf war eine von den Personen, die, ohne gerade intrigant zu sein, immer ein Geschäft haben, Andere beschäftigen, und bald diese bald jene Zwecke durchführen wollen. Sie hatte eine tüchtige Freundschaft zu mir gefaßt, und konnte mich um so eher verleiten, länger zu verweilen, da ich in ihrem Hause wohnte, wo sie meinem Dableiben allerlei Vergnügliches vorhalten und meiner Abreise allerlei Hindernisse in den Weg legen konnte. Wenn ich das Gespräch auf Lili'en lenken wollte, war sie nicht so gefällig und theilnehmend, wie ich gehofft hatte. Sie lobte vielmehr unsern beiderseitigen Vorsatz, uns unter den bewandten Umständen zu trennen, und behauptete, man müsse sich in das Unvermeidliche ergeben, das Unmögliche aus dem Sinne schlagen und sich nach einem neuen Lebens-Interesse umsehen. Planvoll, wie sie war, hatte sie Dieß nicht dem Zufall überlassen wollen, sondern sich schon zu meinem künftigen Unterkommen einen Entwurf gebildet, aus dem ich nun wohl sah, daß ihre letzte Einladung nach Heidelberg nicht so absichtlos gewesen, als es schien.

Churfürst Carl Theodor nämlich, der für die Künste und Wissenschaften so viel gethan, residirte noch zu Mannheim, und gerade weil der Hof catholisch, das Land aber protestantisch war, so hatte die letztere Partei alle Ursache, sich durch rüstige und hoffnungsvolle Männer zu verstärken. Nun sollte ich in Gottes Namen nach Italien gehen und dort meine Einsichten in dem Kunstfach ausbilden; indessen wollte man für mich arbeiten; es werde sich bei meiner Rückkunft ausweisen, ob die aufkeimende Neigung der Fräulein von W.... gewachsen oder erloschen, und ob es räthlich sei, durch die Verbindung mit einer angesehenen Familie mich und mein Glück in einem neuen Vaterlande zu begründen.

Dieses Alles lehnte ich zwar nicht ab, allein mein planloses Wesen konnte sich mit der Planmäßigkeit meiner Freundinn nicht ganz vereinigen; ich genoß das Wohlwollen des Augenblicks; Lili's Bild schwebte mir wachend und träumend vor und mischte sich in alles Andere, was mir hätte gefallen oder mich zerstreuen können. Nun rief ich mir aber den Ernst meines großen Reiseunternehmens vor die Seele, und beschloß auf eine sanfte und artige mich loszulösen und in einigen Tag Weg weiter fortzusetzen.

Bis tief in die Nacht hinein hatt[e] feste Delf mir ihre Plane, und was mich zu thun Willens war, im Einz[el] gestellt, und ich konnte nicht anders, bat solche Gesinnungen verehren, o[b] Absicht eines gewissen Kreises, sich [zu] und meine mögliche Gunst bei Hof stärken, nicht ganz zu verkennen w[ar] trennten uns erst gegen Eins. Ich h[atte] lange, aber tief geschlafen, als das H[orn] Postillon's mich weckte, der reitend Hause hielt. Bald darauf erschien [die] Delf mit einem Licht und Brief in de[r] und trat vor mein Lager. „Da habe[n] rief sie aus, „Lesen Sie, sagen Sie m[ir] ist. Gewiß kommt es von den Wei[s] Ist es eine Einladung, so folgen Sie [ihr] und erinnern sich an unsere Gespräc[he] bat sie um das Licht und um eine Vie[r] Einsamkeit. Sie verließ mich unz[u] den Brief zu eröffnen, sah ich eine [N] mich hin. Die Staffette kam von [F] ich kannte Siegel und Hand; der Fr[eund] also dort angekommen, er lud mich [ein] der Unglaube und Ungewißheit hatten [mich] eilt. Warum sollte man nicht in eine[m] bürgerlichen Zustande auf einen sic[h] kündigten Mann warten, dessen A[n]k[unft] so manche Zufälle verspätet werden [könnte]. Es fiel mir wie Schuppen von den Au[gen], vorhergegangene Güte, Gnade, Zutrau[en] sich mir lebhaft wieder vor; ich schä[mte] fast meines wunderlichen Seitensprun[gs]. eröffnete ich den Brief, und Alles natürlich zugegangen. Mein ausge[zeichneter] Geheimder Legationsrath hatte auf den neuen W[ink] von Straßburg kommen sollte, Tag Stunde für Stunde, wie wir auf ihn, war alsdann Geschäfts wegen über W[ien] nach Frankfurt gegangen, und hatte [mich] seinem Schreck' mich nicht gefunden. D[urch] Staffette sendete er gleich das eilige [Schreiben] worin er voraussetzte, daß ich sofort [meine] geklärtem Irrthum zurückkehren und [ihm] die Beschämung bereiten wolle, ohn[e] Weimar anzukommen.

So sehr sich auch mein Verstand [und] muth gleich auf diese Seite neigten, [so] es doch meiner neuen Richtung auch [ein] einem bedeutenden Gegengewicht. Me[in] hatte mir einen gar hübschen Reise[plan] gelegt und mir eine kleine Bibliothek [mit]ben, durch die ich mich vorbereiten un[d] und Stelle leiten konnte. Ja nöthigen [Falls] hatte ich bisher keine andere Unterha[l]

habt, ſogar auf meiner letzten kleinen Reiſe im Wagen nichts Anderes gedacht. Jene herrlichen Gegenſtände, die ich von Jugend auf durch Erzählung und Nachbildung aller Art kennen gelernt, ſammelten ſich vor meiner Seele; und ich kannte nichts Erwünſchteres, als mich ihnen zu nähern, indem ich mich entſchieden von Lilli'en entfernte.

Ich hatte mich indeß angezogen und ging in der Stube auf und ab. Meine ernſte Wirthinn trat herein. „Was ſoll ich hoffen?" rief ſie aus. Meine Beſte, ſagte ich, reden Sie mir Nichts ein; ich bin entſchloſſen zurückzukehren; die Gründe habe ich ſelbſt bei mir abgewogen, ſie zu wiederholen würde nichts fruchten. Der Entſchluß am Ende muß gefaßt werden; und wer ſoll ihn faſſen als Der, den er zuletzt angeht?

Ich war bewegt, ſie auch; und es gab eine heftige Scene, die ich dadurch endigte, daß ich meinem Burſchen befahl, Poſt zu beſtellen. Vergebens hat ich meine Wirthinn, ſich zu beruhigen und den ſcherzhaften Abſchied, den ich geſtern Abend bei der Geſellſchaft genommen hatte, in einen wahren zu verwandeln; zu bedenken, daß es nur auf einen Beſuch, auf eine Aufwartung für kurze Zeit angeſehen ſei; daß meine Italieniſche Reiſe nicht aufgehoben, meine Rückkehr hierher nicht abgeſchnitten ſei. Sie wollte von Nichts wiſſen, und beunruhigte den ſchon Bewegten noch immer mehr. Der Wagen ſtand vor der Thür; aufgepackt war; der Poſtillon ließ das gewöhnliche Zeichen der Ungeduld erſchallen; ich riß mich los; ſie wollte mich noch nicht fahren laſſen, und brachte künſtlich genug die Argumente der Gegenwart alle vor, ſo daß ich endlich leidenſchaftlich und begeiſtert die Worte Egmont's ausrief: „Kind, Kind! nicht weiter! Wie von unſichtbaren Geiſtern gepeitſcht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unſers Schickſals leichtem Wagen durch, und uns bleibt Nichts, als muthig gefaßt die Zügel feſtzuhalten, und bald rechts, bald links, vom Steine hier, vom Sturze da, die Räder abzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? Erinnert er ſich doch kaum, woher er kam!"

Anhang

zu

Goethe's Dichtung und Wahrheit.

I.

Goethe's Mutter.

Einige Beiträge zu ihrer Characteriſtik.

Schon öfter iſt die Bemerkung gemacht worden, daß große und ausgezeichnete Männer, was ſowohl Character als Anlagen des Geiſtes und andere Eigenthümlichkeiten betrifft, immer zur Hälfte in ihren Müttern vorgebildet ſind.

So ſtellt ſich in Goethe's Character eine ſehr zarte Scheu vor allen heftigen, gewaltſamen Eindrücken dar, die er auf alle Weiſe und in allen Lagen ſeines Lebens möglichſt von ſich zu entfernen ſuchte. Aehnliches finden wir ſchon bei der Mutter, wie mir denn eine Freundinn, die, als ſie noch in Frankfurt lebte, ihr ſehr nahe ſtand, folgende Character-Züge erzählte, die für das hier eben Geſagte zum vollkommenſten Belege dienen.

Goethe's Mutter hatte die Gewohnheit, ſobald ſie eine Magd oder einen Bedienten miethete, unter Anderm folgende Bedingungen zu ſtellen: „Ihr ſollt mir Nichts wieder erzählen, was irgend Schreckhaftes, Verdrießliches oder Beunruhigendes, ſei es nun in meinem Hauſe, oder in der Stadt, oder in der Nachbarſchaft, vorfällt. Ich mag ein-für allemal Nichts davon wiſſen. Geht's mich nah' an, ſo erfahre ich's noch immer zeitig genug; geht's mich gar nicht an, bekümmert's mich überhaupt nicht! Sogar wenn es in der Straße brennte, wo ich wohne, ſo will ich's auch da nicht früher wiſſen, als ich's eben wiſſen muß." So geſchah es denn auch, daß, als Goethe im Winter 1805 zu Weimar lebensgefährlich krank war, Niemand in Frankfurt von allen Denen, die bei der Mutter aus- und eingingen, davon zu ſprechen wagte. Erſt lange nachher, und als es ſich mit ihm völlig zur Beſſerung anließ, kam ſie ſelbſt im Geſpräch darauf und ſagte zu ihren Freundinnen: „Ich hab' halt Alles wohl gewußt, hab't Ihr gleich Nichts davon geſagt und ſagen wollen, wie es mit dem Wolfgang ſo ſchlecht geſtanden hat. Jetzt aber mög't Ihr ſprechen, jetzt geht es beſſer. Gott und ſeine gute Natur haben ihm geholfen. Jetzt kann wieder von dem Wolfgang die Rede ſein, ohne daß es mir, wenn ſein Name genannt wird, einen Stich in's Herz gibt." — „Wäre Goethe", ſetzte dieſelbe Freundinn, die mir Dieſes erzählte, hinzu, „damals geſtorben, auch alsdann würde dieſes Todesfalles im Hauſe ſeiner Mutter ſchwerlich von uns Erwähnung geſchehen ſein; wenigſtens nur mit ſehr großer Vorſicht, oder von ihr ſelbſt dazu aufgefordert, würden wir Dieſes gewagt haben, weil, wie ich ſchon bemerkt, es durchaus eine Eigenthümlichkeit ihrer Natur oder Grundſatz, wo nicht Beides war, allen heftigen Eindrücken und Erſchütterungen ihres Gemüthes, wo ſie nur immer konnte, auszuweichen."

Unter einen Brief, den Goethe von ſeiner Mutter erhielt, da ſie bereits zweiundſiebenzig Jahre alt war, ſchrieb Jemand: „So hätte Gott alle Menſchen erſchaffen ſollen."

Eine zweite Anlage Goethe's, worauf alle übrigen Anlagen gleichſam als Fundament ruhten und ſich einer reichen Entwickelung erfreuten, iſt eine ergiebige Ader von fröhlich ſtrömendem Muttermitze, ſonſt auch Naivetät und Humor genannt, die ebenfalls in einem ſehr hohen, ja faſt dreißigen Grade ſeiner Mutter eigenthümlich waren. Der Vater war älter und in ſich gekehrter, oder, wie ſich der Maler Krauſe, ſein Landsmann von Frankfurt her, über ihn ausdrückte, ein geradliniger Frankfurter-Reichsbürger, der mit abgemeſſenen Schritten ſeinen

Gang und ſein Leben zu ordnen gewohnt war. Von ſeiner Förmlichkeit hat Goethe vielleicht Etwas in ſich hereingenommen. Manche, die den Vater genau und perſönlich gekannt haben, verſichern, Gang und Haltung der Hände habe der Sohn völlig vom Vater beibehalten. Die Mutter aber beſaß ein munteres, ſinnlich fröhliches Weſen, wie es am Rhein zwiſchen Weinbergen und ſonnigen Hügeln häufig vorkommt; und da ſie weniger in Jahren vorgerückt als der Vater war, ſo nahm ſie auch ſchon deßhalb Alles leichter und aumuthiger, als Dieſer. So ſagte ſie zuweilen in ſcherzhafter Laune, weil ſie ſehr früh geheirathet und, kaum ſechszehn oder ſiebenzehn Jahre alt, Mutter geworden war: „Ich und mein Wolfgang haben uns halt immer verträglich zuſammengehalten; Das macht, weil wir Beide jung und nit ſo gar weit als der Wolfgang und ſein Vater aus einander geweſen ſind!“ — So bezeigte ſie bei manchen freiern Scherzen des Sohnes, die der ſtreng ziehende Vater ſchwerlich überſehen konnte, eine ächt mütterliche, liebende Nachſicht, oder ging vielmehr ganz in dieſelben ein.

Einſt bei'm Schlittſchuhlaufen z. B., wo ſie im Schlitten neben einer Freundinn ſaß und dieſen munteren Spielen der Jugend zuſah, nahm ihr Wolfgang die Coatuſche ab, hängte ſie ſich um und ſcherzte lange auf dem Eiſe hin und her, ehe er ſie der Mutter wiederbrachte, die ihm lächelnd verſicherte, daß die Coatuſche recht wohl zu ſeinem Geſicht geſtanden hätte.

Späterhin noch, als Goethe ſein bürgerliches Leben nach dem Rathe ſeines Vaters in Frankfurt damit eröffnete, daß er ſich den Geſchäften eines Anwalts unterzog, verhätſchelte die Mutter Manches mit dem Mantel der Liebe, was der Vater ſchwerlich ſo frei hätte hingehen laſſen. In demſelben Grade nämlich, wie der etwas mürriſche Vater die Augen offen behielt, pflegte die Mutter ſie gelegentlich zuzudrücken. Junge Autor-Manuſcripte *) wurden in angebliche Akten, und manche kleine Einladung zu einem unſchuldigen Garten-Pickenick mit jungen, luſtigen Leuten ſeines Schlages, wenn der Vater darnach fragte, in irgend ein Hand-Billet von dieſem oder jenem Clienten verwandelt.

Die liebenswürdige Corona Schröter, für welche Goethe ſpäterhin zu Weimar ſeine „Iphigenie“ dichtete, wußte Vieles von dieſer Art auf das Anmuthigſte zu erzählen, und Manches davon, was im Verfolge dieſer Schrift ſich etwa finden wird, habe ich treulich aus ihrem Mund in meinem Tagebuche aufgezeichnet.

Noch in ihrem hohen Alter, als ſie ſich einige Wochen hindurch mit den Beſchwerden deſſelben ſchmerzlich geplagt hatte, ſagte Goethe's Mutter zu einer Freundinn, die ſie beſuchte, auf ihr Befragen, wie es gehe: „Gottlob, nun bin ich wieder mit mir zufrieden und kann mich einige Wochen hinaus leiden. Zeither bin ich völlig unleidlich geweſen und habe mich wider den lieben Gott gewehrt, wie ein klein' Kind, das nimmer weiß, was an der Zeit iſt. Geſtern aber konnt' ich es nicht länger mit mir anſehen; da hab' ich mich ſelbſt recht ausgeſcholten und zu mir geſagt: ei, ſchäm' Dich, alte Räthinn! Haſt guter Tage genug gehabt in der Welt und den Wolfgang dazu, mußt, wenn die böſen kommen, nun auch fürlieb nehmen und kein ſo übel Geſicht machen! Was ſoll Das mit Dir vorſtellen, daß Du ſo ungeduldig und garſtig biſt, wenn der liebe Gott Dir ein Kreuz auflegt? Wähſt Du denn immer auf Roſen gehen und biſt über's Ziel, biſt über ſiebenzig Jahre hinaus! Schauen's, ſo hab' ich zu mir ſelbſt geſagt, und gleich iſt ein Nachlaß gekommen und iſt beſſer geworden, weil ich ſelbſt nicht mehr ſo garſtig war.“

Wer Goethe's Perſönlichkeit einiger Maßen gekannt hat, wird zugleich zugeben müſſen, daß viel von dieſer Liebenswürdigkeit und dieſem Humor, der ſich weder im Leben noch im Tode zu Grunde richten läßt, in den erſtbiſten Ahnen auf ihn übergegangen war. Wir werden dieſer unten Belege dazu aus ſeinem frühern Leben, wie zu ſeinem Ernſte aus dem ſpätern geben.

*) Goethe war kaum neunzehn Jahre alt, als er „Die Mitſchuldigen“ ſchrieb.

II.

Allgemeiner Umriß von Goethe's Character als Menſch und Künſtler.

Von Goethe's Vielſeitigkeit (Objectivität), ſowohl in Kunſt als treuer Auffaſſung der Charactere und äußer Gegenſtände überhaupt, iſt häufig, zuletzt auch freilich unter Denen, die der heutigen Allweltsbildung mit dem Heißhunger eines leeren Innern nachjagen, die

Rede geweſen. Ein ganz eigenthümlicher Vorzug ſeines Genie's iſt es ohne Zweifel, daß er ſich gleichſam in den Gegenſtand, auf deſſen Betrachtung er ſich in dieſem oder jenem Zeitpuncte beſchränkt, mag es nun ein Menſch, ein Thier, ein Vogel oder eine Pflanze ſein, innig verliert, ja ſich gewiſſer Maßen in denſelben träumend verwandelt. Man darf nicht in Abrede ſtellen, daß Goethe's Größe als Naturforſcher und Dichter, ſein Styl, ſeine Denkart, ſeine Darſtellung, ſeine Originalität, faſt möcht' ich ſagen, die ganze Schwäche ſowie die ganze Stärke ſeines ſittlichen Weſens, auf dem Wege einer ſolchen objectiven Entwickelung zu ſuchen ſind. Wie oft hörte ich ihn, wenn er ſich irgend einer Betrachtung dieſer Art hingeben wollte, mit Ernſt ſeine Freunde erſuchen, ihn ja mit den Gedanken Anderer über dieſen Gegenſtand zu verſchonen, weil es eine ſtrenge, ja naadweichliche Maxime bei ihm war, in ſolcher Stimmung allen fremden Einflüſſen zu wehren! Erſt dann, wenn er ſeine eigene Kraft an einem ſolchen Object durchverſucht, ſich gleichſam ihm gegenüberſtellt und allein mit ihm geſprochen hatte, ging er auch auf fremde Vorſtellungen ein; ja, es ergetzte ihn ſogar, zu wiſſen, was Andere lange vor ihm über dieſen nämlichen Gegenſtand gedacht, gethan oder geſchrieben hatten. Er berichtigte ſich ſodann redlich in dieſem oder jenem Stücke, ſowie es ihn auf der andern Seite kindlich freute, wenn er ſah, daß er hier oder da in ſeinem rein originellen Beſtreben den Erſcheinungen eine neue Seite abgewonnen hatte. Wie Manches hat die Natur auf dieſem Wege des einſamen Forſchens und Selbſtgeſpräches, den ſo Wenige zu betreten im Stande ſind, ihrem Liebling entdeckt! Und wenn es in alten Mährchen vorkommt, daß Greiſe, Pflanzen, Steine, Blumen, Licht, Wolken ihre eigene Sprache führen, ſo kann man nicht läugnen, daß unſer alter Deutſcher Magus, um im Bilde fortzufahren, gar Vieles von der Vögel- und Blumenſprache verſtanden und auch Andern zu verdeutlichen gewußt hat. Seine „Metamorphoſe der Pflanzen", ſeine „Farbenlehre" ſind ſchöne Denkmäler ſeines ruhigen Forſchungsgeiſtes; ſie ſind, ſo zu ſagen, erfüllt mit begeiſterten Seherblicken, die tief in die Jahrhunderte und in das Gebiet der Wiſſenſchaften hineinreichen, ſowie auf der andern Seite ſeine biographiſchen Darſtellungen zwei ſo völlig von ihm verſchiedener Naturen, wie Wieland und Johann Heinrich Voß, nicht ſowohl ſeine Kunſt als vielmehr ſeine eigene, ſchöne Natur hinlänglich beurkunden, die Alles, was ihr begegnete, rein aufzufaſſen und wie ein klarer, unbefleckter Spiegel wieder zu geben wußte. Wieland's Biographie verwandelt ſich gleichſam in Wieland'en ſelbſt, und Johann Heinrich Voß erſcheint in der Goethe'ſchen Darſtellung ohne alle Ecken und Härten, womit ſich das Leben ſo ſchwer anfaſſen läßt. „Gleichſam als ob Goethe ſelbſt dieſer Johann Heinrich Voß wäre, ſo trefflich verſteht es der große Meiſter, die ſchwer und mühſelig den äußern Umſtänden abgewonnene Bildung dieſes gelehrten und ſeltenen Mannes vor unſern Augen zur Entwickelung zu bringen und mit allen ihren Eigenheiten begreiflich zu machen.

Sowie dieſem hohen Talent Goethe's eine allgemeine Anerkennung zu Theil geworden iſt, ſo laut haben ſich auch auf der andern Seite tadelnde Stimmen wegen Lauheit in ſittlichen Geſinnungen, ſoweit ſie in ſeinen Schriften vorliegt, erhoben. Seine Verehrer ſuchten gleich Anfangs dieſe Vorwürfe dadurch zu entkräften, daß ſie der Kunſt den Rath ertheilten, ſich ganz und gar von der Moral und ihren ſo beläſtigenden Vorſchriften loszumachen. Zufolge dieſer Maxime wurden nun alle Diejenigen, welche ihre Unzufriedenheit mit gewiſſen, allzu freien Darſtellungen der Goethe'ſchen Muſe äußerten, ohne Weiteres für beſchränkte Köpfe erklärt. Von nun an ſchien eine Löſung zu einer Menge verwegener Producte gegeben zu ſein, worin das Heilige und Höchſte nur allzu oft zu einem frechen Spiel der niedrigſten menſchlichen Leidenſchaft, ja zu einem Deckmantel der rohſten Sinnesbegierden ausartete. Man überſah, wie mich dünkt, in dieſem ganzen Streite von beiden Seiten einen Hauptpunct. Die angeborene, ruhige Betrachtung aller Dinge, wie ſie Goethe'n eigen iſt, konnte in ihm jenen ſittlichen Enthuſiasmus unmöglich aufkommen laſſen, wie ihn die Zeit forderte, und den ſie nur allzubald als den einzig beneidenswerthen Vorzug der menſchlichen Natur anerkannte.

Goethe war geboren, ſich den Dingen, nicht aber die Dinge ſich anzueignen. Von dem Augenblicke an, wo eine Zeit gegen das wirklich vorhandene oder auch nur vermeinte Böſe leidenſchaftlich in die Schranken tritt, befaßt ſie ſich wenig oder gar nicht mit Unterſuchung der guten Seiten, die dieß nämliche Böſe, mit Ruhe betrachtet, einem unparteiiſchen Auge etwa darbieten möchte.

Somit war Goethe, und zwar eben durch den eigenſten Vorzug ſeiner Natur, ſelbſt mit ſeiner Zeit in einen heftigen Widerſpruch gerathen. Goethe wollte *betrachten*, ſeine Zeit wollte *handeln* und jeden, auch den ſeichteſten Beweggrund, der ſich ihr zu ſolchem Verhalten darbot, in ſich aufnehmen. Darum ſagte er einmal zu mir: „Religion und Politik ſind ein trübes Element für die Kunſt; ich habe ſie mir immer, ſoweit als möglich, vom Leibe gehalten."

Für ſich.

Welch Glück der Welt vermag ſo viel zu thun,
Als dieſes Unglück mir verſchaft!

Laut.

Ich komme.

Beyde durch die Gartenthür ab.

Wohl erleuchtetes Zimmer in dem Schloſſe von Villa Bella.

Claudine. Lucinde.

Claudine.

Wo bleibt mein Vater? Käm' er doch zurück!
Ich bin voll Sorge. Freundinn, wie ſo ſtill?

Lucinde.

Ich denke nach, und weiß nicht wie mir iſt;
Ich weiß nicht ob mir träumte. Ganz genau
Glaubt' ich zuletzt die Stimme des Geliebten
Im Lärm und Streit zu hören.

Nur eine Partei war es, für die er sich unter diesen Umständen erklärte, nämlich diejenige, in deren Gefolge eine, wenn auch nur muthmaßliche Ruhe zu hoffen war, gleichviel alsdann, auf welchem Wege sie gefunden worde.

Nun traf es sich aber gerade, daß Religion und Politik, Kirche und Staat die beiden Pole wurden, zwischen denen sich das Jahrhundert, worin er lebte, neu gestalten sollte. Alles Wissen und alles Handeln wurde von dem Zeitgeiste gewaltig ergriffen und, so zu sagen, auf diesen Mittelpunct hingedrängt. Durch die verworrensten Verstellungen wurde Bahn gebrochen, und die an sich unklare Menge theilte die allgemeine Richtung, ohne daß sie eigentlich wußte, was mit ihr vorging.

Der klare Goethe sah Dieß wohl ein, und Das ist auch der Grund, warum ihm Alles von dieser Art am Ende so widerlich wurde, und warum er vorzugsweise in einer Gesellschaft lieber von einer Novelle des Boccaccio als von Gegenständen sprach, woraus das Gesammtwohl Europa's zu beruhen schien. Viele legten ihm diese Denkart als kalte und tiefleere Gleichgültigkeit seines Wesens aus; aber gewiß mit Unrecht. Um anders zu sein und den allgemeinen Ruf für die neue Ordnung der Dinge, wie Wieland, Klopstock und selbst Herder, zu theilen, hätte Goethe sich selbst aufgeben und der vielseitigen Betrachtung, womit er jedes Ding, folglich auch diese historische Erscheinung auffaßte und gar reiflich erwog, plötzlich entsagen müssen. Gewiß, der ruhige Beobachter aller Vorgänge dieses bewegten Lebens und der in die Handlung desselben entweder leitend oder thätig Verflochtene sind zwei völlig verschiedene Charactere. Die letzten Beiden haben durchaus kein richtiges Urtheil über ihren eigenen Zustand. Dazu fehlt ihnen der Standpunct. Der Laube darf und soll man keine Naturgeschichte des Affen abfordern; sie würde allzu einseitig ausfallen. Es muß daher nothwendig Etwas über beide Zustände Erhabenes, ächt Göttliches vorhanden sein, das weder Laube noch Affe ist, aber beide ruhig auf seinem Schooße hält und ihre gegenseitigen Vorzüge und Mängel ausmittelt, die ersten anerkennt, die andern aber, wo nicht zu lieben, doch zu dulden und mitunter auch wohl zu entschuldigen befliſſen ist.

Nur mit unverrückter Feststellung dieses höhern Gesichtspunctes, der das niedere Spiel der Welterscheinung mit allen seinen Gegensätzen, wie etwa einen buntgemalten Theater-Vorhang, unter sich abrollen läßt, ist uns, wie die Seele aller Goethe'schen Darstellung, so auch das Recht zu einer eigenen Beurtheilung des so seltenen und einzig großen Mannes gegeben. Goethe bewegte wohl auch seine Flügel und war emsig genug, wie eine Biene; aber seine Thätigkeit war reine Kunstthätigkeit, seiglich von ganz anderer Art. Das Reich der Wissenschaften, wie es sich durch Jahrhunderte aufgebaut, die Reiche der Natur und der Kunst, sowohl in ihrem ersten Werden als in ihrer stufenweisen Entwickelung: Das waren die Gegenstände, die er unausgesetzt durchflog, und was er auf diesen weiten Entdeckungsreisen von Schätzen in Besitz nahm oder von dorther mitbrachte, sollte ihm und seinen Freunden zu einer angenehmen Beschäftigung dienen.

Mit weitern Anforderungen gedachte er die ohnehin von allen Seiten hinlänglich geplagte Menschheit seinerseits zu verschonen, und begehrte dafür weiter Nichts zum Danke von ihr, sofern er anders durch seine Untersuchungen einige Theilnahme bei ihr erregte, oder ihr ein lehrreiches Ergetzen bereitete, als daß sie ihn und alle seiner Denkart nahverwandte, sinnige Geister und gleichbeschaffene Naturen nicht zu sanft mit dem eisernen Arme der Wirklichkeit anrühre, oder gar aus den schönen Träumen der Vorwelt, welchen sie sich hingaben, in die Wirklichkeit aufschrecke. Geschah Dieses dennoch, so hörte man jene anmuthig rauhe Weise des Zigeuner-Hauptmanns im „Jahrmarkt zu Plunderswеilen" wieder aus seinem Munde klingen:

Lumpen und Dunst
Der ganze Markt!
Kinder und Affen
Zeugen und raffen,
Gassen und Kanten!
Bestien-Banden!
Meint' ich das Ding nicht,
Wenn ich's geschenkt kriegt?
Kennt' ich nur oder sie!
Wetter, wir wollen sie!
Wollen sie tanzen!
Wollen sie l... n!
Mit zwanzig Mann
Wenn war' der Kram'

Dieß Hanpt-Thema, nur etwas abgeändert, sowie jenes Hymnus:

Ich hab' mein' Sach' auf Nichts gestellt u.

der eigentlich auch weiter Nichts als eine Variation dieses Liedes ist, gingen bei Goethe durch und durch, und machten, so zu sagen, ein Stück seiner eigentlichen Lebensbetrachtung aus. Völlig ungerecht, beinahe neidisch verkleinernd ist übrigens der Vorwurf, daß sich Goethe dem Zeitgeiste mit Verunthreuung seines eigentlichen Talent's absichtlich und knechtisch zugewendet. Hat ihm ja doch Niemand so sinnig in allen Stücken durch die Maximen, die er aufstellte, durch die Anregungen, die von ihm ausgingen, gerade nur in seiner weltgeschichtlichen Bedeutsamkeit vorgegriffen. Wahrlich, die Kirche wie der Staat werden sich der Früchte dieses mazedonischen Mannes ächt Deutscher

Abkunft und Beſchaffenheit in der Folge zu erfreuen haben, wiewohl er ſich, ſeltſam genug, ihre einwirkende Nähe in den Augenblicken ſeiner Entwickelung dringend verbat, ja es gerade hin ablängnete, daß er Blüthen oder Früchte für ſo verworrene Lebensbeſtrebungen, wie ſie ihm ſchienen, beabſichtige. Wir können daher mit Recht ſagen, daß wir allen Einfluß, den Goethe von dieſer Seite in Zukunft ausüben wird, rein und lediglich der Natur danken, weil in ihm ſelbſt, wie ſchon bemerkt, ein völlig abſichtloſes Wirken von dieſer Seite vorhanden war. Indem er die Gegenwart faſt gleichgiltig aufgab und ſich von jeder Leidenſchaft in ihrer Betrachtung frei machte, iſt er eben dadurch der Zukunft um ein Großes näher gerückt, und dieſelbe wird ihn gewiß in Allem, was Kunſt und Wiſſenſchaften betrifft, als einen ihrer unverdächtigſten Zeugen, ja Verkünder abhören und begrüßen. Fingerzeige und Data genug, um den verworrenen Knäuel dieſer Gegenwart abzuwickeln, ſind in ſeinen Schriften überall zerſtreut, und die Nachwelt wird ſie zu ſammeln wiſſen.

Ich rechne ihm dieſe Richtung, wie ſchon früher geſagt, keineswegs zu einem beſondern Verdienſte an, ſondern will ſie nur als einen ganz eigenthümlichen Vorzug ſeiner klaren Natur geltend machen, in welcher ſich alle Gaben der Beſchaulichkeit, wie in einem Cryſtall, vereinten; um ſo mehr, da dieſe Betrachtung allein im Stande iſt, ihn gegen die oft unverdienten Verwürfe ſeiner beſſern und edlern Freunde, ſowie aller Derer zu ſchützen, die ihm Dinge abforderten, welche ihn in einen ſchmerzlichen Widerſpruch gerade mit dem ſchönſten Theile ſeines eigenen Weſens verſetzten, nicht bedeutend, daß es ebenſo ungereimt ſein möchte, wenn man von dem Verfaſſer des „Götz von Berlichingen" erwartete, daß er auf dem Rathhauſe zu Heilbronn ſeine eiſerne Hand gegen den Magiſtrat und ſeine verächtlichen Helfershelfer mit zerſchmetterndem Gewicht und Nachdruck in die politiſche Wagſchale legen ſollte, als wenn man dem wackern Götz von Berlichingen ſelbſt zumuthete, er möchte uns mit ſeiner eiſernen Hand ein anmuthiges Feſtſpiel oder eine „Iphigenie" und einen „Taſſo" ſchreiben. Will man dagegen, wie man allerdings muß, naturgemäß dem Götz ſeinen Götz und dem Goethe ſeinen Goethe vergeben, ſo wird wohl der rechte Standpunct zur Beurtheilung Beider gefunden ſein.

Merkwürdig iſt mir immer ein Wort, das Goethe einmal im Geſpräch über unſern gemeinſchaftlichen, edeln Freund, den Maler und Kunſtkenner Meyer, ſagte, und das man vielleicht mit noch größerm Rechte auf ihn ſelber anwenden könnte: „Wir Alle," hob er an, „ſo viel wir unſer ſind, Wieland, Herder, Schiller, haben uns von der Welt doch irgend Etwas und von irgend einer Seite weiß machen laſſen, und eben deßhalb können wir auch noch ein Mal wiederkommen, ſie wird es wenigſtens nicht übel nehmen. Dergleichen aber konnte ich an Meyern, ſo lange ich ihn kenne, niemals wahrnehmen. Er iſt ſo klar und in allen Stücken ſo rubig, ſo grundverſtändig, ſieht, was er ſieht, ſo durch und durch, ſo ohne alle Beimiſchung irgend einer Leidenſchaft oder eines trüben Partei-Geiſtes, daß das Innterſt (dessous) der Karten, was die Natur hier mit uns ſpielt, ihm unmöglich verborgen bleiben konnte. Eben deßhalb aber iſt auch für ſeinen Geiſt an keine Wiederkunft hienieden zu Orts denken; denn die Natur liebt es nun einmal nicht, daß man ihr, gleichſam unaufgefordert, ſo tief in die Karten blickt; und wenn auch deßhalb von Zeit zu Zeit Einer kommt, der ihr Ein's und das Andere von ihren Geheimniſſen ablauſcht, ſo ſind auch wieder ſchon zehn Andere da, die es geſchäftig zudecken." —

Goethe kann, darf und will ſeiner ganzen Natur nach keinen einzigen Schritt thun, der ihn das Reich der Erfahrungen, wo er ſo freudig feſten Fuß gefaßt und über ein halbes Jahrhundert gewurzelt hat, plötzlich zu verlaſſen zwänge.

Alle Schlüſſe, Beobachtungen, Lehren, Meinungen, Glaubens-Artikel haben in ſeinen Augen nur Werth, inſofern ſie ſich an dieſes von ihm ſo glücklich eroberte Reich anknüpfen. Der blaue Horizont, der dieſes Reich begrenzt, den ſich der Menſch ſo lieblich bemalt, kümmert ihn wenig. Er ſieht ihn ſogar, weil er aus Erfahrung weiß, daß dort die Hirngeſpinnſte wohnen und alle Phantome eines dunkeln Aberglaubens, den er haßt, ihren Sitz haben.

Das Mögliche, Gutes und Böſes, wie es im Reiche der Erfahrung nach allen Richtungen geleiſtet wird, läßt er mit großer Duldung, ja Anerkennung gewähren. Aengſtlich angeciernt iſt ihm ſelbſt die Tugend zuwider, und faſt möchte ich behaupten, daß ein halbweg tüchtiger Charakter, ſobald ihm nur irgend eine wahrhafte Naturanlage zur Baſis dient, ſich in ſeinen Augen einer größern Nachſicht erfreuen kann, als ein Weſen, das in keinem Momente ſeines Lebens wahr iſt, das ſich ſelbſt überall auf das Unliebſichſte zwingt und eben dadurch Andern im Umgange einen unerträglichen Zwang auflegt. „O," ſeufzte er bei ſolchen Gelegenheiten, „wenn ſie doch nur das Herz hätten, einen einzigen dummen Streich zu machen, ſo wäre die Sache abgethan, und ſie würden doch wenigſtens, frei von Heuchelei und Verſtellung, ihrem eigenen, natürlichen Boden wiederge-

geben! Wie Das geſchieht, darf man doch allemal für die Keime des Guten, die man der Natur anvertraut, einer freudlichen Hoffnung Raum geben; auf dem Grunde aber, wo ſie jetzt ſtehen, wächſt gar Nichts!" — „Süße Puppe!" war in ſolchen Fällen ſein Lieblingswort; ſowie der Ausdruck: „Es iſt eine Natur!" in Goethe's Munde für ein bedeutſames Lob galt.

Mit Unterſuchungen über Zeit, Raum, Geiſt, Materie, Gott, Unſterblichkeit mochte ſich Goethe nur wenig befaſſen. Nicht etwa, daß er höhere Weſen, als wir ſind, abläugnete. Keineswegs; nur blieben ſie ihm fremd, weil ſie außer dem Reiche aller Erfahrung liegen, das ihn, ſeiner Maxime getreu, ganz ausſchließend anzog und beſchäftigte. Die Flucht des Ueberſinnlichen war mit ihm geboren; und wer unter uns iſt ſo kühn, daß er Grenzſtreitigkeiten mit der Natur anzettlen wollte? Wäre Goethe ein Leibnitz, ein Kant geweſen, ſo hätten wir freilich ſtatt der „Iphigenie" und des „Fauſt" eine ſinnreiche Metaphyſik erhalten; jetzt aber, da er eben Goethe geworden iſt, ſollten wir ihm auch hinig, und zwar in allen Stücken, erlauben, Goethe zu ſein und zu bleiben. Wie er ſelbſt einmal im Geſpräche mit mir ſehr ſchön bemerkte: „In der Reihe ſo mannigfaltiger Producte, wodurch die ſchaffenden Kräfte der Natur ſichtbar würden, ſei der Menſch gleichſam das erſte Geſpräch, das die Natur mit Gott halte;" — ebenſo könnte man von ihm ſelbſt ſagen, daß, bei ſeinem eigenſinnigen Beharren im Reiche der Erfahrung, er gleichſam das letzte Product der plaſtiſchen Natur darſtelle, das mit ihren Geheimniſſen zugleich die zwei Richtungen auseinanderere, die von Ewigkeit in ihr verborgen liegen, und die, trotz allen ſcheinbaren Gegenſätzen, doch erſt beide zuſammengenommen die eine wahrhafte, ganze und vollſtändige Welt und Natur ausmachen; eine Anſicht der Dinge, die keinen verwerflichen Beitrag zur Definition Deſſen, was wir Genie in der Natur nennen, abgeben dürfte. Denn ſowie das Genie von dem Augenblicke an, wo es ſich von der Natur losſagt, auf die unerträglichſten Abwege geräth und nicht ſelten den Hirngeſpinnſten und Traumſyſtemen zu verfallen pflegt, ebenſo theilt es mit der Natur jene beiden großen Richtungen: die eine in das ſtille Reich der Sitte und des Geſetzes, wo es alsdann in lieblicher Ruhe und Selbſtbeſchränkung eine unabſehbare Reihe ſtiller Bildungen ausprägt; die zweite dagegen in die gewaltſame Bewegung des Sturmwindes, der Blitze und des Erdbebens, womit die Mutter aller Dinge jene etwaigen Gegenſätze, die ſich in ihr verfinden, dem Anſcheine nach völlig regellos, im Grunde aber doch wohl geſetzmäßig, ſchnell beſeitigt und ſo Zerſtörung aus Leben und Leben aus Zerſtörung ſchafft.

Goethe'n zumuthen, daß er ſich in ſeinen Betrachtungen einer von dieſen Richtungen ganz einſeitig ergeben ſoll, heißt im Grunde nichts Geringeres, als von ihm verlangen, daß er aufhören ſollte, Goethe zu ſein, was er freilich nicht anders, als dadurch bewerkſtelligen könnte, daß er aufhörte, die Geſetze der Natur ſeinerſeits als einzig giltige Richtſchnur für ſich und Seinesgleichen anzuerkennen. Wenn man daher dieſem großen und anmuthigen Genius zuweilen das Gefühl für das Schickliche abgeſprochen hat, ſo hat man ihn nach fremdem Maßſtabe gemeſſen und nicht bedacht, daß er es nicht laſſen konnte, aus der Sittlichkeit eine Art von Gewerbe zu machen. Ihm war auch hier alles nicht Urſprüngliche, alles Angelernte zuwider, wie jede angelernte Erhebung der Seele, angelernte Philoſophie, eingelerntes Gebet u. ſ. w., dergeſtalt, daß er nicht ſelten, wenn er ganz unbefangen dieſe Abneigung gegen flächere Gemüther ausſprach, ſich den größten Mißverſtändniſſen ausſetzte. Wir werden aber in der Folge ſehen, wie tief, richtig, wahrhaft und mild, ja hingegeben er jede Richtung einer ſittlichen Natur erfaßte, wenn er z. B. über Ludwig xv., König von Holland, und deſſen Bruder Napoleon mittheilte. Wenn aber ein Geſetz der Engliſchen Verfaſſung, welches dahin lautet, daß Pairs jederzeit nur von Pairs gerichtet werden können, auch auf Gegenſtände der Geiſterwelt übertragbar iſt: ſo dürfte eine ſolche Anerkennung des wahrhaft Eigenthümlichen und Großen durch einen großen Zeitgenoſſen gar manches einſeitige Urtheil beſchämen und verwirren und ſomit bewahrheiten, was im „Taſſo" geſagt wird:

— wo Du das Genie erblickſt,
Erblickſt Du auch zugleich der Mutterkrone

III.

Goethe's Anſichten von der Fortdauer der Seele.

An Wieland's Begräbnißtage bemerkte ich eine ſo feierliche Stimmung in Goethe's Weſen, wie man ſie ſelten an ihm zu ſehen gewohnt iſt. Es war etwas ſo Weiches, ich möchte faſt ſagen, Wehmüthiges in ihm; ſeine Augen glänzten häufig; ſelbſt ſein Ausdruck, ſeine Stimme waren anders als ſonſt. Dieß mochte auch wohl der Grund ſein, daß unſere Unterhaltung dieß Mal eine Richtung in's Ueberſinnliche nahm, was Goethe in der Regel, wo nicht verſchmäht, doch lieber von ſich ablehnt; völlig aus Grundſatz, wie mich dünkt, indem er, ſeinen angeborenen Neigungen gemäß, ſich lieber auf die Gegenwart und die lieblichen Erſcheinungen beſchränkt, welche Kunſt und Natur in den uns zugänglichen Kreiſen dem Auge und der Betrachtung darbieten. Unſer abgeſchiedener Freund war natürlich der Hauptinhalt unſers Geſpräches. Ohne im Ganze deſſelben beſonders auszuweichen, fragte ich bei irgend einem Anlaſſe, wie Goethe die Fortdauer nach dem Tode, wie Etwas, das ſich von ſelbſt verſtehe, vorausſetzte: Und was glauben Sie wohl, daß Wieland's Seele in dieſen Augenblicken vornehmen möchte? — „Nichts Kleines, nichts Unwürdiges, nichts mit der ſittlichen Größe, die er ſein ganzes Leben hindurch behauptete, Unverträgliches;" war die Antwort. „Aber, um nicht mißverſtanden zu werden, da ich ſelber von dieſen Dingen ſpreche, müßte ich wohl etwas weiter ausholen. Es iſt Etwas um ein achtzig Jahre hindurch ſo würdig und ehrenvoll geführtes Leben; es iſt Etwas um die Erlangung ſo geiſtig zarter Geſinnungen, wie ſie in Wieland's Seele ſo angenehm vorherrſchten; es iſt Etwas um dieſen Fleiß, um dieſe eiſerne Beharrlichkeit und Ausdauer, worin er uns Alle mit einander übertraf!" — Möchten Sie ihm wohl einen Platz bei ſeinem Cicero anweiſen, mit dem er ſich noch bis an den Tod ſo fröhlich beſchäftigte? — „Stört mich nicht, wenn ich dem Gange meiner Ideen eine vollſtändige und ruhige Entwickelung geben ſoll! Von Untergang ſolcher hohen Seelenkräfte kann in der Natur niemals und unter keinen Umſtänden die Rede ſein; ſie verſchwenderiſch behandelt ſie ihre Capitalien nie. Wieland's Seele iſt von Natur ein Schatz, ein wahres Kleinod. Dazu kommt, daß ſein langes Leben dieſe geiſtig ſchönen Anlagen nicht verzögert, ſondern vorgerückt hat. Noch ein Mal, bedenken Sie jenſeits dieſen Umſtand! Napha'el war kaum in den Dreißigen, Correggio kaum einige Vierzig', als Beide ihrem Leben plötzlich ein Ende machten, indeß Wieland —" Wie? fiel ich hier Goethe'n mit einigem Erſtaunen in's Wort; ſprechen Sie doch vom Sterben, als ob es ein Act von Selbſtſtändigkeit wäre? — „Das erlaube ich mir eigentl," gab er mir zur Antwort; „und wenn es Ihnen anders gefällt, ſo will ich Ihnen darüber auch von Grund aus, weil es mir in dieſem Augenblicke erlaubt iſt, meine Gedanken ſagen."

Ich bat ihn dringend, mir dieſelben nicht vorzuenthalten. „Sie wiſſen längſt," hob er an, „daß Ideen, die eines feſten Fundaments in der Sinnenwelt entbehren, bei all' ihrem übrigen Werthe für mich keine Ueberzeugung mit ſich führen, weil ich, der Natur gegenüber, wiſſen, nicht aber bloß vermuthen und glauben will. Was nun die perſönliche Fortdauer unſerer Seele nach dem Tode betrifft, ſo iſt es damit auf meinem Wege alſo beſchaffen. Sie geht keineswegs mit den vielfältigen Beobachtungen, die ich über die Beſchaffenheit unſerer und aller Weſen in der Natur angeſtellt, im Widerſpruch; im Gegentheil, ſie geht ſogar aus denſelben mit neuer Beweiskraft hervor. Wie viel aber oder wie wenig von dieſer Perſönlichkeit übrigens verdient, daß es fortdaure, iſt eine andere Frage und ein Punct, den wir Gott überlaſſen müſſen. Vorläufig will ich nur Dieſes zuerſt bemerken: ich nehme verſchiedene Claſſen und Rangordnungen der letzten Urbeſtandtheile aller Weſen an, gleichſam der Anfangspunkte aller Erſcheinungen in der Natur, die ich Seelen nennen möchte, weil von ihnen die Belebung des Ganzen ausgeht, oder noch lieber Monaden, — laſſen Sie uns immer dieſen Leibniz'ſchen Ausdruck beibehalten! Die Einfachheit des einfachen Weſens auszudrücken, möchte es kaum einen beſſeren geben. — Nun ſind einige von dieſen Monaden oder Anfangspunkten, wie uns die Erfahrung zeigt, ſo klein, ſo geringfügig, daß ſie ſich höchſtens nur zu einem untergeordneten Dienſt und Daſein eignen. Andere dagegen ſind gar ſtark und gewaltig. Die Letzten pflegen daher Alles, was ſich ihnen naht, in ihren Kreis zu reißen und in ein ihnen Angehöriges, d. h. in einen Leib, in eine Pflanze, in ein Thier, oder noch höher heraus, in einen Menſchen zu verwandeln. Sie ſetzen Dieß ſo lange fort, bis die kleine oder große Welt, deren Intention geiſtig in ihnen liegt, auch nach Außen leiblich zum Vorſchein kommt. Nur die Letzten möchte

ich eigentlich Seelen nennen. Es folgt hieraus, daß es Welt-Monaden, Weltseelen, wie Ameisen-Monaden, Ameisenseelen gibt, und daß Beide in ihrem Ursprunge, wo nicht völlig Eins, doch im Urwesen verwandt sind."

„Jede Sonne, jeder Planet trägt in sich eine höhere Intention, einen höhern Auftrag, vermöge dessen seine Entwickelungen ebenso regelmäßig und nach demselben Gesetze, wie die Entwickelungen eines Rosenstockes durch Blatt, Stiel und Krone zu Stande kommen müssen. Mögen Sie Dieß eine Idee oder eine Monade nennen, wie Sie wollen, ich habe auch Nichts dawider; genug, daß diese Intention unsichtbar und früher, als die sichtbare Entwickelung aus ihr in der Natur vorhanden ist. Die Larven der Mittelzustände, welche diese Idee in den Uebergängen vernimmt, dürfen uns dabei nicht irre machen. Es ist immer nur dieselbe Metamorphose oder Verwandlungsfähigkeit der Natur, die aus dem Blatte eine Blume, eine Nese, aus dem Ei eine Raupe und aus der Raupe einen Schmetterling hervorführt. Uebrigens gehorchen die niedern Monaden einer höhern, weil sie eben gehorchen müssen, nicht aber, daß es ihnen besonders zum Vergnügen gereichte. Es geht Dieses auch im Ganzen sehr natürlich zu. Betrachten wir z. B. diese Hand. Sie enthält Theile, welche der Haupt-Monas, die sie gleich bei ihrer Entstehung unauflöslich an sich zu knüpfen wußte, jeden Augenblick zu Dienste stehen. Ich kann dieses oder jenes Musik-Stück vermittelst derselben abspielen; ich kann meine Finger, wie ich will, auf den Tasten eines Clavier's umherflitzen lassen. So verschaffen sie mir allerdings einen geistig schönen Genuß; sie selbst aber sind taub, nur die Haupt-Monas hört. Ich darf also voraussetzen, daß meiner Hand oder meinen Fingern wenig oder gar Nichts an meinem Clavier-Spiele gelegen ist. Das Monaden-Spiel, wodurch ich mir ein Ergetzen bereite, kommt meinen Untergebenen wenig zu Gute, außer, daß ich sie vielleicht ein wenig ermude. Wie weit besser stände es um ihr Einverständniß, könnten sie, wozu allerdings eine Anlage in ihnen vorhanden ist, anstatt auf den Tasten meines Clavier's mußig herumzulaufen, lieber als ewige Bienen auf den Wiesen umherschwärmen, auf einem Baume hoch oder sich an dessen Blüthenzweigen ergötzen! Der Moment des Todes, der darum auch sehr gut eine Auflösung heißt, ist eben der, wo die regierende Haupt-Monas alle ihre bisherigen Untergebenen ihres treuen Dienstes entläßt. Wie das Entstehen, so betrachte ich auch das Vergehen als einen selbstständigen Act dieser, nach ihrem eigentlichen Wesen uns völlig unbekannten Haupt-Monas."

„Alle Monaden aber sind von Natur so unverwüstlich, daß sie ihre Thätigkeit im Moment der Auflösung selbst nicht einstellen oder verlieren, sondern noch in demselben Augenblicke wieder fortsetzen. So scheiden sie nur aus den alten Verhältnissen, um auf der Stelle wieder neue einzugehen. Bei diesem Wechsel kommt Alles darauf an, wie wichtig die Intention sei, die in dieser oder jener Monas enthalten ist. Die Monas einer gebildeten Menschenseele und die eines Bibers, eines Vogels oder eines Fisches: Das macht einen gewaltigen Unterschied. Und da stehen wir wieder an den Anordnungen der Seelen, die wir gezwungen sind anzunehmen, sobald wir uns die Erscheinungen der Natur nur einiger Maßen erklären wollen. Swedenberg hat Dieß auf seine Weise versucht und bedient sich zur Darstellung seiner Ideen eines Bildes, das nicht glücklicher gewählt sein kann. Er vergleicht nämlich den Aufenthalt, worin sich die Seelen befinden, mit einem in drei Hauptgemächer eingetheilten Raume, in dessen Mitte ein großer beständig ist. Nun wollen wir annehmen, daß aus diesen verschiedenen Gemächern sich auch verschiedene Creaturen, z. B. Fische, Vögel, Hunde, Katzen in den großen Saal begeben; eine freilich sehr gemengte Gesellschaft! Was wird davon die unmittelbare Folge sein? Das Vergnügen, beisammen zu sein, wird bald genug aufhören; aus den einander so heftig entgegengesetzten Neigungen wird sich ein ebenso heftiger Krieg entspinnen; am Ende wird sich das Gleiche zum Gleichen, die Fische zu den Fischen, die Vögel zu den Vögeln, die Hunde zu den Hunden, die Katze zu den Katzen gesellen, und jede von diesen besondern Gattungen wird auch, wo möglich, ein besonderes Gemach einzunehmen suchen. Da haben wir völlig die Geschichte von unsern Monaden nach ihrem irdischen Ableben. Jede Monade geht, wo sie hingehört, in's Wasser, in die Luft, in die Erde, in's Feuer, in die Sterne; zu der geheimen Zug, der sie dahin führt, enthält zugleich das Geheimniß ihrer zukünftigen Bestimmung."

„An eine Vernichtung ist gar nicht zu denken; aber von irgend einer mächtigen und dabei gemeinen Monas unterwegs angehalten und ihr untergeordnet zu werden, diese Gefahr ist allerdings etwas Bedenkliches; und die Furcht davor wußte ich auf dem Wege einer tiefen Naturbetrachtung meinestheils nicht ganz zu beseitigen."

Indem ließ sich ein Hund auf der Straße mit seinem Gebell zu wiederholten Malen vernehmen. Gleich, der von Natur eine Antipathie wider alle Hunde besitzt, fuhr mit Heftigkeit an's Fenster und rief ihm entgegen:

„Stelle Dich, wie Du willſt, Lerne, mich ſollſt Du doch nicht unterkriegen!“ Höchſt heiterend für Den, der den Zuſammenhang Goetheſcher Ideen nicht kennt; für Den aber, der damit bekannt iſt, ein humoriſtiſcher Einfall, der eben am rechten Orte war!

„Dieß nichtige Weltgeſchäft“, nahm er nach einer Pauſe und etwas beruhigter wieder das Wort, „pflegt ſich über die Maßen breit zu machen; es iſt ein wahres Monaden-Pack, womit wir in dieſem Planeten-Winkel zuſammengerathen ſind, und möchte wenig Ehre von dieſer Geſellſchaft, wenn ſie auf andern Planeten davon hörten, für uns zu erwarten ſein.“

Ich fragte weiter: ob er wohl glaube, daß die Uebergänge aus dieſen Zuſtänden für die Monaden ſelbſt mit Bewußtſein verbunden wären; worauf Goethe erwiederte: „Daß es einen allgemein hiſtoriſchen Ueberblick, ſowie daß es höhere Naturen, als wir ſelbſt, unter den Monaden geben könne, will ich nicht in Abrede ſein. Die Intention einer Welt-Monade kann und wird Manches aus dem dunkeln Schooße ihrer Erinnerung hervorbringen, das wie Weiſſagung ausſieht und doch im Grunde nur dunkle Erinnerung eines abgelaufenen Zuſtandes, folglich Gedächtniß iſt; völlig, wie das menſchliche Genie die Geſetztafeln über die Entſtehung des Weltalls entdeckte, nicht durch trockene Anſtrengung, ſondern durch einen in's Dunkel fallenden Blitz der Erinnerung, weil es bei deren Abfaſſung ſelbſt zugegen war. Es würde vermeſſen ſein, ſolchen Ausflügen im Gedächtniß höherer Geiſter ein Ziel zu ſetzen, oder den Grad, in welchem ſich dieſe Erleuchtung halten möchte, zu beſtimmen. So im Allgemeinen und hiſtoriſch gefaßt, finde ich in der Fortdauer von Perſönlichkeit einer Welt-Monas durchaus nichts Undenkbares.“

„Was uns ſelbſt zunächſt betrifft, ſo ſcheint es faſt, als ob die von uns früher durchgegangenen Zuſtände dieſes Planeten im Ganzen zu unbedeutend und zu mittelmäßig ſeien, als daß Vieles davon in den Augen der Natur einer zweiten Erinnerung werth geweſen wäre. Selbſt unſer jetziger Zuſtand möchte einer großen Auswahl bedürfen, und unſere Haupt-Monas wird ihn wohl ebenfalls künftig einmal ſummariſch, d. h. in einigen großen, hiſtoriſchen Hauptpunkten zuſammenfaſſen.“

Dieſe Aeußerung Goethe's rief mir etwas Aehnliches, was Herder einſt im größten Unmuth zu mir ſagte, auf's Neue in die Seele zurück: „Wir ſehen jetzt“, ſprach der Verewigte, „auf St. Petri-Paul's Kirchhofe gegen einander, und ich hoffe, wir werden vielleicht auf dem Ararat uns ebenſo einander gegenüberſehen; aber verhüte Gott, daß ich die Geſchichte z. B. meines hieſigen Aufenthaltes in dieſen, unten an der Ilm gelegenen Straßen, mit allen möglichen Details, mit in jene Welt herübernehmen ſollte! Ich meinerſeits würde ein ſolches Geſchenk als die größte Qual und Strafe betrachten.“

„Wollen wir uns einmal auf Vermuthungen einlaſſen,“ ſetzte Goethe hierauf ſeine Betrachtungen weiter fort, „ſo ſehe ich wirklich nicht ab, was die Monade, welcher wir Wieland's Erſcheinung auf unſerm Planeten verdanken, abhalten ſollte, in ihrem neuen Zuſtande die höchſten Verbindungen dieſes Weltalls einzugehen. Durch ihren Fleiß, durch ihren Eifer, durch ihren Geiſt, womit ſie ſo viele weltgeſchichtliche Zuſtände in ſich aufnahm, iſt ſie zu Allem berechtigt. Ich würde mich ſo wenig wundern, daß ich es ſogar meinen Anſichten völlig gemäß finden müßte, wenn ich einſt dieſem Wieland als einer Welt-Monade, als einem Stern erſter Größe, nach Jahrtauſenden wieder begegnete, und ſähe und hörte davon wäre, wie er mit ſeinem lieblichen Lichte Alles, was ihm irgend nahe käme, erquickte und aufheiterte. Wahrlich, das nebelartige Weſen irgend eines Cometen in Licht und Klarheit zu verſetzen, Das wäre wohl für die Monas unſers Wieland's eine erfreuliche Aufgabe zu nennen; wie denn überhaupt, ſobald man die Ewigkeit dieſes Weltzuſtandes denkt, ſich für Monaden durchaus keine andere Beſtimmung annehmen läßt, als daß ſie ewig auch ihrerſeits an den Freuden der Götter als ſelig mitſchaffende Kräfte Theil nehmen. Das Werden der Schöpfung iſt ihnen anvertraut. Gewiſſen oder ungewiſſen, ſie kommen von ſelbſt auf allen Wegen, von allen Bergen, aus allen Meeren, von allen Sternen; wer mag ſie aufhalten? Ich bin gewiß, wie Sie mich hier ſehen, ihnen tauſend Mal da geweſen und hoffe, wohl noch tauſend Mal wiederzukommen.“ — Um Verzeihung, daß ich ihm hier ins Wort; ich weiß nicht, ob ich eine Wiederkunft ohne Bewußtſein wünſchen möchte! Denn wieder kommt nur Derjenige, welcher weiß, daß er ſchon da geweſen iſt. Auch Ihnen ſind bei Betrachtungen der Natur glänzende Erinnerungen und Lichtpunkte aus Weltzuſtänden aufgegangen, bei welchen Ihre Monas vielleicht ſelbſtthätig zugegen war; aber Alles Dieſes ſteht doch nur auf einem Vielleicht; ich wollte doch lieber, daß wir über ſo wichtige Dinge eine größere Gewißheit zu erlangen im Stande wären, als die wir uns durch Ahnungen und jene Blitze des Genie's verſchaffen, welche zuweilen den dunkeln Abgrund der Schöpfung erleuchten. Setzten wir unſerm Ziele nicht näher gränzen, wenn

wir eine liebende Haupt-Monas im Mittelpuncte der Schöpfung voraussetzten, die sich aller untergeordneten Monaden dieses ganzen Weltalls auf dieselbe Art und Weise bediente, wie sich unsere Seele der ihr zum Dienste untergebenen, geringern Monaden bedient? — „Ich habe gegen diese Vorstellung, als Glauben betrachtet, Nichts", gab Goethe hierauf zur Antwort; „nur pflege ich auf Ideen, denen keine sinnliche Wahrnehmung zum Grunde liegt, keinen ausschließenden Werth zu legen. Ja, wenn wir unser Gehirn und den Zusammenhang desselben mit dem Uranus und die tausendfältigen, einander durchkreuzenden Fäden kennten, worauf der Gedanke hin und her läuft! So aber werden wir der Gedankenblitze immer dann erst inne, wann sie einschlagen. Wir kennen nur Ganglinien, Gehirnknoten; vom Wesen des Gehirns selbst wissen wir soviel als gar Nichts. Was wollen wir denn also von Gott wissen? Man hat es Diderot sehr verdacht, daß er irgendwo gesagt: „Wenn Gott noch nicht ist, so wird er vielleicht noch." Gar wohl lassen sich aber, nach meinen Ansichten von der Natur und ihren Gesetzen, Planeten denken, aus welchen die höhern Monaden bereits ihren Abzug genommen, oder wo ihnen das Wort noch gar nicht vergönnt ist. Es gehört eine Constellation dazu, die nicht auf Tage zu haben ist, daß das Wasser weicht und daß die Erde trocken wird. So gut, wie es Menschen-Planeten gibt, kann es auch Fisch-Planeten und Vogel-Planeten geben. Ich habe in einer unserer frühren Unterhaltungen den Menschen das erste Gespräch genannt, das die Natur mit Gott hält. Ich zweifle gar nicht, daß dieß Gespräch auf andern Planeten viel höher, tiefer und verständiger gehalten werden kann. Uns geben vor der Hand tausend Kenntnisse dazu ab. Das Erste gleich, was uns mangelt, ist die Selbstkenntniß; nach dieser kommen alle übrigen. Streng genommen kann ich von Gott doch weiter Nichts wissen, als was mich der ziemlich beschränkte Gesichtskreis von sinnlichen Wahrnehmungen auf diesen Planeten berechtigt; und Das ist in allen Stücken wenig genug. Damit ist aber keineswegs gesagt, daß durch diese Beschränkung unserer Naturbetrachtungen auch dem Glauben Schranken gesetzt wären. Im Gegentheil kann, bei der Unmittelbarkeit göttlicher Gefühle in uns, der Fall gar leicht eintreten, daß das Wissen als Stückwerk besonders auf einem Planeten erscheinen muß, der, aus seinem ganzen Zusammenhange mit der Sonne herausgerissen, alle und jede Betrachtung unvollkommen läßt, die eben darum erst durch den Glauben ihre vollständige Ergänzung erhält. Schon bei Gelegenheit der Farbenlehre habe ich bemerkt, daß es Ur-Phänomene gibt, die wir in ihrer göttlichen Einfalt durch unnütze Versuche nicht stören und beeinträchtigen, sondern der Vernunft und dem Glauben übergeben sollen. Versuchen wir, von beiden Seiten muthig vorzudringen; nur halten wir zugleich die Grenzen streng aus einander! Beweisen wir nicht, was durchaus nicht zu beweisen ist! Wir werden sonst nur früh oder spät in unserm sogenannten Wissenswerk unsere eigene Mangelhaftigkeit bei der Nachwelt zur Schau tragen. Wo das Wissen genügt, bedürfen wir freilich des Glaubens nicht; wo aber das Wissen seine Kraft nicht bewähret oder unzureichend erscheint, sollen wir auch dem Glauben seine Rechte nicht streitig machen. Sobald man nur von dem Grundsatz ausgeht, daß Wissen und Glauben nicht dazu da sind, um einander aufzuheben, sondern um einander zu ergänzen, so wird schon überall das Rechte ausgemittelt werden."

Es war spät geworden, als ich heute Goethe'n verließ. Er faßte mir die Stirn bei'm Abschiede, was sonst nie seine Gewohnheit ist. Ich wollte im Dunkeln die Treppe heruntergehen; aber er litt es nicht, sondern hielt mich fest bei'm Arme, bis er Jemandem geklingelt, der mir leuchten mußte. Noch in der Thüre warnte er mich, daß ich auf meiner Hut sein und mich vor der rauhen Nachtluft in Acht nehmen sollte. Weichmüthiger, als bei Wieland's Tode, habe ich Goethe'n nie unter gesehen, und sah ihn auch nachher nie wieder. Sein heutiges Gespräch enthält übrigens den Schlüssel zu manchen ebenso paradoxen, als liebenswürdigen Seiten seines so oft mißverstandenen Charakters.

IV.

Göthe's Vaterlandsliebe.

Der edle Herzog von Weimar war am 14. Oct. 1806 dem Rufe der Ehre unter Preußen's Fahnen gefolgt. Die Schlacht von Jena, deren Verlust das Schicksal des ganzen nördlichen Deutschland's entschied, brachte auch unserm kleinen Orte die größte Gefahr. Indem sich die Entscheidung dieses blutigen Schauspieles langsam aus den Bergen von Jena zu uns herüberzog, endete es zuletzt am Abend desselbigen Tages in den Straßen von Weimar. Tumult, Brand und eine dreitägige Plünderung stellten sich bald als unmittelbare Folgen dieses furchtbaren Ereignisses ein. Die Franzosen beraubten ihr Kriegsglück auf glänzende. Magdeburg fiel schneller, als der Kaiser selbst es erwartet hatte. Blücher focht zwar heldenmüthig auf dem Markte und in den Straßen von Lübeck, ohne daß jedoch diese Weissagung von dem künftigen Heldenmuthe der Preußen (die Napoleon, durch die Schlacht von Jena verwegen gemacht, entweder nicht verstehen wollte oder nicht verstehen konnte,) damals eine günstige Wendung für das Ganze herbeizuführen im Stande war.

Der Herzog von Weimar, nachdem seine Residenz bereits von den zwei Mal stärkern Feinden besetzt und von allen Seiten überschwemmt war, fuhr fort, das ihm anvertraute, königliche Reitercorps ebenso glücklich als standhaft über die Elbe zu geleiten. Die Gegenwart eines so entschlossenen Heerführers rettete dieß Corps aus der allgemeinen Verwirrung; denn Muthlosigkeit hatte sich damals selbst der Bessern bemeistert, und der kleinmüthig wiederholte Ruf, daß Alles verloren sei, jagte die scheu so tapfern Preußen, noch ehe die Franzosen erschienen, in die Flucht. Laßt uns Dieses nicht verheimlichen; denn wir haben jetzt Ehre davon, daß es einst so mit uns bestellt war. Wenn Blücher, wenn der Herzog von Weimar nicht ebenfalls, durch solchen hohen Waffenglanz geblendet, jede weitere Vertheidigung augenblicklich aufgaben, wurde Dieß besonders dem Letztern, dessen Land und Leute schon unter Botmäßigkeit der Franzosen standen, sobald es in der feindlichen Armee bekannt wurde, als ein unzeitiger Trotz ausgelegt.

Schon vor der Schlacht von Jena hörte man hier und da die heftigsten Drohungen wider den Herzog aussprechen. Sobald man nach Weimar komme, hieß es, wolle man daselbst keinen Stein auf dem andern lassen. Der Herzog müsse Krone und Scepter dafür verlieren, daß er die Verwegenheit gehabt, gegen den mächtigsten Kaiser der Erde, dem das Schicksal eine Welt zu Füßen gelegt, das Schwert zu ziehen und als Widersacher aufzutreten. Unter diesen Umständen war allerdings nur wenig Erfreuliches für uns zu erwarten. Auch sah Alles, was irgend sliehen konnte. Nur die Gemahlinn des regierenden Herzogs, Frau Louise, geborne Prinzessinn von Hessen-Darmstadt, blieb allein im Schlosse zurück. In der Mitte ihres Volkes, unter Brand und Plünderung, empfing sie gelassen den Beherrscher der Welt, und die Fassung einer großen weiblichen Seele, die sie ihm in diesen entscheidenden Augenblicken entgegensetzte, nöthigte ihm Achtung und Ehrfurcht ab. Häufig erschienen vor ihm die Boten jener verhängnißvollen Schlacht, während dieselbe noch im Gange war, und mit abwechselndem Erfolge in den Bergen von Jena bis nach Auerstädt von früh bis Nachmittag gestritten wurde.

Es war den 14. October des Jahres 1806, Morgens um halb sieben Uhr, als der Donner des groben Geschützes die Einwohner von Weimar plötzlich aus ihrem Schlafe weckte. Der Schall brach sich im Winde; alle Fenster in den Häusern klirrten und schütterten, und eine allgemeine Bestürzung verbreitete sich durch die ganze Stadt. Jung und Alt lief in die Straßen, auf die Anhöhen, auf die Thürme, vor die Thore, und wo immer sonst das Rollen des Canonen-Donners, der von Zeit zu Zeit näher kam, der Furcht sowie der Hoffnung günstige oder ungünstige Muthmaßungen erlaubte. Schnell wechselten die Ereignisse. Bald sprengten verirrte Reiterhaufen durch die Stadt und verbreiteten im Fluge, daß der Sieg unser sei. Ein ander' Mal erschien ein Trupp französischer Gefangener, den das Volk und die zurückgebliebenen Soldaten, weiern nicht von ihren einschreitenden Vorgesetzten daran verhindert, in ihrem ersten Siegesjammer gar zu gern mißhandelt hätten. Aber ein edler Preußischer Offizier litt es nicht. Er zog vielmehr einen Thaler aus der Tasche und gab ihn einem verwundeten und blutenden Französischen Jäger mit den Worten: „Buvez, à la santé de votre Empereur!“

(Trink Ein's auf die Gesundheit Seines Kaisers!) Den Französischen Gefangenen folgten nun allzu bald quer über ihre Pferde hangende, tödtlich verwundete Preußische Reiter. Noch war die Menge mit diesen traurigen Eindrücken beschäftigt, so stürzten, von Pulverrauch rußig und blutig zugleich von der Schlacht, mit so schwarzen Gesichtern, als ob sie mit Trauerflor verhangen wären, mehrere Artilleristen truppweise durch das Kegelthor in die Stadt und verbreiteten überall, wo sie hinkamen, Furcht und Entsetzen durch ihren Grausen erregenden Anblick; denn ängstlich, wie sie sich mit ganz verstörten Gesichtszügen von Zeit zu Zeit umsahen, und grausam zugerichtet von Säbelhieben und Lanzenstichen, wie sie bereits waren, sah man es ihnen wohl an, daß der Tod ihnen dicht auf der Ferse nachfolgte. Es war auch wirklich nicht weit. Das Gewicht, die Ilmen, die dahinführen, sowie die große Heerstraße von Jena nach Weimar erfüllte ein tausendstimmiges Kriegsgeschrei, aus dem man zuweilen das Getöse von Reisigen und Rossen, das Trommeln, den Trompeten-Ruf, den Hufschlag und das Wiehern der Pferde unterscheiden konnte. Das Schießen hörte zuletzt gänzlich auf, und jene furchtbare Pause trat ein, wo die dem Feinde nacheilende Reiterei seine Reihen durchbricht und in denselben ein gräuerliches Gemetzel anrichtet. Erst in der Nähe von Weimar pflanzten die Franzosen, um die Stadt zu beschießen, wieder einige Stücke auf unsern Anhöhen auf. Es war ein sonnenheiterer Oktober-Tag. Auf den Straßen von Weimar schien Alles ausgestorben. Die Einwohner zogen sich in die Häuser zurück. Dazwischen rollten die einzelnen Schläge des bei Ober-Weimar aufgestellten Geschützes. Die Kugeln sausten durch die Luft und schlugen nicht selten in die Häuser ein. In den Zwischenräumen hörte man, z. B. auf der Esplanade, die Vögel auf das Lieblichste singen, und dieser tiefe Friede der Natur bildete mit jenen Schreckens-Scenen einen erschütternd grausenden Contrast. Doch ich muß hier abbrechen, und gedenke, den Pinsel zu diesem dunkeln Gemälde an einem andern Orte wieder aufzunehmen. Französische Chasseurs waren es, die zuerst den Markt von Weimar besetzten; diesen folgte das Fußvolk in Menge nach. An keine Ordnung war nun weiter zu denken. Die Plünderung nahm förmlich ihren Anfang. Der Schall von eingeschlagenen Thüren, das Geschrei der Einwohner war in allen Straßen zu hören. Hier bemerke ich nur, daß zu Abend um sieben Uhr, wo die dem Schlosse gegenüberstehenden Häuser in Feuer aufgingen, der Widerschein davon so hell war, daß man auf dem Schloßhofe sowohl als auf dem Markte Geschriebenes dabei lesen konnte. Jedermann konnte nicht anders glauben, als die Franzosen wollten ihre Drohungen erfüllen und die ganze Stadt einäschern. Als sich nun plötzlich um dieselbe Zeit die Sage verbreitete, daß die Frau Herzoginn Louise noch im Schlosse sei, machte Dieß einen solchen Eindruck auf das Herz der Bürger, daß, wo irgend ein Paar derselben in ihrem Herzeleide sich begegneten, sie vor Freude einander über diese Nachricht in die Arme sanken. Wie wohlthätig überhaupt dieß Bild edler Fürsten- und Frauengröße damals von oben bis unten gewirkt; was es verhindert und was es zusammengehalten hat: davon soll ebenfalls an einem andern Orte die Rede sein, weil es billig, ja bei der schnellen Vergänglichkeit aller menschlichen Dinge höchst lobenswerth ist, daß Diejenigen, so in einer stürmischen Zeit als Leitsterne vorgeleuchtet, zum Muster aufgestellt, auch bei der spätesten Nachwelt vorgesetzen bleiben. Eine völlig verschiedene Ansicht war es indessen, die sich der Franzosen über alle diese Gegenstände bemächtigt hatte. Der schwer beleidigte Kaiser verstattete zwar dem Herzog die Rückkehr in seine Staaten, aber nicht ohne Mißtrauen in ihn zu setzen, so daß der edle, offene, Deutsche Mann von diesem Augenblicke an von allen Seiten mit Horchern, selbst an seiner eigenen Tafel umstellt war. Da mich um diese Zeit meine Geschäfte oftmals nach Berlin und Erfurt führten, gaben mir die dortigen, höhern Behörden nicht selten Bemerkungen anzuhören, von denen ich gewiß war, daß man sie als Resultate der dort gehaltenen, geheimen Polizei-Rapporte dem Kaiser vorlegte, und die ich eben deßhalb dem Herzoge nicht verschweigen durfte. Mit wörtlicher Treue, wie ich sie empfangen hatte, setzte ich sie schriftlich auf, um sie höhern Orts zu übergeben. Bei dieser Gelegenheit hat Goethe eine so schöne, persönliche Anhänglichkeit für den Herzog an den Tag gelegt, daß ich mir ein Gewissen daraus machen würde, dem Deutschen Publicum dieß schöne Blatt aus der Lebensgeschichte seines großen Dichters vorzuenthalten. Es geschah um diese Zeit häufig genug, wenn ich Goethe'n besuchte, daß die bedenklichen Zeitumstände, in welche ich selbst damals, nicht aber zum Unglück, sondern, wofür ich Gott herzlich danke, zum Segen des Landes, das ich bewohnte, handelnd verflochten war, mit männlicher Umsicht von uns nach allen Seiten durchsprochen wurden. So kam denn auch dieß Mal, als ich Goethe'n nach meiner Zurückkunft von Erfurt in seinem Garten besuchte, die Rede auf die Beschwerden

der Französischen Regierung. Ich theilte sie ihm Punct für Punct und so mit, wie sie auch nach Diesem der Herzog unverändert gelesen hat.

„Es sei bekannt," hieß es unter Anderm in dieser Schrift, „daß der Herzog von Weimar dem feindlichen General Blücher, der sich zu Hamburg mit seinen Officieren nach der Niederlage von Lübeck in der größten Verlegenheit befunden, viertausend Thaler auf Wechsel vorgeschossen habe. Ebenso wisse Jedermann, daß ein Preußischer Officier, der Hauptmann v. Lude (jetzo Gouverneur in Cöln), als Hof-Marschall bei der Frau Großfürstinn angestellt sei. Es sei nicht zu läugnen, daß die Anstellung so vieler Preußischen Officiere sowohl im Militär- als Civil-Fach, deren Gesinnungen bekanntlich nicht die besten seien, für Frankreich etwas Beunruhigendes mit sich führe. Schwerlich werde es der Kaiser billigen oder jemals zugeben, daß man wieder im Herzen des Rhein-Bundes gleichsam eine stillschweigende Verschwörung wider ihn anlege. Sogar zum Hofmeister seines Sohnes, des Prinzen Bernhard, habe man einen ehemaligen Preußischen Officier, den Herrn v. Mühl (nachmals Preußischen General) gewählt; Herr v. Müffling, ebenfalls gedienter Officier und Sohn des Preußischen General's dieses Namens (dermalen im Preußischen General-Stabe), sei mit großem Gehalte in Weimar als Präsident eines Landes-Collegium's angestellt; der Herzog stehe mit demselben in einem vertrauten, persönlichen Umgange, und es sei natürlich, daß alle solche Verbindungen nur dazu dienten, einen ohnehin schlecht genug verheimlichten Groll gegen Frankreich zu nähren. Es scheine, daß man gleichsam Alles absichtlich hervorsuche, um den Zorn des Kaisers, der doch Manches von Weimar zu vergessen habe, auf's Neue zu reizen und herauszufordern. Unvorsichtig wenigstens seien die Schritte des Herzogs in einem hohen Grade, wenn man ihnen auch nicht geradewegs eine böse Absicht unterlegen wolle. So habe Derselbe auch den Herzog von Braunschweig, den Todfeind Frankreich's, nebst Herrn v. Müffling, nach dem Gefechte von Lübeck zu Braunschweig auf seinem Durchmarsche besucht." —

„Genug!" fiel mir Goethe, als ich bis dahin gelesen hatte, mit flammendem Gesichte in's Wort. „Was wollen sie denn, diese Franzosen? Sind sie Menschen? Warum verlangen sie geradewegs das Unmenschliche? Was hat der Herzog gethan, was nicht lobens- und rühmenswerth ist? Seit wann ist es denn ein Verbrechen, seinen Freunden und alten Waffen-Cameraden im Unglück treu zu bleiben? Ist denn eines edeln Mannes Gedächtniß so gar Nichts in Euern Augen? Warum muthet man dem Herzoge zu, die schönsten Erinnerungen seines Lebens, den siebenjährigen Krieg, das Andenken an Friedrich den Großen, der sein Oheim war, kurz, alles Ruhmwürdige des uralten Deutschen Zustandes, woran er selbst so thätig Antheil nahm, und wofür er noch zuletzt Krone und Scepter auf's Spiel setzte, den neuen Herren zu gefallen, wie ein verrechnetes Exempel plötzlich über Nacht mit einem nassen Schwamme von der Tafel seines Gedächtnisses hinwegzustreichen? Steht denn Euer Kaiserthum von gestern schon auf so festen Füßen, daß ihr keine, gar keine Wechsel des menschlichen Schicksals in Zukunft zu befürchten habt? Von Natur zu gelassener Betrachtung der Dinge aufgelegt, werde ich doch grimmig, sobald ich sehe, daß man dem Menschen das Unmenschliche abfordert. Daß der Herzog verwundete, ihres Soldes beraubte Preußische Officiere unterstützt, daß er dem heldenmüthigen Blücher nach dem Gefechte von Lübeck einen Vorschuß von viertausend Thalern machte: Das wollt Ihr eine Verschwörung nennen; Das gedenkt Ihr ihm übel auszulegen? Setzen wir den Fall, daß heute oder morgen Unglück bei Euerer großen Armee einträte: was würde wohl ein General oder ein Feld-Marschall in den Augen des Kaisers werth sein, der gerade so handelte, wie unser Herzog in dem vorliegenden Falle wirklich gehandelt hat? Ich sage Euch, der Herzog soll so handeln, wie er handelt! Er muß so handeln! Er thäte sehr Unrecht, wenn er je anders handelte! Ja, und müßte er darüber Land und Leute, Krone und Scepter verlieren, wie sein Vorfahr, der unglückliche Johann: so soll und darf er doch um keine Hand breit von dieser edeln Sinnesart und Dem, was ihm Menschen- und Fürstenpflicht in solchen Fällen vorschreibt, abweichen. Unglück! Was ist ein Unglück? Das ist ein Unglück, wenn sich ein Fürst Vergleichen von Fremden in seinem eigenen Hause muß gefallen lassen. Und wenn es auch dahin mit ihm käme, wohin es mit jenem Johann einst gekommen ist, daß Beides, sein Fall und sein Unglück, gewiß wäre: so soll uns auch Das nicht irre machen, sondern, mit einem Stecken in der Hand, wollen wir unsern Herrn, wie jener Lucas Aranach den seinigen, in's Elend begleiten und treu an seiner Seite aushalten. Die Kinder und Frauen, wenn sie uns in den Thälern begegnen, werden weinend die Augen aufschlagen und zu einander sprechen: „Das ist der alte Goethe und der ehemalige Herzog von Weimar, den der Französische Kaiser seines Thrones entsetzt hat, weil er seinen Freunden so treu im Unglück war, weil er den Herzog

Claudine.

Wie? des deinen?
Ich hörte Pedro's Stimme ganz genau.
Ich kann für Angst nicht bleiben; laß uns hin,
Laß uns zum Garten.

Lucinde.

Still! Es kommt dein Vater.

Alonzo. Rugantino. Bediente.

Alonzo.

Hier bring' ich einen späten Gast, ihr Kinder,
Empfangt ihn wohl, er scheint ein edler Mann.

Rugantino zu Alonzo.

Ich bin beschämt von eurer Güte;
Zu den Damen. bin
Betäubt von eurer Gegenwart. Mich faßt
Das Glück ganz unerwartet an, und hebt
Mich heftig in die Höhe, daß mir schwindelt.

Claudine.

Seyd uns willkommen. War't ihr bey dem
Streite?

von Braunſchweig, ſeinen Oheim, auf dem Todbette beſuchte, weil er ſeine alten Waffen-Cameraden und Zeitbrüder nicht wollte verhungern laſſen!“ Hier rannten ihm die Thränen ſtromweiſe von den Backen herunter; alsdann fuhr er nach einer Pauſe, und ſobald er wieder einige Faſſung geſammelt, fort: „Ich will um's Brod ſingen! Ich will ein Bänkelſänger werden und unſer Unglück in Liedern verklagen! Ich will in alle Dörfer und in alle Schulen ziehen, wo irgend der Name Goethe bekannt iſt; die Schande der Deutſchen will ich beſingen, und die Kinder ſollen mein Schandlied auswendig lernen, bis ſie Männer werden, und damit meinen Herrn wieder auf den Thron heraus- und Euch von dem Euern herunterſingen! Ja, ſpottet nur des Geſetzes; Ihr werdet doch zuletzt an ihm zu Schanden werden! Komm' an, Franzos! Hier oder nirgend iſt der Ort, mit Dir anzubinden! Wenn Du dieſes Gefühl dem Deutſchen nimmſt oder es mit Füßen trittſt, was Eins iſt, ſo wirſt Du dieſem Volke bald ſelbſt unter die Füße kommen! Ihr ſeht, ich zittere an Händen und Füßen. Ich bin lange nicht ſo bewegt geweſen. Gebt mir dieſen Bericht! Oder nein, nehmt ihn ſelbſt! Werft ihn in's Feuer! Verbrennt ihn! Und wenn Ihr ihn verbrannt habt, ſammelt die Aſche und werft ſie ins Waſſer! Laſſt es ſieden, brodeln und kochen! Ich ſelbſt will Holz dazu herbeitragen, bis Alles zerſtiebt iſt, bis jeder, auch der kleinſte Buchſtabe, jedes Comma und jeder Punct in Rauch und Dunſt davonfliegt, ſo daß auch nicht ein Stäubchen davon auf Deutſchem Grund und Boden übrig bleibt. Und ſo müſſen wir es auch einſt mit dieſen übermüthigen Fremden machen, wenn es je beſſer mit Deutſchland werden ſoll.“

Als ich Goethe's beim Abſchiede umarmte, ſtanden auch mir die Augen voll Thränen.

Johannes Falk.

J. W. v. Goethe's

ſämmtliche Werke.

Wohlfeile Volksausgabe.

Vollſtändig in zwölf Bänden.

Mit

Kupfern, dem lithographirten Bildniſſe des Verfaſſers, critiſchen Ueberſichten und erläuternden Anmerkungen zu jedem Band;

ſowie

Goethe's Briefwechſel

mit Schiller, Lavater, Zelter u. ſ. w. im Auszuge enthaltend.

Zweiter Band.

Enthält:

Sieg von Beziehungen. Comenz. Clavigo. Faust. Iphigenie auf Tauris. Torquato Tasso. Die natürliche Tochter.

im Verlag vom Litteratur-Comptoir.

1835.

g 41 b

Bibliothek der
Goethegesellschaft.

Einleitung
zu
Goethe's dramatischen Werken.

I.
Stimmen der Critik und Geschichte.

Johann Wolfgang v. Goethe war nur vierundzwanzig Jahre alt, als sein Schauspiel „Götz von Berlichingen" zum ersten Male gedruckt wurde. Ein solches National-Stück, so ganz Deutsch in jedem Zuge, so kühn und kräftig erfunden, und mit so tief geschöpfter und hinreißender Wahrheit ausgeführt, war noch keiner Deutschen Dichter-Phantasie entsprungen. Der Enthusiasmus, mit dem es, einiger überkräftigen Auswüchse ungeachtet, aufgenommen wurde, war auch fast allgemein. Eine neue Welt schien durch diese dramatische Scherfinnig sich aufgethan zu haben. Shakespeare nach Wieland's Uebersetzung hatte dem Genie Goethe's diese die Deutschen in Erstaunen setzende Richtung gegeben. Und wenn nicht Lessing das Interesse für Shakespeare schon damals bei den Deutschen lebhaft erregt und der Autorität der Französischen Dramaturgie ein Ende gemacht hätte, würde Goethe's „Götz von Berlichingen" eine weit kältere Aufnahme gefunden haben. Auch konnte das Diderot'sche und Lessing'sche Natürlichkeits-Princip nirgends leichter Eingang finden und tiefere Wurzeln schlagen, als in dem Geiste eines Dichters, wie Goethe, der das kräftigste Naturgefühl in seinem Herzen trug; selbst als Künstler Anfangs nichts Anderes wollte, als die Natur unverfälscht in sich aufnehmen und nachbilden, und der deßwegen auch sein ganzes Leben hindurch mit den Naturwissenschaften, besonders mit der Botanik und nachher mit der Optik, fast eifriger noch sich beschäftigt hat, als mit der Poesie. Aber ein Dichter von dieser Selbstständigkeit und dieser Fülle des Gefühls und der Phantasie konnte auch durch den Eindruck, den Shakespeare auf ihn gemacht hatte, nicht zur bloßen Nachahmung des großen Meisters verleitet werden; denn nicht Shakespeare nachahmen, sondern sich selbst auf die Art, die ihm die rechte schien, Genüge zu thun, war seine Absicht. Daher sprach auch schon aus dem „Götz von Berlichingen" eine Originalität, wie man sie nur bei solchen Dichtern findet, die der Natur und der Kunst neue Seiten abstehen, immer geistvoll reflectiren, auch wo sie nur die Natur nachahmen wollen, und in einer Menge von kleinen Zügen, deren Wirkung sogleich empfunden wird, ohne es selbst zu wissen, die ihnen persönlich eigene Denk- und Sinnesart niederlegen, mit der sie die Natur ergreifen.

Bald folgte das bürgerliche Trauerspiel „Clavigo", dessen Neuheit großentheils nur in der Kühnheit lag, die dazu gehört, einen damals noch lebenden Spanischen Schriftsteller zum Helden eines Trauerspiels zu machen und auf dem Theater sterben zu lassen. Eben so wenig Aehnlichkeit mit Shakespeare's Werken haben die übrigen in der ersten Ausgabe von Goethe's Werken enthaltenen dramatischen Gedichte, die „Stella", die „Claudine von Villabella", das Singspiel „Erwin und Elmire" und die kleinen burlesken Stücke im Styl der alten

Faſtnachtſpiele. Aber der Ton aller dieſer Schauſpiele war neu. Eine neue Sentimentalität, ſehr verſchieden von der religiöſen, die durch Klopſtock in die Deutſche Litteratur eingeführt worden war, machte dieſe auf den „Götz von Berlichingen" folgenden Schauſpiele — die Nachbildungen der alten Faſtnachtſpiele und die gegen Wieland gerichtete dramatiſche Satyre „Götter, Helden und Wieland" etwa ausgenommen — zu einem Ganzen mit dem „Werther", der durch denſelben Ton das Publicum ergriffen und hingeriſſen hatte. Dieſe Sentimentalität war leidenſchaftlich und ſtürmiſch. Sie ſchwang ſich faſt freigeiſterisch über die gewöhnliche Moral eben ſo weit wie über die Convenienz hinaus, um Gemälden einer glühenden und ſchwärmeriſchen Liebe, die in Rührungen und Erſchütterungen ſchwelgen zu wollen ſchien, den Character der reinſten Natürlichkeit zu geben. Die moraliſchen Gefühle ſelbſt wurden durch dieſe Art von Sentimentalität in das Intereſſe der Leidenſchaft hinübergezogen, damit die Natur unbehindert ſich ganz ausſpreche. Deßwegen ergriff beſonders der Roman „Werther" die ſchwachen Köpfe und warmen Herzen, wie ein verzehrendes Feuer. — Aber es war die Schuld des Publicum's nicht des Dichters, daß man dieſe freien Darſtellungen des menſchlichen Herzens für moraliſche Unterweiſungen nahm. Man konnte ſich noch nicht finden in das rein äſthetiſche Intereſſe, das auf der lebendigen Darſtellung, nicht auf Erwägung moraliſcher Zwecke ruht. Eben dadurch wirkten Goethe's Schriften auch in dieſer Hinſicht umbildend auf den Geſchmack der Deutſchen, daß ſie die alte, von der Aeſopiſchen Fabel abſtrahirte Meinung verſcheuchten, die wahre Beſtimmung der Poeſie ſei, auf eine angenehme Art in der Moral und in andern Wiſſenſchaften zu unterrichten. Von einer andern Seite wurde dem comiſchen Witze durch Goethe's Nachbildungen der alten Faſtnachtſpiele in ſogenannten Knittelverſen eine alte Bahn wieder eröffnet.

Aber ſchon in der zweiten Ausgabe von Goethe's Schriften, im Jahre 1787, zeigte ſich der Dichter, auf deſſen Genie die Thorheit und die Geſchmackloſigkeit ſich zu berufen wagten, auch Denen, die ihn vorher verkannt hatten, als den Mann, der Nichts weniger als ein wildes Gefühl die Rolle des beſonnenen Geſchmacks ſpielen zu laſſen geſonnen war. Seine „Iphigenie" bewies, daß noch kein neuerer Dichter den Geiſt der antiken Tragödie richtiger aufgefaßt und ihn ſich anzueignen beſſer verſtanden hatte. In der neuen „Iphigenie", die mit der von Euripides nicht viel mehr als den bloßen Stoff gemein hat, erſchien der Verfaſſer des „Götz von Berlichingen" als Deutſcher in Griechiſchem Gewande, mit aller Eigenthümlichkeit ſeines reichen Geiſtes, aber auch mit der gehaltenen Feierlichkeit, die der Griechiſchen Tragödie eigen, der romantiſchen fremd iſt. Wie romantiſche und antike Formen neben einander beſtehen können, und in welchem Sinne die antike Tragödie auf dem neuern Theater noch gefallen kann, hatte man auf eine ähnliche Art wahrzunehmen in der neuern Litteratur noch keine Gelegenheit gehabt. — Zugleich mit der „Iphigenie" erſchien das Trauerſpiel „Egmont", dem „Götz" ähnlich, und von der dramatiſchen Dichtung „Fauſt" wurde ein großes Fragment bekannt, in welchem der Dichter einen Auszug aus dem ganzen menſchlichen Leben gemacht, das Feierlichſte mit dem Burlesken, das Höchſte mit dem Niedrigſten, bald in Contraſte geſtellt, bald gemiſcht, und philoſophiſche Betrachtungen niedergelegt hatte, die in einer ſolchen Form noch nie Beſtandtheile eines dramatiſchen Werks geweſen waren. Faſt jedes ſeiner dramatiſchen Werke gehörte zu einer andern Gattung. Der „Triumph der Empfindſamkeit" ſchien ein Heilmittel gegen daſſelbe Fieber ſein zu ſollen, das durch die Lectüre des „Werther" verbreitet worden war. Die „Vögel", nach dem Ariſtophanes, ſind ein Ariſtophaniſches Stück dem Geiſte aber nicht der Form nach; die „Geſchwiſter", ein bürgerliches Familien-Gemälde, weder Luſtſpiel noch rührendes Drama, aber ſo zart und wahr empfunden und ausgeführt, daß daſſelbe in dieſer zweideutigen, das poetiſche Intereſſe ſo leicht ſtörenden Gattung zu den vortrefflichſten gehört. Der „Torquato Taſſo" konnte für einen dramatiſirten „Werther" in höherm Styl angeſehen

werden. Nur in den Zügen, an denen man die Individualität und Originalität des Verfaſſers aller dieſer dramatiſchen Gedichte wieder erkennt, und in der Verbindung dieſer Originalität mit einer objectiven Wahrheit und Klarheit der Darſtellung, in der Alles aus dem wirklichen Leben hervorgehoben, Nichts phantaſtiſch oder auf eine andere Art unnatürlich, und doch auch Nichts alltäglich erſcheint, ſtimmen ſie mit einander überein.

Große Verwunderung erregte es, daß der Verfaſſer des „Götz" in ſeinen ſpätern Jahren auch das Franzöſiſche Trauerſpiel in der Deutſchen Litteratur wieder herſtellen zu wollen ſchien, als er Voltaire's „Mahomet" und „Tancred" in's Deutſche überſetzte.

Wenn die Critik einmal unabhängig von allen Einflüſſen des Zeitgeiſtes, der den noch lebenden Schriftſtellern faſt immer zu günſtig oder zu ungünſtig iſt, das Verdienſt Goethe's in ſeinem ganzen Umfange beſſer als bisher gewürdigt, und in dem Gemälde, das ſie von ihm aufſtellt, Licht und Schatten gehörig gemiſcht haben wird, dann wird ſie vielleicht auch begreiflicher machen, warum dieſer Dichter von den Deutſchen mit Recht zu den größten aller Zeitalter und zugleich zu ihren nationalſten gezählt wird. *)

Friedrich Bouterwek.

Nicht leicht muß ein Schriftſteller, unter welcher Nation und in welcher Zunge er auch geſchrieben haben mag, durch ein oder zwei Werke, in einem ganzen Fache der Litteratur eines Volks, und in dem ganzen litterariſchen Sinn dieſes Volks ſelbſt, ſolch eine totale Revolution hervorgebracht haben, als Wolfgang v. Goethe. Man kann ſagen, daß Goethe, mittelbar oder unmittelbar, unſere ganze ſchöne Litteratur umgeſchaffen und ſchier keinen Stein auf dem andern gelaſſen habe.

Wir hatten, ehe er auftrat, kein eigentliches Deutſches Theater. Goethe zuerſt zeigte uns eine ganze Gallerie von Gemälden, die Deutſche Menſchen, Deutſche Sitten, vom Fürſten bis zum Bettler herab, darſtellten, und mit Wärme, Wahrheit, Leben, Verſtand und Naturgefühl gezeichnet waren. Alles ſtaunte über die Neuheit dieſer Erſcheinung. Anfangs ſtand man von ferne, und wußte nicht, was man dazu ſagen ſollte. Der Deutſche Geſchmack war an eine gewiſſe ſteife Aengſtlichkeit gewöhnt, und wußte nicht, wie er ſich bei den unwiderſtehlichen Wirkungen nehmen ſollte, die ein Stück auf ihn machte, das in keines der critiſchen Schnürleiber paßte, worin die Meiſter des Geſchmacks den Genius gezwängt wiſſen wollten; er wußte nicht, ob er klatſchen oder pochen ſollte. — Endlich traten einige jüngere Leute von wärmerm Blute der Wundererſcheinung zuerſt näher, ſahen ſie an, und wurden im Nu von ihrer Gewalt ergriffen. Sie jauchzten, und nun ſtimmte das ganze Publicum mit ein und klatſche ſich außer Athem. Ueber einige jüngere Schriftſteller kam Goethe's Geiſt; das Große ſeiner Manier war leicht nachzuahmen, und ward häufig nachgeahmt; aber die feinern Züge des forſchenden Verſtandes, der Scharfblick in's menſchliche Herz, der männliche, raſche, unaufhaltſame Geiſt, der den Bettler wie den Fürſten bei der kenntlichſten Seite ergriff, um ſie mit drei oder vier Pinſelſtrichen, wie ſie leibten und lebten, darzuſtellen, blieb unnachgeahmt ſeinem Meiſter eigenthümlich, und iſt es bis jetzt geblieben.

Nun ſahen Schriftſteller und Publicum, daß die Stücke, die man immer mit dem Vorwurfe des Unregelmäßigen niedergedrückt hatte, die anzenehmſte Unterhaltung gaben; und man kam faſt allgemein von dem Wahne zurück, als ob nur die genaue Beobachtung der ſogenannten drei Einheiten Vergnügen gewähren und Täuſchung und Eindruck bei den Zuſchauern bewirken könnte; aber nun fiel man auch auf das entgegengeſetzte Extrem. Man lachte über die kalten

*) Geſchichte der Poeſie und Beredſamkeit ſeit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts.

Kenner und nannte sie Regelschmiede, die das Genie unterdrücken wollten, weil sie selbst keines hätten. Man setzte sich über alle Regeln hinweg; ein mißverstandener National-Stolz kam dazu, und Alles rief laut und einmüthig: „Bearbeitet Deutsche Gegenstände, sie sind Deutschen angemessen!“ Nun plünderte man die Geschichte der rohen Mittelzeit, klaubte grausende Sujets aus derselben hervor, und machte sie durch Beistand einer ungebändigten Phantasie noch grausender. Weil Goethe gerade Ritterzeit, Rittersinn und Ritter-Costüm gewählt und mit Glück dargestellt hatte, so war Dies ein Wink für alle Uebrigen, ähnliche Themata zu bearbeiten; und von der Zeit an wimmelte es auf unsern Schaubühnen von Rittern, und sie halten immer noch vor, so grausam auch einige dramatische Schriftsteller mit Meuchelmord, Folter und Selbstentleibung unter ihnen gewüthet haben.

Nun hatten wir ein Deutsches Theater, nun hatten wir Deutsche Schauspieler; nun war unsere Dramatik die vollkommenste in der Welt, und Alles, was unsere feinern Nachbarn vor uns gethan hatten, war Wasser und Wind! Wir waren unserer Sache um so gewisser, da wir den tiefdenkenden, ernsthaften Engländer auf unserer Seite hatten. Viele unserer besten Köpfe wurden in diesen allgemeinen Strom mit hingerissen und fühlten sich versucht, mit den erhitzten Köpfen unserer jüngern Schauspieldichter in die Wette zu rennen, und ihnen einen der Preise abzulaufen, die das Publicum mit verschwenderischen Händen unter sie austheilte.“)

J. C. F. Schulze.

— Ein anderer Dichter hat sich der Form der Alten auf einem neuen Wege genahet. Durch eine theilnahmlose, genaue Schilderung der Sichtbarkeit und durch eine thätige Darstellung seiner Charactere: Goethe. Sein „Berlichingen“ ist ein Deutsches Stück, groß und unregelmäßig, wie das Deutsche Reich ist; aber voll Charactere, voll Kraft und Bewegung. In jedem seiner spätern Stücke hat er eine einzelne gewählte Form im leichtesten Umriß zu ihrer Art vollendet. So sein „Clavigo“, seine „Stella“, sein „Egmont“, „Tasso“ und jene schöne Griechische Form, „Iphigenie auf Tauris.“ In ihr hat er den Sophocles wie Euripides überwunden. Auch aus dem Reich der Unformen rief er Formen hervor, wie sein „Faust“, sein „Cophtha“; auch andere Gedichtarten sind nach Form der Alten glücklich von ihm bearbeitet worden. Wer nach diesen und andern Productionen, auch in Uebersetzungen aus fremden Sprachen, die Poesie der Deutschen formlos nennen will, der zeige mir unter Italienern, Spaniern, Franzosen und Engländern bessere Formen.“)

J. G. v. Herder.

Kaum hatte Goethe im „Werther“ gleichsam eine Erklärung der Rechte des Gefühls gegen den Zwang der gesellschaftlichen Verhältnisse aufgestellt, so protestirte er in „Götz von Berlichingen“ durch die That gegen allen willkürlichen Regelnzwang, wodurch die dramatische Poesie eingeengt worden war. Man sieht in diesem Schauspiele nicht Nachahmung Shakespeare's, sondern die durch einen genialischen Schöpfer in einem verwandten Geiste angeregte Begeisterung. Im Dialog setzte er Lessings Grundsätze der Natürlichkeit, nur mit größerer Kühnheit, durch; denn außer dem Versbau und allem erhebenden Schmuck verwarf er auch die Gesetze der schriftlich aufgefaßten Sprache in einem Grade, wie es vor ihm noch Niemand gewagt hatte. Er wollte durchaus keine dichterische Umschreibung; die Darstellung sollte die Sache selbst sein; und so ließ er, täuschend genug, wenigstens für Diejenigen, welche die geschichtlichen Denkmäler

*) Litterarische Reise durch Deutschland [illegible].

**) Ideen zur Geschichte und Critik der Poesie und der schönen Künste. In Briefen 1781 — 1784. Nr. 50

nicht kennen, worin unſere Altvordern ſelbſt reden, den Ton eines entfernten Zeitalters hören. Die Altdeutſche Treuherzigkeit hat er auf das Rührendſte ausgedrückt; die mit wenigen Strichen angedeuteten Situationen wirken unwiderſtehlich; das Ganze hat einen großen hiſtoriſchen Sinn; es ſtellt nämlich den Kampf einer abſcheidenden und einer beginnenden Zeit vor, des Jahrhunderts der rauhen aber kräftigen Unabhängigkeit, und des folgenden der politiſchen Zahmheit. Die Vorſtellung auf der Bühne berückſichtigte der Dichter dabei gar nicht, ſchien ihrer Unzulänglichkeit vielmehr in jugendlichem Uebermuthe zu trotzen.

Ueberhaupt war es Goethe'n vor Allem darum zu thun, ſeinen Genius in ſeinen Werken auszuſprechen, und neue poetiſche Lebensregung in die Zeit zu bringen; die Form galt ihm dabei gleich, wiewohl er meiſtens die dramatiſche vorzog. Zugleich war er indeſſen ein warmer Freund des Theaters, und arbeitete zuweilen nach deſſen durch Gewohnheit und Zeitgeſchmack beſtimmten Forderungen, wenn er z. B. im „Clavigo" ein bürgerliches Trauerſpiel in Leſſing's Manier lieferte. Dieſes Stück hat überdies noch den Mangel, daß der fünfte Aufzug nicht zu den übrigen paßt. In dieſem hatte ſich Goethe ziemlich genau an Beaumarchais Erzählung gehalten; die Cataſtrophe hat er hinzu gedichtet, und wenn wir bemerken, daß ſie gar ſehr an die Beerdigung Ophelia's und an das Zuſammentreffen des Hamlet und Laertes an ihrem Grabe erinnert, ſo iſt damit auch ſchon geſagt, wie ſehr ſie gegen den Ton und das Colorit des Uebrigen abſticht. In der „Stella" machte es Goethe mit der Geſchichte des Grafen v. Gleichen ungefähr ſo, wie es Leſſing mit der Geſchichte der Virginie gemacht hatte, aber es gerieth damit noch übler; jener Zug aus den Zeiten der Kreuzzüge iſt rührend, treuherzig, ſogar erbaulich; „Stella" kann nur der Empfindſamkeit verwöhnter Herzen ſchmeicheln.

Späterhin ſuchte er eine Ausgleichung zwiſchen ſeinen Kunſtabſichten und den üblichen dramatiſchen Formen, auch den untergeordneten, zu finden, die er faſt ſämmtlich mit einzelnen Verſuchen durchgegangen hat. In ſeiner „Iphigenie" drückte er den Geiſt der antiken Tragödie aus, wie er ihn beſonders von Seiten der Ruhe, Klarheit und Idealität gefaßt hatte. Mit eben ſolcher Einfachheit, Gedrungenheit und edeln Zierlichkeit dichtete er den „Taſſo", in welchem er eine hiſtoriſche Anecdote auf die allgemeine Bedeutung des Gegenſatzes zwiſchen dem Hof- und Dichterleben wandte. Sein „Egmont" iſt wieder ein romantiſch-hiſtoriſches Schauſpiel, deſſen Styl zwiſchen ſeiner ältern Weiſe im „Götz" und Shakeſpeare's Form in der Mitte ſchwebt. „Erwin und Elmire" und „Claudine von Villabella" ſind, möchte ich ſagen, idealiſche Operetten, ſo leicht und luſtig hingehaucht, daß ſie durch muſicaliſche Begleitung und Aufführung nur Gefahr laufen, ſchwerfällig und proſaiſch zu werden; der edle und gehaltene Styl des „Taſſo" im Dialog wechſelt darin mit den zarteſten Liederſtimmen. „Jery und Bätely" iſt ein reizendes Naturgemälde in Schweizeriſchen Sitten, im Geiſt und der Form der beſten Franzöſiſchen Operetten, „Scherz, Liſt und Rache" dagegen eine wahre opera buffa, voll italieniſcher Lazzi. Die „Mitſchuldigen" ſind in bürgerlichen Sitten ein gereimtes Luſtſpiel nach den Franzöſiſchen Regeln. So weit trieb Goethe die Herablaſſung, daß er eine Fortſetzung zu einem Nachſpiele von Florian lieferte; ſo weit die Unparteilichkeit des Geſchmacks, daß er einige Trauerſpiele von Voltaire für die Deutſche Bühne überſetzte. Goethe's Worte und Rhythmen haben immer einen goldenen Klang, aber als Ueberſetzungen können wir dieſe Arbeiten nicht für ganz gelungen halten, und man müßte es bedauern, wenn Etwas gelungen wäre, das gar nicht hätte unternommen werden ſollen. Man braucht nicht etwa Leſſing's Dramaturgie herbeizurufen, um dieſe auf Deutſchem Boden unerſprießlichen Erſcheinungen zu bannen; Goethe's eigene meiſterliche Parodie des Franzöſiſchen Trauerſpiels in einigen Scenen der Eſther wird Dies weit ergetzlicher verrichten.

Der „Triumph der Empfindſamkeit", eine höchſt genialiſche Verſpottung der eigenen Nachahmer Goethe's, neigt ſich zur comiſchen Willkür und phantaſtiſchen Symbolik des

Ariſtophanes, aber es iſt ein züchtiger Ariſtophanes in ſeiner Geſellſchaft und am Hofe. Weit früher hatte ſich Goethe in einigen Schwänken und Faſtnachtſpielen ganz die Manier unſers wackern Hans Sachs zu eigen gemacht.

Denſelben freien und kräftigen Dichtergeiſt erkennt man unter allen dieſen Verwandlungen wieder, worauf ſich die Homeriſchen Zeilen vom Proteus anwenden laſſen:

Erſtlich ward er ein Leu mit fürchterlich rollender Mähne,
Dann als Waſſer dahin, und rauſcht' als Baum in den Wolken.

Der jugendlichen Epoche gehört ſein früh entworfener, aber erſt ſpät erſchienener „Fauſt" an. Es iſt ſchwer zu ſagen, ob man mehr zu der Höhe hinaufſtaunt, die der Dichter oft darin erſchwingt, oder mehr an den Tiefen ſchwindelt, die ſich vor unſern Blicken aufthun. Aber hier iſt nicht der Ort, dieſes labyrinthiſche und grenzenloſe Werk, Goethe's eigenthümlichſte Schöpfung, überhaupt zu würdigen; wir haben es nur in dramatiſcher Hinſicht zu betrachten. Die wunderbare Volksſage vom „Fauſt" iſt ein ſehr theatraliſcher Stoff, und das Marionetten-Spiel, woraus Goethe nach Leſſing den erſten Gedanken zu einem Schauſpiel hergenommen, entſpricht dieſer Erwartung ſelbſt noch in den verſtümmelten Auftritten und dürftigen Worten, womit es von unwiſſenden Puppenſpielern vorgetragen wird. Goethe's Darſtellung, die ſich in einigen Puncten genau an die Ueberlieferung hält, in andern aber ſie gänzlich verläßt, geht nach allen Richtungen abſichtlich über die Dimenſionen der Schaubühne hinaus. Viele Scenen ſind ſtehende Schilderungen von Fauſt's innern Zuſtänden und Stimmungen, Entwickelungen ſeiner Gedanken über die Unzulänglichkeit des menſchlichen Wiſſens und über das unbefriedigende Loos der Menſchheit in langen Monologen oder Geſprächen; andere Auftritte, wiewohl an ſich äußerſt geiſtreich und bedeutſam, haben den Schein der Zufälligkeit für den Gang der Handlung; viele ſehr theatraliſch gedachte ſind nur flüchtig ſkizzirt: es ſind rhapſodiſche Bruchſtücke ohne Anfang und Schluß, worin uns der Dichter einen überraſchenden Anblick gönnt, und dann plötzlich wieder den Vorhang fallen läßt, da in einem dramatiſchen Gedicht, welches auf der Bühne mit ſich fortreißen ſoll, die einzelnen Theile nach dem Bilde des Ganzen gegliedert ſein müſſen, ſo daß man ſagen kann, jede Scene habe ihre Expoſition, ihre Verwickelung und Auflöſung. Einige Scenen, voll von der höchſten draſtiſchen Kraft und von zerreißendem Pathos, z. B. die Ermordung Valentin's und Gretchen und Fauſt im Kerker, beweiſen, daß dem Dichter die populare Wirkung auch zu Gebote ſtand, und daß er ſie nur umfaſſendern Abſichten aufgeopfert hat. Er fordert oft die Einbildungskraft der Leſer auf, ja er nöthigt ſie, ſeinen ſtehenden Gruppen zum Hintergrunde unermeßliche bewegliche Gemälde zu geben, die keine theatraliſche Kunſt vor die Augen zu bringen vermag. Um Goethe's Fauſt aufzuführen, müßte man Fauſt's Zauberſtab und Beſchwörungsformeln beſitzen. Bei ſolcher Unfähigkeit zur äußern Darſtellung iſt dennoch aus dem ſeltſamen Werke erſtaunlich viel für die dramatiſche Kunſt, ſowohl in der Anlage als Ausführung, zu lernen. In einem vermuthlich ſpät hinzugedichteten Prologe erklärt der Dichter, warum er, ſeinem Genius treu, ſich nicht den Forderungen eines gemiſchten Haufens von Zuſchauern fügen könne, und ſchreibt gewiſſer Maßen dem Theater einen Scheidebrief.

Man muß wohl eingeſtehen, daß Goethe zwar unendlich viel dramatiſches, aber nicht eben ſo viel theatraliſches Talent beſitzt. Ihm iſt es weit mehr um die zarte Entfaltung als um raſche äußere Bewegung zu thun; ſelbſt die milde Grazie ſeines harmoniſchen Geiſtes hielt ihn davon ab, die ſtarke demagogiſche Wirkung zu ſuchen. „Iphigenie auf Tauris" iſt zwar dem Griechiſchen Geiſte verwandter, als vielleicht irgend ein vor ihr gedichtetes Werk der Neuern; aber es iſt nicht ſowohl eine antike Tragödie, als Widerſchein derſelben, Nachgeſang: die gewaltſamen Cataſtrophen jener ſtehen hier nur in der Ferne als Erinnerung, und Alles löſ't ſich leiſe im Innern der Gemüther auf. Das ſtärkſte erſchütternde Pathos findet ſich in „Egmont", aber der

Alonzo.

Er weiß von keinem Streit. Ich fand ihn ſingend,
Als ich zur Thüre kam, und alles ſtill.

Lucinde für ſich.

Er iſt's! O Gott! Er iſt's! Verberge dich,
Gerührtes Herz. Mir zittern alle Glieder.

Claudine ſpricht mit Alonzo, im Hintergrunde auf und ab gehend.

Rugantino heimlich zu Lucinden.

So find' ich mich an deiner Seite wieder;
Beſchließe mir nun Leben oder Tod.

Lucinde.

Ich bitt' euch, ſtill! Verſchonet meine Ruhe,
Verſchonet meinen Nahmen, ſtill! nur ſtill!

Alonzo zu den Bedienten.

Ein Glas gekühltes Waſſer bringt heraus,
Bringt eine Flaſche Wein von Syracus.

Zu Rugantino.

Auf alle Fälle, wackrer Fremdling, nehmt
Euch künftig mehr in Acht, und naht ſo ſpät

Schluß dieſes Trauerſpiels iſt ebenfalls ganz aus der äuſſern Welt in das Gebiet einer idealiſchen Seelen-Muſik entrückt. *)

A. W. Schlegel.

Nicht weniger ächt volksthümlich als Klopſtock, aber reicher und vielſeitiger in ſeinen Bildungen, trat auf Wolfgang Goethe, ein Dichter nicht allein ſeines Volkes, das ſich an ihm herrlich erhob, ſondern des ganzen Zeitalters, dem er als Dichter eben ſo ein neues Licht anzündete, als er das Ewige des Sonnenlichts neu zu deuten ſuchte; denn auch als Phyſiker, vorzüglich beſchäftigt mit der Optik oder der Lehre vom Lichte, ſuchte er die Theorie Newton's vom Lichte oder von den Farben zu verbeſſern, und die der neuern, vielfach angeſtrebten Kunſt das volle Daſein gab. Immer neu, eigenthümlich und ſchön, ſchuf er eine Reihe von künſtleriſchen Darſtellungen, deren jede nicht ein einzelnes Werk, ſondern eine eigene Gattung ſchien. In dem erſten, „Werthers Leiden", gleichſam einem großen lyriſchen Geſange, hauchte ein reiches Gemüth den herben Schmerz unglücklicher Liebe aus; dann ſtellte der Dichter in „Egmont" mit dramatiſcher Vollendung einen friſchen und kräftigen Helden dar, der im kühnen Kampfe um die Freiheit eines ganzen Volkes untergeht, und endlich entfaltete er mit epiſcher Fülle und Ruhe im „Wilhelm Meiſter" die reichen Geſtaltungen einer ganzen Welt; gleich ſchön ſah man in der „Iphigenie auf Tauris" die geſtaltete und gerundete Tiefe der Griechiſchen Schönheit widerſtrahlen, wie aus dem „Götz von Berlichingen", nach Herder's Ausdrucke, die Größe und Unförmlichkeit des Deutſchen Reichs anſtreben; dann entfaltete ſich wieder die ſtille Heiterkeit und Genügſamkeit der einfachen Natur in „Hermann und Dorothea", während der Widerſtreit des Lebens ganz nahe gerückt, ſich zart in dem „Torquato Taſſo", heftig und tief in dem philoſophiſchen „Fauſt" bewegte. Und wenn man mit immer neuer Bewunderung zwiſchen dieſen und andern Werken umhergewandelt iſt, ſo wird man endlich mit gleicher Liebe zu dem Dichter ſelbſt treten, und die Folge ſeiner Gedanken und Empfindungen, die er in ſeinen lyriſchen Gedichten zu einem Kranze zuſammengefügt hat, mit gleicher Heiterkeit, Anmuth, Ernſt und Bildung durchleben wollen, als ſie der Dichter neu und unvergleichbar und faſt einzig in ihrer Art dargeſtellt hat. (Seine von ihm ſelbſt verfaßte Lebensbeſchreibung iſt ein eben ſo anziehender als reichhaltiger Beitrag zur Geſchichte der Deutſchen Bildung im achtzehnten Jahrhundert.) **)

J. G. Woltmann.

II.

Ueber Form und Weſen des Drama, in Beziehung auf Goethe.

Es iſt keine Frage, daß das Schauſpiel eben dadurch nur ein ſolches iſt, weil es mir eine That, einen geſchehenen Vorfall unmittelbar vergegenwärtigt; ein längſt Vergangenes, eine Begebenheit, die ſich in fernen Gegenden zugetragen, mir vor die eigenen Augen führt und mich ſelbſt erleben läßt. Die Lyrik läßt die Umſtände eines Vorfalls unaufgeklärt; ſie gibt die unmittelbare, erhöhte Empfindung des Augenblicks in Freude und Schmerz; das erzählende

*) Ueber dramatiſche Kunſt und Litteratur. Vorleſungen.

**) Die Weltgeſchichte von Carl Friedrich Becker. Fortgeſetzt von Johann Gottfried Woltmann (und K. A. Menzel.)

Gedicht entfernt ſich vom Gegenſtande und dieſer unmittelbaren Begeiſterung, trägt mit Ruhe und Behagen das Geſchehene vor und ergetzt ſich im Ausbilden von Nebenumſtänden, wirkt durch Beſchreibung der Localität, malt Luft und Licht hinein und erhöht den Zauber oft, indem es uralte Zeiten mit unbekannten Wunderländern und die Ferne in die Darſtellung hineinwebt. Wenn uns dann die Sage oft an dieſe Bedingungen, die unſerer Umgebung fremd und widerſprechend ſind, erinnert, ſo wird durch dieſe Erinnerung an das Fremde häufig Colorit und Täuſchung verſtärkt. Die kühnſte Verwandlung und die höchſte Spitze der Dichtkunſt iſt das Drama. Nicht Empfindung mehr, Malerei, Erinnerung, nicht Vortrag Deſſen, was geweſen, ſoll uns ergetzen; nein, vor unſern Augen geſchieht etwas Großes und Wunderbares, die Urſachen, die geheimen Motive der Handlung, was veranſtaltet, was gefühlt wird, Anfang und Ende, Einleitung und Zweck, Zufall und Plan: Alles erleben wir ſelbſt mit; und ſei nun die That eine längſt in alten Zeiten ausgeübte, ſei die Begebenheit in den fernſten Ländern, ja in fabelhaften Gegenden vorgefallen: wir können uns für ſie nur intereſſiren, wir können nur getäuſcht und wie von etwas Wirklichem überzeugt werden, wenn wir in ſeltſam poetiſchem Wahn glauben, die Sache geſchehe erſt jetzt in dieſem Augenblicke. Dasjenige, was mich belehrt, pedantiſch daran erinnert, daß es nicht ſo iſt, ſei die Erinnerung auch ſcheinbar nöthig, ergetze oder belehre ſie ſelbſt den Unterrichteten, wird dieſe Täuſchung feindſelig zerſtören. Eine Täuſchung, die, wie jede künſtleriſche, nicht die brutale des Vogels iſt, der nach den Weinbeeren fliegt, ſondern eine wie vor der Malerei, das Erkennen einer höhern Natur, indem man vor dem beſten Portrait weiß, man ſtehe vor der Leinwand, und doch mehr auf ihr ſieht, als am nachgeahmten Menſchen ſelbſt.

In der alten Tragödie ſind die drei Arten der Poeſie muſterhaft verbunden, und aus ihrer Vereinigung tritt im Sophocles eine vollendete Form hervor. Zwar iſt der lyriſche Theil dem dramatiſchen nicht nur untergeordnet, ſondern ſelbſt noch immer dramatiſch, ſo ſehr er ſich auch vom Dialog und der Rede des Trimeter erhebt. Die Klagen des Oedipus, Creon oder der Antigone, dieſe Ausbrüche des Schmerzes, wenn ſie auch im lyriſchen Maße gedichtet ſind, würden doch für ſich ſelbſt keine lyriſchen Gedichte geben. Die Chor-Geſänge, wenn nicht ganz ſo ſtreng, ſind dennoch auch dem dramatiſchen Character des Singenden untergeordnet, und nur wenige ſind als wahre Hymnen oder Feſtgeſänge, die für ſich ſelbſt vollendet wären, zu betrachten. Der Stand, das Alter, ob das Chor aus Jungfrauen oder Männern und Kriegern beſteht, und Aehnliches, gibt den Grundton an, und ſobald der Chor pathetiſch mit an der Handlung Theil nimmt, iſt er ganz dramatiſch. So muſterhaft die Erzählungen im Sophocles ſind, ſo verlängnen ſie doch niemals den dramatiſchen bewegten Character; ſie gehen immer aus der Stimmung, aus dem Weſen der Perſon und den Umſtänden hervor. So im „Oedipus", in der „Antigone", ja ſelbſt der erdichtete Tod des Oreſt in der „Electra" iſt ſo ergreifend, rührend und ganz wie geſchehen vorgetragen, daß die Hörenden getäuſcht werden müſſen.

Das neuere Drama iſt offenbar vom alten weſentlich verſchieden, es hat den Ton herunter geſtimmt; Motive, Character-Zeichnung, die Zufälligkeiten des Lebens treten mehr hervor, die Gemüthskräfte und Stimmungen entwickeln ſich deutlicher, die Compoſition iſt reicher und mannigfaltiger, und die Beziehung auf das öffentliche Leben, die Verfaſſung, Religion und das Volk iſt entweder zum Schweigen gebracht, oder ſteht zum Werke ſelbſt in einem ganz andern Verhältniß. Die Bedeutung des Lebens, deſſen Verirrung, das Individuelle, Seltſame, iſt mehr zur Sprache gekommen, und diejenigen Autoren, die zuweilen den runden, vollen Ton der alten Tragödie haben anſchlagen wollen, ſind faſt immer in Bombaſt und den Ton des Seneca gefallen; auch nachher, als dieſer Lateiner nicht mehr ſo hoch geſtellt wurde, als es unſere Vorfahren thaten. Ich will damit aber nicht geſagt haben, daß die Neuern ſo unbedingt unter den Alten ſtehen; auf ſeinem Wege erreicht Shakeſpeare vielleicht noch mehr, als ſich Jene

verſetzen konnten. Unſer Goethe hat hier auch eine Stimme, und Calderon darf wohl ebenfalls ein Wort mitſprechen!

Denn kann Einer in Form und der Anwendung der drei dichteriſchen Elemente mit den Alten verglichen werden, ſo iſt es gerade Calderon und die Beſſern ſeiner Zeit und Schule. Welche lyriſchen Ausbrüche der Leidenſchaft, der Liebe, der Andacht in ſeinen Romanzen und canzonenartigen Verſen; welche Malerei, welches Feuer der Erzählung in eben dieſen Lyren, Romanzen und Ottaven! Kein Schauſpiel, faſt kein Act iſt ohne ſolche Prachtſtücke, dieſe gehören recht eigentlich zum Weſen des Spaniſchen Drama's; nur freilich ſind ſie eben auch mitunter nur kalte, hier und da ſogar ſchwülſtige Prachtſtücke, die ſich zuweilen mit Bewußtſein, doch ein anderes Mal wohl auch ohne Abſicht, ſelbſt parodiren.

Die Spanier abgerechnet, die die Erzählung in ihren Schauſpielen lieben, oft ſogar eine mäßige, weitſchweifige, wie Lope und ſeine Zeitgenoſſen deren viele haben, — ſo iſt von den andern Nationen das epiſche Element faſt ganz aus dem Drama verbannt. Wo es ſich zeigt, wie zuweilen bei den frühern Engländern, iſt es nur kalt und vorbereitend, ſchlicht und ohne allen Schmuck, oder es wird mehr lyriſch und malend, wie in Shakeſpeare's „Fünftem Heinrich", dagegen die Cataſtrophe bei den Alten faſt immer erzählt wird; und wenn die Neuern auch oft in der Einleitung erzählen, ſo iſt es doch niemals mit dieſem Aufwand, die Erzählung wird niemals ſo ſelbſtſtändig, wie bei den Spaniern oder Griechen.

Wenn nun das Drama ſo recht eigentlich in einer erſonnenen Gegenwart lebt, die es zur wirklichen macht; wenn es deßhalb alles Fernliegende, halb Unverſtändliche, an vorübergegangene Umſtände und Zeiten zu ſehr Erinnernde verbannen muß, — ſo iſt es nothwendig, daß es, um lebhaft zu ſein und zu ergetzen, um zu rühren und zu überzeugen, ſowie, um ganz verſtändlich zu ſein, ſeine Kräfte, Gedanken und Beziehungen, aus einer gegenwärtigen, allgemein verſtändlichen Zeit entlehne. Ben Jonſon war eben zu gelehrt, als er in ſeinen beiden Tragödien ſich auf Tacitus und Salluſt bei jeder Rede bezog und ganze Stellen überſetzte; mit Shakeſpeare's „Coriolan und Cäſar" ſind wir in der erſten Minute vertraut.

Die Griechiſche Zeit des Perſer-Krieges, des Pericles und der Democratie ſpiegelt ſich in allen Dramen dieſes Volks; doch Plautus und Terrenz erinnern uns kaum daran, daß ſie Römer ſind, und für ſolche dichten.

Bei dieſem Volke, wenn Dergleichen möglich war, hätte ein ganz anderes Original-Drama mit ganz andern Geſinnungen erwachſen müſſen. So finden wir mit Recht bei den Franzoſen ihre Denkungsweiſe und den Hof ihres Ludwig wieder; zu tadeln iſt nur, daß ſie Dieß mit der Griechiſchen Geſinnung, die ſie nicht verſtanden, verbinden wollten: die Galanterie einer conventionellen Feinheit mit der erhabenen Naivetät einer Heldenvorzeit, wodurch ſie Ungeheures und Widerſprechendes erſchufen, ſo daß die Natur (was ſie ſo nannten) lächerlich erſcheint. Der „Cid", „Athalie" und manche andere Tragödien laſſen dieſen Tadel nicht zu, indem das falſche Griechiſche Ideal oder eine erträumte Römer-Welt ſie hier nicht ſtörten. Der Spanier hat gleich vom Anbeginn dieſe falſchen Beſtrebungen aufgegeben, und wie Vieles in ſeinen Gedichten auch conventionell, Höflichkeit, wortreiche Galanterie und Phraſe iſt, ſo verbindet es ſich faſt immer ſchön mit dem Grundton des Werks, das immer eben ſo ſehr Mährchen als Wahrheit ſein will. Dieſe poetiſche Feinheit und redſelige Höflichkeit iſt es gerade, was die poetiſche und proſaiſche Welt in der Regel ſo glücklich verbindet; und weil das Unmögliche, worauf der Franzoſe ausging, vom Anbeginn iſt aufgegeben worden, ſo ſieht der Zuſchauer Griechen, Römer, Perſer und Indier, Nordländer und Neger in den ſeltſamſten Verbindungen, die wunderlichſten Dinge verſuchend, vor ſich vorübergehen, ohne auch nur einen Augenblick an ſeiner Umgebung, Heimath und deren Gewohnheit und Sitten irre zu werden, oder ſie zu vergeſſen. Seit dritthalb Jahrhunderten beſitzt der Spanier eine National-Bühne, deren Spaniſcher Character

eben darin beſteht, daß ſie Alles auf dieſe Weiſe verſchmelzen und gebrauchen kann, ſo daß Jeder, der in den Saal tritt, auf das Beſtimmteſte weiß, was ihm bevorſteht.

Der Engländer, ſo national er in allen ſeinen Gedichten iſt, hat ſich nicht in einer ſo engen Manier beſchränkt. Die Wahrheit, die er in der Größe der Leidenſchaft wie in der Deutlichkeit der Motive ſucht; das Menſchliche, das ihm durch keine conventionelle Manier ſoll verdrängt werden, beſtimmt ihn, größer anzulegen, weiter auszuholen und ſich tiefer zu begründen. Er iſt alſo pſychologiſcher, originaler, und ſeine Weltanſicht, wie wir es jetzt nennen, begnügt ſich nicht an Allegorie oder einem gewiſſen Myſticismus, um ſo weniger, da die Religion, die der Spanier ſo häufig auf der Bühne braucht, ganz aus dem Spiele bleibt. Beim erſten Anblick mag manchem Freunde der Spanier, oder Dieſen ſelbſt, Shakeſpeare proſaiſch erſcheinen; in der Tiefe iſt er aber wohl eben um ſo poetiſcher, als er mehr Mannigfaltigkeit entwickelt. — Von den Deutſchen und ihrer Weiſe iſt in dieſer Hinſicht nur ſchwer zu ſprechen, da ſie ſo oft Alles erreichen wollen und eben deßhalb auch im Naheliegenden zu kurz kommen.

Das Drama entwickelte ſich in Europa zu einer Zeit, als große Stürme über alle Länder gegangen waren, als nach Umwälzungen und neuern Geſtaltungen der größten Verhältniſſe Friede und Sicherheit wieder eingekehrt war, aber der geiſtige Kampf und das Ringen nach neuern Erkenntniſſen immer noch fortdauerte. Es war wohl nicht möglich, daß das Theater ſich früher frei bewegen und ausbilden konnte, weil ganz andere Angelegenheiten und Bedürfniſſe den Menſchen in Anſpruch nahmen. Eine große Zeit der Poeſie lag hinter aller Erinnerung ſchon weit zurück; die Geſtalt der Kirche, der Fürſt, die größten Angelegenheiten waren vormals weit näher und unmittelbarer mit dem Leben verbunden geweſen; Volksfeſte, Aufzüge, Proceſſionen, poetiſche Feierlichkeiten bei jeder Veranlaſſung, Krönung, Vermählung der Großen, die Repräſentation überhaupt, die ſich früher immer mit dem Dichteriſchen verband, gaben allen Ständen faſt ein fortwährendes Schauſpiel, und das ganze Leben hatte ſich gleichſam in ein großes Drama verwandelt, in welchem Jedermann abwechſelnd Mitſpieler und Zuſchauer war. Nachdem nach eintretender Verwilderung die Zeit ermattet war; nachdem die Kirche in vielen Gegenden zurückgedrängt und die Bedeutung des hohen Adels vermindert wurde; der Bürgerſtand ſich durch Handel und Reichthum ſelbſtſtändiger erhoben hatte, und das bewegte Geſchlecht im Streit über Religion etwas ruhiger geworden, — entſtand, mit vielen andern Bedürfniſſen, das Theater.

Sowie es in und von der Gegenwart lebt, nahm es natürlich in ſeinen erſten Verſuchen jene religiöſen Streitigkeiten auf, die damals die Welt ſo lebhaft beſchäftigten. Sehen wir ja ſchon ſo früh den patriotiſchen Aeſchylus den Sieg ſeines Vaterlandes über die Perſer dramatiſch verherrlichen: ein großes und merkwürdiges Gedicht und ein Muſterbild, wie vom wahren Dichter auch das Nächſtliegende, kaum Vergangene würdig kann als Gemälde aufgeſtellt werden. Hat doch ſchon Ariſtophanes im Schlimmen wie im Guten ſeine eigne Zeit hingeſtellt, als Spötter, Rathgeber, Ankläger und Verfolger; doch immerdar als Dichter. Wüßten wir nur erſt mit mehr Gewißheit, ob wir ihn Democraten, Demagogen oder Ariſtocraten nennen ſollen, oder ob er abwechſelnd alle dieſe Namen verdient! Die genaueſte Kenntniß der Zeit und ihrer Umſtände kann nur erſt den Standpunct angeben, von wo wir ihn ganz verſtehen. Längſt iſt es dem Euripides vorgeworfen worden, daß er oft die Bühne gebraucht, nicht bloß ſeine Zeit zu ſchildern, ſondern ſelbſt dem Thörichten oder Böſen, was in ihr wucherte, zu ſchmeicheln, oder ſeine Privat-Meinungen und philoſophiſchen Ueberzeugungen durch das Theater zu verbreiten. Dieſe aufregende, demagogiſche Gewalt der Bühne hat ſie auch, faſt in allen Zeitaltern, einer ſtrengern Cenſur, als alle andern Kunſt-Productionen, und nicht mit Unrecht, unterworfen, wenn dieſe Aufſicht nicht, ſelbſt wieder verfolgend und bösartig, gegen das Gute und Schöne gerichtet wird.

Wenn das Theater die Stelle einnimmt, die ihm geziemt, um eine wirkliche Bühne der Nation zu ſein, ſo iſt es eben durch den Reiz, den die Gegenwart darauf ausübt, für feinere Sinne ein ſchnell zeigendes Zifferblatt aller innern Triebwerke des Staats und der Bewegungen, die die Zeit ausſpricht und in ſich aufnimmt. So bei den Griechen, Shakeſpeare's Bühne, den Spaniern und zum Theil den Franzoſen in der beſten Epoche. Sinkt das Theater zur Beluſtigung und zum Zeitvertreib hinab, gaukelt es nur noch, ſo kann es der müßigen Menge nur behagen, wenn es großen Erſcheinungen und Geſinnungen ganz aus dem Wege geht; Fratzen, Carricaturen, Unwahrheit und Lüge, ſowie verläumdende Polemik werden an die Stelle des ächten Spiegels der Zeit treten und um Beifall buhlen.

Von jenem Kampf für und gegen den Staat, den uns die Griechiſche Bühne zeigt; von jenem Streiten für die Formen der Religion, die Verherrlichung des Hofes und Dergleichen finden wir bei dem großen Britten Nichts; wohl aber die tiefſinnigſten Andeutungen und Entwickelungen der Staatsweisheit, der Seelenlehre, der Leidenſchaft und des innerſten Weſens der Phantaſie, mit dem Verſtande und der Vernunft, dem Witz und Humor, bis zum Spaß hinab, im innigſten Bunde. Wie viel dieſes Gemüth auf ſeine Zeit und Nachwelt gewirkt habe, und vielleicht, ja wahrſcheinlich, noch in die Zukunft hinein wirken werde, iſt ſchwer zu beſtimmen. Mit dem zunehmenden Verſtändniß kann aber die Wirkung nicht ausbleiben.

Wie in den Werken dieſes größten Geiſtes durch die tiefſte Erſchütterung der menſchlichen Natur, oft durch die ſcheinbare Vernichtung aller Wirklichkeit, die Wahrheit und Weisheit immer ſiegend emporſteigen und aus dem Chaos der Leidenſchaft und Verzweiflung neue Kräfte mit ſich heraufbringen, ſo waren die frühern Franzoſen, Molière abgerechnet, in Nachahmungen und Original-Werken ganz rhetoriſch; ihre Bühne ſtrebte nicht nach Wahrheit und Natur, ſondern begnügte ſich mit dem Conventionellen, dem Schmuck der Rede und einer erhitzten Leidenſchaftlichkeit. Voltaire und deſſen Zeitgenoſſen entdeckten ein neues, ergiebiges Feld, und im Gewinn neuen Reiz, indem ſie in die Darſtellung und Poeſie zogen, was ihre Vorfahren ganz unberührt gelaſſen hatten. Die Zeitumſtände hatten ſich ſo geändert und verwandelt, daß das Königthum, das vorher in ehrwürdiger Ferne ſtand, ohne Glanz und Blendung näher gerückt, daß ſein Anſehn gepräft, ſeine Macht drückend gefunden und getadelt war und bald, der Satyre Preis gegeben, ein ſcharfes Gewürz wurde, um dem faden Gaumen neue Gerichte annehmlich zu machen. Unſchuldige Stellen früherer Dichter, die mit Verehrung des gegenwärtigen Herrſchers naiv über Tyrannei und Deſpotismus geſprochen und den Frevel geſchildert hatten, erhielten zugleich eine verdächtige Beziehung; und auf jene unangefochtenen geſtützt, ſtellten die neuen, ſehr bewußtvollen Schriftſteller ſich eben ſo unſchuldig, um ungeſtraft, aber nicht unbemerkt, ihre Bitterkeiten an den Mann zu bringen. Dadurch wurden Macht, Königthum, Fürſten und Geſetzgeber, die kurz vorher noch in einer Ferne ſtanden, die ich epiſch nennen möchte, durch immerwährende Beziehung zum nahen und nächſten Bedürfniß des alltäglichen Lebens herabgezogen, und ſie ſelbſt, ſowie die Angriffe auf ſie, wurden dramatiſch und allgemein verſtändlich gemacht. Die Religion und Prieſterſchaft, ihre nahe und unmittelbare Verbindung mit dem Volk und Leben, ihre beſtändige Gegenwart wurden noch mehr und ſchärfer der Prüfung des Menſchenverſtandes, des Witzes und Gefühls übergeben, und von der Bühne herab die ſchon aufgeregte Menge zu Schiedsrichtern über eben ſo heilige als tiefſinnige und vielſeitige Gegenſtände aufgerufen; eine Menge, in der ſich durch dieſe Würdigung auch der Geringſte als Philoſoph und Geſetzgeber erſcheinen durfte. Dieß gab Voltaire'n ſeinen Ruhm und ſeine Popularität; Dieß erregte den Gegenkampf der Beſſern, die aber für den Augenblick erlagen, weil die Strömung der Zeit ihnen entgegenfloß, der aufgeregte Geiſt ſich ihnen in der Ueberzahl der guten Köpfe entgegenſtellte, nicht ſelten auch feile Scribenten, die mittelmäßige Autoren und ſchlechte Menſchen waren, die Vertheidigung verdächtig machten. Gegen dieſe modernen

Angreifer gehalten, iſt Moliere's „Tartüffe" ganz unſchuldig, und Leſſing's „Nathan" ſpielt einen weit edlern Krieg in ein ganz anderes Feld hinein. Seit jener Franzöſiſchen Wendung der Poeſie aber, vorzüglich der dramatiſchen, haben alle Nationen an dieſer Polemik Theil genommen; viele, und oft nicht zu verwerfende Autoren zogen ihren Enthuſiasmus und Ruhm aus dieſer Widerſetzlichkeit, indem ihre Begeiſterung, an der Hand des planen Menſchenverſtandes, ihnen allenthalben Unſinn und Verächtlichkeit zeigte, wo die Vorfahren Heiligthum, Würde, Weisheit und Nothwendigkeit des Schickſals anbetend und verehrend wahrgenommen hatten. Es gibt kaum eine Einrichtung und Ueberlieferung, Stiftung oder einen Stand (den letzten des Bettlers oder Sclaven ausgenommen, wenn man hier noch von Stand ſprechen kann), der nicht verſpottet, erniedrigt und angeklagt wäre; und der treffliche Coleridge, in ſeiner Lebensbeſchreibung, bezeichnet mit Recht viele der gefeierten Tragödien der neueſten Zeit, die in England den größten Beifall erhalten haben, mit dem Namen der Jacobiniſchen.

Jene Franzöſiſchen oder auch die Jacobiniſchen Dramen Anderer (wie wir ſie nennen wollen) zerſtören, wie ich habe andeuten wollen, ſich ſelbſt und die Gattung, der ſie angehören möchten; denn als Drama wollen ſie das nächſte Leben, was ich als ſelbſt dramatiſch bezeichnete, vernichten. Die Wirkung iſt ſcheinbar und für den Augenblick um ſo ergreifender; aber ohne jene Unſchuld und Ruhe, die aller Poeſie und Kunſt eigen ſein muß, iſt auch kein ächtes Schauſpiel möglich, und ſchon deßhalb müſſen ſich alle jene Bezeichneten in einer niederern Sphäre bewegen, ſo vortrefflich auch viele von ihnen in ihrer Art ſein mögen. Der Republicaner Ariſtophanes gehört einer ganz andern Region an.

Goethe nun zeigte ſich in ſeinem „Götz" ſogleich als ächten Dichter, wenn auch nicht als hiſtoriſchen Poeten. Die Begebenheit, die er wählte, lag fern genug, um den richtigen poetiſchen Augenpunct faſſen zu laſſen. Der Hinblick auf die neuere, als geringere, Zeit iſt nicht bitter polemiſch, wenn auch nicht im Geiſt des dramatiſchen Gedichtes. Die Zeit des Dichters, vielleicht Etwas vom Dichter ſelbſt (wie Beides auch die übrigen Figuren färben mag), iſt aber in Weislingen, ſeiner Schwäche und der Entſchuldigung dieſer Schwäche ſichtbar gemacht, und ſo, daß es ſcheint, mag das ſtrenge Schickſal auch ſchlichten und ſtrafen, ſo hart es wolle, als müſſe Schönheit des Gemüthes und Schwäche im Manne Eins und Daſſelbe ſein und werden.

So finden wir die Erſcheinung im Clavigo wenigſtens wieder, noch auffallender im Ferdinand, der Stella; ſelbſt Fauſt iſt ſchwach, ſowie er in das Verhältniß zu Gretchen tritt; Egmont läßt ſich mehr lieben, als er geliebt wird, und im „Taſſo" traucrt man der Prinzeſſinn auch mehr Liebeskraft, als dem ſtürmiſch begeiſterten Dichter zu. Dieſe Schwäche iſt im „Meiſter" und den „Wahlverwandtſchaften", wie es der Roman geſtattet, noch ſichtlicher und umſtändlicher ausgeführt. Wie in der „Stella" die dramatiſche Nähe der Ehe, alle angeborncn und angewöhnten Geſinnungen oder edeln Vorurtheile, durch ein Drama erſchüttert oder vernichtet werden ſollen, hat Jedermann damals und noch jetzt gefühlt, und der Titel: „ein Schauſpiel für Liebende", war ein ungenügender Prolog, ſowie das neueſte Ende durch Gift und Piſtole verletzender iſt, als es das ganze Stück vorher je ſein konnte.

Ein Gemüth, dem Alles, was es ſieht, hört und denkt, in Dialog und in Scene zuſammentritt; das, wie Goethe, Statt einer Bemerkung oder Critik, ein kleines Drama dichtet, — wird von Natur und durch Gewohnung bald Alles wie auf einem kleinen oder größern Theater ſehen. Fällt eine ſo producirende und raſch erregte Phantaſie in eine Zeit, wo die Bühne ſich noch nicht begründet hat; laufen ganz verſchiedene, oft entgegengeſetzte Manieren mit gleichem Beifall über das Theater; iſt nichts ächtes Ueberliefertes da, was geſchützt und geſchont werden muß, — ſo kommt ein ſo begabter Geiſt, falls er nicht ausdrücklich zum dramatiſchen Dichter geboren iſt, in die Gefahr, den Gegenſtand, den er ſich wählt, nicht mehr genau zu prüfen. Vielleicht verkennt er die unerläßlichen Geſetze des Drama und wirft ſie unbeſehen in den Abgrund zu

jenen conventionellen Regeln, die Natur und Kunſt immerdar verkrüppelt haben, — und die Aufgabe ſeines Genie's wird vielleicht ſein, jeden, auch den widerſpenſtigſten Gegenſtand zum Schauſpiel umzubiegen, den unpaſſendſten vielleicht am Liebſten. Durch Kraft wird er die Lücken ausfüllen, durch poetiſche Seltſamkeit, durch geniale Kühnheit das Unmögliche, wo nicht zur dramatiſchen, doch zur poetiſchen Einheit erheben, und ein Werk liefern, welches ſelbſt der eigenſinnige Kenner, wenn er es auch nicht Schauſpiel nennen kann, doch nur um ſo mehr verehrt und liebt, als in den Verletzungen ſich vielleicht am Glänzendſten der wunderliche, herrlich kräftige Genius des Dichters verkündet.

Und ſo iſt dieſer treffliche „Götz" auch, wie geſagt, kein hiſtoriſches Schauſpiel; denn die Reformation, die die Welt anders ſtellte, der ungeheure Bauernkrieg, Maximilian und die neuere Zeit Carl's des Fünften, ja ſelbſt Sickingen's merkwürdige Händel erſcheinen nicht als große, wichtige Momente, ſondern werden nur angedeutet oder kurz vorübergeführt; die Hauptgruppen ſtellen ſich um einen glücklichen und ehrenwerthen Freibeuter, und um jenen ganz erſonnenen Character, deſſen Schwanken und zu weiches Gemüth das eigentliche Intereſſe dem Kunſtwerke gibt. Hier ſchon offenbarte ſich kein hiſtoriſches Genie, das die wichtigen Epochen aus der vaterländiſchen Geſchichte zu ſeinem Gewebe brauchen konnte. Wie trefflich dieſe vorüberziehenden Epiſoden gearbeitet, mit welcher Menſchenkenntniß alle Charactere gezeichnet, in welcher dramatiſchen und herrlichen Sprache das Ganze geſchrieben iſt, braucht nicht erörtert zu werden. Das Werk iſt meiſterhaft als dramatiſcher Roman, oder ſceniſche Novelle, oder man nenne es, wie man will, nur kein Schauſpiel, für die Deutſche oder irgend eine wahre Bühne. Darum konnte es auch nur vermittelſt gewaltſamer und zerſtörender Verkürzungen und Aenderungen gegeben werden, die den Verehrer des Dichters ſchmerzen müſſen, am Meiſten wohl die, die in ſpätern Jahren Goethe ſelbſt mit dieſem ſeinem lebensfriſchen Jugendgedichte unternommen hat, die eigentlich das Werk ganz zerſtören, und ein anderes mit ganz andern Elementen an deſſen Stelle ſchieben.

In demſelben Sinne iſt „Egmont" (der gewiß zu den früheſten Arbeiten gehört) kein hiſtoriſches, ſondern ein Goethe'ſches Drama und Meiſterwerk; kein Theater-Stück, da deſſen Schluß nach ſo vielen Ereigniſſen, Motiven und Character-Schilderungen ganz lyriſch ausgeht, in eine jugendlich edle Heldenbegeiſterung, in der wir, von ihr entzündet, vergeſſen müſſen, daß wir uns für die fernern Schickſale der Bürger, Alba's und Oranien's wohl intereſſiren ſollten. Alles iſt eben auf das Gemüth und auf etwas Unſichtbares bezogen. Der Streit um Freiheit, Nachgiebigkeit, Duldung der religiöſen Secten, Anſicht des Volks und der Herrſcher über dieſe Gegenſtände, ſowie die Verherrlichung Egmont's, durch das ſchöne Gemüth ſeiner bürgerlichen Geliebten ſichtbar gemacht, iſt muſterhaft und tief bewegend; aber die Handlung ſelbſt wird nur unſicher fortgeſchoben, bleibt oft ſtille ſtehen, und Vieles, was nicht bloß angeknüpft, ſondern genau ausgemalt wurde, wie der Bürgerſtand, tritt ſchweigend und ohne Erfolg ganz von der Bühne, was in einem ächten Drama ganz unmöglich iſt.

Ebenſo der tiefſinnige „Fauſt": große Scenen, Entwickelung des Gemüths, aber keine Handlung im ſtrengern Sinne. Indeſſen hätte dieſer Vorwurf wohl nie ein eigentliches Drama werden können, auch wenn der Dichter ihn beendigt hätte. Wie meiſterhaft iſt das Jahrmarktsfeſt, ohne in dieſe Abſicht auch nur einzugehen. Hier fügt ſich Scene an Scene und Epiſode an Epiſode, um ſo ein humoriſtiſches, poſſenhaftes Weſen durchzuführen, das, eben weil es ſo menſchlich und in der innern Abſicht ſo edel und weder bitter noch gemein iſt, durch eine poetiſche Magie trefflich in eine geiſtige Einheit zuſammentritt.

Angeregt durch einen wirklichen Verfall, gab der Dichter dieſes Werk, und ſehr oft, faſt immer, hat er ſich beſtrebt, die unmittelbarſte Gegenwart in ſeine Dichtung hineinzuführen. Ich zeigte, daß der dramatiſche Dichter ſeine Gegenwart nicht entbehren könne; aber es war

mehr wie ein Mal auffallend, in welcher Weise und wie mit zu weit getriebener Absicht Go
hierin verfuhr. Aus Beaumarchais „Memoiren", die Dieser zu seiner Rechtfertigung heraus
entlehnte der Dichter dessen Zwiespalt mit dem Spanier Clavigo, und der Letztere, indem
noch lange in Madrid nachher lebte, mußte, wie oft, auf den Deutschen Bühnen fier
Dieser Mord und Schluß des Schauspiels ist mit einer gewissen Gewaltsamkeit, aber gro
Talent, an das Uebrige dieses großen Stücks geschoben, und kann nur durch gutes Spiel
Schauspielers gerechtfertigt werden. In einer Erzählung, wenn sie auch den Clavigo auf d
liche Art entschuldigen wollte, wäre diese zu große Entfernung von Wirklichkeit und Wahr
nicht nothwendig gewesen; oder, verfuhr die Laune des Dichters auch eben so gewaltsam,
doch in der Erzählung diese Verletzung weniger auffallend. Die Umgestaltung des „Egmo
so wie sie da ist, ist an sich selbst ein Meisterstück, und diese jugendliche Begeisterung und Lie
welche die Wirklichkeit und Zukunft gewisser Maßen allegorisch abbildet, war dem jun
Dichter wichtiger, als die große Begebenheit selbst. Historisch ist dieses Schauspiel nur d
die historische Weisheit, die Machiavell, Alba, Egmont, Oranien und selbst die Bür
gelegentlich aussprechen. Die sonderbarste Erscheinung ist die „Stella". Die alte Legende v
Grafen Gleichen ist uns, mit den erzählten Umständen und seltsamen, wohl einzigen Zügen
glaublich; unsere Phantasie ergetzt sich an der Sage, und der Dichter, wenn er zu erzäh
versteht, kann uns wohl selbst diese doppelte Liebe, das Erwachen des männlichen Herz
zu neuer Jugend und auch zugleich die Unentbehrlichkeit der frühern Geliebten und Gatti
begreiflich und annehmlich machen. Im Drama, selbst wenn die Geschichte in der poe
schen Ferne des Mittelalters stehen bliebe, wäre die Aufgabe weit schwieriger, die Lösu
viel mißlicher. Aber in unsere Zeit und nächste Umgebung hinein verlegt, kann ein junge
umschwärmender, wilder und flatterhafter Mann, ungenügsam und sinnlich, empfindsam u
schwankend, in dem man fast Portrait oder Confession erkennen möchte, und die Geschichte
Drama vor unsern Augen dargestellt, weder Glauben noch Beifall abgewinnen. Jene inne
Dramatik des Lebens: Ehe, Familie und die nächsten Bedingungen werden zu willkürlich au
gelöst und, möchte man sagen, parodirt; Ironie und Satyre stellen sich bei'm Schluß ganz v
selbst ein, wenn man den Dichter auch als solchen bewundert. Die Phantasie kann unmögli
das Leben der Wesen, für die wir uns so innig interessirt haben, weiter fort denken. Und de
müssen wir es; denn die Möglichkeit, eine solche Vereinigung in der Liebe darzustellen, war
eben die Aufgabe des Schauspiels. Hier greift der Dichter revolutionär die Bedingungen unse
Lebens im Staat und in der Familie an; zwar mit edlern Waffen, mit dem reinsten Wille
durch das erhöhte Gefühl und durch Rührung; er kann daher weder hier noch in andern Werke
wo etwas Aehnliches geschieht, jenen Franzosen oder einigen unserer Landsleute gleichgest
werden.

Als späterhin Goethe den allgemein besprochenen Cagliostro, für den wohl nur Weni
Partei nahmen, und die bekannte Halsbandgeschichte auf das Theater brachte, zeigten sel
viele seiner vormaligen Freunde und Verehrer ein lautes Mißfallen, weil sie, selbst no
befangen, diese Anklage der Schlechten und die Entschuldigung und Rechtfertigung der Schwache
und Hohen nicht wollten gelten lassen; Dasselbe begegnete auch dem „Bürger-General". Eben
nahm wieder nach Jahren der Dichter die sonderbaren Memoiren der Bourbon Conti zum
Gegenstand eines Drama's, das, eben weil es zu sehr berechnet, so allgemein gehalten und mi
großer Anstrengung zu bewußtvoll geschrieben ist, alle Welt, auch seine Freunde und Verehrer
kalt gelassen hat.

Vom „Triumph der Empfindsamkeit" spreche ich ungern, weil die zu beschränkte Aufgabe,
die auch der Moment und Widerspruch erzeugte, um die Empfindungen, die der Dichter selbst
am Meisten erregt hatte, wieder mit dem Leben und der Vernunft in Gleichgewicht zu setzen,

durch Humor, Witz und Poesie zu schwach ausgeführt ist. Eben so schwach ist die Aufgabe der „Lila" gelöst, so Goethe'sch der Gedanke ist; „Scherz, List und Rache" ist witziger, und die „Fischerinn" befriedigt im kleinen Umfange mehr, als „Lila"; „Claudine" nicht zu nennen, oder jene reizende „Elmire". Nur sonderbar, daß im letzten Idyll die nahegerückte Gegenwart die Sache unwahrscheinlich macht. In Spanien oder Italien, in einer ältern Zeit, wie wäre da jene Beichte natürlicher erschienen; oder in einer Erzählung, wo wir leicht glauben würden! Hier, wie in den meisten Dramen des großen Dichters, ist das Nahe durch die dramatische Verwandlung etwas zu dicht vor das Auge gerückt. *)

L. Tieck.

III.

Der Geist und die innere Stimmung der Goethe'schen Werke.

Die innere Stimmung des Künstlers ist der Geist seines Products; und die zufälligen Gestalten, in denen er sie ausdrückt, sind der Körper oder der Buchstabe desselben. Hier ist es, wo das Bedürfniß der mechanischen Kunst eintritt.

Wer die Dinge einer gewissen Stimmung gemäß bearbeiten will, der muß es überhaupt verstehen, sie zu bearbeiten, und sie mit Leichtigkeit zu bearbeiten, so daß kein Widerstand sichtbar sei, und daß die todte Masse unter seinen Händen von selbst Bildung und Organisation angenommen zu haben scheine. Sobald die Materie widerstrebt und es der Anstrengung bedarf, sie zu besiegen, ist die ästhetische Stimmung abgebrochen, und es bleibt uns Andern Nichts übrig, als der Anblick des Arbeiters, der seinen Zweck zu erreichen strebt; ein nicht unwürdiger Anblick, den wir aber nur hier nicht haben wollten. Man hat diese Leichtigkeit der mechanischen Kunst sehr oft mit dem Geiste selbst verwechselt; und sie ist allerdings die ausschließende Bedingung seiner Aeußerung, und Jeder, der an das Werk geht, muß sie schon erworben haben; aber sie ist nicht der Geist selbst. Durch sie allein wird Nichts hervorgebracht als ein leeres Geklimper; ein Spiel, das auch Nichts weiter ist, denn Spiel; das nicht zu Ideen erhebt, und höchstens einen Muthwillen und eine verschwendete Kraft ausdrückt, der man in der Stille eine bessere Anwendung wünscht. Zwar wird der leichteste und muthwilligste Pinselstrich des wahren Genie's einen Anstrich von Ideen haben; aber der bloße Mechaniker wird durch seine höchste Kunst nie etwas Anderes hervorbringen, als ein mechanisches Werk, über dessen Bau man höchstens sich wundern wird.

So ist in den letzten Meisterwerken des begünstigten Lieblings der Natur unter unserer Nation, im „Tasso", in der „Iphigenie" und in den leichtesten Pinselstrichen desselben Künstlers seitdem, — es ist in ihnen, sage ich, nicht die so einfache Erzählung, nicht die ohne allen Schwulst so sanft hingleitende Sprache, durch welche der gebildete Leser so mächtig angezogen wird. Es ist nicht der Buchstabe, sondern der Geist. Mit der gleichen Einfachheit der Fabel, der gleichen Leichtigkeit, dem gleichen Adel der Sprache ist es möglich, ein sehr schales, sehr schmackloses, sehr unkräftiges Werk zu verfertigen. Die Stimmung ist es, welche in diesen Werken herrscht; diese edelste Blüthe der Humanität, welche durch die Natur nur ein Mal unter dem Griechischen Himmel hervorgetrieben und durch eines ihrer Wunder im Norden wiederholt wurde. Es schmiegt sich an unsere Seele das lebendige Bild jener geendigten Cultur, die den Angriffen des Schicksals nicht mehr mit gewaltsamen Anstrengungen und Renkungen entgegen

*) Vergl. I. Bd., S. 6 u. f., in der Einleitung.

geht, und die eher Alles, als die reine Ebenheit ihres Characters und die leichte Grazie in den Bewegungen ihres Gemüths verliert; jenes Beruhens in sich selbst und auf sich selbst, das es nicht mehr bedarf, durch Anstrengung seine Kraft aufzuregen und gegen den Widerstand anzustemmen, sondern das auf seiner eigenen natürlichen Last sicher steht; jener Unbefangenheit des Geistes, welche die Dinge, auch bei ihrem gewaltsamsten Andrängen auf uns, dennoch keiner andern Schätzung würdigt, als der, die ihnen gebührt, daß sie Gegenstände unserer Betrachtung sind, und welche auch dann noch den gefälligen Formen derselben ein ästhetisches Vergnügen, den Verzerrungen derselben ein leichtes Lächeln, wie Grazien lächeln, abzugewinnen vermag; jener Vollendung der Menschheit, die sich von der Sinnenwelt nicht losgerissen, sondern abgelöst fühlt, und die mit gleicher Leichtigkeit derselben ohne Mißvergnügen entbehren, oder ihrer mit Freude auf ihre Weise genießen kann. Wir finden uns mit Vergnügen in eine Welt versetzt, in der allein eine solche Stimmung möglich ist; unter eine Gesellschaft, deren Mitglieder alle gerecht und wohlwollend sind, und deren Trennungen nicht durch bösen Willen veranlaßt, sondern selbst nur Stürme des widrigen Schicksals sind; — denn Ungerechtigkeiten freier Wesen können uns nie gleichgiltig sein, und werden immer ernste Mißbilligung, keineswegs aber das leichte Lächeln erregen, wie die Verstöße der vernunftlosen Natur. Wir entdecken mit befriedigter Selbstliebe, unter dem Einflusse des Künstlers, eine Fassung in uns, die wir im Laufe des Lebens gewöhnlich nicht behalten; wir fühlen uns höher gehoben und veredelt, und innige Liebe ist der Lohn des Dichters, der uns so sanft schmeichelt, um uns zu bessern.

Jeder hat den feinsten Sinn für diejenige Art der Ausbildung, der er zunächst bedürfte, und mag in der Stunde der Täuschung am Liebsten Das an sich finden, wovon eine leise Ahnung ihm sagt, daß es auf der nächsten Stufe der Cultur liege, die er zu ersteigen hat. Ein beträchtlicher Theil unsers Publicum's ist noch nicht so weit, daß ihm Nichts mehr, als die Grazie in seinen Bewegungen, die Leichtigkeit und Ungezwungenheit in seiner Kraftäußerung abgehe. Vielen fehlt es an der Kraft selbst. Für Diese sind Darstellungen, wie die, von welchen wir redeten, unschmackhaft; sie verwechseln die durch die Fülle der Kraft gehaltene Kraft, die sie nicht kennen, mit der Kraftlosigkeit, die sie nur zu wohl kennen. Diese mögen im Bilde lieber die rohe aber kraftvolle Sitte unserer Urahnen sich angetäuscht sehen — eine Art, die so vorzüglich ist, als jede andere, wenn sie mit Geist behandelt wird, — oder vergnügen sich wohl auch an den wunderlichen Renkungen in unsern gewöhnlichen Ritter-Romanen, und an hochtönenden und vermessenen Reden.

Dem Dichter, von dem ich rede, war es gegeben, zwei verschiedene Epochen der menschlichen Cultur mit allen ihren Abstufungen auszumessen. Er nahm sein Zeitalter bei der letztern Stufe auf, um es bei der erstern niederzuziehen. Aber sein Genius überflog, wie es sein mußte, den langsamen Gang desselben. Er bildete, wie jeder wahre Künstler soll, sein Publicum selbst, arbeitete für die Nachwelt, und wenn unser Geschlecht höher steigt, so ist es nicht ohne sein Zuthun.

J. G. Fichte.

Götz von Berlichingen

mit der eiſernen Hand.

Ein Schauſpiel.

Perſonen.

Kaiſer Maximilian.
Götz von Berlichingen
Elisabeth, ſeine Frau.
Maria, ſeine Schweſter.
Carl, ſein Söhnchen.
Georg, ſein Bube.
Biſchof von Bamberg.
Weislingen,
Adelheid von Walldorf, } an des Biſchof's Hofe.
Liebetraut,
Abt von Fulda.
Olearius, beider Rechte Doctor.
Bruder Martin.
Hans von Selbitz.
Franz von Sickingen.
Lerſe.
Franz, Weislingen's Bube.
Kammerfräulein der Adelheid.
Mezler, Sievers, Link, Kohl, Wild, Aufwiegler der rebelliſchen Bauern.
Hofleute, Reiſende am Bamberg'ſchen Hofe.
Kaiſerliche Ritter.
Ritterherren von Heilbronn.
Richter des heimlichen Gerichts.
Zwei Nürnberger-Kaufleute.
Max Stumpf, Pfalzgräflicher Diener.
Ein Unbekannter.
Brautvater, } Bauern.
Bräutigam, }
Berliching'ſche, Weislingen'ſche, Bamberg'ſche Reiter.
Hauptleute, Officiere, Knechte von der Reichs-Armee.
Schenkwirth.
Gerichtsdiener.
Heilbronner-Bürger.
Stadtwache.
Gefangnißwärter.
Bauern.
Zigeuner-Hauptmann.
Zigeuner, Zigeunerinnen.

Erſter Act.

Schwarzenberg'in Franken. Herberge.

Mezler, Sievers (am Tiſche). Zwei Reitersknechte (bei'm Feuer). Wirth.

Sievers. Häufel, noch ein Glas Branntwein, und meſſ' chriſtlich.

Wirth. Du biſt der Nimmerſatt.

Mezler (leiſe zu Sievers). Erzähl' Das noch ein Mal vom Berlichingen! Die Bamberger dort ärgern ſich, ſie möchten ſchwarz werden.

Sievers. Bamberger? Was thun Die hier?

Mezler. Der Weislingen iſt eben auf'm Schloß bei'm Herrn Grafen ſchon zwei Tage; Dem haben ſie das Geleit gegeben. Ich weiß nicht, wo er herkommt; ſie warten auf ihn; er geht zurück nach Bamberg.

Sievers. Wer iſt der Weislingen?

Mezler. Des Biſchof's rechte Hand, ein gewaltiger Herr, der dem Götz auch auf'n Dienſt lauert.

Sievers. Er mag ſich in Acht nehmen.

Mezler (trinkt). Nur immer zu! (Raucht.) Seit wann hat denn der Götz wieder Händel mit dem Biſchof von Bamberg? Es hieß ja, Alles wäre vertragen und geſchlichtet.

Sievers. Ja, vertrag Du mit den Pfaffen! Wie der Biſchof ſah, er richt' Nichts aus und zieht immer den Kürzern, kroch er zum Kreuz und war geſchäftig, daß der Vergleich zu Stand käm'. Und der getreuherzige Berlichingen gab unerhört nach, wie er immer thut, wenn er im Vortheil iſt.

Mezler. Gott erhalt' ihn! Ein rechtſchaffener Herr!

Sievers. Nun denk', iſt Das nicht ſchändlich? Da werfen ſie ihm einen Buben nieder, da er ſich Nichts weniger verſieht. Wird ſie aber ſchon wieder dafür laufen!

Metzler. Es ist doch dumm, daß ihm der letzte Streich mißglückt ist! Er wird sich garstig erbost haben.

Sievers. Ich glaub' nicht, daß ihn lang was so verdrossen hat. Denk' auch, Alles war auf's Genaueste verkundschaftet: wann der Bischof aus dem Bad käm', mit wie viel Reitern, welchen Weg; und wenn's nicht wär' durch falsche Leut' verrathen worden, wollt' er ihm das Bad gesegnet und ihn ausgetrieben haben.

Erster Reiter. Was raisonnirt Ihr von unserm Bischof? Ich glaub', Ihr sucht Händel.

Sievers. Kümmert Euch um Eure Sachen! Ihr habt an unserm Tische Nichts zu suchen.

Zweiter Reiter. Wer heißt Euch von unserm Bischof despectirlich reden?

Sievers. Hab' ich Euch Red' und Antwort zu geben? Seht doch den Frotzen!

Erster Reiter (schlägt ihn hinter die Ohren).

Metzler. Schlag den Hund todt!

(Sie fallen über einander her.)

Zweiter Reiter. Komm' her, wenn Du's Herz hast.

Wirth (reißt sie von einander). Wollt Ihr Ruh' haben! Tausend Schwernoth! Scheert Euch 'naus, wenn Ihr was auszumachen habt. In meiner Stub' soll's ehrlich und ordentlich zugehen. (Schiebt die Reiter zur Thür hinaus.) Und Ihr Esel, was fanget Ihr an?

Metzler. Nur nit viel geschimpft, Hänsel; sonst kommen wir Dir über die Glatze. Komm', Camerad, wollen Die draußen bläuen.

Zwei Berlichingʼsche Reiter (kommen).

Erster Reiter. Was gibt's da?

Sievers. Ei guten Tag, Peter! Veit, guten Tag! Woher?

Zweiter Reiter. Daß Du Dich nit unterstehst, zu verrathen, wem wir dienen.

Sievers (leise). Da ist Euer Herr Götz wohl auch nit weit?

Erster Reiter. Halt Dein Maul! Habt Ihr Händel?

Sievers. Ihr seid den Kerls begegnet draußen; sind Bamberger.

Erster Reiter. Was thun Die hier?

Metzler. Der Weislingen ist droben auf m Schloß bei'm gnädigen Herrn; Den haben sie geleit'.

Erster Reiter. Der Weislingen?

Zweiter Reiter (leise). Peter! Das ist ein gefunden Fressen! (Laut) Wie lang' ist er da?

Metzler. Schon zwei Tage. Aber er will heut noch fort, hört ich einen von den Kerls sagen.

Erster Reiter (leise). Sagt' ich Dir nicht, er wär' daher! Hätten wir dort droben eine Weile passen können! Komm', Veit.

Sievers. Helft uns doch erst die Bamberger ausprügeln.

Zweiter Reiter. Ihr seid ja auch zu Zwei'. Wir müssen fort. Adieu! (Ab.)

Sievers. Lumpenhunde, die Reiter! Wann man sie nit bezahlt, thun sie Dir keinen Streich.

Metzler. Ich wollt' schwören, sie haben einen Anschlag. Wem dienen sie?

Sievers. Ich soll's nit sagen. Sie dienen dem Götz.

Metzler. So! Nun wollen wir über Die draußen. Komm, so lang' ich einen Bengel hab', fürcht' ich ihre Bratspieße nicht.

Sievers. Dürften wir nur so einmal an die Fürsten, die uns die Haut über die Ohren ziehen!

Herberge im Wald.

Götz (vor der Thüre unter der Linde). Wo meine Knechte bleiben! Auf und ab muß ich gehen, sonst übermannt mich der Schlaf. Fünf Tag' und Nächte sitzen auf der Lauer. Es wird Einem sauer gemacht das Bischen Leben und Freiheit. Dafür, wenn ich Dich habe, Weislingen, will ich mir's wohl sein lassen. (Schenkt ein.) Wieder leer! Georg! So lang's daran nicht mangelt und an frischem Muth, lach' ich der Fürsten Herrschsucht und Ränke. — Georg! — Schickt Ihr nur Euern gefälligen Weislingen herum zu Wettern und Gewittern; laßt mich anschwärzen. Nur immer zu! Ich bin wach. Du warst mir entwischt, Bischof! So mag denn Dein lieber Weislingen die Zeche bezahlen. — Georg! Hört der Junge nicht? Georg! Georg!

Der Bube (im Panzer eines Erwachsenen). Gestrenger Herr!

Götz. Wo steckst Du? Hast Du geschlafen? Was zum Henker treibst Du für Mummerei? Komm' her, Du siehst gut aus. Schäm Dich nicht, Junge. Du bist brav! Ja, wenn Du ihn anzuhalten wüßtest! Es ist Hans'ens Harnisch?

Georg. Er wollt' ein wenig schlafen und schnallt' ihn aus.

Götz. Er ist bequemer als sein Herr.

Georg. Zürnt nicht. Ich nahm ihn leise weg und legt' ihn an, und holte meines Vaters altes Schwert von der Wand, lief auf die Wiese und zog's aus.

Götz. Und hieb's um Dich herum? Da wird's den Hecken und Dornen gut gegangen sein. Schläft Hans?

Georg. Auf Euer Rufen sprang er auf und schrie mir, daß Ihr rieft. Ich wollt' den Harnisch anschnallen, da hört' ich Euch zwei, drei Mal.

Götz. Geh! Bring' ihm seinen Panzer wie

der und ſag' ihm, er ſoll bereit ſein, ſoll nach den Pferden ſehen.

Georg. Die hab' ich recht ausgefüttert und wieder aufgezäumt. Ihr könnt aufſitzen, wann Ihr wollt.

Götz. Bring' mir einen Krug Wein, gib Hans'en auch ein Glas; ſag' ihm, er ſoll munter ſein, es gilt! Ich hoffe jeden Augenblick, meine Kundſchafter ſollen zurückkommen.

Georg. Ach, geſtrenger Herr!

Götz. Was haſt Du?

Georg. Darf ich nicht mit?

Götz. Ein ander' Mal, Georg, wenn wir Kaufleute fangen und Ihnen wegnehmen.

Georg. Ein ander' Mal; das habt Ihr ſchon oft geſagt. O dieß Mal! dieß Mal! Ich will nur hinten drein laufen, nur auf der Seite lauern. Ich will Euch die verſchoſſenen Bolzen wieder holen.

Götz. Das nächſte Mal, Georg. Du ſollſt erſt ein Wamms haben, eine Blechhaube und einen Spieß.

Georg. Nehmt mich mit. Wär' ich letzt dabei geweſen, Ihr hättet die Armbruſt nicht verloren.

Götz. Weißt Du Das?

Georg. Ihr warft ſie dem Feind an Kopf, und einer von den Fußknechten hob ſie auf; weg war ſie! Gelt, ich weiß?

Götz. Erzählen Dir Das meine Knechte?

Georg. Wohl. Dafür pfeif' ich ihnen auch, wann wir die Pferde ſtriegeln, allerlei Weiſen, und lerne ſie allerlei luſtige Lieder.

Götz. Du biſt ein braver Junge.

Georg. Nehmt mich mit, daß ich's zeigen kann.

Götz. Das nächſte Mal, auf mein Wort! Unbewaffnet, wie Du biſt, ſollſt Du nicht in Streit. Die künftigen Zeiten brauchen auch Männer. Ich ſage Dir, Knabe, es wird eine Zeit werden: Fürſten werden ihre Schätze bieten um einen Mann, den ſie jetzt haſſen. Geh', Georg, gib Hans'en ſeinen Enraß wieder, und bring' mir Wein. (Georg ab.) Wo meine Knechte bleiben! Es iſt unbegreiflich. — Ein Mönch! Wo kommt Der noch her?

Bruder Martin (kommt).

Götz. Ehrwürdiger Vater, guten Abend! Woher ſo ſpät? Mann der heiligen Ruhe, Ihr beſchämt viel Ritter.

Martin. Dank' Euch, edler Herr! Und bin vor der Hand nur demüthiger Bruder, wenn's ja Titel ſein ſoll; Auguſtin mit meinem Kloſternamen, doch hör' ich am Liebſten Martin, meinen Taufnamen.

Götz. Ihr ſeid müde, Bruder Martin, und ohne Zweifel durſtig! (Der Knab' kommt.) Da kommt der Wein eben recht.

Martin. Für mich einen Trunk Waſſer! Ich darf keinen Wein trinken.

Götz. Iſt Das Euer Gelübde?

Martin. Nein, gnädiger Herr; es iſt nicht wider mein Gelübde, Wein zu trinken; weil aber der Wein wider mein Gelübde iſt, ſo trinke ich keinen Wein.

Götz. Wie verſteht Ihr Das?

Martin. Wohl Euch, daß Ihr's nicht verſteht. Eſſen und Trinken, mein' ich, iſt des Menſchen Leben.

Götz. Wohl!

Martin. Wenn Ihr gegeſſen und getrunken habt, ſeid Ihr wie neu geboren; ſeid ſtärker, muthiger, geſchickter zu Euerm Geſchäft. Der Wein erfreut des Menſchen Herz, und die Freudigkeit iſt die Mutter aller Tugenden. Wenn Ihr Wein getrunken habt, ſeid Ihr Alles doppelt, was Ihr ſein ſollt; noch ein Mal ſo leicht denkend, noch ein Mal ſo unternehmend, noch ein Mal ſo ſchnell ausführend.

Götz. Wie ich ihn trinke, iſt es wahr.

Martin. Davon red' ich auch. Aber wir —

Georg (mit Waſſer).

Götz (zu Georg'en beimlich). Geh' auf den Weg nach Dachsbach, und leg' Dich mit dem Ohr auf die Erde, ob Du nicht Pferde kommen hörſt, und ſei gleich wieder hier.

Martin. Aber wir, wenn wir gegeſſen und getrunken haben, ſind wir grad' das Gegentheil von Dem, was wir ſein ſollen. Unſere ſchläfrige Verdauung ſtimmt den Kopf nach dem Magen, und in der Schwäche einer überſtillten Ruhe erzeugen ſich Begierden, die ihrer Mutter leicht über den Kopf wachſen.

Götz. Ein Glas, Bruder Martin, wird Euch nicht im Schlaf ſtören. Ihr ſeid heute viel gegangen. (Bringt's ihm.) Alle Streiter!

Martin. In Gottes Namen! (Sie ſtoßen an.) Ich kann die müßigen Leute nicht ausſtehen; und doch kann ich nicht ſagen, daß alle Mönche müßig ſind; ſie thun, was ſie können. Da komm' ich von St. Veit, wo ich die letzte Nacht ſchlief. Der Prior führte mich in den Garten; Das iſt nun ihr Bienenkorb. Vortrefflicher Salat! Kohl nach Herzens Luſt, und beſonders Blumenkohl und Artiſchocken, wie keine in Europa!

Götz. Das iſt alſo Euere Sache nicht. (Er ſteht auf, ſieht nach dem Jungen und kommt wieder.)

Martin. Wollte, Gott hätte mich zum Gärtner oder Laboranten gemacht; ich könnte glücklich ſein! Mein Abt liebt mich; mein Kloſter iſt Erfurt in Sachſen. Er weiß, ich kann nicht ruh'n; da ſchickt er mich herum, wo was zu betreiben iſt. Ich geh' zum Biſchof von Conſtanz.

Götz. Noch Eins! Gute Verrichtung!

Martin. Gleichfalls.

Götz. Was seht Ihr mich so an, Bruder?

Martin. Daß ich in Euern Harnisch verliebt bin.

Götz. Hättet Ihr Lust zu einem? Es ist schwer und beschwerlich, ihn zu tragen.

Martin. Was ist nicht beschwerlich auf dieser Welt! Und mir kommt Nichts beschwerlicher vor, als nicht Mensch sein dürfen. Armuth, Keuschheit und Gehorsam — drei Gelübde, deren jedes, einzeln betrachtet, der Natur das Unausstehlichste scheint; so unerträglich sind sie alle. Und sein ganzes Leben unter dieser Last, oder der weit drückendern Bürde des Gewissens muthlos zu keuchen! O Herr! Was sind die Mühseligkeiten Eures Lebens gegen die Jämmerlichkeiten eines Standes, der die besten Triebe, durch die wir werden, wachsen und gedeihen, aus mißverstandener Begierde, Gutes näher zu rücken, verdammt?

Götz. Wär' Euer Gelübde nicht so heilig, ich wollte Euch bereden, einen Harnisch anzuziehen; wollt' Euch ein Pferd geben, und wir zögen mit einander.

Martin. Wollte Gott, meine Schultern fühlten Kraft, den Harnisch zu ertragen, und mein Arm Stärke, einen Feind vom Pferd zu stechen! — Arme, schwache Hand, von jeher gewohnt, Kreuze und Friedensfahnen zu führen und Rauchfässer zu schwingen; wie würdest Du Lanze und Schwert regieren! Meine Stimme, nur zu Ave und Hallelujа gestimmt, würde dem Feind ein Herold meiner Schwäche sein, wenn ihn die Furie überwältigte. Kein Gelübde sollte mich abhalten, wieder in den Orden zu treten, den mein Schöpfer selbst geweihet hat.

Götz. Glückliche Wiederkehr!

Martin. Das trinke ich nur für Euch. Wiederkehr in meinen Käfig ist alle Mal unglücklich. Wenn Ihr wiederkehrt, Herr, in Eurer Mauern, mit dem Bewußtsein Eurer Tapferkeit und Stärke, der keine Müdigkeit Etwas anhaben kann; Euch zum ersten Mal nach langer Zeit, sicher vor feindlichem Ueberfall, entwaffnet auf Euer Bett streckt und Euch nach dem Schlaf dehnt, der Euch besser schmeckt, als mir der Trunk nach langem Durst: da könnt Ihr von Glück sagen!

Götz. Dafür kommt's auch selten.

Martin (trocken). Und ist, wenn's kommt, ein Vorschmack des Himmels. — Wenn Ihr zurückkehrt, mit der Beute Eurer Feinde beladen, und Euch erinnert: Den stach ich vom Pferd, eh' er schießen konnte, und Den rannt' ich sammt dem Pferde nieder; und dann zeltet Ihr zu Eurem Schloß hinauf, und —

Götz. Was meint Ihr?

Martin. Und Eure Weiber! (Erschrickt ein.) Auf Gesundheit Eurer Frau! (Er wischt sich die Augen.) Ihr habt doch eine?

Götz. Ein edles, vortreffliches Weib!

Martin. Wohl Dem, der ein tugendsam' Weib hat! Deß lebt er noch Eins so lange. Ich kenne keine Weiber, und doch war die Frau die Krone der Schöpfung!

Götz (vor sich). Erbarmt mich! Das Gefühl seines Standes frißt ihm das Herz.

Georg (zurückkommend). Herr! ich höre Pferde im Galopp! Zwei! Es sind sie gewiß.

Götz. Führ' mein Pferd heraus! Hans soll aufsitzen. Lebt wohl, theurer Bruder. Gott geleit' Euch! Seid muthig und geduldig! Gott wird Euch Raum geben.

Martin. Ich bitt' um Euern Namen.

Götz. Verzeiht mir. Lebt wohl! (Er reicht ihm die linke Hand.)

Martin. Warum reicht Ihr mir die Linke? Bin ich die ritterliche Rechte nicht werth?

Götz. Und wenn Ihr der Kaiser wärt, Ihr müßtet mit dieser vorliebnehmen. Meine Rechte, obgleich im Krieg nicht unbrauchbar, ist gegen den Druck der Liebe unempfindlich: sie ist Eins mit ihrem Handschuh; Ihr seht, er ist Eisen.

Martin. So seid Ihr Götz von Berlichingen! Ich danke Dir, Gott, daß Du mich ihn hast sehen lassen, diesen Mann, den die Fürsten hassen und zu dem die Bedrängten sich wenden! (Er nimmt ihm die rechte Hand.) Laßt mir diese Hand, laßt mich sie küssen!

Götz. Ihr sollt nicht.

Martin. Laßt mich! Du, mehr werth als Reliquien-Hand, durch die das heiligste Blut geströmt ist; tiefes Werkzeug, beredt durch des edelsten Geistes Vertrauen auf Gott!

Götz (setzt den Helm auf und nimmt die Lanze).

Martin. Es war ein Mönch bei uns vor Jahr und Tag, der Euch besuchte, wie sie Euch abgeschossen ward vor Landshut. Wie er uns erzählte, was Ihr litter, und wie sehr es Euch schmerzte, zu Eurem Beruf verstümmelt zu sein, und wie Euch einfiel, von Einem gehört zu haben, der auch nur eine Hand hatte, und als tapferer Reiter noch hoch noch lange diente: — ich werde Das nie vergessen.

Die zwei Knechte (kommen).

Götz (zu ihnen. Sie reden heimlich.)

Martin (sieht vornehmen Herr). Ich werde Das nie vergessen, wie er im edelsten, einfältigsten Vertrauen auf Gott sprach: „Und wenn ich zwölf Händ' hätte, und Deine Gnad' wollt' mir nicht, was würden sie mir fruchten? So kann mit einer —"

Götz. In den Hasslacher-Wald alle. (Sieht sich zu Martin.) Lebt wohl, werther Bruder Martin. (Küßt ihn.)

Martin. Vergeßt mein' nicht, wie ich Euer nicht vergeße. (Geht ab.)

Martin. Wie mir's so eng um's Herz ward, da ich ihn sah. Er redete Nichts, und mein Geist konnte doch den seinigen unterscheiden. Es ist eine Wonne, einen großen Mann zu sehen.

Georg. Ehrwürdiger Herr, Ihr schlaft doch bei uns?

Martin. Kann ich ein Bett haben?

Georg. Nein, Herr! Ich kenne Betten nur vom Herrenlagen, in unserer Herberg' ist Nichts als Streh.

Martin. Auch gut. Wie heißt Du?

Georg. Georg, ehrwürdiger Herr!

Martin. Georg! Da hast Du einen starken Patron.

Georg. Sie sagen, er sei ein Reiter gewesen; Das will ich auch sein.

Martin. Warte! (Zieht ein Gebetbuch hervor und gibt dem Knaben einen Heiligen.) Da hast Du ihn. Folge seinem Beispiel, sei brav und fürchte Gott! (Martin geht.)

Georg. Ach, ein schwarz Schimmel! Wenn ich einmal so einen hätte! — Und die goldene Rüstung! — Das ist ein garstiger Drach' — Jetzt schieß' ich nach Spatzingen — Heiliger Georg! mach' mich groß und stark, gib mir so eine Lanze, Rüstung und Pferd, dann laß mir die Drachen kommen!

Landhaus. Götz'ens Burg.

Elisabeth. Maria. Carl (sein Söhnchen).

Carl. Ich bitte Dich, liebe Tante, erzähl' mir das noch ein Mal vom frommen Kinde; 's ist gar zu schön.

Maria. Erzähl' Du mir's, kleiner Schelm; da will ich hören, ob Du Acht gibst.

Carl. Warte ebig, ich will mich bedenken. — Es war einmal — ja — es war einmal ein Kind, und sein' Mutter war krank; da ging das Kind hin —

Maria. Nicht doch. Da sagte die Mutter: „Liebes Kind" —

Carl. „Ich bin krank" —

Maria. „Und kann nicht ausgeh'n" —

Carl. Und gab ihm Geld und sagte: „Geh hin, und hol' Dir ein Frühstück." Da kam ein armer Mann —

Maria. Das Kind ging; da begegnet ihm ein alter Mann, der war. — Nun Carl!

Carl. Der war — alt —

Maria. Freilich! der kann nicht gehen konnte, und sagte: „Liebes Kind" —

Carl. „Schenk mir was; ich habe kein Brod g'essen gestern und heut!" Da gab ihm's Kind das Geld —

Maria. Das für ein Frühstück sein sollte.

Carl. Da sagte der alte Mann —

Maria. Da nahm der alte Mann das Kind —

Carl. Bei der Hand, und sagte: — „Und ward ein schöner, glänzender Heiliger", und sagte: „Liebes Kind" —

Maria. „Zur Deiner Wohlthätigkeit belohnt Dich die Mutter Gottes durch mich; welchen Kranken Du anrührst" —

Carl. „Mit der Hand" — es war die rechte, glaub' ich.

Maria. Ja.

Carl. „Der wird gleich gesund."

Maria. Da lief das Kind nach Haus und konnt' für Freuden Nichts reden.

Carl. Und fiel seiner Mutter um den Hals und weinte für Freuden —

Maria. Da rief die Mutter: „Wie ist mir!" — und war — Nun Carl!

Carl. Und war — und war —

Maria. Du gibst schon nicht Acht! — und war gesund. — Und das Kind erbte König und Land, und wurde so reich, daß es ein großes Kloster baute. — —

Elisabeth. Ich kann nicht begreifen, wo mein Herr bleibt. Schon zwei Tag und Nächte, daß er weg ist, und er hoffte, so bald seinen Streich auszuführen.

Maria. Mich ängstigt's lang'. Wenn ich so einen Mann haben sollte, der sich immer Gefahren aussetzte, ich stürbe im ersten Jahr.

Elisabeth. Dafür dank' ich Gott, daß er mich härter zusammengesetzt hat.

Carl. Aber muß dann der Vater ausreiten, wenn's so gefährlich ist?

Maria. Es ist sein guter Wille so.

Elisabeth. Wohl muß er, lieber Carl.

Carl. Warum?

Elisabeth. Weißt Du noch, wie er das letzte Mal ausritt, da er Dir Dein' Pferd mitbrachte?

Carl. Bringt er wieder mit?

Elisabeth. Ich glaub' wohl. Siehst Du; da war ein Schneider von Stuttgart, der war ein trefflicher Bogenschütz, und hatte zu Cöln auf'm Schießen das Beste gewonnen.

Carl. Wie's viel?

Elisabeth. Hundert Thaler. Und darnach wollten sie's ihm nicht geben.

Maria. Gelt, Das ist garstig, Carl?

Carl. Garstige Leute!

Elisabeth. Da kam der Schneider zu Deinem Vater und bat ihn, er möchte ihm zu seinem Geld verhelfen. Und da ritt er aus und nahm den Cölnern ein Paar Kaufleute weg, und plagte sie so lang', bis sie das Geld herausgaben. Wär's Du nicht auch ausgeritten?

Carl. Nein! Da muß man durch einen dicken, dicken Wald; sind Zigeuner und Hexen d'rin.

Elisabeth. Ist ein rechter Bursch, fürcht' sich vor Hexen.

Maria. Du thust besser, Carl; leb' Du einmal auf Deinem Schloß, als ein frommer, christlicher Ritter. Auf seinen eigenen Gütern findet man zum Wohlthun Gelegenheit genug. Die rechtschaffensten Ritter beziehen mehr Ungerechtigkeit als Gerechtigkeit auf ihren Zügen.

Elisabeth. Schwester, Du weißt nicht, was Du red'st. Gebe nur Gott, daß unser Junge mit der Zeit braver wird und dem Weislingen nicht nachschlägt, der so treulos an meinem Mann handelt!

Maria. Wir wollen nicht richten, Elisabeth. Mein Bruder ist sehr erbittert, Du auch. Ich bin bei der ganzen Sache mehr Zuschauer und kann billiger sein.

Elisabeth. Er ist nicht zu entschuldigen.

Maria. Was ich von ihm gehört, hat mich eingenommen. Erzählte nicht selbst Dein Mann so viel Liebes und Gutes von ihm? Wie glücklich war ihre Jugend, als sie zusammen Edelknaben des Markgrafen waren!

Elisabeth. Das mag sein. Nur sag': was kann der Mensch je Gutes gehabt haben, der seinem besten, treusten Freunde nachstellt, seine Dienste den Feinden meines Mannes verkauft, und unsern trefflichen Kaiser, der uns so gnädig ist, mit falschen, niedrigen Vorstellungen einzunehmen sucht?

Carl. Der Vater! der Vater! Der Thürmer bläst's Liedel: „Heisa, mach's Thor auf."

Elisabeth. Da kommt er mit Leut'.

Ein Reiter (kommt).

Reiter. Wir haben gejagt, wir haben gefangen! Gott grüß' Euch, edle Frauen!

Elisabeth. Habt Ihr den Weislingen?

Reiter. Ihn und drei Reiter.

Elisabeth. Wie ging's zu, daß Ihr so lang ausbleibt?

Reiter. Wir lauerten auf ihn zwischen Nürnberg und Bamberg; er wollte nicht kommen, und wir wußten doch, er war auf dem Wege. Endlich kundschaften wir ihn aus; er war seitwärts gezogen, und saß geruhig bei'm Grafen auf dem Schwarzenberg.

Elisabeth. Den möchten sie auch gern meinem Mann feind haben.

Reiter. Ich sagt's gleich dem Herrn. Auf! und wir ritten in Hasslacher-Wald. Und da war's curios: wie wir so in die Nacht reiten, hört' just ein Schäfer da, und fallen fünf Wolf in die Herd' und packen weidlich an. Da lachte unser Herr, und sagte: „Glück zu, liebe Gesellen! Glück überall und uns auch!" Und es freuet' uns All' das gute Zeichen. Indem —, so kommt der Weislingen hergeritten mit vier Knechten.

Maria. Das Herz zittert mir im Leibe.

Reiter. Ich und mein Camerad, wie's der Herr befohlen hatte, nisteten uns an ihn, als wären wir zusammengewachsen, daß er sich nicht regen noch rühren konnte, und der Herr und der Hans setzen über die Knechte her und nahmen sie in Pflicht. Einer ist entwischt.

Elisabeth. Ich bin neugierig, ihn zu sehen. Kommen sie bald?

Reiter. Sie reiten das Thal herauf; in einer Viertelstund' sind sie hier.

Maria. Er wird niedergeschlagen sein.

Reiter. Finster genug sieht er aus.

Maria. Sein Anblick wird mir im Herzen weh' thun.

Elisabeth. Ah! — Ich will gleich das Essen zurecht machen. Hungrig werdet Ihr doch Alle sein?

Reiter. Rechtschaffen.

Elisabeth. Nimm den Kellerschlüssel und hol' vom besten Wein! Sie haben ihn verdient. (Ab.)

Carl. Ich will mit, Tante.

Maria. Komm', Bursch'! (Ab.)

Reiter. Der wird nicht sein Vater, sonst ging er mit in Stall!

Götz. Weislingen. Reitersknechte.

Götz (Helm und Schwert auf den Tisch werfend). Schnallt mir den Harnisch auf, und gebt mir mein Wamms. Die Bequemlichkeit wird mir wohlthun. Bruder Martin, Du sagtest recht — Ihr habt uns in Athem erhalten, Weislingen.

Weislingen (antwortet Nichts, auf- und abgehend).

Götz. Seid guten Muth's. Kommt', entwaffnet Euch. Wo sind Eure Kleider? Ich hoffe, es soll Nichts verloren gegangen sein. (Zum Knecht.) Frag' seine Knechte, und öffnet das Gepäcke, und sehet zu, daß Nichts abhanden komme. Ich könnt' Euch auch von den meinigen borgen.

Weislingen. Laßt mich so; ist Alles Eins.

Götz. Kannt' Euch ein hübsches, saubreres Kleid geben, ist zwar nur leinen. Mir ist's zu eng' worden. Ich hatt's auf der Hochzeit meines gnädigen Herrn, des Pfalzgrafen, an, eben damals, als Euer Bischof so giftig über mich wurde. Ich hatt' ihm, vierzehn Tag vorher, zwei Schiff' auf dem Main niedergeworfen. Und ich geh' mit Franz'en von Sickingen im Wirthshaus zum Hirsch' in Heidelberg die Treppe hinauf. Eh' man noch ganz droben ist, ist ein Absatz und ein eisen' Geländerlein; da stand

der Bischof und gab Franzen die Hand, wie er versprochen, und gab sie mir auch, wie ich hintendrein' kam. Ich lacht' in meinem Herzen, und ging zum Landgrafen von Hanau, der mir gar ein lieber Herr war, und sagte: Der Bischof hat mir die Hand geben; ich wett', er hat mich nicht gekannt. Das hört' der Bischof, (denn ich redt' laut mit Fleiß,) und kam zu uns trotzig — und sagte: „Wohl, weil ich Euch nicht kannt hab', gab ich Euch die Hand." Da sagt' ich: Herre, ich merkt's wohl, daß Ihr mich nicht kanntet, und hiermit habt Ihr Eure Hand wieder. Da ward das Männlein so roth am Hals wie ein Krebs, vor Zorn, und lief in die Stube zu Pfalzgrafen Ludwig und dem Fürsten von Nassau, und klagt's ihnen. Wir haben nachher uns oft was drüber zu Gute gethan.

Weislingen. Ich wollt', Ihr ließt mich allein.

Götz. Warum Das? Ich bitt' Euch, seid aufgeräumt. Ihr seid in meiner Gewalt, und ich werd' sie nicht mißbrauchen.

Weislingen. Dafür war mir's noch nicht bange. Das ist Eures Ritterspflicht.

Götz. Und Ihr wißt, daß die mir heilig ist.

Weislingen. Ich bin gefangen; das Uebrige ist Eins.

Götz. Ihr sollter nicht so reden. Wenn Ihr's mit Fürsten zu thun hättet, und sie Euch in tiefen Thurm an Ketten anschlingen, und der Wächter Euch den Schlaf wegpfeifen möchte — — —

(Die Knechte mit den Kleidern.)

Weislingen (zieht sich aus und an).

Carl (kommt). Guten Morgen, Vater.

Götz (küßt ihn). Guten Morgen, Junge. Wie habt Ihr die Zeit gelebt?

Carl. Recht geschickt, Vater! Die Tante sagt: ich sei recht geschickt.

Götz. So!

Carl. Hast Du mir was mitgebracht?

Götz. Dieß Mal nicht.

Carl. Ich hab' viel gelernt.

Götz. Ei!

Carl. Soll ich Dir vom frommen Kind erzählen?

Götz. Nach Tische.

Carl. Ich weiß noch was.

Götz. Was wird Das sein?

Carl. Jarthausen ist ein Dorf und Schloß an der Jart, gehört seit zweihundert Jahren den Herren von Berlichingen erb- und eigenthümlich zu.

Götz. Kennst Du den Herrn von Berlichingen?

Carl (sieht ihn starr an).

Götz (vor sich). Er kennt wohl vor lauter Gelehrsamkeit seinen Vater nicht. — Wem gehört Jarthausen?

Carl. Jarthausen ist ein Dorf und Schloß an der Jart.

Götz. Das frag' ich nicht. — Ich kannte alle Pfade, Weg' und Furten, eh' ich wußte, wie Fluß, Dorf und Burg hieß. — Die Mutter ist in der Küche?

Carl. Ja, Vater! Sie kocht weiße Rüben und ein' Lammsbraten.

Götz. Weißt Du's auch, Hans Küchenmeister?

Carl. Und für mich zum Nachtisch hat die Laute einen Apfel gebraten.

Götz. Kannst Du sie nicht roh essen?

Carl. Schmeckt so besser.

Götz. Du mußt immer was Apartes haben. — Weislingen! Ich bin gleich wieder bei Euch. Ich muß meine Frau doch seh'n. Komm' mit, Carl.

Carl. Wer ist der Mann?

Götz. Grüß' ihn. Bitt' ihn, er soll lustig sein.

Carl. Da, Mann! hast Du eine Hand; sei lustig, bis Essen ist bald fertig.

Weislingen (setzt sich in Gedanken und stützt sich).

Glückliches Kind! das kein Uebel kennt, als wenn die Suppe lang' ausbleibt. Gott laß' Euch viel Freud' am Knaben erleben, Berlichingen.

Götz. Wo viel Licht ist, ist starker Schatten; — doch wär' mir's willkommen. Wollen seh'n, was es gibt. (Sie gehen.)

Weislingen. O daß ich aufwachte, und Das Alles wäre ein Traum! In Berlichingen's Gewalt! von dem ich mich kaum losgearbeitet habe, dessen Andenken ich mich wie Feuer, den ich hoffte zu überwältigen! Und er — der alte treuherzige Götz! Heiliger Gott, was will aus dem Allem werden? Nachgeäfft, Weibern, in den Saal, wo wir als Buben unsere Jagd trieben, — da Du ihn liebtest, an ihm hingst, wie an Deiner Seele. Wer kann ihm nahen und ihn hassen? Ach! ich bin so ganz Nichts hier! Glückselige Zeiten, Ihr seid vorbei, da noch der alte Berlichingen hier am Kamin saß, da wir um ihn herum einander spielten, und uns liebten wie die Engel! Wie wird sich der Bischof kasteien, und meine Freunde. Ich weiß, das ganze Land nimmt Theil an meinem Unfall. Was ist's! Können sie mir geben, wonach ich strebe?

Götz (mit einer Flasche Wein und Bechern). Bis das Essen fertig wird, wollen wir Eins trinken. Kommt, setzt Euch, thut, als wenn Ihr zu Hause wär't! Denkt, Ihr seid einmal wieder bei mir. Haben doch lange nicht beisammen gesessen, lange keine Flasche mit einander ausgestochen. (Schenkt ein.) Ein fröhlich' Herz!

Weislingen. Die Zeiten sind vorbei.

Götz. Behüte Gott! Zwar vergnügtere Tage werden wir wohl nicht wieder haben, als

an des Markgrafen Hof, da wir noch beisammen schliefen und mit einander umherzogen. Ich erinnere mich mit Freuden meiner Jugend. Wißt Ihr noch, wie ich mit dem Pelacken Händel kriegte, dem ich sein gepicht' und gekräuselt' Haar von ungefähr mit dem Aermel vermischte?

Weislingen. Es war bei Tische, und er stach nach Euch mit dem Messer.

Götz. Den schlug ich wacker aus dazumal, und darüber werdet Ihr mit seinen Cameraden zu Unfried'. Wir hielten immer redlich zusammen, als gute, brave Jungen; dafür erkennte uns auch Jedermann: (streckt ein und bringt's) „Luster und Peluse!" Mir that's immer im Herzen wohl, wenn uns der Markgraf so nannte.

Weislingen. Der Bischof von Würzburg hatte es aufgebracht.

Götz. Das war ein gelehrter Herr, und dabei so leutselig. Ich erinnere mich seiner, so lange ich lebe, wie er uns liebkoste, unsere Eintracht lobte und den Menschen glücklich pries, der ein Zwillingsbruder seines Freund's wäre.

Weislingen. Nichts mehr davon!

Götz. Warum nicht? Nach der Arbeit wüßt' ich nichts Angenehmer's, als mich des Vergangenen zu erinnern. Freilich, wenn ich wieder so bedenke, wie wir Lieb's und Leid's zusammen trugen, einander Alles waren; und wie ich damals wähnte, so sollt's unser ganzes Leben sein: war Das nicht all' mein Trost, wie mir diese Hand weggeschossen ward vor Landshut, und Du mein' pflegtest, und mehr als Bruder für mich sorgtest? Ich hoffte, Adelbert wird künftig meine rechte Hand sein. Und nun —

Weislingen. Oh!

Götz. Wenn Du mir damals gesagt hättest, da ich Dir anlag, mit nach Brabant zu ziehen, es wäre Alles geblieben. Da hielt Dich das unglückliche Herleben, und das Schleppen und Scherwenzen mit den Weibern. Ich sagte es Dir immer, wenn Du Dich mit den eitlen, garstigen Vetteln abzankst, und ihnen erzähltest von mißvergnügten Ehen, verführten Mädchen, der rauhen Hand einer Dritten, oder was sie sonst gerne hören; Du wirst ein Spitzbub', sagt' ich, Adelbert.

Weislingen. Wenn soll Das Alles?

Götz. Bitte Gott, ich könnt's vergessen, oder es wär' anders! Bist Du nicht eben so frei, so edel geboren als Einer in Deutschland, unabhängig, nur dem Kaiser unterthan, und Du schmiegst Dich unter Vasallen? Was hast Du von dem Bischof? Weil er Dein Nachbar ist; Dich necken könnte? Hast Du nicht Arme und Freunde, ihn wieder zu necken? Verkennst den Werth eines freien Rittersmanns, der nur abhängt von Gott, seinem Kaiser und sich selbst! Verkriechst Dich zum ersten Hellschein eines eigensinnigen, neidischen Pfaffen!

Weislingen. Laßt mich reden.

Götz. Was hast Du zu sagen?

Weislingen. Du siehst die Fürsten an wie der Wolf den Hirten. Und doch, darfst Du sie schelten, daß sie ihrer Leut' und Länder Bestes wahren? Sind sie denn einen Augenblick vor den ungerechten Rittern sicher, die ihre Unterthanen auf allen Straßen anfallen, ihre Dörfer und Schlösser verheeren? Wenn nun auf der andern Seite unsers theuern Kaisers Länder der Gewalt des Erbfeindes ausgesetzt sind, er von den Ständen Hülfe begehrt, und sie sich kaum ihres Lebens erwehren: ist's nicht ein guter Geist, der ihnen einräth, auf Mittel zu denken, Deutschland zu beruhigen, Recht und Gerechtigkeit zu handhaben, um einen Jeden, Großen und Kleinen, die Vortheile des Friedens gewissen zu machen? Und nun verdenkst Du's, Berlichingen, daß wir uns in ihren Schutz begeben, deren Hülfe uns nah' ist, statt daß die entfernte Majestät sich selbst nicht beschützen kann?

Götz. Ja! Ja! Ich versteh' Dich, Weislingen, wären die Fürsten, wie Ihr sie schildert, wie hätten Alle, was wir begehren; Ruh' und Frieden! Ich glaub's wohl! Den wünscht jeder Raubvogel, die Beute nach Bequemlichkeit zu verzehren. Wohlein eines Jeden! Daß sie sich vor Nichts graue Haare wachsen ließen! Und mit unserm Kaiser spielen sie auf eine verzweifelte Art. Er meint's gut und macht gern besser. Da kommt denn alle Tage ein neuer Pfuscher und meint so und so. Und weil der Herr geschwind Etwas begreift, und nur reden darf, um tausend Hände in Bewegung zu setzen, so denkt er, es wär' auch Alles so geschwind und leicht ausgeführt. Nun erzeugen Verordnungen über Verordnungen, und wird eine über die andere vergessen; und was den Fürsten in ihren Kram dient, da sind sie hinterher, und gleisnern von Ruhe und Sicherheit des Reichs, bis sie die Kleinen unter's Joch haben. Ich will darauf schwören, es denkt Mancher in seinem Herzen Gott, daß der Kaiser die Wage hält.

Weislingen. Urtheilt's von Eurer Seite.

Götz. Das thun Jeder. Es ist die Frage, auf welcher Licht und Recht ist; und Eure Klinge schneun wenigstens den Tag.

Weislingen. Ihr dürft reden; ich bin der Gefangene.

Götz. Wenn Euer Gewissen rein ist, so seid Ihr frei. Aber wie war's um die Landfriedbrüche? Ich weiß noch, als ein Bub' von

sechzehn Jahren war ich mit dem Markgrafen auf dem Reichstag. Was die Fürsten da für weite Mäntel machten, und die Geistlichen am Aermeln! Euer Bischof Lorenz drehte den Kaiser die Thüren voll, als wenn ihm, Blondet wie! die Gerechtigkeit an's Herz gewachsen wäre; und jetzt wittert er mir selbst einen Braten wieder, zur Zeit, da unsere Händel vertragen sind, ich an nichts Böses denke. Ist nicht Mars zwischen uns geschlichtet? Was hat er mit dem Braten?

Weislingen. Es geschah ohne sein Wissen.

Götz. Warum gibt er ihn nicht wieder los?

Weislingen. Er hat sich nicht aufgesetzet, wie er sollte.

Götz. Nicht, wie er sollte? Bei meinem Eid, er hat gethan, wie er sollte, so gewiß er mit Lorenz und des Bischofs Landschaft gerieren will! Mein't Ihr, ich kennt' erst heut auf die Welt, daß ich nicht sehen soll, wo Mark hinaus will?

Weislingen. Ihr seid argwöhnisch und thut uns Unrecht.

Götz. Weislingen, seh ich von der Leber weg reden? Ich bin Euch ein Dorn in den Augen, so klein ich bin, und der Sickingen und Selbitz nicht weniger, weil wir jetzt entschlossen sind zu sterben, eh' als Jemandem die Leit zu verkaufen, außer Gott, und unsere Treu' und Pflicht zu leisten, als dem Kaiser. Da stehen sie nun um mich herum, verschwören mich bei Ihre Majestät und ihren Freunden und meinen Nachbarn, und spionieren nach Vortheil über mich. Aus dem Wege wollen sie mich haben, wie's wäre. Drum nahmt Ihr meinen Braten gefangen, weil Ihr wußtet, ich hätt' ihn auf Landshut ausgeschickt; und darum that er nicht, was er sollte, weil er mich nicht an Euch verrieth. Und Du, Weislingen, bist ihr Werkzeug!

Weislingen. Berlichingen!

Götz. Kein Wort mehr davon! Ich bin ein Feind von Explicationen; man betrügt sich oder den Andern, und meist Beide.

Carl. Zu Tisch, Vater.

Götz. Freudige Botschaft! — Komm't, ich hoffe, meine Weibsleute sollen Euch munter machen. Ihr wart' sonst ein Liebhaber; die Fräulein wußten von Euch zu erzählen. Komm't!

(ab.)

Im bischöflichen Palaste zu Bamberg. Der Speisesaal.

Bischof von Bamberg. Abt von Fulda. Olearius. Liebetraut. Hofleute.

(Im Laufen.)

Der Bischof und die andern Prälaten von den aufgetragenen.

Bischof. Studieren jetzt viel Deutsche von Adel zu Bologna?

Olearius. Von Adel- und Bürgerlichen. Und ohne Ruhm zu melden, trugen sie das größte Lob davon. Man pflegt im Sprichwort auf der Akademie zu sagen: „So stolz wie ein Deutscher von Adel.“ Denn indem die Bürgerlichen einen rühmlichen Fleiß anwenden, durch Talente den Mangel der Geburt zu ersetzen, so bestreben sich Jene, mit rühmlicher Wetteiferung, ihre angeborne Würde durch die glänzendsten Verdienste zu erheben.

Abt. Ei!

Liebetraut. Sag' Einer, was man nicht erlebet! „So stolz wie ein Deutscher von Adel!“ Das hab' ich mein' Tage nicht gehört.

Olearius. Ja, sie sind die Bewunderung der ganzen Akademie. Es werden ehestens einige von den Aeltesten und Geschicktesten als Doctores zurückkommen. Der Kaiser wird glücklich sein, die ersten Stellen damit besetzen zu können.

Bischof. Das kann nicht fehlen.

Abt. Kennen Sie nicht, zum Exempel, einen Junker? — Er ist aus Hessen —

Olearius. Es sind viel Hessen da.

Abt. Er heißt — er ist. — Weiß es Keiner von Euch? — Seine Mutter war eine von — Oh! Sein Vater hatte nur ein Aug' — und war Marschall.

Liebetraut. Von Wildenholz?

Abt. Recht — von Wildenholz.

Olearius. Den kenn' ich wohl, ein junger Herr von vielen Fähigkeiten. Besonders rühmt man ihn wegen seiner Stärke im Disputiren.

Abt. Das hat er von seiner Mutter.

Liebetraut. Nur wollte sie ihr Maul niemals d'rum rühren.

Bischof. Wie saget Ihr, daß der Kaiser hieß, der Euer Corpus Juris geschrieben hat?

Olearius. Justinianus.

Bischof. Ein trefflicher Herr! Er soll leben!

Olearius. Sein Andenken! (Er trinkt.)

Abt. Es mag ein schön' Buch sein.

Olearius. Man nicht's wohl ein Buch aller Bücher nennen, eine Sammlung aller Gesetze; bei jedem Fall der Urtheilsspruch bereit; und was ja noch abzuändern oder dunkel wäre, erklären die Glossen, womit die gelehrtesten Männer das vortrefflichste Werk geschmückt haben.

Abt. Eine Sammlung aller Gesetze! Pfui! Da möchten wohl auch die zehn Gebote d'rin sein?

Olearius. Implicirte wohl, nicht explicirte.

Abt. Das mein' ich auch, an und für sich, ohne weitere Explication.

Bischof. Und was das Schönste ist, so könnte, wie Ihr sagt, ein Reich in höchster Ruhe und Frieden leben, wo es nöthig eingeführt und recht gehandhabt würde.

Olearius. Ohne Frage.

Biſchof. Ein Doctorer Jurist!

Olearius. Ich weiß es zu rühmen wiſſen. (Er trinkt.) Wollte Gott, man ſprächte ſo in meinem Vaterlande!

Abt. Wo ſeid Ihr her, hochgelahrter Herr?

Olearius. Von Frankfurt am Main, Ihro Eminenz zu dienen.

Biſchof. Steht Ihr Herren da nicht wohl angeſchrieben? Wie kommt Das?

Olearius. Sonderbar genug! Ich war da, meines Vaters Erbſchaft abzuholen; der Pöbel hätte mich faſt geſteinigt, wie er hörte, ich ſei ein Jurist.

Abt. Behüte Gott!

Olearius. Aber Das kommt daher: der Schöppenſtuhl, der im großen Anſehen weit umher ſteht, iſt mit lauter Leuten beſetzt, die der Römiſchen Rechte kundig ſind. Man glaubt, es ſei genug, durch Alter und Erfahrung ſich eine genaue Kenntniß des innern und äußern Zuſtandes der Stadt zu erwerben. Sie werden, nach altem Herkommen und wenigen Statuten, die Bürger und die Nachbarſchaft gerichtet.

Abt. Das iſt wohl gut.

Olearius. Aber lange nicht genug. Der Menſchen Leben iſt kurz, und in einer Generation kommen nicht alle Caſus vor. Eine Sammlung ſolcher Fälle von vielen Jahrhunderten iſt unſer Geſetzbuch. Und dann iſt der Wille und die Meinung der Menſchen ſchwankend; Dem däucht heute Das recht, was der Andere morgen mißbilligt; und ſo iſt Verwirrung und Ungerechtigkeit unvermeidlich. Das Alles beſtimmen die Geſetze; und die Geſetze ſind unveränderlich.

Abt. Das iſt freilich beſſer.

Olearius. Das erkennt der Pöbel nicht, der, ſo gierig er auf Neuigkeiten iſt, das Neue höchſt verabſcheuet, das ihn aus ſeinem Geleiſe leiten will, und wenn er ſich noch ſo ſehr dadurch verbeſſert. Sie halten den Juriſten ſo arg, als einen Verwirrer des Staats, einen Ventildreher, und ſind wie raſend, wenn einer dort ſich niederzulaſſen gedenkt.

Liebetraut. Ihr ſeid von Frankfurt! Ich bin wohl da bekannt. Bei Kaiſer Maximilian's Krönung haben wir Euern Prälatenſtand vorgeſchmauſt. Euer Name iſt Olearius? Ich kenne ſo Niemanden.

Olearius. Mein Vater hieß Oelmann. Nur, den Mißſtand auf dem Titel meiner lateiniſchen Schriften zu vermeiden, nenn' ich mich, nach dem Beiſpiel und auf Anrathen würdiger Rechtslehrer, Olearius.

Liebetraut. Ihr thatet wohl, daß Ihr Euch überſetztet. Ein Prophet gilt Nichts in ſeinem Vaterlande; es hätt' Euch in Euerer Mutterſprache auch ſo gehen können.

Olearius. Es war nicht darum.

Liebetraut. Alle Dinge haben ein Paar Urſachen.

Abt. Ein Prophet gilt Nichts in ſeinem Vaterlande!

Liebetraut. Wißt Ihr auch, warum, Hochwürdiger Herr?

Abt. Weil er da geboren und erzogen iſt.

Liebetraut. Wohl! Das mag die eine Urſache ſein. Die andere iſt: weil, bei einer näheren Bekanntſchaft mit den Herren, der Nimbus von Ehrwürdigkeit und Heiligkeit wegſchwindet, den uns eine weltliche Ferne um ſie herum legt, und dann ſind ſie ganz kleine Stümpfchen Unſchlitt.

Olearius. Es ſcheint, Ihr ſeid dazu bereit, Wahrheiten zu ſagen.

Liebetraut. Weil ich's Herz dazu hab', ſo fehlt mir's nicht am Maul.

Olearius. Aber doch an Geſchicklichkeit, ſie wohl anzubringen.

Liebetraut. Scheerſchleife ſind wohl angebracht, wo ſie ziehen.

Olearius. Daher erkennt man an der Schärfe und nimmt in ihrem Amte ihnen Nichts übel. Ihr Barbiere thätet Ihr wohl, wenn Ihr eine Schabekatze trügt.

Liebetraut. Wo habt Ihr promovirt? Es iſt nur zur Nachfrage, wenn mir einmal der Einfall käme, daß ich gleich vor die rechte Schmiede ginge.

Olearius. Ihr ſeid verwegen.

Liebetraut. Und Ihr ſehr breit.

(Biſchof und Abt lachen.)

Biſchof. Von was Anderm! — Nicht ſo hitzig, ihr Herren. Bei Tiſch geht Alles d'rein — Einen andern Diſcurs, Liebetraut!

Liebetraut. Gegen Frankfurt liegt ein Ding über, heißt Sachſenhauſen —

Olearius (zum Biſchof). Was ſpricht man vom Türken-Zug, Ihro Fürſtliche Gnaden?

Biſchof. Der Kaiſer hat nichts Angelegeneres, als vereint das Reich zu beruhigen, die Fehden abzuſtellen und das Anſehen der Gerichte zu befeſtigen. Dann, ſagt man, wird er perſönlich gegen die Feinde des Reichs und der Chriſtenheit ziehen. Jetzt machen ihm ſeine Privat-Händel noch zu thun, und das Reich iſt, trotz einem Vierzig Landfrieden, noch immer eine Mördergrube. Franken, Schwaben, der Ober-Rhein und die angrenzenden Lande werden von übermüthigen und kühnen Rittern verheeret. Sickingen, Selbitz mit einem Fuß, Berlichingen mit der eiſernen Hand ſpotteten in dieſen Gegenden des kaiſerlichen Anſehens. —

Abt. Ja, wenn Ihro Majeſtät nicht bald dazu thun, ſo ſtecken Einen die Ketz' am End' in Sack.

Rugantino.

Ich weiß, er denkt mit Ernſt an dieſe Sache.

Für ſich.

Das hatte Basco richtig ausgeſpürt.

Claudine.

So habt ihr keinen Streit und nichts vernommen?

Rugantino.

Nicht einen Laut, als jenen Silberton
Der zarten Grillen, die das Feld beleben,
Und einem Dichter lieb wie Brüder ſind.

Lucinde.

Ihr dichtet auch ein Lied?

Rugantino.

Wer dichtet nicht?
Dem dieſe ſchöne reine Sonne ſcheint,
Der dieſen Hauch des Lebens in ſich zieht?

Leiſe zu Lucinden.

Dem es beſcheert war, nur ein einzigmal
In dieſes Aug' zu ſehen. Draußen ſtand ich,

Liebetraut. Das müßt' ein Kerl ſein, der das Weinfaß von Fuld in den Sack ſchieben wollte.

Biſchof. Beſonders iſt der Letzte ſeit vielen Jahren mein unverſöhnlicher Feind, und meiſtert mich unfläglich; aber es ſoll nicht lange mehr währen, hoff' ich. Der Kaiſer hält jetzt ſeinen Hof zu Augsburg. Wir haben unſere Maßregeln genommen; es kann uns nicht fehlen. — Herr Doctor, kennt Ihr Adelbert zu von Weislingen?

Olearius. Nein, Ihro Gnaden.

Biſchof. Wenn Ihr die Ankunft dieſes Mannes erwartet, werdet Ihr Euch freuen, den edelſten, verſtändigſten und angenehmſten Ritter in einer Perſon zu ſehen.

Olearius. Es muß ein vortrefflicher Mann ſein, der ſolche Lobeserhebungen aus ſolch einem Munde verdient.

Liebetraut. Er iſt auf ſeiner Academie geweſen.

Biſchof. Das wiſſen wir. (Die Bedienten treten auf's Neue.) Was gibt's?

Ein Bedienter. Ehrwerth Lieber, Weislingen's Knecht, zum Schloßthor herein.

Biſchof. Sehr, was er bringt, er wird ihn melden.

(Liebetraut geht. Sie ſtehen auf und treten nach Einer.)

(Liebetraut kommt zurück.)

Biſchof. Was für Nachrichten?

Liebetraut. Ich weiß, es möcht' Euch ein Anderer ſagen. Weislingen iſt gefangen.

Biſchof. O!

Liebetraut. Berlichingen hat ihn und drei Knechte bei Haslach weggenommen. Einer iſt entronnen, Euch's anzuſagen.

Abt. Eine Hiobs-Poſt.

Olearius. Es that mir von Herzen leid.

Biſchof. Ich will den Knecht ſehen, bringt ihn herauf. — Ich will ihn ſelbſt ſprechen. Bringt ihn in mein Cabinet. (Ab.)

Abt (vor ſich). Noch einen Schluck.

(Die Knechte ſchenken ein.)

Olearius. Belieben Ihre Hochwürden nicht, eine kleine Promenade in den Garten zu machen? Post coenam stabis seu passeris mille meabis. *)

Liebetraut. Wahrhaftig, das Eſſen iſt Ihnen nicht geſund. Sie kriegen noch einen Schlagfluß.

(Der dritte Knecht ab.)

Liebetraut (für ſich). Wenn ich ihn nur hinweg hab', will ich ihm ſein Exercitium ſetzen. (Beide ab.)

*) Nach dem Eſſen ſollſt Du ſtehen oder tauſend Schritte gehen.

Zweiter Act.

Maria. Weislingen.

Maria. Ihr liebt mich, ſagt Ihr. Ich glaub' es Euch gerne, will beſſer mit Euch glücklich zu ſein und Euch glücklich zu machen.

Weislingen. Ich ſage Nichts, als vor, daß ich ganz Dein bin. (Er umarmt ſie.)

Maria. Ich bitte Euch, laßt mich. Einen Kuß hab' ich Euch zum Gottespfennig erlaubt; Ihr ſcheint aber ſchon von Dem Beſitz nehmen zu wollen, was vor unter Verlangungen Euer iſt.

Weislingen. Ihr ſeid zu ſtreng, Maria! Unſchuldige Liebe entehrt die Gottheit, ſtatt ſie zu beleidigen.

Maria. Es iſt! Aber ich bin nicht darum erhaut. Man lehrte mich: Liebkoſungen ſind, wie Ketten, Kraft durch ihre Verwandtſchaft, und Mädchen, wenn ſie lieben, ſeien ſchwächer als Simſon nach Verluſt ſeiner Locken.

Weislingen. Wer lehrte Euch Das?

Maria. Die Lehrmeiſterin meines Herzens. Bis in mein ſechzehntes Jahr war ich bei ihr, und nur mit Euch empfand ich das Glück, das ich in ihrem Umgang genoß. Sie hatte geliebt und duldete leben. Sie hatte ein Herz und Empfindung! Sie war eine vortreffliche Frau.

Weislingen. Da gieb Dir! (Er nimmt ihre Hand.) Wie mir wird, wenn ich Euch verlaſſen ſoll!

Maria (zieht ihre Hand zurück). Ein Pilgern mag, hoff' ich; denn ich weiß, wie's mir ſein wird. Aber Ihr ſollt fort?

Weislingen. Ja, meine Theuerſte, und ich will; denn ich fühle, welche Seligkeiten ich mir durch dieß Opfer erwerbe. Geſegnet ſei Dein Vorſatz, und der Tag, an dem er entſtieg, mich zu ſegnen!

Maria. Sein Herz war voll Hoffnung für ihn und Sich. „Lebt wohl!“ ſagt' er bei m Abſchied; „ich will leben, daß ich ihn wieder habe.“

Weislingen. Er hat's. Wie wünſcht' ich, die Verwaltung meiner Güter und ihre Sicherheit nicht durch das heilige Verlieben ſo verſäumt zu haben! Du kannſt gleich die Meinige ſein.

Maria. Nach der Antichambre hat ſeine Treuden.

Weislingen. Sag' Das nicht, Maria; ich muß ſcheu ſcheiden. Du empfindeſt weniger ſtark als ich. Doch ich höre verbirgt, und welche Hoffnungen werden mich auf jedem Schritt begleiten! Ganz der Deine zu ſein, nur in Dir und dem Kreiſe von Guten zu leben, von der Welt entfernt, getrennt, alle Wonne zu genießen, die zu zwei Herzen einander gewähren! Was die Meinde des Lorbeer, was der Beifall der Welt gegen dieſe einfache, einzige Glückſeligkeit? Ich habe viel gearbeit und geſammelt; Das widerſteht mir aber alles Hoffen und Wünſchen.

Götz (kommt).

Götz. Euer Knab' ist wieder da. Er konnte vor Müdigkeit und Hunger kaum Etwas vorbringen. Meine Frau gibt ihm zu essen. So viel hab' ich verstanden: der Bischof will den Knaben nicht herausgeben; es seien kaiserliche Commissarien ernannt und ein Tag angesetzt worden, wo die Sache dann verglichen werden mag. Dem sei, wie ihm wolle, Adelbert; Ihr seid frei; ich verlange weiter Nichts als Eure Hand, daß Ihr ins Künftige meinen Feinden weder öffentlich noch heimlich Vorschub thun wollt.

Weislingen. Hier faß' ich Eure Hand. Laßt von diesem Augenblick an Freundschaft und Vertrauen, gleich einem ewigen Gesetz der Natur, unzertrennlich unter uns sein! Erlaubt mir zugleich, diese Hand zu küssen. (er nimmt Maria's Hand) und den Besitz des edelsten Kleinods.

Götz. Darf ich Ja für Euch sagen?

Maria. Wenn Ihr es mit mir sagt.

Götz. Es ist ein Glück, daß unsere Vortheile dieß Mal mit einander gehen. Du brauchst nicht roth zu werden. Deine Blicke sind Beweis genug. Ja denn, Weislingen! Gebt Euch die Hände, und so sprech' ich Amen! — Mein Freund und Bruder! — Ich danke Dir, Schwester! Du kannst mehr als Hanf spinnen. Du hast einen Falken gefangen, diesen Paradies-Vogel zu fesseln. Du siehst nicht ganz frei, Adelbert! Was fehlt Dir? Ich — bin ganz glücklich; was ich nur träumend hoffte, ich' ich, und bin wie träumend. Ach! nun ist mein Traum aus. Wie war's heute Nacht, ich gab' Dir meine rechte eiserne Hand, und Du hieltest mich so fest, daß sie aus den Armschienen ging, wie abgestorben. Ich erschrak und wachte darüber auf. Ich hätte nur fortträumen sollen, da wird' ich gesehen haben, wie Du mir eine neue lebendige Hand anlegtest. — Du sollst mir jetzo sagen, Dein Schloß und Deine Güter in vollkommenen Stand zu setzen. Der verdammte Hof hat Dich Beides verlieren machen. Ich muß meiner Frau reden. Elisabeth!

Maria. Mein Bruder ist in voller Freude.

Weislingen. Und doch darf ich ihm den Muth streitig machen.

Götz. Du wirst anmuthig weinen.

Maria. Freuden ist ein gesegnetes Land.

Weislingen. Und ich darf wohl sagen: mein Schloß liegt in der gesegnetsten und anmuthigsten Gegend.

Götz. Das hörst Ihr, und ich will's behaupten. Hier sieht der Mann, und allmälig hebt der Berg an, der, mit Rebern und Weinbergen bekleidet, von Eurem Schloß gekrönt wird, dann biegt sich der Fluß schnell um die Ecke hinter dem Felsen Eurer Schlafstube hin. Die Fenster des großen Saals gehen voll herab auf's Wasser, eine Aussicht viel Stunden weit.

Elisabeth (kommt).

Elisabeth. Was schaffst Ihr?

Götz. Da reicht Deine Hand noch dazu geben, und sagen: „Gott segne Euch!" Sie sind ein Paar.

Elisabeth. So gelobwird!

Götz. Aber nicht unvermuthet.

Elisabeth. Pflegt Ihr Euch so immer nach ihr schnell, als bisher, da Ihr um sie warbt! Und dann! Glaubst Ihr sie glücklich sein, als Ihr sie sich behaltet!

Weislingen. Amen! Ich begehre kein Glück als unter diesem Titel.

Götz. Der Bräutigam, meine liebe Frau, thut eine kleine Reise; denn die große Veränderung sieht viel geringe nach sich. Es soll sich zuerst zum friedlichen Heil, um Eure Freundschaft nach und nach erkalten zu lassen. Dann reicht er seine Güter eigenmächtigen Plätzen aus den Händen. Und — komm', Schwester, komm' Elisabeth! Wir wollen ihn allein lassen. Sein Knab' hat ohne Zweifel geheime Aufträge an ihn.

Weislingen. Nichts, als was Ihr wissen dürft.

Götz. Braucht's nicht — Franken und Schwaben! Ihr seid nun versöhnt viel als jemals. Wir wollen wir den Herren den Tanz auf dem Berg' halten!

(Die Drei gehen.)

Weislingen. Gott im Himmel! Schenkst Du mir Unverdientem solch' eine Seligkeit bereiten? Es ist zu viel für mein Herz. Wie ich von den elenden Menschen abhing, die ich so verächtlich glaubte, von den Blicken des Knaben, von dem ehrerbietigen Beifall meiner! Götz, theurer Götz, Du hast mich mit Liebe wieder gegeben, und, Maria, Du verschenkst meine Sinnesänderung. Ich bitte mich so frei, wie in heiterer Luft. Vorwärts will ich nicht mehr sehen, will all die thörichten Verbindungen durchschneiden, die mich unter mir selbst hielten. Mein Herz erweitert sich; hier ist kein beschwerliches Streben nach verlorner Größe. So gewiß ich Euch allein glücklich und groß, der weder zu herrschen noch zu gehorchen braucht, um Etwas zu sein!

Franz (tritt auf).

Franz. Gott grüß Euch, gestrenger Herr! Ich bring' Euch so viel Grüße, daß ich nicht weiß, wo anfangen. Bamberg und jede Kirche in die Runde entbieten Euch ein tausendfaches: „Gott grüß' Euch!"

Weislingen. Willkommen, Franz! Was bringst Du mehr?

Franz. Ihr steht in einem Verdachte bei Hof und überall, daß es nicht zu lange ist.

Weislingen. Das wird nicht lange dauern.

Franz. Solang Ihr lebt! Und nach Eurem Tod wird's besser blicken, als die meißnischen Buchstaben auf einem Grabstein. Wie man sich Eures Unfalls zu Herzen nahm!

Weislingen. Was sagte der Bischof?

Franz. Er war so begierig zu wissen, daß er mit geschäftiger Geschwindigkeit des Fragen meiner Antwort verhinderte. Er wußt' es zwar schon; denn Karber, der von Haslach kam, brachte ihm die Botschaft. Aber er wollte Alles wissen. Er fragte so ängstlich, ob Ihr nicht verliebt wäret? Ich sagte: es ist ganz, von der äußersten Haarspitze bis zum Nagel des kleinen Zeh's.

Weislingen. Was sagte er zu den Vorschlägen?

Franz. Er wollte gleich Alles herausgeben, den Knaben und noch Geld darauf, nur Euch zu besitzen. Da er aber hörte, Ihr würdt ohne Das kommen, und nur Euer Wort das Aequivalent gegen den Buben sein: da wollte er absolut den Verlichingen vertagt haben. Er sagte mir hundert Sachen an Euch — ich hab' sie wieder vergessen. Es war eine lange Predigt über die Worte: „Ich kann Weislingen nicht entbehren."

Weislingen. Er wird's lernen müssen.

Franz. Wie meint Ihr? Er sagte, macht ihn eilen; es warten Alles auf ihn.

Weislingen. Es kann warten. Ich gehe nicht nach Hof.

Franz. Nicht nach Hof! Herr! Wie kommt Euch Das! Wenn Ihr wüßtet, was ich weiß; wenn Ihr nur träumen könntet, was ich gesehen habe!

Weislingen. Was wird Das?

Franz. Nur von der bloßen Erinnerung komm' ich außer mir. Bamberg ist nicht mehr Bamberg, ein Engel in Weibergestalt macht es zum Vorhof des Himmels.

Weislingen. Nichts weiter?

Franz. Ich will ein Narr werden, wenn Ihr sie sehet und nicht außer Euch kommt.

Weislingen. Wer ist's denn?

Franz. Adelheid von Walldorf.

Weislingen. Ha! Ich habe viel von ihrer Schönheit gehört.

Franz. Gehört? Das ist eben, als wenn Ihr sagtet, ich hab' die Musik gehört. Es ist der Zunge so wenig möglich, eine Idee ihrer Vollkommenheiten auszudrücken, da das Auge stark in ihrer Gegenwart sich nicht selbst genug ist.

Weislingen. Du bist nicht gescheidt.

Franz. Das kann wohl sein. Das letzte Mal, da ich sie sah, hatte ich nicht mehr Sinne, als ein Trunkener; eher vielmehr, kann ich sagen, ich fühlte in dem Augenblick, wie's den Heiligen bei himmlischen Erscheinungen sein mag: alle Sinne stärker, höher, vollkommener, und doch den Gebrauch von keinem.

Weislingen. Das ist Grillen.

Franz. Wie ich von dem Bischof Abschied nahm, saß sie bei ihm. Sie spielten Schach. Er war sehr gnädig, reichte mir seine Hand zu küssen, und sagte mir Vieles, davon ich Nichts vernahm. Denn ich sah seine Nachbarinn; sie hatte ihre Auge auf's Brett gebeitet, als wenn sie einen großen Streich machinire. Einfacher, lauernder Zug um Mund und Wange! Ich hätt' der elfenbeinerne König sein mögen. Adel und Freundlichkeit herrschten auf ihrer Stirn. Und das blendende Licht des Angesichts und des Busens, wie es von den äußern Haaren erhoben wird!

Weislingen. Du bist darüber ganz zum Dichter geworden.

Franz. So sieht' ich denn in dem Augenblick, was den Dichter macht: ein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz! Wie der Bischof endigte, und ich mich neigte, sah sie mich an und sagte: „Auch von mir einen Gruß unbekannter Weise! Sag ihm, er mög ja bald kommen. Es warten neue Freunde auf ihn; er soll sie nicht verachten, wenn er ihnen an alten so reich ist." — Ich wollte was antworten, aber der Paß vom Herzen nach der Zunge war verlegt; ich neigte mich. Ich hätte mein Vermögen gegeben, die Spitze ihres kleinen Fingers küssen zu dürfen! Wie ich so stand, warf der Bischof einen Blumen herunter; ich sah heraus und raubte im Aufheben den Saum ihres Kleides; Das fuhr mir durch alle Glieder, und ich weiß nicht, wie ich zur Thür hinausgekommen bin.

Weislingen. Ist ihr Mann bei Hofe?

Franz. Sie ist schon vier Monat Wittwe. Um sich zu zerstreuen, hält sie sich in Bamberg auf. Ihr werdet sie sehen. Wenn sie Einen ansieht, ist's, als wenn man in der Frühlingssonne stände.

Weislingen. Es würde eine schwächere Wirkung auf mich haben.

Franz. Ich bitte, Ihr seid so gut als verheirathet.

Weislingen. Wollte, ich wär's. Meine sanfte Marie wird das Glück meines Lebens machen. Ihre reine Seele bildet sich in ihren blauen Augen; und weiß, wie ein Engel des Himmels, gebildet aus Unschuld und Liebe, leitet sie mein Herz zur Ruhe und Glückseligkeit.

keit. Pack' zusammen, und dann auf mein Schloß! Ich will Bamberg nicht sehen, und wenn Sankt Veit in Person meiner begehrte. (Geht ab.)

Franz. Das sei Gott vor! Wollen das Beste hoffen! Maria ist tugendreich und schön, und einem Gefangenen und Kranken kann ich's nicht übel nehmen, der sich in sie verliebt. In ihren Augen ist Trost, gesellschaftliche Melancholie. — Aber um Dich, Adelheid, ist Leben, Feuer, Muth. — Ich wünsche! — Ich bin ein Narr — dazu machte mich ein Blick von ihr. Mein Herr muß hin! ich muß hin! Und da will ich mich wieder gescheidt oder völlig rasend gaffen.

Zweiter Act.

Bamberg. Ein Saal.

Bischof, Adelheid (mit dem Schach), Liebetraut (mit einer Cither), Frauen, Hofleute (um ihn herum am Kamin).

Liebetraut (spielt und singt).

Mit Pferden und Wagen
Caroline gefahren,
Der Jäger zu Pferd,
Macht männlich Ringen
Und mannlich Jagen
Mit tapferer Hand.
Auf! Auf!
An! An!

Die Waffen erklirren,
Die Büchsen schwirren,
Das Jagen entbrennt.
Da sieht er die Hirten
Ach! weiter so hurt,
Sie nahmen so mutig
Den Weg auf den Schanzen.
Er schauet die Pferde
Zum Feuer hinein,
Sie beißen und treten
Und wenden sich ein
Hei ei! Reiten!

Adelheid. Ihr seid nicht bei Eurem Spiele. Schach dem König!

Bischof. Es ist noch Auskunft.

Adelheid. Lange werdet Ihr's nicht mehr treiben. Schach dem König!

Liebetraut. Dieß Spiel spielt' ich nicht, wenn ich ein großer Herr wär', und verbot's am Hof und im ganzen Land.

Adelheid. Es ist wahr, dieß Spiel ist ein Verbrechen des Gehirns.

Liebetraut. Nicht darum! Ich wollte lieber das Gehirn der Zeitungsleute und sämmtlicher Vögel, lieber das Gehirn des kurrischen Hofhundes Gewissen, lieber wollt' ich sie durch den tiefsten Schlaf hören, als von Lauern, Springern und andern Bestien das ewige: „Schach dem König!“

Bischof. Wem wird auch Das einfallen!

Liebetraut. Einem zum Exempel, der schwach wäre und ein stark Gewissen hätte, wie denn Das meistentheils beisammen ist. Sie nennen's ein königlich Spiel, und sagen, es sei für einen König erfunden worden, der den Erfinder mit einem Meer von Ueberdruß belohnt habe. Wenn Das wahr ist, so ist mir's, als wenn ich ihn sähe. Er war minderen an Verstand oder an Jahren, unter der Vormundschaft seiner Mutter oder seiner Frau, hatte Milchhaare im Bart und Flachshaare um die Schläfe, er war so gefällig wie ein Weidenscheßling, und spielte gern Dame und mit den Damen, nicht aus Leidenschaft, behüte Gott! nur zum Zeitvertreib. Sein Hofmeister, zu thätig, um ein Geiziger, zu ungelenk, ein Weltmann zu sein, erfand das Spiel in unsrem delphinis, das so bewegen mit Seiner Majestät war — und so ferner.

Adelheid. Matt! Ihr sollet die Lücken unserer Geschichtsbücher ausfüllen, Liebetraut.

(Sie stehen auf.)

Liebetraut. Die Lücken unserer Geschichts-Register, Das wäre prostituiert. Sondern die Verdienste unserer Vorfahren mit ihren Portraits zu einerlei Gebrauch dienen, die letzten Seiten nämlich unserer Zimmer und unsers Character's zu tapezieren; da wäre was zu verdienen.

Bischof. Er will nicht kommen, sagtet Ihr!

Adelheid. Ich bitt' Euch, schlagt's Euch aus dem Sinn.

Bischof. Was Das sein mag?

Liebetraut. Was? Die Ursachen lassen sich herumtreiben, wie ein Reifenkranz. Er ist in eine Art von Zerknirschung gefallen, von der ich ihn leicht curiren wollt'.

Bischof. Thut Das, reitet zu ihm.

Liebetraut. Mein Vortrag!

Bischof. Er soll unverkürzt sein. Spare Nichts, wenn Du ihn herbringst.

Liebetraut. Darf ich Euch auch hineinmischen, gnädige Frau?

Adelheid. Mit Bescheidenheit.

Liebetraut. Das ist eine weitläufige Commission.

Adelheid. Kennt Ihr mich so wenig, oder seid Ihr so jung, um nicht zu wissen, in welchem Ton Ihr mit Weiblingen von mir zu reden habt?

Liebetraut. Im Ton einer Wachtelpfeife, denk' ich.

Adelheid. Ihr werdet nie gescheidt werden.

Liebetraut. Wird man Das, gnädige Frau?

Bischof. Geht, geht. Nehmt das beste Pferd aus meinem Stall, wählt Euch Knechte und schafft mir ihn her!

Liebetraut. Wenn ich ihn nicht herbanne, so sagt: ein altes Weib, das Warzen und Sommersflecken vertreibt, verstehe mehr von der Sympathie als ich.

Bischof. Was wird Das helfen! Verlichingen hat ihn ganz eingenommen. Wenn er herkommt, wird er wieder fest wollen.

Liebetraut. Wollen, das ist keine Frage; aber ob er kann! Der Händedruck eines Juden und das Lächeln einer schönen Frau! Da reißt sich kein Weistling los. Ich eile und empfehle mich zu Gnaden.

Bischof. Recht.

Adelheid. Adieu. (Er geht.)

Bischof. Wenn er einmal hier ist, verlaß ich mich auf Euch.

Adelheid. Wollt Ihr mich zur Leimstange brauchen?

Bischof. Nicht doch.

Adelheid. Zum Lockvogel denn?

Bischof. Nein, Den spielt Liebetraut. Ich bitt' Euch, verlangt mir nicht, was mir kann Niemand gewähren kann.

Adelheid. Wollen sehen.

Jerthausen.

Hans von Selbitz. Götz.

Selbitz. Jedermann wird Euch loben, daß Ihr Denen von Nürnberg Fehd' angekündigt habt.

Götz. Es hätte mir das Herz abgefressen, wenn ich's ihnen hätte lang' schuldig bleiben sollen. Es ist am Tag, sie haben den Bambergern meinen Boten verrathen. Sie sollen an mich denken!

Selbitz. Sie haben einen alten Groll gegen Euch.

Götz. Und ich wider sie; mir ist ganz recht, daß sie angefangen haben.

Selbitz. Die Reichsstädte und Pfaffen halten doch von jeher zusammen.

Götz. Sie haben's Ursach'.

Selbitz. Wir wollen ihnen die Hölle heiß machen.

Götz. Ich zähle auf Euch. Wollte Gott, der Burgermeister von Nürnberg, mit der güldenen Kett' um den Hals, käm' uns in Wurf; er soll' sich mit all seinem Witz verwundern!

Selbitz. Ich höre, Weislingen ist wieder auf Lucter Seite. Tritt er zu uns?

Götz. Noch nicht; es hat seine Ursachen, warum er uns noch nicht öffentlich Vorschub thun darf; doch ist's eine Weile genug, daß er nicht wider uns ist. Der Pfaff ist ohne ihn, was das Meßgewand ohne den Pfaffen.

Selbitz. Wann ziehen wir aus?

Götz. Morgen oder übermorgen. Es kommen nun bald Kaufleute von Bamberg und Nürnberg aus der Frankfurter-Messe. Wir werden einen guten Fang thun.

Selbitz. Wär's Gott! (Ab.)

Bamberg. Zimmer der Adelheid.

Adelheid. Kammerfräulein.

Adelheid. Er ist da, sagst Du! Ich glaub' es kaum.

Fräulein. Wenn ich ihn nicht selbst gesehen hätte, ward' ich sagen, ich zweifle.

Adelheid. Den Liebetraut mag der Bischof in Gold einfassen; er hat ein Meisterstück gemacht.

Fräulein. Ich sah' ihn, wie er zum Schieß hereinreiten wollte; er saß auf einem Schimmel. Das Pferd scheute, wie's an die Brücke kam, und wollte nicht von der Stelle. Das Volk war aus allen Straßen gelaufen, ihn zu sehen. Sie freuten sich über des Pferdes Unart. Von allen Seiten ward er gegrüßt, und er dankte Allen. Mit einer angenommen Gleichgiltigkeit ließ er dorten, und mit Schmeicheln und Drehen brachte er es endlich zum Thor herein; der Liebetraut mit, und wenig Knechte.

Adelheid. Wie gefällt er Dir?

Fräulein. Wie mir nicht leicht ein Mann gefallen hat. Er glich dem Kaiser hier (deutet auf Maximilian's Portrait), als wenn er sein Sohn wäre. Die Nase nur etwas kleiner; ebenso freundliche, lichtbraune Augen; ebenso ein blondes, schönes Haar, und gewachsen wie eine Puppe! Ein halb trauriger Zug auf seinem Gesicht — ich weiß nicht — gefällt mir so wohl!

Adelheid. Ich bin neugierig, ihn zu sehen.

Fräulein. Das wär' ein Herr vor Euch.

Adelheid. Närrin!

Fräulein. Kinder und Narren —

Liebetraut (kommt).

Liebetraut. Nun, gnädige Frau, was verdien' ich?

Adelheid. Hörner von Deinem Weibe; denn nach Dem zu rechnen, habt Ihr schon manches Nachbars ehrliches Handwerk aus ihrer Pflicht hinausgetrieben.

Liebetraut. Nicht doch, gnädige Frau! Auf ihrer Pflicht, wollt Ihr sagen, denn wenn's zu geschah, schwatz' ich sie auf ihres Mannes Bette.

Adelheid. Wie habt Ihr's gemacht, ihn herzubringen?

Liebetraut. Ihr wißt zu gut, wie man Schneplen fängt; ich will Euch meine Kunststückchen nachher lehren! — Erst that ich, als

wußt' ich Nichts, verstand' Nichts von seiner Anführung, und setzt' ihn dadurch in den Nachtheil, die ganze Historie zu erzählen. Die sah ich nun gleich von einer ganz andern Seite an, als er, konnte nicht finden — nicht einsehen — und so weiter. Dann redete ich von Bamberg Allerlei durcheinander, Großes und Kleines, erweckte gewisse alte Erinnerungen; und wie ich seine Einbildungskraft beschäftigt hatte, knüpfte ich wirklich eine Menge Fädchen wieder an, die ich zerrissen fand. Er wußte nicht, wie ihm geschah, fühlte einen neuen Zug nach Bamberg; er wollte — ohne zu wollen. Wie er nun in sein Herz ging, und Das zu entwickeln suchte, und viel zu sehr mit sich beschäftigt war, um auf sich Acht zu geben, warf ich ihm ein Seil um den Hals, aus drei mächtigen Stricken, Weiber-, Fürstengunst und Schmeicheiei, gedreht, und so hab' ich ihn herumgeschleppt.

Adelheid. Was sagtet Ihr von mir?

Liebetraut. Die lautere Wahrheit. Ihr hättet wegen Eurer Gnade Verdrießlichkeiten — hättet gehabt, da er bei'm Kaiser so viel gilt, würde es Das leicht enden können.

Adelheid. Wohl.

Liebetraut. Der Bischof wird ihn Euch bringen.

Adelheid. Ich erwarte sie; (Liebetraut ab) mit einem Herzen, wie ich seinen Besuch erwarte.

Im Kerker.

Berlichingen. Selbitz. Georg (mit Reitstiefeln).

Götz. Du hast ihn nicht angetroffen, Georg?

Georg. Er war Tags vorher mit Liebetraut in nach Bamberg geritten, und zwei Knechte mit.

Götz. Ich sehe nicht ein, was Das geben soll.

Selbitz. Ich wohl. Eure Verbannung war es wenig zu schützen, als daß sie dauerhaft hätte sein sollen. Der Liebetraut ist ein pfiffiger Kerl; von Dem hat er sich beschwätzen lassen.

Götz. Glaubst Du, daß er treulos werden wird?

Selbitz. Der erste Schritt ist gethan.

Götz. Ich glaub's nicht. Wer weiß, wie nöthig es war, an Hof zu gehen! Man ist ihm noch schuldig; wir wollen das Beste hoffen.

Selbitz. Wollte Gott, er verdient' es, und thäte das Beste!

Götz. Wir fällt eine List ein. Wir wollen Georg'en des Bamberger-Reiters erbeuteten Kittel anziehen, und ihm das Geleitszeichen geben; er mag nach Bamberg reiten und sehen, was's setzt.

Georg. Da hab' ich lange d'rauf gehofft.

Götz. Es ist Dein erster Ritt. Sei vorsichtig, Knabe! Mir wäre leid, wenn Dir ein Unfall begegnen sollt'.

Georg. Laßt nur! Mich irrt's nicht, wenn noch so Viel' um mich herumtrabbeln; mir ist's, als wenn's Ratten und Mäuse wären. (Ab)

Bamberg.

Bischof. Weislingen.

Bischof. Du willst Dich nicht länger halten lassen?

Weislingen. Ihr werdet nicht verlangen, daß ich meinen Eid brechen soll.

Bischof. Ich hätte verlangen können, Du sollteß ihn nicht schwören. Was für ein Geist regierte Dich? Konnt' ich Dich ohne Das nicht befreien? Galt' ich so wenig am kaiserlichen Hofe?

Weislingen. Es ist geschehen; verzeiht mir, wenn Ihr könnt.

Bischof. Ich begreif nicht, was nur im Geringsten Dich nöthigte, den Schritt zu thun! Mir zu entlaufen! Waren denn nicht hundert andere Bedingungen, Ins zu kommen? Haben wir nicht seinen Buben? Hätt' ich nicht Geld's genug gegeben und ihn wieder beruhigt? Unsere Anschläge auf ihn und seine Gesellen wären fortgegangen. — Ach, ich denke nicht, daß ich mit seinem Freunde rede, der uns wider mich arbeitet, und die Minen leicht enträtseln kann, die er selbst gegraben hat.

Weislingen. Gnädiger Herr!

Bischof. Und doch — wenn ich wieder Dein Angesicht sehe, Deine Stimme höre! — Es ist nicht möglich, nicht möglich!

Weislingen. Lebt wohl, gnädiger Herr.

Bischof. Ich gebe Dir meinen Segen. Sonst, wenn Du gingst, sagt' ich: Auf Wiedersehen! Jetzt — wollte Gott, wir sähen einander nie wieder!

Weislingen. Es kann sich Vieles ändern.

Bischof. Vielleicht seh' ich Dich noch einmal als Feind vor meinen Mauern die Felder verheeren, die ihren blühenden Zustand Dir jetzt danken.

Weislingen. Nein, gnädiger Herr.

Bischof. Du kannst nicht Nein sagen. Die weltlichen Stände, meine Nachbarn, haben alle einen Zahn auf mich. So lang' ich Dich hatte — geht, Weislingen, ich habe Euch Nichts mehr zu sagen. Ihr habt Vieles zunichte gemacht. Geht!

Weislingen. Und ich weiß nicht, was ich sagen soll. (Bischof ab)

Franz (tritt auf).

Franz. Adelheid erwartet Euch. Sie ist nicht wohl. Und doch will sie Euch ohne Abschied nicht lassen.

Weislingen. Komm.

Franz. Geh'n wir denn gewiß?

Weislingen. Noch diesen Abend.

Franz. Mir ist, als wenn ich aus der Welt sollte.

Weislingen. Mir auch, und noch dazu, als wüßt' ich nicht, wohin.

Adelheids Zimmer.

Adelheid. Fräulein.

Fräulein. Ihr seht blaß, gnädige Frau.

Adelheid. Ich lieb' ihn nicht, und wollte doch, daß er bliebe. Sieht Du, ich könnte mit ihm leben, ob ich ihn gleich nicht zum Manne haben möchte.

Fräulein. Glaubt Ihr, er geht?

Adelheid. Er ist zum Bischof, um Lebewohl zu sagen.

Fräulein. Erbat er noch einen schweren Staat.

Adelheid. Wie meinst Du?

Fräulein. Was fragt Ihr, gnädige Frau? Ihr habt sein Herz gezogen, und wenn er sich losreißen will, verblutet er.

Adelheid. Weislingen.

Weislingen. Ihr seid nicht wohl, gnädige Frau?

Adelheid. Das kann Euch einerlei sein. Ihr verlaßt uns, verlaßt uns auf immer. Was fragt Ihr, ob wir leben oder sterben!

Weislingen. Ihr verkennt mich.

Adelheid. Ich nehme Euch, wie Ihr Euch gebt.

Weislingen. Das Gleichnis trügt.

Adelheid. Sie sind Ihr ein Ehemann?

Weislingen. Wenn Ihr mein Herz sehen könntet!

Adelheid. Schöne Sachen würden mir vor die Augen kommen.

Weislingen. Gewiß! Ihr würdet Euer Bild drin finden.

Adelheid. In irgend einem Winkel bei den Vertrauten zurückgebener Familien. Ich bitt' Euch, Weislingen, bekennt. Ihr redet mit mir. Zärtliche Worte gelten zum Höchsten, wenn sie Masken unserer Thaten sind. Ein Verwundeter, der kenntlich ist, spielt eine erbärmliche Rolle. Ihr läugnet Eure Handlungen nicht und redet das Gegentheil; was soll man von Euch halten?

Weislingen. Was Ihr wollt. Ich bin so erzogt mit dem, was ich bin, daß mir wenig dran ist, für was man mich nehmen will.

Adelheid. Ihr kommt, um Abschied zu nehmen.

Weislingen. Erlaubt mir, Eure Hand zu küssen, und ich will sagen, lebt wohl. Ihr erinnert mich! Ich bedachte nicht — ich bin beschwerlich, gnädige Frau.

Adelheid. Ihr legt's falsch aus; ich wollte Euch fest halten, denn Ihr wollt fort.

Weislingen. Sagt: ich muß. Zeigt mich nicht die Ritterpflicht, der heilige Handschlag —

Adelheid. Geht! Geht! Erzählt Das Mädchen, die den Ehrenbund leisten, und sich in einen Mann waschen. Ritterpflicht! Kinderspiel!

Weislingen. Ihr denkt nicht so.

Adelheid. Bei meinem Eid, Ihr verstellt Euch! Was habt Ihr versprochen? Und wem? Einem Mann, der seine Pflicht gegen den Kaiser und das Reich verkennt, in eben dem Augenblick Pflicht zu leisten, da er durch Eure Gefangennehmung in die Strafe der Acht verfällt; Pflicht zu leisten, die nicht gültiger sein kann, als ungerechter, gezwungener Eid! Entbinden nicht unsere Gesetze von solchen Schwüren! Macht Das Kindern weiß, die den Ammenteufeln glauben. Es stecken andere Sachen dahinter. Ein Feind des Reichs zu werden, ein Feind der bürgerlichen Ruh' und Glückseligkeit! Ein Feind des Kaisers! Gefälle eines Mannes! Du, Weislingen, mit Deiner sanften Seele!

Weislingen. Wenn Ihr ihn kennt —

Adelheid. Ich will ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er hat eine hohe, muthige Seele. Eben darum wehe Dir, Weislingen! Geh' und bitte Dir ein, Gefälle von ihm zu sein. Geh'! und laß' Dich bekehren. Du bist freundlich, gefällig —

Weislingen. Es ist's auch.

Adelheid. Aber Du bist nachgebend und er nicht! Unerbittlich wird er Dich meistern; Du wirst ein Sclave eines Edelmanns werden, da Du Herr von Tausenden sein könntest. — Doch es ist Unbarmherzigkeit, Die Deinen gnädigen Stand zu verleiten.

Weislingen. Hättest Du gesehen, wie liebreich er mir begegnete!

Adelheid. Liebreich! Das rechnest Du ihm an? Es war seine Schuldigkeit; und was hättest Du verlieren, wenn er widerwärtig gewesen wäre? Vielleicht Das willkommen sein lassen. Ein übermüthiger Mensch, wie der —

Weislingen. Ihr redet von Eurem Feind.

Adelheid. Ich rede für Eure Freiheit — und weiß überhaupt nicht, was ich für einen Antheil daran nehme. Lebt wohl!

Weislingen. Erlaubt noch einen Augenblick. (Er nimmt ihre Hand und küssetzt.)

Adelheit. Habt Ihr mir noch was zu sagen?

Weislingen. — — Ich muß fort.

Adelheit. So geht.

Weislingen. Gnädige Frau! — ich kann nicht.

Adelheit. Ihr müßt.

Weislingen. Soll das Euer letzter Blick sein?

Adelheit. Geht, ich bin krank, sehr zur ungelegnen Zeit.

Weislingen. Seht mich nicht so an.

Adelheit. Willt Du unser Feind sein, und wir sollen Dir lächeln? Geht!

Weislingen. Adelheit!

Adelheit. Ich hasse Euch!

Franz (kommt).

Franz. Gnädiger Herr! der Bischof läßt Euch rufen.

Adelheit. Geht! Geht!

Franz. Er bittet Euch, eilend zu kommen.

Adelheit. Geht! Geht!

Weislingen. Ich nehme nicht Abschied, ich sehe Euch wieder! (Ab.)

Adelheit. Mich wieder? Wollen bewer sein. Margaretha, wenn er kommt, weiß ihn ab. Ich bin krank, habe Kopfweh, ich schlafe — weiß ihn ab. Wenn er noch zu gewinnen ist, so ist's auf diesem Wege. (Ab.)

Vorzimmer.

Weislingen. Franz.

Weislingen. Sie will mich nicht sehn?

Franz. Es wird Nacht, soll ich die Pferde satteln?

Weislingen. Sie will mich nicht sehn?

Franz. Wann befehlen Ihro Gnaden die Pferde?

Weislingen. Es ist zu spät! Wir bleiben hier.

Franz. Gott sei Dank! (Ab.)

Weislingen. Du bleibst! Sei auf Deiner Hut; die Versuchung ist groß. Mein Pferd scheute, wie ich zum Schloßthor herein wollte, mein guter Geist stellte sich ihm entgegen; er kannte die Gefahren, die mein' hier warteten. — Doch ist's nicht recht, die vielen Geschäfte, die ich dem Bischof unvollendet liegen ließ, nicht wenigstens so zu ordnen, daß ein Nachfolger da anfangen kann, wo ich's gelassen habe. Das kann ich doch Alles thun, unbeschadet Verlohungen und unserer Verbindung; denn halten sollen sie mich hier nicht. — Wäre doch besser gewesen, wenn ich nicht gekommen wäre. Ich will fort — morgen oder übermorgen.

(Geht ab.)

Im Hofe.

Götz. Selbitz. Georg.

Selbitz. Ihr seht, es ist gegangen, wie ich gesagt habe.

Götz. Nein! Nein! Nein!

Georg. Glaubt, ich berichte Euch mit der Wahrheit. Ich that, wie Ihr befehlt, nahm den Kittel des Bamberg'schen und sein Zeichen, und damit ich doch mein Essen und Trinken verdiente, geleitete ich Reinack'sche Waaren hinauf nach Bamberg.

Selbitz. In der Verkappung? Das hätte Dir übel gerathen können.

Georg. So denk' ich auch hinten drein. Ein Reitersmann, der Das voraus denkt, wird keine weiten Sprünge machen. Ich kam nach Bamberg, und gleich im Wirthshaus hörte ich erzählen: Weislingen und der Bischof seien ausgeritten; und man redete viel von einer Heirath mit der Witwe des von Wallderf.

Götz. Geizteufel.

Georg. Ich sah ihn, wie er sie zu Tische führte. Sie ist schön; bei meinem Eid, sie ist schön! Wir dächten was Alle, sie dankte es Allen; er nickte mit dem Kopf, sah sehr vergnügt; sie gingen vorbei, und das Volk murmelte: „Ein schönes Paar!“

Götz. Das kann sein.

Georg. Hört weiter. Da er des andern Tags in die Messe ging, paßt' ich meine Zeit ab. Er war allein mit einem Knaben. Ich stand unten an der Treppe und sagte leise ihm: ein Paar Worte von Eurem Verlieren. Er ward bestürzt; ich sahe das Gefühl seines Lasters in seinem Gesicht, er hatte kaum das Herz, mich anzusehen, mich, einen schlechten Reitersmann.

Selbitz. Das macht, sein Gewissen war schlechter als Dein Stand.

Georg. „Du bist Bamberg'sch?“ sagt' er. Ich bring' einen Gruß vom Ritter Berlichingen, sagt' ich, und sein Leben — „Komm mit mir ins Haus,“ sagt' er, „an mein Zimmer; wir wollen weiter reden.“

Götz. Kamst Du?

Georg. Wohl kam ich, und wußt' im Vorsaal steh'n, lang, lang. Und die feinen Pursche zankten mich von vorn und hinten. Ich dachte ihr — Endlich führte man mich hinein; er schien heiß, mir war's einerlei. Ich trat ihm und legte meine Commissionen ab. Er war freundlich heiß, wie Einer, der kein Herz hat, und 's mit wem meinen lassen. Er verwandelte

ſich, daß Ihr ihn durch einige Aeußerungen zur Rede ſetzen ließt. Das verdroß mich. Ich ſagte, es gäbe nur zweierlei Leut', brave und Schurken, und ich diente Götz zu von Berlichingen. Nun fing er an, ſchwatzte allerlei verkehrtes Zeug, das darauf hinaus ging: Ihr hättet ihn übereilt, er ſei Euch keine Pflicht ſchuldig, und wolle Nichts mit Euch zu thun haben.

Götz. Hat Du Das aus ſeinem Munde?

Georg. Das und noch mehr. — Er drohte mir —

Götz. Es iſt genug! Der wäre nun auch verloren! Treu und Glaube, Du haſt mich wieder betrogen! Arme Marie! Wie werd' ich Dir's beibringen!

Selbitz. Ich wollte lieber mein ander' Bein dazu verlieren, als ſo ein Hundsfott ſein.

(Ab.)

Bamberg.

Adelheid. Weislingen.

Adelheid. Die Zeit fängt mir an, unerträglich lang zu werden; reden mag ich nicht und ich ſchäme mich, mit Euch zu ſpielen. Lange Weile, Du biſt ärger, als ein kaltes Fieber.

Weislingen. Seid Ihr meiner ſchon müde?

Adelheid. Euer nicht ſowohl als Eures Umgangs. Ich wollte, Ihr wär't, wo Ihr hinwolltet, und wir hätten Euch nicht gehalten.

Weislingen. Das iſt Weiberzwang! Erſt breitet ſie mit Mutterwärme unſere liebſten Hoffnungen aus; dann, gleich einer unbeſtändigen Henne, verläßt ſie das Neſt, und übergibt ihre ihrem keimende Nachkommenſchaft dem Tode und der Verweſung.

Adelheid. Schelten die Weiber! Der unbeſonnene Spieler zerbricht und zerſtampft die Karten, die ihn unſchuldiger Weiſe verlieren machten. Aber laßt mich Euch was von Mannsleuten erzählen. Was ſeid denn Ihr, um von Wankelmuth zu ſprechen? Ihr, die Ihr ſeliger ſeid, was Ihr ſein wollt, niemals, was Ihr ſein ſollten; Könige im Feſttags-Ornat, vom Pöbel beneidet. Was gilt' einer Schneiderstochter, einer Schaar Perlen um ihren Hals zu haben von dem Sinne Eures Kleides, den Eures Adels verächtlich zurückſtoßen!

Weislingen. Ihr ſeid bitter.

Adelheid. Es iſt die Satisfaction von Eurem Gnaden. Eh' ich Euch kannte, Weislingen, ging mir's wie der Schneidersfrau. Der Ruf, Euch vertheidigte, ohne Metapher zu ſprechen, hatte Euch ſo phantaſtiſch herausgeſtrichen, daß ich mich überreden ließ zu wünſchen: möchteſt Du doch dieſe Quint-Eſſenz des männlichen Geſchlechts, den Phönix Weislingen, zu Geſicht kriegen! Ich ward meines Wunſches gewährt.

Weislingen. Und der Phönix präſentirt: ſich als ein ertrunkner Hausrath.

Adelheid. Nein, Weislingen, ich nahm Antheil an Euch.

Weislingen. Es ſchien ſo —

Adelheid. Und war; denn wirklich, Ihr übertrafft Euren Ruf. Die Menge ſchätzt nur den Widerſchein des Verdienſtes. Wie mir's denn nun geht, daß ich über die Leute nicht denken mag, denen ich wohl will: ſo lebten wir eine Zeit lang neben einander; es fehlte mir was, und ich wußte nicht, was ich an Euch vermißte. Endlich gingen mir die Augen auf. Ich ſah ſtatt des activen Mannes, der die Geſchäfte eines Fürſtenthums belebte, der ſich und ſeinen Ruhm dabei nicht vergaß, der auf hundert großen Unternehmungen, wie auf über einander gewälzten Bergen, zu den Wolken hinauf gewiegen war; Den ſah' ich auf einmal, zaudernd wie einen kranken Poeten, melancholiſch wie ein gefoltert Mädchen, und müßiger als einen alten Junggeſellen. Anfangs ſchrieb ich's Eurem Unfall zu, der Euch noch neu auf dem Herzen lag, und entſchuldigte Euch, ſo gut ich konnte. Jetzt, da es von Tag zu Tage ſchlimmer mit Euch zu werden ſcheint, muß Ihr mir verzeihen, wenn ich Euch meine Gunſt entziehe. Ihr drückt ſie ohne Recht; ich ſchenkte ſie einem Andern auf Lebenslang, der ſie Euch nicht übertragen konnte.

Weislingen. So laßt mich los.

Adelheid. Nicht, bis alle Hoffnung verloren iſt. Die Einſamkeit iſt in dieſen Umſtänden gefährlich. — Armer Menſch! Ihr ſeid ſo mißmuthig, wie Einer, dem ſein erſtes Mädchen ſterben wird, und eben darum geb' ich Euch nicht auf. Gebt mir die Hand, verzeiht mir, was ich aus Liebe geſagt habe.

Weislingen. Könnteſt Du mich lieben, könnteſt Du meiner heißen Leidenſchaft einen freyen Lauf gewähren! Adelheit! Deine Vorwürfe ſind doppelt ungerecht. Könnteſt Du den dankbaren Theil ahnen von dem, was die Zeit her in mir arbeitet. Du würdeſt mich nicht mit Gleichgiltigkeit, Gleichgiltigkeit und Verachtung ſo unbarmherzig hin und her zerriſſen haben. — Du Liebeſt! Nach dem überlegten Schritt wieder mit mir ſelbſt einig zu werden, koſtete mehr als einen Tag; wieder den Menſchen zu arbeiten, deſſen Andenken ſo lebhaft nun in Liebe bei mir iſt.

Adelheid. Wunderlicher Mann, der Du Den lieben kannſt, den Du beneideſt! Das iſt, als wenn ich meinem Leute Trauer anziehe.

Weislingen. Ich fühl's wohl, es will hier kein Säumen. Er iſt beredter, daß ich

wieder Weislingen hin, und er wird sich seines Vortheils über uns erfreuen. Auch, Adelheid, sind wir nicht so treu', als Du meinst. Unsere Reiter sind verstärkt und wachsam; unsere Unterhandlungen gehen fort, und der Reichstag zu Augsburg wird hoffentlich unsere Projecte zur Reife bringen.

Adelheid. Ihr geht hin?

Weislingen. Wenn ich eine Hoffnung mitnehmen könnte! (Küßt ihre Hand.)

Adelheid. O Ihr Ungläubigen! Immer Zeichen und Wunder! Geh', Weislingen, und vollende das Werk. Der Vortheil des Bischofs, der Deinige, der meinige, sie sind so verwebt, daß, wäre es auch nur der Politik wegen —

Weislingen. Du kannst scherzen.

Adelheid. Ich scherze nicht. Meine Güter hat der stolze Herzog inne, die Deinigen wird Götz nicht lange ungerupft lassen; und wenn wir nicht zusammenhalten, wie unsere Feinde, und den Kaiser auf unsere Seite lenken, sind wir verloren.

Weislingen. Mir ist's nicht bange. Der größte Theil der Fürsten ist unserer Gesinnung. Der Kaiser verlangt Hülfe gegen die Türken, und billig, daß er uns wieder beisteht. Welche Wonne wird mir's sein, Deine Güter von übermüthigen Feinden zu befreien, die unruhigen Köpfe in Schwaben auf's Aeußerste zu bringen, die Ruhe des Bisthums, unser Aller herzustellen. Und dann? —

Adelheid. Ein Tag bringt den andern, und beim Schicksal steht das Zukünftige.

Weislingen. Aber wir müssen wollen.

Adelheid. Wir wollen ja.

Weislingen. Gewiß?

Adelheid. Nun ja. Geht!

Weislingen. Zauberin!

Herberge.

Dämmerung. Sturm und Regen draußen.

Der Brautvater. Götz. Selbitz (am Tische). Bräutigam (tritt zu ihnen).

Götz. Das Gescheidteste war, daß Ihr Euern Zwist so glücklich und freylich durch eine Heirath endigt.

Brautvater. Besser, als ich mir's hätte träumen lassen; in Ruh' und Frieden mit meinem Nachbar, und eine Tochter wohl versorgt dazu!

Bräutigam. Und ich im Besitz des streitigen Stücks, und drüber den hübschesten Backfisch im ganzen Dorf. Wollte Gott, Ihr hättet Euch eher d'rein gelegt!

Selbitz. Wie lange habt Ihr processirt?

Brautvater. An die acht Jahre. Ich wollte lieber noch einmal so lang das Fieber haben, als von vorn' anfangen. Das ist ein Gezerre. Ihr glaubt's nicht, bis man den Perrücken ein Urtheil vom Herzen reißt; und was hat man darnach? Der Teufel hol' den Hasen Sapupi! 's ist ein verfluchter, schwarzer Jurist'ner.

Bräutigam. Ja, das ist ein teufer Kerl. Zwei Mal war ich dort.

Brautvater. Und ich drei Mal. Und seht, Ihr Herren: kriegen wir ein Urtheil endlich, wo ich so viel Recht hab' als er, und er so viel als ich, und wir eben flanken wie die Mamlucken, bis mir unser Herr Gott eingab, ihm meine Tochter zu geben und das Zeug dazu.

Götz (trinkt). Gut Vernehmen künftig!

Brautvater. Gebt's Gott! Doch' aber, wie's will, processiren thu' ich mein Tag nit mehr. Was? Das ein Geldspiel heißt! Jedem Aeccesus, den Euch ein Procurator macht, müßt Ihr bezahlen.

Selbitz. Sind ja jährlich kaiserliche Ordinationen da.

Brautvater. Hab' Nichts davon gehört. Ich mir manchen schönen Thaler nebenausgangen. Das unerhörte Pfuschen!

Götz. Wie meint Ihr?

Brautvater. Ich, da macht Alles hohle Pfötchen. Der Advocat allein, Gott verzeih's ihm! hat mir achtzehn Goldgulden abgenommen.

Bräutigam. Wer?

Brautvater. Wer anders als der Sapupi?

Götz. Das ist schändlich.

Brautvater. Wohl, ich mußt' ihm zwanzig erlegen. Und da ich sie hingezählt hatte, in seinem Gartenhaus, das prächtig ist, im großen Saal, wollt' mir vor Wehmuth fast das Herz brechen. Denn seht, Eines Haus und Hof sieht gut; aber wo soll baar Geld herkommen? Ich stand da; Gott weiß, wie mir's war. Ich hatte keinen reichen Hessen Kriegsgeld im Sack. Endlich nahm ich mir's Herz und stellt's ihm vor. Nun er sah, daß mir's Wasser an die Seele ging, da warf er mir zwei davon zurück, und schickt' mich fort.

Bräutigam. Es ist nicht möglich! Der Sapupi!

Brautvater. Wie stellt Du Dich! Freilich! Kein And'rer!

Bräutigam. Den soll der Teufel holen; er hat mir auch sechzehn Goldgulden abgenommen.

Brautvater. Verflucht!

Selbitz. Götz! Wir sind Räuber!

Brautvater. Drum sei das Urtheil so theil aus. Du Hund!

Vor deiner Thüre, draußen vor der Mauer,
Und weinte jammernd in mein Saitenspiel.
Der Thau der Nacht benetzte meine Kleider,
Der hohe Mond schien tröstend zu verweilen;
Da sah' mich Amor und erbarmte sich.
Hier bin ich nun, und wenn du dich nicht mein
In dieser Nacht erbarmen willst —

Lucinde.

Ihr seyd
Verwegen - dringend. Ihr verkennt mich sehr;
Nun schweigt?

Rugantino.

Ich soll verzweifeln. Mir ist's ein's,
Zu leben oder gleich zu sterben, wenn
Du mir ein Zeichen deiner Gunst versagst.

Claudine,

die indessen mit ihrem Vater gesprochen, und wieder herbeygetritt.

So gebt uns doch ein Lied, ich bitte sehr,
Ein stilles Lied zur guten Nacht.

Gög. Das müßt Ihr nicht unversucht laſſen.

Brautvater. Was ſoll'n wir thun?

Gög. Macht Euch auf nach Speier; es iſt eben Viſitations-Zeit: zeigt's an; ſie werden's unterſuchen und Euch zu dem Eurigen helfen.

Bräutigam. Denkt Ihr, wir werden's durch?

Gög. Wenn ich ihm aber die Ohren dörfte, wollt' ich's Euch verſprechen.

Selbitz. Die Summe iſt wohl einen Verſuch werth.

Gög. Bin ich wohl eher um des vierten Theils willen ausgeritten.

Brautvater. Wie meinſt Du?

Bräutigam. Wir wollen, geht's, wie's geht'.

Georg (kommt).

Georg. Die Nürnberger ſind im Anzug.

Gög. Wo?

Georg. Wenn wir ganz ſachte reiten, packen wir ſie zwiſchen Beerheim und Mühlbach im Wald.

Selbitz. Trefflich!

Gög. Nemm's. Kinder. Gott grüß' Euch! Helf' uns Allen zum Heil reiten!

Bauer. Großen Dank! Ihr wollt nicht zum Nacht-Imbiß bleiben?

Gög. Können nicht. Adieu.

Dritter Act.

Augsburg. Ein Garten.

Zwei Nürnberger-Kaufleute.

Erſter Kaufmann. Hier wollen wir ſtehen, denn da muß der Kaiſer vorbei. Er kommt eben den langen Gang herauf.

Zweiter Kaufmann. Wer iſt bei ihm?

Erſter Kaufmann. Weiſsenau von Weislingen.

Zweiter Kaufmann. Bamberg's Freund! Das iſt gut.

Erſter Kaufmann. Wir wollen einen Verſuch thun, und ich will reden.

Zweiter Kaufmann. Wohl, da kommen ſie.

Kaiſer. Weislingen.

Erſter Kaufmann. Er ſieht verdrießlich aus.

Kaiſer. Ich bin unmuthig, Weislingen; und wenn ich auf mein vergangenes Leben zurückſehe, möcht' ich verzagt werden; ſo viel halbe, verunglückte Unternehmungen! Und das Alles, weil kein Fürſt im Reich ſo klein iſt, dem nicht mehr an ſeinen Grillen gelegen wäre, als an meinen Gedanken.

(Die Kaufleute werfen ſich ihm zu Füßen.)

Kaufmann. Allerdurchlauchtigſter! Großmächtigſter!

Kaiſer. Wer ſeid Ihr? Was gibt's?

Kaufmann. Arme Kaufleute von Nürnberg, Euerer Majeſtät Knechte, und flehen um Hülfe. Gög von Berlichingen und Hans von Selbitz haben unſer Dreißig, die von der Frankfurter-Meſſe kamen, im Bambergiſchen Gebiete niedergeworfen und beraubt. Wir bitten Euere kaiſerliche Majeſtät um Hülfe, um Beiſtand; ſonſt ſind wir alle verderbene Leute, genöthigt, unſer Brod zu betteln.

Kaiſer. Heiliger Gott! Heiliger Gott! Was iſt Das? Der Eine hat nur eine Hand, der Andere nur ein Bein; wenn ſie denn erſt zwei Hände hätten und zwei Beine: was wollte Ihr dann thun?

Kaufmann. Wir bitten Euere Majeſtät unterthänigſt, auf unſere bedrängten Umſtände ein mitleidiges Auge zu werfen.

Kaiſer. Wie geht's zu! Wenn ein Kaufmann einen Ueberſchlag verliert, ſoll man das ganze Reich aufmahnen; und wenn Händel vorhanden ſind, daran kaiſerlicher Majeſtät und dem Reich viel gelegen iſt, daß es Königreich, Fürſtenthum, Herzogthum und Anderes betrifft, ſo kann Euch kein Menſch zuſammenbringen.

Weislingen. Ihr kommt zur ungelegenen Zeit. Geht und verweilt Euch einige Tage hier.

Kaufleute. Wir empfehlen uns zu Gnaden. (Ab.)

Kaiſer. Wieder neue Händel. Sie wachſen nach, wie die Köpfe der Hydra.

Weislingen. Und ſind nicht auszurotten, als mit Feuer und Schwert und einer muthigen Unternehmung.

Kaiſer. Glaubt Ihr?

Weislingen. Ich halte Nichts für thunlicher, wenn Euere Majeſtät und die Fürſten ſich über andern nahedrohenden Zwiſt vereinigen könnten. Es iſt mit Nichten ganz Deutſchland, das über Vergewaltigung klagt. Franken und Schwaben allein glimmen noch von den Funken des innerlichen, verderblichen Bürgerkriegs. Und auch da ſind viele der Edeln und Freien, die ſich nach Ruhe ſehnen. Hätten wir einmal dieſen Sühnen, Selbitz — Berlichingen auf die Seite geſchafft, das Uebrige würde bald von ſich ſelbſt zerfallen. Denn ſie haben's, denen Gezänk die aufrühreriſche Menge beſchäftigt.

Kaiſer. Ich mag hier die Leute gerne ſchonen; ſie ſind tapfer und ehrl. Wenn ich Krieg führte, müßten ſie mir zu Pferde.

Weislingen. Es wäre zu wünschen, daß sie von jeher gelernt hätten, ihrer Pflicht zu gehorchen. Und denn wär' es höchst gefährlich, ihre aufrührischen Unternehmungen durch Ehrenstellen zu belohnen. Denn eben diese kaiserliche Milt' und Gnade ist's, die sie bisher so ungebener mißbrauchten; und ihr Anhang, der sein Vertrauen und Hoffnung darauf setzt, wird nicht eher zu bändigen sein, bis wir sie ganz vor den Augen der Welt zu Nichte gemacht, und ihnen alle Hoffnung, jemals wieder emporzukommen, völlig abgeschnitten haben.

Kaiser. Ihr rathet also zur Strenge?

Weislingen. Ich sehe kein ander Mittel, den Schwindelgeist, der ganze Landschaften ergreift, zu dämpfen. Hören wir nicht schon hier und da die bittersten Klagen der Edeln, daß ihre Unterthanen, ihre Leibeigenen sich gegen sie auflehnen und mit ihnen rechten, ihnen die hergebrachte Oberherrlichkeit zu schmälern drohen, so daß die gefährlichsten Folgen zu fürchten sind?

Kaiser. Jetzt wär' eine schöne Gelegenheit wider den Berlichingen und Selbig; nur wollt' ich nicht, daß ihnen was zu Leid' geschehe. Gefangen möcht' ich sie haben; und dann müßten sie Urfehde schwören, auf ihren Schlössern ruhig zu bleiben, und nicht aus ihrem Bann zu gehen. Bei der nächsten Sessa will ich's vertragen.

Weislingen. Ein freudiger, beistimmender Zuruf wird Euerer Majestät das Ende der Rede ersparen. (ab.)

Zarthausen.

Sickingen. Berlichingen.

Sickingen. Ja, ich komme, Euere edle Schwester um ihr Herz und ihre Hand zu bitten.

Götz. Sewohl' ich, Ihr wärt eher kommen. Ich muß Euch sagen: Weislingen hat während seiner Gefangenschaft ihre Liebe gewonnen, um sie angehalten, und ich sagt' sie ihm zu. Ich hab' ihn losgelassen, den Vogel, und er verachtet die gütige Hand, die ihm in der Noth Futter reichte. Er schwirrt herum, weiß Gott, auf welcher Hede, seine Nahrung zu suchen.

Sickingen. Ist Das so?

Götz. Wie ich sage.

Sickingen. Er hat ein doppeltes Band zerrissen. Wohl Euch, daß Ihr mit dem Verräther nicht näher verwandt werdet!

Götz. Sie sitzt, das arme Mädchen, verjammert und verbetet ihr Leben.

Sickingen. Wir wollen sie singen machen.

Götz. Wie! Entschließet Ihr Euch, einer Verlass'ne zu heirathen?

Sickingen. Es macht Euch Beiden Ehre, von ihm geliebt zu werden zu sein. Soll darum das arme Mädchen in ein Kloster gehen, weil der erste Mann, den sie kannte, ein Nichtswürdiger war? Nein doch! Ich bleibe darauf, sie soll Königin von meinen Schlössern werden.

Götz. Ich sage Euch, sie war nicht gleichgiltig gegen ihn.

Sickingen. Traust Du mir nicht zu, daß ich den Schatten eines Elenden sollte verjagen können? Laß uns zu ihr. (ab.)

Lager der Reichs-Execution.

Hauptmann. Officiere.

Hauptmann. Wir müssen behutsam geh'n und unsere Leute so viel möglich schonen. Auch ist unsere gemessene Ordre, ihn in die Enge zu treiben und lebendig gefangen zu nehmen. Es wird schwer halten; denn wer mag sich an ihn machen?

Erster Officier. Freilich! Und er wird sich wehren, wie ein wildes Schwein. Ueberhaupt hat er uns sein Lebtag Nichts zu Leid' gethan, und Jeder wird's von sich schieben, Kaiser und Reich zu gefallen, Arm und Bein daran zu setzen.

Zweiter Officier. Es wäre eine Schande, wenn wir ihn nicht kriegten. Wenn ich ihn nur einmal beim Lappen habe, er soll nicht loskommen.

Erster Officier. Faßt ihn nur nicht mit den Zähnen; er möchte Euch die Kinnbacken aufreißen. Guter junger Herr, dergleichen Leut' packen sich nicht, wie ein flüchtig Vieh.

Zweiter Officier. Wollen sehn.

Hauptmann. Unsern Brief muß er nun haben. Wir wollen nicht säumen, und einen Trupp abschicken, der ihn beobachten soll.

Zweiter Officier. Laß mich ihn führen.

Hauptmann. Ihr seid der Gegend unkundig.

Zweiter Officier. Ich hab' einen Knecht, der hier geboren und erzogen ist.

Hauptmann. Ich bin's zufrieden. (ab.)

Zarthausen.

Sickingen. Es geht Alles nach Wunsch; sie war etwas bestürzt über meinen Antrag, und sah mich vom Kopf bis auf die Füße an; ich wette, sie verglich mich mit ihrem Weislich. Gott sei Dank, daß ich mich stellen darf! Sie antwortete wenig und durch einander; besser besser! Es mag eine Zeit kochen. Bei Mädchen, die durch Liebeskummer gebeizt sind, wird ein Heirathsvorschlag bald gar.

Götz (kommt).

Sickingen. Was bringt Ihr, Schwager?

Göz. „In die Acht erklärt!“

Sickingen. Was?

Göz. Da leſ't den erbarmlichen Brief. Der Kaiſer hat Execution gegen mich verordnet, die mein Fleiſch den Vögeln unter dem Himmel und den Thieren auf dem Felde zu freſſen vorſchneiden ſoll.

Sickingen. Erſt ſollen ſie d'ran. Juſt zur gelegenen Zeit bin ich hier.

Göz. Nein, Sickingen, Ihr ſollt fort. Euere großen Anſchläge könnten darüber zu Grunde gehn, wenn Ihr zu ſo ungelegener Zeit des Reichs Feind werden wollet. Auch mir werdet Ihr weit mehr nützen, wenn Ihr neutral zu ſein ſcheint. Der Kaiſer liebt Euch, und das Schlimmſte, das mir begegnen kann, iſt, gefangen zu werden; dann braucht Euer Vorwort, und reißt mich aus einem Elend, in das vereinigte Hülfe uns Beide ſtürzen könnte. Denn was wär's? Jetzo geht der Zug gegen mich; erfahren ſie, Du biſt bei mir, ſo ſchicken ſie mehr, und wir ſind um Nichts gebeſſert. Der Kaiſer ſitzt an der Quelle; und ich wär' eben jetzt unwiederbringlich verloren, wenn man Tapferkeit ſo geſchwind einblaſen könnte, als man einen Harſen zuſammenblaſen kann.

Sickingen. Doch kann ich heimlich ein Zwanzig Reiter zu Euch ſtoßen laſſen.

Göz. Gut. Ich hab' ſchon Georg'en nach dem Selbitz geſchickt, und meine Knechte in der Nachbarſchaft herum. Lieber Schwager, wenn meine Leute beiſammen ſind: es wird ein Häufchen ſein, dergleichen wenig Fürſten beiſammen geſehen haben.

Sickingen. Ihr werdet gegen die Menge wenig ſein.

Göz. Ein Wolf iſt einer ganzen Herde Schafe zu viel.

Sickingen. Wenn ſie aber einen guten Hirten haben?

Göz. Sorg' Du. Es ſind lauter Mietlinge. Und dann kann der beſte Hirte Nichts machen, wenn er nicht Herr von ſeinen Handlungen iſt. So kamen ſie mir auch einmal, wie ich dem Pfalzgrafen zugeſagt hatte, gegen Conrad Schott'en zu dienen; da legt' er mir einen Zettel aus der Canzlei vor, wie ich reiten und mich halten ſollt'; da warf ich den Mähren das Papier wieder dar und ſagt': ich wüßt' nicht darnach zu handeln; ich weiß nicht, was mir begegnen mag; Das ſteht nicht im Zettel; ich muß die Augen ſelbſt aufthun und ſehn, was ich zu ſchaffen hab'?

Sickingen. Glück zu, Bruder! Ich will gleich fort und Dir ſchicken, was ich in der Eil zuſammentreiben kann.

Göz. Komm' noch zu den Frauen; ich ließ ſie beiſammen. Ich wette, daß Du ihr Wort hältſt, ehe Du gingſt. Dann ſchick' mir die Reiter, und komm' heimlich wieder, Marien abzuholen; denn mein Schloß, fürcht' ich, wird bald kein Aufenthalt für Weiber mehr ſein.

Sickingen. Wollen das Beſte hoffen! (ab)

Bamberg. Adelheit'ens Zimmer.

Adelheit. Franz.

Adelheit. Sie ſind die beiden Executionen ſchon aufgebrochen?

Franz. Ja, und mein Herr hat die Freude, gegen Euere Feinde zu ziehen. Ich wollte gleich mit, ſo gern ich zu Euch gehe. Auch will ich jetzt wieder fort, um bald mit fröhlicher Botſchaft wiederzukehren. Mein Herr hat mir's erlaubt.

Adelheit. Wie ſteht's mit ihm?

Franz. Er iſt munter. Mir befahl er, Euere Hand zu küſſen.

Adelheit. Da — Deine Lippen ſind warm.

Franz (für ſich, auf die Bruſt deutend). Hier iſt's noch wärmer! (laut) Gnädige Frau, Euere Diener ſind die glücklichſten Menſchen unter der Sonne!

Adelheit. Wer führt gegen Berlichingen?

Franz. Der von Sirau. Lebt wohl, beſte, gnädige Frau! Ich will wieder fort. Vergeßt mich nicht.

Adelheit. Du mußt was eſſen, trinken, und raſten.

Franz. Wozu Das? Ich hab' Euch ja geſehen. Ich bin nicht müd' noch hungrig.

Adelheit. Ich kenne Deine Treu'.

Franz. Ach, gnädige Frau!

Adelheit. Du hältſt's nicht aus; beruhige Dich, und nimm was zu Dir.

Franz. Euere Sorgfalt für einen armen Jungen! (ab)

Adelheit. Die Thränen ſtehen ihm in den Augen. Ich lieb' ihn von Herzen. So warm und warm hat noch Niemand an mir gehangen. (ab.)

Jaxthauſen.

Göz. Georg.

Georg. Er will ſelbſt mit Euch ſprechen. Ich kenn' ihn nicht; es iſt ein ſtattlicher Mann mit ſchwarzen, feurigen Augen.

Göz. Bring' ihn herein.

Lerſe (kommt).

Göz. Gott grüß' Euch! Was bringt Ihr?

Lerſe. Mich ſelbſt. Das iſt nicht viel; doch Alles, was es iſt, hier' ich Euch an.

Göz. Ihr ſeid mir willkommen', doppelt willkommen, ein braver Mann, und zu dieſer Zeit, da ich nicht hoffte, neue Freunde zu gewinnen, eher den Verluſt der alten ſtündlich fürchtete. Gebt' mir Euern Namen.

Lerſe. Franz Lerſe.

Göz. Ich danke Euch, Franz, daß Ihr mich mit einem braven Mann bekannt macht.

Lerſe. Ich machte Euch ſchon ein Mal mit mir bekannt, aber damals dankte Ihr mir nicht dafür.

Göz. Ich erinnere mich Euerer nicht.

Lerſe. Es wäre mir leid. Wißt Ihr noch, wie Ihr um des Pfalzgrafen willen Conrad Schetzen feind war't, und nach Haßfurt auf die Faßnacht reiten wolltet?

Göz. Wohl weiß ich es.

Lerſe. Wißt Ihr, wie Ihr unterwegs bei einem Dorf fünfundzwanzig Reitern entgegenkam't?

Göz. Richtig. Ich hielt ſie Anfangs nur für Zwölfe, und theilt' meinen Haufen, waren unſer Sechszehn, und hielt am Dorf hinter der Scheuer, in Willen, ſie ſollten bei mir vorbeiziehen. Dann wollt' ich ihnen nachrücken, wie ich's mit dem andern Haufen abgered't hatte.

Lerſe. Aber wir ſah'n Euch und zogen auf einer Höhe am Dorf. Ihr zogt herbei und bietet uns. Wie wir ſah'n, Ihr wolltet nicht heraus kommen, ritten wir herab.

Göz. Da ſah' ich erſt, daß ich mit der Hand in die Kohlen geſchlagen hatte. Fünfundzwanzig gegen Acht! Da galt's kein Zeigen. Erhard Truchſeß durchſtach mir einen Knecht; dafür rannt' ich ihn vom Pferde. Hätten ſie ſich Alle gehalten, wie er und ein Knecht, es wäre mein und meines kleinen Häufchens übel gewahrt geweſen.

Lerſe. Der Knecht, wovon Ihr ſagtet —

Göz. Es war der Vorderſte, den ich geſehen habe. Er ſetzte mir heiß zu. Wenn ich dachte, ich hätt' ihn von mir gebracht, wollte mit Andern zu ſchaffen haben, war er wieder an mir und ſchlug feindlich zu. Er hieb mir auch durch den Panzerärmel hindurch, daß es ein wenig geäfcht hatte.

Lerſe. Habt Ihr's ihm vergeben?

Göz. Er äfcht mir mehr als zu wohl.

Lerſe. Nun ſo hoff ich, daß Ihr mit mir zufrieden ſein werdet; ich hab' mein Probſtück an Euch ſelbſt abgelegt.

Göz. Biſt Du's? O willkommen, willkommen! Kannſt Du ſagen, Maximilian, Du haſt unter Deinen Dienern einen ſo erworben?

Lerſe. Mich wundert, daß Ihr nicht eh' auf mich gefallen ſeid.

Göz. Wie ſollte mir einkommen, daß Der mir ſeine Dienſte anbieten würde, der auf das Feindſeligſte mich zu überwältigen trachtete?

Lerſe. Eben Das, Herr! Von Jugend auf dien' ich als Reitersknecht, und hab's mit manchem Ritter aufgenommen. Da wir auf Euch ſtießen, freut' ich mich. Ich kannte Euern Namen, und da lernt' ich Euch kennen. Ihr wißt, ich hielt nicht Stand; Ihr ſaht, es war nicht Furcht; denn ich kam wieder. Kurz, ich lernt' Euch kennen, und von Stund an beſchloß ich, Euch zu dienen.

Göz. Wie lange wollt Ihr bei mir aushalten?

Lerſe. Auf ein Jahr. Ohne Sold.

Göz. Nein, Ihr ſollt gehalten werden, wie ein Anderer, und drüber, wie Der, der mir bei Remlin zu ſchaffen machte.

Georg (kommt).

Georg. Hans von Selbitz läßt Euch grüßen. Morgen iſt er hier mit fünfzig Mann.

Göz. Wohl.

Georg. Es zieht am Kocher ein Trupp Reichsvolker herunter, ohne Zweifel, Euch zu beobachten.

Göz. Wie viel?

Georg. Ihrer fünfzig.

Göz. Nicht mehr! Komm', Lerſe; wir wollen ſie zuſammenſchmeißen, wenn Selbitz kommt, daß er ſchon ein Stück Arbeit gethan findet.

Lerſe. Das ſoll eine reichliche Vorleſe werden.

Göz. Zu Pferde! (Ab.)

Wald an einem Morast.

Zwei Reichsknechte (begegnen einander).

Erſter Knecht. Was machſt Du hier?

Zweiter Knecht. Ich hab' Urlaub gebeten, meine Nothdurft zu verrichten. Seit dem blinden Lärmen geſtern Abends iſt mir's in die Gedärme geſchlagen, daß ich alle Augenblicke vom Pferd muß.

Erſter Knecht. Hält der Trupp hier in der Nähe?

Zweiter Knecht. Wohl eine Stunde den Wald hinauf.

Erſter Knecht. Wie verläufſt Du Dich denn hierher?

Zweiter Knecht. Ich bitt' Dich, verrath mich nicht. Ich will auf's nächſte Dorf und ſeh'n, eh ich mit warmen Ueberſchlägen meinem Uebel abhelfen kann. Wo kommſt Du her?

Erſter Knecht. Vom nächſten Dorf. Ich hab' unſerm Officier Wein und Brod geholt.

Zweiter Knecht. So, er thut ſich was

zu Gut vor unserm Angesicht, und wir sollen fassen! Schön Exempel!

Erster Knecht. Komm' mit zurück, Schurke.

Zweiter Knecht. Wär' ich ein Narr! Es sind noch Viele unter'm Haufen, die gern fassten, wenn sie so weit davon wären als ich.

Erster Knecht. Hörst Du! Pferde!

Zweiter Knecht. O weh!

Erster Knecht. Ich klettere auf den Baum.

Zweiter Knecht. Ich steck' mich in's Rohr.

Götz. Lerse. Georg. Knechte (zu Pferde).

Götz. Hier am Teich weg und linker Hand in den Wald, so kommen wir ihnen in Rücken.

(Sie 3 eben vorbei.)

Erster Knecht (steigt vom Baum). Da ist nicht gut sein. Michel! Er antwortet nicht? Michel, sie sind fort! (Er geht nach dem Sumpf.) Michel! O weh, er ist versunken. Michel! Er hört mich nicht, er ist erstickt. Bist doch crepirt, Du Memme? — Wir sind geschlagen. Feinde, überall Feinde!

Götz. Georg (zu Pferde).

Götz. Halt Kerl, oder Du bist des Todes!

Knecht. Schont meines Lebens!

Götz. Dein Schwert! Georg, führ' ihn zu den andern Gefangenen, die Lerse dort unten am Wald hat. Ich muß ihren flüchtigen Führer erreichen. (Ab.)

Knecht. Was ist aus unserm Ritter geworden, der uns führte?

Georg. Unterst zu oberst stürzt' ihn mein Herr vom Pferd, daß der Federbusch im Koth stak. Seine Reiter heben ihn auf's Pferd und fort, wie besessen! (Ab.)

Lager.

Hauptmann. Erster Ritter.

Erster Ritter. Sie stehen von Weitem dem Lager zu.

Hauptmann. Er wird ihnen an den Fersen sein. Laßt ein Fähnlein anrücken bis an die Mühle; wenn er sich zu weit verliert, erwischt Ihr ihn vielleicht.

(Ritter ab.)

Zweiter Ritter (verbindet).

Hauptmann. Wie geht's junger Herr? Habt Ihr ein Paar Zinken abgerennt?

Ritter. Daß Dich die Pest! — Das stärkste Geweih wäre geplittert wie Glas. Du Teufel! Er rannt' auf mich los; es war mir, als wenn mich der Donner in die Erd' hineinschlüg'.

Hauptmann. Dankt Gott, daß Ihr noch davon gekommen seid.

Ritter. Es ist Nichts zu danken; ein Paar Rippen sind entzwei. Wo ist der Feldscher? (Ab.)

Jaxthausen.

Götz. Selbitz.

Götz. Was sagst Du zu der Achtserklärung, Selbitz?

Selbitz. Es ist ein Streich von Weislingen.

Götz. Meinst Du?

Selbitz. Ich meine nicht, ich weiß. —

Götz. Woher?

Selbitz. Er war auf dem Reichstag, sag' ich Dir, er war um den Kaiser.

Götz. Wohl, so machen wir ihm wieder einen Anschlag zu Nichte.

Selbitz. Hoff's.

Götz. Wir wollen fort; und soll die Hasenjagd angeh'n!

Lager.

Hauptmann. Ritter.

Hauptmann. Dabei kommt Nichts heraus, Ihr Herren. Er schlägt uns einen Haufen nach dem andern; und was nicht umkommt und gefangen wird, das läuft in Gottes Namen lieber nach der Türkei, als in's Lager zurück. So werden wir alle Tag' schwächer. Wir müssen ein Mal für alle Mal ihm zu Leib' gehen, und Das mit Ernst; ich will selbst dabei sein, und er soll seh'n, mit wem er zu thun hat.

Ritter. Wir sind's All' zufrieden; nur ist er der Landsart so kundig, weiß alle Gänge und Schliche im Gebirg, daß es so wenig zu fangen ist, wie eine Maus auf dem Kornboden.

Hauptmann. Wollen ihn schon kriegen. Erst auf Jaxthausen zu. Mag er wollen oder nicht, er muß herbei, sein Schloß zu vertheidigen.

Ritter. Soll' unser ganzer Haufe marschiren?

Hauptmann. Freilich! Wißt Ihr, daß wir schon um Hundert geschmolzen sind?

Ritter. D'rum geschwind, eh' der ganze Eisklumpen auithaut; es macht warm in der Nähe, und wir steh'n da, wie Butter an der Sonne. (Ab.)

Gebirg und Wald.

Götz. Selbitz. Trupp.

Götz. Sie kommen mit hellem Haufe. Es

war hohe Zeit, daß Sickingen's Reiter zu uns ſtießen.

Selbitz. Wir wollen uns theilen. Ich will linker Hand um die Höhe ziehen.

Götz. Gut. Und Du, Franz, führe mir die Fünfzig rechts durch den Wald hinauf; ſie kommen über die Heide, ich will gegen ihnen halten. Georg, Du bleibſt um mich. Und wenn Ihr ſeht, daß ſie mich angreifen, ſo fallt ungeſäumt in die Seiten. Wir wollen ſie zerſtieben. Sie denken nicht, daß wir ihnen die Spitze bieten können. (Ab.)

Heide,
auf der einen Seite eine Höhe, auf der andern Wald.

Hauptmann. Executions-Zug.

Hauptmann. Er hält auf der Heide! Das iſt impertinent. Er ſoll's büßen. Was! Den Strom nicht zu fürchten, der auf ihn losbrauſt?

Ritter. Ich wollt' nicht, daß Ihr an der Spitze ritteſt; er hat das Anſeh'n, als ob er den Erſten, der ihn anſtoßen möchte, umgekehrt in die Erde pflanzen wollte. Reitet hinterd'rein.

Hauptmann. Nicht gern.

Ritter. Ich bitt' Euch. Ihr ſeid noch der Knoten von dieſem Bündel Haſelruthen; löſ't ihn auf, ſo knickt er ſie Euch einzeln wie Rietgras.

Hauptmann. Trompeter, blaſ! Und Ihr blaſt ihn weg. (Ab.)

Selbitz (hinter der Höhe hervor im Galopp).

Mir nach! Sie ſollen zu ihren Händen ſagen: „Multiplicirt Euch!“ (Ab.)

Lerſe (aus dem Wald).

Götz'en zu Hülf! Er iſt faſt umzingt. Braver Selbitz, Du haſt ſchon Luft gemacht! Wir wollen die Heide mit ihren Diſtelköpfen beſäen. (Zurück. Verſchwindet.)

Eine Höhe mit einem Wartthurm.

Selbitz (verwundet). Knechte.

Selbitz. Legt mich hieher und kehrt zu Götz'en.

Erſter Knecht. Laßt uns bleiben, Herr; Ihr braucht unſer.

Selbitz. Steig' Einer auf die Warte und ſeh', wie's geht.

Erſter Knecht. Wie will ich hinaufkommen?

Zweiter Knecht. Steig' auf meine Schultern; da kannſt Du die Löde ziehen und Dich bis zur Oeffnung hinaufhelfen.

Erſter Knecht (ſteigt hinauf). Ach, Herr!

Selbitz. Was ſieh'ſt Du?

Erſter Knecht. Unſere Reiter ſliehen der Höhe zu.

Selbitz. Hölliſche Schurken! Ich wollt', ſie ſtünden und ich hätt' eine Kugel vor'm Kopf. Reit' Einer hin, und ſuch' und wetter' ſie zurück! (Knecht ab.) Siehſt Du Götz'en?

Knecht. Die drei ſchwarzen Federn ſeh' ich mitten im Getümmel.

Selbitz. Schwimm', braver Schwimmer! Ich liege hier.

Knecht. Ein weißer Federbuſch; wer iſt Das?

Selbitz. Der Hauptmann.

Knecht. Götz drängt ſich an ihn — hau! Er ſtürzt!

Selbitz. Der Hauptmann?

Knecht. Ja, Herr.

Selbitz. Wohl! Wohl!

Knecht. Weh! Weh! Götz'en ſeh' ich nicht mehr.

Selbitz. So ſtirb, Selbitz!

Knecht. Ein fürchterlich' Gedräng', wo er kaum. Georg's blauer Buſch verſchwindet auch.

Selbitz. Komm' herunter. Siehſt Du Lerſe'n nicht?

Knecht. Nichts. Es geht Alles d'runter und d'rüber.

Selbitz. Nichts mehr. Komm'! Wie halten ſich Sickingen's Reiter?

Knecht. Gut. Da flieht Einer nach dem Wald. Noch Einer! Ein ganzer Trupp! Götz iſt hin.

Selbitz. Komm' herab!

Knecht. Ich kann nicht. Wehl! Wehl! Ich ſehe Götz'en! Ich ſehe Georg'en!

Selbitz. Zu Pferd?

Knecht. Hoch zu Pferd! Sieg! Sieg! Sie flieh'n!

Selbitz. Die Reichstruppen?

Knecht. Die Fahne mittend'rein, Götz hintend'rein. Sie zerſtreuen ſich. Götz erreicht den Fähnrich — er hat die Fahn' — er hält! Eine Hand voll Menſchen um ihn herum. Mein Camerad erreicht ihn — ſie zieh'n herauf!

Götz. Georg. Lerſe. Ein Trupp.

Selbitz. Glück zu, Götz! Sieg! Sieg!

Götz (ſpringt vom Pferd). Theurer! Theurer! Du biſt verwund't, Selbitz!

Selbitz. Du lebſt und ſiegſt! Ich habe wenig gethan. Und meine Hunde von Reitern! Wie biſt Du davongekommen?

Götz. Dieß Mal galt's! Und hier Georg'en dank' ich das Leben, und hier Lerſe'n dank' ich's. Ich warf den Hauptmann vom Gaul. Sie ſtachen mein Pferd nieder und drangen auf

mich ein. Georg hieb sich zu mir und sprang ab; ich wie der Blitz auf seinen Gaul; wie der Donner saß er auch wieder. Wie kamst Du zu Pferd?

Georg. Einem, der nach Euch hieb, stieß ich meinen Dolch in die Gedärme, wie sich sein Harnisch in die Höhe zog. Er stürzt', und ich half Euch von einem Feind und mir zu einem Pferde.

Götz. Nun stoken wir, bis sich Franz zu uns hereinschlug, und da mähten wir von innen heraus.

Lerse. Die Hunde, die ich führte, sollten von außen hinein mähen, bis sie unsere Sensen begegnet hätten; aber sie stoben wie Reichshuchte.

Götz. Es steh Freund und Feind. Nur Du, kleiner Hans', bietest mir den Rücken frei; ich hatte mit den Kerls vor mir genug zu thun. Der Fall ihres Hauptmanns half mir sie schütteln, und sie stehen. Ich habe ihre Fahne und wenig Gefangene.

Selbitz. Der Hauptmann ist Euch entwischt?

Götz. Sie hatten ihn inzwischen gerettet. Kommt, Kinder! Kommt, Selbitz! Macht eine Bahre von Aesten; Du kannst nicht aufs Pferd. Komm' in mein Schloß. Sie sind zerstreut. Aber unser sind Wenig', und ich weiß nicht, ob sie Truppen nachzuschicken haben. Ich will Euch bewirthen, meine Freunde. Ein Glas Wein schmeckt auf so einen Strauß.

Lager.

Hauptmann.

Ich möcht' Euch Alle mit eigner Hand umbringen! Was, fortlaufen! Er hatte keine Hand voll Leute mehr! Fortzulaufen vor einem Mann! Es wird's Niemand glauben, als wer aber uns zu lachen Lust hat. Reit' herum, Ihr, und Ihr, und Ihr. Wo Ihr von unsern zerstreuten Knechten findet, bringt sie zurück oder stecht sie nieder. Wir müssen diese Scharten auswetzen, und wenn die Klingen d'rüber zu Grunde gehen sollten.

Jaxthausen.

Götz. Lerse. Georg.

Götz. Wir dürfen keinen Augenblick säumen! Arme Jungen, ich darf Euch keine Ruh gönnen. Jagt geschwind herum und sucht noch Reiter aufzutreiben. Bestellt sie Alle nach Weisern; da sind sie am Sichersten. Wenn wir zögern, so ziehen sie wie vor's Schloß. (Die Zwei ab.) Ich muß Einen auf Kundschaft aussagen. Es fängt an heiß zu werden; und wenn es nur noch brave Kerls wären! Aber so ist's die Menge. (ab.)

Sickingen. Maria.

Maria. Ich bitte Euch, lieber Sickingen, geht nicht von meinem Bruder! Seine Reiter, Selbitz'ens, Euere sind zerstreut; er ist allein, Selbitz ist verwundet auf sein Schloß gebracht, und ich fürchte Alles.

Sickingen. Seid ruhig, ich gehe nicht weg.

Götz (kommt).

Götz. Kommt in die Kirch'; der Pater wartet. Ihr sollt mir in einer Viertelstund' ein Paar sein.

Sickingen. Laßt mich hier.

Götz. In die Kirch' sollt Ihr jetzt.

Sickingen. Gern — und darnach?

Götz. Darnach sollt Ihr Euerer Wege geh'n.

Sickingen. Götz!

Götz. Wollt Ihr nicht in die Kirche?

Sickingen. Kommt, kommt!

Lager.

Hauptmann. Ritter.

Hauptmann. Wie viel sind's in Allem?

Ritter. Hundertundfünfzig.

Hauptmann. Von Vierhunderten! Das ist arg. Jetzt gleich und g'rad' gegen Jaxthausen zu, eh' er sich wieder erholt und sich uns wieder in Weg stellt.

Jaxthausen.

Götz. Elisabeth. Maria. Sickingen.

Götz. Gott segne Euch, geb' Euch glückliche Tage, und behalte die, die er Euch abzieht, für Euere Kinder!

Elisabeth. Und Die laß' er sein, wie Ihr seid: rechtschaffen! Und dann laßt sie werden, was sie wollen.

Sickingen. Ich dank' Euch; und dank' Euch, Maria. Ich führte Euch an den Altar, und Ihr sollt mich zur Glückseligkeit führen.

Maria. Wir wollen zusammen eine Pilgrimschaft nach diesem fremden, gelobten Lande antreten.

Götz. Glück auf die Reise!

Maria. So ist's nicht gemeint; wir verlassen Euch nicht.

Götz. Ihr sollt, Schwester!

Maria. Du bist sehr unbarmherzig, Bruder!

Götz. Und Ihr zärtlicher als verschwend.

Georg (kommt).

Georg (keuchend). Ich kann Niemanden auf-

treiben. Ein Einziger war geneigt; darnach veränderte er ſich und wollte nicht.

Götz. Gut, Georg. Das Glück fängt mir an wetterwendiſch zu werden. Ich ahn's aber. (laut) Sickingen, ich bitt' Euch, geht noch dieſen Abend. Beredet Marie'n. Sie iſt Eure Frau. Laßt ſie's fühlen. Wenn Weiber quer in unſere Unternehmung treten, iſt unſer Feind im freien Feld ſicherer als ſonſt in der Burg.

Knecht (kommt).

Knecht (wild). Herr, das Reichsfähnlein iſt auf dem Marſch grad' hierher, ſehr ſchnell!

Götz. Ich hab' ſie mit Ruthenſtreichen geweckt! Wie viel ſind ihrer?

Knecht. Ungefähr zweihundert. Sie können nicht zwei Stunden mehr von hier ſein.

Götz. Noch überm Fluß?

Knecht. Ja, Herr.

Götz. Wenn ich nur fünfzig Mann hätte, ſie ſollten mir nicht herüber. Haſt Du Leiſe'n nicht geſehen?

Knecht. Nein, Herr.

Götz. Viet' Ellen, ſie ſollen ſich bereit halten. Es muß geſchieden ſein, meine Lieben! Weine, meine gute Marie; es werden Augenblicke kommen, wo Du Dich freuen wirſt. Es iſt beſſer, Du weinſt an Deinem Hochzeittag, als daß übergroße Freude der Vorbote künftigen Elends wäre. Leb' wohl, Marie! Leb' wohl, Bruder!

Maria. Ich kann nicht von Euch, Schweſter. Lieber Bruder, laß' uns! Achteſt Du meinen Mann ſo wenig, daß Du in dieſer Extremität ſeine Hülfe verſchmähſt?

Götz. Ja, es iſt weit mit mir gekommen. Vielleicht bin ich meinem Sturz nahe. Ihr beginnt zu leben, und Ihr ſollt Euch von meinem Schickſal trennen. Ich hab' Eure Pferde zu ſatteln befohlen. Ihr müßt gleich fort.

Maria. Bruder! Bruder!

Eliſabeth (zu Sickingen). Geht ihm nach! Geht!

Sickingen. Liebe Marie, laßt uns gehen!

Maria. Du auch? Mein Herz wird brechen.

Götz. Sobald 's denn. In wenigen Stunden wird meine Burg umringt ſein.

Maria. Weh! Weh!

Götz. Wir werden uns vertheidigen, ſo gut wir können.

Maria. Mutter Gottes, hab' Erbarmen mit uns!

Götz. Und am Ende werden wir ſterben oder uns ergeben. Du wirſt Deinen edeln Mann mit mir in ein Schickſal geweint haben.

Maria. Du marterſt mich.

Götz. Bleib! Bleib! Wir werden zuſammen gefangen werden. Sickingen, Du wirſt mit mir in die Grube fallen! Ich hoffte, Du ſollteſt mir heraushelfen.

Maria. Wir wollen fort. Schweſter! Schweſter!

Götz. Bringt ſie in Sicherheit, und dann erinnert Euch meiner.

Sickingen. Ich will ihr Bette nicht beſteigen, bis ich Euch außer Gefahr weiß.

Götz. Schweſter — liebe Schweſter! (Küßt ſie.)

Sickingen. Fort! Fort!

Götz. Noch einen Augenblick — ich ſeh' Euch wieder. Tröſtet Euch. Wir ſeh'n uns wieder.

(Sickingen, Maria ab.)

Götz. Ich trieb ſie, und da ſie geht, möcht' ich ſie halten. Eliſabeth, Du bleibſt bei mir!

Eliſabeth. Bis in den Tod. (ab.)

Götz. Wen Gott lieb hat, Dem geb' er ſo eine Frau!

Georg (kommt).

Georg. Sie ſind in der Nähe, ich habe ſie vom Thurm geſehen. Die Sonne ging auf, und ich ſah ihre Piken blinken. Wie ich ſie ſah, wollt' mir's nicht bänger werden, als einer Katze vor einer Armee Mäuſe. Zwar wir ſpielen die Ratten.

Götz. Seh't nach den Thorriegeln. Verrammelt's inwendig mit Balken und Steinen. (Georg ab.) Wir wollen ihre Geduld für'n Narren halten, und ihre Tapferkeit ſollen ſie mir an ihren eigenen Nägeln verkauen. (Trompeter von außen.) Aha! ein rothbrückiger Schurke, der uns die Frage vorlegen wird, ob wir Hundsfötter ſein wollen. (Er geht an's Fenſter.) Was ſoll's? (Man hört in der Ferne reden.)

Götz (zu ſeinem Bart.) Einen Strick um Deinen Hals.

(Trompeter redet fort.)

Götz. Beleidiger der Majeſtät! — Die Aufforderung hat ein Pfaff gemacht.

(Trompeter endet.)

Götz (antwortet). Mich ergeben! Auf Gnad' und Ungnad! Mit wem redet Ihr! Bin ich ein Räuber! Sag' Deinem Hauptmann: Vor Ihro kaiſerliche Majeſtät hab' ich, wie immer, ſchuldigen Reſpect. Er aber, ſag's ihm, er kann mich — — — (Schmeißt das Fenſter zu.)

Belagerung.

Küche.

Eliſabeth. Götz (zu ihr).

Götz. Du haſt Arbeit, arme Frau.

Eliſabeth. Ich wollt', ich hätte ſie lang. Wir werden ſchwerlich aushalten können.

Götz. Wir hatten nicht Zeit uns zu verſehen.

Elisabeth. Und die vielen Leute, die Ihr zeither gespeis't habt! Mit dem Wein sind wir auch schon auf der Neige.

Götz. Wenn wir nur auf einen gewissen Punct halten, daß sie Capitulation vorschlagen. Wir thun ihnen brav Abbruch. Sie schießen den ganzen Tag und verwunden unsere Mannen und knicken unsere Scheiben. Lerse ist ein braver Kerl; er schleicht mit seiner Büchse herum; wo sich Einer zu nahe wagt, bläff! liegt er.

Knecht. Kehlen, gnädige Frau.

Götz. Was gibt's?

Knecht. Die Kugeln sind alle —; wir wollen neue gießen.

Götz. Wie steht's Pulver?

Knecht. So ziemlich. Wir sparen unsere Schüsse wohl aus.

Zwei.

Lerse (mit einer Kugelform). Knecht (mit Kohlen).

Lerse. Stellt sie daher und seht, wo Ihr im Hause Blei kriegt. Inzwischen will ich hier zugreifen. (Hebt ein Fenster auf und schlägt die Scheiben ein). Alle Vortheile gelten. — So geht's in der Welt, weiß kein Mensch, was aus den Dingen werden kann. Der Glaser, der die Scheiben faßte, dachte gewiß nicht, daß das Blei einem seiner Urenkel garstiges Kopfweh machen könnte. Und da mich mein Vater zeugte, dachte er nicht, welcher Vogel unter dem Himmel, welcher Wurm auf der Erde mich fressen möchte.

Georg (kommt mit einer Dachrinne).

Georg. Da hast Du Blei. Wenn Du nur mit der Hälfte triffst, so entgeht Keiner, der Ihro Majestät ansagen kann: „Herr, wir haben schlecht bestanden.“

Lerse (hat davon). Ein brav' Stück!

Georg. Der Regen mag sich einen andern Weg suchen! Ich bin nicht ganz davor; ein braver Reiter und ein rechter Regen kommen überall durch.

Lerse. (Er gießt.) Halt' den Löffel. (Sieht ans Fenster.) Da zieht so ein Reichsknappe mit der Büchse herum; sie denken, wir haben uns verschossen. Er soll die Kugel versuchen, warm, wie sie aus der Pfanne kommt. (Lacht.)

Georg (hebt den Löffel an). Laß' mich seh'n.

Lerse (schießt). Da liegt der Spaß.

Georg. Der schoß verbin nach mir, (Sie gießen.) wie ich zum Dachfenster hinausstieg, und die Rinne holen wollte. Er traf eine Taube, die nicht weit von mir saß; sie stürzt' in die Rinne; ich dankt' ihm für den Braten und stieg mit der doppelten Beute wieder herein.

Lerse. Nun wollen wir wohl laden, und im ganzen Schloß herum gehen, unser Mittagessen verdienen.

Götz (kommt).

Götz. Bleib', Lerse! Ich habe mit Dir zu reden! Dich, Georg, will ich nicht von der Jagd abhalten.

(Georg ab.)

Götz. Sie entbieten mir einen Vertrag.

Lerse. Ich will zu ihnen hinaus und hören, was es soll.

Götz. Es wird sein: ich soll mich auf Bedingungen in ritterlich' Gefängniß stellen.

Lerse. Das ist Nichts. Wie wär's, wenn sie uns freien Abzug einzeständen, da Ihr doch von Sickingen keinen Entsatz erwartet? Wir vergruben Geld und Silber, wo sie's mit keiner Wünschelruthe finden sollten, überließen ihnen das Schloß und kämen mit Manier davon.

Götz. Sie lassen uns nicht.

Lerse. Es kommt auf eine Probe an. Wir wollen um sicher' Geleit rufen, und ich will hinaus. (Ab.)

Zwei.

Götz. Elisabeth. Georg. Knecht (bei Tische).

Götz. So bringt uns die Gefahr zusammen. Laßt's Euch schmecken, meine Freunde! Vergesset das Trinken nicht. Die Flasche ist leer. Noch eine, liebe Frau! (Elisabeth sucht die Flasche.) Ist keine mehr da?

Elisabeth (sucht). Noch eine; ich hab' sie für Dich bei Seite gesetzt.

Götz. Nicht doch, Liebe! Gib sie heraus. Sie brauchen Stärkung, nicht ich; es ist ja meine Sache.

Elisabeth. Hol't sie draußen im Schrank!

Götz. Es ist die Letzte. Und mir ist's, als ob wir nicht zu sparen Ursach' hätten. Ich bin lange nicht so vergnügt gewesen. (Schenkt ein.) Es lebe der Kaiser!

Alle. Er lebe!

Götz. Das soll unser letztes Wort sein, wenn wir sterben! Ich lieb' ihn, denn wir haben einerlei Schicksal. Und ich bin noch glücklicher als er. Er muß den Reichsständen die Mäuse fangen, inzwischen die Ratten seine Besitzthümer annagen. Ich weiß, er wünscht sich manchmal lieber todt, als länger die Seele eines so krüppligen Körpers zu sein. (Schenkt ein.) Es geht just noch ein Mal herum. Und wenn unser Blut anfängt, auf die Neige zu gehen, wie der Wein in dieser Flasche erst schwach, dann tropfenweise rinnt, (trinkt das letzte in sein Glas) was soll unser letztes Wort sein?

Georg. Es lebe die Freiheit!

Götz. Es lebe die Freiheit!

Alle. Es lebe die Freiheit!

Götz. Und wenn Ihr uns überlebt, können wir ruhig sterben; denn wir sehen im Geist unsere Enkel glücklich und die Kaiser unserer Enkel glücklich. Wenn die Diener der Fürsten so edel und frei dienen, wie Ihr mir, wenn die Fürsten dem Kaiser dienen, wie ich ihm dienen möchte —

Georg. Da müßt's viel anders werden.

Götz. So viel nicht, als es scheinen möchte. Hab' ich nicht unter den Fürsten treffliche Menschen gekannt, und sollte das Geschlecht ausgestorben sein? Gute Menschen, die in sich und ihren Unterthanen glücklich waren; die einen edeln, freien Nachbarn neben sich leiden konnten, und ihn weder fürchteten noch beneideten; denen das Herz aufging, wenn sie viel Ihresgleichen bei sich zu Tisch sahen, und nicht erst die Ritter zu Hofschranzen umzuschaffen brauchten, um mit ihnen zu leben!

Georg. Habt Ihr solche Herren gekannt?

Götz. Wohl. Ich erinnere mich zeitlebens, wie der Landgraf von Hanau eine Jagd gab, und die Fürsten und Herren, die zugegen waren, unter freiem Himmel speisten, und das Landvolk all' herbei lief, sie zu sehen. Das war keine Maskerade, die er sich selbst zu Ehren angestellt hatte. Aber die vollen, runden Köpfe der Bursche und Mädel, die rothen Backen alle, und die wohlhäbigen Männer und stattlichen Greise, und Alles fröhliche Gesichter, und wie sie Theil nahmen an der Herrlichkeit ihres Herrn, der auf Gottes Boden unter ihnen sich ergetzte!

Georg. Das war ein Herr, vollkommen wie Ihr.

Götz. Sollten wir nicht hoffen, daß mehr solcher Fürsten auf einmal herrschen können; daß Verehrung des Kaisers, Fried' und Freundschaft der Nachbarn, und Lieb' der Unterthanen der kostbarste Familien-Schatz sein werden, der auf Enkel und Urenkel erbt? Jeder würde das Seinige erhalten und in sich selbst vermehren, statt daß sie jetzo nicht zunehmen glauben, wenn sie nicht Andere verderben.

Georg. Würden wir herauch auch reiten?

Götz. Wollte Gott, es gäbe keine unruhige Köpfe in ganz Deutschland! Wir würden noch immer zu thun genug finden. Wir wollten die Gebirge von Weisen säubern, wollten unserm ruhig ackernden Nachbar einen Braten aus dem Wald holen und dafür die Suppe mit ihm essen. Wär' uns Das nicht genug, wir wollten uns mit unsern Brüdern, wie Cherubim mit flammenden Schwertern, vor die Grenzen des Reichs gegen die Welsche, die Türken; gegen die Füchse, die Franzosen, lagern, und zugleich unsers theuern Kaisers sehr ausgesetzte Länder und die Ruhe des Reichs beschützen. Das wär' ein Leben, Georg, wenn man seine Haut für die allgemeine Glückseligkeit d'ran setzte! (Georg springt auf.) Wo willst Du hin?

Georg. Ach! ich vergaß, daß wir eingesperrt sind — und der Kaiser hat uns eingesperrt —; und unsere Haut daran zu bringen, setzen wir unsere Haut d'ran?

Götz. Sei gutes Muths.

Lerse (kommt).

Lerse. Freiheit! Freiheit! Das sind schlechte Menschen, unschlüssige, bedächtige Esel. Ihr sollt abziehen mit Gewehr, Pferden und Rüstung. Proviant sollt ihr dahinten lassen.

Götz. Sie werden sich kein Jahrwisch d'ran lassen.

Lerse (brummend). Habt Ihr das Silber versteckt?

Götz. Nein! Frau, geh' mit Franzen, er hat Dir was zu sagen. (Ab.)

Schloßhof.

Georg (im Stall, singt).

Es sing ein Knab' ein Vöglein
Hm! Hm!
Da kocht' er in den Kessel nein,
Hm! Hm!
So! So!

Hm! Hm!

Der freut sich traun so herrlich,
Hm! Hm!
Und griff hinein so tapfrisch,
Hm! Hm!
So! So!

Hm! Hm!

Da flog das Meislein auf ein Haus,
Hm! Hm!
Und sacht' den frommen Braten aus.
Hm! Hm!
So! So!

Hm! Hm!

Götz. Wie steht's?

Georg (führt sein Pferd heraus). Sie sind gesattelt.

Götz. Da hilft's.

Georg. Wie der Vogel aus dem Käfig.

Alle die Belagerten.

Götz. Ihr habt Eure Büchsen? Nicht doch! Geht hinauf und nehmt die besten aus dem Rüstschrank; es geht in Einem hin. Wir wollen vorausreiten.

Ruganting.

Wie gern!
Das rauſchende Vergnügen lieb' ich nicht,
Die rauſchende Muſik iſt mir zuwider.

Bald gegen Claudinen bald gegen Lucinden gekehrt, und ſich mit der Zitther begleitend.

Liebliches Kind!
Kannſt du mir ſagen,
Sagen, warum
Zärtliche Seelen
Einſam und ſtumm
Immer ſich quälen,
Selbſt ſich betrügen,
Und ihr Vergnügen
Immer nur ahnden
Da wo ſie nicht ſind?
Kannſt du mir's ſagen,
Liebliches Kind?

Alonzo

hat während der Arie mit einigen Bedienten im Hintergrunde ernſthaft geſprochen. Man konnte aus ihren

Georg. Hm! hm!
So! So!
Hm! hm! (ab)

Beide.

Zwei Knechte (am Rathsthurm).

Erſter Knecht. Ich nehm' Die.

Zweiter Knecht. Ich Die. Da iſt noch eine ſchönere.

Erſter Knecht. Nicht doch! Mach', daß Du fort kommſt.

Zweiter Knecht. Horch!

Erſter Knecht (ſpringt ans Fenſter). Hilf, heiliger Gott! Sie erwerben unſern Herrn. Er liegt vom Pferd! Georg ſtürzt!

Zweiter Knecht. Wo retten wir uns! An der Mauer den Nußbaum hinunter in's Feld! (ab)

Erſter Knecht. Franz hält ſich noch; ich will zu ihm. Wenn ſie ſterben, mag ich nicht leben. (ab)

Vierter Act.

Wirthshaus zu Heilbronn.

Götz. Ich komme mir vor, wie der böſe Geiſt, den der Kapuziner in einen Sack beſchwur. Ich arbeite mich ab und fruchte mir Nichts. Die Meineidigen!

Eliſabeth (kommt).

Götz. Was für Nachrichten, Eliſabeth, von meinen lieben Getreuen?

Eliſabeth. Nichts Gewiſſes. Einige ſind erſtochen, Einige liegen im Thurm. Es konnte aber wollte Niemand mir ſie näher bezeichnen.

Götz. Iſt das Belohnung der Treue, des kindlichen Gehorſams? — „Auf daß Dir's wohl gehe, und Du lange lebeſt auf Erden!“

Eliſabeth. Lieber Mann, ſchilt unſern himmliſchen Vater nicht. Sie haben ihren Lohn; er ward mit ihnen geboren, ein freies, edles Herz. Laſſ' ſie gefangen ſein; ſie ſind frei! Gib auf die Deputirten-Räthe Acht; die großen, goldnen Ketten ſehen ihnen zu Geſicht —

Götz. Wie dem Schwein das Halsband. Ich möchte Georg'en und Franz'en geſchloſſen ſeh'n!

Eliſabeth. Es wäre ein Anblick, um Engel weinen zu machen.

Götz. Ich wollt' nicht weinen. Ich wollte die Zähne zuſammenbeißen und an meinem Grimm kauen. In Ketten meine Anzäpfel! Ihr lieben Jungen, hättet Ihr mich nicht geliebt! — Ich würde mich nicht ſatt an ihnen ſehen können. — Im Namen des Kaiſers ſi'r Wort nicht zu halten!

Eliſabeth. Entſchlag't Euch dieſer Gedanken. Bedenk't, daß Ihr vor den Räthen erſcheinen ſollt. Ihr ſeid nicht geſtellt, ihnen wohl zu begegnen, und ich fürchte Alles.

Götz. Was wollen ſie mir anhaben?

Eliſabeth. Der Gerichtsbote!

Götz. Eigel der Gerechtigkeit! Schleppt ihre Säcke zur Mühle und ihren Kehrig auf's Feld. Was gibt's?

Gerichtsdiener (kommt).

Gerichtsdiener. Die Herren Commiſſarii ſind auf dem Rathhauſe verſammelt, und ſchicken nach Euch.

Götz. Ich komme.

Gerichtsdiener. Ich werde Euch begleiten.

Götz. Viel Ehre.

Eliſabeth. Mäßigt Euch.

Götz. Sei außer Sorgen. (ab.)

Rathhaus.

Kaiſerliche Räthe. Hauptmann. Rathsherren von Heilbronn.

Rathsherr. Wir haben auf Euern Befehl die ſtärkſten und tapferſten Bürger verſammelt; ſie warten hier in der Nähe auf Euern Wink, um ſich Berlichingen's zu bemeiſtern.

Erſter Rath. Wir werden Ihro kaiſerlichen Majeſtät Eure Bereitwilligkeit, Ihrem höchſten Befehl zu gehorchen, mit vielem Vergnügen zu rühmen wiſſen. — Es ſind Handwerker?

Rathsherr. Schmiede, Weinſchröter, Zimmerleute, Männer mit geübten Fäuſten und hier wohl beſchlagen (auf die Bruſt deutend).

Rath. Wohl.

Gerichtsdiener (kommt).

Gerichtsdiener. Götz von Berlichingen wartet vor der Thür.

Rath. Laßt ihn herein.

Götz (kommt).

Götz. Gott grüß' Euch, Ihr Herren! Was wollt Ihr mit mir?

Rath. Zuerſt, daß Ihr bedenkt, wo Ihr ſeid, und vor wem.

Götz. Bei meinem Eid, ich verkenn' Euch nicht, meine Herren!

Rath. Ihr thut Eure Schuldigkeit.

Götz. Von ganzem Herzen.

Rath. Setzt Euch.

Götz. Da unten hin? Ich kann's nicht. Das Stühlchen riecht so nach armen Sündern, wie überhaupt die ganze Stube.

Rath. So steht!

Götz. Zur Sache, wenn's gefällig ist.

Rath. Wir werden in der Ordnung verfahren.

Götz. Bin's wohl zufrieden, wollt', es wär' von jeher geschehen.

Rath. Ihr wißt, wie Ihr auf Gnad' und Ungnad' in unsere Hände kam't.

Götz. Was geht Ihr mir, wenn ich's vergesse?

Rath. Wenn ich Euch Bescheidenheit gehen könnte, würd' ich Euere Sache gut machen.

Götz. Gut machen! Wenn Ihr Das könntet! Dazu gehört freilich mehr als zum Verderben.

Schreiber. Soll ich das Alles protocolliren?

Rath. Was zur Handlung gehört.

Götz. Meinetwegen darf Ihr's denken lassen.

Rath. Ihr war t in der Gewalt des Kaisers, dessen väterliche Gnade an den Platz der majestätischen Gerechtigkeit trat, Euch anstatt eines Kerkers Heilbronn, eine seiner geliebten Städte, zum Aufenthalt anwies. Ihr versprachet mit einem Eid, Euch, wie es einem Ritter geziemt, zu stellen und das Weitere demüthig zu erwarten.

Götz. Wohl, und ich bin hier und warte.

Rath. Und wir sind hier, Euch Ihro kaiserlichen Majestät Gnade und Huld zu verkündigen. Sie verzeiht Euch Euere Uebertretungen, spricht Euch von der Acht und aller wohlverdienten Strafe los, welches Ihr mit unterthänigem Dank erkennen und dagegen die Urfehde abschwören werdet, welche Euch hiermit verzeichnet werden soll.

Götz. Ich bin Ihro Majestät treuer Knecht, wie immer. Noch ein Wort, eh' Ihr weiter geht: Meine Leute, wo sind die? Was soll mit ihnen werden?

Rath. Das geht Euch Nichts an.

Götz. So wende der Kaiser sein Angesicht von Euch, wenn Ihr in Noth steckt! Sie waren meine Gesellen und sind's. Wo habt Ihr sie hingebracht?

Rath. Wir sind Euch davon keine Rechnung schuldig.

Götz. Ah! Ich dachte nicht, daß Ihr nicht einmal zu Dem verbunden seid, was Ihr versprech't, geschweige —

Rath. Unsere Commission ist, Euch die Urfehde vorzulegen. Unterwerft Euch dem Kaiser; und Ihr werdet einen Weg finden, um Euerer Gesellen Leben und Freiheit zu flehen.

Götz. Euern Zettel.

Rath. Schreiber, leset.

Schreiber. „Ich, Götz von Berlichingen, bekenne öffentlich durch diesen Brief: Daß, da ich mich neulich gegen Kaiser und Reich rebellischer Weise aufgelehnt —"

Götz. Das ist nicht wahr. Ich bin kein Rebell, habe gegen Ihro kaiserliche Majestät Nichts verbrochen, und das Reich geht mich Nichts an.

Rath. Mäßig't Euch und hör't weiter.

Götz. Ich will Nichts weiter hören. Tret' Einer auf und zeuge! Hab' ich wider den Kaiser, wider das Haus Oesterreich nur einen Schritt gethan? Hab' ich nicht von jeher durch alle Handlungen bewiesen, daß ich besser als Einer fühle, was Deutschland seinen Regenten schuldig ist, und besonders, was die Kleinen, die Ritter und Freien ihrem Kaiser schuldig sind? Ich müßte ein Schurke sein, wenn ich mich könnte bereden lassen, Das zu unterschreiben.

Rath. Und doch haben wir gewissene Ordre, Euch in der Güte zu überreden, oder im Entstehungsfall Euch in den Thurm zu werfen.

Götz. In Thurm? Mich?

Rath. Und daselbst könn't Ihr Euer Schicksal von der Gerechtigkeit erwarten, wenn Ihr es nicht aus den Händen der Gnade empfangen wollt.

Götz. In Thurm! Ihr mißbraucht die kaiserliche Gewalt. In Thurm! Das ist sein Befehl nicht. Was! Mir erst, die Verräther! eine Falle zu stellen, und ihren Eid, ihr ritterlich' Wort zum Spaß d'ran aufzuhängen! Mir dann ritterlich' Gefängniß zusagen, und die Zusage wieder brechen!

Rath. Einem Räuber sind wir keine Treue schuldig.

Götz. Traust Du nicht das Ebenbild des Kaisers, das ich in dem gesundesten Centerfei verehre, Du solltest mir den Räuber streichen oder d'ran erwürgen! Ich bin in eines ehrlichen Acht' begriffen. Du könntest Gott danken und Dich vor der Welt groß machen, wenn Du in Deinem Leben eine so edle That gethan hättest, wie die ist, um welcher willen ich gefangen sitze.

Rath (winkt dem Rathsherrn: der zieht die Scheere).

Götz. Nicht um des leidigen Gewinnst's willen, nicht um Land und Leute unbewehrten Kleinen wegzufangen, bin ich ausgezogen. Meinen Junzen zu befreien und mich meiner Haut zu wehren! Seht Ihr was Unrecht's d'ran? Kaiser und Reich hätten unsere Noth nicht in ihrem Kopfkissen gefühlt. Ich habe, Gott sei Dank! noch eine Hand, und habe wohl gethan, sie zu brauchen.

Bürger (treten herein, Stangen in der Hand. Weibern an der Seite).

Götz. Was soll Das?

Rath. Ihr wollt nicht hören. Fangt ihn!

Götz. Ist Das die Meinung? Wer kein Unz'rischer Ochs ist, kommt mir nicht zu nah'! Er soll von dieser meiner rechten, eisernen Hand eine solche Ohrfeige kriegen, die ihm Kopfweh, Zahnweh und alles Weh der Erden aus dem Grund curiren soll. (Sie machen sich an ihn; er schlägt den Einen zu Boden, und reißt einem Andern die Wehre von der Seite; sie weichen.) Komm't! Komm't! Es wäre mir angenehm, den Tapfersten unter Euch kennen zu lernen.

Rath. Geb't Euch.

Götz. Mit dem Schwert in der Hand! Wißt Ihr, daß es jetzt nur an mir läge, mich durch alle diese Hasenjäger durchzuschlagen und das weite Feld zu gewinnen? Aber ich will Euch lehren, wie man Wort hält. Versprecht mir ritterlich' Gefängniß, und ich gebe mein Schwert weg und bin, wie vorher, Euer Gefangener.

Rath. Mit dem Schwert in der Hand wollt Ihr mit dem Kaiser rechten?

Götz. Behüte Gott! Nur mit Euch und Euerer edeln Compagnie. — Ihr könnt nach Hause geh'n, gute Leute! Für die Versäumniß kriegt Ihr Nichts, und zu holen ist hier Nichts als Beulen.

Rath. Greif't ihn. Gibt Euch Euere Liebe zu Euerm Kaiser nicht mehr Muth?

Götz. Nicht mehr, als ihnen der Kaiser Pflaster gibt, die Wunden zu heilen, die sich ihr Muth holen könnte.

Gerichtsdiener (kommt).

Gerichtsdiener. Eben ruft der Thürmer: „Es zieht ein Trupp von mehr als Zweihunderten nach der Stadt zu. Unversehens sind sie hinter der Weinhöhe hervorgedrungen und drohen unsern Mauern."

Rathsherr. Weh' uns! Was ist Das?

Wache (kommt).

Wache. Franz von Sickingen hält vor dem Schlag' und läßt Euch sagen: er habe gehört, wie unwürdig man an seinem Schwager handelnd geworden sei, wie die Herren von Heilbronn allen Vorschub thäten. Er verlange Rechenschaft; sonst wolle er binnen einer Stunde die Stadt an vier Ecken anzünden und sie der Plünderung Preis geben.

Götz. Braver Schwager!

Rath. Tretet ab, Götz! (Götz ab.) Was ist zu thun?

Rathsherr. Habt Mitleiden mit uns und unserer Bürgerschaft! Sickingen ist unbändig in seinem Zorn; er ist Mann, es zu halten.

Rath. Sollen wir uns und dem Kaiser die Gerechtsame vergeben?

Hauptmann. Wenn wir nur Leute hätten, sie zu behaupten! So aber könnten wir umkommen, und die Sache wäre nur desto schlimmer. Wir gewinnen im Nachgeben.

Rathsherr. Wir wollen Götzen ansprechen, für uns ein gut' Wort einzulegen. Mir ist's, als wenn ich die Stadt schon in Flammen sähe.

Rath. Laßt Götzen herein.

Götz. Was soll's?

Rath. Du würdest wohl thun, Deinen Schwager von seinem rebellischen Vorhaben abzumahnen. Anstatt Dich vom Verderben zu retten, stürzt er Dich tiefer hinein, indem er sich zu Deinem Falle gesellt.

Götz (sieht Elisabethen an der Thür; heimlich zu ihr). Geh' hin! Sag' ihm: er soll unverzüglich hereinbrechen, soll sicher kommen, und der Stadt kein Leid's thun. Wenn sich die Schurken hier widersetzen, soll er Gewalt brauchen. Es liegt mir Nichts daran, umzukommen, wenn sie nur Alle mit erstochen werden.

Ein großer Saal auf dem Rathhaus.

Sickingen. Götz.

(Das ganze Rathhaus ist mit Sickingen's Reitern besetzt.)

Götz. Das war Hülfe vom Himmel! Wie kommst Du so erwünscht und unvermuthet, Schwager?

Sickingen. Ohne Zauberei. Ich hatte zwei, drei Boten ausgeschickt, zu hören, wie Dir's ginge. Auf die Nachricht von ihrem Meineid macht' ich mich auf den Weg. Nun haben wir sie.

Götz. Ich verlange Nichts, als ritterliche Haft.

Sickingen. Du bist zu ehrlich. Dich nicht einmal des Vortheils zu bedienen, den der Rechtschaffene über den Meineidigen hat! Sie sitzen im Unrecht; wir wollen ihnen keine Kissen unterlegen. Sie haben die Befehle des Kaisers schändlich mißbraucht. Und wie ich Ihre Majestät kenne, darfst Du sicher auf mehr dringen. Es ist zu wenig.

Götz. Ich bin von jeher mit Wenigem zufrieden gewesen.

Sickingen. Und bist von jeher zu kurz gekommen. Meine Meinung ist: sie sollen Deine Knechte aus dem Gefängniß und Dich zusammt ihnen auf Deinen Eid nach Deiner Burg ziehen lassen. Du magst versprechen, nicht aus Deiner Terminei zu gehen, und wirst immer besser sein als hier.

Götz. Sie werden sagen: meine Güter seien dem Kaiser heimgefallen.

Sickingen. So ſagen wir: Du wollteſt zur Miethe d'rin wohnen, bis ſie Dir der Kaiſer wieder zu Lehn gäbe. Laſſ ſie ſich wenden, wie Aale in der Reuſe; ſie ſollen uns nicht entſchlüpfen. Sie werden von kaiſerlicher Majeſtät reden, von ihrem Auftrag. Das kann uns Einerlei ſein. Ich kenne den Kaiſer auch und gelte was bei ihm. Er hat immer gewünſcht, Dich unter ſeinem Heer zu haben. Du wirſt nicht lang' auf Deinem Schloſſe ſitzen, ſo wirſt Du aufgerufen werden.

Götz. Wollte Gott bald, eh' ich's Fechten verlerne!

Sickingen. Der Muth verlernt ſich nicht, wie er ſich nicht lernt. Sorge für Nichts! Wenn Deine Sachen in der Ordnung ſind, geh' ich nach Hof; denn meine Unternehmung fängt an reif zu werden. Günſtige Aſpecten deuten mir. Brich auf! Es iſt mir Nichts übrig, als die Geſinnung des Kaiſers zu ſondiren. Trier und Pfalz vermuthen eher des Himmels Einfall, als daß ich ihnen über'n Kopf kommen werde. Und ich will kommen, wie ein Hagelwetter! Und wenn wir unſer Schickſal machen können, ſo ſollſt Du bald der Schwager eines Churfürſten ſein. Ich baſſire auf Deine Fauſt bei dieſer Unternehmung.

Götz (beſieht ſeine Hand). O! Das deutete der Traum, den ich hatte, als ich Tags darauf Marie'n an Weislingen verſprach. Er ſagte mir Treu' zu und hielt meine rechte Hand ſo feſt, daß ſie aus den Armſchienen ging, wie abgebrochen. Ach! Ich bin in dieſem Augenblick wehrloſer, als ich war, da ſie mir abgeſchoſſen wurde. Weislingen! Weislingen!

Sickingen. Vergiß einen Verräther. Wir wollen ſeine Anſchläge vernichten, ſein Anſehen untergraben, und Gewiſſen und Schande ſollen ihn zu Tode freſſen. Ich ſeh', ich ſeh' im Geiſt meine Feinde niedergeſtürzt. Götz, nur noch ein halb' Jahr!

Götz. Deine Seele fliegt hoch. Ich weiß nicht; ſeit einiger Zeit wollen ſich in der meinigen keine fröhlichen Ausſichten eröffnen. — Ich war ſchon mehr im Unglück, ſchon ein Mal gefangen; und ſo, wie mir's jetzt iſt, war mir's niemals.

Sickingen. Glück macht Muth. Komm't zu den Verrücken! Sie haben lang' genug den Vortrag gehabt; laſſ uns ein Mal die Mühe übernehmen. (Ab.)

Adelheid'ens Schloß.

Adelheid. Weislingen.

Adelheid. Das iſt verhaßt!

Weislingen. Ich habe die Zähne zuſammengebiſſen. Ein ſo ſchöner Anſchlag, ſo glücklich vollführt, und am Ende ihn auf ſein Schloß zu laſſen! Der verdammte Sickingen!

Adelheid. Sie hätten's nicht thun ſollen.

Weislingen. Sie ſaßen feſt. Was konnten ſie machen? Sickingen drohte mit Feuer und Schwert, der hochmüthige, jähzornige Mann! Ich haſſ ihn. Sein Anſehen nimmt zu, wie ein Strom, der nur ein Mal ein Paar Bäche gefreſſen hat; die Uebrigen folgen von ſelbſt.

Adelheid. Hatten ſie keinen Kaiſer?

Weislingen. Liebe Frau! Er iſt nur der Schatten davon; er wird alt und muthmuthig. Wie er hörte, was geſchehen war, und ich nebſt den übrigen Regiments-Räthen eiferte, ſagte er: „Laſſ't ihnen Ruh'! Ich kann dem alten Götz wohl das Plätzchen gönnen, und wenn er da ſitzt, was habt Ihr über ihn zu klagen?“ Wir redeten vom Wohl des Staats. „O!“ ſagt' er, „hätt' ich von jeher Räthe gehabt, die meinen unruhigen Geiſt mehr auf das Glück einzelner Menſchen gewieſen hätten!“

Adelheid. Er verliert den Geiſt eines Regenten.

Weislingen. Wir zogen auf Sickingen los. — „Er iſt mein treuer Diener,“ ſagt' er; „hat er's nicht auf meinen Befehl gethan, ſo that er doch beſſer meinen Willen, als meine Bevollmächtigten, und ich kann's gut heißen, vor oder nach.“

Adelheid. Man möchte ſich zerreißen.

Weislingen. Ich habe deßwegen noch nicht alle Hoffnung aufgegeben. Er iſt auf ſein ritterlich' Wort auf ſein Schloß gelaſſen, ſich da ſtill zu halten. Das iſt ihm unmöglich; wir wollen bald eine Urſach' wider ihn haben.

Adelheid. Und deſto eher, da wir hoffen können, der Kaiſer werde bald aus der Welt geh'n, und Carl, ſein trefflicher Nachfolger, majeſtätiſchere Geſinnungen verſpricht.

Weislingen. Carl? Er iſt noch weder gewählt noch gekrönt.

Adelheid. Wer wünſcht und haſſt es nicht?

Weislingen. Du haſt einen großen Begriff von ſeinen Eigenſchaften; faſt ſollte man denken, Du ſähe'ſt ſie mit andern Augen.

Adelheid. Du beleidigſt mich, Weislingen. Kennſt Du mich für Das?

Weislingen. Ich ſagte Nichts, Dich zu beleidigen. Aber ſchweigen kann ich nicht darum. Carl's ungewöhnliche Aufmerkſamkeit für Dich beunruhigt mich.

Adelheid. Und mein Betragen?

Weislingen. Du biſt ein Weib. Ihr habt Keinen, der Euch beſtrt.

Adelheid. Aber Ihr?

Weislingen. Er frißt mir am Herzen, der fürchterliche Gedanke! Adelheid!

Adelheid. Kann ich Deine Thorheit curiren?

Weislingen. Wenn Du wolltest! — Du könntest Dich vom Hof entfernen.

Adelheid. Sage Mittel und Art. Bist Du nicht bei Hofe? Soll ich Dich lassen und meine Freunde, um auf meinem Schloß mich mit den Uhus zu unterhalten? Nein, Weislingen, daraus wird Nichts. Beruhige Dich; Du weißt, wie ich Dich liebe.

Weislingen. Der heilige Anker in diesem Sturm, so lang' der Strick nicht reißt! (Ab.)

Adelheid. Fängst Du's so an! Das fehlte noch. Die Unternehmungen meines Busens sind zu groß, als daß Du ihnen im Wege stehen solltest. Carl! Großer, trefflicher Mann, und Kaiser dereinst! Und sollte er der Einzige sein unter den Männern, dem der Besitz meiner Gunst nicht schmeichelte? Weislingen, denke nicht, mich zu hindern; sonst mußt Du in den Boden; mein Weg geht über Dich hin.

Franz (kommt mit einem Brief).

Franz. Hier, gnädige Frau.

Adelheid. Gab Dir Carl ihn selbst?

Franz. Ja.

Adelheid. Was hast Du? Du siehst so kummervoll.

Franz. Es ist Euer Wille, daß ich mich todt schmachten soll; in den Jahren der Hoffnung macht Ihr mich verzweifeln.

Adelheid. Er dauert mich; — und wie wenig kostet's mich, ihn glücklich zu machen! Sei guten Muth's, Junge! Ich fühle Deine Lieb' und Treu' und werde nie unerkenntlich sein.

Franz (bekommt). Wenn Ihr deß fähig wärt, ich müßte vergeh'n. Mein Gott, ich habe keinen Blutstropfen in mir, der nicht Euer wäre; keinen Sinn, als Euch zu lieben und zu thun, was Euch gefällt!

Adelheid. Lieber Junge!

Franz. Ihr schmeichelt mir. (In Thränen ausbrechend.) Wenn diese Ergebenheit Nichts mehr verdient, als Andere sich vorgezogen zu sehen, als Euere Gedanken alle nach dem Carl gerichtet zu sehen —

Adelheid. Du weißt nicht, was Du willst, noch weniger, was Du red'st.

Franz (vor Verdruß und Zorn mit dem Fuße stampfend). Ich will auch nicht mehr; will nicht mehr den Unterhändler abgeben.

Adelheid. Franz! Du vergissest Dich.

Franz. Mich aufzuopfern! Meinen lieben Herrn!

Adelheid. Geh' mir aus dem Gesicht.

Franz. Gnädige Frau!

Adelheid. Geh', entdecke Deinem lieben Herrn mein Geheimniß. Ich war die Närrin, Dich für was zu halten, was Du nicht bist.

Franz. Liebe gnädige Frau, Ihr wißt, daß ich Euch liebe.

Adelheid. Und Du warst mein Freund, meinem Herzen so nahe. Geh', verrath' mich.

Franz. Eher wollt' ich mir das Herz aus dem Leibe reißen! Verzeih' mir, gnädige Frau. Mein Herz ist zu voll; meine Sinnen halten's nicht aus.

Adelheid. Lieber warmer Junge! (Faßt ihn bei den Händen, zieht ihn zu sich, und ihre Köpfe begegnen einander; er faßt sie weinend um den Hals.)

Adelheid. Laß mich!

Franz (verbirgt in Thränen sein Gesicht an ihrem Hals). Gott! Gott!

Adelheid. Laß mich; die Mauern sind Verräther. Laß mich. (Macht sich los.) Wanke nicht von Deiner Lieb' und Treu', und der schönste Lohn soll Dir werden. (Ab.)

Franz. Der schönste Lohn! Nur bis dahin laß mich leben! Ich wollte meinen Vater erwerben, der mit diesen Platz streitig machte.

Jaxthausen.

Götz (an einem Tisch). Elisabeth (bei ihm mit der Arbeit; es steht ein Licht auf dem Tisch und Schreibzeug).

Götz. Der Müßiggang will mir gar nicht schmecken, und meine Beschränkung wird mir von Tag zu Tag enger; ich wollt', ich könnt' schlafen, oder mir nur einbilden, die Ruhe sei was Angenehmes.

Elisabeth. So schreib' doch Deine Geschichte aus, die Du angefangen hast. Gib Deinen Freunden ein Zeugniß in die Hand, Deine Feinde zu beschämen; verschaff' einer edeln Nachkommenschaft die Freude, Dich nicht zu verkennen.

Götz. Ach! Schreiben ist geschäftiger Müßiggang; es kommt mir sauer an. Indem ich schreibe, was ich gethan, ärger' ich mich über den Verlust der Zeit, in der ich Etwas thun könnte.

Elisabeth (nimmt die Schrift). Sei nicht wunderlich. Du bist eben an Deiner ersten Gefangenschaft zu Heilbronn.

Götz. Das war mir von jeher ein fataler Ort.

Elisabeth (liest). „Da waren selbst Einige von den Vandischen, die zu mir sagten: ich habe thörig gethan, mich meinen ärgsten Feinden zu stellen, da ich doch vermuthen konnte, sie würden nicht glimpflich mit mir umgehen; da antwortet' ich —" Nun was antwortetest Du? Schreibe weiter.

Götz. Ich sagte: sey' ich nicht meine Hand an Anderer Gut und Geld, sollt' ich sie nicht an mein Wort setzen?

Elisabeth. Diesen Ruf hast Du.

Gétz. Den ſollen ſie mir nicht nehmen! Sie haben mir Alles genommen: Gut, Freiheit —

Eliſabeth. Es fällt in die Zeiten, wie ich Die von Miltenberg und Sinzlingen in der Wirthsſtube fand, die mich nicht kannten. Da hatt' ich eine Freude, als wenn ich einen Sohn geboren hätte. Sie rühmten Dich unter einander und ſagten: „Er iſt das Muſter eines Ritters; tapfer und edel in ſeiner Freiheit, und gelaſſen und treu im Unglück.“

Gétz. Sie ſollen mit Einen ſtellen, dem ich mein Wort gebrochen! Und Gott weiß, daß ich mehr geſchwigt hab', meinem Nächſten zu dienen, als mir; daß ich um den Namen eines tapfern und treuen Ritters gearbeitet habe, nicht, um hohe Reichthümer und Rang zu gewinnen. Und Gott ſei Dank; warum ich warb, iſt mir 'worden!

Lerſe. Georg (mit Wildpret).

Gétz. Glück zu, brave Jäger!

Georg. Das ſind wir aus braven Reitern geworden. Aus Stiefeln machen ſich leicht Pantoffeln.

Lerſe. Die Jagd iſt doch immer was, und eine Art von Krieg.

Georg. Wenn man nur hier zu Lande nicht immer mit Reichsknechten zu thun hätte! Wiſſt Ihr, gnädiger Herr, wie Ihr uns prophezeitet: „Wenn ſich die Welt umkehrte, würden wir Jäger werden.“ Da ſind wir's ohne Das.

Gétz. Es kommt auf Eins hinaus; wir ſind aus unſerm Kreiſe gerückt.

Georg. Es ſind bedenkliche Zeiten. Schon ſeit acht Tagen läßt ſich ein fürchterlicher Comet ſehen, und ganz Deutſchland iſt in Angſt, es bedeute den Tod des Kaiſers, der ſehr krank iſt.

Gétz. Sehr krank! Unſere Bahn geht zu Ende.

Lerſe. Und hier in der Nähe gibt's noch ſchrecklichere Veränderungen. Die Bauern haben einen entſetzlichen Aufſtand erregt.

Gétz. Wo?

Lerſe. Im Herzen von Schwaben. Sie ſengen, brennen und morden. Ich fürchte, ſie verheeren das ganze Land.

Georg. Einen fürchterlichen Krieg gibt's. Es ſind ſchon an die hundert Ortſchaften aufgeſtanden, und täglich mehr. Der Sturmwind nerlich hat ganze Wälder ausgeriſſen, und kurz darauf hat man in der Gegend, wo der Aufſtand begonnen, zwei feurige Schwerter kreuzweis in der Luft geſeh'n.

Gétz. Da leiden von meinen guten Herren und Freunden gewiß unſchuldig mit!

Georg. Schade, daß wir nicht reiten dürfen!

Fünfter Act.

Bauernkrieg.

Tumult in einem Dorf und Plünderung.

Weiber und Alte mit Kindern und Geräthe. Flucht.

Alter. Fort! Fort! daß wir den Mordhunden entgehen!

Weib. Heiliger Gott, wie blutroth der Himmel iſt, die untergehende Sonne blutroth!

Mutter. Das bedeut' Feuer.

Weib. Mein Mann! Mein Mann!

Alter. Fort! Fort! In Wald! (Ziehen vorbei.)

Link. Was ſich widerſetzt, niedergeſtochen! Das Dorf iſt unſer. Daß von Früchten Nichts umkommt, Nichts zurückbleibt, plündert rein aus und ſchnell! Wir zünden gleich an.

Metzler (vom Hügel herunter gelaufen). Wie geht's Euch, Link?

Link. D'runter und d'rüber; ſiehſt Du, Du kommſt zum Kehraus. Woher?

Metzler. Von Weinsberg. Da war ein Feſt.

Link. Wie?

Metzler. Wir haben ſie zuſammengeſtochen, daß eine Luſt war.,

Link. Wen Alles?

Metzler. Dietrich von Weiler tanzte vor. Der Fratz! Wir waren mit hellem, wüthigem Hauf' herum, und er oben auf m Kirchthurm wollt' gütlich mit uns handeln. Paff! Schoß ihn Einer vor'n Kopf. Wir hinauf wie Wetter, und zum Fenſter herunter mit dem Kerl.

Link. Ah!

Metzler (zu den Bauern). Ihr Hund', ſoll ich Euch Bein machen! Wie ſie zaudern und trentein, die Eſel!

Link. Brennt an! Sie mögen d'rin braten! Fort! Fahrt zu, Ihr Schlingel!

Metzler. Darnach führten wir heraus den Helfenſtein, den Eltershofen, an die Dreizehn von Adel, zuſammen auf Achtzig, herausgeführt auf die Ebene gegen Heilbronn. Das war ein Jubiliren und ein Tumultiren von den Unſrigen, wie die lange Reih' arme, reiche Sünder daherzog, einander anfluchten und Erd' und Himmel! Umringt waren ſie, ehe ſie ſich's verſahen, und Alle mit Spießen niedergeſtochen.

Link. Daß ich nicht dabei war!

Metzler. Hab' mein Tag ſo kein Gaudium gehabt.

Link. Fahrt zu! Heraus!

Bauer. Alles iſt leer.

Link. So brennt an allen Ecken.

Metzler. Wird ein hübſch' Feuerchen geben. Siehſt Du, wie die Kerls über einander purzelten und quekten, wie die Fröſche! Es lief mir ſo

warm über's Herz, wie ein Glas Branntwein. Da war ein Reiniger; wenn der Kerl sonst auf die Jagd ritt, mit dem Federbusch und weiten Stiefeln, und uns vor sich hertrieb mit den Hunden und wie die Hunde. — Ich hatt' ihn die Zeit nicht gesehen; sein Fratzengesicht fiel mir recht auf. Hasch! den Spieß ihm zwischen die Rippen; da lag er, streckt' alle Vier' über seine Gesellen. Wie die Hasen bei'm Treibjagen, zuckten die Kerls über einander.

Link. Macht schon brav.

Metzler. Dort hinten brennt's. Laß uns mit der Beute gelassen zu dem großen Haufen ziehen.

Link. Wo hält er?

Metzler. Von Heilbronn hieher zu. Sie sind um einen Hauptmann verlegen, vor dem alles Volk Respect hält; denn wir sind doch nur Ihresgleichen: Das fühlen sie und werden schwierig.

Link. Wen meinen sie?

Metzler. Max Stumpf oder Götz von Berlichingen.

Link. Das wär' gut, gäb' auch der Sache einen Schein, wenn's der Götz thät; er hat immer für einen rechtschaffenen Ritter gegolten. Auf! Auf! Wir ziehen nach Heilbronn zu! Amt's herum!

Metzler. Das Feuer leucht' uns noch eine gute Strecke. Hast Du den großen Cometen gesehen?

Link. Ja. Das ist ein grausam' erschrecklich' Zeichen! Wenn wir die Nacht durchziehen, können wir ihn recht sehen. Er geht gegen Eins auf.

Metzler. Und bleibt nur fünf Viertelstunden. Wie ein gebog'ner Arm mit einem Schwert steht er aus, so blutgelbroth.

Link. Hast Du die drei Stern' gesehen an des Schwerts Spitze und Seite?

Metzler. Und der breite, wolkenlichtige Streif, mit tausend und tausend Strichen wie Spieß', und dazwischen wie kleine Schwerter!

Link. Mir hat's gegraust. Wie das Alles so blutroth, und darunter viel' feurige, helle Flammen, und dazwischen die grausamen Gesichter mit rauchen Häuptern und Bärten!

Metzler. Hast Du Die auch gesehen? Und Das zwitschert Alles so durcheinander, als läg's in einem blutigen Meere, und arbeitet durcheinander, daß Einem die Sinne vergehn!

Link. Auf! Auf! (ab.)

Feld.

Man sieht in der Ferne zwei Dörfer brennen und ein Kloster.

Kohl. Wild. Max Stumpf. Haufen.

Max Stumpf. Ihr könnt nicht verlangen, daß ich Euer Hauptmann sein soll. Für mich und Euch wär's Nichts nütze. Ich bin Pfalzgräflicher Diener: wie sollt' ich gegen meinen Herrn fahren? Ihr würdet immer wähnen, ich thät' nicht von Herzen.

Kohl. Wüßten wohl, Du würdeß Entschuldigung finden.

Götz. Lerse. Georg (kommen).

Götz. Was wollt Ihr mit mir?

Kohl. Ihr sollt unser Hauptmann sein.

Götz. Soll ich mein ritterlich' Wort dem Kaiser brechen, und aus meinem Bann gehen?

Wild. Das ist keine Entschuldigung.

Götz. Und wenn ich ganz frei wäre, und Ihr wollt' handeln, wie bei Weinsberg an den Edeln und Herren, und so forthausen, wie ringsherum das Land brennt und blutet, und ich sollt Euch behülflich sein zu Euerm schändlichen, rasenden Wesen: eher sollt' Ihr mich todt schlagen, wie einen wüthigen Hund, als daß ich Euer Haupt würde!

Kohl. Wäre Das nicht geschehen, es geschähe vielleicht nimmermehr.

Stumpf. Das war eben das Unglück, daß sie keinen Andern hatten, den sie geehrt, und der ihrer Wuth Einhalt hätt' thun können. Nimm die Hauptmannschaft an, ich bitte Dich, Götz. Die Fürsten werden Dir Dank wissen, ganz Deutschland. Es wird zum Besten und Frommen Aller sein. Menschen und Länder werden geschont werden.

Götz. Warum übernimmst Du's nicht?

Stumpf. Ich hab' mich von ihnen losgesagt.

Kohl. Wir haben nicht Sattelbank- und Zeit und länger, unnöthiger Discurse. Kurz und gut; Götz, sei unser Hauptmann oder setz' in Deinem Schloß und Deiner Haut! Und hiermit zwei Stunden Bedenkzeit. Bewacht ihn!

Götz. Was braucht's Das! Ich bin so gut entschlossen — jetzt als darnach. Warum seid Ihr ausgezogen? Euere Rechte und Freiheiten wieder zu erlangen? Was wüthet Ihr und verderbt das Land! Wollt Ihr abstehen von allen Uebelthaten und handeln als wack're Leute, die wissen, was sie wollen: so will ich Euch behülflich sein zu Euerm Forderungen, und auf acht Tag Euer Hauptmann sein.

Wild. Was geschehen ist, ist in der ersten Hitz' geschehen, und braucht's Deiner nicht, uns künftig zu hindern.

Kohl. Auf ein Vierteljahr wenigstens mußt Du uns zusagen.

Stumpf. Macht vier Wochen, damit könnt Ihr Beide zufrieden sein.

Götz. Meinetwegen.

Kohl. Eure Hand!

Götz. Und gelobt mir den Vertrag, den Ihr

mit mir gemacht, ſcheußlich an alle Hunden zu ſenden, ihm bei Strafe Beyſtand nachzukommen.

Wild. Nun ja! Soll geſchehen.

Götz. So verbind' ich mich Euch auf vier Wochen.

Stumpf. Glück zu! Was Du thuſt, ſchon' unſern gnädigen Herrn, den Pfalzgrafen.

Kohl (wie). Bewacht ihn. Daß Niemand mit ihm rede außer Eurer Gegenwart.

Götz. Lerſe! Kehr' zu meiner Frau. Steh' ihr bei. Sie ſoll bald Nachricht von mir haben.

(Götz, Stumpf, Georg, Lerſe, einige Bauern ab.)

Metzler. Link (kommen).

Metzler. Was hören wir von einem Vertrag? Was ſoll der Vertrag!

Link. Es iſt ſchändlich, ſo einen Vertrag einzugehen.

Kohl. Wir wiſſen ſo gut, was wir wollen, als Ihr, und haben zu thun und zu laſſen.

Wild. Das Raſen und Brennen und Morden mußte doch einmal aufhören, heut' oder morgen! So haben wir noch einen braven Hauptmann dazu gewonnen.

Metzler. Was aufhören! Du Verräther! Warum ſind wir da? Uns an unſern Feinden zu rächen, uns empor zu helfen! — Das hat Euch ein Fürſtenknecht gerathen.

Kohl. Komm', Wild, er iſt wie ein Vieh. (Ab.)

Metzler. Geht nur! Wird Euch kein Haufen anſteh'n. Die Schurken! Link, wir wollen die Andern anhetzen, Miltenberg dort d'rüben anzünden; und wenn's Händel jetzt wegen des Vertrags, ſchlagen wir den Vertrügern zuſammen die Köpf' ab.

Link. Wir haben doch den großen Haufen auf unſrer Seite.

Berg und Thal.

Eine Mühle in der Tiefe.

Ein Trupp Reiter. Weislingen kommt aus der Mühle mit **Franz'en** und einem **Boten.**

Weislingen. Mein Pferd! — Ihr habt's den andern Herren auch angeſagt?

Bote. Wenigſtens ſechzehn Fähnlein werden mit Euch eintreffen, im Wald hinter Miltenberg. Die Bauern ziehen unten herum. Ueberall ſind Boten ausgeſchickt; der ganze Bund wird in Kurzem zuſammen ſein. Fehlen kann's nicht; man ſagt, es ſei Zwiſt unter ihnen.

Weislingen. Denke beſſer, Franz!

Franz. Gnädiger Herr!

Weislingen. Nicht' es pünktlich aus. Ich bind' es Dir auf Deine Seele. Geh' ihr den Brief. Sie ſoll vom Hof auf mein Schloß! Sogleich! Du ſollſt ſie abreiten ſeh'n und mir's dann melden.

Franz. Soll geſchehen, wie Ihr befehlt.

Weislingen. Sag' ihr, ſie ſoll weinen! (Zum Boten.) Führt uns nun den nächſten und beſten Weg.

Bote. Wir müſſen umziehen. Die Waſſer ſind von den entſetzlichen Regen alle ausgetreten.

Jaxthauſen.

Eliſabeth. Lerſe.

Lerſe. Tröſtet Euch, gnädige Frau!

Eliſabeth. Ach, Lerſe! Die Thränen ſtanden ihm in den Augen, wie er Abſchied von mir nahm. Es iſt grauſam, grauſam!

Lerſe. Er wird zurückkehren.

Eliſabeth. Es iſt nicht Das. Wenn er auszieg, rühmlichen Sieg zu erwerben, da war mir's nicht weh' um's Herz. Ich ſorgte mich auf ſeine Rückkunft, vor der mir jetzt bang' iſt.

Lerſe. Ein ſo edler Mann —

Eliſabeth. Nenn' ihn nicht ſo; Das macht neu' Elend. Die Böſewichter! Sie trachten, ihn zu verderben und ſein Schloß anzuzünden. Wenn er wiederkommen wird — ich ſeh' ihn ſchauer, ſchauer. Seine Feinde werden lügenhafte Klag-Artikel ſchmieden, und er wird nicht ſagen können: „Nein!“

Lerſe. Er wird und kann.

Eliſabeth. Er hat ſeinen Bann gebrochen. Sag': Nein!

Lerſe. Nein! Erzwungen; wo iſt der Grund, ihn zu verdammen?

Eliſabeth. Die Bosheit ſucht keine Gründe, nur Urſachen. Er hat ſich zu Rebellen, Miſſethätern, Mördern geſellt, iſt an ihrer Spitze gezogen. Sage: Nein!

Lerſe. Laſſt ab, Euch zu quälen und mich. Haben ſie ihm nicht feierlich zugeſagt, keine Thathandlungen mehr zu unternehmen, wie die bei Weinsberg? Hört' ich ſie nicht ſelbſt halbrenig ſagen: „Wenn's nicht geſchehen wär', geſchah's vielleicht nie!“ Müßten nicht Fürſten und Herren ihm Dank wiſſen, wenn er freiwillig Jahre eines unbändigen Volk's geworden wäre, um ihrer Raſerei Einhalt zu thun und ſo viel Menſchen und Beſitzthümer zu ſchonen?

Eliſabeth. Du biſt ein liebevoller Advocat. — Wenn ſie ihn gefangen nähmen, als Rebell behandelten, und ſein graues Haupt — Lerſe, ich möchte von Sinnen kommen.

Lerſe. Sende ihrem Körper Schlaf, lieber Vater der Menſchen, wenn Du ihrer Seele keinen Troſt geben willſt!

Eliſabeth. Georg hat verſprochen, Nachricht zu bringen. Er wird auch nicht kämen,

wie er will. Sie sind besser als gefangen. Ich weiß, man bewacht sie wie Feinde. Der gute Georg! Er wollte nicht von seinem Herrn weichen.

Lerse. Das Herz blutete mir, wie er mich von sich schickte. Wenn Ihr nicht meiner Hülfe bedürftet, alle Gefahren des schmählichsten Todes sollten mich nicht von ihm getrennt haben.

Elisabeth. Ich weiß nicht, wo Sickingen ist. Wenn ich nur Marie'n einen Boten schicken könnte!

Lerse. Schreibt nur, ich will dafür sorgen. (ab)

Bei einem Pferd.

Götz. Georg.

Götz. Geschwind' zu Pferde, Georg! Ich sehe Miltenberg brennen. Halten sie so den Vertrag! Reit' hin, sag' ihnen die Meinung. Die Mordbrenner! Ich lage mich von ihnen los. Sie sollen einen Zigeuner zum Hauptmann machen, nicht mich. Geschwind', Georg! (Georg ab.) Wollt', ich wär' tausend Meilen davon, und läg' im tiefsten Thurm, der in der Türkei steht. Könnt' ich mit Ehren von ihnen kommen! Ich fühl' ihnen alle Tage durch den Sinn, sag' ihnen die bittersten Wahrheiten, daß sie mein' müde werden und mich verlassen sollen.

Ein Unbekannter.

Unbekannter. Gott grüß' Euch, sehr edler Herr!

Götz. Gott dank' Euch! Was bringt Ihr? Euern Namen?

Unbekannter. Der thut Nichts zur Sache. Ich komme, Euch zu sagen, daß Euer Kopf in Gefahr ist. Die Anführer sind wüde, sich von Euch so harte Worte geben zu lassen, haben beschlossen, Euch aus dem Weg' zu räumen. Rüstet Euch, oder seht zu entwischen; und Gott geleit' Euch! (ab)

Götz. Auf viele Art Dein Leben zu lassen, Götz, und so zu enden! Es sei d'rum! So ist mein Tod der Welt das sichrste Zeichen, daß ich nichts Gemeines mit den Hunden gehabt habe.

Einige Bauern.

Erster Bauer. Herr, Herr! Sie sind geschlagen; sie sind gefangen.

Götz. Wer?

Zweiter Bauer. Die Miltenberg verbrannt haben. Es zog sich ein bündischer Trupp hinter dem Berg' hervor, und überfiel sie auf einmal.

Götz. Sie erwartet ihr Lohn. O Georg! Georg! Sie haben ihn mit den Meuchlern gefangen — mein Georg! Mein Georg!

Anführer (kommen).

Link. Auf, Herr Hauptmann, auf! Es ist nicht Säumens Zeit. Der Feind ist in der Nähe und mächtig.

Götz. Wer verbrannte Miltenberg?

Metzler. Wenn Ihr Umstände machen wollt, so wird man Euch weisen, wie man keine macht.

Kohl. Sorgt für unsere Haut und Euere. Auf! Auf!

Götz (zu Metzler). Drohst Du mir? Du Nichtswürdiger! Glaubst Du, daß Du mir fürchterlicher bist, weil des Grafen von Helfenstein Blut an Deinen Kleidern klebt?

Metzler. Berlichingen!

Götz. Du darfst meinen Namen nennen, und meine Kinder werden sich dessen nicht schämen.

Metzler. Mit Dir, feigem Kerl, Fürstendiener!

Götz (haut ihn über den Kopf, daß er stürzt. Die Andern treten dazwischen).

Kohl. Ihr seid rasend. Der Feind bricht auf allen Seiten 'rein, und Ihr hadert!

Link. Auf! Auf! (Tumult und Schlacht.)

Weislingen. Reiter.

Weislingen. Nach! Nach! Sie fliehen. Laßt Euch Regen und Nacht nicht abhalten. Götz ist unter ihnen, hör' ich. Wendet Fleiß an, daß Ihr ihn erwischt. Er ist schwer verwundet, sagen die Uebrigen. (Die Reiter ab.) Und wenn ich Dich habe! — Es ist noch Gnade, wenn wir heimlich im Gefängniß Dein Todesurtheil vollstrecken. So verlischt er vor dem Andenken der Menschen, und Du kannst freier athmen, thörichtes Herz. (ab)

Nacht, im wilden Wald.

Zigeuner-Lager.

Zigeuner-Mutter (am Feuer).

Flick' das Strohdach über der Grube, Tochter; gibt hint Nacht noch Regen genug.

Knabe (kommt).

Knabe. Ein Hamster, Mutter. Da, zwei Feldmäus'.

Mutter. Will sie Dir abziehen und braten, und sollst eine Kapp' haben von den Fellchen. Da hint'n?

Knabe. Hamster hat mich 'bissen.

Mutter. Hol' mir derr' Holz, daß das Feuer hoch brennt, wenn Dein Vater kommt; wird naß sein durch und durch.

Andere Zigeunerinn (ein Kind auf dem Rücken).

Erste Zigeunerinn. Hast Du brav gebeichen?

Zweite Zigeunerinn. Wenig genug! Das Land iſt voll Tumult herum, daß man ſein's Lebens nicht ſicher iſt. Brennen zwei Dörfer lichterloh.

Erſte Zigeunerinn. Iſt Das dort d'runten Brand, der Schein? Seh' ihm ſchon lang' zu. Man iſt der Feuerzeichen am Himmel zeither ſo gewohnt worden.

Zigeuner-Hauptmann. Drei Geſellen (kommen).

Hauptmann. Hört Ihr den wilden Jäger?

Erſte Zigeunerinn. Er zieht grad' über uns hin.

Hauptmann. Wie die Hunde bellen! Wau! Wau!

Zweiter Zigeuner. Die Peitſchen knallen.

Dritter Zigeuner. Die Jäger jauchzen: „Holla ho!“

Mutter. Bringt ja des Teufels ſein Gepäck!

Hauptmann. Haben im Trüben gefiſcht. Die Bauern rauben ſelbſt; iſt's uns wohl vergönnt.

Zweite Zigeunerinn. Was haſt Du, Wolf?

Wolf. Einen Haſen da und einen Hahn, einen Bratſpieß, ein Bündel Leinwand, drei Kochlöffel und einen Pferdzaum.

Stickel. Ein wollen Deck hab' ich, ein Paar Stiefeln und Zunder und Schwefel.

Mutter. Iſt Alles zuſammen; wollen's trocknen; gebt her.

Hauptmann. Horch, ein Pferd! Seht, Seht, was' iſt.

Götz (zu Pferd).

Götz. Gott ſei Dank! Dort ſeh' ich Feuer; ſind Zigeuner. Meine Wunden verbluten; die Feinde hinterher. Heiliger Gott, Du endigſt gräßlich mit mir!

Hauptmann. Iſt's Friede, daß Du kommſt?

Götz. Ich flehe Hülfe von Euch. Meine Wunden ermatten mich. Helft mir vom Pferd!

Hauptmann. Helf' ihm! Ein edler Mann an Geſtalt und Wort.

Wolf (weis). Es iſt Götz von Berlichingen.

Hauptmann. Seid willkommen! Alles iſt Euer, was wir haben.

Götz. Dank' Euch.

Hauptmann. Kommt in mein Zelt.

Hauptmanns Zelt.

Hauptmann. Götz.

Hauptmann. Auf der Mutter; ſie ſoll Wintwurzel bringen und Pflaſter.

Götz (legt den Harniſch ab).

Hauptmann. Hier iſt mein Feiertagswamms.

Götz. Gott lohn's.

Mutter (verbind't ihn).

Hauptmann. Iſt mir herzlich lieb, Euch zu haben.

Götz. Kennt Ihr mich?

Hauptmann. Wer ſollte Euch nicht kennen! Götz, unſer Leben und Blut laſſen wir für Euch.

Schickt (kommt).

Schickt. Kommen durch den Wald, Reiter. Sind Bündiſche.

Hauptmann. Euere Verfolger! Sie ſollen mir bis zu Euch kommen! Auf, Schickt! Biete den Andern! Wir kennen die Schliche beſſer als ſie; wir ſchießen ſie nieder, eh' ſie uns gewahr werden.

Götz (allein). O Kaiſer! Kaiſer! Räuber beſchützen Deine Kinder. (Man hört Feuerſchüſſe.) Die wilden Kerls, ſtarr und tief!

Zigeunerinn (kommt).

Zigeunerinn. Rettet Euch! Die Feinde überwältigen.

Götz. Wo iſt mein Pferd?

Zigeunerinn. Hier bei.

Götz (ſchnürt ſich, und legt auf ohne Harniſch). Zum letzten Mal ſollen ſie meinen Arm fühlen. Ich bin ſo ſchwach noch nicht. (ab.)

Zigeunerinn. Er ſprengt zu den Unſrigen. (Flucht.)

Wolf. Fort! fort! Alles verloren. Unſer Hauptmann erſchoſſen, Götz gefangen. (Gedräng der Weiber und Flucht.)

Adelheid's Schlafzimmer.

Adelheid (mit einem Brief).

Er oder ich! Der Uebermüthige! Wie drohen! Wir wollen Dir zuvorkommen. Was ſchleicht durch den Saal? (Es tritt.) Wer iſt draußen?

Franz (weis).

Macht mir auf, gnädige Frau!

Adelheid. Franz! Er verdient wohl, daß ich ihm aufmache. (Thut ihn ein.)

Franz (fällt ihr um den Hals). Liebe, gnädige Frau!

Adelheid. Unverſchämter! Wenn Dich Jemand gehört hätte!

Franz. O es ſchläft Alles, Alles!

Adelheid. Was willſt Du?

Franz. Mich läßt's nicht ruhen. Die Drohungen meines Herrn, Euer Schickſal, mein Herz —

Geberden sehen, daß von Augustino die Rede war, in dem sie auf ihn deuteten, und ihrem Herrn etwas zu betheuern schienen. Gegen das Ende der Arie tritt Alonzo hervor und hört zu; da sie geendigt ist, spricht er:

Die Frage scheint verfänglich; doch es möchte
Sich ein und andres drauf erwiedern lassen.

Er geht wieder zu den Bedienten, und spricht mit ihnen an der einen Seite des Theaters; indeß Augustino und die beyden Frauenzimmer sich an der andern Seite unterhalten.

Alonzo zu den Bedienten.

So seyd ihr ganz gewiß, daß er es sey,
Der Rädelsführer jener Vagabunden?
Ja, ja, er kam mir gleich verdächtig vor.
Du kennst ihn ganz genau? Gestehst mir nun,
Selbst unter ihm gedient zu haben? Gut!
Dir soll's nicht schaden, daß du es gestehst.
Seht ihn noch einmal an, daß ihr mich nicht
Zu einem falschen Tritt verleitet. Still!
Ich will die Kinder singen machen, daß
Wir schicklich noch zusammen bleiben können.

Adelheid. Er war ſehr zornig, als Du Abſchied nahmſt?

Franz. Als ich nie geſehen. „Auf ihre Gnter ſoll ſie,“ ſagt' er; ſie ſoll wollen.“

Adelheid. Und wir folgen?

Franz. Ich weiß Nichts, gnädige Frau.

Adelheid. Betrogener, thörichter Junge, Du ſiehſt nicht, wo Das hinaus will! Hier weiß er mich in Sicherheit. Denn lange ſteht's ihm ſchon nach meiner Freiheit. Er will mich auf ſeine Güter. Dort hat er Gewalt, mich zu behandeln, wie ſein Haß ihm eingibt.

Franz. Er ſoll nicht!

Adelheid. Wirſt Du ihn hindern?

Franz. Er ſoll nicht!

Adelheid. Ich ſehe mein ganzes Elend voraus. Von ſeinem Schloß wird er mich mit Gewalt reißen, wird mich in ein Kloſter ſperren.

Franz. Hölle und Tod!

Adelheid. Wirſt Du mich retten?

Franz. Eh' Alles! Alles!

Adelheid (die weinend ihn umfaßt). Franz, ach, uns zu retten!

Franz. Er ſoll nieder; ich will ihm den Fuß auf den Nacken ſetzen.

Adelheid. Keine Wuth! Du ſollſt einen Brief an ihn haben, voll Demuth, daß ich gehorche. Und dieſes Fläſchchen gieß ihm unter das Getränk.

Franz. Gebt. Ihr ſollt frei ſein!

Adelheid. Frei! Wenn Du nicht mehr zitternd auf Deinen Zehen zu mir ſchleichen wirſt — nicht mehr ich ängſtlich zu Dir ſage: brich auf, Franz; der Morgen kommt.

Heilbronn.

Vor'm Thurm.

Eliſabeth. Lerſe.

Lerſe. Gott nehm' das Elend von Euch, gnädige Frau! Marie iſt hier.

Eliſabeth. Gott ſei Dank! Lerſe, wir ſind in entſetzliches Elend verſunken. Da iſt's nun, wie mir Alles ahnte! Gefangen, als Mörder, Miſſethäter in den tiefſten Thurm geworfen —

Lerſe. Ich weiß Alles.

Eliſabeth. Nichts, Nichts weißt Du; der Jammer iſt zu groß! Sein Alter, ſeine Wunden, ein ſchleichend' Fieber, und mehr als Alles Das, die Finſterniß ſeiner Seele, daß es ſo mit ihm enden ſoll.

Lerſe. Auch, und daß der Weislingen Commiſſar iſt.

Eliſabeth. Weislingen?

Lerſe. Man hat mit unerhörten Executionen verfahren. Mezler iſt lebendig verbrannt, zu Hunderten gerädert, geſpießt, geköpft, gevierteilt. Das Land umher gleicht einer Metzge, wo Menſchenfleiſch wohlfeil iſt.

Eliſabeth. Weislingen Commiſſar! O Gott! Ein Strahl von Hoffnung. Marie ſoll mir zu ihm; er kann ihr Nichts abſchlagen. Er hatte immer ein weiches Herz, und wenn er ſie ſehen wird, die er ſo liebte, die ſo elend durch ihn iſt. — Wo iſt ſie?

Lerſe. Noch im Wirthshaus.

Eliſabeth. Führe mich zu ihr. Sie muß gleich fort. Ich fürchte Alles.

Weislingen's Schloß.

Weislingen.

Ich bin ſo krank, ſo ſchwach. Alle meine Gebeine ſind hohl. Ein elendes Fieber hat das Mark ausgefreſſen. Keine Ruh' und Raſt, weder Tag noch Nacht. Im halben Schlummer giftige Träume. Die vorige Nacht begegnete ich Götzen im Wald. Er zog ſein Schwert und forderte mich heraus. Ich faßte nach meinem, die Hand verſagte mir. Da ſtieß er's in die Scheide, ſah mich verächtlich an und ging hinter mich. — Er iſt gelungen, und ich will re vor ihm Elender Menſch! Dein Wort hat ihn zum Tode verurtheilt, und Du bebſt vor ſeiner Erinnerung, wie ein Miſſethäter! — Und ſoll er ſterben? — Götz! Götz! — Wie Menſchen fahren und nicht ſelbſt; böſen Geiſtern iſt Macht über uns gelaſſen, daß ſie ihren teufliſchen Muthwillen an unſerm Verderben üben. (Setzt ſich.) Matt! Matt! Wie ſind meine Nägel ſo blau! Ein kalter, kalter, verzehrender Schweiß lähmt mir jedes Glied. Es dreht mir Alles vor'm Geſicht. Könnt' ich ſchlafen! Ach!

Maria (tritt auf).

Weislingen. Jeſus Marie! — Laß mir Ruh! Laß mir Ruh! — Die Geſtalt ſieht noch! Sie ſtirbt, Marie ſtirbt, und zeigt ſich mir an. — Verlaß mich, ſeliger Geiſt; ich bin elend genug!

Maria. Weislingen, ich bin kein Geiſt. Ich bin Marie.

Weislingen. Das iſt ihre Stimme.

Maria. Ich komme, meines Bruders Leben von Dir zu erflehen. Er iſt unſchuldig, ſo ſtrafbar er ſcheint.

Weislingen. Still, Marie! Du Engel des Himmels bringſt die Qualen der Hölle mit Dir. Rede nicht fort.

Maria. Und mein Bruder ſoll ſterben? Weislingen, es iſt entſetzlich, daß ich Dir zu ſagen brauche: er iſt unſchuldig; daß ich jammern muß, Dich von dem abſcheulichſten Morde zurückzuhalten. Deine Seele iſt bis in ihre

innerſten Tiefen von feindſeligen Mächten beſeſſen. Das iſt Adelbert!

Weislingen. Du ſiehſt, der verzehrende Athem des Todes hat mich angehaucht; meine Kraft ſinkt nach dem Grabe. Ich ſtürbe als ein Elender, und Du kommſt, mich in Verzweiflung zu ſtürzen. Wenn ich reden könnte, Dein höchſter Haß würde in Mitleid und Jammer zerſchmelzen. O Marie! Marie!

Maria. Weislingen, mein Bruder erkrankt im Gefängniß. Seine ſchweren Wunden, ſein Alter! Und wenn Du ſähſt wärſt, ſein graues Haupt — Weislingen, wir würden verzweifeln.

Weislingen. Genug! (Zieht die Schelle.)

Franz (in äußerſter Bewegung).

Franz. Gnädiger Herr!

Weislingen. Die Papiere dort, Franz!

Franz (bringt ſie).

Weislingen (reißt ein Paket auf, und giebt Marien ein Papier). Hier iſt Deines Bruders Todesurtheil unterſchrieben.

Maria. Gott im Himmel!

Weislingen. Und ſo zerreiß' ich's! Er lebt. Aber kann ich wieder ſchaffen, was ich zerſtört habe? — Weine nicht ſo, Franz! Guter Junge, Dir geht mein Elend tief zu Herzen!

Franz (wirft ſich vor ihm nieder und faßt ſeine Knie').

Maria (vor ſich). Er iſt ſehr krank. Sein Anblick zerreißt mir das Herz. Wie liebt' ich ihn! Und nun ich ihm nahe, fühl' ich, wie lebhaft —

Weislingen. Franz, ſteh' auf und laß das Weinen! Ich kann wieder aufkommen. Hoffnung iſt bei den Lebendigen.

Franz. Ihr werdet nicht; — Ihr müßt ſterben!

Weislingen. Ich muß!

Franz (außer ſich). Gift! Gift! Von Eurem Weibe! — Ich! Ich! (Rennt davon.)

Weislingen. Marie, geh' ihm nach! Er verzweifelt. (Maria ab.) Gift von meinem Weibe! Weh'! Weh'! Ich fühl's. Marter und Tod!

Maria (inwendig). Hülfe! Hülfe!

Weislingen (will aufſtehen). Gott, vermag ich Das nicht!

Maria (kommt). Er iſt hin! Zum Saalfenſter hinaus ſtürzt' er wüthend in den Main hinunter.

Weislingen. Ihm iſt wohl. — Dein Bruder iſt außer Gefahr. Die übrigen Commiſſarien, Sickendorf beſonders, ſind ſeine Freunde. Ritterlich' Gefängniß werden ſie ihm auf ſein Wort gleich gewähren. Leb' wohl, Maria, und geh'!

Maria. Ich will bei Dir bleiben, armer Verlaſſener.

Weislingen. Wohl verlaſſen und arm! Du biſt ein furchtbarer Rächer, Gott! — Mein Weib —

Maria. Entſchlage Dich dieſer Gedanken. Kehre Dein Herz zu dem Barmherzigen.

Weislingen. Geh', liebe Seele; überlaß mich meinem Elend! — Entſetzlich! Auch Deine Gegenwart, Marie, der letzte Troſt, iſt Qual!

Maria (vor ſich). Stärke mich, o Gott! Meine Seele erliegt mit der ſeinigen.

Weislingen. Weh'! Weh'! Gift von meinem Weibe! — Mein Franz verführt durch die Abſcheuliche! Wie ſie wartet, bereit auf den Boten, der ihr die Nachricht bringt: er iſt todt. Und Du, Marie! Marie! Warum biſt Du gekommen, daß Du jede ſchlafende Erinnerung meiner Sünden weckteſt! Verlaß mich! Verlaß mich, daß ich ſterbe.

Maria. Laß mich bleiben. Du biſt allein. Denk', ich ſei Deine Wärterinn. Vergiß Alles. Vergeſſe Dir Gott ſo Alles, wie ich Dir Alles vergeſſe!

Weislingen. Du Seele voll Liebe, bete für mich, bete für mich! Mein Herz iſt verſchloſſen.

Maria. Er wird ſich Deiner erbarmen. — Du biſt matt!

Weislingen. Ich ſterbe, ſterbe und kann nicht erſterben. Und in dem fürchterlichen Streit des Lebens und Todes ſind die Qualen der Hölle.

Maria. Erbarmer, erbarme Dich ſeiner! Nur einen Blick Deiner Liebe an ſein Herz, daß es ſich zum Troſt öffne, und ſein Geiſt Hoffnung, Lebenshoffnung in den Tod hinüberbringe!

In einem finſtern, engen Gewölbe.

Die Richter des heimlichen Gerichts.

(Alle vermummt.)

Aelteſter. Richter des heimlichen Gerichts, ſchwört auf Strang und Schwert, unſträflich zu ſein, zu richten im Verborg'nen, zu ſtrafen im Verborg'nen, Gott gleich! Sind Eure Herzen rein und Eure Hände, hebt die Arme empor, ruft über die Miſſethäter: Wehe! Wehe!

Alle. Wehe! Wehe!

Aelteſter. Rufer, beginne das Gericht!

Rufer. Ich, Rufer, rufe die Klag' gegen den Miſſethäter. Deß Herz rein iſt, deſſen Händ' rein ſind, zu ſchwören auf Strang und Schwert! Der klage, bei Strang und Schwert! klage! klage!

Kläger (tritt vor). Mein Herz iſt rein von Miſſethat, meine Hände von unſchuldigem Blut. Verzeih' mir, Gott, böſe Gedanken und hemme den Weg zum Böſen! Ich hebe meine Hand auf und klage! klage! klage!

Aelteſter. Wen klag'ſt Du an?

Kläger. Klage an auf Strang und Schwert Adelheid'en von Weislingen. Sie hat Ehebruchs ſich ſchuldig gemacht, ihren Mann vergiftet durch ihren Knaben. Der Knab' hat ſich ſelbſt gerichtet; der Mann iſt todt.

Aelteſter. Schwörſt Du zu dem Gott der Wahrheit, daß Du Wahrheit klagſt?

Kläger. Ich ſchwöre.

Aelteſter. Würd' es falſch befunden, benimſt Du Deinen Hals der Strafe des Mords und des Ehebruchs?

Kläger. Ich biete.

Aelteſter. Euere Stimmen. (Sie reden heimlich mit ihm.)

Kläger. Richter des heimlichen Gerichts, was iſt Euer Urtheil über Adelheid'en von Weislingen, bezüchtigt des Ehebruchs und Mords?

Aelteſter. Sterben ſoll ſie; ſterben des bittern, doppelten Todes; mit Strang und Beil büßen doppelt doppelte Miſſethat. Streckt Euere Hände empor und rufet Weh' über ſie! Weh! Weh! In die Hände des Rächers!

Alle. Weh! Weh! Weh!

Aelteſter. Rächer! Rächer, tritt auf!

Rächer (tritt vor).

Aelteſter. Laſſ hier Strang und Schwert, ſie zu tilgen von dem Angeſicht des Himmels, binnen acht Tagen Zeit. Wo Du ſie findeſt, nieder mit ihr in Staub! — Richter, die Ihr richtet im Verborgenen, und ſtrafet im Verborgenen, Gott gleich: bewahret Euer Herz vor Miſſethat und Euere Hände vor unſchuldigem Blut!

Auf einer Herberge.

Maria. Lerſe.

Maria. Die Pferde haben genug geraſtet. Wir wollen fort, Lerſe!

Lerſe. Ruht doch bis am Morgen. Die Nacht iſt gar unfreundlich.

Maria. Lerſe, ich habe keine Ruhe, bis ich meinen Bruder geſehen habe. Laſſ uns fort! Das Wetter heut ſich auf; wir haben einen ſchönen Tag zu erwarten.

Lerſe. Wie Ihr befehlt.

Heilbronn.

(Im Thurm.)

Götz. Eliſabeth.

Eliſabeth. Ich bitte Dich, lieber Mann, rede mit mir. Dein Stillſchweigen ängſtet mich. Du verzehrſt in Dir ſelbſt. Komm', laſſ' uns nach Deinen Wunden ſehen; ſie beſſern ſich am Vieles. In der muthloſen Finſterniß erkenn' ich Dich nicht mehr.

Götz. Suchteſt Du den Götz? Der iſt lang' hin. Sie haben mich nach und nach verſtümmelt, meine Hand, meine Freiheit, Güter und guten Namen. Mein Kopf, was iſt an dem? — Was hör't Ihr von Georg'en? Iſt Lerſe nach Georg'en?

Eliſabeth. Ja Lieber! Richtet Euch auf; es kann ſich Vieles wenden.

Götz. Wen Gott niederſchlägt, der richtet ſich ſelbſt nicht auf. Ich weiß am Beſten, was auf meinen Schultern liegt. Unglück bin ich gewohnt zu dulden. Und jetzt iſt's nicht Weislingen allein, nicht die Bauern allein, nicht der Tod des Kaiſers und meine Wunden, — es iſt Alles zuſammen. Meine Stunde iſt kommen. Ich hoffte, ſie ſollte ſein, wie mein Leben. Sein Wille geſchehe!

Eliſabeth. Willſt Du nicht was eſſen?

Götz. Nichts, meine Frau. Sieh, wie die Sonne draußen ſcheint!

Eliſabeth. Ein ſchöner Frühlingstag.

Götz. Meine Liebe, wenn Du den Wächter bereden könnteſt, mich in ſein klein' Gärtchen zu laſſen auf eine halbe Stunde, daß ich der lieben Sonne genöſſe, des heitern Himmels und der reinen Luft!

Eliſabeth. Gleich! Und er wird's wohl thun.

Gärtchen am Thurm.

Maria. Lerſe.

Maria. Geh' hinein und ſieh', wie's ſteht. (Lerſe ab.)

Eliſabeth. Wächter.

Eliſabeth. Gott vergelt' Euch die Lieb' und Treu' an meinem Herrn. (Wächter ab.) Maria, was bringſt Du?

Maria. Meines Bruders Sicherheit. Ach, aber mein Herz iſt zerriſſen! Weislingen iſt todt, vergiftet von ſeinem Weibe. Mein Mann iſt in Gefahr. Die Fürſten werden ihm zu mächtig; man ſagt, er ſei eingeſchloſſen und belagert.

Eliſabeth. Glaubt dem Gerüchte nicht. Und laſſ't Götzen Nichts merken.

Maria. Wie ſteht's um ihn?

Eliſabeth. Ich fürchte, er würde Deine Rückkunft nicht erleben. Die Hand des Herrn liegt ſchwer auf ihm; — und Georg iſt todt.

Maria. Georg! der wild'ne Junge!

Eliſabeth. Als die Nichtswürdigen Mit-

tenberg verbrannten, ſandte ihn ſein Herr, ihnen Einhalt zu thun. Da fiel ein Trupp Bündiſcher auf ſie los. — Georg! Hätten ſie ſich Alle gehalten wie er, ſie hätten Alle das gute Gewiſſen haben müſſen. Viel' wurden erſtochen und Georg mit; er ſtarb einen Reitertod.

Maria. Weiß es Götz?

Eliſabeth. Wir verbergen's vor ihm. Er fragt mich zehn Mal des Tags, und ſchickt mich zehn Mal des Tags, zu forſchen, was Georg macht. Ich fürchte, ſeinem Herzen dieſen letzten Stoß zu geben.

Maria. O Gott, was ſind die Hoffnungen dieſer Erde!

Götz. Lerſe. Wächter.

Götz. Allmächtiger Gott! Wie wohl iſt's Einem unter Deinem Himmel; wie frei! — Die Bäume treiben Knoſpen, und alle Welt hofft. Lebt wohl, meine Lieben; meine Wurzeln ſind abgehauen; meine Kraft ſinkt nach dem Grabe!

Eliſabeth. Darf ich Lerſe'n nach Deinem Sohn in's Kloſter ſchicken, daß Du ihn noch ein Mal ſiehſt und ſegneſt?

Götz. Laß ihn; er iſt heiliger als ich; er braucht meinen Segen nicht. — An unſerm Hochzeittag, Eliſabeth, ahnte mir's nicht, daß ich ſo ſterben würde. — Mein alter Vater ſegnete uns, und eine Nachkommenſchaft von edeln, tapfern Söhnen quoll aus ſeinem Gebet. Du haſt ihn nicht erhört, und ich bin der Letzte. — Lerſe, Dein Angeſicht freut mich in der Stunde des Todes mehr als im muthigſten Gefecht. Damals führte mein Geiſt den Kurzen; jetzt hältſt Du mich aufrecht. Ach, daß ich Georg'en noch ein Mal ſähe, mich an ſeinem Blick wärmte! Ihr ſeht zur Erde und weint — er iſt todt! — Georg iſt todt! — Stirb, Götz — Du haſt Dich ſelbſt überlebt, die Edeln überlebt. — Wie ſtarb er? — Ach, ſingen ſie ihn unter den Mordbrennern, und er iſt hingerichtet?

Eliſabeth. Nein; er wurde bei Wittenberg erſtochen. Er wehrte ſich wie ein Löw' um ſeine Freiheit.

Götz. Gott ſei Dank! — Er war der beſte Junge unter der Sonne und tapfer. — Leie meine Seele nun. — Arme Frau! Ich laſſe Dich in einer verderbten Welt. Lerſe, verlaß ſie nicht! — Schließt Euere Herzen ſorgfältiger als Euere Thore. Es kommen die Zeiten des Betrugs; es iſt ihm Freiheit gegeben. Die Nichtswürdigen werden regieren mit Liſt, und der Edle wird in ihre Netze fallen. — Maria, gebe Dir Gott Deinen Mann wieder! Möge er nicht ſo tief fallen, als er hoch geſtiegen iſt! Selbſt ſtarb, und der gute Kaiſer, und mein Georg! — Gebt mir einen Trunk Waſſer. — Himmliſche Luft — Freiheit! Freiheit! (Er ſtirbt.)

Eliſabeth. Nur droben, droben bei Dir. Die Welt iſt ein Gefängniß.

Maria. Edler Mann! Edler Mann! Wehe dem Jahrhundert, das Dich von ſich ſtieß!

Lerſe. Wehe der Nachkommenſchaft, die Dich verkennt!

Egmont.

Ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen.

Perſonen.

Margarethe von Parma, Tochter Carl's des Fünften, Regentinn der Niederlande.
Graf Egmont, Prinz von Gaure.
Wilhelm von Oranien.
Herzog von Alba.
Ferdinand, ſein natürlicher Sohn.
Machiavell, im Dienſte der Regentinn.
Richard, Egmont's Geheimſchreiber.
Silva, Gomez, } unter Alba dienend.
Clärchen, Egmont's Geliebte.
Ihre Mutter.
Brackenburg, ein Bürgerſohn.
Soeſt, Krämer.
Jetter, Schneider, Zimmermann, Seifenſieder, } Bürger von Brüſſel.
Buyck, Soldat unter Egmont'n.
Ruyſum, Invalide und Land.
Vansen, ein Schreiber.
Volk, Gefolge, Wachen u. ſ. w.

Der Schauplatz iſt in Brüſſel.

Erſter Aufzug.

Armbruſtſchießen.

Soldaten und Bürger (mit Armbruſten).

Jetter (Bürger von Brüſſel, Schneider, tritt vor und ſpannt die Armbruſt). Soeſt (Bürger von Brüſſel, Krämer).

Soeſt. Nun, ſchießt nur hin, daß es alle wird! Ihr nehmt mir's doch nicht! Drei Ringe ſchwarz, die habt Ihr Euere Tage nicht geſchoſſen. Und ſo wär' ich für dieß Jahr Meiſter.

Jetter. Meiſter und König dazu. Wer mißgönnt's Euch? Ihr ſollt dafür auch die Zeche doppelt bezahlen; Ihr ſollt Euere Geſchicklichkeit bezahlen, wie's recht iſt.

Buyck (ein Holländer, Soldat unter Egmont'en). Jetter, den Schuß handl' ich Euch ab, theile den Gewinnſt, tractire die Herren; ich bin ſchon lange hier und für viele Höflichkeit Schuldner. Fehl' ich, ſo iſt's, als wenn Ihr geſchoſſen hättet.

Soeſt. Ich ſollte d'rein reden; denn eigentlich verlier' ich dabei. Doch Buyck, nur immerhin!

Buyck (ſchießt). Nun, Pritſchmeiſter, Reverenz! — Eins! Zwei! Drei! Vier!

Soeſt. Vier Ringe! Es ſei!

Alle. Vivat, Herr König, hoch! und abermal hoch!

Buyck. Danke, Ihr Herren. Wäre Meiſter zu viel! Danke für die Ehre.

Jetter. Die habt Ihr Euch ſelbſt zu danken.

Ruyſum (ein Friesländer, Invalide und Land). Daß ich Euch ſage!

Soeſt. Wie iſt's, Alter!

Ruyſum. Daß ich Euch ſage! — Er ſchießt wie ſein Herr, er ſchießt, wie Egmont.

Buyck. Gegen ihn bin ich nur ein armer Schlucker. Mit der Büchſe trifft er erſt, wie Keiner in der Welt; nicht etwa, wenn er Glück oder gute Laune hat; nein, wie er anlegt, immer rein ſchwarz geſchoſſen. Gelernt habe ich von ihm. Das wäre auch ein Kerl, der bei ihm diente und Nichts von ihm lernte. — Nicht zu vergeſſen, meine Herren! Ein König nährt ſeine Leute; und ſo, auf des Königs Rechnung, Wein her!

Jetter. Es iſt unter uns ausgemacht, daß Jeder —

Buyck. Ich bin fremd und König, und achte Euere Geſetze und Herkommen nicht.

Jetter. Du biſt ja ärger, als der Spanier; der hat ſie uns doch bisher laſſen müſſen.

Ruyſum. Was?

Soeſt (laut). Er will uns gaſſiren; er will nicht haben, daß wir zuſammenlegen, und der König nur das Doppelte zahlt.

Ruyſum. Laß ihn; doch ohne Präjudiz! Das iſt auch ſeines Herrn Art, ſplendid zu ſein und es laufen zu laſſen, wo es gedeiht.

(Sie bringen Wein.)

Alle. Ihro Majeſtät Wohl! Hoch!

Jetter (zu Buyck). Verzeiht Ihr, Euere Majestät.

Buyck. Danke von Herzen, wenn's doch so sein soll.

Soest. Wohl! Denn unserer Spanischen Majestät Gesundheit trinkt nicht leicht ein Niederländer von Herzen.

Ruysum. Wer?

Soest (laut). Philipp's des Zweiten, Königs in Spanien.

Ruysum. Unser allergnädigster König und Herr! Gott geb' ihm langes Leben!

Soest. Hattet Ihr seinen Herrn Vater, Carl den Fünften, nicht lieber?

Ruysum. Gott tröst' ihn! Das war ein Herr! Er hatte die Hand über den ganzen Erdboden, und war Euch Alles im Allem; und wenn er Euch begegnete, so grüßt' er Euch, wie ein Nachbar den andern; und wenn Ihr erschrocken war't, wußt' er mit so guter Manier — Ja, versteht mich — Er ging aus, ritt aus, wie's ihm einkam, gar mit wenig Leuten. Haben wir doch Alle gemeint, wie er seinem Sohn das Regiment hier abtrat — sagt' ich, versteht mich; — der ist schon anders, der ist majestätischer.

Jetter. Er ließ sich nicht sehen, da er hier war, als in Prunk und königlichem Staate. Er spricht wenig, sagen die Leute.

Soest. Es ist kein Herr für uns Niederländer. Unsere Fürsten müssen froh und frei sein, wie wir, leben und leben lassen. Wir wollen nicht verachtet noch gedrückt sein, so gutherzige Narren wir auch sind.

Jetter. Der König, denk' ich, wäre wohl ein gnädiger Herr, wenn er nur bessere Rathgeber hätte.

Soest. Nein, nein! Er hat kein Gemüth gegen uns Niederländer, sein Herz ist dem Volke nicht geneigt, er liebt uns nicht; wie können wir ihn wieder lieben? Warum ist alle Welt dem Grafen Egmont so hold? Warum trügen wir ihn Alle auf den Händen? Weil man ihm anspürt, daß er uns wohl will; weil ihm die Ehrlichkeit, das freie Leben, die gute Meinung aus den Augen sehen; weil er Nichts besitzt, das er dem Dürftigen nicht mittheilte, auch dem, der's nicht bedarf. Laßt den Grafen Egmont leben! Buyck, an Euch ist's, die erste Gesundheit zu bringen. Bringt Euers Herrn Gesundheit aus.

Buyck. Von ganzer Seele denn: Graf Egmont hoch!

Ruysum. Ueberwinder bei St. Quintin.

Buyck. Dem Helden von Gravelingen!

Alle. Hoch!

Ruysum. St. Quintin war meine letzte Schlacht. Ich konnte kaum mehr fort, kaum die schwere Büchse mehr schleppen: hab' ich doch den Franzosen und Spa auf den Pelz gebrannt; und da kriegt' ich zum Abschied noch einen Streifschuß an's rechte Bein.

Buyck. Gravelingen! Freunde, da ging's frisch; den Sieg haben wir allein! Brannten und sengten die wälschen Hunde nicht durch ganz Flandern? Aber ich mein', wir trafen sie! Ihre alten, handfesten Aerle hielten lange wider, und wir drängten und schossen und hieben, daß sie die Mäuler verzerrten und ihre Linien zuckten. Da ward Egmont zu das Pferd unter dem Leibe niedergeschossen, und wir stritten lange hinüber, herüber, Mann für Mann, Pferd gegen Pferd, Hauf mit Hauf, auf dem breiten, flachen Sand' an der See hin. Auf einmal kam's, wie vom Himmel herunter, von der Mündung des Flusses, bav, bav! immer mit Kanonen in die Franzosen d'rein. Es waren Engländer, die unter dem Admiral Malin von ungefähr von Dünkirchen her vorbeifuhren. Zwar viel halfen sie uns nicht; sie konnten nur mit den kleinsten Schiffen herbei, und Das nicht nahe genug; schossen auch wohl unter uns — Es that doch gut! Es brach die Wälschen und hob unsern Muth. Da ging's! Rick! rack! herüber, hinüber! Alles todt geschlagen, Alles in's Wasser gesprengt. Und die Aerle ersoffen, wie sie das Wasser schmeckten; und was wir Holländer waren, gerad' hinten d'rein. Uns, die wir beliebig sind, ward erst wohl im Wasser, wie den Fröschen; und immer die Feinde im Fluß zusammengehauen, weggeschossen wie die Enten. Was nun noch durchbrach, schlugen Euch auf der Flucht die Bauernweiber mit Hacken und Mistgabeln todt; mußte doch die wälsche Majestät gleich das Pferdchen reichen und Friede machen. Und den Frieden seid Ihr uns schuldig, dem großen Egmont schuldig.

Alle. Hoch! dem großen Egmont hoch! und abermal hoch!

Jetter. Hätte man uns Den statt der Margarethe von Parma zum Regenten gesetzt!

Soest. Nicht so! Wahr bleibt wahr! Ich lasse mir Margarethe's nicht schelten. Nun ist's an mir. Es lebe unsere gnädige Frau!

Alle. Sie lebe!

Soest. Wahrlich; treffliche Weiber sind in dem Hause! Die Regentinn lebe!

Jetter. Alva ist sie und mäßig in Allem, was sie thut; hielte sie's nur nicht so steif und sitzt mit den Pfaffen. Sie ist doch auch mit Schuld, daß wir die vierzehn neuen Bischofsmützen im Lande haben. Wozu Die nur sollen? Nicht wahr, daß man Fremde in die guten Stellen einschieben kann, wo sonst Aebte aus den Capiteln gewählt wurden? Und wir sollen glauben, es sei um der Religion willen. Ja, es hat sich. Zu drei Bischöfen hatten wir genug;

da ging's ehrlich und ordentlich zu. Nun muß doch auch Jeder thun, als ob er nöthig wäre; und da setzt's alle Augenblick Verdruß und Händel. Und je mehr Ihr das Ding rüttelt und schüttelt, desto trüber wird's.

(Sie trinken.)

Seeß. Das war nun des Königs Wille; sie kann Nichts davon, noch dazu thun.

Jetter. Da sollen wir nun die neuen Psalmen nicht singen, aber Schelmenlieder, soviel wir wollen. Und warum? Es seien Ketzereien d'rin, sagen sie, und Sachen, Gott weiß — Ich hab' ihrer doch auch gesungen; es ist jetzt was Neues; ich hab' Nichts d'rin gesehen.

Buyck. Ich wollte sie fragen! In unsrer Provinz singen wir, was wir wollen. Das macht, daß Graf Egmont unser Statthalter ist, der fragt nach so Etwas nicht. — In Gent, Ypern, durch ganz Flandern singt sie, wer Belieben hat. (Trinkt.) Es ist ja wohl Nichts unschuldiger, als ein geistlich' Lied? Nicht wahr, Vater?

Busum. Ei wohl! Es ist ja ein Gottesdienst, eine Erbauung.

Jetter. Sie sagen aber, es sei nicht auf die rechte Art, nicht auf ihre Art: und gelähmelich ist's doch immer; da läßt man's lieber sein. Die Inquisitions-Diener schleichen herum und passen auf; mancher ehrliche Mann ist schon unglücklich geworden. Der Gewissenszwang fehlte noch! Da ich nicht thun darf, was ich möchte, können sie mich doch denken und singen lassen, was ich will.

Seeß. Die Inquisition kommt nicht auf. Wir sind nicht gemacht, wie die Spanier, unser Gewissen tyrannisiren zu lassen. Und der Adel muß auch bei Zeiten suchen, ihr die Flügel zu beschneiden.

Jetter. Es ist sehr fatal! Wenn's den lieben Leuten einfällt, in mein Haus zu stürmen, und ich sitz' an meiner Arbeit, und summe just einen Französischen Psalm, und denke Nichts dabei, weder Gutes noch Böses, ich summe ihn aber, weil er mir in der Kehle ist: gleich bin ich ein Ketzer und werde eingesteckt. Oder ich gehe über Land und bleibe bei einem Haufen Volks stehen, das einem neuen Prediger zuhört, einem von denen, die aus Deutschland gekommen sind: auf der Stelle heiß' ich ein Rebell, und komme in Gefahr, meinen Kopf zu verlieren. Habt Ihr je Einen predigen hören?

Seeß. Wackere Leute! Neulich hört' ich Einen auf dem Felde vor tausend und tausend Menschen sprechen. Das war ein ander' Gekeif, als wenn Unsere auf der Kanzel herumtrommeln und die Leute mit Lateinischen Brocken erwürgen. Der sprach von der Leber weg, sagte, wie sie uns bisher hätten bei der Nase herumgeführt, uns in der Dummheit erhalten, und wie wir mehr Erleuchtung haben könnten. — Und Das bewies er Euch Alles aus der Bibel.

Jetter. Da mag doch auch was d'ran sein. Ich sagt's immer selbst und grübelte so über die Sache nach. Mir ist's lang' im Kopf herumgegangen.

Buyck. Es läuft ihnen auch alles Volk nach.

Seeß. Das glaub' ich, wo man was Gutes hören kann und was Neues.

Jetter. Und was ist's denn nun? Man kann ja einen Jeden predigen lassen nach seiner Weise.

Buyck. Frisch, Ihr Herren! Ueber dem Schwätzen vergeßt Ihr den Wein und Oranien.

Jetter. Den nicht zu vergessen. Das ist ein rechter Mann: wenn man nur an ihn denkt, meint man gleich, man könne sich hinter ihn verstecken, und der Teufel brächte Einen nicht hervor. Hoch! Wilhelm von Oranien, hoch!

Alle. Hoch! hoch!

Seeß. Nun, Alter, bring' auch Deine Gesundheit!

Busum. Alte Soldaten! Alle Soldaten! Es lebe der Krieg!

Buyck. Bravo, Alter! Alle Soldaten! Es lebe der Krieg!

Jetter. Krieg! Krieg! Wißt Ihr auch, was Ihr ruft! Daß es Euch leicht vom Munde geht, ist wohl natürlich; wie lumpig aber unser Einem dabei zu Muthe ist, kann ich nicht sagen. Das ganze Jahr das Getrommel zu hören; und Nichts zu hören, als wie da ein Haufen gezogen kommt und dort ein anderer; wie sie über einen Hügel kamen und dort bei einer Mühle hielten; wie Viel' da geblieben sind, wie Viel' dort, und wie sie sich drängen, und Einer gewinnt, der Andere verliert, ohne daß man sein' Tage begreift, wer was gewinnt oder verliert; wie eine Stadt eingenommen wird, die Bürger ermordet werden, und wie's den armen Weibern, den unschuldigen Kindern ergeht: Das ist eine Noth und Angst, man denkt jeden Augenblick: da kommen sie! Es geht uns auch so.

Seeß. Drum muß auch ein Bürger immer in Waffen geübt sein.

Jetter. Ja, es übt sich, wer Frau und Kinder hat. Und doch hör' ich noch lieber von Soldaten, als ich sie sehe.

Buyck. Das nenn' ich übel nehmen.

Jetter. Auf Euch ist's nicht gesagt, Landsmann. Wie wir der Spanischen Besatzungen los waren, holten wir wieder Athem.

Seeß. Gelt! Die lagen Dir am Schwersten auf?

Jetter. Mervis Er sich.

Seeß. Die hatten scharfe Einquartierung bei Dir.

Jetter. Halt' Dein Maul.

Soest. Sie hatten ihn vertrieben aus der Küche, dem Keller, der Stube — dem Bette.

(Sie lachen.)

Jetter. Du bist ein Tropf.

Buyck. Friede, Ihr Herren! Muß der Soldat Friede rufen? — Nun, da Ihr von uns Nichts hören wollt, nun bringt auch Euere Gesundheit aus, eine bürgerliche Gesundheit.

Jetter. Dazu sind wir bereit! Sicherheit und Ruhe!

Soest. Ordnung und Freiheit!

Buyck. Bravo! Deß sind auch wir zufrieden!

(Sie stoßen an und wiederholen fröhlich die Worte, doch, daß Jeder ein anderes ausruft, und es eine Art Canon wird. Der Alte horcht und ruft endlich auch mit ein.)

Alle. Sicherheit und Ruhe! Ordnung und Freiheit!

Palast der Regentinn.

Margarethe von Parma (in Jagdkleidern). Hofleute. Pagen. Bediente.

Regentinn. Ihr stellt das Jagen ab; ich werde heut' nicht reiten. Sagt Machiavell'en, er soll zu mir kommen.

(Alle gehen ab.)

Der Gedanke an diese schrecklichen Begebenheiten läßt mir keine Ruhe! Nichts kann mich ergötzen, Nichts mich zerstreuen; immer sind diese Bilder, diese Sorgen vor mir. Nun wird der König sagen: Dieß seien die Folgen meiner Güte, meiner Nachsicht; und doch sagt mir mein Gewissen jeden Augenblick, das Räthlichste, das Beste gethan zu haben. Sollte ich früher mit dem Sturme des Grimmes diese Flammen anfachen und umhertreiben? Ich hoffte sie zu umstricken, sie in sich selbst zu verschütten. Ja, was ich mir selbst sage, was ich wohl weiß, entschuldigt mich vor mir selbst; aber wie wird es mein Bruder aufnehmen? Denn ist es zu läugnen? Der Uebermuth der fremden Lehrer hat sich täglich erhöht; sie haben unser Heiligthum gelästert, die stumpfen Sinne des Pöbels zerrüttet und den Schwindelgeist unter sie gebannt. Unreine Geister haben sich unter die Aufrührer gemischt, und schreckliche Thaten sind geschehen, die zu denken schauderhaft ist, und die ich nun einzeln nach Hofe zu berichten habe, schnell und einzeln, damit mir der allgemeine Ruf nicht zuvorkomme, damit der König nicht denke, man wolle noch mehr verheimlichen. Ich sehe kein Mittel, weder strenges, noch gelindes, dem Uebel zu steuern. O, was sind wir Großen auf der Woge der Menschheit? Wir glauben sie zu beherrschen, und sie treibt uns auf und nieder, hin und her.

Machiavell (tritt auf).

Regentinn. Sind die Briefe an den König aufgesetzt?

Machiavell. In einer Stunde werdet Ihr sie unterschreiben können.

Regentinn. Habt Ihr den Bericht ausführlich genug gemacht?

Machiavell. Ausführlich und umständlich, wie es der König liebt. Ich erzähle, wie zuerst zu St. Omer die bilderstürmerische Wuth sich zeigt; wie eine rasende Menge mit Stäben, Beilen, Hämmern, Leitern, Stricken versehen, von wenig Bewaffneten begleitet, erst Capellen, Kirchen und Klöster anfallen, die Andächtigen verjagen, die verschlossenen Pforten aufbrechen, Alles umkehren, die Altäre niederreißen, die Statuen der Heiligen zerschlagen, alle Gemälde verderben, Alles, was sie nur Geweihtes, Geheiligtes antreffen, zerschmettern, zerreißen, zertreten; wie sich der Haufe unterwegs vermehrt, die Einwohner von Ypern ihnen die Thore eröffnen; wie sie den Dom mit unglaublicher Schnelle verwüsten, die Bibliothek des Bischofs verbrennen; wie eine große Menge Volks, von gleichem Unsinn ergriffen, sich über Menin, Comines, Verwick, Lille verbreitet, nirgend Widerstand findet, und wie fast durch ganz Flandern in einem Augenblicke die ungeheure Verschwörung sich erklärt und ausgeführt ist.

Regentinn. Ach, wie ergreift mich auf's Neue der Schmerz bei Deiner Wiederholung! Und die Furcht gesellt sich dazu, das Uebel werde nur größer und größer werden. Sagt mir Euere Gedanken, Machiavell!

Machiavell. Verzeihen Euere Hoheit! Meine Gedanken sehen Grillen so ähnlich, und wenn Ihr auch immer mit meinen Diensten zufrieden war't, habt Ihr doch selten meinem Rath folgen mögen. Ihr saget oft im Scherze: „Du siehst zu weit, Machiavell! Du solltest Geschichtschreiber sein; wer handelt, muß nur's Nächste sorgen.“ Und doch, habe ich diese Geschichte nicht vorauserzählt? Hab' ich nicht Alles vorausgesehen?

Regentinn. Ich sehe auch Viel' voraus, ohne es ändern zu können.

Machiavell. Ein Wort für tausend! Ihr unterdrückt die neue Lehre nicht. Laßt sie gelten, sondert sie von den Rechtgläubigen, gebt ihnen Kirchen, faßt sie in die bürgerliche Ordnung, schränkt sie ein; und so habt Ihr die Aufrührer auf einmal zur Ruhe gebracht. Jede andern Mittel sind vergeblich, und Ihr verheert das Land.

Regentinn. Hast Du vergessen, mit welchem Abscheu mein Bruder selbst die Frage verwarf, ob man die neue Lehre dulden könne? Weißt

Du nicht, wie er mir in jedem Briefe die Erhaltung des wahren Glaubens aufs Eifrigste empfiehlt; daß er Ruhe und Einigkeit auf Kosten der Religion nicht herzustellen wissen will? Hält er nicht selbst in den Provinzen Spione, die wir nicht kennen, um zu erfahren, wer sich zu der neuen Meinung hinüberneigt? Hat er nicht zu unserer Verwunderung uns Diesen und Jenen genannt, der sich in unserer Nähe heimlich der Ketzerei schuldig machte? Befiehlt er nicht Strenge und Schärfe? Und ich soll gelind sein? Ich soll Vorschläge thun, daß er nachsehe, daß er dulde? Würde ich nicht Alles Vertrauen, allen Glauben bei ihm verlieren?

Machiavell. Ich weiß wohl; der König befiehlt, er läßt Euch seine Absichten wissen. Ihr sollt Ruhe und Friede wieder herstellen durch ein Mittel, das die Gemüther noch mehr erbittert, das den Krieg unvermeidlich an allen Enden anblasen wird. Bedenkt, was Ihr thut. Die größten Kaufleute sind angesteckt, der Adel, das Volk, die Soldaten. Was hilft es, auf seinen Gedanken beharren, wenn sich um uns Alles ändert? Möchte doch ein guter Geist Philipp'en eingeben, daß es einem Könige anständiger ist, Bürger zweierlei Glaubens zu regieren, als sie durch einander aufzureiben!

Regentinn. Solch' ein Wort nie wieder! Ich weiß wohl, daß Politik selten Treu' und Glauben halten kann, daß sie Offenheit, Gutherzigkeit, Nachgiebigkeit aus unsern Herzen ausschließt. In weltlichen Geschäften ist Das leider nur zu wahr; sollen wir aber auch mit Gott spielen, wie unter einander? Sollen wir gleichgiltig gegen unsere bewährte Lehre sein, für die so Viele ihr Leben aufgeopfert haben? Die sollten wir hingeben an herzelauf'ne, ungewisse, sich selbst widersprechende Neuerungen?

Machiavell. Denkt nur deßwegen nicht übler von mir.

Regentinn. Ich kenne Dich und Deine Treue, und weiß, daß Einer ein ehrlicher und verständiger Mann sein kann, wenn er gleich den nächsten und besten Weg zum Heil seiner Seele verfehlt hat. Es sind noch Andere, Machiavell; Männer, die ich schätzen und loben muß.

Machiavell. Wen bezeichnet Ihr mir?

Regentinn. Ich kann es gestehen, daß mir Egmont heute einen recht innerlichen, tiefen Verdruß erregte.

Machiavell. Durch welches Betragen?

Regentinn. Durch sein gewöhnliches, durch Gleichgiltigkeit und Leichtsinn. Ich erhielt die schreckliche Botschaft, eben als ich, von Vielen und ihm begleitet, aus der Kirche ging. Ich hielt meinen Schmerz nicht an; ich beklagte mich laut und rief, indem ich mich zu ihm wendete: „Seht, was in Eurer Provinz entsteht! Das duldet Ihr, Graf, von dem der König sich Alles versprach?“

Machiavell. Und was antwortete er?

Regentinn. Als wenn es Nichts, als wenn es eine Nebensache wäre, versetzte er: „Wären nur erst die Niederländer über ihre Verfassung beruhigt! Das Uebrige würde sich leicht geben.“

Machiavell. Vielleicht hat er wahrer, als klug und fromm gesprochen. Wie soll Zutrauen entstehen und bleiben, wenn der Niederländer sieht, daß es mehr um seine Besitzthümer, als um sein Wohl, um seiner Seele Heil zu thun ist? Haben die neuen Bischöfe mehr Seelen gerettet, als fette Pfründen geschmaust; und sind es nicht meist Fremde? Noch werden alle Statthalterschaften mit Niederländern besetzt, lassen sich es die Spanier nicht zu deutlich merken, daß sie die größte, unwiderstehlichste Begierde nach diesen Stellen empfinden? Will ein Volk nicht lieber noch seiner Art von den Seinigen regiert werden, als von Fremden, die erst im Lande sich wieder Besitzthümer auf Unkosten Aller zu erwerben suchen, die einen fremden Maßstab mitbringen, und unfreundlich und ohne Theilnehmung herrschen?

Regentinn. Du stellst Dich auf die Seite der Gegner.

Machiavell. Mit dem Herzen gewiß nicht; und wollte, ich könnte mit dem Verstande ganz auf der unserigen sein.

Regentinn. Wenn Du so willst, so thät' es Noth, ich träte ihnen meine Regentschaft ab, denn Egmont und Oranien machten sich große Hoffnung, diesen Platz einzunehmen. Damals waren sie Gegner; jetzt sind sie gegen mich verbunden, sind Freunde, unzertrennliche Freunde geworden.

Machiavell. Ein gefährliches Paar.

Regentinn. Soll ich aufrichtig reden; ich fürchte Oranien und fürchte für Egmont. Oranien sinnt nichts Gutes, seine Gedanken reichen in die Ferne; er ist heimlich, scheint Alles anzunehmen, widerspricht nie, und in tiefster Ehrfurcht, mit größter Vorsicht thut er, was ihm beliebt.

Machiavell. Recht im Gegentheil geht Egmont einen freien Schritt, als wenn die Welt ihm gehörte.

Regentinn. Er trägt das Haupt so hoch, als wenn die Hand der Majestät nicht über ihm schwebte.

Machiavell. Die Augen des Volks sind alle nach ihm gerichtet, und die Herzen hängen an ihm.

Regentinn. Nie hat er einen Schein ver-

werden, als wenn Niemand Rechenschaft von ihm zu fordern hätte. Noch trägt er den Namen Egmont. Graf Egmont freut ihn sich nennen zu hören, als wollte er nicht vergessen, daß seine Vorfahren Besitzer von Gelbern waren. Warum nennt er sich nicht Prinz von Gavre, wie es ihm zukommt? Warum thut er Das? Will er erloschne Rechte wieder geltend machen?

Machiavell. Ich halte ihn für einen treuen Diener des Königs.

Regentinn. Wenn er wollte, wie verdient könnte er sich um die Regierung machen, anstatt daß er uns schon, ohne sich zu nützen, unsäglichen Verdruß gemacht hat! Seine Gesellschaften, Gastmahle und Gelage haben den Adel mehr verbunden und verknüpft, als die gefährlichsten heimlichen Zusammenkünfte. Mit seinen Gesundheiten haben die Gäste einen dauernden Rausch, einen nie sich verziehenden Schwindel geschöpft. Wie oft setzt er durch seine Scherzreden die Gemüther des Volks in Bewegung; und wie stutzte der Pöbel über die neuen Livreen über die thörichten Abzeichen der Bedienten!

Machiavell. Ich bin überzeugt, es war ohne Absicht.

Regentinn. Schlimm genug! Wie ich sage: er schadet uns und nützt sich nicht. Er nimmt das Ernstliche scherzhaft; und wir, um nicht müßig und nachlässig zu scheinen, müssen das Scherzhafte ernstlich nehmen. So hetzt Eins das And're; und was man abzuwenden sucht, Das macht sich erst recht. Er ist gefährlicher, als ein entschiedner Haupt einer Verschwörung; und ich müßte mich sehr irren, wenn man ihm bei Hofe nicht Alles gedenkt. Ich kann nicht läugnen: es vergeht wenig Zeit, daß er mich nicht empfindlich, sehr empfindlich macht.

Machiavell. Er scheint mir in Allem nach seinem Gewissen zu handeln.

Regentinn. Sein Gewissen hat einen gefälligen Spiegel. Sein Betragen ist oft beleidigend. Er sieht oft aus, als wenn er in der völligen Ueberzeugung lebe, er sei Herr und wolle es uns nur aus Gefälligkeit nicht fühlen lassen, wolle uns so gerade nicht zum Lande hinaustagen; es werde sich schon geben.

Machiavell. Ich bitte Euch, legt seine Offenheit, sein glückliches Blut, das alles Wichtige leicht behandelt, nicht zu gefährlich aus. Ihr schadet nur ihm und Euch.

Regentinn. Ich lege Nichts aus. Ich spreche nur von den unvermeidlichen Folgen, und ich kenne ihn. Sein Niederländischer Adel und sein goldnes Vließ vor der Brust stärken sein Vertrauen, seine Kühnheit. Beides kann ihn vor einem schnellen, willkürlichen Unmuth des Königs schützen. Untersucht es genau; an dem ganzen Unglück, das Flandern trifft, ist er doch nur allein Schuld. Er hat zuerst den fremden Lehren nachgesehen, hat's so genau nicht genommen und vielleicht sich heimlich gefreut, daß wir Etwas zu schaffen hatten. Laßt mich nur; was ich auf dem Herzen habe, soll bei dieser Gelegenheit laut. Und ich will die Pfeile nicht umsonst verschießen; ich weiß, wo er empfindlich ist. Er ist auch empfindlich.

Machiavell. Habt Ihr den Rath zusammen berufen lassen? Kommt Oranien auch?

Regentinn. Ich habe nach Antwerpen um ihn geschickt. Ich will ihnen die Last der Verantwortung nahe genug zuwälzen; sie sollen sich mit mir dem Uebel ernstlich entgegensetzen oder sich auch als Rebellen erklären. Eile, daß die Briefe fertig werden, und bringe mir sie zur Unterschrift. Dann sende schnell den bewährten Vasca nach Madrid (er ist unermüdet und treu), daß mein Bruder zuerst durch ihn die Nachricht erfahre, daß der Ruf ihn nicht übereile. Ich will ihn selbst noch sprechen, eh' er abgeht.

Machiavell. Eure Befehle sollen schnell und genau befolgt werden.

Bürgerhaus.

Clare. Clare's Mutter. Brackenburg.

Clare. Wollt Ihr mir nicht das Garn halten, Brackenburg?

Brackenburg. Ich bitt' Euch, verschont mich, Clärchen.

Clare. Was habt Ihr wieder? Warum versagt Ihr mir diesen kleinen Liebesdienst?

Brackenburg. Ihr kann't mich mit dem Zwirn so fest vor Euch hin; ich kann Euern Augen nicht ausweichen.

Clare. Grillen! Komm't und haltet!

Mutter (im Sessel strickend). Sing't doch Eins! Brackenburg singt so hübsch. Sonst war't Ihr lustig, und ich hatte immer was zu lachen.

Brackenburg. Sonst.

Clare. Wir wollen singen.

Brackenburg. Was Ihr will't.

Clare. Nur hübsch munter und frisch weg! Es ist ein Soldaten-Liedchen, mein Leibstück.

(Sie wickelt Garn und singt mit Brackenburg.)

Die Trommel gerühret!
Das Pfeifchen gespielt!
Mein Liebster marschiret
Dem Haufen beschikt.
Die Fahne hoch führet,
Die Leute regieret.
Wie klopft mir das Herze!
Wie wallt mir das Blut!
O hätt' ich ein Wammsleins
Und Hosen und Hut

Er tritt zu den andern.

Wie geht es? Habt ihr's ausgemacht? Ich dächte,
Ihr gäbt ihm das zurück als kluge Mädchen!

Die Bedienten beobachten den Augantino heimlich und genau, und verſichern von Zeit zu Zeit ihrem Herrn, daß ſie der Sache gewiß ſind; indeß ſingen

Claudine und Lucinde.

Ein zärtlich Herz hat viel,
Nur allzu viel zu ſagen.
Allein auf deine Fragen
Läßt ſich ein Wörtchen ſagen:
Es fehlt, es fehlt der Mann,
Dem man vertrauen kann.

Augantino.

Um einen Mann zu ſchätzen, muß man ihn
Zu prüfen wiſſen.

Lucinde.

Ein Verſuch geht eher
Für einen Mann, als für ein Mädchen an.

Ich folgt' ihm zum Thor 'naus
Mit muthigem Schritt,
Ging durch die Provinzen,
Ging überall mit.
Die Stände schon weichen,
Mit schießen da d'rein
Weich' Glück sonder Gleichen,
Ein Mannsbild zu sein!

(Brackenburg hat unter dem Singen Clärchen oft angesehen; zuletzt bricht ihm die Stimme wegen, die Thränen kommen ihm in die Augen; er läßt den Strang fallen und geht an's Fenster. Clärchen singt das Lied allein aus; die Mutter winkt ihr heimlich; sie steht auf, geht einige Schritte nach ihm hin, kehrt bald unschlüssig wieder um, und singt noch.)

Mutter. Was gibt's auf der Gasse, Brackenburg? Ich höre marschiren.

Brackenburg. Es ist die Leibwache der Regentinn.

Clare. Um diese Stunde? Was soll Das bedeuten? (Sie steht auf und geht an das Fenster zu Brackenburg.) Das ist nicht die tägliche Wache. Das sind weit Mehr'! Fast alle ihre Haufen. O Brackenburg, geh't; hör't einmal, was es gibt! Es muß etwas Besonderes sein. Geh't, guter Brackenburg, thut mir den Gefallen.

Brackenburg. Ich gehe! Ich bin gleich wieder da. (Er reicht ihr abgehend die Hand, sie gibt ihm die ihrige.)

Mutter. Du schickst ihn schon wieder weg?

Clare. Ich bin neugierig; und auch, verdenkt mir's nicht, seine Gegenwart thut mir weh. Ich weiß immer nicht, wie ich mich gegen ihn betragen soll. Ich habe Unrecht gegen ihn, und mir nagt's am Herzen, daß er es so lebendig fühlt: kann ich's doch nicht ändern!

Mutter. Es ist ein so treuer Bursche.

Clare. Ich kann's auch nicht lassen; ich muß ihm freundlich begegnen. Meine Hand drückt sich oft unversehens zu, wenn die seine mich so leise, so liebevoll anfaßt. Ich mache mir Vorwürfe, daß ich ihn betrüge, daß ich in seinem Herzen eine vergebliche Hoffnung nähre. Ich bin übel d'ran. Weiß Gott, ich betrüg' ihn nicht! Ich will nicht, daß er hoffen soll, und ich kann ihn doch nicht verzweifeln lassen.

Mutter. Das ist nicht gut.

Clare. Ich hatte ihn gern und will ihm auch noch wohl in der Seele. Ich hätte ihn heirathen können und glaube, ich war nie in ihn verliebt.

Mutter. Glücklich wär'st Du immer mit ihm gewesen.

Clare. Wäre versorgt und hätte ein ruhiges Leben.

Mutter. Und Das ist Alles durch Deine Schuld verscherzt.

Clare. Ich bin in einer wunderlichen Lage. Wenn ich so nachdenke, wie es gegangen ist, weiß ich's wohl und weiß es nicht. Und dann darf ich Egmont'en nur wieder ansehen, wird mir Alles sehr begreiflich, ja wäre mir weit mehr begreiflich. Ach, was ist's ein Mann! Alle Provinzen beten ihn an; und ich in seinem Arm sollte nicht das glücklichste Geschöpf von der Welt sein?

Mutter. Wie wird's in der Zukunft werden!

Clare. Ach, ich frage nur, ob er mich liebt; und ob er mich liebt, ist Das eine Frage?

Mutter. Man hat Nichts als Herzensangst mit seinen Kindern. Wie Das ausgehen wird! Immer Sorge und Kummer! Es geht nicht gut aus! Du hast Dich unglücklich gemacht, mich unglücklich gemacht!

Clare (umfassend). Ihr ließet es doch im Anfange.

Mutter. Leider war ich zu gut, bin immer zu gut.

Clare. Wenn Egmont vorbeiritt und ich an's Fenster lief, schaltet Ihr mich da? Trat't Ihr nicht selbst an's Fenster? Wenn er heraufsah, lächelte, nickte, mich grüßte, war es Euch zuwider? Fandet Ihr Euch nicht selbst in Eurer Tochter geehret?

Mutter. Mache mir noch Vorwürfe!

Clare (umarmend). Wenn er nun öfter die Straße kam, und wir wohl fühlten, daß er um meinetwillen den Weg machte, bemerktet Ihr's nicht selbst mit heimlicher Freude? Rieft Ihr mich ab, wenn ich hinter den Scheiben stand und ihn erwartete?

Mutter. Dachte ich, daß es so weit kommen sollte?

Clare (mit stockender Stimme und zurückgehaltenen Thränen). Und wie er uns Abends, in den Mantel eingehüllt, bei der Lampe überraschte, wer war geschäftig, ihn zu empfangen, da ich auf meinem Stuhl wie angekettet und stammend sitzen blieb?

Mutter. Und konnte ich fürchten, daß diese unglückliche Liebe das kluge Clärchen so bald hinreißen würde? Ich muß es nun tragen, daß meine Tochter —

Clare (mit aufbrechenden Thränen). Mutter! Ihr wollt's nun! Ihr habt Eure Freude, mich zu ängstigen.

Mutter (weinend). Meine noch gar! Mache mich noch elender durch Deine Betrübniß. Ist mir's nicht Kummer genug, daß meine einzige Tochter ein verworfenes Geschöpf ist?

Clare (aufstehend und laut). Verworfen! Egmont's Geliebte, verworfen? — Welche Fürstinn neidete nicht das arme Clärchen um den Platz an seinem Herzen! O Mutter — meine Mutter! So redetet Ihr sonst nicht. Liebe Mutter, seid gut! Das Volk, was da denkt; die Nachbarinnen, was die murmeln: diese Stube, dieses kleine Haus ist ein Himmel seit Egmont's Liebe d'rin wohnt.

Mutter. Man muß ihm hold ſein; Das iſt wahr. Er iſt immer ſo freundlich, frei und offen.

Clare. Es iſt keine falſche Ader an ihm. Sieht, Mutter; und er iſt doch der große Egmont! Und wenn er zu mir kommt; wie er ſo lieb iſt, ſo gut; wie er mir ſeinen Stand, ſeine Tapferkeit gerne verbärge; wie er um mich beſorgt iſt; ſo nur Menſch, nur Freund, nur Liebſter!

Mutter. Kommt er wohl heute?

Clare. Habt Ihr mich nicht oft an's Fenſter gehen ſehen? Habt Ihr nicht bemerkt, wie ich horche, wenn's an der Thür rauſcht? — Ob ich ihn weiß, daß er vor Nacht nicht kommt, vermuth' ich ihn doch jeden Augenblick, vom Morgen an, wenn ich aufſtehe. Wär' ich nur ein Bube und könnte immer mitgehen, zu Hofe und überall hin; könnt' ihm die Fahne nachtragen in der Schlacht! —

Mutter. Du warſt immer ſo ein Springinsfeld; als ein kleines Kind ſchon, bald toll, bald nachdenklich. Zieh'ſt Du Dich nicht ein wenig beſſer an?

Clare. Vielleicht, Mutter, wenn ich Zeit habe! — Geſtern, denkt, gingen von ſeinen Leuten vorbei und ſangen Lobliedchen auf ihn. Wenigſtens war ſein Name in den Liedern; das Uebrige konnte ich nicht verſtehen. Das Herz ſchlug mir bis an den Hals. — Ich hätte ſie gern zurückgerufen, wenn ich mich nicht geſchämt hätte.

Mutter. Nimm Dich in Acht! Dein heftiges Weſen verdirbt noch Alles. Du verräthſt Dich offenbar vor den Leuten. Wie neulich bei dem Vetter, wie Du den Holzſchnitt und die Beſchreibung fandſt und mit einem Schrei riefſt: „Graf Egmont!“ — Ich ward feuerroth.

Clare. Hätt' ich nicht ſchreien ſollen? Es war die Schlacht bei Gravelingen; und ich finde eben im Bilde den Buchſtaben E. und ſuche unten in der Beſchreibung E. Steht da: „Graf Egmont, dem das Pferd unter dem Leibe todt geſchoſſen wird.“ Mich überlief's — und hernach mußt' ich lachen über den holzgeſchnitzten Egmont, der ſo groß war als der Thurm von Gravelingen gleich dabei, und die Engliſchen Schiffe an der Seite. — Wenn ich mich manchmal erinnere, wie ich mir ſonſt eine Schlacht vorgeſtellt, und was ich mir als Mädchen für ein Bild vom Grafen Egmont machte, wenn ſie von ihm erzählten, und von allen Grafen und Fürſten, — und wie mir's jetzt iſt! —

Brackenburg (kommt).

Clare. Wie ſteht's?

Brackenburg. Man weiß nichts Gewiſſes. In Flandern ſoll neuerdings ein Tumult entſtanden ſein; die Regentin ſoll beſorgen, er möchte ſich hierher verbreiten. Das Schloß iſt ſtark beſetzt; die Bürger ſind zahlreich an den Thoren, das Volk ſummt in den Gaſſen. — Ich will nur ſchnell zu meinem alten Vater.

(Als wollt' er gehen.)

Clare. Sieht man Euch morgen? Ich will mich ein wenig anziehen. Der Vetter kommt und ich ſehe gar zu liederlich aus. Helft mir einen Augenblick, Mutter. — Nehmt das Buch mit, Brackenburg, und bring't mir wieder ſo eine Hiſtorie.

Mutter. Leb't wohl!

Brackenburg (ſeine Hand reichend). Eure Hand!

Clare (ihre Hand verlangend). Wenn Ihr wieder kommt. (Mutter und Tochter ab.)

Brackenburg (allein). Ich hatte mir vorgenommen, gerade wieder fortzugehen; und da ſie es dafür aufnimmt und mich gehen läßt, möcht' ich raſend werden. — Unglücklicher! Und Dich rührt Deines Vaterlandes Geſchick nicht; der wachſende Tumult nicht? — Und gleich iſt Dir Landsmann oder Spanier, und wer regiert und wer Recht hat? — War ich doch ein andrer Junge als Schulknabe! — Wenn da ein Exercitium aufgegeben war: „Brutus Rede für die Freiheit“, zur Uebung der Redekunſt: da war doch immer Fritz der Erſte, und der Rector ſagte; „Wenn's nur erkenntlicher wäre; nur nicht Alles ſo über einander geſtolpert!“ — Damals kocht' es und trieb! — Jetzt ſchlepp' ich mich an den Augen des Mädchens ſo hin. Kann ich ſie doch nicht laſſen! Kann ſie mich doch nicht lieben! — Ach — nein — ſie — ſie kann mich nicht ganz verworfen haben! — Nicht ganz — und halb und Nichts! — Ich duld' es nicht länger! — — Sollte es wahr ſein, was mir ein Freund neulich in's Ohr ſagte: daß ſie Nachts einen Mann heimlich zu ſich einläßt, da ſie mich züchtig immer vor Abend aus dem Hauſe treibt? — Nein, es iſt nicht wahr; es iſt eine Lüge, eine ſchändliche, verläumderiſche Lüge! Clärchen iſt ſo unſchuldig, als ich unglücklich bin. — Sie hat mich verworfen, hat mich von ihrem Herzen geſtoßen. — — Und ich ſoll ſie fortleben? Ich duld', ich duld' es nicht! — Schon wird mein Vaterland von innerm Zwiſte heftiger bewegt, und ich ſterbe unter dem Getümmel nur ab. Ich duld' es nicht! — Wenn die Trompete klingt, ein Schuß fällt: wie fährt's durch Mark und Bein! Ach, es reizt mich nicht, es fordert mich nicht, auch mit einzutreten, mit zu retten, zu wagen! — Elender, ſchimpflicher Zuſtand! Es iſt beſſer, ich end' auf einmal. Neulich ſtürzt' ich mich in's Waſſer, ich ſank — aber die geängſtete Natur war ſtärker; ich fühlte,

daß ich schwimmen konnte, und rettete mich wider Willen. — — Kennt' ich der Zeiten vergessen, da sie mich liebte, mich zu lieben schien! — Warum hat mir's Mark und Bein durchdrungen, das Gift? Warum haben mir diese Hoffnungen allen Genuß des Lebens ausgesogen, indem sie mir ein Paradies von Weitem zeigten? — Und jener erste Kuß! Jener einzige! — Hier (die Hand auf den Tisch legend), hier waren wir allein; — sie war immer gut und freundlich gegen mich gewesen; — da schien sie sich zu erweichen, — sie sah mich an — alle Sinne gingen mir um, und ich fühlte ihre Lippen auf den meinigen. — Und — und nun? — Stirb, Armer! Was zauderst Du? (Er zieht ein Fläschchen aus der Tasche.) Ich will Dich nicht umsonst aus meines Vaters Doctor-Kästchen gestohlen haben, heilsames Gift! Du sollst mir dieses Bangen, diese Schwindel, diese Todesschweiße auf einmal verschlingen und lösen.

Zweiter Aufzug.

Platz in Brüssel.

Jetter und ein Zimmermeister.

(Treten zusammen.)

Zimmermeister. Sagt' ich's nicht voraus? Noch vor acht Tagen auf der Zunft sagt' ich, es würde schwere Händel geben.

Jetter. Ist's denn wahr, daß sie die Kirchen in Flandern geplündert haben?

Zimmermeister. Ganz und gar zu Grunde gerichtet haben sie Kirchen und Capellen. Nichts als die vier nackten Wände haben sie stehen lassen. Lauter Lumpengesindel! Und Das macht unsere gute Sache schlimm. Wir hätten eher in der Ordnung und standhaft unsere Gerechtsame der Regentin vortragen und d'rauf halten sollen. Reden wir jetzt, versammeln wir uns jetzt, so heißt es: wir gesellen uns zu den Aufwieglern.

Jetter. Ja, so denkt Jeder zuerst: was soll Dir mit Deiner Nase voran; hängt doch der Hals gar nah' damit zusammen?

Zimmermeister. Mir ist's bange, wenn's einmal unter dem Volk zu lärmen anfängt, unter dem Volk, das Nichts zu verlieren hat. Die brauchen Das zum Vorwande, worauf wir uns auch berufen müssen, und bringen das Land in Unglück.

Seckt (tritt dazu).

Seckt. Guten Tag, Ihr Herren! Was gibt's Neues? Ist's wahr, daß die Bilderstürmer gestern hierher ihren Lauf nehmen?

Zimmermeister. Hier sollen sie Nichts anrühren!

Seckt. Es trat ein Soldat bei mir ein, Tabak zu kaufen; den fragt' ich aus. Die Regentin, so eine wack're, kluge Frau sie bleibt, dieß Mal ist sie außer Fassung. Es muß sehr arg sein, daß sie sich so geradezu hinter ihre Wache versteckt. Die Burg ist scharf besetzt. Man meint sogar, sie wolle aus der Stadt flüchten.

Zimmermeister. Hinaus soll sie nicht! Ihre Gegenwart beschützt uns, und wir wollen ihr mehr Sicherheit verschaffen, als ihre Stückhärte. Und wenn sie uns unsere Rechte und Freiheiten aufrecht erhält, so wollen wir sie auf den Händen tragen.

Seifensieder (tritt dazu).

Seifensieder. Garstige Händel! Arge Händel! Es wird unruhig und geht schief aus! Hütet Euch, daß Ihr stille bleibt, daß man Euch nicht auch zur Aufwiegler hält!

Seckt. Da kommen die sieben Weisen aus Griechenland.

Seifensieder. Ich weiß, da sind Viele, die es heimlich mit den Calvinisten halten, die auf die Bischöfe lästern, die den Kreuz nicht scheuen. Aber ein treuer Unterthan, ein aufrichtiger Katholike! —

(Es gesellt sich nach und nach allerlei Volk zu ihnen und horcht.)

Vansen (tritt dazu).

Vansen. Gott grüß' Euch, Herren! Was Neues?

Zimmermeister. Geht Euch mit Dem nicht ab; Das ist ein schlechter Kerl.

Jetter. Ist es nicht der Schreiber bei'm Doctor Wiets?

Zimmermeister. Er hat schon viele Herren gehabt. Erst war er Schreiber, und wie ihn ein Patron nach dem andern fortjagte, Schelmenstreiche halber, pfuscht er jetzt Notaren und Advocaten in's Handwerk und ist ein Branntweinsopf.

(Es kommt mehr Volk zusammen und steht truppweis.)

Vansen. Ihr seid auch versammelt, flickt die Köpfe zusammen? Ist immer bedenkenswerth.

Seckt. Ich denk' auch.

Vansen. Wenn jetzt Einer oder der Andere Lust hätte, und Einer oder der Andere den Kopf dazu, wir könnten die Spanischen Ketten auf einmal sprengen.

Seckt. Herr! So müßt Ihr nicht reden. Wir haben dem Könige geschworen.

Vansen. Und der König uns. Merkt Das!

Jetter. Das läßt sich hören! Sagt Eure Meinung.

Einige Andere. Horch! Der versteht's! Der hat Köpfe!

Vanſen. Ich hatte einen alten Patron, der beſaß Pergamente und Briefe von uralten Stiftungen, Contracten und Gerechtſamen; er hielt auf die tollſten Bücher. In einem ſtand unſere ganze Verfaſſung: wie uns Niederländer zuerſt einzelne Fürſten regierten, Alles nach herzebrachten Rechten, Privilegien und Gewohnheiten; wie unſere Vorfahren alle Ehrfurcht für ihren Fürſten gehabt, wenn er ſie regiert', wie er ſollte; und wie ſie ſich gleich verſahen, wenn er über die Schnur hauen wollte. Die Staaten waren gleich hinterd'rein: denn jede Provinz, ſo klein ſie war, hatte ihre Staaten, ihre Landſtände.

Zimmermeiſter. Haltet Euer Maul! Das weiß man lange! Ein jeder rechtſchaffner Bürger iſt, ſoviel er braucht, von der Verfaſſung unterrichtet.

Jetter. Laſſ't ihn reden; man erfährt immer Etwas mehr.

Soeſt. Er hat ganz recht.

Mehrere. Erzählt! Erzählt! So was hört man nicht alle Tage.

Vanſen. Se ſeid Ihr Bürgersleute! Ihr lebt nur ſo in den Tag hin; und wie Ihr Euer Gewerb' von Euern Eltern übernommen habt, ſo laſſ't Ihr auch das Regiment über Euch ſchalten und walten, wie es kann und mag. Ihr fragt nicht nach dem Herkommen, nach der Hiſtorie, nach dem Recht eines Regenten; und über das Verſäumniß haben Euch die Spanier das Netz über die Ohren gezogen.

Soeſt. Wer denkt da d'ran? Wenn Einer nur das tägliche Brod hat!

Jetter. Verflucht! Warum tritt auch Keiner in Zeiten auf und ſagt Einem ſo Etwas?

Vanſen. Ich ſag' es Euch jetzt. Der König in Spanien, der die Provinzen durch gut Glück zuſammen beſitzt, darf doch nicht d'rein ſchalten und walten anders, als die kleinen Fürſten, die ſie ehemals einzeln beſaßen. Begreift Ihr Das?

Jetter. Erklärt's uns.

Vanſen. Es iſt ſo klar, als die Sonne. Mögt Ihr nicht nach Euern Landrechten gerichtet werden? Woher käme Das?

Ein Bürger. Wahrlich!

Vanſen. Hat der Brüſſeler nicht ein ander' Recht als der Antwerper; der Antwerper als der Genter? Woher käme denn Das?

Anderer Bürger. Bei Gott!

Vanſen. Aber, wenn Ihr's ſo fortlaufen laſſ't, wird man's Euch bald anders weiſen. Pfui! Was Carl der Kühne, Friedrich der Krieger, Carl der Fünfte nicht konnten, Das thut nun Philipp durch ein Weib!

Soeſt. Ja, ja! Die alten Fürſten haben's auch ſchon probirt.

Vanſen. Freilich! — Unſere Vorfahren paßten auf. Wie ſie einem Herrn gram wurden, fingen ſie ihm etwa ſeinen Sohn und Erben weg, hielten ihn bei ſich, und gaben ihn nur auf die beſten Bedingungen heraus. Unſere Väter waren Leute! Die wußten, was ihnen nütz' war! Die wußten Etwas zu faſſen und feſtzuſetzen! Rechte Männer! Dafür ſind aber auch unſere Privilegien ſo deutlich, unſere Freiheiten ſo verſichert.

Seifenſieder. Was ſprecht Ihr von Freiheiten?

Das Volk. Von unſern Freiheiten, von unſern Privilegien! Erzählt noch was von unſern Privilegien!

Vanſen. Wir Brabanter beſonders, obgleich alle Provinzen ihre Vortheile haben, wir ſind am Herrlichſten verſehen. Ich habe Alles geleſen.

Soeſt. Sag't an.

Jetter. Laſſ't hören.

Ein Bürger. Ich bitt' Euch.

Vanſen. Erſtlich ſteht geſchrieben: „Der Herzog von Brabant ſoll uns ein guter und getreuer Herr ſein.“

Soeſt. Gut! Steht Das ſo?

Jetter. Getreu? Iſt Das wahr?

Vanſen. Wie ich Euch ſage. Er iſt uns verpflichtet, wie wir ihm. Zweitens: „Er ſoll keine Macht oder eigenen Willen an uns beweiſen, merken laſſen oder gedenken zu geſtatten, auf keinerlei Weiſe.“

Jetter. Schön! Schön! „Nicht beweiſen!“

Soeſt. „Nicht merken laſſen?“

Ein Anderer. „Und nicht gedenken zu geſtatten!“ Das iſt der Hauptpunct. „Niemandem geſtatten, auf keinerlei Weiſe.“

Vanſen. Mit ausdrücklichen Worten.

Jetter. Schafft uns das Buch.

Ein Bürger. Ja, wir müſſen's haben.

Andere. Das Buch! Das Buch!

Ein Anderer. Wir wollen zu der Regentinn gehen mit dem Buche.

Ein Anderer. Ihr ſollt das Wort führen, Herr Doctor.

Seifenſieder. O, die Tröpfe!

Andere. Noch Etwas aus dem Buche!

Seifenſieder. Ich ſchlag' ihm die Zähne in den Hals, wenn er noch ein Wort ſagt.

Das Volk. Wir wollen ſehen, wer ihm Etwas thut. Sagt uns was von unſern Privilegien! Haben wir noch mehr Privilegien?

Vanſen. Mancherlei, und ſehr gute, ſehr heilſame. Da ſteht auch: „Der Landesherr ſoll den geiſtlichen Stand nicht verbeſſern oder mehren, ohne Verwilligung des Adels und der Stände!“ Merkt Das! „Auch den Staat des Landes nicht verändern.“

Soeſt. Iſt Das ſo?

Vansen. Ich will's Euch geſchrieben zeigen, von zwei-, dreihundert Jahren her.

Bürger. Und wir leiden die neuen Beſchwerden? Der Adel muß uns ſchützen; wir fangen Händel an!

Andere. Und wir laſſen uns von der Inquiſition in's Bockshorn jagen?

Vansen. Das iſt Eure Schuld.

Das Volk. Wir haben noch Egmont'en! noch Oranien! Die ſorgen für unſer Beſtes.

Vansen. Eure Brüder in Flandern haben das gute Werk angefangen.

Seifenſieder. Du Hund!

(Er ſchlägt ihn.)

Andere (widerſetzen ſich und rufen). Biſt Du auch ein Spanier?

Ein Anderer. Was? Den Ehrenmann?

Ein Anderer. Den Gelahrten?

(Sie fallen den Seifenſieder an.)

Zimmermeiſter. Um's Himmels willen, ruht! (Andere miſchen ſich in den Streit.)

Zimmermeiſter. Bürger, was ſoll Das?

(Buben pfeifen, werfen mit Steinen, bellen Hunde an; Einer ſchlägt auf die Trommel; Andere ſchießen auf und ab; Andere treiben allerlei Schalkheiten, ſchreien und tobieren.)

Andere. Freiheit und Privilegien! Privilegien und Freiheit!

Egmont (tritt auf mit Begleitung).

Egmont. Ruhig! Ruhig, Leute! Was gibt's? Ruhe! Bringt ſie aus einander!

Zimmermeiſter. Gnädiger Herr, Ihr kommt wie ein Engel des Himmels! Stille! ſeht Ihr Nichts? Graf Egmont! Dem Grafen Egmont Reverenz!

Egmont. Auch hier? Was fangt Ihr an? Bürger gegen Bürger! Hält ſogar die Nähe unſerer königlichen Regentin dieſen Haſſen nicht zurück? Geht aus einander, geht an Euer Gewerbe. Es iſt ein übles Zeichen, wenn Ihr an Werktagen feiert. Was wär's?

(Der Tumult theilt ſich nach und nach, und Andere kommen um ihn herum.)

Zimmermeiſter. Sie ſchlugen ſich um ihre Privilegien.

Egmont. Die ſie noch muthwillig zertrümmern werden. — Und wer ſeid Ihr? Ihr ſcheint mir rechtliche Leute.

Zimmermeiſter. Das iſt unſer Beſtreben.

Egmont. Eures Zeichens?

Zimmermeiſter. Zimmermann und Zunftmeiſter.

Egmont. Und Ihr?

Soeſt. Krämer.

Egmont. Ihr?

Jetter. Schneider.

Egmont. Ich erinnere mich, Ihr habt mir an den Livreen für meine Leute gearbeitet. Euer Name iſt Jetter.

Jetter. Gnade, daß Ihr Euch Deſſen erinnert.

Egmont. Ich vergeſſe Niemanden leicht, den ich einmal gelieben und geſprochen habe. Was an Euch iſt, Ruhe zu erhalten, Leute, Das thut; Ihr ſeid übel genug angeſchrieben. Reizt den König nicht mehr; er hat zuletzt doch die Gewalt in Händen. Ein ordentlicher Bürger, der ſich ehrlich und fleißig nährt, hat überall ſo viel Freiheit, als er braucht.

Zimmermeiſter. Ach wohl! Das iſt eben unſere Noth! Die Tagdiebe, die Säufer, die Faulenzer, mit Euer Gnaden Verlaub; die ſtänkern aus langer Weile, und ſchreien aus Hunger nach Privilegien, und lügen den Neugierigen und Leichtgläubigen was vor; und um eine Kanne Bier bezahlt zu kriegen, fangen ſie Händel an, die viel tauſend Menſchen unglücklich machen. Das iſt ihnen eben recht. Wir halten unſere Häuſer und Kaſten zu gut verwahrt: da möchten ſie gern uns mit Feuer brandſchatzen davon treiben.

Egmont. Allen Beiſtand ſollt Ihr finden; es ſind Maßregeln genommen, dem Uebel kräftig zu begegnen. Stehet feſt gegen die fremde Lehre, und glaubet nicht, durch Anarchie befeſtige man Privilegien. Bleibet zu Hauſe; leidet nicht, daß ſie ſich auf den Straßen rotten. Vernünftige Leute können viel thun.

(Indeſſen hat ſich der größte Haufe verlaufen.)

Zimmermeiſter. Danken Euer Excellenz, danken für die gute Meinung! Alles, was an uns liegt! — (Egmont ab.) Ein gnädiger Herr, der ächte Niederländer! Gar ſo nichts Spaniſches.

Jetter. Hätten wir ihn nur zum Regenten! Man folgt ihm gerne.

Soeſt. Das läßt der König wohl ſein. Den Platz beſetzt er immer mit den Seinigen.

Jetter. Haſt da das Kleid geſehen? Das war nach der neueſten Art, nach Spaniſchem Schnitt.

Zimmermeiſter. Ein ſchöner Herr!

Jetter. Sein Hals wär' ein rechtes Freſſen für einen Scharfrichter.

Soeſt. Biſt Du toll? Was kommt Dir ein!

Jetter. Dumm genug, daß Einem ſo Etwas einfällt! — Es iſt mir neu ſo. Wenn ich einen ſchönen, langen Hals ſehe, muß ich gleich wider Willen denken: der iſt gut köpfen. Die verfluchten Excentionen! Man kriegt ſie nicht aus dem Sinne. Wenn die Puriſche ſchwimmen, und ich ſeh' einen nackten Buckel, gleich fällen ſie mir zu Dutzenden ein, die ich habe mit Ruthen ſtreichen ſehen. Begegnet mir ein rechter Wanſt, wenn' ich, den könnt' ich eben am Pfahl braten. Des Nachts im Traume

zwickt mich's an allen Gliedern; man wird eben keine Stunde froh. Jede Luſtbarkeit, jeden Spaß hab' ich bald vergeſſen; die fürchterlichen Geſtalten ſind mir, wie vor die Stirne gebrannt.

Egmont's Wohnung.

Secretär,

(an einem Tiſch mit Papieren, er ſteht unruhig auf).

Er kommt immer nicht; und ich warte ſchon zwei Stunden, die Feder in der Hand, die Papiere vor mir; und eben heute möcht' ich gern ſo zeitig fort. Es brennt mir unter den Sohlen. Ich kann vor Ungeduld kaum bleiben. „Sei auf die Stunde da," befahl er mir noch, ehe er wegging; nun kommt er nicht. Es iſt ſo viel zu thun; ich werde vor Mitternacht nicht fertig. Freilich ſieht er Einem auch einmal durch die Finger. Doch hielt' ich's beſſer, wenn er ſtrenge wäre, und ließe Einen auch wieder zur beſtimmten Zeit. Man könnte ſich einrichten. Von der Regentin iſt er nun ſchon zwei Stunden weg; wer weiß, wen er unterwegs angefaßt hat?

Egmont (tritt auf).

Egmont. Wie ſteht's aus?

Secretär. Ich bin bereit, und drei Boten warten.

Egmont. Ich bin Dir wohl zu lang geblieben; Du machſt ein verdrießlich' Geſicht.

Secretär. Euerm Befehl zu gehorchen, wart' ich ſchon lange. Hier ſind die Papiere!

Egmont. Donna Elvira wird böſe auf mich werden, wenn ſie hört, daß ich Dich abgehalten habe.

Secretär. Ihr ſcherzt.

Egmont. Nein, nein. Schäme Dich nicht. Du zeigſt einen guten Geſchmack. Sie iſt hübſch; und es iſt mir ganz recht, daß Du auf dem Schloſſe eine Freundinn haſt. Was ſagen die Briefe?

Secretär. Mancherlei, und wenig Erfreuliches.

Egmont. Da iſt gut, daß wir die Freude zu Hauſe haben und ſie nicht auswärts her zu erwarten brauchen. Iſt viel gekommen?

Secretär. Genug; und drei Boten warten.

Egmont. Sieh an; das Nöthigſte.

Secretär. Es iſt Alles nöthig.

Egmont. Eins nach dem Andern; nur geſchwind!

Secretär. Hauptmann Verda ſchickt die Relation, was weiter in Gent und der umliegenden Gegend vorgefallen. Der Tumult hat ſich meiſtens gelegt. —

Egmont. Er ſchreibt wohl noch von einzelnen Ungezogenheiten und Tollkühnheiten?

Secretär. Ja! Es kommt noch Manches vor.

Egmont. Verſchone mich damit.

Secretär. Noch Sechs ſind eingezogen worden, die bei Verwüſtung des Marien-Bild umgeriſſen haben. Er fragt an, ob er ſie auch, wie die Andern, ſoll hängen laſſen?

Egmont. Ich bin des Hängens müde. Man ſoll ſie durchpeitſchen, und ſie mögen gehen.

Secretär. Es ſind zwei Weiber dabei; ſoll er die auch durchpeitſchen?

Egmont. Die mag er verwarnen und laufen laſſen.

Secretär. Briuk, von Breda's Compagnie, will heirathen. Der Hauptmann bittet, Ihr werdet's ihm abſchlagen. Es ſind ſo viele Weiber bei dem Haufen, ſchreibt er, daß, wenn wir ausziehen, es keinem Soldaten-Marſch, ſondern einem Zigeuner-Geſchleppe ähnlich ſehen wird.

Egmont. Dem mag's noch hingehen! Es iſt ein ſchöner, junger Kerl; er hat mich noch ganz dringend, eh' ich wegging. Aber nun ſoll's Keinem mehr geſtattet ſein, ſo leid mir's thut, den armen Teufeln, die ohnedieß genug ſind, ihren beſten Spaß zu verſagen.

Secretär. Zwei von Euern Leuten, Selce und Hart, haben einem Mädel, einer Wirthstochter, übel mitgeſpielt. Sie kneipten ſie allein, und die Dirne konnte ſich ihrer nicht erwehren.

Egmont. Wenn es ein ehrlich' Mädchen iſt, und ſie haben Gewalt gebraucht, ſo ſoll er ſie drei Tage hinter einander mit Ruthen ſtreichen laſſen; und wenn ſie Etwas beſitzen, ſoll er ſoviel davon einziehen, daß dem Mädchen eine Ausſtattung gericht werden kann.

Secretär. Einer von den fremden Lehrern iſt heimlich durch Comines gegangen und entdeckt worden. Er ſchwört, er ſei im Begriff, nach Frankreich zu gehen. Nach dem Befehl ſoll er enthauptet werden.

Egmont. Sie ſollen ihn in der Stille an die Grenze bringen und ihm verſichern, daß er das zweite Mal nicht ſo wegkommt.

Secretär. Ein Brief von Euerm Einnehmer. Er ſchreibt: es komme wenig Geld ein; er könne auf die Woche die verlangte Summe ſchwerlich ſchicken; der Tumult habe in Alles die größte Confuſion gebracht.

Egmont. Das Geld muß herbei; er mag ſehen, wie er es zuſammenbringt.

Secretär. Er ſagt: er werde ſein Möglichſtes thun, und wolle endlich den Armemd, der Euch ſo lange ſchuldig iſt, verklagen und in Verhaft nehmen laſſen.

Egmont. Der hat ja verſprochen, zu bezahlen.

Secretär. Das letzte Mal ſetzte er ſich ſelbſt vierzehn Tage.

Egmont. So gebe man ihm noch vierzehn Tage; und dann mag er gegen ihn verfahren.

Secretär. Ihr thut wohl. Es iſt nicht Unvermögen; es iſt böſer Wille. Er macht gewiß Ernſt, wenn er ſieht, Ihr ſpaſſt nicht. — Ferner ſagt der Einnehmer: er wolle den alten Soldaten, den Witwen und einigen Andern, denen Ihr Gnadenjahr gebt, die Gebühren einen halben Monat zurückhalten; man könne indeſſen Rath ſchaffen; ſie möchten ſich einrichten.

Egmont. Was iſt da einzurichten? Die Leute brauchen das Geld nothiger als ich. Das ſoll er bleiben laſſen.

Secretär. Woher befehlt Ihr denn, daß er das Geld nehmen ſoll?

Egmont. Darauf mag er denken; es iſt ihm im vorigen Briefe ſchon geſagt.

Secretär. Deßwegen thut er die Vorſchläge.

Egmont. Die taugen nicht; er ſoll auf was Anders ſinnen. Er ſoll Vorſchläge thun, die annehmlich ſind, und vor Allem ſoll er das Geld ſchaffen.

Secretär. Ich habe den Brief des Grafen Oliva wieder hierher gelegt. Verzeiht, daß ich Euch daran erinnere. Der alte Herr verdient vor allen Andern eine ausführliche Antwort. Ihr wolltet ihm ſelbſt ſchreiben. Gewiß, er liebt Euch, wie ein Vater.

Egmont. Ich komme nicht dazu. Und unter vielem Verhaßten iſt mir das Schreiben das Verhaßteſte. Du machſt meine Hand ja ſo gut nach, ſchreib' in meinem Namen. Ich erwarte Oranien. Ich komme nicht dazu, und wünſchte ſelbſt, daß ihm auf ſeine Bedenklichkeiten was recht Beruhigendes geſchrieben wurde.

Secretär. Sagt mir ungefähr Eure Meinung; ich will die Antwort ſchon aufſetzen und ſie Euch vorlegen. Geſchrieben ſoll ſie werden, daß ſie vor Gericht für Eure Hand gelten kann.

Egmont. Gib mir den Brief. (Nachdem er hineingeſehen.) „Guter ehrlicher Alter! Warſt Du in Deiner Jugend auch wohl ſo bedächtig? Erſtiegſt Du nie einen Wall? Bliebſt Du in der Schlacht, wo es die Klugheit anräth, hinten? — Der Treue, Sorgliche! Er will mein Leben und mein Glück, und fühlt nicht, daß Der ſchon todt iſt, der um ſeiner Sicherheit willen lebt.“ — Schreib' ihm, er möge unbeſorgt ſein; ich handle, wie ich ſoll; ich werde mich ſchon wahren: ſein Anſehen bei Hofe ſoll er zu meinen Gunſten brauchen und meines vollkommenen Dankes gewiß ſein.

Secretär. Nichts weiter? O er erwartet mehr.

Egmont. Was ſoll ich mehr ſagen? Willſt Du mehr Worte machen, ſo ſteht's bei Dir. Es dreht ſich immer um den einen Punct: ich ſoll leben, wie ich nicht leben mag. Daß ich fröhlich bin, die Sachen leicht nehme, raſch lebe, das iſt mein Glück; und ich vertauſch' es nicht gegen die Sicherheit eines Todtengewölbes. Ich habe nun zu der Spaniſchen Lebensart nicht einen Blutstropfen in meinen Adern; nicht Luſt, meine Schritte nach der neuen, bedächtigen Hof-Cadenz zu meſſen. Leb' ich nur, um aufs Leben zu denken? Soll ich den gegenwärtigen Augenblick nicht genießen, damit ich des folgenden gewiß ſei; und dieſen wieder mit Sorgen und Grillen vergeuden?

Secretär. Ich bitt' Euch, Herr, ſeid nicht ſo barſch und rauh gegen den guten Mann. Ihr ſeid ja ſonſt gegen Alle freundlich. Sag't mir ein gefällig' Wort, das den edeln Freund beruhige. Seh't, wie ſorgfältig er iſt, wie leiſ' er Euch berührt.

Egmont. Und doch berührt er immer dieſe Saite. Er weiß von Alters her, wie verhaßt mir dieſe Ermahnungen ſind; ſie machen mir's nicht, ſie helfen Nichts. Und wenn ich ein Nachtwandler wäre und auf dem gefährlichen Giebel eines Hauſes ſpazirte, iſt es freundſchaftlich, mich bei m Namen zu rufen und mich zu warnen, zu wecken und zu tödten? Laſſ't Jeden ſeines Pfades geh'n; er mag ſich wahren.

Secretär. Es ziemt Euch nicht zu ſcherzen; aber wer Euch kennt und liebt —

Egmont (in den Brief ſehend). Da bringt er wieder die alten Mährchen auf: was wir an einem Abend in leichtem Uebermuth der Geſelligkeit und des Weins getrieben und geſtrichen, und was man daraus für Folgen und Beweiſe durch's ganze Königreich gezogen und geſchleppt habe. — Nun gut! Wir haben Schellenkappen, Narrenkutten auf unſrer Diener Aermel flicken laſſen, und haben dieſe tolle Zierde nachher in ein Bündel Pfeile verwandelt, ein noch gefährlicher' Symbol für Alle, die denken wollen, wo Nichts zu denken iſt. Wir haben die und jene Thorheit in einem luſtigen Augenblick empfangen und geboren; ſind Schuld, daß eine ganze, edle Schaar mit Bettelſäcken und mit einem ſelbſtgewählten Namen dem Könige ſeine Pflicht mit ſpottender Demuth in's Gedächtniß rief; ſind Schuld — was iſt's denn weiter? Iſt ein Faſtnachtſpiel gleich Hochverrath? Sind uns die kurzen, bunten Lumpen zu mißgönnen, die ein jugendlicher Muth, eine angefriſchte Phantaſie, um unſers Lebens arme Blöße hängen mag? Wenn Ihr das Leben gar zu ernſthaft nehmt, was iſt

denn d'ran? Wenn uns der Morgen nicht zu neuen Freuden weckt, am Abend uns keine Lust zu hoffen übrig bleibt: ist's wohl des An- und Ausziehens werth? Scheint mir die Sonne heut, um Das zu überlegen, was gestern war, und um zu rathen, zu verbinden, was nicht zu errathen, nicht zu verbinden ist, das Schicksal eines kommenden Tages? Schenke mir diese Betrachtungen; wir wollen sie Schülern und Weltlingen überlassen. Die mögen sinnen und ausspinnen, wandeln und schleichen, gelangen, wohin sie können, erschleichen, was sie können. Kannst Du von allem Diesem Etwas brauchen, daß Deine Epistel kein Buch wird, so ist mir's recht. Dem guten Alten scheint Alles viel zu wichtig. So drückt ein Freund, der lang unsere Hand gehalten, sie stärker noch ein Mal, wenn er sie lassen will.

Secretär. Verzeih't mir, es wird dem Irrgänger schwindlig, der einen Mann mit rasselnder Eile daherfahren sieht.

Egmont. Kind! Kind! Nicht weiter! Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unsers Schicksals leichtem Wagen durch; und uns bleibt Nichts als, muthig gefaßt, die Zügel festzuhalten, und bald rechts bald links vom Steine hier, vom Sturze da, die Räder wegzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? Erinnert er sich doch kaum, woher er kam.

Secretär. Herr! Herr!

Egmont. Ich strebe hoch, und kann und muß noch höher steigen; ich fühle mir Hoffnung, Muth und Kraft. Noch hab' ich meines Wachsthums Gipfel nicht erreicht; und steh' ich d'roben einst, so will ich fest, nicht ängstlich steh'n. Soll ich fallen, so mag ein Donnerschlag, ein Sturmwind, ja selbst ein verfehlter Schritt mich abwärts in die Tiefe stürzen; da lieg' ich mit viel' Tausenden. Ich habe nie verschmäht, mit meinen guten Kriegsgesellen um kleinen Gewinnst das blutige Loos zu werfen; und sollt' ich knickern, wenn's um den ganzen, freien Werth des Lebens geht?

Secretär. O Herr! Ihr wiss't nicht, was für Worte Ihr sprecht! Gott erhalt' Euch!

Egmont. Nimm Deine Papiere zusammen. Oranien kommt. Fertige aus, was am Nöthigsten ist, daß die Boten fortkommen, eh' die Thore geschlossen werden. Das Andere hat Zeit. Den Brief an den Grafen laß' bis morgen; versäume nicht, Elvire'n zu besuchen, und grüße sie von mir. — Herche, wie sich die Regentinn bekundet; sie soll nicht wohl sein, eh sie's gleich verbirgt. (Secretär ab.)

Oranien (kommt).

Egmont. Willkommen, Oranien! Ihr scheint mir nicht ganz frei.

Oranien. Was sagt Ihr zu nun der Unterhaltung mit der Regentinn?

Egmont. Ich fand in ihrer Art uns aufzunehmen nichts Außerordentliches. Ich habe sie schon öfter so gesehen. Sie schien mir nicht ganz wohl.

Oranien. Merktet Ihr nicht, daß sie zurückhaltender war? Erst wollte sie unser Betragen bei dem neuen Aufruhr des Volks gelassen billigen; nachher merkte sie an, was sich doch auch für ein falsches Licht darauf werfen lasse; wich dann mit dem Gespräche zu ihrem alten, gewöhnlichen Discurs: daß man ihre liebevolle, gute Art, ihre Freundschaft zu uns Niederländern, nie genug erkannt, zu leicht behandelt habe; daß Nichts einen erwünschten Ausgang nehmen wolle; daß sie am Ende wohl müde werden, der König sich zu andern Maßregeln entschließen müsse. — Habt Ihr Das gehört?

Egmont. Nicht Alles; ich dachte unterdessen an was Anderes. Sie ist ein Weib, guter Oranien; und die möchten immer gern, daß sich Alles unter ihr sanftes Joch gelassen schmiegte, daß jeder Herculos die Löwenhaut ablegte und ihren Knäuelhof vermehrte; daß, weil sie friedlich gesinnt sind, die Gährung, die ein Volk ergreift, der Sturm, den mächtige Nebenbuhler gegen einander erregen, sich durch ein freundlich' Wort beilegen ließe, und die widrigsten Elemente sich zu ihren Füßen in sanfter Eintracht vereinigten. Das ist ihr Fall, und da sie es dahin nicht bringen kann, so hat sie keinen Weg, als launisch zu werden, sich über Undankbarkeit, Unweisheit zu beklagen, mit schrecklichen Aussichten in die Zukunft zu drohen, und zu drohen — daß sie fortgehen will.

Oranien. Glaub't Ihr das Mal nicht, daß sie ihre Drohung erfüllt?

Egmont. Nimmermehr! Wie oft habe ich sie schon reisefertig gesehen! Wo will sie denn hin? Hier Statthalterinn, Königinn; glaubst Du, daß sie es unterhalten wird, am Hofe ihres Bruders unbedeutende Tage abzuhaspeln, oder nach Italien zu gehen und sich in alten Familien-Verhältnissen herumzuschleppen?

Oranien. Man hält sie dieser Entschließung nicht fähig, weil Ihr sie habt zaudern, weil Ihr sie habt zurücktreten sehen; dennoch liegt's wohl in ihr; neue Umstände treiben sie zu dem lang verzögerten Entschluß. Wenn sie ginge, und der König schickte einen Andern?

Egmont. Nun, Der würde kommen und würde eben auch zu thun finden. Mit großen Planen, Projecten und Gedanken würde er kommen, wie er Alles zurecht rücken, unterwerfen und zusammenhalten wolle; und würde heut mit dieser Kleinigkeit, morgen mit einer

andern zu thun haben, übermorgen jene Hinderniß finden, einen Monat mit Entwürfen, einen andern mit Verdruß über fehlgeschlagne Unternehmen, ein halb Jahr in Sorgen über eine einzige Provinz zubringen. Auch Ihm wird die Zeit vergehen, der Kopf schwindeln und die Dinge wie zuvor ihren Gang halten, daß er, statt weite Meere nach einer vorgezogenen Linie zu segeln, Gott danken mag, wenn er sein Schiff in diesem Sturme vom Felsen hält.

Oranien. Wenn man nun aber dem König zu einem Versuch riethe?

Egmont. Der wäre?

Oranien. Zu sehen, was der Rumpf ohne Haupt anfinge.

Egmont. Wie?

Oranien. Egmont, ich trage viele Jahre her alle unsere Verhältnisse am Herzen; ich sehe immer, wie über einem Schachspiele, und halte keinen Zug des Gegners für unbedeutend; und wie müßige Menschen mit der größten Sorgfalt sich um die Geheimnisse der Natur bekümmern, so halt' ich es für Pflicht, für Beruf eines Fürsten, die Gesinnungen, die Rathschläge aller Parteien zu kennen. Ich habe Ursache, einen Ausbruch zu befürchten. Der König hat lange nach gewissen Grundsätzen gehandelt; er sieht, daß er damit nicht auskommt; was ist wahrscheinlicher, als daß er es auf einem andern Wege versucht?

Egmont. Ich glaub's nicht. Wenn man alt wird und hat so viel versucht, und es will in der Welt nie zur Ordnung kommen, muß man es endlich wohl genug haben.

Oranien. Eins hat er noch nicht versucht.

Egmont. Nun?

Oranien. Das Volk zu schonen und die Fürsten zu verderben.

Egmont. Wie Viele haben Das schon lange gefürchtet! Es ist keine Sorge.

Oranien. Sonst war's Sorge; nach und nach ist mir's Vermuthung, zuletzt Gewißheit geworden.

Egmont. Und hat der König treuere Diener als uns?

Oranien. Wir dienen ihm auf unsere Art; und unter einander können wir gestehen, daß wir des Königs Rechte und die unsrigen wohl abzuwägen wissen.

Egmont. Wer thut's nicht? Wir sind ihm unterthan und gewärtig in Dem, was ihm zukommt.

Oranien. Wenn er sich nun aber mehr zuschriebe und Treulosigkeit nennte, was wir heißen, auf unsere Rechte halten?

Egmont. Wir werden uns vertheidigen können. Er rufe die Ritter des Vließes zusammen; wir wollen uns richten lassen.

Oranien. Und was wäre ein Urtheil vor der Untersuchung, eine Strafe vor dem Urtheil?

Egmont. Eine Ungerechtigkeit, der sich Philipp nie schuldig machen wird, und eine Thorheit, die ich ihm und seinen Räthen nicht zutraue.

Oranien. Und wenn sie nun ungerecht und thöricht wären?

Egmont. Nein, Oranien, es ist nicht möglich. Wer sollte wagen, Hand an uns zu legen? Uns gefangen zu nehmen, wär' ein verlornes und fruchtloses Unternehmen. Nein, sie wagen nicht, das Panier der Tyrannei so hoch aufzustecken. Der Windhauch, der diese Nachricht über's Land brächte, würde ein ungeheures Feuer zusammentreiben. Und wo hinaus wollten sie? Richten und verdammen kann nicht der König allein; und wollten sie meuchelmörderisch an unser Leben? — Sie können nicht wollen. Ein schrecklicher Bund würde in einem Augenblick das Volk vereinigen. Haß und ewige Trennung vom Spanischen Namen würde sich gewaltsam erklären.

Oranien. Die Flamme wüthete dann über unserm Grabe, und das Blut unserer Feinde flösse zum leeren Sühnopfer. Laß uns denken, Egmont.

Egmont. Wie sollten sie aber?

Oranien. Alba ist unterwegs.

Egmont. Ich glaub's nicht.

Oranien. Ich weiß es.

Egmont. Die Regentinn wollte Nichts wissen.

Oranien. Um desto mehr bin ich überzeugt. Die Regentinn wird ihm Platz machen. Seinen Mordsinn kenn' ich, und ein Heer bringt er mit.

Egmont. Auf's Neue die Provinzen zu beschätzen? Das Volk wird höchst schwierig werden.

Oranien. Man wird sich der Häupter versichern.

Egmont. Nein! Nein!

Oranien. Laß uns gehen. Jeder in seine Provinz. Dort wollen wir uns verstärken; mit offner Gewalt fängt er nicht an.

Egmont. Müssen wir ihn nicht begrüßen, wenn er kommt?

Oranien. Wir zögern.

Egmont. Und wenn er uns im Namen des Königs bei seiner Ankunft fordert?

Oranien. Suchen wir Ausflüchte.

Egmont. Und wenn er dringt?

Oranien. Entschuldigen wir uns.

Egmont. Und wenn er d'rauf besteht?

Oranien. Kommen wir um so weniger.

Egmont. Und der Krieg ist erklärt, und wir sind die Rebellen. Oranien, laß Dich nicht

durch Klugheit verführen; ich weiß, daß Furcht Dich nicht weichen macht. Bedenke den Schritt.

Oranien. Ich habe ihn bedacht.

Egmont. Bedenke, wenn Du Dich irrst, woran Du Schuld bist; an dem verderblichsten Kriege, der je ein Land verwüstet hat. Dein Weigern ist das Signal, das die Provinzen mit ein' Mal zu den Waffen ruft, das jede Grausamkeit rechtfertigt, wozu Spanien von jeher nur gern den Vorwand gehascht hat. Was wir lange mühselig gestillt haben, wirst Du mit einem Winke zur schrecklichsten Verwirrung aufhetzen. Denk' an die Städte, die Edeln, das Volk, an die Handlung, den Feldbau, die Gewerbe, und denke die Verwüstung, den Mord! — Ruhig sieht der Soldat wohl im Felde seinen Cameraden neben sich hinfallen; aber den Fluß herunter werden Dir die Leichen der Bürger, der Kinder, der Jungfrauen entgegen schwimmen, daß Du mit Entsetzen dastehst, und nicht mehr weißt, wessen Sache Du vertheidigst, da Die zu Grunde gehen, für deren Freiheit Du die Waffen ergreifst. Und wie wird Dir's sein, wenn Du Dir still sagen mußt: für meine Sicherheit ergriff ich sie.

Oranien. Wir sind nicht einzelne Menschen, Egmont. Ziemt es sich, uns für Tausende hinzugeben, so ziemt es sich auch, uns für Tausende zu schonen.

Egmont. Wer sich schont, muß sich selbst verdächtig werden.

Oranien. Wer sich kennt, kann sicher vor- und rückwärts gehen.

Egmont. Das Uebel, das Du fürchtest, wird gewiß durch Deine That.

Oranien. Es ist klug und kühn, dem unvermeidlichen Uebel entgegenzugehen.

Egmont. Bei so großer Gefahr kommt die leichteste Hoffnung in Anschlag.

Oranien. Wir haben nicht für den leisesten Fußtritt Platz mehr; der Abgrund liegt vor uns.

Egmont. Ist des Königs Gunst ein so schmaler Grund?

Oranien. So schmal nicht, aber schlüpfrig.

Egmont. Bei Gott! Man thut ihm Unrecht. Ich mag nicht leiden, daß man unwürdig von ihm denkt! Er ist Carl's Sohn und keiner Niedrigkeit fähig.

Oranien. Die Könige thun nichts Niedriges.

Egmont. Man sollte ihn kennen lernen.

Oranien. Eben diese Kenntniß räth uns, eine gefährliche Probe nicht abzuwarten.

Egmont. Keine Probe ist gefährlich, zu der man Muth hat.

Oranien. Du wirst aufgebracht, Egmont.

Egmont. Ich muß mit meinen Augen sehen.

Oranien. O sähst Du dies Mal nur mit den meinigen! Freund, weil Du sie offen hast, glaubst Du, Du sähst. Ich gehe! Warte Du Alba's Ankunft ab, und Gott sei bei Dir! Vielleicht rettet Dich mein Weigern. Vielleicht, daß der Drache Nichts zu fangen glaubt, wenn er uns nicht Beide auf einmal verschlingt. Vielleicht zögert er, um seinen Anschlag sicherer auszuführen; und vielleicht siehst Du indeß die Sache in ihrer wahren Gestalt. Aber kann schnell! schnell! Rette! rette Dich! — Leb' wohl! — Laß Deiner Aufmerksamkeit Nichts entgehen: wie viel Mannschaft er mitbringt; wie er die Stadt besetzt; was für Macht die Regentinn behält; wie Deine Freunde gefaßt sind. Gib mir Nachricht — — — Egmont. —

Egmont. Was willst Du?

Oranien (ihn bei der Hand fassend). Laß' Dich überreden! Geh' mit!

Egmont. Wie? Thränen, Oranien?

Oranien. Einen Verlornen zu beweinen, ist auch männlich.

Egmont. Du wähnst mich verloren?

Oranien. Du bist's. Bedenke! Dir bleibt nur eine kurze Frist. Leb' wohl! (ab)

Egmont (allein). Daß anderer Menschen Gedanken solchen Einfluß auf uns haben! Wär' es nie eingekommen; und dieser Mann trägt seine Sorglichkeit in mich herüber. — Weg! — Das ist ein fremder Tropfen in meinem Blute. Gute Natur, wirf ihn wieder heraus! Und von meiner Stirne die sinnenden Runzeln wegzubaden, gibt es ja wohl noch ein freundlich' Mittel.

Dritter Aufzug.

Palast der Regentinn.

Margarethe von Parma.

Ich hätte mir's vermuthen sollen. Ha! Wenn man in Mühe und Arbeit vor sich hinlebt, denkt man immer, man thue das Möglichste; und Der von Weitem zusieht und beschließt, glaubt, er verlange nur das Mögliche. — O die Könige! — Ich hätte nicht geglaubt, daß es mich so verdrießen könnte. Es ist so schön, zu herrschen! — Und abdanken? — Ich weiß nicht, wie mein Vater es konnte; aber ich will es auch.

Machiavell (erscheint im Grunde).

Regentinn. Tretet näher, Machiavell. Ich denke hier über den Brief meines Bruders.

Machiavell. Ich darf wissen, was er enthält?

Regentinn. So viel zärtliche Aufmerk-

Alonzo zu den Bedienten.

Ihr bleibt dabey? Nun gut, ich will es wagen:
Denn hab' ich ihn; so sind die andern bald
Von selbst zerstreut. Du feiner Vogel, kommst
Du mir zuletzt in's Haus? Ich halt' ihn hier,
Geb' ihm ein Zimmer ein, das schon so gut
Als ein Gefängniß ist und doch nicht scheint.

Laut.

Mein Herr, ihr bleibt heut Nacht bey uns.
Ich lasse
Euch nicht hinweg, ihr sollt mir sicher ruhen,
Und morgen gibt der Tag euch das Geleite.

Rugantino.

Ich danke tausendmal. Schlaft, werthe Freunde,
Auf's ruhigste nach einem frohen Tag.

Zu Lucinden.

Entschließe dich! Mir brennt das Herz im
Busen:
Und sagst du mir nicht eine Hoffnung zu;
So bin ich meiner selbst nicht mächtig, bin
Im Falle, toll und wild das äußerste zu wagen.

ſamkeit für mich, als Sorgfalt für ſeine Staaten. Er rühmt die Standhaftigkeit, den Fleiß und die Treue, womit ich bisher für die Rechte ſeiner Majeſtät in dieſen Landen gewacht habe. Er bedauert mich, daß mir das unbändige Volk ſo viel zu ſchaffen mache. Er iſt von der Tiefe meiner Einſichten ſo vollkommen überzeugt, mit der Klugheit meines Betragens ſo außerordentlich zufrieden, daß ich faſt ſagen muß, der Brief iſt für einen König zu ſchön geſchrieben, für einen Bruder gewiß.

Machiavell. Es iſt nicht das erſte Mal, daß er Euch ſeine gerechte Zufriedenheit bezeigt.

Regentinn. Aber das erſte Mal, daß es rednieriſche Figur iſt.

Machiavell. Ich verſteh' Euch nicht.

Regentinn. Ihr werdet. — Denn er meint, nach dieſem Eingange: ohne Mannſchaft, ohne eine kleine Armee werde ich immer hier eine üble Figur ſpielen! Wir hätten, ſagt er, unrecht gethan, auf die Klagen der Einwohner unſere Soldaten aus den Provinzen zu ziehen. Eine Beſatzung, meint er, die dem Bürger auf dem Nacken laſtet, verbiete ihm durch ihre Schwere, große Sprünge zu machen.

Machiavell. Es würde die Gemüther äußerſt aufbringen.

Regentinn. Der König meint aber, hörſt Du? — Er meint, daß ein tüchtiger General, ſo einer, der gar keine Raiſon annimmt, gar bald mit Volk und Adel, Bürgern und Bauern fertig werden könne; — und ſchickt deßwegen mit einem ſtarken Heere — den Herzog von Alba.

Machiavell. Alba?

Regentinn. Du wunderſt Dich?

Machiavell. Ihr ſagt: er ſchickt. Er fragt wohl, ob er ſchicken ſoll?

Regentinn. Der König fragt nicht; er ſchickt.

Machiavell. So werdet Ihr einen erfahrnen Krieger in Euern Dienſten haben.

Regentinn. In meinen Dienſten? Rede grad' heraus, Machiavell.

Machiavell. Ich möcht' Euch nicht vergreifen.

Regentinn. Und ich möchte mich verſtellen! Es iſt mir empfindlich, ſehr empfindlich. Ich wollte lieber, mein Bruder ſagte, wie er's denkt, als daß er förmliche Epiſteln unterſchreibt, die ein Staats-Secretär aufſetzt.

Machiavell. Sollte man nicht einſehen? —

Regentinn. Und ich kenne ſie inwendig und auswendig. Sie möchten's gern geändert und gekehrt haben; und weil ſie ſelbſt nicht zugreifen, ſo findet ein Jeder Vertrauen, der mit dem Beſen in der Hand kommt. O, mir iſt's, als wenn ich den König und ſein Conſeil auf dieſer Tapete gewirkt ſähe!

Machiavell. So lebhaft?

Regentinn. Es fehlt kein Zug. Es ſind gute Menſchen d'runter: der ehrliche Rodrich, der ſo erfahren und mäßig iſt, nicht zu hoch will, und doch Nichts fallen läßt; der gerade Alonzo; der fleißige Treneda; der feſte Las Vargas und noch Einige, die mitgehen, wenn die gute Partei mächtig wird. Da ſitzt aber der hochmüthige Toledaner mit der ehr'nen Stirne und dem tiefen Feuerblick, murmelt zwiſchen den Zähnen von Weiberzucht, unzeitigem Nachgeben, und daß Frauen wohl von zugerittenen Pferden ſich tragen laſſen, ſelbſt aber ſchlechte Stallmeiſter ſind, und ſolche Späße, die ich ehemals von den politiſchen Herren habe mit durchhören müſſen.

Machiavell. Ihr habt zu dem Gemälde einen guten Farbentopf gemahlt.

Regentinn. Geſteh't nur, Machiavell: In meiner ganzen Schattirung, aus der ich allenfalls malen könnte, iſt kein Ton ſo gelbbraun, gallenſchwarz, wie Alba's Geſichtsfarbe, und als die Farbe, aus der er malt. Jeder iſt bei ihm gleich ein Gottesläſterer, ein Majeſtäts-Schänder; denn aus dieſem Capitel kann man ſie Alle ſogleich rädern, pfählen, viertheilen und verbrennen. — Das Gute, was ich hier gethan habe, ſieht gewiß in der Ferne wie Nichts aus, eben weil's gut iſt. — Da hängt er ſich an jeden Muthwillen, der vorbei iſt, erinnert an jede Unruhe, die geſtillt iſt; und es wird dem Könige vor den Augen ſo voll Meuterei, Aufruhr und Tollkühnheit, daß er ſich vorſtellt, ſie ſtürzen ſich hier einander auf, wenn eine flüchtig vorübergehende Ungezogenheit eines rohen Volks bei uns lange vergeſſen iſt. Da faßt er einen recht herzlichen Haß auf die armen Leute; ſie kommen ihm abſcheulich, ja wie Thiere und Ungeheuer vor; er ſieht ſich nach Feuer und Schwert um und wähnt, ſo bändige man Menſchen.

Machiavell. Ihr ſcheint mir zu heftig. Ihr nehmt die Sache zu hoch. Bleib't Ihr nicht Regentinn?

Regentinn. Das kann' ich. Er wird eine Inſtruction bringen. — Ich bin in Staatsgeſchäften alt genug geworden, um zu wiſſen, wie man Einen verdrängt, ohne ihm ſeine Beſtallung zu nehmen. — Erſt wird er eine Inſtruction bringen, die wird unbeſtimmt und ſchief ſein; er wird um ſich greifen, denn er hat die Gewalt; und wenn ich mich beklage, wird er eine geheime Inſtruction vorſchützen; wenn ich ſie ſehen will, wird er mich herumziehen; wenn ich d'rauf beſtehe, wird er mir ein Papier zeigen, das ganz was Anderes enthält; und wenn ich mich da nicht beruhige, gar nicht mehr thun, als wenn ich redete. —

Indeß wird er, was ich fürchte, gethan, und was ich wünsche, weit abwärts gelenkt haben.

Machiavell. Ich wollt', ich könnt' Euch widersprechen.

Regentinn. Was ich mit unsäglicher Geduld bernhigte, wird er durch Härte und Grausamkeiten wieder aufhetzen; ich werde vor meinen Augen mein Werk verloren sehen, und überdieß noch seine Schuld zu tragen haben.

Machiavell. Erwarten's Euere Hoheit.

Regentinn. So viel Gewalt hab' ich über mich, um stille zu sein. Laß ihn kommen; ich werde ihm mit der besten Art Platz machen, eh' er mich verdängt.

Machiavell. So rasch diesen wichtigen Schritt?

Regentinn. Schwerer, als Du denkst. Wer zu herrschen gewohnt ist; wer's hergebracht hat, daß jeden Tag das Schicksal von Tausenden in seiner Hand liegt, steigt vom Throne, wie in's Grab. Aber besser so, als einem Gespenste gleich unter den Lebenden bleiben, und mit hohlem Ansehen einen Platz behaupten wollen, den ihm ein Anderer abgeerbt hat, und nun besitzt und genießt.

Clärchen's Wohnung.

Clärchen. Mutter.

Mutter. So eine Liebe wie Brackenburg's hab' ich nie gesehen; ich glaubte, sie sei nur in Heldengeschichten.

Clärchen (geht in der Stube auf und ab, ein Lied zwischen den Lippen summend).

Glücklich allein
Ist die Seele, die liebt.

Mutter. Er vermuthet Deinen Umgang mit Egmont'en; und ich glaube, wenn Du ihm ein wenig freundlich thätest, wenn Du wolltest, er heirathete Dich noch.

Clärchen (singt).

Freud'voll
Und leidvoll,
Gedankenvoll sein;
Langen
Und bangen
In schwebender Pein;
Himmelhoch jauchzend,
Zum Tode betrübt,
Glücklich allein
Ist die Seele, die liebt.

Mutter. Laß das Heiapopeio.

Clärchen. Scheltet mir's nicht; es ist ein kräftig' Lied. Hab' ich doch schon manchmal ein großes Kind damit schlafen gewiegt.

Mutter. Du hast doch Nichts im Kopfe, als Deine Liebe. Vergäßest Du nur nicht Alles über das Eine. Den Brackenburg solltest Du in Ehren halten, sag' ich Dir. Er kann Dich doch einmal glücklich machen.

Clärchen. Er?

Mutter. O ja, es kommt eine Zeit! — Ihr Kinder seht Nichts voraus und überhebt unsere Erfahrungen. Die Jugend und die schöne Liebe, Alles hat sein Ende; und es kommt eine Zeit, wo man Gott dankt, wenn man irgendwo unterkriechen kann.

Clärchen (schaudert, schweigt und fährt auf). Mutter, laßt die Zeit kommen, wie den Tod. D'ran vorzudenken, ist schrecklich! — Und wenn er kommt! Wenn wir müssen, — dann — wollen wir uns geberden, wie wir können. — Egmont, ich Dich entbehren! — (In Thränen) Nein, es ist nicht möglich, nicht möglich.

Egmont (in einem Reitermantel, den Hut in's Gesicht gedrückt). Clärchen!

Clärchen (thut einen Schrei, fährt zurück). Egmont! (Sie eilt auf ihn zu.) Egmont! (Sie umarmt ihn und sieht an ihm.) O, Du Guter, Lieber, Süßer! Kommst Du? Bist Du da!

Egmont. Guten Abend, Mutter!

Mutter. Gott grüß' Euch, edler Herr! Meine Kleine ist fast vergangen, daß Ihr so lange ausbleib't; sie hat wieder den ganzen Tag von Euch geredet und gesungen.

Egmont. Ihr gebt mir doch ein Nachtessen?

Mutter. Zu viel Gnade! Wenn wir nur Etwas hätten!

Clärchen. Freilich! Seid nur ruhig, Mutter; ich habe schon Alles darauf eingerichtet; ich habe Etwas zubereitet. Verrathet mich nicht, Mutter.

Mutter. Schmal genug.

Clärchen. Wartet nur! Und dann denk' ich: wenn er bei mir ist, hab' ich gar keinen Hunger; da sollte er auch keinen großen Appetit haben, wenn ich bei ihm bin.

Egmont. Meinst Du?

Clärchen (stampft mit dem Fuße und kehrt sich unwillig um).

Egmont. Wie ist Dir?

Clärchen. Wie seid Ihr heute so kalt! Ihr habt mir noch keinen Kuß angeboten. Warum habt Ihr die Arme in den Mantel gewickelt, wie ein Wochenkind? Ziemt keinem Soldaten noch Liebhaber, die Arme eingewickelt zu haben.

Egmont. Zu Zeiten, Liebchen, zu Zeiten. Wenn der Soldat auf der Lauer steht und dem Feinde Etwas ablisten möchte, da nimmt er sich zusammen, faßt sich selbst in seine Arme und kalt seinen Anschlag reif. Und ein Liebhaber —

Mutter. Wollt Ihr Euch nicht setzen, es Euch nicht bequem machen? Ich muß in die

Küche; Clärchen denkt an Nichts, wenn Ihr da ſeid. Ihr müßt vorlieb nehmen.

Egmont. Euer guter Wille iſt die beſte Würze.

(Mutter ab.)

Clärchen. Und was wäre denn meine Liebe?

Egmont. So viel Du wünſt.

Clärchen. Vergleicht ſie, wenn Ihr das Herz habt.

Egmont. Zuvörderſt alſo. (Er wirft den Mantel ab und ſteht in einem prächtigen Kleide da.)

Clärchen. O je!

Egmont. Nun hab' ich die Arme frei. (Er breitet ſie.)

Clärchen. Laßt! Ihr verderb't Euch. (Sie tritt zurück.) Wie prächtig! Da darf ich Euch nicht anrühren.

Egmont. Biſt Du zufrieden? Ich verſprach Dir, einmal Spaniſch zu kommen.

Clärchen. Ich hab Euch zuvor nicht mehr d'rum; ich dachte, Ihr wolltet nicht. — Ach, und das gold'ne Vließ!

Egmont. Da ſiehſt Du's nun.

Clärchen. Das hat Dir der Kaiſer umgehängt?

Egmont. Ja, mein Kind! Und Kette und Zeichen geben Dem, der ſie trägt, die edelſten Freiheiten. Ich erkenne auf Erden keinen Richter über meine Handlungen, als den Großmeiſter des Ordens, mit dem verſammelten Capitel der Ritter.

Clärchen. O, Du dürfteſt die ganze Welt über Dich richten laſſen! — Der Sammet iſt gar zu herrlich, und die Paſſement-Arbeit! und das Geſtickte! — Man weiß nicht, wo man anfangen ſoll.

Egmont. Sieh Dich nur ſatt.

Clärchen. Und das gold'ne Vließ! Ihr erzähltet mir die Geſchichte und ſagtet: es ſei ein Zeichen alles Großen und Koſtbaren, was man mit Müh' und Fleiß verdient und erwirbt. Es iſt ſehr koſtbar; — ich kann's Deiner Liebe vergleichen. — Ich trage ſie ebenſo am Herzen — und hernach —

Egmont. Was willſt Du ſagen?

Clärchen. Hernach vergleicht ſich's auch wieder nicht.

Egmont. Wie ſo?

Clärchen. Ich habe ſie nicht mit Müh' und Fleiß erworben, nicht verdient.

Egmont. In der Liebe iſt es anders. Du verdienſt ſie, weil Du Dich nicht darum bewirbſt; — und die Leute erhalten ſie auch meiſt allein, die nicht darnach jagen.

Clärchen. Haſt Du Das von Dir abgenommen? Haſt Du dieſe ſtolze Anmerkung über Dich ſelbſt gemacht, Du, den alles Volk liebt?

Egmont. Hätt' ich nur Etwas für ſie gethan! Könnt' ich Etwas für ſie thun! Es iſt ihr guter Wille, mich zu lieben.

Clärchen. Du warſt gewiß heute bei der Regentinn.

Egmont. Ich war bei ihr.

Clärchen. Biſt Du gut mit ihr?

Egmont. Es ſieht einmal ſo aus. Wir ſind einander freundlich und dienſtlich.

Clärchen. Und im Herzen?

Egmont. Weiß ich Ihr wohl. Jedes hat ſeine eigenen Abſichten. Das thut Nichts zur Sache. Sie iſt eine treffliche Frau, kennt ihre Leute, und ſähe tief genug, wenn ſie auch nicht argwöhniſch wäre. Ich mache ihr viel zu ſchaffen, weil ſie hinter meinem Betragen immer Geheimniſſe ſucht, und ich keine habe.

Clärchen. So gar keine?

Egmont. Eh nun, einen kleinen Hinterhalt! Jeder Wein ſetzt Weinſtein in den Fäſſern an mit der Zeit. Oranien iſt doch noch eine beſſere Unterhaltung für ſie und eine immer neue Aufgabe. Er hat ſich in den Credit geſetzt, daß er immer etwas Geheimes vorhabe: und nun ſieht ſie immer nach ſeiner Stirne, was er wohl denken; auf ſeine Schritte, wohin er ſie wohl richten möchte.

Clärchen. Verſtellt ſie ſich?

Egmont. Regentinn, — und Du fragſt?

Clärchen. Verzeih't; ich wollte fragen: iſt ſie falſch?

Egmont. Nicht mehr und nicht weniger, als Jeder, der ſeine Abſichten erreichen will.

Clärchen. Ich könnte mich in die Welt nicht finden. Sie hat aber auch einen männlichen Geiſt; ſie iſt ein ander' Weib, als wir Nähterinnen und Köchinnen; ſie iſt groß, herzhaft, entſchloſſen.

Egmont. Ja, wenn's nicht gar zu bunt geht. Dieß Mal iſt ſie doch ein wenig aus der Faſſung.

Clärchen. Wie ſo?

Egmont. Sie hat auch ein Bärtchen auf der Oberlippe und manchmal einen Anfall von Podagra. Eine rechte Amazone!

Clärchen. Eine majeſtätiſche Frau! Ich ſcheute mich, vor ſie zu treten.

Egmont. Du biſt doch ſonſt nicht zaghaft. — Es wäre auch nicht Furcht, nur jungfräuliche Schaam.

Clärchen (ſchlägt die Augen nieder, nimmt ſeine Hand und lehnt ſich an ihn).

Egmont. Ich verſtehe Dich; liebes Mädchen! Du darfſt die Augen aufſchlagen. (Er faßt ihre Augen.)

Clärchen. Laß mich ſchweigen! Laß mich Dich halten! Laß mich Dir in die Augen ſehen; Alles d'rein ſinken, Troſt und Hoffnung und

Freude und Kummer! (Sie umarmt ihn und sieht ihn an.) Sag' mir; sage! ich begreife nicht! Bist Du Egmont; der große Egmont, der so viel Aufsehen macht, von dem in den Zeitungen steht, an dem die Provinzen hängen?

Egmont. Nein, Clärchen; Das bin ich nicht.

Clärchen. Wie?

Egmont. Siehst Du, Clärchen: — Laß mich sitzen! — (Er setzt sich, sie kniet vor ihn auf einen Schemel, legt ihre Arme auf ihren Schoos und sieht ihn an.) Jener Egmont ist ein verdrießlicher, steifer, kalter Egmont, der an sich halten, bald dieses bald jenes Gesicht machen muß; geplagt, verkannt, verwickelt ist, wenn ihn die Leute für froh und fröhlich halten; geliebt von einem Volke, das nicht weiß, was es will; geehrt und in die Höhe getragen von einer Menge, mit der Nichts anzufangen ist; umgeben von Freunden, denen er sich nicht überlassen darf; beobachtet von Menschen, die ihm auf alle Weise beikommen möchten; arbeitend und sich bemühend, oft ohne Zweck, meist ohne Lohn. — O laß mich schweigen, wie es Dem ergeht, wie es Dem zu Muthe ist. Aber Dieser, Clärchen, Der ist ruhig, offen, glücklich, geliebt und gekannt von dem besten Herzen, das auch er ganz kennt und mit voller Liebe und Zutrauen an das seine drückt. (Er umarmt sie.) Das ist Dein Egmont!

Clärchen. So laß mich sterben! Die Welt hat keine Freuden auf diese!

Vierter Aufzug.

Straße.

Jetter. Zimmermeister.

Jetter. He! Pst! He, Nachbar, ein Wort!

Zimmermeister. Geh' Deines Pfad's und sei ruhig.

Jetter. Nur ein Wort. Nichts Neues?

Zimmermeister. Nichts, als daß uns von Neuem zu reden verboten ist.

Jetter. Wie?

Zimmermeister. Tretet hier an's Haus an. Hütet Euch! Der Herzog von Alba hat gleich bei seiner Ankunft einen Befehl ausgehen lassen, dadurch Zwei oder Drei, die auf der Straße zusammen sprechen, des Hochverraths ohne Untersuchung schuldig erklärt sind.

Jetter. O weh!

Zimmermeister. Bei ewiger Gefangenschaft ist verboten, von Staatssachen zu reden.

Jetter. O, unsere Freiheit!

Zimmermeister. Und bei Todesstrafe soll Niemand die Handlungen der Regierung mißbilligen.

Jetter. O, unsere Köpfe!

Zimmermeister. Und mit großem Versprechen werden Väter, Mütter, Kinder, Verwandte, Freunde, Dienstboten eingeladen, was in dem Innersten des Hauses vorgeht, bei dem besonders niedergesetzten Gerichte zu offenbaren.

Jetter. Geh'n wir nach Hause.

Zimmermeister. Und den Folgsamen ist versprochen, daß sie weder an Leibe, noch Vermögen einige Kränkung erdulden sollen.

Jetter. Wie gnädig! War mir's doch gleich weh', wie der Herzog in die Stadt kam. Seit der Zeit ist mir's, als wäre der Himmel mit einem schwarzen Flor überzogen und hinge so tief herunter, daß man sich bücken müsse, um nicht d'ran zu stoßen.

Zimmermeister. Und wie haben Dir seine Soldaten gefallen? Gelt! Das ist eine and're Art von Krebsen, als wir sie sonst gewohnt waren.

Jetter. Pfui! Es schaudert Einem das Herz ein, wenn man so einen Haufen die Gassen hinab marschiren sieht, kerzengerad, mit unverwandtem Blick, ein Tritt, so Viel' ihrer auch sind. Und wenn sie auf der Schildwache stehen und Du gehst an Einem vorbei, ist's, als wenn er Dich durch und durch sehen wollte, und steht so steif und mürrisch aus, daß Du auf allen Ecken einen Zuchtmeister zu sehen glaubst. Sie thun mir gar nicht wohl. Unsere Miliz war doch noch ein lustig' Volk; sie nahmen sich was heraus, standen mit ausgegrätschten Beinen da, hatten den Hut über'm Ohr, lebten und ließen leben; diese Kerle aber sind wie Maschinen, in denen ein Teufel sitzt.

Zimmermeister. Wenn so Einer ruft: „Halt!" und anschlägt, meinst Du, man hielte?

Jetter. Ich wäre gleich des Todes.

Zimmermeister. Geh'n wir nach Hause.

Jetter. Es wird nicht gut. Adieu!

Soest (tritt dazu).

Soest. Freunde! Genossen!

Zimmermeister. Still! Laß't uns gehen.

Soest. Wißt Ihr?

Jetter. Nur zu viel!

Soest. Die Regentinn ist weg.

Jetter. Nun gnad' uns Gott!

Zimmermeister. Die hielt uns noch.

Soest. Auf einmal und in der Stille. Sie konnte sich mit dem Herzog nicht vertragen; sie ließ dem Adel melden, sie komme wieder. Niemand glaubt's.

Zimmermeister. Gott verzeih's dem Adel, daß er uns diese neue Geisel über den Hals ge-

laſſen hat! Sie hätten es abwenden können. Unſere Privilegien ſind hin.

Jetter. Um Gottes Willen, Nichts von Privilegien! Ich wittere den Geruch von einem Executions-Morgen; die Sonne will nicht hervor, die Nebel ſtinken.

Soeſt. Oranien iſt auch weg.

Zimmermeiſter. So ſind wir denn ganz verlaſſen!

Soeſt. Graf Egmont iſt noch da.

Jetter. Gott ſei Dank! Stärken ihn alle Heiligen, daß er ſein Beſtes thut; der iſt allein was vermögend!

Vanſen (tritt auf).

Vanſen. Find' ich endlich ein Paar, die noch nicht untergekrochen ſind?

Jetter. Thut uns den Gefallen und geht fürbaß.

Vanſen. Ihr ſeid nicht höflich.

Zimmermeiſter. Es iſt gar keine Zeit zu Complimenten. Juckt Euch der Buckel wieder? Seid Ihr ſchon durchgeheilt?

Vanſen. Fragt einen Soldaten nach ſeinen Wunden! Wenn ich auf Schläge was gegeben hätte, wäre kein' Tage Nichts aus mir geworden.

Jetter. Es kann ernſtlicher werden.

Vanſen. Ihr ſpürt von dem Gewitter, das aufſteigt, eine erbärmliche Mattigkeit in den Gliedern, ſcheint's.

Zimmermeiſter. Deine Glieder werden ſich bald wo anders eine Motion machen, wenn Du nicht ruhſt.

Vanſen. Armſelige Mäuſe, die gleich verzweifeln, wenn der Hausherr eine neue Katze anſchafft! Nur ein Bischen anders; aber wir treiben unſer Weſen vor wie nach, ſeid nur ruhig.

Zimmermeiſter. Du biſt ein verwegener Taugenichts.

Vanſen. Gevatter Tropf! Laſſ' Du den Herzog nur gewähren. Der alte Kater ſieht aus, als wenn er Teufel ſtatt Mäuſe gefreſſen hätte und könnte ſie nun nicht verdauen. Laſſ't ihn nur erſt; er muß auch eſſen, trinken, ſchlafen, wie andere Menſchen. Es iſt mir nicht bange, wenn wir unſere Zeit recht nehmen. Im Anfange geht's raſch; nachher wird er auch finden, daß in der Speiſekammer unter den Speckſeiten beſſer leben iſt und des Nachts zu ruhen, als auf dem Fruchtboden einzelne Mäuschen zu erliſten. Gehe nur, ich kenne die Statthalter.

Zimmermeiſter. Was ſo einem Menſchen Alles durchgeht! Wenn ich in meinem Leben ſo Etwas geſagt hätte, hielt' ich mich keine Minute für ſicher.

Vanſen. Seid nur ruhig. Gott im Himmel erfährt Nichts von Euch Würmern, geſchweige der Regent.

Jetter. Läſtermaul!

Vanſen. Ich weiß Andere, denen es beſſer wäre, ſie hätten ſtatt ihres Heldenmuthes eine Schneiderader im Leibe.

Zimmermeiſter. Was wollt Ihr damit ſagen?

Vanſen. Hm! den Grafen mein' ich.

Jetter. Egmont! Was ſoll Der fürchten?

Vanſen. Ich bin ein armer Teufel und könnte ein ganzes Jahr leben von Dem, was er in einem Abende verliert. Und doch könnt' er mir ſein Einkommen eines ganzen Jahres geben, wenn er meinen Kopf auf eine Viertelſtunde hätte.

Jetter. Du denkſt Dich was Recht's. Egmont's Haare ſind geſcheidter als Dein Hirn.

Vanſen. Red't Ihr! Aber nicht ſeiner. Die Herren betrügen ſich am Erſten. Er ſollte nicht trauen.

Jetter. Was er ſchwätzt! So ein Herr!

Vanſen. Eben weil er kein Schneider iſt.

Jetter. Ungewaſchen' Maul!

Vanſen. Dem wollt' ich Euere Courage nur eine Stunde in die Glieder wünſchen, daß ſie ihm da Unruh' machte, und ihn ſo lange neckte und juckte, bis er aus der Stadt müßte.

Jetter. Ihr redet recht unverſtändig; er iſt ſo ſicher, wie der Stern am Himmel.

Vanſen. Haſt Du nie einen ſich ſchneuzen geſehen? Weg war er!

Zimmermeiſter. Wer will ihm denn was thun?

Vanſen. Wer will? Willſt Du's etwa hindern? Willſt Du einen Aufruhr erregen, wenn ſie ihn gefangen nehmen?

Jetter. Ah!

Vanſen. Wollt Ihr Euere Rippen für ihn wagen?

Soeſt. Eh!

Vanſen (ſie nachäffend). Ih! Oh! Uh! Verwundert Euch durch's ganze Alphabet. So iſt's und bleibt's! Gott bewahre ihn!

Jetter. Ich erſchrecke über Euere Unverſchämtheit. So ein edler, rechtſchaffener Mann ſollte was zu befürchten haben?

Vanſen. Der Schelm ſitzt überall im Vortheil. Auf dem Armeſünderſtühlchen hat er den Richter zum Narren; auf dem Richterſtuhl macht er den Inquiſiten mit Luſt zum Verbrecher. Ich habe ſo ein Protocoll aufzuſchreiben gehabt, wo der Commiſſarius ſchwer' Lob und Geld vom Hofe erhielt, weil er einen ehrlichen Teufel, an den man wollte, zum Schelmen verhört hatte.

Zimmermeiſter. Das iſt wieder friſch gelogen. Was wollen ſie denn heraus verhören, wenn Einer unſchuldig iſt?

Vansen. O, Spatzenkopf! Wo Nichts heraus zu verhören iſt, da verhört man hinein. Ehrlichkeit macht unbeſonnen, auch wohl trotzig. Da fragt man erſt recht ſachte weg, und der Gefangene iſt ſtolz auf ſeine Unſchuld, wie ſie's heißen, und ſagt Alles geradezu, was ein Verſtändiger verbärge. Dann macht der Inquiſitor aus den Antworten wieder Fragen, und paßt ja auf, wo irgend ein Widerſprüchelchen erſcheinen will; da knüpft er ſeinen Strick an, und läßt ſich der dumme Teufel betreten, daß er da Etwas zu viel, dort Etwas zu wenig geſagt, oder wohl gar aus, Gott weiß, was für einer Grille einen Umſtand verſchwiegen hat, auch wohl irgend an einem Ende ſich hat ſchrecken laſſen: dann ſind wir auf dem rechten Weg! Und ich verſichere Euch, mit mehr Sorgfalt ſuchen die Bettelweiber nicht die Lumpen aus dem Kehricht, als ſo ein Schelmen-Fabricant aus kleinen, ſchiefen, verſchobenen, verrückten, verdrückten, geſchloſſenen, bekannten, geläugneten Anzeigen und Umſtänden ſich endlich einen ſtrohlumpenen Vogelſcheuchen zuſammenkünſtelt, um wenigſtens ſeinen Inquiſiten in effigie hängen zu können. Und Gott mag der arme Teufel danken, wenn er ſich noch kann hängen ſehen!

Jetter. Der hat eine geläufige Zunge.

Zimmermeiſter. Mit Fliegen mag Das angehen. Die Weſpen lachen Euretz Geſpinnſtes.

Vansen. Nachdem die Spinnen ſind. Sebt, der lange Herzog hat Euch ſo ein rein' Anſehen von einer Kreuzſpinne; nicht einer dickbäuchigen, die ſind weniger ſchlimm, aber ſo einer langfüßigen, ſchmalleibigen, die vom Fraße nicht feiſt wird und recht dünne Fäden zieht, aber deſto zähere.

Jetter. Egmont iſt Ritter des goldenen Vließes; wer darf Hand an ihn legen? Nur von Seinesgleichen kann er gerichtet werden, nur vom geſammten Orden. Dein loſes Maul, Dein böſes Gewiſſen verführen Dich zu ſolchem Geſchwätz.

Vansen. Will ich ihm darum übel? Mir kann's recht ſein. Er iſt ein trefflicher Herr. Ein Paar meiner guten Freunde, die anderwärts ſchon wären gehangen worden, hat er mit einem Buckel voll Schläge verabſchiedet. Nun geh't! Geh't! Ich rath' es Euch ſelbſt. Dort ſeh' ich wieder eine Runde antreten; Die ſehen nicht aus, als wenn ſie ſo bald Brüderſchaft mit uns trinken würden. Wir wollen's abwarten und nur ſachte zuſehen. Ich hab' ein Paar Nichten und einen Gevatter Schenkwirth; wenn ſie von denen gekoſtet haben und werden dann nicht zahm, ſo ſind ſie ausgepichte Weiſe.

Der Cuxenburgiſche Palaſt. Wohnung des Herzogs von Alba.

Silva und Gomez (begegnen einander).

Silva. Haſt Du die Befehle des Herzogs ausgerichtet?

Gomez. Pünctlich. Alle täglichen Runden ſind beordert, zur beſtimmten Zeit an verſchiedenen Plätzen einzutreffen, die ich ihnen angezeichnet habe; ſie gehen indeß, wie gewöhnlich, durch die Stadt, um Ordnung zu erhalten. Keiner weiß von dem Andern; Jeder glaubt, der Befehl gehe ihn allein an, und in einem Augenblick kann alsdann der Cordon gezogen und alle Zugänge zum Palaſt können beſetzt ſein. Weißt Du die Urſache dieſes Befehls?

Silva. Ich bin gewohnt, blindlings zu gehorchen. Und wem gehorcht ſich's leichter als dem Herzoge, da bald der Ausgang beweiſt, daß er recht befohlen hat?

Gomez. Gut! Gut! Auch ſcheint es kein Wunder, daß Du ſo verſchloſſen und ſelbig wirſt, wie er, da Du immer um ihn biſt. Wie kommt es fremd vor, da ich leichtern Italieniſchen Dienſts gewohnt bin. Treue und Gehorſam bin ich der Alte; aber ich habe mir das Schwätzen und Raiſonniren angewöhnt. Ihr ſchweigt Alle und laſſt es Euch nie wohl ſein. Der Herzog gleicht mir einem ehernen Thurm ohne Pforte, wenn die Beſatzung Flügel hätte. Neulich hört' ich ihn bei Tafel zu einem frohen, freundlichen Menſchen ſagen, er ſei wie eine ſchlechte Schenke mit einem ausgeſteckten Branntweinzeichen, um Müßiggänger, Bettler und Diebe hereinzulocken.

Silva. Und hat er uns nicht ſchweigend hierher geführt?

Gomez. Dagegen iſt Nichts zu ſagen. Gewiß! Wer Zeuge ſeiner Klugheit war, als er die Armee aus Italien hierher brachte, hat Etwas geſehen. Wie er ſich durch Freund und Feind, durch die Franzoſen, Königlich und Ketzer, durch die Schweizer und Verbundene gleichſam durchſchmiegte, die ſtrengſte Mannszucht hielt, und einen Zug, den man ſo gefährlich achtete, leicht und ohne Anſtoß zu leiten wußte. Wir haben was geſehen, was lernen können.

Silva. Auch hier! Iſt nicht Alles ſtill und ruhig, als wenn kein Aufſtand geweſen wäre?

Gomez. Nun, es war auch ſchon meiſt ſo, als wir herkamen.

Silva. In den Provinzen iſt es viel ruhiger geworden, und wenn ſich noch Einer bewegt, iſt es, um zu entfliehen. Aber auch Dich wird er die Wege bald verſperren, denk' ich.

Gomez. Nun wird er erſt die Gunſt des Königs gewinnen.

Silva. Und uns bleibt Nichts angelegen

als uns die ſeinige zu erhalten. Wenn der König hierher kommt, bleibt gewiß der Herzog und Jeder, den er empfiehlt, nicht unbelohnt.

Gomez. Glaubſt Du, daß der König kommt?

Silva. Es werden ſo viele Anſtalten gemacht, daß es höchſt wahrſcheinlich iſt.

Gomez. Mich überreden ſie nicht.

Silva. So rede wenigſtens nicht davon. Denn wenn des Königs Abſicht ja nicht ſein ſollte, zu kommen, ſo iſt ſie's doch wenigſtens gewiß, daß man es glauben ſoll.

Ferdinand (Alba's natürlicher Sohn).

Ferdinand. Iſt mein Vater noch nicht heraus?

Silva. Wir warten auf ihn.

Ferdinand. Die Fürſten werden bald hier ſein.

Gomez. Kommen ſie heut'?

Ferdinand. Oranien und Egmont.

Gomez (wirft zu Silva). Ich begreife Etwas.

Silva. So behalt' es für Dich.

Herzog von Alba.

(Wie er hervortritt, treten die Andern zurück.)

Alba. Gomez!

Gomez (tritt vor). Herr!

Alba. Du haſt die Wachen vertheilt und beordert?

Gomez. Auf's Genaueſte. Die täglichen Runden —

Alba. Genug. Du warteſt in der Gallerie. Silva wird Dir den Augenblick ſagen, wenn Du ſie zuſammenziehen, die Zugänge nach dem Palaſt beſetzen ſollſt. Das Uebrige weißt Du.

Gomez. Ja, Herr! (ab.)

Alba. Silva!

Silva. Hier bin ich.

Alba. Alles, was ich von jeher an Dir geſchätzt habe, Muth, Entſchloſſenheit, unaufhaltſames Ausführen: Das zeige heut'.

Silva. Ich danke Euch, daß Ihr mir Gelegenheit gebt, zu zeigen, daß ich der Alte bin.

Alba. Sobald die Fürſten bei mir eingetreten ſind, dann eile gleich, Egmont's Geheimſchreiber gefangen zu nehmen. Du haſt alle Anſtalten gemacht, die Uebrigen, welche bezeichnet ſind, zu faſſen?

Silva. Vertraue auf uns. Ihr Schickſal wird ſie, wie eine wohlberechnete Sonnenfinſterniß, pünctlich und ſchrecklich treffen.

Alba. Haſt Du ſie genau beobachten laſſen?

Silva. Alle; den Egmont vor Andern. Er iſt der Einzige, der, ſeit Du hier biſt, ſein Betragen nicht geändert hat. Den ganzen Tag von einem Pferd auf's andere, ladet Gäſte, iſt immer luſtig und unterhaltend bei Tafel, würfelt, ſchießt und ſchläft Nachts zum Liebchen. Die Andern haben dagegen eine merkliche Pauſe in ihrer Lebensart gemacht; ſie bliebben bei ſich; vor ihrer Thüre ſieht's aus, als wenn ein Kranker im Hauſe wäre.

Alba. D'rum raſch, eh' ſie uns wider Willen geneſen!

Silva. Ich ſtelle ſie. Auf Deinen Befehl überhäufen wir ſie mit dienſtfertigen Ehren. Ihnen graut's; politiſch geben ſie uns einen dankbaren Dank, fühlen, das Räthlichſte ſei, zu entfliehen; Keiner wagt einen Schritt; ſie zaudern, können ſich nicht vereinigen; und einzeln etwas Kühnes zu thun, hält ſie der Gemeingeiſt ab. Sie möchten gern ſich jedem Verdacht entziehen, und machen ſich immer verdächtiger. Schon ſeh' ich mit Freuden Deinen ganzen Anſchlag ausgeführt.

Alba. Ich freue mich nur über das Geſchehene; und auch über Das nicht leicht; denn es bleibt ſtets noch übrig, was uns zu denken und zu ſorgen gibt. Das Glück iſt eigenſinnig, oft das Gemeine, das Nichtswürdige zu adeln und wohlüberlegte Thaten mit einem gemeinen Ausgang zu entehren. Verweile, bis die Fürſten kommen; dann gib Gomez die Ordre, die Straßen zu beſetzen, und eile ſelbſt, Egmont's Schreiber und die Uebrigen gefangen zu nehmen, die Dir bezeichnet ſind. Iſt es gethan, ſo komm' hierher und melde es meinem Sohne, daß er mir in den Rath die Nachricht bringe.

Silva. Ich hoffe dieſen Abend vor Dir ſtehen zu dürfen.

Alba (geht nach ſeinem Sohne, der bisher in der Gallerie geſtanden).

Silva. Ich traue mir es nicht zu ſagen; aber meine Hoffnung ſchwankt. Ich fürchte, es wird nicht werden, wie er denkt. Ich ſehe Geiſter vor mir, die ſtill und ſinnend auf ſchwarzen Schalen das Geſchick der Fürſten und vieler Tauſende wägen. Langſam wankt das Züngleln auf und ab; tief ſcheinen die Richter zu ſinnen; zuletzt ſinkt die Schale, ſteigt jene, angehaucht vom Eigenſinn des Schickſals, und entſchieden iſt's. (ab.)

Alba mit Ferdinand hervortretend.

Alba. Wie fand'ſt Du die Stadt?

Ferdinand. Es hat ſich Alles gegeben. Ich ritt, als wie zum Zeitvertreib, Straß' auf, Straß' ab. Euere wohlvertheilten Wachen halten die Furcht ſo angeſpannt, daß ſie ſich nicht zu liſpeln unterſteht. Die Stadt ſieht einem Felde ähnlich, wenn das Gewitter von Weitem leuchtet; man erblickt keinen Vogel, kein Thier, als das eilend nach einem Schutzort ſchlüpft.

Alba. Iſt Dir Nichts weiter begegnet?

Ferdinand. Egmont kam mit Einigen auf den Markt geritten; wir grüßten uns; er hatte

ein rohes Pferd, das ich ihm loben mußte. „Laß' uns eilen, Pferde zuzureiten; wir werden sie bald brauchen!“ rief er mir entgegen. Er werde mich noch heute wieder sehen, sagte er, und komme auf Euer Verlangen, mit Euch zu rathschlagen.

Alba. Er wird Dich wieder sehen.

Ferdinand. Unter allen Rittern, die ich hier kenne, gefällt er mir am Besten. Es scheint, wir werden Freunde sein.

Alba. Du bist noch immer zu schnell und wenig behutsam; immer erkenn' ich in Dir den Leichtsinn Deiner Mutter, der mir sie unbedingt in die Arme lieferte. Zu mancher gefährlichen Verbindung lud Dich der Anschein voreilig ein.

Ferdinand. Euer Wille findet mich bildsam.

Alba. Ich vergebe Deinem jungen Blute dieß leichtsinnige Wohlwollen, diese unachtsame Fröhlichkeit. Nur vergiß nicht, zu welchem Werke ich gesandt bin, und welchen Theil ich Dir d'ran geben möchte.

Ferdinand. Erinner't mich, und 'schon't mich nicht, wo Ihr es nöthig haltet.

Alba (nach einer Pause). Mein Sohn!

Ferdinand. Mein Vater!

Alba. Die Fürsten kommen bald; Oranien und Egmont kommen. Es ist nicht Mißtrauen, daß ich Dir erst jetzt entdecke, was geschehen soll. Sie werden nicht wieder von hinnen gehen.

Ferdinand. Was sinn'st Du?

Alba. Es ist beschlossen, sie festzuhalten. — Du erstaunst! Was Du zu thun hast, höre; die Ursachen sollst Du wissen, wenn es geschehen ist. Jetzt bleibt keine Zeit, sie auszulegen. Mit Dir allein wünscht' ich das Größte, das Geheimste zu besprechen; ein starkes Band hält uns zusammengefesselt; Du bist mir werth und lieb; auf Dich möcht' ich Alles häufen. Nicht die Gewohnheit, zu gehorchen, allein möcht' ich Dir einprägen; auch den Sinn auszudrücken, zu befehlen, auszuführen, wünscht' ich in Dir fortzupflanzen; Dir ein großes Erbtheil, dem Könige den brauchbarsten Diener zu hinterlassen; Dich mit dem Besten, was ich habe, auszustatten, daß Du Dich nicht schämen dürfest, unter Deine Brüder zu treten.

Ferdinand. Was werd' ich Dir nicht für diese Liebe schuldig, die Du mir allein zuwendest, indem ein ganzes Reich vor Dir zittert!

Alba. Nun höre, was zu thun ist. Sobald die Fürsten eingetreten sind, wird jeder Zugang zum Palaste besetzt. Dazu hat Gomez die Ordre. Silva wird eilen, Egmont's Schreiber mit den Verdächtigsten gefangen zu nehmen. Du hältst die Wache am Thore und in den Höfen in Ordnung. Vor allen Dingen besetze diese Zimmer hier neben mit den sichersten Leuten; dann warte auf der Gallerie, bis Silva wiederkommt, und bringe mir irgend ein unbedeutend' Blatt herein, zum Zeichen, daß sein Auftrag ausgerichtet ist. Dann bleib' im Vorsaale, bis Oranien weggeht; folg' ihm; ich halte Egmont en hier, als ob ich ihm noch was zu sagen hätte. Am Ende der Gallerie fordere Oranien's Degen, rufe die Wache an, verwahre schnell den gefährlichsten Mann; und ich fasse Egmont'en hier.

Ferdinand. Ich gehorche, mein Vater; zum ersten Mal mit schwerem Herzen und mit Sorgk.

Alba. Ich verzeihe Dir's; es ist der erste große Tag, den Du erlebst.

Silva (tritt herein).

Silva. Ein Bote von Antwerpen. Hier ist Oranien's Brief. Er kommt nicht!

Alba. Sagt' es der Bote?

Silva. Nein, mir sagt's das Herz.

Alba. Aus Dir spricht mein böser Genius. (Nachdem er den Brief gelesen, winkt er Beiden, und sie ziehen sich in die Gallerie zurück. Er bleibt allein auf dem Vordertheile.) Er kommt nicht! Bis auf den letzten Augenblick verschiebt er, sich zu erklären. Er wagt es, nicht zu kommen! So war denn dieß Mal wider Vermuthen der Ringe klug genug, nicht klug zu sein! — Es rückt die Uhr! Noch einen kleinen Weg des Zeigers, und ein großes Werk ist gethan oder versäumt, unwiederbringlich versäumt; denn es ist weder nachzuholen noch zu verheimlichen. Längst hatt' ich Alles reiflich abgewogen, und mir auch diesen Fall gedacht, mir festgesetzt, was auch in diesem Falle zu thun sei; und jetzt, da es zu thun ist, wehr' ich mir kaum, daß nicht das Für und Wider mir auf's Neue durch die Seele schwankt. — Ist's räthlich, die Andern zu fangen, wenn er mir entgeht? Schieb' ich es auf, und laß' Egmont'en mit den Seinigen, mit so Vielen entschlüpfen, die nun, vielleicht nur heute noch, in meinen Händen sind? So zwingt Dich das Geschick denn auch, Du Unbezwinglicher? Wie lang' gedacht! Wie wohl bereitet! Wie groß, wie schön der Plan! Wie nah' die Hoffnung ihrem Ziele! Und nun im Augenblick des Entscheidens bist Du zwischen zwei Uebel gestellt; wie in einen Loostopf greifst Du in die dunkle Zukunft; was Du fassest, ist noch ungerollt, Dir unbewußt, sei's Treffer oder Zehler! (Er wird aufmerksam, wie Einer, der Etwas hört, und tritt an's Fenster.) Er ist es! — Egmont! Trug Dich Dein Pferd so leicht herein, und scheute vor dem Blutgeruche nicht und vor dem Geiste mit dem blanken Schwert, der an der Pforte Dich empfängt? — Steig' ab! — So bist Du mit dem einen Fuß im Grab', und so mit beiden! — Ja, streichl' es nur, und klopfe für seinen muthigen Dienst zum letzten Male den Nacken ihm; — und mir bleibt keine Wahl.

In der Verblendung, wie hier Egmont naht, kann er Dir nicht zum zweiten Mal sich liefern! — Hört!

(Ferdinand und Silva treten eilig herbei.)

Ihr thut, was ich befahl; ich änd're meinen Willen nicht. (Zu Ferdinand'en) Ich halte, wie es geh'n will, Egmont'en auf, bis Du mir von Silva die Nachricht gebracht hast. Dann bleib' in der Nähe. Auch Dir raubt das Geschick das große Verdienst, des Königs größten Feind mit eigener Hand gefangen zu haben. (Zu Silva) Eile! (Zu Ferdinand'en) Geh' ihm entgegen!

(Alba bleibt einige Augenblicke allein und geht schweigend auf und ab.)

Egmont (tritt auf).

Egmont. Ich komme, die Befehle des Königs zu vernehmen; zu hören, welchen Dienst er von unserer Treue verlangt, die ihm ewig ergeben bleibt.

Alba. Er wünscht vor allen Dingen, Euern Rath zu hören.

Egmont. Ueber welchen Gegenstand? Kommt Oranien auch? Ich vermuthete ihn hier.

Alba. Wir thut es leid, daß er uns eben in dieser wichtigen Stunde fehlt. Euern Rath, Euere Meinung wünscht der König, wie diese Staaten wieder zu befriedigen. Ja, er hofft, Ihr werdet kräftig mitwirken, diese Unruhen zu stillen und die Ordnung der Provinzen völlig und dauerhaft zu gründen.

Egmont. Ihr könnt besser wissen, als ich, daß schon Alles genug beruhigt ist, ja noch mehr beruhigt war, eh' die Erscheinung der neuen Soldaten wieder mit Furcht und Sorge die Gemüther bewegte.

Alba. Ihr scheint andeuten zu wollen, das Räthlichste sei gewesen, wenn der König mich gar nicht in den Fall gesetzt hätte, Euch zu fragen.

Egmont. Verzeiht! Ob der König das Heer hätte schicken sollen, ob nicht vielmehr die Macht seiner majestätischen Gegenwart allein stärker gewirkt hätte, ist meine Sache nicht, zu beurtheilen. Das Heer ist da, er nicht. Wir aber müßten sehr undankbar, sehr vergessen sein, wenn wir uns nicht erinnerten, was wir der Regentinn schuldig sind. Bekennen wir! Sie brachte durch ihr so kluges als tapferes Betragen die Aufrührer mit Gewalt und Ansehen, mit Ueberredung und List zur Ruhe, und führte zum Erstaunen der Welt ein rebellisches Volk in wenigen Monaten zu seiner Pflicht zurück.

Alba. Ich läugne es nicht. Der Tumult ist gestillt, und Jeder scheint in die Grenzen des Gehorsams zurückgebannt. Aber hängt es nicht von eines Jeden Willkür ab, sie zu verlassen? Wer will das Volk hindern, loszubrechen? Wo ist die Macht, sie abzuhalten? Wer bürgt uns, daß sie sich ferner treu und unterthänig zeigen werden? Ihr guter Wille ist alles Pfand, das wir haben.

Egmont. Und ist der gute Wille eines Volks nicht das sicherste, das edelste Pfand? Bei Gott! Wann darf sich ein König sicherer halten, als wenn sie Alle für Einen, Einer für Alle stehen; sicherer, gegen innere und äußere Feinde?

Alba. Wir werden uns doch nicht überreden sollen, daß es jetzt hier so steht?

Egmont. Der König schreibe einen General-Pardon aus, er beruhige die Gemüther; und bald wird man sehen, wie Treue und Liebe mit dem Zutrauen wieder zurückkehrt.

Alba. Und Jeder, der die Majestät des Königs, der das Heiligthum der Religion geschändet, ginge frei und ledig hin und wieder, lebte den Andern zum bereiten Beispiel, daß ungeheure Verbrechen straflos sind?

Egmont. Und ist ein Verbrechen des Unsinns, der Trunkenheit nicht eher zu entschuldigen, als grausam zu bestrafen; besonders, wo so sichere Hoffnung, wo Gewißheit ist, daß die Uebel nicht wiederkehren werden? Waren Könige darum nicht sicherer? Werden sie nicht von Welt und Nachwelt gepriesen, die eine Beleidigung ihrer Würde vergeben, bedauern, verachten konnten? Werden sie nicht eben deßwegen Gott gleich gehalten, der viel zu groß ist, als daß an ihn jede Lästerung reichen sollte?

Alba. Und eben darum soll der König für die Würde Gottes und der Religion, wir sollen für das Ansehen des Königs streiten. Was der Obere abzulehnen verschmäht, ist unsere Pflicht zu rächen. Ungestraft soll, wenn ich rathe, kein Schuldiger sich freuen.

Egmont. Glaubst Du, daß Du sie Alle erreichen wirst? Hört man nicht täglich, daß die Furcht sie hier- und dahin, sie aus dem Lande treibt? Die Reichsten werden ihre Güter, sich, ihre Kinder und Freunde flüchten; der Arme wird seine nützlichen Hände dem Nachbar zubringen.

Alba. Sie werden, wenn man sie nicht verhindern kann. Darum verlangt der König Rath und That von jedem Fürsten, Ernst von jedem Statthalter, nicht nur Erzählung, wie es ist, was werden könnte, wenn man Alles gehen ließe, wie's geht. Einem großen Uebel zusehen, sich mit Hoffnung schmeicheln, der Zeit vertrauen, etwa einmal d'rein schlagen, wie im Fastnachtsspiel, daß es klatscht und man doch Etwas zu thun scheint, wenn man Nichts thun möchte: heißt Das nicht, sich verdächtig machen, als sehe man dem Aufstand mit Vergnügen zu, den man nicht erregen, wohl aber hegen möchte?

Egmont (im Begriff aufzustehen, nimmt sich zusammen, und spricht nach einer kleinen Pause gesetzt). Nicht jede Absicht ist offenbar, und manches Mannes Absicht ist zu mißdeuten. Muß man doch auch von allen Seiten hören: es sei des Königs Absicht weniger, die Provinzen nach einförmigen und klaren Gesetzen zu regieren, die Majestät der Religion zu sichern und einen allgemeinen Frieden seinem Volke zu geben, als vielmehr, sie unbedingt zu unterjochen, sie ihrer alten Rechte zu berauben, sich Meister von ihren Besitzthümern zu machen, die schönen Rechte des Adels einzuschränken, um dereinstweilen der Edle allein ihm dienen, ihm Leib und Leben widmen mag. Die Religion, sagt man, sei nur ein prächtiger Teppich, hinter dem man jeden gefährlichen Anschlag um desto leichter ausdenkt. Das Volk liegt auf den Knieen, betet die heiligen, gewirkten Zeichen an, und hinten lauscht der Vogelsteller, der sie berücken will.

Alba. Das muß ich von Dir hören?

Egmont. Nicht meine Gesinnungen! Nur was bald hier, bald da, von Großen und von Kleinen, Klugen und Thoren gesprochen, laut verbreitet wird. Die Niederländer fürchten ein doppeltes Joch; und wer bürgt ihnen für ihre Freiheit?

Alba. Freiheit? Ein schönes Wort, wer's recht verstände. Was wollen sie für Freiheit? Was ist des Freiesten Freiheit? — Recht zu thun! — Und daran wird sie der König nicht hindern. Nein! Nein! Sie glauben sich nicht frei, wenn sie sich nicht selbst und Andern schaden können. Wäre es nicht besser, abzudanken, als ein solches Volk zu regieren? Wenn auswärtige Feinde drängen, an die kein Bürger denkt, der mit dem Nächsten nur beschäftigt ist, und der König verlangt Beistand: dann werden sie uneins unter sich, und verschwören sich gleichsam mit ihren Feinden. Weit besser ist's, sie einzuengen, daß man sie wie Kinder halten, wie Kinder zu ihrem Besten leiten kann. Glaube nur, ein Volk wird nicht alt, nicht klug; ein Volk bleibt immer kindisch.

Egmont. Wie selten kommt ein König zu Verstand! Und sollen sich Viele nicht lieber Vielen vertrauen, als Einem; und nicht einmal dem Einen, sondern den Wenigen des Einen, dem Volke, das an den Blicken seines Herrn altert? Das hat wohl allein das Recht, klug zu werden?

Alba. Vielleicht eben darum, weil es sich nicht selbst überlassen ist.

Egmont. Und darum Niemandem gern sich selbst überlassen möchte. Man thue, was man will; ich habe auf Deine Frage geantwortet und wiederhole: Es geht nicht! Es kann nicht gehen! Ich kenne meine Landsleute. Es sind Männer, werth, Gottes Boden zu betreten; ein Jeder rund für sich, ein kleiner König, fest, rührig, fähig, treu, an alten Sitten hangend. Schwer ist's, ihr Zutrauen zu verdienen; leicht, zu erhalten. Starr und fest! Zu drücken sind sie, nicht zu unterdrücken.

Alba (der sich indes einige Mal umgesehen hat). Sollten Du Das Alles in des Königs Gegenwart wiederholen?

Egmont. Desto schlimmer, wenn mich seine Gegenwart abschreckte; desto besser für ihn, für sein Volk, wenn er mir Muth machte, wenn er mir Zutrauen einflößte, noch weit mehr zu sagen!

Alba. Was nützlich ist, kann ich hören, wie er.

Egmont. Ich würde ihm sagen: Leicht kann der Hirt eine ganze Herde Schafe vor sich hintreiben; der Stier zieht seinen Pflug ohne Widerstand; aber dem edeln Pferde, das Du reiten willst, mußt Du seine Gedanken ablernen, Du mußt nichts Unkluges, Nichts unklug von ihm verlangen. Darum wünscht der Bürger, seine alte Verfassung zu behalten, von seinen Landsleuten regiert zu sein, weil er weiß, wie er geführt wird, weil er von ihnen Uneigennutz, Theilnehmung an seinem Schicksal hoffen kann.

Alba. Und sollte der Regent nicht Macht haben, dieses alte Herkommen zu verändern; und sollte nicht eben Dieß sein schönstes Vorrecht sein? Was ist bleibend auf dieser Welt; und sollte eine Staatseinrichtung bleiben können? Muß nicht in einer Zeitfolge jedes Verhältniß sich verändern, und eben darum eine alte Verfassung die Ursache von tausend Uebeln werden, weil sie den gegenwärtigen Zustand des Volkes nicht umfaßt? Ich fürchte, diese alten Rechte sind darum so angenehm, weil sie Schlupfwinkel bilden, in welchen der Kluge, der Mächtige, zum Schaden des Volks, zum Schaden des Ganzen, sich verbergen oder durchschleichen kann.

Egmont. Und diese willkürlichen Veränderungen, diese unbeschränkten Eingriffe der höchsten Gewalt, sind sie nicht Vorboten, daß Einer thun will, was Tausende nicht thun sollen? Er will sich allein frei machen, um jeden seiner Wünsche befriedigen, jeden seiner Gedanken ausführen zu können. Und wenn wir uns ihm, einem guten, weisen Könige, ganz vertrauten, sagt er uns für seine Nachkommen gut, daß Keiner ohne Rücksicht, ohne Schonung regieren werde? Wer rettet uns alsdann von völliger Willkür, wenn er uns seine Diener, seine Nächsten sendet, die ohne Kenntniß des Landes und seiner Bedürfnisse nach Belieben schalten und walten, keinen Widerstand finden und sich von jeder Verantwortung frei wissen.

Lucinde für ſich.

Er macht mir bang'! Ich fühle mich verlegen,
Ich will ihm leider nur ſchon allzu wohl.

Rugantino für ſich.

Ich muß noch ſuchen, alle ſie zuſammen
Im Saal zu halten; meine Schöne gibt
Zuletzt wohl nach. O Glück! O ſüße Freude!

Laut.

Ich denke nach, ihr Schönen, was ihr ſangt.
Ihr habt gewiß die Männer ſehr beleidigt;
Ihr glaubt, es gebe keinen treuen Mann;
Allein wie viel Geſchichten könnt' ich euch
Von ewig-unbegränzter Liebe ſagen!
Die Erde freut ſich einer treuen Seele,
Der Himmel gibt ihr Segen und Gedeihn;
Indeß die ſchwarzen Geiſter in der Gruft
Der falſchen Bruſt, der lügenhaften Lippe,
Wohl-ausgedachte Qualen zubereiten.
Vernehmt mein Lied. Es ſchwebt die tiefe
Nacht
Mit allen ihren Schauern um uns her.
Ich loſche dieſe Lichter aus; und eines

Alba (der ſich indeß wieder umgeſehen hat). Es iſt Nichts natürlicher, als daß ein König durch ſich zu herrſchen gedenkt, und Denen ſeine Befehle am Liebſten austrägt, die ihn am Beſten verſtehen, verſtehen wollen, die ſeinen Willen unbedingt ausrichten.

Egmont. Und eben ſo natürlich iſt's, daß der Bürger von Dem regiert ſein will, der mit ihm geboren und erzogen iſt, der gleichen Begriff mit ihm von Recht und Unrecht gefaßt hat, den er als ſeinen Bruder anſehen kann.

Alba. Und doch hat der Adel mit dieſen ſeinen Brüdern ſehr ungleich getheilt.

Egmont. Das iſt vor Jahrhunderten geſchehen, und wird jetzt ohne Neid geduldet. Wurden aber neue Menſchen ohne Noth geſucht, die ſich zum zweiten Male auf Unkoſten der Nation bereichern wollten; ſähe man ſich einer ſtrengen, kühnen, unbedienten Habſucht ausgeſetzt: Das würde eine Gährung machen, die ſich nicht leicht in ſich ſelbſt auflöſ'te.

Alba. Du ſagſt mir, was ich nicht hören ſollte; auch ich bin fremd.

Egmont. Daß ich Dir's ſage, zeigt Dir, daß ich Dich nicht meine.

Alba. Und auch ſo wünſcht' ich es nicht von Dir zu hören. Der König ſandte mich mit Hoffnung, daß ich hier den Beiſtand des Adels finden würde. Der König will ſeinen Willen. Der König hat nach tiefer Ueberlegung geſehen, was dem Volke frommt; es kann nicht bleiben und gehen, wie bisher. Des Königs Abſicht iſt, ſie ſelbſt zu ihrem eigenen Beſten einzuſchränken, ihr eigenes Heil, wenn's ſein muß, ihnen aufzudringen, dieſchädlichen Bürger aufzuopfern, damit die übrigen Ruhe finden, des Glücks einer weiſen Regierung genießen können. Dieß iſt ſein Entſchluß; dieſen dem Adel kund zu machen, habe ich Befehl; und Rath verlang' ich in ſeinem Namen, wie es zu thun ſei, nicht was; denn Das hat er beſchloſſen.

Egmont. Leider rechtfertigen Deine Worte die Furcht des Volks, die allgemeine Furcht! So hat er denn beſchloſſen, was kein Fürſt beſchließen ſollte. Die Kraft ſeines Volks, ihr Gemüth, den Begriff, den ſie von ſich ſelbſt haben, will er ſchwächen, niederdrücken, zerſtören, um ſie bequem regieren zu können. Er will den innern Kern ihrer Eigenheit verderben; gewiß in der Abſicht, ſie glücklicher zu machen? Er will ſie vernichten, damit ſie Etwas werden, ein ander' Etwas. O, wenn ſeine Abſicht gut iſt, ſo wird ſie mißgeleitet! Nicht dem Könige widerſetzt man ſich; man ſtellt ſich nur dem Könige entgegen, der einen falſchen Weg zu wandeln die erſten, unglücklichen Schritte macht.

Alba. Wie Du geſinnt biſt, ſcheint es ein vergeblicher Verſuch, uns vereinigen zu wollen. Du denkſt gering vom Könige und verächtlich von ſeinen Räthen, wenn Du zweifelſt, daß Alles ſei nicht ſchon gedacht, geprüft, gewogen worden. Ich habe keinen Auftrag, jedes Für und Wider noch ein Mal durchzugehen. Gehorſam fordere ich von dem Volke — und von Euch, Ihr Erſten, Edelſten, Rath und That, als Bürgen dieſer unbedingten Pflicht.

Egmont. Fordere unſere Häupter, ſo iſt es auf einmal gethan. Ob ſich der Nacken dieſem Joche biegen, ob er ſich vor dem Beile ducken ſoll, kann einer edeln Seele gleich ſein. Umſonſt hab' ich ſo viel geſprochen: die Luft hab' ich erſchüttert, weiter Nichts gewonnen.

Ferdinand (kommt).

Ferdinand. Verzeih't, daß ich Euer Geſpräch unterbreche. Hier iſt ein Brief, deſſen Ueberbringer die Antwort dringend macht.

Alba. Erlaub't mir, daß ich ſehe, was er enthält. (Tritt an die Seite.)

Ferdinand (zu Egmont'en). Es iſt ein ſchönes Pferd, das Euere Leute gebracht haben, Euch abzuhalten.

Egmont. Es iſt nicht das ſchlimmſte. Ich hab' es ſchon eine Weile; ich denk', es wegzugeben. Wenn es Euch gefällt, ſo werden wir vielleicht des Handels einig.

Ferdinand. Gut, wir wollen ſehen.

Alba (winkt ſeinem Sohne, der ſich in den Grund zurückzieht).

Egmont. Lebt wohl! Entlaſſ't mich; denn ich wüßte — bei Gott! — nicht mehr zu ſagen.

Alba. Glücklich hat Dich der Zufall verhindert, Deinen Sinn noch weiter zu verrathen. Unvorſichtig entwickelſt Du die Falten Deines Herzens, und klagſt Dich ſelbſt weit ſtrenger an, als ein Widerſacher gehäſſig thun könnte.

Egmont. Dieſer Vorwurf rührt mich nicht; ich kenne mich ſelbſt genug und weiß, wie ich dem König angehöre, weit mehr als Viele, die in ſeinem Dienſt ſich ſelber dienen. Ungern ſcheid' ich aus dieſem Streite, ohne ihn beigelegt zu ſehen, und wünſche nur, daß uns der Dienſt des Herrn, das Wohl des Landes bald vereinigen möge. Es wirkt vielleicht ein wiederholtes Geſpräch, die Gegenwart der übrigen Fürſten, die heute fehlen, in einem glücklichern Augenblick, was heut unmöglich ſcheint. Mit dieſer Hoffnung entfern' ich mich.

Alba (der zugleich ſeinem Sohn Ferdinand ein Zeichen gibt.) Halt, Egmont! — Deinen Degen! — (Die Mittelthüre öffnet ſich; man ſieht die Gallerie mit Wache beſetzt, die unbeweglich bleibt.)

Egmont (der ſtaunend eine Weile geſchwiegen). Dieß war die Abſicht? Dazu haſt Du mich berufen? (Nach dem Degen greifend, als wenn er ſich vertheidigen wollte.) Bin ich denn wehrlos?

Alba. Der König befiehlt's, Du biſt mein Gefangener. (Indeß treten von beiden Seiten Bewaffnete herein.)

Egmont (nach einer Stille). Der König? — Oranien! Oranien! (Nach einer Pauſe, ſeinen Degen hingebend.) So nimm ihn! Er hat weit öfter des Königs Sache vertheidigt, als dieſe Bruſt beſchützt. (Er geht durch die Mittelthüre ab: die Bewaffneten, die im Zimmer ſind, folgen ihm; ingleichen Alba's Sohn. Alba bleibt ſtehen. Der Vorhang fällt.)

Fünfter Aufzug.

Straße.

Dämmerung.

Clärchen. Brackenburg. Bürger.

Brackenburg. Liebchen! Um Gottes willen, was nimmſt Du vor?

Clärchen. Komm' mit, Brackenburg! Du mußt die Menſchen nicht kennen; wir befreien ihn gewiß. Denn was gleicht ihrer Liebe zu ihm? Jeder fühlt, ich ſchwör' es, in ſich die brennende Begier, ihn zu retten, die Gefahr von einem koſtbaren Leben abzuwenden und dem Freieſten die Freiheit wiederzugeben. Komm'! Es fehlt nur an der Stimme, die ſie zuſammenruft. In ihrer Seele lebt noch ganz friſch, was ſie ihm ſchuldig ſind; und daß ſein mächtiger Arm allein von ihnen das Verderben abhält, wiſſen ſie. Um ſeinet- und ihretwillen müſſen ſie Alles wagen. Und was wagen wir? Zum Höchſten unſer Leben, das zu erhalten nicht der Mühe werth iſt, wenn er umkommt.

Brackenburg. Unglückliche! Du ſiehſt nicht die Gewalt, die uns mit ehernen Banden gefeſſelt hat.

Clärchen. Sie ſcheint mir nicht unüberwindlich. Laſſ uns nicht lang' vergebliche Worte wechſeln. Hier kommen von den alten, redlichen, wackern Männern! Hört, Freunde, Nachbarn, hört! — Sag't, wie iſt es mit Egmont'en?

Zimmermeiſter. Was will das Kind? Laſſ' ſie ſchweigen.

Clärchen. Tretet näher, daß wir ſachte reden, bis wir einig ſind und ſtärker. Wir dürfen nicht einen Augenblick verſäumen! Die freche Tyrannei, die es wagt, ihn zu feſſeln, zuckt ſchon den Dolch, ihn zu ermorden. O, Freunde, mit jedem Schritt der Dämmerung werd' ich ängſtlicher! Ich fürchte dieſe Nacht. Komm't, wir wollen uns theilen; mit ſchnellem Lauf von Quartier zu Quartier rufen wir die Bürger heraus! Ein Jeder greife zu ſeinen alten Waffen. Auf dem Markte treffen wir uns wieder und unſer Strom reißt einen Jeden mit ſich fort. Die Feinde ſehen ſich umringt und überſchwemmt, und ſind erdrückt. Was kann uns eine Hand voll Knechte widerſtehen? Und er in unſerer Mitte kehrt zurück, ſieht ſich befreit und kann uns ein Mal danken, uns, die wir ihm ſo tief verſchuldet worden. Er ſieht vielleicht — gewiß er ſieht das Morgenroth am freien Himmel wieder.

Zimmermeiſter. Wie iſt Dir, Mädchen?

Clärchen. Könn't Ihr mich miſſverſtehen? Vom Grafen ſprech' ich! Ich ſpreche von Egmont'en.

Jetter. Nennt den Namen nicht! Er iſt tödtlich.

Clärchen. Den Namen nicht! Wie? Nicht dieſen Namen? Wer nennt ihn nicht bei jeder Gelegenheit? Wo ſteht er nicht geſchrieben? In dieſen Sternen hab' ich oft mit allen ſeinen Lettern ihn geleſen. Nicht nennen? Was ſoll Das? Freunde! Gute, theure Nachbarn, Ihr träumt; beſinnt Euch! Seht mich nicht ſo ſtarr und ängſtlich an! Blickt nicht ſchüchtern hie und da bei Seite. Ich ruf' Euch ja nur zu, was Jeder wünſcht. Iſt meine Stimme nicht Euers Herzens eigene Stimme? Wer würfe ſich in dieſer bangen Nacht, eh' er ſein unruhvolles Bette beſteigt, nicht auf die Kniee, ihn mit ernſtlichem Gebet vom Himmel zu erringen? Fragt Euch einander; frage Jeder ſich ſelbſt; und wer ſpricht mir nicht nach: „Egmont's Freiheit oder den Tod!“

Jetter. Gott bewahr' uns! Da gibt's ein Unglück.

Clärchen. Bleib't! Bleib't, und drückt Euch nicht vor ſeinem Namen weg, dem Ihr Euch ſonſt ſo froh entgegendrängtet! — Wenn der Ruf ihn ankündigte, wenn es hieß: „Egmont kommt! Er kommt von Gent!“ da hielten die Bewohner der Straßen ſich glücklich, durch die er reiten mußte. Und wenn Ihr ſeine Pferde ſchallen hörtet, warf Jeder ſeine Arbeit hin, und über die bekümmerten Geſichter, die Ihr durch's Fenſter ſtecktet, fuhr, wie ein Sonnenſtrahl, von ſeinem Angeſichte ein Blick der Freude und Hoffnung. Da hob't Ihr Euere Kinder auf der Thürſchwelle in die Höhe und deutetet ihnen: „Sieh'; Das iſt Egmont, der Größte da! Er iſt's! Er iſt's, von dem Ihr beſſere Zeiten, als Euere armen Väter lebten, einſt zu erwarten habt.“ Laſſ't Euere Kinder nicht dereinſt Euch fragen: „Wo iſt er hin? Wo ſind die Zeiten hin, die Ihr verſpracht?“ — Und ſo wechſeln wir Worte; ſind müßig, verrathen ihn!

Soeſt. Schäm't Euch, Brackenburg! Laſſ't ſie nicht gewähren! Steuert dem Unheil!

Brackenburg. Liebes Clärchen; wir wollen

gehen! Was wird die Mutter ſagen? Vielleicht —

Clärchen. Meinſt Du, ich ſei ein Kind oder wahnſinnig? Was kann vielleicht? — Von dieſer ſchrecklichen Gewißheit bringſt Du mich mit keiner Hoffnung weg. — Ihr ſollt mich hören, und Ihr werdet; — denn ich ſeh's, Ihr ſeid beſtürzt und könnt Euch ſelbſt in Euerm Buſen nicht wiederfinden. Laſſt durch die gegenwärtige Gefahr nur einen Blick in das Vergangene bringen, das kurz Vergangene. Wendet Euere Gedanken nach der Zukunft. Könnt Ihr denn leben, werdet Ihr, wenn er zu Grunde geht? Mit ſeinem Athem fliegt der letzte Hauch der Freiheit. Was war er Euch? Für wen übergab er ſich der dringendſten Gefahr? Seine Wunden flogen und heilten nur für Euch. Die große Seele, die Euch Alle trug, beſchränkt ein Kerker, und Schauer tückiſchen Mordes ſchweben um ſie her. Er denkt vielleicht an Euch, er hofft auf Euch; er, der nur zu geben, nur zu erfüllen gewohnt war.

Zimmermeiſter. Gevatter, kommt.

Clärchen. Und ich habe nicht Arme, nicht Mark, wie Ihr; doch hab' ich, was Euch Allen fehlt, Muth und Verachtung der Gefahr. Könnt' Euch mein Athem doch entzünden! Könnt' ich an meinen Buſen drückend Euch erwärmen und beleben! Komm't! In Euerer Mitte will ich ſtehen! — Wie eine Fahne wehrlos ein edles Heer von Kriegern wehend anführet, ſo ſoll mein Geiſt um Euere Häupter flammen, und Liebe und Muth das ſchwankende, zerſtreute Volk zu einem fürchterlichen Heer vereinigen.

Jetter. Schaff' ſie bei Seite; ſie dauert mich. (Bürger ab.)

Brackenburg. Clärchen! Siehſt Du nicht, wo wir ſind?

Clärchen. Wo? Unter dem Himmel, der ſo oft ſich herrlicher zu wölben ſchien, wenn der Edle unter ihm herging. Aus dieſen Fenſtern haben ſie herausgeſehen, vier, fünf Köpfe über einander; an dieſen Thüren haben ſie geſchaart und genickt, wenn er auf die Memmen herabſah. O, ich hatte ſie ſo lieb, wie ſie ihn ehrten! Wäre er Tyrann geweſen, möchten ſie immer vor ſeinem Falle ſeitwärts gehen! Aber ſie liebten ihn! — O, Ihr Hände, die Ihr an die Mützen greift, zum Schwert könnt Ihr nicht greifen! — Brackenburg, und wir? — Schelten wir ſie? — Dieſe Arme, die ihn ſo oft feſt hielten; was thun ſie für ihn? — Liſt hat in der Welt ſo viel erreicht; — Du kennſt Wege und Stege, kennſt das alte Schloß. Es iſt Nichts unmöglich; gib mir einen Anſchlag.

Brackenburg. Wenn wir nach Hauſe gingen!

Clärchen. Gut.

Brackenburg. Dort an der Ecke ſeh' ich Alba's Wache; laß doch die Stimme der Vernunft Dir zu Herzen dringen. Hältſt Du mich für feig? Glaubſt Du nicht, daß ich um Deinetwillen ſterben könnte? Hier ſind wir Beide tod, ich ſo gut wie Du. Siehſt Du nicht das Unmögliche? Wenn Du Dich faßteſt! Du biſt außer Dir.

Clärchen. Außer mir! Abſcheulich! Brackenburg, Ihr ſeid außer Euch. Da Ihr laut den Helden verehrtet, ihn Freund und Schutz und Hoffnung nanntet, ihm Vivat riefſt, wenn er kam: da ſtand ich in meinem Winkel, ſchob das Fenſter halb auf, verbarg mich lauſchend, und das Herz ſchlug mir höher, als Euch Allen! Jetzt ſchlägt mir's wieder höher als Euch Allen! Ihr verbergt Euch, da es Noth iſt, verläugnet ihn, und fühlt nicht, daß Ihr untergeht, wenn er verdirbt.

Brackenburg. Komm' nach Hauſe.

Clärchen. Nach Hauſe?

Brackenburg. Beſinne Dich nur! Sieh' Dich um! Dieß ſind die Straßen, die Du nur ſonntäglich betrat'ſt, durch die Du ſittſam nach der Kirche gingſt, wo Du übertrieben ehrbar zurückteſt, wenn ich mit einem freundlichen, grüßenden Wort mich zu Dir geſellte. Du ſtehſt und redeſt, handelſt vor den Augen der offenen Welt; beſinne Dich, Liebe! Wozu hilft es uns?

Clärchen. Nach Hauſe! Ja, ich beſinne mich. Komm', Brackenburg, nach Hauſe! Weißt Du, wo meine Heimath iſt? (ab.)

Gefängniß,

durch eine Lampe erhellt, ein Ruhebett im Grunde.

Egmont (allein).

Alter Freund, immer getreuer Schlaf, fliehſt Du mich auch, wie die übrigen Freunde? Wie willig ſenkteſt Du Dich auf mein freies Haupt herunter und kühlteſt, wie ein ſchöner Myrten-Kranz der Liebe, meine Schläfe! Mitten unter Waffen, auf der Wage des Lebens, ruht' ich leicht athmend, wie ein aufquellender Knabe, in Deinen Armen. Wenn Stürme durch Zweige und Blätter ſauſ'ten, Aſt und Wipfel ſich knirrend bewegten, blieb innerſt doch der Kern des Herzens ungeregt. Was ſchüttelt Dich nun? Was erſchüttert den feſten, treuen Sinn? Ich fühl's; es iſt der Klang der Mordart, die an meiner Wurzel naſcht. Noch ſteh' ich aufrecht, und ein innerer Schauder durchfährt mich. Ja, ſie überwindet, die verrätheriſche Gewalt; ſie untergräbt den feſten, hohen Stamm, und eh' die Rinde dorrt, ſtürzt krachend und zerſchmetternd Deine Krone.

Warum denn jetzt, der Du ſo oft gewalt'ge Sorgen gleich Seifenblaſen Dir vom Haupte

wegzuweisen; warum vermagst Du nicht, die Ahnung zu verscheuchen, die tausendfach in Dir sich auf- und niederertreibt? Seit wann begegnet Dir der Tod fürchterlich, mit dessen wechselnden Bildern, wie mit den übrigen Gestalten der gewohnten Erde, Du gelassen lebtest? — Auch ist er's nicht, der taube Feind, dem die gesunde Brust wetteifernd sich entgegen hebt, der Kerker ist's, des Grabes Vorbild, dem Helden wie dem Feigen widerlich. Unleidlich ward mir's schon auf meinem gepolsterten Stuhle, wenn in fürstlicher Versammlung die Fürsten, was leicht zu entscheiden war, mit wiederkehrenden Gesprächen überlegten, und zwischen düstern Wänden eines Saals die Balken der Decke mich erdrückten. Da eilt' ich fort, sobald als möglich war, und rasch auf's Pferd mit tiefem Athemzuge. Und frisch hinaus, da wo wir hingehören, in's Feld, wo aus der Erde dampfend jede nächste Wohlthat der Natur, und durch die Himmel webend alle Segen der Gestirne uns umwittern; wo wir, dem erdgebor'nen Riesen gleich, von der Berührung unserer Mutter kräftiger uns in die Höhe reißen; wo wir die Menschheit ganz und menschliche Begier in allen Adern fühlen; wo das Verlangen, vorzudringen, zu besiegen, zu erhaschen, seine Faust zu brauchen, zu besitzen, zu erobern, durch die Seele des jungen Jägers glüht; wo der Soldat sein angeborenes Recht auf alle Welt mit raschem Schritt sich anmaßt, und in furchterlicher Freiheit, wie ein Hagelwetter durch Wiese, Feld und Wald verderbend streicht, und keine Grenzen kennt, die Menschenhand gezogen.

Du bist nur Bild, Erinnerungstraum des Glücks, das ich so lang besessen; wo hat Dich das Geschick verrätherisch hingeführt? Verlangt es Dir, den nie geschenkten Tod im Angesicht der Sonne reich zu gönnen, um Dir des Grabes Vorgeschmack im ekeln Moder zu bereiten? Wie haucht er mich aus diesen Steinen widrig an! Scheu starrt das Leben, vor dem Ruhebette, wie vor dem Grabe, scheut der Fuß. —

O, Sorge! Sorge! die Du vor der Zeit den Mord beginnst, laß ab! — Seit wann ist Egmont denn allein, so ganz allein in dieser Welt? Dich macht der Zweifel fühllos, nicht das Glück. Ist die Gerechtigkeit des Königs, der Du lebenslang vertrautest; ist der Regentin Freundschaft, die fast (Du darfst es Dir gestehn), fast Liebe war, sind sie auf einmal, wie ein glänzend' Feuerbild der Nacht, verschwunden, und lassen Dich allein auf dunkelm Pfad zurück? Wird an der Spitze Deiner Freunde Oranien nicht wachend sinnen? Wird nicht ein Volk sich sammeln und mit anschwellender Gewalt den alten Freund erretten?

O, haltet, Mauern, die Ihr mich einschließt, so vieler Geister wohlgemeintes Drängen von mir ab; und welcher Muth aus meinen Augen scheu sich über sie ergoß, der kehre aus ihren Herzen in meines wieder! O sie rühren sich zu Tausenden, sie kommen, sie mit zur Seite! Ihr frommer Wunsch eilt dring zu dem Himmel, er bittet um ein Wunder. steigt zu meiner Rettung nicht ein Engel nie so seh' ich sie nach Lanz' und Schwertern greif Die Thore spalten sich; die Gitter spring die Mauer stürzt von ihren Händen ein. der Freiheit des einbrechenden Tages f Egmont freudig entgegen. Wie manch' bekan Gesicht empfängt mich jauchzend! Ach, Clärch wärst Du Mann, so sähe ich Dich gewiß hier zuerst und dankte Dir, was einem Ke zu danken hart ist, Freiheit!

Clärchen's Haus.

Clärchen

(kommt mit einer Lampe und einem Glas Wasser [illegible] stellt das Glas auf den Tisch und [illegible] an's Fenster).

Brackenburg? Seid Ihr's? Was hört' denn? Noch Niemand? Es war Niemand! will die Lampe in's Fenster setzen, daß er sie ich wache noch, ich warte noch auf ihn. Er mir Nachricht versprochen. Nachricht? Entl liche Gewißheit! — Egmont verurtheilt! Welch' Gericht darf ihn fordern? Und sie v dammen ihn! Der König verdammt ihn, o der Herzog? Und die Regentin entzieht ih Oranien sondert, und alle seine Freunde! Ist Dieß die Welt, von deren Wankelmut Unzuverlässigkeit ich viel gehört und Nic empfunden habe? Ist Dieß die Welt? — W wäre hoch genug, den Theuern anzufeinde wäre Bosheit mächtig genug, den allgemei Erkannten scheu zu stürzen? Doch ist es so es ist — O, Egmont! Sicher hielt ich Dich v Gott und Menschen, wie in meinen Arme Was war ich Dir? Du hast mich Dein genann mein ganzes Leben widmete ich Deinem Leb — Was bin ich nun? Vergebens streck' ich n der Schlinge, die Dich faßt, die Hand aus. hülflos und ich frei! — Hier ist der Schlü zu meiner Thür. An meiner Willkür hängt m Gehen und mein Kommen, und Dir bin ich Nichts! — — O bindet mich, damit ich wi verzweifle, und werft mich in den tiefsten Kerk daß ich das Haupt an feuchte Mauern schlag nach Freiheit winsle, träume, wie ich ihm hel wollte, wenn Fesseln mich nicht lähmten, w ich ihm helfen würde. — Nun bin ich frei, u in der Freiheit liegt die Angst der Ohnmach — mit selbst bewußt, nicht fähig, ein Gli nach seiner Hülfe zu rühren. Ach, leider, a

der kleinſte Theil von Deinem Weſen, Dein Clärchen iſt, wie Du, gefangen, und regt, getrennt im Todeskrampfe, nur die letzten Kräfte! — Ich höre ſchleichen, huſten — Brackenburg — er iſt's! — Elender, guter Mann, Dein Schickſal bleibt ſich immer gleich; Dein Liebchen öffnet Dir die nächtliche Thür, und ach, zu welch' unſeliger Zuſammenkunft!

Brackenburg (kommt auf).

Clärchen. Du kommſt ſo bleich und ſchüchtern, Brackenburg; was iſt's?

Brackenburg. Durch Umwege und Gefahren ſuch' ich Dich auf. Die großen Straßen ſind beſetzt; durch Gäßchen und durch Winkel hab' ich mich zu Dir geſchlichen.

Clärchen. Erzähl', wie iſt's?

Brackenburg (indem er ſich ſetzt). Ach Cläre, laß' mich weinen! Ich liebt' ihn nicht. Er war der reiche Mann und lockte des Armen einziges Schaf zur beſſern Weide herüber. Ich hab' ihn nie verflucht, Gott hat mich treu geſchaffen und weich. In Schmerzen ſtieß mein Leben vor mir nieder, und zu verſchmachten hofft' ich jeden Tag.

Clärchen. Vergiß Das, Brackenburg! Vergiß Dich ſelbſt. Sprich mir von ihm! Iſt's wahr? Iſt er verurtheilt?

Brackenburg. Er iſt's! Ich weiß es ganz genau.

Clärchen. Und lebt noch?

Brackenburg. Ja, er lebt noch.

Clärchen. Wie willſt Du Das verſichern? — Die Tyrannei erwordet in der Nacht den Herrlichen! Vor allen Augen verborgen fließt ſein Blut. Aengſtlich im Schlafe liegt das beſtändige Volk, und träumt von Rettung, träumt ihres ohnmächtigen Wunſches Erfüllung, indeß unwillig über uns ſein Geiſt die Welt verläßt. Er iſt dahin! — Täuſche mich nicht; Dich nicht!

Brackenburg. Nein, gewiß, er lebt! — Und leider; es bereitet der Spanier dem Volke, das er zertreten will, ein fürchterliches Schauſpiel, gewaltſam jedes Herz, das nach Freiheit ſich regt, auf ewig zu zerknirſchen!

Clärchen. Fahre fort und ſprich gelaſſen auch mein Todesurtheil aus! Ich wandle den ſeligen Gefilden ſchon näher und näher; mir weht der Troſt aus jenen Gegenden des Friedens ſchon herüber. Sag' an.

Brackenburg. Ich konnt' es an den Wachen merken, aus Reden, die bald da, bald dort fielen, daß auf dem Markte geheimnißvoll ein Schreckniß zubereitet werde. Ich ſchlich durch Seitenwege, durch bekannte Gänge nach meines Vetters Hauſe, und ſah aus einem Hinterfenſter nach dem Markte. — Es wehten Fackeln in einem weiten Kreiſe Spaniſcher Soldaten hin und wieder. Ich ſchärfte mein ungewohntes Auge, und aus der Nacht ſtieg mir ein ſchwarzes Gerüſt entgegen, geräumig, hoch; mit grauſe vor dem Anblick. Geſchäftig waren Viele ringsumher bemüht, was noch von Holzwerk weiß und ſichtbar war, mit ſchwarzem Tuch einhüllend zu verkleiden. Die Treppen deckten ſie zuletzt auch ſchwarz; ich ſah es wohl. Sie ſchienen die Weihe eines gräßlichen Opfers vorbereitend zu begehen. Ein weißes Crucifix, das durch die Nacht wie Silber blinkte, ward an der einen Seite hoch aufgeſteckt. Ich ſah, und ſah die ſchreckliche Gewißheit immer gewiſſer. Noch wankten Fackeln hie und da herum; allmälig wichen ſie und erloſchen. Auf einmal war die ſcheußliche Geburt der Nacht in ihrer Mutter Schoos zurückgekehrt.

Clärchen. Still, Brackenburg! Nun ſtill! Laß' dieſe Hülle auf meiner Seele ruhen. Verſchwunden ſind die Geiſtergeſtalten; und Du, holde Nacht, leih' Deinen Mantel der Erde, die in ſich gährt; ſie trägt nicht länger die abſcheuliche Laſt, reißt ihre tiefen Spalten grauſend auf und kreirſcht das Mordgerüſt hinunter. Und irgend einen Engel ſendet der Gott, den ſie zum Zeichen ihrer Wuth geſchändet; vor des Boten heiliger Berührung löſen ſich Riegel und Bande, und ermuntert den Freund mit mildem Schimmer; er führet ihn durch die Nacht zur Freiheit ſanft und ſtill, und auch mein Weg geht heimlich in dieſe Dunkelheit, ihm zu begegnen.

Brackenburg (ſie umfaſſend). Mein Kind, wohin? Was wagſt Du?

Clärchen. Leiſe, Lieber, daß Niemand erwache, daß wir uns ſelbſt nicht wecken! Kennſt Du dieß Fläſchchen, Brackenburg? Ich nahm Dir's ſcherzend, als Du mit übereiltem Tod oft ungeduldig drohteſt. — Und nun, mein Freund —

Brackenburg. Im aller Heiligen Namen! —

Clärchen. Du hinderſt Nichts. Tod iſt mein Theil; und gönne mir den ſanften, ſchnellen Tod, den Du mir ſelbſt bereiteteſt! Gib mir Deine Hand! — Im Augenblick, da ich die dunkle Pforte eröffne, aus der kein Rückweg iſt, könnt' ich mit dieſem Händedruck Dir ſagen, wie ſehr ich Dich geliebt, wie ſehr ich Dich bejammert. Mein Bruder ſtarb mir jung; Dich wählt' ich, ſeine Stelle zu erſetzen. Es widerſprach Dein Herz und quälte ſich und mich, verlangteſt heiß und immer heißer, was Dir nicht beſchieden war. Vergib mir und leb' wohl! Laß' mich Dich Bruder nennen! Es iſt ein Name, der viel Namen in ſich faſſ't. Nimm die letzte, ſchöne Blume der Scheidenden mit treuem Herzen ab, — nimm dieſen Kuß! — Der Tod vereinigt Alles, Brackenburg, uns denn auch!

Brackenburg. So laß' mich mit Dir ſterben!

Theile! Theile! Es iſt genug, zwei Leben auszulöſchen.

Clärchen. Bleib'; Du ſollſt leben, Du kannſt leben. — Sieh' meiner Mutter bei, die ohne Dich in Armuth ſich verzehren würde. Sei ihr, was ich ihr nicht mehr ſein kann; leb't zuſammen und bewein't mich. Bewein't das Vaterland und Den, der es allein erhalten konnte. Das heutige Geſchlecht wird dieſes Jammers nicht los; die Wuth der Rache ſelbſt vermag ihn nicht zu tilgen. Leb't, ihr Armen, die Zeit noch hin, die keine Zeit mehr iſt. Herr! ſteht die Welt auf einmal ſtill; es ſtockt ihr Kreislauf, und mein Puls ſchlägt kaum noch wenige Minuten. Leb' wohl!

Brackenburg. O, lebe Du mit uns, wie wir für Dich allein! Du tödtest uns in Dir; o, leb' und leide! Wir wollen unzertrennlich Dir zu beiden Seiten ſtehen, und immer achtſam ſoll die Liebe den ſchönſten Troſt in ihren lebendigen Armen Dir bereiten. Sei unſer, unſer! Ich darf nicht ſagen, mein!

Clärchen. Leiſe, Brackenburg! Du fühlſt nicht, was Du rührſt. Wo Hoffnung Dir erſcheint, iſt mir Verzweiflung.

Brackenburg. Theile mit den Lebendigen die Hoffnung! Verweil' am Rande des Abgrundes, ſchau' hinab und ſieh' auf uns zurück.

Clärchen. Ich hab' überwunden; ruf' mich nicht wieder zum Streit.

Brackenburg. Du biſt betäubt; gehüllt in Nacht, ſuchſt Du die Tiefe. Noch iſt nicht jedes Licht erloſchen, noch mancher Tag! —

Clärchen. Weh; über Dich Weh! Weh! Grauſam zerreißeſt Du den Vorhang vor meinem Auge. Ja, er wird grauen der Tag; vergebens alle Nebel um ſich ziehen und wider Willen grauen! Furchtſam ſchaut der Bürger aus ſeinem Fenſter, die Nacht läßt einen ſchwarzen Riegen zurück; es ſchaut, und fürchterlich wächſt im Lichte das Mordgerüſt. Neuleidend wendet das entweihte Gottesbild ſein flehend' Auge zum Vater auf. Die Sonne wagt ſich nicht hervor; ſie will die Stunde nicht bezeichnen, in der er ſterben ſoll. Träge gehen die Zeiger ihren Weg, und eine Stunde nach der andern ſchlägt. Halt! Halt! Nun iſt die Zeit! Mich ſchreckt des Morgens Ahnung in das Grab. (Sie tritt an's Fenſter, als höre ſie ſich an, und trinkt heimlich.)

Brackenburg. Clärc! Clärc!

Clärchen (geht nach dem Tiſch und trinkt das Gefäß). Hier iſt der Reſt! Ich locke Dich nicht nach. Thu', was Du darfſt; leb' wohl! Löſche dieſe Lampe still und ohne Zaudern; ich geh' zur Ruhe. Schleiche Dich ſachte weg; ziehe die Thür nach Dir zu. Still! Wecke meine Mutter nicht! Geh', rette Dich! Rette Dich, wenn Du nicht mein Mörder ſcheinen willſt! (Wo.)

Brackenburg. Sie läßt mich zum letzten Male, wie immer. O, könnte eine Menſchenſeele fühlen, wie ſie ein lie end' Herz zerreißen kann! Sie läßt mich ſtehen, mir ſelber überlaſſen; und Tod und Leben iſt mir gleich verhaßt. — Allein zu ſterben! — Wein't, Ihr Liebenden! Kein härter' Schickſal iſt, als mein's! Sie theilt mit mir den Todestropfen und ſchickt mich weg; von ihrer Seite weg! Sie zieht mich nach und ſtößt in's Leben mich zurück. O Egmont, welch' preiswürdig' Loos fällt Dir! Sie geht voran; der Kranz des Siegs aus ihrer Hand iſt Dein; ſie bringt den ganzen Himmel Dir entgegen! — Und ſoll ich folgen; wieder ſeitwärts ſtehen; den unauslöſchlichen Neid in jene Wohnungen hinüber tragen? — Auf Erden iſt kein Bleiben mehr für mich, und Höll' und Himmel bieten gleiche Qual. Wie wäre der Vernichtung Schreckenshand dem Unglücklichen willkommen!

(Brackenburg geht ab; das Theater bleibt einige Zeit unverändert. Eine Muſik, Clärchen's Tod bezeichnend, beginnt; die Lampe, welche Brackenburg ausgelöſcht zu vergeſſen ſcheint, kommt noch einige Mal auf, dann erliſcht ſie. Bald verwandelt ſich der Schauplatz in das Gefängniß.)

Egmont (liegt ſchlafend auf dem Ruhebette. Es erſcheint ein Geiſt mit Schwefeln, und die Thür thut ſich auf. Diener mit Fackeln treten herein; ihnen folgen Ferdinand, Alba's Sohn, und Silva, begleitet von Bewaffneten. Egmont fährt aus dem Schlaf auf.)

Egmont. Wer ſeid Ihr, die Ihr mir unfreundlich den Schlaf von den Augen ſchüttelt? Was könnt Euere trotzigen, unſichern Blicke mir an? Warum dieſen fürchterlichen Aufzug? Welchen Schreckenstraum kommt' Ihr der halberwachten Seele vorzulügen?

Silva. Uns ſchickt der Herzog, Dir Dein Urtheil anzukündigen.

Egmont. Bringſt Du den Henker auch mit, es zu vollziehen?

Silva. Vernimm es, ſo wirſt Du wiſſen, was Deiner wartet.

Egmont. So ziemt es Euch und Euerm ſchändlichen Beginnen; in Nacht gebrütet und in Nacht vollführt! So mag dieſe freche That der Ungerechtigkeit ſich verbergen! — Tritt kühn hervor, der Du das Schwert verhüllt unter dem Mantel trägſt; hier iſt mein Haupt, das freieſte, das je die Tyrannei vom Rumpf geriſſen.

Silva. Du irrſt! Was gerechte Richter beſchließen, werden ſie vor'm Angeſicht des Tages nicht verbergen.

Egmont. So überſteigt die Frechheit jeden Begriff und Gedanken.

Silva (nimmt einem Dabeiſtehenden das Urtheil ab, entfaltet's und lieſt's). „Im Namen des Königs, und kraft beſonderer, von Seiner Ma-

geſtützt und übertragenen Gewalt, alle ſeine Unterthanen, weß' Standes ſie ſeien, zugleich die Ritter des gold'nen Vließes zu richten, erkennen wir" —

Egmont. Kann Dieſer König übertragen?

Silva. „Erkennen wir, nach vorgängiger, genauer, geſetzlicher Unterſuchung, Dich, Heinrich Grafen Egmont, Prinzen von Gaure, des Hochverraths ſchuldig, und ſprechen das Urtheil: daß Du mit der Frühe des einbrechenden Morgens aus dem Kerker auf den Markt geführt, und dort vor m Angeſicht des Volks zur Warnung aller Verräther mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht werden ſollſt. Gegeben Brüſſel im" — (Datum und Jahrzahl werden unverſtändlich geweſen, ſo daß ſie der Zuhörer nicht vernimmt.)

„Ferdinand, Herzog von Alba, Vorſitzer des Gerichts der Zwölfe."

Du weißt nun Dein Schickſal; es bleibt Dir wenige Zeit, Dich drein zu ergeben, Dein Haus zu beſtellen und von den Deinigen Abſchied zu nehmen.

(Silva mit dem Gefolge geht ab. Es bleibt Ferdinand und zwei Soldaten; das Theater iſt mäßig erleuchtet.)

Egmont. (hat eine Weile in ſich verſenkt dageſtanden, und Silva, ohne ſich umzuſehen, abgehen laſſen. Er ſtandt ſich allein, und da er die Augen aufhebt, erblickt er Alba's Sohn.) Du ſtehſt und bleibſt? Willſt Du mein Erſtaunen, mein Entſetzen noch durch Deine Gegenwart vermehren? Willſt Du noch etwa die willkommene Botſchaft Deinem Vater bringen, daß ich unmänniich verzweifle? Geh'! Sag' ihm, ſag' ihm, daß er weder mich noch die Welt beſitzt! Ihm, dem Ruhmſüchtigen, wird man es erſt hinter den Schultern leiſe liſpeln, dann laut und lauter ſagen, und wenn er einſt von dieſem Gipfel herabſteigt, werden tauſend Stimmen es ihm entgegen rufen! Nicht das Wohl des Staats, nicht die Würde des Königs, nicht die Ruhe der Provinzen haben ihn hierher gebracht. Um ſein' ſelbſt willen hat er Krieg gerathen, daß der Krieger im Kriege gelte. Er hat dieſe ungeheure Verwirrung erregt, damit man ſeiner bedürfe. Und ich falle, ein Opfer ſeines niedrigen Haſſes, ſeines kleinlichen Neides. Ja, ich weiß es und ich darf es ſagen; der Sterbende, der tödtlich Verwundete kann es ſagen: mich hat der Eingebildete beneidet; mich wegzutilgen, hat er lange geſonnen und gedacht.

Schon damals, als wir, noch jünger, mit Würfeln ſpielten, und die Haufen Goldes, einer nach dem andern, von ſeiner Seite zu mir herübereilten: da ſtand er grimmig, legte Gelaſſenheit, und innerlich verzehrte ihn die Aergerniß, mehr über mein Glück, als über ſeinen Verluſt. Noch erinnere ich mich des funkelnden Blicks, der verrätheriſchen Blaſſe, als wir an einem öffentlichen Feſte vor vielen Tauſend Menſchen um die Wette ſchoſſen. Er forderte mich auf, und beide Nationen ſtanden; die Spanier, die Niederländer wetteten und wünſchten. Ich überwand ihn; ſeine Angel irrte, die meine traf, ein lauter Freudenſchrei der Meinigen durchbrach die Luft. Nun trifft mich ſein Geſchoß. Sag' ihm, daß ich's weiß; daß ich ihn kenne; daß die Welt jede Siegszeichen verachtet, die ein kleiner Geiſt erſchleichend ſich aufrichtet. Und Du, wenn's einem Sohne möglich iſt, von der Sitte des Vaters zu weichen, übe bei Zeiten die Scham, indem Du Dich für Den ſchämſt, den Du gerne von ganzem Herzen verehren möchteſt.

Ferdinand. Ich höre Dich an, ohne Dich zu unterbrechen. Deine Vorwürfe laſſen, wie Keulenſchläge auf einem Helm; ich fühle die Erſchütterung, aber ich bin bewaffnet. Du triffſt mich, Du verwundeſt mich nicht; fühlbar iſt mir allein der Schmerz, der mir den Buſen zerreißt. Wehe mir! Wehe! Zu einem ſolchen Anblick bin ich aufgewachſen, zu einem ſolchen Schauſpiel bin ich geſendet!

Egmont. Du brichſt in Klagen aus? Was rührt, was bekümmert Dich? Iſt es eine ſpäte Reue, daß Du der ſchändlichen Verſchwörung Deinen Dienſt geliehen? Du biſt ſo jung und haſt ein glückliches Anſehen. Du warſt ſo zutraulich, ſo freundlich gegen mich. So lang' ich Dich ſah, war ich mit Deinem Vater verſöhnt. Und eben ſo verſteckt, verſchlagener als er, lockſt Du mich in das Netz. Du biſt der Abſcheulichſte! Wer ihm traut, mag es auf ſeine Gefahr thun; aber wer fürchtete Gefahr, Dir zu vertrauen? Geh'! Geh'! Raube mir nicht die wenigen Augenblicke! Geh', daß ich mich ſammle, die Welt, und Dich zuerſt, vergeſſe!

Ferdinand. Was ſoll ich Dir ſagen? Ich ſehe und ſehe Dich an, und ſehe Dich nicht und fühle mich nicht. Soll ich mich entſchuldigen? Soll ich Dir verſichern, daß ich erſt ſpät, erſt ganz zuletzt des Vaters Abſichten erfuhr, daß ich als ein gezwungenes, ein lebloſes Werkzeug ſeines Willens handelte? Was fruchtet's, welche Meinung Du von mir haben magſt? Du biſt verloren; und ich Unglücklicher ſtehe nur da, um Dir's zu verſichern, um Dich zu bejammern.

Egmont. Welche ſonderbare Stimme, welch' ein unerwarteter Troſt begegnet mir auf dem Wege zum Grabe? Du, Einer meines Feindes, meines faſt einzigen Feindes, Du bedauerſt mich; Du biſt nicht unter meinen Mördern! Sage, rede! Für wen ſoll ich Dich halten?

Ferdinand. Grauſamer Vater! Ja, ich erkenne Dich in dieſem Befehle. Du kannteſt

mein Herz, meine Geſinnung, die Du ſo oft als Erbtheil einer zärtlichen Mutter ſchaltеſt. Mich Dir gleich zu bilden, ſandteſt Du mich hierher. Dieſen Mann am Rande des gähnenden Grabes, in der Gewalt eines willkürlichen Todes zu ſehen, zwingſt Du mich, daß ich den tiefſten Schmerz empfinde, daß ich taub gegen alles Schickſal, daß ich unempfindlich werde, es geſchehe mir, was wolle.

Egmont. Ich erſtaune! Faſſe Dich! Stehe, rede, wie ein Mann!

Ferdinand. O, daß ich ein Weib wäre! Daß man mir ſagen könnte: was rührt Dich; was ficht Dich an? Sage mir ein größeres, ein ungeheureres Uebel, mache Dich zum Zeugen einer ſchrecklichen That, ich will Dir danken, ich will ſagen: es war Nichts.

Egmont. Du verlierſt Dich. Wo biſt Du?

Ferdinand. Laſſ dieſe Leidenſchaft raſen; laſſ mich lotgebunden klagen! Ich will nicht handhaft ſcheinen, wenn Alles in mir zuſammenbricht. Dich ſoll ich hier ſehen? — Dich? — Es iſt entſetzlich! Du verſtehſt mich nicht! Und ſollt Du mich verſtehen? Egmont! Egmont! (Ihm um den Hals fallend.)

Egmont. Löſe mir das Geheimniß.

Ferdinand. Kein Geheimniß.

Egmont. Wie bewegt Dich ſo tief das Schickſal eines fremden Mannes?

Ferdinand. Nicht fremd! Du biſt mir nicht fremd. Dein Name war's, der mir in meiner erſten Jugend gleich einem Stern des Himmels entgegenleuchtete. Wie oft hab' ich nach Dir gehorcht, gefragt! Des Kindes Hoffnung iſt der Jüngling, des Jünglings der Mann. So biſt Du vor mir hergeſchritten, immer vor, und ohne Neid ſah ich Dich vor, und ſchritt Dir nach, und fort und fort. Nun hofft' ich endlich, Dich zu ſehen, und ſah Dich, und mein Herz flog Dir entgegen. Dich hatt' ich mir beſtimmt, und wählte Dich auf's Neue, da ich Dich ſah. Nun hofft' ich erſt, mit Dir zu ſein, mit Dir zu leben, Dich zu faſſen, Dich —: Das iſt nun Alles weggeſchnitten, und ich ſehe Dich hier!

Egmont. Mein Freund, wenn es Dir wohl thun kann, ſo nimm die Verſicherung, daß im erſten Augenblick mein Gemüth Dir entgegenkam; und höre mich. Laſſ uns ein ruhiges Wort unter einander wechſeln. Sage mir: iſt es der ſtrenge, ernſte Wille Deines Vaters, mich zu tödten?

Ferdinand. Er iſt's.

Egmont. Dieſes Urtheil wäre nicht ein leeres Schreckbild, mich zu ängſtigen, durch Furcht und Drohung zu ſtrafen, mich zu erniedrigen, und dann mit königlicher Gnade mich wieder aufzuheben?

Ferdinand. Nein, ach, leider nein! Anfangs ſchmeichelte ich mir ſelbſt mit dieſer ausweichenden Hoffnung; und ſchon da empfand ich, Angſt und Schmerz, Dich in dieſem Zuſtande zu ſehen. Nun iſt es wirklich, iſt gewiß. Nein, ich regiere mich nicht! Wer gibt mir eine Hülfe, wer einen Rath, dem Unvermeidlichen zu entgehen?

Egmont. So höre mich. Wenn Deine Seele ſo gewaltſam dringt, mich zu retten, wenn Du die Uebermacht verabſcheuſt, die Dich gefeſſelt hält, ſo rette mich! Die Augenblicke ſind koſtbar. Du biſt des Ungewaltigen Sohn und ſelbſt gewaltig. — Laſſ uns entfliehen! Ich kenne die Wege; die Mittel können Dir nicht unbekannt ſein. Nur dieſe Mauern, nur wenige Meilen entfernen mich von meinen Freunden. Leite dieſe Bande, bringe mich zu ihnen und ſei unſer. Gewiß, der König dankt Dir dereinſt meine Rettung! Jetzt iſt er überraſcht, und vielleicht iſt ihm Alles unbekannt. Dein Vater wagt; und die Majeſtät muß das Gleichgewicht hinlegen, wenn ſie ſich auch davor entſetzet. Du denkſt? O, denke mir den Weg der Freiheit aus! Sprich, und nähre die Hoffnung der lebendigen Seele.

Ferdinand. Schweig'! o, ſchweige! Du vermehrſt mit jedem Worte meine Verzweiflung. Hier iſt kein Ausweg, kein Rath, keine Flucht. — Das quält mich; Das greift und faßt mir wie mit Klauen die Bruſt. Ich habe ſelbſt das Netz zuſammengezogen; ich kenne die ſtrengen, feſten Knoten; ich weiß, wie jeder Kunſtheit, jeder Liſt die Wege verrannt ſind; ich fühle mich mit Dir und mit allen Andern gefeſſelt. Würde ich klagen, hätte ich nicht Alles verſucht? Zu ſeinen Füßen habe ich gelegen, gebeten und gefleht. Er ſchickte mich hierher, um Alles, was von Lebensluſt und Freude mit mir lebt, in dieſem Augenblicke zu zerſtören.

Egmont. Und keine Rettung?

Ferdinand. Keine!

Egmont (aus dem Ton der Komplet). Keine Rettung! — — Süßes Leben, ſchöne freundliche Gewohnheit des Daſeins und Wirkens! Von Dir ſoll ich ſcheiden, ſo gelaſſen ſcheiden! Nicht im Tumulte der Schlacht, unter dem Gedränge der Maſſen, in der Zerſtreuung des Getümmels gibſt Du mir ein kräftiges Lebewohl; Du nimmſt keinen eiligen Abſchied, verkürzeſt nicht den Augenblick der Trennung. Ich ſoll Deine Handlaſſen, Dir noch ein Mal in die Augen ſehen, Deine Schöne, Deinen Werth recht lebhaft fühlen, und dann mich entſchließen können und ſagen: Fahre hin!

Ferdinand. Und ich ſoll daneben ſtehen, zuſehen, Dich nicht halten, nicht hindern kön-

nen! O, welche Stimme reichte zur Klage! Welches Herz hätte nicht aus seinen Banden vor diesem Jammer?

Egmont. Fasse Dich!

Ferdinand. Du kannst Dich fassen; Du kannst entsagen, den schweren Streit an der Hand der Nothwendigkeit heldenmüthig gehen. Wie kann ich? Was soll ich? Du überwindest Dich selbst und uns; Du überlebst: ich überlebe Dich und mich selbst. Bei der Freude des Mahls hab' ich mein Licht, im Getümmel der Schlacht meine Fahne verloren. Schal, verworren, trüb' scheint mir die Zukunft.

Egmont. Junger Freund, den ich durch ein sonderbares Schicksal zugleich gewinne und verliere, der für mich die Todesschmerzen empfindet, für mich leidet, heb mich in diesen Augenblicken an; Du verlierst mich nicht! War Dir mein Leben ein Spiegel, in welchem Du Dich gerne betrachtetest, so sei es auch mein Tod. Die Menschen sind nicht nur zusammen, wenn sie beisammen sind; auch der Entfernte, der Abgeschiedene lebt uns. Ich lebe Dir und habe mit genug gelebt. Eines jeden Tages hab' ich mich gefreut; an jedem Tage mit reicher Wirkung meine Pflicht gethan, wie mein Gewissen mir sie zeigte. Nun endigt sich das Leben, wie es sich früher, früher schon auf dem Sande von Gravelingen hätte endigen können. Ich höre auf, zu leben; aber ich habe gelebt. So leb' auch Du, mein Freund, gern und mit Lust, und scheue den Tod nicht!

Ferdinand. Du hättest Dich für uns erhalten können, erhalten sollen. Du hast Dich selber getödtet. Oft hört' ich, wenn kluge Männer über Dich sprachen, feindselige, wohlwollende: sie stritten lang über Deinen Werth; doch endlich vereinigten sie sich; keiner wagt' es zu läugnen, jeder gestand: „Ja, er wandelt einen gefährlichen Weg." Wie oft wünscht' ich, Dich warnen zu können! Hattest Du denn keine Freunde!

Egmont. Ich war gewarnt.

Ferdinand. Und wie ich punktweise alle diese Beschuldigungen wieder in der Anklage fand, und Deine Antworten! — gut genug, Dich zu entschuldigen, nicht triftig genug, Dich von der Schuld zu befreien! —

Egmont. Dies sei bei Seite gelegt. Es glaubt der Mensch, sein Leben zu leiten, sich selbst zu führen; und sein Innerstes wird unwiderstehlich nach seinem Schicksale gezogen. Laß' uns darüber nicht rechten; dieser Gedanken entschlag' ich mich leicht. — schwerer der Sorge für dieses Land! Doch auch dafür wird gesorgt sein. Kann mein Blut für Viele fließen, meinem Volke Friede bringen, so fließt es willig. Leider wird's nicht so werden. Doch es ziemt dem Menschen, nicht mehr zu grübeln, wo er nicht mehr wirken soll. Kannst Du die verderbende Gewalt Deines Vaters aufhalten, lenken, so thu's. Wer wird Das können? — Leb' wohl!

Ferdinand. Ich kann nicht gehen.

Egmont. Laß' meine Leute Dir aufs Beste empfohlen sein! Ich habe gute Menschen zu Dienern, daß sie nicht zerstreut, nicht unglücklich werden! Wie steht es um Richard, meinen Schreiber?

Ferdinand. Er ist Dir vorangegangen. Sie haben ihn als Mitschuldigen des Hochverraths enthauptet.

Egmont. Arme Seele! — Noch Eins, und dann leb' wohl; ich kann nicht mehr! — Was auch den Geist gewaltsam beschäftigt, fordert die Natur zuletzt doch unwiderruflich ihre Rechte; und wie ein Kind, umgaukelt von der Schlange, des ergötzenden Schlafs genießt, so legt der Müde sich noch ein Mal vor der Pforte des Todes nieder und ruht tief aus, als ob er einen weiten Weg zu wandern hätte. — Noch Eins! — Ich kenne ein Mädchen; Du wirst sie nicht verachten, weil sie mein war. Nun ich sie Dir empfehle, stirb' ich ruhig. Du bist ein edler Mann; ein Weib, das Den liebet, ist geborgen. Lebt mein alter Adelph? Ist er frei?

Ferdinand. Der muntere Greis, der Euch zu Pferde immer begleitete?

Egmont. Derselbe.

Ferdinand. Er lebt, er ist frei.

Egmont. Er weiß ihre Wohnung; laß' Dich von ihm führen, und lebe ihm bis an sein Ende, daß er Dir den Weg zu diesem Kleinode zeigt. — Leb' wohl!

Ferdinand. Ich gehe nicht.

Egmont (ihn nach der Thür drängend). Leb' wohl!

Ferdinand. O, laß mich noch!

Egmont. Freund, keinen Abschied!

(Er begleitet Ferdinand'en bis an die Thür, und reißt sich dort von ihm los. Ferdinand, betäubt, entfernt sich schnell.)

Egmont (allein).

Feindseliger Mann! Du glaubtest nicht, mir diese Wohlthat durch Deinen Sohn zu erzeigen. Durch ihn bin ich der Sorgen los und der Schmerzen, der Furcht und jedes ängstlichen Gefühls. Sanft und dringend fordert die Natur ihren letzten Zoll. Es ist vorbei, es ist beschlossen! Und was die letzte Nacht mich ungewiß auf meinem Lager wachend hielt, Das schläfert nun mit unbezwinglicher Gewißheit meine Sinnen ein.

(Er ſetzt ſich auf's Ruhebett. Muſik.)

Süßer Schlaf! Du kommſt, wie ein reines Glück, ungebeten, unerflecht, am Willigſten. Du löſeſt die Knoten der ſtrengen Gedanken, vermiſcheſt alle Bilder der Freude und des Schmerzes; ungehindert fließt der Kreis innerer Harmonien, und, eingehüllt in gefälligen Wahnſinn, verſinken wir und hören auf, zu ſein.

(Er entſchläft; die Muſik begleitet ſeinen Schlummer. Hinter ſeinem Lager ſcheint ſich die Mauer zu eröffnen; eine glänzende Erſcheinung zeigt ſich. Die Freiheit in himmliſchem Gewande, von einer Klarheit umfloſſen, ruht auf einer Wolke. Sie hat die Züge von Clärchen, und neigt ſich gegen den ſchlafenden Helden. Sie drückt eine bedauernde Empfindung aus, ſie ſcheint ihn zu beklagen. Bald faßt ſie ſich, und mit aufmunternder Geberde zeigt ſie ihm das Bündel Pfeile, dann den Stab mit dem Hute. Sie heißt ihn froh ſein, und indem ſie ihm andeutet, daß ſein Tod den Provinzen die Freiheit verſchaffen werde, erkennt ſie ihn als Sieger und reicht ihm einen Lorbeerkranz. Wie er ſich mit dem Kranze dem Haupte nähert, macht Egmont eine Bewegung, wie Einer, der ſich im Schlafe regt, dergeſtalt, daß er mit dem Geſicht aufwärts gegen ſie liegt. Sie hält den Kranz über ſeinem Haupte ſchwebend; man hört ganz von Weitem eine kriegeriſche Muſik von Trommeln und Pfeifen; bei dem letzten Laut derſelben verſchwindet die Erſcheinung. Der Schlaf wird ſtärker. Egmont erwacht; das Gefängniß wird vom Morgen mäßig erhellt. Seine erſte Bewegung iſt, nach dem Haupte zu greifen; er ſteht auf und ſieht ſich um, indem er die Hand auf dem Haupte behält.)

Verſchwunden iſt der Kranz! Du ſchönes Bild, das Licht des Tages hat Dich verſcheuchet! Ja, ſie waren's, ſie waren vereint, die beiden ſüßeſten Freuden meines Herzens. Die göttliche Freiheit, von meiner Geliebten borgte ſie die Geſtalt; das reizende Mädchen kleidete ſich in der Freundinn himmliſches Gewand. In einem ernſten Augenblick erſchienen ſie vereinigt, ernſter als lieblich. Mit blutbefleckten Sohlen trat ſie vor mich auf, die wehenden Falten des Saumes mit Blut befleckt. Es war mein Blut und vieler Edeln Blut. Nein, es war nicht umſonſt vergoſſen! Schreitet durch! Braves Volk; die Siegesgöttinn führt Dich an! Und wie das Meer durch Eure Dämme bricht, ſo brech't, ſo reiß't den Wall der Tyrannei zuſammen, und ſchwemm't erſäufend ſie von ihrem Grunde, den ſie ſich anmaßt, weg!

(Trommeln näher.)

Horch! Horch! Wie oft rief mich dieſer Schall zum freien Schritt nach dem Felde des Streits und des Siegs! Wie munter traten die Gefährten auf der gefährlichen, ruhmlichen Bahn! Auch ich ſchreite einem ehrenvollen Tode aus dieſem Kerker entgegen; ich ſterbe für die Freiheit, für die ich lebte und focht, und der ich mich jetzt leidend opfere.

(Der Hintergrund wird mit einer Reihe Spaniſcher Soldaten belegt, welche Hellebarden tragen.)

Ja, führt ſie nur zuſammen! Schließt Eure Reihen; Ihr ſchreckt mich nicht. Ich bin gewohnt, vor Speeren gegen Speere zu ſtehen, und, rings umgeben von dem drohenden Tod, das muthige Leben nur doppelt raſch zu fühlen.

(Trommeln.)

Dich ſchließt der Feind von allen Seiten ein! Es blinken Schwerter, Freunde, höhern Muth! Im Rücken habt Ihr Eltern, Weiber, Kinder!

(Auf die Wache zeigend.)

Und Dieſe treibt ein hohles Wort des Herrſchers, nicht ihr Gemüth. Schützt Eure Güter; und Euer Liebſtes zu retten, fällt freudig; wie ich Euch ein Beiſpiel gebe!

(Trommeln. Wie er auf die Wache los und auf die Hinterthür zu geht, fällt der Vorhang; die Muſik fällt ein und ſchließt mit einer Sieges-Symphonie das Ganze.)

Ganz ferne hin, daß in der Dunkelheit
Sich mein Gemüth mit allen Schrecken fülle,
Daß mein Gesang den Abscheu meiner Seele
Zugleich mit jenen schwarzen Thaten melde.

Das Theater ist verfinstert bis auf Ein Licht im Hintergrunde. Die Damen setzen sich, Claudine zunächst an die Scene, Lucinde nach der Mitte des Theaters. Alonzo geht auf und ab, und steht meist an der andern Seite des Theaters. Rugantino steht bald zwischen den Frauenzimmern, bald an Lucindens Seite. Er flistert ihr zwischen den Strophen geschickt einige Worte zu; sie scheint verlegen. Claudine, wie durch die ganze Scene, nachdenklich und abwesend. Alonzo nachdenklich und aufmerksam. Kein Bedienter ist auf dem Theater.

Rugantino.

Es war ein Buhle frech genung,
War erst aus Frankreich kommen,
Der hatt' ein armes Mädel jung
Gar oft in Arm genommen,
Und liebgekos't und liebgeherzt,
Als Bräutigam herumgescherzt,
Und endlich sie verlassen.

Clavigo.

Ein Trauerſpiel.

Perſonen.

Clavigo, Archivarius des Königs.
Carlos, ſein Freund.
Beaumarchais.
Marie Beaumarchais.
Sophie Guilbert, geborne Beaumarchais.
Guilbert, ihr Mann.
Buenco.
Saint George.

Der Schauplatz iſt zu Madrid.

Erſter Act.

Clavigo's Wohnung.

Clavigo. Carlos.

Clavigo (vom Schreibtiſch aufſtehend). Das Blatt wird eine gute Wirkung thun; es muß alle Weiber bezaubern. Sag' mir, Carlos, glaubſt Du nicht, daß meine Wochenſchrift jetzt eine der erſten in Europa iſt?

Carlos. Wir Spanier wenigſtens haben keinen neuern Autor, der ſo viel Stärke des Gedankens, ſo viel blühende Einbildungskraft mit einem ſo glänzenden und leichten Styl verbände.

Clavigo. Laß' mich. Ich muß unter dem Volke noch der Schöpfer des guten Geſchmacks werden. Die Menſchen ſind willig, allerlei Eindrücke anzunehmen; ich habe einen Ruhm, ein Zutrauen unter meinen Mitbürgern; und, unter uns geſagt, meine Kenntniſſe breiten ſich täglich aus, meine Empfindungen erweitern ſich, und mein Styl bildet ſich immer wahrer und ſtärker.

Carlos. Gut, Clavigo. Doch, wenn Du mir's nicht übel nehmen willſt, ſo gefiel mir damals Deine Schrift weit beſſer, als Du ſie noch zu Marie'ns Füßen ſchriebſt, als noch das liebliche, muntere Geſchöpf auf Dich Einfluß hatte. Ich weiß nicht, das Ganze hatte ein jugendlicheres, blühenderes Anſehen.

Clavigo. Es waren gute Zeiten, Carlos, die nun vorbei ſind. Ich geſtehe Dir gern, ich ſchrieb damals mit offenerm Herzen, und wahr iſt's, ſie hatte viel Antheil an dem Beifall, den das Publicum mir gleich Anfangs gewährte. Aber in der Länge, Carlos, man wird der Weiber gar bald ſatt, und warſt Du nicht der Erſte, meinem Entſchluß Beifall zu geben, als ich mir vornahm, ſie zu verlaſſen?

Carlos. Da wärſt verſtummt. Sie ſind gut zu einförmig. Nun, dünkt mich, wär's wieder Zeit, daß Du Dich nach einem neuen Plan umſähſt; es iſt doch auch Nichts, wenn man ſo ganz auf m Sand iſt.

Clavigo. Mein Plan iſt der Hof, und da gilt kein Feiern. Hab' ich's für einen Fremden, der ohne Stand, ohne Namen, ohne Vermögen hierherkam, nicht weit genug gebracht, hier an einem Hofe, unter dem Gedräng' von Menſchen, wo es ſchwer hält, ſich bemerken zu machen? Mir iſt's ſo wohl, wenn ich den Weg anſehe, den ich zurückgelegt habe. Geliebt von den Erſten des Königreichs, geehrt durch meine Wiſſenſchaften, meinen Rang, Archivarius des Königs! Carlos, Das ſperrt mich Alles; ich wäre Nichts, wenn ich bliebe, was ich bin! Hinauf! Hinauf! Und da koſtet's Mühe und Liſt! Man braucht ſeinen ganzen Kopf; und die Weiber, die Weiber! Man verſändelt gar zu viel Zeit mit ihnen.

Carlos. Narre, das iſt Deine Schuld. Ich kann nie ohne Weiber leben, und mich hindern ſie an gar Nichts. Auch ſag' ich ihnen nicht ſo viel ſchöne Sachen, tröſte mich nicht Monate lang an Sentiments und Dergleichen; wie ich denn mit honetten Mädchen am Ungeraſten zu thun habe. Ausgeredt hat man bald mit ihnen; hernach ſchleppt man ſich eine Zeit lang herum, und kaum ſind ſie ein Bißchen warm bei Einem, hat ſie der Teufel gleich mit Heirathsgedanken und Heirathsverſchlägen, die ich fürchte, wie die Peſt. Du biſt nachdenkend, Clavigo?

Clavigo. Ich kann der Erinnerung nicht loswerden, daß ich Marie'n verlaſſen — hinter's gangen habe; neun'e, wie Du wiſſt.

Carlos. Wunderlich! Mich dünkt doch, man lebt nur ein Mal in der Welt, hat nur ein Mal viele Kräfte, viele Aussichten; und wer sie nicht zum Besten braucht, wer sich nicht so weit treibt, als möglich, ist ein Thor. Und heirathen, heirathen, just zur Zeit, da das Leben erst recht in Schwung kommen soll, sich häuslich niederlassen, sich einschränken, da man noch die Hälfte seiner Wanderungen nicht zurückgelegt, die Hälfte seiner Eroberungen noch nicht gemacht hat! — Daß Du sie liebtest, das war natürlich; daß Du ihr die Ehe versprachst, war eine Narrheit, und wenn Du Wort gehalten hättest, wär's gar Raserei gewesen.

Clavigo. Sieh', ich begreife den Menschen nicht. Ich liebte sie wahrlich; sie zog mich an, sie hielt mich; und wie ich zu ihren Füßen saß, schwur ich ihr, schwur ich mir, daß es ewig so sein sollte, daß ich der Ihrige sein wollte, so bald ich ein Amt hätte, einen Stand — Und nun, Carlos!

Carlos. Es wird noch Zeit genug sein, wenn Du ein gemachter Mann bist, wenn Du das erwünschte Ziel erreicht hast, daß Du alsdann, um all' Dein Glück zu krönen und zu befestigen, Dich mit einem angesehenen und reichen Hause durch eine kluge Heirath zu verbinden suchst.

Clavigo. Sie ist verschwunden, glatt aus meinem Herzen verschwunden, und wenn mir ihr Unglück nicht manchmal durch den Kopf führe — Daß man so verliebtlich ist!

Carlos. Wenn man beständig wäre, wollt' ich mich verwundern. Sieh' doch, verändert sich nicht Alles in der Welt? Warum sollten unsere Leidenschaften bleiben? Sei Du ruhig; sie ist nicht das erste verlassene Mädchen, und nicht das erste, das sich getröstet hat. Wenn ich Dir rathen soll, da ist die junge Witwe gegenüber —

Clavigo. Du weißt, ich halte nicht viel auf solche Vorschläge. Ein Roman, der nicht ganz von selbst kommt, ist nicht im Stande, mich einzunehmen.

Carlos. Ueber die delicaten Leute! —

Clavigo. Laß Das gut sein, und vergiß nicht, daß unser Hauptwerk gegenwärtig sein muß, uns dem neuen Minister nothwendig zu machen. Daß Whal das Gouvernement von Indien niederlegt, ist immer beschwerlich für uns. Zwar ist mir's weiter nicht bange; sein Einfluß bleibt — Grimaldi und er sind Freunde, und wir können schwatzen und uns bücken —

Carlos. Und denken und thun, was wir wollen.

Clavigo. Das ist die Hauptsache in der Welt. (Schaut den Beobachter.) Trägt das Blatt in die Druckerei.

Carlos. Sieht man Euch den Abend?

Clavigo. Nicht wohl. Nachfragen könnt Ihr ja.

Carlos. Ich möchte heut Abends gar zu gern was unternehmen, das mir das Herz erfreute; ich muß diesen ganzen Nachmittag wieder schreiben. Das endigt nicht.

Clavigo. Laß es gut sein. Wenn wir nicht für so viele Leute arbeiteten, wären wir so viel Leuten nicht über den Kopf gewachsen. (ab.)

Guilbert's Wohnung.

Sophie Guilbert. Marie Beaumarchais. Don Buenco.

Buenco. Sie haben eine üble Nacht gehabt?

Sophie. Ich sagt's ihr gestern Abend. Sie war so ausgelassen lustig und hat geschwatzt bis Eilfe; da war sie erhitzt, konnte nicht schlafen, und nun hat sie wieder keinen Athem und weint den ganzen Morgen.

Marie. Daß unser Bruder nicht kommt! Es sind zwei Tage über die Zeit.

Sophie. Nur Geduld; er bleibt nicht aus!

Marie (aufblickend). Wie begierig bin ich, diesen Bruder zu sehen, meinen Richter und meinen Retter! Ich erinnere mich seiner kaum.

Sophie. O ja, ich kann mir ihn noch wohl vorstellen; er war ein lustiger, offner, braver Knabe von dreizehn Jahren, als uns unser Vater hierherschickte.

Marie. Eine edle, große Seele! Sie haben den Brief gelesen, den er schrieb, als er mein Unglück erfuhr. Jeder Buchstabe davon steht in meinem Herzen. „Wenn Du schuldig bist", schreibt er, „so erwarte keine Vergebung; aber Dein Elend soll auch die Betrachtung eines Bruders auf Dir schwer werden, und der Fluch eines Vaters! — Bist Du unschuldig; o, dann alle Rache, alle, alle glühende Rache auf den Verräther!" — Ich zittere. Er wird kommen. Ich zittere, nicht für mich, ich stehe vor Gott in meiner Unschuld. — Ihr müßt, meine Freunde! — Ich weiß nicht, was ich will! O, Clavigo!

Sophie. Du hörst nicht! Du wirst Dich umbringen.

Marie. Ich will stille sein! Ja, ich will nicht weinen. Mich dünkt auch, ich hätte keine Thränen mehr! Und warum Thränen? Es ist mir nur leid, daß ich Euch das Leben sauer mache. Denn im Grunde, worüber beklag' ich mich? Ich habe viel Freude gehabt, so lang unsre alter Freund noch lebte. Clavigo's Liebe hat mir viel Freude gemacht, vielleicht mehr, als ihm die meinige. Und nun; — was ist's nun weiter? Was ist an mir gelegen, an einem

Mädchen gelegen, ob ihm das Herz bricht; ob es ſich verzehrt und ſein armes junges Leben aufzehrt?

Buenco. Um Gottes willen, Mademoiſelle!

Marie. Ob's ihm wohl einerlei iſt, — daß er mich nicht mehr liebt? Ach! warum bin ich nicht mehr liebenswürdig? — Aber bedauern, bedauern ſollt' er mich; daß die Arme, der er ſich ſo nothwendig gemacht hatte, nun ohne ihn ihr Leben hinſchleichen, hinjammern ſoll! — Bedauern! Ich mag nicht von dem Menſchen bedauert ſein.

Sophie. Wenn ich Dich ihn könnte verachten lehren, den Nichtswürdigen, den Haſſenswürdigen!

Marie. Mein, Schweſter! Ein Nichtswürdigerer iſt er nicht; und muß ich denn Den verachten, den ich haſſe? — Haſſen! Ja, manchmal kann ich ihn haſſen; manchmal, wenn der Spaniſche Geiſt über mich kommt. Neulich, neulich, als wir ihm begegneten; ſein Anblick weckte volle, warme Liebe auf mich! Und wie ich wieder nach Hauſe kam, und mir ſein Betragen einfiel, und der ruhige, kalte Blick, den er über mich herwarf an der Seite der glänzenden Donna: da ward ich Spanierinn in meinem Herzen, und griff nach meinem Dolch, und nahm Gift zu mir, und verkleidete mich. Ihr erkannt, Buenco? Alles in Gedanken, verſteht ſich.

Sophie. Märtiriſches Mädchen!

Marie. Meine Einbildungskraft führte mich ihm nach; ich ſah ihn, wie er zu den Füßen ſeiner neuen Geliebten alle die Artigkeiten, alle die Demuth verſchwendete, mit der er mich vergiftet hat; — ich zielte nach dem Herzen des Verräthers! Ach Buenco! — Auf einmal war das gutherzige Franzöſiſche Mädchen wieder da, das keine Liebestränke kennt, und keine Dolche zur Rache. Wir ſind Ebel d'rum! Vaudevilles, unſere Liebhaber zu unterhalten, Lächer, ſie zu beſtrafen, und wenn ſie untreu ſind? — Sag', Schweſter; wie machen ſie's in Frankreich, wenn die Liebhaber untreu ſind?

Sophie. Man verwünſcht ſie.

Marie. Und?

Sophie. Und läßt ſie laufen.

Marie. Laufen! Nun und warum ſoll ich Clavigo nicht laufen laſſen? Wenn Das in Frankreich Mode iſt, warum ſoll's nicht in Spanien ſein? Warum ſoll eine Franzöſinn in Spanien nicht Franzöſinn ſein? Wir wollen ihn laufen laſſen und uns einen Andern nehmen; mich dünkt, ſie machen's bei uns auch ſo.

Buenco. Er hat eine feierliche Zuſage gebrochen und keinen leichtſinnigen Roman, kein geſellſchaftliches Attachement. Mademoiſelle, Sie ſind bis in's innerſte Herz beleidigt, gekränkt. O, mir iſt mein Stand, daß ich ein unbedeutender, ruhiger Bürger von Madrid bin, nie ſo beſchwerlich, nie ſo ängſtlich geweſen, als jetzt, da ich mich ſo ſchwach, ſo unvermögend fühle, Ihnen gegen den falſchen Höfling Gerechtigkeit zu ſchaffen!

Marie. Wie er noch Clavigo war, noch nicht Archivarius des Königs, wie er der Fremdling, der Ankömmling, der Neueingeführte in unſerm Hauſe war; wie liebenswürdig war er, wie gut! Wie ſchien all' ſein Ehrgeiz, all' ſein Beſtreben ein Kind ſeiner Liebe zu ſein! Für mich rang er nach Namen, Stand, Würden, er hat's, und ich! — —

(Guilbert (kommt).

(Freundlich zu ſeiner Frau) Der Bruder kommt.

Marie. Der Bruder! — (Sie ſtürzt, man ſieht ſie in einem Seſſel.) Wo! wo! Bringt mir ihn! Bringt mich hin!

Beaumarchais (kommt).

Meine Schweſter! (Von der Bewegung weg, nach der Thüre zurückkehrend) Meine Schweſter! Meine Freunde! O, Schweſter!

Marie. Biſt Du da? Gott ſei Dank; Du biſt da!

Beaumarchais. Laß mich zu mir ſelbſt kommen.

Marie. Mein Herz, mein armes Herz!

Sophie. Beruhigt Euch! Lieber Bruder, ich hoffte, Dich gelaſſener zu ſehen.

Beaumarchais. Gelaſſener! Seid Ihr denn gelaſſen? Seh' ich nicht an der zerſtörten Geſtalt dieſer Lieben, an Deinen verweinten Augen, Deiner Bläſſe des Kummers, an dem todten Stillſchweigen Eurer Freunde, daß Ihr ſo elend ſeid, wie ich mir Euch den ganzen, langen Weg vorgeſtellt habe? Und elender, — denn ich ſeh' Euch, ich hab' Euch in meinen Armen; die Gegenwart verdoppelt meine Gefühle; o, meine Schweſter!

Sophie. Und unſer Vater?

Beaumarchais. Er ſegnet Euch und mich, wenn ich Euch rette.

Buenco. Mein Herr! Erlauben Sie einem Unbekannten, der den edeln, braven Mann in Ihnen bei'm erſten Anblick erkennt, ſeinen innigſten Antheil an Tag zu legen, den er bei dieſer ganzen Sache empfindet. Mein Herr! Sie machen dieſe ungeheure Reiſe, Ihre Schweſter zu retten, zu rächen. Willkommen! Sei'n Sie willkommen, wie ein Engel, ob Sie uns Alle gleich beſchämen!

Beaumarchais. Ich hoffte, mein Herr, in Spanien ſolche Herzen zu finden, wie das

Ihre iſt, Das hat mich angeſpornt, den Schritt zu thun. Nirgend, nirgend in der Welt mangelt es an theilnehmenden, beſtimmenden Seelen; wenn nur Einer auftritt, deſſen Umſtände ihm völlige Freiheit laſſen, an ſeiner Entſchließenheit zu folgen. Und o, meine Freunde, ich habe das hoffnungsvolle Gefühl! Ueberall giebt treffliche Menſchen unter den Mächtigen und Großen, und das Ohr der Majeſtät iſt ſelten taub; nur iſt unſere Stimme meiſt zu ſchwach, bis dahinauf zu reichen.

Sophie. Kommt, Schweſter! Kommt! Legt Euch einen Augenblick nieder. Sie iſt ganz außer ſich. (Sie führen ſie weg.)

Marie. Mein Bruder!

Beaumarchais. Will's Gott, Du biſt unſchuldig; und dann alle, alle Rache über den Verräther! (Marie. Copain ab.) Mein Bruder! Meine Freunde! Ich ſeh's an Euren Blicken, daß Ihr's ſeid. Laßt mich zu mir ſelbſt kommen, und dann — eine feine unpartheiiſche Erzählung der ganzen Geſchichte! Die ſoll meine Handlungen beſtimmen. Das Gefühl einer guten Sache ſoll meinen Entſchluß befeſtigen, und glaubt mir, wenn wir Recht haben, werden wir Gerechtigkeit finden.

Zweiter Act.

Das Haus des Clavigo.

Clavigo.

Wer die Franzoſen ſein mögen, die ſich bei mir haben melden laſſen? — Franzoſen! Sonſt war mir die Nation willkommen. — Und warum nicht jetzt? Es iſt wunderbar, ein Menſch, der ſich über ſo Vieles hinausſetzt, wird doch an einer Ecke mit Zweifeln angebunden. — Weg! — Und wär' ich Marien mehr ſchuldig, als mir ſelbſt? — Und iſt's eine Pflicht, mich unglücklich zu machen, weil mich ein Mädchen liebt?

Ein Bedienter.

Die Fremden, mein Herr!

Clavigo. Führe ſie herein. Du ſagteſt doch ihrem Bedienten, daß ich ſie zum Frühſtück erwarte?

Bedienter. Wie Sie befahlen.

Clavigo. Ich bin gleich wieder hier. (Ab.)

Beaumarchais. Saint George.

(Der Bediente legt ihnen Stühle und geht.)

Beaumarchais. Es iſt mir ſo leicht, ſo wohl, mein Freund, daß ich endlich hier bin, daß ich ihn habe; er ſoll mir nicht entweichen! Sein Sie ruhig; wenigſtens zeigen Sie ihm die gelaſſenſte Außenſeite. Meine Schweſter! meine Schweſter! Wer glaubte, daß Du ſo huldvoll als unglücklich biſt? Es ſoll an den Tag kommen; Du ſollſt auf das Grimmigſte gerächt werden! Und Du, guter Gott, erhalte mir die Ruhe der Seele, die Du mir in dieſem Augenblicke gewährſt, daß ich mit aller Mäßigung in dem entſetzlichen Schmerz und ſo klug handle, als möglich!

Saint George. Ja, dieſe Klugheit, Alles, mein Freund, was Sie jemals von Ueberlegung bewieſen haben, nehm' ich in Anſpruch. Sagen Sie mir's zu, mein Beſter, noch ein Mal, daß Sie bedenken, wo Sie ſind! in einem fremden Königreiche, wo alle Ihre Beſchützer, wo all' Ihr Geld nicht im Stande iſt, Sie gegen die geheimen Maſchinen nichtswürdiger Feinde zu ſichern!

Beaumarchais. Sein Sie ruhig. Spielen Sie Ihre Rolle gut; er ſoll nicht wiſſen, mit welchem von uns Beiden er's zu thun hat. Ich will ihn meiſtern. O, ich bin guten Homer's genug, um den Achil an einem langſamen Feuer zu braten.

Clavigo (kommt wieder).

Clavigo. Meine Herren! Es iſt mir eine Freude, Männer von einer Nation bei mir zu ſehen, die ich immer geehrt habe.

Beaumarchais. Mein Herr, ich wünſche, daß auch wir der Ehre würdig ſein mögen, die Sie unſern Landsleuten anzuthun belieben.

Saint George. Das Vergnügen, Sie kennen zu lernen, hat bei uns die Bedenklichkeit überwunden, daß wir beſchwerlich ſein könnten.

Clavigo. Perſonen, die der erſte Anblick empfiehlt, ſollten die Beſcheidenheit nicht ſo weit treiben.

Beaumarchais. Freilich kann Ihnen nicht fremd ſein, von Liebhabern beſucht zu werden, da Sie durch die Vortrefflichkeit Ihrer Schriften ſich ebenſo ſehr in auswärtigen Reichen bekannt gemacht haben, als die anſehnlichen Aemter, die Ihre Majeſtät Ihnen anvertrauen, Sie in ihrem Vaterlande diſtinguiren.

Clavigo. Der König hat viel Gnade für meine geringen Dienſte, und das Publicum viel Nachſicht für die unbedeutenden Verſuche meiner Feder; ich wünſchte, daß ich einiger Maßen Etwas zu der Verbeſſerung des Geſchmackes in meinem Lande, zur Ausbereitung der Wiſſenſchaften beitragen könnte. Denn ſie ſind's allein, die uns mit andern Nationen verbinden; ſie ſind's, die aus den entfernteſten Gegenden Freunde machen, und die angenehme Vereinigung unter Denen ſelbſt erhalten, die

leider durch Staatsverhältniſſe öfters getrennt werden.

Beaumarchais. Es iſt entzückend, einen Mann ſo reden zu hören, der gleichen Einfluß auf den Staat und auf die Wiſſenſchaften hat. Auch muß ich geſtehen, Sie haben mir das Wort aus dem Munde genommen, und mich geradewegs auf das Anliegen gebracht, um deſſen willen Sie mich hier ſehen. Eine Geſellſchaft gelehrter, würdiger Männer hat mir den Auftrag gegeben, an jedem Orte, wo ich durchreiſe und Gelegenheit fände, einen Briefwechſel zwiſchen ihnen und den beſten Köpfen des Königreichs zu ſtiften. Wie nun kein Spanier beſſer ſchreibt, als der Verfaſſer der Blätter, die unter dem Namen: „Der Denker", ſo bekannt ſind, ein Mann, mit dem ich die Ehre habe zu reden —

Clavigo (macht eine verbindliche Bewegung).

Beaumarchais. Und der eine beſondere Zierde der Gelehrten iſt, indem er gewußt hat, mit ſeinen Talenten einen ſolchen Grad von Weltklugheit zu verbinden, dem es nicht fehlen kann, die glänzenden Stufen zu beſteigen, deren ihn ſein Character und ſeine Kenntniſſe würdig machen. Ich glaube, meinen Freunden keinen angenehmern Dienſt leiſten zu können, als wenn ich ſie mit einem ſolchen Manne verbinde.

Clavigo. Kein Vorſchlag in der Welt konnte mir erwünſchter ſein, meine Herren; ich ſehe dadurch die angenehmſten Hoffnungen erfüllt, mit denen ſich mein Herz oft ohne Ausſicht einer glücklichen Gewährung beſchäftigte. Nicht, daß ich glaubte, durch meinen Briefwechſel den Wünſchen Ihrer gelehrten Freunde genugthun zu können; ſo weit geht meine Eitelkeit nicht. Aber da ich das Glück habe, daß die beſten Köpfe in Spanien mit mir zuſammenhängen, da mir Nichts unbekannt bleiben mag, was in unſerm weiten Reiche von einzelnen, oft verborgenen Männern für die Wiſſenſchaften, für die Künſte gethan wird: ſo ſah ich mich bisher als einen Exporteur an, der das geringe Verdienſt hat, die Erfindungen Anderer gemeinnützig zu machen; nun aber werd' ich durch Ihre Dazwiſchenkunft zum Handelsmann, der Glück hat, durch Umſetzung der einheimiſchen Producte den Ruhm ſeines Vaterlandes auszubreiten, und darüber es noch mit fremden Schätzen zu bereichern. Und ſo erlauben Sie, mein Herr, daß ich einen Mann, der mit einer ſolchen Freimüthigkeit eine ſo angenehme Botſchaft bringt, nicht wie einen Fremden behandle; erlauben Sie, daß ich frage, was für ein Geſchäft, was für ein Anliegen Sie dieſen weiten Weg geführt hat? Nicht, als wollt' ich durch dieſe Indiscretion eine eitle Neugierde befriedigen, ſon- dern Sie vielmehr, daß es in der reinſten Abſicht geſchieht, alle Kräfte, allen Einfluß, den ich etwa haben mag, für Sie zu verwenden; denn ich ſage Ihnen zum Voraus: Sie ſind an einen Ort gekommen, wo ſich einem Fremden zu Ausführung ſeiner Geſchäfte, beſonders bei Hofe, unzählige Schwierigkeiten entgegenſetzen.

Beaumarchais. Ich nehme ein ſo gefälliges Anerbieten mit allem Dank an. Ich habe keine Geheimniſſe für Sie, mein Herr, und dieſer Freund wird bei meiner Erzählung nicht zu viel ſein; er iſt ſattſam von Dem unterrichtet, was ich Ihnen zu ſagen habe.

Clavigo (betrachtet Beaumarchais mit Aufmerkſamkeit).

Beaumarchais. Ein Franzöſiſcher Kaufmann, der bei einer ſtarken Anzahl von Kindern wenig Vermögen beſaß, hatte viel Correſpondenten in Spanien. Einer der Reichſten kam vor ſechzehn Jahren nach Paris, und that ihm den Vorſchlag: „Gebt mir zwei von Euern Töchtern; ich nehme ſie mit nach Madrid und verſorge ſie. Ich bin ledig, bezahlt, ohne Verwandte; ſie werden das Glück meiner alten Tage machen, und nach meinem Tode hinterlaſſ' ich ihnen eine der anſehnlichſten Handlungen in Spanien."

Man vertraute ihm die älteſte und eine der jüngſten Schweſtern. Der Vater übernahm, das Haus mit allen Franzöſiſchen Waaren zu verſehn, die man verlangen würde; und ſo hatte Alles ein gutes Anſehen, bis der Correſpondent mit Tode abging, ohne die Franzöſinnen im Geringſten zu bedenken, die ſich dann in dem beſchwerlichen Falle ſahen, allein einer neuen Handlung vorzuſtehen.

Die Aelteſte hatte indeſſen geheirathet, und unerachtet des geringen Zuſtandes ihrer Glücksgüter erhielten ſie ſich durch gute Aufführung und durch die Annehmlichkeit ihres Geiſtes eine Menge Freunde, die ſich wechſelsweiſe beeiferten, ihren Credit und ihre Geſchäfte zu erweitern.

Clavigo (wird immer aufmerkſamer).

Beaumarchais. Ungefähr um eben die Zeit hatte ſich ein junger Menſch, von den Canariſchen Inſeln gebürtig, in dem Hauſe vorſtellen laſſen.

Clavigo (verliert alle Munterkeit aus ſeinem Geſicht, und ſein Ernſt geht nach und nach in eine Verlegenheit über, die immer ſichtbarer wird).

Beaumarchais. Ungeachtet ſeines geringen Standes und Vermögens nimmt man ihn gefällig auf. Die Frauenzimmer, die eine große Begierde zur Franzöſiſchen Sprache an ihm bemerkten, erleichtern ihm alle Mittel, ſich in weniger Zeit große Kenntniſſe zu erwerben.

Voll von Begierde, ſich einen Namen zu machen, fällt er auf den Gedanken, der Stadt Madrid das ſeiner Nation noch unbekannte Vergnügen einer Wochenſchrift im Geſchmack des „Engliſchen Zuſchauers“ zu geben. Seine Freundinnen laſſen es nicht ermangeln, ihm auf alle Art beizuſtehen; man zweifelt nicht, daß ein ſolches Unternehmen großen Beifall finden würde; genug, ermuntert durch die Hoffnung, nun bald ein Menſch von einiger Bedeutung werden zu können, wagt er es, der Jüngſten einen Heirathsvorſchlag zu thun.

Man gibt ihm Hoffnung. „Sucht Euer Glück zu machen,“ ſagt die Aelteſte; „und wenn Euch ein Amt, die Gunſt des Hofes oder irgend ſonſt ein Mittel ein Recht wird gegeben haben, an meine Schweſter zu denken, wenn ſie Euch dann andern Freiern vorzieht, kann ich Euch meine Einwilligung nicht verſagen.“

Clavigo (bewegt ſich in höchſter Verwirrung auf ſeinem Sitze).

Beaumarchais. Die Jüngſte ſchlägt verſchiedene, anſehnliche Partien aus; ihre Neigung gegen den Menſchen nimmt zu und hilft ihr, die Sorge einer ungewiſſen Erwartung tragen; ſie intereſſirt ſich für ſein Glück, wie für ihr eigenes, und ermuntert ihn, das erſte Blatt ſeiner Wochenſchrift zu geben, das unter einem vielverſprechenden Titel erſcheint.

Clavigo (iſt in der entſetzlichſten Verlegenheit).

Beaumarchais (ganz kalt). Das Werk macht ein erſtaunendes Glück; der König ſelbſt, durch dieſe liebenswürdige Production ergetzt, gab dem Autor öffentliche Zeichen ſeiner Gnade. Man verſprach ihm das erſte anſehnliche Amt, das ſich anthun würde. Von dem Augenblick an entfernt er alle Nebenbuhler von ſeiner Geliebten, indem er ganz öffentlich ſich um ſie bemühte. Die Heirath verzog ſich nur in Erwartung der zugeſagten Verſorgung. — Endlich nach ſechs Jahren Harrens, ununterbrochener Freundſchaft, Beiſtands und Liebe von Seiten des Mädchens; nach ſechs Jahren Ergebenheit, Dankbarkeit, Bemühungen, heiliger Verſicherungen von Seiten des Mannes erſcheint das Amt — und er verſchwindet —

Clavigo. (Es entlockt ihm ein tiefer Seufzer, den er zu verbergen ſucht, und wobei er ganz außer ſich iſt.)

Beaumarchais. Die Sache hatte zu großes Aufſehen gemacht, als daß man die Entwicklung ſollte gleichgiltig angeſehen haben. Ein Haus für zwei Familien war gemiethet. Die ganze Stadt ſprach davon. Alle Freunde waren aufs Höchſte aufgebracht und ſuchten Rache. Man wendete ſich an mächtige Gönner; allein der Nichtswürdige, der nun ſchon in die Cabalen des Hofs initiirt war, warf alle Bemühungen fruchtlos zu machen, und geht in ſeiner Inſolenz ſoweit, daß er es wagt, den Unglücklichen zu drohen; wagt, den Freunden, die ſich zu ihm begeben, in's Geſicht zu ſagen: die Franzöſinnen ſollten ſich in Acht nehmen; er biete ſie auf, ihm zu ſchaden; und wenn ſie ſich unterſtänden, Etwas gegen ihn zu unternehmen, ſo wär's ihm ein Leichtes, ſie in einem fremden Lande zu verderben, wo ſie ohne Schutz und Hülfe ſeien.

Das arme Mädchen fiel auf die Nachricht in Convulſionen, die ihr den Tod drohten. In der Tiefe ihres Jammers ſchreibt die Aelteſte nach Frankreich die offenbare Beſchimpfung, die ihnen angethan worden. Die Nachricht bewegt ihren Bruder aufs Schrecklichſte; er verlangt ſeinen Abſchied, um in ſo einer verwirrten Sache ſelbſt Rath und Hülfe zu ſchaffen; er iſt im Fluge von Paris zu Madrid; und der Bruder — bin ich, der Alles verlaſſen hat, Vaterland, Pflichten, Familie, Stand, Vergnügen, um in Spanien eine unſchuldige, unglückliche Schweſter zu rächen!

Ich komme, bewaffnet mit der beſten Sache und aller Entſchloſſenheit, einen Verräther zu entlarven, mit blutigen Zügen ſeine Seele auf ſein Geſicht zu zeichnen; und der Verräther — biſt Du!

Clavigo. Hören Sie mich, mein Herr — ich bin — ich habe — ich zweifle nicht —

Beaumarchais. Unterbrechen Sie mich nicht. Sie haben mir Nichts zu ſagen und viel von mir zu hören.

Nun, um einen Anfang zu machen, ſeien Sie ſo gütig, vor dieſem Herrn, der expreß mit mir aus Frankreich gekommen iſt, zu erklären: ob meine Schweſter durch irgend eine Treuloſigkeit, Leichtſinn, Schwachheit, Unart oder ſonſt einen Fehler dieſe öffentliche Beſchimpfung um Sie verdient habe?

Clavigo. Nein, mein Herr. Ihre Schweſter, Donna Maria, iſt ein Frauenzimmer voll Geiſt, Liebenswürdigkeit und Tugend.

Beaumarchais. Hat ſie Ihnen jemals ſeit Ihrem Umgange eine Gelegenheit gegeben, ſich über ſie zu beklagen oder ſie geringer zu achten?

Clavigo. Nie! Niemals!

Beaumarchais (aufſtehend). Und warum, Ungeheuer! hatteſt Du die Grauſamkeit, das Mädchen zu Tode zu quälen? Nur weil Dich ihr Herz gehn Andern vorzog, die Alle rechtſchaffener und reicher waren, als Du.

Clavigo. O, mein Herr! Wenn Sie wüßten, wie ich verhetzt worden bin; wie ich durch mancherlei Rathgeber und Umſtände —

Beaumarchais. Genug! (Zu Saint George) Sie haben die Rechtfertigung meiner Schweſter

gehört; gehen Sie und breiten Sie es aus. Was ich dem Herrn weiter zu sagen habe, braucht keine Zeugen.

Clavigo (steht auf. Saint Georges geht)

Beaumarchais. Bleiben Sie! Bleiben Sie! (Beide setzen sich nieder.) Da wir nun so weit sind, will ich Ihnen einen Vorschlag thun, den Sie hoffentlich billigen werden.

Es ist Ihre Convenienz und meine, daß Sie Marie'n nicht heirathen, und Sie fühlen wohl, daß ich nicht gekommen bin, den Komödien-Bruder zu machen, der den Roman entwickeln und seiner Schwester einen Mann schaffen will. Sie haben ein ehrliches Mädchen mit kaltem Blute beschimpft, weil sie glaubten, in einem fremden Lande sei sie ohne Beistand und Rächer. So handelt ein Niederträchtiger, ein Nichtswürdiger. Und also, zuförderst erklären Sie eigenhändig, freiwillig, bei offenen Thüren, in Gegenwart Ihrer Bedienten: daß Sie ein abscheulicher Mensch sind, der meine Schwester betrogen, verrathen, sie ohne die mindeste Ursache erniedrigt hat. Und mit dieser Erklärung geh' ich nach Aranjuez, wo sich unser Gesandter aufhält; ich zeige sie, ich lasse sie drucken, und übermorgen sind der Hof und die Stadt davon überschwemmt. Ich habe mächtige Freunde hier, habe Zeit und Geld, und das Alles wend' ich an, um Sie auf alle Weise auf's Grausamste zu verfolgen, bis der Zorn meiner Schwester sich legt, befriedigt ist, und sie mir selbst Einhalt thut.

Clavigo. Ich thue diese Erklärung nicht.

Beaumarchais. Das glaub' ich; denn vielleicht thät' ich sie an Ihrer Stelle ebenso wenig. Aber hier ist das Andere: Schreiben Sie nicht, so bleib' ich von diesem Augenblick bei Ihnen; ich verlasse Sie nicht, ich folge Ihnen überall hin, bis Sie, einer solchen Gesellschaft überdrüssig, hinter Beaumarchais mir los zu werden gesucht haben. Bin ich glücklicher als Sie: ohne den Gesandten zu sehen, ohne mit einem Menschen hier gesprochen zu haben, fass' ich meine sterbende Schwester in meine Arme, hebe sie in den Wagen und kehre mit ihr nach Frankreich zurück. Begünstigt Sie das Schicksal, so hab' ich das Meine gethan, und so lachen Sie denn auf unsere Kosten. Unterdessen das Frühstück!

(Beaumarchais zieht die Schelle. Ein Bedienter bringt die Chocolade. Beaumarchais nimmt seine Tasse, und geht in der anstoßenden Gallerie spazieren, die Gemälde betrachtend.)

Clavigo. Lust! Lust! — Das hat Dich überrascht, angepackt, wie einen Knaben! — Wie bist Du, Clavigo? Wie willst Du Das enden? — Ein schrecklicher Zustand, in den Dich Deine Thorheit, Deine Verrätherei gestürzt hat! (Er greift nach dem Degen auf dem Tische.) Ha! Kurz und gut! — (Legt ihn wieder.) Und da wäre kein Weg, kein Mittel, als Tod — oder Mord, abscheulicher Mord! — Das unglückliche Mädchen ihres letzten Trostes, ihres einzigen Beistandes zu berauben, ihres Bruders! — Des edeln, braven Menschen Blut sehen! — Und so den doppelten, unvertilglichen Fluch einer vernichteten Familie auf Dich zu laden! — O, Das war die Aussicht nicht, als das liebenswürdige Geschöpf Dich die ersten Stunden ihrer Bekanntschaft mit so viel Reizen anzog! Und da Du sie verließest, sahst Du nicht die gräßlichen Folgen Deiner Schandthat! — Welche Seligkeit wartete Dein' in ihren Armen, in der Freundschaft selb' eines Bruders! — Marie! Marie! O, daß Du vergeben könntest, daß ich zu Deinen Füßen das Alles abweinen dürfte! — Und warum nicht? — Mein Herz geht mir über; meine Seele geht mir auf in Hoffnung! — Mein Herr!

Beaumarchais. Was beschließen Sie?

Clavigo. Hören Sie mich! Mein Betragen gegen Ihre Schwester ist nicht zu entschuldigen. Die Eitelkeit hat mich verführt. Ich fürchtete, meine Pläne, meine Aussichten auf ein ruhmvolles Leben durch diese Heirath zu Grunde zu richten. Hätte ich wissen können, daß sie so einen Bruder habe, sie würde in meinen Augen keine unbedeutende Fremde gewesen sein; ich würde die ansehnlichsten Vortheile von dieser Verbindung gehofft haben. Sie erfüllen mich, mein Herr, mit der größesten Hochachtung für Sie; und indem Sie mir auf diese Weise mein Unrecht lebhaft empfinden machen, flößen Sie mir eine Begierde ein, eine Kraft, Alles wieder gut zu machen. Ich werfe mich zu Ihren Füßen. Helfen Sie! Helfen Sie, wenn's möglich ist, meine Schuld austilgen und das Unglück endigen. Geben Sie mir Ihre Schwester wieder; mein Herr, geben Sie mich Ihr! Wie glücklich wär' ich, von Ihrer Hand eine Gattinn und die Vergebung aller meiner Fehler zu erhalten!

Beaumarchais. Es ist zu spät! Meine Schwester liebt Sie nicht mehr, und ich verabscheue Sie. Schreiben Sie die verlangte Erklärung; Das ist Alles, was ich von Ihnen fordere, und überlassen Sie mir die Sorgfalt einer ausgesuchten Rache.

Clavigo. Ihre Hartnäckigkeit ist weder gerecht noch klug. Ich gebe Ihnen zu, daß es hier nicht auf mich ankommt, ob ich eine so sehr verschlimmerte Sache wieder gut machen will. — Ob ich sie gut machen kann, Das hängt von dem Herzen Ihrer vortrefflichen Schwester ab; ob sie einen Elenden wieder ansehen mag, der nicht verdient, das Tageslicht zu sehen. Allein Ihre Pflicht ist's, mein Herr, Das zu prüfen,

und darnach ſich zu betragen, wenn Ihr Schritt nicht einer jugendlichen, unbeſonnenen Hitze ähnlich ſehen ſoll. Wenn Donna Maria unbeweglich iſt; o, ich kenne das Herz! o, ihre Güte, ihre himmliſche Seele ſchwebt mir ganz lebhaft vor! — Wenn ſie unerbittlich iſt, dann iſt es Zeit, mein Herr.

Beaumarchais. Ich beſtehe auf der Erklärung.

Clavigo (nach dem Tiſch tappend). Und wenn ich nach dem Degen greife?

Beaumarchais (gravo). Gut, mein Herr! Schön, mein Herr!

Clavigo (ihn zurückhaltend). Noch ein Wort. Sie haben die gute Sache, laſſen Sie mich die Klugheit für Sie haben. Bedenken Sie, was Sie thun. Auf beide Fälle ſind wir Alle unwiederbringlich verloren. Müßt' ich nicht vor Schmerz, vor Beängſtigung untergehen, wenn Ihr Blut meinen Degen färben ſollte, wenn ich Marie'n noch über all' ihr Unglück auch ihren Bruder raubte; und dann — der Mörder des Clavigo würde die Pyrenäen nicht zurückmeſſen.

Beaumarchais. Die Erklärung, mein Herr; die Erklärung!

Clavigo. So ſei's denn. Ich will Alles thun, um Sie von der aufrichtigen Geſinnung zu überzeugen, die mir Ihre Gegenwart einflößt. Ich will die Erklärung ſchreiben; ich will ſie ſchreiben aus Ihrem Munde. Nur verſprechen Sie mir, nicht eher Gebrauch davon zu machen, bis ich im Stande geweſen bin, Donna Maria von meinem geänderten, reuevollen Herzen zu überzeugen; bis ich mit Ihrer Aelteſten ein Wort geſprochen; bis dieſe ihr gütiges Fürwort bei meiner Geliebten eingelegt hat. So lange, mein Herr —

Beaumarchais. Ich gehe nach Aranjuez.

Clavigo. Gut denn; bis Sie wiederkommen, ſo lange bleibt die Erklärung in Ihrem Portefeuille; hab' ich meine Vergebung nicht, ſo laſſen Sie Ihrer Rache vollen Lauf. Dieſer Vorſchlag iſt gerecht, anſtändig, klug; und wenn Sie nicht wollen, ſo ſei's denn um Beiden um Leben und Tod geſpielt. Und Der das Opfer ſeiner Uebereilung wird, ſind immer Sie und Ihre arme Schweſter.

Beaumarchais. Es ſteht Ihnen an, Die zu bedauern, die ſie unglücklich gemacht haben.

Clavigo (ihn fragend). Sind Sie Deß zufrieden?

Beaumarchais. Gut denn; ich gehe nach! Aber keinen Augenblick länger. Ich komme von Aranjuez, ich frage, ich höre! Und hat man Ihnen nicht vergeben, wie ich denn hoffe, wie ich's wünſche, — gleich auf, und mit dem Zettel in die Druckerei!

Clavigo (nimmt Papier). Wie verlangen Sie es?

Beaumarchais. Mein Herr! in Gegenwart Ihrer Bedienten.

Clavigo. Wozu Das?

Beaumarchais. Befehlen Sie nur, daß ſie in der äußerſten Gallerie gegenwärtig ſind. Man ſoll nicht ſagen, daß ich Sie gezwungen habe.

Clavigo. Welche Bedenklichkeiten!

Beaumarchais. Ich bin in Spanien und habe mit Ihnen zu thun.

Clavigo. Nun denn! (Klingelt. Ein Bedienter.) Auf meine Leute zuſammen, und begebt Euch auf die Gallerie herbei.

(Der Bediente geht: die übrigen kommen und beſetzen die Gallerie.)

Clavigo. Sie überlaſſen mir, die Erklärung zu ſchreiben.

Beaumarchais. Nein, mein Herr! Schreiben Sie, ich bitte, ſchreiben Sie, wie ich's Ihnen ſage.

Clavigo (ſchreibt).

Beaumarchais. „Ich Unterzeichneter, Joſeph Clavigo, Archivarius des Königs —"

Clavigo. Des Königs.

Beaumarchais. „Bekenne, daß, nachdem ich in dem Hauſe der Madam Guilbert freundſchaftlich aufgenommen worden, —"

Clavigo. Worden.

Beaumarchais. „Ich Mademoiſelle v. Beaumarchais, ihre Schweſter, durch hundertfältig wiederholte Heirathsverſprechungen betrogen habe." — Haben Sie's?

Clavigo. Mein Herr!

Beaumarchais. Haben Sie ein ander' Wort dafür?

Clavigo. Ich dächte —

Beaumarchais. „Betrogen habe." Wie Sie gethan haben, können Sie ja noch eher ſchreiben! — „Ich habe ſie verlaſſen, ohne daß irgend ein Fehler oder Schwachheit von ihrer Seite einen Vorwand oder Entſchuldigung dieſes Meineids veranlaſſet hätte."

Clavigo. Nun!

Beaumarchais. „Im Gegentheil iſt die Aufführung des Frauenzimmers immer rein, untadelig und aller Ehrfurcht würdig geweſen."

Clavigo. Würdig geweſen.

Beaumarchais. „Ich bekenne, daß ich durch mein Betragen, den Leichtſinn meiner Reden, durch die Andichtung, der ſie unterworfen waren, öffentlich boshaft tugendhafte Frauenzimmer erniedrigt habe; weßwegen ich ſie um Vergebung bitte, ob ich mich gleich nicht werth achte, ſie zu erhalten."

Clavigo (hat nun).

Beaumarchais. Schreiben Sie! Schrei-

den Sie! — „Welches Zeugniß ich mit freiem Willen und ungezwungen von mir gegeben habe, mit dem besondern Versprechen, daß, wenn diese Satisfaction der Beleidigten nicht hinreichend sein sollte, ich bereit bin, sie auf alle andere erforderliche Weise zu geben. Madrid."

Clavigo (steht auf, winkt den Bedienten, sich wegzubegeben, und reicht ihm das Papier). Ich habe mit einem beleidigten, aber mit einem edeln Menschen zu thun. Sie halten Ihr Wort und schieben Ihre Rache auf. In dieser einzigen Rücksicht, in dieser Hoffnung hab' ich das schimpfliche Papier von mir gestellt, wozu mich sonst Nichts gebracht hätte. Aber ehe ich es wage, vor Donna Maria zu treten, hab' ich beschlossen, Jemandem den Auftrag zu geben, mir bei ihr das Wort zu reden, für mich zu sprechen, — und der Mann sind Sie.

Beaumarchais. Bilden Sie sich Das nicht ein.

Clavigo. Wenigstens sagen Sie ihr die bittere, herzliche Reue, die Sie an mir gesehen haben. Das ist Alles, Alles, warum ich Sie bitte; schlagen Sie mir's nicht ab; ich müßte einen andern, weniger kräftigen Fürsprecher wählen, und Sie sind ihr zu eine treue Erzählung schuldig. Erzählen Sie ihr, wie sie mich gefunden haben!

Beaumarchais. Gut; Das kann ich, Das will ich. Und so Adieu!

Clavigo. Leben Sie wohl! (Er will seine Hand nehmen. Beaumarchais hält sie zurück.)

Clavigo (allein). So unerwartet aus einem Zustand in den andern. Man taumelt, man träumt! — Diese Erklärung, ich hätte sie nicht geben sollen. — Es kam so schnell, so unerwartet, als ein Donnerwetter!

Carlos (kommt).

Carlos. Was hast Du für Besuch gehabt? Das ganze Haus ist in Bewegung; was gibt's?

Clavigo. Marie'ns Bruder.

Carlos. Ich vermuthet's. Der Hund von einem alten Bedienten, der sonst bei Guilbert's war und der mir nun trätscht, weiß es schon seit gestern, daß man ihn erwartet habe, und trifft mich erst diesen Augenblick. Er war da?

Clavigo. Ein vortrefflicher Junge!

Carlos. Den wollen wir bald los sein. Ich habe den Weg aber schon gewonnen! — Was hat's denn gegeben? Eine Aufforderung, eine Ehrenerklärung? War er kein bißig, der Bursch?

Clavigo. Er verlangte eine Erklärung, daß seine Schwester mir keine Gelegenheit zur Veränderung gegeben.

Carlos. Und Du hast sie ausgestellt?

Clavigo. Ich hielt es für's Beste.

Carlos. Gut, sehr gut! Ist sonst Nichts vorgefallen?

Clavigo. Er drang auf einen Zweikampf oder die Erklärung.

Carlos. Das Letzte war das Gescheidteste. Wer wird sein Leben gegen einen so romantischen Fratzen wagen? Und forderte er das Papier ungestüm?

Clavigo. Er bisputte mir's, und ich mußte die Bedienten in die Antichambre rufen.

Carlos. Ich verstehe! Ah! nun hab' ich Dich, Herrchen! Das bricht ihm den Hals. Heiß' mich einen Schreiber, wenn ich den Burschen nicht in zwei Tagen im Gefängniß habe, und mit dem nächsten Transport nach Indien.

Clavigo. Nein, Carlos. Die Sache steht anders, als Du denkst.

Carlos. Wie?

Clavigo. Ich hoffe, durch seine Vermittlung, durch mein eifriges Bestreben Verzeihung von der Unglücklichen zu erhalten.

Carlos. Clavigo!

Clavigo. Ich hoffe, all' das Vergangene zu tilgen, das Zerrüttete wieder herzustellen, und so in meinen Augen und in den Augen der Welt wieder zum ehrlichen Manne zu werden.

Carlos. Zum Teufel! Bist Du kindisch geworden? Man spöttet Dir doch immer an, daß Du ein Gelehrter bist. — Die so bethören zu lassen! Siehst Du nicht, daß Das ein einfältig angelegter Plan ist, um Dich in's Garn zu sprengen?

Clavigo. Nein, Carlos; er will die Heirath nicht; sie sind dagegen; sie will Nichts von mir hören.

Carlos. Das ist die rechte Höhe. Nein, guter Freund, nimm mir's nicht übel; ich hab' wohl in Comedien gesehen, daß man einen Landjunker so geprellt hat.

Clavigo. Du beleidigst mich. Ich bitte, spare Deinen Humor auf meine Hochzeit. Ich bin entschlossen, Marie'n zu heirathen, freiwillig, aus innerm Trieb. Meine ganze Hoffnung, meine ganze Glückseligkeit ruht auf dem Gedanken, ihre Verzeihung zu erhalten. Und dann fahr hin, Stolz! In der Brust dieser Lieben liegt noch der Himmel, wie vormals; aller Ruhm, den ich erwerbe, alle Größe, zu der ich mich erhebe, wird mich mit doppeltem Gefühl anfüllen; denn das Mädchen theilt's mit mir, die mich zum doppelten Menschen macht. Leb' wohl! Ich muß hin; ich muß die Guilbert wenigstens sprechen!

Carlos. Warte nur bis nach Tisch.

Clavigo. Keinen Augenblick. (Ab.)

Carlos (ihm aufhorchend und eine Weile schweigend). Da macht wieder Jemand einmal einen dummen Streich. (Ab.)

Dritter Act.

Guilbert's Wohnung.

Sophie Guilbert. Marie Beaumarchais.

Marie. Du haſt ihn geſehen? Mir zittern alle Glieder! Du haſt ihn geſehen? Ich war nah' an einer Ohnmacht, als ich hörte, er käme; und Du haſt ihn geſehen? Nein, ich kann, ich werde; — nein, ich kann ihn nie wieder ſehen.

Sophie. Ich war außer mir, als er hereintrat; denn ach! liebt' ich ihn nicht, wie Du, mit der zärtlichen, reinſten, ſchweſterlichſten Liebe? Hat mich nicht ſeine Entfernung gekränkt, gemartert? — Und nun, den Rückkehrenden, den Reuigen zu meinen Füßen! — Schweſter! es iſt was Bezauberndes in ſeinem Anblick, in dem Ton ſeiner Stimme. Er —

Marie. Nimmermehr, nimmermehr!

Sophie. Er iſt noch der Alte, noch eben das gute, ſanfte, fühlbare Herz, noch eben die Heftigkeit der Leidenſchaft. Es iſt noch eben die Begier, geliebt zu werden, und das ängſtliche, marternde Gefühl, wenn ihm Neigung verſagt wird. Alles! Alles! — Und von Dir ſpricht er, Marie, wie in jenen glücklichen Tagen der feurigſten Leidenſchaft; es iſt, als wenn Dein guter Geiſt dieſen Zwiſchenraum von Untreue und Entfernung ſelbſt veranlaßt habe, um das Einförmige, Schleppende einer langen Bekanntſchaft zu unterbrechen und dem Gefühl eine neue Lebhaftigkeit zu geben.

Marie. Du red'ſt ihm das Wort?

Sophie. Nein, Schweſter; auch verſprach ich's ihm nicht. Nur, meine Beſte, ſeh' ich die Sachen, wie ſie ſind. Du und der Bruder, Ihr ſeht ſie in einem allzu romantiſchen Lichte. Du haſt Das mit gar manchem guten Kinde gemein, daß Dein Liebhaber treulos ward und Dich verließ! Und daß er wiederkommt, wenig ſeinen Fehler verbeſſern, alle alten Hoffnungen erneuern will, — Das iſt ein Glück, das eine Andere nicht leicht von ſich ſtoßen würde.

Marie. Mein Herz würde reißen!

Sophie. Ich glaube Dir. Der erſte Augenblick muß auf Dich eine empfindliche Wirkung machen; — und dann, meine Beſte, ich bitte Dich, halt' dieſe Bangigkeit, dieſe Verlegenheit, die Dir alle Sinne zu übermeiſtern ſcheint, nicht für eine Wirkung des Haſſes, für keinen Widerwillen! Dein Herz ſpricht mehr für ihn, als Du es glaubſt, und eben darum traue Du Dich nicht, ihn wieder zu ſehen, weil Du ſeine Rückkehr ſo ſehnlich wünſchteſt.

Marie. Sei barmherzig.

Sophie. Du ſollſt glücklich werden. Zählt' ich, daß Du ihn verachteteſt, daß er Dir gleichgiltig wäre, ſo wollt' ich kein Wort weiter reden, ſo ſollt' er mein Angeſicht nicht mehr ſehen. Doch ſo, meine Liebe, — Du wirſt mir danken, daß ich Dir geholfen habe, dieſe ängſtliche Unbeſtimmtheit zu überwinden, die ein Zeichen der innigſten Liebe iſt.

Die Vorigen. Guilbert. Duenco.

Sophie. Kommen Sie, Duenco! Guilbert, kommen Sie! Helft mir, dieſer Kleinen Muth einſprechen, Entſchloſſenheit, jetzt, da es gilt.

Duenco. Ich wollte, daß ich ſagen dürfte: nehmt ihn nicht wieder an.

Sophie. Duenco!

Duenco. Mein Herz wirft ſich mir im Leib' herum bei dem Gedanken: er ſoll dieſen Engel noch beſitzen, den er ſo ſchändlich beleidigt, den er an das Grab geſchleppt hat. Und beſitzen? — warum? Wodurch macht er das Alles wieder gut, was er verbrochen hat? — Daß er wiederkehrt, daß ihm auf einmal beliebt, wiederzukehren und zu ſagen: „Jetzt mag ich ſie; jetzt will ich ſie;" — juſt, als wäre dieſe treffliche Seele eine verdächtige Waare, die man am Ende dem Käufer doch noch nachwirft, wenn er Euch ſchon durch die niedrigſten Gebote und Jüdiſches Ab- und Zulaufen bis auf's Mark gequält hat. Nein, meine Stimme kriegt er nicht, und wenn Marie's Herz ſelbſt für ihn ſpräche. — Wiederzukommen, und warum denn jetzt? — jetzt? — Mußt' er warten, bis ein tapferer Bruder käme, deſſen Rache er fürchten muß, um wie ein Schulknabe zu kommen und Abbitte zu thun? — Ha; er iſt ſo feig', als er nichtswürdig iſt!

Guilbert. Ihr redet, wie ein Spanier, und als wenn Ihr die Spanier nicht kennet. Wir ſchweben dieſen Augenblick in einer größern Gefahr, als Ihr Alle nicht ſeht.

Marie. Beſter Guilbert!

Guilbert. Ich ehre die unternehmende Seele unſers Bruders; ich habe im Stillen ſeinem Heldenmuth zugeſehen, und wünſche, daß Alles gut anſchlagen möge; wünſche, daß Marie ſich entſchließen könnte, Clavigo ihre Hand zu geben; denn — (leiſer) ihr Herz hat er doch. —

Marie. Ihr ſeid grauſam.

Sophie. Hör' ihn; ich bitte Dich, hör' ihn!

Guilbert. Dein Bruder hat ihm eine Erklärung abgedrungen, die Dich vor den Augen aller Welt rechtfertigen ſoll, und die wird uns verderben.

Duenco. Wie?

Marie. O, Gott!

Guilbert. Er ſtellte ſie uns in der Hoffnung, Dich zu bewegen. Bewegt er Dich nicht,

Das braune Mädel das erfuhr,
Vergingen ihr die Sinnen.
Sie lacht' und weint' und beth' und
ſchwur;
So fuhr die Seel' von hinnen.
Die Stund' als ſie verſchieden war,
Wird bang' dem Buben, grauſ't ſein Haar,
Es treibt ihn fort zu Pferde.

Er gab die Sporen kreuz und quer,
Und ritt auf alle Seiten.
Hinüber, herüber, hin und her;
Kann keine Ruh' erreiten;
Reit ſieben Tag' und ſieben Nacht,
Es blitzt und donnert, ſtürmt und kracht,
Die Fluthen reißen über.

Und reit im Blitz und Wetterſchein
Gemäuerwerk' entgegen,
Bindt's Pferd Haus-an und kriecht hinein,
Und duckt ſich vor dem Regen.
Und wie er tappt, und wie er fühlt,
Sich unter ihm die Erd' erwühlt;
Er ſtürzt wohl hundert Klafter.

ſo muß er Alles anwenden, um das Papier zu vernichten; er kann's, er wird's. Dein Bruder will es gleich nach ſeiner Rückkehr von Aranjuez drucken und ausſtreuen. Ich fürchte, wenn Du beharrſt, er wird nicht zurückkehren.

Sophie. Lieber Guilbert.

Marie. Ich vergehe!

Guilbert. Clavigo kann das Papier nicht umkommen laſſen. Verwirfſt Du ſeinen Antrag, und er iſt ein Mann von Ehre, ſo geht er Deinem Bruder entgegen, und Einer von Beiden bleibt; Dein Bruder ſterbe oder ſiege, er iſt verloren. Ein Fremder in Spanien! Mörder ſeines geliebten Heilands! — Schweſter, es iſt ganz gut, daß man edel denkt und fühlt; nur, ſich und die Seinigen zu Grunde zu richten —

Marie. Rathe mir, Sophie, hilf mir!

Guilbert. Und Buenco, widerlegen Sie mich.

Buenco. Er wagt's nicht, er fürchtet für ſein Leben; ſonſt hätt' er gar nicht geſchrieben, ſonſt hät' er Marie'n ſeine Hand nicht an.

Guilbert. Deſto ſchlimmer; ſo findet er Hundert, die ihm ihren Arm leihen, Hundert, die unſerm Bruder tückiſch auf dem Wege das Leben rauben. Ha! Buenco, biſt Du ſo jung? Ein Heimann ſollte ſeinen Meuchelmörder im Sold haben!

Buenco. Der König iſt groß und gut.

Guilbert. Auf denn! Durch alle die Mauern, die ihn umſchließen, die Wachen, das Ceremoniell und alles Das, womit die Hofſchranzen ihn von ſeinem Volke geſchieden haben, dringen Sie durch und retten Sie uns! — Wer kommt?

Clavigo (kommt).

Clavigo. Ich muß! Ich muß!

Marie (thut einen Schrei, und fällt Sophie'n in die Arme).

Sophie. Grauſamer; in welchen Zuſtand verſetzen Sie uns! (Guilbert und Buenco treten zu ihr.)

Clavigo. Ja, ſie iſt's! Sie iſt's! Und ich bin Clavigo. — Hören Sie mich, Beide, wenn Sie mich nicht anſehen wollen! Zu der Zeit, da mich Guilbert mit Freundlichkeit in ſein Haus aufnahm, da ich ein armer, unbedeutender Junge war, da ich in meinem Herzen eine unüberwindliche Leidenſchaft für Sie fühlte, war's da Verdienſt an mir? Oder war's nicht vielmehr innere Uebereinſtimmung der Charactere, geheime Zuneigung des Herzens, daß auch Sie für mich nicht unempfindlich blieben, daß ich nach einer Zeit mir ſchmeicheln konnte, dieß Herz ganz zu beſitzen? — Und nun — bin ich nicht Derſelbe? Warum ſollt' ich nicht hoffen dürfen? Warum nicht bitten? Wollen Sie einen Freund, einen Geliebten, den Sie nach einer gefährlichen, unglücklichen Seereiſe lange für verloren geachtet, nicht wieder an Ihren Buſen nehmen, wenn er unvermuthet wiederkäme, und ſein gerettetes Leben zu Ihren Füßen legte? Und habe ich wenigſtens auf einem ſtürmiſchen Meere die Zeit geſchwebet? Sind unſere Leidenſchaften, mit denen wir in ewigem Streit leben, nicht ſchrecklicher, unbezwinglicher, als jene Wellen, die den Unglücklichen fern von ſeinem Vaterlande verſchlagen! Marie! Marie! Wie können Sie mich haſſen, da ich nie aufgehört habe, Sie zu lieben? Mitten in allem Taumel, durch allen verführeriſchen Geſang der Eitelkeit und des Stolzes, hab' ich mich immer jener ſeligen, unbefangenen Tage erinnert, die ich in glücklicher Einſchränkung zu Ihren Füßen zubrachte, da wir eine Reihe von blühenden Ausſichten vor uns liegen ſahen. — Und nun; warum wollten Sie nicht mit mir Alles erfüllen, was wir hofften? Wollen Sie das Glück des Lebens nun nicht aufgreifen, weil ein düſterer Zwiſchenraum ſich unſern Hoffnungen eingeſchoben hatte? Nein, meine Liebe, glauben Sie, die beſten Freuden der Welt ſind nicht ganz rein; die höchſte Wonne wird auch durch unſere Leidenſchaften, durch das Schickſal unterbrochen. Wollen wir uns beklagen, daß es uns gegangen iſt, wie allen Andern, und wollen wir uns ſtrafbar machen, indem wir dieſe Gelegenheit von uns ſtoßen, das Vergangene herzuſtellen, eine zerrüttete Familie wieder aufzurichten, die heldenmüthige That eines edeln Bruders zu belohnen und unſer eigen' Glück auf ewig zu befeſtigen? — Meine Freunde, um die ich's nicht verdient habe, meine Freunde, die es ſein müſſen, weil Sie Freunde der Tugend ſind, zu der ich rückkehre, verbinden Sie Ihr Flehen mit dem meinigen! Marie! (Er wirft ſich nieder.) Marie! Kennſt Du meine Stimme nicht mehr? Vernimmſt Du nicht mehr den Ton meines Herzens? Marie! Marie!

Marie. O, Clavigo!

Clavigo (ſpringt auf und faßt ihre Hand mit entzückten Blicken). Sie vergibt mir, Sie liebt mich! (Umarmt den Guilbert, den Buenco.) Sie liebt mich noch! O, Marie, mein Herz ſagte mir's! Ich hätte mich zu Deinen Füßen werfen, ſtumm meinen Schmerz, meine Reue anſtrömen mögen; Du hätteſt mich ohne Worte verſtanden, wie ich ohne Worte meine Vergebung erhalte. Nein, dieſe innige Verwandtſchaft unſerer Seelen iſt nicht aufgehoben; nein, ſie vernehmen einander noch, wie ehemals, wo kein Wink nöthig war, um die innerſten Be-

wegzogen sich mitzutheilen. Marie — Marie — Marie! —

Beaumarchais (tritt auf).

Beaumarchais. Ha!

Clavigo (ihm entgegenstürzend). Mein Bruder!

Beaumarchais. Du vergibst ihm?

Marie. Lass't, lass't mich! Meine Sinne vergehen. (Man führt sie weg.)

Beaumarchais. Sie hat ihm vergeben?

Buenco. Es steht so gut.

Beaumarchais. Du verdienst Dein Glück nicht.

Clavigo. Glaube, daß ich's fühle.

Sophie (kommt zurück). Sie vergibt ihm. Ein Strom von Thränen brach aus ihren Augen. „Er soll sich entfernen", rief sie schluchzend, „daß ich mich erhole! Ich vergeb' ihm". — „Ach, Schwester"! rief sie und fiel mir um den Hals, „woher weiß er, daß ich ihn so liebe?"

Clavigo (ihr die Hand küssend). Ich bin der glücklichste Mensch unter der Sonne; mein Bruder!

Beaumarchais (umarmt ihn). Von Herzen denn; ob ich Euch schon sagen muß: noch kann ich Euch nicht lieben! Und somit seid Ihr der Unsrige, und vergessen sei Alles! Das Papier, das Ihr mir gabt, hier ist's. (Er nimmt's aus der Brieftasche, zerreißt es und gibt's ihm hin.)

Clavigo. Ich bin der Eurige, ewig der Eurige.

Sophie. Ich bitte, entfernt Euch, daß sie Eure Stimme nicht hört, daß sie sich beruhigt.

Clavigo (sie einige umarmend). Lebt wohl! Lebt wohl! — Tausend Küsse dem Engel! (Ab.)

Beaumarchais. Es mag denn gut sein, ob ich gleich wünschte, es wäre anders! (Nachsinnt.) Es ist doch ein gutherziges Geschöpf, so ein Mädchen. — Und, meine Freunde, auch muß ich's sagen, es war ganz der Gedanke, der Wunsch unsers Gesandten, daß ihm Marie vergeben, und daß eine glückliche Heirath diese verdrießliche Geschichte endigen möge.

Guilbert. Mir ist auch wieder ganz wohl.

Buenco. Er ist Euer Schwager, und so Adieu! Ihr seht mich in Eurem Hause nicht wieder.

Beaumarchais. Mein Herr!

Guilbert. Buenco!

Buenco. Ich hass' ihn nun einmal bis an's jüngste Gericht. Und gebt Acht, mit was für einem Menschen Ihr zu thun habt. (Ab.)

Guilbert. Er ist ein melancholischer Unglücksvogel. Und mit der Zeit läßt er sich doch wieder bereden, wenn er sieht, es geht Alles gut.

Beaumarchais. Doch war's übereilt, daß ich ihm das Papier zurückgab.

Guilbert. Lass't! Lass't! Keine Grillen! (Ab.)

Vierter Act.

Clavigo's Wohnung.

Carlos (allein).

Carlos. Es ist löblich, daß man dem Menschen, der durch Verschwendung oder andere Thorheiten zeigt, daß sein Verstand sich verschoben hat, von Amts wegen Vormünder setzt. Thut Das die Obrigkeit, die sich doch sonst nicht viel um uns bekümmert; wie sollten wir's nicht an einem Freunde thun? Clavigo, Du bist in übeln Umständen! Noch hoff' ich! Und wenn Du nur noch halbweg lenksam bist, wie sonst, so ist's eben noch Zeit, Dich vor einer Thorheit zu bewahren, die bei Deinem lebhaften, empfindlichen Character das Elend Deines Lebens machen und Dich vor der Zeit in's Grab bringen muß. Er kommt.

Clavigo (nachdenkend).

Clavigo. Guten Tag, Carlos!

Carlos. Ein schwermüthiges, gepreßtes „Guten Tag"! Kommst Du in dem Humor von Deiner Braut?

Clavigo. Es ist ein Engel! Es sind vortreffliche Menschen!

Carlos. Ihr werdet doch mit der Hochzeit nicht so sehr eilen, daß man sich noch ein Kleid dazu kann flicken lassen?

Clavigo. Scherz oder Ernst, bei unserer Hochzeit werden keine geflickten Kleider paradiren.

Carlos. Ich glaub's wohl.

Clavigo. Das Vergnügen an uns selbst, die freundschaftliche Harmonie sollen der Prunk dieser Feierlichkeit sein.

Carlos. Ihr werdet eine stille, kleine Hochzeit machen?

Clavigo. Wie Menschen, die fühlen, daß ihr Glück ganz in ihnen selbst beruht.

Carlos. In den Umständen ist es recht gut.

Clavigo. Umständen! Was meinst Du mit den Umständen?

Carlos. Wie die Sache nun steht und liegt und sich verhält.

Clavigo. Höre, Carlos, ich kann den Ton des Rückhalts an Freunden nicht ausstehen. Ich weiß, Du bist nicht für diese Heirath; dessungeachtet, wenn Du Etwas dagegen zu sagen hast, sagen willst, so sag's geradezu. Wie steht denn die Sache; wie verhält sie sich?

Carlos. Es kommen Einem im Leben mehr unerwartete, wunderbare Dinge vor, und es wäre schlimm, wenn Alles im Gleise ginge. Man hätte Nichts, sich zu verwundern, Nichts, die Köpfe zusammenzustoßen, Nichts in Gesellschaft zu verschneiden.

Clavigo. Aufsehen wird's machen.

Carlos. Des Clavigo Hochzeit! Das versteht sich. Wie manches Mädchen in Madrid harrt auf Dich, hofft auf Dich; und wenn Du ihnen nun diesen Streich spielst? —

Clavigo. Das ist nun nicht anders.

Carlos. Sonderbar ist's. Ich habe wenig Männer gekannt, die so großen und allgemeinen Eindruck auf die Weiber machten, als Du. Unter allen Ständen gibt's gute Kinder, die sich mit Planen und Aussichten beschäftigen, Deiner habhaft zu werden. Die Eine bringt ihre Schönheit in Anschlag; Die ihren Reichthum, ihren Stand, ihren Witz, ihre Verwandten. Was macht man mir nicht um Deinetwillen für Complimente! Denn wahrlich, weder meine Stumpfnase, noch mein Kraushaupt, noch meine bekannte Verachtung der Weiber kann mir so was zuziehen.

Clavigo. Du spottest.

Carlos. Wenn ich nicht schon Vorschläge, Anträge in Händen gehabt hätte, geschrieben von eigenen zärtlichen, kriplichen Pfötchen, so unorthographisch als ein originaler Liebesbrief eines Mädchens nur sein kann. — Wie manche hübsche Duenna ist mir bei der Gelegenheit unter die Finger gekommen!

Clavigo. Und Du sagtest mir von allem Dem Nichts?

Carlos. Weil ich Dich mit leeren Grillen nicht beschäftigen wollte und niemals rathen konnte, daß Du mit einer Einzigen Ernst gemacht hättest. O, Clavigo; ich habe Dein Schicksal im Herzen getragen, wie mein eignes! Ich habe keinen Freund, als Dich; die Menschen sind mir alle unerträglich, und Du fängst auch an, mir unerträglich zu werden.

Clavigo. Ich bitte Dich, sei ruhig.

Carlos. Brenn' Einem das Haus ab, daran er zehn Jahre gebaut hat, und schick' ihm einen Beichtvater, der ihm die christliche Geduld empfiehlt. — Man soll sich für Niemanden interessiren, als für sich selbst, die Menschen sind nicht werth — —

Clavigo. Kommen Deine feindseligen Grillen wieder?

Carlos. Wenn ich auf's Neue ganz d'rein versinke, wer ist Schuld d'ran, als Du? Ich sagte zu mir: was soll ihm jetzt die vortheilhafteste Heirath, ihm, der es für einen gewöhnlichen Menschen weit genug gebracht hätte? Aber mit seinem Geist, mit seinen Gaben ist es unverantwortlich, — ist es unmöglich, daß er bleibt, was er ist. — Ich machte meine Projekte. Es gibt so wenig Menschen, die so unternehmend und biegsam, so geistvoll und fleißig zugleich sind. Er ist in alle Fächer gerecht; als Archivarius kann er sich schnell die wichtigsten Kenntnisse erwerben, er wird sich nothwendig machen; und läßt eine Veränderung vorgehen, so ist er Minister.

Clavigo. Ich gestehe Dir: Das waren oft auch meine Träume.

Carlos. Träume! So gewiß ich den Thurm erreiche und erkletterе, wenn ich darauf losgehe, mit dem festen Vorsatze, nicht abzulassen, bis ich ihn erstiegen habe, so gewiß hättest Du auch alle Schwierigkeiten überwunden. Und hernach wär' mir für das Uebrige nicht bange gewesen. Du hast kein Vermögen von Hause, desto besser; das hätte Dich auf die Erwerbung eifriger, auf die Erhaltung aufmerksamer gemacht. Und wer am Zeil sitzt, ohne reich zu werden, ist ein Pinsel. Und dann seh' ich nicht, warum das Land dem Minister nicht so gut Abgaben schuldig ist, als dem Könige. Dieser gibt seinen Namen her und Jener die Kräfte. Wenn ich denn mit allem Dem fertig war, dann sah ich mich erst nach einer Partie für Dich um. Ich sah manch' stolzes Haus, das die Augen über Deine Abkunft zugeblinkt hätte, manches der reichsten, das Dir gern den Aufwand Deines Standes verschafft haben würde, nur, um an der Herrlichkeit des zweiten Königs Theil nehmen zu dürfen — und nun —

Clavigo. Du bist ungerecht; Du setzest meinen gegenwärtigen Zustand zu tief herab. Und glaubst Du denn, daß ich mich nicht weiter treiben, nicht auch noch mächtigere Schritte thun kann?

Carlos. Lieber Freund, brich Du einer Pflanze das Herz aus, sie mag hernach treiben und treiben unzählige Nebenschößlinge; es gibt vielleicht einen starken Busch, aber der stolze, königliche Wuchs des ersten Schusses ist dahin! Und denke nur nicht, daß man diese Heirath bei Hofe gleichgiltig ansehen wird. Hast Du vergessen, was für Männer Dir den Umgang, die Verbindung mit Marien mißriethen? Hast Du vergessen, wer Dir den kingen Gedanken eingab, sie zu verlassen; soll ich sie Dir an den Fingern herzählen?

Clavigo. Der Gedanke hat mich auch schon gepeinigt, daß so Wenige diesen Schritt billigen werden.

Carlos. Keiner! Und Deine besten Freunde sollten nicht angebracht sein, daß Du, ohne sie zu fragen, ohne ihren Rath, Dich so geradezu hingegeben hast, wie ein unbesonnener Knabe auf dem Markte sein Geld gegen wurmstichige Nüsse wegwirft?

Clavigo. Das ist unartig, Carlos, und übertrieben.

Carlos. Nicht um einen Zug. Denn daß einer aus Leidenschaft einen seltenen Streich macht, Das laß' ich gelten; ein Kammermädchen

zu heirathen, weil ſie ſchön iſt, wie ein Engel! Gut; der Menſch wird getadelt, und doch beneiden ihn die Leute!

Clavigo. Die Leute, immer die Leute!

Carlos. Du weißt, ich frage nicht ängſtlich nach Anderer Beifall; doch Das iſt ewig wahr: wer Nichts für Andere thut, thut Nichts für ſich; und wenn die Menſchen Dich nicht bewundern oder beneiden, biſt Du auch nicht glücklich.

Clavigo. Die Welt urtheilt nach dem Scheine. O, wer Marien's Herz beſitzt, iſt zu beneiden!

Carlos. Was die Sache iſt, ſcheint ſie auch. Aber freilich dacht' ich, daß Das verborgene Qualitäten ſein müſſen, die Dein Glück beneidenswerth machen; denn was man mit ſeinen Augen ſieht, mit ſeinem Menſchenverſtande begreifen kann —

Clavigo. Du willſt mich zu Grunde richten.

Carlos. „Wie iſt Das zugegangen?" — wird man in der Stadt fragen. „Wie iſt Das zugegangen?" — fragt man bei Hofe. „Um Gottes willen! — wie iſt Das zugegangen? Sie iſt arm, ohne Stand; hätte Clavigo nicht einmal ein Abenteuer mit ihr gehabt, man wüßte gar nicht, daß ſie in der Welt iſt. Sie ſoll artig ſein, angenehm, witzig! — Wer wird darum eine Frau nehmen? Das vergeht ſo in den erſten Zeiten des Eheſtands." „Ach!" ſagt Einer; „ſie ſoll ſchön ſein, reizend, anmuthend ſchön." — „Da iſt's zu begreifen," ſagt ein Anderer —

Clavigo (wird verwirrt; ihm entfährt ein tiefer Seufzer). Ach!

Carlos. Schön? „O!" ſagt die Eine; „es geht an! Ich hab' ſie in ſechs Jahren nicht geſehen." „Da kann ſich ſchon was verändern," — ſagt eine Andere. „Man muß doch Acht geben; er wird ſie bald produciren," — ſagt die Dritte. Man fragt, guckt, man geht zu Gefallen, man wartet, man iſt ungeduldig, erinnert ſich immer des ſtolzen Clavigo, der ſich nie öffentlich ſehen ließ, ohne eine herrliche, hochängige Spanierinn im Triumph aufzuführen, deren volle Bruſt, ihre glühenden Wangen, ihre heißen Augen, die Welt ringsumher zu fragen ſchienen: bin ich nicht meines Begleiters werth? — und die in ihrem Uebermuth den ſeidnen Schleppreck ſo weit hintenaus im Wege ſegeln ließ, als möglich, um ihre Erſcheinung anſehnlicher und würdiger zu machen. — Und nun erſcheint der Herr, — und allen Leuten verſagt das Wort im Munde, — kommt angezogen mit ſeiner trippelnden, kleinen, beklängigen Franzöſinn, der die Auszehrung aus allen Gliedern ſpricht, wenn ſie gleich ihre Todtenfarbe mit Weiß und Roth überpinſelt hat. O, Bruder, ich werde raſend; ich laufe davon; wenn mich nun die Leute zu packen kriegen, und fragen und quäſtioniren und nicht begreifen können —

Clavigo (ihn bei der Hand faſſend). Mein Freund, mein Bruder, ich bin in einer ſchrecklichen Lage. Ich ſage Dir, ich geſtehe Dir; ich erſchrack, als ich Marie'n wieder ſah! Wie entſtellt ſie iſt, — wie bleich, abgezehrt! O, Das iſt meine Schuld, meine Verrätherei!

Carlos. Poſſen! Grillen! Sie hatte die Schwindſucht, da Dein Roman noch ſehr im Gange war. Ich ſagte Dir's tauſend Mal, und — Aber Ihr Liebhaber habt keine Augen, keine Naſen. Clavigo, es iſt ſchändlich, ſo Alles, Alles zu vergeſſen, eine kranke Frau, die die Peſt unter Deine Nachkommenſchaft bringen wird, daß alle Deine Kinder und Enkel ſo in gewiſſen Jahren höflich ausgeben, wie Bettlerslämpchen! — Ein Mann, der Stammvater einer Familie ſein könnte, die vielleicht künftig — Ich werde noch närriſch; der Kopf vergeht mir.

Clavigo. Carlos, was ſoll ich Dir ſagen? Als ich ſie wieder ſah; im erſten Taumel flog ihr mein Herz entgegen — und ach! — da der verüber war; — Mitleiden — innige tiefe Erbarmung flößte ſie mir ein; aber Liebe — lieb, es war, als wenn mir in der Fülle der Freuden die kalte Hand des Todes über's Nacken führe. Ich ſtrebte, munter zu ſein, wieder von den Menſchen, die mich umgaben, den Glücklichen zu ſpielen; es war Alles vorbei, Alles ſo ſteif, ſo ängſtlich. Wären ſie weniger außer ſich geweſen, ſie müßten's gemerkt haben.

Carlos. Hölle! Tod und Teufel! Und Du willſt ſie heirathen?

Clavigo (ſteht ganz in ſich ſelbſt verſunken, ohne zu antworten).

Carlos. Du biſt hin; verloren auf ewig! Leb' wohl, Bruder, und laß mich Alles vergeſſen; laß mich mein einſames Leben noch ſo ausknirſchen über das Schickſal Deiner Verblendung! Ha! das Alles: ſich in den Augen der Welt verächtlich zu machen, und nicht einmal dadurch eine Leidenſchaft, eine Begierde befriedigen; Dir muthwillig eine Krankheit zuziehen, die, indem ſie Deine innern Kräfte untergräbt, Dich zugleich dem Anblick der Menſchen abſcheulich macht. —

Clavigo. Carlos! Carlos!

Carlos. Wärſt Du nie geſtiegen, um nie zu fallen! Mit welchen Augen werden ſie Das anſehen! „Da iſt der Bruder!" werden ſie ſagen; „das muß ein braver Kerl ſein; Der hat ihn in's Bockshorn gejagt; er hat ſich nicht getraut, ihm die Spitze zu bieten." „Ha!" werden unſere ſchwadronirenden Hofjunker ſagen; „man ſieht immer, daß er kein Cavalier

iſt.“ „Pah!“ ruft Einer, und rückt den Hut in die Augen, „der Franzoſe hätte mir kommen ſollen,“ und patſcht ſich auf den Bauch, „ein Kerl, der vielleicht nicht werth wäre, Dein Reitknecht zu ſein.“

Clavigo (fällt in dem Ausbruch der heftigſten Beängſtigung, mit einem Strom von Thränen, dem Carlos um den Hals). Rette mich! Freund, mein Beſter; rette mich! Rette mich von dem verworfenen Meineid, von der unüberſchlichen Schande, von mir ſelbſt — ich vergehe!

Carlos. Armer! Elender! Ich hoffte, dieſe jugendlichen Raſereien, die ſtürmenden Thränen, dieſe verſinkende Wehmuth ſollte vorüber ſein; ich hoffte, Dich als Mann nicht mehr erſchüttert, nicht mehr in dem beklemmenden Jammer zu ſehen, den Du ehemals ſo oft in meinen Buſen ausgeweint haſt. Ermanne Dich; Clavigo, ermanne Dich!

Clavigo. Laſſ' mich weinen! (Wirft ſich in einen Seſſel.)

Carlos. Weh Dir, daß Du eine Bahn betreten haſt, die Du nicht endigen wirſt! Mit Deinem Herzen, Deinen Geſinnungen, die einen ruhigen Bürger glücklich machen würden, mußteſt Du den unſeligen Hang nach Größe verbinden! Und was iſt Größe, Clavigo? Sich in Rang und Anſehen über Andere zu erheben? Glaub' es nicht! Wenn Dein Herz nicht größer iſt, als Anderer Herzen; wenn Du nicht im Stande biſt, Dich gelaſſen über Verhältniſſe hinauszuſetzen, die einen gemeinen Menſchen ängſtigen würden: ſo biſt Du mit allen Deinen Ländern und Sternen, biſt mit der Krone ſelbſt nur ein gemeiner Menſch. Faſſe Dich, beruhige Dich!

Clavigo (richtet ſich auf, ſieht Carlos an und reicht ihm eine Hand, die Carlos mit Heftigkeit ergreift).

Carlos. Auf' auf, mein Freund; und entſchließe Dich! Sieh', ich will Alles bei Seite ſetzen; ich will ſagen: Hier liegen zwei Vorſchläge auf gleichen Schalen: entweder, Du heirathеſt Marie'n und findeſt Dein Glück in einem ſtillen, bürgerlichen Leben, in den ruhigen häuslichen Freuden; oder, Du führeſt auf der ehrenvollen Bahn Deinen Lauf weiter nach dem nahen Ziele. — Ich will Alles bei Seite ſetzen und will ſagen: die Zunge ſteht inne; es kommt auf Deinen Entſchluß an, welche von beiden Schalen den Ausſchlag haben ſoll. Gut! Aber entſchließe Dich! — Es iſt Nichts erbärmlicher in der Welt, als ein unentſchloſſener Menſch, der zwiſchen zweien Empfindungen ſchwebt, gern beide vereinigen möchte und nicht begreift, daß Nichts ſie vereinigen kann, als eben der Zweifel, die Unruhe, die ihn peinigen. Auf, und gib Marie'n Deine Hand, handle als ein ehrlicher Kerl, der das Glück ſeines Lebens ſeinen Pflichten aufopfert, der es für ſeine Pflicht achtet, was er verdorben hat, wieder gut zu machen, der auch den Kreis ſeiner Leidenſchaften und Wirkſamkeit nie weiter ausgebreitet hat, als daß er im Stande iſt, Alles wieder gut zu machen, was er verdorben hat! Und ſo genieße das Glück einer ruhigen Beſchränkung, den Beifall eines bedächtigen Gewiſſens und alle Seligkeit, die den Menſchen gewährt iſt, die im Stande ſind, ſich ihr eigen Glück zu ſchaffen und Freude den Ihrigen. — Entſchließe Dich, ſo will ich ſagen: Du biſt ein guter Kerl! —

Clavigo. Einen Funken, Carlos, Deiner Stärke, Deines Muths!

Carlos. Er ſchläft in Dir, und ich will blaſen, bis er in Flammen ſchlägt. Sieh' auf der andern Seite das Glück und die Größe, die Dich erwarten. Ich will Dir dieſe Ausſichten nicht mit dichteriſchen, bunten Farben vermalen; ſtelle ſie Dir ſelbſt in der Lebhaftigkeit vor, wie ſie in voller Klarheit vor Deiner Seele ſtanden, ehe der Franzöſiſch-Strudelkopf Dir die Sinne verwirrte. Aber auch da, Clavigo, ſei ein ganzer Kerl, und mache Deinen Weg gerade, ohne rechts und links zu ſehen. Möge Deine Seele ſich erweitern, und die Gewißheit des großen Gefühls über Dich kommen, daß außerordentliche Menſchen eben auch darin außerordentliche Menſchen ſind, weil ihre Pflichten von den Pflichten des gemeinen Menſchen abgehen; daß Der, deſſen Werk es iſt, ein großes Ganze zu überſehen, zu regieren, zu erhalten, ſich keinen Vorwurf zu machen braucht, geringe Verhältniſſe vernachläſſiget, Kleinigkeiten dem Wohl des Ganzen aufgeopfert zu haben! Thut das der Schöpfer in ſeiner Natur, der König in ſeinem Staate: warum ſollten wir's nicht thun, um ihnen ähnlich zu werden!

Clavigo. Carlos, ich bin ein kleiner Menſch.

Carlos. Wir ſind nicht klein, wenn Umſtände uns zu ſchaffen machen, nur wenn ſie uns überwältigen. Noch einen Athemzug, und Du biſt wieder bei Dir ſelber. Wirf die Neſſe einer erbärmlichen Leidenſchaft von Dir, die Dich in jetzigen Tagen eben ſo wenig kleiden, als das graue Jäckchen und die beſcheidene Miene, mit denen Du nach Madrid kamſt. Was das arme Mädchen für Dich gethan hat, daß Du ihr lange gelebt; und daß Du ihr die erſte, freundliche Aufnahme ſchuldig biſt — O, eine Andere hätte um das Vergnügen Deines Umgangs eben ſoviel und mehr gethan, ohne ſolche Prätenſionen zu machen! — Und wird Dir einfallen, Deinem

Schulmeiſter die Hälfte Deines Vermögens zu geben, weil er Dich vor dreißig Jahren das Abc gelehrt hat? Nun, Clavigo?

Clavigo. Das iſt all gut! Im Ganzen magſt Du Recht haben; es mag alſo ſein; nur, wie helfen wir uns aus der Verwirrung, in der wir ſtecken? Da gib Rath, da ſchaff' Hülfe und dann rede.

Carlos. Gut! Du willſt alſo?

Clavigo. Mach' mich können, ſo will ich. Ich habe kein Nachdenken; hab's für mich.

Carlos. Alſo denn! Zuerſt gehſt Du, den Herrn an einen dritten Ort zu beſcheiden, und alsdann forderſt Du mit der Klinge die Erklärung zurück, die Du gezwungen und unbeſonnen ausgeſtellt haſt.

Clavigo. Ich habe ſie ſchon; er zerriß und gab mir ſie.

Carlos. Trefflich! Trefflich! Schon den Schritt gethan; — und Du haſt mich ſo lange reden laſſen? — Alſo kürzer! Du ſchreibſt ihm ganz gelaſſen: „Du fändeſt nicht für gut, ſeine Schweſter zu heirathen; die Urſache könnte er erfahren, wenn er ſich heute Nacht, von einem Freunde begleitet und mit beliebigen Waffen verſehen, da oder dort einfinden wolle.“ Und ſomit ſignirt! — Komm', Clavigo, ſchreib Das. Ich bin Dein Secundant und — es müßte mit dem Teufel zugehen —

Clavigo (wirft ſich vor dem Tiſche).

Carlos. Höre! Ein Wort! Wenn ich's ſo recht bedenke, iſt Das ein einfältiger Vorſchlag. Wer ſind wir, um uns gegen einen angebrachten Abenteurer zu wagen? Und die Anführung des Menſchen, ſein Stand verdient nicht, daß wir ihn für Unſersgleichen achten. Alſo hör' mich! Wenn ich ihn nun peinlich anklage, daß er heimlich nach Madrid gekommen, ſich bei Dir unter einem falſchen Namen mit einem Helfershelfer habe anmelden laſſen, Dich erſt mit freundlichen Worten vertraulich gemacht, dann Dich unvermuthet überfallen, eine Erklärung Dir abgenöthigt, und ſie auszuſtreuen weggegangen iſt: — Das bricht ihm den Hals; er ſoll erfahren, was das heißt, einen Spanier mitten in der bürgerlichen Ruhe zu befehden.

Clavigo. Du haſt Recht.

Carlos. Wenn wir nun aber unterdeſſen, bis der Proceß eingeleitet iſt, bis dahin uns der Herr noch allerlei Streiche machen könnte, das Gewiſſe ſpielten, und ihn kurz und gut beim Kopfe nähmen?

Clavigo. Ich verſtehe und kenne Dich, daß Du Mann biſt, es auszuführen.

Carlos. Nun auch; wenn ich, der ich ſchon fünfundzwanzig Jahre mitlaufe, und dabei war, da dem Erſten unter den Menſchen die Angſttropfen auf dem Geſichte ſtanden, wenn ich ſo ein Poſſenſpiel nicht entwickeln wollte! Und ſomit laſſeſt Du mir freie Hand; Du brauchſt Nichts zu thun, Nichts zu ſchreiben. Wer den Bruder einſtecken läßt, gibt pantomimiſch zu verſtehen, daß er die Schweſter nicht mag.

Clavigo. Nein, Carlos! Es gehe, wie es wolle; Das kann, Das werd' ich nicht leiden. Beaumarchais iſt ein würdiger Menſch, und er ſoll in keinem ſchimpflichen Gefängniſſe verſchmachten, um ſeiner gerechten Sache willen. Einen andern Vorſchlag; Carlos, einen andern!

Carlos. Pah! Pah! Kindereien! Wir wollen ihn nicht freſſen; er ſoll wohl aufgehoben und verſorgt werden, und lang kann's auch nicht währen. Denn ſiehe; wenn er ſpürt, daß es Ernſt iſt, kriecht ſein theatraliſcher Eifer gewiß zum Kreuz; er kehrt verdutzt nach Frankreich zurück, und dankt auf das Höflichſte, wenn man ja ſeiner Schweſter ein jährliches Gehalt ausſetzen will, warum's ihm vielleicht einzig und allein zu thun war.

Clavigo. So ſei's denn! Nur verfahret gut mit ihm.

Carlos. Sei unbeſorgt! — Noch eine Vorſicht! Man kann nicht wiſſen, wie's verſchwätzt wird, wie er Wind kriegt; und er überläuft Dich, und Alles geht zu Grunde. D'rum begib Dich aus Deinem Hauſe, daß auch kein Bedienter weiß, wohin. Laſſ' nur das Nöthigſte zuſammenpacken. Ich ſchicke Dir einen Vorſichen, der Dir's forttragen und Dich hinbringen ſoll, wo Dich die heilige Hermandad ſelbſt nicht findet. Ich hab' ſo ein Paar Mauslöcher immer eſſen. Adieu.

Clavigo. Leb' wohl!

Carlos. Friſch! Friſch! Wenn's vorbei iſt, Bruder, wollen wir uns laben!

Guilbert's Wohnung.

Sophie Guilbert. Marie Beaumarchais (mit Arbeit).

Marie. So ungeſtüm iſt Beaune fort?

Sophie. Das war natürlich. Er liebt Dich; und wie konnte er den Anblick des Menſchen ertragen, den er doppelt haſſen muß?

Marie. Er iſt der beſte, tugendhafteſte Bürger, den ich je gekannt habe. (Sie bricht Arbeit weg). Mich dünkt, ich mach' es ſo? Ich ziehe hier Das ein und das Ende ſteck' ich hinauf. Es wird gut ſtehn.

Sophie. Recht gut. Und ich will Paillebande zu dem Häubchen nehmen; es kleid't mich kein's beſſer. Du lächelſt?

Marie. Ich lache über mich ſelbſt. Wir Mädchen ſind doch eine wunderliche Nation;

kaum heben wir den Kopf nur ein wenig wieder, ſo iſt gleich Putz und Band, was uns beſchäftigt.

Sophie. Das kannſt Du Dir nicht nachſagen; ſeit dem Augenblick, da Clavigo Dich verließ, war Nichts im Stande, Dir eine Freude zu machen.

Marie (fährt zuſammen und ſieht nach der Thür). Sophie. Was haſt Du?

Marie (beklommen). Ich glaubte, es käme Jemand! Mein armes Herz! O, es wird mich noch umbringen! Fühl', wie es ſchlägt von dem leeren Schrecken!

Sophie. Sei ruhig. Du ſiehſt blaß; ich bitte Dich, meine Liebe!

Marie (auf die Bruſt deutend). Es drückt mich hier ſo. — Es ſticht mich ſo. — Es wird mich umbringen.

Sophie. Schone Dich!

Marie. Ich bin ein närriſches, unglückliches Mädchen. Schmerz und Freude haben mit all' ihrer Gewalt mein armes Leben untergraben. Ich ſage Dir: es iſt nur halbe Freude, daß ich ihn wieder habe. Ich werde das Glück wenig genießen, das mich in ſeinen Armen erwartet; vielleicht gar nicht.

Sophie. Schweſter, meine liebe Einzige! Du nagſt mit ſolchen Grillen an Dir ſelber.

Marie. Warum ſoll ich mich betrügen?

Sophie. Du biſt jung und glücklich, und kannſt Alles hoffen.

Marie. Hoffnung! O, der ſüße, einzige Balſam des Lebens bezaubert oft meine Seele! Muthige, jugendliche Träume ſchweben vor mir, und begleiten die geliebte Geſtalt des Unvergleichlichen, der nun wieder der Meine wird. O, Sophie, wie reizend iſt er! Seit ich ihn nicht ſah, hat er, — ich weiß nicht, wie ich's ausdrücken ſoll, — es haben ſich alle großen Eigenſchaften, die ehemals in ſeiner Beſcheidenheit verborgen lagen, entwickelt. Er iſt ein Mann worden, und muß mit dieſem reinen Gefühle ſeiner ſelbſt, mit dem er auftritt, das ſo ganz ohne Stolz, ohne Eitelkeit iſt, er muß alle Herzen wegreißen. — Und er ſoll der Meinige werden? — Nein, Schweſter, ich war ſeiner nicht werth! — Und jetzt bin ich's viel weniger!

Sophie. Nimm ihn nur und ſei glücklich. — Ich höre Deinen Bruder!

Beaumarchais (kommt).

Beaumarchais. Wo iſt Guilbert?

Sophie. Er iſt ſchon eine Weile weg; lang kann er nicht mehr ausbleiben.

Marie. Was haſt Du, Bruder? — (Aufſpringend und ihm um den Hals fallend) Lieber Bruder, was haſt Du?

Beaumarchais. Nichts! Laß mich, meine Marie!

Marie. Wenn ich Deine Marie bin, ſo ſag' mir, was Du auf dem Herzen haſt?

Sophie. Laß ihn. Die Männer machen oft Geſichter, ohne juſt was auf dem Herzen zu haben.

Marie. Nein, nein! Ach, ich ſehe Dein Angeſicht nur wenige Zeit; aber ſchon drückt es mir alle Deine Empfindungen aus; ich leſe jedes Gefühl dieſer unverſtellten, unverderbenen Seele auf Deiner Stirne. Du haſt Etwas, was Dich ſinzig macht. Rede, was iſt's?

Beaumarchais. Es iſt Nichts, meine Lieben. Ich hoffe, im Grunde iſt's Nichts. Clavigo —

Marie. Wie?

Beaumarchais. Ich war bei Clavigo. Er iſt nicht zu Hauſe.

Sophie. Und Das verwirrt Dich?

Beaumarchais. Sein Pförtner ſagt, er ſei verreiſt; er wiſſe nicht, wohin, es wiſſe Niemand, wie lange. Wenn er ſich verläugnen ließe! Wenn er wirklich verreiſt wäre! Warum Das?

Marie. Wir wollen's abwarten.

Beaumarchais. Deine Zunge lügt. Ha, die Bläſſe Deiner Wangen, das Zittern Deiner Glieder, Alles ſpricht und zeugt, daß Du Das nicht abwarten kannſt! Liebe Schweſter! (Faßt ſie in ſeine Arme.) An dieſem klopfenden, ängſtlich bebenden Herzen ſchwör' ich Dir. Höre mich, Gott, der Du gerecht biſt! Höret mich, alle ſeine Heiligen! Du ſollſt gerächet werden, wenn er — die Sinne vergehen mir über dem Gedanken, — wenn er rückfiele, wenn er doppelten, gräßlichen Meineids ſich ſchuldig machte, unſers Elends ſpottete! — Nein, es iſt, es iſt nicht möglich, nicht möglich — Du ſollſt gerächet werden!

Sophie. Alles zu früh, zu voreilig! Schone ihrer, ich bitte Dich, mein Bruder!

Marie (ſetzt ſich).

Sophie. Was haſt Du? Du wirſt ohnmächtig.

Marie. Nein, nein! Du biſt gleich ſo beſorgt.

Sophie (reicht ihr Waſſer). Nimm das Glas.

Marie. Laß doch! Wozu ſoll's? — Nun meinetwegen, gib her.

Beaumarchais. Wo iſt Guilbert? Wo iſt Duverney? Schicke nach ihnen; ich bitte Dich. (Sophie ab.) Wie iſt Dir, Marie?

Marie. Gut, ganz gut! Denkſt Du denn, Bruder? —

Beaumarchais. Was, meine Liebe?

Marie. Ach!

Beaumarchais. Der Athem wird Dir ſchwer?

Marie. Das unbändige Schlagen meines Herzens verſetzt mir die Luft.

Beaumarchais. Habt Ihr denn kein Mittel? Brauchſt Du nichts Niederſchlagendes?

Marie. Ich weiß ein Mittel, und darum bitt' ich Gott ſchon lange.

Beaumarchais. Du ſollſt's haben, und, ich hoffe, von meiner Hand.

Marie. Schon gut!

Sophie (kommt).

Sophie. So eben gibt ein Courier dieſen Brief ab; er kommt von Aranjuez.

Beaumarchais. Das iſt das Siegel und die Hand unſers Geſandten.

Sophie. Ich hieß ihn abſteigen und einige Erfriſchungen zu ſich nehmen; er wollte nicht, weil er noch mehr Depeſchen habe.

Marie. Wilſt Du doch, Liebe, das Mädchen nach dem Arzte ſchicken?

Sophie. Fehlt Dir was? Heiliger Gott! Was fehlt Dir?

Marie. Du wirſt mich ängſtigen, daß ich zuletzt kaum traue, ein Glas Waſſer zu begehren — Sophie! — Bruder! — Was enthält der Brief? Sieh', wie er zittert; wie ihn aller Muth verläßt!

Sophie. Bruder, mein Bruder!

Beaumarchais (wirft ſich ſprachlos in einen Seſſel und läßt den Brief fallen).

Sophie. Mein Bruder! (Hebt den Brief auf und lieſt.)

Marie. Laſſt mich ihn ſehen! Ich muß — (will aufſtehen) Weh! Ich fühl's. Es iſt das Letzte. Schweſter, aus Barmherzigkeit den letzten, ſchnellen Todesſtoß! Er verräth uns! —

Beaumarchais (aufſpringend). Er verräth uns! (An die Stirn ſchlagend und auf die Bruſt.) Hier! hier! Es iſt Alles ſo dumpf, ſo todt vor meiner Seele, als hätt' ein Donnerſchlag meine Sinne gelähmt. Marie! Marie! Du biſt verrathen! — Und ich ſtehe hier! Wohin? — Wie? — Ich ſehe Nichts, Nichts; keinen Weg, keine Rettung! (Wirft ſich in den Seſſel.)

Guilbert (kommt).

Sophie. Guilbert! Rath! Hülfe! Wir ſind verloren!

Guilbert. Weib!

Sophie. Lies! Lies! Der Geſandte meldet unſerm Bruder: Clavigo habe ihn peinlich angeklagt, als ſei er unter einem falſchen Namen in ſein Haus gekommen, habe ihm im Bette die Piſtole vorgehalten, habe ihn gezwungen, eine ſchimpfliche Erklärung zu unterſchreiben; und wenn er ſich nicht ſchnell aus dem Königreiche entfernt, ſo ſchleppen ſie ihn in's Gefängniß, daraus ihn zu befreien der Geſandte vielleicht ſelbſt nicht im Stande iſt.

Beaumarchais (aufſpringend). Ja, ſie ſollen's; ſie ſollen's; ſollen mich in's Gefängniß ſchleppen; aber von ſeinem Leichname weg, von der Stätte weg, wo ich mich in ſeinem Blute werde gelegt haben! — Ach, der grimmige, entſetzliche Durſt nach ſeinem Blute füllt mich ganz! Dank ſei Dir, Gott im Himmel, daß Du dem Menſchen mitten im glühenden, unerträglichſten Leiden ein Labſal ſendeſt, eine Erquickung! Wie ich die dürſtende Rache in meinem Buſen fühle; wie aus der Vernichtung meiner ſelbſt, aus der ſtumpfen Unentſchloſſenheit mich das herrliche Gefühl, die Begier nach ſeinem Blute herausreißt, mich über mich ſelbſt reißt! Rache! Wie mir's wohl iſt! Wie Alles an mir nach ihm hinſtrebt, ihn zu faſſen, ihn zu vernichten!

Sophie. Du biſt fürchterlich, Bruder!

Beaumarchais. Deſto beſſer. — Ach! Keinen Degen, kein Gewehr! Mit dieſen Händen will ich ihn erwürgen, daß mein die Wonne ſei, ganz mein eigen das Gefühl: ich hab' ihn vernichtet!

Marie. Mein Herz! Mein Herz!

Beaumarchais. Ich habe Dich nicht retten können; ſo ſollſt Du gerächet werden. Ich ſchnaube nach ſeiner Spur; meine Zähne gelüſtet's nach ſeinem Fleiſch, meinen Gaumen nach ſeinem Blut. Bin ich ein raſendes Thier geworden! Mir glüht in jeder Ader, mir zuckt in jeder Nerve die Begier nach ihm! — Ich würde Den ewig haſſen, der mir ihm jetzt mit Gift vergäbe, der mir ihn meuchelmörderiſch aus dem Wege räumte. O, hilf mir, Guilbert, ihn aufſuchen! Wo iſt Buenco? Helft mir, ihn finden.

Guilbert. Rette Dich! Rette Dich! Du biſt außer Dir.

Marie. Fliehe, mein Bruder!

Sophie. Führ' ihn weg; er bringt ſeine Schweſter um.

Buenco (kommt).

Buenco. Auf, Herr! Fort! Ich ſah's voraus. Ich gab auf Alles Acht. Und nun! Man ſtellt Euch nach; Ihr ſeid verloren, wenn Ihr nicht im Augenblick die Stadt verlaſſt.

Beaumarchais. Nimmermehr! Wo iſt Clavigo?

Buenco. Ich weiß nicht.

Beaumarchais. Du weißt's. Ich bitte Dich flehentlich, ſag' mir's!

Sophie. Um Gottes willen, Buenco!

Marie. Ach! Luft! Luft! (Ohnmächtig.) Clavigo! —

Sophie. Hülfe; ſie ſtirbt!

Marie. Verlaß uns nicht, Gott im Himmel! — Fort, mein Bruder, fort!

Beaumarchais (ſinkt vor Marie'n nieder, die ungeachtet aller Hülfe nicht wieder zu ſich ſelbſt kommt). Dich verlaſſen! Dich verlaſſen!

Sophie. So bleib' und verderb' uns Alle, wie Du Marie'n getödtet haſt. Du biſt hin, o, meine Schweſter; durch die Unbeſonnenheit Deines Bruders!

Beaumarchais. Halt, Schweſter!

Sophie (fortfahrend). Retter! — Rächer! — Hilf Dir ſelber!

Beaumarchais. Verdien' ich Das?

Sophie. Gib mir ſie wieder! Und dann geh' in Kerker, geh' aufs Martergerüſt; geh', vergieße Dein Blut und gib mir ſie wieder.

Beaumarchais. Sophie.

Sophie. Ha! und iſt ſie hin, iſt ſie todt — ſo erhalte Dich uns! (Nimmt den Hals faſſend.) Mein Bruder, erhalte Dich uns! unſerm Vater! Eile, eile! Das war ihr Schickſal! Sie hat's geendet; Und ein Gott iſt im Himmel; dem laſſ die Rache!

Buenco. Fort! Fort! Kommen Sie mit mir; ich verberge Sie, bis wir Mittel finden, Sie aus dem Königreiche zu ſchaffen.

Beaumarchais (ſinkt auf Marie'n und küßt ſie). Schweſter! (Sie reißen ihn los; er faßt Sophie'n; ſie macht ſich los; man bringt Marie'n weg; und Buenco mit Beaumarchais ab.)

Guilbert. Ein Arzt.

Sophie (aus dem Zimmer zurückkommend, darein man Marie'n gebracht hat). Zu ſpät! Sie iſt hin! Sie iſt todt!

Guilbert. Kommen Sie, mein Herr! Sehen Sie ſelbſt! Es iſt nicht möglich! (Ab.)

Fünfter Act.

Straße vor dem Hauſe Guilbert's.

(Nacht.)

(Das Haus iſt offen. Vor der Thüre ſtehen drei, in ſchwarze Mantel gehüllte Männer mit Fackeln. Clavigo in einen Mantel gewickelt, den Degen unter'm Arm, kommt. Ein Bedienter geht voraus mit einer Fackel.)

Clavigo. Ich ſagte Dir's, Du ſollteſt dieſe Straße meiden.

Bedienter. Wir hätten einen gar großen Umweg nehmen müſſen, und Sie eilen ſo! Es iſt nicht weit von hier, wo Don Carlos ſich aufhält.

Clavigo. Fackeln dort?

Bedienter. Eine Leiche. Kommen Sie, mein Herr.

Clavigo. Marien's Wohnung! Eine Leiche! Mir fährt ein Todesſchauer durch alle Glieder. Geh', frag', wen ſie begraben.

Bedienter (geht zu den Männern). Wen begrabt Ihr?

Die Männer. Marie'n Beaumarchais.

Clavigo (ſetzt ſich auf einen Stein und verhüllt ſich).

Bedienter (kommt zurück). Sie begraben Marie'n Beaumarchais.

Clavigo (aufſpringend). Mußteſt Du's wiederholen, Verräther? Das Donnerwort wiederholen, das mir alles Mark aus meinen Gebeinen ſchlägt?

Bedienter. Stille, mein Herr; kommen Sie; bedenken Sie die Gefahr, in der Sie ſchweben!

Clavigo. Geh' in die Hölle! Ich bleibe.

Bedienter. O, Carlos! O, daß ich Dich fände, Carlos! Er iſt außer ſich! (Ab.)

Clavigo. (Zu der ferne die Leichenmänner.)

Clavigo. Todt! Marie todt! Die Fackeln dort! Ihre traurigen Begleiter! Es iſt ein Zauberſpiel, ein Nachtgeſicht, das mich erſchreckt, das mir einen Spiegel vorhält, darin ich das Ende meiner Verrätherein ahnungsweiſe erkennen ſoll. — Noch iſt es Zeit! Noch! — Ich bebe; mein Herz zerfließt in Schauer! Nein! Nein, Du ſollſt nicht ſterben! Ich komme! Ich komme! — Verſchwindet, Geiſter der Nacht, die Ihr Euch mit ängſtlichen Schrecknissen mir in den Weg ſtellt — (geht auf ſie los.) Verſchwindet! — Sie ſtehen! Ha! ſie ſehen ſich nach mir um! Weh! weh mir; es ſind Menſchen, wie ich! — Es iſt wahr! — Wahr? — Kannſt Du's faſſen? — Sie iſt todt! — Es ergreift mich mit allem Schauer der Nacht das Gefühl: ſie iſt todt! Da liegt ſie, die Blume zu Deinen Füßen — und Du! — Erbarm' Dich meiner, Gott im Himmel; ich habe ſie nicht getödtet! — Verbergt Euch, Sterne; ſchaut nicht hernieder, Ihr, die Ihr ſo oft den Miſſethäter ſahet, in dem Gefühl des innigſten Glückes dieſe Schwelle verlaſſen, durch eben dieſe Straße mit Saitenſpiel und Geſang in goldnen Phantaſien hinſchwebend, und ſein am heimlichen Gitter lauſchendes Mädchen mit wonnevollen Erwartungen entzündend! — Und Du ſtößt nun das Haus mit Wehklagen und Jammer, und dieſen Schauplatz Deines Glückes mit Grabgeſang! — Marie! Marie! Nimm mich mit Dir; nimm mich mit Dir! (Eine traurige Muſik tönt einige Zeit von innen.) Sie beginnen den Weg zum Grabe! — Haltet! haltet! Schließt den Sarg

nicht! Laßt mich ſie noch ein Mal ſehen! (Er geht auf's Lauf los.) Ha! wem, wem wag' ich's, unter's Geſicht zu treten, wem in ſeinen entſetzlichen Schmerzen zu begegnen? — Ihren Freunden? Ihrem Bruder, dem wüthender Jammer den Buſen füllt? (Die Muſik geht wieder an.) Sie ruft mir! Sie ruft mir! Ich komme! — Welche Angſt umgibt mich! Welches Beben hält mich zurück!

(Die Muſik fängt zum dritten Male an und fährt fort. Die Fackeln bewegen ſich vor der Thür; es treten noch drei Andere zu ihnen, die ſich in Ordnung ſtellen, um den Leichenzug einzulaſſen, der aus dem Hauſe kommt. Sechs tragen die Bahre, worauf der bedeckte Sarg ſteht. Guilbert, Buenco in tiefer Trauer.)

Clavigo (hervortretend). Haltet!

Guilbert. Welche Stimme!

Clavigo. Haltet! (Die Träger ſtehen.)

Buenco. Wer unterſteht ſich, den ehrwürdigen Zug zu ſtören?

Clavigo. Setzt nieder!

Guilbert. Ha!

Buenco. Elender! Iſt Deiner Schandthaten kein Ende? Iſt Dein Opfer im Sarge nicht ſicher vor Dir?

Clavigo. Laßt! Macht mich nicht raſend! Die Unglücklichen ſind gefährlich! Ich muß ſie ſehen! (Er wirft das Tuch ab. Marie liegt weißgekleidet und mit gefalteten Händen im Sarge. Clavigo tritt zurück und verbirgt ſein Geſicht.)

Buenco. Willſt Du ſie erwecken, um ſie wieder zu tödten?

Clavigo. Armer Spötter! — Marie! (Er fällt vor dem Sarge nieder.)

Beaumarchais. Buenco hat mich verlaſſen. „Sie iſt nicht todt", ſagen ſie. Ich muß ſehen, trotz dem Teufel! Ich muß ſie ſehen. Fackeln, Leiche! (Er rennt auf ſie los, erblickt den Sarg und fällt ſprachlos darüber hin; man hebt ihn auf; er iſt wie ohnmächtig. Guilbert hält ihn.)

Clavigo (der an der andern Seite des Sarg's aufſteht). Marie! Marie!

Beaumarchais (aufhorchend). Das iſt ſeine Stimme! Wer ruft Marie! Wie mit dem Klange der Stimme ſich eine glühende Wuth in meine Adern goß!

Clavigo. Ich bin's.

Beaumarchais (wild hinſehend und nach dem Degen greifend. Guilbert hält ihn).

Clavigo. Ich fürchte Deine glühenden Augen nicht, nicht die Spitze Deines Degens! Sieh' hieher; dieſes geſchloſſene Auge, dieſe gefalteten Hände!

Beaumarchais. Zeigſt Du mir Das? (Er reißt ſich los, dringt auf Clavigo ein, der zieht; ſie fechten; Beaumarchais ſtößt ihm den Degen in die Bruſt.)

Clavigo (ſinkend). Ich danke Dir, Bruder! Du vermählſt uns. (Er ſinkt auf den Sarg.)

Beaumarchais (ihn wegreißend). Weg von dieſer Heiligen, Verdammter!

Clavigo. Weh! (Die Träger halten ihn.)

Beaumarchais. Blut! Blick' auf, Marie; blick' auf Deinen Brautſchmuck, und dann ſchließ' Deine Augen auf ewig! Sieh, wie ich Deine Ruheſtätte geweiht habe mit dem Blute Deines Mörders! Schön! Herrlich!

Sophie (kommt).

Sophie. Bruder! Gott! Was gibt's?

Beaumarchais. Tritt näher, Liebe; und ſchau'! Ich hoffte, ihr Brautbette mit Roſen zu beſtreuen; ſieh die Roſen, mit denen ich ſie ziere auf ihrem Wege zum Himmel.

Sophie. Wir ſind verloren!

Clavigo. Rette Dich, Unbeſonnener! Rette Dich, eh' der Tag anbricht. Gott, der Dich zum Rächer ſandte, begleite Dich! — Sophie — vergib mir! — Bruder — Freunde, vergebt mir!

Beaumarchais. Wie ſein fließendes Blut alle die glühende Rache meines Herzens auslöſcht! Wie mit ſeinem wegfliehenden Leben meine Wuth verſchwindet! (Auf ihn losgehend.) Stirb, ich vergebe Dir!

Clavigo. Deine Hand! und Deine, Sophie! Und Euere! (Buenco zaudert.)

Sophie. Gib ſie ihm, Buenco!

Clavigo. Ich danke Dir! Du biſt die alte. Ich danke Euch! Und wenn Du noch hier dieſe Stätte umſchwebſt, Geiſt meiner Geliebten, ſchau herab; ſieh' dieſe himmliſche Güte, ſprich Deinen Segen dazu, und vergib mir auch! — Ich komme; ich komme! — Rette Dich, mein Bruder! Sagt mir; vergab ſie mir? Wie ſtarb ſie?

Sophie. Ihr letztes Wort war Dein unglücklicher Name! Sie ſchied weg ohne Abſchied von uns.

Clavigo. Ich will ihr nach, und ihr den Euerigen bringen.

Carlos. Ein Bedienter.

Carlos. Clavigo! Mörder!

Clavigo. Höre mich, Carlos! Du ſiehſt hier die Opfer Deiner Klugheit; — und nun, um des Blutes willen, in dem mein Leben unaufhaltſam dahin fließt; rette meinen Bruder! —

Carlos. Mein Freund! Ihr ſeht da? Lauft nach Wundärzten! (Bedienter ab.)

Clavigo. Es iſt vergebens. Rette; rette den unglücklichen Bruder! — Deine Hand darauf! Sie haben mir vergeben, und ſo vergeb'

Und als er ſich ermannt vom Schlag',
Sieht er drey Lichtlein ſchleichen:
Er rafft ſich auf, und krapelt nach;
Die Lichtlein ferne weichen,
Irrführen ihn die Quer und Läng',
Trepp-auf Trepp-ab, durch enge Gäng',
Verfallne wüſte Keller.

Auf einmal ſteht er hoch im Saal,
Sieht ſitzen hundert Gäſte,
Hohlängig grinſen allzumal,
Und winken ihm zum Feſte.
Er ſieht ſein Schätzel unten an,
Mit weißen Tüchern angethan;
Die wend't ſich —

Der Geſang wird durch die Ankunft von Alonzo's Bedienten unterbrochen.

Zwey Bediente Alonzo's.

Herr, o Herr, es ſind zwey Männer
Von Don Pedro's braven Leuten,
Vor der Thüre ſind ſie hier,
Und verlangen ſehr nach dir.

ich Dir. Du begleiteſt ihn bis an die Grenze, und — ab!

Carlos (mit dem Fuße ſtampfend). Clavigo! Clavigo!

Clavigo (ſich dem Carlos nähernd, auf den ſie ihn niedergelaſſen). Marie; Deine Hand! (Er umfaßt ihre Hände, und ſieht die Rechte.)

Sophie (zu Beaumarchais). Fort, Unglücklicher; fort!

Clavigo. Ich hab' ihre Hand; ihre kalte Todtenhand! Du biſt die Meinige! — Und noch dieſen Bräutigamskuß! Ah!

Sophie. Er ſtirbt. Rette Dich, Bruder!

Beaumarchais (hat Goethe'n um den Hals).

Sophie (umarmt ihn, indem ſie zugleich eine Bewegung macht, ihn zu entfernen).

Faust.

Eine Tragödie.

Zueignung.

Ihr naht Euch wieder, ſchwankende Geſtalten!
Die früh ſich einſt dem trüben Blick gezeigt.
Verſuch' ich wohl, Euch dieß Mal feſtzuhalten?
Fühl' ich mein Herz noch jenem Wahn geneigt?
Ihr drängt Euch zu! Nun gut, ſo mög't Ihr walten,
Wie Ihr aus Dunſt und Nebel um mich ſteigt;
Mein Buſen fühlt ſich jugendlich erſchüttert
Vom Zauberhauch, der Euern Zug umwittert.

Ihr bringt mit Euch die Bilder froher Tage,
Und manche liebe Schatten ſteigen auf;
Gleich einer alten halbverklung'nen Sage,
Kommt erſte Lieb' und Freundſchaft mit herauf;
Der Schmerz wird neu; es wiederholt die Klage
Des Lebens labyrinthiſch irren Lauf,
Und nennt die Guten, die, um ſchöne Stunden
Vom Glück getäuſcht, vor mir hinweggeſchwunden.

Sie hören nicht die folgenden Geſänge,
Die Seelen, denen ich die erſten ſang;
Zerſtoben iſt das freundliche Gedränge,
Verklungen, ach, der erſte Wiederklang!
Mein Leid ertönt der unbekannten Menge,
Ihr Beifall ſelbſt macht meinem Herzen bang,
Und was ſich ſonſt an meinem Lied erfreuet,
Wenn es noch lebt, irrt in der Welt zerſtreuet.

Und mich ergreift ein längſt entwöhntes Sehnen
Nach jenem ſtillen, ernſten Geiſterreich,
Es ſchwebet nun in unbeſtimmten Tönen
Mein lispelnd' Lied, der Aeols-Harfe gleich;
Ein Schauer faßt mich, Thräne folgt den Thränen,
Das ſtrenge Herz, es fühlt ſich mild und weich;
Was ich beſitze, ſeh' ich, wie im Weiten,
Und was verſchwand, wird mir zu Wirklichkeiten.

Vorſpiel auf dem Theater.

Director, Theater-Dichter, luſtige Perſon.

Director.

Ihr Beiden, die Ihr mir ſo oft
In Noth und Trübſal beigeſtanden,
Sagt, was Ihr wohl in Deutſchen Landen
Von unſrer Unternehmung hofft?
Ich wünſchte ſehr, der Menge zu behagen,
Beſonders, weil ſie lebt und leben läßt.
Die Pfoſten ſind, die Bretter aufgeſchlagen,
Und Jedermann erwartet ſich ein Feſt.
Sie ſitzen ſchon, mit hohen Augenbrauen,
Gelaſſen da und möchten gern erſtaunen.
Ich weiß, wie man den Geiſt des Volks verſöhnt;
Doch ſo verlegen bin ich nie geweſen;
Zwar ſind ſie an das Beſte nicht gewöhnt,
Allein ſie haben ſchrecklich viel geleſen.
Wie machen wir's, daß Alles friſch und neu
Und mit Bedeutung auch gefällig ſei?
Denn freilich mag ich gern die Menge ſehen,
Wenn ſich der Strom nach unſrer Bude drängt,
Und mit gewaltig wiederholten Wehen
Sich durch die enge Gnadenpforte zwängt,
Bei hellem Tage, ſchon vor Vieren,
Mit Stehen ſich bis an die Kaſſe ficht
Und, wie in Hungersnoth um Brod an Bäckerthüren,
Um ein Billet ſich faſt die Hälſe bricht:
Dieß Wunder wirkt auf ſo verſchied'ne Leute
Der Dichter nur; mein Freund, o, thu' es heute!

Dichter.

O, ſprich mir nicht von jener bunten Menge,
Bei deren Anblick uns der Geiſt entflieht.
Verhülle mir das wogende Gedränge,
Das wider Willen uns zum Strudel zieht.
Nein, führe mich zur ſtillen Himmelsenge,
Wo nur dem Dichter reine Freude blüht;
Wo Lieb' und Freundſchaft unſers Herzens Segen
Mit Götterhand erſchaffen und erpflegen.

Ach, was in tiefer Bruſt uns da entſprungen,
Was ſich die Lippe ſchüchtern vorgelallt,
Mißrathen jetzt und jetzt vielleicht gelungen,
Verſchlingt des wilden Augenblicks Gewalt!
Oft, wenn es erſt durch Jahre durchgedrungen,
Erſcheint es in vollendeter Geſtalt.
Was glänzt, iſt für den Augenblick geboren;
Das Aechte bleibt der Nachwelt unverloren.

Luſtige Perſon.

Wenn ich nur Nichts von Nachwelt hören ſollte!
Geſetzt, daß ich von Nachwelt reden wollte,
Wer machte denn der Mitwelt Spaß?
Den will ſie doch und ſoll ihn haben.
Die Gegenwart von einem braven Knaben
Iſt, dächt' ich, immer auch ſchon was.
Wer ſich behaglich mitzutheilen weiß,
Den wird des Volkes Laune nicht erbittern;
Er wünſcht ſich einen großen Kreis,
Um ihn gewiſſer zu erſchüttern.
Drum ſeid nur brav und zeigt Euch muſterhaft;
Laßt Phantaſie mit allen ihren Chören,
Vernunft, Verſtand, Empfindung, Leidenſchaft,
Doch, merkt Euch wohl! nicht ohne Narrheit hören.

Director.

Beſonders aber laßt genug geſchehn!
Man kommt zu ſchaun, man will am liebſten ſehn.
Wird Vieles vor den Augen abgeſponnen,
So daß die Menge ſtaunend gaffen kann,
Da habt Ihr in der Breite gleich gewonnen,
Ihr ſeid ein vielgeliebter Mann.
Die Maſſe könnt Ihr nur durch Maſſe zwingen,
Ein Jeder ſucht ſich endlich ſelbſt was aus.
Wer Vieles bringt, wird Manchem Etwas bringen;
Und Jeder geht zufrieden aus dem Haus.
Gebt Ihr ein Stück, ſo gebt es gleich in Stücken.
Solch ein Ragout, es muß Euch glücken;
Leicht iſt es vorgelegt, ſo leicht als ausgedacht.
Was hilft's, wenn Ihr ein Ganzes dargebracht?
Das Publicum wird es Euch doch zerpflücken.

Dichter.

Ihr fühlet nicht, wie ſchlecht ein ſolches Handwerk ſei;
Wie wenig das dem ächten Künſtler zieme!
Der ſaubern Herren Pfuſcherei
Iſt, merk' ich, ſchon bei Euch Maxime.

Director.

Ein ſolcher Vorwurf läßt mich ungekränkt;
Ein Mann, der recht zu wirken denkt,
Muß auf das beſte Werkzeug halten.
Bedenkt, Ihr habet weiches Holz zu ſpalten,
Und ſeht nur hin, für wen Ihr ſchreibt!
Wenn Dieſen lange Weile treibt,
Kommt Jener ſatt vom übertiſchten Mahle,
Und, was das Allerſchlimmſte bleibt,
Gar Mancher kommt vom Leſen der Journale.
Man eilt zerſtreut zu uns, wie zu den Maskenfeſten,
Und Neugier nur beflügelt jeden Schritt;
Die Damen geben ſich und ihren Putz zum Beſten
Und ſpielen ohne Gage mit.
Was träumet Ihr auf Eu'rer Dichterhöhe?
Was macht ein volles Haus Euch froh?
Beſeht die Gönner in der Nähe!
Halb ſind ſie kalt, halb ſind ſie roh.
Der, nach dem Schauſpiel, hofft ein Kartenſpiel,
Der eine wilde Nacht an einer Dirne Buſen.
Was plagt Ihr armen Thoren viel,
In ſolchem Zweck, die holden Muſen?
Ich ſag' Euch, gebt nur mehr, und immer, immer mehr,
So könnt Ihr Euch vom Ziele nie verirren;
Sucht nur, die Menſchen zu verwirren;
Sie zu befriedigen, iſt ſchwer — —
Was fällt Euch an? Entzückung oder Schmerzen?

Dichter.

Geh' hin und ſuch' Dir einen andern Knecht!
Der Dichter ſollte wohl das höchſte Recht,
Das Menſchenrecht, das ihm Natur vergönnt,
Um Deinetwillen freventlich verſcherzen!
Wodurch bewegt er alle Herzen?
Wodurch beſiegt er jedes Element?
Iſt es der Einklang nicht, der aus dem Buſen dringt
Und in ſein Herz die Welt zurücke ſchlingt?
Wenn die Natur des Fadens ew'ge Länge,
Gleichgiltig drehend, auf die Spindel zwingt,
Wenn aller Weſen unharmoniſche Menge
Verdrießlich durch einander klingt:
Wer theilt die fließend immer gleiche Reihe
Belebend ab, daß ſie ſich rhythmiſch regt?
Wer ruft das Einzelne zur allgemeinen Weihe,
Wo es in herrlichen Accorden ſchlägt?
Wer läßt den Sturm zu Leidenſchaften wüthen;
Das Abendroth im ernſten Sinne glühn?
Wer ſchüttet alle ſchönen Frühlingsblüthen
Auf der Geliebten Pfade hin?

Wer ſieht die unbedeutend grünen Blätter
Zum Ehrenkranz Verdienſten jeder Art?
Wer ſichert den Olymp, vereinet Götter?
Des Menſchen Kraft, im Dichter offenbart.

Luſtige Perſon.

So braucht ſie denn, die ſchönen Kräfte,
Und treibt die dichteriſchen Geſchäfte,
Wie man ein Liebesabenteuer treibt.
Zufällig naht man ſich, man fühlt, man bleibt;
Und nach und nach wird man verflochten;
Es wächſt das Glück, dann wird es angefochten;
Man iſt entzückt; nun kommt der Schmerz heran;
Und eh' man ſich's verſieht, iſt's eben ein Roman.
Laßt uns auch ſo ein Schauſpiel geben!
Greift nur hinein in's volle Menſchenleben!
Ein Jeder lebt's, nicht Vielen iſt's bekannt,
Und wo Ihr's packt, da iſt's intereſſant.
In bunten Bildern wenig Klarheit,
Viel Irrthum und ein Fünkchen Wahrheit:
So wird der beſte Trank gebraut,
Der alle Welt erquickt und auferbaut.
Dann ſammelt ſich der Jugend ſchönſte Blüthe
Vor Euerm Spiel und lauſcht der Offenbarung;
Dann ſauget jedes zärtliche Gemüthe
Aus Euerm Werk ſich melancholiſche Nahrung;
Dann wird bald Dieß, bald Jenes aufgeregt;
Ein Jeder ſieht, was er im Herzen trägt.
Noch ſind ſie gleich bereit, zu weinen und zu lachen,
Sie ehren noch den Schwung, erfreuen ſich am Schein.
Wer fertig iſt, dem iſt Nichts recht zu machen;
Ein Werdender wird immer dankbar ſein.

Dichter.

So gib mir auch die Zeiten wieder,
Da ich noch ſelbſt im Werden war,
Da ſich ein Quell gedrängter Lieder
Ununterbrochen neu gebar,
Da Nebel mir die Welt verhüllten,
Die Knospe Wunder noch verſprach,
Da ich die tauſend Blumen brach,
Die alle Thäler reichlich füllten.
Ich hatte Nichts und doch genug,
Den Drang nach Wahrheit und die Luſt am Trug.
Gib ungebändigt jene Triebe,
Das tiefe, ſchmerzenvolle Glück,
Des Haſſes Kraft, die Macht der Liebe,
Gib meine Jugend mir zurück!

Luſtige Perſon.

Der Jugend, guter Freund, bedarfſt Du allenfalls,
Wenn Dich in Schlachten Feinde drängen,
Wenn mit Gewalt an Deinen Hals
Sich allerliebſte Mädchen hängen,
Wenn fern des ſchnellen Laufes Kranz
Vom ſchwer erreichten Ziele winket,
Wenn nach dem beſt'gen Wirbeltanz
Die Nächte ſchmauſend man vertrinket.
Doch in's bekannte Saitenſpiel
Mit Muth und Anmuth einzugreifen,
Nach einem ſelbſtgeſteckten Ziel
Mit holdem Irren hinzuſchweifen:
Das, alte Herr'n, iſt Eu're Pflicht,
Und wir verehren Euch darum nicht minder!
Das Alter macht nicht kindiſch, wie man ſpricht.
Es findet uns nur noch als wahre Kinder.

Director.

Der Worte ſind genug gewechſelt,
Laßt mich auch endlich Thaten ſehn;
Indeß Ihr Complimente drechſelt,
Kann etwas Nützliches geſchehn.
Was hilft es, viel von Stimmung reden?
Dem Zaudernden erſcheint ſie nie.
Gebt Ihr Euch einmal für Poeten,
So commandirt die Poeſie.
Euch iſt bekannt, was wir bedürfen,
Wir wollen ſtark' Getränke ſchlürfen;
Nun braut mir unverzüglich d'ran!
Was heute nicht geſchieht, iſt morgen nicht gethan,
Und keinen Tag ſoll man verpaſſen;
Das Mögliche ſoll der Entſchluß
Beherzt ſogleich beim Schopfe faſſen;
Er will es dann nicht fahren laſſen,
Und wirket weiter, weil er muß.
Ihr wißt, auf unſern Deutſchen Bühnen
Probirt ein Jeder, was er mag;
D'rum ſchonet mir an dieſem Tag
Proſpecte nicht und nicht Maſchinen.
Gebraucht das groß' und kleine Himmelslicht,
Die Sterne dürfet Ihr verſchwenden;
An Waſſer, Feuer, Felſenwänden,
An Thier' und Vögeln fehlt es nicht.
So ſchreitet in dem engen Bretterhaus
Den ganzen Kreis der Schöpfung aus,
Und wandelt mit bedächt'ger Schnelle
Vom Himmel durch die Welt zur Hölle.

Prolog im Himmel.

Der Herr, die himmliſchen Heerſchaaren, nachher Mephiſtopheles.

Die drei Erzengel treten vor.

Raphael.

Die Sonne tönt nach alter Weiſe
In Bruder-Sphären Wettgeſang,
Und ihre vorgeſchrieb'ne Reiſe
Vollendet ſie mit Donnergang;
Ihr Anblick gibt den Engeln Stärke,
Wenn keiner ſie ergründen mag;
Die unbegreiflich hohen Werke
Sind herrlich, wie am erſten Tag.

Gabriel.

Und ſchnell und unbegreiflich ſchnelle
Dreht ſich umher der Erde Pracht;
Es wechſelt Paradieſes-Helle
Mit tiefer, ſchauervoller Nacht;
Es ſchäumt das Meer in breiten Flüſſen
Am tiefen Grund der Felſen auf,
Und Fels und Meer wird fortgeriſſen
In ewig ſchnellem Sphären-Lauf.

Michael.

Und Stürme brauſen um die Wette,
Vom Meer auf's Land, vom Land auf's Meer,
Und bilden wüthend eine Kette
Der tiefſten Wirkung ringsumher.
Da flammt ein blitzendes Verheeren
Dem Pfade vor des Donnerſchlags;
Doch Deine Boten, Herr, verehren
Das ſanfte Wandeln Deines Tags!

Zu Drei.

Der Anblick gibt den Engeln Stärke,
Da keiner Dich ergründen mag,
Und alle Deine hohen Werke
Sind herrlich, wie am erſten Tag!

Mephiſtopheles.

Da Du, o Herr, Dich einmal wieder nahſt
Und fragſt, wie Alles ſich bei uns befinde,
Und Du mich ſonſt gewöhnlich gerne ſahſt;
So ſiehſt Du mich auch unter dem Geſinde.
Verzeih'; ich kann nicht hohe Worte machen,
Und wenn mich auch der ganze Kreis verhöhnt;
Mein Pathos brächte Dich gewiß zum Lachen,
Hätt'ſt Du Dir nicht das Lachen abgewöhnt.
Von Sonn' und Welten weiß ich Nichts zu ſagen,
Ich ſehe nur, wie ſich die Menſchen plagen.
Der kleine Gott der Welt bleibt ſtets von gleichem Schlag,
Und iſt ſo wunderlich, als wie am erſten Tag.
Ein wenig beſſer würd' er leben,
Hätt'ſt Du ihm nicht den Schein des Himmelslichts gegeben;
Er nennt's Vernunft und braucht's allein,
Nur thieriſcher als jedes Thier zu ſein.
Er ſcheint mir, mit Verlaub von Ew. Gnaden,
Wie eine der langbeinigen Cicaden,
Die immer fliegt und fliegend ſpringt,
Und gleich im Gras ihr altes Liedchen ſingt;
Und läg' er nur noch immer in dem Graſe!
In jeden Quark begräbt er ſeine Naſe.

Der Herr.

Haſt Du mir weiter Nichts zu ſagen?
Kommſt Du nur immer anzuklagen?
Iſt auf der Erde ewig Dir Nichts recht?

Mephiſtopheles.

Nein, Herr; ich find' es dort, wie immer, herzlich ſchlecht.
Die Menſchen dauern mich in ihren Jammertagen;
Ich mag ſogar die Armen ſelbſt nicht plagen.

Der Herr.

Kennſt Du den Fauſt?

Mephiſtopheles.

Den Doctor?

Der Herr.

Meinen Knecht!

Mephiſtopheles.

Fürwahr; er dient Euch auf beſond're Weiſe.
Nicht irdiſch iſt des Thoren Trank noch Speiſe!
Ihn treibt die Gährung in die Ferne,
Er iſt ſich ſeiner Tollheit halb bewußt;
Vom Himmel fordert er die ſchönſten Sterne
Und von der Erde jede höchſte Luſt,
Und alle Näh' und alle Ferne
Befriedigt nicht die tiefbewegte Bruſt.

Der Herr.

Wenn er mir jetzt auch nur verworren dient,
So werd' ich ihn bald in die Klarheit führen;
Weiß doch der Gärtner, wenn das Bäumchen grünt,
Daß Blüth' und Frucht die künft'gen Jahre zieren.

Mephiſtopheles.

Was wettet Ihr? Den ſollt Ihr noch verlieren,

Wenn Ihr mir die Erlaubniß gebt,
Ihn meine Straße sacht' zu führen!

Der Herr.

So lang er auf der Erde lebt,
So lange sei Dir's nicht verboten.
Es irrt der Mensch, so lang er strebt.

Mephistopheles.

Da dank' ich Euch; denn mit den Todten
Hab' ich mich niemals gern befangen.
Am Meisten lieb' ich mir die vollen, frischen Wangen.
Für einen Leichnam bin ich nicht zu Haus;
Mir geht es, wie der Katze mit der Maus.

Der Herr.

Nun gut; es sei Dir überlassen!
Zieh diesen Geist von seinem Urquell ab,
Und führ' ihn, kannst Du ihn erfassen,
Auf Deinem Wege mit herab,
Und steh' beschämt, wenn Du bekennen mußt:
Ein guter Mensch, in seinem dunklen Drange,
Ist sich des rechten Weges wohl bewußt.

Mephistopheles.

Schon gut; nur dauert es nicht lange!
Mir ist für meine Wette gar nicht bange.
Wenn ich zu meinem Zweck gelange,
Erlaubt Ihr mir Triumph aus voller Brust.
Staub soll er fressen, und mit Lust,
Wie meine Muhme, die berühmte Schlange!

Der Herr.

Du darfst auch da nur frei erscheinen;
Ich habe Deinesgleichen nie gehaßt.
Von allen Geistern, die verneinen,
Ist mir der Schalk am Wenigsten zur Last.
Des Menschen Thätigkeit kann allzuleicht erschlaffen,
Er liebt sich bald die unbedingte Ruh;
Drum geb' ich gern ihm den Gesellen zu;
Der reizt und wirkt, und muß als Teufel schaffen.
Doch Ihr, die ächten Göttersöhne,
Erfreut Euch der lebendig reichen Schöne!
Das Werdende, das ewig wirkt und lebt,
Umfaß Euch mit der Liebe holden Schranken,
Und was in schwankender Erscheinung schwebt,
Befestiget mit dauernden Gedanken.

Der Himmel schließt, die Erzengel vertheilen sich.

Mephistopheles (allein).

Von Zeit zu Zeit seh' ich den Alten gern,
Und hüte mich, mit ihm zu brechen.
Es ist gar hübsch von einem großen Herrn,
So menschlich mit dem Teufel selbst zu sprechen.

Der Tragödie

Erster Theil.

Nacht.

In einem hochgewölbten, engen gothischen Zimmer Faust, unruhig auf seinem Sessel am Pulte.

Faust.

Habe nun, ach! Philosophie,
Juristerei und Medicin,
Und leider auch Theologie —
Durchaus studirt, mit heißem Bemüh'n.
Da steh' ich nun, ich armer Thor!
Und bin so klug, als wie zuvor;
Heiße Magister, heiße Doctor gar,
Und ziehe schon an die zehen Jahr',
Herauf, herab und quer und krumm,
Meine Schüler an der Nase herum, —
Und sehe, daß wir Nichts wissen können!
Das will mir schier das Herz verbrennen.
Zwar bin ich gescheidter, als alle die Laffen,
Doctoren, Magister, Schreiber und Pfaffen:
Mich plagen keine Scrupel noch Zweifel,
Fürchte mich weder vor Hölle noch Teufel; —
Dafür ist mir auch alle Freud' entrissen,
Bilde mir nicht ein, was Rechts zu wissen,
Bilde mir nicht ein, ich könnte was lehren,
Die Menschen zu bessern und zu bekehren.
Auch hab' ich weder Gut noch Geld,
Noch Ehr' und Herrlichkeit der Welt;
Es möchte kein Hund so länger leben!
Drum hab' ich mich der Magie ergeben,
Ob mir, durch Geistes Kraft und Mund,
Nicht manch' Geheimniß würde kund.
Daß ich nicht mehr, mit saurem Schweiß,
Zu sagen brauche, was ich nicht weiß;
Daß ich erkenne, was die Welt
Im Innersten zusammenhält,
Schau' alle Wirkenskraft und Samen,
Und thu' nicht mehr in Worten kramen.

O, ſähſt Du, voller Mondenſchein,
Zum letzten Mal auf meine Pein,
Den ich ſo manche Mitternacht
An dieſem Pult herangewacht:
Dann, über Büchern und Papier,
Trübſel'ger Freund, erſchienſt Du mir!
Ach! könnt' ich doch auf Bergeshöh'n,
In Deinem lieben Lichte gehn,
Um Bergeshöhle mit Geiſtern ſchweben,
Auf Wieſen in Deinem Dämmer weben,
Von allem Wiſſensqualm entladen,
In Deinem Thau geſund mich baden!

Weh! ſteck' ich in dem Kerker noch?
Verfluchtes, dumpfes Mauerloch,
Wo ſelbſt das liebe Himmelslicht
Trüb' durch gemalte Scheiben bricht!
Beſchränkt von dieſem Bücherhauf',
Den Würmer nagen, Staub bedeckt,
Den, bis an's hohe Gewölb' hinauf,
Ein angeraucht' Papier umſteckt;
Mit Gläſern, Büchſen rings umſtellt,
Mit Inſtrumenten vollgepfropft,
Urväter Hausrath d'rein geſtopft: —
Das iſt Dein Welt! Das heißt eine Welt!

Und fragſt Du noch, warum Dein Herz
Sich bang in Deinem Buſen klemmt;
Warum ein unerklärter Schmerz
Dir alle Lebensregung hemmt?
Statt der lebendigen Natur,
Da Gott die Menſchen ſchuf hinein,
Umgibt in Rauch und Moder nur
Dich Thiergezipp' und Todtenbein.

Flieh! Auf! Hinaus in's weite Land!
Und dieß geheimnißvolle Buch,
Von Noſtradamus eig'ner Hand,
Iſt Dir es nicht Geleit genug?
Erkennſt dann der Sterne Lauf;
Und wenn Natur Dich unterweiſt,
Dann geht die Seelenkraft Dir auf,
Wie ſpricht ein Geiſt zum andern Geiſt.
Umſonſt, daß trock'nes Sinnen hier
Die heil'gen Zeichen Dir erklärt!
Ihr ſchwebt, Ihr Geiſter, neben mir;
Antwortet mir, wenn Ihr mich hört!

Er ſchlägt das Buch auf und erblickt das Zeichen des Macrocosmus.

Ha, welche Wonne fließt in dieſem Blick
Auf einmal mir durch alle meine Sinnen!
Ich fühle jungres, heil'ges Lebensglück
Neuglühend mir durch Nerv' und Adern rinnen.
War es ein Gott, der dieſe Zeichen ſchrieb,
Die mir das inn're Toben ſtillen,
Das arme Herz mit Freude füllen,
Und mit geheimnißvollem Trieb
Die Kräfte der Natur rings um mich her enthüllen?
Bin ich ein Gott? Mir wird ſo licht!
Ich ſchau' in dieſen reinen Zügen,
Die wirkende Natur vor meiner Seele liegen.
Jetzt erſt erkenn' ich, was der Weiſe ſpricht:
„Die Geiſterwelt iſt nicht verſchloſſen;
„Dein Sinn iſt zu, Dein Herz iſt todt!
„Auf, bade, Schüler, unverdroſſen
„Die ird'ſche Bruſt im Morgenroth!"

Er beſchaut das Zeichen.

Wie Alles ſich zum Ganzen webt,
Eins in dem Andern wirkt und lebt!
Wie Himmelskräfte auf und nieder ſteigen
Und ſich die gold'nen Eimer reichen;
Mit ſegenduftenden Schwingen
Vom Himmel durch die Erde dringen,
Harmoniſch all' das All durchklingen!

Welch' Schauſpiel! Aber ach, ein Schauſpiel nur!
Wo faß ich Dich, unendliche Natur;
Euch Brüſte, wo? Ihr Quellen alles Lebens,
An denen Himmel und Erde hängt,
Dahin die welke Bruſt ſich drängt —
Ihr quellt, Ihr tränkt; und ſchmacht' ich ſo vergebens?

Er ſchlägt unwillig das Buch um, und erblickt das Zeichen des Erdgeiſtes.

Wie anders wirkt dieß Zeichen auf mich ein!
Du, Geiſt der Erde, biſt mir näher;
Schon fühl' ich meine Kräfte höher,
Schon glüh' ich, wie von neuem Wein;
Ich fühle Muth, mich in die Welt zu wagen,
Der Erde Weh, der Erde Glück zu tragen,
Mit Stürmen mich herumzuſchlagen,
Und in des Schiffbruchs Knirſchen nicht zu zagen.
Es wölkt ſich über mir, —
Der Mond verbirgt ſein Licht, —
Die Lampe ſchwindet!
Es dampft! — Es zucken rothe Strahlen
Mir um das Haupt; — es weht
Ein Schauer vom Gewölb herab
Und faßt mich an!
Ich fühl's, Du ſchwebſt um mich, erflehter Geiſt;
Enthülle Dich!
Ha, wie's in meinem Herzen reißt;
Zu neuen Gefühlen
All' meine Sinnen ſich erwühlen!
Ich fühle ganz mein Herz Dir hingegeben!
Du mußt; Du mußt; und koſtet' es mein Leben!

Er faßt das Buch und ſpricht das Zeichen des Geiſtes geheimnißvoll aus. Es zuckt eine röthliche Flamme; der Geiſt erſcheint in der Flamme.

Geiſt.

Wer ruft mir?

Fauſt (abgewendet).

Schreckliches Geſicht!

Geiſt.

Du haſt mich mächtig angezogen,
An meiner Sphäre lang geſogen.
Und nun —

Fauſt.

Weh; ich ertrag' Dich nicht!

Geiſt.

Du ſiehſt erathmend, mich zu ſchauen,
Meine Stimme zu hören, mein Antlitz zu ſehn;
Mich neigt Dein mächtig' Seelenflehn;
Da bin ich! — Welch' erbärmlich' Grauen
Faßt Uebermenſchen Dich! Wo iſt der Seele
Ruf?
Wo iſt die Bruſt, die eine Welt in ſich erſchuf
Und trug und hegte; die mit Freudebeben
Erſchwoll, ſich uns, den Geiſtern, gleich zu
heben?
Wo biſt Du, Fauſt, deß Stimme mir erklang,
Der ſich an mich mit allen Kräften drang?
Biſt Du es, der, von meinem Hauch umwittert,
In allen Lebenstiefen zittert,
Ein furchtſam wegzekrümmter Wurm!

Fauſt.

Soll ich Dir, Flammenbildung, weichen?
Ich bin's, bin Fauſt, bin Deinesgleichen!

Geiſt.

In Lebensfluthen, im Thatenſturm
Wall' ich auf und ab,
Wehe hin und her.
Geburt und Grab,
Ein ewiges Meer,
Ein wechſelnd' Weben,
Ein glühend' Leben:
So ſchaff' ich am ſauſenden Webſtuhl der Zeit,
Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid.

Fauſt.

Der Du die weite Welt umſchweifſt,
Geſchäftiger Geiſt, wie nah' fühl' ich mir Dir!

Geiſt.

Du gleichſt dem Geiſt, den Du begreifſt;
Nicht mir!

Verſchwindet.

Fauſt (zuſammenſtürzend.)

Nicht Dir?
Wem denn?
Ich, Ebenbild der Gottheit!
Und nicht einmal Dir!

Es klopft.

O, Tod, ich kenn's! — Das iſt mein Famulus —
Es wird mein ſchönſtes Glück zu Nichte!
Daß dieſe Fülle der Geſichte
Der trock'ne Schleicher ſtören muß!

Wagner (im Schlafrocke und der Nachtmütze, eine Lampe in der Hand. Fauſt wendet ſich unwillig.)

Wagner.

Verzeiht! Ich hör' Euch deklamiren;
Ihr laſ't gewiß ein Griechiſch' Trauerſpiel?
In dieſer Kunſt möcht' ich was profitiren.
Denn heut zu Tage wirkt Das viel.
Ich hab' es öfters rühmen hören,
Ein Comödiant könnt' einen Pfarrer lehren.

Fauſt.

Ja, wenn der Pfarrer ein Comödiant iſt;
Wie das denn wohl zu Zeiten kommen mag.

Wagner.

Ach! wenn man ſo in ſein Muſeum gebannt iſt,
Und ſieht die Welt kaum einen Feiertag,
Kaum durch ein Fernglas, nur von Weiten,
Wie ſoll man ſie durch Ueberredung leiten?

Fauſt.

Wenn Ihr's nicht fühlt, Ihr werdet's nicht erjagen,
Wenn es nicht aus der Seele dringt,
Und mit urkräftigem Behagen
Die Herzen aller Hörer zwingt.
Sitzt Ihr nur immer! Leimt zuſammen,
Braut ein Ragout von And'rer Schmaus,
Und blaſ't die kümmerlichen Flammen
Aus Euerm Aſchenhäufchen raus,
Bewund'rung von Kindern und Affen,
Wenn Euch darnach der Gaumen ſteht;
Doch werdet Ihr nie Herz zu Herzen ſchaffen,
Wenn es Euch nicht von Herzen geht!

Wagner.

Allein der Vortrag macht des Redners Glück;
Ich fühl' es wohl, noch bin ich weit zurück.

Fauſt.

Such' Er den redlichen Gewinn!
Sei Er kein ſchellenlauter Thor!
Es trägt Verſtand und rechter Sinn
Mit wenig' Kunſt ſich ſelber vor;
Und wenn's Euch Ernſt iſt, was zu ſagen,
Iſt's nöthig, Worten nachzujagen?
Ja, Eu're Reden, die ſo blinkend ſind,
In denen Ihr der Menſchheit Schnitzel kräuſelt,
Sind unerquicklich, wie der Nebelwind,
Der herbſtlich durch die dürren Blätter ſäuſelt!

Wagner.

Ach, Gott! Die Kunſt iſt lang;
Und kurz iſt unſer Leben.
Mir wird, bei meinem kritiſchen Beſtreben,
Doch oft um Kopf und Buſen bang.
Wie ſchwer ſind nicht die Mittel zu erwerben,
Durch die man zu den Quellen ſteigt!
Und eh' man nur den halben Weg erreicht,
Muß wohl ein armer Teufel ſterben.

Faust.

Das Pergament, ist Das der heil'ge Brunnen,
Woraus ein Trunk den Durst auf ewig stillt?
Erquickung hast Du nicht gewonnen,
Wenn sie Dir nicht aus eig'ner Seele quillt.

Wagner.

Verzeiht! Es ist ein groß' Ergetzen,
Sich in den Geist der Zeiten zu versetzen,
Zu schauen, wie vor uns ein weiser Mann gedacht,
Und wie wir's dann zuletzt so herrlich weit gebracht.

Faust.

O ja, bis an die Sterne weit!
Mein Freund, die Zeiten der Vergangenheit
Sind uns ein Buch mit sieben Siegeln;
Was Ihr den Geist der Zeiten heißt,
Das ist im Grund der Herren eig'ner Geist,
In dem die Zeiten sich bespiegeln.
Da ist's denn wahrlich oft ein Jammer;
Man läuft Euch bei dem ersten Blick davon:
Ein Kehrichtfaß und eine Rumpelkammer,
Und höchstens eine Haupt- und Staats-Action,
Mit trefflichen pragmatischen Maximen,
Wie sie den Puppen wohl im Munde ziemen!

Wagner.

Allein die Welt! des Menschen Herz und Geist!
Möcht' Jeglicher doch was davon erkennen.

Faust.

Ja, was man so erkennen heißt!
Wer darf das Kind bei'm rechten Namen nennen?
Die Wenigen, die was davon erkannt,
Die thöricht g'nug ihr volles Herz nicht wahrten,
Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt.
Ich bitt' Euch, Freund; es ist tief in der Nacht;
Wir müssen's dieß Mal unterbrechen!

Wagner.

Ich hätte gern nur immer fortgewacht,
Um so gelehrt mit Euch mich zu besprechen.
Doch morgen, als am ersten Ostertage,
Erlaubt mir ein' und and're Frage.
Mit Eifer hab' ich mich der Studien beflissen;
Zwar weiß ich viel, doch möcht' ich Alles wissen.
(Ab.)

Faust (allein).

Wie nur dem Kopf nicht alle Hoffnung schwindet,
Der immerfort an schalem Tande klebt,
Mit gier'ger Hand nach Schätzen gräbt,
Und froh ist, wenn er Regenwürmer findet!

Darf eine solche Menschenstimme hier,
Wo Geisterfülle mich umgab, ertönen?
Doch ach, für dieß Mal dank' ich Dir!
Dem ärmlichsten von allen Erdensöhnen
Du rissest mich von der Verzweiflung los,
Die mir die Sinne schon zerstören wollte.
Ach, die Erscheinung war so riesengroß,
Daß ich mich recht als Zwerg empfinden sollte!

Ich, Ebenbild der Gottheit, das sich schon
Ganz nah' gedünkt dem Spiegel ew'ger Wahrheit,
Sein Selbst genoß in Himmelsglanz und Klarheit,
Und abgestreift den Erdensohn;
Ich, mehr als Cherub, dessen freie Kraft
Schon durch die Adern der Natur zu fließen,
Und schaffend Götterleben zu genießen,
Sich ahnungsvoll vermaß: wie muß ich's büßen!
Ein Donnerwort hat mich hinweggerafft.

Nicht darf ich Dir zu gleichen mich vermessen.
Hab' ich die Kraft, Dich anzuziehn, besessen;
So hatt' ich, Dich zu halten, keine Kraft.
In jenem sel'gen Augenblicke,
Ich fühlte mich so klein, so groß;
Du stießest grausam mich zurücke
In's ungewisse Menschenloos.
Wer lehret mich? Was soll ich meiden?
Soll ich gehorchen jenem Drang?
Ach, unsre Thaten selbst, so gut als unsre Leiden,
Sie hemmen unsers Lebens Gang!

Dem Herrlichsten, was auch der Geist empfangen,
Drängt immer fremd' und fremder Stoff sich an;
Wenn wir zum Guten dieser Welt gelangen,
Dann heißt das Bess're Trug und Wahn.
Die uns das Leben gaben, herrliche Gefühle,
Erstarren in dem irdischen Gewühle.

Wenn Phantasie sich sonst, mit kühnem Flug,
Und hoffnungsvoll zum Ewigen erweitert,
So ist ein kleiner Raum ihr nun genug,
Wenn Glück auf Glück im Zeitenstrudel scheitert.
Die Sorge nistet gleich im tiefen Herzen,
Dort wirket sie geheime Schmerzen,
Unruhig wiegt sie sich und störet Lust und Ruh;
Sie deckt sich stets mit neuen Masken zu,
Sie mag als Haus und Hof, als Weib und Kind erscheinen,
Als Feuer, Wasser, Dolch und Gift;
Du bebst vor Allem, was nicht trifft,
Und was Du nie verlierst, Das mußt Du stets beweinen.

Den Göttern gleich' ich nicht! Zu tief ist es gefühlt;
Dem Wurme gleich' ich, der den Staub durchwühlt;

Den, wie er, ſich im Staube nährend, lebt,
Des Wand'rers Tritt vernichtet und begräbt.

Iſt es nicht Staub, was dieſe hohe Wand,
Aus hundert Fächern, mir verenget;
Der Trödel, der mit tauſendfachem Tand,
In dieſer Mottenwelt mich dränget?
Hier ſoll ich finden, was mir fehlt?
Soll ich vielleicht in tauſend Büchern leſen,
Daß überall die Menſchen ſich gequält,
Daß hie und da ein Glücklicher geweſen? —
Was grinſeſt Du mir, hohler Schädel, her,
Als daß Dein Hirn, wie meines, einſt verwirret,
Den lichten Tag geſucht, und in der Dämm'rung ſchwer,
Mit Luſt nach Wahrheit, jämmerlich geirret?
Ihr Inſtrumente freilich, ſpottet mein',
Mit Rad und Kämmen, Walz' und Bügel!
Ich ſtand am Thor, Ihr ſollt'et Schlüſſel ſein;
Zwar Euer Bart iſt kraus, doch hebt Ihr nicht die Riegel.
Geheimniſſen am lichten Tag
Läßt ſich Natur des Schleiers nicht berauben.
Und was ſie Deinem Geiſt nicht offenbaren mag,
Das zwingſt Du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben.
Du alt' Geräthe, das ich nicht gebraucht,
Du ſtehſt nur hier, weil Dich mein Vater brauchte.
Du alte Rolle, Du wirſt angeraucht,
So lang an dieſem Pult die trübe Lampe ſchmauchte.
Weit beſſer hätt' ich doch mein Weniges verpraßt,
Als, mit dem Wenigen belaſtet, hier zu ſchwitzen!
Was Du ererbt von Deinen Vätern haſt,
Erwirb es, um es zu beſitzen.
Was man nicht nützt, iſt eine ſchwere Laſt;
Nur was der Augenblick erſchafft, Das kann er nützen.

Doch, warum heftet ſich mein Blick auf jene Stelle?
Iſt jenes Fläſchchen dort den Augen ein Magnet?
Warum wird mir auf einmal lieblich helle,
Als wenn im nächt'gen Wald uns Mondenglanz umweht?

Ich grüße Dich, Du einzige Phiole,
Die ich mit Andacht nun herunterhole;
In Dir verehr' ich Menſchenwitz und Kunſt!
Du Inbegriff der holden Schlummerſäfte,
Du Auszug aller tödtlich feinen Kräfte,
Erweiſe Deinem Meiſter Deine Gunſt!
Ich ſehe Dich, es wird der Schmerz gelindert,
Ich faſſe Dich, das Streben wird gemindert,
Des Geiſtes Fluthſtrom ebbet nach und nach,
Ins hohe Meer werd' ich hinausgewieſen,
Die Spiegelfluth erglänzt zu meinen Füßen,
Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag.

Ein Feuerwagen ſchwebt, auf leichten Schwingen,
An mich heran. Ich fühle mich bereit,
Auf neuer Bahn den Aether zu durchdringen
Zu neuen Sphären reiner Thätigkeit.
Dieß hohe Leben, dieſe Götterwonne,
Du, erſt noch Wurm, und die verdienſt Du nun!
Ja, kehre nur der holden Erdenſonne
Entſchloſſen Deinen Rücken zu;
Vermeſſe Dich, die Pforten aufzureißen,
Vor denen Jeder gern vorüberſchleicht!
Hier iſt es Zeit, durch Thaten zu beweiſen,
Daß Mannesmürde nicht der Götterhöhe weicht,
Vor jener dunkeln Höhle nicht zu beben,
In der ſich Phantaſie zu eig'ner Qual verdammt,
Nach jenem Durchgang hinzuſtreben,
Um deſſen engen Mund die ganze Hölle flammt,
Zu dieſem Schritt ſich heiter zu entſchließen
Und wär' es mit Gefahr, ins Nichts dahin zu fließen.

Nun, komm herab, cryſtall'ne, reine Schale,
Hervor aus Deinem alten Futterale,
An die ich viele Jahre nicht gedacht.
Du glänzteſt bei der Väter Freudenfeſte,
Erheiterteſt die ernſten Gäſte,
Wenn einer Dich dem andern zugebracht.
Der vielen Bilder künſtlich reiche Pracht,
Des Trinkers Pflicht, ſie reimweis zu erklären
Auf Einen Zug die Höhlung aufzuleeren,
Erinnert mich an manche Jugendnacht;
Ich werde jetzt Dich keinem Nachbarn reichen,
Ich werde meinen Witz an Deiner Kunſt nicht zeigen;
Hier iſt ein Saft, der eilig trunken macht,
Mit brauner Fluth erfüllt er Deine Höhle.
Den ich bereitet, den ich wähle,
Der letzte Trunk ſei nun mit ganzer Seele,
Als feſtlich hoher Gruß, dem Morgen zugebracht!

Er hat die Schale an den Mund.

Glockenklang und Chor-Geſang.

Chor der Engel.

Chriſt iſt erſtanden!
Freude dem Sterblichen,
Den die verderblichen,
Schleichenden, erblichen
Mängel umwanden!

Fauſt.

Welch tiefes Summen, welch ein heller Ton
Zieht mit Gewalt das Glas von meinem Munde?

Alonzo.

Himmel, was ſoll das bedeuten!
Führet ſie geſchwind zu mir.

Zwey Bediente Pedro's.

Die Lichte werden wieder angezündet und der Saal erhellt.

Ganz verwirrt und ganz verlegen,
Voller Angſt und voller Sorgen,
Kommen wir durch Nacht und Nebel,
Hülf' und Rettung rufen wir.

Alonzo und Claudine.

Redet, redet!

Rugantino und Lucinde.

Saget, ſaget.

Zu vier.

Ságet an, was ſoll das hier?

Pedro's Bediente.

Von verwegnem Raubgeſindel
Dieſen Abend überfallen,
Haben wir uns wohl vertheidigt;

Verkündiget Ihr dumpfen Glocken ſchon
Des Oſterfeſtes erſte Feierſtunde?
Ihr Chöre, ſingt Ihr ſchon den tröſtlichen Geſang,
Der einſt, um Grabesnacht, von Engelslippen klang,
Gewißheit einem neuen Bunde?

Chor der Weiber.

Mit Spezereien
Hatten wir ihn geſalbt,
Wir, ſeine Treuen,
Hatten ihn hingelegt;
Tücher und Binden
Reinlich umwanden wir,
Ach, und wir finden
Chriſt nicht mehr hier!

Chor der Engel.

Chriſt iſt erſtanden!
Selig der Liebende,
Der die betrübende,
Heilſam und übende
Prüfung beſtanden!

Fauſt.

Was ſucht Ihr, mächtig und gelind,
Ihr Himmelstöne mich am Staube?
Klingt dort umher, wo weiche Menſchen ſind.
Die Botſchaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube;
Das Wunder iſt des Glaubens liebſtes Kind.
Zu jenen Sphären wag' ich nicht zu ſtreben,
Woher die holde Nachricht tönt;
Und doch, an dieſen Klang von Jugend auf gewöhnt,
Ruft er auch jetzt zurück mich in das Leben.
Sonſt ſtürzte ſich der Himmelsliebe Kuß
Auf mich herab, in ernſter Sabath-Stille;
Da klang ſie ahnungsvoll des Glockentones Fülle,
Und ein Gebet war brünſtiger Genuß;
Ein unbegreiflich holdes Sehnen
Trieb mich, durch Wald und Wieſen hinzugehn,
Und unter tauſend heißen Thränen,
Fühlt' ich mir eine Welt entſtehn.
Dieß Lied verkündete der Jugend munt're Spiele,
Der Frühlingsfeier freies Glück;
Erinn'rung hält mich nun, mit kindlichem Gefühle,
Vom letzten, ernſten Schritt zurück.
O, tönet fort Ihr ſüßen Himmelslieder!
Die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder!

Chor der Jünger.

Hat der Begrabene
Schon ſich nach oben,
Lebend Erhabene,
Herrlich erhoben;
Iſt er in Werdeluſt
Schaffender Freude nah;
Ach, an der Erde Bruſt
Sind wir zum Leide da!
Ließ er die Seinen
Schmachtend uns hier zurück;
Ach, wir beweinen,
Meiſter, Dein Glück!

Chor der Engel.

Chriſt iſt erſtanden,
Aus der Verweſung Schooß.
Reißet von Banden
Freudig Euch los!
Thätig ihn Preiſenden,
Liebe Beweiſenden,
Brüderlich Speiſenden,
Predigend Reiſenden,
Wonne Verheißenden!
Euch iſt der Meiſter nah',
Euch iſt er da!

Vor dem Thor.

Spaziergänger aller Art
ziehen hinaus.

Einige Handwerksburſche.

Warum denn dort hinaus?

Andere.

Wir gehn hinaus aufs Jägerhaus.

Die Erſten.

Wir aber wollen nach der Mühle wandern.

Ein Handwerksburſch.

Ich rath' Euch, nach dem Waſſerhof zu gehn.

Zweiter.

Der Weg dahin iſt gar nicht ſchön.

Die Zweiten.

Was thuſt denn Du?

Ein Dritter.

Ich gehe mit den Andern.

Vierter.

Nach Burgdorf kommt herauf. Gewiß, dort findet Ihr
Die ſchönſten Mädchen und das beſte Bier,
Und Händel von der erſten Sorte!

Fünfter.

Du überluſtiger Geſell,
Juckt Dich zum dritten Mal das Fell?
Ich mag nicht hin; mir graut es vor dem Orte.

Dienſtmädchen.

Nein, nein! Ich gehe nach der Stadt zurück.

Andere.

Wir finden ihn gewiß bei jenen Pappeln stehen.

Erste.

Das ist für mich kein großes Glück;
Er wird an Deiner Seite gehen;
Mit Dir nur tanzt er auf dem Plan.
Was geht mich Deine Freuden an!

Andere.

Heut ist er sicher nicht allein;
Der Krauskopf, sagt er, würde bei ihm sein.

Schüler.

Blitz, wie die wackern Dirnen schreiten!
Herr Bruder, komm'! Wir müssen sie begleiten.
Ein starkes Bier, ein beizender Tabak
Und eine Magd im Putz: Das ist nun mein Geschmack.

Bürgermädchen.

Da sieh' mir nur die schönen Knaben!
Es ist wahrhaftig eine Schmach;
Gesellschaft könnten sie die allerbeste haben,
Und laufen diesen Mägden nach!

Zweiter Schüler (zum ersten).

Nicht so geschwind! Dort hinten kommen Zwei;
Sie sind gar niedlich angezogen,
's ist meine Nachbarin dabei;
Ich bin dem Mädchen sehr gewogen.
Sie gehen ihren stillen Schritt,
Und nehmen uns doch auch am Ende mit.

Erster.

Herr Bruder, nein! Ich bin nicht gern gewirt.
Geschwind, daß wir das Wildpret nicht verlieren!
Die Hasen, die Samstags ihren Besen führt,
Wird Sonntags Dich am Besten caressiren.

Bürger.

Nein, er gefällt mir nicht, der neue Burgermeister!
Nun, da er's ist, wird er nur täglich dreister.
Und für die Stadt, was thut denn er!
Wird es nicht alle Tage schlimmer?
Gehorchen soll man mehr, als immer,
Und zahlen mehr, als je vorher!

Bettler (singt).

Ihr guten Herr'n, Ihr schönen Frauen,
So wohlgeputzt und backenroth,
Belieb' es Euch, mich anzuschauen,
Und seht und mildert meine Noth!
Laßt hier mich nicht vergebens leiern!
Nur Der ist froh, der geben mag.
Ein Tag, den alle Menschen feiern,
Er sei für mich ein Ernttag!

Anderer Bürger.

Nichts Besser's weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen,
Als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei,
Wenn hinten, weit, in der Türkei,
Die Völker auf einander schlagen.
Man steht am Fenster, trinkt sein Gläschen aus
Und sieht den Fluß hinab die bunten Schiffe gleiten;
Dann kehrt man Abends froh nach Haus,
Und segnet Frieb' und Friedenszeiten.

Dritter Bürger.

Herr Nachbar, ja, so laß ich's auch geschehn;
Sie mögen sich die Köpfe spalten,
Mag Alles durch einander gehn,
Doch nur zu Hause bleibt's beim Alten!

Alte (zu den Bürgermädchen).

Ei, wie geputzt, das schöne, junge Blut!
Wer soll sich nicht in Euch vergaffen? —
Nur nicht so stolz! Es ist schon gut!
Und was Ihr wünscht, Das wißt' ich wohl zu schaffen.

Bürgermädchen.

Agathe fort! Ich nehme mich in Acht,
Mit solchen Hexen öffentlich zu gehen;
Sie ließ mich zwar, in Sanct Andreas Nacht,
Den künft'gen Liebsten lieblich sehen.

Die Andere.

Mir zeigte sie ihn im Crystall,
Soldatenhaft, mit mehreren Verwegnen;
Ich seh' mich um, ich such' ihn überall;
Allein mir will er nicht begegnen.

Soldaten.

Burgen mit hohen
Mauern und Zinnen,
Mädchen, mit stolzen,
Hochmuthigen Sinnen,
Nicht' ich gewinnen!
Juhe ist das Muthen,
Herrlich der Lohn!

Und die Trompete
Lassen wir werben,
Wie zu der Freude,
So zum Verderben.
Das ist ein Stürmen!
Das ist ein Leben!
Mädchen und Burgen
Müssen sich geben.
Juhe ist das Muthen,
Herrlich der Lohn!
Und die Soldaten
Ziehen davon.

Faust und Wagner.

Faust.

Vom Eise befreit sind Strom und Bäche
Durch des Frühlings holden, belebenden Blick;
Im Thale grünet Hoffnungsglück;
Der alte Winter, in seiner Schwäche,
Zog sich in rauhe Berge zurück.
Von dorther sendet er, fliehend, nur
Ohnmächtige Schauer körnigen Eises
In Streifen über die grünende Flur;
Aber die Sonne duldet kein Weißes,
Ueberall regt sich Bildung und Streben,
Alles will sie mit Farben beleben;
Doch an Blumen fehlt's im Revier,
Sie nimmt geputzte Menschen dafür.
Kehre Dich um, von diesen Höhen
Nach der Stadt zurückzusehen.
Aus dem hohlen, finstern Thor
Dringt ein buntes Gewimmel hervor;
Jeder sonnt sich heute so gern.
Sie feiern die Auferstehung des Herrn;
Denn sie sind selber auferstanden;
Aus niedriger Häuser dumpfen Gemächern,
Aus Handwerks- und Gewerbesbanden,
Aus dem Druck von Giebeln und Dächern,
Aus der Straßen quetschender Enge,
Aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht
Sind sie Alle an's Licht gebracht.
Sieh' nur, sieh'! wie behend die Menge
Durch die Gärten und Felder zerschlägt,
Wie der Fluß, in Breit' und Länge,
So manchen lustigen Nachen bewegt;
Und, bis zum Sinken überladen,
Entfernt sich dieser letzte Kahn.
Selbst von des Berges fernen Pfaden
Blinken uns farbige Kleider an.
Ich höre schon des Dorfs Getümmel,
Hier ist des Volkes wahrer Himmel,
Zufrieden jauchzet Groß und Klein:
„Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein.“

Wagner.

Mit Euch, Herr Doctor, zu spazieren,
Ist ehrenvoll und ist Gewinn;
Doch würd' ich nicht allein mich hier verlieren,
Weil ich ein Feind von allem Rohen bin.
Das Fiedeln, Schreien, Kegelschieben
Ist mir ein gar verhaßter Klang;
Sie toben, wie vom bösen Geist getrieben,
Und nennen's Freude, nennen's Gesang.

Bauern (unter der Linde).

Tanz und Gesang.

Der Schäfer putzte sich zum Tanz
Mit bunter Jacke, Band und Kranz,
Schmuck war er angezogen.
Schon um die Linde war es voll,
Und Alles tanzte schon, wie toll.

Juchhe! Juchhe!
Juchheisa! Heisa! He!
So ging der Fiedelbogen.

Er drückte hastig sich heran;
Da stieß er an ein Mädchen an
Mit seinem Ellenbogen;
Die frische Dirne kehrt' sich um
Und sagte: „Nun das hab' ich dumm!“
Juchhe! Juchhe!
Juchheisa! Heisa! He!
Seid nicht so ungezogen.

Doch hurtig in dem Kreise ging's.
Sie tanzten rechts, sie tanzten links,
Und alle Röcke flogen.
Sie wurden roth, sie wurden warm
Und ruhten athmend Arm in Arm,
Juchhe! Juchhe!
Juchheisa! Heisa! He!
Und Hopst' an Ellenbogen.

Und thu' mir doch nicht so vertraut!
Wie Mancher hat nicht seine Braut
Belogen und betrogen!
Er schmeichelte sie doch bei Seit'
Und von der Linde scholl es weit:
Juchhe! Juchhe!
Juchheisa! Heisa! He!
Geschrei und Fiedelbogen.

Alter Bauer.

Herr Doctor, das ist schön von Euch,
Daß Ihr uns heute nicht verschmäht,
Und unter dieses Volksgedränge,
Als ein so hochgelahrter, geht.
So nehmet auch den schönsten Krug,
Den wir mit frischem Trank gefüllt,
Ich bring' ihn zu und wünsche laut,
Daß er nicht nur den Durst Euch stillt;
Die Zahl der Tropfen, die er hegt,
Sei Euern Tagen zugelegt!

Faust.

Ich nehme den Erquickungstrank,
Erwiede' Euch Allen Heil und Dank!

Das Volk (sammelt sich im Kreis umher).

Alter Bauer.

Fürwahr, es ist sehr wohl gethan,
Daß Ihr am frohen Tag erscheint,
Habt Ihr es vormals doch mit uns
In bösen Tagen gut gemeint!
Gar Mancher steht lebendig hier,
Den Euer Vater noch zuletzt
Der heißen Fieberwuth entriß,
Als er der Seuche Ziel gesetzt.
Auch damals Ihr, ein junger Mann,
Ihr gingt in jedes Krankenhaus,

Gar manche Leiche trug man fort,
Ihr aber kamt gesund heraus,
Bestandet manche harte Proben;
Dem Helfer half der Helfer droben.

Alle.

Gesundheit dem bewährten Mann,
Daß er noch lange helfen kann!

Faust.

Vor Jenem droben steht gebückt,
Der helfen lehrt und Hülfe schickt.

(Er geht mit Wagner'n weiter.)

Wagner.

Welch ein Gefühl mußt Du, o, großer Mann,
Bei der Verehrung dieser Menge haben!
O, glücklich, wer von seinen Gaben
Solch einen Vortheil ziehen kann!
Der Vater zeigt Dich seinem Knaben,
Ein Jeder fragt und drängt und eilt,
Die Fidel stockt, der Tänzer weilt.
Du gehst; in Reihen stehen sie,
Die Mützen fliegen in die Höh';
Und wenig fehlt, so beugten sich die Knie,
Als kämʼ das Venerabile.

Faust.

Nur wenig Schritte noch hinauf zu jenem Stein;
Hier wollen wir von unsrer Wanderung rasten.
Hier saß ich oft gedankenvoll allein
Und quälte mich mit Beten und mit Fasten.
An Hoffnung reich, im Glauben fest,
Mit Thränen, Seufzen, Händeringen
Dacht' ich, das Ende jener Pest
Vom Herrn des Himmels zu erzwingen.
Der Menge Beifall tönt mir nun wie Hohn.
O, könntest Du in meinem Innern lesen,
Wie wenig Vater und Sohn
Solch eines Ruhmes werth gewesen!
Mein Vater war ein dunkler Ehrenmann,
Der über die Natur und ihre heil'gen Kreise,
In Redlichkeit, jedoch auf seine Weise,
Mit grillenhafter Mühe sann;
Der, in Gesellschaft von Adepten,
Sich in die schwarze Küche schloß
Und, nach unendlichen Recepten,
Das Widrige zusammengoß.
Da ward ein rothes Leu, ein kühner Freier,
Im lauen Bad der Lilie vermählt,
Und Beide dann, mit offnem Flammenfeuer,
Aus einem Brautgemach ins andere gequält.
Erschien darauf mit bunten Farben
Die junge Königin im Glas,
Hier war die Arznei, die Patienten starben,
Und Niemand fragte: „Wer genas?"
So haben wir, mit höllischen Latwergen,
In diesen Thälern, diesen Bergen,
Weit schlimmer als die Pest getobt.
Ich habe selbst das Gift an Tausende gegeben;
Sie welkten hin; ich muß erleben,
Daß man die frechen Mörder lobt.

Wagner.

Wie könnt Ihr Euch darum betrüben!
Thut nicht ein braver Mann genug,
Die Kunst, die man ihm übertrug,
Gewissenhaft und pünctlich auszuüben.
Wenn Du, als Jüngling, Deinen Vater ehrst,
So wirst Du gern von ihm empfangen;
Wenn Du, als Mann, die Wissenschaft vermehrst,
So kann Dein Sohn zu höher m Ziel gelangen.

Faust.

O glücklich, wer noch hoffen kann,
Aus diesem Meer des Irrthums aufzutauchen!
Was man nicht weiß, das eben brauchte man,
Und was man weiß, kann man nicht immer brauchen.
Doch laß uns dieser Stunde schönes Gut
Durch solchen Trübsinn nicht verkümmern!
Betrachte, wie in Abendsonnenglanz
Die grünumgebnen Hütten schimmern.
Sie rückt und weicht, der Tag ist überlebt;
Dort eilt sie hin und fördert neues Leben.
O, daß kein Flügel mich vom Boden hebt,
Ihr nach und immer nach zu streben!
Ich säh' im ewigen Abendstrahl
Die stille Welt zu meinen Füßen,
Entzündet alle Höhn, beruhigt jedes Thal,
Den Silberbach in gold'ne Ströme fließen.
Nicht hemmte dann den göttergleichen Lauf
Der wilde Berg mit allen seinen Schluchten;
Schon thut das Meer sich mit erwärmten Buchten
Vor den erstaunten Augen auf.
Doch scheint die Göttin endlich wegzusinken;
Allein der neue Trieb erwacht;
Ich eile fort, ihr ew'ges Licht zu trinken,
Vor mir den Tag, und hinter mir die Nacht,
Den Himmel über mir und unter mir die Wellen.
Ein schöner Traum, indessen sie entweicht!
Ach, zu des Geistes Flügeln wird so leicht
Kein körperlicher Flügel sich gesellen!
Doch ist es Jedem eingeboren,
Daß sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
Wenn über uns, im blauen Raum verloren,
Ihr schmetternd' Lied die Lerche singt;
Wenn über schroffen Fichtenhöhen
Der Aar ausgebreitet schwebt,
Und über Flächen, über Seen,
Der Kranich nach der Heimath strebt.

Wagner.

Ich hatte selbst oft grillenhafte Stunden,
Doch solchen Trieb hab' ich noch nie empfunden.
Man sieht sich leicht an Wald und Feldern satt,

Des Vogels Fittig werd' ich nie beneiden.
Wie anders tragen uns die Geiſteskräften,
Von Buch zu Buch, von Blatt zu Blatt!
Da werden Winternächte hold und ſchön,
Ein ſelig' Leben wärmet all' Glieder;
Und ach, entrollſt Du gar ein würdig' Pergamen,
So ſteigt der ganze Himmel zu Dir nieder!

Fauſt.

Du biſt Dir nur des einen Trieb's bewußt;
O, lerne nie den andern kennen!
Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Bruſt,
Die eine will ſich von der andern trennen;
Die eine hält, in derber Liebesluſt,
Sich an die Welt, mit klammernden Organen;
Die andre hebt gewaltſam ſich vom Duſt
Zu den Gefilden hoher Ahnen.
O, gibt es Geiſter in der Luft,
Die zwiſchen Erd' und Himmel herrſchend weben,
Sie ſteiget nieder aus dem gold'nen Duft
Und führen mich weg zu neuem, buntem Leben!
Ja, wäre nur ein Zauberemantel mein!
Und trüg' er mich in fremde Länder,
Mir ſollt' er um die koſtlichſten Gewänder,
Nicht feil um einen Königsmantel ſein.

Wagner.

Vermeide nicht die wohlbekannte Schaar,
Die ſtrömend ſich im Dunſtkreis überbreitet,
Dem Menſchen tauſendfältige Gefahr,
Von allen Enden her, bereitet.
Von Norden dringt der ſcharfe Geiſterzahn
Auf Dich herbei, mit pfeilgeſpitzten Zungen;
Von Morgen ziehn, vertrocknend, ſie heran,
Und nähren ſich von Deinen Lungen;
Wenn ſie der Mittag aus der Wüſte ſchickt,
Die Gluth auf Gluth um Deinen Scheitel häufen,
Es bringt der Weſt den Schwarm, der erſt erquickt,
Um Dich und Feld und Aue zu erſäufen.
Sie hören gern, zum Schaden froh gewandt,
Gehorchen gern, weil ſie uns gern betrügen,
Sie ſtellen wie vom Himmel ſich gelandt,
Und lispeln engliſch, wenn ſie lügen.
Doch gehen wir: Ergraut iſt ſchon die Welt,
Die Luft gekühlt, der Nebel fällt!
Am Abend ſchätzt man erſt das Haus. —
Was ſtehſt Du ſo und blickſt erſtaunt hinaus?
Was kann Dich in der Dämmerung ſo ergreifen?

Fauſt.

Siehſt Du den ſchwarzen Hund durch Saat und Stoppel ſtreifen?

Wagner.

Ich ſah' ihn lange ſchon; nicht wichtig ſchien er mir.

Fauſt.

Betracht' ihn recht! Für was hältſt Du das Thier?

Wagner.

Für einen Pudel, der auf ſeine Weiſe
Sich auf der Spur des Herren plagt.

Fauſt.

Bemerkſt Du, wie in weitem Schneckenkreiſe
Er um uns her und immer näher jagt?
Und irr' ich nicht, ſo zieht ein Feuerſtrudel
Auf ſeinen Pfaden hinterdrein.

Wagner.

Ich ſehe Nichts, als einen ſchwarzen Pudel;
Es mag bei Euch wohl Augentäuſchung ſein.

Fauſt.

Mir ſcheint es, daß er magiſch leiſe Schlingen
Zu künft'gem Band um uns're Füße zieht.

Wagner.

Ich ſeh' ihn ungewiß und furchtſam uns umſpringen,
Weil er, ſtatt ſeines Herrn, zwei Unbekannte ſieht.

Fauſt.

Der Kreis wird eng; ſchon iſt er nah!

Wagner.

Du ſiehſt, ein Hund und kein Geſpenſt iſt da!
Er knurrt und zweifelt, legt ſich auf den Bauch,
Er wedelt: Alles Hundebrauch.

Fauſt.

Geſelle Dich zu uns! Komm' hier!

Wagner.

Er iſt ein pudelnärriſch' Thier.
Du ſtehſt ſtill, er wartet auf;
Du ſprichſt ihn an, er ſtrebt an Dir hinauf;
Verliere was, er wird es bringen;
Nach Deinem Stock in's Waſſer ſpringen.

Fauſt.

Du haſt wohl Recht; ich finde nicht die Spur
Von einem Geiſt, und Alles iſt Dreſſur.

Wagner.

Dem Hunde, wenn er gut gezogen,
Wird ſelbſt ein weiſer Mann gewogen.
Ja, Deine Gunſt verdient er ganz und gar,
Er, der Studenten trefflicher Scolar.
(Sie gehen in das Stadtthor.)

Studir-Zimmer.

Fauſt (mit dem Pudel hereintretend).

Verlaſſen hab' ich Flur und Auen,
Die eine tiefe Nacht bedeckt,

Mit ahnungsvollem, heil'gem Grauen
In uns die beſſre Seele weckt,
Entſchlafen ſind nun wilde Triebe,
Mit jedem ungeſtümen Thun;
Es reget ſich die Menſchenliebe,
Die Liebe Gottes regt ſich nun.

Sei ruhig, Pudel, renne nicht hin und wieder!
An der Schwelle, was ſchnobereſt Du hier?
Lege Dich hinter den Ofen nieder;
Mein beſtes Kiſſen geb' ich Dir.
Wie Du draußen auf dem bergigen Wege
Durch Rennen und Springen ergetzt uns haſt,
So nimm nun auch von mir die Pflege,
Als ein willkommner, ſtiller Gaſt.

Ach, wenn in unſ'rer engen Zelle
Die Lampe freundlich wieder brennt,
Dann wird's in unſerm Buſen helle,
Im Herzen, das ſich ſelber kennt.
Vernunft fängt wieder an, zu ſprechen,
Und Hoffnung wieder an, zu blühn;
Man ſehnt ſich nach des Lebens Bächen,
Ach, nach des Lebens Quelle hin!

Knurre nicht, Pudel. Zu den heiligen Tönen,
Die jetzt meine ganze Seel' umfloſſen,
Will der thieriſche Laut nicht paſſen.
Wir ſind gewohnt, daß die Menſchen verhöhnen,
Was ſie nicht verſtehn,
Daß ſie vor dem Guten und Schönen,
Das ihnen oft beſchwerlich iſt, murren;
Will es der Hund, wie ſie, knurren?

Aber ach, ſchon fühl' ich, bei dem beſten Willen,
Befriedigung nicht mehr aus dem Buſen quillen!
Aber warum muß der Strom ſo bald verſiegen,
Und wir wieder im Durſte liegen?
Davon hab' ich ſo viel Erfahrung.
Doch dieſer Mangel läßt ſich erſetzen;
Wir lernen das Ueberirdiſche ſchätzen,
Wir ſehnen uns nach Offenbarung,
Die nirgends würd'ger und ſchöner brennt,
Als in dem Neuen Teſtament.
Mich drängt's, den Grund-Text aufzuſchlagen,
Mit redlichem Gefühl einmal
Das heilige Original
In mein geliebtes Deutſch zu übertragen.

(Er ſchlägt ein Volum auf und ſchickt ſich an.)

Geſchrieben ſteht: „Im Anfang war das Wort!"
Hier ſtock' ich ſchon! Wer hilft mir weiter fort?
Ich kann das Wort ſo hoch unmöglich ſchätzen,
Ich muß es anders überſetzen,
Wenn ich vom Geiſte recht erleuchtet bin.
Geſchrieben ſteht: „Im Anfang war der Sinn!"
Bedenke wohl die erſte Zeile,
Daß Deine Feder ſich nicht übereile!
Iſt es der Sinn, der Alles wirkt und ſchafft?
Es ſollte ſtehn: „Im Anfang war die Kraft!"
Doch, auch indem ich Dieſes niederſchreibe,
Schon warnt mich was, daß ich dabei nicht bleibe.
Mir hilft der Geiſt! Auf einmal ſeh' ich Rath
Und ſchreibe getroſt: „Im Anfang war die That!"

Soll ich mit Dir das Zimmer theilen,
Pudel, ſo laß das Heulen,
So laß das Bellen!
Solch einen ſtörenden Geſellen
Mag ich nicht in der Nähe leiden.
Einer von uns Beiden
Muß die Zelle meiden.
Ungern heb' ich das Gaſtrecht auf,
Die Thür' iſt offen, haſt freien Lauf.
Aber was muß ich ſehen!
Kann Das natürlich geſchehen?
Iſt es Schatten? Iſt's Wirklichkeit?
Wie wird mein Pudel lang und breit!
Es hebt ſich mit Gewalt,
Das iſt nicht eines Hundes Geſtalt!
Welch ein Geſpenſt bracht' ich in's Haus!
Schon ſieht er wie ein Nilpferd aus,
Mit feurigen Augen, ſchrecklichem Gebiß.
O, Du biſt mir gewiß!
Für ſolche halbe Höllenbrut
Iſt Salomonis Schlüſſel gut.

Geiſter (auf dem Gange).

Drinnen gefangen iſt Einer!
Bleibet draußen, folg' ihm Keiner;
Wie im Eiſen der Fuchs
Zagt ein alter Höllenluchs;
Aber gebt Acht!
Schwebet hin, ſchwebet wieder,
Auf und nieder,
Und er hat ſich losgemacht.
Könnt Ihr ihm nützen,
Laßt ihn nicht ſitzen!
Denn er that uns Allen
Schon viel zu Gefallen.

Fauſt.

Erſt zu begegnen dem Thiere,
Brauch' ich den Spruch der Viere:

Salamander ſoll glühen,
Undene ſich winden,
Sylphe verſchwinden,
Kobold ſich mühen.

Wer ſie nicht kennte,
Die Elemente,
Ihre Kraft
Und Eigenſchaft,
Wäre kein Meiſter
Ueber die Geiſter.

Verſchwind' in Flammen
Salamander!
Rauſchende Fluthe zuſammen
Undine!
Leuchte in Meteoren-Schöne,
Sylphe!
Bring' häusliche Hülfe,
Incubus! incubus! *)
Tritt hervor und mache den Schluß.

Keines der Viere
Steckt in dem Thiere.
Er liegt ganz ruhig und grinſt mich an;
Ich hab' ihm noch nicht weh' gethan.
Du ſollſt mich hören
Stärker beſchwören.

Biſt Du, Geſelle,
Ein Flüchtling der Hölle?
So ſieh' dieß Zeichen,
Dem ſie ſich beugen
Die ſchwarzen Schaaren!

Schon ſchwillt es auf mit borſtigen Haaren.

Verworf'nes Weſen!
Kannſt Du ihn leſen,
Den nie Entriſſ'nen,
Unausgeſproch'nen,
Durch alle Himmel Gegoſſ'nen,
Freventlich Durchſtoch'nen?

Hinter den Ofen gebannt,
Schwillt es, wie ein Elephant,
Den ganzen Raum füllt es an,
Es will zum Nebel zerfließen.
Steige nicht zur Decke hinan!
Lege Dich zu des Meiſters Füßen!
Du ſiehſt, daß ich nicht vergebens drohe.
Ich verſenge Dich mit heiliger Lohe!
Erwarte nicht
Das drei Mal glühende Licht!
Erwarte nicht
Die ſtärkſte von meinen Künſten!

Mephiſtopheles

(tritt, indem der Nebel fällt, gekleidet wie ein fahrender Scholaſticus, hinter dem Ofen hervor).

Wozu der Lärm? Was ſteht dem Herrn zu Dienſten?

Fauſt.

Das alſo war des Pudels Kern!
Ein fahrender Scholaſt? Der Caſus macht mich lachen.

Mephiſtopheles.

Ich ſalutire den gelehrten Herrn!
Ihr habt mich wacklich ſchwitzen machen.

*) Succus oder Succa.

Fauſt.

Wie nennſt Du Dich?

Mephiſtopheles.

Die Frage ſcheint mir klein
Für Einen, der das Wort ſo ſehr verachtet,
Der, weit entfernt von allem Schein,
Nur in der Weſen Tiefe trachtet.

Fauſt.

Bei Euch, Ihr Herr'n, kann man das Weſen
Gewöhnlich aus dem Namen leſen,
Wo es ſich allzu deutlich weiſ't,
Wenn man Euch Fliegengott, Verderber, Lügner heißt.
Nun gut, wer biſt Du denn?

Mephiſtopheles.

Ein Theil von jener Kraft,
Die ſtets das Böſe will und ſtets das Gute ſchafft.

Fauſt.

Was iſt mit dieſem Räthſelwort gemeint?

Mephiſtopheles.

Ich bin der Geiſt, der ſtets verneint,
Und das mit Recht; denn Alles, was entſteht,
Iſt werth, daß es zu Grunde geht;
Drum beſſer wär's, daß Nichts entſtünde.
So iſt denn Alles, was Ihr Sünde,
Zerſtörung, kurz, das Böſe nennt,
Mein eigentliches Element.

Fauſt.

Du nennſt Dich einen Theil, und ſtehſt doch ganz vor mir?

Mephiſtopheles.

Beſcheid'ne Wahrheit ſprech' ich Dir.
Wenn ſich der Menſch, die kleine Narrenwelt,
Gewöhnlich für ein Ganzes hält;
Ich bin ein Theil des Theils, der Anfangs Alles war,
Ein Theil der Finſterniß, die ſich das Licht gebar,
Das ſtolze Licht, das nun der Mutter Nacht
Den alten Rang, den Raum ihr ſtreitig macht;
Und doch gelingt's ihm nicht, da es, ſoviel es ſtrebt,
Verhaftet an den Körpern klebt.
Von Körpern ſtrömt's, die Körper macht es ſchön;
Ein Körper hemmt's auf ſeinem Gange.
So, hoff' ich, dauert es nicht lange!
Und mit den Körpern wird's zu Grunde gehn.

Fauſt.

Nun kenn' ich Deine würd'gen Pflichten!
Du kannſt im Großen nichts vernichten
Und fängſt es nun im Kleinen an.

Mephiſtopheles.

Und freilich iſt nicht viel damit gethan.
Was ſich dem Nichts entgegenſtellt,
Das Etwas, dieſe plumpe Welt,
Soviel, als ich ſchon unternommen,
Ich wußte nicht, ihr beizukommen.
Mit Wellen, Stürmen, Schütteln, Brand;
Gemächlich bleibt am Ende Meer und Land!
Und dem verdammten Zeug, der Thier- und Menſchenbrut,
Dem iſt nun gar Nichts anzuhaben.
Wie Viele hab' ich ſchon begraben!
Und immer cirkulirt ein neues, friſches Blut.
So geht es fort; man möchte raſend werden!
Der Luft, dem Waſſer, wie der Erden
Entwinden tauſend Keime ſich,
Im Trock'nen, Feuchten, Warmen, Kalten!
Hätt' ich mir nicht die Flamme vorbehalten,
Ich hätte nichts Apart's für mich.

Fauſt.

So ſiehſt Du der ewig regen,
Der heilſam ſchaffenden Gewalt
Die kalte Teufelsfauſt entgegen,
Die ſich vergebens drohend ballt!
Was Anderes ſuche zu beginnen
Des Chaos wunderlicher Sohn!

Mephiſtopheles.

Wir wollen wirklich was beſinnen,
Die nächſten Male mehr davon!
Dürft' ich wohl dieß Mal mich entfernen?

Fauſt.

Ich ſehe nicht, warum Du fragſt.
Ich habe jetzt Dich kennen lernen;
Beliebe nun mich, wie Du magſt.
Hier iſt das Fenſter, hier die Thüre,
Ein Rauchfang iſt Dir auch gewiß.

Mephiſtopheles.

Geſteh' ich's nur! Daß ich hinausſpazire
Verbietet mir ein kleines Hinderniß,
Der Druden-Fuß auf Eu'rer Schwelle —

Fauſt.

Das Pentagramma macht Dir Pein?
Ei, ſage mir, Du Sohn der Hölle;
Wenn Das Dich bannt, wie kannſt Du denn herein?
Wie ward ein ſolcher Geiſt betrogen?

Mephiſtopheles.

Beſchaut es recht! Es iſt nicht gut gezogen!
Der eine Winkel, der nach außen zu,
Ich, wie Du ſiehſt, ein wenig offen.

Fauſt.

Das hat der Zufall gut getroffen!
Und meyn Gefang'ner wärſt denn Du?
Das iſt von ungefähr gelungen.

Mephiſtopheles.

Der Pudel merkte Nichts, als er hereingeſprungen,
Die Sache ſieht jetzt anders aus;
Der Teufel kann nicht aus dem Haus.

Fauſt.

Doch, warum gehſt Du nicht durch's Fenſter?

Mephiſtopheles.

's iſt ein Geſetz der Teufel und Geſpenſter:
Wo ſie hereingeſchlüpft, da müſſen ſie hinaus,
Das Erſte ſteht uns frei, bei'm Zweiten hat wir Knechte.

Fauſt.

Die Hölle ſelbſt hat ihre Rechte?
Das hab' ich gut; da ließe ſich ein Pact,
Und ſicher wohl, mit Euch, Ihr Herren, ſchließen?

Mephiſtopheles.

Was man verſpricht, Das iſt, Du kannſt es greifen,
Dir wird darum Nichts abgezwackt.
Doch Das iſt nicht ſo kurz zu faſſen,
Und wir beſprechen Das zunächſt;
Doch jetzo bitt' ich hoch und höchſt,
Für dieſes Mal mich zu entlaſſen.

Fauſt.

So bleibe doch noch einen Augenblick,
Um mir erſt gute Mähr' zu ſagen.

Mephiſtopheles.

Jetzt laß mich los! Ich komme bald zurück;
Dann magſt Du nach Belieben fragen.

Fauſt.

Ich habe Dir nicht nachgeſtellt,
Biſt Du doch ſelbſt in's Garn gegangen.
Den Teufel halte, wer ihn hält!
Er wird ihn nicht ſobald zum zweiten Male fangen.

Mephiſtopheles.

Wenn Dir's beliebt, ſo bin ich auch bereit,
Dir zur Geſellſchaft hier zu bleiben;
Doch mit Verſprechniß, Dir die Zeit
Durch meine Künſte würdig zu vertreiben.

Fauſt.

Ich leb' es gern; Das ſteht Dir frei;
Nur daß die Kunſt gefällig ſei!

Mephiſtopheles.

Du wirſt, mein Freund, für Deine Sinnen,
In dieſer Stunde mehr gewinnen,
Als in des Jahres Einerlei.
Was Dir die zarten Geiſter ſingen,
Die ſchönen Bilder, die ſie bringen,
Sind nicht ein leeres Zauberſpiel.
Auch Dein Geruch wird ſich ergötzen;

Dann wirſt Du Deinen Gaumen letzen,
Und dann entzückt ſich Dein Gemüt.
Verleitung braucht es nicht voran;
Verſammeln ſind wir; fanget an!

Geiſter.

Schwindet, Ihr dunkeln
Wölbungen droben!
Reizender ſchaue
Freundlich der Blaue
Aether hinein!
Blöden die dunkeln
Wolken zerronnen!
Sternlein funkeln,
Mildere Sonnen
Scheinen darein.
Himmliſcher Söhne
Geiſtige Schöne,
Schwankende Bildung
Schwebet vorüber.
Sehnende Neigung
Folget hinüber;
Und der Gewänder
Flatternde Bänder
Decken die Länder,
Decken die Laube,
Wo ſich ſüß's Leben,
Tief in Gedanken,
Liebende geben.
Laube bei Laube!
Sproſſende Ranken!
Labende Traube
Stürzt in's Behältter
Perlender Reiter;
Stürzen in Bächen
Schäumende Weine,
Rieſeln durch reine,
Edle Gebeine,
Laſſen die Hüllen
Hinter ſich liegen,
Breiten zu Seen
Sich am Gehängen
Grünender Hügeln.
Und das Geflügel
Schlürft ſich Wonne,
Fliegt der Sonne,
Fliegt den hellen
Inſeln entgegen,
Die ſich auf Wellen
Gaukelnd bewegen;
Wo wir in Chören
Jauchzende hören,
Ueber den Auen
Tanzende ſchauen,
Die ſich im Freien
Alle zerſtreuen.
Einige klimmen
Ueber die Höhen;
Andere ſchwimmen
Ueber die Seen;
Andere ſchweben,
Alle zum Leben,
Alle zur Ferne
Liebender Sterne
Seliger Huld.

Mephiſtopheles.

Er ſchläft! So recht, Ihr luftigen, jungen
Imagen!
Ihr habt ihn trefflich eingelungen!
Für dieß Concert bin ich zu Dank verpflichtet.
Du biſt noch nicht der Mann, den Teufel feſtzuhalten!
Umgaukelt ihn mit ſüßen Traumgebilden,
Verſenkt ihn in ein Meer des Wahns;
Doch dieſer Schwelle Zauber zu zerſpalten,
Bedarf ich eines Rattenzahns.
Nicht lange brauch' ich, zu beſchwören,
Schon raſchelt Einer hier und wird ſogleich mich
hören.

Der Herr der Ratten und der Mäuſe,
Der Fliegen, Fröſche, Wanzen, Läuſe,
Befiehlt Dir, Dich hervor zu wagen
Und dieſe Schwelle zu benagen.

Sowie er Sie mit Oel betupft —
Da kommſt Du ſchon hervorgehupft!
Nur flink an's Werk! Die Spitze, die mich
bannte,
Sie ſitzt ganz vornen an der Kante.
Noch einen Biß, ſo iſt's geſchehn. —
Nun, Fauſte, träume feſt, bis wir uns wiederſehn.

Fauſt (erwachend).

Bin ich denn abermals betrogen?
Verſchwindet ſo der geiſterreiche Drang,
Daß mir ein Traum den Teufel vorgelogen,
Und daß ein Pudel mir entſprang?

Studir-Zimmer.

Fauſt. Mephiſtopheles.

Fauſt.

Es klopft? Herein! Wer will mich wieder
plagen?

Mephiſtopheles.

Ich bins.

Fauſt.

Herein!

Mephiſtopheles.

Du mußt es drei Mal ſagen.

Faust.

Herein denn!

Mephistopheles.

So gefällt Du mir.
Wir werden, hoff' ich, uns vertragen!
Denn Dir die Grillen zu verjagen,
Bin ich als edler Junker hier,
In rothem, goldverbrämtem Kleide,
Das Mäntelchen von starrer Seide,
Die Hahnenfeder auf dem Hut,
Mit einem langen, spitzen Degen;
Und rathe nun Dir, kurz und gut,
Derzleichen gleichfalls anzulegen,
Damit Du, losgebunden, frei,
Erfahrest, was das Leben sei.

Faust.

In jedem Kleide werd' ich wohl die Pein
Des engen Erdenlebens fühlen.
Ich bin zu alt, um nur zu spielen,
Zu jung, um ohne Wunsch zu sein.
Was kann die Welt mir wohl gewähren?
„Entbehren sollst Du; sollst entbehren!"
Das ist der ewige Gesang,
Der Jedem an die Ohren klingt;
Den, unser ganzes Leben lang,
Und heiser jede Stunde singt.
Nur mit Entsetzen wach' ich Morgens auf;
Ich möchte bittre Thränen weinen,
Den Tag zu sehn, der mir in seinem Lauf
Nicht einen Wunsch erfüllen wird, nicht einen;
Der selbst die Ahnung jeder Lust
Mit eigensinnigem Critteln mindert,
Die Schöpfung meiner regen Brust
Mit tausend Lebensmasken hindert.
Auch muß ich, wenn die Nacht sich niedersenkt,
Mich ängstlich auf das Lager strecken,
Auch da wird keine Ruh geschenkt,
Mich werden wilde Träume schrecken.
Der Gott, der mir im Busen wohnt,
Kann tief mein Innerstes erregen;
Der über allen meinen Kräften thront,
Er kann nach außen Nichts bewegen:
Und so ist mir das Dasein eine Last,
Der Tod erwünscht, das Leben mir verhaßt.

Mephistopheles.

Und doch ist nie der Tod ein ganz willkommner Gast.

Faust.

O, selig Der, dem er im Siegesglanze
Die blutgen Lorbeern um die Schläfe windet,
Den er nach rasch durchrastem Tanze
In enges Mädchens Armen findet!
O, wär' ich vor des hohen Geistes Kraft
Entzückt, entseelt dahingesunken!

Mephistopheles.

Und doch hat Jemand einen braunen Saft
In jener Nacht nicht ausgetrunken.

Faust.

Das Spioniren, scheint's, ist Deine Lust.

Mephistopheles.

Allwissend bin ich nicht; doch Vieles ist mir bewußt.

Faust.

Wenn aus dem schrecklichen Gewühle
Ein wohlbekannter Ton mich zog,
Den Rest von kindlichem Gefühle
Mit Anklang froher Zeit betrog:
So fluch' ich Allem, was die Seele
Mit Lock- und Gaukelwerk umspannt,
Und sie in diese Trauerhöhle
Mit Blend- und Schmeichelkräften bannt!
Verflucht voraus die hohe Meinung,
Womit der Geist sich selbst umfängt!
Verflucht das Blenden der Erscheinung,
Die sich an unsre Sinne drängt!
Verflucht, was uns in Träumen heuchelt;
Des Ruhms, der Namensdauer Trug!
Verflucht, was als Besitz uns schmeichelt,
Als Weib und Kind, als Knecht und Pflug!
Verflucht sei Mammon, wenn mit Schätzen
Er uns zu kühnen Thaten regt,
Wenn er zu müßigem Ergetzen
Die Polster uns zurechte legt!
Fluch sei dem Balsamsaft der Trauben!
Fluch jener höchsten Liebeshuld!
Fluch sei der Hoffnung! Fluch dem Glauben,
Und Fluch vor Allem der Geduld!

Geister-Chor (unsichtbar).

Weh! Weh!
Du hast sie zerstört
Die schöne Welt
Mit mächtiger Faust;
Sie stürzt, sie zerfällt!
Ein Halbgott hat sie zerschlagen!
Wir tragen
Die Trümmer in's Nichts hinüber,
Und klagen
Ueber die verlorne Schöne.
Mächtiger
Der Erdensöhne,
Prächtiger
Baue sie wieder,
In Deinem Busen baue sie auf!
Neuen Lebenslauf
Beginne,
Mit hellem Sinne,
Und neue Lieder
Tönen darauf!

Doch vergebens widerſtanden
Wir der überlegnen Macht.
Wir vermiſſen unſern Herren;
Er verlor ſich in die Nacht.

Claudine.

Welch ein Unheil! Welche Schmerzen!
Ach, ich kann mich nicht verbergen.
Eilet, Vater, eilet, Leute,
Unſerm Freunde beyzuſtehn.

Alonzo.

Wo ergriffen euch die Räuber?

Bediente.

Noch im Wald' von Villa Bella.

Claudine.

Wo verlor't ihr euern Herren?

Bediente.

Er verfolgte die Verwegnen.

Lucinde.

Habt ihr ihm denn nicht gerufen?

Mephiſtopheles.

Dieß ſind die Kleinen
Von den Meinen.
Höre, wie zu Luſt und Thaten
Witzling ſie rathen!
In die Welt weit,
Aus der Einſamkeit,
Wo Sinnen und Säfte ſtocken,
Wollen ſie Dich locken.

Hör' auf, mit Deinem Gram zu ſpielen,
Der, wie ein Geier, Dir am Leben frißt.
Die ſchlechteſte Geſellſchaft läßt Dich fühlen,
Daß Du ein Menſch mit Menſchen biſt.
Doch ſo iſt's nicht gemeint,
Dich unter das Pack zu ſtoßen,
Ich bin keiner von den Großen;
Doch willſt Du, mit mir vereint,
Deine Schritte durch's Leben nehmen,
So will ich mich gern bequemen,
Dein zu ſein, auf der Stelle.
Ich bin Dein Geſelle,
Und, macht' ich Dir's recht,
Bin ich Dein Diener, bin Dein Knecht!

Fauſt.

Und was ſoll ich dagegen Dir erfüllen?

Mephiſtopheles.

Dazu haſt Du noch eine lange Friſt.

Fauſt.

Nein, nein! Der Teufel iſt ein Egoiſt,
Und thut nicht leicht um Gottes willen,
Was einem Andern nützlich iſt.
Sprich die Bedingung deutlich aus;
Ein ſolcher Diener bringt Gefahr in's Haus.

Mephiſtopheles.

Ich will mich hier zu Deinem Dienſt verbinden,
Auf Deinen Wink nicht raſten und nicht ruh'n;
Wenn wir uns drüben wieder finden,
So ſollſt Du mir das Gleiche thun.

Fauſt.

Das Drüben kann mich wenig kümmern;
Schlägſt Du erſt dieſe Welt zu Trümmern,
Die andre mag darnach entſtehen.
Aus dieſer Erde quillen meine Freuden,
Und dieſe Sonne ſcheinet meinen Leiden;
Kann ich mich erſt von ihnen ſcheiden,
Dann mag, was will und kann, geſchehn!
Davon will ich nicht weiter hören,
Ob man auch künftig haßt und liebt,
Und ob es auch in jenen Sphären
Ein Oben oder Unten gibt.

Mephiſtopheles.

In dieſem Sinne kannſt Du's wagen.
Verbinde Dich; Du ſollſt in dieſen Tagen
Mit Freuden meine Künſte ſehn;
Ich gebe Dir, was noch kein Menſch geſehn.

Fauſt.

Was willſt Du armer Teufel geben?
Ward eines Menſchen Geiſt, in ſeinem hohen
Streben,
Von Deinesgleichen je gefaßt?
Doch, haſt Du Speiſe, die nicht ſättigt, haſt
Du rothes Gold, das ohne Raſt,
Quecksilber gleich, Dir in der Hand zerrinnt,
Ein Spiel, bei dem man nie gewinnt;
Ein Mädchen, das an meiner Bruſt
Mit Aeugeln ſchon dem Nachbar ſich verbindet;
Der Ehre ſchöne Götterluſt,
Die wie ein Meteor verſchwindet.
Zeig' mir die Frucht, die fault, eh' man ſie
bricht,
Und Bäume, die ſich täglich neu begrünen!

Mephiſtopheles.

Ein ſolcher Auftrag ſchreckt mich nicht,
Mit ſolchen Schätzen kann ich dienen.
Doch, guter Freund, die Zeit kommt auch heran,
Wo wir was Gut's in Ruhe ſchmauſen mögen.

Fauſt.

Werd' ich beruhigt je mich auf ein Faulbett
legen,
So ſei es gleich um mich gethan!
Kannſt Du mich ſchmeichelnd je belügen,
Daß ich mir ſelbſt gefallen mag;
Kannſt Du mich mit Genuß betrügen:
Das ſei für mich der letzte Tag!
Die Wette biet' ich!

Mephiſtopheles.

Topp!

Fauſt.

Und Schlag auf Schlag!
Werd' ich zum Augenblicke ſagen:
Verweile doch! Du biſt ſo ſchön!
Dann magſt Du mich in Feſſeln ſchlagen,
Dann will ich gern zu Grunde gehn!
Dann mag die Todtenglocke ſchallen,
Dann biſt Du Deines Dienſtes frei;
Die Uhr mag ſtehn, der Zeiger fallen,
Es ſei die Zeit für mich vorbei!

Mephiſtopheles.

Bedenk' es wohl, wir werden's nicht vergeſſen!

Fauſt.

Dazu haſt Du ein volles Recht,
Ich habe mich nicht freventlich vermeſſen.
Wie ich beharre, bin ich Knecht,
Ob Dein, was frag' ich, oder weſſen.

Mephiſtopheles.

Ich werde heute gleich, bei m Doctor-Schmaus,
Als Diener meine Pflicht erfüllen.

Nur Ein's! — Um Lebens oder Sterbens willen
Bitt' ich mir ein Paar Zeilen aus.

Fauſt.

Auch was Geſchieh'nes fordrſt Du, Pedant?
Haſt Du noch keinen Mann, nicht Manneswort gekannt?
Iſt's nicht genug, daß mein geſproch'nes Wort
Auf ewig ſoll mit meinen Tagen ſchalten?
Reißt nicht die Welt in alles Strömen fort,
Und mich ſoll ein Verſprechen halten?
Doch dieſer Wahn iſt uns in's Herz gelegt;
Wer mag ſich gern davon befreien?
Beglückt, wer Treue rein im Buſen trägt,
Kein Opfer wird ihn je gereuen!
Allein ein Pergament, beſchrieben und bepräßt,
Iſt ein Geſpenſt, vor dem ſich Alle ſcheuen.
Das Wort erliſcht ſchon in der Feder,
Die Herrſchaft führen Wachs und Leder.
Was willſt Du, böſer Geiſt von mir?
Erz, Marmor, Pergament, Papier?
Soll ich mit Griffel, Meißel, Feder ſchreiben?
Ich gebe jede Wahl Dir frei.

Mephiſtopheles.

Wie magſt Du Deine Rednerei
Nur gleich ſo hitzig übertreiben?
Iſt doch ein jedes Blättchen gut.
Du unterzeichneſt Dich mit einem Tröpfchen Blut.

Fauſt.

Wenn Dieß Dir völlig Genüge thut,
So mag es bei der Poſſe bleiben.

Mephiſtopheles.

Blut iſt ein ganz beſond'rer Saft!

Fauſt.

Nur keine Furcht, daß ich dieß Bündniß breche!
Das Streben meiner ganzen Kraft
Iſt grade Das, was ich verſpreche.
Ich habe mich zu hoch gewähnt;
In Deinen Rang gehör' ich nur.
Der große Geiſt hat mich verſchmäht,
Vor mir verſchließt ſich die Natur.
Des Denkens Faden iſt zerriſſen,
Mir ekelt lang vor allem Wiſſen.
Laß in den Tiefen der Sinnlichkeit
Uns glühende Leidenſchaften ſtillen!
In undurchdrung'nen Zauberhüllen
Sei jedes Wunder gleich bereit!
Stürzen wir uns in das Rauſchen der Zeit,
In's Rollen der Begebenheit!
Da mag denn Schmerz und Genuß,
Gelingen und Verdruß
Mit einander wechſeln, wie es kann;
Nur raſtlos bethätigt ſich der Mann!

Mephiſtopheles.

Euch iſt kein Maß und Ziel geſetzt.
Beliebt's Euch, überall zu naſchen,
Im Fliehen Etwas zu erhaſchen:
Bekomm' Euch wohl, was Euch ergetzt!
Nur greift mir zu und ſeid nicht blöde!

Fauſt.

Du hörſt ja, von Freud' iſt nicht die Rede.
Dem Taumel weih' ich mich, dem ſchmerzlichſten Genuß,
Verliebtem Haß, erquickendem Verdruß.
Mein Buſen, der vom Wiſſensdrang geheilt iſt,
Soll keinen Schmerzen künftig ſich verſchließen;
Und was der ganzen Welt zugetheilt iſt,
Will ich in meinem innern Selbſt genießen;
Mit meinem Geiſt das Höchſt' und Tiefſte greifen,
Ihr Wohl und Weh auf meinen Buſen häufen,
Und ſo mein eigen' Selbſt zu ihrem Selbſt erweitern,
Und, wie ſie ſelbſt, am End' auch ich zerſcheitern.

Mephiſtopheles.

O, glaube mir, der manche Tauſend Jahre
An dieſer harten Speiſe kaut,
Daß von der Wiege bis zur Bahre
Kein Menſch den alten Sauerteig verdaut!
Glaub' unſer Einem, dieſes Ganze
Iſt nur für einen Gott gemacht!
Er findet ſich in einem ew'gen Glanze,
Uns hat er in die Finſterniß gebracht,
Und Euch taugt einzig Tag und Nacht.

Fauſt.

Allein ich will!

Mephiſtopheles.

Das läßt ſich hören!
Doch nur vor Einem iſt mir bang:
Die Zeit iſt kurz, die Kunſt iſt lang.
Ich dächt', Ihr ließet Euch belehren.
Aſſociirt Euch mit einem Poeten,
Laßt den Herrn in Gedanken ſchweifen,
Und alle edeln Qualitäten
Auf Euern Ehrenſcheitel häufen,
Des Löwen Muth,
Des Hirſches Schnelligkeit,
Des Italieners feuria Blut,
Des Nordens Dauerbarkeit.
Laßt ihn Euch das Geheimniß finden,
Großmuth und Argliſt zu verbinden,
Und Euch, mit warmen Jugendtrieben,
Nach einem Plane, zu verlieben.
Möchte ſelbſt ſolch' einen Herren kennen,
Würd' ihn Herrn Microcosmus nennen!

Fauſt.

Was bin ich denn, wenn es nicht möglich iſt,

Der Menſchheit Krone zu erringen,
Nach der ſich alle Sinne dringen?

Mephiſtopheles.

Du biſt am Ende — was Du biſt.
Setz' Dir Perrücken auf von Millionen Locken,
Setz' Deinen Fuß auf ellenhohe Socken,
Du bleibſt doch immer, was Du biſt.

Fauſt.

Ich fühl's, vergebens hab' ich alle Schätze
Des Menſchengeiſts auf mich herbeigerafft,
Und wenn ich mich am Ende niederſetze,
Quillt innerlich doch keine neue Kraft;
Ich bin nicht um ein Haar breit höher,
Bin dem Unendlichen nicht näher.

Mephiſtopheles.

Mein guter Herr! Ihr ſeht die Sachen,
Wie man die Sachen eben ſieht;
Wir müſſen Das geſcheidter machen,
Eh' uns des Lebens Freude flieht.
Was Henker! Freilich Händ' und Füße
Und Kopf und Hintern — — die ſind Dein;
Doch Alles, was ich friſch genieße,
Iſt Das darum weniger mein?
Wenn ich ſechs Hengſte zahlen kann,
Sind ihre Kräfte nicht die meine?
Ich renne zu und bin ein rechter Mann,
Wie hätt' ich vierundzwanzig Beine.
Drum friſch! Laß alles Sinnen ſein,
Und gleich mit in die Welt hinein!
Ich ſag' es Dir: ein Kerl, der ſpeculirt,
Iſt wie ein Thier, auf dürrer Heide
Von einem böſen Geiſt im Kreis herumgeführt;
Und ringsumher liegt ſchöne, grüne Weide.

Fauſt.

Wie fangen wir Das an?

Mephiſtopheles.

Wir gehen eben fort.
Was iſt Das für ein Martern?
Was heißt Das für ein Leben führen,
Sich und die Jungens quälen?
Laß Du Das dem Herrn Nachbar Wanſt!
Was willſt Du Dich, das Stroh zu dreſchen, plagen?
Das Beſte, was Du wiſſen kannſt,
Darfſt Du den Buben doch nicht ſagen.
Gleich hör' ich Einen auf dem Gange!

Fauſt.

Mir iſt es nicht möglich, ihn zu ſehn.

Mephiſtopheles.

Der arme Knabe wartet lange;
Der darf nicht unbefriedigt gehn.
Komm', gib mir Deinen Rock und Mütze;
Die Maske muß mir köſtlich ſtehn.

(Er kleidet ſich um.)

Nun überlaß es meinem Witze!
Ich brauche nur ein Viertelſtündchen Zeit;
Indeſſen mache Dich zur ſchönen Fahrt bereit!

(Ab.)

Mephiſtopheles

(in Fauſt's langem Kleide).

Verachte nur Vernunft und Wiſſenſchaft,
Des Menſchen allerhöchſte Kraft;
Laß nur in Blend- und Zauberwerken
Dich von dem Lügengeiſt beſtärken:
So hab' ich Dich ſchon unbedingt; —
Ihm hat das Schickſal einen Geiſt gegeben,
Der ungebändigt immer vorwärts dringt,
Und deſſen übereiltes Streben
Der Erde Freuden überſpringt.
Den ſchlepp' ich durch das wilde Leben,
Durch flache Unbedeutenheit,
Er ſoll mir zappeln, ſtarren, kleben,
Und ſeiner Unerſättlichkeit
Soll Speiſ' und Trank vor gier'gen Lippen ſchweben;
Er wird Erquickung ſich umſonſt erflehn;
Und hätt' er ſich auch nicht dem Teufel übergeben,
Er müßte doch zu Grunde gehn!

Ein Schüler (tritt auf).

Schüler.

Ich bin allhier erſt kurze Zeit,
Und komme voll Ergebenheit,
Einen Mann zu ſprechen und zu kennen,
Den Alle mir mit Ehrfurcht nennen.

Mephiſtopheles.

Eu're Höflichkeit erfreut mich ſehr!
Ihr ſeht einen Mann, wie and're mehr.
Habt Ihr Euch ſonſt ſchon umgethan?

Schüler.

Ich bitt' Euch, nehmt Euch meiner an!
Ich komme mit allem guten Muth,
Leidlichem Geld und friſchem Blut;
Meine Mutter wollte mich kaum entfernen;
Möchte gern was Rechts hierinnen lernen.

Mephiſtopheles.

Da ſeid Ihr eben recht am Ort.

Schüler.

Aufrichtig, möchte ſchon wieder fort:
In dieſen Mauern, dieſen Hallen,
Will es mir keineswegs gefallen!
Es iſt ein gar beſchränkter Raum;
Man ſieht nichts Grünes, keinen Baum,
Und in den Sälen, auf den Bänken,
Vergeht mir Hören, Sehn und Denken.

Mephiſtopheles.

Das kommt nur auf Gewohnheit an.
So nimmt ein Kind der Mutter Bruſt
Nicht gleich im Anfang willig an;
Doch bald ernährt es ſich mit Luſt.
So wird's Euch an der Weisheit Brüſten
Mit jedem Tage mehr gelüſten.

Schüler.

An ihrem Hals will ich mit Freuden hangen;
Doch ſagt mir nur, wie kann ich hingelangen?

Mephiſtopheles.

Erklärt Euch, eh' Ihr weiter geht,
Was wählt Ihr für eine Facultät?

Schüler.

Ich wünſchte, recht gelehrt zu werden,
Und möchte gern, was auf der Erden
Und in dem Himmel iſt, erfaſſen,
Die Wiſſenſchaft und die Natur.

Mephiſtopheles.

Da ſeid Ihr auf der rechten Spur;
Doch müßt Ihr Euch nicht zerſtreuen laſſen.

Schüler.

Ich bin dabei mit Seel' und Leib;
Doch freilich würde mir behagen
Ein wenig Freiheit und Zeitvertreib
An ſchönen Sommerfeiertagen.

Mephiſtopheles.

Gebraucht der Zeit; ſie geht ja ſchnell von hinnen,
Doch Ordnung lehrt Euch, Zeit gewinnen.
Mein theurer Freund, ich rath' Euch d'rum
Zuerſt Collegium Logicum.
Da wird der Geiſt Euch wohl dreſſirt,
In Spaniſche Stiefeln eingeſchnürt,
Daß er bedächtiger fortan
Hinſchleiche die Gedankenbahn,
Und nicht etwa, die Kreuz' und Quer',
Irrlichtelire hin und her.
Dann lehret man Euch manchen Tag,
Daß, was Ihr ſonſt auf einen Schlag
Getrieben, wie Eſſen und Trinken frei,
Eins! Zwei! Drei! dazu nöthig ſei.
Zwar iſt's mit der Gedanken-Fabrik
Wie mit einem Webermeiſterſtück,
Wo ein Tritt tauſend Fäden regt,
Die Schifflein herüber, hinüber ſchießen,
Die Fäden ungeſehen fließen,
Ein Schlag tauſend Verbindungen ſchlägt.
Der Philoſoph, der tritt herein,
Und beweiſt Euch, es müßt' ſo ſein:
Das Erſt' wär' ſo, das Zweite ſo,
Und d'rum das Dritt' und Vierte ſo;
Und wenn das Erſt' und Zweit' nicht wär',
Das Dritt' und Viert' wär' nimmermehr.
Das preiſen die Schüler aller Orten,
Sind aber keine Weber geworden.
Wer will was Lebendig's erkennen und beſchreiben,
Sucht erſt den Geiſt herauszutreiben,
Dann hat er die Theile in ſeiner Hand,
Fehlt leider nur das geiſtige Band!
Encheiresin naturae nennt's die Chemie,
Spottet ihrer ſelbſt und weiß nicht wie.

Schüler.

Kann Euch nicht eben ganz verſtehen.

Mephiſtopheles.

Das wird nächſtens ſchon beſſer gehen,
Wenn Ihr lernt, Alles reduciren
Und gehörig claſſificiren.

Schüler.

Mir wird von alle dem ſo dumm,
Als ging' mir ein Mühlrad im Kopf herum.

Mephiſtopheles.

Nachher, vor allen andern Sachen
Müßt Ihr Euch an die Metaphyſik machen!
Da ſeht, daß Ihr tiefſinnig faßt,
Was in des Menſchen Hirn nicht paßt;
Für was d'rein geht und nicht d'rein geht,
Ein prächtig' Wort zu Dienſten ſteht.
Doch vorerſt dieſes halbe Jahr
Nehmt ja der beſten Ordnung wahr.
Fünf Stunden habt Ihr jeden Tag;
Seid d'rinnen mit dem Glockenſchlag!
Habt Euch vorher wohl präparirt,
Paragraphos wohl einſtudirt,
Damit Ihr nachher beſſer ſeht,
Daß er Nichts ſagt, als was im Buche ſteht;
Doch Euch des Schreibens ja befleißt,
Als diktirt' Euch der heilig' Geiſt!

Schüler.

Das ſollt Ihr mir nicht zwei Mal ſagen!
Ich denke mir, wie viel es nützt;
Denn, was man Schwarz auf Weiß beſitzt,
Kann man getroſt nach Hauſe tragen.

Mephiſtopheles.

Doch wählt mir eine Facultät!

Schüler.

Zur Rechtsgelehrſamkeit kann ich mich nicht bequemen.

Mephiſtopheles.

Ich kann es Euch ſo ſehr nicht übel nehmen,
Ich weiß, wie es um dieſe Lehre ſteht.
Es erben ſich Geſetz' und Rechte
Wie eine ew'ge Krankheit fort;
Sie ſchleppen von Geſchlecht ſich zum Geſchlechte,
Und rücken ſacht von Ort zu Ort.

Vernunft wird Unſinn, Wohlthat Plage;
Weh Dir, daß Du ein Enkel biſt!
Vom Rechte, das mit uns geboren iſt,
Von dem iſt leider nie die Frage!

Schüler.

Mein Abſcheu wird durch Euch vermehrt.
O, glücklich Der, den Ihr belehrt!
Faſt möcht' ich nun Theologie ſtudiren.

Mephiſtopheles.

Ich wünſchte nicht, Euch irre zu führen.
Was dieſe Wiſſenſchaft betrifft,
Es iſt ſo ſchwer, den falſchen Weg zu meiden;
Es liegt in ihr ſo viel verborg'nes Gift,
Und von der Arzenei iſt's kaum zu unterſcheiden.
Am Beſten iſt's auch hier, wenn Ihr nur Einen hört,
Und auf des Meiſters Worte ſchwört.
Im Ganzen — haltet Euch an Worte!
Dann geht Ihr durch die ſich're Pforte
Zum Tempel der Gewißheit ein.

Schüler.

Doch ein Begriff muß bei dem Worte ſein.

Mephiſtopheles.

Schon gut! Nur muß man ſich nicht allzu ängſtlich quälen;
Denn eben, wo Begriffe fehlen,
Da ſtellt ein Wort zur rechten Zeit ſich ein.
Mit Worten läßt ſich trefflich ſtreiten,
Mit Worten ein Syſtem bereiten,
An Worte läßt ſich trefflich glauben,
Von einem Wort läßt ſich kein Jota rauben.

Schüler.

Verzeiht, ich halt' Euch auf mit vielen Fragen;
Allein ich muß Euch noch bemühen,
Wollt Ihr mir von der Medizin
Nicht auch ein kräftig' Wörtchen ſagen?
Drei Jahr' iſt eine kurze Zeit,
Und, Gott! das Feld iſt gar zu weit.
Wenn man einen Fingerzeig nur hat,
Läßt ſich's ſchon eher weiter fühlen.

Mephiſtopheles (für ſich).

Ich bin des trock'nen Tons nun ſatt,
Muß wieder recht den Teufel ſpielen.
(Laut.)
Der Geiſt der Medizin iſt leicht zu faſſen;
Ihr durchſtudirt die groß' und kleine Welt,
Um es am Ende gehn zu laſſen,
Wie's Gott gefällt.
Vergebens, daß Ihr ringsum wiſſenſchaftlich ſchweift,
Ein Jeder lernt nur, was er lernen kann;
Doch Der den Augenblick ergreift,
Das iſt der rechte Mann.

Ihr ſeid noch ziemlich wohlgebaut,
An Kühnheit wird's Euch auch nicht fehlen,
Und wenn Ihr Euch nur ſelbſt vertraut,
Vertrauen Euch die andern Seelen.
Beſonders lernt, die Weiber führen;
Es iſt ihr ewig' Weh und Ach
So tauſendfach
Aus einem Punkte zu curiren.
Und wenn Ihr halbweg ehrbar thut,
Dann habt Ihr ſie All' unter'm Hut.
Ein Titel muß ſie erſt vertraulich machen,
Daß Eu're Kunſt viel Künſte überſteigt;
Zum Willkomm' tappt Ihr dann nach allen Seelenlachen,
Um die ein And'rer viele Jahre ſtreicht,
Verſteht, das Pülslein wohl zu drücken,
Und faßt ſie, mit feurig ſchlauen Blicken,
Wohl um die ſchlanke Hüfte frei,
Zu ſehn, wie feſt geſchnürt ſie ſei.

Schüler.

Das ſieht ſchon beſſer aus! Man ſieht doch,
wo und wie!

Mephiſtopheles.

Grau, theurer Freund, iſt alle Theorie,
Und grün des Lebens goldner Baum!

Schüler.

Ich ſchwör' Euch zu, mir iſt's als wie ein Traum.
Dürft' ich Euch wohl ein and'r Mal beſchweren,
Von Eu'rer Weisheit auf den Grund zu hören?

Mephiſtopheles.

Was ich vermag, ſoll gern geſchehn.

Schüler.

Ich kann unmöglich wieder gehn,
Ich muß Euch noch mein Stammbuch überreichen.
Gönn' Eu're Gunſt mir dieſes Zeichen!

Mephiſtopheles.

Sehr wohl.
(Er ſchreibt und giebt.)

Schüler (lieſt).

Eritis sicut Deus, scientes bonum et malum. *)
(Macht's ehrerbietig zu und empfiehlt ſich.)

Mephiſtopheles.

Folg' nur dem alten Spruch und meiner Muhme, der Schlange,
Dir wird gewiß einmal bei Deiner Gottähnlichkeit bange!

*) Ihr werdet ſein, wie Gott, und wiſſen, was gut und böſe iſt.

Faust (tritt auf).

Faust.

Wohin soll es nun gehn?

Mephistopheles.

Wohin es Dir gefällt.
Wir sehn die kleine, dann die große Welt.
Mit welcher Freude, welchem Nutzen,
Wirst Du den Cursum durchschmarutzen!

Faust.

Allein, bei meinem langen Bart,
Fehlt mir die leichte Lebensart.
Es wird mir der Versuch nicht glücken;
Ich wußte nie, mich in die Welt zu schicken:
Vor Andern fühl' ich mich so klein;
Ich werde stets verlegen sein.

Mephistopheles.

Mein guter Freund, Das wird sich Alles geben;
Sobald Du Dir vertraust, sobald weißt Du zu leben.

Faust.

Wie kommen wir denn aus dem Haus?
Wo hast Du Pferde, Knecht und Wagen?

Mephistopheles.

Wir breiten nur den Mantel aus;
Der soll uns durch die Lüfte tragen.
Du nimmst bei diesem kühnen Schritt
Nur keinen großen Bündel mit.
Ein Bißchen Feuerluft, die ich bereiten werde,
Hebt uns behend von dieser Erde.
Und hast wir leicht, so geht es schnell hinauf;
Ich gratulire Dir zum neuen Lebenslauf.

Auerbach's Keller in Leipzig.

Zeche lustiger Gesellen.

Frosch.

Will Keiner trinken, Keiner lachen?
Ich will Euch lehren, Gesichter machen!
Ihr seid ja heut, wie nasses Stroh,
Und brennt sonst immer lichterloh.

Brander.

Das liegt an Dir; Du bringst ja Nichts herbei,
Nicht eine Dummheit, keine Sauerei.

Frosch

(schüttet ihm ein Glas Wein über den Kopf).

Da hast Du Beides!

Brander.

Doppelt Schwein!

Frosch.

Ihr wollt' es ja, man soll es sein!

Siebel.

Zur Thüre hinaus, wer sich entzweit!
Mit offner Brust singt Kumpan, singt und schreit:
Auf! Heida! Ho!

Altmaier.

Weh mir, ich bin verloren!
Barmherz'ge Her! Der Kerl sprengt mir die Ohren.

Siebel.

Wenn das Gewölbe widerschallt,
Fühlt man erst recht des Basses Grundgewalt.

Frosch.

Ganz recht; hinaus mit Dem, der Etwas Übel nimmt!

Al! tara lara da!

Altmaier.

Al! tara lara da!

Frosch.

Die Kehlen sind gestimmt.

(Singt.)

Das liebe, heil'ge Röm'sche Reich,
Wie hält's nur noch zusammen?

Brander.

Ein garstig' Lied! Pfui! ein politisch' Lied!
Ein leidig' Lied! Dankt Gott mit jedem Morgen,
Daß Ihr nicht braucht, für's Röm'sche Reich zu sorgen!
Ich halt' es wenigstens für reichlichen Gewinn,
Daß ich nicht Kaiser oder Kanzler bin.
Doch muß auch uns ein Oberhaupt nicht fehlen;
Wir wollen einen Papst erwählen.
Ihr wißt, welch eine Qualität
Den Ausschlag gibt, den Mann erhöht.

Frosch (singt).

Schwing' Dich auf, Frau Nachtigall,
Grüß' mir mein Liebchen tausendmal.

Siebel.

Dem Liebchen keinen Gruß! Ich will davon Nichts hören!

Frosch.

Dem Liebchen Gruß und Kuß! Du wirst mir's nicht verwehren.

(Singt.)

Riegel auf! in stiller Nacht.
Riegel auf! der Liebste wacht.
Riegel zu! des Morgens früh.

Siebel.

Ja, singe, singe nur, und leb' und rühme Sie!
Ich will zu meiner Zeit schon lachen.
Sie hat mich angeführt; Dir wird sie's auch so machen.

Zum Liebchen ſei ein Kobold ihr beſchert!
Der mag mit ihr auf einem Kreuzweg ſchäkern,
Ein alter Bock, wenn er vom Blocksberg kehrt,
Mag im Galopp noch gute Nacht! ihr mäckern!
Ein braver Kerl von ächtem Fleiſch und Blut
Iſt für die Dirne viel zu gut.
Ich will von keinem Gruße wiſſen,
Als ihr die Fenſter einzuſchmiſſen!

Brander (auf den Tiſch ſchlagend).

Paßt auf! Paßt auf! Gehorchet mir!
Ihr Herr'n, geſteht, ich weiß zu leben;
Verliebte Leute ſitzen hier,
Und dieſen muß, nach Standesgebühr,
Zur guten Nacht ich was zum Beſten geben.
Gebt Acht! Ein Lied vom neu'ſten Schnitt!
Und ſingt den Kehrreim kräftig mit!

(Er ſingt.)

Es war eine Ratt' im Kellerneſt,
Lebte nur von Fett und Butter,
Hatte ſich ein Bäuchlein angemäſt't,
Als wie der Doctor Luther.
Die Köchin hat ihr Gift geſtellt;
Da ward's so eng' ihr in der Welt,
Als hätte ſie Lieb' im Leibe.

Chorus (jauchzend).

Als hätte ſie Lieb' im Leibe.

Brander.

Sie ſahr herum, ſie fuhr heraus
Und ſoff aus allen Pfützen,
Zernagt', zerkratzt' das ganze Haus,
Wollte Nichts ihr Wüthen nützen;
Sie that gar manchen Todessprung;
Doch hatte das arme Thier genung,
Als hätt' es Lieb' im Leibe.

Chorus.

Als hätt' es Lieb' im Leibe.

Brander.

Sie kam vor Angſt am hellen Tag
Der Küche zugelaufen,
Fiel an den Herd und zuckt' und lag,
Und that erbärmlich ſchnaufen.
Da lachte die Vergifterin noch:
Ha! ſie pfeift auf dem letzten Loch,
Als hätte ſie Lieb' im Leibe.

Chorus.

Als hätte ſie Lieb' im Leibe.

Siebel.

Wie ſich die platten Burſche freuen!
Es iſt mir eine rechte Kunſt,
Den armen Ratten Gift zu ſtreuen!

Brander.

Sie ſcheu wohl ſehr in Deiner Gunſt?

Altmaier.

Der Schmerbauch mit der kahlen Platte!
Das Unglück macht ihn zahm und mild;
Er ſieht in der geſchwollnen Ratte
Sein ganz natürlich Ebenbild.

Fauſt und Mephiſtopheles.

Mephiſtopheles.

Ich muß Dich nun vor allen Dingen
In luſtige Geſellſchaft bringen,
Damit Du ſiehſt, wie leicht ſich's leben läßt.
Dem Volke hier wird jeder Tag ein Feſt.
Mit wenig Witz und viel Behagen
Dreht Jeder ſich im engen Zirkeltanz,
Wie junge Katzen mit dem Schwanz.
Wenn ſie nicht über Kopfweh klagen,
So lang der Wirth nur weiter borgt,
Sind ſie vergnügt und unbeſorgt.

Brander.

Die kommen eben von der Reiſe,
Man ſieht's an ihrer wunderlichen Weiſe;
Sie ſind nicht eine Stunde hier.

Frosch.

Wahrhaftig, Du haſt Recht! Mein Leipzig lieb' ich mir!
Es iſt ein klein' Paris, und bildet ſeine Leute.

Siebel.

Für was ſiehſt Du die Fremden an?

Frosch.

Laßt mich nur gehn! Bei einem vollen Glaſe
Zieh' ich, wie einen Kinderzahn,
Den Burſchen leicht die Würmer aus der Naſe.
Sie ſcheinen mir aus einem edeln Haus;
Sie ſehen ſteif und unzufrieden aus.

Brander.

Marktſchreier ſind's gewiß, ich wette!

Altmaier.

Vielleicht.

Frosch.

Gib Acht; ich ſchrande ſie!

Mephiſtopheles (zu Fauſt).

Den Teufel ſpürt das Völkchen nie,
Und wenn er ſie bei'm Kragen hätte.

Fauſt.

Seid uns gegrüßt, Ihr Herr'n!

Siebel.

Viel Dank zum Gegengruß!

(Leiſe, Mephiſtopheles von der Seite anſehend.)

Was hinkt der Kerl auf einem Fuß?

Mephiſtopheles.

Iſt es erlaubt, uns auch zu Euch zu ſetzen?
Statt eines guten Trunks, den man nicht haben kann,
Soll die Geſellſchaft uns ergetzen.

Altmaier.

Ihr ſcheint ein ſehr verwöhnter Mann.

Froſch.

Ihr ſeid wohl ſpät von Rippach aufgebrochen?
Habt Ihr mit Herren Hans noch erſt zu Nacht geſpeiſt?

Mephiſtopheles.

Heut ſind wir ihn vorbei gereiſt:
Wir haben ihn das letzte Mal geſprochen.
Von ſeinen Vettern wußt' er viel zu ſagen,
Viel Grüße hat er uns an Jeden aufgetragen.
(Er neigt ſich gegen Froſch.)

Altmaier (leiſe).

Da haſt Du's! Der verſteht's!

Siebel.

Ein pfiffiger Patron!

Froſch.

Nun, warte nur; ich kriegʼ ihn ſchon!

Mephiſtopheles.

Wenn ich nicht irrte, hörten wir
Gedämpfte Stimmen, Chorus ſingen.
Gewiß, Geſang muß trefflich hier
Von dieſer Wölbung widerklingen!

Froſch.

Seid Ihr wohl gar ein Virtuos?

Mephiſtopheles.

O nein! Die Kraft iſt ſchwach, allein die Luſt iſt groß.

Altmaier.

Gebt uns ein Lied!

Mephiſtopheles.

Wenn Ihr begehrt, die Menge.

Siebel.

Nur auch ein nagelneues Stück!

Mephiſtopheles.

Wir kommen erſt aus Spanien zurück,
Dem ſchönen Land des Weins und der Geſänge.
(Singt.)
Es war einmal ein König,
Der hatt' einen großen Floh —

Froſch.

Horcht! Einen Floh! Habt Ihr Das wohl gehört?
Ein Floh iſt mir ein feiner Gaſt.

Mephiſtopheles (ſingt).

Es war einmal ein König,
Der hatt' einen großen Floh,
Den liebt' er gar nicht wenig,
Als wie ſeinen eig'nen Sohn.
Da rief er ſeinen Schneider;
Der Schneider kam heran:
Da, miß dem Junker Kleider,
Und miß ihm Hoſen an!

Brander.

Vergeßt nur nicht, dem Schneider einzuſchärfen,
Daß er mir auf's Genau'ſte miß,
Und daß, ſo lieb ſein Kopf ihm iſt,
Die Hoſen keine Falten werfen!

Mephiſtopheles.

In Sammet und in Seide
War er nun angethan,
Hatte Bänder auf dem Kleide,
Hatt' auch ein Kreuz daran,
Und war ſogleich Miniſter,
Und hatt' einen großen Stern.
Da wurden ſeine Geſchwiſter
Bei Hof' auch große Herr'n.
Und Herr'n und Fraun am Hofe,
Die waren ſehr geplagt,
Die Königin und die Zofe
Geſtochen und genagt,
Und durften ſie nicht knicken,
Und weg ſie jucken nicht.
Wir knicken und erſticken
Doch gleich, wenn Einer ſticht.

Chorus (jauchzend).

Wir knicken und erſticken
Doch gleich, wenn Einer ſticht.

Froſch.

Bravo! Bravo! Das war ſchön!

Siebel.

So ſoll es jedem Floh ergehn!

Brander.

Spitzt die Finger und packt ſie fein!

Altmaier.

Es lebe die Freiheit! Es lebe der Wein!

Mephiſtopheles.

Ich tränke gern ein Glas, die Freiheit hoch zu ehren,
Wenn Eu're Weine nur ein Bißchen beſſer wären.

Siebel.

Wir mögen Das nicht wieder hören!

Mephistopheles.

Ich fürchte nur, der Wirth beschweret sich;
Sonst gib' ich diesen werthen Gästen
Aus unserm Keller was zum Besten.

Siebel.

Nur immer her! Ich nehm's auf mich.

Frosch.

Schafft Ihr ein gutes Glas, so wollen wir Euch loben.
Nur gebt nicht gar zu kleine Proben;
Denn wenn ich judiciren soll,
Verlang' ich auch das Maul recht voll.

Altmaier (leise).

Sie sind vom Rheine, wie ich spüre.

Mephistopheles.

Schafft einen Bohrer an!

Brander.

Was soll mit Dem geschehn?
Ihr habt doch nicht die Fässer vor der Thüre?

Altmaier.

Dahinten hat der Wirth ein Körbchen Werkzeug stehn.

Mephistopheles (nimmt den Bohrer).

(Zu Frosch.)

Nun sagt, was wünschet Ihr zu schmecken?

Frosch.

Wie meint Ihr Das? Habt Ihr so Mancherlei?

Mephistopheles.

Ich stell' es einem Jeden frei.

Altmaier (zu Frosch).

Aha, Du fängst schon an, die Lippen abzuleckem.

Frosch.

Gut! Wenn ich wählen soll, so will ich Rheinwein haben.
Das Vaterland verleiht die allerbesten Gaben.

Mephistopheles,

(indem er an dem Platz, wo Frosch sitzt, ein Loch in den Tischrand bohrt.)

Verschafft ein wenig Wachs, die Pfropfen gleich zu machen!

Altmaier.

Ah, Das sind Taschenspielersachen.

Mephistopheles (zu Brander).

Und Ihr?

Brander.

Ich will Champagner-Wein;
Ich recht mundrechtes soll er sein!

Goethe. II. 9

Mephistopheles

(bohrt; Einer hat indessen die Wachspfropfen gemacht und verstopft).

Brander.

Man kann nicht stets das Fremde meiden,
Das Gute liegt uns oft so fern.
Ein ächter, Deutscher Mann mag keinen Franzen leiden,
Doch ihre Weine trinkt er gern.

Siebel,

(indem sich Mephistopheles seinem Platze nähert.)

Ich muß gestehn, den Sauern mag ich nicht;
Gebt mir ein Glas vom ächten Süßen!

Mephistopheles (bohrt).

Euch soll sogleich Tocayer fließen.

Altmaier.

Nein, Herren, seht mir in's Gesicht!
Ich seh' es ein, Ihr habt uns nur zum Besten.

Mephistopheles.

Ei! Ei! Mit solchen edeln Gästen
Wär' es ein Pfötchen viel gewagt.
Geschwind! Nur grad' heraus gesagt!
Mit welchem Weine kann ich dienen?

Altmaier.

Mit Jedem! Nur nicht lang gefragt.

(Nachdem die Löcher alle gebohrt und verstopft sind.)

Mephistopheles (mit seltsamen Geberden).

Trauben trägt der Weinstock!
Hörner der Ziegenbock;
Der Wein ist saftig, Holz die Reben,
Der hölzerne Tisch kann Wein auch geben.
Ein tiefer Blick in die Natur!
Hier ist ein Wunder, glaubet nur!
Nun zieht die Pfropfen und genießt!

Alle,

(indem sie die Pfropfen ziehen, und Jedem der verlangte Wein in's Glas läuft.)

O, schöner Brunnen, der uns fließt!

Mephistopheles.

Nur hütet Euch, daß Ihr mir Nichts vergießt!

(Sie trinken wiederholt.)

Alle (singen).

Uns ist ganz kannibalisch wohl,
Als wie fünfhundert Säuen!

Mephistopheles.

Das Volk ist frei; seht an, wie wohl's ihm geht!

Faust.

Ich hätte Lust, nun abzufahren.

Mephiſtopheles.

Gib nur erſt Acht; die Beſtialität
Wird ſich gar herrlich offenbaren.

Siebel

(trinkt unvorſichtig; der Wein fließt auf die Erde, und wird zur Flamme).

Helft! Feuer! Helft! Die Hölle brennt!

Mephiſtopheles,

(die Flamme beſprechend.)

Sei ruhig, freundlich' Element!

(Zu den Zechern.)

Für dieß Mal war es nur ein Tropfen Fegefeuer.

Siebel.

Was ſoll Das hier? Warte! Ihr bezahlt es theuer!
Es ſcheint, daß Ihr uns nicht kennt.

Froſch.

Laß Er uns Das zum zweiten Male bleiben!

Altmaier.

Ich dächt', wir ließen ihn ganz ſachte ſeitwärts gehn.

Siebel.

Was, Herr? Er will ſich unterſtehn,
Und hier ſein Hexenſpectus treiben?

Mephiſtopheles.

Still, altes Weinfaß!

Siebel.

Beſenſtiel!
Du willſt uns gar noch grob begegnen?

Brander.

Macht nur! Es ſollen Schläge regnen!

Altmaier

(zieht einen Pfropf aus dem Tiſch; es ſpringt ihm Feuer entgegen).

Ich brenne! Ich brenne!

Siebel.

Zauberei!
Stoßt zu; der Kerl iſt vogelfrei!

(Sie ziehen die Meſſer und gehn auf Mephiſtopheles los.)

Mephiſtopheles (mit ernſthafter Geberde).

Falſch' Gebild und Wort
Verändern Sinn und Ort!
Seid hier und dort!

(Sie ſtehn erſtaunt und ſehn einander an.)

Altmaier.

Wo bin ich? Welche ſchöne Land?

Froſch.

Weinberge! Seh' ich recht?

Siebel.

Und Trauben gleich zur Hand!

Brander.

Hier unter dieſem grünen Laube,
Seht, welch ein Stock! Seht, welche Traube!

(Er faßt Siebel'n bei der Naſe. Die Andern thun es wechſelsweiſe und heben die Meſſer.)

Mephiſtopheles (wie oben).

Irrthum, laß los der Augen Band!
Und merkt Euch, wie der Teufel ſpaße.

(Er verſchwindet mit Fauſt'en: die Geſellen fahren aus einander.)

Siebel.

Was gibt's?

Altmaier.

Wie?

Froſch

Was Das deine Naſe?

Brander (zu Siebel'n).

Und Deine hab' ich in der Hand!

Altmaier.

Es war ein Schlag, der ging durch alle Glieder!
Schafft einen Stuhl; ich ſinke nieder!

Froſch.

Nein, ſagt mir nur, was iſt geſchehn?

Siebel.

Wo iſt der Kerl? Wenn ich ihn ſpüre,
Er ſoll mir nicht lebendig gehn!

Altmaier.

Ich hab' ihn ſelbſt hinaus zur Kellerthüre —
Auf einem Faſſe reiten ſehn. — —
Es liegt mir bleiſchwer in den Füßen.

(Sich nach dem Tiſche wendend.)

Mein! Sollte wohl der Wein noch fließen?

Siebel.

Betrug war Alles, Lug und Schein.

Froſch.

Mir däuchte doch, als trank' ich Wein.

Brander.

Aber, wie war es mit den Trauben?

Altmaier.

Nun ſag' mir Eins, man ſoll kein Wunder glauben!

Hexenküche.

Auf einem niedrigen Herde ſteht ein großer Keſſel über dem Feuer. In dem Dampfe, der davon in die Höhe ſteigt, zeigen ſich verſchiedene Geſtalten. Eine Meerkatze ſitzt bei dem Keſſel und ſchaumt ihn, und ſorgt, daß er nicht überläuft. Der Meerkater

Bedlente.

O gewiß, und laut und öfter.

Rugantino.

Habt ihr das Gepäck gerettet?

Bediente.

Alles wird verloren ſeyn.

Alonzo für ſich.

So ſehr mich das beſtürzt,
So ſehr es mich verdrießt,
So muß' ich doch,
Gebrauch' ich die Gelegenheit.
Es iſt die ſchönſte, höchſte Zeit,
Daß ich erſt dieſen Vogel fange!

Claudine.

O bedenkt euch nicht ſo lange!

Alonzo.

Liebes Kind, ich geh', ich gehe!

Lucinde.

Eilt! Er iſt wohl in der Nähe.

mit den Jungen ſitzt darneben und wärmt ſich; Wände und Decke ſind mit dem ſeltſamſten Hexenhausrat ausgeſchmückt.

Fauſt. Mephiſtopheles.

Fauſt.

Mir widerſteht das tolle Zauberweſen;
Verſprichſt Du mir, ich ſoll genesen,
In dieſem Wuſt von Raſerei!
Verlang' ich Rath von einem alten Weibe?
Und ſchafft die Sudelköcherei
Wohl dreißig Jahre mir vom Leibe.
Weh mir, wenn Du nichts Beſſer's weißt!
Schon iſt die Hoffnung mir verſchwunden,
Hat die Natur und hat ein edler Geiſt
Nicht irgend einen Balſam ausgefunden?

Mephiſtopheles.

Mein Freund, nun ſprichſt Du wieder klug!
Dich zu verjüngen, gibt's auch ein natürlich Mittel;
Allein es ſteht in einem andren Buch,
Und iſt ein wunderlich' Kapitel.

Fauſt.

Ich will es wiſſen.

Mephiſtopheles.

Gut! Ein Mittel, ohne Geld
Und Arzt und Zauberei zu haben:
Begib Dich gleich hinaus auf's Feld!
Fang' an, zu hacken und zu graben;
Erhalte Dich und Deinen Sinn
In einem ganz beſchränkten Kreiſe;
Ernähre Dich mit ungemiſchter Speiſe,
Leb' mit dem Vieh als Vieh und acht' es nicht für Raub,
Den Acker, den Du ernteſt, ſelbſt zu düngen;
Das iſt das beſte Mittel, glaub',
Auf achtzig Jahr' Dich zu verjüngen!

Fauſt.

Deß bin ich nicht gewöhnt; ich kann mich nicht bequemen,
Den Spaten in die Hand zu nehmen.
Das enge Leben ſteht mir gar nicht an.

Mephiſtopheles.

So muß denn doch die Hexe d'ran.

Fauſt.

Warum denn juſt das alte Weib!
Kannſt Du den Trank nicht ſelber brauen?

Mephiſtopheles.

Das wär' ein ſchöner Zeitvertreib!
Ich wollt' indeß wohl tauſend Brücken bauen.
Nicht Kunſt und Wiſſenſchaft allein,
Gedult will bei dem Werke ſein.
Ein ſtiller Geiſt iſt Jahre lang geſchäftig;
Die Zeit nur macht die feine Gährung kräftig.
Und Alles, was dazu gehöret,
Es ſind gar wunderliche Sachen!
Der Teufel hat ſie's zwar gelehret;
Allein der Teufel kann's nicht machen.
(Die Thiere erblickend.)
Sieh', welch ein zierliches Geſchlecht!
Das iſt die Magd; Das iſt der Knecht.
(Zu den Thieren.)
Es ſcheint, die Frau iſt nicht zu Hauſe?

Die Thiere.

Bei'm Schmauſe,
Aus dem Haus
Zum Schornſtein hinaus!

Mephiſtopheles.

Wie lange pflegt ſie wohl zu ſchwärmen?

Die Thiere.

So lange wie wir die Pfoten wärmen.

Mephiſtopheles (zu Fauſten).

Wie findeſt Du die zarten Thiere?

Fauſt.

So abgeſchmackt, als ich nur Jemand' ſah.

Mephiſtopheles.

Nein, ein Diſcours, wie dieſer da,
Iſt g'rade der, den ich am Liebſten führe!
(Zu den Thieren.)
So ſagt mir doch, verfluchte Puppen!
Was quält Ihr in dem Brei herum?

Thiere.

Wir kochen breite Bettelſuppen.

Mephiſtopheles.

Da habt Ihr ein groß' Publicum.

Der Kater
(macht ſich herbei und ſchmeichelt dem Mephiſtopheles).
O, würfle nur gleich
Und mache mich reich,
Und laß mich gewinnen!
Gar ſchlecht iſt's beſtellt;
Und wär' ich bei Geld,
So wär' ich bei Sinnen.

Mephiſtopheles.

Wie glücklich würde ſich der Affe ſchätzen,
Könnt' er nur auch in's Lotto ſetzen!
(Indeſſen haben die jungen Meerkätzchen mit einer großen Kugel geſpielt und rollen ſie hervor).
Das iſt die Welt;
Sie ſteigt und fällt
Und rollt beſtändig;
Sie klingt, wie Glas.
Wie bald bricht Das!
Iſt hohl inwendig.

Hier glänzt ſie ſehr,
Und hier noch mehr;
Ich bin lebendig!
Mein lieber Sohn,
Halt Dich davon!
Du mußt ſterben!
Sie iſt von Thon;
Es gibt Scherben.

Mephiſtopheles.

Was ſoll das Sieb?

Der Kater (holt es herunter).

Wärſt Du ein Dieb,
Wollt' ich Dich gleich erkennen.

(Er läuft zur Käthinn und läßt ſie durchſehen.)

Sieh' durch das Sieb!
Erkennſt Du den Dieb,
Und darfſt ihn nicht nennen?

Mephiſtopheles, (ſich dem Feuer nähernd.)

Und dieſer Topf?

Kater und Käthinn.

Der alberne Tropf!
Er kennt nicht den Topf,
Er kennt nicht den Keſſel!

Mephiſtopheles.

Unhöflichs Thier! —

Der Kater.

Den Wedel nimm hier,
Und ſetz' Dich in Seſſel!

(Er nöthigt den Mephiſtopheles, zu ſitzen.)

Fauſt,

(welcher dieſe Zeit über vor einem Spiegel geſtanden, ſich ihm bald genähert, bald ſich von ihm entfernt hat.)

Was ſeh' ich? Welch ein himmliſch' Bild
Zeigt ſich in dieſem Zauberſpiegel!
O, Liebe, leihe mir den ſchnellſten Deiner Flügel,
Und führe mich in ihr Gefild!
Ach, wenn ich nicht auf dieſer Stelle bleibe,
Wenn ich es wage, nah zu gehn,
Kann ich ſie nur, als wie im Nebel, ſehn! —
Das ſchönſte Bild von einem Weibe!
Iſt's möglich, iſt das Weib ſo ſchön?
Muß ich an dieſem hingeſtreckten Leibe
Den Inbegriff von allen Himmeln ſehn?
So Etwas findet ſich auf Erden?

Mephiſtopheles.

Natürlich, wenn ein Gott ſich erſt ſechs Tage plagt,
Und ſelbſt am Ende „Bravo" ſagt,
Da muß es was Geſcheidtes werden.
Für dieß Mal ſieh' Dich immer ſatt;
Ich weiß Dir ſo ein Schätzchen aufzuſpüren;
Und ſelig, wer das gute Schickſal hat,
Als Bräutigam ſie heimzuführen!

(Fauſt ſieht immerfort in den Spiegel. Mephiſtopheles, ſich in dem Seſſel dehnend und mit dem Wedel ſpielend, fährt fort, zu ſprechen.)

Hier ſitz' ich, wie der König auf dem Throne;
Den Zepter halt' ich hier; es fehlt nur noch die Krone.

Die Thiere,

(welche bisher allerlei wunderliche Bewegungen durch einander gemacht haben, bringen dem Mephiſtopheles eine Krone mit großem Geſchrei.)

O, ſei ſo gut,
Mit Schweiß und mit Blut
Die Krone zu leimen!

(Sie gehn ungeſchickt mit der Krone um und zerbrechen ſie in zwei Stücke, mit welchen ſie herumſpringen.)

Nun iſt es geſchehn!
Wir reden und ſehn,
Wir hören und reimen;

Fauſt (gegen den Spiegel).

Weh mir; ich werde ſchier verrückt!

Mephiſtopheles (auf die Thiere deutend).

Nun fängt mir an, faſt ſelbſt der Kopf zu ſchwanken.

Die Thiere.

Und wenn es uns glückt,
Und wenn es ſich ſchickt,
So ſind es Gedanken!

Fauſt (wie oben).

Mein Buſen fängt mir an, zu brennen;
Entfernen wir uns nur geſchwind!

Mephiſtopheles (in obiger Stellung).

Nun, wenigſtens muß man bekennen,
Daß es aufrichtige Poeten ſind.

(Der Keſſel, welchen die Käthinn bisher außer Acht gelaſſen, fängt an, überzulaufen; es entſteht eine große Flamme, welche zum Schornſtein hinaus ſchlägt. Die Hexe kommt durch die Flamme mit entſetzlichem Geſchrei heruntergefahren.)

Die Hexe.

Au! Au! Au! Au!
Verdammtes Thier! Verfluchte Sau!
Verſäum'ſt den Keſſel, verſeng'ſt die Frau!
Verfluchtes Thier!

(Fauſt und Mephiſtopheles erblickend.)

Was iſt Das hier?
Wer ſeid Ihr hier?
Was wollt Ihr da?
Wer ſchlich ſich ein?
Die Feuerpein
Euch in's Gebein!

(Sie fährt mit dem Schaumlöffel in den Keſſel und ſpritzt Flammen nach Fauſten, Mephiſtopheles und den Thieren. Die Thiere winſeln.)

Mephiſtopheles.

(welcher den Pudel, den er in der Hand hält, umkehrt, und unter die Gläſer und Töpfe ſchlägt.)

Entzwei! Entzwei!
Da liegt der Brei;
Da liegt das Glas!
Es iſt nur Spaß;
Der Tact, Du Aas,
Zu Deiner Melodei!

(Indem die Hexe voll Grimm und Entſetzen zurücktritt.)

Erkennſt Du mich? Gerippe! Scheuſal Du!
Erkennſt Du Deinen Herrn und Meiſter?
Was hält mich ab: ſo ſchlag' ich zu,
Zerſchmettr're Dich und Deine Katzengeiſter!
Haſt Du vor'm rothen Wamms nicht mehr Reſpect?
Kannſt Du die Hahnenfeder nicht erkennen?
Hab' ich dieß Angeſicht verſteckt?
Soll ich mich etwa ſelber nennen?

Die Hexe.

O, Herr, verzeiht den rohen Gruß!
Seh' ich doch keinen Pferdefuß.
Wo ſind denn Ew're beiden Raben?

Mephiſtopheles.

Für dieß Mal kommſt Du ſo davon;
Denn freilich iſt es eine Weile ſchon,
Daß wir uns nicht geſehen haben.
Auch die Cultur, die alle Welt beleckt,
Hat auf den Teufel ſich erſtreckt;
Das nordiſche Phantom iſt nun nicht mehr zu ſchauen;
Wo ſiehſt Du Hörner, Schweif und Klauen?
Und was den Fuß betrifft, den ich nicht miſſen kann,
Der würde mir bei Leuten ſchaden;
Darum bedien' ich mich, wie mancher junge Mann,
Seit vielen Jahren falſcher Waden.

Die Hexe (tanzend).

Sinn und Verſtand verlier' ich ſchier,
Seh' ich den Junker Satan wieder hier!

Mephiſtopheles.

Den Namen, Weib, verbitt' ich mir!

Die Hexe.

Warum? Was hat er Euch gethan?

Mephiſtopheles.

Er iſt ſchon lang in's Fabelbuch geſchrieben;
Allein die Menſchen ſind Nichts beſſer d'ran;
Den Böſen ſind ſie los, die Böen ſind geblieben.
Du nenn'ſt mich Herr Baron; ſo iſt die Sache gut.
Ich bin ein Cavalier, wie and're Cavaliere.
Du zweifelſt nicht an meinem edeln Blut;
Sieh' her; das iſt das Wappen, das ich führe!

(Er macht eine unanſtändige Geberde.)

Die Hexe (lacht unmäßig).

Ha! Ha! Das iſt in Ew'rer Art!
Ihr ſeid ein Schelm, wie Ihr nur immer war't!

Mephiſtopheles (zu Fauſt'en).

Mein Freund; Das lerne wohl verſtehn!
Dieß iſt die Art, mit Hexen umzugehn.

Die Hexe.

Nun ſagt, Ihr Herren, was Ihr ſchafft.

Mephiſtopheles.

Ein gutes Glas von dem bekannten Saft;
Doch muß ich Euch um's ält'ſte bitten;
Die Jahre doppeln ſeine Kraft.

Die Hexe.

Gar gern! Hier hab' ich eine Flaſche,
Aus der ich ſelbſt zuweilen naſche,
Die auch nicht mehr im Mind'ſten ſtinkt;
Ich will Euch gern ein Gläschen geben.

(Leiſe.)

Doch, wenn es dieſer Mann unvorbereitet trinkt,
So kann er, wiſſt Ihr wohl, nicht eine Stunde leben.

Mephiſtopheles.

Es iſt ein guter Freund, dem es gedeihen ſoll;
Ich gönn' ihm gern das Beſte Deiner Küche.
Zieh' Deinen Kreis, ſprich' Deine Sprüche
Und gib ihm eine Taſſe voll!

Die Hexe

(mit ſeltſamen Geberden, zieht einen Kreis und ſetzt wunderbare Sachen hinein; indeſſen fangen die Gläſer an, zu klingen, die Keſſel zu tönen, und machen Muſik. Zuletzt bringt ſie ein großes Buch, ſtellt die Meerkatzen in den Kreis, die ihr zum Pult dienen und die Fackel halten müſſen. Sie winkt Fauſt'en, zu ihr zu treten).

Fauſt (zu Mephiſtopheles).

Nein, ſage mir, was ſoll Das werden?
Das tolle Zeug, die raſenden Geberden,
Der abgeſchmackteſte Betrug,
Sind mir bekannt, verhaßt genug.

Mephiſtopheles.

Ei, Poſſen! Das iſt nur zum Lachen;
Sei nur nicht ein ſo ſtrenger Mann!
Sie muß als Arzt ein Hocuspocus machen,
Damit der Saft Dir wohl gedeihen kann.

(Er nöthigt Fauſt'en, in den Kreis zu treten.)

Die Hexe
(mit großer Emphase fängt an, aus dem Buche zu declamiren).

Du mußt verſtehn!
Aus Eins mach' Zehn,
Und Zwei laß gehn,
Und drei mach' gleich,
So biſt Du reich.
Verlier' die Vier!
Aus Fünf und Sechs,
So ſagt die Hex',
Mach' Sieben und Acht,
So iſt's vollbracht:
Und Neun iſt Eins,
Und Zehn iſt Keins.
Das iſt das Hexen-Einmaleins!

Fauſt.

Mich dünkt, die Alte ſpricht im Fieber.

Mephiſtopheles.

Das iſt noch lange nicht vorüber;
Ich kenn' es wohl, ſo klingt das ganze Buch;
Ich habe manche Zeit damit verloren;
Denn ein vollkomm'ner Widerſpruch
Bleibt gleich geheimnißvoll für Kluge, wie für Thoren.
Mein Freund, die Kunſt iſt alt und neu.
Es war die Art zu allen Zeiten,
Durch Drei und Eins, und Eins und Drei
Irrthum ſtatt Wahrheit zu verbreiten.
So ſchwätzt und lehrt man ungeſtört;
Wer will ſich mit den Narr'n befaſſen?
Gewöhnlich glaubt der Menſch, wenn er nur Worte hört,
Es müſſe ſich dabei doch auch was denken laſſen.

Die Hexe (fährt fort).

Die hohe Kraft
Der Wiſſenſchaft,
Der ganzen Welt verborgen!
Und wer nicht denkt,
Dem wird ſie geſchenkt,
Er hat ſie ohne Sorgen.

Fauſt.

Was ſagt ſie uns für Unſinn vor?
Es wird mir gleich der Kopf zerbrechen.
Mich dünkt, ich hör' ein ganzes Chor
Von hunderttauſend Narren ſprechen.

Mephiſtopheles.

Genug, genug, o, treffliche Sibylle!
Gib Deinen Trank herbei, und fülle
Die Schale raſch bis an den Rand hinan;
Denn meinem Freund wird dieſer Trunk nicht ſchaden;
Er iſt ein Mann von vielen Graden,
Der manchen guten Schluck gethan.

Die Hexe
(mit vielen Ceremonien, ſchenkt den Trank in eine Schale; wie ſie Fauſt an den Mund bringt, entſteht eine leichte Flamme).

Mephiſtopheles.

Nur friſch hinunter! Immer zu!
Es wird Dir gleich das Herz ermuntern.
Biſt mit dem Teufel Du und Du,
Und willſt Dich vor der Flamme ſcheuen?

Die Hexe (läßt den Kreis).

Fauſt (tritt heraus).

Mephiſtopheles.

Nun friſch hinaus! Du darfſt nicht ruhn.

Die Hexe.

Mög' Euch das Schlückchen wohl behagen!

Mephiſtopheles (zur Hexe).

Und kann ich Dir was zu Gefallen thun,
So darfſt Du mir's nur auf Walpurgis ſagen.

Die Hexe.

Hier iſt ein Lied. Wenn Ihr's zuweilen ſingt,
So werdet Ihr beſond're Wirkung ſpüren.

Mephiſtopheles (zu Fauſten).

Komm' nur geſchwind und laß Dich führen;
Du mußt nothwendig tranſpiriren,
Damit die Kraft durch Inn'- und Aeuß'res dringt.
Den edeln Müßiggang lehr' ich hernach Dich ſchätzen,
Und bald empfindeſt Du mit innigem Ergetzen,
Wie ſich Cupido regt und hin und wieder ſpringt.

Fauſt.

Laß mich nur ſchnell noch in den Spiegel ſchauen!
Das Frauenbild war gar zu ſchön!

Mephiſtopheles.

Nein! Nein! Du ſollſt das Muſter aller Frauen
Nun bald leibhaftig vor Dir ſehn.
(leiſe)
Du ſiehſt, mit dieſem Trank im Leibe,
Bald Helenen in jedem Weibe.

Straße.

Fauſt. Margarethe (vorüber gehend).

Fauſt.

Mein ſchönes Fräulein; darf ich wagen,
Meinen Arm und Geleit Ihr anzutragen?

Margarethe.

Bin weder Fräulein, weder ſchön,
Kann ungeleitet nach Hauſe gehn.

(Sie macht ſich los und ab.)

Fauſt.

Beim Himmel, dieſes Kind iſt ſchön!
So Etwas hab' ich nie geſehn.
Sie iſt ſo ſittſam und tugendreich,
Und etwas ſchnippiſch doch zugleich.
Der Lippe Roth, der Wange Licht,
Die Tage der Welt vergeß ich's nicht!
Wie ſie die Augen niederſchlägt,
Hat tief ſich in mein Herz geprägt;
Wie ſie kurz angebunden war,
Das iſt nun zum Entzücken gar!

Mephiſtopheles (tritt auf).

Fauſt.

Hör', Du mußt mir die Dirne ſchaffen!

Mephiſtopheles.

Nun, welche?

Fauſt.

Sie ging juſt vorbei.

Mephiſtopheles.

Da Die? Sie kam von ihrem Pfaffen;
Der ſprach ſie aller Sünden frei.
Ich ſchlich mich hart am Stuhl vorbei;
Es iſt ein gar unſchuldig' Ding,
Das eben für Nichts zur Beichte ging;
Ueber die hab' ich keine Gewalt!

Fauſt.

Iſt über vierzehn Jahr' doch alt.

Mephiſtopheles.

Du ſprichſt ja, wie Hans Liederlich;
Der begehrt jede liebe Blum' für ſich,
Und dünkelt ihm, es wär' kein' Ehr'
Und Gunſt, die nicht zu pflücken wär';
Geht aber doch nicht immer an.

Fauſt.

Mein Herr Magiſter Lobeſan,
Laß Er mich mit dem Geſetz in Frieden!
Und Das ſag' ich Ihm kurz und gut:
Wenn nicht das ſüße, junge Blut
Heut Nacht in meinen Armen ruht,
So ſind wir um Mitternacht geſchieden.

Mephiſtopheles.

Bedenk', was gehn und ſtehen mag!
Ich brauche wenigſtens vierzehn Tag',
Nur die Gelegenheit auszuſpüren.

Fauſt.

Hätt' ich nur ſieben Stunden Ruh,
Brauchte den Teufel nicht dazu,
So ein Geſchöpfchen zu verführen.

Mephiſtopheles.

Ihr ſprecht ſchon faſt, wie ein Franzos;
Doch bitt' ich, laßt's Euch nicht verdrießen:
Was hilft's, nur g'rade zu genießen?
Die Freud' iſt lange nicht ſo groß,
Als wenn Ihr erſt heranf, herum,
Durch allerlei Brimborium,
Das Püppchen gekuttet und zugericht't,
Wie's lehret manche welſche Geſchicht'.

Fauſt.

Hab' Appetit auch ohne Das.

Mephiſtopheles.

Jetzt ohne Schimpf und ohne Spaß!
Ich ſag' Euch: mit dem ſchönen Kind
Geht's ein- für allemal nicht geſchwind.
Mit Sturm iſt da Nichts einzunehmen;
Wir müſſen uns zur Liſt bequemen.

Fauſt.

Schaff' mir Etwas vom Engelsſchatz!
Führ' mich an ihren Ruheplatz!
Schaff' mir ein Halstuch von ihrer Bruſt,
Ein Strumpfband meiner Liebesluſt!

Mephiſtopheles.

Damit Ihr ſeht, daß ich Euch're Pein
Will förderlich und dienſtlich ſein,
Wollen wir keinen Augenblick verlieren,
Will Euch noch heut' in ihr Zimmer führen.

Fauſt.

Und ſoll ſie ſehn; ſie haben?

Mephiſtopheles.

Nein!
Sie wird bei einer Nachbarin ſein.
Indeſſen könnt Ihr ganz allein,
An aller Hoffnung künft'ger Freuden
In Ihrem Dunſtkreis ſatt Euch weiden.

Fauſt.

Können wir hin?

Mephiſtopheles.

Es iſt noch zu früh.

Fauſt.

Sorg' Du mir für ein Geſchenk für ſie. (Ab.)

Mephiſtopheles.

Gleich ſchenken? Das iſt brav! Da wird er reüſſiren.
Ich kenne manchen ſchönen Platz
Und manchen altvergrab'nen Schatz;
Ich muß ein Bißchen revidiren. (Ab.)

Abend.

Ein kleines, reinliches Zimmer.

Margarethe

(ihre Zöpfe flechtend und aufbindend).

Ich gäb' was d'rum, wenn ich nur wüßt',
Wer heut der Herr gewesen iſt.
Er ſah gewiß recht wacker aus,
Und iſt aus einem edeln Haus;
Das konnt' ich ihm an der Stirne leſen —
Er wär' auch ſonſt nicht ſo keck geweſen. (Ab.)

Mephiſtopheles. Fauſt.

Mephiſtopheles.

Herein, ganz leiſe, nur herein!

Fauſt (nach einigem Stillſchweigen).

Ich bitt' Dich, laß mich allein!

Mephiſtopheles (herumſpürend).

Nicht jedes Mädchen hält ſo rein. (Ab.)

Fauſt (ringt aufſchauend).

Willkommen, ſüßer Dämmerſchein,
Der Du dieß Heiligthum durchwebſt!
Ergreif' mein Herz, Du ſüße Liebespein,
Die Du vom Thau der Hoffnung ſchmachtend
lebſt!
Wie athmet rings Gefühl der Stille,
Der Ordnung, der Zufriedenheit!
In dieſer Armuth, welche Fülle!
In dieſem Kerker, welche Seligkeit!

(Er wirft ſich auf den ledernen Seſſel am Bette.)

O, nimm mich auf, der Du die Vorwelt ſchon
Bei Freud' und Schmerz im off'nen Arm
empfangen!
Wie oft, ach! hat an dieſem Väterthron
Schon eine Schaar von Kindern rings gehangen!
Vielleicht hat, dankbar für den heil'gen Chriſt',
Mein Liebchen hier, mit vollen Kinderwangen,
Dem Ahnherrn fromm die welke Hand geküßt.
Ich fühl', o Mädchen, Deinen Geiſt
Der Fül' und Ordnung um mich ſäuſeln,
Der mütterlich Dich täglich unterweiſ't,
Den Teppich auf den Tiſch Dich reinlich breiten
heißt,
Sogar den Sand zu Deinen Füßen kräuſeln!
O, liebe Hand, ſo göttergleich!
Die Hütte wird durch Dich ein Himmelreich!
Und hier! —

(Er hebt einen Bettvorhang auf.)

Was faßt mich für ein Wonnegraus!
Hier möcht' ich volle Stunden ſäumen.
Natur! Hier bildeteſt in leichten Träumen
Den eingeborn'en Engel aus;
Hier lag das Kind, mit warmem Leben
Den zarten Buſen angefüllt,
Und hier, mit heilig keuſchem Weben,
Entwirkte ſich das Götterbild!

Und Du! Was hat Dich hergeführt?
Wie innig fühl' ich mich gerührt!
Was willſt Du hier? Was wird das Herz Dir
ſchwer?
Armſel'ger Fauſt; ich kenne Dich nicht mehr!

Umgibt mich hier ein Zauberduft?
Mich drang's, ſo g'rade zu genießen,
Und fühle mich in Liebestraum zerfließen!
Sind wir ein Spiel von jedem Druck der
Luft?

Und träte ſie den Augenblick herein,
Wie würdeſt Du für Deinen Frevel büßen!
Der große Hans, ach, wie ſo klein!
Läg', hingeſchmolzen, ihr zu Füßen.

Mephiſtopheles.

Geſchwind! Ich ſeh' ſie unten kommen.

Fauſt.

Fort! Fort! Ich kehre nimmermehr!

Mephiſtopheles.

Hier iſt ein Käſtchen, leidlich ſchwer,
Ich hab's wo anders hergenommen.
Stellt's hier nur immer in den Schrein,
Ich ſchwör' Euch, ihr vergehn die Sinnen;
Ich that Euch Sächelchen hinein,
Um eine And're zu gewinnen!
Zwar Kind iſt Kind, und Spiel iſt Spiel.

Fauſt.

Ich weiß; — ſoll ich?

Mephiſtopheles.

Fragt Ihr viel?
Meint Ihr vielleicht, den Schatz zu wahren?
Dann rath' ich Eu'rer Läſterheit,
Die liebe, ſchöne Tageszeit
Und mir die weit're Müh' zu ſparen.
Ich hoff' nicht, daß Ihr geizig ſeid!
Ich kratz' den Kopf, reib' an den Händen —

(Er ſtellt das Käſtchen in den Schrein und drückt das Schloß wieder zu.)

Nur fort; geſchwind, —
Um Euch das ſüße, junge Kind
Nach Herzens Wunſch und Will' zu wenden!
Und Ihr ſeht d'rein,
Als ſollt't Ihr in den Hörſaal hinein,
Als ſtänden gran leibhaftig vor Euch da
Phyſik und Metaphyſica!
Nur fort! — (Ab.)

Margarethe (mit einer Lampe).

Es iſt ſo ſchwül, ſo dumpfig hie; —

(Sie macht das Fenſter auf.)

Und iſt doch eben ſo warm nicht draus'.
Es wird mir ſo, ich weiß nicht, wie; —
Ich wollt', die Mutter käm' nach Haus.
Mir läuft ein Schauer über'n ganzen Leib; —
Bin doch ein thöricht', furchtſam' Weib!

(Sie fängt an zu ſingen, indem ſie ſich auskleidet.)

Es war ein König in Thule
Gar treu bis an das Grab,
Dem ſterbend ſeine Buhle
Einen gold'nen Becher gab.

Es ging ihm Nichts darüber,
Er leert ihn jeden Schmaus;
Die Augen gingen ihm über,
So oft er trank daraus.

Und als er kam, zu ſterben,
Zählt' er ſeine Städt' im Reich,
Gönnt Alles ſeinem Erben,
Den Becher nicht zugleich.

Er ſaß bei'm Königsmahle,
Die Ritter um ihn her,
Auf hohem Vätersſaale,
Dort auf dem Schloß am Meer.

Dort ſtand der alte Zecher,
Trank letzte Lebensgluth,
Und warf den heiligen Becher
Hinunter in die Fluth.

Er ſah ihn ſtürzen, trinken
Und ſinken tief in's Meer;
Die Augen thäten ihm ſinken,
Trank nie einen Tropfen mehr.

(Sie eröffnet den Schrein, ihre Kleider einzuräumen, und erblickt das Schmuckkäſtchen.)

Wie kommt das ſchöne Käſtchen hier herein?
Ich ſchloß doch ganz gewiß den Schrein.
Es iſt doch wunderbar! Was mag wohl d'rinne ſein?
Vielleicht bracht's Jemand als ein Pfand,
Und meine Mutter lieh darauf.
Da hängt ein Schlüſſelchen am Band;
Ich denke wohl, ich mach' es auf!
Was iſt Das? Gott im Himmel! Schau';
So was hab' ich mein' Tage nicht geſehn!
Ein Schmuck! Mit Dem könnt' eine Edelfrau
Am höchſten Feiertage gehn.
Wie ſollte mir die Kette ſtehn?
Wem mag die Herrlichkeit gehören?

(Sie putzt ſich damit auf und tritt vor den Spiegel.)

Wenn nur die Ohrring' meine wären!
Man ſieht doch gleich ganz anders d'rein.
Was hilft Euch Schönheit, junges Blut?
Das iſt wohl Alles ſchön und gut,
Allein man läßt's auch Alles ſein;
Man lobt Euch halb mit Erbarmen.
Nach Golde drängt,
Am Golde hängt
Doch Alles. Ach, wie Armen!

Spatziergang.

Fauſt,

(in Gedanken auf- und abgehend.) Zu ihm

Mephiſtopheles.

Mephiſtopheles.

Bei aller verſchmähten Liebe! Bei'm hölliſchen Elemente!
Ich wollt', ich wüßte was Aergers, daß ich's brauchen könnte!

Fauſt.

Was haſt; was kneipt Dich denn ſo ſehr?
So kein Geſicht ſah ich in meinem Leben!

Mephiſtopheles.

Ich möcht' mich gleich dem Teufel übergeben,
Wenn ich nur ſelbſt kein Teufel wär'!

Fauſt.

Hat ſich Dir was im Kopf verſchoben?
Dich kleidet's, wie ein Raſender zu toben!

Mephiſtopheles.

Denkt nur: den Schmuck, für Gretchen angeſchafft,
Den hat ein Pfaff hinweggerafft! —
Die Mutter kriegt das Ding zu ſchauen;
Gleich fängt's ihr heimlich an zu grauen:
Die Frau hat gar einen feinen Geruch,
Schnuffelt immer im Gebetbuch,
Und riecht's einem jeden Möbel an,
Ob das Ding heilig iſt oder profan;
Und an dem Schmuck, da ſpürt ſie's klar,
Daß dabei nicht viel Segen war.
„Mein Kind," rief ſie, „ungerechtes Gut
Beſängt die Seele, zehrt auf das Blut!
Wollen's der Mutter Gottes weihen,
Wird uns mit Himmels-Manna erfreuen!"
Margarethlein zog ein ſchiefes Maul;
Iſt halt, dacht' ſie, ein geſchenkter Gaul:
Und wahrlich, gottlos iſt nicht Der,
Der ihn ſo fein gebracht hierher!
Die Mutter ließ einen Pfaffen kommen;
Der hatte kaum den Spaß vernommen,
Ließ ſich den Anblick wohl behagen.
Er ſprach: „So iſt man recht geſinnt!
Wer überwindet, der gewinnt.
Die Kirche hat einen guten Magen,
Hat ganze Länder aufgefreſſen,
Und doch noch nie ſich übergeſſen;
Die Kirch' allein, meine lieben Frauen,
Kann ungerechtes Gut verdauen."

Fauſt.

Das iſt ein allgemeiner Brauch;
Ein Jud und König kann es auch.

Mephiſtopheles.

Strich d'rauf ein Spange, Kett' und Ring',
Als wären's eben Pfefferling',
Dankt' nicht weniger und nicht mehr,
Als ob's ein Korb voll Nüſſe wär',
Verſprach ihnen allen himmliſchen Lohn; —
Und ſie waren ſehr erbaut davon.

Fauſt.

Und Gretchen?

Mephiſtopheles.

Sitzt nun unruhvoll,
Weiß weder, was ſie will, noch ſoll,
Denkt an's Geſchmeide Tag und Nacht,
Noch mehr an Den, der's ihr gebracht.

Fauſt.

Des Liebchens Kummer thut mir leid.
Schaff' Du ihr gleich ein neu' Geſchmeid;
Am erſten war ja ſo nicht viel.

Mephiſtopheles.

O ja, dem Herrn iſt Alles Kinderſpiel!

Fauſt.

Und mach', und richt's nach meinem Sinn,
Häng' Dich an ihre Nachbarinn.
Sei Teufel, doch nur nicht, wie Brei,
Und ſchaff' einen neuen Schmuck herbei!

Mephiſtopheles.

Ja, gnäd'ger Herr, von Herzen gerne!

(Fauſt ab.)

Mephiſtopheles.

So ein verliebter Thor verpufft
Euch Sonne, Mond und alle Sterne,
Zum Zeitvertreib dem Liebchen, in die Luft.

(ab.)

Der Nachbarinn Haus.

Marthe (allein).

Gott verzeih's meinem lieben Mann,
Er hat an mir nicht wohl gethan!
Geht da ſtracks in die Welt hinein,
Und läßt mich auf dem Stroh allein.
Thät' ihn doch wahrlich nicht betrüben,
Thät' ihn, weiß Gott, recht herzlich lieben!

(Sie weint.)

Vielleicht iſt er gar todt! — O, Pein! — —
Hätt' ich nur einen Todtenſchein!

Margarethe (kommt).

Margarethe.

Frau Marthe!

Marthe.

Gretelchen, was fehl't?

Margarethe.

Faſt ſinken mir die Kniee nieder!
Da find' ich ſo ein Käſtchen wieder
In meinem Schrein, von Ebenholz;
Und Sachen, herrlich ganz und gar,
Weit reicher, als das erſte war.

Marthe.

Das muß Sie nicht der Mutter ſagen;
Thät's wieder gleich zur Beichte tragen.

Margarethe.

Ach, ſeh' Sie nur! Ach, ſchau' Sie nur!

Marthe (putzt ſie auf).

O, Du glückſel'ge Creatur!

Margarethe.

Darf mich, leider, nicht auf der Gaſſen,
Noch in der Kirche mit ſehen laſſen!

Marthe.

Komm' Du nur oft zu mir herüber,
Und leg' den Schmuck hier heimlich an;
Spazir' ein Stündchen lang dem Spiegel vorüber,
Wir haben unſ're Freude d'ran;
Und dann gibt's einen Anlaß, gibt's ein Fe
Wo man's ſo nach und nach den Leuten ſa läßt:
Ein Kettchen erſt, die Perle dann in's Ohr
Die Mutter ſieht's wohl nicht; man macht auch was vor.

Margarethe.

Wer konnte nur die beiden Käſtchen bring
Es geht nicht zu mit rechten Dingen!

(Es klopft.)

Margarethe.

Ach, Gott! Mag Das meine Mutter ſein!

Marthe (durch's Vorhängel guckend).

Es iſt ein fremder Herr. — Herein!

Mephiſtopheles (tritt auf).

Mephiſtopheles.

Bin ſo frei, g'rad' hereinzutreten,
Muß bei den Frauen Verzeih'n erbeten.

(Tritt ehrerbietig vor Margarethe'n zurück.)

Wollte nach Frau Marthe Schwerdtlein frag

Marthe.

Ich bin's; was hat der Herr zu ſagen?

Mephiſtopheles (leiſe zu ihr).

Ich kenne Sie jetzt, mir iſt Das genug;
Sie hat da gar vornehmen Beſuch.
Verzeiht die Freiheit, die ich genommen,
Will Nachmittage wieder kommen.

Marthe (laut).

Denk', Kind, um Alles in der Welt! —
Der Herr Dich für ein Fräulein hält.

Margarethe.

Ich bin ein armes, junges Blut;
Ach, Gott! Der Herr iſt gar zu gut:
Schmuck und Geſchmeide ſind nicht mein.

Mephiſtopheles.

Ach, es iſt nicht der Schmuck allein;
Sie hat ein Weſen, einen Blick ſo ſcharf!
Wie freut mich's, daß ich bleiben darf!

Marthe.

Was bringt Er denn? Verlange ſehr —

Mephiſtopheles.

Ich wollt', ich hätt' eine frohere Mähr'!
Ich hoffe, ſie läßt mich's d'rum nicht büßen:
Ihr Mann iſt todt und läßt ſie grüßen.

Marthe.

Iſt todt? Das treue Herz! O weh!
Mein Mann iſt todt! Ach, ich vergeh'!

Margarethe.

Ach, liebe Frau, verzweifelt nicht!

Mephiſtopheles.

So hör'i die traurige Geſchicht'!

Margarethe.

Ich würde d'rum mein' Tag' nicht lieben,
Würde mich Verluſt zu Tode betrüben.

Mephiſtopheles.

Freud' muß Leid, Leid muß Freude haben.

Marthe.

Erzählt mir ſeines Lebens Schluß!

Mephiſtopheles.

Er liegt in Padua begraben
Bei'm heiligen Antonius,
An einer wohlgeweihten Stätte
Zum ewig kühlen Ruhebette.

Marthe.

Habt Ihr ſonſt Nichts an mich zu bringen?

Mephiſtopheles.

Ja, eine Bitte, groß und ſchwer:
Laß Sie doch ja für ihn dreihundert Meſſen ſingen!
Im Uebrigen ſind meine Taſchen leer.

Marthe.

Was! Nicht ein Schauſtück? Kein Geſchmeid'?
Was jeder Handwerksburſch im Grund des Sackels ſpart,
Zum Angedenken aufbewahrt,
Und lieber hungert, lieber bettelt! —

Mephiſtopheles.

Madam, es thut mir herzlich leid;
Allein er hat ſein Geld wahrhaftig nicht verzettelt!
Auch er bereute ſeine Fehler ſehr,
Ja, und bejammerte ſein Unglück noch viel mehr.

Margarethe.

Ach, daß die Menſchen ſo unglücklich ſind!
Gewiß, ich will für ihn manch' Requiem noch beten!

Mephiſtopheles.

Ihr wäret werth, gleich in die Eh' zu treten;
Ihr ſeid ein liebenswürdig' Kind.

Margarethe.

Ach nein; Das geht jetzt noch nicht an.

Mephiſtopheles.

Iſt's nicht ein Mann, ſei's derweil' ein Galan.
'ſ iſt eine der größten Himmelsgaben,
So ein lieb' Ding im Arm zu haben.

Margarethe.

Das iſt des Landes nicht der Brauch.

Mephiſtopheles.

Brauch oder nicht! Es gibt ſich auch.

Marthe.

Erzählt mir doch!

Mephiſtopheles.

Ich ſtand an ſeinem Sterbebette;
Es war was beſſer, als von Miſt,
Von halbgefaultem Stroh; allein er ſtarb als Chriſt
Und fand, daß er weit mehr noch auf der Zeche hätte.
„Wie", rief er, „muß ich mich von Grund aus haſſen,
So mein Gewerb, mein Weib ſo zu verlaſſen!
Ach, die Erinn'rung tödtet mich!
Vergäb' ſie mir nur noch in dieſem Leben! —

Marthe (weinend).

Der gute Mann! Ich hab' ihm längſt vergeben.

Mephiſtopheles.

Allein, weiß Gott! ſie war mehr Schuld als ich."

Marthe.

Das lügt er! Was, am Rand des Grab's zu lügen?

Mephistopheles.

Er fabelte gewiß in letzten Zügen,
Wenn ich nur halb ein Kenner bin.
„Ich hatte", sprach er, „nicht zum Zeitvertreib zu gaffen,
Erst Kinder, und dann Brod für sie zu schaffen,
Und Brod im allerweitsten Sinn;
Und konnte nicht einmal mein Theil in Frieden essen."

Marthe.

Hat er so aller Treu', so aller Lieb' vergessen,
Der Plackerei bei Tag und Nacht?

Mephistopheles.

Nicht doch, er hat Euch herzlich d'ran gedacht.
Er sprach: „Als ich nun weg von Malta ging,
Da betet' ich für Frau und Kinder brünstig;
Uns war denn auch der Himmel günstig,
Daß unser Schiff ein Türkisch' Fahrzeug fing,
Das einen Schatz des großen Sultan's führte.
Da ward der Tapferkeit ihr Lohn;
Und ich empfing denn auch, wie sich's gebührte,
Mein wohlgemeßnes Theil davon."

Marthe.

Ei wie? Ei wo? Hat er's vielleicht vergraben?

Mephistopheles.

Wer weiß, wo nun es die vier Winde haben?
Ein schönes Fräulein nahm sich seiner an,
Als er in Napel fremd umherspazierte;
Sie hat an ihm viel Lieb's und Treu's gethan,
Daß er's bis an sein selig' Ende spürte.

Marthe.

Der Schelm; der Dieb an seinen Kindern!
Auch alles Elend, alle Noth
Konnt' nicht sein schändlich' Leben hindern!

Mephistopheles.

Ja, seht! Dafür ist er nun todt.
Wär' ich nun jetzt an Eurem Platze,
Betraurt' ich ihn ein züchtig' Jahr,
Visirte dann unterweil' nach einem neuen Schatze.

Marthe.

Ach, Gott! wie doch mein Erster war,
Find' ich nicht leicht auf dieser Welt den Andern!
Es konnte kaum ein herziger' Närrchen sein.
Er liebte nur das allzuviel' Wandern,
Und fremde Weiber und fremden Wein
Und das verfluchte Würfelspiel.

Mephistopheles.

Nun, nun, so konnt' es gehn und stehen,
Wenn er Euch ungefähr soviel
Von seiner Seite nachgesehen!
Ich schwör' Euch zu: mit dem Beding
Wechselt' ich selbst mit Euch den Ring!

Marthe.

O, es beliebt dem Herrn, zu scherzen!

Mephistopheles (für sich).

Nun mach' ich mich bei Zeiten fort.
Die hielte wohl den Teufel selbst bei'm Wort.
(Zu Gretchen)
Wie steht es denn mit Ihrem Herzen?

Margarethe.

Was meint der Herr damit?

Mephistopheles (für sich).

Du gut's, unschuldig's Kind!
(Laut.)
Lebt wohl, Ihr Frau'n!

Margarethe.

Lebt wohl!

Marthe.

O, sagt mir doch geschwind!
Ich möchte gern ein Zeugniß haben,
Wo, wie und wann mein Schatz gestorben und begraben.
Ich bin von je der Ordnung Freund gewesen,
Möcht' ihn auch todt im Wochenblättchen lesen.

Mephistopheles.

Ja, gute Frau, durch zweier Zeugen Mund
Wird allerwegs die Wahrheit kund;
Habe noch gar einen feinen Gesellen,
Den will ich Euch vor den Richter stellen.
Ich bring' ihn her.

Marthe.

O, thut Das ja!

Mephistopheles.

Und hier die Jungfrau ist auch da? —
Ein braver Knab'! ist viel gereist,
Fräuleins alle Höflichkeit erweist.

Margarethe.

Müßte vor dem Herren schamroth werden.

Mephistopheles.

Vor keinem Könige der Erden!

Marthe.

Da hinter'm Haus in meinem Garten
Wollen wir der Herr'n heut' Abend warten.

Rugantino.

Laßt mich euern Zweyten seyn.

Alonzo zu den Bedienten.

Alle zusammen! Satteln die Pferde!
Hohlet Pistolen! Hohlet Gewehre!
Eilig versammelt euch hier in dem Saal!

Die Bedienten gehen meistens ab.

Rugantino.

Ich bin bewaffnet, hier ist mein Degen!
Hier sind Pistolen, hier wohnt die Ehre!
Meine Geschäftigkeit zeig' ich einmal.

Alonzo

indem er die Terzerolen dem Rugantino abnimmt.

Ach wozu nützen diese Pistölchen!
Nur euch zu hindern schlaudert der Degen.

Zu den Bedienten.

Bringt ein Paar andre, bringet ein Schwert.

Rugantino.

Dankbar und freudig, daß ihr mich waffnet.
Jegliche Wehre, die ihr getragen,
Doppelt und dreyfach ist sie mir werth.

Straße.

Fauſt. Mephiſtopheles.

Fauſt.

Wie iſt's? Will's fördern? Will's bald gehn?

Mephiſtopheles.

Ah bravo! Find' ich Euch in Feuer?
In kurzer Zeit iſt Gretchen Euer.
Heut' Abend ſollt Ihr ſie bei Nachbar' Martha'n ſehn;
Das iſt ein Weib, wie auserleſen
Zum Kuppler- und Zigeuner-Weſen!

Fauſt.

So recht!

Mephiſtopheles.

Doch wird auch was von uns begehrt.

Fauſt.

Ein Dienſt iſt wohl des andern werth.

Mephiſtopheles.

Wir legen nur ein gültig' Zeugniß nieder,
Daß ihres Ehherrn ausgereckte Glieder
In Padua an heil'ger Stätte ruh'n.

Fauſt.

Sehr klug! Wir werden erſt die Reiſe machen müſſen!

Mephiſtopheles.

Sancta Simplicitas!*) Darum iſt's nicht zu thun;
Bezeugt nur, ohne viel zu wiſſen.

Fauſt.

Wenn Er nichts Beſſer's hat, ſo iſt der Plan zerriſſen.

Mephiſtopheles.

O, heil'ger Mann! Da wär't Ihr's nun!
Iſt es das erſte Mal in Eurem Leben,
Daß Ihr falſch' Zeugniß abgelegt?
Habt Ihr von Gott, der Welt und was ſich d'rin bewegt,
Vom Menſchen, was ſich ihm in Kopf und Herzen regt,
Definitionen nicht mit großer Kraft gegeben;
Mit frecher Stirne, kühner Bruſt?
Und wollt Ihr recht in's Innre gehen,
Habt Ihr davon, Ihr müßt es g'rad' geſtehen,
Soviel als von Herrn Schwerdtleins Tod gewußt!

Fauſt.

Du biſt und bleibſt ein Lügner, ein Sophiſte.

*) Heilige Einfalt!

Mephiſtopheles.

Ja, wenn man's nicht ein Bißchen tiefer wüßte!
Denn morgen wirſt, in allen Ehren,
Das arme Gretchen nicht bethören,
Und alle Seelenlieb' ihr ſchwören!

Fauſt.

Und zwar von Herzen.

Mephiſtopheles.

Gut und ſchön!
Dann wird von ew'ger Treu' und Liebe,
Von einzig überallmächt'gem Triebe —
Wird Das auch ſo von Herzen gehn?

Fauſt.

Laß Das! Es wird! — Wenn ich empfinde,
Für das Gefühl, für das Gewühl
Nach Namen ſuche, keinen finde,
Dann durch die Welt mit allen Sinnen ſchweife,
Nach allen höchſten Worten greife,
Und dieſe Gluth, von der ich brenne,
Unendlich, ewig, ewig nenne:
Iſt Das ein teufliſch' Lügenſpiel?

Mephiſtopheles.

Ich hab' doch Recht!

Fauſt.

Hör'! merk' Dir Dieß —
Ich bitte Dich, und ſchone meine Lunge: —
Wer Recht behalten will und hat nur eine Zunge,
Behält's gewiß.
Und komm', ich hab' des Schwätzens Ueberdruß;
Denn Du haſt Recht, vorzüglich, weil ich muß.

Garten.

Margarethe am Fauſt's Arm,
Martha, mit Mephiſtopheles
auf- und abſpazierend.

Margarethe.

Ich fühl' es wohl, daß mich der Herr nur ſchont,
Herab ſich läßt, mich zu beſchämen.
Ein Reiſender iſt ſo gewohnt,
Aus Gütigkeit fürlieb zu nehmen;
Ich weiß zu gut, daß ſolch' erfahrnen Mann
Mein arm' Geſpräch nicht unterhalten kann.

Fauſt.

Ein Blick von Dir, ein Wort mehr unterhält,
Als alle Weisheit dieſer Welt.
(Er küßt ihre Hand.)

Margarethe.

Incommodirt Euch nicht! Wie könnt Ihr ſie nur küſſen?
Sie iſt ſo garſtig, iſt ſo rauh!
Was hab' ich nicht ſchon Alles ſchaffen müſſen!
Die Mutter iſt gar zu genau.

(Gehn vorüber.)

Marthe.

Und Ihr, mein Herr, Ihr reiſt ſo immer fort?

Mephiſtopheles.

Ach, daß Gewerb' und Pflicht uns dazu treiben!
Mit wie viel Schmerz verläßt man manchen Ort,
Und darf doch nun einmal nicht bleiben!

Marthe.

In raſchen Jahren geht's wohl an,
So um und um frei durch die Welt zu ſtreifen;
Doch kömmt die böſe Zeit heran;
Und ſich als Hageſtolz allein zum Grab' zu ſchleifen,
Das hat noch Keinem wohl gethan.

Mephiſtopheles.

Mit Grauſen ſeh' ich Das von Weitem.

Marthe.

D'rum, werther Herr, berathet Euch in Zeiten.

(Gehn vorüber.)

Margarethe.

Ja, aus den Augen, aus dem Sinn!
Die Höflichkeit iſt Euch geläufig;
Allein Ihr habt der Freunde häufig,
Sie ſind verſtändiger, als ich bin.

Fauſt.

O, Beſte! Glaube, was man ſo verſtändig nennt,
Iſt oft mehr Eitelkeit und Kurzſinn.

Margarethe.

Wie?

Fauſt.

Ach, daß die Einfalt, daß die Unſchuld nie
Sich ſelbſt und ihren heil'gen Werth erkennt!
Daß Demuth, Niedrigkeit, die höchſten Gaben
Der liebereich austheilenden Natur —

Margarethe.

Denkt Ihr an mich ein Augenblickchen nur,
Ich werde Zeit genug an Euch zu denken haben!

Fauſt.

Ihr ſeid wohl viel allein?

Margarethe.

Ja, unſ're Wirthſchaft iſt nur klein,
Und doch will ſie verſehen ſein.
Wir haben keine Magd; muß kochen, fegen, ſtricken
Und nähn, und laufen früh und ſpat;
Und meine Mutter iſt in allen Stücken
So accurat!
Nicht, daß ſie juſt ſo ſehr ſich einzuſchränken hat;
Wir könnten uns weit eh'r als And're regen:
Mein Vater hinterließ ein hübſch' Vermögen,
Ein Häuschen und ein Gärtchen vor der Stadt.
Doch hab' ich jetzt ſo ziemlich ſtille Tage;
Mein Bruder iſt Soldat,
Mein Schweſterchen iſt todt.
Ich hatte mit dem Kind wohl meine liebe Noth;
Doch übernähm' ich gern noch einmal alle Plage,
So lieb war mir das Kind.

Fauſt.

Ein Engel, wenn Dir's glich!

Margarethe.

Ich zog es auf, und herzlich liebt' es mich.
Es war nach meines Vaters Tod geboren;
Die Mutter gaben wir verloren,
So elend, wie ſie damals lag;
Und ſie erholte ſich ſehr langſam, nach und nach.
Da konnte ſie nun nicht d'ran denken,
Das arme Würmchen ſelbſt zu tränken;
Und ſo erzog ich's ganz allein,
Mit Milch und Waſſer; ſo ward's mein.
Auf meinem Arm, in meinem Schooß
War's freundlich, zappelte, ward groß.

Fauſt.

Du haſt gewiß das reinſte Glück empfunden.

Margarethe.

Doch auch gewiß gar manche ſchwere Stunden.
Des Kleinen Wiege ſtand zu Nacht
An meinem Bett'; es durfte kaum ſich regen,
War ich erwacht;
Bald mußt' ich's tränken, bald es zu mir legen,
Bald, wenn's nicht ſchwieg, vom Bett' aufſtehn,
Und tänzelnd in der Kammer auf- und niedergehn,
Und früh am Tage ſchon am Waſchtrog ſtehn;
Dann auf dem Markt und an dem Herde ſorgen,
Und immer fort, wie heut ſo morgen.
Da geht's, mein Herr, nicht immer muthig zu;
Doch ſchmeckt dafür das Eſſen, ſchmeckt die Ruh'.

(Gehn vorüber.)

Marthe.

Die armen Weiber ſind doch übel d'ran:
Ein Hageſtolz iſt ſchwerlich zu bekehren.

Mephiſtopheles.

Es käme nur auf Euersgleichen an,
Mich eines Beſſern zu belehren.

Marthe.

Sagt g'rad', mein Herr, habt Ihr noch Nichts gefunden?
Hat ſich das Herz nicht irgendwo gebunden?

Mephiſtopheles.

Das Sprichwort ſagt: „Ein eig'ner Herd,
Ein braves Weib, ſind Gold und Perlen werth.“

Marthe.

Ich meine, ob Ihr niemals Luſt bekommen? —

Mephiſtopheles.

Man hat mich überall recht höflich aufgenommen.

Marthe.

Ich wollte ſagen: ward's nie Ernſt in Euerm Herzen?

Mephiſtopheles.

Mit Frauen ſoll man ſich nie unterſtehn zu ſcherzen.

Marthe.

Ach, Ihr verſteht mich nicht!

Mephiſtopheles.

Das thut mir herzlich leid!
Doch ich verſteh'! — daß Ihr ſehr gütig ſeid.
(Gehn vorüber.)

Fauſt.

Du kannteſt mich, o, kleiner Engel, wieder,
Gleich als ich in den Garten kam?

Margarethe.

Saht Ihr es nicht? Ich ſchlug die Augen nieder.

Fauſt.

Und Du verzeihſt die Freiheit, die ich nahm,
Was ſich die Frechheit unterfangen,
Als Du jüngſt aus dem Dom gegangen?

Margarethe.

Ich war beſtürzt, mir war Das nie geſchehn;
Es konnte Niemand von mir Uebels ſagen.
Ach, dacht' ich, hat er in Deinem Betragen
Was Freches, Unanſtändiges geſehn?
Es ſchien ihn gleich nur anzuwandeln,
Mit dieſer Dirne g'radehin zu handeln.
Geſteh' ich's doch! Ich wußte nicht, was ſich
Zu Euerm Vortheil hier zu regen gleich begonnte;
Allein gewiß, ich war recht böſ' auf mich,
Daß ich auf Euch nicht böſer werden konnte!

Fauſt.

Süß' Liebchen!

Margarethe.

Laßt einmal!
(Sie pflückt eine Sternblume und zupft die Blätter ab, ein's nach dem andern.)

Fauſt.

Was ſoll Das? Einen Strauß?

Margarethe.

Nein, es ſoll nur ein Spiel.

Fauſt.

Wie?

Margarethe.

Geht! Ihr lacht mich aus.
(Sie zupft und murmelt.)

Fauſt.

Was murmelſt Du?

Margarethe (halb laut).

Er liebt mich — liebt mich nicht.

Fauſt.

Du holdes Himmelsangeſicht!

Margarethe (fährt fort).

Liebt mich — Nicht — Liebt mich — Nicht —
(Das letzte Blatt aufrupfend, mit holder Freude.)
Er liebt mich!

Fauſt.

Ja, mein Kind! Laß dieſes Blumenwort
Dir Götterausſpruch ſein. Er liebt Dich!
Verſtehſt Du, was Das heißt? Er liebt Dich!
(Er faßt ihre beiden Hände.)

Margarethe.

Mich überläuft's!

Fauſt.

O, ſchaud're nicht! Laß dieſen Blick,
Laß dieſen Händedruck Dir ſagen,
Was unausſprechlich iſt:
Sich hinzugeben ganz und eine Wonne
In fühlen, die ewig ſein muß!
Ewig! — Ihr Ende würde Verzweiflung ſein.
Nein, kein Ende! Kein Ende!

Margarethe

(drückt ihm die Hände, macht ſich los und läuft weg. Er ſteht einen Augenblick in Gedanken; dann folgt er ihr.)

Marthe (kommend).

Die Nacht bricht an.

Mephiſtopheles.

Ja, und wir müſſen fort.

Marthe.

Ich bät' Euch, länger hier zu bleiben,
Allein es iſt ein gar zu böſer Ort.
Es iſt, als hätte Niemand Nichts zu treiben
Und Nichts zu ſchaffen,
Als auf des Nachbarn Schritt und Tritt zu gaffen;
Und man kommt in's Gered', wie man ſich immer ſtellt.
Und unſer Pärchen? —

Mephiſtopheles.

Iſt den Gang dort aufgeflogen.
Muthwill'ge Sommervögel!

Marthe.

Er ſcheint ihr gewogen.

Mephiſtopheles.

Und ſie ihm auch. Das iſt der Lauf der Welt.

Ein Gartenhäuschen.

Margarethe

(ſpringt herein, ſteckt ſich hinter die Thür, hält die Fingerſpitze an die Lippen und guckt durch die Ritze).

Margarethe.

Er kommt!

Fauſt (kommt).

Ach, Schelm, ſo neckſt Du mich!
Treff ich Dich?

(Er küßt ſie.)

Margarethe

(ihn faſſend und den Kuß zurückgebend).

Beſter Mann! Von Herzen lieb' ich Dich!

Mephiſtopheles (klopft an).

Fauſt (ſtampfend).

Wer da?

Mephiſtopheles.

Gut' Freund!

Fauſt.

Ein Thier!

Mephiſtopheles.

Es iſt wohl Zeit, zu ſcheiden.

Marthe (kommt).

Ja, es iſt ſpät, mein Herr.

Fauſt.

Darf ich Euch nicht geleiten?

Margarethe.

Die Mutter würde mich — Lebt wohl!

Fauſt.

Muß ich denn gehn?
Lebt wohl!

Marthe.

Ade!

Margarethe.

Auf baldig' Wiederſehn!

(Fauſt und Mephiſtopheles ab.)

Margarethe.

Du lieber Gott! Was ſo ein Mann
Nicht Alles, Alles denken kann!
Beſchämt nur ſteh' ich vor ihm da,
Und ſag' zu allen Sachen: Ja.
Bin doch ein arm', unwiſſend' Kind,
Begreife nicht, was er an mir find't. (Ab.)

Wald und Höhle.

Fauſt (allein).

Erhab'ner Geiſt, Du gabſt mir, gabſt mir Alles,
Warum ich bat. Du haſt mir nicht umſonſt
Dein Angeſicht im Feuer zugewendet;
Gabſt mir die herrliche Natur zum Königreich,
Kraft, ſie zu fühlen, zu genießen. Nicht
Kalt ſtaunenden Beſuch erlaubſt Du nur;
Vergönneſt mir, in ihre tiefe Bruſt,
Wie in den Buſen eines Freunds, zu ſchauen.
Du führſt die Reihe der Lebendigen
Vor mir vorbei, und lehrſt mich meine Brüder
Im ſtillen Buſch, in Luft und Waſſer kennen.
Und wenn der Sturm im Walde brauſ't und knarrt,
Die Rieſenfichte ſtürzend, Nachbaräſte
Und Nachbarſtämme quetſchend, niederſtreift,
Und ihrem Fall dumpfhohl der Hügel donnert:
Dann führſt Du mich zur ſichern Höhle, zeigſt
Mich dann mir ſelbſt, und meiner eig'nen Bruſt
Geheime, tiefe Wunder öffnen ſich.
Und ſteigt vor meinem Blick der reine Mond
Beſänftigend herüber, ſchweben mir
Von Felſenwänden, aus dem feuchten Buſch,
Der Vorwelt ſilberne Geſtalten auf,
Und lindern der Betrachtung ſtrenge Luſt.
O, daß dem Menſchen nichts Vollkomm'nes wird,
Empfind' ich nun! Du gabſt zu dieſer Wonne,
Die mich den Göttern nah' und näher bringt,
Mir den Gefährten, den ich ſchon nicht mehr
Entbehren kann, wenn er gleich, kalt und frech,
Mich vor mir ſelbſt erniedrigt, und zu Nichts,
Mit einem Worthauch, Deine Gaben wandelt.
Er facht in meiner Bruſt ein wildes Feuer
Nach jenem ſchönen Bild geſchäftig an.
So taumel' ich von Begierde zu Genuß,
Und im Genuß verſchmacht' ich nach Begierde.

Mephiſtopheles (tritt auf).

Mephiſtopheles.

Habt Ihr nun bald das Leben g'nug geführet?
Wie kann's Euch in die Länge freuen?
Es iſt wohl gut, daß man's einmal probirt;
Dann aber wieder zu was Neuen!

Fauſt.

Ich wollt', Du hättest mehr zu thun,
Als mich am guten Tag zu plagen.

Mephiſtopheles.

Nun, nun! Ich laß Dich gerne ruhn,
Du darfſt mir's nicht im Ernſte ſagen.
An Dir, Geſellen, unhold, barſch und toll,
Iſt wahrlich wenig zu verlieren.
Den ganzen Tag hat man die Hände voll!
Was Ihm gefällt und was man laſſen ſoll,
Kann man dem Herrn nie an der Naſe ſpüren.

Fauſt.

Das iſt ſo juſt der rechte Ton!
Er will noch Dank, daß er mich cannüyirt.

Mephiſtopheles.

Wie hätt'ſt Du, armer Erdenſohn,
Dein Leben ohne mich geführt?
Vom Grillenkrabs der Imagination
Hab' ich Dich doch auf Zeiten lang curirt;
Und wär' ich nicht, ſo wärſt Du ſchon
Von dieſem Erdball abſpatzirt.
Was haſt Du da in Höhlen, Felſenritzen
Dich wie ein Schuhu zu verſitzen?
Was ſchlürfſt aus dumpfem Moos und triefendem Geſtein,
Wie eine Kröte, Nahrung ein?
Ein ſchöner, ſüßer Zeitvertreib!
Dir ſteckt der Doctor noch im Leib.

Fauſt.

Verſtehſt Du, was für neue Lebenskraft
Mir dieſer Wandel in der Oede ſchafft?
Ja, wüßteſt Du es ahnen können,
Du wäreſt Teufel g'nug, mein Glück mir nicht zu gönnen.

Mephiſtopheles.

Ein überirdiſches Vergnügen!
In Nacht und Thau auf den Gebirgen liegen,
Und Erd' und Himmel wonniglich umfaſſen,
Zu einer Gottheit ſich aufſchwellen laſſen,
Der Erde Mark mit Ahnungsdrang durchwühlen,
Alle ſechs Tagewerk' im Buſen fühlen,
In ſtolzer Kraft, ich weiß nicht, was genießen,
Bald liebewonniglich in Alles überfließen,
Verſchwunden ganz der Erdenſohn,
Und dann die hohe Intuition —
(Mit einer Geberde.)
Ich darf nicht ſagen, wie — zu ſchließen.

Fauſt.

Pfui, über Dich!

Mephiſtopheles.

Das will Euch nicht behagen;
Ihr habt das Recht, gefittet pfui! zu ſagen.
Man darf Das nicht vor keuſchen Ohren nennen,
Was keuſche Herzen nicht entbehren können.
Und kurz und gut, ich gönn' Ihm das Vergnügen,
Gelegentlich ſich Etwas vorzulügen;
Doch lange hält Er Das nicht aus.
Du biſt ſchon wieder abgetrieben,
Und, währt es länger, aufgerieben
In Tollheit oder Angſt und Graus.
Genug damit! Dein Liebchen ſitzt da d'rinne,
Und Alles wird ihr eng und trüb.
Du kommſt ihr gar nicht aus dem Sinne,
Sie hat Dich übermächtig lieb.
Erſt kam Deine Liebeswuth übergefloſſen,
Wie vom geſchmolz'nen Schnee ein Bächlein überſteigt;
Du haſt ſie ihr in's Herz gegoſſen;
Nun iſt Dein Bächlein wieder ſeicht.
Mich dünkt, anſtatt in Wäldern zu thronen,
Ließ es dem großen Herren gut,
Das arme, affenjunge Blut
Für ſeine Liebe zu belohnen.
Die Zeit wird ihr erbärmlich lang;
Sie ſteht am Fenſter, ſieht die Wolken ziehn
Ueber die alte Stadtmauer hin.
„Wenn ich ein Vög'lein wär'!“ — ſo geht ihr Geſang
Tagelang, halbe Nächte lang.
Einmal iſt ſie munter, meiſt betrübt,
Einmal recht ausgeweint,
Dann wieder ruhig, wie's ſcheint,
Und immer verliebt.

Fauſt.

Schlange! Schlange!

Mephiſtopheles (for ſich).

Gelt, daß ich Dich fange!

Fauſt.

Verruchter! Hebe Dich von hinnen,
Und nenne nicht das ſchöne Weib!
Bring' die Begier zu ihrem ſüßen Leib
Nicht wieder vor die halbverrückten Sinnen!

Mephiſtopheles.

Was ſoll es denn? Sie meint, Du ſeiſt entflohn,
Und halb und halb biſt Du es ſchon.

Fauſt.

Ich bin ihr nah; und wär' ich noch ſo fern,
Ich kann ſie nie vergeſſen, nie verlieren;

Ja, ich beneide ſchon den Leib des Herrn,
Wenn ihre Lippen ihn indeß verehren.

Mephiſtopheles.

Gar wohl, mein Freund! Ich hab' Euch oft beneidet
Um's Zwillingspaar, das unter Roſen weidet.

Fauſt.

Entfliehe, Kuppler!

Mephiſtopheles.

Schön! Ihr ſchimpft, und ich muß lachen.
Der Gott, der Bub' und Mädchen ſchuf,
Erkannte gleich den edelſten Beruf,
Auch ſelbſt Gelegenheit zu machen.
Nur fort; es iſt ein großer Jammer!
Ihr ſollt in Euers Liebchens Kammer,
Nicht etwa in den Tod.

Fauſt.

Was iſt die Himmelsfreud' in ihren Armen?
Laß mich an ihrer Bruſt erwarmen!
Fühl' ich nicht immer ihre Noth?
Bin ich der Flüchtling nicht, der Unbehauſ'te; —
Der Unmenſch ohne Zweck und Ruh,
Der, wie ein Waſſerſturz, von Felſ' zu Felſen brauſ'te,
Begierig wüthend nach dem Abgrund zu? —
Und ſeitwärts ſie, mit kindlich dumpfen Sinnen,
Im Hüttchen auf dem kleinen Alpenfeld,
Und all' ihr häusliches Beginnen
Umfangen in der kleinen Welt?
Und ich, der Gottverhaßte, hatte nicht genug,
Daß ich die Felſen faßte
Und ſie zu Trümmern ſchlug!
Sie, ihren Frieden mußt' ich untergraben!
Du, Hölle, mußteſt dieſes Opfer haben!
Hilf, Teufel, mir die Zeit der Angſt verkürzen!
Was muß geſchehn, mag's gleich geſchehn!
Mag ihr Geſchick auf mich zuſammenſtürzen
Und ſie mit mir zu Grunde gehn.

Mephiſtopheles.

Wie's wieder ſiedet, wieder glüht!
Geh' ein und tröſte ſie, Du Thor!
Wo ſo ein Köpfchen keinen Ausgang ſieht,
Stellt er ſich gleich das Ende vor.
Es lebe, wer ſich tapfer hält!
Du biſt doch ſonſt ſo ziemlich eingeteufelt.
Nichts Abgeſchmackter's fand' ich auf der Welt,
Als einen Teufel, der verzweifelt.

Gretchen's Stube.

Gretchen (am Spinnrade allein).

Meine Ruh' iſt hin,
Mein Herz iſt ſchwer;
Ich finde ſie nimmer
Und nimmermehr.

Wo ich ihn nicht hab',
Iſt mir das Grab,
Die ganze Welt
Iſt mir vergällt.

Mein armer Kopf
Iſt mir verrückt;
Mein armer Sinn
Iſt mir zerſtückt.

Meine Ruh' iſt hin,
Mein Herz iſt ſchwer;
Ich finde ſie nimmer
Und nimmermehr.

Nach ihm nur ſchau' ich
Zum Fenſter hinaus,
Nach ihm nur geh' ich
Aus dem Haus.

Sein hoher Gang,
Sein' edle Geſtalt,
Seines Mundes Lächeln,
Seiner Augen Gewalt,

Und ſeiner Rede
Zauberfluß,
Sein Händedruck,
Und ach, ſein Kuß!

Meine Ruh' iſt hin,
Mein Herz iſt ſchwer;
Ich finde ſie nimmer
Und nimmermehr.

Mein Buſen drängt
Sich nach ihm hin.
Ach, dürft' ich faſſen
Und halten ihn!

Und küſſen ihn,
Sowie ich wollt',
An ſeinen Küſſen
Vergehen ſollt'!

Marthe's Garten.

Margarethe. Fauſt.

Margarethe.

Verſprich mir, Heinrich!

Fauſt.

Was ich kann!

Margarethe.

Nun ſag', wie haſt Du's mit der Religion?
Du biſt ein herzlich guter Mann;
Allein ich glaub', Du hältſt nicht viel davon.

Fauſt.

Laß Das, mein Kind! Du fühlſt, ich bin Dir gut;
Für meine Lieben ließ' ich Leib und Blut,

Will Niemand' ſein Gefühl und ſeine Kirche rauben.

Margarethe.

Das iſt nicht recht; man muß d'ran glauben!

Fauſt.

Muß man?

Margarethe.

Ach, wenn ich Etwas auf Dich könnte!
Du ehrſt auch nicht die heil'gen Sacramente.

Fauſt.

Ich ehre ſie.

Margarethe.

Doch ohne Verlangen.
Zur Meſſe, zur Beichte biſt Du lange nicht gegangen.
Glaubſt Du an Gott?

Fauſt.

Mein Liebchen, wer darf ſagen,
Ich glaub' an Gott?
Magſt Prieſter oder Weiſe fragen,
Und ihre Antwort ſcheint nur Spott
Ueber den Fragen zu ſein.

Margarethe.

So glaubſt Du nicht?

Fauſt.

Mißhör' mich nicht, Du holdes Angeſicht!
Wer darf ihn nennen,
Und wer bekennen:
„Ich glaub' ihn"?
Wer empfinden
Und ſich unterwinden,
Zu ſagen: „Ich glaub' ihn nicht"?
Der Allumfaſſer,
Der Allerhalter,
Faßt und erhält er nicht
Dich, mich, ſich ſelbſt?
Wölbt ſich der Himmel nicht da droben?
Liegt die Erde nicht hierunten feſt?
Und ſteigen freundlich blickend
Ewige Sterne nicht herauf?
Schau' ich nicht Aug' in Auge Dir,
Und drängt nicht Alles
Nach Haupt und Herzen Dir,
Und webt in ewigem Geheimniß
Unſichtbar ſichtbar neben Dir?
Erfüll' davon Dein Herz, ſo groß es iſt;
Und wenn Du ganz in dem Gefühle ſelig biſt,
Nenn' es dann, wie Du willſt,
Nenn's Glück, Herz, Liebe, Gott;
Ich habe keinen Namen
Dafür! Gefühl iſt Alles;
Name iſt Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsglanz.

Margarethe.

Das iſt Alles recht ſchön und gut;
Ungefähr ſagt Das der Pfarrer auch,
Nur mit ein Bißchen andern Worten.

Fauſt.

Es ſagen's aller Orten
Alle Herzen unter dem himmliſchen Tage,
Jedes in ſeiner Sprache;
Warum nicht ich in der meinen?

Margarethe.

Wenn man's ſo hört, möcht's leidlich ſcheinen.
Steht aber doch immer ſchief darum;
Denn Du haſt kein Chriſtenthum.

Fauſt.

Lieb's Kind!

Margarethe.

Es thut mir lang ſchon weh',
Daß ich Dich in der Geſellſchaft ſeh'.

Fauſt.

Wie ſo?

Margarethe.

Der Menſch, den Du da bei Dir haſt,
Iſt mir in tiefer, inn'rer Seele verhaßt;
Es hat mir in meinem Leben
So Nichts einen Stich in's Herz gegeben,
Als des Menſchen widrig' Geſicht.

Fauſt.

Liebe Puppe, fürcht' ihn nicht!

Margarethe.

Seine Gegenwart bewegt mir das Blut.
Ich bin ſonſt allen Menſchen gut;
Aber, wie ich mich ſehne, Dich zu ſchauen,
Hab' ich vor dem Menſchen ein heimlich' Grauen,
Und halt' ihn für einen Schelm dazu!
Gott verzeih' mir's, wenn ich ihm Unrecht thu'!

Fauſt.

Es muß auch ſolche Käuze geben.

Margarethe.

Wollte nicht mit Seinesgleichen leben!
Kommt er einmal zur Thür herein,
Sieht er immer ſo ſpöttiſch drein
Und halb ergrimmt;
Man ſieht, daß er an Nichts einen Antheil nimmt;
Es ſteht ihm an der Stirn geſchrieben,
Daß er nicht mag eine Seele lieben.
Mir wird's ſo wohl in Deinem Arm,
So frei, ſo hingegeben warm,
Und ſeine Gegenwart ſchnürt mir das Inn're zu.

Fauſt.

Du abtrunnenſter Engel Du!

Margarethe.

Das übermannt mich ſo ſehr,
Daß, wo er nur mag zu uns treten,
Mein' ich ſogar, ich liebte Dich nicht mehr.
Auch wenn er da iſt, könnt' ich nimmer beten,
Und Das frißt mir in's Herz hinein;
Dir, Heinrich, muß es auch ſo ſein.

Fauſt.

Du haſt nun die Antipathie!

Margarethe.

Ich muß nun fort.

Fauſt.

Ach, kann ich nie
Ein Stündchen ruhig Dir am Buſen hängen,
Und Bruſt an Bruſt und Seel' in Seele drängen?

Margarethe.

Ach, wenn ich nur alleine ſchlief';
Ich ließ Dir gern heut Nacht den Riegel offen!
Doch meine Mutter ſchläft nicht tief;
Und würden wir von ihr betroffen,
Ich wär' gleich auf der Stelle todt.

Fauſt.

Du Engel; Das hat keine Noth!
Hier iſt ein Fläſchchen. Drei Tropfen nur
In ihren Trank, umhüllen
Mit tiefem Schlaf gefällig die Natur.

Margarethe.

Was thu' ich nicht um Deinetwillen?
Es wird ihr hoffentlich nicht ſchaden!

Fauſt.

Wärd' ich ſonſt, Liebchen, Dir es rathen?

Margarethe.

Seh' ich Dich, beſter Mann, nur an,
Weiß nicht, was mich nach Deinem Willen treibt;
Ich habe ſchon ſo viel für Dich gethan,
Daß mir zu thun faſt Nichts mehr übrig bleibt.
(Ab.)

Mephiſtopheles (tritt auf).

Mephiſtopheles.

Der Grobian! Iſt er weg?

Fauſt.

Haſt wieder ſpionirt?

Mephiſtopheles.

Ich hab's ausführlich wohl vernommen,
Herr Doctor wurden da catechiſirt;
Hoff', es ſoll Ihnen wohl bekommen.
Die Mädels ſind doch ſehr intereſſirt,
Ob Einer fromm und ſchlicht nach altem Brauch.
Sie denken: thut er da, folgt er uns eben auch.

Fauſt.

Du Ungeheuer; ſieht nicht ein,
Wie dieſe treue, liebe Seele,
Von ihrem Glauben voll,
Der ganz allein
Ihr ſeligmachend iſt, ſich heilig quäle,
Daß ſie den liebſten Mann verloren halten ſoll?

Mephiſtopheles.

Du überſinnlicher, ſinnlicher Freier,
Ein Mägdelein naſführet Dich.

Fauſt.

Du Spottgeburt von Dreck und Feuer!

Mephiſtopheles.

Und die Phyſiognomie verſteht ſie meiſterlich.
In meiner Gegenwart wird's ihr, ſie weiß nicht, wie;
Mein Mäskchen da weiſſagt verborg'nen Sinn;
Sie fühlt, daß ich ganz ſicher ein Genie,
Vielleicht wohl gar der Teufel bin.
Nun heute Nacht —?

Fauſt.

Was geht Dich's an?

Mephiſtopheles.

Hab' ich doch meine Freude d'ran!

Am Brunnen.

Gretchen und Lieschen
(mit Krügen).

Lieschen.

Haſt Nichts von Bärbelchen gehört?

Gretchen.

Kein Wort. Ich komm' gar wenig unter Leute.

Lieschen.

Gewiß, Sibylle ſagt' mir's heute:
Die hat ſich endlich auch bethört!
Das iſt das Vornehmthun!

Gretchen.

Wie ſo?

Lieschen.

Es ſtinkt!
Sie füttert Zwei, wenn ſie nun ißt und trinkt.

Gretchen.

Ach!

Lieschen.

So iſt's ihr endlich recht ergangen.
Wie lange hat ſie an dem Kerl gehangen!
Das war ein Spazieren,
Auf Dorf und Tanzplatz Laufen;
Mußt' überall die Erſte ſein;
Conterfeit' ihr immer mit Päckchen und Wein;
Bild't ſich was auf ihre Schönheit ein,
War doch ſo ehrlos, ſich nicht zu ſchämen,
Geſchenke von ihm anzunehmen;
War ein Gekos' und ein Geſchleck';
Da iſt denn auch das Bläschen weg!

Gretchen.

Das arme Ding!

Lieschen.

Bedauerſt ſie noch gar?
Wenn Unſereins's am Spinnen war,
Uns Nachts die Mutter nicht hinunterließ:
Stand ſie bei ihrem Buhlen ſüß;
Auf der Thürbank und im dunkeln Gang
Ward ihnen keine Stunde zu lang.
Da mag ſie denn ſich bücken nun,
Im Sündenhemdchen Kirchbuß' thun!

Gretchen.

Er nimmt ſie gewiß zu ſeiner Frau.

Lieschen.

Er wär' ein Narr! Ein flinker Jung'
Hat anderwärts noch Luft genung;
Er iſt auch fort.

Gretchen.

Das iſt nicht ſchön!

Lieschen.

Kriegt ſie ihn, ſoll's ihr übel gehn!
Das Kränzel reißen die Buben ihr,
Und Häckerling ſtreuen wir vor die Thür!
(Ab.)

Gretchen
(nach Hauſe gehend).

Wie konnt' ich nur ſo tapfer ſchmälen,
Wenn that ein armes Mägdlein fehlen!
Wie konnt' ich über And'rer Sünden
Nicht Worte g'nug der Zunge finden!
Wie ſchien mir's ſchwarz, und ſchwärzt's noch gar,
Mir's immer doch nicht ſchwarz g'nug war;
Und ſegnet' mich und that ſo groß,
Und bin nun ſelbſt der Sünde bloß!
Doch — Alles, was dazu mich trieb,
Gott! war ſo gut! ach, war ſo lieb!

Zwinger.

In der Mauerhöhle ein Andachtsbild der Mater dolorosa. Blumenkrüge davor.

Gretchen
(ſteckt friſche Blumen in die Krüge).

Ach neige,
Du Schmerzenreiche,
Dein Antlitz gnädig meiner Noth!

Das Schwert im Herzen,
Mit tauſend Schmerzen
Blickſt auf zu Deines Sohnes Tod.

Zum Vater blickſt Du,
Und Seufzer ſchickſt Du
Hinauf um ſein' und Deine Noth.

Wer fühlet,
Wie wühlet
Der Schmerz mir im Gebein?
Was mein armes Herz hier banget,
Was es zittert, was verlanget,
Weißt nur Du, nur Du allein!

Wohin ich immer gehe,
Wie weh', wie weh', wie wehe
Wird mir im Busen hier!
Ich bin, ach, kaum alleine,
Ich wein', ich wein', ich weine,
Das Herz zerbricht in mir!

Die Scherben vor meinem Fenſter
Bethaut' ich mit Thränen, ach,
Als ich am frühen Morgen
Dir dieſe Blumen brach!

Schon hell in meine Kammer
Die Sonne ſtrahlt herauf,
Saß ich in allem Jammer
In meinem Bett ſchon auf.

Hilf; rette mich von Schmach und Tod!
Ach, neige,
Du Schmerzenreiche,
Dein Antlitz gnädig meiner Noth!

Nacht.

Straße vor Gretchen's Thüre.

Valentin (Soldat, Gretchen's Bruder).

Wenn ich ſo ſaß bei einem Gelag,
Wo Mancher ſich berühmen mag,
Und die Geſellen mit den Zier
Der Mägdlein laut geprieſen vor,
Mit vollem Glas das Lob verſchwemmt,
Den Ellenbogen aufgeſtemmt
Saß ich in meiner ſichern Ruh,
Hört' all dem Schwadroniren zu,
Und ſtreiche lächelnd meinen Bart,
Und ſtrecke das volle Glas zur Hand
Und ſage: Alles nach ſeiner Art!

Aber iſt Eine im ganzen Land,
Die meiner trauten Grete gleicht,
Die meiner Schweſter das Waſſer reicht?
Tep! Tep! Klang! Klang! Das ging herum;
Die Einen ſchrieen: „Er hat Recht;
Sie iſt die Zier vom ganzen Geſchlecht!“
Da ſahen alle die Leber ſtumm.
Und nun! — um's Haar ſich auszuraufen
Und an den Wänden hinaufzulaufen! —
Mir Stichelreden, Naſenrümpfen
Soll jeder Schurke mich beſchimpfen?
Soll wie ein böſer Schuldner ſitzen,
Bei jedem Zufallswörtchen ſchwitzen?
Und möcht' ich ſie zuſammenſchmeißen,
Könnt' ich ſie doch nicht Lügner heißen!

Was kommt heran? Was ſchleicht herbei?
Irr' ich nicht, es ſind ihrer Zwei.
Iſt er's, gleich pack' ich ihn bei'm Fleck,
Soll nicht lebendig von der Stelle!

Fauſt. Mephiſtopheles.

Fauſt.

Wie von dem Fenſter dort der Sacriſtei
Aufwärts der Schein des ew'gen Lämpchens flimmert,
Und ſchwach und ſchwächer ſeitwärts dämmert,
Und Finſternis ringsum herbei:
So ſieht's in meinem Buſen nächtig!

Mephiſtopheles.

Und mir iſt's wie dem Kätzlein ſchmeichelig,
Das an den Feuerleitern ſchleicht,
Sich leiſ' dann um die Mauern ſtreicht;
Mir iſt's ganz tugendlich dabei,
Ein Diebchen Diebsgelüſt, ein Fitzchen Rammelei!
So ſpukt mir ſchon durch alle Glieder
Die herrliche Walpurgis-Nacht.
Die kommt uns übermorgen wieder;
Da weiß man doch, warum man wacht.

Fauſt.

Rückt wohl der Schatz indeſſen in die Höh',
Den ich dorthinten ſchimmern ſeh'?

Mephiſtopheles.

Du kannſt die Freude bald erleben,
Das Keſſelchen herauszuheben.
Ich ſchielte neulich ſo hinein,
Sind herrliche Löwenthaler d'rein.

Fauſt.

Nicht ein Geſchmeide, nicht ein Ring,
Meine liebe Dirne damit zu zieren?

Mephiſtopheles.

Ich ſah dabei wohl ſo ein Ding,
Als wie eine Art von Perlenſchnuren.

Fauſt.

So iſt es recht! Mir thut es weh',
Wenn ich ohne Geſchenke zu ihr geh'.

Mephiſtopheles.

Es ſollt' Euch eben nicht verdrießen,
Umſonſt auch Etwas zu genießen.
Jetzt, da der Himmel voller Sterne glüht,
Sollt Ihr ein wahres Kunſtſtück hören;
Ich ſing' ihr ein moraliſch' Lied,
Um ſie gewiſſer zu bethören.

(Singt zur Zither.)

Was machſt Du mir
Vor Liebchens Thür,
Kathrinchen, hier
Bei frühem Tagesblicke?
Laß, laß es ſein!
Er läßt Dich ein,
Als Mädchen ein,
Als Mädchen nicht zurücke.

Nehmt Euch in Acht!
Iſt es vollbracht,
Dann gute Nacht,
Ihr armen, armen Dinger!
Habt Ihr Euch lieb,
Thut keinem Dieb
Nur Nichts zu Lieb',
Als mit dem Ring am Finger.

Valentin (tritt vor).

Wen lockſt Du hier? Bei'm Element!
Vermaledeiter Katzenſänger!
Zum Teufel erſt das Inſtrument!
Zum Teufel hinterd'rein den Sänger!

Mephiſtopheles.

Die Zither iſt entzwei! An der iſt Nichts zu halten.

Valentin.

Nun ſoll es an ein Schädelſpalten!

Mephiſtopheles (zu Fauſten).

Herr Doctor, nicht gewichen! Friſch;
Hart an mich an, wie ich Euch führe!
Heraus mit Eurem Aderwitz!
Nur zugeſtoßen! Ich pariere.

Valentin.

Pariere Den!

Mephiſtopheles.

Warum denn nicht?

Valentin.

Auch Den!

Mephiſtopheles.

Gewiß!

Alonzo

Lucinden die Terzerolen gebend.

Hebt die Piſtolen auf bis an den Morgen.
Nehmet den Degen, gehet, verwahrt ihn.

Ruganino

indem er Lucinden den Degen gibt.

Liebliche Schönen, wenn ihr entwaffnet,
Laß' ich's geſchehen; aber erbarmt euch
Euers entwaffneten zärtlichen Knechts.

Lucinde geht mit den Waffen ab, Alonzo und Ruganino treten zurück und ſprechen leiſe mit einander, wie auch mit den Bedienten die ſich nach und nach im Grunde verſammeln.

Claudine für ſich.

Voller Angſt und auf und nieder
Steigt der Buſen; kaum noch halten
Mich die Glieder. Ach ich ſinke!
Meine kranke Seele flieht.

Valentin.

Ich glaub', der Teufel ſelbſt!
Was iſt denn Das? Schon wird die Hand mir lahm.

Mephiſtopheles (zu Faust'en).

Stoß zu!

Valentin (ſinkt).

O weh!

Mephiſtopheles.

Nun iſt der Lümmel zahm!
Nun aber fort! Wir müſſen gleich verſchwinden;
Denn ſchon erhebt ein mörderlich Geſchrei.
Ich weiß mich trefflich mit der Polizei,
Doch mit dem Blutbann ſchlecht mich abzufinden.

Marthe (am Fenſter).

Heraus! Heraus!

Gretchen (am Fenſter).

Herbei ein Licht!

Marthe (wie oben).

Man ſchilt und rauft, man ſchreit und ficht.

Volk.

Da liegt ſchon Einer todt!

Marthe (heraustretend).

Die Mörder, ſind ſie denn entflohn?

Gretchen (heraustretend).

Wer liegt hier?

Volk.

Deiner Mutter Sohn.

Gretchen.

Allmächtiger! Welche Noth!

Valentin.

Ich ſterbe! Das iſt bald geſagt
Und bälder noch gethan.
Was ſteht Ihr, Weiber, heult und klagt?
Kommt her und hört mich an!
(Alle treten um ihn.)
Mein Gretchen, ſieh', Du biſt noch jung,
Biſt gar noch nicht geſcheidt genung,
Machſt Deine Sachen ſchlecht.
Ich ſag' Dir's im Vertrauen nur:
Du biſt doch nun einmal eine Hur';
So ſei's auch eben recht!

Gretchen.

Mein Bruder! Gott! Was ſoll mir Das?

Valentin.

Laß unſern Herr Gott aus dem Spaß!
Geſchehn iſt leider nun geſchehn;
Und wie es gehn kann, ſo wird's gehn.
Du fingſt mit Einem heimlich an,
Bald kommen ihrer Mehr'e d'ran;
Und wenn Dich erſt ein Dutzend hat,
So hat Dich auch die ganze Stadt.
Wenn erſt die Schande wird geboren,
Wird ſie heimlich zur Welt gebracht,
Und man zieht den Schleier der Nacht
Ihr über Kopf und Ohren;
Ja, man möchte ſie gern erwürgen!
Wächſt ſie aber und macht ſich groß,
Dann geht ſie auch bei Tage bloß,
Und iſt doch nicht ſchöner geworden.
Je häßlicher wird ihr Geſicht,
Je mehr ſucht ſie des Tages Licht.
Ich ſeh' wahrhaftig ſchon die Zeit,
Daß alle braven Bürgersleut',
Wie vor einer angeſteckten Leichen,
Von Dir, Du Metze! ſeitab weichen.
Dir ſoll das Herz im Leib verzagen,
Wenn ſie Dir in die Augen ſehn;
Sollſt keine gold'ne Kette mehr tragen,
In der Kirche nicht mehr am Altar ſtehn;
In einem ſchönen Spitzenkragen
Dich nicht bei'm Tanze wohl behagen;
In eine finſt're Jammergrecken
Unter Bettler und Krüppel Dich verſtecken;
Und wenn Dir denn auch Gott verzeiht,
Auf Erden ſein verwalchelt!

Marthe.

Befehlt Ihr're Seele Gott zu Gnaden!
Wollt Ihr noch Läſt'rung auf Euch laden?

Valentin.

Könnt' ich Dir nur an den dürren Leib,
Du ſchändlich' kuppleriſches Weib!
Da hofft' ich, aber meinen Sünden
Vergebung reiches Maß zu finden.

Gretchen.

Mein Bruder! Welche Höllenpein!

Valentin.

Ich ſage, laß die Thränen ſein!
Da Du Dich ſprachſt der Ehre los,
Gabſt mir den ſchwerſten Herzensſtoß.
Ich gehe durch den Todesſchlaf
Zu Gott ein als Soldat und brav.
(Stirbt.)

Dom.

Nacht. Orgel und Gesang.

Gretchen (unter vielem Volke). Böſer Geiſt (hinter Gretchen).

Böſer Geiſt.

Wie anders, Gretchen, war Dir's,
Als Du noch voll Unſchuld
Hier zum Altar trats,

Aus dem vergitterten Nischchen
Hervor tritt,
Hull Kinderspiele,
Hull Gott im Herzen!
Gretchen!
Wo steht Dein Sinn?
In Deinem Herzen,
Welche Missethat?
Betst Du für Deiner Mutter Seele, die
Durch Dich zur langen, langen Pein hinüber-
schlief?
Auf Deiner Schwelle wessen Blut?
— Und unter Deinem Herzen
Regt sich's nicht quillend schon,
Und ängstet Dich und sich
Mit ahnungsvoller Gegenwart?

Gretchen.

Weh! Weh!
Wär' ich der Gedanken los,
Die mir herüber und hinüber gehen
Wider mich!

Chor.

Dies irae, dies illa
Solvet saeclum in favilla.*)
(Orgelton.)

Böser Geist.

Grimm fasst Dich!
Die Posaune tönt!
Die Gräber beben!
Und Dein Herz,
Aus Aschenruh,
Zu Flammenqualen
Wieder aufgeschaffen,
Bebt auf!

Gretchen.

Wär' ich hier weg!
Mir ist, als ob die Orgel mir
Den Athem versetzte,
Gesang mein Herz
Im Tiefsten löste.

Chor.

Judex ergo cum sedebit,
Quidquid latet adparebit,
Nil inultum remanebit.**)

Gretchen.

Mir wird so eng!
Der Mauern Pfeiler
Befangen mich!
Das Gewölbe
Drängt mich! — Luft!

*) Tag der Zornes, Tag der Rache,
Wo die Welt zu Asche brennt!

**) Tritt der Richter zu Gerichte,
Kommt auf's Licht, was sich verbrochen,
Und Nichts ungestraft vorübergeht.

Böser Geist.

Verbirg' Dich! Sünd' und Schande
Bleibt nicht verborgen.
Luft? Licht?
Weh' Dir!

Chor.

Quid sum miser tunc dicturus?
Quem patronum rogaturus?
Cum vix justus sit securus.*)

Böser Geist.

Ihr Antlitz wenden
Verklärte von Dir ab.
Die Hände Dir zu reichen,
Schaudert's den Reinen.
Weh'!

Chor.

Quid sum miser tunc dicturus?**)

Gretchen.

Nachbarin! Euer Fläschchen! —
(Sie fällt in Ohnmacht.)

Walpurgis-Nacht.

Harzgebirg.

Gegend von Schierke und Elend.

Faust. Mephistopheles.

Mephistopheles.

Verlangst Du nicht nach einem Besenritte?
Ich wünschte mir den allerderbsten Bock!
Auf diesem Weg sind wir noch weit vom Ziele.

Faust.

So lang ich mich noch frisch auf meinen Beinen
fühle,
Genügt mir dieser Knotenstock.
Was hilft's, den Weg verkürzt! —
Im Labyrinth der Thäler hinzuschleichen,
Dann diesen Felsen zu erklimmen,
Von dem der Quell sich ewig sprudelnd stürzt:
Das ist die Lust, die solche Pfade würzt!
Der Frühling webt schon in den Birken,
Und selbst die Fichte fühlt ihn schon;
Sollt' er nicht auch auf unsre Glieder wirken?

Mephistopheles.

Fürwahr, ich spüre Nichts davon!
Mir ist es winterlich im Leibe;

*) Ach, was soll ich Arme sagen,
Wen mir zum Beistande rufen,
Wo, wer gut, für mich [illegible]?
**) Ach, was soll ich Arme thun?
(Sie will fortlaufen.)

Ich wünschte Schutz und Trutz auf meiner Bahn.
Wie traurig steigt die unvollkommne Scheibe
Des rothen Monds mit später Gluth heran,
Und leuchtet schlecht, daß man bei jedem Schritte
Vor einen Baum, vor einen Felsen rennt!
Erlaubt, daß ich ein Irrlicht bitte!
Dort seh' ich eins, das eben lustig brennt.
He da, mein Freund! Darf ich Dich zu mir gesellen?
Was willst Du so vergebens leuchten?
Sei doch so gut und leuchte mir da hinauf!

Irrlicht.

Aus Ehrfurcht, hoff' ich, soll es mir gelingen,
Mein leichtes Naturell zu zwingen;
Nur zickzack geht gewöhnlich unser Lauf.

Mephistopheles.

Ei, ei! Erdenkt's, den Menschen nachzuahmen,
Sieht Euch nur grad', in's Teufels Namen!
Dann blas' ich Euch mein Flackerlichen aus.

Irrlicht.

Ich merke wohl, Ihr seid der Herr vom Haus,
Und will mich gern nach Euch bequemen.
Allein bedenkt: der Berg ist heute zauberisch;
Und wenn ein Irrlicht Euch die Wege weisen soll,
Ihr nicht Ihr's so genau nicht nehmen!

Faust, Mephistopheles, Irrlicht (im Wechselgesang).

In die Traum- und Zauber-Sphäre
Sind wir, scheint es, eingegangen.
Führ' uns gut und mach' Dir Ehre,
Daß wir verwörrte bald gelangen
In den weiten, öden Räumen.

Seh' die Bäume hinter Bäumen,
Wie sie schnell vorüberrücken;
Und die Klippen, die sich bücken,
Und die langen Felsennasen,
Wie sie schnarchen, wie sie blasen!

Durch die Steine, durch den Rasen
Eilet Bach und Bächlein nieder.
Hör' ich rauschen; hör' ich Lieder;
Hör' ich holde Liebesklage,
Stimmen jener Himmelstage?
Was wir hoffen, was wir lieben!
Und das Echo, wie die Sage
Alter Zeiten, hallet wieder.

Uhu! Schuhu! tönt es näher;
Kauz und Kibitz und der Häher,
Sind sie Alle noch erwachen?
Sind Das Molche durch's Gesträuche?
Lange Beine, dicke Bäuche!
Und die Wurzeln, wie die Schlangen,
Winden sich aus Fels und Sande,
Strecken wunderliche Bande,
Uns zu schrecken, uns zu fangen;
Aus belebten, derben Massen
Strecken sie Polypen-Fasern
Nach dem Wand'rer. Und die Mäuse,
Tausendfärbig, schaarenweise
Durch das Moos und durch die Heide!
Und die Leuchtwürmer fliegen
Mit gedrängten Schwebezügen,
Zum verwirrenden Geleite.

Aber sag' mir, ob wir stehen,
Oder ob wir weiter gehen?
Alles, Alles scheint zu drehen:
Fels und Bäume, die Gesichter
Schneiden, und die irren Lichter,
Die sich mehren, die sich blähen.

Mephistopheles.

Fasse wacker meinen Zipfel!
Hier ist so ein Mittelgipfel,
Wo man mit Erstaunen sieht,
Wie im Berg der Mammon glüht.

Faust.

Wie seltsam glimmert durch die Gründe
Ein morgenrothlich trüber Schein!
Und selbst bis in die tiefen Schlünde
Des Abgrunds wittert er hinein.
Da steigt ein Dampf, dort ziehen Schwaden,
Hier leuchtet Gluth aus Dunst und Flor;
Dann schleicht sie, wie ein zarter Faden,
Dann bricht sie, wie ein Quell, hervor.
Hier schlingt sie eine ganze Strecke,
Mit hundert Adern, sich durch's Thal;
Und hier, in der gedrängten Ecke,
Vereinzelt sie sich auf einmal.
Da sprühen Funken in der Nähe,
Wie ausgestreuter, gold'ner Sand.
Doch, schau! In ihrer ganzen Höhe
Entzündet sich die Felsenwand!

Mephistopheles.

Erleuchtet nicht zu diesem Feste
Herr Mammon prächtig den Palast?
Ein Glück, daß Du's gesehen hast;
Ich spüre schon die ungestümen Gäste!

Faust.

Wie tost die Windsbraut durch die Luft!
Mit welchen Schlägen trifft sie meinen Nacken!

Mephistopheles.

Du musst des Felsens alte Rippen packen;
Sonst stürzt sie Dich hinab in diesen Schlünde
Gruft.
Ein Nebel verdichtet die Nacht.
Höre, wie's durch die Wälder kracht!

Aufgescheucht fliegen die Eulen.
Hör', es splittern die Säulen
Ewig grünet Paläſte;
Gitter und Brechen der Aeſte,
Der Stämme mächtiges Dröhnen,
Der Wurzeln Knarren und Stöhnen!
Im fürchterlich verwirrenen Falle
Uebereinander krachen ſie Alle,
Und durch die übertrümmerten Klüfte
Zischen und heulen die Lüfte.
Hörſt Du Stimmen in der Höhe,
In der Ferne, in der Nähe?
Ja, den ganzen Berg entlang
Strömt ein wüthender Zaubergeſang!

Hexen (im Chor).

Die Hexen zu dem Brocken ziehn;
Die Stoppel iſt gelb, die Saat iſt grün.
Dort ſammelt ſich der große Haufe;
Herr Urian ſitzt oben auf.
So geht es über Stein und Stock;
Es ſ—t die Hexe, es ſtinkt der Bock!

Stimme.

Die alte Baubo kommt allein;
Sie reitet auf einem Mutterſchwein.

Chor.

So Ehre Dem, wem Ehre gebühret!
Frau Baubo vor und angeführet!
Ein tüchtig' Schwein und Mutter drauf,
Da ſteigt der ganze Hexenhauf'.

Stimme.

Welchen Weg kommſt Du her?

Stimme.

Ueber'n Ilſenſtein!
Da guckt' ich der Eule in's Neſt hinein;
Die macht ein Paar Augen!

Stimme.

O, fahre gar Hölle!
Was reitſt Du ſo ſchnelle!

Stimme.

Mich hat ſie geſchunden;
Da ſieh' nur die Wunden!

Hexen (Chor).

Der Weg iſt breit, der Weg iſt lang;
Was iſt Das für ein toller Drang?
Die Gabel ſticht, der Beſen kratzt,
Das Kind erſtickt, die Mutter platzt.

Hexenmeiſter (halber Chor).

Wir ſchleichen, wie die Schnecke im Haus,
Die Weiber alle ſind voraus;
Denn, geht es zu des Böſen Haus,
Das Weib hat tauſend Schritt' voraus.

Andere Hälfte.

Wir nehmen Das nicht ſo genau;
Mit tauſend Schritten macht's die Frau;
Doch, wie ſie auch ſich eilen kann,
Mit einem Sprunge macht's der Mann.

Stimme (oben).

Kommt mit, kommt mit, vom Felſenreine!

Stimmen (von unten).

Wir möchten gerne mit in die Höh'.
Wir waſchen, und blank ſind wir ganz und gar,
Aber auch ewig unfruchtbar.

Beide Chöre.

Es ſchweigt der Wind, es ſticht der Stern,
Der trübe Mond verbirgt ſich gern.
Im Sauſen ſprüht das Zauber-Chor
Viel tauſend Feuerfunken hervor.

Stimme (von unten).

Halte! Halte!

Stimme (von oben).

Wer ruft da aus der Felſenſpalte?

Stimme (unten).

Nehmt mich mit! Nehmt mich mit!
Ich ſteige ſchon dreihundert Jahr',
Und kann den Gipfel nicht erreichen;
Ich wäre gern bei Meinesgleichen.

Beide Chöre.

Es trägt der Beſen, trägt der Stock,
Die Miſtel trägt, es trägt der Bock;
Wer heute ſich nicht heben kann,
Iſt ewig ein verlor'ner Mann.

Halbhexe (unten).

Ich tripple nach, ſo lange Zeit;
Wie ſind die Andern ſchon ſo weit!
Ich hab' zu Hauſe keine Ruh',
Und komme hier doch nicht dazu.

Chor der Hexen.

Die Salbe gibt den Hexen Muth,
Ein Lumpen iſt zum Segel gut,
Ein gutes Schiff iſt jeder Trog;
Der fliegt nie, der heut nicht flog.

Beide Chöre.

Und wenn wir um den Gipfel ziehn,
So ſtreichet an dem Boden hin,
Und deckt die Heide weit und breit
Mit Eurem Schwarm der Hexenheit.
(Sie laſſen ſich nieder.)

Mephiſtopheles.

Das drängt und ſtößt; Das rauſcht und klappert!
Das zischt und quirlt; Das zieht und plappert!
Das leuchtet, ſprüht und ſtinkt und brennt,
Ein wahres Hexen-Element!
Nur feſt an mir; ſonſt biſt du gleich getrennt!
Wo biſt Du?

Fauſt (in der Ferne).

Hier!

Mephiſtopheles.

Was! Dort ſchon hingetrieben!
Da werd' ich Hausrecht brauchen müſſen.
Platz! Junker Voland kommt! Platz! Pöbel, Platz!
Hier, Doctor, faſſe mich! Und nun, in einem Satz,
Laß uns aus dem Gedräng' entweichen;
Es iſt zu toll, ſogar für Meinesgleichen.
Dort neben leuchtet was mit ganz beſonderem Schein;
Es zieht mich was nach jenen Sträuchen.
Komm', komm! Wir ſchlüpfen da hinein.

Fauſt.

Du Geiſt des Widerſpruchs! Nur zu! Du magſt mich führen.
Ich denke doch, Das war recht klug gemacht:
Zum Brocken wandeln wir in der Walpurgis-Nacht,
Um uns beliebig nun hierſelbſt zu iſoliren.

Mephiſtopheles.

Da ſieh' nur, welche bunten Flammen!
Es iſt ein munter Volk beiſammen.
Im Kleinen iſt man nicht allein.

Fauſt.

Doch droben möcht' ich lieber ſein!
Schon ſeh' ich Glut und Wirbelrauch.
Dort ſtrömt die Menge zu dem Böſen;
Da muß ſich manches Räthſel löſen.

Mephiſtopheles.

Doch manches Räthſel knüpft ſich auch.
Laß Du die große Welt nur ſauſen;
Wir wollen hier im Stillen hauſen.
Es iſt doch lange hergebracht,
Daß in der großen Welt man kleine Welten macht.
Da ſeh' ich junge Hexchen, nackt und bloß,
Und alte, die ſich klug verhüllen.
Seid freundlich, nur um meinetwillen;
Die Müh' iſt klein, der Spaß iſt groß.
Ich höre was von Inſtrumenten tönen!
Verfluchtes Geſchnarr! Man muß ſich d'ran gewöhnen.
Komm' mit, komm' mit! Es kann nicht anders ſein;
Ich tret' heran und führe Dich herein,
Und ich verbinde Dich auf's Neue.
Was ſagſt Du, Freund? Das iſt kein kleiner Raum.
Da ſieh' nur hin! Du ſiehſt das Ende kaum.
Ein Hundert Feuer brennen in der Reihe;
Man tanzt, man ſchwatzt, man kocht, man trinkt, man liebt;
Nun ſage mir, wo es was Beſſer's gibt?

Fauſt.

Willſt Du Dich nun, um uns hier einzuführen,
Als Zauberer oder Teufel produziren?

Mephiſtopheles.

Zwar bin ich ſehr gewohnt, incognito zu gehn;
Doch läßt am Gala-Tag man ſeinen Orden ſehn.
Ein Knieband zeichnet mich nicht aus;
Doch iſt der Pferdefuß hier ehrenvoll zu Haus.
Siehſt Du die Schnecke da? Sie kommt herangekrochen;
Mit ihrem taſtenden Geſicht
Hat ſie mir ſchon was abgerochen.
Wenn ich auch will, verläugn' ich hier mich nicht.
Komm' nur! Von Feuer gehen wir zu Feuer;
Ich bin der Werber, und Du biſt der Freier.

(Zu Einigen, die sich gelagert haben.)

Ihr alten Herr'n, was macht Ihr hier am Ende?
Ich lobt' Euch, wenn ich Euch beſitzt in der Mitte ſtände,
Von Saus umgirrt und Jugendbrauſ';
Genug, allein iſt Jeder ja zu Hauſ.

General.

Wer mag auf Nationen trauen.
Man habe noch ſo viel für ſie gethan!
Denn bei dem Volk, wie bei den Frauen,
Steht immerfort die Jugend oben an.

Miniſter.

Jetzt iſt man von dem Rechten abgewandt;
Ich lobe mir die guten Alten;
Denn freilich, da wir Alles galten,
Da war die rechte, gold'ne Zeit.

Parvenü.

Wir waren wahrlich auch nicht dumm,
Und thaten oft, was wir nicht ſollten;
Doch jetzo kehrt ſich Alles um und um,
Und eben, da wir's feſt erhalten wollten.

Autor.

Wer mag wohl überhaupt jetzt eine Schrift
Von mäßig kurzem Inhalt leſen!
Und was das liebe, junge Volk betrifft,
Das iſt noch nie ſo naſeweis geweſen.

Mephiſtopheles

(der auf einmal ſehr alt erſcheint).

Zum jüngſten Tag ſeh' ich das Volk gereift,
Da ich zum letzten Mal den Hexenberg er-
ſteige.
Und, weil mein Fäßchen trübe läuft,
So iſt die Welt auch auf der Neige.

Trödelhexe.

Ihr Herren, geht nicht ſo vorbei!
Laßt die Gelegenheit nicht fahren!
Reichhaltig blickt nach meinen Waaren;
Es ſteht dahier gar Mancherlei.
Und doch iſt Nichts in meinem Laden,
Dem keiner auf der Erde gleicht,
Das nicht ein Mal zum ſchlimmen Schaden
Der Menſchen und der Welt gereicht.
Kein Dolch iſt hier, von dem nicht Blut ge-
floſſen;
Kein Kelch, aus dem ſich nicht, in ganz geſun-
den Leib,
Verzehrend heißes Gift ergoſſen;
Kein Schmuck, der nicht ein liebenswürdig' Weib
Verführt; kein Schwert, das nicht den Bund gebrochen,
Nicht etwa hinterrücks den Gegenmann durchſtochen.

Mephiſtopheles.

Frau Muhme! Sie verſteht wie ſchlecht die Zeiten:
Gethan, geſchehn! Geſchehn, gethan!
Verlieg Sie ſich auf Neuigkeiten!
Nur Neuigkeiten ziehn mich an.

Fauſt.

Daß ich mich nur nicht ſelbſt vergeſſe!
Heiß ich mir Dich doch eine Meſſe!

Mephiſtopheles.

Der ganze Strudel ſtrebt nach oben;
Du glaubſt, zu ſchieben, und Du wirſt geſchoben.

Fauſt.

Wer iſt denn Das?

Mephiſtopheles.

Betrachte ſie genau!
Lilith iſt Das.

Fauſt.

Wer?

Mephiſtopheles.

Adam's erſte Frau.
Nimm Dich in Acht vor ihren ſchönen Haaren,
Vor dieſem Schmuck, mit dem ſie einzig prangt.
Wenn ſie damit den jungen Mann erlangt,
So läßt ſie ihn ſobald nicht wieder fahren.

Fauſt.

Da ſitzen Zwei, die Alte mit der Jungen;
Die haben ſchon was Rechts's geſprungen!

Mephiſtopheles.

Das hat nun heute keine Ruh.
Es geht zum neuen Tanz. Nun komm, wir
greifen zu!

Fauſt (mit der Jungen tanzend).

Einſt hatt' ich einen ſchönen Traum:
Da ſah ich einen Apfelbaum;
Zwei ſchöne Aepfel glänzten d'ran;
Sie reizten mich, ich ſtieg hinan.

Die Schöne.

Der Aepfelchen begehrt Ihr ſehr,
Und ſchon vom Paradieſe her.
Von Freuden fühl' ich mich bewegt,
Daß auch mein Garten ſolche trägt.

Mephiſtopheles (mit der Alten).

Einſt hatt' ich einen wüſten Traum:
Da ſah' ich einen geſpalt'nen Baum,
Der hatt' ein — — —;
So — es war, gefiel mir's doch.

Die Alte.

Ich biete meinen beſten Gruß
Dem Ritter mit dem Pferdefuß;
Hält er einen — — bereit,
Wenn er — — — nicht ſcheut.

Prectophantasmiſt.

Verfluchtes Volk! Was unterſteht Ihr Euch?
Hat man Euch lange nicht bewieſen,
Ein Geiſt geht nie auf erdenklichen Füßen?
Nun tanzt Ihr gar, und andern Menſchen
gleich!

Die Schöne (tanzend).

Was will denn Der auf unſerm Ball?

Fauſt (tanzend).

Ei, Der iſt eben überall!
Was Andre tanzen, muß er tadeln.
Kann er nicht jeden Schritt beſchwatzen,
So iſt der Schritt ſo gut, als nicht geſchehn.
Am Meiſten ärgert ihn, ſobald wir vorwärts
gehn.
Wenn Ihr Euch ſo im Kreiſe drehen wolltet,
Wie er's in ſeiner alten Mühle thut,
Das hieß er allenfalls noch gut.
Beſonders, wenn Ihr ihn darum begrüßen ſolltet.

Proctophantasmist.

Ihr seid noch immer da! Nein, Das ist unerhört!
Verschwindet doch! Wir haben Euch ja aufgeklärt;
Das Teufelspack, es fragt nach keiner Regel!
Wir sind so klug, und dennoch spukt's im Kegel.
Wie lange hab' ich nicht am Wahn hinausgekehrt!
Und nie wird's rein: Das ist doch unerhört!

Die Schlange.

Es hört doch auf, uns hier zu chansoniren!

Proctophantasmist.

Ich sag's Euch Geistern in's Gesicht,
Den Geister-Despotismus leid' ich nicht;
Mein Geist kann ihn nicht exerciren.
(Es wird fortgesetzt.)
Hext, seh' ich, will mir Nichts gelingen;
Doch einer Arzte sehn' ich immer mich,
Und hoffe noch, vor meinem letzten Schritt,
Die Teufel und die Dichter zu bezwingen.

Mephistopheles.

Er wird sich gleich in eine Pfütze legen,
Das ist die Art, wie er sich purgiret,
Und wenn Blutegel sich an seinem Steiß ergetzen,
Ist er von Geistern und von Geist curirt.
(Zu Faust'en, der aus dem Tanz getreten ist.)
Was hältst Du hat schöne Mädchen fahren,
Das Dir zum Tanz so lieblich sang?

Faust.

Ah! Mitten im Gesange sprang
Ein rothes Mäuschen ihr aus dem Munde.

Mephistopheles.

Das ist was Rechts! Das nimmt man nicht genau,
Genug, die Maus war doch nicht grau.
Wer fragt darnach in einer Schäferstunde?

Faust.

Dann sah ich —

Mephistopheles.

Was?

Faust.

Mephisto, siehst Du dort
Ein blasses, schönes Kind allein und ferne stehen?
Sie schleicht sich langsam aus dem Ort,
Sie scheint mit gefesselten Füßen zu gehen.
Ich muß bekennen, daß mir dünkt,
Daß sie dem guten Gretchen gleicht.

Mephistopheles.

Laß Das nur stehn! Dabei wird's Niemand wohl;
Es ist ein Zauberbild, ist lebloß, ein Idol.
Ihm zu begegnen, ist nicht gut;
Vom starren Blick erstarrt des Menschen Blut,
Und er wird fast in Stein verkehrt;
Von der Medusa hast Du ja gehört.

Faust.

Fürwahr! Es sind die Augen einer Todten,
Die eine liebende Hand nicht schloß.
Das ist die Brust, die Gretchen mir geboten,
Das ist der süße Leib, den ich genoß.

Mephistopheles.

Das ist die Zauberei, Du leicht verführter Thor!
Denn Jedem kommt sie wie sein Liebchen vor.

Faust.

Welch' eine Wonne! Welch ein Leiden!
Ich kann von diesem Blick nicht scheiden.
Wie sonderbar muß diesen schönen Hals
Ein einzig, rothes Schnürchen schmücken,
Nicht breiter, als ein Messerrücken!

Mephistopheles.

Ganz recht! Ich seh' es ebenfalls.
Sie kann das Haupt auch unter'm Arme tragen,
Denn Perseus hat's ihr abgeschlagen. —
Nur immer diese Lust zum Wahn!
Komm' doch das Hügelchen heran;
Hier ist's so lustig, wie im Prater;
Und hat man mir's nicht angethan,
So seh' ich wahrlich ein Theater.
Was gibt's denn da?

Servibilis.

Gleich fängt man wieder an.
Ein neues Stück, das letzte Stück von sieben;
Soviel zu geben, ist allhier der Brauch.
Ein Dilettant hat es geschrieben,
Und Dilettanten spielen's auch.
Verzeiht, Ihr Herr'n, wenn ich verschwinde:
Mich dilettirt's, den Vorhang aufzuziehn.

Mephistopheles.

Wenn ich Euch auf dem Blocksberg finde,
Das sind' ich gut; denn da gehört Ihr hin.

Walpurgis-Nachtstraum,

oder

Oberon's und Titania's gold'ne Hochzeit.

Intermezzo.

Theater-Meister.

Heute ruhen wir einmal,
Nieding's mach're Sehne.
Alter Berg und feuchtes Thal,
Das ist die ganze Scene!

Herold.

Daß die Hochzeit golden sei,
Seit'n fünfzig Jahr sein vorüber;
Aber ist der Streit vorbei,
Das golden ist mir lieber.

Oberon.

Seid Ihr Geister, wo ich bin:
So zeigt's in vieren Stunden;
König und die Königin,
Sie sind auf's Neu' verbunden.

Puck.

Kommt der Puck und dreht sich quer
Und schleift den Fuß im Reihen;
Hundert kommen hinterher,
Sich auch mit ihm zu freuen.

Ariel.

Ariel bewegt den Sang
In himmlisch reinen Tönen;
Viele Trugen lockt sein Klang,
Doch lockt er auch die Schönen.

Oberon.

Gatten, die sich vertragen wollen,
Lernen's von uns Beiden!
Wenn sich Zwei lieben sollen,
Braucht man sie nur zu scheiden.

Titania.

Schmollt der Mann und grillt die Frau,
So sucht sie nur behende,
Führt mir nach dem Mittag sie
Und ihn an Nordens Ende.

Orchester Tutti.

Fliegenschnauz' und Mückennas'
Mit ihren Anverwandten,
Frosch im Laub und Grill' im Gras:
Das sind die Musikanten!

Solo.

Seht, da kommt der Dudelsack;
Es ist die Seifenblase.
Hört den Schnedrichschnedrichschnack
Durch seine dumpfe Nase!

Geist, der sich erst bildet.

Spinnenfuß und Krottenbauch
Und Flügelchen dem Wichtchen!
Zwar ein Thierchen gibt es nicht,
Doch gibt es ein Gedichtchen.

Ein Pärchen.

Kleiner Schritt und hoher Sprung
Durch Honigthau und Düfte;
Zwar Du trippelst mit genung,
Doch geht's nicht in die Lüfte.

Neugieriger Reisender.

Ist Das nicht Maskenball-Scene?
Seh ich den Augen trauen:
Oberon, den schönen Gott,
Auch heute hier zu schauen?

Ortheber.

Keine Klauen, keinen Schwanz!
Doch bleibt es außer Zweifel:
Sowie die Götter Griechenlands,
So ist auch er ein Teufel.

Nordischer Künstler.

Was ich ergreife, Das ist heut
Fürwahr nur skizzenweise;
Doch ich bereite mich bei Zeit'
Zur Italien'schen Reise.

Purist.

Ach! Mein Unglück führt mich her:
Hier wird nicht hier gelodert!
Und von dem ganzen Hexenheer
Sind Zwei nur gezodert.

Junge Hexe.

Der Bock ist, sowie der Ned,
Für alt' und graue Weiber.
Drum lig' ich nackt auf meinem Bock
Und zeig' ein derbes Leibchen.

Matrone.

Wir haben zwiel Lebensart,
Um hier mit Euch zu maulen;
Doch hoff' ich, jetzt Ihr jung und zart,
Sowie Ihr ſeid, verſtauben.

Capell-Meiſter.

Fliegenſcheuch' und Mückenoel,
Umſchwärmt mir nicht die Nacken!
Freich im Land und Steif im Grad:
So bleibt doch auch im Takte!

Windfahne.

(Nach der einen Seite.)

Geſellſchaft, wie man wünſchen kann!
Wahrhaftig, lauter Bräute,
Und Junggeſellen, Mann für Mann,
Die hoffnungsvollſten Leute.

Windfahne.

(Nach der andern Seite.)

Und that ſich nicht der Boden auf,
Sie Alle zu verſchlingen,
So will ich mit behendem Lauf
Gleich in die Hölle ſpringen.

Xenien.

Als Inſecten ſind wir da,
Mit kleinen, ſcharfen Schecren,
Satan, unſern Herrn Papa,
Nach Würden zu verehren.

Hennings.

Seht, wie ſie in gedrängter Schaar
Nun zuſammen ſcherzen!
Am Ende ſagen ſie noch gar,
Sie hätten gute Herzen.

Mufaget.

Ich mag in dieſem Herrenhort
Mich gar zu gern verlieren;
Denn ereulich, dieſe wohl' ich ehren,
Als Muſen, anzuführen.

Ci-devant, Genius der Zeit.

Mit rechten Leuten wird man was.
Komm', faſſe meinen Zipfel!
Der Blocksberg, wie der Deutſche Parnaß
Hat gar einen breiten Gipfel.

Neugieriger Reiſender.

Sagt, wie heißt der weiſe Mann?
Er geht mit ſtarken Schritten;
Er ſchnuppert, was er ſchnuppern kann:
Er ſpürt nach Jeſuiten.

Kranich.

In dem Klaren mag ich gern
Und auch im Trüben fiſchen;
Darum ſeht Ihr den frommen Herrn
Sich auch mit Teufeln miſchen.

Weltkind.

Ja, für die Frommen, glaubt mir,
Iſt Alles ein Vehikel;
Sie bilden auf dem Blocksberg hier
Gar manches Cenvenikel.

Tänzer.

Da kommt ja wohl ein neues Chor?
Ich höre ferne Trommeln.
Nur ungeſtört! Es ſind im Rohr
Die unſeren Dommeln.

Tanzmeiſter.

Wie Jeder doch die Beine ſetzt,
Sich, wie er kann, herausputzt!
Der Fromme ſpringt, der Plumpe hopſt,
Und fragt nicht, wie es ausſieht.

Fideler.

Das haßt ſich ſchwer, das Pumpengack,
Und gibt ſich gern das Anſehen,
Es ſei für hier der Dudelſack,
Wie Orpheus Leier die Beſten.

Dogmatiker.

Ich laße mich nicht irre ſchreien,
Nicht durch Critik noch Zweifel.
Der Teufel muß doch Etwas ſein;
Wie gibt's denn ſonſt auch Teufel?

Idealiſt.

Die Phantaſie in meinem Sinn
Iſt dieß Mal gar zu herriſch.
Fürwahr, wenn ich Das Alles bin,
So bin ich heute närriſch!

Realiſt.

Das Weſen iſt mir recht zur Qual
Und macht mich faſt verdrießen;
Ich ſehe hier zum erſten Mal
Nicht feſt auf meinen Füßen.

Supernaturaliſt.

Mit viel Vergnügen bin ich da
Und freue mich mit Denen;
Denn von den Teufeln kann ich ja
Auf gute Geiſter ſchließen.

Skeptiker.

Sie gehn den Flämmchen auf der Spur,
Und glaub'n ſich nah dem Schatze.
Auf Teufel reimt der Zweifel nur;
Da bin ich recht am Platze.

Capell-Meiſter.

Freich im Land und Steif im Grad,
Verfluchte Dilettanten!
Fliegenſcheuch' und Mückenoel,
Ihr ſeid doch Muſikanten!

Die Gewandten.

Sanssouci, so heißt das Heer
Von lustigen Geschöpfen;
Auf den Füßen geht's nicht mehr,
Drum gehn wir auf den Köpfen.

Die Unbehülflichen.

Spaß haben wir manchen Bissen erschnappt,
Nun aber Gott befohlen!
Unsere Schuhe sind durchgetanzt,
Wir laufen auf nackten Sohlen.

Irrlichter.

Von dem Sumpfe kommen wir,
Woraus wir erst entstanden;
Doch sind wir gleich im Reihen hier
Die glänzenden Galanten.

Sternschnuppe.

Aus der Höhe schoß ich her
Im Stern- und Feuerscheine,
Liege nun im Grase quer:
Wer hilft mir auf die Beine?

Die Massiven.

Platz und Platz! Und ringsherum!
So gehn die Geistchen nieder:
Geister kommen, Geister auch,
Sie haben plumpe Glieder.

Puck.

Tretet nicht so mastig auf,
Wie Elephanten-Kälber,
Und der Plumpste an diesem Tag
Sei Puck, der Derbe, selber.

Ariel.

Gab die liebende Natur,
Gab der Geist Euch Flügel,
Folget meiner leichten Spur,
Auf, zum Rosenhügel!

Orchester.

Pianissimo.

Wolkenzug und Nebelflor
Erhellen sich von oben.
Luft im Laub und Wind im Rohr,
Und Alles ist zerstoben.

Erster Gesang.

Faust. Mephistopheles.

Faust.

Im Elend! Verzweifelnd! Erbärmlich auf der Erde lange verirrt und nun gefangen! Als Missethäterin im Kerker zu entsetzlichen Qualen eingesperrt, das holde, unselige Geschöpf! Bis dahin! dahin! — Verrätherischer, nichtswürdiger Geist; und Das hast Du mir verheimlicht! — Steh' nur, steh'! Wälze die teuflischen Augen ingrimmend im Kopf herum! Steh' und trotze mir durch Deine unerträgliche Gegenwart! — Gefangen! Im unwiederbringlichen Elend! Den Geistern übergeben und der richtenden, gefühllosen Menschheit! Und mich wiegst Du indeß in abgeschmackten Zerstreuungen, verbirgst mir ihren wachsenden Jammer und lässest sie hülflos verderben!

Mephistopheles.

Sie ist die Erste nicht.

Faust.

Hund! Abscheuliches Unthier! — Wandle ihn, Du unendlicher Geist! Wandle den Wurm wieder in seine Hundsgestalt, wie er sich oft nächtlicher Weise gefiel, vor mir herzutrotten, dem harmlosen Wanderer vor die Füße zu kollern und sich dem Niederstürzenden auf die Schultern zu hängen. Wandl' ihn wieder in seine Lieblingsbildung, daß er vor mir im Sand auf dem Bauch krieche, ich ihn mit Füße trete, den Verwor'nen! — Die Erste nicht! — Jammer! Jammer, von keiner Menschenseel zu fassen, daß mehr als ein Geschöpf in d Tiefe dieses Elendes versank, daß nicht d erste genugthat für die Schuld aller übrige in seiner windenden Todesnoth vor den Aug der ewig Verzeihenden! Mir wühlt es Mar und Leben durch, das Elend dieser Einzigen Du grinsest gelassen über das Schicksal v Tausenden hin!

Mephistopheles.

Nun sind wir schon wieder an der Grenz unsers Witzes, da, wo Euch Menschen de Sinn überschnappt. Warum machst Du Ge meinschaft mit uns, wenn Du sie nicht durc führen kannst? Willst fliegen und bist vor Schwindel nicht sicher? Drangen wir uns D auf oder Du Dich uns?

Faust.

Fletsche Deine gefräßigen Zähne mir nic so entgegen! Mir ekelt's! — Großer, herr licher Geist, der Du mir zu erscheinen würdig test, der Du mein Herz kennest und meine Seele: warum an den Schandgesellen mich schmieden, der sich am Schaden weidet und a Verderben sich letzt?

Mephistopheles.

Endigst Du?

Lucinde,

die wieder hereinkommt und zu Claudinen tritt.

Nein gewiß, du siehst ihn wieder:
Ach ich theile deine Schmerzen.

Bey Seite, heimlich nach Rugantino sich umsehend.

Ach daß ich ihn gleich verliere!
Wenn ihm nur kein Leid's geschiehe!

Rugantino

zwischen beyde hineintretend.

Trauet nur! Er kommt euch wieder.
Ja, wir schaffen den Geliebten.

Heimlich zu Lucinden.

Ach, ich bin im Paradiese,
Wenn dein Auge freundlich sieht.

Zu drey, jedes für sich.

Claudine.

Ach schon decken mich die Wogen!
Nein! Wer hilft — wer tröstet mich?

Faust.

Rette Sie, oder weh' Dir! Den gräßlichsten Fluch über Dich auf Jahrtausende!

Mephistopheles.

Ich kann die Bande des Rächers nicht lösen, seine Riegel nicht öffnen. — Rette Sie! — Wer war's, der sie in's Verderben stürzte? Ich oder Du?

Faust (blickt wild umher).

Mephistopheles.

Greift Du nach dem Donner? Wohl, daß er Euch elenden Sterblichen nicht gegeben ward! Den unschuldig Entgegnenden zu zerschmettern, Das ist so Tyrannen-Art, sich in Verlegenheiten Luft zu machen.

Faust.

Bringe mich hin! Sie soll frei sein!

Mephistopheles.

Und die Gefahr, der Du Dich aussetzest? — Wisse, noch liegt auf der Stadt Blutschuld von Deiner Hand. Ueber des Erschlagenen Stätte schweben rächende Geister und lauern auf den wiederkehrenden Mörder.

Faust.

Noch Das von Dir? Mord und Tod einer Welt über Dich, Ungeheuer! Führe mich hin, sag ich, und befreie sie!

Mephistopheles.

Ich führe Dich, und was ich thun kann, höre! Habe ich alle Macht im Himmel und auf Erden? Des Thürmers Sinne will ich umnebeln; bemächtige Dich der Schlüssel und führe sie heraus mit Menschenhand. Ich wache! Die Zauberpferde sind bereit, ich entführe Euch. Das vermag ich.

Faust.

Auf, und davon!

Nacht. Offen Feld.

Faust. Mephistopheles
(auf schwarzen Pferden heranrauschend).

Faust.

Was weben Die dort um den Rabenstein?

Mephistopheles.

Weiß nicht, was sie kochen und schaffen.

Faust.

Schweben auf, schweben ab, neigen sich, beugen sich.

Mephistopheles.

Eine Hexengesellschaft.

Faust.

Sie streuen und weihen.

Mephistopheles.

Vorbei! Vorbei!

Kerker.

Faust
(mit einem Bund Schlüssel und einer Lampe vor einem eisernen Thürchen).

Mich faßt ein längst entwohnter Schauer,
Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an.
Hier wohnt sie, hinter dieser feuchten Mauer,
Und ihr Verbrechen war ein guter Wahn!
Du zauderst, zu ihr zu gehen!
Du fürchtest, sie wieder zu sehen!
Fort! Dein Zagen zögert den Tod heran.

(Er ergreift das Schloß. Es singt inwendig.)

Meine Mutter, die Hur',
Die mich umgebracht hat!
Mein Vater, der Schelm,
Der mich gefressen hat!
Meine Schwesterlein klein
Hub auf die Bein',
An einem kühlen Ort;
Da ward ich ein schönes Waldvögelein,
Fliege fort, fliege fort!

Faust (aufschließend).

Sie ahnet nicht, daß der Geliebte lauscht,
Die Ketten klirren hört, das Stroh, das rauscht.

(Er tritt ein.)

Margarethe (sich auf dem Lager verbergend).

Weh! Weh! Sie kommen. Bitt'rer Tod!

Faust (leise).

Still! Still! Ich komme, Dich zu befreien.

Margarethe (sich vor ihn niederwerfend).

Bist Du ein Mensch, so fühle meine Not!

Faust.

Du wirst die Wächter aus dem Schlafe schrecken!

(Er faßt die Ketten, sie aufzuschließen.)

Margarethe (auf den Knien).

Wer hat Dir, Henker, diese Macht
Ueber mich gegeben?
Du holst mich schon um Mitternacht.
Erbarme Dich und laß mich leben!
Ist's morgen früh' nicht zeitig genug?

(Sie steht auf.)

Bin ich doch noch ſo jung, ſo jung!
Und ſoll ſchon ſterben!
Schön war ich auch, und Das war mein Verderben.
Nah' war der Freund, nun iſt er weit;
Zerriſſen liegt der Kranz, die Blumen zerſtreut.
Faſſe mich nicht ſo gewaltſam an!
Schone mich! Was hab' ich Dir gethan?
Laß mich nicht vergebens flehen;
Hab' ich Dich doch mein Tage nicht geſehen!

Fauſt.

Werd' ich den Jammer überſtehen!

Margarethe.

Ich bin nun ganz in Deiner Macht.
Laß mich nur erſt das Kind noch tränken.
Ich herzt' es viele ganze Nacht;
Sie nahmen mir's, um mich zu kränken,
Und ſagen nun, ich hätt' es umgebracht.
Und niemals werd' ich wieder froh.
Sie ſingen Lieder auf mich; es iſt bös von den Leuten!
Ein altes Märchen endigt ſo;
Wer heißt ſie's deuten!

Fauſt (wirft ſich nieder).

Ein Liebender liegt Dir zu Füßen,
Die Jammerknechtſchaft aufzuſchließen.

Margarethe (wirft ſich zu ihm).

O, laß uns knien, die Heil'gen anzurufen!
Sieh, unter dieſen Stufen,
Unter der Schwelle
Siedet die Hölle!
Der Böſe,
Mit furchtbarem Grimme,
Macht ein Getöſe!

Fauſt (laut).

Gretchen! Gretchen!

Margarethe (aufmerkſam).

Das war des Freundes Stimme!
(Sie ſpringt auf. Die Ketten fallen ab.)
Wo iſt er? Ich hab' ihn rufen hören.
Ich bin frei! Mir ſoll Niemand wehren.
An ſeinen Hals will ich fliegen,
An ſeinem Buſen liegen!
Er rief: Gretchen! Er ſtand auf der Schwelle.
Mitten durch's Heulen und Klappen der Hölle,
Durch den grimmigen, teufliſchen Hohn,
Erkannt' ich den ſüßen, den liebenden Ton.

Fauſt.

Ich bin's!

Margarethe.

Du biſt's? O, ſag' es noch ein Mal!
(Ihn faſſend.)
Er iſt's! Er iſt's! Wohin iſt alle Qual?
Wohin die Angſt des Kerkers, der Ketten?
Du biſt's, kommſt, mich zu retten!
Ich bin gerettet! —
Schon iſt die Straße wieder da,
Auf der ich Dich zum erſten Male ſah,
Und der heitere Garten,
Wo ich und Marthe Deiner warten.

Fauſt (fortſtrebend).

Komm' mit! Komm' mit!

Margarethe.

O, weile!
Weil ich doch ſo gern, wo Du weileſt.
(Liebkoſend.)

Fauſt.

Eile!
Wenn Du nicht eilſt,
Werden wir's theuer büßen müſſen.

Margarethe.

Wie! Du kannſt nicht mehr küſſen?
Mein Freund! — ſo kurz von mir entfernt,
Und haſt's Küſſen verlernt?
Warum wird mir an Deinem Halſe ſo bang;
Wenn ſonſt von Deinen Worten, Deinen Blicken
Ein ganzer Himmel mich überdrang,
Und Du mich küßteſt, als wollteſt Du mich erſticken?
Küſſe mich!
Sonſt küſſ' ich Dich!
(Sie umfaßt ihn.)
O, weh! Deine Lippen ſind kalt,
Sind ſtumm.
Wo iſt Dein Lieben
Geblieben?
Wer brachte mich d'rum?
(Sie wendet ſich von ihm.)

Fauſt.

Komm! Folge mir! Liebchen, faſſe Muth!
Ich herze Dich mit tauſendfacher Gluth;
Nur folge mir! Ich bitte Dich nur Dieß!

Margarethe (zu ihm gewendet).

Und biſt Du's denn? Und biſt Du's auch gewiß?

Fauſt.

Ich bin's! Komm' mit!

Margarethe.

Du machſt die Feſſeln los,
Nimmſt wieder mich in Deinen Schooß.
Wie kommt es, daß Du Dich vor mir nicht ſcheu'ſt? —
Und weißt Du denn, mein Freund, wen Du befreiſt?

Fauſt.

Komm', komm'! Schon weicht die tiefe Nacht.

Margarethe.

Meine Mutter hab' ich umgebracht;
Mein Kind hab' ich ertränkt.
War es nicht Dir und mir geſchenkt?
Dir auch — Du biſt's! Ich glaub' es kaum.
Gib Deine Hand! Es iſt kein Traum!
Deine liebe Hand! Ach, aber ſie iſt feucht!
Wiſche ſie ab! Wie mich dünkt,
Iſt Blut d'ran.
Ach, Gott! Was haſt Du gethan?
Stecke den Degen ein;
Ich bitte Dich d'rum.

Fauſt.

Laß das Vergang'ne vergangen ſein!
Du bringſt mich um.

Margarethe.

Nein, Du mußt übrig bleiben!
Ich will Dir die Gräber beſchreiben,
Für die mußt Du ſorgen
Gleich morgen;
Der Mutter den beſten Platz geben,
Meinen Bruder ſogleich daneben,
Mich ein wenig bei Seit',
Nur nicht gar zu weit! —
Und das Kleine mir an die rechte Bruſt,
Niemand wird ſonſt bei mir liegen! —
Mich an Deine Seite zu ſchmiegen,
Das war ein ſüßes, ein holdes Glück!
Aber es will mir nicht mehr gelingen;
Mir iſt's, als müßt' ich mich zu Dir zwingen,
Als ſtießeſt Du mich von Dir zurück;
Und doch biſt Du's und blickſt ſo gut, ſo fromm.

Fauſt.

Fühlſt Du, daß ich es bin, ſo komm'!

Margarethe.

Dahinaus?

Fauſt.

In's Freie.

Margarethe.

Iſt das Grab draus',
Lauert der Tod, ſo komm'!
Von hier in's ewige Ruhebett
Und weiter keinen Schritt —
Du gehſt nun fort? O, Heinrich, könnt' ich mit!

Fauſt.

Du kannſt! So wolle nur! Die Thür ſteht offen.

Margarethe.

Ich darf nicht fort, für mich iſt Nichts zu hoffen.
Was hilft es flieh'n? Sie lauern doch mir auf.
Es iſt ſo elend, betteln zu müſſen,
Und noch dazu mit böſem Gewiſſen!
Es iſt ſo elend, in der Fremde ſchweifen;
Und ſie werden mich doch ergreifen!

Fauſt.

Ich bleibe bei Dir.

Margarethe.

Geſchwind! Geſchwind!
Rette Dein armes Kind.
Fort! Immer den Weg
Am Bach hinauf,
Ueber den Steg
In den Wald hinein,
Links, wo die Planke ſteht,
Im Teich.
Faß es nur gleich!
Es will ſich heben,
Es zappelt noch!
Rette! rette!

Fauſt.

Beſinne Dich doch!
Nur einen Schritt, ſo biſt Du frei!

Margarethe.

Wären wir nur den Berg vorbei!
Da ſitzt meine Mutter auf einem Stein;
Es faßt mich kalt bei'm Schopfe!
Da ſitzt meine Mutter auf einem Stein
Und wackelt mit dem Kopfe;
Sie winkt nicht, ſie nickt nicht; der Kopf iſt ihr ſchwer;
Sie ſchlief ſo lange, ſie wacht nicht mehr;
Sie ſchlief, damit wir uns freuten.
Es waren glückliche Zeiten!

Fauſt.

Hilft hier kein Flehen, hilft kein Sagen:
So wag' ich's, Dich hinweg zu tragen.

Margarethe.

Laß mich! Nein; ich leide keine Gewalt!
Faſſe mich nicht ſo mörderlich an!
Sonſt hab' ich Dir ja Alles zu Lieb' gethan.

Fauſt.

Der Tag graut! Liebchen! Liebchen!

Margarethe.

Tag! Ja, es wird Tag! Der letzte Tag bringt herein;
Mein Hochzeittag ſollt' es ſein!
Sag' Niemand', daß Du ſchon bei Gretchen warſt.
Weh' meinem Kranze!
Es iſt eben geſchehn!
Wir werden uns wiederſehn,
Aber nicht bei'm Tanze.

Die Menge drängt ſich; man hört ſie nicht.
Der Platz, die Gaſſen
Können ſie nicht faſſen.
Die Glocke tönt, das Stäbchen bricht.
Wie ſie mich binden und packen!
Zum Blutſtuhl bin ich ſchon entrückt.
Schon zuckt nach jedem Nacken
Die Schärfe, die nach meinem zückt.
Stumm liegt die Welt, wie das Grab!

Faust.

O, wär' ich nie geboren!

Mephiſtopheles (erſcheint draußen).

Auf, oder Ihr ſeid verloren!
Unnützes Zagen! Zaudern und Plaudern!
Meine Pferde ſchaudern;
Der Morgen dämmert auf.

Margarethe.

Was ſteigt aus dem Boden herauf?
Der! Der! Schick' ihn fort!
Was will Der an dem heiligen Ort?
Er will mich!

Faust.

Du ſollſt leben!

Margarethe.

Gericht Gottes! Dir hab' ich mich übergeb

Mephiſtopheles (zu Faust'en).

Komm'! komm'! Ich laſſe Dich mit ihr
Stich.

Margarethe.

Dein bin ich, Vater! Rette mich!
Ihr Engel! Ihr heiligen Scharen,
Lagert Euch umher, mich zu bewahren!
Heinrich! Mir graut's vor Dir.

Mephiſtopheles.

Sie iſt gerichtet!

Stimme (von oben).

Iſt gerettet!

Mephiſtopheles (zu Faust'en).

Her zu mir!
(Verſchwindet mit Faust'en.)

Stimme (von innen, verhallend).

Heinrich! Heinrich!

Faust.

Zweiter Theil.

In fünf Acten.

(Vollendet im Sommer 1831.)

Anmuthige Gegend.

Faust (auf blumigen Rasen gebettet, ermüdet, unruhig, schlaflos herbei).

Dämmerung.

Geisterkreis (schwebend bewegt; anmuthige, kleine Gestalten).

Ariel. (Gesang, von Aeol's Harfen begleitet.)

Wenn der Mädchen Frühlingssegen
Ueber Alle schwebend haucht,
Wenn der Felder grünet Segen
Allen Erdgeborn'en winkt,
Kleiner Elfen Geisterkräfte
Eilet, wo sie helfen kann;
Ob er heilig, ob er böse:
Jammert sie der Unglücksmann.

Die Ihr dieß Haupt umschwebt im luft'gen Kreise,
Erzeiget Euch hier nach edler Elfen Weise,
Besänftiget des Herzens grimmen Strauß,
Entfernt des Vorwurfs glühend bitt're Pfeile;
Sein Inn'res reinigt von erlebtem Grauß.
Vier sind die Pausen nächtiger Weile,
Nun ohne Säumen fülle sie freundlich aus.
Erst senkt sein Haupt auf's kühle Polster nieder,
Dann badet ihn im Thau aus Lethe's Fluth;
Gelenk sind bald die krampfverzerrten Glieder,
Wenn er gestärkt dem Tag entgegen ruht;
Vollbringt der Elfen schönste Pflicht,
Gebt ihn zurück dem heiligen Licht!

Chor.

(Einzeln, zu Zweien und Vielen, abwechselnd und gesammelt.)

Wenn sich um die Lüfte hüllen
Um den grünumschlungnen Plan,
Süße Düfte, Nebelhüllen
Senkt die Dämmerung heran.
Leiselt leise süßen Frieden,
Wiegt das Herz in Kindesruh';
Und den Augen dieses Müden
Schließt des Tages Pforte zu.

Nacht ist schon herniedergesunken,
Schließt sich heilig Stern an Stern,
Große Lichter, kleine Funken,
Glitzern nah' und glänzen fern;
Glitzern hier, im See sich spiegelnd,
Glänzen d'roben klarer Nacht;
Treffen Mahnes Glück bewegelnd,
Herrscht des Mondes volle Pracht.

Schon verlöschen sind die Stunden,
Hingeschwunden Schmerz und Glück;
Fühl' es nur! Du wirst gesunden;
Traue neuem Tageblick.
Thäler grünen, Hügel schwellen,
Dehnen sich zu Schattenruh';
Und in schwanken Silberwellen
Wogt die Saat der Ernte zu.

Wunsch und Wünsche zu erlangen,
Schaue nach dem Glanze hin!
Leise bist Du nur umfangen,
Schlaf ist Schale, wirf sie hin!
Säume nicht, Dich zu erdreisten,
Wenn die Menge zaudernd schweift,
Wirken kann der Elfen leisten,
Der verweht und rasch ergreift.

(Ringsherum'tönt Geläute verschiedner tief harmonischer Glocken.)

Ariel.

Horchet! Horcht dem Sturm der Horen!
Roher wird für Geisterohren
Schon der neue Tag geboren.
Felsenthore knarren rasselnd,
Phöbus Wagen rollen prasselnd:
Welch' Getöse bringt das Licht!
Es trommetet, es posaunet,
Auge blinzt und Ohr erstaunet,
Unverhörtes hört sich nicht.
Schlüpfet zu den Blumenkronen,
Tiefer, tiefer, still zu wohnen,
In die Felsen unter's Laub;
Trifft es Euch, so sind Ihr taub.

Faust.

Des Lebens Fülle schlagen frisch lebendig,
Aetherische Dämmerung milde zu begrüßen,

Du Erde warst auch diese Nacht beständig,
Und athmest neu erquickt zu meinen Füßen,
Beginnst schon mit Lust mich zu umgeben,
Du regst und rührst ein kräftiges Verlangen,
Zum höchsten Dasein immerfort zu streben. —
In Dämmerschein liegt schon die Welt erschlossen,
Der Wald ertönt von tausendstimmigem Leben,
Thal aus, Thal ein ist Nebelstreif ergossen,
Doch senkt sich Himmelsklarheit in die Tiefen,
Und Zweig und Aeste, frisch erquickt, entsprossen
Dem duftgen Abgrund, wo versenkt sie schliefen;
Auch Farb' an Farbe klärt sich los vom Grunde,
Wo Blum' und Blatt von Zitterperle triefen,
Ein Paradies wird um mich her die Runde.

Hinaufgeschaut! — Der Berge Gipfelriesen
Verkünden schon die feierlichste Stunde;
Sie dürfen früh des ewigen Lichts genießen,
Das später sich zu uns herwieder wendet.
Jetzt zu der Alpe grüngesenkten Wiesen
Wird neuer Glanz und Deutlichkeit gespendet,
Und stufenweis herab ist es gelungen; —
Sie tritt hervor! — und, leider schon geblendet,
Kehr' ich mich weg, vom Augenschmerz durchdrungen!

So ist es also, wenn ein sehnend' Hoffen
Dem höchsten Wunsch sich traulich zugerungen,
Erfüllungsspenden findet klügeloffen.
Nun aber bricht aus jenen ewigen Gründen
Ein Flammenübermaß; wir stehn betroffen!
Des Lebens Fackel wollten wir entzünden;
Ein Feuermeer umschlingt uns; welch' ein Feuer!
Ist's Lieb', ist's Haß, die glühend uns umwinden,
Mit Schmerz und Freuden wechselnd vorgeheuer,
So daß wir wieder nach der Erde blicken,
Zu bergen uns in jugendlichstem Schleier?

Es bleibe denn die Sonne mir im Rücken!
Den Wassersturz, das Felsenriff durchbrausend,
Ihn schau' ich an mit wachsendem Entzücken.
Von Sturz zu Stürzen wälzt er jetzt in tausend,
Dann aber tausend Strömen sich ergießend,
Hoch in die Lüfte Schaum an Schäume sausend.
Allein wie herrlich, diesem Sturm entsprießend,
Weibt sich des bunten Bogens Wechselbauer,
Bald rein gezeichnet, bald in Luft zerfließend,
Umher verbreitend duftig kühle Schauer!
Der spiegelt ab das menschliche Bestreben.
Ihm sinne nach, und Du begreifst genauer:
Am farbigen Abglanz haben wir das Leben.

Kaiserlicher Platz.

Saal des Thrones.

Staatsrath, in Erwartung des Kai

Trompeten. Hofgesinde (aller Art, tig gebildet, tritt vor). Der Kaiser (e auf den Thron, zu seiner Rechten der Alte

Kaiser.

Ich grüße die Getreuen, Lieben,
Versammelt aus der Nah' und Weite;
Den Weisen seh' ich mir zur Seite;
Allein wo ist der Narr geblieben?

Junker.

Gleich hinter Deiner Mantelschleppe
Stürzt' er zusammen auf der Treppe;
Man trug hinweg das Fettgewicht,
Todt oder trunken weiß man nicht.

Zweiter Junker.

Sogleich mit wunderbarer Schnelle
Drängt sich ein And'rer an die Stelle.
Gar köstlich ist er aufgeputzt,
Doch fratzenhaft, daß Jeder stutzt;
Die Wache hält ihm an der Schwelle
Kreuzweis die Hellebarden vor; —
Da ist er doch, der kühne Thor!

Mephistopheles (am Throne tnieend

Was ist verwünscht und stets willkommen
Was ist ersehnt und stets verjagt?
Was immerfort in Schutz genommen?
Was hart gescholten und verklagt?
Wen darfst Du nicht herbeirufen?
Wen hörst Jeder gern genannt?
Was naht sich Deines Thrones Stufen?
Was hat sich selbst hinweggebannt?

Kaiser.

Für dieß Mal spare Deine Worte!
Hier sind die Räthsel nicht am Orte;
Das ist die Sache dieser Herr'n. —
Da löse Du! Das hört' ich gern:
Mein alter Narr ging, fürcht' ich, weit
Weite;
Nimm seinen Platz und komm' an meine S

Mephistopheles

(Steigt hinauf und steht sich zur Linken).

Gemurmel der Menge.

Ein neuer Narr — Zu neuer Pein! —
Wo kommt er her? — Wie kam er ein?
Der Alte fiel — Der hat verthan! —
Es war ein Faß; — nun ist's ein Span.

Kaiser.

Und also Ihr Getreuen, Lieben,
Willkommen aus der Nah' und Ferne!

Ihr ſammelt Euch mit günſtigem Sterne;
Da d'raben iſt uns Glück und Heil geſchrieben.
Doch ſagt, warum in dieſen Tagen,
Wo wir der Sorgen uns entſchlagen,
Schuldirte mummenſchänzlich tragen
Und Heit'res nur genießen wollen;
Warum wir uns rathſchlagen? ſollen ſollten!
Doch, weil Ihr meint, es ging nicht anders an:
Geſchehen iſt's, ſo ſei's gethan.

Kanzler.

Die höchſte Tugend, wie ein Heiligenſchein,
Umgibt des Kaiſers Haupt; nur er allein
Vermag ſie gültig auszuüben:
Gerechtigkeit! — Was alle Menſchen lieben,
Was alle fordern, wünſchen, ſchwer entbehren,
Es liegt an ihm, dem Volk es zu gewähren.
Doch ach! Was hilft dem Menſchengeiſt Verſtand,
Dem Herzen Güte, Willigkeit der Hand,
Wenn's fieberhaft durchaus im Staate wütet,
Und Uebel ſich in Uebeln überbrütet?
Wer ſchaut hinab von dieſem hohen Raum
In's weite Reich, ihm ſcheint's ein ſchwerer Traum,
Wo Mißgeſtalt in Mißgeſtalten ſchaltet,
Das Ungeſetz geſetzlich überwaltet,
Und eine Welt des Irrthums ſich entfaltet!

Der rauft ſich Herden; Der ein Weib,
Reich, Kreuz und Leuchter vom Altare,
Verühmt ſich deſſen manche Jahre
Mit heiler Haut, mit unverletztem Leib.
Jetzt drängen Kläger ſich zur Hatze,
Der Richter prunkt auf hohem Pfühl:
Intereſſen wogt, in grimmigem Schwalle,
Des Aufruhrs wachſendes Gewühl.
Der darf auf Schand' und Frevel pochen,
Der auf Mitſchuldigkeit ſich klagt;
Und: Schuldig! hört Du ausgeſprochen,
Wo Unſchuld nur ſich ſelber trägt;
So will ſich alle Welt zerrütten,
Vernichtigen, was ſich gebühret;
Wie ſoll ſich da der Sinn entwickeln,
Der einzig uns zum Rechten führet?
Zuletzt ein wohlgeſinnter Mann
Neigt ſich dem Schmeichler, dem Verbrecher;
Ein Richter, der nicht ſtrafen kann,
Geſellt ſich endlich zum Verbrecher.
Ich malte ſchwarz, doch dichtern Flor
Zög' ich dem Volke lieber vor.
(Pauſe.)
Entſchlüſſe ſind nicht zu vermeiden;
Wenn Alle ſchädigen, Alle leiden,
Geht ſelbſt die Majeſtät zu Raub.

Heermeiſter.

Wie geht's in dieſen wilden Tagen!
Ein Jeder ſchlägt und wird erſchlagen,
Und für's Commando bleibt man taub.
Der Bürger hinter ſeinen Mauern,
Der Ritter auf dem Felſenneſt
Verſchworen ſich, uns auszudauern,
Und halten ihre Kräfte feſt.
Der Miethſoldat wird ungeduldig,
Mit Ungeſtüm verlangt er ſeinen Lohn;
Und wären wir ihm Nichts mehr ſchuldig,
Er ließe ganz und gar davon.
Verbiete wer, was Alle wollen,
Der hat in's Wespenneſt geſtört;
Das Reich, das ſie beſchützen ſollten,
Es liegt geplündert und verheert.
Man läßt ihr Toben wüthend hauſen,
Schon iſt die halbe Welt verthan;
Es ſind auch Könige da d'rauſen;
Doch keiner denkt, es ging ihn irgend an.

Schatzmeiſter.

Wer wird auf Bundesgenoſſen pochen!
Subſidien, die man uns verſprochen
Wie Aehrenwaſſer, bleiben aus.
Auch Herr, in Deinen weiten Staaten,
An wen iſt der Beſitz gerathen!
Wohin man kommt, da hält ein Neuer Haus,
Und unabhängig will er leben,
Zwiſchen muß man, wie es's treibt;
Wir haben ſoviel Rechte hingegeben,
Daß uns auf Nichts ein Recht mehr übrig bleibt.
Auch auf Parteien, wie ſie heißen,
Iſt heut zu Tage kein Verlaß;
Sie mögen ſchelten oder preiſen,
Wirkſamkeit wurden Lieb' und Haß;
Die Ghibellinen, wie die Guelfen,
Verbergen ſich, um auszuruhn.
Wer jetzt will ſeinem Nachbar helfen?
Ein Jeder hat für ſich zu thun.
Die Goldetyfferten ſind verrammelt;
Ein Jeder kratzt und ſcharrt und ſammelt,
Und auf'm Lande bleiben leer.

Marſchall.

Weich' Unheil muß auch ich erfahren!
Wir wollen alle Tage ſpeiſen,
Und brauchen alle Tage mehr;
Und täglich wächſt mit neue Pein.
Den Küchen thut kein Mangel wehe;
Wildſchweine, Hirſche, Haſen, Rehe,
Welſchhähner, Hühner, Gänſ' und Enten,
Die Truthahn, Fett're Renten,
Sie gehen noch ſo ziemlich ein;
Jedoch am Fuße fehlt's an Wein.
Wenn ſonſt im Keller Faß an Faß ſich häufte,
Der beſten Berg- und Jahresläufte,
So ſchöpft unendliches Geſindſte
Der edeln Herr'n den letzten Tropfen aus.
Der Stadtrath muß ſein Lager auch verzapfen;

Man greift zu Humpen, greift zu Napfen,
Und unter'm Tiſche liegt der Schmaus.
Nun ſoll ich zahlen, Alle lohnen?
Der Jude wird mich nicht verſchonen,
Der ſchafft Anticipationen;
Die ſpeiſen Jahr um Jahr voraus.
Die Schweine kommen nicht zu Fette,
Verpfändet iſt der Pfühl im Bette,
Und auf den Tiſch kommt vorgegeſſen' Brot.

Kaiſer
(nach einigem Nachdenken zu Mephiſtopheles).

Sag', weißt Du, Narr, nicht auch noch eine Noth?

Mephiſtopheles.

Ich keinesweges. Den Glanz umher zu ſchauen,
Dich und die Deinen! — Mangelte Vertrauen,
Wo Majeſtät unweigerlich gebeut,
Bereite Macht Feindliches zerſtreut;
Wo guter Wille, kräftig durch Verſtand,
Und Thätigkeit, vielfältige, zur Hand:
Was könnte da zum Unheil ſich vereinen,
Zur Finſterniß, wo ſolche Sterne ſcheinen?

Gemurmel.

Das iſt ein Schalk — der's wohl verſteht. —
Er lügt ſich ein — ſo lang es geht. —
Ich weiß ſchon — was dahinter ſteckt;
Und was denn weiter? — Ein Project —

Mephiſtopheles.

Wo fehlt's nicht irgendwo auf dieſer Welt?
Dem Dieß, Dem Das; hier aber fehlt das Geld.
Vom Stich zwar iſt es nicht aufzuraffen;
Doch Weisheit weiß, das Tiefſte herzuſchaffen.
In Bergesadern, Mauergründen
Iſt Geld gemünzt und ungemünzt zu finden;
Und fragt Ihr mich, wer es zu Tage ſchafft:
Begabten Mann's Natur- und Geiſteskraft.

Canzler.

Natur und Geiſt! — So ſpricht man nicht zu Chriſten.
Deßhalb verbrennt man Atheiſten,
Weil ſolche Reden höchſt gefährlich ſind.
Natur iſt Sünde, Geiſt iſt Teufel;
Sie hegen zwiſchen ſich den Zweifel,
Ihr mißgeſtaltet' Zwitterkind.
Uns nicht ſo! — Kaiſers alten Landen
Sind zwei Geſchlechter nur entſtanden,
Sie ſtützen würdig ſeinen Thron:
Die Heiligen ſind es und die Ritter;
Sie ſtehen jedem Ungewitter
Und nehmen Kirch' und Staat zum Lohn.
Dem Pöbelſinn verwerfnes Geiſter
Entwickelt ſich ein Widerſtand,
Die Ketzer ſind's! die Herenmeiſter!
Und ſie verderben Stadt und Land.
Die willſt Du nun mit frechen Scherzen
In dieſe hohen Kreiſe ſchwärzen?
Ihr hegt Euch an verderbtem Herzen;
Dem Narren ſind ſie nah' verwandt.

Mephiſtopheles.

Daran erkenn' ich den gelehrten Herrn!
Was Ihr nicht taſtet, ſteht Euch meilenfern;
Was Ihr nicht faßt, Das fehlt Euch ganz und gar;
Was Ihr nicht rechnet, glaubt Ihr, ſei nicht wahr,
Was Ihr nicht wägt, hat für Euch kein Gewicht;
Was Ihr nicht münzt, Das, meint Ihr, gelte nicht.

Kaiſer.

Dadurch ſind unſ're Mängel nicht erledigt.
Was willſt Du jetzt mit Deiner Faſtenpredigt?
Ich habe ſatt das ewige Wie und Wenn!
Es fehlt an Geld; nun gut, ſo ſchaff' es denn!

Mephiſtopheles.

Ich ſchaffe, was Ihr wollt, und ſchaffe mehr.
Zwar iſt es leicht; doch iſt das Leichte ſchwer.
Es liegt ſchon da; doch, um es zu erlangen, —
Das iſt die Kunſt; wer weiß es, anzufangen?
Bedenkt doch nur: in jenen Schreckensläuften,
Wo Menſchenfluthen Land und Volk erſäuften,
Wie Der und Der, ſo ſehr es ihn erſchreckte,
Sein Liebſtes da- und dorthin verſteckte.
So war's von je in mächtiger Römer Zeit,
Und ſo fortan, bis geſtern, ja bis heut.
Das Alles liegt im Boden ſtill begraben:
Der Boden iſt des Kaiſers; Der ſoll's haben.

Schatzmeiſter.

Für einen Narren ſpricht er gar nicht ſchlecht;
Das iſt fürwahr des alten Kaiſers Recht!

Canzler.

Der Satan legt Euch goldgewirkte Schlingen:
Es geht nicht zu mit frommen, rechten Dingen.

Marſchall.

Schafft' er uns nur zu Hof willkomm'ne Gaben,
Ich wollte gern ein Bißchen Unrecht haben.

Heermeiſter.

Der Narr iſt klug, verſpricht, was Jedem frommt;
Fragt der Soldat doch nicht, woher es kommt.

Mephiſtopheles.

Und glaubt Ihr Euch vielleicht durch mich betrogen?
Hier ſteht ein Mann! Da fragt den Aſtrologen;
Im Kreis' um Kreiſe kennt er Stund' und Haus.
So ſage denn, wie ſteht's am Himmel aus.

Gemurmel.

Zwei Scheine ſind's — verſtehn ſich ſchon —
Narr und Phantaſt — ſo nah' dem Thron. —
Ein mattgeſungen' — alt' Gedicht —
Der Thor bläſ't ein — der Weiſe ſpricht! —

Aſtrolog (ſpricht, Vorſtehendes hat er nur).

Die Sonne ſelbſt, ſie iſt ein lauter's Gold;
Mercur, der Bote, dient um Gunſt und Sold;
Frau Venus hat's Euch Allen angethan,
So früh als ſpät blickt ſie Euch lieblich an;
Die keuſche Luna launet grillenhaft;
Mars, trifft er nicht, ſo dräut Euch ſeine Kraft.
Und Jupiter bleibt doch der ſchönſte Schein;
Saturn iſt groß, dem Auge fern und klein:
Ihn als Metall verehren wir nicht ſehr,
An Werth gering, doch im Gewichte ſchwer.
Ja, wenn zu Sol ſich Luna fein geſellt,
Zum Silber Gold, dann iſt es heit're Welt.
Das Uebrige iſt Alles zu erlangen,
Paläſte, Gärten, Brüſtlein, rothe Wangen,
Das Alles ſchafft der hochgelahrte Mann,
Der Das vermag, was unſer Keiner kann.

Kaiſer.

Ich höre doppelt, was er ſpricht,
Und dennoch überzeugt's mich nicht.

Gemurmel.

Was ſoll uns Das? — Gedroſch'ner Spaß —
Calenderei — Chymiſterei —
Das hört' ich oft — und falſch gehofft. —
Und kommt er auch — ſo iſt's ein Gauch! —

Mephiſtopheles.

Da ſtehen ſie umher und ſtaunen,
Vertrauen nicht dem hohen Fund;
Der Eine faſelt von Alraunen,
Der Andre von dem ſchwarzen Hund.
Was ſoll es, daß der Eine witzelt,
Ein Andrer Zauberei vereitelt,
Wenn ihm doch auch einmal die Sohle kitzelt,
Wenn ihm der ſicht're Schritt verſagt?

Ihr Alle fühlt geheimes Wirken
Der ewig waltenden Natur,
Und aus den unterſten Bezirken
Schmiegt ſich herauf lebend'ge Spur.
Wenn es in allen Gliedern zwackt,
Wenn es unheimlich wird am Platz,
Nur gleich entſchloſſen gräbt und hackt;
Da liegt der Spielmann, liegt der Schatz!

Gemurmel.

Mir liegt's im Fuß wie Bleigewicht —
Mir krampft's im Arme — Das iſt Gicht! —
Mir krabbelt's an der großen Zeh',
Mir thut der ganze Rücken weh; —
Nach ſolchen Zeichen wäre hier
Das allerreichſte Schatz-Revier.

Kaiſer.

Nur eilig! Du entſchlüpfſt nicht wieder,
Erprobe Deine Lügenſchäume,
Und zeig' uns gleich die edeln Räume.
Ich lege Schwert und Scepter nieder,
Und will mit eig'nen hehren Händen.
Wenn Du nicht lügſt, das Werk vollenden,
Dich, wenn Du lügſt, zur Hölle ſenden!

Mephiſtopheles.

Den Weg dahin wüßt' allenfalls zu finden; —
Doch kann ich nicht genug verkünden,
Was überall beſitzlos harrend liegt.
Der Bauer, der die Furche pflügt,
Hebt einen Goldtopf mit der Scholle;
Salpeter hofft er von der Leinewand,
Und findet golden gelb're Rolle,
Erſchreckt, erfreut in kümmerlicher Hand.
Was für Gewölbe ſind zu ſprengen;
In weichen Klüften, weichen Gängen
Muß ſich der Schatzbewußte drängen,
Zur Nachbarſchaft der Unterwelt!
In weiten, allerwahrſten Kellern,
Von gold'nen Humpen, Schüſſeln, Tellern,
Sieht er ſich Reihen aufgeſtellt.
Pocale ſtehen aus Rubinen;
Und will er deren ſich bedienen,
Daneben liegt uraltes Naß.
Doch, — werdet Ihr dem Kundigen glauben, —
Verfault iſt längſt das Holz der Dauben,
Der Weinſtein ſchuf dem Wein ein Faß.
Eſſenzen ſolcher edeln Weine,
Gold und Juwelen nicht alleine,
Umhüllen ſich mit Nacht und Graus.
Der Weiſe forſcht hier unverdroſſen:
Am Tag' erkennen, Das ſind Poſſen;
Im Finſtern ſind Myſterien zu Haus.

Kaiſer.

Die laß ich Dir! Was will das Düſt're frommen?
Hat Etwas Werth, es muß zu Tage kommen.
Wer kennt den Scheim in tiefer Nacht genau?
Schwarz ſind die Kühe, ſo die Katzen grau.
Die Töpfe d'runten, voll von Goldgewicht; —
Zieh' Deinen Pflug, und ack're ſie an's Licht.

Mephiſtopheles.

Nimm Hack' und Spaten, grabe ſelber,
Die Bauernarbeit macht Dich groß;
Und eine Herde gold'ner Kälber,
Sie reißen ſich vom Boden los.
Dann ohne Zaudern, mit Entzücken,
Kannſt Du Dich ſelbſt, wirſt die Geliebte ſchmücken;
Ein leuchtend' Farb- und Glanzgeſtein erhöht
Die Schönheit, wie die Majeſtät.

Kaiſer.

Nur gleich, nur gleich! Wie lange ſoll es währen!

Aſtrolog (wie oben).

Herr, mäßige ſolch dringendes Begehren;
Laß erſt vorbei das bunte Freudenſpiel;
Zerſtreutes Weſen führt uns nicht zum Ziel.
Erſt müſſen wir in Faſſung uns verſöhnen,
Das Unt're durch das Obere verdienen.
Wer Gutes will, Der ſei erſt gut;
Wer Freude will, beſänftige ſein Blut;
Wer Wein verlangt, Der kelt're reife Trauben;
Wer Wunder hofft, Der ſtärke ſeinen Glauben.

Kaiſer.

So ſei die Zeit in Fröhlichkeit verthan!
Und ganz erwünſcht kommt Aſchermittwoch an.
Indeſſen feiern wir, auf jeden Fall,
Nur luſtiger das wilde Carneval.

(Trompeten. Recueil.)

Mephiſtopheles.

Wie ſich Verdienſt und Glück verketten,
Das fällt den Thoren niemals ein;
Wenn ſie den Stein der Weiſen hätten,
Der Weiſe mangelte dem Stein.

Weitläufiger Saal mit Nebengemächern, verziert und aufgeputzt zur Maskenfeyerey.

Herold.

Denkt nicht, Ihr ſeid in Deutſchen Grenzen
Von Teufels-, Narren- und Todtentänzen,
Ein heit'res Feſt erwartet Euch.
Der Herr, auf ſeinen Römer-Zügen,
Hat, ſich zu Nutz', Euch zum Vergnügen,
Die hohen Alpen überſtiegen,
Gewonnen ſich ein heit'res Reich.
Der Kaiſer, er, an heiligen Stelen,
Erbat ſich erſt das Recht zur Macht,
Und als er ging, die Krone ſich zu holen,
Hat er uns auch die Kappe mitgebracht.
Nun ſind wir Alle neugeboren;
Ein jeder weltgewandte Mann
Zieht ſie behaglich über Kopf und Ohren;
Sie ähnelt ihn verrückten Thoren,
Er iſt darunter weiſe, wie er kann.
Ich ſehe ſchon, wie ſie ſich ſchaaren,
Sich ſchwankend ſondern, traulich paaren;
Zudringlich ſchließt ſich Chor an Chor.
Herein, hinaus, nur unverdroſſen;
Es bleibt doch endlich, nach wie vor,
Mit ihren hunderttauſend Poſſen
Die Welt ein einzig großer Thor.

Gärtnerinnen.

(Geſang, begleitet von Mandolinen.)

Euern Beifall zu gewinnen,
Schmückten wir uns dieſe Nacht;
Junge Florentinerinnen
Folgten Deutſchen Hofes Pracht.

Tragen wir in braunen Locken
Mancher heitern Blume Zier;
Seidenfäden, Seidenflocken
Spielen ihre Rolle hier.

Denn wir halten es verdienſtlich,
Lobenswürdig ganz und gar;
Unſere Blumen, glänzend künſtlich,
Blühen fort das ganze Jahr.

Allerlei gefärbten Schnitzeln
Ward ſymmetriſch Recht gethan;
Mögt Ihr Stück für Stück bewitzeln,
Doch das Ganze zieht Euch an.

Niedlich ſind wir anzuſchauen,
Gärtnerinnen und galant;
Denn das Naturell der Frauen
Iſt ſo nah' mit Kunſt verwandt.

Herold.

Laßt die reichen Körbe ſehen,
Die Ihr auf den Häuptern traget,
Die ſich bunt am Arme blähen;
Jeder wähle, was behaget.
Eilig, daß in Laub' und Gänzen
Sich ein Garten offenbare;
Würdig ſind ſie, zu umdrängen,
Krämerinnen, wie die Waare!

Gärtnerinnen.

Teilſchet nun am heitern Orte;
Doch kein Markten findet Statt!
Und mit ſinnig kurzem Worte
Wiſſe Jeder, was er hat.

Oliven-Zweig mit Früchten.

Keinen Blumenkor beneid' ich,
Allen Widerſtreit vermeid' ich;
Mir iſt's gegen die Natur:
Bin ich doch das Mark der Lande,
Und, zum ſichern Unterpfande,
Friedenszeichen jeder Flur.
Heute, hoff' ich, ſoll mir's glücken,
Würdig ſchönes Haupt zu ſchmücken.

Aehrenkranz (golden).

Ceres Gaben, Euch zu putzen,
Werden hold und lieblich ſtehn:
Das Erwünſchteſte dem Nutzen,
Sei als Zierde ſchön!

Phantaſie-Kranz.

Bunte Blumen, Malven ähnlich,
Aus dem Moos ein Wunderer!
Der Natur iſt's nicht gewöhnlich,
Doch die Mode bringt's hervor.

Augustino.

Nein, ich hab' mich nicht betrogen;
Ja, sie liebt — sie lebt für mich.

Lucinde.

Ach! wie bin ich ihm gewogen;
Ach wie schön — Wie liebt er mich!

Indessen haben sich alle Bedienten bewaffnet im Hintergrunde versammelt.

Alonzo

zu den Bedienten.

Seyd ihr zusammen? Seyd ihr bereit?

Bediente.

Alle zusammen, alle bereit.

Alonzo.

Horche den Befehlen, folget sogleich! —

Auf Augustino deutend.

Diesen, hier diesen nehmet gefangen.

Claudine und Lucinde.

Himmel, was hör' ich?

Phantaſie-Strauß.

Meinen Namen Euch zu ſagen,
Würde Theophraſt nicht wagen;
Und doch hoff' ich, wo nicht Allen,
Aber Manchen zu gefallen,
Der ich mich wohl eignen möchte,
Wenn ſie mich in's Haar verflöchte,
Wenn ſie ſich entſchließen könnte,
Mir am Herzen Platz vergönnte.

Aufforderung.

Mögen bunte Phantaſien
Für des Tages Mode blühen,
Wunderſeltſam ſein geſtaltet,
Wie Natur ſich nie entfaltet;
Grüne Stiele, gold'ne Blieden
Blickt hervor aus reichen Locken!
Doch wir —

Roſenknospen —

— halten uns verſteckt.
Glücklich, wer uns friſch entdeckt!
Wenn der Sommer ſich verkündet,
Roſenknospe ſich entzündet,
Wer mag ſolches Glück entbehren?
Das Verſprechen, das Gewähren,
Das beherrſcht, in Flora's Reich,
Blick und Sinn und Herz zugleich.

(Unter grünen Laubgängen putzen die Gärtnerinnen zierlich ihren Kram auf.)

Gärtner. (Geſang, begleitet von Theorben.)

Blumen ſehet ruhig ſprießen,
Reizend Euer Haupt umzieren;
Früchte wollen nicht verführen,
Koſtend mag man ſie genießen.

Bieten bräunliche Geſichter
Kirſchen, Pfirſchen, Königspflaumen,
Kauft! Denn gegen Zung' und Gaumen
Hält ſich Auge ſchlecht als Richter.

Kommt, von allerreifſten Früchten
Mit Geſchmack und Luſt zu ſpeiſen;
Ueber Roſen läßt ſich dichten,
In die Aepfel muß man beißen.

Sei's erlaubt, uns anzupaaren
Eurem reichen Jugendflor;
Und wir putzen reifer Waaren
Fülle nachbarlich empor.

Unter luſtigen Gewinden
In geſchmückter Lauben Nacht,
Alles iſt zugleich zu finden:
Knospe, Blätter, Blume, Frucht.

(Unter Wechſelgeſang, begleitet von Guitarren und Theorben, führen beide Chöre fort, ihre Waaren ſtufenweis in die Höhe zu ſchmücken und anzubieten.)

Mutter und Tochter.

Mutter.

Mädchen, als Du kamſt an's Licht,
Schmückt ich Dich im Häubchen,
Warſt ſo lieblich von Geſicht,
Und ſo zart am Leibchen;
Dachte ſie ſogleich als Braut,
Gleich dem Reichſten angetraut,
Dachte Dich als Weibchen.

Ach! Nun iſt ſchon manches Jahr
Ungenützt verflogen,
Der Spinnerr bunte Schaar
Schnell vorbeigezogen;
Tanzteſt mit dem Einen flink,
Gabſt dem Andern ſtillen Wink
Mit dem Ellenbogen.

Welches Feſt man auch erſann,
Ward umſonſt begangen,
Pfänderſpiel und dritter Mann
Wollten nicht verfangen;
Heute ſind die Narren los,
Liebchen, öffne Deinen Schooß,
Bleibt wohl Einer hangen.

Geſpielinnen

(jung und ſchön, gekleidet ſich tanzig; ein vertrauliches Geplauder wird laut).

Fiſcher und Vogelſteller

(mit Netzen, Angel und Leimruthen, auch ſonſtigem Geräthe treten auf, miſchen ſich unter die ſchönen Kinder. Wechſelnde Verſuche, zu gewinnen, zu fangen, zu entgehen und feſtzuhalten, geben zu den angenehmſten Dialogen Gelegenheit).

Holzhauer

(treten ein, ungeſtüm und ungeſtaltet).

Nur Platz! aus Wege!
Wir brauchen Räume,
Wir fällen Bäume,
Die krachen, ſchlagen:
Und wenn wir tragen,
Da gibt es Stöße.
Zu unſerm Lobe
Bringt Dieß in's Reine;
Denn wirkten Grobe
Nicht auch im Laube,
Wie könnten Feine
Für ſich zu Stande,
So lebe ſie wigten?
Deß ſeid belehret;
Denn Ihr erſtöret,
Wenn wir nicht ſchwigten.

Pulcinelle (höflich, faſt höfiſch).

Ihr ſeid die Thoren,
Gebückt geboren.
Wir ſind die Klugen,
Die nie was trugen;

Denn uns're Kappen,
Jacken und Lappen
Sind leicht zu tragen.
Und mit Behagen
Wir immer müßig
Pantoffelfüßig,
Durch Markt und Hausen
Einherzulaufen,
Gaffend zu ſtehen,
Uns anzukröhen;
Auf ſolche Klänge
Durch Drang und Menge
Augleich zu ſchlüpfen,
Geſammt zu hüpfen,
Vereint zu toben.
Ihr mögt uns loben,
Ihr mögt uns ſchelten:
Wir laſſen's gelten.

Paraſiten (ſchmeichelnd tadelnd).

Ihr wackern Träger
Und Eu're Schwäger,
Die Kohlenbrenner,
Sind uns're Männer.
Denn alles Backen,
Bejah'ndes Nicken,
Gewund'ne Phraſen,
Das Doppelblaſen,
Das wärmt und kühlet,
Wie's Einer fühlet:
Was könnt' es frommen?
Es möchte Feuer
Selbſt ungeheuer
Vom Himmel kommen,
Gäb' es nicht Scheite
Und Kohlentrachten,
Die Herdesbreite
Zur Glut entfachten.
Da brät's und prudelt's,
Da kocht's und ſtrudelt's.
Der wahre Schmecker,
Der Tellerlecker,
Er riecht den Braten,
Er ahnet Fiſche;
Das regt zu Thaten
An Gönners Tiſche.

Trunkener, (unterwegs).

Sei mir heute Nichts zuwider!
Fühle mich ſo krank und frei;
Friſche Luft und heit're Lieder,
Holt' ich ſelbſt ſie doch herbei.
Und ſo trink' ich, trinke, trinke!
Stoßet an Ihr! Tinke, Tinke!
Du vorhinten komm' heran!
Stoßet an, ſo iſt's gethan.
Schrie mein Weibchen doch entrüſtet,
Kämpfte dieſen bunten Rock,
Und, wie ſehr ich mich gebrüſtet,
Schalt mich einen Masken-Stock.
Doch ich trinke, trinke, trinke!
Angeklungen! Tinke, Tinke!
Masken-Stöcke, ſtoßet an!
Wenn es klingt, ſo iſt's gethan.
Sagen nicht, daß ich verirrt bin;
Bin ich doch, wo mir's behagt.
Borgt der Wirth nicht, borgt die Wirthinn,
Und am Ende kneipt die Magd.
Immer trink' ich; trinke, trinke!
Auf Ihr Andern! Tinke, Tinke!
Jeder Jedem! So fortan!
Dünkt mich's doch, es ſei gethan.
Wie und wo ich mich vergnüge,
Mag es immerhin geſchehn;
Laßt mich liegen, wo ich liege,
Denn ich mag nicht länger ſtehn.

Chor.

Jeder Bruder trinke, trinke!
Toaſtet friſch ein Tinke, Tinke!
Sitzet feſt auf Bank und Span,
Unter'm Tiſch, Dem iſt's gethan.

Der Herold.

(Kündigt verſchiedene Poeten an, Naturdichter, Hof- und Ritterſänger, geiſtliche ſowie Carnevalsleute. Im Gedräng von Mitwerbern oder Art läßt Keiner den Andern zum Vortrag kommen. Einer ſpricht mit wenigen Worten vorüber.)

Satyriker.

Wißt Ihr, was mich Poeten
Erſt recht erfreuen ſollte?
Dürft ich ſingen und reden,
Was Niemand hören wollte.

(Die Nacht- und Grabdichter laſſen ſich entſchuldigen, weil ſie ſo eben im intereſſanteſten Geſpräch mit einem friſchverſtorbenen Vampyren begriffen ſeien; woraus eine neue Dichtart ſich vielleicht entwickeln könnte. Der Herold muß es gelten laſſen und ruft indeſſen die Griechiſche Mythologie hervor, die, ſelbſt in moderner Maske, weder Charakter noch Gefälligkeit verliert.)

Die Grazien.

Aglaia.

Anmuth bringen wir in's Leben;
Leget Anmuth in das Geben.

Hegemone.

Leget Anmuth in's Empfangen;
Lieblich iſt's, den Wunſch erlangen.

Euphroſyne.

Und in ſüßer Tage Schranken
Höchſt anmuthig ſei das Danken.

Die Parzen.

Atropos.

Mich, die Aelteſte zum Spinnen,
Hat man dieß Mal eingeladen;

Viel zu denken, viel zu ſinnen
Gibt's beim zarten Lebensfaden.

Daß er Euch gelenk und weich ſei
Wußt' ich feinſten Flachs zu ſichten;
Daß er glatt und ſchlank und gleich ſei,
Wird der kluge Finger ſchlichten.“

Wolltet Ihr bei Luſt und Tänzen
Allzuüppig Euch erweiſen;
Denkt an dieſes Fadens Gränzen,
Hütet Euch! Er möchte reißen!

Clotho.

Wißt, in dieſen letzten Tagen
Ward die Scheere mir vertraut;
Denn man war von dem Betragen
Unſ'rer Alten nicht erbaut.

Zerrt unnützeſte Geſpinnſte
Lange ſie an Licht und Luft,
Hoffnung herrlichſter Gewinnſte
Schleppt ſie ſchneidend zu der Gruft.

Doch auch ich im Jugendwalten
Irrte mich ſchon hundert Mal;
Heute mich im Zaum zu halten,
Scheere ſteckt im Futteral.

Und ſo bin ich gern gebunden,
Blicke freundlich dieſem Ort;
Ihr, in dieſen freien Stunden,
Schwärmt nur immer fort und fort.

Lacheſis.

Mir, die ich allein verſtändig,
Blieb das Ordnen zugetheilt;
Meine Weiſe, ſtets lebendig,
Hat noch nie ſich übereilt.

Fäden kommen, Fäden weiſen,
Jeden lenk' ich ſeine Bahn,
Keinen laß ich überſchweifen,
Füg' er ſich im Kreis heran.

Könnt' ich einmal mich vergeſſen,
Wär' es um die Welt mir bang;
Stunden zählen, Jahre meſſen,
Und der Weber nimmt den Strang.

Herold.

Die jetzo kommen, werdet Ihr nicht kennen,
Wär't Ihr noch ſo gelehrt in alten Schriften;
Sie anzuſehn, die ſoviel Uebel ſtiften,
Ihr würdet ſie willkomm'ne Gäſte nennen.
Die Furien ſind es; Niemand wird uns glauben,
Hübſch, wohlgeſtaltet, freundlich, jung von Jahren;
Laßt Euch mit ihnen ein; Ihr ſollt erfahren,
Wie ſchlangenhaft verletzen ſolche Tauben.
Zwar ſind ſie tückiſch, doch am heutigen Tage,
Wo jeder Narr ſich rühmet ſeiner Mängel;
Auch ſie verlangen nicht den Ruhm als Engel,
Bekennen ſich als Stadt- und Landesplage.

Alecto.

Was hilft es Euch; Ihr werdet uns vertrauen?
Denn wir ſind hübſch und jung und Schmeichelkätzchen;
Hat Einer unter Euch ein Liebchätzchen,
Wir werden ihm ſo lang' die Ohren krauen,
Bis wir ihm ſagen dürfen, Aug' in Auge:
Daß ſie zugleich auch Dem und Jenem winke,
Im Leyſe dumm, im Rücken krumm, und hinke,
Und, wenn ſie ſeine Braut iſt, gar Nichts tauge.

So wiſſen wir die Braut auch zu bedrängen:
Es hat ſogar der Freund, vor wenig' Wochen,
Verächtliches von ihr zu Der geſprochen! —
Verſöhnt man ſich, ſo bleibt doch Etwas hängen.

Megära.

Das iſt nur Spaß! Denn, ſind ſie erſt verbunden,
Ich nehm' es auf, und weiß, in allen Fällen,
Das ſchönſte Glück durch Grille zu vergällen;
Der Menſch iſt ungleich, ungleich ſind die Stunden.

Und Niemand hat Erwünſchtes feſt in Armen,
Der ſich nicht nach Erwünſchterem thörig ſehnte.
Vom höchſten Glück, woran er ſich gewöhnte;
Die Sonne ſcheint er, will den Froſt erwarmen.

Mit dieſem Allen weiß ich zu gebahren,
Und führe her Asmodi, den Getreuen,
Zu rechter Zeit Unſeliges auszuſtreuen,
Verderbe ſo das Menſchenvolk in Paaren.

Tiſiphone.

Gift und Dolch ſtatt böſer Zungen
Miſch' ich, ſchärf' ich dem Verräther;
Liebſt Du Und're, früher, ſpäter
Hat Verderben Dich durchdrungen.

Muß der Augenblicke Süß'ſtes
Sich zu Gift und Galle wandeln!
Hier kein Markten, hier kein Handeln;
Wie er es beging, er büßt es!

Singe Keiner vom Vergeben;
Felſen klag' ich meine Sache!
Echo! Horch'! Erwidert Rache;
Und wer wechſelt, ſoll nicht leben.

Herold.

Beliebt' es Euch, zur Seite wegzuweichen;
Denn, was jetzt kommt, iſt nicht von Euresgleichen.
Ihr ſeht, wie ſich ein Berg herangedrängt,
Mit bunten Teppichen die Weichen ſtolz behängt,
Ein Hanzt mit langen Zähnen. Schlangenrüſſel,
Geheimnißvoll; doch zeig' ich Euch den Schlüſſel.
Im Nacken ſitzt ihm zierlich-zarte Frau,
Mit feinem Stäbchen lenkt ſie ihn genau;

Die And're, d'roben ſtehend herrlich, hehr,
Umgibt ein Glanz, der blendet mich zu ſehr.
Zur Seite gehn gekettet edle Frauen,
Die Eine bang, die And're froh zu ſchauen.
Die Eine wünſcht, die And're fühlt ſich frei;
Verkünde Jede, wer ſie ſei.

Furcht.

Dunſtige Fackeln, Lampen, Lichter,
Dämmern durch's verworr'ne Feſt;
Zwiſchen dieſe Truggeſichter
Bannt mich, ach! die Kette feſt.

Fort, Ihr lächerlichen Lacher!
Euer Grauſen gibt Verdacht;
Alle meine Widerſacher
Drängen mich in dieſer Nacht.

Hier! Ein Freund iſt Feind geworden;
Seine Maske kenn' ich ſchon.
Jener wollte mich ermorden,
Nun entdeckt, ſchleicht er davon.

Ach, wie gern in jeder Richtung,
Flöh' ich zu der Welt hinaus!
Doch von d'roben droht Vernichtung,
Hält mich zwiſchen Dunſt und Graus.

Hoffnung.

Seid gegrüßt, Ihr lieben Schweſtern!
Habt Ihr Euch ſchon heut und geſtern
In Vermummungen gefallen;
Weiß ich doch gewiß von Allen,
Morgen wollt Ihr Euch enthüllen.
Und wenn wir bei Fackelſcheine
Uns nicht ſonderlich behagen,
Werden wir in heitern Tagen,
Ganz nach unſerm eig'nen Willen,
Bald geſellig, bald alleine
Frei durch ſchöne Fluren wandeln,
Nach Belieben ruhn und handeln,
Und in ſorgenfreiem Leben
Nie entbehren, ſtets erſtreben
Ueberall willkomm'ne Gäſte,
Treten wir getroſt hinein;
Sicherlich, es muß das Beſte
Irgendwo zu finden ſein.

Klugheit.

Zwei der größten Menſchenfeinde,
Furcht und Hoffnung, angekettet,
Halt' ich ab von der Gemeinde.
Platz gemacht! Ihr ſeid gerettet.

Den lebendigen Coloſſen
Führ' ich, ſeht Ihr, thurmbeladen,
Und er wandelt unverdroſſen,
Schritt vor Schritt, auf ſteilen Pfaden.

D'roben aber auf der Zinne
Jene Göttinn, mit bebenden,
Breiten Flügeln, zum Gewinne
Allerſeits ſich hinzuwenden.

Rings umgibt ſie Glanz und Glorie,
Leuchtend fern nach allen Seiten;
Und ſie nennet ſich Victorie,
Göttinn aller Thätigkeiten.

Zoilo-Therſites.

Hu! Hu! Da komm' ich eben recht,
Ich ſcelt' Euch All' zuſammen ſchlecht!
Doch was ich mir zum Ziel erſah,
Iſt eben Frau Victoria,
Mit ihrem weißen Flügelpaar.
Sie dünkt ſich wohl, ſie ſei ein Aar,
Und wo ſie ſich nur hingewandt,
Gehör' ihr alles Volk und Land;
Doch, wo was Rühmliches gelingt,
Es mich ſogleich in Harniſch bringt.
Das Tiefe hoch, das Hohe tief,
Das Schiefe g'rad, das G'rade ſchief,
Das ganz allein macht mich geſund;
So will ich's auf dem Erdenrund.

Herold.

So treffe Dich, Du Lumpenhund,
Des frommen Stabes Meiſterſtreich,
Da krümm' und winde Dich ſogleich! —
Wie ſich die Doppelzwerggeſtalt
So ſchnell zum ekeln Klumpen ballt! —
— Doch Wunder! — Klumpen wird zum
Das bläht ſich auf und platzt entzwei.
Nun fällt ein Zwillingspaar heraus,
Die Otter und die Fledermaus;
Die Eine fort im Staube kriecht,
Die And're ſchwarz zur Decke fliegt.
Sie eilen d'rauſen zum Verein;
Da möcht' ich nicht der Dritte ſein.

Gemurmel.

Friſch! Dahinten tanzt man ſchon —
Nein! Ich will', ich wär' davon. —
Fühlſt Du, wie uns Das umfacht,
Das geſpenſtiſche Gezücht? —
Sauſt es mir doch über's Haar; —
Ward ich's doch am Fuß gewahr;
Keiner iſt von uns verletzt, —
Alle doch in Furcht geſetzt. —
Ganz verdorben iſt der Spaß,
Und die Beſtien wollten Das.

Herold.

Seit mir ſind bei Maskeraden
Heroldspflichten aufgeladen,
Wacht' ich ernſtlich an der Pforte,
Daß Euch hier am luſtigen Orte
Nichts Verderbliches erſchleiche,
Weder wanke, weder weiche.
Doch ich fürchte, durch die Fenſter
Ziehen luſtige Geſpenſter,
Und von Spuk und Zaubereien
Wächt' ich Euch nicht zu befreien.

Mochte der Zwerg verdächtig,
Nun, dort hinten ſtrömt es mächtig!
Die Bedeutung der Geſtalten
Möcht' ich amtsgemäß entfalten;
Aber was nicht zu begreifen,
Wüßt' ich auch nicht zu erklären.
Helfet Alle, mich belehren! —
Seht Ihr's durch die Menge ſchweifen? —
Vierbeſpannt ein prächtiger Wagen
Wird durch Alles durchgetragen;
Doch er theilet nicht die Menge,
Nirgend ſeh' ich ein Gedränge.
Farbig glipert's in der Ferne;
Irrend leuchten bunte Sterne,
Wie von magiſcher Laterne;
Schnaubt heran mit Sturmgewalt.
Platz gemacht! Mich ſchaudert's!

Knabe, Wagenlenker.
Halt!
Roſſe, hemmet Eu're Flügel,
Fühlet den gewohnten Zügel;
Meiſtert Euch, wie ich Euch meiſt're;
Rauſchet hin, wenn ich begeiſt're; —
Dieſe Räume laßt uns ehren!
Schaut umher, wie ſie ſich mehren,
Die Bewund'rer, Kreis um Kreiſe.
Herold, auf! nach Deiner Weiſe,
Ehe wir von Euch entfliehen,
Uns zu ſchildern, uns zu nennen;
Denn wir ſind Allegorien;
Und ſo ſollteſt Du uns kennen.

Herold.
Wüßte nicht, Dich zu benennen;
Eher könnt' ich Dich beſchreiben.

Knabe, Lenker.
So probir's!

Herold.
Man muß geſtehn:
Erſtlich biſt Du jung und ſchön,
Halbwüchſiger Knabe biſt Du; doch die Frauen,
Sie möchten Dich ganz ausgewachſen ſchauen.
Du ſcheineſt mir ein künftiger Sponſirer,
Recht ſo von Haus aus ein Verführer.

Knabe, Lenker.
Das läßt ſich hören! Fahre fort,
Erfinde Dir des Räthſels heit'res Wort.

Herold.
Der Augen ſchwarzer Blitz, die Nacht der Locken,
Erheitert von juwel'nem Band!
Und welch' ein zierliches Gewand
Fließt Dir von Schultern zu den Socken,
Mit Purpurſaum und Silberband!
Man könnte Dich ein Mädchen ſchelten;
Doch würdeſt Du, zu Wohl und Weh',
Auch jetzo ſchon bei Mädchen gelten:
Sie lehrten Dich das A B C.

Knabe, Lenker.
Und Dieſer, der als Prachtgebilde
Hier auf dem Wagenthrone prangt?

Herold.
Er ſcheint ein König, reich und milde;
Wohl Dem, der ſeine Gunſt erlangt!
Er hat Nichts weiter zu erſtreben;
Wo's irgend fehlte, ſpäht ſein Blick;
Und ſeine reine Luſt, zu geben,
Iſt größer, als Beſitz und Glück.

Knabe, Lenker.
Hierbei darfſt Du nicht ſtehen bleiben;
Du mußt ihn recht genau beſchreiben.

Herold.
Das Würdige beſchreibt ſich nicht;
Doch das geſunde Mondgeſicht,
Ein voller Mund, erblühte Wangen,
Die unter'm Schmuck des Turban's prangen;
Im Faltenkleid ein reich' Behagen! —
Was ſoll ich von dem Anſtand ſagen?
Als Herrſcher ſcheint er mir bekannt.

Knabe, Lenker.
Plutus, des Reichthums Gott genannt;
Derſelbe kommt in Prunk daher:
Der hohe Kaiſer wünſcht ihn ſehr.

Herold.
Sag' von Dir ſelber auch das Was und Wer!

Knabe, Lenker.
Bin die Verſchwendung, bin die Poeſie;
Bin der Poet, der ſich vollendet,
Wenn er ſein eigenſt' Gut verſchwendet.
Auch ich bin unermeßlich reich,
Und ſchätze mich dem Plutus gleich.
Beleb' und ſchmück' ihm Tanz und Schmaus;
Das, was ihm fehlt, Das theil' ich aus.

Herold.
Das Prahlen ſteht Dir gar zu ſchön;
Doch laß uns Deine Künſte ſehn.

Knabe, Lenker.
Hier ſetzt mich nur ein Schnippchen ſchlagen:
Schon glänzt's und glipert's um den Wagen!
Da ſpringt eine Perlenſchnur hervor; —
(Augenblicklich unterſchnippend.)
Nehmt gold'ne Spange für Hals und Ohr;
Auch Kamm und Armſpangen ohne Fehl;
In Ringen köſtlichſtes Juwel;
Auch Flämmchen ſpend' ich dann und wann,
Erwartend, wo es zünden kann.

Herold.

Wie greift und haſcht die liebe Menge!
Faſt kommt der Geber in's Gedränge.
Kleinode ſchnippt er, wie ein Traum,
Und Alles haſcht im weiten Raum.
Doch da erlieb' ich neue Pfiffe:
Was Einer noch ſo emſig griffe,
Deß hat er wirklich ſchlechten Lohn;
Die Gabe flattert ihm davon.
Es läßt ſich auf das Perlenband,
Ihm krabbeln Käfer in der Hand;
Er wirft ſie weg, der arme Tropf,
Und ſie umſummen ihm den Kopf.
Die Andern, ſtatt ſolider Dinge,
Erhaſchen frev'le Schmetterlinge.
Wie doch der Schein ſoviel verheißt,
Und nur verleiht, was golden gleißt!

Knabe, Lenker.

Zwar Masken, merk' ich, weißt Du zu verkünden;
Allein der Schale Weſen zu ergründen,
Sind Herold's Hofgeſchäfte nicht;
Das fordert ſchärferes Geſicht.
Doch hüt' ich mich vor jeder Fehde;
An Dich, Gebieter, wend' ich Frag' und Rede.

(Zu Plutus gewendet.)

Haſt Du mir nicht die Windesbraut
Des Viergeſpannes anvertraut?
Lenk' ich nicht glücklich, wie Du leiteſt?
Bin ich da, wohin Du deuteſt?
Und wußt' ich nicht auf kühnen Schwingen
Für Dich die Palme zu erringen?
Wie oft ich auch für Dich gefochten,
Mir iſt es jederzeit geglückt;
Wenn Lorbeer Deine Stirne ſchmückt,
Hab' ich ihn nicht mit Sinn und Hand geflochten?

Plutus.

Wenn's nöthig iſt, daß ich Dir Zeugniß leiſte,
So ſag' ich gern: biſt Geiſt von meinem Geiſte.
Du handelſt ſtets nach meinem Sinn,
Biſt reicher, als ich ſelber bin.
Ich ſchätze, Deinen Dienſt zu lohnen,
Den grünen Zweig vor allen meinen Kronen.
Ein wahres Wort verkünd' ich Allen:
Mein lieber Sohn, an Dir hab' ich Gefallen!

Knabe, Lenker (zur Menge).

Die größten Gaben meiner Hand,
Seht! hab' ich rings umhergeſandt.
Auf dem und jenem Kopfe glüht
Ein Flämmchen, das ich angeſprüht;
Von Einem zu dem Andern hüpft's;
An Dieſem hält ſich's, Dem entſchlüpft's.
Gar ſelten aber flammt's empor
Und leuchtet raſch in kurzem Flor;
Doch Vielen, eh' man's noch erkannt,
Verliſcht es, traurig ausgebrannt.

Weibergeklatſch.

Da droben auf dem Viergeſpann,
Das iſt gewiß ein Charlatan;
Gekannt da hintend'rauf Hanswurſt,
Doch abgezehrt von Hunger und Durſt,
Wie man ihn niemals noch erblickt;
Er fühlt wohl nicht, wenn man ihn zwickt.

Der Abgemagerte.

Vom Leibe mir, ekles Weibergeſchlecht!
Ich weiß, Dir komm' ich niemals recht. —
Wie noch die Frau den Herd verſah,
Da hieß ich Avaritia;
Da ſtand es gut um unſer Haus:
Nur viel herein und Nichts hinaus!
Ich eiferte für Kiſt' und Schrein;
Das ſollte wohl gar ein Laſter ſein.
Doch als in allerneu'ſten Jahren
Das Weib nicht mehr gewohnt, zu ſparen,
Und, wie ein jeder böſer Zahler,
Weit mehr Begierden hat als Thaler:
Da bleibt dem Manne, viel zu dulden;
Wo er nur hingeht, da ſind Schulden.
Sie wendet's, kann ſie was erſpähen,
An ihren Leib, an ihren Buhlen;
Auch ſpeiſt ſie beſſer, trinkt noch mehr,
Mit der Spendirer leidigem Heer:
Das ſteigert mir des Goldes Reiz;
Bin männlichen Geſchlechts — der Geiz!

Hauptweib.

Mit Drachen mag der Drache geizen,
Iſt's doch am Ende Lug und Trug.
Er kommt, die Männer aufzureizen;
Sie ſind ſchon unbequem genug.

Weiber in Maſſe.

Der Strohmann! Reich' ihm ein Schlappe!
Was will das Marterholz uns dräu'n?
Wir ſollen ſeine Fratze ſcheu'n?
Die Drachen ſind von Holz und Pappe;
Friſch an, und dringt auf ihn hinein!

Herold.

Bei meinem Stabe! Ruh' gehalten! —
Doch braucht es meiner Hülfe kaum;
Seht, wie die grimmen Ungeſtalten,
Bewegt im raſch gewonnenen Raum,
Das Doppelflügelpaar entfalten!
Entrüſtet ſchütteln ſich der Drachen
Umſchuppte, feuerſpeiende Rachen;
Die Menge flieht, rein iſt der Platz.

Plutus (Steigt vom Wagen).

Herold.

Er tritt herab, wie königlich!
Er winkt, die Drachen rühren ſich;
Die Kiſte haben ſie vom Wagen
Mit Gold und Geiz herangetragen;
Sie ſteht zu ſeinen Füßen da:
Ein Wunder iſt es, wie's geſchah.

Plutus (vom Lenker).

Nun biſt Du los der ängſtlich'gen Schwere,
Biſt frei und frank; nun friſch, zu Deiner Sphäre!
Hier iſt ſie nicht! Verworren, ſchedig, wild
Umdrängt uns hier ein fratzenhaft' Gebild.
Nur wo Du klar in's holde Klare ſchauſt,
Dir angehörſt und Dir allein vertrauſt;
Dorthin, wo Schönes, Gutes nur gefällt,
Zur Einſamkeit, — da ſchaffe Deine Welt!

Knabe, Lenker.

Es acht' ich mich als werthen Abgeſandten;
So lieb' ich Dich als nächſten Anverwandten.
Wo Du verweilſt, iſt Fülle; wo ich bin,
Fühlt Jeder ſich im herrlichſten Gewinn;
Auch ſchwankt er oft im widerſinnigen Leben;
Soll er ſich Dir, ſoll er ſich mir ergeben?
Die Deinen freilich können müßig ruhn;
Doch wer mir folgt, hat immer was zu thun.
Nicht in's Geheim vollführ' ich meine Thaten;
Ich athme nur, und ſchon bin ich verrathen.
So lebe wohl! Du gönnſt mir ja mein Glück;
Doch liſple leiſ', und gleich bin ich zurück.

(Ab, wie er kam.)

Plutus.

Nun iſt es Zeit, die Schätze zu entfeſſeln!
Die Schlöſſer treff' ich mit des Herold's Ruthe.
Es that ſich auf! Schaut her! In eh'rnen Keſſeln
Entwickelt ſich's und wallt von gold'nem Blute,
Zunächſt der Schmuck von Kronen, Ketten, Ringen;
Es ſchwillt und dreht, ihn ſchmelzend zu verſchlingen!

Wechſelgeſchrei der Menge.

Seht hier, o, hin, wie's reichlich quillt,
Die Kiſte bis zum Rande füllt! —
Gefäße, gold'ne, ſchmelzen ſich;
Gemünzte Rollen wälzen ſich;
Ducaten hüpfen, wie geprägt;
O, wie mir Das den Busen regt! —
Wie ſchau' ich alle mein Begehr!
Da kollern ſie am Boden her. —
Man bietet's Euch; bewegt's nur gleich,
Und bückt Euch nur und werdet reich.
Wir Andern, rüſtig, wie der Blitz,
Wir nehmen den Keſſel in Beſitz.

Herold.

Was ſoll's, Ihr Thoren! Soll mir Das? —
Es iſt ja nur ein Masken-Spaß.
Heut Abend wird nicht mehr begehrt;
Glaubt Ihr, man geb' Euch Geld und Werth?
Sind doch für Euch in dieſem Spiel
Selbſt Aechtpfennige zu viel.
Ihr Täppiſchen! Ein artiger Schein
Soll gleich die plumpe Wahrheit ſein!
Was ſoll Euch Wahrheit? — Dumpfen Wahn
Packt Ihr an allen Zipfeln an. —
Vermummter Plutus, Masken-Held,
Schlag' dieſes Volk mir aus dem Feld.

Plutus.

Dein Stab iſt wohl dazu bereit;
Verleih' ihn mir auf kurze Zeit.
Ich tauch' ihn raſch in Gut und Gluth.
Nun, Masken, ſeid auf Eu'rer Hut! —
Wie's blitzt und platzt, in Funken ſprüht!
Der Stab, ſchon iſt er angeglüht.
Wer ſich zu nah' herangedrängt,
Iſt unbarmherzig gleich verſengt. —
Jetzt fang' ich meinen Umgang an.

Geſchrei und Gedräng.

O, weh! Es iſt um uns gethan! —
Entfliehe, wer entfliehen kann! —
Zurück, zurück Du, Hintermann! —
Mir ſprüht es heiß in's Angeſicht. —
Mich drückt des glühenden Stabs Gewicht;
Verloren ſind wir All' und All'. —
Zurück, zurück Du, Masken-Schwall!
Zurück, zurück, unſinniger Hauf! —
O, hätt' ich Flügel, flög' ich auf! —

Plutus.

Schon iſt der Kreis zurückgedrängt,
Und Niemand, glaub' ich, iſt verſengt;
Die Menge weicht;
Sie iſt verſcheucht. —
Doch, ſolcher Ordnung Unterpfand
Zieh' ich ein unſichtbares Band.

Herold.

Du haſt ein herrlich' Werk vollbracht;
Wie dank' ich Deiner klugen Macht!

Plutus.

Noch braucht es, edler Freund, Geduld;
Es droht noch mancherlei Tumult.

Geiz.

So kann man doch, wenn es beliebt,
Vergnüglich dieſen Kreis beſchauen;
Denn immerfort ſind vorenan die Frauen,
Wo's was zu gaffen, was zu naſchen gibt.

Noch bin ich nicht ſo völlig eingeroſtet!
Ein ſchönes Weib iſt immer ſchön;
Und heute, weil es mich Nichts koſtet,
So wollen wir getroſt ſpaßiren gehn.
Doch weil am überfüllten Orte
Nicht jedem Ohr vernehmlich alle Worte,
Verſuch' ich klug und hoff', es ſoll mir glücken,
Mich pantomimiſch deutlich auszudrücken.
Hand, Fuß, Geberde reicht mir da nicht hin;
Da muß ich mich um einen Schwank bemüh'n.
Wie feuchten Thon will ich das Gold behandeln;
Denn dieß Metall läßt ſich in Alles wandeln.

Herold.

Was ſängt Der an, der mag're Thor!
Hat ſo ein Hungermann Humor?
Er knetet alles Gold zu Teig;
Ihm wird es unter'n Händen weich.
Wie er es drückt und wie er's hallt,
Bleibt's immer doch nur ungeſtalt'.
Er wendet ſich zu den Weibern dort;
Sie ſchreien Alle, möchten fort,
Geberden ſich gar widerwärtig.
Der Schalk erweiſt ſich übereifrig;
Ich fürchte, daß er ſich ergetzt,
Wenn er die Sittlichkeit verletzt.
Dazu darf ich nicht ſchweigſam bleiben;
Gib meinen Stab, ihn zu vertreiben.

Pluto.

Er ahnet nicht, was uns von Außen droht;
Laß ihn die Narrentheidung treiben;
Ihm wird kein Raum für ſeine Poſſen bleiben;
Geſetz iſt mächtig, mächtiger iſt die Noth.

Getümmel und Geſang.

Das wilde Heer, es kommt zumal
Von Bergeshöh' und Waldesthal;
Unwiderſtehlich ſchreitet's an.
Sie feiern ihren großen Pan.
Sie wiſſen doch, was Keiner weiß,
Und drängen in den letzten Kreis.

Pluto.

Ich kenn' Euch wohl und Euern großen Pan!
Zuſammen habt Ihr manchen kühnen Schritt gethan.
Ich weiß recht gut, was nicht ein Jeder weiß,
Und öffne ſchuldig dieſen engen Kreis.
Mag ſie ein gut' Geſchick begleiten!
Das Wunderlichſte kann geſchehn;
Sie wiſſen nicht, wohin ſie ſchreiten;
Sie haben ſich nicht vorgeſehn.

Wildgeſang.

Geputztes Volk Du, Zitterſcham!
Sie kommen ruh, ſie kommen rauh,
In hohem Sprung, in raſchem Lauf;
Sie treten derb und tüchtig auf.

Faunen.

Die Faunenſchaar
Im luſtigen Tanz
Den Eichenkranz
Im krauſen Haar;
Ein feines, zugeſpitztes Ohr
Dringt an dem Lockenkopf hervor;
Ein ſtumpfes Näschen, ein breit' Geſicht:
Das ſchadet Alles bei Frauen nicht.
Dem Faun, wenn er die Patſche reicht,
Verſagt die Schönſte den Tanz nicht leicht.

Satyr.

Der Satyr hüpft nun hinterd'rein
Mit Ziegenfuß und dürrem Bein;
Ihm ſollen ſie mager und ſehnig ſein;
Und gemſenartig auf Bergeshöh'n
Beluſtigt er ſich, umherzuſehn.
In Freiheitsluft erquickt alsdann,
Verhöhnt er Kind und Weib und Mann,
Die tief in Thales Dampf und Rauch
Behaglich meinen, ſie lebten auch,
Da ihm doch rein und ungeſtört
Die Welt dort oben allein gehört.

Gnomen.

Da trippelt ein die kleine Schaar,
Sie hält nicht gern ſich Paar und Paar;
Im mohrigen Kleid, mit Lämplein hell,
Bewegt ſich's durcheinander ſchnell,
Wo Jedes für ſich ſelber ſchafft,
Wie Leuchtameiſen wimmelhaft;
Und wuſelt emſig hin und her,
Beſchäftigt in die Kreuz und Quer.
Den frommen Gnomen nah' verwandt,
Als Felſ-Chirurgen wohlbekannt,
Die hohen Berge ſchröpfen wir,
Aus vollen Adern ſchöpfen wir;
Metalle ſtürzen wir zu Hauf,
Mit Gruß getroſt: Glück auf! Glück auf!
Das iſt von Grund aus wohl gemeint;
Wir ſind der guten Menſchen Freund.
Doch bringen wir das Gold zu Tag,
Damit man ſtehlen und kuppeln mag;
Nicht Eiſen fehle dem ſtolzen Mann,
Der allgemeinen Mord erſann.
Und wer die drei Gebot' veracht',
Sich auch Nichts aus den andern macht.
Das Alles iſt nicht unſre Schuld;
Drum habt ſofort, wie wir, Geduld.

Rieſen.

Die wilden Männer ſind's genannt,
Am Harzgebirge wohl bekannt;
Natürlich, nackt, in alter Kraft,
Sie kommen ſämmtlich rieſenhaft.

Den Fichtenſtamm in rechter Hand
Und um den Leib ein wulſtig' Band,
Den derbſten Schurz von Zweig und Blatt;
Leibwache, wie der Papſt nicht hat.

Nymphen im Chor.
(Die umſchließen den großen Pan.)

Auch kommt er an! —
Das All der Welt
Wird vorgeſtellt
Im großen Pan.
Ihr Heiterſten, umgebet ihn,
Im Gaukeltanz umſchwebet ihn;
Denn weil er ernſt und gut dabei,
So will er, daß man fröhlich ſei.
Auch unter'm blauen Wölbedach
Verhielt er ſich beſtändig wach;
Doch rieſeln ihm die Bäche zu,
Und Lüftlein wiegen ihn mild in Ruh'.
Und wenn er zu Mittage ſchläft,
Sich nicht das Blatt am Zweige regt.
Geſunder Pflanzen Balſamduft
Erfüllt die ſchweigſam ſtille Luft:
Die Nymphe darf nicht munter ſein;
Und wo ſie ſtand, da ſchläft ſie ein.
Wenn unerwartet, mit Gewalt,
Dann aber ſeine Stimm' erſchallt,
Wie Blitzesknattern, Meergebrauſ:
Dann Niemand weiß, wo ein noch aus,
Zerſtreut ſich tapfres Heer im Feld,
Und im Getümmel bebt der Held.
So Ehre Dem, dem Ehre gebührt,
Und Heil Ihm, der uns hergeführt!

Deputation der Gnomen.
(An den großen Pan.)

Wenn das glänzend reiche Gute
Fadenweis durch Klüfte ſtreicht,
Nur der klugen Wünſchelruthe
Seine Labyrinthe zeigt:

Weihen wir in dunkeln Grüften
Ariadnäiſch unſer Haus,
Und an reinen Tageslüften
Theilſt Du Schätze gnädig aus.

Nun entdecken wir hierneben
Eine Quelle, wunderbar,
Die bequem verſpricht zu geben,
Was kaum zu erreichen war.

Dieß vermagſt Du zu vollenden;
Nimm es, Herr, in Deine Hut;
Jeder Schatz in Deinen Händen
Kommt der ganzen Welt zu gut.

Plutus (zum Herold).

Wir müſſen uns im hohen Sinne faſſen,
Und was geſchieht, getreſt geſchehen laſſen;
Du biſt ja ſonſt des ſtärkſten Muthes voll.
Nun wird ſich gleich ein Gräulichſtes ereignen;
Hartnäckig wird es Welt und Nachwelt läugnen:
Du ſchreib' es treulich in Dein Protocoll.

Herold
(den Stab anfaſſend, welchen Plutus in der Hand behält).

Die Zwerge führen den großen Pan
Zur Feuerquelle ſacht heran;
Sie ſtehet auf vom tiefſten Schlund,
Dann ſinkt ſie wieder hinab zum Grund;
Und ſtoßer ſteht der off'ne Mund,
Wallt wieder auf in Gluth und Sud;
Der große Pan ſteht wohlgemuth,
Freut ſich des wunderſamen Dings;
Und Perlenſchaum ſprüht rechts und links;
Wie mag' er ſolchem Weſen trau'n?
Er bückt ſich tief, hineinzuſchau'n. —
Nun aber fällt ſein Bart hinein! —
Wer mag das glatte Kinn wohl ſein?
Die Hand verbirgt es unſerm Blick. —
Nun folgt ein großes Ungeſchick:
Der Bart entflammt und fliegt zurück,
Entzündet Kranz und Haupt und Bruſt;
Zu Leiden wandelt ſich die Luſt. —
Zu löſchen eilt die Schaar herbei,
Doch Keiner bleibt von Flammen frei;
Und wie es patſcht, und wie es ſchlägt,
Wird neues Flammen aufgeregt;
Verflochten in das Element,
Ein ganzer Masken-Klump' verbrennt.
Was aber hör ich, wird uns kund
Von Ohr zu Ohr, von Mund zu Mund?
O, ewig unglückſel'ge Nacht,
Was haſt Du uns für Leid gebracht!
Verkünden wird der nächſte Tag,
Was Niemand willig hören mag;
Doch hör ich aller Orten ſchrei'n:
„Der Kaiſer leidet ſolche Pein!“
O, wäre doch ein Aud'res wahr!
Der Kaiſer brennt und ſeine Schaar.
Sie ſei verflucht, die ihn verführt,
In harzig' Reis ſich eingeſchnürt,
Zu toben her mit Prügeltanz
Zu allerſeitigem Untergang.
O, Jugend, Jugend, wirſt Du nie
Der Freude reines Maaß zu bezirken?
O, Hoheit, Hoheit! wirſt Du nie
Vernünftig, wie allmächtig, wirken? —

Schon geht der Wald in Flammen auf;
Sie züngeln leckend ſpitz hinauf,
Zum holzverſchränkten Deckenband;
Uns droht ein allgemeiner Brand.
Des Jammers Maß iſt übervoll!
Ich weiß nicht, wer uns retten ſoll.

Ein Aſchenhaufen einer Nacht
Liegt morgen reiche Kaiſerpracht! —

Pluto.

Schrecken iſt genug verbreitet;
Hülfe ſei nun eingeleitet! —
Schlage, heil'gen Stabs Gewalt,
Daß der Boden bebt und ſchallt!
Du, geräumig weite Luft,
Fülle Dich mit kühlem Duft!
Zieht heran, umherzuſchweifen,
Nebeldünſte, ſchwang're Streifen;
Deckt ein flammendes Gewühl!
Rieſelt, ſäuſelt, Wölkchen kräuſelt,
Schlöpfet wallend, leiſe dämpfet,
Löſchend überall bekämpfet;
Ihr, die lindernden, die feuchten,
Wandelt in ein Wetterleuchten
Solcher eiteln Flamme Spiel. —
Drohen Geiſter, uns zu ſchädigen,
Soll ſich die Magie bethätigen.

Luſtgarten.
Morgenſonne.

Der Kaiſer, Hofleute. Fauſt, Mephiſtopheles (anſtändig, nicht auffallend, nach Art gekleidet; Beide knieen).

Fauſt.

Verzeihſt Du, Herr, das Flammengankelſpiel?

Kaiſer (zum Aufſtehen winkend).

Ich wünſche mir dergleichen Scherze viel. —
Auf einmal ſah ich mich in glüh'nder Sphäre;
Es ſchien mir faſt, als ob ich Pluto wäre.
Aus Nacht und Kohlen lag ein Felſengrund,
Von Flämmchen glühend. Dem und jenem Schlund
Aufwirbelten viel tauſend wilde Flammen,
Und flackerten in ein Gewölb' zuſammen.
Zum höchſten Dome züngelt' es empor,
Der immer ward und immer ſich verlor.
Durch fernen Raum gewund'ner Feuerſäulen
Sah ich bewegt der Völker lange Zeilen;
Sie drängten ſich im weiten Kreis heran
Und huldigten, wie ſie es ſtets gethan.
Von meinem Hof erkannt' ich Ein' und Andern;
Ich ſchien ein Fürſt von tauſend Salamandern.

Mephiſtopheles.

Das biſt Du, Herr, weil jedes Element
Die Majeſtät als unbedingt erkennt.
Gehorſam' Feuer haſt Du nun erprobt;
Wirf Dich in's Meer, wo es am Wild'ſten tobt:
Und kaum betrittſt Du perlenreichen Grund,
So bildet wallend ſich ein herrlich' Rund;
Siehſt auf und ab lichtgrüne, ſchwanke Wellen,
Mit Purpurſaum, zu ſchönſter Wohnung ſchwellen
Um Dich, den Mittelpunct. Bei jedem Schritt,
Wohin Du gehſt, gehn die Paläſte mit.
Die Wände ſelbſt erfreuen ſich des Lebens,
Pfeilſchnellen Wimmelns, Hin- und Wiederſtrebens.
Meerwunder drängen ſich zum neuen, milden Schein;
Sie ſchießen an, und keines darf herein.
Da ſpielen farbig goldbeſchuppte Drachen;
Der Haifiſch klafft; Du lachſt ihm in den Rachen.
Wie ſich auch jetzt der Hof um Dich entzückt,
Haſt Du doch nie ein ſolch' Gedräng' erblickt.
Doch bleibſt Du nicht vom Lieblichſten geſchieden:
Es nahen ſich neugierige Nereiden
Der prächtigen Wohnung in der ewigen Friſche,
Die jüngſten ſcheu und lüſtern, wie die Fiſche,
Die ſpätern klug; ſchon wird es Thetis kund:
Dem zweiten Peleus reicht ſie Hand und Mund. —
Den Sitz alsdann auf des Olymp's Revier! —

Kaiſer.

Die luftigen Räume, die erlaß ich Dir;
Noch früh genug beſteigt man jenen Thron.

Mephiſtopheles.

Und, höchſter Herr, die Erde haſt Du ſchon!

Kaiſer.

Welch' gut Geſchick hat Dich hierher gebracht,
Unmittelbar aus Tauſend Einer Nacht?
Gleichſt Du an Fruchtbarkeit Scheherazaden,
Verſich're ich Dich der höchſten aller Gnaden.
Sei ſtets bereit, wenn Ea're Tageswelt,
Wie's oft geſchieht, mir widerlichſt mißfällt.

Marſchall (tritt eingig auf).

Durchlauchtigſter, ich dacht' in meinem Leben
Vom ſchönſten Glück Verkündung nicht zu geben,
Als dieſe, die mich hoch beglückt,
In Deiner Gegenwart entzückt:
Rechnung für Rechnung iſt berichtigt,
Die Wucherklauen ſind beſchwichtigt,
Los bin ich ſolcher Höllenpein;
Im Himmel kann's nicht heit'rer ſein.

Heermeiſter (folgt eilig).

Abſchläglich iſt der Sold entrichtet,
Das ganze Heer auf's Neu' verpflichtet;

Alonzo.

Nehmt ihn gefangen.

Ruganting.

Ha, welche Schändlichkeit
Wird hier begangen!
Haltet!

Alonzo zum Ober.

Gehorchet mir.

Ruganting.

Haltet!

Bediente zu Alonzo.

Gehorchen dir.

Zu Ruganting.

Gib dich!

Ruganting zu Alonzo.

Verräther, nahmst mir die Waffen!
Sage, was hab' ich mit dir zu schaffen?
Sage, was soll das?

Alonzo zu den Bedienten.

Greifet ihn an!

Der Landknecht fühlt ſich friſches Blut,
Und Wirth' und Dirnen haben's gut.

Kaiſer.

Wie athmet ſich Eu're Bruſt erweitert,
Das faltige Geſicht erheitert!
Wie eilig tretet Ihr heran!

Schatzmeiſter (der ſich einfindet).

Befrage Dieſe, die das Werk gethan.

Fauſt.

Dem Kanzler ziemt's, die Sache vorzutragen.

Kanzler (der langſam herankommt).

Beglückt genug in meinen alten Tagen! —
Seht und ſchaut das ſchickſalsſchwere Blatt,
Das alles Weh' in Wohl verwandelt hat!
(Er lieſt.)
„Zu wiſſen ſei es Jedem, der's begehrt:
Der Zettel hier iſt tauſend Kronen werth.
Ihm liegt geſichert, als gewiſſes Pfand,
Unzahl vergrab'nen Guts im Kaiſerland.
Nun iſt geſorgt, damit der reiche Schatz,
Sogleich gehoben, diene zum Erſatz."

Kaiſer.

Ich ohne Frevel, ungeheurem Trug!
Wer fälſchte hier des Kaiſers Namenszug?
Iſt ſolch' Verbrechen ungeſtraft geblieben?

Schatzmeiſter.

Beſinn're Dich! Haſt ſelbſt es unterſchrieben,
Erſt heute Nacht. Du ſtandſt als großer Pan;
Der Kanzler ſprach mit uns zu Dir heran:
Gewähre Dir das hohe Feſtvergnügen,
Des Volkes Heil, mit wenig Federzügen."
Du zogſt ſie rein; dann ward's in dieſer Nacht
Durch Tauſendkünſtler ſchnell vervielfacht.
Damit die Wohlthat Allen gleich gedeihe,
Da ſtempelten wir gleich die ganze Reihe;
Zehn, Dreißig, Fünfzig, Hundert ſind parat.
Ihr denkt Euch nicht, wie wohl's dem Volke that.
Seht Eu're Stadt, ſonſt halb im Tod verſchimmelt,
Wie Alles lebt und luſtgenießend wimmelt!
Beſchon Dein Name längſt die Welt,
Man hat ihn nie ſo freundlich angeblickt.
Das Alphabet iſt nun erſt überzählig;
In dieſem Zeichen wird nun Jeder ſelig.

Kaiſer.

Bei meinen Leuten gilt's für gutes Geld?
Im Heer, dem Hofe g'nügt's zu vollem Sold?
Wie ſehr mich's wundert, muß ich's gelten laſſen.

Marſchall.

Unmöglich wär's, die Flüchtigen einzufaſſen;
Mit Blitzeswind zerſtreute ſich's im Lauf.
Die Wechslerbänke ſtehen ſperrig auf;
Man honorirt daſelbſt ein jedes Blatt
Durch Geld und Silber, freilich mit Rabatt.
Nun geht's von da zum Fleiſcher, Bäcker, Schenken;
Die halbe Welt ſcheint nur an Schmaus zu denken,
Wenn ſich die and're neu in Kleidern blüht.
Der Krämer ſchneidet aus, der Schneider näht.
Vor: „Hoch dem Kaiſer!" ſprudelt's in den Keßern;
Dort kocht's und brät's und klappert's mit den Tellern!

Mephiſtopheles.

Wer die Terraſſen einſam abſpaziert,
Gewahrt die Schönſte, herrlich aufgeziert;
Ein Aug', verdeckt vom ſtolzen Pfauenwedel;
Sie ſchmunzelt uns und blickt nach ſolcher Schedel;
Und kurtiger, als durch Witz und Redekunſt,
Vermittelt ſich die reichſte Liebesgunſt.
Man wird ſich nicht mit Bauſ und Beutel plagen,
Ein Blättchen iſt im Buſen leicht zu tragen;
Mit Liebesbrieflein paart's bequem ſich hier.
Der Prieſter trägt's andächtig im Brevier;
Und der Soldat, um raſcher ſich zu wenden,
Erleichtert ſchnell den Gürtel ſeiner Lenden.
Die Majeſtät verzeihe, wenn in's Kleine
Das hohe Werk ich zu erniedern ſcheine!

Fauſt.

Das Uebermaaß der Schätze, das, erſtarrt,
In Deinen Landen tief im Boden harrt,
Liegt ungenutzt. Der weiteſte Gedanke
Iſt ſolches Reichthums kümmerlichſte Schranke;
Die Phantaſie, in ihrem höchſten Flug,
Sie ſtrengt ſich an und thut ſich nie genug:
Doch faſſen Geiſter, würdig, tief zu ſchauen,
Zum Grenzenloſen grenzenloſ' Vertrauen.

Mephiſtopheles.

Ein ſolch' Papier, an Geld und Perlen Statt,
Iſt ſo bequem; man weiß doch, was man hat;
Man braucht nicht erſt zu markten noch zu tauſchen,
Kann ſich nach Luſt in Lieb' und Wein berauſchen.
Will man Metall, ein Wechsler iſt bereit;
Und fehlt es da, ſo gräbt man eine Zeit.
Pocal und Kette wird veranctionirt,
Und das Papier, ſogleich amortiſirt,
Beſchämt den Zweifler, der uns frech verhöhnt;
Man will nichts Ander's, iſt daran gewöhnt.

So bleibt von nun an allen Kaiserlanden
An Kleinod, Gold, Papier genug verhanden.

Kaiser.

Das hohe Wohl verdankt Euch unser Reich;
Wo möglich, sei der Lohn dem Dienste gleich.
Vertraut sei Euch des Reiches innrer Boden;
Ihr seid der Schätze würdigste Custoden.
Ihr kennt den weiten, wohlverwahrten Hort;
Und wenn man gräbt, so sei's auf Euer Wort.
Vereint Euch nun, Ihr Meister unsers Schatzes,
Erfüllt mit Lust die Würden Eures Platzes,
Wo mit der obern sich die Unterwelt,
In Einigkeit beglückt, zusammenstellt.

Schatzmeister.

Soll zwischen uns kein fernster Zwist sich regen;
Ich liebe mir Zauber'er zum Collegen.
(Ab mit Fauste'en).

Kaiser.

Beschenk' ich nun bei Hofe Mann für Mann,
Gesteh' er mir, wozu er's brauchen kann.

Page (empfangend).

Ich lebe lustig, heiter, guter Dinge.

Ein Anderer (gleichfalls).

Ich schaffe gleich dem Liebchen Kett' und Ringe.

Kämmerer (annehmend).

Von nun an trink' ich doppelt beste Flasche.

Ein Anderer (gleichfalls).

Die Würfel jucken mich schon in der Tasche.

Pannerherr (mit Bedacht).

Mein Schloß und Feld, ich mach' es schuldenfrei.

Ein Anderer (gleichfalls).

Es ist ein Schatz; den leg' ich Schätzen bei.

Kaiser.

Ich hoffte Lust und Muth zu neuen Thaten;
Doch wer Euch kennt, Der wird Euch leicht errathen.
Ich merk' es wohl, bei aller Schätze Flor,
Wie Ihr gewesen, bleibt Ihr nach wie vor.

Narr (herbeikommend).

Ihr spendet Gnaden; gönnt auch mir davon.

Kaiser.

Und lebst Du wieder, Du vertrinkst sie schon.

Narr.

Die Zauberblätter? Ich versteh's nicht recht.

Kaiser.

Das glaub' ich wohl; denn Du gebrauch
schlecht.

Narr.

Da fallen And're; weiß nicht, was ich th

Kaiser.

Nimm sie nur hin; sie fielen Dir zu zu.
(M

Narr.

Fünftausend Kronen wären mir zu Handen

Mephistopheles.

Zweibeiniger Schlauch, bist wieder anerst
den?

Narr.

Geschieht mir oft, doch nicht so gut als jet

Mephistopheles.

Du freu'st Dich so, daß Dich's in Schw
versetzt?

Narr.

Da seht nur her; ist Das wohl Geldes wert

Mephistopheles.

Du hast dafür, was Schlund und Bauch
gehört.

Narr.

Und kaufen kann ich Acker, Haus und Vieh

Mephistopheles.

Versteht sich! Biete nur; Das fehlt Dir n

Narr.

Und Schloß, mit Wald und Jagd und Fis
bach?

Mephistopheles.

Traun!
Ich möchte Dich, gestrengen Herrn, wo
schau'n!

Narr.

Heut Abend wieg' ich mich im Grundbesitz! —
(Ab.)

Mephistopheles (solus).

Wer zweifelt noch an unsers Narren Witz?

Finstere Gallerie.

Faust. Mephistopheles.

Mephistopheles.

Was ziehst Du mich in diese düstern Gänge?
Ist nicht da d'rinnen Lust genug,

Im dichten, bunten Hofgedränge
Gelegenheit zu Spaß und Trug?

Faust.

Sag' mir Das nicht; Du hast's in alten Tagen
Längst an den Sohlen abgetragen;
Doch jetzt, Drin- und Wiedergehn
Ist nur, um mir nicht Wort zu stehn.
Ich aber bin gequält, zu thun;
Der Marschall und der Kämm'rer treib'n mich nun.
Der Kaiser will, es muß sogleich geschehn,
Will Helena und Paris vor sich sehn;
Das Musterbild der Männer, so der Frauen,
In deutlichen Gestalten will er schauen.
Geschwind an's Werk! Ich darf mein Wort nicht brechen.

Mephistopheles.

Unsinnig war's, leichtsinnig zu versprechen.

Faust.

Du hast, Geselle, nicht bedacht,
Wohin uns Deine Künste führen;
Erst haben wir ihn reich gemacht,
Nun sollen wir ihn amüsiren.

Mephistopheles.

Du wähnst, es füge sich sogleich;
Hier stehen wir vor steilern Stufen,
Greifst in ein fremdestes Bereich,
Machst frevelhaft am Ende neue Schulden;
Denkst, Helene'n so leicht hervorzurufen,
Wie das Papiergespenst der Gulden. —
Mit Hexenfeen, mit Gespenstgespinsten,
Vielköpfigen Zwergen steh' ich gleich zu Diensten;
Doch Teufelsliebchen, wenn auch nicht zu schelten,
Sie können nicht für Heroinen gelten.

Faust.

Da haben wir den alten Leierton!
Bei Dir geräth man stets in's Ungewisse.
Der Vater bist Du aller Hindernisse,
Für jedes Mittel willst Du neuen Lohn.
Mit wenig Murmeln, weiß ich, ist's gethan;
Wie man sich umschaut, bringst Du sie zur Stelle.

Mephistopheles.

Das Heidenvolk geht mich Nichts an,
Es haus't in seiner eig'nen Hölle;
Doch gibt's ein Mittel.

Faust.

Sprich, und ohne Säumniß!

Mephistopheles.

Ungern entdeck' ich höheres Geheimniß. —
Göttinnen thronen hehr in Einsamkeit,
Um sie kein Ort, noch weniger eine Zeit;
Von ihnen sprechen, ist Verlegenheit.
Die Mütter sind es!

Faust (erschreckend).

Mütter!

Mephistopheles.

Schaudert's Dich?

Faust.

Die Mütter! Mütter! — 's klingt so wunderlich!

Mephistopheles.

Das ist es auch. Göttinnen, unbekannt
Euch Sterblichen, von uns nicht gern genannt!
Nach ihrer Wohnung magst in's Tiefste schürfen;
Du selbst bist Schuld, daß ihrer wir bedürfen.

Faust.

Wohin der Weg?

Mephistopheles.

Kein Weg! In's Unbetretene,
Nicht zu Betretende; ein Weg an's Unerbetene,
Nicht zu Erbittende. Bist Du bereit? —
Nicht Schlösser sind, nicht Riegel wegzuschieben,
Von Einsamkeiten wirst umhergetrieben.
Hast Du Begriff von Oed' und Einsamkeit?

Faust.

Du sparteſt, dächt' ich, solche Sprüche;
Hier wittert's nach der Hexenküche,
Nach einer längstvergang'nen Zeit.
Mußt' ich nicht mit der Welt verkehren?
Das Leere lernen, Leeres lehren? —
Sprach ich vernünftig, wie ich's angeschaut,
Erklang der Widerspruch gedoppelt laut;
Mußt' ich sogar vor widerwärtigen Streichen
Zur Einsamkeit, zur Wildniß entweichen;
Und, um nicht ganz versäumt, allein zu leben,
Mich doch zuletzt dem Teufel übergeben.

Mephistopheles.

Und hättest Du den Ocean durchschwommen,
Das Grenzenlose dort geschaut:
So sah'st Du doch Welle auf Welle kommen,
Selbst wenn es Dir vor'm Untergange graut.
Du sah'st doch Etwas; sah'st wohl in der Grüne
Gestürzter Meere streichende Delphine;
Sah'st Wolken ziehen, Sonne, Mond und Sterne;
Nichts wirst Du sehn in ewig leerer Ferne,

Den Schritt nicht hören, den Du thuſt,
Nichts Feſtes finden, wo Du ruhſt.

Fauſt.

Du ſprichſt als erſter aller Weltangezogen,
Die treue Nereyhaten zu betrügen;
Nur umgekehrt! Du ſendeſt mich in's Leere,
Damit ich doch in Kunſt als Kraft vermehre;
Behandelſt mich, daß ich, wie jene Katze,
Die die Kaſtanien aus den Gluthen kratze.
Nur immer zu! Wir wollen es ergründen;
In Deinem Nichts hoff ich das All zu finden.

Mephiſtopheles.

Ich rühme Dich, eh' Du Dich von mir trennſt,
Und ſehe wohl, daß Du den Teufel kennſt.
Hier, nimm den Schlüſſel!

Fauſt.

Das kleine Ding!

Mephiſtopheles.

Erſt faß ihn an und ſchätz' ihn nicht gering.

Fauſt.

Er wächſt in meiner Hand; er leuchtet, blitzt!

Mephiſtopheles.

Merkſt Du nun bald, was man an ihm beſitzt!
Der Schlüſſel wird die rechte Stelle wittern;
Folg' ihm hinab; er führt Dich zu den Müttern.

Fauſt (ſchaudernd).

Den Müttern! Trifft's mich immer, wie ein Schlag!
Was iſt das Wort, das ich nicht hören mag?

Mephiſtopheles.

Biſt Du beſchränkt, daß neues Wort Dich ſtört?
Willſt Du nur hören, was Du ſchon gehört?
Dich ſtöre Nichts, wie es auch weiter klinge,
Schon längſt gewohnt der wunderbarſten Dinge.

Fauſt.

Doch im Erſtarren ſuch' ich nicht mein Heil,
Das Schaudern iſt der Menſchheit beſtes Theil;
Wie auch die Welt ihm das Gefühl verthe're,
Ergriffen, fühlt er tief das Ungeheu're.

Mephiſtopheles.

Verſinke denn! Ich könnt' auch ſagen: ſteige!
's iſt Einerlei. Entfliehe dem Entſtand'nen,
In der Gebilde losgebund'ne Räume;
Ergetze Dich am längſt nicht mehr Vorhand'nen;
Wie Wolkenzüge ſchlingt ſich das Getreibe;
Den Schlüſſel ſchwinge, halte ihn vom Leibe.

Fauſt (begeiſtert).

Wohl! Faßt ihn faſſend, fühl' ich neue Stärke,
Die Bruſt erweitert ſich zum großen Werke!

Mephiſtopheles.

Ein glüh'nder Dreifuß thut Dir endlich kund,
Du biſt im tiefſten, allertiefſten Grund.
Bei ſeinem Schein wirſt Du die Mütter ſehn:
Die einen ſitzen, andre ſteh'n und gehn,
Wie's eben kommt; Geſtaltung, Umgeſtaltung,
Des ewigen Sinnes ewige Unterhaltung;
Umſchwebt von Bildern aller Creatur.
Sie ſehn Dich nicht; denn Schemen ſehn ſie nur.
Da faß ein Herz, denn die Gefahr iſt groß,
Und gehe grad' auf jenen Dreifuß los:
Berühr ihn mit dem Schlüſſel!

Fauſt

(macht eine entſchieden gebietende Bewegung mit dem Schlüſſel).

Mephiſtopheles (ihn betrachtend).

So iſt's recht!
Er ſchließt ſich an; er folgt als treuer Knecht;
Gelaſſen ſteigſt Du, Dich erhebt das Glück;
Und eh' ſie's merken, biſt mit ihm zurück.
Und haſt Du ihn einmal hierher gebracht,
So rufſt Du Held und Heldinn aus der Nacht,
Der Erſte, der ſich jener That erdreiſtet;
Sie iſt gethan und Du haſt es geleiſtet;
Dann muß fortan, nach magiſchem Behandeln,
Der Weihrauchsnebel ſich in Götter wandeln.

Fauſt.

Und nun, was jetzt?

Mephiſtopheles.

Dein Weſen ſtrebe nieder;
Verſinke ſtampfend, ſtampfend ſteigſt Du wieder.

Fauſt (ſtampft und verſinkt).

Mephiſtopheles.

Wenn ihm der Schlüſſel nur zum Beſten frommt!
Neugierig bin ich, ob er wieder kommt?

Hellerleuchtete Säle.

Kaiſer und Fürſten. Hof (in Bewegung).

Kämmerer (zu Mephiſtopheles).

Ihr ſeid uns noch die Geiſter-Scene ſchuldig;
Macht Euch daran! Der Herr iſt ungeduldig.

Marſchall.

So eben fragt der Gnädigſte darnach;
Ihr zaudert nicht, der Majeſtät zur Schmach!

Mephiſtopheles.

Iſt mein Compan doch deßhalb weggegangen;
Er weiß ſchon, wie er anzufangen,
Und laboriert, verſchließen, hin;
Muß ganz beſonders ſich befleißen;
Denn wer den Schatz, das Schätzer, heben will,
Bedarf der höchſten Kunſt, Magie der Weiſen.

Marſchall.

Was Ihr für Künſte braucht, iſt Einerlei;
Der Kaiſer will, daß Alles fertig ſei.

Blondine (zu Mephiſtopheles).

Ein Wort, mein Herr! Ihr ſeht ein klar' Geſicht;
Jedoch ſo iſt's im leidigen Sommer nicht!
Da ſprießen hundert bräunlich rothe Flecken,
Die zum Verdruß die weiße Haut bedecken.
Ein Mittel!

Mephiſtopheles.

Schade; ſo ein leuchtend Schätzchen!
Im Mai getupft, wie Ew're Panterkätzchen!
Nehmt Froſchlaich, Krötenzungen, rohobirt,
Im vollſten Mondlicht ſorglich deſtillirt,
Und, wenn er abnimmt, reinlich aufgeſtrichen;
Der Frühling kommt, die Tupfen ſind entwichen.

Braune.

Die Menge drängt heran, Euch zu umſchranzen.
Ich bitt' um Mittel! Ein erfror'ner Fuß
Verhindert mich am Wandeln wie am Tanzen;
Selbſt ungeſchickt beweg' ich mich zum Gruß.

Mephiſtopheles.

Erlaubet einen Tritt von meinem Fuß.

Braune.

Nun, Das geſchieht wohl unter Liebesleuten.

Mephiſtopheles.

Mein Fußtritt, Kind, hat Gröſ'res zu bedeuten!
Zu Gleichem Gleiches, was auch Einer litt'!
Fuß heilet Fuß; ſo iſt's mit allen Gliedern.
Heran! Gebt Acht! Ihr ſollt es nicht erwiedern.

Braune (ſchreiend).

Weh'! Weh'! Das brennt! Das war ein harter Tritt,
Wie Pferdehuf!

Mephiſtopheles.

Die Heilung nehmt Ihr mit.
Du kannſt nunmehr den Tanz auch Luſt verüben;
Bei Tiſch ſchwelgend, küſſ'le mit dem Lieben.

Dame (beſtürzt).

Laßt mich hindurch! Zu groß iſt meine Schmerzen,
Sie wühlen feindlich mir im tiefſten Herzen;
Dort gegenüber ſucht' er Heil in meinen Blicken;
Er ſchnappt mit ihr und wendet mir den Rücken!

Mephiſtopheles.

Bedenklich iſt es; aber höre mich:
Da ihn heran mußt Du Dich leiſe drücken;
Nimm viele Kohle, ſtreich' ihm einen Strich
Auf Aermel, Mantel, Schulter, wo ſich's macht;
Er fühlt im Herzen holden Neuerlich.
Der Kohle doch ſogleich mußt Du verſchlingen,
Nicht Wein, nicht Waſſer an die Lippen bringen;
Er ſeufzt vor Deiner Thür noch heute Nacht.

Dame.

Iſt doch kein Gift?

Mephiſtopheles (entrüſtet).

Reſpect, wo ſich's gebührt!
Weit müßtet Ihr nach ſolcher Kohle laufen;
Sie kommt von einem Scheiterhaufen,
Den wir ſonſt ernſter angeſchürt.

Page.

Ich bin verliebt; man hält mich nicht für reif!

Mephiſtopheles (bei Seite).

Ich weiß nicht mehr, wohin ich hören ſoll.
(Zum Pagen.)
Müßt Euer Glück nicht auf die Jüngſte ſetzen.
Die Angejahrten wiſſen Euch zu ſchätzen. —
(Andere drängen ſich vorn.)
Schon wieder Neue! Welch' ein harter Strauß!
Ich helfe mir zuletzt mit Wahrheit aus;
Der ſchlechteſte Behelf! Die Noth iſt groß! —
O, Mütter, Mütter! Laßt nur Fauſt'en los!
(Umherſchauend.)
Die Lichter brennen trübe ſchon im Saal,
Der ganze Hof bewegt ſich auf einmal.
Unſtändig ſeh' ich ſie in Folge ziehn,
Durch lange Gänge, ferne Galerie'n.
Nun! ſie verſammeln ſich im weiten Raum
Des alten Rittersaals; er faßt ſie kaum.
Auf breite Wände Teppiche ſpendirt,
Mit Rüſtung, Eck' und Nischen ausgeziert.
Hier braucht es, dächt' ich, keine Zauberworte;
Die Geiſter finden ſich von ſelbſt zum Orte.

Winterfest.

Dämmernde Beleuchtung.

Kaiser und Hof (sind eingezogen).

Herold.

Mein alt' Geschäft, das Schauspiel anzukünden,
Verkümmert mir der Geister heimlich Walten;
Vergebens wagt man, aus verständigen Gründen
Sich zu erklären das verworrne Schalten.
Die Sessel sind, die Stühle schon zur Hand;
Den Kaiser setzt man gerade vor die Wand;
Auf den Tapeten mag er da die Schlachten
Der großen Zeit bequemlich sich betrachten.
Hier sitzt nun Alles, Herr und Hof im Runde,
Die Bänke drängen sich im Hintergrunde;
Noch Liebchen hat, in höhern Geisterstunden,
Zur Seite Liebchens lieblich Raum gefunden.
Und so, da Alle schicklich Platz genommen,
Sind wir bereit, die Geister mögen kommen!

(Posaunen.)

Astrolog.

Beginne gleich das Drama seinen Lauf;
Der Herr befiehlt's, Ihr Wände thut Euch auf!
Nichts hindert mehr, hier ist Magie zur Hand.
Die Teppiche schwinden, wie gerollt vom Brand;
Die Mauer spaltet sich, sie kehrt sich um;
Ein tief Theater scheint sich aufzustellen,
Geheimnisvoll ein Schein uns zu erhellen,
Und ich besteige das Proscenium.

Mephistopheles

(aus dem Souffleur-Loche auftauchend).

Von hier aus hoff' ich allgemeine Gunst;
Einbläsereien sind des Teufels Redekunst.

(Zum Astrolog'en.)

Du kennst den Tact, in dem die Sterne gehn,
Und wirst mein Flüstern meisterlich verstehn.

Astrolog.

Durch Wunderkraft erscheint allhier zur Schau,
Massiv genug, ein alter Tempelbau.
Dem Atlas gleich, der einst den Himmel trug,
Stehn, reihenweis, der Säulen hier genug;
Sie mögen wohl der Felsenlast genügen,
Da zweie schon ein groß' Gebäude trügen.

Architect.

Das wär' antik! Ich wüßt' es nicht zu preisen;
Es sollte plump und überlästig heißen.
Roh nennt man „edel", unbehülflich „groß".
Schmalpfeiler lieb' ich, strebend, grenzenlos;
Spitzbögiger Zenith erhebt den Geist;
Solch' ein Gebäu erfreut uns allermeist.

Astrolog.

Empfangt mit Ehrfurcht sternegegönnte Stunden;
Durch magisch Wort sei die Vernunft gebunden;
Dagegen weit heran bewege frei
Sich herrliche, verworrne Phantasei.
Was Ihr schaut nun, was Ihr habt begehrt;
Unmöglich ist's, drum eben glaubenswerth.

Faust

(tritt auf der andern Seite des Prosceniums hervor).

Astrolog.

Im Priesterkleid, bekränzt, ein Wundermann,
Der uns erübrigt, was er getraut begann!
Ein Dreifuß steigt mit ihm aus hohler Gruft;
Schon ahn' ich aus der Schale Weihrauchduft.
Er rüstet sich, das hohe Werk zu segnen;
Es kann fortan nur Glückliches begegnen.

Faust (feierlich).

In Euerm Namen, Mütter, die Ihr thronet
Im Grenzenleeren, ewig einsam wohnet
Und doch gesellig! Euer Haupt umschweben
Des Lebens Bilder, regsam, ohne Leben.
Was einmal war, in altem Glanz und Schein,
Es regt sich dort; denn es will ewig sein.
Und Ihr vertheilt-es, allgewaltige Mächte,
Zum Zelt des Tages, zum Gewölb' der Nächte.
Die Einen faßt des Lebens holder Lauf,
Die Andern sucht der kühne Magier auf;
In reicher Spende läßt er, voll Vertrauen,
Was Jeder wünscht, das Wunderwürdige schauen.

Astrolog.

Der glüh'nde Schlüssel rührt die Schale kaum:
Ein dunstiger Nebel deckt sogleich den Raum;
Er schleicht sich ein, er wogt nach Wolkenart,
Gedehnt, geballt, verschränkt, getheilt, gepaart.
Und nun erkennt ein Geistermeisterstück!
Sowie sie wandeln, machen sie Musik.
Aus lustigen Tönen quillt ein Weißnichtwie;
Indem sie ziehn, wird Alles Melodie.
Der Säulenschaft, auch die Triglyphe klingt;
Ich glaube gar, der ganze Tempel singt.
Das Dunstige senkt sich: aus dem leichten Flor
Ein schöner Jüngling tritt im Tact hervor.
Hier schweigt mein Amt, ich brauch' ihn nicht zu nennen;
Wer sollte nicht den holden Paris kennen?

Dame.

O, welch' ein Glanz aufblüh'nder Jugendkraft!

Zweite.

Wie eine Pfirsche frisch und voller Saft!

Dritte.

Die feingezog'nen, süßgeschwell'nen Lippen!

Vierte.

Du möchteſt wohl an ſolchem Becher nippen?

Fünfte.

Er iſt gar hübſch, wenn auch nicht fein.

Sechſte.

Ein Bächlein könnt' er doch gewandter ſein.

Ritter.

Den Schäferkorbt glaub' ich allhier zu ſpüren;
Vom Dringen Nichts und Nichts von Hof-Manieren.

Anderer.

Ey wau! Halb nackt iſt wohl der Junge ſchön;
Doch müßten wir ihn erſt im Harniſch ſehn!

Dame.

Er legt ſich nieder, weichlich, angenehm.

Ritter.

Auf ſeinem Schooße wär' Euch wohl bequem?

Andere.

Er lehnt den Arm ſo zierlich über's Haupt.

Kämmerer.

Die Flegelei! Das ſind' ich unerlaubt!

Dame.

Ihr Herren wißt an Allem was zu mäkeln!

Derſelbe.

In Kaiſers Gegenwart ſich hinzuräkeln!

Dame.

Er ſtellt's nur vor! Er glaubt ſich ganz allein.

Derſelbe.

Das Schauſpiel ſelbſt, hier ſollt' es höflich ſein.

Dame.

Sanft hat der Schlaf den Helden übernommen.

Derſelbe.

Er ſchnarcht nun gleich, natürlich iſt's, vollkommen.

Junge Dame (entzückt).

Zum Weihrauchdampf, was duftet ſo gemiſcht,
Das mir das Herz zum Innigſten erfriſcht?

Aeltere.

Fürwahr! Es dringt ein Hauch tief in's Gemüthe;
Er kommt von ihm!

Aelteſte.

Es iſt des Wachsthums Blüthe,
Im Jüngling als Ambroſia bereitet
Und atmoſphäriſch ringsumher verbreitet.

Helena (hervortretend).

Mephiſtopheles.

Das wär' ſo dein! Vor Dieſer hör' ich Muh';
Hübſch iſt ſie wohl, doch lügt ſie mir nicht zu.

Aſtrolog.

Ist mich iſt dieß Mal weiter Nichts zu thun;
Als Ehrenmann geſteh', bekenn' ich's nun.
Die Schöne kommt, und hör' ich Jene-
jungen! —
Den Schönheit ward von jeher viel gelun-
gen! —
Wem ſie erſcheint, wird aus ſich ſelbſt ent-
rückt;
Wem ſie gehörte, wart zu hoch beglückt.

Faust.

Hab' ich noch Augen? Zeigt ſich tief im
Saal
Der Schönheit Quelle, vollen Stroms er-
goſſen?
Mein Schreckenszauq bringt ſeligſten Gewinn.
Wie war die Welt mir nichtig, unerſchloſſen!
Was iſt ſie nun ſeit meiner Prieſterſchaft?
Erſt wünſchenswerth, gegründet, dauerhaft!
Verſchwinde mir des Lebens Athemkraft,
Wenn ich mich je von Dir zurückgewöhne! —
Die Wohlgeſtalt, die mich vereinſt entzückte,
In Zauberſpiegelung beglückte,
War nur ein Schaumbild ſolcher Schöne! —
Du biſt's, der ich die Regung aller Kraft,
Den Inbegriff der Leidenſchaft,
Dir Neigung, Lieb', Anbetung, Wahnſinn
zolle.

Mephiſtopheles (aus dem Kaſten).

So faßt Euch doch und fallt nicht aus der
Rolle!

Aeltere Dame.

Groß, wohlgeſtaltet, nur der Kopf zu klein!

Jüngere.

Seht nur den Fuß! Wie könnt' er plumper
ſein!

Diplomat.

Fürſtinnen hab' ich dieſer Art geſehn;
Mich däucht, ſie iſt vom Kopf zum Fuße ſchön.

Hofmann.

Sie nähert ſich dem Schläfer lüſtig mild.

Dame.

Wie häßlich neben jugendreinem Bild!

Poet.

Von ihrer Schönheit iſt er angeſtrahlt.

Dame.

Endymion und Luna! Wie gemalt!

Derſelbe.

Ganz recht! Die Göttinn ſchaut herabzuſinken;
Sie neigt ſich über, ſeinen Hauch zu trinken;
Beneidenswerth! — Ein Kuß! — Das Maß iſt voll!

Duenna.

Vor allen Leuten! Das iſt doch zu toll!

Faust.

Furchtbare Macht dem Knaben! —

Mephiſtopheles.

Ruhig! ſtill!
Laß das Gehexe doch machen, was es will.

Hofmann.

Sie ſchleicht ſich weg, leichtfüßig; er erwacht.

Dame.

Sie ſieht ſich um! Das hab' ich wohl gedacht.

Hofmann.

Er ſtaunt! Ein Wunder iſt's, was ihm geſchieht.

Dame.

Ihr iſt kein Wunder, was ſie vor ſich ſieht.

Hofmann.

Mit Anſtand kehrt ſie ſich zu ihm herum.

Dame.

Ich merke ſchon, ſie nimmt ihn in die Lehre;
In ſolchem Fall ſind alle Männer dumm.
Er glaubt wohl auch, daß er der Erſte wäre?

Ritter.

Laßt mir ſie gelten! — Majeſtätiſch fein! —

Dame.

Die Buhlerinn? Das nenn' ich doch gemein!

Page.

Ich möchte wohl an ſeiner Stelle ſein!

Hofmann.

Wer würde nicht in ſolchem Netz gefangen?

Dame.

Das Kleinod iſt durch manche Hand gegangen,
Auch die Vergoldung ziemlich abgebraucht.

Andere.

Vom zehnten Jahr an hat ſie Nichts getaugt.

Ritter.

Gelegentlich nimmt Jeder ſich das Beſte;
Ich hielte mich an dieſe ſchönen Reſte.

Gelehrter.

Ich ſeh' ſie deutlich; doch geſteh' ich frei:
Zu zweifeln iſt, ob ſie die Rechte ſei.
Die Gegenwart verlohnt im Ueberreichne,
Ich halte mich vor Allem an's Gleichreichne.
Da lob' ich denn: ſie habe wirklich allen
Gesunden Texte's ſonderlich gefallen;
Und, wie mich dünkt, vollkommen paßt Das hier;
Ich bin nicht jung, und doch gefällt ſie mir.

Astrolog.

Nicht Knabe mehr! Ein kühner Heldenmann,
Umfaßt er ſie, die kaum ſich wehren kann;
Geſtärkten Arm's hebt er ſie hoch empor.
Entführt er ſie wohl gar?

Faust.

Verwegner Thor!
Du wagſt's! Du hörſt nicht! Halt! Das iſt zu viel!

Mephiſtopheles.

Machſt Du's doch ſelbſt, das Fratzengeiſterſpiel!

Astrolog.

Nur noch ein Wort! Nach Allem, was geſchah,
Nenn' ich das Stück: den Raub der Helena.

Faust.

Was Raub! Bin ich für Nichts an dieſer Stelle:
Iſt dieſer Schlüſſel nicht in meiner Hand?
Er führte mich, durch Graus und Wog' und Welle
Der Einſamkeiten, her zum feſten Strand.
Hier faß ich Fuß; hier ſind es Wirklichkeiten!
Von hier aus darf der Geiſt mit Geiſtern ſtreiten,
Das Doppelreich, das große, ſich bereiten.
So fern ſie war, wie kann ſie näher ſein!
Ich rette ſie, und ſie iſt doppelt mein.
Gewagt! Ihr Mütter! Mütter, müßt's gewähren!
Wer ſie erkennt, der darf ſie nicht entbehren!

Astrolog.

Was thuſt Du, Fauſte! Fauſte! — Mit Gewalt
Faßt er ſie an; ſchon trübt ſich die Geſtalt.
Den Schlüſſel kehrt er nach dem Jüngling zu,
Berührt ihn! — Weh' uns, Weh'! Nu! im Nu!

(Explosion; Fauſt liegt am Boden. Die Geiſter gehen in Dunſt auf.)

Mephiſtopheles
(Den Pudel an die Schwelle winkend).
Da habt Ihr's nun! Mit Narren ſich beladen,
Das kommt zuletzt dem Teufel ſelbſt zu Schaden.
(Pudelnarr. Tumult.)

Zweiter Act.

Hochgewölbtes, enges Gothiſches Zimmer, ehemals Fauſten's, unverändert.

Mephiſtopheles
(Hinter einem Vorhang hervortretend. Indem er ihn auffaßt und zurückſchlägt, erblickt man Fauſt'en hingeſtreckt auf einem altmodiſchen Bette).
Hier lieg', Unſeliger, verſtrickt
In ſchwer gefaß'tem Liebesdrange!
Wem Helena panſchaft,
Den kommt ſo leicht nicht zu Verſtande.
(Sich umherſehend.)
Blick' ich hinauf, hierher, hinüber,
Unverändert iſt es, unverſehrt;
Die bunten Scheiben ſind, ſo dünkt mich, trüber,
Die Spinnenweben haben ſich vermehrt;
Die Dinte ſtarrt, vergilbt iſt das Papier;
Doch Alles iſt am Platz geblieben;
Sogar die Feder liegt noch hier,
Mit welcher Fauſt dem Teufel ſich verſchrieben.
Ja, tiefer in dem Rohre ſteckt
Ein Tröpflein Blut, wie ich's ihm abgelockt!
Zu einem ſolchen einzigen Stück
Wünſcht' ich dem größten Sammler Glück.
Auch hängt der alte Pelz am alten Haken,
Erinnert mich an jene Schnaken,
Wie ich den Knaben einſt belehrt,
Woran er noch vielleicht als Jüngling zehrt.
Es kommt mir wahrlich das Gelüſten,
Rauhwarme Hülle, Dir verleiht,
Mich als Docent noch ein Mal zu erdrüſten,
Wie man ſo völlig recht zu haben meint.
Gelehrte wiſſen's zu erlangen,
Dem Teufel iſt es längſt vergangen.
(Er ſchüttelt den vorhergenommenen Pelz; Cicaden, Käfer und Scarabäen fahren heraus.)

Chor der Inſecten.
Willkommen! willkommen,
Du alter Patron;
Wir ſchweben und ſummen
Und kennen Dich ſchon.
Nur einzeln im Stillen,
Du haſt uns gepflanzt;
Zu Tauſenden kommen wir,
Vater, getanzt.
Der Schalk in dem Buſen
Verbirgt ſich ſo ſehr;
Vom Pelze die Läuschen
Enthüllen ſich eh'r.

Mephiſtopheles.
Wie überraſcht mich die junge Schöpfung
freut!
Man ſie vor, man erntet mit der Zeit.
Ich ſchüttle noch ein Mal den alten Plunk,
Noch Eines flattert hier und dort hinaus. —
Hinaus! vorbei! in hundertauſend Ecken
Eilt, Euch. Ihr Liebchen, zu verſtecken;
Dort, wo die alten Schachteln ſtehn,
Hier im bekränzten Pergamen,
In ſtaubigen Scherben alter Töpfe,
Dem Hohlzahn jener Todtenköpfe.
In ſolchem Wuſt und Moderleben
Muß es für ewig Grillen geben.
(Indem er den Pelz.)
Komm', hecke mir die Schultern noch ein Mal!
Heut bin ich wieder Prinzipal.
Doch hilft es Nichts, mich ſo zu nennen;
Wie ſind die Leute, die mich anerkennen!
(Er zieht die Glocke, die einen gellenden, durchdringenden Ton erſchallen läßt, wovon die Hallen erbeben und die Thüren aufſpringen.)

Famulus
(Der langſam, finſtern Gang herwankend.)
Welch ein Tönen! Welch ein Schauer!
Treppe ſchwankt, es bebt die Mauer;
Durch der Fenſter bunte Zittern
Seh' ich wetterleuchtend' Wittern;
Springt das Eſtrich, und von oben
Rieſelt Kalk und Schutt verſchoben.
Und die Thüre, feſt verriegelt,
Iſt durch Wunderkraft entſiegelt. —
Dort! Wie fürchterlich! Ein Rieſe
Steht in Fauſt'ens altem Vließe.
Seinen Blicken, ſeinem Winken,
Mögt' ich in die Kniee ſinken!
Soll ich fliehen? Soll ich ſtehn?
Ach, wie wird es mir ergehn!

Mephiſtopheles (winkend).
Heran, mein Freund! — Ihr heißet Nicodemus.

Famulus.
Hochwürdiger Herr! ſo iſt mein Nam' — Oremus.

Mephiſtopheles.
Das laſſen wir!

Famulus.
Wie froh, daß Ihr mich kennt!

Mephiſtopheles.
Ich weiß es wohl, bejahrt und noch Student.
Bemoos'ter Herr! Auch ein gelehrter Mann
Studirt ſo fort, weil er nicht anders kann.
So baut man ſich ein mäßig' Kartenhaus;
Der größte Geiſt baut's doch nicht völlig aus.

Doch Euer Meister, Das ist ein Heiligmann:
Wer kennt ihn nicht, den edlen Doctor Wagner,
Den Ersten jetzt an der gelehrten Welt?
Er ist's allein, der sie zusammenhält,
Der Weisheit täglicher Vermehrer.
Wissbegierige Forscher, hörer
Versammeln sich um ihn zu Hauf'.
Er herrscht einzig vom Katheder;
Die Schlüssel übt er, wie Sanct Peter,
Das Auf're, so das Ob're, schließt er auf.
Wie er vor Allen glänzt und funkelt,
Kein Ruf, kein Nahm hält weiter Stand;
Selbst Faustus Name wird verdunkelt,
Er ist es, der allein erfand.

Famulus.

Verzeiht! Hochwürdiger Herr! wenn ich Euch
sage,
Wenn ich zu widersprechen wage:
Von allem Dem ist nicht die Frage;
Verschrobenheit ist sein berühmter Theil.
Ins wahrgeistliche Verschwinden
Des hohen Manns weiß er sich nicht zu finden;
Von dessen Wiederkunft erfleht er Trost und
Heil.
Das Zimmer, wie zu Doctor Faustus Tagen,
Noch unberühret, seitdem er fern,
Erwartet seinen alten Herrn.
Kaum wag' ich's, mich hereinzuwagen:
Was muß die Sternenstunde sein? —
Gemäuer scheint mir zu erbangen;
Thürpfosten bebten, Riegel sprangen,
Sonst kamt Ihr selber nicht herein.

Mephistopheles.

Wo hat der Mann sich hingethan?
Führt mich zu ihm, bringt ihn heran.

Famulus.

Ach! sein Verbot ist gar zu scharf;
Ich weiß nicht, ob ich's wagen darf.
Monate lang, des großen Werkes wissen,
Lebt' er im allerstillsten Stillen:
Der Zarteste gelehrter Männer,
Er sieht aus, wie ein Kohlenbrenner,
Geschwärzt vom Ohre bis zur Nasen,
Die Augen roth vom Feuerblasen.
So lechzt er jedem Augenblick,
Geklirr der Zange gibt Musik.

Mephistopheles.

Sollt' er den Zutritt mir verneinen?
Ich bin der Mann, das Glück ihm zu be-
scheinnen.

(Der Famulus geht ab; Mephistopheles legt sich gravi-
tätisch nieder.)

Kaum hab' ich Posto hier gefaßt,
Regt sich dort hinten, mir bekannt, ein Gast.
Doch dieß Mal ist er von den Neu'sten;
Er wird sich grenzenlos erdreusten.

Baccalaureus (der Famulus beschwichtigend).

Ihr und Ihre Stub' ich ehre!
Nun, da läßt sich erklich hoffen,
Daß nicht, wie bisher, im Moder,
Der Lebendige wie ein Todter
Sich verkommere, sich verdrehe
Und am Leben selber stehe!

Diese Mauern, diese Wände
Mögen, senken sich zum Ende;
Und wenn wir nicht bald entweichen,
Wird uns Fall und Sturz erreichen.
Bin verwegen, wie nicht Einer,
Aber weniger bringt mich Keiner.

Doch, was hat ich heut erfahren!
Was's nicht hier, vor so viel Jahren,
Wo ich, kindisch und beklommen,
Mir als guter Fuchs gekommen,
Wo ich diesen Bärtigen traute,
Mich an ihrem Schwank erbaute?

Aus den alten Bücherkrusten
Logen sie mir, was sie wußten;
Was sie wußten, selbst nicht glaubten,
Sich und mir das Leben raubten.
Wie? — Dort hinten in der Zelle
Sitzt noch Einer dunkelheile!

Nahend seh' ich's mit Erstaunen,
Sitzt er noch im Pelz, dem braunen,
Wahrlich, wie ich ihn verließ,
Noch gehüllt im rauhen Vließ!
Damals schien er zwar gewandt,
Als ich ihn noch nicht verstand.
Heute wird es Nichts verfangen,
Frisch an ihn herangegangen!

Wenn, alter Herr, nicht Lethe's trübe
Fluthen
Das schiefgesenkte, kahle Haupt durch-
schwommen,
Seht anerkennend hier den Schüler kommen,
Entwachsen academischen Ruthen.
Ich sind' Euch noch, wie ich Euch sah;
Ein And'rer bin ich wieder da.

Mephistopheles.

Mich freut, daß ich Euch herzelautet.
Ich schätz' Euch damals nicht gering;
Die Raupe schon, die Chrysalide deutet
Den künftigen, bunten Schmetterling.
Am Lockenkopf und Spitzenkragen
Empfandet Ihr ein kindliches Behagen. —
Ihr trugt wohl niemals einen Zopf? —
Heut schau' ich Euch im Schweden-Kopf.
Ganz resolut und wacker seht Ihr aus,
Kommt nur nicht absolut nach Haus!

Rugantino.

Haltet!

Nach einer Pauſe.

Ich gebe mich! Es iſt gethan.

Fällt ſich, indeß die andern alle ſuſpendirt ſtehn.

Noch iſt ein Mittel, ich will es faſſen!
Sie ſollen beben und mich entlaſſen.
Gefangen? — Nimmer! Ich duld' es nie!

Pauſe. Rugantino zieht einen Dolch hervor, faßt Claudinen bey der Hand, und ſetzt ihr den Dolch auf die Bruſt.

Entlaß mich! oder ich tödte ſie!

Alle außer Rugantino.

Götter!

Rugantino zu Alonzo.

Du ſiehſt dein Blut
Aus dieſem Buſen rinnen.

Zu dreyen.

Alonzo und Lucinde.

Schreckliche Wuth!
Fürchterliches Beginnen!

Baccalaureus.

Mein alter Herr! Wir ſind am alten Orte;
Bedenkt jedoch erneu'rter Zeiten Lauf
Und ſpart doppelſinnige Worte,
Wir paſſen nun ganz anders auf.
Ihr hinterließt den guten, treuen Jungen!
Das iſt Euch ohne Zweifel gelungen,
Weil heut zu Tage Niemand wagt.

Mephiſtopheles.

Wenn man der Jugend reine Wahrheit ſagt,
Die groben Schnäbeln keineswegs behagt,
Sie aber hinterd'rein nach Jahren
Das Alles doch an eig'ner Haut erfahren:
Dann klopfen Sie, es kömm' aus eig'nem Schopf;
Da heißt es denn: „Der Meiſter war ein
Tropf.“

Baccalaureus.

Ein Scheim vielleicht! — denn welcher Lehrer ſpricht
Die Wahrheit und bereut in 8 Tagen nicht?
Ein Jeder weiß zu mehren, wie zu mindern,
Bald ernſt, bald heiter klug, zu frommen Kindern.

Mephiſtopheles.

Zum Lernen gibt es freilich eine Zeit;
Zum Lehren ſeid Ihr, merk' ich, ſelbſt bereit.
Seit manchen Monden, einigen Sonnen,
Erfahrungsfülle habt Ihr wohl gewonnen.

Baccalaureus.

Erfahrungsweſen! Schaum und Duſt,
Und mit dem Geiſt nicht ebenbürtig!
Geſteht: was man von je gewußt,
Es iſt durchaus nicht wiſſenswürdig!

Mephiſtopheles (nach einer Pauſe).

Mich däucht es längſt. Ich war ein Thor,
Nun komm' ich mir recht ſchal und albern vor.

Baccalaureus.

Das freut mich ſehr! Da hör' ich doch Verſtand;
Der erſte Greis, den ich vernünftig fand!

Mephiſtopheles.

Ich ſuchte nach verborgn'em gold'nem Schatze,
Und ſchauerliche Kohlen trug ich fort.

Baccalaureus.

Geſteht nur, Euer Schädel, Eure Glatze
Iſt nicht mehr werth als jene hohlen dort?

Mephiſtopheles (gemäthlich).

Du weißt wohl nicht, mein Freund, wie grob
Du biſt?

Baccalaureus.

Im Deutſchen lügt man, wenn man höflich iſt.

Mephiſtopheles

(der mit jedem Augenblicke immer näher mit Personen rückt, zum Publicum).

Hier oben wird mir Licht und Luft benommen,
Ich finde wohl bei Euch ein Unterkommen?

Baccalaureus.

Vernünftig find' ich, daß zur ſchlechten Zeit
Man Etwas ſein will, wo man Nichts mehr iſt.
Des Menſchen Leben lebt im Blut, und wo
Bewegt das Blut ſich, wie im Jüngling, ſo?
Das iſt lebendig' Blut in friſcher Kraft,
Das neues Leben ſich aus Leben ſchafft.
Da regt ſich Was, da wird was gethan:
Das Schwache läßt, das Tüchtige tritt heran.
Indeſſen war die halbe Welt gewonnen,
Was habt Ihr denn gethan: gewirkt, geſponnen,
Gemeint, ersonnen. Plan und immer Plan?
Gewiß, das Blut iſt ein kaltes Fieber
Im Troß von grillenhafter Noth;
Hat Euer dreißig Jahr' vorüber,
So iſt er ſchon ſo gut wie todt.
Am Beſten wär's, Euch zeitig todtzuſchlagen.

Mephiſtopheles.

Der Teufel hat hier weiter Nichts zu ſagen.

Baccalaureus.

Wenn ich nicht will, ſo darf kein Teufel ſein.

Mephiſtopheles (ſpöttiſch).

Der Teufel ſteht Dir nächſtens doch ein Bein.

Baccalaureus.

Dieß iſt der Jugend edelſter Beruf!
Die Welt, ſie war nicht, eh' ich ſie erſchuf;
Die Sonne führt' ich aus dem Meer herauf;
Mit mir begann der Mond des Wechſels Lauf;
Da ſchmückte ſich der Tag auf meinen Wegen,
Die Erde grünte, blühte mir entgegen:
Auf meinen Wink, in jener erſten Nacht,
Entfaltete ſich aller Sterne Pracht.
Wer, außer mir, entband Euch aller Schranken
Philiſterhaft einklemmender Gedanken?
Ich aber frei, wie mir's im Geiſte ſpricht,
Verfolge froh mein innerliches Licht,
Und wandle raſch, in eigenem Entzücken,
Das Helle vor mir, Finſterniß im Rücken.

(ab.)

Mephiſtopheles.

Original, fahr' hin in Deiner Pracht! —
Wie würde Dich die Einſicht kränken:
Wer kann was Dummes, wer was Kluges denken,
Das nicht die Vorwelt ſchon gedacht? —
Doch ſind wir auch mit Dieſem nicht gefährdet,
In wenig Jahren wird es anders ſein:

Wenn ſich der Menſch auch ganz abſurd gebärdet,
Es gibt zuletzt doch noch a' Wenn.
(Zu dem abweſenden Publikum, das nicht anzuhören iſt.)
Ihr bleibt bei meinem Worte kalt,
Ich guten Kindern laß ich's gelten;
Bedenkt! der Teufel, der iſt alt;
So werdet alt, ihn zu verſtehen!

Laboratorium

(im Sinne der Mittelalters, weitläufig, unbequemliche Apparate, zu ſeltſamen Zwecken).

Wagner (am Herde).

Die Glocke tönt, die ſchauerliche
Durchdringend die bedrohten Mauern,
Nicht länger kann das Ungewiſſe
Der ernſtlichſten Erwartung dauern.
Schon hellen ſich die Finſternüſſe;
Schon in der innerſten Phiole
Erglüht es, wie lebendige Kohle,
Ja, wie der herrlichſte Carfunkel,
Verſtrahlend Blitze durch das Dunkel.
Ein helles weißes Licht erſcheint!
O, daß ich's dieß Mal nicht verliere! —
Ach, Gott! was raſſelt an der Thüre?

Mephiſtopheles (eintretend).

Willkommen! Es iſt gut gemeint.

Wagner (ängſtlich).

Willkommen zu dem Stern der Stunde!
(Leiſe.)
Doch haltet Wort und Athem feſt im Munde,
Ein herrlich' Werk iſt gleich zu Stand gebracht.

Mephiſtopheles (leiſer).

Was gibt es denn?

Wagner (leiſer).

Es wird ein Menſch gemacht.

Mephiſtopheles.

Ein Menſch? Und welch' verliebtes Paar
Habt Ihr in's Rauchloch eingeſchloſſen?

Wagner.

Behüte Gott! Wie ſonſt das Zeugen Mode war,
Erklären wir für eitel' Poſſen.
Der zarte Punct, aus dem das Leben ſprang,
Die holde Kraft, die aus dem Innern drang
Und nahm und gab, beſtimmt, ſich ſelbſt zu zeichnen,
Erſt Nächſtes, dann ſich Fremdes anzueignen:
Die iſt von ihrer Würde nun entſetzt.
Wenn ſich das Thier noch weiter d'ran ergetzt,
So muß der Menſch mit ſeinen großen Gaben
Doch künftig reinern, höhern Urſprung haben.
(Zum Herd gewendet.)
Es leuchtet, ſeht! — Nun läßt ſich wirklich hoffen,
Daß, wenn wir aus viel hundert Stoffen
Durch Miſchung — denn auf Miſchung kommt es an —
Den Menſchenſtoff gemächlich komponiren,
In einen Kolben verlutiren
Und ihn acht'ſam cohobiren,
So iſt das Werk im Stillen abgethan.
(Wieder zum Herde gewendet.)
Es wird! Die Maſſe ergt ſich klarer!
Die Ueberzeugung wahrer, wahrer!
Was man an der Natur Geheimniſſevolles pries,
Das wagen wir verſtändig zu probiren;
Und was ſie ſonſt organiſiren ließ,
Das laſſen wir cryſtalliſiren.

Mephiſtopheles.

Wer lange lebt, der hat viel erfahren,
Nichts Neues kann für ihn auf dieſer Welt geſchehn.
Ich habe ſchon, in meinen Wanderjahren,
Cryſtalliſirtes Menſchenwerk geſehn.

Wagner
(bisher immer aufmerkſam auf die Phiole).

Es ſteigt, es blitzt, es dämpft ſich an;
Im Augenblick iſt es gethan!
Ein großer Vorſatz ſcheint im Anfang toll;
Doch wollen wir des Zufalls künftig lachen;
Und ſo ein Hirn, das trefflich denken ſoll,
Wird künftig auch ein Denker machen.
(Entzückt die Phiole betrachtend.)
Das Glas erklingt von lieblicher Gewalt,
Es trübt, es klärt ſich; alſo muß es werden!
Ich ſeh' in zierlicher Geſtalt
Ein artig Männlein ſich geberden.
Was wollen wir, was will die Welt nun mehr?
Nun das Geheimniß liegt am Tage:
Gebt dieſem Laute nur Gehör,
Er wird zur Stimme, wird zur Sprache.

Homunculus
(in der Phiole zu Wagner'n).

Nun Väterchen! Wie ſteht's? Es war kein Scherz!
Komm', drücke mich recht zärtlich an Dein Herz;
Doch nicht zu feſt, damit das Glas nicht ſpringe!
Das iſt die Eigenſchaft der Dinge:
Natürlichem genügt das Weltall kaum,
Was künſtlich iſt, verlangt geſchloſſnen Raum.
(Zu Mephiſtopheles.)
Du aber, Schalk, Herr Vetter, biſt Du hier?
Im rechten Augenblick, ich danke Dir!
Ein gut' Geſchick führt Dich zu uns herein;
Dieweil ich bin, muß ich auch thätig ſein.
Ich möchte mich ſogleich zur Arbeit ſchürzen;
Du biſt gewandt, die Wege mir zu kürzen.

Wagner.

Nur noch ein Wort! Bisher muß ich mich schämen;
Denn Alt und Jung bekümmert mich mit Predigen.
Zum Beispiel nur: Noch Niemand lehrt' es fassen,
Wie Seel' und Leib so schön zusammenpassen,
Sie soll sich halten, als wär sie zu scheiden,
Und doch den Tag sich immerfort verleiden.
Genug —

Mephistopheles.

Halt ein! Ich wollte lieber fragen:
Warum sich Mann und Frau so schlecht vertragen?
Du kannst, mein Freund, hierüber mir so gut Meister.
Hier gibt's zu thun! Das eben will der Kleine.

Homunculus.

Was gibt's zu thun?

Mephistopheles

(auf eine Seitenthüre deutend).

Hier zeige Deine Gabe!

Wagner

(immer in die Phiole schauend).

Fürwahr, Du bist ein allerliebster Knabe!

(Die Seitenthüre öffnet sich, man sieht Fausten auf dem Lager hingestreckt.)

Homunculus (erstaunt).

Bedeutend! —

(Die Phiole entschlüpft aus Wagner's Händen, schwebt über Fausten und beleuchtet ihn.)

Schön umgeben! Klar Gewässer
Im dichten Haine; Frau'n, die sich entkleiden,
Die allerliebsten! — Das wird immer besser.
Doch Eine läßt sich glänzend unterscheiden,
Aus höchstem Helden-, wohl aus Götterstamme.
Sie setzt den Fuß in das durchsichtige Helle;
Des edeln Körpers holde Lebensflamme
Kühlt sich im schmiegsamen Crystall der Welle. —
Doch weich' Getöse rauschbewegter Flügel,
Weich' Sausen, Plätschern wühlt im glatten Spiegel?
Die Mädchen flieh'n verschüchtert; doch allein
Die Königinn, sie blickt gelassen d'rein
Und sieht, mit stolzem, weiblichem Vergnügen,
Der Schwäne Fürsten ihrem Knie sich schmiegen,
Zudringlich zahm. Er scheint, sich zu gewähnen. —
Auf einmal aber steigt ein Dunst empor,
Und deckt mit dichtgewebtem Flor
Die lieblichste von allen Scenen.

Goethe. II Bd.

Mephistopheles.

Weißt Du nicht Alles zu erzählen hast!
So klein Du bist, so groß bist Du Phantast.
Ich sehe Nichts —

Homunculus.

Das glaub' ich. Du aus Norden,
Im Nebelalter jung geworden,
Im Wust von Ritterthum und Pfäfferei;
Wie wärst da Dein Auge frei!
Im Düstern bist Du vor zu Hause.
(Umherschauend.)
Verbrannt' Gestein, bemoost, widrig,
Spitzbögig, schauderhaftlich, widrig! —
Erwacht aus Diesen, gibt es neue Noth;
Er bleibt gleich auf der Stelle todt.
Waldmenschen, Schweine, nackte Schönen,
Das war sein ahnungsvollster Traum;
Wie wollt' er sich hierher gewöhnen!
Ich, der Vernünftige, bald' es kaum.
Nun fort mit ihm!

Mephistopheles.

Der Ausweg soll mich freuen.

Homunculus.

Befiehl den Krieger in die Schlacht;
Das Mädchen führe Du zum Reihen,
So ist gleich Alles abgemacht.
Jetzt eben, wie ich schnell bedacht,
Ist classische Walpurgis-Nacht;
Das Beste, was begegnen könnte,
Bringt ihn zu seinem Elemente.

Mephistopheles.

Dergleichen hab' ich nie vernommen.

Homunculus.

Wie wollt' es auch zu Euern Ohren kommen?
Romantische Gespenster kennt Ihr nur allein;
Ein ächt' Gespenst, auch classisch hat's zu sein.

Mephistopheles.

Wohin denn aber soll die Fahrt sich regen?
Mich widern schon antikische Canegen.

Homunculus.

Nordwestlich, Satan, ist Dein Lust-Revier;
Südöstlich hieß Mal aber segeln wir; —
An großer Fläche liegt Peneios frei,
Umbuscht, umbaumt, in still' und feuchten
Buchten;
Die Ebene dehnt sich zu der Berge Schluchten, —
Und oben liegt Pharsalus alt und neu.

Mephistopheles.

O weh'! Hinweg! Und laßt mir jene Streite
Von Tyrannei und Sclaverei bei Seite.
Mich langweilt's; denn kaum ist's abgethan,
So fangen sie von vorne wieder an;

Und Keiner weiß: er iſt doch nur geruft
Vom Mondenrad, der kahlen Geiſt.
„Sie ſtreiten ſich", ſo heißt es, „um Freiheitsrechte;"
Genau beſehn ſind's Knechte gegen Knechte.

Homunculus.

Den Menſchen laß Ihr widerſpenſtig' Weſen;
Ein Jeder muß ſich wehren, wie er kann,
Vom Knaben auf: ſo wird's zuletzt ein Mann.
Hier fragt ſich's nun, wie Dieſen kann geneſen?
Haſt Du ein Mittel, ſo erprob' es hier,
Vermagſt Du's nicht, ſo überlaß es mir.

Mephiſtopheles.

Manch' Deckelſtückchen wäre durchzuſtreben,
Doch Heilenzeugel ſind' ich verpönet.
Das Griechen-Volk, es taugte wie recht viel!
Doch blendet's Euch mit ſchönem Sinnenſpiel,
Verlockt des Menſchen Drang zu heitern Sünden;
Die unſern wird man immer düſter finden.
Und nun, was ſoll's?

Homunculus.

Du biſt ja ſonſt nicht blöde;
Und wenn ich von Theſſaliſchen Hexen rede,
So denk' ich, hab' ich was geſagt.

Mephiſtopheles (lüſtern).

Theſſaliſche Hexen! Wohl! Das ſind Perſonen;
Nach denen hab' ich lang gefragt.
Mit ihnen Nacht für Nacht zu wohnen,
Ich glaube nicht, daß es behagt;
Doch zum Beſuch, Verſuch, —

Homunculus.

Den Mantel her,
Und um den Ritter umgeſchlagen!
Der Lappen wird Euch, wie bisher,
Den Einen mit dem Andern tragen;
Ich leuchte vor.

Wagner (ängſtlich).

Und ich?

Homunculus.

Eh nun,
Du bleibſt zu Hauſe, Wichtigſtes zu thun!
Entfalte Du die alten Pergamente;
Nach Vorſchrift ſammle Lebens-Elemente,
Und füge ſie mit Vorſicht ein's an's and're.
Das Was bedenke, mehr bedenke: Wie?
Indeſſen ich ein Stückchen Welt durchwand're,
Entdeck' ich wohl das Tüpfchen auf das J.
Dann iſt der große Zweck erreicht.
Solch einen Lohn verdient ein ſolches Streben:
Gold, Ehre, Ruhm, geſundes, langes Leben,
Und Wiſſenſchaft und Tugend — auch vielleicht.
Leb' wohl!

Wagner (betrübt).

Leb' wohl! Das drückt das Herz mir wieder.
Ich fürchte ſchon, ich ſeh' Dich niemals wieder.

Mephiſtopheles.

Nun zum Peneios frisch hinab;
Herr Vetter iſt nicht zu verachten.
(Zu Homunculus.)
Um Euch plagen wir doch ab
Den Creaturen, die wir machten.

Claſſiſche Walpurgis-Nacht.

Phyſikaliſche Feſten.
Zweiundzwanzig.

Erichtho.

Zum Schauderritte dieſer Nacht, wie öfter ſchon,
Leer' ich einher, Erichtho, ich, die Teufel ꝛc;
Nicht ſo abſcheulich, wie die fertigen Dichter mich
Im Uebermaß verläſtern... Endigen ſie doch nie
In Lob und Tadel:.. Ueberbleicht erſcheint mir ſchon
Von grauer Zeiten Woge weit das Thal dahin,
Als Nachtgeſicht der herz- und grauenvollen Nacht.
Wie oft ſchon wiederholt's! Wird ſich immerfort
In's Ewige wiederholen... Keiner gönnt das Reich
Dem Andern; Dem gönnt's Keiner, der's mit Kraft erwarb
Und kräftig herrſcht. Denn Jeder, der ſein inn res Selbſt
Nicht zu regieren weiß, regierte gar zu gern
Des Nachbars Willen, eig'nem, ſtolzen Sinn gemäß...
Hier aber ward ein großes Beiſpiel durchgekämpft:
Wie ſich Gewalt Gewaltigerm entgegenſtellt,
Der Freiheit Helden, tauſendblumiger Kranz zerreißt,
Der ſtarre Lorbeer ſich um's Haupt des Herrſchers biegt.
Hier träumte Magnus früher Größe Wüthentag;
Dem ſchwanken Zünglein lauſchend, wachte Cäſar dort!
Das wird ſich meſſen: weiß die Welt doch, wem's gelang!

Wachsner glühen, reihe Flammen ſpendende;
Der Boden haucht vergoſſ'nen Blutes Wiederſchein,
Und angeleckt von ſelt'nem Wunderglanz der Nacht,

Verſammelt ſich Hellenischer Sage Legion.
Um alle Zeiten ſchwankt unſicher aber hier
Verhältniß alter Tage fabelhaft' Gebild....
Der Mond, zwar unvollkommen, aber leuchtet
treu doch,
Erhebt ſich, milden Glanz verbreitend überall;
Der Zeiten Zwang verſchwindet; Feuer brennen
blau.

Doch, über mir! welch unerwartet Meteor!
Es leuchtet mir belebtest körperlichen Bau.
Ich wär' zu Leben. Ja gezimmen will mir's nicht,
Lebendigem zu nahen, dem ich ſchädlich bin;
Das bringt mir böſen Ruf und ſtemmt mir
nicht.
Schon faßt es nieder. Weicht ich aus mit
Wohlbedacht.

(Entfernt ſich.)

(Die Lichtkugel ſinkt.)

Homunculus.

Schwebt noch ein Blick die Runde
Ueber Flamm- und Schaudergrauen;
Iſt es doch in Thal und Grunde
Gar geſpenſtiſch anzuſchauen.

Mephiſtopheles.

Seh' ich, wie durch's alte Fenſter,
In des Nordens Wuſt und Graus
Ganz abſcheuliche Geſpenſter,
Bin ich hier wie dort zu Haus.

Homunculus.

Sieh! da ſchreitet eine Lange
Weiten Schrittes vor uns hin.

Mephiſtopheles.

Iſt es doch, als wär' ihr bange;
Sah uns durch die Lüfte ziehn.

Homunculus.

Laß ſie ſchreiten! Seg' ihn nieder,
Deinen Ritter, und ſogleich
Lehrt ihm das Leben wieder;
Denn er ſucht's im Fabelreich.

Fauſt (den Boden berührend).

Wo iſt ſie? —

Homunculus.

Wüßten's nicht zu ſagen,
Doch hier wahrſcheinlich zu erfragen.
In Eile magſt Du, eh' es tagt,
Von Flamm' zu Flamme ſpürend gehen;
Wer zu den Müttern ſich gewagt,
Hat weiter Nichts zu überſtehen.

Mephiſtopheles.

Auch ich bin hier an meinem Theil;
Doch wüßt' ich Beiſſ'res nicht zu unſerm Heil,
Als: Jeder möge durch die Feuer
Verſuchen ſich ſein eigen' Abenteuer!

Denn, um uns wieder zu vereinen,
Laß Deine Leuchte, Kleiner, tönend ſcheinen.

Homunculus.

So laß es blinken, laß es klingen!
(Mit Glas heftiger und heftiger gewaltig.)
Nun friſch zu neuen Wunderdingen!

Fauſt (allein).

Wo iſt ſie? — Frage jetzt nicht weiter nach....
Wie's nicht die Schöne, die ſie trug,
Die Worte nicht, die ihr entgegen klang,
So iſt's die Luft, die ihre Sprache ſprach.
Hier! Durch ein Wunder, hier in Griechenland!
Ich fühlte gleich den Boden, wo ich ſtand,
Wie mich, den Schläfer, friſch ein Geiſt durch-
glühte.
So ſeh' ich, ein Verſtand an Gemüthe,
Und ſind' ich hier das Seltſamſte verſammelt,
Durchleuchtet' ich erſt dieſ Labyrinth der Flam-
men.

(Entfernt ſich.)

Mephiſtopheles (umherſpähend).

Und wie ich dieſe Feuerchen durchſchweife,
So ſind' ich mich doch ganz und gar entfremdet;
Faſt Alles nackt, nur hie und da behemdet,
Die Sphinxe ſchamlos, unverſchämt die Greife;
Und was nicht Alles, lockig und beflügelt,
Von vorn und hinten ſich im Auge ſpiegelt...
Zwar ſind auch wir von Herzen unanſtändig,
Doch das Antike ſind' ich zu lebendig;
Das müßte man mit neuem Sinn bemeiſtern
Und mannigfaltig modiſch überkleiſtern....
Ein wirrig Volk! Doch darf mich's nicht ver-
drießen,
Als neuer Gaſt anſtändig ſie zu grüßen....
Glück zu, den ſchönen Frau'n, den klugen
Greiſen!

Greif (ſchnarrend).

Nicht Greiſen! Greiſen! — Niemand hört es
gern,
Daß man ihn Greis nennt. Jedem Worte klingt
Der Urſprung nach, wo es ſich her bedingt:
Grau, grämlich; griesgram, grämlich; Gräber,
grimmig;
Etymologiſch gleicher Weiſe ſtimmig,
Verſtimmen uns.

Mephiſtopheles.

Und doch, nicht abzuſchweifen,
Gefällt das Grei im Ehrentitel Greifen.

Greif (wie oben und immer ſo fort).

Natürlich! Die Verwandtſchaft iſt erprobt,
Zwar oft geſcholten, mehr jedoch gelobt;
Man greife nun nach Mädchen, Kronen, Geld,
Dem Greifenden iſt meiſt Fortuna hold.

Ameiſen (von der einfachen Art).

Ihr ſprecht von Geld! Wir hatten viel geſammelt,
In Zelt und Höhlen heimlich eingerammelt;
Das Armaiſen-Volk hat's aufgeputzt;
Ihr lachen dort, wie weit ſie's weggeſtutzt.

Greife.

Wir wüßten ſie ſchon zum Geſtändniß bringen.

Armaiſen.

Nur nicht in dieſer Jubelnacht!
Das morgen iſt's Alles durchgebracht;
Es wird uns doch Mal wohl gelingen.

Mephiſtopheles
(hat ſich zwiſchen die Sphinxe geſetzt).

Wie Licht und gern ich mich hierher gewöhne;
Denn ich verſtehe Mann für Mann!

Sphinx.

Wir hauchen euch're Geiſterröthe,
Und Ihr verkörpert ſie alsdann.
Jetzt nenne Dich, bis wir Dich weiter kennen.

Mephiſtopheles.

Mit vielen Namen glaubt man mich zu nennen —
Sind Briten hier? Sie reiſen ſonſt ſo viel,
Schlachtfeldern nachzuſpüren, Waſſerfällen,
Geſtürzten Mauern, claſſiſch dumpfen Stellen;
Das wäre hier für ſie ein würdig Ziel.
Sie zeugten auch: im alten Bühnenſpiel
Sah man mich dort als old Iniquity.

Sphinx.

Wie kam man d'rauf?

Mephiſtopheles.

Ich weiß es ſelbſt nicht, wie.

Sphinx.

Mag ſein! Haſt Du von Sternen einige Kunde?
Was ſagſt Du zu der gegenwärtigen Stunde?

Mephiſtopheles (aufſchauend).

Stern ſchießt nach Stern, beſchnitt'ner Mond ſcheint helle,
Und mir iſt wohl an dieſer trauten Stelle;
Ich wärme mich an Deinem Löwenfelle.
Hinauf ſich zu verſteigen, wär' zum Schaden;
Gib Räthſel auf, gib allenfalls Charaden.

Sphinx.

Sprich nur Dich ſelbſt aus, wird ſchon Räthſel ſein.
Verſuch einmal, Dich innigſt aufzuleſen:
„Dem frommen Manne nöthig, wie dem böſen;
Dem ein Plaiſir, aſſectlich zu capiren,
Gumpan dem Andern, Tollheit zu vollführen,
Und Beides nur, um Zeus zu amüſiren.“

Erſter Greif (ſtimmt ein).

Den mag ich nicht!

Zweiter Greif (klüger ſtimmend).

Was will uns Der!

Beide.

Der Garſtige gehöret nicht hierher!

Mephiſtopheles (ſpottet).

Du glaubſt vielleicht, des Geiſtes Flügel kennen
Nicht auch ſo gut, wie Deine ſcharfen Klauen?
Verſuch's einmal!

Sphinx (ſanfter).

Du magſt vor unſerm bleiben,
Wird Dich's doch ſelbſt auf ſolcher Mitte treiben;
In Deinem Lande thuſt Du mehr zu Ehren,
Doch, wär' ich nicht, hier iſt Dir ſchlecht zu wehren.

Mephiſtopheles.

Du biſt recht appetitlich oben anzuſchauen;
Doch unten hin, die Beſtie macht mir Grauen.

Sphinx.

Du Falſcher kommſt zu Deiner bittern Buße,
Denn unſ're Tatzen ſind geſund;
Dir, mit verſchrumpftem Pferdefuße,
Behagt es nicht in unſerm Bund.

Sirenen (präludiren oben).

Mephiſtopheles.

Wer ſind die Vögel, in den Aeſten
Der Stromespappeln hingewiegt?

Sphinx.

Gewahrt Euch nur, die Allerbeſten
Hat ſolch ein Singſang ſchon beſiegt!

Sirenen.

Ach, was will Ihr Euch verwehren
In dem höflich Wunderbaren!
Horcht: wir kommen hier zu Scharen
Und in wohlgeſtimmten Zonen;
So geziemet es Sirenen.

Sphinxe (in verſpottend in verſetzter Melodie).

Nöthigt ſie, herabzuſteigen!
Sie verbergen in den Zweigen
Ihre garſtigen Habichtskrallen,
Euch verderblich anzufallen,
Wenn Ihr Euer Ohr verleiht.

Sirenen.

Weg! das Haſſen weg, das Neiden!
Sammeln wir die klarſten Freuden,
Unter'm Himmel ausgeſtreut!

Auf dem Meere, auf der Erde
Seh's die beſtorbne Geberde,
Die man dem Willkomm'nen beut:

Mephiſtopheles.

Daß ſich die ſaubern Neugierden,
Wie aus der Kehle, von den Saiten
Ein Ton ſich um den andern flicht.
Das Zaudern iſt bei mir verloren;
Es krabbelt wohl mir um die Ohren,
Allein zum Herzen dringt es nicht.

Sphinxe.

Euch nicht vom Herzen! Das iſt eitel;
Ein lebevoll verſchwommner Beutel,
Das paßt Dir eher zu Geſicht.

Fauſt (herantretend).

Wie wunderbar! Das Weiben'n thut mir
Gnüge,
Im Widerwärtigen große, tüchtige Züge.
Ich ahne ſchon ein günſtiges Geſchick;
Wohin verſetzt mich dieſer ernſte Blick?

(Auf die Sphinxe deutend.)

Vor Solchen hat einſt Oedipus geſtanden;

(Auf die Sirenen deutend.)

Vor Solchen krümmte ſich Ulyß in hänf'nen
Banden;

(Auf die Ameiſen deutend.)

Von Solchen ward der höchſte Schatz geſpart;

(Auf die Greife deutend.)

Von Dieſen treu und ohne Fehl bewahrt.
Vom friſchen Geiſte fühl' ich mich durchdrungen,
Geſtalten groß, groß die Erinnerungen.

Mephiſtopheles.

Sonſt hätteſt Du Dergleichen weggeflucht,
Doch jetzo ſcheint es, Dir zu frommen;
Denn wo man die Geliebte ſucht,
Sind Ungeheuer ſelbſt willkommen.

Fauſt (zu den Sphinxen).

Ihr Frauenbilder müßt mir Rede ſtehn;
Hat ein's der Euern Helena geſehn?

Sphinxe.

Wir reichen nicht hinauf zu ihren Tagen,
Die Letzteſten hat Hercules erſchlagen.
Von Chiron könnteſt Du's erfragen;
Der ſprengt herum in dieſer Geiſternacht:
Wenn er Dir ſteht, ſo haſt Du's weit gebracht.

Sirenen.

Sollte Dir's doch auch nicht fehlen! ...
Wie Ulyß bei uns verweilte,
Schmähend nicht vorübereilte,
Wußt' er Vieles zu erzählen;
Würden Alle Dir vertrauen,
Wüßteſt Du zu unſern Auen
Dich an's grüne Meer verfügen.

Sphinx.

Laß Doch, Erlen, nicht betrügen.
Statt, daß Ulyß ſich binden ließ,
Laß unſern guten Rath Dich binden;
Kannſt Du den hohen Chiron finden,
Erführſt Du, was ich Dir verhieß.

Fauſt (entfernt ſich).

Mephiſtopheles (vorüberfliegend).

Was krächzt vorbei mit Flügelſchlag,
So ſchnell, daß man's nicht ſehen mag,
Und immer Eins dem Andern nach?
Den Jägern würden ſie erwachen!

Sphinx.

Dem Sturm des Winterwind's vergleichbar,
Wirdes Vielen kaum erreichbar,
Es ſind die raſchen Stymphaliden;
Und wohlgemeint ihr Krächzergruß,
Mit Geierſchnabel und Gänſefuß.
Sie möchten gern in unſern Kreiſen
Als Stammverwandte ſich erweiſen.

Mephiſtopheles (wie verſtohlen).

Noch and'res Zeug ziſcht zwiſchen d'rein.

Sphinx.

Vor Dieſen ſei Euch ja nicht bange;
Es ſind die Köpfe der Lernäiſchen Schlange,
Vom Rumpf getrennt, und glauben, was zu
ſein. —
Doch ſagt, was ſoll nur aus Euch werden?
Was für unruhige Geberden?
Wo wollt Ihr hin? Begebt Euch fort!
Ich ſehe, jener Chorus dort
Macht Euch zum Wendehals. Bezwingt Euch
nicht;
Geht hin, begrüßt manch' reizendes Geſicht!
Die Lamien ſind's, luſtfeine Dirnen,
Mit Lächelmund und frechen Stirnen,
Wie ſie dem Satyr-Volk behagen;
Ein Bockfuß darf dort Alles wagen.

Mephiſtopheles.

Ihr bleibt doch hier, daß ich Euch wiederfinde?

Sphinx.

Ja! Miſche Dich zum luſtigen Geſinde.
Wir, von Egypten her, ſind längſt gewohnt,
Daß Unſereins in tauſend Jahre thront.
Und reſpectirt nur unſre Lage,
So regeln wie die Mond- und Sonnentage.
Sitzen vor den Pyramiden,
Zu der Völker Hochgericht,
Ueberſchwemmung, Krieg und Frieden —
Und verziehen kein Geſicht.

Peneios
(umgeben von Gewässern und Nymphen).

Peneios.

Rege Dich, Du Schilfgefieder,
Hauche leise, Rohrgeschwister;
Säuselt, leichte Weidenzweige,
Flüstert, Pappelzitterzweige,
Unterbrecht den Träumen nie!
Weckt mich doch ein grausich' Wittern,
Heimlich aufbewegend' Zittern
Aus dem Wasserstrom und Ruh'.

Faust (an den Ufern weidend).

Hör' ich recht, so muß ich glauben:
Hinter den verschränkten Lauben
Dieser Zweige, dieser Stauden
Tönt ein menschenähnlich's Lauten.
Scheint die Welle doch ein Schwätzen,
Lüftlein wie — ein Scherzezetzen.

Nymphen (zu Faust'en).

Am Besten geschäh' Dir,
Du legtest Dich nieder,
Erholtest im Kühlen
Ermüdete Glieder,
Genössest der immer
Dich weidenden Ruh';
Wir säuseln, wir rieseln,
Wir flüstern Dir zu.

Faust.

Ich wache ja! O, laßt sie walten,
Die unvergleichlichen Gestalten,
Wie sie dorthin mein Auge schickt!
So wunderbar bin ich durchdrungen!
Sind's Träume? Sind's Erinnerungen?
Schon ein Mal warst Du so beglückt.
Gewässer schleichen durch die Frische
Der dichten, sanft bewegten Büsche;
Nicht rauschen sie, sie rieseln kaum;
Von allen Seiten hundert Quellen
Vereinen sich, im reinlich hellen,
Zum Bade flach vertieften Raum.
Gesunde, junge Frauenglieder,
Vom feuchten Spiegel doppelt wieder
Ergetztem Auge zugebracht;
Geselig dann und fröhlich badend,
Erdreistet schwimmend, furchtsam watend;
Geschrei zuletzt und Wasserschlacht!
Vergnügen sollt' ich mich an Diesen,
Mein Auge sollte hier genießen;
Doch immer weiter strebt mein Sinn!
Der Blick dringt scharf nach jener Hütte,
Das reiche Land der grünen Triften
Verbirgt die hohe Königinn.

Wundersam! Auch Schwäne kommen
Aus den Buchten hergeschwommen,
Majestätisch rein bewegt;
Ruhig schwebend, zart geschäftig,
Aber scheu und selbstgefällig;
Wie sich Hengst und Schnabel regt....
Einer aber scheint vor Allen
Beutebrünstig sich zu gefallen,
Segelnd rasch durch Alle fort;
Sein Gefieder bläht sich schwellend,
Wellen selbst auf Wogen wälzend,
Dringt er zu dem heiligen Ort....
Die Andern schwimmen hin und wieder
Mit ruhig glänzendem Gefieder,
Bald auch in regem, prächtigen Streit
Der schönen Mädchen abzuwehren,
Daß sie an ihren Dienst nicht denken,
Nur an die eig'ne Sicherheit.

Nymphen.

Leget, Schwestern, Euer Ohr
An des Ufers grüne Enge;
Hör' ich recht, so kommt mir's vor,
Als der Schall von Pferdes Hufe.
Wüßt' ich nur, wer dieser Nacht
Schnelle Botschaft zugebracht!

Faust.

Ist mir doch, als dröhnt' die Erde
Schallend unter eiligem Pferde.
Dorthin mein Blick!
Ein günstiges Geschick,
Soll es mich schon erreichen;
O, Wunder ohne Gleichen!
Ein Reiter kommt herangetrabt;
Er scheint von Geist und Muth begabt,
Von blendend weißem Pferd getragen...
Ich irre nicht, ich kenn' ihn schon,
Der Philyra berühmter Sohn! —
Halt, Chiron, halt! Ich habe Dir zu sagen...

Chiron.

Was gibt's? Was ist's?

Faust.

Bezähme Deinen Schritt!

Chiron.

Ich raste nicht.

Faust.

So bitte! Nimm mich mit!

Chiron.

Sitz' auf, so kann ich nach Belieben fragen:
Wohin des Wegs? Du stehst am Ufer hier;
Ich bin bereit, Dich durch den Fluß zu tragen.

Faust (aufsitzend).

Wohin Du willst! — Für ewig dank' ich's Dir....
Der große Mann, der edle Pädagog,
Der sich zum Ruhm ein Heldenvolk erzog,
Den schönen Kreis der edeln Argonauten,
Und Alle, die des Dichters Welt erbauten!

Chiron.

Das laſſen wir an ſeinem Ort!
Selbſt Vulkan kommt als Meiſter nicht zu Ehren;
Am Ende werden ſie's nach Ihrer Weiſe lernen,
Wie wenn ſie nicht erzogen wären.

Fauſt.

Den Arzt, der jede Pflanze nennt,
Die Wunden heilt in's Zweifle kennt,
Dem Kranken Heil, dem Wunden Linderung
ſchafft,
Umarm' ich hier in Geiſt- und Körperkraft!

Chiron.

Ward neben mir ein Held verletzt,
Da mußt ich Hülf' und Rath zu ſchaffen;
Doch ließ ich meiner Kunſt zuletzt
Den Wurzelweibern und den Pfaffen.

Fauſt.

Du biſt der wahre, große Mann,
Der Lobeswort nicht hören kann.
Er ſucht beſcheiden auszuweichen,
Und thut, als gäb' es Seinesgleichen.

Chiron.

Du ſcheinſt mir geſchickt, zu heucheln,
Dem Fürſten wie dem Volk zu ſchmeicheln.

Fauſt.

So wirſt Du mir denn doch geſtehn:
Du haſt die Größten Deiner Zeit geſehn,
Dem Edelſten in Thaten nachgeſtrebt,
Halbgöttlich, ernſt die Tage durchgelebt.
Doch, unter den heroiſchen Geſtalten,
Wen haſt Du für den Tüchtigſten gehalten?

Chiron.

Im hehren Argonauten-Kreiſe
War Jeder brav nach ſeiner eig'nen Weiſe;
Und nach der Kraft, die ihn beſeelte,
Konnt' er genügen, wo's den Andern fehlte.
Die Dioskuren haben ſtets geſiegt,
Wo Jugendfülle und Schönheit überwiegt.
Entſchluß und ſchnelle That zu Aud'rer Heil,
Den Boreaden ward's zum ſchönen Theil.
Nachſinnend, kräftig, klug, im Rath bequem,
So herrſchte Jaſon, Frauen anzenehm;
Dann Orpheus, zart und immer ſtill bedächtig,
Schlug er die Leier, Allen übermächtig.
Scharfſichtig Lynceus, der, bei Tag und Nacht,
Das heilige Schiff durch Klipp' und Strand
gebracht.
Geſellig nur läßt ſich Gefahr ertroben,
Wenn Einer wirkt, die Andern Alle loben.

Fauſt.

Von Herkules wißt Nichts erwähnen?

Chiron.

O, weh! Errege nicht mein Sehnen ...
Ich hatte Phöbus nie geſehn,
Noch Mart, Hermes, wie ſie heißen;
Da ich mir vor Augen ſehe,
Was alle Menſchen göttlich preiſen.
So war er ein gebor'ner Löwe,
Als Jüngling herrlichſt anzuſchauen;
Dem ältern Paaren unterthänig
Und auch den überirdiſchen Frauen.
Den Jüngern pflegt nicht Glück zu weihen;
Nicht führt ihn Hebe himmelein;
Vergebens werben ſich die Hocher,
Vergebens opfern für den Stein.

Fauſt.

So ſehr auch Wilden er auf ihn pochen,
Er herrlich kam er nie zur Schau.
Den ſchönſten Mann haſt Du geſprochen,
Nun ſprich auch von der ſchönſten Frau!

Chiron.

Was! ... Frauenſchönheit will Nichts heißen,
Iſt gar zu oft ein ſtarres Bild;
Nur ſolch' ein Weſen kann ich preiſen,
Das froh und lebensluſtig quillt.
Die Schöne bleibt ſich ſelber ſelig;
Die Anmuth macht unwiderſtehlich,
Wie Helena, da ich ſie trug.

Fauſt.

Du trugſt ſie?

Chiron.

Ja, auf dieſem Rücken.

Fauſt.

Bin ich nicht ſchon verwirrt genug?
Und ſolch' ein Sieg muß mich beglücken!

Chiron.

Sie faßte ſo mich in das Haar,
Wie Du es thuſt.

Fauſt.

O, ganz und gar
Verlier' ich mich! Erzähle, wie?
Sie iſt mein einziges Begehren!
Woher, wohin, ach! trugſt Du ſie?

Chiron.

Die Frage läßt ſich leicht gewähren.
Die Dioskuren hatten jener Zeit
Das Schweſterchen aus Räuberfauſt befreit;
Doch Dieſe, nicht gewohnt, beſiegt zu ſein,
Ermannten ſich und ſtürmten hinterd'rein.
Da hielten der Geſchwiſter eilgen Lauf
Die Sümpfe bei Elenſis auf;
Die Brüder wateten, ich patſchte, ſchwamm
hinüber:

Da ſprang ſie ab und ſtreichelte
Die feuchte Mähne, ſchmeichelte
Und tummelte lieblich, kühn und ſelbſtbewußt.
Wie war ſie reizend, jung, des Alten Luſt!

Fauſt.

Erſt ſieben Jahre! . . . .

Chiron.

Ich ſeh', die Thörinnen,
Sie haben Dich, gleich ſich ſelbſt, betrogen.
Ganz eigen iſt's mit mythologiſcher Frau:
Der Dichter bringt ſie, wie er's braucht, zur Schau;
Nie wird ſie mündig, will nicht alt,
Steht appetitlicher Geſtalt;
Wird jung entführet, im Alter noch umfreit;
O mag, den Poeten hinken keine Zeit!

Fauſt.

So ſei auch ſie durch keine Zeit gebunden!
Hat doch Achill auf Pherä ſie gefunden,
Selbſt außer aller Zeit. Welch' ſelt'nes Glück:
Errungen Liebe gegen das Geſchick!
Und ſollt' ich nicht, ſehnſüchtigſter Gewalt,
In's Leben ziehn die einzigſte Geſtalt,
Das ewige Weſen, Göttern ebenbürtig,
So groß als zart, ſo hehr als liebenswürdig?
Du ſahſt ſie einſt; heut hab' ich ſie geſehn,
So ſchön wie reizend, wie erſehnt ſo ſchön.
Nun iſt mein Sinn, mein Weſen ſtreng umfangen;
Ich lebe nicht, kann ich ſie nicht erlangen.

Chiron.

Mein fremder Mann! Als Menſch biſt Du entzückt;
Doch unter Geiſtern ſcheinſt Du wohl verrückt.
Nun trifft ſich's hier zu Deinem Glücke;
Denn alle Jahr', nur wenig Augenblicke,
Pfleg' ich bei Manto vorzutreten,
Der Tochter Aeskulap's; im ſtillen Beten
Fleht ſie zum Vater: daß, zu ſeiner Ehre,
Er endlich doch der Aerzte Sinn verklüre
Und vom verweg'nen Todtſchlag ſie bekehre!
Die Liebſte mir aus den Sibyllen-Bilde;
Nicht frapenhaft bewegt, wohlthätig milde;
Ihr glückt es wohl, bei einigem Verweilen,
Mit Wurzelkräften Dich von Grund zu heilen!

Fauſt.

Geheilt will ich nicht ſein! Mein Sinn iſt mächtig!
Da wär ich ja, wie And're, niederträchtig.

Chiron.

Verſäume nicht das Heil der edeln Quelle!
Geſchwind herab! — Wir ſind zur Stelle.

Fauſt.

Sag' an! wohin haſt Du, in grauſer Nacht,
Durch Nixengewäſſer, mich an's Land gebracht?

Chiron.

Hier trugen Aſien und Griechenland im Streite,
Pharſos rechts, links den Olymp zur Seite,
Das größte Reich, das ſich im Sand verliert.
Der König fehlt, der Barbar triumphiert.
Blick' auf! Hier fehlt, bedeutend nah',
Im Mondenſchein der ewige Tempel da.

Manto (innerlich träumend).

Vom Pferdehufe
Erklingt die heilige Stufe;
Halbgötter treten heran.

Chiron.

Ganz recht!
Nur die Augen aufgethan!

Manto (erwachend).

Willkommen! Ich ſeh', Du bleibſt nicht aus.

Chiron.

Steht Dir doch auch Dein Tempelhaus!

Manto.

Streift Du noch immer unermüdet?

Chiron.

Wohnſt Du doch immer ſtill umfriedet,
Indeß zu kreiſen mich erfreut.

Manto.

Ich harre; mich umkreiſt die Zeit.
Und Dieſer?

Chiron.

Die verruf'ne Nacht
Hat ſtrudelnd ihn hierher gebracht.
Helene'n, mit verrückten Sinnen,
Helene'n will er ſich gewinnen,
Und weiß nicht, wie und wo beginnen;
Aeskulapiſcher Cur vor Andern werth.

Manto.

Den lieb' ich, der Unmögliches begehrt.

Chiron (iſt ſchon weit weg).

Manto.

Tritt ein, Verweg'ner; ſollſt Dich freuen!
Der dunkle Gang führt zu Perſephoneie'n.
In des Olympus hohlem Fuß
Lauſcht ſie geheim verbot'nem Gruß.
Hier hab' ich einſt den Orpheus eingeſchwärzt;
Wenn's beſſer, friſch! beherzt!

(Sie ſteigen hinab.)

Claudine.

Schone mein Blut!
Wirſt du, was wirſt du gewinnen?

Rugantino.

Zurück! Zurück!

Alle außer Rugantino.

Götter!

Alonzo. Claudine. Lucinde.

Ach wer rettet, wer erbarmet
Sich der Noth? Wer ſteht uns bey?

Rugantino.

Du ſiehſt dein Blut
Aus dieſem Buſen rinnen!

Zu drey.

Alonzo und Lucinde.

Schreckliche Wuth!
Fürchterliches Beginnen!

Claudine.

Schone mein Blut!
Wirſt du, was wirſt du gewinnen?

Im obern Penéus, wie zuvor.

Sirenen.

Stürzt Euch in Procrus Flut!
Plätschernd pranzt es da zu schwimmen,
Lust am Lieben anzustimmen,
Dem unlustigen Volk zu gut.
Oder Wasser ist dem Feuer
Schöner wie mit bessrem Feuer
Selig zum Vergnügen Meere,
Weib' und jede Lust zu theil.

(Verhallen.)

Sirenen.

Schäumend schießt die Welle wieder,
Flieht nicht mehr im Bett darnieder;
Grund erbebt, das Wasser brauset,
Fest und Ufer berstend krachet.
Flüchten wir! Kommt Alle, kommt!
Niemand, dem das Wunder frommt!

Fort, Ihr edeln, frohen Gäste,
Zu dem seelig heitern Feste,
Blinkend, wo die Zitterwellen,
Uferneigend, leise schwellen;
Da, wo Luna doppelt leuchtet,
Und mit heiligem Thau befeuchtet.
Dort ein freibewegtes Leben,
Hier ein ängstlich Erdebeben;
Eile jeder Klinge fort!
Schauderhaft ist's um den Ort.

Seismos

(in der Tiefe trommelnd und polternd).

Ein Mal noch mit Kraft geschoben,
Mit den Schultern brav gehoben!
So gelangen wir nach oben,
Wo uns Alles weichen muß.

Sphinxe.

Welch' ein widerwärtig' Zittern,
Häßlich grausenhaftes Wittern!
Welch' ein Schwanken, welches Beben,
Schaukelnd' Hin- und Wiederstreben!
Welch' unleidlicher Verdruß!
Doch wir ändern nicht die Stelle,
Welche los die ganze Hölle.

Nun erhebt sich ein Gewölbe
Wundersam. Es ist Derselbe,
Jener Alte, längst Ergraute,
Der die Insel Delos baute,
Einer Kreisenden zu Lieb'
Aus der Woge empor sie trieb.
Er, mit Streben, Drängen, Drücken,
Arme straff, gekrümmt den Rücken,
Wie ein Atlas an Gebärde,
Hebt er Boden, Rasen, Erde,
Kies und Grieß und Sand mit Letten,
Unsers Ufers feste Betten.
So gerecht er eine Strecke
Unter bei Thales ruhige Decke.
Angestrengtest, nimmer müde,
Colossal-Caryatide,
Trägt ein feuchtes Steingerölle,
Noch im Boden bis zur Hölle:
Weiter aber soll's nicht kommen;
Sphinxe haben Platz genommen.

Seismos.

Das hab' ich ganz allein vermittelt;
Man wird mir's redlich angerechne:
Und hätt' ich nicht gebändigt und gerüttelt,
Wie wäre hier Platz zu thun? —
Wir klimmen Ew're Berge d'runter
In prächtig neuem Ordner-Plan,
Hätt' ich sie nicht hervorgeschoben
In malerisch entzückter Schau,
Als, Angesichts der höchsten Ahnen,
Der Nacht, des Chaos, ich mich stark betrug,
Und, in Gesellschaft von Titanen,
Mit Pelion und Ossa, als mit Bällen, schlug!
Wir tollten fort in jugendlicher Hitze,
Bis, überdrüssig, noch zuletzt
Wir dem Parnaß, als einer Doppelmütze,
Die beiden Berge frevelnd aufgesetzt ....
Apoll'en hält ein froh' Verweilen
Dort nun mit seliger Musen Chor.
Selbst Jupiter'n und seinen Donnerkeilen
Hob' ich den Sessel hoch empor.
Jetzt so, mit ungeheurem Streben,
Drang aus dem Abgrund ich herauf,
Und ford're laut, zu neuem Leben,
Mir fröhliche Bewohner auf.

Sphinxe.

Uralt, müßte man gestehen,
Sei das hier Empfohlene,
Hätten wir nicht selbst gesehen,
Wie sich's aus dem Boden würgte.
Buschicht Wald verbreitet sich hinan;
Noch drängt sich Fels auf Fels bewegt heran;
Ein Sphinx wird sich daran nicht kehren:
Wir lassen uns im heiligen Sitz nicht stören.

Greife.

Gold in Mädchen, Gold in Flittern
Durch die Ritzen seh' ich zittern.
Laßt Euch solchen Schatz nicht rauben;
Imsen auf, es aufzuklauben.

Chor der Ameisen.

Wie ihn die Riesigen
Empor geschoben,
Ihr Zappelfüßigen,
Geschwind nach oben,
Behendest aus und ein!
In solchen Ritzen

Iſt jedes Beſitzlein
Werth zu beſitzen.
Das Allerwinzigſte
Möcht Ihr entdecken,
Auf kein Geſchmeideſte
In allen Ecken.
Allewig müßt Ihr ſein,
Ihr Wimmelſchaaren;
Nur mit dem Geld herein;
Den Berg laßt fahren!

Greife.

Herein! Herein! Nur Geld zu Hauf!
Wir legen auf're Klauen d'rauf,
Sind Riegel von der beſten Art:
Der größte Schatz iſt wohlverwahrt.

Pygmäen.

Haben wirklich Platz genommen!
Wiſſen nicht, wie es geſchah.
Fraget nicht, woher wir kommen;
Denn wir ſind nun einmal da!
Zu des Lebens luſtigem Sitze
Eignet ſich ein jedes Land;
Zeigt ſich eine Felſenritze,
Iſt auch ſchon der Zwerg zur Hand;
Zwerg und Zwergin, raſch zum Fleiße,
Muſterhaft ein jedes Paar.
Weiß nicht, ob es gleicher Weiſe
Schon im Paradieſe war.
Doch wir finden's hier zum Beſten,
Segnend dankbar unſern Stern;
Denn im Oſten, wie im Weſten,
Zeugt die Mutter Erde gern.

Dactyle.

Hat ſie in einer Nacht
Die Kleinen hervorgebracht;
Sie wird die Kleinſten erzeugen!
Finden auch Ihresgleichen.

Pygmäen-Aelteſte.

Eilet, bequemen
Sitz einzunehmen,
Eilig zum Werke!
Schnelle für Stärke!
Noch iſt es Friede;
Bannt Euch die Schmiede,
Harniſch und Waffen
Dem Heer zu ſchaffen.

Ihr Imſen Alle,
Rührig im Schmalle,
Schafft uns Metalle!
Und Ihr Dactyle,
Kleinſte, ſo viele,
Euch ſei befohlen,
Hölzer zu holen!
Schichtet zuſammen
Heimliche Flammen;
Schaffet uns Kohlen!

Generaliſſimus.

Mit Pfeil und Bogen
Friſch ausgezogen;
An jenem Weiher
Schießt mir die Reiher,
Unzählig niſtende,
Hochmüthig brüſtende,
Auf einen Ruck;
Alle wie Einen,
Daß wir erſcheinen
Mit Helm und Schmuck!

Imſen und Dactyle.

Wer wird uns reiten!
Wir ſchaffen's Eiſen,
Sie ſchmieden Ketten.
Uns loszureißen
Iſt noch nicht zeitig;
D'rum ſeid geſchmeidig!

Die Kraniche des Ibicus.

Mordgeſchrei und Sterbeklagen!
Aengſtlich' Flügelflatterſchlagen!
Welch' ein Aechzen, welch' Geſtöhn
Dringt herauf zu unſern Höh'n!
Alle ſind ſie ſchon ertödtet,
See von ihrem Blut geröthet;
Mißgeſtaltete Begierde
Raubt des Reihers edle Zierde;
Weht ſie doch ſchon auf dem Helme
Dieſer Fettbauch-Krummbein-Scheime.
Ihr Genoſſen unſers Heeres,
Meilenwanderer des Meeres,
Euch berufen wir zur Rache
In ſo nahverwandter Sache!
Keiner ſpare Kraft und Blut;
Ewige Feindſchaft dieſer Brut!
(Zerſtreuen ſich krächzend in den Lüften.)

Mephiſtopheles (in der Ebene).

Die nordiſchen Hexen wußt' ich wohl zu meiſtern;
Mir wird's nicht juſt mit dieſen fremden Geiſtern.
Der Blocksberg bleibt ein gar bequem' Local;
Wo man auch ſei, man findet ſich zumal.
Frau Ilſe wacht für uns auf ihrem Stein;
Auf ſeiner Höh' wird Heinrich munter ſein;
Die Schnarcher ſchnauzen zwar das Elend an,
Doch Alles iſt für tauſend Jahr gethan.
Wer weiß denn hier nur, wo er geht und ſteht,
Ob unter ihm ſich nicht der Boden blüht?
Ich wandle luſtig durch ein glattes Thal,
Und hinter mir erhebt ſich auf einmal

Ein Berg, zwar kaum ein Berg zu nennen,
Von meinen Sphären mich jedoch zu trennen,
Schon hoch genug: — hier geht noch manches Jener
Das Thal hinab, und kommt um's Abenteuer . . .
Noch tanzt und ſchwebt mir lockend, weichend vor,
Spitzhübſch gekleidet, der galante Chor.
Nur ſachte d'rauf! Mißgewohnt an's Naſchen,
Wo es auch ſei, muß man ſich was zu erhaſchen.

Lamien
(Mephiſtopheles nach ſich ziehend).

Geſchwind, Geſchwinder!
Und immer weiter!
Dann wieder zaudernd,
Geſchwätzig plaudernd.
Es iſt ſo heiter,
Den alten Sünder
Uns nachzuziehen,
Zu ſchwerer Buße;
Mit ſtarrem Fuße
Kommt er geholpert,
Einher geſtolpert;
Er ſchleppt das Bein,
Wie wir ihn ſtehen,
Uns hinterd'rein.

Mephiſtopheles (ſtillſtehend).

Verfluchte Geſchick! Betrog'ne Mannſen!
Von Adam her verführte Hannſen!
Alt wird man wohl, wer aber klug?
Warſt Du nicht ſchon vernarrt genug!
Man weiß, das Volk taugt aus dem Grunde Nichts;
Geſchnürten Leibs, geſchminkten Angeſichts;
Nichts haben ſie Geſundes zu erwiedern;
Wo man ſie anfaßt, morſch in allen Gliedern.
Man weiß, man ſieht's, man kann es greifen:
Und dennoch tanzt man, wenn die Luder pfeifen!

Lamien (innehaltend).

Halt! Er beſinnt ſich, zaudert, ſteht;
Entgegnet ihm, daß er Euch nicht entgeht!

Mephiſtopheles (fortſchreitend).

Nur zu, und laß Dich in's Gewebe
Der Zweifelei nicht thöricht ein!
Denn, wenn es keine Hexen gäbe,
Wer Teufel möchte Teufel ſein!

Lamien (anmutdigſt).

Kreiſen wir um dieſen Helden;
Liebe wird in ſeinem Herzen
Sich gewiß für Eine melden.

Mephiſtopheles.

Zwar, bei ungewiſſem Schimmer,
Scheint Ihr hübſche Frauenzimmer;
Und ſo möcht' ich Euch nicht ſcheuen.

Empuſe (vortretend).

Mich nicht mich! Mit einer ſolche
Laßt mich ein in Ein're Folge.

Lamien.

Die iſt in unſerm Kreis zuviel,
Verdirbt doch immer unſer Spiel.

Empuſe (zu Mephiſtopheles).

Begrüßt von Mühmchen Empuſe!
Der Tauben mit dem Eſelsfuße!
Du haſt nur einen Pferdefuß,
Und doch, Herr Vetter, ſchönen Gruß!

Mephiſtopheles.

Hier dacht' ich lauter Unbekannte,
Und finde leider Nahverwandte!
Es iſt ein altes Buch zu blättern:
Vom Harz bis Hellas immer Wettern!

Empuſe.

Entſchieden weiß ich gleich zu handeln;
In Vieles könnt' ich mich verwandeln;
Doch Euch zu Ehren hab' ich jetzt
Das Eſelsköpfchen aufgeſetzt.

Mephiſtopheles.

Ich merk', es hat bei dieſen Leuten
Verwandtſchaft Großes zu bedeuten;
Doch mag ſich, was auch will, ereignen,
Den Eſelskopf möcht' ich verlängnen.

Lamien.

Laß dieſe Garſtige! Sie verſcheucht,
Was irgend ſchön und lieblich däucht;
Was irgend ſchön und lieblich wär':
Sie kommt heran, es iſt nicht mehr.

Mephiſtopheles.

Auch dieſe Mühmchen, zart und ſchmächtig,
Sie ſind mir allesammt verdächtig;
Und hinter ſolcher Wänglein Roſen
Fürcht' ich doch auch Metamorphoſen.

Lamien.

Verſuch' es doch; ſind unſ'rer Viele!
Greif zu! Und haſt Du Glück im Spiele,
Erhaſche Dir das beſte Loos.
Was ſoll das lüſterne Geleier?
Du biſt ein miſerabler Freier;
Stolzirſt einher und thuſt ſo groß! —
Nun miſcht er ſich in unſ're Schaaren;
Laßt nach und nach die Masken fahren
Und gebt ihm Euer Weſen bloß.

Mephiſtopheles.

Die Schlüſſe hab' ich mir erleſen ...
(Ein weiblicher)
O, weh' mir, welch' ein dürrer Beſen!
(Eine andere vorgehend)
Und Durſt? .... Schmählicher Gehalt!

Lamien.

Verdient's beſſer? Dank' es nicht.

Mephiſtopheles.

Die Kleine möcht' ich mir verfinden ....
Lacerte ſchlüpft mir aus den Händen,
Und ſchlangenhaft der glatte Zopf!
Dagegen faß ich mir die Lange ....
Da pack' ich eine Thyrſus-Stange,
Den Pinien-Apfel ab den Kopf!
Wo will's hinaus? .... Noch eine Dicke,
An der ich mich vielleicht erquicke;
Zum letzten Mal gewagt! Es ſei!
Recht quammig, quappig, Das bezahlen
Mit hohem Preis Orientalen ....
Doch ach, der Buſen platzt entzwei!

Lamien.

Fahrt auseinander; ſchwankt und ſchwebet
Blitzartig, ſchwarzen Flugs; umgebet
Den eingedrung'nen Hexenſohn;
Umſch're, ſchauderhafte Kreiſe,
Schweigſamen Zitticht, Fledermäuſe!
Zu wohlfeil kommt er doch davon.

Mephiſtopheles (ſich ſchüttelnd).

Viel klüger, ſcheint es, bin ich nicht geworden;
Abſurd iſt's hier, abſurd im Norden,
Geſpenſter hier wie dort vertracht,
Volk und Poeten abgeſchmackt;
Iſt eben hier eine Mummenſchanz,
Wie überall ein Sinnentanz.
Ich griff nach holden Masken-Zügen,
Und faßte Weſen, daß mich's ſchauerte ...
Ich möchte gerne mich betrügen,
Wenn es nur länger dauerte.
(Sich zwiſchen dem Geſtein verirrend.)
Wo bin ich denn? Wo will's hinaus?
Das war ein Pfad, nun iſt's ein Graus!
Ich kam daher auf glatten Wegen,
Und jetzt ſteht mir Geröll' entgegen.
Vergebens klett're ich auf und nieder;
Wo find' ich meine Sphinxe wieder?
So toll hätt' ich mir's nicht gedacht;
Ein ſolch' Gebirg in einer Nacht!
Das heiß' ich friſchen Hexenritt:
Die bringen ihren Blocksberg mit!

Oreas (vom Naturleib).

Herauf hier! Mein Gebirg iſt alt,
Steht in urſprünglicher Geſtalt.
Verehre ſchroffe Felſenſteige,
Des Phöbus letztgerechte Zeuge.
Schon ſtand ich unerſchüttert ſo,
Als über mich Pompejus ſtieg.
Daneben, das Gebild des Mythus,
Verſchwindet ſchon bei'm Krähn des Hahns
Dergleichen Mährchen ſeh' ich oft entſtehn
Und plötzlich wieder untergehn.

Mephiſtopheles.

Sei Ehre Dir, ehrwürdiges Haupt,
Von hoher Eichenkraft umlaubt!
Der allerklarſte Mondenſchein
Dringt nicht zur Finſterniß herein. —
Doch neben am Gebüſche zieht
Ein Licht, das gar beſcheiden glüht: —
Wie ſich Das Alles fügen muß!
Fürwahr, es iſt Homunculus!
Woher des Wegs, Du Kleingeſelle?

Homunculus.

Ich ſchwebe ſo von Stell' zu Stelle,
Und möchte gern im beſten Sinn entſtehn,
Voll Ungeduld, mein Glas entzwei zu ſchlagen.
Allein, was ich bisher geſehn,
Hinein da möcht' ich mich nicht wagen.
Nur, um Dir's im Vertrau'n zu ſagen;
Zwei' Philoſophen bin ich auf der Spur;
Ich horchte zu, es hieß: „Natur! Natur!"
Von Dieſen will ich mich nicht trennen,
Sie müſſen doch das irdiſche Weſen kennen;
Und ich erfahre wohl am Ende,
Wohin ich mich am Allerklügſten wende.

Mephiſtopheles.

Das thu' auf Deine eig'ne Hand.
Denn wo Geſpenſter Platz genommen,
Iſt auch der Philoſoph willkommen.
Damit man ſeiner Kunſt und Gunſt ſich freu
Erſchafft er gleich ein Dutzend neue.
Wenn Du nicht irrſt, kommſt Du nicht zu We
ſtand;
Willſt Du entſtehn, entſteh' auf eig'ne Hand!

Homunculus.

Ein guter Rath iſt auch nicht zu verſchmäh'n.

Mephiſtopheles.

So fahre hin! Wir wollen's weiter ſehn.
(Trennen ſich.)

Anaxagoras (zu Thales).

Dein ſtarrer Sinn will ſich nicht beugen;
Bedarf es Weit'res, Dich zu überzeugen?

Thales.

Die Welle beugt ſich jedem Winde gern,
Doch hält ſie ſich vom ſchroffen Felſen fern.

Anaxagoras.

Durch Feuerdunſt iſt dieſer Fels zu Handen.

Thales.

Im Feuchten iſt Lebendiges erfunden.

Homunculus (zwiſchen Beiden).

Laßt mich an Euer Seite gehn;
Mir ſelbſt gelüſtet's, zu entſtehn!

Anaxagoras.

Haſt Du, o Thales, je, in einer Nacht,
Gleich' einen Berg aus Schlamm hervorgebracht?

Thales.

Nie war Natur und ihr lebendiges Fließen
Auf Tag und Nacht und Stunden angewieſen.
Sie bildet regelnd jegliche Geſtalt;
Und ſelbſt im Großen iſt es nicht Gewalt.

Anaxagoras.

Hier aber war's! Plutoniſch grimmig' Feuer,
Aeoliſcher Dünſte Knallkraft, ungeheuer,
Durchbrach des flachen Bodens alte Kruſte,
Daß neu ein Berg ſogleich entſtehen mußte.

Thales.

Was wird dadurch nun weiter fortgeſetzt?
Es iſt auch da, und Das iſt gut zuletzt.
Mit ſolchem Streit verliert man Zeit und Weile,
Und führt doch nur geduldig Volk am Seile.

Anaxagoras.

Schnell quillt der Berg von Myrmidonen,
Die Felſenſpalten zu bewohnen:
Pygmäen, Imſen, Däumerlinge,
Und and're thätig kleine Dinge.
(Zu Homunculus.)
Nie haſt Du Großem nachgeſtrebt,
Einſiedleriſch beſchränkt gelebt;
Kannſt Du zur Herrſchaft Dich gewöhnen,
So laß ich Dich als König krönen.

Homunculus.

Was ſagt mein Thales?

Thales.

Will's nicht rathen;
Mit Kleinen thut man kleine Thaten,
Mit Großen wird der Kleine groß.
Sieh hin: die ſchwarze Kranichwolke!
Sie droht dem aufgeregten Volke,
Und würde ſo dem König dräu'n.
Mit ſcharfen Schnäbeln, Krallenbeinen,
Sie ſtechen nieder auf die Kleinen;
Verhängnißwetter leuchtet ſchon.
Ein Frevel tödtete die Reiher,
Umſtellend ruhigen Friedensweiher;
Doch jener Mordgeſchoſſe Regen
Schafft grauſam blutigen Rachefegen,
Erregt der Rächerwandten Wuth
Nach der Pygmäen frevem Blut.
Was nützt nun Schild und Helm und Speer?
Was hilft der Reiherſtreich den Zwergen?
Wie ſich Dactyl und Imſe bergen!
Schon wankt, es ſticht, es ſtürzt das Heer!

Anaxagoras

(nach einer Pauſe feierlich).

Kennt' ich bisher die Unterirdiſchen loben,
So werd' ich mich in dieſem Fall noch oben ...
Du, d'rüben ewig Unerreichte,
Dreinamig Dreigeſtaltete,
Dich ruf' ich an bei meines Volkes Weh!
Diana, Luna, Hecate!
Du Vorerweiternde, im Tiefſten Einige,
Du Nachtſcheinende, gewaltſam Innige,
Eröffne Deiner Schatten grauſen Schlund;
Die alte Macht ſei ohne Zauber kund!
(Pauſe.)

Bin ich zu ſchnell erhört!
Hat mein Fleh'n
Nach jenen Höh'n
Die Ordnung der Natur geſtört?

Und größer, immer größer nahet ſchon
Der Göttinn rundumſchrieb'ner Thron,
Dem Auge furchtbar, ungeheuer!
In's Düſt're röthet ſich ſein Feuer ...
Nicht näher, drohend mächtige Runde;
Du richteſt uns und Land und Meer zu Grunde!
So wär' es wahr, daß Dich Theſſaliſche Frauen,
In frevelnd magiſchem Vertrauen,
Von Deinem Pfad herabgeſungen,
Verderblichſtes Dir abgerungen? ...
Das lichte Schild hat ſich umdunkelt;
Auf einmal reißt's und blitzt und funkelt!
Welch' ein Gepraſſel! Welch' ein Ziſchen!
Ein Donnern, Windgethüm dazwiſchen! —
Demüthig zu des Thrones Stufen —
Verzeiht! Ich hab' es hergerufen.
(Wirft ſich auf's Angeſicht.)

Thales.

Was dieſer Mann nicht Alles hört' und ſah!
Ich weiß nicht recht, wie uns geſchah;
Auch hab' ich's nicht mit ihm empfunden.
Geſtehen wir, es ſind verrückte Stunden;
Und Luna wiegt ſich ganz bequem
An ihrem Platz, ſowie vordem.

Homunculus.

Schaut hin nach der Pygmäen Sitz:
Der Berg war rund, jetzt iſt er ſpitz.
Ich ſpürt' ein ungeheu'res Prallen;
Der Felſ war aus dem Mond gefallen!

Gleich hat er, ohne nachzufragen,
So Freund als Feind gemeuchelt, erschlagen.
Doch muß ich solche Künste loben,
Die schöpferisch, in einer Nacht,
Zugleich von unten und von oben,
Dieß Berggebäu zu Stand gebracht.

Thales.

Sei ruhig! Es war nur gedacht.
Sie fahre hin die garstige Brut!
Daß Du nicht König wardst, ist gut.
Nun fort zum heitern Meeresfeste:
Dort hofft und ehrt man Wundergäste!

(Quitirnem ab.)

Mephistopheles

(an der Gegenseite hervortretend).

Da muß ich mich durch steile Felsentreppen,
Durch alter Eichen starre Wurzeln schleppen!
Auf meinem Harz der harzige Dunst
Hat was vom Pech, und Das hat meine Gunst;
Zunächst der Schwefel .... Hier, bei diesen Griechen,
Ist von Dergleichen kaum die Spur zu riechen;
Neugierig aber wär' ich, nachzuspüren,
Womit sie Höllenqual und Flamme schüren?

Dryas.

In Deinem Lande sei einheimisch klug;
Im fremden bist Du nicht gewandt genug.
Du solltest nicht den Sinn zur Heimath kehren,
Der heiligen Eichen Würde hier verehren.

Mephistopheles.

Man denkt an Das, was man verließ;
Was man gewohnt war, bleibt ein Paradies.
Doch sagt, was in der Höhle dort,
Bei schwachem Licht, sich dreifach hingekauert?

Dryas.

Die Phorkyaden! Wage Dich zum Ort
Und sprich sie an, wenn Dich nicht schauert.

Mephistopheles.

Warum denn nicht! — Ich sehe was, und staune!
So stolz ich bin, muß ich mir selbst gestehn:
Dergleichen hab' ich nie gesehn!
Die sind ja schlimmer als Alraune ...
Wird man die unverwerf'nen Sünden
Im Mindesten noch häßlich finden,
Wenn man dieß Dreigethüm erblickt?
Wir litten sie nicht auf den Schwellen
Der grauenvollsten unsrer Höllen.
Hier wurzelt's in der Schönheit Land,
Das wird mit Ruhm antik genannt ....
Sie regen sich, sie scheinen mich zu spüren;
Sie zwitschern pfeifend, Fledermaus-Vampyren.

Phorkyaden.

Gebt mir das Auge, Schwestern, daß
— frage,
Wer sich so nah' an unsre Tempel wage?

Mephistopheles.

Verehrteste! Erlaubt mir, Euch zu nahen
Und Euern Segen dreifach zu empfahen,
Ich trete vor, zwar noch als Unbekannter,
Doch, irr' ich nicht, weitläuftger Verwandter
Altwürdige Götter hab' ich schon erblickt,
Vor Ops und Rhea tief's mich gebückt;
Die Parzen selbst, des Chaos, Eure Schw
stern,
Ich sah sie gestern — aber ehegestern;
Doch Euresgleichen hab' ich nie erblickt;
Ich schweige nun und fühle mich entzückt.

Phorkyaden.

Er scheint Verstand zu haben, dieser Geist.

Mephistopheles.

Nur wundert's mich, daß Euch kein Dich
preist. —
Und sagt: wie kam's; wie konnte Das
sehn?
Im Bilde hab' ich nie Euch, Würdigste,
sehn;
Versuch's der Meißel doch, Euch zu erreiche
Nicht Juno, Pallas, Venus und Dergleiche

Phorkiaden.

Versenkt in Einsamkeit und stillste Nacht,
Hat unser Drei noch nie daran gedacht!

Mephistopheles.

Wie sollt es auch, da Ihr, der Welt entrück
Hier Niemand seht und Niemand Euch
blickt?
Da müßtet Ihr an solchen Orten wohnen,
Wo Pracht und Kunst auf gleichem Si
thronen,
Wo jeden Tag, behend, im Doppelschritt,
Ein Marmorbild als Held in's Leben tritt.
Wo —

Phorkyaden.

Schweige still und gib uns kein Gelüste
Was half' es uns, und wenn wir's bes
wüßten,
In Nacht geboren, Nächtlichem verwandt,
Beinah' uns selbst, ganz Allen unbekannt?

Mephistopheles.

In solchem Fall hat es nicht viel zu sagen;
Man kann sich selbst auch Andern übertrage
Euch Dreien g'nügt ein Auge, g'nügt ein Zah
Da ging es wohl auch mythologisch an,

Zu Zwei die Weisheit der Drei zu faſſen,
Der Dritten Bildniß mir zu überlaſſen,
Auf kurze Zeit.

Eine.

Wie dünkt's Euch! Ging es an?

Die Andern.

Verſuchen wir's, — doch ohne Aug' und Zahn!

Mephiſtopheles.

Nun habt Ihr g'rad' das Beſte weggenommen;
Wie würde da das ſtrengſte Bild vollkommen!

Eine.

Drück Du ein Auge zu, 's iſt leicht geſchehn;
Laß alsofort den einen Roßzahn ſehn,
Und, im Profil, wirſt Du ſogleich erreichen,
Geſchwiſterlich vollkommen uns zu gleichen.

Mephiſtopheles.

Viel Ehr'! Es ſei!

Phorkiaden.

Es ſei!

Mephiſtopheles
(als Phorkyas im Profil).

Da ſteh' ich ſchon,
Des Chaos vielgeliebter Sohn!

Phorkyaden.

Des Chaos Töchter ſind wir unbeſtritten.

Mephiſtopheles.

Man ſchilt mich nun, o Schmach! Hermaphrodit'en.

Phorkiaden.

Im neuen Drei der Schweſtern, welche Schöne!
Wir haben zwei der Augen, zwei der Zähne!

Mephiſtopheles.

Vor aller Augen muß ich mich verſtecken,
Im Höllenpfuhl die Teufel zu erſchrecken.
(Ab.)

Felsbuchten des Aegäiſchen Meers.

Mond, im Zenith verharrend.

Sirenen
(auf den Klippen umhergelagert, flötend und ſingend).

Haben ſonſt bei nächtigem Grauen
Dich Theſſaliſche Zauberfrauen
Frevelhaft herabgezogen,
Blicke ruhig von dem Bogen
Deiner Nacht auf Zitterwogen
Mildeblitzend Glanzgewimmel,
Und erleuchte das Getümmel,
Das ſich aus den Wogen hebt.
Die zu jedem Dienſt erbötig,
Schöne Luna, ſei uns gnädig!

Nereiden und Tritonen (mit Muſchelhörnern).

Tönet laut in ſchönern Tönen,
Die das breite Meer durchdröhnen!
Volk der Tiefe ruft ferne! —
Vor des Sturmes grauſen Schlünden
Weichen wir zu ſichern Gründen;
Holder Sang zieht uns heran.

Seht, wie wir im Hochentzücken
Uns mit gold'nen Ketten ſchmücken,
Auch zu Kron' und Edelſteinen
Spang- und Gürtelſchmuck vereinen!
Alles Das iſt Circe Frucht.
Schätze, ſcheiternd hier verſchlungen,
Habt Ihr uns herangeſungen,
Ihr Dämonen unſrer Bucht.

Sirenen.

Wiſſen's wohl, in Meeresfriſche
Glatt behagen ſich die Fiſche,
Schwanken Lebens ohne Leid;
Doch, Ihr feſtlich regen Schaaren,
Heute möchten wir erfahren,
Daß Ihr mehr als Fiſche ſeid!

Nereiden und Tritonen.

Ehe wir hierher gekommen,
Haben wir's zu Sinn genommen,
Schweſtern, Brüder, jetzt geſchwind!
Heut bedarf's der kleinſten Reiſe,
Zum vollgültigſten Beweiſe,
Daß wir mehr als Fiſche ſind.
(Entfernen ſich.)

Sirenen.

Fort ſind ſie im Nu,
Nach Samothrace g'rade zu,
Verſchwunden mit günſtigem Wind!
Was denken ſie zu vollführen
Im Reiche der hohen Cabiren?
Sind Götter, wunderſam eigen,
Die ſich immerfort ſelbſt erzeugen,
Und niemals wiſſen, was ſie ſind!

Bleibe auf Deinen Höh'n,
Holde Luna, gnädig ſtehn;
Daß es nächtig verbleibe,
Uns der Tag nicht vertreibe.

Thales (am Ufer zu Homunculus).

Ich führte Dich zum alten Nereus gern;
Zwar ſind wir nicht von ſeiner Höhle fern;
Doch hat er einen harten Kopf,
Der widerwärtige Sauertopf.
Das ganze menſchliche Geſchlecht
Macht's ihm, dem Griesgram, nimmer recht.

Doch iſt die Zukunft ihm entdeckt,
Dafür hat Jedermann Reſpect
Und ehret ihn auf ſeinem Poſten;
Auch hat er Manchem wohlgethan.

Homunculus.

Probiren wir's und klopfen an!
Nicht gleich wird's Stoß und Flamme koſten.

Nereus.

Sind's Menſchenſtimmen, die mein Ohr vernimmt?
Wie es mir gleich im tiefſten Herzen grimmt!
Gebilde, ſtrebſam, Götter zu erreichen,
Und doch verdammt, ſich immer ſelbſt zu gleichen!
Seit alten Jahren kennt' ich göttlich ruhn;
Doch trieb mich's an, den Beſten wohlzuthun;
Und ſchaut' ich dann zuletzt verbrachte Thaten,
So war es ganz, als hätt' ich nicht gerathen.

Thales.

Und doch, o Greis des Meers, vertraut man Dir;
Du biſt der Weiſe; treib' uns nicht von hier!
Schau' dieſe Flamme, menſchenähnlich zwar,
Sie Deinem Rath ergibt ſich ganz und gar.

Nereus.

Was Rath! Hat Rath bei Menſchen je gegolten?
Ein klugs Wort erſtarrt im harten Ohr.
So oft auch That ſich grimmig ſelbſt geſcholten,
Bleibt doch das Volk ſelbſtwillig, wie zuvor.
Wie hab' ich Paris väterlich gewarnt,
Eh' ſein Gelüſt ein fremdes Weib umgarnt?
Am Griechiſchen Ufer ſtand er kühnlich da;
Ihm kündet' ich, was ich im Geiſte ſah:
Die Lüfte qualmend, überſtrömend Roth,
Gebälke glühend, unten Mord und Tod;
Troja's Gerichtstag, rythmiſch feſtgebannt,
Jahrtauſenden ſo ſchrecklich als gekannt.
Des Alten Wort, dem Frechen ſchien's ein Spiel;
Er folgte ſeiner Luſt, und Ilion fiel —
Ein Rieſenleichnam, ſtarr nach langer Qual,
Des Pindus Adlern gar willkomm'nes Mahl.
Ulyſſen auch — ſagt' ich ihm nicht voraus
Der Circe Liſten, des Cyclopen Graus?
Das Zaudern ſein, der Seinen leichten Sinn,
Und was nicht Alles! — bracht' ihm das Gewinn,
Bis vielgeſchaukelt ihn, doch ſpät genug,
Der Woge Gunſt an gaſtlich' Ufer trug?

Thales.

Dem weiſen Mann gibt ſolch' Betragen Qual;
Der Gute doch verſucht es noch ein Mal.
Ein Quentchen Danks wird, hoch ihn zu vergnügen,
Die Centner Undank völlig überwiegen.
Denn nichts Geringes haben wir zu ſehn:
Der Knabe da wünſcht weislich zu beſtehn.

Nereus.

Verderbt mir nicht den ſeltenſten Humor!
Ganz Und'reds ſteht mir heute noch bevor:
Die Töchter hab' ich alle herbeſchieden,
Die Grazien des Meeres, die Nereiden.
Nicht der Olymp, nicht Ener Boden trägt
Ein ſchön' Gebild, das ſich ſo zierlich regt.
Sie werfen ſich, anmuthigſter Geberde,
Vom Waſſerdrachen auf Neptunus Pferde,
Dem Element auf's Zarteſte vereint,
Daß ſelbſt der Schaum ſie noch zu heben ſcheint.
Im Farbenſpiel von Venus Muſchelwagen
Kommt Galatee, die Schönſte nun, getragen,
Die, ſeit ſich Cypris von uns abgekehrt,
In Paphos wird als Göttinn ſelbſt verehrt.
Und ſo beſitzt die Holde, lange ſchon,
Als Erbinn, Tempelſtadt und Wagenthron.
Hinweg! Es ziemt, in Vaterfreudenſtunde,
Nicht Haß dem Herzen, Scheltwort nicht dem Munde.
Hinweg zu Proteus! Fragt den Wundermann,
Wie man entſteht und ſich verwandeln kann.

(Entfernt ſich gegen das Meer.)

Thales.

Wir haben Nichts durch dieſen Schritt gewonnen,
Trifft man auch Proteus, gleich iſt er zerronnen;
Und ſteht er Euch, ſo ſagt er nur zuletzt,
Was Staunen macht und in Verwirrung ſetzt.
Du biſt einmal bedürftig ſolchen Raths,
Verſuchen wir's und wandeln unſers Pfads!

(Entfernen ſich.)

Sirenen (oben auf den Felſen).

Was ſehen wir von weiten
Das Wellenreich durchgleiten?
Als wie, nach Windes Regel,
Anziehn weiße Segel,
So hell ſind ſie zu ſchauen,
Verklärte Meeresfrauen.
Laßt uns herunterklimmen,
Vernehmt Ihr doch die Stimmen.

Nereiden und Tritonen.

Was wir auf Händen tragen,
Soll Allen Euch behagen.
Chelone's Rieſenſchilde
Entglänzt ein ſtreng' Gebilde:

Sind Götter, die wir bringen;
Mög't hohe Lieder ſingen.

Sirenen.

Klein von Geſtalt,
Groß von Gewalt,
Der Scheiternden Retter,
Uralt verehrte Götter.

Nereiden und Tritonen.

Wir bringen die Cabiren,
Ein friedlich' Feſt zu führen;
Denn, wo ſie heilig walten,
Neptun wird freundlich ſchalten.

Sirenen.

Wir flehen Euch nach;
Wenn ein Schiff zerbrach,
Unwiderſtehbar an Kraft
Schützt Ihr die Mannſchaft.

Nereiden und Tritonen.

Drei haben wir mitgenommen;
Der Vierte wollte nicht kommen;
Er ſagte, er ſei der Rechte,
Der für ſie Alle dächte.

Sirenen.

Ein Gott den andern Gott
Macht wohl zu Spott.
Ehrt Ihr alle Gnaden,
Fürchtet jeden Schaden.

Nereiden und Tritonen.

Sind eigentlich ihrer Sieben.

Sirenen.

Wo ſind die Drei geblieben?

Nereiden und Tritonen.

Wir wüßten's nicht zu ſagen,
Sind im Olymp zu erfragen;
Dort weilt auch wohl der Achte,
An den noch Niemand dachte,
In Gnaden uns gewärtig,
Doch Alle noch nicht fertig!

Dieſe Unvergleichlichen
Wollen immer weiter;
Sehnſuchtsvolle Hungerleider
Nach dem Unerreichlichen.

Sirenen.

Wir ſind gewohnt,
Wo es auch thront,
In Sonn' und Mond
Hinzubeten; es lohnt!

Nereiden und Tritonen.

Wie unſer Nahm zum Höchſten prangt,
Dieſes Feſt anzuſehen!

Sirenen.

Die Helden des Alterthums
Erwangen des Ruhms,
Wo und wie er auch prangt,
Wenn ſie das gold'ne Vließ erlangt,
Ihr, die Cabiren.

(Wiederholt mit Ab-Beiang.)

Wenn ſie das gold'ne Vließ erlangt,
Wir, Ihr, die Cabiren!

Nereiden und Tritonen

(Letzter wiederholt).

Homunculus.

Die Ungeſtalten ſeh' ich an
Als irden' ſchlechte Töpfe;
Nun ſtoßen ſich die Weiſen d'ran
Und brechen harte Köpfe.

Thales.

Das iſt es ja, was man begehret:
Der Roſt macht erſt die Münze werth.

Proteus (unbemerkt).

So Etwas freut mich alten Fabler!
Je wunderlicher, deſto reſpectabler.

Thales.

Wo biſt Du, Proteus?

Proteus

(bauchredneriſch, bald nah', bald fern).

Hier! und hier!

Thales.

Den alten Scherz verzeih' ich Dir;
Doch, einem Freund nicht eitle Worte!
Ich weiß, Du ſprichſt vom falſchen Orte.

Proteus (als aus der Ferne).

Leb' wohl!

Thales (leiſe zu Homunculus).

Er iſt ganz nah'. Nun leuchte friſch;
Er iſt neugierig, wie ein Fiſch;
Und wo er auch geſtaltet ſteckt,
Durch Flammen wird er hergelockt.

Homunculus.

Ergieß' ich gleich des Lichtes Menge,
Beſcheiden doch, daß ich das Glas nicht ſprenge.

Proteus

(in Geſtalt einer Rieſenſchildkröte).

Was leuchtet ſo anmuthig ſchön?

Thales (dem Homunculus verhüllend).

Gut! Wenn Du Luſt haſt, kannſt Du's näher ſehn.
Die kleine Mühe laß Dich nicht verdrießen
Und zeige Dich auf menſchlich beiden Füßen.
Mit unſern Gunſten ſei's, mit unſerm Wiſſen,
Wer ſchauen will, was wir verhüllen!

Proteus (eben geſtattet).

Weltweiſe Kniffe ſind Dir noch bewußt.

Thales.

Geſtalt zu wechſeln, bleibt noch Deine Luſt.
(Hat den Homunculus enthüllt.)

Proteus (erſtaunt).

Ein leuchtend' Zwerglein! Niemals noch geſehn!

Thales.

Es fragt um Rath, und möchte gern entſtehn.
Er iſt, wie ich von ihm vernommen,
Gar wunderſam nur halb zur Welt gekommen.
Ihm fehlt es nicht an geiſtigen Eigenſchaften,
Doch gar zu ſehr am greiflich Tüchtighaften.
Bis jetzt gibt ihm das Glas allein Gewicht;
Doch wär' er gern zunächſt verkörperlicht.

Proteus.

Du biſt ein wahrer Jungfernſohn;
Eh' Du ſein ſollteſt, biſt Du ſchon!

Thales (leiſe).

Auch ſcheint es mir von and'rer Seite kritiſch:
Er iſt, mich dünkt, hermaphroditiſch.

Proteus.

Da muß es deſto eher glücken;
Sowie er anlangt, wird ſich's ſchicken.
Doch gilt es hier, nicht viel beſinnen;
Im weiten Meere mußt Du anbeginnen!
Da fängt man erſt im Kleinen an
Und freut ſich, Kleinſte zu verſchlingen;
Man wächſ't ſo nach und nach heran,
Und bildet ſich zu höherem Vollbringen.

Homunculus.

Hier weht gar eine weiche Luft;
Es grunelt ſo, und mir behagt der Duft!

Proteus.

Das glaub' ich, allerliebſter Junge!
Und weiterhin wird's viel behaglicher,
Auf dieſer ſchmalen Strandeszunge
Der Dunſtkreis noch unſäglicher;
Da vorne ſehen wir den Zug,
Der eben herſchwebt, nah' genug.
Kommt mit dahin!

Thales.

Ich gehe mit.

Homunculus.

Dreifach merkwürd'ger Geiſterſchritt!

Telchinen von Rhodus
(auf Hippocampen und Meerdrachen, Neptun'ens Dreizack handhabend).

Chor.

Wir haben den Dreizack Neptun'en geſchmiedet,
Womit er die regelten Wellen begütet,
Entfaltet der Donn'rer die Wolken, die rollen
Entgegnet Neptunus dem grünlichen Rollen;
Und wie auch von oben es zackig erblitzt,
Wird Wetze nach Wetze von unten gefpritzt;
Und was auch dazwiſchen in Aengſten ge
rungen,
Wird, lange geſchleudert, vom Tiefſten ver
ſchlungen;
Weßhalb er uns heute den Scepter gereicht,
Nun ſchweben wir feſtlich, beruhigt und leich

Sirenen.

Euch, dem Helios Geweihten,
Heiteren Tags Gebenedeiten,
Gruß zur Stunde, die bewegt
Luna's Hochverehrung regt!

Telchinen.

Anlieblichſte Göttinn am Bogen da d'roben!
Du hörſt mit Entzücken den Bruder beloben.
Der ſeligen Rhodus verleihſt Du ein Ohr,
Dort ſteigt ihm ein ewiger Päan hervor
Beginnt er den Tageslauf und iſt es gethan,
Er blickt uns mit feurigem Strahlenblick an.
Die Berge, die Städte, die Ufer, die Wel
Gefallen dem Gotte, ſind lieblich und helle.
Kein Nebel umſchwebt uns, und ſchleicht
ſich ein,
Ein Strahl und ein Lüftchen, und die Luf
iſt rein!
Da ſchaut ſich der Hohe in hundert Gebilden
Als Jüngling, als Rieſen, den Großen, de
Milden.
Wir Erſten, wir waren's, die Göttergewalt
Aufſtellten in würdiger Menſchengeſtalt.

Proteus.

Laß Du ſie ſingen, laß ſie prahlen!
Der Sonne heiligen Lebeſtrahlen
Sind todte Werke nur ein Spaß.
Das bildet, ſchmelzend, unverdroſſen;
Und haben ſie's in Erz gegoſſen,
Dann denken ſie, es wäre was.
Was iſt's zuletzt mit dieſen Stolzen?
Die Götterbilder ſtanden groß, —
Zerſtörte ſie ein Erdeſtoß;
Längſt ſind ſie wieder eingeſchmolzen.

Rugantino.

Zurück! Zurück!

Alle außer Rugantino.

Götter!
Ach wer rettet, wer erbarmet
Sich der Noth? wer ſteht uns bey?

Claudine.

Laß ihn, Vater, laß ihn fliehen,
Wär' er auch ſchuldig; und mache mich frey.

Rugantino.

Sprich ein Wort! Mir iſt's gelungen!
Laß mich los, und ſie iſt frey.

Lucinde.

Du ſo grauſam? Du nicht edel?
Sey ein Menſch, und gib ſie frey.

Alonzo.

Ach, wozu bin ich gezwungen!
Nein! — Doch ja, ich laß' ihn frey.

Alle außer Rugantino.

Ach wer rettet? Wer erbarmet
Sich der Noth? Wer ſteht uns bey?

Das Erkentreiben, wie's auch ſei,
Iſt immer doch nur Plackerei;
Dem Leben frommt die Weile beſſer;
Dich trägt in's ewige Gewäſſer
Proteus-Delphin.

(Er verwandelt ſich.)

Schon iſt's gethan!
Da ſoll es Dir zum Schloſſen glücken;
Ich nehme Dich auf meinen Rücken,
Vermähle Dich dem Ocean.

Thales.

Sieh nach dem löblichen Verlangen,
Wen vern' die Schöpfung anzufangen!
Zu raſchem Wirken ſei bereit!
Da regſt Du Dich nach ewigen Normen,
Durch tauſend aber tauſend Formen,
Und bis zum Menſchen haſt Du Zeit.

Homunculus (beſteigt den Proteus-Delphin).

Proteus.

Komm' geiſtig mit in feuchte Weite,
Da lebſt Du gleich in Läng' und Breite,
Beliebig regeſt Du Dich hier;
Nur ſtrebe nicht nach höhern Orden,
Denn biſt Du erſt ein Menſch geworden,
Dann iſt es völlig aus mit Dir.

Thales.

Nachdem es kommt; 's iſt auch wohl fein,
Ein wack'rer Mann zu ſeiner Zeit zu ſein.

Proteus (zu Thales).

So Einer wohl von Deinem Schlag!
Das hält noch eine Weile nach;
Denn unter bleichen Geiſterſchaaren
Seh' ich Dich ſchon ſeit vielen hundert Jahren.

Sirenen (auf dem Meere).

Welch' ein Rink von Wölkchen ründet
Um den Mond ſo reichen Kreis?
Tauben ſind es, liebentzündet,
Fittige wie Licht ſo weiß.
Paphos hat ſie hergeſendet
Ihre brünſtige Vogelſchaar;
Unſer Feſt, es iſt vollendet,
Heit're Wonne voll und klar!

Nereus (zu Thales tretend).

Nennte wohl ein nächtiger Wand'rer
Dieſen Mondhof Lufterſcheinung;
Doch wir Geiſter ſind ganz and'rer
Und der einzig richtigen Meinung:
Tauben ſind es, die begleiten
Meiner Tochter Muſchelrſad,
Wunderſtugs beſond'rer Art,
Ungelernt vor alten Zeiten.

Thales.

Auch ich halte Das für's Beſte,
Was dem wackern Mann gefällt,
Wenn im ſtillen, warmen Neſte
Sich ein Heiliges lebend hält.

Pſellen und Marſen
(auf Meerſchnecken, Meerkälbern und Widdern).

In Cypern's rauhen Höhlegrüften,
Vom Meergott nicht verſchüttet;
Vom Seismos nicht zerrüttet,
Umweht von ewigen Lüften,
Und, wie in den älteſten Tagen,
In ſtillbewußtem Behagen
Bewahren wir Cypria's Wagen
Und führen, beim Säuſeln der Nächte,
Durch liebliches Wellengeflechte,
Unſichtbar dem neuen Geſchlechte,
Die lieblichſte Tochter heran.
Wir leiſe Geſchäftigen ſcheuen
Weder Adler, noch geflügelte Leuen,
Weder Kreuz noch Mond,
Wie es eben wohnt und thront,
Sich wechſelnd wägt und regt,
Sich vertreibt und todtſchlägt,
Saaten und Städte niederlegt.
Wir, ſo fortan,
Bringen die lieblichſte Herrinn heran.

Sirenen.

Leicht bewegt, in mäßiger Eile,
Um den Wagen, Kreis um Kreis,
Bald verſchlungen Zeil' an Zeile,
Schlangenartig reihenweis,
Naht Euch, rüſtige Nereiden,
Derbe Frau'n, gefällig wild;
Bringet, zärtliche Doriden,
Galate'n der Mutter Bild:
Ernſt, den Göttern gleich zu ſchauen,
Würdiger Unſterblichkeit,
Doch wie holde Menſchenfrauen
Lockender Anmuthigkeit.

Doriden
(im Chor am Nereus vorbeiziehend, ſämmtlich auf Delphinen).

Leih' uns, Luna, Licht und Schatten,
Klarheit dieſem Jugendflor;
Denn wir zeigen liebe Gatten
Unſerm Vater bittend vor.

(Zu Nereus.)

Knaben ſind's, die wir gerettet
Aus der Brandung grimmem Zahn,
Sie, auf Schilf und Moos gebettet,
Unſgewärmt zum Licht heran;
Die es nun mit heißen Küſſen
Traulich uns verdanken müſſen;
Schau' die Holden günſtig an!

Nereus.

Hoch iſt der Doppelgenuß zu ſchätzen:
Barmherzig ſein und ſich zugleich ergetzen.

Doriden.

Leitſt Du, Vater, unſer Walten,
Gönnſt uns wohl erwerb'ne Luſt;
Laß uns feſt, unſterblich halten
Sie an ewiger Jugendbruſt.

Nereus.

Mög't Euch des ſchönen Tanzes freuen;
Den Jüngling bildet Euch als Mann;
Allein ich könnte nicht verleihen,
Was Zeus allein gewähren kann.
Die Woge, die Euch wogt und ſchaukelt,
Läßt auch der Liebe nicht Beſtand,
Und hat die Neigung ausgegaukelt,
So ſetzt gemächlich ſie an's Land.

Doriden.

Ihr, holde Knaben, ſeid uns werth;
Doch müſſen wir traurig ſcheiden.
Wir haben ewige Treue begehrt,
Die Götter wollen's nicht leiden.

Die Jünglinge.

Wenn Ihr uns nur ſo ferner labt,
Uns wack're Schifferknaben;
Wir haben's nie ſo gut gehabt
Und wollen's nicht beſſer haben.

Galatee
(auf dem Muſchelwagen nähert ſich).

Nereus.

Du biſt es, mein Liebchen!

Galatee.

O, Vater! das Glück!
Delphine, verweilet! Mich feſſelt der Blick.

Nereus.

Vorüber ſchon, ſie ziehen vorüber
In kreiſenden Schwunges Bewegung!
Was kümmert ſie die inn're, herzliche Regung!
Ach, nähmen ſie mich mit hinüber!
Doch ein einziger Blick ergetzt,
Daß er das ganze Jahr erſetzt.

Thales.

Heil! Heil! auf's Neue!
Wie ich mich blühend freue,
Vom Schönen, Wahren durchdrungen...
Alles iſt aus dem Waſſer entſprungen!!
Alles wird durch das Waſſer erhalten!
Ocean gönn' uns Dein ewiges Walten.
Wenn Du nicht Wolken ſendeteſt,
Nicht reiche Bäche ſpendeteſt,
Hin und her nicht Flüſſe wendeteſt,
Die Ströme nicht vollendeteſt,
Was wären Gebirge, was Ebnen und Welt?
Du biſt's, der das friſcheſte Leben erhält.

Echo (Chorus der ſämmtlichen Kreiſe).

Du biſt's, dem das friſcheſte Leben entquellt.

Nereus.

Sie kehren ſchwankend fern zurück,
Bringen nicht mehr Blick zu Blick;
In gedehnten Kettenkreiſen
Sich feſtgemäß zu erweiſen,
Windet ſich die unzählige Schaar.
Aber Galatea's Muſchelthron
Seh' ich ſchon und aber ſchon;
Er glänzt wie ein Stern
Durch die Menge.
Geliebtes leuchtet durch's Gedränge!
Blickt noch ſo fern
Schimmert's hell und klar,
Immer nah' und wahr.

Homunculus.

In dieſer holden Feuchte,
Was ich auch hier beleuchte,
Iſt Alles reizend ſchön.

Proteus.

In dieſer Lebensfeuchte
Erglänzt erſt Deine Leuchte
Mit herrlichem Getön.

Nereus.

Welch neues Geheimniß in Mitte der Schaaren
Will unſeren Augen ſich offenbaren?
Was flammt um die Muſchel, um Galate's Füße?
Bald lodert es mächtig, bald lieblich, bald ſüße,
Als wär' es von Pulſen der Liebe gerührt?

Thales.

Homunculus iſt es, von Proteus verführt...
Es ſind die Symptome des herriſchen Sehnens.
Mir ahnet das Aechzen beängſteten Dröhnens;
Er wird ſich zerſchellen am glänzenden Thron;
Jetzt flammt es, nun blitzt es, ergießet ſich ſchon.

Sirenen.

Welch' feuriges Wunder verklärt uns die Wellen,
Die gegen einander ſich funkelnd zerſchellen?
So leuchtet's und ſchwanket und hellet hinan,
Die Körper, ſie glühen auf nächtlicher Bahn,
Und rings iſt Alles vom Feuer umronnen;
So herrſche denn Eros, der Alles begonnen!

Heil dem Meere! Heil den Wogen!
Von dem heiligen Feuer umzogen;
Heil dem Waſſer! Heil dem Feuer!
Heil dem ſelt'nen Abenteuer!

All' Alle.

Heil den mildgewog'nen Lüften!
Heil geheimnißreichen Grüften!
Hochgefeiert ſeid allhier
Element' Ihr alle vier!

Dritter Act.

Vor dem Palaſte des Menelas zu Sparta.

Helena tritt auf und Chor gefangener Troerinnen. Panthalis, Chor-Führerinn.

Helena.

Bewundert viel und viel geſcholten, Helena,
Vom Strande komm' ich, wo wir erſt gelandet ſind,
Noch immer trunken von des Wogens regſamem
Geſchaukel, das vom phrygiſchen Bachgefild uns her
Auf ſträubig-hohem Rücken, durch Poſeidon's Gunſt
Und Euro's Kraft in vaterländiſche Buchten trug.
Dort unten freuet nun der König Menelas
Der Rückkehr ſammt den tapferſten ſeiner Krieger ſich.
Du aber heiße mich willkommen, hohes Haus,
Das Tyndareos, mein Vater, nach dem Hange ſich,
Von Pallas Hügel wiederkehrend, aufgebaut;
Und, als ich hier mit Klytämneſtre'n ſchweſterlich,
Mit Caſtor auch und Pollux fröhlich ſpielend wuchs,
Vor allen Häuſern Sparta's herrlich ausgeſchmückt.
Gegrüßet ſeid mir der ehrnen Pforte Flügel
Ihr!
Durch Euer gaſtlich ladendes Weiteröffnen einſt
Geſchah's, daß mir, erwählt aus Vielen, Menelas
In Bräutigamsgeſtalt entgegen leuchtete.
Eröffnet mir ſie wieder, daß ich ein Eilgebot
Des Königs treu erfülle, wie der Gattinn ziemt.
Laßt mich hinein, und Alles bleibe hinter mir,
Was mich umſtürmte bis hierher, verhängnißvoll.
Denn ſeit ich dieſe Stelle ſorgenlos verließ,
Cytheren's Tempel beſuchend, heiliger Pflicht gemäß,
Mich aber dort ein Räuber griff, der phrygiſche,
Iſt Viel geſchehen, was die Menſchen weit und breit
So gern erzählen, aber Der nicht gerne hört,
Von dem die Sage wachſend ſich zum Mährchen ſpann.

Chor.

Verſchmähe nicht, o, herrliche Frau,
Des höchſten Gutes Ehrenbeſitz!
Denn das größte Glück iſt Dir einzig beſchert,
Der Schönheit Ruhm, der vor Allen ſich hebt.
Dem Helden thut ſein Name voran,
Drum ſchreitet er ſtolz;
Doch beugt ſogleich hartnäckigſter Mann
Vor der allbezwingenden Schöne den Sinn.

Helena.

Genug! Mit meinem Gatten bin ich hergeſchifft,
Und nun von ihm zu ſeiner Stadt vorausgeſandt;
Doch welchen Sinn er hegen mag, errath' ich nicht.
Komm' ich als Gattinn? komm' ich eine Königinn?
Komm' ich ein Opfer für des Fürſten bittern Schmerz
Und für der Griechen lang' erduldetes Mißgeſchick?
Erobert bin ich; ob gefangen, weiß ich nicht!
Denn Ruf und Schickſal beſtimmten fürwahr die Unſterblichen
Zweideutig mir, der Schöngeſtalt bedenkliche
Begleiter, die an dieſer Schwelle mir ſogar
Mit düſter drohender Gegenwart zur Seite ſtehn.
Denn ſchon im hohlen Schiffe blickte mich der Gemahl
Nur ſelten an, auch ſprach er kein erquicklich Wort.
Als wenn er Unheil ſänne, ſaß er gegen mir.
Nun aber, als, des Eurotas tiefem Buchtgeſtad
Hinangefahren, der vordern Schiffe Schnäbel kaum
Das Land begrüßten, ſprach er, wie vom Gott bewegt:
Hier ſteigen meine Krieger nach der Ordnung aus,
Ich muſt're ſie am Strand des Meeres hingereiht;
Du aber ziehe weiter, ziehe des heiligen
Eurotas fruchtbegabtem Ufer immer auf,
Die Roſſe lenkend auf der feuchten Wieſe Schmuck,
Bis daß zur ſchönen Ebene Du gelangen magſt,
Wo Lacedämon, einſt ein fruchtbar weites Feld,
Von ernſten Bergen nah' umgeben, angebaut.
Betrete dann das hochgethürmte Fürſtenhaus,

Und muſ're mir die Mägde, die ich dort zurück
Gelaſſen, ſammt der klugen, alten Schaffnerinn.
Die zeige Dir der Schätze reiche Sammlung vor,
Wie ſie Dein Vater hinterließ und die ich ſelbſt
In Krieg und Frieden, ſtets vermehrend, aufgehäuft.
Du findeſt Alles nach der Ordnung ſtehen; denn
Das iſt des Fürſten Vorrecht, daß er Alles treu
In ſeinem Hauſe, wiederkehrend, finde, noch
An ſeinem Platze Jedes, wie er's dort verließ.
Denn Nichts zu ändern hat für ſich der Knecht
Gewalt.

Chor.

Erquicke nun am herrlichen Schatz,
Dem ſtets vermehrten, Augen und Bruſt;
Denn der Kette Zier, der Krone Geſchmeid
Du ruh'n ſie ſtolz und ſie dünken ſich was;
Doch tritt nur ein und ford're ſie auf,
Sie rüſten ſich ſchnell.
Mich freuet zu ſehn, Schönheit in dem Kampf
Gegen Gold und Perlen und Edelgeſtein.

Helena.

Sodann erfolgte des Herren fernered Herrſcherwort:
Wenn Du nun Alles nach der Ordnung durchgeſehn,
Dann nimm ſo manchen Dreifuß, als Du nöthig glaubſt,
Und mancherlei Gefäße, die der Opf'rer ſich
Zur Hand verlangt, vollziehend heiligen Feſtgebrauch.
Die Keſſel, auch die Schalen, wie das flache Rund;
Das reinſte Waſſer aus der heiligen Quelle ſei
In hohen Krügen; ferner auch das trock'ne Holz,
Der Flamme ſchnell empfänglich, halte da bereit;
Ein wohlgeſchliff'nes Meſſer fehle nicht zuletzt;
Doch alles And're geb' ich Deiner Sorge hin.
So ſprach er, mich zum Scheiden drängend; aber nichts
Lebendigen Athems zeichnet mir der Ordnende,
Das er, die Olympier zu verehren, ſchlachten will.
Bedenklich iſt es; doch ich ſorge weiter nicht,
Und Alles bleibe hohen Göttern heimgeſtellt,
Die Das vollenden, was in ihrem Sinn ſie däucht;
Es möge gut von Menſchen, oder möge bös
Geachtet ſein, die Sterblichen, wir ertragen Das.
Schon manchmal hob das ſchwere Beil der Opfernde
Zu des erdgebeugten Thieres Nacken ſegnend weihend auf,
Und konnt' es nicht vollbringen; denn ihn hinderte
Des nahen Feindes oder Gottes Zwiſchenkunft.

Chor.

Was geſchehen werde, kannſt Du nicht ans.
Königinn, ſchreite dahin
Deiner Wonne!
Gutes und Böſes kommt
Unerwartet dem Menſchen;
Auch verkündet glauben wir's nicht.
Brannte doch Troja, ſahen wir doch
Tod vor Augen, ſchmählichen Tod;
Und ſind wir nicht hier
Dir geſellt, dienſtbar freudig,
Schauen des Himmels blendende Sonne
Und das Schönſte der Erde
Huldvoll, Dich, uns Glücklichen!

Helena.

Sei's, wie es ſei! Was auch bevorſteht, mir geziemt
Hinaufzuſteigen ungeſäumt in das Königshaus,
Das lang entbehrt, und viel erſehnt, und faſt verſcherzt,
Mir abermals vor Augen ſteht, ich weiß nicht wie.
Die Füße tragen mich ſo muthig nicht empor
Die hohen Stufen, die ich kindiſch überſprang.

Chor.

Werfet, o Schweſtern, Ihr
Traurig Gefangenen,
Alle Schmerzen in's Weite;
Theilet der Herrinn Glück,
Theilet Helenen's Glück,
Welche zu Vaterhauſes Heerd,
Zwar mit ſpät zurückkehrendem,
Aber mit deſto feſterem
Fuße freudig herannaht.

Preiſet die heiligen,
Glücklich herſtellenden
Und heimführenden Götter!
Schwebt der Entbundene
Doch wie auf Fittigen
Ueber das Raub'ſte, wenn umſonſt
Der Gefangene, ſehnſuchtsvoll,
Ueber die Zinne des Kerkers hin,
Armausbreitend ſich abhärmt.

Aber ſie ergriff ein Gott,
Die Entfernte;
Und aus Ilios Schutt
Trug er hierher ſie zurück
In das alte, das neugeſchmückte
Vaterhaus;
Nach unſäglichen
Freuden und Qualen
Früher Jugendzeit
Angefriſcht zu gedenken.

Panthalis (als Chor-Führerinn).

Verlaſſet nun des Gefanges freudumgab'nen Pfad,
Und wendet nach der Thüre Flügeln Euern Blick.
Was ſeh' ich, Schweſtern! Kehret nicht die Königinn
Mit heftigen Schritten Regung wieder zu uns her?
Was iſt es, große Königinn, was konnte Dir
In Deines Hauſes Hallen, ſtatt der Deinen Gruß,
Erſchütterndes begegnen? Du verbirgſt es nicht;
Denn Widerwillen ſeh' ich an der Stirne Dir,
Ein edles Zürnen, das mit Ueberraſchung kämpft.

Helena

(welche die Thürflügel offen gelaſſen hat, bewegt).

Der Tochter Zeus geziemet nicht gemeine Furcht,
Und flüchtig leiſe Schreckenshand berührt ſie nicht;
Doch das Entſetzen, das dem Schooß der alten Nacht,
Vom Urbeginn entſteigend, vielgeſtaltet noch,
Wie glühende Wolken aus des Berges Feuerſchlund,
Herauf ſich wälzt, erſchüttert auch des Helden Bruſt.
So haben heute grauenvoll die Stygiſchen
In's Haus den Eintritt mir bezeichnet, daß ich gern
Von oftbetret'ner, langerſehnter Schwelle mich,
Entlaſſ'nem Gaſte gleich, entfernend ſcheiden mag.
Doch nein! Gewichen bin ich her an's Licht, und ſollt'
Ihr weiter nicht mich treiben, Mächte, wer Ihr ſeid!
Auf Weihe will ich ſinnen; dann gereinigt mag
Des Herdes Gluth die Frau begrüßen, wie den Herrn.

Chor-Führerinn.

Entdecke Deinen Dienerinnen, edle Frau,
Die Dir verehrend beiſtehn, was begegnet iſt.

Helena.

Was ich geſehen, ſollt Ihr ſelbſt mit Augen ſehn,
Wenn ihr Gebilde nicht die alte Nacht ſogleich
Zurückgeſchlungen in ihrer Tiefe Wunderſchooß.
Doch, daß Ihr's wiſſet, ſag' ich's Euch mit Worten an:
Als ich des Königshauſes ernſten Binnenraum,
Der nächſten Pflicht gedenkend, feierlich betrat,
Erſtaunt' ich ob der öden Gänge Schweigſamkeit.
Nicht Schall der emſig Wandelnden begegnete
Dem Ohr, nicht raſchgeſchäftiges Eiligthun dem Blick,
Und keine Magd erſchien mir, keine Schaffnerinn,
Die jeden Fremden freundlich ſonſt Begrüßende.
Als aber ich dem Schooße des Herdes mich genaht,
Da ſah ich, bei verglommener Aſche lauem Reſt,
Am Boden ſitzen weich verhülltes, großes Weib,
Der Schlafenden nicht vergleichbar, wohl der Sinnenden!
Mit Herrſcherworten ruf ich ſie zur Arbeit auf,
Die Schaffnerinn mir vermuthend, die indeß vielleicht
Des Gatten Vorſicht hinterlaſſen angeſtellt;
Doch eingefaltet ſitzt die unbewegliche;
Nur endlich rührt ſie, auf mein Drän'n, den rechten Arm,
Als wieſe ſie von Herd und Halle mich hinweg.
Ich wende zürnend mich ab von ihr und eile gleich
Den Stufen zu, worauf empor der Thalames Geſchmückt ſich hebt und nah' daran das Schatzgemach.
Allein das Wunder reißt ſich ſchnell vom Boden auf;
Gebiet'riſch mir den Weg vertretend, zeigt es ſich
In hag'rer Größe, hohlen, blutig-trüben Blicke,
Seltſamer Bildung, wie ſie Aug und Geiſt verwirrt.
Doch red' ich in die Lüfte; denn das Wort bemüht
Sich nur umſonſt, Geſtalten ſchöpferiſch aufzubau'n.
Da ſeht ſie ſelbſt! Sie wagt ſogar ſich an's Licht hervor!
Hier ſind wir Meiſter, bis der Herr und König kommt.
Die grauſen Nachtgeburten drängt der Schönheitsfreund
Phöbus hinweg in Höhlen oder bändigt ſie.

Phorkyas

(auf der Schwelle zwiſchen den Thürpfoſten auftretend.)

Chor.

Vieles erlebt' ich, obgleich die Locke
Jugendlich wallet mir um die Schläfe!
Schreckliches hab' ich Vieles geſehen,
Krieg'riſchen Jammer, Ilios Nacht,
Als es fiel.

Durch das umwölkte, ſtaubende Toſen
Drängender Krieger hört' ich die Götter
Fürchterlich rufen, hört' ich der Zwietracht
Eherne Stimme ſchallen durch's Feld,
Mauerwärts.

Ach, sie standen noch, Ilios
Mauern, aber die Flammengluth
Zog vom Nachbar zum Nachbar schon,
Sich verbreitend von hier und dort,
Mit des eig'nen Sturmes Weh'n,
Ueber die nächtliche Stadt hin!

Flüchtend sah ich, durch Rauch und Gluth
Und der züngelnden Flamme Lohe,
Gräßlich zürnender Götter Nah'n,
Schreitend Wundergestalten,
Riesengroß, durch röthenden
Feuerumleuchteten Qualm hin.

Sah ich's, oder bildete
Mir der angstumschlungene Geist
Solches Verworrene? Sagen kann
Nimmer ich's; doch daß ich dieß
Gräßliche hier mit Augen schau',
Solches gewiß ja weiß ich;
Könnt' es mit Händen fassen gar,
Hielte von dem Gefährtlichen
Nicht zurücke die Furcht mich.

Welche von Phorkys
Töchtern nur bist Du?
Denn ich vergleiche Dich
Diesem Geschlechte.
Bist Du vielleicht der grangebor'nen,
Eines Auges und eines Zahns
Wechselsweis theilhaftigen
Graien eine gekommen?

Wagest Du, Scheusal,
Neben der Schönheit
Dich vor dem Kennerblick
Phöbus zu zeigen?
Tritt Du dennoch hervor nur immer;
Denn das Häßliche schaut er nicht,
Wie sein heiliges Auge noch
Nie erblickte den Schatten.

Doch uns Sterbliche nöthigt, ach
Leider! trauriges Mißgeschick
Zu dem unsäglichen Augenschmerz,
Den das Verwerfliche, ewig Unselige
Schönheitliebenden rege macht.

Ja, so höre denn, wenn Du frech
Uns entgegeneil'st, höre Fluch,
Höre jeglicher Schelte Droh'n
Aus dem verwünschenden Munde der Glücklichen,
Die von Göttern geküsset sind.

Phorkyas.

Alt ist das Wort; doch bleibet hoch und wahr der Sinn:
Daß Scham und Schönheit nie zusammen, Hand in Hand,
Den Weg verfolgen über der Erde grünen Pfad.
Tief eingewurzelt wohnt in Beiden alter Haß,
Daß, wo sie immer irgend auch des Weges sich
Begegnen, Jede der Gegnerinn den Rücken kehrt.
Dann eilet Jede wieder heftiger weiter fort,
Die Scham betrübt, die Schönheit aber frech gesinnt,
Bis sie zuletzt des Orcus hohle Nacht umfängt,
Wenn nicht das Alter sie vorher gebändigt hat.
Euch sind' ich nun, Ihr Frechen, aus der Fremde her
Mit Uebermuth ergossen, gleich der Kraniche
Lautheiser klingendem Zug, der über unser Haupt,
In langer Welle, krächzend sein Getön herab
Schickt, das den stillen Wand'rer über sich hinauf
Zu blicken lockt; doch zieh'n sie ihren Weg dahin,
Er geht den seinen: also wird's mit uns geschehn.

Wer seid denn Ihr, daß Ihr des Königs Hochpalast
Mänadisch wild, Betrunk'nen gleich, umtoben dürft?
Wer seid Ihr denn, daß Ihr des Hauses Schaffnerinn
Entgegenheulet, wie dem Mond der Hunde Schaar?
Wähnt Ihr, verborgen sei mir, welch' Geschlecht Ihr seid?
Du kriegerzeugte, schlachterzog'ne, junge Brut,
Mannlustige Du, sowie verführt, verführende,
Entnervend Beide, Kriegers auch und Bürgers Kraft.
Zu Hauf' Euch sehend, scheint mir, ein Cicaden-Schwarm
Herabzustürzen, deckend grünende Feldersaat,
Verzehrerinnen fremden Fleißes! Naschende
Vernichterinnen aufgekeimten Wohlstands Ihr!
Erobert, marktverkauft, vertauschte Waare Du!

Helena.

Wer gegenwarts der Frau die Dienerinnen schilt,
Der Gebiet'rinn Hausrecht tastet er vermessen an;
Denn Ihr gebührt allein, das Lobenswürdige
Zu rühmen, wie zu strafen, was verwerflich ist.
Auch bin des Dienstes ich wohl zufrieden, den sie mir
Geleistet, als die hohe Kraft von Ilios
Umlagert stand und fiel und lag; nicht weniger,
Als wir der Irrfahrt kummervolle Wechselnoth
Ertrugen, wo sonst Jeder sich der Nächste bleibt.

Auch hier erwart' ich Gleiches von der muntern Schaar;
Nicht was der Knecht ſei, fragt der Herr, nur wie er dient.
D'rum ſchweige Du und grinſe ſie nicht länger an.
Haſt Du das Haus des Königs wohl verwahrt bisher,
Anſtatt der Hausfrau, Solches dient zum Ruhme Dir;
Doch jetzo kommt ſie ſelber, tritt nun Du zurück,
Damit nicht Strafe werde ſtatt verdienten Lohns.

Phorkyas.

Den Hausgenoſſen drohen bleibt ein großes Recht,
Das gottbeglückten Herrſchers hohe Gattinn ſich
Durch langer Jahre weiſe Leitung wohl verdient.
Da Du, nun Anerkannte, nun den alten Platz
Der Königinn und Hausfrau wiederum betrittſt,
So faſſe längſterſchlaffte Zügel, herrſche nun,
Nimm in Beſitz den Schatz und ſämmtlich uns dazu.
Vor Allem aber ſchütze mich, die Aeltere,
Vor dieſer Schaar, die, neben Deiner Schönheit Schwan,
Nur ſchlecht beſtätigt', ſchnatterhafte Gänſe ſind.

Chor-Führerinn.

Wie häßlich neben Schönheit zeigt ſich Häßlichkeit!

Phorkyas.

Wie unverſtändig neben Klugheit Unverſtand!
(Von hier an erwiedern die Choretiden, einzeln aus dem Chor heraustretend.)

Choretide 1.

Von Vater Erebus melde, melde von Mutter Nacht.

Phorkyas.

So ſprich von Scylla, leiblich Dir Geſchwiſterkind.

Choretide 2.

An Deinem Stammbaum ſteigt manch' Ungeheu'r empor.

Phorkyas.

Zum Orcus hin! Da ſuche Deine Sippſchaft auf.

Choretide 3.

Die dorten wohnen, ſind Dir Alle viel zu jung.

Phorkyas.

Tireſias, den Alten, gehe buhlend an.

Choretide 2.

Orion's Amme war die Urureukelinn.

Phorkyas.

Harpyen, wähn' ich, fütterten Dich im Unflath auf.

Choretide 5.

Mit was ernährſt Du ſo geſpeiſte Magerkeit?

Phorkyas.

Mit Pluto nicht, wonach Du allzu lüſtern biſt.

Choretide 6.

Begierig Du auf Leichen, ek'le Leiche ſelbſt!

Phorkyas.

Vampyren-Zähne glänzen Dir im frechen Maul.

Chor-Führerinn.

Das Deine ſteyf' ich, wenn ich ſage wer, Du ſeiſt.

Phorkyas.

So nenne Dich zuerſt, das Räthſel hebt ſich auf.

Helena.

Nicht zürnend, aber trauernd ſchreit' ich zwiſchen Euch,
Verbietend ſolches Wechſelſtreites Ungeſtüm!
Denn Schädlicheres begegnet Nichts dem Herrſcherherrn,
Als treuer Diener heimlich unterſchworner Zwiſt.
Das Echo ſeiner Befehle kehrt alsdann nicht mehr
In ſchnell vollbrachter That wohlſtimmig ihm zurück;
Nein, eigenwillig brauſend toſ't es um ihn her,
Den Selbſtverirrten, in's Vergeb'ne Scheltenden.
Dieß nicht allein. Ihr habt in ſittenloſem Zorn
Unſel'ger Bilder Schreckgeſtalten hergebannt,
Die mich umdrängen, daß ich ſelbſt zum Orcus mich
Geriſſen fühle, vaterländ'ſcher Flur zum Trutz.
Iſt's wohl Gedächtniß? War es Wahn, der mich ergreift?
War ich Das Alles? Bin ich's? Werd' ich's künftig ſein,
Das Traum- und Schreckbild jener Städteverwüſtenden?
Die Mädchen ſchaudern, aber Du, die Aelteſte
Du ſtehſt gelaſſen; rede mir verſtändig Wort.

Phorkyas.

Wer langer Jahre mannigfaltigen Glücks gedenkt,
Ihm ſcheint zuletzt die höchſte Göttergunſt ein Traum.

Du aber, hochbegünstigt, sonder Maß und Ziel,
In Lebensreiche saßt nur Liebesbrünstige,
Entzündet rasch zum kühnsten Wagstück jeder Art.
Schon Theseus haschte früh Dich, gierig aufgeregt,
Wie Heracles stark, ein herrlich schöngeformter Mann.

Helena.

Entführte mich, ein zehenjährig', schlankes Reh,
Und mich umschloß Aphidnus Burg in Attica.

Phorkyas.

Durch Castor dann und Pollux aber bald befreit,
Umworben standst Du ausgesuchter Heldenschaar.

Helena.

Doch stille Gunst vor Allen, wie ich gern gesteh',
Gewann Patroclus, er, des Peliden Ebenbild.

Phorkyas.

Doch Vaterwitze trante Dich an Menelas,
Den kühnen Seedurchstreicher, Hausbewahrer auch.

Helena.

Die Tochter gab er, gab des Reichs Bestellung ihm.
Aus häuslichem Beisein sproßte dann Hermione.

Phorkyas.

Doch als er fern sich Creta's Erbe kühn erstritt,
Dir Einsamen, da erschien ein allzu schöner Gast.

Helena.

Warum gedenkst Du jener halben Witwenschaft,
Und welch' Verderben gräßlich mir daraus erwuchs?

Phorkyas.

Auch jene Fahrt mir, freigebornen Creterinn,
Gefangenschaft erschuf sie, lange Sclaverei.

Helena.

Als Schaffnerinn bestellt' er Dich sogleich hierher,
Vertrauend Vieles, Burg und kühn erwerb'nen Schatz.

Phorkyas.

Die Du verließest, Ilios umthürmter Stadt
Und unerschöpften Liebesfreuden zugewandt.

Helena.

Gedenke nicht der Freuden! Allzu herben Leid's
Unendlichkeit ergoß sich über Brust und Haupt.

Phorkyas.

Doch sagt man, Du erschienst ein dop
Gebild,
In Ilios gesehen und in Egypten auch

Helena.

Verwirre wüsten Sinnes Aberwitz nich
Selbst jetzo, welche denn ich sei, ich
nicht.

Phorkyas.

Dann sagen sie: Aus hohlem Scha
herauf
Gesellte sich inbrünstig noch Achill zu
Dich früher liebend gegen allen Ge
schluß.

Helena.

Ich als Idol, ihm dem Idol verband
Es war ein Traum, so sagen ja die Wor
Ich schwinde hin und werde selbst mir
(Sinkt dem Halb-Chor in die Arme

Chor.

Schweige, schweige!
Mißblickende, Mißredende Du! —
Uns so gräßlichen einzahnigen
Lippen, was enthaucht wohl
Solchem furchtbarem Gräuelschlund

Denn der Bösartige, wohlthätig ersch
Wolfesgrimm unter schafwolligem
Wie ist er weit schrecklicher, als der
köpfigen Hundes Rachen.

Aengstlich lauschend stehn wir da,
Wann, wie, wo nur bricht's hervor
Solcher Tücke
Tiefauflauerndes Ungethüm?

Nun denn, statt freundlich mit Tro
begabten
Lethe schenkenden, holdmildesten W
Regest Du auf aller Vergangenheit
Beiestes, mehr denn Gutes,
Und verdüsterst allzu gleich,
Mit dem Glanz der Gegenwart,
Auch der Zukunft
Mild aufschimmerndes Hoffnungslic

Schweige, schweige!
Daß der Königinn Seele,
Schon zu entfliehen bereit,
Sich noch halte, fest halte
Die Gestalt aller Gestalten,
Welche die Sonne jemals beschien!

(Helena hat sich erholt und steht wieder in de

Phorkyas.

Tritt hervor aus flüchtigen Wolken, hohe Sonne dieſes Tags,
Die verſchleiert ſchon entzückte, blendend nun im Glanze herrſcht.
Wie die Welt ſich Dir entfaltet, ſchauſt Du ſelbſt mit holdem Blick.
Schelten ſie mich auch für häßlich, kenn' ich doch das Schöne wohl.

Helena.

Tret' ich ſchwankend aus der Oede, die im Schwindel mich umgab,
Pflegt' ich gern der Ruhe wieder; denn ſo müd' iſt mein Gebein:
Doch es ziemet Königinnen, allen Menſchen ziemt es wohl,
Sich zu faſſen, zu ermannen, was auch drohend überraſcht.

Phorkyas.

Stehſt Du nun in Deiner Größheit, Deiner Schöne vor uns da,
Sagt Dein Blick, daß Du beſtehſt; was beſtehſt Du? Sprich es aus.

Helena.

Eures Haders frech' Verſäumniß auszugleichen, ſeid bereit,
Eilt, ein Opfer zu beſtellen, wie der König mir gebot.

Phorkyas.

Alles iſt bereit im Hauſe, Schale, Dreifuß, ſcharfes Beil,
Zum Beſprengen, zum Beräuchern; das zu Opfernde zeig' an.

Helena.

Nicht bezeichnet' es der König.

Phorkyas.

Sprach's nicht aus? O, Jammerwort!

Helena.

Welch ein Jammer überfällt Dich?

Phorkyas.

Königinn, Du biſt gemeint!

Helena.

Ich?

Phorkyas.

Und Dieſe.

Chor.

Weh' und Jammer!

Phorkyas.

Fallen wirſt Du durch das Beil.

Helena.

Gräßlich! — doch geahnt, ich Arme!

Phorkyas.

Unvermeidlich ſcheint es mir.

Chor.

Ach! Und wir? Was wird begegnen?

Phorkyas.

Sie ſtirbt einen edeln Tod!
Doch am hohen Balken d'rinnen, der des Daches Giebel trägt,
Wie im Vogelfang die Droſſeln, zappelt Ihr der Reihe nach.

Helena und Chor

(ſtehen erſtaunt und erſchreckt, in bedeutender, wohlvorbereiteter Gruppe).

Phorkyas.

Geſpenſter! — — Gleich erſtarrten Bildern ſteht Ihr da,
Geſchreckt vom Tag zu ſcheiden, der Euch nicht gehört.
Die Menſchen, die Geſpenſter, ſämmtlich gleich wie Ihr,
Entſagen auch nicht willigheh'rem Sonnenſchein;
Doch bittet oder rettet Niemand' ſie vom Schluß;
Sie wiſſen's Alle, Wenigen doch gefällt es nur.
Genug, Ihr ſeid verloren! Alſo friſch an's Werk.

(Klatſcht in die Hände; darauf erſcheinen an der Pforte vermummte Zwergeſtalten, welche die ausgeſprochenen Befehle alſobald mit Lebendigkeit ausführen.)

Herbei. Du däß'res, kugelrundes Ungethüm,
Wälzt Euch hierher, zu ſchaden gibt es hier nach Luſt.
Dem Tragaltar, dem goldgehörnten, gebet Platz;
Das Beil, es liege blinkend über dem Silberrand;
Die Waſſerkrüge füllet, abzuwaſchen gibt's
Des ſchwarzen Blutes gräuelvolle Beſudelung.
Den Teppich breitet köſtlich hier am Staude hin,
Damit das Opfer niederknie königlich,
Und eingewickelt, zwar getrennten Haupts, ſogleich
Anſtändig würdig, aber doch beſtattet ſei.

Chor-Führerinn.

Die Königinn ſtehet ſinnend an der Seite hier,
Die Mädchen welken gleich gemähtem Wieſengras;
Mir aber däucht, der Aelteſten heiliger Pflicht gemäß,
Mit Dir das Wort zu wechſeln, Urerlauchte.
Du biſt erfahren, weiſe, ſcheinſt uns gutgeſinnt,

Obſchon verkennend hirnlos dieſe Schaar Dich traf.
D'rum ſage, was Du möglich noch von Rettung weißt.

Phorkyas.

Iſt leicht geſagt: von der Königinn hängt allein es ab,
Sich ſelbſt zu erhalten, Euch Zugaben auch mit ihr.
Entſchloſſenheit iſt nöthig und die behendeſte.

Chor.

Ehrenwürdigſte der Parzen, weiſeſte Sibylle Du,
Halte geſperrt die gold'ne Scheere, dann verkünd' uns Tag und Heil;
Denn wir fühlen ſchon im Schweben, Schwanken,
Bammeln unergetzlich
Unſere Gliederchen, die lieber erſt im Tanze ſich ergetzten,
Ruhten d'rauf an Liebchens Bruſt.

Helena.

Laß Dieſe bangen! Schmerz empfind' ich, keine Furcht;
Doch kennſt Du Rettung, dankbar ſei ſie anerkannt.
Dem Klugen, Weitumſichtigen zeigt fürwahr ſich oft
Unmögliches noch als möglich. Sprich und ſag' es an! —

Chor.

Sprich und ſage, ſag' uns eilig: wie entrinnen wir den grauſen,
Garſtigen Schlingen, die bedrohlich, als die ſchlechteſten Geſchmeide,
Sich um unſ're Hälſe ziehen? Vorempfinden wir's, die Armen,
Zum Entathmen, zum Erſticken, wenn Du,
Rhea, aller Götter
Hohe Mutter, Dich nicht erbarmſt.

Phorkyas.

Habt Ihr Geduld, des Vortrags langgedehnten Zug
Still anzuhören? Mancherlei Geſchichten ſind's.

Chor.

Geduld genug! Zuhörend leben wir indeß.

Phorkyas.

Dem, der zu Hauſe verharrend edeln Schatz bewahrt,
Und hoher Wohnung Mauern auszukitten weiß,
Wie auch das Dach zu ſichern vor des Regens Drang,
Dem wird es wohlgehn lange Lebenstage durch:
Wer aber ſeiner Schwelle heilige Richte leicht
Mit flüchtigen Sohlen überſchreitet freventlich,
Der findet wiederkehrend wohl den alten Platz,
Doch umgeändert Alles, wo nicht gar zerſtört.

Helena.

Wozu dergleichen wohlbekannte Sprüche hier!
Du wüßt erzählen, rege nicht an Verdrießliches.

Phorkyas.

Geſchichtlich iſt es, iſt ein Vorwurf keineswegs.
Raubſchiffend enderte Menelas von Bucht zu Bucht;
Geſtad' und Inſeln, Alles ſtreift' er feindlich an,
Mit Beute wiederkehrend, wie ſie d'rinnen ſtarrt.
Vor Ilios verbracht' er langer Jahre zehn,
Zur Heimfahrt aber weiß ich nicht, wie viel es war.
Allein wie ſteht es hier am Platz und Tyndareos
Erhab'nes Haus? Wie ſtehet es mit dem Reich umher?

Helena.

Iſt Dir denn ſo das Schelten gänzlich einverleibt,
Daß ohne Tadeln Du keine Lippe regen kannſt?

Phorkyas.

So viele Jahre ſtand verlaſſen das Thalgebiet,
Das hinter Sparta nordwärts in die Höhe ſteigt,
Taygetos im Rücken, wo als munt'rer Bach
Herab Eurotas rollt und dann, durch unſer Thal
An Rohren breit hinfließend, Eure Schwäne nährt.
Dort hinten ſtill im Gebirgthal hat ein kühn' Geſchlecht
Sich angeſiedelt, dringend aus Cimmeriſcher Nacht,
Und unerſteiglich feſte Burg ſich aufgethürmt,
Von da ſie Land und Leute placken, wie's behagt.

Helena.

Das konnten ſie vollführen? Ganz unmöglich ſcheint's.

Phorkyas.

Sie hatten Zeit; vielleicht an zwanzig Jahre ſind's.

Helena.

Iſt Einer Herr? Sind's Räuber viel, Verbündete?

Rugantino zu Alonzo.

Ja du rettest, du erbarmest
Dich dein selbst, und machst sie frey.

Alonzo.

Verwegner!
Ja, gehe!
Entferne dich eilend,
Ja, fliehe nur fort.
Du hast mich gebunden,
Du hast überwunden,
Da hast du mein Wort!

Rugantino
nach Claudinen haltend.

Ja, ich traue deinem Worte,
Das du mir gewiß erfüllst;
Und versprich, daß zu der Pforte
Du mich selbst begleiten willst.

Alonzo.

Traue, traue meinem Worte,
Wenn du auch dein Wort erfüllst;
Und ich führe dich zur Pforte,
Wenn du mir sie lassen willst.

Phorkyas.

Nicht Räuber ſind es, Einer aber iſt der Herr.
Ich ſcheit' ihn nicht, und wenn er ſchon mich heimgeſucht.
Wohl kennt' er Alles nehmen, doch begnügt er ſich
Mit wenigen Freigeſchenken, nennt' er's, nicht Tribut.

Helena.

Wie ſieht er aus?

Phorkyas.

Nicht übel! Mir gefällt er ſchon.
Es iſt ein munterer, kecker, wohlgebildeter,
Wie unter Griechen wenig, ein verſtändiger Mann.
Man ſchilt das Volk Barbaren, doch ich dachte nicht,
Daß grauſam Einer wäre, wie vor Ilion
Gar mancher Held ſich menſchenfreſſeriſch erwies.
Ich acht' auf ſeine Großheit, ihm vertraut' ich mich.
Und ſeine Burg, die ſollt't Ihr mit Augen ſehn!
Das iſt was Anderes gegen plumpes Mauerwerk,
Das Eu're Väter, mir Nichts Dir Nichts, aufgewälzt,
Cyclopiſch wie Cyclopen, rohen Stein gleich
Auf rohe Steine ſtürzend; dort hingegen, dort
Iſt Alles ſenk- und wagerecht und regelhaft.
Von außen ſchaut ſie; himmelan ſie ſtrebt empor,
So ſtarr, ſo wohl in Fugen, ſpiegelglatt wie Stahl.
Zu klettern hier — ja ſelbſt der Gedanke gleitet ab.
Und innen großer Höfe Raumgelaſſe, rings
Mit Baulichkeit umgeben aller Art und Zweck.
Da ſeht Ihr Säulen, Säulchen, Bogen, Bögelchen,
Altane, Galerie'n, zu ſchauen aus und ein,
Und Wappen.

Chor.

Was ſind Wappen?

Phorkyas.

Ajax führte ja
Geſchlung'ne Schlang' im Schild', wie Ihr ſelbſt geſehn.
Die Sieben dort vor Theben trugen Bildnerei'n
Ein Jeder auf ſeinem Schilde, reich bedeutungsvoll.
Da ſah man Mond und Stern' am nächtigen Himmelsraum,
Auch Göttinn, Held und Leiter, Schwerter, Fackeln auch,
Und was Bedrängliches guten Städten grimmig droht.
Ein ſolch' Gebilde führt auch unſ're Heldenſchaar
Von ihren Urahnen her in Farbenglanz.
Da ſeht Ihr Löwen, Adler, Klau' und Schnabel auch,
Dann Büffelhörner, Flügel, Roſen, Pfauenſchweif,
Auch Streifen, gold und ſchwarz und ſilbern, blau und roth.
Dergleichen hängt in Sälen Reih' an Reihe fort,
In Sälen, grenzenloſen, wie die Welt ſo weit;
Da könnt Ihr tanzen!

Chor.

Sage, gibt's auch Tänzer da?

Phorkyas.

Die Beſten! Goldgelockte, friſche Jugendſchaar;
Die duften Jugend! Paris duftete einzig ſo,
Als er der Königinn zu nahe kam.

Helena.

Du fällſt
Ganz aus der Rolle; ſage mir das letzte Wort!

Phorkyas.

Du ſprichſt das Letzte, ſagſt mit Ernſt vernehmlich ja!
Sogleich umgeb' ich Dich mit jener Burg.

Chor.

O, ſprich
Das kurze Wort, und rette Dich und uns zugleich!

Helena.

Wie, ſollt' ich fürchten, daß der König Menelas
So grauſam ſich verginge, mich zu ſchädigen?

Phorkyas.

Haſt Du vergeſſen, wie er Deinen Deiphobus,
Des todtgekämpften Paris Bruder, unerhört
Verſtümmelte, der ſtarrſinnig Witwe Dich erſtritt
Und glücklich lebte; Naſ' und Ohren ſchnitt er ab
Und ſtümmelte mehr ſo; Gräuel war es, anzuſchauen.

Helena.

Das that er Jenem; meinetwegen that er Das.

Phorkyas.

Um Jenes wißen wird er Dir das Gleiche thun.
Untheilbar iſt die Schönheit; der ſie ganz beſaß,
Zerſtört ſie lieber, fluchend jedem Theilbeſitz.
(Trompeten in der Ferne; der Chor fährt zuſammen.)

Wie scharf der Trompete Schmettern Ohr und Eingeweid'
Zerreißend anfaßt, alle kraft sich Eifersucht
Im Busen fest des Mannes, der Das nie vergißt,
Was einst er besaß und nun verlor, nicht mehr besitzt.

Chor.

Hörst Du nicht die Hörner schallen? Siehst der Waffen Blitze nicht?

Phorkyas.

Sei willkommen, Herr und König! Gerne geb' ich Rechenschaft.

Chor.

Aber wir?

Phorkyas.

Ihr wißt es deutlich, seht vor Augen ihren Tod,
Merkt den Ein'gen bald'rinne. Nein, zu helfen ist Euch nicht.

(Pause.)

Helena.

Ich sann mir aus das Nächste, was ich wagen darf.
Ein Wider-Dämon bist Du! Das empfind' ich wohl,
Und fürchte, Gutes wendest Du zum Bösen um.
Vor Allem aber folgen will ich Dir zur Burg;
Das And're weiß ich; was die Königinn dabei
In diesem Busen geheimnißvoll verbergen mag,
Sei Jedem unzugänglich! Alte, geh' voran.

Chor.

O, wie gern gehen wir hin,
Eilenden Fußes;
Hinter uns Tod,
Vor uns abermals
Ragender Veste
Unzugängliche Mauer.
Schütze sie eben so gut,
Eben wie Ilios Burg,
Die doch endlich nur
Niederträchtiger List erlag.

(Nebel verbreiten sich, umhüllen den Hintergrund, auch die Nähe, nach Belieben.)

Wie? aber wie!
Schwestern schaut Euch um!
War es nicht heiterer Tag?
Nebel schwanken streifig empor
Aus Eurotas heil'ger Kluft;
Schon entschwand das liebliche
Schilfumkränzte Gestade dem Blick;
Auch die frei, zierlichstolz
Sanftdahingleitenden Schwäne
In gesell'ger Schwimmlust
Seh' ich, ach, nicht mehr!
Doch, aber doch
Tönen hör' ich sie,
Tönen fern heiseren Ton!
Tod verkündenden sagen sie;
Ach, daß uns er nur nicht auch,
Statt verheißener Rettung Heil,
Untergang verkünde zuletzt,
Uns, den Schwangleichen, lang-
Schön Weißhalsigen und ach,
Unser'er Schwanerzeugten!
Weh' uns, weh', weh'!

Alles deckte sich schon
Rings mit Nebel umher.
Sehen wir doch einander nicht!
Was geschieht? Gehen wir?
Schweben wir nur
Trippelnden Schrittes am Boden hin?
Siehst Du Nichts? Schwebt nicht etwa gar
Hermes voran? Blinkt nicht der gold'ne Stab
Heischend, gebietend uns wieder zurück
Zu dem unerfreulichen, grautagenden,
Unergreifbarer Gebilde vollen,
Ueberfüllten, ewig leeren Hades?

Ja, auf einmal wird es düster; ohne Glanz entschwebt der Nebel
Dunkelgräulich, mauerbräunlich. Mauern stellen sich dem Blicke
Freiem Blicke starr entgegen. Ist's ein Hof, ist's tiefe Grube?
Schauerlich in jedem Falle! Schwestern ach! wir sind gefangen,
So gefangen, wie nur je.

(Innerer Burghof, umgeben von reichen phantastischen Gebäuden des Mittelalters.)

Chor-Führerinn.

Vorschnell und thöricht, ächt wahrhaftes Weibsgebild,
Vom Augenblick abhängig, Spiel der Witterung,
Des Glücks und Unglücks. Keins von Beiden wißt Ihr je
Zu bestehn mit Gleichmuth. Eine widerspricht ja stets
Der Andern heftig, überzeugt die Andern ihr;
In Freud' und Schmerz nur heult und lacht Ihr gleichen Ton's.
Nun schweigt, und wartet horchend, was die Herrscherinn
Hochsinnig hier beschließen mag für sich und uns!

Helena.

Wo bist Du, Pythonissa? heiße, wie Du magst,
Aus diesen Gewölben tritt hervor der düstern Burg.
Gingst etwa Du, dem wunderbaren Heldenherrn

Mich anzukündigen, Wohlempfang bereitend mir?
So habe Dank und führe ſchnell mich ein zu ihm;
Beſchluß der Irrfahrt wünſch' ich, Ruhe wünſch' ich nur!

Chor-Führerinn.

Vergebens blickſt Du, Königinn, allſeits um Dich her;
Verſchwunden iſt das leidige Bild, verblieb vielleicht
Im Nebel dort, aus deſſen Buſen wir hierher,
Ich weiß nicht wie, gekommen, ſchnell und ſonder Schritt.
Vielleicht auch irrt ſie zweifelhaft im Labyrinth
Der wunderſam aus vielen eins geword'nen Burg,
Den Herrn erfragend fürſtlicher Hochbegrüßung halb.
Doch ſieh', dort eben regt in Menge ſich allbereits
In Galerie'n, am Fenſter, in Portalen raſch
Sich hin und her bewegend viele Dienerſchaft;
Vornehm willkomm'nen Gaſtempfang verkündet es.

Chor.

Aufgeht mir das Herz! O, ſeht nur dahin,
Wie ſo ſittig herab mit verweilendem Tritt
Jungholdeſte Schaar anſtändig bewegt
Den geregelten Zug. Wie, auf weſſen Befehl
Nur erſcheinen gereiht und gebildet ſo früh,
Von Jünglingsknaben das herrliche Volk?
Was bewundr' ich zumeiſt? Iſt es zierlicher Gang,
Etwa des Haupts Lockhaar um die blendende Stirn,
Etwa der Wänglein Paar, wie die Pfirſche roth,
Und eben auch ſo weichwellig beflaumt?
Gern biß ich hinein, doch ich ſchand're davor;
Denn in ähnlichem Fall, da erfüllte der Mund
Sich, gräßlich zu ſagen! mit Aſche.

Aber die Schönſten,
Sie kommen daher.
Was tragen ſie nur?
Stufen zum Thron,
Teppich und Sitz,
Umhang und zeitartigen Schmuck;
Ueber überwallt er,
Weltenkränze bildend,
Unſerer Königinn Haupt;
Denn ſchon beſtieg ſie
Eingeladen herrlichen Pfühl.
Tretet heran,
Stufe für Stufe,
Weihet Euch ernſt.
Würdig, o würdig, dreifach würdig
Sei geſegnet ein ſolcher Empfang!

(Was vom Chor Ausgeſprochene geſchieht nach und nach.)

Fauſt.

(Nachdem Knaben und Knappen in langem Zug herabgeſtiegen, erſcheint er eben an der Treppe in ritterlicher Hofkleidung des Mittelalters und kommt langſam würdig herunter.)

Chor-Führerinn (ihn aufmerkſam beſchauend).

Wenn Dieſem nicht die Götter, wie ſie öfter thun,
Für wenige Zeit nur wundernswürdige Geſtalt,
Erhab'nen Anſtand, liebenswerthe Gegenwart
Verändergänglich liehen, wird ihm jedesmal,
Was er beginnt, gelingen, ſei's in Männerſchlacht,
So auch im kleinen Kriege mit den ſchönſten Frau'n.
Er iſt fürwahr gar vielen Andern vorzuziehn,
Die ich doch auch als hochgeſchätzt mit Augen ſah.
Mit langſam ernſtem, ehrfurchtsvoll gehalt'nem Schritt
Seh' ich den Fürſten; wende Dich, o Königinn!

Fauſt

(herantretend, einen Gefeſſelten zur Seite).

Statt feierlichſten Grußes, wie ſich ziemte,
Statt ehrfurchtsvollem Willkomm bring' ich Dir
In Ketten hartgeſchloſſen ſolchen Knecht,
Der, Pflicht verfehlend, mir die Pflicht entwand.
Hier knie nieder! Dieſer höchſten Frau
Bekenntniß abzulegen Deiner Schuld.
Dieß iſt, erhab'ne Herrſcherinn, der Mann,
Mit ſeit'nem Augenblitz vom hohen Thurm
Umherzuſchaun beſtellt, dort Himmelsraum
Und Erdenbreite ſchaut zu überſpähn,
Was etwa da und dort ſich melden mag,
Vom Hügelkreis in's Thal zur feſten Burg
Sich regen mag, der Herden Wage ſei's,
Ein Herdezug vielleicht; wir ſchätzen jene,
Begegnen dieſem. Heute, weich' Verſäumniß!
Du kommſt heran, er meldet's nicht, verfehlt
Iſt ehrenvollſter ſchuldigſter Empfang
So hohen Gaſtes. Freventlich verwirkt
Das Leben hat er, läge ſchon im Blut
Verdienten Todes; doch nur Du allein
Beſtrafſt, begnadigſt; wie Dir's wohl gefällt.

Helena

So hohe Würde, wie Du ſie vergönnt,
Als Richterinn, als Herrſcherinn, und wär's
Verſchmäht nur, wie ich vermuthen darf,
So ob' ich nun des Richters erſte Pflicht
Beſchuldigte zu hören. Rede denn!

Thurmwächter, Lynceus.

Laß mich knieen, laß mich ſchauen,
Laß mich ſterben, laß mich leben,
Denn ſchon bin ich hingegeben
Dieſer gottgegeb'nen Frauen!

Harrend auf des Morgens Wonne,
Oeſtlich ſpähend ihren Lauf,
Ging auf einmal mir die Sonne
Wunderbar im Süden auf.

Zog den Blick nach jener Seite,
Statt der Schluchten, ſtatt der Höh'n,
Statt der Erd- und Himmelsweite,
Sie, die Einzige, zu ſpäh'n.

Augenſtrahl iſt mir verlieben,
Wie dem Luchs auf höchſtem Baum;
Doch nun mußt' ich mich bemühen,
Wie aus tiefem, düſterm Traum.

Wäßt' ich irgend mich zu finden?
Zinne, Thurm, geſchloſſ'nes Thor?
Nebel ſchwanken, Nebel ſchwinden,
Solche Göttinn tritt hervor!

Aug' und Bruſt ihr zugewendet,
Sog ich an den milden Glanz,
Dieſe Schönheit, wie ſie blendet,
Blendete mich Armen ganz.

Ich vergaß des Wächters Pflichten,
Völlig das beſchworne Horn;
Drohe nur, mich zu vernichten,
Schönheit bändigt allen Zorn.

Helena.

Das Uebel, das ich brachte, darf ich nicht
Beſtrafen. Wehe mir! Weich' ſtreng' Geſchick
Verfolgt mich, überall der Männer Buſen
So zu bethören, daß ſie weder ſich
Noch ſonſt ein Würdiges verſchonten. Raubend
jetzt,
Verführend, fechtend, hin und her entrückend,
Halbgötter, Helden, Götter, ja Dämonen,
Sie führten mich im Irren her und hin.
Einfach die Welt verwirrt' ich, doppelt mehr,
Nun dreifach, vierfach bring' ich Noth auf Noth.
Entferne dieſen Güten, laß ihn frei;
Den Gottbethörten treffe keine Schmach.

Fauſt.

Erkannt, o Königinn, ſeh' ich zugleich
Die ſicher Treffende, hier den Getroff'nen;
Ich ſeh' den Bogen, der den Pfeil entſandt,
Verwundet Jenen. Pfeile folgen Pfeilen,
Mich treffend. Aufwärts ahn' ich überquer,
Gefiedert ſchwirrend, ſie in Burg und Raum.
Was bin ich nun? Auf einmal machſt Du mir
Nebens[illegible] die Getreu'ſten, meine Mauern
Unſicher. Alſo fürcht' ich ſchon, mein Heer
Gehorcht der ſiegend unbeſiegten Frau.
Was bleibt mir übrig, als mich ſelbſt und Alles,
Im Wahn das Meine, Dir anheim zu geben?
Zu Deinen Füßen laß mich, frei und treu,
Dich, Herrinn, anerkennen, die ſogleich
Auftretend ſich Beſitz und Thron erwarb.

Lynceus
(mit einer Kiſte und Männer, die ihm andere nachtragen).

Du ſtehſt mich, Königinn, zurück!
Der Reiche bettelt einen Blick,
Er ſieht Dich an und fühlt ſogleich
Sich bettelarm und fürſtenreich.

Was war ich erſt? Was bin ich nun?
Was iſt zu wollen, was zu thun?
Was hilft der Augen ſchärfſter Blitz!
Er prallt zurück an Deinem Sitz.

Von Oſten kamen wir heran,
Und um den Weſten war's gethan;
Ein lang und breites Volksgewicht,
Der Erſte wußte vom Letzten nicht.

Der Erſte fiel, der Zweite ſtand,
Des Dritten Lanze war zur Hand;
Ein Jeder hundertfach geſtärkt,
Erſchlag'ne Tauſend' unbemerkt.

Wir drängten fort, wie ſtürmten fort,
Wir waren Herrn von Ort zu Ort;
Und wo ich herriſch heut befahl
Ein And'rer morgen raubt' und ſtahl.

Wir ſchauten, — eilig war die Schau;
Der griff die allerſchönſte Frau;
Der griff den Stier von feſtem Tritt,
Die Pferde mußten alle mit.

Ich aber liebte, zu erſpäh'n
Das Seltenſte, was man geſehn,
Und was ein And'rer auch beſaß,
Das war für mich gebörtes Gras.

Den Schätzen war ich auf der Spur,
Den ſcharfen Blicken folgt' ich nur;
In alle Taſchen blickt' ich ein,
Durchſichtig war mir jeder Schrein.

Und Haufen Geldes waren mein,
Am Herrlichſten der Edelſtein;
Nur der Smaragd allein verdient,
Daß er an Deinem Herzen grünt.

Nun ſchwanke zwiſchen Ohr und Mund
Das Troſtenei aus Meeresgrund;
Rubinen werden gar verſchenkt,
Das Wangenroth ſie niederbleicht.

Und ſo den allergrößten Schatz
Verſetz' ich hier auf Deinen Platz,
Zu Deinen Füßen ſei gebracht
Die Ernte mancher blutigen Schlacht.

So viele Kiſten ſchlepp' ich her,
Der Eiſenkiſten hab' ich mehr;
Erlaube mich auf Deiner Bahn
Und Schatzgewölbe füll' ich an.

Denn Du beſtiegeſt kaum den Thron,
So neigen ſchon, ſo beugen ſchon
Verſtand und Reichthum und Gewalt
Sich vor der einzigen Geſtalt.

Das Alles hielt ich feſt und mein,
Nun aber, leiſe, wird es Dein,
Ich glaubt' es würdig, hoch und bar,
Nun ſeh' ich, daß es nichtig war.

Verſchwunden iſt, was ich beſaß,
Ein abgemähtes, welkes Gras.
O gib mit einem heitern Blick
Ihm ſeinen ganzen Werth zurück!

Fauſt.

Entferne ſchnell die kühn erwerb'ne Laſt,
Zwar nicht getadelt, aber unbelehnt.
Schon iſt ihr Alles eigen, was die Burg
Im Schooß verbirgt; Beſonder's ihr zu bieten
Iſt vonnöthen. Geh' und häufe Schatz auf Schatz
Geordnet an. Der ungeſehn'nen Pracht
Erhab'nes Bild ſtell' auf! Laß die Gewölbe
Wie friſche Himmel blinken, Paradieſe
Von lebloſem Leben richte zu.
Voreilend ihren Tritten laß beblümt
An Teppich Teppiche ſich wälzen; ihrem Tritt
Begegne ſanfter Boden; ihrem Blick,
Nur Göttliche nicht blendend, höchſter Glanz.

Lynceus.

Schwach iſt, was der Herr befiehlt,
Thut's der Diener, es iſt geſpielt:
Herrſcht doch über Gut und Blut
Dieſer Schönheit Uebermuth.
Schon das ganze Heer iſt zahm,
Alle Schwerter ſtumpf und lahm,
Vor der herrlichen Geſtalt
Selbſt die Sonne matt und kalt,
Vor dem Reichthum des Geſichts
Alles leer und Alles nichts.

(Ab.)

Helena (zu Fauſten).

Ich wünſche Dich zu ſprechen; doch herauf
An meine Seite komm'! Der leere Platz
Verruft den Herrn und ſichert mir den meinen.

Fauſt.

Erſt knieend laß die treue Widmung Dir
Gefallen, hohe Frau; die Hand, die mich
An Deine Seite hebt, laß mich ſie küſſen.
Beſtärke mich als Mit-Regenten Deines
Grenzunbewußten Reichs, gewinne Dir
Verehrer, Diener, Wächter, All' in Einem.

Helena.

Vielfache Wunder ſeh' ich, hör' ich an;
Erſtaunen trifft mich, fragen möcht' ich viel.
Doch wünſcht' ich Unterricht, warum die Rede
Des Mann's mir ſeltſam klang, ſeltſam und freundlich.
Ein Ton ſcheint ſich dem andern zu bequemen,
Und hat ein Wort zum Ohre ſich geſellt,
Ein and're kommt, dem erſten liebzukoſen.

Fauſt.

Gefällt Dir ſchon die Sprechart unſ'rer Völker,
O ſo gewiß entzückt auch der Geſang,
Befriedigt Ohr und Sinn im tiefſten Grunde;
Doch iſt am Sicherſten, wir üben's gleich,
Die Wechſelrede lockt es, ruft's hervor.

Helena.

So ſage denn, wie ſprech' ich auch ſo ſchön?

Fauſt.

Das iſt gar leicht, es muß vom Herzen gehn.
Und wenn die Bruſt von Sehnſucht überfließt,
Man ſieht ſich um und fragt —

Helena.

Wer mit genießt.

Fauſt.

Nun ſchaut der Geiſt nicht vorwärts, nicht zurück,
Die Gegenwart allein —

Helena.

Iſt unſer Glück.

Fauſt.

Schatz iſt ſie, Hochgewinn, Beſitz und Pfand;
Beſtätigung, wer gibt ſie?

Helena.

Meine Hand.

Chor.

Wer verdächt' es unſ'rer Fürſtinn,
Gönnet ſie dem Herrn der Burg
Freundliches Erzeigen.
Denn geſteht, Sämmtliche ſind wir
Ja Gefangene, wie ſchon öfter
Seit dem ſchmählichen Untergang
Ilios und der ängſtlich-
Labyrinthiſchen Kammerfahrt.
Frau'n, gewöhnt an Männerliebe,
Wählerinnen ſind ſie nicht,
Aber Kennerinnen.
Und wie goldlockigen Hirten,
Vielleicht ſchwarzborſtigen Tannen,
Wie es bringt die Gelegenheit,
Ueber die ſchwellenden Glieder
Vollertheilen ſie gleiches Recht.

Nah' und näher ſitzen ſie ſchon
An einander gelehnet,
Schulter an Schulter, Knie an Knie;
Hand in Hand wiegen ſie ſich
Ueber des Throns
Aufgepolſterter Herrlichkeit.
Nicht verſagt ſich die Majeſtät
Heimlicher Freuden,
Vor den Augen des Volkes
Uebermüthiges Offenbarſein.

Helena.

Ich fühle mich ſo fern und doch ſo nah',
Und ſage nur zu gern: da bin ich, da!

Fauſt.

Ich athme kaum, mir zittert, ſtockt das Wort;
Es iſt ein Traum, verſchwunden Tag und Ort.

Helena.

Ich ſcheine mir verliebt und doch ſo neu,
Zu Dich verwebt, dem Unbekannten treu.

Fauſt.

Durchgrüble nicht das einzigſte Geſchick,
Daſein iſt Pflicht und wär's ein Augenblick.

Phorkyas (heftig eintretend).

Buchſtabirt in Liebesfibeln,
Tändelnd grübelt nur am Liebeln,
Müßig liebelt fort im Grübeln,
Doch dazu iſt keine Zeit.
Fühlt Ihr nicht ein dumpfes Wettern?
Hört nur die Trompete ſchmettern,
Das Verderben iſt nicht weit.
Menelas mit Volkeswogen
Kommt auf Euch herangezogen;
Rüſtet Euch zu herbem Streit!
Von der Siegerſchaar umwimmelt,
Wie Deiphobus verſtümmelt,
Büßeſt Du das Frau'ngeleit.
Rammelt erſt die leichte Waare,
Dieſer gleich iſt am Altare
Neugeſchliffnes Beil bereit.

Fauſt.

Verweg'ne Störung! Widerwärtig dringt ſie ein,
Auch nicht in Gefahren mag ich ſinnlos Ungeſtüme.
Den ſchönſten Boten, Unglücksbotſchaft häßlicht ihn;
Du Häßlichſte, gar nur ſchlimme Botſchaft bringſt Du gern.
Doch dieß Mal ſoll Dir's nicht gerathen; leeren Hauchs
Erſchüttere Du die Lüfte. Hier iſt nicht Gefahr;
Und ſelbſt Gefahr erſchiene nur als eitles Drau'n.

(Signale, Erplosionen von den Thürmen, Trompeten und Pfeifen, kriegeriſche Muſik, Durchmarſch gewaltiger Heeresmacht.)

Fauſt.

Nein, gleich ſollſt Du verſammelt ſchauen
Der Helden ungetrennten Kreis:
Nur Der verdient die Gunſt der Frauen,
Der kräftigſt ſie zu ſchützen weiß.

(Zu den Heerführern, die ſich von den Colonnen abſondern und kommandiren.)

Mit angehalt'nem ſüßen Wüthen,
Das Euch gewiß den Sieg verſchafft,
Ihr, Nordens jugendliche Blüthen,
Ihr, Oſtens blumenreiche Kraft.

In Stahl gehüllt, vom Strahl umwittert,
Die Schaar, die Reich um Reich zerbrach:
Sie treten auf, die Erde ſchüttert,
Sie ſchreiten fort, es donnert nach.

Zu Pylos traten wir zu Lande,
Der alte Neſtor iſt nicht mehr,
Und alle kleinen Königsbande
Zerſprengt das ungebund'ne Heer.

Drängt ungeſäumt von dieſen Mauern
Jetzt Menelas dem Meer zurück!
Dort irren mag er, trauben, lauern,
Ihm war es Neigung und Geſchick.

Herzoge ſoll ich Euch begrüßen,
Gebietet Sparta's Königinn,
Nun legt ihr Berg und Thal zu Füßen,
Und Euer ſei des Reichs Gewinn.

Germane Du! Corinthus Buchten
Vertheidige mit Wall und Schutz,
Achaia dann mit hundert Schluchten
Empfehl' ich Gothe Deinem Trutz.

Nach Elis ziehn der Franken Heere,
Meſſene ſei der Sachſen Loos,
Normanne reinige die Meere
Und Argolis erſchaff' er groß.

Dann wird ein Jeder häuslich wohnen,
Nach außen richten Kraft und Blitz;
Doch Sparta ſoll Euch überthronen,
Der Königinn verjährter Sitz.

All-Einzeln ſieht ſie Euch genießen
Des Landes, dem kein Wohl gebricht;
Ihr ſucht getroſt zu ihren Füßen
Beſtätigung und Recht und Licht.

(Fauſt ſteigt herab, die Fürſten ſchließen einen Kreis um ihn, Befehl und Anordnung näher zu vernehmen.)

Chor.

Wer die Schönſte für ſich begehrt,
Tüchtig vor allen Dingen
Seh' er nach Waffen weiſe ſich um;
Schmeichelnd wohl gewann er ſich,
Was auf Erden das Höchſte;

Aber ruhig beſitzt er's nicht:
Schleicher, liſtig, entſchmeicheln ſie ihm,
Räuber, kühnlich, entreißen ſie ihm,
Dieſes zu hindern ſei er bedacht.

Unſern Fürſten leb' ich d'rum,
Schätz' ihn höher vor andern,
Wie er ſo tapfer, klug ſich verband,
Daß die Starken gehorchend ſtehn,
Jedes Winkes gewärtig.
Seinen Befehl vollziehn ſie treu,
Jeder ſich ſelbſt zu eig'nem Nutz,
Wie dem Herrſcher zu lohnendem Dank;
Beiden zu höchſtem Ruhmgewinn.

Denn wer entreißet ſie jetzt
Dem gewalt'gen Beſitzer?
Ihm gehört ſie, ihm ſei ſie gegönnt,
Doppelt von uns gegönnt, die er
Sammt ihr zugleich innen mit ſicherſter Mauer,
Außen mit mächtigſtem Heer umgab.

Fauſt.

Die Gaben, Dieſen hier verliehen —
An Jeglichen ein reiches Land —
Sind groß und herrlich, laß ſie ziehen!
Wir halten in der Mitte Stand.

Und ſie beſchützen um die Wette,
Ringsum von Wellen angehäuft,
Nichtinſel Dich, mit leichter Hügelkette
Europen's letztem Bergaſt angeknüpft.

Das Land, vor aller Länder Sonnen,
Sei ewig jedem Stamm beglückt,
Nun meiner Königinn gewonnen,
Das früh' an ihr hinaufgeblickt.

Als, mit Europas Schilfgeküſſter,
Sie leuchtend aus der Schale brach,
Der hohen Mutter, dem Geſchwiſter
Das Licht der Augen überlach.

Dieß Land, allein zu Dir gekehret,
Entbietet ſeinen höchſten Flor;
Dem Erdkreis, der Dir angehöret,
Dein Vaterland, o zieh' es vor!

Und baldet auch auf ſeiner Berge Rücken
Das Zackenhaupt der Sonne kalten Pfeil,
Läßt nun der Fels ſich angegrünt erblicken,
Die Ziege nimmt genäſchig kargen Theil.

Die Quelle ſpringt, vereinigt ſtürzen Bäche,
Und ſchon ſind Schluchten, Hänge, Matten grün.
Auf hundert Hügeln unterbroch'ner Fläche
Sieht Wollenhelden ausgebreitet ziehn.

Vertheilt, vorſichtig, abgemeſſen ſchreitet
Gehörntes Rind hinan zum jähen Rand,
Doch Obdach iſt den Sämmtlichen bereitet,
In hundert Höhlen wölbt ſich Felſenwand.

Pan ſchützt ſie dort und Lebens-Nymphen wohnen
In buhtiger Klüfte feucht erfriſchtem Raum,
Und, ſehnſuchtsvoll nach höhern Regionen,
Erhebt ſich zweighaft Baum gedrängt an Baum.

Altwälder ſind's! Die Eiche ſtarret mächtig,
Und eigenſinnig zackt ſich Aſt an Aſt;
Der Ahorn mild, von ſüßem Safte trächtig,
Steigt rein empor und ſpielt mit ſeiner Laſt.

Und mütterlich im ſtillen Schattenkreiſe
Quillt laue Milch, bereit für Kind und Lamm;
Obſt iſt nicht weit, der Ed'len reife Speiſe,
Und Honig trieft vom ausgehöhlten Stamm.

Hier iſt das Wohlbehagen erblich,
Die Wange heitert, wie der Mund,
Ein Jeder iſt an ſeinem Platz unſterblich,
Sie ſind zufrieden und geſund.

Und ſo entwickelt ſich am reinen Tage
Zu Vaterkraft das holde Kind.
Wie ſtaunen doch; noch immer bleibt die Frage:
Ob's Götter, ob es Menſchen ſind?

So war Apoll den Hirten zugeſtaltet,
Daß ihm der ſchönſten einer glich;
Denn wo Natur im reinen Kreiſe waltet,
Ergreifen alle Weiten ſich.

(Neben ihr ſtehend.)

So iſt es mir, ſo iſt es Dir gelungen;
Vergangenheit ſei hinten uns gethan;
O fühle Dich vom höchſten Gott entſprungen,
Der erſten Welt gehörſt Du einzig an.

Nicht feſte Burg ſoll Dich umſchreiben!
Noch zirkt, in ewiger Jugendkraft
Für uns, zu wonnevollem Bleiben,
Arkadien in Sparta's Nachbarſchaft.

Geglückt', auf ſeligem Grund zu wohnen,
Du flüchteteſt in's heiterſte Geſchick!
Zur Laube wandeln ſich die Thronen,
Arkadiſch frei ſei unſer Glück!

(Der Schauplatz verwandelt ſich durchaus. An einer Reihe von Felſenhöhlen lehnen ſich geſchloſſene Lauben. Schattiger Hain bis an die ringsumgebende Felſenſeite hinan. Fauſt und Helena werden nicht geſehen. Der Chor liegt ſchlafend vertheilt umher.)

Phorkyas.

Wie lange Zeit die Mädchen ſchlafen, weiß ich nicht,
Ob ſie ſich träumen ließen, was ich hell und klar
Vor Augen ſah, iſt ebenfalls mir unbekannt.
D'rum weck' ich ſie. Erſtaunen ſoll das junge Volk;
Ihr Bärtigen auch, die Ihr da d'runten ſpeerbewehrt harrt,
Glaubhafter Wunder Löſung endlich anzuſchau'n.

Hervor, hervor! Und ſchüttelt Eu're Locken raſch;
Schlaf aus den Augen! Blinzt nicht ſo, und hört mich an!

Chor.

Rede nur, erzähl', erzähle, was ſich Wunderlich's begeben,
Hören möchten wir am Liebſten, was wir gar nicht glauben können;
Denn wir haben lange Weile, dieſe Felſen anzuſehn.

Phorkyas.

Kaum die Augen ausgerieben, Kinder, langeweilt Ihr ſchon?
So vernehmt: in dieſen Höhlen, dieſen Grotten, dieſen Lauben
Schutz und Schirmung war verliehen, wie idylliſchem Liebespaare,
Unſerm Herrn und unſ'rer Frauen.

Chor.

Wie, da drinnen?

Phorkyas.

Abgeſondert
Von der Welt, nur mich, die Eine, riefen ſie zu ſtillem Dienſte.
Hochgeehrt ſtand ich zur Seite, doch, wie es Vertrauten ziemet,
Schaut' ich um nach etwas Anderm. Wendete mich hier- und dorthin,
Suchte Wurzeln, Moos und Blauen, kundig aller Wirkſamkeiten,
Und ſo blieben ſie allein.

Chor.

Thaſt Du doch, als ob da drinnen ganze Welten räume wären,
Wald und Wieſe, Bäche, Seen; welche Mährchen ſpannſt Du ab!

Phorkyas.

Allerdings, Ihr Unerfahrnen! Das ſind unerforſchte Tiefen:
Saal an Sälen, Hof an Höfen, dieſe ſpürt' ich ſinnend aus.
Doch auf einmal ein Gelächter echo't in den Höhlenräumen;
Schau' ich hin, da ſpringt ein Knabe von der Frau'n Schooß zum Manne,
Von dem Vater zu der Mutter; das Gekoſe, das Getändel
Thörigter Liebe Neckereien, Scherzgeſchrei und Luſtgejauchze
Wechſelnd überäuben mich.
Nackt ein Genius ohne Flügel, ſommerartig, ohne Thierheit
Springt er auf den feſten Boden, doch der Boden, gegenwirkend,
Schnellt ihn zu der luftigen Höhe, und im zweiten, dritten Sprunge
Nähert er an das Hochgewölb.
Aengſtlich ruft die Mutter: ſpringe wiederholt und nach Belieben,
Aber hüte Dich zu fliegen, freier Zug iſt Dir verſagt.
Und ſo mahnt der treue Vater: in der Erde liegt die Schwerkraft.
Die Dich aufwärts treibt, berühre mit der Zehe nur den Boden;
Wie der Erdenſohn Antäus biſt Du alſobald geſtärkt.
Und ſo hüpft er auf die Maſſe dieſes Felſens, von der Kante
Zu dem andern und umher, ſo wie ein Ball geſchlagen ſpringt.
Doch auf einmal in der Spalte rauher Schlucht iſt er verſchwunden,
Und nun ſcheint er uns verloren. Mutter jammert, Vater tröſtet,
Achſelzuckend ſteh' ich ängſtlich. Doch nun wieder welch' Erſcheinen!
Lieget Schätze dort verborgen? Blumenſtreifige Gewande
Hat er würdig angethan.
Quaſten ſchwanken von den Armen, Binden flattern um den Buſen,
In der Hand die gold'ne Leier, völlig wie ein kleiner Phöbus,
Tritt er wohlgemuth zur Kante, zu dem Ueberhang; wir ſtaunen.
Und die Eltern vor Entzücken werfen wechſelnd ſich an's Herz.
Denn wie leuchtet's ihm zu Häupten? Was er glänzt, iſt ſchwer zu ſagen;
Iſt es Goldſchmuck, iſt es Flamme übermächtiger Geiſteskraft.
Und ſo regt er ſich gebärdend, ſich als Knabe ſchon verkündend
Künftigen Meiſter alles Schönen, dem die ewigen Melodieen
Durch die Glieder ſich bewegen; und ſo werdet Ihr ihn hören,
Und ſo werdet Ihr ihn ſehn zu einzigſter Bewunderung.

Chor.

Nennſt Du ein Wunder Dieß,
Creta's Erzeugte?
Dichtend belehrendem Wort
Haſt Du gelauſcht wohl nimmer?
Niemals noch gehört Jenens,
Nie vernommen auch Hellas
Urväterlicher Sagen
Göttlich heldenhaften Reichthum?

Alles, was ze geſchicht
Heutiges Tages,
Trauriger Nachklang iſt's
Herrlicher Ahnherrntage;
Nicht vergleicht ſich Dein Erzählen
Dem, was liebliche Lüge,
Glaubhaftiger als Wahrheit,
Von dem Sohne ſang der Maja.

Dieſen zierlich und kräftig, doch
Kaum geborenen Sänging
Kollet in reinſter Windeln Flaum,
Strenget in köſtlicher Wickeln Schmuck
Klatſchender Wärterinnen Schaar
Unvernünftigen Wähnens.
Kräftig und zierlich aber zieht
Schon der Schalk die geſchmeidigen,
Doch elaſtiſchen Glieder
Luſtig heraus, die purpur'ne
Aengſtlich drückende Schale
Laſſend ruhig an ſeiner Statt,
Gleich dem fertigen Schmetterling,
Der aus ſtarrem Puppenwahn,
Flügel entfaltend, lebendig ſchlüpft,
Sonne-durchſtrahlten Aether kühn
Und muthwillig durchflatternd.

So auch er, der Behendeſte,
Daß er Dieben und Schälken,
Vortheilſuchenden allen auch
Ewig günſtiger Dämon ſei,
Dieß bethätigt er alſobald
Durch gewandteſte Künſte.
Schnell des Meeres Beherrſcher, ſtiehlt
Er den Trident, zu dem Ares ſelbſt
Sch[illegible]n das Schwert aus der Scheide,
Bogen und Pfeil dem Phöbus auch,
Wie dem Hephäſtos die Zange;
Selber Zeus, des Vaters, Blitz
Nähm' er, ſchreckt' ihn das Feuer nicht;
Doch dem Eros ſiegt er ob
In beinahendem Ringerſpiel.
Raubt auch Cyprien, wie ſie ihm koſt,
Noch vom Buſen den Gürtel.

(Ein reizendes, trimmetriſches Guitarrenſpiel ertönet aus der Tiefe. Alle merken auf und ſchweben halb innig gerührt. Von hier an bis zur bemerkten Pauſe durchaus mit vollſtimmiger Muſik.)

Phorkyas.

Höret allerliebſte Klänge,
Macht Euch ſchnell von Fabeln frei,
Ew'ger Götter alt Gemenge
Laßt es hin, es iſt vorbei.

Niemand will Euch mehr verſtehen,
Fordern wir doch höhern Zoll:
Denn es muß von Herzen gehen,
Was auf Herzen wirken ſoll.

(Sie zieht ſich nach dem Felſen zurück.)

Chor.

Daß Du, fürchterliches Weſen,
Dieſem Schmeichelton geneigt,
Kühlen wir als friſch genesen,
Uns zur Thränenluſt erweicht.

Laß der Sonne Glanz verſchwinden,
Wenn es in der Seele tagt,
Wir im eig'nen Herzen finden,
Was die ganze Welt verjagt.

Helena. Fauſt. Euphorion
(in dem oben beſchriebenen Coſtume).

Euphorion.

Hört Ihr Kinderlieder ſingen,
Gleich iſt's Euer eig'ner Scherz;
Seht Ihr mich im Takte ſpringen,
Hüpft Euch eilterlich das Herz.

Helena.

Liebe, menſchlich zu beglücken,
Nähert ſie ein edles Zwei;
Doch zu göttlichem Entzücken
Bildet ſie ein köſtlich Drei.

Fauſt.

Wird es ſodann gefunden:
Ich bin Dein und Du biſt mein;
Und ſo ſtehen wir verbunden,
Dürft' es doch nicht anders ſein!

Chor.

Wohlgefallen vieler Jahre
In des Knaben mildem Schein
Sammelt ſich auf dieſem Paare.
O, wie rührt mich der Verein!

Euphorion.

Nun laßt mich hüpfen,
Nun laßt mich ſpringen,
Zu allen Lüften
Hinauf zu dringen
Iſt mir Begierde,
Sie faßt mich ſchon.

Fauſt.

Nur mäßig! mäßig!
Nicht in's Verwegne,
Daß Sturz und Unfall
Dir nicht begegne,
Zu Grund' uns richte
Der theure Sohn.

Euphorion.

Ich will nicht länger
Am Boden ſtecken;
Laßt meine Hände,
Laßt meine Locken,
Laßt meine Kleider,
Sie ſind ja mein.

Helena.

O denk', o denke,
Wem Du gehöreſt!
Wie es uns kränke,
Wie Du zerſtöreſt
Das ſchön errungene
Mein, Dein und Sein.

Chor.

Bald läſt, ich fürchte,
Sich der Verein!

Helena und Fauſt.

Bändige, bändige,
Eltern zu Liebe,
Ueberlebendige
Heftige Triebe!
Ländlich im Stillen
Ziere den Plan.

Euphorion.

Nur Euch zu Willen
Halt' ich mich an.

(Durch den Chor ſich ſchlingend und ihn zum Tanz fortziehend.)

Leichter umſchweb' ich hie
Munt'res Geſchlecht.
Iſt nun die Melodie,
Iſt die Bewegung recht?

Helena.

Ja, Das iſt wohlgethan;
Führe die Schönen an
Künſtlichem Reih'n.

Fauſt.

Wäre Das doch vorbei!
Mich kann die Gaukelei
Gar nicht erfreu'n.

Euphorion und Chor

(tanzend und ſingend bewegen ſich in verſchlungenen Reihen).

Wenn Du der Arme Paar
Lieblich bewegeſt,
Im Tanz' Dein lockig' Haar
Schüttelnd erregeſt,
Wenn Dir der Fuß ſo leicht
Ueber die Erde ſchleicht,
Dort und da wieder hin
Glieder um Glied ſich ziehn:
Haſt Du Dein Ziel erreicht
Liebliches Kind;
All' unſ're Herzen ſind
All' Dir geneigt.

(Pauſe.)

Euphorion.

Ihr ſeid ſo viele
Leichtfüßige Reihe,
Zu neuem Spiele
Friſch aus der Nähe;
Ich bin der Jäger,
Ihr ſeid das Wild.

Chor.

Willſt Du uns fangen,
Sei nicht behende;
Denn wir verlangen
Doch nur am Ende
Dich zu umarmen,
Du ſchönes Bild.

Euphorion.

Nur durch die Haine!
Zu Steck und Steine!
Das leicht Errungene
Das widert mir,
Nur das Erzwungene
Ergetzt mich ſchier.

Helena und Fauſt.

Welch ein Muthwill', welch ein Raſen!
Keine Mäßigung iſt zu hoffen;
Klingt es doch wie Hörnerblaſen,
Ueber Thal und Wälder dröhnend.
Welch ein Unfug! Welch Geſchrei!

Chor (einzeln ſchnell eintretend).

Uns iſt er vorbei gelaufen;
Mit Verachtung uns verhöhnend,
Schleppt er von dem ganzen Haufen
Nun die Wildeſte herbei.

Euphorion

(ein junges Mädchen hereintragend).

Schlepp' ich her die derbe Kleine
Zu erzwungenem Genuſſe.
Mir zur Wonne, mir zur Luſt
Drück' ich widerſpenſtige Bruſt,
Küſſe ich widerwärtigen Mund,
Thue Kraft und Willen kund.

Mädchen.

Laß mich los! In dieſer Hülle
Iſt auch Geiſtes Muth und Kraft;
Deinem gleich iſt unſer Wille,
Nicht ſo leicht hinweggerafft.
Glaubſt Du wohl mich im Gedränge?
Deinem Arm vertraut Du viel!
Halte feſt, und ich verſenge
Dich, den Thoren, mir zum Spiel.

(Sie flammt auf und lodert in die Höhe.)

Euphorion (die letzten Flammen abſchüttelnd).

Zeltendränge hier
Zwiſchen dem Waldgebüſch,

Ruganting.

Dieß Verſprechen, dieſe Worte
Sind ihr Leben, ſind dein Glück.

Zu Lucinden.

Bring' ſogleich mir meine Waffen,
Bring', o Schöne, ſie zurück.

Lucinde.

Ach, ich weiß mich kaum zu finden,
Welch ein Unheil! Welches Glück!

Claudine zu Alonzo.

Ach, ich kehr' zu deinen Armen
Aus der Hand des Tod's zurück.

Alonzo.

Meine Liebe, deine Kühnheit
Iſt dein Vortheil, iſt dein Glück.

Alle.

Dieſe Liebe, dieſe Kühnheit
Iſt ſein Vortheil, iſt ſein Glück.

Ruganting.

Dieſe Liebe, dieſe Kühnheit
Iſt mein Vortheil, iſt mein Glück!

Was ſoll die Lage mir,
Bin ich doch jung und friſch.
Winde, ſie ſauſen ja,
Wellen, ſie brauſen da;
Hör' ich doch Beides fern,
Nah' wär ich gern.
(Er ſpringt immer höher Fels auf.)

Helena, Fauſt und Chor.

Wollteſt Du den Gemſen gleichen?
Vor dem Falle muß uns grau'n.

Euphorion.

Immer höher muß ich ſteigen,
Immer weiter muß ich ſchau'n.
Weiß ich nun, wo ich bin!
Mitten der Inſel drinn',
Mitten in Pelop's Land,
Erbe- wie ſeeverwandt.

Chor.

Magſt nicht in Berg und Wald
Friedlich verweilen,
Suchen wir alſobald
Reben in Zeilen,
Reben am Hügelrand,
Feigen und Apfelgold.
Ach, in dem holden Land
Bleibe Du hold!

Euphorion.

Träumt Ihr den Friedenstag?
Träume, wer träumen mag.
Krieg iſt das Loſungswort!
Sieg! und ſo klingt es fort.

Chor.

Wer im Frieden
Wünſchet ſich Krieg zurück,
Der iſt geſchieden
Vom Hoffnungsglück.

Euphorion.

Welche dieß Land gebar
Aus Gefahr in Gefahr,
Frei, unbegrenzten Muths,
Verſchwend'riſch eig'nen Bluts,
Mit nicht zu kämpfendem
Heiligem Sinn,
Alle den Kämpfenden
Bring' es Gewinn!

Chor.

Seht hinauf, wie hoch geſtiegen!
Und erſcheint uns doch nicht klein.
Wie im Harniſch, wie zum Siegen,
Wie von Erz und Stahl der Schein.

Euphorion.

Keine Wälle, keine Mauern,
Jeder nur ſich ſelbſt bewehrt;

Feſte Burg, um auszudauern,
Iſt des Mannes eh'rne Bruſt.

Wollt Ihr unverzagt wohnen,
Leicht bewaffnet, raſch in's Feld;
Frauen werden Amazonen,
Und ein jedes Kind ein Held.

Chor.

Heilige Poeſie,
Himmelan ſteige ſie!
Glänze, der ſchönſte Stern,
Fern und ſo weiter fern,
Und ſie erreicht uns doch
Immer; man hört ſie noch,
Vernimmt ſie gern.

Euphorion.

Nein, nicht ein Kind bin ich erſchienen,
In Waffen kommt der Jüngling an!
Gereift zu Starken, Freien, Kühnen,
Hat er im Geiſte ſchon gethan.
Nun fort!
Nun dort
Eröffnet ſich zum Ruhm die Bahn.

Helena und Fauſt.

Kaum in's Leben eingetreten,
Heiterm Tag gegeben kaum,
Schoß Du von Schwindelklüften
Doch zu ſchmerzensvollem Raum.
Sind denn wir
Gar Nichts Dir?
Iſt der holde Bund ein Traum?

Euphorion.

Und hört Ihr donnern auf dem Meere?
Dort widerdonern Thal um Thal,
In Staub und Wellen, Heer dem Heere,
In Drang um Drang zu Schmerz und Qual?
Und der Tod
Iſt Gebot;
Das verſteht ſich nun einmal.

Helena, Fauſt und Chor.

Welch' Entſetzen, welches Grauen!
Iſt der Tod denn Dir Gebot?

Euphorion.

Sollt' ich aus der Ferne ſchauen?
Nein, ich theile Sorg' und Noth!

Die Vorigen.

Uebermuth und Gefahr —
Tödtliches Loos!

Euphorion.

Doch! — und ein Flügelpaar
Faltet ſich los!

Dorthin! Ich muß, ich muß!
Gönnt mir den Ring!

(Er wirft ſich in die Luft, die Gewande tragen ihn einen Augenblick, ſein Haupt ſtrahlt, ein Lichtſchweif zieht nach.)

Chor.

Icarus! Icarus!
Jammer genug.

(Ein ſchöner Jüngling ſtürzt zu der Eltern Füßen; man glaubt in dem Todten eine bekannte Geſtalt zu erblicken, doch das Körperliche verſchwindet ſogleich, die Aureole fliegt wie ein Comet zum Himmel auf. Kleid, Mantel und Lyra bleiben liegen.)

Helena und Fauſt.

Der Freude folgt ſogleich
Grimmige Pein.

Euphorion's

(Stimme aus der Tiefe.)

Laß mich im düſtern Reich,
Mutter, mich nicht allein!

(Pauſe.)

Chor.

(Trauergeſang.)

Nicht allein! — wo Du auch weileſt,
Denn wir glauben dich zu kennen;
Ach! wenn Du dem Tag entfleuchſt,
Wird kein Herz von Dir ſich trennen.
Wüßten wie doch kaum zu klagen,
Neidend ſingen wir Dein Loos:
Dir in klar' und trüben Tagen,
Lied und Muth war ſchön und groß.

Ach! zum Erdenglück geboren,
Hoher Ahnen, großer Kraft
Leider! früh, Dir ſelbſt verloren,
Jugendblüthe weggerafft.
Scharfer Blick, die Welt zu ſchauen,
Mitſinn jedem Herzensdrang,
Liebesgluth der beſten Frauen
Und ein eigenſter Geſang.

Doch Du rannteſt unaufhaltſam
Frei in's wildeloſe Netz,
So entzweiteſt Du gewaltſam
Dich mit Sitte, mit Geſetz;
Doch zuletzt das höchſte Sinnen
Gab dem reinen Muth Gewicht;
Wollteſt Herrliches gewinnen,
Aber es gelang Dir nicht.

Wem gelingt es? — Trübe Frage,
Der das Schickſal ſich vermummt,
Wenn am unglücklichſten Tage
Rings um alles Volk verſtummt.
Doch erfriſchet neue Lieder,
Steht nicht länger tief gebeugt;
Denn der Boden zeugt ſie wieder,
Wie von je er ſie gezeugt.

(Mäßige Pauſe. Die Muſik hört auf.)

Helena (zu Fauſt'en).

Ein altes Wort bewährt ſich leider auch an mir:
Daß Glück und Schönheit dauerhaft ſich nicht vereint.
Zerriſſen iſt des Lebens wie der Liebe Band;
Bejammernd Beide, ſag' ich ſchmerzlich: lebe wohl!
Und werfe mich noch ein Mal in die Arme Dir.
Perſephoneia, nimm den Knaben auf und mich.

(Sie umarmt Fauſt'en, das Körperliche verſchwindet, Kleid und Schleier bleiben ihm in den Armen.)

Phorkyas (zu Fauſt'en).

Halte feſt, was Dir von Allem übrig blieb
Das Kleid, laß es nicht los. Da zupfen ſchon
Dämonen an den Zipfeln, möchten gern
Zur Unterwelt es reißen. Halte feſt!
Die Göttinn iſt's nicht mehr, die Du verlorſt,
Doch göttlich iſt's. Bediene Dich der hohen,
Unſchätzbaren Gunſt und hebe Dich empor;
Es trägt Dich über alles Gemeine raſch
Am Aether hin, ſo lange Du dauern kannſt.
Wir ſehn uns wieder, weit, gar weit von hier.

(Helenen's Gewande ziehen ſich in Wolken auf, umgeben Fauſt'en, heben ihn in die Höhe und ziehen mit ihm vorüber.)

Phorkyas

(nimmt Euphorion's Kleid, Mantel und Lyra von der Erde, tritt in's Proſcenium, hebt die Trauben in die Höhe und ſpricht:)

Noch immer glücklich aufgefunden!
Die Flamme freilich iſt verſchwunden,
Doch iſt mir um die Welt nicht leid.
Hier bleibt genug, Poeten einzuweihen,
Zu ſtiften Bild- und Handwerksvereine.
Und kann ich die Talente nicht verleihen,
Verberg' ich wenigſtens das Kleid.

(Sie ſetzt ſich im Proſcenium an eine Säule nieder.)

Panthalis.

Nun eilig, Mädchen! Sind wir doch den Zauber los,
Der alt-theſſaliſchen Vettel wüſten Geiſtezwang;
So des Geklimpers vielverworr'ner Töne Rauſch,
Das Ohr verwirrend, ſchlimmer noch den innern Sinn.
Hinab zum Hades! Eilte doch die Königinn,
Mit ernſtem Gang hinunter. Ihrer Sohle ſei
Unmittelbar getreuer Mägde Schritt gefügt.
Wir finden ſie am Throne der Unerforſchlichen.

Chor.

Königinnen freilich, überall ſind ſie gern;
Auch im Hades ſtehen ſie oben an,
Stolz zu Ihresgleichen geſellt,
Mit Perſephonen innigſt vertraut;
Aber wir im Hintergrunde

Tiefer Aſphodelos-Wieſen,
Langgeſtreckten Pappeln,
Unfruchtbaren Weiden zugeſellt.
Welchen Zeitvertreib haben wir?
Fledermaus gleich zu piepen,
Geſäßter, unerſtreulich, geſtenßig.

Chor-Führerinn.

Wer keinen Namen ſich erwarb, noch Edles will,
Gehört den Elementen an; ſo fahret hin!
Mit meiner Königinn zu ſein, verlangt mich heiß;
Nicht nur Verdienſt, auch Treue wahrt uns die Perſon.

(Ab.)

Alle.

Zurückgegeben ſind wir dem Tageslicht;
Zwar Perſonen nicht mehr,
Das fühlen, das wiſſen wir,
Aber zum Hades kehren wir nimmer.
Ewig lebendige Natur
Macht auf uns Geiſter,
Wir auf ſie, vollgültigen Anſpruch.

Ein Theil des Chors.

Wir in dieſer tauſend Aeſte Flüſſerzittern,
Säuſelſchweben,
Reizen tändelnd, locken leiſe, wurzelauf des
Lebens Quellen
Nach den Zweigen; bald mit Blättern, bald mit
Blüthen, überſchwenglich,
Zieren wir die Flatterhaare, frei zu luſtigem
Gedeih'n.
Kömt die Frucht, ſogleich verſammeln lebensluſtig Volk und Herden
Sich zum Greifen, ſich zum Naſchen, eilig kommend, emſig drängend.
Und, wie vor den erſten Göttern, bückt ſich
Alles um uns her.

Ein anderer Theil.

Wir an dieſer Felſenwände weithinleuchtend
glattem Spiegel,
Schmiegen wir, in ſanften Wellen, uns bewegend, ſchmeichelnd an;
Horchen, lauſchen, jedem Laute, Vogelſingen,
Nöthigkeiten;
Sei es Pan's furchtbarer Stimme, Antwort iſt
ſogleich bereit,
Säuſelt's, ſäuſeln wir erwiedernd, donnert's,
rollen auf're Donner,
In erſchütterndem Verdoppeln, dreifach, zehnfach hinten nach.

Ein dritter Theil.

Schweſtern! Wir, bewegtern Sinnes, eilen mit den Bächen weiter;
Denn es reizen jener Ferne reichgeſchmückte Hügelzüge,
Immer abwärts, immer tiefer wäſſern wir, mäandriſch wallend,
Jetzt die Wieſe, dann die Matten, gleich den Gärten um das Haus.
Dort bezeichnen's der Cypreſſen ſchlanke Wipfel, oder Landſchaft,
Uferzug und Waſſerſpiegel nach dem Aether ſteigende.

Ein vierter Theil.

Wollt Ihr Andern, wo's beliebet, wir umzingeln, wir umrauſchen
Den durchaus bepflanzten Hügel, wo am Stab die Rebe grünt;
Dort, zu aller Tage Stunden, läßt die Leidenſchaft des Winzers
Uns des liebevollſten Fleißes zweifelhaft' Gelingen ſehn.
Bald mit Hacke, bald mit Spaten, bald mit Händeln, Schneiden, Binden,
Betet er zu allen Göttern, vörderſamſt zum Sonnengott.
Bachus kümmert ſich, der Bleichling, wenig um den treuen Diener,
Ruht in Lauben, lehnt in Hütten, faſelnd mit dem jüngſten Faun.
Was zu ſeiner Träumereien halbem Ranſch er je bedurfte,
Immer bleibt es ihm in Schläuchen, ihm in Krügen und Gefäßen,
Rechts und links der kühlen Grufte, ewige Zeiten aufbewahrt.
Haben aber alle Götter, hat nun Helios vor allen,
Löſtend, feuchtend, wärmend, glutheud, Beerenſüßborn aufgehäuft,
Wo der ſtille Winzer wirkte, dort auf einmal wird's lebendig,
Und es rauſcht in jedem Laube, raſchelt um von Stock zu Stock.
Körbe knarren, Eimer klappern, Tragebutten ächzen hin,
Alles nach der großen Kufe, zu der Kelterer kräftigem Tanz;
Und ſo wird die heilige Fülle reingeborner ſaftiger Beeren
Frech zertreten; ſchäumend, ſprühend miſcht ſich's widerlich zerquetſcht.
Und nun gellt in's Ohr der Cymbeln, mit der Becken Erzgetöne.
Denn es hat ſich Dionyſos aus Myſterien entlöſt;
Kommt hervor mit Ziegenfüßlern, ſchwenkend Ziegenfüßlerinnen,
Und dazwiſchen ſchreit unbändig grell Silenus ohrig Thier.

Nichts geſchont! Geſpalt'ne Klauen, treten alle Sitte nieder,
Alle Sinne wirbeln taumlich, gräßlich übertäubt das Ohr.
Nach der Schale tappen Trunk'ne, überfüllt ſind Kopf und Wänſte,
Sorglich iſt noch Ein und And'rer, doch vermehrt er die Tumulte;
Denn um neuen Moſt zu bergen, leert man raſch den alten Schlauch!

(Der Vorhang fällt.)

Phorkyas

(im Proſcenium richtet ſich rieſenhaft auf, tritt vor den Cothurnen herunter, nimmt Maske und Schleier zurück und zeigt ſich als Megäre-Gorgo, um, inſofern es nöthig wäre, im Epilog das Stück zu commentiren).

Vierter Act.

Hochgebirg.

Karke, zackige Felſengipfel. Eine Wolke zieht vorbei, lehnt ſich an, ſenkt ſich auf eine vorſtehende Platte hernieder. Sie theilt ſich.

Fauſt (tritt hervor).

Der Einſamkeiten tiefſte ſchauend unter meinen Fuß,
Betret' ich wohlbedächtig dieſer Gipfel Saum,
Entlaſſend meiner Wolke Fragwerk, die mich ſanft
An klaren Tagen über Land und Meer geführet.
Sie löſ't ſich langſam, nicht zerſtiebend, von mir ab.
Nach Oſten ſtrebt die Maſſe mit geballtem Zug,
Ihr ſtrebt das Auge ſtaunend in Bewund'rung nach.
Sie theilt ſich wandelnd, wogenhaft, verändert.
Doch will ſich's modeln. — Ja, das Auge trügt mich nicht! —
Auf ſonnebeglänzten Pfühlen herrlich hingeſtreckt,
Zwar rieſenhaft, ein göttergleiches Frau'ngebild,
Ich ſeh's! Junonen ähnlich, Leda'n, Helenen;
Wie majeſtätiſch lieblich mir's im Auge ſchwankt.
Ach! ſchon verrückt ſich's! Formlos breit und aufgethürmt
Ruht es in Oſten, fernen Eisgebirgen gleich,
Und ſpiegelt blendend flüchtiger Tage großen Sinn.
Doch mir umſchwebt ein zarter, lichter Nebelſtreif,
Noch Bruſt und Stirn, erheiternd, kühl und ſchmeichelhaft.
Nun ſteigt es leicht und zaudernd hoch und höher auf,
Fügt ſich zuſammen. — Täuſcht mich ein entzückend Bild,
Als jugend-erſtes, längſtentbehrtes höchſtes Gut?
Des tiefſten Herzens früh'ſte Schätze quellen auf!
Amorens Liebe, leichten Schwungs, bezeichnet's mir,
Den ſchnellempfind'nen, erſten, kaum verſtand'nen Blick,
Der, feſtgehalten, überglänzte jeden Schatz.
Wie Seelenſchönheit, ſteigert ſich die hohe Form,
Löſ't ſich nicht auf, erhebt ſich in den Aether hin,
Und zieht das Beſte meines Innern mit ſich fort.

Ein Siebenmeilenſtiefel (tritt auf).

Ein anderer (folgt alsbald).

Mephiſtopheles (ſteigt ab).

Die Stiefel (ſchreiten eilig weiter).

Mephiſtopheles.

Das heiß' ich endlich vorgeſchritten!
Nun aber ſag', was faßt Du ein?
Steigſt ab in ſolcher Greuel Mitten,
Im gräßlich gähnenden Geſtein?
Ich kenn' es wohl, doch nicht an dieſer Stelle.
Denn eigentlich war Das der Grund der Hölle.

Fauſt.

Es fehlt Dir nie an närriſchen Legenden,
Fängſt wieder an, derzleichen auszuſpenden.

Mephiſtopheles (ernſthaft).

Als Gott der Herr — ich weiß auch wohl warum, —
Uns, aus der Luft, in tiefſte Tiefen bannte,
Da, wo centraliſch glühend, um und um,
Ein ewig Feuer flammend ſich durchbrannte;
Wir fanden uns bei allzu großer Hitzung
In ſehr gedrängter, unbequemer Stellung.
Die Teufel fingen ſämmtlich an zu huſten,
Von oben und von unten auszuſpeien;
Die Hölle ſchwoll von Schwefeldunſt und Säure,
Das gab ein Gas! Das ging in's Ungeheure,
So daß gar bald der Länder flache Kruſte,
So dick ſie war, zerkrachend berſten mußte.
Nun haben wir's an einem andern Zipfel,
Was ehmals Grund war, iſt nun Gipfel.
Sie gründen auch hierauf die rechten Lehren,
Das Unterſte in's Oberſte zu kehren.
Denn wir entronnen kuechtiſch-heißer Gruft
In's Uebermaß der Herrſchaft freier Luft.
Ein offenbar' Geheimniß wohl verwahret,
Und wird nur ſpät den Völkern offenbart.

(Endet a. tr.)

Fauſt.

Gebirgesmaſſe bleibt mir edel-ſtumm,
Ich frage nicht woher und nicht warum? —
Als die Natur ſich in ſich ſelbſt gegründet,
Da hat ſie rein den Erdball abgerundet.
Der Gipfel ſich, der Schluchten ſich erfreut,
Und Fels an Fels, und Berg an Berg gereiht;
Die Hügel dann bequem hinabgebildet,
Mit ſanftem Zug ſie in das Thal gewildet.
Da grünt's und wächſt's; und um ſich zu erfreuen
Bedarf ſie nicht der tollen Strudeleien.

Mephiſtopheles.

Das ſprecht Ihr ſo! Das ſcheint Euch ſonnenklar,
Doch weiß es anders, Der zugegen war
Ich war dabei, als noch da d'runten ſiedend
Der Abgrund ſchwoll und ſtrömend Flammen trug;
Als Moloch's Hammer, Fels an Felſen ſchmiedend,
Gebirgestrümmer in die Ferne ſchlug.
Noch ſtarrt das Land von fremden Centnermaſſen;
Wer gibt Erklärung ſolcher Schleudermacht?
Der Philoſoph, er weiß es nicht zu faſſen;
Da liegt der Fels, man muß ihn liegen laſſen,
Zu Schanden haben wir uns ſchon gedacht. —
Das treu-gemeine Volk allein begreift,
Und läßt ſich im Begriff nicht ſtören;
Ihm iſt die Weisheit längſt gereift:
Ein Wunder iſt's; der Satan kommt zu Ehren.
Mein Wand'rer hinkt an ſeiner Glaubenskrücke,
Zum Teufelsſtein, zur Teufelsbrücke.

Fauſt.

Es iſt doch auch bemerkenswerth, zu achten,
Zu ſehn, wie Teufel die Natur betrachten.

Mephiſtopheles.

Was geht mich's an! Natur ſei, wie ſie ſei!
's iſt Ehrenpunct: der Teufel war dabei.
Wir ſind die Leute, Großes zu erreichen:
Tumult, Gewalt und Unſinn; ſieh' das Zeichen.
Doch, daß ich endlich ganz verſtändlich ſpreche,
Beſteht Dir nichts an unſ'rer Oberfläche?
Du überſah'ſt in ungemeſſnen Weiten,
Die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeiten."
(Matth. 4.)
Doch, ungenügſam, wie Du biſt,
Empfandeſt Du wohl kein Gelüſt?

Fauſt.

Und doch! Ein Großes zog mich an.
Errathe!

Mephiſtopheles.

Das iſt bald gethan.

Ich ſuchte mir ſo eine Hauptſtadt aus.
Im Kerne Bürgerunruhsgraus,
Krummenge Gäßchen, ſpitze Giebeln,
Beſchränkten Markt, Kohl, Rüben, Zwiebeln,
Fleiſchbänke, wo die Schmeißen hauſen,
Die fetten Braten anzuſchmauſen;
Da findeſt Du zu jeder Zeit
Gewiß Geſtank und Thätigkeit.
Dann weite Plätze, breite Straßen,
Vornehmen Schein ſich anzumaßen;
Und endlich, wo kein Thor beſchränkt,
Vorſtädte, grenzenlos verlängt.
Da freut' ich mich an Reiſekutſchen,
Am lärmigen Hin- und Wiederrutſchen,
Am ewigen Hin- und Wiederlaufen,
Zerſtreuter Ameiſenwimmelhaufen.
Und, wenn ich ſöhre, wenn ich ritte,
Erſchien ich immer ihre Mitte,
Von Hunderttauſenden verehrt.

Fauſt.

Das kann mich nicht zufrieden ſtellen!
Man freut ſich, daß das Volk ſich mehrt,
Nach ſeiner Art behaglich nährt,
Sogar ſich bildet, ſich belehrt. —
Und man erzieht ſich nur Rebellen.

Mephiſtopheles.

Dann baut' ich, grandios, mir ſelbſt bewußt,
Am luſtigen Ort ein Schloß zur Luſt.
Wald, Hügel, Flächen, Wieſen, Feld
Zum Garten prächtig umbeſtellt.
Vor grünen Wänden Sammetmatten,
Schnurwege, kunſtgerechte Schatten,
Cascaden-Sturz, durch Fels zu Fels gepaart,
Und Waſſerfluthen aller Art;
Ehrwürdig ſteigt es dort, doch an den Seiten
Da ziſcht's und piſcht's in tauſend Kleinigkeiten.
Dann aber ließ ich allerſchönſten Frauen
Vertraut-bequeme Häuslein bauen;
Verbrächte da grenzenloſe Zeit
In allerliebſt-geteilter Einſamkeit.
Ich ſage: Frau'n; denn ein- für allemal
Denk' ich die Schönen im Plural.

Fauſt.

Schlecht und modern! Sardanapal!

Mephiſtopheles.

Erräth man wohl, wornach Du ſtrebteſt?
Es war gewiß erhaben kühn.
Der Du dem Mond um ſo viel näher ſchwebteſt,
Dich zog wohl Deine Sucht dahin?

Fauſt.

Mit nichten! Dieſer Erdenkreis
Gewährt noch Raum zu großen Thaten.

Erſtaunenswürdiges ſoll gerathen,
Ich fühle Kraft zu kühnem Fleiß.

Mephiſtopheles.

Und alſo willſt Du Ruhm verdienen?
Man merkt's, Du kommſt von Heroinen.

Fauſt.

Herrſchaft gewinn' ich, Eigenthum!
Die That iſt Alles, Nichts der Ruhm.

Mephiſtopheles.

Doch werden ſich Poeten finden,
Der Nachwelt Deinen Glanz zu künden,
Durch Thorheit Thorheit zu entzünden.

Fauſt.

Von Allem iſt Dir Nichts gewährt.
Was weißt Du, was der Menſch begehrt?
Dein widrig Weſen, bitter, ſcharf,
Was weiß es, was der Menſch bedarf?

Mephiſtopheles.

Geſchehe denn nach Deinem Willen!
Vertraue mir den Umfang Deiner Grillen.

Fauſt.

Mein Auge war auf's hohe Meer gezogen,
Es ſchwoll empor, ſich in ſich ſelbſt zu thürmen;
Dann ließ es nach und ſchüttelte die Wogen,
Des flachen Ufers Breite zu beſtürmen.
Und Das verdroß mich; wie der Uebermuth
Den freien Geiſt, der alle Rechte ſchätzt,
Durch leidenſchaftlich aufgeregtes Blut
In's Mißbehagen des Gefühls verſetzt.
Ich hielt's für Zufall, ſchärfte meinen Blick,
Die Woge ſtand und rollte dann zurück,
Entfernte ſich vom ſtolz erreichten Ziel;
Die Stunde kommt, ſie wiederholt das Spiel.

Mephiſtopheles

(zu Sportatoren).

Da iſt für mich nichts Neues zu erfahren,
Das kenn ich ſchon ſeit hunderttauſend Jahren.

Fauſt

(leidenſchaftlich fortfahrend).

Sie ſchleicht heran, an aber tauſend Enden
Unfruchtbar ſelbſt Unfruchtbarkeit zu ſpenden;
Nun ſchwillt's und wächſt und rollt und überzieht
Der wüſten Strecke widerlich Gebiet.
Da herrſchet Well' auf Welle kraftbegeiſtet,
Zieht ſich zurück und es iſt Nichts geleiſtet,
Was zur Verzweiflung mich beängſtigen könnte,
Zweckloſe Kraft unbändiger Elemente!
Da wagt mein Geiſt, ſich ſelbſt zu überfliegen,
Hier möcht' ich kämpfen, Dieß möcht' ich beſiegen.

Und es iſt möglich! Flutbend, wie ſie ſei,
An jedem Hügel ſchmiegt ſie ſich vorbei;
Sie mag ſich noch ſo übermüthig regen,
Geringe Höhe ragt ihr ſtolz entgegen,
Geringe Tiefe zieht ſie mächtig an.
Da faßt' ich ſchnell im Geiſte Plan auf Plan:
Erlange Dir das köſtliche Genießen;
Das herriſche Meer vom Ufer auszuſchließen,
Der feuchten Breite Grenzen zu verengen
Und, weit hinein, ſie in ſich ſelbſt zu drängen.
Von Schritt für Schritt wußt' ich mir's zu erörtern —
Das iſt mein Wunſch, den wage zu befördern!

(Trommeln und kriegeriſche Muſik im Rücken der Zuſchauer auf der Ferne, von der rechten Seite her.)

Mephiſtopheles.

Wie leicht iſt Das! — Hörſt Du die Trommeln fern?

Fauſt.

Schon wieder Krieg! Der Kluge hört's nicht gern.

Mephiſtopheles.

Krieg oder Frieden. Klug iſt das Bemühen,
Aus jedem Umſtand ſelbſt Vortheil ziehen.
Man paßt, man merkt auf jedes günſtige Nu,
Gelegenheit iſt da, nun, Fauſte, greife zu.

Fauſt.

Mit ſolchem Räthſelkram verſchone mich!
Und kurz und gut, was ſoll's? Erkläre Dich.

Mephiſtopheles.

Auf meinem Zuge blieb mir nicht verborgen,
Der gute Kaiſer ſchwebt in großen Sorgen;
Du kennſt ihn ja. Als wir ihn unterhielten,
Ihm falſchen Reichthum in die Hände ſpielten,
Da war die ganze Welt ihm feil;
Denn jung ward ihm der Thron zu Theil,
Und ihm beliebt' es, falſch zu ſchließen,
Es könne wohl zuſammengehn,
Und ſei recht wünſchenswerth und ſchön,
Regieren und zugleich genießen.

Fauſt.

Ein großer Irrthum. Wer befehlen ſoll,
Muß im Befehlen Seligkeit empfinden.
Ihm iſt die Bruſt von hohem Willen voll,
Doch was er will, es darf's kein Menſch ergründen.
Was er den Treu'ſten in das Ohr geraunt,
Es iſt gethan und alle Welt erſtaunt.
So wird er ſtets der Allerhöchſte ſein,
Der Würdigſte — ; genießen macht gemein.

Mephiſtopheles.

So iſt er nicht! Er ſelbſt genoß, und wie?
Indeß zerfiel das Reich in Anarchie,
Wo Groß und Klein ſich kreuz und quer befehdeten,

Und Brüder ſich vertrieben, tödteten,
Burg gegen Burg, Stadt gegen Stadt,
Zunft gegen Adel Fehde hat,
Der Biſchof mit Capitel und Gemeinde;
Was ſich nur anſah, waren Feinde.
In Kirchen Mord und Todtſchlag, vor den Thoren
Iſt jeder Kauf- und Wandersmann verloren.
Und Allen wuchs die Kühnheit nicht gering;
Denn Leben hieß: ſich wehren — Nun, Das ging.

Fauſt.

Es ging, es hinkte, fiel, ſtand wieder auf,
Dann überſchlug ſich's, rollte plump zu Hauf'.

Mephiſtopheles.

Und ſolchen Zuſtand durfte Niemand ſchelten,
Ein Jeder konnte, Jeder wollte gelten:
Der Kleinſte ſelbſt, er galt für voll;
Doch war's zuletzt den Beſten allzu toll.
Die Tüchtigen, ſie ſtanden auf mit Kraft
Und ſagten: Herr iſt, der uns Ruhe ſchafft;
Der Kaiſer kann's nicht, will's nicht — laßt uns wählen
Den neuen Kaiſer, neu das Reich beſeelen,
Indem er Jeden ſicher ſtellt,
In einer friſch geſchaff'nen Welt
Fried' und Gerechtigkeit vermählen.

Fauſt.

Das klingt ſehr pfäffiſch.

Mephiſtopheles.

Pfaffen waren's auch;
Sie ſicherten den wohlgenährten Bauch;
Sie waren mehr, als Andere betheiligt.
Der Aufruhr ſchwoll, der Aufruhr ward getheiligt;
Und unſer Kaiſer, den wir froh gemacht,
Zieht ſich hierher, vielleicht zur letzten Schlacht.

Fauſt.

Er jammert mich; er war ſo gut und offen!

Mephiſtopheles.

Komm', ſehn wir zu; der Lebende ſoll hoffen!
Befrei'n wir ihn aus dieſem engen Thale!
Ein Mal gerettet, iſt's für tauſend Male.
Wer weiß, wie noch die Würfel fallen?
Und hat er Glück, ſo hat er auch Vaſallen.

(Sie ſteigen über das Mittelgebirg herüber und beſchauen die Anordnung des Heeres im Thal. Trommeln und Kriegs-Muſik ſchallt von unten auf.)

Mephiſtopheles.

Die Stellung, ſeh' ich, gut iſt ſie genommen:
Wir treten zu, dann iſt der Sieg vollkommen.

Fauſt.

Was kann da zu erwarten ſein?
Trug, Zauberblendwerk, hohler Schein.

Mephiſtopheles.

Kriegsliſt, um Schlachten zu gewinnen!
Befeſtige Dich bei großen Sinnen,
Indem Du Deinen Zweck bedenkſt.
Erhalten wir dem Kaiſer Thron und Lande,
So kniet Du nieder und empfängſt
Die Lehn von grenzenloſem Strande.

Fauſt.

Schon Manches haſt Du durchgemacht,
Nun, ſo gewinn' auch eine Schlacht.

Mephiſtopheles.

Nein; Du gewinnſt ſie! Dieſes Mal
Biſt Du der Ober-General.

Fauſt.

Das wäre mir die rechte Höhe,
Da zu befehlen, wo ich Nichts verſtehe!

Mephiſtopheles.

Laß Du den General-Stab ſorgen,
Und der Feldmarſchall iſt geborgen.
Kriegsunrath hab' ich längſt verſpürt,
Den Kriegsrath gleich voraus geführt
Aus Urgebirgs Urmenſchenkraft;
Wohl Dem, der ſie zuſammenrafft!

Fauſt.

Was ſeh' ich dort, was Waffen trägt?
Haſt Du das Bergvolk aufgeregt?

Mephiſtopheles.

Nein' aber gleich Herrn Peter Squenz,
Vom ganzen Praß die Quinteſſenz.

Die drei Gewaltigen (treten auf).

Sam. II, 23, 8.

Mephiſtopheles.

Da kommen meine Burſche ja!
Du ſiehſt, von ſehr verſchied'nen Jahren,
Verſchied'nem Kleid und Rüſtung ſind ſie da;
Du wirſt nicht ſchlecht mit ihnen fahren.

(Ab Spectatores.)

Es liebt ſich jetzt ein jedes Kind
Den Harniſch und den Ritterkragen;
Und, allegoriſch, wie die Lumpen ſind,
Sie werden gut am beſte mehr behagen.

Raufebold

(jung, leicht bewaffnet, bunt gekleidet).

Wenn Einer mir in's Auge ſieht,
Werd' ich ihm mit der Fauſt gleich in die Freſſe fahren,
Und eine Memme, wenn ſie flieht,
Faſſ' ich bei ihren letzten Haaren.

Hohebald
(männlich, wohlerwachsen, reich gekleidet).

So leere Händel. Das sind Possen,
Damit verdirbt man seinen Tag;
Im Nehmen sei nur unverdrossen,
Nach allem Andern frag' hernach.

Haltefest
(derber, stark bewaffnet, ohne Gewand).

Damit ist auch nicht viel gewonnen!
Bald ist ein großes Gut zerronnen,
Es rauscht im Lebensstrom hinab.
Zwar nehmen ist recht gut, doch besser ist's, behalten;
Laß Du den grauen Kerl nur walten
Und Niemand nimmt Dir Etwas ab.

(Sie fangen allzusammen terter.)

Auf dem Vorgebirg.
(Trommeln und kriegerische Musik von unten. Des Kaisers Zelt wird aufgeschlagen.)

Kaiser. Ober-General. Trabanten.

Ober-General.

Noch immer scheint der Versatz wohl erwogen,
Daß wir in dieß gelegene Thal
Das ganze Heer gedrängt zurückgezogen;
Ich hoffe fest, und glückt die Wahl.

Kaiser.

Wie es nun geht, es muß sich zeigen;
Doch mich verdrießt die halbe Flucht, das Weichen.

Ober-General.

Schau hier, mein Fürst, auf unsre rechte Flanke!
Solch ein Terrain wünscht sich der Kriegsgedanke:
Nicht steil die Hügel, doch nicht allzu gänglich,
Den Unsern vortheilhaft, dem Feind verfänglich,
Wir, halb versteckt, auf wellenförmigem Plan,
Die Reiterei, sie wagt sich nicht heran.

Kaiser.

Mir bleibt Nichts übrig, als zu loben;
Hier kann sich Arm und Brust erproben.

Ober-General.

Hier, auf der Mittelwiese flachen Räumlichkeiten,
Siehst Du den Phalanx, wohlgemuth zu streiten;
Die Piken blinken flimmernd in der Luft,
Im Sonnenglanz, durch Morgennebelduft.
Wie dunkel wogt das mächtige Quadrat!
Zu Tausenden glüht's hier auf große That.
Du kannst daran der Masse Kraft erkennen,
Ich trau' ihr zu, der Feinde Kraft zu trennen.

Kaiser.

Den schönen Blick hab' ich zum ersten Mal.
Ein solches Heer gilt für die Doppelzahl.

Ober-General.

Von unsrer Linken hab' ich Nichts zu melden,
Den starken Fels besetzen wack're Helden.
Das Steingeklipp, das jetzt von Waffen blitzt,
Den wichtigen Paß der engen Klause schützt.
Ich ahne schon, hier scheitern Feindeskräfte
Unvorgesehn im blutigen Geschäfte.

Kaiser.

Dort ziehn sie her, die falschen Anverwandten,
Wie sie mich Oheim, Vetter, Bruder nannten,
Sich immer mehr und wieder mehr erlaubten,
Dem Scepter Kraft, dem Thron Verehrung raubten,
Dann, unter sich entzweit, das Reich verheerten,
Und nun gesammt sich gegen mich empörten.
Die Menge schwankt im ungewissen Geist;
Dann strömt sie nach, wohin der Strom sie reißt.

Ober-General.

Ein treuer Mann, auf Kundschaft ausgeschickt,
Kommt eilig feldenab; sei's ihm geglückt!

Erster Kundschafter.

Glücklich ist sie und gelungen,
Listig, muthig unsre Kunst,
Daß wir hin und her gedrungen;
Doch wir bringen wenig Gunst.
Viele schwören treue Huldigung
Dir, wie manche treue Schaar;
Doch Unthätigkeitsentschuldigung,
Innere Gährung, Volksgefahr! —

Kaiser.

Sich selbst erhalten, bleibt der Selbstsucht Lehre,
Nicht Dankbarkeit und Neigung, Pflicht und Ehre.
Bedenkt Ihr nicht, wenn Eu're Rechnung voll,
Daß Nachbars Hausbrand Euch verzehren soll?

Ober-General.

Der Zweite kommt, nur langsam steigt er nieder;
Dem müden Manne zittern alle Glieder.

Zweiter Kundschafter.

Erst gewahrten wir vergnüglich
Wilden Wesens irren Lauf;
Unerwartet, unvergnüglich
Trat ein neuer Kaiser auf.

Und auf vorgeſchriebenen Bahnen
Zieht die Menge durch die Flur;
Den entrollten Lügenfahnen
Folgen Alle. — Schafsnatur!

Kaiſer.

Ein Gegenkaiſer kommt mir zum Gewinn;
Nun fühl' ich erſt, daß ich der Kaiſer bin.
Nur als Soldat legt' ich den Harniſch an,
Zu hoh'rem Zweck iſt er nun umgethan.
Bei jedem Feſt, wenn's noch ſo glänzend war,
Nichts ward vermißt; mir fehlte die Gefahr.
Wie Ihr auch ſeid, zum Ringſpiel rieth'et Ihr;
Mir ſchlug das Herz, ich athmete Turnier;
Und hättet Ihr mir nicht vom Kriegen abgerathen,
Jetzt glänzt' ich ſchon in lichten Heldenthaten.
Selbſtſtändig fühlt' ich meine Bruſt beſiegelt,
Als ich mich dort im Feuerreich beſpiegelt;
Das Element drang gräßlich auf mich los;
Es war nur Schein; allein der Schein war groß.
Von Sieg und Ruhm hab' ich verwirrt geträumt;
Ich bringe nach, was frevelhaft verſäumt.

(Die Herolde werden abgefertigt zu Herausforderung des Gegenkaiſers.)

Fauſt

(gerüſtet, mit halbgeſchloſſenem Helme).

Die drei Gewaltigen

(gerüſtet und gekleidet wie oben).

Fauſt.

Wir treten auf und hoffen ungeſcholten;
Auch ohne Noth hat Vorſicht wohl gegolten.
Du weißt, das Bergvolk denkt und ſimulirt,
Iſt in Natur- und Felſenſchrift ſtudirt.
Die Geiſter, längſt dem flachen Land entzogen,
Sind mehr als ſonſt dem Felſengebirg gewogen.
Sie wirken ſtill durch labyrinthiſche Klüfte,
Im edeln Gas metalliſch reicher Düfte;
Im ſteten Sondern, Prüfen und Verbinden;
Ihr einziger Trieb iſt, Neues zu erfinden.
Mit leiſem Finger geiſtiger Gewalten
Erbauen ſie durchſichtige Geſtalten;
Dann im Cryſtall und ſeiner ewigen Schweigniß
Erblicken ſie der Oberwelt Ereigniß.

Kaiſer.

Vernommen hab' ich's und ich glaube Dir;
Doch, wack'rer Mann, ſag' an: was ſoll Das hier?

Fauſt.

Der Negromant von Norcia, der Sabiner,
Iſt Dein getreuer, ehrenhafter Diener.
Welch gräulich' Schickſal droht ihm ungeheuer,
Das Reiſig praſſelte, ſchon züngelte das Feuer;
Die trock'nen Scheite rings umher verſchränkt,
Mit Pech und Schwefelruthen untermengt;
Nicht Menſch, noch Gott, noch Teufel konnte retten,
Die Majeſtät zerſprengte glühende Ketten.
Dort war's in Rom. Er bleibt Dir hoch verpflichtet,
Auf Deinen Gang in Sorge ſtets gerichtet.
Von jener Stund' an ganz vergaß er ſich;
Er fragt den Stern, die Tiefe nur für Dich;
Er trug uns auf, als eiligſtes Geſchäfte,
Bei Dir zu ſeyn. Groß ſind des Berges Kräfte;
Da wirkt Natur ſo übermächtig frei;
Der Pfaffen Stumpfſinn ſchilt es Zauberei.

Kaiſer.

Am Freudentag, wenn wir die Gäſte grüßen,
Die heiter kommen, heiter zu genießen,
Da freut uns Jeder, wie er ſchiebt und drängt,
Und Mann für Mann der Säle Raum verengt;
Doch höchſt willkommen muß der Bied're ſein,
Tritt er als Beiſtand kräftig zu uns ein,
Zur Morgenſtunde, die bedenklich waltet,
Weil über ihr des Schickſals Wage ſchaltet.
Doch lenket hier, im hohen Augenblick,
Die ſtarke Hand vom willigen Schwert zurück,
Ehrt den Moment, wo manche Tauſend' ſchreiten,
Für oder wider mich zu ſtreiten.
Selbſt iſt der Mann! Wer Thron und Kron' begehrt,
Perſönlich ſei er ſolcher Ehren werth.
Sei das Geſpenſt, das gegen uns erſtanden,
Sich Kaiſer nennt und Herr von unſern Landen,
Des Heeres Herzog, Lehnsherr unſ'rer Großen,
Mit eig'ner Fauſt in's Todtenreich geſtoßen!

Fauſt.

Wie es auch ſei; das Große zu vollenden,
Du thuſt nicht wohl, Dein Haupt ſo zu verpfänden.
Iſt nicht der Helm mit Kamm und Buſch geſchmückt?
Er ſchützt das Haupt, das unſern Muth entzückt.
Was, ohne Haupt, was förderten die Glieder?
Denn, ſchläfert Jenes, Alle ſinken nieder;
Wird es verletzt, gleich Alle ſind verwundet,
Erſtehen friſch, wenn Jenes raſch geſundet.
Schnell weiß der Arm ſein ſtarkes Recht zu nützen,
Er hebt den Schild, den Schädel zu beſchützen;
Das Schwert gewahret ſeiner Pflicht ſogleich,
Lenkt kräftig ab und wiederholt den Streich;

Der tüchtige Fuß nimmt Theil an ihrem Glück,
Setzt dem Erſchlag'nen friſch ſich in's Genick.

Kaiſer.

Das iſt mein Zorn, ſo möcht' ich ihn behandeln,
Das ſtolze Haupt in Schmeltritt verwandeln!

Herolde (kommen zurück).

Wenig Ehre, wenig Geltung
Haben wir daſelbſt genoſſen;
Unſrer kräftig edeln Meldung
Lachten ſie als ſchaler Poſſen:
„Euer Kaiſer iſt verſchollen,
Echo dort im engen Thal;
Wenn wir ſein' gedenken ſollen,
Mährchen ſagt: — Es war einmal."

Fauſt.

Dem Wunſch gemäß der Beſten iſt's geſchehn,
Die, feſt und treu, an Deiner Seite ſtehn.
Dort naht der Feind, die Deinen harren dräuſtig;
Befiehl den Angriff, der Moment iſt günſtig.

Kaiſer.

Auf das Commando leiſt' ich hier Verzicht.
(Zum Oberfeldherrn.)
In Deinen Händen, Fürſt, ſei Deine Pflicht.

Ober-General.

So trete denn der rechte Flügel an!
Des Feindes Linke, eben jetzt im Steigen,
Soll, eh' ſie noch den letzten Schritt gethan,
Der Jugendkraft geprüfter Treue weichen.

Fauſt.

Erlaube denn, daß dieſer munt're Held
Sich ungeſäumt in Deine Reihen ſtellt,
Sich Deinen Reihen innigſt einverleibt
Und, ſo geſellt, ſein kräftig' Weſen treibt.
(Er deutet zur Rechten.)

Raufebold (tritt vor).

Wer das Geſicht mir zeigt, Der kehrt's nicht ab,
Als mit zerſchlag'nen Unter- und Oberbacken;
Wer mir den Rücken kehrt, gleich liegt ihm ſchlapp
Hals, Kopf und Schopf hinſchlotternd graß im Nacken.
Und ſchlagen Deine Männer dann,
Mit Schwert und Kolben, wie ich wüthe,
So ſtürzt der Feind, Mann über Mann,
Erſäuft im eignen Geblüte.
(Ab.)

Ober-General.

Der Phalanx unſrer Mitte folge ſacht;
Dem Feind begegn' er, klug mit aller Macht.
Ein wenig rechts: dort hat bereits, erbittert,
Der Unſern Streitkraft ihren Plan erſchüttert.

Fauſt
(auf den Mittelſten deutend).

So folge denn auch Dieſer Deinem Wort.

Habebald (tritt hervor).

Dem Heldenmuth der Kaiſerſchaaren
Soll ſich der Durſt nach Beute paaren;
Und Allen ſei das Ziel geſtellt:
Des Gegenkaiſers reiches Zelt.
Er prahlt nicht lang auf ſeinem Sitze;
Ich ordne mich dem Phalanx an die Spitze.

Eilebeutz
(Marketenderinn, ſich an ihn anſchmiegend).

Bin ich auch Ihm nicht angeweiht,
Er mir der liebſte Buhle bleibt.
Für uns iſt ſolch' ein Herbſt gereift!
Die Frau iſt grimmig, wenn ſie greift,
Iſt ohne Schonung, wenn ſie raubt;
Im Sieg voran, und Alles iſt erlaubt!
(Beide ab.)

Ober-General.

Auf unſre Linke, wie vorauszuſehn,
Stürzt ihre Rechte, kräftig. Widerſtehn
Wird, Mann für Mann, dem wüthenden Beginnen,
Den engen Paß des Felswegs zu gewinnen.

Fauſt (wendet nach der Linken).

So bitte, Herr, auch Dieſen zu bemerken,
Es ſchadet Nichts, wenn Starke ſich verſtärken.

Halteſeſt (tritt vor).

Dem linken Flügel keine Sorgen!
Da, wo ich bin, iſt der Beſitz geborgen;
In ihm bewähret ſich der Alte;
Kein Strahlblitz ſpaltet, was ich halte.
(Ab.)

Mephiſtopheles
(von oben herunterkommend).

Nun ſchauet, wie im Hintergrunde
Aus jedem zackigen Felſenſchlunde
Bewaffnete hervor ſich drängen,
Die ſchmalen Pfade zu verengen.
Mit Helm und Harniſch, Schwertern, Schilden,
In unſerm Rücken eine Mauer bilden,
Den Wink erwartend, zuzuſchlagen.
(Leiſe zu den Wiſſenden.)
Woher Das kommt, müßt Ihr nicht fragen,
Ich habe freilich nicht geſäumt;
Die Waffenſäle ringsum aufgeräumt.
Da ſtanden ſie zu Fuß, zu Pferde,
Als wären ſie noch Herr'n der Erde;
Sonſt waren's Ritter, König, Kaiſer,
Jetzt ſind es Nichts, als leere Schreckenhäuſer,
Gar manch' Geſpenſt hat ſich darein gepaßt,
Das Mittelalter lebhaft aufgeſtutzt.
Weich' Teufelchen auch d'rinne ſteckt,
Für dieß Mal macht es doch Effect.

Alle.

Ein grauſames Wetter
Hat all' uns umzogen;
Es rollen die Donner,
Es brauſen die Wogen;
Wir ſchweben in Sorge,
In Noth und Gefahr.
Es treiben die Stürme
Bald hin uns, bald wieder;
Es ſchwanken die Füße,
Es beben die Glieder;
Es pochen die Herzen,
Es ſträubt ſich das Haar.

Indeſſen hat Lucinde die Waffen dem Augustin zurückgegeben, Alonzo begleitet ihn hinaus, die Bedienten folgen und die Frauenzimmer gehen durch eine Seitenthür ab.

(Laut.)

Hört, wie ſie ſich voraus erboßen,
Beckklappernd an einander ſtoßen!
Auch flattern Fahnenfetzen bei Standarten,
Die friſcher Lüftchen ungeduldig harrten.
Bedenkt, hier iſt ein altes Volk bereit,
Und miſchte gern ſich auch zum neuen Streit.
(Furchtbarer Posaunen-Schall von oben; im feindlichen Heere merkliche Schwankung.)

Fauſt.

Der Horizont hat ſich verdunkelt,
Nur hie und da bedeutend funkelt
Ein rother, ahnungsvoller Schein.
Schon blutig blinken die Gewehre,
Der Zelt, der Wald, die Atmoſphäre,
Der ganze Himmel miſcht ſich ein.

Mephiſtopheles.

Die rechte Flanke hält ſich kräftig;
Doch ſeh' ich ragend unter Dieſen,
Hans Kunſtreich, den behenden Rieſen,
Auf ſeine Weiſe raſch beſchäftigt.

Kaiſer.

Erſt ſah ich Einen Arm erheben,
Jetzt ſeh' ich ſchon ein Dutzend toben;
Naturgemäß geſchieht es nicht.

Fauſt.

Vernahmſt Du nichts von Nebelſtreifen,
Die auf Sicilien's Küſten ſchweifen?
Dort, ſchwankend klar, im Tageslicht,
Erhoben zu den Mittelüften,
Geſpiegelt in beſondern Düften,
Erſcheint ein ſeltſames Geſicht.
Da ſchwanken Städte hin und wieder,
Da ſteigen Gärten auf und nieder,
Wie Bild um Bild den Aether bricht.

Kaiſer.

Doch wie bedenklich! Alle Spitzen
Der hohen Speere ſeh' ich blitzen;
Auf unſ'rer Phalanx blanken Lanzen,
Seh' ich behende Flämmchen tanzen.
Das ſcheint mir gar zu geiſterhaft.

Fauſt.

Verzeih', o Herr, das ſind die Spuren
Verſcholl'ner geiſtiger Naturen,
Ein Widerſchein der Dioskuren,
Bei denen alle Schiffer ſchwuren;
Sie ſammeln hier die letzte Kraft.

Kaiſer.

Doch ſage: wem ſind wir verpflichtet,
Daß die Natur, auf uns gerichtet,
Das Seltenſte zuſammenrafft?

Mephiſtopheles.

Wem als dem Meiſter, jenem hehren,
Der Dein Geſchick im Buſen trägt?
Durch Deiner Feinde ſtarkes Drohen
Iſt er im Tiefſten aufgeregt.
Sein Dank will Dich gerettet ſehen,
Und ſollt' er ſelbſt daran vergehen.

Kaiſer.

Sie jubelten mich, pomphaft umzuführen,
Ich war nun was. Das wollt' ich auch probiren,
Und fand's gelegen, ohne viel zu denken,
Dem weißen Barte kühle Luft zu ſchenken.
Dem Clerus hab' ich eine Luſt verdorben,
Und ihre Gunſt mit freilich nicht erworben.
Nun ſollt' ich, ſeit ſo manchen Jahren,
Die Wirkung frohen Thuns erfahren?

Fauſt.

Freiherzige Wohlthat wuchert reich;
Laß Deinen Blick ſich aufwärts wenden!
Mich dünkt, er will ein Zeichen ſenden,
Gib Acht, es deutet ſich ſogleich!

Kaiſer.

Ein Adler ſchwebt im Himmelhohen,
Ein Greif ihm nach mit wildem Drohen.

Fauſt.

Gib Acht! Gar günſtig ſcheint es mir.
Greif iſt ein fabelhaftes Thier;
Wie kann er ſich ſo weit vergeſſen,
Mit ächtem Adler ſich zu meſſen?

Kaiſer.

Nunmehr, in weit gedehnten Kreiſen,
Umziehn ſie ſich; — in gleichem Nu
Sie fahren auf einander zu,
Sich Bruſt und Hälſe zu zerreißen.

Fauſt.

Nun merke, wie der leidige Greif,
Zerzerr't, zerzauſt nur Schaden findet,
Und mit geſenktem Löwenſchweif,
Zum Gipfelwald geſtürzt, verſchwindet.

Kaiſer.

Sei's, wie gedeutet, ſo gethan!
Ich nehm' es mit Verwund'rung an.

Mephiſtopheles (gegen die Rechte).

Dringend wiederholten Streichen
Müſſen unſ're Feinde weichen,
Und, mit ungewiſſem Fechten,
Drängen ſie nach ihrer Rechten,
Und verwirren ſo im Streite
Ihrer Hauptmacht linke Seite.
Unſers Phalanx feſte Spitze
Zieht ſich rechts, und gleich dem Blitze
Fährt ſie in die ſchwache Stelle. —
Nun, wie ſturmbewegte Wellen,
Sprühend, wüthen gleiche Mächte
Wild in doppeltem Gefechte:

Herrlichers iſt Nichts erſonnen;
Uns iſt dieſe Schlacht gewonnen!

Kaiſer
(an der linken Seite zu Fauſten).

Schau! Mir ſcheint es dort bedenklich,
Unſer Poſten ſteht verfänglich.
Keine Steine ſeh' ich fliegen,
Nied're Felſen ſind erſtiegen,
Ob're ſtehen ſchon verlaſſen.
Jetzt! — der Feind, zu ganzen Maſſen,
Immer näher angedrungen,
Hat vielleicht den Paß errungen,
Schimpferfolg unheiligen Strebens!
Ein're Künſte ſind vergebens.

(Pauſe.)

Mephiſtopheles.

Da kommen meine beiden Raben;
Was mögen Die für Bothſchaft haben!
Ich fürchte gar, es geht uns ſchlecht!

Kaiſer.

Was ſollen dieſe leidigen Vögel?
Sie richten ihre ſchwarzen Segel
Hierher vom heißen Felsgefecht.

Mephiſtopheles (zu den Raben).

Setzt Euch ganz nah' zu meinen Ohren.
Wen Ihr beſchützt, iſt nicht verloren;
Denn Euer Rath iſt folgerecht.

Fauſt (zum Kaiſer).

Von Tauben haſt Du ja vernommen,
Die aus den fernſten Landen kommen,
Zu ihres Neſtes Brut und Koſt.
Hier iſt's mit wichtigen Unterſchieden:
Die Taubenpoſt bedient den Frieden,
Der Krieg beſtellt die Rabenpoſt.

Mephiſtopheles.

Es meldet ſich ein ſchwer' Verhängniß.
Seht hin! Gewahret die Bedrängniß
Um unſrer Helden Felſenwand!
Die nächſten Höhen ſind erſtiegen;
Und würden ſie den Paß beſiegen,
Wir hätten einen ſchweren Stand.

Kaiſer.

So bin ich endlich doch betrogen!
Ihr habt mich in das Netz gezogen,
Mir graut, ſeitdem es mich umſtrickt.

Mephiſtopheles.

Nur Muth! Noch iſt es nicht mißglückt;
Geduld und Pfiff zum letzten Knoten!
Gewöhnlich geht's am Ende ſcharf.
Ich habe meine ſichern Boten,
Befehlt, daß ich befehlen darf.

Ober-General
(der indeſſen herangekommen).

Mit Dieſen haſt Du Dich vereinigt;
Mich hat's die ganze Zeit gepeinigt;
Das Zaudern ſchafft kein feſtes Glück.
Ich weiß Nichts an der Schlacht zu wenden;
Begannen ſie's, ſie mögen's enden,
Ich gebe meinen Stab zurück.

Kaiſer.

Behalt' ihn bis zu beſſern Stunden,
Die uns vielleicht das Glück verleiht.
Mir ſchaudert vor dem garſtigen Kunden
Und ſeiner Rabenvertraulichkeit.

(Zu Mephiſtopheles.)

Den Stab kann ich Dir nicht verleihen;
Du ſcheinſt mir nicht der rechte Mann.
Beſteh', und ſuch' uns zu befreien!
Geſchehe, was geſchehen kann.

(Ab in's Zelt mit dem Ober-General.)

Mephiſtopheles.

Mag ihn der ſtumpfe Stab beſchützen!
Uns Andern könnt' er wenig nützen;
Es war ſo was vom Kreuz daran.

Fauſt.

Was iſt zu thun?

Mephiſtopheles.

Es iſt gethan! —
Nun ſchwarze Vettern, raſch im Dienen,
Zum großen Bergſee! Grüß't mir die Undinen
Und bittet ſie, um ihrer Fluthen Schein.
Durch Weiberkünſte, ſchwer zu kennen,
Verſtehen ſie, vom Sein den Schein zu trennen,
Und Jeder ſchwört, Das ſei das Sein.

(Pauſe.)

Fauſt.

Den Waſſerfränlein müſſen unſ're Raben
Recht aus dem Grund geſchmeichelt haben;
Dort fängt es ſchon zu rieſeln an.
An mancher trock'nen, kahlen Felſenſtelle
Entwickelt ſich die volle, raſche Quelle;
Um Jener Sieg iſt es gethan.

Mephiſtopheles.

Das iſt ein wunderbarer Gruß.
Die kühnſten Klett'rer ſind confus.

Fauſt.

Schon rauſcht ein Bach zu Böchen mächtig nieder;
Aus Schluchten kehren ſie gedoppelt wieder;
Ein Strom nun wirft den Bogenſtrahl;
Auf einmal legt er ſich in flache Felſenbreite
Und rauſcht und ſchäumt nach der und jener Seite,

Und ſtufenweiſe wirft er ſich in's Thal.
Was hilft ein tapf'res, heldenmäßiges Stemmen?
Die mächtige Woge ſtrömt, ſie wegzuſchwemmen.
Mir ſchaudert ſelbſt vor ſolchem wilden Schwall.

Mephiſtopheles.

Ich ſehe Nichts von dieſen Waſſerlügen.
Nur Menſchenaugen laſſen ſich betrügen;
Und mich ergetzt der wunderliche Fall.
Sie ſtürzen fort zu ganzen, hellen Haufen,
Die Narren wähnen zu erſaufen,
Indem ſie frei auf feſtem Lande ſchnaufen,
Und lächerlich mit Schwimmgeberden laufen.
Nun iſt Verwirrung überall.

(Die Raben ſind wieder gekommen.)

Ich werd' Euch bei dem hohen Meiſter loben;
Wollt Ihr Euch nun als Meiſter ſelbſt erproben,
So eilet zu der glüh'nden Schmiede,
Wo das Gezwergvolk, nimmer müde,
Metall und Stein zu Funken ſchlägt.
Verlangt, weitläufig ſie beſchwatzend,
Ein Feuer, leuchtend, blinkend, platzend,
Wie man's im hohen Sinne hegt.
Zwar Wetterleuchten in der weiten Ferne,
Blickſchnelles Fallen allerhöchſter Sterne
Mag jede Sommernacht geſchehn;
Doch Wetterleuchten in verworr'nen Büſchen,
Und Sterne, die am feuchten Boden ziſchen,
Das hat man nicht ſo leicht geſehn.
So müßt Ihr, ohn' Euch viel zu quälen,
Zuvörderſt bitten, dann befehlen.

Raben

(ab. Es geſchieht, wie vorgeſchrieben).

Mephiſtopheles.

Den Feinden dichte Finſterniſſe!
Und Tritt und Schritt in's Ungewiſſe!
Irrfunkenblick an allen Enden,
Ein Leuchten, plötzlich zu verblenden:
Das Alles wäre wunderſchön,
Nun aber braucht's noch Schreckgetön'.

Fauſt.

Die hohlen Waffen, aus der Säle Grüften,
Empfinden ſich erſtarkt in freien Lüften;
Da droben raſſelt's, klappert's lange ſchon;
Ein wunderbarer falſcher Ton.

Mephiſtopheles.

Ganz recht! Sie ſind nicht mehr zu zügeln;
Schon ſchallt's von ritterlichen Prügeln,
Wie in der holden, alten Zeit.
Armſchienen, wie der Beine Schienen,
Als Guelfen und als Ghibellinen,
Erneuen raſch den ewigen Streit.
Feſt, im ererbten Sinne wöhnlich,
Erweiſen ſie ſich unverſöhnlich;
Schon klingt das Toſen weit und breit.
Zuletzt, bei allen Teufelsfeſten
Wirkt der Parteihaß doch zum Beſten,
Bis in den äußerſten Graus;
Schallt wider-widerwärtig paniſch,
Mitunter grell und ſcharf ſataniſch,
Erſchreckend in das Thal hinaus.

(Kriegs-Tumult im Orcheſter, zuletzt übergehend in militäriſch heitere Weiſen.)

Der Gegenkaiſers Zelt, Thron, reiche Umgebung.

Habebald. Eilebeute.

Eilebeute.

So ſind wir doch die Erſten hier!

Habebald.

Kein Rabe fliegt ſo ſchnell als wir.

Eilebeute.

O, welch ein Schatz liegt hier zu Hauf!
Wo fang' ich an, wo hör' ich auf?

Habebald.

Steht doch der ganze Raum ſo voll!
Weiß nicht, wozu ich greifen ſoll.

Eilebeute.

Der Teppich wär' mir eben recht,
Mein Lager iſt oft gar zu ſchlecht.

Habebald.

Hier hängt von Stahl ein Morgenſtern;
Dergleichen hätt' ich lange gern.

Eilebeute.

Den rothen Mantel goldgeſäumt,
So Etwas hatt' ich mir geträumt.

Habebald (die Waffe nehmend).

Damit iſt es gar bald gethan,
Man ſchlägt ihn todt und geht voran.
Du haſt ſo viel ſchon aufgepackt,
Und doch nichts Rechtes eingeſackt.
Den Plunder laß an ſeinem Ort,
Nehm' eines dieſer Kiſtchen fort!
Dieß iſt des Heer's beſchied'ner Sold,
In ſeinem Bauche lauter Gold.

Eilebeute.

Dieß hat ein mörderiſch' Gewicht!
Ich heb' es nicht; ich trag' es nicht.

Habebald.

Geſchwinde duck' Dich! Mußt Dich bücken!
Ich buck' Dir's auf den ſtarken Rücken.

Eilebeute.

O weh'! O weh'! Nun iſt's vorbei.
Die Laſt bricht mir das Kreuz entzwei.

(Das Kiſtchen ſtürzt und ſpringt auf.)

Habebald.

Da liegt das rothe Gold zu Hauf;
Geſchwinde zu und raff' es auf!

Eilebeute (kauert nieder).

Geſchwinde nur zum Schooß hinein!
Noch immer wird's zur G'nüge ſein.

Habebald.

Und ſo genug! — und eile doch!
(Sie ſteht auf.)
O weh', die Schürze hat ein Loch!
Wohin Du gehſt und wo Du ſtehſt,
Verſchwenderiſch die Schätze läſt.

Trabanten (unſers Kaiſers).

Was ſchafft Ihr hier am heiligen Platz?
Was kramt Ihr in dem Kaiſerſchatz?

Habebald.

Wir trugen unſ're Glieder feil,
Und holen unſer Beutetheil.
In Feindeszelten iſt's der Brauch;
Und wir, Soldaten ſind wir auch.

Trabanten.

Das paſſet nicht in unſern Kreis:
Zugleich Soldat und Diebsgeſchmeiß;
Und wer ſich unſerm Kaiſer naht,
Der ſei ein redlicher Soldat.

Habebald.

Die Redlichkeit, die kennt man ſchon.
Sie heißet: Contribution.
Ihr Alle ſeid auf gleichem Fuß:
Gib her! Das iſt der Handwerksgruß.
(Zu Eilebeute.)
Mach' fort und ſchleppe, was Du haſt.
Hier ſind wir nicht willkomm'ne Gaſt'.

(Ab.)

Erſter Trabant.

Sag', warum gabſt Du nicht ſogleich
Dem frechen Kerl einen Backenſtreich?

Zweiter.

Ich weiß nicht; mir verging die Kraft;
Sie waren ſo geſpenſterhaft.

Dritter.

Mir ward es vor den Augen ſchlecht;
Da flimmert' es, ich ſah nicht recht.

Vierter.

Wie ich es nicht zu ſagen weiß,
Es war den ganzen Tag ſo heiß,
So häuflich, ſo beklommen ſchwül;
Der Eine ſtand, der Andere fiel,
Man tappte hin und ſchlug zugleich;
Der Gegner fiel vor jedem Streich;
Vor Augen ſchwebt' es wie ein Flor,
Dann ſummt's und ſauſt's und ziſcht im Ohr,
Das ging ſo fort: nun ſind wir da.
Und wiſſen ſelbſt nicht, wie's geſchah.

Kaiſer mit vier Fürſten (treten auf).
(Die Trabanten entfernen ſich.)

Kaiſer.

Es ſei nun, wie ihm ſei! Uns iſt die Schlacht gewonnen,
Des Feind's zerſtreute Flucht im flachen Feld zerronnen.
Hier ſteht der leere Thron, verrätheriſcher Schatz,
Von Teppichen umhüllt, verengt umher den Platz.
Wir, ehrenvoll, geſchützt von eigenen Trabanten,
Erwarten kaiſerlich der Völker Abgeſandten;
Von allen Seiten her kommt frohe Botſchaft an:
„Beruhigt ſei das Reich, uns freudig zugethan.“
Hat ſich in unſern Kampf auch Gaukelei geflochten,
Am Ende haben wir uns nur allein gefochten.
Zufälle kommen ja den Streitenden zu Gut':
Vom Himmel fällt ein Stein, dem Feinde regnet's Blut;
Aus Felſenhöhlen tönt's von mächtigen Wunderklängen,
Die unſ're Bruſt erhöh'n, des Feindes Bruſt verengen.
Der Ueberwund'ne fiel, zu ſtets erneu'tem Spott;
Der Sieger, wie er prangt, preiſt den gewog'nen Gott.
Und Alles ſtimmt mit ein: „Er braucht nicht zu befehlen!
Herr Gott, Dich loben wir!“ aus Millionen Kehlen.
Jedoch zum höchſten Preis wend' ich den frommen Blick,
Das ſelten ſonſt geſchah, zur eig'nen Bruſt zurück.
Ein junger, muntrer Fürſt mag ſeinen Tag vergeuden,
Die Jahre lehren ihn des Augenblicks Bedeuten.
Deßhalb denn ungeſäumt verbind' ich mich ſogleich
Mit Euch, vier Würdigen, für Haus und Hof und Reich.
(Zum Erſten.)
Dein war, o Fürſt! des Heers geordnet kluge Schichtung,
Sodann, im Haupt-Moment, hereiſch kühne Richtung;
Im Frieden wirke nun, wie es die Zeit begehrt;
Erb-Marſchall nenn' ich Dich, verleihe Dir das Schwert.

Erb-Marſchall.

Dein treues Heer, bis jetzt im Inneren beſchäftigt,
Wenn's an der Grenze Dich und Deinen Thron bekräftigt,
Dann ſei es uns vergönnt, bei Feſtesdrang im Saal
Geräumiger Vaterburg, zu rüſten Dir das Mahl.
Blank trag' ich's Dir dann vor, blank halt' ich Dir's zur Seite,
Der höchſten Majeſtät zu ewigem Geleite.

Der Kaiſer (zum Zweiten).

Der ſich als tapfrer Mann auch zart gefällig zeigt,
Du ſei Erzkämmerer; der Auftrag iſt nicht leicht.
Du biſt der Oberſte von allem Hausgeſinde,
Bei deren inner'm Streit ich ſchlechte Diener finde;
Dein Beiſpiel ſei fortan in Ehren aufgeſtellt,
Wie man dem Herrn, dem Hof und Allen wohlgefällt.

Erzkämmerer.

Des Herren großen Sinn zu fördern, bringt zu Gnaden:
Den Beſten Hülfreich ſein, den Schlechten ſelbſt nicht ſchaden;
Dann klar ſein ohne Liſt, und ruhig ohne Trutz!
Wenn Du mich, Herr, durchſchaust, geſchieht mir ſchon genug.
Darf ſich die Phantaſie auf jenes Feſt erſtrecken?
Wenn Du zur Tafel gehſt, reich ich das gold'ne Becken,
Die Ringe halt' ich Dir, damit zur Wonnezeit
Sich Deine Hand erfriſcht, wie mich Dein Blick erfreut.

Kaiſer.

Zwar fühl' ich mich zu ernſt, auf Feſtlichkeit zu ſinnen,
Doch ſei's! Es fördert auch frohmüthiges Beginnen.

(Zum Dritten.)

Dich wähl' ich zum Erztruchſeß! Alſo ſei fortan,
Die Jagd, Geflügelhof und Vorwerk unterthan;
Der Lieblingsſpeiſe Wahl laß mir zu allen Zeiten,
Wie ſie der Monat bringt und ſorgſam, zubereiten.

Erztruchſeß.

Streng' Faſten ſei für mich die angenehmſte Pflicht,
Bis, vor Dich hingeſtellt, Dich freut ein Wohlgericht.
Der Küche Dienerſchaft ſoll ſich mit mir vereinigen,
Das Ferne beizuziehn, die Jahrszeit zu beſchleunigen.
Dich reizt nicht Fern' und Früh', womit die Tafel prangt;
Einfach und kräftig iſt's, wornach Dein Sinn verlangt.

Kaiſer (zum Vierten).

Weil unausweichlich hier ſich's nur von Feſten handelt,
So ſei mir, junger Held, zum Schenken umgewandelt.
Erſchenke, ſorge nun, daß unſ're Kellerei
Auf's Reichlichſte verſorgt mit gutem Weine ſei.
Du ſelbſt ſei mäßig; laß nicht über Heiterkeiten,
Durch der Gelegenheit Verlocken, Dich verleiten.

Erzſchenk.

Mein Fürſt, die Jugend ſelbſt, wenn man ihr nur vertraut,
Steht, eh' man ſich's verſieht, zu Männern anferbaut.
Auch ich verſetze mich zu jenem großen Feſte;
Ein kaiſerlich Büffet ſchmück' ich auf's Allerbeſte
Mit Prachtgefäßen, gülden, ſilbern allzumal;
Doch wähl' ich Dir voraus den lieblichſten Pocal,
Ein blank Venediſch' Glas, worin Behagen lauſchet,
Des Weins Geſchmack ſich ſtärkt und nimmermehr berauſchet.
Auf ſolchen Wunderſchatz vertraut man oft zu ſehr;
Doch Deine Mäßigkeit, Du Höchſter, ſchützt noch mehr.

Kaiſer.

Was ich Euch zugebracht in dieſer ernſten Stunde,
Vernahmt Ihr mit Vertrau'n aus zuverläſſigem Munde.
Des Kaiſers Wort iſt groß und ſichert jede Gift.
Doch zur Bekräftigung bedarf's der edeln Schrift,
Bedarf's der Signatur. Die förmlich zu bereiten,
Seh' ich den rechten Mann zu rechter Stunde ſchreiten.

Der Erz-Biſchof (tritt auf).

Kaiſer.

Wenn ein Gewölbe ſich dem Schlußſtein anvertraut,
Dann iſt's mit Sicherheit für ewige Zeit erbaut.
Du ſiehſt vier Fürſten da! Wir haben erſt erörtert,
Was den Beſtand zunächſt von Haus und Hof befördert.

Nun aber, was das Reich in ſeinem Ganzen hegt,
Sei, mit Gewicht und Kraft, der Fünfzahl auferlegt.
An Ländern ſollen ſie vor allen Andern glänzen,
Deßhalb erweitr' ich gleich jetzt des Beſitzthums Grenzen,
Vom Erbtheil Jener, die ſich von uns abgewandt.
Euch, Treuen, ſprech' ich zu ſo manches ſchöne Land,
Zugleich das hohe Recht, Euch, nach Gelegenheiten,
Durch Anfall, Kauf und Tauſch in's Weit're zu verbreiten.
Dann ſei beſtimmt vergönnt, zu üben ungeſtört,
Was von Gerechtſamen Euch, Landesherr'n, gehört.
Als Richter werdet Ihr die Endurtheile fällen;
Berufung gelte nicht von Euern höchſten Stellen.
Dann Steuer, Zins und Beth, Lehn und Geleit und Zoll,
Berg-, Salz- und Münz-Regal Euch angehören ſoll.
Denn, meine Dankbarkeit vollgiltig zu erproben,
Hab' ich Euch ganz zunächſt der Majeſtät erhoben.

Erz-Biſchof.

Im Namen Aller ſei Dir tiefſter Dank gebracht;
Du machſt uns ſtark und feſt und ſtärkeſt Deine Macht!

Kaiſer.

Euch Fünfen will ich noch erhöht're Würden geben.
Noch leb' ich meinem Reich und habe Luſt zu leben;
Doch hoher Ahnen Kette zieht bedächtigen Blick
Aus raſcher Strebſamkeit in's Drohende zurück.
Auch werd' ich, ſeiner Zeit, mich von den Theuern trennen;
Dann ſei es Eu're Pflicht, den Folger zu ernennen.
Gekrönt erhebt ihn hoch auf heiligen Altar;
Und friedlich ende dann, was jetzt ſo ſtürmiſch war.

Erz-Canzler.

Mit Stolz in tiefſter Bruſt, mit Demuth an Geberde,
Stehn Fürſten Die gebeugt; die Erſten auf der Erde.
So lang das treue Blut die vollen Adern regt,
Sind wir der Körper, den Dein Wille leicht bewegt.

Kaiſer.

Und alſo ſei, zum Schluß, was wir bisher bethätigt,
Für alle Folgezeit durch Schrift und Zug beſtätigt.
Zwar habt Ihr den Beſitz als Herren völlig frei,
Mit dem Beding jedoch, daß er untheilbar ſei.
Und wie Ihr auch vermehrt, was Ihr von uns empfangen,
Es fall's der älteſte Sohn in gleichem Maß erlangen.

Erz-Canzler.

Dem Pergament alsbald vertrau' ich wohlgemuth,
Zum Glück dem Reich und uns, das wichtigſte Statut;
Reinſchrift und Sieglung ſoll die Canzelei beſchäft'gen.
Mit heiliger Signatur wirſt Du's, der Herr, bekräft'gen.

Kaiſer.

Und ſo entlaſſ' ich Euch, damit den großen Tag,
Geſammelt, Jedermann ſich überlegen mag.

(Die weltlichen Fürſten entfernen ſich.)

Der Geiſtliche
(bleibt und ſpricht paſtoriſch).

Der Canzler ging hinweg, der Biſchof iſt geblieben,
Vom ernſten Warnergeiſt zu Deinem Ohr getrieben;
Sein väterliches Herz von Sorge bangt um Dich.

Kaiſer.

Was haſt Du Bängliches zur freuden Stunde? Sprich!

Erz-Biſchof.

Mit welchem bittern Schmerz ſind' ich in dieſer Stunde
Dein hochgeheiligt' Haupt mit Satanas im Bunde;
Zwar, wie es ſcheinen will, geſichert auf dem Thron,
Doch leider, Gott, dem Herrn, dem Vater Preis zum Hohn!
Wenn Dieſer es erfährt, ſchnell wird er ſträflich richten,
Mit heiligem Strahl Dein Reich, das ſündige, zu vernichten.
Denn noch vergaß er nicht, wie Du, zur höchſten Zeit,
An Deinem Krönungstag, den Zauberer befreit.
Von Deinem Diadem, der Chriſtenheit zum Schaden,
Traf das verfluchte Haupt der erſte Strahl der Gnaden.
Doch ſchlag' an Deine Bruſt und gib vom frevlen Glück,
Ein mäßig' Scherflein gleich dem Heiligthum zurück.

Den breiten Hügelraum, da, wo Dein Zelt
gestanden,
Wo böse Geister sich zu Deinem Schutz ver-
banden,
Dem Lügenfürsten Du ein horchsam' Ohr ge-
lieh'n:
Den stifte, fromm belehrt, zu heiligem Be-
müh'n
Mit Berg und dichtem Wald, so weit sie sich
erstrecken,
Mit Höhen, die sich grün zu steter Weide decken,
Fischreichen, klaren See'n, dann Bächlein ohne
Zahl,
Wie sie sich, eilig schlängelnd, stürzen ab zu
Thal.
Das breite Thal dann selbst, mit Wiesen,
Auen, Gründen:
Die Reue spricht sich aus, und Du wirst Gnade
finden.

Kaiser.

Durch meinen schweren Fehl' bin ich so tief er-
schreckt;
Die Grenze sei von Dir nach eig'nem Maß
gesteckt.

Erz-Bischof.

Erst: der entweihte Raum, wo man sich so
versündigt,
Sei alsobald zum Dienst des Höchsten ange-
kündigt.
Behende steigt im Geist Gemäuer stark empor;
Der Morgensonne Blick erleuchtet schon das
Chor;
Zum Kreuz erweitert sich das wachsende Ge-
bäude;
Das Schiff erlängt, erhöht sich zu der Gläubi-
gen Freude.
Sie strömen brünstig schon durch's würdige
Portal;
Der erste Glockenruf erschallt durch Berg und
Thal;
Von hohen Thürmen tönt's, wie sie zum Him-
mel streben;
Der Büßer kommt heran zu neugeschaff'nem
Leben.
Dem hohen Weihetag — er trete bald herein! —
Wird Deine Gegenwart die höchste Zierde sein.

Kaiser.

Mag ein so großes Werk den frommen Sinn
verkünd'gen,
Zu preisen Gott, den Herrn, sowie mich zu
entsünd'gen!
Genug! Ich fühle schon, wie sich mein Sinn
erhöht.

Erz-Bischof.

Als Kanzler fördr' ich nun Schluß und Formalität.

Kaiser.

Ein förmlich' Document, der Kirche Gut zu
eig'nen. —
Du legst es vor; ich will's mit Freuden unter-
zeichnen.

Erz-Bischof

(hat sich beurlaubt, kehrt aber beim Ausgang wieder um).

Dann widmest Du zugleich dem Werke, wie's
entsteht,
Gesammte Landgefälle: Zehnten, Zinsen,
Veth',
Für ewig. Viel bedarf's zu würdiger Unter-
haltung.
Und schwere Kosten macht die sorgliche Ver-
waltung.
Zum schnellen Aufbau selbst auf solchem wüsten
Platz,
Reichst Du uns einiges Gold aus Deinem
Beuteschatz.
Daneben braucht man auch, ich kann es nicht
verschweigen,
Entferntes Holz und Kalk und Schiefer und
Dergleichen.
Die Fuhren thut das Volk, vom Predigtstuhl
belehrt,
Die Kirche segnet Den, der ihr zu Diensten
fährt.

(Ab.)

Kaiser.

Die Sünd' ist groß und schwer, womit ich mich
beladen;
Das leidige Zaubervolk bringt mich in harten
Schaden.

Erz-Bischof

(abermals zurückkehrend mit tiefster Verbeugung).

Verzeih', o Herr! Es ward dem sehr ver-
ruf'nen Mann
Des Reiches Strand verlieh'n; doch Diesen
trifft der Bann,
Verleihst Du wenig nicht der hohen Kirchenstelle
Auch dort den Zehnten, Zins und Gaben und
Gefälle.

Kaiser (verdrießlich).

Das Land ist noch nicht da; im Meere liegt
es breit.

Erz-Bischof.

Wer's Recht hat und Geduld, für Den kommt
auch die Zeit.
Für uns mög' Euer Wort in seinen Kräften
bleiben!

Kaiser (allein).

So könnt' ich wohl zunächst das ganze Reich
verschreiben!

Fünfter Act.

Offene Gegend.

Wanderer.

Ja, ſie ſind's, die dunkeln Linden,
Dort, in ihres Alters Kraft!
Und ich ſoll ſie wieder finden,
Nach ſo langer Wanderſchaft!
Iſt es doch die alte Stelle,
Jene Hütte, die mich barg,
Als die ſturmerregte Welle
Mich an jene Dünen warf!
Meine Wirthe möcht' ich ſegnen,
Hülfsbereit, ein wack'res Paar,
Das, um heut mir zu begegnen,
Alt ſchon jener Tage war.
Ach, Das waren fromme Leute!
Poch' ich? Ruf' ich? — Seid gegrüßt;
Wenn, gaſtfreundlich, auch noch heute
Ihr des Wohlthuns Glück genießt!

Baucis (Mütterchen, ſehr alt).

Lieber Kömmling! Leiſe! Leiſe!
Ruhe! Laß den Gatten ruhn;
Langer Schlaf verleiht dem Greiſe
Kurzen Wachens raſches Thun.

Wanderer.

Sage, Mutter, biſt Du's eben,
Meinen Dank noch zu empfah'n,
Was Du für des Jünglings Leben
Mit dem Gatten einſt gethan?
Biſt Du Baucis, die, geſchäftig,
Halberſtorb'nen Mund erquickt?

(Der Gatte tritt auf.)

Du Philemon, der, ſo kräftig,
Meinen Schatz der Fluth entrückt?
Eu're Flammen raſchen Feuers,
Euers Glöckchens Silberlaut,
Jenes grauſen Abenteuers
Löſung war Euch anvertraut.

Und nun laßt hervor mich treten,
Schau'n das grenzenloſe Meer;
Laßt mich knieen, laßt mich beten;
Mich bedrängt die Bruſt ſo ſehr.

(Er ſchreitet vorwärts auf der Düne.)

Philemon zu Baucis.

Eile nur, den Tiſch zu decken,
Wo's im Gärtchen munter blüht.
Laß ihn rennen, ihn erſchrecken;
Denn er glaubt nicht, was er ſieht.

(Ihm folgend.)

Philemon (neben dem Wanderer ſtehend).

Das Euch grimmig mißgehandelt,
Wog' auf Woge, ſchäumend wild,
Seht als Garten Ihr behandelt,
Seht ein paradieſiſch' Bild.
Aelter, war ich nicht zu Handen,
Hülfreich nicht, wie ſonſt bereit;
Und, wie meine Kräfte ſchwanden,
War auch ſchon die Woge weit.
Kluger Herren kühne Knechte
Gruben Gräben, dämmten ein,
Schmälerten des Meeres Rechte,
Herr'n an ſeiner Statt zu ſein.
Schaue grünend Wieſ' an Wieſe,
Anger, Garten, Dorf und Wald.
Komm' nun aber und genieße,
Denn die Sonne ſcheidet bald. —
Doch, im Fernſten ziehen Segel,
Suchen nächtlich ſichern Port —
Kennen doch ihr Neſt die Vögel —
Denn jetzt iſt der Hafen dort!
So erblickſt Du in der Weite
Erſt des Meeres blauen Saum,
Rechts und links, in aller Breite,
Dichtgedrängt bewohnten Raum.

Im Gärtchen.

(Am Tiſche zu Dreien.)

Baucis (zum Fremdling).

Bleibſt Du ſtumm; und keinen Biſſen
Bringſt Du zum verlechzten Mund?

Philemon.

Möcht' er doch vom Wunder wiſſen;
Sprichſt ſo gerne, thu's ihm kund.

Baucis.

Wohl! Ein Wunder iſt's geweſen,
Läßt mich heut' noch nicht in Ruh';
Denn es ging das ganze Weſen
Nicht mit rechten Dingen zu.

Philemon.

Kann der Kaiſer ſich verſündigen,
Der das Ufer ihm verliehn?
Thät's ein Herold nicht verkündigen
Schmetternd im Vorüberziehn?
Nicht entfernt von unſern Dünen
Ward der erſte Fuß gefaßt,
Zelte, Hütten! — Doch im Grünen
Richtet bald ſich ein Palaſt.

Baucis.

Tags umſonſt die Knechte lärmten,
Hack' und Schaufel, Schlag um Schlag;
Wo die Flämmchen nächtig ſchwärmten,
Stand ein Damm den andern Tag.
Menſchenopfer mußten bluten;
Nachts erſcholl des Jammers Qual;
Meerab floſſen Feuergluthen;
Morgens war es ein Canal.

Gottlos iſt er, ihn gelüſtet
Unſ're Hütte, unſer Hain;
Wie er ſich als Nachbar brüſtet,
Soll man unterthänig ſein.

Philemon.

Hat er uns doch angeboten
Schönes Gut im neuen Land!

Baucis.

Traue nicht dem Waſſerboden;
Halt auf Deiner Höhe Stand.

Philemon.

Laßt uns zur Capelle treten,
Letzten Sonnenblick zu ſchau'n.
Laßt uns läuten, knieen, beten,
Und dem alten Gott vertrau'n!

Palaſt.

Weiter Ziergarten, großer, gradgeführter Canal.

Fauſt (im höchſten Alter wandelnd, nachdenkend).

Lynceus der Thürmer
(durch's Sprachrohr).

Die Sonne ſinkt; die letzten Schiffe,
Sie ziehen munter hafenein.
Ein großer Kahn iſt im Begriffe,
Auf dem Canale hier zu ſein.
Die bunten Wimpel wehen fröhlich,
Die ſtarren Maſten ſtehn bereit;
In Dir preiſ't ſich der Bootsmann ſelig,
Dich grüßt das Glück zur höchſten Zeit.
(Das Glöckchen läutet auf der Düne.)

Fauſt (auffahrend).

Verdammtes Läuten! Allzu ſchändlich
Verwundet's, wie ein tückiſcher Schuß;
Vor Augen iſt mein Reich unendlich,
Im Rücken neckt mich der Verdruß,
Erinnert mich durch neidiſche Laute,
Mein Hochbeſitz, er iſt nicht rein;
Der Lindenraum, die braune Laute,
Das morſche Kirchlein iſt nicht mein.
Und wünſcht' ich dort mich zu erholen,
Vor fremden Schatten ſchaudert mir,
Iſt Dorn den Augen, Dorn den Sohlen,
O, wär' ich weit hinweg von hier!

Thürmer (wie oben).

Wie ſegelt froh der bunte Kahn
Mit friſchem Abendwind heran!
Wie thürmt ſich ſein bebender Lauf
In Kiſten, Kaſten, Säcken auf!
(Prächtiger Kahn, reich und bunt beladen mit Erzeugniſſen fremder Weltgegenden.)

Mephiſtopheles. Die drei gewaltigen Geſellen.

Chorus.

Da landen wir,
Da ſind wir ſchon.
Glück an dem Herren,
Dem Patron!
(Sie ſteigen aus; die Güter werden an's Land geſchafft.)

Mephiſtopheles.

So haben wir uns wohl erprobt,
Vergnügt, wenn der Patron es lobt.
Nur mit zwei Schiffen ging es fort,
Mit zwanzig ſind wir nun im Port.
Was große Dinge mir gethan,
Das ſieht man unſ'rer Ladung an.
Das freie Meer befreit den Geiſt;
Wer weiß da, was Beſinnen heißt!
Da fördert nur ein raſcher Griff;
Man fängt den Fiſch, man fängt ein Schiff;
Und iſt man erſt der Herr zu Drei',
Dann hacket man das Vierte bei.
Da geht es denn dem Fünften ſchlecht;
Man hat Gewalt, ſo hat man recht.
Man fragt um's Was, — und nicht um's Wie;
Ich müßte keine Schiffahrt kennen:
Krieg, Handel und Piraterie,
Dreieinig ſind ſie, nicht zu trennen.

Die drei gewaltigen Geſellen.

Nicht Dank und Gruß!
Nicht Gruß und Dank,
Als brächten wir
Dem Herrn Geſtank!
Er macht ein wi-
derlich Geſicht;
Das Königsgut
Gefällt ihm nicht.

Mephiſtopheles.

Erwartet weiter
Keinen Lohn,
Nahmt Ihr doch Euern
Theil davon.

Die Geſellen.

Das iſt nur für
Die lange Weil';
Wir Alle fordern
Gleichen Theil.

Mephiſtopheles.

Erſt ordnet oben
Saal an Saal
Die Koſtbarkeiten
Allzumal.
Und tritt er zu

Der reichen Schau,
Berechnet er Alles
Mehr genau,
Er ſich gewiß
Nicht lumpen läßt,
Und gibt der Flotte
Feſt nach Feſt.
Die bunten Vögel kommen morgen;
Für Die werd' ich zum Beſten ſorgen.

(Die Ladung wird weggeſchafft).

Mephiſtopheles (zu Faust'en).

Mit ernſter Stirn, mit düſterm Blick
Vernimmſt Du Dein erhaben' Glück.
Die hohe Weisheit wird gekrönt,
Das Ufer iſt dem Meer verſöhnt;
Vom Ufer nimmt, zu rascher Bahn,
Das Meer die Schiffe willig an.
So ſprich, daß hier, hier vom Palaſt
Dein Arm die ganze Welt umfaßt.
Von dieſer Stelle ging es aus,
Hier ſtand das erſte Bretterhaus;
Ein Gräbchen ward hinabgeriſſt
Wo jetzt das Ruder emſig ſpritzt.
Dein hoher Sinn, der Deinen Fleiß
Erwarb des Meers, der Erde Preis.
Von hier aus —

Fauſt.

Das verfluchte Hier,
Das eben leidig laſtet mir!
Dir, Vielgewandtem, muß ich's ſagen;
Mir gibt's im Herzen Stich um Stich;
Mir iſt's unmöglich, zu ertragen!
Und wie ich's ſage, ſchäm' ich mich.
Die Alten droben ſollten weichen,
Die Linden wünſcht' ich mir zum Sitz,
Die wenigen Bäume, nicht mein eigen,
Verderben mir den Weltbeſitz.
Dort will' ich, weit umher zu ſchauen,
Von Aſt zu Aſt Gerüſte hauen,
Dem Blick eröffnen weite Bahn,
Zu ſehn, was Alles ich gethan,
Zu überſchau'n mit einem Blick
Des Menſchengeiſtes Meiſterſtück,
Bethätigend, mit klugem Sinn,
Der Völker breiten Wohngewinn.

So ſind am Härt'ſten wir gequält,
Im Reichthum fühlend, was uns fehlt.
Des Glöckchens Klang, der Linden Duft
Umfängt mich, wie in Kirch' und Gruft.
Des Allgewaltigen Willenskür
Bricht ſich an dieſem Sande hier.
Wie ſchaff' ich mir es vom Gemüthe!
Das Glöcklein läutet und ich wüthe.

Mephiſtopheles.

Natürlich, daß ein Hauptverdruß
Das Leben Dir vergällen muß!
Wer läugnet's! Jedem edeln Ohr
Kommt das Geklingel widrig vor.
Und das verfluchte Bim-Baum-Bimmel,
Umnebelnd heitern Abendhimmel,
Miſcht ſich in jegliches Begebniß,
Vom erſten Bad bis zum Begräbniß,
Als wäre zwiſchen Bim und Baum,
Das Leben ein verſcholl'ner Traum.

Fauſt.

Das Widerſtehn, der Eigenſinn
Verkümmern herrlichſten Gewinn,
Daß man zu tiefer, grimmiger Pein,
Ermüden muß, gerecht zu ſein.

Mephiſtopheles.

Was willſt Du Dich denn hier geniren,
Mußt Du nicht längſt coloniſiren?

Fauſt.

So geht und ſchafft ſie mir zur Seite!
Das ſchöne Gütchen kennſt Du ja,
Das ich dem Alten abverſah.

Mephiſtopheles.

Man trägt ſie fort und ſetzt ſie nieder;
Eh' man ſich umſieht, ſtehn ſie wieder.
Nach überſtandener Gewalt
Verſöhnt ein ſchöner Aufenthalt.

(Er pfeift gellend.)

Die Drei (treten auf.)

Mephiſtopheles.

Kommt, wie der Herr gebieten läßt,
Und morgen gibt ein Flottenfeſt.

Die Drei.

Der alte Herr empfing uns ſchlecht;
Ein flottes Feſt iſt uns zu Recht.

Mephiſtopheles (ad Spectatores).

Auch hier geſchieht, was längſt geſchah;
Denn Naboth's Weinberg war ſchon da.

(Regum I. 21.)

Tiefe Nacht.

Lynceus, der Thürmer (auf der Schloßwarte ſingend).

Zum Sehen geboren,
Zum Schauen beſtellt,
Dem Thurme geſchworen,
Gefällt mir die Welt.
Ich blick' in die Ferne,
Ich ſeh' in der Näh'
Den Mond und die Sterne,
Den Wald und das Reh.
So ſeh' ich in Allen
Die ewige Zier,

Dritter Aufzug.

Wohnung der Vagabunden im Gebirge.

Pedro allein.

Langsam weichen mir die Sterne,
Langsam naht die Morgenstunde:
Blicke mit dem Rosenmunde
Mich, Aurora, freundlich an.

Wie sehnlich harr' ich auf das Licht des Tages!
Wie sehnlich auf den Boten, der mir Nachricht
Von Villa Bella schleunig bringen soll.
Ich bin bewacht von sonderbaren Leuten;
Sie scheinen wild und roh und guten Muth's.

Und wie mir's gefallen
Gefall' ich auch mir.
Ihr glücklichen Augen,
Was je Ihr gesehn;
Es sei, wie es wolle,
Es war doch so schön!

(Pause.)

Nicht allein mich zu ergetzen,
Bin ich hier so hoch gestellt;
Welch ein gräuliches Entsetzen
Droht mir aus der äußern Welt!
Funkenblicke seh' ich sprühen
Durch der Linden Doppelnacht,
Immer stärker wühlt ein Glühen
Von der Zugluft angefacht.
Ach, die inn're Hütte lodert,
Die bemoos't und feucht gestanden!
Schnelle Hülfe wird gefodert,
Keine Rettung ist vorhanden.
Ach, die guten, alten Leute,
Sonst so sorglich um das Feuer,
Werden sie dem Qualm zur Beute!
Welch' ein schrecklich Abenteuer!
Flamme flammet, roth in Gluthen
Steht das schwarze Moosgeflechte;
Retteten sich nur die Guten
Aus der wildentbrannten Hölle!
Züngelnd lichte Blitze steigen
Zwischen Blättern, zwischen Zweigen;
Aeste dürr, die flackernd brennen,
Glühen schnell und stürzen ein.
Sollt Ihr Augen Dieß erkennen!
Muß ich so weitsichtig sein!
Das Capellchen bricht zusammen
Von der Aeste Sturz und Last;
Schlängelnd sind, mit spitzen Flammen,
Schon die Gipfel angefaßt.
Bis zur Wurzel glüh'n die hohlen
Stämme, purpurroth im Glüh'n.

(Lange Pause; Gesang.)

Was sich sonst dem Blick empfohlen,
Mit Jahrhunderten, ist hin.

Faust

(auf dem Balcon, gegen die Dünen).

Von oben welch ein singend' Wimmern?
Das Wort ist hier, der Ton zu spät;
Mein Thürmer jammert; mich, im Innern,
Verdrießt die ungeduldige That.
Doch sei der Lindenwuchs vernichtet,
Zu halbverkohlter Stämme Graun,
Ein Luginsland ist bald errichtet,
Um in's Unendliche zu schau'n.
Da seh' ich auch die neue Wohnung,
Die jenes alte Paar umschließt,
Das, im Gefühl großmüthiger Schonung,
Der späten Tage froh genießt.

Mephistopheles und die Drei (unten).

Da kommen wir mit vollem Trab;
Verzeiht, es ging nicht gütlich ab.
Wir klopften an, wir pochten an,
Und immer ward nicht aufgethan;
Wir rüttelten, wir pochten fort,
Da lag die morsche Thüre dort;
Wir riefen laut und drohten schwer,
Allein wir fanden kein Gehör.
Und wie's in solchem Fall geschicht,
Sie hörten nicht, sie wollten nicht;
Wir aber haben nicht gesäumt,
Behende Dir sie weggeräumt.
Das Paar hat sich nicht viel gequält,
Vor Schrecken fielen sie entseelt.
Ein Fremder, der sich dort versteckt,
Und fechten wollte, ward gestreckt
In wilden Kampfes kurzer Zeit;
Von Kohlen, ringsumher gestreut,
Entflammte Stroh. Nun lodert's frei,
Als Scheiterhaufen dieser Drei.

Faust.

War't Ihr für meine Worte taub?
Tausch wollt' ich, wollte keinen Raub.
Dem unbekannten, wilden Streich,
Ihm fluch' ich! Theilt es unter Euch.

Chorus.

Das alte Wort, das Wort erschallt:
Gehorche wenig der Gewalt!
Und bist Du kühn und hältst Du Stich,
So wage Haus und Hof und — Dich.

(Ab.)

Faust (auf dem Balcon).

Die Sterne bergen Blick und Schein,
Das Feuer sinkt und lodert klein;
Ein Schauerwindchen fächelt's an,
Bringt Rauch und Dunst zu mir heran.
Gebieten schnell, zu schnell gethan! —
Was schwebet schattenhaft heran?

Mitternacht.

Vier graue Weiber (treten auf).

Erste.

Ich heiße der Mangel.

Zweite.

Ich heiße die Schuld.

Dritte.

Ich heiße die Sorge.

Vierte.

Ich heiße die Noth.

Zu Drei.

Die Thür iſt verſchloſſen, wir können nicht ein;
Drinn' wohnet ein Reicher, wir mögen nicht 'nein.

Mangel.

Da werd' ich zum Schatten.

Schuld.

Da werd' ich zu Nicht.

Noth.

Man wendet von mir das verwöhnte Geſicht.

Sorge.

Ihr Schweſtern, Ihr könnt nicht und dürft nicht hinein.
Die Sorge, ſie ſchleicht ſich durch's Schlüſſelloch ein.

(Sorge verſchwindet.)

Mangel.

Ihr, graue Geſchwiſter, entfernt Euch von hier.

Schuld.

Ganz nah' an der Seite verbind' ich mich Dir.

Noth.

Ganz nah' an der Ferſe begleitet die Noth.

Zu Drei.

Es ziehen die Wolken; es ſchwinden die Sterne!
Dahinten, dahinten! Von ferne von ferne:
Da kommt er, der Bruder; da kommt er, der —
— — — — Tod.

Fauſt (im Palaſt).

Vier ſah ich kommen, Drei nur gehn;
Den Sinn der Rede konnt' ich nicht verſtehn.
Es klang ſo nach, — als hieß es — Noth,
Ein düſt'res Reimwort folgte — Tod.
Es tönte hohl, geſpenſterhaft gedämpft;
Noch hab' ich mich in's Freie nicht gekämpft.
Könnt' ich Magie von meinem Pfad entfernen,
Die Zauberſprüche ganz und gar verlernen,
Ständ ich, Natur, vor Dir ein Mann allein:
Da wär's der Mühe werth, ein Menſch zu ſein!

Das war ich ſonſt, eh' ich's im Düſtern ſuchte,
Mit Frevelwort mich und die Welt verfluchte.
Nun iſt die Luft von ſolchem Spuk ſo voll,
Daß Niemand weiß, wie er ihn meiden ſoll.
Wenn auch ein Tag uns klar vernünftig lacht,
In Traumgeſpinnſt verwickelt uns die Nacht;
Wir kehren froh von junger Flur zurück,
Ein Vogel krächzt; was krächzt er? Mißgeſchick;
Von Aberglauben früh und ſpät umgarnt;
Es eignet ſich, es zeigt ſich an, es warnt.
Und ſo verſchüchtert, ſtehen wir allein;
Die Pforte knarrt und Niemand kommt herein.

(Erſchüttert.)

Iſt Jemand hier?

Sorge.

Die Frage fordert: Ja!

Fauſt.

Und Du; wer biſt denn Du?

Sorge.

Bin einmal da.

Fauſt.

Entferne Dich!

Sorge.

Ich bin am rechten Ort.

Fauſt (erſt ergrimmt, dann beſänftigt für ſich).

Nimm Dich in Acht und ſprich kein Zauberwort.

Sorge.

Würde mich kein Ohr vernehmen,
Müßt' es doch im Herzen dröhnen;
In verwandelter Geſtalt
Üb' ich grimmige Gewalt,
Auf den Pfaden, auf der Welle,
Ewig ängſtlicher Geſelle;
Stets gefunden, nie geſucht,
So geſchmeichelt, wie verflucht.
Haſt Du die Sorge nie gekannt?

Fauſt.

Ich bin nur durch die Welt gerannt;
Ein jed' Gelüſt ergriff ich bei den Haaren.
Was nicht genügte, ließ ich fahren;
Was mir entwiſchte, ließ ich ziehn.
Ich habe nur begehrt und nur vollbracht,
Und abermals gewünſcht, und ſo mit Macht
Mein Leben durchgeſtürmt; erſt groß und mächtig;
Nun aber geht es weiſe, geht bedächtig.
Der Erdenkreis iſt mir genug bekannt.
Nach drüben iſt die Ausſicht uns verrannt;
Thor, wer dorthin die Augen blinzend richtet,
Sich über Wolken Seinesgleichen dichtet!
Er ſtehe feſt und ſehe hier ſich um;
Dem Tüchtigen iſt dieſe Welt nicht ſtumm.
Was braucht er in die Ewigkeit zu ſchweifen?
Was er erkennt, läßt ſich ergreifen.
Er wandle ſo den Erdentag entlang;
Wenn Geiſter ſpuken, geh' er ſeinen Gang;
Im Weiterſchreiten find' er Qual und Glück,
Er, unbefriedigt jeden Augenblick!

Sorge.

Wen ich einmal mir beſitze,
Dem iſt alle Welt Nichts nütze;
Ewiges Düſt're ſteigt herunter,
Sonne geht nicht auf noch unter,

Bei vollkomm'nen äußern Sinnen
Wohnen Finſterniſſe drinnen.
Und er weiß von allen Schätzen
Sich nicht in Beſitz zu ſetzen.
Glück und Unglück wird zur Grille,
Er verhungert in der Fülle;
Sei es Wonne, ſei es Plage,
Schiebt er's zu dem andern Tage,
Iſt der Zukunft nur gewärtig,
Und ſo wird er niemals fertig.

Fauſt.

Hör' auf! So kommſt Du mir nicht bei!
Ich mag nicht ſolchen Unſinn hören.
Fahr' hin! Die ſchlechte Litanei
Sie könnte ſelbſt den klügſten Mann bethören.

Sorge.

Soll er gehen? Soll er kommen?
Der Entſchluß iſt ihm genommen;
Auf gebahnten Weges Mitte
Wankt er taſtend halbe Schritte.
Er verliert ſich immer tiefer,
Siehet alle Dinge ſchiefer,
Sich und And're laſtig drückend,
Athemholend und erſtickend;
Nicht erſtickt und ohne Leben,
Nicht verzweifelnd, nicht ergeben.
So ein unaufhaltſam' Rollen
Schmerzlich' Laſſen, widrig' Sollen,
Bald Befreien, bald Erdrücken,
Halber Schlaf und ſchlecht Erquicken
Heftet ihn an ſeine Stelle
Und bereitet ihn zur Hölle.

Fauſt.

Unſelige Geſpenſter! So behandelt Ihr
Das menſchliche Geſchlecht zu tauſend Malen;
Gleichgiltige Tage ſelbſt verwandelt Ihr
In garſtigen Wirrwarr netzumſtrickter Qualen.
Dämonen, weiß ich, wird man ſchwerlich los,
Das geiſtig ſtrenge Band iſt nicht zu trennen;
Doch Deine Macht, o Sorge, ſchleichend groß,
Ich werde ſie nicht anerkennen!

Sorge.

Erfahre ſie, wie ich geſchwind
Mich mit Verwünſchung von Dir wende!
Die Menſchen ſind im ganzen Leben blind,
Nun, Fauſte, werde Du's am Ende! —

(Sie haucht ihn an.)

Fauſt (erblindet).

Die Nacht ſcheint tiefer tief hereinzudringen;
Allein im Innern leuchtet helles Licht:
Was ich gedacht, ich eil', es zu vollbringen;
Des Herren Wort, es gibt allein Gewicht.
Vom Lager auf, Ihr Knechte! Mann für Mann!
Laßt glücklich ſchauen, was ich kühn erſann.
Ergreift das Werkzeug, Schaufel rühret und Spaten!
Das Abgeſteckte muß ſogleich gerathen.
Auf ſtrenges Ordnen, raſchen Fleiß,
Erfolgt der allerſchönſte Preis;
Daß ſich das größte Werk vollende,
Genügt Ein Geiſt für tauſend Hände.

Großer Vorhof des Palaſtes.

Fackeln.

Mephiſtopheles (als Aufſeher voran).

Herbei, herbei! Herein, herein;
Ihr ſchlotternden Lemuren,
Aus Sehnen und Gebein
Geflickte Halbnaturen!

Lemuren (im Chor).

Wie treten Dir ſogleich zur Hand;
Und, wie wir halb vernommen,
Es gilt wohl gar ein weites Land;
Das ſollen wir bekommen.
Geſpitzte Pfähle die ſind da,
Die Kette lang zum Meſſen;
Warum an uns der Ruf geſchah,
Das haben wir vergeſſen.

Mephiſtopheles.

Hier gilt kein künſtleriſch' Bemüh'n.
Verfahret nur nach eig'nen Maßen:
Der Längſte lege längelang ſich hin;
Ihr Andern ſtichelt ringsumher den Raſen;
Wie man's für unſ're Väter that,
Vertieft ein längliches Quadrat
Aus dem Palaſt in's enge Haus,
So dumm läuft es am Ende doch hinaus!

Lemuren (mit nächtiſchen Geberden grabend).

Wie jung ich war und lebt' und liebt',
Mich däucht, Das war wohl ſüße;
Wo's fröhlich klang und luſtig ging,
Da rührten ſich meine Füße.

Nun hat das tückiſche Alter mich
Mit ſeiner Krücke getroffen;
Ich ſtolpert' über Grabes Thür,
Warum ſtand ſie juſt offen!

Fauſt (aus dem Palaſte tretend, taſtet an den Thürpfoſten.)

Wie das Geklirr der Spaten mich ergötzt!
Es iſt die Menge, die mir fröhnet,
Die Erde mit ſich ſelbſt verſöhnet,
Den Wellen ihre Grenze ſetzt,
Das Meer mit ſtrengem Band umzieht.

Mephiſtopheles (bei Seite).

Du biſt doch nur für uns bemüht
Mit Deinen Dämmen, deinen Buhnen;

Denn Du bereiteſt ſchon Neptun'en,
Dem Waſſerteufel, großen Schmaus.
In jeder Art ſeid Ihr verloren; —
Die Elemente ſind mit uns verſchworen,
Und auf Vernichtung läuft's hinaus.

Fauſt.

Aufſeher!

Mephiſtopheles.

Hier!

Fauſt.

Wie es auch möglich ſei,
Arbeiter ſchaffe Meng' auf Menge,
Ermunt're durch Genuß und Strenge,
Bezahle, locke, preſſe bei!
Mit jedem Tage will ich Nachricht haben,
Wie ſich verlängt der unternomm'ne Graben.

Mephiſtopheles (halblaut).

Man ſpricht, wie man mir Nachricht gab,
Von keinem Graben, doch vom — Grab.

Fauſt.

Ein Sumpf zieht am Gebirge hin,
Verpeſtet alles ſchon Errung'ne;
Den faulen Pfuhl auch abzuziehn,
Das Letzte wär' das Höchſterrung'ne.
Eröffn' ich Räume vielen Millionen,
Nicht ſicher zwar, doch thätig frei zu wohnen.
Grün das Gefilde, fruchtbar; Menſch und Herde
Sogleich behaglich auf der neu'ſten Erde,
Gleich angeſiedelt an des Hügels Kraft,
Den aufgewölzt kühn emſige Völkerſchaft.
Im Innern hier ein paradieſiſch Land,
Da raſe draußen Fluth bis auf zum Rand;
Und wie ſie naſcht, gewaltſam einzuſchießen,
Gemeindrang eilt, die Lücke zu verſchließen.
Ja, dieſem Sinne bin ich ganz ergeben;
Das iſt der Weisheit letzter Schluß:
„Nur Der verdient ſich Freiheit wie das Leben,
Der täglich ſie erobern muß."
Und ſo verbringt, umrungen von Gefahr,
Hier Kindheit, Mann und Greis ſein tüchtig' Jahr.
Solch ein Gewimmel möcht' ich ſehn,
Auf freiem Grund mit freiem Volke ſtehn.
Zum Augenblicke dürft' ich ſagen:
Verweile doch, Du biſt ſo ſchön!
Es kann die Spur von meinen Erdetagen
Nicht in Aeonen untergehn. —
Im Vorgefühl von ſolchem hohen Glück
Genieß' ich jetzt den höchſten Augenblick.

(Fauſt ſinkt zurück; die Lemuren faſſen ihn auf und legen ihn auf den Boden.)

Mephiſtopheles.

Ihn ſättigt keine Luſt, ihm g'nügt kein Glück;
So buhlt er fort nach wechſelnden Geſtalten;
Den letzten, ſchlechten, leeren Augenblick,
Der Arme wünſcht, ihn feſt zu halten.
Der mir ſo kräftig widerſtand,
Die Zeit wird Herr, der Greis hier liegt im Sand.
Die Uhr ſteht ſtill —

Chor.

Steht ſtill! Sie ſchweigt wie Mitternacht.
Der Zeiger fällt.

Mephiſtopheles.

Er fällt; es iſt vollbracht.

Chor.

Es iſt vorbei.

Mephiſtopheles.

Vorbei! Ein dummes Wort.
Warum vorbei?
Vorbei und reines Nichts, vollkomm'nes Einerlei!
Was ſoll uns denn das ew'ge Schaffen,
Geſchaffenes zu Nichts hinwegzuraffen!
„Da iſt's vorbei!" Was iſt daran zu leſen?
Es iſt ſo gut, als wär' es nicht geweſen,
Und treibt ſich doch im Kreis, als wenn es wäre,
Ich liebte mir dafür das ewig Leere.

Grablegung.

Lemur. Solo.

Wer hat das Haus ſo ſchlecht gebaut,
Mit Schaufeln und mit Spaten?

Lemuren. Chor.

Dir, dumpfer Gaſt, im hänf'nen Gewand,
Iſt's viel zu gut gerathen.

Lemur. Solo.

Wer hat den Saal ſo ſchlecht verſorgt?
Wo blieben Tiſch und Stühle?

Lemuren. Chor.

Es war auf kurze Zeit geborgt;
Der Gläubiger ſind ſo viele.

Mephiſtopheles.

Der Körper liegt; und will der Geiſt entfliehn,
Ich zeig' ihm raſch den blutgeſchrieb'nen Titel; —
Doch leider hat man jetzt ſo viele Mittel,
Dem Teufel Seelen zu entziehn.
Auf altem Wege ſtößt man an,
Auf neuem ſind wir nicht empfohlen;
Sonſt hätt' ich es allein gethan,
Jetzt muß ich Helfershelfer holen.
Uns geht's in allen Dingen ſchlecht!
Herkömmliche Gewohnheit, altes Recht,

Man kann auf gar Nichts mehr vertrauen.
Sonſt mit dem letzten Athem fuhr ſie aus,
Ich paßt' ihr auf und, wie die ſchnellſte Maus,
Schnapps! hielt ich ſie in feſtverſchloſſ'nen Klauen.
Nun zaudert ſie und will den düſtern Ort,
Des ſchlechten Leichnams ekles Haus, nicht laſſen;
Die Elemente, die ſich haſſen,
Die treiben ſie am Ende ſchmählich fort.
Und wenn ich Tag' und Stunden mich zerplage!
Wann? wie und wo? Das iſt die leidige Frage.
Der alte Tod verlor die raſche Kraft;
Das Ob? ſogar iſt lange zweifelhaft.
Oft ſah ich lüſtern auf die ſtarren Glieder;
Es war nur Schein; Das rührte, Das regte ſich wieder.

(Phantaſtiſch flügelmänniſche Beſchwörungsgeberden.)

Nur friſch heran! Verdoppelt Euern Schritt,
Ihr Herr'n vom graden, Herr'n vom krummen Horne,
Vom alten Teufelsſchrot und Korne,
Bringt Ihr zugleich den Höllenrachen mit.
Zwar hat die Hölle Rachen viele, viele.
Nach Standesgebühr und Würden ſchlingt ſie ein;
Doch wird man auch bei dieſem letzten Spiele
In's Künftige nicht ſo bedenklich ſein.

(Der grämliche Höllenrachen thut ſich links auf.)

Eckzähne klaffen; dem Gewölb des Schlundes
Entquillt der Feuerſtrom in Wuth,
Und in dem Siedequalm des Hintergrundes
Seh' ich die Flammenſtadt in ewiger Gluth.
Die rothe Brandung ſchlägt hervor bis an die Zähne,
Verdammte, Rettung hoffend, ſchwimmen an;
Doch coloſſal zerknirſcht ſie die Hyäne,
Und ſie erneuen ängſtlich beiße Bahn.
In Winkeln bleibt noch Vieles zu entdecken,
So viel Erſchrecklichſtes im engſten Raum!
Ihr thut ſehr wohl, die Sünder zu erſchrecken;
Sie halten's doch für Lug und Trug und Traum.

(Zu den Dicktenkeln vom kurzen, graden Horne.)

Nun wanſtige Schuften mit den Feuerbacken!
Ihr glüht ſo recht vom Höllenſchwefel feiſt;
Klotzartige, kurze, nie bewegte Nacken!
Hierunten lauert, ob's wie Phosphor gleißt:
Das iſt das Seelchen, Pſyche mit den Flügeln.
Die rupft Ihr aus: ſo iſt's ein garſtiger Wurm.
Mit meinem Stempel will ich ſie beſiegeln,
Dann fort mit ihr im Feuerwirbelſturm.

Paßt auf die niedern Regionen,
Ihr Schläuche; Das iſt Eu're Pflicht;
Ob's ihr beliebte, da zu wohnen,
So accurat weiß man Das nicht.
Im Nabel iſt ſie gern zu Haus.
Nehmt es in Acht; ſie wischt Euch dort heraus!

(Zu den Dünnenkeln vom langen, krummen Horne.)

Ihr Zirlefanze, flügelmänniſche Rieſen!
Greift in die Luft, verſucht Euch ohne Raſt;
Die Arme ſtrack, die Klauen ſcharf gewieſen,
Daß Ihr die Flatternde, die Flüchtige faßt.
Es iſt ihr ſicher ſchlecht im alten Haus,
Und das Genie, es will gleich obenaus.

Glorie von oben, rechts.

Himmliſche Heerſchaar.

Folget Geſandte,
Himmelsverwandte,
Gemächlichen Flugs:
Sündern vergeben,
Staub zu beleben;
Allen Naturen
Freundliche Spuren,
Wirket im Schweben
Des weilenden Zugs.

Mephiſtopheles.

Mißtöne hör' ich, garſtiges Geklimper.
Von oben kommt's mit unwillkomm'nem Tag;
Es iſt das dübiſch mädchenhafte Geſtümper,
Wie frömmelnder Geſchmack ſich's lieben mag.
Ihr wißt, wie wir, in tiefverruchten Stunden,
Vernichtung ſannen menſchlichem Geſchlecht:
Das Schändlichſte, was wir erfunden,
Iſt ihrer Andacht eben recht.

Sie kommen gleißneriſch, die Laffen!
So haben ſie uns Manchen weggeſchnappt.
Bekriegen uns mit unſern eig'nen Waffen;
Es ſind auch Teufel, doch verkappt.
Hier zu verlieren wär' Euch ew'ge Schande.
An's Grab heran und haltet feſt am Rande!

Chor der Engel
(Roſen ſtreuend).

Roſen, Ihr blendenden,
Balſam verſendenden;
Flatternde, ſchwebende,
Heimlich belebende,
Zweigleinbefiederte,
Knoſpenentſiegelte,
Eilet, zu blüh'n.

Frühling entſprieße!
Purpur und Grün,
Tragt Paradieſe
Dem Ruhenden hin.

Mephiſtopheles (zu den Satanen).

Was duckt und zuckt Ihr? Iſt das Höllenbrauch?
So haltet Stand und laßt ſie ſtreuen.

An ſeinen Platz ein jeder Gauch!
Sie denken wohl, mit ſolchen Blümeleien
Die heißen Teufel einzuſchneien;
Das ſchmilzt und ſchrumpft vor Euerm Hauch.
Nun puſtet, Püſtriche! — Genug, genug!
Vor Euerm Beben bleicht der ganze Flieg. —
Nicht ſo gewaltſam! — Schließet Maul und Naſen!
Fürwahr, Ihr habt zu ſtark geblaſen.
Daß Ihr doch nie die rechten Maße kennt!
Das ſchrumpft nicht nur; es bräunt ſich dort, es brennt;
Schon ſchwebt's heran mit giftig klaren Flammen.
Stemmt Euch dagegen, drängt Euch feſt zuſammen! —
Die Kraft erliſcht! Dahin iſt aller Muth!
Die Teufel wittern fremde Schmeichelgluth.

Engel.

Blüthen, die ſeligen,
Flammen, die fröhlichen,
Liebe verbreiten ſie,
Wonne bereiten ſie,
Herz, wie es mag —
Worte, die wahren,
Aether im Klaren
Ewigen Schaaren
Ueberall Tag!

Mephiſtopheles.

O Fluch, o Schande ſolchen Trüpfen!
Satane ſtehen auf den Köpfen;
Die Plumpen ſchlagen Rad auf Rad
Und ſtürzen ärſchlings in die Hölle.
Geſegn' Euch das verdiente heiße Bad!
Ich aber bleib' auf meiner Stelle. —
(Sich mit den ſchwebenden Naſen herumſchlagend.)
Irrlichter fort! Du, leuchte noch ſo ſtark,
Du bleibſt gehaſcht ein ekler Gallertquark.
Was flatterſt Du? Willſt Du Dich packen! —
Es klemmt wie Pech und Schwefel mir im Nacken.

Engel (Chor).

Was Euch nicht angehört,
Müſſet Ihr meiden;
Was Euch das Innre ſtört,
Dürft Ihr nicht leiden.
Dringt es gewaltig ein,
Müſſen wir tüchtig ſein;
Liebe, nur Liebende
Führet herein!

Mephiſtopheles.

Mir brennt der Kopf, das Herz, die Leber brennt,
Ein übertenfliſch Element;
Weit ſpitziger als Höllenfeuer!
D'rum jammert Ihr ſo ungeheuer,
Unglückliche Verliebte, die verſchmäht,
Verdrehten Halſes nach der Liebſten ſpäht!

Auch mir. Was zieht den Kopf auf jene Seite?
Bin ich mit ihr doch im geſchwornen Streite!
Der Anblick war mir ſonſt ſo feindlich ſcharf.
Hat mich ein Fremdes durch und durchgedrungen
Ich mag ſie gerne ſehn, die allerliebſten Jungen;
Was hält mich ab, daß ich nicht fluchen darf!
Und wenn ich mich bethören laſſe,
Wer heißt denn künftighin der Thor? —
Die Wetterbuben, die ich haſſe,
Sie kommen mir doch gar zu lieblich vor! —

Ihr ſchönen Kinder, laßt mich wiſſen:
Seid Ihr nicht auch von Luzifer's Geſchlecht?
Ihr ſeid ſo hübſch, fürwahr, ich möcht' Euch küſſen!
Mir iſt's, als kommt Ihr eben recht.
Es iſt mir ſo behaglich, ſo natürlich,
Als hätt' ich Euch ſchon tauſend Mal geſehn;
So heimlich kätzchenhaft begierlich.
Mit jedem Blick auf's Neue ſchöner ſchön.
O, nähert Euch; o, gönnt mir einen Blick!

Engel.

Wir kommen ſchon; warum weichſt Du zurück?
Wir nähern uns, und wenn Du kannſt, ſo bleib'.
(Die Engel nahmen, umherziehend, den ganzen Raum ein.)

Mephiſtopheles
(der in's Proſcenium gedrängt wird).

Ihr ſcheltet uns verdammte Geiſter,
Und ſeid die wahren Hexenmeiſter;
Denn Ihr verführet Mann und Weib. —
Welch' ein verfluchtes Abenteuer!
Iſt dieß das Liebes-Element?
Der ganze Körper ſteht in Feuer;
Ich fühle kaum, daß es im Nacken brennt. —
Ihr ſchwankt hin und her; ſo ſenkt Euch nieder,
Ein Bißchen weltlicher bewegt die holden Glieder;
Fürwahr, der Ernſt ſteht Euch recht ſchön!
Doch möcht' ich Euch nur ein Mal lächeln ſehn;
Das wäre mir ein ewiges Entzücken.
Ich meine ſo, wie wenn Verliebte blicken;
Ein kleiner Zug am Mund, ſo iſt's gethan.
Dich, langer Burſche, Dich mag ich am Liebſten leiden;
Die Pfaffenmienе will Dich gar nicht kleiden:
So ſieh' mich doch ein wenig lüſtern an!
Auch könntet Ihr anſtändig nackter gehen;
Das lange Faltenkleid iſt überſittlich —
Sie wenden ſich — von hinten anzuſehen! —
Die Racker ſind doch gar zu appetitlich! —

Chor der Engel.

Wendet zur Klarheit
Euch, liebende Flammen!

Die ſich verdammen,
Heile die Wahrheit,
Daß ſie vom Böſen
Auch ſich erlöſen,
Um in dem Allverein
Selig zu ſein.

Mephiſtopheles (ſich laſſend).

Wie mich wie! — Hohnartig. Beul an Beule
Der ganze Kerl, dem's vor ſich ſelber grauſt,
Und triumphirt zugleich, wenn er ſich ganz durchſchaut.
Wenn er auf ſich und ſeinen Stamm vertraut.
Bereitet ſind die edeln Teufelstheile,
Der Liebespuk, er wirft ſich auf die Haut;
Schon angebrannt ſind die verruchten Flammen;
Und, wie es ſich gehört, flucht ich Euch allzuſammen!

Chor der Engel.

Heilige Gluthen!
Wen ſie umſchweben,
Jubilt ſich im Leben
Selig mit Guten.
Alle vereinigt
Hebt Euch und preiſt.
Luft iſt gereinigt,
Athme der Geiſt!

(Sie erheben ſich. Fauſt auf Unterblicke entführend.)

Mephiſtopheles (ſich umſehend).

Doch wie? — Wo ſind ſie hingezogen?
Unmündiges Volk, Du haſt mich überraſcht;
Sind mit der Beute himmelwärts entflogen;
Drum haben ſie an dieſer Gruft genaſcht!
Mir iſt ein großer, einziger Schatz entwendet;
Die hehre Seele, die ſich mir verpfändet,
Die haben ſie mir pfiffig weggeſchnappt.
Bei wem ſoll ich mich nun beklagen?
Wer ſchafft mir mein erwerbnes Recht?
Du biſt getäuſcht in Deinen alten Tagen;
Du haſt's verdient; es geht Dir grimmig ſchlecht.
Ich habe ſchimpflich mißgehandelt;
Ein großer Aufwand, ſchmählich! iſt verthan;
Gewonnen' Gelüſt, abſurde Liebſchaft wandelt
Den ausgepichten Teufel an.
Und hat mit dieſem kindiſch tollen Ding
Der Klugerfahrne ſich beſchäftigt,
Er iſt fürwahr die Thorheit nicht geringe,
Die ſeiner ſich am Schluß bemächtigt.

Bergſchluchten, Wald, Fels, Einöde.

Heilige Anachoreten
(gebirgauf vertheilt, gelagert zwiſchen Klüften).

Chor und Echo.

Waldung, ſie ſchwankt heran;
Felſen, ſie laſten d'ran;
Wurzeln, ſie klammern an,
Stamm dicht an Stamm hinan;
Woge nach Woge ſpringt,
Höhle die tiefſte ſchlingt;
Löwen, ſie ſchleichen ſtumm,
Freundlich um uns herum,
Ehren geweihten Ort
Heiligen Liebeshort.

Pater extaticus
(auf- und abſchwebend).

Ewiger Wonnebrand,
Glühendes Liebesband,
Siedender Schmerz der Bruſt,
Schäumende Gottesluſt!
Pfeile, durchdringet mich;
Lanzen, bezwinget mich;
Keulen, zerſchmettert mich;
Blitze, durchwettert mich,
Daß ja das Nichtige
Alles verflüchtige,
Glänze der Ewigſtern
Ewiger Liebe Kern!

Pater profundus (tiefe Region).

Wie Felſenabgrund mir zu Füßen
Auf dieſem Abgrund laſtend ruht;
Wie tauſend Bäche brauſend fließen
Zum grauſen Sturz des Schaumes der Fluth;
Wie ſtark, mit eig'nem, kräftigem Triebe,
Der Stamm ſich in die Lüfte trägt:
So iſt es die allmächtige Liebe,
Die Alles bildet, Alles hegt.

Iſt um mich her ein wildes Brauſen,
Als wogte Wald und Felſengrund!
Und doch ſtürzt, liebevoll zum Sauſen,
Die Waſſerfülle ſich zum Schlund,
Berufen, gleich das Thal zu wäſſern;
Der Blitz, der flammend niederſchlug,
Die Atmoſphäre zu verbeſſern,
Die Geiſt und Dunſt im Busen trug,
Sind Liebesboten, ſie verkünden,
Was ewig ſchaffend uns umwallt.
Mein Inn'res mög' es auch entzünden,
Wo ſich der Geiſt, verwirren, krallt,
Verquält in dumpfer Sinne Schranken,
Scharfangeſchloſſen neun Ketten ſchmerzt.
O Gott, beſchwichtige die Gedanken,
Erleuchte mein beirrtes Herz!

Pater Seraphicus (mittlere Region).

Welch ein Morgenröthchen ſchon eher
Durch der Tannen ſchwankend' Haar!
Ahn' ich, was im Innern lebet?
Es iſt junge Geiſterſchaar.

Chor ſeliger Knaben.

Sag' uns, Vater; wo wir walten;
Sag' uns, Guter, wer wir ſind!

Glücklich ſind wir; Allen, Allen
Iſt das Daſein ſo gelind!

Pater Seraphicus.

Knaben! Mitternachts Geber'ne,
Halb erſchloſſen Geiſt und Sinn,
Für die Eltern gleich Verlor'ne
Für die Engel zum Gewinn!
Daß ein Liebender zugegen,
Fühlt Ihr wohl; ſo naht Euch nur.
Doch von ſchroffen Erdewegen
Glückliche, habt Ihr keine Spur.
Steigt herab in meiner Augen
Welt- und erdgemäß' Organ,
Könnt ſie als die Euern brauchen;
Schaut Euch dieſe Gegend an.

(Er nimmt ſie in ſich.)

Das ſind Bäume; Das ſind Felſen,
Waſſerſtrom, der abeſtürzt,
Und mit ungeheuerm Wälzen
Sich den ſteilen Weg verkürzt.

Selige Knaben (von innen).

Das iſt mächtig, anzuſchauen;
Doch zu düſter iſt der Ort,
Schüttelt uns mit Schreck' und Grauen.
Edler, Guter, laß uns fort!

Pater Seraphicus.

Steigt hinan zu höherm Kreiſe,
Wachſet immer unvermerkt,
Wie, nach ewig reiner Weiſe,
Gottes Gegenwart verſtärkt.
Denn Das iſt der Geiſter Nahrung
Die im frei'ſten Aether waltet;
Ewigen Liebens Offenbarung,
Die zur Seligkeit entfaltet.

Chor ſeliger Knaben
(um die höchſten Gipfel kreiſend).

Hände verſchlinget
Freudig zum Ringverein,
Regt Euch und ſinget
Heilige Gefühle d'rein.
Göttlich belehret,
Dürft Ihr vertrau'n;
Den Ihr verehret,
Werdet Ihr ſchau'n.

(Engel ſchwebend in der höhern Atmoſphäre, Faust'ens Unſterbliches tragend.)

Gerettet iſt das edle Glied
Der Geiſterwelt vom Böſen:
Wer immer ſtrebend ſich bemüht,
Den können wir erlöſen;
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben Theil genommen,
Begegnet ihm die ſelige Schaar
Mit herzlichem Willkommen.

Die jüngern Engel.

Jene Roſen, aus den Händen
Liebend heiliger Büßerinnen,
Halfen uns den Sieg gewinnen,
Und das hohe Werk vollenden,
Dieſen Seelenſchatz erbeuten.
Böſe wichen, als wir ſtreuten,
Teufel flohen, als wir trafen.
Statt gewohnter Höllenſtrafen
Fühlten Liebesqual die Geiſter;
Selbſt der alte Satansmeiſter
Wär von ſpitzer Pein durchdrungen.
Jauchzet auf! Es iſt gelungen.

Die vollendetern Engel.

Uns bleibt ein Erdenreſt
Zu tragen peinlich;
Und wär' er von Asbeſt,
Er iſt nicht reinlich.
Wenn ſtarke Geiſteskraft
Die Elemente
An ſich herangerafft,
Kein Engel trennte
Geeinte Zwienatur
Der innigen Beiden;
Die ewige Liebe nur
Vermag's zu ſcheiden.

Die jüngern Engel.

Nebelnd um Felſenhöh',
Spür' ich ſo eben,
Regend ſich in der Näh',
Ein Geiſterleben.
Die Wolken werden klar,
Ich ſeh' bewegte Schaar
Seliger Knaben,
Los von der Erde Druck,
Im Kreis geſellt,
Die ſich erlaben
Am neuen Lenz und Schmuck
Der obern Welt.
Sei er zum Anbeginn,
Steigendem Vollgewinn,
Dieſen geſellt!

Die ſeligen Knaben.

Freudig empfangen wir
Dieſen im Puppenſtand;
Alſo erlangen wir
Engliſches Unterpfand.
Löſet die Flocken los,
Die ihn umgeben;
Schon iſt er ſchön und groß
Von heiligem Leben.

Doctor Marianus
(in der höchſten, cryſtallinen Zelle).

Hier iſt die Ausſicht frei,
Der Geiſt erhoben.

Dort ziehen Frau'n vorbei,
Schwebend nach oben;
Die Herrliche mittenein'
Im Sternenkranze,
Die Himmelskönigin;
Ich ſeh's am Glanze.

(Entzückt.)

Höchſte Herrſcherinn der Welt!
Laſſe mich im blauen
Ausgeſpannten Himmelszelt
Dein Geheimniß ſchauen.
Billige, was des Mannes Bruſt
Ernſt und zart bewieget
Und mit heiliger Liebesluſt
Dir entgegen träget.
Unbezwinglich unſer Muth,
Wenn Du hehr gebieteſt;
Plötzlich mildert ſich die Gluth
Wie Du uns befriedeſt!
Jungfrau, rein im ſchönſten Sinn,
Mutter, Ehren würdig,
Uns erwählte Königinn,
Göttern ebenbürtig.

Um ſie verſchlingen
Sich leichte Wölkchen,
Sind Täſerinnen,
Ein zartes Völkchen,
Um Ihre Knie'
Den Aether ſchlürfend,
Gnade bedürfend.

Dir, der Unberührbaren,
Iſt es nicht benommen,
Daß die leicht Verführbaren
Traulich zu Dir kommen.
In die Schwachheit hingerafft,
Sind ſie ſchwer zu retten;
Wer zerreißt aus eig'ner Kraft
Der Gelüſte Ketten?
Wie entgleitet ſchnell der Fuß
Schiefem, glattem Boden?
Wen bethört nicht Blick und Gruß,
Schmeichelhafter Odem?

Mater gloriosa *) (ſchwebt einher).

Chor der Büßerinnen.

Du ſchwebſt zu Höhen
Der ewigen Reiche;
Vernimm das Flehen
Du, ohne Gleiche!
Du Gnadenreiche!

Magna peccatrix **)
(St. Lucae VII, 36.)

Bei der Liebe, die den Füßen
Deines gottverklärten Sohnes
Thränen ließ zum Balſam fließen,
Trotz des Phariſäer-Hohnes;
Beim Gefäße, das ſo reichlich
Teurſte Wohlgeruch herwieder;
Bei den Locken, die ſo weichlich
Trockneten die heiligen Glieder: —

Mulier Samaritana ***)
(St. Joh. IV).

Bei dem Brunn', zu dem ſchon weiland
Abram ließ die Herde führen;
Bei dem Eimer, der dem Heiland
Kühl die Lippe durft' berühren;
Bei der reinen, reichen Quelle,
Die nun dorther ſich ergießet,
Ueberfließig, ewig helle,
Rings durch alle Welten fließet: —

Maria Aegyptiaca ****)
(Acta Sanctorum).

Bei dem hochgeweihten Orte,
Wo den Herrn man niederließ;
Bei dem Arm, der von der Pforte
Warnend mich zurücke ſtieß;
Bei der vierzigjährigen Buße,
Der ich treu in Wüſten blieb;
Bei dem ſeligen Scheidegruße,
Den im Sand ich niederſchrieb: —

Zu Drei.

Die Du großen Sünderinnen
Deine Nähe nicht verweigerſt,
Und ein büßendes Gewinnen
In die Ewigkeiten ſteigerſt: —
Gönn' auch dieſer guten Seele,
Die ſich ein Mal nur vergeſſen,
Die nicht ahnte, daß ſie fehle,
Dein Verzeihen angemeſſen!

Una Poenitentium *****)
(und Gretchen genannt. Sich aufſchwebend).

Neige, neige
Du, ohne Gleiche,
Du Strahlenreiche,
Dein Antlitz gnädig meinem Glück!
Der früh' Geliebte,
Nicht mehr Getrübte,
Er kommt zurück.

Selige Knaben
(in Kreisbewegung ſich nähernd).

Er überwächſt uns ſchon
An mächtigen Gliedern,
Wird treuer Pflege Lohn
Reichlich erwiedern.
Wir wurden früh entfernt

*) Die glorreiche Mutter Maria.
**) Die große Sünderinn.
***) Das ſamaritaniſche Weib.
****) Die ägyptiſche Maria. (Legende.)
*****) Eine der Büßerinnen.

Von Liebe-Ehren.
Doch Dieser hat gelernt;
Er wird uns lehren.

Die eine Büßerinn, sonst Gretchen genannt.

Vom edeln Geister-Chor umgeben,
Wird sich der Neue kaum gewahr;
Er ahnet kaum das frische Leben,
So gleicht er schon der heiligen Schaar.
Sieh, wie er jedem Erdenbande
Der alten Hülle sich entrafft,
Und aus ätherischem Gewande
Hervortritt erste Jugendkraft!
Vergönne mir, ihn zu belehren;
Noch blendet ihn der neue Tag!

Mater gloriosa.

Komm', hebe Dich zu höhern Sphären;
Wenn er Dich ahnet, folgt er nach!

Doctor Marianus
(auf dem Angesicht anbetend).

Blicket auf zum Rettungsblick
Alle reuig Zarten,
Euch zu seligem Geschick
Dankend umzuarten.
Werde jeder beßre Sinn
Dir zum Dienst erbötig;
Jungfrau, Mutter, Königinn,
Göttinn bleibe gnädig!

Chorus mysticus.

Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichniß;
Das Unzulängliche,
Hier wird's Ereigniß;
Das Unbeschreibliche,
Hier ist es gethan;
Das ewig Weibliche
Zieht uns hinan.

Den einen hab' ich leicht beſtechen können,
Daß er ein Briefchen der Geliebten bringe.
Nach ſeiner Rechnung könnt' er wieder hier
Schon eine Viertelſtunde ſeyn. Er kommt.

Vagabund

tritt herein und gibt Pedro ein Billet.

Pedro.

Du haſt den Auftrag redlich ausgerichtet:
Ich ſeh's an dieſem Blatt. O liebe Hand,
Die zitternd dieſen Nahmen ſchrieb! Ich küſſe
Dich tauſendmal. Was wird ſie ſagen? Was?

Er lieſ't.

„Mit Angſt und Zittern ſchreib' ich dir, Geliebter.
„Wie ſehr erſchreckt mich deine Wunde! Niemand
„Iſt in dem Hauſe: denn mein Vater folgt
„Mit allen Leuten deinen Feinden nach.
„Wir Mädchen ſind allein. Ach, alles wagt
„Die Liebe! Gern möcht' ich mich zu dir wagen,
„Um dich zu pflegen, zu befreyn, Geliebter.
„Zerriſſen iſt mein Herz; es heilet nur
„In deiner Gegenwart. Was ſoll ich thun?

Iphigenie auf Tauris.

Ein Schauſpiel.

Perſonen.

Iphigenie.
Thoas, König der Taurier.
Orest.
Polydes.
Arcas.
Schaaren-Halt der Diana'at Tempel

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Iphigenie.

Heraus in Eu're Schatten, rege Wipfel
Des alten, heil'gen, dichtbelaubten Haines;
Wie in der Göttinn ſtilles Heiligthum,
Tret' ich noch jetzt mit ſchauderndem Gefühl,
Als wenn ich ſie zum erſten Mal betrate,
Und es gewöhnt ſich nicht mein Geiſt hierher.
So manches Jahr bewahrt mich hier verborgen
Ein hoher Wille, dem ich mich ergebe;
Doch immer bin ich, wie im erſten, fremd;
Denn, ach, mich trennt das Meer von den Geliebten,
Und an dem Ufer ſteh' ich lange Tage,
Das Land der Griechen mit der Seele ſuchend;
Und gegen meine Seufzer bringt die Welle
Nur dumpfe Töne brauſend mir herüber.
Weh' Dem, der fern von Eltern und Geſchwiſtern
Ein einſam' Leben führt! Ihm zehrt der Gram
Das nächſte Glück vor ſeinen Lippen weg,
Ihm ſchwärmen abwärts immer die Gedanken
Nach ſeines Vaters Hallen, wo die Sonne
Zuerſt den Himmel vor ihm aufſchloß, wo
Sich Mitgeborne ſpielend feſt und feſter
Mit ſanften Banden an einander knüpften.
Ich rechte mit den Göttern nicht; allein
Der Frauen Zuſtand iſt beklagenswerth.
Zu Haus' und in dem Kriege herrſcht der Mann,
Und in der Fremde weiß er ſich zu helfen.
Ihn freuet der Beſitz; ihn krönt der Sieg!
Ein ehrenvoller Tod iſt ihm bereitet.
Wie eingebunden iſt des Weibes Glück!
Schon einem rauhen Gatten zu gehorchen,
Iſt Pflicht und Luſt; wie elend, wenn ſie gar
Ein feindlich' Schickſal in die Ferne treibt!
So hält mich Thoas hier, ein edler Mann,
In ernſten, heil'gen Sclaven-Banden feſt.
O, wie beſchämt geſteh' ich, daß ich Dir
Mit ſtillem Widerwillen diene, Göttinn,
Dir, meiner Retterinn! Mein Leben ſollte
Zu freiem Dienſte Dir gewidmet ſein.
Auch hab' ich ſtets auf Dich gehofft, und hoffe
Noch jetzt auf Dich, Diana, die Du mich,
Des größten Königes verſtoßne Tochter,
In deinen heil'gen, ſanften Arm genommen.
Ja, Tochter Zeus, wenn Du den hohen Mann,
Den Du, die Tochter fordernd, züchtigteſt;
Wenn Du den göttergleichen Agamemnon,
Der Dir ſein Liebſtes zum Altare brachte,
Von Troja's umgewandten Mauern rühmlich
Nach ſeinem Vaterland zurück begleitet,
Die Gattinn ihm, Electre'n und den Sohn,
Die ſchönen Schätze, wohl erhalten haſt:
So gib auch mich den Meinen endlich wieder,
Und rette mich, die Du vom Tod errettet,
Auch von dem Leben hier, dem zweiten Tode!

Zweiter Auftritt.

Iphigenie. Arcas.

Arcas.

Der König ſendet mich hierher und beut
Der Prieſterinn Dianen's Gruß und Heil.
Dieß iſt der Tag, da Tauris ſeiner Göttinn
Für wunderbare, neue Siege dankt.

Ich eile vor dem König und dem Heer',
Zu melden, daß er kommt, und daß es naht.

Iphigenie.

Wir sind bereit, sie würdig zu empfangen;
Und unſre Göttinn sieht willkomm'nem Opfer
Von Thoas Hand mit Gnadenblick entgegen.

Arcas.

O, fänd' ich auch den Blick der Prieſterinn,
Der werthen, vielgeehrten, Deinen Blick,
O, heil'ge Jungfrau, heller, leuchtender,
Uns allen gutes Zeichen! Noch bedeckt
Der Gram geheimnißvoll Dein Innerſtes;
Vergebens harren wir schon Jahre lang
Auf ein vertraulich' Wort aus Deiner Bruſt.
So lang ich Dich an dieſer Stätte kenne,
Iſt dieß der Blick, vor dem ich immer schaud're;
Und wie mit Eisenbanden bleibt die Seele
In's Innerſte des Buſens Dir geſchmiedet.

Iphigenie.

Wie's der Vertrieb'nen, der Verwaiſ'ten ziemt.

Arcas.

Scheinſt Du Dir hier vertrieben und verwaiſt?

Iphigenie.

Kann uns zum Vaterland' die Fremde werden?

Arcas.

Und Dir iſt fremd das Vaterland geworden.

Iphigenie.

Das iſt's, warum mein blutend' Herz nicht heilt.
In erſter Jugend, da ſich kaum die Seele
An Vater, Mutter und Geſchwiſter band;
Die neuen Schößlinge, geſellt und lieblich,
Vom Fuß der alten Stämme himmelwärts
Zu dringen ſtrebten: leider faßte da
Ein fremder Fluch mich an und trennte mich
Von den Geliebten, riß das ſchöne Band
Mit eh'rner Fauſt entzwei. Sie war dahin,
Der Jugend beſte Freude, das Gedeih'n
Der erſten Jahre. Selbſt gerettet, war
Ich nur ein Schatten mir, und friſche Luft
Des Lebens blüht in mir nicht wieder auf.

Arcas.

Wenn Du Dich ſo unglücklich nennen willſt,
So darf ich Dich auch wohl undankbar nennen.

Iphigenie.

Dank habt Ihr ſtets.

Arcas.

Doch nicht den reinen Dank,
Um deſſentwillen man die Wohlthat thut;
Den frohen Blick, der ein zufried'nes Leben
Und ein geneigtes Herz dem Wirthe zeigt.
Als Dich ein tief geheimnißvolles Schickſal
Vor ſo viel Jahren dieſem Tempel brachte,
Kam Thoas Dir, als einer Gottergeb'nen,
Mit Ehrfurcht und mit Neigung zu begegnen;
Und dieſes Ufer ward Dir hold und freundlich,
Das jedem Fremden ſonſt voll Grauſens war,
Weil Niemand unſer Reich vor Dir betrat,
Der an Diane's heil'gen Stufen nicht,
Nach altem Brauch, ein blutig Opfer fiel.

Iphigenie.

Frei athmen macht das Leben nicht allein.
Welch' Leben iſt's, das an der heil'gen Stätte,
Gleich einem Schatten um ſein eigen' Grab,
Ich nur vertrauern muß! Und nenn' ich Das
Ein fröhlich ſelbſtbewußtes Leben, wenn
Uns jeder Tag, vergebens hingeträumt,
Zu jenen grauen Tagen vorbereitet,
Die an dem Ufer Lethe's, ſelbſtvergeſſend,
Die Trauerſchaar der Abgeſchied'nen feiert?
Ein unnütz' Leben iſt ein früher Tod;
Dieß Frauenſchickſal iſt vor Allen mein's.

Arcas.

Den edeln Stolz, daß Du Dir ſelbſt nicht g'nügeſt,
Verzeih' ich Dir, ſo ſehr ich Dich bedau're;
Er raubet den Genuß des Lebens Dir;
Du haß hier Nichts gethan ſeit Deiner Ankunft?
Wer hat des Königs trüben Sinn erheitert?
Wer hat den alten, grauſamen Gebrauch,
Daß am Altar Diane's jeder Fremde
Sein Leben blutend läßt, von Jahr zu Jahr,
Mit ſanfter Ueberredung aufgehalten,
Und die Gefang'nen vom gewiſſen Tod
In's Vaterland ſo oft zurückgeſchickt?
Hat nicht Diane, ſtatt erzürnt zu ſein,
Daß ſie der blut'gen, alten Opfer mangelt,
Dem ſanft' Gebet in reichem Maß erhört?
Umſchwebt mit frohem Flug nicht der Sieg
Das Heer; und eilt er nicht ſogar voraus?
Und fühlt nicht Jeglicher ein beſſer' Loos,
Seitdem der König, der uns weiſ' und tapfer
So lang geführet, nun ſich auch der Milde
In Deiner Gegenwart erfreut und uns
Des ſchweigenden Gehorſams Pflicht erleichtert?
Das nennſt Du nutzlos, wenn von Deinem Weſen
Auf Tauſende herab ein Balſam träufelt?
Wenn Du dem Volke, dem ein Gott Dich brachte,
Des neuen Glückes ew'ge Quelle biſt,
Und an dem unwirthbaren Todesufer
Dem Fremden Heil und Rückkehr zubereitet?

Iphigenie.

Das Wenige verſchwindet leicht dem Blick,
Der vorwärts ſieht, wie viel noch übrig bleibt.

Arcas.

Doch lobſt Du Den, der, was er thut, nicht ſchägt?

Iphigenie.

Man tadelt Den, der ſeine Thaten wägt.

Arcas.

Auch Den, der wahren Werth, zu ſtolz, nicht achtet,
Wie Den, der falſchen Werth, zu eitel, hebt.
Glaub' mir und hör' auf eines Mannes Wort,
Der treu und redlich Dir ergeben iſt:
Wenn heut der König mit Dir redet, ſo
Erleichter' ihm, was er Dir zu ſagen denkt.

Iphigenie.

Du ängſtest mich mit jedem guten Worte;
Oft mich ich ſeinem Antrag mühſam aus.

Arcas.

Bedenke, was Du thuſt und was Dir nützt.
Seitdem der König ſeinen Sohn verloren,
Vertraut er wenigen der Seinen mehr,
Und dieſen Wenigen nicht mehr wie ſonſt.
Mißgünſtig hebt er jedes Edlen Sohn
Mit ſeines Reiches Folgen an; er fürchtet
Ein einſam' hülflos' Alter, ja vielleicht
Verweg'nen Aufſtand und frühzeit'gen Tod.
Der Scythe ſetzt in's Neben keinen Vorzug,
Am Wenigſten der König. Er, der nur
Gewohnt iſt, zu befehlen und zu thun,
Kennt nicht die Kunſt, von weitem ein Gemüth
Nach ſeiner Abſicht langſam fein zu lenken.
Erſchwer's ihm nicht durch ein rückhaltend' Weigern,
Durch ein verletzlich' Mißverſtehen. Geh'
Gefällig ihm den halben Weg entgegen.

Iphigenie.

Soll ich beſchleunigen, was mich bedrückt?

Arcas.

Mißt Du ſein Werben eine Drohung nennen?

Iphigenie.

Es iſt die ſchrecklichſte von allen mir.

Arcas.

Gib ihm für ſeine Neigung nur Vertrau'n.

Iphigenie.

Wenn er von Furcht erſt meine Seele löſ't.

Arcas.

Warum verſchweigſt Du Deine Herkunft ihm?

Iphigenie.

Weil einer Prieſterinn Geheimniß ziemt.

Arcas.

Dem König ſollte Nichts Geheimniß ſein;
Und ob er's gleich nicht fordert, fühlt er's kalt,
Und fühlt es tief in ſeiner großen Seele,
Daß Du ſorgfältig Dich vor ihm verwahrſt.

Iphigenie.

Nährt er Verdruß und Unmuth gegen mich?

Arcas.

So ſcheint es faſt. Zwar ſchweigt er auch von Dir;
Doch haben hingeworf'ne Worte mich
Belehrt, daß ſeine Seele feſt den Wunſch
Ergriffen hat, Dich zu beſitzen. Laß,
O, überlaß ihn nicht ſich ſelbſt, damit
In ſeinem Buſen nicht der Unmuth reife
Und Dir Entſetzen bringe, Du zu ſpät
Um meinen treuen Rath mit Reue denkeſt.

Iphigenie.

Wie? Sinnt der König, was kein edler Mann,
Der ſeinen Namen liebt und dem Verehrung
Der Himmliſchen den Buſen heiligt,
Je denken ſollte? Sinnt er, vom Altar
Mich in ſein Bette mit Gewalt zu ziehn,
So ruf' ich alle Götter und vor Allen
Diana's, die entſchloſſ'ne Göttinn, an,
Die ihren Schutz der Prieſterinn gewiß
Und, Jungfrau einer Jungfrau, gern gewährt.

Arcas.

Sei ruhig! Ein gewaltſam' neues Blut
Treibt nicht den König, ſolche Jünglingsthat
Verwegen auszuüben. Wie er ſinnt,
Befürcht' ich andern harten Schluß von ihm,
Den unerhaltbar er vollenden wird;
Denn ſeine Seel' iſt feſt und unbeweglich.
D'rum bitt' ich Dich, vertrau' ihm, ſei ihm dankbar,
Wenn Du ihm weiter Nichts gewähren kannſt.

Iphigenie.

O, ſage, was Dir weiter noch bekannt iſt.

Arcas.

Erfahr's von ihm. Ich ſeh' den König kommen;
Du eilſt ihn, und Dich heißt Dein eigen' Herz,
Ihm freundlich und vertraulich zu begegnen.
Ein edler Mann wird durch ein gutes Wort
Der Frauen weit geführt.

Iphigenie (allein).

Zwar ſeh' ich nicht,
Wie ich dem Rath des Treuen folgen ſoll.
Doch folg' ich gern der Pflicht, dem Könige
Für ſeine Wohlthat gutes Wort zu geben.

Und wünſche mir, daß ich dem Mächtigen,
Was ihm gefällt, mit Wahrheit ſagen möge.

Dritter Auftritt.

Iphigenie. Thoas.

Iphigenie.

Mit königlichen Gütern ſegne Dich
Die Göttinn! Sie gewähre Sieg und Ruhm
Und Reichthum und das Wohl der Deinigen
Und jedes frommen Wunſches Fülle Dir;
Daß, der Du über Viele ſorgend herrſcheſt,
Du auch vor Vielen ſelig'nes Glück genießeſt!

Thoas.

Zufrieden wär' ich, wenn mein Volk mich rühmte;
Was ich erwarb, genießen Andre mehr
Als ich. Der iſt am Glücklichſten, er ſei
Ein König oder ein Geringer, dem
In ſeinem Hauſe Wohl bereitet iſt.
Du nahmeſt Theil an meinen tiefen Schmerzen,
Als mir das Schwert der Feinde meinen Sohn,
Den letzten, beſten, von der Seite riß.
So lang die Rache meinen Geiſt beſaß,
Empfand ich nicht die Oede meiner Wohnung;
Doch jetzt, da ich befriedigt wiederkehre,
Ihr Reich zerſtört, mein Sohn gerochen iſt,
Bleibt mir zu Hauſe Nichts, das mich ergetze.
Der fröhliche Gehorſam, den ich ſonſt
Aus einem jeden Auge blicken ſah,
Iſt nun von Sorg' und Unmuth ſtill gedämpft.
Ein Jeder ſinnt, was künftig werden wird,
Und folgt dem Kinderloſen, weil er muß.
Nun komm' ich heut in dieſen Tempel, den
Ich oft betrat, um Sieg zu bitten und
Für Sieg zu danken. Einen alten Wunſch
Trag' ich im Buſen, der auch Dir nicht fremd,
Noch unerwartet iſt: ich hoffe, Dich
Zum Segen meines Volks und mir zum Segen,
Als Braut in meine Wohnung einzuführen.

Iphigenie.

Der Unbekannten bietſt Du zu viel,
O König, an. Es ſteht die Flüchtige
Beſchämt vor Dir, die Nichts an dieſem Ufer
Als Schutz und Ruhe ſucht, die Du ihr gabſt.

Thoas.

Daß Du in das Geheimniß Deiner Ankunft
Vor mir, wie vor dem Fremden, ſtets Dich hüllteſt,
Wär' unter keinem Volke recht und gut.
Dieß Ufer ſchreckt die Fremden: das Geſetz
Gebietet's und die Noth. Allein von Dir,
Die jedes frommen Rechts genießt, ein wohl
Von uns empfang'ner Gaſt, nach eig'nem Sinn
Und Willen, ihres Tages ſich erfreut,
Von Dir hofft' ich Vertrauen, das der Wirth
Für ſeine Treue wohl erwarten darf.

Iphigenie.

Verbarg' ich meiner Eltern Namen und
Mein Haus, o König, war's Verlegenheit,
Nicht Mißtrauen. Denn vielleicht, — ach, wüßteſt Du,
Wer vor Dir ſteht, und welch verwünſchtes Haupt
Du nährſt und ſchützeſt, — ein Entſetzen faßte
Dein großes Herz mit ſelt'nem Schauer an!
Und, ſtatt die Seite Deines Thrones mir
Zu bieten, triebeſt Du mich vor der Zeit
Aus Deinem Reiche, ſtießeſt mich vielleicht,
Eh' zu den Meinen frohe Rückkehr mir
Und meiner Wand'rung Ende zugedacht iſt,
Dem Elend zu, das jeden Schweifenden,
Von ſeinem Hauſ' Vertrieb'nen überall
Mit kalter, fremder Schreckenshand erwartet.

Thoas.

Was auch der Rath der Götter mit Dir ſei,
Und was ſie Deinem Haus' und Dir gedenken;
So fehlt es doch, ſeitdem Du bei uns wohnſt
Und eines frommen Gaſtes Recht genießeſt,
An Segen nicht, der mir von oben kommt.
Ich möchte ſchwer zu überreden ſein,
Daß ich an Dir ein ſchuldreich Haupt beſchütze.

Iphigenie.

Dir bringt die Wohlthat Segen, nicht der Gaſt.

Thoas.

Was man Verruchten thut, wird nicht geſegnet.
Drum endige Dein Schweigen und Dein Weigern;
Es fordert Dich kein ungerechter Mann.
Die Göttinn übergab Dich meinen Händen;
Wie Du ihr heilig warſt, ſo warſt Du's mir.
Auch ſei ihr Wink auch künftig mein Geſetz:
Wenn Du nach Hauſe Rückkehr beſſen kannſt,
So ſprich! ich Dich von aller Furcht los.
Doch, iſt der Weg auf ewig Dir verſperrt,
Und iſt Dein Stamm vertrieben, oder durch
Ein ungeheu'res Unheil ausgelöſcht,
So biſt Du mein durch mehr als ein Geſetz.
Sprich offen! — und, Du weißt, ich halte Wort.

Iphigenie.

Vom alten Bande löſet ungern ſich
Die Zunge los, ein langverſchwiegenes

Geheimniß endlich zu entdecken. Denn
Einmal vertraut, verläßt es ohne Rückkehr
Des tiefen Herzens hoh're Wohnung, schadet,
Wie es die Götter wollen, oder nützt.
Vernimm: Ich bin aus Tantalus Geschlecht!

Thoas.

Du sprichst ein großes Wort gelassen aus.
Nennst Du Den Deinen Ahnherrn, den die Welt
Als einen ehmals Hochbegnadigten
Der Götter kennt? Ist's jener Tantalus,
Den Jupiter zu Rath und Tafel zog,
Zu dessen altersahr'nen, vielen Sinn
Verknüpfenden Gesprächen Götter selbst,
Wie an Orakel-Sprüchen, sich ergetzten?

Iphigenie.

Er ist es; aber Götter sollten nicht
Mit Menschen, wie mit Ihresgleichen, wandeln;
Das sterbliche Geschlecht ist viel zu schwach,
In ungewohnter Höhe nicht zu schwindeln.
Unedel war er nicht und kein Verräther;
Allein zum Knecht In groß und zum Gesellen
Des großen Donn'rers nur ein Mensch. So war
Auch sein Vergehen menschlich; ihr Gericht
War streng, und Dichter singen: „Uebermuth
Und Untreu' stürzten ihn von Jovis Tisch
Zur Schmach des alten Tartarus hinab."
Ach, und sein ganz' Geschlecht trug ihren Haß!

Thoas.

Trug es die Schuld des Ahnherrn oder eig'ne?

Iphigenie.

Zwar die gewalt'ge Brust und der Titanen
Kraftvolles Mark war seiner Söhn' und Enkel
Gewisses Erbtheil; doch es schmiedete
Der Gott um ihre Stirn ein ehern' Band.
Rath, Mäßigung und Weisheit und Geduld
Verbarg er ihrem scheuen, düstern Blick;
Zur Wuth ward ihnen jegliche Begier,
Und grenzenlos drang ihre Wuth umher.
Schon Pelops, der gewaltig Wollende,
Des Tantalus geliebter Sohn, erwarb
Sich durch Verrath und Mord das schönste Weib,
Den Hippodamia'n.
Sie bringt den Wünschen des Gemahls zwei Söhne,
Thyest und Atreus. Neidisch sehen sie
Des Vaters Liebe zu dem ersten Sohn,
Aus einem andern Bette wachsend, an.
Der Haß verbindet sie, und heimlich wagt
Das Paar im Brudermord die erste That.
Der Vater wähnet Hippodamia'n
Die Mörderinn, und grimmig fordert er
Von ihr den Sohn zurück, und sie entleibt
Sich selbst —

Thoas.

Du schweigst? Fahre fort zu reden!
Laß Dein Vertrau'n Dich nicht gereuen; sprich!

Iphigenie.

Wohl Dem, der seiner Väter gern gedenkt,
Der froh von ihren Thaten, ihrer Größe
Den Hörer unterhält, und still sich freuend,
An's Ende dieser schönen Reihe sich
Geschlossen sieht! Denn es erzeugt nicht gleich
Ein Haus den Halbgott noch das Ungeheuer;
Erst eine Reihe Böser oder Guter
Bringt endlich das Entsetzen, bringt die Freude
Der Welt hervor. — Nach ihres Vaters Tode
Gebieten Atreus und Thyest der Stadt,
Gemeinsam herrschend. Lange konnte nicht
Die Eintracht dauern. Bald entehrt Thyest
Des Bruders Bette. Rächend treibet Atreus
Ihn aus dem Reiche. Tödlich hatte schon
Thyest, auf schwere Thaten sinnend, lange
Dem Bruder einen Sohn entwandt und heimlich
Ihn als den seinen schmeichelnd auferzogen.
Dem füllet er die Brust mit Wuth und Rache,
Und sendet ihn zur Königsstadt, daß er
Im Oheim seinen eig'nen Vater morde.
Des Jünglings Vorsatz wird entdeckt; der König
Straft grausam den gesandten Mörder, wähnend,
Er tödte seines Bruders Sohn. Zu spät
Erfährt er, wer vor seinen trunk'nen Augen
Gemartert stirbt; und die Begier der Rache
Aus seiner Brust zu tilgen, sinnt er still
Auf unerhörte That. Er scheint gelassen,
Gleichgiltig und versöhnt, und lockt den Bruder
Mit seinen beiden Söhnen in das Reich
Zurück; ergreift die Knaben, schlachtet sie,
Und setzt die eklе, schaudervolle Speise
Dem Vater bei dem ersten Mahle vor.
Und da Thyest an seinem Fleische sich
Gesättigt, eine Wehmuth ihn ergreift,
Er nach den Kindern fragt, den Tritt, die Stimme
Der Knaben an des Saales Thüre schon
Zu hören glaubt, wirft Atreus grinsend
Ihm Haupt und Füße der Erschlag'nen hin. —
Du wendest schaudernd Dein Gesicht, o König:
So wendete die Sonn' ihr Antlitz weg
Und ihren Wagen aus dem ew'gen Gleise.
Dieß sind die Ahnherrn Deiner Priesterinn;
Und viel unseliges Geschick der Männer,
Viel Thaten des verwer'nen Sinnes deckt
Die Nacht mit schweren Fittigen und läßt
Uns nur die grauenvolle Dämm'rung sehn.

Thoas.

Verbirg ſie ſchweigend auch. Es ſei genug
Der Gräuel! Sage nun, durch welch ein Wunder
Von dieſem wilden Stamme Du entſprangſt?

Iphigenie.

Des Atreus älteſter Sohn war Agamemnon:
Er iſt mein Vater. Doch, ich darf es ſagen,
In ihm hab' ich ſeit meiner erſten Zeit
Ein Muſter des vollkomm'nen Manns geſehn.
Ihm brachte Klytämneſtra mich, den Erſtling
Der Liebe; dann Electren. Ruhig herrſchte
Der König, und es war dem Hauſe Tantal's
Die lang entbehrte Raſt gewährt. Allein
Es mangelte dem Glück der Eltern noch
Ein Sohn; und kaum war dieſer Wunſch erfüllt,
Daß zwiſchen beiden Schweſtern nun Oreſt,
Der Liebling, wuchs, als neues Uebel ſchon
Dem ſichern Hauſe zubereitet war.
Der Ruf des Krieges iſt zu Euch gekommen.
Der, um den Raub der ſchönſten Frau zu rächen,
Die ganze Macht der Fürſten Griechenlands
Um Troja's Mauern lagerte. Ob ſie
Die Stadt gewonnen, ihrer Rache Ziel
Erreicht, vernahm ich nicht. Mein Vater führte
Der Griechen Heer. In Aulis harrten ſie
Auf günſt'gen Wind vergebens: denn Diane,
Erzürnt auf ihren großen Führer, hielt
Die Elenden zurück und forderte
Durch Calchas Mund des Königs älteſte Tochter.
Sie lockten mit der Mutter mich in's Lager;
Sie riſſen mich vor den Altar und weihten
Der Göttinn dieſes Haupt. — Sie war verſöhnt;
Sie wollte nicht mein Blut, und hüllte rettend
In eine Wolke mich; in dieſem Tempel
Erkannt' ich mich zuerſt vom Tode wieder.
Ich bin es ſelbſt, bin Iphigenie,
Des Atreus Enkel, Agamemnon's Tochter,
Der Göttinn Eigenthum, die mit Dir ſpricht.

Thoas.

Mehr Vorzug und Vertrauen geb' ich nicht
Der Königstochter als der Unbekannten.
Ich wiederhole meinen erſten Antrag:
Komm', folge mir und theile, was ich habe.

Iphigenie.

Wie darf ich ſolchen Schritt, o König, wagen?
Hat nicht die Göttinn, die mich rettete,
Allein das Recht auf mein geweih'tes Leben?
Sie hat für mich den Schutzort ausgeſucht,
Und ſie bewahret mich einem Vater, den
Sie durch den Schein genug geſtraft, vielleicht
Zur ſchönſten Freude ſeines Alters hier.
Vielleicht iſt mir die frohe Rückkehr nah;
Und ich, auf ihren Weg nicht achtend, hätte
Mich wider ihren Willen hier geſeſſelt?
Ein Zeichen hab ich, wenn ich bleiben ſollte.

Thoas.

Das Zeichen iſt, daß Du noch hier verweilſt.
Such' Ausflucht ſolcher Art nicht ängſtlich auf.
Man ſpricht vergebens viel, um zu verſagen;
Der And're hört von Allem nur das Nein.

Iphigenie.

Nicht Worte ſind es, die nur blenden ſollen;
Ich habe Dir mein tiefſtes Herz entdeckt.
Und ſagſt Du Dir nicht ſelbſt, wie ich dem Vater,
Der Mutter, den Geſchwiſtern mich entzogen
Mit ängſtlichen Gefühlen ſehnen muß;
Daß in den alten Hallen, wo die Trauer
Noch manchmal ſtille meinen Namen liſpelt,
Die Freude, wie um eine Neugeborne,
Den ſchönſten Kranz von Säul' an Säulen
ſchlinge?
O, ſendeteſt Du mich auf Schiffen hin,
Du gäbeſt mir und Allen neues Leben!

Thoas.

So kehr' zurück! Thu', was Dein Herz Dich heißt,
Und höre nicht die Stimme guten Raths
Und der Vernunft. Sei ganz ein Weib und gib
Dich hin dem Triebe, der Dich zügellos
Ergreift und dahin oder dorthin reißt.
Wenn ihnen eine Luſt im Buſen brennt,
Hält vom Verräther ſie kein heilig' Band,
Der ſie dem Vater oder dem Gemahl
Aus langbewährten, treuen Armen lockt;
Und ſchweigt in ihrer Bruſt die raſche Gluth,
So dringt auf ſie vergebens treu und mächtig
Der Ueberredung gold'ne Zunge los.

Iphigenie.

Gedenk', o König, Deines edeln Wortes!
Willſt Du mein Zutrau'n ſo erwiedern? Du
Schienſt vorbereitet, Alles zu vernehmen.

Thoas.

Auf's Ungehoffte, war ich nicht bereitet;
Doch ſollt' ich's auch erwarten, wußt' ich nicht,
Daß ich mit einem Weibe handeln ging?

Iphigenie.

Schilt nicht, o König, unſer arm' Geſchlecht.
Nicht herrlich, wie die Euern, aber nicht
Unedel ſind die Waffen eines Weibes.
Glaub' es, darin bin ich Dir vorzuziehn,
Daß ich Dein Glück mehr als Du ſelber kenne.
Du wähneſt, unbekannt mit Dir und mir,
Ein näher Band werd' uns zum Glück vereinen.
Voll guten Muthes, wie voll guten Willens,

Dringt Du in mich, daß ich mich fügen ſoll;
Und hier dank' ich den Göttern, daß ſie mir
Die Feſtigkeit gegeben, dieſes Bündniß
Nicht einzugehen, das ſie nicht gebilligt.

Thoas.

Es ſpricht kein Gott; es ſpricht Dein eigen Herz.

Iphigenie.

Sie reden nur durch unſer Herz zu uns.

Thoas.

Und hab' ich ſie zu hören nicht das Recht?

Iphigenie.

Es überbraus't der Sturm die zarte Stimme.

Thoas.

Die Prieſterinn vernimmt ſie wohl allein?

Iphigenie.

Vor allen Andern merke ſie der Fürſt.

Thoas.

Dein heilig' Amt und Dein geerbtes Recht
An Jovis Tiſch bringt Dich den Göttern näher,
Als einen erdgebor'nen Wilden.

Iphigenie.

So
Bitt' ich nun das Vertrau'n, das Du erzwangſt.

Thoas.

Ich bin ein Menſch; und beſſer iſt's, wir enden.
So bleibe denn mein Wort: Sei Prieſterinn
Der Göttinn, wie ſie Dich erkoren hat;
Doch mir verzeih', Diane, daß ich ihr,
Bisher mit Unrecht und mit innerm Vorwurf,
Die alten Opfer vorenthalten habe.
Kein Fremder nahet glücklich unſerm Ufer;
Von Alters her iſt ihm der Tod gewiß.
Nur Du haſt mich mit einer Freundlichkeit,
In der ich bald der zarten Tochter Liebe,
Bald ſtille Neigung einer Braut zu ſehn
Mich tief erfreute, wie mit Zauberbanden
Gefeſſelt, daß ich meiner Pflicht vergaß.
Du hatteſt mir die Sinnen eingewiegt;
Das Murren meines Volks vernahm ich nicht.
Nun rufen ſie die Schuld von meines Sohnes
Frühzeit'gem Tode lauter über mich.
Um Deinetwillen halt' ich länger nicht
Die Menge, die das Opfer dringend fordert.

Iphigenie.

Um meinetwillen hab ich's nie begehrt.
Der mißverſteht die Himmliſchen, der ſie
Blutgierig wähnt; er dichtet ihnen nur
Die eig'nen, grauſamen Begierden an.
Entzog die Göttinn mich nicht ſelbſt dem Prieſter?
Ihr war mein Dienſt willkomm'ner, als mein Tod.

Thoas.

Es ziemt ſich nicht für uns, den heiligen
Gebrauch mit leicht beweglicher Vernunft
Nach unſerm Sinn zu deuten und zu lenken;
Thu' Deine Pflicht, ich werde meine thun.
Zwei Fremde, die wir in des Ufers Höhlen
Verſteckt gefunden, und die meinem Lande
Nichts Gutes bringen, ſind in meiner Hand.
Mit Dieſen nehme Deine Göttinn wieder
Ihr erſtes, rechtes, lang erbetnes Opfer!
Ich ſende ſie hierher; Du weißt den Dienſt.

Vierter Auftritt.

Iphigenie (allein).

Du haſt Wolken, gnädige Retterinn,
Einzuhüllen unſchuldig Verfolgte,
Und auf Winden dem ehr'nen Geſchick ſie
Aus den Armen, über das Meer,
Ueber der Erde weiteſte Strecken,
Und wohin es Dir gut däucht, zu tragen.
Weiſe biſt Du und ſieheſt das Künftige;
Nicht vorüber iſt Dir das Vergang'ne,
Und Dein Blick ruht über den Deinen,
Wie Dein Licht, das Leben der Nächte,
Ueber der Erde ruhet und waltet.
O, enthalte vom Blut meine Hände!
Nimmer bringt es Segen und Ruhe;
Und die Geſtalt des zufällig Ermordeten
Wird auf des traurig unwilligen Mörders
Böſe Stunden lauern und ſchrecken.
Denn die Unſterblichen lieben der Menſchen
Weit verbreitete, gute Geſchlechter,
Und ſie friſten das flüchtige Leben
Gerne dem Sterblichen, wollen ihm gerne
Ihres eigenen, ewigen Himmels
Mitgenießendes, fröhliches Anſchau'n
Eine Weile gönnen und laſſen.

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Oreſt. Pylades.

Oreſt.

Es iſt der Weg des Todes, den wir treten:
Mit jedem Schritt wird meine Seele ſtiller.
Als ich Apoll'n bat, das gräßliche
Geleit der Rachegeiſter von der Seite
Mir abzunehmen, ſchien er Hülf' und Rettung
Im Tempel ſeiner vielgeliebten Schweſter,
Die über Tauris herrſcht, mit hoffnungreichen
Gewiſſen Götterworten zu verſprechen;
Und noch erfüllet ſich's, daß alle Noth

Mit meinem Leben völlig enden ſoll.
Wie leicht wird's mir, dem eine Götterhand
Das Herz zuſammendrückt, den Sinn betäubt,
Dem ſchönen Licht der Sonne zu entſagen!
Und ſollen Atreus Enkel in der Schlacht
Ein ſiegbekröntes Ende nicht gewinnen;
Soll ich, wie meine Ahnen, wie mein Vater,
Als Opferthier im Jammertode bluten:
So ſei es! beſſer hier vor dem Altar,
Als im verworfnen Winkel, wo die Netze
Der nahverwandte Meuchelmörder ſtellt.
Laßt mir ſo lange Ruh', Ihr Unterird'ſchen,
Die nach dem Blut Ihr, das von meinen Tritten
Hernieder träufelnd, meinen Pfad bezeichnet,
Wie losgelaſſ'ne Hunde ſpürend hetzt.
Laßt mich, ich komme bald zu Euch hinab;
Das Licht des Tag's ſoll Euch nicht ſehn, noch mich.
Der Erde ſchöner, grüner Teppich ſoll
Kein Tummelplatz für Larven ſein. Dort unten
Euch' ich Euch auf; dort bindet Alle dann
Ein gleich' Geſchick in ew'ge, matte Nacht.
Nur Dich, mein Pylades, Dich, meiner Schuld
Und meines Banns unſchuldigen Genoſſen,
Wie ungern nehm' ich Dich in jenes Trauerland
Frühzeitig mit! Dein Leben oder Tod
Gibt mir allein noch Hoffnung oder Furcht.

Pylades.

Ich bin noch nicht, Oreſt, wie Du bereit,
In jenes Schattenreich hinabzugehn.
Ich ſinne noch, durch die verworr'nen Pfade,
Die nach der ſchwarzen Nacht zu führen ſcheinen,
Uns zu dem Leben wieder aufzuwinden.
Ich denke nicht den Tod; ich ſinn' und horche,
Ob nicht zu irgend einer frohen Flucht
Die Götter Rath und Wege zubereiten.
Der Tod, gefürchtet oder ungefürchtet,
Kommt unaufhaltſam. Wenn die Prieſterinn
Schon unſ're Locken, weihend, abzuſchneiden,
Die Hand erhebt, ſoll Dein' und meine Rettung
Mein einziger Gedanke ſein. Erhebe
Von dieſem Unmuth Deine Seele; zweifelnd
Verſchlemmigeſt Du die Gefahr. Apoll
Gab uns das Wort: „Im Heiligthum der Schweſter
Sei Troſt und Hülf' und Rückkehr Dir bereitet.“
Der Götter Worte ſind nicht doppelſinnig,
Wie der Gedrückte ſie im Unmuth wähnt.

Oreſt.

Des Lebens dunkle Decke breitete
Die Mutter ſchon wie um das zarte Haupt,
Und ſo wuchs ich heran, ein Ebenbild
Des Vaters, und es war mein ſtummer Blick
Ein bitt'rer Vorwurf ihr und ihrem Buhlen.
Wie oft, wenn Elektra, meine Schweſter,
Am Feuer in der tiefen Halle ſaß,
Drängt' ich beklommen mich an ihren Schooß,
Und ſtarrte, wie ſie bitter weinte, ſie
Mit großen Augen an. Dann ſagte ſie
Von unſerm hohen Vater viel. Wie ſehr
Verlangt' ich, ihn zu ſehn, bei ihm zu ſein!
Mich wünſcht' ich bald nach Troja, ihn bald her.
Es kam der Tag —

Pylades.

O, laß von jener Stunde
Sich Höllengeiſter nächtlich unterhalten!
Uns gebe die Erinn'rung ſchöner Zeit
Zu friſchem Heldenlaufe neue Kraft.
Die Götter brauchen manchen guten Mann
Zu ihrem Dienſt auf dieſer weiten Erde.
Sie haben auch auf Dich gezählt; ſie gaben
Dich nicht dem Vater zum Geleite mit,
Da er unwillig nach dem Orcus ging.

Oreſt.

O wär' ich, ſeinen Saum ergreifend, ihm
Gefolgt!

Pylades.

So haben Die, die Dich erhielten,
Für mich geſorgt; denn was ich werden wäre,
Wenn Du nicht lebteſt, kann ich mir nicht denken;
Da ich mit Dir und Deinetwillen nur
Seit meiner Kindheit leb' und leben mag.

Oreſt.

Erinn're mich nicht jener ſchönen Tage,
Da mir Dein Haus die freie Stätte gab,
Dein edler Vater klug und liebevoll
Die halberſtarrte, junge Blüthe pflegte;
Da Du, ein immer munterer Geſelle,
Gleich einem leichten, bunten Schmetterling
Um eine dunkle Blume, jeden Tag
Um mich mit neuem Leben gaukelteſt,
Mir Deine Luſt in meine Seele ſpielteſt,
Daß ich, vergeſſend meiner Noth, mit Dir
In raſcher Jugend hingeriſſen ſchwärmte.

Pylades.

Da fing mein Leben an, als ich Dich liebte.

Oreſt.

Sag' meine Noth begann, und Du ſprichſt wahr;
Das iſt das Aengſtliche von meinem Schickſal,
Daß ich, wie ein vergeſſener Vertriebner,
Geheimen Schmerz und Tod im Buſen trage;
Daß, wo ich den geſund'ſten Ort betrete,
Gar bald um mich die blühenden Geſichter
Den Schmerzenszug langſamen Tod's verrathen.

Pylades.

Der Nächſte wär' ich, dieſen Tod zu ſterben,
Wenn je Dein Hauch, Oreſt, vergiftete.
Bin ich nicht immer noch voll Muth und Luſt?

Und Luſt und Liebe ſind die Fittige
Zu großen Thaten.

Oreſt.

Große Thaten? Ja.
Ich weiß die Zeit, da wir ſie vor uns ſah'n!
Wenn wir zuſammen oft dem Wilde nach
Durch Berg und Thäler rannten, und vereint,
An Bruſt und Fauſt dem hohen Ahnherrn gleich,
Mit Keul' und Schwert dem Ungeheuer ſo,
Dem Räuber auf der Spur zu jagen hofften;
Und dann wir Abends an der weiten See
Uns an einander lehnend ruhig ſaßen,
Die Weſten bis zu unſern Füßen ſpielten,
Die Welt ſo weit, ſo offen vor uns lag:
Da fuhr wohl Einer manchmal nach dem Schwert,
Und künft'ge Thaten drangen wie die Sterne
Rings um uns her unzählig aus der Nacht.

Pylades.

Unendlich iſt das Werk, das zu vollführen
Die Seele dringt. Wir möchten jede That
So groß gleich thun, als wie ſie wächſt und wird.
Wenn jahrelang durch Länder und Geſchlechter
Der Mund der Dichter ſie vermehrend wälzt,
Es klingt ſo ſchön, was unſre Väter thaten,
Wenn es, in ſtillen Abendſchatten ruhend,
Der Jüngling mit dem Ton der Harfe ſchärft;
Und, was wir thun, iſt, wie es ihnen war,
Voll Müh' und eitel Stückwerk;
So laufen wir nach Dem, was vor uns ſteht,
Und achten nicht des Weges, den wir treten,
Und ſehen neben uns der Ahnherr'n Tritte
Und ihres Erdenlebens Spuren kaum.
Wer eilen immer ihrem Schatten nach,
Der göttergleich in einer weiten Ferne
Der Berge Haupt auf gold'nen Wolken krönt.
Ich halte Nichts von Dem, der von ſich denkt,
Wie ihn das Volk vielleicht erheben möchte.
Allein, o Jüngling, danke Du den Göttern,
Daß ſie ſo früh durch Dich ſo viel gethan!

Oreſt.

Wenn ſie dem Menſchen frohe That beſcheren,
Daß er ein Unheil von den Seinen wendet,
Daß er ſein Reich vermehrt, die Grenzen ſichert,
Und alte Feinde fallen oder flieh'n:
Dann mag er danken; denn ihm hat ein Gott
Des Lebens erſte, letzte Luſt gegönnt.
Mich haben ſie zum Schlichter auserkoren,
Zum Mörder meiner doch verehrten Mutter,
Und eine Schandthat ſchändlich rächend, mich
Durch ihren Wink zu Grund' gerichtet. Glaube,
Sie haben es auf Tantal's Haus gerichtet,
Und ich, der Letzte, ſoll nicht ſchuldlos, ſoll
Nicht ehrenvoll vergehn.

Pylades.

Die Götter rächen
Der Väter Miſſethat nicht an dem Sohn;
Ein Jeglicher, gut oder böſe, nimmt
Sich ſeinen Lohn mit ſeiner That hinweg.
Es erbt der Eltern Segen, nicht ihr Fluch.

Oreſt.

Uns ſuchet ihr Segen, dünkt mich, nicht hierher.

Pylades.

Doch wenigſtens der hohen Götter Wille.

Oreſt.

So iſt's ihr Wille denn, der uns verderbt.

Pylades.

Thu', was ſie Dir gebieten, und erwarte.
Bringſt Du die Schweſter zu Apoll'en hin,
Und wohnen Beide dann vereint zu Delphi,
Verehrt von einem Volk, das edel denkt;
So wird für dieſe That das hohe Paar
Dir gnädig ſein, ſie werden aus der Hand
Der Unterirdiſchen Dich erretten. Schon
Zu dieſen heil'gen Hain wagt Keine ſich.

Oreſt.

So hab' ich wenigſtens geruh'gen Tod.

Pylades.

Ganz anders denk' ich, und nicht ungeſchickt
Hab' ich das ſchon Geſchieh'ne mit dem Künft'gen
Verbunden und im Stillen ausgeſinnt.
Vielleicht reift in der Götter Rath ſchon lange
Das große Werk. Diana ſehnet ſich
Von dieſem rauhen Ufer der Barbaren
Und ihren blut'gen Menſchenopfern weg.
Wir waren zu der ſchönen That beſtimmt;
Uns wird ſie anvertraut, und ſeltſam ſind
Wir an der Pforte ſchon gezwungen hier.

Oreſt.

Mit ſelt'ner Kunſt ſchickſt Du der Götter Rath
Und Deine Wünſche klug in Eins zuſammen.

Pylades.

Was iſt des Menſchen Klugheit, wenn ſie nicht
Auf Jener Willen trauend ahnend lauſcht?
Zu einer ſchweren That beruft ein Gott
Den edeln Mann, der viel verbrach, und legt
Ihm auf, was uns unmöglich ſcheint zu enden.
Es ſiegt der Held, und büßend dienet er
Den Göttern und der Welt, die ihn verehrt.

Oreſt.

Bin ich beſtimmt, zu leben und zu handeln,
So nehm' ein Gott von meiner ſchweren Stirn
Den Schwindel weg, der auf dem ſchlüpfrigen,
Mit Mutterblut beſprengten Pfade fort
Mich zu den Todten reißt. Er trockne gnädig

Die Quelle, die, mit aus der Mutter Wunden
Entgegen sprudelnd, ewig mich befleckt.

Pylades.

Erwart' es ruhiger. Du mehrst das Uebel
Und nimmst das Amt der Furien auf Dich.
Laß mich nur sinnen; bleibe still! Zuletzt,
Bedarf's zur That vereinter Kräfte: dann
Ruf' ich Dich auf, und Beide schreiten wir
Mit überlegter Kühnheit zur Vollendung.

Orest.

Ich hör' Ulyssen reden.

Pylades.

Spotte nicht.
Ein Jeglicher muß seinen Helden wählen,
Dem er die Wege zum Olymp hinauf
Sich nacharbeitet. Laß es mich gestehn:
Mir scheinen List und Klugheit nicht den Mann
Zu schänden, der sich kühnen Thaten weiht.

Orest.

Ich schätze Den, der tapfer ist und g'rad.

Pylades.

D'rum hab' ich keinen Rath von Dir verlangt.
Schon ist ein Schritt gethan. Von unsern Wächtern
Hab' ich bisher gar Vieles ausgelockt.
Ich weiß, ein fremdes, göttergleiches Weib
Hält jenes blutige Gesetz gefesselt;
Ein reines Herz und Weihrauch und Gebet
Bringt sie den Göttern dar. Man rühmet hoch
Die Gütige; man glaubet, sie entstamme
Vom Stamm der Amazonen, sei geflohn,
Um einem großen Unheil zu entgehn.

Orest.

Es scheint, ihr lichtes Reich verlor die Kraft
Durch des Verbrechers Nähe, den der Fluch
Wie eine breite Nacht verfolgt und deckt.
Die fromme Dirnge lös't den alten Brauch
Von seinen Fesseln los, uns zu verderben.
Der wilde Sinn des Königs tödtet uns;
Ein Weib wird uns nicht retten, wenn er grimmt.

Pylades.

Wohl uns, daß es ein Weib ist! Denn ein Mann,
Der beste selbst, gewöhnet seinen Geist
An Grausamkeit, und macht sich auch zuletzt
Aus Dem, was er verabscheut, ein Gesetz.
Wird aus Gewohnheit hart und oft unkenntlich.
Allein ein Weib bleibt fast auf einerm Sinn,
Den sie gefaßt. Du rechnest sichrer
Auf sie im Guten wie im Bösen. — Still!
Sie kommt; laß uns allein. Ich darf nicht gleich
Ihr uns're Namen nennen, unser Schicksal
Nicht ohne Rückhalt ihr vertrau'n. Du gehst,
Und eh' sie mit Dir spricht, treff' ich Dich noch.

Zweiter Auftritt.

Iphigenie. Pylades.

Iphigenie.

Woher Du seist und kommst, o Fremdling, sprich!
Mir scheint es, daß ich eher einem Griechen
Als einem Scythen Dich vergleichen soll.
(Sie nimmt ihm die Ketten ab.)
Gefährlich ist die Freiheit, die ich gebe;
Die Götter wenden ab, was Euch bedroht!

Pylades.

O süße Stimme! Vielwillkomm'ner Ton
Der Mutterspracht in einem fremden Lande!
Des väterlichen Hofes blaue Berge
Seh' ich Gefang'ner neu willkommen wieder
Vor meinen Augen. Laß Dir diese Freude
Versichern, daß auch ich ein Grieche bin!
Vergessen hab' ich einen Augenblick,
Wie sehr ich Dein' bedarf, und meinen Geist
Der herrlichen Erscheinung zugewendet.
O sage, wenn Dir ein Verhängniß nicht
Die Lippe schließt, aus welchem unser Stämme
Du Deine göttergleiche Herkunft zählst.

Iphigenie.

Die Priesterinn, von ihrer Göttinn selbst
Gewählet und geheiligt, spricht mit Dir.
Das laß Dir g'nügen; sage, wer Du seist,
Und welch unselig waltendes Geschick
Mit dem Gefährten Dich hierher gebracht.

Pylades.

Leicht kann ich Dir erzählen, welch ein Uebel
Mit lassender Geschäftigkeit uns verfolgt.
O, könntest Du der Hoffnung frohen Blick
Uns auch so leicht, Du Göttliche, gewähren!
Uns Argern sind wir, Söhne des Atreus:
Ich bin der jüngste, Orestes genannt,
Und er Pylades, der älteste
Des Hauses. Zwischen uns stand rauh und wild
Ein mittlerer, und trennte schon im Spiel
Der ersten Jugend Einigkeit und Lust.
Gelassen folgten wir der Mutter Worten,
So lang des Vaters Kraft vor Troja stritt;
Doch als er heimereich zurücke kam
Und kurz darauf verschied, da trennte bald
Der Streit um Reich und Erbe die Geschwister,
Ich neigte mich zum Aelt'sten. Er erschlug
Den Bruder. Um der Blutschuld willen treibt

„Es eilt der Bothe; keinen Augenblick
„Will er verweilen. Lebe wohl! Ich kann
„Von dieſem Blatt, ich kann von dir nicht ſcheiden.“

O ſüßes Herz! Wie dringt ein Morgenſtrahl
In dieſen öden Winkel der Gebirge!
Sie weiß nun wo ich bin; ihr Vater kommt
Nun bald zurück; man ſendet Leute her,
Ich bleibe ruhig hier und wart' es ab.

Zum Vagabund.

Du ſtehſt, mein Freund, du warteſt, ach verzeih!
Nimm deinen Lohn! Für Freude hab' ich dich
Und deinen Dienſt vergeſſen. Hier! Entdecke
Mir, wer ihr ſeyd, und wer der junge Mann
Am Wege war, der mich verwundete.
Ich lohne gut, und kann noch beſſer lohnen.
Ich höre Leute kommen. Laß uns gehen
Und insgeheim ein Wort zuſammen ſprechen.

Beyde ab.

Die Furie gewaltig ihn umher.
Doch dieſem wilden Ufer ſendet uns
Apoll, der Delphiſche, mit Hoffnung zu.
Im Tempel ſeiner Schweſter hieß er uns
Der Hülfe ſegensvolle Hand erwarten.
Gefangen ſind wir und hierher gebracht.
Und Dir als Opfer dargeſtellt. Du weißt's.

Iphigenie.

Fiel Troja? Thoantes Mann, verſöhnt' es mir.

Pylades.

Es liegt. O, ſchone Du uns Rettung zu!
Beſchleunige die Hülfe, die ein Gott
Verſprach. Erbarme meines Bruders Dich.
O, ſag' ihm bald ein gutes, holdes Wort;
Doch ſchone ſeiner, wenn Du mit ihm ſprichſt;
Das bitt' ich eifrig: denn es wird gar leicht
Durch Freud' und Schmerz und durch Erinnerung
Sein Innerſtes ergriffen und zerrüttet!
Ein Ueberhalter Wahnſinn fällt ihn an,
Und ſeine ſchöne, freie Seele wird
Den Furien zum Raube hingegeben.

Iphigenie.

So groß Dein Unglück iſt, beſchwör' ich Dich,
Vergiß es, bis Du mir genug gethan.

Pylades.

Die hohe Stadt, die zehen lange Jahre
Dem ganzen Heer der Griechen widerſtand,
Liegt nun im Schutte, ſteigt nicht wieder auf.
Doch manche Gräber unſrer Beſten heißen
Uns an das Ufer der Barbaren denken.
Achill liegt dort mit ſeinem ſchönen Freunde.

Iphigenie.

So ſeid Ihr Götterbilder auch zu Stand!

Pylades.

Auch Palamedes, Njar Telamon's,
Sie ſah'n des Vaterlandes Tag nicht wieder.

Iphigenie.

Er ſchweigt von meinem Vater, nennt ihn nicht
Mit den Erſchlag'nen. Ja, er lebt mir noch!
Ich werd' ihn ſehn! O faſſe, liebes Herz!

Pylades.

Doch ſelig ſind die Tauſende, die ſtarben
Den bitterſüßen Tod von Freundes Hand!
Denn wüſte Schrecken und ein traurig' Ende
Hat den Nachkehrenden ſtatt des Triumph's
Ein feindlich aufgebrachter Gott bereitet.
Kommt denn der Menſchen Stimme nicht zu
Euch?
So weit ſie reicht, trägt ſie den Ruf umher
Von unerhörten Thaten, die geſchah'n.
So iſt der Jammer, der Mycenens Hallen
Mit immer wiederholten Seufzern füllt,
Der ein Geheimniß? — Clytämneſtra hat
Mit Hülf' Aegiſth uns den Gemahl berückt,
Am Tage ſeiner Nückkehr ihn ermordet! —
Ja, Du verehreſt dieſes Königs Haus!
Ich ſeh' es, Deine Bruſt bekämpft vergebens
Das unerwartet ungeheure Wort.
Biſt Du die Tochter eines Freundes, biſt
Du nachbarlich in dieſer Stadt geboren?
Verhüll' es nicht und ſcheue mir's nicht zu,
Daß ich, der Erſte, dieſe Gräuel melde.

Iphigenie.

Sag' an, wie ward die ſchwere That vollbracht?

Pylades.

Am Tage ſeiner Ankunft, da der König,
Vom Bad' erquickt und ruhig, ſein Gewand
Aus der Gemahlinn Hand verlangend, hier,
Warf die Verderbliche ein faltenreich
Und künſtlich ſich verwirrendes Gewebe
Ihm auf die Schultern, um das edle Haupt;
Und da er wie von einem Netze ſich
Vergebens zu entwickeln ſtrebte, ſchlug
Aegiſth ihn, der Verräther, und verhüllt
Ging zu den Todten dieſer große Fürſt.

Iphigenie.

Und welchen Lohn erhielt der Mitverſchwor'ne?

Pylades.

Ein Reich und Bette, das er ſchon beſaß.

Iphigenie.

So trieb zur Schandthat eine böſe Luſt?

Pylades.

Und einer alten Rache tief Gefühl.

Iphigenie.

Und wie beleidigte der König ſie?

Pylades.

Mit ſchwerer That, die, wenn Entſchuldigung
Des Mordes wäre, ſie entſchuldigte.
Nach Aulis lockt' er ſie und brachte dort,
Als eine Gottheit ſich der Griechen Fahrt
Mit ungeſtümen Winden widerſetzte,
Die älteſte Tochter, Iphigenie'n,
Vor den Altar Diana's, und ſie fiel
Ein blutig' Opfer für der Griechen Heil.
Drob, ſagt man, hat ihr einen Widerwillen
So tief in's Herz gewrägt, daß ſie dem Werben
Aegiſth's ſich ergab und den Gemahl
Mit Netzen des Verderbens ſelbſt umſchlang.

Iphigenie (ſich verbergend).

Es iſt genug. Du wirſt mich wiederſehn.

Pylades (allein).

Von dem Geſchick des Königshauſes ſcheint
Sie tief gerührt. Wer ſie auch immer ſei,
So hat ſie ſelbſt den König wohl gekannt,
Und iſt, zu unſerm Glück, aus hohem Hauſe
Hierher verkauft. Nur ſtille, liebes Herz,
Und laß dem Stern der Hoffnung, der uns
blinkt,
Mit frohem Muth uns klug entgegenſteuern.

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Iphigenie. Oreſt.

Iphigenie.

Unglücklicher, ich löſe Deine Bande
Zum Zeichen eines ſchmerzlichern Geſchicks.
Die Freiheit, die das Heiligthum gewähret,
Iſt, wie der letzte, lichte Lebensblick
Des ſchwer Erkrankten, Todesbote. Noch
Kann ich es mir und darf es mir nicht ſagen,
Daß Ihr verloren ſeid — Wie könnt' ich Euch
Mit mörderiſcher Hand dem Tode weihen?
Und Niemand, wer es ſei, darf Euer Haupt,
So lang ich Prieſterin Diane's bin,
Berühren. Doch verweigr' ich jene Pflicht,
Wie ſie der angebrachte König fordert,
So wählt er eine meiner Jungfrau'n mir
Zur Folgerinn, und ich vermag alsdann
Mit heißem Wunſch allein Euch beizuſtehn.
O werther Landsmann! Selbſt der letzte Knecht,
Der an den Herd der Vatergötter ſtreifte,
Iſt uns im fremden Lande hoch willkommen:
Wie ſoll ich Euch genug mit Freud' und Segen
Empfangen, die Ihr mir das Bild der Helden,
Die ich von Eltern her verehren lernte,
Entgegenbringet und das innre Herz
Mit neuer, ſchöner Hoffnung ſchmeichelnd labet!

Oreſt.

Verbirgſt Du Deinen Namen, Deine Herkunft
Mit klugem Vorſatz? Oder darf ich wiſſen,
Wer mir, gleich einer Himmliſchen, begegnet?

Iphigenie.

Du ſollſt mich kennen. Jetzo ſag' mir an,
Was ich nur halb von Deinem Bruder höre,
Das Ende Derer, die, von Troja kehrend,
Ein hartes, unerwartetes Geſchick
Auf ihrer Wohnung Schwelle ſtumm empfing.
Zwar ward ich jung an dieſen Strand geführt;
Doch wohl erinn're ich mich des ſchönen Blicks,
Den ich mit Staunen und mit Bangigkeit
Auf jene Helden warf. Sie zogen aus,
Als hätte der Olymp ſich aufgethan
Und die Geſtalten der erlauchten Vorwelt
Zum Schrecken Ilion's herabgeſendet.
Und Agamemnon war vor Allen herrlich!
O ſage mir, er lebt, ſein Haus betretend,
Durch ſeiner Frauen und Aegiſth's Tücke

Oreſt.

Du ſagſt's!

Iphigenie.

Weh Dir, unſeliges Mycen!
So haben Tantal's Enkel Fluch auf Fluch
Mit rollen, wilden Händen ausgeſä't,
Und gleich dem Unkraut, wüſte Häupter ſich
feind
Und tauſendfält'gen Samen um ſich ſtreuen
Den Kindeskindern nahverwandte Mörder.
Zur ew'gen Wechſelwuth erzeugt. Enthülle,
Was von der Rede Deines Bruders ſchaudt
Die Finſterniß des Schreckens mir verdeckte:
Wie iſt des großen Stammes letzter Sohn,
Das holde Kind, beſtimmt des Vaters Rä
Vereint zu ſein, wie iſt Oreſt dem Tage
Des Plans entgangen? Hat ein gleich' Geſch
Mit des Atreus Neffen ihn umſchlungen?
Iſt er gerettet? Lebt er? Lebt Electra?

Oreſt.

Sie leben.

Iphigenie.

Geld'ne Sonne, leihe mir
Die ſchönſten Strahlen, lege ſie zum Dank
Vor Jovis Thron, denn ich bin arm u
ſtumm!

Oreſt.

Biſt Du gaſtfreundlich dieſem Königshauſe,
Biſt Du mit nähern Banden ihm verbunden
Wie Deine ſchöne Freude mir verräth:
So bändige Dein Herz und halt' es feſt;
Denn unerträglich wird dem Fröhlichen
Ein jäher Rückfall in die Schmerzen ſein.
Du weißt nur, merkſt du, Agamemnons Tod

Iphigenie.

Hab' ich an dieſer Nachricht nicht genug?

Oreſt.

Du haſt des Gräuels Hälfte nur erfahren.

Iphigenie.

Was fürcht' ich noch? Oreſt, Electra leben.

Oreſt.

Und fürchteſt Du für Clytämneſtre's Nichte

Iphigenie.

Sie zittert weder Hoffnung, weder Furcht.

Oreſt.

Auch ſchied ſie aus dem Land der Hoffnung ab.

Iphigenie.

Vergeß ſie wenig während ſelbſt ihr Blut?

Oreſt.

Nein; doch ihr eigen' Blut gab ihr den Tod.

Iphigenie.

Sprich deutlicher, daß ich nicht länger ſinne.
Die Ungewißheit ſchlägt mit tauſendfältig
Die dunkeln Schwingen um das bange Haupt.

Oreſt.

So haben mich die Götter anerſehn
Zum Boten einer That, die ich ſo gern
In's klanglos dumpfe Höllenreich der Nacht
Verbergen möchte! Wider meinen Willen
Zwingt mich Dein holder Mund; allein er darf
Auch etwas Schmerzlich's fordern und erhält's.
Am Tage, da der Vater fiel, verbarg
Electra rettend ihren Bruder Strophius,
Des Vaters Schwäher, nahm ihn willig auf,
Erzog ihn neben ſeinem eig'nen Sohne.
Der, Pylades genannt, die ſchönſten Bande
Der Freundſchaft um den Angekomm'nen
knüpfte.
Und wie ſie wuchſen, wuchs in ihrer Seele
Die brennende Begier, des Königs Tod
zu rächen. Unerkannt, fremd gekleidet,
Erreichen ſie Mycen, als brächten ſie
Die Trauernachricht von Oreſt's Tode
Mit ſeiner Aſche. Wohl empfänget ſie
Die Königinn; ſie treten in das Haus.
Electra'n gibt Oreſt ſich zu erkennen;
Sie bläſt der Rache Feuer in ihm auf,
Das vor der Mutter heil'ger Gegenwart
In ſich zurückgebrannt war. Stille führt
Sie ihn zum Ort, wo ſein Vater fiel,
Wo eine alte, leichte Spur des frech
Vergoſſ'nen Blutes abgewaſch'nen Boden
Mit blaſſen, ahndungsvollen Streifen färbte.
Mit ihrer Feuerzunge ſchilderte
Sie jeden Umſtand der verruchten That,
Ihr kaltſinn elend durchgebrachtes Leben,
Den Uebermuth der glücklichen Verräther,
Und die Gefahren, die um der Geſchwiſter
Von einer fürchterlich gewordnen Mutter warteten. —
Hier drang ſie jenen alten Dolch ihm auf,
Der ſchon in Tantal's Hauſe grimmig wüthete,
Und Clytämneſtra fiel durch Sohnes Hand.

Iphigenie.

Unſterbliche, die Ihr den reinen Tag
Auf immer neuen Wolken ſelig lebet,
Habt Ihr nur darum mich ſo manches Jahr
Vom Menſchen abgeſondert, mich ſo nah
Bei Euch gehalten, mit die kindliche
Beſchäftigung, des heil'gen Feuers Glut
Zu nähren, aufgetragen, meine Seele,
Der Flamme gleich, in ew'ger frommer Klar-
heit
In Euern Wohnungen hinaufgezogen,
Daß ich nur meines Hauſes Gräuel ſpäter
Und tiefer fühlen ſollte? — Sage mir
Vom Unglückſel'gen! Sprich mir von Oreſt! —

Oreſt.

O, könnte man von ſeinem Tode ſprechen!
Wie gährend fließ aus der Erſchlag'nen Blut
Der Mutter Geiſt
Und ruft der Nacht uralten Töchtern zu:
„Laßt nicht den Muttermörder entfliehn!
Verfolgt den Verbrecher! Euch iſt er geweiht!“
Sie horchen auf, es ſchaut ihr hohler Blick
Mit der Begier des Wilds um ſich her;
Sie rühren ſich in ihren ſchwarzen Höhlen,
Und aus den Winkeln ſchleichen ihre Gefährten,
Der Zweifel und die Reue, leis' herbei.
Vor ihnen ſteigt ein Dampf vom Acheron;
In ſeinen Wolkenkreiſen wälzet ſich
Die ewige Betrachtung des Geſchehn'en
Verwirrend um des Schuld'gen Haupt umher,
Und ſie, berechtigt zum Verderben, treten
Der getheil'ten Erde ſchönen Boden,
Von dem ein alter Fluch ſie längſt verbannte.
Den Flüchtigen verfolgt ihr ſchnelles Ohr;
Sie geben nur, um neu zu ſchrecken, Laut.

Iphigenie.

Unſeliger, Du biſt in gleichem Fall,
Und fühlſt, was er, der arme Flüchtling, leidet!

Oreſt.

Was ſagſt Du mir? Was wähnſt Du gleichen
Fall?

Iphigenie.

Dich drückt ein Brudermord wie Jenen; mir
Vertraute Dieß Dein jüngſter Bruder ſchon.

Oreſt.

Ich kann nicht leiden, daß Du, große Seele,
Mit einem falſchen Wort betrogen werdeſt.
Ein lügenhaft' Gewebe knüpft ein Fremder
Dem Fremden, künſtreich und der Liſt gewohnt,
Zur Falle vor die Füße; zwiſchen uns
Sei Wahrheit!
Ich bin Oreſt; und dieſes ſchuld'ge Haupt
Sucht nach der Grube ſich und ſucht den Tod;
In jeglicher Geſtalt ſei er willkommen!
Wer Du auch ſei'ſt, ſo wünſch' ich Rettung Dir
Und meinem Freunde; mir wünſch' ich ſie nicht.
Du ſcheinſt hier wider Willen zu verweilen;
Erſinne Rath zur Flucht und laß mich hier.
Es ſtürze mein entſeelter Leib vom Fels,
Es raſche bis zum Meer' hinab mein Blut,

Und bringe Euch dem Ufer der Barbaren!
Geht Ihr, daheim, im schönen Griechenland,
Ein neues Leben freundlich anzufangen.
(Er entfernt sich.)

Iphigenie.

So steigst Du denn, Erfüllung, schönste Tochter
Des größten Vaters, endlich zu mir nieder!
Wie ungeheuer steht Dein Bild vor mir;
Kaum reicht mein Blick Dir an die Hände, die,
Mit Frucht- und Segenskränzen angefüllt,
Die Schätze des Olympus niederbringen.
Wie man den König an dem Uebermaß
Der Gaben kennt; denn ihm muß wenig scheinen,
Was Tausenden schon Reichthum ist: so kennt
Man Euch, Ihr Götter, an gesparten, lang
Und weise zubereiteten Geschenken.
Denn Ihr allein wißt, was uns frommen kann.
Und schaut der Zukunft ausgedehntes Reich,
Wenn jedes Abends Stern- und Nebelhülle
Die Aussicht uns verdeckt. Gelassen hört
Ihr unser Fleh'n, das um Bestiennigung
Euch kindisch bittet; aber Eu're Hand
Bricht unreif nie die geld'nen Himmelsfrüchte;
Und wehe Dem, der, ungeduldig sie
Ertregend, saure Speise sich zum Tod
Genießt! O, laßt das langerwartete,
Noch kaum gedachte Glück nicht, wie den Schatten
Des abgeschied'nen Freundes, eitel mir
Und dreifach schmerzlicher verüdergehn!

Oreſt (tritt wieder zu ihr).

Rufst Du die Götter an für Dich und Pylades,
So nenne meinen Namen nicht mit Euerm.
Du reitest den Verbrecher nicht, zu dem
Du Dich gesellst, und theilest Fluch und Noth.

Iphigenie.

Mein Schicksal ist an Deines festgebunden.

Oreſt.

Mit Nichten! Laß allein und unbegleitet
Mich zu den Todten gehn. Verhüllest Du
Zu Deinen Schleier selbst den Schuldigen:
Du birgst ihn nicht vor'm Blick der Immerwachen,
Und Deine Gegenwart, Du Himmlische,
Drängt sie nur seitwärts und verscheucht sie nicht.
Sie dürfen mit den ehrnen, frechen Füßen
Des heil'gen Waldes Boden nicht betreten;
Doch hör' ich aus der Ferne hier und da
Ihr gräßliches Gelächter. Weise harren
So um den Baum, auf den ein Reisender
Sich rettete. Da draußen ruhen sie
Gelagert; und verlaß ich diesen Hain,
Dann steigen sie, die Schlangenhäupter schüttelnd,
Von allen Seiten Staub erregend auf
Und treiben ihre Beute vor sich her.

Iphigenie.

Kannst Du, Oreſt, ein freundlich Wort vernehmen?

Oreſt.

Spar' es für einen Freund der Götter auf.

Iphigenie.

Sie geben Dir zu neuer Hoffnung Licht.

Oreſt.

Durch Rauch und Qualm seh' ich den matten Schein
Des Todtenkusses mir zur Hölle leuchten.

Iphigenie.

Hast Du Electren, eine Schwester nur?

Oreſt.

Die Eine kannt' ich; doch die Welt sie nahm
Ihr gut' Geschick, das uns so schrecklich schien,
Bei Zeiten aus dem Elend unsers Hauses.
O laß Dein Fragen, und geselle Dich
Nicht auch zu den Erinnyen; sie blasen
Mir schadenfroh die Asche von der Seele,
Und leiden nicht, daß sich die letzten Kohlen
Von unsers Hauses Schreckensbrande still
In mir verglimmen. Soll die Gluth denn ewig,
Verlöglich angefacht, mit Höllenschwefel
Genährt, mir auf der Seele marternd brennen?

Iphigenie.

Ich bringe süßes Rauchwerk in die Flamme.
O laß den reinen Hauch der Liebe Dir
Die Gluth des Busens leise wehend kühlen.
Oreſt, mein Theurer, kannst Du nicht vernehmen?
Hat das Geleit der Schreckensgötter so
Das Blut in Deinen Adern aufgetrocknet?
Schleicht, wie vom Haupt der gräßlichen Gorgone,
Versteinernd Dir ein Zauber durch die Glieder?
O, wenn vergessnes Mutterblutes Stimme
Zur Höll hinab mit dumpfen Tönen ruft:
Soll nicht der reinen Schwester Segenswort
Hülfreiche Götter vom Olympus rufen?

Oreſt.

Es ruft, es ruft! So willst Du mein Verderben?
Verbirgt in Dir sich eine Rachegöttinn?
Wer bist Du, deren Stimme mir entsetzlich
Das Innerste in seinen Tiefen wendet?

Iphigenie.

Es zeigt ſich Dir im tiefſten Herzen an:
Oreſt, ich bin's! Sieh' Iphigenie'n!
Ich lebe!

Oreſt.

Du?

Iphigenie.

Mein Bruder!

Oreſt.

Laß! Hinweg!
Ich rathe Dir, berühre nicht die Locken!
Wie von Creuſa's Brautkleid zündet ſich
Ein unauslöſchlich' Feuer von mir fort.
Laß mich, wie Hercules will ich Unwürd'ger
Den Tod voll Schmach, in mich verſchloſſen, ſterben.

Iphigenie.

Du wirſt nicht untergehn! O, daß ich nur
Ein ruhig' Wort von Dir vernehmen könnte!
O, löſe meine Zweifel; laß des Glückes,
Des langerflehten, mich auch ſicher werden!
Es wälzet ſich ein Rad von Freud' und Schmerz
Durch meine Seele. Von dem fremden Manne
Entfernet mich ein Schauer; doch es reißt
Mein Innerſtes gewaltig mich zum Bruder.

Oreſt.

Iſt hier Lyäe'us Tempel, und ergreift
Unbändig heil'ge Wuth die Prieſterinn?

Iphigenie.

O, höre mich! O, ſieh mich an, wie mir
Nach einer langen Zeit das Herz ſich öffnet,
Der Seligkeit, dem Liebſten, was die Welt
Noch für mich tragen kann, das Haupt zu küſſen.
Mit meinen Armen, die den leeren Winden
Nur ausgebreitet waren, Dich zu faſſen!
O, laß mich! Laß mich! Denn es quillet beſſer
Nicht vom Parnaß die ew'ge Quelle, ſprudelnd
Von Fels zu Fels, in's gold'ne Thal hinab,
Wie Freude mir vom Herzen wallend fließt.
Und wie ein ſelig' Meer mich rings umfängt.
Oreſt! Oreſt! Mein Bruder!

Oreſt.

Schöne Nymphe,
Ich traue Dir und Deinem Schmeicheln nicht.
Diana fordert ſtrenge Dienerinnen
Und rächet das entweihte Heiligthum.
Entferne Deinen Arm von meiner Bruſt!
Und wenn Du einen Jüngling rettend liebeſt,
Das ſchöne Glück ihm zärtlich bieten willſt,
So wende meinem Freunde Dein Gemüth,
Dem würd'gern Manne, zu. Er irrt umher
Auf jenem Felſenpfade; ſuch' ihn auf,
Weiß ihn zurecht und ſchone meiner.

Iphigenie.

Faſſe
Dich, Bruder, und erkenne die Geſund'ne!
Schilt einer Schweſter reine Himmelsfreude
Nicht unbeſonnene, ſtrafbare Luſt.
O, nehmt den Wahn ihm von dem ſtarren Auge,
Daß uns der Augenblick der höchſten Freude
Nicht dreifach elend mache! Sie iſt hier,
Die längſt verlor'ne Schweſter. Vom Altar
Riß mich die Göttinn weg und rettete
Hierher mich in ihr eigen' Heiligthum.
Gefangen biſt Du, dargeſtellt zum Opfer,
Und findeſt in der Prieſterinn die Schweſter.

Oreſt.

Unſelige! So mag die Sonne denn
Die letzten Gräuel unſers Hauſes ſehn!
Iſt nicht Electra hier, damit auch ſie
Mit uns zu Grunde gehe, nicht ihr Leben
In ſchwererem Geſchick und Leiden friſte?
Eile, Prieſterinn: Ich folge zum Altar!
Der Brudermord iſt hergebrachte Sitte
Des alten Stammes; und ich danke, Götter,
Daß Ihr mich ohne Kinder auszurotten
Beſchloſſen habt! Und laß Dir rathen: hole
Die Sonne nicht zu lieb und nicht die Sterne;
Komm', folge mir in's dunkle Reich hinab!
Wie ſich vom Schwefelpfuhl erzeugte Drachen,
Bekämpfend die verwandte Brut, verſchlingen,
Zerſtört ſich ſelbſt das wüthende Geſchlecht;
Kommt kinderlos und ſchuldlos mit hinab!
Du ſiehſt mich mit Erbarmen an? Laß ab!
Mit ſolchen Blicken ſuchte Clytämneſtra
Sich einen Weg nach ihres Sohnes Herzen;
Doch ſein geſchwung'ner Arm traf ihre Bruſt.
Die Mutter fiel! — Tritt auf, unwill'ger Geiſt!
Im Kreis geſchloſſen, tretet an, Ihr Furien,
Und wohnet dem willkomm'nen Schauſpiel bei,
Dem letzten, gräßlichſten, das Ihr bereitet!
Nicht Haß und Rache ſchärfen ihren Dolch;
Die liebevolle Schweſter wird zur That
Gezwungen. Weinet nicht! Du haſt nicht Schuld.
Seit meinen erſten Jahren hab' ich Nichts
Geliebt, wie ich Dich lieben könnte, Schweſter!
Ja, ſchwinge Deinen Stahl, verſchone nicht,
Zerreiße dieſen Buſen, und eröffne
Den Strömen, die hier fließen, einen Weg!

(Er ſinkt in Ermattung.)

Iphigenie.

Allein zu tragen dieſes Glück und Elend

Vermag ich nicht. — Wo biſt Du, Pylades?
Wo fand' ich Deine Hülfe, theurer Mann?
(Er entfernt ſich ſuchend.)

Zweiter Auftritt.

Oreſt
(aus ſeiner Betäubung erwachend und ſich aufrichtend).

Noch einen! — Reiche mir aus Lethe's Fluthen
Den letzten kühlen Becher der Erquickung!
Bald iſt der Krampf des Lebens aus dem Buſen
Hinweggeſpült; bald fließet ſtill mein Geiſt,
Der Quelle des Vergeſſens hingegeben,
Zu Euch, Ihr Schatten, in die ew'gen Nebel.
Gefällig laßt in Eu'rer Ruhe ſich
Den umgetrieb'nen Sohn der Erde laben!
Welch' ein Gelispel her' ich in den Zweigen,
Welch' ein Geräuſch aus jener Dämm'rung ſäuſeln? —
Sie kommen ſchon, den neuen Gaſt zu ſehn!
Wer iſt die Schaar, die herrlich mit einander,
Wie ein verſammelt' Fürſtenhaus, ſich freut?
Sie gehen friedlich, Alt' und Junge, Männer
Mit Weibern; göttergleich und ähnlich ſcheinen
Die wandelnden Geſtalten. Ja, ſie ſind's,
Die Ahnherr'n meines Hauſes. — Mit Thyeſte'n
Geht Atreus in vertraulichen Geſprächen;
Die Knaben ſchlüpfen ſcherzend um ihn her.
Iſt keine Feindſchaft hier mehr unter Euch?
Verloſch die Rache, wie das Licht der Sonne?
So bin auch ich willkommen, und ich darf
In Euern feierlichen Zug mich miſchen.
Willkommen, Väter! Euch grüßt Oreſt,
Von Euerm Stamme der letzte Mann;
Was Ihr geſa't, hat er geerntet:
Mit Fluch beladen ſtieg er herab;
Doch leichter träget hier ſich jede Bürde.
Nehmt ihn, o, nehmt ihn in Euern Kreis!
Dich, Atreus, ehr' ich; auch Dich, Thyeſt'en!
Wir ſind hier Alle der Feindſchaft los. —
Zeigt mir den Vater, den ich nur ein Mal
Im Leben ſah! — Biſt Du's, mein Vater,
Und führſt die Mutter vertraut mit Dir?
Darf Klytämneſtra die Hand Dir reichen,
So darf Oreſt auch zu ihr treten
Und darf ihr ſagen: Sieh Deinen Sohn! —
Seht Euern Sohn; heißt ihn willkommen!
Auf Erden war in unſerm Hauſe
Der Gruß des Mordes gewiſſe Loſung,
Und das Geſchlecht des alten Tantalus
Hat ſeine Freuden jenſeits der Nacht.
Ihr ruft: „Willkommen!“ und nehmt mich auf!
O, führt zum Alten, zum Ahnherrn mich!
Wo iſt der Alte, daß ich ihn ſehe;
Das theure Haupt, das vielverehrte,
Das mit den Göttern zu Rathe ſaß?
Ihr ſcheint zu zaudern, Euch wegzuwenden?
Was iſt es? Leidet der Göttergleiche?
Weh' mir! Es haben die Uebermächt'gen
Der Heldenbruſt grauſame Qualen
Mit ehr'nen Ketten feſt aufgeſchmiedet.

Dritter Auftritt.

Oreſt. Iphigenie. Pylades.

Oreſt.

Seid Ihr auch ſchon herabgekommen?
Wohl, Schweſter, Dir! Noch fehlt Electra;
Ein gütiger Gott ſend' uns die Eine
Mit ſanften Pfeilen auch ſchnell herab.
Dich, armer Freund, muß ich bedauern!
Komm' mit, komm' mit, zu Pluto's Thron,
Als neue Gäſte den Wirth zu grüßen!

Iphigenie.

Geſchwiſter, die Ihr ün dem weiten Himmel
Das ſchöne Licht bei Tag und Nacht herauf
Den Menſchen bringet, und den Abgeſchied'nen
Nicht leuchten dürfet, rettet uns Geſchwiſter!
Du liebſt, Diane, Deinen holden Bruder
Vor Allem, was Dir Erd' und Himmel bietet,
Und wendeſt Dein jungfräulich' Angeſicht
Nach ſeinem ew'gen Lichte ſehnend ſtill.
O, laß den einz'gen Spätgeſund'nen mir
Nicht in der Finſterniß des Wahnſinns raſen!
Und iſt Dein Wille, da Du hier mich bargſt,
Nunmehr vollendet, willſt Du mir durch ihn,
Und ihm durch mich, die ſel'ge Hülfe geben:
So löſ' ihn von den Banden jenes Fluchs,
Daß nicht die theure Zeit der Rettung ſchwinde.

Pylades.

Erkennſt Du uns und dieſen heil'gen Hain
Und dieſes Licht, das nicht den Todten leuchtet?
Fühlſt Du den Arm des Freundes und der Schweſter,
Die Dich noch feſt, noch lebend halten? Faß
Uns kräftig an; wir ſind nicht leere Schatten.
Merk' auf mein Wort! Vernimm es! Raffe Dich
Zuſammen! Jeder Augenblick iſt theuer,
Und unſ're Rückkehr hängt an zarten Fäden,
Die, ſcheint es, eine günſt'ge Parze ſpinnt.

Oreſt (zu Iphigenie).

Laß mich zum erſten Mal mit freiem Herzen
In Deinen Armen reine Freude haben!
Ihr Götter, die mit flammender Gewalt
Ihr ſchwere Wolken aufzuzehren wandelt,
Und gnädig endlich den langerflehten Regen
Mit Donnerſtimmen und mit Windesbrauſen

In wilden Strömen auf die Erde ſchüttet;
Doch bald der Menſchen grauſendes Erwarten
In Segen auflöſ't und das bange Staunen
In Freudeblick und lauten Dank verwandelt.
Wenn in den Tropfen friſcherquickter Blätter
Die neue Sonne tauſendfach ſich ſpiegelt,
Und Iris, freundlich bunt, mit leichter Hand
Den grauen Flor der letzten Wolken trennt:
O, laßt mich auch an meiner Schweſter Armen,
An meines Freundes Bruſt, was Ihr mir gönnt,
Mit vollem Dank genießen und behalten!
Es löſet ſich der Finch; mit sagt's das Herz.
Die Eumeniden ziehn, ich höre ſie,
Zum Tartarus und ſchlagen hinter ſich
Die eh'rnen Thore fernabdonnernd zu.
Die Erde dampft erquickenden Geruch
Und ladet mich auf ihren Flächen ein,
Nach Lebensfreud' und großer That zu jagen.

Pylades.

Verſäumt die Zeit nicht, die gemeſſen iſt!
Der Wind, der uns're Segel ſchwellt, er bringe
Erſt uns're volle Freude zum Olymp.
Kommt! Es bedarf hier ſchnellen Rath und Schluß.

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Iphigenie.

Denken die Himmliſchen
Einem der Erdgeborenen
Viele Verwirrungen zu,
Und bereiten ſie ihm
Von der Freude zu Schmerzen
Und von Schmerzen zur Freude
Tieferſchütternden Uebergang:
Dann erziehen ſie ihm
In der Nähe der Stadt,
Oder am fernen Geſtade,
Daß in Stunden der Noth
Auch die Hülfe bereit ſei,
Einen ruhigen Freund.
O, ſegnet, Götter, unſern Pylades
Und was er immer unternehmen mag!
Er iſt der Arm des Jünglings in der Schlacht,
Des Greiſes leuchtend' Aug' in der Verſammlung:
Denn ſeine Seel' iſt ſtille; ſie bewahrt
Der Ruhe heil'ges, unerſchöpftes Gut,
Und den Umhergetrieb'nen reichet er
Aus ihren Tiefen Rath und Hülfe. Mich
Riß er vom Bruder los; Den kannt' ich an
Und immer wieder an, und konnte mir
Das Glück nicht eigen machen, ließ ihn nicht
Aus meinen Armen los, und fühlte nicht
Die Nähe der Gefahr, die uns umgibt.
Jetzt gehn ſie, ihren Anſchlag auszuführen,
Der See zu, wo das Schiff mit den Gefährten
In einer Bucht verſteckt auf's Zeichen lauert.
Und haben kluges Wort mir in den Mund
Gegeben; mich gelehrt, was ich dem König
Antworte, wenn er ſendet und das Opfer
Mit dringender gebietet. Ach, ich ſehe wohl,
Ich muß mich leiten laſſen, wie ein Kind!
Ich habe nicht gelernt, zu hinterhalten,
Noch Jemand' Etwas abzulisten. Weh'!
O, weh' der Lüge! Sie befreiet nicht,
Wie jedes and're, wahrgeſproch'ne Wort,
Die Bruſt; ſie macht uns nicht getroſt; ſie zagt
Den, der ſie heimlich ſchmiedet, und ſie lehret,
Ein losgedrückter Pfeil, von einem Gotte
Gewendet und verſagend, ſich zurück
Und trifft den Schützen. Sorg' auf Sorge ſchwankt
Mir durch die Bruſt. Es greift die Furie
Vielleicht den Bruder auf dem Boden wieder
Des ungeweihten Ufers grimmig an.
Entdeckt man ſie vielleicht? Mich dünkt, ich höre
Gewaffnete ſich nahen! — Hier! — Der Bote
Kommt von dem Könige mit ſchnellem Schritt.
Es ſchlägt mein Herz, es treibt ſich meine Seele,
Da ich des Mannes Angeſicht erblicke,
Dem ich mit falſchem Wort begegnen ſoll.

Zweiter Auftritt.

Iphigenie. Arcas.

Arcas.

Beſchleunige das Opfer, Prieſterinn!
Der König wartet und es harrt das Volk.

Iphigenie.

Ich folgte meiner Pflicht und Deinem Wink,
Wenn unvermuthet nicht ein Hinderniß
Sich zwiſchen mich und die Erfüllung ſtellte.

Arcas.

Was iſt's, das den Befehl des Königs hindert?

Iphigenie.

Der Zufall, deſſen wir nicht Meiſter ſind.

Arcas.

So ſage mir's, daß ich's ihm ſchnell vermelde;
Denn er beſchloß bei ſich der Beiden Tod.

Iphigenie.

Die Götter haben ihn noch nicht beſchloſſen.
Der Aelt'ſte dieſer Männer trägt die Schuld
Des nahverwandten Bluts, das er vergoß.
Die Furien verfolgen ſeinen Pfad;
Ja, in dem innern Tempel faßte ſelbſt
Das Uebel ihn, und ſeine Gegenwart
Entheiligte die reine Stätte. Nun
Eil' ich mit meinen Jungfrau'n an dem Meere
Der Göttin Bild mit friſcher Welle netzend,
Geheimnißvolle Weihe zu begehn.
Es ſtöre Niemand unſern ſtillen Zug!

Arcas.

Ich melde dieſes neue Hinderniß
Dem Könige geſchwind; beginne Du
Das heil'ge Werk nicht eh', bis er's erlaubt.

Iphigenie.

Dieß iſt allein der Prieſt'rinn überlaſſen.

Arcas.

Solch' ſeltnen Fall ſoll auch der König wiſſen.

Iphigenie.

Sein Rath, wie ſein Befehl, verändert Nichts.

Arcas.

Oft wird der Mächtige zum Schein gefragt.

Iphigenie.

Erdringe nicht, was ich verſagen ſollte.

Arcas.

Verſage nicht, was gut und nützlich iſt.

Iphigenie.

Ich gebe nach, wenn Du nicht ſäumen muß.

Arcas.

Schnell bin ich mit der Nachricht in dem Lager,
Und ſchnell mit ſeinen Worten hier zurück.
O, könnt' ich ihm noch eine Botſchaft bringen,
Die Alles löſ'te, was uns jetzt verwirrt!
Denn Du haſt nicht des Treuen Rath geachtet.

Iphigenie.

Was ich vermochte, hab' ich gern gethan.

Arcas.

Noch ändere Du den Sinn zur rechten Zeit.

Iphigenie.

Das ſteht nun einmal nicht in unſ'rer Macht.

Arcas.

Du hältſt unmöglich, was Dir Mühe koſtet.

Iphigenie.

Dir ſcheint es möglich, weil der Wunſch Dich trägt.

Arcas.

Willſt Du denn Alles ſo gelaſſen wagen?

Iphigenie.

Ich hab' es in der Götter Hand gelegt.

Arcas.

Sie pflegen Menſchen menſchlich zu erretten.

Iphigenie.

Auf ihren Fingerzeig kommt Alles an.

Arcas.

Ich ſage Dir, es liegt in Deiner Hand.
Des Königs aufgebrachter Sinn allein
Bereitet dieſen Fremden bittern Tod.
Das Heer entwöhnte längſt vom harten Opfer
Und von dem blut'gen Dienſte ſein Gemüth.
Ja, Mancher, den ein widriges Geſchick
An fremdes Ufer trug, empfand es ſelbſt,
Wie göttergleich dem armen Irrenden,
Umhergetrieb'nen an der fremden Grenze
Ein freundlich' Menſchenangeſicht begegnet.
O, wende nicht von uns, was Du vermagſt!
Du endeſt leicht, was Du begonnen haſt;
Denn nirgends haut die Milde, die herab
In menſchlicher Geſtalt vom Himmel kommt,
Ein Reich ſich ſchneller, als wo trüb' und wild
Ein neues Volk, von Leben, Muth und Kraft
Sich ſelbſt und banger Ahnung überlaſſen,
Des Menſchenlebens ſchwere Bürden trägt.

Iphigenie.

Erſchüttre meine Seele nicht, die Du
Nach Deinem Willen nicht bewegen kannſt.

Arcas.

So lang es Zeit iſt, ſchont man weder Mühe,
Noch eines guten Wortes Wiederholung.

Iphigenie.

Du machſt Dir Müh' und mir erregſt Du Schmerzen:
Vergebens Beides; darum laß mich nun!

Arcas.

Die Schmerzen ſind's, die ich zu Hülfe rufe:
Denn es ſind Freunde; Gutes rathen ſie.

Iphigenie.

Sie faſſen meine Seele mit Gewalt;
Doch tilgen ſie den Widerwillen nicht.

Arcas.

Fühlt eine ſchöne Seele Widerwillen
Für eine Wohlthat, die der Edle reicht?

Iphigenie.

Ja, wenn der Edle, was ſich nicht geziemt,
Statt meines Dankes mich erwerben will.

Arkas.

Wer keine Neigung fühlt, dem mangelt es
An einem Worte der Entschuld'gung nie.
Dem Fürsten sag' ich an, was hier geschehn.
O, wiederholteſt Du in Deiner Seele,
Wie edel er sich gegen Dich betrug,
Von Deiner Ankunft an bis diesen Tag.

Dritter Auftritt.

Iphigenie (allein).

Von dieſes Mannes Rede fühl' ich mir
Zur ungelegnen Zeit das Herz im Busen
Auf einmal umgewendet. Ich erschrecke! —
Denn wie die Fluth mit schnellen Strömen wachsend
Die Felsen überspült, die in dem Sand
Am Ufer liegen: so bedeckte ganz
Ein Freudenstrom mein Innerstes. Ich hielt
In meinen Armen das Unmögliche.
Es schien sich eine Wolke wieder sanft
Um mich zu legen, von der Erde mich
Empor zu heben und in jenen Schimmer
Mich einzuwiegen, den die gute Göttinn
Um meine Schläfe legte, da ihr Arm
Mich rettend faßte. — Meinen Bruder
Ergriff das Herz mit einziger Gewalt.
Ich horchte nur auf seines Freundes Rath;
Nur sie zu retten, drang die Seele vorwärts;
Und wie den Klippen einer wüsten Insel
Der Schiffer gern den Rücken wendet, so
Lag Tauris hinter mir. Nun hat die Stimme
Des treuen Manns mich wieder aufgeweckt,
Daß ich auch Menschen hier verlasse, mich
Erinnert. Doppelt wird mir der Betrug
Verhaßt. O, bleibe ruhig, meine Seele!
Beginnſt Du nun, zu schwanken und zu zweifeln?
Den festen Boden Deiner Einsamkeit
Mußt Du verlassen! Wieder eingeschifft
Ergreifen Dich die Wellen schaukelnd; trüb
Und bang verkennest Du die Welt und Dich.

Vierter Auftritt.

Iphigenie. Pylades.

Pylades.

Wo iſt ſie, daß ich ihr mit schnellen Worten
Die frohe Botschaft unſrer Rettung bringe?

Iphigenie.

Du ſiehſt mich hier, voll Sorgen und Erwartung
Des ſichern Troſtes, den Du mir verſprichſt.

Pylades.

Dein Bruder iſt geheilt! Den Felsenboden
Des ungeweihten Ufers und den Sand
Betraten wir mit freſslichen Geſprächen;
Der Hain blieb hinter uns, wir merkten's nicht.
Und herrlicher und immer herrlicher
Umloderte der Jugend ſchöne Flamme
Sein lockig' Haupt; ſein volles Auge glühte
Von Muth und Hoffnung, und ſein freies Herz
Ergab ſich ganz der Freude, ganz der Luſt,
Dich, ſeine Retterinn, und mich zu retten.

Iphigenie.

Geſegnet ſei'ſt Du, und es möge nie
Von Deiner Lippe, die ſo Gutes ſprach,
Der Ton des Leidens und der Klage tönen!

Pylades.

Ich bringe mehr als Das; denn ſchön begleitet,
Gleich einem Fürſten, pflegt das Glück zu nah'n.
Auch die Gefährten haben wir gefunden.
In einer Felſenbucht verborgen ſie
Das Schiff, und ſaßen traurig und erwartend.
Sie ſahen Deinen Bruder, und es regten
Sich Alle jauchzend; und ſie baten dringend,
Der Abfahrt Stunde zu beſchleunigen.
Es ſehnet jede Fauſt ſich nach dem Ruder,
Und ſelbſt ein Wind erhob vom Lande liſpelnd,
Von Allen gleich bemerkt, die holden Schwingen.
D'rum laß uns eilen; führe mich zum Tempel;
Laß mich das Heiligthum betreten; laß
Mich unſrer Wünſche Ziel verehrend faſſen.
Ich bin allein genug, der Göttinn Bild
Auf wohlgeübten Schultern wegzutragen;
Wie ſehn' ich mich nach der erwünſchten Laſt!

(Er geht gegen den Tempel unter den letzten Worten, ohne zu bemerken, daß Iphigenie nicht folgt; endlich kehrt er ſich um.)

Du ſtehſt und zauderſt! — Sage mir — Du ſchweigſt!
Du ſcheinſt verworren! Widerſetzet ſich
Ein neues Unheil unſerm Glück? Sag' an:
Haſt Du dem Könige das kluge Wort
Vermelden laſſen, das wir abgeredet?

Iphigenie.

Ich habe, theurer Mann. Doch wirſt Du ſchelten.
Ein ſchweigender Verweis war mir Dein Anblick.
Des Königs Bote kam, und wie Du es
Mir in den Mund gelegt, ſo ſagt' ich's ihm.
Er ſchien zu ſtaunen, und verlangte dringend,
Die feſtliche Feier erſt dem Könige
Zu melden, ſeinen Willen zu vernehmen;
Und nun erwart' ich ſeine Wiederkehr.

Pylades.

Weh' uns! Erneuert ſchwebt nun die Gefahr
Um unſre Schläfe! Warum haſt Du nicht
Ja's Prieſterrecht Dich weiblich eingehüllt!

Iphigenie.

Als eine Hülle hab' ich's nie gebraucht.

Pylades.

So wirst Du, reine Seele, Dich und uns
Zu Grunde richten! Warum lacht' ich nicht
Auf diesen Fall voraus, und lehrte Dich,
Auch dieser Ford'rung auszuweichen!

Iphigenie.

Schilt
Nur mich! Die Schuld ist mein; ich fühl' es wohl.
Doch konnt' ich anders nicht dem Mann begegnen,
Der mit Vernunft und Ernst von mir verlangte,
Was ihm mein Herz als Recht gestehen mußte.

Pylades.

Gefährlicher zieht sich's zusammen; doch auch so
Laß uns nicht zagen, oder unbesonnen
Und übereilt uns selbst verrathen. Ruhig
Erwarte Du die Wiederkunft des Boten;
Und dann steh' fest, er bringe, was er will;
Denn solcher Weihung Feier anzuordnen,
Gehört der Priesterinn und nicht dem König.
Und fordert er, den fremden Mann zu sehn,
Der von dem Wahnsinn schwer belastet ist,
So lehn' es ab, als hieltest Du uns Beide
Im Tempel wohl verwahrt. So schaff' uns Lust,
Daß wir aufs Eiligste den heil'gen Schatz
Dem rauh unwürd'gen Volk entwendend, fliehn.
Die besten Zeichen sendet uns Apoll,
Und, eh' wir die Bedingung fromm erfüllen,
Erfüllt er göttlich sein Versprechen schon.
Orest ist frei, geheilt! — Mit dem Befreiten,
O, führet uns hinüber, günst'ge Winde,
Zur Felseninsel, die der Gott bewohnt;
Dann nach Mycen, daß es lebendig werde,
Daß von der Asche des verlosch'nen Herdes
Die Vatergötter fröhlich sich erheben,
Und schönes Feuer ihre Wohnungen
Umleuchte! Deine Hand soll ihnen Weihrauch
Zuerst aus gold'nen Schalen streuen. Du
Bringst über jene Schwelle Heil und Leben wieder,
Entsühnst den Fluch und schmückest neu die Deinen
Mit frischen Lebensblüthen herrlich aus.

Iphigenie.

Vernehm' ich Dich, so wendet sich, o Theurer,
Wie sich die Blume nach der Sonne wendet,
Die Seele, von dem Strahle Deiner Worte
Getroffen, sich dem süßen Troste nach.
Wie köstlich ist des gegenwärt'gen Freundes
Gewisse Rede, deren Himmelskraft
Ein Einsamer entbehrt, und still versunkt!
Denn langsam reift, verschlossen in dem Busen,
Gedank' ihm und Entschluß; die Gegenwart
Des Liebenden entwickelte sie leicht.

Pylades.

Leb' wohl! Die Freunde will ich nun geschwind
Beruhigen, die sehnlich wartend harren.
Dann komm' ich schnell zurück und lausche hier,
Im Felsenbusch versteckt, auf Deinen Wink. —
Was sinnest Du? Auf einmal überschwebt
Ein stiller Trauerzug die freie Stirne.

Iphigenie.

Verzeih'! Wie leichte Wolken vor der Sonne,
So zieht mir vor der Seele leichte Sorge
Und Bangigkeit vorüber.

Pylades.

Fürchte nicht!
Betrüglich schloß die Furcht mit der Gefahr
Ein enges Bündniß. Beide sind Gesellen.

Iphigenie.

Die Sorge nenn' ich edel, die mich warnt,
Den König, der mein zweiter Vater ward,
Nicht tückisch zu betriegen, zu berauben.

Pylades.

Der Deinen Bruder schlachtet, dem entfliehst Du.

Iphigenie.

Es ist Derselbe, der mir Gutes that.

Pylades.

Das ist nicht Undank, was die Noth gebeut.

Iphigenie.

Es bleibt wohl Undank; nur die Noth entschuldigt's.

Pylades.

Vor Göttern und vor Menschen Dich gewiß.

Iphigenie.

Allein mein eigen' Herz ist nicht befriedigt.

Pylades.

Zu strenge Ford'rung ist verborg'ner Stolz.

Iphigenie.

Ich untersuche nicht, ich fühle nur.

Pylades.

Fühlst Du Dich recht, so mußt Du Dich verehren.

Iphigenie.

Ganz unbefleckt genießt sich nur das Herz.

Pylades.

So hast Du Dich im Tempel wohl bewahret;

Basco mit seinen Vagabunden, welch
Mantelsäcke und allerley Gepäcke tragen.

Basco.

Herein mit den Sachen,
Herein, nur herein!
Das alles ist euer,
Das alles ist mein.
So haben die andern
Gar treulich gesorgt;
Wir haben es wieder
Von ihnen geborgt.
Wie sorglich gefaltet!
Wie zierlich gesackt!
Auf unsere Reise
Zusammengepackt.

Die Vagabunden wollen die Bündel eröffnen, Basc
hält sie ab.

Nein, Freunde, lassen wir es noch zusammen,
Und geben uns nicht ab, hier auszukramen.
Wir machen sichrer gleich uns auf den Weg.
Ich kenne zwey, drey Orte, wo wir gut
Und sicher wohnen; dort vertheilen wir

Das Leben lehrt uns, weniger mit uns
Und Andern ſtrenge ſein; Du lernſt es auch.
So wunderbar iſt dieß Geſchlecht gebildet;
So vielfach iſt's verſchlungen und verknüpft,
Daß Keiner in ſich ſelbſt, noch mit den Andern
Sich rein und unverworren halten kann.
Auch ſind wir nicht beſtellt, uns ſelbſt zu richten;
Zu wandeln und auf ſeinen Weg zu ſehen,
Iſt eines Menſchen erſte, nächſte Pflicht;
Denn ſelten ſchätzt er recht, was er gethan;
Und was er thut, weiß er faſt nicht zu ſchätzen.

Iphigenie.

Faſt überred'ſt Du mich zu Deiner Meinung.

Pylades.

Braucht's Ueberredung, wo die Wahl verſagt iſt?
Den Bruder, Dich und einen Freund zu retten,
Iſt nur ein Weg; fragt ſich's, ob wir ihn gehn?

Iphigenie.

O, laß mich zaudern! Denn Du thäteſt ſelbſt
Ein ſolches Unrecht keinem Mann gelaſſen,
Dem Du für Wohlthat Dich verpflichtet hielteſt.

Pylades.

Wenn wir zu Grunde gehen, wartet Dein'
Ein härt'rer Vorwurf, der Verzweiflung trägt.
Man ſieht, Du biſt nicht an Verluſt gewohnt,
Da Du, dem großen Uebel zu entgehen,
Ein falſches Wort nicht einmal opfern willſt.

Iphigenie.

O, trüg' ich doch ein männlich' Herz in mir,
Das, wenn es einen kühnen Vorſatz hegt,
Vor jeder andern Stimme ſich verſchließt!

Pylades.

Du weigerſt Dich umſonſt; die ehr'ne Hand
Der Noth gebietet, und ihr ernſter Wink
Iſt oberſtes Geſetz, dem Götter ſelbſt
Sich unterwerfen müſſen. Schweigend herrſcht
Des ew'gen Schickſals unberath'ne Schweſter.
Was ſie Dir auferlegt, das trage; thu',
Was ſie gebeut. Das And're weiſt Du. Bald
Komm' ich zurück, aus Deiner heil'gen Hand
Der Rettung ſchönes Siegel zu empfangen.

Fünfter Auftritt.

Iphigenie (allein).

Ich muß ihm folgen; denn die Meinigen
Seh' ich in dringender Gefahr. Doch, ach!
Mein eigen' Schickſal macht mir bang und bänger.
O, ſoll ich nicht die ſüße Hoffnung retten,
Die in der Einſamkeit ich ſchön genährt?
Soll dieſer Fluch denn ewig walten; ſoll
Nie dieß Geſchlecht mit einem neuen Segen
Sich wieder heben? — Nimmt doch Alles ab!
Das beſte Glück, des Lebens ſchönſte Kraft
Ermattet endlich; warum nicht der Fluch?
So haſſ' ich denn vergebens, hier verwahrt,
Von meines Hauſes Schickſal abgeſchieden,
Dereinſt mit reiner Hand und reinem Herzen
Die ſchwer befleckte Wohnung zu entſühnen!
Kaum wird in meinen Armen mir ein Bruder
Vom grimm'gen Uebel wunderbar und ſchnell
Geheilt; kaum naht ein langerflehtes Schiff,
Mich in den Port der Vaterwelt zu leiten:
So legt die taube Noth ein doppelt' Laſter
Mit eh'rner Hand mir auf: das heilige,
Mir anvertraute, vielverehrte Bild
Zu rauben und den Mann zu hintergehn,
Dem ich mein Leben und mein Schickſal danke.
O, daß in meinem Buſen nicht zuletzt
Ein Widerwillen keime; der Titanen,
Der alten Götter tiefer Haß auf Euch,
Olympier, nicht auch die zarte Bruſt
Mit Geierklauen faſſe! Rettet mich,
Und rettet Euer Bild in meiner Seele!

Vor meinen Ohren tönt das alte Lied —
Vergeſſen hatt' ich's und vergaß es gern —
Das Lied der Parzen, das ſie grauſend ſangen,
Als Tantalus vom gold'nen Stuhle fiel:
Sie litten mit dem edeln Freunde; grimmig
War ihre Bruſt und furchtbar ihr Geſang.
In unſ'rer Jugend ſang's die Amme mir
Und den Geſchwiſtern vor; ich merkt' es wohl.

„Es fürchte die Götter
Das Menſchengeſchlecht!
Sie halten die Herrſchaft
In ewigen Händen,
Und können ſie brauchen,
Wie's ihnen gefällt.

Der fürchte ſie doppelt,
Den je ſie erheben!
Auf Klippen und Wolken
Sind Stühle bereitet
Um goldene Tiſche.

Erhebet ein Zwiſt ſich:
So ſtürzen die Gäſte,
Geſchmäht und geſchändet,
In nächtliche Tiefen,
Und harren vergebens,
Im Finſtern gebunden,
Gerechten Gerichtes.

Sie aber, ſie bleiben
In ewigen Feſten
An goldenen Tiſchen.
Sie ſchreiten vom Berge
Zu Bergen hinüber;
Aus Schlünden der Tiefe

Dampft ihnen der Athem
Erſtickter Titanen,
Gleich Opfergerüchen,
Ein leichtes Gewölke.

Es wenden die Herrſcher
Ihr ſegnendes Auge
Von ganzen Geſchlechtern,
Und weiden, im Enkel
Die eh'mals geliebten,
Stillredenden Züge
Des Ahnherrn zu ſehn.

So ſangen die Parzen.
Es horcht der Verbannte
In nächtlichen Höhlen
Der Alte die Lieder,
Denkt Kinder und Enkel
Und ſchüttelt das Haupt.

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Thoas. Arcas.

Arcas.

Verwirrt muß ich geſtehn, daß ich nicht weiß,
Wohin ich meinen Argwohn richten ſoll.
Sind's die Gefang'nen, die auf ihre Flucht
Verſtohlen ſinnen? Iſt's die Prieſterinn,
Die ihnen hilft? Es mehrt ſich das Gerücht;
Das Schiff, das dieſe Beiden hergebracht,
Sei irgend noch in einer Bucht verſteckt.
Und jenes Mannes Wahnſinn, dieſe Weihe,
Der heil'ge Vorwand dieſer Zög'rung, rufen
Den Argwohn lauter und die Vorſicht auf.

Thoas.

Es komme ſchnell die Prieſterinn herbei!
Dann geht, durchſucht das Ufer ſcharf und ſchnell
Vom Vorgebirge bis zum Hain der Göttinn.
Verſchonet ſeine heil'gen Tiefen, legt
Bedächt'gen Hinterhalt und greift ſie an.
Wo Ihr ſie findet, faßt ſie, wie Ihr pflegt.

Zweiter Auftritt.

Thoas (allein).

Entſetzlich wechſelt wir der Grimm im Buſen;
Erſt gegen ſie, die ich ſo heilig hielt,
Dann gegen mich, der ich ſie zum Verrath
Durch Nachſicht und durch Güte bildete.
Zur Sclaverei gewöhnt der Menſch ſich gut
Und lernet leicht gehorchen, wenn man ihn
Der Freiheit ganz beraubt. Ja, wäre ſie
In meiner Ahnherr'n rohe Hand gefallen,
Und hätte ſie der heil'ge Grimm verſchont:
Sie wäre froh geweſen, ſich allein
Zu retten, hätte dankbar ihr Geſchick
Erkannt und fremdes Blut vor dem Altar
Vergoſſen; hätte Pflicht genannt,
Was Noth war. Nun lockt meine Güte
In ihrer Bruſt verweg'nen Wunſch herauf.
Vergebens hofft' ich, ſie mir zu verbinden;
Sie ſinnt ſich nun ein eigen' Schickſal aus.
Durch Schmeichelei gewann ſie mir das Herz:
Nun widerſteh' ich der, ſo ſucht ſie ſich
Den Weg durch Liſt und Trug, und meine Güte
Scheint ihr ein [illegible]erjährtes Eigenthum.

Dritter Auftritt.

Iphigenie. Thoas.

Iphigenie.

Du forderſt mich! Was bringt Dich zu uns her?

Thoas.

Du ſchiebſt das Opfer auf; ſag' an, warum?

Iphigenie.

Ich hab' an Arcas Alles klar erzählt.

Thoas.

Von Dir möcht' ich es weiter noch vernehmen.

Iphigenie.

Die Göttinn gibt Dir Friſt zur Ueberlegung.

Thoas.

Sie ſcheint Dir ſelbſt gelegen, dieſe Friſt.

Iphigenie.

Wenn Dir das Herz zum grauſamen Entſchluß
Verhärtet iſt, ſo ſollteſt Du nicht kommen.
Ein König, der Unmenſchliches verlangt,
Findt Diener g'nug, die gegen Gnad' und Lohn
Den halben Fluch der That begierig faſſen;
Doch ſeine Gegenwart bleibt unbefleckt.
Er ſinnt den Tod in einer ſchweren Wolke,
Und ſeine Boten bringen flammendes
Verderben auf des Armen Haupt hinab;
Er aber ſchwebt durch ſeine Höhen ruhig,
Ein unerreichter Gott, im Sturme fort.

Thoas.

Die heil'ge Lippe tönt ein wildes Lied.

Iphigenie.

Nicht Prieſterinn, nur Agamemnon's Tochter!
Der Unbekannten Wort verehrteſt Du;
Der Fürſtinn willſt Du raſch gebieten? Nein!
Von Jugend auf hab' ich gelernt gehorchen,
Erſt meinen Eltern und dann einer Gottheit,

Und folgſam fühlt' ich immer meine Seele
Am Schlaffen frei; allein dem harten Worte,
Dem rauhen Ausſpruch eines Mannes mich
Zu fügen, lernt' ich weder dort noch hier.

Thoas.

Ein alt' Geſetz, nicht ich, gebietet Dir.

Iphigenie.

Wir faſſen ein Geſetz begierig an,
Das unſrer Leidenſchaft zur Waffe dient.
Ein and'res ſpricht zu mir, ein älteres,
Mich Dir zu widerſetzen, das Gebot,
Dem jeder Fremde heilig iſt.

Thoas.

Es ſcheinen die Gefang'nen Dir ſehr nah
Am Herzen; denn vor Antheil und Bewegung
Vergiſſeſt Du der Klugheit erſtes Wort,
Daß man den Mächtigen nicht reizen ſoll.

Iphigenie.

Red' oder ſchweig' ich, immer kannſt Du wiſſen,
Was mir im Herzen iſt und immer bleibt.
Löſ't die Erinnerung des gleichen Schickſals
Nicht ein verſchloſſ'nes Herz zum Mitleid auf?
Wie mehr denn mein's! In ihnen ſeh ich mich.
Ich habe vor'm Altare ſelbſt gezittert,
Und feierlich umgab der frühe Tod
Die Knieende! Das Meſſer zuckte ſchon,
Den lebevollen Buſen zu durchbohren;
Mein Innerſtes entſetzte wirbelnd ſich,
Mein Auge brach, und ich fand mich gerettet.
Sind wir, was Götter gnädig uns gewährt,
Unglücklichen nicht zu erſtatten ſchuldig?
Du weißt es, kennſt mich, und Du wüßt mich
zwingen!

Thoas.

Gehorche Deinem Dienſte, nicht dem Herrn.

Iphigenie.

Laß ab! Beſchönige nicht die Gewalt,
Die ſich der Schwachheit eines Weibes freut.
Ich bin ſo frei geboren als ein Mann.
Stünd' Agamemnon's Sohn Dir gegenüber,
Und Du verlangteſt, was ſich nicht gebührt:
So hat auch er ein Schwert und einen Arm,
Die Rechte ſeines Buſens zu vertheid'gen.
Ich habe nichts als Worte, und es ziemt
Dem edeln Mann, der Frauen Wort zu achten.

Thoas.

Ich acht' es mehr als eines Bruders Schwert.

Iphigenie.

Das Loos der Waffen wechſelt hin und her;
Kein klüger Streiter hält den Feind gering.
Auch ohne Hülfe gegen Trotz und Härte
Hat die Natur den Schwachen nicht gelaſſen.
Sie gab zur Liſt ihm Freude, lehrt' ihn Künſte;
Bald weicht er aus, verſpätet und umgeht.
Ja, der Gewaltige verdient, daß man ſie übt.

Thoas.

Die Vorſicht ſtellt der Liſt ſich klug entgegen.

Iphigenie.

Und eine reine Seele braucht ſie nicht.

Thoas.

Sprich unbehutſam nicht Dein eigen' Urtheil.

Iphigenie.

O, ſäheſt Du, wie meine Seele kämpft,
Ein böſ' Geſchick, das ſie ergreifen will,
Im erſten Anfall muthig abzutreiben!
So ſteh' ich denn hier wehrlos gegen Dich?
Die ſchöne Bitte, den anmuth'gen Zweig,
In einer Frauen Hand, gewaltiger
Als Schwert und Waffe, ſtoßeſt Du zurück:
Was bleibt mir nun mein Inn'res zu vertheid'gen?
Ruf' ich die Göttinn um ein Wunder an?
Iſt keine Kraft in meiner Seele Tiefen?

Thoas.

Es ſcheint, der beiden Fremden Schickſal macht
Unmäßig Dich beſorgt. Wer ſind ſie? Sprich,
Für die Dein Geiſt gewaltig ſich erhebt.

Iphigenie.

Sie ſind — ſie ſcheinen — für Griechen hält' ich ſie.

Thoas.

Landsleute ſind es; und ſie haben wohl
Der Rückkehr ſchönes Bild in Dir erneut?

Iphigenie (nach einigem Stillſchweigen).

Hat denn zur unerhörten That der Mann
Allein das Recht? Drückt denn Unmögliches
Nur er an die gewalt'ge Heldenbruſt?
Was nennt man groß? Was hebt die Seele
ſchaudernd
Dem immer wiederholenden Erzähler,
Als was mit unwahrſcheinlichem Erfolg
Der Muthigſte begann? Der in der Nacht
Allein das Heer des Feindes überſchleicht,
Wie unverſehen eine Flamme wüthend
Die Schlafenden, Erwachenden ergreift,
Zuletzt gedrängt von den Ermunterten
Auf Feindes Pferden, doch mit Beute kehrt;
Wird Der allein geprieſen, Der allein,
Der, einen ſichern Weg verachtend, kühn
Gebirg' und Wälder durchzuſtreifen geht,
Daß er von Räubern eine Gegend ſäub're?
Iſt uns Nichts übrig? Muß ein zartes Weib
Sich ihres angebor'nen Rechts entäußern,

Wild gegen Wilde sein, wie Amazonen
Das Recht des Schwerts Euch rauben und mit Blute
Die Unterdrückung rächen? Auf und ab
Steigt in der Brust ein kühnes Unternehmen:
Ich werde großem Vorwurf nicht entgehn,
Noch schwerem Uebel, wenn es mir mißlingt;
Allein Euch leg' ich's auf die Knie! Wenn
Ihr wahrhaft seid, wie Ihr gepriesen werdet,
So zeigt's durch Euern Beistand und verherrlicht
Durch mich die Wahrheit! — Ja, vernimm, o König,
Es wird ein heimlicher Betrug geschmiedet.
Vergebens fragst Du den Gefang'nen nach;
Sie sind hinweg und suchen ihre Freunde,
Die mit dem Schiff am Ufer warten, auf.
Der Aelt'ste, den das Uebel hier ergriffen
Und nun verlassen hat — es ist Orest,
Mein Bruder, und der And're sein Vertrauter,
Sein Jugendfreund, mit Namen Pylades.
Apoll schickt sie von Delphi diesem Ufer
Mit göttlichen Befehlen zu, das Bild
Dianen's wegzurauben und zu ihm
Die Schwester hinzubringen, und dafür
Verspricht er dem von Furien verfolgten,
Des Mutterbluts Schuldigen, Befreiung.
Uns Beide hab' ich nun, die Ueberblieb'nen
Von Tantal's Haus, in Deine Hand gelegt:
Verdirb uns — wenn Du darfst.

Thoas.

Du glaubst, es höre
Der rothe Scythe, der Barbar, die Stimme
Der Wahrheit und der Menschlichkeit, die Atreus,
Der Grieche, nicht vernahm?

Iphigenie.

Es hört sie Jeder,
Geboren unter jedem Himmel, dem
Des Lebens Quelle durch den Busen rein
Und ungehindert fließt. — Was sinnst Du mir,
O König, schweigend in der tiefen Seele?
Ist es Verderben? So tödte mich zuerst!
Denn nun empfind' ich, da uns keine Rettung
Mehr übrig bleibt, die gräßliche Gefahr,
Worein ich die Geliebten übereilt
Vorsetzlich stürzte. Weh'! Ich werde sie
Gebunden vor mir sehn! Mit welchen Blicken
Kann ich von meinem Bruder Abschied nehmen,
Den ich erwerbe? Nimmer kann ich ihm
Mehr in die vielgeliebten Augen schau'n!

Thoas.

So haben die Betrieger künstlich dichtend
Der lang' Verschlossnen, ihre Wünsche leicht
Und willig Glaubenden, ein solch' Gespinnst
Um's Haupt gewerfen!

Iphigenie.

Nein, o König, nein!
Ich könnte hintergangen werden; Diese
Sind treu und wahr. Wirst Du sie anders finden,
So laß sie fallen und verstoße mich,
Verbanne mich zur Strafe meiner Thorheit
An einer Klippeninsel traurig' Ufer.
Ist aber dieser Mann der langerflehte,
Geliebte Bruder, so entlaß uns, sei
Auch den Geschwistern, wie der Schwester, freundlich,
Mein Vater fiel durch seiner Frauen Schuld,
Und sie durch ihren Sohn. Die letzte Hoffnung
Von Atreus Stamme ruht auf ihm allein.
Laß mich mit ernstem Herzen, reiner Hand,
Hinübergehn und unser Haus entsühnen.
Du hättst mir Wort — Wenn zu den Meinen je
Mit Rückkehr zubereitet wäre, schwurst
Du, mich zu lassen; und sie ist es nun.
Ein König sagt nicht, wie gemeine Menschen,
Verlegen zu, daß er den Bittenden
Auf einen Augenblick entferne; noch
Verspricht er auf den Fall, den er nicht hofft:
Dann fühlt er erst die Höhe seiner Würde,
Wenn er den Harrenden beglücken kann.

Thoas.

Unwillig, wie sich Feuer gegen Wasser
Im Kampfe wehrt und giftend seinen Feind
Zu tilgen sucht, so wehret sich der Zorn
In meinem Busen gegen Deine Worte.

Iphigenie.

O, laß die Gnade, wie das heil'ge Licht
Der stillen Opferflamme, mir, umkränzt
Von Lobgesang und Dank und Freude, lodern.

Thoas.

Wie oft besänftigte mich diese Stimme!

Iphigenie.

O reiche mir die Hand zum Friedenszeichen!

Thoas.

Du forderst viel in einer kurzen Zeit.

Iphigenie.

Um Gut's zu thun braucht's keiner Ueberlegung.

Thoas.

Sehr viel! Denn auch dem Guten folgt das Uebel.

Iphigenie.

Der Zweifel ist's, der Gutes böse macht,
Bedenke nicht; gewähre, wie Du's fühlst.

Vierter Auftritt.

Oreſt (bewaffnet). Die Vorigen.

Oreſt (nach der Scene gekehrt).

Verdoppelt Eu're Kräfte! Haltet ſie
Zurück! Nur wenig Augenblicke! Weicht
Der Menge nicht, und deckt den Weg zum Schiffe
Mir und der Schweſter.

(Zu Iphigenie'n, ohne den König zu ſehen.)

Komm', wir ſind verrathen.
Geringer Raum bleibt uns zur Flucht. Geſchwind!

(Er erblickt den König.)

Thoas (nach dem Schwerte greifend).

In meiner Gegenwart führt ungeſtraft
Kein Mann das nackte Schwert.

Iphigenie.

Entheiliget
Der Göttinn Wohnung nicht durch Wuth und Mord.
Gebietet Euerm Volke Stillſtand, höret
Die Prieſterinn, die Schweſter.

Oreſt.

Sage mir:
Wer iſt es, der uns droht?

Iphigenie.

Verehr' in ihm
Den König, der mein zweiter Vater ward!
Verzeih' mir, Bruder! Doch mein kindlich' Herz
Hat unſer ganz' Geſchick in ſeine Hand
Gelegt. Geſtanden hab' ich Euern Anſchlag
Und meine Seele vom Verrath gerettet.

Oreſt.

Will er die Rückkehr friedlich uns gewähren?

Iphigenie.

Dein blinkend Schwert verbietet mir die Antwort.

Oreſt (der das Schwert einſteckt).

So ſprich! Du ſiehſt, ich horche Deinen Worten.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Pylades. Bald nach ihm Arcas. (Beide mit bloßen Schwertern.)

Pylades.

Verweilet nicht! Die letzten Kräfte raffen
Die Unſ'rigen zuſammen; weichend werden
Sie nach der See langſam zurückgedrängt.
Welch' ein Geſpräch der Fürſten find' ich hier!
Dieß iſt des Königes verehrtes Haupt!

Arcas.

Gelaſſen, wie es Dir, o König, ziemt,
Stehſt Du den Feinden gegenüber. Gleich
Iſt die Verwegenheit beſtraft; es weicht
Und flieht ihr Anhang, und ihr Schiff iſt unſer.
Ein Wort von Dir, ſo ſteht's in Flammen!

Thoas.

Geh'!
Gebiete Stillſtand meinem Volke! Keiner
Beſchädige den Feind, ſo lang' wir reden.

(Arcas ab.)

Oreſt.

Ich nehm' es an. Geh', ſammle, treuer Freund,
Den Reſt des Volkes; harret ſtill, weich' Ende
Die Götter unſern Thaten zubereiten.

(Pylades ab.)

Sechster Auftritt.

Iphigenie. Thoas. Oreſt.

Iphigenie.

Befreit von Sorge mich, eh' Ihr zu ſprechen
Beginnet. Ich befürchte böſen Zwiſt,
Wenn Du, o König, nicht der Billigkeit
Gelinde Stimme höreſt; Du, mein Bruder,
Der raſchen Jugend nicht gebieten willſt.

Thoas.

Ich halte meinen Zorn, wie es dem Aeltern
Geziemt, zurück. Antworte mir! Womit
Bezeugſt Du, daß Du Agamemnon's Sohn
Und Dieſer Bruder biſt?

Oreſt.

Hier iſt das Schwert,
Mit dem er Troja's tapf're Männer ſchlug.
Dieß nahm ich ſeinem Mörder ab, und bat
Die Himmliſchen, den Muth und Arm, das Glück
Des großen Königes mir zu verleih'n,
Und einen ſchönern Tod mir zu gewähren.
Wähl' Einen aus den Edeln Deines Heers
Und ſtelle mir den Beſten gegenüber.
So weit die Erde Heldenſehne nährt,
Iſt keinem Fremdling dieß Geſuch verweigert.

Thoas.

Dieß Vorrecht hat die alte Sitte nie
Dem Fremden hier geſtattet.

Oreſt.

So beginne
Die neue Sitte denn von Dir und mir!
Nachahmend heiliget ein ganzes Volk
Die edle That der Herrſcher zum Geſetz.
Und laß mich nicht allein für unſ're Freiheit,

Laß mich, den Fremden für die Fremden, kämpfen.
Fall' ich, so ist ihr Urtheil mit dem meinen
Gesprochen; aber gönnet mir das Glück
Zu überwinden, so betrete nie
Ein Mann dieß Ufer, dem der schnelle Blick
Hülfreicher Liebe nicht begegnet, und
Getröstet scheide Jeglicher hinweg!

Thoas.

Nicht unwerth scheinest Du, o Jüngling, mir
Der Ahnherr'n, deren Du Dich rühmst, zu sein.
Groß ist die Zahl der edeln tapfern Männer,
Die mich begleiten; doch ich stehe selbst
In meinen Jahren noch dem Feinde, bin
Bereit, mit Dir der Waffen Loos zu wagen.

Iphigenie.

Mit Nichten! Dieses blutigen Beweises
Bedarf es nicht, o König! Laßt die Hand
Vom Schwerte! Denkt an mich und mein Geschick.
Der rasche Kampf verewigt einen Mann;
Er falle gleich, so preiset ihn das Lied.
Allein die Thränen, die unendlichen
Der Ueberblieb'nen, der verlass'nen Frau,
Zählt keine Nachwelt, und der Dichter schweigt
Von tausend durchgeweinten Tag' und Nächten,
Wo eine stille Seele den verlor'nen,
Rasch abgeschied'nen Freund vergebens sich
Zurückzurufen bangt und sich verzehrt.
Mich selbst hat eine Sorge gleich gewarnt,
Daß der Betrug nicht eines Räubers mich
Vom sichern Schutzort reiße, mich der Knechtschaft
Verrathe. Fleißig hab' ich sie befragt,
Nach jedem Umstand mich erkundigt, Zeichen
Gefordert, und gewiß ist nun mein Herz.
Sieh' hier an seiner rechten Hand das Mahl
Wie von drei Sternen, das am Tage schon,
Da er geboren ward, sich zeigte, das
Auf schwere That, mit dieser Faust zu üben,
Der Priester deutete. Dann überzeugt
Mich doppelt diese Schramme, die ihm hier
Die Augenbraune spaltet. Als ein Kind
Ließ ihn Electra, rasch und unvorsichtig
Nach ihrer Art, aus ihren Armen stürzen.
Er schlug auf einen Dreifuß auf — Er ist's —
Soll ich Dir noch die Aehnlichkeit des Vaters,
Soll ich das inn're Jauchzen meines Herzens
Dir auch als Zeugen der Verschw'rung nennen?

Thoas.

Und hübe Deine Rede jeden Zweifel,
Und bändig't ich den Zorn in meiner Brust:
So würden doch die Waffen zwischen uns
Entscheiden müssen; Frieden seh' ich nicht.
Sie sind gekommen, Du bekennest selbst,
Das heil'ge Bild der Göttinn mir zu rauben.
Glaubt Ihr, ich sehe Dieß gelassen an?
Der Grieche wendet oft sein lüstern' Auge
Den fernen Schätzen der Barbaren zu,
Dem gold'nen Felle, Pferden, schönen Töchtern;
Doch führte sie Gewalt und List nicht immer
Mit den erlangten Gütern glücklich heim.

Orest.

Das Bild, o König, soll uns nicht entzweien:
Jetzt kennen wir den Irrthum, den ein Gott
Wie einen Schleier um das Haupt uns legte,
Da er den Weg hierher uns wandern hieß.
Um Rath und um Befreiung bat ich ihn
Von dem Geleit der Furien; er sprach:
„Bringst Du die Schwester, die an Tauris Ufer
Im Heiligthume wider Willen bleibt,
Nach Griechenland so löset sich der Fluch."
Wir legten's von Apoll'ens Schwester aus,
Und er gedachte Dich! Die strengen Bande
Sind nun gelöst; Du bist den Deinen wieder,
Du Heilige, geschenkt! Von Dir berührt
War ich geheilt; in Deinen Armen faßte
Das Uebel mich mit allen seinen Klauen
Zum letzten Mal, und schüttelte das Mark
Entsetzlich mir zusammen; dann entfloh's
Wie eine Schlange zu der Höhle. Neu
Genieß' ich nun durch Dich das weite Licht
Des Tages. Schön und herrlich zeigt sich mir
Der Göttinn Rath. Gleich einem heil'gen Bilde,
Daran der Stadt unwandelbar' Geschick
Durch ein geheimes Götterwort gebannt ist,
Nahm sie Dich weg, die Schützerinn des Hauses;
Bewahrte Dich in einer heil'gen Stille
Zum Segen Deines Bruders und der Deinen.
Da alle Rettung auf der weiten Erde
Verloren schien, gibst Du uns Alles wieder.
Laß Deine Seele sich zum Frieden wenden,
O König! Hind're nicht, daß sie die Weihe
Des väterlichen Hauses nun vollbringe,
Mich der entsühnten Halle wiedergebe,
Mir auf das Haupt die alte Krone drücke.
Vergilt den Segen, den sie Dir gebracht,
Und laß des nähern Rechtes mich genießen.
Gewalt und List, der Männer höchster Ruhm,
Wird durch die Wahrheit dieser hohen Seele
Beschämt und reines kindliches Vertrauen
Zu einem edeln Manne wird belohnt.

Iphigenie.

Denk' an Dein Wort, und laß durch diese Rede
Aus einem g'raden, treuen Munde Dich
Bewegen! Sieh' uns an! Du hast nicht oft
Zu solcher edeln That Gelegenheit.
Versagen kannst Du's nicht; gewähr' es bald!

Thoas.

So geht!

Iphigenie.

Nicht so, mein König! Ohne Segen,
In Widerwillen scheid ich nicht von Dir.
Verbann' uns nicht. Ein freundlich' Gaſtrecht walte
Von Dir zu uns: ſo ſind wir nicht auf ewig
Getrennt und abgeſchieden. Werth und theuer,
Wie mir mein Vater war, ſo biſt Du's mir,
Und dieſer Eindruck bleibt in meiner Seele.
Bringt der Geringſte Deines Volkes je
Den Ton der Stimme mir in's Ohr zurück,
Den ich an Euch gewohnt zu hören bin,
Und ſeh' ich an dem Aermſten Eu're Tracht:
Empfangen will ich ihn, wie einen Gott;
Ich will ihm ſelbſt ein Lager zubereiten,
Auf einen Stuhl ihn an das Feuer laden,
Und nur nach Dir und Deinem Schickſal fragen.
O, geben Dir die Götter Deiner Thaten
Und Deiner Milde wohlverdienten Lohn!
Leb' wohl! O, wende Dich zu uns und gib
Ein holdes Wort des Abſchieds mir zurück!
Dann ſchwellt der Wind die Segel ſanfter an,
Und Thränen fließen linderuder vom Auge
Des Scheidenden. Leb' wohl! und reiche mir
Zum Pfand der alten Freundſchaft Deine Rechte.

Thoas.

Lebt wohl!

Torquato Taſſo.

Ein Schauſpiel.

Perſonen.

Alphons, der Zweite, Herzog von Ferrara.
Leonore von Eſte, Schweſter des Herzogs.
Leonore Sanvitale, Gräfin von Scandiano.
Torquato Taſſo.
Antonio Montecatino, Staats-Secretär.

Der Schauplatz iſt auf Belriguardo, einem Luſtſchloſſe.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Gartenplatz,
mit Hermen der epiſchen Dichter geziert. Vorn an der Scene zur Rechten Virgil, zur Linken Arioſt.

Prinzeſſinn. Leonore.

Prinzeſſinn.

Du ſiehſt mich lächelnd an, Eleonore,
Und ſiehſt Dich ſelber an und lächelſt wieder.
Was haſt Du? Laß es eine Freundinn wiſſen!
Du ſcheinſt bedenklich, doch Du ſcheinſt vergnügt.

Leonore.

Ja, meine Fürſtinn, mit Vergnügen ſeh' ich
Uns Beide hier ſo ländlich ausgeſchmückt.
Wir ſcheinen recht beglückte Schäferinnen,
Und ſind auch wie die Glücklichen beſchäftigt.
Wir winden Kränze. Dieſer, bunt von Blumen,
Schwillt immer mehr und mehr in meiner Hand;
Du haſt mit höherm Sinn und größerm Herzen
Den zarten, ſchlanken Lorbeer Dir gewählt.

Prinzeſſinn.

Die Zweige, die ich in Gedanken flocht,
Sie haben gleich ein würdig' Haupt gefunden;
Ich ſetze ſie Virgile'n dankbar auf.

(Sie kränzt die Herme Virgil's.)

Leonore.

So drück' ich meinen vollen, frohen Kranz
Dem Meiſter Ludwig auf die hohe Stirne —

(Sie kränzt Arioſten's Herme.)

Er, deſſen Scherze nie verbinden, habe
Gleich von dem neuen Frühling ſeinen Theil.

Prinzeſſinn.

Mein Bruder iſt gefällig, daß er uns
In dieſen Tagen ſchon auf's Land gebracht;
Wir können unſer ſein und ſtundenlang
Uns in die gold'ne Zeit der Dichter träumen.
Ich liebe Belriguardo; denn ich habe
Hier manchen Tag der Jugend froh durchlebt,
Und dieſes neue Grün und dieſe Sonne
Bringt das Gefühl mir jener Zeit zurück.

Leonore.

Ja, es umgibt uns eine neue Welt!
Der Schatten dieſer immer grünen Bäume
Wird ſchon erfreulich. Schon erquickt uns wieder
Das Rauſchen dieſer Brunnen. Schwankend wiegen
Im Morgenwinde ſich die jungen Zweige.
Die Blumen von den Beeten ſchauen uns
Mit ihren Kinderaugen freundlich an.
Der Gärtner deckt getroſt das Winterhaus
Schon der Citronen und Orangen ab,
Der blaue Himmel ruhet über uns;
Und an dem Horizonte löſ't der Schnee
Der fernen Berge ſich in leiſen Duft.

Prinzeſſinn.

Es wäre mir der Frühling ſehr willkommen,
Wenn er nicht meine Freundinn mir entführte.

Leonore.

Erinn're mich in dieſen holden Stunden,
O Fürſtinn, nicht, wie bald ich ſcheiden ſoll!

Prinzeſſinn.

Was Du verlaſſen magſt, das findeſt Du
In jener großen Stadt gedoppelt wieder.

Leonore.

Es ruft die Pflicht, es ruft die Liebe mich
Zu dem Gemahl, der mich ſo lang' entbehrt.

Ich bring' ihm ſeinen Sohn, der dieſes Jahr
So ſchnell gewachſen, ſchnell ſich ausgebildet,
Und theile ſeine väterliche Freude.
Groß iſt Florenz und herrlich, doch der Werth
Von allen ſeinen aufgehäuften Schätzen
Reicht an Ferrara's Edelſteine nicht.
Das Volk hat jene Stadt zur Stadt gemacht,
Ferrara ward durch ſeine Fürſten groß.

Prinzeſſinn.

Mehr durch die guten Menſchen, die ſich hier
Durch Zufall trafen und zum Glück verbanden.

Leonore.

Sehr leicht zerſtreut der Zufall, was er ſammelt.
Ein edler Menſch zieht edle Menſchen an
Und weiß ſie feſt zu halten, wie Ihr thut.
Um Deinen Bruder und um Dich verbinden
Gemüther ſich, die Euer würdig ſind,
Und Ihr ſeid Eu'rer großen Väter werth.
Hier zündete ſich froh das ſchöne Licht
Der Wiſſenſchaft, des freien Denkens an,
Als noch die Barbarei mit ſchwerer Dämm'rung
Die Welt umher verbarg. Mir klang als Kind
Der Name Hercules von Eſte ſchon,
Schon Hippolyt von Eſte voll in's Ohr.
Ferrara ward mit Rom und mit Florenz
Von meinem Vater viel geprieſen. Oft
Hab' ich mich hingeſehnt; nun bin ich da.
Hier ward Petrarch bewirthet, hier gepflegt,
Und Arioſt fand ſeine Muſter hier.
Italien nennt keinen großen Namen,
Den dieſes Haus nicht ſeinen Gaſt genannt.
Und es iſt vortheilhaft, den Genius
Bewirthen: gibſt Du ihm ein Gaſtgeſchenk,
So läßt er Dir ein ſchöneres zurück.
Die Stätte, die ein guter Menſch betrat,
Iſt eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und ſeine That dem Enkel wieder.

Prinzeſſinn.

Dem Enkel, wenn er lebhaft fühlt, wie Du;
Gar oft beneid' ich Dich um dieſes Glück.

Leonore.

Daß Du, wie wenig And're, ſtill und rein
Genießeſt. Drängt mich doch das volle Herz,
Sogleich zu ſagen, was ich lebhaft fühle;
Du fühlſt es beſſer, fühlſt es tief und — ſchweigſt.
Dich blendet nicht der Schein des Augenblicks,
Der Witz beſticht Dich nicht, die Schmeichelei
Schmiegt ſich vergebens künſtlich an Dein Ohr;
Feſt bleibt Dein Sinn und richtig Dein Geſchmack,
Dein Urtheil g'rad; ſtets iſt Dein Antheil groß
Am Großen, das Du wie Dich ſelbſt erkennſt.

Prinzeſſinn.

Du ſollteſt dieſer höchſten Schmeichelei
Nicht das Gewand vertrauter Freundſchaft leihen.

Leonore.

Die Freundſchaft iſt gerecht, ſie kann allein
Den ganzen Umfang Deines Werths erkennen.
Und laß mich der Gelegenheit, dem Glück
Auch ihren Theil an Deiner Bildung geben;
Du haſt ſie doch, und biſt's am Ende doch,
Und Dich mit Deiner Schweſter ehrt die Welt
Vor allen großen Frauen Eu'rer Zeit.

Prinzeſſinn.

Mich kann Das, Leonore, wenig rühren,
Wenn ich bedenke, wie man wenig iſt,
Und was man iſt, das blieb man Andern ſchuldig.
Die Kenntniß alter Sprachen und des Beſten,
Was uns die Vorwelt ließ, dank' ich der Mutter;
Doch war an Wiſſenſchaft, an rechtem Sinn
Ihr keine beider Töchter jemals gleich;
Und ſoll ſich eine ja mit ihr vergleichen,
So hat Lucretia gewiß das Recht.
Auch, kann ich Dir verſichern, hab' ich nie
Als Rang und als Beſitz betrachtet, was
Mir die Natur, was mir das Glück verlieh.
Ich freue mich, wenn kluge Männer ſprechen,
Daß ich verſtehen kann, wie ſie es meinen.
Es ſei ein Urtheil über einen Mann
Der alten Zeit und ſeiner Thaten Werth;
Es ſei von einer Wiſſenſchaft die Rede,
Die, durch Erfahrung weiter ausgebreitet,
Dem Menſchen nutzt, indem ſie ihn erhebt;
Wohin ſich das Geſpräch der Edeln lenkt,
Ich folge gern; denn mir wird leicht zu folgen.
Ich höre gern dem Streit der Klugen zu,
Wenn um die Kräfte, die des Menſchen Bruſt
So freundlich und ſo fürchterlich bewegen,
Mit Grazie die Rednerlippe ſpielt;
Gern, wenn die fürſtliche Begier des Ruhms,
Des ausgebreiteten Beſitzes, Stoff
Dem Denker wird, und wenn die feine Klugheit,
Von einem klugen Manne zart entwickelt,
Statt uns zu hintergehen, uns belehrt.

Leonore.

Und dann nach dieſer ernſten Unterhaltung
Ruht unſer Ohr und unſer ein'rer Sinn
Gar freundlich auf des Dichters Reimen aus,
Der uns die letzten, lieblichſten Gefühle
Mit holden Tönen in die Seele flößt.
Dein hoher Geiſt umfaßt ein weites Reich;
Ich halte mich am Liebſten auf der Inſel
Der Poeſie in Lorbeerhainen auf.

Prinzeſſinn.

In dieſem ſchönen Lande, hat man mir
Verſichern wollen, wächſt vor andern Bäumen
Die Myrthe gern. Und wenn der Muſen gleich
Gar viele ſind, ſo ſucht man unter ihnen
Sich ſelt'ner eine Freundinn und Geſpielinn,

Als man dem Dichter gern begegnen mag,
Der uns zu meiden, ja zu fliehen scheint,
Etwas zu suchen scheint, das wir nicht kennen
Und er vielleicht am Ende selbst nicht kennt.
Da wär' es denn ganz artig, wenn er uns
Zur guten Stunde träfe, schnell entzückt
Uns für den Schatz erkennte, den er lang
Vergebens in der weiten Welt gesucht.

Leonore.

Ich muß mir Deinen Scherz gefallen lassen;
Er trifft mich zwar, doch trifft er mich nicht tief.
Ich ehre jeden Mann und sein Verdienst,
Und ich bin gegen Tasso nur gerecht.
Sein Auge weilt auf dieser Erde kaum;
Sein Ohr vernimmt den Einklang der Natur;
Was die Geschichte reicht, das Leben gibt,
Sein Busen nimmt es gleich und willig auf;
Das weit Zerstreute sammelt sein Gemüth,
Und sein Gefühl belebt das Unbelebte.
Oft adelt er, was uns gemein erschien,
Und das Geschätzte wird vor ihm zu Nichts.
In diesem eig'nen Zauberkreise wandelt
Der wunderbare Mann, und zieht uns an,
Mit ihm zu wandeln, Theil an ihm zu nehmen.
Er scheint sich uns zu nah'n, und bleibt uns fern;
Er scheint uns anzusehn, und Geister mögen
An unsrer Stelle seltsam ihm erscheinen.

Prinzessinn.

Du hast den Dichter fein und zart geschildert,
Der in den Reichen süßer Träume schwebt.
Allein mir scheint auch ihn das Wirkliche
Gewaltsam anzuziehn und fest zu halten.
Die schönen Lieder, die an unsern Bäumen
Wir hin und wieder angeheftet finden,
Die, gold'nen Aepfeln gleich, ein neu' Hesperien
Uns duftend bilden, erkennst Du sie nicht alle
Für holde Früchte einer wahren Liebe?

Leonore.

Ich freue mich der schönen Blätter auch.
Mit mannigfalt'gem Geist verherrlicht er
Ein einzig' Bild in allen seinen Reimen.
Bald hebt er es in lichter Glorie
Zum Sternenhimmel auf, beugt sich verehrend
Wie Engel über Wolken vor dem Bilde;
Dann schleicht er ihm durch stille Fluren nach,
Und jede Blume windet er zum Kranz.
Entfernt sich die Verehrte, heiligt er
Den Pfad, den leis' ihr schöner Fuß betrat.
Versteckt im Busche, gleich der Nachtigall,
Füllt er aus einem liebekranken Busen
Mit seiner Klagen Wohllaut Hain und Luft:
Sein reizend' Leid, die sel'ge Schwermuth lockt
Ein jedes Ohr und jedes Herz muß nach —

Prinzessinn.

Und wenn er seinen Gegenstand benennt,
So gibt er ihm den Namen Leonore.

Leonore.

Es ist Dein Name, wie es meiner ist.
Ich nähm' es übel, wenn's ein and'rer wäre.
Mich freut es, daß er sein Gefühl für Dich
In diesem Doppelsinn verbergen kann.
Ich bin zufrieden, daß er meiner auch
Bei dieses Namens holdem Klang gedenkt.
Hier ist die Frage nicht von einer Liebe,
Die sich des Gegenstands bemeistern will,
Ausschließend ihn besitzen, eifersüchtig
Den Anblick jedem Andern wehren möchte.
Wenn er in seliger Betrachtung sich
Mit Deinem Werth beschäftigt, mag er auch
An meinem leichtern Wesen sich erfreu'n!
Uns liebt er nicht, — verzeih', daß ich es sage! —
Aus allen Sphären trägt er, was er liebt,
Auf einen Namen nieder, den wir führen,
Und sein Gefühl theilt er uns mit; wir scheinen
Den Mann zu lieben, und wir lieben nur
Mit ihm das Höchste, was wir lieben können.

Prinzessinn.

Du hast Dich sehr in diese Wissenschaft
Vertieft, Leonore, faßt mir Dinge,
Die mir beinahe nur das Ohr berühren
Und in die Seele kaum noch übergehn.

Leonore.

Du? Schülerinn des Plato! nicht begreifen,
Was Dir ein Neuling vorzuschwatzen wagt?
Es müßte sein, daß ich zu sehr mich irrte;
Doch irr' ich auch nicht ganz, ich weiß es wohl.
Die Liebe zeigt in dieser holden Schule
Sich nicht, wie sonst, als ein verwöhntes Kind;
Es ist der Jüngling, der mit Psyche sich
Vermählte, der im Rath der Götter Sitz
Und Stimme hat. Er tobt nicht frevelhaft
Von einer Brust zur andern hin und her;
Er heftet sich an Schönheit und Gestalt
Nicht gleich mit süßem Irrthum fest, und bläset
Nicht schnellen Rausch mit Ekel und Verdruß.

Prinzessinn.

Da kommt mein Bruder! Laß uns nicht verrathen,
Wohin sich wieder das Gespräch gelenkt;
Wir würden seinen Scherz zu tragen haben,
Wie unsre Kleidung seinen Spott erfuhr.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Alphons.

Alphons.

Ich suche Tasso, den ich nirgends finde,
Und treff' ihn — hier sogar bei Euch nicht an.
Könnt Ihr von ihm mir keine Nachricht geben?

Die Beute, wie es Loos und Glück beſtimmt.
Laßt uns noch wenig Augenblicke warten,
Ob Rugantino ſich nicht zeigen will.
Und kommt er nicht, ſo könnt ihr immer gehen;
Ich warte hier auf ihn, er komme nun
Mit einem Weibchen oder nur allein.
Wir müſſen ihn nicht laſſen; ſind wir ſchon
Nicht immer gleicher Meinung, iſt er doch
Ein braver Mann, den wir nicht miſſen können.

Pedro, der hereintritt.

Was ſeh' ich! Meine Sachen! Welch Geſchick!

Basco für ſich.

Was will uns Der? Beym Himmel! Don Rovero.
Wie kommt er hier herauf? Das gibt ein' Handel:
Nur gut, daß wir die Herrn zu Hauſe ſind.

Pedro.

Wer ihr auch ſeyd, ſo muß ich leider ſchließen,
Daß ihr die Männer ſeyd, die mich beraubt.
Ich ſehe dieß Gepäck; es iſt das meine,
Hier dieſe Bündel, dieſe Decken hier.

Prinzessinn.

Ich sah ihn gestern wenig, heute nicht.

Alphons.

Es ist ein alter Fehler, daß er mehr
Die Einsamkeit als die Gesellschaft sucht.
Verzeih' ich ihm, wenn er den bunten Schwarm
Der Menschen flieht, und lieber frei im Stillen
Mit seinem Geist sich unterhalten mag,
So kann ich doch nicht loben, daß er selbst
Den Kreis vermeidet, den die Freunde schließen.

Leonore.

Irr' ich mich nicht, so wirst Du bald, o Fürst,
Den Tadel in ein frohes Lob verwandeln.
Ich sah' ihn heut von fern; er hielt ein Buch
Und eine Tafel, schrieb und ging und schrieb.
Ein flüchtig' Wort, das er mir gestern sagte,
Schien mir sein Werk vollendet anzukünden.
Er sorgt, nur kleine Züge zu verbessern,
Um Deiner Huld, die ihm so viel gewährt,
Ein würdig' Opfer endlich darzubringen.

Alphons.

Er soll willkommen sein, wenn er es bringt,
Und losgesprochen sein auf lange Zeit.
So sehr ich Theil an seiner Arbeit nehme,
So sehr in manchem Sinn das große Werk
Mich freut und freuen muß, so sehr vermehrt
Sich auch zuletzt die Ungeduld in mir.
Er kann nicht enden, kann nicht fertig werden;
Er ändert stets, rückt langsam weiter vor,
Steht wieder still, er hintergeht die Hoffnung;
Unwillig sieht man den Genuß entfernt
In späte Zeit, den man so nah' geglaubt.

Prinzessinn.

Ich lobe die Bescheidenheit, die Sorge,
Womit er Schritt vor Schritt zum Ziele geht.
Nur durch die Gunst der Musen schließen sich
So viele Reime fest in Eins zusammen;
Und seine Seele hegt nur diesen Trieb,
Es soll sich sein Gedicht zum Ganzen runden;
Er will nicht Mährchen über Mährchen häufen,
Die reizend unterhalten und zuletzt
Wie lose Worte nur verklingend täuschen.
Laß ihn, mein Bruder; denn es ist die Zeit
Von einem guten Werke nicht das Maß;
Und wenn die Nachwelt mit genießen soll,
So muß des Künstlers Mitwelt sich vergessen.

Alphons.

Laß uns zusammen, liebe Schwester, wirken;
Wie wir zu Beider Vortheil oft gethan!
Wenn ich zu eifrig bin, so lind're Du;
Und bist Du zu gelind', so will ich treiben.
Wir sehen dann auf einmal ihn vielleicht
Am Ziel, wo wir ihn lang gewünscht zu sehn.
Dann soll das Vaterland, es soll die Welt
Erstaunen, welch ein Werk vollendet worden.
Ich nehme meinen Theil des Ruhms davon,
Und er wird in das Leben eingeführt.
Ein edler Mensch kann einem engen Kreise
Nicht seine Bildung danken. Vaterland
Und Welt muß auf ihn wirken. Ruhm und Tadel
Muß er ertragen lernen; sich und And're
Wird er gezwungen, recht zu kennen. Ihn
Wiegt die Einsamkeit mehr schmeichelnd ein.
Es will der Feind — es darf der Freund nicht schonen;
Dann übt der Jüngling streitend seine Kräfte,
Fühlt, was er ist, und fühlt sich bald ein Mann.

Leonore.

So wirst Du, Herr, für ihn noch Alles thun,
Wie Du bisher für ihn schon viel gethan.
Es bildet ein Talent sich in der Stille,
Sich ein Character in dem Strom der Welt.
O, daß er sein Gemüth wie seine Kunst
An Deinen Lehren bilde; daß er nicht
Die Menschen länger meide; daß sein Argwohn
Sich nicht in Furcht und Haß verwandle!

Alphons.

Die Menschen fürchtet nur, wer sie nicht kennt;
Und wer sie meidet, wird sie bald verkennen.
Das ist sein Fall, und so wird nach und nach
Ein frei' Gemüth verworren und gefesselt.
So ist er oft um meine Gunst besorgt
Weit mehr, als es ihm ziemte; gegen Viele
Hegt er ein Mißtrau'n, die, ich weiß es sicher,
Nicht seine Feinde sind. Begegnet ja,
Daß sich ein Brief verirrt, daß ein Bedienter
Aus seinem Dienst in einen andern geht,
Daß ein Papier aus seinen Händen kommt:
Gleich sieht er Absicht, sieht Verrätherei
Und Tücke, die sein Schicksal untergräbt.

Prinzessinn.

Laß uns, geliebter Bruder, nicht vergessen,
Daß von sich selbst der Mensch nicht scheiden kann!
Und wenn ein Freund, der mit uns wandeln sollte,
Sich einen Fuß beschädigte, wir würden
Doch lieber langsam gehn und nut're Hand
Ihm gern und willig leihen.

Alphons.

Besser wär's,
Wenn wir ihn heilen könnten, lieber gleich
Auf treuen Rath des Arztes eine Cur
Versuchten, dann mit dem Geheilten froh
Den neuen Weg des frischen Lebens gingen.
Doch hoff' ich, meine Lieben, daß ich nie
Die Schuld des rauhen Arztes auf mich lade!
Ich thue, was ich kann, um Sicherheit

Und Zutrau'n seinem Busen einzuprägen:
Ich geb' ihm oft in Gegenwart von Vielen
Entschied'ne Zeichen meiner Gunst. Beklagt
Er sich bei mir, so laß ich's untersuchen,
Wie ich es that, als er sein Zimmer neulich
Erbrochen glaubte. Läßt sich Nichts entdecken,
So zeig' ich ihm gelassen, wie ich's sehe;
Und da man Alles üben muß, so üb' ich,
Weil er's verdient, an Tasso die Geduld;
Und Ihr, ich weiß es, steht mir willig bei.
Ich hab' Euch nun auf's Land gebracht und gehe
Heut' Abend noch der Stadt zurück. Ihr werdet
Auf einen Augenblick Antonio sehen;
Er kommt von Rom und hält mich ab. Wir haben
Viel auszureden, abzuthun. Entschließt
Euch nun zu lassen, Briefe viel zu schreiben;
Das Alles nöthigt mich zur Stadt zurück.

Prinzessinn.

Erlaubst Du uns, daß wir Dich hin begleiten?

Alphons.

Bleibt nur in Belriguardo, geht zusammen
Hinüber nach Consandoli. Genießt
Der schönen Tage ganz nach freier Lust.

Prinzessinn.

Du kannst nicht bei uns bleiben; die Geschäfte
Nicht hier so gut als in der Stadt verrichten?

Leonore.

Du fährst uns gleich Antonio hinweg,
Der uns von Rom so viel erzählen sollte?

Alphons.

Es geht nicht an, Ihr Kinder; doch ich komme
Mit ihm so bald, als möglich ist, zurück:
Dann setzt er Euch erzählend, und Ihr sollt
Mir ihn belohnen heißen, der so viel
Zu meinem Dienst auf's Neue sich bemüht!
Und haben wir uns wieder ausgesprochen,
So mag der Schwarm dann kommen, daß es lustig
In unsern Gärten werde, daß auch mir,
Wie billig, eine Schönheit in dem Kahlen,
Wenn ich sie suche, gern begegnen mag.

Leonore.

Wir wollen freundlich durch die Finger sehen.

Alphons.

Dagegen wißt Ihr, daß ich schweren kann.

Prinzessinn (nach der Scene gewendet).

Schon lange seh' ich Tasso kommen. Langsam
Bewegt er seine Schritte, steht bisweilen
Auf einmal still, wie unentschlossen; geht
Dann wieder schneller auf und los, und weilt
Schon wieder.

Alphons.

Stört ihn, wenn er denkt und dichtet,
In seinen Träumen nicht und laßt ihn wandeln.

Leonore.

Nein, er hat uns gesehn; er kommt hierher.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Tasso.

Tasso (mit einem Buche in Pergament gebunden).

Ich komme langsam, Dir ein Werk zu bringen,
Und zaud're noch, es Dir zu überreichen.
Ich weiß zu wohl, noch bleibt es unvollendet,
Wenn es auch gleich geendigt scheinen möchte.
Allein, war ich beherzt, es unvollkommen
Dir hinzugeben, so bezwingt mich nun
Die neue Sorge: möcht' ich doch nicht gern
Zu ängstlich, möcht' ich nicht undankbar scheinen.
Und wie der Mensch nur sagen kann: Hier bin ich! —
Daß Freunde seiner schonend sich erfreu'n:
So kann ich auch nur sagen: Nimm es hin!
(Er überreicht das Buch.)

Alphons.

Du überraschest mich mit Deiner Gabe
Und machst mir diesen schönen Tag zum Fest.
So halt' ich's endlich denn in meinen Händen,
Und nenn' es in gewissem Sinne mein!
Lang' wünscht' ich schon, Du möchtest Dich entschließen
Und endlich sagen: Hier; es ist genug!

Tasso.

Wenn Ihr zufrieden seid, so ist's vollkommen;
Denn Euch gehört es zu in jedem Sinn.
Betrachtet' ich den Fleiß, den ich verwendet,
Sah ich die Züge meiner Feder an:
So könnt' ich sagen: Dieses Werk ist mein.
Doch seh' ich näher an, was dieser Dichtung
Den innern Werth und ihre Würde gibt,
Erkenn' ich wohl, ich hab' es nur von Euch.
Wenn die Natur der Dichtung holde Gabe
Aus reicher Willkür freundlich mir geschenkt,
So hatte mich das eigensinn'ge Glück
Mit grimmiger Gewalt von sich gestoßen;
Und zog die schöne Welt den Blick des Knaben
Mit ihrer ganzen Fülle herrlich an,
So tödtete bald den jugendlichen Sinn
Der theuern Ehren unerbittlich Recht.
Eröffnete die Lippe sich zu singen,
So floß ein traurig Lied von ihr herab,
Und ich begleitete mit leisen Tönen

Des Vaters Schmerzen und der Mutter Qual.
Du warst allein, der aus dem engen Leben
Zu einer schönen Freiheit mich erhob;
Der jede Sorge mir vom Haupte nahm,
Mir Heiterkeit gab, daß meine Seele sich
Zu muthigem Gesang entfalten konnte.
Und welchen Preis nun auch [illegible] Werk erhält,
Euch dank' ich ihn; denn Euch gehört es zu.

Alphons.

Zum zweiten Mal verdient Du jedes Lob,
Und ehrst beschämt Dich und uns zugleich.

Tasso.

O, könnt' ich sagen, wie ich lebhaft fühle,
Daß ich von Euch nur habe, was ich bringe!
Der thatenlose Jüngling — nahm er wohl
Die Dichtung aus sich selbst? Die klare Leitung
Des raschen Rosses, hat er die ersonnen?
Die Kunst der Waffen, die ein jeder Held
Zu dem beschied'nen Tage kräftig zeigt;
Des Feldherrn Klugheit und der Ritter Muth,
Und wie sich List und Wachsamkeit bekämpft:
Hast Du mir nicht, o Fürst, tapf'rer Ferne,
Das Alles eingeflößt, als wärest Du
Mein Genius, der eine Fremde sandte,
Sein höhres, unerreichbar hohes Wesen
Durch einen Sterblichen zu offenbaren?

Prinzessinn.

Genieße nun des Werks, das uns erfreut!

Alphons.

Erfreue Dich des Beifalls jedes Guten!

Leonore.

Des allgemeinen Ruhms erfreue Dich!

Tasso.

Wie ich an diesem Augenblick gerang,
Da Euch nur dacht' ich, wenn ich sann und schrieb;
Euch zu gefallen, war mein höchster Wunsch;
Euch zu ergötzen, war mein letzter Zweck.
Wer nicht die Welt in seinen Freunden sieht,
Verdient nicht, daß die Welt von ihm erfahre.
Hier ist mein Vaterland; hier ist der Kreis,
In dem sich meine Seele gern verweilt.
Hier horch ich auf; hier acht' ich jeden Wink;
Hier spricht Erfahrung, Wissenschaft, Geschmack;
Ja, Welt und Nachwelt seh' ich vor mir stehn.
Die Menge macht den Künstler scheu und scheu:
Nur wer Euch ähnlich ist, versteht und fühlt;
Nur Der allein soll richten und belohnen!

Alphons.

Und stellen wir denn Welt und Nachwelt vor,
So ziemt es nicht, nur mäßig zu empfangen.
Das schöne Zeichen, das den Dichter ehrt,
Das selbst der Held, der seines Muts bedarf,
Ihm ohne Neid um's Haupt gewunden sieht,
Erblickt ich hier auf Deines Oheims Stirne.

(Auf die Herme Virgil's deutend.)

Hat es der Zufall, hat's ein Genius
Gewollt und gebracht? Es zeigt sich hier
Uns nicht umsonst. Virgil'en hör' ich sagen:
„Was ehret Ihr die Todten? Hatten die
Doch ihren Lohn und Freude, da sie lebten;
Und wenn Ihr uns bewundert und verehrt,
So gebt auch den Lebendigen ihr Theil.
Mein Marmorbild ist schon bekränzt genug;
Der grüne Zweig gehört dem Leben an."

(Alphons windet seinen Schmuck, der nimmt den Kranz von der Büste Virgil's und nähert sich Taso. Er tritt zurück.)

Leonore.

Du weigerst Dich? Sieh, welche Hand den Kranz,
Den schönen, unverwelklichen, Dir beut!

Tasso.

O, laßt mich schweigen! Seht ich doch nicht ein,
Wie ich nach dieser Stunde leben soll.

Alphons.

Zu dem Genuß des herrlichen Gelingens
Der Dich im ersten Augenblick erquickt.

Prinzessinn

(nahm den Kranz in die Hände und)

Du glaubst mir die selt'ne Freude, Tasso,
Dir ohne Wort zu sagen, wie ich denke.

Tasso.

Die schöne Last aus Deinen theuren Händen
Empfang' ich kniend auf mein schwaches Haupt.

(Er kniet nieder, die Prinzessinn legt ihm den Kranz auf.)

Leonore (zu Antonio gewendet).

Es lebe der zum ersten Mal Bekränzte!
Wie ziert den Weisheit um Manns der Kranz!

Tasso (steht auf).

Alphons.

Es ist ein Vorbild nur von jener Krone,
Die auf dem Capitol Dich ehren soll.

Prinzessinn.

Dort werden laut zu Stimmen Dich begrüßen;
Mit leiser Lippe sprich die Freundschaft hier.

Tasso.

O, nehmt ihn weg von meinem Haupte wieder;
Nehmt ihn hinweg! Erlösung mir meine Leiden;
Und wie ein Strahl der Sonne, der zu heiß
Das Haupt mir träfe, brennt er mir die Kraft
Des Denkens aus der Stirne. Fieberhaft
Bewegt mein Blut. Vergeht! Es ist zu viel.

Leonore.

Es schützet dieser Zweig vielmehr das Haupt
Des Manns, der in den heißen Regionen
Des Ruhms zu wandeln hat, und kühlt die Stirne.

Taſſo.

Ich bin nicht werth, die Kühlung zu empfinden,
Die nur um Heldenstirnen wehen soll.
O, hebt ihn auf, Ihr Götter, und verklärt
Ihn zwischen Wolken, daß er hoch und höher
Und unerreichbar schwebe, daß mein Leben
Nach diesem Ziel ein ewig Wandeln sei!

Alphons.

Wer früh erwirbt, lernt früh den hohen Werth
Der holden Götter dieses Lebens schätzen;
Wer früh genießt, entbehrt in seinem Leben
Mit Willen nicht, was er einmal besaß;
Und wer besitzt, der muß gerüstet sein.

Taſſo.

Und wer sich rüsten will, muß eine Kraft
Im Busen fühlen, die ihm nie versagt.
Ach, sie versagt mir eben jetzt! Im Glück
Verläßt sie mich, die angeborne Kraft,
Die standhaft mich dem Unglück, stolz dem Unrecht
Begegnen lehrte. Hat die Freude mir,
Hat das Entzücken dieses Augenblicks
Das Mark in meinen Gliedern aufgelöst?
Es sinken meine Kniee! Noch ein Mal
Sichst Du, o Fürstin, mich gebeugt vor Dir!
Erhöre meine Bitte: nimm ihn weg,
Daß, wie aus einem schönen Traum erwacht,
Ich ein erquickter, neuer Leben fühle!

Prinzessinn.

Wenn Du bescheiden ruhig das Talent,
Das Dir die Götter gaben, tragen kannst,
So leid' auch diese Zweige tragen, die
Das Schönste sind, was wir Dir geben können.
Wem einmal würdig sie das Haupt berührt,
Dem schweben sie auf ewig um die Stirne.

Taſſo.

So laßt mich denn beschämt von hinnen gehn;
Laßt mich mein Glück im tiefen Haus verbergen,
Wie ich sonst meine Schmerzen dort verbarg!
Dort will ich einsam wandeln; dort erinnert
Kein Auge mich an's unverdiente Glück.
Und zeigt mir ungefähr ein klarer Brunnen
In seinem reinen Spiegel einen Mann,
Der, wunderbar bekränzt, im Widerschein
Des Himmels zwischen Blumen, zwischen Zeilen
Nachdenkend ruht: so scheint es mir, ich sehe
Elysium auf dieser Zauberfläche
Enthüllet. Still bedenk' ich mich und frage:
Wer mag der Abgeschied'ne sein? Der Jüngling
Aus der vergang'nen Zeit, so sonderbekränzt?
Wer sagt mir seinen Namen, sein Verdienst?
Ich warte lang und denke: Käme doch
Ein And'rer und noch Einer, sich zu ihm
In freundlichem Gespräche zu gesellen!
O, säh' ich die Heroen, die Poeten
Der alten Zeit um diesen Quell versammelt;
O, säh' ich hier sie immer unzertrennlich,
Wie sie im Leben fest verbunden waren!
So bindet der Magnet durch seine Kraft
Das Eisen mit dem Eisen fest zusammen,
Wie gleiches Streben Held und Dichter bindet.
Homer vergaß sich selbst, sein ganzes Leben
War der Betrachtung zweier Männer heilig;
Und Alexander in Elysium
Eilt, den Achill und den Homer zu suchen.
O, daß ich gegenwärtig wäre, sie,
Die größten Seelen, nun vereint zu sehn!

Leonore.

Erwach'! Erwache! Laß uns nicht empfinden,
Daß Du das Gegenwärt'ge ganz verkennst.

Taſſo.

Es ist die Gegenwart, die mich erhöht;
Abwesend schein' ich nur; ich bin entzückt!

Prinzessinn.

Ich freue mich, wenn Du mit Sinnen redst,
Daß Du so menschlich sprichst, und hör' es gern.

(Ein Page tritt zu dem Fürsten und richtet seine Worte auf.)

Alphons.

Er ist gekommen; recht zur guten Stunde!
Antonio! — Bring' ihn her. — Da kommt er schon!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Antonio.

Alphons.

Willkommen, der Du uns zugleich Dich selbst
Und gute Botschaft bringst!

Prinzessinn.

Sei uns gegrüßt!

Antonio.

Kaum wag' ich es zu sagen, welch' Vergnügen
In Eu'rer Gegenwart mich neu belebt.
Vor Eurem Augen find' ich Alles wieder,
Was ich so lang entbehrt. Ihr scheint zufrieden
Mit Dem, was ich gethan, was ich vollbracht;
Und so bin ich belohnt für jede Sorge,
Für manchen bald mit Ungeduld durchharrten,

Bald abſichtsvoll verlor'nen Tag. Wir haben
Nun, was wir wünſchen, und kein Streit iſt
mehr.

Leonore.

Noch ich begrüße Dich, wenn ich ſchon grolle;
Du kommſt nur eben, da ich reiſen muß.

Antonio.

Damit mein Glück nicht ganz vollkommen werde,
Nimmſt Du mir gleich den ſchönen Theil hinweg.

Taſſo.

Auch meinen Gruß! Ich hoffe mich der Nähe
Des vielerfahr'nen Mannes auch zu freu'n.

Antonio.

Du wirſt mich wahrhaft finden, wenn Du je
Aus Deiner Welt in meine ſchauen magſt.

Alphons.

Wenn Du mir gleich in Briefen ſchon gemeldet,
Was Du gethan und wie es Dir ergangen,
So hab' ich doch noch Manches anzufragen,
Durch welche Mittel das Geſchäft gelang.
Auf jenem wunderbaren Boden wird der Schritt
Wohl abgemeſſen ſein, wenn er zuletzt
An Deinen eig'nen Zweck Dich führen ſoll.
Wer ſeines Herren Vortheil rein bedenkt,
Der hat in Rom gar einen ſchweren Stand;
Denn Rom will Alles nehmen, geben Nichts.
Und kommt man hin, um Etwas zu erhalten,
Erhält man Nichts, man bringe denn was hin;
Und glücklich, wenn man da noch was erhält!

Antonio.

Es iſt nicht mein Betragen, meine Kunſt,
Durch die ich Deinen Willen, Herr, vollbracht.
Denn welcher Klugе ſtand' im Vatican
Nicht ſeinem Meiſter? Vieles traf zuſammen,
Das ich zu unſerm Vortheil nutzen konnte.
Dich ehrt Gregor und grüßt und liegert Dich.
Der Greis, der würdigſte, dem eine Krone
Das Haupt beläſtet; denkt der Zeit mit Freuden,
Da er in ſeinen Arm Dich ſchloß. Der Mann,
Der Männer unterſcheidet, kennt und ſchätzt
Dich hoch! Um Deinetwillen that er viel.

Alphons.

Ich freue ſeiner guten Meinung mich,
Seiern ſie redlich iſt. Doch weißt Du wohl,
Vom Vatican herab ſieht man die Reiche
Schon klein genug zu ſeinen Füßen liegen,
Geſchweige denn die Fürſten und die Menſchen.
Geſtehe nur, was Dir am Meiſten half.

Antonio.

Gut! Wenn Du wüßt: der hohe Sinn des
Volks.
Er ſieht das Kleine klein, das Große groß.
Damit er einer Welt gebiete, gibt
Er ſeinen Nachbarn gern und freundlich nach.
Das Streitchen Land, das er Dir abredet,
Weiß er, wie Deine Freundſchaft, wohl zu
ſchätzen.
Italien ſoll ruhig ſein: er will
In ſeiner Nähe Freunde ſehen. Leide
Bei ſeinen Grenzen halten, daß die Macht
Der Chriſtenheit, die er gewaltig lenkt,
Die Türken da, die Ketzer dort vertilge.

Prinzeſſin.

Weiß man die Männer, die er mehr als and're
Begünſtigt, die ſich ihm vertraulich naht?

Antonio.

Nur der erfahr'ne Mann beſitzt ſein Ohr,
Der thätige ſein Zutrau'n, ſeine Gunſt.
Er, der von Jugend auf dem Staat gedient,
Beherrſcht ihn jetzt, und wirkt auf jene Höfe,
Die er vor Jahren als Geſandter ſchon
Geſehen und gekannt und oft gelenkt.
Es liegt die Welt ſo klar vor ſeinem Blick,
Als wie der Vortheil ſeines eig'nen Staates.
Wenn man ihn handeln ſieht, ſo lobt man ihn,
Und freut ſich, wenn die Zeit entdeckt, was er
Im Stillen lang bereitet und vollbracht.
Es iſt kein ſchön'rer Anblick in der Welt,
Als einen Fürſten ſehn, der klug regiert;
Das Reich zu ſehn, wo Jeder Holz gehorcht,
Wo Jeder ſich nur ſelbſt zu dienen glaubt,
Weil ihm das Rechte nur befohlen wird.

Leonore.

Wie ſehnlich wünſcht' ich, jene Welt einmal
Recht auf zu ſehn!

Alphons.

Doch wohl, um mitzuwirken?
Denn dieß beſchäft'gt Leonoren nie.
Es wäre doch recht artig, meine Freundin,
Wenn in das große Spiel wir auch zuweilen
Die zarten Hände miſchen könnten. Nicht?

Leonore zu Antonio.

Du willſt mich reizen, es gelingt Dir nicht.

Alphons.

Ich bin Dir viel von andern Tagen ſchuldig.

Leonore.

Nun gut, ſo bleib' ich heut in Deiner Schuld!
Verzeih' und ſage meine Fragen nicht.
(Zu Antonio.)
Hat er für die Neapler viel gethan?

Antonio.

Nicht weniger noch mehr, als billig iſt.
Ein Mächtiger, der für die Seinen nicht
Zu ſorgen weiß, und von dem Volke ſcheut

Getadelt. Still und mäßig weiß Gregor
Den Einigen zu nutzen, die dem Staat
Als wackre Männer dienen, und erfüllt
Mit einer Sorge zwei verwandte Pflichten.

Taſſo.

Ehret die Wiſſenſchaft, ehret die Kunſt
Sich ſeines Schutzes auch, und eifert er
Den großen Fürſten aller Zeiten nach!

Antonio.

Er ehrt die Wiſſenſchaft, ſofern ſie nutzt,
Den Staat regieren, Völker kennen lehrt;
Er ſchätzt die Kunſt, ſofern ſie ziert, ſein Rom
Verherrlicht, und Paläſt und Tempel
Zu Wunderwerken dieſer Erde macht.
In ſeiner Nähe darf Nichts müßig ſein;
Was gelten ſoll, muß wirken und muß dienen.

Alphons.

Und glaubſt Du, daß wir das Geſchäfte bald
Vollenden können; daß ſie nicht zuletzt
Noch hier und da uns Hinderniſſe ſtreuen?

Antonio.

Ich müßte ſehr mich irren, wenn nicht gleich
Durch Deinen Namenszug, durch wenig Briefe
Auf immer dieſer Zwiſt geſchlichtet wäre.

Alphons.

So lieb' ich dieſe Tage meines Lebens
Als eine Zeit des Glückes und Gewinns.
Erweitert ſeh' ich meine Grenze, weiß
Sie für die Zukunft ſicher. Ohne Schwertſchlag
Haſt Du's geleiſtet, eine Bürgerkrone
Dir wohl verdient. Es ſollen auf're Frauen,
Wenn erſten Eichenlaub am ſchönſten Morgen
Geflochten, Dir ſie um die Stirne legen.
Indeſſen hat mir Taſſo auch bereichert:
Er hat Jeruſalem für uns erobert,
Und ſo die neue Chriſtenheit beſchämt;
Ein weit entferntes, hochgeſchätztes Ziel
Mit frohem Muth und ſtrengem Fleiß erreicht.
Für ſeine Mühe haſt Du ihn gekrönt.

Antonio.

Du löſeſt mir ein Räthſel. Zwei Bekränzte
Erblick' ich mit Verwund'rung, da ich kam.

Taſſo.

Wenn Du mein Glück vor Deinen Augen ſiehſt,
So wünſcht' ich, daß Du mein beſchämt Gemüth
Mit eben dieſem Blicke ſchauen könnteſt.

Antonio.

Wie war es lang bekannt, daß im Belohnen
Alphons unmäßig iſt; und Du erfährſt,
Was Jeder von den Seinen ſchon erfuhr.

Prinzeſſinn.

Wenn Du erſt ſiehſt, was er geleiſtet hat,
So wirſt Du uns gerecht und mäßig finden.
Wir ſind nur hier die erſten ſtillen Zeugen
Des Beifalls, den die Welt ihm nicht verſagt,
Und den ihm zehnfach künft'ge Jahre gönnen.

Antonio.

Er iſt durch Euch ſchon ſeines Ruhms gewiß.
Wer dürfte zweifeln, wo Ihr preiſen könnt?
Doch ſage mir, wer drückte dieſen Kranz
Auf Arioſt'ens Stirne?

Leonore.

Dieſe Hand.

Antonio.

Und ſie hat wohl gethan. Er ziert ihn ſchön,
Als ihn der Lorbeer ſelbſt nicht zieren würde.
Wie die Natur die innig reiche Bruſt
Mit einem grünen, bunten Kleide kleidet,
So hüllt er Alles, was den Menſchen nur
Ehrwürdig, liebenswürdig machen kann,
In's bildende Gewand der Fabel ein.
Zufriedenheit, Erfahrung und Verſtand
Und Geiſteskraft, Geſchmack und reiner Sinn
Für's wahre Gute, geiſtig ſcheinen ſie
In ſeinen Liedern und perſönlich doch.
Wie unter Blüthenbäumen, anzuſchn'n,
Bedeckt vom Schnee der leichtgetrag'nen Blüthen,
Umkränzt von Roſen, wunderlich umgaukelt
Vom loſen Zauberſpiel der Amoretten,
Der Quell des Ueberfluſſes rauſcht daneben
Und läßt uns bunte Wunderfiſche ſehn.
Von ſeltnem Geflügel iſt die Luft,
Von fremden Herden Wald und Feld erfüllt;
Die Schalkheit lauſcht, im Grünen halb verſteckt;
Die Weisheit läßt von einer geiſt'gen Menge
Von Zeit zu Zeit erhab'ne Sprüche tönen,
Indeß auf wohlgeſtimmter Laute mild
Der Wohllaut hin und her zu wühlen ſcheint,
Und doch im ſchönſten Takt ſich mäßig hält.
Wer neben dieſen Mann ſich wagen darf,
Verdient für ſeine Adelheit ſchon den Kranz.
Verzeiht, wenn ich mich ſelbſt begeiſtert fühle,
Wie ein Verzückter weder Zeit noch Ort,
Noch, was ich ſage, wohl bedenken kann;
Denn alle dieſe Dichter, viele Kränze,
Das feſtliche Gewand der Schönen
Verſetzt mich auf mir ſelbſt in fremdes Land.

Prinzeſſinn.

Wer ein Verdienſt ſo wohl zu ſchätzen weiß,
Der wird das auch zu erkennen. Du
Sollſt uns, vereint in Taſſo's Liedern zeigen,
Was wir geſchätzt und was nur Du erkennſt.

Alphons.

Komm' mit, Antonio! Manches hab' ich noch,
Worauf ich ſehr begierig bin, zu fragen.
Dann ſollſt Du bis zum Untergang der Sonne
Den Frauen angehören. Komm'! Lebt wohl!
(Dem Fürſten folgt Antonio, den Damen Taſſo.)

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Park.

Prinzeſſinn. Taſſo.

Taſſo.

Unſcher folgen meine Schritte Dir,
O Fürſtinn, und Gedanken ohne Maß
Und Ordnung regen ſich in meiner Seele.
Mir ſcheint die Einſamkeit zu winken, mich
Geſällig anzulispeln: Komm', ich leite
Die aufgeregten Zweifel Deiner Bruſt.
Doch weiſ' ich einen Blick auf Dich: vernimmt
Mein horchend' Ohr ein Wort von Deiner
Lippe:
So wird ein neuer Tag um mich herum,
Und alle Bande fallen von mir los.
Ich will Dir gern geſtehn: es hat der Mann,
Der unerwartet zu uns trat, nicht ſanft
Aus einem ſchönen Traum mich aufgeweckt;
Sein Weſen, ſeine Worte haben mich
So wunderbar getroffen, daß ich mehr
Als je mich doppelt fühle, mit mir ſelbſt
Auf's Neu' in ſtreitender Verwirrung bin.

Prinzeſſinn.

Es iſt unmöglich, daß ein alter Freund,
Der lang' entfernt ein fremdes Leben führte,
Im Augenblick, da er uns wieder ſieht,
Sich wieder gleich wie eh'mals finden ſoll.
Er iſt in ſeinem Innern nicht verändert;
Laß uns mit ihm nur wenig Tage leben,
So ſtimmen ſich die Saiten hin und wieder,
Wie glücklich eine ſchöne Harmonie
Auf's Neue ſie verbindet. Wird er dann
Noch näher kennen, was Du dieſe Zeit
Gelitten haſt, ſo ſtellt er Dich gewiß
Dem Dichter an die Seite, den er jetzt
Als einen Rieſen Dir entgegen ſtellt.

Taſſo.

Ach, meine Fürſtinn, Prieſt'ens Lob
Aus ſeinem Munde hat mich mehr erfreut,
Als daß es mich beleidigt hätte. Tröſtlich
Iſt es für uns, den Mann gerühmt zu wiſſen,
Der als ein großes Muſter vor uns ſteht.
Wir können uns im ſtillen Herzen ſagen:
Erreicht Du einen Theil von ſeinem Werth,
Bleibt Dir ein Theil auch ſeines Ruhms gewiß.
Nein; was das Herz im Tiefſten mir bewegte,
Was mir noch jetzt die ganze Seele füllt,
Es waren die Geſtalten jener Welt,
Die ſich lebendig, raſtlos, ungehemmt,
Um einen großen, einzig klugen Mann
Gemeſſen dreht und ihren Lauf vollendet,
Den ihr der Halbgott vorzuſchreiben wagt.
Begierig horcht' ich auf, vernahm mit Luſt
Die ſüßen Worte des erfahr'nen Mannes:
Doch ach, jemehr ich horchte, mehr und mehr
Verſank ich vor mir ſelbſt; ich ſürchtete,
Wie Echo allen Zeiten zu verſchwinden,
Ein Wiederhall, ein Nichts mich zu verlieren!

Prinzeſſinn.

Und ſchienſt noch kurz vorher ſo rein zu ſehen,
Wie Held und Dichter für einander leben,
Wie Held und Dichter ſich einander ſuchen,
Und Keiner je den Andern neiden ſoll!
Zwar herrlich iſt die liebenswerthe That,
Doch ſchön iſt's auch, der Thaten ſtärkſte Fülle
Durch würd'ge Lieder auf die Nachwelt bringen.
Begnüge Dich, aus einem kleinen Staate,
Der Dich beſchützt, dem wilden Lauf der Welt,
Wie von dem Ufer, ruhig zuzuſehn.

Taſſo.

Und ſah ich hier mit Staunen nicht zuerſt,
Wie herrlich man den tapfern Mann belohnt?
Als unerfahrner Knabe kam ich her.
In einem Augenblick, da Feſt auf Feſt
Ferrara zu dem Mittelpunct der Ehre
Zu machen ſchien. O, welcher Anblick war's!
Den weiten Platz, auf dem in ihrem Glanze
Gewandte Tapferkeit ſich zeigen ſollte,
Umſchloß ein Kreis, wie ihn die Sonne nicht
So bald zum zweiten Mal beſcheinen wird.
Es ſaßen hier gedrängt die ſchönſten Frauen,
Gedrängt die erſten Männer unſ'rer Zeit.
Erſtaunt durchlief der Blick die edle Menge;
Man rief: Sie Alle hat das Vaterland,
Das enge, ſchmale, meerumgränzte Land,
Hierher geſchickt. Zuſammen bilden ſie
Das herrlichſte Gericht, das über Ehre,
Verdienſt und Tugend je entſchieden hat.
Gehſt Du ſie einzeln durch, Du findeſt Keinen,
Der ſeines Nachbarn ſich zu ſchämen brauche —
Und dann eröffneten die Schranken ſich;
Da ſtampften Pferde, glänzten Helm und
Schilde;
Da drängten ſich die Knappen; da erklang
Trompetenſchall, und Lanzen krachten ſplitternd;
Getroffen tönten Helm und Schilde; Staub,
Auf einen Augenblick, umhüllt wirbelnd
Des Siegers Ehre, des Beſiegten Schmach.
O, laß mich einen Vorhang vor das ganze,

Mir allzu helle Schauspiel ziehen, daß
In diesem schönen Augenblicke mir
Mein Unwerth nicht zu heftig fühlbar werde!

Prinzessinn.

Wenn jener edle Kreis, wenn jene Thaten
Zu Müh' und Streben damals Dich entflammten,
So kannt' ich, junger Freund, zu gleicher Zeit
Der Dichtung stille Lehre Dir bewähren!
Die Feste, die Du rühmst, die hundert Zungen
Mir damals priesen und mir manches Jahr
Nachher gepriesen haben, sah ich nicht.
Im stillen Ort, wohin kaum unterbrochen
Der letzte Wiederhall der Freude sich
Verlieren konnte, mußt' ich manche Schmerzen
Und manchen traurigen Gedanken leiden.
Mit breiten Flügeln schwebte mir das Bild
Des Todes vor den Augen, deckte mir
Die Aussicht in die immer neue Welt.
Nun nach und nach entfernt' es sich, und ließ
Mich, wie durch einen Flor, die bunten Farben
Des Lebens blaß, doch angenehm, erblicken;
Ich sah lebend'ge Formen wieder sanft sich regen.
Zum ersten Mal trat ich, noch unterstützt
Von meinen Frauen, aus dem Krankenzimmer;
Da kam Lucretia voll frohen Lebens
Herbei und führte Dich an ihrer Hand.
Du warst der Erste, der im neuen Leben
Mir neu und unbekannt entgegen trat.
Du hofft ich viel für Dich und mich; auch hat
Uns bis hierher die Hoffnung nicht betrogen.

Tasso.

Und ich, der ich befinde von dem Gewimmel
Des tanzenden Gewühls, von so viel Glanz
Geblendet, und von mancher Leidenschaft
Bewegt, durch stille Gänge des Palast's,
An Deiner Schwester Seite schweigend ging,
Dann in das Zimmer trat, wo Du uns bald,
Auf Deine Frau'n gelehnt, erschienest — mir —
Welch' ein Moment war dieser! O, verzeih!
Wie den Bezauberten von Ruesch und Wahn
Der Gottheit Nähe leicht und willig heilt,
So war auch ich von aller Phantasie,
Von jeder Sucht, von jedem falsche Triebe
Mit einem Blick in Deinen Blick geheilt.
Wenn unerfahren die Begierde sich
Nach tausend Gegenständen sonst verlor,
Trat ich beschämt zuerst in mich zurück,
Und lernte nun das Wünschenswerthe kennen.
So sucht man in dem weiten Sand des Meers
Vergebens eine Perle, die verborgen
In stillen Schalen eingeschlossen ruht.

Prinzessinn.

Es fingen schöne Zeiten damals an;
Und hätt' uns nicht der Herzog von Urbino
Die Schwester weggeführt, und unsern Jahre
Im schönen, ungetrübten Glück verschwunden.
Doch, leider, jetzt vermissen wir zu sehr
Den frohen Geist, die Brust voll Muth und Leben,
Den reichen Witz der liebenswürd'gen Frau!

Tasso.

Ich weiß es nur zu wohl: seit jenem Tage,
Da sie von hinnen schied, vermochte Die
Die seine Freude Niemand zu ersetzen.
Wie oft zerriß es meine Brust! Wie oft
Klagt' ich dem stillen Hain mein Leid um Dich!
Ach! rief ich aus, hat denn die Schwester nur
Das Glück, das Recht, der Theuern viel zu sein?
Ist denn kein Herz mehr werth, daß sie sich ihm
Vertrauen dürfte, kein Gemüth dem ihren
Mehr gleich gestimmt? Ist Geist und Witz verloschen?
Und war die eine Frau, so trefflich sie
Auch war, denn Alles? Fürstinn, o verzeih'!
Da dacht ich manchmal an mich selbst, und wünschte
Dir Etwas sein zu können. Wenig nur,
Doch Etwas, nicht als Worten, mit der That
Wünscht' ich's zu sein, im Leben Dir zu zeigen,
Wie sich mein Herz im Stillen Dir geweiht.
Doch es gelang mir nicht, und nur zu oft
That ich im Irrthum, was Dich schmerzen mußte,
Beleidigte den Mann, den Du beschützest,
Verwirrte unklug, was Du lösen wolltest,
Und fühlte so mich stets im Augenblick,
Wenn ich mich nahen wollte, fern und ferner.

Prinzessinn.

Ich habe, Tasso, Deinen Willen nie
Verkannt, und weiß, wie Du Dir selbst zu schaden
Geschäftig bist. Anstatt, daß meine Schwester
Mit Jedem, wie er sei, zu leben weiß,
So kannst Du selbst nach vielen Jahren kaum
In einen Freund Dich finden.

Tasso.

Tadle mich!
Doch sage mir heraus, wo ist der Mann,
Die Frau, mit der ich wie mit Dir
Aus freiem Busen wagen darf zu reden?

Prinzessinn.

Du sollst meinem Bruder Dich vertrauen.

Tasso.

Er ist mein Fürst! — Doch glaube nicht, daß mir
Der Freiheit wilder Trieb den Busen blähe.
Der Mensch ist nicht geboren, frei zu sein;
Und für den Edeln ist kein schöner Glück,
Als einem Fürsten, den er ehrt, zu dienen.
Und so ist er mein Herr, und ich empfinde

Den ganzen Umfang dieſes großen Werths.
Nun muß ich ſchweigen lernen, wenn er ſpricht,
Und thun, wenn er befiehlt, mögen auch
Verſtand und Herz ihm lebhaft widerſprechen.

Prinzeſſinn.

Das iſt der Fall bei meinem Bruder mir.
Und nun, da wir Antonio wieder haben,
Iſt Dir ein neuer, klüger Freund gewiß.

Taſſo.

Ich hofft' es ehmals, jetzt verzweifl' ich faſt.
Wie lehrreich wäre mir ſein Umgang, möglich
Sein Rath in tauſend Fällen! Er befügt,
Ich mag wohl ſagen, Alles, was mir fehlt.
Doch — haben alle Götter ſich verſammelt,
Geſchenke ſeiner Wiege darzubringen,
Die Grazien ſind leider ausgeblieben;
Und wem die Gaben dieſer Holden fehlen,
Der kann zwar Viel beſitzen, Vieles geben,
Doch läßt ſich nie an ſeinem Buſen ruhn.

Prinzeſſinn.

Doch läßt ſich ihm vertrau'n, und Das iſt viel.
Du mußt von einem Mann nicht Alles fordern;
Und Dieſer leiſtet, was er Dir verſpricht.
Hat er ſich erſt für Deinen Freund erklärt,
So ſorgt er ſelbſt für Dich, wo Du Dir fehlſt.
Ihr müßt verbunden ſein! Ich ſchmeichle mir,
Dieß ſchöne Werk in Kurzem zu vollbringen.
Nur widerſtehe nicht, wie Du es pflegſt.
So haben wir Lorenzen lang' beſeſſen,
Die fein und zierlich iſt, mit der es leicht
Sich leben läßt; auch Dieſer hab' Du nie,
Wie ſie es wünſchte, näher treten wollen.

Taſſo.

Ich habe Dir gehorcht, ſonſt hätt' ich mich
Von ihr entfernt, anſtatt mich ihr zu nahen.
So liebenswürdig ſie erſcheinen kann,
Ich weiß nicht, wie es iſt, kennt' ich nur ſelten
Mit ihr ganz offen ſein; und wenn ſie auch
Die Abſicht hat, den Freunden wohlzuthun,
So fühlt man Abſicht, und man iſt verſtimmt.

Prinzeſſinn.

Auf dieſem Wege werden wir wohl nie
Geſellſchaft finden. Taſſo! Dieſer Pfad
Verleitet uns, durch einſames Gebüſch,
Durch ſtille Thäler fortzuwandern; mehr
Und mehr verwohnt ſich das Gemüth, und ſtrebt,
Die goldne Zeit, die ihm von außen mangelt,
In ſeinem Innern wieder herzuſtellen,
So wenig der Verſuch gelingen will.

Taſſo.

O welches Wort ſpricht meine Fürſtinn aus!
Die goldne Zeit, wohin iſt ſie geflohen,
Nach der ſich jedes Herz vergebens ſehnt;
Da auf der freien Erde Menſchen ſich
Wie frohe Herden im Genuß verbreiteten;
Da ein uralter Baum auf bunter Wieſe
Dem Hirten und der Hirtinn Schatten gab,
Ein jüngeres Gebüſch die zarten Zweige
Um ſehnſuchtsvolle Liebe traulich ſchlang;
Wo klar und ſtill auf immer reinem Sande
Der weiche Fluß die Nymphe ſanft umfing;
Wo in dem Graſe die geſchwächte Schlange
Unſchädlich ſich verlor, der kühne Kahn
Vom tapfern Jüngling bald bekämpft entfloh;
Wo jeder Vogel in der freien Luft,
Und jedes Thier, durch Berg' und Thäler ſchweifend,
Zum Menſchen ſprach: Erlaubt iſt, was gefällt!

Prinzeſſinn.

Mein Freund, die goldne Zeit iſt wohl vorbei;
Allein die Guten bringen ſie zurück!
Und ſieh ich Dir geſtehen, wie ich denke:
Die goldne Zeit, womit der Dichter uns
Zu ſchmeicheln pflegt, die ſchöne Zeit, ſie war,
So ſcheint es mir, ſo wenig, als ſie iſt;
Und war ſie je, ſo war ſie nur gewiß,
Wie ſie uns immer wieder werden kann.
Noch treffen ſich verwandte Herzen an
Und theilen den Genuß der ſchönen Welt;
Nur in dem Wahlſpruch ändert ſich, mein Freund,
Ein einzig Wort: Erlaubt iſt, was ſich ziemt.

Taſſo.

O, wenn uns guten, edeln Menſchen nur
Ein allgemein' Gericht beſtellt entſchiede,
Was ſich denn ziemt; — anſtatt daß Jeder glaubt,
Es ſei auch ſchicklich, was ihm möglich iſt;
Wir ſehen ja: dem Gewaltigen, dem Klugen
Steht Alles wohl, und er erlaubt ſich Alles.

Prinzeſſinn.

Willſt Du genau erfahren, was ſich ziemt,
So frage nur bei edeln Frauen an,
Denn ihnen iſt am Meiſten d'ran gelegen,
Daß Alles wohl ſich ziemе, was geſchieht.
Die Schicklichkeit umgibt mit einer Mauer
Das zarte leicht verletzliche Geſchlecht.
Wo Sittlichkeit regiert, regieren ſie,
Und wo die Frechheit herrſcht, da ſind ſie Nichts.
Und wirſt Du die Geſchlechter beide fragen:
Nach Freiheit ſtrebt der Mann, das Weib nach Sitte.

Taſſo.

Du nennſt uns wohlthätig, roh, gefühllos?

Prinzeſſinn.

Nicht Das! Allein Ihr ſtrebt nach fernen Höhen,
Und Euer Streben muß gewaltſam ſein.
Ihr wagt es, für die Ewigkeit zu handeln,

Wenn wir ein einzig unbeſchränktes Gut
Auf dieſer Erde uns beſitzen möchten,
Und wünſchen, daß es uns beſtändig bleibe.
Wir ſind von keinem Männerherzen ſicher,
Das noch ſo warm ſich einmal uns ergab.
Die Schönheit iſt vergänglich, die Ihr doch
Allein zu ehren ſcheint. Was übrig bleibt,
Das reizt nicht mehr; und was nicht reizt,
iſt todt.
Wenn's Männer gäbe, die ein weiblich' Herz
Zu ſchätzen wüßten, die erkennen möchten,
Welch einen holden Schatz von Treu' und Liebe
Der Buſen einer Frau bewahren kann;
Wenn das Gedächtniß einzig ſchöner Stunden
In Euern Seelen lebhaft bleiben wollte;
Wenn Euer Blick, der ſonſt durchdringend iſt,
Auch durch den Schleier dringen könnte, den
Uns Alter oder Krankheit überwirft;
Wenn der Verſtand, der ruhig machen ſoll,
Nach fremden Gütern Euch nicht lüſtern machte:
Dann wär' uns wohl ein ſchöner Tag erſchienen,
Wir feierten d..n auf're gold'ne Zeit.

Taſſo.

Du ſagſt mir Worte, die in meiner Bruſt
Hold ſchon entſchlaf'ne Sorgen mächtig regen.

Prinzeſſinn.

Was meinſt Du, Taſſo? Rede frei mit mir.

Taſſo.

Oft hört' ich ſchon, und viele Tage wieder
Hab' ich's gehört; ja, hört' ich's nicht vernommen,
So müßt' ich's denken: Ohr Fürſten ſtehen
Nach Deiner Hand! Was wir erwarten müſſen,
Das fürchten wir und möchten ſchier verzweifeln.
Verlaſſen wirſt Du uns; es iſt natürlich;
Doch, wie wir's tragen wollen, weiß ich nicht.

Prinzeſſinn.

Für dieſen Augenblick ſeid unbeſorgt;
Laß möcht' ich ſagen: unbeſorgt für immer.
Hier bin ich gern und gerne mag ich bleiben;
Noch weiß ich kein Verhältniß, das mich lockte;
Und wenn Ihr mich denn ja behalten wollt,
So laßt es mir durch Eintracht ſehn, und ſchafft
Euch ſelbſt ein glücklich' Leben, mir durch Euch.

Taſſo.

O, lehre mich, das Mögliche zu thun!
Gewidmet hab' Dir alle meine Tage.
Wenn Dich zu preiſen, Dir zu danken ſich
Mein Herz entſtaltet, dann empfind' ich erſt
Das reinſte Glück, das Menſchen fühlen können;
Das Göttlichſte erfaßt ich nur in Dir.
Es unterſcheiden ſich die Erdengötter
Vor andern Menſchen, wie das hohe Schickſal
Vom Rath und Willen ſelbſt der klügſten Männer
Sich unterſcheidet. Vieles laſſen ſie,
Wenn wir gewaltſam Weg' auf Wege ſehn,
Wie leichte Wolken, unbemerkt verüber
Vor ihren Füßen rauſchen, hören nicht
Den Sturm, der uns umſauſt und niederwirft.
Vernehmen unſer Flehen kaum, und laſſen,
Wie wir beſchränkten, armen Kindern thun,
Mit Scherzen und Geſchenken die Luſt uns ſtillen.
Du haſt mich erſt, o Göttliche, gelehret,
Und wie die Sonne trocknete Dein Blick
Den Thau von meinen Augenliedern ab!

Prinzeſſinn.

Es iſt ſehr billig, daß die Frauen Dir
Auf's Freundlichſte begegnen; es verherrlicht
Dein Lied auf manche Weiſe das Geſchlecht.
Zart aber tapfer, haſt Du ſtets gewußt,
Sie liebenswerth und edel vorzuſtellen;
Und wenn Armide haſſenswerth erſcheint,
Verſöhnt ihr Reiz und ihre Liebe bald.

Taſſo.

Was auch in meinem Liede wiederklingt,
Ich bin nur Einer Einer Alles ſchuldig!
Es ſchwebt kein geiſtig unbeſtimmtes Bild
Vor meiner Stirne, das der Seele bald
Sich übergläuzend nahte, bald entzöge.
Mit meinen Augen hab' ich es geſehn.
Das Urbild jeder Tugend, jeder Schöne;
Was ich nach ihm gebildet, das wird bleiben.
Lancret'ens Heldenliebe zu Chlorinden,
Erminiens ſtille, nicht bemerkte Treue;
Sophronien's Großheit und Olinde's Recht:
Es ſind nicht Schatten, die der Wahn ergangte,
Ich weiß es, ſie ſind ewig; denn ſie ſind.
Und wer hat mehr das Recht, Jahrhunderte
Zu bleiben und im Stillen fortzuwirken,
Als das Geheimniß einer edeln Liebe,
Dem holden Lied beſcheiden anvertraut?

Prinzeſſinn.

Und ſo ich Dir noch einen Vorzug ſagen,
Den unbemerkt ſich dieſes Lied erſchleicht?
Es lacht uns nach und nach; wir hören ja;
Wir hören und wir glauben zu verſtehn;
Was wir verſtehn, das können wir nicht tadeln:
Und ſo gewinnt uns dieſes Lied zuletzt.

Taſſo.

Welch einen Himmel öffnet Du vor mir,
O Fürſtinn! Macht mich dieſer Glanz nicht blind,
So ſeh' ich unverhofft ein ewig' Glück
Auf gold'nen Strahlen herrlich niederſteigen.

Prinzeſſinn.

Nicht weiter, Taſſo! Viele Dinge ſind's,
Die wir zur Heiligkeit ergereifen ſollen;
Doch auch're können nur durch Mäßigung

Basco.

Es kann wohl seyn, daß es das eure war;
Doch jetzt, vergönnt es nur, gehört es uns.

Pedro.

Ich will mit euch nicht rechten, kann mit euch
Verwundet und allein nicht streiten. Besser
Für mich und euch, wir finden uns in Güte.

Basco.

Sagt eure Meinung an, ob sie gefällt.

Pedro.

Hier sind viel Sachen, die euch wenig nutzen,
Und die ich auf der Reise nöthig brauche.
Laßt uns das Ganze schätzen, und ich zahle
Euch, wie und wo ihr wollt, die Summe. —
Hier
Reich' ich die Hand, ich gebe Treu' und Wort:
Daß ich, was ich verspreche, pünctlich halte.

Basco.

Das läßt sich hören; nur ist hier der Platz
Zu der Verhandlung nicht; ihr müßt mit uns
Noch eine Meile gehn.

Und durch Entbehren unser eigen werden.
So sagt man, sei die Jugend, sei die Liebe,
Die ihr verwandt ist. Das bedenke wohl!

Zweiter Auftritt.

Tasso.

Ist Dir's erlaubt, die Augen aufzuschlagen?
Wagst Du's, umherzusehn? Du bist allein!
Vernahmen diese Säulen, was sie sprach?
Und hast Du Zeugen, diese stummen Zeugen
Des höchsten Glücks zu fürchten? Es erhebt
Die Sonne sich des neuen Lebenstages,
Der mit den vorigen sich nicht vergleicht.
Herrlicher steigend hebt die Göttin schnell
Den Sterblichen hinauf. Welch' neuer Kreis
Entdeckt sich meinem Auge, welches Reich!
Wie köstlich wird der heiße Wunsch befriedigt!
Ich träumte mich dem höchsten Glücke nah;
Und dieses Glück ist über alle Träume.
Der Blindgeborne denke sich das Licht,
Die Farben, wie er will; erscheinet ihm
Der neue Tag, ist's ihm ein neuer Sinn,
Voll Muth und Ahnung, freudetrunken schwankend
Betret' ich diese Bahn. Du gibst mir viel;
Du gibst, wie Erd' und Himmel mit Geschenke
Mit vollen Händen überwältig reichen.
Und forderst wieder, was von mir zu fordern
Nur eine solche Gabe Dich berechtigt.
Ich soll entbehren, soll mich mäßig zeigen,
Und so verdienen, daß Du mir vertraust.
Was that ich je, daß sie mich wählen konnte?
Was soll ich thun, um ihrer werth zu sein?
Sie konnte Dir vertrauen, und bekennt bist Du's.
Ja, Fürstin, Deinen Worten, Deinen Blicken
Sei ewig meine Seele ganz geweiht!
Ja, sieh're, was Du willst; denn ich bin Dein!
Sie leite mich, Müh' und Gefahr und Ruhm
In fernen Landen aufzusuchen, reiche
Im stillen Hain die goldne Leier mir;
Sie weihe mich der Musen und ihrem Preis:
Ihr bin ich, bildend soll sie mich besitzen;
Mein Herz bewahrte jeden Schatz für sie.
O, hätt' ein tausendfaches Werkzeug mir
Ein Gott gegönnt, kaum drückt' ich dann genug
Die unaussprechliche Verehrung aus.
Des Malers Pinsel und des Dichters Lippe,
Die süßeste, die je von frühem Honig
Genippt war, wünscht' ich mir. Nein, künftig soll
Nicht Tasso zwischen Bäumen, zwischen Menschen
Sich einsam, schwach und trübgesinnt verlieren!
Er ist nicht mehr allein, er ist mit Dir.
O, daß die edelste der Thaten sich
Hier sichtbar vor mich stellte, rings umgeben
Von göttlichen Gestalt! Ich dränge zu
Und wage gern das Leben, das ich nun
Von ihren Händen habe, — fordere
Die besten Menschen mir zu Freunden auf,
Unmöglichkeit mit einer edeln Scheue,
Nach ihrem Wink und Winken, zu vollbringen.
Verräther, warum verbarg Dein Mund
Nicht Das, was Du empfandst, bis Du Dich
werth
Und werther ihr zu Füßen legen konntest?
Das war Dein Vorsatz, war Dein klüger Wunsch.
Doch sei es auch! Viel schöner ist es, rein
Und unverdient ein solch Geschenk empfangen,
Als halb und halb zu wähnen, daß man wohl
Es habe fordern dürfen. Blicke freudig!
Es ist so groß, so weit, was vor Dir liegt;
Und hoffnungsreiche Jugend lockt Dich wieder
In unbekannte, lichte Zukunft hin!
— Schwelle Brust! — O Mäßigung des Glücks,
Begünstige diese Pflanze doch einmal;
Sie strebt gen Himmel, tausend Zweige dringen
Aus ihr hervor, entfalten sich zu Blüthen.
O, daß sie Frucht, o, daß sie Freude bringe;
Daß eine liebe Hand den goldnen Schmuck
Von ihren frischen, reichen Aesten breche!

Dritter Auftritt.

Tasso. Antonio.

Tasso.

Sei mir willkommen, den ich gleichsam jetzt
Zum ersten Mal erblicke! Schöner ward
Kein Mann mir angekündigt. Sei willkommen!
Doch kenn' ich nun mit Deinen ganzen Werth,
Dir hier' ich ohne Zögern, Herz und Hand,
Und hoffe, daß auch Du mich nicht verschmähst.

Antonio.

Freudig bietest Du mir schöne Gaben,
Und ihren Werth erkenn' ich, wie ich soll;
Drum laß mich zögern, eh' ich sie ergreife:
Weiß ich doch nicht, ob ich Dir auch dagegen
Ein Gleiches geben kann. Ich möchte gern
Nicht übereilt und nicht undankbar scheinen:
Laß mich für Beide klug und langsam sein.

Tasso.

Wer wird die Klugheit tadeln? Jeder Schritt
Des Lebens zeigt, wie sehr sie nöthig sei;
Doch schöner ist es, wenn auch die Seele sagt,
Wo wir der feinen Vorsicht nicht bedürfen.

Antonio.

Darüber frage Jeder sein Gemüth,
Weil er den Zepter selbst zu führen hat.

Tasso.

So sei's! Ich habe meine Pflicht gethan;

Der Fürstinn Wort, die uns zu Freunden
weihte,
Hab' ich verehrt und mich Dir vorgestellt.
Rückhalten darf' ich nicht, Antonio; doch gewiß,
Zudringen will ich nicht. Es mag denn sein!
Zeit und Bekanntschaft heißen Dich vielleicht
Die Gabe wärmer fordern, die Du jetzt
So kalt bei Seite setzest und fast verschmähst.

Antonio.

Der Mäßige wird öfters kalt genannt
Von Menschen, die sich warm vor Andern
glauben,
Weil sie die Hitze fliegend überfällt.

Tasso.

Du tadelst, was ich table, was ich meide;
Auch ich verstehe wohl, so jung ich bin,
Der Heftigkeit die Dauer vorzuziehn.

Antonio.

Sehr weislich! Bleibe stets auf diesem Sinne.

Tasso.

Du bist berechtigt, mir zu rathen, mich
Zu warnen; denn es steht Erfahrung Dir
Als lang erprobter Freundinn an der Seite.
Doch glaube nur, es pocht ein hitzig Herz
Auf jedes Zagen, jeder Stunde Warnung,
Und übt sich insgeheim an jedem Guten,
Das Deine Strenge neu zu lehren glaubt.

Antonio.

Es ist wohl angenehm, sich mit sich selbst
Beschäftigen, wenn es nur möglich wäre.
Inwendig lernt kein Mensch sein Innerstes
Erkennen; denn er mißt noch eignem Maß
Sich bald zu klein und leider oft zu groß.
Der Mensch erkennt sich nur im Menschen, nur
Das Leben lehret Jeden, was er sei.

Tasso.

Mit Beifall und Verehrung hör' ich Dich.

Antonio.

Und dennoch denkst Du wohl bei diesen Worten
Ganz etwas Anders, als ich sagen will.

Tasso.

Auf diese Weise rücken wir nicht näher.
Es ist nicht klug, es ist nicht wohl gethan,
Vorsetzlich einen Menschen zu verkennen,
Er sei auch, wer er sei. Der Fürstinn Wort
Bedeutet es genug, leicht hab' ich Dich erkannt:
Ich weiß, daß Du das Gute willst und schaffst.
Dein eigen Schicksal lädt Dich zudringlich;
Du Armer denkst Du, Andern stehst Du bei,
Und auf des Lebens leicht bewegter Woge
Ziehst Du ein festes Herz. So seh' ich Dich.
Und was mir' ich, ging ich Dir nicht entgegen?
Sucht' ich begierig nicht auch einen Theil
An dem verschloss'nen Schatz, den Du bewahrst?
Ich weiß, es trennt Dich nicht, wenn Du Dich
öffnest;
Ich weiß, Du bist mein Freund, wenn Du mich
kennst:
Und eines solchen Freundes bedurft' ich lange.
Ich schäme mich der Unerfahrenheit
Und meiner Jugend nicht. Still ruhet noch
Der Zukunft gold'ne Wolke mir um's Haupt.
O, nimm mich, edler Mann, an Deine Brust,
Und weihe mich, den Raschen, Unerfahr'nen,
Zum mäßigen Gebrauch des Lebens ein.

Antonio.

In einem Augenblicke fordert Du,
Was wohlbedächtig nur die Zeit gewährt.

Tasso.

In einem Augenblick gewährt die Liebe,
Was Mühe kaum in langer Zeit erreicht;
Ich bitt' es nicht von Dir, ich darf es fordern.
Dich ruf' ich in der Tugend Namen auf,
Die gute Menschen zu verbinden eifert.
Und soll ich Dir noch einen Namen nennen?
Die Fürstinn hofft's, sie will's — Eleonore,
Sie will mich zu Dir führen, Dich zu mir.
O, laß uns ihrem Wunsch entgegen gehn!
Laß uns verbunden vor die Göttinn treten,
Ihr unsern Dienst, die ganze Seele bieten,
Vereint für sie das Würdigste zu thun.
Noch einmal! — Hier ist meine Hand! Schlag'
ein!
Tritt nicht zurück, und weig're Dich nicht länger,
O edler Mann, und gönne mir die Wollust,
Die schönste guter Menschen, sich dem Bessern
Vertrauend ohne Rückhalt hinzugeben!

Antonio.

Du gehst mit vollen Segeln! Scheint es doch,
Du bist gewohnt zu siegen, überall
Die Wege breit, die Pforten weit zu finden.
Ich gönne jedem Werth und jedem Glück
Dir gern; allein ich sehe nur zu sehr,
Wir stehn zu weit noch von einander ab.

Tasso.

Es sei an Jahren, an gereiftem Werth;
An freiem Muth und Willen weich' ich Keinem.

Antonio.

Der Wille lockt die Thaten nicht herbei;
Der Muth stellt sich die Wege kürzer vor.
Wer anfangs am Ziel ist, wird gekrönt,
Und oft entbehret ein Würd'ger eine Krone.
Doch gibt es leichte Kränze, Kränze gibt es
Von sehr verschied'ner Art; sie lassen sich
Oft im Spazierengehn bequem erreichen.

Taſſo.

Was eine Gottheit Dieſem frei gewährt
Und Jenem ſtreng' verſagt, ein ſolches Gut
Erreicht nicht Jeder, wie er will und mag.

Antonio.

Schreib' es dem Glück vor andern Göttern zu,
So hör' ich's gern; denn ſeine Wahl iſt blind.

Taſſo.

Auch die Gerechtigkeit trägt eine Binde,
Und ſchließt die Augen jedem Verdienſt zu.

Antonio.

Das Glück erhebe billig den Beglückte!
Er dicht' ihm hundert Augen für's Verdienſt
Und übe Wahl und ſtrenge Sorgfalt an,
Nenn' es Minerva, nenn' es, wie er will;
Er halte gnädiges Geſchenk für Lohn,
Zufälligen Putz für wohlverdienten Schmuck.

Taſſo.

Du brauchſt nicht deutlicher zu ſein. Es iſt genug!
Ich blicke tief Dir in das Herz und kenne
Für's ganze Leben Dich. O, kennte ſo
Dich meine Fürſtin auch! Verſchwende nicht
Die Pfeile Deiner Augen, Deiner Zunge.
Du richteſt ſie vergebens nach dem Kranze,
Dem unerreichlichen, auf meinem Haupt.
Sei erſt ſo groß, mir ihn nicht zu beneiden;
Dann darfſt Du mir vielleicht ihn ſtreitig machen.
Ich acht' ihn heilig und das höchſte Gut.
Doch zeige mir den Mann, der Das erreicht,
Wornach ich ſtrebe; zeige mir den Helden,
Von dem mir die Geſchichten nur erzählten;
Den Dichter ſtell' mir vor, der ſich Homer'en,
Virgil'en ſich vergleichen darf; ja, was
Noch mehr geſagt iſt, zeige mir den Mann,
Der dreifach dieſen Lohn verdiente, den
Die ſchöne Krone dreifach mehr als mich
Beſchämte: dann ſollſt Du mich knieend ſehn
Vor jener Gottheit, die mich ſo begabte;
Nicht eher ſtünd' ich auf, bis ſie die Zierde
Von meinem Haupt auf ſein's hinüber drückte.

Antonio.

Bis dahin bleibſt Du freilich ihrer werth.

Taſſo.

Man wäge mich; Das will ich nicht vermeiden;
Allein Verachtung hab' ich nicht verdient.
Die Krone, der mein Fürſt mich würdig achtete,
Die meiner Fürſtin Hand für mich gewunden,
Soll Keiner mir bezweifeln noch beglaubt!

Antonio.

Es ziemt der hohe Zorn, die raſche Glut
Nicht Dir zu mir, noch Dir an dieſem Orte.

Taſſo.

Was Du Dir hier erlaubſt, das ziemt auch mir.
Und iſt die Wahrheit wohl von hier verbannt?
Iſt im Palaſt der freie Geiſt gekerkert?
Hat hier ein edler Menſch nur Druck zu dulden?
Mich dünkt, hier iſt die Hoheit erſt an ihrem Platz,
Der Seele Hoheit. Darf ſie ſich der Nähe
Der Großen dieſer Erde nicht erfreun?
Sie darf's und ſoll's. Wir nahen uns dem Fürſten
Durch Adel nur, der uns von Vätern kam;
Warum nicht durch's Gemüth, das die Natur
Nicht Jedem groß verlieh, wie ſie nicht Jedem
Die Reihe großer Ahnherr'n geben konnte?
Nur Kleinheit ſollte hier ſich ängſtlich fühlen,
Der Neid, der ſich zu ſeiner Schande zeigt,
Wie feiner Spinne ſchmutziges Gewebe
An dieſen Marmorwänden haften ſoll.

Antonio.

Du zeigſt mir ſelbſt mein Recht, Dich zu verſchmähn!
Der übereilte Knabe will des Mannes
Vertrau'n und Freundſchaft mit Gewalt erzwingen?
Unſittlich, wie Du biſt, hältſt Du Dich gut?

Taſſo.

Viel lieber, was Ihr Euch unſittlich nennt,
Als was ich mir unedel nennen müßte!

Antonio.

Du biſt noch jung genug, daß gute Zucht
Dich eines beſſern Wegs belehren kann.

Taſſo.

Nicht jung genug, vor Augen mich zu zeigen;
Und Trotz mit Trotz zu bind'gen, alt genug.

Antonio.

Wo Harnaſch ſpiel und Saitenſpiel entſcheiden,
Zieht Du als Held und Sieger wohl davon.

Taſſo.

Vermegen wär' es, meine Kunſt zu rühmen;
Denn ſie hat Nichts gethan; doch ich verſtand' ſie.

Antonio.

Du traueſt auf Schwung, die Dich nur zu ſehr
Im ſteilen Laufe Deines Glücks verzog.

Taſſo.

Daß ich erwachſen bin, das fühl' ich nun.
Mit Dir am Wenigſten hätt' ich gewünſcht,
Das Wagſpiel der Waffen zu verſuchen:
Allein Du ſchießeſt Gluth auf Gluth; es kocht
Das innre Mark; die ſchmerzliche Begier
Der Rache ſiedet ſchäumend in der Bruſt.
Daß Du der Mann, der Du Dich rühmſt, ſo ſteh' mir.

Antonio.

Du weißt ſo wenig, wer als wo Du biſt.

Taſſo.

Kein Heiligthum beſitzt und den Schimpf ertragen.
Du lügſt. Du entweiheſt dieſen Ort,
Nicht ich, der ich Vertrau'n, Verehrung, Liebe,
Das ſchönſte Opfer, Dir entgegen trug.
Dein Geiſt verunreint dieſes Paradies,
Und Deine Worte dieſen reinen Saal,
Nicht meines Herzens ſchwellendes Gefühl,
Das brauſt, den leiſeſten Flecken nicht zu leiden.

Antonio.

Welch' hoher Geiſt in einer engen Bruſt!

Taſſo.

Hier iſt noch Raum, dem Boſen Luft zu machen.

Antonio.

Es macht das Volk ſich auch mit Worten Luft.

Taſſo.

Biſt Du ein Edelmann wie ich, ſo zeig' es.

Antonio.

Ich bin es wohl, doch weiß ich, wo ich bin.

Taſſo.

Komm' mir herab, wo uns're Waffen gelten.

Antonio.

Wie Du nicht fordern ſollteſt, folg' ich nicht.

Taſſo.

Der Feigheit iſt ſolch' Hinderniß willkommen.

Antonio.

Der Feige droht nur, wo er ſicher iſt.

Taſſo.

Mit Freuden kann ich dieſem Schutz entſagen.

Antonio.

Vergib Dir nur, dem Ort vergiebſt Du Nichts.

Taſſo.

Verzeihe mir der Ort, daß ich es litt!
(Er zieht den Degen.)
Zieh' oder folge, wenn ich nicht auf ewig,
Wie ich Dich haſſe, Dich verachten ſoll!

Vierter Auftritt.

Alphons. Die Vorigen.

Alphons.

In welchem Streit treff' ich Euch unerwartet?

Antonio.

Du findeſt mich, o Fürſt, gelaſſen ſtehn
Vor Einem, den die Wuth ergriffen hat.

Taſſo.

Ich bete Dich als eine Gottheit an,
Daß Du mit einem Blick mich wahnſinnig klägſt.

Alphons.

Erzählt', Antonio, Taſſo, ſag' mir an,
Wie hat der Zwiſt ſich in mein Haus gedrungen?
Wie hat er Euch ergriffen; von der Bahn
Der Sitten, der Geſetze kluge Männer
Im Tumult weggeriſſen? Ich erſtaune.

Taſſo.

Du kennſt uns Beide nicht; ich glaub' es wohl.
Hier dieſer Mann, berühmt als klug und ſittlich,
Hat roh und hämiſch, wie ein unerzogner,
Unedler Menſch, ſich gegen mich betragen.
Zutraulich nahe ich ihm, er ſtieß mich weg;
Beharrlich liebend drang ich mich zu ihm,
Und bitter, immer bitt'rer ruht' er nicht,
Bis er den reinſten Tropfen Bluts in mir
Zu Galle wandelte. Verzeih! Du haſt mich hier
Als einen Wüthenden getroffen. Dieſer
Hat alle Schuld, wenn ich mich ſchuldig machte.
Er hat die Glieder gewaltſam angefaßt,
Die mich ergriff und mich und ihn verletzte.

Antonio.

Ihn riß der hohe Dichterſchwung hinweg.
Du haſt, o Fürſt, zuerſt mich angeredet,
Haſt mich getrotzt! Es ſei mir nun erlaubt,
Nach dieſem rauhen Redner auch zu ſprechen.

Taſſo.

O ja, erzähl', erzähl' von Wort zu Wort!
Und kannſt Du jede Spalte, jede Miene
Vor dieſen Richter ſtellen, wag' es nun!
Beleidige Dich ſelbſt zum zweiten Male,
Und zeuge wider Dich! Dagegen will
Ich keinen Hauch und keinen Pulsſchlag läugnen.

Antonio.

Wenn Du noch mehr zu reden haſt, ſo ſprich;
Wo nicht, ſo ſchweig' und unterbrich mich nicht.
Ob ich, mein Fürſt, ob dieſer heiße Kopf
Den Streit zuerſt begonnen; wer es ſei,
Der Unrecht hat, iſt eine weite Frage,
Die wohl zuletzt noch auf ſich beruht.

Taſſo.

Wie das! Mich dünkt, das iſt die erſte Frage,
Wer von uns Beiden Recht und Unrecht hat.

Antonio.

Nicht ganz, wie ſich's der unbegrenzte Sinn
Gedenken mag.

Alphons.

Antonio!

Antonio.

Gnädigster!
Ich ehre Deinen Wink, doch laß ihn schweigen:
Hab' ich gesprochen, mag er weiter reden;
Du wirst entscheiden. Also sag' ich nur:
Ich kann mit ihm nicht rechten, kann ihm weder
Verklagen, noch mich selbst vertheidigen, noch
Ihm jetzt genug zu thun mich anerbieten;
Denn wie er steht, ist er kein freier Mann.
Es waltet über ihm ein schwer Gesetz,
Das Deine Gnade höchstens lindern wird.
Er hat mir hier gedroht, hat mich gefordert;
Vor Dir verbarg er kaum das nackte Schwert.
Und traf Du, Herr, nicht zwischen uns herein,
So stünde jetzt auch ich als pflichtvergessen,
Mitschuldig und beschämt vor Deinem Blick.

Alphons zu Taſſo.

Du hast nicht wohl gethan.

Taſſo.

Mich leicht, o Herr,
Mein eigen Herz, gewiß auch Deines, trei-
Ja, es ist wahr, ich brohte, herbere,
Ich sag. Wärm wie tückisch seine Zunge
Mit wohlgewählten Worten mich verletzt,
Wie scharf und schnell sein Zahn das feine Gift
Wie in das Blut gespritzt, wie er das Fieber
Nur mehr und mehr erhitzt' — Du denkst es
nicht!
Gelassen, kalt, hat er mich aufgehalten,
Auf's Höchste mich getrieben. O, Du kennst,
Du kennst ihn nicht, und wirst ihn niemals
kennen!
Ich trug ihm warm die schönste Freundschaft an;
Er warf mir meine Gaben vor die Füße;
Und hätte meine Seele nicht geglüht,
Er war ihr Deiner Gnade, Deines Dienstes
Auf ewig unwerth. Hab' ich der Gesetze
Und dieses Orts vergessen, so verzeih!
Auf seinem Boden darf ich nicht sein,
Eroberung auf seinem Boden bieten.
Wenn dieses Herz, es sei auch, wo es will,
Dir fehlt und sich, dann Strafe, dann verstoße,
Und laß mich wie Dein Auge wiedersehn.

Antonio.

Wie leicht der Jüngling schwere Lasten trägt,
Und Fehler wie den Staub vom Kleide schüttelt!
Es wäre zu verwundern, wenn die Zauberkraft
Der Dichtung nicht bekannter wäre, die
Mit dem Unmöglichen so gern ihr Spiel
Zu treiben liebt. Ob Du auch so, mein Fürst,
Ob alle Deine Diener diese That
So unbedeutend halten, zweifl' ich sehr!
Die Majestät verbreitet ihren Schutz
Auf Jeden, der sich ihr, wie einer Gottheit
Und ihrer unverletzten Wohnung, naht.
Wie an dem Fuße des Altars, bezähmt
Sich auf der Schwelle jede Leidenschaft.
Da blinkt kein Schwert, da fällt kein drohend'
Wort;
Da fordert selbst Beleid'gung keine Rache.
Es bietet das weite Feld ein off'ner Raum
Der Grimm und Unverträglichkeit genug.
Dort mögt ihr Zinger dreh'n, kein Mann wird
sich'n.
Hier diese Mauern haben Deine Väter
Auf Sicherheit gegründet, ihres Wortes
Ein Heiligthum belebt, diese Nähe
Mit schweren Strafen euch und Klug erhalten;
Verbannung, Acht, Tod ergriff den Schul-
digen.
Da war kein Ansehn der Person; es hielt
Der Wilde nicht den Arm des Rechts zurück;
Und selbst der Fremde fühlte sich gesichert.
Nun sehen wir nach langem, schönen Frieden
In das Gebiet der Sitten rohe Wuth
Im Taumel wiederkehren. Herr, entscheide,
Bestrafe; denn wer kann in seiner Pflicht
Verschlossen Grenzen wandeln, schützet ihn
Nicht das Gesetz und seines Armes Kraft?

Alphons.

Mehr, als Ihr Beide sagt und sagen könnt,
Läßt unparteiisch das Gemüth mich hören.
Ihr hättet schöner Eure Pflicht gethan,
Wenn ich dieß Urtheil nicht zu sprechen hätte.
Denn hier sind Recht und Unrecht wahrverwandt.
Wenn Dich Antonio beleidigt hat,
So hat er Dir auf irgend eine Weise
Genug zu thun, wie Du es fordern wirst.
Mir wär' es lieb, Ihr wähltet mich zum Aus-
trag.
Indessen, Dein Vergehen macht, o Taſſo,
Dich zum Gefang'nen! Wie ich Dir verzeihe,
So lindr' ich das Gesetz zu Deinen Gunsten.
Verlaß uns, Taſſo! Bleib auf Deinem Zimmer,
Von Dir und mit Dir selbst allein bewacht.

Taſſo.

Ist dieß, o Fürst, Dein richterlicher Spruch?

Antonio.

Erkennest Du des Vaters Milde nicht?

Taſſo (zu Antonio).

Mit Dir hab' ich vorerst Nichts mehr zu reden.
(Zu Alphons.)
O Fürst, es übergibt Dein strenges Wort
Mich Feinen der Gesellschaft! Es ist!
Du hörst es Recht. Dein heilig Wort ver-
ehrend,
Heiß' ich mein wund'res Herz im Busen schweigen.
Es ist mir neu, so neu, daß ich fast Dich
Und mich und diesen schönen Ort nicht kenne.

Doch Dieſen kenn' ich wohl — Gehorchen will ich,
Ob ich gleich hier noch Manches ſagen könnte,
Und ſagen ſollte. Mir verſtummt die Lippe.
Was? ein Verbrechen? Wenigſtens es ſcheint,
Ich bin als ein Verbrecher angeklagt;
Und, was mein Herz auch ſagt, ich bin gefangen.

Alphons.

Du nimmſt es höher, Taſſo, als ich ſelbſt.

Taſſo.

Mir bleibt es unbegreiflich, wie es iſt;
Zwar unbegreiflich nicht, ich bin ein Kind;
Ich meine faſt, ich möcht' es denken können.
Auf einmal winkt mich eine Klarheit an,
Doch augenblicklich ſchließt ſich's wieder zu;
Ich höre nur mein Urtheil, bange mich.
Das ſind zu viel vergeb'ne Worte ſchon!
Gewöhne Dich von nun an zu gehorchen;
Unwürd'ger, Du vergaßeſt, wo Du biſt!
Der Götter Saal ſchien Dir auf gleicher Erde,
Nun überwältigt Dich der jähe Fall.
Gehorche gern, denn es geziemt dem Manne,
Auch willig das Beſchwerliche zu thun.
Hier nimm den Degen erſt, den Du mir gabſt,
Als ich dem Cardinal nach Frankreich folgte;
Ich führ' ihn nicht mit Ruhm, doch nicht mit Schande,
Auch heute nicht. Der hoffnungsvollen Gabe
Entäußr' ich mich mit tiefgerührtem Herzen.

Alphons.

Wie ich zu Dir geſinnt bin, fühlſt Du nicht.

Taſſo.

Gehorchen iſt mein Loos und nicht zu denken,
Und leider einer herrlichern Geſchenke
Verlängnung fordert das Geſchick von mir!
Die Krone kleidet den Gefang'nen nicht;
Ich nehme ſelbſt von meinem Haupt die Zierde,
Die für die Ewigkeit gegründet mir ſchien.
Zu früh war mir das ſchönſte Glück verliehen,
Und wird, als hätt' ich mich erhoben,
Mir nun zu bald geraubt.
Du nimmſt Dir ſelbſt, was Keiner nehmen konnte,
Und was kein Gott zum zweiten Male gibt.
Wir Menſchen werden wunderbar gerüſtet;
Wir könnten's nicht ertragen, hätt' uns nicht
Den holden Leichtſinn die Natur verliehen.
Mit unſchätzbaren Gütern ſpielend uns
Verſchwenderiſch die Noth gelaſſen ſpielen;
Wir öffnen willig unſre Hände, daß
Unwiederbringlich uns ein Gut entſchlüpfe.
Mit dieſem Ruf verrinnt ſich eine Thräne,
Und weiht Dich der Vergänglichkeit! Es iſt
Erlaubt, das holde Zeichen unſrer Schwäche.
Wer weinte nicht, wenn das Unſterbliche
Vor der Zerſtörung ſelbſt nicht ſicher iſt?
Gerette Dich zu dieſem Degen, der
Dich leider nicht erwarb; um ihn gerungen,
Ruhe, wir auf dem Sarg der Tapfern, auf
Dem Grabe meines Glücks und meiner Hoffnung!
Hier leg' ich Beide willig Dir zu Füßen;
Denn wer iſt wohl gewaffnet, wenn Du ſtreuſt?
Und wer geſchmückt, o Herr, den Du verkennſt?
Gefangen geh' ich, warte des Gerichts.

(Auf den Boden blickt ein Page den Degen mit dem Kranze auf und trägt ihn weg.)

Fünfter Auftritt.

Alphons. Antonio.

Antonio.

Wo ſchwärmt der Knabe hin? Mit welchen Farben
Malt er ſich ſeinen Werth und ſein Geſchick?
Beſchränkt und unerfahren hält die Jugend
Sich für ein einzig auserwähltes Weſen,
Und Alles über Alle ſich erlaubt.
Er fühle ſich geſtraft, und Strafen heißt
Dem Jüngling wohlthun, daß der Mann es danke.

Alphons.

Er iſt geſtraft, ich fürchte, nur zu viel!

Antonio.

Wenn Du geliebt mit ihm verfahren wollt',
So geh, o Herr, ihm ſeine Freiheit wieder,
Und unſern Zwiſt entſcheide dann das Schwert!

Alphons.

Wenn es die Meinung fordert, mag es ſein'
Doch ſprich, wie haſt Du ſeinen Zorn gereizt?

Antonio.

Ich wüßte kaum zu ſagen, wie's geſchah.
Als Menſchen hab' ich ihn vielleicht gereizt,
Als Ehrenmann hab' ich ihn nicht beleidigt,
Und ſeinen Lippen iſt im größten Zorne
Kein ſittenloſes Wort entflohn.

Alphons.

So ſchien
Mir Euer Streit, und was ich gleich gedacht,
Bekräftigt Deine Rede mir noch mehr.
Wenn Männer ſich entzweien, hält man billig
Den Klügſten für den Schuldigen. Du ſollteſt
Mit ihm nicht zürnen; ihn zu leiten Pflicht
Dir beſſer an. Noch immer iſt es Zeit:
Hier iſt kein Fall, der Euch zu Feinden zwinge.
So lang' mir Friede bleibt, ſo lange wünſch' ich
In meinem Haus ihn zu genießen. Stelle
Die Ruhe wieder her; Du kannſt es leicht.
Leonore Sanvitale mag ihn erſt

Mit zarter Liebe zu beſchäft'gen ſuchen;
Dann tritt zu ihm, gib ihm in meinem Namen
Die volle Freiheit wieder, und gewinne
Mit edeln, wahren Worten ſein Vertrau'n.
Berichte Das, ſobald Du immer kannſt;
Du weißt als Freund und Vater mit ihm ſprechen.
Noch eh' wir ſcheiden, will ich Friede wiſſen;
Und Dir iſt Nichts unmöglich, wenn Du willſt.
Wir bleiben lieber eine Stunde länger,
Und laſſen dann die Frauen ſanft vollenden,
Was Du begannſt; und kehren wir zurück,
So haben ſie von dieſem rauhen Eindruck
Die letzte Spur vertilgt. Es ſcheint, Antonio,
Du willſt nicht aus der Uebung kommen! Du
Haſt ein Geſchäft kaum erſt vollendet, nun
Kehrſt Du zurück und ſchaffſt Dir gleich ein neues.
Ich hoffe, daß auch Dieſes Dir gelingt.

Antonio.

Ich bin beſchämt, und ſeh' in Deinen Worten
Wie in dem klarſten Spiegel meine Schuld.
Gar leicht gehorcht man einem edeln Herrn,
Der überzeugt, indem er uns gebietet.

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Prinzeſſinn (allein).

Wo bleibt Eleonore? Schmerzlicher
Bewegt mir jeden Augenblick die Sorge
Das tiefſte Herz. Kaum weiß ich, was geſchah;
Kaum weiß ich, wer von Beiden ſchuldig iſt.
O, daß ſie käme! Nicht' ich doch nicht irren,
Den Bruder nicht, Antonio nicht kränken,
Eh' ich gelachter bin, eh' ich vernommen,
Wie Alles ſteht, und was es werden kann.

Zweiter Auftritt.

Prinzeſſinn. Leonore.

Prinzeſſinn.

Was bringſt Du, Leonore? Sag' mir an:
Wie ſteht's um unſre Freunde? Was geſchah?

Leonore.

Mehr, als wir wiſſen, ſeh' ich nicht erfahren.
Sie traten hart zuſammen; Taſſo ging:
Dein Bruder trennte ſie. Allein es ſcheint,
Als habe Taſſo dieſen Streit begonnen.
Antonio geht ſehr ernſt umher und ſpricht
Mit ſeinem Fürſten; Taſſo blieb dagegen
Verbannt in ſeinem Zimmer und allein.

Prinzeſſinn.

Gewiß hat ihn Antonio gereizt,
Den Hochgeſtimmten kalt und fremd beleidigt.

Leonore.

Ich glaub' es ſelbſt. Denn eine Weile ſtand
Schon, als er zu ihm trat, um ſeine Stirn.

Prinzeſſinn.

Ach, daß wir doch dem reinen, hellen Blick
Des Herzens nachzugehn ſo ſehr verlernen!
Ganz leiſe ſpricht ein Gott in unſrer Bruſt,
Ganz leiſe, ganz vernehmlich, zeigt uns an,
Was zu ergreifen iſt und was zu fliehn.
Antonio erſchien mir heute früh
Viel ſchöner noch als je, in ſich gezog'ner,
Es warnte mich mein Geiſt, als oben ihn
Sich Taſſo grüßte. Sieh' das Neig'te nur
Von Beiden an, das Angeſicht, den Lauf,
Den Blick, den Tritt! Es widerſpricht ſich alles;
Sie können ewig keine Liebe wechſeln.
Doch überredete die Hoffnung mich.
Die Gleißnerinn: Sie hat verdächtig Beide,
Sieht ehrl, unterrichtet, Deine Freunde;
Und welch ein Band iſt feſter als der Guten?
Ich trieb den Jüngling an; er gab ſich ganz; —
Wie ſchön, wie warm ergab er ganz ſich mir!
O, hätt' ich gleich Antonio geſprochen!
Ich zauderte; es war nur kurze Zeit;
Ich ſcheute mich, gleich mit den erſten Worten,
Und dringend ihm den Jüngling zu empfehlen;
Verließ auf Sitte mich und Höflichkeit,
Auf den Gebrauch der Welt, der ſich ſo glatt
Stets zwiſchen Freunde legt; beſonders hier
Von dem gepriſnen Manne dieſe Höhe
Der reichen Tugend nicht. Es iſt geſchehn!
Das Uebel Raub mir Gott, nun iſt es da.
O gib mir einen Rath! Was iſt zu thun?

Leonore.

Wie ſchwer zu rathen ſei, Das fühlſt Du ſelbſt
Nach Dem, was Du geſagt. Es iſt nicht hier
Ein Mißverſtändniß zwiſchen Gleichgeſtimmten;
Das ſollen Worte, ja im Nothfall Briefe
Es Beiden leicht und glücklich wieder her.
Zwei Männer ſind's, ich hab' es lang gefühlt,
Die darum Feinde ſind, weil die Natur
Nicht einen Mann aus ihnen Beiden formte.
Und wären ſie zu ihrem Vortheil klug,
So würden ſie als Freunde ſich verbinden;
Denn Beide ſind für einen Mann und einen
Mit Macht und Glück und Ruh durch's Leben hin.
So hofft' ich ſelbſt, nun ſeh' ich wohl, umſonſt.
Der Zwiſt von heute, ſei er, wie er ſei,
Ich beizulegen; doch Das ſchützt uns
Nicht für die Zukunft, für den Morgen nicht.

Es wär' am Beſten, dacht ich, Taſſo reiſ'te
Auf eine Zeit von hier; er könnte ja
Nach Rom, auch nach Florenz ſich wenden; dort
Träf' ich in wenig Wochen ihn, und könnte
Auf ſein Gemüth als eine Freundinn wirken.
Du würdeſt hier indeſſen den Antonio,
Der uns ſo fremd geworden, Dir auf's Neue
Und Deinen Freunden näher bringen. So
Gewährte Das, was jetzt unmöglich ſcheint,
Die gute Zeit vielleicht, die Vieles gibt.

Prinzeſſinn.

Du willſt Dich in Gewalt, o Freundinn, ſetzen;
Ich ſoll entbehren! Heißt Das billig ſein?

Leonore.

Entbehren wirſt Du Nichts, als was Du doch
In dieſem Falle nicht genießen könnteſt.

Prinzeſſinn.

So ruhig ſoll ich einen Freund verbannen?

Leonore.

Erhalten, den Du nur zum Schein verbannſt.

Prinzeſſinn.

Mein Bruder wird ihn nicht mit Willen laſſen.

Leonore.

Wenn er es ſieht, wie wir, ſo gibt er nach.

Prinzeſſinn.

Es iſt ſo ſchwer, im Freunde ſich verdammen.

Leonore.

Und dennoch rettet Du den Freund in Dir.

Prinzeſſinn.

Ich gebe nicht mein Ja, daß es geſchehe.

Leonore.

So warte noch ein größ'res Uebel ab.

Prinzeſſinn.

Du peinigſt mich, und weißt nicht, ob Du nützeſt.

Leonore.

Wir werden bald entdecken, wer ſich irrt.

Prinzeſſinn.

Und ſoll es ſein, ſo frage mich nicht länger.

Leonore.

Wer ſich entſchließen kann, beſiegt den Schmerz.

Prinzeſſinn.

Entſchloſſen bin ich nicht; allein es ſei,
Wenn er ſich nicht auf lange Zeit entfernt! —
Und laß uns für ihn ſorgen, Leonore,
Daß er nicht Mangel etwa kaufig leide,
Daß ihm der Herzog ſeinen Unterhalt
Auch in der Ferne willig reichen laſſe.
Sprich mit Antonio; denn er vermag
Bei meinem Bruder viel, und wird den Streit
Nicht unſerm Freund und uns gedenken wollen.

Leonore.

Ein Wort von Dir, Prinzeſſinn, gälte mehr.

Prinzeſſinn.

Ich kann, Du weißt es, meine Freundinn, nicht.
Wie's meine Schweſter von Urbino kann,
Für mich und für die Meinen was erbitten.
Ich lebe gern ſo ſtille vor mich hin,
Und nehme von dem Bruder dankbar an,
Was er mir immer geben kann und will.
Ich habe ſonſt darüber manchen Vorwurf
Mir ſelbſt gemacht; nun hab' ich überwunden.
Es ſchalt mich eine Freundinn oft darum.
„Du biſt unerzogen,“ ſagte ſie;
„Das iſt recht ſchön; allein ſo lebſt Du nie,
Daß Du auch das Bedürfniß Deiner Freunde
Nicht recht empfunden kannſt.“ Ich ließ es gehn,
Und muß denn eben dieſen Vorwurf tragen.
Um deſto mehr erfreut es mich, daß ich
Nun in der That dem Freunde nützen kann;
Es fällt mir meiner Mutter Erbſchaft zu,
Und gerne will ich für ihn ſorgen helfen.

Leonore.

Und ich, o Fürſtinn, finde mich im Falle,
Daß ich als Freundinn auch mich zeigen kann.
Es iſt kein guter Werth, wo es ihm fehlt,
Werd' ich ihm ſchon geſchickt zu helfen wiſſen.

Prinzeſſinn.

So nimm ihn weg; und, ſoll ich ihn entbehren,
Vor allen Andern ſei er Dir gegönnt!
Ich ſeh' es wohl, ſo wird es beſſer ſein.
Muß ich denn wieder dieſen Schmerz als gut
Und heilſam preiſen; Das war mein Geſchick
Von Jugend auf; ich bin nun d'ran gewöhnt.
Nun half ich der Verluſt des ſchönſten Glücks,
Wenn wir auf den Beſitz nicht ſicher zählten.

Leonore.

Ich hoffe, Dich, ſo ſchön Du es verdienſt,
Glücklich zu ſehn.

Prinzeſſinn.

Eleonore! Glücklich!
Wer iſt denn glücklich? — Meinen Bruder mag
Nicht ich ſo nennen; denn ſein großes Herz
Trägt ſein Geſchick mit immer gleichem Muth.
Allein, was er verdient, Das ward ihm nie.
Iſt meine Schweſter von Urbino glücklich.
Das ſchöne Weib, das edle, große Herz?
Sie bringt dem jüngern Manne keine Kinder;

Er achtet ſie, und läßt ſie's nicht entgelten;
Doch keine Freude wohnt in ihrem Haus.
Was half denn unſrer Mutter ihre Klugheit?
Die Kenntniß jeder Art, der große Sinn?
Konnt' er ſie vor dem fremden Irrthum ſchützen?
Man nahm uns von ihr weg; nun iſt ſie todt.
Sie ließ uns Kindern nicht den Troſt, daß ſie
Mit ihrem Gott verſöhnt geſtorben ſei.

Leonore.

O, blicke nicht nach Dem, was Jedem fehlt;
Betrachte, was noch einem Jeden bleibt!
Was bleibt nicht Dir, Prinzeſſin?

Prinzeſſina.

Was mir bleibt?
Geduld, Eleonore! Ueben kannt' ich die
Von Jugend auf. Wenn Freunde, wenn Geſchwiſter
Bei Feſt und Spiel geſellig ſich erfreuten,
Hielt Krankheit mich auf meinem Zimmer feſt;
Und in Geſellſchaft mancher Leiden mußt'
Ich früh entbehren lernen. Eines war,
Was in der Einſamkeit mich ſtets ergötzte:
Die Freude des Geſangs; ich unterhielt
Mich mit mir ſelbſt; ich wiegte Schmerz und Sehnſucht
Und jeden Wunſch mit leiſen Tönen ein.
Da wurde Leiden oft Genuß, und leicht
Das traurige Geſchick zur Harmonie.
Nicht lang war mir dieß Glück gegönnt; auch dieſes
Nahm mir der Arzt hinweg. Sein ſtreng' Gebot
Hieß mich verſtummen. Leben ſollt' ich, leiden;
Den einz'gen kleinen Troſt ſollt' ich entbehren.

Leonore.

So viele Freunde finden ſich zu Dir,
Und nun biſt Du geſund, biſt lebensfroh.

Prinzeſſina.

Ich bin geſund, das heißt, ich bin nicht krank;
Und manche Freunde hab' ich, deren Nähe
Mich glücklich macht. Auch hatt' ich einen —

Leonore.

Du haſt ihn noch.

Prinzeſſina.

Und werd' ihn bald verlieren.
Der Augenblick, da ich zuerſt ihn ſah,
War vielbedeutend. Kaum erholt' ich mich
Von manchen Leiden; Schmerz und Krankheit waren
Kaum erſt gewichen; ſtill beſcheiden blickt' ich
In's Leben wieder, freute mich des Tags
Und der Geſchwiſter wieder; ins Verlorne
Der ſüßen Hoffnung reichen Bildern ein.
Ich wagt's, verwandelt in das Leben wieder
Hineinzuſehn, und freundliche Geſtalten
Begegneten mir aus der Ferne: da,
Eleonore, ſtellte mir den Jüngling
Die Schweſter vor; er kam an ihrer Hand;
Und, daß ich Dir's geſtehe, da ergriff
Ihn mein Gemüth und wird ihn ewig halten.

Leonore.

O, meine Fürſtin, laß Dich's nicht gereuen!
Das Edle zu erkennen, iſt Gewinn,
Der nehmen uns entreißen werden kann.

Prinzeſſina.

Zu fürchten iſt das Schöne, das Vortreffliche,
Wie eine Flamme, die ſo herrlich nährt;
So lange ſie auf Deinem Herde brennt,
So lang' ſie Dir von einer Fackel leuchtet,
Wie hold! — wer mag, wer kann ſie da entbehren?
Und tritt ſie ungeheuer um ſich her,
Wie elend kann ſie machen! Laß mich nun!
Ich bin geſchwätzig, und verhöhne beſſer
Auch ſelbſt vor Dir, wie ſchwach ich bin und krank.

Leonore.

Die Krankheit des Gemüthes leitet ſich
In Klagen und Verzagen am Leichteſten ein.

Prinzeſſina.

Wenn das Vertrauen heilt, ſo heil' ich bald;
Ich hab' es rein, und hab' es ganz zu Dir.
Ach, meine Freundin! Zwar ich darf es nicht genießen:
Es ſcheide nur! Allein ich fühle ſchon
Den langen, ausgedehnten Schmerz der Tage, wenn
Ich nun entbehren ſoll, was mich erfreute.
Die Sonne hebt von meinen Augenliedern
Nicht mehr ſein ſchön verklärtes Traumbild auf;
Die Hoffnung, ihn zu ſehen, füllt nicht mehr
Den kaum erwachten Geiſt mit froher Sehnſucht;
Mein erſter Blick hinab in unſre Gärten
Sucht ihn vergebens in dem Thau der Blumen.
Wie ſchön befriedigt fühlte ſich der Mund,
Mit ihm zu ſein an jedem heitern Abend!
Wie mehrte ſich im Umgang das Verlangen,
Sich mehr zu freuen, mehr ſich zu verſtehen!
Und täglich ſtimmte das Gemüth ſich höher
Zu immer reinern Harmonien auf.
Welch' eine Stimme rang ſich mit mir ein!
Der Sonne Pracht, das irdiſche Gefild
Des hohen Tags, der tauſendfachen Welt
Glanzreiche Gegenwart iſt öd' und tief
Im Nebel eingehüllt, der mich umgibt.
Sonſt war mir jeder Tag ein ganzes Leben;
Die Sorge ſchwieg, die Ahndung ſelbſt verſtummte;
Und glücklich eingeſchifft, trug mich der Strom

Auf leichten Wellen ohne Ruder hin:
Nun überfällt in trüber Gegenwart
Der Zukunft Schrecken heimlich meine Bruſt.

Leonore.

Die Zukunft gibt Dir Deine Freunde wieder,
Und bringt Dir neue Freude, neues Glück.

Prinzeſſinn.

Was ich beſitze, mag ich gern bewahren;
Der Wechſel unterhält, doch nutzt er kaum.
Mit jugendlicher Sehnſucht griff ich nie
Begier'g in den Loostopf fremder Welt,
Für mein bedürfend', unerfahrnes Herz
Zufällig einen Gegenſtand zu haſchen.
Ihn mußt' ich ehren; darum liebt' ich ihn.
Ich mußt' ihn lieben, weil mit ihm mein Leben
Zum Leben ward, wie ich es nie gekannt.
Erſt ſagt' ich mir: Entferne Dich von ihm!
Ich wich und wich und kam nur immer näher,
So lieblich angelockt, ſo hart beſtraft!
Ein reines, wahres Gut verſchwindet mir,
Und meiner Sehnſucht ſchiebt ein böſer Geiſt
Statt Freud' und Glück verwandte Schmerzen unter.

Leonore.

Wenn einer Freundinn Wort nicht tröſten kann,
So wird die ſtille Kraft der ſchönen Welt,
Der guten Zeit Dich unvermerkt erquicken.

Prinzeſſinn.

Wohl iſt ſie ſchön, die Welt! In ihrer Weite
Bewegt ſich ſo viel Gutes hin und her.
Ach, daß es immer nur um einen Schritt
Von uns ſich zu entfernen ſcheint,
Und uns're bange Sehnſucht durch das Leben,
Auch Schritt vor Schritt, bis nach dem Grabe lockt!
So ſelten iſt es, daß die Menſchen finden,
Was ihnen doch beſtimmt geweſen ſchien;
So ſelten, daß ſie Das erhalten, was
Auch einmal die beglückte Hand ergriff!
Es reißt ſich los, was erſt ſich uns ergab;
Wir laſſen los, was wir begierig faßten.
Es gibt ein Glück; allein wir kennen's nicht:
Wir kennen's wohl, und wiſſen's nicht zu ſchätzen.

Dritter Auftritt.

Leonore (allein).

Wie jammert mich das edle, ſchöne Herz!
Welch' traurig' Loos, das ihrer Hoheit fällt!
Ach, ſie verliert! — Und denkſt Du, zu gewinnen?
Iſt's denn ſo nöthig, daß er ſich entfernt?
Machſt Du es nöthig, um allein für Dich
Das Herz und die Talente zu beſitzen,
Die Du bisher mit einer Andern theilſt,
Und ungleich theilſt? Iſt's redlich, ſo zu handeln?
Biſt Du nicht reich genug? Was fehlt Dir noch?
Gemahl und Sohn und Güter, Rang und Schönheit,
Das haſt Du Alles; und Du willſt noch ihn
Zu dieſem Allen haben? Liebſt Du ihn?
Was iſt es ſonſt, warum Du ihn nicht mehr
Entbehren magſt? Du darfſt es Dir geſtehn. —
Wie reizend iſt's, in ſeinem ſchönen Geiſte
Sich ſelber zu beſpiegeln! Wird ein Glück
Nicht doppelt groß und herrlich, wenn ſein Lied
Uns wie auf Himmelswolken trägt und hebt?
Dann biſt Du erſt beneidenswerth. Du biſt,
Du haſt Das nicht allein, was Viele wünſchen;
Es weiß, es kennt auch Jeder, was Du haſt;
Dich nennt Dein Vaterland und ſieht auf Dich!
Das iſt der höchſte Gipfel jedes Glücks.
Iſt „Laura" denn allein der Name, der
Von allen zarten Lippen klingen ſoll?
Und hatte nur Petrarch allein das Recht,
Die unbekannte Schöne zu vergöttern!
Wo iſt ein Mann, der meinem Freunde ſich
Vergleichen darf? Wie ihn die Welt verehrt,
So wird die Nachwelt ihn verehrend nennen.
Wie herrlich iſt's, im Glanze dieſes Lebens
Ihn an der Seite haben; ſo mit ihm
Der Zukunft ſich mit leichtem Schritte nah'n!
Alsdann vermag die Zeit, das Alter Nichts
Auf Dich, und Nichts der freche Ruf,
Der hin und her des Beifalls Wage treibt;
Das, was vergänglich iſt, bewahrt ſein Lied.
Du biſt noch ſchön, noch glücklich, wenn ſchon lange
Der Kreis der Dinge Dich mit fortgeriſſen.
Du mußt ihn haben, und ihr nimmſt Du Nichts;
Denn ihre Neigung zu dem werthen Manne
Iſt ihren andern Leidenſchaften gleich.
Sie leuchten, wie der ſtille Schein des Monds,
Dem Wand'rer ſpärlich auf dem Pfad zu Nacht;
Sie wärmen nicht, und gießen keine Luſt
Nach Lebensfreud' umher. Sie wird ſich freuen,
Wenn ſie ihn ſeyn, wenn ſie ihn glücklich weiß.
Wie ſie genoß, wenn ſie ihn täglich ſah.
Und dann — ich will mit meinem Freunde nicht
Von ihr und dieſem Hofe mich verbannen;
Ich komme wieder, und ich bring' ihn wieder.
So ſoll es ſeyn! — Hier kommt der rauhe Freund;
Wir wollen ſehn, ob wir ihn zähmen können.

Pedro.

Warum denn das?

Basco.

Es iſt nicht andere, und bequemt euch nur.

Pedro.

Zuförderſt ſagt mir an: Es hing am Pferde
Von Leder eine Taſche, die allein
Mir etwas werth iſt. Briefe, Documente
Führt' ich in ihr, die ihr nur gradezu
In's Feuer werfen müßtet. Schafft mir ſie;
Ich gebe dreyßig Unzen, ſie zu haben.

Basco zu den Seinen.

Wo iſt die Taſche? Gab ich ſie nicht dir
Noch auf dem Wege zu den andern Sachen?
Wo iſt ſie?

Pedro.

Daß ſie nicht verloren wäre!

Basco.

Geht, eilt und ſucht, ſie nutzt dem jungen Mann,
Und bringt uns dreyßig Unzen in den Beutel.

Vierter Auftritt.

Leonore. Antonie.

Leonore.

Du bringſt uns Krieg, ſtatt Frieden; ſcheint es doch,
Du kommſt aus einem Lager, einer Schlacht,
Wo die Gewalt regiert, die Lanze entſcheidet,
Und nicht von Rom, wo feierliche Klugheit
Die Hände ſegnend hebt, und eine Welt
Zu ihren Füßen ſieht, die gern gehorcht.

Antonie.

Ich muß den Tadel, ſchöne Freundinn, dulden;
Doch die Entſchuld'gung liegt nicht weit davon.
Es iſt gefährlich, wenn man allzu lang
Sich fing und mäßig zeigen muß. Es lauert
Der böſe Genius Dir an der Seite,
Und will gewaltſam auch von Zeit zu Zeit
Ein Opfer haben. Leider hab' ich's dieß Mal
Auf meiner Freunde Koſten ihm gebracht!

Leonore.

Du haſt um fremde Menſchen Dich ſo lang
Bemüht und Dich nach ihrem Sinn gerichtet;
Nun, da Du Deine Freunde wieder ſiehſt,
Verkennſt Du ſie, und rechneſt, wie mit Fremden.

Antonie.

Da liegt, geliebte Freundinn, die Gefahr!
Mit fremden Menſchen nimmt man ſich zuſammen;
Da merkt man auf, da ſucht man ſeinen Zweck
In ihrer Gunſt, damit ſie ungen ſollen;
Allein bei Freunden läßt man frei ſich gehn:
Man ruht in ihrer Liebe, man erlaubt
Sich eine Laune; ungezähmter wirkt
Die Leidenſchaft, und ſo verlieren wir
Am Erſten Die, die wir am Zärtſten lieben.

Leonore.

In dieſer ruhigen Betrachtung hab' ich Dich
Schon ganz, mein theurer Freund, mit Freuden wieder.

Antonie.

Ja, mich verdrießt — und ich bekenn' es gern —
Daß ich mich heut ſo ohne Maß verlor.
Allein geſtehe: wenn ein wack'rer Mann
Mit heißer Stirn von ſaurer Arbeit kommt,
Und ſpät am Abend in erſchlafften Schatten
Zu neuer Mühe aufzuruhen denkt,
Und findet dann von einem Müßiggänger
Den Schatten breit beſetzt, — ſoll er nicht
Auch etwas Menſchliches in dem Busen fühlen?

Leonore.

Wenn er recht menſchlich iſt, ſo wird er auch
Den Schatten gern mit einem Manne theilen,
Der ihm die Ruhe ſüß, die Arbeit leicht
Durch ein Geſpräch, durch beide Töne macht.
Der Baum iſt breit, mein Freund, der Schatten gibt,
Und Keiner braucht den Andern zu verdrängen!

Antonie.

Wir wollen uns, Eleonore, nicht
Mit einem Gleichniß hin und wieder ſpielen.
Gar viele Dinge ſind in dieſer Welt,
Die man dem Andern gönnt und gerne theilt;
Jedoch es iſt ein Schatz, den man allein
Dem Hochverdienten gerne gönnen mag, —
Ein and'rer, den man mit dem Höchſtverdienten
Mit gutem Willen niemals theilen wird.
Und fragſt Du mich nach dieſen beiden Schätzen:
Der Lorbeer iſt es und die Gunſt der Frauen.

Leonore.

Hat jener Kranz um unſers Jünglings Haupt
Den edlen Mann beleidigt? Hätteſt Du
Für ſeine Mühe, ſeine ſchöne Dichtung
Beſcheid'nern Lohn doch ſelbſt nicht finden können.
Denn ein Verdienſt, das außerordentlich iſt,
Das in den Lüften ſchwebt, in Tönen nur,
In leichten Bildern unſern Geiſt umgaukelt,
Es wird denn auch mit einem ſchönen Bilde,
Mit einem hellen Zeichen nur belohnt;
Und wenn er ſelbſt die Erde kaum berührt,
Berührt der höchſte Lohn ihm kaum das Haupt.
Ein unfruchtbarer Zweig iſt das Geſchenk,
Daß der Verehrer unfruchtbare Neigung
Ihm gerne bringt, damit ſie einer Schuld
Auf's Leichte ſich entlade. Du mißgönnſt
Dem Bild des Märtyrers den gold'nen Schein
Um's kahle Haupt wohl ſchwerlich; und gewiß,
Der Lorbeerkranz iſt, wo er Dir erſcheint,
Ein Zeichen mehr des Leidens als des Glücks!

Antonie.

Will etwa mich Dein liebenswürd'ger Mund
Die Eitelkeit der Welt verachten lehren?

Leonore.

Ein jedes Gut nach ſeinem Werth zu ſchätzen,
Brauch' ich Dich nicht zu lehren. Wer doch,
Es ſcheint, von Zeit zu Zeit bedarf der Weiſe
So ſehr wie And're, daß man ihm die Güter,
Die er beſitzt, im rechten Lichte zeige.
Du, edler Mann, Du wirfſt an ein Phantom
Von Gunſt und Ehre keinen Anſpruch machen!
Der Dienſt, mit dem Du Deinem Fürſten
Dich,
Mit dem Du Deine Freunde Dir verbindeſt,
Iſt wirklich, iſt lebendig; und ſo muß
Der Lohn auch wirklich und lebendig ſein.
Dein Lorbeer iſt das fürſtliche Vertrauen,
Das auf den Schultern Dir, als ſtehe Leß,

Gehäuft und leichtgetragen ruht; es iſt
Dein Ruhm das allgemeine Zutrau'n.

Antonio.

Und von der Gunſt der Frauen ſagſt Du Nichts;
Die wißt Du mir doch nicht entbehrlich ſchildern?

Leonore.

Wie man es nimmt. Denn Du entbehrſt ſie nicht;
Und leichter wäre ſie Dir zu entbehren,
Als ſie es jenem guten Mann iſt.
Denn ſag': gelang' es einer Frau, wenn ſie
Nach ihrer Art für Dich zu ſorgen dächte,
Mit Dir ſich zu beſchäft'gen unternähme?
Bei Dir iſt Alles Ordnung, Sicherheit;
Du ſorgſt für Dich, wie Du für And're ſorgſt;
Du haſt, was man Dir geben möchte. Jener
Beſchäftigt uns in unſerm eig'nen Fache.
Ihm fehlt's an tauſend Kleinigkeiten, die
Zu ſchaffen eine Frau ſich gern bemüht.
Das ſchönſte Leinenzeug, ein ſeiden' Kleid
Mit etwas Stickerei, Das trägt er gern.
Er ſieht ſich gern geputzt; vielmehr, er kann
Unedeln Stoff, der nur den Knecht bezeichnet,
An ſeinem Leib nicht dulden: Alles ſoll
Ihm fein und gut und ſchön und edel ſtehn.
Und dennoch hat er kein Geſchick, Das Alles
Sich anzuſchaffen; wenn er es beſitzt,
Sich zu erhalten; immer fehlt es ihm
An Geld, an Sorgſamkeit. Bald läßt er da
Ein Stück, bald eines dort. Er kehret nie
Von einer Reiſe wieder, daß ihm nicht
Ein Drittheil ſeiner Sachen fehle. Bald
Beſtiehlt ihn der Bediente. So, Antonio,
Hat man für ihn das ganze Jahr zu ſorgen!

Antonio.

Und dieſe Sorge macht ihn lieb und lieber.
Glückſel'ger Jüngling, dem man ſeine Mängel
Zur Tugend rechnet; dem ſo ſchön vergönnt iſt,
Den Knaben noch als Mann zu ſpielen; der
Sich ſeiner holden Schwäche rühmen darf!
Du möchteſt mir verzeihen, ſchöne Freundinn,
Wenn ich auch hier ein wenig bitter würde!
Du ſagſt nicht Alles, ſagſt nicht, was er wagt,
Und daß er Lügen iſt, als wie man denkt.
Er röhmt ſich zweier Flammen; knüpft und löſ't
Die Knoten hin und wider, und gewinnt
Mit ſolchen Künſten ſolche Herzen! Iſt's
Zu glauben?

Leonore.

Gut! Selbſt Das beweiſ't ja ſchon,
Daß es nur Freundſchaft iſt, was uns belebt.
Und wenn wir denn auch Lieb' um Liebe
tauſchten —
Verlohnten wir das ſchöne Herz nicht billig,
Das ganz ſich ſelbſt vergißt und, hingegeben
Im holden Traum, für ſeine Freunde lebt?

Antonio.

Verwöhnt ihn nur, und immer mehr und mehr;
Laßt ſeine Selbſtigkeit für Liebe gelten;
Beleidigt alle Freunde, die ſich Euch
Mit treuer Seele widmen; gebt dem Stolzen
Freiwilligen Tribut; zerſtöret ganz
Den ſchönen Kreis geſelligen Vertrau'ns!

Leonore.

Wir ſind nicht ſo parteiiſch, wie Du glaubſt;
Ermahnen unſern Freund in manchen Fällen.
Wir wünſchen ihn zu bilden, daß er mehr
Sich ſelbſt genieße, mehr ſich zu genießen
Den Andern geben könne. Was an ihm
Zu tadeln iſt, Das bleibt uns nicht verborgen.

Antonio.

Doch lebt Ihr Vieles, was zu tadeln wäre.
Ich kenn' ihn lang; er iſt ſo leicht zu kennen,
Und iſt zu ſtolz, ſich zu verbergen. Bald
Verſinkt er in ſich ſelbſt, als wäre ganz
Die Welt in ſeinem Buſen, er ſich ganz
In ſeiner Welt genug; und Alles ringt
Umher verſchwindet ihm. Er läßt es gehn,
Läßt's fallen, ſteht's hinweg und ruht in ſich.
Auf einmal, wie ein unbemerkter Funke
Die Mine zündet, ſei es Freude, Leid,
Zorn oder Größe, heftig bricht er aus;
Dann will er Alles faſſen, Alles halten;
Dann ſoll geſchehn, was er ſich denken mag;
In einem Augenblicke ſoll entſtehn,
Was jahrelang bereitet werden ſollte;
In einem Augenblick gehoben ſein,
Was Mühe kaum in Jahren löſen könnte.
Er fordert das Unmögliche von ſich,
Damit er es von Andern fordern dürfe.
Die letzten Enden aller Dinge will
Sein Geiſt zuſammenfaſſen; Das gelingt
Kaum Einem unter Millionen Menſchen;
Und er iſt nicht der Mann; er fällt zuletzt,
Um Nichts gebeſſert, in ſich ſelbſt zurück.

Leonore.

Er ſchadet Andern nicht, er ſchadet ſich.

Antonio.

Und doch verletzt er And're nur zu ſehr.
Kannſt Du es läugnen, daß im Augenblick
Der Leidenſchaft, die ihn behend ergreift,
Er auf den Fürſten, auf die Fürſtinn ſelbſt,
Auf wen es ſei, zu ſchmähn, zu läſtern wagt?
Zwar augenblicklich nur; allein genug,
Der Augenblick kommt wieder: er beherrſcht
So wenig ſeinen Mund als ſeine Bruſt!

Leonore.

Ich ſollte denken, wenn er ſich von hier
Auf eine Zeit entfernte, ſollt'
Es wohl für ihn und And're möglich ſein.

Antonio.

Vielleicht, vielleicht auch nicht. Doch eben jetzt
Iſt nicht daran zu denken; denn ich will
Den Fehler nicht auf meine Schultern laden.
Es könnte ſcheinen, daß ich ihn vertreibe,
Und ich vertreib' ihn nicht. Um meinetwillen
Kann er an unſerm Hofe ruhig bleiben;
Und wenn er ſich mit mir verſöhnen will,
Und wenn er meinen Rath befolgen kann,
So werden wir ganz leidlich leben können.

Leonore.

Nun hoffſt Du ſelbſt, auf ein Gemüth zu wirken,
Das Dir vor Kurzem noch verloren ſchien.

Antonio.

Wir hoffen immer, und in allen Dingen
Iſt beſſer hoffen als verzweifeln; denn
Wer kann das Mögliche berechnen? Er
Iſt unſerm Fürſten werth. Er muß uns bleiben.
Und bilden wir denn auch umſonſt an ihm,
So iſt er nicht der Einzige, den wir bauen.

Leonore.

So ohne Leidenſchaft, ſo unparteiiſch
Glaubt' ich Dich nicht. Du haſt Dich ſchnell bekehret.

Antonio.

Das Alter muß doch einen Vorzug haben,
Daß, wenn es auch dem Irrthum nicht entgeht,
Es doch ſich auf der Stelle faſſen kann.
Du wirſt, mich Deinem Freunde zu verſöhnen,
Zuerſt bemüht. Nun bitt' ich es von Dir:
Thu', was Du kannſt, daß dieſer Mann ſich finde.
Und Alles wieder halb in Gleichem ſei.
Ich gehe ſelbſt zu ihm, ſobald ich nur
Von Dir erfahre, daß er ruhig iſt;
Sobald Du glaubſt, daß meine Gegenwart
Das Uebel nicht vermehret. Doch was Du
thuſt,
Das thu' in dieſer Stunde; denn es geht
Alphons heut Abend noch zurück, und ich
Werd' ihn begleiten. Leb' indeſſen wohl!

Fünfter Auftritt.

Leonore (allein).

Für dieß Mal, lieber Freund, ſind wir nicht
Eins;
Mein Vortheil und der Deine gehen heut
Nicht Hand in Hand. Ich nütze dieſe Zeit
Und ſuche Taſſo zu gewinnen. Schnell!

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Zimmer.

Taſſo (allein).

Biſt Du aus einem Traum erwacht, und hat
Der ſchöne Trug auf einmal Dich verlaſſen?
Hat Dich an einem Tag der höchſten Luſt
Ein Schlaf gebändigt, hält und ängſtet nun
Mit ſchweren Feſſeln Deine Seele? Ja,
Du wachſt und träumſt. Wo ſind die Stunden hin,
Die um Dein Haupt mit Blumenkränzen ſpielten;
Die Tage, wo Dein Geiſt mit freier Sehnſucht
Des Himmels ausgeſpanntes Blau durchdrang?
Und dennoch lebſt Du noch, und fühlſt Dich an;
Du fühlſt Dich an, und weißt nicht, ob Du lebſt.
Iſt's meine Schuld, iſt's eines Andern Schuld,
Daß ich mich nun als ſchuldig hier befinde?
Hab' ich verbrochen, daß ich leiden ſoll?
Iſt nicht mein ganzer Fehler ein Verbrechen?
Ich ſah ihn an, und ward vom guten Willen,
Vom Hoffnungswahn des Herzens übereilt:
Der ſei ein Menſch, der menſchlich' Anſehn trägt.
Ich ging mit offnen Armen auf ihn los,
Und fühlte Schloß und Riegel, keine Bruſt.
O, hätt' ich doch ſo klug mir ausgedacht,
Wie ich den Mann empfangen wollte, der
Von alten Zeiten mir verdächtig war!
Allein, was immer Dir begegnet ſei,
So halte ich an der Gewißheit feſt:
Ich habe ſie geſehn! Sie ſtand vor mir!
Sie ſprach zu mir; ich habe ſie vernommen!
Der Blick, der Ton, der Worte holder Sinn,
Sie ſind auf ewig mein; es raubt ſie nicht
Die Zeit, das Schickſal, noch das wilde Glück.
Und hob mein Geiſt ſich da zu ſchnell empor,
Und ließ ich allzu raſch in meinem Buſen
Der Flamme Luft, die mich nun ſelbſt verzehret,
So kann mich's nicht gereu'n, und wäre ſelbſt
Auf ewig das Geſchick des Lebens hin.
Ich widmete mich ihr, und folgte froh
Dem Winke, der mich in's Verderben rief.
Es ſei! So hab' ich mich doch werth gezeigt
Des köſtlichen Vertrau'ns, das mich erquickt,
In dieſer Stunde ſelbſt erquickt, die mir
Die ſchwarze Pforte langer Trauerzeit
Gewaltſam öffnet. — Ja, nun iſt's gethan!
Es geht die Sonne mir der ſchönſten Gunſt
Auf einmal unter; ſeinen holden Blick
Entziehet mir der Fürſt, und läßt mich hier
Auf dürrem, ſchmalen Pfad verloren ſtehn.
Das häßliche, zweideutige Geflügel,

Das leidige Gefolg' der alten Nacht,
Es ſchwärmt hervor und ſchwirrt mir um das Haupt.
Wohin, wohin beweg' ich meinen Schritt,
Dem Ekel zu entfliehn, der mich umfauſt,
Dem Abgrund zu entgehn, der vor mir liegt?

Zweiter Auftritt.

Leonore. Taſſo.

Leonore.

Was iſt begegnet? Lieber Taſſo, hat
Dein Eifer Dich, Dein Argwohn ſo getrieben?
Wie iſt's geſchehn? Wir Alle ſtehn beſtürzt.
Und Deine Sanftmuth, Dein gefällig Weſen,
Dein ſchneller Blick, Dein richtiger Verſtand,
Mit dem Du Jedem gibſt, was ihm gehört,
Dein Gleichmuth, der erträgt, was zu ertragen
Der Edle bald, der Eitle ſelten lernt,
Die kluge Herrſchaft über Zung' und Lippe —
Mein theurer Freund, faſt ganz verkenn' ich Dich!

Taſſo.

Und wenn das Alles nun verloren wäre?
Wenn einen Freund, den Du einſt reich geglaubt,
Auf einmal Du als einen Bettler fändeſt?
Wohl haſt Du recht, ich bin nicht mehr ich ſelbſt,
Und bin's doch noch ſo gut, als wie ich's war.
Es ſcheint ein Räthſel, und doch iſt es keins.
Der ſtille Mond, der Dich bei Nacht erfreut,
Dein Auge, Dein Gemüth mit ſeinem Schein
Unwiderſtehlich lockt, er ſchwebt am Tage,
Ein unbedeutend blaſſes Weilchen, hin.
Ich bin vom Glanz des Tages überſchienen;
Ihr kennet mich, ich kenne mich nicht mehr.

Leonore.

Was Du mir ſagſt, mein Freund, verſteh' ich nicht,
Wie Du es ſagſt. Erkläre Dich mit mir:
Hat die Beleidigung des ſchroffen Mann's
Dich ſo gekränkt, daß Du Dich ſelbſt und uns
So ganz verkennen magſt? Vertraue mir.

Taſſo.

Ich bin nicht der Beleidigte; Du ſiehſt
Mich ja beſtraft, weil ich beleidigt habe.
Die Knoten vieler Worte löſ't das Schwert
Gar leicht und ſchnell; allein ich bin gefangen.
Du weißt wohl kaum — erſchrick nicht, zarte Freundin —
Du triffſt den Freund in einem Kerker an;
Mich züchtiget der Fürſt, wie einen Schüler.
Ich will mit ihm nicht rechten, kann es nicht.

Leonore.

Du ſcheineſt mehr, als billig iſt, bewegt.

Taſſo.

Hältſt Du mich für ſo ſchwach, für ſo ein Kind,
Daß ſolch ein Fall mich gleich zerrütten könne?
Das, was geſchehn iſt, kränkt mich nicht ſo tief;
Allein Das kränkt mich, was es mir bedeutet.
Laß meine Neider, meine Feinde nur
Gewähren! Frei und offen iſt das Feld.

Leonore.

Du haſt gar Manchen fälſchlich im Verdacht;
Ich habe ſelbſt mich überzeugen können.
Und auch Antonio feindet Dich nicht an,
Wie Du es wähnſt. Der heutige Verdruß —

Taſſo.

Den laß ich ganz bei Seite, nehme nur
Antonio, wie er war und wie er bleibt.
Verdrießlich fiel mir ſtets die ſteife Klugheit,
Und daß er immer nur den Meiſter ſpielt.
Anſtatt zu forſchen, ob des Höhern Geiſt
Nicht ſchon für ſich auf guten Spuren wandle,
Belehrt er Dich von Manchem, das Du beſſer
Und tiefer fühleſt, und vernimmt kein Wort,
Das Du ihm ſagſt, und wird Dich ſtets verkennen.
Verkannt zu ſein, verkannt von einem Stolzen,
Der lächelnd Dich zu überſehen glaubt!
Ich bin ſo alt noch nicht und nicht ſo klug,
Daß ich nur huldend gegenlächeln ſollte.
Früh oder ſpät, es konnte ſich nicht halten,
Wir mußten brechen; ſpäter wär es nur
Um deſto ſchlimmer worden. Einen Herrn
Erkenn' ich nur, den Herrn, der mich ernährt;
Dem folg' ich gern; ſonſt will ich keinen Meiſter.
Frei will ich ſein im Denken und im Dichten;
Im Handeln ſchränkt die Welt genug uns ein.

Leonore.

Er ſpricht mit Achtung oft genug von Dir.

Taſſo.

Mit Schonung willſt Du ſagen, fein und klug.
Und Das verdrießt mich eben; denn er weiß
So glatt und ſo bedingt zu ſprechen, daß
Sein Lob erſt recht zu Tadel wird, und daß
Nichts mehr, Nichts tiefer Dich verletzt, als Lob
Aus ſeinem Munde.

Leonore.

Möchteſt Du, mein Freund,
Vernommen haben, wie er ſonſt von Dir
Und dem Talente ſprach, das Dir vor Vielen
Die gütige Natur verlieh. Er fühlt gewiß
Das, was Du biſt und haſt, und ſchätzt es auch.

Taſſo.

O, glaube mir, ein ſelbſtiſches Gemüth
Kann nicht der Qual des engen Neids entfliehen.

Ein ſolcher Mann verzeiht dem Andern wohl
Vermögen, Stand und Ehre; denn er denkt,
Das haſt Du ſelbſt, Das haſt Du, wenn Du willſt,
Wenn Du beharrſt, wenn Dich das Glück begünſtigt.
Doch Das, was die Natur allein verleiht,
Was jeglicher Bemühung, jedem Streben
Stets unerreichbar bleibt, was weder Geld,
Noch Schwert, noch Klugheit, noch Beharrlichkeit
Erzwingen kann: Das wird er nie verzeih'n.
Er gönnt es mir; er, der mit ſteifem Sinn
Die Gunſt der Muſen zu ertrotzen glaubt;
Der, wenn er die Gedanken mancher Dichter
Zuſammenreiht, ſich ſelbſt ein Dichter ſcheint?
Weit eher gönnt er mir des Fürſten Gunſt,
Die er doch gern auf ſich beſchränken möchte,
Als das Talent, das jene Himmliſchen
Dem armen, dem verwaiſten Jüngling gaben.

Leonore.

O, ſähe Du ſo klar, wie ich es ſehe!
Du irrſt Dich über ihn; ſo iſt er nicht.

Taſſo.

Und irr' ich mich an ihm, ſo irr' ich gern!
Ich denk' ihn mir als meinen größten Feind,
Und wär' untröſtlich, wenn ich mir ihn nun
Gelinder denken müßte. Thöricht iſt's,
In allen Stücken billig ſein; es heißt
Sein eigen' Selbſt zerſtören. Sind die Menſchen
Denn gegen uns ſo billig? Nein, o nein!
Der Menſch bedarf in ſeinem engen Weſen
Der doppelten Empfindung, Lieb' und Haß;
Bedarf er nicht der Nacht als wie des Tags,
Des Schlafens wie des Wachens? Nein; ich muß
Von nun an dieſen Mann als Gegenſtand
Von meinem tiefſten Haß behalten; Nichts
Kann mir die Luſt entreißen, ſchlimm und ſchlimmer
Von ihm zu denken.

Leonore.

Wüßt Du, theurer Freund,
Von Deinem Sinn nicht laſſen, ſeh' ich kaum,
Wie Du am Hofe länger bleiben willſt.
Du weißt, wie viel er gilt und gelten muß.

Taſſo.

Wie lebt ich längſt, o ſchöne Freundinn, hier
Schon überflüſſig hin, das weiß ich wohl!

Leonore.

Das biſt Du nicht, das kannſt Du nimmer werden!
Du weißt vielmehr, wie gern der Fürſt mit Dir,
Wie gern die Fürſtinn mit Dir lebt; und kommt
Der Schweſter von Urbino, kommt ſie faſt
So ſehr um Deinet- als der Geſchwiſter willen.
Sie denken Alle gut und gleich von Dir,
Und Jegliches vertraut Dir unbedingt.

Taſſo.

O, Leonore, welch Vertrau'n iſt Das?
Hat er von ſeinem Staate je ein Wort,
Ein ernſtes Wort mit mir geſprochen? Kam
Ein eigner Fall, worüber er ſogar
In meiner Gegenwart mit ſeiner Schweſter,
Mit Andern ſich berieth, — mich fragt' er nie.
Da hieß es immer nur: „Antonio kommt!
Man muß Antonio ſchreiben! Fragt Antonio!“

Leonore.

Du klagſt, anſtatt zu danken. Wenn er Dich
In unbedingter Freiheit laſſen mag,
So ehrt er Dich, wie er Dich ehren kann.

Taſſo.

Er läßt mich ruhn, weil er mich unnütz glaubt.

Leonore.

Du biſt nicht unnütz eben weil Du ruhſt.
So lange hegſt Du ſchon Verdruß und Sorge,
Wie ein geliebtes Kind, an Deiner Bruſt.
Ich hab' es oft bedacht, und mag's bedenken
Wie ich es will, auf dieſem ſchönen Boden,
Wohin das Glück Dich zu verpflanzen ſchien,
Gedeihſt Du nicht. O Taſſo! — Darf ich Dir's?
Sprech' ich es aus? — Du ſollteſt Dich entfernen!

Taſſo.

Verſchone nicht den Kranken, lieber Arzt!
Reich ihm das Mittel; denke nicht daran,
Ob's bitter ſei. — Ob er genesen könne,
Das überlege wohl, o kluge, gute Freundinn!
Ich ſeh' es Alles ſelbſt, es iſt vorbei!
Ich kann ihm wohl verzeihen, er nicht mir;
Und ſein bedarf man, leider meiner nicht.
Und er iſt klug, und leider bin ich's nicht;
Er wirkt zu meinem Schaden und ich kann,
Ich mag nicht gegenwirken. Meine Freunde,
Sie laſſen's gehn, ſie ſehen's anders an,
Sie widerſtreben kaum, und ſollten kämpfen.
Du glaubſt, ich ſoll hinweg; ich glaub' es ſelbſt —
So lebt denn wohl! Ich werd' auch Das ertragen.
Ihr ſeid von mir geſchieden — werd' auch mir,
Von Euch zu ſcheiden, Kraft und Muth verlieh'n!

Leonore.

Auch in der Ferne zeigt ſich Alles neuen,
Was in der Gegenwart uns nur verwirrt.
Vielleicht wirſt Du erkennen, welche Liebe
Dich überall umgab, und welchen Werth
Die Treue wahrer Freunde hat, und wie
Die weite Welt die Nächſten nicht erſetzt.

Taſſo.

Das werden wir erfahren! Kenn' ich doch
Die Welt von Jugend auf, wie ſie ſo leicht

Uns hülflos, einsam läßt, und ihren Weg
Wie Sonn' und Mond und and're Götter geht.

Leonore.

Vernimmst Du mich, mein Freund, so sollst Du nie
Die traurige Erfahrung wiederholen.
Soll ich Dir rathen, so begibst Du Dich
Erst nach Florenz, und eine Freundinn wird
Gar freundlich für Dich sorgen. Sei getrost;
Ich bin es selbst. Ich reise, den Gemahl
Die nächsten Tage dort zu finden, kann
Nichts freudiger für ihn und mich bereiten,
Als wenn ich Dich in unsre Mitte bringe.
Ich sage Dir kein Wort, Du weißt es selbst,
Welch einem Fürsten Du Dich nahen wirst,
Und welche Männer diese schöne Stadt
In ihrem Busen hegt, und welche Frauen.
Du schweigst? Bedenk' es wohl! Entschließe Dich.

Taſſo.

Gar reizend ist, was Du mir sagst, so ganz
Dem Wunsch gemäß, den ich im Stillen nähre;
Allein es ist zu neu: ich bitte Dich,
Laß mich bedenken, ich entschließe bald.

Leonore.

Ich gehe mit der schönsten Hoffnung weg
Für Dich und uns und auch für dieses Haus.
Bedenke nur, und wenn Du recht bedenkst,
So wirst Du schwerlich etwas Besser's denken.

Taſſo.

Noch Eins, geliebte Freundinn; sage mir,
Wie ist die Fürstinn gegen mich gesinnt?
War sie erzürnt auf mich? Was sagte sie? —
Sie hat mich sehr getadelt? Rede frei.

Leonore.

Da sie Dich kennt, hat sie Dich leicht entschuldigt.

Taſſo.

Hab' ich bei ihr verloren? Schmeichle nicht.

Leonore.

Der Frauen Gunst wird nicht so leicht verscherzt.

Taſſo.

Wird sie mich gern entlassen, wenn ich gehe?

Leonore.

Wenn es zu Deinem Wohl gereicht, gewiß.

Taſſo.

Werd' ich des Fürsten Gnade nicht verlieren?

Leonore.

In seiner Großmuth kannst Du sicher ruhn.

Taſſo.

Und lassen wir die Fürstinn ganz allein?
Du gehst hinweg; und wenn ich wenig bin,
So weiß ich doch, daß ich ihr Etwas war.

Leonore.

Gar freundliche Gesellschaft leistet uns
Ein ferner Freund, wenn wir ihn glücklich wisse
Und es gelingt, ich sehe Dich beglückt,
Du wirst von hier nicht unzufrieden gehn.
Der Fürst befahl's: Antonio sucht Dich auf.
Er tadelt selbst an sich die Bitterkeit,
Womit er Dich verletzt. Ich bitte Dich:
Nimm ihn gelassen auf, sowie er kommt.

Taſſo.

Ich darf in jedem Sinne vor ihm stehn.

Leonore.

Und schenke mir der Himmel, lieber Freund
Noch eh' Du scheidest, Dir das Aug zu öffne
Daß Niemand Dich im ganzen Vaterlande
Verfolgt und haßt, und heimlich drückt u
neckt!
Du irrst gewiß, und wie Du sonst zur Freud
Von Andern dichtest, leider dichtest Du
In diesem Fall ein seltnes Gewebe,
Dich selbst zu kränken. Alles will ich thun,
Um es entzwei zu reißen, daß Du frei
Den schönen Weg des Lebens wandeln möge
Leb' wohl! Ich hoffe bald ein glücklich Wor

Dritter Auftritt.

Taſſo (allein).

Ich soll erkennen, daß mich Niemand haßt,
Daß Niemand mich verfolgt, daß alle List
Und alles heimliche Gewebe sich
Allein in meinem Kopfe spinnt und webt;
Bekennen soll ich, daß ich Unrecht habe,
Und Manchem Unrecht thue, der es nicht
Um mich verdient; und Das in einer Stund
Da vor dem Angesicht der Sonne klar
Mein volles Recht, wie ihre Tücke liegt?
Ich soll es tief empfinden, wie der Fürst
Mit edler Gunst mir seine Gunst gewähret;
Mit reichem Maß die Gaben mir ertheilt,
Im Augenblicke, da er, schwach genug,
Von meinen Feinden sich das Aug trüben
Und seine Hand gewiß auch fesseln läßt?

Daß er betrogen ist, kann er nicht sehen
Daß sie Betrieger sind, kann ich nicht zeigen
Und nur damit er ruhig sich betriege,
Daß sie gemächlich ihn betrügen können,
Soll ich mich stille halten, weichen gar?

Und wer gibt mir den Rath? Wer dringt so kühn
Mit treuer, lieber Meinung auf mich ein?
Leonore selbst, Leonore Sanvitale,
Die zarte Freundinn! Ha, Dich kenn' ich nun!
O, warum traut' ich ihrer Lippe je?
Sie war nicht redlich, wenn sie noch so sehr
Mir ihre Gunst, mit ihre Zärtlichkeit
Mit süßen Worten zeigte! Nein, sie war
Und bleibt ein listig' Herz; sie wendet sich
Mit leisen, klugen Tritten nach der Gunst.

Wie oft hab' ich mich willig selbst betrogen,
Auch über sie! Und doch im Grunde hat
Mich nur — die Eitelkeit betrogen. Wohl!
Ich kannte sie, und schmeichelte mir selbst.
So ist sie gegen And're, sagt' ich mir,
Doch gegen Dich ist's off'ne, treue Meinung.
Nun seh' ich's wohl, und seh' es nur zu spät:
Ich war begünstigt, und sie schmiegte sich
So zart — an den Beglückten. Nun ich falle,
Sie wendet mir den Rücken, wie das Glück.

Nun kommt sie als ein Werkzeug meines Feindes;
Sie schleicht heran und zischt mit glatter Zunge,
Die kleine Schlange, zauberische Töne.
Wie lieblich schien sie; lieblicher als je!
Wie wohl that von der Liebe jedes Wort!
Doch konnte mir die Schmeichelei nicht lange
Den falschen Sinn verbergen; an der Stirne
Schien ihr das Gegentheil zu klar geschrieben
Von Allem, was sie sprach. Ich fühl' es leicht,
Wenn man den Weg zu meinem Herzen sucht
Und es nicht herzlich meint. Ich soll hinweg?
Soll nach Florenz, sobald ich immer kann?

Und warum nach Florenz? Ich seh' es wohl.
Dort herrscht der Medicäer neues Haus,
Zwar nicht in off'ner Feindschaft mit Ferrara;
Doch hält der stille Neid mit kalter Hand
Die edelsten Gemüther aus einander.
Empfang' ich dort von jenen edeln Fürsten
Erhab'ne Zeichen ihrer Gunst, wie ich
Gewiß erwarten dürfte, würde bald
Der Höfling meine Treu' und Dankbarkeit
Verdächtig machen; leicht gelang' es ihm.

Ja, ich will weg, allein nicht, wie Ihr wollt;
Ich will hinweg, und weiter, als Ihr denkt.

Was soll ich hier? Wer hält mich hier zurück?
O, ich verstand ein jedes Wort so gut,
Das ich Leonoren von den Lippen lockte!
Von Sylb' zu Sylbe nur erhascht' ich's kaum,
Und weiß nun ganz, wie die Prinzessinn denkt —
Ja, ja, auch Das ist wahr, verzweifle nicht;
„Sie wird mich gern entlassen, wenn ich gehe,
„Da es zu meinem Wohl gereicht." O, fühlte
Sie eine Leidenschaft im Herzen, die mein Wohl
Und mich zu Grunde richtete! Willkomm'ner
Ergriffe mich der Tod, als diese Hand,
Die kalt und starr mich von sich läßt. — Ich gehe! —
Nun hüte Dich, und laß Dich keinen Schein
Von Freundschaft oder Güte täuschen! Niemand
Betriegt Dich nun, wenn Du Dich nicht betriegst.

Vierter Auftritt.

Antonio. Tasso.

Antonio.

Hier bin ich, Tasso. Dir ein Wort zu sagen,
Wenn Du mich ruhig hören magst und kannst.

Tasso.

Das Handeln, weißt Du, bleibt mir untersagt;
Es ziemt mir wohl, zu warten und zu hören.

Antonio.

Ich treffe Dich gelassen, wie ich wünschte,
Und spreche gern zu Dir aus freier Brust.
Zuvörderst lös' ich in des Fürsten Namen
Das schwache Band, das Dich zu fesseln schien.

Tasso.

Die Willkür macht mich frei, wie sie mich band;
Ich nehm' es an und ford're kein Gericht.

Antonio.

Dann sag' ich Dir von mir: Ich habe Dich
Mit Worten, scheint es, tief und mehr gekränkt,
Als ich, von mancher Leidenschaft bewegt,
Es selbst empfand. Allein kein schimpflich Wort
Ist meinen Lippen unbedacht entflohen;
Zu rächen hast Du Nichts als Edelmann,
Und wirst als Mensch Vergebung nicht versagen.

Tasso.

Was härter treffe, Kränkung oder Schimpf,
Will ich nicht untersuchen; jene dringt
In's tiefe Mark, und dieser ritzt die Haut.
Der Pfeil des Schimpfs kehrt auf den Mann zurück,
Der zu verwunden glaubt; die Meinung And'rer
Befriedigt leicht das wohlgeübte Schwert —
Doch ein gekränktes Herz erholt sich schwer.

Antonio.

Jetzt ist's an mir, daß ich Dir dringend sage:
Tritt nicht zurück, erfülle meinen Wunsch,
Den Wunsch des Fürsten, der mich zu Dir sendet.

Tasso.

Ich kenne meine Pflicht und gehe nach.
Es sei verziehn, so fern es möglich ist!

Die Dichter ſagen uns von einem Speer,
Der eine Wunde, die er ſelbſt geſchlagen,
Durch freundliche Berührung heilen konnte.
Es hat des Menſchen Zunge dieſe Kraft;
Ich will ihr nicht gehäſſig widerſtehn.

Antonio.

Ich danke Dir und wünſche, daß Du mich
Und meinen Willen, Dir zu dienen, gleich
Vertraulich prüfen mögeſt. Sage mir:
Kann ich dir nützlich ſein? Ich zeig' es gern.

Taſſo.

Du bieteſt an, was ich nur wünſchen konnte.
Du brachteſt mir die Freiheit wieder; nun
Verſchaffe mir, ich bitte, den Gebrauch.

Antonio.

Was kannſt Du meinen? Sag' es deutlich an.

Taſſo.

Du weißt, geendet hab' ich mein Gedicht;
Es fehlt noch Viel, daß es vollendet wäre.
Heut' überreicht' ich es dem Fürſten, hoffte
Zugleich ihm eine Bitte vorzutragen.
Gar viele meiner Freunde ſah' ich jetzt
In Rom verſammelt; einzeln haben ſie
Mir über manche Stellen ihre Meinung
In Briefen ſchon eröffnet; Vieles hab' ich
Benutzen können, Manches ſcheint mir noch
Zu überlegen; und verſchied'ne Stellen
Möcht' ich nicht gern verändern, wenn man mich
Nicht mehr, als es geſchehn iſt, überzeugt.
Das Alles wird durch Briefe nicht gethan;
Die Gegenwart löſ't dieſe Knoten bald.
So dacht' ich heut den Fürſten ſelbſt zu bitten:
Ich fand nicht Raum; nun darf ich es nicht wagen,
Und hoffe dieſen Urlaub nun durch Dich.

Antonio.

Mir ſcheint nicht räthlich, daß Du Dich entfernſt
In dem Moment, da Dein vollendet' Werk
Dem Fürſten und der Fürſtinn Dich empfiehlt.
Ein Tag der Gunſt iſt, wie ein Tag der Ernte:
Man muß geſchäftig ſein, ſobald ſie reift.
Entfernſt Du Dich, ſo wirſt Du Nichts gewinnen,
Vielleicht verlieren, was Du ſchon gewannſt.
Die Gegenwart iſt eine mächt'ge Göttinn;
Lern' ihren Einfluß kennen, bleibe hier!

Taſſo.

Zu fürchten hab' ich Nichts; Alphons iſt edel,
Stets hat er gegen mich ſich groß gezeigt:
Und was ich hoffe, will ich ſeinem Herzen
Allein verdanken, keine Gnade mir
Erſchleichen; Nichts will ich von ihm empfangen,
Was ihn gereuen könnte, daß er's gab.

Antonio.

So ford're nicht von ihm, daß er Dich jetzt
Entlaſſen ſoll; er wird es ungern thun,
Und ich befürchte faſt, er thut es nicht.

Taſſo.

Er wird es gern, wenn recht gebeten wird,
Und Du vermagſt es wohl, ſobald Du willſt.

Antonio.

Doch welche Gründe, ſag' mir, leg' ich vor?

Taſſo.

Laß mein Gedicht aus jeder Stanze ſprechen!
Was ich gewollt, iſt löblich, wenn das Ziel
Auch meinen Kräften unerreichbar blieb.
An Fleiß und Mühe hat es nicht gefehlt.
Der heit're Wandel mancher ſchönen Tage,
Der ſtille Raum ſo mancher tiefen Nächte
War einzig dieſem frohen Lied geweiht.
Beſcheiden hofft' ich, jenen großen Meiſtern
Der Vorwelt mich zu nahen; kühn geſinnt,
Zu edeln Thaten unſern Zeitgenoſſen
Aus einem langen Schlaf zu rufen, dann
Vielleicht mit einem edeln Chriſtenheere
Gefahr und Ruhm des heil'gen Kriegs zu theilen.
Und ſoll mein Lied die beſten Männer wecken,
So muß es auch der beſten würdig ſein.
Alphons'en bin ich ſchuldig, was ich that;
Nun möcht' ich ihm auch die Vollendung danken.

Antonio.

Und eben dieſer Fürſt iſt hier mit Andern,
Die Dich ſo gut als Römer leiten können.
Vollende hier Dein Werk, hier iſt der Platz,
Und um zu wirken, eile dann nach Rom.

Taſſo.

Alphons hat mich zuerſt begeiſtert, wird
Gewiß der Letzte ſein, der mich belehrt;
Und Deinen Rath, den Rath der klugen Männer,
Die unſer Hof verſammelt, ſchätz' ich hoch.
Ihr ſollt entſcheiden, wenn mich ja zu Rom
Die Freunde nicht vollkommen überzeugen.
Doch dieſe muß ich ſehn. Genzaga hat
Mir ein Gericht verſammelt, dem ich erſt
Mich ſtellen muß. Ich kann es kaum erwarten.
Flaminio de' Nobili, Angelio
Da Barga, Antoniano und Speron Speroni;
Du wirſt ſie kennen! Welche Namen ſind's!
Bertran'n und Sorgen flößen ſie zugleich
In meinen Geiſt, der gern ſich unterwirft.

Antonio.

Du denkſt nur Dich, und denkſt den Fürſten nicht.
Ich ſage Dir, er wird Dich nicht entlaſſen;
Und wenn er's thut, entläßt er Dich nicht gern.
Du mußt ja nicht verlangen, was er Dir

Nicht gern gewähren mag. Und ſoll ich hier
Vermitteln, was ich ſelbſt nicht loben kann?

Taſſo.

Verſagſt Du mir den erſten Dienſt, wenn ich
Die angebot'ne Freundſchaft prüfen will?

Antonio.

Die wahre Freundſchaft zeigt ſich im Verſagen
Zur rechten Zeit, und es gewährt die Liebe
Gar oft ein ſchädlich' Gut, wenn ſie den Willen
Des Fordernden mehr als ſein Glück bedenkt.
Du ſcheineſt mir in dieſem Augenblick
Für gut zu halten, was Du eifrig wünſcheſt,
Und wüßt im Augenblick, was Du begehrſt.
Durch Heftigkeit erſetzt der Irrende,
Was ihm an Wahrheit und an Kräften fehlt.
Es fordert meine Pflicht, ſo viel ich kann,
Die Haſt zu mäß'gen, die Dich übel treibt.

Taſſo.

Schon lange kenn' ich dieſe Tyrannei
Der Freundſchaft, die von allen Tyranneien
Die unerträglichſte mir ſcheint. Du denkſt
Nur anders, und Du glaubſt deßwegen
Schon recht zu denken. Gern erkenn' ich an,
Du wüßt mein Wohl: allein verlange nicht,
Daß ich auf Deinem Weg es finden ſoll.

Antonio.

Und ſoll ich Dir ſogleich mit kaltem Blut
Mit voller, klarer Ueberzeugung ſchaden?

Taſſo.

Von dieſer Sorge will ich dich befrei'n.
Du hältſt mich nicht mit dieſen Worten ab.
Du haſt mich frei erklärt, und dieſe Thüre
Steht mir nun offen, die zum Fürſten führt.
Ich laſſe Dir die Wahl. Du oder ich!
Der Fürſt geht fort. Hier iſt kein Augenblick
Zu harren. Wähle ſchnell! Wenn Du nicht gehſt,
So geh' ich ſelbſt, und werd' es, wie es will.

Antonio.

Laß mich nur wenig Zeit von Dir erlangen,
Und warte nur des Fürſten Rückkehr ab.
Nur heute nicht!

Taſſo.

Nein, dieſe Stunde noch.
Wenn's möglich iſt; es brennen mir die Sohlen
Auf dieſem Marmorboden; eher kann
Mein Geiſt nicht Ruhe finden, bis der Staub
Des freien Wegs mich Elenden umgibt.
Ich bitte Dich! Du ſiehſt, wie ungeſchickt
In dieſem Augenblick ich ſei, mit meinem Herrn
Zu reden; ſiehſt — wie kann ich Das verbergen —
Daß ich mir ſelbſt in dieſem Augenblick,
Mir keine Macht der Welt gebieten kann.
Nur Feſſeln ſind es, die mich halten können!

Alphons iſt kein Tyrann, er ſprach mich frei.
Wie gern gehorcht' ich ſeinen Worten ſonſt!
Heut' kann ich nicht gehorchen. Heute nur
Laßt mich in Freiheit, daß mein Geiſt ſich finde!
Ich kehre bald zu meiner Pflicht zurück.

Antonio.

Du machſt mich zweifelhaft. Was ſoll ich thun?
Ich merke wohl, es ſteckt der Irrthum an.

Taſſo.

Soll ich Dir glauben, denkſt Du gut für mich,
So wirke, was ich wünſche, was Du kannſt.
Der Fürſt entläßt mich dann, und ich verliere
Nicht ſeine Gnade, ſeine Hülfe nicht.
Das dank' ich Dir, und will Dir's gern ver-
danken.
Doch hegſt Du einen alten Groll im Buſen,
Wünſt Du von dieſem Hofe mich verbannen,
Wünſt Du auf ewig mein Geſchick verkehren,
Mich hülflos in die weite Welt vertreiben:
So bleib' auf Deinem Sinn und widerſteh'!

Antonio.

Weil ich Dir doch, o Taſſo, ſchaden ſoll,
So wähl' ich denn den Weg, den Du erwählſt.
Der Ausgang mag entſcheiden, wer ſich irrt;
Du wünſt hinweg! Ich ſag' es Dir zuvor:
Du wendeſt dieſem Hauſe kaum den Rücken,
So wird Dein Herz zurück verlangen, wird
Dein Eigenſinn Dich vorwärts treiben; Schmerz,
Verwirrung, Trübſinn harr't in Rom auf Dich,
Und Du verfehleſt hier und dort den Zweck.
Doch ſag' ich Dieß nicht mehr, um Dir zu rathen;
Ich ſage nur voraus, was bald geſchieht,
Und lade Dich auch ſchon im Voraus ein,
Mir in dem ſchlimmſten Falle zu vertrau'n.
Ich ſpreche nun den Fürſten, wie Du's forderſt.

Fünfter Auftritt.

Taſſo (allein).

Ja, gehe nur, und gehe ſicher weg,
Daß Du mich überredeſt, was Du willſt!
Ich lerne mich verſtellen; denn Du biſt
Ein großer Meiſter, und ich faſſe leicht.
So zwingt das Leben, und zu ſcheinen, ja,
Zu ſein wie Jene, die wir kühn und ſtolz
Verachten konnten. Deutlich ſeh' ich nun
Die ganze Kunſt des höfiſchen Gewebes!
Mich will Antonio von hinnen treiben,
Und will nicht ſcheinen, daß er mich vertreibt.
Er ſpielt den Schonenden, den Klugen, daß
Man nur recht krank und ungeſchickt mich finde;
Bedienet ſich zum Vormund, daß er mich
Zum Kind erniedrige, den er zum Knecht
Nicht zwingen konnte. So umwebelt er
Die Stirn des Fürſten und der Fürſtinn Blick

Man ſoll mich halten, meint er; habe doch
Ein ſchön' Verdienſt mir die Natur geſchenkt.
Doch leider habe ſie mit manchen Schwächen
Die hohe Gabe wieder ſchlimm begleitet,
Mit ungebund'nem Stolz, mit übertrieb'ner
Empfindlichkeit, und eig'nem düſtern Sinn!
Es ſei nicht anders, einmal habe nun
Den einen Mann das Schickſal ſo gebildet;
Nun müſſe man ihn nehmen, wie er ſei,
Ihn dulden, tragen und vielleicht an ihm,
Was Freude bringen kann, am guten Tage
Als unerwarteten Gewinnſt genießen;
Im Uebrigen, wie er geboren ſei,
So müſſe man ihn leben, ſterben laſſen.

Erkenn' ich noch Alphons'ens feſten Sinn,
Der Feinden trotzt, und Freunde treulich ſchützt?
Erkenn' ich ihn, wie er nun mir begegnet?
Ja, wohl erkenn' ich ganz mein Unglück nun!
Das iſt mein Schickſal, daß nur gegen mich
Sich Jeglicher verändert, der für And're feſt
Und treu und ſicher bleibt, ſich leicht verändert
Durch einen Hauch, in einem Augenblick.

Hat nicht die Ankunft dieſes Manns allein
Mein ganz' Geſchick zerſtört, in einer Stunde;
Nicht Dieſer das Gebäude meines Glücks
Von ſeinem tiefſten Grund aus umgeſtürzt?
O, muß ich Das erfahren, muß ich's heut!
Ja, wie ſich Alles zu mir drängte, läßt
Mich Alles nun; wie Jeder mich an ſich
Zu reißen ſtrebte, Jeder mich zu faſſen,
So ſtößt mich Alles weg und meidet mich!
Und Das warum? Und wiegt denn er allein
Die Schale meines Werths und aller Liebe,
Die ich ſo reichlich ſonſt beſeſſen, auf?

Ja, Alles flieht mich nun. Auch Du! Auch Du!
Geliebte Fürſtinn, Du entziehſt Dich mir!
In dieſen trüben Stunden hat ſie mir
Kein einzig' Zeichen ihrer Gunſt geſandt.
Hab' ich's um ſie verdient? — Du armes Herz,
Dem ſo natürlich war, ſie zu verehren! —
Vernahm ich ihre Stimme, wie durchdrang
Ein unausſprechliches Gefühl die Bruſt!
Erblickt' ich ſie, da ward das helle Licht
Des Tag's mir trüb'; unwiderſtehlich zog
Ihr Auge mich, ihr Mund mich an, mein Knie
Erhielt ſich kaum, und aller Kraft
Des Geiſt's bedurft' ich, aufrecht mich zu halten,
Vor ihre Füße nicht zu fallen; kaum
Vermocht' ich dieſen Taumel zu zerſtreu'n.
Hier halte feſt, mein Herz! Du klarer Sinn,
Laß hier Dich nicht umnebeln! Ja auch ſie! —
Darf ich es ſagen? Und ich glaub' es kaum;
Ich glaub' es wohl, und möcht' es mir verſchweigen. —
Auch ſie, auch ſie! Entſchuldige ſie ganz;
Allein verbirg' Dir's nicht: auch ſie, auch ſie!

O, dieſes Wort, an dem ich zweifeln ſollte,
So lang' ein Hauch von Glauben in mir lebt,
Ja, dieſes Wort, es gräbt ſich wie ein Schluß
Des Schickſals noch zuletzt am ehr'nen Rande
Der vorgeſchrieb'nen Qualentafel ein.
Nun ſind erſt meine Feinde ſtark, nun bin ich
Auf ewig einer jeden Kraft beraubt.
Wie ſoll ich ſtreiten, wenn ſie gegenüber
Im Heere ſteht? Wie ſoll ich duldend harren,
Wenn ſie die Hand mir nicht von ferne reicht?
Wenn nicht ihr Blick dem Flehenden begegnet?
Du haſt's gewagt, zu denken, haſt's geſprochen;
Und es iſt wahr, eh' Du es fürchten konnteſt!
Und ehe nun Verzweiflung Deine Sinnen
Mit ehr'nen Klauen aus einander reißt,
Ja, klage nur das bitt're Schickſal an,
Und wiederhole nur: auch ſie! auch ſie!

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Garten.

Alphons. Antonio.

Antonio.

Auf Deinen Wink ging ich das zweite Mal
Zu Taſſo hin, ich komme von ihm her.
Ich hab' ihm zugeredet, ja gedrungen;
Allein er geht von ſeinem Sinn nicht ab,
Und bittet flehlich, daß Du ihn nach Rom
Auf eine kurze Zeit entlaſſen mögeſt.

Alphons.

Ich bin verdrießlich, daß ich Dir's geſtehe;
Und lieber ſag' ich Dir, daß ich es bin,
Als daß ich den Verdruß verberg' und mehre.
Er will verreiſen. Gut, ich halt' ihn nicht!
Er will hinweg, er will nach Rom; es ſei!
Nur daß mir Scipio Gonzaga nicht,
Der kluge Mediciſ, ihn nicht entwende!
Das hat Italien ſo groß gemacht,
Daß jeder Nachbar mit dem andern ſtreitet,
Die Beſſern zu beſitzen, zu beungen.
Ein Feldherr ohne Heer ſcheint mir ein Fürſt,
Der die Talente nicht um ſich verſammelt;
Und wer der Dichtkunſt Stimme nicht vernimmt,
Iſt ein Barbar, er ſei auch wer er ſei.
Gefunden hab' ich Dieſen und gewählt,
Ich bin auf ihn als meinen Diener ſtolz;
Und da ich ſchon für ihn ſo viel gethan,
So möcht' ich ihn nicht ohne Noth verlieren.

Rugantino

mit der Brieftasche, welche er eröffnet hat, und die Papiere ansieht.

Kaum trau' ich meinen Augen. Diese, Briefe,
An meinen Bruder les' ich sie gerichtet.
Es kann nicht fehlen: denn wer nennt sich

Pedro

Von Castellvecchio noch als er? Wie kann
Er in der Nähe seyn? Ich bin bestürzt.

Pedro zu Vasco.

Da kommt er eben recht mit meiner Tasche.
Ist dieser von den Euern?

Vasco.

Ja, der beste,
Möcht' ich wohl sagen, wenn ich selbst nicht wäre.

Laut.

Du fandest glücklich diese Tasche wieder;
Hier, diesem jungen Mann gehört sie zu.

Rugantino zu Pedro.

Gehört sie dir?

Antonio.

Ich bin verlegen; denn ich trage doch
Vor Dir die Schuld von Dem, was heut
geſchah; —
Auch will ich meinen Fehler gern geſtehn;
Er bleibet Deiner Gnade zu verzeihn.
Doch wenn Du glauben könnteſt, daß ich nicht
Das Mögliche gethan, ihn zu verſöhnen,
So würd' ich ganz untröſtlich ſein. O, ſprich
Mit holdem Blick mich an, damit ich wieder
Mich faſſen kann, mir ſelbſt vertrauen mag!

Alphons.

Antonio, nein, da ſei nur immer ruhig!
Ich ſchreib' es Dir auf keine Weiſe zu;
Ich kenne nur zu gut den Sinn des Mannes,
Und weiß nur allzu wohl, was ich gethan,
Wie ſehr ich ihn geſchont, wie ſehr ich ganz
Vergeſſen, daß ich eigentlich an ihn
Zu fordern hätte. Ueber Vieles kann
Der Menſch zum Herrn ſich machen; ſeinen Sinn
Bezwinget kaum die Noth und lange Zeit.

Antonio.

Wenn And're Vieles um den Einen thun,
So iſt's auch billig, daß der Eine wieder
Sich fleißig frage, was den Andern nützt.
Wer ſeinen Geiſt ſo viel gebildet hat,
Wer jede Wiſſenſchaft zuſammengeizt,
Und jede Kenntniß, die uns zu ergreifen
Erlaubt iſt, ſollte Der ſich zu beherrſchen
Nicht doppelt ſchuldig ſein? Und denkt er d'ran?

Alphons.

Wir ſollen eben nicht in Ruhe bleiben!
Gleich wird uns, wenn wir zu genießen denken,
Zur Uebung unſrer Tapferkeit ein Feind,
Zur Uebung der Geduld ein Freund gegeben.

Antonio.

Die erſte Pflicht des Menſchen, Speiſ' und
Trank
Zu wählen, da ihn die Natur ſo eng'
Nicht wie das Thier beſchränkt, erfüllt er die?
Und läßt er nicht vielmehr ſich wie ein Kind
Von Allem reizen, was dem Gaumen ſchmei-
chelt?
Wann miſcht er Waſſer unter ſeinen Wein?
Gewürze, ſüße Sachen, ſtark' Getränke,
Eins um das And're ſchlingt er haſtig ein,
Und dann beklagt er ſeinen trüben Sinn,
Sein feurig' Blut, ſein allzu heftig' Weſen,
Und ſchilt auf die Natur und das Geſchick.
Wie bitter und wie thöricht hab' ich ihn
Nicht oft mit ſeinem Arzte rechten ſehn?
Zum Lachen faſt, wär' irgend lächerlich,
Was einen Menſchen quält und And're plagt!
„Ich fühle dieſes Uebel," ſagt er bänglich
Und voll Verdruß: „Was rühmt Ihr Eu're Kunſt?
Schafft mir Geneſung!" Gut! verſetzt der
Arzt;
So meidet Das und Das. — „Das kann ich
nicht." —
So nehmet dieſen Trank. — „O nein! Der
ſchmeckt
Abſcheulich, er empört mir die Natur." —
So trinkt denn Waſſer. — „Waſſer? Nim-
mermehr!
Ich bin ſo waſſerſcheu als ein Gebiſſ'ner." —
So iſt Euch nicht zu helfen. — „Und warum?"
Das Uebel wird ſich ſtets mit Uebeln häufen,
Und, wenn es Euch nicht tödten kann, nur mehr
Und mehr mit jedem Tag Euch quälen. —
„Schön!
Wofür ſeid Ihr ein Arzt? Ihr kennt mein
Uebel;
Ihr ſolltet auch die Mittel kennen, ſie
Auch ſchmackhaft machen, daß ich nicht noch erſt,
Der Leiden los zu ſein, recht leiden müſſe."
Du lächelſt ſelbſt und doch iſt es gewiß,
Du haſt es wohl aus ſeinem Mund gehört?

Alphons.

Ich hab' es oft gehört und oft entſchuldigt.

Antonio.

Es iſt gewiß, ein ungemäßigt' Leben,
Wie es uns ſchwere, wilde Träume gibt,
Macht uns zuletzt am hellen Tage träumen.
Was iſt ſein Argwohn anders als ein Traum?
Wohin er tritt, glaubt er von Feinden ſich
Umgeben. Sein Talent kann Niemand ſehn,
Der ihn nicht neidet, Niemand ihn beneiden,
Der ihn nicht haßt und bitter ihn verfolgt.
So hat er oft mit Klagen Dich beläſtigt:
Erbroch'ne Schlöſſer, aufgefang'ne Briefe,
Und Gift und Dolch! Was Alles vor ihm
ſchwebt!
Du haſt es unterſuchen laſſen, unterſucht,
Und haſt Du was gefunden? Kaum den Schein.
Der Schutz von ſeinem Fürſten macht ihn ſicher,
Der Buſen ſeines Freundes kann ihn laben;
Und winkſt Du einem Solchen Ruh' und Glück,
Winkſt Du von ihm wohl Freude Dir ver-
ſprechen?

Alphons.

Du hätteſt Recht, Antonio, wenn in ihm
Ich meinen nächſten Vortheil ſuchen wollte!
Zwar iſt es ſchon mein Vortheil, daß ich nicht
Den Nutzen g'rad und unbedingt erwarte.
Nicht Alles dienet uns auf gleiche Weiſe;
Wer Vieles brauchen will, gebrauche Jedes
In ſeiner Art, ſo iſt er wohl bedient.
Das haben uns die Mediciś gelehrt;
Das haben uns die Päpſte ſelbſt gewieſen.
Mit welcher Nachſicht, welcher fürſtlichen
Geduld und Langmuth trugen dieſe Männer

Manch' groß' Talent, das ihrer reichen Gnade
Nicht zu bedürfen schien und doch bedurfte!

Antonio.

Wer weiß es nicht, mein Fürst: des Lebens Mühe
Lehrt uns allein des Lebens Güter schätzen!
So jung hat er zu Vieles schon erreicht,
Als daß genügsam er genießen könnte.
O, sollt' er erst erwerben, was ihm nun
Mit off'nen Händen angeboten wird,
Er strengte seine Kräfte männlich an,
Und fühlte sich von Schritt zu Schritt begnügt.
Ein armer Edelmann hat schon das Ziel
Von seinem besten Wunsch erreicht, wenn ihn
Ein edler Fürst zu seinem Hofgenossen
Erwählen will, und ihn der Dürftigkeit
Mit milder Hand entzieht. Schenkt er ihm noch
Vertrau'n und Gunst, und will an seine Seite
Vor Andern ihn erheben, sei's im Krieg,
Sei's in Geschäften oder im Gespräch,
So, dächt' ich, könnte der bescheid'ne Mann
Sein Glück mit stiller Dankbarkeit verehren.
Und Tasso hat zu allem Diesem noch
Das schönste Glück des Jünglings, daß ihn schon
Sein Vaterland erkennt und auf ihn hofft.
O, glaube mir, sein launisch' Mißbehagen
Ruht auf dem breiten Polster seines Glücks.
Er kommt; entlaß ihn gnädig, gib ihm Zeit,
In Rom und in Neapel, wo er will,
Das aufzusuchen, was er hier vermißt,
Und was er hier nur wiederfinden kann.

Alphons.

Will er zurück erst nach Ferrara gehn?

Antonio.

Er wünscht in Belriguardo zu verweilen.
Das Nöthigste, was er zur Reise braucht,
Will er durch einen Freund sich senden lassen.

Alphons.

Ich bin's zufrieden. Meine Schwester geht
Mit ihrer Freundinn gleich zurück, und reitend
Werd' ich vor ihnen noch zu Hause sein.
Du folgst uns bald, wenn Du für ihn gesorgt.
Dem Castellan besteht das Nöthige,
Daß er hier auf dem Schlosse bleiben kann,
So lang er will, so lang, bis seine Freunde
Ihm das Gepäck gesendet, bis wir ihm
Die Briefe schicken, die ich ihm nach Rom
Zu geben Willens bin. Er kommt. Leb' wohl!

Zweiter Auftritt.

Alphons. Tasso.

Tasso (mit Zurückhaltung).

Die Gnade, die Du mir so oft bewiesen,
Erscheinet heute mir im vollen Licht.
Du hast verziehen, was in Deiner Nähe
Ich unbedacht und frevelhaft beging;
Du hast den Widersacher mir versöhnt;
Du willst erlauben, daß ich eine Zeit
Von Deiner Seite mich entferne; willst
Mir Deine Gunst großmüthig vorbehalten;
Ich scheide nun mit völligem Vertrau'n,
Und hoffe still, mich soll die kleine Frist
Von Allem heilen, was mich jetzt beklemmt.
Es soll mein Geist auf's Neue sich erheben,
Und auf dem Wege, den ich froh und kühn,
Durch Deinen Blick ermuntert, erst betrat,
Sich Deiner Gunst auf's Neue würdig machen.

Alphons.

Ich wünsche Dir zu Deiner Reise Glück,
Und hoffe, daß Du froh und ganz geheilt
Uns wieder kommen wirst! Du bringst uns dann
Den doppelten Gewinnst für jede Stunde,
Die Du uns nun entziehst, vergnügt zurück.
Ich gebe Briefe Dir an meine Leute,
An Freunde Dir nach Rom, und wünsche sehr,
Daß Du Dich zu den Meinen überall
Zutraulich halten mögest, wie ich Dich
Als mein, obgleich entfernt, gewiß betrachte.

Tasso.

Du überhäufst, o Fürst, mit Gnaden Den,
Der sich unwürdig fühlt, und selbst zu danken
In diesem Augenblicke nicht vermag.
Anstatt des Danks eröffn' ich eine Bitte.
Am Meisten liegt mir mein Gedicht am Herzen.
Ich habe viel gethan, und keine Mühe
Und keinen Fleiß gespart; allein es bleibt
Zu viel mir noch zurück. Ich möchte dort,
Wo noch der Geist der großen Männer schwebt,
Und wirksam schwebt, dort möcht' ich in die
Schatten
Auf's Neue mich begeben; würdiger
Erfreute Deines Beifalls sich mein Lied.
O, gib die Blätter mir zurück, die ich
Jetzt nur beschämt in Deinen Händen weiß!

Alphons.

Du wirst mir nicht an diesem Tage nehmen,
Was Du mir kaum an diesem Tag' gebracht.
Laß zwischen Dich und zwischen Dein Gedicht
Mich als Vermittler treten; hüte Dich,
Durch strengen Fleiß die liebliche Natur
Zu kränken, die in Deinen Reimen lebt,
Und höre nicht auf Rath von allen Seiten!
Die tausendfältigen Gedanken vieler
Verschied'ner Menschen, die im Leben sich
Und in der Meinung widersprechen, faßt
Der Dichter klug in Eins, und scheut sich nicht,
Gar Manchem zu mißfallen, daß er Manchem
Um desto mehr gefallen möge. Doch
Ich sage nicht, daß Du nicht hie und da
Bescheiden Deine Feile brauchen sollteſt;

Verſpreche Dir zugleich, in kurzer Zeit
Erhältſt Du abgeſchrieben Dein Gedicht.
Es bleibt von Deiner Hand in meinen Händen,
Damit ich ſeiner erſt mit meinen Schweſtern
Mich recht erfreuen möge. Bringſt Du es
Vollkomm'ner dann zurück: wir werden uns
Des höheren Genuſſes freu'n, und Dich
Bei mancher Stelle nur als Freunde warnen.

Taſſo.

Ich wiederhole nur beſchämt die Bitte:
Laß mich die Abſchrift eilig haben! Ganz
Ruht mein Gemüth auf dieſem Werke nun.
Nun muß es werden, was es werden kann.

Alphons.

Ich billige den Trieb, der Dich beſeelt.
Doch, guter Taſſo, wenn es möglich wäre,
So ſollteſt Du erſt eine kurze Zeit
Der freien Welt genießen, Dich zerſtreuen,
Dein Blut durch eine Cur verbeſſern. Dir
Gewährte dann die ſchöne Harmonie
Der hergeſtellten Sinne, was Du nun
Im trüben Eifer nur vergebens ſuchſt.

Taſſo.

Mein Fürſt, ſo ſcheint es; doch, ich bin geſund,
Wenn ich mich meinem Fleiß ergeben kann,
Und ſo macht wieder mich mein Fleiß geſund.
Du haſt mich lang geſehn; mir iſt nicht wohl
In freier Ueppigkeit. Mir läßt die Ruh'
Am mind'ſten Ruhe. Dieß Gemüth iſt nicht
Von der Natur beſtimmt, ich fühl' es leider,
Auf weichem Element der Tage froh
In's weite Meer der Zeiten hinzuſchwimmen.

Alphons.

Dich führet Alles, was Du ſinnſt und treibſt,
Tief in Dich ſelbſt. Es liegt um uns herum
Gar mancher Abgrund, den das Schickſal grub;
Doch hier in unſerm Herzen iſt der tiefſte,
Und reizend iſt es, ſich hinab zu ſtürzen.
Ich bitte Dich, entreiße Dich Dir ſelbſt!
Der Menſch gewinnt, was der Poet verliert.

Taſſo.

Ich halte dieſen Drang vergebens auf,
Der Tag und Nacht in meinem Buſen wechſelt.
Wenn ich nicht ſinnen oder dichten ſoll,
So iſt das Leben mir kein Leben mehr.
Verbiete Du dem Seidenwurm, zu ſpinnen,
Wenn er ſich ſchon dem Tode näher ſpinnt!
Das köſtliche Geweb' entwickelt er
Aus ſeinem Innerſten, und läßt nicht ab,
Bis er in ſeinen Sarg ſich eingeſchloſſen.
O, geb' ein guter Gott uns auch vereinſt
Das Schickſal des beneidenswerthen Wurms,
In neuen Sonnenthal die Flügel raſch
Und freudig zu entfalten!

Alphons.

Höre mich!
Du gibſt ſo Vielen doppelten Genuß
Des Lebens; lern', ich bitte Dich,
Den Werth des Lebens kennen, das Du noch
Und zehnfach reich beſitzeſt. Lebe wohl!
Je eher Du zu uns zurücke kehrſt,
Je ſchöner wirſt Du uns willkommen ſein.

Dritter Auftritt.

Taſſo (allein).

So halte feſt, mein Herz, ſo war es recht!
Es wird Dir ſchwer, es iſt das erſte Mal,
Daß Du Dich ſo verſtellen magſt und kannſt.
Du hörteſt wohl, das war nicht ſein Gemüth,
Das waren ſeine Worte nicht; mir ſchien,
Als klänge nur Antonio's Stimme wieder.
O, gib nur Acht! Du wirſt ſie nun ſo fort
Von allen Seiten hören. Feſt, nur feſt!
Um einen Augenblick iſt's noch zu thun.
Wer ſpät im Leben ſich verſtellen lernt,
Der hat den Schein der Ehrlichkeit voraus,
Es wird ſchon gehn; nur übe dich mit ihnen.
(Nach einer Pauſe.)
Du triumphirſt zu früh; dort kommt ſie her!
Die holde Fürſtinn kommt! O, welch' Gefühl!
Sie tritt herein; es löſ't in meinem Buſen
Verdruß und Argwohn ſich in Schmerzen auf.

Vierter Auftritt.

Prinzeſſinn. Taſſo. Gegen das Ende des Auftritts die Uebrigen.

Prinzeſſinn.

Du denkſt uns zu verlaſſen, oder bleibſt
Vielmehr in Belriguardo noch zurück,
Und willſt Dich dann von uns entfernen, Taſſo?
Ich hoffe nur auf eine kurze Zeit.
Du gehſt nach Rom?

Taſſo.

Ich richte meinen Weg
Zuerſt dahin, und nehmen meine Freunde
Mich gütig auf, wie ich es hoffen darf,
So leg' ich da mit Sorgfalt und Geduld
Vielleicht die letzte Hand an mein Gedicht.
Ich finde viele Männer dort verſammelt,
Die Meiſter aller Art ſich nennen dürfen.
Und ſpricht in jener erſten Stadt der Welt
Nicht jeder Platz, nicht jeder Stein zu uns?
Wie viele Tauſend ſtumme Lehrer winken
In ernſter Majeſtät uns freundlich an!
Vollend' ich da nicht mein Gedicht, ſo kann
Ich's nie vollenden. Leider, ach, ſchon fühl' ich,
Wie wird zu keinem Unternehmen Glück!

Verändern werd' ich es, vollenden nie.
Ich fühl', ich fühl' es wohl, die große Kunst,
Die Jeden nährt, die den gesunden Geist
Stärkt und ergnickt, wird mich zugrunde richten,
Vertreiben wird sie mich. Ich eile fort!
Nach Napel will ich bald!

Prinzessinn.

Darfst Du es wagen?
Noch ist der strenge Bann nicht aufgehoben,
Der Dich zugleich mit Deinem Vater traf.

Tasso.

Du warnest recht, ich hab' es schon bedacht.
Verkleidet geh' ich hin; den armen Rock
Des Pilgers oder Schäfers zieh' ich an.
Ich schleiche durch die Stadt, wo die Bewegung
Der Tausende den Einen leicht verbirgt.
Ich eile nach dem Ufer, finde dort
Gleich einen Kahn mit wildig guten Leuten,
Mit Bauern, die zu Markte kamen, nun
Nach Hause kehren, Leute von Sorrent;
Denn ich muß nach Sorrent hinüber eilen.
Dort wohnet meine Schwester, die mit mir
Die Schmerzensstrenge meiner Eltern war.
Im Schiffe bin ich still, und trete dann
Auch schweigend an das Land; ich gehe sacht
Den Pfad hinauf, und an dem Thore frag' ich:
Wo wohnt Cornelia? Zeigt mir es an!
Cornelia Serviale? Freundlich deutet
Mir eine Spinnerinn die Straße; sie
Bezeichnet mir das Haus. So steig' ich weiter.
Die Kinder laufen nebenher und schauen
Das wilde Haar, den düstern Fremdling an.
So komm' ich an die Schwelle. Offen steht
Die Thüre schon, so tret' ich in das Haus —

Prinzessinn.

Blick' auf, o Tasso, wenn es möglich ist,
Erkenne die Gefahr, in der Du schwebst!
Ich schone Dich, denn sonst würd' ich Dir sagen:
Ist's edel, so zu reden, wie Du sprichst?
Ist's edel, nur allein an sich zu denken,
Als kränktest Du der Freunde Herzen nicht?
Ist's Dir verborgen, wie mein Bruder denkt?
Wie beide Schwestern Dich zu schätzen wissen?
Hast Du es nicht empfunden und erkannt?
Ist Alles denn in wenig Augenblicken
Verändert? Tasso! Wenn Du scheiden willst,
So laß uns Schmerz und Sorge nicht zurück.

Tasso (wendet sich weg).

Prinzessinn.

Wie tröstlich ist es, einem Freunde, der
Auf eine kurze Zeit verreisen will,
Ein klein' Geschenk zu geben, sei es nur
Ein neuer Mantel oder eine Waffe!
Dir kann man Nichts mehr geben; denn Du wirfst
Unwillig Alles weg, was Du besitzest.
Die Pilgermuschel und den schwarzen Kittel,
Den langen Stab erwählst Du Dir, und gehst
Freiwillig arm dahin, und nimmst uns weg,
Was Du mit uns allein genießen konntest.

Tasso.

So willst Du mich nicht ganz und gar verstoßen?
O süßes Wort, o schöner, theurer Trost!
Vertritt mich! Nimm in Deinen Schutz mich auf! —
Laß mich in Belriguardo hier, versetze
Mich nach Consandoli, wohin Du willst!
Es hat der Fürst so manches schöne Schloß,
So manchen Garten, der das ganze Jahr
Gewartet wird, und Ihr betretet kaum
Ihn einen Tag, vielleicht nur eine Stunde.
Ja, wählet den entfernt'sten aus, den Ihr
In ganzen Jahren nicht besuchen geht,
Und der vielleicht jetzt ohne Sorge liegt.
Dort schickt mich hin! Dort laßt mich Custos sein!
Wie will ich Deine Bäume pflegen; die Citronen
Im Herbst mit Bretern und mit Ziegeln decken,
Und mit verbund'nem Rohre wohl verwahren!
Es sollen schöne Blumen in den Beeten
Die breiten Wurzeln schlagen; rein und zierlich
Soll jeder Gang und jedes Fleckchen sein.
Und laßt mir auch die Sorge des Palastes!
Ich will zur rechten Zeit die Fenster öffnen,
Daß Feuchtigkeit nicht den Gemälden schade;
Die schön mit Stuccatur verzierten Wände
Will ich mit einem leichten Wedel säubern;
Es soll das Estrich blank und reinlich glänzen;
Es soll kein Stein, kein Ziegel sich verrücken;
Es soll kein Gras aus einer Ritze keimen!

Prinzessinn.

Ich finde keinen Rath in meinem Busen,
Und finde keinen Trost für Dich und — uns.
Mein Auge blickt umher, ob nicht ein Gott
Uns Hülfe reichen möchte. Möchte mir
Ein heilsam' Kraut entdecken, einen Trank,
Der Deinem Sinne Frieden brächte, Frieden uns!
Das treu'ste Wort, das von der Lippe fließt,
Das schöne Heilungsmittel, wirkt nicht mehr.
Ich muß Dich lassen, und verlassen kann
Mein Herz Dich nicht.

Tasso.

Ihr Götter, ist sie's doch,
Die mit Dir spricht und Deiner sich erbarmt?
Und konntest Du das edle Herz verkennen?
War's möglich, daß in ihrer Gegenwart
Der Kleinmuth Dich ergriff und Dich bezwang?
Nein, neid. Du bist's; und nun, ich bin es auch!
O fahre fort, und laß mich jeden Trost

Aus Deinem Munde hören! Deinen Rath
Entzieh' mir nicht! O, ſprich: was ſoll ich thun,
Damit Dein Bruder mir vergeben könne,
Damit Du ſelbſt mir gern vergeben mögeſt,
Damit Ihr wieder zu den Euern mich
Mit Freuden zählen möget? Sag' mir an!

Prinzeſſinn.

Gar wenig iſt's, was wir von Dir verlangen;
Und dennoch ſcheint es allzuviel zu ſein.
Du ſollſt Dich ſelbſt uns freundlich überlaſſen.
Wir wollen Nichts von Dir, was Du nicht biſt,
Wenn Du nur erſt Dir mit Dir ſelbſt gefällſt.
Du machſt uns Freude, wenn Du Freude haſt,
Und Du betrübſt uns nur, wenn Du ſie fliehſt;
Und wenn Du uns auch ungeduldig machſt,
So iſt es nur, daß wir Dir helfen möchten
Und leider ſehn, daß nicht zu helfen iſt;
Wenn Du nicht ſelbſt des Freundes Hand ergreifſt,
Die, ſehnlich ausgereckt, Dich nicht erreicht!

Taſſo.

Du biſt es ſelbſt, wie Du zum erſten Mal,
Ein heil'ger Engel, mir entgegenkamſt!
Verzeih' dem trüben Blick des Sterblichen,
Wenn er auf Augenblicke Dich verkannt.
Er kennt Dich wieder! Ganz eröffnet ſich
Die Seele, nur Dich ewig zu verehren.
Es füllt ſich ganz das Herz von Zärtlichkeit —
Sie iſt's, ſie ſteht vor mir. Welch ein Gefühl!
Iſt es Verwirrung, was mich nach Dir zieht?
Iſt's Raſerei? Iſt's ein erhöhter Sinn,
Der erſt die höchſte, reinſte Wahrheit faßt?
Ja, es iſt das Gefühl, das mich allein
Auf dieſer Erde glücklich machen kann,
Das mich allein ſo elend werden ließ,
Wenn ich ihm widerſtand und aus dem Herzen
Es bannen wollte. Dieſe Leidenſchaft
Gedacht' ich zu bekämpfen, ſtritt und ſtritt
Mit meinem tiefſten Sein, zerſtörte frech
Mein eig'nes Selbſt, dem Du ſo ganz gehörſt —

Prinzeſſinn.

Wenn ich Dich, Taſſo, länger hören ſoll,
So mäßige die Gluth, die mich erſchreckt.

Taſſo.

Beſchränkt der Rand des Bechers einen Wein,
Der ſchäumend wallt und brauſend überſchwillt?
Mit jedem Wort erhöheſt Du mein Glück,
Mit jedem Worte glänzt Dein Auge heller.
Ich fühle mich im Innerſten verändert;
Ich fühle mich von aller Noth entladen,
Frei wie ein Gott, und Alles dank' ich Dir!
Unſägliche Gewalt, die mich beherrſcht,
Entfliegt Deinen Lippen; ja, Du machſt
Mich ganz Dir eigen. Nichts gehöret mehr
Von meinem ganzen Ich mir künftig an.
Es trübt mein Auge ſich in Glück und Licht;
Es ſchwankt mein Sinn. Mich hält der Fuß nicht mehr.
Unwiderſtehlich ziehſt Du mich zu Dir.
Und unaufhaltſam dringt mein Herz Dir zu,
Du haſt mich ganz auf ewig Dir gewonnen,
So nimm denn auch mein ganzes Weſen hin!

(Er faßt ihr in die Arme und drückt ſie feſt an ſich.)

Prinzeſſinn

(ihn von ſich ſtoßend und hinweg eilend).

Hinweg!

Leonore

(die ſich ſchon eine Weile im Grunde ſehen laſſen, herbeieilend).

Was iſt geſchehen? Taſſo! Taſſo!

(Sie geht der Prinzeſſinn nach.)

Taſſo (im Begriff, ihnen zu folgen).

O Gott!

Alphons

(der ſich ſchon eine Zeitlang mit Antonio genähert).

Er kommt von Sinnen, halt ihn feſt.

(Ab.)

Fünfter Auftritt.

Taſſo. Antonio.

Antonio.

O, ſtände jetzt, wie Du immer glaubſt,
Daß Du von Feinden rings umgeben biſt,
Ein Feind bei Dir, wie wärſt' er triumphiren!
Unglücklicher, noch kaum erhol' ich mich!
Wenn ganz was Unerwartetes begegnet,
Wenn unſer Blick was Ungeheures ſieht,
Steht unſer Geiſt auf eine Weile ſtill,
Wir haben Nichts, womit wir Das vergleichen.

Taſſo (nach einer langen Pauſe).

Vollende nur Dein Amt! Ich ſeh', Du biſt's!
Ja, Du verdienſt das fürſtliche Vertrau'n;
Vollende nur Dein Amt, und martre mich.
Da mir der Stab gebrochen iſt, noch langſam
Zu Tode! Ziehe! Zieh' am Pfeile nur,
Daß ich den Widerhaken grimmig fühle,
Der mich zerfleiſcht!
Du biſt ein theures Werkzeug des Tyrannen;
Sei Kerkermeiſter, ſei der Marterknecht,
Wie wohl, wie eigen ſteht Dir Beides an!

(Gegen die Scene.)

Ja, gehe nur, Tyrann! Du konnteſt Dich
Nicht bis zuletzt verſtellen, triumphire!
Du haſt den Sclaven wohl gekettet, haſt
Ihn wohl geſpart zu ausgedachten Qualen.
Geh' nur, ich haſſe Dich, ich fühle ganz
Den Abſcheu, den die Uebermacht erregt;
Die frevelhaft und ungerecht ergreift.

(Nach einer Pause.)

So seh' ich mich am Ende denn verbannt,
Verstoßen und verbannt als Bettler hier!
So hat man mich bekränzt, um mich geschmückt
Als Opferthier vor den Altar zu führen!
So lockte man mir noch am letzten Tage
Mein einzig Eigenthum, mir mein Gedicht
Mit glatten Worten ab, und hielt es fest!
Mein einzig' Gut ist nun in Euern Händen,
Das mich an jedem Ort empfohlen hätte,
Das mir noch blieb, vom Hunger mich zu retten!
Jetzt seh' ich wohl, warum ich feiern soll.
Es ist Verschwörung, und Du bist das Haupt.
Damit mein Lied nur nicht vollkommner werde,
Daß nur mein Name sich nicht mehr verbreite,
Daß meine Neider tausend Schwächen finden,
Daß man am Ende meiner gar vergesse:
D'rum soll ich mich zum Müßiggang gewöhnen,
D'rum soll ich mich und meine Sinne schonen.
O werthe Freundschaft, theure Sorglichkeit!
Abscheulich dacht' ich die Verschwörung mir,
Die unsichtbar und rastlos mich umspann,
Allein abscheulicher ist es geworden.

Und Du, Sirene, die Du mich so zart,
So himmlisch angelockt; ich sehe nun
Dich auf einmal! O Gott, warum so spät!

Allein wir selbst betrügen uns so gern,
Und ehren die Verwerfnen, die uns ehren.
Die Menschen kennen sich einander nicht;
Nur die Galeeren-Sclaven kennen sich,
Die eng an eine Bank geschmiedet keuchen,
Wo Keiner was zu fordern hat und Keiner
Was zu verlieren hat; sie kennen sich;
Wo Jeder sich für einen Schelmen gibt,
Und Seinesgleichen auch für Schelmen nimmt.
Doch wir verkennen nur die Andern höflich,
Damit sie wieder uns verkennen sollen.

Wie ganz verdeckte mir Dein heilig' Bild
Die Buhlerinn, die kleine Künste treibt!
Die Maske fällt; Armiden seh' ich nun,
Entblößt von allen Reizen — Ja, Du bist's!
Von Dir hat ahnungsvoll mein Lied gesungen!

Und die verschmitzte, kleine Mittlerinn!
Wie tief erniedrigt seh' ich sie vor mir!
Ich höre nun die leisen Tritte rauschen;
Ich kenne nun den Kreis, um den sie schlich.
Euch Alle kenn' ich! Sei mir Das genug!
Und wenn das Elend Alles mir geraubt,
So preis' ich's doch; die Wahrheit lehrt es mich.

Antonio.

Ich höre, Tasso, Dich mit Staunen an,
So sehr ich weiß, wie leicht Dein rascher Geist
Von einer Grenze zu der andern schwankt.
Besinne Dich! Gebiete dieser Wuth!
Du lästerst, Du erlaubst Dir Wort auf Wort,
Das Deinen Schmerzen zu verzeihen ist,
Doch das Du selbst Dir nie verzeihen kannst.

Tasso.

O, sprich mir nicht mit sanfter Lippe zu;
Laß mich kein kluges Wort von Dir vernehmen;
Laß mir das dumpfe Glück, damit ich nicht
Mich erst besinne, dann von Sinnen komme!
Ich fühle mir das innerste Gebein
Zerschmettert, und ich leb', um es zu fühlen.
Verzweiflung faßt mit aller Wuth mich an;
Und in der Höllenqual, die mich vernichtet,
Wird Läst'rung nur ein leiser Schmerzenslaut.
Ich will hinweg, und wenn Du redlich bist,
So zeig es mir, und laß mich gleich von hinnen!

Antonio.

Ich werde Dich in dieser Noth nicht lassen;
Und wenn es Dir an Fassung ganz gebricht,
So soll mir's an Geduld gewiß nicht fehlen.

Tasso.

So muß ich mich Dir denn gefangen geben?
Ich gebe mich, und so ist es gethan;
Ich widerstehe nicht; so ist mir wohl. —
Und laß es dann mich schmerzlich wiederholen,
Wie schön es war, was ich mir selbst verscherzte.
Sie gehn hinweg — O Gott! Dort seh' ich schon
Den Staub, der von den Wagen sich erhebt; —
Die Reiter sind voraus. — Dort fahren sie;
Dort gehn sie hin! Kam ich nicht auch daher?
Sie sind hinweg, sie sind erzürnt auf mich.
O küßt' ich nur noch ein Mal seine Hand!
O, daß ich nur noch Abschied nehmen könnte,
Nur ein Mal noch zu sagen: O verzeiht!
Nur noch zu hören: Geh', Dir ist verziehn!
Allein ich hör' es nicht, ich hör' es nie. —
Ich will ja gehn! Laßt mich nur Abschied nehmen,
Nur Abschied nehmen! Gebt, o gebt mir nur
Auf einen Augenblick die Gegenwart
Zurück! Vielleicht genes' ich wieder. Nein;
Ich bin verstoßen, bin verbannt, ich habe
Mich selbst verbannt, ich werde diese Stimme
Nicht mehr vernehmen, diesem Blicke nicht,
Nicht mehr begegnen! —

Antonio.

Laß eines Mannes Stimme Dich erinnern,
Der neben Dir nicht ohne Rührung steht!
Du bist so elend nicht, als wie Du glaubst.
Ermanne Dich! Du gibst zu viel Dir noch.

Tasso.

Und bin ich denn so elend, wie ich scheine?
Bin ich so schwach, wie ich vor Dir mich zeige?
Ist Alles denn verloren? Hat der Schmerz,
Als schütterte der Boden, das Gebäude
In einen grausen Haufen Schutt verwandelt?
Ist kein Talent mehr übrig, tausendfältig
Mich zu zerstreuen, zu unterstützen?

Iſt alle Kraft erloſchen, die ſich ſonſt
In meinem Buſen regte? Bin ich Nichts,
Ganz Nichts geworden?
Nein, es iſt Alles da; und ich bin Nichts!
Ich bin mir ſelbſt entwandt; ſie iſt es mir!

Antonio.

Und wenn Du ganz Dich zu verlieren ſcheinſt,
Vergleiche Dich! Erkenne, was Du biſt!

Taſſo.

Ja, Du erinnerſt mich zur rechten Zeit!
Hilft denn kein Beiſpiel der Geſchichte mehr?
Stellt ſich kein edler Mann mir vor die Augen,
Der mehr gelitten, als ich jemals litt,
Damit ich mich mit ihm vergleichend faſſe?
Nein, Alles iſt dahin! — Nur Eines bleibt:
Die Thräne hat uns die Natur verliehen,
Den Schrei des Schmerzens, wenn der Mann zuletzt
Es nicht mehr trägt. — Und wie noch über Alles —
Sie ließ im Schmerz mir Melodie und Rede,
Die tiefſte Fülle meiner Noth zu klagen:
Und wenn der Menſch in ſeiner Qual verſtummt,
Gab mir ein Gott, zu ſagen, wie ich leide.

Antonio
tritt zu ihm und nimmt ihn bei der Hand.

Taſſo.

O edler Mann! Du ſtehſt feſt und ſtill;
Ich ſcheine nur die ſturmbewegte Welle.
Allein bedenk', und überhebe nicht
Dich Deiner Kraft! Die mächtige Natur,
Die dieſen Felſen gründete, hat auch
Der Welle die Beweglichkeit gegeben.
Sie ſendet ihren Sturm; die Welle ſteigt
Und ſchwankt und ſchwillt und beugt ſich ſchäumend über.
In dieſer Woge ſpiegelte ſo ſchön
Die Sonne ſich; es ruhten die Geſtirne
An dieſer Bruſt, die zärtlich ſich bewegte.
Verſchwunden iſt der Glanz, entflohn die Ruhe. —
Ich kenne mich in der Gefahr nicht mehr,
Und ſchäme mich nicht mehr, es zu bekennen.
Zerbrochen iſt das Steuer, und es kracht
Das Schiff an allen Seiten. Berſtend reißt
Der Boden unter meinen Füßen auf!
Ich faſſe Dich mit beiden Armen an!
So klammert ſich der Schiffer endlich noch
Am Felſen feſt, an dem er ſcheitern ſollte.

Die natürliche Tochter.

Ein Trauerspiel.

Personen.

König.
Herzog.
Graf.
Eugenie.
Hofmeisterinn.
Secretär.
Weltgeistlicher.
Gerichtsrath.
Gouverneur.
Lebtissinn.
Diener.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

König. Herzog.

König.

Das Glück zu Pferd, bei Hunde, Reh und Mann,
Auf seine Jäger kommt, auch sich trifft,
Der edle Hirsch, hat über Berg und Thal
Sie weit und breit geführt, daß ich mich selbst,
Obgleich so lustverlustig, hier nicht finde.
Wo sind wir, Oheim? Herzog, sage mir.
In welchen öden Gegenden mir seyn?

Herzog.

Der Tod, der uns umzingelt, mein König, suchte
Durch Deiner Thiere Blicken, die er Deiner
Und Deiner Mörder's königlicher Meute,
Die edlen Lebensmanen Deiner Rosse, knallt.
Da grast Gefolge auf der Heide liegt.
Von grimmen Hunz, ein armig' Hund verblutet,
Dich zu bewachen hingesendet gehet;
Mein treues, Dich hoch groß zu empfangen.

König.

Hoch hielt Dich Deiner Vorgeschlechter Tod,
Zum Augenblick der Nothen, treuthätig schützen.
Hoch hielt Dich Deiner Völker Liebe
Und half mächtig, half an Steuer und Strafen
Der Jagdlust auch der Rache Lust hoch liegt.

Herzog.

Wie Du auf niemals willig abgeschworen,
Der großen Deiner Vorwelt der Natur,

Mein König, Dich empfohlen, sieht' ich mir.
Hier drängen sich der Ungeheuer Stimme,
Der Unverschämten off're Haut nicht noch.
Freiwillig einem merkest Du nicht auf.
Ob Wohnsitze schwärend sich entfernen.
Die ungeheure Welt weiß nicht hierher,
Die immer fodert, nimmer lassen will.

König.

Soll ich vergessen, was mich jetzt bedrängt,
So muß sein Wort erinnernd mich berühren
Entfernten Weltgetümmel Widerhall
Verklingt, auch mir mich aus meinem Ohr.
Ja, lieber Oheim, wende Dein Gesicht
Auf Gegenstände, diesem Ort gemäßer.
Hier jeden Garten zu einander wandeln,
Der Sterngezelt in wohlgeordneten Kreisen
Entzückt betrachten, hier ein Freund dem
Freunde,

Verschlossen Busen traulich öffnend, er
Und nicht Du mehr erst erzeigt Dich Mensch,
Du bedarfst nur, so sich zum Vergnügen
Verborgener Verhältniß zu bedienen;
Fremdartiger Wünsche halben Jahrgeld,
Erfüllung fodernd, heimst zu gröblich.

Herzog.

Mit größ'rer Macht bedrängt Du mich nicht,
O Herr, begleiten, als sonsten Du mir
In diesem Augenblick die Zunge lähmt.
Weiß ich so sagen habe, scheint es mir
Ein Werk der besten Pflicht, als mein König,
Dem meiner edlen Schätzung einer Richter
Am freundlichen entgegen leuchtet, der
Vollkommen mir Talentreicher Freiheit
Die ewige Barmherz'gkeit spendet hat?

König.

Du ſprichſt von Vaterfreuden! Haſt Du je
Sie denn gefühlt? Verſäumerin Du nicht
Dein einz'ges Sehn durch rohes, wildes Wirken,
Verwitterheit, Verſchwendung, kecken Trotz
Dein reiches Leben, Dein erwünſchtes Alter;
Verändert es auf einmal die Natur?

Herzog.

Von ihm erwart' ich keine frohen Tage;
Sein trüber Sinn erzeugt nur Wolken, ha,
Ach, meinen Horizont ja oft verdüſtern!
Ein anderes Gefühl, ein and'res Licht
Erſcheinet mich. Hab wie in dunkeln Gründen
Das Mädchen ſagt', Carfunkel-Sterne leuchten,
Mit herrlich mildem Schein, der ihen Nacht
Geheimnißvolle Schauer hold beleben.
So ward auch mir ein Wunderzeit beſchert,
Mir Glücklichem, das ich, mit Sorgfalt, mehr
Als den Beſitz errebt errung'ner Güter,
Als meines Namens, meines Lebens Licht,
Mit Freud' und Furcht, mit Luſt und Sorge
pflege.

König.

Sprich vom Geheimniß, nicht geheimnißvoll.

Herzog.

Wer ſpräche von der Majeſtät getroſt
Von ſeinem Lehnherrn, wenn ſie nicht allein
Den Fürſt in Macht und Glanz verwandeln könnte?

König.

Der wunderlich geheim verwachſne Schatz!

Herzog.

Iſt eine Tochter.

König.

Eine Tochter? Wie?
Und ſechzig, Hochgeſtirnter gleich, mein Ohm,
Dem nächſten Kreis verhaßter hingewandt,
Sich Liebesglück und ritterlich Entzücken?

Herzog.

Das Glück, wie das Natur es, ſchlägt und,
Geheimnißvoll zu handeln und zu wirken.
Nur allzu hoch Kunſt ſann, beſonnen mir,
Durch wunderlaun' Verbrechen, verbrach'ne Treue,
Die wilder noch Dein Hof in Ernſt wandelt,
Mich meiner Pflicht geheime Schmerzen theilt.

König.

Die Tochter! Der verhaßte, naheverwandte,
Nun ſich verbannt ſo!

Herzog.

Mir der Mutter! Laß
D. laß mich nur von dieſem Punkte reden.
Laß, meiner Ehren gerecht und ſicher werden,
Mit einem Laute ſich der Schuld Herr!

Begraben ſei das Gehäſſige mit ihr,
Der hochbegabten, hochgeſinnten Frauen.
Ihr Tod entfernt mir den Mund; ich darf
Vor meinem König meiner Tochter nennen,
Ich darf ihn bitten: ſie zu mir herauf,
Zu ſich herauf zu heben, ihr das Recht
Der fürſtlichen Geburt, vor ſeinem Heer,
Vor ſeinem Reiche, vor der ganzen Welt,
Mit ſeiner Gnadenſtimme zu bewähren.

König.

Vertraut in ſich die Nichte, die Du mir,
So ganz erwachſen, jetzo höhren hörſt,
Des Vaters und der Mutter Tugenden,
So weiß der Hof, das königliche Haus,
Jedem und ein Gebiet entzogen wird,
Den Anfang eines neuen Sterns bewundern.

Herzog.

O, kenne ſie, eh' Du zu ihrem Vortheil
Dich ganz entſcheideſt! Laß ein Vaterwort
Dich nicht bedecken! Manches hat Natur
Für ſie gethan, das ich entzückt betrachte,
Und Alles, was in meinem Kreiſe webt,
Hab' ich um ihre Reinheit hergelegert;
Schon ihren erſten Weg geleiteten
Ein ausgebildet Weib, ein weiſer Mann.
Mit welcher Leichtigkeit, mit welchem Sinn
Entfernt ſie ſich der Gegenwärtigen,
Jedoch ihr Phantaſie das Heil'ge Bild
Der ſchmerzhaften Dichterlaſten malt!
An ihrem Vater hängt ihr fromm Herz,
Und wenn ihr Geiſt den Lehren ihrer Meiſter,
Sich Lehrerwelt entwickelnd, leichtlich beugt,
So mangelt Hoheit ritterlichen Ernſtes
Dem wohlgebauten, feſten Körper nicht.
Du ſiehſt, mein König, daß ſie unbekannt
Im wilden Drang der Jagd um Dich weile;
Ja, heute noch, die Amazonen-Tochter,
Die in den Ring dem Stiche ſich gereiht
Bei raſchem Pferde flüchtig nachgeſprengt!

König.

Mir irgend Wie für das ehr Kind!
Ich freue mich, ſie mir verwandt zu hören.

Herzog.

Hab nicht zum erſten Mal empfand ich heute,
Mein Stolz und Sorge, Unmuthglück und Luſt,
In überwältigendem Gemiſch ſich miſchen.

König.

Verwundet hat behende ſich das Pferd
Durch und die Reiterin auf grund Wirr.
In dichtverwachſ'ner Hecken Dornbrüchen,
Hab ich verſchwunden ſie mir.

Herzog.

Noch ein Mal hat
Mein Herz ſie gerettet, eh' ich ſie

Im Labyrinth der haſ'gen Jagd verlor.
Wer weiß, welch' feine Gegend ſie durchkreuzt
Verdroſſ'nen Muthes, am Ziel ſich nicht zu ſehen,
Wo, ihrem angebeteten Monarchen ſich,
In ehrerbietiger Entfernung, anzunähern,
Allein ihr jetzt erlaubt iſt, bis er ſie,
Mit Plätzchen ſeines hochbejahrten Stammes,
Mit königlicher Huld zu grüßen würdigt?

König.

Welch ein Getümmel ſeh' ich dort entſtehn?
Welch einen Zulauf nach den Felſenwänden!
(Er wendet ſich nach der Scene.)

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Graf.

König.

Warum verſammelt ſich die Menge dort?

Graf.

Die kühne Reiterin iſt eben jetzt
Von jener Felſenwand herabgeſtürzt.

Herzog.

Gott!

König.

Iſt ſie ſehr beſchädigt?

Graf.

Eilig hat
Man Deinen Wundarzt, Herr, herbeigeholt.

Herzog.

Was ſuch' ich? Iſt ſie todt, ſo leidet mir Nichts,
Was mich im Leben länger halten kann.

Dritter Auftritt.

König. Graf.

König.

Kennſt Du den Anlaß der Begebenheit?

Graf.

Vor meinen Augen hat ſie ſich ereignet.
Ein kecker Zug von Reitern, welcher ſich
Durch Zufall von der Jagd getrennt geſehn,
Gelockt von dieſer Schönen, zeigte ſich
Auf jener Klippen waldbewachſ'ner Höhe.
Ein hirtenloſes Rehvolk in dem Thal
Den Jagdgetümmels wahrnahm, ſcheu den Heerd
Mit Donner ſeiner leichten Füßchen
Verfolgt. Erſchreckt flüchtet ſich die Schaar,
Und Jeder ſucht ſich einzeln ſeinen Pfad,
Und ohne Rath, wohin ohne Vorſicht
Durch eine Kluft. Die ſcheuen Thiere
Durch ihren Anblick, auch

Ihr Pferd von Sinne zu Sinne, grad herein.
Des Fremdlings Glück betrachten wir erſtaunt;
Denn ihr gelingt es einer Weile, doch
Am untern ſteilen Abhang gehn dem Pferde
Die letzten, ſchmalen Klippenſtufen aus;
Es ſtürzt herunter, ſie mit ihm. So viel
Konnt' ich bemerken, eh' der Menge Drang
Sie mir verdeckte. Doch ich höre bald
Nach Deinem Arzte rufen. So entließ ich nun
Auf Deinen Wink, den Vorfall zu berichten.

König.

O, möge ſie ihm bleiben! Fürchterlich
Iſt Einer, der Nichts zu verlieren hat.

Graf.

So hat ihm dieſer Schrecken das Geheimniß
Auf einmal abgezwungen, das er lang,
Mit ſo viel Klugheit, zu verbergen ſtrebte?

König.

Er hatte ſchon ſich völlig mir verrathen.

Graf.

Die Lippen öffnet ihm der Fürſten Zorn,
Nun zu bekennen, was, für Hof und Stadt,
Ein ehrbar Geheimniß lange war.
Es iſt ein eigner, grillenhafter Zug,
Daß wir durch Schweigen das Gleichſam
Für uns auf Act'ze zu verrichten glauben.

König.

O, laß dem Menſchen dieſen ehrlen Stolz!
Gut Dieſes kann, gut Dieſes muß erwerben,
Was man mit Worten nicht bekennen darf.

Graf.

Man bringt ſie, fürcht' ich ohne Leben her!

König.

Welch unerwartet ſchreckliches Ereigniß!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Eugenie [und verſchiedene Andere, die nach [illegible]. Herzog. Wundarzt. Gefolge.

Herzog (zum Wundarzt).

Wenn Deine Kunſt nur irgend mag vermag,
Erſchöpfter Mann, dem edlen Königs Leben.
Durch mehrfachen Gut, verbannt iſt: Laß
Ihr beſten Mittel hier und ein Mal ſehen.
Dich Hoffnung mir in dieſem Fall erſchöpfen;
Dich auf der Zeit weitern Fortgang ich
Nur Augenblicks auch gewiſſ werde!
[illegible] Du kannſt Du
Nur König Majeſtät mir erhalten:
Es [illegible] mich nicht, wer ihr [illegible]

Pedro.

Du haſt in deinem Blick,
In deinem Weſen, was mein Herz zu dir
Eröffnen muß; ja ich geſteh' es dir:
Ich bin vom Hauſe Caſtellvecchio.

Ruganino.

Du?

Pedro.

Der zweyte Sohn. Doch ſtill, ich ſage dir,
Warum ich mich mit einem fremden Nahmen
Auf dieſer Reiſe nennen laſſe, gern.

Ruganino.

Ich will es gern vernehmen. Nimm die Taſche,
Und laß mich hier allein.

Pedro.

O ſage mir,
Wie komm' ich aus den Händen dieſer Männer?

Ruganino.

Du ſollſt es bald erfahren. Laß mich nur.

Pedro ab.

Daß ich im Augenblick des Todes noch
Beruhigt rufe: meine Tochter lebt!

König.

Entferne Dich, mein Oheim, daß ich hier
Der Vaterfreuden treulich überrasche.
Nichts unerlaubt läßt hinter mich're Mauern;
Erweisenhaft, als läg' ich selber hier.
Wird es um Deine Tochter ja bemerken.

Herzog.

Sie regt sich!

König.

Ist es wahr!

Graf

Sie regt sich!

Herzog.

Starr
Blickt sie zum Himmel, blickt verirrt umher.
Sie lebt! Sie lebt!

König (von wenig zurücktretend).

Verdoppelt Eure Sorge!

Herzog.

Sie lebt! Sie lebt! Sie hat dem Tage wieder
Ihr Aug' eröffnet. Ja, sie wird von bald
Nach ihres Vaters, ihre Freunde fragen!
Nicht so umher, mein liebes Kind, verschwende
Der Blicke Hoheit, ungewiß, auf wen
Des Deinen Vater wende sie zuerst!
Erkenne mich, laß meine Stimme Dir
Zuerst das Ohr berühren, da Du mir
Das jener Stunden Nacht geraubt schenkst.

Eugenie

(Sie nähert sich und noch zu sich gekommen ist und sich aufgerichtet hatte.)

Wie ist mir und geschehen!

Herzog.

Kannst mich
Nun nicht! — Erkennst Du mich!

Eugenie.

Mein Vater!

Herzog.

Ja!
Dein Vater, den mit vielen heißen Thränen
Du aus den Armen der Verzweiflung rettest.

Eugenie.

Der trauert um seine tote Tochter!

Herzog

(von der Wandung ein wenig Kalk nehmend).

Nicht
Betrübe, meine Tochter! Diese Bildung,
Diese so weiß, wie Marmorsaum an

Eugenie.

(Sie nimmt dem Vater das Kalk ab, daß er ihr vorgehalten und verbirgt ihr Gesicht darin. Dann sieht sie schnell auf, indem sie das Kalk vom Gesichte nimmt.)

Da bin ich wieder! — Ja nun weiß ich Alles.
Dort oben hielt ich, dort vermaß ich mich
Herabzureisen, g'rad herab. Verzeih!
Nicht wahr, ich bin gestürzt! Vergibst Du mir's!
Ein todt Kind mag man mich auf! Mein guter Vater!
Und wirst Du hier Verzweifelter Thränen,
Die solche bitt're Schmerzen Dir gebracht!

Herzog.

Zu wissen glaubt' ich, welch ein edler Schatz
In Dir, o Tochter, mir beschieden ist;
Nun steigert mein gesteigerter Verlust
Des Glücks Empfindung in's Unendliche!

König

(der sich bisher im Grunde mit dem Marschall und dem Grafen unterhalten, zu dem Letzten).

Entferne Jedermann. Ich will sie sprechen.

Fünfter Auftritt.

König. Herzog. Eugenie.

König (sehr artig).

Hat sich die wack're Aeltern erfreut!
Hat sie sich nicht beschädigt!

Herzog.

Nein, mein König!
Und was noch übrig ist von Schreck und Weh',
Nimmt Du, o Herr, durch Deinen milden
Blick,
Durch Deiner Worte laufen Lon hinweg.

König.

Und wenn gebeut es so, das liebe Kind!

Herzog (nach einer Pause).

Da Du mich fragst, so darf ich Dir bekennen,
Da Du gebietest, darf ich für vor Dich
Mit meiner Tochter treten.

König.

Deiner Tochter!
Sie hat für Dich das Wort, mein lieber Oheim,
Vermöchte mehr als Du selbst gethan.

Eugenie.

Nicht weiß ich Fragen: ob ich wirklich denn
Von jener schönen Verbindung auch
In Paris mochte aufgemacht, und ob
Man mir dergleichen, nicht ein Trauerspiel gab!
Mein Vater nannt' den fremden König
Mich seiner Tochter. (Sie sieht sich um.) Ja hier ich war auch!
Der Oheim einen Königssohn bekannt
Mich hat [illegible]

Des großen Königs. O, verzeihe mir
Die Majestät, wenn euch gekränkt sie hat,
Verbannt arm Jahre ich, an's Licht auf einmal
Hervorgerissen und geblendet, mich,
Lichtscheu schwankend, nicht zu lassen weiß!
(Sie wendet sich vor dem König weinend.)

König.

Was diese Stirne hier Erhabenheit
In Dein Geschick, von Jugend auf, verschwor;
Die Demuth, deren unbeugsame Pflicht
Du, Deinem höheren Gebot bewußt,
So manches Jahr im Stillen ausgeübt!
Doch sei auch nun, wenn ich von meinem Thron
Zu meinem Herzen Dich herauf gehoben,
(er hebt sie auf und drückt sie an sich)
Wenn ich des Thrones heil'gen Unterschied
Auf dieser Stirne schönen Raum ertränkt:
Es sei dies auch ein Zeichen, sei ein Siegel:
Dich, die Vermählte hab' ich anerkannt;
Und merke halt, was hier geheim geschah,
Vor meines Hofes Augen wiederholen!

Herzog.

Es große Gabe [illegible]
Und unbegrenzten Dank des ganzen Lebens!

Eugenie.

Von edlen Männern hab' ich viel gelernt,
Doch Manches lehrte mich mein eigen' Herz;
Doch meinem König anzuhören hin
Ich nicht entfernter Worte vorbereitet.
Doch, wenn ich ihnen hier zum Siebenten
Nur nicht zu sagen weiß, so achtet ich doch
Vor Dir, o Herr, nicht angeklebt verstummen.
Was schlier Dir! Was wäre Not zu bringen?
Die Höhe [illegible], die zu Dir sich drängt.
Blickt nun die Mut'ge scheuend wieder fort.
Hier stehen Tausende, Dich zu beschützen;
Hier wollen Tausende nach Deinem Wink;
Und wenn der Engelner Dir Herz und Geist
Und Arm und Leben jetzlich opfern wollte,
In solcher großen Menge sieht er nicht;
Er muß vor Dir und vor sich selbst verschwinden.

König.

Wenn Dir die Menge, gutes, edles Kind,
Verbrannt schonen mag, so will ich's nicht,
Ein ich bekannt, mehr auch aber bot's
Die Menge, großmüthig, hohen Muthes
Durch Wissen, Dichten, Forschen vorgedrungen!
Darauf hingen den König die Gedanken,
Er hat den [illegible] Verwandten
Oheim'n Ritter, die, mit ihm verwandt,
Das Reich beschützen und begründen helfen.
O, wäre doch in dieser Augenweide,
Den Kreise dieser hohen Männer, nur
Ein [illegible] Jahrtausend beisammen sind!
Du, edle Tochter, gilt ich einen Sohn,

Durch altverwandt'gen, königlichen Sprach;
Erhalte mir nun auch, gewinne mir
Des unterwandten Mannes Herz und Stimme!
Der viele Widersacher hat ein Ohr;
O, laß ihn jene Seite nicht verstärken!

Herzog.

Mit welchem Vorwurf kränkst Du mein Herz!

Eugenie.

Wie unverständlich sind mir diese Worte!

König.

O, lerne sie nicht also früh verstehn!
Die Pforten meines königlichen Hauses
Erschließ' ich Dir mit eig'ner Hand; ich führe
Mit starken Armen selbst Dich hinein.
Und kannst Du Dich, und kannst Du Alles an,
Und in den innern Kreis schaust Du
Nur hör're Würde mit Ehrfurcht verehrt;
Du wirst es anders finden! Ja, Du bist
In einer Zeit gekommen, wo Dein König
Dich nicht zum Heiraten, treuen Liebe soll,
Wenn er den Tag, bey ihm hat Leben geht,
In Kampfen leiten wird; doch soll der Tag
Am Feierabend mir mißkommen sein;
Dann wend ich Dich in schöne Kreise sehn,
Und Aller Augen werden auf Dir haften.
Die schönste Zierde gab Dir die Natur;
Und daß der Schmuck der Fürstin würdig sei,
Die Sorge laß dem Vater, laß dem König.

Eugenie.

Der Stadt zur Uebernahme meiner Ehren,
Verbrannter Gabe'n bringend' Opfern,
Vermächten Sie, die Wenge zu bezwingen,
Die Du dem Herzen schaffend aufgeregt!
In Deinen Augen, Herr, laß mich verstummen!
(Sie will knien.)

König [illegible]

Du sollst nicht knien.

Eugenie.

Laß, o, laß mich hier
Der nächsten Empfang Mich [illegible]
Wenn wir in [illegible], wichtigen Momenten
Auf unsern Höhen stehn, Kraft und Hoheit
Mit eig'ner Fülle [illegible] und willkommen'n,
Dann scheint uns Welt und Himmel zu gehören.
Doch muß in Augenblicken die Entsagung
Der Seele bringt, [illegible] auch uns [illegible]
Und mit mir selbst [illegible] König, — Statt, —
Den Wiederstand, den ungemeß'nen Preis,
Den reichen Opfer bringen müssen, trägt
In dieser Stirnung Ich am Busen auf.
(Sie will vor ihm knien.)

Herzog (kommt)

Wenn [illegible] Stellung gründet sich

Eugenie.

Zu ewigen Palästen nimm und an.

König.

Erhebt Euch denn und stellt Euch neben mich.
Im Ohr der Armen, die an meiner Seite
Das Rechte, das Verhaßteste beklagen.
O, viele Zeit hat fürchterliche Zeichen;
Das Niederschmettert, das Hohe stürzt sich nieder,
Wie könnte Jeder vor am Platz des Andern
Befriedigung verwerfen, welche Gaben,
Verdenn sich glücklich schätzen, wenn Nichts mehr
Zu unterscheiden wäre, wenn wir Alle,
Von einem Strom vermischt dahingerissen,
Im Chaos uns unbemerkt verlören!
O, laßt uns widerstehen; laßt uns trachten,
Was uns und unser Volk erhalten kann,
Mit besonnt bewerkstelligter Kraft erhalten!
Laßt redlich uns den alten Zwist vergessen.
Der Stoße gegen Stoße teilt, von Innen
Das Schiff durchbrechet, das gegen äußre
Wellen,
Geschlossen kämpfend, nur sich halten kann.

Eugenie.

Mich trifft' wahrhaftiger Glanz umleuchtet mich
Und regt mich auf, umfaßt mich zu verbinden!
Wie' Unser König achtet uns in sehr,
Um zu gewähren, daß er uns bedarf;
Wir sind ihm nicht Verwandte nur, wir sind
Durch seine Tochter's zum höchsten Platz erhoben.
Und wenn die Ehre seines Königreichs
Um ihn sich drängen, seiner Macht zu schonen,
So fordert er uns auf zu größrem Dienst.
Die Herzen dem Angreifen zu erhalten,
Ist jetzt Gebieterinnen höchste Pflicht;
Denn wo er wankt, wankt das gemeine Weiche,
Und wenn er fällt, mit ihm stürzt Alles hin.
Die Jugend, sagt man, hilft sich so viel
Mit ihrer Kraft, mit ihren Mitteln ein;
Doch vieler Mittel, vieler Kraft, auf ewig,
Wird sie vermögen. Die gehört es an.

Herzog.

Du kannst bewundert, erhebt vor Pracht.
Versteht Du zu schätzen, weißt Du zu verzichten.
Und wenn der Vater, der erhabne Mann,
Die Güter dieser Lage, die nächste Hoffnung
Zu seinem großen Vorteile selbst nicht wägt,
Er hilft Du immer reiner Dankbe groß.

König.

Wir wollen halt einander unterrichten:
Du unsrem Heil, wo sich die treuen Meinen
Vor Stunden sorgen, hin wir den Blick gewöhnen.
Doch geh' ich, edles Kind, an deinem Tage
Der großen Welt, dem Hofe, Deinem Vater
Und mir! Am Thron glänze Dein Geschick.
Doch bis dahin verlang' ich von Euch Beiden
Verschwiegenheit. Mich unter und erschrecken,
Erfahrer Niemand. Wißgunst lauert auf;
Schnell regt sie Weg' auf Wege, Sturm auf Sturm;
Das Fahrzeug treibt an jähe Klippen hin,
Wo selbst der Steurer nicht zu retten weiß.
Geheimniß nur verbürgt uns're Thaten;
Ein Vorsatz, mitgetheilt, ist nicht mehr Dein;
Der Zufall spielt mit Deinem Willen schon,
Selbst, wer gebieten kann, muß überraschen.
Ja, mit dem besten Willen leisten wir
So wenig, weil uns tausend Willen kreuzen.
O, wäre mir zu meinen reinen Wünschen
Noch volle Kraft auf kurze Zeit gegeben;
Bis an den letzten Herd im Königreich
Empfände man des Vaters warme Sorge;
Begnügte selbes unter mildrem Dach,
Begnügte selbes im Palaste wohnen;
Und hätt' ich einmal ihres Glücks gewiß,
Entlagt' ich gern dem Thron, gern der Welt!

Sechster Auftritt.

Herzog. Eugenie.

Eugenie.

O, welch ein selig jubelvolles Tag!

Herzog.

O, möcht' ich Tag' auf Tage so erleben!

Eugenie.

Wie göttlich hat der König uns begabt!

Herzog.

Gewonnen wir so unverhoffte Gaben.

Eugenie.

Er scheint nicht glücklich, ach, und ist so gut.

Herzog.

Die Güte selbst erregt oft Widerstand.

Eugenie.

Wer ist so hart, sich ihm zu widersetzen?

Herzog.

Der Heil des Staates von der Strenge hofft.

Eugenie.

Des Königs Milde lieber Milde gegen.

Herzog.

Des Königs Milde gegen Vorsatzgesetzt.

Eugenie.

Wie oft hat ihn der Rat gequält!

Herzog.

Doch auf zu hohen Preis hinaufgetrieben.

Eugenie.

Und ohne mit treuer Neigung ausgeglichen.

Herzog.

Zur Häuslichkeit, zum Regimente nicht.

Eugenie.

Von einem Heldenstamme grünt er auf.

Herzog.

Die Kraft entspricht vielleicht dem spätern Zweige.

Eugenie.

Die Schuld zu versöhnen, bat mir da.

Herzog.

Schnell er auf's Stärkste nicht verlernt.

Eugenie umarmend.

Mich leiten seine Reden zum Verdacht.

Herzog.

Was sinnst Du? Enthülle mir Dein Herz.

Eugenie noch einen Moment.

Auch Du bist unter Denen, die er flüchtet.

Herzog.

Er flüchtet Jene, die zu fürchten sind!

Eugenie.

Hat sollten ihm geheime Feinde drohen?

Herzog.

Wer die Gefahr verheimlicht, ist ein Feind.
Wo sind wir hingerathen! Meine Tochter,
Wie hat der leidenschaftlich Zufall uns
Auf einmal weggerissen nach dem Ziel!
Unvorbereitet seh' ich, überrascht
Vernehm' ich Dich, enthüll Dich aufgeklärten.
Du wußtest Dir der Jugend heil'ges Bild
Mit reinen Gestalt in die Welt verschwistern.
Du brauchst nicht in letzter Zweideutigkeit
Der hintersten Betrachtung gewichen.
Das Ziel erreichst Du; doch bei solchem Kampfe
Verlorst Du Deinen edlen Deiner Hand.
Geliebtes Kind, so sehr' es nicht gelehrt!
Erst nach und nach, so hoff' ich, würdest Du
Dich zur Verleidigung zu der Welt gewöhnen.
Erst nach und nach den lieblich Hoffnungen
Entlagen lernen, manchem holden Wunsch.
Hat uns auf einmal, wie der jähe Sturz
Die verbannt, daß Du in den Kreis
Der Gefahr, der Gefahr hereingetrieben.
Mißmuthig athmet man in dieser Luft;
Der Mensch verbirgt sein schwankendes Gemüth
Und übergiebt dem Fremden seine Freuden.
Ich, ist ich nun nicht mehr in d Vaterhaus,
Das Dich umgab, um Dich wiederherzustellen,
In Deiner Unschuld heil'gem Vorgefühl
Mich von der Welt gedrungner Pose retten!
Du wirst lernen, mit mir in d Netz verstrickt,
Geübter, verwegner, Dich mit mich benehmen.

Eugenie.

Nicht so, mein Vater! Kannt ich schon bisher
Entsagung, abgelernet, eingeschlossen,
Ein freudig' Nichts, die reinste Blume Dir,
Schon in des Daseins Unbedeutsamkeit
Erhebung, Trost und Lebendigkeit gewähren:
Wie ist die Tochter erst, in Dein Geschick
Verflochten, im Gewerbe Deines Lebens,
Mit heit'rer, bunter Farben, thätig glänzen!
Ich nehme Theil an jeder edeln That.
An jeder großen Handlung, die den Vater
Dem König und dem Reiche werther macht.
Mein frischer Sinn, die jugendliche Kraft,
Die mich belebt, sie theilen Dir sich mit.
Verschweben jene Träume, die der Welt
Unüberwindlich ungeheure Last
Auf einer Mondschwebe zerstäubend wälzen.
Wenn ich Dir stets in treuer Gegenwärtigkeit
Erheiternd, guten Willen, warme Liebe,
Der leere Zärtlichkeiten fruchtlos bot:
Nun hoff' ich, eingereicht in Deine Plane,
Vertraut mit Deinen Wünschen, mir das Recht
Verdient'ger Zärtlichkeit rühmlich zu erwerben.

Herzog.

Was Du bei diesem nicht'gen Schritt verlierst,
Erfährst Du ohne Mensch und ohne Mühe;
Was Du erwirbst, schätzest Du zu sehr.

Eugenie.

Mit bedenklich'ren, hochbegüterten Momenten
Gewalt'ger Beispiele, wärst gern Du mich theuren,
Für edle Seelen trüglicher Gewinn!

Herzog.

Gewicht! Vergeb, wenn Du in dieser Stunde
Mich schwächer findest, als dem Manne ziemt.
Wie tausendfach durchkreuzen die Gedanken sich!
Ich sei Dich heute, und Du heutest mich.

Eugenie.

Nicht heute! Meine Mutter, mit mir herauf
In diese Regionen, wo mir eben
Die neue, heit're Sonne sich erhebt.
In diesen unsern Frauen sähst sie,
Wenn ich den Jahrestag von meinem Eintritt
Dir noch erhöhe.

Herzog.

Sage, was es ist.

Eugenie.

Der wichtigste Moment geht o in seinen
Mit manchen, die mit Freude, die mit Ernste

Des Menſchen Herz beſtürmen. Wenn der Mann
Sein Weſentl. in ſolchem Fall verſteht,
Nachſichtig iſt ſich vor die Wenge ſtellt,
Er wünſcht ein Weib, noch Jedem zu gefallen.
Durch ausgeſuchte Tracht, verkümmt. ſeine Schmach
Verächtenswerth vor Andern zu erſcheinen.
Das hab' ich oft gehört und oft bemerkt,
Und nun empfind' ich, im bedeutendſten
Momente meines Lebens, daß auch ich
Der mißgeſtalten Schwachheit ſchuldig bin.

Herzog.

Was kannſt Du wünſchen, das Du nicht erlangſt?

Eugenie.

Du biſt gezeigt, mir Alles zu gewähren;
Ich weiß es. Doch der große Tag iſt nah',
Wo nah', um Alles würdig zu bereiten;
Und was von Straßen, Stickerei und Spitzen,
Was von Juwelen mich umgeben ſoll,
Wie kann's geſchafft, wie kann's verſchrieben werden!

Herzog.

Und überraſcht ein Glück gewöhnlichſtes Glück:
Doch verherrlicht ſchonen wir's empfangen.
Was Du bedarfſt, iſt Alles angeſchafft;
Und heute noch, verwahrt im rothen Schrein,
Erblickſt Du Gaben, die Du nicht erwartet.
Doch andre Prüfung leg' ich Dir dabei,
Zum Vorbild mancher künftig ſchweren, ſo!
Hier iſt der Schlüſſel, den verwahre wohl;
Verſchone Deiner Neugier! Suche nicht,
Eh ich Dich wiederſehe, jenen Schrank.
Vertraue Niemand', ſei es, wer es ſei,
Die Klugheit räth's, der König ſelbſt gebeut's.

Eugenie.

Dem Mädchen fand Du harte Prüfung auch;
Doch will ich ſie beſtehn, ich ſchwör' es Dir!

Herzog.

Mein eig'ner, weicher Sohn erwiderte ja
Mit kührer Wange, wie ich Dich gebeten;
Der Ehre kleinen Theil, den ich begehre
Für ſchuldig zugewandt, mißbilligt er ſchon.
Erfahr' es, daß Du, beſſer noch zuvor
Durch meines Königs Mund gebeten, daß
In manchem Recht ihm gleich Dich ſtellen ſollteſt:
Wie nicht er wünſchen! Wünſcht es nicht allein,
Den ſchönen Schein zu hindern, Wort zu ſein!

Eugenie.

Laß mich im Stillen jenen Tag erharren.
Bis dorthin gilt's, was mich zum Schweigen
So ernſten mich verpflichtet, iſt's an mir.
Soll's an gefälligem Betragen, guten Worten,
Nachſichtigkeit und Neigung nicht gebrechen.
Es iſt Dein Sohn; und iſt' er nicht noch Dir
Zur Liebe, zur Vernunft gebildet ſein?

Herzog.

Ich traue Dir ein jedes Wunder zu;
Vertraute Dir zu meines Hauſes Beſten,
Und lebe wohl! Doch ach, indem ich ſcheide,
Bemächtigt mich gewaltet jäher Furcht Gewalt!
Hier laſſ Du todt in meinen Armen, hier
Bezwang mich der Verzweiflung Tigerklauen!
Wer nimmt das Bild vor meinen Augen weg?
Dich hab' ich todt geſehn! So wirſt Du mir
In manchem Tag, in mancher Nacht erſcheinen.
Was ich, entfernt von Dir, nicht darf befehlen?
Nun iſt's nicht mehr ein kranker Geiſterwahn,
Es iſt ein wahres, unvertilgliches Bild:
Eugenie, das Leben meines Lebens,
Dich, hingeſunken, athemlos, entſeelt!

Eugenie.

Erwarte nicht, was Du entfernen ſollteſt;
Laß dieſen Ort, laß dieſe Rettung Dir
Als werthes Pfand erſcheinen meines Glücks.
Lebendig faßt Du ſie von Deinen Augen,
(indem ſie ihn umarmt)
Und fühlſt lebendig ſie an Deiner Bruſt.
So laß mich immer, immer wiederſehen!
Und von dem gift'gen, tödtenden Leben
Genommen hat verſchollen Leben Bild.

Herzog.

Kann wohl ein Kind empfinden, wie den Vater
Die Sorge möglichen Verluſtes quält?
Gefühlt' ich's nun! wie Furcht hat mich ihren
Dein überſtrömter Muth, mit dem Du Dich,
Mit wie an's Pfand gewachſen, voll Gewalt
Der bangenden, entſetzlichen Gewalt,
Durch That und Berg, durch Lieb und Grauen
führtenſt.
Wie ſich ein Vogel durch die Lüfte wirft,
Ich, Furcht mehr gedrängt als entzückt!
Daß hoch erwachſner Sohn Dich preiſen
Der ritterlichen Haltung ſich erfreue!

Eugenie.

Dem Ungemeſſnen drängt ſich die Erfahr;
Verſtändiges wird Dich Wildheit nun ſein.
O, fühle jetzt wie bewußt, da Du mich,
Die Fürſtin Kind, in ritterlicher Weiſe
Mit Heldenkraft tödtlich eingeworben!

Herzog.

Ich hatte bewußt Gewicht, ich weiß nun
Ein Leben, Unvergleich, beſitzen!
Und jeder Athem der Geliebten
Nicht für Gefahr an mich denken?

Eugenie.

Das Glück
Hat nicht die Sorge blutig hie Griebe.
Leb' wohl, mein Vater; folge Deinem König,
Und sei uns auch an Deiner Tochter wieder
Ein tüchtiger Vasall, ein treuer Freund!
Leb' wohl!

Herzog.

O, bleib', und steh' an diesem Tag
Lebendig, aufrecht, noch ein Mal, wie Du
In's Leben wieder aufgestanden, wo mit Wonne
Du mein gerissen' Herz erfüllend heiltest!
Unfreundlicher bleibe diese Freude nicht!
Dem ew'gen Denkmal weih' ich diesen Ort.
Hier soll ein Tempel aufsteh'n, der Genesung,
Der glücklichen, geweihet. Ringsumher
Soll Deine Hand ein Paradies erschaffen;
Den wilden Wald, das strenge Gebirg
Soll sanfter Wechsel Lebreich verknüpfen;
Der stille Teich wird ausgeh'n, dieser Bach,
In vielen Spiegeln fällt er hier und dort;
Der überraschte Wand'rer steht sich hier
In's Paradies versetzt. Hier soll kein Schuß,
So lang ich lebe, fallen; hier kein Vogel
Von seinem Zweig, kein Wild in seinem Busch
Geschreckt, verwundet, hingeschmettert werden.
Hier will ich her, wenn mir der Augen Licht,
Wenn mir der Füße Kraft gelegt verlegt.
Auf Dich gerichtet, wohlthätiger; immer soll
Der gleiches Dankes Empfahen; mich bleiben.
Nun aber lebe wohl! Lieb wir! — Du weinst?

Eugenie.

O, wenn mein Vater dürftig flehten darf,
Der Tochter zu verlieren, ist es mir
Sich keine Sorge regen, ihn vielleicht —
Wie kann ich's denken, sagen, — ihn zu
missen!
Verwaist der Vater sich beklagenswerth;
Wenn verwaist die Kinder sind es mehr.
Und ich, die Aermste, stehe ganz allein
Auf dieses weiten, fremden, wilden Welt.
Weiß ich von ihm, dem Einzigen, mich trösten.

Herzog.

Wie Du mich bittest, geh' ich Dir's zurück.
Leb und genese, wie einmal, verwaist gehen.
Das Leben ist des Lebens Pfand; es steht
Nur auf sich leicht und muß sich leicht verhängen.
O wenn sich und ruhig und einander überleben!
Dann bleiben alle werthen Lebenstheil
Soll ein erfreulich Wiedersehen uns heilen!

[Die Trommeln der Wache, auf den Festungswerken werden
es Ab, und aufgenommener Befehl, von Lebendigen zu
ende gehen ruhig ab.]

Zweiter Aufzug.

Zimmer Eugenie's, im Gartenhaus.

Erster Auftritt.

Hofmeisterinn. Secretär.

Secretär.

Verzeih' ich, daß Du mich, im Vorgefühl,
Da ich erwünschte Nachricht bringe, störst?
Vernimm nur erst, was ich zu sagen habe!

Hofmeisterinn.

Wohin es deutet, fühl' ich nur zu sehr.
O laß mein Auge vom bekannten Blick,
Mein Ohr sich von bekannter Stimme wenden;
Entziehen laß mich der Gewalt, die lauf
Durch Lieb' und Freundlichkeit wirksam, fürchterlich.
Wie ein Gespenst, mir nun zur Seite steht!

Secretär.

Wenn ich des Glückes Fülle Dir auf einmal,
Nach langem Hoffen, von der Höhe schütte;
Wenn sich die Morgenröthe zweet Tage,
Der meinen Hand auf ewig gnädig soll,
Am Horizonte feierlich erhebt:
So schreckst Du nun, verlegen, widerwillig,
Den Boten eines Bräutigams zu stoßen.

Hofmeisterinn.

Du zeigst mir nur die eine Seite dar;
Sie glänzt und leuchtet, wie im Sonnenschein
Die Welt erfreulich daliegt; aber hinter
Dir schwanger Nichts Grund, ich ahn' ihn
schon.

Secretär.

So laß mich erst die schöne Seite sehn!
Verlangst Du Wohnung, mitten in der Stadt,
Geräumig, heiter, trefflich eingerichtet.
Wie man's für sich, sowie für Gäste wünscht:
Sie ist bereit; der nächste Diener steht
Und schleunig dort empfahen, wenn Du willst.
Gebeut Du im Lustring Pferd auf's Land: auch
dort
Ist eins und eins, ein Wagen und bestimmt,
Ein reiches Feld. Und was Repräsentant
Die Meierei, Park, an Blumen, Bach und
See'n.
Sich Phantasie zusammendrängen mag.
Verzichte nur, zum Theil als wollst ein,
Zum Theil als abwesend Gut; selbst
Auch manche Nacht zur bequem vergönnt,
Durch Freundlichkeit sie Lieb und Pflicht zu bringen.

Hofmeisterinn.

In meiner Brüsten hellt sich jener Blick.
Du spricht Du es mündlich, vor meinen Augen.

Nicht wünſchenswerth, abſcheulich naht ſich mir
Der Gott der Welt im Ueberfluß heran.
Was für ein Opfer fordert er? Das Glück
Des holden Zöglings möcht' ich morden helfen!
Und was ein ſolch' Verbrechen mir erwarb,
Ich ſollt' es je mit freier Bruſt genießen?
Cogrosie! Du, deren holdes Weſen
In meiner Nähe ſich von Jugend auf
Aus reicher Fülle rein entwickeln ſollte:
Kann ich mich unterſcheiden, was an Dir
Dein eigen iſt und was Du mir verdankſt?
Die, die ich als mein ſelbſtgebildet Werk
Im Herzen trage, ſollt' ich nun zerſtören?
Von welchem Stoffe ſeid Ihr denn geformt,
Ihr Menſchen, daß eine ſolche That
Ihr fordern dürft und zu beſchönen glaubt?

Secretär.

Gar manchen Schutz bewahret von Jugend auf
Ein edles, gutes Herz, und bildet ihn
Nur immer ſchöner, liebenswürd'ger aus
Zur holden Gottheit des geheimen Tempels;
Doch wenn das Mächtige, das uns regiert,
Ein großes Opfer heiſcht, wir bringens doch
Mit hintenan geſetzt der Reue gleich.
Zwei Welten ſind es, meine Liebe, die,
Gewaltſam ſich bekämpfend, uns betrügen.

Hofmeiſterinn.

In völlig fremder Welt für mein Gefühl
Scheinſt Du zu wandeln, da Du Deinem
Herrn,
Dem edlen Herzog, ſolche Zumutungen
Vertrauensvoll bereitſt, zur Pflicht
Des Sohnes Dich ſagſt! — Wenn das Mädchen
Verbrechen zu begünſtigen ſcheinen mag,
So nennen wir es Zwang; doch der Menſch,
Der ganz bekannten ſolche That erwählt,
Er iſt ein Räthſel. — Doch — und bin ich nicht
Mir auch ein Räthſel, daß ich noch an Dir
Mit ſolcher Neigung hänge, da Du mich
Zum tiefen Abgrund hingetrieben haſt!
Warum, o, ſchuf Dich die Natur von Außen
So lieblich, liebenswerth, unwiderſtehlich,
Wenn ſie ein kaltes Herz in Deinen Buſen,
Ein gluthverſtörendes, zu pflanzen dachte!

Secretär.

Du meiner Neigung Wärme zweifelſt Du?

Hofmeiſterinn.

Ich möchte mich vergeſſen, wenn ich's könnte.
Doch, ach! warum, mit verhaßtem Blick
Mich Deine Nähe feindſelig zu fliehen?
Ich bin ja Nacht und Schrecken ja vergangen!

Secretär.

Ich, leider bringt ſich's nächſtens kommen!

Den jungen Fürſten zwingt man zum Entſchluß.
Erſt blieb Cogrosie ſo manches Jahr
Ein unbedeutend', unbekanntes Kind.
Du haſt ſie ſelbſt von ihren erſten Tagen
In dieſen alten Sälen auferzogen,
Von Wenigen bemerkt und heimlich nur.
Doch wir verheimlichte ſich Vaterliebe!
Der Herzog, ſtolz auf ſeiner Tochter Werth,
Läßt nach und nach ſie öffentlich erſcheinen;
Sie zeigt ſich reitend, fahrend. Jeder fragt,
Und Jeder weiß zuletzt, woher ſie ſei.
Nun iſt die Mutter todt. Der ſtolzen Frau
War dieſes Kind ein Gräuel, das ihr nur
Der Neigung Schwäche vorzuwerfen ſchien.
Nie hat ſie's anerkannt und kaum geſehn.
Durch ihren Tod fühlt ſich der Herzog frei,
Entwirft geheime Pläne, nähert ſich
Dem Heer wieder und entfagt zuletzt
Dem alten Groll, verſöhnt ſich mit dem König
Und macht ſich's zur Verpflichtung, dieſes Kind
Als Fürſtin ſeines Stamms erklärt zu ſehn.

Hofmeiſterinn.

Und ahnet Ihr dieſer köſtlichen Natur
Dem Fürſtenblute nicht das Glück des Rechts?

Secretär.

Gelehrte, Theure! Sprichſt Du doch ſo leicht,
Durch viele Mauern von der Welt geſchieden,
In kläglichem Sinne von dem Werth
Der Erbesgüter. Blicke nur hinaus;
Dort mißt man beſſer ſolchen edeln Schatz.
Der Vater weidet ihn dem Sohn, der Sohn
Verachtet ſeines Vaters Jahre; Beſſer
Entzweit ein ungewiſſes Recht auf Tod
Und Leben. Selbſt der Geiſtliche verzeiht,
Wenn er ſterben ſoll, und ſucht nach Gelt.
Verdächtigt man's dem Prinzen, der ſich heute
Als einfach Sohn gefühlt, wenn er ſich nun
Vor Schmerzen nicht gelaſſen weiß,
Vor, einzutreten, ihm das Erbtheil ſchmälert?
Man ſtürzt ſich an ſeinen Platz und richtet.

Hofmeiſterinn.

Und iſt es nicht ſchon jetzt ein ſolcher Kampf?
Und wird es's nicht durch ſeines Vaters Tod
Zum Ueberfluß? Wie wär' ein Theil des
Guten
So köſtlich angelegt, wenn er beide
Der holden Schweſtern zu gewinnen wüßte!

Secretär.

Glückſelig beutelt ſie das Reichen Glück!
Es widerſpricht der Forderung der Natur,
Der Stimme des Gewiſſens, der Vernunft,
Und ſprechen an den Zufall ſeine Rechte.
Wenn Prüfung, ſtrenge Prüfung [illegible]
Verbieten muß! Unendlicher Verſtändigung
Sind engverwandte Gemüther unfähig!

Hier beide nicht zu rathen, nicht zu mildern;
Kannst Du mit uns nicht wirken, geh uns auf.

Hofmeisterinn.

Und was denn wirken? Lange trieb Ihr schon
Von fern dem Glück des liebenswürd'gen Kindes.
Was habt Ihr denn in Eurem furchtbar'n Rath
Beschlossen über sie? Verlangt Ihr etwa,
Daß ich mich blind zu Eu'rer That gesellte?

Secretär.

Mit Nichten! Hören kannst und sollst Du gleich,
Was zu beginnen, was von Dir zu fordern
Wir selbst genöthigt sind. Empfange
Sollst Du entsühnen! Sie muß verschwinden
Auf einmal aus der Welt verschwinden, daß
Wir sie getrost als todt bewinnen können;
Verborgen muß ihr künftiges Geschick,
Wie das Geschick der Todten, ewig bleiben.

Hofmeisterinn.

Lebendig weist Ihr sie dem Grabe; mich
Bestimmt Ihr tödtlich zur Begleiterinn;
Mich stoßt Ihr mit hinab. Ich soll mit ihr,
Mit der Verrath'nen, die Verrätherinn,
Der Todten Schicksal vor dem Tode theilen!

Secretär.

Du stehst sie hin und kehrst gleich zurück.

Hofmeisterinn.

Soll sie im Kloster ihre Tage schließen?

Secretär.

Im Kloster nicht; wir mögen nicht ein Pfand
Der Freundschaft nicht anvertrauen, die
Es leicht als Werkzeug gegen uns gewandte.

Hofmeisterinn.

So soll sie nach den Inseln! Sprich es aus!

Secretär.

Du weißt's vernehmen; jetzt bereit'ge Dich!

Hofmeisterinn.

Wie kann ich retten, bei Gericht und Rath,
Der meinen Liebling, der mich selbst bekleidet!

Secretär.

Dein Liebling kann auch drüben glücklich sein,
Und Dich erwarten hier Gewinn und Wonne.

Hofmeisterinn.

O, schmeichelt Euch mit leichter Hoffnung nicht!
Was hilft's, in mich zu stürmen, zum Verbrechen
Mich anzureizen, mich zu dringen! Hier,
Auf hoher Hut, wird Euren Plan vereiteln.
Entdeckt nur mich, so ist gewiß auf Euren
Gefangenen vergeblich Eure Müh.
Der mächtige Sie beschützt, erretet Sarah.

Begleiten Sie, wohin sie geht; gewähren
Das falsche Recht, womit Ihr sie umgabt.

Secretär.

Sie festzuhalten, Das gelinge Dir!
Willst Du mich überreden, daß ein Kind,
Bisher im sanften Arm des Glücks gewiegt,
Im unverhofften Fall Besonnenheit
Und Kraft, Geschick und Klugheit zeigen werde?
Gebildet ist ihr Geist, doch nicht zur That;
Und wenn sie richtig fühlt und weise spricht,
So fehlt noch viel, daß sie gemessen handle.
Des Unerfahr'nen hoher, freier Muth
Verliert sich leicht in Feigheit und Verzweiflung,
Wenn sich die Noth ihm gradeher stellt.
Wird uns gelingen, führe Du es aus;
Klein wird das Uebel werden, groß das Glück.

Hofmeisterinn.

So geht mir Zeit, zu prüfen und zu wählen!

Secretär.

Der Augenblick des Handelns dringt und schon.
Der Herzog scheint gewiß, daß ihm der König
Am nächsten Fest die hohe Gunst gewähren
Und seine Tochter anerkennen wolle;
Denn Kleider und Juwelen sind bereit,
Im prächt'gen Kasten sämmtlich eingeschlossen,
Wozu er selbst die Schlüssel wohl verwahret,
Und ein Geheimniß zu verwahren glaubt;
Wir aber wissen's wohl und sind gerüstet;
Geschehen muß nun schnell das Ueberlegte.
Heut Abend hörst Du mehr. Nun lebe wohl!

Hofmeisterinn.

Auf tödtlichen Wegen wirkt Ihr tödtlich fort,
Und wähnet, Euren Vortheil klar zu sehen.
Habt Ihr denn jeden Ausweg Euch verschlossen,
Daß über Schuld und Unschuld, hülfverbreitend,
Ein rettend', rächend' Wesen göttlich schwebt!

Secretär.

Wer wagt, ein Herrscherrecht zu läugnen, das
Sich vorbehält, den Ausgang unsrer Thaten
Nach seinem eing'nen Willen zu bestimmen?
Doch wer hat sich zu seinem hohen Rath
Gesetzen hören; wer Gesetz und Regel,
Wornach er urtheilt spricht, erkennen mögen?
Verkannt empfangen wir, und mündig selbst
Im ist jeden Elemente gerichtsgeübter,
Und was uns nützt, ist unser höchstes Recht.

Hofmeisterinn.

Und so verdammet Ihr das Unschuldige,
Wenn Euch sein Vorgesetzt Mittel Nichts be-
deuten.

Mich rettet es nun, die schwindlicher Gefahr
Dem hellen Jüngling heftig abzuwenden;
Mich gegen Euch und gegen Mancher mit sich

Bereit zu waffnen. Kein Versprechen soll,
Kein Drohn mich von der Stelle drängen. Hier,
Zu ihrem Heil gewidmet, steh' ich fest.

Secretär.

O, meine Gute! Dieß ihr Heil vermagst
Du ganz allein zu schaffen, die Gefahr
Von ihr zu wenden, magst Du ganz allein,
Und zwar, indem Du uns gebietst. Ergreife
Sie schnell, die holde Indien, führe sie,
So weit Du kannst, hinweg; verbirg sie fern
Vor aller Menschen Anblick; denn — Du schaudertst,
Du fühlst, was ich zu sagen habe! — Sei's,
Weil Du mich drängst, endlich auch gesagt:
Sie zu entfernen, ist das Mildeste.
Willst Du zu diesem Plan nicht thätig wirken,
Denkst Du, Dich ihm geheim zu widersetzen,
Und wagtest Du, was ich Dir anvertraut,
Aus guter Absicht irgend zu verrathen:
So liegt sie todt in Deinen Armen! Was
Ich selbst bewirken werde, muß geschehn.

Zweiter Auftritt.

Hofmeisterinn.

Die schöne Drohung überrascht mich nicht.
Schon lange seh' ich dieses Feuer glimmen,
Nun schlägt es hell in lichte Flammen aus.
Um Dich zu retten, muß ich, liebes Kind,
Dich Deinem holden Morgenraum entreißen.
Nur eine Hoffnung lindert meinen Schmerz;
Allein sie schwindet, wie ich sie ergreife.
Eugenie, wenn Du entlaufen könntest
Dem hohen Glück, das unvermeidlich scheint,
Du tiefen Schwerte Dir Gefahr und Tod,
Verbannung als ein Mildestes begegnen!
O, hätt' ich Dich erleuchten; hätt' ich Dir
Verborg'ner Winkel können, wo die Scharf
Verfolgender Verfolger tödtlich lauscht!
Da, schweigen soll ich! Leide kann ich nur
Dich ohnmächtig erwachen; wirst Du wohl
Im Lauuel Deiner Freude mich verstehen!

Dritter Auftritt.

Eugenie. Hofmeisterinn.

Eugenie.

Er ist ergriffen. Du Verwandlung meiner Gestalt;
Du Mutter Gott! Gelobtes, ist gegrüßt!

Hofmeisterinn.

Du Wunder trafst ich Dich an diesem Ort,
Geliebtes Kind, und diesem wunderbaren

Die reich aus Lebensfülle Dir entquillt!
Wie heiter glänzt Dein Auge! Welch' Entzücken
Umschwebet Mund und Wange! Welches Glück
Drängt aus bewegtem Busen sich hervor!

Eugenie.

Ein großes Uebel hatte mich ergriffen:
Vom Fieber glühte Kopf und Arterien.

Hofmeisterinn.

O Gott!

Eugenie.

Sei ruhig! Siehst Du mich doch wieder,
Gesund und hochbeglückt, nach diesem Fall.

Hofmeisterinn.

Und wie?

Eugenie.

Du sollst es hören, wie so schön
Aus diesem Uebel sich das Glück entwickelt.

Hofmeisterinn.

Ach, aus dem Glück entwickelt oft sich Schmerz!

Eugenie.

Sprich böser Vorbedeutung Wort nicht aus,
Und störe mich der Sorge nicht entgegen!

Hofmeisterinn.

O, möchtest Du mir Alles gleich vertrauen!

Eugenie.

Vor allen Menschen Dir zuerst! Nur jetzt,
Geliebte, laß mich nur! Ich muß allein
In's eigene Gefühl mich finden lernen.
Du weißt, wie hoch mein Vater sich erfreut,
Wenn vorwaltend ihm ein klein Gericht
Entgegenkommt, wie mir's der Mutter Gunst
Bei manchem Anlaß wichtig scheinen mag.
Verlaß mich! Eben schwebt mir's heiter vor;
Ich muß es haschen, soll entschwinden's nie.

Hofmeisterinn.

Wunderlich, wirrend, vertrauter Stunden Reihe
Mir seltsames Gelüsten aus ergründen?
Wenn schon wir, gelobt von Mädchen gleich,
Der ihren Schmuck einander anvertraut
In geheim Lauschen ernsthaft, unsres Herzens
Geheimste Bücher, und trauern und herzlich
Uns unterhielten zur Kleidgenossin zu erlesen?

Eugenie.

Auch jene Stunden werden wiederkehren,
Und diesen süßen Glücks man wir Vertrauen
Sich und Vertrauen zu erwidern, pflegen.
Jetzt breitet sich in weiter Einsamkeit
Mir das Verlangen jener Lage dehnen.

Vierter Auftritt.

Eugenie, nachher Hofmeisterinn (treten).

Eugenie (einen Briefbogen hervorziehend).

Und nun geschwind zum Pergament, zum Griffel!
Ich hab' es ganz und eilig soll ich's auf,
Was ich dem Könige zu jener Zeit,
Bei der ich, umgeben von sein Wort,
In's Leben trete, herzlich wünschen soll.
(Sie versinkt tiefsinnig und schreibt.)
„Welch' Wunschleben wird hier ausgesprochen!
Wüßt Du, o Herr der obern Regionen,
Des Neulings Unvermögen nicht verschonen?
Ich sehe hin, von Majestät geblendet.
Doch, halb gewandt zu Dir hinauf gewendet,
Erfreut's mich, an dem Fuß der festen Thronen,
Ein Sprößling Deines Stamms, beglückt zu wohnen,
Und all' mein frühes Hoffen ist vollendet.
So flehe denn der holde Born der Gnaden!
Hier will die treue Brust so gern verweilen,
Und an der Liebe Majestät sich laben.
Mein Anker hängt an einem guten Faden;
Wie ist, als möcht' ich wunschhaftsam eilen,
Das Leben, das Du gabst, für Dich zu lassen."
(Das Geschriebene mit Geläufigkeit betrachtend.)
So hast Du lange nicht, bewegtes Herz,
Dich in gewoßt'nen Worten ausgesprochen!
Wie glücklich, den Gefühlen auf der Brust
Mit ew'ge Zeichen Stempel aufzudrücken!
Doch, ist es wohl genug? Hier stockt es fort;
Hier quillt es auf! — Du nahest, großer Tag,
Der mich dem König gab, mich wir jetzt
Dem Könige, dem Vater, mich wir jetzt
Zu ungemess'ner Wonne geben soll!
Dich hohe Zeit verherrlicht mein Lied!
Begeistert dringt sich Phantasie vermehrt;
Sie trägt mich vor den Thron und stellt mir vor,
Sie gibt im Kreise mir — —

Hofmeisterinn (rufend).
Eugenie!

Eugenie.
Was soll's?

Hofmeisterinn.
Höre mich, und öffne gleich!

Eugenie.
Verhaßte Störung! Ordnen kann ich nicht.

Hofmeisterinn.
Dem Vater Botschaft! —

Eugenie.
Wie, vom Vater? Gleich!

Hofmeisterinn.
Große Gaben scheint
Er Dir zu schicken.

Eugenie.
Warte!

Hofmeisterinn.
Hörst Du?

Eugenie.
Warte!
Doch wo verberg' ich dieses Blatt? Zu klar
Spricht's jene Hoffnung aus, die mich beglückt.
Hier ist Nichts zum Verschließen! Und bei mir
Ist's nirgend sicher, diese Tasche kaum;
Denn meine Leute sind nicht Alle treu.
Gar Manches hat man schon mir, als ich schlief,
Durchblättert und entwendet. Das Geheimniß,
Das größte, das ich je gehegt, wehla,
Wohin verberg' ich's?
(Indem sie sich der Gelierbrust nähert.)
Wohl! Hier war es je,
Wo Du, geheimer Mondschrank, meiner Kindheit
Unschuldige Geheimnisse verbargst.
Du, den mir kindisch absonderheute,
Von Neugier und von Müßiggang ergeugte,
Kostbare Thätigkeit entdecken hast;
Du, Jedem ein Geheimniß, ohne Dich!
(Sie drückt an einer verborgenen Feder und eine feine Thüre springt auf.)
Gewiß ich sonst verbarg' mit Zaderwerk,
Zu lästigem Gewinn, in Dir verdeckte,
Vertrau' ich heute meines Lebens Glück
Entzückt und sorglich Dir auf kurze Zeit.
(Sie legt das Pergament in den Schrank und drückt die Thüre zu.)
Die Tage schweben vor, und abgewogener
Bewegen sich aus Lust und Schmerz heraus.
(Sie schließt die Thüre.)

Fünfter Auftritt.

Eugenie. Hofmeisterinn. Bediente, ein offenes gesiegeltes Packet tragend.

Hofmeisterinn.
Wenn ich Dich störe, sehe ich gleich mich um.
Was mich gewiß entschuldigen soll, bedenke.

Eugenie.
Was meinem Vater — Vieles gelobet sei Schweiz!
Bei welcher Zeitheit kommt solch' Glück!
(Zu der Bedienten.)
Hinweg!
(Sie nimmt ihm einen Packet ab.)
Zum Vorschmack Deiner Freundschaft

Ruganting zu Vasco.

Das sind die Sachen dieses Fremden?

Vasco.

Ja.

Sie waren unser, und sie sind nun wieder
Auf leidliche Bedingung sein geworden.

Ruganting.

Schon gut, laß mich allein; ich rufe dir.

Vasco.

Hier ist nicht lang' zu zaudern; fort! nur fort!
Ich fürchte sehr, der Fürst von Rocca Bruna
Schickt seine Garden aus, noch eh' es tagt.

Ruganting.

Noch eh' es tagt, sind wir gewiß davon.

Allein.

Mein Bruder! Welch Geschick führt ihn hierher?
In diesen Augenblicken, da die Liebe
Mich jede Thorheit, die ich je beging,
Bereuen läßt. Er scheint ein edler Mann;
Er wird mich gern erkennen, wird es leicht.

Und ohne Neid und ohne Schlüssel! Stirbt
Mir nicht ein Schatz, verborgen, in der Nähe?
O Neugier! o Verlangen! Rhoeß Du,
Was diese Gabe mir bedeuten kann?

Hofmeisterinn.

Ich zweifle nicht: Du hast es selbst errathen.
Auf nächste Hoheit deutet sie gewiß;
Des Schmuck der Fürstentochter bringt man Dir,
Weil Dich der König bald vermählen wird.

Eugenie.

Wie kannst Du Das vermuthen?

Hofmeisterinn.

Weiß ich's doch!
Geheimnisse der Großen sind belauscht.

Eugenie.

Und wenn Du's weißt, was soll ich Dir's verbergen?
Soll ich die Neugier, dieß Geschenk zu sehn,
Vor Dir umsonst beschämen! — Hab' ich doch
Den Schlüssel hier! — Der Vater zwar verbot's.
Doch was verbot er? Das Geheimniß nicht
Unzeitig zu entdecken; doch Dir ist
Es schon entdeckt. Du kannst nicht mehr erfahren,
Als Du schon weißt, und schweigst nun, mir zu
Liebe.
Was zaudern wir? Komm', laß uns eilen; komm',
Daß uns der Gaben hoher Glanz entzücke!

Hofmeisterinn.

Halt ein! Gedenke des Verbots! Wer weiß,
Warum der Herzog weislich es verschloß!

Eugenie.

Mit Sinn befahl er, zum bestimmten Zweck;
Der ist vorüber; Alles weiß Er schon.
Du lichst mich, daß verschweigen, gewissenhaft
Laß uns das Zimmer öffnen, das Geheime
Laß uns zugleich verständig unterscheiden.

(Sie schließt die Zimmerthüre auf und tritt gegen den Grund.)

Hofmeisterinn (die ihr folgt).

Der prächt'gen Staude Gold- und Purpurglanz,
Der Perlen Milde, der Juwelen Strahl
Blickt im Verborg'nen! Ach, sie zeigen Dich
In jenem Licht unschätzbarlich an!

Eugenie.

Was sie bedeuten, ist das Geringste.

(Sie öffnet das Kästchen, an der Thüre gegen den Grund.)

Welch' köstlichen Gewand verwahrt Er.
Indem ich's aus Verstecken, meinem Blick —

Und diese Spiegel — fordern sie nicht gleich.
Das Mädchen und den Schmuck vereint zu schildern!

Hofmeisterinn.

Cyrenis tödtliches Gewand entfaltet,
So scheint es mir, sich unter meiner Hand.

Eugenie.

Wie schwebt ein leichter Trübsinn Dir um's Haupt!
Denk an begläckter Palaste freches Fest.
Komm! Reiche mir die Theile, nach und nach;
Das Unterkleid! Wie reich und süß durchflimmert
Sich Ein des Silbers und der Farben Blitz!

Hofmeisterinn

(indem sie Eugenie's das Gewand anlegt).

Verbirgt sich je der Gnade Sonnenblick,
Sogleich ermattet sich' ein Widerglanz.

Eugenie.

Ein treues Herz verliert sich diesen Blick,
Und, wenn es weichen wollte, zieht's ihn an.
Das Oberkleid, das gold'ne, schlage über,
Die Schürze ziehe, mit verbreitet, nach.
Auch diesem Stoff ist mit Geschmack und Macht
Der Pflanzen Schmelz unsterblich aufgedrückt.
Und steht sich so nicht schön umgeben auf!

Hofmeisterinn.

Doch wird von Kennern mehr die Schönheit selbst
In ihrer eig'nen Herrlichkeit erspäht.

Eugenie.

Das einfach Schöne ist der Kenner schätzen,
Verziertes aber spricht der Menge zu. —
Nun leihe mir der Perlen lautres Licht;
Auch der Juwelen leuchtende Gewalt!

Hofmeisterinn.

Doch Deinem Herzen, Deinem Geist gezieht
Nun eig'ner, conv'ner Werth, und nicht der Schein.

Eugenie.

Der Schein, was ist er, wenn das Wesen fehlt!
Das Wesen wär' es, wenn es nicht erschiene!

Hofmeisterinn.

Und hast Du nicht in deiner Mappen selbst
Der Jugend angenehmer Zeit verwandt;
Den Kleinen Putzer liebenswürd, entzückt,
Verborg'ner Blumen Heiligkeit entdeckt?

Eugenie.

(Aufgelöst kann die Kunstgier sich gestehen.
Es lange sie den Blumen Fleiß umgibt.

Neu schwillt, vom Frühlingshauche, Lebenskraft.
In Blüthen bricht sie auf, an Licht und Lüfte.

Hofmeisterinn.

Aus Müßigkeit entspringt ein reines Glück.

Eugenie.

Wenn Du ein müßig' Ziel Dir vorgesteckt.

Hofmeisterinn.

Beschäftigkeit sucht sich der Gesellschafter.

Eugenie.

Du überredst die Geschmückte nicht.
O, daß sich dieser Saal erweiterte,
Zum Raum des Glanzes, wo der König thront!
Daß reicher Teppich unten, oben sich
Der gold'nen Decke Wölbung breitete!
Daß hier im Kreise vor der Majestät
Demüthig Alle die Großen angelacht
Von dieser Sonne, herrlich leuchteten!
Ich unter diesen Auserwählerinn,
Im schönsten Kreis, die Auserwählerste!
O, laß mir dieser Wonne Vorgefühl,
Wenn Aller Augen mich zum Ziel ersehen!

Hofmeisterinn.

Zum Ziele der Bewund'rung nicht allein,
Zum Ziel des Neides und des Hasses mehr.

Eugenie.

Der Neider steht als Zeile des Glücks,
Der Hasser lehrt uns immer wehrhaft bleiben.

Hofmeisterinn.

Bemüthigung beschleicht die Stolzen oft.

Eugenie.

Ich leg' ihr Geisterbegegnung entgegen.
(Zum Schranke gewendet.)
Noch haben wir nicht Alles durchgesehn;
Nicht mich allein betreff' ich diese Tage,
Für Andre hoff' ich manche Ueberraschung.

Hofmeisterinn (ein Büchlein hervornehmend).
Hier aufgeschrieben steht es: „Zu Geschenken."

Eugenie.

Es wissen vereint, was Dich vergnügen kann,
Von diesen Ohren, diesen Feinen. Müßte! —
Nein; überlege noch! Vielleicht verbirgt
Sich Wünschenswerthes im reichen Schrein.

Hofmeisterinn.

O, hätte ich ein hübsch' Talisman,
Der stillen Wunsch Erfüllung zu gewinnen!

Eugenie.

Der Wünschen liegt auch mir auf
Der Erfüllung ihre Vorgabe seinen Blicken.

Hofmeisterinn.

Doch die Partei, die seinen Gruß begehrt,
Auf ewig steht sie Deinem Wunsch entgegen.

Eugenie.

Wenn sie bisher mein Glück zu hindern suchte,
Tritt nun Entscheidung unerhaltsam ein,
Und in's Geschick'ne fügt sich Jedermann.

Hofmeisterinn.

Das, was Du hoffst, noch ist's nicht geschehn.

Eugenie.

Doch als vollendet kann ich's recht betrachten.
(Nach dem Schrank gehend.)
Was liegt im langen Kästchen, abwärts?

Hofmeisterinn (die es herausnimmt).

Die schönsten Bänder, frisch und neu gewählt! —
Zerstreue nicht durch eitlen Flitterputz
Neugierige Betrachtung Deinen Geist.
O, wär' es möglich, daß Du meinem Wort
Gehör verliehest, einem Ungeübt!
Aus diesem Kreise tritte Du nun heraus,
In weite Räume, wo Dich Herzensdrang,
Vielfach geknüpfte Netze, Tod vielleicht
Von meuchelmörderischer Hand erwartet.

Eugenie.

Du schiltst mir Hauk. Wie könnte sonst mein Glück
Dir fürchterlich als ein Gespenst erscheinen!
(In das Kästchen sehend.)
Was seh' ich? Diese Rose! Ganz gewiß
Das Ordensband der ersten Lärbentöchter!
Auch Dieses werd' ich tragen! Neu geschwind!
Laß sehen, wie es kleidet? Es gehört
Zum ganzen Prunk; so sei auch Das versucht!
(Das Band wird angelegt.)
Nun sprich vom Tode nur! Sprich von Gefahr!
Was ziert mehr den Mann, als wenn er sich
Im Heldenschmuck zu seinem Könige,
Sich unter Seinesgleichen stellen kann?
Was trägt das Auge mehr, als edel Kleid,
Das Hervorragende, Junge Frauen zieret?
Und dieses Kleid und seine Farben, hat
Sie nicht ein Sinnbild einiger Gefahr?
Die Scherze deutet Krieg, wenn sich, stolz
Auf seine Kraft, ein edler Mann umgürtet.
O meine Hoffnung! Was bedeutend schmückt,
Es ist durchaus gefährlich. Laß auch mir
Das Wahrzeichen, was mir bevorsteht, sein.
Ein freudig Entgegnen, zu erwarten
Unendlich Herrliches, bleibt mein Glück!

Hofmeisterinn (bei Seite).

Das Schicksal, das Dich nicht, unwiderruflich

Dritter Aufzug.

Vorzimmer des Herzogs, prächtig, modern.

Erſter Auftritt.

Secretär. Weltgeiſtlicher.

Secretär.

Tritt Gift herein in dieſe Todtenſtille;
Wie ausgeſtorben findeſt Du das Haus.
Der Herzog ſchläft, und alle Diener ſtehen,
Von ſeinem Schmerz durchdrungen, ſtumm gebeugt.
Er ſchläft. Ich ſegnet' ihn, als ich ihn ſah,
Bewußtlos auf dem Polſter ruhig athmen.
Das Uebermaß der Schmerzen löſ't ſie ſich
In der Natur heilſamer Wohlthat auf.
Den Augenblick benutzt' ich, der ihn weckt;
Euch wird ein jammervoller Mann erſcheinen.

Weltgeiſtlicher.

Darauf bin ich bereitet, zweifelt nicht.

Secretär.

Vor wenig Stunden kam die Nachricht an,
Eugenie ſei todt, vom Pferd geſtürzt.
In Ihrem Orte ſei ſie beigeſetzt.
Bis an den nächſten Platz, wohin man ſie
Von jenem Zufallsdickicht bringen können,
Wo ſie verwegen ſich den Hals erſtürmt!

Weltgeiſtlicher.

Und ſie indeſſen iſt ſchon weit entfernt?

Secretär.

Mit raſcher Eile wird ſie weggeführt.

Weltgeiſtlicher.

Und wem vertraut Ihr ſolch ein ſchwer Geſchäft?

Secretär.

Dem klugen Manne, der uns angehört.

Weltgeiſtlicher.

In welcher Gegend habt Ihr ſie geſucht?

Secretär.

In tiefſt Neapels letztem Hafenzug.

Weltgeiſtlicher.

Von dorten iſt ſie in das heil'ge Land?

Secretär.

Sie ſteht ein Gluck vor Mond ſogleich bereit.

Weltgeiſtlicher.

Und hier auf ewig gilt ſie hin und her!

Secretär.

Auf Deiner Fabel Vortrag kommt es an.

Weltgeiſtlicher.

Der Irrthum iſt im erſten Augenblick,
Auf alle künft'ge Zeit, gewaltig wirkend;
An ihrer Gruft, an ihrer Leiche iſt
Die Phantaſie erſtarren. Tauſendfach
Zerreiß ich das geliebte Bild und grabe
Dem Sinne des entſetzten Hörenden
Mit Feuerzügen dieſes Unglück ein.
Sie iſt dahin für Alle; ſie verſchwindet
In's Nichts der Nähe. Jeder kehret ſchaudernd
Den Blick zum Leben und vergißt, im Taumel
Der treibenden Begierden, daß auch ſie
Im Reihen der Lebendigen geſchwebt.

Secretär.

Du tratſt mit vieler Höflichkeit an's Gröblichſte;
Verlorſt Du ſeiner Nähe Feinheit nicht?

Weltgeiſtlicher.

Welch eine Frage thuſt Du! Wie ſo jetzt!

Secretär.

Ein innres Unbehagen treibt ſich eilt,
Auch wider unſern Willen, an die That.

Weltgeiſtlicher.

Was hör' ich? — Du bedenklich? Aber wohl
Du mich nur prüfen, ob es Euch gelang,
Mich, Euren Schüler, völlig auszubilden?

Secretär.

Das Wichtige bedenkt man nie genug.

Weltgeiſtlicher.

Bedenke man, eh' noch die That beginnt.

Secretär.

Auch in der That iſt Raum für Ueberlegung.

Weltgeiſtlicher.

Für mich iſt Nichts zu überlegen mehr.
Da wär' es Zeit geweſen, als ich noch
Im Paradies beſchaulicher Ideen weilte;
Wie, von des Gartens engem Hag umſchloſſen,
Ich ſelbſtgefällig Bäume ſelten pflegte,
Und wenig Pfunden meinen Tiſch verſorgte;
Wie noch Zweifelsucht im kleinen Herzen
Gewicht des Reichthums über Armuth gab.
Da ich, nach meiner Einſicht, zur Gemeinde
Mit Troſt, als Vater und dem Herren ſprach,
Vom Vatern ſinnend meine Hände wandte,
Vom Böſen, wie vom Uebel, widerſtand.
O, hätte damals ein verhüllter Geiſt
Von meiner Thüre Dich verſcheuchen,
Da bot Du mahnt, heilig von der Jagd
In ſtarken Trieb, mit ſchmeichleriſchem Winken,
Wie ſchon Mord mich zu begnaden wußte!

Der Gichtanfall erwachte, schwarz Tag,
Es war der letzte vorgeweiß vor Freuden.

Secretär.

Wir brachten Dir so manche Freude zu.

Weltgeistlicher.

Und brauchst mir so manch' Verdienst auf.
Nun war ich arm, als ich die Armen kannte;
Nun war ich fürstenreich, denn mir gebracht's;
Nun hatt' ich Noth, ich brauchte fremde Hülfe.
Ihr wart mir hülfreich; theurer half ich Euch.
Ihr nahmt mich zum Genossen Eures Glücks,
Mich zum Gehilfen Eu'rer Thaten auf.
Zum Sclaven, sollt' ich sagen, dingtet Ihr
Den Freund so freien, jetzt bedrängten Mann.
Ihr lohnet ihm zwar, doch immer noch verlangt
Ihr ihm den Lohn, den er verlangen darf.

Secretär.

Verzeiht, daß wir Dich in kurzer Zeit,
Mit Planen, Ehren, Titeln überhäuften.

Weltgeistlicher.

Das ist es nicht, was ich erwarten muß.

Secretär.

Und welche neue Forderung bittet Du?

Weltgeistlicher.

Mit ein gefüllten Wechseln brauchst Ihr mich
Euch nicht Mal wieder. Dieses leidige Kind
Verbeißt Ihr mir dem Munde der Lebend'gen;
Ich will die That bedecken, sie bedecken,
Und Ihr beschützt, bezahlt für aber mich.
Den arm an Liebe ich, mit im Noth zu theilen,
Wir Schmeichler beschließen wird, wo Jeder
Bei seinem Leben, auf seine Ehre sich,
Zum unverbrüchlich Angehörigen stimmt.

Secretär.

Daß Du auch hier Mal Dich mit uns verbunden,
Erweist uns Nun Dir ein großes Recht.
Was unmöglich scheinen will, Du hast vermocht,
Dafür gebührt Dir auch ein Gnade.

Weltgeistlicher.

Ich bitte, auch die noch weiter als Ihr denkt;
Ihr Eu'r Thun übend' ich klugs Bereits,
Ihr von entfernt gelegenen Werken,
Ihr die heute Abend verjagen muß.

Secretär.

Was thatst Du? was weißt Du?

Weltgeistlicher.

Und was Ihr

Wenn ich bedenke, wie verborgen Ihr
Im mächtigen Partei-Gewalt Euch hebt,
Und an die Stelle der Gebietenden
Wir frecher Kühn Euch einzudrängen hofft!
Nicht Ihr allein; denn Ihr, ihr sterben auch,
Euch widerstrebend, nach demselben Zweck.
So untergrabt Ihr Vaterland und Thron;
Wer soll sich retten, wenn das Ganze stürzt?

Secretär.

Ich höre kommen! Tritt hier an die Seite!
Ich führe Dich zu rechter Zeit herein.

Zweiter Auftritt.

Herzog. Secretär.

Herzog.

Unleidl'ges Licht, Du quälst mich auf zum Leben,
Mich zum Bewußtsein dieser Welt zurück
Und meiner selbst! Wie öde, hohl und leer
Liegt Alles vor mir da, und ausgebrannt,
Ein großer Schutt, die Stätte meines Glücks!

Secretär.

Wenn Jeder von den Seinen, die um Dich
In dieser Stunde leiden, einen Theil
Von Deines Schmerzen übertragen könnte,
Du fühltest Dich erleichtert und gestärkt.

Herzog.

Der Schmerz um Liebe, wie die Liebe, bleibt
Unheilbar und unsterblich. Hoch ich doch,
Mich ungeheuert Unglück Dir bewährt,
Dir treuer Lage gewohnter Gut vermißte.
Warum, o, laßt Ihr die bekannten Winde
Mir Luft' und Gift mir auch entgegenwehen,
Die mich an ärgern, mich an ekeln,
An jenen Zustand meines reichen Glücks
Mich kalt erinnern? O, warum verhältet
Ihr nicht Gemach und Saal mit schwarzem
Kreuz.
Daß Aufer wie mein Jammer, auch von außen
Ein ewig nächt'ges Schaudern mich umfange!

Secretär.

O möchte doch das Licht, das Dir blendet,
Auch dem Verlust als Strahl Dir erscheinen!

Herzog.

Ihr unbarmherz'gen, feuerlichen Flammen!
Ihr wart der Quelle treuen gegen Fremden.
Wir schwelgten hoch in Erwachen über Nacht
Ihr heißen Küssen hingegeben mir entgegen!
Ihr habt in mir ein Mark von Ihrer Kraft,
Ein unverlöschlich Feuer zum Vergnügen

Octavio.

Wie leichte macht den Mensch, Dich zu ergreifen,
Sich hoch erhaben über sich zu schwingen!

Herzog.

Die Hoffnung, für so schön, als den Eroberer
Der wiedergebornen Jugend rosigen Knaben.

Octavio.

Wie oft hat Hindernis und Trennung Gut
Wie wundertätig, wie mit Gewitterflug
Den raschen Jüngling, Dich auch, ihr gezeigt!

Herzog.

Vergleiche doch die jugendliche Glut,
Die leidenschaftlich Recht verschmähend beischt,
Nicht dem Gewicht des Wissens, der entzückt,
In heil'ger Andacht's Stille hingegeben,
Sich an Entwicklung wunderbarer Kräfte,
Sich an der Bildung Meisterwerken übt.
Der kühne Schwindel sichres Gegenwart;
Doch Zukunft ist des Weisen Eigenthum.
Dort liegen seiner Hoffnung weite Felder,
Dort seines Strebens heimatlicher Grund.

Octavio.

O Jammer! Dich verworrnen Mann,
Dich ewig irrende Wind verlockt Du nun.

Herzog.

Verlor ich's? Was es doch im Augenblick
Der meiner Seele noch im reichen Glanz.
Ja, ich verlor's! Du weißt's, Unglücklicher;
Die ehe Stunde weiß mir's wieder zu.
Ja, ich verlor's! So Gattin, Ihr Klagen, denn!
Schöner Jammer hebre heben Paar.
Den sie in glücklig' Alter auch vereinet.
Verbracht in mir das Wiederseh, verbracht,
Was mir in seiner Dauer Erde reichet;
Erwünscht, was Kraft und Lebenslust! Ihr Blü-
ten, schmückt,
Zerreißt die Blumen, machet Kranz zu Kranz!
Kreiset Deine Schläfe, weites Meer!
Erwählungs Schiff und Mann und Schätze! Weit
Verbreitet Euch, die Heimatlichen Küsten,
Und kündet und hört gen Kleves Zeit und Lust!
Gefunden, Eurer Lust Genommen, Ihr im Kleves
Und weiß der Schwan Thorens Ufer zu Empfang!
Verschwommen, verglühte für mich grelle weit,
Im Dämmerlicht, der Himmer Pracht verloren,
Und ist von allem Jammer einzig verlangen,
Dem Schicksal noch zugeben, das mich traf!

Octavio.

Das raschere Entschwinden
Verhängt Dir Unerbittlich, schuld vor Mann!

Herzog.

In meinem Busen lieb ein gutes Recht
Sie von den Armen wieder zurückzuhalten.
Und zeigte mir gelind, verständlich.
Ein Schwindlichen, nun ewig Dunkelnacht.
Da hielt ich Kraften für Tapferkeit,
Dem Ungewissen mich, schützend, widersetzen.
Verbrachte jener Nächte, die ich
Verschlafen, verschwendet schlummernd, blind,
Mutwillig mit dem Tigrel, ich durch Wald
Und Flug und Stunden von dem Leben barg!

Octavio.

Was oft und glücklich auf er Wahre thun,
Wie hält es Dir der Unglücks Abwendbaren?

Herzog.

Der Abwend dieses Leiden fühlt' ich wohl,
Als ich zum letzten Mal — zum letzten Mal! —
Da Gattin es sah, das lieblichste Wort,
Das Deinen Mut mit Kraft und Freude,
O hätt' ich sie nur ein Mal noch gesehn!
Vielleicht war dieses Unglück abgewendet.
Ich hätte Schrecklich gelitten; sie als Retter
Dem Feind-Herz entrissen, ich mit zu schauen,
Und von der Welt verlassene Armut
Um sorgte Mühsal mildern abgeladen.
Ach, diese Stunde war uns nicht gegönnt!
Und uns versagt ist mein gelichtes Kind!
Sie ist dahin! Verzweifelt muß ich sie
Durch jenen Strom, dem sie so leicht entrann,
Und Armut sie zu warnen, sie zu lehren!
Entwachsen war sie dieser Kinderjahre.
In welchen Händen ließ ich süßen Schatz!
Verzärtelnden, nachsicht'gen Wohlthätern.
Kein strenges Wort, den Pfaden meines Kinds
In mäßiger Entsagung zu leiten!
Der wahrhaftigsten Freiheit sie nie.
In jenem schönen Mißverstand ist mein Fehl.
Ich fühlt' es oft und sah' es mir nicht klar;
Der kleinen Weisheit war sie schlecht versehen.

Octavio.

O, zähle nicht der Unglücklichen!
Dem tiefen Schmerz, begleitet von der Reue,
Weist wenig in mildrem Lichte, trösten ihn.
Sie ist entflohn. Denke nur rückwärts Du
Der Augenblicke zu Glück, der noch war
Den treuen Vaterruf zu befolgen hatte?

Herzog.

O, ließ mich verzweifelt auf Gott er schauen,
Daß ich mich nicht verzweifelnd selbst gerichtet!
Wollt mir ich selbst der Schmach und Not
[illegible]
Denn war ich nicht mit Blindheit Verstrickte
Mehrte auf Tat und Leben Herrn Gang?
Ein Wunder ist es, daß der Wahnsinn
Nicht mir meine Sinne, die Gaben Gott ich

Die Roſſe bändigend, als Heldinn glänzen.
Ja's Waſſer tauchend, ſchwimmend ſchien ſie mir
Den Elementen göttlich zu gebieten.
So, hieß es, kann ſie jeglicher Gefahr
Vereint entgehen. Statt ſie zu bewahren,
Gibt Uebung zur Gefahr den Tod ihr nun.

Secretär.

Des edeln Pflichtgefühles Uebung gibt,
Ach, unſrer Unvergeßlichen den Tod.

Herzog.

Erkläre Dich!

Secretär.

Und weck' ich dieſen Schmerz
Durch Schuld'rung kindlich edelmüthigen!
Ihr alter, erſter, hochgeliebter Freund
Und Lehrer wohnt, von dieſer Stadt entfernt,
Verſchränkt in Trübſinn, Krankheit, Menſchenhaß.
Nur ſie allein vermocht' ihn zu erheitern;
Als Leidenſchaft empfand ſie dieſe Pflicht;
Nur allzu oft verlangte ſie hinüber,
Und oft verſagte man's. Nun hatte ſie's
Planmäßig angelegt; ſie nutzte kühn
Des Morgenmittags abgemeſſ'ne Stunden,
Mit ungeheurer Schnelligkeit, zum Zweck,
Den alten, vielgeliebten Mann zu ſehn.
Ein einz'ger Reitknecht war im Geheimniß;
Er unterlegt' ihr jedesmal das Pferd.
Wie wir vermuthen; denn auch er iſt fort.
Der arme Menſch und jene Frau verloren,
Aus Furcht vor Dir, ſich in die weite Welt.

Herzog.

Die Glücklichen, die noch zu fürchten haben;
Bei Denen ſich der Schmerz um ihres Herrn
Verlor'nes Heil in leicht verwundne,
In leicht geheil'te Bangigkeit verwandelt!
Ich habe Nichts zu fürchten; Nichts zu hoffen!
Drum laß mich Alles wiſſen; zeige mir
Den kleinſten Umſtand an, ich bin gefaßt.

Dritter Auftritt.

Herzog. Secretär. Weltgeiſtlicher.

Secretär.

Bei dieſem Augenblick, verehrter Lord,
Hab' ich hier einen Mann zurückgehalten.
Der, auch gebeten, vor Deinem Blick erſcheint.
Es iſt der Geiſtliche, der aus der Hand
Des Todes Deiner Tochter annahm,
Und ſie, da ſonſt Hülfe Jedes floh, pflegte,
Mit liebevollſter Sorgfalt begleitete.

Vierter Auftritt.

Herzog. Weltgeiſtlicher.

Weltgeiſtlicher.

Den Wunſch, vor Deinem Antlitz zu erſcheinen,
Erhabner Fürſt, wie lebhaft hegt' ich ihn!
Nun wird er mir gewährt, im Augenblick,
Der Dich und mich in tiefen Jammer ſenkt.

Herzog.

Auch ſo willkommen, unwillkomm'ner Bote!
Du haſt ſie noch geſehn, den letzten Blick,
Den ſehnſuchtsvollen Dir in's Herz gelaßt,
Das letzte Wort bedächtig aufgenommen,
Dem letzten Seufzer Mitgefühl erwiedert!
O, ſage: Sprach ſie noch? Was ſprach ſie aus?
Gedachte ſie des Vaters? Bringſt Du mir
Von ihrem Mund ein herzlich' Lebewohl?

Weltgeiſtlicher.

Willkommen ſcheint ein unwillkomm'ner Bote,
So lang er ſchweigt und noch der Hoffnung Raum,
Der Täuſchung Raum in unſerm Herzen gibt.
Der ausgeſprochne Jammer iſt verhaßt.

Herzog.

Was zauderſt Du? Was kann ich mehr erfahren?
Sie iſt dahin! Und dieſen Augenblick
Iſt über ihrem Sarge Ruh' und Stille;
Was ſie auch litt, es iſt für ſie vorbei;
Für mich beginnt es; aber rede nur!

Weltgeiſtlicher.

Ein allgemeines Uebel iſt der Tod.
So denke Dir das Schickſal Deiner Lieben,
Und faſſe, wie des Grabes Nacht, verſammle
Der Uebergang, der ſie hinabgeführt.
Nicht Jeden leitet ein geliebter Gang
Unmerklich in das ſtille Reich der Schatten.
Gewaltſam, ſchmerzlich reißt Zerſtörung oft
Durch Hebelgualen in die Ruhe hin.

Herzog.

So hat ſie viel gelitten?

Weltgeiſtlicher.

Viel, nicht lange.

Herzog.

Es war ein Augenblick, in dem ſie litt,
Ein Augenblick, wo ſie am Hülfe rief.
Und ich? Wo war ich da? Welch' ein Gefühl,
Welch' ein Vorgefühl hatte mich gefeſſelt!
Verſchleudrige mir Nichts das Schrecklichſte,
Daß mir das Leben von einander reißt!
Ich hörte nicht den Schmerz, ich fühlte nicht
Den Verluſt, der mich ohne Rettung traf.
Der Ahnung hell'ges, heimes Mitgefühl
Iſt nun ein Wahnſinn. Sinnlich und verdeckt,

In's Gegenwärtige verſchloſſen, fühlt
Der Menſch das nächſte Wohl, das nächſte Weh;
Und Liebe ſelbſt iſt in der Ferne krank.

Weltgeiſtlicher.

So viel auch Worte gelten, fühl' ich doch,
Wie wenig ſie zum Troſte wirken können.

Herzog.

Das Wort verwundet leichter, als es heilt.
Und ewig wiederholend ſtrebt vergebens
Verlor'nes Glück der Kummer herzuſtocken.
So war denn keine Hülfe, keine Kunſt
Vermögend, Sie in's Leben aufzurufen?
Was haſt Du, ſage mir, begonnen? Was
Zu ihrem Heil verſucht? Du haſt gewiß
Nichts unbedacht gelaſſen.

Weltgeiſtlicher.

Leider war
Nichts zu bedenken mehr, als ich Sie fand!

Herzog.

Und ſoll ich ihres Lebens holde Kraft
Auf ewig miſſen! Laß mich meinen Schmerz
Durch meinen Schmerz beſiegen, dieſe Reſte
Verewigen. O, komm! Wo liegen Sie?

Weltgeiſtlicher.

In würdiger Kapelle ruht ihr Sarg,
Allein verwahrt. Ich lebe vom Altar
Durch's Gitter jedesmal die Stätte, will
Für Sie, ſo lang ich lebe, betend ſorgen.

Herzog.

O, komm' und führe mich dahin! Begleiten
Soll uns der Aerzte vierfach Augenpaar.
Laß uns den ſchönen Körper der Verweſung
Entreißen. Laß mit edlen Specereien
Das wohlgebaute Bild zuſammen halten!
Ja, die Atomen alle, die ſich einſt
Zur köſtlichen Geſtalt verſammelten,
Sie ſollen nicht in's Element zurück!

Weltgeiſtlicher.

Was darf ich ſagen? Muß ich Dir bekennen?
Du kannſt nicht ſo! Ach, das zerſtörte Bild,
Kein Fremder ſieht es ohne Jammer an!
Und vor die Augen eines Gatten — Nein,
Verſpar' es Gott! Du darfſt Sie nicht erblicken.

Herzog.

Weiß neuer Leichenkampf bevorſteht mich!

Weltgeiſtlicher.

O, laß mich ſchweigen, daß nicht meiner Worte
Noch die Gewalt der Tiefen mir erſchüttre!
Laß mich verhüllen, wie ſie traurig ſchön,
Durch Leiden hingeſchmolzen, zerbrochen und blutig,
Zerriſſen und zerſchmettert und zerfetzet,
Unkenntlich, mir im Arm zur Erde ſank.
Da ſegnet' ich, von Thränen überfließend,
Der Stunde Heil, in der ich feierlich
Dem holden Vaternamen eins entſagt'.

Herzog.

Du biſt nicht Vater, biſt der ſelbſtiſchen
Verſtockten, der Verkehrten Einer, die
Ihr abſcheulich's Weſen unerträglich
Verzweifeln läßt! Entferne Dich! Verhaßt
Erſcheinet mir Dein Anblick.

Weltgeiſtlicher.

Fühlt' ich's doch!
Wer kann dem Vater ſolcher Noth verzeihn?
(Will ſich entfernen.)

Herzog.

Vergiß und bleib'. Ein ſchön entworf'nes Bild,
Das wunderbar Dich ſelbſt zum zweiten Mal
Vor Deinen Augen zu erſchaffen ſtrebt,
Haſt Du entzückt es jemals angeſchaut?
O, hätteſt Du's! Du hätteſt hier Form,
Die ſich zu meinem Glück, zur Luſt der Welt,
In tauſendfält'gen Zügen auferbaut,
Mit grauſam nicht zerſtümmelt, wie die Meine
Der traurigen Erinnerung nicht verkümmert!

Weltgeiſtlicher.

Was ſoll' ich thun. Dich zu dem Sarge führen,
Den tauſend fremde Thränen ſchon benetzt,
Als ich das morſche, ſchlotternde Gebein
Zu ruhiger Verweſung einlegte?

Herzog.

Schweig', Unerbittlicher! Du meineſt nur
Den herben Schmerz, den Du zu lindern denkſt.
O, wehe, daß die Elemente nun,
Von keinem Geiſt der Ordnung mehr beherrſcht,
Im letzten Kampf das Götterbild zerſtören!
Wenn aber werdend Wachſendem verehrt
Der Vatergeiſt mit Wonne brütend ſchwebte,
So ſtockt, in Fäulniß nach und nach
Vor der Verzweiflung Blick die Luft des Lebens.

Weltgeiſtlicher.

Was Luft und Licht Zerſtörliches erhält,
Bewahret lange das verſchloſſ'ne Grab.

Herzog.

O, welch Gebrauch der Alten, das Vollkommn're,
Das ewig und langſam die Natur gebildet,
Das Menſchenähnliche ſchnell zu Aſche, gleich,
Wenn ſich der Geiſt, der einſtrebte, entfernet,
Durch eigner Flammen Thätigkeit zu löſen!
Hat denn die Gluth mit tauſend Gluten ſich
Zum Element hat, auch gleichen Trieb zur
Wirkung.
Der Mutter Erde bewahrt ſie

Da trocknete die Thräne, freier Blick
Der Hinterlaſſ'nen hieng dem neuen Gott
In des Olymp's verklärte Räume nach.
O, ſammle mir in köſtliches Gefäß
Der Aſche, der Gebeine theuren Reſt.
Daß die vergebens aufgeſtreckten Arme
Nur Etwas faſſen, daß ich dieſer Bruſt,
Die ſehnſuchtsvoll ſich in das Leere drängt,
Den ſchmerzlichſten Beſitz entgegendrücke!

Weltgeiſtlicher.

Die Trauer wird durch Trauern immer herber.

Herzog.

Durch Trauern wird die Trauer zum Genuß.
O, daß ich doch geſchwind'ner Roſſe Roß,
Im kleinen Hauſe, wandernd, immer weiter,
Bis zu dem Ort, wo ich zuletzt ſie ſah,
Als Rächender mit kurzen Schritten trüge!
Dort lag ſie todt in meinen Armen, dort
Sah ich, getäuſcht, ſie in das Leben kehren.
Ich glaubte ſie zu faſſen, ſie zu halten;
Und nun iſt ſie auf ewig mir entrückt.
Dort aber will ich meinen Schmerz verew'gen.
Ein Denkmal der Geneſung hab' ich dort,
In meines Traums Entzückungen, gelobt. —
Schon ſchürt klug des Gartenmeiſters Hand
Durch Buſch und Feld beſcheid'ne Wege her;
Schon wird der Platz gerundet, wo mein König
Als Oheim ſie an ſeine Bruſt geſchloſſen;
Und Ebenmaß und Ordnung will den Raum
Verherrlichen, der mich ſo hoch beglückt.
Doch jede Hand ſoll feiern! Hell erwacht
Soll dieſer Plan wie mein Geſchick erſtarren!
Das Denkmal nur, ein Denkmal will ich bauen,
Von rauhen Steinen ordnungslos gethürmt,
Dorthin zu wallen, Büße zu verweilen,
Bis ich vom Leben endlich ſelbſt geneſe.
O, laßt mich dort, verſteint, am Steine ruhn,
Bis aller Sorgfalt lichtgezog'ne Saat
Aus dieſer Wüſte Trauerey verſchwindet!
Mag ſich umher der freie Platz verlaufen;
Mag ſich der Zweig dem Zweige wild verflechten.
Der Birke hangend Haar den Boden ſchlagen,
Der junge Buſch zum Baume ſich erheben,
Bis Moos der glatte Stamm ſich überſpinn:
Ich ſchaue keine Zeit; denn ſie iſt hin.
In deren Wechſelthum ich die Jahre maß.

Weltgeiſtlicher.

Den vielbewegten Neid der Welt zu meiden,
Das Einſiedel der Einſamkeit zu wählen.
Darf ich's der Mann erlauben, der ſich oft
Wohlthätiger Entſagung überhob,
Wenn Unerſprießliches, mit Feilenfluß
Herbei ſich wälzend, ihn betrübend hemmt!
Hinaus, mit Pilgerſtäben durch das Land,
Durch fremde Reiche, bis von Palmen Sinn
Der Erde Bilder freundlich ſich bewegen,

Herzog.

Was hab' ich in der Welt zu ſuchen, wenn
Ich ſie nicht wiederfinde, die allein
Ein Gegenſtand für meine Blicke war?
Sein Fluß und Hügel, Thal und Wald und Feld
Vorüber meinen Augen gehn, und nur
Mir das Verlangen wecken, jenes Bild
Das einzige geliebte, zu erhalchen?
Vom hohen Berg hinab, in's weite Meer,
Was ſoll für mich ein Reichthum der Natur,
Der an Verluſt und Armuth mich erinnert!

Weltgeiſtlicher.

Und neue Güter eignreſt Du Dir an!

Herzog.

Nur durch der Jugend friſches Auge mag
Das längſt Bekannte neu erlebt uns rühren,
Wenn das Erſtaunen, das wir längſt verſchmäht,
Von Aller Munde hell uns wiederklingt.
So haſt' ich, ihr des Reichs bebaute Flächen,
Der Wälder Auen, der Gewäſſer Flucht
Bis an das off'ne Meer zu zeigen, dort
Mich ihres trunk'nen Blicks in's Unbegrenzte
Mit unbegrenzter Liebe zu erfreu'n.

Weltgeiſtlicher.

Wenn Du, erhab'ner Fürſt, des großen Lebens
Begückte Tage der Betrachtung nicht
Zu widmen trachteſt; wenn Thätigkeit
Für's Wohl Unzähliger am Throne Dir
Zum Vorzug der Geburt den herrlichern
Des allgemeinen, edeln Wirkens gab:
So ruf' ich Dich, im Namen Aller, auf:
Ermanne Dich, und laß die trüben Stunden,
Die Deinem Herzens entgehn, für Andre,
Durch Troſt und Rath und Hülfe; laß ſo Dich
Noch dieſe Stunden ſo zum Segen werden!

Herzog.

Wie ſchal und abgeſchmackt iſt ſolch ein Leben,
Wenn alles Regen, alles Treiben Zweck
Zu neuem Regen, neuem Treiben führt,
Und kein gefeſſelter Zweck Euch endlich lohnt!
Den ich an mir in ihr, und ſie beſitzt
Und ſo erwarb ich mit Verzweiflung, ihr
Ein kleineres Reich zumeiſt gru Glücke zu ſchaffen.
So war ich beiter, aller Menſchen Freund,
Behülflich, rath, zu Rath und That bequem.
Den Lieben lieben Sie, ſo ſagt' ich mir,
Dem Armen helfen Sie's und werden auch
Die Rechten euch als werthe Freunden grüßen!

Weltgeiſtlicher.

In ſolchen Stunden bietet man ſeine Zeit;
Ganz Land an Fürſten Dich, erhab'ner Mann!
Darf ich's erwähnen, ob der unerhörte
Von Deinem Thronerb' Jüngſt unſre Bitte

In dieſen trüben Tagen iſt auf Dich,
Auf Deinen Werth, auf Deine Kraft gerichtet.

Herzog.

Der Glückliche nur fühlt ſich Werth und Kraft.

Weltgeiſtlicher.

So tiefer Schmerzen heiße Qual verbürgt
Dem Augenblick unendlichen Gehalt,
Mir aber auch Verzeihung, wenn ſich kühn
Vertraulichkeit von meinen Lippen wagt:
Wie heftig wilde Gährung unten kocht,
Wie Schwäche kaum ſich oben ſchwankend hält,
Nicht Jedem wird es klar, Dir aber iſt's
Mehr als der Menge, der ich angehöre.
O, zaud're nicht, im nahen Sturmgewittern
Das falſch gelenkte Steuer zu ergreifen!
Zum Wohle Deines Vaterlands verbanne
Den eig'nen Schmerz; ſonſt werden tauſend Väter
Wie Du um ihre Kinder weinen, tauſend
Und aber tauſend Kinder ihre Väter
Vermiſſen, Angſtgeſchrei der Mütter gräßlich
An hohler Kerkerwand verklingend hallen.
O, bringe Deinen Jammer, Deinen Kummer
Auf dem Altar des allgemeinen Wohls
Zum Opfer dar; und Alle, die Du rettieſt,
Gewinnſt Du Dir als Kinder zum Erſatz!

Herzog.

Aus grauenvollen Winkeln führe nicht
Mir der Geſpenſter dichte Schaar heran,
Die meiner Tochter liebliche Gewalt
Mir zaub'riſch oft und leicht hinweggebannt.
Sie iſt dahin, die ſchmeichleriſche Kraft,
Die meinen Geiſt in holde Träume ſang;
Nun drängt das Wirkliche mit dichten Mauern
Um mich heran, und droht mich zu erdrücken.
Hinaus, hinaus! Von dieſer Welt hinweg!
Und lägt mir nicht das Kleid, in dem Du wandelſt,
So führe mich zur Wohnung der Geduld,
Zu's Kloſter führe mich und laß mich dort,
Im allgemeinen Schweigen, Stumm, gebeugt,
Ein mattes Leben in die Grube ſenken!

Weltgeiſtlicher.

Wie ziemt es Dem, Dich an die Welt zu weiſen;
Doch and're Worte ſprech' ich kühner aus:
Nicht in das Grab, nicht über's Grab verſchwebet
Ein edler Mann der Sehnſucht hehres Werk;
Er lebet in ſich ſelbſt und lebet ewiglich
In ſeinem Reiche das Vollbrachte wieder.

Herzog.

Laß ein Weib in ſich ſich hier erfüllen,
Wenn das Weniger nur hier und heute ſtrahlt,
Laß ihr Qual, die das gebildet,
Für ewig losgeriſſne Glied auf's Neue
Dem ſchmerzergriffnen Körper fügen will.
Getrennter Leben, wer vereinigt's wieder?
Vernichteten, wer ſtellt es her?

Weltgeiſtlicher.

Der Geiſt, —
Des Menſchen Geiſt, dem Nichts verloren geht,
Was er von Werth mit Sicherheit beſeſſen!
So lebt Eugenie vor Dir, ſie lebt
In Deinem Sinne, den ſie ſonſt erhob.
Dem ſie das Aeußerſte herrlichſter Natur
Lebendig aufgeregt; ſo wirkt ſie noch,
Als hohes Vorbild, ſchützet vor Gemeinem,
Vor Schlechtem Dich, wie's jede Stunde bringt,
Und ihrer Würde wahrer Glanz verſcheuchet
Den eitlen Schein, der Dich bethören will.
So fühle Dich durch ihre Kraft veredelt;
Und gib ihr ſo ein unzerſtörlich Leben,
Das keine Macht entreißen kann, zurück!

Herzog.

Laß eines dumpfen, dunkeln Traumgeflechtes
Verworr'ne Totenfurcht mich zerreißen;
Und bleibe mir, Du vielgeliebtes Bild,
Willkommen, ewig jung und ewig gleich!
Laß Deiner klaren Augen reines Licht
Mich immerfort umglänzen! Schwebe vor,
Wohin ich wandle, zeige mir den Weg
Durch dieſer Erde Dornen-Labyrinth!
Du biſt kein Traumbild, wie ich Dich erblicke;
Du warſt, Du biſt! Die Gottheit hatte Dich
Vollendet einſt gedacht und hervorgerufen;
So biſt Du theilhaft des Unendlichen,
Des Ewigen, und biſt auf ewig mein!

Vierter Aufzug.

Platz am Meere.

Zur einen Seite ein Palaſt, auf der andern eine Kirche, im Grund eine Reihe Bäume, durch die man nach dem Meere hinabſieht.

Erſter Auftritt.

Eugenie in einem Schleier gehüllt, auf einer Bank im Grunde, mit dem Rücken nach der Kirche. *Hofmeiſterinn*, *Gerichtsrath* im Vordergrunde.

Hofmeiſterinn.

Dringt unaufhaltſam ein betrübt Geſchäft
Mich aus dem Mittelpunct des Kreiſes, mich
Von dem Verkehr der Hauptſtadt an die Grenze
Des fernſten Landes zu dieſem Feldzug:
So folgt mir Herzog die Sorge, Schmerz der
Schmerz.
Und drohet mir beſtändlich in die Wunde

Wie meinen Rath und Antheil eines Mannes,
Der Allen edel, zuverläßig gilt,
Mit als ein Leitstern wonnig'lich erscheinen!
Verzeih' daher, wenn ich mit diesem Blatt,
Das mich zu solcher schweren That berechtigt,
Zu Dir mich wendend komme, den so lange
Man im Gericht, wo viel Gerechte wirken,
Erst pries als Beistand, nun als Richter preist.

Gerichtsrath

(der indessen das Blatt nachdenkend angesehen).

Nicht mein Verdienst, nur mein Bemühen war
Vielleicht zu preisen. Sonderbar jedoch
Will es mich dünken, daß Du eben Diesen,
Den Du gerecht und edel nennen willst,
In solcher Sache fragen, ihm getreu
Solch ein Papier vor's Auge bringen magst,
Worauf er nur mit Schauder blicken kann.
Nicht ist von Recht, noch von Gericht die Rede;
Hier ist Gewalt, entsetzliche Gewalt,
Selbst wenn sie klug, selbst wenn sie weise
handelt!
Anheimgegeben ward ein edles Kind,
Auf Tod und Leben, — sag' ich wohl zu viel? —
Anheimgegeben Deiner Wahlen! Jeder,
Sei er Beamter, Kriegsmann, Bürger, Alle
Sind angewiesen, Dich zu schützen, sie
Nach Deines Werts Gesetzen zu behandeln.

(Er giebt das Blatt zurück.)

Hofmeisterinn.

Auch hier beweise Dich gerecht und laß
Nicht dieß Papier allein als Ankläger sprechen;
Auch mich, die hart Verklagte, höre nun
Und meinen off'nen Vortrag günstig an.
Was edlem Blut entsprießt die Treffliche;
Von jeder Gabe, jeder Tugend schenkt'
Ihr die Natur den allerschönsten Theil,
Wenn das Gesetz ihr and're Rechte weigert.
Und nun verbannt; ich sollte sie dem Kreise
Der Ihrigen entführen, sie hierher,
Hinüber nach den Inseln sie geleiten!

Gerichtsrath.

Gewissem Tod entgegen, der im Qualm
Erhitzter Dünste schleichend überfällt;
Dort soll verwelken diese Himmelsblume,
Die Farbe dieser Wange dort verbleichen;
Verschwinden die Gestalt, die sich das Auge
Mit Sehnsucht immer zu erhalten wünscht?

Hofmeisterinn.

Wenn Du nicht hörst, höre weiter an.
Unschuldig ist, bekennt es recht Perthes auch? —
Doch weiter Uebel Ursach' dieses Kind!
Nur, als das Haberer Dorf, ward ein Gott
Erkannt in's Mittel zwischen zwei Parteien,
Die sich, auf ewig nun getrennt, bekämpfen.
Sie will der eine Theil zum höchsten Glück
Berechtigt wissen, wenn der and're sie
Hinabzudrängen strebt: entschieden Beide. —
Und so umschlang ein heimlich' Labyrinth
Verschmitzten Wirkens verzeiht ihr Geschick;
Es schwankte List um List im Gleichgewicht,
Bis ungeduld'ge Leidenschaft zuletzt
Den Augenblick entschiedenen Gewinns
Beschleunigte. Da brach von beiden Seiten
Die Schranke der Verstellung, drang Gewalt,
Dem Staate selbst gefährlich, drohend los.
Und nun, sogleich der Schuld'gen Schuld zu
hemmen,
Zu tilgen, trifft ein hoher Götterspruch
Des Kampfs unschuld'gen Anlaß, meinen
Zögling,
Und reißt verbannend mich mit ihm dahin.

Gerichtsrath.

Ich schelte nicht das Werkzeug, rechte kaum
Mit jenen Mächten, die sich solche Handlung
Erlauben können; leider sind auch sie
Gebunden und gedrängt! Sie wirken selten
Aus freier Ueberzeugung: Sorge, Furcht
Vor größerm Uebel nöthigen Regenten
Die nöthig ungerechten Thaten ab.
Vollbringe, was Du mußt, entferne Dich
Aus meiner Enge reingezog'nem Kreis.

Hofmeisterinn.

Den eben such' ich auf! Da bring' ich hin!
Dort hoff' ich Heil! Du wirst mich nicht verstoßen?
Den werthen Zögling wünscht' ich lange schon
Vom Blick zu überzeugen, der im Kreise
Des Bürgerhandels hold genügsam weilt.
Entsagte sie der nicht gegönnten Höhe;
Ergebe sich des biedren Gatten Schutz
Und wendete von jenen Regionen,
Wo sie Gefahr, Verbannung, Tod umlauern,
In's häusliche den liebevollen Blick:
Gerichtet wär' Mich, meiner strengen Pflicht
Wär' ich entledigt, könnt' im Vaterland
Vertrauter Stunden mich vermerkend freuen.

Gerichtsrath.

Ein sonderbar' Verhältniß preist Du mir!

Hofmeisterinn.

Dem klug entschloss'nen Manne zeig' ich's an.

Gerichtsrath.

Du gibst sie frei, wenn sich ein Gatte findet?

Hofmeisterinn.

Mit redlich ausgestattet geb' ich sie.

Gerichtsrath.

Es überrascht, nun hörte ich nichtiges!

Nach einigem Schweigen.

Ihr Zweifel! Weg! Laßt meiner Freude Raum,
Daß ich ſie ganz, daß ich ſie recht genieße.

Gegen die Scene gekehrt.

Ich rufe dich, o Fremder, auf ein Wort.

Pedro, der auftritt.

Sag' an, was du verlangſt; ich höre gern.

Rugantino.

Mir war vor wenig Zeit ein junger Mann
Gar wohl bekannt, er lebte hier mit uns.
Gewöhnlich nannten wir ihn Rugantino,
Und zwar mit Recht; er war ein wilder Menſch;
Allein gewiß aus einem edeln Hauſe.
Und mir vertraut' er, denn wir lebten ſehr
In Einigkeit, er ſey von Caſtellvecchio,
Er ſey der Älteſte des Hauſes, Carlos
Mit Nahmen! Sollteſt du ſein Bruder ſeyn?

Pedro.

O Himmel! welche Nachricht gibſt du mir!
O ſchaff' ihn her, und ſchaffe die Verſichrung,
Daß er es ſey; du ſollſt den ſchönſten Lohn

Hofmeiſterinn.

Nur übereilt beſtimmt die Neigung ſich.

Gerichtsrath.

Die Unbekannte wählen, wäre Irrthum.

Hofmeiſterinn.

Dem erſten Blick iſt ſie gekannt und werth.

Gerichtsrath.

Der Gattinn Feinde drohen auch dem Gatten.

Hofmeiſterinn.

Verſöhnt iſt Alles, wenn ſie Gattinn heißt.

Gerichtsrath.

Und ihr Geheimniß, wird man's ihm entdecken?

Hofmeiſterinn.

Vertrauen wird man dem Vertrauenden.

Gerichtsrath.

Und wird ſie frei ſich einen Bund erwählen?

Hofmeiſterinn.

Ein großes Uebel dränget ſie zur Wahl.

Gerichtsrath.

In ſolchem Fall zu werben, iſt es redlich?

Hofmeiſterinn.

Der Rettende faßt an und klügelt nicht.

Gerichtsrath.

Was forderſt Du vor allen andern Dingen?

Hofmeiſterinn.

Entſchließen ſoll ſie ſich im Augenblick.

Gerichtsrath.

Iſt Euer Schickſal dringlich ſo geſtaltet?

Hofmeiſterinn.

Im Hafen regt ſich ſchon die Fahrt.

Gerichtsrath.

Haſt Du ihr ſicher ſolchen Bund gerathen?

Hofmeiſterinn.

Im Allgemeinen deutet' ich dahin.

Gerichtsrath.

Entfernte ſie nunmehr den Gedanken?

Hofmeiſterinn.

Noch war das alte Glück ihr allzu nah'.

Gerichtsrath.

Die frühern Bilder, werden ſie entfernen?

Hofmeiſterinn.

Das hohe Meer hat ſie hinausgetrieben.

Gerichtsrath.

Sie fürchtet, ſich vom Vaterland zu trennen?

Hofmeiſterinn.

Sie fürchtet's, und ich fürcht' es, wie den Tod.
O, laß uns, Edler, glücklich Aufgefund'ner,
Vergeb'ne Worte nicht bedenklich wechſeln!
Noch lebt in Dir, dem Jüngling, jede Tugend,
Die mächt'gen Glaubens, unbedingter Liebe
Zu nie genug geſchätzter That bedarf.
Gewiß umgibt ein ſchöner Kreis Dich auch
Von Aehnlichen, von Gleichen ſag' ich nicht!
O, ſeh' Dich um in Deinem eig'nen Herzen,
In Deiner Freunde Herzen ſieh' umher;
Und haſt Du ein überfließend' Maß
Von Liebe, von Ergebung, Kraft und Muth,
So werde dem Verdienteſten dieß Kleinod
Mit ſüßem Segen heimlich übergeben!

Gerichtsrath.

Ich weiß, ich fühle Deinen Zuſtand, kann
Und mag nicht mit mir ſelbſt, bedächtig erſt,
Wie Klugheit forderte, zu Rathe gehn!
Ich will ſie ſprechen.

Hofmeiſterinn

(tritt zurück gegen Eugenien).

Gerichtsrath.

Was geſchehen ſoll,
Es wird geſchehn! In ganz gemeinen Dingen
Hängt viel von Wahl und Wollen ab; das Höchſte.
Was uns begegnet, kommt, wer weiß, woher.

Zweiter Auftritt.

Eugenie. Gerichtsrath.

Gerichtsrath.

Indem Du mir, verehrte Schöne, naheſt,
Sag' weiß ich faſt, ein Mann mich treu berichtet!
Du biſt unglücklich, ſagt man; doch Du bringſt,
Wohin Du wandelſt, Glück und Heil heran.

Eugenie.

Sind' ich den Erſten, dem aus tiefer Noth
Ich Blick und Wort entgegen werden darf,
So mild und edel, als Du mir erſcheinſt;
Dieß Ungeſprochne, ich beſſe, wird ſich löſen.

Gerichtsrath.

Ein Wiederſehn'der wäre zu bedauern,
Wär' ihm das Leid geblieben, das Dich trifft;
Wer noch nicht erſt bedrängter Tage und Stunden
Die Wiederkehr freudeverſtändig an!

Eugenie.

So hab ich mich von Herzen aus der Nacht
Des Todes an des Lebens Licht herauf,

Ich wußte nicht, wie mir geschehn, wie hart
Ein jäher Sturz mich lähmend hingestreckt!
Da raft' ich mich empor, erkannte wieder
Die schöne Welt; ich sah den Arzt bemüht,
Die Flamme wieder anzufachen, fand
In meines Vaters liebevollem Blick,
An seinem Arm mein Leben wieder. Nun
Zum zweiten Mal von einem jähern Sturz
Erwach' ich! Fremd und schattengleich erscheint
Mir die Umgebung, mir der Menschen Wandeln,
Und Deine Milde selbst ein Traumgebild.

Gerichtsrath.

Wenn Fremde sich in unsre Lage fühlen,
Sind sie wohl näher als die Nächsten, die
Oft unsern Gram als wohlbekanntes Uebel
Mit lässiger Gewohnheit übersehn.
Dein Zustand ist gefährlich; ob er gar
Unheilbar sei, wer wagt es zu entscheiden!

Eugenie.

Ich habe Nichts zu sagen! Unbekannt
Sind mir die Mächte, die mein Elend schufen.
Du hast das Weib gesprochen; Jene weiß:
Ich beide nur dem Wahnsinn mich entgegen.

Gerichtsrath.

Was auch der Obermacht gewalt'gen Schluß
Auf Dich herabgerufen, leichte Schuld,
Ein Irrthum, den der Zufall schädlich leitet;
Die Achtung bleibt, die Neigung spricht für Dich.

Eugenie.

Des reinen Herzens deutlich mir bewußt,
Sinn' ich der Wirkung kleiner Fehler nach.

Gerichtsrath.

Auf ebnem Boden strauchelnd ist ein Scherz,
Ein Fehltritt stürzt vom Gipfel Dich herab.

Eugenie.

Auf jenen Gipfeln schwebt' ich voll Entzücken,
Der Freuden Uebermaß verwirrte mich.
Das nahe Glück berauscht' ich schon im Geist.
Ein köstlich' Pfand lag schon in meinen Händen.
Nur wenig Ruhe! wenige Geduld!
Und Alles war, so darf ich glauben, mein.
Doch übereilt' ich's, übertäubt mich rasch
Zudringlicher Versuchung. — War es Das? —
Ich sah, ich sprach, was mir zu sehn, zu sprechen
Verboten war. Wird ein so leicht Vergehn
Es hart bestraft? Ein lästig Hinderniß,
Scherzhafter Probe gleichendes Verbot,
Verdammt's den Uebertreter einer Schwelle?
O, so ist's wahr, was uns der Vorfahr sagen
Unglaublich streitsüchtig! Jenes Gebot
Entsprang aus unglaublicher Gewalt
Für alle Welt unendlich Heil verschaffend.
Es wacht auch nur ein Cherub vor der

Verbot'ne Schwelle wagt' ich aufzuschließen,
Und aufgeschlossen hab' ich mir das Grab.

Gerichtsrath.

Des Uebels Quelle findest Du nicht aus,
Und aufgefunden fließt sie ewig fort.

Eugenie.

In kleinen Fehlern such' ich's, gebe mit
Aus eitlem Wahn die Schuld so großer Leiden
Nur höher, höher wende den Verdacht!
Die Armen, denen ich mein ganzes Glück
Zu danken hatte, die erhab'nen Männer,
Zum Scheine reichten sie sich Hand um Hand
Der inn're Zwist unsicherer Parteien,
Der nur in düstern Höhlen sich geneckt,
Er bricht vielleicht in's Freie bald hervor;
Und was mich erst als Furcht und Sorge umgab,
Entscheidet sich, indem es mich vernichtet,
Und droht Verwüstung aller Welt umher.

Gerichtsrath.

Du jammerst mich! Das Schicksal einer Welt
Verkündest Du nach Deinem Schmerzgefühl,
Und schien Dir nicht die Erde froh und glücklich
Als Du, ein heit'res Kind, auf Blumen schrittest?

Eugenie.

Wer hat es eigentlicher als ich gesehn,
Der Erde Glück mit allen seinen Blüthen?
Ach! Alles um mich her, es war so reich;
So voll und rein, und was der Mensch bedarf
Es schien zur Lust, zum Ueberfluß gegeben.
Und wem verdankt' ich solch ein Paradies?
Der Väterliche dankt' ich's, die besorgt
Um's Kleinste wie um's Größte mich, wo
schwerbedrängt
Mit Prachtgebäuden zu erdrücken schien.
Und meinen Körper, meinen Geist zugleich,
Ein solches Wohl zu tragen, bildete.
Wenn alles weichlich Edle mich umgab,
Ein wenniges Behagen mir zu schmeicheln,
So trieb mich ritterlicher Trieb hinaus.
Zu Roß und Wagen, mit Gefahr zu kämpfen
Oft schnt' ich mich in ferne Weiten hin.
Nach fremder Lande seltsam neuen Kreisen.
Dorthin versprach der edle Vater, mich, —
Ins Meer versprach er mich zu führen, hoffte
Sich meinen ersten Blick in's Unbegreifliche
Mit liebevollem Antheil zu erfreuen, wenn
Da sah' ich nun auf schöne weit hinaus.
Und enger schien mich's, enger zu umschließen
O Gott, wie ähnlich sich Welt und Himmel,
Wenn unser Herz in seinen Schranken bangt!

Gerichtsrath.

Heilige, die mir, auch Deinen Leiden,
Ein Mitleid, verderblich anverwandt,
Daß meinen Rath Dein Herz freundlich hört!

Auf ewig hast Du mir den heitern Blick
In's volle Meer getrübt. Wenn Phöbus nun
Ein feuerwallend' Lager sich bereitet,
Und jedes Auge von Entzücken thränt,
Da werd' ich weg mich wenden, werde Dich
Und Dein Geschick beweinen. Fern am Rande
Des nachtumgeb'nen Ocean's erblick' ich
Mit Noth und Jammer Deinen Pfad umstrickt;
Entbehrung alles nöthig lang Gewohnten,
Bedrängniß neuer Uebel, ohne Flucht;
Der Sonne glühendes Geschoß durchdringt
Ein feuchtes, kaum der Fluth entriss'nes Land;
Um Niederungen schwebet, gift'gen Brodems,
Blaudunst'ger Streifen angeschwoll'ne Pest.
Im Versteck seh' ich, matt und hingebleicht,
Von Tag zu Tag ein Kummerleben schwanken:
O, die so blühend, heiter vor mir steht,
Sie soll so früh langsamen Todes verschwinden!

Eugenie.

Entsetzen rufst Du mir hervor! Dorthin?
Dorthin verbannt man mich; in jenes Land,
Wie Hölenwinkel mir von Kindheit auf
In grauenvollen Zügen dargestellt!
Dorthin, wo sich in Sumpfes Schlang' und Tiger
Durch Rohr und Dorngeflechte tückisch drängen;
Wo peinlich quälend, als beliebte Weiden,
Um Wund'rer sich Insecten-Schaaren ziehn;
Wo jeder Hauch des Windes, unbequem
Und schädlich, Stunden raubt und Leben kürzt!
Zu bitten dacht' ich; flehend steht Du nun
Die Dringende! Du kannst, Du wirst mich retten.

Gerichtsrath.

Ein mächtig wagehalser Talisman
Liegt in den Händen Deiner Zöglerinn.

Eugenie.

Was ist Gesetz und Ordnung? Können sie
Der Unschuld Kindertage nicht beschützen?
Wer seid denn Ihr, die Ihr mit treuem Stolz
Durch's Recht Gewalt zu bändigen Euch rühmt?

Gerichtsrath.

In abgeschloss'nen Kreisen lenken wir,
Gesetzlich streng, das in der Mitte hebt
Des Lebens wiederkehrend Schwebende;
Was draußen sich in ungemess'nen Räumen,
Gewaltig schlimm, hin und her bewegt,
Beleidigt und verletzt, ohne Noth und Urtheil,
Das wird nach seinem Recht, nach seiner Zahl
Vielleicht bevortheilt; Flucht und Klugheit.

Eugenie.

Und Du bist Mensch? Hast Du weiter Nichts
Zu sagen, zu verkünden?

Gerichtsrath.

Nichts!

Eugenie.

Ich glaub' es nicht!
Ich darf's nicht glauben.

Gerichtsrath.

Laß, o, laß mich fort!
Soll ich als feig, als unentschlossen gelten;
Bedauern, jammern; soll nicht irgendhin
Mit höherer Hand auf Deine Rettung deuten?
Doch lüge nicht in dieser Kühnheit selbst
Für mich die gräßlichste Gefahr, von Dir
Verkannt zu werden; mit verlichtem Zweck
Als frevelhaft unwürdig zu erscheinen?

Eugenie.

Ich lasse Dich nicht los, den mir das Glück,
Mein altes Glück, vertraulich zugesendet.
Mich hat's von Jugend auf gehegt, gepflegt,
Und nun im rauhen Sturme scheidet mir's
Den edlen Stellvertreter seiner Neigung.
Sollt' ich nicht sehen, fühlen, daß Du Theil
An mir und meinem Schicksal nimmst? Ich stehe
Nicht ohne Wirkung hier! Du sinnst! Du
denkst! —
Im weiten Kreise rechtlicher Erfahrung
Schaust Du zu meinen Gunsten um Dich her.
Noch bin ich nicht verloren! Ja, Du suchst
Ein Mittel, mich zu retten; hast es wohl
Schon ausgefunden! Mir bekannt's Dein Blick,
Dein tiefer, ernster, freundlich trüber Blick.
O, kehre Dich nicht weg! O, sprich es aus,
Ein hohes Wort, das mich zu heilen tönt.

Gerichtsrath.

So wendet, voll Vertrau'n, zum Arzte sich
Der Leidenkranke, sieht um Linderung,
Sieht um Erhaltung schwer bedrohter Tage;
Wie Gott erscheint ihm der erfahr'ne Mann.
Doch ach, ein bitter, unerträglich Mittel
Wird nun geboten! Ach, soll ihm vielleicht
Der edeln Glieder grausame Verstümmelung,
Verlust statt Heilung, angekündigt werden?
Gerettet willst Du sein! Zu retten bist Du,
Nicht herzugeben. Was Du wardst, ist hin,
Und was Du jetzt kannst, magst Du's ohne
nehmen?

Eugenie.

Um Rettung und des Lebens Nothgewalt,
Um dieses Lichtes erquickenden Strahl,
Um Sicherheit des Daseins, voll und rund,
Um jeden Rath, um Hülfsmittel sei auch
Was kann zu bringen sei, was zu erdulden,
Was zu vermeiden, jeder Tag von Tag.

Gerichtsrath.

Ist nicht dem Leben, wie es sich gestaltet,

Eugenie.

Des Vaterlandes vielgeliebten Boden!

Gerichtsrath.

Du forderſt viel im einz'gen, großen Wort!

Eugenie.

Ein einzig' Wort enthält mein ganzes Glück.

Gerichtsrath.

Den Zauberbann, wer wagt's, ihn aufzulöſen?

Eugenie.

Der Tugend Gegenzauber ſiegt gewiß!

Gerichtsrath.

Der ehern Macht iſt ſchwer zu widerſtehen.

Eugenie.

Allmächtig iſt ſie nicht, die ehr're Macht.
Gewiß! Dir gibt die Kenntniß jener Formen,
Für Hohe wie für Nied're gleich verbindlich,
Ein Mittel an. Du lächelſt. Iſt es möglich!
Das Mittel iſt gefunden! Sprich es aus!

Gerichtsrath.

Was hilft es, meine Beſte, wenn ich Dir
Von Möglichkeiten ſpräche! Möglich ſcheint
Faſt Alles unſern Wünſchen; auf der That
Setzt ſich von innen wie von außen viel,
Was ſie durchaus unmöglich macht, entgegen;
Ich kann, ich darf nicht reden, laß mich los!

Eugenie.

Und wenn Du täuſchen ſollteſt! — Wäre nur,
Für Augenblicke, meiner Phantaſie
Ein zweifelhafter, leichter Flug vergönnt!
Ein Uebel um das and're wähle mir!
Ich bin gerettet, wenn ich wählen kann.

Gerichtsrath.

Ein Mittel gibt es, Dich im Vaterland
Zurückzuhalten. Friedlich iſt es, und Manchem
Erſchien es auch erfreulich. Große Gunſt
Hat es vor Gott und Menſchen. Heil'ge Kräfte
Erheben's über alle Willkür. Jedem,
Der's anerkennt, ſich's anzueignen weiß,
Verſchafft es Glück und Ruhe. Beſtändand
Erwünſchter Lebenstage ſind wir ihm.
Sowie der Zukunft höchſte Bilder ſchuldig.
Als allgemeines Menſchengut verordnet's
Der Himmel ſelbſt, und ließ dem Glück, der
Kühnheit
Und ſtiller Neigung Raum, ſich's zu erwerben.

Eugenie.

Mich' Pandora in Nichts dies Du vor?

Gerichtsrath.

Der ein'ge Schöpfung hervorlockt' Erdengluck.

Eugenie.

Was hilft mein Sinnen! Ich verwirre mich!

Gerichtsrath.

Erräth's Du's nicht, ſo liegt es fern von Dir.

Eugenie.

Das zeige ſich, ſobald Du ausgeſprochen.

Gerichtsrath.

Ich wage viel! Der Ehſtand iſt es!

Eugenie.

Wie?

Gerichtsrath.

Geſprochen iſt's; nun überlege Du.

Eugenie.

Mich überraſcht, mich ängſtet ſolch ein Wort.

Gerichtsrath.

Du's Auge faſſe, was Dich überraſcht.

Eugenie.

Wie lag es fern in meiner frohen Zeit,
Nun kann ich ſeine Nähe nicht ertragen;
Die Sorge, die Verlegenheit mehrt ſich nur.
Von meines Vaters, meines Königs Hand
Mußt' ich vereint den Prälutigam erwarten.
Verſtohlen ſchwärmte nicht mein Blick umher,
Und keine Neigung wuchs in meiner Bruſt.
Nun ſoll ich denken, was ich nie gedacht,
Und fühlen, was ich ſtets von mir gewieſen;
Soll mir den Gatten wünſchen, eh' ein Mann
Sich liebenswerth und meiner werth gezeigt,
Und jenes Glück, das Hymen uns verſpricht,
Zum Rettungsmittel meiner Noth entweihen.

Gerichtsrath.

Dem wackern Mann vertraut ein Weib getroſt,
Und wär' er fremd, ein zweifelhaft' Geſchick.
Der iſt nicht fremd, wer Theil zu nehmen weiß;
Und ſchnell verbindet ein Bedrängter ſich
Mit ſeinem Retter. Was im Lebensgange
Dem Gatten ſeiner Gattinn feſſelnd eignet,
Ein Sicherheitsgefühl, ihr werd' es nie
In Noth und Angſt, an Schutz und Hülfe
fehlen.
Das ſteht im Augenblick ein kühner Mann
Dem Leben des gefahrumgeb'nen Weibes,
Durch Wagehalt, auf ew'ge Zeiten ein.

Eugenie.

Und wie, wo zeigte ſich ein ſolcher Held?

Gerichtsrath.

Der Männer Chor iſt groß in dieſer Stadt.

Eugenie.

Doch Alles hin und Nichts' ich entbrannt.

Gerichtsrath.

Nicht lange bleibt ein solcher Blick verborgen!

Eugenie.

O täusche nicht ein leichtbetrog'nes Hoffen!
Wo fände sich ein Gleicher, seine Hand
Mir, der Erniedrigten, zu reichen? Dürft' ich
Dem Gleichen selbst ein solches Glück verdanken?

Gerichtsrath.

Ungleich erscheint im Leben viel, doch bald
Und unerwartet ist es ausgeglichen.
In ew'gem Wechsel wiegt ein Wohl das Weh'
Und schwerste Leiden auf're Freuden auf.
Nichts ist beständig! Manches Mißverhältniß
Löst unbemerkt, indem die Tage rollen,
Durch Stufenschritte sich in Harmonie.
Und ach, den größten Abstand weiß die Liebe,
Die Erde mit dem Himmel, auszugleichen.

Eugenie.

In leere Träume denkst Du mich zu wiegen.

Gerichtsrath.

Du bist gerettet, wenn Du glauben kannst.

Eugenie.

So zeige mir des Retters treues Bild.

Gerichtsrath.

Ich zeig' ihn Dir, er bietet seine Hand!

Eugenie.

Du! Weich ein Leichtsinn überraschte Dich?

Gerichtsrath.

Entschieden bleibt auf ewig mein Gefühl.

Eugenie.

Der Augenblick! — vermag er solche Wunder?

Gerichtsrath.

Das Wunder ist des Augenblicks Geschöpf.

Eugenie.

Und Irrthum auch der Uebereilung Sohn.

Gerichtsrath.

Ein Mann, der Dich gesehen, irrt nicht mehr.

Eugenie.

Erfahrung bleibt des Lebens Meisterinn.

Gerichtsrath.

Verweisen kann sie, doch das Herz entscheidet.
O, laß Dir sagen, wie, von wenig Stunden,
Ich mit mir selbst zu Rathe ging und mich
So einsam fühlte; meiner ganzen Lage,
Vermögen, Stand, Gesinnt'n's Umfang stets
Und um mich her nach einer Gattinn sann!
Da regte Phantasie mir manches Bild,
Die Schöne der Erinn'rung sichtend auf,
Und wohlgefällig schwebten sie vorüber.
Zu keiner Wahl bewegte sich mein Herz.
Doch Du erscheinest: ich empfinde nun,
Was ich bedurfte. Dieß ist mein Geschick.

Eugenie.

Die Fremde, Schlechtumgeb'ne, Mißempfohl'ne,
Sie könnte froben, stolzen Trotz empfinden,
Sich so geschätzt, sich so geliebt zu sehn,
Bedächte sie nicht auch des Fremdes Glück,
Des edeln Manns, der unter allen Menschen
Vielleicht zuletzt ihr Hülfe bieten mag.
Betrügst Du Dich nicht selbst, und wagst Du, Dich
Mit jener Macht, die mich bedroht, zu messen?

Gerichtsrath.

Mit jener nicht allein! — Dem Ungestüm
Des rohen Drangs der Menge zu entgehn,
Hat uns ein Gott den schönsten Port bezeichnet.
Im Hause, wo der Gatte sicher waltet,
Da wohnt allein der Friede, den vergebens
Im Weiten Du da draußen suchen magst.
Unruh'ge Mißgunst, grimmige Verläumdung,
Verhaßtes, parteiisches Bestreben:
Nicht wirken sie auf diesen heil'gen Kreis!
Vernunft und Liebe hegen jedes Glück,
Und jeden Unfall mildert ihre Hand.
Komm! Rette Dich zu mir! Ich kenne mich,
Und weiß, was ich versprechen darf und kann!

Eugenie

Bist Du in Deinem Hause Herr?

Gerichtsrath.

Ich bin's!
Und Jeder ist's, der Gatte wie der Weise.
Reicht eine Macht denn wohl in jener Hand,
Wo der Tyrann die heute Gattinn kränkt,
Wenn er, nach eig'nem Sinn, verwerfen handelt,
Durch Lügen, Worte, Thaten jede Lust
Mit Schadenfreude sauerlich untergräbt?
Wer trocknet ihre Thränen? Weich' Gesetz,
Weich' Tribunal erreicht den Schuldigen?
Er triumphirt, und schwierende Verdruß
Senkt nach und nach verzweifelnd sie in's Grab.
Nothwendigkeit, Gesetz, Gewohnheit geben
Dem Mann so große Rechte; sie verstärken
Mut seine Kraft, auf seinen Vortheil. —
Nicht Heldenkauf, nicht Heldenmuth, Geliebte,
Verlangt die Fremde, weiß ich Dir zu bieten;
Allein des Bürgers hohen Sicherstand!
Und hilf Du mir, was kann Dich mehr beglücken?
Bei ewig hilf Du mir, verlassen, leidend

Der König ford're Dich von mir zurück:
Als Gatte kann ich mit dem König rechten.

Eugenie.

Vergib! Mir schwebt noch allzu lebhaft vor,
Was ich verscherzte! Du, Großmüthiger,
Bedenkst nur, was mir noch übrig blieb.
Wie wenig ist es! Dieses Wenige
Lehrst Du mich schätzen, gibst mein eig'nes Wesen
Durch Dein Gefühl belebend mir zurück.
Verehrung zoll' ich Dir. Wie soll ich's nennen?
Dankbare, schwesterlich entzückte Neigung!
Ich fühle mich als Dein Geschöpf, und kann
Dir leider, wie Du wünschest, nicht gehören.

Gerichtsrath.

So schnell versagst Du Dir und mir die Hoffnung!

Eugenie.

Das Hoffnungslose kündet schnell sich an!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Hofmeisterinn.

Hofmeisterinn.

Dem günst'gen Wind gehorcht die Flotte schon;
Die Segel schwellen; Alles eilt hinab.
Die Scheidenden umarmen thränend sich,
Und von den Schiffen, von dem Strande wehn
Die weißen Tücher noch den letzten Gruß.
Bald lichtet unser Schiff die Anker auch!
Komm! Laß uns gehen! Uns begleitet nicht
Ein Scheidegruß; wir ziehen unbeweint.

Gerichtsrath.

Nicht unbeweint, nicht ohne bittern Schmerz
Zurückgelass'ner Freunde, die nach Euch
Die Arme rettend strecken. O, vielleicht
Erscheint, was Ihr im Augenblick verschmäht,
Euch bald ein sehnsuchtswerthes, fernes Bild!

(Zu Eugenie'n.)

Vor wenigen Minuten nannt' ich Dich
Entzückt willkommen! Soll ein Lebewohl
Jetzund auf ewig unsre Trennung siegeln?

Hofmeisterinn.

Der Unterredung Inhalt, ahn' ich ihn?

Gerichtsrath.

Zum ew'gen Bunde hofft Du mich bereit.

Hofmeisterinn (zu Eugenie'n).

Und wie erkennst Du solch ein groß Erbieten?

Eugenie.

Mit höchstgerechtem Herzens reinstem Dank.

Hofmeisterinn.

Und ohne Neigung, diese Hand zu fassen?

Gerichtsrath.

Zur Hülfe bietet sie sich dringend an.

Eugenie.

Das Nächste steht oft unergreifbar fern.

Hofmeisterinn.

Ach, fern von Rettung stehn wir nur zu bald!

Gerichtsrath.

Und hast Du künftig Drohendes bedacht?

Eugenie.

Sogar das letzte Drohende, den Tod.

Hofmeisterinn.

Ein angebot'nes Leben schlägst Du aus?

Gerichtsrath.

Erwünschte Feier froher Bundestage!

Eugenie.

Ein Fest versäumt' ich, kein's erscheint mir wieder.

Hofmeisterinn.

Gewinnen kann, wer viel verloren, schnell.

Gerichtsrath.

Nach glänzendem ein dauerhaft' Geschick.

Eugenie.

Hinweg die Dauer, wenn der Glanz verlosch.

Hofmeisterinn.

Wer Mögliches bedenkt, läßt sich genügen.

Gerichtsrath.

Und wem genügte nicht an Lieb' und Treue?

Eugenie.

Den Schmeichelwerten widerspricht mein Herz,
Und widerstrebt Euch Beiden ungeduldig.

Gerichtsrath.

Ach, allzu lästig scheint, ich weiß es wohl,
Und unwillkomm'ne Hülfe! Sie erregt
Nur innern Zwiespalt. Dauken möchten wir,
Und sind undankbar, da wir nicht empfangen.
Drum laßt uns scheiden; doch des Hofes Sitte
Gebraucht und Pflicht verhet an Euch erfüllen:
Des schiffbruchbare Meer, den Landesgeber,
Zum Lebewohl, Ergebungsopfer widmen!
Dann werd' ich gehen, werde starren Blicks

Geschwell'ne Segel ferner, immer ferner,
Und Glück und Hoffnung weichend schwinden sehn.

Vierter Auftritt.

Eugenie. Hofmeisterinn.

Eugenie.

In Deiner Hand, ich weiß es, ruht mein Heil,
Sowie mein Elend. Laß Dich überreden!
Laß Dich erweichen: schiffe mich nicht ein!

Hofmeisterinn.

Du lenkest nur, was uns begegnen soll;
Du hast zu wählen! Ich gehorche nur
Der starken Hand, sie stößt mich von sich hin.

Eugenie.

Und nennst Du Wahl, wenn Unvermeidliches
Unmöglichem sich gegenüberstellt?

Hofmeisterinn.

Der Bund ist möglich, wie der Mann vermeidlich.

Eugenie.

Unmöglich ist, was Edle nicht vermögen.

Hofmeisterinn.

Für diesen biedern Mann vermagst Du viel.

Eugenie.

In bess're Lagen führe mich zurück,
Und sein Erbieten lohn' ich grenzenlos.

Hofmeisterinn.

Ihn lohne gleich, was ihn allein belohnt:
In hohen Stufen heb' ihn Deine Hand!
Wenn Tugend, wenn Verdienst den Tüchtigen
Nur langsam fördern; wenn er, still entsagend
Und kaum bemerkt, sich Andern widmend strebt:
So führt' ein edles Weib ihn leicht ans Ziel.
Hinunter soll kein Mann die Blicke wenden;
Hinauf zur höchsten Frauen kehr' er sich!
Gelingt es ihm, sie zu erwerben, schnell
Geebnet zeigt des Lebens Pfad sich ihm.

Eugenie.

Verwirrender, verfälschter Worte Sinn
Entwickl' ich wohl aus Deinen falschen Reden,
Das Gegentheil erkenn' ich nur zu klar:
Der Gatte zieht sein Weib unwiderstehlich
In seines Standes abgeschloss'ne Bahn.
Verthan ist sie gewonnt, sie kann sich nicht
Mit eig'ner Kraft beglück're Wege wählen;
Aus niederm Zustand führt er sie hervor,
Zu höhern Sphären hebt er sie hernieder.
Vergessen muss die frühere Gestalt,
Verlöschen jede Spur vergang'ner Zeit;
Was sie gewann, wer will es ihr entreißen?
Was sie verlor, wer gibt es ihr zurück?

Hofmeisterinn.

So brichst Du, grausam, Dir und mir den Stab.

Eugenie.

Noch forscht mein Blick nach Rettung hoffnungsvoll.

Hofmeisterinn.

Der Liebende verzweifelt; kannst Du hoffen?

Eugenie.

Ein kalter Mann verlieh' uns bessern Rath.

Hofmeisterinn.

Von Rath und Wahl ist keine Rede mehr;
Du stürzest mich in's Elend. Folge mir!

Eugenie.

O, daß ich Dich noch ein Mal freundlich hold
Vor meinen Augen sähe, wie Du stets
Von früher Zeit herauf mich angeblickt!
Der Sonne Glanz, die alles Leben regt,
Des klaren Monds erquicklich leiser Schein
Begegneten mir holder nicht als Du.
Was konnt' ich wünschen? Vorbereitet war's.
Was durft' ich fürchten? Abgethan war Alles!
Und zog sich in's Verborgene meine Mutter,
Vor ihres Kindes Blicken früh zurück,
So reichtest Du ein überfließend' Maß
Besorgter Mutterliebe mir entgegen.
Bist Du denn ganz verwandelt? Aeußerlich
Erscheinst Du mir, die Vielgeliebte, selber;
Doch ausgewechselt ist, so scheint's, Dein Herz.
Du bist es noch, die ich um Klein' und Großes
So oft gebeten, die mir Nichts verweigert.
Gewohnter Ehrfurcht kindliches Gefühl,
Es lehrt mich nun, das Höchste zu erbitten.
Und könnt' es mich erniedrigen, Dich nun
An Vaters, Königs, Dich an Gottes Statt,
Gebog'nen Knie's, um Rettung anzuflehen!

(Sie kniet.)

Hofmeisterinn.

In dieser Lage scheinst Du meinen nur
Verstellt zu spotten. Falschheit rühret mich nicht.

(Hebt Eugenien mit Heftigkeit auf.)

Eugenie.

So hartes Wort, so widriges Betragen,
Erfahr' ich Das, erleb' ich Das von Dir;
Und mit Gewalt verscheuchst Du meinen
Traum!
Im klaren Lichte seh' ich mein Geschick!
Nicht meine Schuld, nicht deine Grausamkeit,
Das Fremdes Loos hat mich hergeführt.
Und, mitleidswerthen, hülflos mich schonst

Hofmeisterinn.

Dein Irrthum schwankt nach allen Seiten hin.
Was will der Bruder gegen Dich beginnen?
Den bösen Willen hat er, nicht die Macht.

Eugenie.

Sei's, wie ihm wolle! Noch verschmacht' ich nicht
In ferner Wüste hoffnungslosen Räumen.
Ein liebend' Volk bewegt sich um mich her,
Ein liebend' Volk, das auch den Vaternamen
Entzückt aus seines Kindes Mund vernimmt.
Die fordr' ich auf. Aus roher Menge kündet
Ein mächt'ger Ruf mir meine Freiheit an!

Hofmeisterinn.

Die rohe Menge hast Du nie gekannt;
Sie starrt und staunt und zaudert, läßt geschehn;
Und regt sie sich, so endet ohne Glück,
Was ohne Plan zufällig sie begonnen.

Eugenie.

Den Glauben wirst Du mir mit kaltem Wort
Nicht, wie mein Glück mit frecher That, zerstören.
Dort unten hoff' ich Leben aus dem Leben,
Dort, wo die Masse, thätig strömend, wogt,
Wo jedes Herz, mit Wenigem befriedigt,
Für holdes Mitleid gern sich öffnen mag.
Du hältst mich nicht zurück! Ich rufe laut,
Wie furchtbar mich Gefahr und Noth bedrängen,
In's wühlende Gemisch mich stürzend, aus!

Fünfter Aufzug.

Platz am Hafen.

Erster Auftritt.

Eugenie. Hofmeisterinn.

Eugenie.

Mit welchen Ketten führst Du mich zurück?
Gehorch' ich, wider Willen, dieß Mal auch!
Fluchwürdige Gewalt der Stimme, die
Mich einst, so glatt, zur Folgsamkeit gewöhnte;
Die meines zarten, bildsamen Gefühls
Im ganzen Umfang sich bemeisterte!
Du warst es, der ich dieser Worte Sinn
Zuerst verdanke, dieser Sprache Kraft
Und künstliche Verknüpfung; diese Welt
Hab' ich aus Deinem Munde, ja, mein eig'nes Herz.
Nun brauchst Du diesen Zauber gegen mich.
Du fesselst mich, Du schleppst mich hin und wieder,
Mein Geist verwirrt sich, mein Gefühl ermattet,
Und zu den Todten sehn' ich mich hinab.

Hofmeisterinn.

O, hätte diese Zauberkraft gewirkt,
Als ich Dich dringend, flehentlich gebeten,
Von jenen hohen Planen abzustehn!

Eugenie.

Du ahnetest solch ungeheures Uebel,
Und warntest nicht den allzu sichern Muth!

Hofmeisterinn.

Wohl durft' ich warnen, aber leise nur;
Die ausgesprochne Sylbe trug den Tod.

Eugenie.

Und hinter Deinem Schweigen lag Verbannung!
Ein Todeswort, willkommner war es mir.

Hofmeisterinn.

Dieß Unglück, vorgesehen oder nicht,
Hat mich und Dich in gleiches Netz verschlungen.

Eugenie.

Was kann ich wissen, welch' ein Lohn Dir wird,
Um Deinen armen Zögling zu verderben?

Hofmeisterinn.

Er wartet wohl am fremden Strande mein!
Das Segel schwillt und führt uns Beide hin.

Eugenie.

Noch hat das Schiff in seine Kerker nicht
Mich aufgenommen. Sollt' ich willig gehn?

Hofmeisterinn.

Und riefst Du nicht das Volk zur Hülfe schon?
Es staunte nur Dich an und schwieg und ging.

Eugenie.

Mit ungeheurer Noth im Kampfe, schien
Ich dem gemeinen Blick des Wahnsinns Beute.
Doch sollst Du mir mit Worten, mit Gewalt
Den muth'gen Schritt nach Hülfe nicht verkümmern.
Die Ersten dieser Stadt erheben sich,
Aus ihren Häusern, dem Gestade zu,
Die Schiffe zu bewundern, die gerecht,
Uns unerwünscht, das hohe Meer gewinnen.
Schon regt sich am Palast des Gouverneur's
Die Wache. Jener ist es, der die Stufen,
Von Mehreren begleitet, niedersteigt.
Ich will ihn sprechen, ihm den Fall erklären,
Und ist er werth, an meines Königs Platz
Den wichtigsten Geschäften vorzustehn,
So weist er mich nicht nochmals von hinnen.

Hofmeisterinn.

Ich hind're Dich an diesem Schritte nicht;
Doch nennst Du keinen Namen, nur die Sache.

Eugenie.

Den Namen nicht, bis ich vertrauen darf.

Hofmeisterinn.

Es ist ein edler junger Mann, und wird,
Was er vermag, mit Anstand gern gewähren.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Der Gouverneur. Adjutanten.

Eugenie.

Dir in den Weg zu treten, darf ich's wagen?
Wirst Du der kühnen Fremden auch verzeihn?

Gouverneur

(nachdem er sie aufmerksam betrachtet)

Wer sich, wie Du, dem ersten Blick empfiehlt,
Der ist gewiß des freundlichsten Empfangs.

Eugenie.

Nicht froh und freundlich ist es, was ich bringe;
Entgegen treibt mich Dir die höchste Noth.

Gouverneur.

Ist sie zu heben möglich, sei mir's Pflicht;
Ist sie auch nur zu lindern, soll's geschehn.

Eugenie.

Von hohem Haus entspreß die Bittende;
Doch leider ohne Namen tritt sie auf.

Gouverneur.

Ein Name wird vergessen; dem Gedächtniß
Schreibt solch' ein Bild sich unauslöschlich ein.

Eugenie.

Gewalt und List entreißen, führen, drängen
Mich von des Vaters Brust an's wilde Meer.

Gouverneur.

Wer durfte sich an diesem Friedensbild
Mit ungeweihter Feindeshand vergreifen?

Eugenie.

Ich selbst vermuthe nur! Mich überraschte
Aus meinem eig'nen Hause dieser Schlag.
Von Eigennutz und bösem Rath geleitet,
Sann mir ein Bruder dieß Verderben aus;
Und Diese hier, die mich erzogen, steht,
Mir unbegreiflich, meinen Feinden bei.

Hofmeisterinn.

Ich steh' ihr bei und wild're großes Uebel,
Das ich zu heilen leider nicht vermag.

Eugenie.

Ich soll zu Schiffe steigen, fordert sie;
Nach jenen Ufern führt sie mich hinüber!

Hofmeisterinn.

Geb' ich auf solchem Weg ihr das Geleit,
So zeigt es Liebe, Mutterfürsorgfalt an.

Gouverneur.

Verzeiht, geschätzte Frauen, wenn ein Mann,
Der, jung an Jahren, Manches in der Welt
Gesehn und überlegt, im Augenblick,
Da er Euch sieht und hört, bedenklich stutzt!
Vertrauen scheint Ihr Beide zu verdienen,
Und Ihr mißtraut einander Beide selbst;
So scheint es wenigstens. Wie soll ich nun
Des wunderbaren Knotens Räthselschlinge,
Die Euch umstrickt, zu lösen übernehmen?

Eugenie.

Wenn Du mich hören willst, vertrau' ich mehr.

Hofmeisterinn.

Auch ich vermöchte Manches zu erklären.

Gouverneur.

Daß uns mit Fabeln oft ein Fremder täuscht,
Muß auch der Wahrheit schaden, wenn wir sie
In abenteuerlicher Hülle sehn.

Eugenie.

Mißtraust Du mir, so bin ich ohne Hülfe.

Gouverneur.

Und traut' ich auch, ist doch zu helfen schwer.

Eugenie.

Nur zu den Meinen sende mich zurück.

Gouverneur.

Verlor'ne Kinder aufzunehmen, gar
Entwendete, verstoß'ne zu beschützen,
Bringt wenig Dank dem wohlgesinnten Mann.
Um Gut und Erbe wird sogleich ein Streit,
Um die Person, ob sie die rechte sei,
Gehässig aufgeregt; und wenn Verwandte
Um's Mein und Dein gestritten haben, trifft
Den Fremden, der sich eingemischt, der Haß
Von beiden Theilen, und nicht selten gar,
Weil ihm der strengere Beweis nicht glückt,
Steht er zuletzt auch vor Gericht beschämt.
Verzeih' mir also, wenn ich nicht sogleich
Mit Hoffnung Dein Gesuch erwiedern kann.

Eugenie.

Ziemt eine solche Furcht dem edeln Mann,
Wohin soll sich ein Unterdrückter wenden?

Gouverneur.

Doch wenigſtens entſchuldigſt Du gewiß,
Im Augenblick, wo ein Geſchäft mich ruft,
Wenn ich auf morgen frühe Dich hinein
In meine Wohnung lade, dort genauer
Das Schickſal zu erfahren, das Dich drängt.

Eugenie.

Mit Freuden werd' ich kommen. Nimm voraus
Den lauten Dank für meine Rettung an!

Hofmeiſterinn

(die ihm ein Papier überreicht).

Wenn wir auf Deine Ladung nicht erſcheinen,
So iſt dieß Blatt Entſchuldigung genug.

Gouverneur

(der es aufmerkſam eine Weile angeſehen, es zurückgebend).

So kann ich freilich nur beglückte Fahrt,
Ergebung in's Geſchick und Hoffnung wünſchen.

Dritter Auftritt.

Eugenie. Hofmeiſterinn.

Eugenie.

Iſt Dieß der Talisman, mit dem Du mich
Entführſt, gefangen hältſt; der alle Guten,
Die ſich zu Hülfe mir bewegen, lähmt?
Laß mich es anſehn, dieſes Todesblatt!
Mein Elend kenn' ich; nun, ſo laß mich auch,
Wer es verhängen konnte, laß mich's wiſſen.

Hofmeiſterinn

(die das Blatt offen darzeigt).

Hier! Sieh herein!

Eugenie (ſich wegwendend).

Entſetzliches Gefühl!
Und überlebt' ichs, wenn des Vaters Name,
Des Königs Name mir entgegenblitzte!
Noch iſt die Täuſchung möglich, daß, verwegen,
Ein Kronbeamter die Gewalt mißbraucht,
Und, meinem Bruder frohnend, mich verletzt.
Da bin ich noch zu retten. Eben Dieß
Will ich erfahren. Zeige her!

Hofmeiſterinn (wie oben).

Du ſiehſt's!

Eugenie (wie oben).

Der Muth verläßt mich! Nein, ich mag' es nicht.
Sei's, wie es will, ich bin verloren, bin
Von allem Vortheil dieſer Welt geſchieden;
Entſag' ich denn auf ewig dieſer Welt!
O, Dieß vergönnſt Du mir! Du wußt es ja!
Die Feinde wollen meinen Tod, ſie wollen
Mich lebend eingeſcharrt. Vergönne mir,
Der Kirche mich zu nähern, die begierig
So manch' unſchuldig' Opfer ſchon verſchlang.
Hier iſt der Tempel; dieſe Pforte führt
Zu ſtillem Jammer, wie zu ſtillem Glück.
Laß dieſen Schritt mich in's Verborg'ne thun;
Was mich daſelbſt erwartet, ſei mein Loos.

Hofmeiſterinn.

Ich ſehe, die Aebtiſſinn ſteigt, begleitet
Von Zwei der Ihren, zu dem Platz herab;
Auch ſie iſt jung, von hohem Haus entſproſſen.
Entdeck ihr Deinen Wunſch, ich hindre es nicht.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Aebtiſſinn. Zwei Nonnen.

Eugenie.

Betäubt, verworren, mit mir ſelbſt entzweit
Und mit der Welt, verehrte, heil'ge Jungfrau,
Siehſt Du mich hier! Die Angſt des Augenblicks,
Die Sorge für die Zukunft treiben mich
In Deine Gegenwart, in der ich Lind'rung
Des ungeheuern Uebels hoffen darf.

Aebtiſſinn.

Wenn Ruhe, wenn Beſonnenheit und Friede
Mit Gott und unſerm eig'nen Herzen ſich
Mittheilen läßt, ſo ſoll es, edle Fremde,
Nicht fehlen an der Lehre treuem Wort,
Dir einzuflößen, was der Meinen Glück
Und mein's, für heut ſowie auf ewig, fördert!

Eugenie.

Unendlich iſt mein Uebel; ſchwerlich möcht'
Es durch der Worte göttliche Gewalt
Sogleich zu heilen ſein. O, nimm mich auf
Und laß mich weilen, wo Du weilſt, mich erſt
In Thränen löſen dieſe Bangigkeit
Und mein erleichtert' Herz dem Troſte weihen!

Aebtiſſinn.

Wohl hab' ich oft im heiligen Bezirk
Der Erde Thränen ſich in göttlich' Lächeln
Verwandeln ſehn, in himmliſches Entzücken;
Doch drängt man ſich gewaltſam nicht herein.
Gar manche Prüfung muß die neue Schweſter
Und ihren ganzen Werth uns erſt entwickeln.

Hofmeiſterinn.

Entſchied'ner Werth iſt leicht zu kennen, leicht,
Was Du vertragen möchteſt, zu erfinden.

Aebtiſſinn.

Ich zweifle nicht an Muth der Geburt,
Nicht an Vermögen, dieſes Hauſes Rechte,

Von seinem Bruder haben: denn ich bin's.
Wie lange such' ich ihn! Der Vater starb,
Und ich besitze nun die Güter, die
Ich gern und willig mit ihm theile, wenn
Ich ihn an diesen Busen drücken, dann
Zurück zu unsern Freunden bringen mag.
Du stehst in dich gekehrt? O welch ein Licht
Scheint mir durch diese Nacht! O sieh mich a
Wo ist er? Sage mir, wo ist er?

Carlos.

Hier!
Ich bin's!

Pedro.

Ist's möglich!

Carlos.

Die Beweise geb'
Ich dir und die Gewißheit leicht genug.
Hier ist der Ring, den meine Mutter trug,
Die nur zu früh für ihren Carlos starb;
Hier ist ihr Bild.

Pedro.

Ihr Götter, ist's gewi

Die groß und wichtig sind, Dir zu gewinnen.
Drum laßt mich bald vernehmen, was Ihr denkt.

Eugenie.

Gewähre meine Bitte: nimm mich auf!
Verbirg mich vor der Welt, im tiefsten Winkel,
Und meine ganze Habe nimm dahin.
Ich bringe viel und hoffe mehr zu leisten.

Aebtissinn.

Kann uns die Jugend, uns die Schönheit rühren,
Ein edles Wesen, spricht's an unser Herz:
So hast Du viele Rechte, gutes Kind!
Geliebte Tochter, komm' an meine Brust!

Eugenie.

Mit diesem Wort, mit diesem Herzensdruck
Besänftigst Du auf einmal alles Toben
Der aufgeregten Brust. Die letzte Welle
Umspült mich weichend noch. Ich bin im Hafen.

Hofmeisterinn (dazwischentretend).

Wenn nicht ein grausam' Schicksal widerstände!
Betrachte dieses Blatt, uns zu beklagen.
(Sie reicht der Aebtissinn das Blatt.)

Aebtissinn (die gelesen).

Ich muß Dich tadeln, daß Du wissentlich
So manch' vergeblich' Wort mitangehört.
Ich bange vor der höhern Hand mich tief,
Die hier zu walten scheint.

Fünfter Auftritt.

Eugenie. Hofmeisterinn.

Eugenie.

Wie, böh're Hand?
Was meint die Heuchlerinn? Versteht sie Gott?
Der himmlisch Höchste hat gewiß nicht hier
Mit dieser Frevelthat zu thun. Versteht
Sie unsern König? Wohl; ich muß es dulden,
Was Dieser über mich verhängt! Allein
Ich will nicht mehr in Zweifel, zwischen Furcht
Und Liebe schweben; will nicht weibisch mehr,
Indem ich untergehe, noch des Herzens
Und seiner weichlichen Gefühle schonen.
Es breche, wenn es brechen soll; und nun
Verlang' ich dieses Blatt zu sehen, sei
Von meinem Vater, sei von meinem König
Das Todesurtheil unterzeichnet! Jener
Gereizten Gottheit, die mich niederschmettert,
Will ich, getrost in's Auge schauend, flehn.
O, daß ich vor ihr stünde! Fürchterlich
Ist der bedrängten Unschuld letzter Blick.

Hofmeisterinn.

Ich hab' es nie verwegert; nimm es hin.

Eugenie
(das Papier von außen ansehend).

Das ist des Menschen wunderbar' Geschick,
Daß bei dem größten Uebel noch die Furcht
Vor fernerem Verlust ihm übrig bleibt.
Sind wir so reich, Ihr Götter, daß Ihr uns
Mit einem Schlag nicht Alles rauben könnt?
Des Lebens Glück entriß mir dieses Blatt,
Und läßt mich größern Jammer noch befürchten.
(Sie entfaltet's.)
Wohlan! Getrost mein Herz, und schaud're nicht!
Die Neige dieses bittern Kelchs zu schlürfen!
(Blickt hinein.)
Des Königs Hand und Siegel!

Hofmeisterinn
(die das Blatt abnimmt).

Gutes Kind,
Bedanke mich, indem Du Dich bejammerst.
Ich übernahm das traurige Geschäft;
Der Allgewalt Befehl vollzieh' ich nur,
Um Dir in Deinem Elend beizustehn,
Dich keiner fremden Hand zu überlassen.
Was meine Seele peinigt, was ich noch
Von diesem schrecklichen Ereigniß kenne,
Erfährst Du künftig. Jetzt verzeihe mir,
Wenn mich die eiserne Nothwendigkeit
Uns unverzüglich einzuschiffen zwingt. —

Sechster Auftritt.

Eugenie (allein), hernach Hofmeisterinn
(im Grunde).

Eugenie.

So ist mir denn das schönste Königreich,
Der Hafenplatz, von Tausenden belebt,
Zur Wüste worden, und ich bin allein!
Hier sprechen edle Männer nach Gesetzen,
Und Krieger lauschen auf gemess'nes Wort.
Hier flehen heilig Einsame zum Himmel;
Beschäftigt strebt die Menge nach Gewinn.
Und mich verstößt man, ohne Recht und Urtheil;
Nicht eine Hand bewaffnet sich für mich;
Man schließt mir die Asyle; Niemand mag
Zu meinen Gunsten wenig Schritte wagen.
Verbannung! Ja, des Schreckenwortes Gewicht
Erdrückt mich schon mit allen seinen Lasten:
Schon fühl' ich mich ein abgerissen's Glied;
Der Körper, der gesunde, stößt mich los.
Dem selbstbewußten Todten gleich' ich, der,
Ein Zeuge seiner eignen Bestattung,
Gelähmt, in halbem Traume, stumm und liegt.
Entsetzliche Nothwendigkeit! — Doch wie,
Ist mir nicht eine Wahl verstattet? Kann
Ich nicht des Mannes Hand ergreifen, der
Mir einzig edel seine Hülfe beut? —

Und könnt' ich Das? Ich könnte die Gebart,
Die mich so hoch hinaufgerückt, verläugnen;
Von allem Glanze jener Hoffnung mich
Auf ewig trennen? Das vermag ich nicht! —
O, faſſe mich, Gewalt, mit eh'rnen Fäuſten;
Geſchick, Du blindes, reiße mich hinweg!
Die Wahl iſt ſchwerer als das Uebel ſelbſt,
Die zwiſchen zweien Uebeln ſchwankend bebt.

(Hofmeiſterinn, mit Leuten, welche Gepäcke tragen, geht ſchweigend hinten vorbei.)

Sie kommen, tragen meine Habe fort;
Das Letzte, was von köſtlichem Beſitz
Mir übrig blieb! Wird es mir auch geraubt?
Man bringt's hinüber, und ich ſoll ihm nach.
Ein günſt'ger Wind bewegt die Wimpel ſeewärts;
Bald werd' ich alle Segel ſchwellen ſehn.
Die Flotte löſet ſich vom Hafen ab;
Und nun das Schiff, das mich Unſel'ge trägt!
Man kommt; man fordert mich an Bord! O, Gott!
Iſt denn der Himmel ehern über mir;
Dringt meine Jammerſtimme nicht hindurch?
So ſei's! Ich gehe! Doch mich ſoll das Schiff
In ſeines Kerkers Raume nicht verſchlingen.
Das letzte Bret, das mich hinüberführt,
Soll meiner Freiheit erſte Stufe werden.
Empfangt mich dann, Ihr Wellen, faßt mich auf,
Und, feſtumſchlingend, ſenket mich hinab
In Euers tiefen Friedens Grabesſchooß;
Und wenn ich dann vom Unbill dieſer Welt
Nichts mehr zu fürchten habe, ſpült zuletzt
Mein bleichendes Gebein dem Ufer zu,
Daß eine fromme Seele mir das Grab
Auf heim'ſchem Boden wohlgeſinnt bereite!

(Mit einigen Schritten.)

Wohlan denn!

(Hält inne.)

Will mein Fuß nicht mehr gehorchen?
Was feſſelt meinen Schritt; was hält mich hier?
Unſel'ge Liebe zum unwürd'gen Leben;
Du führeſt mich zum harten Kampf zurück!
Verbannung, Tod, Entwürdigung umſchließen
Mich feſt und ängſten mich einander zu.
Und wie ich mich von Einem ſchaudernd wende,
So grinſt das And're mir mit Höllenblick.
Iſt denn kein menſchlich', iſt kein göttlich' Mittel,
Von tauſendfacher Qual mich zu befreien?
O, daß ein einzig' ahnungsvolles Wort,
Zufällig, aus der Menge, mir ertönte!
O, daß ein Friedensvogel mir vorbei,
Mit leiſem Flügelſchlag leitend, ſich bewegte!
Wenn weiß ich hin, wohin das Schickſal ruft,
Es deute nur, und ich will gläubig folgen;
Es winke nur: ich will dem heil'gen Winke
Vertrauend, hoffend, ungeſäumt mich fügen!

Siebenter Auftritt.

Eugenie. Mönch.

Eugenie

(die eine Zeitung vor ſich hingeleſen, indem ſie die Augen aufhebt und den Mönch erblickt).

Ich darf nicht zweifeln: ja, ich bin gerettet!
Ja, Dieſer iſt's, der mich beſtimmen ſoll!
Geſendet auf mein Flehn, erſcheint er mir,
Der Würdige, Bejahrte, dem das Herz
Bei'm erſten Blick vertraut entgegenfliegt.

(Ihm entgegengehend.)

Mein Vater! Laß den, ach, mir nun verſagten
Verkümmerten, verbot'nen Vaternamen
Auf Dich, den edeln Fremden, übertragen!
Mit wenig Worten höre meine Noth.
Nicht als dem weiſen, wohlbedächt'gen Mann
Dem gottbegabten Greiſe, leg' ich ſie,
Mit ſchmerzlichem Vertrau'n, Dir an die Bruſt.

Mönch.

Was Dich bedrängt, eröffne freien Muthes.
Nicht ohne Schickung trifft der Leidende
Mit Dem zuſammen, der als höchſte Pflicht
Die Linderung der Leiden üben ſoll.

Eugenie.

Ein Räthſel ſtatt der Klagen wirſt Du hören,
Und ein Orakel fordr' ich, keinen Rath.
Zu zwei verhaßten Zielen liegen mir
Zwei Wege vor den Füßen, einer dorthin,
Hierhin der and're: welchen ſoll ich wählen?

Mönch.

Du führſt mich in Verſuchung! Soll ich nun
Als Loos entſcheiden?

Eugenie.

Als ein heilig' Loos.

Mönch.

Begreif' ich Dich, ſo hebt aus tiefer Noth
Zu höhern Regionen ſich Dein Blick.
Erſterben iſt im Herzen eig'ner Wille!
Entſcheidung hofft Du Dir vom Waltenden.
Ja wohl; das Ewigwirkende bewegt,
Uns unbegreiflich, Dieſes oder Jenes,
Als wie von ungefähr, zu unſerm Wohl,
Zum Rathe, zur Entſcheidung, zum Vollbringen,
Und wie getragen werden wir an's Ziel!
Dieß zu empfinden, iſt das höchſte Glück;
Es nicht zu fordern, ob beſcheid'ne Pflicht;
Es zu erwarten, ſchöner Troß im Leiden.
O, wär' ich doch gewürdigt, nun für Dich,
Was Dir am Beſten frommte, vorzuſehen!

Allein die Ahnung ſchweigt in meiner Bruſt;
Und kannſt Du mehr nicht mir vertrau'n, ſo nimm
Ein fruchtlos' Mitleid hin zum Lebewohl!

Eugenie.

Schiffbrüchig faſſ' ich noch die letzte Planke!
Dich halt' ich feſt und ſage wider Willen
Zum letzten Mal das hoffnungsloſe Wort:
Aus hohem Haus entſproſſen, werd' ich nun
Verſtoßen, über's Meer verbannt, und könnte
Mich durch ein Ehebündniß retten, das
Zu niedern Sphären mich herunterzieht.
Was ſagt nun Dir das Herz? Verſtummt es noch?

Mönch.

Es ſchweige, bis der prüfende Verſtand
Sich als ohnmächtig ſelbſt bekennen muß.
Du haſt nur Allgemeines mir vertraut,
Ich kann Dir nur das Allgemeine rathen.
Biſt Du zur Wahl genöthigt unter zwei
Verhaßten Uebeln, faſſe ſie in's Auge,
Und wähle, was Dir noch den meiſten Raum
Zu heil'gem Thun und Wirken übrig läßt;
Was Deinen Geiſt am Wenigſten begrenzt,
Am Wenigſten die frommen Thaten feſſelt.

Eugenie.

Die Ehe, merk' ich, räthſt Du mir nicht an.

Mönch.

Nicht eine ſolche, wie ſie Dich bedroht.
Wie kann der Prieſter ſegnen, wenn das Ja
Der holden Braut nicht aus dem Herzen quillt?
Er ſoll nicht Widerwärt'ges aneinander,
In immer neuerzeugtem Streite, ketten;
Den Wunſch der Liebe, die zum All das Eine,
Zum Ewigen das Gegenwärtige,
Das Flüchtige zum Dauernden erhebt:
Den zu erfüllen, iſt ſein göttlich' Amt.

Eugenie.

In's Elend, über's Meer verbannſt Du mich?

Mönch.

Zum Troſte Jener d'rüben ziehe hin.

Eugenie.

Wie ſoll ich tröſten, wenn ich ſelbſt verzweifle?

Mönch.

Ein treues Herz, wovon Dein Blick mir zeugt,
Ein edler Muth, ein hoher, freier Sinn
Erhalten Dich und Und're, wo Du auch
Auf dieſer Erde wandelſt. Wenn Du nun,
In frühen Jahren ohne Schuld verbannt,
Durch heil'ge Fügung, fremde Fehler büßeſt,
So führſt Du, wie ein überirdiſch' Weſen,
Der Unſchuld Glück und Wunderkräfte mit.
So ziehe denn hinüber! Jene friſch
In jenen Kreis der Traurigen. Erheit're
Durch Dein Erſcheinen jene trübe Welt.
Durch mächt'ges Wort, durch kräft'ge That errege
Der tiefgebeugten Herzen eig'ne Kraft;
Vereine die Zerſtreuten um Dich her,
Verbinde ſie einander, Alle Dir;
Erſchaffe, was Du hier verlieren ſollſt,
Dir Stamm und Vaterland und Fürſtenthum.

Eugenie.

Getrauteſt Du zu thun, was Du gebieteſt?

Mönch.

Ich that's! — Als jungen Mann entführte ſchon
Zu wilden Stämmen mich der Geiſt hinüber.
In's rohe Leben bracht' ich milde Sitte,
Ich brachte Himmelshoffnung in den Tod.
O, hätt' ich nicht, verführt von treuer Neigung,
Dem Vaterland zu nützen, mich zurück
Zu dieſer Wildniß frechen Städteleben,
Zu dieſem Moſt verfeinerter Verbrechen,
Zu dieſem Pfuhl der Selbſtigkeit gewendet!
Hier feſſelt mich des Alters Unvermögen,
Gewohnheit, Pflichten; ein Geſchick vielleicht,
Das mir die ſchwerſte Prüfung ſpät beſtimmt.
Du aber, jung, von allen Banden frei,
Geſtoßen in das Weite, dringe vor
Und rette Dich! Was Du als Elend fühlſt,
Verwandelt ſich in Wohlthat. Eile fort!

Eugenie.

Eröffne klarer: was befürchteſt Du?

Mönch.

Im Dunkeln drängt das Künft'ge ſich heran;
Das künftig Nächſte ſelbſt erſcheint nicht
Dem off'nen Blick der Sinne, des Verſtands.
Wenn ich bei'm Sonnenſchein durch dieſe Straßen
Bewundernd wandle, der Gebäude Pracht,
Die felſengleich gethürmten Maſſen ſchaue,
Der Plätze Kreis, der Kirchen edeln Bau,
Des Hafens maſſerfüllten Raum betrachte:
Das ſcheint mir Alles für die Ewigkeit
Gegründet und geordnet. Dieſe Menge
Gewerkſam Thätiger, die hin und her
In dieſen Räumen wogt: auch die verſpricht
Sich unvertilgbar ewig herzuſtellen.
Allein wenn dieſes große Bild bei Nacht
In meines Geiſtes Tiefen ſich erneut,
Da ſtürmt ein Beben durch die öde Luft,
Der feſte Boden wankt, die Thürme ſchwanken,
Gehäufte Steine ſtürzen ſich herab,
Und ſo zerfällt in ungeformten Schutt
Die Prachterſcheinung. Wenig Lebendes
Durchklimmt beklommen neuentſtand'ne Hügel,
Und jede Trümmer deutet auf ein Grab.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50924-3
GOETHE,J.W. FN. 18643/469

Das Element zu bändigen vermag
Ein tiefgebeugt', vermindert' Volk nicht mehr;
Und rastlos wiederkehrend füllt die Fluth
Mit Sand und Schlamm des Hafens Becken aus.

Eugenie.

Die Nacht entwaffnet erst den Menschen; dann
Bekämpft sie ihn mit nichtigem Gebild.

Mönch.

Ach, bald genug steigt über unsern Jammer
Der Sonne trübgedämpfter Blick heran!
Du aber fliehe, die ein guter Geist
Verbannend segnete. Leb' wohl und eile!

Achter Auftritt.

Eugenie (allein).

Vom eig'nen Elend leitet man mich ab
Und fremden Jammer prophezeit man mir.
Doch, wär' es fremd, was Deinem Vaterland
Begegnen soll? Dieß fällt mit neuer Schwere
Mir auf die Brust! Zum gegenwärt'gen Uebel
Soll ich der Zukunft Geistesbürden tragen?
So ist's denn wahr, was in der Kindheit schon
Mir um das Ohr geklungen; was ich erst
Erhorcht, erfragt, und nun zuletzt, sogar
Aus meines Vaters, meines Königs Mund
Vernehmen mußte: diesem Reiche droht
Ein zäher Umsturz; die zum großen Leben
Gefugten Elemente wollen sich
Nicht wechselseitig mehr mit Liebeskraft
Zu stets erneuter Einigkeit umfangen;
Sie fliehen sich, und einzeln tritt nun jedes
Kalt in sich selbst zurück. — Wo blieb der Ahnherr'n
Gewalt'ger Geist, der sie zu einem Zweck
Vereinigte, die feindlich Kämpfenden;
Der diesem großen Volk als Führer sich,
Als König und als Vater dargestellt?
Er ist entschwunden! Was uns übrig bleibt,
Ist ein Gespenst, das mit vergeb'nem Streben
Verlorenen Besitz zu greifen wähnt.
Und solche Sorge nähm' ich mit hinüber;
Entröge mich gemeinsamer Gefahr;
Entstöhe der Gelegenheit, mich kühn,
Der hohen Ahnen würdig zu beweisen,
Und Jeden, der mich ungerecht verletzt,
In böser Stunde hülfreich zu beschämen?
Nun bist Du, Boden meines Vaterlands,
Mir erst ein Heiligthum; nun fühl' ich erst
Den dringenden Beruf, mich anzuklammern.
Ich lasse Dich nicht los, und welches Band
Mich Dir erhalten kann, es ist nun heilig!
Wo fand' ich jenen gutgesinnten Mann,
Der mir die Hand so traulich angeboten?
An ihn will ich mich schließen! Im Verborg'nen
Verwahr' er mich, als reinen Talisman.
Denn, wenn ein Wunder auf der Welt geschieht,
Geschieht's durch liebevolle, treue Herzen.
Die Größe der Gefahr betracht' ich nicht,
Und meine Schwäche darf ich nicht bedenken;
Das Alles wird ein günstiges Geschick,
Zu rechter Zeit, auf hohe Zwecke leiten.
Und wenn mein Vater, mein Monarch mich einst
Verkannt, verstoßen, mich vergessen, soll
Erstaunt ihr Blick auf der Erhalt'nen ruhn,
Die Das, was sie im Glücke zugesagt,
Aus tiefem Elend zu erfüllen strebt.
Er kommt! — Ich seh' ihm freudiger entgegen,
Als ich ihn rief. Er kommt! Er sucht mich auf!
Zu scheiden denkt er, bleiben werd' ich ihm.

Neunter Auftritt.

Eugenie. Gerichtsrath. Ein Knabe (mit einem schönen Kästchen).

Gerichtsrath.

Schon zieh'n die Schiffe nach einander fort,
Und bald, so fürcht' ich, wirst auch Du berufen.
Empfange noch ein herzlich' Lebewohl
Und eine frische Gabe, die auf langer Fahrt
Beklomm'nen Reisenden Erquickung athmet!
Gedenke mein! O, daß Du meiner nicht
Am bösen Tage sehnsuchtsvoll gedenkest!

Eugenie.

Ich nehme Dein Geschenk mit Freuden an;
Es bürgt mir Deine Neigung, Deine Sorgfalt.
Doch send' es eilig in Dein Haus zurück!
Und wenn Du denkst, wie Du gedacht; empfändest,
Wie Du empfunden; wenn Dir meine Freundschaft
Genügen kann, so folg' ich Dir dahin.

Gerichtsrath

(nach einer Pause, den Knaben durch einen Wink entfernend).

Ist's möglich? Hätte sich, zu meiner Gunst,
In kurzer Zeit Dein Wille so verändert?

Eugenie.

Er ist verändert; aber denke nicht,
Daß Bangigkeit mich Dir entgegentreibe.
Ein edleres Gefühl, laß mich's verbergen,
Hält mich am Vaterland, an Dir zurück!
Nun sei's gefragt: vermagst Du, hohen Muths,
Entsagung der Entsagenden zu weihen?
Vermagst Du zu versprechen, mich, als Bruder,
Mit reiner Neigung zu empfangen; mir,
Der liebevollen Schwester, Schutz und Rath
Und stille Lebensfreude zu gewähren?

Gerichtsrath.

Zu tragen glaub' ich Alles; nur das Eine,
Dich zu verlieren, da ich Dich gefunden,
Erscheint mir unerträglich. Dich zu sehen,
Dir nah zu sein, für Dich zu leben, wäre
Mein einzig höchstes Glück. Und so bedinge
Dein Herz allein das Bündniß, das wir schließen.

Eugenie.

Von Dir allein gekannt, muß ich fortan,
Die Welt vermeidend, im Verborg'nen leben.
Besitzest Du ein still entferntes Landgut,
So widm' es mir und sende mich dahin.

Gerichtsrath.

Ein kleines Gut besitz' ich, wohlgelegen;
Doch alt und halbverfallen ist das Haus.
Du kannst jedoch in jener Gegend bald
Die schönste Wohnung finden; sie ist feil.

Eugenie.

Nein! In das alterfall'ne laß mich ziehn,
Zu meiner Lage stimmt es, meinem Sinn;
Und wenn er sich erheitert, find' ich gleich
Der Thätigkeit bereiten Stoff und Raum.
Sobald ich mich die Deine nenne, laß,
Von irgend einem alten, zuverläss'gen Knecht
Begleitet, mich, in Hoffnung einer künft'gen,
Beglückten Auferstehung, mich begraben.

Gerichtsrath.

Und zum Besuch, wann darf ich dort erscheinen?

Eugenie.

Du wartest meinen Ruf geduldig ab.
Auch solch' ein Tag wird kommen, uns vielleicht
Mit ernsten Banden enger zu verbinden.

Gerichtsrath.

Du legest mir zu schwere Prüfung auf.

Eugenie.

Erfülle Deine Pflichten gegen mich;
Daß ich die Meinen kenne, sei gewiß!
Indem Du, mich zu retten, Deine Hand
Mir bietest, wagst Du viel. Werd' ich entdeckt,
Werd' ich's zu früh, so kannst Du Vieles dulden.
Ich sage Dir das tiefste Schweigen zu.
Woher ich komme, Niemand soll's erfahren;
Ja, die entfernten Lieben will ich nur
Im Geist besuchen; keine Zeile soll,
Kein Bote dort mich nennen, wo vielleicht
Zu meinem Heil ein Funke glühen möchte.

Gerichtsrath.

In diesem wicht'gen Fall, was soll ich sagen?
Uneigennütz'ge Liebe kann der Mund
Mit Frechheit oft betheuern, wenn im Herzen
Der Selbstsucht Ungeheuer lauschend grinst.
Die That allein beweis't der Liebe Kraft!
Indem ich Dich gewinne, soll ich Allem
Entsagen, Deinem Blick sogar! Ich will's.
Wie Du zum ersten Male mir erschienen,
Erscheinst Du bleibend mir, ein Gegenstand
Der Neigung, der Verehrung. Deinetwillen
Wünsch' ich zu leben, Du gebietest mir.
Und wenn der Priester sich, sein Leben lang,
Der unsichtbaren Gottheit niederbeugt,
Die im beglückten Augenblick vor ihm,
Als höchstes Musterbild, vorüberging:
So soll von Deinem Dienste mich fortan,
Wie Du Dich auch verhüllest, Nichts zerstreu'n.

Eugenie.

Da ich vertraue, daß Dein Aeuß'res nicht,
Nicht Deiner Worte Wohllaut lügen kann;
Daß ich empfinde, welch' ein Mann Du bist,
Gerecht, gefühlvoll, thätig, zuverlässig,
Davon empfange den Beweis, den höchsten,
Den eine Frau besonnen geben kann:
Ich zaud're nicht, ich eile, Dir zu folgen!
Hier meine Hand; wir gehen zum Altar!

Anhang und critiſche Bemerkungen

zu

Goethe's dramatiſchen Werken.

1. Ueber Götz von Berlichingen.

Schon in verſchiedenen Perioden unſerer Litteratur hat man, aus richtigem Gefühl, ein Verlangen nach ächt vaterländiſchen Geſchichten und Darſtellungen gehabt. Wie müſſen alle Nationen den Engländern ihren Shakeſpeare beneiden, der nur darum ſo als unerreichtes Vorbild daſteht, weil er ſo ganz Engländer war, wie keiner ſeiner Zeitgenoſſen; deßhalb gelang es ihm, in ſeinen vaterländiſchen Schauſpielen ſich und ſeinem Volke ein unvergängliches Denkmal zu bauen. Ein großes Talent unſerer Nation begeiſterte ſich und ſeine Zeitgenoſſen für Deutſchland, aber es war ein erträumtes, erfundenes Land und Volk, dem Nichts in der Zeit entſprach, bis Goethe mit ſeiner unvergleichlichen Dichtung hervortrat, und uns zeigen konnte, wo und wie wir waren, wie wir empfanden, was dieſe Vorzeit geweſen ſei. In allen ſeinen übrigen Werken hat er ſich als Dichter verkündigt, der nur als ein Deutſcher ein ſolcher ſein kann; wir wiſſen nur durch ihn, was unſere Litteratur iſt und wohin ſie ſtreben ſoll. Er erregte früher und ſpäter andere Talente, die etwas Aehnliches leiſten wollten, und es wäre unbillig, Dichtungen, wie den „Otto von Wittelsbach", „Kaspar, den Therringer" und „Agnes Bernauer" ganz zu vergeſſen, in denen ſich ein edles Feuer ausſpricht und ſtarke Liebe des Vaterlandes. Hier kämpft aber offenbar ein zu kleines, provinzielles Intereſſe mit dem wahren großen, und überwindet es, ſo wie die Dichter in ihren Schöpfungen nicht mehr originell ſind; ſie wollen Goethe und eben ſo oft Shakeſpeare nachahmen, wodurch dieſe und manche andere Producte jener Zeit ihre Klarheit verlieren.

Heinrich v. Kleiſt's hinterlaſſene Schriften, herausgegeben von L. Tieck.

Goethe iſt durch ſeine Meiſterſtücke: „Werther", „Götz von Berlichingen" und „Iphigenie auf Tauris", in der Folge auch „Torquato Taſſo" unſerer Nation der Schöpfer des beſſern Romans, des vaterländiſchen Trauerſpiels und des ächten Griechen-Geſchmacks geworden. Der unausſprechliche Eindruck, mit welchem „Werther" wirkte, noch wirkt, und immer wirken wird, beruht auf jener erhabenen philoſophiſchen Melancholie, auf jener feinen, lebendigen Empfänglichkeit für die ſchöne Natur, auf jener pathetiſchen Gluth der Leidenſchaft: Character-Züge, mit welchen der Neueuropäiſche Geiſt ſo einzig geſtempelt iſt. Deutſche Redlichkeit, Treu- und Biederherzigkeit, Deutſche Kraft und Originalität fand ſich in keinem alten und in keinem neuen litterariſchen Product ſo lebendig wieder, als in dem Drama „Götz von Berlichingen". Der Deutſche ſchien, wegen ſeiner bisherigen Nachahmung Franzöſiſcher und Britiſcher Urbilder, vor ſich ſelbſt zu erröthen; er fing an, in ſeiner eigenen Goldgrube zu graben: und wir erhielten allmälig dramatiſche National-Stücke. Die in der Deutſchen Litteratur einzige Epoche der Ritter-Romane leitet ſich gleichfalls von dem großen Goethe'ſchen Ritterſchauſpiel ab.

Daniel Jeniſch.

— Und die auch gern Deutſch ſein wollten, fanden die freudige Sprache und den weidlichen und tapfern Sinn des Volkes und die fröhliche Freiheit nicht mehr, worin ein kühnes Künſtlerleben und eine ſtolze Wiſſenſchaft allein blühen kann. Doch ragten Einige hervor aus Allen, und Einer ſo hoch, daß er in dieſer kalten und kahlen Zeit wie ein göttliches Wunder ſteht. Dies iſt Goethe, der Dichter, nicht aus dieſer Zeit geboren, ſondern auf der einen Seite ein Bild der Deutſchen Vergangenheit, auf der andern ein Bild ihrer Zukunft; wenn ſolche Zeichen kommen, dann iſt die Zukunft nicht fern. Klopſtock aber und Schiller und Herder, ſo verehrlich ſie ſind, ſtanden doch zu ſehr mit in der kranken und ungeſunden Gegenwart und

erinnern zu oft an das Eitle, Angespannte und Empfindsame derselben.

Historisches Taschenbuch für das Jahr 1814. Von Ernst Moriz Arndt.

Ich habe mir aus der unendlichen Menge der Bücher einen Dichter erlesen, der mir genüget und welchen ich in jeder Fremde, bei Genuß jeglicher andern Litteratur, im Herzen und Gedächtniß trage: Goethe. Dieser Dichter gab uns in einem Schauspiel einen Deutschen Helden, an welchem man fühlt, daß seine Umgebungen, Gesinnung und That ein ihm wesentlich angehörendes Zeitalter schaffen. Ein scharffühlender und gelehrter Freund sagte mir, daß in keinem andern poetischen Product ein Deutscher dargestellt sei, der auf einem Grund und Boden stehe, auf welchem er wirklich habe stehen können.

C. L. v. Woltmann.

— Ferne sei es von mir, daß ich den Verfasser des „Götz von Berlichingen" — der eine eigene Freude daran haben soll, Personal-Satyren auf den Ersten den Besten, der ihm in den Wurf kömmt, zu machen — durch diese kleine Apologie bestechen wollte, meiner zu schonen, wenn es ihm einmal wieder einfallen sollte, in einem Anstoß von Laune sich lustig mit mir zu machen!*) Ich gönne einem Jeden seine Freude, und wiewohl der Muthwille an einem Knaben eine Unart ist, so wünschte ich mir doch keinen Jungen, der nie in dem Falle wäre, die Ruthe zu verdienen. Junge, muthige Genien sind wie junge, muthige Füllen; Das streift von Leben und Kraft, tummelt sich wie unsinnig herum, schnaubt und wiehert, wälzt sich und bäumt sich, schnappt und beißt, springt an den Leuten hinauf, schlägt vorn und hinten aus, und will sich weder fangen noch reiten lassen. Desto besser! denn wenn es, ut iniquae mentis asellus, die Ohren sinken ließe, und die Lenden schleppte, würde jemals ein Bucephalus oder Brigliador daraus werden können? Praecipitandus est liber spiritus. — Da ist kein ander Mittel! Man muß die Herren ein wenig toben lassen; und wer etwa von ungefähr — denn sie meinen es selten so übel — von ihnen gebissen oder mit dem Huf in die Rippen geschlagen wird, betrachte sich als ein Opfer für das gemeine Beste der gelehrten Republik, und tröste sich damit, daß aus diesen nämlichen wilden Jünglingen, sofern sie glücklich genug sein sollten, in Zeiten auszutoben, noch große Männer werden können; wiewohl Dieß freilich dem einen und andern schon mißlungen ist und auch fernerhin zuweilen mißlingen dürfte.

— Genie, Wissenschaft, gutes Herz: Dieß ist just, als ob Jemand Feuer im Busen trüge, das kann nicht lange verborgen bleiben! Und so wie ich mich kenne, bin ich gewiß, daß wir am Ende noch sehr gute Freunde werden müssen. Aber zu unserm „Götz von Berlichingen".

Immerhin sei dieß Schauspiel — das man nicht aufführen kann, bis uns irgend eine wohlthätige Fee ein eigenes Theater und eigene Schauspieler dazu herzaubert — immerhin sei es ein schönes Ungeheuer. Möchten wir viele solche Ungeheuer haben! Der Fortschritt zu wahren Meisterstücken würde dann sehr leicht sein. Wer hat es gelesen, ohne zu fühlen (wenn er auch nicht sagen konnte, wie und warum), daß ihm nicht leicht eine andere Lectüre (immer nehme ich „Emilie Galotti" aus) mit solcher Gewalt ergriffen, so stark interessirt, so mächtig erschüttert, so durchaus vom ersten Zug bis zum letzten in die Begeisterung des Dichters hineingezogen und aus ununterbrochenem Anschauen der lebendigen Gemälde, die er, ut Magus, vor unsern Augen vorbeiführt, angeheftet habe? — Welche Wunder sollte das Genie, das Dieß gethan hat, nicht auf unserer Schaubühne wirken können, wenn es ihm einfiele, Schauspiele zu schreiben, die man aufführen könnte?

Aber was der Dichter antworten wollte, wenn man ihn fragte: warum er sein Drama gerade in fünf Acte getheilt habe? — Wenigstens nicht dem Aristoteles zu gefallen. Er hätte, nach seiner Weise, vier, sechs, sieben, und, wenn es ihm beliebt hätte, sieben Mal sieben Acte machen können. Die Chinesischen Schauspieler führen Tragicomödien auf, die oft acht Tage währen, sagt man uns. Warum sollten wir an einem Drama, das nicht zum Aufführen bestimmt ist, nicht acht Tage lesen können? Wollte Gott, „Götz'ens" Verfasser gäb' uns ein ganzes Jahrhundert in einer tragicomischen Farce, die im Geiste seines „Götz'ens" geschrieben wäre; möchte sie doch dreihundertundfünfundsechzig Acte haben!

Die Recension meint: die Charactere der Frauenzimmer wären dem Dichter weniger geglückt als die männlichen; und auch hierin, glaube ich, hat sie Unrecht. Nichts vom Worte „geglückt" zu sagen, welches nirgends weniger als auf ein Stück paßt, wo Laune und Genie Alles, und das Glück gewiß Nichts, gethan haben, so dünkt mich, der größte Meister in weiblichen Character-Gemälden, Shakespeare selbst, sei nirgends größer in dieser Art von

*) S. „Götter, Helden und Wieland".

Malerei als unser Dichter in seinen Gemälden von Maria, Elisabeth und Adelheid. — Wie hat in dem ganzen Stücke nur eine Stelle das Herz umgekehrt und Thränen der tiefsten Empfindung aus den Augen gepreßt — und diese ist in der Scene zu Jarthausen, wo Götz, da es nun mit ihm bis auf's Aeußerste gekommen ist, seine Schwester und seinen Freund Sickingen nöthigt, sich zu entfernen. Die ganze Scene ist ein Meisterstück von erhabener Einfalt, wahre, ungekünstelte, im höchsten Grade rührende Natur! Maria und Sickingen haben sich nun endlich aus Götz'ens und Elisabeth's Armen gerissen. Ich trieb sie, sagt Götz, und da sie geht, möcht' ich sie halten. Elisabeth, Du bleibst bei mir. „Bis in den Tod", antwortet Elisabeth. — Dieß einzige Wort, in der Situation, in dem Augenblicke, wo es gesagt wird, ist unendliche Mal mehr, als alle die schönen Tiraden, die der beste Französische Poet sie hätte herdeclamiren lassen. Es stellt ein Weib vor meine Seele, die des größten Heiden würdig ist; ein Weib, die durch dieß einzige „bis in den Tod" so schön und groß, als alle Alcesten, Pantheen, Portien und Arrien der Fabel und der Geschichte in meinen Augen wird, —

Der Deutsche Mercur. 1774. Bd. VI. S. 321. ff.

— Ich verlange nicht, zu läugnen, was Herr v. Ayrenhof zu glauben scheint und häufig zu verstehen gibt, daß „Götz von Berlichingen" wenigstens eben so viel unschuldigen Anlaß zu dem Unfug, welchen Leute von sehr verschiedener Art seit zehn Jahren auf unsern Schaubühnen angerichtet, gegeben hat, als Shakespeare selbst. Aber ich läugne schlechterdings, daß der Verfasser „Götz'ens" die Absicht dabei gehabt habe, ein ganzbares Stück für unsere meistens herumziehende Schauspieler-Truppen zu verfertigen. — Vermuthlich fühlte er sich damals stark versucht, dem Ruf seines Genius, der ihn in die dramatische Laufbahn zog, nachzugeben. Er wollte vielleicht durch diesen ersten Versuch bloß seine Sendung vor den Augen der Nation legitimiren; und er zeigte uns, was Der in der Folge leisten könnte, der so anfing. Das Publicum erstaunte über das Wunderding, wurde Anfangs von der Menge und Mannigfaltigkeit so ganz ungewohnter Schönheiten geblendet, aber bald durch die Wahrheit der Natur und den lebendigen Geist, der in so vielen, so ungleichartigen Personen von allen Ständen, vom Kaiser Max bis zum Reiterjungen, und vom Reiterjungen bis zum Zigeuner-Buben herab, athmet, hingerissen und überwältiget. In der ersten Entzückung war nur eine Stimme. Die kleine Anzahl der Kenner von gesundem Gefühl und unbefangenem Kopf, die an keine künstlichen und abgeredeten Formen so gewöhnt waren, daß der Mangel derselben sie gegen die kleinste Schönheit eines Werkes, das die Natur so sichtbarlich mit dem Stempel des Genie's bezeichnet hatte, unempfindlich hätte machen können: diese Wenigen sahen mit herzlicher Freude, vielleicht auch mit Eifersucht, Shakespeare's Genius in einem jungen Deutschen wieder aufleben; und versprachen unserer Litteratur und Schaubühne die herrlichsten Früchte von der völligen Reife eines Geistes, dessen erstes Product schon so viel männliche Stärke, so viel überlegenden Verstand, eine so kräftige und doch schon so gebändigte Einbildungskraft, ein so richtiges Gefühl Dessen, was im Menschen natürlich und was conventionell ist, einen so fein unterscheidenden Sinn für Das, was Jahrhunderte, Zeit-Epochen, Stände, Geschlechter und einzelne Personen characterisirt, zu Tage legte. Das Schicksal scheint in Rücksicht auf die Bühne diesen Hoffnungen nicht günstig gewesen zu sein. Aber wer die „Iphigenie auf Tauris", eine noch ungedruckte Tragödie in Jamben, von eben diesem Verfasser, eben so ganz im Geiste des Sophocles, als sein „Götz" im Geiste Shakespeare's geschrieben, und (wenn ja in Regelmäßigkeit ein so großer Werth liegt) regelmäßer als irgend ein Französisches Trauerspiel, — wer, sage ich, diese „Iphigenie" gelesen oder gehört hat: wird keinem warmen Freunde unserer Litteratur verdenken, wenn ihm, auch in Absicht dieses Falles, einige demüthige Zweifel gegen Meister Pangloss'en's Lieblingssatz aufstoßen. Welcher Andere, als ein Dichter, der, je nachdem ihn sein Genius trieb, mit gleich glücklichem Erfolge, mit Shakespeare oder Sophocles um den Preis ringen konnte, würde geschickter gewesen sein, den Gebrechen unserer Schaubühne abzuhelfen, den Ausschweifungen der Nachahmer Einhalt zu thun, und durch Verbindung der Natur, welche die Seele von Shakespeare's Werken ist, mit der schönen Einfalt der Griechen, und mit der Kunst und dem Geschmacke, worauf die Franzosen sich so viel zu Gute thun, unserer dramatischen Muse einen eigenthümlichen Character und einen Vorzug zu verschaffen, den ihr keine andere Nation so leicht hätte streitig machen können?

Briefe an einen jungen Dichter. 1784. Ch. M. Wieland.

Der Titel: Schauspiel, schreckte uns Anfangs, weil er uns eine von den langweiligen Zwittergeburten zu versprechen schien. Gleich

auf den ersten Seiten sahen wir, daß es darinnen ziemlich bunt hergehen werde, aber wir vergaßen unsern Aristoteles und weideten uns trefflich. Die Menge frostiger Trauerspiele, die wir nach dem gewöhnlichen Leisten haben, hat seit einiger Zeit den Gedanken erweckt, ob's nicht besser wäre, den Leisten ganz wegzuwerfen. Aber wer wollte das Kind mit dem Bade ausschütten? Nur noch ein halb Dutzend „Emilie Galotti", und der Leisten soll schon wieder zu Ehren kommen! Aber eben so Unrecht thaten Die, welche den Poeten an das Bretergerüste binden, welche ihm untersagen wollten, in einem großen System von Gesprächen das geistige Auge zu weiden, ohne daran zu denken, ob es auch das körperliche werde genießen können. So lange die Shakespeareaner ihre Gattung nur nicht ausschließungsweise die einzige nennen, so laßt uns an ihnen den Grundsatz ausüben, den jeder wahre Critiker hegt: Jeden in seiner Art zu schätzen! Die Philosophie hat dem Trauerspiel schon die Verse abdisputirt, sie hat die epischen Helden herausdemonstrirt, wird sie es nun auch gar von der Bühne jagen? Nein! „Galotti" ist auch ein Shakespeare'sch Trauerspiel, im Wesentlichen. Hier thut Jemand noch Shakespeares-Form dazu. Form sei Form, und hätte der Verfasser in Chinesischer Form geschrieben, wir würden sein Genie schätzen müssen. Lieber noch zwanzig Mal mehr Sonderbarkeiten, wie hier vorkommen, als das Alltagsgewäsche, das man in den Deutschen Schauspielen verschlucken muß; als die Zusammenstoppelungen des Wiener Theaters u. s. w. Nennt dieß Poem wie Ihr wollt — von Götz'ens Belagerung an wird Euch's warm um's Herz werden, Ihr werdet im Thurme, unter den Bauern und Zigeuner-Geschmeiße für ihn zittern, Ihr werdet die Sonne anweinen, die den Sterbenden erquickt, und ihm sein: Freiheit, Freiheit! nachrufen. Götz'ens offenes Herz wird Jeden für den ehrlichen Verbrecher einnehmen, wenn die Wellen der Trübsal über ihn zusammenschlagen. Sein junger Georg, ein Milchbruder des Knaben in der Hermann's-Schlacht, verdient, mit ihm im Tode vereint, verdient eine Thräne. Auch fehlt's hier nicht am Schauderhaften. Adelheit, die Verführerinn, die Ehebrecherinn, die Betrügerinn, die Mörderinn: wenn uns das heimliche Gericht nicht beruhigte, sie würde unser Innerstes empören. Wir hassen sie doppelt, sobald wir Weislingen reden hören, dem es nur an Entschließung fehlt, gut zu sein, und den sie zum heuchlerischen Bösewichte macht. Diese Characteure sind dem Verfasser so vortrefflich gelungen, daß wir sie in Lessing'scher Form noch weiter ausgeführt lesen möchten. Ihr Liebhaber der Liebes-Episoden, sehet hier die Liebe zwischen Marien und Weislingen, voll wahren Ausdrucks. Für die Scene zwischen Marien und dem vergifteten Weislingen, gäben wir ein Dutzend Französischer Trauerspiele. Unsterblicher Dank sei dem Verfasser für sein Studium der alten Deutschen Sitten. Man hat sie bisher immer nur in Hermann's-Wäldern gesucht, aber hier sind wir auf ächtem Deutschen Grund und Boden. Schon durch die Neuheit dieses Versuches sollte das Stück sein Glück machen. Die Reichs-Historie der mittlern Zeiten ist freilich ein Ding, das wenige unserer Poeten zu kennen die Ehre haben. Aber hierher, wenn Ihr Helden Deutsche, nicht aus der Luft gegriffene Helden haben wollt. — Dieser Verfasser hat sie, wie von Todten, wieder auferweckt. Er wählte sich keinen Kaiser (Maximilian ist hier die unbeträchtlichste Neben-Figur) um nicht den gewöhnlichen Cothurn zu besteigen. — Auch die Sprache, ächtes Deutsch, nicht die poetische Prose der Hermann's-Schlacht, natürlich und doch gedankenschwer. Nebst H. Engel kennen wir keinen angehenden Poeten, von dem der dramatische Dialog mehr hoffen könnte. Liebetraut's Bonmots und Franz'ens Schwärmereien kündigen an, was auch er in der Comödie leisten würde. Nicht Einfälle und Reden des Dichters, sondern Sprache der Natur findet man hier.

Frankfurter gelehrte Anzeigen. 1773. S. 169. ff. 553. ff.

Goethe gehört zu den vorzüglichsten Menschen, die je das menschliche Herz beobachtet haben. Seine „Leiden des jungen Werthers" bleiben immer ein Meisterstück. Sein „Clavigo" ist eine vorzügliche Tragödie und sein „Götz von Berlichingen" übertrift als Drama, was nicht gerade aufgeführt werden muß, Alles, was je dramatisch behandelt werden ist. Auch hat Goethe die comische Sprache unter Allen am Besten getroffen. —

Ch. Fr. Dan. Schubart's kurzgefaßtes Lehrbuch der schönen Wissenschaften. 1781. S. 84. ff.

Nicht leicht hat ein Schriftsteller so schnell und allgemein die Bewunderung seiner Nation auf sich gelenkt, als Goethe; dieser außerordentliche Kopf, in dem alle Gaben des Witzes und der Phantasie, mit einer unbezwinglichen Neigung zum Sonderbaren und Neuen, vereiniget scheinen. Sein Verdienst, als Schriftsteller, läßt sich aus den „Leiden Werthers", einem rührenden Romane, und dem Schauspiele, „Götz von Berlichingen", bestimmen. In jenen beiden Werken finden sich Schönhei-

Carlos.

Ja, zweifle nur ſo lang', bis ich den letzten
Von deinen Zweifeln glücklich heben kann.
Ich habe dir Geſchichten zu erzählen,
Die niemand weiß als du und ich; mir bleibt
Noch manches Zeugniß.

Pedro.

Laß mich hören.

Carlos.

Komm!

Sie gehen nach dem Grunde, und ſprechen leiſe unter lebhaften Geberden.

Basco.

Was haben die zuſammen? Wie vertraut!
Ich fürchte faſt, das nimmt ein böſes Ende.
Die Leidenſchaft des Thoren zu Lucinden
War ſchon der lieben Freyheit ſehr gefährlich.
Und wie man ſonſt ein theatraliſch Werk
Mit Trauung oder Tod zu enden pflegt;
So, fürcht' ich, unſer ſchwärmend luſtig Leben
Wird ſich mit einer ſchalen Ordnung ſchließen.

ten beisammen, die kein mittelmäßiger Kopf hervorzubringen vermag: hier die volltönende, rauhe Mannessprache, alter Deutscher Sinn und einfältige Sitte, und bei aller möglichen Unregelmäßigkeit und vorsetzlichen Vergehungen gegen Kunst und Natur, doch ein gedrängter und markiger Dialog, starke Characteristik, große Gedanken und Empfindungen, und Ausdrücke und Redensarten von ächtem Deutschen Schrot und Korne.

Characktere Deutscher Dichter und Prosaisten. Berlin, bei Chr. Fried. Voß. 1781. II. Band. S. 513 ff.

Dans le „ Goetz de Berlichingen" de Goethe, ce guerrier, assiégé dans son château par une armée impériale, donne à ses soldats un dernier repas pour les encourager. Vers la fin de ce repas il demande du vin à sa femme, qui, suivant les usages de ces temps, est à la fois la dame et la ménagère du château. Elle lui répond à demi-voix qu'il n'en reste plus qu'une seule cruche qu'elle a reservée pour lui. Aucune tournure poétique ne permettrait de transporter ce détail sur notre théâtre: l'emphase des paroles ne ferait que gâter le naturel de la situation, et ce qui est touchant en allemand, ne serait en français que ridicule. Il me semble néanmoins facile de concevoir, malgré nos habitudes contraires, que ce trait, emprunté de la vie commune, est plus propre que la description la plus pathétique à faire ressortir la situation du héros de la pièce, d'un vieux guerrier, couvert de gloire, fier de ses droits héréditaires et de son opulence antique, chef naguère de vaisseaux nombreux, maintenant renfermé dans son dernier asile, et luttant avec quelques amis intrépides et fidèles contre les horreurs de la disette et la vengeance de l'empereur.

Wallstein, tragédie etc. Par Benjamin Constant de Rebeque. A Genève, 1809. 8. Réflexions sur le théâtre allemand. p. 17.

Friedrich der Große.

Pour vous convaincre du peu de goût qui jusqu'à nos jours règne en Allemagne, vous n'avez qu'à vous rendre aux spectacles publics. Vous y verrez représenter les abominables pièces de Shakespeare traduites en notre langue, et tout l'auditoire se pâmer d'aise en entendant ces farces ridicules et dignes des sauvages du Canada. Je les appelle telles, parce qu'elles pèchent contre toutes les règles du théâtre. — — On peut pardonner à Shakespeare ces écarts bizarres; car la naissance des arts n'est jamais le point de leur maturité. Mais voilà encore un „Goetz de Berlichingen", qui paraît sur la scène, imitation détestable de ces mauvaises pièces anglaises, et le parterre applaudit et demande avec enthousiasme la répétition de ces dégoûtantes platitudes. Je sais qu'il ne faut point disputer des goûts; etc.

De la littérature allemande. Berlin, 1780. 8. p. 46.

---

2. Ueber Egmont.

Entweder es sind außerordentliche Handlungen und Situationen, oder es sind Leidenschaften, oder es sind Characktere, die dem tragischen Dichter zum Stoff dienen, und wenn gleich oft alle diese Drei, als Ursach und Wirkung, in einem Stücke sich beisammen finden, so ist doch immer das Eine oder das Andere vorzugsweise der letzte Zweck der Schilderung gewesen. Ist die Begebenheit oder Situation das Hauptaugenmerk des Dichters, so braucht er sich nur insofern in die Leidenschaft- und Characktere-Schilderung einzulassen, als er jene durch diese herbeiführt. Ist hingegen die Leidenschaft sein Hauptzweck, so ist ihm oft die unscheinbarste Handlung schon genug, wenn sie jene nur in's Spiel setzt. Ein am unrechten Orte gefundenes Schnupftuch veranlaßt eine Meisterscene im „Mohren von Venedig". Ist endlich der Character sein vorzügliches Augenmerk, so ist er in der Wahl und Verknüpfung der Begebenheiten noch viel weniger gebunden, und die ausführliche Darstellung des ganzen Menschen verbietet ihm sogar, einer Leidenschaft zu viel Raum zu geben. Die alten Tragiker haben sich beinahe einzig auf Situationen und Leidenschaften eingeschränkt. Darum findet man bei ihnen auch nur wenig Individualität, Ausführlichkeit und Schärfe der Characteristik. Erst in neuern Zeiten, und in dieser erst seit Shakespeare, wurde die Tragödie mit der dritten Gattung bereichert; er war der Erste, der in seinem „Macbeth", „Richard III."

u. ſ. w. ganze Menſchen und Menſchenleben auf die Bühne brachte, und in Deutſchland gab uns der Verfaſſer des „Götz von Berlichingen“ das erſte Muſter in dieſer Gattung. Es iſt hier nicht der Ort, zu unterſuchen, wie viel oder wie wenig ſich dieſe neue Gattung mit dem letzten Zweck der Tragödie, Furcht und Mitleid zu erregen, verträgt; genug, ſie iſt einmal vorhanden, und ihre Regeln ſind beſtimmt.

Zu dieſer letzten Gattung nun gehört das vorliegende Stück, und es iſt leicht einzuſehen, inwiefern die vorangeſchickte Erinnerung mit demſelben zuſammenhängt. Hier iſt keine hervorſtehende Begebenheit, keine vorwaltende Leidenſchaft, keine Verwickelung, kein dramatiſcher Plan, Nichts von dem Allen; eine bloße Aneinanderſtellung mehrerer einzelner Handlungen und Gemälde, die beinahe durch Nichts als durch den Character zuſammengehalten werden, der an allen Antheil nimmt, und auf den ſich alle beziehen. Die Einheit dieſes Stücks liegt alſo weder in den Situationen, noch in irgend einer Leidenſchaft, ſondern ſie liegt in dem Menſchen. Egmont's wahre Geſchichte konnte dem Verfaſſer auch nicht viel Mehreres liefern. Seine Gefangennehmung und Verurtheilung hat nichts Außerordentliches, und ſie ſelbſt iſt auch nicht die Folge irgend einer einzelnen intereſſanten Handlung, ſondern vieler kleinern, die der Dichter alle nicht brauchen konnte, wie er ſie fand, die er mit der Cataſtrophe auch nicht ſo genau zuſammenknüpfen konnte, daß ſie eine dramatiſche Handlung mit ihr ausmachten. Wollte er alſo dieſen Gegenſtand in einem Trauerſpiele behandeln, ſo hatte er die Wahl, entweder eine ganz neue Cataſtrophe zu erfinden, dieſem Character, den er in der Geſchichte vorfand, irgend eine herrſchende Leidenſchaft unterzulegen, oder ganz und gar auf dieſe zwei Gattungen der Tragödie Verzicht zu thun, und den Character ſelbſt, von dem er hingeriſſen war, zu ſeinem eigentlichen Vorwurf zu machen. Und dieß Letztere, das Schwerere unſtreitig, hat er vorgezogen, weniger vermuthlich aus zu großer Achtung für die hiſtoriſche Wahrheit, als weil er die Armuth ſeines Stoffs durch den Reichthum ſeines Genies erſetzen zu können glaubte.

In dieſem Trauerſpiel — oder Recenſent müßte ſich ganz in dem Geſichtspuncte geirrt haben — wird ein Character aufgeführt, der in einem bedenklichen Zeitlauf, umgeben von den Schlingen einer argliſtigen Politik, in Nichts als ſein Verdienſt eingehüllt, voll übertriebenen Vertrauens zu ſeiner gerechten Sache, die es aber nur für ihn allein iſt, gefährlich wie ein Nachtwandler auf zäher Dachſpitze, wandelt.

Dieſe übergroße Zuverſicht, von deren Abgrund wir unterrichtet werden, und der unglückliche Ausſchlag derſelben ſollen uns Furcht und Mitleiden einflößen, oder uns tragiſch rühren — und dieſe Wirkung wird erreicht.

In der Geſchichte iſt Egmont kein großer Character, er iſt es auch in dem Trauerſpiele nicht. Hier iſt er ein wohlwollender, heiterer und offener Menſch, Freund mit der ganzen Welt, voll leichtſinnigen Vertrauens zu ſich ſelbſt und zu Andern, frei und kühn, als ob ihm die Welt gehörte, brav und unerſchrocken, wo es gilt; dabei großmüthig, liebenswürdig und ſanft: ein Character der ſchönern Ritterzeit, prächtig und etwas Prahler, ſinnlich und verliebt, ein fröhliches Weltkind — alle dieſe Eigenſchaften in eine lebendige, menſchliche, durchaus wahre und individuelle Schilderung verſchmelzen, die der verſchönernden Kunſt Nichts, auch gar Nichts zu danken hat. Egmont iſt ein Held, aber auch ganz nur ein flämiſcher Held, ein Held des ſechszehnten Jahrhunderts; Patriot, jedoch ohne ſich durch das allgemeine Elend in ſeinen Freuden ſtören zu laſſen; Liebhaber, ohne darum weniger Eſſen und Trinken zu lieben. Er hat Ehrgeiz, er ſtrebt nach einem großen Ziele, aber Das hält ihn nicht ab, jede Blume aufzulieſen, die er auf ſeinem Wege findet; hindert ihn nicht, des Nachts zu ſeinem Liebchen zu ſchleichen, das koſtet ihn keine ſchlafloſen Nächte. Todtdreiſt wagt er bei St. Quintin und Gravelingen ſein Leben, aber er möchte weinen, wenn er von dieſer freundlichen, ſüßen Gewohnheit des Daſeins und Wirkens ſcheiden ſoll. „Leb' ich nur,“ ſo ſchildert er ſich ſelbſt, „um auf's Leben zu denken? Soll ich den gegenwärtigen Augenblick nicht genießen, damit ich des Folgenden gewiß ſei? Und dieſen wieder mit Sorgen und Grillen verzehren? — Wir haben die und jene Thorheit in einem luſtigen Augenblicke empfangen und geboren; ſind Schuld, daß eine ganz edle Schaar mit Bettelſäcken und mit einem ſelbſtgewählten Unnamen dem König ſeine Pflicht mit ſpottender Demuth in's Gedächtniß rief; ſind Schuld — was iſt's nun weiter? Iſt ein Faſtnachtsſpiel gleich Hochverrath? Sind uns die kurzen, bunten Lumpen zu mißgönnen, die ein jugendlicher Muth um unſers Lebens arme Blöße hängen mag? Wenn Ihr das Leben gar zu ernſthaft nehmt, was iſt denn d'ran? Scheint mir die Sonne heut, um Das zu überlegen, was geſtern war?“ — Durch ſeine ſchöne Humanität, nicht durch Außerordentlichkeit, ſoll dieſer Character uns rühren; wir ſollen ihn liebgewinnen, nicht über ihn erſtaunen. Dieſem Letztern ſcheint der Dichter ſo ſorgfältig aus dem Wege gegangen zu ſein, daß er ihm eine Menſchlichkeit über

die andere heilegt, um ja seinen Helden zu uns herabzuziehen, — daß er ihm endlich nicht einmal so viel Größe und Ernst mehr übrig läßt, als unserer Meinung nach unumgänglich erfordert wird, diesen Menschlichkeiten selbst das höchste Interesse zu verschaffen. Wahr ist es, solche Züge menschlicher Schwachheit ziehen oft unwiderstehlich an — in einem Heldengemälde, wo sie mit großen Handlungen in schöner Mischung zerfließen. Heinrich IV. von Frankreich kann uns noch dem glänzendsten Siege nicht interessanter sein, als auf einer nächtlichen Wanderung zu seiner Gabriele; aber durch welche strahlende That, durch was für gründliche Verdienste hat sich Egmont bei uns das Recht auf eine ähnliche Theilnahme und Nachsicht erworben? Zwar heißt es, diese Verdienste werden als schon geschehene vorausgesetzt, sie leben im Gedächtniß der ganzen Nation und Alles, was er spricht, athmet den Willen und die Fähigkeit, sie zu erwerben. Richtig! Aber Das ist eben das Unglück, daß wir seine Verdienste von Hörensagen wissen, und auf Treue und Glauben anzunehmen gezwungen werden, — seine Schwachheiten hingegen mit unsern Augen sehen. Alles weiset auf diesen Egmont hin, als auf die letzte Stütze der Nation, und was thut er eigentlich Großes, um dieses ehrenvolle Vertrauen zu verdienen? Denn folgende Stelle darf man doch wohl nicht dagegen anführen? „Die Leute", sagt Egmont, „erhalten sie (die Liebe) auch meist allein, die nicht darnach jagen. Clärchen. Hast Du die je stolze Anmerkung über Dich selbst gemacht, Du, den alles Volk liebt? Egmont. Hätte ich nur Etwas für sie gethan! Es ist ihr guter Wille, mich zu lieben." Ein großer Mann soll er nicht sein, aber auch erschlaffen soll er nicht; eine relative Größe, einen gewissen Ernst verlangen wir mit Recht von jedem Helden eines Stücks; wir verlangen, daß er über dem Kleinen nicht das Große hintansetze, daß er die Zeiten nicht verwechsle. Wer wird z. B. Folgendes billigen? Oranien ist eben von ihm gegangen; Oranien, der ihn mit allen Gründen der Vernunft auf sein nahes Verderben hingewiesen, der ihn, wie uns Egmont selbst gesteht, durch diese Gründe erschüttert hat. „Dieser Mann", sagt er, „trägt seine Besorglichkeit in mich herüber: — Weg — Das ist ein fremder Tropfen in meinem Blute. Gute Natur, wirf ihn wieder heraus! Und von meiner Stirn die sinnenden Runzeln wegzubannen, gibt es ja wohl noch ein freundlich Mittel." Dieses freundliche Mittel nun, — wer es noch nicht weiß — ist kein anderes, als ein Besuch beim Liebchen! Wie? Nach einer so ernsten Aufforderung keinen andern Gedanken, als nach Zerstreuung? Nein, guter Graf Egmont! Runzeln, wo sie hingehören, und freundliche Mittel, wo sie hingehören! Wenn es Euch zu beschwerlich ist, Euch Euerer eigenen Rettung anzunehmen, so mögt Ihr's haben, wenn sich die Schlinge über Euch zusammenzieht. Wir sind nicht gewohnt, unser Mitleid zu verschenken.

Hätte also die Einmischung dieser Liebesangelegenheit dem Interesse wirklich Schaden gethan, so wäre Dieses doppelt zu beklagen, da der Dichter noch obendrein der historischen Wahrheit Gewalt anthun mußte, um sie hervorzubringen. In der Geschichte nämlich war Egmont verheirathet, und hinterließ neun, (Andere sagen eilf) Kinder, als er starb. Diesen Umstand konnte der Dichter wissen und nicht wissen, wie es sein Interesse mit sich brachte; aber er hätte ihn nicht vernachlässigen sollen, sobald er Handlungen, welche natürliche Folgen davon waren, in sein Trauerspiel aufnahm. Der wahre Egmont hatte durch eine prächtige Lebensart sein Vermögen äußerst in Unordnung gebracht, und brauchte also den König, wodurch seine Schritte in der Republik sehr gebunden wurden. Besonders aber war es seine Familie, was ihn auf eine so unglückliche Art in Brüssel zurückhielt, da fast alle seine übrigen Freunde sich durch die Flucht retteten. Seine Entfernung aus dem Lande hätte ihn nicht bloß die reichen Einkünfte von zwei Statthalterschaften gekostet: sie hätte ihn auch zugleich um den Besitz aller seiner Güter gebracht, die in dem Staate des Königs lagen, und sogleich dem Fiscus anheimgefallen sein würden. Aber weder er selbst, noch seine Gemahlinn, eine Herzoginn von Baiern, waren gewohnt, Mangel zu ertragen; auch seine Kinder waren nicht dazu erzogen. Diese Gründe setzte er selbst bei mehrern Gelegenheiten dem Prinzen von Oranien, der ihn zur Flucht bereden wollte, auf eine rührende Art entgegen; diese Gründe waren es, die ihn so geneigt machten, sich an dem schwächsten Aste von Hoffnung zu halten, und sein Verhältniß zum König von der besten Seite zu nehmen. Wie zusammenhängend, wie menschlich wird nunmehr sein ganzes Verhalten! Er wird nicht mehr das Opfer einer blinden, thörichten Zuversicht, sondern der übertriebenen ängstlichen Zärtlichkeit für die Seinigen. Weil er zu fein und zu edel denkt, um einer Familie, die er über Alles liebt, ein hartes Opfer zuzumuthen, stürzt er sich selbst in's Verderben. Und nun der Egmont im Trauerspiel! — Indem der Dichter ihm Gemahlinn und Kinder nimmt, zerstört er den ganzen Zusammenhang seines Verhaltens. Er ist ganz gezwungen, dieses unglückliche Bleiben aus einem leichtsinnigen Selbstvertrauen entspringen zu lassen, und verringert dadurch gar sehr unsere Achtung

für den Verſtand ſeines Helden, ohne ihm dieſen Verluſt von Seiten des Herzens zu erſetzen. Im Gegentheil: er bringt uns um das rührende Bild eines Vaters, eines liebenden Gemahls, um uns einen Liebhaber von ganz gewöhnlichem Schlag dafür zu geben, der die Ruhe eines liebenswürdigen Mädchens, das ihn nie beſitzen, und noch weniger ſeinen Verluſt überleben wird, zu Grunde richtet; deſſen Herz er nicht einmal beſitzen kann, ohne Liebe, die glücklich hätte werden können, vorher zu zerſtören; der alſo, mit dem beſten Herzen zwar, zwei Geſchöpfe unglücklich macht, um die ſinnenden Runzeln von ſeiner Stirn wegzubannen. Und alles Dieſes kann er noch außerdem erſt nur auf Unkoſten der hiſtoriſchen Wahrheit möglich machen, die der dramatiſche Dichter allerdings hintanſetzen darf, um das Intereſſe ſeines Gegenſtandes zu erheben, aber nicht, um es zu ſchwächen. Wie theuer läßt er uns alſo dieſe Epiſode bezahlen, die, an ſich betrachtet, gewiß eines der ſchönſten Gemälde iſt, die in einer größern Compoſition, wo ſie von verhältnißmäßig großen Handlungen aufgewogen würde, von der höchſten Wirkung würde geweſen ſein.

Egmont's tragiſche Cataſtrophe fließt aus ſeinem politiſchen Leben, aus ſeinem Verhältniß zu der Nation und zu der Regierung. Eine Darſtellung des damaligen politiſch-bürgerlichen Zuſtands der Niederlande mußte daher ſeiner Schilderung zum Grund liegen, oder vielmehr ſelbſt einen Theil der dramatiſchen Handlung mit ausmachen. Betrachtet man nun, wie wenig ſich Staats-Actionen überhaupt dramatiſch behandeln laſſen, und was für Kunſt dazu gehöre, ſo viele zerſtreute Züge in ein faßliches, lebendiges Bild zuſammenzutragen, und das Allgemeine wieder im Individuellen anſchaulich zu machen, wie z. B. Shakeſpeare in ſeinem „Julius Cäſar" gethan hat; betrachtet man ferner das Eigenthümliche der Niederlande, die nicht eine Nation, ſondern ein Aggregat mehrerer kleinen ſind, die unter ſich auf's Schärfſte contraſtiren, ſo, daß es unendlich leichter war, uns nach Rom als nach Brüſſel zu verſetzen; betrachtet man endlich, wie unzählig viel kleine Dinge zuſammenwirken, um den Geiſt jener Zeit und jenen politiſchen Zuſtand der Niederlande hervorzubringen: ſo wird man nicht aufhören können, das ſchöpferiſche Genie zu bewundern, das alle dieſe Schwierigkeiten beſiegt, und uns mit einer Kunſt, die nur mit derjenigen erreicht wird, womit es uns ſelbſt in zwei andern Stücken in die Ritterzeiten Deutſchlands und nach Griechenland verſetzte, nun auch in dieſe Welt gezaubert hat. Nicht genug, daß wir dieſe Menſchen vor uns leben und wirken ſehen: wir wohnen unter ihnen, wir ſind alte Bekannte von ihnen. Auf der einen Seite die fröhliche Geſelligkeit, die Gaſtfreundlichkeit, die Redſeligkeit, die Großthuerei dieſes Volks, der republicaniſche Geiſt, der bei der geringſten Neuerung aufwallt, und ſich oft eben ſo ſchnell auf die ſeichteſten Gründe wieder gibt; auf der andern die Laſten, unter denen es ſeit ſeufzt, von den neuen Biſchofsmützen an bis auf die franzöſiſchen Pſalmen, die es nicht ſingen ſoll: — Nichts iſt vergeſſen, Nichts ohne die höchſte Natur und Wahrheit herbeigeführt. Wir ſehen hier nicht bloß den gemeinen Haufen, der ſich überall gleich iſt, wir erkennen darin den Niederländer, und zwar den Niederländer dieſes und keines andern Jahrhunderts; in dieſem unterſcheiden wir noch den Brüſſeler, den Holländer, den Frieſen, und ſelbſt unter Dieſen noch den Wohlhabenden und den Bettler, den Zimmermeiſter und den Schneider. So Etwas läßt ſich nicht wollen, nicht erzwingen durch Kunſt. — Das kann nur der Dichter, der von ſeinem Gegenſtand ganz durchdrungen iſt. Dieſe Züge entwiſchen ihm, wie ſie Demjenigen, den er dadurch ſchildert, entwiſchen, ohne daß er es will oder gewahr wird; ein Beiwort, ein Comma zeichnet einen Character. Buyk, ein Holländer und Soldat unter Egmont, hat beim Armbruſtſchießen das Beſte gewonnen und will, als König, die Herren faſſiren. Das iſt aber wider den Gebrauch.

Buyk. Ich bin fremd und König, und achte Euere Geſetze und Herkommen nicht.

Jetter (ein Schneider aus Brüſſel). Du biſt ja ärger, als der Spanier; der hat ſie uns doch bisher laſſen müſſen.

Ruysom (ein Frieslander). Laßt ihn; doch ohne Präjudiz! Das iſt auch ſeines Herrn Art, ſplendid zu ſein und es laufen zu laſſen, wo es gedeiht! —

Wer glaubt nicht, in dieſem „doch ohne Präjudiz" den zähen, auf ſeine Vorrechte wachſamen Frieſen zu erkennen, der ſich bei der kleinſten Bewilligung noch durch eine Clauſel verwahrt. Wie wahr, wenn ſich die Bürger von ihren Regenten unterreden. —

Das war ein Herr! (von Carl V. ſpricht er) Er hatte die Hand über dem ganzen Erdboden, und war Euch Alles in Allem; und wenn er Euch begegnete, ſo grüßt' er Euch, wie ein Nachbar den andern u. ſ. f. — Haben wir doch Alle gemeint, wie er ſeinem Sohn das Regiment hier abtrat — ſagt' ich, verſteht mich; — der iſt ſchon anders, der iſt majeſtätiſcher.

Jetter. Er ſpricht wenig, ſagen die Leute.

Soeſt. Es iſt kein Herr für uns Niederlän-

der. Unsere Fürsten müssen froh und frei sein, wie wir, leben und leben lassen ꝛc.

Wie treffend schildert er durch einen einzigen Zug das Elend jener Zeiten: Egmont geht über die Straße, und die Bürger sehen ihm mit Bewunderung nach.

Zimmermeister. Ein schöner Herr!

Jetter. Sein Hals wäre ein rechtes Fressen für einen Scharfrichter.

Die wenigen Scenen, wo sich die Bürger von Brüssel unterreden, scheinen uns das Resultat eines tiefen Studiums jener Zeiten und jenes Volks zu sein, und schwerlich findet man in so wenigen Worten ein schöneres historisches Denkmal für jene Geschichte.

Mit nicht geringerer Wahrheit ist derjenige Theil des Gemäldes behandelt, der uns von dem Geiste der Regierung und den Anstalten des Königs zu Unterdrückung des Niederländischen Volks unterrichtet. Milder und menschlicher ist doch hier Alles, und veredelt ist besonders der Character der Herzogin von Parma. „Ich weiß, daß Einer ein ehrlicher und verständiger Mann sein kann, wenn er gleich den nächsten und besten Weg zum Heil seiner Seele verfehlt hat," konnte eine Zöglingin des Ignatius Loyola wohl nicht sagen. Besonders gut verstand es der Dichter, durch eine gewisse Weiblichkeit, die er aus ihrem sonst männischen Character sehr glücklich hervorscheinen läßt, das kalte Staats-Interesse, dessen Exposition er ihr anvertrauen mußte, mit Licht und Wärme zu beseelen, und ihm eine gewisse Individualität und Lebendigkeit zu geben. Vor seinem Herzog von Alba zittern wir, ohne uns mit Abscheu von ihm wegzukehren; es ist ein fester, starrer, unzugänglicher Character; „ein ehrner Thurm ohne Pforte, wozu die Besatzung Flügel haben muß." Die kluge Vorsicht, womit er die Anstalten zu Egmont's Verhaftung trifft, ersetzt ihm an unserer Bewunderung, was ihm an unserem Wohlwollen abgeht. Die Art, wie er uns in seine innerste Seele hineinführt, und uns auf den Ausgang seines Unternehmens spannt, macht uns auf einen Augenblick zu Theilhabern desselben; wir interessiren uns dafür, als gält' es Etwas, das uns lieb ist.

Meisterhaft erfunden und ausgeführt ist die Scene Egmont's mit dem jungen Alba im Gefängniß, und sie gehört dem Verfasser ganz allein. Was kann rührender sein, als wenn ihm dieser Sohn seines Mörders die Achtung bekennt, die er längst im Stillen gegen ihn getragen. „Dein Name war's, der mir in meiner ersten Jugend gleich einem Stern des Himmels entgegenleuchtete. Wie oft habe ich nach Dir gehorcht, gefragt! Des Kindes Hoffnung ist der Jüngling, des Jünglings der Mann. So bist Du vor mir hergeschritten, immer vor, und ohne Neid sah ich Dich vor, und schritt Dir nach, und fort und fort. Nun hofft' ich endlich Dich zu sehen und sah Dich, und mein Herz flog Dir entgegen. Nun hofft' ich erst mit Dir zu sein, mit Dir zu leben, Dich zu fassen, Dich — Das ist nun Alles weggeschnitten, und ich sehe Dich hier!" Und wenn ihm Egmont darauf antwortet: „War Dir mein Leben ein Spiegel, in welchem Du Dich gern betrachtetest, so sei es auch mein Tod. Die Menschen sind nicht bloß zusammen, wenn sie beisammen sind; auch der Entfernte, der Abgeschiedene lebt uns. Ich lebe Dir, und habe mir genug gelebt. Eines jeden Tages habe ich mich gefreut u. s. w." — Die übrigen Charactere im Stück sind mit Wenigem treffend gezeichnet; eine einzige Scene schildert uns den schlauen, wortkargen, Alles verknüpfenden und Alles fürchtenden Oranien. Alba sowohl als Egmont malen sich in den Menschen, die ihnen nahe sind: diese Schilderungsart ist vortrefflich. Um alles Licht auf den einzigen Egmont zu versammeln, hat der Dichter ihn ganz isolirt, darum auch der Graf v. Hoorne, der ein Schicksal mit ihm hatte, weggeblieben ist. Ein ganz neuer Character ist Brackenburg, Clärchen's Liebhaber, den Egmont verdrängt hat. Dieses Gemälde des melancholischen Temperaments mit leidenschaftlicher Liebe wäre einer eigenen Auseinandersetzung werth. Clärchen, die ihn für Egmont aufgegeben, hat Gift genommen und geht ab, nachdem sie ihm den Rest zurückgelassen. Er steht sich allein. Wie schrecklich schön ist diese Schilderung:

Sie läßt mich stehn, mir selber überlassen,
Sie theilt mit mir den Todestropfen
Und schickt mich weg, von ihrer Seite weg!
Sie zieht mich nach und stößt in's Leben mich
zurück.
O Egmont, welch' preiswürdig Loos fällt Dir!
Sie geht voran;
Sie bringt den ganzen Himmel Dir entgegen!
Und soll ich folgen; wieder seitwärts stehn!
Den unauslöschlichen Neid
In jene Wohnungen hinübertragen?
Auf Erden ist kein Bleiben mehr für mich,
Und Höll' und Himmel bieten gleiche Qual!

Clärchen selbst ist unnachahmlich schön gezeichnet. Auch im höchsten Adel ihrer Unschuld noch das gemeine Bürgermädchen, und ein niederländisches Mädchen — durch Nichts veredelt als durch ihre Liebe, reizend im Zustand der Ruhe, hinreißend und herrlich im Zustand des Affects. Aber wer zweifelt, daß der Verfasser in einer Manier unübertrefflich sei, worin er sein eigenes Muster ist! —

Je höher die sinnliche Wahrheit in dem Stücke getrieben ist, desto unbegreiflicher wird man es finden, daß der Verfasser selbst sie muthwillig zerstört. Egmont hat alle seine Angelegenheiten berichtigt, und schlummert endlich, von Müdigkeit überwältigt, ein. Eine Musik läßt sich hören und hinter seinem Lager scheint sich die Mauer aufzuthun; eine glänzende Erscheinung, die Freiheit, in Clärchen's Gestalt, zeigt sich in einer Wolke. — Kurz, mitten aus der wahrsten und rührendsten Situation werden wir durch einen Salto mortale in eine Opern-Welt versetzt, um einen Traum — zu sehen. Lächerlich würde es sein, dem Verfasser darthun zu wollen, wie sehr dadurch unserm Gefühle Gewalt angethan werde; das hat er so gut und besser gewußt als wir; aber ihm schien die Idee, Clärchen und die Freiheit, Egmont's beide herrschende Gefühle, in Egmont's Kopf allegorisch zu verbinden, gehaltreich genug, um diese Freiheit allenfalls zu entschuldigen. Gefalle dieser Gedanke, wem er will. — Recensent gesteht, daß er gern einen sinnreichen Einfall entbehrt hätte, um eine Empfindung ungestört zu genießen.

Friedrich v. Schiller's sämmtliche Werke 1813.

Goethe hat in seinem „Egmont" dessen Character schön und so richtig gezeichnet, daß man seine Tragödie Geschichte nennen kann, diejenigen Puncte ausgenommen, die Schiller in seinen kleinen prosaischen Schriften berührt hat.

Geschichte des Grafen Egmont, von August Bercht.

Frankfurt a. M., den 11. April 1788.

Du scheinst mir den Egmont etwas idealisirt zu haben; ich fühle sehr gut, wie man das Alles darin finden kann, ob es aber eben für die Wirkung, von der Du viel sprichst, da ist, weiß ich doch nicht. Ueber den Alba bin ich ganz Deiner Meinung; Das ist wieder einmal eine Behandlung, wo dem Künstler das anch' io sono pittore im Munde stirbt; den Traum habe ich erkältend gefunden, so auch die Selbstmörderinn; es hat Etwas von den neuen Briefen im „Werther". — Ich schicke Dir hier den „Egmont". Auch hier, wie im „Götz", im „Werther" und der „Iphigenie", ist kein Strich Manier des Dichters, und Alles Manier des Sujets. Aber eben diese Treue hat hier einen kleinen Anstrich von Kälte hervorgebracht. Die Niederländer sind hier, wie in der Wahrheit, kalte, fröhliche Menschen, die ihre Freiheit bona fide genießen, sich aber lange knebeln lassen, ohne Etwas zu unternehmen, und erst durch die höchste Anstrengung des Despotismus gezwungen werden, Etwas zu thun. Egmont ist ein Held, aber ein Niederländischer Held. Vom Alba bin ich neugierig Dich zu hören, auch von dem Mädchen und von dem Ferdinand und Egmont. Wir werden mehr davon sprechen, jetzt fürchte ich zu viel von Deinem Genuß zu anticipiren. Schon Dies ist zu viel, ich war aber voll. —

Mainz, den 20. November 1788.

Deine Idee beim „Egmont", „eine Art Tom Jones", ist gar hübsch. Sie hat mich durch ihre Wahrheit und Sonderbarkeit frappirt. Im Grunde ist der Egmont gegen die conventionellen heroischen Charactere ganz, was der Tom Jones gegen die conventionellen Roman-Helden war.

L. F. Huber.

Ganz anders leitet „Egmont", der neben „Tasso" betrachtet werden muß, zu derselben Höhe; der Ernst des Lebens, die bürgerliche Gesellschaft zeigt sich hier erschüttert und in Gährung; als Mittler zwischen Volk und Fürst drängt sich Egmont durch das Gewühl streitender Stände und Charactere hindurch; er, den die Anbetung des Volks, die Liebe der Regentinn, die Gunst des Königs zum versöhnenden, vermittelnden Herrscher zu bestimmen schien, wird ein Opfer seines liebreichen Willens. Das poetische Gemüth, das im „Tasso" die Ruhe der Welt zu stören schien, verzehrt sich hier in seinen heilenden Kräften und Absichten.

— Laß die ganze moderne Staatsweisheit hat nichts Höheres aufzuweisen, als das Gespräch zwischen Alba und Egmont, das auf eine wunderbare Weise prophetisch die Verschmelzung vom Character der beiden Weltalter andeutet, von der in meinen Vorlesungen an so vielen Stellen die Rede gewesen ist. Wie nach einem schönen Frühlingstage, von den Stürmen des Winters verscheucht, tritt der Sonnenstrahl hinter finsteres Gewölk zurück: tausend aufgebrochene Knospen der Freiheit und der Jugend scheinen sich wieder zu schließen. Der Held wird unterdrückt und fällt: sein Todes-Moment ist da, wo ihm Ferdinand anzeigt, daß alle Wege der Rettung versperrt sind, und Egmont verzweifelnd ausruft: Keine Rettung, keine? — Da ermannt sich sein Glaube an der Freundschaft, dem Glauben, der Verwunderung des Sohnes seines Feindes. Die Zeit, deren alterndem Starrsinn er unterliegt, ist wirklich am Ende; Alba vermag ihr sein eigenes Kind sogar nicht mehr zu bewahren. Alle Grabesschauer verschwinden; auferstehend hebt sich der

Held aus seiner Asche, sein Tod wird zum Triumphe, der Platz des unerbittlichen Gerichts zum Felde des Sieges.

Keineswegs in einen Taumel der Freiheit wird der Zuschauer fortgerissen; das irdisch und das himmlisch Triumphirende, die Zeit Alba's, die Vergangenheit und die Zeit Egmont's, die Zukunft, behaupten ihre Rechte: Gesetz und Freiheit sind versöhnt. —— Ungern trenne ich mich von der Welt des mir am nächsten liegenden Poeten; ganze Saaten der Schönheit und des Lebens muß ich für jetzt unberührt lassen, indem ich mich zu einem andern Dichter wende.

Vorlesungen über die Deutsche Wissenschaft und Litteratur, von A. H. Müller.

Iffland als Egmont.

Den „Egmont", der dem genialischen Dichter bei der Verfertigung der schönsten Scenen dieses Schauspiels jenseits der Alpen vor Augen schwebte, der, um mich der Worte des berühmten Kunstrichters Schiller zu bedienen, ein wohlwollender, heiterer und offener Mensch ist, Freund mit der ganzen Welt, voll leichtsinnigen Vertrauens zu sich selbst und zu andern, liebenswürdig und sanft, sinnlich und verliebt, ein fröhliches Weltkind, — konnte und wollte Iffland nicht geben, der eigentlich nie Chevalier- und erste Liebhaberrollen spielt, und seine Vortheile zu gut kennt, um sich in ein Feld zu wagen, wo selbst ein Garrick einem Barry weichen mußte, weil keine Kunst die hierzu erforderlichen Hülfsmittel ganz ersetzen kann. Er nahm ihm also etwas von jener leichten, schwebenden Unbefangenheit und jugendlichen Raschheit, und gab ihm dafür mehr männliche Festigkeit, tiefere Empfindung, strengern Ernst. Man muß gestehen, daß der Eindruck, den Dieß auf den größern Theil der Zuschauer hervorbrachte, stärker und der Vorstellung vom Trauerspiele, die sie schon im voraus mitgebracht hatten, angemessener zu sein schien, als wenn Egmont, nach des Dichters Sinn, mehr von Seiten seiner liebenswürdigen Gutmüthigkeit und heitern Sorglosigkeit aufgefaßt worden wäre. —

Entwickelung des Iffland'schen Spiels in vierzehn Darstellungen auf dem Weimar'schen Hof-Theater im April-Monat 1796. Von Böttiger. S. 332. ff.

---

3. Clavigo.

Diese Jugendarbeit des großen Dichters machte, als sie erschien, auf allen Theatern Deutschlands großes Glück; sie wurde sogleich einheimisch und national; und so Vieles auch seitdem versucht ist, so mancherlei die Stimmung des Publicum's auch auf andere Wege geführt hat, so erhält sie sich selbst auf der Bühne in frischer Jugendkraft, und überdauert so viele Mode-Erzeugungen dort, die eine vorübergehende Begeisterung als ächt und groß zuweilen stempeln möchte. Dieses Werk, welches sich im nächsten Leben und den gewöhnlichsten Verhältnissen desselben bewegt, spricht sich so deutlich und faßlich aus, daß Jedermann es versteht; es erregt in seiner Einfachheit das höchste Interesse: es rührt, erschüttert und überrascht durch die tiefen Geheimnisse, die es gelinde dem Gefühl überliefert, und als Seelenmalerei eben so sehr belehrt, als durch seine weiche und melodische Sprache, die alle Tonarten fast durchspielt, ergetzt und hinreißt. Denn nur wenig Handlung ist in dieser bürgerlichen Tragödie; aber es ist dem Dichter gelungen, diese Seelenzustände, das Schwanken eines schwachen, aber liebenswerthen Charakters durch das Unglück, welches aus diesem Schwanken entsteht, in die äußere Anschauung zu bringen, und dadurch die Bewegungen des Gemüthes und die Betrachtungen eines gesunden, derben Verstandes in Handlung zu verwandeln.

Dieses Schauspiel hat darum auch mehr theatralische Wirkung, als die übrigen Werke des großen Dichters, dem es, trotz seiner Vielseitigkeit und seiner wunderbaren Kunst, sich in jede Person zu verwandeln und ihr die geziemendsten Reden in den Mund zu legen, nie hat gelingen wollen, das wirkliche Theater sich anzueignen. Vielleicht, weil er hier einem Memoire folgte (ja sogar aus diesem eine Scene fast wörtlich übersetzte), der Erzählung eines Mannes, welcher bewiesen, wie sehr er Bühne und Dialog in seiner Gewalt hat. Es kann sonderbar scheinen, daß Goethe einen Vorfall seiner Tage auf die Bühne brachte; und noch mehr, daß er den tragischen Schluß hinzufügte, über welchen der auf dem Theater ermordete Archivar in Madrid oft gelächelt hat, der mit Deutschen Reisenden nicht ungern über seine Geschichte und deren poetische Darstellung auf unsern Schauplätzen sprach. Die Zeit hat die beiden Charactere dieser Tragödie in ein anderes Licht gestellt, als sie der Dichter damals ahnen oder

brauchen konnte. Clavigo ist ein ruhiger Gelehrter und fleißiger Mann in einem beschränkten Wirkungskreise geblieben, und Beaumarchais hat in seiner Jugend, sowie im Alter, unter dem Könige, sowie zur Zeit der Revolution, die sonderbarsten Rollen gespielt, und ist endlich, von allen Parteien verlassen und ohne Freunde, gestorben. Es ist unbillig, beim Schauspiele an diesen intriguirenden Verfasser des „lustigen Tages" zu denken, und die große Kraft der Dichtung hebt uns auch über alle diese störenden Ansichten hinweg. Nur unser Dichter durfte in einer solchen kräftigen Jugend wagen, diesen Stoff zu nehmen, an ihm diese wunderbare Seite zu finden, und ihm einen so seltsamen, aber doch den einzig befriedigenden Schluß zu geben. —

Der verständige Schauspieler sieht wohl ein, daß der Character des Carlos nicht unter die sogenannten Intriguants, oder gar unter die Böswichter zu werfen sei. Carlos ist in seinen Ausdrücken zwar derb, dem weichen Clavigo gegenüber prosaisch, selbst hart; aber der Ton des feinen, wohlerzogenen Mannes, der mit den Vornehmsten lebt, darf ihm darum nicht fehlen. Als Weltmann, als älterer Mann von Erfahrung sieht er Alles mit kalter Klugheit; er arbeitet und denkt nur für den Freund, den er, so abgeschlossen er ist, so sehr er die Menschen verachtet, innig liebt. Wie viel in dieser Liebe Herrschsucht oder Egoismus sein mag, hat uns der Dichter nicht verrathen: doch sind diese auch nicht einmal nöthig, um den Character so, wie er vor uns liegt, zu verstehen. Er redet mit Clavigo ganz redlich zu Werke, er entdeckt ihm endlich sogar seine Ueberzeugung auf und verlangt nur, Dieser soll entschlossen handeln, er soll wissen, was er eigentlich will. Diese Aussprüche und Forderungen des geraden Menschenverstandes sind es freilich, die so oft im Leben dem verweichlichten Egoismus als Bosheit erscheinen, und es ist eine große Feinheit des Dichters, daß der einfache, derbe Carlos (der freilich in der Welt mitgelaufen ist und auch die halb unerlaubten Mittel nicht scheut) auf den schwankenden Freund gerade so einwirkt, wie in so vielen Schauspielen und Tragödien ein verruchter Bösewicht es thut. In dieser Politik und Weltklugheit thut sich freilich einer jener Fehler hervor, daß sie allzu klug ist, daß sie Schwächen und Empfindungen zu wenig in Rechnung bringt, die sie selber nicht kennt, und darüber auch das wahrhaft Edle der menschlichen Natur mißkennt und übersieht, das sich so oft aus gering geschätzten Schwächen, aus verächtlichen Fehlern plötzlich und wahrhaft tragisch entwickelt. Auch Dieß hat uns der große Dichter gezeigt, und lieber die Wirklichkeit und Geschichte verletzt, als daß er seinem Schauspiele einen ungenügenden, untragischen Ausgang gegeben hätte.

Tieck's dramaturgische Blätter.

4. Ueber Faust.

Goethe aber, dieser von Gott hochbegabte, trat unmittelbar mit der unendlichen Fülle einer ursprünglich reichen Natur, mit den bedeutungslosen Formen der Zeit spielend, mit dem geheimsten Geist der ewigen Natur, die wie ein todter, abgesonderter, durch den Verstand zerlegter und zugerichteter Leichnam das Geschlecht nur hemmte und störte, innerlich befreundet, mit der Vergangenheit vertraut, heiter, fröhlich tief und ernst, auf, und was der Zeit verschlossen war, ward wunderbar laut, die Sprache lebendig, die Anschauung klar, das Leben bedeutungsvoll, und die innersten Tiefen längst verstummter Gefühle, das Grauen und das Entzücken, die Liebe und der Haß, die Kraft und die Anmuth, wie sie die Vorzeit bewegten, wurden wieder lebendig. Die Schwäche der Zeit mußte in einem tiefgreifenden Bilde sich selber vernichten, und als Sehnsucht trat die innige Verbindung mit den tiefwaltenden Naturkräften hervor, die Darstellung zu veredeln. Die Zeit, da der ritterliche Muth mit einem unbestimmten, schwankenden Dasein rang und unterlag, trat mit ihrer Kraft und Herrlichkeit lebendig in unsere Mitte; die alten Töne klangen wieder, und dennoch nicht wie ein Fremdes, aus einer fernen Welt künstlich Herbeigezogenes, vielmehr als eine Blüthe der Zeit selber, und erweckten die schlummernde Erinnerung. So blind war das Geschlecht, daß es spottend bei den großen Denkmälern der alten Zeit vorüberging, daß die mächtigen Gestalten, die hohen Gebäude, wie ein verschlossenes Geheimniß, ihm Nichts offenbarten. Goethe eröffnete die verborgene, alte Kunst, und mit den alten Helden traten die Werke ihrer Welt, wie Herculanum aus der zudeckenden Asche einer aufgebrannten Zeit, lebendig hervor. Was er sang, war Leben und Tiefe; seine Lieder erschütterten das innerste Gemüth, und wie ein gewaltiger Torso trat „Faust" hervor, als wollte die alte, mythische Zeit wieder aufleben, aus unserm Fleisch und Blut geformt: das tiefe, dunkle Streben, was ohne Andacht frevelhaft ist, das Grauen einer

erwachten Zeit bezeichnend, die wohl ein mächtiges Verlangen, aber noch nicht seinen heitern Mittelpunct gefunden, und daher in seinem finstern Brüten, von bösen Geistern spottend ergriffen, zu Grunde gehen mußte. Aber jenes Entsetzen muß der freudigen Begeisterung vorangehen, und wer aus der äußern Welt und ihrem Sinn in die verborgene Tiefe hineingreift, muß vor ihr, wie vor seinem Untergange, zurückschaudern. — Aber alle diese Keime lagen zerstreut, die edelsten Geister kannten sich kaum; innerlich beschäftigt, wurden sie nicht begriffen, nicht von der Nation, nicht unter sich. Lessing und Goethe berührten sich wenig, obgleich sie zu gleicher Zeit die Geister der Nation in Bewegung setzten; aber von Beiden ward nur das Aeußere, die Sprache etwa, die lebendige Darstellung, die anmuthige Kunst von Goethe, die Schärfe, die Klarheit von Lessing, gepriesen; den innern, verborgenen Kern achtete Keiner.

Die gegenwärtige Zeit und wie sie geworden. Von Heinrich Steffens.

Indem diese Bemerkung mich verführen wollte, zu dem epischen Gedichte „Hermann und Dorothea" überzugehen und die dramatischen Producte Goethe's zu verlassen, trat mir „Faust", die dämonische Gestalt mit wildgenialischer Geberde, entgegen. Der Dichter hat Nichts geschaffen, wo sein Genie so viel transcendentale Kraft, so viel Umfang und solche Tiefe zeigte, als in dieser nordisch-romantischen Dichtung; und die Form ist diesem Gehalte durchaus angemessen. Daß auch ihr die letzte Feile in Diction und Vers fehlt, diesen Mangel könnte man selbst als eine Nothwendigkeit ihrer Natur betrachten; und so darf man sie mit noch reinerm Gewissen als „Tasso" und „Iphigenie" ein classisches Werk preisen.

C. L. Woltmann.

Faust und Eulenspiegel. Weltlauf und Menschenleben in allen Verhältnissen. Der Erste ganz besonders ist ein Deutsches, volksthümliches Wesen, unser Icarus und Phaëton; immer wiederauflebender Bauherr, bis auf unsere Tage. Damit soll keinem Vorwager Hohn gesprochen werden, aber eben so wenig gemeint sein, als dürfe ein jedes Federthier nachbetend und nachschreiend einen „Faust" fertigen, und, statt den alten Ur-Faust und seine Erbsünde zu erfassen, sich unter einander bei der Nase zu kriegen, wie jene Gesellen in Auerbach's Keller. Ich schäme mich des Bekenntnisses nicht: was ich vom „Faust" weiß, habe ich zuerst von Goethe gelernt, dem Deutschesten Dichter.

Deutsches Volksthum, von Friedrich Ludwig Jahn.

Fünfzehn Jahre später, nachdem in der Brust des Dichters schon manche Versöhnung vollzogen, die unmittelbare Zwietracht befriedigt und der innere Widerstreit der Neigung und der Pflicht längst in höhere Weiträume gezogen ist, da ein weiterer Kampfplatz sich für die Kriegslust des Dichters aufgethan; da die oft wieder aufgerissenen Wunden, die das erste Werk geschlagen, endlich übernarbt, und der Tumult der Deutschen Jugend gestillt ist, — erscheint der „Faust": aus jener Zeit, wo der Untergang der Germanischen Welt zuerst sichtbar, die Geisterspaltung der letzten Jahrhunderte entschieden wurde, in die Gegenwart herbeigebracht. Die Zeiten haben sich gewandt, die Wissenschaft ist am Ende; Faust, unbefriedigt in seiner klösterlichen Zelle, ruft mit steinebewegenden Tönen die Geister um einen Tropfen Erfrischung an. Der Teufel nimmt sich seiner an und führt ihn ein in das grüne, volle, üppige Leben; und wie er neben ihm steht, regt sich tief im Innern des Faust's ein anderer oder vielmehr derselbe Teufel. Beide, einander entgegenwirkend, zerstören den göttlichen Menschen, locken mit dem himmlischen Geiste seiner Augen die paradiesische Unschuld der jungfräulichsten Seele, die es je einem Dichter zu sehen und darzustellen vergönnt war, in den Untergang, den sie bereiten, hinein: und unter Orgeltönen, die den kommenden Richter und Rächer verkündigen und dem hinrasenden Faust schauerlich nachrufen, schließt sich das wundervolle Fragment. A. Z. Müller.

Ueber Goethe's Faust.

von

Johannes Falk.

1. Vom Universal-Leben der Natur, wie es, durch Goethe aufgefaßt, besonders im Faust erscheint.

Wer kennt nicht jene träge, seelenlose Betrachtung der Natur, wie sie in den meisten neuen Dichtern und Schriftstellern durchgängig herrscht, die Schiller so witzig mit den Worten aufgefaßt:

Unbekannt mit ihres Schöpfers Ehre,
Gleich dem trägen Schlag der Pendel-Uhr,
Dient sie knechtisch dem Gesetz der Schwere,
Die entgötterte Natur.

Goethe macht hiervon eine rühmliche Ausnahme. Wer mag nicht erkennen, wie dieser Liebling der Natur in ihr innerstes Wesen eindrang, und mit welcher Allgewalt und Lebendigkeit er sich jeder Erscheinung bemächtigte. So viel ist über Goethe's Universalität und Objectivität gesprochen und geschrieben worden, daß ein öffentliches Blatt sich sogar erlaubte, diese Eigenschaften als Phrasen zu behandeln, die Goethe's Verehrer und Freunde in Gang gebracht, und wobei in der Regel von ihnen wenig oder gar Nichts gedacht werde. Das Wahre aber von der Sache ist, daß beide Forderungen allerdings das Fundament nicht nur des Goethe'schen, sondern jedes ächten und wahrhaftigen Styls ausmachen, sowie, daß Goethe's Verdienst ohne diesen von ihm selbst in solcher Strenge aufgestellten Maßstab nicht einmal erkannt oder gewürdigt werden kann.

Daher habe ich es mir angelegen sein lassen, gerade diesen Punct aller Goethe'schen Darstellungen in das gehörige Licht zu setzen, weil ohne ihn durchaus kein Resultat zu gewinnen ist, wie sehr man sich auch in Bewunderung der Einzelnheiten seines Genius erschöpfen möge. Man befrage sich nur selbst: was ist es denn wohl, was Goethe vor allen übrigen Dichtern so entschieden auszeichnet? Etwa die Mechanik seiner Verse? Wieland und Voß machen sie besser. Oder die grammatische Richtigkeit und Correctheit seiner Sprache? Da müßte er nothwendig Klopstock als seinen Meister anerkennen. Wie? Oder ist es vielleicht jene wahre und richtige Auffassung aller und jeder Lebensverhältnisse? Jenes innige Zusammenfließen mit der Natur und ihren Erscheinungen? Wenigstens in dem letzten Stücke möchte es wohl so leicht Niemand unter den Neuern Goethe zuvorthun. Wenn Dem so ist, so ergibt sich auch sofort die zweite Frage: was war es denn wohl eigentlich, was Goethe zu dieser Kunst der Darstellung befähigte? Der Grund dieser Frage, sowie ihr Zusammenhang mit Goethe's Character als Naturforscher, sofern ihn auch hier und da einsichtsvolle Leser ermaßen, ist doch der Menge im Ganzen, ja sogar einigen von des Dichters nähern Freunden durchaus fremd geblieben. Ich selbst hörte einen großen Dichter im Ernste versichern, daß Goethe sich durch das Studium der Natur außerordentlich als Dichter geschadet hätte. Wer mag es nun unter diesen Umständen den Lesern und Verehrern jenes großen Dichters in der zweiten oder dritten Geschlechtsfolge verargen, wenn sie mit großer Zuversicht das Nämliche behaupten sollten? Solche Urtheile aber sind immer wichtiger zur Characterisirung Dessen, der sie fällt, als Dessen, über den sie gefällt werden. Sie kommen jedoch selbst bei edeln Menschen so häufig vor, daß man sich keineswegs darüber erbittern sollte. Für Natur- und Weltbetrachtung im Großen ist mit dem sittlichen Standpuncte allein wenig auszurichten, und man darf sich daher wohl nicht wundern, wenn Diejenigen, die es dennoch versuchen, in große Einseitigkeiten verfallen. Ebenso ist es auch nicht schwer, die Najaden, Dryaden und andere Wesen der Fabelwelt in fließenden Versen lauschen und rauschen zu lassen; aber damit ist man dem Genius von Goethe noch auf tausend Meilen weit nicht auf die Spur gekommen. Dieser verschmäht die Schale, dringt in den lebendigen Kern und (man vergleiche seine Unterredung über die Monaden oder Urbestandtheile aller Dinge nach Wieland's Tode), (S. I. Bd. S. 338) bildet so ein Reich von Gestalten, wo ihm jeder Baum, jeder Vogel, jede Blume, jeder Schmetterling, jede Schlange wie eine Maske erscheint und ihn zuweilen mit Lust, zuweilen auch mit Grauen erfüllt. Man könnte wohl sagen, Goethe habe an die Stelle jener spielenden und phantastischen Allegorie eine wahrhafte und wissenschaftliche Mythologie gesetzt. Daher denn auch sein Widerspruch mit den Mythologen und Aufklärern im neuesten Sinne, wovon die Scenen auf dem Blocksberge im „Faust" mehr als einen Beweis enthalten. Indem diese Herren schon selig auf ihren Polstern ruhen, in der festen Ueberzeugung, allen Aberglauben verscheucht, alles Hexenwerk verbannt zu haben, zündet Goethe den alten Zauberberg wieder auf's Neue zu ihren Füßen an. Alle vertrocknete Stiele und Reiser, worauf die Damen sonst zum Blocksberg ritten, grünen und knospen nun in neuer Lebenskülle unter dem milden Einflusse einer Walpurgis-Nacht zur großen Verwunderung ihrer Gegner, die sich eher des Himmels Einfall als Dieses vermutheten.

So bestreitet Goethe die falsche Mystik, redet aber bei der Gelegenheit zugleich der ewigen und über alle Zeit erhabenen Standhaft das Wort. Unbestritten vor seinen Augen bewegt sich ein dem Ur-Phänomenen Inwohnendes, wogegen alle Grübelei Nichts auszurichten vermag; und indem er diese tiefe Betrachtungsart überall durchsetzt, ergetzt sich sein Humor an der Verlegenheit aller jener hochmüthigen Geister, die in Wissenschaft und Kunst die ihnen von Gott geschriebenen Grenzen überspringen und, indem sie den Aberglauben mit Nachdruck bestreiten, auf der andern Seite einem ebenso anmaßenden als leeren Unglauben anheimfallen. In keinem Werke von Goethe spricht sich diese Ansicht deutlicher aus als im „Faust". Daher glaube ich nichts ganz Unverdienstliches

Ihr Herrn, was gibt's? Vergeßt ihr, daß der
Tag
Zu grauen schon beginnt, und daß der Fürst
Die Räuber, den Beraubten mit einander,
Die Schwärmer, die Verliebten hohlen wird?

Carlos.

O theile meine Freude, fürchte nichts!
Dieß ist mein Bruder.

Basco.

Hättest ihn schon lang',
Wenn du ihn suchen wollen, finden können.
Das ist ein rechtes Glück!

Carlos.

Du sollst es theilen.

Basco.

Und wie?

Carlos.

Ich werfe mich, von ihm geleitet,
Zu meines Königs Füßen; die Vergebung
Versagt er nicht, wenn sie mein Bruder bittet.

zu thun, wenn ich hier, wo von Goethe's Innerstem, gleichsam von der Haupt-Maxime alles seines Thuns und Wirkens, nicht nach leeren Voraussetzungen, sondern nach Anschauungen und Thatsachen die Rede ist, diejenigen Stellen jenes Meisterwerkes, die damit in Verbindung stehen, etwas näher bezeichne, auch sonst gelegentliche Erörterungen über Eins und das Andere beibringe. Vor Goethe wüßte ich kaum einen neuern Dichter zu nennen, der in dieses Universal-Leben der Natur mit gleichem Ernste und gleicher Begeisterung eingedrungen wäre. Selbst Schiller'n ist diese Seite gänzlich fremd geblieben; er ist zu ipritch und versteht die Kunst nicht, sich unterzuordnen. Nur die gewaltige Maxime, die Shakespeare für Gutes und Böses ohne Theilnahme als reiner, ungetrübter Weltspiegel in seinen Darstellungen verfolgt, grenzt nahe daran. Im Einklange mit Lessing und Herder, die Beide das organische Leben der Natur, wenn auch nur prosaisch, dennoch zuweilen mit dem glücklichsten Erfolge auffaßten, bahnten die ernsten Bestrebungen dieser Männer dem Goethe'schen Style als Vorschule würdig den Weg. Man vergleiche nur einmal die Einleitung von Herder's „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" nebst so vielen hochbegeisterten Stellen in desselben Verfassers „Calligone" über den sich verkörpernden Geist der Natur, wie er, durch die Elemente bestimmt, so verschiedenartige Gestalten annimmt, mit jener so merkwürdigen Aeußerung Goethe's, deren bereits früher von mir gedacht worden ist, daß er in der That nicht wisse, was in dem ersten Theile des eben genannten Werkes ihm, oder was Herder angehöre, da Beide in jener Zeit, wo Herder die „Ideen" schrieb, genau mit einander verbunden, dieselben gemeinschaftlich durchsprachen und durchlebten. Wenn man die Größenheit solcher Geister betrachtet, denen, als eigentlichen Sehern, ein Licht durch alle Reiche der Natur von ihrem Genius vorgetragen wird, so möchte man wenigstens alle Diejenigen, denen gleiche Gaben versagt sind, wie schätzenswerthe Verdienste in andern Kreisen des menschlichen Wissens und Handelns sie sich auch mögen erworben haben, geziemend, ja dringend ersuchen, wenn von Gegenständen die Rede ist, wofür ihnen nun einmal das Organ abgeht, bescheidener in ihrem Urtheile zu sein. Wenn wir nämlich so fortfahren, Alles, was wir nicht verstehen oder zu lernen unfähig sind, Mystik zu schelten, so könnten auch Gluck und Mozart bald in den Fall kommen, daß alle, der Musik Unkundige auch sie für Mystiker erklärten. Was hat z. B. Kotzebue'n nicht Alles für Mystik gegolten! Die Goethe'sche Mystik nimmt freilich ein Letztes, ein Unerklärliches in allen Dingen an. Sie ehrt demnach, wie den Glauben, so auch die Vernunft; sie erwartet von dem Verstande viel, nur nicht Alles. Was in der Welt aber möchte wohl dieses lichtvolle Wesen mit den völlig verstandlosen, finstern Ausgeburten des Aberglaubens oder der Barbarei der vergangenen Jahrhunderte zu schaffen haben? Goethe's schöne Seele, die das Rechte will und sich überall, folglich auch im Forschen ein Maß auflegt, mahnt die Wissenschaft mit Nachdruck von dem Versuche ab, das in ihr Verborgene, Unerklärliche auf eine in die Sinne fallende Weise erklären zu wollen:

> Natur läßt selbst bei lichtem Tag
> Sich ihres Schleiers nicht berauben,
> Und was sie Deinem Geist nicht anvertrauen mag,
> Das zwingst Du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben!

Uebersliegt der Mensch diese Demuth, so ist der Steig einer seichten Aufklärung nothwendig Das, was ihm auf der Ferse nachfolgt. Kein Wunder demnach, wenn eine hochmüthige Forschung sich auf diesem Wege zuletzt so weit verirrt, daß sie nur zwischen einem naturlosen Gott oder einem gottlosen blinden Fatum die Wahl hat. Die Goethe'sche Ansicht dagegen, welche die Natur und ihren Urheber nicht nebeneinanderstellt, sondern in seliger Durchdringung von Ewigkeit zu Ewigkeit als Eins im Wesen, wenn gleich verschieden im Wirken, denkt, scheint allein im Stande, dem Glauben seine heiligen, unbestrittenen Vorrechte einzuräumen und doch zugleich den finstern Ausbrüchen des Aberglaubens von allen Seiten zu wehren. Je weiter sich daher jetzt und in Zukunft die Deutschen in Kunst und Wissenschaft von der Wahrheit, vom rechten Style und von der Natur verirren, je mehr sie in ihrem Wirken und Handeln der Unnatur und dem Uebertriebenen verfallen werden, desto weniger wird der Name Goethe bei ihnen gelten, und desto weniger werden sie die Räthsel, die ihnen dieser Genius knüpft, zu lösen sich versucht fühlen. Jedesmal aber, wo eine neue Rückkehr zur Natur und Wahrheit vom Irrthume, und wär' es nach Jahrhunderten, unter uns Statt finden wird, kann man gewiß sein, daß auch die Nation sich wieder um diesen Liebling versammeln und ihm die wohlverdienten Kränze darreichen wird. Eine brennende Sinnlichkeit und eine tiefe, hier und da sogar an Trockenheit grenzende Metaphysik, die größte Ruhe einer wissenschaftlich philosophischen Betrachtung, verbunden mit dem lebhaften Ungestüm eines jugendlichen Dichterfeuers, so völlig unvereinbare und hier dennoch

glücklich in einem und demſelben Individuum zur Anſchauung gebrachte Vorzüge, ſind eins von den Pfunden, die dem Genius, der ſie beſaß, einen der erſten Plätze nicht nur unter den Dichtern, ſondern auch zugleich unter den Denkern und Naturforſchern aller Jahrhunderte anweiſen.

2. Der Dichter und ſeine Freunde im erſten Prologe zu „Fauſt".

Der Hauptgedanke in dieſem Prologe iſt dieſer: der Dichter fühlt in ſich plötzlich eine Begeiſterung, welche ihn in die Zeiten ſeiner früheſten Jugend verſetzt. Wehmüthige Gefühle werden bei dieſer Gelegenheit in ihm rege. Er fühlt ſein vorgerücktes Alter; ſeine Freunde ſind in der Welt zerſtreut; das jetzige Publicum iſt ihm fremd; ſelbſt ſein Beifall ängſtigt ihn; doch gibt er dem Drange ſeines Gefühles nach, das Werk ſeiner Jugend fortzuſetzen. Seine Seele verdämmert gleichſam in einer wehmüthigen Stimmung; ſie fließt in eine ſelige Vergangenheit zu den Schatten ſeiner abgeſchiedenen Freunde zurück; ſie ſind wieder um ihn; er hört ſie, er ſieht ſie und iſt taub für die Wirklichkeit, die ihn ängſtet.

3. Der Dichter, der Schauſpiel-Director und die luſtige Perſon des Vorſpiels.

Alle Drei ſprechen ihrem Character völlig gemäß. Der Director, der die Gage auszahlen muß, verfolgt den weſentlichen Standpunct ſeines Berufes. Ein gefülltes Haus und eine gefüllte Caſſe geht ihm billig über Alles, und gar theuer ſind ihm die Eindrücke von ſolchen Tagen, wie er ſie ſelbſt ſchildert:

Wenn ſich der Strom nach unſrer Bude drängt,
Und mit gewaltig wiederholten Wehen
Sich durch die enge Gnadenpforte zwängt,
Bei hellem Tage, ſchon vor Vieren,
Mit Stößen ſich bis an die Caſſe ficht
Und, wie in Hungersnoth um Brod an Bäckerthüren,
Um ein Billet ſich faſt die Hälſe bricht:
Dieß Wunder wirkt auf ſo verſchied'ne Leute
Der Dichter nur; mein Freund, o, thu' es heute!

Der Dichter dagegen ſucht als ächter Muſen-Sohn nur den Himmel, die Götter und den Olymp und bekümmert ſich in dieſem hohen Aufſchwunge höchſtens nur gelegentlich um die Caſſe. Er ſpricht mit Verachtung von einem Publicum, das das Schönſte und Zarteſte nicht ſelten verkennt, und bei dem ſich die größten Meiſterwerke oft erſt nach Jahrhunderten in ihren wahren Werth einſetzen. Er haßt die ephemeriſchen Erſcheinungen und belegt ſie mit dem Fluche der Vergänglichkeit:

Was glänzt, iſt für den Augenblick geboren.

Nicht ſo der ächte Dichter. Er huldigt der Nachwelt und in ihr der Ewigkeit. So vernichtet er gleichſam die alltägliche Erſcheinung in ſeinem Buſen, um ſie in göttlich verklärter Darſtellung als Ideal wieder hervorgehen zu laſſen. Er achtet deßhalb auch für keinen Vorwurf, daß man ihn der zeitlichen Lüge zeiht, weil er ſich durch himmliſche Eingebung wohl bewußt iſt, daß Zeitliches oft an ewige Wahrheit grenzt, zeitliche Wahrheit aber nicht ſelten dem Vorwurfe ewiger Lüge auszuweichen nicht im Stande iſt. Von nun an wird die höhere Kunſt der Natur gegenübergeſtellt.

Wenn die Natur des Fadens ew'ge Länge
Gleichgiltig drehend auf die Spindel zwingt.

Der Dichter will ungefähr ſagen: langweilig folgen die Menſchengeſchlechter in der Geſchichte, wie die Jahreszeiten, aufeinander. Die Natur ſcheint keinen andern Zweck zu haben als Sicherung und Fortpflanzung des Ganzen ohne Ende; gleichviel, was um und neben ihr dabei zu Grunde geht. Dem göttlichen Gefühle des Dichters, ſeinem höhern inwohnenden Geiſte, iſt daher ihr todter Mechanismus widerwärtig; er ſucht Gott, Harmonie, Ordnung, Zweck, Wohllaut,

Wenn aller Weſen unharmon'ſche Menge
Verdrießlich durcheinanderklingt.

Dieſe wenigen Worte drücken den Ekel einer zarten Dichterſeele bei Betrachtung gemeiner Gegenſtände der Natur aus und richten, ſo zu ſagen, die allgemeine Weltgeſchichte. Pſyche's Flügel ſind zu mächtig, um ſich von dem klebrigen Schmutz des Erdbodens verhaften zu laſſen. Sie ſucht Gott und den Himmel im tönenden Aufſchwung zum Ideal und findet Beide im Gebiete der Dichtung.

Wer theilt die fließend immer gleiche Reihe
Belebend ab, daß ſie ſich rhythmiſch regt?

Ebenmaß und Wohlklang im Vortrage des Dichters. Beide im Vergleich mit einer untergeordneten, auf gut Glück zuſammengeworfenen Proſa, ſind durch dieſe Zeilen angedeutet.

Wer ruft das Einzelne zur allgemeinen Weihe?

Kunſt des Idealiſirens, Losreißung vom Einzelnen, Erhebung des Individuums zum göttlichen Urbilde.

Wer läßt den Sturm der Leidenſchaften wüthen?
Das Abendroth im ernſten Sinne glühn?

Der Dichter vergleicht in dieser Stelle das Moralische mit dem Physischen, den Sturm, wie er die Blätter der Weltgeschichte in Bewegung setzt, mit dem Sturme, welcher die Blätter des Waldes durchrauscht. Den Untergang hoher Seelen, eines Achill, Oedipus, stellt er einem wehmüthig scheidenden Abendrothe gegenüber, und nennt Dieß mit einem glücklichen Ausdrucke das Abendroth im höhern Sinne erglühen lassen.

Wer sieht die unbedeutend grünen Blätter
Zum Ehrenkranz Verdiensten jeder Art?

Der Dichter faßt Alles in der Idee auf; das im Leben Unbedeutende, ja Gleichgiltige wird durch ihn und seine Darstellung anziehend, bedeutungsvoll. Der Schmied, der Bauer, der Fischer, der Hirt: jeder Stand erscheint in seiner Nähe veredelt und empfängt gleichsam eine Glorie um sein Haupt.

Wer sichert den Olymp? vereinet Götter?

Das Thier hat weder Poesie noch Religion. Zwischen diesen beiden Töchtern des Himmels aber findet ein inniger Zusammenhang Statt. Dem Aufschwung des Menschen zur Idee überhaupt verdanken wir besonders den Aufschwung der Seele zu Gott. So ist demnach der Glaube an den Himmel und seine Bewohner, der die höchste aller Ideen ist, gesichert, so lange es noch begeisterte Dichter gibt. — „Vereinet Götter" — eben durch sein Eingehen in's All (Objectivität), durch seine reine Auffassung des Göttlichen in jeder einzelnen Erscheinung, selbst in solchen, die sich feindselig einander gegenüberstehen, athmen alle Werke des Dichters jenen Geist der Eintracht, der sich durch Anerkennung gegenseitiger Verdienste beurkundet und das Göttliche in den mannigfaltigsten Gestalten zu verehren sucht. — Den nahen Bezug der Kunst auf Religion und Philosophie drückt Schiller in seinen „Künstlern" fast mit den nämlichen Gedanken aus:

Nur durch das Morgenthor des Schönen
Drangst Du in der Erkenntniß Land;
An höhern Reiz Dich zu gewöhnen,
Uebt sich an Schönheit der Verstand.
Was bei dem Saitenspiel der Musen
Mit süßem Beben Dich durchdrang,
Erzog die Kraft in Deinem Busen,
Die sich dereinst zum Weltgeist schwang.

Die lustige Person empfiehlt dem Dichter ganz besonders die Jugend zu fassen, weil ihre Seele noch eine unbeschriebene Tafel und eben deßhalb mancher Eindrücke fähig sei:

Wer fertig ist, dem ist Nichts recht zu machen,
Ein Werdender wird immer dankbar sein.

Der Humor als lustige Person vermittelt überhaupt den schroffen Absatz des poetischen und bürgerlichen Lebens, da sich für Beide kein Uebergang ergeben will. Er räth, um das Publicum zu fesseln, dummen Streichen nicht auszuweichen, nur aber auch gelegentlich Weisheitssprüche dazwischen hören zu lassen. Das wecke, reize, ärgere, belehre und bekehre zugleich. Das Verhältniß eines ächten Dichters zum Publicum müsse wie das eines Liebhabers zu seinem Mädchen sein. Auf den Rath, sich weniger mit dem Alter als mit der Jugend einzulassen, erwiedert der Dichter: nur jung könne man der Jugend gefallen. Der Narr möchte ihm doch auch mit seiner Jugend zugleich Lust an der Thorheit wiedergeben. Er fühle sich zu gesetzt, zu ernst, um fortwährend mit Kindern ein Kind zu sein. Der Humor will ihm diesen Satz schlechterdings nicht einräumen; es sei, wie er behauptet, mit der Dichtkunst keineswegs wie mit der Tanzkunst oder mit dem Lanzenspiele beschaffen, wo freilich Jugendkraft in der Regel als eine unerläßliche Forderung sich geltend mache: umgekehrt, mit anmuthiger Weisheit lasse sich eben im Alter die Wahrheit am Besten verbinden. Der Director schließt mit der Idee eines guten Cassen-Stückes, das, wie sich von selbst versteht, zugleich ein Spectakel-Stück sein muß. Er bittet sich dazu alle Ingredienzien aus, die im „Faust" wirklich vorkommen. Wasser, Feuer, Felsenwände, Himmel und Hölle, Nichts soll fehlen. Der Dichter liefert ihm nun zwar alle diese Gegenstände, spielt ihm aber dennoch einen Streich, den er nicht vermuthet. Er legt allen diesen, an sich hohlen Dingen einen hohen Sinn unter. So befolgt er den Rath, den ihm der Humor oder die lustige Person kurz vorher gab. Die Beimischung nämlich einer ziemlichen Portion Narrheit hindert ihn keineswegs daran, die Größe seiner Weltansicht, sei es auch nur ironisch, durchzusetzen. Wohl kann man sagen, Goethe lege in diesem Prologe dem Publicum gleichsam Rechenschaft über den gewählten Gothischen Styl sowie über die groteske Art seiner Darstellung höherer Ideen im „Faust" ab. Warum Alles in demselben so bunt wie in einer Oper unter- und durcheinander gehe: dafür werden uns die Gründe durch die Flachheit des Publicums, die lustige Person und den Schauspiel-Director zur Genüge an die Hand gegeben.

4. Mephistopheles und die himmlischen Heerschaaren vor dem Throne Gott Vaters. Zum Prologe im Himmel.

Dieser Prolog vertritt gewisser Maßen die Stelle einer großen Ouvertüre zum „Faust".

Wie nun in einer guten Ouverture der Geiſt des Ganzen enthalten iſt, und der Componiſt uns auf die Haupt-Momente durch eben ſo große Andeutungen und Hauptſchläge vorbereitet, wie Dieß z. B. im „Don Juan" und der „Zauberflöte" der Fall iſt, alſo auch hier. Den Character Gott Vaters, des Teufels, Fauſt's, der Engel, iſt der Dichter in kurzen, aber großen Meiſterzügen anzudeuten bemüht geweſen. Gott Vater erſcheint ſofort als der Urheber aller Dinge, als die grenzenloſeſte Liebe, als die grundloſeſte Barmherzigkeit bei einer unermeßlichen Allmacht. Da Alles, was da iſt, ihm allein ſeinen Urſprung verdankt, ſo begreift Gott die Erſcheinung auch da noch, wo ſie ſich von ihrem Weſen und Zwecke gänzlich verirrt hat. Klärer, als ſie ſich ſelbſt erkennt, erkennt er ſie dem Weſen nach; ja, in ihm iſt nicht nur der Wille, ſondern auch die Macht, ſelbſt Das, was Böſes im Weltall wirkt, ſeinen höhern Zwecken unterzuordnen, und ſo Böſes, aus Beſchränkung verübt, in Herrliches, Großes und Gutes zu verwandeln. Den Beweis dafür liefert uns gleich Mephiſtopheles. Dieſer hat ſich feſtgerannt auf dem Standpuncte einſeitiger Weltbetrachtung. Der Himmel, die Engel, Gott ſelbſt ſind ſeinem engen Herzen entwichen. Sein Pferdefuß rührt und quirlt nur noch im Kothe; wie denn auch dies thieriſche Symbol beſtimmt darauf hindeutet, woran der ſo bezeichnete Geiſt verhaftet iſt. Hörner, Schwanz und Pferdefüße, dieſe Gothiſchen Anhängſel der Wirklichkeit, gehören einmal nicht in das Himmelreich, ſondern in ein Reich, wo Mephiſtopheles Herr und Meiſter iſt. Er aber fühlt in ſich keine Unruhe; er iſt vielmehr ſelig in ſeiner Unſeligkeit und, ſo zu ſagen, mit thieriſchem Bewußtſein in ſich abgeſchloſſen. Deßhalb rühmt er ſich auch gegen Gott dieſes Vorzuges ſeiner Natur vor Fauſt, dem der Kampf zwiſchen Engel und Thier noch Etwas anhaben kann, der die Entzweiung in ſeinem Innern oft ſo ſchmerzlich fühlt, der ſogar zwiſchen dem Streben nach unbedingter Himmels- und Erdenluſt, die er vereinigen möchte, wo nicht auf ewig zu Grunde geht, doch zeitlich Schiffbruch leidet. Nicht alſo Mephiſtopheles! Ihn rührt das Alles nicht an; er findet ſogar, daß der Menſch beſſer daran ſein würde, wenn ihm dieſer Himmelsſchein entweder ausgegangen wäre, oder wenn er ihm vielmehr niemals geleuchtet hätte. Teufelsfeſt, wie er es iſt, im Streben nach bloß ſinnlichem Genuſſe, kommen ihm die Menſchen in ihrem ungewiſſen Schwanken ſo kläglich vor, daß es ihm nicht einmal der Mühe werth ſcheint, ſie zu holen. Wenigſtens rühmt er ſich gegen Gott, daß ihn das Mitleid mit ihrem gegenwärtig ſo verblaſenen Zuſtande allein daran hindere, die über ihr Geſchlecht ihm von Alters her eingeräumte Macht gehörig in Anwendung zu bringen. Welch eine Beſchränkung! Demnach weiß ſich Gott auch ihrer zu bemächtigen. Er erkennt und bezeichnet den Mephiſtopheles als den verneinenden Geiſt der Schöpfung, d. h. als einen ſolchen, der ſelbſt Nichts göttlich hervorzubringen, ſondern nur an dem bereits Vorhandenen die unvollkommene Seite auszuſpähen weiß. So möchte freilich das Urtheil befremden:

Von allen Geiſtern, die verneinen,
Iſt mir der Schalk am Wenigſten zur Laſt.

Es erklärt ſich aber ſogleich durch den Zuſatz: der Menſch entſchläft zu leicht auf dem weichen Polſter des Müßigganges, und arbeitloſe Ruhe iſt für ihn das verderblichſte Geſchenk. Er glaubt, die Hoheit ſeiner Beſtimmung, wozu ihm ſeine halb thieriſche Natur den Weg ſo angenehmend erſchwert, ſchon glücklich erreicht zu haben, wenn er ſich nur in dieſen oder jenen Stücken mit dem Höhern abgefunden hat. Daher iſt es recht gut, wenn ihm der Verſucher hier und da in den Weg tritt, ihn zuweilen aus dem Schlafe rüttelt, und ſo über ſeine beſſere Natur zum Nachdenken bringt. Auf Fauſt angewendet, zweifelt Mephiſtopheles gar nicht daran, da ihm alle Mittel der Sinnenwelt zu Gebote ſtehen, den gelehrten Doctor willig in ein Thier zu verwandeln. —

Merkwürdig iſt auch hier die Anſicht Gottes von Fauſt. Gerade dieſelbe Unentſchiedenheit zwiſchen Geiſter- und Sinnenwelt, die ihn in den Augen des Teufels ſo verächtlich macht, iſt es, wodurch ihm in den Augen des liebenden Vaters Gnade widerfährt. Wenn er mir jetzt auch nur verworren dient, ſagt der Ewige gelaſſen hinzu, und einer jungen Pflanze gleicht, die erſt in der Blüthe ſteht, ſo bin ich als Himmelsgärtner nachſichtig genug, ihm die Frucht nicht gleich in derſelbigen Stunde abzufordern. Es wird ſchon werden mit dem Fauſt! Du aber, Mephiſtopheles, wirſt ſehen, daß ein guter Menſch auf ſeinem ſchweren Lebensgange das Ebenbild ſeines zwar in ſich verdunkeln, aber nie ganz auslöſchen kann. Uebrigens iſt er Deinen Verſuchungen in dem Nebellande, was Erde heißt, und wo ein halb thieriſcher Zuſtand Geſetz iſt, anheimgegeben. In dieſem Lande haſt Du, als Obergeiſt der Thierwelt, einmal den Vorſitz. Du wirſt demnach in den Paar Stunden, die mein ewiger Fauſt daſelbſt zu leben hat, Dich nach Möglichkeit an ihm verſuchen; jenſeits aber waltet eine andere Ordnung der Dinge, die Dir nicht angehört, und da ſollſt Du ſchon von ihm laſſen. Wie mild, wie herrlich iſt dieſer Character des All-

saters von Goethe gezeichnet! Und doch gibt es Leute genug, die eben diese Milde anstößig gefunden haben. Ewig liebend und wieder geliebt, so nehmen ihn auch seine Engel; so nimmt er sie, ja er bezeichnet sie selbst als Wesen, die außer allem Kampfe mit den schweren Bedingungen der Zeitlichkeit sind. Sie vollbringen das Gute in seliger Gewißheit, ohne irgend einen Widerspruch durch die stillen Einwirkungen des Lichts, in welchem sie wohnen; und dieses nämliche Licht, welches eigentlich ihre höhere Natur selbst ist, läßt uns durch die bloße Wirkung ihr eigenes Wesen, was sich darin abspiegelt, zur Genüge erahnen. Hier werden nun die Tagewerke der Engel vom Dichter aufgezählt. Bald ist es eine Blume, die, auf ihr Geheiß, aus dem Schooße der Erde hervorgerufen, sich harmonisch entfaltet, oder eine Sterilie, die aus dem tiefen Abgrunde des Wassers emporsteigt. Sobald der Frühling die Eisdecke schmelzt, ruht diese schaffende Kraft von eben nicht, bis das Eben selbst durch die stille Einwirkung des Himmels auf der Welle schwimmt, indeß in Wiesen und Gärten das Morgenroth sich in Rosen und Feldblumen verkörpert, und sich von unsern Händen abpflücken läßt. So in einem gleichen Ebenmaße schreiten alle Geschäfte der Engel fort. Da ist kein Neid, kein Widerspruch, kein Hader, wodurch ihr gemeinschaftliches Wirken eine Hemmung erfährt, sondern ein gleicher Zug zu dem göttlichen, himmlischen Vater beseelt Alles und hält Alles aufrecht. Der Engel fromme Schaar hat mit dem irdischen Körper zugleich den Streit abgelegt, dem das in einem Thierleibe eingekerkerte menschliche Wesen zur Demüthigung seines Stolzes so traurig unterworfen ist. Diese Welt-Cherubim vollbringen am Fuße des Thrones Gottes gemeinschaftlich ihre Sonnengeschäfte und reichen einander willig und hülfreich die Hände.

Die Sonne tönt nach alter Weise
In Bruder-Sphären Wettgesang,
Und ihre vorgeschrieb'ne Reise
Vollendet sie mit Donnergang.
Ihr Anblick gibt den Engeln Stärke,
Wenn keiner sie ergründen mag;
Die unbegreiflich hohen Werke
Sind herrlich, wie am ersten Tag.

So werden die verschiedenartigsten Pflanzen, Blumen, Vögel, Metalle und Thiere auf den verschiedenartigsten, ihrem Einflusse untergeordneten Erdkörpern durch sie in's Dasein gelockt; und völlig ungestört und immer nur momentan gehindert geht dieß ewige Erschaffen und die Freude daran, wie am ersten Schöpfungstage, fort, während der Tod, als das zweite verneinende Weltgespenst, seine einzige Freude daran findet, alles Erschaffene zu vernichten, es wankend, schwankend und hinfällig zu machen, es in Wasser, Meer, Fluthen und Abgründen zu begraben, und so die allgemeine Lebenshemmung sich gleichsam als unverrückbaren Zweck vorzusetzen, die indeß auf keinem Puncte zu Stande kommt, weil die ewig unermüdlichen Engel und Erzengel das Dasein stets von Neuem in immer höhern Kreisen von sich ausströmen. Diese Betrachtungen sind allerdings sehr hoch und übersteigen fast alle menschliche Fassungskraft.

5. Macrocosmos und Wirkung der Lichtengel, die ihm zu Gebote stehen.

Kein Wunder demnach, daß Faust späterhin an einer Verbindung mit diesen Lichtengeln (Macrocosmus) verzweifelt. Wohl wird sein Geist die Wirkungen des außervorbringenden Geistes gewahr; wohl ist er ein lebendiger Zeuge von der Wundermacht jener Kräfte,

Die auf und nieder steigen
Und sich die gold'nen Eimer reichen;

aber zugleich ruft er auch kleinmüthig aus:

Wo faß ich Dich, unendliche Natur?
Euch Brüste, wo? Ihr Quellen alles Lebens,
An denen Himmel und Erde hängt,
Dahin die welke Brust sich drängt,
Ihr quellt, Ihr tränkt — und schmacht' ich so vergebens?

Faust will sagen: für mich, als Bürger eines Nebellandes, ist aus demselben kein Uebergang zu den seligen Licht-Sphären jener reinen Engelsnaturen zu finden. Darum läßt er es sich denn auch angelegen sein, da er nun einmal dem Microcosmus, oder Sonnengeist, nicht gewachsen ist, wenigstens aus der Thierwelt selbst heraus eine Brücke zum Himmel zu schlagen; er bannt zu dem Ende den Erdgeist, oder den Microcosmus, durch gewisse Zeichen in seinen Kreis; allein auch dessen Herrlichkeit hat Manches, was den armen Faust erschreckt und auf große Entfernungen zurückwirft, wiewohl er kurz zuvor, und ehe er ihn von Angesicht zu Angesicht sah, von sich gerühmt hatte:

Du, Geist der Erde, bist mir näher.

Uebrigens ist die Natur dieses Geistes im Prologe mit wenigen, aber großen Meisterzügen gezeichnet. Gerade die Hauptwunder des Erdengels, der die Erde in ihren Achsen so unerklärlich zusammenhält, sind vom Dichter aufgegriffen und als Character zur Anschauung gebracht. Selbst die Engel des Lichts stehen freudig schaudernd dem Kampfe des Erdengels

zu, wenn er Sturm und Gewitter aufregt, Felſen und Meer im Kreislaufe von vier Meilen in jeder Secunde gleichſam im Wirbel dahinreißt, ohne daß die Ruhe irgend eines darauf wohnenden Geſchöpfes dadurch geſtört wird.

Es ſchäumt das Meer in breiten Flüſſen
Am tiefen Grund der Felſen auf,
Und Fels und Meer wird fortgeriſſen
In ewig ſchnellem Sphären-Lauf.

Indem der Erzengel Michael dieſen gewaltigen Kraftäußerungen Beifall und Bewunderung zollt, werden zugleich, und das mit ſcharfer Abgrenzung, die holden, höhern Geſchäfte von Gottes Lichtboten als das zuletzt Entſcheidende von ihm angerühmt und geprieſen:

Da flammt ein blitzendes Verheeren
Dem Pfade vor des Donnerſchlags;
Doch Deine Boten, Herr, verehren
Das ſanfte Wandeln Deines Tags.

So ſpiegelt ſich denn in dem ewigen Vater des Lichts, wie in einem unverfälſchten Cryſtall, die ganze Reihe der ihm untergeordneten Diener, wie aller ihrer noch ſo verſchiedenen Wirkungen, von oben bis unten im reinſten und ſchönſten Einklange ab. Mephiſtopheles ſelbſt fühlt den Anhauch dieſer liebenden Nähe ſeines Herrn und Meiſters in vollem Maße; ja, er rettet ſich ſogar durch dies Selbſtgefühl aus einer völlig einſeitigen Weltverkennung, die ihm überall, wo er auftritt, zu Theil wird. Es freut ihn, daß ihn Gott nicht ganz verwirft, ſondern auch ihm in ſeiner Schöpfung, wenn gleich zu höhern Zwecken, die er als Thierkönig gar nicht einmal zu faſſen oder zu würdigen im Stande war, einen freien Spielraum läßt:

Von Zeit zu Zeit ſeh' ich den Alten gern
Und hüte mich, mit ihm zu brechen;
Es iſt gar hübſch von einem großen Herrn,
So menſchlich mit dem Teufel ſelbſt zu ſprechen!

6. Character des Fauſt, aus dem Standpuncte einer unerlaubten Wißbegier aufgefaßt.

Wie im Macbeth die Ehrbegierde ſich ſelbſt überſpringt und in eine verderbliche Ehrſucht ausartet, ſo überſpringt ſich im Fauſt die Wißbegier und artet zuletzt in einen himmelſtürmenden Hochmuth aus. Nicht nur von Gott und göttlichen Werken Einiges zu wiſſen, Anderes zu ahnen, ſondern mit Titanen-Stolz in den Himmel zu dringen, die Götter von ihren alten und ruhigen Sitzen zu vertreiben und ſich dafür ſelbſt als Schöpfer einzuſetzen, ſoweit verirrt ſich Fauſt'ens ungemeſſenes Beſtreben; und da ihm, mit ſeiner Betrachtung an die letzten Urſachen aller Dinge (Ur-Phänomene) angelangt, die Wiſſenſchaft und Kunſt natürlich Nichts mehr zu bieten im Stande iſt, ſo verwirft er ſie lieber Beide, tritt ſo das höchſte Kleinod, das Gott dem Menſchen zur Unterſcheidung vom Thiere gab, verächtlich in den Staub, und verfällt eben dadurch nur um ſo tiefer dem niedern Thierkreiſe, dem er ſich als Halbengel entſchwingen wollte. Das eben iſt die Frucht ſeines Bündniſſes mit Mephiſtopheles, der ihn auf den Weg jener falſchen Magie verlockte, deren Zwielicht zu den Werken der Finſterniß ſo bequem iſt. Weil der Menſch nicht fliegen kann, ſo ſoll er lieber ganz ſtille ſtehen, und weil ihn ſeine Flügel nicht geradewegs zum Himmel und zu dem Mittelpuncte aller Vollkommenheit tragen, ſo ſoll er es vorziehen, ſeine Flügel ganz am Staube der Sinnenwelt zu verhaften, oder ſich durch einen Sprung in das Centrum jener Gottähnlichkeit zu verſetzen, wovon der Feind ſelbſt ſagt:

Folg' nur dem alten Spruch und meiner Mutter, der Schlange,
Gewiß, Dir wird einmal vor Deiner Gottähnlichkeit bange!

Von dem Augenblicke an, wo Fauſt die Demuth verläßt, ſehen wir ihn in ſündhafte Triebe verfallen, die ihm allmälig zur Verführung Margareth'ens, zu Mutter- und Brudermord, zu Vergiftung und Schaffot den Weg bahnen. Armer Fauſt! Das ſind alſo die Götterhöhen des Macrocosmus und Microcosmus, wohin Du Dich verflogen haſt!

Tauſend Verbrecher ſind vor Dir des nämlichen Weges gewandelt, und es brauchte wahrlich nicht des hohen Aufſchwungs Deines Geiſtes, um eben dahin zu gelangen und Deine höhere Lebensrolle mit ſolcher niedern Verwandtſchaft auszufüllen. Wie, gab es denn ſo gar kein Mittel, um Deinen wiſſenſchaftlich gebildeten, hochfliegenden Geiſt gegen dieſe zweite Auflage eines ſchnöden Sündenfalls in Schutz zu nehmen? Was fehlt Dir denn eigentlich? Woher die Entzweiung in Deinem Innern? Was verrückte Deine Kraft ſo gewaltſam aus ihrem Gleichgewicht? Was machte Dich ſo gefährliche Wege einſchlagen? Das iſt es, daß Fauſt, an die Grenzen des Wiſſens (Ur-Phänomene) angelangt, nicht glauben will, was der Meiſter an einem andern Orte mit ſo treffenden Worten uns einprägt:

Natur läßt ſelbſt bei lichtem Tag
Sich ihres Schleiers nicht berauben,
Und was ſie Deinem Geiſt nicht anvertrauen mag,
Das zwingſt Du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben.

Wer die Wissenschaft gleichsam betasten, wer ihren Geist mit Händen greifen will,

Behält die Theil' in seiner Hand,
Fehlt leider Nichts als das geistige Band.

7. Vom Wissen in Gott, oder von der ächten Magie.

So die falsche Magie; wie anders die rechte! Ich verstehe darunter jene fromme, geregelte Naturbetrachtung, die ihren Standpunct als Mensch erkennt, die jene unübersteiglichen Schranken zwischen sich und dem Schöpfer mit Behutsamkeit wahrnimmt, die den Himmel nicht erstürmt, sondern liebend auf ihn hofft, indem sie fest glaubt, daß diese nichtige Erdbeschränkung einst ein Ende nehmen, und der Mensch, seiner höhern Natur gemäß, insofern er sich anders in diesem Lande der Prüfung dazu geschickt macht, nothwendig in das Wesen Gottes, d. h. in die schaffende Urkraft übergehen muß. Hoffnung und Glaube beflügeln sonach unsere Seele auf diesem Wege, ohne sie in jene schroffen und gefährlichen Abgründe zu stürzen, die den unbehutsamen Faust vor unsern Augen so schwindelnd in Empfang nehmen. Hier schon auf Schleichwegen oder mit Gewalt erlangen wollen, was jenseits nur erreichbar, ja vielleicht den Seligen in einer andern Welt vorbehalten ist, grenzt an verderbliche Neugierde, und die frommen Verfahren haben deßhalb solche verkehrte Richtungen des menschlichen Geistes mit dem Namen schwarze Kunst belegt. Wenig mag es sonach befremden, daß ein in seiner ganzen Aufgabe verfehltes wissenschaftliches Bestreben, wie das des Faust, auch ein ganz verfehltes Leben zur Folge hat. Denn wie sollte es auch anders kommen? Es ist keine Ursache vorhanden, warum der jüngste Versuch des menschlichen Stolzes, Gott gleich zu sein, nicht gerade ebenso kläglich wie der erste ablaufen sollte. Die Verachtung der Wissenschaft, welcher sich Faust in der Folge ergibt, ist nur ein neuer Irrweg. Von ihm sagt Mephistopheles mit Recht:

Verachte nur Vernunft und Wissenschaft,
Des Menschen allerhöchste Kraft,
Laß nur in Blend- und Zauberwerken
Dich von dem Lügengeist bestärken,
So hab' ich Dich schon unbedingt! —

8. Character des Erdgeistes oder Microcosmus im Faust.

Die Magie des Lichts ist an Faust als eine unkörperliche Wirkung vorübergegangen. Eine leise Abweisung entfernte ihn von diesem Reiche, ja wurde für ihn immer fühlbarer, je mehr er sich dessen Ganzem näherte. Deßhalb will er es nun mit dem kräftig aufstrebenden Erdgeiste versuchen. Dieser erscheint ihm denn auch wirklich, redet ihn aber, halbmürrisch darüber, daß ihn, den Riesenhaften, schrecklich und lieblich Gestaltenden, so ein Zwerg aus seiner Ruhe aufgestört, mit folgenden Worten an:

Du hast mich mächtig angezogen,
An meiner Sphäre lang gesogen;

was ungefähr so viel heißen mag, als: Quacksalber und Wunder-Doctor hast Du lange genug in allen Büchsen und Schachteln der Natur gekramt. Nach den Resultaten, die Du dadurch hervorgebracht, sieh Dich selbst um, sie sind Nun! Wögt' ich Dieß noch nicht, so müßte es mir doch jetzt klar werden, da ich Dir selbst persönlich erscheine, durch den Eindruck, den ich als Geist auf Dich mache.

Welch' erbärmlich Grauen
Faßt, Uebermenschen, Dich! Wo ist der Seele Ruf?
Wo ist die Brust, die eine Welt in sich erschuf
Und trug und hegte, die mit Freudebeben
Erschwoll, sich uns, den Geistern, gleich zu heben?
Wo bist Du, Faust, deß Stimme mir erklang,
Der sich an mich mit allen Kräften drang?
Bist Du es, der, von meinem Hauch umwittert,
In allen Lebenstiefen zittert,
Ein furchtsam wegekrümmter Wurm!

Faust ermuthigt sich zwar Etwas und gibt dem Stolzen zur Antwort:

Soll ich Dir, Flammenbildung, weichen?
Ich bin's, bin Faust, bin Deinesgleichen.

Aber nun läßt der Erdgeist plötzlich sein ganzes Riesenbild vor den Augen Faust's hervortreten und wirft den armen Schwarzkünstler dadurch auf den ganz gewöhnlichen Standpunct eines beschränkten Individuums zurück. Das gewaltige und vielgestaltete Erd-Universum selbst, jener Brennpunct aller Erscheinungen, der zugleich Meer, Berg, Sturmwind, Erdbeben, Tiger, Löwe, Lamm, Homer, Phidias, Raphael, Newton, Mozart und Apelles, mit einem Worte, die größte thierische Beschränkung, und doch zugleich, wo nicht das Licht selbst, doch die höchste Annäherung zum Lichte in sich enthält: wem sollte es, wie, wo und wann es je persönlich erschiene, nicht Zagen, Furcht und Entsetzen einflößen? Ist dieser ungeheure Standpunct für die Betrachtung einmal gewonnen, so verschwindet freilich ein Individuum, wie Faust, gerade ebenso unscheinbar in demselben, wie ein Tropfen Wasser in einem vorüberrauschenden Meere. Tausend Millionen

mehr oder minder, darnach wird wenig in so riesig schwindelndem Kreislauf gefragt:

Ein wechselnd Weben,
Ein glühend Leben;
So schaff' ich am sausenden Webstuhl der Zeit
Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid.

Auf diese stolze Belehrung fällt Faust so tief in sich hinein, daß er sich kaum auf den Zuruf: „Du gleichst dem Geist, den Du begreifst, nicht mir!“ noch mit den ermannenden Worten: „Nicht einmal Dir!“ wieder herausfinden kann. Um sein Herzeleid vollständig zu machen, schickt ihm der Humor des Microcosmus in diesem nämlichen Augenblicke den vertrockneten Schleicher und Bücher-Famulus Wagner, diesen seligen Nester von Leinwand und Papier, in sein Zimmer. Dies könnte von einer gewissen Seite zwar hart und ungerecht erscheinen, ist aber doch wieder recht, aus einem höhern Gesichtspuncte, nämlich aus dem einer Studir-Lampe betrachtet, um uns selbst das verfehlte Streben Faust'ens in dieser Beleuchtung ehrwürdig zu machen. Wagner versteht auch nicht ein einziges Wort von dem höhern Drange und dem innern Verlangen Faust'ens, sondern träumt den seligen Traum seiner todten Bücher-gelehrsamkeit durch alle Repositorien der Vorwelt gründlich fort. Den Götterfunken seiner bessern Seele aus diesem todten Bücherkrame herauszugraben, das ist eine Aufgabe, woran selbst ein Faust verzweifeln muß. Deßhalb kann er ihn nur bemitleiden, oder ihn höchstens unter sein zoologisches Microscop nehmen, wie der Ausruf beweist:

Wie nur dem Kerl nicht alle Hoffnung schwindet,
Der immerfort an schalem Zeuge klebt,
Mit gier'ger Hand nach Schätzen gräbt
Und froh ist, wenn er Regenwürmer findet!

In der That, wären dem herrlich urkräftigen Faust die alten Pulte seines Studir-Zimmers, die angeräucherten Papiere und Pergamente desselben nicht schon verhaßt genug, dieser Wagner allein würde die Aufgabe, sie ihm zu verekeln, glücklich vollenden. So erfaßt ihn denn zuletzt ein gänzlicher Lebensüberdruß, ein Unmuth, der ihn bald genug bis an die Grenze des Selbstmordes führt, den er sich trügerisch unter Form einer Befreiung von den Schranken des Individuum's, so wie eines Ueberganges in die schaffenden Wirkungen des höhern Universum's vorspiegelt. So gräßlich ist seine Stimmung, daß diese traurige Erschöpfung aller Kraft ihm als die höchste Anstrengung derselben verkommt:

Hier ist es Zeit, durch Thaten zu beweisen,
Daß Manneswürde nicht der Götterhöhe weicht;
Vor jener dunkeln Höhle nicht zu beben,
In die sich Phantasie zu eig'ner Qual verdammt;
Nach jenem Durchgang hinzustreben,
Um dessen engen Mund die ganze Hölle flammt;
Zu diesem Schritt sich heiter zu entschließen,
Und wär' es mit Gefahr, in's Nichts dahinzufließen.

9. Vom Handeln in Gott, oder Fortsetzung der Lehre von der ächten Magie.

In diesem Augenblicke aber, wo Faust die Phiole herunternimmt und das Gift trinken will, ertönt die Kunde Dessen, was ihn allein von dem schauerlichen Abgrunde, dem er so geflissentlich zueilt, zu erretten im Stande wäre. Der alte, ehrwürdige Ostergesang ruft den wild alle Ziele überspringenden Geist zu den Pflichten der Menschheit, von dem Meere des Todes, worauf er sich einschiffen will, wieder zurück. Wie ein Pharus erinnern ihn diese Töne an die fromme Sage seiner Kindheit: daß der Mensch hier im Lande der Schmerzen und der Prüfungen sei und eben deßhalb auch kein Recht habe, die Pforten sich selbst willkürlich aufzuschließen; es handle sich vielmehr darum, diese schmerzliche Aufgabe treu, nach dem Vorbilde des großen Meisters, zu lösen und eben dadurch der höhern Götterfreuden nicht nur theilhaftig, sondern auch würdig zu werden. Den Weg, worauf man dahin gelangen kann, schildern die Worte:

Thätig ihn preisenden,
Liebe beweisenden,
Brüderlich speisenden,
Predigend reisenden,
Wesne verheißenden,
Euch ist der Meister nah,
Euch ist er da!

Gerade also der rettende Hauptpunct, der das verfehlte Streben Faust'ens im Innersten berührt, ist hier durch ein schmerzgetrübtes, aber in Gott geheiligtes Leben zur Nachahmung bezeichnet. Nicht in die äußere Natur, wie Faust so gern möchte, sondern in seine eigene, innere sittliche Natur soll der Mensch einkehren und schauen. Hier allein ist ihm ein Kreis von neuen Geburten eröffnet, deren Wesen die durch höhere Menschenkräfte oft so heilig umgestaltete Weltgeschichte sorgfältig aufbewahrt. Die rechte Magie besteht darin, daß der Mensch reinen Herzens ist, daß er an eine Versöhnung glaubt und sich ihr als Werkzeug willig dahin gibt.

Will der Mensch, was Gott will (und Das will er, sofern er reinen Herzens ist), so ist auch eine Wagenburg der Engel um ihn geschlagen, gegen welche die Wagenburg der Welt mit allen ihren Schrecknissen Nichts ausrichten kann. Gehe hin und übe dies Evangelium des großen Meisters! scheinen die Ostergloden dem verirrten Faust unaufhörlich zuzurufen, und sei alsdann gewiß, der Friede und die Unschuld aus den Jahren Deiner Kindheit werden in Deinen zerrissenen Busen auf's Neue wieder einkehren! Aber für den überklugen Faust geht leider dieser Zuruf verloren, er seufzt daher so tief und schmerzlich:

Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube.

Seiner Hand entsinkt zwar die Phiole mit Gift, aber die unselig einseitige Richtung seines Geistes, in verbotenen Schöpfungskreisen zu stöbren, wirbelt ihn stürmisch fort und führt ihn so in alle die verborgenen, dunkeln Irrgänge menschlicher Leidenschaft, in welche wir ihn künftig weiter zu begleiten veranlaßt sind.

10. Von dem Triebe, zu schaffen, und wie derselbe unbezwinglich in jeder menschlichen Brust herrscht.

Nicht, als ob dieser heiße Trieb, zu schaffen und durch irgend eine hervorgebrachte Schöpfung Gott liebend zu nahen, oder diese Wonnelust der Engel, wie Goethe es nennt, in deren Flammen sich hier Faust gleichsam vor unsern Augen verbrennt, an sich etwas Sträfliches enthielte: sie ist es nur durch ihre verkehrte Anwendung, und im Gegentheile mit der höhern Natur des Menschen so nahe verwandt, daß man sagen kann, selbst Musik, Poesie, Plastik, Malerei seien am Ende weiter Nichts, als verfehlte Versuche dieser Art, wodurch der Mensch die verborgene Sehnsucht seines Busens, die ihn beständig in's Centrum der Schöpfung zurückzieht, an den Tag lege. Welcher Maler z. B. würde sich wohl damit aufhalten, Farben zu reiben; welcher Naturforscher damit, Rosen zu zeichnen und zu malen, sobald er sich der seligen Wonnelust von „Faust's" Engeln theilhaftig fühlte, die dergleichen durch einen Hauch ihres Mundes aus dem Morgenrothe zu erschaffen im Stande sind? Ja, man kann noch weiter gehen und sagen, die gründlichste Untersuchung und Zergliederung von Bäumen, Pflanzen, Thieren, wie sie die Wissenschaft vornimmt, würde sogleich zu ihrem Gipfel gelangen, wenn sie Gott, wie sie doch wohl eigentlich will, je das Geheimniß ablernen könnte, selbst Weintrauben, Rosen, Hyacinthen u. dgl. hervorzubringen. Ohne dieß Haupt-Resultat, was helfen am Ende alle Neben-Resultate? Was hilft es, daß wir alle Schätze der Natur einregistriren; daß wir alle ihre Glocken, ihre Kelche und Staubfäden zu zählen, zu nennen und zu unterscheiden im Stande sind? Gelehrsamkeit, soviel Ihr wollt, und für Wagner und Seinesgleichen mit jeder neuentdeckten Pflanze ein neues Fest! — Faust aber sucht etwas mehr als eine trockene Registratur. An dieser Grenzscheide eben war es, wo ihn die Müdigkeit alles menschlichen Wissens befiel. Im Grunde regt sich dieser Schöpfungstrieb in jeder Menschenbrust. Er allein ist es, der den mannigfaltigsten Formen des Lebens, nicht nur in Künsten und Wissenschaften, sondern auch sogar in niedern Künsten, ihre Entstehung gab. Irgend Etwas, wenn gleich auf noch so beschränkte Weise, will jeder Mensch schaffen. Der Eine schafft, ein Meister im Stein; der Zweite prägt seine Vorstellungen in Erz oder Eisen aus; der Dritte verfertigt einen Riß, der, in geistigen Linien verkörpert, zuvörderst auf dem Papiere erscheint, hinterd'rein aber, in Stein, Holz oder Ziegeln ausgesetzt, unsere Bewunderung plastisch in Anspruch nimmt. Je höher die Seele, je höher auch die erwählte Thätigkeit, und um so erhöhter der Genuß. Die Kunst z. B., über eine gewisse Form des Fußes den Fuß nachzuformen oder nachzuschaffen, ist an sich löblich und befriedigt ihren Meister ebenfalls; sie steht aber, da sie bloß einem irdischen Bedürfnisse dient, billig unter der göttlich erhabenen Kunst der Phidiasse, die nicht nur den Marmor zwingt, zu athmen und menschliche, ja göttliche Gestalt anzunehmen, sondern sogar in ihrem Aufschwunge Ideale (Urbilder) hervorzaubert, die wenigstens in dem Raume dieses Weltkörpers nicht vorhanden sind.

11. Vom Sonntage, blauen Montage, oder vom Paradiese auf Erden.

Es fragt sich nun, da dieser Schöpfungstrieb, wie wir im „Faust" sehen, auf den höchsten Stufen immer mit so großer Unruhe verbunden ist, daß er sich selbst gleichsam verzehrt: wie es wohl die Natur anfängt, daß sie den meisten Menschen so leicht über diese Abgründe des Lebens, die eigentlich die Tiefen ihrer höhern Natur sind, so leicht und so spielend hinwegshilft? Der Dichter soll Statt unserer antworten. Erstlich, — und Das ist die Hauptsache — sie freien und lassen sich freien — auch eine Art Schöpfung! — Sie sind sodann fleißig in ihrem Berufe, wenigstens eine ganze Woche hindurch; und schlägt endlich die geliebte Sonntagsstunde, so werden die höhern Forderungen des Lichtmenschen in Jedem von ihnen, nach dem Maße, das in ihm wohnt, auf die verschiedene

Weiſe befriedigt. Beſonders an hohen Feſttagen iſt es, wo ſich auch bei gewöhnlichen Bürgern und Handwerkern die Künſte von allen Seiten her recht in Gang ſetzen. Hat man die Woche hindurch Schuhe aus Leder für Menſchen, oder Schuhe aus Eiſen für Pferde verfertigt, ſo gilt es nun, zum Sonntage einen höhern Aufſchwung zu nehmen. Früh Morgens geht man in die Kirche; der Erdmenſch, der in Ruß und Rauch die ganze Woche hindurch, ſo zu ſagen, verging, hat ſich nun gereinigt, ſein Schurzfell abgelegt und iſt ſo, wenigſtens von außen, ein plötzlich wiedergeborner Lichtmenſch geworden. In der Predigt gelangen ebenfalls Anſprüche von der ſublimſten Art an ſein höheres Weſen. Man unterhält ihn von der Ewigkeit ſeiner Seele, von ſeiner künftigen Fortdauer, und, ſofern er, von Wochenarbeiten ermüdet, im Kirchſtuhle nicht einſchläft, ſucht man ihn zu einem Geſchäfte von Gott und ſeiner höhern Natur gehörig vorzubereiten. Doch lange hält er Das nicht aus. Nachmittags nimmt der poetiſche Schwung ſeines Weſens eine noch höhere Richtung. Zwei Beine genügen ihm nicht mehr. Fauſt wünſcht ſich die Flügel eines Vogels, um mit der Sonne einen Wettlauf zu halten; die luſtigen Geſellen aus Auerbach's Hofe laſſen ſich dagegen an acht Pferdefüßen genügen. Alle ſieben Künſte ſtehen an dem Orte, wo ſie ihren Himmel auf Erden ſuchen, ſchon zum Empfange bereit. Die Dichtkunſt ſingt ein Lied zur Zither oder zum Hackbrete; die Tanzkunſt führt den Reigen; Bacchus, in Geſtalt eines luſtigen Schenkwirths; Cythere, in Rubens Geiſt gedacht und einer flinken Stubenmagd nicht unähnlich, die Samstags ihren Beſen rüſtig führt, winken und laden von allen Seiten den verſeſſenen, trübſeligen Städter, zwiſchen Blumen und Feldern, zu einem erheiternden Genuſſe ein. So kommt der Abend herbei. Die Anforderungen des höhern Lichtmenſchen ſind nun auf lange Zeit geſättigt und geſtillt, und es werden wieder eine ganze Woche hindurch Schuhe und Hufeiſen in Menge verfertigt, Stuben und Schornſteine gefegt, um, wenn der Sonntag kommt, dem Lichtmenſchen für ſauer verdienten Lohn irgend eine neue Unterhaltung zu gewähren und ihn dem Umgange der Götter näher zu bringen. — Dieſe Ironie ſpielt durch alle dieſe Volksſchilderungen bis zu der Scene in Auerbach's Keller mit einem humoriſtiſchen Uebermuthe durch. Der Dichter verräth dadurch mehr oder weniger das Geheimniß, wie das Volk oder die Menſchheit im Ganzen es eigentlich anfängt, um die höhern Forderungen, mit denen ſich Fauſt ſo herumquält, im Taumel der Sinnlichkeit loszuwerden. So wird ihm denn dieſe Cur, ebenfalls ſtillſchweigend, von Mephiſtopheles angerathen. Der Lichtpunct, der für Fauſt'en zum Brande wird, der ihn verzehrt, ja ihn, wie ein geflügeltes Inſect, das ſich zu nahe an die Flammen heranwagt, gleichſam in ſich hereinſaugt und in Aſche verwandelt, iſt für Leute dieſer Art, die uns die divina commedia hier verführt, höchſtens nur eine geſellige Kerze, in einen großen Tanzſaal aufgeſteckt, um die man ſich, nach vollbrachter Wochenarbeit, ein erlaubtes Vergnügen macht und ſodann ruhig zu ſeinen Berufsgeſchäften zurückkehrt.

Ich höre ſchon des Dorfs Getümmel;
Hier iſt des Volkes wahrer Himmel.
Zufrieden jauchzet Groß und Klein:
Hier bin ich Menſch, hier darf ich ſein!

Den Wagner können freilich dieſe Rohheiten nicht beſtechen, weil ihn, bei ſeinem vertrockneten Naturell, die Natur als ſolche höchſt widerwärtig berührt. Er ſteht alſo von einer Seite zwar höher als das Volk, aber von der andern Seite auch um ſo tiefer. Aus jener Beſchränkung der Natur kann allenfalls noch das Göttliche erwachſen; Wagner aber iſt, wie der Empfänglichkeit für Rohheit, alſo auch der Steigerung derſelben aus dem Gemeinen in das Ungemeine völlig unfähig. Alles in und an ihm iſt todter Bücher- und Mottenſtaub. Er betrachtet ungefähr das gemeine Leben ebenſo, wie er den Pudel betrachtet, der ſich vor ihm auf allen Vieren bewegt; die höhere und dahinter etwa verborgene Idee irrt ihn nicht, er ahnet ſie kaum.

Mit Euch, Herr Doctor, zu ſpaziren,
Iſt ehrenvoll und iſt Gewinn;
Doch würd' ich nicht allein mich hier verlieren,
Weil ich ein Feind von allem Rohen bin.
Das Fiedeln, Schreien, Kegelſchieben
Iſt mir ein gar verhaßter Klang;
Sie toben, wie vom böſen Geiſt getrieben,
Und nennen's Freude, nennen's Geſang! —

Soviel iſt gewiß — um allen dieſen Betrachtungen die Schlußkrone aufzuſetzen — daß dieſe Art, den Sonntag zu feiern, unter dem vornehmen Volke, wie unter dem geringern, gleich bekannt und beliebt iſt. Einfalt, Demuth, wahrer Glaube findet zwar in allen Ständen das Rechte, und der wackere Mann, ſehe er nun oben oder unten, der Sonntags ſeinen Vorſatz erneuert, die ganze Woche hindurch ein guter Menſch zu ſein, und demſelben getreu bleibt, hält gewiß einen recht würdigen Gottesdienſt. Solche Lichtmenſchen ſind ächte Werkzeuge Gottes, ſeien ſie Knechte oder Mägde, mögen ſie Schuhe verfertigen, Eiſen ſchmieden oder Documente ausarbeiten; ſie vollbringen fromm und fleißig an ihrem Platze, was ihnen

Lucinde wird die Meine. Du, mein Freund,
Sollſt dann mit mir, wenn es der Könia fordert,
In ſeinem Dienſte zeigen, was wir ſind.

Basco.

Das Zeigen kenn' ich ſchon und auch den Dienſt.
Nein, nein, lebt wohl! Ich ſcheide nun von euch.
Sagt an, wie ihr die Sachen löſen wollt?
Nur kurz; denn hier iſt jedes Wort zu viel.

Pedro.

Eröffne dieſen Mantelſack; du wirſt
Hier an der Seite funfzig Unzen finden.
Scheint dieſes dir genug, daß du den Reſt
Uns frey und ungepfändet laſſen magſt?

Basco,

der indeß den Mantelſack eröffnet und das Geld herausgenommen hat.

Ich dächte, Herr, ihr legtet etwas zu.

Carlos.

Ich dächte, Herr, und ihr begnügtet euch.

der Vater aller Creatur zur Erhaltung des Ganzen anfiegte; sie wollen nicht, wie Faust, die Götter von ihren alten Sitzen verdrängen, sondern fügen sich ihren höhern Beschlüssen in ihrer untergeordneten Stellung und erreichen so in Demuth, was Jenem im Sturme versagt ist, daß sie nämlich sichtbare Werkzeuge der Vorsehung werden, und alle Engel und himmlischen Heerschaaren unaufgefordert, weil ihr Herz rein und ein Tempel Gottes ist, sich zu ihnen niederlassen. Für Diese ist dann der Sonntag auch ein wahrer Sonnentag, d. h. ein Fest für den innern Lichtmenschen; sie stehen ohne Magie höher als Faust mit aller seiner falschen Gaukelkunst. Dieser sucht nur den Verkehr mit höhern Wesen; sie sind wirklich in demselben begriffen, weil Niemand, der geeren will, was Gott will, in dieser Welt allein und hülflos stehen kann.

12. Vom Lichtmenschen in uns, oder von der ächten Feier des Sonntags.

Wenn es wahr ist, was die Schrift sagt, daß wir Alle in Gott leben, athmen und sind, so muß an diesem Odem Gottes das Kind des Armen eben so gut wie das Kind des Reichen einen Antheil haben. Die Allgemeinheit selbst ist sogar, eben wie bei der atmosphärischen Luft, die wir einathmen, ein Kennzeichen des Göttlichen. Sonach kann die ächte Heiligung des Lebens, die Hingebung des Menschen an Gott, von jedem Puncte aus, so gut von der Werkstatt wie aus der Studir-Stube, beginnen. Es handelt sich nicht darum, was wir in dieser Welt verfertigten, Gedichte, Gemälde oder Schuhe, sondern was wir liebten und was wir lebten, und wie wir uns, unserm himmlischen Ursprunge gemäß, im Handeln beurkundeten. An diese religiöse, milde Ansicht des Lebens schließt sich auch die ächt poetische Schilderung des ersten Osterfeiertages im „Faust“:

Vom Eise befreit sind Strom und Bäche
Durch des Frühlings holden, belebenden
Blick! —

— — — — —

Sie feiern die Auferstehung des Herrn;
Denn sie sind selber auferstanden
Aus niedriger Häuser dumpfen Gemächern,
Aus Handwerks- und Gewerbesbanden,
Aus dem Druck von Giebeln und Dächern,
Aus der Straßen quetschender Enge,
Aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht
Sind sie Alle an's Licht gebracht.
Sieh nur, sieh, wie behend sich die Menge
Durch die Gärten und Felder zerschlägt,
Wie der Fluß in Breit' und Länge
So manchen lustigen Nachen bewegt;
Und, bis zum Sinken überladen,
Entfernt sich dieser letzte Kahn!

Faust bestätigt gleichsam durch diese äußere, frische Erscheinung den allgewaltigen Drang, die Sehnsucht der innern Menschenbrust. Er will sagen: es ist etwas Unendliches in unserer Natur, das, obwohl in Stadt und Mauern begraben, nimmer zur Ruhe gelangt. Hinaus will und muß das Volk eben so gut als ich, der Faust; nur daß es, anders als ich, in Befriedigung irgend eines dunkeln Triebes seinen himmlischen Ursprung zu erreichen sucht. Diese Kähne, mit Menschen beladen, die sich am fernen Horizonte verlieren, rudern eigentlich dem Himmel zu, ohne daß sie es wissen. Wie ein eingekerkertes edles Thier, das immerfort die Runde in seinem eisernen Käfige macht und an dessen Stäben herumwühlt, weil sie ihm den Berg und die freien Ebenen vorenthalten: eben so unruhig sucht der im dunkeln Erdenleben befangene Mensch den Weg der höhern Rückkehr zum Lichte, was ihm durch die Mauern und Stäbe seines Gefängnisses von allen Seiten entzogen oder verborgen ist.

14. Einige Worte über Faust's Pudel, mit Bezug auf Goethe's Gartengespräche.

Goethe fängt hier an, eine magische, große Naturansicht, die alle Pflanzen, alle Thiere in Gott sieht, aufzustellen. Der Pudel erscheint vor seinen Augen nicht mehr als Individuum, sondern gleichsam als ein Abdruck jener ewigen, weltbildenden Kraft, von welcher wir Alle miteinander ein Ausfluß sind. Die Erscheinung jedes Creatürlichen ist nämlich, von diesem Standpuncte aus betrachtet, weit mehr, als sie selbst weiß oder besagt. Faust vernichtet in seiner Ansicht die äußern Umrisse jener Pudel-Meinde (vergl. das Gespräch nach Wieland's Tode) und erblickt sodann in ihm nur den allgemeinen Feuergeist, der ihn schon ein Mal erschreckte; jenes vielfältig gestaltete und gestaltende Wesen, dem Alles, was wir auf diesem Erdboden sehen, hören oder wahrnehmen, durch die Richtung irgend einer Haupt-Monas gestempelt, seine Entstehung verdankt. Von dem geheimen Bangen und Grausen, das ihn bei dem tiefen Erfassen dieser Larve so mächtig erfaßt, scheint Wagner'n kaum eine Ahnung beizuwohnen. Er betrachtet seinerseits den Pudel als eine sinnreich zusammengesetzte Maschine, die als ein lehrbegieriger Scholar den Studenten belustigende Künste vormacht. Von einer ewigen Natur desselben kann in diesem niedern Gesichtskreise schwerlich die Rede sein. Das Ding holt Pérlorues aus dem Wasser wieder, steht Schildwache auf beiden Hinter-

ſüßen, trägt einen Korb, oder was man ſonſt will, in ſeinem Maule nach Hauſe, und damit iſt die Sache für Wagner und Seinesgleichen abgethan. Nicht aber ebenſo für den Seher Fauſt. Bei dieſem erweckt die äußere Larve ein inneres Geſicht, und er ruft deshalb wie entzückt aus:

Bemerkſt Du, wie in weitem Schneckenkreiſe
Er um uns her und immer näher jagt?
Und irr' ich nicht, ſo zieht ein Feuerſtrudel
Auf ſeinen Pfaden hinterd'rein.

Ja, es kommt ihm ſogar eine Ahnung, als ob er ſelbſt, durch ſeine unglückvolle Gemeinſchaft mit dem Thierkönig Mephiſtopheles, einem niedern Thierkreiſe verfallen könnte:

Mir ſcheint es, daß er magiſch leiſe Schlingen
Zu künft'gem Band um unſ're Füße zieht.

Wer das oben bereits angeführte Geſpräch mit Goethe nach Wieland's Tode mit etwas Aufmerkſamkeit geleſen hat, wird durch Das, was daſelbſt von der Gewalt der Monaden geſagt iſt: wie die ſtärkern unter ihnen die ſchwächern in ihre Kreiſe herabreißen, nicht nur jenen Ausruf von Goethe, als er einen Hund bellen hörte: „Mich kriegſt Du gewiß nicht unter!" — ſondern auch dieſe und andere ſonſt nur halbverſtändliche Stellen im „Fauſt" gehörig zu deuten im Stande ſein.

14. Wagner's ſelbſtzufriedene Bücherweisheit, im Contraſt mit Fauſt's Unruhe.

Wie weit iſt doch Wagner von aller dieſer Sehnſucht und Unruhe entfernt! Volle Bücherſchränke und dabei ein leerer Kopf; ein leeres, mit den Titeln eitler Ruhmſucht ausgefülltes Herz, wie es ſich im folgenden Geſpräche mit Fauſt ſo treffend darlegt, zeigen deutlich an, daß der Famulus und ſein Profeſſor auf zwei völlig verſchiedenen Welten einander gegenüberſtehen.

Welch ein Gefühl muß Du, o großer Mann,
Bei der Verehrung dieſer Menge haben!
O, glücklich, wer von ſeinen Gaben
Solch einen Vortheil ziehen kann!
Der Vater zeigt Dich ſeinem Knaben,
Ein Jeder fragt und drängt und eilt,
Die Fiedel ſtockt, der Tänzer weilt.
Du gehſt: in Reihen ſtehen ſie,
Die Mützen fliegen in die Höh',
Und wenig fehlt, ſo beugen ſie das Knie,
Als käm' das Venerabile.

Nur daß alles Dieſes den Fauſt gar wenig rührt, der früher nebſt ſeinem Vater in dieſer Gegend unter den Bauern gedoctert, oder, wie er es nennt, vergiftet hatte. Auch hier verwirft ſein alle Schranken überſpringender Geiſt das rechte Maß, und weil er als Arzt nicht Todte erwecken kann, ſo iſt ihm die ganze Arznei-Kunſt ein Gräuel und Abſcheu geworden. Selbſt der edle Trieb zur Aufopferung für ſeine Mitbrüder in der Peſt, jener heilige Ernſt, womit er damals Gott zwiſchen einſamen Felſen und Bergen auf ſeinen Knien um die Abwendung dieſes Uebels anflehte und das Seinige redlich dazu beitrug, erſcheint ihm jetzt als eine neue Art von Beſchränkung. Wie aber, nach dem alten Sprichworte, Kinder doch wohl zuweilen die Wahrheit reden, bemerkt Wagner hierbei ganz richtig:

Wie könnt Ihr Euch darum betrüben?
Thut nicht ein braver Mann genug,
Die Kunſt, die man ihm übertrug,
Gewiſſenhaft und pünctlich auszuüben?
Wenn Du als Jüngling Deinen Vater ehrſt,
So wirſt Du gern von ihm empfangen;
Wenn Du als Mann die Wiſſenſchaft vermehrſt,
So kann Dein Sohn zu höherm Ziel gelangen.

Aber Fauſt hört ihn nicht und nimmt auf's Neue einen Schwung, der ihn der Erde entreißt. Wie eine Sage ſeliger Vorzeit ſteigt wieder jene uralte Liebesſehnſucht in ihm auf, vermöge deren er, gleichſam mit der ſcheidenden Sonne Eins, in das Univerſum übergehen und darin zerfließen möchte.

Betrachte, wie in Abendſonnengluth
Die grünumgeb'nen Hütten ſchimmern!
Sie rückt und weicht, der Tag iſt überlebt;
Dort eilt ſie hin und fördert neues Leben.
O, daß kein Flügel mich vom Boden hebt,
Ihr nach und immer nach zu ſtreben!
Ich ſäh' im ew'gen Abendſtrahl
Die ſtille Welt zu meinen Füßen,
Entzündet alle Höh'n, beruhigt jedes Thal,
Den Silberbach in gold'ne Ströme fließen.
Nicht hemmte dann den göttergleichen Lauf
Der wilde Berg mit allen ſeinen Schluchten;
Schon thut das Meer ſich mit erwärmten Buchten
Vor den erſtaunten Augen auf.
Doch ſcheint die Göttinn endlich wegzuſinken;
Allein der neue Trieb erwacht.
Ich eile fort, ihr ew'ges Licht zu trinken,
Vor mir den Tag und hinter mir die Nacht,
Den Himmel über mir und unter mir die Wellen.
Ein ſchöner Traum, indeſſen ſie entweicht!
Ach, zu des Geiſtes Flügeln wird ſo leicht
Kein körperlicher Flügel ſich geſellen! —

Wagner meint: Das ſei auch eben nicht ſehr nothwendig; wir könnten uns durch die Bücher-

welt ſchon hoch genug anſchwingen und brauchten dazu keiner Sonnenpferde.

Und, ach! entroſſt Du gar ein würdig Pergamen,
So ſteigt der ganze Himmel zu Dir nieder.

15. Fauſt'ens Commentar zum Evangelium Johannis, als weitere Entwickelung von Goethe's Gartengeſprächen.

Geſchrieben ſteht: „Im Anfang war das Wort!"
Hier ſtock' ich ſchon. Wer hilft mir weiter fort?
Ich kann das Wort ſo hoch unmöglich ſchätzen.
Ich muß es anders überſetzen,
Wenn ich vom Geiſte recht erleuchtet bin.
Geſchrieben ſteht: „Im Anfang war der Sinn!"
Bedenke wohl die erſte Zeile,
Daß Deine Feder ſich nicht übereile!
Iſt es der Sinn, der Alles wirkt und ſchafft?
Es ſollte ſtehn: „Im Anfang war die Kraft!"
Doch auch, indem ich Dieſes niederſchreibe,
Schon warnt mich was, daß ich dabei nicht bleibe.
Mir hilft der Geiſt! Auf einmal ſeh' ich Rath
Und ſchreib' getroſt: „Im Anfang war die That!"

Dem unerfreulichen, nie beendigten Streit zwiſchen der Ewigkeit der Welt, oder der Materie, und der Ewigkeit Gottes ſucht Fauſt hier dadurch ein Ende zu machen, daß er die Schöpfung ſelbſt als ewige That nicht etwa vorausſetzt, ſondern ſie zu gleicher Zeit, oder vielmehr über alle Zeit erhaben, als gleich unendlich mit dem Schöpfer annimmt. Der Menſch verwickelt ſich hier zu leicht in Trugſchlüſſe, indem er Gottes Worte beilegt, was dem Menſchenworte in ſeiner Dürftigkeit allein eigen iſt. Der Unterſchied zwiſchen Gottes- und Menſchenwort aber iſt dieſer: Gott kann allein ſeine Vorſtellungen zwingen, daß ſie Dinge werden. Den belebenden Hauch, wodurch Dieſes geſchieht und wodurch der ewige Geiſt Vögel, Blumen, Thiere, Menſchen, die er ſich zuvor gedacht, nun als Erſcheinung gleichſam ausathmet: dieſe hohe Kraft in ihm nennt die Schrift bildlich Wort, das Wort oder den Logos. Wir ſehen Alle die Wirkungen dieſes Logos vor Augen, ohne daß wir ſeiner geheimnißvollen, höhern Natur irgend anders als durch Ahnung inne würden. Denn was iſt es ſonſt, als dieſe Kraft, die im Frühlinge mit dem Lichte auf die Erde kommt und aus dem ſchwarzen, gleichgiltigen Staube ſo anmuthig Roſen und Hyacinthen hervorzaubert? Ihr Liebeszug iſt es, der in den Samenkörnern die eingekerkerten, ſchlafenden Geiſter zu neuem Leben wieder anferweckt. Die Seerilie aus der Tiefe des See's ruft: „Hier bin ich!" und das Morgenroth geſtaltet ſich bei ſeinem Herannahen zu den zarten Umriſſen einer Roſe, die man mit den Händen abpflücken und halten kann. Von dieſem Standpuncte aber, wie Dichter ſagen, iſt keine Trennung irgend denkbar. Gedacht iſt zugleich gethan, und gethan iſt zugleich gedacht. Die Trennung zwiſchen Wort und That, die der Menſchenwelt angehört, kann nun und nimmermehr im Reiche Gottes Statt finden. Sehr ſchön tritt ſpäterhin dieſer allſeitigen Anſicht des Fauſt, die Gottes Welt, die Schöpfung und den Schöpfer als ein von Ewigkeit Ungetrenntes zuſammendenkt, die einſeitige Vorſtellung des Mephiſtopheles in den Weg, der den Beſtand der Materie für ſich allein als ſelbſtſtändig durchſetzt und Licht und Bewußtſein nur als unnütze Zugaben betrachtet, die erſt ſpäterhin aus dem Chaos zur Entwickelung kamen. So ſtellt er ſich in ſeinem Hochmuthe höher als Gott und ſagt von ſich ſelbſt:

Ich bin ein Theil des Theils, der Anfangs Alles war,
Ein Theil der Finſterniß, die ſich das Licht gebar,
Das ſtolze Licht, das nun der Mutter Nacht
Den alten Rang, den Raum ihr ſtreitig macht;
Und doch gelingt's ihm nicht, da es, ſo viel es ſtrebt,
Verhaftet an den Körpern klebt.
Von Körpern ſtrömt's; die Körper macht es ſchön;
Ein Körper hemmt's auf ſeinem Gange.
So, hoff' ich, dauert es nicht lange!
Und mit den Körpern wird's zu Grunde gehn.

Ganz irre geworden an der eigentlich urſprünglich göttlichen Kraft, an jenem Standbilde der Idee, an jener Werbeluſt der Engel, die ſich durch Nichts irre machen läßt, ſondern in einer unendlichen Reihe jedesmal mit Gewißheit zur Erſcheinung bringt, was der einzelne Punct oder das Individuum nur höchſt unvollkommen gewähren kann, ruft Mephiſtopheles unwillig aus:

Was ſich dem Nichts entgegenſtellt,
Das Etwas, dieſe plumpe Welt,
Soviel, als ich ſchon unternommen,
Ich wußte nicht, ihr beizukommen,
Mit Wellen, Stürmen, Schütteln, Brand:
Gerubig bleibt am Ende Meer und Land!

Und dem verdammten Zeug, der Thier- und Menſchenbrut,
Dem iſt nun gar Nichts anzuhaben.

Fauſt aber blickt durch; er ſieht recht wohl, daß dieſe Vorſtellung einer höhern Lichtwelt einſeitig und beſchränkt, wie ihr Urheber, iſt. Er ruft deßhalb in einer Anwandlung ächt göttlichen Unwillens:

So ſetzeſt Du der ewig regen,
Der heilſam ſchaffenden Gewalt
Die kalte Teufelsfauſt entgegen,
Die ſich vergebens tückiſch ballt!

Sein Geiſt beruht fort in jener harmoniſchen Grundvorſtellung des Univerſum's, die ſich auch fpäterhin in jenem erhabenen Geſpräche, das er mit Felſen, Bäumen und Thieren in der Einſamkeit hält, ſo unvergleichlich beurkundet.

Erhab'ner Geiſt, Du gabſt mir, gabſt mir Alles,
Warum ich bat. — — —
— — — — —
Du führſt die Reihe der Lebendigen
Vor mir vorbei und lehrſt mich, meine Brüder
Im ſtillen Buſch, in Luft und Waſſer kennen.

Hier, wie an andern Orten, rechtfertigt Fauſt demnach vollſtändig den Ausſpruch Gottes von ihm, als er ſeine Seele dem Teufel zur Verſuchung Preis gab:

Und ſteh' beſchämt, wenn Du bekennen muſt:
Ein guter Menſch in ſeinem dunkeln Drange
Iſt ſich des rechten Weges wohl bewußt.

16. Fauſt'ens gänzlicher Abfall von Gott und Natur.

Der Teufel tritt, als Junker gekleidet, in Fauſt'ens Studir-Stube und räth ihm, ſich fröhlich in das Gewühl des Lebens zu ſtürzen, oder, wie man zu ſagen pflegt, ſein Daſein zu genießen. Fauſt durchgeht nun ironiſch einige Arten des Lebensgenuſſes und zeigt an ihnen das ſchale Einerlei für einen ewigen Geiſt. Am Widerwärtigſten findet er zuletzt den Umſtand, da der Menſch hier auf Erden ohnedieß ſo wenig Wünſche zu befriedigen im Stande iſt, daß er ſich auch noch dieſe wenigen durch Scrupel aller Art mit der eigenſinnigſten Erittelei zu verkümmern ſucht. Man ſieht gar wohl, das Gewiſſen, oder die göttliche Stimme in uns, die der Sinnlichkeit des Menſchen in manchen Fällen ſo peinigende Schranken auflegt, erhält hier eine kurze, ja etwas ſchnöde Abfertigung. Fauſt findet dieſen Gott in uns eben nicht beſonders großmüthig. Unter Anderm wirft er ihm vor: er ſei nur geſchäftig, um uns zu quälen, uns mit Gedanken, Phantaſien und leeren Träumen der Zukunft zu erſchrecken; wo es aber eine Schöpfung der Gegenwart, oder ein tüchtiges Daſein nach außen gelte, ziehe ſich derſelbe bedächtig zurück und verläugne ſo auf einmal ſeine höhere Abkunft:

Auch muß ich, wenn die Nacht ſich niederſenkt,
Mich ängſtlich auf das Lager ſtrecken;
Auch da wird keine Raſt geſchenkt,
Mich werden wilde Träume ſchrecken.
Der Gott, der mir im Buſen wohnt,
Kann tief mein Innerſtes erregen;
Der über allen Kräften thront,
Er kann nach außen Nichts bewegen.

Die innere Reinheit des Buſens, die uns das Chriſtenthum, von ſeinem höchſten Standpuncte aus betrachtet, ſo dringend anempfiehlt, ja ſogar als den einzigen Weg zur Rückkehr in Gott bezeichnet, iſt dem Fauſt zum Geheimniß geworden, das er zwar in ſeinem Margaretchen zu ahnen, aber nicht in lebendiger That und Handlungsweiſe für ſich ſelbſt zu ergreifen weiß. Da er nun einmal aus dem Mittelpuncte aller ſittlichen Schöpfungen verſchlagen iſt, ſo kann er zuletzt nicht umhin, in Befriedigung irdiſcher Gelüſte den Himmel auf Erden zu ſuchen, und da der höhere Geiſt in ihm eben dieſe Vergnügungen auf das Unerbittlichſte richtet, ſo zeigt er ſich auf dieſen höhern Geiſt ſelbſt, wegen Auflegung ſolcher Beſchränkungen durch Warnung vor thieriſchem Rückfalle, höchſt ungehalten. Wirſt Du, ſcheint er zu ſagen, mir als Sinnenmenſchen die Gottheit ſo gebieteriſch aufnöthigen, ſo gib ſie mir auch ganz, und laß mich frei und friſch in dieſen Kreiſen ſchaffen, vollbringen, was Göttern gehört! Verſchone mich aber — und darum muß ich bitten — mit jener halben, qualvollen Schöpfung, die das Thier in mir beläſtigt und den Engel doch nicht frei macht! — Immer tiefer in ſolche und ähnliche Melancholien verſinkend, ſcheint ihm am Ende der Tod von allen Gaben dieſer Erde die wünſchenswertheſte zu ſein. Mephiſtopheles bemerkt indeß ſpottend:

Und doch hat Jemand einen braunen Saft
In jener Nacht nicht ausgetrunken!

Dieß bezieht ſich auf jene mit Gift angefüllte Phiole, die Fauſt'en bei m Klange der Oſterglocken aus der Hand entfallen war. Fauſt iſt hierauf ſeiner Schwachheit eingeſtändig, und klagt ſich ſelbſt an, nicht Geiſtesſtärke genug in jenem entſcheidenden Augenblicke beſeſſen zu haben. Ein unbekanntes Etwas, ein Reſt kindlich religiöſer Gefühle habe ihn damals an der Ausführung ſeines männlichen Vorſatzes verhindert. Unmuthiger als je, ergießt er ſich nun in einen Fluch über Alles, was dem Menſchen

durch Täuſchungen der Sinnenwelt über die Spanne des Augenblicks hinweghilft, oder ihm darin etwas Betrügliches vorgaukelt. Nichts wiſſen will er fortan von Liebe der Geſchlechter, von Beſitz und Eigenthum, von Häuſern, Gärten und Paläſten, von berühmt werden und einen großen Namen erlangen; der Himmel jenſeits kann ihm für den verlornen Himmel dießſeits keinen Erſatz gewähren; ja, ſogar die Engelsgeduld, die dem Menſchen durch alle dieſe dunkeln Prüfungsſtufen hindurch ſo unzertrennlich begleitet, um ihm da, wo er ſtrauchelt, freundlich die Hand zu reichen, wird von Fauſt'en, in dieſer trübſeligen Stimmung verkannt, auf das Bitterſte geſchmäht und mit ihrem ganzen, beglückenden Gefolge, dem Glauben und der Hoffnung, in das Reich der Hirngeſpinnſte verwieſen.

Fluch ſei der Hoffnung, Fluch dem Glauben,
Und Fluch vor Allem der Geduld!

Hier erſcheint nun die gänzliche Verödung in Fauſt'ens Buſen; wir ſind mit ihm an eine Grenze gelangt, wo ihm die Erde Nichts mehr bieten kann. Mit vollem Recht ſingt daher auch der Geiſter-Chor:

Weh'! Weh'!
Du haſt ſie zerſtört,
Die ſchöne Welt,
Mit mächtiger Fauſt;
Sie ſtürzt, ſie zerfällt!
Ein Halbgott hat ſie zerſchlagen!
Wir tragen
Die Trümmern in's Nichts hinüber,
Und klagen
Ueber die verlor'ne Schöne.

Zugleich aber verlocken ſie, ihrer dunkeln Natur gemäß, Fauſt'en zu der betrüglichen Hoffnung, mitten im Weltenbrand eines Planeten eine neue, ja wohl gar ſchönere Pflanzung anzulegen.

Mächtiger
Der Erdenſöhne,
Prächtiger
Baue ſie wieder,
In Deinem Buſen baue ſie auf!

Ohne Glaube, Liebe und Hoffnung, alſo ein Gebäude ohne Fundament; wie wird es nun beginnen, oder wie ſoll es Beſtand haben?

Neuen Lebenslauf
Beginne
Mit hellem Sinne
Und neue Lieder
Tönen darauf!

Je näher wir den neuen Bau zu Fauſt'ens Lebensglück, wie es ihm Mephiſtopheles entwirft, betrachten, je mehr zeigt ſich uns deſſen Hinfälligkeit. Sich in das Gewühl der Welt zu ſtürzen und der Sinnenluſt auf alle erdenkliche Weiſe zu fröhnen, Das, nicht mehr und nicht weniger, iſt es, worauf denn doch die Weisheit von ihm und Seinesgleichen am Ende hinausläuft. Eine Ahnung davon ſiegt den Fauſt nicht nur an, er ſpricht ſie ſogar auf das Deutlichſte aus. Ich kenne Deine wurmſtichigen Gaben, ſpricht er; welches von Deinen herrlichen Erdengütern willſt Du mir bieten? Wie möchte auch Deinesgleichen je die Unruhe einer Menſchenbruſt zu ermeſſen im Stande ſein? Haſt Du Deine Speiſen vorzuſetzen, die nie ſättigen? Oder kannſt Du nur Bäume zeigen, die täglich neu blühen und wieder anſchlagen? Mich ekelt die ewige Wiederkehr dieſes geſtrigen Landes, dieß Mährchen, das, immer daſſelbe, am Morgen erzählt wird und am Abend wieder dahinſtirbt.

Zeig mir die Frucht, die fault, eh' man ſie bricht,
Und Bäume, die ſich täglich neu begrünen!

Sollte mich aber jemals ein Augenblick ſo ſchwach finden, daß irgend eine von jenen Welterſcheinungen, die ich zuvor verfluchte, Ruhmſucht, Wiſſenſchaft, Weibergunſt, Rebenſaft, meine Sinne verlockten und die ſo eben abgeſchüttelten Feſſeln mir auf's Neue wieder anlegten, ſo will ich Dir verfallen ſein und in jener Welt dienen, wie Du mir in dieſer gedient haſt; alſo auch, daß das hier von mir Geſagte zwiſchen uns als ein unverbrüchlicher Vertrag gelten ſoll. Ich weiß längſt, daß keine Freude mehr an dieſem Erdballe für mich aufblüht, ſowie, daß alle Deine Kunſt eitel Blendwerk iſt; aber ich will mich betäuben, und für dieſe Aufgabe und ihre Löſung biſt Du gut genug.

Kannſt Du mich ſchmeichelnd je belügen,
Daß ich mir ſelbſt gefallen mag;
Kannſt Du mich mit Genuß betriegen:
Das ſei für mich der letzte Tag!
Die Wette biet' ich!

Mephiſtopheles.

Topp!

Fauſt.

Und Schlag auf Schlag!
Werd' ich zum Augenblicke ſagen:
Verweile doch! Du biſt ſo ſchön!
Dann magſt Du mich in Feſſeln ſchlagen,
Dann will ich gern zu Grunde gehn!
Dann mag die Todtenglocke ſchallen,
Dann biſt Du Deines Dienſtes frei;
Die Uhr mag ſtehn, der Zeiger fallen,
Es ſei die Zeit für mich vorbei!

17. Mephiſtopheles. Deſſen Gutachten über die vier Facultäten.

Dieſe Scene iſt ſehr merkwürdig, weil der Teufel darin ſeine Anſichten von Kunſt, Wiſſenſchaften und Gelehrſamkeit niederlegt. Um indeß Alles recht zu verſtehen, muß man, wie in einem Hohlſpiegel, Alles verkehrt leſen. Durchgängig herrſcht eine ſcharfe, ſchneidende Ironie. So z. B. empfiehlt der Teufel dem jungen, angehenden Discipulus, fleißig Hefte zu halten, nachzuſchreiben u. ſ. w.

Und Euch des Schreibens ja befleißt,
Als dictirt' Euch der heilig' Geiſt!

Vom Denken iſt gar nicht die Rede. Auch die Theorie, oder die Beſchäftigung mit dem Getrennten, Abgeſonderten, wird als ein zweiter Hauptpunct der Bildung, wie ſie es nennen, dem Schüler auf das Angelegentlichſte vom Teufel empfohlen. Freilich iſt der Weg des Genie's ein anderer, als den die Menge wandelt. Das lebensvolle Genie, obwohl es jene, dem eigentlichen Weſen der Dinge abgenommenen, traurigen Schattenriſſe, die vertrockneten Linien, Cirkel und Dreiecke, als Grundformen wahrhaftig anerkennt, ja dieſelben ſogar als Bedingung, als Fundament alles Daſeins unkörperlich vorausſetzt, ſo mag es ſich doch keineswegs aus dem wahren Leben ausſcheiden und in Trennungen einlaſſen, die der Natur fremd und höchſtens nur ein Antheil menſchlicher Schwachheit ſind. Es iſt in ſeinem innern Weſen Eins mit Gott; es ruht, ſo zu ſagen, in dieſer ungetrennten Einheit und weiß, gleichſam durch Inſtinct belehrt, daß alles Theoretiſche ſein Ziel nothwendig verfehlt, und eben, weil es trennt, auch nicht im Stande iſt, das geringſte Ganze, ſei es ein Pfirſichkern, eine Erdbeere oder ein Mückenfuß, auf ſeinem abgezogenen Wege hervorzubringen. Mephiſtopheles ergeht dagegen dieß ironiſche Geſpenſterweſen über die Maßen:

Und wenn das Erſt' und Zweit' nicht wär',
Das Dritt' und Viert' wär' nimmermehr.
Das preiſen die Schüler aller Orten,
Sind aber keine Weber geworden.

Dem Schüler iſt's freilich

— von allem Dem ſo dumm,
Als ging mir ein Mühlrad im Kopf herum.

Der Aſmodi aber tröſtet ihn damit: je länger man die Spaniſchen Schnürſtiefeln trage, je beſſer werde man ſie auch gewohnt; und je länger man die ſchwarzen, entleibten Schattenriſſe anſehe, je ſonnenklarer werde es Einem davon vor den Augen:

Das wird nächſtens ſchon beſſer gehen,
Wenn Ihr lernt Alles reduciren
Und gehörig claſſificiren.

Auf jeden Fall, und wo die Theorie ihm gar zu trocken würde, räth er ihm ſublim an, dieſelbe, z. B. in der Medicin, mit etwas Sinnengenuß oder Sünde zu verſetzen.

18. Von der Metaphyſik und den falſchen Vorſtellungen, die häufig durch ſie über Gott verbreitet werden.

Es darf wohl nicht befremden, daß Mephiſtopheles hier, wie überall, ſich im Getrennten wohlgefällt. Aller Irrthum, wie in der Kunſt ſo in der Wiſſenſchaft, geht ja eben, wie ſchon bemerkt, aus der unſeligen Trennung von Gott und Natur, von Seele und Leib, von Geiſt und Materie hervor. Es gab Völker, die prächtige Tempel bauten und darin zuletzt einen Apis, eine Zwiebel anbeteten, wie die alten Aegyptier. Da haben wir, was der ſinnreiche, tiefe Schelling mit vollem Rechte eine gottloſe Natur nennt. Andere dagegen dachten ſich Gott als ein rein geiſtiges, verklärtes, völlig von aller irdiſchen Erſcheinung abgeſchiedenes Weſen, das droben im blauen Himmel daſitze und ſich, wie Fichte ſagt, vom Morgen bis zum Abend auf ſeinem Throne Pſalmen und Loblieder eine ganze Ewigkeit hindurch vorſingen laſſe. Eine ſo geiſtloſe Unterhaltung, daß ſchon hier auf Erden ein halbweg tüchtiger Mann ſie verſchmähen und bald müde bekommen würde, wie ſollte ſie denn für das höchſte aller Weſen irgend genügend erfunden werden? Inzwiſchen wird, wer die Geſchichte der Philoſophie mit einiger Aufmerkſamkeit durchlieſ't, gemeiniglich nur zwiſchen jenem naturloſen Gott oder einer gottloſen Natur zu wählen haben. Von einer würdigen Durchdringung beider im Goethe'ſchen Sinne (vergl. deſſen frühere Aeußerungen) wird wohl nur ſelten die Rede ſein. Eben deßhalb ſteht die Lehre von dem in die Zeit gekommenen, leidenden Gott, gehörig aufgefaßt, als Fundament aller Philoſophie ſo einzig hoch, ſo unübertroffen da. Das Chriſtenthum iſt eben dadurch Chriſtenthum, daß es die höchſte und allgemeinſte aller Ideen ausſpricht, und daß kein Menſch auf dieſem Wege je weiter vorzudringen vermag. Wäre nämlich kein leidender Gott in der Zeit, Das heißt, wäre Nichts vorhanden, was die flüchtigen Erſcheinungen der Gegenwart durch Sitte und Erhabenheit der Geſinnung adelte, und ſo ihr namenloſes Leiden im Wechſel aller irdiſchen Verhältniſſe erträglich machte, ſo würde man ſich bald verſucht fühlen, dem edeln Menſchen, als dem eigentlichen Gott des

Menſchengeſchlechtes, Verehrung zu bezeigen, ja Altäre zu errichten. Denn in der That iſt ein edles Weſen, das nur ein Leben zu verlieren hat und daſſelbe freudig für ſeine Freunde, ja für ſeine Feinde daranſetzt, bei Weitem dem erbarmungsloſen Gott vorzuziehen, der oben für ſich ſelbſt in tranriger Abgeſchloſſenheit ſein Daſein führt, völlig unbekümmert darum, ob Millionen hier unten einem rathloſen Zufalle dahingegeben ſind. Mit gleichem Rechte, wie ſich ein Gott, möchten denn auch wohl die Räder der Natur dem Menſchen, indem ſie ihn zermalmen, Anbetung abfordern. Da haben wir denn genau wieder Das, was Schelling unter einem naturloſen, d. h. unter einem von aller Natur ausgeſchiedenen Gott verſtand. Sein Weſen wird ſo zart, ſo dünn, ſo durchſichtig von den Anhängern dieſes Syſtem's gedacht und durchgeführt, daß er zuletzt lieber gar nicht erſcheint, und der Schöpfer darüber ſeine Schöpfung verliert. Erſt fängt man freilich nur damit an, die Natur als völlig außer ihm zu betrachten; ſodann nur noch ein Paar Schritte weiter, und das Irrewerden an ſeinen Werken wird gar bald das Ableugnen des ewigen Urhebers ſelbſt gleichſam zur nothwendigen Folge haben. Unſelige Trennung!

19. Goethe's Glaubensbekenntniß.

Wie anders Goethe im „Fauſt"! Da iſt von keiner Zeit, von keiner Gegenwart, von keiner Zukunft in Gott die Rede; da iſt es nur ein Athem, der in ſichtbar unſichtbarer Nähe, wie er dem menſchlichen Herzen warm entquillt, ſo auch alle Creaturen in ſich aufnimmt.

Wer darf ihn nennen,
Und wer bekennen:
„Ich glaub' ihn"?
Wer empfinden
Und ſich unterwinden,
Zu ſagen: „Ich glaub' ihn nicht"?
Der Allumfaſſer,
Der Allerhalter,
Faßt und erhält er nicht
Dich, mich, ſich ſelbſt?
Wölbt ſich der Himmel nicht da droben?
Liegt die Erde nicht hier unten feſt?
Und ſteigen freundlich blickend
Ewige Sterne nicht herauf?
Schau' ich nicht Aug' in Auge Dir,
Und drängt nicht Alles
Nach Haupt und Herzen Dir,
Und webt in ewigem Geheimniß
Unſichtbar ſichtbar neben Dir?
Erfüll' davon Dein Herz, ſo groß es iſt;
Und wenn Du ganz in dem Gefühle ſelig biſt,
Nenn' es dann, wie Du willſt,
Nenn's Glück, Herz, Liebe, Gott;
Ich habe keinen Namen
Dafür! Gefühl iſt Alles;
Name iſt Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsglnth.

Das iſt vielleicht die herrlichſte Stelle, die Goethe'n oder irgend einem Dichter über das Weſen Gottes je gelungen iſt. Sie gibt mit wenig Worten den Hauptinhalt aller ächten Philoſophie und Metaphyſik, die Gott und die Natur nicht trennt, ſondern ſelig miteinander vereint.

20. Wie Mephiſtopheles das Patronat über alle Wortmenſchen und Scholaſtiker übernimmt, und was auf dieſem Wege zu hoffen iſt.

Wie ſollte darum ein Mephiſtopheles von einem Wege, der zu ſolchen Reſultaten führt, nicht gelegentlich abrathen? Auch in der Theologie ſpielt der Teufel den Scholaſticus und ſtellt auch hier das leere Wort ohne alle Begriffe oben an. Warum er auch in dieſem Fache dem Getrennten ſo hold iſt, darüber läßt er uns keineswegs in Ungewißheit, indem er ſagt:

Denn eben, wo Begriffe fehlen,
Da ſtellt ein Wort zur rechten Zeit ſich ein.
Mit Worten läßt ſich trefflich ſtreiten,
Mit Worten ein Syſtem bereiten,
An Worte läßt ſich trefflich glauben,
Von einem Wort läßt ſich kein Jota rauben!

Statt jener wahrhaften Theologie alſo, wodurch der Menſch Gott in ſich erlebt und in verwandter Reinheit des Herzens ein Engel zu den andern Engeln in ſeinen ewigen Urſprung wieder zurückkehrt, zeigt ihm der Teufel eine andere Kunſt, die ihn an den Außenwerken der Religion verhaftet und jenen gefährlichen, nichtigen Streit um hohle Lehren und Dogmen, wie er mißhellig genug durch die dunkeln Jahrhunderte wiederklingt, immer wieder auf's Neue anzufachen und zu erwecken geſchäftig iſt.

Nachdem er ſo alles ächte Wiſſen in dem Schüler abgetödtet und ihm dagegen die Wortwiſſenſchaft als das höchſte Kleinod empfohlen hat, ſchreibt er ihm, damit auch die letzte Gabe, die der Menſch einer aufgeblähten, falſchen Gelehrſamkeit verdankt, der Stolz, ja nicht außenbleibe, als Gegenſatz chriſtlicher Demuth in ſein Stammbuch höhniſch denſelben Spruch ein, womit der Teufel einſt unſer aller Stammmutter, Eva, als er ihr den Apfel gab, zum Falle verlockte: „Sobald Ihr von dieſer Frucht eſſen werdet, ſind Euere Augen aufgethan und Ihr werdet Gott gleich ſein." Kaum aber

wendet der gläubige und hocherbaute Schüler den Rücken, so legt der Teufel das ehrliche Geständniß ab: dem Scholar sollte schon einmal auf diesem Wege eines hohlen und leeren Formen-Krames vor seiner Gottähnlichkeit bange werden:

Folg' nur dem alten Spruch und meiner Muhme, der Schlange,
Die wird gewiß einmal bei Deiner Gottähnlichkeit bange.

21. Das Paradies auf Erden. Letzte Station in Auerbach's Keller.

Es war eine Ratt' im Kellernest,
Lebte nur von Fett und Butter,
Hatte sich ein Ränzlein angemäst't,
Als wie der Doctor Luther.
Die Köchinn hatt' ihr Gift gestellt;
Da ward's so eng' ihr in der Welt,
Als hätt' sie Lieb' im Leibe!

Diesem ächt niederländischen Gemälde ist es hänfig vor dem Richterstuhle des feinern Geschmackes wie ähnlichen Schilderungen des Shakespeare, ergangen. Obiges Lied bezieht sich eigentlich auf den Streit von Siebel und Frosch. Der Frosch singt durchaus in zärtlichen Accenten.

Schwing' Dich auf, Frau Nachtigall,
Grüß mir mein Liebchen zehntausend Mal!

Man sieht wohl, diesem hängt der Himmel noch ganz voll Geigen; dem Siebel dagegen scheinen wirklich schon einige Saiten gesprungen zu sein. Er hat Erfahrungen über die Falschheit der Weiber in puncto puncti gemacht und fällt daher dem Frosch ziemlich bärbeißig mit den Worten in die Rede:

Dem Liebchen keinen Gruß! Ich will davon Nichts hören!

Ehrenfrosch aber läßt sich in Durchführung seines zärtlichen Thema's durchaus nicht irre machen, sondern fährt in standesmäßigen Seufzern fort, seinem gefühlvollen Herzen Luft zu machen:

Riegel auf! in stiller Nacht.
Riegel auf! der Liebste wacht.
Riegel zu! des Morgens früh.

Siebel aber schüttelt den Kopf und warnt vor der Liebebenchlerinn, die ihm als einem braven Kerl nur kurz zuvor erst so schrecklich mitgespielt.

Ja, singe, singe nur, und lob' und rühme sie!
Ich will zu meiner Zeit schon lachen.
Sie hat mich angeführt, Dir wird sie's auch so machen.

Zum Liebsten sei ein Kobold ihr beschert!
Der mag mit ihr auf einem Kreuzweg schäkern;
Ein alter Bock, wenn er vom Blocksberg kehrt,
Mag im Galopp noch gute Nacht ihr meckern!
Ein braver Kerl, von ächtem Fleisch und Blut,
Ist für die Dirne viel zu gut.
Ich will von keinem Gruße wissen,
Als ihr die Fenster eingeschmissen!

Brander legt sich nun mit einem allegorischen Liede von einer fetten Ratte zwischen die streitenden Parteien. Er vergleicht den armen Siebel, wie ihn die Liebe abzehrt, mit einer wohlbeleibten Ratte, der eine muthwillige Küchenmagd Gift gestellt. Schon an sich sei das arme Ding zu bedauern, wenn es ihm nun in den Eingeweiden kneipe, so daß es in allen Ecken und Winkeln der Küche herumfahre; aber sein Zustand werde noch bedauernswerther, wenn es vielleicht in demselben Augenblicke, wo es schon auf dem letzten Loche pfeife, noch Hohn und Spott von der schönen Vergifterinn erfahren müsse. Siebel nimmt diesen Gesang mit einem etwas sentimentalen Unmuth auf, ohne, wie es scheint, die rechte Beziehung darin, und daß es auf ihn und seine unglückliche Liebe damit gemünzt sei, zu ahnen. Dieß geht sonnenklar aus den Worten hervor:

Wie sich die platten Bursche freuen!
Es ist mir eine rechte Kunst,
Den armen Ratten Gift zu streuen!

Brander und Altmaier dagegen erklären sich dieses Rattenmitleid im verliebten oder vielmehr durch die Liebe vergifteten Siebel ganz natürlich durch die Wahlverwandtschaft seines Schmerbauches und seiner kahlen Platte.

Der Schmerbauch mit der kahlen Platte,
Das Unglück macht ihn zahm und mild;
Er sieht in der geschwoll'nen Ratte,
Sein ganz natürlich Ebenbild.

22. Das Lied vom Könige und vom Floh.

Es war einmal ein König,
Der hatt' einen großen Floh!

Der Sinn dieses humoristischen Liedes beruht auf nachfolgender Ansicht. An den Höfen schleicht sich oft heimliches Ungeziefer ein, das zu großem Ansehen gelangt und Band und Stern davonträgt. Sobald dasselbe auf dem Platze ist, den es sich zu erlangen vorgesetzt, so muß sich Alles auf das Ehrerbietigste vor ihm schmiegen und bücken, und ist doch nur eitel Ungeziefer. Wie glücklich ist dagegen das Volk, das sich doch wenigstens Luft machen und seiner

Hant erwehren kann, wo ſolche heimliche Practiken-Meiſter ihm in den Weg treten:

Chorus (tanzend).

Wir knicken und erſticken
Doch gleich, wenn einer ſticht!

Dahingegen am Hofe muß die Königinn ſelbſt ganz leiſe auftreten, wo irgend ſolche Inſecten zu Lieblingen des regierenden Herrn heranwachſen; daher ſingt denn auch Altmaier:

Es lebe die Freiheit! Es lebe der Wein!

Dieß Teufelslied fängt mit dem Verſe an:

Es war einmal ein König,
Der hatt' einen großen Floh,
Den liebt' er gar nicht wenig,
Als wie ſeinen eig'nen Sohn.

Sogar auf eine Hof-Uniform iſt es abgeſehen.

Da rief er ſeinen Schneider;
Der Schneider kam heran:
Da miß dem Junker Kleider,
Und miß ihm Hoſen an!
In Sammet und in Seide
War er nun angethan,
Hatt' Bänder auf dem Kleide,
Hatte auch ein Kreuz daran,
Und war ſogleich Miniſter,
Und hatt' einen großen Stern.
Da wurden ſeine Geſchwiſter
Bei Hof auch große Herrn.
Und Herrn und Frau'n am Hofe,
Die waren ſehr geplagt,
Die Königinn und die Zofe
Geſtochen und genagt,
Und durften ſie nicht knicken
Und weg ſie zucken nicht.
Wir knicken und erſticken
Doch gleich, wenn einer ſticht!

23. Von Hof-Uniformen, Schneidern und deren Verdienſt um die Weltgeſchichte.

Welche Huldigung, die hier dem Schneiderverdienſte um die Weltgeſchichte widerfährt! Kleider machen Leute, folglich auch Biſchöfe und Prälaten, Junker, Marſchälle und Hof-Marſchälle. Iſt der Rock nur erſt einmal fertig, und ſteckt der Junker darin, der Character kommt ſchon hinterd'rein. Es iſt eine ſchöne Willkür von dem Rezenten: er hat ſich nun einmal in den Kopf geſetzt, es koſte, was es wolle, aus dieſem Floh einen Junker zu machen, und ſiehe da, es glückt ihm — verſteht ſich mit Hülfe des Schneiders — auch wirklich. Eigentlich hat der Herr, die Sache von dem gehörigen Standpuncte betrachtet, auch ganz Recht. Es iſt ja mehr der Glaube an den Rock, den der Mann trägt, als an den Mann ſelbſt, der darin ſteckt, was die Welt von jeher regiert hat. Geſetzt nur den einzigen Fall, daß alle Uniformen und Ordens-Habite einen und denſelben Schnitt hätten: welche unſägliche Verwirrung in der Weltgeſchichte müßte davon die unausbleibliche Folge ſein. Seit der Stand der Unſchuld einmal durch Eva verwirkt worden und die Sünde in die Welt gekommen iſt, müſſen die Schneider nothwendig eine Hauptrolle übernehmen, ſo wenig auch dieſer Satz in ſeiner völligen Allgemeinheit bis jetzt erkannt worden iſt.

24. Von natürlichen Zaubertränken und deren Wirkung im Volke.

Auerbach's Weinkeller.

Mephiſtopheles (mit ſeltſamen Geberden).

Trauben trägt der Weinſtock,
Hörner der Ziegenbock;
Der Wein iſt ſaftig, Holz die Reben,
Der hölzerne Tiſch kann Wein auch geben;
Ein tiefer Blick in die Natur,
Hier iſt ein Wunder, glaubet nur.

Hier ſpielt derſelbe Humor des Dichters wie auf dem Blocksberge, wo er eine ſo tiefe und lebensvolle Anſicht der Natur entwickelt, daß dieſelbe den gemeinen Augen völlig wie Zauberei erſcheint und beſonders die Aufklärer, die gern den Geiſt mit Händen greifen oder mit der Elle ausmeſſen wollen, in die größte Verlegenheit ſetzt.

Der Wein iſt ſaftig, Holz die Reben,
Der hölzerne Tiſch kann Wein auch geben;

Völlig, wie wenn die Hexen um Walpurgis auf einem vertrockneten Beſenſtiele zum alten Zauberberge reiten, was denn doch wohl keine andere und tiefere Deutung zuläßt, als die urkundliche, daß dem allgemein erwachenden Leben der Natur, beſonders dem Alles verjüngenden Frühlinge, es eigen iſt, daß der Stock und jedes vertrocknete Reiſig, [illegible] von ihm angerührt, in Verbindung mit Morgen- und Abendroth, ſeine grünen Hüllen ſchmelzen und eine Pfirſich, eine Roſe oder eine Traube werden kann. Wem keine Ahnung von dieſem innern gewaltigen Naturleben ſelbſt da nicht aufgegangen iſt, wo er Goethe's Gartengeſpräche, deſſen Unterhaltung mit Cocons und Schlangen geleſen hat, Der vermeſſe ſich nur nicht, ſo einen ſittlich ſchönen Standpunct er auch übrigens in der Welt einnehmen mag, über Goethe's Verdienſt im Ganzen ein gerechtes Urtheil zu fällen. Die Anerkennung Goethe's, oder vielmehr deſſen gehörige Wür-

dignng hängt noch von ganz andern Dingen ab. Doch unſere Geſellſchaft in Auerbach's Keller iſt indeſſen ſehr laut geworden. Man höre nur, wie kräftig der Gerzeſen'ſche Rundgeſang klingt, den die Handwerksburſchen ſo eben anheben:

Uns iſt ganz cannibaliſch wohl,
Als wie fünfhundert Säuen!

Hier zeigt der Teufel dem Fauſt die eigentlichen Pforten des Volks-Paradieſes auf Erden und wie wohl es ſeiner Gemeinheit in dieſem ſinnlichen Treiben iſt. Im Prologe trug er ſogar in der Mitte himmliſcher Heerſchaaren Gott den beſcheidenen Wunſch vor: dem Menſchen jenen kleinen Bruch von Vernunft lieber zu nehmen, um ihn, mit Beſeitigung aller geiſtigen Anſprüche, ſeinen rechten Standpunct in der Thierwelt einnehmen zu laſſen. Hier zeigt ſich nun dieſes mephiſtopheliſche Glückſeligkeits-Syſtem in ſeiner ſchönſten Anwendung. Uebrigens ſind dieſe Auerbach'ſchen Gerzeſener, wie man ſieht, von den wirklichen Gerzeſenern himmelweit unterſchieden. Dort ſtürzt ſich der Teufel in fünfhundert Säue, die den widerwärtigen Gaſt freilich aufzunehmen gezwungen ſind. Hier iſt der Fall völlig umgekehrt, und vier oder fünf Handwerksburſchen fordern den Teufel an der Spitze von fünfhundert Säuen heraus, ſich in ſie zu ſtürzen. Ja, ſie verſichern uns ſogar, daß Dieß bereits geſchehen iſt, und daß ſie fünfhundert Gerzeſener in ihrem Leibe hätten, ohne ſich dadurch im Geringſten beläſtigt zu fühlen; im Gegentheile, daß ihnen recht cannibaliſch wohl dabei zu Muthe wäre.

Dieſe grobe Beſtialität widerſteht denn freilich dem Fauſt, obgleich er den Schlingen einer verfeinerten Sinnlichkeit, wie ſo viele Menſchen, in der Folge dennoch nicht auszuweichen im Stande iſt. Sehr humoriſtiſch ſind auch vom Dichter die gewöhnlichen Folgen eines Weinrauſches, ganz im Sinne des Volkes, das jeden Stoff zu Wundern verarbeitet, feenhaft dargeſtellt. Sie ſehen doppelt, halten ihre eigenen Naſen für Weintrauben, und wollen ſich dieſelben vom Kopfe herunterſchneiden.

Mephiſtopheles (mit ernſthafter Geberde).

Falſch-Gebild' und Wort
Verändern Sinn und Ort!
Seid hier und dort! —

(Sie ſtehen erſtaunt und ſehen einander an.)

Altmaier.

Wo bin ich? Welches ſchöne Land?

Froſch.

Weinberge! Seh' ich recht?

Siebel.

Und Trauben gleich zur Hand.

Brander.

Hier unter dieſem grünen Laube,
Seht, welch' ein Stock! Seht welche Traube!

(Er faßt Siebel'n bei der Naſe. Die Andern thun es wechſelsweiſe und heben die Meſſer.)

Könnten ſie doch nur dem Geiſte des Weines auf die Spur kommen, oder ihn, wie es ihrer Wunſch und Verlangen iſt, mit Händen greifen, ſogleich würde es heißen:

Stoßt zu! der Kerl iſt vogelfrei!

Aber eben da liegt der Knoten, und Mephiſtopheles ſteht vor dem Faſſe. Altmaier dagegen beklagt ſich, daß es ihm bleiſchwer in den Füßen liege, was freilich unter ſolchen Umſtänden durchaus nicht mit rechten Dingen zugehen kann; irgend Jemand hat es ihm nothwendig angethan. Von inwohnenden geheimen Kräften der Natur will das Volk durchaus Nichts wiſſen, ſondern verkörpert Alles, was ihm an dieſen Grenzen anſtößt, in Hexen und Geſpenſter. Dieſe mit ihrem ſiegreichen Lichte zu verſcheuchen, iſt freilich für die Aufklärung keine ſehr verwickelte Aufgabe; wo ſie aber tiefer in das wundervolle Fundament der Natur ſelbſt geräth und dieſes antaſtet, muß ſie bald einſehen lernen, daß ſie zwar die Hülle des Wunders, aber keineswegs das Wunder ſelbſt zerſtören kann. —

26. Die Katzengeiſter in der Hexenküche, nebſt Commentar zu einigen ihrer Orakel-Sprüche.

Mephiſtopheles und Fauſt treten herein und werden von den Larven, die hier an den Töpfen herumſitzen und quirlen und kochen, in einem Tone begrüßt, der durch den Diphthong An der Katzenſprache ſehr verwandt iſt:

Sieh, welch ein zierliches Geſchlecht!
Das iſt die Magd! Das iſt der Knecht!

(Zu den Thieren.)

Es ſcheint, die Frau iſt nicht zu Hauſe?

Die Thiere.

Beim Schmauſe,
Aus dem Haus,
Zum Schornſtein hinaus!

So characteriſtiſch ſchon dieſer Eingang iſt, ſo übertrifft doch, was folgt, ihn noch bei Weitem:

So ſagt mir doch, verfluchte Puppen,
Was quirlt Ihr in dem Brei herum?

Vasco.

Gedenkt an euer Schätzchen! Dieser Mann
Hat es mit mir zu thun.

Pedro

einen Beutel aus der Tasche ziehend.

In diesem Beutel
Sind ferner zwanzig Unzen. Ist's genug?

Carlos.

Es muß und soll! Es ist, bey Gott, zu viel.

Vasco.

Nun, nun, es sey! Lebt wohl, ihr Herrn! Lebt wohl!
Leb' wohl, Freund Rugantino! Dich zu lassen,
Verdröß' mich sehr; du bist ein wackrer Mann,
Wenn dich die Liebe nicht zu ihrem Sklaven
Schnell umgemeistert hätte. Fahre wohl.
Ich geh', mit freyen Leuten Freyheit finden.

Thiere.

Wir kochen breite Bettelsuppen.

Mephistopheles.

Da habt Ihr ein groß' Publicum.

Die breiten Bettelsuppen beziehen sich wohl ironisch auf den breiten Aberglauben, der sich mit einem dicken, handgreiflichen Schatten bei allen Völkern durch die ganze Weltgeschichte hinlagert. Meerkatzen, Hexen, Hocuspocus, aller Art unverständliche, ja völlig sinnlose Worte und Zahlen begegnen uns überall, wo von Untersuchungen höherer Gegenstände die Rede ist. Das war ja eben die Faust'en so wohl bekannte Umgebung des Lügengeistes, die ihn gleich vom Anfange herein so widrig anekelte. Mephistopheles aber versichert ihn: Das sei nur so die ungefähre Einkleidung, womit die Hexe ihre so gründlich tiefe Wissenschaft bemäntle und an der Oberfläche dieser Welt einführe. Wie und auf welchem Wege es die Katzengeister anwandelt, Menschen zu sein, ist auch sehr humoristisch gedacht und zeigt von guter Bekanntschaft mit dem buntverworrenen Weltlaufe.

Der Kater.

O, würfle nur gleich
Und mache mich reich,
Und laß mich gewinnen!
Gar schlecht ist's bestellt;
Und wär' ich bei Geld,
So wär' ich bei Sinnen.

Mephistopheles.

Wie glücklich würde sich der Affe schätzen,
Könnt' er nur auch in's Lotto setzen!

Die jungen Meerkätzchen bringen zwischen diesem Gespräche eine große Kugel gerollt; daran knüpft der alte philosophische Geldkater eine Weltbetrachtung über die Hinfälligkeit der Formen und die Ewigkeit der Geister, die dahinter ihr Wesen treiben.

Der Kater.

Das ist die Welt,
Sie steigt und fällt
Und rollt beständig;
Sie klingt wie Glas:
Wie bald bricht Das!
Ist hohl inwendig.
Hier glänzt sie sehr,
Und hier noch mehr;
Ich bin lebendig!
Mein lieber Sohn,
Halt Dich davon!
Du mußt sterben!
Sie ist von Thon;
Es gibt Scherben.

Man sieht, der Katzengeist spricht gleichsam instinctmäßig größere Dinge aus, als er wohl selbst weiß. Darüber naht die Hexe, um Faust'en das bewußte Liebestränkchen zur Verjüngung einzurühren. Die Katzengeister nöthigen Mephistopheles indeß auf einem Sessel zu sitzen; sie bringen ihm einen Wedel, den er statt des Zepters in die Hand nimmt. Darauf beziehen sich denn die Worte:

Hier sitz' ich, wie der König auf dem Throne;
Den Zepter halt' ich hier, es fehlt nur noch
die Krone.

Die Thiere verschaffen ihm auch diese, und bitten ihn zugleich, durch ein neues, instinctmäßiges Aufblitzen richtig geführt, die zerbrochene Königskrone mit Schweiß und Blut wieder zusammenzuleimen. Ein Wunsch, der, in seiner ganzen Tiefe erwogen, so politisch klingt, daß man schwören sollte, die Katzengeister hätten wie die alte römische, so die neue Reichsgeschichte Capitel für Capitel mit allen ihren Entthronungen und Meuchelmorden vom Anfange des ersten bis zu Ende des letzten Krieges durchlesen. Sie sind aber auch selber dieses Fundes so froh, daß sie darüber gleichsam in ein berauschendes Entzücken ausbrechen:

Nun ist es geschehn!
Wir reden und sehn,
Wir hören und reimen.

In diesem Katzengespräche ist, wie man wohl sieht, ein gar verwegener Ansatz zur Menschheit enthalten. Faust fühlt sich dadurch nicht wenig beunruhigt, und Mephistopheles selbst greift mitunter an seinen Kopf, der über alle diese Wahlverwandtschaft in ein höchst wunderliches Schwanken geräth, findet sich aber doch gleich wieder durch das naive Eingeständniß der Katzengeister zurecht, daß lediglich der Reim ihnen diese erhabenen Gedanken eingegeben habe. Wie Faust in der Folge aus den Händen der Hexe den Trunk nehmen soll, woran seine Wiederverjüngung geknüpft ist, fallen ihm von Neuem die klingenden Gläser, die singenden Kessel, die in einen Kreis mit Büchern umhergestellten Meerkatzen höchst widerwärtig auf:

Nein, sage mir, was soll Das werden?
Das tolle Zeug, die rasenden Geberden,
Der abgeschmackteste Betrug,
Sind mir bekannt, verhaßt genug.

Mephistopheles.

Ei, Possen! Das ist nur zum Lachen;
Sei nur nicht ein so strenger Mann!
Sie muß als Arzt ein Hocuspocus machen,
Damit der Saft Dir wohl gedeihen kann.

Die Hexe fängt nun an, mit großer Emphase aus einem Buche zu lesen. Dieses ist mit lauter Unsinn und Widersprüchen angefüllt, worin man freilich am Ende eine ironische Beziehung nicht verkennen kann. Wichtig gestützte Streitigkeiten, worüber die Scheiterhaufen nur erst kürzlich verlöscht sind, gehören mit zu den Ingredienzien dieses von Meerkatzen gerührten Hexenbreies, der leider so oft brennend in der Weltgeschichte überläuft.

Du mußt verstehn!
Aus Eins mach' Zehn,
Und Zwei laß gehn,
Und Drei mach' gleich,
So bist Du reich.
Verlier' die Vier!
Aus Fünf und Sechs,
So sagt die Hex',
Mach' Sieben und Acht,
So ist's vollbracht:
Und Neun ist Eins,
Und Zehn ist Keins.
Das ist das Hexen-Einmaleins!

Faust.

Mich dünkt, die Alte spricht im Fieber.

Mephistopheles.

Das ist noch lange nicht vorüber;
Ich kenn' es wohl, so klingt das ganze Buch;
Ich habe manche Zeit damit verloren:
Denn ein vollkomm'ner Widerspruch
Bleibt gleich geheimnißvoll für Kluge, wie
für Thoren.
Mein Freund, die Kunst ist alt und neu.
Es war die Art zu allen Zeiten,
Durch Drei und Eins, und Eins und Drei,
Irrthum statt Wahrheit zu verbreiten.
So schwätzt und lehrt man ungestört!

Wer sieht nicht, wie geschickt hier der Dichter den guten Rath befolgt, den ihm der Humor oder die lustige Person im Prologe gegeben hat. Unter der Maske eines Gothischen Scherzes berührt er wie von ungefähr Wahrheiten, die mit so blutigen Zügen fast jedem Blatte der Weltgeschichte eingeschrieben sind.

25. Faust's Himmelszwang.

Als Faust den Fluch über Alles, was die Welt der Erscheinungen ihm irgend bieten konnte, aussprach, war allerdings auch Unschuld, Anmuth und der Reiz weiblicher Schönheit mit in diesem Fluch begriffen. Ja, Faust setzte sogar als Bedingung fest: er wollte sofort dem dunkeln Reiche des Mephistopheles verfallen sein, sobald die Neigung zu irgend einem Gegenstande dieser Art sich künftighin seines Herzens anhaltend bemächtige. Aber schon bei Erblickung des Zauberbildes von Margarethe'n im Hohlspiegel fängt dieser Vorsatz an, schwankend zu werden. Wie er sie vollends nach diesem auf dem Kirchwege mit dem vergriffenen Gesangbuche unter dem Arme erblickt, ruft er im höchsten Feuer der Begeisterung aus:

Beim Himmel, dieses Kind ist schön!
So Etwas hab' ich nie gesehn.
Sie ist so sitt- und tugendreich,
Und etwas schnippisch doch zugleich.
Der Lippe Roth, der Wange Licht,
Die Tage der Welt vergeß ich's nicht!
Wie sie die Augen niederschlägt,
Hat tief sich in mein Herz geprägt;
Wie sie kurz angebunden war,
Das ist nun zum Entzücken gar!

Von dem Schnippischen indeß, das der Dichter in der Eingangs-Scene Margarethe'n beilegt, ist im Fortgange des Gedichts weiter die Rede nicht. Es scheint dort mehr aus Verlegenheit angenommen, mehr eine des äußern Anstandes wegen von ihr eingelernte als natürliche Rolle zu sein. Man sieht Dies auch aus einer in der Folge vorkommenden Aeußerung des artigen Kindes, wo sie sich über Faust ens zu rasches Vorschreiten bei ihrer ersten Bekanntschaft am Kirchwege beklagt:

Es schien ihn gleich nur anzuwandeln,
Mit dieser Dirne g'radehin zu handeln.

Im Ernsten hat sie es auch so übel nicht genommen; denn indem sie in ihrem Zimmer sich die Zöpfe flicht und aufbindet, sagt sie zu sich selbst:

Ich gäb' was d'rum, wenn ich nur wüßt',
Wer heut der Herr gewesen ist.
Er sah gewiß recht wacker aus,
Und ist aus einem edeln Haus;
Das kennt' ich ihm an der Stirne lesen —
Er wär' auch sonst nicht so keck gewesen.

(Ab.)

In dieser Armuth, welche Fülle!
In diesem Kerker, welche Seligkeit!

tritt Faust beim Eintritte in Margarethe'ns Zimmer aus. Das ganze beschränkte, schuldlose Leben von diesem Engelskinde, ihre reine Sittlichkeit wird Faust'en, als einem tiefen Menschenkenner, sogleich auf den ersten Blick klar. Alle ihre Umgebungen sprechen zu ihm in stiller Bedeutung und sind ein heiliger Text, den seine Gefühle auslegen. Wie herrlich, wie phantasiereich ist die Anrede, womit er den alten Armsessel begrüßt! Er sieht Margarethe'n noch ein Mal als Kind, den Großvater im Lehnsessel; sie kommt, küßt ihm die welke Hand und empfängt seinen Segen. Ordnung und Sitte

reißen ihn auf jedem Schritt, den er weiter in dieß Heiligthum wagt, zu Liebe und Bewunderung hin. In dem einzigen spätern Ausdrucke: „Armsel'ger Faust, ich kenne Dich nicht mehr!" regt sich eine so heilige Scham, eine so zarte Bekümmerniß und Reue, von einem geistigen Zustande, wie sein vergangener war, so plötzlich heruntergesunken und dem thörichten Spiele seiner eigenen Sinnlichkeit verfallen zu sein, daß Mephistopheles in der Folge Mühe genug hat, ihn auf die vorige Bahn des Irrthums wieder zurückzubringen. Wie denn überhaupt in der Engelsunschuld Margarethe'ns gleichsam ein Probir-Stein aller ächten Weisheit und zugleich die vollständigste und herrlichste Widerlegung aller jener Teufeleien enthalten ist, wodurch Mephistopheles das Herz des edeln Faust nach und nach zu umstricken sucht. Alles, was an diesem holden Wesen athmet und lebt, ist wie aus einem Gusse empfunden und gedacht. Und hätte Goethe weiter Nichts geschrieben, als die eine Scene, wo Margarethe im Garten die Blumen zerpflückt, um zu sehen, ob Faust sie liebt oder nicht, so würde diese allein ihn zu einem ewigen Lieblinge der Natur stempeln. Ja, wofern jemals eine verhüllte, duftende Rose Worte und Sprache erhielte und einen Laut von sich gäbe, so könnte man sie wohl in dem Augenblicke, wo sie ihren Kelch eröffnete, Margarethe zu nennen, sich versucht fühlen.

Faust und Mephistopheles.

Die alte Deutsche Volkssage von Doctor Faust schließt mit Tod und Verdammniß. Auf das „ärgerliche Leben" folgt ein „erschreckliches Ende" unter gräulichem Poltern und Rumoren, Zischen und Pfeifen. Zuletzt fand man den Leichnam zerschlagen und zerschmettert, den Kopf mitten auseinander und das Gehirn ausgeschüttet, auf einem Misthaufen. Wie sich der Teufel dem Doctor auf Lebenszeit, so hatte sich Dieser dem Satan für das jenseitige Leben verschrieben. Hatte nun Satan seinerseits den Vertrag erfüllt, so mußte auch Faust nach seinem Tode der Macht der Hölle verfallen, die ihm auf Erden zu Diensten gewesen war.

Ein solches Ende schien sowohl dem Vertrage als auch überhaupt dem göttlichen Strafrechte angemessen zu sein. Indessen weiß doch auch die alte Sage nicht mehr, als was auf Erden geschehen: die Gesellen des Verstorbenen schließen nur aus dem erschrecklichen Tode auf ein erschreckliches Leben nach dem Tode in der Hölle, welches das erste Gericht ist.

Hier fällt der Vorhang der alten Geschichte, wie sie in ihrer Unmittelbarkeit sich selbst erzählt. Jetzt sucht ein Seher nach langem Zaudern kurz vor seinem Tode den Vorhang zu lüften: die Acten werden in zweiter Instanz instruirt, und am Ende sehen wir den großen Sünder von den Ansprüchen seines Anklägers absolvirt.

Es fragt sich, ob dieses endliche Resultat zu Recht bestehen, ob die Gnade, die dem Sünder wird, mit dem Rechte bestehen kann. Mephistopheles beklagt sich bitter über Gewalt und Unrecht, er weiß sich getäuscht und betrogen, er beruft sich theils auf sein altes Recht und die Macht, welche ihm unter den Menschen von jeher eingeräumt worden ist, auf Herkommen und Gewohnheit, theils auf seine aus dem Vertrage insbesondere erworbenen Rechte, und zwar nicht ohne Schein Rechtens, wiewohl ohne Hoffnung.

Wer schafft mir mein erworbenes Recht? Soviel ist nicht zu läugnen, daß, der Vertrag unter Zulassung des obersten Richters abgeschlossen worden war; denn dem Vertrage auf Erden ist eine Wette im Himmel vorangegangen. Aber Satan erhielt auch schon damals, wie im Buche Hiob, eine Lection über die Sünde, welche die Natur des Menschen verdirbt, und über die Gnade, welche den in jeder Menschenbrust zurückgebliebenen göttlichen Lebensfunken erhält: er wurde schon damals darauf aufmerksam gemacht, daß der Mensch, wie der verlorene Sohn, zwar vielfach irren, und auf das Traurigste zu seiner eigenen Qual und Strafe sich verirren könne, aber darum noch nicht ganz, nicht auf immer von seinem ewigen Urquell abfallen müsse.

Das ist eben diese vereinte und doch unvereinbare Zwienatur, welcher jeder Mensch unterworfen ist; der ungeheure Widerspruch zweier Willen, wornach der Mensch in Sünde und Schuld sich hinreißen läßt, und doch nicht von dem Guten ganz loskommen kann. So mag es wohl auch Vielen unglaublich erscheinen, daß ein Mensch, der Gott abgesagt, dem Teufel sich gelobt, und nach nichts Geringerm verlangt, als Gott gleich zu sein, dem ungeachtet vor den Bauern, die Menschen vergöttern, im Unwillen über solche Apotheose gegen das erste Gebot, die Seelsorge versieht.

Vor Jenem droben steht gebückt,
Der Helfen lehrt und Hülfe schickt!

Aber es ist wirklich so. Dergleichen religiöse Aperçü's und Impromtü's sind unwillkürlich; es kann sich ihrer Niemand erwehren; sie bestehen auch mit einem gottlosen, unchristlichen Leben. Aber sie beweisen zugleich, daß es mit einem solchen gottlosen Menschen doch noch nicht gar aus ist.

Das hatte der Prolog im Himmel zum Vor-

aus angekündigt: damit war dem Teufel zum Voraus die Rechnung verdorben.

So iſt es nun wirklich gekommen: der Himmel hat den gefallenen Menſchen wieder in Beſitz genommen, die Engel haben die Seele, als den unſterblichen Funken, entführt, und die ſataniſchen Wachtpoſten verſcheucht, die ſich ihrer verſichern ſollten.

Aber iſt nicht dieſer Beſitz durch Gewalt und Liſt zugleich erlangt worden? Das iſt Satans Beſchwerde: er klagt über verweigertes Recht.

Zunächſt kommt Alles auf den nähern Inhalt des Vertrags an. Dieſer zerfällt in zwei Artikel.

Der erſte Artikel wird von Mephiſtopheles propenirt und von Fauſt'en angenommen; er beſteht wörtlich in folgender Stipulation:

Mephiſtopheles.

Ich will mich hier zu Deinem Dienſt verbinden,
Auf Deinen Wink nicht raſten und nicht ruhn;
Wenn wir uns drüben wieder finden,
So ſollſt Du mir das Gleiche thun.

Fauſt.

Das Drüben kann mich wenig kümmern;
Schlägſt Du erſt dieſe Welt in Trümmern,
Die and're mag darnach entſtehn.
Aus dieſer Erde quillen meine Freuden,
Und dieſe Sonne ſcheinet meinen Leiden;
Kann ich mich erſt von ihnen ſcheiden,
Dann mag, was will und kann, geſchehn!

Hier fragt es ſich zuerſt, ob Mephiſtopheles ſeinerſeits wirklich Wort gehalten? Denn nur unter dieſer Vorausſetzung könnte er ein Recht erworben haben. Scheinbar hat er allerdings dem von ihm erſt ſelbſt dazu verſuchten Sünder ſeine Dienſte geleiſtet, auf jeden Wink den Willen des Gebieters ausgerichtet, aber auch nur ſcheinbar; eigentlich war doch Fauſt der Sclave ſataniſcher Gewalt, und Mephiſtopheles der Verführer und Gebieter. Darum muß Mephiſtopheles ſchon nach ſeiner eigenen Propoſition am Ende unterliegen.

Und was antwortet Fauſt? was verſpricht er gegen dieſen Dienſt? Nicht mehr als das Mögliche, was will und kann geſchehen.

Fauſt ſoll drüben dem Satan unterworfen ſein, wenn ſie ſich Beide drüben finden. Mehr hatte Mephiſtopheles ſelbſt nicht verlangt. Nun finden ſie ſich aber drüben nicht zuſammen: wie ſollte er dem Satan dienen können, von dem er, Kraft jenes göttlichen Funkens, losgeriſſen worden iſt? Das hatte der Herr dem Ankläger im Prologe vorausgeſagt. Wenn er ſich nun doch mit dieſem Herrn in eine Wette, mit dem ſtrebenden, irrenden Menſchen in einen Vertrag einläßt, ſo iſt er mit Recht getäuſcht in ſeinen alten Tagen: er ſagt ſelbſt zu ſich:

Du haſt's verdient, es geht Dir grimmig ſchlecht.

Eigentlich hat er aber ſelbſt dabei gewonnen, denn der Eindruck, welchen die göttliche Liebe unter der Erſcheinung der liebenden Engel auf ihn macht, würde ihm am Ende ſelbſt heilſam ſein, wenn er ihn nur aufnehmen wollte, könnte.

Der zweite Artikel des blutigen Bündniſſes wird von Fauſt'en vorgeſchlagen und von Mephiſtopheles eingeſchlagen: Beide ſind ihrer Sache ſo gewiß, als könnte es nicht fehlen, als müßte es nach ihrem Willen gehen; die Solennität blutiger Unterzeichnung wird nur noch zur Verſtärkung beigefügt. Die Worte ſelbſt lauten alſo:

Fauſt.

Werd' ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen,
So ſei es gleich um mich gethan!
Kannſt Du mich ſchmeichelnd je belügen,
Daß ich mir ſelbſt gefallen mag;
Kannſt Du mich mit Genuß betriegen:
Das ſei für mich der letzte Tag!
Die Wette biet' ich!

Mephiſtopheles.

Topp!

Fauſt.

Und Schlag auf Schlag!
Werd' ich zum Augenblicke ſagen:
Verweile doch! Du biſt ſo ſchön!
Dann magſt Du mich in Feſſeln ſchlagen,
Dann will ich gern zu Grunde gehn!
Dann mag die Todtenglocke ſchallen,
Dann biſt Du Deines Dienſtes frei;
Die Uhr mag ſtehn, der Zeiger fallen,
Es ſei die Zeit für mich vorbei!

Mephiſtopheles.

Bedenk' es wohl, wir werden's nicht vergeſſen!

Fauſt.

Dazu haſt Du ein veſtes Recht,
Ich habe mich nicht freventlich vermeſſen.
Wie ich verharre, bin ich Knecht:
Ob Dein, was frag' ich, oder weſſen.

Hiernach hat Mephiſtopheles an Fauſt'en nur dann ein veſtes Recht, wenn ſich Dieſer beruhigt auf ein Faulbett legt; — aber Satan hat ihn nie beſchwichtigen können, Fauſt hat ſich nie auf ein Faulbette gelegt; nur dann, wenn Fauſt ſich ſo weit belügen läßt, daß er ſich ſelbſt

gefällt, — aber Fauſt hat nie ſich ſelbſt genügt, nie an ſich ein Wohlgefallen gehabt; — nur dann, wenn Fauſt den verübereilenden Augenblick anzuhalten ſich verſucht fühlt — aber ſeine letzten Worte ſind, daß er nach dem Augenblicke verlangt, zu dem er ſagen dürfte:

Im Vorgefühl von ſolchem hohen Glück,
Genießt er ſterbend höchſten Augenblick.

Da ſteht die Uhr, der Zeiger fällt: es iſt vorbei, ehe dieſes hohe Glück ſelbſt gekommen iſt. Er genießt nicht lebend, ſondern erſt ſterbend höchſten Augenblick. Wie ſollte nun der ſo lange beunruhigte und gequälte Menſch dem Teufel verfallen? Wohl hat er ſich ſchwer verſündigt, und verirrt, in den Tiefen der Sinnlichkeit und dem Taumel der Leidenſchaften, in über- und unterirdiſchen Phantaſmen, „Trugs, Zauberblendwerks, hohlen Scheins". Aber nie hat er Friede gemacht mit dem Satan, nie hat er ſich ſelbſt eigenliebig gefallen, nie hat er ſich befriedigt gefühlt; er tadelt es ſelbſt an dem jungen Kaiſer, der ſtatt zu ſtreben und zu regieren, ruhen und genießen will, und darüber zur Auflöſung aller Rechtsordnung, zur Empörung Veranlaſſung giebt.

So ſtirbt Fauſt mitten in neuen raſtloſen Beſtrebungen, über neuen Plänen. Er wollte die ſtolzen Wellen des unbändigen Meeres zügeln und abdämmen, bis hierher zu wallen und nicht weiter: da legen ſich ſeine; er wollte den verpeſtenden Sumpf, den faulen Pfuhl ableiten, den das ſtagnirende Waſſer erzeugt; unter dieſen Reinigungs- und Läuterungs-Proceſſen ſinkt er zurück; die Lemuren faſſen ihn auf und legen ihn nieder. Wir erinnern uns hierbei des Prolog's im Himmel, wie der Herr gleich Anfangs ſagte, daß für den Menſchen Nichts gefährlicher ſei, als unbedingte Ruhe, Nichts weckender als Thätigkeit. So zeigte ſich auch Fauſt gleich Anfangs:

Denn auch die höchſte Erdenluſt
Befriedigt nicht die tiefbewegte Bruſt.

So finden wir ihn auch noch zuletzt bemüht, eine Thätigkeit zu begründen, die Freiheit und Leben ſich täglich neu erobern muß.

Darum wird auch Fauſt unter dem Beiſtande von oben im Tode vertragsmäßig frei von der Gewalt des Teufels, welcher ſich darüber nicht beſchweren darf, zumal er im Leben nicht ſowohl gedient als geherrſcht hat.

Der Vertrag war aber auch von Haus aus ſo geſtellt, daß Mephiſtopheles daraus kein Recht erlangen konnte; denn dieſes ſollte nicht eher eintreten, als bis Fauſt zum Frieden gekommen ſein würde. Es iſt aber unmöglich, mit dem Unfrieden Friede zu machen; Satan hat keinen Frieden, und kann keinen Frieden geben; durch ihn konnte Fauſt auch nicht zum Frieden mit ſich kommen. Inſofern war die Bedingung unmöglich, von deren Erfüllung das Recht des Mephiſtopheles abhängig war.

Friede iſt nur in Gott, und das Herz des Menſchen iſt unruhig, bis es in dem Herrn Ruhe findet für die Seele; wo aber dieſer Friede Gottes eintritt, da hat der Teufel ſeine Macht verloren. Inſofern enthält die Bedingung in ſich ſelbſt den Widerſpruch, daß ſie den Anſpruch vernichtet, der von ihrem Eintritte kurzſichtiger Weiſe bedingt werden ſollte. Der Unfriede ſoll die Herrſchaft erſt dann erhalten, wenn der Friede kommt, vor dem er in ſein Nichts zerſtiebt!!

Indem nun der Sünder fällt, der auch auf den dunkelſten Irrwegen immer vorwärts geſtrebt, und nie ſich ſelbſt gefallen, und nie mit dem Satan Friede gemacht hatte, empfangen ihn die Nacht- und Hausgeiſter. Er ſtirbt als ein Sünder, als ein Schuldner. Die Lemuren verkündigen es ſelbſt:

Der Gläubiger ſind ſo viele.

Es ſind ihrer viel, die ihn verklagen, die Anſpruch auf ihn machen. Aber wer hat denn Anſpruch auf ſeine ſterbende Seele?

Die Teufel faſſen Poſto, ſich ihrer zu bemächtigen; aber auch Engel kommen herniederr. Wir kennen ſchon von Alters her das Verlangen der unſichtbaren Geiſter nach der Menſchenſeele, wenn der Leib ſtirbt. Jener Franziscaner erzählt es dem Dante in der Hölle XXXVII. 112 flg.

Francesco venne poi, com'io fu morto,
Per me: ma un' de neri Cherubini,
Gli disse: nol portar; non mi fa torto.

Damals ſiegte der ſchwarze Cherub wirklich: die Seele gehörte ihm ſchon bei lebendigem Leibe.

Dagegen begegnete Dante im Vorfegefeuer einem andern Schatten, der im Leben Buonconte von Montefeltro geheißen war. Der war im Glauben und in der Buße geſtorben. Und was geſchah nun?

L'angel di Dio mi prese, e quel d'Inferno
Gridava: o tu dal ciel, perchè mi privi?
Tu te ne porti di costui l'eterno
Per una lagrimetta, che 'l mi toglie.

Ein einziges Thränlein rettete den armen Sünder, und der böſe Geiſt mußte es ſich gefallen laſſen; es blieb ihm eben nur der Leib, da ihm die Seele entſchlüpft war.

So verfällt auch Fauſt's Leib zunächſt dem böſen Geiſte; Das iſt der Inhalt der alten Sage. Aber wie ergeht es nun der Seele?

Unter den ſanften Liebesliedern der Engel

und unter dem Dufte der Rosen, welche die Büßerinnen senden, sehen wir die Schaar der bösen Geister entweichen, und selbst der Satans-Meister wird von der Liebe angeweht, aus der er gefallen ist, wiewohl sie sich immer wieder in ihm verzerrt, entstellt, verkehrt und verunreinigt. So entführen die Engel Faust'ens Unsterbliches; und Mephistopheles ist selbst daran Schuld, daß er leer ausgeht; denn er hätte nur zu nehmen gehabt, wenn er sonst gekonnt, von Faust'en ist er wenigstens nicht verhindert gewesen, und Dieser hat sich auch nicht verpflichtet, sich selbst zu überliefern.

Es ist auch nicht sein Verdienst, daß er gerettet wird, sondern die Gnade, welche den Sterbenden annimmt und hebt. —

Und so beantwortet der Dichter in seinem letzten Alter die Frage, die er in seiner Jugend mit gutem Vertrauen aufgeworfen hatte:

„Wer wird den unsterblichen und unbefleckten Funken, unsere Seele, aus dem Leibe des Todes ausführen, und mit einem neuen und unsterblich reinen Kleide umgeben?"

Die Seelenschaaren früh verstorbener Kinder, die ihn damals umschwebten, umschweben nun auch Faust'ens Seele.

Faust ist versucht worden und in Sünde gefallen; aber er hat sich nicht darin gefallen. Der Fall ist leicht, die Rettung schwer. Das ist allen Menschen gesagt.

In die Schwachheit hingerafft,
Sind sie schwer zu retten;
Wer zerreißt aus eig'ner Kraft
Der Gelüste Ketten?
Wie entgleitet scheu der Fuß
Schiefem, glatten Boden?
Wen bethört nicht Blick und Gruß?
Schmeichelhafter Odem?

Aber es ist eine höhere Macht, die ihn dafür läutert, schlägt und heilet, strafet und rettet; sie strafet so lange es Noth thut, und rettet, wenn es an der Zeit ist; es ist eine höhere, es ist die höchste Macht, die jeden schmutzigen Erdenrest ausbrennt und wäre er von Uebel.

Es ist immer noch die alte Sage von Strafe und Gericht unversehrt, aber entwickelt; wir finden sie jetzt in ihrer höchsten Steigerung. Es erweiset sich nun, daß das strafende Princip kein anderes ist, als die göttliche Macht der Liebe, welche um der Gerechtigkeit willen und zum eigenen Besten des Ungerechten strafe. Daß sie ihren Zweck erreicht, dazu gehört eben nichts Geringeres, als die Allmacht der Liebe; nur sie vermag es, und die Engel dienen ihr nur an dem Werke der Erlösung.

Wenn starke Geistekraft
Die Elemente
An sich herangerafft,
Kein Engel trennte
Geeinte Zweinatur
Der innigen Beiden;
Die ewige Liebe nur
Vermag's zu scheiden.

Und doch ist auch die Erlösung andererseits wieder bedingt von dem Streben des menschlichen Geistes, der von seiner Erdenlust befriedigt sich immer wieder zu Gott erhebt. Je inniger das Streben, desto inniger ist die Buße, desto zugänglicher wird die Erlösung.

Gerettet wird das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen:
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen;
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben Theil genommen,
Begegnet ihm die selige Schaar
Mit herzlichem Willkommen.

Und so betet denn auch zuletzt auf dem Montserrat der Väter Doctor Marianus nach seiner Weise vor dem Bilde Maria's:

Blicket auf zum Retterblick,
Alle reuig Zarten,
Euch zu seligem Geschick
Dankend umzuwarten.
Werde jeder bess're Sinn
Dir zum Dienst erbötig;
Jungfrau, Mutter Königinn,
Göttinn, bleibe gnädig!

Die Liebe zieht hinan, und die Liebe ist das Ewigweibliche.

C. F. Göschel.

Mainz, den 29. Juni 1790.

Was Du am Faust liebst, verkenne ich nicht; aber ich meine nur, daß in Mephistopheles Plan nichts Anderes zu liegen scheint, als die Sinnlichkeit zum Werkzeug von Faust'ens Verderben zu machen; und Das fällt um so mehr auf, jemehr im Faust selbst liegt. Oder meinte es Goethe so, daß der Teufel, der höhere Geist selbst, den Menschen, einen Menschen von Faust'ens Gehalt, nicht faßte, mißverstand? Das scheint doch nicht. Vielmehr verachtet, persiflirt Mephistopheles alles Geistige in dem Menschen, alle Empfindung, weil ihm anschaulich ist, daß alles Das sich in der Materie, in den Sinnen verliert. Daß dem kraftvollen Genie das abstracte Denken nicht genügt, gibt er ja für den Keim seines Verderbens an, jedes andere platonische, geistige Bedürfniß im Faust

ſieht er als maskirte Sinnlichkeit an — und er, der Teufel, muß es doch am Beſten wiſſen. Von der Seite ſcheint mir alſo Goethe ganz der pöbelhaften Idee vom Teufel und Menſchen gefolgt zu ſein — und er hat am Ende wohlgethan; denn es kam auf Darſtellung an, ſo gut wie bei einem Sujet aus der Mythologie oder dem heroiſchen Zeitalter Griechenlands, bei der man auch nur die für die poetiſche ſinnliche Darſtellung intereſſanteſten Seiten auffaßt, nicht ſich bemüht, den moraliſchen oder philoſophiſchen Gehalt der Idee, die zum Grunde liegt, zu berichtigen. Nur ſind dieſe Ideen uns durch Entfernung oder Aſſociationen ſchon veredelt, ehe ſie der Dichter gebraucht; jene ſehen wir plump und platt, und die bald edle, bald picante und immer geiſtvolle Form, in die ſie der Dichter kleidet, macht eine Art von Täuſchung, die uns verführt, etwas Anderes, Tieferliegendes, darunter zu ſuchen. Mephiſtopheles ſieht Obſcönität im Platonismus des Menſchen; der höhere Blick des böſen Geiſtes iſt conſequente, unbeſtechliche Frauen-Weisheit. Daß Goethe darum den menſchlichen hohen Werth Fauſt'ens nicht vernachläſſigte, trotz der Verachtung, der er ihn im Mephiſtopheles ausſetzte, ihn doch con amore warm und erhaben ausmalte, macht ſeinem Genie Ehre, aber es iſt peinlich. Das Peinliche löſ't ſich dann freilich am Ende auch in höhere Bewunderung des Dichters auf; Deine beliebte erhabene Ruhe hält am Ende hier auch her; man ſieht im Dichter den Herrn ſeines Stoffs, ſeiner Welt, den höchſten Blick, der über dem Teufel und dem Menſchen ſchwebt, den frei ſpielenden Geiſt, der nirgends durch unzeitige Wahrheit — alſo nicht mehr Wahrheit — beſchränkt, jede relative Wahrheit der Imagination ungeſcheut auffaßt und erſchöpft. Und gerade Dies — ich wiederhole es über den Fauſt mit verdoppelter Ehrfurcht — hat unter allen Dichtern der Welt Goethe allein ganz vermocht. Es iſt die reinſte, conſequenteſte Imagination, ewig unvermiſcht mit ſeiner eigenen Individualität; das großmüthigſte, freieſte, unbedingteſte Opfer, das je der Muſe und dem Genius gebracht wurde. L. F. Huber.

An Goethe,

als ich den „Fauſt" geleſen hatte.

Fluch auf, mein Lied, fluch durch die Bahn der Sonne
Hinauf, hinauf, durch aller Himmel Raum!
Die Erde ſinkt, das Dunkel iſt zerronnen,
Ich bade mich im Urquell aller Wonnen;
Der Wahn entflieht, zur Wahrheit wird der Traum.

Im Frühlingshauche fühl' ich mich begeiſtert,
Mir flammt die Welt in nie geſeh'nen Brand:
Der Sänger, der den Sonnenlenker meiſtert,
Er reißt dem Gott die Zügel aus der Hand.

Es flammt die neue Leuchte durch die Ferne,
Er zündet ſie mit ewig junger Gluth,
Und raſ't harmoniſch durch das Reich der Sterne;
Starr bleibt der Gott, daß er die Bahn erlerne;
Denn nimmer taucht der Wagen in die Fluth.
Der Sänger lenkt ihn durch des Aethers Freie,
Sein Auf gebeut dem göttlichen Geſpann;
Er ſtrebt, geſalbt von ſeines Liedes Weihe,
Zum Urquell ew'ger Lebensgluth hinan.

Du haſt die Zeit, den Wolkendruck bezwungen,
Frei ſchwillt das hohe Herz in Sphären-Pracht,
Durch aller Zonen Weite iſt's erklungen,
Es jauchzen Dir harmoniſch alle Zungen,
Das Todte iſt zum Leben angefacht.
Was nie das junge Herz zu ahnen wagte,
Du ſprichſt es aus mit ungeheurer Kraft.
O, Heil der Sonne, die der Menſchheit tagte,
Die ſich die Welt zum Feuertempel ſchafft!

Des Lebens höchſtes Streben klingt im Liede,
Die Töne rauſchen fern im Adlerſchwung.
Zur höchſten Pracht entfaltet ſich die Blüthe.
In Flammengluth verklärt, wie der Titide,
Löſ't roſenroth der Tag die Dämmerung.
Und lieblich, mit des zarten Frühlings Schwellen,
Verjüngt ſich die verödete Natur.
Gebadet in des Aethers heitern Wellen,
Tritt Fauſt hervor auf der verlöſchten Spur.

Es neigen ſich die Himmel, Sterne zittern,
Die Welt erkennt des Meiſters hohe Hand.
Und wie im Sturm von tauſend Ungewittern
Die Eichen ſtürzen, greiſe Fichten ſplittern,
Und das Geſetz ſich löſ't im ew'gen Brand,
Die Sonne doch zuletzt mit ſtolzem Prangen
Die Wolken bricht im ew'gen Siegerlauf:
So raſ't das Lied, und will das All umfangen,
Und löſ't den Blick in Wonnethränen auf!

Es lebt in melodienvoller Stille
Hoch über Sonnenreichen der Geſang.
Heil Dir, Gewaltiger! Mit Jugendfülle
Zerreißt Du kühn des Lebens knöch'rne Hülle,
In geiſt'ger Luft wogt Deiner Stimme Klang.
O ſelig, die des Liedes Nectar trinken,
Es trägt ſie zu den Himmliſchen hinauf.
Wenn einſt die Welten, wenn die Sonnen ſinken,
Blüht Dein Gebild im ew'gen Frühling auf.

Theodor Körner.

Goethe's Walpurgis-Nacht.

Es war Freitag; Sonnabend ſollte Theater ſein, und eben hatte ein Schauſpieler,

der ſpielen ſollte, abgeſagt, wodurch denn freilich das ganze morgende Stück zerriſſen wurde. Die ſpäte Meldung war's beſonders, die Goethe'n verdroß, dem nun freilich die Sache mit derſelben Haß über den Hals kam, wie ſie ſich der Schauſpieler von dem ſeinen herunterſchaffte. Wie bekannt, muß nämlich jede Direction dafür ſorgen, erſtlich, daß regelmäßig geſpielt, und ſodann, daß das Publicum wo möglich mit lauter vortrefflichen Sachen unterhalten wird.

„Solche Avanien", hob Goethe an, indem er, noch immer etwas grimmig, ein Glas rothen Wein einſchenkte und mich zugleich nöthigte, neben ihm auf einem Gartenſitze Platz zu nehmen, — „muß ich mir nun von Leuten gefallen laſſen, die, wenn ſie zu dem einen Thore von Weimar hereinkommen, ſich ſchon wieder nach dem andern umſehen, wo ſie wieder heraus wollen. Dafür bin ich nun fünfzig Jahre ein beliebter Schriftſteller der Nation geweſen, die Ihr die Deutſche zu nennen beliebt; habe zwanzig oder dreißig Jahre als Geheimerath zu Weimar Sitz und Stimme gehabt, um mir am Ende ſolche Geſellen über den Kopf wachſen zu laſſen. Zum Teufel auch! Daß ich noch in meinem Alter eine ſolche Tragi-Comödie ſpielen und darin die Haupt-Perſon abgeben ſollte, hätte ich mir Zeitlebens nicht träumen laſſen! Ihr werdet mir freilich ſagen, daß es mit dem ganzen Theater-Weſen im Grunde Nichts als D — k iſt — denn Ihr habt tief genug hinter den Vorhang geblickt — und daß ich daher wohl thun würde, den ganzen Bettel ſobald als möglich fahren zu laſſen; aber ich werde Euch zur Antwort geben: die Schanze, die ein tüchtiger General vertheidigt, iſt auch D — k; aber er darf ſie doch nicht ſchimpflich im Stiche laſſen, wenn er nicht ſeine eigene Ehre in den D — k treten will. Deßhalb aber wollen wir ihm keine beſondere Prädilection für den D — k beilegen; und ſo helf' ich denn, werdet Ihr mich auch in dieſem Puncte freiſprechen!"

„Die gerechtere Nachwelt — " nahm ich das Wort; aber Goethe, ohne abzuwarten, was ich eigentlich von der Nachwelt ſagen wollte, entgegnete mir mit ungemeiner Haſtigkeit: „Ich will Nichts davon hören, weder von dem Publicum, noch von der Nachwelt, noch von der Gerechtigkeit, wie ſie es nennen, die ſie einſt meinem Beſtreben widerfahren laſſen. Ich verwünſche den „Taſſo" bloß deßhalb, weil man ſagt, daß er auf die Nachwelt kommen wird; ich verwünſche die „Iphigenie"; mit einem Wort, ich verwünſche Alles, was dieſem Publicum irgend an mir gefällt. Ich weiß, daß es dem Tag, und daß der Tag ihm angehört; aber ich will nun einmal nicht für den Tag leben. Eben deßhalb ſoll mir auch dieſer Kotzebue vom Leibe bleiben, weil ich feſt entſchloſſen bin, auch nicht eine Stunde mit Menſchen zu verlieren, von denen ich weiß, daß ſie nicht zu mir, und daß ich nicht zu ihnen gehöre. Ja, wenn ich es nur je dahin noch bringen könnte, daß ich ein Werk verfaßte, — aber ich bin zu alt dazu — daß die Deutſchen mich ſo ein fünfzig oder hundert Jahre hintereinander recht gründlich verwünſchten und aller Orten und Enden mir Nichts als Uebels nachſagten; Das ſollte mich außer Maßen ergetzen. Es müßte ein prächtiges Product ſein, was ſolche Effecte bei einem von Natur völlig gleichgiltigen Publicum, wie das unſere, hervorbrächte. Es iſt doch wenigſtens Character im Haß, und wenn wir nur erſt wieder anfingen und in irgend Etwas, ſei es, was es wolle, einen gründlichen Character bezeigten, ſo wären wir auch wieder bald auf dem Wege, ein Volk zu werden. Im Grunde verſtehen die Meiſten unter uns weder zu haſſen, noch zu lieben. Sie mögen mich nicht! Das matte Wort! — Ich mag ſie auch nicht! Ich habe es ihnen nie recht zu Danke gemacht! — Vollends, wenn mein Walpurgis-Sack nach meinem Tode ſich einmal eröffnen und alle die dahin verſchloſſenen, ſkythiſchen Plagegeiſter, wie ſie mich geplagt, ſo auch zur Plage für Andere wieder loslaſſen ſollte; oder wenn ſie in der Fortſetzung von „Fauſt" etwa zufällig an die Stelle kämen, wo der Teufel ſelbſt Gnad' und Erbarmen vor Gott findet: Das, denke ich doch, verzeihen ſie mir ſobald nicht! — Dreißig Jahre haben ſie ſich nun ſatt mit den Beſenſtielen des Blocksbergs und den Katzengeſprächen in der Hexenküche, die im „Fauſt" vorkommen, herumgeplagt, und es hat mit dem Interpretiren und dem Allegoriſiren dieſes dramatiſch-humoriſtiſchen Unſinns nie ſo recht fortgewollt. Wahrlich, man ſollte ſich in ſeiner Jugend öfter den Spaß machen und ihnen ſolche Brocken, wie den Brocken, hinwerfen. Nahm doch ſelbſt die geiſtreiche Frau v. Stael es übel, daß ich in dem Engelgeſang, Gott Vater gegenüber, den Teufel ſo gutmüthig geha'ten hätte; ſie wollte ihn durchaus grimmiger. Was ſoll es nun werden, wenn ſie ihm auf einer noch höhern Staffel und vielleicht gar einmal im Himmel wieder begegnet?" — „Um Verzeihung," nahm ich hier das Wort; „Sie ſprachen vorhin von einem Walpurgis-Sack. Es iſt das erſte Wort, was ich heute darüber aus ihrem Munde höre. Darf ich wiſſen, was es mit demſelben eigentlich für ein Bewenden hat?" — „Der Walpurgis-Sack", gab mir hierauf Goethe, mit dem angenehmſten, feierlichen Ernſte eines Todtenrichters, zur Antwort, „iſt eine Art von infernaliſchem Schlauch, Behältniß, Sack, oder wie Ihr's ſonſt nennen wollt, urſprünglich zur

Aufnahme einiger Gedichte bestimmt, die auf Hexen-Scenen im „Faust", wo nicht auf den Blocksberg selbst, einen nähern Bezug hatten. Nach Diesem, wie es zu gehen pflegt, erweiterte sich diese Bestimmung ungefähr, sowie die Hölle auch von Anfang herein nur einen Aufenthalt hatte, späterhin aber die Limbusse und das Fegefeuer als Unterabtheilungen in sich aufnahm. Jedes Papier, das in meinen Walpurgis-Sack herunterfällt, fällt in die Hölle; und aus der Hölle, wie Ihr wißt, gibt es keine Erlösung. Ja, wenn es mir einmal einfällt, wozu ich eben heute nicht übel gelaunt bin, und ich nehme mich selbst beim Schopf und werfe mich in den Walpurgis-Sack: bei meinem Eid, was da unten steckt, Das steckt unten, und kommt nicht wieder an den Tag, und wenn ich es selbst wäre! So streng, sollt Ihr wissen, halte ich über meinen Walpurgis-Sack und die höhnische Constitution, die ich ihm gegeben habe. Es brennt da unten ein unverlöschliches Fegefeuer, was, wenn es um sich greift, weder Freund noch Feind verschont. Ich wenigstens will Niemand rathen, ihm allzu nahe zu kommen. Ich fürchte mich selbst davor!"

Eine Probe aus diesem Walpurgis-Sacke und zugleich des Goethe'schen Humor's sei die in dem gedruckten „Faust" unterdrückte Scene, welche hier mitgetheilt werden soll.

Es wird nämlich dem Faust, weil er die ganze Welt kennen lernen will, vom Mephistopheles unter Anderm auch der Antrag gemacht, beim Kaiser um eine Audienz nachzusuchen. Es ist gerade Krönungszeit. Faust und Mephistopheles kommen glücklich nach Frankfurt. Nun sollen sie gemeldet werden. Faust will nicht daran, weil er nicht weiß, was er dem Kaiser sagen oder wovon er sich mit ihm unterhalten soll. Mephistopheles aber heißt ihn guten Muthes sein; er wolle ihm schon zu gehöriger Zeit an die Hand gehen, ihn, wo die Unterhaltung stocke, unterstützen und, im Fall es gar nicht fort wolle, mit dem Gespräche zugleich auch seine Person übernehmen, so, daß der Kaiser gar nicht inne zu werden brauche, mit wem er eigentlich gesprochen oder nicht gesprochen habe. So läßt sich denn Faust zuletzt den Vorschlag gefallen. Beide gehen in's Audienzzimmer und werden auch wirklich vorgelassen. Faust seinerseits, um sich dieser Gnade werth zu machen, nimmt Alles, was irgend von Geist und Kenntniß in seinem Kopfe ist, zusammen und spricht von den erhabensten Gegenständen. Sein Feuer indessen wärmt nur ihn; den Kaiser selbst läßt es kalt. Er gähnt ein Mal über das andere und steht sogar auf dem Puncte, die ganze Unterhaltung abzubrechen. Dieß wird Mephistopheles noch zur rechten Zeit gewahr und kommt dem armen Faust versprochener Maßen zu Hülfe. Er nimmt zu dem Ende dessen Gestalt an, und steht mit Mantel, Koller und Kragen, den Degen an seiner Seite, leibhaftig wie Faust, vor dem Kaiser da. Nun setzt er das Gespräch genau da fort, wo Faust geendigt hatte; nur mit einem ganz andern und weit glänzendern Erfolge. Er raisonnirt nämlich, schwadronirt und radotirt so links und rechts, so kreuz und quer, so in die Welt hinein und aus der Welt heraus, daß der Kaiser vor Erstaunen ganz außer sich geräth und die umstehenden Herren von seinem Hofe versichert, das sei ein grundgelehrter Mann, dem möchte er wohl tage- und wochenlang zuhören, ohne jemals müde zu werden. Anfangs sei es ihm freilich nicht recht von Statten gegangen, aber nach Diesem, und wie er gehörig in Fluß gekommen, da lasse sich kaum etwas Prächtigeres denken, als die Art, wie er Alles so kurz, und doch zugleich so zierlich und gründlich vortrage. Er als Kaiser müsse bekennen, einen solchen Schatz von Gedanken, Menschenkenntniß und tiefen Erfahrungen nie in einer Person, selbst nicht bei den weisesten von seinen Räthen, vereinigt gefunden zu haben.

Da der Kaiser mit diesem Lobe zugleich den Vorschlag verbindet, daß Faust-Mephistopheles in seine Dienste treten, oder die Stelle eines dirigirenden Ministers annehmen soll, ist mir unbekannt. Wahrscheinlich aber hat Faust einen solchen Antrag aus guten Gründen abgelehnt.

J. Falk.

---

5. Iphigenie und Torquato Tasso.

Ich hebe aus dem Gebiete der Deutschen Kunst die Werke eines Meisters heraus, nicht bloß ihrer über das ganze Zeitalter hervorragenden Vortrefflichkeit halber, sondern als ewige, lehrreichste Schule für das ächt künstlerische, ächt menschliche Leben. Alle Pope's und Racine's der Welt zum Schweigen zu bringen, bedürfte es nur einer leichten Erwähnung des „Torquato Tasso" von Goethe. Die Haltung, die Gracie, die Eleganz jener Dichter findet sich hier als bloßes Beiwesen eines Werkes, das den tiefsten Forderungen des Gemüths

und des Lebens zu genügen, und etwas mehr, als die Eigenthümlichkeit einer bestimmten Zeit, die Convenienz eines gewissen Hofes, den Geschmack und die Sitte eines einzelnen, vorübergehenden Publicums zu beschauen und zu beherrschen hat. Aber es kommt nicht darauf an, solche Arbeiten zu unwürdigen, schiefen und hochmüthigen Parallelen zu mißbrauchen! Das Universum der Kunst, und nicht irgend einer von den längst beseitigten irdischen Gerichtshöfen des Geschmacks, ist die Bühne, auf der Goethe's Werke betrachtet werden müssen.

Ihm wurde die Bestimmung, durch die bloße innere, wunderbare Gewalt der Kunst sein Vaterland von den engen Schranken jedes critischen Wahns zu befreien. Mit ihm beginnt, pflegt man zu sagen, die Morgenröthe der Deutschen Kunst; ich sage lieber: er eröffnet die Künste dem wirklichen Leben; mit ihm fängt sich die höhere Einbürgerung der Kunst an, die ich vorher als unnachläßliche Forderung der Kunst an den ächten Dichter darzustellen suchte. Für ihn ist die weite Fläche von Deutschland, was für Hans Sachs seine Reichsstadt war.

„Torquato Tasso" von Goethe ist ein Gedicht über den Dichter und sein Werk; für das Verständniß der Poesie das lehrreichste und tiefsinnigste; in äußerer Form das vollendetste, den benachbarten Nationen zugänglichste. — — Unter allen Leiden des Dichters sieht man die Flügel des Genius der Poesie sich ausbreiten und wachsen, und wenn die Strenge in der Handlungsweise des Staatsmanns uns hier und dort verletzt, so haben sich dennoch am Ende Dichtkunst und Staatskunst in einen einzigen, herrlichen Tempel des Lebens vereinigt. Die Liebe bleibt versagt, der Lorbeer entrückt; aber die Elemente der Welt, die sich zum Streite getrennt hatten, versöhnen sich wieder; vor ihrer gleichen, ewig nothwendigen Gewalt beugen sich die über den scheinbaren Zwiespalt wieder beruhigten Gestalten. Tasso, klar, flüssig, aber auch leicht zu beunruhigen, wie Meer und Wasser, tritt in seine Schranken zurück. Antonio, auf Festigkeit und Dauer trotzend, wie die ernährende Erde, gibt seine Ansprüche auf. Weich und durchsichtig, zwischen Himmel und Erde ausgebreitet, ewig unergreifbar für irdische Hände, wie die Luft, umfängt die ernste Eleonore wieder mit gleicher Gerechtigkeit die beiden irdischen Elemente; und das Feuer der Andern, das hier und da zu entzünden drohte, stillt sich; der leichte Glanz, die schöne Lust eines fröhlichen Herzens bleibt zurück.

So schließt sich das ächte Kunstwerk: in lebendiger Deutlichkeit hinterlassen die schönen, verschwundenen Bilder den ewigen Gedanken des Lebens. Die irdischen Schicksale, die uns, wie die edeln Gestalten des Gedichts, quälten und zerissen, stehen bei jeder folgenden Betrachtung reiner, ruhiger und bedeutender vor uns auf: Schmerz und Freude mildern sich gegenseitig zu Moll- und Dur-Accorden einer wunderbaren Musik. Eben diese widerholte Betrachtung wird Jedem, der sich dazu hingezogen fühlt, erhabenern Sinn in dem göttlichen Werke zeigen. Nur mit schwachen Farben habe ich es dargestellt; nur den Weg habe ich weisen können, auf dem man zu seiner Vortrefflichkeit sich emporhebt.

— Der Künstler bildet aus zwei Elementen sein Werk: erstens aus einer Mannigfaltigkeit von Erscheinungen, die ihm die Natur darreicht; zweitens aus einem einfachen Gedanken, den er von der Kunst, von dem Kunstgefühle in ihm erhält. Zwei streitende Characteere, z. B. Tasso und Antonio, sollen dienen und unterthänig sein einer künstlerischen Idee, z. B. der Einheit aller Kunst, der Staatskunst, der Kriegskunst, der Dichtkunst. Versuchen wir, das Bildungsgeschäft des Künstlers näher zu betrachten. Auf der einen Seite der Gegensatz unter den widerstrebenden Gestalten, Dichter Tasso und Staatsmann Antonio; Jeder mit großen, lebendigen Ansprüchen, daß der Sieg und der Lorbeer ihm und seiner Kunst zu Theil werde; Jeder von Beiden kräftig, reich und beredt genug, um den Dichter auf seine Partei herüberzuzwingen. Auf der andern Seite der Künstler, oder vielmehr die Ahnung der Einheit, des Friedens zwischen Beiden, die Ahnung einer die Dichtkunst und die Staatskunst vereinigenden Kunst. Man bemerke wohl: mit einem vollendeten Heldengedichte tritt Tasso auf; er hat in der Darstellung seines Gottfried v. Bouillon schon gefühlt, wie „gleiches Streben Held und Dichter bindet"; er hat gefühlt, wie der Dichter sich am Liebsten zum Helden und zu seinen Thaten hinneigt. Er hat den Gegensatz vom Helden und Dichter, vom hohen Leben und von hoher Poesie, schon ein Mal aufgelöst. Die Einheit aber, die er gefunden, muß wieder dahin; sie muß zerspaltet werden in ihre Elemente, damit ein anderer Dichter, Goethe, einen andern, tiefern und innigern Verein zwischen Leben und Poesie schließen könne. Handelndes und Behandeltes, Dichtergeist und die Thaten des heiligen Krieges haben sich zu einem einzigen gemeinschaftlichen Handeln, zu einem einfachen poetischen Geiste verbunden; dieses Handeln heißt Tasso. Handelndes und Behandeltes, ein anderer Dichtergeist und die Leiden des Dichters Tasso verbinden sich zu einem noch höhern Handeln, zu einem poetischen Ganzen; dieses Ganze heißt Goethe. Es ließe sich ein

Carlos.

Leb' wohl, du alter Trotzkopf! Denke mein.

Bacco geht mit ſeinen Vagabunden ab; zu den übrigen, die bleiben, ſpricht

Carlos.

Ihr ſolat uns beyden; wir verſprechen euch
Vergebung, Sicherheit; an Unterhalt
Soll's auch nicht fehlen. Traget dieſe Sachen,
Und eilet nur auf Villa Bella zu.

Pedro.

Ihr Freunde, laßt uns eilen: denn mir ſelbſt
Iſt viel daran gelegen, daß uns nicht
Der Fürſt von Rocca Bruna fangen laſſe.
Geſchwind nach Villa Bella! Kommt nur, kommt.

noch erhabnerer Genius denken, der den jugendlichen Vollender des Schauspiels „Taſſo", Goethe'n, einführte, mit dem eben beendigten Werke, und aus dem eben geſchloſſenen Frieden, durch die Disharmonie der Welt oder des Dichters mit ihr, eine neue, noch furchtbarere Zwietracht zwiſchen Kunſt und Leben erzeugte, um einen noch reinern Frieden zu ſchließen. Und ſo würde, wie wir im Schauſpiel „Taſſo" den Lorbeerkranz von Taſſo's Haupt auf Goethe'us übergehen ſehen, der ſchöne Preis, von Dieſem auf die Stirne des Höhern verſetzt, ſteigen, und weiter ſteigen, und endlich das Gebet des Taſſo erhört und er zwiſchen Wolken verklärt werden.

Prolegomena einer Kunſt-Philoſophie.
In Adam Müller's vermiſchten Schriften.

„Iphigenie." Die edle, große und erhabene Einfalt dieſes Stücks hat mich innig gerührt und erhoben. Ich fühle einen wunderbaren, elegiſchen Stolz über die ſtille Hoheit des Weibes im Dulden, Hoffen und Glauben. Wohl darf ich es mir geſtehen, daß ich Sinn habe für dieſe männliche Weiblichkeit, die einzige, die einer weiblichen Seele ziemt: die Standhaftigkeit der Geduld; nicht als Kunſt oder Philoſophie, ſondern als Unſchuld und Religion! — Dieſe Standhaftigkeit hat den heiligen Blick des Gebets; ſie erſcheint als eine Prieſterinn vor dem Altar, erwartend eine rettende Gottheit, und ſich ſelbſt darſtellend mit dem ſchuldloſen Auge und dem ſchuldloſen Herzen. Die große Thräne des innern Leides verklärt ihren Aufblick zum Himmel:

Ihr habt Wolken,
Gnäd'ge Erretter,
Einzuhüllen
Eu're Verfolgten! —

Aber ich weiß es wohl, daß in ähnlichem Unglück meine gefalteten Hände zittern, und daß mein Auge auch unter dem Gebet ängſtlich umherblicken würde nach den Lauben und Bäumen meines Glücks, und nach den geliebten Menſchen, die verſinken wollen und die ich nicht retten kann. — Die Seele eines Weibes und einer Mutter darf und kann nicht mehr ſo ſein, wie die Seele einer Jungfrau. —

„Taſſo." Warum habe ich die „Iphigenie" leichter verſtanden, als den „Taſſo"? — Dieß iſt das dritte Mal, daß ich ihn durchgeleſen habe, und unzufrieden (mit mir ſelbſt) aus der Hand lege. Sage Das Keinem! Den „Taſſo" wollen alle gebildete Frauen ſehr gut und leicht verſtehen, und ſie nennen ihn gern ihr Lieblingsgedicht. Eigentlich verſteh' auch ich wohl, was darin geſagt wird, welchen Sinn es hat; auch ungefähr, wie es in den Gemüthern der dargeſtellten Frauen und Männer zugeht. Aber ich fühle, daß dieſes feine Kunſtwerk nicht alſo auf mein Herz wirkt, als es geſchehen würde, wenn nicht irgend ein Fehler, ein Mangel in mir ſeiner Wirkung entgegenſtände. — Es fehlt mir an genugſamer Kenntniß des Conventionellen, beſonders ſeines ſublimen Geiſtes. — Auch iſt der Taſſo wohl herzlich zu bedauern; aber die Frauen ſind Schuld, und es ſoll doch ſcheinen, als wären ſie's nicht! — Sie opfern ihn, und bekränzen ihr Opfer mit Blumen. — Anders iſt Lotte in „Werther's Leiden"; ſie wird mitgeopfert.

Zerſtreute Blätter, beſchrieben von Maria Mnioch.

Wenn man Schiller's „Don Carlos", „Wallenſtein", Goethe's „Taſſo", „Iphigenie", Leſſing's „Nathan", Klopſtock's „Oden" und „Meſſias" und einige andere Werke lieſt, ſo fragt man ſich wohl, wenn man wieder zu ſich kömmt: welch ein Volk muß dieſes ſein, für das man ſo Etwas ſchreibt, und das es zu ſchätzen weiß? Die Täuſchung löſ't ſich, wenn man die Götzen dieſes Volkes anſieht, die auch ihre Tempel haben, und weit beſuchtere Tempel, als die wahren Götter. Aber hat die Natur nicht jeder Art Thiere die ihnen zukommende Nahrung aufgetiſcht? Warum ſollte es hier anders ſein? Und was wäre wohl mit Recht dagegen einzuwenden? Die Götzen wiſſen doch, daß ſie nur Götzen, daß ihre Prieſter nicht die wahren ſind; daß nur Götzendienſt mit ihnen getrieben wird.

— Goethe's „Iphigenie" und „Taſſo", Leſſing's „Nathan" ſind die vollendetſten Dichterwerke neuerer Zeit; und Goethe fühlte gewiß, ohne an Kunſtwerk zu denken, daß die Form des „Götz von Berlichingen" zur Entwickelung der gegenwärtigen, mit dem Stoff harmonirenden Stimmung nicht die ſchickliche wäre. Und gleichwohl iſt „Götz von Berlichingen" ein eben ſo großes Kunſtwerk! Und dann Shakeſpeare's, Dante's Kunſtwerke! Aber die Herren, die ſoviel von Kunſtwerk in Journalen und Schriften reden, möchten uns gar zu gern an eine gewiſſe Nüchternheit des Geiſtes gewöhnen — ſie haben freilich ihren Stoff in ihrer Gewalt; denn ſie tragen ihn wie Moſaik zuſammen, und da thut die ſchulgerechte Zeichnung das Meiſte. Die Täuſchung iſt auch darnach! —

Klinger.

Zuvörderſt Etwas vom „Taſſo". Mir ſcheint Dein letztes Urtheil nicht richtig. Dieſes Pro-

duct iſt in ſeiner Art wohl eben ſo vollkommen, als „Götz", „Iphigenie" und „Egmont". Der Eindruck, den es das erſte Mal zurückläßt, iſt eine Art von tragiſcher Satyre, in die man ſich nicht gern findet. Aber Das verſchwindet in der Folge immer mehr und mehr; man trifft auch mit dem Dichter eine Art von Uebereinkunft über ſeine weitſchweifige Behandlung, über ſeine Auseinanderſetzung durch unendliche Monologen, bei denen auch nicht einmal der Anſtrich von Natürlichkeit geſucht werden iſt, den man, Leſſing's Beiſpiele zufolge, glaubt Monologen geben zu müſſen — und dann hat man eben ſo reinen Genuß, als bei Goethe's andern Werken. Und mit Goethe'n iſt ja dieſe Uebereinkunft gar bald getroffen, weil der Geiſt des Ganzen jedesmal von den Vortheilen der Manier, und ſelbſt der eigenthümlichen Fehler jeder Manier, überzeugt. An der innern Wahrheit der einzelnen Charactere iſt durchaus Nichts auszuſetzen; Taſſo lebt zwiefach für uns in Rouſſeau und in noch Jemanden, deſſen Bild bei ſeiner Trennung von uns Euch nicht verlaſſen hat, von dem Augenblicke an, da Taſſo nach Rom will. Antonio wäre ſchwerer zu finden; aber wie ſchön und wahr iſt der Character! Ich geſtehe Dir, daß die Prinzeſſinn mich faſt verführt, eine Untreue an Iphigenie'n und Clärchen zu begehen. Wie unendlich fein und doch wie lebendig und anſchaulich iſt die ſchöne Weiblichkeit wieder in dieſem Character nüancirt! Alphons mit ſo wenigen Strichen ſo fürſtlich edel, ohne Gepräng'! Und Leonore'ns gutmüthige Feinheit, vorzüglich in den Scenen mit Antonio; die zweite Stufe von Weiblichkeit, auf welcher ſie neben der Prinzeſſinn ſteht; — wenn der Dichter ſolche Reſultate gewonnen hat, ſo kann ich nicht einen Augenblick mehr zweifeln, ob er ſie auch auf einem andern, uns geläufigern Wege hätte gewinnen können und ſollen; und ich traue feſt, daß ſein Weg der einzige rechte war. Mit allem Dem will ich nicht läugnen, daß der erſte verworrene, peinliche Eindruck, den dieſes Stück macht, ſehr wahr ſein mag; keine Theorie der äſthetiſchen Empfindungen reicht zu, uns zu ſagen, wie dieſe Behandlung eines Characters, wie Taſſo, wirkt, und die Gattung dieſes Stücks zu beſtimmen. Doch ſchwamm in mir auch das erſte Mal dieſe Empfindung oben: freudige Bewunderung der ſeltſamen Combination in der äußerſten Paradorie des Gedankens und der höchſten Simplicität der Ausführung. Reicher an ſogenannten Stellen iſt dieſes Stück übrigens, als irgend eines von Goethe; aber jedes, einzeln, iſt köſtlich. Was haſt Du geſagt zu der „gold'nen Zeit" in der Scene der Prinzeſſinn mit Taſſo im zweiten Act, und zu dem „Seidenwurm" in der Scene des Alphons mit Taſſo im fünften Act? —

L. F. Huber.

„Iphigenie" und „Taſſo". Welche Undinger, aus gleicher Urſache, weil ihnen eine Heimath fehlt, in der ſie lebendigen Athem haben konnten, ſind die Franzöſiſchen und Italieniſchen „Iphigenie'n"; und die von Goethe ſcheint mir mehr Griechinn, eine höhere, als jene von Euripides. — In Italien wird mit Goethe's „Taſſo", der ſüdliche, brennende Dichter, erſt ganz verſtändlich; und je mehr die politiſche, bürgerliche Geſellſchaft, wie ſie ſein mochte vor allen den neuen Anſichten und Ereigniſſen, die mit der Franzöſiſchen Revolution zuſammenhangen, mir noch bei den verſchiedenen Völkern entgegentritt, um ſo tiefer fühle ich, wenn ich ſo ſagen darf, die geſchichtliche Wahrheit, womit mein Liebling die Stände und die geſellſchaftlichen Ordnungen in ſeiner „Eugenie" perſonificirt hat.

Woltmann.

„Iphigenie auf Tauris", ein Trauerſpiel im Griechen-Geſchmack, welches Sophocles ſelbſt geſchrieben zu haben nicht verſchmähen würde, machte uns auf die eigentliche Perſie des Trauerſpiels aufmerkſam, und vernichtete das elende, von einigen Deutſchen Critikern ſelbſt unterhaltene Vorurtheil, daß ein Trauerſpiel nie anders als in Proſa geſchrieben ſein müſſe. Insbeſondere aber ward dadurch zugleich jener erhaben ernſten Lebens-Philoſophie, welche das Griechiſche Trauerſpiel zugleich zu einem Lehrer der wahren Weisheit machte, der Weg vorgebahnt.

Geiſt und Character des achtzehnten Jahrhunderts, von Dr. Jeniſch.

Bei der „Iphigenie" ſollte man nicht das Vorurtheil unterſtützen, daß ihr Character ſo ganz Griechiſch ſei, wenn gleich A. W. Schlegel ſie nur einen Nachhall der Griechiſchen Tragödie nennt (ſ. Einleitung). Ihr eigenthümliches und ohne Zweifel höchſt preiswürdiges Verdienſt findet Recenſent in Dem, was gerade recht modern iſt: in den innern Beziehungen der Gemüther zu einander, und der ſich von ſelbſt bloß durch dieſe Character-Verhältniſſe entſtehenden Auflöſung. Dieſes Element gehört urſprünglich dem Roman, in deſſen Geiſte ſich bisher unſer Drama vorzugsweiſe geſtaltete, und beſonders, nach des Recenſenten Meinung, das Goethe'ſche. Den „Taſſo" hält Derſelbe

nächſt dem „Götz" für das am Meiſten dramatiſche dieſer Werke, die gemeine Anſicht möge auch noch ſo verſchieden darüber urtheilen, und eben deßhalb auch für theatraliſch; denn, wie ſchon geſagt, den Unterſchied zwiſchen dem Dramatiſchen und Theatraliſchen, den Schlegel geltend machen will, kann er nicht anerkennen. Der Gegenſatz zwiſchen Hof- und Dichterleben, den Schlegel hier als das Thema anſieht, reicht freilich nicht hin. Der tragiſche Grund dieſes Stückes liegt wohl darin, daß eben die Eigenthümlichkeit, die zarte Organiſation, welche das große Dichter-Talent des Taſſo ausmacht, ihn zugleich im Leben in die kleinlichſte Empfindlichkeit und Haltungsloſigkeit ſtürzt, und daß ſich in ſeinen äußern Verhältniſſen am Hofe Beides durch einander entwickeln, aber auch wieder aufreiben, und ſo ſeinen Geiſt zum Opfer ſeiner eigenen Schönheit machen muß. Wäre nicht bei der Ausführung auch hier dem Princip des Roman's ein gewiſſes Uebergewicht verſtattet, wäre die Handlung nicht ſo ganz innerlich und träte nur etwas mehr in äußere Geſtaltung, würde uns endlich bei dem ſchmerzlich bittern Untergang Taſſo's die Unſterblichkeit ſeines Dichterruhms mehr vor Augen gehalten: ſo würde dieſes Werk auch auf dem Theater lebhafter wirken, als es pflegt. Im „Egmont" wird die hiſtoriſche Kraft, mit welcher das Stück beginnt und zuerſt angelegt zu ſein ſcheint, durch die ſonſt ſo liebliche Epiſode von Clärchen und den allegoriſch idealiſirenden Schluß nicht erhöht. Die kleinern Stücke bezeichnet Schlegel ſehr richtig, und Recenſent geſteht, daß er in dieſen oft am Meiſten das Weſen dieſes unbegreiflichen, unkräftigen Genius erkennt. Ueberhaupt wird man leicht bemerken, daß hier nur von der dramatiſchen Beſtimmung dieſer Werke die Rede iſt, und, wenn dafür Manches zu wünſchen wäre, Vieles auf Rechnung der Zeit und der hiſtoriſchen Entwickelung dieſes ſeltenen Geiſtes kommt, deren allgemeine Bedeutung eine tiefere Betrachtung für ſich erfordert. Am Meiſten iſt Dieß zu beachten bei'm „Fauſt". Schlegel hat gewiß Recht, wenn er ſagt, dieſes Werk bleibe ein Bruchſtück, und es liege in ſeiner Natur, es zu bleiben. Aber er hat ſich ſonſt wieder ganz in den Gegenſtand verloren, und dieſen für den poetiſchen Sinn genommen. Recenſent kann nicht läugnen, daß ihm die zwei allgemeinſten Beſtandtheile, nämlich der Geiſteszuſtand des Fauſt, der ihn durch geiſtige Unſtillbarkeit zur Zauberei und dem Teufelsbunde treibt, und die beſondere Handlung, das Verhältniß zu Gretchen, nebſt Allem, was daraus erfolgt, faſt zu ſehr auseinander zu fallen ſcheinen. Daher will das Ganze weder dramatiſche Rundung, noch einen tragiſchen Schluß annehmen. Wollte man glauben, daß Fauſt auch ohne Bekehrung zu retten ſei, was man aus dem Prologe ziehen könnte, ſo würde das Werk unfehlbar aus der tragiſchen und überhaupt myſtiſchen Bedeutung in eine ganz andere Stufe der Weltbetrachtung ſinken. Geht er aber verloren, ſo ſcheint es, daß ſeine beſondern Verſchuldungen an Gretchen und Valentin hierbei mehr den Ausſchlag geben, als die Teufelsbannerei, von welcher wir dann nur ſehen, wohin ſie im zeitlichen Leben führen kann. Wie Manches ließe ſich an dieſe Betrachtung anknüpfen? Warum konnte z. B. Goethe den Easperle nicht gebrauchen? Warum erſcheint Wagner nur als Epiſode? Warum iſt Fauſt, beſonders anfänglich, bei Gretchen ein ſo ganz anderer Menſch als ſonſt? — Hoffentlich wird man den Recenſenten nicht mißverſtehen, wenn er noch ſagt, daß er ſeine Bewunderung dieſes faſt unerhörten Werkes nur unterdrückt, weil ſie nicht hierher gehört; indem er es hier für ſein einziges Geſchäft halten muß, Alles auf den wahren Grund der dramatiſchen Kunſt zurückzuführen, und daß er ſehr wohl einzuſehen glaubt, wie jene Beſchaffenheit des Gedichts, die es nicht ganz dramatiſch werden läßt, von einem andern Standpuncte aus zu erklären und zu rechtfertigen ſein werde.

Wiener Jahrbücher der Litteratur. 1819.

Auguſt Wilhelm v. Schlegel.

Die Kunſt der Griechen.

An Goethe.

Kämpfend verwirrt ſich die Welt, und neue Verhängniſſe ſtürmen
Dir, kunſtpflegendes Land, Hellas geliebteres Kind,
Dunkel heran; es verſinkt in erneuerten Flammen Corinthus,
Und der Proconſul häuft wieder in Schiffe den Raub,
Stolz den Erſatz androhend; gefeſſelte Genius-Werke
Führt barbariſcher Pomp wiederum auf in Triumph.
Du indeſſen enthüllſt, der Helleniſchen Muſe Geweihter,
Goethe, mit ſinnendem Blick, mancherlei Wundergebild,
Wie es emporſtieg einſt in dem Geiſt Prometheiſcher Männer;
Ruhig beſchwörend den Wahn, welcher nur gafft und verkennt.

Dir entringeln die Schlangen um Ilion's Held und die Knaben
Ihre Gewinde: wir sehn, wie die bewaffnete Kunst
Zögernd der Götter Gerichte vollführet; die schonende Hand geß
Linde der Anmuth Oel über den duldenden Stein.
So hebt Niobe dort die verstummenden Blicke zum Himmel,
Groß gewendet; ihr haucht um den geöffneten Mund
Heilige Charis, die zürnet und fleht: Ach, wenn sie erstarrt noch
Sahe Latona so schön, mußte, zu spät, sie verzeihn!
Leih' den Gestalten Dein bildendes Wort; aus verbrüdertem Geiste
Freundlich zurückgestrahlt, spiegle sich Kunst in der Kunst.
Was der Genius hegt, der schirmende, wohnt in dem Frieden
Einer geweiheten Brust, frei von der Erde Gewalt.
Da verwahrest Du sicher, was gern Dir Asonien zeigte;
Flüchtend vor der Gefahr, wählt' es ein reines Asyl.

— — — — — — —
— — — — — — —

Fließet die Sprach' uns nicht, von selbst Melodie, von der Lippe,
Wiegt kein südlicher Lenz, über dem Muttergefild
Wehend, uns leicht durch's Leben: so gab uns strenger Erzog'nen
Doch den unendlichen Trieb spielender Freude der Gott.
Dir vertraut' er, o Goethe, der Künstlerweihe Geheimniß,
Daß Du im Heiligthum hütest das Dichtergesetz.
Lehre denn dichtend, und führe den Weg zum alten Parnassus!
Wie? Du schwindest dem Blick höher empor zum Olymp?
Wie einst Eos den Liebling, so nimmt im geflügelten Wagen
Liebend die Muse Dich auf; doch sie entreißet Dich nicht.
Schwebend über den Werken der Sterblichen, streuet sie Rosen
Aus dem Gewölk, des Tags holde Verkündigerinn.

Athenäum. Berlin, 1799.

6. Schiller's und Goethe's weibliche Charactere.

Schiller hat in der Schöpfung seiner weiblichen Charactere keine große Mannigfaltigkeit bewiesen; Dieß ist gerade der Punct, wo seine Schwäche am Meisten sichtbar wird. Alle seine Heldinnen sind so ganz von Liebe durchdrungen, daß sie in ihrer hohen und edeln Leidenschaft unüberwindlich erscheinen; sie sprechen sich gleich beim Auftreten so stark und voll aus, daß kaum eine Steigerung möglich bleibt. Daher ist bei ihm die Liebe ein hoher Rausch, oder eine edle Resignation, und wir hören in allen diesen Gestalten weit mehr den Dichter als die Natur sprechen. Sonderbar, daß ihm gerade dieser Mangel die Herzen scheint gewonnen zu haben.

Ganz bithogambisch ist seine Amalie in den frühern „Räubern"; die Louise in „Cabale und Liebe" ist ihr ganz ähnlich, die Leonore in „Fiesco" ist nur das geschwächte Bild Dieser, weil hier die Intrigue und mannigfaltige Geschichte vorherrscht. Die Königinn in „Carlos", eben so groß, edel und ergeben. Von der Ebeli und ähnlichen Charactern können wohl selbst die einseitigen Verehrer des Dichters nicht ganz läugnen, daß sie verzeichnet sind. In der „Thekla" spricht sich diese Weiblichkeit, die mehr Abstraction als Wirklichkeit zu nennen ist, am Edelsten aus. In der „Maria Stuart" wurde der Dichter von der Geschichte gezwungen, ihr etwas mehr Wahrheit, Schwäche und Verirrung zu geben, und sie ist auch wohl sein gelungenster weiblicher Character. Die sonderbare „Jungfrau" erscheint im Anfange spröde und wunderlich, in ihrer unbegreiflichen Liebe aber wieder in der Manier des Dichters; ganz so die „Braut von Messina" und das Fräulein im „Tell."

Findet man bei unserm größten Dichter (Goethe) auch, daß Clärchen und Margarethe, diese wundersamen Schöpfungen, eine ähnliche Physiognomie haben, so möchte man selbst die Manier im „Clavigo" und „Götz" ihnen gewissermaßen zugesellen, sowie die Manier der „Geschwister"; so sind dennoch die reine Iphigenie, die Prinzessinn Leonore und wie viele treffliche Gebilde zu berücksichtigen, die uns aus seinen kleinen Werken, so wie aus seinen Romanen und Erzählungen, entgegen leuchten, daß wir in ihnen die reiche Schöpfergabe des Dichters,

ie wie in ſeinen Geſtalten die Wahrheit und in ſo verſchiedenen Modificationen die ächte Weiblichkeit bewundern müſſen. Unſere verwirrten Tage und die immer mehr einbrechende rohe Anarchie machten es nöthig, Dergleichen in Erinnerung zu bringen, was ehemals überflüſſig erſcheinen konnte.

Tiecks dramaturgiſche Blätter.

Die Schilderungen weiblicher Charactere verdienen an dieſem Dichter noch beſonders ausgezeichnet zu werden. Lotte, Stella, Cäcilie, Marie, Iphigenie, die beiden Leonoren im „Taſſo", Mariane in den „Geſchwiſtern", Gretchen in „Fauſt", Clärchen in „Egmont", bilden ein vollſtändiges Studium, eine ganze Gallerie von ſchöner Weiblichkeit: alle in Sprache, Ton, Phyſiognomie von einander verſchieden, alle an Reiz, Adel, Seele und Wahrheit einander gleich.

Allgem. Litt. Zeitung. 1792.

---

7. Die natürliche Tochter.

Die „Eugenie" oder „natürliche Tochter" bewähete mir das Urtheil der Gräfinn über die Abſpiegelung einer gewiſſen Periode unſerer geſellſchaftlichen Entwickelung in den Figuren derſelben. Es ſchien mir von der höchſten tragiſchen Wirkung, daß ein reich begabtes Kind der Natur, entſtanden außerhalb der bürgerlichen Ordnung, durch alle Stände wie eine fremdartige Menſchheit geht, und darum das Opfer der geſellſchaftlichen Claſſification wird. Das Drama iſt nicht beendet, und ſo können wir über den ganzen Umfang jenes tragiſchen Effectes nicht urtheilen. Ob man dieſes tiefe Meiſterwerk, wenn es ganz vor uns ſtände, claſſiſch nennen dürfte, könnte zweifelhaft ſcheinen, weil die Sprache deſſelben für die dramatiſche Poeſie zu viel redneriſche und epiſche Breite hat.

„Die natürliche Tochter." Ein Trauerſpiel von Goethe. — Man bezeichnet das Eigenthümliche dieſes dramatiſchen Werkes vielleicht am Kenntlichſten, wenn man ſagt, es ſei unter den Tragödien, was „Hermann und Dorothea" unter den Epopöen, von den claſſiſchen Werken des Alterthums ganz verſchieden im Stoffe, ihnen ähnlich in Geſtaltung. — Die Griechiſchen Tragiker wählten (mit ſehr wenigen Ausnahmen) zur Bearbeitung Mythen des heroiſchen Zeitalters. Damals, als ihre Vorfahren ſich noch in einer bedrängnißvollen Abhängigkeit von der Natur befanden, als, um mit dem Dichter der „Iphigenie" zu reden,

trüb und wild
Ein neues Volk, voll Leben, Muth und Kraft,
Sich ſelbſt und banger Ahnung überlaſſen,
Des Menſchenlebens ſchwere Bürden trug;

damals erſchien das Verhängniß als etwas Uebermenſchliches von einer Gottheit Gewirktes. Gegenwärtig erſcheint es als von der Menſchheit ſelber ausgehend, und durch den Druck der geſellſchaftlichen Verhältniſſe hervorgebracht. Hieraus ergibt ſich der erſte von den angedeuteten Unterſchieden. Das Schickſal, welchem der Held der Griechiſchen Tragödie unterliegt, iſt etwas ſehr Einfaches; das Schickſal, unter welchem Eugenie erliegt, iſt etwas ſehr Zuſammengeſetztes. —

Wenn man die dem Dialoge ſo reichlich eingeflochtenen Weisheitsſprüche ausſondert und vergleicht, ſo wird man in den Meiſten die Eigenthümlichkeit vermiſſen, welche die Perſon kenntlich macht, der ſie der Dichter in den Mund legt. Wer Das tadelt, bedenkt nicht, daß in einem Zeitalter, welches gebildet iſt durch eine große Anzahl ausgezeichneter und allgemein geleſener Schriften, durch einen ſehr mannigfaltigen und ausgebreiteten Gedankenverkehr und Ideen-Wechſel, faſt Alle, deren Erziehung nicht vernachläſſigt worden, ohne Unterſchied des Alters, Standes, Geſchlechtes und Wirkungskreiſes die Reſultate der angeſtellten Forſchungen über die menſchlichen Dinge kennen, und auf gleiche Weiſe geübt ſind, dieſelben in vorkommenden Fällen mit Beſtimmtheit vorzutragen. Je weniger Individualität jene Sprüche haben, deſto mehr ſind ſie geeignet, im Allgemeinen Das zu ſchildern, was die Anſprüche begründet, die Eugenie's Zeitalter auf den Ruhm des Erleuchteten macht. —

— Iſt nun ein Werk, wie unſere Tragödie, aus lauter ächten und edeln Worten und Fügungen zuſammengeſetzt, ſo entſteht etwas ganz Wunderbares. Zu der Lieblichkeit, welche die Sprache der Dichtung hat, geſellt ſich die Lieblichkeit des Dichteriſchen der Sprache, und haucht über das Werk einen Geiſt aus, der, gleich friſcher, milder Luft auf Bergeshöh', in jedem Augenblicke uns inne werden läßt, daß

wir im reinen Elemente der Kunst athmen. Um den Sinn zu schärfen für die Schönheiten der Malerei, rieth Jener, man solle die Werke derselben fleißig mit verschlossenen Augen beschauen. Ebenso möchte man den sich bildenden Freunden der Poesie rathen, die Werke fleißig mit verschlossenem Ohre anzuhören, sich gewöhnend, so oft sie von einer Stelle, die ein kleineres Ganze bildet, ergriffen werden, die Lesung zu unterbrechen, um das Phantasie-Gebilde wortlos im Innern eine Zeitlang zu bewegen, dann aber durch laute Wiederholung des Gelesenen den Schemen von Neuem zu verwandeln in die tönende Gestalt, womit der Dichter ihn begabte. Wer sich augenblicklich überzeugen will, welche herrliche Kunstschätze und kostbare Kleinode so manche einzelne, unscheinbare und unbeachtete Gleichnisse, Verse, Beiwörter und Fügungen in sich schließen, Dem rathen wir, jene Uebung zu versuchen an folgender Poesie aus unserer Tragödie, S. 336 und 348, die Worte des Herzogs.

— Welche aber Eugenie's Eigenthümlichkeit hinreichend aufgefaßt, um ihr nachzuempfinden, wenn sie spricht:

Ich nehme Theil an jeder edeln That,
An jeder großen Handlung, die den Vater
Dem König und dem Reiche werther macht.

Und ferner:

Mit hocherhab'nen, hochbeglückten Männern
Gewalt'ges Ansehn, würd'gen Einfluß theilen,
Für edle Seelen reizender Gewinn!

Welche überhaupt unsere Tragödie am Liebsten betrachten als ein Gemälde von der sich selbst zerstörenden Thätigkeit der auf ihren eigenen Untergang hinarbeitenden Gesellschaft: Diese können nicht anders, als die Entwickelung von Eugenie's Schicksal höchst tragisch finden. Bei der wahrhaft fürstlichen Gesinnung, welche ihr die lieblichen Reime eingiebt, zur Feier ihrer neuen Geburt, mußte ihr die Verläugnung derselben schrecklich dünken, wie der Tod; und zwar, um mit ihren Worten zu reden, wie der Tod, der mit Selbstbewußtsein verbunden ist. Da sie diesen freiwillig wählt aus Liebe zum Könige und zum Vaterlande, so erscheint sie als eine Heroin, n[illegible] unwürdig, der Antigone zur Seite zu stehen.

Möglich wäre es, und selbst wahrscheinlich, daß, wenn dem Dichter gefiele, die durch einen frohen Ruf verkündigte Trilogie zu vollenden, für diese Tragödie neue Beziehungen entständen, welche, viele noch verborgene Tugenden derselben enthüllend, die Freude an ihr sehr erhöhten. Dieser erhöhten Freude aber ist nur Der würdig, dem sie schon jetzt genügt als in sich vollendetes Werk.

Jen. Allgem. Litteratur-Zeitung. 1801.

— Bei einigen Schriftstellern, und besonders Dichtern, bei Voß, Stolberg, in vielen Werken von Goethe, findet sich diese Reinheit der Sprache in ihrer ganzen Strenge und Vollkommenheit; wie nur irgend bei einem Dichter oder Schriftsteller der ersten Zeit. Bei Voß geht die Sorgfalt für die Sprache sogar hier und da bis zur Härte und Peinlichkeit; und finden sich in einigen der leichtern, der frühern oder der spätern Werke von Goethe einzelne Vernachlässigungen, so ist dagegen in seinen edelsten Gedichten die Sprache so schön, als sie es im Deutschen nur sein kann, und zwar mit einer kunstlosen Leichtigkeit und Anmuth, die Klopstock nicht hat.

— Erst in dem jetzigen Zeitraume wurden Goethe's reifere Werke allgemeiner verbreitet und anerkannt; andere fallen auch ihrer Entstehung nach in diese Zeit. Die vorzüglichsten derselben werden jetzt an poetischer Kunst und schöner Sprache ziemlich allgemein als das Vorzüglichste anerkannt, was wir in unserer Sprache besitzen. Die genialische Kraft und Leichtigkeit, welche die zweite Generation überhaupt auszeichnet, besitzt dieser Dichter vor allen andern. In einem Stück jedoch könnte sein Beispiel irreleitend werden, da er auch in der reifern Zeit so häufig seine Poesie unmittelbar an die Gegenwart zu knüpfen versucht, und nicht leicht ein anderer Dichter an solche ganz moderne Gegenstände so viel Kunst verschwendet hat. Desto eher kann man aber über die Schwierigkeit dieses ganzen Unternehmens selbst urtheilen, wenn man diese künstlichen Werke moderner Darstellung mit der Poesie seiner ältern Gedichte zusammenhält. Wie weit muß nicht die „Eugenie" dem „Egmont" nachstehen, wenn wir beide Werke gegen einander halten, als eine poetische Darstellung, wie bürgerliche Unruhen und Staats-Revolutionen unter dem Volke und in dem Cabinet der Großen sich verbreiten! Oder ist es erlaubt, Werke von verschiedener äußerer Art bei ähnlichem Inhalt zusammenzustellen, so vergleiche man mit der Darstellung von der Verwickelung der Leidenschaften in den höhern gesellschaftlichen Verhältnissen die „Wahlverwandtschaften" mit dem „Tasso". Oder sieht man den Letzten von der Seite an, daß darin der Künstler in seinem Gegensatz zu der äußern Welt, wie im „Faust" der in seinen Ideen lebende Geist in seinem innern Kampf, dargestellt wird, und vergleicht damit den „Wilhelm Meister", so

wird die Gedankenfülle und der kunstreiche Styl in dem letzten Werke allerdings einen großen Vorzug zu behaupten scheinen. Sieht man aber auf die Poesie allein, so glaube ich, daß die genannten Werke: „Faust", „Iphigenie", „Egmont", „Tasso", bei der Nachwelt den Ruhm dieses großen Dichters als solchen am Meisten erhöhen werden, nebst den schönsten seiner Lieder; denn in diesen finde ich ihn in allen Zeiten gleich vortrefflich.

— Sein Gefühl zog ihn jederzeit mehr zum Romantischen als zum eigentlich Heroischen hin; und es dürfte auch wohl dieses Romantische, in dem weitesten Sinne des Wortes, welches die Spiele der Phantasie und des Witzes mit den Gefühlen und Anschauungen, wie das Leben sie gibt und in einem reichbegabten Gemüthe hervorruft, in allen Abstufungen und Mischungen verbindet, die eigentliche Sphäre dieses Dichters sein.

Zwiefach war die Wirkung, die er auf sein Zeitalter hatte, und zwiefach erscheint uns auch seine Natur. In Rücksicht auf die Kunst hat er Vielen mit Recht als ein Shakespeare unsers Zeitalters gegolten; unsers Zeitalters, d. h. eines solchen, welches mehr zum Ideen-Reichthum und einer mannigfaltigen Bildung sich hinneigt, als zur höchsten Kunstvollendung und gründlichen Ausführung in einer einzelnen Richtung und Gattung der Poesie, die also auch hier von unserm Dichter nicht in dem gleichen Grade erwartet werden darf, wie von dem alten dramatischen Meister. In Rücksicht auf die Denkart aber, wie sie sich auf das Leben bezieht und das Leben bestimmt, könnte unser Dichter auch wohl ein Deutscher Voltaire genannt werden; ein Deutscher allerdings, wie überall so auch hierin, da selbst der poetische Uebermuth und die Ironie bei dem Deutschen erstlich poetischer, und dann gutmüthiger sich kund gibt, redlicher und ernstlicher gemeint ist, als bei dem Franzosen, wo er seine Indifferenz und seinen Unglauben kund gibt und Spott treibt mit dem eigenen Unglauben. Indessen wird doch auch in unserm Dichter oft unter all' der mannigfaltigen Bildung, der geistreichen Ironie und dem nach allen Directionen hinströmenden Witz fühlbar, daß es dieser verschwenderischen Fülle von geistigem Spiel an einem festen, innern Mittelpuncte fehlt.

Friedrich Schlegel's Geschichte der alten und neuen Litteratur.

Zwei Briefe über Goethe's „natürliche Tochter".

Sie verlangen zuviel von mir, meine gütige Frau: einen Abriß, eine Beurtheilung des neuesten Werkes unsers Dichters. — Sie wissen, ich glaube nur an einen Gott — des Dichters, der die reichste und lieblichste Welt in seiner Seele trägt, dem fast keine Erscheinung fremd sein kann; — ja, Sie verlangen zu viel; aber zu verführerisch, ich kann der feinen Schmeichelei nicht widerstehen. Doch erwarten Sie kein Urtheil und überhaupt keine Critik. Goethe's Werke waren seit langer Zeit fast ausschließlich meine Lectüre, ich möchte sagen, sie waren das Geschäft meines Lebens; — ich bin oft stolz genug, zu glauben, daß ich ihn kenne, ganz kenne von dem Augenblick an, wo er zu Jacobi, wie Dieser in der Vorrede zu seinem Woldemar erzählt, liebend, zürnend, drohend sprach:

„der Genügsamkeit, die sich mit Theilnehmung an Anderer Schöpfungsfreude sättigt, zu entsagen; nicht länger zu gaffen, sondern in die eigenen Hände zu schauen, die Gott auch gefüllt hätte mit Kunst und allerlei Kraft —"

bis zu „Eugenie'n", die Sie von mir kennen lernen wollen; und dennoch begreife ich nicht, wie ich eine Critik über ihn wagen könnte. Die Sonne hat mich erquickt, erwärmt, erhoben: soll ich fragen, ob ihre Wärme noch milder, ihr Feuer mächtiger, ihr Strahl reiner, ihr Glanz herrlicher sein können?

„Habe ich einmal", sagt irgendwo Wilhelm Schlegel, „einen Dichter für ein Genie erkannt, so hege ich, wenn mir dieses oder jenes Einzelne nicht gleich gefällt, lieber Mißtrauen in meine Einsicht und meinen Geschmack, als da sich gleich urtheilen sollte, er habe hier gefehlt und es besser machen können;" und ich glaube, wie Schlegel, mehr an das Göttliche als an alles Vernünfteln. — Also keine Critik über „Eugenie'n", sondern eine bloße Inhaltsanzeige ihrer ersten fünf Acte; denn Sie wissen, daß Goethe die Schicksale seiner Heldinn in einer Trilogie darstellen will, wovon der erste Theil erst auf der Bühne erschienen ist. — Doch, was Ihnen mehr werth sein wird, als alle Critik, so lange sie nicht das Werk eines mit Goethe'n an Genie und Bildung harmonischen Kopfes ist, sind viele Stellen, so gut wie ich sie aus der aufmerksamsten, wiederholten Ansicht habe fassen können. —

Eine Jagdmusik, die das Orchester sehr lebhaft ausführt, deutet uns schon vor dem Wegrollen des Vorhangs an, daß der Anfang des Stückes mit einer Jagd-Scene beginnen werde; und so ist es. Wir sehen den König und den Herzog, Beide im Jagd-Habit, in einer einsamen Waldgegend vor uns; die Verfolgung eines Hirsches hat sie dahin geführt; der Herzog ladet den König ein, sich auszuruhen; diese, das

Ganze einleitende Unterhaltung gebe ich Ihnen, ſo viel ich kann, ganz.

Herzog.

An jenes Felſens and'rer Seite liegt,
Am grünen Hang, ein artig' Haus verſteckt,
Dich zu bewirthen keineswegs gebaut:
Allein bereit, Dich huld'gend zu empfangen.

König.

Laß dieſer Bäume hochgewölbtes Dach,
Zum Augenblick des Raſtens, freundlich ſchatten.
Laß dieſer Läſte liebliches Geweb'
Uns leiſ' umſtricken, daß an Sturm und Streben
Der Jagdluſt auch der Ruhe Luſt ſich füge.

Herzog.

Wie Du auf einmal völlig abgeſchieden,
Hier hinter dieſem Bollwerk der Natur,
Mein König, Dich empfindeſt, fühl' ich mit.
Hier dränget ſich der Unzufried'nen Stimme,
Der Unverſchämten eſſ'ne Hand nicht nach.
Freiwillig einſam merkeſt Du nicht auf,
Ob Undankbare ſchleichend ſich entfernen.
Die ungeſtüme Welt reicht nicht hierher,
Die immer fordert, nimmer leiſten will.

König.

Soll ich vergeſſen, was mich ſonſt bedrängt,
So muß kein Wort erinnernd mich berühren.
Entfernten Weltgetöſes Widerhall
Verklinge, nach und nach, aus meinem Ohr.
Ja, lieber Oheim, wende Dein Geſpräch
Auf Gegenſtände, dieſem Ort gemäßer.
Hier ſollen Gatten aneinander wandeln,
Ihr Stufenglück in wohlgerath'nen Kindern
Entzückt betrachten; hier ein Freund dem Freunde,
Verſchloſſ'nen Buſen traulich öffnend, nah'n.
Und gabſt Du nicht erſt neulich ſtille Winke,
Du hoffteſt, mir in ruh'gen Augenblicken
Verborgenes Verhältniß zu bekennen — —

Hier bekennt nun der Herzog dem Könige, daß er, außer ſeinem ungerathenen Sohne, noch eine Tochter habe, die Frucht eines heimlichen Bundes mit der verſtorbenen Fürſtinn; mit hoher Zartheit läßt der Dichter dieß Bekenntniß ablegen und den Herzog ſchnell über ſein Verhältniß mit der Fürſtinn hinweggehen. Aber deſto feuriger ſtrömt aus ſeinem Munde das Lob der Tochter, um deren Legitimation er den König bittet, die ihm auch bewilligt wird. — „O, kenne ſie," ſpricht er:

O, kenne ſie, eh' Du zu ihrem Vortheil
Dich ganz entſcheideſt! Laß ein Vaterwort
Dich nicht beſtechen! Manches hat Natur
Für ſie gethan, das ich entzückt betrachte,
Und Alles, was in meinem Kreiſe webt,
Hab' ich um ihre Kindheit hergelagert;
Schon ihren erſten Weg geleiteten
Ein ausgebildet' Weib, ein weiſer Mann.
Mit welcher Leichtigkeit, mit welchem Sinn
Erfreut ſie ſich des Gegenwärtigen,
Indeß ihr Phantaſie das künft'ge Glück
Mit ſchmeichelhaften Dichterfarben malt!
An ihrem Vater hängt ihr frommes Herz,
Und wenn ihr Geiſt den Lehren edler Männer,
Sich ſtufenweiſ entwickelnd, friedlich horcht,
So mangelt Uebung ritterlicher Tugend
Dem wohlgebauten, feſten Körper nicht.

Die Unterredung wird durch die Nachricht geſtört, daß die junge Dame, die der Jagd beigewohnt, mit ihrem Pferde von einem Felſen herabgeſtürzt ſei, indem ſie ein Wild raſch verfolgt. Beſtürzt eilt der Herzog nach dieſer Gegend hin. In dieſem Augenblicke, da ſich der König mit dem Grafen aus ſeinem Gefolge, der jene Nachricht gebracht, allein befindet, gibt der Graf dem Könige zu verſtehen, daß das Verhältniß des Herzogs zu der jungen Dame, das er immer ſo ſorgfältig verſchwiegen und jetzt durch ſeine Beſtürzung über ihr Schickſal verrathen, unter den Hofleuten lange ſchon ein öffentliches Geheimniß geweſen ſei, und mit dieſem einen Zug gibt uns der Dichter ein treffendes Bild des Lebens und der Intrigue am Hofe und in der feinen Welt. „Es iſt", ſagt noch der Graf,

Es iſt ein eig'ner, griffenhafter Zug,
Daß wir durch Schweigen das Geſchehene
Für uns und And're zu vernichten glauben.

Und hierauf erwiedert der König:

O, laß dem Menſchen dieſen edeln Stolz!
Gar Vieles kann, gar Vieles muß geſchehn,
Was man mit Worten nicht bekennen darf.

Eugenie — denn daß die junge Dame keine Andere als ſie, die natürliche Tochter des Herzogs iſt, haben Sie ſchon errathen — wird jetzt ohnmächtig herbeigetragen; aber bald erwacht ſie und erſcheint ſo lieblich und heiter, als ob ihr gar Nichts begegnet wäre. Der Herzog ſtellt ſie, nachdem ſich das Gefolge entfernt, dem Könige als ſeine Tochter vor, der ihr mit der freundlichſten Huld entgegenkommt und ſie ſelbſt an den Hof zu führen verſpricht, aber zugleich ihr nicht verhehlt, wie er den Hof und ſeine Verhältniſſe an demſelben anſieht.

Die Pforten unſers königlichen Hauſes
Eröffn' ich Dir mit eig'ner Hand; ich führe
Auf glatten Marmorboden Dich hinein.
Noch ſtaunſt Du Dich, noch ſtaunſt Du Alles an,

Und in den innern Tiefen ahnest Du
Nur sch're Würde mit Zufriedenheit;
Du wirst es anders finden! Ja, Du bist
In eine Zeit gekommen, wo Dein König
Dich nicht zum heitern, frohen Feste ruft,
Wenn er den Tag, der ihm das Leben gab,
In Kurzem feiern wird; doch soll der Tag
Um Deinetwillen mir willkommen sein;
Dort werd' ich Dich im off'nen Kreise sehn,
Und Aller Augen werden auf Dir haften.
Die schönste Zierde gab Dir die Natur;
Und daß der Schmuck der Fürstinn würdig sei,
Die Sorge laß dem Vater, laß dem König.

Eugenie drückt ihren Dank für diese königliche Huld mit einer Wahrheit des Gefühls und einer Feinheit des Verstandes aus, die den eigenen Geist dieses Mädchens treffend bezeichnen:

Der freud'gen Ueberraschung lauter Scheu,
Bedeutender Geberde dringend' Streben,
Vermöchten sie, die Wonne zu bezeugen,
Die Du dem Herzen schaffend aufgeregt!
Zu Deinen Füßen, Herr, laß mich verstummen,
— — — — — — — — — —
— — Laß, o, laß mich hier
Der völligsten Ergebung Glück genießen!
Wenn wir in raschen, muthigen Momenten
Auf unsern Füßen stehen, strack und kühn
Als eig'ner Stütze froh uns selbst vertrau'n,
Dann scheint uns Welt und Himmel zu gehören.
Doch was in Augenblicken der Entzückung
Die Kniee beugt, ist auch ein süß' Gefühl.
Und was wir unserm Vater, König, — Gott, —
Von Wonnebank, von ungemess'ner Liebe
Zum reinsten Opfer bringen möchten, drückt
In dieser Stellung sich am Besten aus.
(Sie fällt vor ihm nieder.)

Der König, von Besorgnissen gedrückt, daß Mißvergnügen über seine Regierung gähre und von den Großen seines Reichs selbst zum Ausbruche angefacht werde, scheint durch diese Erscheinung Eugenie'ns wieder aufgerichtet zu sein. „Erhebt Euch", spricht er zu Eugenie'n und ihrem Vater:

Erhebt Euch denn und stellt Euch neben mich,
In's Ehr der Treuen, die an meiner Seite
Das Rechte, das Beständige beschützen.
O, diese Zeit hat fürchterliche Zeichen;
Das Nied're schwillt, das Hohe senkt sich nieder,
Als könnte Jeder nur am Platz des Andern
Befriedigung verwerf'ner Wünsche finden,
Nur dann sich glücklich fühlen, wenn Nichts mehr
Zu unterscheiden wäre, wenn wir Alle,
Von einem Strom vermischt dahingerissen,
Im Ocean uns unbemerkt verlören —

Und mit der innigsten, bedeutendsten Empfindung scheidet er dann von Beiden, sagend:

Wir wollen bald einander wiedersehn
An jenem Fest, wo sich die treuen Meinen
Der Stunde freu'n, die mir das Licht gegeben.
Dich geb' ich, edles Kind, an diesem Tage
Der großen Welt, dem Hofe, Deinem Vater
Und mir! Am Throne glänze Dein Geschick.
Doch bis dahin verlang' ich von Euch Beiden
Verschwiegenheit. Was unter uns geschehn,
Erfahre Niemand. Mißgunst lauert auf;
Schnell regt sie Wog' auf Woge, Sturm auf Sturm;
Das Fahrzeug treibt an jähe Klippen hin,
Wo selbst der Steurer nicht zu retten weiß.
Geheimniß nur verbürget uns're Thaten;
Ein Vorsatz, mitgetheilt, ist nicht mehr Dein;
Der Zufall spielt mit Deinem Willen schon;
Selbst, wer gebieten kann, muß überraschen.
Ja, mit dem besten Willen leisten wir
So wenig, weil tausend Willen kreuzen.
O, wäre mir zu meinen reinen Wünschen
Auch volle Kraft auf kurze Zeit gegeben;
Bis an den letzten Herd im Königreich
Empfände man des Vaters warme Sorge;
Begnügte sollten unterm niedern Dach,
Begnügte sollten im Palaste wohnen;
Und hätt' ich einmal ihres Glücks genossen,
Entsagt' ich gern dem Throne, gern der Welt!

Diese eigenen Aeußerungen bezeichnen schon mehr den weichen, liebenswürdigen Fürsten, als den kraftvollen Regenten, der einer dem Staate drohenden Gefahr gewachsen ist; und kaum hat er die Scene verlassen, so hören wir auch schon aus des Herzogs Munde das Urtheil deutlich über ihn ausgesprochen: daß er, mehr gut als groß, seinen wichtigen Platz nicht ausfülle, und daß das Ruder des Staats stärkern Händen übergeben werden müsse; wir hören, daß der Herzog selbst, was auch der König schon zu ahnen schien, in dieser Rücksicht zu seinen Gegnern gehöre. Mit Ueberraschung und Erstaunen vernimmt Eugenie diese Gesinnungen ihres von ihr so innig geliebten Vaters; aber auch dem Könige ist sie mit ganzer Seele ergeben, und mit Wärme redet sie zu dem Herzen ihres Vaters für die Sache ihres Königs. Die herzlichste Ergießung kindlicher und väterlicher Empfindungen beschließt den ersten Act; hocherfreut über Eugenie'ns glückliche Rettung von dem gefährlichen Sturz, [illegible] das Entzücken aus des Herzogs Munde:

Zum ew'gen Denkmal weih' ich diesen Ort.
Hier soll ein Tempel aufstehn, der Genesung,

Der glücklichſten, gewidmet. Ringsumher
Soll Deine Hand ein Feenreich erſchaffen;
Den wilden Wald, das ſtruppige Gebüſch
Soll ſanfter Gänge Labyrinth verknüpfen;
Der ſteile Fels wird gangbar, dieſer Bach,
In reinen Spiegeln fällt er hier und dort;
Der überraſchte Wand'rer fühlt ſich hier
In's Paradies verſetzt. Hier ſoll kein Schuß,
So lang ich lebe, fallen; hier kein Vogel
Von ſeinem Zweig, kein Wild in ſeinem Buſch
Geſchreckt, verwundet, hingeſchmettert werden.
Hier will ich her, wenn mir der Augen Licht,
Wenn mir der Füße Kraft zuletzt verſagt,
Auf Dich gerichtet, wallfahrten; immer ſoll
Des gleichen Danks Empfindung mich beleben — —

Und in den Strom dieſer Empfindungen fließt noch mit rührender Milde die väterliche Warnung vor einem ähnlichen Unternehmen; eben ſo wahr als ſchön ſagt er:

Das Leben iſt des Lebens Pfand; es ruht
Nur auf ſich ſelbſt und muß ſich ſelbſt verbürgen — —

Auch verſpricht er, ihr Geſchenke zu ſenden, warnt jedoch, in ſeiner Abweſenheit das Verhältniß, worin ſie ſich befinden, zu eröffnen.

Im zweiten Act ſpielt die Scene auf dem im Walde liegenden Schloſſe, das Eugenie bisher bewohnt hat. Ihre Hofmeiſterinn und der Secretär ihres Vaters treten auf, und mit ihnen fängt das Gewebe der Intrigue gegen ſie an. Die Hofmeiſterinn liebt den Secretär, und Dieſer, eine Creatur von Eugenie'ns Bruder, der mit Verdruß in ihr ſeine legitimirte Schweſter ſieht, nutzt dieſe Leidenſchaft, um ſie zu bewegen, Eugenie'n von hier weg und an einen ſo fernen Ort zu führen, daß keine Kunde von ihr jemals zu den Ohren ihres Vaters kommen könne. Die Hofmeiſterinn, eine gutgeartete Frau und Eugenie'n mit wahrer Liebe zugethan, widerſteht den Forderungen des Secretär's, und nur ſeine Drohung, daß dieſe Entführung das gelindeſte ihr bevorſtehende Schickſal ſei, daß ſonſt gar das Leben Eugenie'ns unverweidlich geopfert werden müſſe, zwingt ſie, in ſeine Anträge zu willigen. Bald erſcheint Eugenie ſelbſt; ihr Buſen iſt von den lebendigſten Empfindungen des Danks für ihre Rettung und die Huld des Königs beſtürmt; ſie will allein ſein, entfernt ihre Hofmeiſterinn und ergießt ihre Empfindungen in nachſtehendes Sonnet:

Welch' Wonneleben wird hier ausgeſpendet!
Willſt Du, o Herr der obern Regionen,
Des Neulings Unvermögen nicht verſchonen?
Ich ſinke hin, von Majeſtät geblendet.
Doch, bald getroſt zu Dir hinauf gewendet,
Erfreut's mich, an dem Fuß der feſten Thronen,
Ein Sprößling Deines Stamms, beglückt zu wohnen,
Und all' mein frühes Hoffen iſt vollendet.
So fließe denn der holde Born der Gnaden!
Hier will die treue Bruſt ſo gern verweilen,
Und an der Liebe Majeſtät ſich faſſen.
Mein Ganzes hängt an einem zarten Faden;
Mir iſt, als müßt' ich unaufhaltſam eilen,
Das Leben, das Du gabſt, für Dich zu laſſen.

Sie wird geſtört und verſteckt dieß Sonnet mit ihrem Taſchenbuch in einen geheimen Wandſchrank. In einer Kiſte werden ihr die verheiſſenen Geſchenke ihres Vaters gebracht, die ſie, uneingedenk der Warnung deſſelben, eröffnet. Entzückt über die Kleider und den ſchönen Schmuck, den ſie darin findet, kann ſie der Verführung, ſich damit angethan zu ſehen, nicht widerſtehen; und, geziert mit dieſem Glanz, vertraut ſie auch ihrer Hofmeiſterinn, was dieſer Schmuck bedeute und welchem Glücke ſie entgegengehe. Ermahnungen der Hofmeiſterinn, Vorſtellungen, daß ein ſtilles, ungeſehenes Glück einen ruhigern, ungeſtörtern Beſitz gewähre, fruchten Nichts.

Sie erkennen, meine ſchöne Frau, aus dieſen Zügen, wie treffend und fein Goethe ſeine Heldinn ankündigt und vorbereitet. Dieß junge Mädchen, das uns zuerſt von dem Vater ſelbſt mit ſo glänzenden Farben geſchildert wird; von dem wir dann hören, daß es als Amazone der Jagd beiwohne, und raſcher, kühner als alle ihre männlichen Begleiter ein Wild bis auf die jähe Felſenſpitze verfolgt habe; das ſich vor unſern Augen gleichſam vom Tode erhebt, und, da wir es krank und zerſchlagen zu ſehen beſorgen, in ungeſchwächter, blühender Kraft daſtehet; das in Allem, was es ſpricht und thut, ſolche Fülle von Geiſt und Hoheit des Gemüths entwickelt; das dann ſo höchſt weiblich ſich ganz dem ſchönen Scheine hingibt, und in dem Entzücken, ſich geſchmückt und in dieſem köſtlichen Schmuck überall bewundert und verherrlicht zu ſehen, alle Warnungen und Vorſtellungen von Gefahren vergißt: — dieß Mädchen muß ein außerordentliches Weſen ſein. Die Leidenſchaften, die es in den Strudel des Lebens hineinziehen; die Kraft, die es aufrecht halten; der Verſtand, der es zur Lenkerinn der Begebenheiten auserküren, und die Phantaſie, die ſie überall, wohin das Schickſal es führt, mit

Wald und Dämmerung.

Claudine.

Ich habe Lucinden,
Die Freundinn, verloren.
Ach, hat es mir Armen
Das Schickſal geſchworen?
Lucinde, wo biſt du?
Lucinde! Lucinde!
Wie ſtill ſind die Gründe,
Wie öde, wie bang'!

Ach, hat es mir Armen
Das Schickſal geſchworen?
Ich ruf' um Erbarmen,
Ihr Götter, um Gnade!
Wer zeigt mir die Pfade?
Wer zeigt mir den Gang?

Sie geht nach dem Grunde.

ihren Blüthen begleiten wird: — Alles sehen wir hier von dem göttlichen Dichter im Keime dargestellt; Alles ist so zart empfunden, so tief gedacht und mit so weiser Besonnenheit eingeleitet! Und die Sprache! — Kennen Sie eine Musik, die so lieblich dahinfließt? — Ich schließe diesen Brief mit den Worten, womit die geschmückte Eugenie den zweiten Act schließt, und werde Ihnen im nächsten Briefe den Inhalt der drei letzten Acte des ersten Theils mittheilen.

Nun sprich vom Tode nur! Sprich von Gefahr!
Was zieret mehr den Mann, als wenn er sich
Im Heldenschmuck zu seinem Könige,
Sich unter Seinesgleichen stellen kann?
Was reizt das Auge mehr, als jenes Kleid,
Das kriegerische, lange Reihen zeichnet?
Und dieses Kleid und seine Farben, sind
Sie nicht ein Sinnbild ewiger Gefahr?
Die Scherpe deutet Krieg, womit sich, stolz
Auf seine Kraft, ein edler Mann umgürtet.
O meine Liebe! Was bedeutend schmückt,
Es ist durchaus gefährlich. Laß auch mir
Das Muthgefühl, was mir begegnen kann,
So prächtig ausgerüstet, zu erwarten.
Unwiderruflich, Freundin, bleibt mein Glück!

Zweiter Brief.

Eugenie ist verschwunden; der Inhalt des zweiten Acts, den ich Ihnen, meine schöne Frau, in meinem vorigen Briefe mittheilte, bereitete ihr dieß unvermeidliche Schicksal, so wenig die fröhliche Geschmückte in ihrer neuen Herrlichkeit es ahnete. Aber wohin ist sie? Das werden Sie im vierten Act erfahren; jetzt vernehmen Sie, welche Mittel angewendet wurden, dem liebenden Vater ihre Verbannung zu verbergen, und ihn mit der falschen Nachricht von ihrem plötzlichen, gewaltsamen Tode in Verzweiflung zu stürzen. Der Secretär hat einen Weltgeistlichen gedungen, diese Nachricht, wie aus eigener Ansicht geschöpft, mit allen Künsten und Farben der Lüge zu bestätigen. Mit der Unterredung Beider über diesen Plan fängt der dritte Act an. Ehemals hatte der Weltgeistliche, in stiller Abgezogenheit von der Welt, nur seiner kleinen Gemeine als Freund und Lehrer gelebt; aber die Bekanntschaft mit dem Secretär und dem Hofe hatten seine ganze Sinnesart verändert, ihn neue Freuden, neue Bedürfnisse kennen gelehrt, die ihn nun ganz beherrschen und zum willigsten Werkzeug der höfischen Intriguen machen. Lernen Sie die Fähigkeit dieses Menschen zu seinem Geschäft aus einer Rede desselben kennen:

Der Irrthum soll im ersten Augenblick,
Auf alle künft'ge Zeit, gewaltig wirken;
An ihrer Gruft, an ihrer Leiche soll
Die Phantasie erstarren. Tausendfach
Zerreiß ich das geliebte Bild und grabe
Dem Sinne des entsetzten Hörenden
Mit Feuerzügen dieses Unglück ein.
Sie ist dahin für Alle; sie verschwindet
In's Nichts der Asche. Jeder kehret schnell
Den Blick zum Leben und vergißt, im Taumel
Der treibenden Begierden, daß auch sie
Im Reihen der Lebendigen geschwebt.

Schon weiß der Herzog, daß Eugenie verschwunden ist; in tiefen Schmerz versenkt, erscheint er vor unsern Augen:

Unsel'ges Licht, Du rufst mich auf zum Leben,
Mich zum Bewußtsein dieser Welt zurück
Und meiner selbst! Wie öde, hohl und leer
Liegt Alles vor mir da, und ausgebrannt,
Ein großer Schutt, die Stätte meines Glücks!

— — — — — —

Der Schmerz um Liebe, wie die Liebe, bleibt
Untheilbar und unendlich. Fühl' ich doch,
Welch ungeheures Unglück Den betrifft,
Der seines Tags gewohntes Gut vermißte.
Warum, o, laßt Ihr die bekannten Wände
Mit Farb' und Gold mir noch entgegenscheinen,
Die mich an gestern, mich an ehegestern,
An jenen Zustand meines vollen Glücks
Mich kalt erinnern! O, warum verhüllet
Ihr nicht Gemach und Saal' mit schwarzem Krepp,
Daß, finster wie mein Inn'res, auch von außen
Ein ewig nächt'ger Schatten mich umfange!

Der arglistige Secretär zeigt durch heuchlerische Lobpreisung Eugenie's den Schmerz nur stärker, und seine gesuchten Trostgründe dienen dem Herzog nur dazu, sich die Größe seines Verlustes in allen Farben auszumalen.

Herzog.

Vergleiche doch die jugendliche Gluth,
Die selbstisch Besitz verzehrend hascht,
Nicht dem Gefühl des Vaters, der entzückt,
In heil'gem Anschau'n stille hingegeben,
Sich an Entwicklung wunderbarer Kräfte,
Sich an der Bildung Riesenschritten freut,
Der Liebe Sehnsucht fordert Gegenwart;
Doch Zukunft ist des Vaters Eigenthum.
Dort liegen seiner Hoffnung weite Felder,
Dort seiner Saaten keimender Genuß.

Secretär.

O Jammer! Diese grenzenlose Wonne,
Dieß ewig frische Glück verlorst Du nun.

Herzog.

Verlor ich's? War es doch im Augenblick
Vor meiner Seele auch im vollen Glanz.

Ja, ich verlor's! Du ruft's, Unglücklicher;
Die öde Stunde ruft mir's wieder zu.
Ja, ich verlor's! So ſtrömt, Ihr Klagen, denn!
Zerſtöre, Jammer, dieſen feſten Bau,
Den ein zu günſtig' Alter noch verſchont.
Verhaßt ſei mir das Bleibende, verhaßt,
Was mir in ſeiner Dauer Stolz erſcheint;
Erwünſcht, was fließt und ſchwankt! Ihr Fluren, ſchwellt,
Zerreißt die Dämme, wandelt Land in See!
Eröffne Deine Schlünde, wildes Meer!
Verſchlinge Schiff und Mann und Schätze! Weit
Verbreitet Euch, ihr kriegeriſchen Reihen,
Und häuft auf blut'gen Fluren Tod auf Tod!
Entzünde, Strahl des Himmels, Dich im Leeren
Und triff der kühnen Thürme ſich'res Haupt!
Zertrümmr', entzünde ſie und geiße weit,
Im Stadtgedräng, der Flamme Wuth umher,
Daß ich von allem Jammer ringsumfangen,
Dem Schickſal mich ergebe, das mich traf!

Bald tritt der Weltgeiſtliche herein, auf deſſen nähern, vergeblich mit eigenen Augen geſchöpften Bericht der Secretär den Herzog vorbereitet hatte. Willkommen nennt der Herzog den unwillkommenen Boten, weil er Eugenie'n noch geſehen, ihre letzten Worte, ihre letzten Seufzer gehört; und nun beginnt Dieſer die Erzählung von dem gewaltſamen Tode, den die kühne Eugenie, indem ſie noch ein Mal vom Pferde geſtürzt ſei, gefunden habe, und malt den Zuſtand, in dem ſie, von Wunden zerriſſen, gräßlich entſtellt, gefunden, und darum ſo ſchnell als möglich dem Anblick der Menſchen entzogen und unverzüglich beerdigt worden, mit den fürchterlichſten Farben aus, um ſo den Herzog nicht allein von ihrem Tode feſt zu überzeugen, ſondern ihm auch alle Hoffnung, alle Wünſche ſogar, ihre Reſte noch ein Mal zu ſehen, zu benehmen. Vielleicht iſt es hier, wo die Critik die Forderung der Wahrſcheinlichkeit noch nicht vollkommen befriedigt findet. Allerdings mußte es den geheimen Verſchwornen gegen Eugenie'n nicht nur gelingen, den Vater über die Gewißheit ihres Todes nicht im Mindeſten zweifelhaft zu laſſen: ſie mußten Ihm auch die Idee der Möglichkeit jeder Nachforſchung, jedes Wollen, jeden Gedanken daran nicht nur benehmen, ja verhaßt machen, wenigſtens ſo lange, als es nöthig war, Eugenie'ns Anſprüche auf den Rang, den die Legitimation ihr verhieß, durch irgend einen Schritt, den man ſie thun ließ, zu vereiteln, und ſo ihr Schickſal unwiderruflich zu entſcheiden. Was ließ ſich nun von einem Vater, deſſen höchſtes Gut ſie war, der ſie mit der Gluth der Leidenſchaft liebte, erwarten? Welche Mittel gab es, um den der zärtlichſten Liebe ſo natürlichen Wunſch, ein ſo theures Bild nur ein Mal noch zu ſehen, gänzlich zu erſticken, und wie konnten die Verſchwornen ein ſicheres Spiel haben, wenn ihnen Dies nicht gelang? War nun das Mittel, das ſie wählten, geſchickt zur Erreichung ihres Zwecks? Ich geſtehe, daß mein Gefühl ſich hier nicht zu entſcheiden vermag, aber an das Ihrige appellire ich, meine ſchöne Frau! Würden Sie eine ſo heiß geliebte, eine ſo himmliſche Tochter nicht noch ein Mal ſehen wollen, wenn ein plötzlicher gewaltſamer Tod ſie mit Wunden zerriſſen, jeden Zug entſtellt, und das ganze Bild, wie es im Leben vor Ihnen ſtand, gleichſam zerſtört hätte? Setzt die Reſignation dieſes Wunſches nicht das kalte Räſonnement voraus; der Anblick des zerſtörten Weſens könne das erſte, ſchöne Bild der Geliebten vertilgen, und jene gräßliche Erſcheinung nun Statt Dieſer vor unſerer Seele fortdauernd ſchweben; und kann ein ſolches Räſonnement, im Augenblick des höchſten Schmerzes über ſolchen Verluſt, in der Bruſt des Liebenden keimen und entſtehen? Würden Sie nicht wenigſtens dem Vater, der dieſer Reſignation fähig iſt, eine zu ſinnliche Neigung für die Tochter zutrauen? Eine zu ſinnliche? Nun, leidenſchaftlich habe ich ſeine Vaterliebe ſchon genannt, und Ihr Gefühl hat mir gewiß nicht widerſprochen; aber warum ſo materiell ſinnlich? Und endlich würden Sie, mit ſo viel Liebe für eine holde Tochter, im Augenblick, da Ihnen ihr plötzlicher Tod angekündigt wird, nicht der Glaubwürdigkeit ſelbſt, würden Sie nicht Zeichen und Wundern, dem Boten, und wenn er ein Engel wäre, trotzen, und ſelbſt mit eigenen Sinnen wahrnehmen wollen, ob wirklich dem geliebten Bilde kein Zug von allen denen, die Sie einſt entzückten, übrig geblieben ſei? — Entſcheiden Sie, — und ich bin entſchieden! — Hören Sie nun die Klagen des verzweifelnden Vaters, dem Weltgeiſtlichen gegenüber, deſſen lügenhafte Worte ihm die Seele zerreißen; ich gebe Ihnen, ſo gut ich's kann, ſtellenweiſe die ganze Scene, bis der Weltgeiſtliche ſein Geſchäft vollendet hat:

Herzog.

Es war ein Augenblick, in dem ſie litt,
Ein Augenblick, wo ſie um Hülfe rief.
Und ich? Wo war ich da? Welch' ein Geſchäft,
Welch' ein Vergnügen hatte mich gefeſſelt?
Verkündigte mir Nichts das Schreckliche,
Das mir das Leben voneinander riß?
Ich hörte nicht den Schrei, ich fühlte nicht
Den Unfall, der mich ohne Rettung traf.
Der Ahnung heil'ges, fernes Mitgefühl
Iſt nur ein Mährchen. Sinnlich und verſtockt,

In's Gegenwärtige verſchloſſen, fühlt
Der Menſch das nächſte Wohl, das nächſte Weh,
Und Liebe ſelbſt iſt in der Ferne taub!

Weltgeiſtlicher.

So viel auch Worte gelten, fühl' ich doch,
Wie wenig ſie zum Troſte wirken können.

Herzog.

Das Wort verwundet leichter, als es heilt.
Und ewig wiederholend ſtrebt vergebens
Verlor'nes Glück der Kummer herzuſtellen.

— — — — — — —

Laß uns den ſchönen Körper der Verweſung
Entreißen. Laß mit edeln Specereien
Das unſchätzbare Bild zuſammen halten!
Ja, die Atomen alle, die ſich einſt
Zur köſtlichen Geſtalt verſammelten,
Sie ſollen nicht in's Element zurück!

— — — — — — —

Du biſt nicht Vater, biſt der ſelbſtiſchen
Verſtockten, der Verkehrten Einer, die
Ihr abgeſchloſſ'nes Weſen unfruchtbar
Verzweifeln läßt! — —

— — — — — — —

O, weiſer Brauch der Alten, das Vollkomm'ne,
Das ernſt und langſam die Natur gereift,
Des Menſchenbildes erhab'ne Würde, gleich,
Wenn ſich der Geiſt, der wirkende, getrennt,
Durch reiner Flammen Thätigkeit zu löſen.
Und wenn die Gluth mit tauſend Gipfeln ſich
Zum Himmel hob, und zwiſchen Dampf und Wolken,
Des Adlers Fittig deutend, ſich bewegte:
Da trocknete die Thräne, freier Blick
Der Hinterlaſſ'nen ſtieg dem neuen Gott
In des Olymp's verklärte Räume nach.
O, ſammle mir in köſtliches Gefäß
Der Aſche, der Gebeine trüben Reſt.
Daß die vergebens ausgeſtreckten Arme
Nur Etwas faſſen, daß ich dieſer Bruſt,
Die ſehnſuchtsvoll ſich in das Leere drängt,
Den ſchmerzlichſten Beſitz entgegendrücke!

Weltgeiſtlicher.

Die Trauer wird durch Trauern immer herber.

Herzog.

Durch Trauern wird die Trauer zum Genuß.
O, daß ich doch geſchwind'ner Aſche Reſt,
Im kleinen Hauſe, wandernd, immer weiter,
Bis zu dem Ort, wo ich zuletzt ſie ſah,
Als Böſſender mit kurzen Schritten trüge!
Dort lag ſie todt in meinen Armen, dort
Sah ich, getäuſcht, ſie in das Leben kehren.
Ich glaubte ſie zu faſſen, ſie zu halten;
Und nun iſt ſie auf ewig mir entrückt.
Dort aber will ich meinen Schmerz verew'gen.
Ein Denkmal der Geneſung hab' ich oft,
In meines Traums Entzückungen, gelobt. —
Schon führet klug des Gartenmeiſters Hand
Durch Buſch und Fels beſcheid'ne Wege her;
Schon wird der Platz gerundet, wo mein König
Als Oheim ſie an ſeine Bruſt geſchloſſen;
Und Ebenmaß und Ordnung will den Raum
Verherrlichen, der mich ſo hoch beglückt.
Doch jede Hand ſoll feiern! Halb vollbracht
Soll dieſer Plan wie mein Geſchick erſtaren!
Das Denkmal nur, ein Denkmal will ich ſtiften,
Von rauhen Steinen ordnungslos gethürmt,
Dorthin zu wallen, ſtille zu verweilen,
Bis ich vom Leben endlich ſelbſt geneſe.
O, laßt mich dort, verſteint, am Steine ruhn,
Bis aller Sorgfalt lichtgezog'ne Spur
Aus dieſer Wüſte Trauerfitz verſchwindet!
Mag ſich umher der freie Platz berafen;
Mag ſich der Zweig dem Zweige wild verflechten,
Der Birke hangend Haar den Boden ſchlagen,
Der junge Buſch zum Baume ſich erheben,
Mit Moos der glatte Stamm ſich überziehn:
Ich fühle keine Zeit; denn ſie iſt hin,
An deren Wachsthum ich die Jahre maß.

— — — — — — —

Nur durch der Jugend friſches Auge mag
Das längſt Bekannte neubelebt uns rühren,
Wenn das Erſtaunen, das wir längſt verſchmäht,
Von Kindes Munde hold uns wiederklingt.

— — — — — — —

Sie iſt dahin, die ſchmeichleriſche Kraft,
Die meinen Geiſt in holde Träume ſang;
Nun drängt das Wirkliche mit dichten Maſſen
An mich heran, und droht mich zu erdrücken.

— — — — — —

Daß ein Beſitz ſo feſt ſich hier erhält,
Wenn das Verlor'ne fern und ferner ſteht,
Das iſt die Qual, die das geſchiedene,
Für ewig losgeriſſ'ne Glied auf's Neue
Dem ſchmerzergriff'nen Körper fügen will.
Getrenntes Leben, wer vereinigt's wieder?
Vernichtetes, wer ſtellt es her?

Weltgeiſtlicher.

Der Geiſt, —
Des Menſchen Geiſt, dem Nichts verloren geht,
Was er von Werth mit Sicherheit beſeſſen!
So lebt Eugenie vor Dir, ſie lebt
In Deinem Sinne, den ſie ſonſt erhub,
Dem ſie das Anſchau'n herrlicher Natur
Lebendig aufgeregt; ſo wirkt ſie noch,
Als hohes Vorbild, ſchützet vor Gemeinem,
Vor Schlechtem Dich, wie's jede Stunde bringt,
Und ihrer Würde wahrer Glanz verſcheuchet
Den eiteln Schein, der Dich beſtechen will.

So fülle Dich durch ihre Kraft beseelt;
Und gib ihr so ein unzerstörlich' Leben,
Das keine Macht entreißen kann, zurück!

Herzog.

— — — — — —

Laß eines dumpfen, dunkeln Traumgeflechtes
Verwirr'ne Todesnetze mich zerreißen;
Und bleibe mir, Du vielgeliebtes Bild,
Vollkommen, ewig jung und ewig gleich!
Laß Deiner klaren Augen reines Licht
Mich immerfort umglänzen! Schwebe vor,
Wohin ich wandle, zeige mir den Weg
Durch dieser Erde Dornen-Labyrinth!
Du bist kein Traumbild, wie ich Dich erblicke;
Du warst, Du bist! Die Gottheit hatte Dich
Vollendet einst gedacht und dargestellt;
So bist Du theilhaft des Unendlichen,
Des Ewigen, und bist auf ewig mein!

Hier schließt der dritte Act, und wie er schließt, mit welcher ernsten, tiefen Rührung für Gemüther, die das hohe Schöne zu fühlen vermögen, darf ich Ihnen Das noch sagen?

Im Anfange des vierten Acts finden wir nun Eugenie'n und ihre Hofmeisterinn am Strande des Meeres, an einem Hafen, nahe der Hafenstadt. Im Hintergrunde des Meeres sehen wir ein Schiff. Ein junger Gerichtsrath tritt auf, dem die Hofmeisterinn, da er bald ihr Vertrauen gewinnt, Eugenie'ns Schicksal entdeckt, dem sie die Vollmacht zeigt, die ihr eine uneingeschränkte Gewalt über sie giebt, und den sie auffordert, Eugenie'n seine Hand zu geben, weil sie nur durch eine Heirath von der Deportation nach einer fernen, wüsten Insel befreiet werden könne. Sie dringt in ihn, sich rasch zur Heirath zu entschließen.

Hofmeisterinn.

Nur übereilt bestimmt die Neigung sich.

Gerichtsrath.

In ganz gemeinen Dingen
Hängt viel von Wahl und Wollen ab; das Höchste,
Was uns begegnet, kommt, wer weiß, woher?

Nun beginnt ein Gespräch zwischen dem Gerichtsrath und Eugenie'n selbst. Während erzählt ihm Eugenie die Wendung ihres Schicksals:

Wer hat es reizender als ich gesehn,
Der Erde Glück mit allen seinen Blüthen?
Ach! Alles um mich her, es war so reich;
So voll und rein, und was der Mensch bedarf,
Es schien zur Lust, zum Ueberfluß gegeben.
Und wem verdankt' ich solch ein Paradies?
Der Vaterliebe dankt' ich's, die besorgt
Um's Kleinste wie um's Größte mich verschwend'risch
Mit Prachtgenüssen zu erdrücken schien.
Und meinen Körper, meinen Geist zugleich,
Ein solches Wohl zu tragen, bildete.
Wenn alles weichlich Eitle mich umgab,
Ein wonniges Behagen mir zu schmeicheln,
So rief mich ritterlicher Trieb hinaus,
Zu Roß und Wagen, mit Gefahr zu kämpfen.
Oft sehnt' ich mich in ferne Weiten hin,
Nach fremder Lande seltsam neuen Kreisen.
Dorthin versprach der edle Vater, mich, —
Uns Meer versprach er mich zu führen, hoffte,
Sich meines ersten Blicks in's Unbegrenzte
Mit liebevollem Antheil zu erfreu'n. —
Da steh' ich nun und schaue weit hinaus,
Und enger scheint mich's, enger zu umschließen.
O Gott, wie schränkt sich Welt und Himmel ein,
Wenn unser Herz in seinen Schranken bauget!

Mit schrecklichen Farben schildert er ihr das Land, wohin ihr Schicksal sie führt; sie fordert von ihm und seiner Amtspflicht Gerechtigkeit und Rettung.

Gerichtsrath.

In abgeschloss'nen Kreisen lenken wir,
Gesetzlich streng, das in der Mittelhöhe
Des Lebens wiederkehrend Schwebende;
Was droben sich in ungemess'nen Räumen,
Gewaltig seltsam, hin und her bewegt,
Belebt und tödtet, ohne Rath und Urtheil,
Das wird nach anderm Maß, nach and'rer Zahl
Vielleicht berechnet; bleibt uns räthselhaft.

Und nun zeigt er ihr das einzige Rettungsmittel, den Ehestand.

Ein Mittel giebt es, Dich im Vaterland
Zurückzuhalten. Friedlich ist's, und Manchem
Erschien es auch erfreulich. Große Gunst
Hat es vor Gott und Menschen. Heil'ge Kräfte
Erheben's über alle Willkür. Jedem
Der's anerkennt, sich's anzueignen weiß,
Verschafft es Glück und Ruhe. Wohlbestand
Erwünschter Lebensgüter sind wir ihm,
So wie der Zukunft höchste Bilder schuldig.
Als allgemeines Menschengut verordnet's
Der Himmel selbst und ließ dem Glück, der Kühnheit
Und stiller Neigung Raum, sich's zu erwerben.

Eugenie.

Welch' Paradies in Räthseln stellst Du dar?

Gerichtsrath.

Der eig'nen Schöpfung himmlisch Erdenglück.

Eugenie, noch immer das, wenn auch kurze, flüchtige Bild ihrer Größe vor ihren Augen, noch immer voll Hoffnung auf die wiederkehrende Gunst des Schicksals, schlägt seine Hand aus, die sie unabänderlich in einer niedern Sphäre herabzuziehen scheint:

Der Gatte zieht sein Weib unwiderstehlich
In seines Kreises abgeschloss'ne Bahn;
Dorthin ist sie gekannt, sie kann sich nicht
Aus eig'ner Kraft besond're Wege wählen.
Aus nied'rm Zustand zieht er sie hervor,
Aus höhern Sphären lockt er sie hernieder.
Verschwunden ist die frühere Gestalt,
Verloschen jede Spur vergang'ner Tage.

Eugenie entschließt sich nun, das im Hafen versammelte Volk um Hülfe anzurufen, und hört nicht auf das Wort der Hofmeisterinn:

Die rohe Menge hast Du nie gekannt;
Sie starrt und staunt und zaudert, läßt geschehn;
Und regt sie sich, so endet ohne Glück,
Was ohne Plan zufällig sie begonnen;

sondern stürzt sich, laut rufend, wie Gefahr und Noth sie bedrängen, in's wühlende Gemisch; und hiermit schließt der vierte Act.

Im Anfange des fünften Acts sehen wir Eugenie'n bekümmert und fast hoffnungslos vor uns; das Volk hat ihre eigene Erscheinung ohne thätige Theilnahme angestaunt. Der Souverneur der Hafenstadt kommt, Eugenie spricht ihn um Hülfe an; aber indem er, von ihrem Anblick gerührt, dazu bereit ist, zeigt ihm die Hofmeisterinn ihre Vollmacht, die seinen Entschluß gleich niederschlägt. Eben diese Wirkung thut dieß Papier auf die Aebtissinn eines nahen Klosters, die mit ihren Nonnen vorübergeht. Jetzt entschließt sie sich, diese Vollmacht selbst zu lesen; aber im Augenblick, da sie es thun will, schwankt sie wieder:

Das ist des Menschen wunderbar' Geschick,
Daß bei dem größten Uebel noch die Furcht
Vor fernerem Verlust ihm übrig bleibt.
Sind wir so reich, Ihr Götter, daß Ihr uns
Mit einem Schlag nicht Alles rauben könnt? — —

Endlich wirft sie einen Blick in dieß unglückliche Papier, und nun, überzeugt von der übermächtigen Gewalt, gegen die sie vergebens ankämpfen würde, vor sich elende Verbannung, hinter sich keinen Schein von Hoffnung, ruft sie in fürchterlicher Bewegung aus:

O, fasse mich, Gewalt, mit eh'rnen Fäusten;
Geschick, du blindes, reiße mich hinweg!
Die Wahl ist schwerer als das Uebel selbst,
Die zwischen zweien Uebeln schwankend bebt.

Schon bringt man ihre Sachen zu Schiffe; jetzt ergreift sie der Gedanke des Selbstmordes, in den Wellen will sie ihr Leben beschließen; aber im Augenblick wankt sie wieder:

Unsel'ge Liebe zum unwerd'gen Leben,
Du führest mich zum harten Kampf zurück!

Ein Zeichen, einen Wink des Schicksals, der endlich ihr wankendes Gemüth zu einem festen Entschluß führe, begehrt sie vom Himmel:

O, daß ein einzig' ahnungsvolles Wort,
Zufällig, aus der Menge, mir ertönte!
O, daß ein Friedensvogel mir vorbei,
Mit leisem Fittig leitend, sich bewegte!
Gern will ich hin, wohin das Schicksal ruft.
Es deute nur, und ich will gläubig folgen.

Indem geht ein Mönch vorüber; Eugenie, die ihm bloß ihr trauriges Schicksal, ohne ihren Namen und Stand, anvertraut, fordert seinen Rath als festen Leitstern ihres Thuns.

Mönch.

Erstorben ist im Herzen eig'ner Wille!
Entscheidung hofft Du Dir vom Wahlen.
Ja wohl; das Ewigwirkende bewegt,
Uns unbegreiflich. Dieses aber Jenes,
Als wie von ungefähr, zu unserm Wohl,
Zum Rathe, zur Entscheidung, zum Vollbringen,
Und wie getragen werden wir an's Ziel!
Dieß zu empfinden, ist das höchste Glück;
Es nicht zu fordern, ist bescheid'ne Pflicht;
Es zu erwarten, schöner Trost im Leiden.

Indem dieser Mönch Den glücklich preist, der von dem Schauplatz der großen Welt sich jetzt entfernt, entwirft er weissagend ein Bild der Gährungen, die im Staate herrschen, und des nahen Ausbruchs einer gewaltsamen, alle Ordnung niederreißenden Zerstörung. Gerade Dieß erscheint nun Eugenie'n als ein Wink des Schicksals, sich zu erhalten und ihr Vaterland nicht zu verlassen; und da in diesem Augenblick der Gerichtsrath wieder zu ihr zurückkommt, um ihr die versprochenen Erfrischungen zu ihrer Reise zu bringen, bietet sie selbst ihm ihre Hand unter der Bedingung an, mit ihr verborgen zu leben und sie nur als Schwester zu lieben. Sie eilen zum Altar — und der Vorhang fällt. —

Ueberlassen Sie sich nun, wie ich, theuerste Frau, Muthmaßungen und Ahnungen, wie Goethe nun ferner seine Heldinn führen, wie er den geheimnißvollen Schleier enthüllen und das Ganze endigen wird. Gewiß wird es nach vollbrachter Schöpfung heißen: er hat Alles gut gemacht! —

J. W. v. Goethe's

ſämmtliche Werke.

Wohlfeile Volksausgabe.

Vollſtändig in zwölf Bänden.

Mit

Kupfern, dem lithographirten Bildniſſe des Verfaſſers, critiſchen Ueberſichten und erläuternden Anmerkungen zu jedem Band;

ſowie

Goethe's Briefwechſel

mit Schiller, Lavater, Zelter u. ſ. w. im Auszuge enthaltend.

Dritter Band.

Enthält:

Die Laune des Verliebten. Die Mitſchuldigen. Die Geſchwiſter. Stella. Mahomet. Tancred. Egmont. Claudine von Villa Bella. Erwin und Elmire. Der Zahnarzt zweiter Theil. Puppenſpiel. Faſtnachtſpiel. Prolog zu den neueſten Offenbarungen Gottes. Künſtlers Erdenwallen. Künſtlers Apotheoſe. Triumph der Empfindſamkeit. Die Vögel. Der Groß-Cophta. Der Bürger-General. Die Aufgeregten. Jery und Bätely. Lila. Die Fiſcherinn. Scherz, Liſt und Rache. Was wir bringen, ꝛc. Paläophron und Neoterpe. Pandora. Prometheus. Götter, Helden und Wieland. Epilog zu Schiller's Glocke.

Hebelein,
im Verlag der Literatur-Compagnie.

1836.

9
41 c

Bibliothek der
Goethegesellschaft.

Die Laune des Verliebten.

Ein Schäferſpiel
in Verſen und einem Acte.

Perſonen.

Egle.	Eriton.
Amine.	Lamon.

Erſter Auftritt.

Amine und Egle ſitzen an der einen Seite des Theater's und winden Kränze). Lamon (kommt dazu und bringt ein Körbchen mit Blumen).

Lamon
(indem er das Körbchen niederſetzt).

Hier ſind noch Blumen.

Egle.

Gut!

Lamon.

Seht doch, wie ſchön ſie ſind!
Die Nelke brach ich Dir.

Egle.

Die Roſe! —

Lamon.

Nein, mein Kind!
Amine'n reich' ich heut das Seltene vom Jahr;
Die Roſe ſeh' ich gern in einem ſchwarzen Haar.

Egle.

Und Das ſoll ich wohl gar verbindlich, artig nennen?

Lamon.

Wie lange liebſt Du mich ſchon, ohne mich zu kennen?
Ich weiß es ganz gewiß. Du liebſt nur mich allein,
Und dieſes munt're Herz iſt auch auf ewig Dein.
Du weißt es. Doch verlangſt Du mich noch mehr zu binden?
Iſt es wohl ſcheltenswerth, auch And're ſchön zu finden?
Ich wehre Dir ja nicht, zu ſagen: Der iſt ſchön,
Der artig, ſcherzhaft Der; ich will es eingeſtehn,
Nicht böſe ſein.

Egle.

Sei's nicht, ich will es auch nicht werden.
Wir fehlen Beide gleich. Mit freundlichen Geberden
Hör' ich gar Manchen an, und mancher Schäferinn
Sagſt Du was Süßes vor, wenn ich nicht bei Dir bin.
Dem Herzen läßt ſich wohl, dem Scherze nicht gebieten;
Vor Unbeſtändigkeit muß ſich der Leichtſinn hüten.
Mich kleidet Eiferſucht noch weniger als Dich.
(Zu Amine'n.)
Du lächelſt über uns! Was denkſt Du, Liebe? Sprich!

Amine.

Nicht viel.

Egle.

Genug, mein Glück und Deine Qual zu fühlen!

Amine.

Wie ſo?

Egle.

Wie ſo! Anſtatt, daß wir zuſammen ſpielen,
Daß Amor's Schläfrigkeit bei unſerm Lachen flieht,
Beginnet Deine Qual, wenn Dich Dein Liebſter ſieht.
Nie war der Eigenſinn bei einem Menſchen größer.
Du denkſt, er liebe Dich. O nein, ich kenn' ihn beſſer;
Er ſieht, daß Du gehorchſt, drum liebt Dich der Tyrann,
Damit er Jemand' hat, dem er befehlen kann.

Basco mit den Seinigen.

Ihr kennt das Schloß, wo wir in Sicherheit
Auf eine Weile bleiben können; ſo
Verſprach's der Pachter, und er hält's gewiß.
Tragt dieſe Sachen hin; ich gehe nur
Nach einer guten Freundinn, die vom Wege
Nicht ferne wohnt, zu ſehn. Am friſchen Morgen
Hat Amor mir die Leber angezündet,
Als er mit ſeiner Mutter aus dem Meere,
Die über jenen Bergen leuchtet, ſtieg.
Ich folge bald; es wird ein froher Tag.

Die Vagabunden gehen; er erblickt Claudinen.

Was ſeh' ich dort? Wird mir ein Morgentraum
Vor's Aug' geführt? Ein Mädchen iſt's gewiß:
Ein ſchönes zartes Bildchen. Laßt uns ſehen,
Ob es wohl greifbar und genießbar iſt?
Mein Kind!

Claudine.

Mein Herr! Seyd ihr ein edler Mann,
So zeiget mir den Weg nach einer Wohnung;
Sie kann nicht weit hier im Gebirge liegen.

Amine.

Ach, er gehorcht mir oft.

Egle.

Um wieder zu befehlen.
Mußt Du nicht jeden Blick von seinen Augen stehlen?
Die Macht, von der Natur in unsern Blick gelegt,
Daß er den Mann entzückt, daß er ihn niederschlägt,
Hast Du an ihn geschenkt, und mußt Dich glücklich halten,
Wenn er nur freundlich sieht. Die Stirne voller Falten,
Die Augenbrannen tief, die Augen düster, wild,
Die Lippen aufgedrückt, ein liebenswürdig' Bild,
Wie er sich täglich zeigt, bis Bitten, Küsse, Klagen
Den rauhen Winterzug von seiner Stirne jagen!

Amine.

Du kennst ihn nicht genug; Du hast ihn nicht geliebt.
Es ist nicht Eigensinn der seine Stirne trübt;
Ein launischer Verdruß ist seines Herzens Plage,
Und trübet mir und ihm die besten Sommertage;
Und doch vergnüg' ich mich, da, wenn er mich nur sieht,
Wenn er mein Schmeicheln hört, bald seine Laune flieht.

Egle.

Fürwahr ein großes Glück, das man entbehren könnte!
Doch nenne mir die Lust, die er Dir je vergönnte?
Wie pochte Deine Brust, wenn man vom Tanze sprach!
Dein Liebster sieht den Tanz und zieht Dich Arme auch.
Kein Wunder, daß er Dich bei keinem Feste leidet,
Da er der Wiese Gras um Deine Tritte neidet,
Den Vogel, den Du liebst, als Nebenbuhler haßt;
Wie könnt' er ruhig sein, wenn Dich ein And'rer faßt,
Und gar, indem er sich mit Dir im Reihen kräuselt,
Dich zärtlich an sich drückt und Liebesworte säuselt!

Amine.

Sei auch nicht ungerecht, da er mich dieses Fest,
Weil ich ihn darum bat, mit Euch begehen läßt.

Egle.

Das wirst Du fühlen.

Amine.

Wie?

Egle.

Warum bleibt er zurücke?

Amine.

Er liebt den Tanz nicht sehr.

Egle.

Nein, es ist eine Tücke.
Kommst Du vergnügt zurück, fängt er bald spöttisch an:
Ihr wart wohl sehr vergnügt? — Sehr — Das war wohlgethan.
Ihr spieltet? — Pfänder — So! Damit war auch zugegen?
Und tanztet? — Um den Baum — Ich hätt' Euch sehen mögen.
Er tanzte wohl recht schön? Was gabst Du ihm zum Lohn?

Amine (lächelnd).

Ja.

Egle.

Lachst Du?

Amine.

Freundinn ja; Das ist sein ganzer Ton.
Noch Blumen!

Lamon.

Hier! Das sind die besten.

Amine.

Doch mit Freuden
Seh' ich ihn meinen Blick der ganzen Welt beneiden;
Ich seh' an diesem Neid, wie mich mein Liebster schätzt,
Und meinem kleinen Stolz wird alle Qual ersetzt.

Egle.

Kind, ich bedau're Dich, Du bist nicht mehr zu retten,
Da Du Dein Elend liebst; Du flichst mit Deinen Ketten,
Und überredest Dich, es sei Musik.

Amine.

Ein Band
Zur Schleife fehlt mir noch.

Egle (zu Lamon).

Du hast mir ein's entwandt,
Das ich vom Maienkranz bei'm Frühlingsfest bekommen.

Lamon.

Ich will es holen.

Egle.

Doch Du mußt bald wieder kommen.

Zweiter Auftritt.

Egle. Amine.

Amine.

Er achtet Das nicht viel, was ihm sein Mädchen schenkt.

Egle.

Mir selbst gefällt es nicht, wie mein Geliebter denkt;
Zu wenig rühren ihn der Liebe Tändeleien,
Die ein empfindlich' Herz, so klein sie sind, erfreuen.
Doch, Freundinn, glaube mir, es ist gering're Pein,
Nicht gar so sehr geliebt, als es zu sehr zu sein.
Die Treue lob' ich gern; doch muß sie unserm Leben.
Bei voller Sicherheit, die volle Ruhe geben.

Amine.

Ach, Freundinn! Schätzenswerth ist solch' ein zärtlich' Herz.
Zwar oft betrübt er mich, doch rührt ihn auch mein Schmerz.
Wirft er mir Etwas vor, fängt er an, mich zu plagen:
So darf ich nur ein Wort, ein gutes Wort nur sagen,
Gleich ist er umgekehrt, die wilde Zanksucht flieht,
Er weint sogar mit mir, wenn er mich weinen sieht,
Fällt zärtlich vor mir hin und fleht, ihm zu vergeben.

Egle.

Und Du vergibst ihm?

Amine.

Stets.

Egle.

Heißt Das nicht elend leben:
Dem Liebsten, der uns stets beleidigt, stets verzeihn,
Um Liebe sich bemüh'n und nie belohnt zu sein?

Amine.

Was man nicht ändern kann —

Egle.

Nicht ändern? Ihn bekehren
Ist keine Schwierigkeit.

Amine.

Wie Das?

Egle.

Ich will Dich's lehren.
Es stammet Deine Noth, die Unzufriedenheit
Des Eridon's —

Amine.

Von was?

Egle.

Von Deiner Zärtlichkeit.

Amine.

Die, dächt' ich, sollte Nichts als Gegenlieb' entzünden.

Egle.

Du irrst; sei hart und streng, Du wirst ihn zärtlich finden.
Versuch' es nur ein Mal, bereit' ihm kleine Pein:
Erringen will der Mensch, er will nicht sicher sein.
Kommt Eridon, mit Dir ein Stündchen zu verbringen,
So weiß er nur zu gut, es muß ihm stets gelingen.
Der Nebenbuhler Zahl ist ihm nicht furchtertlich;
Er weiß, Du liebest ihn weit stärker als er Dich.
Sein Glück ist ihm zu groß, und er ist zu belachen;
Da er kein Elend hat, will er sich Elend machen.
Er sieht, daß Du Nichts mehr als ihn auf Erden liebst,
Und zweifelt nur, weil Du ihm Nichts zu zweifeln gibst.
Begegn' ihm, daß er glaubt, Du könntest ihn entbehren;
Zwar wird er rasen, doch Das wird nicht lange währen:
Dann wird ein Blick ihn mehr, als jetzt ein Kuß erfreu'n;
Mach', daß er fürchten muß, und er wird glücklich sein.

Amine.

Ja, Das ist Alles gut; allein es anzuführen
Vermag ich nicht.

Egle.

Wer wird auch gleich den Muth verlieren?
Geh', Du bist allzu schwach. Sieh' dort!

Amine.

Mein Eridon?

Egle.

Das dacht' ich. Armes Kind! Er kommt, Du zitterst schon
Vor Freude; Das ist Nichts; Wirst Du ihn je bekehren,
Mußt Du ihn ruhig sehn sich nah'n, ihn ruhig hören.

Das Wallen aus der Bruſt! — die Röthe vom Geſicht!
Und dann —

Amine.

O, laß mich los! So liebt Amine nicht.

Dritter Auftritt.

Eridon (ſtemmt langſam mit über einander gelegten Armen). Amine (ſteht auf und tänzt ihm entgegen). Egle (bleibt in ihrer Beſchäftigung ſitzen).

Amine (ihn bei der Hand faſſend).

Geliebter Eridon!

Eridon (küßt ihr die Hand).

Mein Mädchen!

Egle (für ſich).

Ach, wie ſüße!

Amine.

Die ſchönen Blumen! Sprich, mein Freund, wer gab dir dieſe?

Eridon.

Wer? Meine Liebſte.

Amine.

Wie? — Ah, ſind Das Die von mir? So friſch von geſtern noch?

Eridon.

Erhalt' ich was von Dir, So iſt mir's werth. Doch Die von mir?

Amine.

Zu jenen Kränzen Für's Feſt gebrauch' ich ſie.

Eridon.

Dazu! Wie wirſt Du glänzen; Lieb' in des Jünglings Herz und bei den Mädchen Neid Erregen!

Egle.

Freue Dich, daß Du die Zärtlichkeit So eines Mädchens haſt, um die ſo Viele ſtreiten.

Eridon.

Ich kann nicht glücklich ſein, wenn Viele mich beneiden.

Egle.

Und könnteſt doch; denn wer iſt ſicherer als Du?

Eridon (zu Amine'n).

Erzähl' mir doch vom Feſt; kommt wohl Damöt dazu?

Egle (einfallend).

Er ſagte mir es ſchon, er werde heut nicht fehlen.

Eridon (zu Amine'n).

Mein Kind, wen wirſt Du die zu Deinem Tänzer wählen?

(Amine ſchweigt, er wendet ſich zu Egle'n.)

O ſorge, gib ihr Den, der ihr am Liebſten ſei!

Amine.

Das iſt unmöglich, Freund; denn Du biſt nicht dabei!

Egle.

Nein, hör' nur, Eridon; ich kann's nicht mehr ertragen:
Welch' eine Luſt iſt Das, Amine'n ſo zu plagen?
Verlaß ſie, wenn Du glaubſt, daß ſie die Treue bricht;
Glaubſt Du, daß ſie Dich liebt, nun gut, ſo plag' ſie nicht.

Eridon.

Ich plage ſie ja nicht.

Egle.

Wie? Heißt Das ſie erfreuen:
Aus Eiferſucht Verdruß auf ihr Vergnügen ſtreuen,
Stets zweifeln, da ſie Dir doch niemals Urſach gibt,
Daß ſie? —

Eridon.

Bürgſt Du mir denn, daß ſie mich wirklich liebt?

Amine.

Ich Dich nicht lieben? Ich!

Eridon.

Wenn lehrſt Du mich es glauben?
Wer ließ ſich einen Strauß vom kecken Damon rauben?
Wer nahm das ſchöne Band vom jungen Thyrſis an?

Amine.

Mein Eridon! —

Eridon.

Nicht wahr; Das haſt Du nicht gethan?
Belohnteſt Du ſie denn? O ja, Du weißt zu küſſen!

Amine.

Mein Beſter, weißt Du nicht?

Egle.

O ſchweig', er will Nichts wiſſen!
Was Du ihm ſagen kannſt, haſt Du ihm längſt geſagt;

Er hat es angehört, und doch auf's Neu' geklagt.
Was hilft's Dich? Magst Du's ihm auch heut noch ein Mal sagen;
Er wird beruhigt gehn, und morgen wieder klagen.

Eridon.

Und Das vielleicht mit Recht.

Amine.

Mit Recht? Ich! Untreu sein? Amine Dir? Mein Freund, kannst Du es glauben?

Eridon.

Nein!
Ich kann, ich will es nicht.

Amine.

Gab ich in meinem Leben
Dir je Gelegenheit?

Eridon.

Die hast Du oft gegeben.

Amine.

Wann war ich untreu?

Eridon.

Nie! Das ist es, was mich quält:
Aus Vorsatz hast Du nie, aus Leichtsinn stets gefehlt.
Das, was mir wichtig scheint, hältst Du für Kleinigkeiten;
Das, was mich ärgert, hat bei Dir Nichts zu bedeuten.

Egle.

Gut! Nimmt's Amine leicht, so sag', was schadet's Dir?

Eridon.

Das hat sie oft gefragt. Ja freilich, schadet's mir!

Egle.

Was denn? Amine wird nie Andern viel erlauben.

Eridon.

Zu wenig zum Verdacht, zu viel, sie treu zu glauben.

Egle.

Mehr als ein weiblich' Herz je liebte, liebt sie Dich.

Eridon.

Und liebt den Tanz, die Lust, den Scherz so sehr als mich.

Egle.

Wer Das nicht leiden kann, mag unsre Mütter lieben!

Amine.

Schweig', Egle! Eridon, hör' auf, mich zu betrüben!
Frag' unsre Freunde nur, wie ich an Dich gedacht,
Selbst wenn wir fern von Dir getändelt und gelacht;
Wie oft ich mit Verdruß, der mein Vergnügen nagte,
Weil Du nicht bei mir warst: was mag er machen?
O, wenn Du es nicht glaubst, komm' heute mit mir hin,
Und dann sag' noch ein Mal, daß ich Dir untreu bin!
Ich tanze nur mit Dir, ich will Dich nie verlassen;
Dich nur soll dieser Arm, Dich diese Hand nur fassen.
Wenn mein Betragen Dir den kleinsten Arg wohn gibt —

Eridon.

Daß man sich zwingen kann, beweist nicht, daß man liebt.

Egle.

Sieh' ihre Thränen an; sie fließen Dir zur Ehre!
Nie dacht' ich, daß Dein Herz im Grund so böse wäre.
Die Unzufriedenheit, die keine Grenzen kennt,
Und immer mehr verlangt, je mehr man ihr vergönnt;
Der Stolz, in ihrer Brust der Jugend kleine Freuden,
Die ganz unschuldig sind, nicht neben Dir zu leiden,
Beherrschen wechselsweis' Dein hassenswürdig' Herz;
Nicht ihre Liebe rühret, Dich rühret nicht ihr Schmerz.
Sie ist mir werth; Du sollst hinfort sie nicht betrüben:
Schwer wird es sein, Dich fliehn; doch schwerer ist's, Dich lieben.

Amine (vor sich).

Ach, warum muß mein Herz so voll von Liebe sein!

Eridon

(steht einen Augenblick still, dann naht er sich furchtsam Amine'n und faßt sie bei der Hand).

Amine! liebstes Kind, kannst Du mir noch verzeihn?

Amine.

Ach, hab' ich Dir es nicht schon allzu oft bewiesen?

Eridon.

Großmüth'ges, bestes Herz, laß mich zu Deinen Füßen —

Amine.

Steh' auf, mein Eridon!

Egle.

Jetzt nicht so vielen Dank!
Was man zu heftig fühlt, fühlt man nicht al-
zu lang.

Eridon.

Und diese Heftigkeit, mit der ich sie verehre —

Egle.

Wär' weit ein größer Glück, wenn sie so groß
nicht wäre.
Ihr lebtet ruhiger, und Dein und ihre Pein —

Eridon.

Verzih mir dieß Mal noch; ich werde klüger sein!

Amine.

Geh', lieber Eridon, mir einen Strauß zu
pflücken!
Ist er von Deiner Hand, wie schön wird er
mich schmücken!

Eridon.

Du hast die Rose ja!

Amine.

Ihr Lamon gab sie mir.
Sie steht mir schön.

Eridon (empfindlich).

Ja wohl —

Amine.

Doch, Freund, ich geb' sie Dir,
Daß Du nicht böse wirst.

Eridon

(nimmt sie an und küßt ihr die Hand).

Gleich will ich Blumen bringen.
(Ab.)

Vierter Auftritt.

Amine. Egle. Hernach Lamon.

Egle.

Gutherzig armes Kind, so wird Dir's nicht
gelingen!
Sein stolzer Hunger wächst, je mehr daß Du
ihm gibst.
Gib Acht; er raubt zuletzt Dir Alles, was Du
liebst.

Amine.

Verlier' ich ihn nur nicht; das Eine macht
mir bange.

Egle.

Wie schön! Man sieht es wohl, Du liebst noch
nicht gar lange.
Im Anfang geht es so; hat man sein Herz
verschenkt,
So denkt man Nichts, wenn man nicht an den
Liebsten denkt.
Ein seufzender Roman zu dieser Zeit gelesen,
Wie zärtlich Der geliebt, wie Jener treu ge-
wesen,
Wie fühlbar jener Held, wie groß in der Ge-
fahr,
Wie mächtig zu dem Streit er durch die Liebe
war,
Verdreht uns gar den Kopf; wir glauben uns
zu finden;
Wir wollen elend sein, wir wollen überwinden.
Ein junges Herz nimmt leicht den Eindruck
vom Roman;
Allein ein Herz, das liebt, nimmt ihn noch
leichter, an.
Wir lieben lange so, bis wir zuletzt erfahren,
Daß wir, statt treu zu sein, von Herzen närrisch
waren.

Amine.

Doch Das ist nicht mein Fall.

Egle.

Ja, in der Hitze spricht
Ein Kranker oft zum Arzt: Ich hab' das Fie-
ber nicht.
Glaubt man ihm Das? Niemals. Trotz allem
Widerstreben
Gibt man ihm Arzenei. So muß man Dir
sie geben.

Amine.

Von Kindern spricht man so; vor mir klingt's
lächerlich.
Bin ich ein Kind?

Egle.

Du liebst!

Amine.

Du auch!

Egle.

Ja, lieb', wie ich!
Besänftige den Sturm, der Dich bisher ge-
trieben!
Man kann sehr ruhig sein, und doch sehr zärt-
lich lieben.

Lamon.

Das ist das Band!

Amine.

Sehr schön!

Egle.

Wie lange zauderst Du!

Lamon.

Ich ging am Hügel hin; da rief mir Cloris zu.
Da hab' ich ihr den Hut mit Blumen schmücken müssen.

Egle.

Was gab sie Dir dafür?

Lamon.

Was? Nichts! Sie ließ sich küssen.
Man thu' auch, was man will, man trägt doch nie zum Lohn
Von einem Mädchen mehr als einen Kuß davon.

Amine

(zeigt Egle'n den Kranz mit der Schleife).

Ist es so recht?

Egle.

Ja, gib!

(Sie hängt Amine'n den Kranz um, so, daß die Schleife auf die rechte Schulter kommt. Mittlerweile reden sie mit Lamon.)

Hör', nur recht lustig heute!

Lamon.

Nur heute recht gelärmt! Man fühlt nur halbe Freude,
Wenn man sie sittsam fühlt, und lang sich's überlegt,
Ob unser Liebster Das, der Wohlstand Jen's erträgt.

Egle.

Du hast wohl recht.

Lamon.

Ja wohl!

Egle.

Amine, setz Dich nieder!

(Amine setzt sich; Egle steckt ihr Blumen in die Haare, indem sie fortredet.)

Komm', gib mir doch den Kuß von Deiner Cloris wieder.

Lamon (küßt sie).

Von Herzen gerne. Hier!

Amine.

Seid Ihr nicht wunderlich!

Egle.

Wär' Eridon es so, es wär' ein Glück für Dich.

Amine.

Gewiß, er dürfte mir kein fremdes Mädchen küssen.

Lamon.

Wo ist die Rose?

Egle.

Sie hat sie ihm geben müssen,
Ihn zu besänftigen.

Amine.

Ich muß gefällig sein.

Lamon.

Gar recht! Verzeih' Du ihm, so wird er Dir verzeihn.
Ja, ja! Ich merk' es wohl. Ihr plagt Euch um die Wette.

Egle

(mit ein Zeichen, daß sie mit dem Kopfputze fertig ist).

So!

Lamon.

Schön!

Amine.

Ach, daß ich doch jetzt schon die Blumen hätte,
Die Eridon mir bringt!

Egle.

Erwart' ihn immer hier.
Ich geh' und putze mich. Komm', Lamon, geh' mit mir!
Wir lassen Dich allein und kommen bald zurücke.

Fünfter Auftritt.

Amine, hernach Eridon.

Amine.

O welche Zärtlichkeit, beneidenswürd'ges Glücke!
Wie wünscht' ich — sollt' es wohl in meinen Kräften stehn —
Den Eridon vergnügt und mich beglückt zu sehn!
Hätt' ich nicht so viel Macht ihm über mich gegeben,
Er würde glücklicher und ich zufried'ner leben.
Versuch', ihm diese Macht durch Kaltsinn zu entziehn!
Doch, wie wird seine Wuth bei meiner Kälte glühn!
Ich kenne seinen Zorn; wie zittr' ich, ihn zu fühlen!
Wie schlecht wirst Du, mein Herz, die schwere Rolle spielen!
Doch wenn Du es so weit wie Deine Freundinn bringst,
Da er Dich sonst bezwang, Du künftig ihn bezwingst —
Heut ist Gelegenheit; sie nicht vorbei zu lassen.
Will ich gleich jetzt — Er kommt! Mein Herz,
Du mußt Dich fassen!

Eridon (gibt ihr Blumen).

Sie ſind nicht gar zu ſchön, mein Kind! Verzeih' es mir;
Aus Eile nahm ich ſie.

Amine.

Genug, ſie ſind von Dir.

Eridon.

So blühend ſind ſie nicht, wie jene Roſen waren,
Die Damon Dir geraubt.

Amine (ſtößt ſie an den Busen).

Ich will ſie ſchon bewahren;
Hier, wo Du wohnſt, ſoll auch der Blumen Wohnplatz ſein.

Eridon.

Iſt ihre Sicherheit da —

Amine.

Glaubſt Du etwa! —

Eridon.

Nein!
Ich glaube Nichts, mein Kind; nur Furcht iſt's, was ich fühle.
Das allerbeſte Herz vergißt bei munterm Spiele,
Wenn es des Tanzes Luſt, des Feſtes Lärm zerſtreut,
Was ihm die Klugheit räth und ihm die Pflicht gebeut.
Du magſt wohl oft an mich auch beim Vergnügen denken;
Doch fehlt es Dir an Ernſt, die Freiheit einzuſchränken,
Zu der das junge Volk ſich bald berechtigt glaubt,
Wenn ihm ein Mädchen nur im Scherze was erlaubt.
Es hält ihr eitler Stolz ein tändelndes Vergnügen
Sehr leicht für Zärtlichkeit.

Amine.

Gönn, daß ſie ſich betrügen!
Wohl ſchleicht ein ſeufzend' Volk Liebhaber um mich her.
Doch Du nur haſt mein Herz; und ſag', was willſt Du mehr?
Du kannſt den Armen wohl mich anzuſehn erlauben,
Sie glauben Wunder —

Eridon.

Nein; ſie ſollen gar Nichts glauben!
Das iſt's was mich verdrießt. Zwar weiß ich, Du biſt mein;
Doch Einer denkt vielleicht, beglückt, wie ich, zu ſein,
Schaut in das Auge Dir, und glaubt Dich ſchon zu küſſen,
Und triumphirt wohl gar, daß er Dich mir entriſſen.

Amine.

So ſtöre den Triumph! Geliebter, geh' mit mir;
Laß ſie den Vorzug ſehn, den Du —

Eridon.

Ich danke Dir.
Es würde grauſam ſein, das Opfer anzunehmen;
Mein Kind, Du würdeſt Dich des ſchlechten Tänzers ſchämen!
Ich weiß, wem Euer Stolz bei'm Tanz den Vorzug gibt:
Dem, der mit Anmuth tanzt, und nicht Dem, den Ihr liebt.

Amine.

Das iſt die Wahrheit.

Eridon (mit zurückgehaltenem Spott).

Ja! Ach, daß ich nicht die Gabe
Des leichten Damaren's, des Vielgeprieſenen, habe!
Wie reizend tanzt er nicht!

Amine.

Schön, daß ihm Niemand gleicht!

Eridon.

Und jedes Mädchen

Amine.

Schätzt —

Eridon.

Liebt ihn darum.

Amine.

Vielleicht.

Eridon.

Vielleicht? Verflucht! Gewiß!

Amine.

Was machſt Du für Geberden?

Eridon.

Du fragſt? Plagſt Du mich nicht? Ich könnte raſend werden.

Amine.

Ich? Sag', biſt Du nicht Schuld an mein' und Deiner Pein?
Grauſamer Eridon, wie kannſt Du nur ſo ſein?

Eridon.

Ich muß; ich liebe Dich. Die Liebe lehrt mich klagen;

Liebt' ich Dich nicht ſo ſehr, ich würde Dich nicht plagen.
Ich fühl' mein zärtlich' Herz von Wonne hoch entzückt,
Wenn mir Dein Auge lacht, wenn Deine Hand mich drückt.
Ich dank' den Göttern, die mir dieſes Glücke gaben;
Doch ich verlang's allein, kein And'rer ſoll es haben.

Amine.

Nun gut! Was klagſt Du denn? Kein And'rer hat es nie.

Eridon.

Und Du erträgſt ſie doch; nein, haſſen ſollſt Du ſie.

Amine.

Sie haſſen? — und warum?

Eridon.

Darum, weil ſie Dich lieben.

Amine.

Der ſchöne Grund!

Eridon.

Ich ſeh's, Du willſt ſie nicht betrüben;
Du muſt ſie ſchonen; ſonſt wird Deine Luſt geſchwächt,
Wenn Du nicht —

Amine.

Eridon, Du biſt ſehr ungerecht.
Heißt uns die Liebe denn die Menſchlichkeit verlaſſen?
Ein Herz das Einen liebt, kann keinen Menſchen haſſen.
Dieß zärtliche Gefühl läßt kein ſo ſchrecklich's zu,
Zum Wenigſten bei mir.

Eridon.

Wie ſchön vertheidigſt Du
Des zärtlichen Geſchlechts hochmuthiges Vergnügen,
Wenn zwanzig Thoren knie'n, die zwanzig zu betrügen!
Heut iſt ein großer Tag, der Deinen Hochmuth nährt,
Heut wirſt Du Manchen ſehn, der Dich als Göttin ehrt.
Noch manches junge Herz wird ſich für Dich entzünden;
Kaum wirſt Du Blicke g'nug für alle Diener finden.
Gedenk' an mich, wenn Dich der Thoren Schwarm vergnügt,
Ich bin der größte! Geh!

Amine (für ſich).

Flieh', ſchwaches Herz! Er ſiegt.
Ihr Götter! Lebt er denn, mir jede Luſt zu ſtören?
Währt denn mein Elend fort, um niemals aufzuhören?

(Zu Eridon.)

Der Liebe leichtes Band machſt Du zum ſchweren Joch;
Du quälſt mich als Tyrann — und ich? — ich lieb' Dich noch!
Mit aller Zärtlichkeit antwort' ich auf Dein Wüthen.
In Allem geh' ich nach; doch biſt Du nie zufrieden.
Was opfert' ich nicht auf! Ach, Dir genügt es nie!
Du willſt die heut'ge Luſt! Nun gut, hier haſt Du ſie!

(Sie nimmt die Krone auf den Haaren und von der Schulter, wirft ſie weg und ſahret in einem gezwungenen ruhigen Tone fort.)

Nicht wahr, mein Eridon? So ſiehſt Du mich viel lieber,
Als zu dem Feſt gepuzt. Iſt nicht Dein Zorn verüber?
Du ſiehſt — ſiehſt mich nicht an! Biſt Du erzürnt auf mich?

Eridon (küßt vor ihr nieder).

Amine! Scham und Reu'! Verzeih', ich liebe Dich!
Geh' zu dem Feſt!

Amine.

Mein Freund, ich werde bei Dir bleiben;
Ein zärtlicher Geſang ſoll uns die Zeit vertreiben!

Eridon.

Geliebtes Kind, geh'!

Amine.

Geh', hol' Deine Flöte her.

Eridon.

Du willſt's!

Sechster Auftritt.

Amine.

Er ſcheint betrübt, und heimlich jauchzet er.
An ihn wirſt Du umſonſt die Zärtlichkeit verſchwenden.
Dieß Opfer, rühret es ihn? Es ſchien ihn kaum zu rühren;
Er hielt's für Schuldigkeit. Was willſt Du, armes Herz?

Du murrſt, drückſt dieſe Bruſt. Verdient' ich dieſen Schmerz?
Ja, wohl verdienſt Du ihn! Du ſiehſt, Dich zu betrüben
Hört er nicht auf, und doch hörſt Du nicht auf, zu lieben.
Ich trag's nicht lange mehr. Still! Ha, ich höre dort
Schon die Muſik! Es hüpft mein Herz, mein Fuß will fort.
Ich will! Was drückt mir ſo die bange Bruſt zuſammen?
Wie ängſtlich wird es mir! Es zehren heiſ'ge Flammen
Am Herzen. Fort, zum Feſt! Ach, er hält mich zurück!
Armſel'ges Mädchen! Sieh', Das iſt der Liebe Glück!

(Sie wirft ſich auf einen Raſen, und weint; da die Andern auftreten, wiſcht ſie ſich die Augen und ſteht auf.)

Weh mir; da kommen ſie! Wie werden ſie mich höhnen!

Siebenter Auftritt.

Amine. Egle. Lamon.

Egle.

Geſchwind! Der Zug geht fort! Amine! Wie? In Thränen?

Lamon (hebt die Kränze auf).

Die Kränze?

Egle.

Was iſt Das? Wer riß ſie Dir vom Haupt?

Amine.

Ich!

Egle.

Willſt Du denn nicht mit?

Amine.

Gern, wär' es mir erlaubt!

Egle.

Wer hat Dir denn was zu erlauben? Geh', und rede
Nicht ſo geheimnißvoll! Sei gegen uns nicht blöde!
Hat Eridon?

Amine.

Ja, er!

Egle.

Das hatt' ich wohl gedacht.
Du Närrinn, daß Dich nicht der Schaden klüger macht!
Verſprachſt Du ihm vielleicht, Du wollteſt bei ihm bleiben,
Um dieſen ſchönen Tag mit Seufzern zu vertreiben?
Ich zweifle nicht, mein Kind, daß Du ihm ſo gefällſt!

(Nach einigem Stillſchweigen, indem ſie Lamon einen Wink gibt.)

Doch, Du ſiehſt beſſer aus, wenn Du den Kranz behältſt.
Komm', ſetz' ihn auf; und den, ſieh', den häng' hier herüber!
Nun biſt Du ſchön.

(Amine ſteht mit niedergeſchlagenen Augen und läßt Egle machen. Egle gibt Lamon ein Zeichen.)

Doch ach, es läuft die Zeit vorüber;
Ich muß zum Zug!

Lamon.

Ja wohl! Dein Diener, gutes Kind!

Amine (beſtimmt).

Lebt wohl!

Egle (im Weggehen).

Amine! — nun, gehſt Du nicht mit! Geſchwind!

Amine

(ſteht ſo traurig da wie vorher).

Lamon

(faßt Egle'n bei der Hand, ſie fortzuführen).

Ach, laß ſie doch nur gehn! Vor Bosheit möcht' ich ſterben;
Da muß ſie Einem nun den ſchönen Tanz verderben!
Den Tanz mit Rechts und Links, ſie kann ihn ganz allein,
Wie ſich's gehört; ich hofft' auf ſie; nun fällt's ihr ein,
Zu Haus zu bleiben! Komm', ich mag ihr Nichts mehr ſagen.

Egle.

Den Tanz verſäumſt Du! Ja, Du biſt wohl zu beklagen.
Er tanzt ſich ſchön. Leb' wohl!

(Egle will Aminen küſſen. Amine fällt ihr um den Hals und weint.)

Amine.

Ich kann's nicht mehr ertragen!

Egle.

Du weinſt?

Amine.

So weint mein Herz, und ängſtlich drückt es mich.
Ich möchte! — Eridon, ich glaub', ich haſſe Dich!

Egle.

Er hätt's verdient. Doch nein! Wer wird den Liebſten haſſen?
Du mußt ihn lieben, doch Dich nicht beherrſchen laſſen.
Das ſagt' ich lange ſchon! Komm' mit!

Lamon.

Zum Tanz, zum Feſt!

Amine.

Und Eriden?

Egle.

Geh' nur; ich bleib! Gib Acht, er läßt Sich fangen und geht mit. Sag', würde Dich's nicht freuen?

Amine.

Unendlich!

Lamon.

Nun, ſo komm'! Hörſt Du dort die Schalmeien?
Die ſchöne Melodie?
(Er faßt Amine'n bei der Hand, ſingt und tanzt.)

Egle (ſingt).

Und wenn Euch der Liebſte mit Eiferſucht plagt,
Sich über ein Nicken, ein Lächeln beklagt,
Mit Falſchheit Euch necket, von Wankelmuth ſpricht:
Dann ſinget und tanzet; da hört Ihr ihn nicht.
(Lamon zieht im Tanz Amine'n mit ſich fort.)

Amine (im Abgehen).

O, bring' ihn ja mit Dir!

Achter Auftritt.

Egle, hernach Eriden (mit einer Flöte und Liedern).

Egle.

Schon gut! Wir wollen ſehn! Schon lange wünſcht' ich mir
Gelegenheit und Glück, den Schäfer zu bekehren.
Heut wird mein Wunſch erfüllt; wart' nur, ich will Dich lehren,
Dir zeigen, wer Du biſt; und wenn Du dann ſie plagſt! —
Er kommt! Hör', Eriden!

Eriden.

Wo iſt ſie?

Egle.

Wie! Du fragſt? —
Mit meinem Lamon dort, wo die Schalmeien blaſen.

Eriden
(wirft die Flöte auf die Erde und zerreißt die Lieder).

Verfluchte Luttern'!

Egle.

Raſeſt Du?

Eriden.

Sollt' ich nicht raſen!
Da reißt die Heuchlerinn mit lächelndem Geſicht
Die Kränze von dem Haupt und ſagt: „Ich tanze nicht!“
Verlangt' ich Das? Und — o!
(Er ſtampft mit dem Fuße und wirft die zerriſſenen Lieder weg.)

Egle (in einem geneigten Tone).

Erlaub' mir doch zu fragen:
Was haſt Du für ein Recht, den Tanz ihr zu verſagen?
Wiſſt Du denn, daß ein Herz, von Deiner Liebe voll,
Kein Glück, als nur das Glück um Dich, empfinden ſoll?
Meinſt Du, es ſei der Trieb nach jeder Luſt geſtillet,
Sobald die Zärtlichkeit das Herz des Mädchens füllet?
Genug iſt's, daß ſie Dir die beſten Stunden ſchenkt,
Mit Dir am Liebſten weilt, abweſend an Dich denkt.
D'rum iſt es Thorheit, Freund, ſie ewig zu betrüben;
Sie kann den Tanz, das Spiel und doch Dich immer lieben.

Eriden
(ſchlägt die Arme unter und ſieht in die Höhe).

Ah!

Egle.

Sag' mir; glaubſt Du denn, daß Dieſes Liebe ſei,
Wenn Du ſie bei Dir hältſt? Nein, Das iſt Sclaverei.
Du kommſt: nun ſoll ſie Dich, nur Dich bei'm Feſte ſehen;
Du gehſt, nun ſoll ſie gleich mit Dir von dannen gehen;
Sie zaudert: alſobald verdüſtert ſich Dein Blick;
Nun folgt ſie Dir, doch bleibt ihr Herz gar oft zurück.

Eriden.

Wohl immer!

Egle.

Hört man doch, wenn die Verbitt'rung redet!
Wo keine Freiheit iſt, wird jede Luſt getödtet.
Wir ſind nun ſo. Ein Kind iſt zum Geſang geneigt;
Man ſagt ihm: Sing' mir doch! Es wird beſtürzt und ſchweigt.

Es ward ein junger Mann verwundet; er
Ward hier herauf gebracht. Wißt ihr davon?

Basco.

Ich hab' an eianen Sachen g'nug zu thun,
Und kümmre mich um nichts, was andre treiben.

Claudine.

Dort seh' ich eine Wohnung; ist's die eure?

Basco.

Die meine nicht; sie steht nicht weit von hier
Um diese Felsen. Kommt! Noch schläft mein Weib;
Sie wird euch gut empfangen, und ich frage
Bald den Verwund'ten aus, nach dem ihr bangt.

Da er im Begriff ist sie wegzuführen, kommen

Carlos, Pedro.

Carlos.

Nur diesen Pfad! Er geht ganz grad' hinab.

Pedro.

Was sieht mein Auge! Götter, ist's Claudine?

Wenn Du ihr Freiheit läſſt, ſo wird ſie Dich nicht laſſen;
Doch, machſt Du's ihr zu arg, gib Acht, ſie wird Dich haſſen!

Eridon.

Mich haſſen!

Egle.

Nach Verdienſt. Ergreife dieſe Zeit,
Und ſchaffe Dir das Glück der ächten Zärtlichkeit!
Denn nur ein zärtlich' Herz, von eig'ner Gluth getrieben,
Das kann beſtändig ſein; das nur kann wirklich lieben.
Bekenne: weißt Du denn, ob Dir der Vogel treu,
Den Du im Käfig hältſt?

Eridon.

Nein!

Egle.

Aber wenn er frei
Durch Feld und Garten fliegt, und doch zurücke kehret?

Eridon.

Ja! Gut! Da weiß ich's.

Egle.

Wird nicht Deine Luſt vermehret,
Wenn Du das Thierchen ſiehſt, das Dich ſo zärtlich liebt,
Die Freiheit kennt, und Dir dennoch den Vorzug gibt?
Und kommt Dein Mädchen einſt von einem Feſt zurücke,
Noch von dem Tanz bewegt, und ſucht Dich; ihre Blicke
Verrathen, daß die Luſt nie ganz vollkommen ſei,
Wenn Du, ihr Liebling, Du, ihr Einz'ger, nicht dabei;
Wenn ſie Dir ſchwört, ein Kuß von Dir ſei mehr, als Freuden
Von tauſend Feſten: biſt Du da nicht zu beneiden?

Eridon (gerührt).

O Egle!

Egle.

Fürchte, daß der Götter Zorn entbrennt,
Da der Beglückteſte ſein Glück ſo wenig kennt!
Auf! Sei zufrieden, Freund! Sie rächen ſonſt die Thränen
Des Mädchens, das Dich liebt.

Eridon.

Könnt' ich mich nur gewöhnen,
Zu ſehn, daß Mancher ihr bei'm Tanz die Hände drückt,
Der Eine nach ihr ſieht, ſie nach dem Andern blickt!
Denk' ich nur d'ran, mein Herz möcht' da vor Bosheit reißen!

Egle.

Eh; laß Das immer ſein! Das will noch gar Nichts heißen.
Sogar ein Kuß iſt Nichts!

Eridon.

Was ſagſt Du? Nichts ein Kuß?

Egle.

Ich glaube, daß man viel im Herzen fühlen muß,
Wenn er was ſagen ſoll — Doch! Willſt Du ihr verzeihn?
Denn, wenn Du böſe thuſt, ſo kann ſie Nichts erſinnen.

Eridon.

Ach, Freundinn!

Egle (ſchmeichelnd).

Thu' es nicht, mein Freund; Du biſt auch gut.
Leb' wohl! (Sie faßt ihn bei der Hand.)
Du biſt erhitzt!

Eridon.

Es ſchlägt mein wallend' Blut —

Egle.

Noch von dem Zorn? Genug! Du haſt es ihr vergeben.
Ich eile jetzt zu ihr. Sie fragt nach Dir mit Beben;
Ich ſag' ihr: er iſt gut; und ſie beruhigt ſich.
Ihr Herz wallt zärtlicher, und heißer liebt ſie Dich.

(Sie ſieht ihn mit Empfindung an.)

Gib Acht, ſie ſucht Dich auf, ſobald das Feſt vorüber,
Und durch das Suchen ſelbſt wirſt Du ihr immer lieber!

(Egle ſtellt ſich immer zärtlicher, lehnt ſich auf ſeine Schulter. Er nimmt ihre Hand und küßt ſie.)

Und endlich ſieht ſie Dich! O, welcher Augenblick!
Drückt ſie an Deine Bruſt und fühlt Dein ganzes Glück!
Ein Mädchen wird bei'm Tanz verſchönert: rothe Wangen,
Ein Mund, der lächelnd haucht; grünl'ne Locken hangen
Um die bewegte Bruſt; ein ſanfter Reiz umzieht
Den Körper tauſendfach, wie er im Tanze flieht;

Die vollen Adern glühn, und bei des Körpers Schweben
Scheint jede Nerve sich lebendiger zu heben!
(Sie offeriert eine zärtliche Entzückung, und sinkt an seine Brust; er schlingt seinen Arm um sie.)
Die Wollust, Dieß zu sehn, was überwiegt wohl die?
Du gehst nicht mit zum Fest, und fühlst die Rührung nie.

Eridon.

Zu sehr, an Deiner Brust, o Freundinn, fühl' ich sie;
(Er küßt Egle'n um den Hals und küßt sie; sie küßt es gleichfalls. Dann tritt sie einige Schritte zurück, und fragt mit einem leichtfertigen Ton.)
Liebst Du Amine'n?

Eridon.

Sie, wie mich!

Egle.

Und kannst mich küssen?
O warte nur, Du sollst mir diese Falschheit büßen!
Du ungetreuer Mensch!

Eridon.

Wie? Glaubst Du denn, daß ich —

Egle.

Ich glaube, was ich kann. Mein Freund, Du küßtest mich
Recht zärtlich, Das ist wahr. Ich bin damit zufrieden.
Schmeckt Dir mein Kuß? Ich denk's; die beißen Lippen glühen
Nach mehr. Du armes Kind, Amine! wärst Du hier!

Eridon.

Wär sie's!

Egle.

Nur noch getrotzt! Wie schlimm erging' es Dir!

Eridon.

Ja, keifen würde sie. Du mußt mich nicht verrathen.
Ich habe Dich geküßt; jedoch was kann's ihr schaden?
Und wenn Amine mich auch noch so reizend küßt,
Darf ich nicht fühlen, daß Dein Kuß auch reizend ist?

Egle.

Da frag' sie selbst.

Letzter Auftritt.

Amine. Egle. Eridon.

Eridon.

Weh' mir!

Amine.

Ich muß, ich muß ihn sehen!
Geliebter Eridon! Es hieß mich Egle gehen;
Ich brach mein Wort, mich reut's; mein Freund, ich gehe nicht!

Eridon (für sich).

Ich Falscher!

Amine.

Zürnst Du noch? Du wendest Dein Gesicht?

Eridon (wie oben).

Was werd' ich sagen!

Amine.

Ach! Verdient sie diese Rache,
So eine kleine Schuld? Du hast gerechte Sache;
Doch laß —

Egle.

O, laß ihn gehn! Er hat mich erst geküßt;
Das schmeckt ihm noch.

Amine.

Geküßt!

Egle.

Recht zärtlich!

Amine.

Ah! Das ist
Zu viel für dieses Herz! So lügen kannst Du mich hassen?
Ich Unglückselige! Mein Freund hat mich verlassen!
Wer and're Mädchen küßt, fängt sein's zu fliehen an.
Ach! Seit ich Dich geliebt, hab' ich so was gethan?
Kein Jüngling durfte mehr nach meinen Lippen streben;
Kaum hab' ich einen Kuß beim Pfänderspiel gegeben.
Mir sagt die Eifersucht so gut das Herz, wie Dir;
Und doch verzeih' ich Dir's, und wende Dich zu mir!
Doch, armes Herz, umsonst bist Du so sehr vertheidigt!
Er fühlt nicht Liebe mehr, seitdem Du ihn beleidigt.
Die mächt'ge Reduvius spricht nun umsonst für Dich.

Eridon.

O welche Zärtlichkeit! Wie sehr beschämt sie mich.

Amine.

O Freundinn. Konntest Du mir meinen Freund verführen?

Egle.

Getrost, mein gutes Kind; Du sollst ihn nicht verlieren!
Ich kenn' den Eriken und weiß, wie treu er ist.

Amine.

Und hat —

Egle.

Ja, Das ist wahr, und hat mich doch geküßt.
Ich weiß, wie es geschah; Du kannst ihm wohl vergeben.
Sieh, wie er es bereut!

Eriken (fällt vor Amine'n nieder).

Amine! Liebstes Leben!
O, zürne Du mit ihm! Sie machte sich so schön:
Ich war dem Mund so nah', und konnt' nicht widerstehn.
Doch kennest Du mein Herz; mir kannst Du Das erlauben:
So eine kleine Luft wird Dir mein Herz nicht rauben?

Egle.

Amine, küß' ihn, weil er so vernünftig spricht!
(Zu Eriken.)
Luft raubt ihr nicht Dein Herz; Dir raubt sie ihres nicht.
So, Freund! Du mußtest Dir Dein eigen' Urtheil sprechen;
Du siehst, liebt sie den Tanz, so ist es kein Verbrechen,
(Ihn nachahmend)
Und wenn ein Jüngling ihr bei'm Tanz die Hände drückt,
Der Eine nach ihr sieht, sie nach dem Andern blickt:
Auch Das hat, wie Du weißt, nicht gar so viel zu sagen.
Ich hoffe, Du wirst nie Amine'n wieder plagen,
Und denke, Du gehst mit.

Amine.

Komm' mit zum Fest!

Eriken.

Ich muß;
Ein Kuß belehrte mich.

Egle (zu Amine'n).

Verzeih' uns diesen Kuß.
Und kehrt die Eifersucht in seinen Busen wieder,
So sprich von diesem Kuß; dieß Mittel schlag' ihn nieder. —
Ihr Eifersüchtigen, die Ihr ein Mädchen plagt,
Denkt Euern Streichen nach; dann habt das Herz und klagt!

Die Mitſchuldigen.

Ein Luſtſpiel

in Verſen und drei Acten.

Perſonen.

Der Wirth.
Sophie, ſeine Tochter.
Söller, der Mann.

Alceſt.
Ein Kellner.
Der Schauplatz iſt im Wirthshauſe

Erſter Aufzug.

Die Wirthsſtube.

Erſter Auftritt.

Söller (im Domino an einem Tiſchchen, eine Bouteille Wein vor ſich). Sophie (gegenüber, eine weiße Feder auf einen Hut nähend.) Der Wirth (kommt herein). Im Grunde ſteht ein Tiſch mit Feder, Tinte und Papier, daneben ſteht ein Großvaterſtuhl.

Wirth.

Schon wieder auf den Ball! Im Ernſt, Herr Schwiegerſohn,
Ich hab' Sein Naſen ſatt, und dächt', Er thät davon.
Mein Mädchen hab' ich ihm wahrhaftig nicht gegeben,
Um ſo in Tag hinein von meinem Geld zu leben.
Ich bin ein alter Mann, ich ſehnte mich nach Ruh';
Ein Helfer fehlte mir; nahm ich Ihn nicht dazu?
Ein ſchöner Helfer wahrl, mein Bißchen durchzubringen!

Söller (ſummt ein Liedchen in den Bart).

Wirth.

Ja, ſing' Er, ſing' Er nur; ich will Ihm auch was ſingen!
Er iſt ein Taugenichts, der außer Thorheit ſteckt,
Spielt, ſäuft und Tabak raucht, und tolle Streiche heckt,
Die ganze Nacht verſchwärmt, den halben Tag im Bette;
Es iſt kein Fürſt im Reich, der beſſer Leben hätte.
Da ſitzt das Abenteu'r mit weiten Aermeln da,
Der König Haſenfuß!

Söller (tritt).

Ihr Wohlergehn, Papa!

Wirth.

Ein ſaub'res Wohlergehn! Das Fieber möcht' ich kriegen.

Sophie.

Mein Vater, ſei'n Sie gut.

Söller (tritt).

Mein Zuckchen, Dein Vergnügen!

Sophie.

Vergnügen! Könnt' ich Euch nur ein Mal genug ſehn!

Wirth.

Wenn er nicht anders wird, ſo kann Das nie geſchehn.
Ich bin wahrhaftig längſt des ew'gen Zankens müde;
Doch wie er's täglich treibt, da hält der Henker Friede!
Er iſt ein ſchlechter Mann, ſo kalt, ſo undankbar:
Er ſieht nicht, was er iſt; er denkt nicht, was er war,
Nicht an die Dürftigkeit, aus der ich ihn gerißen,
An ſeine Schulden nicht, die ich doch zahlen müßen.
Man ſieht, es beſſert auch nicht Elend, Noth und Zeit,
Einmal ein Lumpenhund, er bleibt's in Ewigkeit.

Sophie.

Er ändert sich gewiß.

Wirth.

Muß er's so lang verschieben?

Sophie.

Das ist nun Jugendart.

Sêller (trinkt).

Ja, Zieckchen, was wir lieben!

Wirth.

Zu einem Ohr hinein, zum andern flugs heraus!
Er hört mich nicht einmal. Was bin ich denn im Haus?
Ich hab' nun zwanzig Jahr mit Ehren mich gehalten.
Meint Er, was ich erwarb, damit weil' Er nun schalten,
Und weil' es nach und nach vertheilen? Nein, mein Freund,
Das laß Er sich vergehn! So bös ist's nicht gemeint!
Mein Ruf hat lang gewährt, und soll noch länger währen;
Es kennt die ganze Welt den Wirth zum schwarzen Bären.
Es ist kein dummer Bär, er conservirt sein Fell;
Jetzt wird mein Haus gemalt, und dann heiß' ich's Hotel.
Da regnet's Cavaliers, da kommt das Geld mit Haufen;
Doch da gilt's fleißig sein, und nicht sich dumm zu saufen!
Nach Mitternacht zu Bett', und Morgens auf bei Zeit,
So heißt's da!

Sêller.

Bis dahin ist es noch ziemlich weit.
Ging's nur so seinen Gang, und wär's nicht täglich schlimmer!
Wer kommt denn viel zu uns? Da'd'reben stehn die Zimmer.

Wirth.

Wer reis't denn jetzt auch viel? Das ist nun so einmal;
Und hat nicht Herr Alceſt zwei Stuben und den Saal?

Sêller.

Ja, ja, Das ist schon was; Das ist ein guter Kunde!
Allein Minuten hat er's sechzig eine Stunde;
Und dann weiß Herr Alceſt, warum er hier ist.

Wirth.

Wie?

Sêller.

Ach, apropos, Papa! Man sagt mir heute früh,
In Deutschland gäb's ein Corps von braven jungen Leuten,
Die für America Succurs und Geld bereiten.
Man sagt, es wären viel und hätten Muth genug;
Und wie das Frühjahr käm', so geh' der ganze Zug.

Wirth.

Ja, ja, beim Glase Wein hört' ich wohl Manchen prahlen,
Er ließe Haut und Haar für meine Provinzialen:
Da lebt' die Freiheit hoch, war Jeder brav und kühn,
Und wenn der Morgen kam, ging eben Keiner hin!

Sêller.

Ach, es gibt Kerls genug, bei denen's immer sprudelt;
Und wenn so Einen denn die Liebe weiblich hudelt,
So mächt's romanenhaft, sogar erhaben stehn,
So, mit dem Kopf voran, in alle Welt zu gehn.

Wirth.

Wenn Einen nur die Lust von unsern Kunden triebe,
Der auch hübsch artig wär' und dann uns manchmal schriebe,
Das wär' doch noch ein Spaß!

Sêller.

Es ist verteufelt weit.

Wirth.

Eh nun, was liegt daran? Der Brief läuft eine Zeit.
Ich will doch gleich hinauf in kleinen Vorsaal gehen,
Wie weit's ist ohngefähr, auf meiner Charte sehen. (ab.)

Zweiter Auftritt.

Sophie. Sêller.

Sêller.

Im Haus ist Nichts so schlimm; die Zeitung macht es gut.

Sophie.

Ja, geh ihm immer nach!

Sêller.

Ich hab' kein schnelles Blut;
Das ist sein Glück! Denn sonst mich so zu exponiren!

Sophie.

Ich bitt' Dich!

Sölle r.

Nein! Man muß da die Geduld verlieren!
Ich weiß Das Alles wohl, daß ich vor einem Jahr
Ein lock'rer Paſſagier und voller Schulden war. —

Sophie.

Mein Guter, ſei nicht böſ!

Sölle r.

Er ſchildert mich ſo gräulich,
Und doch fand mich Sophie nicht ganz und gar abſcheulich.

Sophie.

Dein ew'ger Vorwurf läßt mich keine Stunde froh.

Sölle r.

Ich werfe Dir Nichts vor, ich meine ja nur ſo.
Ach, eine ſchöne Frau erzeuget uns unendlich,
Es ſei nun, wie ihm will! Siehſt Du, man iſt erkenntlich.
Sophie, wie ſchön biſt Du! Und ich bin nicht von Stein,
Ich kenne gar zu wohl das Glück, Dein Mann zu ſein;
Ich liebe Dich —

Sophie.

Und doch kannſt Du mich immer plagen?

Sölle r.

O geh, was liegt denn d'ran? Das darf ich ja wohl ſagen:
Daß Dich Alceſt geliebt, daß er für Dich gebrannt.
Daß Du ihn auch geliebt, Daß Du ihn lang gekannt.

Sophie.

Ach!

Sölle r.

Nein, ich wüßte nicht, was ich da Böſes ſähe!
Ein Bäumchen, das man pflanzt, das ſchießt zu ſeiner Höhe;
Und wenn es Früchte bringt, ei, da genießet ſie,
Wer da iſt! Ueber's Jahr gibt's wieder. Ja, Sophie,
Ich kenne Dich zu gut, um was daraus zu machen;
Ich find's nur lächerlich!

Sophie.

Ich finde Nichts zu lachen.
Daß mich Alceſt geliebt, daß er für mich gebrannt,
Daß ich ihn auch geliebt, daß ich ihn lang gekannt.
Was iſt's nun weiter?

Sölle r.

Nichts! Das will ich auch nicht ſagen,
Daß es was weiter iſt. Denn in den erſten Tagen,
Wenn Dir das Mädchen keimt, da ſieht ſie Ein's zum Spaß,
Es halbelt ihr um's Herz, und ſie verſteht nicht — was.
Man küßt beim Pfänderſpiel, und wird allmälig greßer,
Der Kuß wird ernſtlicher und ſchmeckt nun immer beſſer;
Und da begreift ſie nicht, warum die Mutter ſchmält;
Voll Tugend, wenn ſie liebt, iſt's Unſchuld, wenn ſie fehlt.
Und kommt Erfahrenheit zu ihren andern Gaben,
So ſei ihr Mann vergnügt, ein klages Weib zu haben!

Sophie.

Du kennſt mich nicht genug.

Sölle r.

O, laß Das immer ſein;
Dem Mädchen iſt ein Kuß, was uns ein Gläschen Wein.
Eins, und dann wieder Ein's, und noch Ein's, bis wir ſinken;
Wenn man nicht zaudern will, ſo muß man gar nicht trinken!
Genug, Du biſt nun mein! — Iſt es nicht vier halb Jahr,
Daß Herr Alceſt Dein Freund und hier im Hauſe war?
Wie lange war er weg?

Sophie.

Drei Jahre, denk' ich.

Sölle r.

D'rüber.
Nun iſt er wieder da, ſchon vierzehn Tage. —

Sophie.

Lieber,
Zu was dient der Diſcurs?

Sölle r.

Eh nun, daß man was ſpricht;
Denn zwiſchen Mann und Weib red't ſich ſo gar viel nicht.
Warum iſt er wohl hier?

Sophie.

Eh nun, ſich zu vergnügen.

Söller.

Ich glaube wohl, Du magſt ihm ſehr am Herzen liegen.
Wenn er Dich liebte, he, gäbſt Du ihm wohl Gehör?

Sophie.

Die Liebe kann wohl viel, allein die Pflicht noch mehr.

Du glaubſt? —

Söller.

Ich glaube Nichts, und kann Das wohl begreifen;
Ein Mann iſt immer mehr, als Herrchen, die nur pfeifen.
Der allerſüß'ſte Ton, den auch der Schäfer hat,
Es iſt doch nur ein Ton, und Ton, den wird man ſatt.

Sophie.

Ja Ton! Nun gut, ihr Ton! Doch iſt der Deine beſſer?
Die Unzufriedenheit in Dir wird täglich größer.
Nicht einen Augenblick biſt Du mit Necken ſtill.
Man ſei erſt liebenswerth, wenn man geliebt ſein will.
Warſt Du denn wohl der Mann, ein Mädchen zu begluden?
Erwarbſt Du Dir ein Recht, mir ewig vorzurücken,
Was doch im Grund' Nichts iſt? Es wankt das ganze Haus;
Du thuſt nicht einen Streich, und gibſt am Meiſten aus.
Du lebſt in Tag hinein; fehlt Dir's, ſo machſt Du Schulden;
Und wenn die Frau was braucht, ſo hat ſie keinen Gulden;
Und Du fragſt nicht darnach, wo ſie ihn kriegen kann.
Wünſt Du ein braves Weib, ſo ſei ein rechter Mann!
Verſchaff' ihr, was ſie braucht; hilf ihr die Zeit vertreiben,
Und um das Uebrige kannſt Du dann ruhig bleiben.

Söller.

Eh, ſprich den Vater an!

Sophie.

Dem käm' ich eben recht.
Wir brauchen ſo genug, und Alles geht ſo ſchlecht.
Erſt geſtern mußt' ich ihn nothwendig Etwas bitten.
„Ha,“ rief er, „Du kein Geld, und Söller fährt im Schlitten?“
Er gab mir Nichts und lärmt' mir noch die Ohren voll.
Nun ſage mir einmal, woher ich's nehmen ſoll?
Denn Du biſt nicht der Mann, für eine Frau zu ſorgen.

Söller.

O, warte, liebes Kind, vielleicht empfang' ich morgen
Von einem guten Freund —

Sophie.

Wenn er ein Narr iſt, ja!
Zum Holen ſind zwar oft die guten Freunde da;
Doch Einen, der was bringt, den hab' ich noch zu ſehen!
Nein, Söller, ſiehſt Du wohl, ſo kann's nicht weiter gehen!

Söller.

Du haſt ja, was man braucht.

Sophie.

Schon gut; Das iſt wohl was!
Doch wer nie dürftig war, der will noch mehr als Das.
Das Glück verwöhnet uns gar leicht durch ſeine Gaben;
Man hat, ſo viel man braucht, und glaubt, noch Nichts zu haben.
Die Luſt, die jede Frau, die jedes Mädchen hat:
Ich bin nicht hungrig d'rauf, doch bin ich auch nicht ſatt.
Der Putz, der Ball!“— Genug, ich bin ein Frauenzimmer!

Söller.

Eh nun, ſo geh' doch mit; ſag' ich Dir's denn nicht immer?

Sophie.

Daß wie die Faßnachtluſt auch unſre Wirthſchaft ſei:
Die kurze Zeit geſchwärmt, dann auf einmal vorbei.
Viel lieber ſitz' ich hier allein zu ganzen Jahren!
Wenn Du nicht ſparen willſt, ſo muß die Frau wohl ſparen.
Mein Vater iſt genug ſchon über Dich erboſ't;
Ich ſtille ſeinen Zorn und bin ſein ganzer Troſt.
Nein, Herr, ich helf Ihm nicht, mein ſaures Geld verſchwenden!
Spar' Er es erſt an ſich, um es an mich zu wenden!

Söller.

Mein Kind, für dieß Mal nur laß mich noch luſtig ſein;
Und wenn die Meſſe kommt, ſo richten wir uns ein.

Ein Kellner (tritt auf).

Herr Söller!

Söller.

He, was gibt's?

Kellner.

Der Herr von Tirinette!

Sophie.

Der Spieler?

Söller.

Schick' ihn fort! Daß ihn der Teufel hätte!

Kellner.

Er sagt, er muß Sie sehn.

Sophie.

Was will er denn bei Dir?

Söller.

Ah, er verreis't — (zum Kellner) ich komm'!
(zu Sophien) und er empfiehlt sich mir.
(Ab.)

Dritter Auftritt.

Sophie (allein).

Der wohnt ihn ganz gewiß! Er macht im Spiele Schulden;
Er bringt noch Alles durch, und ich, ich muß es dulden.
Das ist nun alle Lust und mein geträumtes Glück!
Solch eines Menschen Frau! So weit kannst Du zurück!
Wo ist sie hin, die Zeit, da noch zu ganzen Scharen
Die süßen, jungen Herr'n zu Deinen Füßen waren;
Da jeder sein Geschick in Deinen Blicken sah?
Ich stand im Ueberfluß wie eine Göttinn da,
Aufmerksam ringskumher die Diener meiner Grillen!
Es war genug, mein Herz mit Eitelkeit zu füllen.
Und ach, ein Mädchen ist wahrhaftig übel d'ran!
Ist man ein Bischen hübsch, gleich sieht man Jedem an;
Da summt uns unser Kopf den ganzen Tag von Liebe.
Und welches Mädchen hält wohl diese Feuerprobe?
Ihr könnt so ehrlich thun, man glaubt Euch gern auf's Wort.
Ihr Männer! — Auf einmal fahrt Euch der Henker fort.
Wenn's was zu naschen gibt, sind Alle flugs beim Schmause;
Doch macht ein Mädchen Ernst, so ist kein Mensch zu Hause.
So geht's mit unsern Herr'n in dieser schlimmen Zeit;
Es gehen zwanzig d'rauf, bis daß ein halber freit.
Zwar fand ich mich zuletzt nicht eben ganz verlassen;
Mit Vierundzwanzigen ist nicht viel zu verpassen.
Der Söller kam mir vor — eh! und ich nahm ihn an;
Es ist ein schlechter Mensch, allein es ist ein Mann.
Da sitz' ich nun und bin nicht besser als begraben.
Anbeter könnt' ich wohl noch in der Menge haben;
Allein, was sollen sie? Man quälet, sind sie dumm,
Zur langen Weile nur mit ihnen sich herum;
Und einen klugen Freund ist es gefährlich lieben:
Er wird die Klugheit bald zu Euerm Schaden üben.
Auch ohne Liebe war mir jeder Dienst verhaßt, —
— Und jetzt — mein armes Herz, warst Du darauf gefaßt?
Alceſt ist wieder hier. Ach, welche neue Plage!
Ja, vormals, war er da; wie waren's and're Tage!
Wie liebt ich ihn! — Und noch. — Ich weiß nicht, was ich will!
Ich weich' ihm ängstlich aus; er ist nachdenkend, still;
Ich fürchte mich vor ihm; die Furcht ist wohl gegründet.
Ach, wüßt' er, was mein Herz noch jetzt für ihn empfindet!
Er kommt. Ich gitt're schon. Die Brust ist mir so voll;
Ich weiß nicht, was ich will, viel weniger, was ich soll.

Vierter Auftritt.

Sophie. Alceſt.

Alceſt (ungestümer, ohne Hut und Degen).

Verzeihen Sie, Madam, wenn ich beschwerlich falle!

Sophie.

Sie scherzen, Herr Alceſt! Dieß Zimmer ist für Alle.

Alceſt.

Ich fühle, jetzt bin ich für Sie, wie Jedermann.

Sophie.

Ich seh' nicht, wie Alceſt darüber klagen kann.

Alceſt.

Du siehst nicht, Grausame? Ich sollte Das erleben?

Sophie.

Erlauben Sie, mein Herr! Ich muß mich wegbegeben.

Alceſt.

Wohin, Sophie? Wohin? — Du wendeſt Dein Geſicht?
Verſagſt mir Deine Hand? Sophie, kennſt Du mich nicht?
Sieh' her! Es iſt Alceſt, der um Gehör Dich bittet.

Sophie.

Weh' mir! Wie iſt mein Herz, mein armes Herz zerrüttet!

Alceſt.

Biſt Du Sophie, ſo bleib'!

Sophie.

Ich bitte, ſchonen Sie!
Ich muß, ich muß hinweg!

Alceſt.

Unzärtliche Sophie!
Verlaſſen Sie mich nur! — In dieſem Augenblicke,
Dacht' ich, ſie iſt allein; Du raubſt Dich Deinem Glücke.
Jetzt, hofft' ich, redet ſie ein freundlich Wort mit Dir.
O, gehn Sie, gehn Sie nur! — In dieſem Zimmer hier
Entdeckte mir Sophie zuerſt die ſchönſten Flammen;
Die Liebe ſchlang uns hier das erſte Mal zuſammen.
An eben dieſem Platz — erinnerſt Du Dich noch?
Schwurſt Du mir ew'ge Treu!

Sophie.

O, ſchonen Sie mich doch!

Alceſt.

Ein ſchöner Abend war's — ich werd' es nie vergeſſen!
Dein Auge redete, und ich, ich ward vermeſſen.
Mit Zittern bot'ſt Du mir die ſüße Lippe dar.
Noch fühlt mein Herz zu ſehr, wie ganz ich glücklich war.
Da war Dein Glück, mich ſehn, Dein Glück, an mich zu denken!
Und jetzo willſt Du mir nicht eine Stunde ſchenken?
Du flehſt, ich ſuche Dich; Du flehſt, ich bin betrübt —
Geh' nur, Du falſches Herz, Du haſt mich nie geliebt!

Sophie.

Ich bin geplagt genug, willſt Du mich auch noch plagen?
Sophie Dich nie geliebt! Alceſt, Das darfſt Du ſagen?
Du warſt mein einz'ger Wunſch, Du warſt mein höchſtes Gut;
Für Dich ſchlug dieſes Herz, Dir wallte dieſes Blut;
Und dieſes gute Herz, das Du einſt ganz beſeſſen,
Kann nicht unzärtlich ſein, es kann Dich nicht vergeſſen.
Ach, die Erinnerung hat mich ſo oft betrübt!
Alceſt! — ich liebe Dich — noch, wie ich Dich geliebt.

Alceſt.

Du Engel! Beſtes Herz! (Will ſie umarmen.)

Sophie.

Ich höre Jemand' gehen.

Alceſt.

Auch nicht ein einzig' Wort! Das iſt nicht auszuſtehen!
So gehts den ganzen Tag! Wie iſt man nicht geplagt!
Schon vierzehn Tage hier, und Dir kein Wort geſagt!
Ich weiß, Du liebſt mich noch; allein Das muß mich ſchmerzen:
Niemals ſind wir allein, und reden nie von Herzen.
Nicht einen Augenblick iſt hier im Zimmer Ruh:
Bald iſt der Vater da, bald kommt der Mann dazu.
Lang bleib' ich Dir nicht hier; Das iſt mir unerträglich.
Allein, Sophie, wer will, iſt Dem nicht Alles möglich?
Sonſt war Dir Nichts zu ſchwer, Du halfeſt uns geſchwind;
Es war die Eiferſucht mit hundert Augen blind.
Und wenn Du wollteſt —

Sophie.

Was?

Alceſt.

Wenn Du nur denken wollteſt,
Daß Du Alceſt'n nicht verzweifeln laſſen ſollteſt!
Geliebte, ſuche doch uns nur Gelegenheit
Zur Unterredung auf, die dieſer Ort verbeut!
O höre, heute Nacht; Dein Mann geht aus dem Hauſe,
Man meint, ich gehe ſelbſt zu einem Faßnacht-ſchmauſe;
Allein, das Hinterthor iſt meiner Treppe nah',

Es merkt's kein Menſch im Haus, und ich bin wieder da.
Die Schlüſſel hab' ich hier, und wirſt Du mir erlauben —

Sophie.

Alceſt, ich wund're mich —

Alceſt.

Und ich, ich ſoll Dir glauben,
Daß Du kein hartes Herz, kein falſches Mädchen biſt?
Du ſchlägſt das Mittel aus, das uns noch übrig iſt?
Kennſt Du Alceſt'en nicht, Sophie, und darfſt Du zaudern,
In ſtiller Nacht mit ihm ein Stündchen zu verplaudern?
Genug, nicht wahr, Sophie, dort Nacht beſuch' ich Dich?
Doch kommt Dir's ſch'rer vor, ſo komm, beſuche mich!

Sophie.

Das iſt zu viel!

Alceſt.

Zu viel! zu viel! O, ſchön geſprochen!
Verflucht! Zu viel! zu viel! Verderb' ich meine Wochen
Hier ſo umſonſt? — Verdammt! Was hält mich dieſen Ort,
Wenn mich Sophie nicht hält? Ich gehe morgen fort.

Sophie.

Geliebter! Beſter!

Alceſt.

Nein; Du kannſt, Du ſiehſt mein Leiden;
Und Du bleibſt ungerührt! Ich will Dich ewig meiden!

Fünfter Auftritt.

Vorige. Der Wirth.

Wirth.

Da iſt ein Brief; er muß von jemand Hohem ſein;
Das Siegel iſt ſehr groß und das Papier iſt fein.

Alceſt (reißt den Brief auf).

Wirth (vor ſich).

Den Inhalt möcht' ich wohl von dieſem Briefe wiſſen!

Alceſt

(lieſt den Brief ſtumm durchgehends hat).

Ich werde morgen früh von hier verreiſen müſſen.
Die Rechnung!

Wirth.

Ei! So ſchnell in dieſer ſchlimmen Zeit
Verreiſen? — Dieſer Brief iſt wohl von Wichtigkeit?
Darf man ſich unterſtehn und Ihre Gnaden fragen?

Alceſt.

Nein!

Wirth (zu Sophie'n).

Frag' ihn doch einmal; gewiß, Dir wird er's ſagen!

(Er geht an den Tiſch im Grunde, wo er auf der Schublade ſeine Bücher zieht, ſich niederſetzt und die Rechnung ſchreibt.)

Sophie.

Alceſt, iſt es gewiß?

Alceſt.

Das ſchmeichelnde Geſicht!

Sophie.

Alceſt, ich bitte Dich, verlaß Sophie'n nicht!

Alceſt.

Nun gut; entſchließe Dich, mich heute Nacht zu ſehn!

Sophie (für ſich).

Was ſoll, was kann ich thun? Er darf, er darf nicht gehen;
Er iſt mein einz'ger Troſt. — Du ſiehſt, daß ich nicht kann; —
Denk', ich bin eine Frau!

Alceſt.

Der Teufel hol' den Mann.
So biſt Du Witwe! Nein, bringe dieſe Stunden;
Zum erſt- und letzten Mal ſind ſie vielleicht gefunden.
Ein Wort: Um Mitternacht, Geliebte, bin ich da!

Sophie.

An meinem Zimmer iſt mein Vater allzu nah.

Alceſt.

Eh nun, ſo komm' zu mir! Was ſoll da viel Beſinnen?
In dieſen Zwiſchen ſieht der Augenblick von hinnen.
Hier, nimm die Schlüſſel nur!

Sophie.

Der meine öffnet ſchon.

Alceſt.

So komm denn, liebes Kind! Was hält Dich dort noch ab?
Nun, wirſt Du?

Claudine.

Ich bin es, theurer Freund.

Pedro.

Wie kommſt du her?
O Himmel! Du, hierher!

Claudine.

Die Sorge trieb
Mich aus dem Schloſſe, dich zu ſuchen. Niemand
War in dem Hauſe mehr! Der alte Pförtner
Allein verwahrt' es; alle folgten ſchnell
Dem Vater, der nach deinen Räubern jagt.

Pedro.

Ich faſſe mich und meine Freude nicht.

Carlos.

Mein werthes Fräulein!

Claudine.

Muß ich euch erblicken!

Pedro.

Daß ich dich habe!

Sophie.

Ob ich will?

Alceſt.

Nun?

Sophie.

Ich will zu Dir kommen.

Alceſt (zum Wirth).

Herr Wirth, ich reiſe nicht!

Wirth (hervortretend).

So? (Zu Sophie'n) Haſt Du was vernommen?

Sophie.

Er will Nichts ſagen.

Wirth.

Nichts?

Sechster Auftritt.

Vorige. Söller.

Alceſt.

Mein Hut!

Sophie.

Da liegt er, hier!

Alceſt.

Adieu; ich muß nun fort!

Söller.

Ich wünſche viel Plaiſir.

Alceſt.

Adieu, ſcharmante Frau!

Sophie.

Adieu, Alceſt!

Söller.

Ihr Diener!

Alceſt.

Ich muß noch erſt hinauf.

Söller (für ſich).

Der Kerl wird täglich kühner.

Wirth (das Licht aufſetzend).

Erlauben Sie, mein Herr!

Alceſt

(ſetzt ihm auf der Hand komplimentirend).

Herr Wirth, nicht einen Schritt!

(Ab.)

Sophie.

Nun, Söller, gehſt Du denn? Wie wär's, Du nähmſt mich mit?

Söller.

Aha! Es kommt Dir jetzt —

Sophie.

Nein, geh'! Ich ſprach's im Scherze.

Söller.

Nein, nein, ich weiß Das ſchon; es wird Dir warm um's Herze!
Wenn man ſo Jemand ſieht, der ſich zum Balle ſchickt,
Und man ſoll ſchlafengehn: da iſt hier was, Das drückt!
Es iſt ein ander' Mal —

Sophie.

O ja; ich kann wohl warten.

(Zum Wirth, der die Zeit über in tiefen Gedanken geſtanden.)

Nun, gute Nacht, Papa; ich will zu Bette gehn.

Wirth.

Gut' Nacht, Sophie!

Söller.

Schlaf' wohl!

(Ihr nachſehend.)

Nein, ſie iſt wahrlich ſchön!

(Er küßt ihr nach und tritt ſie noch ein Mal an der Thür.)

Schlaf' wohl, mein Schäfchen!

(Zum Wirth.)

Nun, geht Er nicht auch zu Bette?

Wirth.

Das iſt ein Teufelsbrief; wenn ich den Brief nur hätte!

(Zu Söller'n.)

Nun, Faſtnacht, gute Nacht!

Söller.

Dank' ! Angenehme Ruh'!

Wirth.

Herr Söller, wenn Er geht, mach' Er das Thor recht zu! (Ab.)

Söller.

Ja, ſorgen Sie für Nichts!

Siebenter Auftritt.

Söller (allein).

Was iſt nun anzufangen?
O, das verfluchte Spiel! O, wär' der Kerl gehangen!

Bei'm Abzug war's nicht just; doch muß ich stille sein:
Er haut und schießt sich gleich! Ich weiß nicht aus noch ein.
Wie wär's? — Alceſt hat Geld — und dieſe Dietrich' ſchließen!
Er hat auch große Luſt, bei mir was zu genießen!
Er ſchleicht um meine Frau. Das iſt mir lang verhaßt:
Eh nun, da lad' ich mich einmal bei ihm zu Gaſt! —
Allein, käm' es heraus, da gäb's Dir ſchlimme Sachen! —
Ich bin nun in der Netz, was kann ich Ander's machen?
Der Spieler will ſein Geld; ſonſt prügelt er mich aus.
Contrage, Sélier! Fort, es ſchläft das ganze Haus!
Und wird es ja entdeckt, bin ich doch wohl gebettet:
Denn eine ſchöne Frau hat manchen Dieb gerettet. (Ab.)

Zweiter Aufzug.

Das Zimmer Alceſt'ens.

Das Theater iſt von vorn nach dem Fond zu getheilt in Stube und Alkoven. An der einen Seite der Stube ſteht ein Tiſch, darauf Papiere und eine Chatulle; im Grunde eine große Thür und an der Seite eine kleine, dem Alkoven gegenüber.

Erſter Auftritt.

Sélier

(im Domino, die Maske auf'm Geſicht, in Strümpfen, eine Blendlaterne in der Hand, kommt zur kleinen Thüre herein, leuchtet furchtſam im Zimmer herum: dann tritt er geſchwind hervor, nimmt die Maske ab und ſpricht).

Es braucht's nicht eben juſt, daß Einer tapfer iſt;
Man kommt auch durch die Welt mit Schleichen und mit Liſt.
Der Eine geht Euch hin, bewaffnet mit Piſtolen,
Sich einen Sack von Geld, vielleicht den Tod, zu holen,
Und ſpricht: „Den Beutel her; her, ohne viel zu ſpeer'n!“
Mit ſo gelaſſ'nem Mut, als ſprächʼ er: „Proſit, Ihr Herr'n!“
Ein And'rer zieht herum, mit zauberiſchen Händen
Und Wolken, wie der Blitz, die Augen zu entwenden;
Und wenn Ihr's haben wollt, er ſagt Euch in's Geſicht:
„Ich ſtehle; gebt wohl Acht!“ Er ſtiehlt; Ihr ſeht es nicht.
Mich machte die Natur nun freilich viel geringer;
Mein Herz iſt allzu leicht, zu plump ſind meine Finger;
Und doch, kein Schelm zu ſein, iſt heut zu Tage ſchwer!
Das Geld nimmt täglich ab, und täglich braucht man mehr.
Du biſt nun einmal d'rin; nun hilf Dir aus der Falle!
Ach, Alles meint zu Haus', ich ſei die Nacht bei'm Balle.
Mein Herr Alceſt, der ſchwärmt; mein Weibchen ſchläft allein —
Die Conſtellation, wie kann ſie ſchöner ſein?
(Sich dem Tiſch nahend.)
O, komm', Du Heiligthum; Du Gott in der Chatulle!
Ein König ohne Dich iſt eine große Nulle.
Habt Dank, Ihr Dietriche; Ihr ſeid der Troſt der Welt;
Durch Euch erlang' ich ihn, den großen Dietrich: Geld!
(Indem er die Chatulle zu eröffnen ſucht.)
Ich hatt' als Acceſſiſt einmal bei'm Amt gelauert;
Doch hat auch da mein Fleiß nicht eben lang gedauert.
Das Schreiben wollte nicht, mir war's zu einerlei;
Erſt in der Ferne Brod, und täglich Plackerei,
Das ſtand mir gar nicht an. — Ein Dieb war eingefangen;
Die Schlüſſel fanden ſich, und er, er ward gehangen.
Nun weiß man, die Juſtiz bedenkt zuweilen ſich;
Ich war mit Schalten; das Eiſen kam an mich.
Ich hob es auf. Ein Ding ſcheint Euch nicht viel zu nützen:
Es kommt ein Augenblick, man freut ſich, 's zu beſitzen!
Und jetzt —
(Das Schloß ſpringt auf.)
O, ſchön gemünzt! Ha, Das iſt wahre Luſt!
(Er ſteckt ein.)
Die Taſche ſchwillt von Geld, von Freuden meine Bruſt —
Wenn es nicht Angſt iſt. Horch! Verflucht! Ihr feigen Glieder,
Was zittert Ihr? — Genug!
(Er will noch ein Mal in die Chatulle und nimmt noch.)
Noch Eins! Noch gut.
(Er macht ſie zu und fährt zuſammen.)
Schon wieder;

Es geht was auf dem Gang! Es geht doch sonst nicht um? —
Der Teufel hat vielleicht sein Spiel — das Spiel wär' dumm!
Ist's eine Katze? Nein! Das wär' ein schwerer Kater.
Geschwind! Es dreht am Schloß —

Zweiter Auftritt.

Der Wirth (mit einem Nachtlocke zur Seitenthür herein). Söller.

Söller.
Behut' mein Schwiegervater!

Wirth.
Es ist ein närrisch' Ding um ein empfindlich' Blut!
Es recht, wenn man auch nur halbweg was Böses thut.
Neugierig bin ich sonst mein Tage nicht gewesen.
Dicht' ich nicht in dem Brief was Wichtiges zu lesen;
Und mit der Zeitung ist's ein eigen Ansenthalt:
Das Neu'ste, was man hört, ist immer veraltet.
Und dann ist Das auch schon ein unerträglich' Wesen,
Wenn Jeder spricht: „O ja, ich hab' es auch gelesen!"
Wär' ich nur Cavalier; Minister müßt' ich sein,
Und jeglicher Courier ging bei mir aus und ein.
Ich find' ihn nicht, den Brief! Hat er ihn mitgenommen?
Es ist doch ganz verflucht; man soll zu gar Nichts kommen!

Söller (für sich).
Du guter, alter Narr! Ich seh' wohl, es hat Dich
Der Diebs- und Zeitungsgott nicht halb so lieb, wie mich.

Wirth.
Ich find' ihn nicht! — O, weh! — Hör' ich auch recht? — Daneben
Im Saale —

Söller.
Riecht er mich vielleicht?

Wirth.
Es knistert eben,
Als wär's ein Weiberschuh!

Söller.
Schuh? Nein, Das bin ich nicht.

Wirth
(bückt den Nachtlock auf, und da er in Verlegenheit das Schloß der linken Thür nicht aufmachen kann, läßt er ihn fallen).
Jetzt hindert mich das Schloß noch gar!
(Stößt die Thür auf und fort.)

Dritter Auftritt.

Sophie (zur Hinterthüre mit einem Licht herein). Söller.

Söller (im Abgehen für sich).
Ein Weibsgesicht!
Hör'! Teufel! Meine Frau! Was soll mir Das?

Sophie.
Ich bebe
Bei dem verweg'nen Schritt.

Söller.
Sie ist's, so wahr ich lebe!
Gibt Das ein Rendezvous? — Allein, gesetzten Falls,
Ich zeigte mich! — Ja, dann — es krabbelt mir am Hals!

Sophie.
Ja, folgt der Liebe nur! Mit freundlichen Geberden
Lockt sie Euch Anfangs nach —

Söller.
Ich möchte rasend werden!
Und darf nicht —

Sophie.
— Doch wenn Ihr ein Mal den Weg verliert,
Dann führt kein Irrlicht Euch so schlimm, als sie Euch führt.

Söller.
Ja wohl; Dir wär' ein Sumpf gesünder, als das Zimmer.

Sophie.
Bisher ging's freilich schlimm; doch täglich wird es schlimmer.
Mein Mann macht's gar zu toll. Bisher gab's wohl Verdruß;
Jetzt treibt er es so arg, daß ich ihn hassen muß.

Söller.
Du Hexe!

Sophie.
Meine Hand hat er — Alles inzwischen
Besitzt, wie sonst, mein Herz.

Söller.

Zu zaubern. Gift zu miſchen,
Iſt nicht ſo ſchlimm!

Sophie.

Dieß Herz, das ganz für ihn geſtammt,
Das erſt durch ihn gelernt, was Liebe ſei —

Söller.

Verdammt!

Sophie.

Gleichgiltig war's und kalt, eh' es Alceſt erweichte.

Söller.

Ihr Männer, ſtändet Ihr nur All' ein Mal ſo Beichte!

Sophie.

Wie liebte mich Alceſt!

Söller.

Ach, Das iſt nun vorbei!

Sophie.

Wie herzlich liebt' ich ihn!

Söller.

Pah, Das war Kinderei!

Sophie.

Du, Schickſal, trenntest uns; und, ach, für meine Sünden
Mußt' ich mich — weich' ein Muß! — mit einem Vieh verbinden!

Söller.

Ich, Vieh? — Ja wohl, ein Vieh, von dem geſtreuten Vieh!

Sophie.

Was ſeh' ich?

Söller.

Was, Madam?

Sophie.

Des Vaters Wachsſtock! Wie
Kam er hierher? — Doch nicht? — Da werd' ich fliehen müſſen;
Vielle'cht belauſcht er uns! —

Söller.

O, ſetz' ihr zu, Gewiſſen!

Sophie.

Doch Das begreif' ich nicht, wie er ihn hier verlor.

Söller.

Sie ſcheut den Vater nicht; mal' ihr den Teufel vor!

Sophie.

Ach nein, das ganze Haus liegt in dem tiefſten Schlafe!

Söller.

Die Luſt iſt mächtiger, als alle Furcht der Strafe!

Sophie.

Mein Vater iſt zu Bett' — wer weiß, wie Das geſchah?
Es mag d'rum ſein!

Söller.

O weh!

Sophie.

Alceſt iſt noch nicht da?

Söller.

O, dürſt' ich ſie!

Sophie.

Mein Herz ſchwimmt noch in bangem Zweifel:
Ich lieb' und fürcht' ihn doch.

Söller.

Ich fürcht' ihn, wie den Teufel,
Und mehr noch. Käm' er nur, der Fürſt der Unterwelt!
Ich bät' ihn: Hol' mir ſie, da haſt Du all' mein Geld!

Sophie.

Du biſt zu redlich, Herz! Was iſt denn Dein Verbrechen?
Verſprachſt Du, treu zu ſein? Und konnteſt Du verſprechen,
Dem Menſchen treu zu ſein, an dem kein gutes Haar,
Der unverſtändig, grob, falſch —

Söller.

Das bin ich?

Sophie.

Fürwahr,
Wenn ſo ein Scheuſal nicht den Abſcheu g'nug entſchuldigt,
So leb' ich mir das Land, wo man dem Teufel huldigt!
Er iſt ein Teufel!

Söller.

Was? Ein Teufel! Scheuſal! — Ich!
Ich halt's nicht länger aus!

(Er macht Geberde, hervorzuſpringen.)

Vierter Auftritt.

Alceſt (angekleidet, mit Hut und Degen, den Mantel über den Arm, den er gleich ablegt). Vorige.

Alceſt.

Du warteſt ſchon auf mich?

Sophie.

Sophie kam Dir zuvor!

Alceſt.

Du zitterſt?

Sophie.

Die Gefahren!

Alceſt.

Nein, Weibchen, nicht!

Söller.

Du! Dir! Das ſind Präliminaren!

Sophie.

Du fühlteſt, was dieß Herz um Deinetwillen litt;
Du kennſt dieß ganze Herz, verzeih' ihm dieſen Schritt!

Alceſt.

Sophie!

Sophie.

Verzeihſt Du ihm, ſo fühl' ich keine Reue.

Söller.

Ja, frage mich einmal, ob ich Dir ihn verzeihe!

Sophie.

Was führte mich hierher? Gewiß, ich weiß es kaum.

Söller.

Ich weiß es nur zu wohl!

Sophie.

Es iſt mir, wie ein Traum.

Söller.

Ich wollt', ich träumte!

Sophie.

Sieh, ein ganzes Herz voll Plagen
Bring' ich zu Dir.

Alceſt.

Der Schmerz vermindert ſich im Klagen.

Sophie.

Ein ſympathetiſch' Herz, wie Deines, fand' ich nie!

Söller.

Wenn Ihr zuſammen gähnt, Das nennt Ihr Sympathie?
Vortrefflich!

Sophie.

Wußt' ich nur Dich ſo vollkommen finden,
Um mit dem Widerſpiel von Dir mich zu verbinden?
Ich hab' ein Herz, das nicht todt für die Tugend iſt.

Alceſt.

Ich kenn's!

Söller.

Ja, ja, ich auch!

Sophie.

So liebenswerth Du biſt,
Du hätteſt nie von mir ein einzig' Wort vernommen,
Wär' dieſes arme Herz nicht hoffnungslos beklommen.
Ich ſehe Tag vor Tag die Wirthſchaft untergehn,
Das Leben meines Manns! Wie können wir beſtehn?
Ich weiß, er liebt mich nicht, er fühlt nicht meine Thränen;
Und wenn mein Vater ſtürmt, muß ich auch Den verſöhnen!
Mit jedem Morgen geht ein neues Leiden an.

Söller (ſpricht auf ſeine Art).

Nein doch, die arme Frau iſt wahrlich übel d'ran!

Sophie.

Mein Mann hat keinen Sinn für halb ein menſchlich' Leben.
Was hab' ich nicht gered't, was hab' ich nachgegeben!
Er ſäuft den vollen Tag, macht Schulden hier und dort,
Spielt, ſtänkert, pocht und kriecht; Das geht an Einem fort!
Sein ganzer Witz erzeugt nur Albernheit und Schwänke;
Was er für Klugheit hält, ſind ungeſchliff'ne Ränke;
Er lügt, verleumdet, trägt —

Söller.

Ich ſeh', ſie ſammelt ſchon
Die Perſonalien zu meinem Leich-Sermon.

Sophie.

O, glaub', ich hätte mich ſchon lange todt betrübet,
Wüßt' ich nicht —

Söller.

Nur heraus!

Sophie.

Daß mich Alceſt noch liebet.

Alceſt.

Er liebt, er klagt, wie Du.

Sophie.

Das lindert meine Pein.
Von Einem wenigſtens, von Dir, beklagt zu ſein.
Alceſt, bei dieſer Hand, der theuern Hand, beſchwöre
Ich Dich, behalte mir Dein Herz beſtändig!

Söller.

Höre,
Wie ſchön ſie thut!

Sophie.

Dieß Herz, das nur für Dich gebrannt,
Kennt keinen andern Troſt, als nur von Deiner Hand.

Alceſt.

Ich kenne für Dein Herz kein Mittel.
(Er faßt Sophie'n in den Arm und küßt ſie.)

Söller.

Weh' mir Armen!
Will denn kein Zufall nicht ſich über mich erbarmen!
Das Herz, das macht mir bang!

Sophie.

Mein Freund!

Söller.

Nein, nun wird's matt!
Ich bin der Freundſchaft nun in allen Gliedern ſatt,
Und wollte, weil ſie ſich doch Nichts zu ſagen wiſſen,
Sie ging nun ihren Weg, und ließe mir das Küſſen!

Alceſt.

Geliebteſte!

Sophie.

Mein Freund, noch dieſen letzten Kuß,
Und dann ich' wohl!

Alceſt.

Du gehſt?

Sophie.

Ich gehe — denn ich muß.

Alceſt.

Du liebſt mich, und Du gehſt?

Sophie.

Ich geh' — weil ich Dich liebe.
Ich würde einen Freund verlieren, wenn ich bliebe.
Es ſtrömt der Klagen Lauf am Lichſten in der Nacht,
An einem ſichern Ort, wo Nichts uns zittern macht.
Man wird vertraulicher, je ruhiger man klaget;
Allein für mein Geſchlecht iſt es zu viel gewaget.
Zu viel Gefahren ſind in der Vertraulichkeit.
Ein ſchmerzerweichtes Herz in dieſer ſchönen Zeit
Verſagt dem Freunde nicht den Mund zu Freundſchaftskuſſen.
Ein Freund iſt auch ein Menſch —

Söller.

Sie ſcheint es gut zu wiſſen.

Sophie.

Leb' wohl, und glaube mir, daß ich die Deine ſei!

Söller.

Das Unzewitter zieht mir nah' am Kopf vorbei.
(Sophie ab. Alceſt begleitet ſie durch die Mittelthür, die offen bleibt. Man ſieht ſie Beide in der Ferne zuſammenſtehen.)

Söller.

Für dieß Mal nimm ſurtieb! Hier iſt nicht viel zu ſinnen;
Der Augenblick macht Luſt, nur friſch mit Dir von hinnen!
(Aus dem Mezzanin und ſchnell durch die Seitenthür ab.)

Fünfter Auftritt.

Alceſt (zurückkommend).

Was willſt Du nun, mein Herz? — Es iſt doch wunderbar!
Dir bleibt das liebe Weib noch immer, was ſie war.
Hier iſt die Dankbarkeit für jene geld'nen Stunden
Des erſten Liebesglücks nicht ganz hinweggeſchwunden.
Was hab' ich nicht gedacht! Was hab' ich nicht gefühlt!
Und jenes Bild iſt hier noch nicht herausgeſtellt,
Wie mir die Liebe ſie vollkommen herrlich zeigte,
Das Bild, dem ſich mein Herz in tiefer Ehrfurcht neigte.
Wie anders iſt mir's nicht, wie beſſer ſeit der Zeit?
Und doch bleibt ihr ein Reſt von jener Heiligkeit.

Bekenn' es ehrlich nur, was Dich hierher getrieben! —
Nun wendet sich das Blatt: fängst wieder an, zu lieben;
Und die Freigeisterei, und was Du fern gedacht;
Der Hohn, den Du ihr sprachst; der Plan, den Du gemacht. —
Wie anders sieht Das aus! Wird Dir nicht heimlich bange? —
Gewiß, eh' Du sie fängst, so hat sie Dich schon lange! —
Nun, Das ist Menschenloos! Man rennt wohl öfters an;
Und wer viel d'rüber sinnt, ist noch weit übler d'ran.
Nur jetzt das Nöthigste! Ich muß die Art erdenken,
Um ihr gleich morgen früh was baares Geld zu schenken.
Im Grund ist's doch verflucht! — Ihr Schicksal drückt mich sehr.
Ihr Mann, der Lumpenhund, macht ihr das Leben schwer.
Ich hab' just noch so viel. Laß sehn! — Ja, es wird reichen.
Wär' ich auch völlig fremd, sie mußte mich erweichen;
Allein es liegt mir nur zu tief in Herz und Sinn,
Daß ich gar Vieles Schuld an ihrem Elend bin. —
Das Schicksal wollt' es so; ich konnt's einmal nicht hindern!
Was ich nicht ändern kann, Das will ich immer lindern.

(Er macht die Schatulle auf.)

Was Teufel! Was ist Das! Fast die Schatulle leer!
Von allem Silbergeld ist nicht das Viertel mehr.
Das Gold hab' ich bei mir. Ich hab' die Schlüssel immer!
Erst seit dem Nachmittag — wer war denn wohl im Zimmer?
Sophie? — Pfui! — Ja, Sophie! — Unwürd'ge Grille, fort!
Mein Diener? O, Der liegt an einem sichern Ort;
Er schläft. — Der gute Kerl, er ist gewiß nicht schuldig!
Allein, wer sonst? — Bei Gott, es macht mich ungeduldig!

Dritter Aufzug.

Die Wirthsstube.

Erster Auftritt.

Der Wirth.

(Im Schlafrock, im Sessel neben dem Tisch, worauf ein bald abgebranntes Licht, Tafelzeug, Pfeifen und Zeitungen. Nach den ersten Versen steht er auf, und zieht sich in diesem Auftritte und dem Anfange des folgenden an).

Ach, der verfluchte Brief bringt mich um Schlaf und Ruh'!
Es ging wahrhaftig nicht mit rechten Dingen zu!
Unmöglich scheint es mir, das Räthsel aufzulösen:
Wenn man was Böses thut, erschrickt man vor dem Bösen.
Es war nicht mein Beruf, d'rum kam die Furcht mich an;
Und doch, für einen Wirth ist es nicht wohl gethan,
Zu zittern, wenn's im Haus rumort und geht und kuistert;
Denn mit Gespenstern sind die Diebe nahverschwistert.
Es war kein Mensch zu Haus, nicht Söller, nicht Aleff;
Der Kellner konnt's nicht sein; die Mägde schliefen fest.
Doch halt! — In aller Früh', so zwischen Drei und Vier,
Hört' ich ein leis' Geräusch; es ging Sophie's Thüre.
Sie war vielleicht wohl selbst der Geist, vor dem ich floh!
Es war ein Weibertritt, Sophie geht ebenso.
Allein, was that sie da? — Man weiß, wie's Weiber machen;
Sie visitiren gern und sehn der Fremden Sachen
Und Wäsch' und Kleider gern! Hätt' ich nur d'ran gedacht,
Ich hätte sie erschreckt und dann sie ausgelacht.
Sie hätte mitgesucht, der Brief wär' nun gefunden;
Jetzt ist die schöne Zeit so ungebraucht verschwunden!
Verflucht! Zur rechten Zeit fällt Einem nie was ein;
Und was man Gutes denkt, kommt meist erst hinterd'rein.

Zweiter Auftritt.

Der Wirth. Sophie.

Sophie.

Mein Vater, denken Sie —

Wirth.

Nicht einmal guten Morgen?

Sophie.

Verzeihen Sie, Papa! Mein Kopf iſt voller Sorgen.

Wirth.

Warum?

Sophie.

Alceſt'ens Geld, das er nicht lang erhielt,
Iſt miteinander fort.

Wirth.

Warum hat er geſpielt?
Sie bleiben nicht davon.

Sophie.

Nicht doch; es iſt geſtohlen!

Wirth.

Wie?

Sophie.

Ei, vom Zimmer weg!

Wirth.

Den ſoll der Teufel holen,
Den Dieb! Wer iſt's? Geſchwind!

Sophie.

Wer's wüßte!

Wirth.

Hier, im Haus?

Sophie.

Ja, von Alceſt'ens Tiſch, aus der Schatull' heraus.

Wirth.

Und wann?

Sophie.

Heut Nacht.

Wirth (für ſich).

Das iſt für meine Neugierſünden!
Die Schuld kommt noch auf mich; man wird den Wachsſtock finden.

Sophie (für ſich).

Er iſt beſtürzt und murrt. Hätt' er ſo was gethan? —
Im Zimmer war er doch; der Wachsſtock klagt ihn an!

Wirth (für ſich).

Hat es Sophie wohl ſelbſt? Verflucht! Das wär' noch ſchlimmer!
Sie wollte geſtern Geld — und war heut Nacht im Zimmer!

(Laut.)

Das iſt ein dummer Streich. Gib Acht, der thut uns weh'!
Wohlfeil und ſicher ſein, iſt unſer Renommée.

Sophie.

Ja, er verſchmerzt es wohl! Uns wird es ſicher ſchaden;
Es wird am Ende doch dem Gaſtwirth aufgeladen.

Wirth.

Das weiß ich nur zu ſehr. Es bleibt ein dummer Streich,
Wenn's auch ein Hausdieb iſt, ja, wer entdeckt ihn gleich?
Das macht uns viel Verdruß!

Sophie.

Es ſchlägt mich völlig nieder.

Wirth (für ſich).

Aha, es wird ihr bang!

(Laut, etwas verdrießlicher.)

Ich wollt', er hätt' es wieder!
Ich wär' recht froh.

Sophie (für ſich).

Es ſcheint, die Reue kommt ihm ein.

(Laut.)

Und wenn er's wieder hat, ſo mag der Thäter ſein,
Wer will; man ſagt's ihm nicht, und ihn bekümmert's weiter
Auch nicht.

Wirth (für ſich).

Wenn ſie's nicht hat, bin ich ein Bärenhäuter!

(Laut.)

Du biſt ein gutes Kind, und mein Vertrau'n zu Dir —
Wart' nur!

(Er geht, nach der Thür zu ſehn.)

Sophie (für ſich).

Bei Gott, er kommt und eſcamotirt ſich mir!

Wirth.

Ich kenne Dich, Sophie; Du pflegteſt nie zu lügen —

Sophie.

Eh' hab' ich aller Welt, als Ihnen, was verſchwiegen.
Drum beſſ ich dieß Mal auch wohl zu verdienen —

Wirth.

Schon!
Du biſt mein Kind; und was geſchehn iſt, iſt geſchehn.

Sophie.

Es kann das beſte Herz in dunkeln Stunden fehlen.

Wirth.

Wir wollen uns nicht mehr mit dem Vergang'nen quälen.
Daß Du im Zimmer warſt, Das weiß kein Menſch als ich.

Sophie (erſtaunt).

Sie wiſſen? —

Wirth.

Ich war d'rin; Du kamſt, ich hörte Dich;
Ich wußt' nicht, wer es war, und lief, als käm' der Teufel.

Sophie (für ſich).

Ja, ja, er hat das Geld! Nun iſt es außer Zweifel.

Wirth.

Erſt jetzo fiel mir ein: ich hört' Dich heute früh.

Sophie.

Und, was vortrefflich iſt, es denkt kein Menſch an Sie.
Ich fand den Wachsſtock —

Wirth.

Du?

Sophie.

Ich.

Wirth.

Schön, bei meinem Leben!
Nun ſag', wie machen wir's, daß wir's ihm wiedergeben?

Sophie.

Sie ſagen: „Herr Aceſt, verſchonen Sie mein Haus!
Das Geld iſt wieder da; ich hab' den Dieb heraus.
Sie wiſſen ſelbſt, wie leicht Gelegenheit verführet;
Doch kaum war es entwandt, ſo war er ſchon gerühret,
Bekannt' und gab es mir. Da haben Sie's! Verzeihn Sie ihm!" — Gewiß, Aceſt wird gern zufrieden ſein!

Wirth.

So was zu fädeln, haſt Du eine ſelt'ne Gabe.

Sophie.

Ja, bringen Sie's ihm ſo!

Wirth.

Gleich; wenn ich's nur erſt habe!

Sophie.

Sie haben's nicht?

Wirth.

Ei nein! Wo hätt' ich es denn her?

Sophie.

Woher?

Wirth.

Nun ja, woher! Gabſt Du mirs denn?

Sophie.

Und wer Hat's denn?

Wirth.

Wer's hat?

Sophie.

Ja wohl, — wenn Sie's nicht haben?

Wirth.

Poſſen!

Sophie.

Wo thaten Sie's denn hin?

Wirth.

Ich glaub', Du biſt beſchoſſen!
Haſt Du's denn nicht?

Sophie.

Ich?

Wirth.

Ja.

Sophie.

Wie käm' ich denn dazu?

Wirth.

Eh!
(Macht ihr pantomimiſch das Stehlen vor.)

Sophie.

Ich verſteh' Sie nicht!

Wirth.

Wie unverſchämt biſt Du!
Jetzt, da Du's geben ſollſt, gedenkſt Du auszuweichen.
Du haſt's ja erſt bekannt. Pfui Dir, mit ſolchen Streichen!

Sophie.

Nein, Das iſt mir zu hoch! Jetzt klagen Sie mich an,
Und ſagten nur vorhin, Sie hätten's ſelbſt gethan!

Wirth.

Du Kröte! Ich's gethan? Iſt Das die ſchuld'ge Liebe,
Die Ehrfurcht gegen mich? Du machſt mich gar zum Diebe,
Da Du die Diebinn biſt!

Sophie.

Mein Vater!

Wirth.

Warſt Du nicht
Heut früh im Zimmer?

Sophie.

Ja.

Wirth.

Und ſagſt mir in's Geſicht,
Du hätteſt nicht das Geld?

Sophie.

Beweiſt Das gleich —

Wirth.

Ja.

Sophie.

Waren
Sie denn nicht auch heut früh —

Wirth.

Ich faſſ' Dich bei den Haaren,
Wenn Du nicht ſchweigſt und gehſt!
(Sie geht weinend ab.)
Du treibſt den Spaß zu weit,
Nichtswürd'ge! — Sie iſt fort; es war ihr hohe Zeit!
Vielleicht bild't ſie ſich ein, mit Läugnen durchzukommen.
Das Geld iſt einmal fort, und g'nug, ſie hat's genommen!

Dritter Auftritt.

Alceſt (in Gedanken, im Morgenrock). Der Wirth.

Wirth (verlegen und bittend).

Ich bin recht ſehr beſtürzt, daß ich erfahren muß —
Ich ſehe, gnäd'ger Herr, Sie ſind noch voll Verdruß.
Doch bitt' ich, vor der Hand es gnädigſt zu verſchweigen;
Ich will das Meine thun. Ich hoff', es wird ſich zeigen.
Erfährt man's in der Stadt, ſo freu'n die Neider ſich;
Und ihre Bosheit ſchiebt wohl alle Schuld auf mich.
Es kann kein Fremder ſein; ein Hausdieb hat's genommen!
Sei'n Sie nur nicht erzürnt; es wird ſchon wieder kommen.
Wie hoch beläuft ſich's denn?

Alceſt.

Ein Hundert Thaler!

Wirth.

Ei!

Alceſt.

Doch hundert Thaler —

Wirth.

Peſt, ſind keine Kinderei!

Alceſt.

Und traurig wär' ich ſie vergeſſen und entbehren,
Wüßt' ich, durch wen und wie ſie weggekommen wären.

Wirth.

Ei, wär' das Geld nur da, ich fragte gern nicht mehr,
Ob's Michel oder Hans, und wann und wie es wär!

Alceſt (für ſich).

Mein alter Diener? — Nein, Der kann mich nicht berauben!
Und in dem Zimmer war — nein, nein, ich mag's nicht glauben!

Wirth.

Sie brechen ſich den Kopf? Es iſt vergeb'ne Müh';
Genug, ich ſchaff' das Geld!

Alceſt.

Mein Geld?

Wirth.

Ich bitte Sie,
Daß Niemand was erfährt! Wir kennen uns ſo lange,
Und g'nug, ich ſchaff' Ihr Geld; da ſei'n Sie gar nicht bange.

Alceſt.

Sie wiſſen alſo —

Wirth.

Hm! Ich bring's heraus, das Geld!

Alceſt.

Ei, ſagen Sie mir doch —

Wirth.

Nicht um die ganze Welt!

Claudine.

Daß ich zeigen kann,
Wie ich dich liebe.

Pedro.

Himmel, welch ein Glück!

Claudine.

O geht und ſucht! Lucinde kam mit mir;
Ich habe ſie verloren.

Carlos.

Wie, Lucinde?

Claudine.

Sie irrt in Männertracht, nicht weit von hier,
Auf dieſen Pfaden. Muthig legte ſie
Ein Wämmschen an; es ziert ein Federhut,
Es ſchützt ein Degen ſie. O geht und ſucht.

Carlos.

Ich fliege fort! Ihr Götter, welch ein Glück!

Pedro.

Wir warten hier, daß wir euch nicht verfehlen.

Carlos ab.

Alceſt.

Wer nahm's, ich bitte Sie!

Wirth.

Ich ſag', ich darf's nicht ſagen.

Alceſt.

Doch Jemand aus dem Haus?

Wirth.

Sie werden's nicht erfragen.

Alceſt.

Vielleicht die junge Magd?

Wirth.

Die gute Hanne! Nein!

Alceſt.

Der Kellner hat's doch nicht?

Wirth.

Der Kellner kann's nicht ſein.

Alceſt.

Die Köchinn iſt gewandt —

Wirth.

Im Sieden und im Braten.

Alceſt.

Der Küchenjunge Hans?

Wirth.

Es iſt nun nicht zu rathen!

Alceſt.

Der Gärtner könnte wohl —

Wirth.

Nein; noch ſind Sie nicht da!

Alceſt.

Der Sohn des Gärtners?

Wirth.

Nein!

Alceſt.

Vielleicht!

Wirth (dort für ſich).

Der Hausknecht? — Ja.

Alceſt (für ſich).

Wart' nur, Du dummer Kerl, ich weiß Dich
ſchon zu kriegen!

(Laut.)

So hab' es denn, wer will! Daran kann wenig
liegen,

Wenn's wieder kommt!

(Dort, als wenn er wegs)

Wirth.

Ja wohl!

Alceſt (als wenn ihm Etwas einfiele).

Herr Wirth! Mein Tintenfaß
Iſt leer; und dieſer Brief verlangt expreß —

Wirth.

Ei was!
Erſt geſtern kam er an, und heute ſchon zu
ſchreiben;
Es muß was Wichtig's ſein.

Alceſt.

Er darf nicht liegen bleiben.

Wirth.

Es iſt ein großes Glück, wenn man correſpondirt.

Alceſt.

Nicht eben alle Mal! Die Zeit, die man verliert,
Iſt mehr werth, als der Spaß.

Wirth.

O, Das geht, wie im Spiele;
Da kommt ein einz'ger Brief, und tröſtet uns
für viele.
Verzeihn Sie, gnäd'ger Herr! Der geſt'rige
enthält
Viel Wichtig's? Dürft' ich wohl? —

Alceſt.

Nicht um die ganze Welt?

Wirth.

Nichts aus America?

Alceſt.

Ich ſag', ich darf's nicht ſagen.

Wirth.

Iſt Friedrich wieder krank?

Alceſt.

Sie werden's nicht erfragen.

Wirth.

Aus Heſſen, — bleibt's dabei? — gehn wie-
der Leute —

Alceſt.

Nein!

Wirth.

Der Kaiſer hat was vor?

Alceſt.

Ja, Das kann möglich ſein.

Wirth.

In Norden iſt's nicht juſt!

Alceſt.

Ich wollte nicht d'rauf ſchwören.

Wirth.

Es gährt so heimlich nach.

Alceſt.

Wir werden Manches hören.

Wirth.

Kein Unglück irgendwo?

Alceſt.

Nur zu! Bald ſind Sie da!

Wirth.

Gab's wohl bei'm letzten Freſt —

Alceſt.

Erſter'ne Haſen? — Ja!

Wirth.

Sie ſcheinen gar nicht viel auf Ihren Knecht zu bauen.

Alceſt.

Mein Herr, Mißtrauiſchen pflegt man nicht zu vertrauen.

Wirth.

Und was verlangen Sie für ein Vertrau'n von mir?

Alceſt.

Wer iſt der Dieb? Mein Brief ſteht gleich zu Dienſten hier;
Sehr billig iſt der Tauſch, zu dem ich mich erbiete.
Nun, wollen Sie den Brief?

Wirth (confundirt und begierig).

Ach, allzu viele Güte!
(Zur Seite.)
Wär's nur nicht eben Das, was er von mir begehrt.

Alceſt.

Sie ſehen doch: ein Dienſt iſt wohl des andern werth;
Und ich verrathe Nichts; ich ſchwör's bei meiner Ehre!

Wirth (für ſich).

Wenn nur der Brief nicht gar zu appetitlich wäre!
Allein wie, wenn Sorbie? — Eh nun, da mag ſie ſehn!
Die Reizung iſt zu groß; kein Menſch kann widerſtehn!
Es wäſſert mir das Maul, wie einem gebeizten Haſe.

Alceſt (für ſich).

So ſtach kein Schinken je dem Windhund in die Naſe.

Wirth

(beſchämt, nachgebend und noch zaudernd)

Sie wollen's, gnäd'ger Herr, und Ihre Gütigkeit —

Alceſt (für ſich).

Jetzt beißt er an.

Wirth.

Zwingt mich auch zur Vertraulichkeit.
(Zweifelnd und halb bittend.)
Versprechen Sie, ſoll ich auch gleich den Brief bekommen?

Alceſt (reicht den Brief hin).

Den Augenblick!

Wirth

(der ſich langſam dem Alceſt, mit unverwandten Augen auf den Brief, nähert).

Der Dieb —

Alceſt.

Der Dieb!

Wirth.

Der's weggenommen —
Iſt —

Alceſt.

Nur heraus!

Wirth.

Iſt mei —

Alceſt.

Nun!

Wirth

(mit einem herzhaften Ton, und fährt zugleich zu, und reißt Alceſten den Brief aus der Hand).

Meine Tochter!

Alceſt (erſtaunt).

Wie?

Wirth

(fährt hervor, reißt vor geſchwindem Aufmachen das Couvert in Stücken und fängt an zu leſen).

„Hochwohlgeborner Herr!"

Alceſt (klopft ihn auf der Schulter).

Sie wär's? Nein, ſagen Sie Die Wahrheit!

Wirth (ungeduldig).

Ja, ſie iſt's! — O, er iſt unerträglich!
(Er lieſt.)
„Inſonders."

Alceſt (wie oben).

Nein, Herr Wirth! Sorbie? Das iſt namenlich!

Wirth
(reißt ſich los und fährt, ohne ihm zu antworten, fort).
„Hochzuverehrender"

Alceſt (wie oben).
Sie hätte Das gethan!
Ich muß verſtummen.

Wirth.
„Herr" —

Alceſt (wie oben).
So hören Sie mich an!
Wie ging die Sache zu?

Wirth.
Hernach will ich's erzählen.

Alceſt.
Iſt's denn gewiß?

Wirth.
Gewiß!

Alceſt (im Abgehen zu ſich).
Nun, denk' ich, ſoll's nicht fehlen.

Vierter Auftritt.

Der Wirth
(lieſt und ſpricht dazwiſchen).
„Und Gönner" — Iſt er fort? — „Die viele Gütigkeit,
Die mir ſo manchen Fehl verziehen hat, verzeiht
Mir, hoff' ich, dieß Mal auch." — Was gibt's denn zu verzeihen?
„Ich weiß es, gnäd'ger Herr, daß Sie ſich mit mir freuen."
Schon gut! — „Der Himmel hat mir heut ein Glück geſchenkt,
Wobei mein dankbar Herz' an Sie zum Erſten denkt.
Er hat vom ſechsten Sohn mein liebes Weib entbunden."
Ich bin des Todes! „Früh hat er ſich eingefunden,
Der Knab'" — Der Balg der! — O, erſänft, erdroſſelt ihn!
„Und Ihre Nachſicht macht mich armen Mann ſo kühn" —
Ach, ich erſticke faſt! In meinen alten Tagen
Soll mir ſo was geſchehn? Es iſt nicht zu ertragen!
Wart' nur, Das geht Dir nicht ſo ungenoſſen aus,
Alceſt! Ich will Dich ſchon! — Du ſollſt mir aus dem Haus!
Mich, einen guten Freund, ſo ſchändlich anzuführen!
Dürft' ich ihn wieder nur, wie er's verdient, tractiren!
Doch meine Tochter! O, das Henkersding geht ſchief!
Und ich verrathe ſie um den Gevatterbrief!
(Er faßt ſich in die Perrücke.)
Verfluchter Ochſenkopf! Biſt Du ſo alt geworden?
Der Brief! Das Geld! Der Streich! Ich möchte mich erworden!
Was fang' ich an? Wohin? Wie räch' ich dieſen Streich?
(Er erwiſcht einen Stock, und läuft auf dem Theater herum.)
Tret' Einer mir zu nah', ich ſchlag' ihn leberweich!
Hätt' ich ſie jetzt nur hier, die mich ſonſt chicaniren,
Ich würd' ſie alle Herr! Wie wollt' ich ſie curiren!
Ich ſterbe, wenn ich nicht — Ich gäb', ich weiß nicht, was,
Zerbräch' der Junge mir gleich jetzt ein Stengelglas.
Ich zehr' mich ſelber auf — Und Rache muß ich haben!
(Er ſtößt auf einen Seſſel und prügelt ihn auf.)
Ha, biſt Du ſtandig! Komm'! An Dir will ich mich laben!

Fünfter Auftritt.

Der Wirth (ſchlägt immer fort). Söller (kommt herein und erſchrickt; er iſt im Domino, die Maske an den Arm gebunden und hat ein halbes Rauſchchen.)

Söller.
Was gibt's? Was? Iſt er toll? Nun ſei an Deiner Hut,
Das wär' ein ſchön' Emplei, des Seſſels Sub ſtitut!
Was für ein böſer Geiſt mag doch den Alten treiben?
Das Beſte wär', ich ging! Da iſt nicht ſicher bleiben.

Wirth (ohne Söller's zu ſehen).
Ich kann nicht mehr! O weh! Es ſchmerzt mich Rück' und Arm!
(Er wirft ſich in den Seſſel.)
Ich ſchwitz' am ganzen Leib.

Söller (für ſich).
Ja, ja, Motion macht warm.
(Er zeigt ſich dem Wirth.)
Herr Vater!

Wirth.
Ah, Moſje! Er lebt die Nacht im Saus

Ich quäle mich zu todt, und Er läuft aus dem Hause?
Da trägt der Fastnachtnarr zum Tanz und Spiel sein Geld,
Und lacht, wenn hier im Haus der Teufel Fastnacht hält!

Söller.

So aufgebracht!

Wirth.

O wart', ich will mich nicht mehr quälen!

Söller.

Was gab's?

Wirth.

Alceſt! Sophie! Soll ich's Ihm noch erzählen!

Söller.

Nein, nein.

Wirth.

Wär't Ihr gehelt, ſo hätt' ich endlich Ruh,
Und der verdammte Kerl mit ſeinem Brief dazu!
(Ab.)

Sechster Auftritt.

Söller
(mit Carricatur und Anzug).

Was gab's? Weh' Dir! Vielleicht in wenig Augenblicken —
Gib Deinen Schädel Preis! Parire nur den Rücken!
Vielleicht iſt's raus! O weh'! O, wie mir Armen graut!
Es wird mir ſiedend heiß. So war's dem Doctor Faust
Nicht halb zu Muth! Nicht halb war's ſo Richard, dem Dritten!
Hell da! der Galgen da! der Hahnrei in der Mitten!
(Er läuft wie unſinnig herum, endlich beſinnt er ſich.)
Ach, des geſtehl'nen Guts wird Keiner jemals froh!
Geh', Memme, Beſenwicht! Warum erſchrickſt Du ſo?
Vielleicht iſt's nicht ſo ſchlimm. Ich will es ſchon erfahren.
O weh'! Er iſt's! Er iſt's! Er läßt mich bei den Haaren.
(Er erblickt Alceſten und läuft davon.)

Siebenter Auftritt.

Alceſt
(angekleidet mit Hut und Degen).

Solch einen ſchweren Streit empfand dieß Herz noch nie.
Das zeltene Geſchöpf, in dem die Phantaſie
Des zärtlichen Alceſt das Bild der Tugend ehrte,
Die ihn den höchſten Grad der ſchönſten Liebe lehrte,
Ihm Gottheit, Mädchen, Freund, in Allem Alles war;
Jetzt ſo herabgeſetzt! Es überläuft mich! Zwar
Iſt ſie ſo ziemlich weg, die Hoheit der Ideen;
Ich laß ſie als ein Weib bei andern Weibern ſtehen;
Allein ſo tief, ſo tief! Das reicht zur Raſerei.
Mein widerſpenſtig Herz ſteht ihr noch immer bei.
Wie klein! Kannſt Du denn Das nicht über Dich vermögen?
Ergreif' das ſchöne Glück! Es kommt Dir ja entgegen.
Ein unvergleichlich' Weib, das Du begierig liebſt,
Braucht Geld. Geſchwind, Alceſt! Der Pfennig, den Du gibſt,
Trägt ſeinen Thaler. Nun hat ſie ſich's ſelbſt genommen —
Schon gut! Sie mag mir noch einmal mit Tugend kommen!
Geh', faß Dir nur ein Herz, ſag' ihr mit kaltem Blut:
Bedürfen Sie vielleicht geringer Baarſchaft? Gut!
Verſchweigen Sie mir's nicht! Nur ohne Furcht bedienen
Sie ſich des Meinigen. Was mein iſt, iſt auch Ihrem —
Sie kommt! Auf einmal weg iſt die erlog'ne Ruh!
Du glaubſt, ſie nahm das Geld, und traust ihr's doch nicht zu.

Achter Auftritt.

Alceſt. Sophie.

Sophie.

Was machen Sie, Alceſt! Sie ſcheinen mich zu fliehen? —
Hat denn die Einſamkeit ſo viel, Sie anzuziehen?

Alceſt.

Für dieß Mal weiß ich nicht, was mich beſonders zog.
Und ohne viel Raiſon gibt's manchen Monolog.

Sophie.

Zwar der Verluſt iſt groß und kann Sie billig ſchmerzen.

Alceſt.

Ach, es bedeutet Nichts und liegt mir nicht am Herzen!
Wir haben's ja; was iſt denn nun das Pfifchen Geld!
Wer weiß, ob es nicht gar in gute Hände fällt?

Sophie.

Ja, Ihre Gütigkeit läßt uns nicht d'runter leiden.

Alceſt.

Mit etwas Offenheit war Alles zu vermeiden.

Sophie.

Wie ſoll ich Das verſtehn?

Alceſt (lächelnd).

Das?

Sophie.

Ja, wie paßt Das hier?

Alceſt.

Sie kennen mich, Sophie, ſein Sie vertraut mit mir!
Das Geld iſt einmal fort! Wo's liegt, da mag es liegen!
Hätt' ich es eh' gewußt, ich hätte ſtill geſchwiegen;
Da ſich die Sache ſo verhält —

Sophie (erſtaunt).

So wiſſen Sie?

Alceſt

(mit Zärtlichkeit, er ergreift ihre Hand und küßt ſie).

Ihr Vater! — Ja, ich weiß, geliebteſte Sophie!

Sophie (verwundert und beſchämt).

Und Sie verzeihn?

Alceſt.

Den Scherz, wer macht den zum Verbrechen?

Sophie.

Mich dünkt —

Alceſt.

Erlaube mir, daß wir von Herzen ſprechen.
Du weißt es, daß Alceſt noch immer für Dich brennt.
Das Glück entriß Dich mir, und hat uns nicht getrennt:
Dein Herz iſt immer mein, mein's immer Dein geblieben.
Mein Geld iſt Dein, ſo gut, als wär' es Dir verſchrieben;
Du haſt ein gleiches Recht auf all' mein Gut, wie ich.
Nimm, was Du gerne magſt, Sophie, nur liebe mich!
(Er umarmt ſie; ſie ſchweigt.)
Befiehl! Du findeſt mich zu Allem gleich erbötig.

Sophie

(ſteif, indem ſie ſich von ihm losreißt).

Reiſeat vor Ihrem Geld! Allein ich hab's nicht nöthig.
Was iſt Das für ein Ton? Ich weiß nicht, faß ich's recht?
Ha, Sie verkennen mich! —

Alceſt (pianirt).

O, Ihr ergeb'ner Knecht
Kennt Sie nur gar zu wohl, und weiß auch, was er fordert,
Und ſieht nicht ein, warum Ihr Zorn ſo heftig lodert!
Wer ſich ſo weit vergeht —

Sophie (erſtaunt).

Vergeht? — wie Das?

Alceſt.

Madam!

Sophie (aufgebracht).

Was ſoll Das heißen, Herr?

Alceſt.

Verzeihn Sie meiner Scham!
Ich liebe Sie zu ſehr, um ſo was laut zu ſagen.

Sophie (mit Zorn).

Alceſt!

Alceſt.

Belieben Sie nur den Papa zu fragen.
Der weiß, ſo ſcheint es —

Sophie

(mit einem Ausbruche von Heftigkeit).

Was? Ich will es wiſſen, was?
Mein Herr, ich ſcherze nicht!

Alceſt.

Er ſagte, daß Sie das —

Sophie (wie oben).

Nun! — Das! —

Alceſt.

Eh nun, daß Sie — daß Sie das Geld genommen!

Sophie

(mit Wuth und Thränen, indem ſie ſich wegwendet).

Er darf? — O Gott! Iſt es ſo weit mit ihm gekommen?

Alceſt (bittend).

Sophie!

Sophie (wegwendend).

Sie ſind nicht werth —

Alceſt (wie oben).

Sophie!

Sophie.

Mir vom Geſicht!

Alceſt.

Verzeihn Sie!

Sophie.

Weg von mir! Nein, ich verzeih' es nicht!
Mein Vater ſcheut ſich nicht, die Ehre mir zu rauben!
Und von Sophie'n? — Wie? Alceſt, Sie konnten's glauben?
Ich hätt' es nicht geſagt um alles Gut der Welt —
Allein, es muß heraus! Mein Vater hat das Geld.

(Eilig ab.)

Neunter Auftritt.

Alceſt, hernach Söller.

Alceſt.

Nun wären wir geſchieden! Das iſt ein tolles Weſen!
Der Teufel mag das Ding nun auseinander leſen!
Zwei Menſchen, beide gut und treu ihr Leben lang,
Verklagen ſich. — Mir wird um meine Sinne bang.
Das iſt das erſte Mal, daß ich ſo was erfahre.
Und kenne ſie nun doch die ſchönen langen Jahre.
Hier iſt ein Faß, wo man beim Denken Nichts gewinnt;
Man wird nur tiefer dumm, je tiefer daß man ſinnt.
Sophie! der alte Mann! — Die ſollten mich berauben?
Wär' Söller angeklagt, Das ließ ſich eher glauben!
Fiel' auf den Kanzen nur ein Fünkchen von Verdacht!
Doch er war auf dem Ball die liebe lange Nacht.

Söller.

(In gewöhnlicher Kleidung mit einer Weinkanne).

Da ſitzt der Teufelskerl und ruhet aus vom Schmauſen;
Könnt ich ihm nur an Hals, wie wollt' ich ihn zerzauſen!

Alceſt (vor ſich).

Da kommt er, wie beſtellt! (Laut.) Wie ſteht's, Herr Söller?

Söller.

Dumm!
Es geht mir die Muſik noch ſo im Kopf herum.
(Er reibt die Stirn.)
Es thut mir gräulich weh'.

Alceſt.

Sie waren auf dem Balle;
Viel Damen da?

Söller.

Wie ſonſt! Die Manns läuft nach der Falle,
Weil Speck d'rin iſt.

Alceſt.

Ging's brav?

Söller.

Gar ſehr!

Alceſt.

Was tanzten Sie?

Söller.

Ich hab' nur zugeſehn.
(Vor ſich.)
Dem Tanz von heute früh.

Alceſt.

Herr Söller nicht getanzt? Woher iſt Das gekommen?

Söller.

Ich hatte mir es doch recht ernſtlich vorgenommen.

Alceſt.

Und ging es nicht?

Söller.

Eh, nein! Im Kopfe drückt es mich
Gewaltig, und da war's mir gar nicht tänzerlich.

Alceſt.

Ei!

Söller.

Und das Schlimmſte war, ich konnte gar nicht wehren:
Je mehr ich hört' und ſah, verging mir Sehn und Hören.

Alceſt.

So arg? Das iſt mir leid! Das Uebel kommt geſchwind.

Söller.

O nein, ich ſpür' es ſchon, ſeitdem Sie bei uns ſind,
Und länger! —

Alceſt.

Sonderbar!

Söller.

Und iſt nicht zu vertreiben.

Alceſt.

Ei, laß Er ſich den Kopf mit warmen Tüchern reiben!
Vielleicht verzieht es ſich.

Söller (vor ſich).

Ich glaub', er ſpottet noch!
(Laut.)
Ja, Das geht nicht ſo leicht.

Alceſt.

Am Ende gibt ſich's doch.
Und es geſchieht Ihm recht. Es wird noch beſſer kommen!
Er hat die arme Frau nicht ein Mal mitgenommen,
Wenn Er zum Balle ging. Herr, Das iſt gar nicht fein;
Er läßt die junge Frau zur Winterzeit allein.

Söller.

Ach, ſie bleibt gern zu Haus' und läßt mich immer ſchwärmen;
Denn ſie verſteht die Kunſt, ſich ohne mich zu wärmen!

Alceſt.

Das wäre doch curios!

Söller.

O ja, wer's Naſchen liebt,
Der merkt ſich ohne Wink, wo's was zum Beſten gibt!

Alceſt (pikirt).

Wie ſo verblümt?

Söller.

Es iſt ganz deutlich, was ich meine.
Exempli gratia: des Vaters alte Weine
Trink' ich recht gern; allein er rückt nicht gern heraus,
Er ſchont das Seinige! Da trink' ich außer'm Haus!

Alceſt (mit Ahndung).

Mein Herr, bedenken Sie! —

Söller (mit Hohn).

Herr Freund von Frauenzimmern,
Sie iſt nun meine Frau; was kann Sie Das bekümmern,
Und wenn ſie auch ihr Mann für ſonſt was Ander's hält?

Alceſt (mit zurückgehaltenem Zorne).

Was Mann! Mann oder nicht! Ich trotz' der ganzen Welt;
Und unterſtehn Sie ſich, noch ein Mal was zu ſagen —

Söller (erſchrickt. Zur ſich).

O ſchau! Ich ſoll ihn noch wohl gar am Ende fragen,
Wie tugendhaft ſie iſt?
(Laut.)
Mein Herr bleibt doch mein Herr,
Trotz jedem fremden Koch!

Alceſt.

Er iſt die Frau nicht werth!
So ſchön, ſo tugendhaft! So vielen Reiz der Seele!
So viel Ihm zugebracht! Nichts, was dem Engel fehle!

Söller.

Sie hat, ich hab's bemerkt, beſondern Reiz im Blut,
Und auch der Kopfſchmuck war ein zugebrachtes Gut.
Ich war prädeſtinirt zu einem ſtolzen Weibe.
Und ohne Frage ſchon gekrönt im Mutterleibe.

Alceſt (herausberechend).

Herr Söller!

Söller (keck).

Soll er was?

Alceſt (zurückhaltend).

Ich ſag' Ihm, ſei Er ſtill!

Söller.

Ich will doch ſehn, wer mir das Maul verbieten will?

Alceſt.

Hätt' ich Ihn anderswo, ich wies Ihm, wer es wäre!

Söller (halb laut).

Er ſchlüge ſich wohl gar um meiner Frauen Ehre.

Alceſt.

Gewiß!

Söller (wie oft).

Es weiß kein Menſch ſo gut, wie weit ſie geht.

Alceſt.

Verflucht!

Söller.

O, Herr Alceſt, wir wiſſen ja, wie's ſteht!
Nur ſtill! Ein Bißchen ſtill! Wir wollen uns vergleichen;
Und da verſteht ſich ſchon, die Herren Ihresgleichen,
Die ſchneiden meiſt für ſich das ganze Kornfeld um,
Und laſſen dann dem Mann das Spiellegium.

Alceſt.

Mein Herr, ich wund're mich, daß Sie ſich unterfangen —

Söller.

O, mir ſind auch gar oft die Augen übergangen;
Und täglich iſt mir's noch, als reich' ich Zwiebeln!

Alceſt (zornig und entſchloſſen).

Wie?
Mein Herr, nun geht's zu weit! Heraus! Was wollen Sie?
Man wird Ihm, ſeh' ich wohl, die Zunge löſen müſſen.

Söller (beſtürzt).

Eh, Herre, was man ſieht, Das dächt ich, kann man wiſſen!

Alceſt.

Wie, ſieht? Wie nehmen Sie das Sehn?

Söller.

Wie man's nimmt.
Vom Hören und vom Sehn.

Alceſt.

Ha!

Söller.

Nur nicht ſo ergrimmt!

Alceſt (mit dem entſchiedenſten Zorne).

Was haben Sie gehört? Was haben Sie geſehen?

Söller (erſchrocken, will ſich vergebens).

Erlauben Sie, mein Herr!

Alceſt (ihn zurückhaltend).

Wohin?

Söller.

Beiſeit zu gehen.

Alceſt.

Sie kommen hier nicht los!

Söller (für ſich).

Ob ihn der Teufel plagt!

Alceſt.

Was hörten Sie?

Söller.

Ich? Nichts! Man hat mir's nur geſagt!

Alceſt (dringend zornig).

Wer war der Mann?

Söller.

Der Mann! Das war ein Mann —

Alceſt (heftiger und auf ihn tobend).

Geſchwinde!

Söller (in Angſt).

Der's ſelbſt mit Augen ſah.
(Herzhafter.)
Ich rufe das Geſinde!

Alceſt (kriegt ihn bei'm Kragen).

Wer war's?

Söller (will ſich losreißen).

Was? Hölle!

Alceſt (hält ihn feſter).

Wer? Sie übertreiben mich!
(Er zieht den Degen.)
Wer iſt der Böſewicht, der Schelm, der Lügner!

Söller (fällt vor Angſt auf die Knie).

Ah!

Alceſt (drohend).

Was haben Sie geſehn?

Söller (furchtſam).

Ei nun, Das ſieht man immer:
Der Herr, das iſt ein Herr, Sophie ein Frauenzimmer!

Alceſt (wie oben).

Und weiter?

Söller.

Nun, da geht's denn ſo den Lauf der Welt.
Wie's geht, wenn ſie dem Herrn und ihr der Herr gefällt!

Alceſt.

Das heißt?

Söller.

Ich dächte doch, Sie wüßten's ohne Fragen.

Alceſt.

Nun?

Söller.

Man hat nicht das Herz, ſo Etwas zu verſagen.

Alceſt.

So Etwas? Deutlicher!

Söller.

O, laſſen Sie mir Ruh!

Alceſt (immer wie oben).

Es heißt? — Bei'm Teufel!

Söller.

Nun, es heißt ein Rendezvous.

Alceſt (erſchrocken).

Er lügt!

Söller (für ſich).

Er iſt erſchreckt.

Alceſt (für ſich).

Wie hat er Das erfahren!
(Er ſteckt den Degen ein.)

Söller (für ſich).

Courage!

Alceſt (für ſich).

Wer verrieth, daß wir beiſammen waren?

(Erbost.)

Was meinen Sie damit?

Söller (trotzig).

O, wir verstehn uns schon;
Das Lustspiel heute Nacht! Ich stand nicht weit davon.

Alceſt (erstaunt).

Und wo?

Söller.

Im Cabinet!

Alceſt.

So war Er auf dem Balle?

Söller.

Wer war denn auf dem Schmaus? Nur still und ohne Galle
Zwei Wörtchen: Was man noch so heimlich treiben mag,
Ihr Herren, merkt' Euch wohl, es kommt zuletzt an Tag.

Alceſt.

Es kommt noch wohl heraus, daß Er mein Dieb ist. Raben
Und Eulen wollt' ich eh' in meinem Hause haben,
Als Ihn. Pfui, schlechter Mensch!

Söller.

Ja, ja, ich bin wohl schlecht;
Allein, Ihr großen Herr'n, Ihr habt wohl immer Recht!
Ihr wollt mit unserm Gut nur nach Belieben schalten;
Ihr haltet kein Gesetz, und And're sollen's halten?
Das ist sehr einerlei, Gelust nach Fleisch, nach Geld.
Seid erst nicht hängenswerth, wenn Ihr uns hängen wollt.

Alceſt.

Er unterſteht sich noch —

Söller.

Ich darf mich unterstehen:
Gewiß, es ist kein Spaß, gehörnt herum zu gehen.
In Summa nehmen's Sie's nur nicht so gar genau:
Ich stahl dem Herrn sein Geld, und Er mir meine Frau.

Alceſt (drohend).

Was stahl ich?

Söller.

Nichts, mein Herr! Es war schon längst Ihr eigen,
Noch eh' ich's mein geglaubt.

Alceſt.

Soll —

Söller.

Da muß ich wohl schweigen.

Alceſt.

An Galgen mit dem Dieb!

Söller.

Erinnern Sie sich nicht,
Daß auch ein scharf' Gesetz von andern Leuten spricht?

Alceſt.

Herr Söller!

Söller (macht ein Zeichen des Köpfens).

Ja, man hilft Euch Näschern auch vom Brode!

Alceſt.

Ist Er ein Practicus, und hält das Zeug für Mode?
Gehangen wird Er noch, zum Wenigsten geköpft.

Söller (zeigt auf die Stirn).

Gebrandmarkt bin ich schon.

Zehnter Auftritt.

Vorige. Der Wirth. Sophie.

Sophie (im Fond).

Mein harter Vater bleibt
Auf dem verhaßten Ton.

Wirth (im Fond).

Das Mädchen will nicht weichen.

Sophie.

Da ist Alceſt.

Wirth (erblickt Alceſten).

Aha!

Sophie.

Es muß, es muß sich zeigen!

Wirth (zu Alceſten).

Mein Herr, sie ist der Dieb!

Sophie (auf der andern Seite).

Er ist der Dieb, mein Herr!

Alceſt

(sieht sie lachend an, dann sagt er in einem Tone wie sie, auf Söller's deutend).

Er ist der Dieb!

Söller (für sich).

Nun Haut, nun halte fest!

Sophie.

Er?

Wirth.

Er?

Alceſt.

Sie haben's Beide nicht; er hat's!

Wirth.

Schlagt einen Nagel
Ihm durch den Kopf, auf's Rad!

Sophie.

Du!

Söller (für ſich).

Wolkenbruch und Hagel!

Wirth.

Ich möchte Dich —

Alceſt.

Mein Herr, ich bitte nur Geduld!
Sophie war im Verdacht, doch nicht mit ihrer Schuld.
Sie kam, beſuchte mich. Der Schritt war wohl verwegen;
Doch ihre Jugend darf's —
(Zu Söller'n.)
Sie waren ja zugegen!

Sophie (erſtaunt).

Wir wußten Nichts davon; vertraulich ſchwieg die Nacht,
Die Jugend —

Söller.

Ja, ſie hat mir ziemlich warm gemacht.

Alceſt (zum Wirth).

Doch Sie?

Wirth.

Aus Neugier war ich auch hinausgekommen.
Von dem verwünſchten Brief war ich ſo eingenommen,
Doch Ihnen, Herr Alceſt, hätt' ich's nicht zugetraut!
Den Herrn Gevatter hab' ich noch nicht recht verdaut.

Alceſt.

Verzeihn Sie dieſen Scherz! Und Sie, Sophie, verzeihen
Mir auch gewiß!

Sophie.

Alceſt!

Alceſt.

Ich zweifl' in meinem Leben
An Ihrer Tugend nie. Verzeihn Sie jenen Schritt!
So gut wie tugendhaft —

Söller.

Faſt glaub' ich's ſelber mit.

Alceſt (zu Sophien).

Und Sie vergeben doch auch unſerm Söller?

Sophie (gibt ihm die Hand).

Gerne!

Alceſt (zum Wirth).

Alſons denn!

Wirth (faßt Söller's die Hand).

Sticht nicht mehr!

Söller.

Die Länge bringt die Ferne!

Alceſt.

Allein, was macht mein Geld?

Söller.

O Herr, es war aus Noth;
Der Spieler reinigte mich Armen faſt zu Tod!
Ich wußte keinen Rath, ich ſtahl und zahlte Schulden;
Hier iſt das Uebrige, ich weiß nicht, wie viel Gulden.

Alceſt.

Was fort iſt, ſchenk' ich Ihm.

Söller.

Für dieß Mal wär's verdorben!

Alceſt.

Allein, ich hoff', Er wird fein höflich, ſtill und treu!
Und unterſteht Er ſich, noch ein Mal anzufangen! —

Söller.

So! — Dieß Mal blieben wir wohl Alle unhangen! —

Vasco für ſich.

Ich gehe nach, und fällt ſie mir zuerſt
In meine ſtarke Hände; ſoll ſie nicht
So leicht entſchlüpfen. Eine muß ich haben;
Es gehe wie es wolle. Nur geſchwind! ab.

Claudine.

Ich fürchte für Lucinden! Jener Mann,
Der nach ihr ging, hat unſer Haus mit Schrecken
Und Sorgen dieſe Nacht gefüllt. Wer iſt's?

Pedro.

Was dir unglaublich ſcheinen wird; mich ließ
In ihm das Glück den Bruder Carlos finden.

Claudine.

Es drängt ein Abenteuer ſich auf's andre.

Pedro.

Der wilden Nacht folgt ein erwünſchter Tag.

Claudine.

Und deine Wunde? Götter! Freud' und Dank!
Iſt nicht gefährlich?

Die Geſchwiſter.

Ein Schauſpiel in einem Act.

Perſonen.

Wilhelm, ein Kaufmann.	Fabrice.
Marianne, ſeine Schweſter.	Briefträger.

Wilhelm (von einem Pult mit Handelsbüchern und Papieren). Dieſe Woche wieder zwei neue Kunden! Wenn man ſich rührt, gibt's doch immer Etwas. Sollt' es auch nur wenig ſein, am Ende ſommirt ſich's doch; und wer klein' Spiel ſpielt, hat immer Freude, auch am kleinen Gewinn, und der kleine Verluſt iſt zu verſchmerzen. Was gibt's?

Briefträger. Einen beſchwerten Brief, zwanzig Ducaten, franco halb.

Wilhelm. Gut, ſehr gut! Notir' Er mir's zum Uebrigen.

Briefträger (ab).

Wilhelm (den Brief anſehend). Ich wollte mir heute den ganzen Tag nicht ſagen, daß ich ſie erwartete. Nun kann ich Fabrice'n gerade bezahlen, und mißbrauche ſeine Gutheit nicht weiter. Geſtern ſagte er mir: „Morgen komm' ich zu Dir!“ Es war mir nicht recht. Ich wußte, daß er mich nicht mahnen würde, und ſo mahnt mich ſeine Gegenwart zoll doppelt. (Indem er die Schatulle aufmacht und zählt.) In vorigen Zeiten, wo ich ein Bißchen hinter wirthſchaftete, kannt' ich die ſtillen Gläubiger am Wenigſten leiden. Gegen Einen, der mich überläuft, belagert, gegen den gilt Unverſchämtheit und Alles, was d'ran hängt; der Andere, der ſchweigt, geht gerade an's Herz und fordert am Dringendſten, da er mit ſein Anliegen überläßt. (Er legt Geld zuſammen auf den Tiſch.) Lieber Gott, wie dank' ich Dir, daß ich aus der Wirthſchaft heraus und wieder geborgen bin! (Er legt ein Buch auf.) Deinen Segen im Kleinen, mit der ich Deine Gaben im Großen verſchleudertе! — Und ſo — kann ich's ausdrücken? — — Doch Du thuſt Nichts für mich, wie ich Nichts für mich thue. Wenn das heilige, liebe Geſchenk nicht wäre, ſäß' ich hier, und verglich' Bruche? — O Marianne, wenn Du wüßteſt, daß Der, den Du für Deinen Bruder hältſt, daß Der mit ganz anderm Herzen, ganz andern Hoffnungen für Dich arbeitet! — Vielleicht! — Ach! — — Es iſt doch bitter — — Sie liebt mich — ja, als Bruder — Nein, pfui! Das iſt wieder Unglaube, und Der hat nie was Gutes geſtiftet. Marianne, ich werde glücklich ſein; Du wirſt's ſein, Marianne!

Marianne. Was willſt Du, Bruder? Du riefſt mich.

Wilhelm. Ich nicht, Marianne.

Marianne. Sticht Dich der Muthwille, daß Du mich aus der Küche hereinverirſt?

Wilhelm. Du ſpinſt Geiſter.

Marianne. Sonſt wohl. Nur Deine Stimme kenn' ich zu gut, Wilhelm!

Wilhelm. Nun, was machſt Du d'raußen?

Marianne. Ich habe nur ein Paar Tauben gerupft, weil doch wohl Fabrice heute Abend miteſſen wird.

Wilhelm. Vielleicht.

Marianne. Sie ſind bald fertig; Du darfſt es nachher nur ſagen. Er muß mich auch ſein neues Liedchen lehren.

Wilhelm. Du lernſt wohl gern was von ihm?

Marianne. Liedchen kann er recht hübſch. Und wenn Du bei Tiſche ſitzeſt und den Kopf hängſt, da fang' ich gleich an. Denn ich weiß doch, daß Du lachſt, wenn ich ein Liedchen anfange, das Dir lieb iſt.

Wilhelm. Haſt Du mir's abgemerkt?

Marianne. Ja, wer Euch Mannsleuten auch Nichts abmerkte! — Wenn Du ſonſt Nichts haſt, ſo geh' ich wieder; denn ich habe noch allerlei zu thun. Adieu. — Nun gib mir noch einen Kuß.

Wilhelm. Wenn dir Tauben gut gebraten ſind, ſollſt Du einen zum Nachtiſch haben.

Marianne. Es iſt doch verwünſcht, was die Brüder grob ſind! Wenn Fabrice oder ſonſt ein guter Junge einen Kuß nehmen dürfte, Die ſprängen Wände hoch, und der Herr da verſchmäht einen, den ich geben will. — Jetzt verbrenn' ich die Tauben. (Ab.)

Wilhelm. Engel! Lieber Engel! Daß ich mich halte, daß ich ihr nicht um den Hals falle, ihr Alles entdecke! — Siehſt Du denn auf uns herunter, heilige Frau, die Du mir dieſen Schatz aufzuheben gabſt? — Ja, ſie wiſſen von uns droben; ſie wiſſen von uns! — Charlotte, Du konnteſt meine Liebe zu Dir nicht herrlicher, heiliger belohnen, als daß Du mir ſcheidend Deine Tochter anvertrauteſt! Du gabſt mir Alles, was ich bedurfte, knüpfteſt mich an's Leben! Ich liebte ſie als Dein Kind, — und nun! — Noch iſt mir's Täuſchung. Ich glaube Dich wieder zu ſehen, glaube, daß mir das Schickſal verjüngt Dich wieder gegeben hat, daß ich nun mit Dir vereinigt bleiben und wohnen kann, wie ich's in jenem erſten Traum des Lebens nicht konnte, nicht ſollte! Glücklich! Glücklich! Ab' Deinen Segen, Vater im Himmel!

Fabrice. Guten Abend.

Wilhelm. Lieber Fabrice, Ich bin gar glücklich: es iſt alles Gute über mich gekommen dieſen Abend. Nun Nichts von Geſchäften! Da liegen Deine dreihundert Thaler! Friſch in die Taſche! Meinen Schein gibſt Du mir gelegentlich wieder. Und laß uns Eins plaudern!

Fabrice. Wenn Du ſie weiter brauchſt —

Wilhelm. Wenn ich ſie wieder brauche, gut! Ich bin Dir immer dankbar; nur jetzt nimm ſie zu Dir. — Höre, Charlotten's Andenken iſt dieſen Abend wieder unendlich neu und lebendig vor mir geworden.

Fabrice. Das thut's wohl öfters.

Wilhelm. Du hätteſt ſie kennen ſollen! Ich ſage Dir, es war eins der herrlichſten Geſchöpfe.

Fabrice. Sie war Witwe, wie Du ſie kennen lerneteſt!

Wilhelm. So rein und groß! Da las ich geſtern noch einen ihrer Briefe. Du biſt der einzige Menſch, der je was davon geſehen hat. (Er geht nach der Schatulle.)

Fabrice (vor ſich). Wenn er mich nur jetzt verſchonte! Ich habe die Geſchichte ſchon ſo oft gehört! Ich höre ihm ſonſt auch gern zu; denn es geht ihm immer von Herzen; nur heute hab' ich ganz andere Sachen im Kopf, und zuß möcht' ich ihn in guter Laune erhalten.

Wilhelm. Es war in den erſten Tagen unſerer Bekanntſchaft. „Die Welt wird mir wieder lieb," ſchreibt ſie, „ich hatte mich ſo leer von ihr gemacht, wieder lieb durch Sie. Mein Herz macht mir Vorwürfe; ich fühle, daß ich Ihnen und mir Qualen zubereite. Vor einem halben Jahre war ich ſo bereit zu ſterben, und ich bin's nicht mehr."

Fabrice. Eine ſchöne Seele!

Wilhelm. Die Erde war ihrer nicht werth. Fabrice, ich hab' Dir ſchon oft geſagt, wie ich durch ſie ein ganz anderer Menſch wurde. Beſchreiben kann ich die Schmerzen nicht, wenn ich dann zurück und mein väterliches Vermögen von mir verſchwendet ſah! Ich durfte ihr meine Hand nicht anbieten, konnte ihren Zuſtand nicht erträglicher machen. Ich fühlte zum erſten Mal den Trieb, mir einen nöthigen, ſchicklichen Unterhalt zu erwerben; aus der Verdroſſenheit, in der ich einen Tag nach dem andern kümmerlich hingelebt hatte, mich herauszureißen. Ich arbeitete — aber was war Das! — Ich hielt an, brachte ſo ein mühſeliges Jahr durch; endlich kam mir ein Schein von Hoffnung; mein Weniges vermehrte ſich zuſehends — und ſie ſtarb — Ich konnte nicht bleiben. Du abneſt nicht, was ich litt. Ich konnte die Gegend nicht mehr ſehen, wo ich mit ihr gelebt hatte, und den Boden nicht verlaſſen, wo ſie ruhte. Sie ſchrieb mir kurz vor ihrem Ende —

(Er nimmt einen Brief aus der Schatulle.)

Fabrice. Es iſt ein herrlicher Brief; Du haſt ihn mir neulich geleſen. — Höre Wilhelm

Wilhelm. Ich kann ihn auswendig und leſ' ihn immer. Wenn ich ihre Schrift ſehe, das Blatt, wo ihre Hand geruht hat, mein' ich wieder, ſie ſei noch da — Sie iſt auch noch da! — (Man hört ein Kind ſchreien.) Daß doch Marianne nicht reden kann! Da hat ſie wieder den Jungen unſers Nachbars; mit dem treibt ſie ſich täglich herum, und ſtört mich zur unrechten Zeit. (An der Thür.) Marianne, ſei ſtill mit dem Jungen, oder ſchick ihn fort, wenn er unartig iſt. Wir haben zu reden. (Er tritt in ſich gekehrt.)

Fabrice. Du ſollteſt dieſe Erinnerungen nicht ſo oft reizen.

Wilhelm. Dieſe Zeilen ſind's, dieſe letzten! Der Abſchiedshauch des ſcheidenden Engels! (Er legt den Brief wieder zuſammen.) Du haſt Recht, es iſt ſündlich. Wie ſelten ſind wir werth, die vergangenen, ſeligſtrebenden Augenblicke unſers Lebens wieder zu fühlen!

Fabrice. Dein Schickſal geht mir immer zu Herzen. Sie hinterließ eine Tochter, erzählteſt Du mir, die ihrer Mutter leider bald folgte. Wenn die nur leben geblieben wäre, Du hätteſt wenigſtens Etwas von ihr übrig gehabt, Etwas gehabt, woran ſich Deine Sorgen und Dein Schmerz geheftet hätten!

Wilhelm (haſtig nach ihm wendend). Ihre

Tochter? Es war ein holdes Blüthchen. Sie übergab mir's — Es ist zu viel, was das Schicksal für mich gethan hat! — Fabrice, wenn ich Dir Alles sagen könnte —

Fabrice. Wenn Dir's einmal um's Herz ist.

Wilhelm. Warum sollt' ich nicht —

Marianne (mit einem Knaben). Er will noch gute Nacht sagen, Bruder! Du mußt ihm kein finster Gesicht machen, und mir auch nicht. Du sagst immer, Du wolltest heirathen, und möchtest gern viele Kinder haben. Die hat man nicht immer so am Schnürchen, daß sie nur schreien, wenn's Dich nicht stört.

Wilhelm. Wenn's meine Kinder sind!

Marianne. Das mag wohl auch ein Unterschied sein.

Fabrice. Meinen Sie, Marianne?

Marianne. Das muß gar zu glücklich sein! (Sie kniet sich zum Knaben und küßt ihn.) Ich habe dich viel'n so lieb! Wenn er erst mein wäre! — Er kann schon buchstabiren; er lernt's bei mir.

Wilhelm. Und da meinst Du, Deiner könnte schon lesen?

Marianne. Ja wohl! Denn da thät' ich mich den ganzen Tag mit Nichts abgeben, als ihn aus- und anziehen, und lehren, und zu essen geben, und putzen, und Allerlei sonst.

Fabrice. Und der Mann?

Marianne. Der thäte mitspielen; Der wurd' ihn ja wohl so lieb haben, wie ich. Christel muß nach Haus' und empfiehlt sich. (Sie führt ihn zu Wilhelm'en.) Hier, gib eine schöne Hand, eine rechte Patschhand!

Fabrice (für sich). Sie ist gar zu lieb, ich muß mich erklären.

Marianne (das Kind zu Fabrice'n führend). Hier dem Herrn auch.

Wilhelm (für sich). Sie wird Dein sein! Du wirst — Es ist zu viel, ich verdien's nicht. — (Laut.) Marianne, schaff das Kind weg; unterhalt' Herrn Fabrice'n bis zum Nachtessen; ich will nur ein Paar Gassen auf- und ablaufen; ich habe den ganzen Tag gesessen.

(Marianne ab.)

Wilhelm. Unter dem Sternhimmel nur einen freien Athemzug! — Mein Herz ist so voll. — Ich bin gleich wieder da! (Ab.)

Fabrice. Mach' der Sach ein Ende, Fabrice. Wenn Du's nun immer länger und länger trägst, wird's doch nicht reifer. Du hast's beschlossen. Es ist gut, es ist trefflich! Du hilfst ihrem Bruder weiter, und sie — sie liebt mich nicht, wie ich sie liebe; aber sie kann auch nicht heftig lieben. — Liebes Mädchen! — Sie vermuthet wohl keine andere, als freundschaftliche Gesinnungen in mir! — Es wird uns wohl gehen, Marianne! — Ganz erwünscht und wie bestellt die Gelegenheit! Ich muß mich ihr entdecken — Und wenn mich ihr Herz nicht verschmäht — von dem Herzen des Bruders bin ich sicher.

Marianne und Fabrice.

Fabrice. Haben Sie den Kleinen weggeschafft?

Marianne. Ich hätt' ihn gern da behalten; ich weiß nur, der Bruder hat's nicht gern, und da unterlaß ich's. Manchmal erbettelt sich der kleine Dieb selbst die Erlaubniß von ihm, mein Schlaf-Camerade zu sein.

Fabrice. Ist er Ihnen denn nicht lästig?

Marianne. Ach, gar nicht. Er ist so wie den ganzen Tag, und wenn ich zu ihm in's Bette komm', ist er so gut wie ein Lämmchen; ein Schmeichelkätzchen; und herzt mich, was er kann. Manchmal kann ich ihn gar nicht zum Schlafen bringen.

Fabrice (das für sich). Die liebe Natur.

Marianne. Er hat mich auch lieber als seine Mutter.

Fabrice. Sie sind ihm auch Mutter.

Marianne (sieht in Gedanken).

Fabrice (sieht sie eine Zeitlang an). Macht Sie der Name Mutter traurig?

Marianne. Nicht traurig, aber ich denke nur so.

Fabrice. Was, süße Marianne?

Marianne. Ich denke — ich denke auch nicht. — Es ist mir nur manchmal so wunderbar.

Fabrice. Sollten Sie nie gewünscht haben? —

Marianne. Was thun Sie für Fragen?

Fabrice. Fabrice wird's doch dürfen?

Marianne. Gewünscht nie, Fabrice. Und wenn mir auch einmal so ein Gedanke durch den Kopf fuhr, war er gleich wieder weg. Meinen Bruder zu verlassen, wäre mir unerträglich — unmöglich, — alle übrige Aussicht möchte auch noch so reizend sein.

Fabrice. Das ist doch wunderbar! Wenn Sie in einer Stadt bei einander wohnten, hieße Das ihn verlassen?

Marianne. O, nimmermehr! Wer sollte seine Wirthschaft führen; wer für ihn sorgen? — Mit einer Magd? — oder gar heirathen? — Nein. Das geht nicht!

Fabrice. Könnte er nicht mit Ihnen ziehen? Könnte Ihr Mann nicht sein Freund sein? Könnten Sie Drei nicht eben so eine glückliche, eine glücklichere Wirthschaft führen? Könnte Ihr Bruder nicht dadurch in seinen sauern Geschäften erleichtert werden? Was für ein Leben könnte Das sein!

Marianne. Man sollt's denken. Wenn ich's überlege, ist's wohl wahr. Und hernach ist mir's wieder so, als wenn's nicht anginge.

Fabrice. Ich begreife Sie nicht.

Marianne. Es ist nun so — Wenn ich aufwache, horch' ich, ob der Bruder schon auf ist; rührt sich Nichts, hui, bin ich aus dem Bette in der Küche, mache Feuer an, daß das Wasser über und über kocht, bis die Magd aufsteht, und er seinen Caffee hat, wie er die Augen aufthut!

Fabrice. Hausmütterchen!

Marianne. Und dann setze ich mich hin und stricke Strümpfe für meinen Bruder, und hab' eine Wirthschaft, und messe sie ihm schon Mal an, ob sie auch lang genug sind, ob die Wade recht sitzt, ob der Fuß nicht zu kurz ist, daß er manchmal ungeduldig wird. Es ist mir auch nicht um's Messen; es ist mir nur, daß ich was um ihn zu thun habe, daß er mich ein Mal ansehen muß, wenn er ein Paar Stunden geschrieben hat, und er mir nicht hypochonder wird. Denn es thut ihm doch wohl, wenn er mich ansieht; ich seh's ihm an den Augen ab, wenn er mir's gleich sonst nicht will merken lassen. Ich lache manchmal heimlich, daß er thut, als wenn er ernst wäre oder böse. Er thut wohl; ich peinigte ihn sonst den ganzen Tag.

Fabrice. Er ist glücklich.

Marianne. Nein, ich bin's. Wenn ich ihn nicht hätte, wüßt' ich nicht, was ich in der Welt anfangen sollte. Ich thue doch auch Alles für mich, und mir ist, als wenn ich Alles für ihn thäte, weil ich auch bei Dem, was ich für mich thue, immer an ihn denke.

Fabrice. Und wenn Sie nun das Alles für einen Gatten thäten, wie ganz glücklich würde er sein; wie dankbar würde er sein, und welch ein häuslich' Leben würde Das werden!

Marianne. Manchmal stell' ich mir's vor, und kann mir ein langes Mährchen erzählen, wenn ich so sitze und stricke oder nähe, wie Alles gehen könnte und gehen möchte. Komm' ich aber hernach auf's Wahre zurück, so will's immer nicht werden.

Fabrice. Warum?

Marianne. Wo wollt' ich einen Gatten finden, der zufrieden wäre, wenn ich sagte: „Ich will Euch lieb haben", und müßte gleich dazu setzen: „Lieber als meinen Bruder kann ich Euch nicht haben; für den muß ich Alles thun dürfen, wie bisher." — — — Ach, Sie sehen, daß Das nicht geht!

Fabrice. Sie würden nachher einen Theil für den Mann thun; Sie würden die Liebe auf ihn übertragen. —

Marianne. Da sitzt der Knoten! Ja, wenn sich Liebe herüber und hinüber zahlen ließe, wie Geld, oder den Herrn alle Quartal veränderte, wie eine schlechte Dienstmagd. Bei einem Manne würde Das Alles erst werden müssen, was hier schon ist, was nie so wieder werden kann.

Fabrice. Es macht sich viel.

Marianne. Ich weiß nicht; wenn er so bei Tische sitzt und den Kopf auf die Hand stemmt, niedersieht, und still ist in Sorgen — ich kann halbe Stunden lang sitzen und ihn ansehen. Er ist nicht schön, sag' ich manchmal zu mir selbst, und mir ist so wohl, wenn ich ihn ansehe. — Freilich fühl' ich nun wohl, daß es mit für mich ist, wenn er sorgt; freilich sagt mir Das der erste Blick, wenn er wieder aufsieht, und Das thut ein Großes.

Fabrice. Alles, Marianne. Und ein Gatte, der für Sie sorgte? —

Marianne. Da ist noch Eins; da sind Eu're Launen. Wilhelm hat auch seine Launen; von ihm denken sie mich nicht, von jedem Andern wären sie mir unerträglich. Er hat keine Launen, ich fühl' sie doch manchmal. Wenn er in unholden Augenblicken eine gute, theilnehmende, liebevolle Empfindung wegstößt — es trifft mich freilich nur einen Augenblick. Und wenn ich auch über ihn knurre, so ist's mehr, daß er meine Liebe nicht erkennt, als daß ich ihn weniger liebe.

Fabrice. Wenn sich nun aber Einer fände, der es auf Alles Das hin wagen wollte, Ihnen seine Hand anzubieten?

Marianne. Er wird sich nicht finden! Und dann wäre die Frage, ob ich's mit ihm wagen dürfte!

Fabrice. Warum nicht?

Marianne. Er wird sich nicht finden!

Fabrice. Marianne! Sie haben ihn!

Marianne. Fabrice!

Fabrice. Sie sehen ihn vor sich. Soll ich eine lange Rede halten? Soll ich Ihnen hinschütten, was mein Herz so lange bewahrt? Ich liebe Sie, Das wissen Sie ganze. Ich biete Ihnen meine Hand an, Das vermuthen Sie nicht. Nie hab' ich ein Mädchen geliebt, das so wenig dachte, daß es Gegenstände Dem, der sie liebt, erregen muß, als Dich. — Marianne, es ist nicht ein feuriger, unbedachter Liebhaber, der mit Ihnen spricht; ich kenne Sie, ich habe Sie erkoren; mein Haus ist eingerichtet. Wollen Sie mein sein? — — — Ich habe in der Liebe mancherlei Schicksale gehabt, war mehr als ein Mal entschlossen, mein Leben als Hagestolz zu enden. Sie haben mich nun! — Widerstehen Sie nicht! Sie kennen mich; ich bin Eins mit Ihrem Bruder! Sie können kein reineres Band denken. — Oeffnen Sie Ihr Herz! — Ein Wort, Marianne!

Marianne. Lieber Fabrice, laſſen Sie mir Zeit. Ich bin Ihnen gut!

Fabrice. Sagen Sie, daß Sie mich lieben! Ich laſſe Ihrem Bruder ſeinen Platz: ich will Bruder Ihres Bruders ſein, wir wollen vereint für ihn ſorgen. Mein Vermögen, zu dem ſeinen geſchlagen, wird ihn mancher kummervollen Stunde überheben; er wird Muth kriegen, er wird — Marianne, ich möchte Sie nicht gern überreden.

Marianne. Fabrice, es iſt mir nie eingefallen — in welche Verlegenheit ſetzen Sie mich!—

Fabrice. Nur ein Wort! Darf ich hoffen?

Marianne. Reden Sie mit meinem Bruder!

Fabrice (kniet). Engel! Allerliebſte!

Marianne (einen Augenblick ſtill). Gott! was hab' ich geſagt! (Ab.)

Fabrice. Sie iſt Dein! — — — Ich kann dem lieben, kleinen Narren wohl die Tändelei mit dem Bruder erlauben; Das wird ſich ſo nach und nach herüber begeben, wenn wir einander näher kennen lernen, und er ſoll Nichts dabei verlieren. Es thut mir gar wohl, wieder ſo zu lieben und gelegentlich wieder ſo geliebt zu werden! Es iſt doch eine Sache, woran man nie den Geſchmack verliert. — Wir wollen zuſammenwohnen. Ohne Das hätt' ich des guten Menſchen gewiſſenhafte Häuslichkeit zeither ſchon ein Bißchen ausgeweitet; als Schwager wird's ſchon gehen. Er wird ſonſt ganz Hypochonder mit ſeinen ewigen Erinnerungen, Bedenklichkeiten, Nahrungsſorgen und Geheimniſſen. Es wird Alles hübſch. Er ſoll freier Luft athmen — das Mädchen ſoll einen Mann haben, das nicht wenig iſt; und Du kriegſt noch mit Ehren eine Frau — das viel iſt!

Wilhelm. Fabrice.

Fabrice. Iſt Dein Spaziergang zu Ende?

Wilhelm. Ich ging auf den Markt und die Pfarrgaſſe hinauf und an der Börſe zurück. Mir iſt's eine wunderliche Empfindung, Nachts durch die Stadt zu gehen. Wie von der Arbeit des Tages Alles theils zur Ruh' iſt, theils darnach eilt, und man nur noch die Emſigkeit des kleinen Gewerbes in Bewegung ſieht! Ich hatte meine Freude an einer alten Käſefrau, die, mit der Brille auf der Naſe, bei'm Stümpfchen Licht, ein Stück nach dem andern ab- und zuſchnitt, bis die Käuferinn ihr Gewicht hatte.

Fabrice. Jeder bemerkt in ſeiner Art. Ich glaub', es ſind viele die Straße gegangen, die nicht nach den Käſemüttern und ihren Brillen geguckt haben.

Wilhelm. Was man treibt, gewinnt man lieb; und der Erwerb im Kleinen iſt mir ehrwürdig, ſeit ich weiß, wie ſauer ein Thaler wird, wenn man ihn groſchenweiſe verdienen ſoll. (Steht einige Augenblicke in ſich gekehrt.) Mir iſt ganz wunderbar geworden auf dem Wege. Es ſind mir ſo viele Sachen auf einmal und durch einander eingefallen, — und Das, was mich im Tiefſten meiner Seele beſchäftigt — (Er wird nachdenkend.)

Fabrice (für ſich). Es geht mir närriſch; ſobald er gegenwärtig iſt, unterſteh' ich mich nicht recht, zu bekennen, daß ich Marianne'n liebe. — Ich muß ihm doch erzählen, was vorgegangen iſt. (Laut.) Wilhelm! ſag' mir: Du wollteſt hier ausziehen? Du haſt wenig Gelaß und ſitzeſt theuer. Weißt Du ein ander' Quartier?

Wilhelm (zerſtreut). Nein.

Fabrice. Ich dächte, wir könnten uns Beide erleichtern. Ich habe da mein väterliches Haus und bewohne nur den obern Stock, und den andern könnteſt Du einnehmen; Du verheirathеſt Dich doch ſo bald nicht. — Du haſt den Hof und eine kleine Niederlage für Deine Spedition, und gibſt mir einen leidlichen Hauszins; ſo iſt uns Beiden geholfen.

Wilhelm. Du biſt gar gut. Es iſt mir wahrlich auch manchmal eingefallen, wenn ich zu Dir kam und ſo viel leer ſtehen ſah, und ich muß mich ſo ängſtlich behelfen. — Dann ſind wieder and're Sachen — — — Man muß es eben ſein laſſen; es geht doch nicht.

Fabrice. Warum nicht?

Wilhelm. Wenn ich nun heirathete?

Fabrice. Dem wäre zu helfen. Ledig hätteſt Du mit Deiner Schweſter Platz, und mit einer Frau ging's ebenſo wohl.

Wilhelm (lächelnd). Und meine Schweſter?

Fabrice. Die nähm' ich allenfalls zu mir.

Wilhelm (ſtill ſtill).

Fabrice. Und auch ohne Das. Laß uns ein klug' Wort reden. — Ich liebe Marianne'n; gib mir ſie zur Frau!

Wilhelm. Wie?

Fabrice. Warum nicht? Gib Dein Wort! Höre mich Bruder! Ich liebe Marianne'n! Ich hab's lang überlegt; ſie allein, Du allein, Ihr könnt mich ſo glücklich machen, als ich auf der Welt noch ſein kann. Gib mir ſie! Gib mir ſie!

Wilhelm (verwerfen). Du weißt nicht, was Du willſt.

Fabrice. Ach, wie weiß ich's! Soll ich Dir Alles erzählen, was mir fehlt und was ich haben werde, wenn ſie meine Frau und Du mein Schwager werden wirſt?

Wilhelm (aus Gedanken auffahrend, haſtig). Nimmermehr! Nimmermehr!

Fabrice. Was haſt Du? Mir thut's weh — Den Abſcheu! — Wenn Du einen Schwager

haben sollst, wie sich's doch früh oder später macht, warum mich nicht, den Du so kennst, den Du liebst? Wenigstens glaubt' ich —

Wilhelm. Laß mich! — — Ich hab' keinen Verstand.

Fabrice. Ich muß Alles sagen. Von Dir allein hängt mein Schicksal ab. Ihr Herz ist mir geneigt; Das mußt Du gemerkt haben. Sie liebt Dich mehr, als sie mich liebt; ich bin's zufrieden! Den Mann wird sie mehr als den Bruder lieben! Ich werde in Deine Rechte treten. Du in meine und wir werden Alle vergnügt sein. Ich habe noch keinen Knoten gesehen, der sich so menschlich schön knüpfte.

Wilhelm (stumm).

Fabrice. Und was Alles fest macht — Wester, gib Du nur Dein Wort, Deine Einwilligung! Sag' ihr, daß Dich's freut, daß Dich's glücklich macht — Ich hab' ihr Wort.

Wilhelm. Ihr Wort?

Fabrice. Sie warf's hin, wie einen scheidenden Blick, der mehr sagte, als alles Bleiben gesagt hätte. Ihre Verlegenheit und ihre Liebe, ihr Wollen und Zittern, es war so schön.

Wilhelm. Nein! Nein!

Fabrice. Ich versteh' Dich nicht. Ich fühle, Du hast keinen Widerwillen gegen mich und bist mir so entgegen? Sei's nicht! Sei ihrem Glücke, sei meinem nicht hinderlich! — Und ich denke immer, Du sollst mit uns glücklich sein! — Versag' meinen Wünschen Dein Wort nicht; Dein freundlich Wort!

Wilhelm (stumm in streitenden Gnaten).

Fabrice. Ich begreife Dich nicht — —

Wilhelm. Sie? Du wünst sie haben? —

Fabrice. Was ist Das?

Wilhelm. Und sie Dich?

Fabrice. Sie antwortete, wie's einem Mädchen ziemt.

Wilhelm. Geh', geh'! — Marianne! — — Ich ahnt' es; ich fühlt' es!

Fabrice. Sag mir nur —

Wilhelm. Was sagen! — Das war's, was mir auf der Seele lag, diesen Abend, wie eine Wetterwolke. Es zuckt, es schlägt — — Nimm sie! — Nimm sie! Mein Einziges — mein Alles!

Fabrice (ihn stumm anstarrend).

Wilhelm. Nimm sie! — und daß Du weißt, was Du mir nimmst — (Pause. Er faßt sich zusammen.) Von Charlotte'n erzählt' ich Dir, dem Engel, der meinen Händen entwich und mir sein Ebenbild, eine Tochter, hinterließ — — und diese Tochter — ich habe Dich belogen — sie ist nicht todt; diese Tochter ist Marianne! — Marianne ist nicht meine Schwester!

Fabrice. Darauf war ich nicht vorbereitet.

Wilhelm. Und von Dir hätt' ich Das fürchten sollen! — Warum folgt' ich meinem Herzen nicht und verschloß Dir mein Haus; wie Jedem, in den ersten Tagen, da ich herkam? Dir allein vergönnt' ich einen Zutritt in dieß Heiligthum, und Du wußtest mich durch Güte, Freundschaft, Unterstützung, scheinbare Kälte gegen die Weiber einzuschläfern. Wie ich dem Schein nach ihr Bruder war, hielt ich Dein Gefühl für sie für das wahre brüderliche, und wenn mir ja auch manchmal ein Argwohn kommen wollte, warf ich ihn weg als unedel, schrieb ihre Gutheit für Dich auf Rechnung des Engelherzens, das eben alle Welt mit einem liebevollen Blick ansieht. — Und Du! — Und sie!

Fabrice. Ich mag Nichts weiter hören, und zu sagen hab' ich auch Nichts. Also Adieu.

(Ab.)

Wilhelm. Geh' nur! — Du trägst sie alle mit Dir weg, meine ganze Seligkeit. So weggeschnitten, weggebrochen alle Aussichten — die nächsten — auf einmal — am Abgrunde — und zusammengestürzt die goldne Zauberbrücke, die mich in die Wonne der Himmel hinüberführen sollte! Weg, und durch ihn, den Verräther, der so mißbraucht hat die Offenheit, das Zutrauen! — — O, Wilhelm! Wilhelm! Du bist so weit gebracht, daß Du gegen den guten Menschen ungerecht sein mußt? Was hat er verbrochen? — — Du liegst schwer über mir und bist gerecht, vergeltendes Schicksal! — Warum stehst Du da? Und Du? Just in dem Augenblicke! — Verzeiht mir! Hab' ich nicht gelitten dafür? Verzeiht; es ist lange! — Ich habe unendlich gelitten. Ich schien Euch zu lieben; ich glaubte Euch zu lieben; mit leichtsinnigen Gefälligkeiten schloß ich Euer Herz auf und machte Euch elend! — Verzeiht und laßt mich — Soll ich so gestraft werden? — Soll ich Marianne'n verlieren, die letzte meiner Hoffnungen, den Inbegriff meiner Sorgen? — Es kann nicht! — Es kann nicht! — (Er deckt sich.)

Marianne (naht verlegen). Bruder!

Wilhelm. Ah!

Marianne. Lieber Bruder, Du mußt mir vergeben; ich bitte Dich um Alles! Du bist böse, ich dacht' es wohl. Ich habe eine Thorheit begangen — es ist mir ganz wunderlich.

Wilhelm (sich zusammennehmend). Was hast Du, Mädchen?

Marianne. Ich wollte, daß ich Dir's erzählen könnte. — Wie geht's so sonst im Kopf herum. — Fabrice will mich zur Frau, und ich —

Wilhelm (bald bitter). Sag's heraus, Du schlägst ein?

Marianne. Nein, nicht um's Leben! Nim-

mermehr werd' ich ihn heirathen; ich kann ihn nicht heirathen.

Wilhelm. Wie anders klingt Das!

Marianne. Wunderlich genug! Du bist gar unhold, Bruder; ich ginge gern und wartete eine gute Stunde ab, wenn mir's nicht gleich vom Herzen müßte: Ein- für allemal: ich kann Fabrice'n nicht heirathen.

Wilhelm (steht auf und nimmt sie bei der Hand). Wie, Marianne?

Marianne. Er war da und redete so viel, und stellte mir so Allerlei vor, daß ich mir einbildete, es wäre möglich. Er drang so, und in der Unbesonnenheit sagt' ich, er sollte mit Dir reden. — Er nahm Das als Jawort und im Augenblicke fühlt' ich, daß es nicht werden konnte.

Wilhelm. Er hat mit mir gesprochen.

Marianne. Ich bitte Dich, was ich kann und mag, mit all' der Liebe, die ich zu Dir habe, bei all' der Liebe, mit der Du mich liebst, mach' es wieder gut, bedeut' ihn!

Wilhelm (für sich). Ewiger Gott!

Marianne. Sei nicht böse! Er soll auch nicht böse sein. Wir wollen wieder leben, wie vorher und immer so fort. — Denn nur mit Dir kann ich leben, mit Dir allein mag ich leben. Es liegt von jeher in meiner Seele, und Dieses hat's herausgeschlagen, gewaltsam herausgeschlagen — Ich liebe nur Dich!

Wilhelm. Marianne!

Marianne. Bester Bruder! Diese Viertelstunde über — ich kann Dir nicht sagen, was in meinem Herzen auf- und abgerannt ist. — Es ist mir, wie neulich, da es auf dem Markte brannte, und erst Rauch und Dampf über Alles zog, bis auf einmal das Feuer das Dach hob und das ganze Haus in einer Flamme stand. — Verlaß mich nicht! Stoß' mich nicht von Dir, Bruder!

Wilhelm. Es kann doch nicht immer so bleiben.

Marianne. Das eben ängstet mich so! — Ich will Dir gern versprechen, nicht zu heirathen; ich will immer für Dich sorgen, immer, immer so fort. — Da drüben wohnen so ein Paar alte Geschwister zusammen; da denk' ich manchmal zum Spaß: wenn Du so alt und schrumpflich bist, wenn ihr nur zusammen seid.

Wilhelm (sein Herz haltend, bald für sich). Wenn Du Das aushältst, bist Du nie wieder zu enge!

Marianne. Dir ist's nun wohl nicht so; Du nimmst doch wohl eine Frau mit der Zeit, und es würde mir immer leid thun, wenn ich sie auch noch so gern lieben wollte. — Es hat Dich Niemand so lieb, wie ich; es kann Dich Niemand so lieb haben.

Wilhelm (verlucht zu reden).

Marianne. Du bist immer so zurückhaltend, und ich hab's immer im Munde, Dir ganz zu sagen, wie mir's ist, und mag's nicht. Gott sei Dank, daß mir der Zufall die Zunge löst!

Wilhelm. Nichts weiter, Marianne!

Marianne. Du sollst mich nicht hindern; laß mich Alles sagen! Dann will ich in die Küche gehen, und Tage lang an meiner Arbeit sitzen, nur manchmal Dich ansehn, als wollt' ich sagen: Du weißt's!

Wilhelm (stumm in dem Umfange seiner Freuden).

Marianne. Du konntest es lange wissen, Du weißt's auch, seit dem Tod unserer Mutter, wie ich aufkam aus der Kindheit und immer mit Dir war. — Sieh', ich fühle mehr Vergnügen bei Dir zu sein, als Dank für Deine mehr als brüderliche Sorgfalt. Und nach und nach nahmst Du so mein ganzes Herz, meinen ganzen Kopf ein, daß jetzt noch etwas Anders Mühe hat, ein Plätzchen d'rin zu gewinnen. Ich weiß wohl noch, daß Du manchmal lachtest, wenn ich Romane las: es geschah einmal mit der Julie Mandeville, und ich fragte, ob der Heinrich, oder wie er heißt, nicht ausgesehen habe, wie Du. — Du lachtest — Das gefiel mir nicht. Da schwieg ich ein ander Mal still. Mir war's aber ganz ernsthaft; denn was die liebsten, die besten Menschen waren, die sahen bei mir Alle aus, wie Du. Dich sah' ich in den großen Gärten spatziren, und reiten und reisen, und sich duelliren — —

(Sie lacht für sich.)

Wilhelm. Wie ist Dir?

Marianne. Daß ich's ebenso mehr auch gestehe: wenn eine Dame recht hübsch war und recht gut und recht geliebt — und recht verliebt: — Das war ich immer selbst. — Nur zuletzt, wenn's an die Entwicklung kam und sie sich nach allen Hindernissen noch heiratheten — — Ich bin doch auch gar ein treuherziges, gutes, geschwätziges Ding!

Wilhelm. Fahr' fort! (Weggewendet.) Ich muß den Freudenkelch austrinken. Erhalte mich bei Sinnen, Gott im Himmel!

Marianne. Unter Allem konnt' ich am Wenigsten leiden, wenn sich ein Paar Leute lieb haben, und endlich kommt heraus, daß sie verwandt sind oder Geschwister sind. — Die Miß Fanny hätt' ich verbrennen können! Ich habe so viel geweint! Es ist so ein gar erbärmlich' Schicksal! (Sie wendet sich und weint bitterlich.)

Wilhelm (auffahrend an ihrem Hals). Marianne! — Meine Marianne!

Marianne. Wilhelm! Nein, nein! Ewig laß' ich Dich nicht! Du bist mein! — Ich halte Dich; ich kann Dich nicht lassen!

Fabrice (tritt auf).

Marianne. Ha, Fabrice, Sie kommen zur rechten Zeit! Mein Herz iſt offen und ſtark, daß ich's ſagen kann. Ich habe Ihnen Nichts zugeſagt. Sei'n Sie unſer Freund! Heirathen werd' ich Sie nie.

Fabrice (kalt und bitter). Ich dacht' es, Wilhelm! Wenn Du Dein ganzes Gewicht auf die Schale legteſt, mußt' ich zu leicht erfunden werden. Ich komme zurück, daß ich mir vom Herzen ſchaffe, was doch herunter muß. Ich gebe alle Anſprüche auf, und ſehe, die Sachen haben ſich ſchon gemacht; mir iſt wenigſtens lieb, daß ich unſchuldige Gelegenheit dazu gegeben habe.

Wilhelm. Läſ're nicht in dem Augenblick, und raube Dir nicht ein Gefühl, um das Du vergebens in die weite Welt wallfahrteteſt! Siehe hier das Geſchöpf — ſie iſt ganz mein — — und ſie weiß nicht —

Fabrice (bald ſpottend). Sie weiß nicht?

Marianne. Was weiß ich nicht?

Wilhelm. Hier lügen, Fabrice? —

Fabrice (getroffen). Sie weiß nicht?

Wilhelm. Ich ſag's.

Fabrice. Behaltet einander, Ihr ſeid einander werth!

Marianne. Was iſt Das?

Wilhelm (ihr um den Hals fallend). Du biſt mein, Marianne!

Marianne. Gott! was iſt Das? — Darf ich Dir dieſen Kuß zurückgeben? — Welch ein Kuß war Das, Bruder?

Wilhelm. Nicht des zurückhaltenden, kaltſcheinenden Bruders, der Kuß eines ewig, einzig glücklichen Liebhabers. — (Zu ihren Füßen) Marianne, Du biſt nicht meine Schweſter! Charlotte war Deine Mutter, nicht meine.

Marianne. Du! Du!

Wilhelm. Dein Geliebter! — Von dem Augenblick an Dein Gatte, wenn Du ihn nicht verſchmähſt.

Marianne. Sag' mir, wie war's möglich?

Fabrice. Genießt, was Euch Gott ſelbſt nur ein Mal geben kann! Nimm' es an, Marianne, und frag' nicht. — Ihr werdet noch Zeit genug finden, Euch zu erklären.

Marianne (ihn anſehend). Nein, es iſt nicht möglich!

Wilhelm. Meine Geliebte, mein Gattinn!

Marianne (an ſeinem Hals). Wilhelm, es iſt nicht möglich!

Stella.

Ein Trauerſpiel.

Perſonen.

Stella.
Cäcilie, Anfangs Sommer.
Fernando.
Lucie.
Verwalter.
Poſtmeiſterinn.
Annchen.
Carl.
Bedienter.

Erſter Act.

Im Poſthauſe.

(Man hört einen Poſtillon blaſen.)

Poſtmeiſterinn. Carl! Carl!

Der Junge (kommt). Was iſt?

Poſtmeiſterinn. Wo hat Dich der Henker wieder? Geh' hinaus; der Poſtwagen kommt. Führ' die Paſſagiers herein, trag' ihnen das Gepäck; rühr' Dich! Machſt Du wieder ein Geſicht? (Der Junge ab.)

Poſtmeiſterinn (ihm nachrufend). Wart', ich will Dir Dein müſſig' Weſen vertreiben! Ein Wirthshausſche muß immer munter, immer alert ſein. Hernach, wenn ſo ein Schnarke Herr wird, ſo verdirbt er. Wenn ich wieder heirathen möchte, ſo wär's nur darum; einer Frau allein fällt's gar zu ſchwer, das Pack in Ordnung zu halten!

Madame Sommer. Lucie (in Reiſekleidern). Carl.

Lucie (einen Mantelſack tragend, zu Carl'n). Laß Er's nur, es iſt nicht ſchwer; aber nehm' Er meiner Mutter die Schachtel ab.

Poſtmeiſterinn. Ihre Dienerinn meine Frauenzimmer! Sie kommen bei Zeiten. Der Wagen kommt ſonſt nimmer ſo früh.

Lucie. Wir haben einen gar jungen, luſtigen, hübſchen Schwager gehabt, mit dem ich durch die Welt fahren möchte; und unſer ſind nur Zwei und wenig beladen.

Poſtmeiſterinn. Wenn Sie zu ſpeiſen belieben, ſo ſind Sie wohl ſo gütig zu warten; das Eſſen iſt noch nicht gar fertig.

Madame Sommer. Darf ich Sie nur um ein wenig Suppe bitten?

Lucie. Ich hab' keine Eil. Wollten Sie indeß meine Mutter verſorgen?

Poſtmeiſterinn. Sogleich.

Lucie. Nur recht gute Brühe!

Poſtmeiſterinn. So gut ſie da iſt. (Ab.)

Madame Sommer. Daß Du Dein Befehlen nicht laſſen kannſt! Du hätteſt, dünkt mich, die Reiſe über ſchon klug werden können! Wir haben immer mehr bezahlt als verzehrt; und in unſern Umſtänden! —

Lucie. Es hat uns noch nie gemangelt.

Madame Sommer. Aber wir waren d'ran.

Poſtillon (tritt herein).

Lucie. Nun, braver Schwager, wie ſteht's? Nicht wahr, ein Trinkgeld?

Poſtillon. Hab' ich nicht gefahren wie Extra-Poſt?

Lucie. Das heißt, Du haſt auch was extra verdient; nicht wahr? Du ſollteſt mein Leibkutſcher werden, wenn ich nur Pferde hätte.

Poſtillon. Auch ohne Pferde ſteh' ich zu Dienſten.

Lucie. Da!

Poſtillon. Danke, Mamſell! Sie gehen nicht weiter?

Lucie. Wir bleiben für dieß Mal hier.

Poſtillon. Adies! (Ab.)

Madame Sommer. Ich ſeh' an ſeinem Geſicht, daß Du ihm zu viel gegeben haſt.

Lucie. Sollte er mit Murren von uns gehen? Er war die ganze Zeit ſo freundlich. Sie ſagen immer, Mama, ich ſei eigenſinnig; wenigſtens eigennützig bin ich nicht.

Madame Sommer. Ich bitte Dich, Lucie, verkenne nicht, was ich Dir sage. Deine Offenheit ehr' ich, wie Deinen guten Muth und Deine Freigebigkeit; aber es sind nur Tugenden, wo sie hingehören.

Lucie. Mama, das Oertchen gefällt mir wirklich. Und das Haus da drüben ist wohl der Dame, der ich künftig Gesellschaft leisten soll?

Madame Sommer. Mich freut's, wenn der Ort Deiner Bestimmung Dir angenehm ist.

Lucie. Stille mag's sein; Das merk' ich schon. Ist's doch wie Sonntag auf dem großen Platze! Aber die gnädige Frau hat einen schönen Garten, und soll eine gute Frau sein; wir wollen sehn, wie wir zurecht kommen. Was sehen Sie sich um, Mama?

Madame Sommer. Laß mich, Lucie! Glückliches Mädchen, das durch Nichts erinnert wird! Ach, damals war's anders! Mir ist Nichts schmerzlicher, als in ein Posthaus zu treten.

Lucie. Wo fänden Sie auch nicht Stoff sich zu quälen?

Madame Sommer. Und wo nicht Ursache dazu? Meine Liebe, wie ganz anders war's damals, da Dein Vater noch mit mir reis'te: da wir die schönste Zeit unsers Lebens in freier Welt genossen; die ersten Jahre unsrer Ehe! Damals hatte Alles den Reiz der Neuheit für mich. Und in seinem Arm vor so tausend Gegenständen vorüber zu eilen; da jede Kleinigkeit mir interessant ward, durch seinen Geist, durch seine Liebe! —

Lucie. Ich mag auch wohl gern reisen.

Madame Sommer. Und wenn wir dann nach einem heißen Tag, nach ausgestandenen Fatalitäten, schlimmem Weg im Winter, wenn wir eintrafen in manche noch schlechtere Herberge, wie viele ist, und den Genuß der einfachsten Bequemlichkeit zusammen fühlten, auf der hölzernen Bank zusammen saßen, unsern Eierkuchen und abgeschottene Kartoffeln zusammen aßen — — damals war's anders!

Lucie. Es ist nun einmal Zeit, ihn zu vergessen.

Madame Sommer. Weißt Du, was Das heißt: Vergessen! Gutes Mädchen, Du hast, Gott sei Dank! noch Nichts verloren, das nicht zu ersetzen gewesen wäre. Seit dem Augenblick, da ich gewiß ward, er habe mich verlassen, ist alle Freude meines Lebens dahin. Mich ergriff eine Verzweiflung. Ich mangelte mir selbst; ein Gott mangelte mir. Ich weiß mich des Zustands kaum zu erinnern.

Lucie. Auch ich weiß Nichts mehr, als daß ich auf Ihrem Bette saß und weinte, weil Sie weinten. Es war in der grünen Stube, auf dem kleinen Bette. Die Stube hat mir am Weh'sten gethan, da wir das Haus verkaufen mußten.

Madame Sommer. Du warst sieben Jahr alt, und konntest nicht fühlen, was Du verlorst.

Annchen (mit der Suppe). Die Postmeisterinn. Carl.

Annchen. Hier ist die Suppe für Madame.

Madame Sommer. Ich danke meine Liebe! Ist Das Ihr Töchterchen?

Postmeisterinn. Meine Stieftochter, Madame! aber da sie so brav ist, ersetzt sie mir den Mangel an eignen Kindern.

Madame Sommer. Sie sind in Trauer?

Postmeisterinn. Für meinen Mann, den ich vor drei Monaten verlor. Wir haben nicht gar drei Jahre zusammen gelebt.

Madame Sommer. Sie scheinen doch ziemlich getröstet.

Postmeisterinn. O, Madame! Unser Ein's hat so wenig Zeit zu weinen, als leider zu beten. Das geht Sonntage und Werkeltage. Wenn der Pfarrer nicht einmal auf den Text kommt, oder man ein Sterbelied singen hört — Carl, ein Paar Servietten! Deck' hier am Ende auf.

Lucie. Wem ist das Haus da drüben?

Postmeisterinn. Unsrer Frau Baronesse. Eine allerliebste Frau!

Madame Sommer. Mich freut's, daß ich von einer Nachbarinn bestätigen höre, was man uns in einer weiten Ferne beschrieben hat. Meine Tochter wird künftig bei ihr bleiben und ihr Gesellschaft leisten.

Postmeisterinn. Dazu wünsche ich Ihnen Glück, Mamsell.

Lucie. Ich wünsche, daß sie mir gefallen möge.

Postmeisterinn. Sie müßten einen sonderbaren Geschmack haben, wenn Ihnen der Umgang mit der gnäd'gen Frau nicht gefiele.

Lucie. Desto besser! Denn wenn ich mich einmal nach Jemanden richten soll, so muß Herz und Wille dabei sein; sonst geht's nicht.

Postmeisterinn. Nun, nun, wir reden bald wieder davon, und Sie sollen sagen, ob ich wahr gesprochen habe. Wer um unsre gnädige Frau lebt, ist glücklich; wird meine Tochter ein wenig größer, so soll sie ihr wenigstens einige Jahre dienen; es kommt dem Mädchen auf sein ganzes Leben zu Gute.

Annchen. Wenn Sie sie nur sehn! Sie ist so lieb! Sie glauben nicht, wie sie auf Sie wartet. Sie hat mich auch recht lieb. Wollen Sie denn nicht zu ihr gehn? Ich will Sie begleiten.

Pedro.

Mein, Geliebte! Mein!
Und deine Gegenwart nimmt alle Schmerzen
Mir aus den Gliedern; jede Sorge flieht.
Du bist auf ewig mein.

Claudine.

Es kommt der Tag!

Pedro.

An diesem Baum erkenn' ich's; ja wir sind
Auf deines Vaters Grund und Boden; hier
Ist von den Garden nichts zu fürchten, die
Der Fürst von Rocca Bruna streifen läßt.

Claudine.

O Himmel, welch Gefühl ergreift mich nun,
Da sich die Nacht von Berg' und Thälern hebt!
Bin ich es selbst? Bin ich hierher gekommen?
Es weicht die Finsterniß; die Binde fälle,
Die mir um's Haupt der kleine Gott geschlungen;
Ich sehe mich, und ich erschrecke nun
Mich hier zu sehn. Was hab' ich unternommen?

Lucie. Ich muß mich erst zurecht machen, und will auch noch essen.

Annchen. So darf ich doch hinüber, Mamachen? Ich will der gnädigen Frau sagen, daß die Mamsell gekommen ist.

Postmeisterinn. Geh' nur!

Madame Sommer. Und' sag ihr, Kleine, wir wollten gleich nach Tisch' aufwarten.

(Annchen ab.)

Postmeisterinn. Mein Mädchen hängt außerordentlich an ihr. Auch ist sie die beste Seele von der Welt, und ihre ganze Freude ist mit Kindern. Sie läßt sich von Bauersmädchen aufwarten, bis sie ein Geschick haben; hernach sucht sie eine gute Condition für sie; und so vertreibt sie sich die Zeit, seit ihr Gemahl weg ist. Es ist unbegreiflich, wie sie so unglücklich sein kann, und dabei so freundlich, so gut.

Madame Sommer. Ist sie nicht Witwe?

Postmeisterinn. Das weiß Gott! Ihr Herr ist vor drei Jahren weg, und hört man und sieht Nichts von ihm. Und sie hat ihn geliebt über Alles. Mein Mann konnte nie fertig werden, wenn er anfing, von ihnen zu erzählen. Und noch! Ich sag's selbst, es gibt so kein Herz auf der Welt mehr. Alle Jahre, den Tag, da sie ihn zum letzten Mal sah, läßt sie keine Seele zu sich, schließt sich ein; und auch sonst, wenn sie von ihm redet, geht's Einem durch die Seele.

Madame Sommer. Die Unglückliche!

Postmeisterinn. Es läßt sich von der Sache viel reden.

Madame Sommer. Wie meinen Sie?

Postmeisterinn. Man sagt's nicht gern.

Madame Sommer. Ich bitte Sie!

Postmeisterinn. Wenn Sie mich nicht verrathen wollen, kann ich's Ihnen wohl vertrauen. Es sind nun über die acht Jahre, daß sie hierher kamen. Sie kauften das Rittergut; Niemand kannte sie; man hieß sie den gnädigen Herrn und die gnädige Frau, und hielt ihn für einen Officier, der in fremden Kriegsdiensten reich geworden war, und sich nun zur Ruhe setzen wollte. Sie war damals blutjung, nicht älter als sechszehn Jahre, und schön wie ein Engel.

Lucie. Da wär' sie jetzt nicht über vierundzwanzig?

Postmeisterinn. Sie hat für ihr Alter Betrübniß genug erfahren. Sie hatte ein Kind; es starb ihr bald; im Garten ist sein Grab, nur von Rasen; und seit der Herr weg ist, hat sie eine Einsiedelei dabei angelegt, und ihr Grab dazu bestellen lassen. Mein Mann seliger war bei Jahren und nicht leicht zu rühren; aber er erzählte Nichts lieber, als von der Glückseligkeit der beiden Leute, so lang sie hier zusammen lebten. Man war ein ganz and'rer Mensch, sagte er, nur zuzusehn, wie sie sich liebten.

Madame Sommer. Mein Herz bewegt sich nach ihr.

Postmeisterinn. Aber wie's geht. Man sagte, der Herr hätte curiose Principia gehabt; wenigstens kam er nicht in die Kirche; und die Leute, die keine Religion haben, haben keinen Gott und halten sich an keine Ordnung. Auf einmal hieß es: „Der gnädige Herr ist fort.“ Er war verreist, und kam eben nicht wieder.

Madame Sommer (vor sich). Ein Bild meines ganzen Schicksals!

Postmeisterinn. Da waren alle Mäuler voll; eben zu der Zeit, da ich als eine junge Frau hierher zog, auf Michaeli sind's eben drei Jahre. Und da wußt' Jedes was Ander's; sogar zischelte man einander in die Ohren, sie seien niemals getraut gewesen; aber verrathen Sie mich nicht! Er soll wohl ein vornehmer Herr sein, soll sie entführt haben, und was man Alles sagt. Ja, wenn ein junges Mädchen so einen Schritt thut, sie hat ihr Leben lang d'ran abzubüßen!

Annchen (kommt). Die gnädige Frau läßt Sie sehr bitten, gleich hinüber zu kommen; sie will Sie nur einen Augenblick sprechen, nur sehen.

Lucie. Es schickt sich nicht in diesen Kleidern.

Postmeisterinn. Gehn Sie nur; ich geb' Ihnen mein Wort, daß sie darauf nicht achtet.

Lucie. Will Sie mich begleiten, Kleine?

Annchen. Von Herzen gern!

Madame Sommer. Lucie, ein Wort! (Die Postmeisterinn entfernt sich.) Daß Du Nichts verräthst; nicht unsern Stand, nicht unser Schicksal! Begegne ihr ehrerbietig.

Lucie. Lassen Sie mich nur! Mein Vater war ein Kaufmann, ist nach America, ist todt; und dadurch sind unsere Umstände — Lassen Sie mich nur; ich habe das Mährchen ja oft genug erzählt. (zum.) Wollten Sie nicht ein Bischen ruhen? Sie haben's Noth. Die Frau Wirthinn weist Ihnen wohl ein Zimmerchen mit einem Bett an.

Postmeisterinn. Ich hab' eben ein hübsches, stilles Zimmerchen im Garten. (Zu Lucie'n.) Ich wünsche, daß Ihnen die gnädige Frau gefallen möge. (Lucie mit Annchen ab.)

Madame Sommer. Meine Tochter ist noch ein Bischen ebenaus.

Postmeisterinn. Das thut die Jugend. Werden sich schon legen, die stolzen Wellen.

Madame Sommer. Desto schlimmer!

Postmeisterinn. Kommen Sie, Madame, wenn's gefällig ist. (Beide ab.)

(Man hört einen Poſtillon.)

Fernando (in Officiers-Tracht). Ein Bedienter.

Bedienter. Soll ich gleich wieder einſpannen und Ihre Sachen aufpacken laſſen?

Fernando. Du ſollſt's herein bringen, ſag' ich Dir; herein. Wir gehen nicht weiter, hörſt Du?

Bedienter. Nicht weiter! Sie ſagten ja —

Fernando. Ich ſage: laß Dir ein Zimmer anweiſen, und bring' meine Sachen dorthin.

(Bedienter ab.)

Fernando (an's Fenſter tretend). So ſeh' ich Dich wieder? Himmliſcher Anblick! So ſeh' ich Dich wieder, den Schauplatz all' meiner Glückſeligkeit! Wie ſtill das ganze Haus iſt! Kein Fenſter offen! Die Gallerie, wie öde, auf der wir ſo oft zuſammen ſaßen! Merk' Dir's, Fernando, das klöſterliche Anſehn ihrer Wohnung, wie ſchmeichelt es Deinen Hoffnungen! Und ſollte, in ihrer Einſamkeit, Fernando ihr Gedanke, ihre Beſchäftigung ſein? Und hat er's um ſie verdient? O, mir iſt, als wenn ich nach einem langen, freudeloſen Todesſchlaf in's Leben wieder erwachte; ſo neu, ſo bedeutend iſt mir Alles! Die Bäume, der Brunnen, noch Alles, Alles! So lief das Waſſer aus eben den Röhren, wenn ich, ach, wie tauſend Mal! mit ihr gedankenvoll aus unſerm Fenſter ſchaute, und Jedes in ſich gekehrt, ſtill dem Rinnen des Waſſers zuſah! Sein Geräuſch iſt mir Melodie, rückerinnernde Melodie. Und ſie? Sie wird ſein, wie ſie war. Ja, Stella; Du haſt Dich nicht verändert; Das ſagt mir mein Herz. Wie's Dir entgegen ſchlägt! Aber ich will nicht; ich darf nicht! Ich muß mich erſt erholen, muß mich erſt überzeugen, daß ich wirklich hier bin, daß mich kein Traum täuſcht, der mich ſo oft ſchlafend und wachend aus den fernſten Gegenden hierher geführt hat. Stella! Stella! Ich komme, fühlſt Du nicht meine Nähe rung? — in Deinem Arm Alles zu vergeſſen! — Und wenn Du um mich ſchwebſt, theurer Schatten meines unglücklichen Weibes, vergib mir, verlaß mich! Du biſt dahin; ſo laß mich Dich vergeſſen, in den Armen des Engels Alles vergeſſen: meine Schickſale, allen Verluſt, meine Schmerzen und meine Reue. — Ich bin ihr ſo nah' und ſo ferne — Und in einem Augenblick — Ich kann nicht, ich kann nicht! Ich muß mich erholen, oder ich erſtike zu ihren Füßen.

Poſtmeiſterinn (kommt). Verlangen der gnädige Herr zu ſpeiſen?

Fernando. Sind Sie verſehen?

Poſtmeiſterinn. O ja! Wir warten auf ein Frauenzimmer, das hinüber zur gnädigen Frau iſt.

Fernando. Wie geht's Ihrer gnädigen Frau?

Poſtmeiſterinn. Kennen Sie ſie?

Fernando. Vor Jahren war ich wohl manchmal da. Was macht ihr Gemahl?

Poſtmeiſterinn. Weiß Gott. Er iſt in die weite Welt.

Fernando. Fort?

Poſtmeiſterinn. Freilich; verläßt die liebe Seele! Gott verzeih's ihm!

Fernando. Sie wird ſich ſchon zu tröſten wiſſen.

Poſtmeiſterinn. Meinen Sie doch? Da müſſen Sie ſie wenig kennen. Sie lebt wie eine Nonne, ſo eingezogen, die Zeit ich ſie kenne. Faſt kein Fremdes, kein Beſuch aus der Nachbarſchaft kommt zu ihr. Sie lebt mit ihren Leuten, hat die Kinder des Orts alle an ſich, und iſt, ungeachtet ihres innern Schmerzens, immer freundlich, immer angenehm.

Fernando. Ich will ſie doch beſuchen.

Poſtmeiſterinn. Das thun Sie. Manchmal läßt ſie uns invitiren, die Frau Amtmänninn, die Frau Pfarrerinn und mich, und diſcurirt mit uns von allerlei. Freilich hüten wir uns, ſie an den gnädigen Herrn zu erinnern. Ein einzig' Mal geſchah's. Gott weiß, wie's uns wurde, da ſie anfing, von ihm zu reden, ihn zu preiſen, zu weinen. Gnädiger Herr, wir haben alle geweint wie die Kinder, und uns faſt nicht erholen können.

Fernando (für ſich). Das haſt Du um ſie verdient! — (laut.) Iſt meinem Bedienten ein Zimmer angewieſen?

Poſtmeiſterinn. Eine Treppe hoch. Carl, zeig' dem gnädigen Herrn das Zimmer.

(Fernando mit dem Jungen ab.)

Lucie, Annchen (kommen).

Poſtmeiſterinn. Nun, wie iſt's?

Lucie. Ein liebes Weibchen, mit der ich mich vertragen werde. Sie haben nicht zu viel von ihr geſagt. Sie wollt' mich nicht laſſen. Ich mußte ihr heilig verſprechen, gleich nach Tiſch mit meiner Mutter und dem Gepäck zu kommen.

Poſtmeiſterinn. Das dacht' ich wohl! Iſt's jetzt gefällig, zu eſſen? Noch ein ſchöner, langer Officier iſt angefahren, wenn Sie Den nicht fürchten.

Lucie. Nicht im Geringſten. Mit Soldaten hab' ich lieber zu thun als mit Andern. Sie verſtehen ſich wenigſtens nicht, daß man die Guten und Beſten gleich das erſte Mal kennt. Schläft meine Mutter?

Poſtmeiſterinn. Ich weiß nicht.

Lucie. Ich muß doch nach ihr ſehn. (Ab.)

Poſtmeiſterinn. Carl! Da iſt wieder

das Salzfaß vergessen. Heißt Das geschwenkt? Sieh' nur die Gläser! Ich sollt' Dir sie am Kopf entzwei schmeißen, wenn Du so viel werth wärst, als sie kosten!

Fernando (kommt).

Postmeisterinn. Das Frauenzimmer ist wieder da. Sie wird gleich zu Tisch kommen.

Fernando. Wer ist sie?

Postmeisterinn. Ich kenn' sie nicht. Sie scheint von gutem Stande, aber ohne Vermögen; sie wird künftig der guäd'gen Frau zur Gesellschaft sein.

Fernando. Sie ist jung?

Postmeisterinn. Sehr jung, und schnippisch. Ihre Mutter ist auch droben.

Lucie (kommt).

Lucie. Ihre Dienerinn!

Fernando. Ich bin glücklich, eine so schöne Tischgesellschaft zu finden.

Lucie (setzt sich).

Postmeisterinn. Hierher, Mamsell! Und Sie belieben hierher!

Fernando. Wir haben nicht die Ehre von Ihnen, Frau Postmeisterinn?

Postmeisterinn. Wenn ich ein Mal ruhe, ruht Alles. (Ab.)

Fernando. Also ein Tete a Tete!

Lucie. Den Tisch dazwischen, wie ich's wohl leiden kann.

Fernando. Sie haben sich entschlossen, der Frau Baroneße künftig Gesellschaft zu leisten?

Lucie. Ich muß wohl!

Fernando. Mich dünkt, Ihnen sollt' es nicht fehlen, einen Gesellschafter zu finden, der noch unterhaltender wäre, als die Frau Baroneße.

Lucie. Mir ist nicht d'rum zu thun.

Fernando. Auf Ihr ehrlich' Gesicht?

Lucie. Mein Herr, Sie sind wie alle Männer, merk' ich!

Fernando. Das heißt?

Lucie. Auf den Punct sehr arrogant. Ihr Herren dünkt Euch unentbehrlich; und ich weiß nicht, ich bin doch groß geworden ohne Männer.

Fernando. Sie haben keinen Vater mehr?

Lucie. Ich erinnere mich kaum, daß ich einen hatte. Ich war jung, da er uns verließ, eine Reise nach America zu thun; und sein Schiff ist untergegangen, hören wir.

Fernando. Und Sie scheinen so gleichgiltig dabei?

Lucie. Wie könnt' ich anders? Er hat mir wenig zu Liebe gethan; und ob ich's ihm gleich verzeihe, daß er uns verlassen hat, — denn was geht dem Menschen über seine Freiheit? — so möcht' ich doch nicht meine Mutter sein, die vor Kummer stirbt.

Fernando. Und Sie sind ohne Hülfe, ohne Schutz?

Lucie. Was braucht's Das? Unser Vermögen ist alle Tage kleiner geworden; dafür auch ich alle Tage größer; und mir ist's nicht bange, meine Mutter zu ernähren.

Fernando. Mich erstaunt Ihr Muth!

Lucie. O, mein Herr, der gibt sich. Wenn man so oft unterzugeben fürchtet, und sich immer wieder gerettet sieht, Das gibt ein Zutrauen!

Fernando. Davon Sie Ihrer lieben Mutter Nichts mittheilen können?

Lucie. Leider ist sie, die verliert, nicht ich. Ich dank's meinem Vater, daß er mich auf die Welt gesetzt hat; denn ich lebe gern und vergnügt; aber sie — die alle Hoffnung des Lebens auf ihn gesetzt, ihm den Flor ihrer Jugend aufgeopfert hatte, und nun verlassen, auf einmal verlassen — — Das muß was Entsetzliches sein, sich verlassen zu fühlen! — Ich habe noch Nichts verloren; ich kann Nichts davon reden. Sie scheinen nachdenkend!

Fernando. Ja, meine Liebe: wer lebt, verliert; (aufstehend) aber er gewinnt auch. Und so erhalt' Ihnen Gott Ihren Muth! (Er nimmt ihre Hand.) Sie haben mich erstaunen gemacht. O, mein Kind, wie glücklich! — — Ich bin auch in der Welt gar viel, gar oft von meinen Hoffnungen — Freuden — Es ist doch immer — Und —

Lucie. Was meinen Sie?

Fernando. Alles Gute; die besten, wärmsten Wünsche für Ihr Glück! (Ab.)

Lucie. Das ist ein wunderbarer Mensch! Er scheint aber gut zu sein.

Zweiter Act.

Stella. Ein Bedienter.

Stella. Geh' hinüber, geschwind hinüber! Sag' ihr, ich erwarte sie.

Bedienter. Sie versprach, gleich zu kommen.

Stella. Du siehst ja, sie kommt nicht. Ich hab' das Mädchen recht lieb. Geh'! — Und ihre Mutter soll ja mitkommen!

(Bedienter ab.)

Stella. Ich kann sie kaum erwarten. Was Das für ein Wünschen, ein Hoffen ist, bis so ein neues Kleid ankommt! Stella, Du bist ein Kind! Und warum soll ich nicht lieben? — Ich brauche viel, viel, um dieß Herz auszufüllen! — Viel? Arme Stella! Viel? — Sonst, da er Dich noch liebte, noch in Deinem Schooße lag,

füllte ſein Blick Deine ganze Seele; und — o, Gott im Himmel, Dein Rathſchluß iſt unerforſchlich! Wenn ich von ſeinen Küſſen meine Augen zu Dir hinaufwendete, mein Herz an dem ſeinen glühte, und ich mit bebenden Lippen ſeine große Seele in mich trank, und ich dann mit Wonnethränen zu Dir hinaufſah und aus vollem Herzen zu Dir ſprach: Laß uns glücklich, Vater; Du haſt uns ſo glücklich gemacht! — Es war Dein Wille nicht. — (Sie faßt einen Augenblick in Nachdenken, fährt dann ſchnell auf und drückt ihre Hände an's Herz.) Nein, Fernando, nein; Das war kein Vorwurf!

Madame Sommer. Lucie (kommen).

Stella. Ich habe Sie! Liebes Mädchen; Du biſt nun die meine! — Madame, ich danke Ihnen für das Zutrauen, mit dem Sie mir den Schatz in die Hände liefern; das kleine Trotzköpfchen, die gute, freie Seele. O, ich hab' Dir's ſchon abgelernt, Lucie!

Madame Sommer. Sie fühlen, was ich Ihnen bringe und laſſe.

Stella (nach einer Pauſe, in der ſie Madame Sommer angeſehen hat). Verzeihen Sie! Man hat mir Ihre Geſchichte berichtet; ich weiß, daß ich Perſonen von guter Familie vor mir habe; aber Ihre Gegenwart überraſcht mich. Ich fühle im erſten Anblick Vertrauen und Ehrfurcht gegen Sie.

Madame Sommer. Gnädige Frau!

Stella. Nichts davon. Was mein Herz geſteht, bekennt mein Mund gern. Ich höre, Sie ſind nicht wohl; wie iſt's Ihnen? Setzen Sie ſich.

Madame Sommer. Doch, gnädige Frau! Dieſe Reiſe in den Frühlingstagen, die abwechſelnden Gegenſtände, und dieſe reine, ſegensvolle Luft, die ſich ſchon ſo oft für mich mit neuer Erquickung gefüllt hat: Das wirkte Alles auf mich ſo gut, ſo freundlich, daß ſelbſt die Erinnerung abgeſchiedener Freuden mir ein angenehmes Gefühl wurde, ich einen Widerſchein der goldenen Zeiten der Jugend und Liebe in meiner Seele aufdämmern ſah.

Stella. Ja, die Tage — die erſten Tage der Liebe! — Nein, Du biſt nicht zum Himmel zurückgekehrt, goldene Zeit; Du umgibſt noch jedes Herz in den Momenten, da ſich die Blüthe der Liebe erſchließt!

Madame Sommer (ihre Hände faſſend). Wie groß, wie lieb!

Stella. Ihr Angeſicht glänzt, wie das Angeſicht eines Engels; Ihre Wangen färben ſich!

Madame Sommer. Ach, und mein Herz, wie geht es auf, wie ſchwillt's vor Ihnen!

Stella. Sie haben geliebt! O, Gott ſei Dank! Ein Geſchöpf, das mich verſteht; das Mitleiden mit mir haben kann; das nicht kalt zu meinen Schmerzen d'reinblickt! — Wir können ja doch einmal nicht dafür, daß wir ſo ſind! — Was hab' ich nicht Alles gethan, was nicht Alles verſucht! Ja, was half's? — Es wollte Das — juſt Das — und keine Welt und ſonſt Nichts in der Welt! — Ach, der Geliebte iſt überall, und Alles iſt für den Geliebten!

Madame Sommer. Sie tragen den Himmel im Herzen.

Stella. Eh' ich mich's verſah, wieder ſein Bild! — So richtete er ſich auf, in der und jener Geſellſchaft, und ſah ſich nach mir um. — So kam er dort über's Feld her geſprengt, und warf ſich an der Gartenthür in meinen Arm. — Da hinaus ſah ich ihn fahren, da hinaus — ach, und er war wiedergekommen! — Kehrt' ich mit meinen Gedanken in das Geräuſch der Welt — er iſt da! Wenn ich ſo in der Loge ſaß und gewiß war, wo er auch ſteckte, ich mochte ihn ſehen oder nicht, daß er jede meiner Bewegungen bemerkte und liebte; mein Aufſtehen, mein Niederſitzen! — Ich fühlte, daß das Schütteln meines Federbuſches ihn mehr anzog, als all' die blinkenden Augen ringsum, und daß alle Muſik nur Melodie zu dem ewigen Liede ſeines Herzens war: „Stella, Stella, wie lieb Du mir biſt!“

Lucie. Kann man denn einander ſo lieb haben?

Stella. Du fragſt, Kleine? Da kann ich Dir nicht antworten. — Aber mit was unterhalt' ich Euch! — — Kleinigkeiten, wichtige Kleinigkeiten! — Wahrlich, man iſt noch ein großes Kind, und es iſt Einem ſo wohl dabei! Eben, wie die Kinder ſich hinter ihr Schürzchen verſtecken und rufen: Pix! — daß man ſie ſuchen ſoll. — — Wie ganz füllt Das unſer Herz, wenn wir, beleidigt, den Gegenſtand unſerer Liebe zu verlaſſen, bei uns ſehr eifrig feſtſetzen: mit welchen Verzerrungen von Seelenſtärke treten wir wieder in ſeine Gegenwart; wie übt ſich Das in unſerm Buſen auf und ab; und wie platzt es zuletzt wieder, auf einen Blick, einen Händedruck zuſammen!

Madame Sommer. Wie glücklich! Sie leben doch noch ganz in dem Gefühl der innigſten, reinſten Menſchheit.

Stella. Ein Jahrtauſend von Thränen und Schmerzen vermöchte die Seligkeit nicht aufzuwiegen: der erſten Blicke, des Zitterns, Stammelns, des Nahens, Weichens — des Vergeſſens ſein' ſelbſt — den erſten, flüchtigen, feurigen Kuß, und die erſte ruhig athmende Umarmung — Madame! Sie verſtanken, meine Theure! Wo ſind Sie?

Madame Sommer. Männer, Männer!

Stella. Sie machen uns glücklich und elend! Mit Ahnungen von Seligkeit erfüllen sie unser Herz. Welche neuen, unbekannten Gefühle und Hoffnungen schwellen unsere Seele, wenn ihre stürmende Leidenschaft sich jedem unserer Nerven mittheilt! Wie oft hat Alles an mir gezittert und geklungen, wenn er in unbändigen Thränen die Leiden einer Welt an meinem Busen hinströmte! Ich bat ihn um Gotteswillen, sich zu schonen — mich — vergebens! — Bis in's innerste Mark fachte er mir die Flammen, die ihn durchwühlten. Und so ward das Mädchen von Kopf bis zu den Sohlen ganz Herz, ganz Gefühl. Und wo ist denn nun der Himmelsstrich für dieß Geschöpf, um d'rin zu athmen, um Nahrung d'runter zu finden?

Madame Sommer. Wir glauben den Männern! In den Augenblicken der Leidenschaft betriegen sie sich selbst; warum sollten wir nicht betrogen werden?

Stella. Madame, da fährt mir ein Gedanke durch den Kopf! — Wir wollen einander Das sein, was sie uns hätten werden sollen! Wir wollen beisammen bleiben. — Ihre Hand! Von diesem Augenblick an lass' ich Sie nicht!

Lucie. Das wird nicht angehen!

Stella. Warum, Lucie?

Madame Sommer. Meine Tochter fühlt —

Stella. Doch keine Wohlthat in diesem Vorschlag? Fühlen Sie, welche Wohlthat Sie mir thun, wenn Sie bleiben! O, ich darf nicht allein sein! Liebe, ich hab' Alles gethan; ich hab' mir Federvieh und Reh' und Hunde angeschafft, und lehre kleine Mädchen stricken und knüpfen: nur, um nicht allein zu sein; nur, um was außer mir zu sehen, Das lebt und zunimmt! Und dann doch, wenn mir's glückt; wenn eine gute Gottheit mir an einem heitern Frühlingsmorgen den Schmerz von der Seele weggehoben zu haben scheint; wenn ich ruhig erwache und die liebe Sonne auf meinen blühenden Bäumen leuchtet, und ich mich thätig, munter fühle zu den Geschäften des Tages: — dann ist mir's wohl; dann treib' ich eine Zeit lang herum, verrichte und ordne und führe meine Leute an, und in der Freiheit meines Herzens dank' ich laut auf zum Himmel für die glücklichen Stunden.

Madame Sommer. Ach ja, gnädige Frau, ich fühl's! Geschäftigkeit und Wohlthätigkeit sind eine Gabe des Himmels, ein Ersatz für unglücklich liebende Herzen.

Stella. Ersatz? Entschädigung wohl, nicht Ersatz, — Etwas anstatt des Verlornen, nicht das Verlorne selbst mehr. — Verlorne Liebe — wo ist da Ersatz für? — O, wenn ich manchmal von Gedanken in Gedanken sinke, freundliche Träume der Vergangenheit vor meine Seele bringe, hoffnungsvolle Zukunft ahne, und so in des Mondes Dämmerung meinen Garten auf und ab walle, dann mich's auf einmal ergreift, ergreift, daß ich allein bin, vergebens nach allen vier Winden meine Arme ausstrecke, den Zauber der Liebe vergebens mit einem Drang, einer Fülle anspreche, daß ich meine, ich müßte den Mond herunterziehen, — und ich allein bin, keine Stimme mir aus dem Gebüsch antwortet, und die Sterne kalt und freundlich über meine Qual herabblinken; und dann auf einmal — das Grab meines Kindes zu meinen Füßen! — —

Madame Sommer. Sie hatten ein Kind?

Stella. Ja, meine Beste. O, Gott, Du hattest mir diese Seligkeit auch nur zu kosten gegeben, um mir einen bittern Kelch auf mein ganzes Leben zu bereiten! — Wenn so ein Bauerkind auf dem Spaziergange barfuß mir entgegenläuft und mit den großen, unschuldigen Augen mir eine Aufhand reicht: es durchdringt mir Mark und Gebeine. So groß, denk' ich, wär' meine Mina! Ich heb' es ängstlich liebend in die Höhe, küss' es hundert Mal; mein Herz ist zerrissen, die Thränen stürzen aus meinen Augen — und ich stehe!

Lucie. Sie haben doch auch viel Beschwerlichkeit weniger.

Stella (lächelt und klopft ihr die Achseln). Wie ich nur noch empfinden kann! — Wie die schrecklichen Augenblicke mich nicht getödtet haben! — Es lag vor mir, abgepflückt die Knospe; und ich stand — versteinert im innersten Busen — ohne Schmerz — ohne Bewußtsein — — ich stand! — Da nahm die Wärterinn das Kind auf, drückte es an ihr Herz und rief auf einmal: „Es lebt!" — Ich fiel auf sie, ihr um den Hals, mit tausend Thränen auf das Kind — ihr zu Füßen — — ach, und sie hatte sich betrogen! Todt lag es da, und ich neben ihm in wüthender, gräßlicher Verzweiflung.

(Sie wirft sich in einen Sessel.)

Madame Sommer. Wenden Sie Ihre Gedanken von den traurigen Scenen.

Stella. Nein! Wohl, sehr wohl ist mir's, daß mein Herz sich wieder öffnen, daß ich das Alles losschwätzen kann, was mich so drängt! — Ja, wenn ich auch einmal anfange, von ihm zu erzählen, der mir Alles war, — der — Ihr sollt sein Portrait sehn — sein Portrait! — O, mich dünkt immer, die Gestalt des Menschen ist der Text zu Allem, was sich über ihn empfinden und sagen läßt.

Lucie. Ich bin neugierig.

Stella (eröffnet ihr Cabinet und führt sie hinein). Hier, meine Lieben, hier!

Madame Sommer. Gott!

Stella. So — ſo! — Und doch nicht den tauſendſten Theil, wie er war. Dieſe Stirn, dieſe ſchwarzen Augen, dieſe braunen Locken, dieſer Ernſt! — Aber, ach, er hat nicht ausdrücken können die Liebe, die Freundlichkeit, wenn ſeine Seele ſich ergoß! O, mein Herz, Das fühlſt Du allein!

Lucie. Madame, ich erſtaune!

Stella. Es iſt ein Mann!

Lucie. Ich muß Ihnen ſagen: heut aß ich drüben mit einem Officier im Poſthauſe, der dieſem Herrn glich — o, er iſt es ſelbſt; ich will mein Leben wetten!

Stella. Heute? Du betriegſt Dich; Du betriegſt mich!

Lucie. Heute! Nur war Jener älter, brauner, verbrannt von der Sonne. Er iſt's; er iſt's!

Stella (zieht die Schelle). Lucie, mein Herz zerſpringt! Ich will hinüber!

Lucie. Es wird ſich nicht ſchicken.

Stella. Schicken? O, mein Herz! —

Bedienter (kommt).

Stella. Wilhelm, hinüber in's Poſthaus; hinüber! Ein Officier iſt drüben; Der ſoll — Der iſt — Lucie, ſag's ihm, — er ſoll herüber kommen.

Lucie. Kannte Er den gnädigen Herrn?

Bedienter. Wie mich ſelbſt.

Lucie. So geh' Er in's Poſthaus; es iſt ein Officier drüben, der ihm außerordentlich gleicht. Seh' Er, ob ich mich betriege. Ich ſchwöre, er iſt's!

Stella. Sag' ihm, er ſoll kommen, kommen; geſchwind, geſchwind! Wär' Das überſtanden! — Hätt' ich ihn in dieſen, in — Du betriegſt Dich; es iſt unmöglich! — Laßt mich, Ihr Lieben; laßt mich allein! —

(Sie ſchließt das Cabinet hinter ſich.)

Lucie. Was fehlt Ihnen, meine Mutter? Wie blaß!

Madame Sommer. Das iſt der letzte Tag meines Lebens! Das trägt mein Herz nicht! Alles, Alles auf einmal!

Lucie. Großer Gott!

Madame Sommer. Der Gemahl — das Bild — der Erwartete — Geliebte! Das iſt mein Gemahl! Es iſt Dein Vater!

Lucie. Mutter — beſte Mutter!

Madame Sommer. Und Der iſt hier — wird in ihre Arme ſinken, in wenig Minuten! — Und wir? — Lucie, wir müſſen fort!

Lucie. Wohin Sie wollen.

Madame Sommer. Gleich!

Lucie. Kommen Sie in den Garten. Ich will in's Poſthaus. Wenn nur der Wagen noch nicht fort iſt, ſo können wir ohne Abſchied, in der Stille — inzwiſchen ſie beraufcht von Glück —

Madame Sommer. In aller Wonne des Wiederſehens ihn umfaſſend — ihn! Und ich in dem Augenblick, da ich ihn wiederfinde, auf ewig — auf ewig! —

Fernando, Bedienter (kommen).

Bedienter. Hierher! Kennen Sie Ihr Cabinet nicht mehr? Sie iſt außer ſich! Ach, daß Sie wieder da ſind!

(Fernando verbeugt ſich, ohne ſie hinſehend.)

Madame Sommer. Er iſt's! Er iſt's — ich bin verloren!

Dritter Act.

Stella (in aller Freude hineintretend mit) Fernando.

Stella (zu den Wanden). Er iſt wieder da! Seht Ihr ihn? Er iſt wieder da! (Vor das Gemälde einer Braut tretend.) Siehſt Du ihn, Göttinn? Er iſt wieder da! Wie oft bin ich Thörinn auf und ab gelaufen, hier und habe geweint, geklagt vor Dir! Er iſt wieder da! Ich traue meinen Sinnen nicht. Göttinn, ich habe Dich ſo oft geſehen; und er war nicht da! — Nun biſt Du da, und er iſt da! — Lieber, Lieber! Du warſt lange weg — aber Du biſt da! (Ihm um den Hals fallend.) Du biſt da! Ich will Nichts fühlen, Nichts hören, Nichts wiſſen, als daß Du da biſt!

Fernando. Stella, meine Stella! (An ihrem Halſe.) Gott im Himmel, Du gibſt mir meine Thränen wieder!

Stella. O, Du Einziger!

Fernando. Stella, laß mich wieder Deinen lieben Athem trinken, Deinen Athem, gegen den mir alle Himmelsluft leer, unerquicklich war! —

Stella. Lieber! —

Fernando. Hauche in dieſen ausgetrockneten verſtürmten, zerſtörten Buſen wieder neue Liebe, neue Lebenswonne, aus der Fülle Deines Herzens! — (Er hängt an ihrem Munde.)

Stella. Beſter!

Fernando. Erquickung, Erquickung! — Hier, wo Du athmeſt, ſchwebt Alles in genußlichem, jungem Leben. Lieb' und bleibende Treue würden hier den ausgedorrten Vagabunden feſſeln.

Stella. Schwärmer!

Fernando. [illegible]ſt nicht, was Himmelsthau dem [illegible]den iſt, der aus der öden, ſandigen Welt an Deinen Buſen zurückkehrt.

Stella. Und die Wonne des Armen?

Fernando! sein verirrtes, verlornes, einziges Schäfchen wieder an sein Herz zu drücken?

Fernando (zu ihren Füßen). Meine Stella!

Stella. Auf, Bester; steh' auf! Ich kann Dich nicht knie'n sehen.

Fernando. Laß Das! Lieg' ich doch immer vor Dir auf den Knie'n; hengt sich doch immer mein Herz vor Dir, unendliche Lieb' und Güte!

Stella. Ich habe Dich wieder! — Ich kenne mich nicht; ich verstehe mich nicht! Im Grunde, was thut's?

Fernando. Mir ist, wie in den ersten Augenblicken unserer Freuden. Ich hab' Dich in meinen Armen; ich sauge die Gewißheit Deiner Liebe auf Deinen Lippen, und taumle und frage mich staunend, ob ich wache oder träume.

Stella. Nun, Fernando, wie ich spüre, geschcidter bist Du nicht geworden.

Fernando. Da sei Gott für! — Aber diese Augenblicke von Wonne in Deinen Armen machen mich wieder gut, wieder fromm. — Ich kann beten, Stella; denn ich bin glücklich!

Stella. Gott verzeih' Dir's, daß Du so ein Bösewicht und so gut bist! — Gott verzeih' Dir's, der Dich so gemacht hat, — flatterhaft und so treu! — Wenn ich den Ton Deiner Stimme höre, so mein' ich doch gleich wieder, Das wäre Fernando, der Nichts in der Welt liebte, als mich!

Fernando. Und ich, wenn ich in Dein blaues, süßes Aug' dringe und d'rinn mich mit Forschen verliere, so mein' ich, die ganze Zeit meines Wegseins hätte kein ander' Bild d'rin gewohnt, als das meine.

Stella. Du irrst nicht.

Fernando. Nicht? —

Stella. Ich würde Dir's bekennen. — Gestand ich Dir nicht in den ersten Tagen meiner vollen Liebe zu Dir alle kleinen Leidenschaften, die je mein Herz gerührt hatten? Und war ich Dir darum nicht lieber? —

Fernando. Du Engel!

Stella. Was siehst Du mich so an? Nicht wahr, das Elend hat die Blüthe von meinen Wangen gestreift? —

Fernando. Rose! Meine süße Blume! Stella! Was schüttelst Du den Kopf?

Stella. Daß man Euch so lieb haben kann; daß man Euch den Kummer nicht anrechnet, den Ihr uns verursachet!

Fernando (ihre Locken streichelnd). Ob Du wohl graue Haare davon gekriegt hast? — Es ist Dein Glück, daß sie so blond ohne Das sind. — Zwar ausgefallen scheinen Dir keine zu sein! (Er zieht ihr den Kamm aus den Haaren, und sie rollen tief herunter.)

Stella. Muthwille!

Fernando (seine Arme d'reinwickelnd). Rinaldo wieder in den alten Ketten!

Bedienter (kommt).

Bedienter. Gnädige Frau! —

Stella. Was hast Du? Du machst ein verdrießlich', ein kaltes Gesicht; Du weißt, die Gesichter sind mein Tod, wenn ich vergnügt bin.

Bedienter. Und doch, gnädige Frau; — die zwei Fremden wollen fort.

Stella. Fort? Ach!

Bedienter. Wie ich sage. Ich seh' die Tochter in's Posthaus gehen, wieder kommen, zur Mutter reden; da erkundigt' ich mich d'rüben: es hieß, sie hätten Extra-Post bestellt, weil der Postwagen hinunter schon fort ist. Ich redete mit ihnen; sie bat mich, die Mutter, in Thränen, ich sollte ihnen ihre Kleider heimlich hinüberschaffen und der gnädigen Frau tausend Segen wünschen; sie könnten nicht bleiben.

Fernando. Es ist die Frau, die heute mit ihrer Tochter angekommen ist? —

Stella. Ich wollte die Tochter in meine Dienste nehmen und die Mutter dazubehalten. O, daß sie mir jetzt diese Verwirrung machen, Fernando! —

Fernando. Was mag ihnen sein?

Stella. Gott weiß! Ich kann, ich mag Nichts wissen. Verlieren möcht' ich sie nicht gern! — Hab' ich doch Dich, Fernando! — Ich würde zu Grunde gehen in diesen Augenblicken! Rede mit ihnen, Fernando, — eben jetzt, jetzt! Mache, daß die Mutter herüberkommt, Heinrich! (Der Bediente geht ab.) Sprich mit ihr; sie soll Freiheit haben. — Fernando, ich will in's Bosket! Komm' nach, komm' nach! — Ihr Nachtigallen, Ihr empfangt ihn noch!

Fernando. Liebste Liebe!

Stella (an ihm hangend). Und Du kommst doch bald?

Fernando. Gleich, gleich!

(Stella ab.)

Fernando (allein). Engel des Himmels! Wie vor ihrer Gegenwart Alles heiter wird, Alles frei! — Fernando, kennst Du Dich noch selbst? Alles, was diesen Busen bedrängt, es ist weg; jede Sorge, jedes ängstliche Zurückerinnern, was war — und was sein wird! — Kommt Ihr schon wieder? — Und doch, wenn ich Dich ansehe, Deine Hand halte, Stella — sieht Alles, verlischt jedes andere Bild in meiner Seele!

Der Verwalter (kommt).

Verwalter (ihm die Hände küssend). Sie sind wieder da?

Fernando (die Hand wegziehend). Ich bin's.

Verwalter. Lassen Sie mich, lassen Sie mich! O, gnädiger Herr! —

Fernando. Bist Du glücklich?

Verwalter. Meine Frau lebt, ich habe zwei Kinder — Und Sie kommen wieder!

Fernando. Wie habt Ihr gewirthschaftet?

Verwalter. Daß ich gleich bereit bin, Rechenschaft abzulegen. Sie sollen erstaunen, wie wir das Gut verbessert haben. — Darf ich denn fragen, wie es Ihnen ergangen ist?

Fernando. Stille! — Soll ich Dir Alles sagen? Du verdienst's, alter Mitschuldiger meiner Thorheiten!

Verwalter. Gott sei nur Dank, daß Sie nicht Zigeuner-Hauptmann waren; ich hätte auf ein Wort von ihnen gesengt und gebrennt.

Fernando. Du sollst's hören.

Verwalter. Ihre Gemahlinn, ihre Tochter?

Fernando. Ich habe sie nicht gefunden. Ich traute mich selbst nicht in die Stadt; allein aus sichern Nachrichten weiß ich, daß sie sich einem Kaufmann, einem falschen Freunde, vertraut hat, der ihr die Capitalien, die ich ihr zurückließ, unter dem Versprechen größerer Procente ablockte und sie darum betrog. Unter dem Vorwande, sich auf's Land zu begeben, hat sie sich aus der Gegend entfernt und verloren, und bringt wahrscheinlicher Weise durch eigene und ihrer Tochter Handarbeit ein kümmerliches Leben durch. Du weißt, sie hatte Muth und Character genug, so Etwas zu unternehmen.

Verwalter. Und Sie sind nun wieder hier! Verzeihen wir's Ihnen, daß Sie so lange ausgeblieben.

Fernando. Ich bin weit herumgekommen.

Verwalter. Wäre mir's nicht zu Hause mit meiner Frau und zwei Kindern so wohl, beneidete ich Sie um den Weg, den Sie wieder durch die Welt versucht haben. Werden Sie uns nun bleiben?

Fernando. Will's Gott!

Verwalter. Es ist doch am Ende nichts Anderes und nichts Besseres.

Fernando. Ja, wer die alten Zeiten vergessen könnte!

Verwalter. Die uns bei mancher Freude manche Noth brachten. Ich erinnere mich noch an Alles genau; wie wir Cäcilie'n so liebenswürdig fanden, uns ihr anfrantzen, unsere jugendliche Freiheit nicht geschwind genug los werden konnten!

Fernando. Es war doch eine schöne, glückliche Zeit!

Verwalter. Wie sie uns ein munteres, lebhaftes Töchterchen brachte, aber zugleich von ihrer Munterkeit, von ihrem Reiz Manches verlor!

Fernando. Verschone mich mit dieser Lebensgeschichte.

Verwalter. Wie wir hier und da und da und dort uns umsahen; wie wir endlich diesen Engel trafen; wie nicht mehr von Kommen und Gehen die Rede war, sondern wir uns entschließen mußten, entweder die Eine oder die Andere glücklich zu machen; wie wir es endlich so bequem fanden, daß sich eben eine Gelegenheit zeigte, die Güter zu verkaufen; wie wir mit manchem Verlust uns davon machten, den Engel raubten, und das schöne, mit sich selbst und der Welt unbekannte Kind hierher verbannten! —

Fernando. Wie es scheint, bist Du noch immer so lehrreich und geschwätzig, wie vor Alters.

Verwalter. Hatte ich nicht Gelegenheit, was zu lernen? War ich nicht der Vertraute Ihres Gewissens? Als Sie auch von hier, ich weiß nicht, ob so ganz aus freiem Verlangen, Ihre Gemahlinn und ihre Tochter wiederzufinden, oder auch mit aus einer heimlichen Unruhe, sich wieder wegsehnten; und wie ich Ihnen von mehr als einer Seite behülflich sein mußte —

Fernando. So weit für dieß Mal!

Verwalter. Bleiben Sie nur; dann ist Alles gut! (Ab.)

Bedienter (kommt).

Bedienter. Madame Sommer!

Fernando. Bring sie herein!

(Bedienter ab.)

Fernando (allein). Dieß Weib macht mich schwermüthig. Daß Nichts ganz, Nichts rein in der Welt ist! Diese Frau! Ihrer Tochter Muth hat mich zerstört; was wird ihr Schmerz thun! —

Madame Sommer (tritt auf).

Fernando (für sich). O, Gott, und auch ihre Gestalt muß mich an mein Vergehen erinnern! Herz, unser Herz, o, wenn's in Dir lebt, so zu fühlen und so zu handeln, warum hast Du nicht auch Kraft, Dir das Geschehene zu verzeihen! — Ein Schatten der Gestalt meiner Frau! — O, wo seh' ich Den nicht! — (Laut.) Madame!

Madame Sommer. Was befehlen Sie, mein Herr?

Fernando. Ich wünschte, daß sie meiner Stella Gesellschaft leisten wollten und mir. — Setzen Sie sich!

Madame Sommer. Die Gegenwart des Elenden ist dem Glücklichen zur Last, und, ach, der Glückliche dem Elenden noch mehr!

Fernando. Ich begreife Sie nicht. Kennen

Sie Stella verkannt haben; sie, die ganz Liebe, ganz Gottheit ist?

Madame Sommer. Mein Herr, ich wünschte, heimlich zu reisen; lassen Sie mich — ich muß fort! Glauben Sie, daß ich Gründe habe! Aber, ich bitte, lassen Sie mich!

Fernando (für sich). Welche Stimme! Welche Gestalt! (Laut.) Madame! (Er wendet sich ab.) Gott, es ist meine Frau! (Laut.) Verzeihen Sie!

(Eilend ab.)

Madame Sommer (allein). Er erkennt mich! — Ich danke Dir, Gott, daß Du in diesen Augenblicken meinem Herzen so viel Stärke gegeben hast! — Bin ich's, die Zerschlagene, die Zerrissene, die in der bedeutenden Stunde so ruhig, so muthig ist? Guter, ewiger Versorger, Du nimmst unserm Herzen doch Nichts, was Du ihm nicht aufbewahrtest bis zur Stunde, wo es Dessen am Meisten bedarf!

Fernando (kommt zurück).

Fernando. (Für sich.) Sollte sie mich kennen? — (Laut.) Ich bitte Sie, Madame, ich beschwöre Sie, eröffnen Sie mir Ihr Herz!

Madame Sommer. Ich müßte Ihnen mein Schicksal erzählen; und wie sollten Sie zu Klagen und Trauer gestimmt sein, an einem Tage, da Ihnen alle Freuden des Lebens wiedergegeben sind, da Sie alle Freuden des Lebens der würdigsten weiblichen Seele wiedergegeben haben! Nein, mein Herr, entlassen Sie mich!

Fernando. Ich bitte Sie!

Madame Sommer. Wie gern erspart' ich's Ihnen und mir! Die Erinnerung der ersten, glücklichen Tage meines Lebens macht mir tödtliche Schmerzen.

Fernando. Sie sind nicht immer unglücklich gewesen?

Madame Sommer. Sonst würd' ich's jetzt in dem Grade nicht sein. (Nach einer Pause mit erleichterter Brust.) Die Tage meiner Jugend waren leicht und froh. Ich weiß nicht was die Männer an mich fesselte; eine große Anzahl wünschte mir gefällig zu sein. Für Wenige fühlte ich Freundschaft, Neigung; doch Keiner war, mit dem ich geglaubt hätte, mein Leben zubringen zu können. Und so verginzen die glücklichen Tage der rosenfarbenen Zerstreuungen, wo so ein Tag dem andern freundlich die Hand bietet. Und doch fehlte mir Etwas. — Wenn ich tiefer in's Leben sah', und Freud' und Leid ahnete, die des Menschen warten, da wünscht' ich mir einen Gatten, dessen Hand mich durch die Welt begleitete; der für die Liebe, die ihm mein zu zendliches Herz weihen konnte, im Alter mein Freund, mein Beschützer, mir statt meiner Eltern geworden wäre, die ich um seinetwillen verließ.

Fernando. Und nun?

Madame Sommer. Aber ich sah den Mann! Ich sah' ihn, auf den ich in den ersten Tagen unserer Bekanntschaft all' meine Hoffnungen niederlegte! Die Lebhaftigkeit seines Geistes schien mit solch einer Treue des Herzens verbunden zu sein, daß sich ihm das meinige gar bald öffnete, daß ich ihm meine Freundschaft, und ach, wie schnell darauf meine Liebe gab! Gott im Himmel, wenn sein Haupt an meinem Busen ruhte, wie schien er Dir für die Stätte zu danken, die Du ihm in meinen Armen bereitet hattest! Wie floh er aus dem Wirbel der Geschäfte und Zerstreuungen wieder zu mir, und wie unterstützt' ich mich in trüben Stunden an seiner Brust!

Fernando. Was konnte diese liebe Verbindung stören?

Madame Sommer. Nichts ist bleibend — Ach, er liebte mich so gewiß, als ich ihn! Es war eine Zeit, da er Nichts kannte, Nichts wußte, als mich glücklich zu sehen, mich glücklich zu machen! Es war, ach, die leichteste Zeit des Lebens, die ersten Jahre einer Verbindung, wo manchmal mehr ein Bißchen Unmuth, ein Bißchen Langeweile uns peinigen, als daß es wirklich Uebel wären! Ach, er begleitete mich den leidlichen Weg, um mich in einer öden, fürchterlichen Wüste allein zu lassen!

Fernando (immer verwirrter). Und wie? Seine Gesinnungen, sein Herz?

Madame Sommer. Können wir wissen, was in dem Busen der Männer schlägt? — Ich merkte nicht, daß ihm nach und nach das Alles ward — wie soll ich's nennen? — nicht gleichgiltiger! Das darf ich mir nicht sagen. Er liebte mich immer, immer! Aber er brauchte mehr als meine Liebe. Ich hatte mit seinen Wünschen zu theilen, vielleicht mit einer Nebenbuhlerinn; ich verbarg ihm meine Vorwürfe nicht, und zuletzt —

Fernando. Er konnte? —

Madame Sommer. Er verließ mich. Das Gefühl meines Elends hat keinen Namen! All' meine Hoffnungen in dem Augenblick zu Grunde! in dem Augenblick, da ich die Früchte der aufgeopferten Blüthe einzuernten gedachte — verlassen! — verlassen! Alle Stützen des menschlichen Herzens, Liebe, Zutrauen, Ehre, Stand, täglich wachsendes Vermögen, Aussicht über eine zahlreiche, wohlversorgte Nachkommenschaft: Alles stürzte vor mir zusammen, und ich — das überbliebene, unglückliche Pfand unsrer Liebe — Ein todter Kummer folgte auf die wüthenden Schmerzen, und das ausgeweinte, durchverzweifelte Herz sank in Er-

mattung hin. Die Unglücksfälle, die das Vermögen einer armen Verlassenen ergriffen, achtete ich nicht, fühlte ich nicht, bis ich zuletzt —

Fernando. Der Schuldige!

Madame Sommer (mit zurückgehaltener Wehmuth). Er ist's nicht! — Ich bedaure den Mann, der sich an ein Mädchen hängt.

Fernando. Madame!

Madame Sommer (gelinde spottend, ihre Rührung zu verbergen). Nein, gewiß! Ich seh' ihn als einen Gefangenen an. Sie sagen ja auch immer, es sei so. Er wird aus seiner Welt in die unsere herübergezogen, mit der er im Grunde Nichts gemein hat. Er betriegt sich eine Zeitlang, und weh' uns, wenn ihm die Augen aufgehn! — Ich nun gar, konnte ihm zuletzt Nichts sein als eine redliche Hausfrau, die zwar mit dem festesten Bestreben an ihm hing, ihm gefällig, für ihn sorgsam zu sein; die dem Wohl ihres Hauses, ihres Kindes all' ihre Tage widmete, und freilich sich mit so vielen Kleinigkeiten abgeben mußte, daß ihr Herz und Kopf oft wüste ward, daß sie keine unterhaltende Gesellschafterinn war, daß er mit der Lebhaftigkeit seines Geistes meinen Umgang nothwendig schal finden mußte. Er ist nicht schuldig!

Fernando (zu ihren Füßen). Ich bin's!

Madame Sommer (mit einem Strom von Thränen an seinem Hals). Mein!

Fernando. Cäcilie! — Mein Weib! —

Cäcilie (von ihm sich abwendend). Nicht mein — Du verläßest mich, mein Herz! — (Wieder an seinem Hals.) Fernando! — wer Du auch seist — laß diese Thränen einer Elenden an Deinem Busen fließen — Halte mich diesen Augenblick aufrecht, und dann verlaß mich auf ewig — Es ist nicht Dein Weib! — Stoße mich nicht von Dir!

Fernando. Gott! — Cäcilie, Deine Thränen an meinen Wangen — das Zittern Deines Herzens an dem meinigen! — Schone mich! schone mich! —

Cäcilie. Ich will Nichts, Fernando! — Nur diesen Augenblick! — Gönne meinem Herzen diese Ergießung, es wird frei werden, stark! Du sollst meiner loswerden —

Fernando. Eh' soll mein Leben zerreißen, eh' ich Dich lasse!

Cäcilie. Ich werde Dich wieder sehn, aber nicht auf dieser Erde! Du gehörst einer Andern, der ich Dich nicht rauben kann — — Oeffne, öffne mir den Himmel! Einen Blick in jene selige Ferne, in jenes ewige Bleiben — Allein, allein ist's Trost in diesem fürchterlichen Augenblicke!

Fernando (sie bei der Hand fassend, aufstehend, sie umarmend). Nichts, Nichts in der Welt soll mich von Dir trennen! Ich habe Dich wieder gefunden.

Cäcilie. Gefunden, was Du nicht suchtest!

Fernando. Laß! laß! — Ja, ich habe Dich gesucht; Dich, meine Verlassene, meine Theure! Ich fand sogar in den Armen des Engels hier keine Ruhe, keine Freuden; Alles erinnerte mich an Dich, an Deine Tochter, an meine Lucie, Gütiger Himmel, wie viel Freude! Sollte das liebenswürdige Geschöpf meine Tochter sein? — — Ich habe Dich aufgesucht überall. Drei Jahre zieh' ich herum. An dem Ort unsers Aufenthalts fand ich, ach, unsere Wohnung verändert, in fremden Händen, und die traurige Geschichte des Verlust's Deines Vermögens! Deine Entweichung zerriß mir das Herz; ich konnte keine Spur von Dir finden, und meiner selbst und des Lebens überdrüssig, steckt' ich mich in diese Kleider, in fremde Dienste, half die sterbende Freiheit der edeln Corsen unterdrücken; und nun siehst Du mich hier, nach einer langen und wunderbaren Verirrung wieder an Deinem Busen, mein theuerstes, mein bestes Weib!

Lucie (tritt auf).

Fernando. O, meine Tochter!

Lucie. Lieber, bester Vater! wenn Sie mein Vater wieder sind!

Fernando. Immer und ewig!

Cäcilie. Und Stella? —

Fernando. Hier gilt's schnell sein. Die Unglückliche! Warum, Lucie, diesen Morgen, warum konnten wir uns nicht erkennen? — Mein Herz schlug mir; Du weißt, wie gerührt ich Dich verließ! Warum? Warum? Wir hätten uns das Alles erspart! — Stella! wir hätten ihr diese Schmerzen erspart — Doch wir wollen fort. Ich will ihr sagen, Ihr bestündet darauf, Euch zu entfernen, wollte sie mit Eurem Abschied nicht beschweren, wollte fort. Und Du, Lucie, geschwind hinüber; laß eine Chaise zu Dreien anspannen. Meine Sachen soll der Bediente zu den Equipagen packen. — Bleib' noch droben, theuerste Frau! Und Du, meine Tochter, wenn Alles bestellt ist, komm' herüber, und verweilt im Gartensaal, wartet auf mich. Ich will mich von ihr losmachen, sagen, ich wollte Euch hinüber begleiten, sorgen, daß Ihr wohl fort kämt, und das Postgeld für Euch bezahlen. — Arme Seele, ich betriege Dich mit Deiner Güte! — Wir wollen fort!

Cäcilie. Fort? — Nur ein vernünftig' Wort!

Fernando. Fort! Laß sein! — Ja, meine Lieben, wir wollen fort! (Cäcilie und Lucie ab.)

Fernando (allein). Fort? — — Wohin? Wohin? — Ein Dolchstich wurde allen diesen

Mich umfängt ein banger Schauer,
Mich umgeben Qual und Trauer;
Welchen Schritt hab' ich gethan!

Pedro.

Laß, Geliebte, laß die Trauer!
Dieſes Bangen, dieſe Schauer
Deuten Lieb' und Glück dir an.

Claudine.

Kann ich vor dem Vater ſtehen?

Pedro.

Laß uns nur zuſammen gehen.

Beyde.

Ja, es bricht der Tag heran.

Claudine.

Ach, wo verberg' ich mich
Tief in den Bergen?

Pedro.

Hier in dem Buſen dich
Magſt du verbergen.

Schmerzen den Weg öffnen, und mich in die dumpfe Fühlloſigkeit ſtürzen, um die ich jetzt Alles dahin gäbe! — Biſt Du da, Elender? Erinnere Dich der vollglücklichen Tage, da Du in ſtarker Genügſamkeit gegen den Armen ſtand'ſt, der des Lebens Bürde abwerfen wollte; wie Du Dich fühlteſt in jenen glücklichen Tagen, und nun! — Ja, die Glücklichen! die Glücklichen! — Eine Stunde früher dieſe Entdeckung, und ich wäre geborgen! Ich hätte ſie nie wieder geſehn, ſie mich nicht; ich hätte mich überreden können: Sie hat Dich dieſe vier Jahre vergeſſen, verſchmerzt ihr Leiden. Aber nun? Wie ſoll ich vor ihr erſcheinen, was ihr ſagen? — O, meine Schuld, meine Schuld wird ſchwer in dieſen Augenblicken über mir! — Verlaſſen, die beiden lieben Geſchöpfe! Und ich, in dem Augenblick, da ich ſie wieder finde, verlaſſen von mir ſelbſt! elend — O, meine Bruſt!

Vierter Act.

Einſiedelei in Stella's Garten.

Stella (allein).

Du blühſt ſchön, ſchöner als ſonſt, liebe, liebe Stätte der gehofften, ewigen Ruhe — Aber Du lockſt mich nicht mehr — mir ſchaudert vor Dir — kühle, lock're Erde, mir ſchaudert vor Dir — — Ach, wie oft, in Stunden der Einbildung, hüllt' ich ſchon Haupt und Bruſt dahingegeben in den Mantel des Todes, und ſtand gelaſſen an Deiner Tiefe, und ſchritt hinunter, und verbarg mein jammervolles Herz unter Deine lebendige Decke! Da ſollteſt Du, Verweſung, wie ein liebes Kind, dieſe überfüllte, drängende Bruſt auffangen, und mein ganzes Daſein in einen freundlichen Traum auflöſen — Und nun! — Sonne des Himmels, Du ſcheinſt herein — es iſt ſo licht, ſo offen um mich her, und ich freue mich deß! — Er iſt wieder da! — und in einem Wink ſteht rings um mich die Schöpfung liebevoll — und ich bin ganz Leben — — und neues, wärmeres, glühenderes Leben will ich von ſeinen Lippen trinken! — Zu ihm — bei ihm — mit ihm in bleibender Kraft wohnen! — Fernando! — Er kommt! Horch! — Nein, noch nicht! — — Hier ſoll er mich finden, hier an meinem Roſenaltar, unter meinen Roſenzweigen! Dieſe Knoſpchen will ich ihm brechen — — Hier! Hier! — Und dann führ' ich ihn in dieſe Laube. Wohl, wohl war's, daß ich ſie doch, ſo eng' ſie iſt, für Zwei eingerichtet habe — Hier lag ſonſt mein Buch, ſtand mein Schreibzeug — Weg Buch und Schreibzeug! — Käm' er nur! — Gleich verlaſſen! — Hab' ich ihn denn wieder? — Iſt er da? —

Fernando (kommt).

Stella. Wo bleibſt Du, mein Beſter? Wo biſt Du? Ich bin lang, lang allein! (Aengſtlich.) Was haſt Du?

Fernando. Die Weiber haben mich verſtimmt! — Die Alte iſt eine brave Frau; ſie will aber nicht bleiben, will keine Urſache ſagen, ſie will fort. Laß ſie, Stella!

Stella. Wenn ſie nicht zu bewegen iſt, ich will ſie nicht wider Willen — Und, Fernando, ich brauche Geſellſchaft — und jetzt — (an ſeinem Hals) jetzt, Fernando! Ich habe Dich ja!

Fernando. Beruhige Dich!

Stella. Laß mich weinen! Ich wollte, der Tag wäre vorbei! Noch zittern mir alle Gebeine! — Freude! — Alles unerwartet auf einmal! Dich, Fernando! Und kaum, kaum! Ich werde vergehen in dieſem Allem!

Fernando (vor ſich). Ich Elender! Sie verlaſſen? (Laut.) Laß mich, Stella!

Stella. Es iſt Deine Stimme, Deine liebende Stimme! — Stella! Stella! — Du weißt, wie gern ich dieſen Namen ausſprechen hörte: — Stella! Es ſpricht ihn Niemand aus wie Du. Ganz die Seele der Liebe in dem Klang! Wie lebhaft iſt mir noch die Erinnerung des Tags, da ich Dich ihn zuerſt ausſprechen hörte, da all' mein Glück in Dir begann!

Fernando. Glück!

Stella. Ich glaube, Du fängſt an zu rechnen; rechneſt die trüben Stunden, die ich mir über Dich gemacht habe. Laß, Fernando! Laß! — O, ſeit dem Augenblick, da ich Dich zum erſten Mal ſah, wie ward Alles ſo ganz anders in meiner Seele! Weißt Du den Nachmittag im Garten, bei meinem Onkel; wie Du zu uns hereintratſt? Wir ſaßen unter den großen Kaſtanienbäumen hinter dem Luſthaus! —

Fernando (vor ſich). Sie wird mir das Herz zerreißen! — — (Laut.) Ich weiß noch, meine Stella!

Stella. Wie Du zu uns trat'ſt? Ich weiß nicht, ob Du bemerkteſt, daß Du im erſten Augenblick meine Aufmerkſamkeit gefeſſelt hatteſt? Ich wenigſtens merkte bald, daß Deine Augen mich ſuchten. Ach, Fernando! da brachte mein Onkel die Muſik; Du nahmſt Deine Violine; und wie Du ſpielteſt, lagen meine Augen ſorglos auf Dir; ich ſpähte jeden Zug in Deinem Geſicht, und — in einer unvermutheten Pauſe ſchlugſt Du die Augen auf — auf mich! Sie begegneten den meinigen! Wie ich erröthete, wie ich wegſah'! Du haſt es be-

merkt, Fernando; denn von der Zeit an fühlt' ich wohl, daß Du öfter über dem Blatt wegsahst, oft zur ungelegenen Zeit aus dem Tact kamst, daß mein Onkel sich zertrat. Jeder Fehlstrich, Fernando, ging mir durch die Seele — Es war die süßeste Confusion, die ich in meinem Leben gefühlt habe. Um alles Gold hätt' ich Dich nicht wieder g'rad' ansehen können. — Ich machte mir Luft, und ging —

Fernando. Bis auf den kleinsten Umstand! — (Vor sich.) Unglückliches Gedächtniß!

Stella. Ich erstaune oft selbst, wie ich Dich liebe, wie ich jeden Augenblick bei Dir mich ganz vergesse; doch Alles vor mir noch zu haben, so lebhaft, als wär's heute! Ja, wie oft hab' ich mir's auch erzählt, wie oft, Fernando! — Wie Ihr mich suchtet, wie Du an der Hand meiner Freundinn, die Du vor mir kennen lerntest, durch's Bosket streiftest, und sie rief: „Stella"! — und Du riefst: „Stella! Stella"! — Ich hatte Dich kaum reden gehört und erkannte Deine Stimme. — Und wir Ihr auf mich trafst, und Du meine Hand nahmst. Wer war confuser, ich oder Du? Ein's half dem Andern — Und von dem Augenblick an — Meine gute Sara sagte mir's wohl, gleich selbigen Abend — Es ist Alles eingetroffen — Und welche Seligkeit in Deinen Armen! Wenn meine Sara meine Freuden sehen könnte! Es war ein gutes Geschöpf; sie weinte viel um mich, da ich so krank, so liebeskrank war. Ich hätte sie gern mitgenommen, da ich um Deinetwillen Alles verließ.

Fernando. Alles verließ? —

Stella. Fällt Dir Das so auf? Ist's denn nicht wahr? Alles verließ! Oder kannst Du in Stella's Munde so was zum Vorwurf mißdeuten? Um Deinetwillen hab' ich lang nicht genug gethan!

Fernando. Freilich! Deinen Onkel, der Dich als Vater liebte, der Dich auf den Händen trug, dessen Wille Dein Wille war; — Das war nicht viel? Das Vermögen, die Güter, die alle Dein waren, Dein werden wären: Das war Nichts? Den Ort, wo Du von Jugend auf gelebt, Dich gefreut hattest — Deine Gespielen —

Stella. Und das Alles, Fernando, ohne Dich? — Was war mir's vor Deiner Liebe? Aber da, als Die in meiner Seele aufgieng, da hatt' ich erst Fuß in der Welt gefaßt — Zwar muß ich Dir gestehn, daß ich manchmal in einsamen Stunden dachte: warum kannt' ich Das nicht Alles mit ihm genießen? Warum mußten wir fliehen; warum nicht im Besitz von dem Allen bleiben? Hätte ihm mein Onkel meine Hand verweigert? — Nein! — Und warum fliehen? — O, ich habe für Dich wieder Entschuldigungen genug gefunden; für Dich! Da hat's mir nie gemangelt! Und wenn's Grille wäre, sagte ich, — wie Ihr denn eine Menge Grillen habt — wenn's Grille wäre, das Mädchen so heimlich als Beute für sich zu haben; — und wenn's Stolz wäre, das Mädchen so allein, ohne Zugabe zu haben! Du kannst denken, daß mein Stolz nicht wenig dabei interessirt war, sich das Beste glauben zu machen; und so kamst Du nun glücklich durch.

Fernando. Ich verzehe!

Annchen (kommt).

Annchen. Verzeihen Sie, gnädige Frau! Wo bleiben Sie, Herr Hauptmann! Alles ist aufgepackt, und nun fehlt's an Ihnen! Die Mamsell hat schon ein Lamens, ein Befehlens dent verführt, daß es unleidlich war; und nun bleiben Sie aus!

Stella. Geh', Fernando, bring' sie hinüber; zahl' das Postgeld für sie, aber sei gleich wieder da.

Annchen. Fahren Sie denn nicht mit? Die Mamsell hat eine Chaise zu Dreien bestellt; Ihr Bedienter hat ja aufgepackt!

Stella. Fernando, Das ist ein Irrthum!

Fernando. Was weiß das Kind?

Annchen. Was ich weiß? Freilich sieht's curios aus, daß der Herr Hauptmann mit dem Frauenzimmer fort will, von der gnädigen Frau; seit sie bei Tisch Bekanntschaft mit Ihnen gemacht hat. Das war wohl ein zärtlicher Abschied, als Sie ihr zur gesegneten Mahlzeit die Hand drückten?

Stella (verlegen). Fernando!

Fernando. Es ist ein Kind!

Annchen. Glauben Sie's nicht, gnädige Frau! Es ist Alles aufgepackt; der Herr geht mit.

Fernando. Wohin? Wohin?

Stella. Verlaß uns, Annchen!

(Annchen ab.)

Stella. Reiß mich aus der entsetzlichen Verlegenheit! Ich fürchte Nichts, und doch ängstet mich das Kindergeschwätz. — Du bist bewegt, Fernando! Ich bin Deine Stella!

Fernando (sich umwendend und sie bei der Hand fassend). Du bist meine Stella!

Stella. Du erschreckst mich, Fernando! Du siehst wild.

Fernando. Stella, ich bin ein Verbrecht und feig' und vermag vor Dir Nichts! Fliehen! — Hab' das Herz nicht, Dir den Dolch in die Brust zu stoßen; und will Dich heimlich vergiften, ermorden! Stella!

Stella. Um Gottes willen!

Fernando (mit Wuth und Zittern). Und nur

nicht ſehn ihr Elend, nicht hören ihre Verzweiflung! Fliehen! —

Stella. Ich halt's nicht aus!

(Sie will ſinken und hält ſich an ihn.)

Fernando. Stella, die ich in meinen Armen faſſe! Stella! die Du mir Alles biſt! Stella! — (Kalt.) Ich verlaſſe Dich!

Stella (verwirrt lächelnd). Mich!

Fernando (mit Zähneknirſchen). Dich — mit dem Weibe, das Du geſehen haſt; mit dem Mädchen! —

Stella. Es wird ſo Nacht!

Fernando. Und dieſes Weib iſt meine Frau!

Stella (ſieht ihn ſtarr an und läßt die Arme ſinken).

Fernando. Und das Mädchen iſt meine Tochter! Stella! (Er bemerkt erſt, daß ſie in Ohnmacht gefallen iſt.) Stella! (Er bringt ſie auf einen Sitz.) Stella! — Hülfe! Hülfe!

Cäcilie, Lucie (kommen).

Fernando. Seht! — ſeht den Engel! Er iſt dahin! Seht! — Hülfe! (Sie bemühen ſich um ſie.)

Lucie. Sie erholt ſich.

Fernando (ſtumm ſie anſehend). Durch Dich! Durch Dich! (Ab.)

Stella. Wer? Wer? — (Aufſtehend.) Wo iſt er? (Sie ſinkt zurück, ſieht Die an, die ſich um ſie bemühen.) Dank Euch! Dank! — — — Wer ſeid Ihr?

Cäcilie. Beruhigen Sie ſich! Wir ſind's!

Stella. Ihr! — Seid Ihr nicht fort? Seid Ihr? — Gott! wer ſagte mir's? — Wer biſt Du? — Biſt Du? — (Cäcilie'n bei den Händen faſſend.) Nein! ich halt's nicht aus!

Cäcilie. Beſte! Liebſte! Ich ſchließ' Dich, Engel, an mein Herz!

Stella. Sag' mir, — es liegt tief in meiner Seele — Sag' mir — biſt Du —

Cäcilie. Ich bin — ich bin ſein Weib! —

Stella (aufſpringend, ſich die Augen zuhaltend). Und ich? — (Sie geht verwirrt auf und ab.)

Cäcilie. Kommen Sie in Ihr Zimmer?

Stella. Woran erinnerſt Du mich? Was iſt mein? Schrecklich! Schrecklich! — Sind Das meine Bäume, die ich pflanzte, die ich erzog? Warum in dem Augenblick mir Alles ſo fremd wird? — Verſtoßen! — Verloren! — Verloren auf ewig! Fernando! Fernando!

Cäcilie. Geh', Lucie, ſuch' Deinen Vater.

Stella. Um Gottes Barmherzigkeit! Halt! — Weg! Laß ihn nicht kommen! Entfern' Dich! Vater! — Gatte! —

Cäcilie. Süße! Liebe!

Stella. Du liebſt mich? Du drückſt mich an Deine Bruſt? — — Nein! Nein — Laß mich, Verſtoß' mich! — (An ihrem Halſe.) Noch einen Augenblick! Es wird bald aus mit mir ſein! Mein Herz! Mein Herz!

Lucie. Sie müſſen ruhen!

Stella. Ich ertrag' Euern Anblick nicht! Euer Leben hab' ich vergiftet — Euch geraubt Euer Alles! — Ihr im Elend; und ich! — Welche Seligkeit in ſeinen Armen! (Sie wirft ſich auf die Kniee.) Könnt Ihr mir vergeben?

Cäcilie. Laß! Laß! (Sie bemühen ſich, ſie aufzuheben.)

Stella. Hier will ich liegen, flehn, jammern, zu Gott und Euch: Vergebung! Vergebung! (Sie ſpringt auf.) — Vergebung? — Troſt gebt mir! Troſt! Ich bin nicht ſchuldig! — Du gabſt mir ihn, heiliger Gott im Himmel! Ich hielt ihn feſt, wie die liebſte Gabe aus Deiner Hand — Laß mich! — Mein Herz zerreißt! —

Cäcilie. Unſchuldige! Liebe!

Stella (an ihrem Halſe). Ich leſe in Deinen Augen auf Deiner Lippe Worte des Himmels. Halt' mich! Trag' mich! Ich gehe zu Grunde! Sie vergibt mir, Sie fühlt mein Elend!

Cäcilie. Schweſter! meine Schweſter! erhole Dich! nur einen Augenblick erhole Dich! Glaube, daß, der in unſer Herz dieſe Gefühle legte, die uns oft ſo elend machen, auch Troſt und Hülfe dafür bereiten kann!

Stella. An Deinem Hals laß mich ſterben!

Cäcilie. Kommen Sie! —

Stella (nach einer Pauſe, wild wegfahrend). Laßt mich Alle! Sieh', es drängt ſich eine Welt voll Verwirrung und Qual in meine Seele, und füllt ſie ganz mit unſäglichen Schmerzen — Es iſt unmöglich — unmöglich! So auf einmal! — Iſt nicht zu faſſen, nicht zu tragen! — (Sie ſieht eine Weile niederſehend, ſtill, in ſich gekehrt, ſteht dann auf, erblickt die Beiden, fährt mit einem Schrei zuſammen und entflieht.)

Cäcilie. Geh' ihr nach, Lucie! Beobachte ſie! (Lucie ab.)

Cäcilie. Sieh' herab auf Deine Kinder und ihre Verwirrung, ihr Elend! — Leidend lernt' ich viel. Stärke mich! — Und kann der Knoten gelöſ't werden, heiliger Gott im Himmel! zerreiß' ihn nicht!

Fünfter Act.

Stella's Cabinet.
Im Mondenſchein.

Stella.

(Sie hat Fernando's Portrait, und iſt im Begriff, es von den Blendrahmen loszumachen.)

Fülle der Nacht, umgib mich! faſſe mich, leite mich! ich weiß nicht, wohin ich trete! —

Ich muß — ich will hinaus in die weite Welt! Wohin, ach, wohin! — Verbannt aus Deiner Schöpfung! Wo Du, heiliger Mond, auf den Wipfeln meiner Bäume dämmerst; wo Du mit furchtbar lieben Schatten das Grab meiner holden Mina umgibst, soll ich nicht mehr wandeln? Von dem Ort, wo alle Schätze meines Lebens, alle selige Erinnerungen aufbewahrt sind? — Und Du, worüber ich so oft mit Andacht und Thränen gewohnt habe, Stätte meines Grabes, die ich mir weihte; wo umher alle Wehmuth, alle Wonne meines Lebens dämmert; wo ich noch abgeschieden umzuschweben, und die Vergangenheit anschmachtend zu genießen hoffte, — von Dir auch verbannt sein? Verbannt sein! — Du bist stumpf, Gott sei Dank! Dein Gebiet ist verwüstet; Du kannst ihn nicht fassen, den Gedanken: verbannt sein! Du würdest wahnsinnig werden! — — Nun? — O, mir ist schwindlich! — Leb' wohl! — Lebt wohl! — Nimmer wiedersehen? — Es ist ein dumpfer Todtenblick in dem Gefühl! Nicht wiedersehen? — Fort, Stella! (Sie ergreift das Portrait.) Und Dich sollt' ich zurücklassen? — (Sie nimmt ein Messer, und fängt an, die Nägel loszubrechen.) O, daß ich ohne Gedanken wäre; daß ich in dumpfem Schlaf, daß ich in hinreißenden Thränen mein Leben hingäbe! Das ist und wird sein — Du bist elend! — (Das Gemälde nach dem Monde wendend.) Ha, Fernando! Da Du zu mir tratst, und mein Herz Dir entgegensprang, fühltest Du nicht das Vertrauen auf Deine Treue, Deine Güte? — Fühltest Du nicht, welch' Heiligthum sich Dir eröffnete, als sich mein Herz gegen Dich aufschloß? — Und Du bebtest nicht vor mir zurück? Verjauktst nicht? Entlohst nicht? — Du konntest meine Unschuld, mein Glück, mein Leben so zum Zeitvertreib pflücken und zerpflücken, und am Wege gedankenlos hinstreuen? — Edler! — Ha, Edler! — Meine Jugend — meine goldenen Tage! — Und Du trägst die tiefe Tücke im Herzen! — Dein Weib — Deine Tochter! — Und mir war's frei in der Seele, rein wie ein Frühlingsmorgen! — Alles, Alles eine Hoffnung — — wo bist Du, Stella? — (Das Portrait anschauend.) So groß, so schmeichelnd! — Der Blick war's, der mich in's Verderben riß! — — Ich hasse Dich! Weg, wende Dich weg! — So dämmernd, so lieb! — Nein, nein — Verderber! — Mich — mich — Du? Mich? — (Sie zuckt mit dem Messer nach dem Gemälde.) Fernando! — (Sie wendet sich ab; das Messer fällt; sie stürzt mit einem Ausbruch von Thränen vor den Stuhl nieder.) Liebster, Liebster! — Vergebens, vergebens! —

Bedienter (kommt).

Bedienter. Gnädige Frau, wie Sie befahlen; die Pferde sind an der hintern Gartenthür! Ihre Wäsche ist aufgepackt. Vergessen Sie nicht Geld!

Stella. Das Gemälde!

Bedienter (nimmt das Messer auf und schneidet das Gemälde von der Rahme und rollt's).

Stella. Hier ist Geld.

Bedienter. Aber warum?

Stella (einen Moment stillstehend, auf- und umherblickend). Komm'! (ab.)

Saal.

Fernando.

Laß mich, laß mich! Sieh', da faßt's mich wieder mit all der schrecklichen Verworrenheit! — So kalt, so graß liegt Alles vor mir — als wär' die Welt Nichts — ich hätte d'rin Nichts verschuldet! — — Und sie! — Ha, bin ich nicht elender als Ihr? Was habt Ihr an mich zu fordern? — Was ist nun des Sinnens Ende? — Hier, und hier! Von einem Ende zum andern! Durchgedacht und wieder durchgedacht! Und immer quälender, immer schrecklicher! — — (Sich die Stirn haltend.) Wo's zuletzt widersteht? Nirgends vor, nicht hinter sich! Nirgends Rath und Hülfe! — Und diese Zwei! Diese drei besten weiblichen Geschöpfe der Erde — elend durch mich — elend ohne mich! — Ach, noch elender mit mir! — Wenn ich klagen könnte, könnte verzweifeln, könnt' um Vergebung bitten — könnt' in stumpfer Hoffnung nur eine Stunde hinbringen — zu ihren Füßen liegen und in theilnehmendem Elend Seligkeit genießen! — Wo sind sie? — Stella, Du liegst auf Deinem Angesichte, blickst sterbend nach dem Himmel und ächzest: „Was hab' ich Blume verschuldet, daß mich Dein Grimm so niederknickt? Was hatte ich Arme verschuldet, daß Du diesen Bösewicht zu mir führtest?" — Cäcilie, mein Weib, o, mein Weib! — Elend! Elend, tiefes Elend! — Welche Seligkeiten vereinigen sich, um mich elend zu machen! — Gatte! Vater! Geliebter! — Die besten, edelsten weiblichen Geschöpfe! — Dein! Dein! Kannst Du Das fassen, die dreifache, unsägliche Wonne? — Und nur Die ist's, die Dich so ergreift, die Dich zerreißt! — Jede fordert mich ganz — und ich? — Hier ist's zu — tief, unergründlich! — — Sie wird elend sein! Stella, bist elend! — Was hab' ich Dir geraubt! Das Bewußtsein Deiner selbst, Dein junges Leben! — Stella! — Und ich bin so kalt? — (Er nimmt eine Pistole vom Tisch.) Doch, auf alle Fälle! — (Er ladet.)

Cäcilie (kommt).

Cäcilie. Mein Bester, wie ist uns? — (Sie sieht die Pistolen.) Das sieht ja reisefertig aus! —

Fernando (legt sie nieder).

Cäcilie. Mein Freund, Du scheinst mir gelassener; kann man ein Wort mit Dir reden?

Fernando. Was willst Du, Cäcilie? Was willst Du, mein Weib?

Cäcilie. Nenne mich nicht so, bis ich ausgeredet habe. Wir sind nun wohl sehr verworren; sollte Das nicht zu lösen sein? Ich hab' viel gelitten; und darum Nichts von gewaltsamen Entschlüssen! Vernimmst Du mich, Fernando?

Fernando. Ich höre.

Cäcilie. Nimm's zu Herzen! Ich bin nur ein Weib, ein kummervolles, klagendes Weib; aber Entschluß ist in meiner Seele. — Fernando — ich bin entschlossen — ich verlasse Dich!

Fernando (spottend). Kurz und gut?

Cäcilie. Meinst Du, man müsse hinter der Thüre Abschied nehmen, um zu verlassen, was man liebt?

Fernando. Cäcilie!

Cäcilie. Ich werfe Dir Nichts vor, und glaube nicht, daß ich Dir so viel aufopfere. Bisher beklagte ich Deinen Verlust; ich härmte mich ab über Das, was ich nicht ändern konnte. Ich finde Dich wieder; Deine Gegenwart flößt mir neues Leben, neue Kraft ein. Fernando, ich fühle, daß meine Liebe zu Dir nicht eigennützig ist; nicht die Leidenschaft einer Liebhaberinn, die Alles dahingäbe, den erflehten Gegenstand zu besitzen. Fernando, mein Herz ist warm und voll für Dich; es ist das Gefühl einer Gattinn, die, aus Liebe, selbst ihre Liebe hinzugeben vermag.

Fernando. Nimmer, Nimmer!

Cäcilie. Du fährst auf?

Fernando. Du marterst mich!

Cäcilie. Du sollst glücklich sein! Ich habe meine Tochter — und einen Freund an Dir. Wir wollen scheiden, ohne getrennt zu sein. Ich will entfernt von Dir leben, und ein Zeuge Deines Glückes bleiben. Deine Vertraute will ich sein; Du sollst Freude und Kummer in meinen Busen ausgießen. Deine Briefe sollen mein einziges Leben sein, und die meinen sollen Dir als ein lieber Besuch erscheinen. — — Und so bleibst Du mein, bist nicht mit Stella verbannt in einen Winkel der Erde; wir lieben uns, nehmen Theil aneinander! Und so, Fernando, gib mir Deine Hand d'rauf!

Fernando. Als Scherz wär's zu grausam; als Ernst ist's unbegreiflich! — Wie's nun will, Beste! — Der kalte Sinn löst den Knoten nicht. Was Du sagst, klingt schön, schmeckt süß. Wer nicht fühlte, daß darunter weit mehr verborgen liegt, daß Du Dich selbst betriegst, indem Du die marterndsten Gefühle mit einem blendenden, eingebildeten Troste schweigen machst! — Nein, Cäcilie, mein Weib, nein! — Du bist mein — ich bleibe Dein! — Was sollen hier Worte? Was soll ich die Warum's Dir vortragen? Die Warum's sind so viel Lügen. Ich bleibe Dein, oder —

Cäcilie. Nun denn! — Und Stella?

Fernando (fährt auf und geht wild auf und ab).

Cäcilie. Wer betriegt sich? Wer betäubt seine Qualen durch einen kalten, ungefühlten, ungedachten, vergänglichen Trost? Ja, Ihr Männer kennt Euch!

Fernando. Ueberhebe Dich nicht Deiner Gelassenheit! — Stella — sie ist elend! Sie wird ihr Leben fern von mir und Dir ausjammern. Laß sie, laß mich!

Cäcilie. Wohl, glaube ich, würde ihrem Herzen die Einsamkeit thun; wohl ihrer Zärtlichkeit, uns wieder vereinigt zu wissen. Jetzo macht sie sich bittere Vorwürfe. Sie würde mich immer für unglücklicher halten, wenn ich Dich verließ, als ich wäre; denn sie berechnete mich nach sich. Sie würde nicht ruhig leben, nicht lieben können, der Engel, wenn sie fühlte, daß ihr Glück Raub wäre. Es ist ihr besser —

Fernando. Laß sie fliehen! Laß sie in ein Kloster!

Cäcilie. Wenn ich nun aber wieder so denke: warum soll sie denn eingemauert sein? Was hat sie verschuldet, um eben die blühendsten Jahre, die Jahre der Fülle, der reifenden Hoffnung hinzutrauern, verzweifelnd am Abgrund hinzujammern, geschieden zu sein von ihrer lieben Welt — von Dem, den sie so glühend liebt, — von Dem, der sie — nicht wahr, Du liebst sie, Fernando?

Fernando. Ha! Was soll Das? Bist Du ein böser Geist, in Gestalt meines Weibes? Was kehrst Du mein Herz um und um? Was zerreissest Du das Zerrissene? Bin ich nicht zerstört, zerrüttet genug? Verlaß mich! Ueberlaß mich meinem Schicksal — und Gott erbarme sich Euer! (Er wirft sich in einen Sessel.)

Cäcilie (tritt zu ihm und nimmt ihn bei der Hand). Es war einmal ein Graf —

Fernando (will aufspringen; sie hält ihn).

Cäcilie. Ein Deutscher Graf. Den trieb ein Gefühl frommer Pflicht von seiner Gemahlinn, von seinen Gütern nach dem gelobten Lande —

Fernando. Ha!

Cäcilie. Er war ein Biedermann; er liebte sein Weib, nahm Abschied von ihr, empfahl

ihr ſein Hausweſen, umarmte ſie und zog. Er zog durch viele Länder, kriegte und ward gefangen. Seiner Sclaverei erbarmte ſich ſeines Herrn Tochter; ſie löſ'te ſeine Feſſeln, ſie flohen. Sie geleitete ihn auf's Neue durch alle Gefahren des Kriegs — der liebe Waffenträger! Mit Sieg bekrönt, ging's nun zur Rückreiſe — zu ſeinem edeln Weibe! — Und ſein Mädchen? — Er fühlte Menſchheit — er glaubte an Menſchheit, und nahm ſie mit. — Sieh'da: die wackere Hausfrau, die ihrem Gemahl entgegeneilt, ſieht an ihre Treue, an ihr Vertrauen, ihre Hoffnungen belohnt, ihn wieder in ihren Armen; — und dann daneben ſeine Ritter, mit ſtolzer Ehre von ihren Roſſen ſich auf den vaterländiſchen Boden ſchwingend; ſeine Knechte, abladend die Beute, ſie zu ihren Füßen legend; und ſie, ſchon in ihrem Sinn das All' in ihren Schränken aufbewahrend, ſchon ihr Schloß mit ausſierend, ihre Freunde mit beſchenkend. — Edles, theures Weib, der größte Schatz iſt noch zurück! — Wer iſt's, die dort verſchleiert mit dem Gefolge naht? Sanft ſteigt ſie vom Pferde — „Hier!" rief der Graf, ſie bei der Hand faſſend, ſie ſeiner Frau entgegenführend, — „hier, ſieh' Das Alles — und ſie! Nimm's aus ihren Händen — nimm mich aus ihren wieder! Sie hat die Ketten von meinem Halſe geſchloſſen, ſie hat den Winden befohlen, ſie hat mich erworben — hat mir gedient, mein' gewartet! — Was bin ich ihr ſchuldig? — Da haſt Du ſie! — Belohn' ſie."

Fernando (liegt ſchluchzend mit den Armen über'n Tiſch gebreitet).

Cäcilie. An ihrem Halſe rief das treue Weib, in tauſend Thränen rief ſie: „Nimm Alles, was ich Dir geben kann! Nimm die Hälfte Deſſ, der ganz Dein gehört! — Nimm ihn ganz! Laß mir ihn ganz! Jede ſoll ihn haben, ohne der Andern was zu rauben!" — Und rief ſie an ſeinem Halſe, zu ſeinen Füßen: „Wir ſind Dein!" — — Sie faßten ſeine Hände, hingen an ihm — und Gott im Himmel freute ſich der Liebe, und ſein heiliger Statthalter ſprach ſeinen Segen dazu. Und ihr Glück und ihre Liebe faßte ſelig eine Wohnung, ein Bett und ein Grab.

Fernando. Gott im Himmel, welch ein Strahl von Hoffnung dringt herein!

Cäcilie. Sie iſt da! Sie iſt unſer! (Nach der Cabinets-Thüre.) Stella!

Fernando. Laß ſie, laß mich! (Im Begriff, wegzugehen.)

Cäcilie. Bleib', höre mich!

Fernando. Der Worte ſind ſchon genug. Was werden kann, wird werden. Laß mich! In dieſem Augenblick bin ich nicht vorbereitet, vor Euch Beiden zu ſtehen. (Ab.)

Cäcilie. Hernach Lucie. Hernach Stella.

Cäcilie. Der Unglückliche! Immer ſo einſilbig; immer dem freundlichen, vermittelnden Wort widerſtrebend; und ſie ebenſo! Es muß mir doch gelingen! (Nach der Thüre.) Stella! Höre mich, Stella!

Lucie. Auf ihr nicht! Sie ruht; von einem ſchweren Leiden ruht ſie einen Augenblick. Sie leidet ſehr; ich fürchte, meine Mutter, mit Willen; ich fürchte, ſie ſtirbt!

Cäcilie. Was ſagſt Du?

Lucie. Es war nicht Arzenei, fürcht' ich, was ſie nahm.

Cäcilie. Und ich hätte vergebens gehofft? O, daß Du Dich täuſchteſt! — Fürchterlich — fürchterlich!

Stella (an der Thüre). Wer ruft mich? Warum weckt Ihr mich? Welche Zeit iſt's? Warum ſo frühe?

Lucie. Es iſt nicht frühe; es iſt Abend.

Stella. Ganz recht, ganz wohl; Abend für mich!

Cäcilie. Und ſo täuſchteſt Du uns?

Stella. Wer täuſchte Dich? Du.

Cäcilie. Ich brachte Dich zurück; ich hoffte.

Stella. Für mich iſt kein Bleibens.

Cäcilie. Ach, hätte ich Dich ziehen laſſen, reiſen, eilen, an's Ende der Welt!

Stella. Ich bin am Ende.

Cäcilie (zu Lucie'n, die indeſſen ängſtlich hin und wider gelaufen iſt). Was zauderſt Du? Eile, rufe um Hülfe!

Stella (die Lucie'n anhält). Nein, verweile! (Sie lehnt ſich auf Beide, und ſie kommen weiter hervor.) An Euerm Arm dachte ich durch's Leben zu gehen; ſo führt mich zum Grabe. (Sie führen ſie langſam hervor und laſſen ſie auf der rechten Seite auf einen Seſſel nieder.)

Cäcilie. Fort, Lucie, fort! Hülfe! Hülfe! (Lucie ab.)

Stella. Cäcilie. Hernach Fernando. Hernach Lucie.

Stella. Mir iſt geholfen!

Cäcilie. Wie anders glaubt' ich, wie anders hofft' ich!

Stella. Du Gute, Duldende, Hoffende!

Cäcilie. Welch entſetzliches Schickſal!

Stella. Tiefe Wunden ſchlägt das Schickſal, aber oft heilbare. Wunden, die das Herz dem Herzen ſchlägt, das Herz ſich ſelber, die ſind unheilbar; und ſo — laß mich ſterben.

Fernando (tritt ein). Uebereilte ſich Lucie, oder iſt die Botſchaft wahr? Laß ſie nicht wahr ſein, oder ich fluche Deiner Großmuth, Cäcilie, Deiner Langmuth!

Cäcilie. Mir wirft mein Herz Nichts vor. Guter Wille iſt höher, als aller Erfolg. Eile nach Rettung; ſie lebt noch, ſie gehört uns noch.

Stella (die aufblickt und Fernando's Hand faßt). Willkommen! Laß mir Deine Hand, (zu Cäcilie'n) und Du die Deine. „Alles um Liebe!“ war die Loſung meines Lebens. Alles um Liebe, und ſo nun auch den Tod. In den ſeligſten Augenblicken ſchwiegen wir und verſtanden uns, (ſucht die Hände beider Gatten zuſammenzubringen) und nun laßt mich ſchweigen und ruhen. (Sie ſtützt auf ihren rechten Arm, der über den Tiſch gelehnt iſt.)

Fernando. Ja, wir wollen ſchweigen, Stella, und ruhen. (Er geht langſam nach dem Tiſche (linker Hand).

Cäcilie (in ungeduldiger Bewegung). Lucie kommt nicht; Niemand kommt. Iſt denn das Haus, iſt denn die Nachbarſchaft eine Wüſte? Faſſe Dich, Fernando, ſie lebt noch! Hunderte ſind vom Todeslager aufgeſtanden, aus dem Grabe ſind ſie wieder aufgeſtiegen. Fernando, ſie lebt noch! Und wenn uns Alles verläßt und hier kein Arzt iſt, keine Arzenei, ſo iſt doch Einer im Himmel, der uns hört. (Auf den Knieen, in der Nähe von Stella.) Höre mich! Erhöre mich, Gott! Erhalte ſie uns; laß ſie nicht ſterben!

Fernando (hat mit der linken Hand ein Piſtol ergriffen und geht langſam ab.)

Cäcilie (wie vorher, Stella's linke Hand faſſend). Ja, ſie lebt noch; ihre Hand, ihre liebe Hand iſt noch warm! Ich laſſe Dich nicht; ich faſſe Dich mit der ganzen Gewalt des Glaubens und der Liebe. Nein, es iſt kein Wahn! Eifriges Gebet iſt ſtärker denn irdiſche Hülfe. (Aufſtehend und ſich umſehend.) Er iſt hinweg, der Stumme, Hoffnungsloſe! Wohin? O, daß er nicht den Schritt wagt, wohin ſein ganzes ſturmesloſes Leben ſich hindrängte! Zu ihm! (Indem ſie fort will, wendet ſie ſich nach Stella'n.) Und Dieſe laß ich hülflos hier? Großer Gott! — und ſo ſtehe ich, im fürchterlichſten Augenblick, zwiſchen Zweien, die ich nicht trennen und nicht vereinigen kann!

(Es fällt in der Ferne ein Schuß.)

Cäcilie. Gott! (Mit dem Schuß nach.)

Stella (ſich mühſam aufrichtend). Was war Das? Cäcilie, Du ſtehſt ſo ferne; komm' näher, verlaß mich nicht! Es iſt mir ſo bange. O, meine Angſt! Ich ſehe Blut fließen. Iſt's denn mein Blut? Es iſt nicht mein Blut. Ich bin nicht verwundet, aber todt krank — es iſt doch mein Blut!

Lucie (kommt). Hülfe, Mutter, Hülfe! Ich renne nach Hülfe, nach dem Arzte, ſprenge Boten fort; aber, ach, ſoll ich Dir ſagen, ganz anderer Hülfe bedarf's! Mein Vater fällt durch ſeine eigene Hand; er liegt im Blute! (Cäcilie will fort; Lucie hält ſie.) Nicht dahin, meine Mutter; der Anblick iſt hülflos und erregt Verzweiflung!

Stella (die, halb aufgerichtet, aufmerkſam zugehört hat, faßt Cäcilie'ns Hand). So wäre es geworden? (Sich aufrichtend und an Cäcilie'n und Lucie'n lehnend.) Kommt, ich fühle mich wieder ſtark; kommt zu ihm! Dort laßt mich ſterben.

Cäcilie. Du wankſt, Deine Kniee tragen Dich nicht. Wir tragen Dich nicht. Auch mir iſt das Mark aus den Beinen.

Stella (ſinkt an den Seſſel nieder). Am Ziele denn! So gehe Du hin zu Dem, dem Du angehörſt. Nimm ſeinen letzten Seufzer, ſein letztes Lächeln auf. Er iſt Dein Gatte! Du zauderſt? Ich bitte, ich beſchwöre Dich! Dein Bleiben macht mich unruhig. (Mit Bewegung, doch ſchwach.) Bedenke, er iſt allein, und gehe!

(Cäcilie mit Heftigkeit ab.)

Lucie. Ich verlaſſe Dich nicht; ich bleibe bei Dir.

Stella. Nein, Lucie! Wenn Du mir wohl willſt, ſo eile. Fort, fort! Laß mich ruhen. Die Flügel der Liebe ſind gelähmt; ſie tragen mich nicht zu ihm hin. Du biſt friſch und geſund. Die Pflicht ſei thätig, wo die Liebe verſtummt. Fort zu Dem, dem Du angehörſt! Er iſt Dein Vater! Weißt Du, was Das heißt? Fort, wenn Du mich liebſt, wenn Du mich beruhigen willſt!

(Lucie entfernt ſich langſam.)

Stella (ſinkend). Und ich ſterbe allein! —

Mahomet.

Ein Trauerspiel

in fünf Aufzügen, nach Voltaire.

Personen.

Mahomet.
Sopir, Scherif von Mecca.
Omar, Heerführer unter Mahomet.
Seide, Mahomet's Sclave.
Palmire, Mahomet's Sclavinn.
Phanor, Senator von Mecca.
Bürger von Mecca.
Muselmänner.

Der Schauplatz ist in Mecca.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Sopir. Phanor.

Sopir.

Was? Ich vor falschen Wundern niederknieen;
Dem Gaukelspiele des Betrügers opfern;
In Mecca Den verehren, den ich einst verbannt?
Nein; straft, gerechte Götter, straft Sopir'en,
Wenn ich, mit diesen freien, reinen Händen
Dem Aufruhr schmeichle, den Betrug begrüße!

Phanor.

Wir ehren Deinen väterlichen Eifer,
Des heiligen Senat's erhabener Scherif!
Doch dieser Eifer, dieser Widerstand
Reizt nur den Sieger, statt ihn zu ermüden.
Wenn Du denselben Mahomet vor Zeiten,
Durch der Gesetze Kraft, darniederhieltest
Und eines Bürgerkrieges furchtbar'n Brand
In seinen ersten Funken weise tilgtest:
Da war er noch ein Bürger und erschien
Als Schwärmer, Ordnungsstörer, Aufruhrstifter;
Heut ist er Fürst; er triumphirt, er herrscht.
Aus Mecca mußt' er als Betrieger flüchten,
Medina nahm ihn als Propheten auf;
Ja, dreißig Nationen beten ihn
Und die Verbrechen an, die wir verwünschen.
Was sag' ich! Selbst in diesen Mauern schleicht
Der Gift des Wahnes. Ein verirrtes Volk,
Berauscht von trübem Feuereifer, gibt
Gewicht den falschen Wundern, breitet
Parteigeist aus und reget innern Sturm;
Man fürchtet und man wünscht sein Heer; man glaubt,
Ein Schreckensgott begeist're, treibe, führe
Unwiderstehlich ihn von Sieg zu Sieg.
Zwar sind mit Dir die ächten Bürger Eins!
Doch ihre Zahl ist kleiner, als Du denkst.
Wo schmeichelt sich die Heuchelei nicht ein,
Und Schwärmerei, die ihren Vortheil kennt?
Zu Neuerungen Lust, ein falscher Eifer, Furcht
Zerstören Mecca's aufgeregten Kreis;
Und dieses Volk, das Du so lange Zeit beglückt,
Ruft seinen Vater an und fordert Frieden.

Sopir.

Mit dem Verräther Frieden? O, Du feiges Volk!
Von ihm erwarte nur der Knechtschaft Jammer.
Fragt feierlich ihn her, bedient ihn knie'nd,
Den Götzen, dessen Last Euch bald erdrückt.
Doch ich bewahr' ihm einen ew'gen Haß;
Mein tief verwundet' Herz, nie kann es heilen.
Und er nährt gleiche Rache gegen mich.
Mein Weib und meine Kinder mordet' er,
Bis in sein Lager trug ich Schwert und Tod';
Sein eig'ner Sohn fiel, Opfer meiner Wuth.
Nein, nein! Der Haß glubt ewig zwischen uns,
Und keine Zeit kann dieses Feuer löschen.

Phanor.

Verbirg die Gluth, sie brenne heimlich fort;
Dem Ganzen opf're Deiner Seele Schmerzen.
Rächst Du die Deinen, wenn er diese Stadt
Mit Feuer und mit Schwert verheerend stürzt?

Verlorſt Du Sohn und Tochter, Gattinn, Bruder —
Den Staat bedenke; Der gehört Dir an!

Sopir.

Dem Staate bringt die Furchtſamkeit Verderben.

Phanor.

Auch Starrſinn bringt ihn ſeinem Falle nah'.

Sopir.

So fallen wir, wenn's ſein muß!

Phanor.

Dieſe Kühnheit
Setzt uns dem Schiffbruch aus, ſo nah' dem Hafen.
Du ſiehſt, der Himmel gab in Deine Hand
Ein Mittel, den Tyrannen zu bezähmen:
Palmire, ſeines Lagers holder Zögling,
Die in den letzten Schlachten Du geraubt,
Iſt als ein Friedensengel uns erſchienen,
Der ſeine Siegerwuth beſänft'gen ſoll.
Schon forderte ſein Herold ſie zurück.

Sopir.

Und Dieſe gäb' ich dem Barbaren wieder?
Du wollteſt, daß mit ſolchem edeln Schatz
Die Räuberhände ſich bereicherten?
Wie, da er uns mit Schwert und Trug bekämpft,
Soll Unſchuld ſich um ſeine Gunſt bewerben
Und Schönheit ſeine tolle Wuth belohnen?
Mein graues Haar trifft der Verdacht wohl nicht,
Daß ich in ihr das holde Weib begehre;
Denn jugendliche Gluth erregt nicht mehr
Mein traurig' Herz, erdrückt von Zeit und Jammer.
Doch ſei es, daß vom Alter ſelbſt die Schönheit
Ein unwillkürlich ſtilles Opfer ford're;
Mag ich vielleicht, dem eig'ne Kinder fehlen,
In ihr das längſt Verlorne wiederſehen. —
Ich weiß nicht, welcher Hang zu ihr mich zieht,
Die Oede mancher Jahre wieder füllt!
Sei's Schwäche, ſei's Vernunft: nicht ohne Schaudern
Sah' ich ſie in des Lügenkünſtlers Hand.
O, möchte ſie ſich meinen Wünſchen fügen
Und heimlich dieſen Schutzort liebgewinnen!
O, daß ihr Herz, für meine Wohlthat fühlbar,
Ihn, den ich haſſen muß, verwünſchen möchte!
Sie kommt, in dieſen Hallen mich zu ſprechen,
Im Angeſicht der Götter dieſes Hauſes.
Sie kommt! Ihr Antlitz, edler Unſchuld Bild,
Läßt alle Reinheit ihres Herzens ſehen.

(Phanor ab.)

Zweiter Auftritt.

Sopir. Palmire.

Sopir.

Wie ſeyn' ich, edles Kind, das Glück des Kriegs,
Das Dich, durch meinen Arm, zu uns geführt!
Nicht in Barbaren Hand biſt Du gefallen;
Ein Jeder, ſo wie ich, ehrt Dein Geſchick,
Dein Alter, Deiner Schönheit, Deiner Jugend Reiz.
O, ſprich! Und blieb' mir, in dem Sturm der Zeit,
Bei meinem Volke, noch ſo viel Gewalt,
Um Deine ſtillen Wünſche zu befried'gen,
So will ich meine letzten Tage ſegnen.

Palmire.

Zwei Monden ſchon genieß' ich Deinen Schutz,
Erhab'ner Mann, und dulde mein Geſchick,
Das Du erleichterſt und die Thränen ſtilleſt,
Die eine harte Prüfung mir entlockt!
Wohlthät'ger Mann, Du öffneſt mir den Mund;
Von Dir erwart' ich meines Lebens Glück!
Wie Mahomet begehrt, von meinen Banden mich
Befreit zu ſehn, ſo wünſch' ich's auch. Entlaſſ' Ein Mädchen, die des Krieges ſchwere Hand
Nicht fühlen ſollte. Sei, nach dem Propheten,
Mein zweiter Vater, dem ich Alles danke!

Sopir.

Du ſehnſt Dich nach den Feſſeln Mahomet's,
Dem Lärm des Lagers, nach der Wüſte Schreckniß!
Ein wandelnd' Vaterland, reizt es ſo ſehr?

Palmire.

Dort iſt mein Herz, dort iſt mein Vaterland!
Mein erſt' Gefühl hat Mahomet gebildet;
Von ſeinen Frauen ward ich auferzogen, —
In ihrer Wohnung, einem Heiligthum,
Wo dieſe Schaar, verehret und geliebt
Von ihrem Herrn, in ruhigen Gebeten
Und ſtill beſchäftigt, ſel'ge Zeiten lebt.
Der einz'ge Tag war mir ein Tag des Grauens,
An dem der Krieg in unſ're Wohnung drang,
Und unſrer Helden Kraft, nur kurze Zeit,
Den Streichen eines raſchen Feindes wich.
O, Herr, verzeihe meinen Schmerzgefühlen!
Du hältſt mich hier; doch bin ich immer dort.

Sopir.

Wohl, ich verſteh': die Hoffnung nährſt Du,
Des ſtolzen Mannes Herz und Hand zu theilen!

Palmire.

Herr, ich verehr' ihn; ja, ich glaube, bebend
In Mahomet den Schreckensgott zu ſehen!

Zu ſolchem Bunde ſtrebt mein Herz nicht auf,
Aus ſolcher Niedrigkeit zu ſolchem Glanz.

Sopir.

Wer Du auch ſeiſt, iſt denn wohl er geboren,
Dich als Gemahl, als Herr Dich zu beſitzen?
Das Blut, aus dem Du ſtammſt, ſcheint mir beſtimmt,
Dem frechen Araber Geſetz zu geben,
Der über Könige ſich nun erhebt.

Palmire.

Ich weiß von keinem Stolze der Geburt;
Nicht Vaterland, nicht Eltern kannt' ich je;
Mein Loos von Jugend auf war Sclaverei.
Die Knechtſchaft macht' mich vielen Andern gleich,
Und Alles iſt mir fremd, nur nicht mein Gott.

Sopir.

Wie, Dir iſt Alles fremd, und Dir gefällt
Ein ſolcher Zuſtand? Wie, Du dienteſt einem Herrn
Und fühlſt nach einem Vater keine Sehnſucht?
In meinem traurigen Palaſt allein
Und kinderlos, o, fänd' ich ſolche Stütze!
Und wenn ich Dir ein heiteres Geſchick
Bereitet, wollt' ich in den letzten Stunden
Die Ungerechtigkeit des meinigen vergeſſen.
Doch, ach, verhaßt bin ich, mein Vaterland
Und mein Geſetz dem eingenomm'nen Herzen!

Palmire.

Wie kann ich Dein ſein, bin ich doch nicht mein!
Ungern, o, gütiger Mann, verlaſſ' ich Dich;
Doch Mahomet, er iſt und bleibt mein Vater!

Sopir.

Ein Vater, ſolch ein trügeriſch' Ungeheuer?

Palmire.

Welch' unerhörte Reden gegen Den,
Der, als Prophet auf Erden angebetet,
Vom Himmel uns die heil'ge Botſchaft bringt!

Sopir.

O, wie verblendet ſind die Sterblichen,
Wenn ſie ein falſcher Heuchelwahn betäubt!
Auch mich verläßt hier Alles, ihm Altäre,
Dem Frevler, zu errichten, den ich einſt,
Sein Richter, ſchonte; der, ein Miſſethäter,
Von hier entfloh und Kronen ſich erlog.

Palmire.

Mich ſchaudert! Gott! Sollt' ich in meinem Leben
So freche Reden hören, und von Dir?
Die Dankbarkeit, die Neigung räumte ſchon
Gewalt auf dieſes Herz Dir ein. Von Dir
Vernehm' ich dieſe Läſt'rung auf den Mann,
Der mich beſchützt, mit Schrecken und mit Abſcheu!

Sopir.

Ach, in des Aberglaubens feſten Banden
Verliert Dein ſchönes Herz die Menſchlichkeit!
Wie jede Knechtſchaft, raubt auch Dieſe Dir
Den freien Blick, das Würdige zu ſchätzen.
Du jammerſt mich, Palmire; Deinen Irrthum,
Der Dich umſtrickt, bewein' ich wider Willen!

Palmire.

Und meine Bitte wirſt Du nicht gewähren?

Sopir.

Nein; dem Tyrannen, der Dein Herz betrog,
Das, zart und biegſam, ſich ihm öffnete,
Geb' ich Dich nicht zurück! Du biſt ein Gut,
Durch das mir Mahomet verhaßter wird.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Phanor.

Sopir.

Was bringſt Du, Phanor?

Phanor.

An dem Thor der Stadt,
Das gegen Moab's reiche Felder weiſt,
Iſt Omar angelangt.

Sopir.

Wie, Omar, dieſer wilde,
Verweg'ne Mann, den auch der Irrthum faßte
Und an den Wagen des Tyrannen feſſelte?
Als Bote kommt er des Verführers nun,
Den er zuerſt, als guter Bürger, ſelbſt
Verabſcheut' und bekämpft', und ſo, vor Vielen,
Sich um ſein Vaterland verdient gemacht?

Phanor.

Er liebt es noch vielleicht; denn dieß Mal kommt er
Nicht ſchrecklich als ein Krieger; ſeine Hand
Trägt einen Oelzweig über ſeinem Schwert,
Und bietet uns ein Pfand des Friedens an.
Man ſpricht mit ihm, man tauſcht Geiſeln aus.
Er bringt Seide'n mit, den jungen Krieger,
Den Liebling des Propheten und des Heers.
Erfreulich ſchöne Hoffnung —

Palmire.

Gott, welch' Glück,
Seide kommt!

Phanor.

Und Omar nahet ſchon.

Claudine.

Ja dir, o Grauſamer,
Dank' ich die Qual.

Pedro.

Ich bin ein Glücklicher
Endlich einmal.

Faſſe faſſe dich, Geliebte,
Ja bedenke, daß die Liebe
Alle deine Qualen heilt.

Claudine.

Es ermannt ſich die Betrübte,
Höret auf das Wort der Liebe;
Ja ſchon fühl' ich mich geheilt.

Beyde.

Nun geſchwind, in dieſen Gründen
Unſre Freundinn aufzufinden,
Die uns nur zu lang' verweilt.

Sopir.

Ich muß ihn hören. Lebe wohl, Palmire!
(Palmire geht.)
Und Omar wagt's, vor meinen Blick zu treten!
Was kann er ſagen? Götter meines Landes,
Dreitauſend Jahre ſchützt Ihr Ismael's
Großmüth'ge Kinder! Sonne, heil'ge Lichter,
Der Götter Bilder, deren Licht ihr bringt,
Blickt auf mich nieder, ſtärket meine Bruſt,
Die ich dem Unrecht ſtets entgegenſetzte!

Vierter Auftritt.

Sopir. Omar. Phanor.

Sopir.

Nun alſo kommſt Du nach ſechs Jahren wieder,
Betrittſt Dein Vaterland, das einſt Dein Arm
Vertheidigte, das nun Dein Herz verräth?
Noch ſind von Deinen Thaten dieſe Mauern
Erfüllt, und Du, Abtrünniger, erſcheinſt
Im heiligen Bezirk, verwegen; wo
Die Götter, die Geſetze herrſchen, die Du flohſt?
Was bringſt Du, Werkzeug eines Räubers, der
Den Tod verdient? Was willſt Du?

Omar.

Dir vergeben!
Der göttliche Prophet ſieht Deine Jahre,
Dein frühes Unglück mit Bedauern an;
Er ehret Deinen Muth und reichet Dir
Die Hand, die Dich erdrücken könnte. Nimm
Den Frieden an, den er Euch bieten mag!

Sopir.

Und er, der Aufruhrſtifter, der um Gnade
Zu flehen hätte, will uns Frieden ſchenken!
Erlaubt Ihr, große Götter, daß der Frevler
Uns Frieden geben oder nehmen könne?
Und Du, der des Verräthers Willen bringt,
Erröthest nicht, ſolch einem Herrn zu dienen?
Haſt Du ihn nicht geſehn, verworfen, arm,
Am rechten Platz der letzten Bürger kriechen?
Wie war er weit von ſolchem Ruhm entfernt,
Der ſich um ihn gewaltſam nun verbreitet?

Omar.

Nichtswürd'ge Hoheit feſſelt Deinen Sinn.
So wägſt Du das Verdienſt, und ſchätzeſt Menſchen
Nach dem Gewicht des Glücks in Deiner Hand?
Und weißt Du nicht, Du ſchwacher, ſtolzer Mann,
Daß das Inſect, das ſich im Halm verbarg,
Sowie der Adler, der die Wolken theilt,
Dem Ewigen gleichter Staub erſcheine?
Die Sterblichen ſind gleich! Nicht die Geburt,
Die Tugend nur macht allen Unterſchied.
Doch Geiſter gibt's, begünſtigt vom Himmel,
Die durch ſich ſelbſt ſind, Alles ſind und Nichts
Dem Ahnherrn ſchuldig, Nichts der Welt. So iſt
Der Mann, den ich zum Herren mir erwählte.
Er in der Welt allein verdient's zu ſein;
Und allen Sterblichen, die ihm gehorchen ſollten,
Gab ich ein Beiſpiel, das mich ehren wird.

Sopir.

Omar, ich kenne Dich. Du ſcheineſt hier
Als Schwärmer dieſes Wunderbild zu zeichnen;
Doch ſeh' ich nur den klugen Redner durch.
Du glaubſt umſonſt, wie And're, mich zu täuſchen;
Ihr betet an, wo ich verachten muß.
Verbanne jeden Trug! Mit weiſem Blick
Sieh' den Propheten an, den Du verehrſt;
Den Menſchen ſieh' in Mahomet! Geſteh':
Du haßt ihn, Du, zu dieſer Himmelshöhe!
Des Schwärmens, der Verſtellung ſei genug!
Laß mit Vernunft uns Deinen Meiſter richten.
Wie zeigt er ſich? Er treibt, ein roher Knecht,
Cameele vor ſich her; betrügt, durch Heucheldienſt
Und Schwärmerei, ein Weib, das ihm vertraut.
So wird Fatime ſein! Von Traum in Traum
Führt er ein leicht gewonnen' Volk und macht Partei,
Erregt die Stadt. Man fängt ihn, führet ihn
Zu meinen Füßen. Vierzig Aelteſte
Verdammen, ſie verbannen ihn, und ſo,
Zu leicht beſtraft, wächſt nur ſein kühner Unſinn.
Von Höhle flüchtet er zu Höhle mit Fatime'n,
Und ſeine Jünger, zwiſchen Stadt und Wüſte,
Verbannt, verfolgt, geächtet, eingekerkert,
Verbreiten ihre Wuth als Götterlehre.
Medina wird von ihrem Gift entzündet.
Da ſtandeſt Du, Du ſelbſt, Du ſtandeſt auf,
Mit Weisheit dieſem Uebel abzuwehren.
Da warſt Du glücklich, brav, gerecht, und ſtellteſt
Als freier Mann Dich gegen Tyrannei.
Iſt er Prophet, wie durfteſt Du ihn ſtrafen?
Iſt er Betrieger, und Du dieneſt ihm?

Omar.

Ich wollt' ihn ſtrafen, als ich ſie verkannte,
Die erſten Schritte dieſes großen Mannes.
Doch nun erkenn' ich's: ja, er iſt geboren,
Die Welt zu ſeinen Füßen zu verwandeln!
Sein Geiſt erleuchtete den meinen, und ich ſah ihn
Zum unbegrenzten Laufe ſich erheben.
Beredt und unerſchüttert, immer wunderbar,
Sprach, handelt', ſtraft', vergab er, wie ein Gott.
Da ſchloß ich dieſen ungeheuern Thaten
Mein Leben an, und Thronen und Altäre
Erwarben wir; ich theile ſie mit ihm.

Ich war, laß mich's gestehn, so blind, wie Du!
Ermanne Dich, Sopir; verlasse, schnell
Bekehrt, wie ich, den alten Eigensinn!
Hör' auf, die Wuth des falschen Eifers mir
Verworren eitel vorzurühmen, daß
Du grausam unser Volk verfolgest, unsre
Brüder
Mit Freuden quälst und lästerst unsern Gott!
Dem Helden fall' zu Füßen, den Du einst
Zu unterdrücken dachtest; küsse diese Hand,
Die nun den Donner trägt! Ja, sieh' mich an:
Der Erste bin ich nach ihm auf der Erde!
Die Stelle, die Dir bleibt, ist schon genug
Und werth, daß Du dem neuen Herren huldigst.
Sieh', was wir waren; siehe, was wir sind!
Für große Menschen ist das schwache Volk
Geboren. Glauben soll's, bewundern und ge-
horchen.
Komm', herrsche nun mit uns; erhebe Dich;
Theil' unsre Größe, der sich Nichts entzieht,
Und schrecke so das Volk, das Dich beherrschte!

Sopir.

Nur Mahomet und Dich und Deinesgleichen
Wünsch' ich durch meine Redlichkeit zu schrecken.
Du wußt, der Scherif des Senates soll,
Abtrünnig, dem Betrieger huld'gen, den Ver-
führer
Bestät'gen, den Rebellen krönen? Zwar,
Ich läugne nicht, daß dieser kühne Geist
Viel Klugheit zeigt, und Kraft und hohen
Muth;
Wie Du, erkenn' ich Deines Herrn Talente;
Und wär' er tugendhaft, er wär' ein Held.
Doch dieser Held ist grausam, ein Verräther;
So schuldig war noch niemals ein Tyrann.
Mir kündigst Du die trügerische Huld
Vergebens an; der Rache tiefe Künste
Versteht er meisterlich, mir drohen sie.
Im Laufe dieses Krieges fiel sein Sohn
Durch meine Hand. Ja, dieser Arm erlegt' ihn;
Und meine Stimme sprach des Vaters Bann!
Mein Haß ist unbezwinglich, wie sein Zorn.
Will er nach Mecca, muß er mich verderben,
Und der Gerechte schent Verräther nicht.

Omar.

Daß Mahomet verzeihend schonen kann,
Sonst Du erfahren. Folge seinem Beispiel!
Er trägt Dir an, zu theilen; Deine Stämme
Vom Raub der überwund'nen Kön'ge zu be-
reichern.
Um welchen Preis willst Du den Frieden geben,
Um welchen Preis Palmire'n? Unsre Schätze
Sind Dein.

Sopir.

Und so glaubst Du mich anzulocken;
Mir meine Schande zu verkaufen; mir
Den Frieden abzumarkten, weil Du Schätze
Zu bieten hast, die Ihr mit Missethaten
Erraubt! Palmire'n will er wieder? Nein!
So viele Tugenden sind nicht geschaffen,
Ihm unterthan zu sein. Er soll sie nicht be-
sitzen,
Der Krieger, der Tyrann, der die Gesetze
Zu stürzen kommt, die Sitten zu verzitten.

Omar.

Du sprichst unbiegsam noch als hoher Richter,
Der von dem Tribunal den Schuld'gen schreckt.
Du willst ein Staatsmann sein; so denke, handle,
Wie's einem Staatsmann ziemt. Betrachte
mich
Als den Gesandten eines großen Manns
Und Königs!

Sopir.

Wer hat ihn gekrönt?

Omar.

Der Sieg!
Bedenke seine Macht und seinen Ruhm.
Man nennt ihn Ueberwinder, Held, Erob'rer;
Doch heute will er Friedensstifter heißen.
Noch ist sein Heer von dieser Stadt entfernt;
Doch es umschließt Euch bald, und diese
Mauern,
Die mich gezeugt, soll ich belagern helfen.
O, höre mich! Laß uns das Blut ersparen;
Er will Dich sehn, er will Dich sprechen!

Sopir.

Wer?

Omar.

Er wünscht es.

Sopir.

Mahomet?

Omar.

Er selbst.

Sopir.

Verräther!
Herrscht' ich allein in diesen heil'gen Mauern,
So würde Strafe statt der Antwort folgen.

Omar.

Sopir, mich jammert Deine falsche Tugend!
Doch da, wie Du gestehst, ein abgewürdigter
Senat das schwache Reich mit Dir zu theilen
Sich anmaßt; wohl, er soll mich hören!
Nicht alle Herzen, weiß ich, sind für Dich.

Sopir.

Ich folge Dir, und zeigen wird sich bald,
Wen man zu hüten hat. Gesetz und Götter
Und Vaterland vertheidigt meine Stimme.
Erhebe dann die Deine; leihe sie

Dem Gotte der Verfolgung, dem Entſetzen
Des menſchlichen Geſchlechts, den ein Betrieger,
Die Waffen in der Hand, verkünden darf.

(Zu Phaner, nachdem Omar abgegangen.)

Und Du, hilf den Verräther mir verdrängen!
Ihn dulden heißt ihn ſchonen, heißt es ſein.
Komm' laß uns ſeinen Plan vereiteln, ſeinen Stolz
Beſchämen! Komm'; und wenn ich nicht vermag,
Dem Richtplatz ihn zu weihen, ſteig' ich willig
In's Grab hinunter. Hört mich der Senat,
Befreit ſind wir, die Welt iſt's vom Tyrannen.

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Seide. Palmire.

Palmire.

Führt Dich ein Gott in mein Gefängniß? Soll
Mein Jammer enden? Seh' ich Dich, Seide!

Seide.

O, ſüßer Anblick! Freude meines Lebens!
Palmire, meiner Schmerzen einz'ger Troſt!
Wie viele Thränen haſt Du mich gekoſtet,
Seit jenem Tag des Schreckens, da der Feind
Dich meinem blutgefärbten Arm entriß!
Vergebens widerſtand ich ſeiner Macht,
Die in das Heiligſte des Lagers drang;
Vergebens ſtürzt' ich mich den Räubern nach;
Nur einen Augenblick errang ich Dich.
Bald lag ich unter Todten hingeſtreckt
Am Saibar, verzweifelnd; mein Geſchrei,
Das Dich nicht mehr erreichte, rief den Tod.
Er hörte nicht. In welchen Abgrund ſtürzte,
Geliebteſte Palmire, Dein Verluſt
Mein armes Herz! Mit jammervollen Sorgen
Bedacht' ich die Gefahren um Dich her.
Entbrannt von Wuth irrt' ich und ſchalt, verwegen,
Der Rache Zaudern, ſtürzte mich im Geiſt
Auf dieſe Mauern. Ich beſchleunigte
Den Tag des Bluts, des Mordes, und ſchon flammte,
Von meinen Händen angezündet, der Bezirk,
Der Deinen Jammer eingekerkert hält.
Vergebens! Meine rege Phantaſie
Verſchwand in Finſterniß. Ich war allein.
Nun aber handelt Mahomet. Wer darf
In ſeiner Pläne Götterliefe ſpähen?
Er ſendet Omar fort, nach Mecca, hör' ich,
Um einen heil'gen Stillſtand einzugehen;
Ich eil' ihm nach, am Thor erreich' ich ihn;
Man fordert Geiſeln, und ich bin bereit.
Man nimmt mich an, man läßt mich ein; und hier
Bleib' ich bei Dir, gefangen oder todt.

Palmire.

Du kommſt, mich von Verzweiflung zu erretten!
In dieſer Stunde warf ich mich, bewegt
Zu meines Räubers Füßen flehend hin.
O, kenne, rief ich aus, mein ganzes Herz!
Mein Leben iſt im Lager. Wie Du mich von dort
Entführteſt, ſende mich zurück und gib
Das einz'ge Gut, das Du geraubt, mir wieder!
Vergebens floſſen meine Thränen, hart
Verſagt' er meine Bitten; mir verſchwand
Des Tages Licht; mein Herz, beklemmt und kalt,
Von keiner Hoffnung mehr belebt, es ſchien
Auf ewig nun zu ſtocken; Alles war
Für mich verloren, und Seide kommt!

Seide.

Und wer kann Deinen Thränen widerſtehn?

Palmire.

Sopir. Er ſchien gerührt von meinem Jammer;
Doch bald, verhärtet und verſtockt, erklärt er,
Es ſei umſonſt, er gebe mich nicht los. —

Seide.

Du irrſt, Barbar! Dir drohet Mahomet
Und Omar; auch Seide darf ſich nennen
Nach dieſen großen Namen. Liebe,
Vertrauen, Hoffnung, Glaube, Muth befeuern
Den Jüngling, der nach Heldenruhm ſich ſehnte,
Und dem nun hier die ſchönſte Palme winkt.
Wir brechen Deine Ketten, trocknen Deine Thränen!
Gott Mahomet's! Beſchützer unſrer Waffen!
Du, deſſen heiliges Panier ich trug,
Der Du Medina's Mauern niederriſſeſt;
Auch Mecca ſtürze nieder, uns zu Füßen!
Omar iſt in der Stadt. Beruhig ſieht
Das Volk ihn an, nicht mit Entſetzen,
Wie Feinde feindlich den Beſieger ſehn.
Ihn ſendet Mahomet zu großen Zwecken.

Palmire.

Uns liebet Mahomet, befreiet mich,
Verbindet uns, zwei Herzen, die ihm ganz
Gehören; aber ach, er iſt entfernt;
Wir ſind in Ketten!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Omar.

Omar.

Nur getroſt, es ſpringen
Die Ketten bald entzwei. Der Himmel iſt
Euch günſtig. Mahomet iſt nah'.

Seide.

Wer?

Palmire.

Unser hoher Vater!

Omar.

Zu dem Rath
Von Mecca's Aeltesten sprach, eben jetzt,
Sein Geist durch meinen Mund,
„Der Freund des Gottes, der die Schlachten lenkt.
Der große Mann, der, einst bei Euch geboren,
Nun Könige beherrschet und beschützt,
Den wollt Ihr nicht als Bürger anerkennen?
Kommt er, um Euch zu fesseln, zu verderben?
Er kommt, Euch zu beschützen, und noch mehr,
Er kommt, Euch zu belehren, und sein Reich
Allein in Euern Herzen aufzurichten."
So sprach ich. Mancher Richter war bewegt;
Die Geister schwankten. Doch Sopir steht auf;
Er, der sich vor dem Himmelslichte fürchtet,
Das allen alten Wahn zerstreuen soll,
Beruft das Volk, für sich es zu bestimmen;
Es läuft zusammen, und ich dringe an.
Nun red' ich auch und weiß die Bürger bald
Zu schrecken, bald zu überreden. Endlich
Erhalt' ich einen Stillstand und das Thor
Für Mahomet ist offen; endlich naht er,
Nach fünfzehnjähriger Verbannung, seinem Herde.
Die Tapfersten umgeben ihn; er kommt
Mit Ali, Pharon, Ammon; alles Volk
Stürzt, ihn zu sehn, an seinen Weg. Die Blicke
Sind, wie der Bürger Sinn, verschieden. Dieser sieht
In ihm den Helden, Dieser den Tyrannen.
Der Eine flucht und droht, der And're stürzt
Zu seinen Füßen, küßt sie, betet an.
Wir rufen dem bewegten Volk entgegen
Die heil'gen Namen: Friede! Freiheit! Gott!
Und die Partei Sopir's, verzweifelnd, haucht
Der Raserei ohnmächt'ge Flammen aus.
Durch den Tumult, mit ruhig freier Stirn,
Tritt Mahomet heran, als Herrscher; doch er führt
Den Oelzweig, und der Stillstand ist geschlossen.
Groß ist der Augenblick. Hier kommt er selbst.

Dritter Auftritt.

Mahomet. Omar. Gefolge. Seide. Palmire.

Mahomet.

Unüberwindliche Gefährten meiner Macht,
Mein edler Ali, Morat, Pharon, Ammon,
Begebt Euch zu dem Volk zurück, belehrt's
In meinem Namen, droht, versprecht. Die Wahrheit
Allein soll sie regieren, wie mein Gott.
Anbeten soll man ihn, man soll ihn fürchten.
Wie? Auch Seide hier?

Seide.

Mein Vater, mein Gebieter!
Der Gott, der Dich begeistert, trieb mich an;
Bereit, für Dich Unmögliches zu wagen,
Zu sterben, eilt ich vor, eh' Du befahst.

Mahomet.

Du hättest warten sollen! Mir zu dienen,
Versteht nur Der, der meinen Wink befolgt.
Gehorch ich meinem Gott, gehorchet mir!

Palmire.

O, Herr, vergib ihm, seiner Ungeduld!
Du ließest uns zusammen auferziehn;
Ein Geist belebt uns, ein Gefühl durchdringt uns.
Ach, meine Tage waren trüb genug!
Entfernt von Dir, von ihm, gefangen, schmachtend,
Eröffnet sich mein mattes Aug dem Licht,
Nach langer Zeit, zum ersten Male wieder.
Ach, diesen Augenblick, vergäll' ihn nicht.

Mahomet.

Genug, Palmire! Deines Herzens Tiefen
Durchschau' ich. Bleibe still und unbesorgt.
Leb' wohl! Die Sorge für Altar und Thron
Hält mich nicht ab, Dein Schicksal zu bedenken.
Ich bin für Dich besorgt, wie für die Welt;
D'rum warn' ich Dich vor einem Manne, vor Sopir'en.
(Zu Seide'n.)
Du suchst meine Krieger auf!

Vierter Auftritt.

Mahomet. Omar.

Mahomet.

Du, wack'rer Omar, bleibest und vernimmst,
Was ich in meinem Sinn und Herzen wälze!
Soll ich die Stadt belagern, die vielleicht
Hartnäckig widersteht, und meinen Sieg
Im raschen Laufe hemmet, ja wohl gar
Die Bahn begrenzt, die ich durchlaufen kann?
Die Völker müssen keine Zeit gewinnen,
Von meiner Thaten Glanz sich zu erholen.
Das Vorurtheil beherrscht den Pöbel. Alt
Ist das Orakel, die gemeine Sage,
Die einen gottgesandten Mann der Welt
Versprechen. Ueberall soll ihn der Sieg

Erst krönen, und er soll nach Mecca dann
Mit einem Oelzweig kommen, wohlempfangen,
Den Krieg von dieser heil'gen Stätte wenden.
Laß uns der Erde Wahn getrost benutzen;
Ich fühle mich zu ihrem Herrn bestimmt.
Die Meinen dringen schon mit neuem Eifer
Und Geisteskraft auf's unbeständ'ge Volk.
Du aber sage mir, wie fandest Du
Palmire'n und Seide'n?

Omar.

Immer gleich.
Von allen Kindern, welche Hammon Dir
Erzogen, sie zu Deinem Dienst, zu Deinem
Gesetz genähret und gebildet, die
Vor Deinem Gott sich beugen, Dich als Vater
Verehren, kein's von allen hat ein Herz
So bildsam, kein's von allen einen Geist
Zum Glauben so geneigt als dieses Paar.
Ergeben sind sie Dir, wie Keine sind.

Mahomet.

Und dennoch sind sie meine größten Feinde.
Sie lieben sich! Das ist genug.

Omar.

Und schiltst
Du ihre Zärtlichkeit?

Mahomet.

O, lerne mich
Und meine Wuth und meine Schwachheit kennen!

Omar.

Was sagst Du?

Mahomet.

Omar, Dir ist nicht verborgen,
Wie eine Leidenschaft die übrigen,
Die in mir glühen, mit Gewalt beherrscht.
Von Sorge für die Welt belastet, rings umgeben
Vom Sturm des Krieges, der Parteien Wege,
Schwing' ich das Rauchfaß, führ' ich Scepter, Waffen;
Mein Leben ist ein Streit, und mäßig, nüchtern,
Bezwing' ich die Natur mit Ernst und Strenge.
Verbannt ist der verrätherische Trank,
Der Sterbliche zu heben scheint und schwächt.
Im glühn'den Sand, auf rauhen Felsenflächen,
Trag' ich, mit Dir, der strengen Lüfte Pein,
Und keiner unsrer Krieger duldet besser
Der Heereszüge tausendfält'ge Noth.
Für Alles tröstet mich die Liebe. Sie allein,
Sie ist mein Lohn, der Arbeit einz'ger Zweck,
Der Götze, dem ich räuch're, ja, mein Gott!
Und diese Leidenschaft, sie gleicht der Raserei
Der Eifersucht, die mich über Alles hebt.
Gesteh' ich's! Heimlich glüh' ich für Palmire'n! Sie
Ist mir vor allen meinen Frauen werth.
Begreift Du nun die höchste Raserei
Der Eifersucht, wenn sich Palmire mir
Zu Füßen wirft, ihr ganzes Herz mir zeigt,
Das einem Andern schon gehört? Entrüstet
Steh' ich vor ihr und fühle mich beschämt.

Omar.

Und Du bist nicht gerochen?

Mahomet.

Hör' erst Alles,
Und lern' ihn kennen, um ihn zu verwünschen.
Die Beiden, meine Feinde, die Verbrecher, sind —
Sind Kinder des Tyrannen, den ich hasse!

Omar.

Sopir?

Mahomet.

Ist Vater dieser Beiden! Hammon brachte
Vor fünfzehn Jahren sie in meine Hand.
An meinem Busen nährt' ich diese Schlangen,
Und ihre Triebe feindeten mich an.
Sie glühten für einander, und ich fachte
Selbst Odem ihren Leidenschaften zu.
Vielleicht versammelt hier der Himmel alle
Verbrechen! Ja, ich will — er kommt, er blickt
Uns grimmig hassend an, und seinen Zorn
Verbirgt er nicht. Du gehst, bemerkest Alles.
Mit meinen Tapfern soll sich Ali fest
Am Thore halten! Bringe mir Bericht,
Zu überlegen, ob mit meinen Streichen
Auf ihn ich zaudern oder eilen soll.

Fünfter Auftritt.

Mahomet. Sopir.

Sopir.

O, welche Last zu meinen tiefen Schmerzen!
Empfangen soll ich hier den Feind der Welt.

Mahomet.

Da uns der Himmel hier zusammen bringt, so komm'!
Sieh' ohne Furcht mich an und ohn' Erröthen.

Sopir.

Erröthen sollt' ich nur für Dich, der nicht
Geruht, bis mit Gewalt und List er endlich
Sein Vaterland dem Abgrund zugeführt;
Für Dich, der hier nur Missethaten sä't,
Und mitten in dem Frieden Krieg erzeugt.
Dein Name schon zerrüttet uns're Häuser,
Und Gatten, Eltern, Mütter, Kinder feinden
Sich, Weltverwirrer, Deinetwegen an.
Der Stillstand ist für Dich nur Mittel, uns
Zu untergraben; wo Du schreitest, drängt

Der Bürgerkrieg sich Deinem Pfade nach.
Du Inbegriff von Lügen und von Kühnheit!
Tyrann der Deinen! Und Du wolltest hier
Mir Friede geben und mir Gott verkünden?

Mahomet.

Sprächʼ ich mit einem Andern als mit Dir,
So sollte nur der Gott, der mich begeistert,
reden.
Das Schwert, der Coran in der blutʼgen Hand,
Sollt einem Jeden Schweigen auferlegen.
Wie Donnerschläge wirkte meine Stimme,
Und ihre Stirnen sehʼ ich tief im Staub.
Doch Dich behandlʼ ich anders, und mit Dir
Sprech ich als Mensch und ohne Hinterhalt.
Ich fühle mich so groß, daß ich Dir nicht
Zu heucheln brauche. Wir sind hier allein!
Du sollst mich kennen lernen; höre mich.
Mich treibt die Ehrsucht; jeden Menschen
treibt sie;
Doch niemals hat ein König, nie ein Priester,
Ein Feldherr oder Bürger solchen Plan,
Wie ich empfangen oder ausgebildet.
Von mir geht eine rasche Wirkung aus,
Die auch den Meinen hohes Glück verspricht.
Wie manches Volk hat auf der Erde schon
Geglänzt an seiner Stelle, durch Gesetz,
Durch Künste, doch besonders durch den Krieg!
Nun endlich tritt Arabien hervor.
Ein edles Volk, in Wüsten, unbekannt,
Vergräbt es lange seinen hohen Werth.
Blickʼ auf und sehʼ die neuen Siegestage
Heraufgahnʼn! Sieh'von Norden gegen Süden
Die Welt versunken, Persien in Blut,
Schwach Indien, in Sclaverei Egypten
Erniedrigt, und den Glanz der Mauern Constantinʼs
Verfinstert; sieh' das Reich, dem Rom gebot,
Nach allen Seiten auseinander brechen,
Zerstückt den großen Körper, seine Glieder,
Zerstreut und ohne Hoffnung, traurig zucken.
Auf diese Trümmern einer Welt laß uns
Arabien erheben. Neuen Gottesdienst
Bedürfen sie, bedürfen neue Hülfe,
Die Tiefgesunkʼnen, einen neuen Geist.
Einst gab Osiris den Egyptern, einst
Den Asiaten Zoroaster, Moses
Den Juden, in Italien gab Numa
Halbwilden Völkern unzulängliche
Gesetze; nun, nach tausend Jahren, komm' ich
Die größeren Gebiete zu verändern.
Ein edler Joch bietʼ ich den Völkern an.
Die falschen Götter stürzʼ ich; neuer Gottesdienst,
Die erste Stufe meiner Größe, lockt
Die Herzen an. Mein Unrecht tadelst Du,
Daß ich mein Vaterland betriege. Nein,
Ich raubʼ ihm seines Götzendienstes Schwäche,
Und unter einem König, einem Gott,
Vereint es mein Gesetz. Wie es mir dient,
So soll es herrlich werden auf der Erde.

Sopir.

Das sind nun Deine Plane! Kühn gedenkest Du
In andere Gestalt, nach Deinem Wissen,
Die Welt zu modeln, willst, mit Mord und
Schrecken,
Dem Menschen Deine Denkart anbefehlen;
Und Du, Verheerer, sprichst von Unterricht!
Ach, wenn ein Irrthum uns verführte, wenn
Ein Lügengeist im Dunkeln uns bezwang:
Mit welcher Schreckensfackel dringst Du ein,
Uns zu erleuchten! Wer ertheilte Dir
Das Recht, zu lehren, uns die Zukunft zu
Verkündigen, das Nachlaß zu ergreifen und
Das Reich Dir anzumaßen?

Mahomet.

Dieses Recht
Gibt sich der hohe Geist, der große Plane
Zu fassen und beharrlich zu verfolgen
Versteht, selbst, und sich hier geboren,
Das dunkle, das gemeine Menschenvolk zu
leiten.

Sopir.

Und jeder muthige Betrieger dürfte
Den Menschen eine Kette geben? Er
Hat zu betriegen Recht, wenn er mit Größe
Betriegt?

Mahomet.

Wer sie und ihr Bedürfniß kennt
Und dieß befriedigt, er betriegt sie nicht.
Sie sehnen sich nach neuem Gottesdienst;
Der meine wird ihr Herz erheben. Das
Bedürfen sie. Was brachten Deine Götter
Hervor? Wann haben sie wohlthätig sich gezeigt?
Entsprießt der Lorbeer zu den Füßen ihres
Altares? Nein, Dein niedrig dunkler Sinn
Entwürdiget die Menschen und entnervt sie.
Macht sie beschränkt und stumpf! Doch meine
Lehre
Erhebt den Geist, entwickelt Kraft und Muth,
Macht unerschütterlich, und mein Gesetz
Erschafft sich Helden!

Sopir.

Rasender magst Du sagen!
Bei mir kann Deine Lehre nicht gedeihʼn.
Ruhm' in Medina Deines Truges Dich,
Wo Deine Meister unter Deinen Fahnen,
Verführt, sich sammeln, wo sich Deinesgleichen
Zu Deinen Füßen werfen.

Mahomet.

Seinesgleichen
Hat Mahomet schon lange nicht gesehen.

Verwungen iſt Medina, Mecca zittert;
Dein Sturz iſt unvermeidlich. Nimm den Frieden an!

Sopir.

Auf Deinen Lippen ſchallt der Friede, doch
Dein Herz weiß Nichts davon. Mich wirſt Du nicht
Betriegen.

Mahomet.

Brauch' ich Das? Der Schwache nur
Bedarf des Trugs, der Mächtige befiehlt.
Befehlen werd' ich morgen Das, warum
Ich heute Dich erſuche. Morgen kann ich
Mein Joch auf Deinem Nacken ſehen; heute
Will Mahomet Dein Freund ſein.

Sopir.

Freunde? Wir?
Auf welch' ein neues Blendwerk rechneſt Du?
Wo iſt der Gott, der ſolch' ein Wunder leiſtet?

Mahomet.

Er iſt nicht fern, iſt mächtig; ſein Gebot
Wird ſtets befolgt; er ſpricht zu Dir, durch mich!

Sopir.

Wer?

Mahomet.

Die Nothwendigkeit, Dein Vortheil!

Sopir.

Nein!
Eh' uns ein ſolches Band vereinen ſoll,
Eh' mag die Hölle ſich dem Himmel paaren.
Der Vortheil iſt Dein Gott, der meine bleibt
Gerechtigkeit, und ſolche Feinde ſchließen
Kein ſicher Bündniß. Welch' ein Pfand vermagſt Du
Zur Sicherheit der unnatürlichen
Verbindung vorzuſchlagen? Iſt's vielleicht
Dein Sohn, den Dir mein Arm geraubt? Vielleicht
Willſt Du das Blut mir zeigen meiner Kinder,
Das Du vergoſſen?

Mahomet.

Deine Kinder! ja!
Vernimm denn ein Geheimniß, das allein
Ich auf der Welt bewahre; Du beweineſt
So lange Deine Kinder und ſie leben.

Sopir.

Sie leben, ſagſt Du? Himmel, Tag des Glücks!
Sie leben! Und durch Dich ſoll ich's erfahren?

Mahomet.

In meinem Lager, unter meinen Sclaven.

Sopir.

Sie dienen Dir, ſie, meine Kinder, Die?

Mahomet.

Wohlthätig nährt' ich ſie und zog ſie auf.

Sopir.

Und Du erſtreckteſt nicht den Haß auf ſie?

Mahomet.

An Kindern ſtraf' ich nicht der Väter Schuld.

Sopir.

Vollende! ſprich! enthüll' ihr ganz' Geſchick!

Mahomet.

Ihr Leben iſt, ihr Tod in meiner Hand.
Du ſprichſt ein einzig' Wort, und ſie ſind Dein.

Sopir.

Ich kann ſie retten! Nenne mir den Preis!
O, daß die Bande mich mit ihnen tauſchen!
Willſt Du mein Blut, es fließet gern für ſie.

Mahomet.

Nein! Komm' vielmehr und tritt auf meine Seite!
Durch Dein Gewicht befeſtige Dein Reich.
Verlaſſe Deinen Tempel, übergib
Mir Mecca, ſei geruhet von meinem Glauben,
Den Coran kündige den Völkern an,
Dien' als Prophet, als treuer Eiferer mir;
Frei iſt Dein Sohn, ich bin Dein Eidam.

Sopir.

Götter!
In welcher Prüfung habt Ihr mich geſpart?
Ja, ich bin Vater, Mahomet! Ich fühle,
Nach fünfzehn Schmerzensjahren, ganz das Glück,
Das mich erwartete, wenn ich ſie wieder
Vor mir erblickte, ſie an dieſes Herz
Noch ein Mal ſchlöſſe. Gerne wollt ich ſterben,
Von ihren Armen noch ein Mal umfangen;
Doch wenn Du forderſt, daß ich meinen Gott,
Mein Vaterland an Dich verrathe, mich
In ſchnöder Heuchelei vor Dir erniedrige:
So ford're lieber, daß ich die Geliebten
Mit eig'nen Händen opf're; meine Wahl
Wird keinen Augenblick im Zweifel ſchweben.
(Sopir geht ab.)

Mahomet.

Geh', ſtolzer Bürger, eigenſinn'ger Greis!
Du forderſt ſelbſt zur Grauſamkeit mich auf,
Zur unbezwung'nen Härte.

Sechster Auftritt.

Mahomet. Omar.

Omar.

Zeige ſie,
Wenn wir nicht fallen ſollen. Deiner Feinde

Geheimniſſe ſind mir verkauft; es ſteht
Die Hälfte des Senates gegen Dich. Sie haben
Dich heimlich angeklagt und Dich verdammt;
Und des Gerichtes heil'ge Scheu verbirgt
Den Meuchelmord, auf den man ſinnet.

Morgen,
Gleich wenn der Stillſtand endet, ſoll Sopir
Und ſeine dini'ge Rache triumphiren.

Mahomet.

Ereilen ſoll ſie meine Rache; fühlen
Soll dieſes widerſpenſt'ge Volk die Wuth
Des Manns, der zu verfolgen weiß; Sopir
Soll untergehn!

Omar.

Wenn dieſes ſtarre Haupt
Zu Deinen Füßen liegt, iſt Alles Dein;
Die andern beugen ſich; doch ſäume nicht!

Mahomet.

Ich muß den Zorn in meiner Bruſt verbergen,
Die Hand verbergen, die den Streich vollbringt,
Von mir des Pöbels Auge klug hinweg
Nach einem Andern lenken.

Omar.

Achteſt Du
Den Pöbel?

Mahomet.

Nein; Doch muß er uns verehren.
D'rum brauch' ich einen Arm, der mir gehorcht;
Die Frucht ſei unſer, und er trag' die Schuld.

Omar.

Der Arm iſt ſchon gefunden! Niemand iſt
Zu ſolcher That geſchickter als Seide.

Mahomet.

Du glaubſt?

Omar.

Er wohnt als Geiſel bei Sopir'en;
Er nahet ſich ihm frei und findet leicht
Den Augenblick, die Rache zu vollbringen.
Und ſein beſchränkter Sinn macht ihn geſchickt.
Die Andern, die ſich Deiner Gunſt erfreu'n,
Sind eifrig, aber klug. Erfahrung lehrte
Sie Deinen Vortheil und den eig'nen kennen;
Auf bloßen Glauben wagte Keiner leicht
Die Schreckensthat, die ihn verderben kann.
Ein einfaches Gemüth bedarf's, das muthig blind
In ſeiner Sclaverei verliebt ſei. Nur
Die Jugend iſt die Zeit der vollen Täuſchung.
Seide hegt die Gluth des Aberglaubens
In ſeinem Buſen; anzufachen iſt
Sie leicht.

Mahomet.

Seide'n wählſt Du?

Omar.

Ja, Den ſchlag' ich vor,
Des kühnen Feindes unbezähmten Sohn,
Der mit verbot'nen Flammen Dich verletzt.

Mahomet.

Er ſei verwünſcht! Nenn' ihn vor mir nicht mehr!
Die Aſche meines Sohnes ruft um Rache.
Gefahr häuft auf Gefahr ſich jede Stunde,
Und Leidenſchaften wüthen in der Bruſt;
Mich ziehet eine holde Schönheit an,
Ihr Vater iſt mein unverſöhnter Feind.
Abgründe liegen um mich her; ich ſchreite
Hindurch nach einem Thron; und ein Altar,
Dem neuen Gott errichtet, ſoll ſogleich
Von unerhörten Opfern gräßlich dinten!
Sopir muß untergehn, ſo auch ſein Sohn!
Mein Vortheil will's, mein Haß und meine Liebe;
Sie reißen mich gewaltig mit ſich hin.
Die Religion verlangt es, die wir bringen;
Und die Nothwendigkeit, ſie fordert's mit Gewalt.

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Palmire. Seide.

Palmire.

Verweile! ſprich! Welch Opfer kann es ſein?
Welch' Blut, das insgeheim die göttliche
Gerechtigkeit verlangt? Verlaß mich nicht
In dieſen ahnungsvollen Augenblicken!

Seide.

Gott würdigt, Gott beruft mich! Dieſen Arm
Hat er gewählt; ich ſoll ihm näher treten.
Ein heil'ger Eid, ein hoher, ſchreckensvoller,
Soll mich dem Unerforſchlichen verbinden.
Mich führet Omar zu dem Heil'gen ein;
Ich ſchwöre Gott, für ſein Geſetz zu ſterben;
Mein zweiter Schwur, Palmire, bleibt für Dich.

Palmire.

Du gehſt allein, warum? Was ruft man Dich
Von mir hinweg? O, könnt' ich mit Dir gehen!
An Deiner Seite fühlt' ich keine Furcht.
Ich bin beängſtet. Eben Omar wollte
Mich tröſten, ſtärken; doch er ſchreckte mich.
Er ſprach geheimnißvoll, ſprach von Verrath,
Von Blut, das fließen werde, von der Wuth
Der Aelteſten des Volks, von Meuterei
Sopir'ens. Wenn der Stillſtand nun erliſcht,

Was wird es werden? Flammen brennen schon;
Die Dolche sind bereit, sie sind gezückt,
Sie werden treffen. Der Prophet hat es
Gesagt, er trüget nicht. Was wird aus uns?
Ich fürchte von Sopir'en Alles, Alles für
Seide'n.

Seide.

Wär' es möglich, daß Sopir
Ein so verräth'risch' Herz im Busen trüge!
Als Geisel trat ich heute vor ihm auf;
Mit Adel und mit Menschlichkeit empfing
Er mich so schön; im Innern fühlt' ich mich,
Wie von geheimer Macht, zu ihm gezogen,
Und unsern Feind konnt' ich in ihm nicht sehn.
Sein Name, seine hohe Gegenwart
Erfüllten mich mit Ehrfurcht; sie verdeckten
Dem unerfahrnen Jüngling seine Tücke
Und schlossen mir das Herz gewaltig auf.
Doch nein; Dein Anblick war's, da ich Dir wieder
Zum ersten Mal begegnete, mein Glück
Von ganzer Seele fühlte, jeden Schmerz vergaß,
Und Furcht und Sorgen alle von mir wies,
Nichts kannte, sah, Nichts hörte mehr als Dich:
Da fühlt' ich mich auch glücklich bei Sopir'en.
Nun haß ich den Verführer desto mehr,
Und will der Stimme, die für ihn sich regt,
In meinem Herzen kein Gehör verleih'n.

Palmire.

Wie hat der Himmel unser Schicksal doch
In Allem inniglich verbunden, uns
Zu einem Willen väterlich vereint!
Auch ich, Geliebter, wär' ich nicht die Deine
Und zöge mich unwiderstehlich nicht
Die Liebe zu Dir hin, begeisterte
Mich Mahomet's erhab'ne Lehre nicht,
Wie Dich, wie gern würd' ich Sopir'en trauen!

Seide.

Das ist Versuchung, die uns zu dem Manne
Zu reißen strebet. Laß uns widerstehn,
Des Gottes Stimme hören, dem wir dienen.
Ich gehe, jenen großen Eid zu leisten.
Gott, der mich hört, wird uns begünstigen.
Und Mahomet, als Priester und als König,
Wird unsre reine Liebe segnend krönen;
Dich zu besitzen, wag' ich jeden Schritt.

Zweiter Auftritt.

Palmire.

Er geht beherzt; doch kann ich meinen Geist
Von einer schwarzen Ahnung nicht befreien.
Die Sicherheit, geliebt zu sein, das reine
Gefühl, zu lieben, heitert mich nicht auf.
Der lang ersehnte Tag erscheinet mir
Ein Tag des Schreckens. Welchen Schwur verlangt
Man von Seide'n? Es verwirrt mich! Alles
Erreget mit Verdacht. Sopir'en fürcht' ich,
Und wenn ich mein Gebet zu Mahomet
Erhebe, stößt sein heil'ger Name mir
Ein Grauen ein, so sehr ich ihn verehre.
Befrei', o Gott, aus dieser Lage mich!
Mit Zittern dien' ich Dir, gehorche blind.
Mach' dieser Angst ein Ende, diesen Thränen!

Dritter Auftritt.

Mahomet. Palmire.

Palmire.

O, Herr, Dich sendet mir ein Gott zu Hülfe!
Seide —

Mahomet (seinen Zorn verbergend).

Welch' Entsetzen faßte Dich?
Bin ich nicht hier? Was fürchtet man für ihn?

Palmire.

O, Gott! Soll ich noch mehr geängstet werden!
Welch' unerhörtes Wunder! Du bist selbst
Erschüttert? Mahomet ist auch bewegt?

Mahomet.

Ich sollt' es sein, und wär' ich es um Dich.
Wo ist die Scham, daß Deine Jugend mir
Gewaltsam Flammen zeigen darf, die ich
Vielleicht mißbillige? Und könntest Du
Gefühle nähren, die ich nicht gebot?
Dich warnte keine Stimme, kein geheimes
Wohlthät'ges Schrecken? Dich, die ich gebildet,
Muß ich so ganz verändert wiederfinden?
Hast Du dem Vater alle Dankbarkeit,
Dem heiligen Gesetze Treu und Ehrfurcht
Und Deinem Herrn Gehorsam abgeschworen?

Palmire (fällt nieder).

Was sagst Du? Ueberrascht und zitternd liegt
Palmire Dir zu Füßen. Schaudernd seuf' ich
Den Blick zum Boden. Ja, ich fühlte mich
Vernichtet, hielte mich die Kraft
Unschuld'ger, reiner Liebe nicht empor.
Wie? Hast Du nicht mit günst'gen Blicken selbst,
An diesem Ort, auf uns herabgesehn;
Die Hoffnungen genähret und gebilligt?
Ach, dieses schöne Band, das Gott um uns
Geschlungen, fesselt uns noch mehr an Dich!

Mahomet.

Der Unbesonnene verscherzt sein Glück.
Verbrechen lauern auch der Unschuld auf;
Das Herz kann sich betriegen. Diese Liebe,
Du kannst mit Thränen sie, mit Blut bezahlen.

Palmire.

Mein Blut; Mit Freuden fließ' es für Seide'n.

Mahomet.

Du liebst ihn so?

Palmire.

Seit jenem Tag, als Hammon
Uns Deinen heil'gen Händen übergab,
Wuchs diese Neigung, still allmächtig, auf.
Wir liebten, wie wir lebten, von Natur.
So gingen Jahre hin; wir lernten endlich
Den süßen Namen unsers Glückes kennen,
Und nannten Liebe nun, was wir empfanden.
Wir dankten Gott; denn es ist doch sein Werk.
Du sagst es ja, die guten Triebe kommen
Von ihm allein, und was in unsrer Brust
Er Gutes schafft, ist ewig, wie er selbst.
Sein Wille wechselt nie. Nein, er verwirft
Die Liebe nicht, die aus ihm selbst entsprang,
Was Unschuld war, wird immer Unschuld sein,
Kann nicht Verbrechen werden.

Mahomet.

Ja, es kann's!
D'rum zitt're! Bald erfährst Du ein Geheimniß!
Erwart' es, und erwarte, was ich Dir
Zu wünschen und zu meiden anbefehle.
Mir glaubst Du, mir allein.

Palmire.

Und wem als Dir?
An Deinen Lehren und Befehlen hält
Der Ehrfurcht heilige Gewohnheit mich.

Mahomet.

Bei Ehrfurcht ist nicht immer Dankbarkeit.

Palmire.

Ich fühle Beide. Könnten sie verlöschen,
So strafe mich Seidens Hand vor Dir.

Mahomet (mit verhaltenem Zorn).

Seide'n!

Palmire.

Blicke mich nicht zornig an!
Mein Herz ist schwer gekränkt; Du wirst es brechen.

Mahomet (gelaßt und gelind).

Ermanne Dich und nähere Dich mir!
Ich habe nun Dein Herz genug geprüft;
Du kannst auf meinen Beistand Dich verlassen.
Vertrauen fordr' ich, und Du gibst es gern,
Und Dein Gehorsam gründet Dein Geschick.
Sorgt' ich für Dich, gehörst Du mir: so lerne
Das, was ich Dir bestimmte, zu verdienen.
Und was ein göttlicher Befehl Seide'n auch
Gebieten kann, darin bestärk' ihn, laß
Zur Stimme seiner Pflicht die Deine sich gesellen.
Er halte seinen Schwur! Dieß ist der Weg,
Dich zu verdienen.

Palmire.

Zweifle nicht, mein Vater!
Was er versprach, erfüllt er. Wie für mich
Steh' ich für ihn. Seide betet Dich
Mit vollem Herzen an, wie er mich liebt.
Du bist ihm König, Vater, einz'ger Schutz.
Ich weiß, ich fühl' es! Und ich schwör' es, hier
Zu Deinen Füßen, bei der Liebe, die
Ich für ihn hege; und ich eile nun,
Zu Deinem Dienst ihn treulich anzufeuern.

Vierter Auftritt.

Mahomet.

Sie macht mich zum Vertrauten ihrer Liebe!
Mit Offenheit beschämt sie meine Wuth,
Mit Kinderſinn schwenkt sie den Dolch auf mich!
Verruchte Brut! Verhaßt' Geschlecht! Du bist
Zu meiner Qual geboren; Vater, Kinder,
Ein's wie das And're! Doch Ihr sollt, zusammen,
Des Hasses, wie der Liebe Wuth und Macht
An diesem Schreckenstage grimmig fühlen.

Fünfter Auftritt.

Mahomet. Omar.

Omar.

Die Zeit ist da! Vermächt'ge Dich Palmire'ns,
Besetze Mecca und Sepir'en strafe!
Sein Tod allein bezwingt Dir unsre Pförtner;
Doch Alles ist verloren, kommst Du nicht
Der feindlichen Gesinnung dieses Manns zuvor.
Erwartest Du des Stillstands Ende hier,
So bist Du gleich gefangen, bist ermordet.
Entfernst Du Dich aus Mecca, wird die Kraft
Von diesem ersten großen Schritt verschwinden.
D'rum rasch! Seide harrt, er denkt, verliert
Und trüb, dem Schwure nach und was Du ihm
Für einen Auftrag geben werdest, den
Er zu vollbringen schon entschlossen ist.
Er kann Sepir'en sehn, ihm nahen. Hier
In diesen Hallen ist der schwache Mann
Gewohnt, zu Nacht, den Göttern seines Wahns
Mit nicht'gen Weihrauchwolken seiner Wünsche
Starrsinn'ge Thorheit zu empfehlen. Da
Mag ihn Seide stechen, und, heranicht,
Vom Eifer Deiner Lehre hingerissen,
Dem Gott ihn opfern, der durch Dich herrscht.

Sey gegrüßet, neue Sonne,
Sey ein Zeuge dieſer Wonne!
Sey ein Zeuge, wie die Liebe
Alle bange Qualen heilt. ab.

Felſen und Gebüſch.

Lucinde in Mannskleidern. Voraus Basco, beyde mit bloßen Degen.

Lucinde.

Lege, Verräther, nieder die Waffen!
Hier zu den Füßen lege ſie mir.

Basco weichend.

Junker, wo anders mach' dir zu ſchaffen.

Flie ſich.

Liebliches Vögelchen, hab' ich dich hier?

Lucinde.

Wandrern zu drohen wagſt du verwegen;
Doch wie ein Bübchen
Fliehſt du den Streit.

Mahomet.

Er opfr' ihn, wenn es sein muß. Zu Verbrechen
Ist er geboren! Er verübe sie,
Und unter ihren Lasten sink' er nieder!
Gerochen muß ich, sicher muß ich sein.
Die Gluth der Leidenschaft und mein Gesetz,
Die strengen Schlüsse der Nothwendigkeit
Befehlen's. Aber hofft Du, daß sein Herz
So vielen Glaubensmuth und Eifer hege?

Omar.

Er ist geschaffen, diesen Dienst zu thun,
Und zu der That wird ihn Palmire treiben.
In Lieb' und Schwärmerei schwebt seine Jugend,
Und seine Schwäche kehret sich in Wuth.

Mahomet.

Hast Du mit Schwüren seinen Geist gebunden?

Omar.

Der heiligen Gebräuche finst're Schrecken,
Verschloss'ne Pforten, ungewisses Licht,
Ein dumpfer Schwur, der ew'ge Strafen droht,
Umfingen seinen Sinn. Zum Vatermord
Drückt' ich den schärfsten Stahl in seine Hand,
Und unter heil'gem Namen facht' ich wild
Die Flamme des Parteigeists in ihm auf.
Er kommt!

Sechster Auftritt.

Mahomet. Seide. Omar.

Mahomet.

O, Sohn des Höchsten, der Dich ruft!
Vernimm in meinen Worten seinen Willen.
Du bist bestimmt, des heil'gen, ein'gen Dienstes
Verachtung, bist bestimmt, Gott selbst zu rächen.

Seide.

Als König, Hoherpriester, als Prophete,
Als Herrn der Nationen, den der Himmel
Ausdrücklich anerkennt, verehr' ich Dich.
Mein ganzes Wesen, Herr, beherrschest Du!
Erleuchte nur mit einem Wort den dunkeln
Gelehr'gen Sinn! Gott rächen soll ein Mensch?

Mahomet.

Durch Deine schwachen Hände will der Herr
Die Schaar unheiliger Verächter schrecken.

Seide.

So wird der Gott, dess' Ebenbild Du bist,
Zu rühmlich großen Thaten mich berufen?

Mahomet.

Gehorche, wenn er spricht! Das sei Dein Ruhm.
Befolge blind die göttlichen Befehle!
Bet' an und triff! Der Herr der Heere waffnet,
Der Todesengel leitet Deinen Arm.

Seide.

So sprich — und welche Feinde sollen nieder?
Welch ein Tyrann soll fallen; welches Blut soll fließen?

Mahomet.

Des Mörders Blut, den Mahomet verflucht.
Der uns verfolgte, der uns noch verfolgt,
Der meinen Gott bestritt, der meine Jünger
Ermordete. Das Blut Sopir's.

Seide.

Sopirs!
Den sollte diese Hand? —

Mahomet.

Verweg'ner, halt!
Wer überlegt, der lästert. Fern von mir
Vermess'ner Sterblichen beschränkter Zweifel,
Die eignen Augen, eignem Urtheil trau'n!
Zum Glauben ist der schwache Mensch berufen,
Ein schweigender Gehorsam ist sein Ruhm.
Verkennst Du, wer ich bin? Verkennst Du, wo
Des Himmels Stimme Dir verkündigt wird?
Wir sind in Mecca. Wenn sein Volk bisher
Abgöttern sich im Wahn dahin gegeben,
So bleibt doch dieser Boden, diese Stadt
Das Vaterland der Völker Orient's.
Warum soll dieser Tempel alle Welt
Versammelt sehn? Warum soll ich von hier
Ein neu' Gesetz verkündigen? Warum
Bin ich als König, Hoherpriester
Hierhergesandt? Warum ist Mecca heilig?
Erfahr' es! Abraham ist hier geboren!
In diesem Raume ruhet sein Gebein.
War es nicht Abraham, der seinen Sohn,
Den Ein'gen, am Altar, das ew'ge Wort
Anbetend, fesselte; für seinen Gott,
Die Stimme der Natur erstickend, selbst
Das Messer nach dem vielgeliebten Busen zuckte?
Wenn dieser Gott Dich nun zur Rache ruft,
Wenn ich die Strafe seines Feinds verlange,
Wenn er Dich wählt: so darfst Du zweifelnd schwanken!
Hinweg, Du Götzendiener? Nimmer warst Du werth,
Ein Muselmann zu sein! Such' einen andern Herrn!
Schon war der Preis bereit, Palmire Dein;
Dem Himmel trotzest Du, verachtest sie.
Du wirst ihm, Schwacher, Feiger, nicht entfliehen!
Die Streiche fallen auf Dich selbst zurück,
Verbirg Dich, krieche, diene meinen Feinden!

Seide.

Ich höre Gottes Stimme; Du befiehlst,
Und ich gehorche.

Mahomet.

Ja, gehorche! Triff!
Mit eines Ungerechten Blut besprizt
Gehst Du in's ew'ge Leben herrlich ein.

(Zu Omar'n.)

Folg' ihm von fern, und halte stets auf ihn
Und seinen Gang Dein Auge wachend offen.

Siebenter Auftritt.

Seide.

Den Greis zu morden, dessen Geisel ich,
Ja, dessen Gast ich bin, der, schwach und wehrlos,
Von seiner Jahre Last gebändigt, schwankt! —
Genug! So fällt ein armes Opferlamm
Auch am Altar. Sein Blut gefällt dem Himmel.
Hat Gott mich nicht zum Priester dieser That
Erlesen? Schwur ich nicht? Sie soll geschehn.
Kommt mir zu Hülfe, Männer, deren Arm
Mit hoher Kraft Tyrannen niederschlug!
Mein Eifer schließt an Eu're Wuth sich an;
Beschleunigt meiner Hände heil'gen Mord!
Komm', Engel Mahomet's! Vertilger, komm'!
Mit wilder Grausamkeit durchdringe mich! —
Was muß ich sehn? Hier tritt er selbst heran.

Achter Auftritt.

Sopir. Seide.

Sopir.

Verwirrt, Seide, Dich mein Auge? Sieh'
Mich mit Vertrauen an; denn ich verdien'ts.
Blick' in mein Herz; es ist für Dich besorgt.
Du bist, als Geisel, in bedenklicher,
Gefahrenvoller Zeit mir übergeben;
Du rührst mich, und nur wider Willen zähl' ich
Dich unter meine Feinde. Wenn der Stillstand
Den Drang der raschen Kriegeswuth gehemmt,
So kann der Schein des Friedens bald verschwinden.
Mehr sag' ich nicht. Doch wider Willen bebt
Mein Herz bei der Gefahr, die Dich umgibt.
Geliebter Fremdling! Eines bitt' ich nur:
In diesen Stürmen, die uns droh'n, verlaß
Mein Haus nicht! Hier allein ist Sicherheit.
Hier steh' ich für Dein Leben, mir ist's werth.
Versprich mir's!

Seide.

Harte Pflicht! O, Gott im Himmel!
Sopir! Und hast Du keinen andern Zweck,
Als mich zu schützen; über meine Tage
Zu wachen? Mußt' ich so ihn kennen lernen,
Jetzt, da sein Blut von mir gefordert wird!
O, Mahomet! Verzeihe diese Regung!

Sopir.

Erstaunst Du, daß ich einen Feind bedaure?
Doch ich bin Mensch, und Das ist mir genug,
Unglückliche zu lieben, zu beschützen,
An deren Unschuld meine Neigung glaubt.
Vertilget, große Götter, von der Erde
Den Mann, der Menschenblut mit Lust vergießt!

Seide.

Wie greift dieß Wort an mein zerrüttet' Herz!
Die Tugend kennt auch meines Gottes Feind?

Sopir.

Du kennst sie wenig, weil Du staunst. Mein Sohn,
In welchem tiefen Irrthum wandelst Du?
Betäubte so die Lehre des Tyrannen
Den guten, den natürlich reinen Sinn,
Daß nur die Muselmannen tugendhaft
Und alle Menschen Dir Verbrecher scheinen?
So mißgebildet hat zur Grausamkeit
Der Wahn Dich schon, daß, ohne mich zu kennen,
Du mir, als einem Sohn des Gräuels, fluchtest?
Verzeihen kann ich solchen Irrthum Dir;
Er ist nicht Dein, er ist Dir aufgezwungen;
Doch hebe selbst den freien Blick empor
Und sprich: ist Das ein Gott, der Haß gebietet?

Seide.

Wie fühl' ich mich mit einem Mal verändert,
Von diesem Schreckensgott hinweggezogen,
Zu Dir, zu Dir, den ich nicht hassen kann!

Sopir.

Je mehr ich mit ihm rede, deste mehr
Wird er mir lieb und werth. Sein zartes Alter,
Die Offenheit, sein Schmerz und seine Zweifel —
Sie stimmen mich zum herzlichsten Gefühl.
Wie! Ist es möglich, daß mich ein Soldat,
Des Ungeheuers Sclave, der sich selbst
Mit Abscheu von mir wendet, mich gewinnen,
Mein Herz gewaltig zu sich reißen kann?
Wer bist Du? Welches Blut hat Dich gezeugt?

Seide.

Von meinen Eltern weiß ich Nichts zu sagen.
Nur meinen Herren kenn' ich, dem bisher
Ich treu gedient, und den ich zu verrathen
Beginne, seit ich Dir mein Ohr geliehn.

Sopir.

Du kanntest Deinen Vater nicht?

Seide.

Das Lager
War meine Wiege, und mein Vaterland

Das Heiligthum, das Mahomet erleuchtet.
Man bringt ihm jährlich Kinder zum Tribut,
Und er war mir vor allen Andern gnädig,
Und so verpflichtete mein Herz sich ihm.

Sopir.

Ich lobe Dich und Deine Dankbarkeit;
Sie ist ein schön Gesetz für edle Herzen.
Doch Mahomet verdiente nicht das Glück,
Dir und Palmire's wohl zu thun. Du schauderst,
Du bebst und wendest Deinen Blick von mir?
Ist es ein Vorwurf, der Dein Herz zerreißt?

Seide.

Wer ist an diesem Tage frei von Schuld?

Sopir.

Erkennst Du sie, so hast Du sie gebüßt.
Ich rette Dich; es fließt nur schuld'ges Blut.

Seide.

Und sollte sein's von diesen Händen tropfen?
O Schwur! Palmire! Gott! Es ist zu viel!

Sopir.

Komm' ohne Zaudern. Nur in meinen Armen
Ist Sicherheit. Komm', daß ich Dich verberge;
Denn Alles hängt an diesem Augenblick.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Omar.

Omar.

Wohin? Dich fordert Mahomet zu sich.

Seide.

Wo bin ich? Himmel! Was soll ich beginnen?
Das Wetter schlägt auf beiden Seiten ein.
Wohin mich flüchten, diese Qual zu enden?
Wohin?

Omar.

Zu dem erwählten Manne Gottes.

Seide.

Ja, meinen blut'gen Vorsatz abzuschwören!

Zehnter Auftritt.

Sopir.

Er eilt; ich laß ihn gehn? Befiehlt als Herr
Schon Mahomet in unsern Mauern?
Ist dieser Jüngling nicht als Geisel mein?
Ich laß ihn gehn? Doch nein; er flieht vor mir,
Er geht verzweifelt, schaudervoll getroffen;
Ihm folgt mein Herz mit sorgenvollem Zug.
Welch eine Schuld kann diese Jugend martern?
Welch ein Gefühl für ihn durchzittert mich?
In diesen räthselhaften Augenblicken
Bin ich für sein Geschick mehr als für mich,
Als für der Vaterstadt Gefahr besorgt.
Wo find' ich ihn? Wo soll ich Ruhe finden?

Eilfter Auftritt.

Sopir. Phanor.

Sopir.

Was bringst Du, Phanor?

Phanor.

Diese Tafel gab
Ein Araber mir insgeheim.

Sopir.

Was ist's? —
Wie? Hammon! Götter! Trügt das Auge mich?
Ist's möglich, wollt Ihr meinen Jammer enden?
Er will mich sprechen, Hammon, dessen Arm
Im harten Kampf die Kinder mir entriß?
Sie leben, sagt er; unter Mahomet's
Gesetzen leben sie. So ist es wahr,
Was ich für List des frechen Feindes hielt,
Die mich zu schnödem Abfall locken sollte?
Der Hoffnung darf ich mich ergeben! Welch
Ein Lichtstrahl blicket durch die Nacht mich an!
Weiß doch Palmire nicht, woher sie stammt;
Seide weiß es nicht, und mein Gefühl
Riß mich zu Beiden allgewaltig hin!
Sie meine Kinder! Hoffnung, trüge nicht!
In meinem Elend schmeichl' ich mir zu viel.
Soll ich der tiefen, süßen Rührung glauben;
Und künden diese Thränen mir sie an?
Wo eil' ich hin; wo kann ich sie umfangen?
Was hält mein Fuß mich an dem Boden fest?
Vom Alter und vom Unglück glaubt' ich mich
Gekühlt, daß Nichts mich überraschen könne;
Nun überrascht mich ein unendlich' Glück.
Nur heimlich kann mich Hammon sehen. Bring'
Ihn diese Nacht durch diese Hallen her.
Am Fuße des Altars, wo meine Thränen,
Wo ungestümer Jammer vor den Göttern
Sich ausgoß, bis sie endlich sich erweichten,
Da geb' er meine Kinder mir zurück.
Ja, gebt mir, Götter, meine Kinder wieder!
Und dieses junge Paar, das mich bisher
Bedeutungsvoll gerührt, ist es nicht mein,
So wächst mein Reichthum an. Auch Diese gebt
Der Tugend, der Natur, der Wahrheit wieder;
Und so sind denn die beiden Paare mein.

Vierter Aufzug.

Erster Auftritt.

Mahomet. Omar.

Omar.

Ja, das Geheimniß, das Dich retten, rächen,

Den Deinigen den Sieg erleichtern soll,
Der Tod Sopire'us durch Seide'us Hand —
Es schwebet nah' am Rande der Entdeckung.
Seide, voll Verwirrung, unentschlossen,
Hat es dem alten Hammon anvertraut.

Mahomet.

Und weigert sich, das Urtheil zu vollziehen?

Omar.

Nein! Es geschah vorher, eh' Du zuletzt
Mit Feuerworten seinen Muth belebt
Und den Besitz Palmire'us ihm, auf's Neue,
Ein Bild des Paradieses, dargestellt.
Er wird gehorchen.

Mahomet.

Aber Hammon?

Omar.

Er
Schien mir bestürzt, er schien ein tiefes Mitleid
Mit Vater und mit Sohn zu fühlen; seine
So lang erprobte Treue schien zu wanken;
Und diesen Mann, der Deinem Willen ganz
Ergeben war, sah ich mit Zweifeln kämpfen.
„Ach!" rief er aus: „ich hoffte, Mahomet
Sei nun gesinnt, die Kinder ihrem Vater,
Als Pfänder des Vertrages, zu erstatten!"

Mahomet.

Ich kenn' ihn; schwach ist Hammon und der Schwache
Wird leicht Verräther. Omar, laß ihn fühlen,
Daß er Geheimniß und Gefahren theilt,
Und daß, in Augenblicken der Entscheidung,
Wie ungestraft sich Niemand widersetzt
Entfernt er sich von seiner Pflicht, so sei
Ein lässiger Zeuge gleich hinweggeräumt.

Omar.

Das Unvermeidliche soll rasch geschehn.

Mahomet.

So sei's! In einer Stunde mag man uns
Zum Richtplatz führen, wenn Sopir nicht fällt.
Er falle! Mehr bedarf's nicht. Das erschreckte Volk
Wird meinen Gott, der sich für mich erklärt,
Der mich vertheidigte, verehren. Dieses ist
Der erste Schritt. Doch haftest Du dafür,
Daß auch Seide gleich, wenn ihm das Blut
Des Vaters von den Händen niedertrieft,
Den Tod in seinen Eingeweiden fühle.
Ist ihm der Gift bereitet?

Omar.

Schon gegeben!

Mahomet.

Nun eile, blick' umher, und wache, handle!

(Omar ab.)

So bleibe der geheimnißvolle Knoten
Der schwarzen Thaten dieses Augenblicks
Im Tod verborgen und vom Grab bedeckt.
Palmire'us Vater falle! neben ihm
Ihr Bruder, ihr Geliebter! doch sie selbst,
Unwissend, werfe sich, in dieser Nacht
Des Schreckens, der Gefahr, in meinen Arm!
Willkommen, Finsterniß! willkommen, Blut
Der Leichen, der Lebend'gen starre Blässe!
Aus dieser nächt'gen Stille sei das Aechzen
Der Sterbenden ertönen, dann Gemurmel
Des aufgeregten Volks die Halle füllen,
Und das Gewühl vermehrt sich, das Geschrei.
Nach Waffen ruft der Eine, still ergreift
Der And're schon die Flucht. Man ruft den Namen
Sopire'us aus; man jammert, fordert Rache.
Doch meine Krieger, die Partei des Volks,
Die mich verehrt, sie dringen an; mein Name,
Des Sieges Losung tönt, und nieder gleich
Gestreckt sind meine Feinde, gleich verzagt —
Und zwischen den Gefahren bebend sucht
Palmire Schutz bei ihrem einz'gen Herrn,
Sie sieht mich bei dem Schein der Fackeln kommen,
Der Schwerter Blinken hält sie nicht zurück;
Kein Blut, kein Leichnam hemmet ihren Fuß,
Und über ihren eignen Vater fliegt sie weg;
Und, aufgeregt von Schrecken, Furcht und Hoffnung,
Versunken im Gefühl, an meiner Brust
Gerettet sich zu sehen, halb im Traum,
Am Rande der Vernichtung, lernet sie
Der Liebe Glück in meinen Armen kennen.

(Ab.)

Zweiter Auftritt.

Seide.

So muß ich denn die fürchterliche Pflicht
Erfüllen! Hier und bald! Es soll geschehn.
Ich wußte meinem Herrn Nichts zu erwiedern;
Ein heil'ger Schauer überfiel mein Herz;
Doch überredet war es nicht. Noch jetzt
Zuckt mir durch alle Glieder bald ein Krampf,
Bald preßt er mir das Herz und bald das Haupt;
Die Kniee wanken und die Hände sinken;
Ich kann nicht vorwärts, nicht zurück. Doch bald
Fühl' ich ein neues Feuer mir im Busen,
Fühl' ich das Blut in raschem Puls belebt.
Der Himmel hat's geboten; ich gehorche.
Welch ein Gehorsam! und was kostet er!

Dritter Auftritt.

Palmire. Seide.

Seide.

Palmire, wagst Du's? Welch unsel'ger Trieb
Kann Dich an diesen Ort des Todes führen?

Palmire.

Die Furcht, die Liebe leiten mich hierher.
Mit heißen Thränen laß mich Deine Hände,
Geweiht zu einem heil'gen Morde, baden!
Welch schrecklich' Opfer fordert Mahomet!
Und Du willst ihm, willst seinem Gott gehorchen?

Seide.

Du, deren rein' Gefühl, Du, deren Liebe
Mich ganz beherrscht, o, sprich mir mächtig zu!
Entscheide die verworr'ne Wuth, erleuchte
Den trüben Geist, und leite meine Hand,
Statt eines Gottes, den ich nicht begreife.
Warum erwählt man mich? Ist unser Gott
Denn nur ein Gott der Schrecken? Sein Prophet,
Zeigt er uns nur den Unerbittlichen?

Palmire.

Wer darf zu fragen, wer zu untersuchen
Sich unterstehen? Mahomet durchschaut
Die Tiefen unsers Herzens; unsre Seufzer
Vernimmt er alle, kennet meine Thränen.
An Gottes Statt wird er verehrt von Allen;
Das weiß ich. Zweifeln schon ist Lästerung.
Und diesen Gott, den er so stolz verkündet,
Es ist der wahre; denn der Sieg beweis't's.

Seide.

Er ist es; denn Palmire glaubt an ihn.
Doch mein verwirrter Geist begreift noch nicht,
Wie dieser gute Gott, der Menschen Vater,
Zum Meuchelmorde mich bestimmen kann.
Ich weiß, mein Zweifel schon ist ein Verbrechen;
Das Opfer fällt, den Priester rühret es nicht;
Und so verdammt des Himmels Wort Sopir'en;
Mir ruft es zu: Erfülle das Gesetz!
Vor Mahomet verstummt' ich, fühlte mich
Geehrt, des Himmels Winke zu erfüllen;
Ich eilte, das Gericht schon zu vollziehn.
Ach, welch ein and'rer Gott hielt mich zurück?
Als ich den unglückse'gen Sopir
Erblickte, fühlt' ich meiner Ueberzeugung
Gewalt verschwinden, und vergebens rief
Die Pflicht zum Mord mich auf. Gelinde
kräftig
Sprach an mein inn'res Herz die Menschlichkeit.
Dann aber griff mit Ehre und mit Würde
Mich Mahomet und meine Schwachheit an.
Mit welcher Größe, welchem Ernste riß
Er aus dem weichlichen Gefühl mich auf!
Er stand ich da, gehärtet und gestählt.
Wie göttlich schrecklich ist Religion!
Da schien mein erster Eifer mich zu treiben;
Doch trägt die Ungewißheit mich zurück,
Von herber Wuth, zum Mitleid und Verschonen.
So dränget das Gefühl mich hin und her;
Mich schreckt der Meineid wie die Grausamkeit.
Ich fühle mich zum Mörder nicht geschaffen;
Doch Gott hat es geboten; ich versprach's,
Und ich verzweifle nun, daß ich's gethan.
Im Sturme siehst Du mich umhergetrieben;
Die hohe Woge trägt mich zum Entschluß.
Sie reißt mich wieder weg. O, könntest Du
Im ungestümen Meer den Anker werfen!
Wie fest sind unsre Herzen nicht vereint;
Doch ohne dieses Opfer kann das Band,
So drohte Mahomet, uns nicht umschlingen;
Um diesen Preis nur ist Palmire mein.

Palmire.

Ich bin zum Preise dieser That gesetzt?

Seide.

Der Himmel hat's und Mahomet beschlossen.

Palmire.

Soll solcher Grausamkeit die Liebe dienen?

Seide.

Dem Mörder nur bestimmt Dich Mahomet.

Palmire.

Wir Unglückse'gen!

Seide.

Doch der Himmel will's.
Religion und Liebe, Beiden dien' ich.

Palmire.

Ach!

Seide.

Kennst Du nicht den Fluch, der unaufhaltsam
Des Ungehorsams freche Weig'rung trifft?

Palmire.

Wenn seine Rache Gott in Deine Hand
Gegeben, wenn er Blut von Dir verlangt?

Seide.

Um Dein zu sein, was soll ich?

Palmire.

Gott, ich schand're!

Seide.

Du hast's gesagt; sein Urtheil ist gesprochen.

Palmire.

Ich? Wie?

Seide.

Ja, Du entſcheidſt.

Palmire.

Welches Wort
War ſo zu deuten; welcher Wink?

Seide.

So iſt's!
Der Himmel gab ein Zeichen mir durch Dich,
Und dieß Orakel bleibe mein Geſetz.
Die Stunde naht. Sopir wird bald erſcheinen;
Hier betet er die falſchen Götter an,
Die mir verfluchen. Geh', Palmire!

Palmire.

Nein!
Ich kann Dich nicht verlaſſen.

Seide.

Bleibe nicht;
Nicht in der Nähe dieſer Schreckensthat!
Der Augenblick iſt gräulich. Fliehe! Hier,
Durch dieſer Hallen ſäulenreiche Gänge,
Kommſt Du zur Wohnung des Propheten hin.
Dort bleib' in Sicherheit.

Palmire.

Der alte Mann
Soll ſterben?

Seide.

Soll! Das Opfer iſt beſtimmt.
Am Staube feſt ſoll meine Hand ihn halten;
Drei Stiche ſollen ſeine Bruſt durchbohren;
Und umgeſtürzt, von ſeinem Blut beſprizt,
Soll der Altar verbannter Götter liegen.

Palmire.

Durch Deine Hand — im Staube — blutig! — Gott —
Hier iſt er! Weh' uns!

(Der Grund des Theater's öffnet ſich; man ſieht einen Altar.)

Vierter Auftritt.

Sopir. Seide. Palmire.

Sopir (tritt ein).

Götter meines Landes!
So lange herrſchet Ihr, und ſeht ihr nun
Vor dieſer Secte neuem Frevel fliehen?
Zum letzten Mal ruft meine ſchwache Stimme,
Um Euertwillen, Euch inbrünſtig an:
Vertheidigt Euch und uns! Doch, iſt's beſchloſſen,
Daß Euer Antlitz von uns weichen ſoll,
Daß in dem Kampfe, der ſich bald erneut,
Gerechte fallen, Frevler ſiegen ſollen;
Wenn Ihr des größten Böſewichts verſchont —

Seide.

Du hörſt, er läſtert!

Sopir.

Gönnet mir den Tod!
Doch gebt in dieſer letzten Stunde noch
Mir meine Kinder wieder! Laßt entzückt
In ihren holden Armen mich verſcheiden;
Laßt die gebrochnen Augen ſie mir ſchließen!
Ach, wenn ich einer leiſen Ahnung traue,
So ſind ſie nah'! O, zeigt mir meine Kinder!

Palmire.

Was ſagt er? Seine Kinder?

Sopir.

Heil'ge Götter!
Vor Freuden ſtürb' ich über ihrer Bruſt.
O, laßt ſie unter Euern Augen wandeln,
Wie ich geſinnt; doch glücklicher als ich.

(Entfernt ſich.)

Seide.

Zu ſeinen falſchen Göttern rennt er.

Palmire.

Halt!
Was willſt Du thun?

Seide.

Ihn ſtrafen.

Palmire.

Ach, verweile!

Seide.

Dem Himmel dien' ich, und verdiene Dich.
Geweiht iſt dieſer Stahl dem wahren Gott;
Nun ſoll ſein Feind durch dieſe Schärfe fallen.
Hinan! — Und ſiehſt Du nicht die Ströme Blut,
Die mir den Weg zum Opferplatze zeigen?

Palmire.

Was ſagſt Du?

Seide.

Ja, ſo find' ich dieſen Weg!
Er geht dahin! Ich kann mich nicht verirren;
Nur fort!

Palmire.

Ein Grauſen ſchlingt ſich um uns her!

Seide.

Es drängt mich hin; die volle Zeit iſt da.
Das Zeichen winkt — es bebt Altar und Hölle!

Palmire.

Der Himmel ſpricht; was kann ſein Wille ſein?

Seide.

Treibt er mich an? Will er zurück mich drängen? —
Ich höre des Propheten Stimme wieder
In meinem Ohre schallen: meine Schwäche
Verweis't er mir, verweis't mir meine Feigheit!

Palmire.

Nun?

Seide.

Wende Deine Stimme himmelwärts!
Ich treffe.

(Er geht hinter den Altar.)

Palmire.

Augenblick des Todes! Mich
Umgibt sein Schauer. Still ist Alles; still.
Doch, ach, was ruft so laut in meinem Herzen?
Warum bewegt sich heftiger das Blut?
Es ist noch Zeit — soll ich die That verhindern?
Verweg'ne! Wenn der Himmel einen Mord
Gebieten kann, hast Du Dich in's Gericht
Zu drängen, anzuklagen, zu entscheiden?
Gehorche! Sonst war der Gehorsam Dir
So leicht; und nun, woher das Widerstreben?
Ach, weiß ein Herz, was recht ist oder nicht? —
Es ist gethan! — Ein Schrei durchdringt mein Ohr! —
Seide!

Seide (kommt zurück).

Ruft mich Jemand? Welcher Weg
Führt mich hinaus? Palmire'n find' ich nicht!
Verlassen kann sie mich?

Palmire.

Verkennst Du sie,
Die für Dich lebt?

Seide.

Wo sind wir?

Palmire.

Das Gebot,
Das traurige Versprechen, ist's erfüllt?

Seide.

Was sagst Du?

Palmire.

Fiel Sopir?

Seide.

Sopir!

Palmire.

O, Gott,
Der Du dieß Blut verlangtest, stärke nun
Den schwerbeklomm'nen Geist! Komm', laß uns fliehen!

Seide.

Ich kann nicht; meine Kniee sinken ein.

(Er setzt sich.)

Ach, wollte Gott, daß auch das Leben schwände!

Palmire.

Palmire lebt; Du wolltest sie verlassen?

Seide.

Palmire, rufst Du mir? Ich kehr' ins Leben
Für Dich zurück. Wo bist Du?

Palmire.

Hier, mein Freund!

Seide.

O, Deine Hände, sie allein vermögen
Vom Rande der Vernichtung mich zu reißen!
Du lebst, ich fühle Dich, und ich bin Dein.

Palmire.

Was ist geschehn?

Seide (steht auf).

Sie ist geschehn, die That.
Ich habe Nichts verbrochen; ich gehorchte.
Mit Wuth ergriff ich ihn, der Schwache fiel;
Ich traf, ich zuckte schon den zweiten Streich;
Ein jämmerlicher Schrei zerriß mein Ohr;
Vom Stand heraus gebot die edelste
Gestalt mir Ehrfurcht; seine Züge schienen
Verklärt, es schien ein Heil'ger zu verscheiden.
Die Lampe warf ihr bleiches Licht auf ihn,
Und düster floß das Blut aus seiner Wunde.

Palmire.

Komm', laß uns flüchten; komm' zu Mahomet!
Er schützt uns gegen Alle. Zaud're nicht!
Wir schweben in der tödtlichsten Gefahr.

Seide.

Das Blut versöhnt die Gottheit, sagen sie;
Gewiß versöhnt das Blut der Menschen Grimm.
Ich fühlte mich erweicht, als ich es sah
Im raschen Strom das weiße Kleid durchirren.
Ich wandte mich, er rief mir. Welche Stimme!
„Seide!" rief er, „Du, Geliebter, mich?"
Unendlicher! Er sank, ich seh' ihn liegen;
Er zuckt, er stirbt! — O, daß ich neben ihm,
Von diesem Dolch getroffen, sterbend läge!

Palmire.

Man kommt! Ich zitt're für Dein Leben; Fliehe,
Wenn Du mich liebst!

Seide.

Die Liebe nenne nicht!
Sie riß mich zu der Schauderthat hinab.

Der Morgen kommt, der Stillſtand wird erloſchen;
Da ſollte ſich mein Plan entfalten, da
Der ſiegende Verbrecher unterliegen.
Nicht Alles iſt verloren, wenn Dein Arm
Zu einer großen That ſich kühn erhebt.
Das Volk verſammelt ſich bewaffnet hier;
Mein Blut ſei ihre Loſung; führe ſie,
Und des Verräthers letzter Tag iſt da.
Wir harren kurze Zeit.

Seide.

Ich eile gleich!
Das Ungeheuer falle; doch auch ich!
Gerochen ſollſt Du ſein, und ich geſtraft.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Omar. Gefolge.

Omar.

Iſt das Gerücht, das ſich verbreitet, wahr?
Seide'n haltet; ſteht Sopir'en bei!
In Ketten dieſen Mörder! Mahomet
Iſt des Geſetzes kräftiger Vollbringer.

Sopir.

Der Miſſethat Vollendung ſoll ich ſehn?

Seide.

Mich ſtrafen! — Mahomet?

Palmire.

Du darfſt, Tyrann!
Mit dieſem Munde, der den Mord befahl?

Omar.

Nichts iſt befohlen worden.

Seide.

Ich verdiene,
Leichtgläubig, wie ich war, den herben Lohn.

Omar.

Gehorcht, Soldaten!

Palmire.

Darfſt Du wohl, Verräther?

Omar.

Palmire wird, wenn ſie Seiden liebt,
Gehorchen. Mahomet beſchützet ſie,
Und hält den Blitz, der eben treffen ſoll,
Vielleicht zurück; doch nur um ihretwillen.
Zu ihrem König folgt ſie willig mir.

Palmire.

So vielem Jammer ward ich aufgeſpart!

(Man führt Palmire n und Seide'n ab.)

Sopir.

Man führt ſie weg? O, unglückſel'ger Vater,
Mit dieſem Faden reißt Dein Leben ab!

Phanor.

Schon wird es Tag, das Volk verſammelt ſich;
Man kommt, Dich zu umgeben, edler Greis!

Sopir.

Sie wären meine Kinder?

Phanor.

Zweifle nicht!

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Mahomet. Omar.

Omar.

Gelungen iſt der Plan, Sopir verſcheidet,
Der ungewiſſe Bürger ſtarrt und ſchwankt.
Die Deinigen, erſtaunt, verehren ſelbſt
Das Wunder, das zu unſ'rer Hülfe kommt,
Und zeigen Gottes Finger der erregten,
Getheilten Stadt und dämpfen ihre Wuth.
Wir ſelbſt beklagen laut Sopir'ens Tod,
Verſprechen Rache, preiſen Deine Größe;
Gerecht und gütig rufen wir Dich aus.
Man hört uns an, man beugt ſich Deinem Namen;
Und wenn der Aufruhr ſich noch regen möchte,
So ſind es Wenige, die das Ufer ſchlagen,
Wenn heit'rer Himmel ſchon von oben glänzt.

Mahomet.

Ein ew'ges Schweigen ſei der Fluth gebeten! —
Und meine Völker nahen ſich der Stadt?

Omar.

Die ganze Nacht bewegt ſich ſchon das Heer,
Durch einen Umweg, dieſen Mauern zu.

Mahomet.

Zur Ueberredung füge ſich die Macht.
Seide weiß nicht, wen er mordete?

Omar.

Wer könnt' es ihm verrathen? Schon begräbt
Mit Hammen dieß Geheimniß ew'ge Nacht.
Seide folgt ihm, ſchon begann ſein Tod;
Und vor der Miſſethat ging Strafe her.
Indem er zum Altar das Opfer ſchleppte,
Indem er ſeines Vaters Blut vergeß,
Durchirrte ſchon ein ſchleichend Gift die Glieder;
Nicht lange wird er im Gefängniß athmen.

Palmire'n aber laß ich hier bewachen;
Der Irrthum führt ſie bald in Deinen Arm.
Seide'n zu befreien, iſt ihr Wunſch;
Ich hab' ihr dieſe Hoffnung nicht geraubt.
Noch geht ſie ſchweigend und verhüllt in ſich;
Doch ihr gelehrig' Herz, Dich anzubeten
Gewohnt, es wird in Deiner Gegenwart,
An Deiner Bruſt zur Freude ſich beleben.
Du biſt zum Gipfel Deines Glücks gelangt:
Geſetze gibſt Du Deinem Vaterlande,
Biſt ihm Prophet und König und regierſt
Vom väterlichen Boden aus die Welt.
Das Jun're Deines Hauſes, Deines Herzens
Soll die Geliebte ſchmücken und erfreu'n.
Hier kommt ſie, leblos, zitternd; ſprich ihr zu!

Mahomet.

Verſammle meine Treuen um mich her!

Zweiter Auftritt.

Mahomet. Palmire.

Palmire.

Wo bin ich? — Großer Gott!

Mahomet.

Erhole Dich!
Des Volkes, Dein Geſchick hab' ich gewogen.
Sieh' die Begebenheit, die Dich erſchreckt,
Als ein Geheimniß zwiſchen mir und Gott an.
Befreit auf ewig von Gefangenſchaft
Und Sclaverei, erhebe Dein Gemüth.
Du ſiehſt Dich hier gerochen, frei und glücklich;
Beweine nicht Seiden! Ueberlaß
Des menſchlichen Geſchickes Sorge mir.
Denk' an Dein eig'nes Glück; Du biſt mir werth,
Und Mahomet nahm Dich zur Tochter auf;
Zu einer höhern Stufe kann er Dich
Erheben. Solchen Rang verdiene Dir.
Blick' auf zum Gipfel alles Erdenglücks,
Das Uebrige laß der Vergeſſenheit.
Bei'm Anblick jener Größe, die Dich lockt,
Geziemen ſich die niedern Wünſche nicht.
Zu mir gewendet, ruh' auf mir Dein Herz!
Wie mir die Welt vertraut, vertraue mir!

Palmire.

Was hör' ich? Von Geſetzen, Wohlthat, Liebe
Wagſt Du zu reden, blutiger Betrieger?
Auf ewig ſei mein Herz Dir abgeſchworen,
Dir, Henker meines Hauſes! Dieſes Letzte
Ging meinem Jammer, Deiner Wuth noch ab.
Das iſt er alſo — Gott! — der heilige
Prophet; der König, dem ich mich ergab? —
Der Gott, den ich verehrte? — Ungeheuer!
Durch Wuth und grimm'ge Ränke weihteſt Du
Zwei reine Herzen einem Vatermord!
Verführen wollt Du meine Jugend, wollt
Um mich, mit meinem Blut befudelt, werben?
Doch traue nicht auf Deine Sicherheit;
Der Schleier iſt zerriſſen, Rache naht.
Vernimmſt Du das Geſchrei, den Sturm der Menge,
Die meines Vaters Geiſt gewaltig treibt?
Man waffnet ſich; man eilet mir zu Hülfe,
Und mich um jeden Preis entreißt man Dir.
Dich ſelbſt, die Deinen ſeh' ich hingeſtreckt,
Und über Euern Leichen athm' ich wieder.
O, laßt ihn nicht entkommen, gut'ge Götter!
Auf, Mecca; auf, Medina, Aſien,
Bewaffne Dich, die Wuth, die Heuchelei
Zu ſtrafen! Alle Welt, beſchämt, zerbreche
Die Feſſeln, die ſie allzu ſchändlich trug;
Und Deine Lehre, die der Wahn gegründet,
Muß Abſcheu allen künft'gen Zeiten ſein.
Die Höllе, die Du Jedem grimmig drohteſt,
Der zweifelnd mit ſich ſelbſt zu Rathe ging,
Die Höllе, dieſer Ort der Wuth, des Jammers,
Für Dich bereitet, ſchlinge Dich hinab.
Solch einer Wohlthat dankt ein ſolch' Gefühl;
So ſind mein Dienſt, mein Schwur und meine Wünſche!

Mahomet.

Was auch entdeckt ſei, was Du träumſt und was
Du glauben magſt, zu ſein: ich bin Dein Herr!
Und wenn ſich meine Göte —

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Omar. Ali. Gefolge.

Omar.

Alles weiß man.
Verrath an Dir war Hammon's letzter Hauch.
Das Volk erfährt es, beicht den Kerker auf;
Man waffnet, man erregt ſich. Raſend ſtürzt
In ungeheuerm Strom es brüllend her.
Sie tragen ihres Führers blut'gen Leib,
Seide geht voran. Mit heißen Thränen
Ruft er zur Rache ſie des Vatermords.
Ein Jeder will den blut'gen Leichnam ſehen,
Und aus der Neugier ſtrömet neue Wuth.
Seide klagt ſich an: „Mein iſt die That!“
Und ſchmerzlich angefacht, entbrannt von Rache,
Scheint er nur noch zu leben wider Dich.
Schon ſucht man Deinem Gott; man ſucht den Deinen,
Und Dein Geſetz verwünſcht man. Jene ſelbſt,
Die, ſchon gewonnen, Deinem Volk die Thore
Eröffnen ſollten, wieder abgeriſſen.
Sind gegen Dich gewendet und entbrannt;
Nur Tod und Rache tönt von allen Seiten.

Basco der ſich ſtellt.

Zwiſchen den Fingern brennt mich der Degen;
Wir ſind, o Liebchen,
Noch nicht ſo weit.

Sie fechten. Lucinde wird entwaffnet und ſteht in ſich gekehrt und beſtürzt da.

Basco.

Sieh, wir wiſſen Rath zu ſchaffen,
Haben Muth und haben Glück.

Lucinde.

Ohne Freund und ohne Waffen,
Armes Mädchen, welch Geſchick!

Basco.

Sieh, wir wiſſen
Rath zu ſchaffen.
Laß dich küſſen.
Seht den Affen! —
Welch Entſetzen,
Welch ein Blick!

Palmire.

Gerechter Himmel, laß die Unſchuld ſiegen!
Triff den Verbrecher!

Mahomet (zu den Seinigen).

Was befürchtet Ihr?

Omar.

Die Wenigen, die mit Dir in der Stadt
Sich finden, ſammeln ſich ſogleich um Dich.
Wir werden an Dir halten, mit Dir fallen.

Mahomet.

Ich bin genug, Euch zu vertheidigen;
Erkennet, welchem König Ihr gehört!

Vierter Auftritt.

Mahomet, Omar, Gefolge (an der einen), Seide und das Volk (an der andern Seite), Palmire (in der Mitte).

Seide

(einen Dolch in der Hand, ſchon durch das Gift geſchwächt).

Bewohner Mecca's, rächet meinen Vater!
Den mörderiſchen Heuchler ſtrecket nieder!

Mahomet.

Bewohner Mecca's, Euch zu retten, kam ich;
Erkennet Euern König, Euern Herrn!

Seide.

Hört nicht das Ungeheuer; folget mir!
Ihr Götter — welche Wolke deckt mich zu? —
Auf ihn! — Wie wird mir — Gott! —

Mahomet.

Ich überwinde!

Palmire.

Mein Bruder!

Seide.

Nicht gesäumt! — Ich ſchwanke! Weh' —
Vermag nicht — welcher Gott hat mich gelähmt? —

Mahomet.

Vor mir ergreif' es jeden Frevler ſo!
Ungläub'ge, die ein falſcher Eifer treibt,
Mich zu verfluchen und Sopie'n zu rächen,
Der Arm, der Könige bezwingen konnte,
Hat Eu're Zweifel zu beſtrafen Kraft;
Doch überlaß ich's Gott, der mir ſein Wort
Und ſeinen Donner anvertraut: er ſchone
Die Irrenden, doch den Verbrecher ſtraf er!
Er richte zwiſchen mir und dieſem Mörder;
Den Schuld'gen von uns Beiden ſtreck' er nieder!

Palmire.

Mein Bruder! Wie, er hat ſo viel Gewalt,
Der Lügner, auf ſie Alle? Wie ſie ſtehn!
Erſtaunt, erſtarrt, vor ſeiner Stimme bebend,
Als käm' ein Gott, Geſetze zu verkünden,
Und auch Seide, Du?

Seide.

Ich bin geſtraft!
Die Tugend war umſonſt in meinem Herzen,
Ein groß' Verbrechen ward mir aufgenöthigt.
Doch, wenn ein Gott den Irrthum ſo beſtraft,
So zitt're Du, Verbrecher! Siehſt Du mich
Vom Stahl getroffen, mich, das Werkzeug, nur,
Sollt' er nach Dir, Verführer, nicht ihn ſchleudern?
Ich fühl' es, mich umſchwebt der Tod. Palmire,
Hinweg, daß er nicht Dich mit mir ergreife!

Palmire.

Nein, Bürger! Nicht ein Gott hat ihn getödtet;
Gift wirkt in ſeinen Adern.

Mahomet.

Lernt, Ungläubige,
Den Lohn des Aufruhrs gegen Gottgeſandte,
Die Rache kennen, die der Himmel ſchickt.
Natur und Tod vernehmen meine Stimme.
Der Tod, der mir gehorcht, beſchützte mich
Und grub die Züge rächender Vernichtung
Auf dieſe bleiche Stirne plötzlich ein.
Er ſteht noch zwiſchen Euch und mir, der Tod;
Er zielt und wartet, was ich ihm gebiete.
So ſtraf ich jedes Irrthums Eigenſinn,
Der Herzen Menterei, ja, der Gedanken
Unwill'gen Frevel; nur den Gläubigen
Verſchont mein Bann, verſchont des Todes Schrecken.
Wenn Euch der Tag beſcheint, wenn Ihr noch lebt,
So dankt's dem Hohenprieſter, der für Euch,
Verführte, ſeinen Gott um Schonung flieht!
Zum Tempel fort, den Ew'gen zu verſöhnen!

(Das Volk entfernt ſich.)

Palmire.

O, bleibt! Nein, der Barbar vergiftete
Den holden Jüngling, meinen Bruder. Wie?
Und ſpräche Dein Verbrechen ſelbſt Dich los?
Du ſcheinſt ein Gott, nur weil Du Laſter häufeſt.

Verruchter Mörder meines ganzen Hauſes,
Auch mir, der Letzten, raube dieſes Licht!
Du zauderſt, blickeſt mich mit falſcher Milde,
Die mir verhaßt iſt, an! Des Todten Züge,
Die vielgeliebten, reißen mich dahin!

(Gegen den Leichnam.)

Ein grauenvoll' Geheimniß lauerte
Der Unſchuld auf'rer erſten Neigung auf.
Ich hatte mit Entſetzen Dich geflohen;
Jetzt darf ich wieder jenem Zuge folgen.

Veredelt und verbunden ſehen wir
Uns wieder.

(Sie ersticht ſich.)

Mahomet.

Wehret ihr!

Palmire.

Ich ſterbe. Fort!
Dich nicht zu ſehen, iſt das größte Glück.
Die Welt iſt für Tyrannen; lebe Du!

Tancred.

Ein Trauerſpiel
in fünf Aufzügen, nach Voltaire.

Perſonen.

Arſir, Aelteſter des Ritter-Chor's von Syracus.
Orbaſſan, Lerebar, Roderich, } Ritter von Syracus.
Tancred, Ritter, aus einer verbannten Syracuſaniſchen Familie, in Byzanz erzogen.
Aldamon, Soldat.
Amenaide, Tochter Arſir's.
Cupbanie, ihre Freundinn.
Mehrere Ritter, als Glieder des hohen Raths. Knappen, Soldaten, Volk.

Der Schauplatz iſt in und bei Syracus. Die Zeit der Handlung fällt in das Jahr 1005. Die Africaniſchen Sarazenen hatten, im neunten Jahrhundert, ganz Sicilien erobert. Da Syracus ihr Joch abſchüttelte, bothen ſie Palermo und Girgenti. Die Griechiſchen Kaiſer beſaßen Meſſina.

Erſter Aufzug.

Rathsſaal im Palaſte der Republik.

Erſter Auftritt.

(Die verſammelten Ritter, in einem halben Cirkel ſtehend.)

Arſir.

Erlauchte Ritter, deren Muth und Kraft
Des Vaterland's Bedrängniß rächen ſoll,
Mir, als dem Aelteſten, erlaubet Ihr,
Euch zu verſammeln, Euern Rath zu hören.
Entſchloſſen ſeid Ihr, mit geſammter Hand
Der Doppel-Tyrannei, die ſich Siciliens
Bemächtigte, die Bruſt zu bieten, Euch
Und Syracus die Freiheit zu verſchaffen.
Die beiden ungeheuern Mächte, die
Sich in die Welt zu theilen, lange kämpfen,
Des Orient's Monarchen und der Sarazenen
Verwegne Fürſten, Beide machen ſich
Die Ehre ſtreitig, uns zu unterjochen.

Dem Kaiſer von Byzanz gehorchen ſchon
Meſſina's Völker; Selamir, der Maure,
Beherrſchet Agrigent und Enna's Flur,
Bis zu des Aetna fruchtbeglücktem Fuß;
Und Beide drohten Knechtſchaft unſrer Stadt;
Doch auf einander eiferſüchtig Beide,
Begierig Beide, ſolchen Raub zu haſchen,
Bekämpften ſich und ſtritten ſo für uns.
Sie haben wechſelweiſe ſich geſchwächt;
Nun öffnet ſich ein Weg, uns zu erretten.
Der Augenblick iſt günſtig; nützet ihn!
Der Muſelmannen Größe neigt ſich ſchon,
Europa lernet weniger ſie fürchten.
Uns lehrt in Frankreich Carl Martell, Pelag'
In Spanien, der heil'ge Vater ſelbſt,
Leo der Große lehrt, mit feſtem Muth,
Wie dieſes kühne Volk zu dämpfen ſei.

Auch Syracus vereinigte ſich heut
An ſeinem Theil zu ſolchem edeln Zweck.
Uneinigkeit und Ungewißheit ſoll
Nicht länger Eu're Heldenſchritte lähmen.
Vergeſſen wir die unglücksvolle Zeit,
Da Bürger gegen Bürger aufgeſtanden,
Und, grauſam, dieſe Stadt die eig'nen Kinder
Ermordet und vertrieben und ſich ſelbſt
Entvölkert! Orbaſſan, an Dich erzeht
Mein erſter Aufruf: Laß uns nun verbunden
Für eine Sache ſtehn; für's Allgemeine,
So wie für's Beſte jedes Einzelnen!
Ja, laß uns Neid und Eiferſucht verbannen,
Ein fremdes Joch, das uns gewaltig droht,
Mit Heldenkraft zerbrechen, oder ſterben!

Orbaſſan.

Nur allzu traurig war der Zwiſt, Arſir,
Der unſre beiden mächt'gen Stämme trennte
Und der getheilten Stadt die Kraft entzog.

Nun heftet Syracus, die Orbassans
Mit Deinem Blut, Arstr, vereint zu sehen.
So werden wir uns wechselweise schützen —
Und also reich' ich Deiner edeln Tochter,
Ein wohlgesinnter Bürger, meine Hand;
Dem Staate will ich dienen, Dir, den Deinen,
Und vom Altar, wo unser Band sich knüpft,
Stürz ich mich rächend Solamir entgegen.
Doch sind es nicht allein die äußern Feinde,
Der Byzantiner hier, der Maure dort;
Auch selbst in dem Bezirk von Syracus
Sehnt sich ein Theil betrog'nen Volkes noch
Dem längst vertrieb'nen Frankenstamme nach;
Man rühmet seinen Muth und wie er sich,
Freigebig, aller Bürger Herz verbunden.
Wen er beraubt, daran denkt Keiner mehr;
Nur was er gab, verwahrt noch das Gedächtniß.

Mit welchem Recht verbreitete der Franke
Sich über alle Welt und nahm auch hier
In unsern reichen Gegenden Besitz?
Loucy! — mit welchem Recht verpflanzt er sich
Vom Seine-Strom zu Arethuse's Quelle?
Bescheiden erst und einfach, schien er nur
Sich unserm Dienst zu weihen; doch sein Stolz
Und seine Kühnheit machten ihn zum Herrn.
Sein Stamm, der ungeheure Güter häufte,
Erkaufte sich des Volkes Neigung bald,
Und über meinen Stamm erhob er sich;
Doch nun sind sie gestraft; sie sind verbannt,
Auf ewig ihres Bürgerrechts verlustig.

Das ist beschlossen; doch das Schwerste bleibt,
Nun dem Gesetz die volle Kraft zu geben.
Ein Sprosse des gefährlichen Geschlechts,
Tancred, ist übrig, der als Knabe schon
Mit seinen Eltern die Verbannung theilte.
Den Kaisern von Byzanz hat, wie man sagt,
Mit Ehren er gedient, und trägt gewiß,
Von uns gekränkt, den tiefsten Haß im Busen.
Vielleicht erregt er gegen uns die Macht
Der Griechen, die schon in Sicilien,
Durch den Besitz Messina's, eingegriffen,
Und denkt vielleicht, durch seinen Einfluß hier
Uns innerlich zu untergraben. Doch
Wie ihm auch sei: wir stehen einer Welt
Entgegen, die von allen Seiten der
Nach unsern fruchtbeglückten Feldern dringt,
Und uns des reinen Himmels Freihgenuß
Im schönsten Land der Erde rauben möchte,
Nicht mit Gewalt allein, mit List noch mehr.

Laßt gegen den Verrath uns, ihn' Erbarmen,
Als wär'ge Röhrer einer Stadt entbrennen.
Gebt den Gesetzen neue Kraft, die Jeden
Der Ehre wie des Lebens ledig sprechen,
Der mit dem Feinde, mit dem Fremden sich
In heimlichen Verbindungen gesellt.
Untreue wird durch Mildigkeit erzeugt.
Kein Alter spreche künftig, kein Geschlecht
Zur Schonung eines Schuldigen das Wort.
So that Venedig, wo mit großem Sinn
Mißtrauen und Strenge sich re Losung war.

Loredan.

Welch' eine Schande für die Eingebornen,
Daß sie ein Fremder, sie ein Feind so leicht
Durch irgend einen Schein verblenden kann!
Welch' ein Verdruß für uns, daß Solamir,
Als Muselmann, in dieser Christen-Insel,
Ja selbst in dieser Stadt Verräther findet,
Uns Friede bietet, wenn er Krieg bereitet;
Um uns zu stürzen, uns zu trennen sucht.
Wie Mancher von den Unsern ließ sich nicht
Durch Wissenschaft und Kunst bethören, die
Der Araber, uns zu entkräften, bringt!
Am Meisten aber, daß ich Nichts verschweige,
Neigt sich der Frauen leicht verführt' Geschlecht
Den Lockungen des fremden Glanzes zu.
An Solamir und seinen Edeln schätzt
Ein weiblich' Auge, lüstern, manchen Reiz,
Des Morgenlandes auserles'ne Pracht
In Kleid und Schmuck, Gewandtheit der Gestalt,
Der Neigung Feuer und der Werbung Kühnheit;
Indeß wir der gerechten Sache nur,
Dem Wohl des Staates, Sinn und Arme widmen,
Und Kunstgewerbe ritterlich verschmäh'n.
Im Siege mag sich unsre Kunst enthüllen;
Mir trau' ich viel, Euch trau' ich Alles zu.
Besonders aber laßt, gerecht und streng,
Uns gegen der Verräther Tücke wachen;
Ein einziger zerstöret, leicht und schnell,
Was viele tausend Redliche gebaut.
Und wenn ein Solcher des Gesetzes nicht,
Des Unglücks, das er stiftet, nicht gedenkt:
So laßt, wenn er entdeckt ist, im Gericht
Uns nicht an Gnade, nicht an Milde denken.
Und Syracus liegt sicher hinter uns,
Wenn wir uns Solamir entgegen stürzen.
Auf ewig ausgeschlossen sei Tancred,
Und ihm und seinem Stamme jede Hoffnung
Der Rückkehr abzuschneiden, werde nun
Des Ritterrathes letzter Schluß vollbracht.
Die Güter, das Vermögen, die der Franken
Vertrieb'ner Stamm in Syracus verließ,
Sei Orbassan verliehen, der für uns
So viel gethan, so viel zu thun sich rüstet;
Solch eines Vorzugs ist der Bräutigam,
Ehre uns Tochter solcher Mitgift werth.

Roderich.

So sei es! Mag Tancred doch in Byzanz
Sich jeder Gunst des Kaiserhofes freuen!
Er sord're Nichts in unserm Freibezirk.

Gab er ſich einen Herrn, ſo that er ſelbſt
Auf unſre heil'gen Rechte hier Verzicht.
Er ſei verbannt. Der Sclave der Despoten
Kann in dem freien Kreiſe Nichts beſitzen;
Der Staat, den Orbaſſan bisher beſchützt,
War ſchuldig, ehrenvoll ihn zu belohnen.
So denk' ich und ein Jeder ſo mit mir.

Arſir.

Er iſt mein Eidam! Einer Tochter Glück
Und Wohlſtand bleibt des Vaters heißer Wunſch;
Doch den Vertrieb'nen, den verwaiſ'ten Mann,
Der, ganz allein noch übrig in der Welt
Von einem hohen Stamme, ſich verliert,
Nicht gerne hab' ich, zu der Meinen Vortheil,
Der letzten Hoffnung ihn beraubt geſehn.

Loredan.

Du tadelſt den Senat?

Arſir.

Die Härte nur.
Doch was die Mehrheit immer ausgeſprochen,
Ich ehr' es als ein göttliches Geſetz.

Orbaſſan.

Dem Staat gehören dieſe Güter! Mag
Er ſie doch auch beſitzen und verwalten.

Arſir.

Genug hiervon! Gefährlich immer iſt's,
Das ſchon Entſchied'ne wieder aufzuregen.
Laß uns vielmehr des ſchönen Bunds gedenken,
Der unſre Häuſer feſt vereinen ſoll;
Laß uns die Feier heute noch vollbringen,
Und Morgen ſei der Tag beglückter Schlacht!
Da fühle Solamir, daß Du mit ihm
Um *eine* Braut, um *einen* Kranz gerungen!
Entreiß' ihm Beide, glücklich hier und dort!
Ja, der verwegne Muſelmann verlangte,
Zum Friedenspfande, meiner Tochter Hand;
Durch ſolch ein Bündniß glaubt er mich zu ehren.
Auf, meine Freunde! — Wenn das Alter mir
Den Ehrenplatz, Euch anzuführen, raubt,
So iſt mein Eidam dieſer Stelle werth.
Nicht ferne will ich von dem Kampfe ſein:
Mein Herz wird neue Regungen empfinden;
Mein Auge blickt auf Eu're Tapferkeit
Und ſieht den ſchönſten Sieg, eh' es ſich ſchließt.

Loredan.

Du biſt es, der uns leitet! Hoffen wir,
Daß auch das Glück den edeln Kampf begünſtigt.
Wir ſchwören, daß ein ehrenvoller Sieg,
Wo nicht, ein ehrenvoller Tod uns krönen ſoll.

Zweiter Auftritt.

Arſir. Orbaſſan.

Arſir.

Kann ich mich endlich Deinen Vater nennen?
Iſt, wack'rer Orbaſſan, der alte Groll
In Dir verloſchen? Darf ich eines Sohns
Geſinnung von Dir hoffen, auf Dich zählen?

Orbaſſan.

Laß uns erwarten, daß das Leben uns,
Das uns bisher getrennt, verbinden möge;
Daß, wie wir uns bisher geſchadet, nun
Wir unſre Kraft zu beider Vortheil brauchen!
Laß denn Vertrauen zwiſchen uns entſtehn,
Gegründet auf gemeinſames Beſtreben,
Den Staat, uns ſelbſt, die Unſern zu beglücken.
Gewohnt von Jugend auf, Dein Widerſacher
Und Deines ganzen Hauſes Feind zu ſein,
In dieſes Bündniß wär' ich nicht getreten,
Hätt ich Dich ſelbſt als Feind nicht ehren müſſen.
Ob Liebe Theil an dieſem Schluß gehabt,
Das laß uns hoffen, aber nicht erforſchen.
Amenaide'ns hohen Frauenwerth
Darf jeder Ritter zu beſitzen wünſchen.
Sie wird nun mein! Mich ihrer werth zu nennen,
Muß ich die Feinde dämpfen, Syracus
Von jeder Noth befreien. Dir, mein Vater,
Der erſten Stelle hohe Würde ſichern.
Das ruft zum Kampfe mich, zur Thätigkeit.
Und unter dem Geräuſch der Todeswaffen,
Wenn Liebe ſpräche, würde ſie gehört?

Arſir.

Wenn ſich ein Krieger durch Freimüthigkeit,
Durch trock'ne, derbe Sinneskraft empfiehlt,
So gibt es eine Härte, die ihm ſchadet.
Gefällige Beſcheidenheit erhebt
Den Glanz der Tugend, iſt der beſte Schmuck
Der Tapferkeit. Ich hoffe, meine Tochter
Soll Deiner Sitte Heldenſtrenge mildern.
Sie ging, in früher Zeit, mit ihrer Mutter
Den Stürmen unſrer Bürgerzwiſte entflohn,
Am Hofe von Byzanz, die erſten Blüthen
Jungfräulicher Geſinnung zu entfalten.
Und blieb ihr Herz der Schmeichelei verſchloſſen,
So iſt ihr Ohr doch dieſes Tons gewohnt.
O, laß Dir eines Vaters Rath gefallen!
Befremde ſie durch Ernſt und Strenge nicht!
Ein weiblich' Herz glaubt nur an ſeinen Werth,
Wenn es den rohen Menſchenſinn bezwingt.

Orbaſſan.

Und dieſe rauhe Schale müßt Ihr mir
Zu Gute halten; denn ich bin im Lager
Vom kriegeriſchen Vater auferzogen.
Dort ſpricht die That den Werth des Mannes aus;

Dort lernt' ich biedern Sinn, Entschlossenheit,
Den unverrückten Schritt zum Ziele schätzen.
Und lernt' ich gleich des Hofes Sprache nicht,
Kann ich kein Scheinverdienst, durch Gleisnerei,
Mir eigen machen, und, mit glatten Worten,
Erlog'ne Neigung jedem Weibe bieten:
So fühl' ich doch die Würde meiner Braut
Vielleicht so gut, als man sie fühlen soll;
Und mein Betragen zeige, wie ich sie
Und Euch und mich in ihr zu ehren denke.

Arsir.

Ich habe sie berufen, sie erscheint.

Dritter Auftritt.

Arsir. Orbassan. Amenaide.

Arsir.

Der hohe Rath, besorgt für's Wohl des Ganzen,
Der Bürger Stimme, die ihr Herz betragen,
Dein Vater, ja der Himmel, führen Dir
Den Bräut'gam zu, dem mit ergeb'ner Pflicht
Und holder Neigung Du entgegen gehst;
Dein Wort empfing er aus des Vaters Munde.
Du kennest seinen Namen, seinen Rang
Wie seinen Ruhm, den er als edler Führer
Des Ritterheeres täglich mehren kann.
Daß er zu seinen großen Gütern noch
Tancred'ens Rechte vom Senat empfing —

Amenaide (für sich).

Tancred'ens?

Arsir.

— möchte der geringste Werth
Der auserwähltesten Verbindung sein.

Orbassan.

Wie sie mich ehrt, Das hab' ich längst gefühlt;
Nun fühl' ich auch in dieser Gegenwart,
Wie sehr ich mich beglückt zu nennen habe.
O, daß zu Deiner Gunst und ihrer Wahl
Auch mein Verdienst um Euch sich fügen möchte!

Amenaide.

In allen Zeiten hast Du, theurer Vater,
Mein Leid empfunden, wie mein Glück befördert.
Indem Du einem Helden mich bestimmst,
So soll, nach langen Kampfes wilden Tagen,
Durch Deine Weisheit Fried' und Freude blühn;
Und Deine Tochter soll des Glückes Pfand,
Für uns're Stadt, für uns're Häuser sein.
Die Würde dieser Pflicht empfind' ich wohl,
Den Vortheil auch erkenn' ich wünschenswerth;
Doch Orbassan wird einem weichen Herzen,
Das, ach! von Jugend auf, zu sehr belastet
Von manchem Druck unsel'ger Tage war,
Das selbst sich jetzt, in dieser neuen Lage,
Betroffen fühlen muß, verzonnen, sich
An eines Vaters Busen zu erholen.

Orbassan.

Ich schätze diese Ford'rung der Natur;
Ich weiß Dein kindliches Gefühl zu ehren.
Dem herzlichen Vertrauen laß ich den Raum.
An Deiner Seite will ich unsers Heers
Geprüfte Ritter mustern; Wachsamkeit
Auf unsers Feindes Vorgängen empfehlen.
Nur wenn ich eine solche Hand verdiene,
Faß ich sie mit Vertrauen; unser Fest
Werd' ich mit wahrer Freude nur begehn,
Wenn ich es reich mit Lorbeern schmücken kann.

Vierter Auftritt.

Arsir. Amenaide.

Arsir.

Du bist betroffen, und Dein starrer Blick,
Von Thränen trübe, wendet sich von mir.
Erstickte Seufzer heben Deine Brust.
Und wenn das Herz gewaltig widerstrebt,
Was kann die Lippe Günstiges verkünden?

Amenaide.

Erwartet hätt' ich nicht, ich will's gestehn,
Daß Du, nach solchen Kämpfen, solchem Haß,
Mit der Partei der Orbassan's Dich je,
Als etwa nur zum Schein, verbinden würdest;
Daß Deiner Tochter zitternd schwache Hand
Gefordert werden könnte, solchen Bund
Zu kräftigen, und daß mein Arm den Feind,
Der uns so sehr bedrängt, umfassen sollte.
Kann ich vergessen, daß der Bürgerkrieg
Des eig'nen Herds behaglich freie Stätte
Dir wild verkümmert; daß die gute Mutter,
Zwar wider Willen, doch für mich besorgt,
Aus dieser Stadt, nach fremden Ufern zog?
Und theilt' ich nicht, der Wiege kaum entwachsen,
Dort in Byzanz, ihr trauriges Geschick?
Lernt' ich von ihr, der Irrenden, Verlassenen,
Verbannter Bürger Jammertage nicht,
Des stolzen Hofs erniedrigende Gunst,
Und Mitleid, schlimmer als Verachtung, tragen?
Herabgesetzt, doch edel ausgebildet,
Verlor ich bald die ward'ge Fürstenau.
Die Mutter starb; ich fand mich mit mir selbst,
Ein schwaches Rohr, und in dem Sturm allein.
Da leuchteten Dir neue, hoh're Tage;
Und Syracus, benutzt Deines Werths,
Gab Dir die Güter, Dir das Ansehn wieder
Und seiner Waffen Glück in Deine Hand.
Da wichen von den blutbefleckten Thoren
Der Vaterstadt die Feinde schnell hinweg.
Ich sehe mich in meines Vaters Armen,

Aus denen frühes Unglück mich gerissen.
Ach! führt ein gröss'res etwa mich zurück?
Ich weiß, zu welchem Zweck, in welcher Hoffnung
Du meine Hand dem Gegner angelobt.
Bedenke, daß ein unnatürlich' Bündniß,
Das beiden Gatten Unglück zubereitet,
Verderblich oft dem Allgemeinen wird.
Vergib, wenn ich vor dieser Stunde bebe,
Die mir auf unabsehlich lange Reihen
Von Schmerz- und Kummerstunden schrecklich zeigt!

Arsir.

Laß nicht Erinnerung vergang'nen Uebels
Der Zukunft weite Räume Dir verengen!
Gedenke jetzt, wie Syracus gemurrt,
Als Deine Hand, zum Pfande, Solamir,
Des angebot'nen Friedens sich bedingte.
Nun geb' ich Dir den Helden, der mit ihm
Sich messen, der von ihm uns retten soll,
Den besten unser'er Krieger, der mich sonst
Befeindete, und der uns nun verstärkt.

Amenaide.

Verstärkt! O, laß Dich nicht durch jene Güter,
Die er vielleicht verschmähen sollte, blenden!
Ein Held, so mächtig und so bieder, könnte
Unschuldig Ausgetriebene berauben?

Arsir.

Der strengen Klugheit des Senates kann
Ich Nichts entgegen setzen. In Tancred'en
Bestraft man nur den eingedrung'nen Stamm
Herrschsücht'ger Franken, die uns längst getrotzt.
Er muß verlöschen.

Amenaide.

Irr' ich, Herr, nicht ganz,
So ist Tancred in Syracus geliebt.

Arsir.

Wir ehren Alle den erhab'nen Geist,
Den Muth, der, wie man sagt, Illyrien
Dem Kaiser unterwarf, sich überall,
Wo er sich hingewendet, ausgezeichnet;
Doch eben, weil er jenem Dienst sich weihte,
Hat er bei uns das Bürgerrecht verwirkt;
Sein reiches Erbe bleibt ihm abgesprochen;
Und wie er flüchtig ist, er bleibt verbannt.

Amenaide.

Verbannt! Auf ewig! Er?

Arsir.

Man fürchtet ihn.
Du hast ihn ehmals in Byzanz gesehen;
Du weißt, er haßt uns.

Amenaide.

Damals glaubt ich's nicht.
Auch meine Mutter hoffte: Syracus
Sollt' er dereinst beschützen und befrei'n.
Und als der Bürger, undankbar verirrt,
Sich gegen Dich für Orbassan erklärte,
Dich unterdrückte, Deiner Güter Dich
Beraubte: damals hätte, wie mir schien,
Tancred für Dich den höchsten Kampf bestanden.

Arsir.

Genug, Amenaide! Rufe nicht
Vergang'ner Tage Schattenbild hervor!
Laß uns von Zeit und Ort Gesetze nehmen!
Tancred und Solamir, Byzanz und Hof
Sind alle gleich verhaßt in Syracus,
Und wirken bald auf uns nicht weiter ein;
Doch Deines Lebens nächstes, ganzes Glück
Kannst Du Dir durch Gefälligkeit erschaffen.
Nun sechszig Jahre stritt ich für dies Land,
Ich liebt' es, dient' ihm als ein treuer Bürger,
So ungerecht, so undankbar es auch
Sich gegen mich bewiesen; und ich denke
Noch eben so in meinen letzten Stunden.
Solch eine Denkart zeige mir nun auch
Zu Trost und Hoffnung meiner alten Tage,
Und gehe sicher, an der Hand der Pflicht,
Dem Glück, das Dir bereitet ist, entgegen.

Amenaide.

Du sprichst von Glück, das nirgends mir erscheint.
Zwar seh' ich nicht auf die vergang'nen Zeiten,
Nicht auf den Glanz des Kaiserhofs zurück;
Dir weih' ich die Gefühle meines Herzens;
Doch eh' Du mich auf ewig binden magst,
Laß wenig Tage noch vorübergehen!
Die Gunst ist groß, durch die sich Orbassan
Vom Volk und vom Senat erhoben sieht.
Du eilest, staatsklug, Theil daran zu nehmen;
Und doch ist diese Gunst so leicht verscherzt!
Und die Partei, statt uns empor zu tragen;
Zieht uns in ihrem Sturze mit hinab.

Arsir.

Was sagst Du?

Amenaide.

Wenn ich Dir, o Herr! vielleicht
Zu kühn erscheinen möchte, so vergib.
Ich läugn' es nicht, das schwächere Geschlecht
Hat an dem Kaiserhofe gröss're Rechte;
Dort fühlt man sich und waget auszusprechen,
Was in der Republik verboten ist.
Man dient uns dort, hier will man uns befehlen.
Es war nicht immer so! Der Muselmann,
Der eines Weibes edle Rechte kränkt,
Hat in Sicilien zu starken Einfluß;
Auch unser'e Heiden hat er gegen uns
Herrschsücht'ger, ungefälliger gemacht;
Doch Deine Vatergüte bleibt sich gleich.

Arſir.

So lange Du als Tochter Dich erzeigſt.
Mißbrauche nicht die väterliche Huld!
Du durfteſt zaudern, aber nicht verſagen.
Nichts trennet mehr das feſtgeknüpfte Band;
Das Ritterwort kann nicht gebrochen werden.
Wohl iſt es wahr: ich bin zum Unglück nur
Geboren; kein Entwurf gelang mir je!
Und was ich jetzt zu Deinem Glück gethan,
Wird, ahnungsvoll, von Dir voraus verſünſtert.
Doch ſei ihm, wie ihm wolle: das Geſchick
Wird nicht von uns beherrſcht und unſern Wünſchen,
Und ſo ergib Dich ihm, wie wir es thun!

Fünfter Auftritt.

Amenaide, hernach Euphanie.

Amenaide.

Tancred! Geliebter! Sollt' ich meine Schwüre
Um Deines großen Feindes willen brechen?
Ich ſollte, niedrig, grauſamer als er,
Die Dir geraubten Güter mit ihm theilen?
Ich ſollte — komm', Euphanie! vernimm,
Welch' ungeheurer Schlag mein Leben trifft:
Mein Vater gibt mir Orbaſſan zum Gatten.

Euphanie.

Wie wird es möglich zu gehorchen ſein?
Ich kenne Dein Gefühl und ſeine Stärke.
Nicht des Geſchicks Gewalt, des Hofes Reiz
Vermochte, wenn Du Deinen Weg gewählt,
Dich aufzuhalten oder abzulenken;
Du gabſt Dein Herz für's ganze Leben hin.
Tancred und Solamir empfanden Beide,
Für Dich entzündet, gleicher Neigung Macht.
Doch Der, den Du im Stillen, und mit Recht,
Den Andern vorgezogen, der Dein Herz
Gewonnen und verdient, wird dieſes Herzens
Auch würdig bleiben. Wenn er in Byzanz
Vor Solamir den Vorzug ſich gewann,
So möchte ſchwerlich Orbaſſan ſich hier
Des Sieges über ihn zu rühmen haben.
Dein Sinn iſt feſt.

Amenaide.

Er wird ſich nie verändern.
Ach, aber man beraubt Tancred'en hier,
Verbannt ihn, kränkt die Ehre ſeines Namens!
Verfolgung iſt Geſchick des edeln Manns;
Doch mein Geſchick iſt nur, ihn mehr zu lieben.
Und ſo vernimm: ich wage noch zu hoffen;
Ihn liebt das Volk noch immer!

Euphanie.

Wie man hört.
Wenn ſeines Hauſes Freunde lange ſchon
Den Vater und den Sohn vergeſſen, die
In ferne Lande die Verbannung trieb;
Wenn Große nur dem eig'nen Vortheil fröhnen:
So iſt das Volk gutmüthig.

Amenaide.

Oft gerecht!

Euphanie.

Jetzt unterdrückt; und wer Tancred'en liebt,
Darf lange ſchon nur im Verborg'nen ſeufzen.
Tyranniſch waltet des Senat's Befehl.

Amenaide.

Nur weil Tancred entfernt iſt, wagen ſie's.

Euphanie.

Wenn er ſich zeigen könnte, hofft' ich auch;
Doch er iſt fern von Dir.

Amenaide.

Gerechter Gott!
Dich ruf' ich an —
(Zu Euphanie'n.)
Und Dir vertrau' ich mich.
Tancred iſt nah', und wenn man endlich, ihn
Ganz zu verderben, harte Schlüſſe nahm,
Wenn Tyrannei ſich über Alles hebt:
So tret' er vor, daß Alle ſich entſetzen!
Tancred iſt in Meſſina!

Euphanie.

Großer Gott!
Vor ſeinen Augen will man Dich ihm rauben.

Amenaide.

Ich bleibe ſein, Euphanie! Vielleicht
Gebietet er den Syracuſern bald,
Wie meinem Herzen — Dir vertrau' ich Alles;
Doch Alles muß ich wagen! Dieſes Joch,
Es iſt zu ſchimpflich, und ich will es brechen,
Verrathen könnt' ich ihn, und niederträchtig
Der Macht, die ein Verbrechen heiſcht, gehorchen?
Nein! Männerſtärke gibt mir die Gefahr.
Um meinetwillen kam er in die Nähe;
Mich ſollte ſeine Nähe nicht begeiſtern?
Und könnt' ich einer falſch verſtand'nen Pflicht
Freiheit und Ehre, Glück und Leben weihen?
Wenn Unglück ſich von allen Seiten zeigt,
So iſt's das größte, das mich ihm entreißt.
O, Liebe, die Du mein Geſchlecht erhebſt,
Laß dieſes Wiederſehn beſchleunigt werden!
Laß in der Noth uns Deinen Einfluß fühlen;
Und ſchonſt Du die Gefahr, ſo rett' uns nun!

Zweiter Aufzug.

Saal im Palaste der Republik.

Erster Auftritt.

Amenaide, hernach Euphanie.

Amenaide.

Die Ruhe flieht, und ach, die Sorge folgt!
Vergebens wandl' ich durch die öden Säle.
Hier, in dem Busen, schwanket Ungeduld;
Unstät bewegt mein Fuß sich hin und wieder.
Ist's Furcht? Ist's Reue? — Furcht! O, denk' an ihn!
Und sollte Dich die edle Kühnheit reuen?
Gefaßt, mein Herz!
(Zu Euphanie'n, die eintritt.)
Ist mein Befehl vollbracht?

Euphanie.

Dem Sclav empfing den Brief und eilte fort.

Amenaide.

So ist mein Schicksal nun in der Gewalt
Des letzten meiner Knechte, weil ich ihn
Zu einem solchen Auftrag tüchtig finde,
Weil er von Muselmannen stammt, bei uns
Geboren und erzogen, beide Sprachen,
Der Sarazenen Lager und des Bergs
Verborg'ne, fürchterliche Pfade kennt.
Wird er auch jetzt, so glücklich und so treu,
Messina's Pfort' erreichen, als zur Stunde,
Da er mir dort Tancred'en ausgespürt?
Wird er, wie damals, eilig wiederkehren,
Und allen Dank und allen Lohn empfangen,
Den ihm mein stolzes Herz mit Freude zollt?

Euphanie.

Gefährlich ist der Schritt; doch hast Du selbst,
Durch weise Vorsicht, die Gefahr gemindert.
Tancred'ens Namen hast Du jenem Blatt,
Das ihn berufen soll, nicht anvertraut.
Wenn des Geliebten Namen sonst so gern
Die Lippe bildet, sie der Griffel zieht,
Hier hast Du ihn verschwiegen, und mit Recht.
Im schlimmsten Falle mag der Maure nun
Den Boten fangen, mag die Zeilen lesen,
Die ihm ein unerklärlich' Räthsel sind.

Amenaide.

Noch wacht ein guter Geist für mein Geschick;
Tancred'en führt er her; ich sollte zittern?

Euphanie.

An jedem andern Platz verbind' er Euch.
Hier lauern Haß und Habsucht hundertäugig;
Der Franken alter Anhang schweigt bestürzt:
Wer soll Tancred'en schützen, wenn er kommt?

Amenaide.

Sein Ruhm! — Er zeige sich, und er ist Herr.
Den unterdrückten Helden ehrt im Stillen
Noch manches Herz. Er trete kühn hervor,
Und eine Menge wird sich um ihn sammeln.

Euphanie.

Doch Orbassan ist mächtig, tapfer!

Amenaide.

Ach!
Du solltest meine Sorge nicht vermehren!
O, laß mich denken, daß ein gut' Geschick
In früher Jugend uns zusammen führte,
Daß meine Mutter, in der letzten Stunde,
Uns, mit dem Scheidesegen, fromm vereint!
Tancred ist mein! Kein feindliches Gesetz,
Nicht Staatsverträge sollen mir ihn rauben.
Ach, wenn ich denke, wie vom Glanz des Hofs,
Vom herrlichsten der Kaiserstadt umgeben,
Wir uns nach diesen Ufern hingesehnt,
Wo jetzt Gefahr von allen Seiten droht,
Wo mir Tancred'ens laut erklärter Feind
Das ungerecht entrissene Vermögen,
Als Bräutigam, zur Morgengabe beut!
Der edle Freund soll wenigstens erfahren,
Wie ihn Parteisucht hier behandelt, wie
Mich sein Verlust in Angst und Kummer setzt.
Er kehre wieder und vertheidige
Sein angebornes Recht. Ich ruf' ihn auf.
Dem Helden bin ich's, bin's dem Freunde schuldig;
Ach, gerne thät' ich mehr, vermocht' ich's nur!
Ja, hielte mich die Sorge nicht zurück,
Des alten Vaters Tage zu verkürzen,
Ich selbst erregte Syracus, zerrisse
Den Schleier, der die Menge traurig dämpft.
Von Freiheit reden sie, und wer ist frei?
Der Bürger nicht, der vor dem Ritter bebt,
Der Ritter nicht, der sich von Seinesgleichen
Befehden und verstoßen lassen muß.
Ist denn mein Vater frei, der doch von allen
Der Aelteste, des Rathes Erster sitzt?
Bin ich es, seine Tochter, deren Hand
Dem alten Feinde meines Hauses nun,
Im klugen Plane, dargeboten wird?
Ist Orbassan darum nun liebenswerth,
Weil die Parteien, müde, sich zu kränken,
In unserm Bund auch ihren Frieden sehn?
Solch ein Vertrag empört, wie solch ein Zwist,
Des zarten Herzens innerstes Gefühl.
Ein Einziger kann die Verwirrung lösen.
Und er ist nah', er kommt — es ist gethan.

Euphanie.

Und alle Deine Furcht? —

Amenaide.

Sie iſt vorüber.

Euphanie.

Doch mir durchbebt ſie heftiger die Bruſt.
In dieſem Augenblicke der Entſcheidung
Empfind' ich meine Schwachheit nur zu ſehr!
Und Du haſt Nichts von dem Geſetz gehört,
Das der Senat, mit wohlbedachter Strenge,
Noch dieſen Morgen erſt, erneuert hat?

Amenaide.

Welch ein Geſetz?

Euphanie.

Es ladet Schand' und Tod
Auf Jeden, der mit unſern Feinden ſich,
Der ſich mit Fremden insgeheim verbunden.
O, Gott! Dir drohet es, und trifft vielleicht! —

Amenaide.

Laß ein Geſetz von Sorgen Dich nicht,
So ſehr es immer droht, in Furcht verſetzen.
Ich kenne ſchon den waltenden Senat;
Verſammelt ſinnt er auf das Beſte, will,
Mit Herrſcherwort, den Uebelthaten ſteuern,
Und ſo entſpringet weiſe manch' Geſetz;
Gerüſtet ſteht's, Minerve'n gleich, die ſich
Einſt aus dem Haupt des Göttervaters hob,
In ſeiner vollen Kraft, und ſcheint zu treffen.
Den Bürger trifft es auch und Den nicht oft;
Doch weiß ein Ritter, was die Seinigen
Verletzen könnte, mächtig abzulenken,
Und keine Strafe trifft ein hohes Haupt.

Zweiter Auftritt.

Amenaide, Euphanie, im Vordergrunde, Arſir und die Ritter im Hintergrunde.

Arſir.

Weh' über uns! — O, Ritter, wenn Ihr mich
Bei dieſer Nachricht ganz vernichtet ſeht,
Bejammert mich! Zum Tode war ich reif;
Doch ſolche Schande dulden, wer vermag's!
(Zu Amenaide'n, mit Ausdruck von Schmerz und Zorn.)
Entferne Dich!

Amenaide.

Mein Vater ſagt mir Das?

Arſir.

Dein Vater? Darfſt Du dieſen heil'gen Namen
Im Augenblicke nennen, da Du frech
Dein Blut, Dein Haus, Dein Vaterland verräthſt!

Amenaide (ſich entfernend).

Ich bin verloren!

Arſir.

Bleib'! — Und ſoll ich Dich
Mit einem Mal von dieſem Herzen reißen?
Iſt's möglich?

Amenaide.

Unſer Unglück iſt gewiß,
Wenn Du Dich nicht zu meiner Seite ſtellſt.

Arſir.

Zur Seite des Verbrechens?

Amenaide.

Kein Verbrechen
Hab' ich begangen.

Arſir.

Läugneſt Du das Blatt?

Amenaide.

Ich habe Nichts zu läugnen.

Arſir.

Ja, es iſt
Von Deiner Hand geſchrieben, und ich ſtehe
Betroffen und beſchämt, verzweifelnd hier.
So iſt es wahr! — O, meine Tochter! — Du
Verſtummſt? — Ja, ſchweige nur, damit mir noch
Im Jammer wenigſtens ein Zweifel bleibe.
Und doch — o ſprich, was thatſt Du?

Amenaide.

Meine Pflicht!
Bedachteſt Du die Deine?

Arſir.

Rühmſt Du noch
Dich des Verbrechens vor dem tief Gekränkten?
Entferne Dich, unglückliche! Verlaß
Den Ort, den Stand, das Glück, das Du verwirkt,
Und mir ſoll fremde Hand mein Auge ſchließen.

Amenaide.

Es iſt geſchehn!

Dritter Auftritt.

Arſir. Die Ritter.

Arſir.

Wenn ich, nach dieſer That,
Nach dem Verbrechen, das ſie ſelbſt bekannte,
Nicht ritterlich gelaſſen unter Euch,
Wie es mir wohl gezieme, ſtehen kann;
Wenn meine Thränen wider Willen fließen;
Wenn tiefe Seufzer meine Stimme brechen: —
Ach, ſo verzeiht dem tiefgebeugten Mann!
Was ich dem Staat auch ſchuldig bin, Natur

Lucinde.

Möcht' ich wissen
Rath zu schaffen.
Ach, zu missen
Meine Waffen,
Welch Entsetzen,
Welch Geschick!

Carlos tritt eilig auf.

Hab' ich, o Engel, dich wieder gefunden!
Ich bin ein glücklicher Sterblicher heut.

Lucinde.

Seltenes Schicksal! Gefährliche Stunden!
Hat mich vom Wilden der Wilde befreyt?

Pedro und Claudine.

Claudine.

Hast du sie glücklich hier wieder gefunden?
Alles gelinget den Glücklichen heut.

Macht allzu dringend ihre Forderung gelten.
Verlangt nicht, daß ein unglückseliger Vater
In Euern strengen Schlüssen bebend stimme!
Unschuldig kann sie nicht gefunden werden;
Um Gnade wag' ich nicht für sie zu flehn;
Doch Schand' und Tod auf sie herabzurufen,
Vermag ich nicht. Es scheint mir das Gesetz,
Nunmehr auf sie gerichtet, allzu streng.

Loredan.

Daß wir, o Herr, den würdigsten der Väter
In Dir bedauern, Deine Schmerzen fühlen
Und, sie zu schärfen, selbst verlegen sind,
Wirst Du uns glauben; aber dieser Brief! —
Sie läugnet nicht; der Sclave trug ihn fort.
Ganz nah' am Lager Solamir's ergriff
Den Boten unsre frische Doppelwache.
Er suchte zu entfliehn, er widersetzte
Sich der Gewalt, die ihm den Brief entriß;
Er war bewaffnet und er ist gestraft.
Das Zeugniß des Verrathes liegt zu klar
Vor aller Augen! — Die Gefahr der Stadt!
Wer sollte hier der wiederholten Schwüre
Vergessen können, wer der ersten Pflicht?
Und selbst die edeln väterlichen Schmerzen,
Sie überreden nicht, so sehr sie rühren.

Asir.

In Deinem Spruche seh' ich Deinen Sinn;
Was auf sie wartet, fühl' ich mit Entsetzen.
Ach, sie war meine Tochter — dieser edle Mann
Ist ihr Gemahl — ich überlasse mich
Dem herben Schmerz — Euch überlaß ich mich!
Gewähre Gott mir nur, vor ihr zu sterben!

Vierter Auftritt.

Die Ritter.

Roderich.

Sie zu ergreifen, ist Befehl gegeben! —
Wohl ist es schrecklich, sie, von edelm Stamme,
So hoch verehrt von Allen, jung und reizend,
Die Hoffnung zweier Häuser, von dem Gipfel
Des Glücks in Schmach und Tod gestürzt zu sehn;
Doch welche Pflichten hat sie nicht verletzt?
Von ihrem Glauben reißet sie sich los;
Ihr Vaterland verräth sie; einen Feind
Ruft sie, uns zu beherrschen, frech heran.
Oft hat Sicilien und Griechenland
An seinen Bürgerinnen Das erlebt,
Daß sie der Ehre, daß dem Christennamen,
Daß den Gesetzen sie entsagt und sich
Dem Muselmann, der alle Welt bedrängt,
Im wilden Feuer, lüstern, hingegeben;
Doch daß sich eines Ritters Tochter, sie,

(zu Orbassan)

Die Braut solch eines Ritters, so vergißt
Und, auf dem Wege zum Altare, noch
Ein solch' verräth'risch' Unternehmen wagt,
Ist neu in Syracus, neu in der Welt.
Laßt unerhört das Unerhörte strafen!

Loredan.

Gern will ich es gestehn: ich bebe selbst,
Indem ich ihre volle Schuld mir denke,
Die nur durch ihren Rang sich noch vermehrt.
Wir Alle kennen Solamir's Beginnen;
Wir kennen seine Hoffnung, seine Liebe,
Die Gabe, zu gefallen, zu betriegen,
Geister zu fesseln, Augen zu verblenden.
An ihn gerichtet hat sie dieses Blatt!
„Regier' in unserm Staate!" — Braucht es mehr,
Die gräßlichste Verschwörung zu enthüllen?
Und was noch sonst Verwerflich's diese Züge
Vor uns're Augen bringen, sag' ich nicht

(zu Orbassan)

In Deiner Gegenwart, verehrter Mann!
Wir schämen uns, wo sie der Schaam vergaß.
Und welcher Ritter sollte nun für sie,
Nach altem, löblichem Gebrauche, streiten?
Wer fände sie noch würdig, ihretwegen,
Die keinen Schein des Rechtes vor sich hat,
Sein Blut und seinen Namen zu verschwenden?

Roderich.

Wir fühlen, Orbassan, die Schmach wie Du,
Womit ein fremder Frevel uns getroffen.
Komm', wir entsühnen uns im Schlachtgewühl!
Sie hat das Band verrätherisch zerrissen;
Dich rächt ihr Tod, und er befleckt Dich nicht.

Orbassan.

Betroffen steh' ich; Das vergebt Ihr mir!
Treu oder schuldig, sie ist mir verlobt.
Man kommt — sie ist's — die Wache führet sie!
Soll meine Braut in einem Kerker jammern?
Mich trifft, mich reizt die unerhörte Schmach.
Laßt mich sie sprechen!

Fünfter Auftritt.

Die Ritter (im Vordergrunde). Amenaide (im Hintergrunde, mit Wache umgeben).

Amenaide.

Ewige Himmelsmächte,
Auf diesem Weg des Elends leitet mich!
Du kennst, o Gott, der Wünsche löblich' Ziel;
Du kennst mein Herz! Ist denn die Schuld so groß?

Roderich
(im Begriff, mit den übrigen Rittern abzugehen, zu Orbaſſan).

Die Schuldige zu ſprechen, bleibſt Du ſtehn?

Orbaſſan.

Ich will ſie ſprechen.

Roderich.

Sei es. Doch, bedenke:
Geſetz, Altar und Ehre ſind verletzt;
Und Syracus, obgleich mit Widerwillen,
Mit eig'nem Schmerz, verlangt des Opfers Blut.

Orbaſſan.

Mir ſagt, wie Euch, der Ehre Tiefgefühl,
Wie Jeder denkt und wie er denken ſoll.
(Die Ritter gehen ab; er ſpricht zur Wache:)
Entfernet Euch!

Sechster Auftritt.

Amenaide. Orbaſſan.

Amenaide.

Was unterfängſt Du Dich?
Wirſt meiner letzten Augenblicke ſpotten?

Orbaſſan.

So ſehr vergeſſ' ich meiner Würde nicht.
Dich wählt' ich mir, Dir bot ich meine Hand;
Vielleicht hat Liebe ſelbſt die Wahl entſchieden.
Doch davon iſt die Rede nicht. Was auch
In meinem Herzen peinlich ſich bewegt,
Gefühl der erſten Neigung gegen Dich,
Verdruß, daß ich der Liebe nachgegeben:
Ertragen könnt' ich nicht, entehrt zu ſein.
Verrathen wär' ich — ſollt' ich Das mir denken?
Um eines Fremden, eines Feindes willen,
Der unſrer heil'gen Lehre widerſtrebt? —
Zu ſchändliches Verbrechen! Nein, ich will
Die Augen ſchließen, Nichts von Allem glauben,
Dich retten und den Staat und meinen Ruhm.
Mir werd' es Pflicht; ich ehre mich in Dir.
Heut ſah mich Syracus als Deinen Gatten;
Nun ſteh' ich dem Beleid'ger meines Ruhms.
Das Gottesurtheil ruht in unſrer Fauſt;
Das Schwert erſchafft die Unſchuld vor Gericht.
Ich bin bereit, zu gehen!

Amenaide.

Du?

Orbaſſan.

Nur ich!
Und dieſer Schritt und dieſes Unternehmen,
Wozu, nach Kriegersſitte, mich die Ehre
Berechtigt, wird ein Herz, das mir gehörte,
So hoff' ich, tief erſchüttern, und es wird
Mich zu verdienen wiſſen. Was auch Dich
In einen Irrthum augenblicklich ſtürzte:
Liſt eines Feinds, Verführung eines Fremden,
Furcht, mir die Hand zu reichen, — frag' ich nicht.
Die Wohlthat wirkt auf edle Herzen viel,
Die Tugend wird durch Reue nur geſtärkt,
Und unſ'rer Beider Ehre bin ich ſicher.
Doch Das iſt nicht genug; ich habe mir
Auf Deine Zärtlichkeit ein Recht erworben:
Sei's Liebe, ſei es Stolz, ich ford're ſie!
Wenn das Geſetz den heil'gen Schwur befiehlt,
Der Schwache bindet, ſie in Furcht verſetzt,
Und am Altare ſie ſich ſelbſt betrügen, —
Freimüthig, fordr' ich ſo Freimüthigkeit.
Sprich, offen iſt mein Herz, mein Arm bewaffnet;
Bereit zu ſterben, fordr' ich Deine Liebe!

Amenaide.

Im Abgrund des Entſetzens, da ich kaum
Von jenem Sturz, der mich hierher geſchleudert,
Mich mit verſtörten Sinnen wiederfinde,
Ergreift mich Deine Großmuth noch zuletzt.
Du nöthigeſt mein Herz zur Dankbarkeit,
Und an der Gruft, die mich verſchlingen ſoll,
Bleibt mir nur das Gefühl, noch Dich zu ſchätzen.
O, kenntеſt Du das Herz, das Dich beleidigt! —
Verrathen hab' ich weder Vaterland
Noch Ehre. Dich — auch Dich verrieth ich nicht!
Bin ich zu ſchelten, daß ich Deinen Werth
Verkannte? G'wiß, ich habe Nichts verſprochen!
Undankbar bin ich, bin nicht ungetreu,
Und redlich will ich ſein, ſo lang' ich athme:
Dich lieben kann ich nicht! Um dieſen Preis
Darf ich Dich nicht zu meinem Ritter wählen.
Mich drängt, in einer unerhörten Lage,
Ein hart' Geſetz, die Härte meiner Richter;
Den Tod erblick' ich, den man mir bereitet.
Ach, und ich ſeh' ihm nicht mit kühner Stirn,
Mit unbewegtem Buſen nicht entgegen!
Das Leben lieb' ich, doppelt war mir's werth.
Weh' über mein Geſchick! Mein armer Vater! —
Du ſiehſt mich ſchwach, zerrüttet; doch betrieg' ich
Auch ſo Dich nicht. Erwarte Nichts von mir!
Du biſt beleidigt, und ich ſcheine Dir
Erſt ſchuldig; aber doppelt wär' ich's,
Sucht' ich nun Dir und Deiner Gunſt zu ſchmeicheln.
Verzeih' den Schmerzensworten! Nein, Du kannſt
Nicht mein Gemahl und nicht mein Retter ſein!
Geſprochen iſt's. Nun richte; räche Dich!

Orbaſſan.

Mir ſei genug, mein Vaterland zu rächen,
Die Frechheit zu verſöhnen, der Verachtung
Zu trotzen; nein, ſie zu vergeſſen! Dich
Zu ſchützen war auch jetzt mein Arm bereit.
So that ich für den Ruhm, für Dich genug;
Von nun an — Richter, meiner Pflicht getreu,
Ergeben dem Geſetz und fühles wie
Es ſelbſt iſt, ohne Zorn und ohne Reue.

Siebenter Auftritt.

Amenaide. Soldaten (im Hintergrunde). Hernach Euphanie.

Amenaide.

Mein Urtheil ſprach ich — gebe ſelbſt mich hin —
Du Einziger, der dieſes Herz verdiente,
Für den ich ſterbe, dem allein ich lebte!
So bin ich denn verdammt — ich bin's für Dich!
Nur fort! — Ich wollt' es; — aber ſolche Schande,
Des hochbetagten, armen Vaters Jammer,
Der Bande Schmach, der Henker Mörderblicke —
O, Tod! Vermag ich ſolchen Tod zu tragen?
In Qualen, ſchändlich, — es entweicht mein Muth! —
Nein; es iſt rühmlich, für Tancred' zu leiden!
Man kann mich tödten, und was ſtraft mich nicht
Doch meinem Vater, meinem Vaterland
Erſchein' ich als Verrätherinn! Zu dienen
Gedacht' ich Beiden, die mich nun entehren.
So kann mir denn in dieſer Schreckensſtunde
Mein eigen' Herz allein das Zeugniß geben.
Und was wird einſt Tancred —

(Zu Euphanie'n, die eben eintritt.)

Dich ſeh' ich hier?
Iſt einer Freundinn Nähe mir erlaubt?

Euphanie.

Vor Dir zu ſterben, wär' mein einz'ger Wunſch!

(Sie umarmen ſich; die Soldaten treten vor.)

Amenaide.

Sie nahen — Gott! Man reißt mich weg von Dir! —
Dem Helden bringe, dem ich angehörte,
Mein letzt' Gelübd, mein letztes Lebewohl!
Laß ihn erfahren, daß ich treu verſchied;
Nicht wird er ſeine Thränen mir verſagen.
Der Tod iſt bitter; doch für den Geliebten,
Für ihn zu ſterben, halte mich empor!

Dritter Aufzug.

Vorhalle des Palaſtes.

An den Pfeilern ſind Rüſtungen aufgehangen.

Erſter Auftritt.

Tancred. Zwei Knappen (welche ſeine Lanzen und übrigen Waffen tragen). Aldamon.

Tancred.

Wie hängt am Vaterland ein frommes Herz!
Mit welcher Wonne tret' ich hier herein!
Mein braver Aldamon, Freund meines Vaters,
Als einen Freund beweiſeſt Du Dich heut!
Durch Deine Poſten läſſeſt Du mich durch
Und führſt mich Unerkannten in die Stadt.
Wie glücklich iſt Tancred; der Tag, wie froh! —
Mein Schickſal iſt erneut. Ich danke Dir
Mehr, als ich ſagen darf und als Du glaubſt.

Aldamon.

Mich Niedrigen erhebſt Du, Herr, ſo hoch;
Den kleinen Dienſt, denn ein gemeiner Mann,
Ein bloßer Bürger —

Tancred.

Bürger bin auch ich!
Und Freunde ſollen alle Bürger ſein.

Aldamon.

Und alle Bürger ſollen Dich verehren.
Zwei Jahre hab' ich unter Dir mit Luſt
Im Orient geſtritten; Deiner Väter Thaten
Sah ich Dich übertreffen; nah' bei Dir,
Lernt' ich bewundern Deiner Jugend Glanz.
Das nur iſt mein Verdienſt. In Deinem Hauſe
Bin ich erzogen; Deine Väter waren
Mir väterliche Herr'n; ich bin Dein Knecht.
Ich muß für Dich —

Tancred.

Wir müſſen Freunde ſein!
Das alſo ſind die Wälle, die zu ſchützen
Ich hergeeilt; der Mauern heil'ger Kreis,
Der mich als Kind in ſeinem Schooß bewahrt,
Aus dem parteiiſche Verbannung mich geriſſen,
Zu dem ich ehrfurchtsvoll zurück mich ſehnte!
Doch, ſage mir: wo wohnt Arſir? — und wohnt
Mit ihm Amenaide, ſeine Tochter?

Aldamon.

In dem Palaſte hier der Republik,
Wo ſich der hohe Ritterrath verſammelt,

Ward ihm, dem Aelt'sten, Würdigsten, die Wohnung.
Nach langen Bürgerzwisten, angewiesen.
Hier leitet er die Ritter, die dem Volk
Gesetze geben; deren Tapferkeit
Die Stadt beschützt und sich die Herrschaft sichert.
Sie überwänden stets den Muselmann,
Wenn sie nicht ihren Besten, Dich, verstoßen.
Sieh' diese Schilde, Lanzen und Devisen!
Der kriegerische Prunk verkündet laut,
Mit welchem Glanz sie ihre Thaten schmückten.
Dein Name nur fehlt diesen großen Namen.

Tancred.

Verschweigt ihn, da man ihn verfolgt. Vielleicht
Ist er an andern Orten g'nug berühmt.
(Zu seinen Knappen.)
Ihr aber hänget meine Waffen hin.
Kein Wappen rufe den Parteigeist auf.
Ganz ohne Schmuck, als Zeugen tiefer Trauer,
Wie ich sie in der ernsten Schlacht geführt, —
Den nackten Schild, den farbelosen Helm
Befestigt ohne Pomp an diese Mauern,
Und füget meinen Wahlspruch nicht hinzu.
Er ist mir theuer; denn in Schlachten hat
Er meinen Muth erhoben, mich geleitet
Und aufrecht meine Hoffnungen gehalten;
Es sind die heil'gen Worte: „Lieb' und Ehre."
Steigt nun das Ritter-Chor zum Platz herab,
So sagt: ein Krieger wünsche, nicht gekannt,
Gefahr und Sieg mit ihnen zu bestehen,
Und ihnen nachzueifern sei sein Stolz.
(Zu Aldamon.)
Arsir ist Aeltester?

Aldamon.

Im dritten Jahre.
Zu lange hielt die mächtige Partei,
Die auch vom Volke nicht geliebt ist, ihn,
Den Edeln selbst, nuthätig und im Druck;
Doch nun erkennt man seinen Werth. Es gilt
Sein Rang, sein Name, seine Redlichkeit.
Doch, ach, das Alter schwächte seine Kraft,
Und Orbassan wird leider auf ihn folgen!

Tancred.

Wie, Orbassan? Tancred'ens ärgster Feind!
Mein Unterdrücker! Sage mir, Getreuer,
Vernahmst Du das Gerücht, das sich verbreitet?
Ist's wahr, daß dieser kühne, rohe Mann
Den schwachen Vater zu bestimmen wußte?
Ist's wahr, daß beide Stämme sich vertragen;
Und daß Amenaide sich zum Pfande
Des nimmer sichern Bundes weihen soll?

Aldamon.

Erst gestern hört' ich nur verworr'ne Reden.
Fern von der Stadt, in jene Burg verschlossen,
Auf meinem Posten wachsam, wo ich gern
Dich aufgenommen, sicher Dich hierher
In die bewachten Grenzen eingeführt, —
Dort hör' ich Nichts, und Nichts mag ich erfahren,
Aus diesen Mauern, die Dich ausgestoßen;
Wer Dich verfolgen kann, ist mir verhaßt.

Tancred.

Mein Herz muß Dir sich öffnen, mein Geschick
Muß ich Dir anvertrauen. Eile, Freund,
Amenaide'n aufzusuchen. Sprich
Von einem Unbekannten, der für sie,
Für ihres Stammes Ruf, für ihren Namen,
Für ihres Hauses Glück von Eifer brennt,
Und, ihrer Mutter schon als Kind verpflichtet,
Geheim mit ihr sich zu besprechen wünscht.

Aldamon.

In ihrem Hause ward ich stets gelitten;
Und Jeden, der noch treu an Dir sich hält,
Nimmt man mit Freude dort, mit Ehren auf.
Gefiel es Gott, das reine Blut der Franken
Dem edeln Blut Arsir'ens zu verbinden:
Dem fremden Joch entrissen Du das Land,
Und inn're Kriege dämpfte, Herr, Dein Geist.
Doch, was Dein Plan bei diesem Auftrag sei,
Du sendest mich, und er soll mir gelingen.

Zweiter Auftritt.

Tancred (und seine Knappen im Hintergrunde).

Tancred.

Es wird gelingen! Ja! Ein gut' Geschick,
Das mich geleitet, mich zu der Geliebten
Nach mancher schweren Prüfung wiederbringt,
Das immer seine Gnade der wahren Liebe,
Der wahren Ehre göttlich zugekehrt,
Das in der Mauren Lager mich geführt,
Das in der Griechen Städte mich gebracht:
Im Vaterlande wird's den Uebermuth
Der Feinde dämpfen, meine Rechte schützen.
Mich liebt Amenaide. Ja, ihr Herz
Ist mir ein zuverläss'ger Bürge, daß
Ich keine Schmach hier zu befürchten habe.
Aus kaiserlichem Lager, aus Illyrien,
Komm' ich in's Vaterland, in's undankbare,
In's vielgeliebte Land, um ihretwillen;
Ankomm' ich, und ihr Vater sollte sie
An einen Andern eben jetzt versagen; —
Und sie verließe, sie verriethe mich?
Wer ist der Orbassan, der Freche, wer?
Und welche Thaten führt er für sich an?
Was konnt' er Großes leisten, daß er kühn
Den höchsten Preis der Helden fordern darf;
Den Preis, der auch des Größten würdig wär,
Den wenigstens die Liebe mir bestimmt?

Will er ihn rauben, raub' er erſt mein Leben;
Und ſelbſt durch dieſe That gewinnt er Nichts;
Denn auch im Tode blieb ſie mir getreu.
Dein Herz iſt mir bekannt, ich fürchte Nichts;
Es gleicht dem meinen. Wie das meine bleibt's
Von Schrecken, Furcht und Wankelmuth befreit.

Dritter Auftritt.

Tancred. Aldamon.

Tancred.

Beglückter Mann, Du haſt vor ihr geſtanden!
Du ſiehſt mein Entzücken! Führe mich!

Aldamon.

Entferne Dich von dieſem Schreckensorte!

Tancred.

Was ſagſt Du? Wie — Du weineſt, tapf'rer Mann?

Aldamon.

O, ſieh' auf ewig dieſes Ufer! Ich,
Ein dunkler Bürger, kann, nach den Verbrechen,
Die dieſer Tag erzeugte, ſelbſt nicht bleiben.

Tancred.

Wie?

Aldamon.

Andern Orten zeige Deinen Werth;
Im Orient erneu're Deinen Ruhm!
Von hier entfliehe, wende Deinen Blick
Von dem Verbrechen, von der Schande weg,
Die ſich auf ewig dieſer Stadt bemeiſtert!

Tancred.

Welch unerhörter Schrecken faßte Dich?
Was ſahſt Du? Sprachſt Du ſie? Was iſt geſchehn?

Aldamon.

War ſie Dir werth, o, Herr, vergiß ſie nun!

Tancred.

Wie? Orbaſſan gewann ſie? Ungetreue!
Des Vaters Feind, Tancred'ens Widerſacher?

Aldamon.

Ihm hat der Vater heute ſie verlobt,
Und Alles war zum Feſte ſchon bereitet —

Tancred.

Das Ungeheure ſollte mir begegnen!

Aldamon.

Und doppelt wurdeſt Du, o Herr, beraubt!
Man gab der feſtlich ſchon geſchmückten Braut
Zur Morgengabe Deine Güter mit.

Tancred.

Der Feige raubte, was ein Held verſchmäht.
Amenaide! Gott, ſie iſt nun ſein!

Aldamon.

Bereite Dich auf einen härtern Schlag;
Das Schickſal, wenn es trifft, iſt ohne Schonung.

Tancred.

So nimm das Leben, Unbarmherz'ger, hin!
Vollende — ſprich! — Du zauderſt?

Aldamon.

Eben ſollte
Sie Deinem Feind auf ewig angehören;
Er triumphirte ſchon. Doch nun enthüllt
Sich ihr verräth'riſch' Herz, auf's Neue, ganz.
Sie hatte Dich verlaſſen, Dich verrathen,
Und nun verräth ſie ihren Bräutigam.

Tancred.

Um wen?

Aldamon.

Um einen Fremden, einen Feind,
Den ſtolzen Unterdrücker unſers Volks,
Um Solamir'n.

Tancred.

Welch einen Namen nennſt Du?
Um Solamir'n, der ſchon ſich in Byzanz
Um ſie bemüht; den ſie verſchmäht, dem ſie
Mich vorgezogen? Nein, es iſt unmöglich!
Nicht hat ſie meiner, nicht des Eids vergeſſen.
Unfähig iſt die ſchönſte Frauenſeele
Solch einer That!

Aldamon.

Ich ſprach mit Widerwillen.
Doch hört' ich überall, es ſei geſchehn.

Tancred.

Vernimm! Ich kenne nur zu ſehr des Neides
Und der Verleumdung lügneriſchen Trug;
Kein edles Herz entgehet ihrer Tücke.
Von Kindheit an im Unglück auferzogen,
Verfolgt, geprüft, ich ſelbſt mein eigen' Werk,
Von Staat zu Staat bewies ich meinen Muth
Und überall umgrinſ'te mich der Neid.
Verleumdung überall haucht ſchadenfroh,
In Republiken wie an Königshöfen,
Aus unbeſtraften Lippen ihren Gift;
Wie lange hat Arſir durch ſie gelitten!
Das Ungeheuer raſ't in Syracus;
Und wo iſt ſeine Wuth unbändiger,
Als da, wo der Parteigeiſt flammend waltet?
Du auch, Amenaide' Großes Herz,
Auch Du wirſt angeklagt! Hinein ſogleich!
Ich will ſie ſehen, hören, mich entwirren.

Aldamon.

Halt ein, o Herr; ſoll ich das Letzte ſagen?
Aus ihres Vaters Armen reißt man ſie;
Sie iſt in Kett'n.

Tancred.

Unbegreiflich!

Aldamon.

Bald
Auf dieſem Platze ſelbſt, den wir betreten,
Erwartet ſchmählich ſie ein grauſer Tod.

Tancred.

Amenaide'n?

Aldamon.

Iſt's Gerechtigkeit,
So iſt ſie doch verhaßt. Man murrt, man weint;
Doch Niemand iſt geneigt, für ſie zu handeln.

Tancred.

Amenaide! — Dieſes Opfers Graus,
Dieß Unterfangen ſoll man nicht vollenden!

Aldamon.

Zum Saal des Blutgerichtes ſtürzt das Volk,
Es ſchilt ſie treulos und bejammert ſie.
Unwürdige Begier, das Schreckliche
Zu ſehn, bewegt die Menge; ſtrömend wallt
Sie in ſich ſelbſt, neugierig' Mitleid treibt
Zu Wegen ſie um das Gefängniß her;
Und dieſer Sturm verkündet der Gefang'nen
Des höchſten Jammers nahen Augenblick.
Komm'! Dieſe Hallen, einſam jetzt und ſtumm,
Durchrauſchet bald ein lärmendes Gedränge.
O, komm', entferne Dich!

Tancred.

Der edle Greis,
Der zitternd von des Tempels Pforte ſteigt,
Wer iſt er? Weinend kommt er und umgeben
Von Weinenden. Sie ſcheinen troſtlos Alle.

Aldamon.

Es iſt Arſir, der jammervolle Vater.

Tancred.

Entferne Dich, bewahre mein Geheimniß!
(Arſir'en betrachtend.)
Wie ſehr bejammr' ich ihn!

Vierter Auftritt.

Tancred. Arſir.

Arſir.

Erhöre, Gott,
Mein einziges Gebet: o, laß mich ſterben!
Beſchleunige die Stunde meines Tods!

Tancred.

Aus Deiner Trauer wende Deinen Blick,
Verehrter Greis, mir, einem Fremden, zu!
Verzeih', wenn er theilnehmend ſich zu Dir,
In dieſen Schreckensaugenblicken, drängt.
Ich, unter jenen Rittern, die den Feinden
Des Glaubens ihre Bruſt entgegenſtellen,
Zwar der Geringſte, kam — geſegne nun
In Deinen Thränen, Edler, meine Thränen!

Arſir.

Du Einziger, der mich zu tröſten kommt;
Mich, den man flieht und zu vernichten ſtrebt!
Verzeihe den verworr'nen, erſten Gruß,
Und ſage, wer Du ſeiſt.

Tancred.

Ich bin ein Fremder,
Voll Ehrfurcht gegen Dich, voll Schmerz wie
Du, —
Der bebend keine Frage wagen darf,
Im Unglück Dir verwandt, und ſo vergib!
Zu dieſer Kühnheit nöthigt mich mein Herz.
Iſt's wahr? — Iſt Deine Tochter — iſt es
möglich?

Arſir.

Es iſt geſchehn; zum Tode führt man ſie!

Tancred.

Iſt ſchuldig?

Arſir.

Iſt des Vaters ew'ge Schande!

Tancred.

Sie? — Was iſt nun im Leben noch gewiß!
Wenn ich in fernen Landen ihren Ruf,
Von tauſend Zungen ihren Werth vernahm:
Da ſagt' ich zu mir ſelbſt: und wenn die Tugend
Auf Erden wohnt, ſo wohnet ſie bei ihr.
Nun heißt ſie ſchuldig! O, verwünſchtes Ufer!
Auf ewig unglückſel'ge Tage!

Arſir.

Wenn Du mich
Verzweifeln ſiehſt; wenn mir gräßlicher
Der Tod begegnet; wenn die Gruft ſich mir
Noch grauenvoller, rettungsloſer zeigt:
So iſt es, weil ich der Verſtockung denke,
In der ſie ihr Verbrechen liebt, in der
Sie ohne Reue ſich dem Abgrund naht.
Kein Held zu ihrer Rettung zeigte ſich;
Sie unterſchrieben, ſeufzend, ihren Tod.
Und wenn der alte, feierliche Brauch,
Erhab'ner Seelen werth und weit berühmt
Durch alle Welt: — der Brauch, ein ſchwach' Geſchlecht
Durch Mannskraft im Kampfe zu entſühnen,
Gar Manche ſchon gerettet, — ſaht nun Die,

Die meine Tochter war, vor meinen Augen;
Und Niemand findet ſich, ihr beizuſtehn.
Das mehret meinen Jammer, ſchärft den Schmerz;
Man ſchaudert, ſchweigt, und Keiner will ſich zeigen.

Tancred.

Es wird ſich Einer zeigen, zweifle nicht!

Arſir.

Mit welcher Hoffnung täuſcheſt Du mein Herz?

Tancred.

Er wird ſich zeigen! Nicht für Deine Tochter;
Sie kann's nicht fordern, ſie verdient es nicht.
Doch für den heil'gen Ruf des hohen Hauſes,
Für Dich und Deinen Ruhm und Deine Tugend.

Arſir.

Es kehret ſich ein Strahl des Lebens mir,
Erquickend und erregend, wieder zu.
Wer mag für uns ſich auf den Kampfplatz wagen;
Für uns, die wir dem Volk ein Gräuel ſind?
Wer darf mir ſeine Hand zur Hülfe bieten? —
Vergeb'ne Hoffnung — wer den Kampf beſtehn?

Tancred.

Ich werd' es! Ja, ich will's! Und wenn der Himmel
Für meinen Arm, für Deine Sache ſpricht,
So bitt' ich nur, Statt alles Lohns, von Dir,
Sogleich mich zu entlaſſen; unerkannt
Und ohne ſie zu ſehn, will ich ſcheiden.

Arſir.

O, edler Mann, Dich ſendet Gott hierher!
Zwar kann ich keine Freude mehr empfinden;
Doch naht mit lindern Schmerzen mir der Tod.
Ach, darf' ich wiſſen, wem in meinem Jammer
Ich ſo viel Ehrfurcht, ſo viel Dankbarkeit
Auf einmal ſchuldig bin und gern entrichte?
Dein Anſehn bürgt mir Deinen hohen Muth,
Den Vorzug edeln Sinnes, edler Ahnen.
Wer biſt Du? Sprich!

Tancred.

Laß meine Thaten ſprechen!

Fünfter Auftritt.

Orbaſſan. Arſir. Tancred. Ritter. Gefolge.

Orbaſſan.

Der Staat iſt in Gefahr und fordert nun
Vereinte Kraft und Ueberlegung auf.
Erſt morgen wollten wir zum Angriff ſchreiten;
Doch ſcheint es, daß der Feind von unſern Planen,
Auch durch Verräther, unterrichtet iſt.
Es ſcheint, er ſinnet, uns zuvorzukommen;
Und wir begegnen ihm! — Doch nun, o Herr,
Entferne Dich von hier und zank're nicht,
Ein unerträglich' Schauſpiel zu erwarten!

Arſir.

Es iſt genug! Mir bleibt allein die Hoffnung,
Im Schlachtgewühl dem Tode mich zu weihen.
(Auf Tancred'n deutend.)
Hier, dieſer edle Ritter leitet mich.
Und welches Unglück auch mein Haus betraf,
Ich diene ſterbend meinem Vaterlande.

Orbaſſan.

An dieſem edeln Sinn erkenn' ich Dich!
Laß Deinen Schmerz die Muſelmannen fühlen;
Doch, bitt' ich, hier entweiche! Schrecklich iſt's,
Was man der Unglückſel'gen zubereitet.
Man kommt!

Arſir.

Gerechter Gott!

Orbaſſan.

Ich würde ſelbſt
In dieſem Augenblicke mich entfernen,
Wär' es nicht meines Amtes ſtrenge Pflicht,
Dem härteſten Geſetz und ſeinem Ausſpruch
Vor einer, nur zu leicht beweglichen,
Verweg'nen Menge Ehrfurcht zu verſchaffen.
Von Dir verlangt man ſolche Dienſte nicht.
Was kann Dich halten, das Dich nöthigte,
Dein eigen' Blut zu ſehn, das fließen ſoll?
Man kommt! Entferne Dich!

Tancred.

Mein Vater, bleib'!

Orbaſſan.

Und wer biſt Du?

Tancred.

Dein Widerſacher bin ich,
Freund dieſes Greiſen, gebe Gott, ſein Rächer, —
So nöthig dieſer Stadt vielleicht als Du.

Sechster Auftritt.

Die Mitte öffnet ſich; man ſieht Amenaide'n, (von Wache umgeben). Ritter und Volk (füllen den Platz).

Arſir.

Großmüth'ger Fremder, leihe Deinen Arm
Dem Sinkenden; laß mich an Deine Bruſt
Vor dieſem Anblick ſinken!

Amenaide.

Ew'ger Richter,
Der das Vergang'ne, wie das Jetzige
Und Künft'ge ſieht, — Du ſchauſt in mein Herz;
Du biſt allein der Billige, wenn hier
Mich eine Menge drängt, die, unbarmherzig
In blindem Eifer, leidenſchaftlich richtet,
Nach blindem Zufall die Verdammung lenkt?
(Sie tritt hervor.)
Euch, Ritter, Bürger, die, mit raſchem Spruch,
Auf dieſe Todesſtatte mich geſtoßen,
Euch denk' ich mit Entſchuld'gung nicht zu ſchmeicheln;
Der richtet zwiſchen mir und Euch, der eben
Die einzig unbeſtoch'ne Wage hält.
Ich ſeh' in Euch verhaßtes Werkzeug nur
Unbilliger Geſetze; Euch und ihnen
Hab' ich Gehorſam aufgekündigt, Euch und ſie
Verrathen; meinen Vater ſelbſt, der mich
Zu ein verhaßtes Bündniß zwang, gekränkt;
Hab' Orbaſſan beleidigt, der ſich, kühn
Und ſtreng, zum Herren meines Herzens aufwarf.
Wenn ich, o Bürger, ſo den Tod verdient,
So treff' er mich; doch höret erſt mich an;
Erfahret ganz mein Unglück! Wer vor Gott
Zu treten hat, ſpricht ohne Furcht vor Menſchen.
Auch Du, mein Vater, Zeuge meiner Schmach,
Der hier nicht ſollte ſtehn, und der vielleicht
Die Härte der Geſetze —
(Sie erblickt Tancred'en.)
Großer Gott!
An ſeiner Seite — wen erblick' ich — ihn? —
Mein Herz — ich ſterbe!
(Sie ſinkt in Ohnmacht.)

Tancred.

Meine Gegenwart
Iſt ihr ein bitt'rer Vorwurf; doch es bleibt
Beſchloſſen. — Haltet ein, die Ihr dem Tod
Das Opfer allzu raſch entgegenführt!
Ihr Bürger, haltet ein! Für ſie zu ſterben,
Sie zu vertheidigen bin ich bereit.
Ich bin ihr Ritter! Dieſer edle Vater,
Dem Tode nah', ſo gut verdammt als ſie,
Nimmt meinen Arm, den Schutz der Unſchuld, an.
Die Tapferkeit ſoll hier den Ausſpruch geben;
Dieß bleibet würd'ger Ritter ſchönſter Theil.
Die Bahn des Kampfes öffne man der Ehre,
Dem Muth ſogleich, und jeglicher Gebrauch
Sei von des Kampfes Richtern wohl bedacht.
Dich, ſtolzer Orbaſſan, Dich fordr' ich auf!
Nimm mir das Leben, oder ſtich durch mich!
Dein Name, Deine Thaten ſind bekannt;
Du magſt hier zu befehlen würdig ſein.
Das Pfand des Kampfes werf' ich vor Dir nieder;
(Er wirft den Handſchuh hin.)
Darfſt Du's ergreifen?

Orbaſſan.

Deinen Uebermuth
Wär' ich vielleicht zu ehren nicht verbunden;
(Er winkt einem der Seinen, der den Handſchuh aufhebt.)
Allein mich ſelbſt und dieſen edeln Greis,
Der Dich hier einzuführen würdigte,
Uns ehr' ich, wenn ich vor dem Kampfgericht
Der Forderung Verwegenheit beſtrafe.
Doch ſag' uns Deinen Namen, Deinen Rang!
Der nackte Schild verkündet wenig Thaten.

Tancred.

Ihn ſchmückt vielleicht der Sieg nur allzu bald!
Doch meinen Namen ruf' ich, wenn Du fällſt,
Das letzte Wort, dem Sterbenden in's Ohr!
Nun folge mir!

Orbaſſan.

Man öffne gleich die Schranken!
Entfeſſelt bleibt Amenaide hier
Bis zu dem Ausgang dieſes leichten Kampfes.
Dieß Recht genießt ſogar die Schuldige,
Sobald ein Ritter auftritt, ſie zu retten.
Und wie ich von dem Kampfplatz ſiegend kehre,
Sieht mich an Ehrer Spitze gleich der Feind.
Im Zweikampf überwinden, iſt Gewinn;
Für's Vaterland zu ſiegen, ewig Ruhm.

Tancred.

Geſprochen iſt genug; und wenn Du ſinnſt,
So bleibt noch mancher Arm, den Staat zu retten.

Siebenter Auftritt.

Arſir. Amenaide (im Hintergrund, die wieder zu ſich kommt, nachdem man ihr die Feſſeln abgenommen hat). Die Menge (folgt den Rittern und verliert ſich nach und nach).

Amenaide.

Was iſt aus ihm geworden? — Weiß man ſchon?
Er iſt verloren, wenn man ihn entdeckt!

Arſir.

O, meine Tochter!

Amenaide.

Wendeſt Du Dich nun
Zu mir, die Du verlaſſen und verdammt?

Arſir.

Wo ſoll ich hin vor dieſem gräßlichen

Geſchick mich wenden? Großer Gott, zu Dir!
Du haſt uns einen Retter hergeſandt.
Wirſt Du verzeihen? Oder wäre ſie
Unſchuldig, und ein Wunder ſoll ſie retten?
Iſt es Gerechtigkeit, iſt's Gnade? Zitternd
hoff' ich!
Was hat zu ſolcher Handlung Dich verleitet?
Darf ich Dir wieder nahen? Welche Blicke
Wag' ich auf Dich zu richten?

Amenaide.

Eines Vaters
Vertrauensvolle, ſchonungsvolle Blicke.
Laß mich den väterlichen Arm ergreifen,
Und Deine Tochter faſſe wieder an.
Wer ſtützt uns, wenn wir uns in unſerm
Jammer
Nicht aneinander ſtützen? Immer ſchwebt
Das Beil, noch aufgehoben, über mir,
Und offen liegt das Grab vor meinen Schritten.
Ach, und er ſtürzt vielleicht vor mir hinab,
Der Edelſte, der mir zu Hülfe kam!
Ich folge Dir! Ich will, ſo ſtumm wie Du,
Auch unerkannt wie Du, dem Grab mich weihen.
Doch, ach, vielleicht, — der immer Siegende,
Sollt' er nicht auch zu meinem Vortheil ſiegen?
Ach, darf ich einem Strahl der Lebensluſt
Die halberſtarrte Bruſt zu öffnen wagen?
Mein Vater — nein — vergib! Die Lippe
wagt
Nicht auszuſprechen, was Gefahr und Noth
Auf mich und meinen Retter häufen möchte.
Wer darf in mein ſo ſehr verkanntes Herz
Und ſeine liebevollen Tiefen blicken?
Wer darf ihn kennen? Mache doch ſein Arm
Den wunderbar verborgenen bekannt!
Auch Raum verſchaff' er mir! Ein einzig' Wort
Stellt mich auf's Ehrenvollſte wieder her.
Mein Vater, komm'! In wenigen Momenten
Erblickſt Du mich entſündigt oder tod!

Vierter Aufzug.

Vorhalle.

Erſter Auftritt.

Tancred. Loredan. Ritter.

Loredan.

Mit Staunen und mit Trauer ſchauen wir
Den hohen Sieg, der Dich verherrlichet.
Du haſt uns einen tapfern Mann geraubt,
Der ſeine ganze Kraft dem Staat gewidmet,
Und der an Tapferkeit Dir ſelber glich;
Magſt Du uns, edler Mann, nun Deinen
Namen
Und welch' Geſchick Dich hergeführt, entdecken?

Tancred.

Vor ſeinem Tod erfuhr es Orbaſſan,
Und meinen Haß und mein Geheimniß
nimmt er
Mit ſich in's Grab. Und Euch bekümm're
nicht
Mein trauriges Geſchick; wer ich auch ſei,
Ich bin bereit, Euch ritterlich zu dienen.

Loredan.

Bleib' unbekannt, weil Du es ſo begehrſt,
Und laß, durch nützliche, erhab'ne Thaten,
Uns Deinen Muth zum Heil des Staates
kennen!
Die Schaaren der Ungläub'gen ſind gerüſtet.
Vertheidige mit uns Religion,
Geſetz und Freiheit, jenes hohe Recht,
Sich ſelbſt Geſetz zu geben. Solamir
Sei nun Dein Feind und Deiner Thaten Ziel.
Du haſt uns unſers beſten Arms beraubt;
Der Deine fechte nun an ſeiner Stelle.

Tancred.

Wie ich verſprochen, will ich alſobald
Euch in das Feld begleiten. Solamir
Befehdet mich vielleicht weit mehr als Euch;
Ich haſſ' ihn mehr als Ihr. Doch, wie ihm
ſei, —
Zu dieſem neuen Kampf bin ich bereitet.

Roderich.

Wir hoffen viel von ſolchem hohen Muth;
Doch wird auch Syracus Dich und ſich ſelbſt
Durch ſeine Dankbarkeit zu ehren wiſſen.

Tancred.

Mir keinen Dank! Ich fordr', ich wünſch' ihn
nicht.
Ich will ihn nicht. In dieſem Raum der Trauer
Iſt Nichts, was meine Hoffnungen erregte.
Wenn ich mein Blut vergieße, wenn ich Euch,
Mein jammervolles Leben endend, nütze:
So fordr' ich keinen Lohn und kein Bedauern,
Nicht Ruhm, nicht Mitleid. Kommt, zu unſrer
Pflicht!
Auf Solamir zu treffen, iſt mein Wunſch.

Loredan.

Wir wünſchen die Erfüllung! Nun erlaube,
Das Heer zu ordnen, vor die Stadt zu führen,
Das mit den Feinden ſich zu meſſen brennt.
Du höreſt gleich von uns. Erheit're Dich!
Des Siegs, des Ruhms gedenke; alles And're,
Was Dir auch Kummer macht, laß hinter Dir!

Zweiter Auftritt.

Tancred. Aldamon.

Tancred.

Verdienen mag ſie's, oder nicht, ſie lebt!

Aldamon.

Sie wiſſen nicht, welch eine giftge Wunde,
Dieß zärtlich edle Herz in ſeinen Tiefen,
Mit unauslöſchlich heißer Qual, verzehrt.
Doch wirſt Du nicht, o Herr, Dich überwinden,
Und Deinen Schmerz und die Beleidigung
Auf einen Augenblick vergeſſen; nach der alten
Beſteh'nden Ritterſitte, Dich der Schönen,
Für die Du kämpfteſt, überwandeſt, zeigen,
Die Leben, Ehre, Freiheit Dir verdankt;
Wirſt Du ihr nicht ſogleich die blut'gen Waffen
Des hingeſtreckten Feinds zu Füßen legen?

Tancred.

Nein, Aldamon! ich werde ſie nicht ſehn.

Aldamon.

Dein Leben wagteſt Du, um ihr zu dienen.
Nun fliehſt Du ſie?

Tancred.

Wie es ihr Herz verdient.

Aldamon.

Ich fühle, wie Dich ihr Verrath empört;
Doch haſt Du ſelbſt für den Verrath geſtritten.

Tancred.

Was ich für ſie gethan, war meine Pflicht.
So untreu ſie mir war, vermocht' ich nie,
Im Tode ſie, in Schande ſie zu ſehen.
Sie retten mußt' ich, nicht auch ihr verzeihn.
Sie lebe, wenn Tancred im Blute liegt.
Den Freund vermiſſe ſie, den ſie verrathen,
Das Herz, das ſie verlor, das ſie zerreißt.
Unmäßig liebt' ich ſie, ganz war ich ihr.
Gefürchtet hätt' ich, treulos ſie zu finden?
Die reinſte Tugend dacht' ich anzubeten;
Altar und Tempel, Schwur und Weihe ſchien
Mir nicht ſo heilig, als von ihr ein Wort.

Aldamon.

Dich zu verletzen, ſollte Barbarei
Sich mit Verrath in Syracus vereinen.
In früher Jugend wurdeſt Du verbannt,
Nun durch's Geſetz beraubt, gekränkt von Liebe.
Laß uns auf ewig dieſes Ufer fliehn!
In Schlachten folg' ich, ewig folg' ich Dir!
Hinweg aus dieſen ſchmacherfüllten Mauern!

Tancred.

Wie herrlich zeigt ſich mir das ſchöne Bild
Der Tugend wieder, das in ihr ich ſah!
Die Du mich, Schmerzbeladenen, hinab
In's Grab verſtoßeſt, dem ich Dich entriſſen,
Verhaßte Schuldige, Geliebte noch, —
Die über mein Geſchick noch immer waltet! —
O, wär' es möglich, könnteſt Du noch ſein,
Wofür im Wahne ſonſt ich Dich gehalten!
Nein! Sterbend nur vergeſſ' ich's. Meine Schwäche
Iſt ſchrecklich, ſchrecklich ſoll die Buße ſein.
Umkommen muß ich. Stirb und laß Dir nicht
Von ihr die letzten Augenblicke rauben!

Aldamon.

Doch ſchienſt Du erſt an dem Verbrechen ſelbſt
Zu zweifeln. Iſt die Welt, ſo ſagteſt Du,
Der Lüge nicht zur Beute hingegeben?
Regiert nicht die Verleumdung?

Tancred.

Alles iſt,
Ach leider, zu beweiſen; jede Tiefe
Des ſchrecklichen Geheimniſſes eröffnet!
Schon in Byzanz hat Solamir für ſie,
Ich wußt' es wohl, geglüht; auch hier, vernehm' ich,
Hat ſeine Leidenſchaft ihn angetrieben,
Sich, einem Muſelmann, der Chriſtinn Hand,
Vom Vater, als des Feindes Pfand, zu fordern.
Er hätt' es nicht gewagt, wenn zwiſchen ihnen
Sich kein geheim' Verſtändniß angeſponnen.
Sie liebt' ihn! Und mein Herz hat nur umſonſt
An ſie geglaubt, für ſie umſonſt gezweifelt.
Nun muß ich ihrem Vater glauben, ihm,
Dem zärtlichſten von allen Vätern; ihm,
Der ſelber ſie verklagt und ſie verdammt.
Was ſagt' ich? Ach, ſie ſelbſt, ſie klagt ſich an!
Mit Augen ſah ich jenes Unglücksblatt,
Von ihrer eig'nen Hand; die Worte ſah ich:
„O, möchteſt Du in Syracus regieren
Und unſ're Stadt beherrſchen, wie mein Herz!“
Mein Unglück iſt gewiß.

Aldamon.

Vergiß, Erhab'ner!
Verachtend ſtrafe die Erniedrigte!

Tancred.

Und was mich kränkender als Alles trifft:
Sie glaubte ſich zu ehren, glaubte ſich
Dem größten Sterblichen zu weihen. Ach,
Wie tief erniedrigt, wie zerknirſcht es mich!
Der Fremde kommt und ſiegt, erfüllt das Land,
Und das leichtſinnige Geſchlecht, ſogleich
Vom Glanz geblendet, der um Sieger ſtrömt,
Entäußert ſich der alten, frommen Triebe,
Und wirft ſich dem Tyrannen an die Bruſt,
Und opfert den Geliebten einem Fremden.
Umſonſt iſt unſ're Liebe ſtill und rein;
Umſonſt legt uns die Ehrfurcht Feſſeln an;
Umſonſt verachten wir den Tod für ſie!

Pedro.

Kaum iſt der Bruder mir wieder gefunden,
Iſt ihm auch eine Geliebte nicht weit.

Pantomime, wodurch ſie ſich unter einander erklären; indeſſen ſingt

Basco.

Hat ſich das Völkchen zuſammen gefunden?
Friede mißlingt, es mißlingt mir der Streit.

Claudine. Pedro. Lucinde. Carlos.

Weilet, o weilet, ihr ſelige Stunden!
Eilet, o eilet, verbindet uns heut.

Basco mit ihnen bey Seite.

Weilet nicht länger, verdrießliche Stunden!
Eil' ich und eil' ich und trage mich weit.

Auch mir begegnet's, und ich ſollte nicht
Das Leben haſſen, die Verräth'rinn fliehn?

Dritter Auftritt.

Tancred, Roderich, Aldamon, Ritter.

Roderich.

Verſammelt iſt das Heer; die Zeit enteilt!

Tancred.

Es iſt geſchehn, ich folge.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Amenaide. Euphanie.

Amenaide (heftig herbeieilend).

Laß, mein Retter!
Herr meines Lebens! mich zu Deinen Füßen —

(Tancred tritt ſie abgewendet auf.)

Ich fühle hier mich nicht erniedrigt. Laß
Auch meinen Vater Dir die Kniee umfaſſen!
Entziehe Deine hohe Gegenwart
Nicht unſrer Dankbarkeit! Wer darf mich ſchelten,
Daß ich mit Ungeduld zu Dir mich ſtürze?
Dir, meinem Retter darf ich meine Freude
Nicht völlig zeigen, nicht mein ganzes Herz?
Nicht nennen darf ich Dich — Du blickſt zur Erde!
Ach, mitten unter Henkern, blickt' ich auf,
Ich ſah Dich und die Welt verſchwand vor mir!
Soll die Befreite Dich nicht wieder ſehen?
Du ſcheinſt beſtürzt, ich ſelber bin verwirret;
Mit Dir zu ſprechen fürcht' ich. Welcher Zwang!
Du wendeſt Dich von mir? Du hörſt mich nicht?

Tancred.

Zu Deinem Vater wende Dich zurück,
Und tröſte den gebeugten, edeln Greis.
Mich rufen and're Sorgen weg von hier,
Und gegen Euch erfüllt' ich meine Pflicht.
Den Preis empfing ich, hoffe ſonſt Nichts mehr.
Zu viele Dankbarkeit verwirret nur;
Mein Herz erläßt ſie Dir und gibt Dir frei,
Mit Deinem Herzen, nach Gefühl, zu ſchalten.
Sei glücklich, wenn Du glücklich leben kannſt,
Und meiner Qualen Ende ſei der Tod.

Fünfter Auftritt.

Amenaide. Euphanie.

Amenaide.

Iſt es ein Traum? Bin ich dem Grab entflogen?
Gab mich ein Gott dem Lebenstage wieder?
Und dieſes Licht umlechtet es mich noch?
Was ich vernehmen mußte, war es nicht
Ein Urtheil ſchreckenvoller, ſchaudervaller
Als jenes, das dem Tode mich geweiht?
Wie gräßlich trifft mich dieſer neue Schlag!
Iſt es Tancred, der ſo ſich von mir wendet?
Du ſahſt, wie kalt und tief erniedrigend
Er mit verhaltnem Zorne mich vernichtet.
Die Liebſte ſah er mit Entſetzen an!
Dem Tod entreißt er mich, um mich zu tödten!
Durch welch Verbrechen hab ich Das verdient?

Euphanie.

In ſeinen Zügen wandelte der Zorn;
Erzwung'ne Kälte lebt' in ſeiner Stimme;
In Thränen ſchwamm ſein abgewandter Blick.

Amenaide.

Er flieht, verſtößt mich, gibt mich auf, beleidigt,
Die ihm das Liebſte war. Was konnt' ihn ſo
Verändern? Was hat dieſen Sturm erregt?
Was fordert er? Was zürnt er? Niemand iſt,
Zur Eiferſucht ihn anzureizen, würdig.
Das Leben dank' ich ihm; Das iſt mein Ruhm.
Als Einziger geliebt, mein einz'ger Schutz,
Gewann er mir, durch ſeinen Sieg, das Leben;
Was ich um ihn verlor, erhielt er mir.

Euphanie.

Die öffentliche Meinung reißt auch ihn
Vielleicht mit fort; vielleicht mißtraut er ihr,
Und ſie verwirrt ihn dennoch. Jener Doppelſinn
Des Unglücksbriefs, der Name Solamir's,
Sein Ruhm wie ſeine Werbung, ſeine Kühnheit,
Spricht Alles gegen Dich, ſogar Dein Schweigen,
Dein ſtolzes, großes Schweigen, das ihn ſelbſt,
Tancred'en ſelbſt, vor ſeinen Feinden barg.
Wer könnte dieſer Hölle Nacht durchdringen?
Er gab dem Vorurtheil, dem Schein ſich hin.

Amenaide.

So hat er mich verkannt?

Euphanie.

Entſchuldige
Den Liebevollen.

Amenaide.

Nichts entſchuldigt ihn!
Und wenn mich auch die ganze Welt verklagte;
Auf eig'nem Urtheil ruht ein großer Mann,
Und der betrog'nen Menge ſetzt er ſtill
Gerechter Achtung Vollgewicht entgegen.
Aus Mitleid hätt' er nur für mich geſtritten?
Die Schmach iſt ſchrecklich, ſie vernichtet mich.
Ich ging für ihn, zufrieden, in den Tod;
Und nun entreißt er mir ein Zutrau'n, das
Mich von dem Tod allein noch retten konnte.
Nein, dieſes Herz wird nimmer ihm verzeihn.
Zwar ſeine Wohlthat bleibet ſtets vor mir,

Auch im gekränkten Herzen, gegenwärtig;
Doch glaubt er mich unwürdig ſeiner Liebe,
So iſt er auch nicht meiner Liebe werth;
Jetzt bin ich erſt erniedrigt, erſt geſchmäht.

Euphanie.

Er kannte nicht —

Amenaide.

Mich hätt' er kennen ſollen!
Mich ſollt' er achten, wie er mich gekannt,
Und fühlen, daß ich ſolch ein Band, verräth'riſch,
Unmöglich zu zerreiſſen fähig ſei.
Sein Arm iſt mächtig, ſtolz iſt dieſes Herz.
Dieß Herz, ſo groß wie ſeines, weniger
Geneigt zum Argwohn, zärtlicher gewiß,
Entſagt auf ewig ihm und allen Menſchen.
Falſch ſind ſie, voller Tücke, ſchwach und grauſam,
Betrogene Betrieger! Und vergißt
Mein Herz Tancred'en, wird's die Welt vergeſſen?

Sechster Auftritt.

Arſir. Amenaide. Gefolge.

Arſir.

Nur langſam kehret meine Kraft zurück,
Das Alter trägt die eig'nen Laſten kaum,
Den ungebenern Schmerzen lag ich unter.
Nun laßt mich jenen edeln Helden ſehn,
An meine Bruſt ihn drücken. Sage mir:
Wer war's? Wer hat mein einzig' Kind gerettet?

Amenaide.

Ein Mann, der meine Liebe ſonſt verdient,
Ein Held, den ſelbſt mein Vater unterdrückte,
Den Ihr verbanntet, deſſen Namen ich
Vor Euch verſchweigen mußte, den zu mir
Das unglückſel'ge Blatt berufen ſollte,
Der letzte Sproß des hohen Ritterſtammes,
Der größte Sterbliche, der mich nun auch,
Wie Jedermann, verkennt: es iſt Tancred!

Arſir.

Was ſagſt Du?

Amenaide.

Was mein Herz nicht mehr verſchweigt,
Was ich mit Furcht bekenne, da ich muß.

Arſir.

Tancred?

Amenaide.

Er ſelbſt! Ich wußt' ihn in der Nähe;
Ihn zu berufen dacht' ich. Mich befreien
Sollt' er von Orbaſſan; da fiel mein Blatt
In Eu're Hand. Ihn führt ſein eig'nes Herz
In dieſe Mauern, mich vom Tod zu retten;
Und ach, nun bin ich auch von ihm verkannt!
Mit unſern Helden eilt er ſchon hinaus
Und kämpft für uns mit tief zerriß'nem Buſen.

Arſir.

Der Edle, den wir unterdrückten, dem
Wir Güter, Würde, Vaterland geraubt,
Er kommt, uns zu beſchützen, wenn vor ihm
Als tückiſche Tyrannen wir erſcheinen!

Amenaide.

Verzeiht Euch ſelbſt, er wird Euch gern verzeihen;
Auch Dir vergeb' ich, daß Du allzu ſchnell
An meinen ſtrengen Richtern Dich geſellt,
Auf der Natur gelinde Stimme nicht,
Auf's Zeugniß meines Lebens nicht gehört.

Arſir.

An ihn war jenes Unglücksblatt geſchrieben?

Amenaide.

An ihn, er war mein Einz'ger in der Welt.

Arſir.

Und wie hat Liebe Dich zu ihm geleitet?

Amenaide.

Schon in Byzanz, an meiner Mutter Hand.

Arſir.

Nun kränkt Dich ſein Verdacht? Es irrt auch er?

Amenaide.

Dem Zeugniß eines Vaters mußt' er glauben.

Arſir.

Wie übereilt; e, wie verſtockt ich war!

Amenaide.

O, könnteſt Du nun auch das Räthſel löſen!

Arſir.

Ich eile! Kommt! Zu Pferde! Laßt mich ihm
Bis in der Schlacht verwirr'ne Tiefe folgen.
Dort kämpft er freudiger, wenn er erfährt,
Daß Du ihn liebſt, und daß Du redlich biſt.
Verzweiflung kämpft, ich fühl' es nun, mit ihm;
Den ſchönern Muth wird ihm die Liebe geben.

Amenaide.

Du gehſt nicht ohne mich!

Arſir.

Du bleibſt zurück!

Amenaide.

In dieſe Mauern ſoll mich Nichts verbannen.
Scharf in die Augen faßt' ich ſchon den Tod,
Er blickte gräßlich; auf dem Feld der Ehre
Erſcheint er mächtig, aber nicht verhaßt.

Nimm mich an Deine Bruſt, an Deine Seite!
Verſtoße mich zum zweiten Male nicht.

Arſir.

Gehorſam hab' ich nicht von Dir verdient,
Mein väterliches Recht hab' ich verſcherzt;
Allein bedenke, welchen kühnen Schritt
Du vor den Augen aller Bürger wagſt.
Zum Kampfe zieht ein zärtliches Geſchlecht,
Dem engen Zwang entwachſen, nicht hinaus.
In andern Landen mag es Sitte ſein;
Doch hier verſagt's Gewohnheit und Geſetz.

Amenaide.

Geſetz, Gewohnheit, Sitte darfſt Du nennen;
Ich fühle mich erhoben über ſie.
An dieſem ungerechten Schreckenstage
Soll mir mein Herz allein Geſetze geben.
Was? Die Geſetze, die ſo ſchwer auf Dir
Und Deinem Haus gelaſtet, die
Geboten, Deine Tochter unter Henkers Hand
Vor allem Volk, entwürdigt, hinzuſtoßen:
Die ſollen jetzt verbieten, daß ich, Dich
In's Ehrenfeld begleitend, mich entſühne?
Sie ſollten mein Geſchlecht vor Feindes Pfeilen,
Nicht vor der Schmach des Schandgerüſtes wahren?
Du bebſt, mein Vater? Hätte damals Dich
Ein Schauer überlaufen, als geneigt,
Der feindlichen Partei zu ſchmeicheln, Du
Dich mit dem ſtolzen Orbaſſan vereinteſt,
Dem einz'gen Sterblichen zu ſchaden, der
Euch retten ſollte, damals, als in mir
Den heiligen Gehorſam Du zerſtörteſt! —

Arſir.

Halt ein und kränke den Gekränkten nicht!
Er iſt Dein Vater; brauche nicht das Recht,
Mich anzuklagen, und verſchone mich!
Laß meine Schmerzen mich beſtrafen, laß,
Wenn Du Verzweiflung eines Vaters ehrſt,
Laß von dem Pfeil der Mauren mich allein
An unſers Helden Seite fallen, wenn
Ich Deine Lieb' und Unſchuld ihm entdeckt! —
Ich gehe! Haltet ſie!

Siebenter Auftritt.

Amenaide.

Wer darf mich halten?
Wer hat gelitten, was ich leiden muß?
Und wer hilft mir ertragen, was ich trage?
Nein! Soll ich nicht elendiglich vergehn,
So muß ich fort, ich muß mich thätig zeigen.
Ich muß ihn ſuchen, finden! In der Schlacht
Gedrängteſtem Gewühle treff' ich ihn.
Dort ſollen alle Speere, die ihm droh'n,
Auch mir des Lebens nahes Ende deuten.
Dort wirft vielleicht ſich dieſe treue Bruſt
Dem Streiche, der ihn treffen ſoll, entgegen.
Er haßt, er flieht mich ungerecht! Auch mir
Empört das Herz im Buſen ſich, und ihn
Geſtraft zu ſehen, iſt mein Wunſch; — geſtraft
In mir! An ſeiner Seite ſoll des Feinds
Geſchärfter Pfeil mich treffen! Dann ergreift
Sein kriegeriſcher Arm die Sinkende;
Alsdann erwacht ſein Mitleid, doch zu ſpät!
Und er erfährt, daß ich ihm treu geblieben;
Er ruft umſonſt in's Leben mich zurück,
Und heiße Reue quillt in ſeinem Buſen,
Und alle Schmerzen jammervoller Liebe
Wälz' ich im letzten Seufzer auf ihn los!

Fünfter Aufzug.

Fels und Wald, im Hintergrund eine Ausſicht auf den Aetna.

Erſter Auftritt.

Soldaten, welche beſchäftigt ſind, aus Sarazeniſcher Beute Trophäen aufzurichten. Volk, von verſchiedenem Geſchlecht und Alter, das ſich hinzudrängt. Zu ihnen Alcaee und Knappen.

Loredan.

Erhebt das Herz in freudigem Geſang
Und Weihrauch laßt dem Gott der Siege wallen!
Ihm, der für uns geſtritten, unſern Arm
Mit Kraft gerüſtet, ſei allein der Dank!
Er hat die Schlingen, hat das Netz zerriſſen,
Mit denen uns der Glaubensfeind umſtellt.
Wenn Dieſer hundert überwund'ne Völker,
Mit ehr'nem Stab, tyranniſch niederdrückt,
So gab der Herr ihn heut in unſ're Hand.
Errichtet Siegeszeichen auf dem Platze,
Wo dieſe Wunderthaten Euch befreit,
Und ſchmücket, fromm, die heiligen Altäre
Mit der Ungläub'gen beſten Schätzen aus.
O, möge doch die ganze Welt von uns,
Wie man ſein letztes Gut vertheidigt, lernen!
O, möge Spanien aus ſeinem Druck,
Italien aus ſeiner Aſche blicken!
Egypten, das zertret'ne, Syrien,
Das feſſeltragende, nun auch
Zum Herren, der uns rettete, ſich wenden!

Doch im Triumphe laßt uns nicht Arſir's,
Und ſeiner Vaterſchmerzen nicht vergeſſen!
O, daß auch ihm das allgemeine Glück
In ſeines Hauſes Jammer Tröſtung bringe!

Und nun, wo iſt der Ritter, der für uns,
Wie Alle rühmen, dieſen Sieg erfocht?
Hat ein Triumph ſo wenig Reiz für ihn?

Und könnt' er uns des Neids verdächtig halten?
Wir sind geprüft genug, ein fremd' Verdienst
In seinem vollen Werthe zu verehren.
(Zu Roderich.)
Er focht in Deiner Nähe, wie ich weiß;
Kannst Du von ihm, o Herr, uns Nachricht geben?
Er hat so edel die Gefahr getheilt,
Will er nicht auch die Siegesfreude theilen?

Roderich.

Vernehmt den sonderbarsten Fall durch mich.
Indessen Ihr des Aetna's Felsenwege
Vertheidigtet, entfaltete die Schlacht
Mit Ungestüm, sich an dem Ufer hin,
Er war der Vorderste, war weit voraus;
Und wir erkannten, in dem tapfern Manne
Nicht die Besonnenheit des Muths zu sehn,
Die in dem Schlachtgewühl dem Führer ziemt;
Verzweiflung trieb ihn der Gefahr entgegen.
In abgebroch'nen Worten, wilden Blicken,
Entdeckte sich ein ungemess'ner Schmerz.
Er rief nach Solamir'n, oft rief er auch,
Mit Ungestüm, Amenaiden's Namen.
Er schalt sie treulos; manchmal schien sogar
Sich seine Wuth in Thränen aufzulösen.
Er weihte sich dem Tode freventlich;
Er gab sich auf und, fürchterlicher nur,
Erkämpft er, statt des Todes, sich den Sieg.
Die Feinde wichen seinem Arm und uns,
Und unser war das freie Schlachtgefild;
Doch er empfand von seinem Ruhme Nichts.
Gesenkten Blickes, tief in Traurigkeit
Verloren, hielt er unter unserm Chor.
Doch endlich rief er Adamon heran,
Umarmt ihn weinend, spricht ihm heimlich zu.
Auf einmal sprengen Beide fort; der Held
Ruft noch zurück: „Auf ewig lebet wohl!“
Wir stehn bestürzt, daß solch ein edler Mann
Nach solchem Dienst sich uns verbergen will.
Auf einmal aber stürzt Amenaide,
Durch der Soldaten dicht gedrängte Schaar,
Entstellt und bleich, den Tod in ihren Blicken.
Sie ruft Tancred'en, irrt an uns heran;
Ihr Vater folgt und sie, ermattet, sinkt
An seine Brust; wir eilen, ihn zu stützen.
„Der Unbekannte“, ruft er, „ist Tancred!
Er ist der Held, der solche Wunder leistet.
Amenaide'n rächt er, rächt den Staat,
Und eilet, uns zu retten, die wir ihn
Einstimmig, als Rebellen, heute noch,
Behandelt. Sucht ihn auf und führet ihn
Entsühnet, im Triumph, zur Stadt zurück!“

Loredan.

Wo ist er? daß die schönste Zierde nicht
An unserm holden Siegestage fehle.
Führt ihn heran, damit wir zeigen können,
Daß, wenn wir einen edeln Mann verkannt,
Wir den geprüften gleich zu ehren wissen.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Arsir. Später Amenaide (im Hintergrund, von ihren Frauen unterstützt).

Arsir.

O, eilt, ihn zu befreien, ihn zu retten!
Tancred ist in Gefahr. Verwegen trieb
Sein Eifer ihn dem fliehenden Feinde nach,
Der wieder sich versammelt, wieder ficht.
Mein Alter, ach! erlaubt mir nur zu klagen.
Ihr, deren Kühnheit sich mit Stärke paart,
Die noch der Jugend Heldenkraft beseelt,
Verbunden, eilet hin und gebt Tancred'en
Euch, mir und dieser Hartgekränkten wieder.

Loredan.

Genug! Die Zeit ist kostbar, folget mir!
Wenn wir das Uebermaß der Tapferkeit
Nicht loben können, diese büß're Wuth,
So sind wir doch ihm schnelle Hülfe schuldig.

Dritter Auftritt.

Arsir. Amenaide.

Arsir.

So hörst Du denn, o Gott! des Vaters Flehn?
Du gibst mir endlich meine Tochter wieder,
Den Mann uns wieder, dem wir Alles danken.
Die Hoffnung darf, geliebte Tochter, nun
In unserm Herzen wieder sich entfalten!
Wenn ich Dich selbst verkannt, wenn ich Dein Unglück
Aus Irrthum selbst verschuldet, wenn ich's ganz
Mit Dir empfunden und getragen: laß
Mich nun es end'gen, wenn der Edle kommt!
Laß diesen Trost in Deine Seele leuchten!

Amenaide.

Getröstet werd ich sein, wenn ich ihn sehe,
Wenn er, den ich mit Leib' und Grau'n erwarte,
Gerettet kommt und sich gerecht erzeigt;
Wenn ich vernehme, daß er mich nicht mehr
Verkennt und seinen Argwohn tief bereut.

Arsir.

Ich fühle nur zu lebhaft, o Geliebte,
Was Du in dieser harten Probe leidest!
Von solcher Prüfung heilt im edeln Herzen
Die Wunde kaum, die Narbe bleibt gewiß.
Das Nachgefühl des Schmerzens bleibt mit ihr.
Doch, meine Tochter, denke, daß Tancred,
Den wir verhaßt, den wir verfolgt gesehen,
Geliebt, bewundert, angebetet kommt,

Und ſolch ein Glanz Dich nun mit ihm verklärt!
Je höher ſich Tancred, je herrlicher,
Durch unerwartet große Thaten ſtellte,
Um deſto ſchöner werden Lieb' und Treue,
Die Du ihm rein und ganz gewidmet, glänzen.
Wenn ſonſt ein guter Menſch nur ſeine Pflicht
In ihnen verſteht, erhebet ſich der Held;
Er überfliegt gemeiner Möglichkeit
Beſcheidne Grenze, ja, der Hoffnung ſelbſt
Eilt er zuvor. So that für uns Tancred,
Und über alle Hoffnung wird auch er
Dich treu und ſeiner Liebe werth entdecken.
Er wendet ſeine Neigung ganz Dir zu,
Das Volk bewundert und verehrt auch Dich.
Dieß Alles zu bewirken, ſeinen Irrthum
Aus ſeiner Seele ſchnell hinweg zu ſcheuchen,
Bedarf's ein Wort! —

Amenaide.

Es iſt noch nicht geſprochen!
Was kann mich jetzt des Volks Geſinnung kümmern,
Das ungerecht verdammt, leichtſinnig liebt
Und zwiſchen Haß und Mitleid, irrend, ſchwankt?
Nicht ſeine laute Stimme rührt mein Herz;
An eines Einzigen Munde hängt mein Auf.
Ja, fuhre Dieſer fort, mich zu verkennen,
Ich wollte lieber in den Tod mich ſtürzen,
Als länger ſeiner Achtung zu entbehren.
Ja, wiſſe — muß ich auch noch Dieß geſtehn? —
Als meinen Bräutigam verehrt' ich ihn;
Ihm hat die Mutter, ſterbend, mich gegeben,
Ihr letzter Seufzer hat uns noch geſegnet;
Und dieſe Hände, die ſie erſt verbunden,
Vereinten ſich, die Augen ihr zu ſchließen.
Da ſchwuren wir, bei ihrem Mutterherzen,
Im Angeſicht des Himmels, bei dem reinen
Verklärten Geiſt, bei Dir, unſel'ger Vater,
Uns nur zu Dir zu lieben, für Dein Glück,
Mit kindlichem Gehorſam uns zu bilden.
Ich ſah, ſtatt des Altars, ein Mordgerüſt;
Mein Bräutigam verkennt mich, ſucht den Tod,
Und mir bleibt das Entſetzen meiner Schmach!
Das iſt mein Schickſal.

Arſir.

Das nun ſich erheitert.
Mehr als Du hoffteſt, wird noch Dir gewähret.

Amenaide.

Ach! Alles fürcht' ich!

Vierter Auftritt.

Arſir. Amenaide. Euphanie.

Euphanie.

Theilet Freud' und Jubel!
Empfindet, mehr als wir, ein Wunderglück!
Tancred hat abermals geſiegt, den Reſt
Auf ihn vereinter Flüchtiger zerſtreut.
Und Selamir, von ſeiner Hand getödtet,
Liegt nun, als Opfer des bedrängten Staats,
Als Pfand zukünft'ger Siege, zur Entſühnung
Gekränkter Frauenehre hingeſtreckt.
Wie ſchnell verbreitet ſich der Ruf umher!
Wie freudetrunken fliegt das Volk ihm zu,
Und nennt ihn ſeinen Helden, ſeinen Schutz!
Des Thrones würdig preiſ't man ſeine Thaten.
Ein Einziger von unſern Kriegern war,
Auf dieſen Ehrenwegen, ſein Begleiter:
Der Aldamon, der unter Dir gedient,
Errang ſich einen Theil an dieſem Ruhm,
Und als zuletzt noch unſ're Ritter ſich,
Mit Ungeſtüm, zum Platz des Kampfes ſtürzten,
War Alles längſt gethan, der Sieg entſchieden.

(Von der Ferne Siegsgeſang.)

Vernehmt Ihr jener Stimmen Hochgeſang,
Die über alle Helden ſeines Stammes,
Ihn über Roland, über Triſtan heben?
Ihm reichen tauſend Hände Kranz um Kranz.
Welch ein Triumph, der Dich und ihn verklärt!
O theile, komm! Den herrlichen Triumph.
Du haſt ihn längſt verdient und längſt vermißt.
Dir lächelt Alles nun und Jeder ſchämt
Sich jener Schmach, mit der er Dich verletzt.
Tancred iſt Dein, ergreife den Beſitz!

Amenaide.

Ach! Endlich athm' ich wieder und mein Herz
Eröffnet ſich der Freude. Theurer Vater!
Laß uns den Höchſten, der auf ſolchen Wegen
Mir das Verlor'ne wiedergibt, verehren.
Vom herben Schmerz durch ſeine Hand befreit,
Fang' ich, ſo ſcheint mir, erſt zu leben an.
Mein Glück iſt groß; doch hab' ich es verdient.
Vergeſſen will ich Alles. O, verzeih'
So manchen Vorwurf, manche bitt're Klage,
Womit ich, edler Vater, Dich gekränkt!
Und wenn Tancred's Unterdrücker, wenn
Sich Feinde, Bürger ihm zu Füßen werfen:
Die Wonne fühl ich ganz; denn er iſt mein!

Arſir.

Und ganz genießt Dein Vater ſie mit Dir. —
Iſt Dieß nicht Aldamon, der, mit Tancred'n,
Sich in den Feind mit ächter Treue ſtürzte,
Er, der auch unter mir ſo brav gedient;
Vermehrt er die Gewißheit unſers Heils?
Durch einen wackern Boten wird die Wonne
Der guten Botſchaft noch erhöht. Allein
Was ſeh' ich? Ungewiſſen Trittes naht er ſich!
Iſt er verwundet? Tiefe Schmerzen lud
Auf ſein Geſicht gegraben!

Fünfter Auftritt.

Arsir. Amenaide. Euphanie. Aldamon.

Amenaide.

Sag' uns an:
Tancred iſt Ueberwinder?

Aldamon.

Ja, er iſt's!

Amenaide.

Verkündet nicht ihn dieſer Siegeston?
(Klaggesang von ferne.)

Aldamon.

Der ſchon in Klagetöne ſich verwandelt.

Amenaide.

Was ſagſt Du? Soll uns neues Unglück treffen?

Aldamon.

Zu theuer iſt des Tages Glück erkauft.

Amenaide.

So iſt er todt?

Aldamon.

Sein Auge blickt noch auf;
Doch wird ihn ſeine Wunde bald uns rauben.
Als er an meiner Seite ſich zum Tod
Getroffen fühlte, ſtützt' er ſich gelaſſen
Auf meinem Arm und ſprach: „Ich ſehe ſie
Nicht wieder, die mir Alles war, und die
Mich nun hierher getrieben. Eile hin
Und bring' ihr noch ein ſchmerzlich' Scheidewort,
Und ſag' ihr" —

Arsir.

Gott! So grenzenloſe Noth
Verhängſt Du über uns! O, theurer Mann,
Verſchweig' ihr eine Botſchaft, die ſie tödtet!

Amenaide.

Nein, ſprich das Urtheil nur entſchieden aus!
Ich habe Nichts als dieſes Leben mehr,
Und dieſes geb' ich gern und willig hin.
Sprich ſein Gebot, das letzte, ſprich es aus!

Aldamon.

„Nicht überleben könnt' ich den Gedanken,"
So ſprach er, „daß ſie mir die Treue brach;
Um ihretwillen ſterb' ich; könnt' ich doch
Auch für ſie ſterben, daß ſie Ruf und Namen
Und Lebensglück, durch meinen Tod, erwürbe!"

Amenaide.

Er ſtirbt im Irrthum! Werd' ich ſo geſtraft!

Arsir.

Verloren iſt nun Alles, nun der Rache
Feindſel'gen Geſchickes ganz gelenkt!
Und, ohne Hoffnung, ohne Furcht, erwarten,
Auch ohne Klage, wir den nahen Tod.
O, laß mich wenigſtens, geliebtes Kind,
In dieſer ſchrecklichen Verwirrung, noch
Die letzten Kräfte ſammeln; laß mich laut,
Daß unſ're Ritter, unſer Vaterland,
Daß alle Völker hören, laß mich rufen:
So litt ein edles Herz! So war's verkannt!
Und alle Welt verehre Deinen Namen!

Amenaide.

Und mag ein unerträglich herber Schmerz
Durch irgend einen Antheil milder werden?
Was kann das Vaterland? — Was kann die Welt?
Tancred iſt todt!

Arsir.

So fahre hin, mein Leben!

Amenaide.

Tancred iſt todt! Und Niemand hat für mich
Ein Wort geſprochen, Niemand mich vertreten?
Nein, dieſe letzte Hoffnung laß mir noch;
Er lebt! er lebt' — ſo lange, bis er ſich
Von meiner Lieb' und Unſchuld überzeugt!
(Indem ſie abgehen will, begegnet ſie den Rittern, denen ſie ausweicht.)
Drängt mich auch hier die Tyrannei zurück!

Sechster und letzter Auftritt.

Leredan. Roderich. Ritter. Soldaten. Volk. Amenaide. Arsir. Euphanie. Aldamon. Tancred (von Soldaten getragen, erſt im Hintergrunde. Andere Soldaten mit eroberten Sarazeniſchen Standarten.

Leredan.

Beklagenswerthe Beide, die Ihr ganz
Dem Zug begegnet, der ſich ſtumm bewegt,
Wohl iſt für Euch der Schmerzen Zülle hier!
Verwundet, ehrenvoll und tödtlich, naht,
Auf dieſer Bahre, leider nun der Held!
In Leidenſchaft und Wuth gab er ſich hin;
So hat er uns vollkomm'nen Sieg errungen.
Doch ach, wir hielten kaum des eh'rn Bluts,
Das uns errettet, beſt'gen Strom zurück!
(Zu Amenaiden.)
Der hehre Geiſt, der ſich von hinnen hebt,
Verweilt, ſo ſcheint es, noch um Deinetwillen;
Er nennet Deinen Namen. Alles weint,
Und wir bereuen unſern Theil der Schuld.
(Indeſſen er ſpricht, kommt man Tancred zu ganz nahe.)

Amenaide

(auf den Armen ihrer Frauen, wendet ſich mit Abſcheu gegen Leredan.)

Barbaren! Mög' Euch ew'ge Reue plagen!

(Sie eilt auf Tancred'en los und wirft ſich vor ihm nieder.)

Tancred! Geliebter! grauſam Zärtlicher!
In dieſer letzten Stunde höre mich!
O, wende mir Dein mattes Auge zu,
Erkenne mich im grenzenloſen Jammer!
O, gönne dann im Grab, an Deiner Seite,
Mir, Deiner Gattinn, ehrenvollen Raum!
Ja, dieſen Namen, den Du mir verſprachſt,
Ich hab' ihn mir, durch Leiden, wohl verdient;
Ich habe wohl verdient, daß Du nach mir,
Der hartgeprüften, treuen Gattinn, blickſt!

(Er ſieht ſie an.)

So wär' es denn zum letzten Male, daß
Du mich in's Auge faſſeſt! Sieh' mich an!
Kann ich wohl Deinen Haß verdienen? Kann
Ich ſchuldig ſein?

Tancred (ſich ein wenig aufrichtend).

Ach! Du haſt mich verrathen!

Amenaide.

Ich Dich? Tancred!

Arſir

(der ſich auf der andern Seite niederwirft, Tancred'en umarmt und dann wieder aufſteht).

O höre, wenn ich nun
Für die ſo ſehr verkannte Tochter ſpreche!
Um Deinetwillen kam ſie in Verdacht;
Wir ſtraften ſie, weil ſie an Dir gehangen.
Geſetz und Rath und Volk und Ritter, Alles
Hat ſich geirrt, ſie war allein gerecht.
Das Unglücksblatt, das ſolchen Grimm erregt,
Es war für Dich geſchrieben, ihren Helden;
So waren wir getäuſcht und täuſchten Dich!

Tancred.

Amenaide liebt mich? Iſt es wahr?

Amenaide.

Ich hätte Schmach und Schande wohl verdient
Und jenen Tod, aus dem Du mich gerriſſen,
Wenn ich, unedel, Deiner Liebe ꝛc
Und meiner Pflichten gegen Dich vergeſſen!

Tancred

(der ſeine Kräfte ſammelt und die Stimme erhebt).

Du liebſt mich! Dieſes Glück iſt höher als
Mein Unſtern. Ach, ich fühle nur zu ſehr
Bei dieſem Ton das Leben wünſchenswerth!
Ich glaubte der Verleumdung, ich verdiene
Den Tod. Ein traurig' Leben bracht' ich zu,
Und nun verlier' ich's, da das Glück ſich mir,
An Deiner Seite, grenzenlos eröffnet.

Amenaide.

Und nur in dieſer Stunde faßt' ich Dich,
Die uns auf ewig trennt, noch ein Mal ſprechen!
Tancred!

Tancred.

In Deinen Thränen ſollt' ich Troſt
Und Lind'rung fühlen; aber ach! von Dir
Sollt' ich mich trennen? Herb iſt ſolch ein Tod.
Ich fühl', er naht. Arſir, o, höre mich!
Dieß edle Herz hat ſeine Treue mir
Auf ewig zugeſagt und mir erhalten,
Als Opfer ſelbſt des traurigſten Verdachts;
O, laß denn meine hinfig ſtarre Hand
Mit ihrer Hand, zuletzt, ſich noch verbinden!
Laß mich als ihren Gatten ſterben, Dich
Als Vater noch umarmen!

Arſir.

Theurer Sohn!
O, könnteſt Du für ſie und Alle leben!

Tancred.

Ich lebte, meine Gattinn zu entſühnen,
Mein Vaterland zu rächen, ſterbe nun,
Umfaßt von Beiden, und ich fühle mich
So würdig ihrer Liebe, wie geliebt.
Erfüllt ſind meine Wünſche! Liebſtes Weib!
Amenaide!

Amenaide.

Komm'!

Tancred.

Du bleibſt zurück,
Und ſchwörſt mir, daß Du leben willſt —

(Er ſinkt nieder.)

Roderich.

Er ſtirbt!
An ſeiner Bahre ſchäme ſich der Thränen
Kein tapf'rer Mann; der Reue ſchäme ſich
Kein Edler, der zu ſpät ihn erſt erkannt.

Amenaide

(die ſich auf Tancred'ens Leichnam wirft).

Er ſtirbt! Tyrannen, weint Ihr, die Ihr ihn
Mißhandelt, ihn dem Tode hingegeben!

(Indem ſie aufſteht und vorſchreitet.)

Verflucht ſei der Senat! Verflucht ein Recht,
Das ränkevoll der herrſchenden Partei
Geſetzlich' Treu und Unſchuld merden lehrt!
O! reißet Euch gewaltſam auseinander, —
Des Berges ungeheure Feuerſchlünde,
Die Ihr das reiche Feld Sicilien's
Im Finſtern unterwühlet, reißt Euch auf!
Erſchüttert Syracus, daß die Paläſte,
Die Mauern ſtürzen! Sendet Feuerquellen
Aus Euern Schlünden, überſchwemmt das Land,
Und ſchlingt den Reſt des Volkes, die Ruinen
Der großen Stadt zur Hölle mit hinab!

(Sie wirft ſich wieder auf den Leichnam.)

O, mein Tancred!

(Sie ſpringt wieder auf.)

Er ſtirbt! Ihr aber lebt!
Ihr lebt! ich aber folg' ihm! — Haſſt Du mich?
Dein Weib vernimmt die Stimme ſeines Gatten.
In ew'ger Nacht begegnen wir uns wieder;
Und Euch verfolge Qual, ſo dort, wie hier!
(Sie wirft ſich in Cyphanie's Arme.)

Arſir.

O, meine Tochter!

Amenaide.

Weiche fern hinweg!
Du biſt mein Vater, haſt an uns, fürwahr,
Des heil'gen Namens Würde nicht erprobt.
In Dieſen haſt Du Dich geſellt! — Verzeih'
Der kläglich Sterbenden! — Nur Dieſem hier
Gehör' ich an, im Tode bleib' ich ſein!
Tancred!
(Sie ſinkt an der Bahre nieder.)

Arſir.

Geliebtes, unglückſel'ges Kind!
O, rufet ſie in's Leben, daß ich nicht,
Der Letzte meines Stamms, verzweifelnd ſterbe!

Elpenor.

Ein Trauerſpiel.

Fragment.

Perſonen.

Antiope.
Lycus.
Elpenor.
Evadne.
Polymetis.
Jünglinge.
Jungfrauen.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Evadne. Jungfrauen.

Evadne.

Verdoppelt Eu're Schritte, kommt herab!
Verweilet nicht zu lange, gute Mädchen,
Kommt herein!
Gewand und Haaren gebt nicht zu viel Sorgfalt!
Iſt das Geſchäft verübracht, kommt Zeit zum Schmuck.
Zur Arbeit heißt der Morgen rege ſein.

Jungfrau.

Hier ſind wir, und die Andern folgen gleich.
Wir haben ſelbſt uns dieſem Feſt geweckt;
Du ſiehſt uns bereit, was Du befiehlſt, zu thun.

Evadne.

Webion, beeifert Euch mit mir!
Zwar halb nur freudig, halb mit Widerwillen,
Ruf ich Euch auf zum Dienſte dieſes Tags;
Denn er bringt unſ'rer hochgeliebten Frauen,
In Freudlichkeit gekleidet, ſtillen Schmerz.

Jungfrau.

Ja, und uns Allen; denn es ſcheidet heute
Der werthe Knabe, den ſo lange ſchon
Die glücklichſte Gewohnheit uns verbindet.
Sag', wie erträgt's die Königinn? Giebt ſie gelaſſen
Den theuern Pfleging ſeinem Vater wieder?

Evadne.

Schon wird mir bange für die künft'gen Tage.
Noch ruht der alte Schmerz in ihrer Seele;
Der doppelte Verluſt des Sohns und des Gemahls
Iſt noch nicht ausgeheilt. Und wenn des Knaben
Erheiternde Geſellſchaft ſie verläßt,
Wird ſie dem alten Kummer widerſtehn?
Wie Larven aus der Unterwelt vor Andern
Dem Einſamen erſcheinen, rühet Verlaſſne
Aengſtlich der Trauer kalte Schattenhand.
Und wem gibt ſie den lieben Zögling wieder!

Jungfrau.

Ich hab' es auch bedacht.
Nie war der Bruder des Gemahls ihr lieb;
Sein rauh' Betragen hielt ſie weit entfernt.
Nie hätten wir geglaubt, daß ſie in ſeinem Sohn
Der ſüßen Liebe Gegenſtand umarmte.

Evadne.

Wär' es ihr eig'ner, wie belohnte ſie
Der heut'ge Tag für alle Mutterſorgen!
Der ſchöne Knabe ſchreitet feierlich,
Vor alles Volkes ſehnſuchtsvollen Augen,
Aus der beſchränkten Kindheit niederm Kreis
Auf der beglückten Jugend erſte Stufe;
Doch ſie erfreut es kaum. Ein ganzes Reich
Dankt ihr die Sorg', und, ach, in ihrem Buſen
Gewinnt der Gram nur neue Koſt und Nahrung;
Denn für das ſchwerſte, edelſte Bemüh'n
Wird ſo viel Freude nicht dem Menſchen, als
Natur
Mit einem einzigen Geſchenke leicht gewährt.

Jungfrau.

Ach, welche ſchönen Tage lebte ſie,
Eh' noch das Glück von ihrer Schwelle wich,
Ihr den Gemahl, den Sohn entführend, floh
Und unerwartet ſie verwaiſt zurücke ließ!

Evadne.

Laß uns das Angedenken jener Zeiten,
So heftig klagend, nicht erneuen,
Das Gute ſchätzen, das ihr übrig blieb,
Im nahverwandten Knaben großen Reichthum.

Jungfrau.

Den nennſt Du reich, der fremde Kinder nährt?

Evadne.

Wenn ſie gerathen, iſt auch Das vergnüglich.
Ja wohl! Ihr ward ein herrlicher Erſatz
In Lycus Sohne. Hier am einſamen Geſtad',
An ihrer Seite wuchs er ſchnell hervor,
Und er gehört nun ihr durch Lieb' und Bildung.
Dem Vielverwandten gönnt ſie herzlich nun
Den Theil des Reichs, der ihrem Sohn
Vom Vater her gebührte;
Ja, gönnt ihm einſt, was ſie an Land und Schätzen
Von ihren Eltern ſich ererbt.
Sie hatten ihn mit allem Segen aus,
Und ſucht ſich ſtill den Troſt im Guten.
Dem Volk iſt's beſſer, wenn nur Einer herrſcht,
Hört' ich ſie ſagen, und noch manches Wort,
Womit ſie lindernd gern das Uebel prieſe,
Das ſie betrifft.

Jungfrau.

Mich dünkt, ich ſah ſie heute froh, das Angeſicht.

Evadne.

Mir ſchien es auch. O, mögen ihr die Götter
Ein friſches Herz erhalten!
Denn leichter dient ſich einem Glücklichen.

Jungfrau.

Der edler iſt, nicht hart im Uebermuth.

Evadne.

Wie wir ſie billig preiſen, unſre Frau.

Jungfrau.

Ich ſah ſie fröhlich, fröhlicher den Knaben,
Der Morgenſonne Gold auf ihrem Antlitz.
Da ſchwang ſich eine Freude mir durch's Herz.
Die Nacht der alten Tage zu erhellen.

Evadne.

Laß uns nicht weiblich Vieles reden,
Wo viel zu thun iſt.
Die Freude ſoll dem Dienſt nicht ſchaden, der
Heut mehr gefordert wird, als andern Tages.
Laßt Eu're Luſt in Eurem Eifer ſehen,
Mit dem ein Jedes eilt, ſein Werk zu thun.

Jungfrau.

Verordne Du! Wir Andern ſäumen nicht.

Evadne.

Daß unſrer Fürſtin Herz geöffnet iſt,
Hab' ich geſehn. Sie will, daß ihre Schätze,
Die ſtill verwahrt dem künftigen Geſchlecht
Entgegen ruhten, heut ſich zeigen
Und dieſem Tag gewidmet glänzen;
Daß dieſe Feier ſich auf Reinlichkeit
Und Ordnung, wie auf zwei Geſährten, würdig lehne.
Was mir vertraut iſt, hab' ich aufgeſchloſſen;
Nun ſorget für den Schmuck der Säle ſelbſt,
Entfaltet die geſtickten Teppiche und deckt
Damit den Boden, Sitze, Tafeln;
Gering' und Köſtliches vertheilt mit kluger Wahl!
Beſitzet Platz genug für viele Gäſte,
Und ſetzt die kunſtgetriebenen Geſchirre
Zur Augenluſt auf ihre rechten Stellen!
An Speiſ' und Trank ſoll's auch nicht fehlen; denn
So will's die Fürſtin, und ich ſetzte ſie.
Und was den Fremden dargeboten wird,
Soll Anmuth und Gefälligkeit begleiten.
Die Männer, ſeh' ich, haben auch Befehl;
Denn Pferde, Waffen, Wagen
Sind, dieſe Feier zu verherrlichen, bewegt.

Jungfrau.

Wir gehen!

Evadne.

Wohl! Ich folge gleich.
Nur hält mich noch der Anblick meines Prinzen.
Dem Morgenſtern vergleichbar, naht er, ſtrahlend, ſchnell.
Laßt mich ihn ſegnen, ihn, der Tauſenden
Ein neues Licht des Glücks aufgehend ſcheint.

Zweiter Auftritt.

Eleneer und Evadne.

Eleneer.

Du, meine Gute, Treue, biſt Du hier,
Die immer Theil an meiner Freude nimmt?
Sieh', was der Aufgang dieſes Tags mir brachte!
Die ich ſo gerne Mutter nenne, will mich heut
Mit vielen Zeichen ihrer Lieb' entlaſſen.
Den Bogen und den reichbeladnen Köcher
Gab ſie mir; von Barbaren
Gewann ihr Vater ihn. Seit meiner erſten Jugend

Die Garden des Fürſten Rocca Bruna.

Der Anführer.

Eilet euch umher zu ſtellen!
Hier, hier ſind' ich die Geſellen;
Haben wir die Schelmen nun!

Die Garden, indem ſie anſchlagen.

Wage keiner der Geſellen
Hier zur Wehre ſich zu ſtellen;
Schon gefangen ſeyd ihr nun.

Die übrigen Perſonen.

Hier auf fremdem Grund und Boden
Habt ihr Herren nichts zu thun.

Der Anführer.

Denkt ihr wieder nur zu flüchten?
Nein, ihr Frevler, nein mit nichten!
Denn der Fürſt von Rocca Bruna,
Und der Herr von Villa Bella,
Beyde ſind nun einig worden,
Beyde Herren wollen ſo.

Gefiel er mir vor allen Waffen wohl,
Die an den hohen Pfeilern hangen.
Ich forderte ihn oft; mit Worten nicht,
Ich nahm ihn von den Pfosten
Und klirrte an der starken Sehne;
Dann blickt' ich die Geliebte freundlich an,
Und ging um sie herum, und zauderte,
Den Bogen wieder aufzuhängen.
Heut wurde mir der alte Wunsch gewährt;
Er ist nun mein, ich führ' ihn mit mir fort,
Wenn ich den Vater nach der Stadt begleite.

Evadne.

Ein würdiges Geschenk! Es sagt Dir viel.

Elpenor.

Was denn?

Evadne.

Groß ist der Bogen, schwer zu beugen;
Wenn ich nicht irre, Du vermagst es nicht.

Elpenor.

Das werd' ich sehn.

Evadne.

So denkt die theure Pflegemutter auch.
Vertraut sie Dir, daß Du mit Mannskraft,
Dereinst die straffe Sehne spannen wirst,
So winkt sie Dir zugleich und hofft, daß Du
Nach würd'gem Ziel die Pfeile senden wirst.

Elpenor.

O, laß mich nur! Noch hab' ich auf der Jagd
Das leichte Reh,
Geringe Vögel nur der niedern Luft erlegt;
Doch wenn ich Dich einst bändige,
Ihr Götter, gebt es bald! —
Dann hol' ich ihr aus seinen hohen Wolken
Den sichern Adler herunter.

Evadne.

Wirst Du, entfernt von Deinen Bergen, Deinen Wäldern,
In denen Du bisher mit uns gelebt,
Auch Deiner ersten Jugendfreuden
Und unser auch gedenken?

Elpenor.

Und Du bist unerbittlich; wirst nicht mit mir ziehn;
Willst Deine Sorgfalt mir nicht ferner gönnen?

Evadne.

Du sahst, wohin ich Dir nicht folgen kann,
Und Deine nächsten Jahre schon
Vertragen eines Weibes Sorge kaum.
Der Frauen Liebe nährt das Kind;
Den Knaben ziehn am Besten Männer.

Elpenor.

Sag' mir, wann kommt mein Vater, der mich heut
Nach seiner Stadt zurückführt?

Evadne.

Eher nicht,
Als bis die Sonne hoch am Himmel wandelt.
Dich hat der früh'ste Morgen aufgeweckt.

Elpenor.

Geschlafen hab' ich nicht, geschlummert nur.
In der bewegten Seele ging mir auf und ab,
Was Alles ich heut zu erwarten habe.

Evadne.

Wie Du verlangst, so wirst auch Du verlangt;
Denn aller Bürger Augen warten Dein.

Elpenor.

Sag' an; ich weiß, Geschenke sind bereitet,
Die heute noch von meinem Vater kommen;
Ist Dir's bekannt, was bringen wohl die Boten?

Evadne.

Zuvörderst reiche Kleider; Das vermuth' ich wohl,
Wie Einer haben soll.
Auf den die Augen Vieler sind gerichtet,
Damit ihr Blick, der nicht in's Innre dringt,
Sich an dem Aeußern weide.

Elpenor.

Auf etwas And'res hoff ich, meine Liebe!

Evadne.

Mit Schmuck und reicher Zierde
Wird auch Dein Vater heut nicht karg sein.

Elpenor.

Das will ich nicht verachten, wenn es kommt;
Doch rathest Du, als wär' ich eine Tochter.
Ein Pferd wird kommen, groß, muthig und schnell;
Was ich so lang entbehrt, das werd' ich haben,
Und eigen haben. Denn was half es mir?
Bald ritt ich dieß, bald das, es war nicht mein,
Und nebenher voll Angst ein alter Diener.
Ich wollte reiten, und er wollte mich gesund
Nach Hause haben.
Am Liebsten war ich auf der Jagd,
Der Königinn zur Seite! Doch ich merkt' es wohl:
Wär' sie allein gewesen,
Sie hätte schärfer geritten;
Und ich wohl auch, wär' ich allein gewesen.
Nein, dieses Pferd, es wird mein eigen bleiben;
Und ich will reiten, es soll eine Lust sein.

Ich hoffe, das Thier iſt jung und wild und roh;
Es ſelber zuzureiten, wär' mir größte Freude.

Evadne.

Auf Dein Vergnügen, hoff ich, und zugleich
Auf Deine Sicherheit iſt man bedacht.

Elpenor.

Vergnügen ſucht der Mann ſich in Gefahren,
Und ich will bald ein Mann ſein.
Auch wird mir noch gebracht, errath' es ſchnell,
ein Schwert;
Ein größ'res, als ich auf der Jagd geführt,
Ein Schlachtſchwert!
Es biegt ſich wie ein Rohr, und ſpaltet
Auf einen Hieb den ſtarken Aſt.
Ja, Eiſen haut es durch, und keine Spur
Bleibt auf der Schärfe ſchartig ſitzen.
Sein Griff mit gold'nem Drachenhals geziert,
Und Ketten hängen um den Nacken,
Als hätt' ein Held in finſt'rer Höhle
Ihn überwältigt, gebunden,
Dienſtbar an's Tageslicht geriſſen.
Im nahen Wald verſuch' ich ſchnell die Klinge;
Dort will ich Bäume ſpaltend niederhauen.

Evadne.

Mit dieſem Muth wirſt Du den Feind beſiegen.
Für Freunde Freund zu ſein, verleihe Dir
Die Gnade des Feuers einen Funken
In Deine Bruſt, das auf dem himmliſchen
Altar,
Durch ihre ewig reine Hand genährt,
Zu Jovis Füßen brennt.

Elpenor.

Ich will ein treuer Freund ſein,
Will theilen, was mir von den Göttern wird;
Und wenn ich Alles habe, was mich freut,
Will ich gern allen Andern Alles geben.

Evadne.

Nun fahre wohl! Sehr ſchnell ſind dieſe Tage
Wie hingefloh'n; wie eine Flamme, die
Nun erſt den Holzſtoß recht ergriffen,
Verzehrt die Zeit das Alter ſchneller als die
Jugend.

Elpenor.

So will ich eilen, Rühmliches zu thun.

Evadne.

Die Götter geben Dir Gelegenheit
Und heben Sinn, das Rühmliche
Von dem Gerühmten rein zu unterſcheiden!

Elpenor.

Was ſagſt Du mir? Ich kann es nicht verſtehn.

Evadne.

Mit Worten, wären's ihrer noch ſo viel,
Wird dieſer Segen nicht erklärt;
Denn es iſt Wunſch und Segen mehr, als
Lehre.
Die geb' ich Dir an dieſem Tage zum Geleit.
Die erſten Pfade lieſt Du ſpielend durch,
Und nun beſchreitеſt Du den breitern Weg;
Da folge ſtets Erfahrenen.
Nicht nützen würd' es, würde nur verwirren,
Beſchrieb' ich Dir beim Roßritt zu genau
Die fernen Gegenden, die Du wandern wirſt.
Der beſte Rath iſt: folge gutem Rath,
Und laß das Alter Dir ehrwürdig ſein.

Elpenor.

Das will ich thun.

Evadne.

Erbitte von den Göttern Dir Verſtändige
Und Wohlgeſinnte zu Gefährten.
Beleidige nicht das Glück durch Ueberheit, Uebermuth;
Der Jugend Fehler wohl begünſtigt es,
Doch mit den Jahren fordert mehr.

Elpenor.

Ja, viel vertrau' ich Dir; und Deine Frau,
So klug ſie iſt, vertraut Dir viel.
Sie fragte Dich gar oft um Dies und Jenes,
Wenn Du auch nicht bereit antwortetеſt.

Evadne.

Wer oft mit Fürſten wird, lernt Vieles, lernt
Zu Vielem ſchweigen.

Elpenor.

Wie gern blieb' ich bei Dir, bis ich ſo weiſe,
Als nöthig iſt, um nicht zu fehlen.

Evadne.

Wenn Du Dich ſo bedünkteſt, wäre mehr
Gefahr.
Ein Fürſt ſoll einzeln nicht erzogen werden.
Einſam lernt Niemand je ſich ſelbſt,
Noch wen'ger Anderen, gebieten.

Elpenor.

Entziehe künftig mir nicht Deinen Rath!

Evadne.

Du ſollſt ihn haben, wenn Du ihn verlangſt;
Auch unverlangt, wenn Du ihn hören kannſt.

Elpenor.

Wenn ich vor Dir am Feuer ſaß und Du erzähltеſt
Von Thaten alter Zeit, Du einen Gatten
rühmteſt,
Des Edeln Werth erhobſt, — da glüht' es mir
Durch Mark und Adern.
Ich rief in meinem Innerſten:
O, wär' ich Der, von dem ſie ſpricht!

Evadne.

O, möchtest Du mit immer gleichem Triebe
Zur Höhe wachsen, die erreichbar iſt!
Laß es den beſten Wunſch ſein,
Den ich mit dieſem Abſchiedskuß Dir weihe!
Theures Kind, leb' wohl!
Ich ſeh' die Königinn ſich nah'n.

Dritter Auftritt.

Antiope. Elpenor. Evadne.

Antiope.

Ich fand' Euch hier in freundlichem Geſpräch.

Evadne.

Die Trennung heißt der Liebe Bund erneuen.

Elpenor.

Sie iſt mir werth; mir wird das Scheiden ſchwer.

Antiope.

Dem ſchönſten Willkomm' gehſt Du heut entgegen;
Erſchrickſt auch, was Du bisher entbehrt.

Evadne.

Haſt Du noch itzund einen Auftrag, Königinn?
Ich geh' hinein, wo Vieles zu beſorgen iſt.

Antiope.

Ich ſage Nichts, Evadne, heute nicht;
Denn Du thuſt immer, was ich leben muß.

Vierter Auftritt.

Antiope. Elpenor.

Antiope.

Und Du, mein Sohn, leb' in das Leben wohl!
Er lehrt als ich Dich liebe, ſcheid' ich doch
Von Dir geſetzt und freudig.
Ich war bereit, auch ſo den einzgen zu entbehren,
Mit zarten Mutterhänden ihn
Der ſtrengen Pflicht zu überliefern.
Du haſt bisher der Liebenden gefolgt;
Geh', lerne nun gehorchen, daß Du herrſchen lernſt.

Elpenor.

Dank, tauſend Dank, o, meine beſte Mutter!

Antiope.

Verzeih' es Deinem Vater, daß er, mir gemeint,
Nur Deinen erſten Jahre ſchönen Anblick,
Der beiden Jugend ſüßen Mitgenuß geträumt;
Den einz'gen Troſt, als mich das Glück ſo hart verletzte.

Elpenor.

Oft hab' ich Dich bedauert, Dir den Sohn
Und mir den Vetter heiß zurückgewünſcht.
Welch ein Geſpiele wäre Das geworden!

Antiope.

Um wenig älter nur als Du. Wir beiden Mütter
Verſprachen zugleich den Brüdern einen Erben.
Ihr ſproßtet auf; ein neuer Glanz der Hoffnung
Durchleuchtete der Väter altes Haus
Und überſchien das weite, gemeinſame Reich.
In beiden Königen entbrannte neue Luſt,
Zu leben, mit Verſtand zu herrſchen und mit Macht
Zu kriegen.

Elpenor.

Sonſt zogen ſie ſo oft in's Feld;
Warum denn jetzt nicht mehr?
Die Waffen meines Vaters ruhen lange.

Antiope.

Der Jüngling kämpft, damit der Greis genieße.
Damals traf meinen Gemahl das Loos,
Den Feind jenſeits des Meers zu bändigen.
Er trug gewaltſames Verderben
In ihre Städte. Tückiſch lauerte ihm
Und allen Schätzen meines Lebens
Ein feindſeliger Gott auf.
Er zog mit froher Kraft vor ſeinem Heer;
Den theuern Sohn verließ er an der Mutter Bruſt;
Wo ſchien der Knabe ſicherer, als da,
Wo ihn die Götter ſelber hingelegt?
Da ließ er ſcheidend ihn und ſagte: „Wachſe wohl,
Und richte Deiner erſten Worte Stammeln,
Das Stranheln Deiner erſten Tritte
Entgegen auf der Schwelle Deinem Vater.
Der glücklich, ſiegreich, balde wiederkehrt!“
Es war ein edler Segen.

Elpenor.

Dein Kummer greift mich an, wie mich der Muth,
Aus Deinen Augen glänzend, kann entzünden.

Antiope.

Er fiel, von einem tückiſchen Hinterhalte
Im Laufe ſeines Sieges überwältigt.
Da war von Thränen meine Bruſt des Tags,
In Nacht mein einſam' Lager heiß.
Den Sohn an mich zu drücken, aber ihn
Zu weinen, war des Jammers Labſal.
O, Den, auch Den vom Herzen zu verlieren,
Ertrug ich nicht, und noch ertrag' ichs nicht!

Elpenor.

Ergib Dich nicht dem Schmerz und laß auch mich
Dir Etwas ſein.

Antiope.

O, unverſöhnlich' Weib, die Du Dich ſelbſt
Und alle Deine Hoffnung ſo zerſtört!

Elpenor.

Klagſt Du Dich an, die Du nicht ſchuldig biſt?

Antiope.

Zu ſchwer bezahlt man oft ein leicht' Verſehn.
Von meiner Mutter kamen Boten über Boten;
Sie riefen mich und hießen meinen Schmerz
An ihrer Seite mich erleichtern.
Sie wollte meinen Knaben ſehen,
Auch ihres Alters Troſt.
Erzählung und Geſpräch und Wiederholung,
Erinnerung alter Zeiten ſollte dann
Den tiefen Eindruck meiner Qualen lindern.
Ich ließ mich überreden und ich ging.

Elpenor.

Nenn' mir den Ort! Sag', wo geſchah die That?

Antiope.

Du kennſt das Gebirg, das von der See hinein
Das Land zur rechten Seite ſchließt;
Dorthin nahm ich den Weg. Von allen Feinden ſchien
Die Gegend und von Räubern ſicher.
Nur wenig' Knechte waren zum Geleit des Wagens,
Und eine Frau war bei mir.
Dort ragt ein Fels bei'm Eintritt in's Gebirg hervor,
Ein alter Eichbaum faßt ihn mit den ſtarken Aeſten,
Und aus der Seite fließt ein klarer Quell.
Dort hielten ſie im Schatten, tränkten
Die abgeſpannten Roſſe, wie man pflegt,
Und es zerſtreuten ſich die Knechte.
Der Eine ſuchte Honig, der im Walde träuft,
Uns zu erquicken;
Der Andre hielt die Pferde bei dem Brunnen;
Der Dritte hieb der Zweige kühlenden Wedel.
Auf einmal hören ſie den Fernſten ſchreien;
Der Nahe eilt hinzu, und es entſteht
Ein Kampf der Unbewaffneten
Mit kühnen, wohlbewehrten Männern,
Die ſich hervor aus dem Gebüſche drängen.
Sich heftig wehrend, fallen die Getreuen;
Der Fuhrmann auch, der im Entſetzen
Die Pferde fahren läßt und ſich mit Steinen
Hartnäckig der Gewalt entgegenſetzt.
Wir ſieh'n und ſehn. Die Räuber glauben leicht
Sich meines Knaben zu bemächtigen;
Doch nun erneuert ſich der Streit.
Wir ringen voller Wuth, den Schatz vertheidigend,
Mit unauflösbar'n Banden mütterlicher Arme
Umſchling' ich meinen Sohn. Die And're hält,
Entſetzlich ſchreiend, mit geſchwinden Händen
Die eindringende Gewalt ab,
Bis ich zuletzt, vom Schwert getroffen, —
Durch Vorſatz oder Zufall, weiß ich nicht, —
Ohnmächtig niederſinke.
Den Knaben mit dem Leben zugleich
Von meinem Buſen löſte,
Und die Gefährtinn, ſchwer geſchlagen, fällt.

Elpenor.

O, warum iſt man Kind! Warum entfernt
Zur Zeit, wo ſolche Hülfe nöthig iſt!
Es hatte die Kunſt ſich mir vor der Erzählung,
Ich hör' die Frauen rufen: „Rette, rache!“
Nicht wahr, o Mutter, wen die Götter lieben,
Den ſahnen ſie zur Stelle, wo man ſein bedarf!

Antiope.

So leiteten ſie Herkules und Theſeus,
So Jaſon und der alten Helden Chor.
Wer edel iſt, den ſuchet die Gefahr,
Und er ſucht ſie; ſo müſſen ſie ſich treffen.
Ach, ſie erſchleicht auch Schwache, denen Nichts
Als kläglich Verzweiflung übrig bleibt!
So fanden uns die Hirten des Gebirgs.
Verbanden meine Wunden, führten langſam
Die Sterbende zurück; ich kam und lebte.
Mit welchem Grauen hetzt ich meine Wehrung,
Wie Schmerz und Sorge ſich am Herd gelagert!
Wie verbrannt, vom Feind zerſtört
Schien mir das wohlbeſtellte, königliche Haus!
Und noch verſtummt mein Jammer nicht.

Elpenor.

Erfahrſt Du nie, ob ein Verräther,
Ein Feind, wer dieſe That verübt?

Antiope.

Nach allen Seiten ſandte ſchnell Dein Vater Boten,
Ließ von Gewappneten die Auen
Scharf unterſuchen, ſammt den Bergen; doch umſonſt.
Und nach und nach, wie ich genas,
Kam grimmiger der Schmerz zurück.
Und die verhaßte Wuth ergriff mein Haupt.
Mit Waffen der Ohnmächtigen
Verfolgt' ich den Verräther.

Ich rief den Donner, rief die Fluth,
Rief die Gefahren an, die leis',
Um schwer zu schaden, auf der Erde schleichen.
Ihr Götter, rief ich aus, ergreift die Noth,
Die über Erd' und Meer blind und gesetzlos schweift!
Ergreift sie mit gerechten Händen,
Und stoßt sie ihm entgegen, wo er kommt.
Wenn er, bekränzt, mit Fröhlichen,
Von einem Fest zurückekehrt;
Wenn er, mit Beute schwer beladen, seine Schwelle tritt, —
Da starr' sie ihm entgegen und ergreif' ihn!
Verwünschung war die Stimme meiner Seele,
Die Sprache meiner Lippe Fluch!

Elpenor.

O, glücklich wäre Der, dem die Unsterblichen
Die heißen Wünsche Deines Grimmes
Zu vollführen gäben!

Antiope.

Wohl, mein Sohn!
Vernimm mit wenig Worten noch mein Schicksal;
Denn es wird das Deine.
Dein Vater begegnete mir gut; doch fühlt' ich bald,
Daß ich nun in dem Seinen lebte; seiner Gnade,
Was er mir gönnen wollte, danken mußte.
Bald wandt' ich mich hierher zu meiner Mutter,
Und lebte still bei ihr, bis sie die Götter riefen.
Da ward ich Meisterinn von Allem, was mein Vater,
Was sie mir hinterließ. Vergebens forscht' ich
Um Nachricht von meinem Verlornen.
Wie mancher Fremde kam und täuschte mich mit Hoffnung!
Ich war geneigt, dem Letzten stets zu glauben;
Er ward gekleidet und genährt und endlich doch,
Sowie die Ersten, lügenhaft erfunden.
Mein Reichthum lockte Freier; Viele kamen
Von nah' und fern, sich um mich her zu lagern.
Die Neigung hieß mich einsam leben,
Um dem Verlangen nach den Schatten
Der Unterwelt voll Sehnsucht nachzuhängen;
Allein die Noth befahl, den Mächtigsten
Zu wählen; denn ein Weib vermag allein nicht viel.
Mit Deinem Vater mich zu berathen,
Kam ich in seine Stadt.
Denn, ich gesteh' es Dir, geliebt hab' ich ihn nie;
Doch seiner Klugheit konnt' ich stets vertrauen.
Da fand ich Dich, und mit dem ersten Blicke
War meine Seele ganz Dir zugewandt.

Elpenor.

Ich kann mich noch erinnern, wie Du kamst.
Ich warf den Ballen weg, womit ich spielte,
Und lief, den Gürtel Deines Kleids zu schau'n,
Und wollte nicht von Dir, als Du die Thiere,
Die um ihn her sich schlangend jagen,
Mir wiederholend zeigtest und benanntest.
Es war ein schönes Stück; ich lieb' es noch zu sehn.

Antiope.

Da sprach ich zu mir selbst, als ich betrachtend
Dich zwischen meinen Knieen hielt:
So war das Bild, das mir die Wünsche vorbedeutend
Durch meine Wohnungen geführt.
Solch einen Knaben sah ich oft im Geist
Auf meiner Väter altem Stuhl am Herd sich lagern.
So hofft' ich ihn zu führen, ihn zu leiten,
Den lebhaft Fragenden zu unterrichten.

Elpenor.

Das hast Du mir gegönnt und mir gethan.

Antiope.

„Hier ist er!" sagte mir mein Geist, als ich Dein Haupt
In meinen Händen spielend wandte,
Und eifrig Dir die lieben Augen küßte.
Hier ist er! Nicht Dein eigen, doch Deines Stammes.
Und hätt' ein Gott ihn, Dein Gebet erhörend,
Aus den zerstreuten Steinen des Gebirgs gebildet,
So wär' er Dein und Deines Herzens Kind;
Er ist der Sohn nach Deinem Herzen.

Elpenor.

Von jener Zeit an blieb ich fest an Dir.

Antiope.

Du kanntest bald und liebtest bald die Liebende.
Die Wärterinn kam, Dich zur gewohnten Zeit
Dem Schlaf zu widmen.
Unwillig, ihr zu folgen, faßtest Du
Mit beiden Armen meinen Hals,
Und wurzeltest Dich tief in meine Brust.

Elpenor.

Noch wohl erinn' ich mich der Freude,
Als Du mich scheidend mit Dir führtest.

Antiope.

Schwer war Dein Vater zu bereden. Viel
Versucht' ich lange; ich versprach ihm, Dein'
Als meines Eigensten zu wahren.
Laß mir den Knaben, sprach ich, bis die Jugend ihn
Zum ernsten Leben ruft!
Er sei das Ziel von allen meinen Wünschen.
Dem Fremden, wer es sei, versag' ich meine Hand,
Als Wittwe will ich leben, will ich sterben.

Ihm ſei das Meinige ein ſchöner Theil
Zu Dem, was er beſitzt.
Da ſchwieg Dein Vater, ſann dem Vortheil nach.
Ich rief: Nimm gleich die Inſeln; nimm ſie hin zum Pfand!
Befeſtige Dein Reich, beſchütze meins;
Erhalt' es Deinem Sohne! Dieß bewegt' ihn endlich;
Denn Ehrgeiz hat ihn ſtets beherrſcht,
Und die Begierde, zu befehlen.

Elpenor.

O, tadl' ihn nicht!
Den Göttern gleich zu ſein, iſt Edler Wunſch.

Antiope.

Du warſt nun mein. Oft hab' ich mich geſcholten,
Daß ich in Dir, durch Dich
Des ſchrecklichen Verluſtes Pfänd'rung fühlen konnte.
Ich nährte Dich; feſt hat die Liebe mich
An Dich, doch auch die Hoffnung feſtgebunden.

Elpenor.

O, möcht' ich Dir doch Alles leiſten!

Antiope.

Nicht jene Hoffnung, die im ſtrengen Winter
Mit Frühlingsblumen uns das Haupt umwindet,
Vom Blüthenbaum aus reichen Früchten lächelt;
Nein! Umgewendet hatte mir
Das Unglück in der Bruſt die Wünſche,
Und des Verderbens ungemeſſene Begier
In mir entzündet.

Elpenor.

Verhehle Nichts! Sprich, laß mich Alles wiſſen!

Antiope.

Es iſt nun Zeit, Du kannſt vernehmen; höre!
Ich ſah Dich wachſen und erſtaunte ſtill
Der off'nen Neigung Trieb und ſchöne Kraft.
Da rief ich aus: Ja, er ward mir geboren
Zu ihm, der Rächer jener Miſſethat,
Die mir das Leben zerſtückte!

Elpenor.

Gewiß, gewiß!
Ich will nicht ruhen, bis ich ihn entdeckt;
Und grimmig ſoll die Rache, ungezähmt,
Auf ſein verſchnitten Haupt nachſinnend wüthen.

Antiope.

Verſprich und ſchwöre mir! Ich führe Dich
An den Altar der Götter dieſes Hauſes.
Ein freudig' Wachsthum gönnten Dir die Tranzigen;
Sie ruh'n gebeugt an dem verwaiſ'ten Herde
Und hören uns.

Elpenor.

Ich ehre ſie und brächte gern
Der Dankbarkeit bereite Gaben.

Antiope.

Ein Jammer dringt durch der Unſterblichen
Wohlthätig' Weſen,
Wenn ihres langbewahrten Herdes
Letzte Gluth verliſcht.
Von keinem neuen Geſchlechte leuchtet
Friſch genährte Flamme durch's Haus.
Vergebens fachen ſie den glimmenden Reſt
Mit himmliſchem Odem von Neuem empor;
Die Aſche zerſtiebt in Luft,
Die Kohle verſinkt.
Theilnehmend an der Irdiſchen Schmerzen,
Blicken ſie Dich
Mit haldgeſenkten Häuptern an,
Und widerſtreben nicht mißbilligend,
Wenn ich Dir zurufe:
Hier am friedlichen, unblutigen Altar
Gelobe, ſchwöre Rache!

Elpenor.

Hier bin ich! Was Du forderſt, leiſt' ich gern.

Antiope.

Raſtlos ſtreicht die Rache hin und wieder,
Sie zerſtreuet ihr Geſetze
An die Enden der bewohnten Erde,
Ueber der Verbrecher ſchweres Haupt.
Auch in Wüſten treibt ſie ſich zu ſuchen,
Ob nicht da und dort in letzten Höhlen
Ein Verruchter ſich verberge.
Schweift ſie hin und her und ſchwebt vorüber,
Eh' ſie trifft.
Leiſe ſinken Schauer von ihr nieder,
Und der Pole wechſelt ängſtlich
Aus Paläſten in die Tempel,
Aus den Tempeln unter freien Himmel,
Wie ein Kranker lang ſein Lager wechſelt.
Süßer Morgenlüfte Kinderſammeln
In den Zweigen ſcheint ihm drohend;
Oft in ſchweren Wolken
Senkt ſie nahe ſich auf's Haupt ihm, ſchlägt nicht,
Wendet ihren Rücken
Oft dem wohlbewußten, ſchüchternen Verbrecher.
Ungewiß im Zinge, lebet ſie wieder
Und begegnet ſeinen ſtarren Blicken.
Vor dem Herrſchen ihres großen Auges
Ziehet ſich, von ihrem Krampfe zuckend,
In der Bruſt das feige Herz zuſammen.

Und das warme Blut kehrt aus den Gliedern
Nach dem Busen, dort zu Eis gerinnend.
So begegne Du, wenn einst die Götter
Mich erhören,
Mit dem scharfen Finger Dir ihn zeigen,
Finster Deine Stirn gefaltet, jenem Frevler;
Zähl ihm langsam meiner Jahre Schmerzen
Auf den kahlen Scheitel.
Das Erbarmen, die Versöhnung
Und das Mitgefühl der Menschenqualen,
Unter Königs Begleiterinnen,
Mögen, weit zurücktretend,
Sich verbergen,
Daß Du ihre Hand auch weilend
Nicht ergreifen könnest!
Fasse den geweihten Stein und schwöre,
Aller meiner Wünsche Umfang zu erfüllen!

Elpenor.

Gern. Ich schwöre!

Antiope.

Doch nicht er allein sei zum Verderben
Dir empfohlen; auch die Seinen,
Die um ihn und nach ihm seines
Erdenglückes Kraft besitzen,
Ehre Du zu Schatten auf.
Wär' er lang in's Grab gestiegen:
Ehre Du die Enkel und die Kinder
Zu dem aufgeworfnen, durftigen Hügel,
Gieße dort ihr Blut aus,
Daß es fließend seinen Geist umwitt're,
Er im Dunkeln d'ran sich labe,
Bis die Schaar unwillig Abgeschied'ner
Ihn im Sturme weckt.
Grausen komm' auf Erden über Alle,
Die sich im Verborg'nen sicher dünken,
Heimliche Verräther!
Keiner Blicke mehr, aus Angst und Sorgen,
Nach dem Friedensdach der stillen Wohnung;
Keiner Schaue mehr zur Grabespforte
Hoffend, die sich einmal willig
Jedem aufthut, und dann unbeweglich,
Strenger als gegoss'nes Erz und Riegel,
Freud' und Schmerzen ewig von ihm scheidet!
Wenn er seine Kinder segnend segnet,
Starr ihm in der Hand das letzte Leben,
Und er schaud're, die beweglichen Locken
Der geliebten Häupter zu berühren! —
Bei dem kalten, festen, heil'gen Stein,
Verehr' ihn, schwöre,
Aller meiner Wünsche Umfang zu erfüllen!

Elpenor.

Frei war noch mein Herz von Rach' und Grimme;
Denn mir ist kein Unrecht widerfahren.
Wenn wir uns im Spiele leicht entzweiten,
Zeigte leichter Friede noch der Abend.
Du entzündest mich mit einem Feuer,
Das ich nie empfunden; meinem Busen
Hast Du einen schweren Schatz vertraut;
Hast zu einer hohen Heldenwürde
Mich erhoben, daß ich nun gewisser
Mit bewußtem Schritt in's Leben eile.
Ja, den ersten, schärfsten Grimm des Herzens
Mit dem ersten, treu'sten Schwur der Lippe
Schwör' ich Dir an dieser heil'gen Stätte
Ewig Dir und Deinem Dienst zu eigen!

Antiope.

Laß mich mit diesem Herzenskuß, mein Eigenster,
Dir aller Wünsche Siegel auf die Stirne drücken!
Und nun tret' ich vor die hohe Pforte,
Zu der heil'gen Quelle,
Die, aus dem geheimen Felsen sprudelnd,
Meiner Mauern alten Fuß benetzet,
Und nach wenig Augenblicken kehr' ich wieder.

Fünfter Auftritt.

Elpenor.

Ich bin begierig, zu sehen, was sie verhat.
Zu sich gekehrt, bleibt sie vor m hellen Strahl
Der Wassers stehn und scheint zu sinnen.
Sorgfältig wäscht sie nun die Hände, dann die Arme,
Besprengt die Stirn, den Busen.
Sie schaut gen Himmel,
Empfängt mit hohler Hand das frische Naß
Und gießt es feierlich zur Erde, drei Mal.
Welch eine Weihung mag sie da begehn?
Sie richtet ihren Tritt der Schwelle zu. Sie kommt!

Sechster Auftritt.

Antiope. Elpenor.

Antiope.

Laß mich mit frohem, freud'gem Muthe Dir
Noch ein Mal danken.

Elpenor.

Und wofür?

Antiope.

Daß Du des Lebens Last von mir genommen.

Elpenor.

Ich Dir?

Antiope.

Der Haß ist eine tück'sche Bürde.
Er senkt das Herz tief in die Brust hinab,

Und legt ſich, wie ein Grabſtein, ſchwer auf alle Freuden.
Nicht im Elend allein iſt fröhlicher Liebe
Reiner, willkomm'ner Strahl die einzige Troſtung.
Hüllt er in Wolken ſich ein,
Ach, dann leuchtet des Glückes,
Der Freude flatternd Gewand
Nicht mit erquickenden Farben!
Wie in die Hände der Götter
Hab' ich in Deine meinen Schmerz gelegt,
Und ſteh', wie vom Gebete, ruhig auf.
Weggewaſchen hab' ich von mir
Der Rachegöttinnen
Fleckenhinterlaſſende Berührung.
Weithin fährt ſie
Allreinigend nun die Welle,
Und ein ſtiller Keim friedlicher Hoffnung
Hebt, wie durch aufgelockerte Erde, ſich empor
Und blickt beſcheiden nach dem grünfärbenden Lichte.

Elpenor.

Vertraue mir! Du darfſt mir Nichts verhehlen.

Antiope.

Ob er noch wandelt unter den Lebendigen,
Den ich als abgeſchieden lang betrauere!

Elpenor.

Dreifach willkommen, wenn er uns erſchiene!

Antiope.

Sag' an, geſteh'! Kannſt Du verſprechen:
Lebt er und zeigt er kommend ſein Antlitz,
Gibſt Du die Hälfte gern, die ihm gebührt, zurück?

Elpenor.

Von Allem gern.

Antiope.

Auch hat Dein Vater mir's geſchworen.

Elpenor.

Und ich verſprech' es, ſchwör's zu Deinen
Geweihten, heil'gen Händen!

Antiope.

Und ich empfange
Für den Entfernten Dein Verſprechen, Deinen Schwur.

Elpenor.

Doch zeige mir nun an, wie ſoll ich ihn erkennen?

Antiope.

Wie ihn die Götter führen werden,
Welch' Zeugniß ſie ihm geben, weiß ich nicht.
Doch merke Dir: in jener Stunde,
Als ihn die Räuber mir entriſſen, hing
An ſeinem Hals ein gold'nes Kettchen,
Dreifach ſchön gewunden,
Und an der Kette hing ein Bild der Sonne
Wohlgegraben.

Elpenor.

Ich verwahre das Gedächtniß.

Antiope.

Ein and'res Zeichen noch kann ich Dir geben,
Das ſchwerer nachzuahmen, der Verwandtſchaft
Ganz unumſtößlich' Zeugniß.

Elpenor.

Sage mir's vernehmlich.

Antiope.

Am Nacken trägt er einen braunen Flecken,
Wie ich ihn auch an Dir
Mit freudiger Verwund'rung ſchaute.
Von Eurem Ahnherrn pflanzte ſich dieß Mahl
Auf beide Enkel fort,
In beiden Vätern unſichtbar verborgen.
Darauf gib Acht und prüfe ſcharfen Sinnes
Der angebornen Tugend ſich'res Zeichen.

Elpenor.

Es ſoll ſich Keiner unterſchieden, mich betrügen.

Antiope.

Schöner als das Ziel der Rache
Sei Dir dieſer Blick in alle Fernen
Deines Wandels. Lebe, lebe wohl!
Ich wiederhole hundert Mal,
Was ungern ich zum letzten Male ſage!
Und doch muß ich Dich laſſen, theures Kind.
Die ſtille, hohe Betrachtung
Deines künftigen Geſchickes
Schwebt, wie eine Gottheit,
Zwiſchen Freud' und Schmerzen.
Niemand tritt auf dieſe Welt,
Dem nicht von Beiden Mancherlei bereitet wäre,
Und den Großen mit großem Maße;
Doch überwiegt das Leben Alles,
Wenn die Liebe in ſeiner Schale liegt.
So lang ich weiß, Du wandelſt auf der Erde,
Dein Auge ſchaut der Sonne theures Licht,
Und Deine Stimme ſchallt dem Freunde zu:
Biſt Du mir gleich entfernt, ſo fehlt mir Nichts zum Glück.
Bleib' mir, daß ich, zu meinen lieben Schatten einſt
Gefellt, mich Deiner lang erwartend freue;
Und geben Dir die Götter Jemand'
Zu lieben, ſo wie ich Dich liebe!
Komm'! Viele Worte frommen nicht den Scheidenden.

Laß uns der Zukunft Schmerzen künftig leiden,
Und fröhlich sei Dir eines neuen Lebens Tag!
Die Boten, die der König sendet, können nicht;
Sie nahen bald, und ihn erwart' ich auch.
Komm'! Laß uns gehn, sie zu empfangen,
Den Gaben und dem Sinn gleich, die sie bringen.

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

Polymetis.

Aus einer Stadt voll schalischer Erwartung
Komm' ich, der Diener eines Glücklichen,
Nicht glücklich.
Es sendet mich mein Herr mit viel Geschenken
An seinen Sohn voraus.
Und folgt in wenig Stunden meinem Schritt.
Bald werd' ich eines frohen Knaben Angesicht
Erblicken, doch zur allgemeinen Freude
Verstellt mir meine Stimm' erheben,
Geheimnißvolle Schmerzen
Mit frohen Zügen überkleiden;
Denn hier, hier steckt von altem Hochverrath
Ein ungeheilt Geschwür,
Das sich vom blüh'nden Leben,
Von jeder Kraft in meinem Busen nährt.
Ein König sollte seiner kühnen Thaten
Mitschuldig Niemand machen.
Was er, um Kron' und Reich sich zu gewinnen
Und zu befestigen, that,
Was sich, um Kron' und Reich zu thun, wohl ziemen mag,
Ist in dem Werkzeug niedriger Verrath.
Doch ja, Den lieben sie und hassen den Verräther.

Weh' ihm!
In einen Taumel treibt uns ihre Gunst,
Und wir gewöhnen uns, leicht zu vergessen,
Was wir der eig'nen Würde schuldig sind.
Die Gnade scheinet ein so hoher Preis,
Daß wir den Werth von unserm Selbst
Zur Gegengabe viel zu wenig achten.
Wir fühlen uns Gesellen einer That,
Die unsrer Seele fremd war;
Wir danken uns Gesellen und sind Knechte.
Von unserm Rücken schwingt er sich auf's Roß,
Und rasch hinweg ist der Reiter
Zu seinem Ziel,
Eh' wir das sorgenvolle Angesicht
Vom Boden heben.
Nach meinen Lippen dringt das schreckliche Geheimniß.
Entdeck' ich es, bin ich ein doppelter Verräther;
Entdeck' ich's nicht, so siegt der schändlichste Verrath.
Gesellinn meines ganzen Lebens,
Verschwiegene Verstellung,
Willst Du den sanften, den gewalt'gen Finger
Im Augenblicke mir vom Munde heben?
Soll ein Geheimniß, das ich nun so lange,
Wie Philoctet den alten Schaden,
Als einen schmerzbeladnen Feind ernähre,
Soll es ein Fremdling meinem Herzen werden,
Und wie ein anderes, gleichgiltig's Wort
In Luft zerfließen?
Du bist mir schwer und lieb, Du schwarzes Bewußtsein,
Du stärkst mich quälend;
Doch Deine Reifezeit erscheinet bald!
Noch zweifl' ich, und wie bang ist da der Zweifel.
Wenn unser Schicksal am Entschluß hängt!
O, gebt ein Zeichen mir, Ihr Götter!
Löst meinen Mund, verschließt ihn; wie Ihr wollt!

Zweiter Auftritt.

Elpenor. Polymetis.

Elpenor.

Willkommen, Polymetis, der Du von Alters her
Durch Freundlichkeit und guten Willen schon
Genug bekannt bist, hochwillkommen heute!
O, sage mir, was bringst Du; kommt es bald?
Wo sind die Deinen; wo des Königs Diener?
Darfst Du entdecken, was mir dieser Tag bereitet?

Polymetis.

Mein theurer Prinz!
Wie? Du erkennst den alten Freund sogleich?
Und ich, nach eines kurzen Jahrs Entfernung,
Muß fragen: Ist er's; ist er's wirklich?
Das Alter steckt, wie ein bejahrter Baum;
Und wenn er nicht verdorrt, scheint er derselbe.
Aus Deiner lieblichen Gestalt, Du süßer Knabe,
Entwickelt jeder Frühling neue Reize.
Man möchte Dich stets halten, wie Du bist,
Und immer, was Du werden sollst, genießen.
Die Boten kommen bald, die Du mit Recht erwartest;
Sie bringen Dir Geschenke Deines Vaters,
Und die sind Deiner und des Tages werth.

Elpenor.

Verzeih' der Ungeduld! Schon viele Nächte
Kann ich nicht schlafen. Manchen Morgen schon
Lauf' ich den Reis hervor und seh' mich um,
Und schaue nach der Ebene,

Als wollt' ich ſie, die Kommenden, erblicken,
Und weiß, ſie kommen nicht.
Jetzt, da ſie nah' ſind, halt' ich es nicht aus,
Und komme, ihnen zu begegnen.
Hörſt Du der Roſſe Stampfen? hörſt Du ein Geſchrei?

Polymetis.

Noch nicht, mein Prinz; ich ließ ſie weit zurück.

Elpenor.

Sag', iſt's ein ſchönes Pferd, das heut mich tragen ſoll?

Polymetis.

Ein Schimmel, lebhaft, fromm und glänzend, wie das Licht.

Elpenor.

Ein Schimmel, ſagſt Du mir? Soll ich mich Dir vertrau'n?
Soll ich's geſtehn? Ein Rappe wär' mir lieber.

Polymetis.

Du kannſt ſie haben, wie Du ſie begehrſt.

Elpenor.

Ein Pferd von dunkler Farbe greift viel feuriger
Den Boden an. Denn ſoll es je mir werth ſein,
Muß es mit Noth nur hinter andern
Gehalten werden, keinen Vormann leiden,
Muß ſetzen, klettern, vor rauſchenden Fahnen,
Vor gefällten Speeren ſich nicht ſcheuen,
Und der Trompete raſch entgegenwiehern.

Polymetis.

Ich ſehe wohl, mein Prinz, ich hatte Recht
Und kannte Dich genau.
Unſchlüſſig war Dein Vater, was er ſenden ſollte.
Sei nicht beſorgt, o Herr, ſo ſagt' ich ihm,
Der Feierkleider und des Schmuckes iſt genug;
Nur Waffen ſend' ihm viel und alte Schwerter.
Kann er ſie jetzt nicht führen,
So wird die Hoffnung ihm die Seele heben,
Und künft'ge Kraft ihm in der jungen Fauſt
Vorahnend zucken.

Elpenor.

O, ſchönes Glück; o, lang erwarteter,
O, Freudentag! Und Du, mein alter Freund,
Wie dank ich Dir; wie ſoll ich Dir's vergelten,
Daß Du für mich, nach meinem Wunſch, geſorgt!

Polymetis.

Mir wohlzuthun und Vielen, liegt in Deiner Hand.

Elpenor.

Sag', iſt's gewiß? Das Alles ſoll ich haben?
Und bringen ſie das Alles?

Polymetis.

Ja, und mehr!

Elpenor.

Und mehr?

Polymetis.

Und Vieles mehr!
Sie bringen Dir, was Geld nicht kaufen kann,
Und was das ſtärkſte Schwert Dir nicht erwirbt;
Was Niemand gern entbehrt; an deſſen Schatten
Der Stolze, der Tyrann ſich weiden mag.

Elpenor.

O, nenne mir den Schatz und laß mich nicht
Vor dieſem Räthſel ſtutzen.

Polymetis.

Die edeln Jünglinge,
Die Knaben, die Dir heut entgegengehen,
Sie tragen in der Bruſt ein Dir ergeb'nes Herz,
Voll Hoffnung und voll Zutrau'n;
Und ihre fröhlichen Geſichter ſind
Ein Vorbild vieler Tauſende,
Die Dich erwarten.

Elpenor.

Drängt ſich das Volk ſchon auf den Straßen früh?

Polymetis.

Ein Jeglicher vergißt der Noth, der Arbeit,
Und der Begnemſte raſft ſich auf.
Sein dringendes Bedürfniß iſt nur, Dich zu ſehn;
Und harrend fühlt ein Jeder
Zum zweiten Mal die Freude des Tages,
Der Dich gebar.

Elpenor.

Wie fröhlich will ich Fröhlichen begegnen!

Polymetis.

O, daß ihr Blick Dir tief die Seele durchdringe!
Denn ſolch ein Blick
Begegnet Keinem, ſelbſt dem König nicht.
Was gern der Greis von guter, alter Zeit erzählt,
Was von der Zukunft ſich der Jüngling träumt,
Kampft Hoffnung in den ſchönſten Kranz zuſammen
Und hält verſprechend ihn an jenem Ziel,
Das Deinen Tagen aufgeſteckt iſt.

Elpenor.

Wie meinen Vater ſollen ſie mich lieben
Und ehren.

Die übrigen Personen.

Weh o Weh! Was ist geworden!
Weh o Weh! Wer hilft uns flüchten!
Nimmer werd' ich wieder froh.

Da sie den Alonzo kommen sehen, treten sie mit bestürzter Geberde nach dem Grunde des Theaters. Die Garden stellen sich an die Seiten, der Anführer tritt hervor.

Alonzo

mit Gefolge, alle bewaffnet.

Habt ihr, Freunde, sie gefangen?
Brav, das war ein gutes Stück!

Der Anführer.

Sie zusammen hier gefangen;
Wohl, es war ein gutes Glück!

Carlos, Lucinde, die den Hut in die Augen drückt, und Basco treten vor Alonzo.

Werther Herr, laßt euch erweichen!
Lasset, lasset uns davon.

Polymetis.

Gern verſprechen ſie Dir mehr.
Ein alter König drängt die Hoffnungen der Menſchen
In ihre Herzen tief zurück
Und feſſelt dort ſie ein.
Der Anblick aber eines neuen Fürſten
Befreit die lang' gebund'nen Wünſche.
Im Taumel dringen ſie hervor,
Genießen übermäßig, thöricht oder klug
Des ſchwer entbehrten Athems.

Elpenor.

Ich will den Vater bitten, daß er Wein und Brod,
Und von den Heerden, was er leicht entbehret,
Dem Volk vertheilt.

Polymetis.

Er wird es gern. Den Tag,
Den uns die Götter ein Mal nur im Leben
Gewähren können, feiere Jeder hoch.
Wie ſelten öffnet ſich der Menſchen Herz zuſammen!
Ein Jeder iſt für ſich beſorgt. Unſinn und Wuth
Durchflammt ein Volk weit eh'r, als Lieb' und Freude.
Du wirſt die Väter ſehn, die Hände
Auf ihrer Söhne Haupt gelegt,
Mit Eifer deuten: „Sieh, dort kommt er!“
Der Hohe blickt den Niedern an, wie Seinesgleichen.
Zu ſeinem Herrn erhebt der Knecht
Ein off'nes, frohes Aug', und der Beleidigte
Begegnet ſanft des Widerſachers Blick,
Und lädt ihn ein zur milden Reue,
Zum off'nen, weichen Mitgenuß des Glücks.
So miſcht der Freud' unſchuld'ge Kinderhand
Die will'gen Herzen, ſchafft ein Feſt,
Ein ungekünſtelt's, den gold'nen Tagen gleich,
Da noch Saturn der jungen Erde
Gelind als ein geliebter Vater vorſtand.

Elpenor.

Wie viel Geſpielen hat man mir beſtimmt?
Vier hatt' ich drei; wir waren gute Freunde,
Oft uneins und bald wieder eins.
Wenn ich erſt eine Menge haben werde,
Dann wollen wir in Freund und Feind uns theilen,
Und Wachen, Lager, Ueberfall und Schlachten
Recht ernſtlich ſpielen. Kennſt Du ſie?
Sind's will'ge, gute Knaben?

Polymetis.

Du hätteſt ſollen das Gedränge ſehn,
Wie Jeder ſeinen Sohn, und wie die Jünglinge
Sich ſelbſt mit Eifer boten! Von den Edelſten,
Den Beſten ſind Dir Zwölfe zugewählt,
Die immer dienſtlich Deiner warten ſollen.

Elpenor.

Doch kann ich wohl noch mehr zum Spiele fordern?

Polymetis.

Du haſt ſie Alle gleich auf einen Wink.

Elpenor.

Ich will ſie ſondern, und die Beſten ſollen
Auf meiner Seite ſein.
Ich will ſie führen ungebahnte Wege;
Sie werden kletternd ſchnell den ſichern Feind
In ſeiner Felſenburg zu Grunde richten.

Polymetis.

Mit dieſem Geiſte wirſt Du, theurer Prinz,
Zum Jugendſpiel die Knaben, bald das ganze Volk
Zum ernſten Spiele führen.
Ein Jeder fühlt ſich hinter Dir,
Ein Jeder von Dir nachgezogen.
Der Jüngling hält die raſche Gluth zurück
Und wartet auf Dein Auge,
Wohin es Leben oder Tod gebietet.
Gern irrt auch der erfahr'ne Mann mit Dir,
Und ſelbſt der Greis entſetzt der ſchwererworb'nen Weisheit
Und kehrt noch ein Mal in das Leben
Zu Dir theilnehmend raſch zurück.
Ja, dieſes graue Haupt wirſt Du an Deiner Seite
Dem Sturm entgegen ſehn, und dieſe Bruſt
Vergießt ihr letztes Blut, vielleicht, weil Du Dich irrteſt.

Elpenor.

Wie meinſt Du? O, es ſoll Euch nicht gereuen!
Ich will gewiß der Erſte ſein, wo's Noth hat,
Und Euer Aller Zutrau'n muß mir werden.

Polymetis.

Das könnten reichlich ſchon die Götter
Dem Volke für den jungen Fürſten ein.
Es iſt ihm leicht und ſchwer, es zu erhalten.

Elpenor.

Es ſoll mir Keiner es entziehen;
Wer brav iſt, ſoll es mit mir ſein.

Polymetis.

Du wirſt nicht Glückliche allein beherrſchen.
In ſtillen Winkeln liegt der Druck des Elends,
Der Schmerzen auf ſo vielen Menſchen;
Verworfen ſcheinen ſie, weil ſie das Glück verworf,
Doch folgen ſie dem Muthigen auf ſeinen Wegen

Unſichtbar nach, und ihre Bitte dringt
Bis zu der Götter Ohr. Geheimnißvolle Hülfe
Kommt von dem Schwachen oft dem Stärkeren
zu Gute.

Elpenor.

Ich hör', ich hör' den Freudenruf
Und der Trompete Klang vom Thal herauf!
O, laß mich ſchnell! Ich will den ſteilen Pfad
Hinab, den Kommenden entgegen;
Du folge, lieber Freund, dem großen Weg;
Und wirſt Du, bleibe hier!

Dritter Auftritt.

Polymetis.

Wie Schmeichelei dem Knaben ſchon ſo lieblich
klingt!
Und doch unſchuldig iſt der Hoffnung Schmei-
chelei;
Wenn wir vereinſt zu Dem, was wir mißbilligen,
Dich leben müſſen, härter fühlen wir's.
Der preiſe glücklich ſich, der von
Den Göttern dieſer Welt entfernt lebt.
Verehr' und fürcht' er ſie und danke ſtill.
Wenn ihre Hand gelind das Volk regiert.
Ihr Schmerz berührt ihn kaum, und ihre Freude
Kann er unmäßig theilen.
O, weh' mir; doppelt weh' mir heute!
Du ſchöner, muntrer Knabe, ſollſt Du leben?
Soll ich das Ungeheuer, das Dich zerreißen kann,
In ſeinen Klüften angeſchloſſen halten?
Die Königinn ſoll erfahren.
Welch' ſchwarze That Dein Vater gegen ſie
verübt?
Willſt Du mir's lohnen, wenn ich ſchweige?
Wird eine Treue, die nicht rauſcht, empfunden?
Was hab' ich Alter noch von Dir zu hoffen?
Ich werde Dir zur Laſt ſein.
Du wirſt vorübergehend mit einem Händedruck
Mich ſehr befriedigt halten.
Vom Strome Gleichgeſinnter wirſt Du fortge-
riſſen,
Indeß Dein Vater uns mit ſchwerem Scepter
beherrſcht.
Nein! Soll mir je noch eine Sonne ſcheinen,
So muß ein ungeheurer Zwiſt das Haus zer-
rütten;
Und wenn die Noth mit tauſend Armen eingreift,
Dann wird man wieder unſern Werth,
Wie in den erſten, den verwaiſ'ten Zeiten,
fühlen;
Dann wird man uns, wie ein veraltet' Schwert,
Vom Pfeiler eifrig nehmen,
Den Roſt von ſeiner Klinge tilgen.
Hervor aus Euern Grüften,
Ihr alten Larven verborg'ner ſchwarzer Thaten,
Wo Ihr gefangen lebt! Die ſchwere Schuld
erdrückt nicht!
Auf! Umgebt mit dumpfem Nebel
Den Thron, der über Gräbern aufgebaut iſt,
Daß Entſetzen, wie ein Donnerſchlag,
Durch alle Buſen fahre!
Freude verwandelt in Kniriſchen!
Und vor den ausgeſtreckten Armen
Scheit're die Hoffnung! —

Claudine von Villa Bella.

Ein Singſpiel.

Perſonen.

Alonzo, Herr von Villa Bella.
Claudine, ſeine Tochter.
Lucinde, ſeine Nichte.
Pedro von Caſtelforchio, unter dem Namen Pedro von Ravera.
Carlos von Caſtelforchio, unter dem Namen Augustino.
Basco, ein Abenteurer.
Landvolk.
Vagabunden.
Bediente Alonzo's.
Bediente Pedro's.
Garden des Fürſten von Rocca Bruna.
(Der Schauplatz in Sicilien.)

Erſter Aufzug.

Ein Gartenplatz mit ekenen Arcaden, durch welche man in einen geſchmackten Garten hinaufſieht. Zu beiden Seiten des Saales ſind Kleider, Stoffe, Gefäße, Geſchmeide mit Geſchmack aufgezeigt und geſtellt.

Lucinde (mit zwei Mädchen, beſchäftigt ſich noch hie und da Etwas in Ordnung zu bringen); zu ihr Alonzo (der Alles durchſieht und mit der Anordnung zufrieden ſcheint).

Alonzo.

Das haſt Du wohlbereitet;
Verdienſt den beſten Lohn!
Bekränzet und begleitet
Naht ſich Claudine ſchon.
Heut bin ich zu beneiden,
Wie's kaum ſich denken läßt!
Ein Feſt der Vaterfreuden
Iſt wohl das ſchönſte Feſt.

Lucinde.

Ihr habt mir wohl vertrauet;
Ich habe nicht gezahlt.
Herr Onkel, ſchaut nur, ſchauet,
Hier iſt, was Ihr befahlt.
Ihr habt nicht mehr getrieben,
Als ich mich ſelber trieb;
Ihr konnt die Tochter lieben,
Mir iſt die Nichte lieb.

(Zu Zwei.)

Alonzo.

Heut bin ich zu beneiden,
Wie's kaum ſich denken läßt!

Lucinde.

Heut ſeid Ihr zu beneiden,
Wie ſich's empfinden läßt!

Alonzo und Lucinde.

Ein Feſt der Vaterfreuden
Iſt wohl das größte Feſt.

Pedro (kommt).

Gewiß, ich will nicht fehlen,
Ich hab' es wohl bedacht!
Von Gold und von Juwelen
Habt Ihr genug gebracht.
Die Blumen in dem Garten,
Sie waren mir zu ſtolz;
Die zärtlichſten zu wählen
Ging ich durch Wieſ' und Holz.

(Zu Drei.)

Alonzo.

Heut bin ich zu beneiden.

Lucinde (zu Pedro).

Heut iſt er zu beneiden.

Pedro (zu Alonzo).

Heut ſeid Ihr zu beneiden.

Alonzo. Lucinde. Pedro.

Wie ſich's nicht ſagen läßt.
Ein Feſt der Vaterfreuden
Iſt wohl das größte Feſt.

(Der herannahende Zug wird durch eine ländliche Muſik angekündigt. Landleute von verſchiedenem Alter, die Kinder voran, treten paarweiſe durch den mittlern Bogen in den Saal, und ſtellen ſich an beide Seiten hinter die Geſchenke. Zuletzt kommt Claudine, begleitet von einigen Frauenzimmern, feſtlich, nicht reich, gekleidet derzen. Kurz ehe ſie eintritt, fällt der Geſang ein.)

Alonzo. Lucinde. Pedro
(mit den Landleuten).

Fröhlicher,
Seliger,
Herrlicher Tag!
Gabst uns Claudine'n;
Bist uns so glücklich,
Uns wieder erschienen,
Fröhlicher,
Seliger,
Herrlicher Tag!

Ein Kind.

Sieh', es erscheinen
Alle die Kleinen;
Mädchen und Bübchen
Kommen, o Liebchen,
Binden mit Bändern,
Und Kränzen Dich an.

Alle (außer Claudine'n).

Nimm sie, die herzlichen
Gaben, sie an.

Alonzo.

Nur von dem Deinen
Bring' ich die Gabe;
Denn, was ich habe,
Das All' ist Dein.
Nimm diese Kleider,
Nimm die Gefäße,
Nimm die Juwelen
Und bleibe mein.

Alle (außer Claudine'n).

Sieh', wie des Tages wir
All' uns erfreun!

Lucinde.

Rosen und Nelken
Zieren den Schleier,
Den ich zur Feier
Heute Dir reiche.
Blühen erst werden sie,
Wenn er Dich schmückt.
Wenn Du des Tages Dich
Wandelnd vergnügtest,
Wenn Du in Träumen
Die Nächte Dich wiegtest,
Hab' ich mit eig'ner
Hand ihn gestickt.

Alle (außer Claudine'n).

Nimm ihn und trag' ihn,
Und bleibe beglückt.

Pedro.

Blumen der Wiese,
Durften auch diese
Hoffen und wähnen?
Ach, es sind Thränen —
Noch sind die Thränen
Des Thaues daran.

Alle (außer Claudine'n).

Nimm sie, die herzlichen
Gaben, sie an.

Claudine.

Thränen und Schweigen
Mögen Euch zeigen,
Wie ich so fröhlich
Fühle, so selig,
Alles, was Alles
Ihr für mich gethan!

Alle (außer Claudine'n).

Nimm sie, die Gaben,
Die herzlichen, an.

Claudine (ihren Vater umarmend).

Könnt' ich mein Leben,
Vater, Dir geben!
(Zu Lucinde'n und den Uebrigen.)
Könnt' ich ohn' Schranken
Allen Euch danken!
(Sie wendet sich schüchtern zu Pedro.)
Könnt' ich —
(Sie hält an, die Musik macht eine Pause, der Gesang hallt ein.)

Alle.

Fröhlicher,
Seliger,
Herrlicher Tag!

Der Zug geht unter dem Gesange ab; es bleiben
Claudine, Lucinde, Alonzo, Pedro.

Claudine.

Vergebet meinem Schweigen; denn ich kann
Nicht reden, wie ich fühle. Diese Gaben
Erfreuen mich, wie Ihr es wünscht; doch mehr
Entzückt mich Eu're Liebe. Laßt mir Raum,
Mich erst zu fassen; denn vielleicht vermag
Die Lippe nach und nach zu sprechen, was
Das Herz auf einmal fühlt und kaum erträgt.

Alonzo.

Geliebte Tochter, ja Dich kenn' ich wohl!
Verzeih' des lauten Festes Vaterthorheit!
Ich weiß, Du liebst, im Stillen wahr zu sein,
Und einer Liebe Zeugniß zu empfangen,
Die weder vorbereitet noch geschmückt,
Sich desto treuer zeigt. Leb' wohl! Du sollst
Nach Deiner Lust in Einsamkeit genießen,
Was eine laut gewordne Liebe Dir
Mit fröhlichem Getümmel brachte. Komm',
O theurer Pedro, werther Sohn des ersten,

Des beſten Freundes meiner Jugend! Wenn
Er nun auch von uns weggeſchieden iſt,
So ließ er mir in Dir ſein Ebenbild.
Doch leider, daß Du mich an dieſem Tage
Mit Deinem Scheiden noch betrüben willſt!
Iſt's denn nicht möglich, daß Du bleiben kannſt?
Nur dieſe Woche noch, ſie endet bald!

Pedro.

Vermehre nicht durch Deinen Wunſch die Trauer,
Die ich in meinem Buſen ſchon empfinde.
Mein Urlaub geht zu Ende. Fehlt' ich jetzt,
So fehlt' ich ſehr, und könnte leicht des Königs
Und meiner Obern Gunſt verſcherzen. Ja,
Du weißt es wohl, ich habe mich verſtohlen
Und unter fremdem Namen hergeſchlichen,
Dich zu beſuchen. Denn ſo eben kam
Der Fürſt von Necca Bruna, der ſo viel
Bei Hofe gilt, auf ſeine Güter; nie
Würd' es der ſtolze Mann verzeihen können,
Daß ich ihn nicht beſuchte, nicht verehrte.
So treibt mich fort die enge Zeit der Pflicht,
Und jene Sorge, hier entdeckt zu werden.

Alonzo.

Ich faſſe mich und danke, daß Du freundlich
Uns dieſen Tag noch zugegeben! Komm'!
Ich habe manches Wort Dir noch zu ſagen,
Eh' Du uns ſcheidend, zwar ich hoffe nur
Auf kurze Zeit, betrübſt; komm' mit! Lebt wohl!
(Alonzo und Pedro ab.)

Claudine. Lucinde.

Lucinde.

Er geht, Claudine, geht; Du hältſt ihn nicht?

Claudine.

Wer gäbe mir das Recht, ihn aufzuhalten?

Lucinde.

Die Liebe, die gar viele Rechte gibt.

Claudine.

Verſchon', o Gute, mich mit dieſem Scherze!

Lucinde.

Du willſt, o Freundinn, mir es nicht geſtehn,
Vielleicht haſt Du noch ſelbſt Dir's nicht geſtanden:
Die Gegenwart des jungen Mannes bringt
Dich außer Faſſung? Wie Dein erſter Blick
Ihn zog und hielt, und Dir vielleicht auf ewig
Ein ſchönes Herz erwarb! Denn er iſt brav.
Als er auf ſeine Güter ging und hier
Nur einen Tag ſich hielt, war er ſogleich
Von Dir erfunt; ich kennt' es leicht bemerken.
Nun macht er einen Umweg, kommt geſchwind'
Und unter fremdem Namen wieder her,
Läßt ſeinen Urlaub faſt verſtreichen, geht
Mit Widerwillen fort, und kehret bald,
Geliebtes Kind, zurück, um ohne Dich
Nicht wieder fortzureiſen! Komm', geſteh':
Du gingſt viel lieber gleich mit ihm davon!

Claudine.

Wenn Du mich liebſt, ſo laß mir Raum und Zeit,
Daß mein Gemüth ſich ſelbſt erſt wieder kenne.

Lucinde.

Um Dir es zu erleichtern, was Du mir
Zu ſagen haſt, vertrau' ich kurz und gut
Dir ein Geheimniß.

Claudine.

Wie? Lucinde, Du,
Geheimniß?

Lucinde.

Ja, und zwar ein eig'nes, neues.
Claudine, ſieh' mich an! Ich, liebes Kind,
Bin auch verliebt.

Claudine.

Was ſagſt Du da? Es macht
Mich doppelt lachen, daß Du endlich auch
Dich überwunden fühlſt, und daß Du mir
Es g'rade ſo geſtehſt, als hätteſt Du
Ein neues Kleid Dir angeſchafft und kämſt
Vergnügt zu einer Freundinn, ſie zu fragen,
Wie Dich es kleidet. Sage mir geſchwind:
Wer? Wen? Wie? Wo? Gewiß, es iſt wohl eigen,
Ganz neu! Lucinde, Du? ein frohes Mädchen,
Vom Morgen bis zur Nacht geſchäftig, munter,
Das Mütterchen des Hauſes, biſt Du auch
Wie eine Müßiggängerinn gefangen?

Lucinde.

Und was noch ſchlimmer iſt —

Claudine.

Noch ſchlimmer? Was?

Lucinde.

Ja! ja! ich bin gefangen, und von wem?
Von einem Unbekannten, einem Fremden,
Und irr' ich mich nicht ſehr —

Claudine.

Du ſeufzeſt lächelnd?

Lucinde.

Von einem Abenteurer!

Claudine.

Seh' ich nun,
Daß Du nur ſpotteſt.

Lucinde.

Höre mich! Genug,
Es nenne Niemand frei und weise ſich
Vor ſeinem Ende! Jedem kann begegnen,
Was Erd' und Meer von ihm zu trennen ſcheint.
Du ſiehſt den Fall, und Du verwunderſt Dich?
Das klügſte Mädchen macht den dümmſten Streich.

Hin und wieder fliegen Pfeile;
Amor's leichte Pfeile fliegen
Von dem ſchlanken, gold'nen Bogen
Mädchen, ſeid Ihr nicht getroffen,
Es iſt Glück! Es iſt nur Glück!

Warum fliegt er ſo in Eile?
Jene dort will er beſiegen;
Schon iſt er vorbei geflogen;
Sorglos bleibt der Buſen offen;
Gebet Acht! Er kommt zurück!

Claudine.

Doch ich begreife nicht, wie Du ſo leicht
Das Alles nimmſt.

Lucinde.

Das überlaß nur mir!

Claudine.

Doch ſage ſchnell, wie ging es immer zu?

Lucinde.

Was weißt Du d'ran! Genug, es iſt geſchehn.
Wenn ich auch ſagte, daß an einem Abend
Ich durch das Wäldchen ging, Nichts weiter denkend,
Daß ſich ein Mann mir in den Weg geſtellt,
Und mich gegrüßt und angeſehen, wie
Ich ihn, und daß er bald mich angeredet
Und mir geſagt; er folge hier und da
Auf meinen Schritten mir ſchon lange nach,
Und liebe mich, und wünſche, daß ich ihn
Auch lieben möge: — Nicht? — Das klingt denn doch
Sehr wunderbar?

Claudine.

Gewiß!

Lucinde.

Und doch ſo iſt's.
Er ſtand vor mir, ich ſah ihn an, wie ich
Die Männer anzuſehn gewohnt bin, dachte
Denn doch, es ſei das Klügſte, nach dem Schloſſe
Zurückzugehn, und unter'm Ueberlegen
Sah ich ihn an, und es gefiel mir ſo,
Ihn anzuſehn. Ich fragt' ihn, wer er ſei?
Er ſchwieg ein Weilchen; dann verſetzt' er lächelnd:
„Nichts bin ich, wenn Du mich verachteſt; viel,
Wenn Du mich lieben könnteſt. Mache nun
Aus Deinem Knechte, was Du willſt!" Ich ſah
Ihn wieder an und weiß doch nicht, was ich
An ihm zu ſehen hatte. Genug, ich ſah
Hinweg und wieder hin, als wenn ich mehr
An ihm zu ſehen fände.

Claudine.

Nun, was ward
Aus Sehn und Wiederſehn?

Lucinde.

Ja, daß ich nun
Ihn ſtets vor Augen habe, wo ich gehe.

Claudine.

Erzähle mir zuerſt: wie kamſt Du los?

Lucinde.

Er faßte meine Hände, die ich ſchnell
Zurückzog. Ernſt und trocken ſagt' ich ihm:
„Ein Mädchen hat dem Fremden Nichts zu ſagen;
Verlaßt mich! Wagt es nicht, mir nachzufolgen!"
Ich ging, er ſtand. Ich ſeh' ihn immer ſtehen,
Und blicke da und dorthin, ob er nicht
Mir irgendwo begegnen will.

Claudine.

Wie ſah
Er aus?

Lucinde.

Genug, genug! — und laß, Geliebte,
Mich meine Schuldigkeit nicht heut verſäumen!
Dein Vater will, daß alle ſeine Leute
Mit einem Tanz und Mahl ſich heute freu'n.
Er hat mir aufgetragen, wohl zu ſorgen,
Daß Alles werde, wie er gerne mag.
Es wäre ſchlimm, wenn ich an Deinem Feſte
Zuerſt die Pflicht verſäumte, die ich lang
Mit froher Treue leiſten konnte. Nun,
Leb' wohl! Ein ander' Mal! — Nun ſieh' Dich um!
Wie biſt Du denn? Du haſt die ſchönen Sachen
Kaum eines Blicks gewürdigt. Hier iſt Stoff,
Ein Dutzend Mädchen lang' zu unterhalten.

(Ab.)

Claudine (allein).

(Sie beſieht unter dem Ritornell die Geſchenke, und tritt zuletzt mit Pedro's Strauß, den ſie die ganze Zeit in der Hand gehalten, hervor.)

Alle Freuden, alle Gaben,
Die mir heut gehuldigt haben,
Sind nicht dieſe Blumen werth.
Ehr' und Liebe von allen Seiten,
Kleider, Schmuck und Koſtbarkeiten,
Alles, was mein Herz begehrt;
Aber alle dieſe Gaben
Sind nicht dieſe Blumen werth.

Und darfſt Du dieſen Undank Dir verzeihen?
Was ein geliebter Vater heut gereicht,
Was Freunde geben, was ein kleines Volk
Unſchuldig bringt, das Alles iſt wie Nichts,
Verſchwindet vor der Gabe dieſes neuen
Noch unbekannten Fremden? Ja es iſt,
Es iſt geſchehn! Es ruht mein ganzes Herz
Nun auf dem Bilde dieſes Jünglings! Nun
Bewegt ſich's nur in Hoffnung oder Furcht,
Ihn zu beſitzen oder zu verlieren.

Pedro.

Verzeih', daß ich Dich ſuche: denn es iſt
Nicht Schuld noch Wille. Jene ſtrenge Macht,
Die alle Welt beherrſcht, und die ich nur
Von Dichtern mir beſchreiben ließ, ergreift
Mich nun, und führt mich, wie der Sturm
Die Wolken, ohne Raſt zu Deinen Füßen.

Claudine.

Ihr kommt nicht ungelegen; mit Entzücken
Betracht' ich hier die Gaben, die mir heut
So ſchöne Zeugen ſind der reinſten Liebe.

Pedro.

Glückſel'ge Blumen, welcher ſchöne Platz
Iſt Euch gegönnt! Ihr bleibt, und ich muß gehn.

Claudine.

Sie welken, da Ihr bleibt.

Pedro.

Was ſagſt Du mir!

Claudine.

Ich wollte, daß ich viel zu ſagen hätte;
Allein es iſt umſonſt. Mein Vater hält
Euch länger nicht; er glaubt vielleicht, Ihr ſolltet
Recht eilen. Nun er iſt ein Mann; er hat
Gelernt, ſich eine Freude zu verſagen;
Doch wir, wir andern Mädchen, möchten gern
Uns En'rer Gegenwart noch lange freuen.
Es iſt ein ander', freier' Leben, ſeit
Ihr zu uns kamt. Iſt's denn gewiß,
Gewiß ſo nöthig, daß Ihr geht?

Pedro.

Es iſt!
Und würd' ich eilen, wenn ich bleiben könnte?
Mein Vater ſtarb; ich habe ſeine Güter
Auf dieſer ſchönen Inſel nun bereiſ't.
Er ſah ſie ganz nicht mehr, ſeitdem der König
Ihn mit beſond'rer Gnade feſtgehalten.
Ich darf nicht meinen Urlaub überſchreiten:
Schon kenn' ich Alles, was das Haus beſitzt;
Ich wäre reich, wenn nach des Vaters Willen
Ich Alles für das Meine halten könnte.
Allein ich bin der Acht'ſte nicht, und nicht
Der Einzige des Hauſes; denn es ſchwärmt
Ein ält'rer Bruder, den ich kaum geſehen,
Im Reich' herum, und führt, ſo viel man weiß,
Ein thöricht' Leben.

Claudine.

Gleicht er Euch ſo wenig?

Pedro.

Mein Vater war ein ſtrenger, rauher Mann.
Ich habe niemals recht erfahren können,
Warum er ihn verſtieß; auch ſcheint mein Bruder
Ein harter Kopf zu ſein. Er hat ſich nie
In dieſen Jahren wieder blicken laſſen.
Genug, mein Vater ſtarb, und hinterließ
Mir Alles, was er Jenem nur entziehn
Nach den Geſetzen konnte; und der Hof
Beſtätigte den Willen! Doch ich mag
Das nicht beſitzen, was ein fremder Mann
Aus Unvorſichtigkeit, aus Leichtſinn einſt
Verlor; geſchweige denn, mein eig'ner Bruder.
Ich ſucht' ihn auf. Denn hier und da erſchon
Der Ruf, er habe ſich mit frechen Menſchen
In einem Bund gegeben, ſchwärme nun
Mit leichtgeſinntem Muthe, ſeiner Neigung
Mit unverwandtem Auge folgend, froh-
Und leicht-geſinnt am Rande des Verderbens.

Claudine.

So habt Ihr Nichts von ihm erfahren?

Pedro.

Nichts.
Ich folgte jeder Spur, die ſich mir zeigte;
Allein umſonſt. Und nun verzweifl' ich faſt,
Ihn je zu finden, glaube ganz gewiß,
Er iſt ſchon lang mit einem fremden Schiffe
In alle Welt, und lebt vielleicht nicht mehr.

Claudine.

So wird denn auch ein Meer uns trennen; bald
Wird Euch der Glanz des Hofes dieſe ſtille
Verlaſſ'ne Wohnung aus den Augen blenden!
Ich möchte gern Nichts ſagen, möchte nicht
An Euch zu zweifeln ſcheinen.

Pedro.

Nein, o, nein!
Mein Herz bleibt hier; und wenn ich eilen muß,
So eil' ich gern, um ſchnell zurück zu kehren.
Ich ſage Dir kein Lebewohl; kein Ach
Sollſt Du vernehmen: denn Du ſiehſt mich bald
Und würdiger vor Dir. Und was ich bin,
Was ich erlange, Das iſt Dein. Geliebte,
Ich dränge mich zur Gnade nicht für mich!
Nimm Deinem Freunde nicht den ſichern Muth,
Sich Deiner werth zu machen. Der verdient
Die Liebe nur, der um der Ehre willen

Im ſüßen Augenblicke von der Liebe
Entſchloſſen-hoffend ſich entfernen kann.

Es erhebt ſich eine Stimme;
Hoch und höher ſchallen Ehre;
Ja, es iſt der Ruf der Ehre!
Und die Ehre ruft laut:

„Säume nicht, Du friſche Jugend!
Auf die Höhe, wo die Tugend
Mit der Ehre
Sich den Tempel aufgebaut!“

Aber aus dem ſtillen Walde,
Aus den Büſchen
Mit den Düften,
Mit den friſchen,
Kühlen Lüften,
Führet Amor,
Bringet Hymen
Mir die liebſte, mir die Braut.

Jenes Rufen! Dieſes Lispeln! —
Soll ich folgen? Soll ich's hören?
Soll ich bleiben? Soll ich gehn?

Ach! wenn Götter uns bethören,
Können Menſchen widerſtehn? (Ab.)

Claudine.

Er flieht! Doch iſt es nicht das letzte Wort;
Ich weiß, er wird vor Abend nicht verreiſen.
O, werther Mann! Es bleiben mir die Freunde,
Das theure Paar, zu meinem Troſt zurück,
Die holde Liebe mit der ſelt'nen Treue.
Sie ſollen mich erhalten, wenn Du gehſt,
Und mich von Dir beſtändig unterhalten.

Liebe ſchwärmt auf allen Wegen
Treue wohnt für ſich allein.
Liebe kommt Euch raſch entgegen;
Aufgeſucht will Treue ſein.
(Sie geht ſingend ab.)

Einſame Wohnung im Gebirge.

Nugantino (mit einer Laterne, auf- und abgehend, den Degen an der Seite, den Hut auf dem Kopfe). Vagabunden (am Tiſche mit Würfeln ſpielend).

Nugantino.

Mit Mädeln ſich vertragen,
Mit Männern 'rumgeſchlagen,
Und mehr Credit als Geld:
So kommt man durch die Welt.

Vagabunden.

Mit Vielem läßt ſich ſchmauſen;
Mit Wenig läßt ſich hauſen;
Daß Wenig Vieles ſei,
Schafft nur die Luſt herbei.

Nugantino.

Will ſie ſich nicht bequemen,
So müßt Ihr's eben nehmen.
Will Euer nicht vom Ort,
So jagt ihn g'rade fort.

Vagabunden.

Laßt Alle nur mißgönnen,
Was ſie mitnehmen können,
Und ſeid von Herzen froh;
Das iſt das A und O.

Nugantino
(erſt allein, dann mit den Uebrigen).

So fahret fort, zu dichten,
Euch nach der Welt zu richten.
Bedenkt in Wohl und Weh
Dies gold'ne A B C.

Nugantino.

Laßt nun, Ihr lieben Freunde, den Geſang
Auf einen Augenblick verklingen! Leid
Iſt mir's, daß Basco ſich nicht ſehen läßt;
Er darf nicht fehlen: denn die That iſt kühn.
Ihr wißt, daß in dem Schloß von Villa Bella
Ein Mädchen wohnt, Verwandte des Alonzo.
Ich liebe ſie; der Anblick dieſer Schönen
Hat mich, wie keiner je, gefeſſelt. Streng'
Beherrſcht mich Amor, und ich muß ſie bald
An meinen Buſen drücken; ſonſt zerſtört
Ein inn'res Feuer meine Bruſt. Ihr habt
Mir Alles ausgeſpürt; ich kenne nun
Das ganze Schloß durch Eu're Hülfe gut.
Ich dank' Euch Das, und werde thätig danken.
Zerſtreuet Euch nicht weit, und auf den Abend
Seid hier beiſammen; wir beſprechen dann
Die Sache weiter. Bis dahin lebt wohl!
(Die Vagabunden ab.)

Basco (tritt auf).

Nugantino.

Willkommen, Basco; Dich erwart' ich lang!

Basco.

Sei mir gegrüßt; Dich ſuch' ich eben auf!

Nugantino.

So treffen wir zu recht erwünſcht zuſammen.
Heut fühl' ich erſt, wie ſehr ich Dein bedarf.

Basco.

Und Deine Hülfe wird mir doppelt nöthig.
Sag' an: was willſt Du? Sprich: was haſt Du vor?

Nugantino.

Ich will heut Nacht zum Schloß von Villa Bella
Mich heimlich ſchleichen, will verſuchen, ob
Luciade mich am Fenſter hören wird;

Und hört sie mich, erhört sie mich wohl auch,
Und läßt mich ein. Unmöglich ist's ihr nicht;
Ich weiß, sie kann die eine Seitenthüre
Des Schlosses öffnen.

Basco.

Gut, was brauchst Du da
Für Hülfe? Wer sich was erschleichen will,
Erschleiche sich's auf seinen eig'nen Zeh'n.

Rugantino.

Nicht so, mein Freund! Läßt sie mich in das Haus,
Beglückt sie meine Liebe —

Basco.

Nun, so schleicht
Der Fuchs vom Taubenschlage, wie es tagt,
Und hat den Weg gelernt und geht ihn wieder.

Rugantino.

Du räthst es nicht, denn Du begreifst es nicht.

Basco.

Wenn es vernünftig ist, begreif' ich's wohl.

Rugantino.

So laß mich reden! Du begreifst es nicht,
Wie sehr mich dieses Mädchen angezogen.
Ich will nicht ihre Gunst allein genießen;
Ich will sie ganz und gar besitzen.

Basco.

Wie?

Rugantino.

Entführen will ich sie.

Basco.

Ha! Bist Du toll?

Rugantino.

Toll, aber klug! Läßt sie mich einmal ein,
Dann treib' ich ihr mit Lärm und mit Verrath,
Mit Allem, was ein Mädchen fürchten muß,
Und geb' ihr gleich die allerbesten Worte,
Wie mich mein Herz es heißt. Sie fühlt gewiß,
Wie ich sie liebe; kann aus meinen Armen
Sich selbst nicht reißen. Nein, sie widersteht
Der Macht der Liebe nicht, wenn ich ihr zeige,
Wie ich sie liebe, wie ich mehr und mehr
Sie ewig schätzen werde! Ja, sie folgt
Aus dem Palast mir in die Hütte, läßt
Ein thericht' Leben, das ich selbst verlassen;
Genießt mit mir in diesen schönen Bergen
Im Aufenthalt der Freiheit erst ihr Leben!
Dazu bedarf ich Euer, wenn sie sich
Entschließen sollte, wie ich ganz und gar
Es hoffen muß; daß Ihr am Fuß des Berges
Euch finden lasset; daß Ihr eine Trage
Bereitet, sie den Pfad herauf zu bringen;
Daß Ihr bewaffnet mit den Rücken sichert,
Wenn ja ein Unglück uns verfolgen sollte.

Basco.

Versteinert bleib' ich stehn, und sehe kaum,
Und glaube nicht zu hören. Rugantino!
Du bist besessen. Farfarellen sind
Dir in den Leib gefahren! Was? Du willst
Ein Mädchen rauben? Statt die Last dem Esel
Zu überlassen, kläglich zu genießen,
Zu gehen und zu kommen, willst Du Dir
Und Deinen Freunden diesen schweren Bündel
Auf Hals und Schultern laden? Nein, es ist
Kein Mensch so klug, daß er nicht eben toll
Bei der gemeinsten Sache werden könnte.
Sieh' doch die Schafe nur; sie weiden Dir
Den Klee ab, wo er steht, und sammeln nicht
In Scheunen auf. An jedem Berge stehn
Der Blumen viel für unsre Herden; viel
Sind Mädchen über's ganze Land gestreut,
Von einem Ufer bis zum andern. Nein,
Es ist nicht möglich! Schleiche Dich zu ihr,
Und schleiche wieder weg, und danke Gott,
Daß sie Dich lassen kann und lassen muß!

Rugantino.

Nicht weiter, Basco; denn es ist beschlossen.

Basco.

Ich seh' es, theurer Freund, noch nicht gethan!

Rugantino.

Du sollst ein Zeuge sein, wie es geräth.

Basco.

Nur heute wird's unmöglich, Dein zu sein.

Rugantino.

Was kann Euch hindern, wenn ich Euch gebiete?

Basco.

Bedenke, Freund, wir sind einander gleich.

Rugantino.

Verwegner! Rede schnell: was hast Du vor?

Basco.

Es ist gewiß, der Fürst von Rocca Bruna,
Der uns bisher geduldet, hat zuletzt
Von seinen Nachbarn sich bereden lassen.
Er fürchtet, daß es laut bei Hofe werde;
Er ist vor wenig Tagen selbst gekommen,
Und seine Gegenwart treibt uns gewiß
Aus dieser Gegend weg; ich weiß es schon.
Es kommt gewiß uns morgen der Befehl,
Sogleich aus diesen Bergen abzuscheiden;
Wenn er sich nur nicht gar gelüsten läßt,
Sich unsrer werthen Häupter zu versichern!

Augustino.

Nun gut, so führen wir noch heute Nacht
Den Anschlag aus, der mir das Mädchen eignet!

Basco.

O, nein! Ich muß noch Geld zur Reise schaffen.

Augustino.

Was soll Das geben? Sage, was es gibt?

Basco.

Geht Du nicht mit, so brauchst Du's nicht zu wissen.

Augustino.

Dir ziemt es, gegen mich geheim zu sein?

Basco.

Uns ziemt der Raub noch besser als die Liebe.
Du hast mit keinem Knaben hier zu thun.

Augustino.

So lang ich Euch ernährte, littet Ihr
Nur gar zu gern Euch meine Kinder nennen.

Basco.

Wie glücklich, daß wir nun erwachsen sind,
Da Deine Renten sehr in's Stocken kommen!

Augustino.

Was unser Fleiß und unsre List und Klugheit
Den Männern und den Weibern abgelockt,
Das konnten wir mit frohem Muth verzehren.
Es soll auch künftig Keinem fehlen; zwar
Ist's diese Tage schmal geworden —

Basco.

Ja!
Warum denn diese Tage? Weil Du Dich
Mit einem Abenteu'r beschäftigt, das
Nichts fruchtet und die schöne Zeit verzehrt.

Augustino.

So willst Du denn zum Abschied noch den Fürsten,
Die ganze Nachbarschaft verletzen?

Basco.

Du
Hast nichts Besonder's vor! Ein edles Mädchen
Aus einem großen Hause rauben, ist
Wohl eine Kleinigkeit, die Niemand rügt?
Wer ist der Thor?

Augustino.

Wer glaubst denn Du zu sein,
Daß Du mich schelten willst, Du Aurbis?

Basco.

Ha!
Du Kerze! Wetterfahne Du! Es sollen
Dir Männer nicht zu Deinen Possen dienen.
Ich gehe mit den Meinen, heut zu thun,
Was Allen nützt, und willst Du Deine Schöne
Zu holen gehn, so wird es uns erfreuen,
In unserer Küche sie zu finden. Laß
Von ihrer zarten Hand ein feines Mahl,
Ich bitte Dich, bereiten, wenn Ihr früher
Zu Hause seid als wir; und sei gewiß,
Wir wollen Ihr auf's Beste dankbar sein,
Wenn sie nur nicht die guten Freunde trennt!

Augustino.

Was hält mich ab, daß ich mit dieser Faust,
Mit diesem Degen, Frecher, Dich nicht strafe?

Basco.

Die and're Faust von gleicher Stärke hier,
Ein and'rer Degen hier von gleicher Länge.

Vagabunden (treten auf).

Horchet doch, was soll Das geben,
Daß man hier so heftig spricht?

Augustino.

Deinem Willen nachzugeben?
Frecher, mir vom Angesicht!

Basco.

Nur als Knecht bei Dir zu leben? —
Junger Mann, Du kennst mich nicht!

Vagabunden.

Was soll Das geben?
Was soll Das sein?
Zwei solche Männer,
Die sich entzwei'n!

Augustino.

Es ist gesprochen!
Es ist gethan!

Basco.

So sei's gebrochen!
So sei's gethan!

Vagabunden.

Aber was soll aus uns werden?
Den zerstreuten, irren Herden
Im Gebirge gleichen wir.

Augustino und Basco.

Kommt mit mir! Kommt mit mir!
Euer Führer stehet hier.

Vagabunden.

Euer Zwist, er soll nicht währen;
Keinen wollen wir entbehren.

Augustino und Basco.

Euer Führer stehet hier.

Vagabunden.

Wer gibt Rath? Wer hilft uns hier?

Alonzo.

O von allen euern Streichen
Kennen wir die Pröbchen ſchon.

Jene drey Perſonen treten zurück, Pedro kommt hervor.

Pedro.

Lieber Vater, darf ſich zeigen
Euer Freund und euer Sohn?

Alonzo nach einer Pauſe.

Ach, die Freude macht mich ſchweigen.

Ihn umarmend.

Lieber Freund und lieber Sohn.

Carlos. Lucinde. Basco.

Die eilig nach einander hervorkommen, indeß Clau-
dine auf einem Felſen im Grunde in Ohnmacht liegt.

Ach Hülf' und Hülfe!
Sie liegt in Ohnmacht;
Was iſt geſchehn!

Sie kehren eilig wieder um.

Rugantino.

Die Ehre, das Vergnügen,
Sie sind auf meiner Seite;
Ihr Freunde, folget mir!

Basco.

Der Vortheil nach den Siegen,
Die Lust bei guter Beute,
Sie finden sich bei mir.

Rugantino.

Wem hab' ich schlimm gerathen?
Wen hab' ich schlecht geführt?

Basco.

Bedenket meine Thaten,
Und was ich ausgeführt.

Beide.

Tretet hier auf diese Seite.

Rugantino.

Ehr' und Lust!

Basco.

Lust und Beute!

Beide.

Kommt herüber! Folget mir,

(Die Vagabunden theilen sich. Ein Drittheil stellt sich auf Rugantino's, zwei Drittheile auf Basco's Seite.)

Vagabunden.

Ich begebe mich zu Dir.

Vagabunden (auf Basco's Seite).

Kommt herüber!

Vagabunden (auf Rugantino's Seite).

Nein, wir bleiben,
Kommt herüber.

Vagabunden (auf Basco's Seite).

Nein, wir bleiben.

Vagabunden.

Kommt herüber; wir sind hier.

Rugantino.

Du hast, Du hast gewonnen,
Wenn Du die Stimmen zählest;
Allein, mein Freund, du fehlest:
Die Besten sind bei mir.

Basco.

Du hast, Du hast gewonnen,
Wenn Du die Mänler zählest;
Allein, mein Freund, Du fehlest:
Die Arme sind bei mir.

Alle.

Laßt uns sehen, laßt uns warten,
Was wir schaffen, was wir thun.

Basco (und die Seinen).

Geht nur, gehet in den Garten,
Sehet, wo die Nymphen ruh'n.

Rugantino (und die Seinen).

Geht und mischet Eu're Karten;
Wer gewinnt, der hat zu thun.

Alle.

Laßt uns sehen, laßt uns warten,
Was wir schaffen, was wir thun.

Zweiter Aufzug.

Nacht und Mondschein.

Terrasse des Gartens von Villa Bella, im Mittelgrunde des Theater's. Eine doppelte Treppe führt zu einem eisernen Gitter, das die Gartenthüre schließt. An der Seite Bäume und Gebüsch.

Rugantino mit seinem Theil Vagabunden.

Rugantino.

Hier, meine Freunde, Dieses ist der Platz!
Hier bleibet, und ich suche durch den Garten
Gelegenheit, dem Fenster mich zu nah'n,
Wo meine Schöne ruht. Sie schläft allein
In einem Seitenflügel dieses Schlosses.
So viel ist mir bekannt. Ich locke sie
Mit meiner Saiten Ton an's Fenster. Dann
Geb' Amor Glück und Heil, der stets geschäftig
Und wirksam ist, wo sich ein Paar begegnet!
Nur bleibet still und wartet, bis ich Euch
Hier wieder suche. Eilet mir nicht nach,
Wenn Ihr auch Lärm und Händel hören solltet;
Es wäre denn, ich schösse; dann geschwind!
Und sehet, wie Ihr durch Gewalt und List
Mir helfen konnt. Lebt wohl! — Allein wer kommt?
Wer kommt so spät mit Leuten? — Still — es ist —
Ja, es ist Don Revero, der ein Gast
Des Hauses war. Er geht mir recht gelegen,
Schon diese Nacht hinweg. Wenn er nur nicht
Den andern in die Hände fällt, die sich
Am Wege lagern, wildes Abenteuer
Unedel zu begehn. — Versteckt Euch nur.

Pedro (zu seinen Leuten).

Ihr geht voran; in einem Augenblick
Folg' ich Euch nach. Ihr wartet an der Eiche,
Da, wo die Pferde stehn; ich komme gleich.

Lebet wohl, geliebte Bäume,
Wachset in der Himmelsluft:
Tausend liebevolle Träume
Schlingen sich durch Euern Duft.

Doch was steh' ich und verweile?
Wie so schwer, so bang' ist's mir!
Ja, ich gehe! Ja, ich eile!
Aber ach, mein Herz bleibt hier! (Ab.)

Rugantino (hervortretend).

Er ist hinweg! Ich gehe! — Still doch! Still!
Im Garten seh' ich Frauen auf und nieder
Im Mondschein wandern. Still, verbergt Euch nur!
Wir müssen sehen, was Das geben kann.
Vielleicht ist mir das Liebchen nah', und näher,
Als ich es hoffen darf. Nur fort! Bei Seite!

Claudine (auf der Terrasse).

In dem stillen Mondenscheine,
Wandl' ich schmachtend und alleine.
Dieses Herz ist liebevoll,
Wie es gern gestehen soll.

Rugantino
(unten und vorn, für sich).

In dem stillen Mondenscheine,
Singt ein Liebchen! Wohl das meine?
Ach, so süß, so liebevoll,
Wie die Cither locken soll!
(Mit der Cither sich begleitend, und sich nähernd.)

Cupido, loser, eigensinniger Knabe;
Du hast mich um Quartier auf einige Stunden!
Wie viele Tag' und Nächte bist Du geblieben,
Und bist nun herrisch und Meister im Hause geworden!

(Claudine hat eine Zeit lang auf die Cither gehört, und ist vorübergegangen. Es tritt Lucinde von der andern Seite auf die Terrasse.)

Lucinde.

Hier im stillen Mondenscheine,
Ging ich freudig sonst alleine;
Doch halb traurig und halb wild
Folgt mir jetzt ein liebes Bild.

Rugantino
(unten und vorn, für sich).

In dem stillen Mondenscheine
Geht das Liebchen nicht alleine,
Und ich bin so unruh'voll,
Was ich thun und lassen soll.
(Sich mit der Cither begleitend, und sich nähernd.)

Von meinem breiten Lager bin ich vertrieben;
Nun sitz' ich an der Erde, Nächte gequälet;
Dein Muthwill' schüret Flamm' auf Flamme des Herdes,
Verbrennet den Vorrath des Winters und sengt mich Armen.

(Indeß ist Claudine auch wieder herbeigekommen, und hat mit Lucinden dem Gesange Rugantino's zugehört.)

Claudine und Lucinde.

Das Klimpern hör ich
Doch gar zu gerne.
Käm' sie nur näher,
Sie steht so ferne;
Nun kommt sie näher,
Nun ist sie da.

Rugantino (zugleich mit ihnen).

Es scheint, zu hören
Das Klimpern gerne.
Ich trete näher,
Ich stand zu ferne;
Nun bin ich näher,
Nun bin ich da.

Rugantino (sich begleitend).

Du hast mir mein Geräth verstellt und verschoben,
Ich such' und bin wie blind und irre geworden;
Du lärmst so ungeschickt; ich fürchte, das Seelchen
Entflieht, um Dir zu entfliehn, und räumet die Hütte.

(Rugantino ist unter der letzten Strophe immer näher getreten und nach und nach die Treppe hinaufgestiegen. Die Frauenzimmer haben sich von innen an die Gitterthür gedrängt; Rugantino steigt die Treppen immer sachte hinauf, daß er endlich ganz nah bei ihnen an der Seite der Thür steht.)

Pedro (mit gezogenem Degen).

Sie sind entfloh'n!
Entflohen, die Verweg'nen!
Mich dünkt, mich dünkt,
Sie sind hierher entfloh'n.

Rugantino
(indem er Pedro hört, und die Frauenzimmer zugleich zurücktreten, eilig die Treppe herunter).

O, doch verflucht!
Verflucht! Was muß begegnen?
Pedro! Er ist's!
Den glaubt' ich ferne schon.

Claudine und Lucinde
(die sich wieder auf der Terrasse sehen lassen).

Trete zurück!
Zurück! Was muß begegnen!
Männer und Lärm!
Mich dünkt, sie streiten schon.

(Die Vagabunden sind indeß zu Rugantino getreten, er steht mit ihnen an der einen Seite.)

Rugantino.

Hinter der Eiche.
Kommt, laßt uns lauschen.

Pedro.

Hier im Gesträuche
Hör' ich ein Rauschen. —
Wer da? Wer ist's?
Seid Ihr nicht Memmen,
Tretet hervor.

Rugantino (zu den Seinigen).

Bleibet zurück
Der soll bei Seite,
Droht er, der Thor!

Alle.

Horch! Horch! Still! Still!

Claudine und Lucinde.

Sie sind auf einmal stille!

Pedro.

Es wird auf einmal stille!

Rugantino und Vagabunden.

Er ist auf einmal stille!

Alle.

Was Das nur werden will?

Pedro.

Wer da!

Rugantino.

Eine Degenspitze!

Pedro.

Sie sucht Ihresgleichen!
Hier!

(Sie fechten.)

Claudine und Lucinde.

Ich höre Degen
Und Waffen klingen;
O eil', o eile!

Pedro.

Es soll Dein Degen
Mich nicht zum Weichen,
Zum Wanken bringen.

Rugantino.

Dich soll mein Degen,
Wirst Du nicht weichen,
Zur Ruhe bringen.

Vagabunden.

Ich höre Degen
Und Waffen klingen,
Ganz in der Nähe.

Claudine und Lucinde.

O, ruf' den Vater,
Und hol' die Leute!
Es giebt ein Unglück;
Was kann geschehn!

Vagabunden.

Hier sind die Deinen,
Bewährte Leute,
In jedem Falle
Dir beizustehn.

Pedro.

Ich steh' alleine;
Doch steh' ich feste.
Ihr wißt zu rauben,
Und nicht zu stehn.

Rugantino.

Laßt mich alleine,
Ich steh' ihm feste;
Du sollst nicht Räuber,
Sollst Männer sehn.

(Während dieses Gesangs fechten Rugantino und Pedro, mit wiederholten Absätzen. Zuletzt entfernen sich die Frauenzimmer; die Vagabunden stehen an der Seite. Pedro, der in den rechten Arm verwundet wird, nimmt den Degen in die Linke, und stellt sich gegen Rugantino.)

Rugantino.

Laßt ab, Ihr seid verwundet!

Pedro.

Noch genug
Ist Stärk' in diesem Arm, Dir zu begegnen.

Rugantino.

Laßt ab und fürchtet nicht!

Pedro.

Du redest menschlich.
Wer bist Du? Willst Du meinen Beutel? Hier!
Du kannst ihn nehmen; dieses Leben sollst
Du theuer zahlen.

Rugantino.

Nimm bereite Hülfe,
Du Fremdling, an; und wenn Du mir nicht traust,
So laß die Noth Dir rathen, die Dich zwingt.

Pedro.

Weh' mir! Ich schwanke! Blut auf Blut entströmt
Zu heftig meiner Wunde. Haltet mich,
Wer Ihr auch seid! Ich fühle mich gezwungen,
Von meinen Feinden Hülfe zu begehren.

Rugantino.

Hier! Unterstützt ihn, und verbindet ihn;
Bringt ihn zu unsrer Wohnung schnell hinauf.

Pedro.

Bringt mich hinein nach Villa Bella.

(Er wird ohnmächtig.)

Augantino.

Nicht!
Er soll nicht hier herein. Tragt ihn hinauf,
Und sorgt für ihn auf's Beste. Diese Nacht
Ist nun verdorben durch die Schuld und Thorheit
Der zu verweg'nen Raubgesellen. Geht;
Ich folge bald.

(Vagabunden mit Pedro ab.)

Ich muß mich um das Schloß
Noch ein Mal leise schleichen; denn ich kann
Der Hoffnung nicht entsagen, noch vor Morgen
Mein Abenteuer, wenn nicht zu vollführen,
Doch anzuknüpfen. Warte, Basco, wart'!
Ich denk' es Dir, Du ungezähmter Thor!

Alonzo und Bediente
(inwendig an der Gartenthür).

Alonzo.

Schließt auf und macht mir schnell die ganze
Runde
Des Schlosses. Wen Ihr findet, nehmt gefangen.

Augantino.

Ein schöner Fall! Nun gilt es, muthig sein.

Alonzo.

Die Frauen haben ein Gerüsch der Waffen,
Ein Aechzen tönen hören. Sehet nach;
Ich bleibe hier, bis Ihr zurücke kehrt.

(Bediente ab, ohne Augantino zu bemerken.)

Augantino.

Am Besten ist's, der drohenden Gefahr
In's Angesicht zu sehen. Laßt mich erst
Durch meine Cither mich verkünd'gen. Still,
So sieht es dann recht unverdächtig aus.
Cupido, kleiner, loser, schelmischer Knabe!

Alonzo.

Was hör' ich? Eine Cither! Laßt uns sehen.

(Beiseitetretend.)

Wer seid Ihr, daß Ihr noch so spät zu Nacht
In dieser Gegend schleicht, wo Alles ruht?

Augantino.

Ich schleiche nicht, ich wandle nur für mich,
Wie's mir gefällt, auf breiter, freier Straße.

Alonzo.

Um unsre Mauern lieben wir nicht sehr
Das Nachtgeschwärm'; es ist uns zu verdächtig.

Augantino.

Mir wär' es lieber, Ew're Mauern standen
Wo anders, die mir hier im Wege stehen.

Alonzo (für sich).

Es ist ein grober Gast; doch spricht er gut.

Augantino (für sich).

Er möchte gern an mich, und traut sich nicht.

Alonzo.

Habt Ihr nicht ein Geschrei vernommen, nicht
Hier Streitende gefunden?

Augantino.

Nichts Derzleichen.

Alonzo (für sich).

Der kommt von ungefähr; so scheint es mir.

Augantino (für sich).

Ich will doch höflich sein; vielleicht geräth's?

Alonzo.

Ihr thut nicht wohl, daß Ihr um diese Stunde
Allein auf freien Straßen wandelt; sie
Sind jetzt nicht sicher.

Augantino.

O, sie sind's für mich!
Gesang und Saitenspiel, die größten Freunde
Des Menschenlebens, schützen meinen Weg
Durch die Gefilde, die der Mond beleuchtet.
Es wagt kein Thier, es wagt kein wilder Mensch
Den Sänger zu bekriegen, der sich ganz
Den Göttern, der Begeist'rung übergab.
Nur aus Gewohnheit trag' ich diesen Degen;
Denn selbst im Frieden ziert er seinen Mann.

Alonzo.

Ihr haltet Euch in dieser Gegend auf?

Augantino.

Ich bin ein Gast des Prinzen Rocca Bruna.

Alonzo.

Wie! meines guten Freundes? Seid willkommen!
Ich frage nicht, ob Ihr ein Fremder seid;
Mir scheint es so.

Augantino.

Ein Fremder hier im Lande.
Doch hab' ich auch das Glück, daß mich der König
In seinen letzten Dienern zählen will.

Alonzo (bei Seite).

Ein Herr vom Hof! So kam es gleich mir vor.

Augantino.

Ich darf Euch wohl um eine Gnade bitten?
Ich bin so durstig; denn schon lange treibt
Die Lust zu wandeln mich durch diese Felder.

Ich bitt' Euch, mir durch einen Eu'rer Diener
Nur ein Glas Waſſer freundlich zu gewähren.

Alonzo.

Mit Nichten ſo. Was? Glaubt Ihr, daß ich Euch
Vor meiner Thüre laſſe! Kommt herein!
Nur einen Augenblick Geduld! Hier kommen
Die Leute, die ich ausgeſchickt. Man hatte
Nah' an dem Garten Lärm gehört, das Klirren
Der Waffen, ein Geſchrei von Fechtenden.

(Die Bedienten kommen.)

Was gibt's? Ihr hörtet Niemand', fandet Keinen?

(Die Bedienten machen verneinende Zeichen.)

Es iſt doch ſonderbar, was meine Frauen
Für Geiſter ſah'n. Wer weiß es, was die Furcht
Den guten Kindern vorgebildet? Kommt!
Ihr ſollt Euch laben, ſollet anders nicht
Als wohlbegleitet mir von hinnen ſcheiden.
Und wenn Ihr bleiben wollt, ſo findet Ihr
Ein gutes Bett und einen guten Willen.

Rugantino.

Ihr macht mich ganz beſchämt, und zeiget mir
Mit wenig Worten Euern edeln Sinn.

(Für ſich.)

Welch' Glück der Welt vermag ſo viel zu thun,
Als dieſes Unglück mir verſchafft!

(Laut).

Ich komme.

(Beide durch die Gartenthür ab.)

Wohl erleuchtetes Zimmer in dem Schloſſe von Villa Paola.

Claudine. Lucinde.

Claudine.

Wo bleibt mein Vater? Käm' er doch zurück!
Ich bin voll Sorge. Freundinn, wie ſo ſtill?

Lucinde.

Ich denke nach und weiß nicht, wie mir iſt;
Ich weiß nicht, ob mir träumte. Ganz genau
Glaubt' ich zuletzt die Stimme des Geliebten
Im Lärm und Streit zu hören.

Claudine.

Wie! des Deinen?
Ich hörte Pedro's Stimme ganz genau.
Ich kann vor Angſt nicht bleiben; laß uns hin,
Laß uns zum Garten.

Lucinde.

Still! Es kommt Dein Vater.

Alonzo. Rugantino. Bediente.

Alonzo.

Hier bring' ich einen ſpäten Gaſt, Ihr Kinder!
Empfangt ihn wohl; er ſcheint ein edler Mann.

Rugantino (zu Alonzo).

Ich bin beſchämt von Eu'rer Güte;

(Zu den Damen.)

bin
Betäubt von Eu'rer Gegenwart. Mich faßt
Das Glück ganz unerwartet an, und hebt
Mich heftig in die Höhe, daß mir ſchwindelt.

Claudine.

Seid uns willkommen! War't Ihr bei dem Streite?

Alonzo.

Er weiß von keinem Streit. Ich fand ihn ſingend,
Als ich zur Thüre kam, und Alles ſtill.

Lucinde (für ſich).

Er iſt's! O Gott! Er iſt's! Verberge Dich,
Gerührtes Herz! Mir zittern alle Glieder.

(Claudine ſpricht mit Alonzo, im Hintergrunde auf- und abgehend.)

Rugantino (heimlich zu Lucinde'n).

So fand' ich mich an Deiner Seite wieder;
Beſchließe mir nun Leben oder Tod!

Lucinde.

Ich bitt' Euch, ſtill! Verſchonet meine Ruhe,
Verſchonet meinen Namen; ſtill, nur ſtill!

Alonzo (zu den Bedienten).

Ein Glas gekühltes Waſſer bringt herauf,
Bringt eine Flaſche Wein von Syracus.

(Zu Rugantino.)

Auf alle Fälle, wack'rer Fremdling, nehmt
Euch künftig mehr in Acht, und geht ſo ſpät
Nicht mehr allein! Wir ſind in dieſer Gegend
Sehr übel d'ran; es iſt uns ganz nicht möglich,
Das Raubgeſind, das liederliche Volk
Von unſern Straßen zu vertreiben. Denken
Auch zwei, drei Nachbarn übereïn, und halten
In ihren Grenzen Ordnung: ja, ſo ſchützt
Gleich im Gebirg ein and'rer Herr die Schelmen;
Und dieſe ſchweifen, wenn ſie auch des Tags
Nicht ſicher ſind, bei Nacht herum und treiben
Solch einen Unfug, daß ein Ehrenmann
In doppelter Gefahr ſich findet.

Rugantino.

Gewiß gehorch' ich Euerm guten Rath.

Alonzo.

Ich hoff', es ſoll mit Nächſtem beſſer werden.
Der Prinz von Rocca Bruna hat beſchloſſen,
Was nur verdächtiges Geſindel ſich

In ſeinen Bergen lagert, zu vertreiben.
Ihr werdet es von ihm erfahren haben;
Denn er iſt ſelbſt gekommen, den Befehl
Des Königs und der Nachbarn alte Wünſche
Mit ſtrenger Eil' und Vorſicht zu vollbringen.

Anganting.

Ich weiß, er denkt mit Ernſt an dieſe Sache.

(Für ſich.)

Das hatte Baſco richtig ausgeſpürt.

Claudine.

So habt Ihr keinen Streit und Nichts vernommen?

Anganting.

Nicht einen Laut, als jenen Silberton
Der zarten Grillen, die das Feld beleben,
Und einem Dichter lieb wie Brüder ſind.

Lucinde.

Ihr dichtet auch ein Lied?

Anganting.

Wer dichtet nicht,
Dem dieſe ſchöne, reine Sonne ſcheint,
Der dieſen Hauch des Lebens in ſich zieht?

(Leiſe zu Lucinden.)

Dem es beſchert war, nur ein einzig' Mal
In dieſes Aug' zu ſehen? Draußen ſtand ich,
Vor Deiner Thüre, draußen vor der Mauer,
Und weinte jammernd in mein Saitenſpiel.
Der Thau der Nacht benetzte meine Kleider,
Der hohe Mond ſchien tröſtend zu verweilen;
Da ſah mich Amor und erbarmte ſich.
Hier bin ich nun, und wenn Du Dich nicht mein'
In dieſer Nacht erbarmen willſt —

Lucinde.

Ihr ſeid
Verwegen dringend. Ihr verkennt mich ſehr.
Nun ſchweigt.

Anganting.

Ich ſeh' verweifelt! Mir iſt's Ein's,
Zu leben oder gleich zu ſterben, wenn
Du mir ein Zeichen Deiner Gunſt verſagſt.

Claudine

(die indeſſen mit ihrem Vater geſprochen und wieder herbeitritt).

So gebt uns doch ein Lied, ich bitte ſehr,
Ein ſtilles Lied zur guten Nacht!

Anganting.

Wie gern!
Das rauſchende Vergnügen lieb' ich nicht;
Die rauſchende Muſik iſt mir zuwider.

(Bald gegen Claudinen, bald gegen Lucinden gekehrt, und ſich mit der Cither begleitend.)

Liebliches Kind,
Kannſt Du mir ſagen,
Sagen, warum
Zärtliche Seelen
Einſam und ſtumm
Immer ſich quälen,
Selbſt ſich betrügen,
Und ihr Vergnügen
Immer nur ahnen
Da, wo ſie nicht ſind?
Kannſt Du mir's ſagen,
Liebliches Kind?

Alonzo

(hat während der Arie mit einigen Bedienten im Hintergrunde ernſthaft geſprochen. Man konnte aus ihren Geberden ſehen, daß von Anganting die Rede war, indem ſie auf ihn deuteten, und ihrem Herrn Etwas zu bedeuten ſchienen. Gegen das Ende der Arie tritt Alonzo hervor und hört zu. Da ſie geendet iſt, ſpricht er:)

Die Frage ſcheint verfänglich; doch es möchte
Sich Ein' und Andres drauf erwidern laſſen.

(Er geht wieder zu den Bedienten, und ſpricht mit ihnen an der vordern Seite des Theaters, indeß Anganting und die beiden Frauenzimmer ſich an der andern Seite unterhalten.)

Alonzo (zu den Bedienten).

So ſeid Ihr ganz gewiß, daß er es ſei,
Der Rädelsführer jener Vagabunden?
Ja, ja, er kam mir gleich verdächtig vor!
Du kennſt ihn ganz genau? Geſteht mir nun,
Selbſt unter ihm gedient zu haben? Gut!
Die ſoll's nicht ſchaden, daß Du es geſtehſt.
Seht ihn noch ein Mal an, daß Ihr mich nicht
Zu einem falſchen Tritt verleitet. Still!
Ich will die Kinder ſingen machen, daß
Wir ſchicklich noch zuſammen bleiben können.

(Er tritt zu den Andern.)

Wie geht es? Habt Ihr's ausgemacht? Ich dächte,
Ihr gäbt ihm Das zurück als kluge Mädchen!

(Die Bedienten beobachten den Anganting heimlich und genau, und verſichern von Zeit zu Zeit ihrem Herrn, daß ſie der Sache gewiß ſind, indeß ſingen:)

Claudine und Lucinde.

Ein zärtlich' Herz hat viel,
Nur allzu viel zu ſagen.
Allein auf Deine Fragen
Läßt ſich ein Wörtchen ſagen:
Es fehlt, es fehlt der Mann,
Dem man vertrauen kann.

Anganting.

Um einen Mann zu ſchätzen, muß man ihn
Zu prüfen wiſſen.

Lucinde.

Ein Verſuch geht eher
Für einen Mann als für ein Mädchen an.

Alonzo (zu den Bedienten).

Ihr bleibt dabei? Nun gut, ich will es wagen!
Denn hab' ich ihn, so sind die Andern bald
Von selbst zerstreut. Du feiner Vogel, kommst
Du mir zuletzt in's Haus? Ich halt' ihn hier,
Geb' ihm ein Zimmer ein, das schon so gut
Als ein Gefängniß ist und doch nicht scheint.

(Laut.)

Mein Herr, Ihr bleibt heut Nacht bei uns. Ich lasse
Euch nicht hinweg; Ihr sollt mir sicher ruhen,
Und morgen gibt der Tag Euch das Geleite.

Anganting.

Ich danke tausend Mal. Schlaft, werthe Freunde,
Auf's Ruhigste nach einem frohen Tag!

(Zu Lucinde'n.)

Entschließe Dich! Mir brennt das Herz im Busen:
Und sagst Du mir nicht eine Hoffnung zu,
So bin ich meiner selbst nicht mächtig, bin
Im Falle, teu und wild das Aeußerste zu wagen.

Lucinde (für sich).

Er macht mir bang. Ich fühle mich verlegen;
Ich wiu ihm leider nur schon allzu wohl.

Anganting (für sich).

Ich muß noch suchen, Alle sie zusammen
Im Saal zu halten; meine Schöne gibt
Zuletzt wohl nach. O, Glück! O, süße Freude!

(Laut.)

Ich denke nach, Ihr Schönen, was Ihr sangt!
Ihr habt gewiß die Männer sehr beleidigt;
Ihr glaubt, es gebe keinen treuen Mann;
Allein wie viel Geschichten könnt' ich Euch
Von ewig unbegrenzter Liebe sagen!
Die Erde freut sich einer treuen Seele;
Der Himmel gibt ihr Segen und Gedeih'n,
Indeß die schwarzen Geister in der Gruft
Der falschen Brust, der lügenhaften Lippe
Wohl ausgedachte Qualen zubereiten.
Vernehmt mein Lied! Es schwebt die tiefe Nacht
Mit allen ihren Schauern um uns her.
Ich leiche diese Lichter aus; und eines
Ganz ferne hin, daß in der Dunkelheit
Sich mein Gemüth mit allen Schrecken fülle;
Daß mein Gesang den Abscheu meiner Seele
Zugleich mit jenen schwarzen Thaten melde.

(Das Theater ist verdunkelt, bis auf ein Licht im Hintergrunde. Die Damen setzen sich. Claudine zunächst an die Thüre, Lucinde nach der Mitte des Theaters. Alonzo geht auf und ab, und steht meist an der andern Seite des Theaters. Anganting steht bald zwischen den Frauenzimmern, bald an Lucinde's Seite. Er flüstert ihr zwischen den Strophen zuweilen einige Worte zu; sie scheint verlegen. Claudine, wie durch die ganze Scene, nachdenklich und abwesend. Alonzo nachdenklich und aufmerksam. Kein Bedienter ist auf dem Theater.)

Anganting.

Es war ein Bube frech genung,
War erst aus Frankreich kommen,
Der hatt' ein armes Mädel jung
Gar oft in Arm genommen,
Und liebgekos't und liebgeherzt,
Als Bräutigam herumgescherzt,
Und endlich sie verlassen.

Da's braune Mädel Das erfuhr,
Verging en Ihr die Sinnen.
Sie lacht' und weint' und bet't' und schwur;
So fuhr die Seel' von hinnen.
Die Stund', als sie verschieden war,
Wird bang dem Buben, grauf't sein Haar;
Es treibt ihn fort zu Pferde.

Er gab die Sporen kreuz und quer,
Und ritt auf alle Seiten,
Hinüber, herüber, hin und her,
Kann keine Ruh' erreiten;
Reit't sieben Tag' und sieben Nacht;
Es blitzt und donnert, stürmt und kracht,
Die Fluthen reißen über.

Und reit't in Blitz und Wetterschein
Gemäuerwerk entgegen,
Bindt's Pferd hanf' an und kriecht hinein,
Und duckt sich vor dem Regen.
Und wie er tappt und wie er fühlt,
Sich unter ihm die Erd' erwühlt;
Er stürzt wohl hundert Klafter.

Und als er sich ermannt vom Schlag,
Sieht er drei Lichtlein schleichen;
Er rafft sich auf und krabbelt nach;
Die Lichtlein ferne weichen.
Irrführen ihn die Quer und Läng',
Treppʼ auf, Treppʼ ab, durch enge Gäng',
Verfall'ne, wüste Keller.

Auf einmal sieht er hoch im Saal,
Sieht sitzen hundert Gäste,
Hohläugig grinsen allzumal,
Und winken ihm zum Feste.
Er sieht sein Schätzel unten an,
Mit weißen Tüchern angethan;
Die wendt't sich —

(Der Gesang wird durch die Ankunft von Alonzo's Bedienten unterbrochen.)

Zwei Bedienten Alonzo's.

Herr, o Herr, es sind zwei Männer
Von Don Pedro's braven Leuten;
Vor der Thüre sind sie hier,
Und verlangen sehr nach Dir!

Alonzo.

Himmel, was soll Das bedeuten!
Führet sie geschwind zu mir.

Zwei Bedienten Pedro's.

(Die Lichter werden wieder angezündet und der Saal erhellt.)

Ganz verwirrt und ganz verlegen,
Voller Angst und voller Sorgen,
Kommen wir durch Nacht und Nebel,
Hülf' und Rettung rufen wir.

Alonzo und Claudine.

Redet, redet!

Augustino und Lucinde.

Saget, saget!

(Zu Vier.)

Saget an: was soll Das hier?

Pedro's Bedienten.

Von verwegnem Raubgesindel
Diesen Abend überfallen,
Haben wir uns wohl vertheidigt;
Doch vergebens widerstanden
Wir der überlegnen Macht.
Wir vermissen unsern Herren;
Er verlor sich in die Nacht.

Claudine.

Welch ein Unheil! Welche Schmerzen!
Ach, ich kann mich nicht verbergen!
Eilet, Vater, eilet, Leute,
Unserm Freunde beizustehn!

Alonzo.

Wo ergriffen Euch die Räuber?

Bedienten.

Noch im Wald von Villa Bella.

Claudine.

Wo verlort Ihr Euern Herren?

Bedienten.

Er verfolgte die Verwegnen.

Lucinde.

Habt Ihr ihm denn nicht gerufen?

Bediente.

O, gewiß, und laut und öfter.

Augustino.

Habt Ihr das Gepäck gerettet?

Bedienten.

Alles wird verloren sein.

Alonzo (für sich).

So sehr mich Das bestürzt,
So sehr es mich verdrießt:
So ung' ich doch,
Gebrauch' ich die Gelegenheit.
Es ist die schönste, höchste Zeit,
Daß ich erst diesen Vogel fange!

Claudine.

O, bedenkt Euch nicht so lange!

Alonzo.

Liebes Kind, ich geh', ich gehe!

Lucinde.

Eilt! Er ist wohl in der Nähe.

Augustino.

Laßt mich Euern Zweiten sein.

Alonzo (zu den Bedienten).

Alle zusammen! Sattelt die Pferde!
Holet Pistolen! Holet Gewehre!
Eilet, versammelt Euch hier in dem Saal!

(Die Bedienten gehen mehrere ab.)

Augustino.

Ich bin bewaffnet; hier ist mein Degen!
Hier sind Pistolen; hier wohnt die Ehre!
Meine Geschäftigkeit zeig' ich einmal.

Alonzo

(indem er die Pistolen von Augustino abnimmt).

Ach, wozu nützen diese Pistolchen?
Nur Euch zu hindern, schlendert der Degen.

(Zu den Bedienten.)

Bringt ein Paar und so weiter, bringet ein Schwert.

Augustino.

Dankbar und freudig, daß Ihr mich waffnet;
Jegliche Wehre, die Ihr getragen,
Doppelt und dreifach ist sie mir werth!

Alonzo

(Lucinde'n die Pistolen gebend.)

Hebt die Pistolen auf bis an den Morgen.
Nehmet den Degen, gehet, verwahret ihn!

Augustino

(indem er Lucinde'n den Degen gibt).

Liebliche Schönen, wenn Ihr entwaffnet,
Laß ich's geschehen; aber erbarmt Euch
Eures entwaffneten, ritterlichen Knechts!

(Lucinde geht mit den Waffen ab; Alonzo und Augustino treten zurück und sprechen leise mit einander, wie auch mit den Bedienten, die sich nach und nach im Grunde versammeln.)

Claudine (vor sich).

Heißer Angst, auf und nieder,
Steigt der Busen; kaum noch halten
Mich die Glieder. Ach, ich sinke!
Meine kranke Seele sieht!

Lucinde
(die wieder hereingekommen und zu Claudine'n tritt).

Nein gewiß. Du ſiehſt ihn wieder!
Ach, ich theile Deine Schmerzen!
(Bei Seite, heimlich nach Augustino ſich umſehend.)
Ach, daß ich ihn gleich verliere!
Wenn ihm nur kein Leid's geſchieht!

Augustino (zwiſchen beide hineintretend).

Trauet nur! Er kommt Euch wieder;
Ja, wir ſchaffen den Geliebten!
(Heimlich zu Lucinde'n.)
Ach, ich bin im Paradieſe,
Wenn Dein Auge freundlich ſieht.
(Zu Drei, Jedes für ſich.)

Claudine.

Ach, ſchon decken mich die Wogen!
Nein! Wer hilft, wer tröſtet mich?

Augustino.

Nein, ich hab' mich nicht betrogen;
Ja, ſie liebt — ſie liebt für mich.

Lucinde.

Ach, wie bin ich ihm gewogen!
Ach, wie ſchön! — Wie liebt er mich!
(Indeſſen haben ſich alle Bedienten bewaffnet im Hintergrunde verſammelt.)

Alonzo (zu den Bedienten).

Seid Ihr zuſammen? Seid Ihr bereit?

Bedienten.

Alle zuſammen, Alle bereit.

Alonzo.

Horcht den Befehlen, folget ſogleich! —
(Auf Augustino deutend.)
Dieſen, hier Dieſen nehmet gefangen!

Claudine und Lucinde.

Himmel, was hör' ich!

Alonzo.

Nehmt ihn gefangen!

Augustino.

Ha, welche Schändlichkeit
Wird hier begangen!
Haltet!

Alonzo (zum Ober).

Gehorchet mir!

Augustino.

Haltet!

Bedienten (zu Alonzo).

Gehorchen Dir?
(Zu Augustino.)
Gib Dich!

Augustino (zu Alonzo).

Verräther, nahmſt mir die Waffen!
Sage, was hab' ich mit Dir zu ſchaffen?
Sage, was ſoll Das?

Alonzo (zu den Bedienten).

Greifet ihn an!

Augustino.

Haltet!
(Nach einer Pauſe.)
Ich gebe mich! Es iſt gethan!
(Für ſich, indem die Andern ſuſpendirt ſtehen.)
Noch ein Mittel; ich will es faſſen.
Sie ſollen beben und mich entlaſſen!
Gefangen? Nimmer! Ich duld' es nie!
(Pauſe. Augustino zieht einen Dolch hervor, faßt Claudine'n bei der Hand, und hält ihr den Dolch auf die Bruſt.)
Entlaß mich, oder ich tödte ſie!

Alle (außer Augustino).

Götter!

Augustino (zu Alonzo).

Du ſiehſt Dein Blut
Aus dieſem Buſen rinnen.
(Zu Drei.)

Alonzo und Lucinde.

Schreckliche Wuth!
Fürchterliches Beginnen!

Claudine.

Schone mein Blut!
Wirſt Du, was wirſt Du gewinnen?

Augustino.

Zurück! Zurück!

Alle (außer Augustino).

Götter!

Alonzo, Claudine, Lucinde.

Ach, wer rettet, wer erbarmet
Sich der Noth? Wer ſteht uns bei?

Augustino.

Du ſiehſt Dein Blut
Aus dieſem Buſen rinnen!
(Zu Drei.)

Alonzo und Lucinde.

Schreckliche Wuth!
Fürchterliches Beginnen!

Claudine.

Schone mein Blut!
Wirſt Du, was wirſt Du gewinnen?

Augustino.

Zurück! Zurück!

Alle (außer Augustine).

Götter!
Ach wer rettet, wer erbarmet
Sich der Noth? Wer steht uns bei?

Claudine.

Laß ihn, Vater, laß ihn fliehen,
Wär' er auch schuldig, und mache mich frei!

Augustino.

Sprich ein Wort! Mir ist's gelungen.
Laß mich los, und sie ist frei.

Lucinde.

Du so grausam? Du nicht edel?
Sei ein Mensch, und gib sie frei.

Alonzo.

Ach, wozu bin ich gezwungen!
Nein! — Doch ja, ich laß ihn frei!

Alle (außer Augustine).

Ach, wer rettet, wer erbarmet
Sich der Noth? Wer steht uns bei?

Augustino (zu Alonzo).

Ja, Du rettest, Du erbarmst
Dich Dein' selbst, und machst sie frei!

Alonzo.

Verwegner!
Ja, gehe;
Entferne Dich eilend,
Ja, fliehe nur fort!
Du hast mich gebunden,
Du hast überwunden;
Da hast Du mein Wort!

Augustino (nach Claudinen hastend).

Ja, ich traue Deinem Worte,
Das Du mir gewiß erfüllst;
Und versichert, daß zu der Pforte
Du mich selbst begleiten willst!

Alonzo.

Traue, traue meinem Worte,
Wenn Du auch Dein Wort erfüllst;
Und ich führe Dich zur Pforte,
Wenn Du sie mir lassen willst.

Augustine.

Dieß Versprechen, diese Worte
Sind ihr Leben, sind Dein Glück.
(Zu Lucinden.)
Bring' sogleich mir meine Waffen,
Bring', o Schöne, sie zurück!

Lucinde.

Ach, ich weiß mich kaum zu finden!
Welch ein Unheil! Welches Glück!

Claudine (zu Alonzo).

Ach, ich kehr' zu Deinen Armen
Aus der Hand des Tod's zurück!

Alonzo.

Meine Liebe, Deine Kühnheit
Ist Dein Vortheil, ist Dein Glück!

Alle.

Diese Liebe, diese Kühnheit
Ist sein Vortheil, ist sein Glück.

Augustino.

Diese Liebe, diese Kühnheit
Ist mein Vortheil, ist mein Glück.

Alle.

Ein grausames Wetter
Hat All' uns umzogen;
Es rollen die Donner,
Es brausen die Wogen;
Wir schweben in Sorge,
In Noth und Gefahr;
Es treiben die Stürme
Bald hin uns, bald wieder;
Es schwanken die Füße,
Es beben die Glieder;
Es pochen die Herzen,
Es sträubt sich das Haar.

(Indessen hat Lucinde die Waffen dem Augustine zurückgegeben. Alonzo begleitet ihn hinaus.)

Dritter Aufzug

Wohnung der Vagabunden im Gebirge.

Pedro (allein).

Langsam weichen mir die Sterne,
Langsam naht die Morgenstunde:
Blicke mit dem Rosenmunde
Mich, Aurora, freundlich an!
Wie sehnlich harr' ich auf das Licht des Tages,
Wie sehnlich auf den Boten, der mir Nachricht
Von Villa Bella schleunig bringen soll!
Ich bin bewacht von sonderbaren Leuten;
Sie scheinen wild und roh und guten Muths.
Den Einen hab' ich leicht bestechen können,
Daß er ein Briefchen der Gefangnen bringe.
Nach seiner Rechnung kommt er wieder hier
Schon eine Viertelstunde sein. Er kommt.

Vagabund
(tritt herein und gibt Pedro ein Billet).

Pedro.

Du hast den Auftrag redlich ausgerichtet:

Pedro.

Ach helfet, helfet!
Sie liegt in Ohnmacht;
Was iſt geſchehn!

Er eilt nach dem Grunde.

Alonzo.

Wem iſt zu helfen?
Wer liegt in Ohnmacht? —
Was muß ich ſehn?

Indeſſen hat ſich Claudine erhohlt; ſie wird langſam hervorgeführt.

Claudine.

Ja du ſiehſt, du ſiehſt Claudinen:
Willſt du noch dein Kind erkennen,
Das ſich hier verloren gibt?

Alonzo.

Kind erheitre deine Mienen!
Laß dich meine Liebe nennen!
Sage, ſaget, was es gibt.

Lucinde die ſich entdeckt.

Ja, ich muß mich ſchuldig nennen;
Ich beſtärkte ſelbſt Claudinen,
Den zu ſuchen den ſie liebt.

Ich seh's an diesem Blatt. O, liebe Hand,
Die zitternd diesen Namen schrieb, ich küsse
Dich tausend Mal! Was wird sie sagen? Was?
(Er liest.)
„Mit Angst und Zittern schreib' ich Dir, Geliebter!
Wie sehr erschreckt mich Deine Wunde! Niemand
Ist in dem Hause; denn mein Vater folgt
Mit allen Leuten Deinen Feinden nach.
Wir Mädchen sind allein. Ach, Alles wagt
Die Liebe! Gern möcht' ich mich zu Dir wagen,
Um Dich zu pflegen, zu heilen, Geliebter!
Zerrissen ist mein Herz; es heilet nur
In Deiner Gegenwart. Was soll ich thun?
Es eilt der Bote; keinen Augenblick
Will er verweilen. Lebe wohl! Ich kann
Von diesem Blatt, ich kann von Dir nicht scheiden."
O, süßes Herz! Wie dringt ein Morgenstrahl
In diesen öden Winkel der Gebirge!
Sie weiß nun, wo ich bin; ihr Vater kommt
Nun bald zurück; man sendet Leute her;
Ich bleibe ruhig hier und warte ab.
(Zum Vagabunden.)
Du stehst, mein Freund, Du wartest, ach, vergeblich!
Nimm Deinen Lohn! Vor Freude hab' ich Dich
Und Deinen Dienst vergessen. Hier! Entdecke
Mir, wer Ihr seid, und wer der junge Mann
Am Wege war, der mich verwundete.
Ich lohne gut, und kann noch besser lohnen!
Ich höre Leute kommen. Laß uns gehen
Und insgeheim ein Wort zusammen sprechen.
(Beide ab.)

Vasco mit seinen Vagabunden (welche Mantelsäcke und allerlei Gepäcke tragen).

Vasco.

Herein mit den Sachen,
Herein, nur herein!
Das Alles ist Euer,
Das Alles ist mein.
Sie haben die Andern
Gar trefflich geführt;
Wir haben es wieder
Von ihnen gebracht.
Wie herzlich gefreitet!
Wie ehrlich gestritt!
Auf unsere Meile
Zusammengerafft.
(Die Vagabunden packen die Bündel auseinander. Vasco hält sie ab.)
Nein, Freunde, laßt uns es noch beisammen,
Und gehen wir nicht ab. Hier auszutheilen!
Wir machen ja sie allein nur auf den Weg.
Ich kenne euch, ihr Hasen, wo nur gut

Und sicher wohnen; dort vertheilen wir
Die Beute, wie es Loos und Glück bestimmt.
Laßt uns noch wenig Augenblicke warten,
Ob Augustino sich nicht zeigen will.
Und kommt er nicht, so könnt Ihr immer gehen;
Ich warte hier auf ihn, er komme nun
Mit einem Weibchen oder nur allein.
Wir müssen ihn nicht lassen; sind wir schon
Nicht immer gleicher Meinung, ist er doch
Ein braver Mann, den wir nicht missen können.

Pedro (tritt hervor).

Was seh' ich! Meine Sachen! Welch' Geschick!

Vasco (für sich).

Was will uns Der! Beim Himmel! Don Alvaro!
Wie kommt er hier herauf? Das gibt 'nen Handel:
Nur gut, daß wir die Herrn zu Hause sind!

Pedro.

Wer Ihr auch seid, so muß ich leider schließen,
Daß Ihr die Männer seid, die mich beraubt.
Ich sehe dieß Gepäck; es ist das meine,
Hier diese Bündel, diese Decken hier.

Vasco.

Es kann wohl sein, daß es das Eu're war;
Doch jetzt, vergönnt es uns, gehört es uns.

Pedro.

Ich will mit Euch nicht rechten, kann mit Euch
Verwundet und allein nicht streiten. Besser
Für mich und Euch, wir finden uns in Güte.

Vasco.

Sagt Eu're Meinung an, ob sie gefällt.

Pedro.

Hier sind viel Sachen, die Euch wenig nützen,
Und die ich auf der Reise nöthig brauche.
Laßt uns das Ganze schätzen, und ich zahle
Euch, wie und wo Ihr wollt, die Summe —
Hier
Reich' ich die Hand, ich gebe Treu' und Wort,
Daß ich, was ich verspreche, pünctlich halte.

Vasco.

Das läßt sich hören; nur hier ist der Platz
In der Verhandlung nicht; Ihr müßt mit uns
Noch eine Meile gehn.

Pedro.

Warum denn Das?

Vasco.

Es ist nicht anders, mir bequemt Euch nur.

Pedro.

Inzwischen sagt mir an: Es hing am Pferde

Von Leder eine Tasche, die allein
Mir Etwas werth ist. Briefe, Documente
Führt' ich in ihr, die Ihr nur ansehen
In's Feuer werfen müßtet. Schafft mir sie;
Ich gebe dreißig Unzen, sie zu haben.

Basco (zu den Seinen).

Wo ist die Tasche? Gab ich sie nicht Dir
Noch auf dem Wege zu den andern Sachen?
Wo ist sie?

Pedro.

Daß sie nicht verloren wäre!

Basco.

Geht, eilt und sucht; sie nutzt dem jungen Mann,
Und bringt uns dreißig Unzen in den Beutel.

Augustino

(tritt auf mit der Tiroltasche, welche er erbrochen hat, und die Papiere ansieht).

Kaum traut' ich meinen Augen. Diese Briefe,
An meinen Bruder lest' ich sie gerichtet.
Es kann nicht fehlen: denn wer nennt sich Pedro
Von Castilien reich noch als er? Wie kann
Er in der Nähe sein? Ich bin bestürzt.

Pedro (zu Vater).

Da kommt er eben recht mit meiner Tasche.
Ist Dieser von den Leuten?

Basco.

Ja, der Beste,
Möcht ich wohl sagen, wenn ich selbst nicht wäre.

(Laut.)

Du findest glücklich diese Tasche wieder;
Hier diesem jungen Mann gehört sie zu.

Augustino (zu Vater).

Gehört sie Dir?

Pedro.

Du hast in Deinem Blick,
In Deinem Wesen, was mein Herz zu Dir
Ergießen muß; ja, ich gesteh' es Dir:
Ich bin vom Hause Castilien!

Augustino.

Du?

Pedro.

Der zweite Sohn. Doch still; ich bitte Dich,
Warum ich mich mit einem fremden Namen
Auf dieser Reise nennen lasse, gern.

Augustino.

Ich will es gern vernehmen. Nimm die Tasche
Und laß mich hier allein.

Pedro.

O, sage mir,
Wie komm' ich aus den Händen dieser Männer?

Augustino (zu Vater).

Was sind die Sachen dieses Fremden?

Basco.

Ja!
Sie waren unser, und sie sind uns wieder
Auf leidliche Bedingung sein geworden.

Augustino.

Schon gut, laß mich allein; ich rufe Dir!

Basco.

Hier ist nicht lang zu zaudern; fort! fort!
Ich fürchte sehr, der Fürst von Rocca Bruna
Schickt seine Garden aus, noch eh' es tagt.

Augustino.

Noch eh' es tagt, sind wir gewiß davon.

(Allein.)

Mein Bruder! Welch Geschick führt ihn hierher?
In diesem Augenblicke, da die Liebe
Mich jede Thorheit, die ich je begann,
Bereuen läßt. Er scheint ein edler Mann;
Er muß mich gern erkennen, wird es leicht.

(Nach einigen Augenblicken.)

Ihr Zweifel — weg! Laßt meiner Freude Raum,
Daß ich sie ganz, daß ich sie recht genieße!

(Gegen den Grund schreitend.)

Ich rufe Dich, o Fremder, auf ein Wort!

Pedro (kommt vor).

Sag' an, was Du verlangst, ich höre gern.

Augustino.

Mir war vor wenig Zeit ein junger Mann
Gar wohl bekannt; er lebte hier mit uns.
Gemeuchelt wurden wir von Augustino,
Und zwar mit Recht, er war ein wilder Mensch;
Allein gewiß auf seinem edlen Sinne.
Und wie vertraut er, kann wer lebten jetzt
In Einigkeit, er ist von Castilien;
Er sei der Bruder des Hauses Carlos
Mit Namen. Sagtest Du sein Bruder sein?

Pedro.

O Himmel! Welche Nachricht gibst Du mir?
O schaff' ihn her, auf Kniee bitt' ich Dich,
Daß er es sei! Du hebst den schweren Felsen
Von meinem Busen hoher, denn ich bin's.
Wie lange such' ich ihn! Für Einen Stich,
Und ich ersetze ihm die Hälfte, die
Ich gern auf willig mit ihm theile, wenn
Ich ihn in seine Arme drücken, dann
Zurück in meine Heimath bringen mag.
Du stehst so finster? O, welch ein Wort
Schnitt mir durch diese Nacht! O sprich mich an!
Wo ist er? Sage mir, wo ist er?

Carlos.

Hier!
Ich bin's!

Pedro.

Iſt's möglich!

Carlos.

Die Beweiſe geb'
Ich Dir und die Gewißheit leicht genug.
Hier iſt der Ring, den meine Mutter trug,
Die nur zu früh für ihren Carlos ſtarb;
Hier iſt ihr Bild.

Pedro.

Ihr Götter! — iſt's gewiß?

Carlos.

Ja, zweifle nur ſo lang, bis ich den letzten
Von Deinen Zweifeln glücklich heben kann!
Ich habe Dir Geſchichten zu erzählen,
Die Niemand weiß als Du und ich; mir bleibt
Noch manches Zeugniß.

Pedro.

Laß mich hören.

Carlos.

Komm'!

(Sie gehen nach dem Grunde, und ſprechen leiſe unter lebhaften Geberden.)

Basco.

Was haben Die zuſammen? Wie vertraut!
Ich fürchte faſt. Das nimmt ein böſes Ende.
Die Leidenſchaft des Thoren zu Lucinde'n
War ſchon der lieben Freiheit ſehr gefährlich.
Und wie man ſonſt ein theatraliſch' Werk
Mit Trauung oder Tod zu enden pflegt,
So, fürcht' ich, unſer ſchwärmend luſtig' Leben
Wird ſich mit einer ſchalen Ordnung ſchließen.
Ihr Herrn, was gibt's? Vergeßt Ihr, daß der Tag
Im grauen ſchon beginnt, und daß der Fürſt
Die Kinder, den Betrübten mit einander,
Die Schwärmer, die Verliebten heim wird?

Carlos.

O, theile meine Freude, fürchte Nichts!
Dieß iſt mein Bruder.

Basco.

Hätten ihn ſchon lang,
Wenn Du ihn ſuchen wollen, finden können.
Das iſt ein rechtes Glück!

Carlos.

Du ſollſt es theilen.

Basco.

Und wie?

Carlos.

Ich werfe mich, von ihm geleitet,
Zu meines Königs Füßen; die Verzeihung
Verſagt er nicht, wenn ſie mein Bruder bittet.
Lucinde wird die meine. Du, mein Freund,
Sollſt dann mit mir, wenn es der König fordert,
In ſeinem Dienſte zeigen, was wir ſind!

Basco.

Das Zeigen kenn' ich ſchon, und auch den Dienſt.
Nein, nein, lebt wohl! Ich ſcheide nun von Euch.
Sagt an, wie Ihr die Sachen leiten wollt.
Nur kurz: denn hier iſt jedes Wort zu viel.

Pedro.

Eröffne dieſen Mantelſack; Du wirſt
Hier an der Seite fünfzig Unzen finden.
Scheint Dieſes Dir genug, daß Du den Reſt
Uns frei und ungeſtört laſſen magſt?

Basco.

(der indeß den Mantelſack eröffnet und das Geld herausgenommen hat.)

Ich dächte, Herr, Ihr legtet Etwas zu.

Carlos.

Ich dächte, Herr, und Ihr begnügtet Euch.

Basco.

Gedenkt an Euer Schätzchen! Dieſer Mann
Hat es mit mir zu thun.

Pedro

(einen Beutel aus der Taſche ziehend).

In dieſem Beutel
Sind ferner zwanzig Unzen. Iſt's genug?

Carlos.

Es muß und ſoll! Es iſt, bei Gott, zu viel!

Basco.

Nun, nun, es ſei! Lebt wohl, Ihr Herrn! Lebt wohl!
Leb' wohl, Freund Auguſtin! Dich zu laſſen,
Verdroß mich ſehr; Du biſt ein wack'rer Mann,
Wenn Dich die Liebe nicht zu ihrem Sclaven
Schnell umgewiſſert hätte. Fahre wohl!
Ich geh' mit freien Leuten Freiheit finden.

Carlos.

Leb' wohl, Du alter Ironiker! Denke mein!

(Basco geht mit ſeinen Begleitern ab; zu den Uebrigen, die bleiben, ſprechend.)

Carlos.

Ihr folgt uns Beiden; wir verſprechen Euch
Verzeihung, Sicherheit; an Unterhalt
Soll's auch nicht fehlen. Traget dieſe Sachen
Und eilet nur auf Villa Bella zu.

Pedro.

Ihr, Freunde, laßt uns eilen: denn mir ſelbſt
Iſt viel daran gelegen, daß uns nicht
Der Fürſt von Rocca Bruna fangen laſſe.
Geſchwind nach Villa Bella! Kommt nur, kommt!

Wald und Dämmerung.

Claudine.

Ich habe Lucinde'n,
Die Freundinn, verloren!
Ach, hat es mir Armen
Das Schickſal geſchworen?
Lucinde, wo biſt Du?
Lucinde! Lucinde!
Wie ſtill ſind die Gründe,
Wie öde, wie bang!
Ach, hat es mir Armen
Das Schickſal geſchworen?
Ich ruf' um Erbarmen,
Ihr Götter, um Gnade!
Wer zeigt mir die Pfade?
Wer zeigt mir den Gang?
(Sie geht nach dem Grunde.)

Basco (mit den Seinigen).

Ihr kennt das Schloß, wo wir in Sicherheit
Auf eine Weile bleiben können; er
Verſprach's der Pachter, und er hält's gewiß.
Tragt dieſe Sachen hin; ich gehe nur
Nach einer guten Freundinn, die vom Wege,
Nicht ferne wohnt, zu ſehn. Am friſchen Morgen
Hat Amor mir die Leber angezündet,
Als er mit ſeiner Mutter aus dem Meere,
Die über jenen Bergen leuchtet, ſtieg.
Ich ſelige bald; es wird ein ſicher Tag.
(Die Bagagewagen gehen; er erblickt Claudinen.)
Was ſeh' ich dort? Wird mir ein Morgentraum
Vor'm Tag' erſcheinen? Ein Mädchen iſt's gewiß:
Ein ſchönes, zartes Bildchen. Laßt uns ſehen,
Ob es wohl greifbar und genießbar iſt?
Mein Kind!

Claudine.

Mein Herr! Seid Ihr ein edler Mann,
So zeigt mir den Weg nach einer Wohnung;
Sie kann nicht weit hier im Gebirge liegen.
Es ward ein junger Mann verwundet; er
Ward hier herauf gebracht. Wißt Ihr davon?

Basco.

Ich hab' an eig'nen Sachen g'nug zu thun,
Und kümm're mich um nichts, was Andre treiben.

Claudine.

Dort ſeh' ich eine Wohnung; iſt's die Eure?

Basco.

Die meine nicht; ſie ſteht nicht weit von hier
Um dieſe Felſen. Kommt! Noch ſchläft mein Weib;
Sie wird Euch gut empfangen, und ich frage
Bald den Verwund'ten aus, nach dem Ihr bangt.
(Da er im Begriff iſt, die wegzuführen, kommen)

Carlos und Pedro.

Carlos.

Nur dieſen Pfad! Er geht ganz g'rad' hinab.

Pedro.

Was ſieht mein Auge! Götter, iſt's Claudine!

Claudine.

Ich bin es, theurer Freund!

Pedro.

Wie kommſt Du her?
O Himmel! Du, hierher!

Claudine.

Die Sorge trieb
Mich aus dem Schloße, Dich zu ſuchen. Niemand
War in dem Hauſe mehr! Der alte Thürhüter
Allein verwahrt' es; Alle ſeigten ſchnell
Dem Vater, der nach Deinen Räubern jagt.

Pedro.

Ich faße mich und meine Freude nicht.

Carlos.

Mein werthes Fräulein!

Claudine.

Was ich Euch erblicke!

Pedro.

Daß ich Dich habe!

Claudine.

Daß ich zeigen kann,
Wie ich Dich liebe.

Pedro.

Himmel, welch ein Glück!

Claudine.

O, geht und ſucht! Lucinde kann mit mir;
Ich habe ſie verloren.

Carlos.

Wie, Lucinde?

Claudine.

Sie irrt in Mitternacht, nicht weit von hier,
Aus dieſen Pfaden. Muthig legte ſie
Ein Männerkleid an; es ziert ein Federhut,
Es ſchleppt ein Degen ſie. O, geht und ſucht!

Carlos.

Ich fliege fort! Ihr Götter, welch ein Glück!

Pedro.

Wir warten hier, daß wir Euch nicht verfehlen.

(Carlos ab.)

Basco (für sich).

Ich gehe nach, und fällt sie mir zuerst
In meine starken Hände, soll sie nicht
So leicht entschlüpfen. Eine muß ich haben;
Es gehe, wie es wolle. Nur geschwind! (ab.)

Claudine.

Ich fürchte für Lucinde'n! Jener Mann,
Der nach ihr ging, hat unser Haus mit Schrecken
Und Sorgen diese Nacht gefüllt. Wer ist er?

Pedro.

Was Dir unglaublich scheinen wird, mich ließ
Ja ihm das Glück den Bruder Carlos finden.

Claudine.

Es drängt ein Abenteuer sich auf's and're.

Pedro.

Der wilden Nacht folgt ein erwünschter Tag.

Claudine.

Und Deine Wunde? Götter! Freud' und Dank!
Ist nicht gefährlich?

Pedro.

Nein, Geliebte! Nein!
Und Deine Gegenwart nimmt alle Schmerzen
Wie aus den Gliedern; jede Sorge flieht.
Du bist auf ewig mein.

Claudine.

Es kommt der Tag!

Pedro.

An diesem Baum erkenn' ich's; ja, wir sind
Auf Deines Vaters Grund und Boden! Hier
Ist von den Starken Nichts zu fürchten, die
Der Fluß von Mexia Penna fliehen läßt.

Claudine.

O Himmel, welch' Gefühl ergreift mich nun,
Da sich die Nacht von Berg' und Thälern hebt!
Bin ich es selbst? Bin ich hierher gekommen?
Es wandte die Finsterniß; die Binde fällt,
Die mir um's Haupt der kleine Gott geschlungen;
Ich lebe mich, und ich erschrecke nun,
Mich hier zu sehn. Was hab' ich unternommen?
Mich umfängt ein banger Schauer,
Mich umgeben Qual und Trauer;
Welchen Schritt hab' ich gethan!

Pedro.

Laß, Geliebte, laß die Trauer!
Dieses Bangen, dieser Schauer
Deuten Lieb' und Glück Dir an.

Claudine.

Kann ich vor dem Vater stehen?

Pedro.

Laß uns nur zusammen gehen.

Beide.

Ja, es bricht der Tag heran!

Claudine.

Ach, wo verberg' ich mich
Tief in den Bergen?

Pedro.

Hier in dem Busen Dich
Magst Du verbergen.

Claudine.

Ja Dir, o Grausamer,
Dank' ich die Qual!

Pedro.

Ich bin ein Glücklicher
Endlich einmal.
Fasse, fasse Dich, Geliebte;
Ja, bedenke, daß die Liebe
Alle Deine Qualen heilt!

Claudine.

Es ermannt sich die Betrübte,
Höret auf das Wort der Liebe;
Ja, schon fühl' ich mich geheilt!

Beide.

Nun geschwind, in diesen Gründen
Auf're Freundinn aufzufinden,
Die uns nur zu lang verweilt!
Sei gegrüßet, neue Sonne,
Sei ein Zeuge dieser Wonne;
Sei ein Zeuge, wie die Liebe
Alle bangen Qualen heilt! (ab.)

Felsen und Gebüsch.

Lucinde (in Mannskleidern). Vorige Basco.
(Beide mit bloßen Degen.)

Lucinde.

Lege, Verräther, nieder die Waffen!
Hier zu den Füßen leg' sie mir.

Basco (zurückweichend).

Junker, wo andres mich' Dir zu schaffen.
(Zur Seite.)
Lockliches Vögelchen, hab' ich Dich hier.

Lucinde.

Wend'rer zu drehen, wagst Du vermessen,
Doch wie ein Mädchen
Flüchst Du den Streit!

Basco (der sich setzt).

Zwischen den Fingern brennt mich der Degen:
Wir sind, o Liebchen,
Noch nicht so weit!

(Sie setzten. Lucinde wird entwaffnet und sitzt in sich gekehrt und bedrückt da.)

Basco.

Sieh', wir wissen Rath zu schaffen,
Haben Muth und haben Glück.

Lucinde.

Ohne Freund und ohne Waffen,
Armes Mädchen, welch' Geschick!

Basco.

Sieh', wir wissen,
Rath zu schaffen.
Laß Dich küssen,
Sieht den Bösen! —
Welch' Entsetzen,
Welch' ein Blick!

Lucinde.

Möcht' ich wissen,
Rath zu schaffen!
Ach, zu wissen
Meine Waffen,
Welch' Entsetzen,
Welch' Geschick!

Carlos (tritt rasch auf).

Hab' ich, o Engel, Dich wieder gefunden!
Ich bin ein glücklicher Sterblicher heut.

Lucinde.

Seligster Schicksal! Gefährliche Stunden!
Hat mich vom Mörder der Bruder befreit!

Pedro und Claudine.

Claudine.

Hast Du sie glücklich hier wiedergefunden?
Mich gelingt ihr Glücklichen heut.

Pedro.

Nimm ist der Panker wohlweislich abgefunden,
Ich ihm auch eine Weile nicht weit.

(Pantomime, wodurch sie sich wieder versöhnen, schließlich küssen.)

Basco.

Hat sich das Völkchen zusammen gefunden?
Küsse umfangen; es wimmelt um uns.

Claudine. Pedro. Lucinde. Carlos.

Weilet, o weilet, Ihr seligen Stunden!
Eilet, o eilet, verbittert uns heut!

Basco (mit einem bei Seite).

Weilet nicht länger, verdrießliche Stunden!
Eil' ich und eil' ich und trage mich weit.

Die Garden des Fürsten von Nova Penna.

Der Anführer.

Eilet, Euch umzuschauen!
Hier, hier sind die Gesellen;
Haben wir die Schelmen nun!

Die Garden (indem sie anlegen).

Wage keiner der Gesellen,
Hier zur Wehre sich zu stellen;
Schon gefangen sind Ihr nun.

Die übrigen Personen.

Hier auf fremdem Grund und Boden
Halt Ihr Herren Nichts zu thun.

Der Anführer.

Droht Ihr wieder nur zu flüchten?
Nein, Ihr Leichtes, nein, mit Nichten!
Prinz der Insel von Nova Penna,
Und der Herr von Isla Puna,
Beide sind nun einig worden,
Beide Herren werden sie.

Die übrigen Personen.

Weh', o weh! Was ist geworden?
Weh', o weh! Was soll nun Frohes?
Stimmen wollt' ich wieder hören.

(Da sie den Prinzen Ferdinand sehen, weichen sie nach hinten und sehen sich nach Rettung um. Die Garden stellen sich an die Coulissen, den Ausgang damit besetzt.)

Lucinde (tritt hervor, Alle beschwichtigend).

Habt Ihr, Fremde, sie gefangen?
Dank, Euch muß ein großer Glück!

Der Anführer.

Für gefangene hier erkennen;
Wollt, es wär ein großes Glück!

Carlos, Lucinde (Sie tritt mit Carlos in den Vordergrund und Basco (nicht von Allen).

Ist's denn möglich, bist Du wirklich!
Täuscht, betrügt mich nicht!

Alexis.

O, von allen Guten Geistern
Kommen wir die Trefflichen hier.

(Diese drei Personen treten vorne auf. Sie sind bewaffnet.)

Pedro.

Lieber Vater, darf ich zeigen
Euer Freund und Euer Sohn?

Alonzo (nach einer Pause).

Ach, die Freude macht mich schweigen!
(Ihn umarmend.)
Lieber Freund und lieber Sohn!

Carlos, Lucinde, Basco

(die eilig nach einander hervorkommen, indem Claudine auf einem Sessel im Grunde in Ohnmacht liegt.)

Ah, Hülf' und Hülfe!
Sie liegt in Ohnmacht;
Was ist geschehn!

(Sie kehren eilig wieder um.)

Pedro.

Ah, helft, helft!
Sie liegt in Ohnmacht;
Was ist geschehn!

(Er eilt nach dem Grunde.)

Alonzo.

Wem ist zu helfen?
Wer liegt in Ohnmacht? —
Was muß ich sehn?

(Indessen hat sich Claudine erholt, sie wird langsam hervorgeführt.)

Claudine.

Ja, Du bist's, Du bist Claudine's:
Wirst Du auch Dein Kind erkennen,
Das sich hier verloren gibt?

Alonzo.

Kind, erhol're Deiner Sinnen!
Laß Dich meiner Liebe nennen!
Sage, sage, was es gilt.

Lucinde (vor sich niedrig).

Ja, ich darf mich glücklich nennen;
Ich bekämpfte Liebe Claudine's,
Um zu finden, den sie liebt.

Pedro.

Ja, ich darf mich glücklich nennen!
Kann ich, kann ich es verdienen?
Du verzeihst uns, wie sie liebt.

Carlos.

Laß, o Herr, mich auch erkühnen,
Carlos mich vor Dir zu nennen,
Der Lucinde's heilig liebt.

Basco (für sich).

Könnt' ich irgend mir verdienen,
Von dem Volke mich zu trennen,
Das mir lange Weile gibt.

(Die ganze Entwickelung, welche die Poesie nur kurz andeuten darf und die Musik weiter ausführt, wird durch das Spiel der Akteurs erst lebendig. Alonzo's Erstaunen, und wie er nach und nach, von den Umständen unterrichtet, sich faßt, erst von Verwunderung zu Verwunderung, endlich zur Ruhe übergeht; die Zärtlichkeit Pedro's und Claudine's; die lebhaftere Leidenschaft Carlos' und Lucinde's, welche sich nicht mehr zurückhält; das Siegerische Pedro's, der seinen Vorsatz dem Alonzo verkündigt; der Verdruß Basco's, nicht von der Stelle zu kommen: Alles werden die Schauspieler lebhaft, ausdrucksvoll und übereinstimmend ausführen und durch eine deutliche Pantomime den musikalischen Vortrag heben.)

Alonzo (zu den Seinen.)

Diese Erinnerungen
Geben sich wichtig.
Es ist ein Irrthum
Heute geschehn.
Dieß ist mein Neffen:
Nur sie führ' ich
Eilig nach Hause.
Grüßet den Fürsten,
Ich warf' ihm auf.

(Die Seinen entfernen sich.)

Alle.

Welch' ein Glück und welche Wonne,
Nach den Stürmen bringt die Sonne
Uns den schönsten Tag heran.
Hat es tragen Freud' und Wonne
Unsre Seelen himmelan.

Erwin und Elmire.

Ein Singſpiel.

Perſonen.

Erwin.
Elmire.

Roſa.
Valerio.

Erſter Aufzug.

Ein Garten, mit einer Ausſicht auf Land- und Luſthäuſer.

Erſter Auftritt.

Roſa und Valerio
kommen mit einander eingend aus der Ferne.

Roſa.

Wie ſchön und wie herrlich, wenn ſicher einmal
Im Herzen der Liebſten regieren!

Valerio.

Wie ſchön und wie herrlich, wenn Luſt und durch That
Sein Liebchen am Arme zu führen!

Roſa.

Man ſiehet mit Freude die Wolken am Himmel,
Die Bäche mit Anmut am Ufern!

Valerio.

Die Blumen auf grünen, die Blumen auf Höhen;
Kann Alles geherrlicht ermuntern!

Beide.

Die Tage der Jugend, ihr glänzet und blühet;
O, laß uns der Jugend genießen!

Roſa.

Ich denke meine Freude Dir, Geliebter,
Mit keinen beiden, ſchönen Worten aus!
Ja, Du biſt mein! Ja, ich erkenne nun
Dein treues, einzig treues Herz! Vergieb,
Wenn ich mit Eiferſucht Dich manchmal quälte.
Daß Du mir werth biſt, zeigt Dir meine Sorge.

Valerio.

Ja, ich bin Dein; und Nichts ich mich von
Dir.
So lang mein Athem wandelt, ſo lang!
Vergieb, wenn ich aus ungefährer Neigung,
Mit einem Jeden gut und froh zu ſein,
Mich Dir verdächtig machte. Sieh' mir nach;
Denn Du allein beſitzeſt dieſes Herz.

Roſa.

Es iſt ein Deine Hand! Vergieb, auch ich
Will auch vergeben.

Valerio.

O, beklemple ja
Das Pfand, daß in Deinen Beiden ſich,
Auch unſer Deiner eigner Willen, einigte!
Jung ſind wir, glücklich, und die ganze Welt
muß
Uns immer und verbunden halt ſo ſcheinen.
Nicht dieſe Gegend einem Paradieſe
Wie ähnlich ſcheinet! Ich bitte es gerne; nur überſehen
Nichtheit ſo Manches um uns her, die uns
Doch öfters ſtören, ſo entfernen ſie
Sich eines Blickes. Laß uns empfindlich
Vor ihrem Anblick der geſtalteten Luft
Mit heiß entzündeter Dankbarkeit genießen!

Ein Schauſpiel für Götter,
Zwei Liebende zu ſehen!
Und überdies Zuſtimmungsweiſe
Iſt nicht zu warm, zu ſchön.

Wie ſie ſich, und einander ſehn.
In ſeinen Blicken
Wer ganz Gefühl ſtrebt!
In überſtrahlten Entzücken
Sieht ſich Hand und Hand.

Und ein schmerzlich Denken
Kündigt ein banges Scheiden an.

(Valerie, der die Vorübergehenden zu fremden Ohren gegen seine Gemahlin ausgebrochen war, fällt sie plötzlich an den Arm, und sie verschwindet mit dem Gesange.)

Wie aus nah ein Frühlingswetter
Durch der reifen Seele zieht!
Das ist Euer Bild, Ihr Götter!
Götter, Das ist Euer Bild!

(Im Innern.)

Das ist Euer Bild, Ihr Götter!
Schirt, Götter, Euer Bild!

(Die andern nach dem Hintergrunde des Theaters, als wenn sie zuhörten, wodurch sie Elmiren Zeit lassen, sich zu fassen, und kommen, gedämpft sprechend, wieder hervor.)

Rosa.

Doch laßt uns auch an unsre Freundin denken.
Ich sehe sie am Fenster nicht, auch nicht
Auf der Terrasse. Bleibt die Arme wohl
An diesem schönen Tage still bei sich
Verschließen; oder wandelt sie im Walde,
Gedankenvoll, betrübt, allein?

Valerie.

Sie ist
Nicht zu beklagen. Seit der gute Jüngling,
Der sie so sehr geliebt, und dem sie selbst
Sich heimlich verband,
Durch Kälte, scheinbar Verachtung sich,
Entfernt, zeigt es nicht mehr traurig mir sich
In der Welt. Gott weiß warum, vielleicht, —
Sicherem vertraut und stärkt der Gedanke
Ihr Innerstes: wird eine Seele sie
Verpaßt und wilde Seele sie verscheucht.

Rosa.

Sie kommt. O, laß uns mit ihr gehen, sie
Mit freundlichen Gesprächen unterhalten.
Es dient uns wohl, da wir so glücklich sind,
Den Schmerzen Dulderinnen beizustehn.

Zweiter Auftritt.

Elmire. Die Vorigen.

Rosa und Valerie

(sich entgegengehend, zu Elmiren)

Liebes Kind, Du hast uns wieder!
Komm', begleite unsre Lieder;
Deine Lust, sie schön, sie schön,
Laß im Munde uns vergehn!

Elmire.

Liebe Freunde, kommt Ihr wieder?
Ach, mich hält der Kummer nieder.
Seht der Lust euch nicht so schön,
Kann ihr nicht mit Euch vergehn.

Rosa und Valerie.

Hab das Verlangen
Und das Erwarten:
„Blühten die Blumen;
Grünte mein Garten!“
Kann erst erfüllt,
Ist schon gestillt?

Elmire.

Hab das Verlangen,
Hab das Erwarten:
„Sieh ich den Lieben
Wieder im Garten!“
Ist nicht erfüllt,
Wird nicht gestillt.

Rosa und Valerie.

Soll umsonst die Sonne scheinen?

Elmire.

Laßt, o Liebe, laßt mich weinen!

Rosa und Valerie.

Sieh', die Blumen blühen all',
Hör', es schlägt die Nachtigall.

Elmire.

Leider, sie verblühen all'!
Traurig schlägt die Nachtigall!

(Im Chor.)

Töne, töne, Nachtigall!
Meiner Klagen Wiederhall.

Rosa und Valerie.

Töne, töne, Nachtigall!
Neuer Freuden Wiederhall.

Rosa.

O, süße Freundin, will denn keine Lust
Mit diesem Frühlingstage Dich beleben?

Valerie.

Ist dieser Schmerz so eingewebt zu Dank,
Daß er auf keine Stunde sich entfernet?

Elmire.

Ach, Lieber, ach, beklemmen dieses Herz
Der dicke Schmerzen, das Gewicht der Trauer!
Verlaßt mich, meine Freunde; denen war stille
Die liebe Gegenwart, die vielfache,
Bringt keine Freude, keinen Trost zu mir.
Bin ich allein, so kann ich wiederholen,
In's Unendliche wiederholen, was
Euch nur nothdürftig ist zu sagen mir.

Valerie.

Im Busen euch Freundin wiederhallend,
Verlieren sich auf und nach die Schmerzen

Lon.

Elmire.

Ich lausche gern dem ſchmerzlichen Geſang,
Der wie ein Geiſterlied das Ohr umſchwebt.

Roſa.

Die Freuden Andrer locken nach und nach
Uns aus uns ſelbſt zu neuen Freuden hin.

Elmire.

Wenn Andre ſich ihr Glück verdienen, hab'
Ich meiner Schmerzen mir gar wohl verdient.
Nein, nein! Verlaßt mich, daß im ſtillen Hain
Mir die Geſtalt begegne, die Geſtalt
Des Jünglings, den ich mir ſo gern entgegen
Mit ſeiner ſtillen Miene kommen ſah.
Er blickt mich traurig an, er naht ſich nicht;
Er bleibt von fern an einem Seitenwege
Wie unentſchloſſen ſtehn. So kam er jenſt
Und drang ſich nicht, wie jeder Andre, mit
Mit ungeſtümem Weſen auf. Ich ſah
Gar oft nach ihm, wenn ich nach einem Andern
Zu ſehen ſchien; er merkt' es nicht, er ſcheint
Es auch nicht merken. Schilt mich, und ſchilt er
Mich nicht. Ein tief Gefühl der Jugendfreuden,
Der Jugendfreiheit, die wir nur zu bald
Verſcherzen, um die lange, lange Wand rung
Auf gutes Glück, mit einem Unbekannten
Verbunden, anzutreten, — hieß Geiſtl
Hielt mich zurück, zu ſagen, wie ich liebte.
Und doch auch ſo! Ich hätte krönen gärter
Mit dieſer guten Seele handeln. Nur
Zu nah' liegt eine freche Kälte neben
Der heißeſten Empfindung auf der Bruſt.

Roſa.

Wenn Du es willſt, ſo gehn wir nach den Buchen,
Wo heute die Geſellſchaft ſich verſammelt.

Elmire.

Ich halt' Euch nicht, geweiht nicht ab! Ihr geht;
Ich bleibe hier, ich mag mich nicht zerſtreuen.

Valerie.

So werden wir gewiß Dich nicht allein
Mit Deinem Kummer im Geſpräche laſſen.

Elmire.

Wenn Ihr mich liebt und mit mir bleiben wollt,
So ſchmeichelt meiner Treuen, hört ſie nicht.

Roſa.

Beliebt es Dir, zu ſingen?

Valerie.

Wenn Du magſt — ?

Elmire.

Nicht gern! Ich bitte, laßt uns jenes Lied
Zuſammen ſingen, das Erwin ſo oft
Des Abends ſang, wenn unter meinem Fenſter
Er ſeine Leiden rührte, hoch und hoher
Die Nacht ſich über ſeinen Klagen wölbte.

Roſa.

Verzeih!

Valerie.

Es gibt ſo viele, viele Lieder!

Elmire.

Das Eine wünſch ich, Ihr verſagt mir's nicht.

Roſa.

Ein Veilchen auf der Wieſe ſtand,
Gebückt in ſich und unbekannt;
Es war ein herzig's Veilchen.

Valerie.

Da kam eine junge Schäferin
Mit leichtem Schritt und munterm Sinn
Daher, daher,
Die Wieſe her und ſang.

Elmire.

Ach, denkt das Veilchen, wär' ich nur
Die ſchönſte Blume der Natur;
Ach, nur ein kleines Veilchen,
Bis mich das Liebchen abgepflückt
Und an dem Buſen matt gedrückt!
Ach nur, ach nur
Ein Viertelſtündchen lang!

Roſa.

Ach, aber ach, das Mädchen kam
Und nicht in Acht das Veilchen nahm,
Ertrat das arme Veilchen —

Valerie.

Und ſank und ſtarb und freut ſich noch;
„Und ſterb' ich denn, ſo ſterb' ich doch
Durch ſie, durch ſie,
Zu ihren Füßen doch!“

(Sie ſingt.)

„Und ſterb' ich denn, ſo ſterb' ich doch
Durch ſie, durch ſie,
Zu ihren Füßen doch!“

Elmire.

Und dieſes Mädchen, das auf ſeinem Wege
Unwiſſend eine Blume niedertritt,
Es hat nicht Schuld; ich aber, ich bin ſchuldig.
Oft hab' ich ihn, ich weiß es noch geſcholten,
Oft hab' ich ihr gezeigt, wie Lieb gelebt,
Ihr wiederholen laſſen, was er mir
In's Herz zu ſingen wünſchte; denn auch recht
Ein andrer Blick gethan, als wenn ich ihn
Nicht heute, nicht noch, mehr hab' ich vor
brochen!

Pedro.

Ja, ich darf mich glücklich nennen!
Kann ich, kann ich es verdienen?
Du verzeihſt uns, wie ſie liebt.

Carlos.

Laß, o Herr, mich auch erkühnen
Carlos mich vor dir zu nennen,
Der Lucinden heftig liebt.

Basco für ſich.

Könnt' ich irgend mir verdienen,
Von dem Volke mich zu trennen,
Das mir lange Weile gibt.

Dieſe ganze Entwicklung, welche die Poeſie nur kurz andeuten darf und die Muſik weiter ausführt, wird durch das Spiel der Acteurs erſt lebendig. Alonzo's Erſtaunen, und wie er nach und nach, von den Umſtänden unterrichtet, ſich faßt, erſt von Verwunderung zu Verwunderung, endlich zur Ruhe übergeht, die Zärtlichkeit Pedro's und Claudinens, die lebhaftere Leidenſchaft Carles und Lucindens, welche ſich nicht mehr zurückhält, die Geberden Pedro's, der ſeinen Bruder dem Alonzo vorſtellt, der Verdruß Basco's nicht von des

Valerie.

Du klagſt Dich ſtreng', geliebte Freundinn, an.

Elmire.

Wer ſtrenger klagt mich an des Treuen Flucht.

Roſa.

Die Liebe bringt ihn Dir vielleicht zurück.

Elmire.

Sie hat vielleicht ihn anderwärts entſchädigt.
Ich bin nicht blöd geboren; doch erſt jetzt
Erkenn' ich, wie ich liebles ihn gemartert.
Man ſchonet einen Freund; ja, man iſt höflich
Und ſorgſam, keinen Fremden zu beleid'gen;
Doch den Geliebten, der ſich einzig mir
Auf ewig gab, den ſchont' ich nicht, und konnte
Mit ſchadenfroher Kälte den betrüben.

Valerie.

Ich kenne Dich in Deiner Schild'rung nicht.

Elmire.

Und eben da lernt' ich mich ſelbſt erſt kennen.
Was war es anders, als er einſt zwei Pfirſichen
Von einem ſelbſtgepflanzten Bäumchen friſch
Gebrochen brachte, da wir eben ſpielten!
Die ſtille Freude ſeiner Augen, nun
Dieß erſte Paar der lang erwarteten,
Gehegten Frucht, gleich einer Gottheit, nun
Zu überreichen, ſah ich nicht; ich ſah
Sie damals nicht — doch hab' ich ſie geſehn!
Wie könnt' ich ſonſt des Ausdrucks mich erinnern?
Ich dankt' ihm leicht und nahm ſie an, und gleich
Bot ich ſie der Geſellſchaft freundlich hin;
Er trat zurück, erblaßte; ſeinem Herzen
War es ein Todesſtoß. Nicht ſind es die Pfirſichen,
Die Früchte ſind es nicht. Ach, daß mein Herz
So ſtolz und kalt und übermüthig war!

Valerie.

Wenn es auch eitel iſt, ſich ſeiner Fehler
Erinnern, ſie erkennen und ſich ſelbſt
Verbeſſern, — o, ſo kann es keine Tugend,
Nicht lobenswürdig ſein, mit der Erinn'rung
Die Kraft des Herzens tief zu untergraben.

Elmire.

Betrete mich von allen dieſen Bildern,
Vom Pfirſich jeder Blume, die er mir
Aus ſeinem Garten brachte; von dem Blick,
Mit dem er noch mich anſah, als er ſchon
Beſchloſſen hatte, ſich von mir zu reißen.

Erwin, o ſchau', Du wirſt gerochen!
Kein Gott erhöret meine Noth.
Mein Stolz hat ihm das Herz gebrochen;
O Liebe, gib mir den Tod!

So ganz, ſo ſtillam zum Entzücken;
Die Wangen, welches friſche Blut! —
Und, ach, in ſeinen naſſen Blicken,
Ihr Götter, welche Liebesgluth!

Erwin, o ſchau', Du wirſt gerochen!
Kein Gott erhöret meine Noth.
Mein Stolz hat ihm das Herz gebrochen;
O Liebe, gib mir den Tod!

(Roſa und Valerie bemühen ſich während dieſer Geſänge, ſie zu tröſten, beſonders Valerie. Gegen das Ende der Arie wird Roſa ſtill, tritt an die Seite, ſieht ſich manchmal nach den Beiden unruhig und verdrießlich um.)

Roſa (für ſich).

Ich komme hier mir überflüſſig vor;
Der Freund ſcheint auf die Freundinn mehr zu wirken,
Als eine Freundinn. Gut, ich kann ja wohl
Allein durch dieſe Gänge wandeln, finde
Noch einen Freund, die Zeit mir zu verkürzen!

(Sie geht ab, ſich noch einige Mal umſehend. Elmire und Valerie, welche mit einander fortſprechen, bemerken nicht, daß ſie ſich entfernt.)

Valerie.

Ich laſſe Dich nicht mehr, und leide nicht,
Daß dieſe Schmerzen ewig wiederkehren.
Es fehlt der Menſch, und darum hat er Freunde.
Es haben gute, weiſe Menſchen ſich
Dazu gebildet, daß ſie den Gefall'nen
Mit leichter Hand erheben, Irrende
Dem rechten Wege leitend näher bringen.
Ich habe ſelbſt auch viele Schmerzenszeiten
Erleben müſſen; wer erlebt ſie nicht?
Die angeborne Heftigkeit und Haſt,
Die ich nun eher bändigend beherrſche,
Ergriff mich oft und trieb mich ab vom Ziel.
Da führte mich zu einem alten, edeln
Und klugen Manne mein Geſchick. Er hörte
Mich liebreich an; und die verwirrten Knoten
Des wildverſchlungnen Sinnes löſ't er leicht
Und bald mit wohlerfahr'ner, treuer Hand.
Ja, lebt er noch — denn lange hab' ich ihn
Nicht mehr geſehn — ſo ſollſt Du zu ihm hin;
Ich führe Dich, und Roſa geht mit uns.

Elmire.

Wo iſt ſie hin?

Valerie.

Ich ſehe ſie dort unten
Im Schatten gehn.

Elmire.

Wo wohnt der theure Mann?

Valerie.

Nicht allzu weit von hier, in dem Gebirge.

Du weißt, wie gingen neulich durch den Wald,
Und an dem Berge weg, bis zu dem Orte,
Wo eine Felsenwand am Ufer hoch
Uns stehen hieß. Der kleine Steg, der sonst
Hinüberführt, war von dem Strom vor kurzem
Hinweggerissen; doch wir fanden ihn
Jetzt wieder hergestellt. Dieß ist der Weg;
Wir folgen einem Pfade durch's Gebüsch,
Und auf der Wiese kennen wir gar leicht
Den Fußtritt linker Hand, und dieser führet
Uns stets am Ufer hin, am Wald und Fels,
Durch Busch und Thal; man kann nicht weiter
irren.
Zuletzt wirst Du die Hütte meines Freundes
Auf einem Felsen sehn; es wird Dir wohl
Auf diesem Wege werden; wohler noch,
Wenn Du dieß Heiligthum erreicht.

Elmire.

O, bring' mich hin! Der Tag ist lang; ich
sehne
Mich nach dem stillen Gange, nach den Worten
Des guten Greises, dem ich meine Schuld
Und meine Reu' gar gern bekennen werde.

Valerio.

Und trügt mich nicht, was ich an ihm bemerkt,
So weiß er mehr, als and're Menschen wissen.
Sein ungetrübtes, freies Auge schaut
Die Ferne klar, die uns im Nebel liegt.
Die Melodie des Schicksals, die um uns
In tausend Accorden klingend sich bewegt,
Vernimmt sein Ohr; und wir erhaschen kaum
Nur abgebrochne Töne hier und da.
Betrieg' ich mich nicht sehr, so wird der Mann
Dir mit dem Trost zugleich auch Hülfe reichen.

Elmire.

O, laß uns fort! Wie oft sind wir um Nichts
Berg auf, Berg ab gestiegen, sind gegangen,
Nur um zu gehen! Laß uns dieses Ziel
So bald, als möglich ist, erreichen. Rosa! Wo
Ist unsre Freundinn?

Valerio.

Gleich — ich bitte Sie!
Auch wünsch' ich sehr, daß sie ihn einmal sehe,
Aus seinem Mund ein heilsam Wort vernehme;
Sie bleibt mir ewig werth; doch fürcht' ich Streit,
Sie macht mich elend; denn die Eifersucht
Nagt ihre Brust wie eine Krankheit, die
Wir nicht vermögen auszutreiben, nicht
Ihr zu entfliehen. Oft, wenn sie die Freuden,
Die reinen, mir vergällt, verzweifl' ich fast,
Und der Entschluß, sie zu verlassen, steigt
Wie ein Gespenst in meinem Busen auf.

Elmire.

Geschwind, geschwind, daß uns der weise Mann
Zusammen rathe, Trost und Hülfe gebe,
Wenn ihm die Kraft vom Himmel zugetheilt ist!
(Indem sie dringend Valerio's Hände nimmt.)
Ich muß, ich muß ihn sehen,
Den göttergleichen Mann.

Valerio

(der ihre Hände festhält und ihre Freundlichkeit erwiedert).

Ich will mit Freude sehen,
Wie schön er trösten kann.

Rosa

(die ungesehen herbeigekommen und sie beobachtet, bei Seite).

Was muß, was muß ich sehen,
Du böses, falsches Mann!

Elmire (zu ihm).

Der Trost aus seinem Munde
Wird Nahrung meinem Schmerz.

Valerio (zu ihm).

Er heilet Deine Wunde,
Beseliget Dein Herz.

Rosa (zu ihm).

O, welche tiefe Wunde!
Es bricht, es bricht mein Herz!

Elmire (zu ihr gewendet).

Komm' mit, Geliebte! Laß uns eilend gehen
Und unsre Sonnenhüte nehmen. Du
Weißt doch zufrieden, daß wir neue Wege,
Geleitet von Valerio, betreten?

Rosa.

Ich dächte fast, Ihr gingt allein, vermiedet
Der Freundinn unbequeme Gegenwart.

Elmire.

Wie, Rosa! Mich?

Valerio.

Mein Kind, bedenke doch,
Mit wem Du redest, was Du mir so heilig
Vor wenig Augenblicken noch versprachst.

Rosa.

Bedenk' es selbst, Verräther! Rosa, ich habe
Mit diesen meinen Augen Nichts gesehn!

Valerio.

Das ist zu viel, zu viel! Du stehst mich hier
Mit warmem Herzen einer edeln Freundinn
In rauher Stunde beizustehen bemüht.
Ist dieß Verrath?

Rosa.

Hat sie scheint sich getrieben?

Elmire.

Kann Deine Leidenſchaft mich auch verkennen?

Valerio.

Verleid'ge, Roſa, nicht das ſchöne Herz!
Geh' in Dich ſelbſt und höre, was Dein Freund,
Was Dein Geliebter ſagt, und was Dir ſchon
Dein eigen Herz ſtatt meiner ſagen ſollte.

Roſa

(wendet ſich ſchmeichelnd, indem Valerio ſich um ſie bewendet).

Nein, nein, ich glaube nicht,
Nein, nicht den Worten!
Worte, ja Worte habt Ihr genug.
Liebe und liebte horten nur, horten!
Alles erlogen, Alles iſt Trug.

(Sie wendet ſich von ihm ab; und da ſie ſich auf die andere Seite kehrt, kommt ihr Elmiren entgegen, ſie zu beſänftigen.)

Freundinn, Du falſche,
Sollteſt Dich ſchämen!
Laß mich! Ich will nicht,
Will Nichts vernehmen.
Doppelte Falſchheit,
Doppelter Trug!

Valerio.

So iſt es denn nicht möglich, daß Du Dich
Beweiſern kannſt? Doch, ach, was red' ich viel?
Wenn dieſer falſche Ton in einem Herzen
Nur einmal klingt, und immer wieder klingt;
Wo iſt der Künſtler, der es ſtimmen könnte?
In dieſem Augenblick verwundeſt Du
Mich viel zu tief, als daß es heilen ſollte.
Wie! Dieſe redliche Bemühung eines Freundes,
Der Freundinn beizuſtehen, die Erfüllung
Der ſchönſten Pflicht, Du wagſt, ſie mißzudeuten?
Was iſt mein Leben, wenn ich Andern nicht
Mehr nutzen darf? Und welches Wirken iſt
Wohl beſſer angewandt, als einen Geiſt,
Der, leidenſchaftlich ſich bewegend, gern
Sein eig'nes Haus zerſtörte, zu beſänftigen?
Nein, nein! Ich folge jenem Trieb, der mir
Schon lang den Weg zur Flucht gezeigt, ſchon lange
Mich Deiner Tyrannei auf ewig zu
Entziehen hieß. Leb' wohl! Es iſt geſchehn!
Verklagen iſt die Treue, die ſo lang
Der Liebe Freuden und der Liebe Schmerzen
In ihrem Buſen willig faßte; raſch
Entſetzet das Geſicht ſich der Verwahrung,
Und fliegt, am Boden zerſtiebend und verbrennt,
Zu Deinen Füßen nun verſöhnend hin.

Hervor Alle mich, Ihr Götter,
Die Ihr auf Geliebte ſchauet!
Dieſes Glück, ſo ſchön gebauet,
Reiß' ich voll Verzweiflung ein.

Ach, ich hab' in Deinen Armen
Mehr gelitten als genoſſen!
Nun, es ſei! Es iſt beſchloſſen:
Ende Glück und ende Pein!

(Ab.)

Elmire.

Hörſt Du, er hat geſchworen;
Ich fürcht', er macht es wahr.

Roſa.

Sie ſind nicht Alle Thoren,
Wie Dein Geliebter war.

Elmire.

Gewiß, er muß Dich haſſen;
Kannſt Du ſo grauſam ſein?

Roſa.

Und kann er mich verlaſſen,
So war er niemals mein.

(Es kommt ein Knabe, der ein verſiegeltes Blättchen an Roſa bringt.)

Elmire.

Welch ein Blättchen bringt der Knabe?
Knabe, ſage mir, wer gab Dir's?
Doch, er ſchweigt, und eilet fort.

Roſa

(Elmiren das Blatt gebend).

Ach, an mich iſt's überſchrieben!
Liebe Freundinn, lieſ, o lieſ es,
Und verſchweige mir kein Wort!

Elmire (lieſt).

„Ich fliehe, ich fliehe,
Dich zu vermeiden,
Und mit den Schmerzen
Und mit den Freuden
Nicht mehr zu kämpfen.
Siehſt mich nicht wieder;
Schon bin ich fort!"

Roſa (auf das Blatt ſehend).

O weh', o wehe,
Was muß ich hören,
Was muß ich leiden!
Aus meinem Herzen
Entflieh'n die Freuden;
Es flieht das Leben
Mit ihnen fort.

Elmire.

Komm', ermanne Dich, Geliebte!
Noch iſt Alles nicht verloren;
Nein, Du wirſt ihn wiederſehn!

Roſa.

Laß, o laß die Tiefbetrübte!

Nein, er hat, er hat geſchworen;
Ach, es iſt um mich geſchehn!

Elmire.

Ich weiß ein Plätzchen
Und eine Wohnung;
Ich wett', er eilet,
Ich wett', er ſuchet
An dieſen Ort.

Roſa.

O, was verſprech' ich
Dir für Belohnung!
O eil', o eile!
Er ſieht, er ſiehet
Wohl meiner fort.

Elmire.

Bin bereit, mit Dir zu eilen;
Dort den eig'nen Schmerz zu heilen,
Find' ich einen heil'gen Mann.

Roſa.

O, Geliebter, laß uns eilen,
Dieſe Schmerzen bald zu heilen,
Die ich nicht ertragen kann!

Elmire.

Zwei Mädchen ſuchen
Mit Angſt und Sorgen
Die Vielgeliebten
Zurückzufinden;
Es fühlet Jede,
Was ſie verlor.

Roſa.

O, laß die Bächen
Am ſtillen Morgen,
O, laß die Eichen,
Den Weg uns zeigen!
Es finde Jede,
Den ſie erkor.

Beide.

Und zwiſchen Felſen
Und zwiſchen Sträuchen,
O, trag', o Liebe,
Die Fackel vor!

Zweiter Aufzug.

Waldig buſchige Einöde; zwiſchen Felſen eine Hütte, mit einem Garten davor.

Erſter Auftritt.

Erwin.

Ihr verblühet, ſüße Roſen,
Meine Liebe trug Euch nicht!
Blühtet, ach, dem Hoffnungsloſen,
Dem der Gram die Seele bricht!

Jener Tage denk' ich trauernd,
Als ich, Engel, an Dir hing,
Auf das erſte Knöſpchen lauernd,
Früh zu meinem Garten ging.

Alle Blüthen, alle Früchte
Noch zu Deinen Füßen trug,
Und vor Deinem Angeſichte
Hoffnung in dem Herzen ſchlug.

Ihr verblühet, ſüße Roſen,
Meine Liebe trug Euch nicht!
Blühtet, ach, dem Hoffnungsloſen,
Dem der Gram die Seele bricht!

So iſt es denn vergebens, jenes Bild
Aus meiner Sinne Gegenwart zu tilgen. Hell
Bleibt die Geſtalt und glänzend vor mir ſtehn.
Je tiefer ſich die Sonne hinter Wolken
Und Nebel bergen mag; je trauter ſich
Der Schmerz um meine Seele legt: nur heller
Und heller glänzt im Innerſten dies Bild,
Dies Angeſicht hervor; ich ſeh', ich ſeh's! —
Sie wandelt vor mir hin und blickt nicht her.
O, welch ein Wuchs! O, welch ein ſüßer Gang!
Sie tritt ſo gut und ſo beſcheiden auf,
Als ſorgte ſie, zu zeigen: „Seht, ich bin's!“
Und doch geht ſie ſo leiſ' und leicht dahin,
Als wüßte ſie von ihrer eig'nen Schönheit
So wenig, als der Stern, der uns erquickt.
Aber bald wächſt das Gefühl in meinem Buſen;
Dieſe ſtille Betrachtung, heftiger, heftiger
Wendet ſie Schmerzen tief in der Bruſt.
Unwiderſtehlich faßt mich das Verlangen
Zu ihr, zu ihr! Und dieſe Gegenwart
Des ſchönen Bilds vor meiner Seele ſteht
Nur mehr und mehr, je mehr ich nach ihr
greife.

(Setzt ſich auf eine Bank vor der Hütte.)

O theurer Mann, den ich in dieſer Oede
So ſtill und glücklich fand; der manche Stunde
Mir Frieden in das Herz geſprochen; der
Zu früh nach jenen ſeligen Gefilden
Hinüberwanderte! Von Deinem Grabe,
Das ich mit Blumen kränzte, ſprich zu mir;
Und kannſt Du mich nicht retten, zieh' mich
nach!

Welch ein Lispeln, welch ein Schauer
Weht vom Grabe der Geliebten!
Ja, es weht dem Betrübten
Sanften Frieden in das Herz.

(Singt die andere Hälfte der Arie.)

Schweige, zarte, liebe Stimme!
Mit den ſanften Zaubertönen

Laß Du mich, vermehrt das Scheren,
Martert mit vergeb'nem Schmerz.

(Er eilt.)

Weich ein Lispeln, weich ein Schauer
Weht vom Grabe des Geliebten!
Ja, es webet dem Betrübten
Sanften Frieden in das Herz.

Wer kommt am Flusse her, und steigt behende
Den Fels herauf? Erkenn' ich diesen Mann,
So ist's Valerio. Welch ein Geschick
Führt ihn auf diese Spur? Ich eile, schnell
Mich zu verbergen! — Was beschließ' ich? Was
Ist hier zu thun? — Geschwind in Deine Hütte!
Dort kannst Du horchen, überlegen dort.

Zweiter Auftritt.

Valerio

(eine blonde Haarlocke in der Hand tragend).

Nein, es ist nicht genug, die Welt zu fliehn!
Die schönen Locken hab ich gleich entschlossen
Vom Haupte mir geschnitten, und es ist
In keine Wiederkehr zu denken. Hier
Weih ich der Einsamkeit den ganzen Rest
Von meinem Leben. Felsen und Gebüsch,
Du, hoher Wald, Du, Wasserfall im Thal,
Vernehmet mein Gelübde, nehmt es an!

Hier! Es ist mein fester Wille,
Euch, Ihr Nymphen dieser Stille,
Weih ich dieses schöne Haar!
Alle Locken, alle Haare,
Zierden meiner jungen Jahre,
Bring' ich Euch zum Opfer dar.

(Er legt die Locke auf den Altar.)

Dritter Auftritt.

Valerio. Erwin.

Valerio (ohne Erwin zu sehen).

Mein Herz ist nun von aller Welt entfernt,
Ich darf mich wohl dem heil'gen Manne zeigen.

Erwin (in der Thür der Hütte).

Verachtung will ich fliehn; sie zieht mich an,
Die Stimme, die mich sonst so oft getroffen.

Valerio.

Er kommt! O Heiliger, vergib; Du siehst —

(Er erkennt und tritt zurück.)

Erwin.

Vergeb, mein Freund, Du stehst vor seinem Schüler!

Valerio.

Ist's möglich? Welche Stimme? Welches Bild?

Erwin.

Hat ihn der Gram nicht ganz und gar entstellt?

Valerio.

Er ist's, er ist's! Mein Freund; Erwin, mein Freund!

Erwin.

Der Schatten Deines Freundes ruft Dich an.

Valerio.

O, komm' an meine Brust, und laß mich endlich
Des süßen Traumes auch mich wachend freuen.

Erwin.

Du bringst mir eine Freude, die ich nie
Mehr hoffen konnte, ja, nicht hoffen wollte.
Mein treuer, bester Freund, ich schließe Dich
Mit Lust an meinen Busen, fühle jetzt,
Daß ich noch lebe! Irrend schlich Erwin,
Verbannten Schatten gleich, um diese Felsen;
Allein er lebt, er lebt! — O theurer Mann,
Ich lebe nur, um wieder neu zu bangen!

Valerio.

O, sage mir; o, sage viel, und sprich:
Wo ist der Mann, der edle, der dies Haus
So lang bewohnte?

Erwin.

Diese kleine Hütte,
Sein Körper und sein Kleid sind hier geblieben;
Er ist gegangen — dorthin, wohin ich ihm
Zu folgen noch nicht werth war. Siehst Du, hier,
Bedeckt mit Rosen, blüht des Frommen Grab.

Valerio.

Ich weih' ihm keine Thräne; denn die Freude,
Dich hier zu finden, hat mir das Gefühl
Von Schmerz und Tod aus meiner Brust gehoben.

Erwin.

Ich selbst erkenne mich für schuldig; oft
Weint' ich an seinem Grabe Thränen, die
Dem edeln Mann nicht galten. Freund, o
Freund!

Valerio.

Was hab' ich Dir zu sagen!

Erwin.

Rede nicht! —
Warum bist Du gekommen? Sag' mir an!

Valerie.

Die Eiferſucht der Liebſten trieb mich fort.
Es konnte dieſe Qual mein treues Herz
Nicht länger tragen.

Erwin.

So verſcheuchte Dich
Ein allzu großes Glück von ihrer Seite.
Ach, weh! — Wie bringt die Gegenwart
Des alten Freundes; dieſe liebe Stimme;
Der Blick, der tröſtend mir entgegenlam,
Wenn ſich mein Herz verzweifelnd ſpalten
wollte, —
Wie bringſt Du, theurer Mann, mir eine
Welt
Von Bildern, von Gefühlen in die Bruſt! —
Wo biſt Du hin auf einmal, ſüßer Friede,
Der dieſes Haus und dieſes Grab umſchwebte!
Auf einmal faßt mich die Erinnerung an,
Gewaltig an; ich widerſtehe nicht
Dem Schmerz, der mich ergreift und mich
zerreißt.

Valerie.

Geliebter Freund, vernimm in wenig Worten
Mehr Troſt und Glück, als Du Dir hoffen
darfſt.

Erwin.

Die Hoffnung hat mich lang genug getäuſcht;
Wenn Du mich liebſt, ſo ſchweig' und laß
mich los.

Rede nicht! Ich darf nicht fragen.
Schweig', o, ſchweig! Ich will Nichts
wiſſen.
Ach, was werd' ich hören müſſen!
Ja, ſie lebt, und nicht für mich!

Doch, was haſt Du mir zu ſagen?
Sprich! Ich will, ich will es hören.
Soll ich ewig mich verzehren?
Schlage zu und tödte mich!

Valerie

(Der zaudert, endlich Erwin's Leidenſchaft noch auf ſeine Liebenswürdigkeit zu wenden, mit Staunen auch der Ferne hingegeben, wo er Herannahende gewahrt.)

Ich ſchweige, wenn Du mich nicht hören willſt.

Erwin.

Wo blickſt Du hin? Was ſiehſt Du in dem
Thale?

Valerie.

Zwei Mädchen ſeh' ich, die den ſteilen Pfad
Mit Mühe klimmen. Ich betrachte ſchon
Sie mit Erſtaunen einer Weile. Sanft
Regt ſich der Wunſch im Buſen: „Möchte doch
Auf dieſen Pfaden die Geſchichte wandeln!“
Mein unbefriedigt Herz wird mehr und mehr
Durch Deine Gegenwart, o Freund, er-
ſchüttert!
Ich finde Dich, Gott preis' edeln Weſen;
Ich weiß die Freude, die noch Deiner wartet;
Ich fühle, daß ich noch der Welt gehöre;
Entfliehen kannſt ich, ihr mich nicht ent-
reißen.

Erwin (nach der Seite gewandt).

Sie kommen grad' heraus; ſie ſind gekleidet
Wie Mädchen aus der Stadt; und wie verirren
Sie ſich in das Gebirg? Es folgt von Weitem
Ein Diener nach; ſie ſcheinen nicht verirret.
Herein, herein, mein Freund! Ich laſſe mich
Vor keinem Menſchen ſehn, der aus der
Stadt
Zu kommen ſcheint.

Valerie.

Sie irren doch vielleicht;
Es wäre hart, ſie nicht zurechtzuweiſen.
O Himmel, trügt mein Auge? — Retter
Amor,
Wie machſt Du es mit Deinen Dienern gut!
Sie ſind es!

Erwin.

Wer?

Valerie.

Sie ſind es; ſtrenge Dich!
Das Ende Deines Leidens iſt gekommen.

Erwin.

Du täuſcheſt mich.

Valerie.

Die allerliebſten Mädchen.
Reizte mit — Elmire's!

Erwin.

Weich ein Traum!

Valerie.

Sieh hin! Erkennſt Du ſie?

Erwin.

Ich ſeh' und ſehe
Mit allen Augen Nichts; es blendet mich
Ein neues Glück, das mir den Sinn verwirrt.

Valerie.

Elmire ſteht an einem Felſen feſt.
Sie lehnt ſich an und ſieht hinab in's Thal;
Ihr tiefer Blick durchwandelt Wieſ' und
Wald;
Sie kennt; gewiß, Erwin, gedenkt ſie Deiner!
Erwin! Erwin!

Erwin (aus tiefen Gedanken).
O, wecke mich nicht auf!

Valerie.

Rosette schreitet heftiger voraus.
Geschwind, Erwin, verberge Dich; ich bitte,
Erschrecke sie mit diesem kurzen Haar,
Mit Ernst und Schweigen. Mag der kleine Gott
Uns Alle dann mit schöner Freude kränzen!

Vierter Auftritt.

Valerie (an der andern Seite auf einem Felsen stehend). Rosa.

Rosa.

Hier ist der Platz! — O Himmel, welch ein Glück!
Valerie! Er ist's! So hat mein Herz,
Elmire hat mich nicht betrogen. Ja,
Ich find' ihn wieder! Freund, mein theurer Freund!
Was machst Du hier? Was hab' ich zu erwarten?
Du hörst meine Stimme, wendest nicht
Dein Angesicht nach Deiner Liebsten um?
Doch ja, Du siehst mich an, Du blickst nach mir!
O, komm' herab; o, komm' in meinen Arm!
Du schweigst und bleibst? O Himmel, seh' ich nicht!
Dein schönes Haar hast Du vom Haupt geschnitten;
O, was vermuth' ich; was errath' ich nun!
Kannst Du nicht beglückt werden?
Bleibst Du still und einsam hier?
Ach, was sagen die Geberden,
Ach, was sagt Dein Schweigen mir?
Hast Du Dich mit ihm verbunden,
Ist Dir nicht ein Wort erlaubt;
Ach, sie ist mein Glück verschwunden,
Ist auf ewig mir geraubt.

Valerie.

Du jammerst mich, und doch vermag ich nicht,
Betrübtes Kind, Dir nun zu helfen. Nur
Vom Troste sag' ich Dir: noch ist nicht Alles,
Was Du zu fürchten scheinst, gethan; noch bleibt
Die Hoffnung mir und Dir. Allein ich muß
In diesem Augenblick den Druck der Hand
Und jeden liebevollen Gruß versagen.
Entferne Dich dorthin, und setze Dich
Auf jenen Felsen; bleibe still und nähre
Den süßen Verdacht. Dich und den Geliebten
Nicht mehr zu quälen, dort, bis wir Dich rufen.

Rosa.

Ich folge Deinen Winken, drücke nicht
Die Freude lebhaft aus, daß Du mir wieder
Gegeben bist. Dein freundlich ernstes Wort,
Dein Blick gebietet mir; ich geh' und hoffe!

Fünfter Auftritt.

Valerie. Erwin.

Valerie.

Erwin! Erwin!

Erwin.

Mein Freund, was hast Du mir
Für Schmerzen zubereitet? Sage mir,
Was soll ich denken? Denn von Ungefähr
Sind diese Frauen nicht hierher gekommen.
Grausamer Freund, Du hast die stille Wohnung
Doch endlich ausgespäht, und kommst, mit List,
Mit glatten Worten, mit Verstellung mich
Erst einzuwiegen; führest dann ein Bild
Vor meinen Augen auf, das jeden Schmerz
Auf's Neue regt, das weder Trost noch Hülfe
Mir bringen kann, und mir Verzweiflung bringt!

Valerie.

Nur stille, lieber Mann; ich sage Dir
Bis auf das Kleinste, wie es zugegangen!
Nur jetzt ein Wort! — Sie liebt Dich —

Erwin.

Nein, ach, nein!
Laß mich nicht hoffen, daß ich nicht verzweifle.

Valerie.

Du sollst sie sehen.

Erwin.

Nein, ich fliehe sie!

Valerie.

Du sollst sie sprechen.

Erwin.

Ich verstumme schon.

Valerie.

Ihr verlegtes Bild wird vor Dir stehn.

Erwin.

Sie nähert sich. Ihr Götter, ich verstumme!

Valerie.

Vernimm ein Wort. Sie hofft, den weisen Alten
Hier eben zu besuchen. Hast Du nicht
Ein Kleid von ihm!

Erwin.

Ein neues Kleid iſt da;
Man ſchenkt es ihm zuletzt; allein er müßte
In ſeinem alten Rock begraben ſein.

Valerie.

Verkleide Dich.

Erwin.

Wozu die Mummerei?
Was er verließ, bleibt mir verehrungswerth.

Valerie.

Es iſt kein Scherz; Du ſollſt nur Augenblicke
Verbergen vor ihr ſtehn, ſie ſehn, ſie hören,
Ihr inn'res Herz erkennen, wie ſie liebt,
Und wen.

Erwin.

Was ſoll ich thun?

Valerie.

Geſchwind, geſchwind!

Erwin.

Doch mein Geſicht, mein glattes Kinn wird bald
Den Betrug entdecken; ſoll ich dann beſchämt,
Verloren vor Dir ſtehn?

Valerie.

Zum guten Glück
Hat meine Leidenſchaft des beſten Schmuckes
Der Jugend mich beraubt. Das bleiche Haar,
(Er nimmt das Haar vom Zelten)
An's Kinn gepaßt, macht Dich zum weiſen Mann.

Erwin.

Noch immer wechſelſt Du mit Ernſt und Scherz.

Valerie.

Vergnügter hab' ich nie den Sinn geändert.
Sie kommt, geſchwind.

Erwin.

Ich folge; ſei es nun
Zum Leben oder Tod; es iſt gewagt.
(Sie gehen in die Hütte.)

Sechster Auftritt.

Elmire (allein).

Mit vollen Athemzügen
Sang ich, Natur, aus Dir
Ein ſchmerzloſes Vergnügen!
Wie lebt,
Wie bebt,
Wie ſtrebt
Das Herz in mir!
Freundlich begleiten
Mich Lüftchen gelinde.
Entflohene Freuden,
Ach, ſäuſelt im Winde,
Faſſen die bebende,
Die ſtrebende Bruſt!
Himmliſche Zeiten!
Ach, wie ſo geſchwinde
Flimmert und blicket
Und ſchwindet die Luſt!

Du lachſt mir, angenehmes Thal;
Und Du, o reine Himmelsſonne,
Erfüllſt ſeit langer Zeit zum erſten Mal
Mein Herz mit ſüßer Frühlingswonne!
Weh' mir! Ach, ſonſt war meine Seele rein,
Genoß ſo friedlich Deinen Segen!
Verbirg Dich, Sonne, meiner Pein;
Verwild're Dich, Natur, und ſtürme mir entgegen!

Die Winde ſauſen,
Die Ströme brauſen,
Die Blätter raſcheln
Dürr ab in's Thal.
Auf heiter Höhe,
Am nackten Felſen,
Lieg' ich und ſehe;
Auf ebnen Wegen,
Durch Sturm und Regen
Fühl' ich und ſieh' ich
Und ſuche die Qual.
Wie glücklich, daß in meinem Herzen
Sich wieder neue Hoffnung regt!
O wende, Liebe, dieſe Schmerzen,
Die meine Seele kaum erträgt!

Siebenter Auftritt.

Elmire. Valerie.

Valerie.

Welch eine Klage tönet um das Haus?

Elmire.

Welch eine Stimme tönet mir entgegen!

Valerie.

Es iſt ein Freund, der hier ſich wiederfindet.

Elmire.

So hat mich die Vermuthung nicht betrogen.

Valerie.

Ach, meine Freundin, heute gab ich Dir
Den beſten Troſt, belebte Deine Hoffnung
In einem Augenblicke, da ich nicht
Bedachte, daß ich ſelbſt des Troſtes bald
Auf immer mangeln würde!

Elmire.

Wie, mein Freund?

Valerio.

Die Haare ſind vom Scheitel abgeſchnitten,
Ich von der Welt.

Elmire.

O, ferne ſei uns Das!

Valerio.

Ich darf nur wenig reden, nur das Wenige,
Was nöthig iſt. Du wirſt den Edeln ſehen,
Der hier nun glücklicher als eh'mals wohnt.
Er ſaß in ſeiner Hütte ſtill und ſah
Die Ankunft zwei bedrängter Herzen ſchon
In ſeinem ſtillen Sinn vereint. Er kommt.
Sogleich will ich ihn rufen.

Elmire.

Tauſend Dank!
O, ruf' ihn her, wenn ich mich zu der Hütte
Nicht wagen darf! Mein Herz iſt offen; nun
Will ich ihm meine Reih und meine Schuld
Mit beſſerungsvoller Reue gern geſtehn.

Achter Auftritt.

Elmire. Erwin (in langem Kleide mit weißem Barte, tritt aus der Hütte).

Elmire (kniet).

Sieh' mich, Heil'ger, wie ich bin,
Eine arme Sünderinn!

(Er hebt ſie auf und verbirgt die Bewegungen ſeines Herzens.)

Angſt und Kummer, Reu' und Schmerz
Quälen dieſes arme Herz.
Sieh' mich vor Dir unverſtellt,
Herr, die Schuldigſte der Welt!

Ach, es war ein junges Blut,
War ſo lieb, er war ſo gut!
Ach, ſo redlich liebt' er mich!
Ach, ſo heimlich quält' er ſich!
Sieh' mich, Heil'ger, wie ich bin,
Eine arme Sünderinn!

Ich vernahm ſein kummes Klag'n,
Und ich kannt' ihn gehren ſehn;
Hielte mein Gefühl zurück,
Gönnt' ihm keinen holden Blick.
Sieh' mich vor Dir unverſtellt,
Herr, die Schuldigſte der Welt!

Ach, ſie drängt' und quält' ich ihn;
Und nun iſt der Arme hin,
Schmacht in Kummer, Mangel, Noth,
Iſt verloren, er iſt todt!

Sieh' mich, Heil'ger, wie ich bin,
Eine arme Sünderinn!

(Erwin zieht eine Schreibtafel heraus und ſchreibt mit zitternder Hand einige Worte, ſchlägt die Tafel zu und giebt ſie Elmire'n. Eilig will ſie die Blätter aufmachen; er hält ſie ab und macht ihr ein Zeichen, ſich zu entfernen. Dieſe Pantomime wird von Muſik begleitet, wie alles das Folgende.)

Elmire.

Ja, würd'ger Mann, ich ehre Deinen Wink,
Ich überlaſſe Dich der Einſamkeit,
Ich ſtöre nicht Dein heiliges Gefühl
Durch meine Gegenwart. Wann darf ich, wann
Die Blätter öffnen; wann die heil'gen Züge
Mit Andacht ſchauen, küſſen, in mich trinken?

(Er deutet in die Ferne.)

An jener Linde? Wohl! — So bleibe Dir
Der Friede ſtets, wie Du ihn mir bereitet.
Leb' wohl! Mein Herz bleibt hier mit em'gem Dank.

(ab.)

Erwin

(ſchaut ihr mit ausgeſtreckten Armen nach; dann reißt er den Mantel und die Maske ab).

Sie liebt mich!
Sie liebt mich!
Welch ſchreckliches Beben!
Fühl' ich mich ſelber?
Bin ich am Leben?
Sie liebt mich!
Sie liebt mich!

Ach, ringt ſo anders!
Biſt Du's noch, Sonne?
Biſt Du's noch, Hütte?
Trage die Wonne,
Seliges Herz!
Sie liebt mich!
Sie liebt mich!

Neunter Auftritt.

Erwin. Valerio. Nachher Elmire. Hernach Roſa.

Valerio.

Sie liebt Dich! Sie liebt Dich!
Siehſt Du, die Seele
Haſt Du betrübet,
Die Dich nur immer,
Immer geliebet!

Erwin.

Ich bin ſo freudig,
Fühle mein Leben!
Ach, ſie vergibt mir,
Sie hat vergeben!

Valerio.

Nein, ihre Thränen
Thun ihr nicht gut!

Erwin.

Sie zu verſöhnen,
Fließe mein Blut!
Sie liebt mich!

Valerio.

Sie liebt Dich!
Wo iſt ſie hin?

Erwin.

Ich ſchickte ſie hinab
Nach jener Linde, daß mir nicht das Herz
Von Fülle und Freude brechen ſollte. Nun
Hat ſie auf dem Täfelchen, das ich
Ihr in die Hände gab, das Wort geleſen:
„Er iſt nicht weit!“

Valerio.

Sie kommt. Geſchwind, ſie kommt!
Nur einen Augenblick in dieß Geſträuch!

(Sie verſtecken ſich.)

Elmire.

Er iſt nicht weit!
Wo find' ich ihn wieder?
Er iſt nicht weit!
Mir beben die Glieder!
O Hoffnung; o Glück!
Wo geh' ich, wo ſuch' ich,
Wo find' ich ihn wieder?
Ihr Götter, erhört mich;
O, gebt ihn zurück!
Erwin! Erwin!

Erwin (hervortretend).

Elmire!

Elmire.

Weh' mir!

Erwin (zu ihren Füßen).

Ich bin's.

Elmire (an ſeinem Halſe).

Da biſt's!

Valerio (hervortretend).

O, ſchauet hernieder,
Ihr Götter, dieß Glück!
Da haſt Du ihn wieder!
Da nimm ſie zurück!

(Er umarmt Elmiren.)

Erwin.

Ich habe Dich wieder;
Hier bin ich zurück!
Ich ſinke darnieder,
Mich tödtet das Glück!

Elmire.

Ich habe Dich wieder!
Mir trübt ſich der Blick.
O, ſchauet hernieder
Und gönnt mir das Glück!

Roſa

(welche ſchon während Elmire's vorſiger Strophe mit Valerio hereingetreten, und ihre Freude, Verwunderung und Verſöhnung mit dem Geliebten pantomimiſch ausgedrückt).

Da hab' ich ihn wieder!
Du haſt ihn zurück!
O, ſchauet hernieder
Ihr Götter, dieß Glück!

Valerio.

Eilet, gute Kinder, eilet,
Euch auf ewig zu verbinden!
Dieſer Erde Glück zu finden,
Suchet Ihr umſonſt allein.

Alle.

Laßt uns eilen, eilen, eilen,
Uns auf ewig zu verbinden!
Dieſer Erde Glück zu finden,
Müſſet Ihr zu Paaren ſein!

Erwin.

Es verhindert mich die Liebe,
Mich zu kennen, mich zu faſſen.
Ohne Thränen kann ich laſſen
Dieſe Hütte, dieſes Grab.

Elmire. Roſa. Valerio.

Oft, durch unſer ganzes Leben
Bringen wir der ſtillen Hütte
Neuen Dank und neue Bitte,
Daß uns bleibe, was ſie gab.

Alle.

Laßt uns eilen, eilen, eilen!
Dank auf Dank ſei unſer Leben!
Viel hat uns das Glück gegeben;
Es erhalte, was es gab! —

Stelle zu dürfen: alles werden die Schauspieler lebhaft, angemessen und übereinstimmend ausdrücken und durch eine studirte Pantomime den musikalischen Vortrag beleben.

Alonzo zu den Garden.

Diese Gefangenen
Geben sich willig.
Es ist ein Irrthum
Heute geschehen.
Dieß ist mein Boden!
Alle sie führ' ich
Eilig nach Hause.
Grüßet den Fürsten,
Ich wart' ihm auf.

Die Garden entfernen sich.

Alle.

Welch ein Glück und welche Wonne!
Nach den Stürmen bringt die Sonne
Uns den schönsten Tag heran.
Und es tragen Freud' und Wonne
Unsre Seelen himmelan.

Der Zauberflöte

Zweiter Theil.

Fragment.

Tag, Wald, *Felſengrotte*,
zu einem ernſthaften Portal zugehauen. Aus dem Walde kommen

Monoſtatos. Mohren.

Monoſtatos.

Erhebet und preiſet,
Gefährten, unſer Glück!
Wir kommen im Triumphe
Zur Göttinn zurück.

Chor.

Es iſt uns gelungen;
Es half uns das Glück.
Wir kommen im Triumphe
Zur Göttinn zurück.

Monoſtatos.

Wir wirkten verſtohlen,
Wir ſchlichen hinan;
Doch, was ſie uns befohlen,
Bald iſt es gethan.

Chor.

Wir wirkten verſtohlen,
Wir ſchlichen hinan;
Doch, was ſie uns befohlen,
Bald iſt es gethan.

Monoſtatos.

O Göttinn! die Du in den Grüften
Verſchloſſen mit Dir ſelber wohneſt,
Bald in den höchſten Himmelslüften,
Zum Trotz der ſtolzen Lichter, throneſt,
O, höre Deinen Freund, höre Deinen künftigen Gatten!
Was hindert Dich, allgegenwärtige Macht,
Was hält Dich ab, o Königinn der Nacht,
In dieſem Augenblick uns hier zu überſchatten!

(Donnerſchlag. Monoſtatos und die Mohren ſtürzen zu Boden. Finſterniß. Aus dem Portal entwickeln ſich Wolken und verhüllen es zuletzt.)

Die Königinn (in den Wolken).

Wer ruft mich an?
Wer wagt's, mit mir zu ſprechen;
Wer, dieſe Stille kühn zu unterbrechen?
Ich höre Nichts — ſo bin ich denn allein!
Die Welt verſtummt um mich; ſo ſoll es ſein.

(Die Wolken dehnen ſich über das Theater aus und ziehen über Monoſtatos und die Mohren hin, die man jedoch noch ſehen kann.)

Woget, Ihr Wolken, hin,
Decket die Erde,
Daß es noch düſterer,
Finſterer werde!
Schrecken und Schauer,
Klagen und Trauer
Leiſe verhalle bang,
Ende den Nachtgeſang
Schweigen und Tod.

Monoſtatos und das Chor (in voriger Stellung, ganz leiſe).

Vor Deinem Throne hier
Liegen und dienen —

Königinn.

Seid Ihr Getreuen mit
Wieder erſchienen?

Monoſtatos.

Ja, Dein Getreuer
Geliebter, er iſt's.

Königinn.

Bin ich gerochen?

Chor.

Göttinn, Du biſt's!

Königinn.

Schlängelt, Ihr Blitze,
Mit wüthendem Eilen,
Raſtlos, die laſtenden
Nächte zu theilen!

Strömet, Cometen,
Am Himmel hernieder!
Wandelnde Flammen
Begegnet Euch wieder;
Leuchtet der hohen,
Befriedigten Wuth!

Monoſtatos und das Chor.

Siehe! Cometen
Sie ſteigen hernieder,
Wandelnde Flammen
Begegnen ſich wieder,
Und von den Polen
Erhebt ſich die Gluth.

(Indem ein Nordlicht ſich aus der Mitte verbreitet, ſteht die Königinn wie in einer Glorie. In den Wolken kreuzen ſich Cometen, Elmsfeuer und Lichtbahnen. Das Ganze muß durch Form und Farbe und geheime Symmetrie einen zwar grauſenhaften, doch angenehmen Effect machen.)

Monoſtatos.

In ſolcher feierlichen Pracht
Wirſt Du nun bald der ganzen Welt erſcheinen;
In's Reich der Sonne wirket Deine Macht.
Tamina und Tamino weinen;
Ihr höchſtes Glück ruht in des Grabes Nacht.

Königinn.

Ihr neugeborner Sohn, iſt er in meinen Händen?

Monoſtatos.

Noch nicht; doch werden wirs vollenden;
Ich leſ' es in der Sterne wilder Schlacht.

Königinn.

Noch nicht in meiner Hand? Was habt Ihr denn gethan?

Monoſtatos.

O Göttinn, ſeh' uns gnädig an!
In Jammer haben wir das Königshaus verloſſen.
Nun kannſt Du ſie mit Freude haſſen.
Vernimm! — Der ſchönſte Tag beſtieg ſchon ſeinen Thron,
Die ſüße Hoffnung nahte ſchon,
Verſprach, der Gattentreue Lohn,
Den lang erflehten, erſten Sohn.
Die Mädchen wanden ſchon die blumenreichſten Kränze,
Sie freuten ſich auf Opferung und Tänze,
Und neue Kleider freuten ſie noch mehr.
Indeß die Frau'n mit klugem Eifer wachten,
Und mutterlich die Königinn bedachten —
Unſichtbar ſchlichen wir durch den Palaſt umher —
Da rief's: „Ein Sohn, ein Sohn!“ Wir eilten ungeſäumt
Den gold'nen Sarg, den Du uns übergeben;
Die Finſterniß entſtrömt, umhüllet alles Leben,
Ein Jeder tappt und ſchwankt und träumt.
Die Mutter hat des Anblicks nicht genoſſen,
Der Vater ſah noch nicht das holde Kind,
Mit Feuerhand ergreif' ich es geſchwind;
In jenen gold'nen Sarg wird es ſogleich verſchloſſen —
Und immer finſt'rer wird die Nacht,
In der wir ganz allein mit Tigerangen ſehen;
Doch ach, da muß, ich weiß nicht, welche Macht,
Mit ſtrenger Kraft uns widerſtehen!
Der gold'ne Sarg wird ſchwer —

Chor.

Wird ſchwerer uns in Händen.

Monoſtatos.

Wird ſchwerer immer mehr und mehr!
Wir können nicht das Werk vollenden.

Chor.

Er zieht uns an den Boden hin.

Monoſtatos.

Dort bleibt er feſt und läßt ſich nicht bewegen.
Gewiß, es wirkt Saraſtro's Zauberſegen!

Chor.

Wir fürchten ſelbſt den Bann und ſich'n.

Königinn.

Ihr Feigen; Das ſind Eu're Thaten?
Mein Zorn —

Chor.

Halt' ein den Zorn, o Königinn!

Monoſtatos.

Mit unverwandtem, klugen Sinn
Drück' ich Dein Siegel ſchnell, das Niemand loſen kann,
Auf's gold'ne Grab, und ſperre ſo den Knaben
Auf ewig ein.
So mögen ſie den ſtarren Liebling haben!
Da mag er ihre Sorge ſein!
Dort ſteht die todte Laſt; der Tag erſcheinet bange:
Wir ziehen fort mit drohendem Gelange.

Chor.

Sähe die Mutter je,
Säh' ſie den Sohn:
Riſſe die Parze gleich
Schnell ihn davon.

Sähe der Vater je,
Säh' er den Sohn:
Riſſe die Parze gleich
Schnell ihn davon.

Monoſtatos.

Zwar weiß ich, als wir uns entfernt,
Iſt federleicht der Sarcophag geworden.
Sie bringen ihn dem brüderlichen Orden,
Der, ſtill in ſich gekehrt, die Weisheit lehrt
und lernt.
Nun muß mit Liſt und Kraft Dein Knecht auf's
Neue wirken!
Selbſt in den heiligen Bezirken
Hat noch Dein Haß, Dein Fluch ſeine Kraft.
Wenn ſich die Gatten ſehn, ſoll Wahnſinn ſie
berücken;
Wird ſie der Anblick ihres Kinds entzücken,
So ſei es gleich auf ewig weggerafft!

Königinn, Monoſtatos und Chor.

Sehen die Eltern je,
Sehn ſie ſich an:
Faſſe die Seele gleich
Schauder und Wahn!

Sehen die Eltern je,
Sehn ſie den Sohn:
Reiße die Parze gleich
Schnell ihn davon!

(Das Theater geht in ein Chaos über; daraus entwickelt ſich

Ein königlicher Saal.

Frauen tragen auf einem goldenen Geſtelle, von welchem ein prachtiger Teppich herabhangt, einen goldenen Sarcophag. Andere tragen einen reichen Baldachin darüber. Chor.)

Chor der Frauen.

In ſtiller Sorge wallen wir
Und trauern bei der Luſt;
Ein Kind iſt da, ein Sohn iſt hier,
Und Kummer drückt die Bruſt.

Eine Dame.

So wandelt fort und ſtehet niemals ſtille,
Das iſt der weiſen Männer Wille,
Vertraut auf ſie, gehorchet blind;
So lang Ihr wandelt, lebt das Kind.

Chor.

Ach, armes, eingeſchloſſ'nes Kind,
Wie wird es Dir ergehen!
Dich darf die gute Mutter nicht,
Der Vater Dich nicht ſehen.

Eine Dame.

Und ſchmerzlich ſind die Gatten ſelbſt geſchieden,
Nicht Herz an Herz iſt ihnen Troſt gegönnt.
Dort wandelt er, dort weinet ſie getrennt;
Sarastro nur verſchafft dem Hauſe Frieden.

Chor.

O, ſchlafe ſanft; o, ſchlafe ſüß,
Du längſt erwünſchter Sohn!
Aus dieſem frühen Grabe ſteigſt
Du auf des Vaters Thron.

Eine Dame.

Der König kommt; laßt uns von dannen wallen.
Im öden Raum läßt er die Klage ſchallen,
Scheu ahnet er die Oede ſeines Throns:
Er ſehe nicht den Sarg des theuern Sohns.

(Sie ziehen vorüber.)

Tamino.

Wenn dem Vater aus der Wiege
Zart und friſch der Knabe lächelt,
Und die vielgeliebten Züge
Holde Morgenluft umfächelt:
Ja, dem Schickſal dieſe Gabe
Dankt er mehr als alle Habe!
Ach, es lebt, es wird geliebt,
Bis es Liebe wieder gibt.

Die Frauen (in der Ferne).

Ach, es lebt, es wird geliebt,
Bis es Liebe wieder gibt.

Tamino.

Dämmernd nahte ſchon der Tag
An Aurore's Purpur-Schöne.
Ach, ein grauſer Donnerſchlag
Hüllt in Nacht die Freuden-Scene;
Und was mir das Schickſal gab
Deckt ſo früh ein gold'nes Grab!

Die Frauen (in der Ferne).

Ach, was uns das Schickſal gab,
Deckt ſo früh ein gold'nes Grab!

Tamino.

Ich höre ſie, die meinen Liebling tragen.
O, kommt heran! Laßt uns zuſammen klagen!
O, ſagt! wie trägt Pamina das Geſchick?

Eine Dame.

Es fehlen ihr der Götter ſchönſte Gaben,
Sie ſeufzt nach Dir, ſie jammert um den
Knaben.

Tamino.

O, ſagt mir! lebt noch mein verſchloſſ'nes Glück?
Bewegt ſich's noch an ſeinem Zauberplatze?
O, gebt mir Hoffnung zu dem Schatze!
O, gebt mir bald ihn ſelbſt zurück!

Damen.

Wenn mit betrübten Sinnen
Wir wallen und wir lauſchen,
So hören wir da d'rinnen
Gar wunderlich es rauſchen.
Wir fühlen was ſich regen,
Wir ſehn den Sarg ſich bewegen,

Wir horchen und wir ſchweigen
Auf dieſe guten Zeichen;
Und Nachts, wenn jeder Ton verhallt,
So hören wir ein Kind, das lallt.

Tamino.

Ihr Götter! ſchützet es auf wunderbare Weiſe!
Erquickt's mit Eurem Trank! Nährt es mit Eu're Speiſe!
Und Ihr beweiſt mir Eu're Treue.
Bewegt Euch immer fort und fort!
Bald rettet uns mit heil ger Weihe
Saraſtro's löſend' Götterwort.

Lauſchet auf die kleinſte Regung,
Meldet jegliche Bewegung
Dem beſorgten Vater ja!

Tamino und Chor.

Und befreiet und gerettet,
An der Mutter Bruſt gebettet,
Lieg' er bald ein Engel da.

(Wald und Fels, im Hintergrund eine Hütte; an der einen Seite derſelben ein goldener Waſſerfall, an der andern ein Vogelherd.)

Papageno, Papagena

(ſitzen auf beiden Seiten des Theater's von einander abgewendet).

Sie (ſteht auf und geht zu ihm).

Was haſt Du denn, mein liebes Männchen?

Er (ſitzend).

Ich bin verdrießlich; laß mich gehn!

Sie.

Bin ich denn nicht Dein liebes Hennchen?
Magſt Du denn mich nicht länger ſehn?

Er.

Ich bin verdrießlich! bin verdrießlich!

Sie.

Er iſt verdrießlich! iſt verdrießlich.

Beide.

Die ganze Welt iſt nicht mehr ſchön.

Sie (ſetzt ſich auf ihre Seite).

Er (ſteht auf und geht zu ihr).

Was haſt Du denn, mein liebes Weibchen?

Sie.

Ich bin verdrießlich! laß mich gehn!

Er.

Biſt Du denn nicht mein ſüßes Täubchen?
Will auf're Liebe ſchon vergehn?

Sie.

Ich bin verdrießlich! bin verdrießlich!

Er (ſich entfernend).

Ich bin verdrießlich! bin verdrießlich!

Beide.

Was iſt uns Beiden nur geſchehn?

Er. Mein Kind! Mein Kind! laß uns nur ein Bißchen zur Vernunft kommen. Sind wir nicht recht undankbar gegen unſere Wohlthäter, daß wir uns ſo unartig geberden?

Sie. Ja wohl! ich ſag' es auch, und doch iſt es nicht anders.

Er. Warum ſind wir denn nicht vergnügt?

Sie. Weil wir nicht luſtig ſind.

Er. Hat uns nicht der Prinz zum Hochzeitgeſchenk die koſtbare Flöte gegeben, mit der wir alle Thiere herbeilocken, hernach die ſchmackhaften ausſuchen und uns die beſte Mahlzeit bereiten?

Sie. Haſt Du mir nicht gleich am zweiten Hochzeittag das herrliche Glockenſpiel geſchenkt? Ich darf nur darauf ſchlagen, ſogleich ſtürzen ſich alle Vögel in's Netz. Die Tauben fliegen uns gebraten in's Maul.

Er. Die Haſen laufen geſpickt auf unſern Tiſch; und Saraſtro hat uns die ergiebige Weinquelle an unſere Hütte herangezaubert — und doch ſind wir nicht vergnügt!

Sie (ſeufzend). Ja! es iſt kein Wunder.

Er. (ſeufzend). Freilich! kein Wunder.

Sie. Es fehlt uns —

Er. Leider es fehlen uns —

Sie (weinend). Wir ſind doch recht unglücklich!

Er (weinend). Ja wohl, recht unglücklich!

Sie (immer mit zunehmendem Weinen und Schluchzen). Die Schönen,

Er (gemächlich). Artigen,

Sie. Kleinen,

Er. Charmanten,

Sie. Pa —

Er. Pa —

Sie. Papa —

Er. Papa —

Sie. Ach, der Schmerz wird mich noch umbringen!

Er. Ich mag gar nicht mehr leben!

Sie. Mich däuchte, ſie waren ſchon da.

Er. Sie hüpften ſchon herum.

Sie. Wie war Das ſo artig!

Er. Erſt einen kleinen Papageno.

Sie. Dann wieder eine kleine Papagena!

Er. Papageno.

Sie. Papagena.

Er. Wo ſind ſie nun geblieben?

Sie. Sie ſind eben nicht gekommen.

Er. Das iſt ein rechtes Unglück! Hätte ich mich nur bei Zeiten gehangen!

Sie. Wär' ich nur eine alte Frau geblieben!

Beide. Ach, wir Armen!

Chor (hinter der Scene).

Ihr guten Geſchöpfe,
Was trauert Ihr ſo?
Ihr luſtigen Vögel,
Seid munter und froh!

Er.

Aha!

Sie.

Aha!

Beide.

Es klingen die Felſen,
Sie ſingen einmal.
So klangen,
So ſangen
Der Wald ſonſt und der Saal.

Chor.

Verſorgt das Gewerbe,
Genießet in Ruh!
Euch ſchenken die Götter —
(Pauſe.)

Er.

Die Pa? —

Chor (als Echo).

Die Pa, Pa, Pa! —

Sie.

Die Pa? Pa? Pa? —

Chor (als Echo).

Pa, Pa, Pa, Pa —

Er.

Die Papagenas?

(Pauſe.)

Sie.

Die Papagenas.

(Pauſe.)

Chor.

Euch geben die Götter
Die Kinder dazu.

Er.

Komm' laß uns geſchäftig ſein;
Da vergehn die Grillen.
Erſtlich noch ein Gläschen Wein —

(Sie gehen nach der Quelle und trinken.)

Beide.

Nun laß uns geſchäftig ſein;
Schon vergehn die Grillen.

(Er nimmt die Flöte und ſieht ſich um, als wenn er nach dem Wilde ſähe. Sie ſetzt ſich in die kleine Laube an den Vogelherd und nimmt das Glockenſpiel vor ſich.)

Er (bläſt).

Sie (ſingt).

Laß, o großer Geiſt des Lichts,
Unſ're Jagd gelingen!

Sie (ſpielt). Beide (ſingen).

Laß der Vögel bunte Schaar
Nach dem Herde dringen.

Er (bläſt).

Sie (ſingt).

Sieh', die Löwen machen ſchon
Friſch ſich auf die Reiſe!

Sie (ſpielt).

Er (ſingt).

Gar zu mächtig ſind ſie mir;
Sie ſind zähe Speiſe.

Er (bläſt).

Sie (ſingt).

Hör', die Vöglein flattern ſchon,
Flattern auf den Aeſten.

Sie (ſpielt).

Er (ſingt).

Spiele fort! Das kleine Volk
Schmeckt am Allerbeſten.
Auf dem Felde hüpfen ſchon
Schöne, fette Hühnchen.

Er (bläſt).

Sie (ſpielt und ſingt).

Bläſe fort! Da kommen ſchon
Haſen und Kaninchen.

(Es erſcheinen auf dem Felſen Haſen und Kaninchen. Indeſſen ſind auch die Löwen, Bären und Affen angekommen und treten dem Papageno in Weg.)

Sie (ſpielt).

Er (ſingt).

Wär' ich nur der Bären los!
Die verwünſchten Affen!
Jene ſind ſo breit und dumm,
Das ſind ſchmale Laffen.

(Auf den Bäumen laſſen ſich Papageyen ſehen.)

Sie (ſpielt und ſingt).

Auch die Papageyen-Schaar
Kommt von weiten Reiſen.
Glänzend farbig ſind ſie zwar;
Aber ſchlecht zu ſpeiſen.

Er

(hat indeſſen den Haſen nachgeeilt und einen erwiſcht und bringt ihn an den Laufen hervor).

Sieh', den Haſen haſcht' ich mir
Aus der großen Menge.

Sie
(hat indeſſen das Garn zuſammengelegt, in welchem man Vögel flattern ſieht).

Sieh', die fetten Vögel hier
Garſtig im Gedränge.

(Sie nimmt einen Vogel heraus und bringt ihn an den Flügeln hervor.)

Beide.

Wohl, mein Kind, wir leben ſo
Einer von dem Andern!
Laß uns heiter, laß uns froh
Nach der Hütte wandern.

Chor (unſichtbar).

Ihr luſtigen Vögel,
Seid munter und froh.
Verdoppelt die Schritte;
Schon ſeid Ihr erhört;
Euch iſt in der Hütte
Das Beſte beſchert.

(Bei der Wiederholung ſollen Er und Sie mit ein.)

Verdopp'le die Schritte,
Schon ſind wir erhört;
Uns iſt in der Hütte
Das Beſte beſchert.

Tempel.
Verſammlung der Prieſter.

Chor.

Schauen kann der Mann und wählen!
Doch was hilft ihm oft die Wahl?
Klinge ſchwanken, Weiſe fehlen;
Doppelt iſt dann ihre Qual.
Recht zu handeln,
G'rad' zu wandeln,
Sei des edeln Mannes Wahl.
Soll er leiden,
Nicht entſcheiden,
Sprecche Zufall auch einmal.

(Saraſtro tritt vor dem Schluſſe des Geſanges unter ſie. Sobald der Geſang verklungen hat, kommt der Sprecher herein und tritt zu Saraſtro.)

Der Sprecher. Vor der nördlichen Pforte unſerer heiligen Wohnung ſtehet unſer Bruder, der die Pilgrimſchaft unſeres Jahres zurückgelegt hat, und wünſcht wieder eingelaſſen zu werden. Er überſendet hier das gewiſſe Zeichen, an dem Du erkennen kannſt, daß er noch werth iſt, in unſere Mitte wieder aufgenommen zu werden.

(Er überreicht Saraſtro'n einen runden Cryſtall an einem Bande.)

Saraſtro. Dieſer geheimnißvolle Stein iſt noch hell und klar. Er würde trüb erſcheinen, wenn unſer Bruder gefehlt hätte. Führe den Wiederkehrenden herein!

(Der Sprecher geht ab.)

Saraſtro. In dieſen hohen Mauern lernt der Menſch ſich ſelbſt und ſein Innerſtes erforſchen. Er bereitet ſich vor, die Stimme der Götter zu vernehmen; aber die erhabene Sprache der Natur, die Töne der bedürftigen Menſchheit lernt nur der Wanderer kennen, der auf den weiten Gefilden der Erde umherſchweift. In dieſem Sinne verbindet uns das Geſetz, jährlich Einen von uns als Pilger hinaus in die rauhe Welt zu ſchicken. Das Loos entſcheidet und der Fromme gehorcht. Auch ich, nachdem ich mein Diadem dem würdigen Tamino übergeben habe, nachdem er mit junger Kraft und frühzeitiger Weisheit an meiner Stelle regiert, bin heute zum erſten Mal auch in dem Falle, ſo wie Jeder von Euch, in das heilige Gefäß zu greifen und mich dem Ausſpruche des Schickſals zu unterwerfen.

(Der Sprecher mit dem Pilger tritt ein.)

Pilger. Heil Dir, Vater! Heil Euch, Brüder!

Alle. Heil Dir!

Saraſtro. Der Cryſtall zeigt mir an, daß Du reinen Herzens zurücke kehrſt, daß keine Schuld auf Dir ruht. Nun aber theile Deinen Brüdern mit, was Du gelernt, was Du erfahren haſt, und vermehre die Weisheit, indem Du ſie beſtätigſt. Vor Allem aber warte noch ab, wem Du Deine Kleider, wem Du dieſes Zeichen übergeben ſollſt, wen der Wille der Götter für dieß Mal aus der glücklichen Geſellſchaft entfernen wird.

(Er gibt dem Pilger die Kugel zurück. Zwei Prieſter bringen einen kryſtallnen Altar, auf welchem ein flacher, goldener Becken ſteht. Der Altar muß ſo hoch ſein, daß man nicht in das Gefäß hineinſehen kann, ſondern in die Höhe reichen muß, um hineinzugreifen.)

Chor-Geſang.

Saraſtro (der ſeine Arme auseinander wickelt). Mich traf das Loos, und ich zaudere keinen Augenblick, mich ſeinem Gebote zu unterwerfen. Ja, die Ahnung iſt erfüllt. Mich entfernen die Götter aus Euerer Mitte, um Euch und mich zu prüfen. Im wichtigen Augenblicke werde ich abgerufen, da die Kräfte feindſeliger Mächte wirkſamer werden. Durch meine Trennung von Euch wird die Schale des Guten leichter. Haltet feſt zuſammen, dauert aus, lenkt nicht vom rechten Wege, und wir werden uns fröhlich wiederſehen.

Die Krone gab ich meinem lieben,
Ich gab ſie ſchon dem werthen Mann.
Die Herrſchaft iſt mir noch geblieben,
Daß ich Euch allen dienen kann.
Doch wird auch Das mir nun entriſſen;
Ich werd' Euch heute laſſen müſſen
Und von dem heilig lieben Ort —

Ich gehe schon.
Leb' wohl, mein Sohn!
Lebt wohl, Ihr Söhne!
Bewahret der Weisheit hohe Schöne.
Ich gehe schon
Vom heilig lieben Ort
Als Pilger aus der Halle fort.

(Während dieser Arie gibt Sarastro sein Oberkleid und die hohenpriesterlichen Abzeichen hinweg, die nebst dem goldenen Gefäße weggetragen werden. Er empfangt dagegen die Pilgerkleider, das Band mit der Crystall-Kugel wird ihm umgehangen und er nimmt den Stab in die Hand. Hiezu wird der Componist zwischen den verschiedenen Theilen der Arie, jedoch nur so viel als nöthig, Raum zu lassen wissen.)

Chor.

Wer herrschet nun
Am heilig lieben Ort?
Er geht von uns als Pilger fort.

(Die Priester bleiben zu beiden Seiten stehen, der Altar in der Mitte.)

Sarastro.

Wie ward bei Euch, Ihr Brüder,
Das Leben nur ein Tag.
Drum singet Freudenlieder,
Werft Euch in Demuth nieder
Und gleich erhebt Euch wieder,
Was auch der Gott gebieten mag.
Von Euch zu scheiden,
Von Euch zu lassen:
Welch tiefes Leiden!
Ich muß mich fassen!
O, harter Schlag! (Ab.)

Chor.

Ihr heiligen Hallen,
Vernehmet die Klagen;
Nicht mehr erschallen
In heitern Tagen
Sarastro's Worte,
Am ernsten Orte
In edeln Pflichten
Zu unterrichten.
Es soll die Wahrheit
Nicht mehr auf Erden
In schöner Klarheit
Verbreitet werden.
Dein hoher Gang
Wird nun verbracht;
Doch uns umgibt
Die tiefe Nacht.

Ein feierlicher Zug.

(Pamina mit ihrem Gefolge. Das Kätzchen wird gebracht. Sie will es, einer Vorbedeutung zufolge, der Sonne widmen, und das Kätzchen wird auf den Altar gelegt. Gebet, Erdbeben. Der Altar verschwindet und das Kätzchen mit Verzweiflung der Pamina. Diese Scene ist vorzüglich angelegt, daß die Schauspielerinn durch Declamation der Musik eine bedeutende Folge von Leidenschaften ausdrucken kann.)

Wald und Fels.

Papagene's Wohnung.

(Sie haben große schöne Eier in der Hütte gefunden. Sie vermuthen, daß besondere Vögel darinnen stecken mögen. Der Dichter muß sorgen, daß die bei dieser Gelegenheit vorfallenden Späße innerhalb der Grenzen der Schicklichkeit bleiben. Sarastro kommt zu ihnen. Nach einigen musikalischen Aeußerungen über die Naturkräfte steigt ein niedriger Felsen aus der Erde, in dessen Innern sich ein Feuer bewegt. Auf Sarastro's Anweisung wird auf demselben ein artiges Nest zurecht gemacht, die Eier hineingelegt und mit Blumen bedeckt. Sarastro entfernt sich. Die Eier fangen an zu schwellen; eins nach dem andern bricht auf, und drei Kinder kommen heraus, zwei Jungen und ein Mädchen. Ihr erstes Betragen unter einander, sowie gegen die Alten, gibt zu dichterischen und musicalischen Scherzen Gelegenheit. Sarastro kommt zu ihnen. Einige Worte über Erziehung. Dann erzählt er ihm den traurigen Zustand, in dem sich Pamina und Tamino befinden. Nach dem Verstehen des Kätzchens sucht Pamina ihren Gatten auf. Indem sie sich erdolchen, fallen sie in einen periodischen Schlaf, wie ihnen angedroht war, aus dem sie nur kurze Zeit erwachen, um sich der Verzweiflung zu überlassen. Sarastro heißt die muntere Familie nach Hofe gehen, um die Betrübniß durch ihre Scherze aufzuheitern. Besonders soll Papagene die Flöte mitnehmen, um deren heilende Kraft zu versuchen. Sarastro bleibt allein zurück und ersteigt unter einer bedeutenden Arie den besser liegenden Berg.)

Vorsaal im Palast.

Zwei Damen und zwei Herren (gehen auf und ab).

Tutti.

Stille, daß Niemand sich rühre, sich rege,
Daß der Gesang nur sich schläfend bewege!
Wachend und sorgend bekümmert Euch hier;
Kranket der König, so kranken auch wir.

Dritte Dame (schnell kommend).

Wollet Ihr das Neu'ste hören,
Kann ich Euch das Neu'ste sagen.
Lange werden wir nicht klagen;
Denn die Mutter ist versöhnt.

Dritter Herr
(schnell kommend und einfallend).

Und man saget: Papagene
Hat den größten Schatz gefunden,
Große Geld- und Silberklumpen,
Wie die Straußeneier groß.

Erstes Tutti.

Stille! Wie mögt Ihr das Neue nur bringen,
Da wir die Schmerzen der König singen?

(Pause.)

Aber so redet denn, macht es nur kund.

Dritte Dame.

Wollet Ihr das Neu'ste hören? —

Dritter Herr.

Und man saget, Papagene —

Dritte Dame.

Laſſet Euch das Neu'ſte ſagen —

Dritter Herr.

Hat den größten Schatz gefunden —

Vierte Dame

(ſchnell kommend und einfallend).

War Sarastro doch verſchwunden;
Doch man weiß, wo er geweſen:
Kräuter hat er nur geleſen,
Und er kommt und macht geſund.

Vierter Herr

(geſchwind kommend und einfallend).

Ich verkünde frohe Stunden,
Alle Schmerzen ſind vorüber;
Denn es iſt der Prinz gefunden,
Und man trägt ihn eben her.

Tutti

(der letzten Vier, in welchem ſie ihre Nachrichten verſchränkt wiederholen).

Tutti (der erſten Vier).

Stille! Wie mögt Ihr die Mährchen uns bringen?
Helfet die Schmerzen der Herrſcher beſingen.
Wär es doch wahr, und ſie wären geſund!

(Die letzten Vier fallen ein, indem ſie ihre Nachrichten immer verſchränkt wiederholen.)

Papagено und Papagena

(die mit der Maske ſpielend hereinſpringen).

Papagено. Es ſoll mich Niemand abhalten.

Papagena. Mich auch nicht.

Papagено. Ich habe dem König eher Dienſte geleiſtet, als Euere Bärte zu wachſen anfingen, mit denen Ihr jetzo grimmig thut.

Papagena. Und ich habe der Königin manchen Gefallen gethan, als der böſe Mohr ſie noch in ſeinen Klauen hatte. Freilich würde ſie mich nicht mehr kennen; denn damals war ich alt und häßlich, jetzo bin ich jung und hübſch.

Papagено. Alſo will ich nicht wieder hinaus, da ich einmal herein bin.

Papagena. Und ich will bleiben, weil ich hier bin.

Herr. Sieh'da, das geſcherte Paar, recht wie gerufen! (Zur Wache.) Laßt ſie nur! Sie werden dem König und der Königin willkommen ſein.

Papagено. Tauſend Dank, Ihr Herren! Wir hören, es ſieht hier ſehr übel aus.

Herr. Und wir hören, es ſteht bei Euch ſehr gut aus.

Papagено. Bis es beſſer wird, mag es hingehen.

Dame. Iſt's denn wahr, daß Ihr die herrlichen Eier gefunden habt?

Papagено. Gewiß!

Herr. Goldene Straußeneier?

Papagено. Nicht anders.

Dame. Kennt Ihr denn auch den Vogel, der ſie legt?

Papagено. Bis jetzt noch nicht.

Dame. Es müſſen herrliche Eier ſein.

Papagено. Ganz unſchätzbar!

Herr. Wie viel habt Ihr denn bis jetzt gefunden?

Papagено. Ungefähr zwei bis drittehalb Schock.

Dame. Und alle maſſiv?

Papagено. Bis auf einige, die lauter waren.

Herr. Allerliebſter Papagено, Ihr ließt mir wohl eine Mandel zukommen?

Papagено. Von Herzen gern!

Dame. Ich wollte mir nur ein Paar in mein Naturalien-Cabinet ausbitten.

Papagено. Sie ſtehen zu Dienſten.

Dame. Dann habe ich noch ein Dutzend Freunde, alles Naturforſcher, die ſich beſonders auf die edeln Metalle vortrefflich verſtehen.

Papagено. Alle ſollen befriedigt werden.

Herr. Ihr ſeid ein vortrefflicher Menſch.

Papagено. Das wird mir leicht. Die Eier ſind das Wenigſte. Ich bin ein Handelsmann, und zwar im Großen, wie ich ſonſt im Kleinen war.

Dame. Wo ſind denn Euere Waaren?

Papagено. Draußen vor dem äußerſten Schloßhofe. Ich mußte ſie ſtehen laſſen.

Dame. Gewiß wegen des Zolls?

Papagено. Sie wußten gar nicht, was ſie fordern ſollten.

Herr. Sie ſind wohl ſehr koſtbar?

Papagено. Unſchätzbar.

Dame. Man kann es nach den Eiern berechnen.

Papagено. Freilich! Sie ſchreiben ſich von den Eiern her.

Herr (zur Dame). Wir müſſen ihn zum Freunde haben; wir müſſen ihnen durchhelfen.

(Mit Papagено und Papagena ab, hierauf mit Beiden zurück. Sie tragen jedem Kaſten mit beſtaffirten Kindern.)

Papagено und Papagena.

Von allen ſchönen Waaren,
Zum Markte hergefahren,
Wird keine mehr behagen,
Als die wir Euch getragen
Aus fremden Ländern bringen.

O, höret, was wir ſingen,
Und ſeht die ſchönen Vögel!
Sie ſtehen zum Verkauf.

Papagena (Einen heranlaſſend).

Zuerſt beſieht den Großen,
Den Luſtigen, den Loſen.
Er hüpfet leicht und munter
Vom Baum und Buſch herunter;
Gleich iſt er wieder droben.
Wir wollen ihn nicht loben.
O, ſeht den muntern Vogel!
Er ſteht hier zum Verkauf.

Papageno (den Andern verweiſend).

Betrachtet nun den Kleinen;
Er will bedächtig ſcheinen,
Und doch iſt er der Loſe
So gut als wie der Große.
Er zeiget meiſt im Stillen
Den allerbeſten Willen.
Der liebe, kleine Vogel,
Er ſteht hier zum Verkauf.

Papagena (den Dritten zeigend).

O, ſeht das kleine Täubchen,
Das liebe Turteiweibchen!
Die Mädchen ſind ſo zierlich,
Verſtändig und manierlich.
Sie mag ſich gerne putzen,
Und Ew're Liebe nutzen.
Der kleine, zarte Vogel,
Er ſteht hier zum Verkauf.

Beide.

Wir wollen ſie nicht loben;
Sie ſtehn zu allen Proben.
Sie lieben ſich das Neue:
Doch über ihre Treue
Verlangt nicht Brief und Siegel:
Sie haben alle Flügel.
Wie artig ſind die Vögel!
Wie reizend iſt der Kauf!

(Es hängt von dem Componiſten ab, die letzten Zeilen eines jeden Verſes theils durch die Kinder, theils durch die Alten, und zuletzt vielleicht durch das ganze Chor der gegenwärtigen Perſonen wiederholen zu laſſen.)

Dame. Sie ſind wohl artig genug; aber iſt Das Alles?

Papagena. Alles, und ich dächte, genug!

Herr. Habt Ihr nicht einige von den Eiern im Korbe? Sie wären mir lieber, als die Vögel.

Papageno. Ich glaub's. Sollte man übrigens in dieſer wahrheitliebenden Geſellſchaft die Wahrheit ſagen dürfen, ſo würde man bekennen, daß man ein wenig aufgeſchnitten hat.

Herr. Nur ohne Umſtände!

Papageno. So würde ich ſagen, daß Dieſes unſer ganzer Reichthum ſei.

Dame. Da wär't Ihr weit!

Herr. Und die Eier?

Papageno. Davon ſind nur die Schalen noch übrig; denn eben Dieſe ſind herausgekrochen.

Herr. Und die übrigen dritthalb Schock ungefähr?

Papageno. Das war nur eine Redensart.

Dame. Da bleibt Euch wenig übrig.

Papageno. Ein hübſches Weibchen, luſtige Kinder und guter Humor. Wer hat mehr?

Herr. Du biſt alſo noch immer weiter Nichts, als ein Luſtigmacher?

Papageno. Und deßhalb unentbehrlich.

Herr. Vielleicht könnte dieſer Spaß den König und die Königinn erheitern?

Dame. Keineswegs. Es würde vielleicht ihnen nur traurige Erinnerungen geben.

Papageno. Und doch hat mich Saraſtro deßwegen hergeſchickt.

Herr. Saraſtro? Wo habt Ihr Saraſtro'n geſehn?

Papageno. In unſern Gebirgen.

Herr. Er ſuchte Kräuter?

Papageno. Nicht, daß ich wüßte.

Herr. Ihr ſaht doch, daß er ſich manchmal bückte?

Papageno. Ja; beſonders, wenn er ſtolperte.

Herr. So ein heiliger Mann ſtolpert nicht; er bückte ſich vorſätzlich.

Papageno. Ich bin es zufrieden.

Herr. Er ſuchte Kräuter und vielleicht Steine, und kommt hierher, König und Königinn zu heilen.

Papageno. Wenigſtens heute nicht; denn er befahl mir ausdrücklich, nach dem Palaſte zu gehen, die berühmte Zauberflöte mitzunehmen und bei'm Erwachen von Ihro Majeſtäten gleich die lauteſte Melodie anzuſtimmen, und dadurch ihren Schmerz wenigſtens eine Zeit lang auszulöſchen.

Dame. Man muß Alles verſuchen.

Herr. Es iſt eben die Stunde des Erwachens. Verſucht Euer Möglichſtes. An Dank und Belohnung ſoll es nicht fehlen.

Pamina und Tamino

(unter einem Thronhimmel auf zwei Seſſeln ſchlafend).

(Man wird, um den pathetiſchen Eindruck nicht zu ſtören, wohl die Papagena mit den Kindern abtreten laſſen; auch Papageno, der die Flöte bläſt, kann ſich hinter die Couliſſe, wenigſtens halb verbergen und nur von Zeit zu Zeit ſich freien laſſen.)

Pamina
(auf den Ton der Flöte erwachend).

An der Seite des Geliebten
Süß entschlafen, sanft erwachen,
Gleich zu sehn den holden Blick.

(Papageno hört auf zu blasen und horcht.)

Tamino (erwachend).

Ach, Das könnte den Betrübten
Gleich zum frohen Gatten machen!
Aber, ach, was stört mein Glück!

Chor.

Papageno, blase, blase;
Denn es kehrt der Schmerz zurück!

Pamina
(aufstehend und herunterkommend).

Aufgemuntert von dem Gatten,
Sich zur Thätigkeit erheben;
Nach der Ruhe sanftem Schatten
Wieder in das rasche Leben
Und zur Pflicht; o, welche Lust!

Tamino
(aufstehend und herunterkommend).

Immerfort bei guten Thaten
Sich der Gattinn Blick erfreuen;
Von der Milden wohlberathen,
Sich der heitern Jugend weihen,
O, wie hebt es meine Brust!

(Sie umarmen sich. Pause, besonders der Flöte.)

Chor.

Papageno, laß die Flöte
Nicht von Deinem Munde kommen;
Halte nur noch dieß Mal aus!

Papageno.

Laßt mich nur zu Athem kommen!
Denn er bleibt mir wahrlich aus.

Tamino und Pamina
(sich von einander entfernend).

Ach, was hat man uns genommen!
O, wie leer ist dieses Haus!

Chor.

Blase, Papageno, blase;
Halte nur noch dieß Mal aus!

(Papageno bläst.)

Tamino und Pamina
(sich einander freundlich nähernd).

Nein, man hat uns Nichts genommen;
Groß und reich ist unser Haus!

Papageno.

Ach, mir bleibt der Athem aus!

Chor.

Halte nur noch dieß Mal aus!

Pamina und Tamino.

O, wie leer ist dieses Haus!

(Es ist wohl überflüssig, zu bemerken, daß es ganz von dem Componisten abhängt, den Uebergang von Zufriedenheit und Freude zu Schmerz und Verzweiflung, nach Anlaß vorstehender Verse, zu verkürzen und zu wiederholen.)

(Es kommen Priester. Es wird von dem Componisten abhängen, ob derselbe nur Zwei oder das ganze Chor einführen will. Ich nehme das Letzte an. Sie geben Nachricht, wo sich das Kind befinde.)

Priester.

In den tiefen Erdgewölben
Hier das Wasser, hier das Feuer,
Unerbittlich dann die Wächter,
Dann die wilden Ungeheuer
Zwischen Leben, zwischen Tod.
Halb entseelet,
Von Durst gequälet,
Liegt der Knabe.
Hört sein Flehen!
Weh'! Ach, er verschmachtet schon!
Rettet, rettet Euern Sohn!

Alle.

Welche Stille, welches Grausen
Liegt auf einmal um uns her!
Welch ein dumpfes, fernes Sausen;
Welch ein tiefbewegtes Brausen,
Wie der Sturm im fernen Meer!
Immer lauter aus der Ferne
Seh' ich alle Wetter drohen.
Welche Nacht bedeckt den gold'nen,
Heitern Himmel,
Und die Sterne
Schwinden schon vor meinem Blick!

(Unterirdisches Gewölbe. In der Mitte der Altar mit dem Kästchen, wie er verlangt. An zwei Pfeilern hoch gewachsene Männer gelehnt, und scheinen zu schlafen. Von ihnen gehen Ketten herab, worein die Löwen gefesselt sind, die am Altare liegen. Alles ist dunkel; das Kästchen ist transparent und verbreitet der Scene.)

Chor (unsichtbar).

Wir richten und bestrafen.
Der Wächter soll nicht schlafen.
Der Himmel glüht so roth.
Der Löwe soll nicht rasten;
Und öffnet sich der Rachen,
So sei der Knabe todt.

(Die Löwen richten sich auf und gehen an der Kette hin und her.)

Erster Wächter (ohne sich zu bewegen).

Bruder, wachst Du?

Zweiter (ohne sich zu bewegen).

Ich höre.

Erſter.

Sind wir allein?

Zweiter.

Wer weiß!

Erſter.

Wird es Tag?

Zweiter.

Vielleicht ja!

Erſter.

Kommt die Nacht?

Zweiter

Sie iſt da!

Erſter.

Die Zeit vergeht.

Zweiter.

Aber wie?

Erſter.

Schlägt die Stunde wohl?

Zweiter.

Uns nie.

Zu Zweien.

Vergebens bemühet
Ihr Euch da droben ſo viel:
Es rennt der Menſch; es fliehet
Vor ihm das bewegliche Ziel.
Er zieht und zerrt vergebens
Am Verhang, der ſchwer auf des Lebens
Geheimniß, auf Tagen und Nächten ruht.
Vergebens ſtrebt er in die Luft;
Vergebens dringt er in die tiefe Gruft.
Die Luft bleibt ihm finſter,
Die Gruft wird ihm helle.
Doch wechſelt das Helle
Mit Dunkel ſo ſchnelle.
Er ſteige herunter,
Er dringe hinan;
Er irret und irret
Von Wahne zu Wahn.

(Der hintere Vorhang öffnet ſich. Decoration des Mondes und Tempels wie in der Zauberflöte. Links das Feuer, eine kleine, freie Erhöhung, wenn man ſie durchgegangen iſt, alsdann das Waſſer, eben ſo eine ſanghafte Felſen, aber ohne Tempel. Die ganze Decoration muß ſo eingerichtet ſein, daß es ausſieht, als wenn man von dem Felſen nur durch das Feuer und das Waſſer in die Gruft kommen könnte.)

Tamino und Pamina

(kommen mit Fackeln den Felſen herunter. Im Herabſteigen ſingen ſie).

Tamino.

Meine Gattinn, meine Theure,
O, wie iſt der Sohn zu retten!

Zwiſchen Waſſer, zwiſchen Feuer,
Zwiſchen Graus und Ungeheuer
Ruhet unſer höchſter Schatz!

(Sie gehen durch's Feuer.)

Pamina.

Einer Gattinn, einer Mutter,
Die den Sohn zu retten eilet,
Macht das Waſſer, macht das Feuer,
In der Gruft das Ungeheuer,
Macht der ſtrenge Wächter Platz.

(Indeſſen hat ſich eine Wolke herabgezogen, ſo daß ſie in der Mitte zwiſchen Waſſer und Feuer ſchwebt. Die Wolke thut ſich auf.)

Die Königinn der Nacht.

Was iſt geſchehen!
Durch das Waſſer, durch das Feuer
Drangen ſie glücklich und verwegen.
Auf, Ihr Wächter, Ihr Ungeheuer!
Stellet mächtig Euch entgegen,
Und bewahret mir den Schatz.

Die Wächter

(richten ihre Speere gegen das Kästchen, doch ſo, daß ſie davon entfernt bleiben. Die Löwen ſchließen ſich aufwerkſam an ſie an. Die Straußen ſollten auf beiden Seiten ſymmetriſch ſein.)

Wir bewahren, wir bewachen
Mit Speer und Löwenrachen,
O Göttinn, Deinen Schatz!

Tamino und Pamina

(hervorkommend).

O, mein Gatte, mein Geliebter,
Meine Gattinn, meine Theure,
Sieh', das Waſſer, ſieh', das Feuer
Macht der Mutterliebe Platz!
Ihr Wächter, habt Erbarmen!

Königinn.

Ihr Wächter, kein Erbarmen!
Behauptet Euern Platz!

Tamino und Pamina.

O weh', o weh' uns Armen!
Wer rettet unſern Schatz?

Königinn.

Sie dringen durch die Wachen!
Der grimmige Löwenrachen
Verſchlinge gleich den Schatz!

(Die Wolke zieht weg. Stille.)

Das Kind (im Kästchen).

Die Stimme des Vaters,
Des Mütterchens Ton,
Es hört ſie der Knabe,
Und wachet auch ſchon.

Pamina und Tamino.

O Seligkeit, den erſten Ton,

Das Lallen ſeines Sohns zu hören!
O, laßt nicht Zauber uns bethören!
Ihr Götter, welche Seligkeit
Beglückt uns ſchon!
O, laßt uns ihn noch ein Mal hören,
Den ſüßen Ton!

Chor (unſichtbar).

Nur ruhig, es ſchläfet
Der Knabe nicht mehr!
Er fürchtet die Löwen
Und Speere nicht ſehr.
Ihn halten die Grüfte
Nicht lange mehr auf;
Er dringt in die Lüfte
Mit geiſtigem Lauf.

(Der Deckel des Kaſtens ſpringt auf. Es ſteigt ein Genius hervor, der durch die Lichter, welche den Kaſten transparent machten, ganz erleuchtet iſt, wenn die Lichter ſo disponirt ſind, daß die obere Hälfte der übrigen Zuſchauern gleichfalls mit erleuchtet iſt. In dem Augenblick treten die Wächter mit den Löwen dem Kaſten näher und entfernen Tamino und Pamina.)

Genius.

Hier bin ich, Ihr Lieben!
Und bin ich nicht ſchön?
Wer wird ſich betrüben,
Sein Söhnchen zu ſehn?
In Nächten geboren,
Im herrlichen Haus,
Und weder verloren
In Nächten und Graus.
Es drohen die Speere,
Die grimmigen Rachen;
Und drohten mir Heere,
Und drohten mir Drachen:
Sie haben doch Alle
Dem Knaben Nichts an.

(In dem Augenblick, als die Wächter nach dem Genius mit den Spießen ſtoßen, fliegt er davon.)

Neueröffnetes

moraliſch-politiſches Puppenſpiel.

Et prodesse volunt et delectare Poetae. *)

Prolog.

Auf, Adler, Dich zur Sonne ſchwing',
Dem Publico dieß Blättchen bring'!
So Luft und Klang gibt friſches Blut,
Vielleicht iſt ihm nicht wohl zu Muth.
Ah, ſchau ſie, guck ſie, komm' herbei
Der Papſt und Kaiſer und Clerisei!
Haben lange Mäntel und lange Schwänz',
Paradiren mit Eichel- und Lorbeerkränz',
Trottiren und ſtänken zu hellen Schaarey,
Machen ein Gezwatzer als wie die Staren;
Dringt Einer ſich dem Andern vor,
Deutet Einer dem Andern ein Eſelsohr.
Da ſteht das liebe Publicum
Und ſieht erſtaunend auf und um,
Was all' der tollen Reiterei
Für Anfang, Mitt' und Ende ſei.
Oho, ſa ſa, zum Teufel zu!
O weh'! Laß ab, laß mich in Ruh'!
Herum, herauf, hinan, hinein —
Das muß ein Schwarm Anteren ſein!
Ach, Herr, man krümmt und krammt ſich ſo,
Zappelt wie eine Laus, hüpft wie eine Floh.
Und ſiegt einmal und kriecht einmal,
Und endlich läßt man Euch in Saal!
Sei's Kammerherr nun, ſei's Lakei;
Genug, daß Einer drinne ſei!
Nun weiter auf, nun weiter an!
Wie's tummelt auf der Ehrenbahn!
Ach ſieh', wie ſchöne pflanzt ſich ein
Das Veilchen dort im Schattenhain!
Iſt wohl zurecht und wohl zu Muth,
Zäunt Jeder ſich ſein kleines Gut,
Beſchneid't die Nägel in Ruh' und Fried'
Und ſingt ſein Klimpimpimper-Lied,
Da kommt ein Flegel ihm auf den Leib,
Frißt ſeine Aepfel, beſchläft ſein Weib;
Sich d'rauf die Bürgerſchaft rottirt, —
Gebrüllt, gewetzt und Krieg geführt;
Und Höll' und Erd' bewegt ſich ſchon.
Da kommt mir ein Titanen-Sohn,
Und packt den ganzen Hügel auf
Mit Städt' und Wäldern, einem Hauf',
Mit Schlachtfelds Lärm und liebem Sang,
(Es wankt die Erd', dem Volk iſt's bang)
Und trägt ſie eben in einem Lauf
Zum Schemel den Olymp hinauf.
Deß wird Herr Jupiter ergrimmt,
Sein'n erſten, beſten Strahl er nimmt,
Und ſchmeißt den Kerl die Kreuz und Quer
Hurlurli hurli in's Thal daher,
Und freut ſich ſeines Siegs ſo lang,
Bis Juno ihm macht wieder bang.
So iſt die Eitelkeit der Welt;
Iſt Keines Reich ſo feſt geſtellt,
Iſt keine Erdenmacht ſo groß,
Fühlt Alles doch ſein Endeloos!
D'rum treib's ein Jeder, wie er kann;
Ein kleiner Mann iſt auch ein Mann!
Der Hoh' ſtolzirt, der Kleine lacht;
So hat's ein Jeder wohl gemacht.

*) Beides, nützen und ergetzen, wollen die Dichter.

Das Jahrmarktsfest zu Plunderswеilern.

Ein Schönbartſpiel.

Marktſchreier.

Werd's rühmen und preiſen weit und breit,
Daß Plundersweilern dieſer Zeit
Ein ſo hochgelahrter Doctor ziert,
Der ſeine Collegen nicht chicanirt.
Habt Dank für den Erlaubnißſchein!
Hoffe, Ihr werdet zugegen ſein,
Wenn wir heut' Abend auf allen Vieren
Das liebe Publicum amüſiren.
Ich hoff', es ſoll Euch wohl behagen;
Geht's nicht vom Herzen, ſo geht's vom Magen.

Doctor.

Herr Bruder, Gott geb' Euch ſeinen Segen
Unzählbar, in Schnupftuchshagelregen!
Den Preſt kann ich Euch wohl gönnen;
Weiß, was im Grunde wir Alle können.
Läßt ſich die Krankheit nicht curiren,
Muß man ſie eben mit Hoffnung ſchmieren.
Die Kranken ſind wie Schwamm und Zunder;
Ein neuer Arzt thut immer Wunder.
Was gebt Ihr für eine Comödia?

Marktſchreier.

Herr, es iſt eine Tragödia,
Voll ſüßer Worten und Sittenſprüchen;
Hüten uns auch vor Zoten und Flüchen,
Seitdem in jeder großen Stadt
Man überreine Sitten hat.

Doctor.

Da wird man ſich wohl cuuüyiren!

Marktſchreier.

Könnt' ich nur meinen Hanswurſt curiren.
Der macht' Euch ſicher große Freud',
Weil Ihr daran ein Kenner ſeid.
Doch iſt's gar ſchwer, es recht zu machen;
Die Leute ſchämen ſich, zu lachen:
Mit Tugendſprüchen und großen Worten
Gefällt man wohl an allen Orten;
Denn da denkt Jeder für ſich allein:
So ein Mann magſt Du auch wohl ſein!
Doch wenn wir droben ſprächen und thäten,
Wie ſie gewöhnlich thun und reden,
Da rief ein Jeder im Augenblick:
Ei pfui, ein indecentes Stück!
Allein, wir ſuchen zu gefallen;
Drum lügen wir und ſchmeicheln Allen.

Doctor.

Sauer iſt's, ſo ſein Brod erwerben!

Marktſchreier.

Man ſagt: es könne den Character verderben,
Wenn man Verſtellung als Handwerk treibt,
In fremde Seelen ſpricht und ſchreibt;
Und wenn man Das ſehr oft gethan,
Nehme man auch fremde Gemüthsart an.
Doch ach! wir ſcheinen oft zu ſcherzen,
Und haben viel Kummer unter'm Herzen;
Verſchenken tauſend Stück Piſtolen,
Und haben nicht die Schuh' zu befohlen.
Unſere Helden ſind gewöhnlich ſchuldlos;
Auch ſpielen wir uns rc Trunkenen nüchtern.
So macht man Schein und Beiwerk,
Und hat davon keine Ader nicht.

Doctor.

Der Roſſen muß man ſich nicht ſchämen.

Marktſchreier.

Warum will man's uns übel nehmen?
Tritt im gemeinen Lebenslauf
Ein Jeder doch behutſam auf,
Weiß ſich in Zeit und Ort zu ſchicken,
Bald ſich zu heben und bald zu drucken,
Und ſo ſich Manches zu erwerben,
Indeß wir Und rc faſt Hungers ſterben.

Doctor.

So habt Ihr alſo gute Leute?

Marktſchreier.

Ihre Talente, die ſeht Ihr heute;
Doch ſind ſie wegen guter Sitten
An hohen Höfen wohl gelitten.

Doctor.

Es ſetzt doch wohl mitunter Zank?

Marktſchreier.

Das geht noch ziemlich. Gott ſei Dank!
Sie können ſich nicht immer leiden;
Stark ſind ſie im Geſichterſchneiden:
Ich laß ſie gelaſſen ſich entzweien;
Jeden Tag giebt's neue Parteien.
Man muß nicht die Geduld verlieren,
Doch ſind ſie bös zu transportiren.
Will jetzt zu meinem Geſchäfte gehn.

Doctor.

Nun, alter Freund, auf Wiedersehn!

Bedienter.

Ein Compliment vom gnäd'gen Fräulein:
Sie hofft, Sie werden so gütig sein,
Und mit zu der Frau Amtmann gehen,
Um all' das Gaukelspiel zu sehen.

(Der zweite Vorhang geht auf, man sieht den ganzen Jahrmarkt. Im Grunde steht das Vordergebäude des Marktschiffes, links eine Laube vor der Thür des Amtmanns, darin ein Tisch und Stühle. Während der Symphonie geht Alles durch- und durcheinander, daß sich die Personen gegen der Vorderscene begeben, und dann sich in den Grund verlieren, um den Andern Platz zu machen.)

Tyroler.

Kauft allerhand, kauft allerhand,
Kauft lang' und kurze Waar'!
Sechs Kreuzer 's Stück, ist gar kein Geld,
Wie's Einem in die Hände fällt.
Kauft allerhand, kauft allerhand,
Kauft lang' und kurze Waar'!

(Der Bauer greift mit den Beinen an den Tyroler und wirft ihm seine Sachen herunter. Tyrol zwischen Beiden; während dessen Marmotte von den zerstreuten Sachen einsackt.)

Bauer.

Besen kauft, Besen kauft!
Groß und klein,
Schief und fein,
Braun und weiß,
Alle aus frischem Birkenreis;
Kehrt die Gasse, Stub' und Eck —
Besenreis, Besenreis!

(Der Gang des Jahrmarkts geht fort.)

Nürnberger.

Liebe Kindlein,
Kauft ein,
Hier ein Hündlein,
Hier ein Schwein;
Trommel und Schlägel,
Ein Reitpferd, ein Wägel,
Kugeln und Kegel,
Stöckchen und Pfeifer,
Katzchen und Läufer,
Bär und Schweizer;
Nur ein Paar Kreuzer,
Ist Alles Dein!
Kindlein, kauft ein!

Fräulein.

Die Leute schreien wie besessen.

Doctor.

Es gilt um's Abendessen.

Tyrolerinn.

Kann ich mit meiner Waare dienen?

Fräulein.

Was führt Sie denn?

Tyrolerinn.

Gemalt neumodisch' Band',
Die leicht'sten Palatinen
Sind hier der Hand;
Sehn Sie die allerliebsten Händchen an,
Die Fächer! Was man sehen kann!
Niedlich, charmant!

(Der Doctor thut artig mit der Tyrolerinn während des Beschauens der Waaren; wird zuletzt dringender.)

Tyrolerinn.

Nicht immer gleich
Ist ein galantes Mädchen,
Ihr Herr'n, für Euch;
Nimmt sich der gute Freund zu viel heraus,
Gleich ist die Schneck in ihrem Haus,
Und er macht so! —

(Sie weicht dem Doctor das Maul.)

Wagenschmiermann.

Her! Her!
Butterweiche Wagenschmier,
Daß die Achsen nicht kniren
Und die Räder nicht girren,
Hah! Hah!
Ich und mein Eisel sind auch da.

(Gouvernante kommt mit dem Pfarrer durch's Gedränge, er hält sich bei dem Pfefferkuchenmädchen auf, die Gouvernante ist angekleidet.)

Gouvernante.

Dort steht der Doctor und mein Fräulein;
Herr Pfarrer, lassen Sie uns eilen.

Pfefferkuchenmädchen.

Ha, ha, ha!
Nehmt von den Pfefferkuchen da;
Sind gewürzt, süß und gut;
Frisches Blut,
Guten Muth;
Pfeffernüß! ha, ha, ha!

Gouvernante.

Geschwind, Herr Pfarrer, dann! —
Sieht Sie das Mädchen an?

Pfarrer.

Wie Sie befehlen.

Zigeuner-Hauptmann und sein Bursch.

Zigeuner-Hauptmann.

Lumpen und Quark —
Der ganze Mark!

Zigeuner-Bursch.

Die Pfiffen
Möcht' ich wir holen!

Zigeuner-Hauptmann.

Sind nicht den Teufel werth!
Weitmäulichte Laffen
Feilschen und gaffen,
Gaffen und kaufen,
Pestica-Hansen!
Kinder und Frauen,
Affen und Katzen!
Möcht' all das Zeug nicht,
Wenn ich's geschenkt kriegt'!
Dürft' ich nur über sie!

Zigeuner-Bursch.

Wetter! wir wollten sie!

Zigeuner-Hauptmann.

Wollten sie kaufen!

Zigeuner-Bursch.

Wollten sie kaufen!

Zigeuner-Hauptmann.

Mit zwanzig Mann
Mein wär' der Kram!

Zigeuner-Bursch.

Wär' wohl der Mühe werth.

Fräulein.

Frau Amtmann, Sie werden verzeihen —

Amtmännin (kommt auf der Hausthür).

Wir freuen
Uns von Herzen! Willkomm'ner Besuch!

Doctor.

Ist heut doch des Lärmens genug.

(Bänkelsänger kommt mit seiner Frau und steckt sein Bild auf; die Leute versammeln sich.)

Bänkelsänger.

Ihr lieben Christen allgemein,
Wann wollt Ihr Euch verbessern?
Ihr könnt nicht anders ruhig sein
Und Euer Glück ermessen:
Das Laster weh' dem Menschen thut;
Die Tugend ist das höchste Gut,
Und liegt Euch vor den Füßen.

(Das folgenden Verse ad libitum.)

Amtmann.

Der Mensch meint's doch gut.

Marmotte.

Ich komme schon durch manche Land
Avecque la marmotte,
Und immer ich was zu essen fand,
Avecque la marmotte,
Avecque si, avecque la
Avecque la marmotte.

Ich hab' gesehn gar manchen Herrn,
Avecque la marmotte,
Der hätt' die Jungfern gar zu gern,
Avecque la marmotte,
Avecque si, avecque la,
Avecque la marmotte.

Hab' auch gesehn die Jungfer schön,
Avecque la marmotte,
Die thäte nach mit Kleinem sehn,
Avecque la marmotte,
Avecque si, avecque la,
Avecque la marmotte.

Nun laßt mich nicht so gehn, Ihr Herrn,
Avecque la marmotte,
Die Burschen essen und trinken gern,
Avecque la marmotte,
Avecque si, avecque la,
Avecque la marmotte.

(Die Gesellschaft wirft den Knaben kleine Geld hin; Marmotte tanzt Bären auf.)

Cither-Spielbub.

Ai! Ai! meinen Kreuzer!
Er hat mir meinen Kreuzer genommen!

Marmotte.

Ist nicht wahr, ist mein.

(Balgen sich. Marmotte siegt, Cither-Spielbub weint.)

Symphonie.

Lichtputzer

(in Hanswurstkracht, auf dem Theater).

Wollen's gnädigst erlauben,
Daß wir nicht anfangen?

Zigeuner-Hauptmann.

Wie die Schepse kaufen,
Vom Narren Gift zu kaufen?

Schweinemetzger.

Führt mir die Schweine nach Haus.

Ochsenhändler.

Die Ochsen langsam zum Ort hinaus,
Wir kommen nach.
Herr Bruder, der Wirth uns borgt,
Wir trinken Eins. Die Herde ist versorgt.

Hanswurst.

Ihr mehnt, i bin Hanswurst, nit wahr?
Hab sei Kragn, sei Herz, sei Kuopf;
Hätt' i an sei Kopf,
Wär' i Hanswurst ganz und gar.
Is doch in der Art.
Seht nur de Bart!
Anons, wer kauft mir
Pflaster, Lavier!
Hab so viel Durst,

Als wie Hanswurſt.
Schnupftuch 'raus!

Marktſchreier.

Wird mit viel Augen, iſt noch zu früh.
Meine Damen und Herr'n
Sähen wohl gern
's treffliche Trauerſtück;
Und dieſen Augenblick
Wird ſich der Vorhang heben;
Belieben nur Acht zu geben.
Iſt die Hiſtoria
Von Eſther in Drama;
Iſt nach der neu'ſten Art,
Zahnklapp und Grauſen gepaart;
Das nur ſehr Schad' iſt,
Daß heller Tag iſt;
Sollte ſtichdunkel ſein,
Denn ſind viel Lichter drein.

(Der Vorhang hebt ſich. Man ſieht an der Seite einen Thron und einen Galgen in der Ferne.)

Symphonie.

Kaiſer Ahasverus. Haman.

Haman (allein).

Die Du mit ew'ger Gluth mich Tag und Nacht begleiteſt,
Wie die Gedanken ſüßt, und meine Schritte leiteſt,
O Rache, wende nicht im letzten Augenblick
Die Hand von Deinem Knecht! Es wägt ſich mein Geſchick.
Was ſoll der hohe Glanz, der meinen Kopf umſchwebet?
Was ſoll der günſt'ge Hauch, der längſt mein Glück belebet?
Da mir ein ganzes Reich gebückt zu Füßen liegt,
Wenn ſich ein Einziger nicht in dem Staube ſchmiegt?
Was hilft's, auf ſo viel Herr'n und Fürſten weggnaden,
Wenn es ein Jude wagt, mir in's Geſicht zu ſehen?
Thut er auf Abram greß, auf unbefleckter Mut,
So lehr' ihn unſ're Macht des Tempels grauſe Gluth!
Und wie Jeruſalem in Schutt und Staub zerfallen,
So lieg' das ganze Volk und Mardochai vor Allen!
O kochte nur, wie hier, erſt Ahasverus Blut!
Da er ein König iſt, ach, iſt er viel zu gut!

Ahasverus (tritt auf und ſpricht).

Sieh', Haman — biſt Du da?

Haman.

Ich warte hier ſchon lange.

Ahasverus.

Du ſchläfſt auch nie recht aus; es iſt mir um Dich bange.
(Setzt ſich.)

Haman.

Erhabenſter Monarch, da Deine Majeſtät
Wie immer, ſeh' ich wohl, auf Roſ' und Flammen geht,
Welch einen Dank ſoll man den hohen Göttern ſagen,
Für Dein ſo ſelten' Glück, die Krone leicht zu tragen!
Dein Volk, wie Sand am Meer, macht Dir ſo wenig Müh'!
Das iſt nur Götterkraft; von ihnen haſt Du ſie.
So läßt ſich ein Gebirg' in feſter Ruh' nicht ſtören,
Wenn Wälder ohne Zahl auf ſeinem Haupt ſich mehren.

Ahasverus.

O ja, was Das betrifft, die Götter machen's recht!
So lebt und ſo regiert von jeher mein Geſchlecht.
Mit Müh' hat Keiner ſich das weite Reich erworben,
Und Keiner jemals iſt aus Sorglichkeit geſtorben.

Haman.

Wie bin ich, Gnädigſter, voll Unmuth und Verdruß,
Daß ich heut' Deine Ruh' gezwungen ſtören muß!

Ahasverus.

Was Ihr zu ſagen habt, bitt' ich Euch — kurz zu ſagen.

Haman.

Wo nehm' ich Worte her, das Schreckniß vorzutragen?

Ahasverus.

Wie ſo?

Haman.

Du kennſt das Volk, das man die Juden nennt,
Das außer ſeinem Gott nie einen Herrn erkennt.
Du gabſt ihm Raum und Ruh', ſich weit und breit zu mehren,
Und ſich nach ſeiner Art in Deinem Land zu nähren;
Du wurdeſt ſelbſt ihr Gott, als ihrer ſie verſtieß,

Und Stadt- und Tempelpracht in Flammen schmieden ließ.
Und doch verkennen sie in Dir den gut'gen Vater,
Verachten Dein Gesetz und spotten Deiner Götter,
Daß selbst Dein Unterthan ihr Glück mit Neid sieht,
Und zweifelt, ob er auch vor rechten Göttern kniet.
Laß sie durch ein Gesetz von ihrer Pflicht belehren,
Und wenn sie störrig sind, durch Flamm' und Schwert bekehren!

Ahasverus.

Mein Freund, ich lobe Dich: Du sprichst nach Deiner Pflicht;
Doch wie's Ihr Andern seht, so sieht's der König nicht.
Mir ist es einerlei, wem sie die Psalmen singen,
Wenn sie nur ruhig sind, und mir die Steuern bringen.

Haman.

Ich seh', Großmächtigster, Dir nur gehört das Reich,
Du bist an Gnad' und Huld, den hohen Göttern gleich!
Doch ist Das nicht allein: sie haben einen Glauben,
Der sie berechtiget, die Fremden zu berauben;
Und der Verwegenheit stehn Deine Völker bloß.
O, König, säume nicht; denn die Gefahr ist groß!

Ahasverus.

Wie wäre denn Das jetzt so gar auf einmal kommen?
Von Mord und Straßenraub hab' ich lang Nichts vernommen.

Haman.

Auch ist's Das eben nicht, wovon die Rede war:
Der Jude liebt das Geld; und fürchtet die Gefahr.
Er weiß mit leichter Müh', und ohne Viel zu wagen,
Durch Handel und durch Zins, Geld aus dem Land zu tragen.

Ahasverus.

Ich weiß Das nur zu gut! Mein Freund, ich bin nicht blind;
Doch Das thun And're mehr, die unbeschnitten sind!

Haman.

Das Alles ließe sich vielleicht auch noch verschmerzen;
Doch finden sie durch Geld den Schlüssel aller Herzen.
Und kein Geheimniß ist vor ihnen wohl verwahret.
Mit Jedem handeln sie nach einer eig'nen Art.
Sie wissen Jedermann durch Herz und Tasch zu fassen;
Der kommt nie los, der sich nur ein Mal eingelassen.
Mit unsern Weibern auch ist es ein übel Spiel,
Sie haben nie kein Geld und brauchen immer viel.

Ahasverus.

Ha, ha! Das geht zu weit! Ha, ha! Du machst mich lachen:
Ein Jude wird Dich doch nicht eifersüchtig machen?

Haman.

Das nicht, Durchlauchtigster! Doch ist's ein alter Brauch:
Wer's mit den Weibern hält, der hat die Männer auch;
Und von dem niedern Volk, das in der Irre wandelt,
Wird Recht und Eigenthum, Amt, Rang und Glück verhandelt.

Ahasverus.

Du irrst Dich, guter Mann! Wie könnte Das geschehn?
Das Alles muß nach mir und meinem Willen gehn.

Haman.

Ich weiß vollkommen wohl; Dir ist zwar Niemand gleich,
Doch gibt's viel große Herr'n und Fürsten in dem Reich.
Die Dein so sanftes Joch nur wider Willen dulden.
Sie haben Stolz genug, doch stecken sie in Schulden;
Es ist ein Jeglicher in Deinem ganzen Land
Auf ein' und and're Art mit Israel verwandt,
Und dieses schlaue Volk sieht einen Weg nur offen:
So lang die Ordnung steht, so lang hat's Nichts zu hoffen.
Es nährt d'rum insgeheim den fast getilgten Brand;
Und eh' wir's uns versehn, so flammt das ganze Land.

Ahasverus.

Das ist das erste Mal nicht, daß uns Dieß begegnet;
Doch unsre Waffen sind am Ende stets gesegnet:

Wir ſchicken unſer Heer und feiern jeden Sieg,
Und ſitzen ruhig hier, als wär' da draus' kein Krieg.

Haman.

Ein Aufruhr, angeflammt in wenig Augenblicken,
Iſt eben auch ſo bald durch Klugheit zu erſticken:
Allein durch Rath und Geld nährt ſich Rebellion,
Vereint beſtürmen ſie, es wankt zuletzt der Thron.

Ahasverus.

Der kann ganz ſicher ſtehn, ſo lang als ich d'rauf ſitze!
Man weiß, wie da herab ich gar erſchrecklich blitze:
Die Stufen ſind von Gold, die Säulen Marmorſtein,
In hundert Jahren fällt ſolch' Wunderwerk nicht ein.

Haman.

Ach, warum drängſt Du mich, Dir Alles zu erzählen?

Ahasverus.

So ſag' es g'rad heraus, ſtatt mich ringsum zu quälen;
So ein Geſpräch iſt mir ein ſchlechter Zeitvertreib.

Haman.

Ach, Herr, ſie wagen ſich vielleicht an Deinen Leib!

Ahasverus (zuſammenfahrend).

Wie? was?

Haman.

Es iſt geſagt. So fließet denn, Ihr Klagen!
Wer iſt wohl Manns genug, um hier nicht zu verzagen?
Tief in der Hölle ward die ſchwarze That erdacht,
Und noch verbirgt ein Theil der Schuldigen die Nacht.
Vergebens, daß Dich Thron und Kron' und Zepter ſchützen;
Du ſollſt nicht Babylon, nicht mehr Dein Reich beſitzen!
In furchtbarlicher Nacht trennt die Verrätherei
Mit Vatermörderhand Dein Lebensband entzwei;
Dein Blut, weiſ'r das Blut von Tauſenden gefloſſen,
Wird über Bett und Pfühl erbärmlich hingegoſſen.
Weh' heulet im Palaſt, Weh' heult durch Reich und Stadt,
Und Weh', wen Deinem Dienſt ſich aufgeopfert hat!
Dein hoher Leichnam wird wie ſchlechtes Aas geachtet,
Und Deine Treuen ſind in Reihen hingeſchlachtet!
Zuletzt, vom Morden ſatt, tilgt die Verrätherhand
Ihr eigen ſchändlich' Werk durch allgemeinen Brand.

Ahasverus.

O weh'! Was miß mir Das? Mir wird ganz grün und blau!
Ich glaub' ich ſterbe gleich! — Geh', ſag' es meiner Frau!
Die Zähne ſchlagen mir, die Kniee mir zuſammen,
Mir länft ein kalter Schweiß! Schon ſeh' ich Blut und Flammen.

Haman.

Comaune Dich!

Ahasverus.

Ach! Ach!

Haman.

Es iſt wohl hohe Zeit;
Doch treues Volk iſt ſtets zu Deinem Dienſt bereit.
Du wirſt den Redlichſten an ſeinem Eifer kennen.

Ahasverus.

Je nun, was zaudert Ihr? So laßt ſie gleich verbrennen!

Haman.

Man muß behutſam gehn; ſo ſchnell hat's keine Noth.

Ahasverus.

Derweile ſtechen ſie mich zwanzig Male todt.

Haman.

Das wollen wir nun ſchon mit unſern Waffen hindern.

Ahasverus.

Und ich war ſo vergnügt, als unter meinen Kindern!
Mir wünſchen ſie den Tod? Das ſchmerzt mich gar zu ſehr.

Haman.

Und, Herr, wer einmal ſtirbt, der ißt und trinkt nicht mehr!

Ahasverus.

Man kann den Hochverrath nicht schrecklich g'nug bestrafen.

Haman.

Du schliefst schon so früh bei Deinen Vätern schlafen?

Ahasverus.

Ei pfui! Mir ist das Grab mehr als der Tod verhaßt!
Ach! ach! mein würd'ger Freund! — Nun still! Ich bin gefaßt.
Nun soll's der ganzen Welt vor meinem Zorne grauen!
Geh', laß mir auf ein Mal zehntausend Galgen bauen.

Haman (kniend).

Unüberwindlichster! Hier lieg' ich, bitte Gnad'!
Es wär' um's viele Volk — und um die Waldung Schad'.

Ahasverus.

Steh' auf! Dich hat kein Mensch an Großmuth überschritten;
Dich lehrt Dein edel' Herz für Feinde selbst zu bitten.
Steh' auf! Wie meinst Du Das?

Haman.

Gar mancher Böswicht
Ist unter diesem Volk; doch Alle sind es nicht;
Und vor unschuld'gem Blut mög' sich Dein Schwert behüten!
Bestrafen muß ein Fürst, nicht wie ein Tiger wüthen!
Das Ungeheu'r, das sich mit tausend Klauen regt,
Liegt kraftlos, wenn man ihm die Häupter niederschlägt.

Ahasverus.

O, weh! So hängt mir sie, nur ohne viel Geschwätze!
Der Kaiser will es so, so sagen's die Gesetze.
Wer sind sie: sag' mir an?

Haman.

Ach, Das ist nicht bestimmt;
Doch geht man niemals fehl, wenn man die Reichsten nimmt!

Ahasverus.

Vermaledeite Brut, Du sollst nicht länger leben!
Und Dir sei all ihr Gut und Hab' und Haus gegeben!

Haman.

Ein trauriges Geschenk!

Ahasverus.

Wer kommt Dir eilig in Sinn?

Haman.

Der Erste ist Mardochai, Hof-Jud' der Königinn.

Ahasverus.

O weh'! Da wird sie mir kein Stündchen Ruhe lassen!

Haman.

Ist er nur einmal todt, so wird sie schon sich fassen.

Ahasverus.

So hängt ihn denn geschwind, und laßt sie nicht zu mir!

Haman.

Wen Du nicht rufen läßt, der kommt so nicht zu Dir.

Ahasverus.

Wie ist ein Galgen nur? Hängt ihn, eh' Jemand spüret!

Haman.

Schon hab' ich Einen hier verterglich aufgeführet.

Ahasverus.

Und fragt mich jetzt nicht mehr! Ich hab' genug gethan;
Beschlossen hab' ich es, nun geht's mich nicht mehr an.

(Ab.)

Hanswurst.

Der erste Actus ist nun vorbracht,
Und der nun folgt — das ist der zweite.

Marktschreier.

Liebe Freunde, gute Leute,
Daß Menschenlieb' und Freundlichkeit,
Sorge für Eu're Gesundheit
Und Leibeswohl, zu dieser Zeit,
Mich diesen weiten Weg geführet,
Das seid Ihr Alle persuadirt!
Und von meiner Wissenschaft und Kunst
Werdet Ihr, liebe Freunde, mit Gunst
Euch selbst am Besten überführen,
Und ist so wenig zu verlieren!
Zwar könnt' ich Euch Brief und Siegel weisen
Von der Kaiserinn aller Reußen
Und von Friedrich, dem König in Preußen,
Und allen Europe'schen Potentaten! —
Doch wer spricht gern von seinen Thaten?
Sind auch Viele meiner Vorfahren,
Die, leider! Nichts als Prahler waren,
Ihr könntet's denken auch von mir,

Gö. 2. 40

Drum nehm' ich Nichts, und zeig' Euch hier
Ein Päckel Pulver, freylich gut;
Die Waare hat sich selber loben thun.
Wenn es Euch schon gut gewesen,
Ist auf'm gedruckten Zettel zu lesen;
Und enthält das Päckel ganz
Ein Magenpulver und Purganz,
Ein Zahnpulverlein, honigsüße,
Und einen Ring gegen alle Flüsse.
Wird nur keine ein Batzen begehrt,
Ist in der Noth wohl hundert werth.

Hannswurst.

Schnupftuch 'rauf!

(Die Zuschauer kaufen vom Marktschreier.)

Milchmädchen.

Kauft meine Milch!
Kauft meine Eier!
Sie sind gut
Und sind nicht theuer,
Frisch, wie's Einer nur begehrt!

Zigeuner-Hauptmann.

Das Milchmädchen da ist ein hübsches Ding;
Ich kauft' ihr wohl so einen zinnernen Ring.

Zigeuner-Bursch.

O ja, mir wär' sie eben recht.

Zigeuner-Hauptmann.

Zuerst der Herr und dann der Knecht.

Beide.

Wie verkauft Sie Ihre Eier?

Milchmädchen.

Drei, Ihr Herr'n, für einen Dreier.

Beide.

Straf' mich Gott! Das sind sie werth!

(Sie macht sich von ihnen los.)

Milchmädchen.

Kauft meine Milch!
Kauft meine Eier!

Beide. (Sie halten sie.)

Nicht so wild!
O, nicht so theuer!

Milchmädchen.

Was sollen mir
Die teuren Freier?
Kauft meine Milch,
Kauft meine Eier!
Dann seid Ihr mir lieb und werth.

Doctor.

Wie gefällt Ihnen das Drama?

Amtmann.

Nicht! Sind doch immer Scandale.
Hab' auch gleich ihren Lauf gehen lassen,
Sie sollten das Ding gründlicher fassen.

Doctor.

Was sagte denn der Entrepreneur?

Amtmann.

Es käme dergleichen Zeug nicht mehr;
Und zuletzt Haman gehenkt erscheine,
Zu Warnung und Schrecken der ganzen Gemeine.

Hannswurst.

Schnupftuch 'rauf!

Marktschreier.

Die Herren gehn noch nicht von hinnen;
Wir wollen den zweiten Act beginnen.
Indessen können sie sich besinnen,
Ob sie von meiner Waare was brauchen.

Hannswurst.

Gebt Acht! Kommen Euch Thränen in die Augen.

Musik.

Esther und Mardochai (treten auf).

Mardochai (weinend und schluchzend).

O gräuliches Geschick! o schreckenvoller Schluß!
O Unthat, die Dir heut mein Mund verkünden muß!
Erbärmlich, Königinn, muß ich vor Dir erscheinen.

Esther.

So sag' mir, was Du willst, und hör' nur auf, zu weinen!

Mardochai.

Hü hü! es hält's mein Herz, hü hü! es hält's nicht aus.

Esther.

Geh', weine Dich erst satt; sonst bringst Du Nichts heraus.

Mardochai.

Hü hü! es wird mir noch, hü hü! das Herz zerspringen.

Esther.

Was gibt's denn?

Mardochai.

U hu hu! Ich soll heut Abend hängen!

Esther.

Ei, was Du sagst, mein Freund! Ei, woher weißt Du Dieß?

Mardochai.

Das iſt ja eins wie's andre; genug, es iſt gewiß!
Darf denn der Glückliche dem ſchlechten Tage trauen?
Darf Einer denn auf Zeit ſein Haus gesichert bauen?
Mich machte Deiner Gunſt ſo ſicher, Königinn!
Wie zittr' ich, da ich nun von den Verweiſungen bin!

Eſther.

Sag', wem gelüſtet's denn, mein Freund, nach Deinem Leben?

Mardochai.

Der ſtolze Haman hat's dem König angegeben.
Wenn Du Dich nicht erbarmſt, nicht eilſt, mir beizuſtehn,
Nicht ſchnell zum König gehſt: ſo iſt's um mich geſchehn!

Eſther.

Die Bitte, armer Mann, kann ich Dir nicht gewähren!
Man kommt zum König nicht, er möcht' es erſt begehren.
Tritt Einer unverlangt dem Königyer's Geſicht,
Du weißt, der Tod ſteht d'rauf! Gewiß, Dein Ernſt iſt's nicht!

Mardochai.

O, Unvergleichliche, Du haſt gar Nichts zu wagen;
Wer Deine Schönheit ſieht, der kann Dir Nichts verſagen!
Und in Geſetzen ſind die Strafen nur gehäuft,
Weil man ſonſt gar zu grob den König überläuft.

Eſther.

Und ſollt' ich auch, mein Freund, das Leben nicht verlieren,
Mich warnt der Vaſti Sturz, ich mag es nicht probieren!

Mardochai.

So iſt Dir denn der Tod des Freundes einerlei?

Eſther.

Allein was hilft es Dir? Wir ſtürben alle Zwei?

Mardochai.

Erhalt' mein graues Haupt, Geld, Kinder, Weib und Ehre!

Eſther.

Von Herzen gern, wenn's nur nicht ſo gefährlich wäre!

Mardochai.

Ich ſeh', Dein hartes Herz ruft ich vergebens an.
Gedenk', Undankbare, was ich für Dich gethan!
Erzogen hab' ich Dich von Deinen erſten Tagen;
Ich habe Dich gelehrt, wie Du Dich ſollſt betragen.
Du hätteſt lange ſchon des Königs Gunſt verſcherzt,
Er hätte lange ſchon Gift an Dir gezehrt,
Du biſt oft gar zu grob, und wirſt längſt verſtoßen,
Hätt' ich nicht Deine Lieb' und Deine Pflicht verſteinert.
Dir kam allein durch mich der König unter's Joch,
Und durch mich ganz allein beſitzeſt Du ihn noch.

Eſther.

Von ſelbſten hab' ich wohl nicht Gunſt noch Glück erworben;
Dir dank' ich's ganz allein, auch wenn Du längſt geſtorben!

Mardochai.

O, ſtürb' ich für mein Volk und unſer heilig' Land!
Allein ich ſterb' umſonſt durch die verwandte Hand.
Dort hängt mein graues Haupt, dem nur ſchönen Reizen,
Dem glüh'nden Sonnenſtrahl und bittern Schmerzen;
Dort naht geſchäftig mir, zum Winterzeitvertreib,
Ein garſtig Rabenvolk das ſüße Zeitvertreib!
Dort ſchlagen, ausgehöhlt, zuletzt die edeln Glieder
Von jedem leichten Wind mit Klappern hin und wieder!
Ein Gräuel allem Volk, ein ew'ger Schandfleck mir,
Ein Fluch auf Iſrael, und, Königinn — was Dir?

Eſther.

Gewiß großes Herzeleid! Doch kann ich es erlangen,
So ſollſt Du mir nicht lang am leid'gen Galgen hangen;
Und mit ſorgfält'gem Schmerz vortrefflich balſamiert,
Begrab' ich Dein Gebein, recht, wie es ſich gebührt.

Mardochai.

Vergebens wirſt Du dann den treuen Freund beweinen!
Er wird Dir in der Reih nicht mehr wie ſonſt erſcheinen,
Mit keinem Beutel Geld, den Du ſo eitrig nahmſt,
Wenn Du mit Schuldverdrug von Spiel und Handel kamſt;

Mit keinem neuen Kleid, noch Perlen und Juwelen.
Mein Geist erscheint Dir leer, und um Dich recht zu quälen,
Bringt er nur die Gestalt von Schlangen aus der Grust,
Und wenn Du's fassen willst, verschwindet's in die Luft.

Esther.

Ei, weißt Du was, mein Freund? Bedenke mich am Ende
Mit einem Capital in Deinem Testamente.

Mardochai.

Wie gerne thät' ich Das, von Deiner Huld gerührt!
Doch, leider! ist mein Gut auch sämmtlich confiscirt.
Und dann muß ich den Tod der Brüder auch besorgen;
Kein einz'ger bleibt zurück, Dir künftig mehr zu borgen.
Der schöne Handel fällt; es kommt kein Contrebande'
Durch unsre Industrie Dir künftig mehr zur Hand!
Die kleinste Zofe wird Nichts mehr an Dir beneiden;
Dich werden, Mägden gleich, inländ'sche Zeuge kleiden;
Und endlich wirst Du so mit hoffnungsloser Pein
Die Sclavinn Deines Manns und seiner Leute sein!

Esther.

Das ist nicht schön von Dir! Was brauchst Du's mir zu sagen?
Kommt einmal diese Zeit, dann ist es Zeit zu klagen.
(Weinend.)
Nein! Wird mir's so ergehn?

Mardochai.

Ich schwör' Dir, anders nicht!

Esther.

Was thu' ich?

Mardochai.

Reit' uns noch!

Esther.

Ach, geh' mir vom Gesicht!
Ich wollte —

Mardochai.

Königinn, ich bitte Dich, erhöre!
Was willst Du?

Esther.

Ach, ich weiß' — daß Alles anders wäre!
(Ab.)

Mardochai (allein).

Bei Gott! hier ist mich nicht manch' schönes Wort verdrießen;
Ich laß ihr keine Ruh', sie muß sich doch entschließen.
(Ab.)

Marktschreier.

Seiltänzer und Springer sollten nun kommen;
Doch haben die Tage so abgenommen.
Allein morgen früh bei guter Zeit
Sind wir mit unserer Kunst bereit.
Und wem zuletzt noch ein Päckel gefällt,
Der hat es um die Hälfte Geld.

Schattenspielmann (hinter der Scene).

Orgelum, Orgelei!
Dudeldumdei!

Doctor.

Laßt ihn herbeikommen.

Amtmann.

Bringt den Schirm heraus.

Doctor.

Thut die Lichter aus;
Sind ja in einem honetten Haus.
Nicht wahr, Herr Amtmann, man ist, was man bleibt!

Amtmann.

Man ist, wie man's treibt.

Schattenspielmann.

Orgelum, Orgelei!
Dudeldumdei!
Lichter weg! Mein Lämpchen nur,
Nimmt sich sonst nicht aus!
In's Dunkle da, Messames!

Doctor.

Von Herzen gern!

Schattenspielmann.

Orgelum, Orgelei! :,:
Ach, wie ist's Alles dunkel!
Finsterniß ist,
War sie all' wüst und leer,
Hab' sie all' nichts auf dieser Erd' gesehn'.
Orgelum :,:
Sprach sie Gott, 's werd Licht!
Wie's hell da 'reinbricht!
Wie sie all durk einander gehn,
Die Element' alle vier.
In sechs Tag Alles gemacht ist,
Sonn', Mond, Stern, Baum und Thier!
Orgelum, Orgelei!
Dudeldumdei!

Sieh' da Adam in die Paradies.
Sieh' da Eva, hat da der Schlang verführt,
Kreuzigzagt.
Mit Pein und Schmerz
Gebärt sie Schwerzen gebärt.
O weh!
Orgelum ꝛc.
Hat sie die Welt vermehrt
Mit viel gottloſe Leut',
Waren so fromm vorher!
Habe' gesungen, gebet't!
Glaube mehr an keine' Gott,
Is e Schand' und e Spott!
Seh' sie die Ritter und Damen,
Wie sie zusammen kamen,
Sich begeh', sich begatte'
In alle' grüne' Schatte',
Uf alle' grüne' Haide':
Kann Das unser Herr Gott leide?
Orgelum, Orgelei,
Dudeldumdei!
Fährt da die Sündfluth drein,
Wie sie gotteserbärmlich schrein;
All', all' ersaufen schwer,
Is gar keine Rettung mehr

Orgelum ꝛc.
Stuck sie, in vollem Schuß
Liegt schon Mensch und Vieh;
Macht ein End' all dieser Noth;
Fluch bei Tag, lieber Herre Gott!
Orgelum, Orgelei,
Dudeldumdei!

Doctor.

Ja, da wären wir geborgen!

Fräulein.

Empfehlen uns.

Amtmann.

Sie kommen doch wieder morgen?

Gouvernante.

Man hat an ein' Mal satt.

Doctor.

Jeder Tag seine eig'ne Plage hat.

Schattenspielmann.

Orgelum, Orgelei,
Dudeldumdei!

Das Neueste von Plundersweilern.

1 7 8 0.

Nachstehendes Gedicht verlangt eine kurze Einleitung, weil es sonst zum größten Theil unverständlich bleiben müßte.

Herzogin Amalia hatte die gnädige Gewohnheit eingeführt, daß sie allen Personen ihres nächsten Kreises zu Weihnachten einen heiligen Christ bescheeren ließen. In einem geräumigen Zimmer waren Tische, Gestelle, Pyramiden und Bankischkeiten errichtet, wo jeder Einzelne solche Gaben fand, die ihn theils für seine Verdienste um die Gesellschaft belohnen und erfreuen, theils auch wegen einiger Unarten, Angewohnheiten und Mißgriffe bestrafen und verwahnen sollten.

Zu Weihnachten 1780 verbanden sich Mehrere dieses Vereins, der Intendant gleichfalls eine Gabe darzubringen, welche nichts Geringeres sein sollte, als die Deutsche Litteratur der nächstvergangenen Jahre in einem Scherzbilde. Ueber diesen Gegenstand war so viel gesprochen worden, so viel gestritten und gemeint, daß sich manches Neckische wohl zusammenlassen ließ, und das Zerstreute in einem Bilde anzustellen möglich war. Nach Erfindung und Entwurf des Verfassers ward durch Rath Krause eine Aquarell-Zeichnung verfertigt, zu gleicher Zeit aber ein Gedicht geschrieben, welches die bunten und seltsamen Gestalten einiger Masken erklären sollte. Dieses Bild war auf einem vergoldeten Gestell eingerahmt und verdeckt, und als nun Jedermann sich über die empfangenen Gaben genugsam erfreut hatte, trat der Marktschreier von Plundersweilern, in der von Ettersburg her bekannten Gestalt, begleitet von der lustigen Person, herein, begrüßte die Gesellschaft, und nach Enthüllung und Beleuchtung des Bildes recitirte er das Gedicht, dessen einzelne Gegenstände der Zeigestock, wie sie eben vorkamen, mit der Pritsche bezeichnete. Dieser Scherz

gelang zur Erhebung der höchsten Genossen, nicht ohne kleinen Verdruß einiger Gegenwärtigen, die sich getroffen fühlen mochten.

Das Bild cursirt noch, wiederholen, und dürfte, von einem geschickten Kupferstecher geistreich radirt, zum völligen Verständniß des Gedichts, und dem Deutschen Publicum, das aber jene Zeiten sich längst auszulegen weiß, zur unterhaltlichen Unterhaltung dienen.

Weimar, den 30. April 1816.

Im Deutschen Reich gar wohl bekannt,
Ist der Ort, Plundersweilern genannt,
Und seines Jahrmarkts Lärm und Lust
Viel groß' und kleinem Volk bewußt;
Auch sieht man, daß zu einer Stadt
Der Flecken sich erweitert hat.

Und zwar mag es nicht etwa sein,
Wie zwischen — — — — — —,
Als wo man emsig und zu Hauf'
Macht Vogelbauer auf den Kauf,
Und sendet, gegen fremdes Geld,
Die Vög'lein in die weite Welt.

Vielmehr sind hier, wie in Paris,
Der Leute mehr als der Logis;
Und wie ein Haus gebaut sein mag,
Gleich ist's besetzt den andern Tag.

Besonders eine der längsten Gassen
Hat man für Leser erbauen lassen,
Wo in den Häusern, eng und weit,
Gelesen wird zu jeder Zeit;
Auswahl und Urtheil sind verbannt.
Mit neuen Büchern in der Hand,
Findt man, sowie man geht und steht,
Von Thürschwell' auf bis zum Privet,
Einen Jeden emsig sich erbauen
Und kaum zum Gruße seitwärts schauen.

Wie man denn schon seit langen Zeiten
Läßt Coffee öffentlich bereiten,
Daß für drei Pfennig' Jedermann
Sich seinen Magen verderben kann:
So theilt man nun den Leseschmaus
Liebhabern für sechs Pfennig' aus.

Von dieser Straße, lang und schön,
Könnt Ihr hier nur das Eckhaus sehn.
Hier schauen Damen und Herren herum
Begierig in das Publicum,
Wie Einer an den Andern rennt;
Und Abends sind sie gar content.

Vor ihrem Fenster, mit leichten Schritten,
Spatzirt ein Mädchen von schlechten Sitten,
Und bietet um geringen Preis
Gar vieler Menschen sauern Schweiß.
Ein Jeder wird sie laut verachten,
Es mag kein Mensch sie übernachten;
Und Alle kommen doch zu Haufen,
Ihr ihre Waaren abzukaufen.

Wie schlimm sieht's drum in jenem Haus,
In der uralten Handlung aus!
Gar einzeln naht sich dann und wann
Ein etwa grundgelehrter Mann,
Nach einem Zotte zu fragen;
Dagegen bücken viel' Autor-Magen
Sich mit demüthigen Geberden
Vor dem Papier-Patron zur Erden.
Auch ist das Haus, wie Jeder sagt,
Von böser Nachbarschaft geplagt;
Wie man Exempel jeden Tag
In der Abwende sehen mag.

Halt auf! O weh', welch ein Geschrei!
Was zerrt man diese Leut' herbei?
Was hat das arme Volk begangen?
Was wird mit ihnen angefangen?

Die aufgehängten Decken hier
Verkünden Euch den Herrn Barbier,
Dem, wo er irgend Stoppeln sieht,
Das Messer unter'n Händen glüht;
Und er rasirt, die Wuth zu stillen,
Zwar gratis, aber wider Willen;
Und bei dem ungebet'nen Schnitt
Geht auch wohl Haut und Nase mit.

Welch ein Palast am End' der Stadt
Ist's, wo er seine Bude hat!
Auf gutes Fundament gebaut,
Der alte Gegend überschaut.
Wer ist der vornehm reiche Mann,
Der also bau'n und wohnen kann?

Mit großer Lust und großem Glück
Hält ihr Serail hier Frau Critik.
Ein Jeder, er sei groß und klein,
Wird ihr gar sehr willkommen sein.
Sein Zimmer ist ihm gleich bereit,
Sein Essen auch zu rechter Zeit;
Er wird genähret und verwahrt
Nach seiner Art und seinem Bart.
Doch läßt, aus Furcht vor Neidesflammen,
Sie ihre Freunde nie zusammen.
Sie hat zwar weder Leut' noch Land,
Auch weder Capital noch Pfand,
Sie bringt auch selber Nichts hervor,
Und lebt und steht doch groß im Flor;
Denn was sie reich macht und erhält,
Das ist eine Art von Stempelgeld;

D'rum sehn wir alle arme Maaren
Zum großen Thor hineingefahren.

Am Aeußer läßt sich Einer drücken,
Der recht gut Alles greift zu packen;
Ein And'rer mißt das Werk mit Ellen;
Ein Dritter läßt's auf der Wage scharren;
Ein Vierter, eben auf dem Haus,
Klopft gar die alten Kleider aus.
Gar viele Aeußer sind auch zu;
Das deutet nicht auf ian're Ruh'.
Die Meisten arbeiten wie in der Brunst,
Und kommen selten an frische Luft.

Doch scheint's, Ihr möget nicht verweilen
Und gerne diesen Zug ereilen:
Bleibt nur ein wenig hinterdrein;
Ich fürcht', es möcht' gefährlich sein.

Unter dem Leichnam auf seinem Rücken
Seht Ihr einen jungen Herrn sich drücken,
Ein Schießgewehr in seiner Hand.
So trug er seinen Freund durch's Land.
Erzählt den traurigen Lebenslauf
Und fordert Jeden zum Mitleid auf.
Kaum hält er sich auf seinen Füßen,
Die Thränen ihm von den Wangen fließen,
Beschreibt gar rührend des Armen Noth,
Verweiflung und erbärmlichen Tod;
Wie er ihn endlich aufgerafft!
Das Alles ein wenig studentenhaft.
Da sag's entsetzlich an zu rumoren
Unter Klagen, Weinen und unter Thoren;
D'rum wünscht er, weit davon zu sein.

Denn seht, es kommen hinterdrein
Ein Chor schwermüthiger Jungfrauen,
Die sich gar ungeberdig stellen.
Mehr sag ich nicht; man kennt genug
Den ganzen uniformen Zug.

Jeder führt eine Jungfrau sein,
Die scheinen gleichen Sinns zu sein:
Denn sie tragen auf bunten Stangen
Paniere zierlich aufgehangen.
Die Zeichen ihrer Lust und Schmerz!
Einen rothen Mund, ein brennend' Herz;
Wie denn nun fast jede Stadt
Ihren eig'nen Mondschein artig hat.
Die Herzen klemmen und pochen sie sehr;
Man hört sein eigen' Wort nicht mehr;
Doch scheinen die Liebchen bei diesen Spielen
Noch seitwärts in die Welt zu schielen.

Laßt sie vorbei, und seht die Knaben,
Die in der Ecke ihre Kurzweil haben.
Die Laube, die sie faßt, ist klein;
Doch dünkt sie ihnen ein dichter Hain.
Sie haben aus Maien sie aufgesteckt
Und vor der Sonne sich bedeckt;
Mit Siegsgesang und Harfenschlag
Verkümmern sie den lieben Tag;
Sie krönen kreuzig sich wechselsweise,
Einer lebt in des Andern Preise;
Daneben man Kron' und Masken schaut.
Sie sitzen auf der Löwenhaut;
Doch gukkt, als wie ein Eidechse,
Ein Murmelthier d'runter vor.
Daraus denn bald ein Jedermann
Ihre hohe Zukunft errathen kann.

Ihr schaut Euch um, Ihr seht empor,
Leiht andern Stimmen Euer Ohr!
Ja, seht nur recht: dort eine Welt
In vielen Aechern dargestellt!
Man nennt's ein episches Gedicht;
So was hat Seinesgleichen nicht.

Der Mann, den Ihr am Pfahle seht,
Scheint halb ein Barde und halb Prophet.
Seine Vorfahren massen's buhlen,
Sie liegen wie Dogen zu seinen Füßen;
Auf ihren Häuptern steht der Mann,
Daß er seinen Helden erreichen kann.

Kaum ist das Lied nur halb gesungen,
Ist alle Welt schon liebdurchdrungen.
Man sieht die Paare zum Erbarmen
In jeder Stellung sich umarmen.
Ein Zögling kniet ihm an dem Rocken,
Der denkt die Welt erst zu beglücken.
Zeigt des Propheten Strumpf und Schuh,
Betheuert, er hab' auch Heien dazu;
Und, was sich Niemand denken kann,
Einen Steiß habe der große Mann!

Vor diesem himmlischen Bericht
Fällt die ganze Schule auf's Angesicht,
Und rufen: „Preis Dir in der Höh',
O, trefflicher Enfantin!“

Der Adler umgestürzte Zier!
Der Deutsche Bär, ein feines Thier!
Wie viele Wunder, die geschehn,
Kennt Ihr hier nicht auf einmal schon!
Er hat auch eine Heitel-Fabrik;
Die zeigt sich nicht auf diesem Stück.

Ihr kennt den himmlischen Meister!
Ein Gott ist er zwar von Natur;
Doch sind ihm Stelzen zum irdischen Leben
Als wie ein Pfahl in's Fleisch gegeben;
Darauf macht er durch des Volkes Mitte
Des Jahrs zweil weite Wetterschritte.
Auf seinen Scepter und seine Ruthe
Thut er sich etwas was zu Gute.
Vergebens ziehen und zerren die Knaben
Und möchten ihn gerne herunter haben;
Vergebens lügt Du, thörichte Kind!
Die Stelzen, wie er, unsterblich sind.

Es ſchaut zu ihm ein großer Haufe
Von mancherlei Bewunderern auf;
Doch dieſes Paſſe, ſo ſchwer und groß,
Wird er wohl ſchwerlich jemals los.

Wie iſt mir? Wie, erſcheint ein Engel
In Werken mit dem Liebesengel?
Er bringt einen Lorbeerkranz hernieder,
Er ſieht ſich um und ſucht ſich Brüder.

Wer ſagt mir ein vernünftig' Wort:
Was treiben die eilenden Knaben dort?
Seht Ihr nicht, wie geſchickt ſie's machen!
Seht doch, wie ſteigen ihre Drachen!
Sieht er nicht ſchnell und hoch genung?
Man nennt es einen Oden-Schwung.

Die Andern führ' ich Euch nicht vor;
Sie haben mit dem Plaiſirehr
Nach Schmetterlingen unverdroſſen
Mit Lettenkugeln lang geſchoſſen;
Und dann war ſtets das arme Ding
Ein lahmgeſchoſſ'ner Schmetterling.

Die kleinen Jungens in der Pfützen,
Laßt ſie mit ihren Schuſſern ſitzen!
Und laßt uns ſehn; dort ſtändt's im Sand,
Dort zieht ein wüthig' Heer zu Land.

Zuvörderſt ſprengt ein Ritersmann
Auf einem zweideutigen Pferdlein an;
Ein hoher Federbuſch ihn ziert,
Die Lanze er gar ſteif regiert,
Von Kopf zu Fuß in Stahl vermummt,
Daß jeder Bauer und Knecht verſtummt.
Als Ritter nimmt er Preis und Gruß;
Doch eigentlich geht er zu Fuß.

Hinter ihm wird kein Gutz geſchafft.
Es reißet Einer mit voller Kraft
Die Bäume ſammt den Wurzeln aus;
Die Vögel fliegen zu den Neſtern heraus.
Sein Haupt trägt eine Felſenmütze,
Sein Schnitzeln ſchüttert Ritterſitze.
Entſetzt Euch nicht ob dieſer Stärke
Und der modernen Simſons-Werke:
Denn aller Rieſenvorrath hier
Iſt nur von Pappe und von Papier.

Ein And'rer trägt einen Cometen-Hut;
Ein Dritter beißt in die Steine vor Wuth,
Sie ſtolpern über Särg' und Leichen;
Dem Pathos iſt Nichts zu vergleichen.
Sie möchten gerne mit beſſen Schaaren
Aus ihren eig'nen Häuten fahren;
Doch ſpürn ſie darin zu ſehr,
Drum es Jeder endlich bewenden läßt.

Im Vordergrund ſind zwei feine Knaben,
Die gar ein' artig' Kurzweil haben.
Am Deutſchheit ſich zu zieren iſt
Hat Jeder ſein armes Mammá zerſchligt;
Sie ziehen die Hemdchen durch die Spalten,
Das gibt gar wunderreiche Falten;
Die Puffen ſtehn gut zu Geſicht;
Sie ſchonen ſogar der Höschen nicht.
Sie werden bald ihr Ziel erreichen
Und Deutſchen Bettelzungen gleichen.

Wenn ich nun Jemand' rathen mag,
So hat er genug für dieſen Tag.
Und geht den Lärm und das Geſchrei,
Was hinten ſich erhebt, vorbei.

Die Bude, die man dorten ſchaut,
Iſt ſchon vor Alters aufgebaut,
Worein gar Mancher, wie ſich's gebührt,
Nach ſeiner Art ſich proſtituirt.
Die feſten Säulen zeigen an,
Der Ort ſich nicht bewegen kann;
Ein Mann, der droben im Reifrock ſteht,
Deutet auf hohe Gravität.
Doch Wurſtel läßt ſich nicht vertreiben,
Läßt ſeine Neckerei nicht bleiben;
Indeß ein neuer Unfall droht,
Und bringt den Alten faſt den Tod.

Eine Rotte, kürzlich angekommen,
Hat das Portal ſchon eingenommen,
Und nagelt, ihr iſt nicht zu wehren,
An's Frontiſpiz zwei Hemiſphären,
Eröffnet nun die weite Welt
Erobernd zum Theater-Feld;
Darauf denn Jeder bald verſteht,
Wie es von London nach China geht.
Und ſo hat man für wenig Geld
Gleich eine Fahrt um die ganze Welt;
Es poltert Alles drüber und drunter,
Die Knaben jauchzen laut mitunter,
Und auf den Dielen wohlverſchanzt
Die Schellenkapp' wird aufgepflanzt.
Kein Menſch iſt ſicher ſeines Lebens;
Es wehrt der Held ſich nur vergebens;
Es gehen beinah' in dieſer Stunde
Conſtitut und Conſtitut zu Grunde,
Die man, als heilige Perſonen,
Von je gewohnt war, zu verſchonen.
Und dieſer Lärm dient auf einmal
Auf unſerm Schauſpiel zum Finale.

Ein Faſtnachtſpiel.

Auch wohl zu tragiren nach Oſtern.

Von

Pater Brei, dem falſchen Propheten.

Zur Lehr', Nutz' und Kurzweil gemeiner Chriſtenheit, inſonderheit Frauen und Jungfrauen zum guten Exempel.

Würzkrämer

(in ſeinem Laden).

Junge, hol' mir die Schachtel dort droben!
Der Teufelskaff hat mir Alles verſchoben.
Mir war mein Laden wohl eingericht',
Fehlt' auch darin an Ordnung nicht!
Mir war eines Jeden Platz bekannt,
Die nöthigſt' Waar' ſtand bei der Hand,
Tabak und Caffee, ohn' den zu Tag
Kein Höckenweib mehr leben mag.
Da kam ein Teufelspfäfflein in's Land,
Der hat uns Kopf und Sinn verwandt,
Sagt, wir wären unordentlich;
An Sinn und Manier den Studenten gleich,
Könnt' nur're Haushaltung nicht beſtehen,
Müßten All' ärſchlings zum Teufel gehen,
Wenn wir nicht thäten ſeiner Ordnung
Uns übergeben und geiſtlicher Regierung.
Wir waren Bürgersleut' guter Art,
Glaubten dem Kerl auf ſeinen Bart,
Darin er freilich hat nicht viel' Haar;
Wir waren bethört eben ganz und gar.
Da kam er denn in den Laden herein,
Sagt: „Verflucht! Das ſind mir Schwein!
Wie Alles durcheinander ſteht!
Müßt's einrichten nach dem Alphabet.“
Da kriegt er meinen Kaſten Caffee
Und ſetzt mir ihn oben hinauf in's E,
Und ſtellt mir die Tabaksbüchſen weg,
Dort hinten in's F, zum Teufelsdreck:
Achtet' eben Alles d'rüber und d'runter,
Ging weg und ſprach: „Se beſteh's jetzunder!“
Da macht' er ſich an meine Frauen,
Die auch ein Pfäffchen nunzichauen;
Ich bat mir aber die Ehr' auf ein ander' Mal aus;
Und ſie ſchafft' ich mir'n auf dem Haus.
Er hat mir's aber auch gedacht
Und mir einen verfluchten Streich gemacht:
Sonſt hielten wir's mit der Nachbarinn,
Ein altes Weib von treuem Sinn;
Mit Der hat er uns auch entzweit.
Man ſieht ſie faſt nicht die ganze Zeit;
Doch da kommt ſie ja eben her.

Nachbarinn (kommt).

Würzkrämer.

Frau Nachbarinn, was iſt Ihr Begehr'?

Sibylla, die Nachbarinn.

Hätte gern für zwei Pfennig Schwefel und Zunder.

Würzkrämer.

Ei ſieh', 's iſt ja ein großes Wunder,
Daß man nur einmal hat die Ehr'!

Sibylla.

Ei, der Herr Nachbar braucht Einen nicht ſehr.

Würzkrämer.

Red' Sie Das nicht. Es war ein' Zeit,
Da wir waren gute Nachbarsleut',
Und borgten einander Schüſſeln und Teller;
Wär' auch Alles gut geweſen;
Aber vom Pfaffen kommt her Neid,
Mißtrau'n, Verdruß und Zwiſtigkeit.

Sibylla.

Red' Er mir Nichts über'n Herr Pater:
Er iſt im Haus als wie der Vater,
Hat über meine Tochter viel Gewalt,
Zeigt ihr, wie ſie ſoll werden klug und alt,
Und iſt ein Menſch von viel Verſtand,
Hat auch geſehn ſchon manches Land.

Würzkrämer.

Aber bedenkt Sie nicht dabei,
Wie ſehr gefährlich der Pfaff' Ihr ſei?
Was that er an ihrer Tochter lecken,
An fremden, verbot'nen Speiſen ſchlecken?
Was ward' Herr Balandrino ſagen,
Wenn er zurückkäm' in dieſen Tagen,
Der in Italia zu dieſer Friſt
Unter'n Dragonern Hauptmann iſt,

Und ist ihrer Tochter Bräutigam.
Nickt blickt und trottelt wie ein Lamm?

Sibylla.

Herr Nachbar, Er hat ein böses Maul;
Er glaubt dem Herrn Pater kein'n blinden Gaul.
Mein' Tochter, die ist in Büchern belesen,
Das ist dem Herrn Pater just sein Wesen;
Auch red't sie beständig allermeist
Von ihrem Herzen, wie sie's heißt.

Würzkrämer.

Frau Nachbarinn, Das ist Alles gut;
Eu're Tochter ist ein junges Blut
Und kennt den Teufel der Männer Ränken,
Warum sie sich an die Maidels henken;
Die ganze Stadt ist voll davon.

Sibylla.

Lieber Herr Nachbar, weiß Alles schon;
Meint Er denn aber, Herr, beim Blut,
Daß mein Maidel was Böses thut?

Würzkrämer.

Was Böses? Davon ist nicht die Red';
Es ist nur aber die Frag', wie's steht.
Sieht Sie, ich muß Ihr deutlich sagen:
Ich stand ungefähr dieser Tagen
Hinten am Holunderzaun;
Da kam mein Pfäffiein und Mädelein traun,
Gingen auf und ab spaziren,
Thäten einander umschlungen führen,
Thäten mit Aeuglein sich begäffeln,
Einander in die Ohren käffeln,
Als wollten sie eben alsogleich
Miteinander in's Bett oder in's Himmelreich.

Sibylla.

Dafür habt Ihr eben keine Sinnen;
Ganz geistlich ist sein Beginnen,
Er ist von Fleischbegierden rein,
Wie die lieben Herzenzelein.
Ich wollt', Ihr thätet ihn nur recht kennen,
Würdet ihn gern einen Heiligen nennen!

(Frau Sibylla, die Nachbarinn, ab.)

Balandrino

(der Venezener-Hauptmann, tritt auf und spricht).

Da bin ich nun, durch viele Gefahr
Zurückgekehrt im dritten Jahr,
Hab' in Italia die Pfaffen gelaus't
Und manche Republik gezaus't.
Bin nur jetzt von Sorgen getrieben,
Wie es drinne steht mit meiner Lieben,
Und ob sie, wie in der Stadt man sagt,
Sich mit dem Teufelspfaffen behagt.
Will doch gleich den Nachbar fragen;
War ein redlich Kerl in alten Tagen.

Würzkrämer.

Herr Hauptmann, seid Ihr's? Gott sei Dank!
Haben Euch halt erwart't so lang.

Hauptmann.

Ich bin freilich lang geblieben.
Wie habt Ihr's denn die Zeit getrieben?

Würzkrämer.

So bürgerlich. Eben leidlich dumm.

Hauptmann.

Wie steht's in der Nachbarschaft herum?
Ist's wahr —

Würzkrämer.

Seid Ihr etwa schon vergift't?
Da hat Einer ein bös' Ey gelegt.

Hauptmann.

Sagt, ist's wahr mit dem Pfaffen?

Würzkrämer.

Herr, ich hab' Nichts mit dem Mist zu schaffen;
Aber so viel kann ich Euch sagen:
Ihr müßt nit mit Zeter und Schwert d'rein-schlagen;
Müßt erst mit eig'nen Augen sehn,
Wie's d'rinnen thut im Haus hergehn.
Kommt nur in meine Stube 'nein;
So eben fällt ein Schwank mir ein.
Laßt Euch's unangefochten sein;
Eu're Braut ist ein gutes Ding,
Und der Pfaff nur ein Däumerling.

(Er geht ab.)

Wird vergessen der Frau Sibylla Garten. Treten auf das Pfäffiein und Leonora, sich an den Händen haltend.

Pfaff.

Wie ist doch heut der Tag so schön!
Gar lieblich ist's, spaziren zu gehn.

Leonora.

Wie schön wird nicht erst sein der Tag,
Da mein Balandrino kommen mag!

Pfaff.

Wollt Euch wohl gönnen die Herzensfreude!
Doch wir sind indeß beisammen heute,
Und ergetzen unsere Brust
Mit Freundschaft und Gesprächeslust.

Leonora.

Wie wird Euch Balandrino schätzen,
An Euerm Umgang sich ergetzen,
Erkennen Euer edel' Geblüt,
Frei und liebevolles Gemüth,
Und wie Ihr wollet Allen gut,
Niemals zu viel noch zu wenig thut!

Pfaff.

O Jungfrau, ich mit Seel' und Sinn
Bin immerdar Dein eigen hin;
Doch, den Du Bräutigam thuſt nennen,
Mög' er ſo Deinen Werth erkennen!
O, himmlich glücklich iſt der Mann,
Der Dich die Seine nennen kann!

(Sie gehen vorüber.)

Tritt auf Balandrino, der Hauptmann, verkleidet in einen alten Edelmann, mit weißem Bart und Ziegen-Perrücke, und der Würzkrämer.

Würzkrämer.

Hab' Euch nun geſagt des Pfaffen Geſchicht';
Wie er Alles nach ſeinem Gehirn einricht',
Wie er will Berg und Thal verleihen,
Alles Aasbe mit Gips und Kalk verſtreichen,
Und endlich malen auf das Weiß'
Sein Geſicht oder ſeinen Steiß.

Hauptmann.

Wir wollen den Kerl gewaltig curiren
Und über die Ohren in Dreck 'neinführen!
Geht jetzt ein Bißchen nur bei Seit'.

Würzkrämer.

Wenn Ihr mich braucht, ich bin nicht weit.

(Geht ab.)

Hauptmann.

Ho! Hetta! Ho!

Sibylla.

Welch ein Geſchrei?

Hauptmann.

Treff' ich nicht hier den Pater Brei?

Sibylla.

Er wird wohl in dem Garten ſein;
Ich ſchick' ihn Ihnen gleich herein.

(Ab.)

Der Pfaff (tritt auf und ſpricht).

Womit kann ich dem Herren dienen?

Hauptmann.

Ich bin ſo frei, mich zu erkühnen,
Den Herren Pater hier anzutreiben;
Sie müſſen's Ihrem Amt zuſchreiben.
Ich habe ſo viel Gut's vernommen
Von Vielen, die da und dort herkommen:
Wie Sie überall haben genug
Der Menſchen Gunſt und guten Geruch;
Wollt' Sie doch eiligſt kennen lernen,
Aus Furcht, Sie möchten ſich bald entfernen.

Pfaff.

Mein lieber Herr, wer ſind Sie dann?

Hauptmann.

Ich bin ein reicher Edelmann,
Habe gar viel Gut und Geld;
Die ſchönſten Dörfer auf der Welt;
Aber mir fehlt's am rechten Mann,
Der Mir Das gubernieren kann.
Es geht, geht Alles durcheinander,
Wie Mäuſedreck und Coriander;
Die Nachbarn leben in Zank und Streit,
Unter Brüdern iſt keine Einigkeit,
Die Mägde ſchlafen bei den Buben,
Die Kinder beſſern in die Stuben;
Ich fürcht', es kommt der jüngſte Tag!

Pfaff.

Ach, da wird Alles gut darnach!

Hauptmann.

Ich hätt's eben noch gern gut vorher;
D'rum verlanget mich zu wiſſen ſehr,
Wie Sie denken, ich ſollt's anfangen.

Pfaff.

Können nicht zu Ihrem Zweck gelangen.
Sie müſſen denn einen Plan diſponiren,
Und den mit Sicherheit vollführen.
Da muß Alles calculirt ſein;
Da darf kein einzeln' Geſchöpf hinein.
Mäus' und Ratten, Floh' und Wanzen,
Müſſen Alle beitragen zum Ganzen.

Hauptmann.

Das thun ſie jetzt auch, ohne Kunſt.

Pfaff.

Doch iſt Das nicht das Rechte', mit Gunſt;
Es geht ein Jedes ſeinen Gang;
Doch ſo ein Reich, das dauert nicht lang.
Muß Alles in einander greifen,
Nichts hinüber, herüber ſchweifen;
Das gibt alsdann ein Reich, das hält
Im ſchönſten Flor bis an's End' der Welt!

Hauptmann.

Mein Herr, ich hab' hier in der Näh'
Ein Völklein, da ich gerne ſäh',
Wenn Eu're Kunſt und Wiſſenſchaft
Wollt' da beweiſen ihre Kraft.
Sie führen ein Sodomitiſch Leben,
Ich will ſie Eu'rer Aufſicht übergeben;
Sie leben Alle durch die Naſen,
Haben Wänſte, ſehr anſehnlich,
Und ſchmauzen jeden Chriſten an,
Und lauſen davon vor Jedermann.

Pfaff.

Da iſt der Fehler, da ſitzt es eben!
Sobald die Leute wie Wilde leben,
Und nicht bethulich und freundlich ſind;
Doch Das verbeſſert ſich geſchwind.

Erwin und Elmire.

Ein Singspiel.

Von

Goethe.

Achte Ausgabe.

Leipzig,
bey Georg Joachim Göschen,
1788.

Hab' ich doch mit Heidenweiten,
Auf meinen Reisen aller Orten,
Aus rohen, ungemeich'nen Leuten,
Die lebten wie Juden, Türken und Heiden,
Zusammengebracht eine Gemein',
Die lieben, wie Maienkäferlein
Euch und die Geistesbrüderlein.

Hauptmann.

Wollet Ihr nicht gleich hinausreiten?
Der Herr Nachbar soll Euch begleiten.

Pfaff.

Der ist sonst nicht mein guter Freund.

Hauptmann.

Herr Vater, mehr, als Ihr es meint!

(Sie gehen ab.)

Hauptmann

(kommt zurück und spricht).

Nun muß ich noch ein Bißchen sehn,
Wie's that mit Leonore'n stehn.
Ich thu' sie wohl unschuldig schätzen;
Der Pfaff kann Nichts, als prahlen und schwätzen.
Da kommt sie eben recht herein.
Jungfrau, Sie scheint betrübt zu sein!

Leonora.

Mir ist's im Herzen weh' und bange;
Mein Bräutigam, der bleibt so lange!

Hauptmann.

Liebt Ihr ihn denn allein so sehr?

Leonora.

Ohn' ihn möcht' ich nicht leben mehr.

Hauptmann.

Der Vater Euch ja hoffen thut?

Leonora.

Ach ja, Das ist wohl Alles gut;
Aber gegen meinen Bräutigam
Ist der Herr Vater nur ein Schwamm!

Hauptmann.

Ich fürcht', es wird ein Hurry geben,
Wenn der Hauptmann hört Euer Leben.

Leonora.

Ach nein! Denn ich ihm schwören kann,
Denke nicht dran, der Pfaff sei Mann;
Und ich dem Hauptmann eigen bin
Von ganzem Herzen und ganzem Sinn.

Hauptmann

(setzt Perrück und Bart weg und entdeckt sich).

So komme denn an meine Brust,
O Liebe, meines Herzens Lust!

Leonora.

Ist's möglich? Ach, ich glaub' es kaum;
Die himmlisch' Freude ist ein Traum!

Hauptmann.

O, Leonor', bist treu genug!
Wärst Du gewesen auch so klug!

Leonora.

Ich bin ganz ohne Schuld und Sünd'.

Hauptmann.

Das weiß ich wohl, mein liebes Kind!
Die Aerzte sind vom Teufel besessen,
Schnuppern herum an allen Essen,
Lecken den Weiblein die Ellenbogen.
Stellen sich gar zu wohlgezogen,
Nisten sich ein mit Schmeicheln und Lügen
Wie Zitzläus', sind nicht herauszukriegen.
Aber ich hab' ihn prostituirt:
Der Nachbar hat ihn hinausgeführt,
Wo die Schwein' auf die Weide gehn;
Da mag er bekehren und lehren schön!

Nachbar Würzkrämer

(kommt lachend, außer Athem).

Gott grüß' Euch, edles, junges Paar!
Der Pfaff ist rasend ganz und gar,
Läuft wie wüthig hinter mir d'rein.
Ich führt' ihn draußen zu den Schwein'n;
Sperrt' Maul und Augen auf, der Matz,
Als ich ihm sagt', er wär' am Platz:
Er säh', sie red'ten durch die Nasen,
Hätten Bäuche, sehr aufgeblasen,
Wären unfreundlich, grob und liederlich,
Schnanzten und bissen sich unbrüderlich,
Lebten ohne Religion und Gott
Und Ordnung, wie jene Hottentott';
Möcht' sie nun machen all' honett,
Und die Frömmst' nehmen mit zu Bett.

Hauptmann.

Thät' er d'rauf wacker rasen?

Würzkrämer.

Viel Fluch' und Schimpf aus'm Rachen blasen.
Da kommt er ja gelaufen schon.

Pfaff (außer Athem).

Wo hat der Teufel den Lujon?

(Erschrickt, da er den Hauptmann sieht.)

Hauptmann.

Herr Pfaff, erkennt er nun die Schlingen?
Sollt' Ihm wohl noch ein Gratias singen;
Doch mag Er frei seiner Wege gahn;
Nur hör' er noch zwei Wörtchen an.
Er meint, die Welt könnt' nicht bestehen,
Wenn Er nicht that' d'rauf herumgehen;

Pfaff.

Fällt ſich ein wunderlicher Streich'
Von ſeinem himmliſch geiſtgen Reich;
Meint, Er wolle die Welt verbeſſern,
Ihre Glückſeligkeit vergrößern,
Und lebt ein Jedes doch fortan
So übel und ſo gut es kann.
Er denkt, Er trägt die Welt auf'm Rücken;
Fängt Er uns nur einmal die Mücken!
Aber da iſt Nichts recht und gut,
Als was Herr Vater ſelber thut.
Thät' gerne eine Stadt abbrennen,
Weil Er ſie nicht hat bauen können;
Findt's verflucht, daß, ohn' ihn zu fragen,
Die Sonn' ſich auf und ab kann wagen.
Doch, Herr, damit Er uns beweiſ't,
Daß ohne Ihn die Erde reißt,
Zuſammenſtürzen Berg und Thal,
Probir' Er's nur, und ſterb' Er einmal;
Und wenn davon auf der ganzen Welt
Ein Schweinſtall nur zuſammenfällt,
So erklär' ich Ihn für einen Pyrrheien,
Will ihn mit all' meinem Haus anbeten.

(Der Pfaff zieht ab.)

Hanſemann.

Und Du, geliebtes Lorchen mein,
Wirſt gleich ein Wickelkindelein.
Das ſchreit nach Brei und Suppe lang;
Drob wird der Mutter angſt und bang.
Ihr Brei iſt noch nicht gar und recht;
Drum nimmt ſie ſchnell ein Lümpchen ſchlecht,
Und kaut ein Zuckerbrod hinein,
Und ſteckt's dem Kind in's Mündelein.
Da ſaugt's und zutzelt denn um ſein Leben,
Will ihm aber keine Sättigung geben;
Es zieht erſt allen Zucker aus,
Und ſpeit den Lumpen wieder aus.
So laßt uns denn den Schnaken belachen,
Und gleich von Herzen Hochzeit machen!
Ihr Jungfrauen, laßt Euch nimmer küſſen
Von Pfaffen, die ſonſt Nichts wollen noch wiſſen;
Denn wer möcht' Einen zu Tiſche laden
Auf den bloßen Geruch zu einem Braten?
Es gehört zu jeglichem Sacrament
Geiſtlicher Anfang, leiblich' Mittel, fleiſchlich' End'.

Satyros, oder der vergötterte Waldteufel.

Drama.

1 7 7 0.

Erſter Act.

Einſiedler.

Ihr denkt, Ihr Herr'n, ich bin allein,
Weil ich nicht mag in Städten ſein? —
Ihr irrt Euch, liebe Herren mein!
Ich hab' mich nicht hierher begeben,
Weil ſie in Städten ſo ruchlos leben
Und Alle wandeln nach ihrem Trieb,
Der Schmeichler, Heuchler und der Dieb;
Das hätt' mich immerfort geärgert,
Wollten ſie nur nicht ſein hochgeſchätzt,
Beſtehlen und be —— mich, wie die Raben,
Und noch dazu Reverenzen haben!
Ihrer langweiligen Narrheit ſatt,
Bin herausgezogen in Gottes Stadt;
Wo's freilich auch geht d'rüber und d'runter,
Und geht demungeacht' nicht unter.
Ich ſah im Frühling ohne Zahl
Blüthen und Knospen durch Berg und Thal,
Wie Alles drängt und Alles treibt,
Kein Blättlein ohne Keimlein bleibt.
Da denkt nun gleich der ſteif' Philiſter:
Das iſt für mich und meine Geiſtverwandter.
Unſer Herrgott iſt ſo gnädig heuer;
Hätt' ich's doch ſchon in Faß und Scheuer!
Unſer Herrgott ſpricht: „Aber mir nit ſo;
Es ſollen's Andre' auch werden froh!“
Da lockt uns denn der Sonnenſchein
Stroh- und Schwalb' aus der Fremd' herein,
Den Schmetterling aus ſeinem Haus,
Die Fliegen aus den Ritzen 'raus,
Und brütet das Mannervölklein aus.
Das quillt All' von Erzeugungskraft,
Wie ſich's hat aus dem Schlaf gerafft;
Vögel und Fröſch' und Thier' und Mücken
Begehn ſich zu allen Augenblicken,
Hinten und vorn, auf Bauch und Rücken.

Doch man auf jeder Blüth' und Blatt
Ein Eh'- und Wochenbettlein hat.
Und sag' ich dann im Herzen mein,
Lob Gott mit allen Würmelein.
Das Volk will dann zu essen haben,
Verehren beschert Gottesgaben.
So trägt's Würmlein frisch Kräuterblatt,
Das Würmlein macht das Lerchlein satt;
Und weil ich auch bin zu essen hier,
Mir das Lerchlein zu Gemüthe führ'.
Ich bin dann auch ein häuslich' Mann,
Hab' Haus und Stall und Garten d'ran.
Mein Gärtlein, Früchtlein ich beschütz'
Vor Kält' und Raupen und dürrer Hitz'.
Kommt aber herein der Kieselschlag
Und fouragirt mir an einem Tag,
So ärgert mich der Streich fürwahr;
Doch leb' ich noch am End' vom Jahr,
Wo mancher Wähwolf ist schon todt,
Aus Aengsten vor der Hungersnoth.

(Man hört von ferne brüllen.)

U! U! Au! Au! Weh'! Weh'! Ai! Ai!

Einsiedler.

Welch ein erbärmlich' Weh'geschrei!
Muß eine verwund'te Bestie sein.

Satyros.

O weh', mein Rücken! O, weh' mein Bein!

Einsiedler.

Gut' Freund, was ist Euch Leid's geschehn?

Satyros.

Dumme Frag'! Ihr könnt's ja sehn.
Ich bin gestürzt — entzwei mein Bein!

Einsiedler.

Hebt auf! Hier in die Hütte 'rein.

(Einsiedler hebt ihn auf, trägt ihn in die Hütte und legt ihn auf's Bett.)

Einsiedler.

Halt still, daß ich die Wund' beseh'!

Satyros.

Ihr seid ein Flegel, Ihr thut mir weh'!

Einsiedler.

Ihr seid ein Frosch! So halt' denn still!
Wie Teufel, ich Euch da schinden will?

(Verbindet ihn.)

So bleibt nur wenigstens in Ruh'!

Satyros.

Schafft mir Wein und Obst dazu.

Einsiedler.

Milch und Brod, sonst Nichts auf der Welt.

Satyros.

Eu're Wirthschaft ist schlecht bestellt.

Einsiedler.

Des vornehmen Gastes mich nicht versah.
Da kostet von dem Käse da.

Satyros.

Pfui! Was ist Das für Geschmack,
Und mag'rer als ein Bettelsack.
Da dreben im Gebirg die wilden Ziegen,
Wenn ich eine bei'n Hörnern thu' kriegen,
Soff' mit dem Maul ihre vollen Zitzen,
Thu' mir mit Macht die Gurgel bespritzen:
Das ist, bei Gott! ein ander' Wesen.

Einsiedler.

D'rum eilt Euch, wieder zu genesen.

Satyros.

Was blas't Ihr da so in die Hand?

Einsiedler.

Seid Ihr nicht mit der Kunst bekannt?
Ich hauch' die Fingerspitzen warm.

Satyros.

Ihr seid doch auch verteufelt arm.

Einsiedler.

Nein, Herr, ich bin gewaltig reich;
Meinem eig'nen Mangel helf' ich gleich;
Wollt Ihr von Supp' und Kraut nicht was?

Satyros.

Das warm' Geschlapp, was soll mir Das?

Einsiedler.

So legt Euch denn einmal zur Ruh',
Bringt ein Paar Stund' mit Schlafen zu.
Will sehen, ob ich nicht etwan
Für Euern Gaumen was finden kann.

Zweiter Act.

Satyros (erwachend).

Das ist eine Hundelagerstätt'!
Ein's Missethäters Folterbett!
Aufliegen hab' ich 'than mein'n Rücken;
Und die Unzahl verfluchter Mücken!
Bin kommen in ein garstig Loch.
In meiner Höhl', da lebt man doch,
Hat Wein im wohlgeschnitzten Krug
Und fette Milch und Käs' genug. —
Kann doch wohl wieder den Fuß betreten? —
Da ist dem Aerl sein Platz zu beten.

Es thut mir in den Augen weh',
Wenn ich dem Narren seinen Herrgott seh'.
Weiß lieber eine Zwiebel anbeten,
Bis mir die Thrän' in die Augen träten,
Als öffnen meines Herzens Schrein
Einem Schnitzbildlein, Quentchenlein.
Mir geht in der Welt Nichts über mich;
Denn Gott ist Gott, und ich bin ich.
Ich denk', ich schleiche so hinaus;
Der Teufel hol' den Herrn vom Haus!
Könnt' ich nicht etwa brauchen was?
Das Leinwand nun wär' so ein Spaß.
Die Maidels lausen so vor mir;
Ich denk', ich bind's so etwa für.
Seinen Herrgott will ich 'runterreißen
Und draußen in den Gießbach schmeißen.

Dritter Act.

Satyros.

Ich bin doch müd'; 's ist höllisch schwül.
Der Brunn', der ist so schattenkühl.
Hier hat mir einen Königsthron
Der Rasen ja bereitet schon:
Und die Lüftelein laden mich all',
Wie lose Buhlen ohne Zahl.
Natur ist rings so liebebang;
Ich will dich letzen mit Lied' und Sang.

Zwei Mägdlein (mit Wasserkrügen).

Arsinoe.

Hör', wie's daher so lieblich schallt!
Es kömmt vom Brunn' oder aus'm Wald.

Psyche.

Es ist kein Knab' von unsrer Flur;
So singen Himmelsgeister nur.
Komm', laß uns lauschen!

Arsinoe.

Mir ist bang.

Psyche.

Mein Herz, ach, lechzt nach dem Gesang!

Satyros (singt).

Dein Leben, Herz, für wen erzieht's?
Dein Adlerauge, was erspäht's?
Dir huldigt ringsum die Natur,
's ist Alles Dein;
Und bist allein,
Bist elend nur!

Arsinoe.

Der singt wahrhaftig gar zu schön!

Psyche.

Mir will das Herz in meiner Brust vergehn.

Satyros (singt).

Hat Weisheit vom Himmel gelehret
Und Fels und Wald und Fluß genähret;
Und wonnlicher war Dein Lieb der Flur
Als Sonnenschein;
Und bist allein,
Bist elend nur!

Psyche.

Welch göttlich hehres Angesicht!

Arsinoe.

Siehst denn seine langen Ohren nicht?

Psyche.

Wie glühend stark umher er schaut!

Arsinoe.

Möcht' d'rum nicht sein des Wunders Braut.

Satyros.

O, Mädchen hold, der Erde Zier,
Ich bitt' Euch, fliehet nicht vor mir!

Psyche.

Wie kommst Du an den Brunnen hier?

Satyros.

Woher ich komm', kann ich nicht sagen;
Wohin ich geh', magst Ihr nicht fragen.
Gebrechlich sind mir die Stunden,
Da ich Dich, liebes Paar, gefunden!

Psyche.

O, lieber Fremdling, sag' uns recht:
Welch' ist Dein Nam' und Dein Geschlecht?

Satyros.

Meine Mutter hab' ich nie gekannt,
Hat Niemand mir mein'n Vater genannt.
Im fernen Land hoch Berg und Wald
Ist mein beliebter Aufenthalt;
Hab' weit und breit meinen Weg genommen.

Psyche.

Sollt' er wohl gar vom Himmel kommen?

Arsinoe.

Von was, o Fremdling, lebst Du dann?

Satyros.

Vom Leben, wie ein and'rer Mann.
Mein ist die ganze, weite Welt;
Ich wohne, wo mir's wohl gefällt.
Ich herrsch' über's Wild und Vogelbeer,
Frucht' auf der Erden und Fisch' im Meer.
Auch ist auf'm ganzen Erdenstrich
Kein Mensch so weis' und klug als ich.

Ich kenn' die Kräuter ohne Zahl,
Der Sterne Namen allzumal;
Und mein Gesang, der bringt in's Mint,
Wie Weinesgeist und Sonnengluth.

Psyche.

Ach, Gott! Ich weiß, wie's Einem thut!

Arsinoe.

Ne': Das wär' meines Vaters Mann!

Psyche.

Ja freilich!

Satyros.

Wer ist Dein Vater dann?

Arsinoe.

Er ist der Priester und Aeltest' im Land,
Hat viele Bücher und viel Verstand,
Versteht sich auch auf Kräuter und Sternen;
Ihr müßt ihn wahrhaftig kennen lernen!

Psyche.

So lauf' und bring' ihn geschwind herbei!

(Arsinoe ab)

Satyros.

So sind wir denn allein und frei.
O Engelskind, Dein himmlisch' Bild
Hat meine Seel' mit Wonn' erfüllt!

Psyche.

O, Gott! Seitdem ich Dich gesehn,
Kann kaum auf meinen Füßen stehn.

Satyros.

Von Dir glänzt Tugend, Wahrheitslicht,
Wie aus eines Engels Angesicht.

Psyche.

Ich bin ein armes Mägdelein,
Dem Du, Herr, wollest gnädig sein!

(Er umfaßt sie.)

Satyros.

Hab' alles Glück der Welt im Arm,
So liebe-, himmels-, wonnewarm!

Psyche.

Dieß Herz mir schon viel Weh' bereit't;
Nun aber stirbt's in Seligkeit.

Satyros.

Du hast nie gewußt, wo mit hin?

Psyche.

Nie, — als seitdem ich bei Dir bin.

Satyros.

Es war so ahnungsvoll und schwer,
Dann wieder ängstlich, arm und leer;
Es trieb Dich oft in Wald hinaus,
Dort Bangigkeit zu athmen aus;
Und wehmuthvolle Thränen flossen,
Und heil'ge Schmerzen sich ergossen,
Und um Dich Himmel und Erd' verging?

Psyche.

O, Herr, Du weißest alle Ding'!
Und aller Seligkeit Wahntraumbild
Fühl' ich erbebend voll erfüllt.

(Er läßt sie wachsig.)

Psyche.

Laßt ab! — Mich schaudert's! — Wonn' und Weh' —
O, Gott im Himmel! Ich vergeh' —

(Hermes und Arsinoe kommen.)

Hermes.

Willkommen, Fremdling, in unserm Land!

Satyros.

Ihr tragt ein verflucht weites Gewand.

Hermes.

Das ist nun so die Landesart.

Satyros.

Und einen lächerlich krausen Bart.

Arsinoe (leise zu Psyche).

Dem Fragen da ist gar Nichts recht.

Psyche.

O, Kind! Er ist von einem Göttergeschlecht.

Hermes.

Ihr scheint mir auch so wunderbar!

Satyros.

Seht an mein ungekämmtes Haar,
Meine nackten Schultern, Brust und Lenden,
Meine langen Nägel an den Händen;
Da ekelt Dir's vielleicht dafür?

Hermes.

Mir nicht.

Psyche.

Mir auch nicht!

Arsinoe (für sich).

Aber mir!

Satyros.

Ich wollt' flugs schnell von hinnen eilen,
Und in dem Wald mit den Wölfen heulen,
Wenn Ihr Euer unselig' Geschick
Wollet wähnen für Gut und Glück;
Eu're Kleider, die Euch beschimpfen,
Mir als Vorzug entgegenrümpfen.

Hermes.

Hem, es iſt eine Nothwendigkeit!

Pſyche.

O, wie beſchwert mich ſchon mein Kleid!

Satyros.

Was Noth! Gewohnheitsprieſter nur
Lernt Euch von Wahrheit und Natur,
Drinn doch alleine Seligkeit
Beſteht, und Lebens-Liebens-Freud';
Seid All' zur Sclaverei verdammt;
Nichts Ganzes habt Ihr allzuſammt!

(Es drängt ſich unter das Volk zuſammen.)

Einer aus dem Volke.

Wer mag der mächtig' Redner ſein?

Ein Anderer.

Einem dringt das Wort durch Mark und Bein.

Satyros.

Habt Euers Urſprungs vergeſſen,
Euch zu Sclaven verſeſſen,
Euch in Häuſer gemauert,
Euch in Sitten vertrauert,
Kennt die gold'nen Zeiten
Nur als Mährchen, von Weiten. —

Das Volk.

Weh' uns! Weh'!

Satyros.

Da Ew're Väter neugeboren
Vom Boden aufgerungen,
In Wonnetaumel verloren,
Willkommelied ſangen,
An mitgeborner Gattinn Bruſt,
Der ringsaufkeimenden Natur,
Ohne Neid gen Himmel blickten,
Sich zu Göttern entzückten! —
Und Ihr — wo iſt ſie hin, die Luſt
An ſich ſelbſt! Siechlinge, verdammet nur!

Das Volk.

Weh'! Weh'!

Satyros.

Selig, wer fühlen kann,
Was ſei: Gott ſein! Mann!
Seinem Buſen vertraut,
Entäußert bis auf die Haut
Sich alles fremden Schmucks;
Und nun, ledig des Drucks
Gehäufter Kleinigkeiten, frei
Wie Winden, fühlt, was Leben ſei!
Stehn auf ſeinen Füßen,
Der Erde genießen,
Nicht kränklich ermüden,
Mit Bereiten ſich quälen;
Der Baum wird zum Zelte,
Zum Teppich das Gras,
Und rohe Kaſtanien,
Ein herrlicher Fraß!

Das Volk.

Rohe Kaſtanien! O, hätten wir's ſchon!

Satyros.

Was hält Euch zurücke
Vom himmliſchen Glücke?
Was hält Euch davon?

Das Volk.

Rohe Kaſtanien! Jupiter's Sohn!

Satyros.

Zeigt mir, Ihr Werthen!
Herren der Erden!
Alle geeicht!

Das Volk.

Rohe Kaſtanien! Unſer die Welt!

Vierter Act.

Im Wald.

Satyros, Hermes, Pſyche, Arſinoe, das Volk (Alles in einem Kreiſe. Alle gekleidet wie die Eichhörnchen, haben Kaſtanien in den Händen und eſſen daran).

Hermes (vor ſich).

Sakerment! Ich habe ſchon
Von der neuen Religion
Eine verfluchte Indigeſtion!

Satyros.

Und bereitet zu dem tiefen Klang
Aller Erkenntniß, horchet meinem Sang!
Vernehmt, wie im Anbeg
Alles durcheinander ging;
Im verſchloſſnen Haß die Elemente feind,
Und Kraft an Kräften widerig von ſich ſtoßend,
Ohne Freundesbund, ohne Freundeshand,
Ohne Zerſtören, ohne Vermehren.

Das Volk.

Lehr' uns; wir hören!

Satyros.

Wie im Anbeg das Urding erkannt,
Lichtesmacht durch die Nacht ſchien,
Durchdrang die Tiefen der Weiten all',
Daß aufkeimte Begehrungsſchwall.

Und die Elemente sich erschlossen,
Mit Hunger in einander ergossen,
Alldurchdringend, allduchdrungen!

Hermes.

Des Mannes Geist ist von Göttern entsprungen.

Satyros.

Wie sich Haß und Lieb' gebar,
Und das All' aus ein Ganzes war.
Und das Ganze klang
In lebend wirkendem Ebengesang,
Sich thäte Kraft in Kraft verzehren,
Sich thäte Kraft in Kraft vermehren,
Und auf und ab sich rollend ging
Das all' und ein' und ewig' Ding,
Immer verändert, immer beständig!

Das Volk.

Er ist ein Gott!

Hermes.

Wie wird die Seele lebendig
Vom Feuer seiner Rede!

Das Volk.

Gott! Gott!

Psyche.

Heiliger Prophete!
Gottheit! An Deinen Worten, an Deinen Blicken
Ich sterbe vor Entzücken!

Das Volk.

Sinkt nieder!
Betet an!

Einer.

Sei uns gnädig!

Ein Anderer.

Wunderthätig
Und herrlich!

Das Volk.

Nimm dieß Opfer an!

Einer.

Die Finsterniß ist vergangen.

Das Volk.

Nimm dieß Opfer an!

Einer.

Der Tag bricht herein.

Das Volk.

Wir sind Dein!
Gott, Dein! ganz Dein!

(Der Einsiedler kommt durch den Wald, gerade auf den Satyros zu.)

Einsiedler.

Ah, sünd'rer Gast! fünd' ich Dich hier,
Du ungezogen schändlich Thier!

Satyros.

Mit wem sprichst Du?

Einsiedler.

Mit Dir!
Wer hat bestohlen mich undankbar!
Meines Gottes Bild geraubet gar!
Du, hinkender Teufel!

Das Volk.

Höllenspott!
Er lästert unsern herrlichen Gott!

Einsiedler.

Du wirst von keiner Schande roth.

Das Volk.

Der Läst'rer hat verdient den Tod.
Steinigt ihn!

Satyros.

Haltet ein!
Ich will nicht dabei zugegen sein.

Das Volk.

Sein unrein' Blut, Du himmlisch' Licht,
Fließ fern von Deinem Angesicht!

Satyros.

Ich gehe.

Das Volk.

Doch verlaß uns nicht!

(Satyros ab.)

Einsiedler.

Seid Ihr toll?

Hermes.

Unseliger, kein Wort!
Bringt ihn an einen sichern Ort!
Geht, verschließt ihn in meine Wohnung.

(Sie führen den Einsiedler ab.)

Das Volk.

Sterben soll er!

Hermes.

Er verdient keine Schonung.
Und zu versühnen den himmlischen Geist,
Der uns sich so gnädig und liebreich erweist,
Wollen wir ihm unsern Tempel weih'n
Und mit dem blutigen Opfer erfreu'n.

Das Volk.

Wohl! Wohl!

Hermes.

Zur Gottheit flehen
Den Frevel zu höhnen!

Das Volk.

Das Verbrechen
Zu rächen,
Zu tilgen den Spott!

Alle.

Vernichtet die Läst'rer,
Verherrlichet Gott!

Fünfter Act.

Wohnung des Hermes.

Endora, Hermes Frau. Der Einsiedler.

Endora.

Nimm, guter Mann, dieß Brod und Milch von mir;
Es ist das letzte!

Einsiedler.

Weib, ich danke Dir!
Und weine nicht; laß mich in Ruhe scheiden;
Dieß Herz ist wohl gewöhnt zu leiden,
Allein zu leiden männiglich.
Dein Mitleid überwältigt mich.

Endora.

Ich bin betrübt, wie Blindheit meinen Mann,
Das ganze Volk der Schwindel fassen kann!

Einsiedler.

Sie glauben. Laß sie! Du wirst Nichts gewinnen.
Das Schicksal spielt
Mit unserm armen Kopf und Sinnen.

Endora.

Dich um des Thiers willen tödten!

Einsiedler.

Thiers! Wer sein Herz bedürftig fühlt
Find't überall einen Propheten.
Ich bin der erste Märtyrer nicht,
Aber gewiß der harmlosen einer:
Um keiner Meinungen, keiner
Willkürlichen Grillen,
Um eines armen Lappens willen,
Eines Lappens, bei Gott! den ich brauchte.
Mein Andachtsbild, den Schutzgott meiner Ruh',
Raubt mir das Ungeheu'r dazu.

Endora.

O Freund, ich kenn' sein Götterkind wie Du!
Mein Mann ward Knecht in seiner eig'nen Wohnung
Und Ihre hers'ge Majestät sah zur Belohnung
Mich Hausfrau für einen Arabischen Schwan,
Mein Ehbett für einen Rasen an,
Sich d'rauf zu tummeln.

Einsiedler.

Ich erkenn' ihn d'ran.

Endora.

Ich schickt' ihn mit Verachtung weg. Er hing
Sich fester an Psyche, das arme Ding,
Um mir zu trotzen! Und seit der Zeit
Sterb' ich oder seh' Dich befreit. —

Einsiedler.

Sie bereiten das Opfer heut.

Endora.

Die Gefahr lehrt uns bereit sein.
Ich gebe Nichts verloren;
Mit einem Blick lenk' ich ein
Bei dem kühnen, eingebild'ten Thoren.

Einsiedler.

Und dann?

Endora.

Wann sie Dich zum Opfer führen,
Lock' ich ihn an, sich zu verlieren
In die innern, heiligen Hallen.
Aus Großmuth-Sanftmuth-Schein.
Da bring' auf das Volk ein,
Uns zu überfallen.

Einsiedler.

Ich fürchte . . .

Endora.

Fürchte nicht!
Einer, der um sein Leben spricht,
Hat Gewalt. Ich wage, und Du sollst reden.
(Ab.)

Einsiedler.

Geht's nicht, so mögen sie mich tödten.

Der Tempel.

Satyros (hat einen Stier auf dem Altar). Das Volk (vor ihm auf den Knieen). Psyche (an seiner Seite).

Das Volk. Chorus.

Geist des Himmels, Sohn der Götter,
Zürne nicht!
Feyern Deiner Stirne Wetter,
Uns ein gnädig' Angesicht!
Hat der Läst'rer Das verbrochen,

Sieh' herab, Du wirſt gerochen!
Schrecklich nahet ſein Gericht.

Hermes.

(Ihm ſetzt ein Trupp, den Einſiedler gebunden führend.)

Das Volk.

Höll' und Tod dem Uebertreter!
Geiß des Himmels, Sohn der Götter,
Zürne Deinen Kindern nicht!

Satyros (herabeilend).

Ich hab' ihm ſeine Miſſethat verzieh'n!
Der Gerechtigkeit überlaß ich ihn.
Mögt den Thoren ſchlachten, befrei'n;
Ich will nicht dawider ſein.

Das Volk.

O Edelmuth!
Es fließe ſein Blut!

Satyros.

Ich geh' in's Heiligthum hinein;
Und Keiner ſoll ſich unterſtehn,
Bei Lebensſtraf, mir nachzugehn!

Einſiedler (für ſich).

Weh' mir! Ihr Götter, wollet bei mir ſtehn!

(Satyros ab.)

Einſiedler.

Mein Leben iſt in Euern Händen,
Ich bin nicht unbereitet, es zu enden.
Ich habe ſchon ſeit manchen langen Tagen
Nicht genoſſen, nur das Leben ſo ertragen,
Es mag! Mich hält der thränenvolle Blick
Des Freundes, eines lieben Weibes Neth
Und unverſorgter Kinder Elend nicht zurück.
Mein Haus verfällt nach meinem Tod,
Das dem Bedürfniß meines Lebens
Allein gebaut war. Doch Das ſchmerzt mich nur,
Daß ich die tiefe Kenntniß der Natur
Mit Müh' erforſcht und, leider! nun vergebens;
Daß hohe Menſchenwiſſenſchaft,
Manche geheimnißvolle Kraft,
Mit dieſem Geiſt der Erd' entſchwinden ſoll.

Einer des Volks.

Ich kenn' ihn; er iſt der Künſte voll.

Ein Anderer.

Was Künſte! Unſer Gott weiß das All'.

Ein Dritter.

Ob er ſie ſagt; Das iſt ein and'rer Fall.

Einſiedler.

Ihr ſeid über Hundert. Wenn's Zwei- Dreihundert wären,
Ich wollte Jedem ſein eigen' Kunſtſtück lehren;
Einem Jeden eine;
Denn, was Alle wiſſen, iſt keine.

Das Volk.

Er will uns beſchwätzen. Fort! Fort!

Einſiedler.

Noch ein Wort!
So erlaube, daß ich Dir
Ein Geheimniß eröffne, das für und für
Dich glücklich machen ſoll.

Hermes.

Und wie ſoll's heißen?

Einſiedler (wild).

Nichts weniger als den Stein der Weiſen.
Komm' von der Menge
Nur einen Schritt in dieſe Gänge.

(Sie werden gehen.)

Das Volk.

Verweg'ner, keinen Schritt!

Pſyche.

In's Heiligthum! Und, Hermes, Du gehſt mit;
Vergiſſeſt des Gottes Gebot?

Volk.

Auf! Auf! Des Frevlers Blut und Tod!

(Sie treiben den Einſiedler zum Altare. Einer bringt dem Hermes das Weib auf.)

Endora (inwendig).

Hülfe! Hülfe!

Das Volk.

Welche Stimme?

Hermes.

Das iſt mein Weib!

Einſiedler.

Gebietet Euerm Grimme
Einen Augenblick!

Endora (inwendig).

Hülfe, Hermes! Hülfe!

Hermes.

Mein Weib! Götter, mein Weib!

(Er ſtößt die Thüren des Heiligthums auf. Man ſieht Endora, ſich gegen des Satyros Umarmungen vertheidigend.)

Hermes.

Es iſt nicht möglich!

(Satyros läßt Endora's los.)

Endora.

Da ſeht Ihr Euern Gott!

Volk.

Ein Thier! ein Thier!

Satyros.

Von Euch Schurken keinen Spott!
Ich thät Euch Eseln eine Ehr' an,
Wie mein Vater Jupiter vor mir gethan;
Wollt' Ew're dummen Köpf' beliehren
Und Euern Weibern die Rücken wehren,
Die Ihr nicht gedenkt ihnen zu vertreiben.
So mögt Ihr denn im Dreck bekleiben!

Ich zieh' meine Hand von Euch ab,
Lasse zu edlern Sterblichen mich herab.

Hermes.

Geh'! Wir begehren Deiner nit.

(Satyros ab.)

Einsiedler.

Es geht doch wohl eine Jungfrau mit.

Prolog zu den neueſten Offenbarungen Gottes.

Verdeutſcht durch Dr. Carl Friedrich Bahrdt.

Gießen, 1774.

Die Frau Profeſſorinn tritt auf im Putz, den Mantel umwerfend. Bahrdt ſitzt am Pult, ganz angezogen, und ſchreibt.

Frau Bahrdt.

So komm denn, Kind, die Geſellſchaft im Garten
Wird gewiß auf uns mit dem Caffee warten.

Bahrdt.

Da kam mir ein Einfall von ungefähr.
(Sein geſchriebenes Blatt anſehend)
So recht' ich, wenn ich Chriſtus wär'.

Frau Bahrdt.

Was kommt ein Getrappel die Treppe' heraus?

Bahrdt.

's iſt ärger als ein Studenten-Hauf'.
Das iſt ein Beſuch auf allen Vieren.

Frau Bahrdt.

Gott behüt! 's iſt der Tritt von Thieren.

Die vier Evangeliſten mit ihrem Gefolge treten herein. Die Frau Doctorinn thut einen Schrei. Matthäus, mit dem Engel; Marcus, begleitet vom Löwen; Lucas, vom Ochſen; Johannes, oder ihm der Adler.

Matthäus.

Wir hören, Du biſt ein Biedermann,
Und nimmſt Dich unſers Herren an:
Uns wird die Chriſtenheit zu enge,
Wir ſind jetzt überall im Gedränge.

Bahrdt.

Willkomm'n, Ihr Herr'n! Doch thut mir's leid,
Ihr kommt zur ungeleg'nen Zeit,
Muß eben in Geſellſchaft 'nein.

Johannes.

Das werden Kinder Gottes ſein:
Wir weilen uns mit Dir ergetzen.

Bahrdt.

Die Leute würden ſich entſetzen:
Sie ſind nicht gewohnt ſolche Bärte breit,
Und Röcke ſo lang und Falten ſo weit;
Und Ew're Beſtien, muß ich ſagen,
Würde jeder And're zur Thür 'naus jagen.

Matthäus.

Das galt doch Alles auf der Welt,
Seitdem uns unſer Herr beſtellt.

Bahrdt.

Das kann nun weiter Nichts bedeuten:
G'nug, ſo nehm' ich Euch nicht zu Leuten.

Marcus.

Und wie und was verlangſt denn Du?

Bahrdt.

Daß ich's Euch kürzlich ſagen thu':
Es iſt mit Ew're Schriften Art,
Mit Euern Falten und Euerm Bart,
Wie mit den alten Thalern ſchwer,
Das Silber fein geprobet ſehr,
Und gelten dennoch jetzt nicht mehr.
Ein kluger Fürſt der münzt ſie ein,
Und thut ein tüchtig's Kupfer d'rein;
Da mag's denn wieder fort curſiren!
So müßt Ihr auch! Wollt Ihr ruliren,
Und in Geſellſchaft Euch produciren,
So müßt Ihr werden wie unſer Einer,
Geputzt, geſtutzt, glatt, — 's gilt ſonſt Keiner.
Im ſeid'nen Mantel und Kräglein flink,
Das iſt doch gar ein ander' Ding!

Lucas, der Maler.

Möcht' mich in dem Coſtume ſehn!

Bahrdt.

Da braucht Ihr gar nicht weit zu gehn;
Hab' juſt noch einen ganzen Ornat.

Der Engel Matthäi.

Das wär' mir ein Evangeliſten-Staat!
Kramm! —

Matthäus.

Johannes iſt ſchon wegzeichlichen
Und Bruder Marcus mit entwichen.

Des Lucas Ochs

(kommt Bahrdt'en zu nahe; er tritt nach ihm).

Bahrdt.

Schafft ab zuerſt das garſtig' Thier;
Nehm' ich doch kaum ein Hündlein mit mir.

Lucas.

Mögen gar Nichts weiter verlehren mit Dir.

(Die Evangeliſten mit ihrem Gelotze ab.)

Frau Bahrdt.

Die Kerls nehmen keine Lebensart an.

Bahrdt.

Komm'; 's ſollen ihre Schriften d'ran.

Künſtlers Erdewallen.

Drama.

Erſter Act.

Vor Sonnenaufgang.

Der Künſtler
(an ſeiner Staffelei. Er hat eben das Portrait einer fleiſchigen, häßlichen, coquett ſchielenden Frau aufgeſetzt. Vor'm erſten Pinſelſtrich ſetzt er ab).

Ich will nicht! Ich kann nicht!
Das ſchändliche, verzerrte Geſicht!

(Er thut das Bild bei Seite.)

Soll ich ſo verderben den himmliſchen Morgen!
Da ſie noch ruhen alle meine Sorgen,
Gutes Weib! koſtbare Kleinen!

(Er tritt an's Fenſter.)

Aurora, wie neukräftig liegt die Erd' um Dich!
Und dieſes Herz fühlt wieder jugendlich,
Und mein Auge wie ſelig, Dir entgegen zu weinen!

(Er ſetzt ein lebensgroßes Bild der Venus Urania auf die Staffelei.)

Meine Göttinn, Deiner Gegenwart Blick
Ueberdrängt mich wie erſtes Jugendglück.
Die ich in Seel' und Sinn, himmliſche Geſtalt,
Dich umfaſſe mit Bräutigams Gewalt!
Wo mein Pinſel Dich berührt, biſt Du mein:
Du biſt ich, biſt mehr als ich, ich bin Dein.
Uranfängliche Schönheit! Königinn der Welt!
Und ich ſoll Dich laſſen für ſeiles Geld.
Dem Thoren laſſen, der am bunten Tand
Sich weidet, an einer ſchäckigen Wand?

(Er blickt nach der Kammer.)

Meine Kinder! — Göttinn, Du wirſt ſie lieben!
Du gehſt in eines Reichen Haus,
Ihn in Contribution zu ſetzen,
Und ich trag' ihnen Brod heraus.
Und er beſitzt Dich nicht, er hat Dich nur.
Du wohnſt bei mir, Urquell der Natur,
Leben und Freude der Creatur!
In Dir verſunken,
Fühl' ich mich ſelig, an allen Sinnen trunken.

(Man hört in der Kammer ein Kind ſchreien.)

Ne! ä!

Künſtler.
Lieber Gott!

Künſtlers Frau (erwacht).
's iſt ſchon Tag!
Biſt ſchon auf? Lieber, geh' doch, ſchürg'
Mir Feuer, leg' Holz an, ſtell' Waſſer bei,
Daß ich dem Kindel koch' den Brei.

Künſtler
(einen Augenblick vor ſeinem Bilde verweilend).
Meine Göttinn!

Sein älteſter Knabe
(ſpringt aus dem Bette und ſteht barfuß davor).
Lieber Papve, ich helfe Dir!

Künſtler.
Wie lang?

Knabe.
Was?

Künſtler.
Bring' klein Holz in die Küch'.

Zweiter Act.

Künſtler.
Wer klopft ſo gewaltig? Fritzel, ſchau'!

Knabe.
Es iſt der Herr mit der dicken Frau.

Künſtler
(ſtellt das leidige Portrait wieder auf).
Da muß ich thun, als hätt' ich gemalt.

Frau.
Mach's nur; es wird ja wohl bezahlt.

Künſtler.
Das thut's ihm.

Der Herr und Madame (treten herein).

Herr.
Da kommen wir ja zurecht.

Madame.

Hab' heut geſchlafen gar zu ſchlecht.

Frau.

O, die Madam ſind immer ſchön!

Herr.

Darf man die Stück' in der Ek' beſehn?

Künſtler.

Sie machen ſich ſtaubig.

(Zu Madame.)

Belieben ſich niederzulaſſen!

Herr.

Sie müſſen ſie recht im Geiſte faſſen.
Es iſt wohl gut, doch ſo nicht,
Daß es einen von dem Tuch anſpricht.

Künſtler (heimlich).

Es iſt auch darnach ein Angeſicht.

Der Herr

(nimmt ein Gemälde aus der Ecke).

Iſt das Ihr eigen' Bildniß hier?

Künſtler.

Vor zehen Jahren glich es mir.

Herr.

Es gleicht noch ziemlich.

Madame

(einen flüchtigen Blick darauf werfend).

O, gar ſehr!

Herr.

Sie haben jetzt gar viel Runzeln mehr.

Frau

(mit dem Korbe am Arme, heimlich).

Gib mir Geld, ich muß auf den Markt!

Künſtler.

Ich hab' Nichts.

Frau.

Dafür kauft man einen Quark.

Künſtler.

Da!

Herr.

Aber Ihre Manier iſt jetzt größer.

Künſtler.

Das Eine wird ſchlimmer, das And're beſſer.

Herr (zur Staffelei tretend).

So! ſo' da an dem Naſenbug!
Und die Augen ſind nicht feurig g'nug.

Künſtler (für ſich).

O mir! Das mag der Teufel ertragen!

Die Muſe

(ungeſehen von Andern, tritt zu ihm).

Mein Sohn, fängſt jetzt an zu verzagen?
Trägt ja ein jeder Menſch ſein Joch;
Iſt ſie garſtig, bezahlt ſie doch!
Und laß den Kerl tadeln und ſchwätzen:
Haſt Zeit genug, Dich zu ergetzen
An Dir ſelbſt und an jedem Bild,
Das lieberoll aus Deinem Pinſel quillt.
Wenn man muß eine Zeit lang hacken und graben,
Wird man die Ruh' erſt willkommen haben.
Der Himmel kann Einen auch verwöhnen,
Daß man ſich thut nach der Erde ſehnen.
Dir ſchmeckt das Eſſen, Lieb' und Schlaf,
Und biſt nicht reich, ſo biſt Du brav.

Künſtlers Apotheoſe.

Drama.

Es wird eine prächtige Gemälde-Gallerie vorgeſtellt. Die Bilder aller Schulen hängen in breiten, goldenen Rahmen. Es gehen mehrere Perſonen auf und ab. An einer Seite ſitzt ein Schüler und iſt beſchäftigt, ein Bild zu copiren.

Schüler
(indem er aufſteht, Palette und Pinſel auf den Stuhl legt und dahinter tritt).

Da ſitz' ich hier ſchon Tage lang;
Mir wird's ſo ſchwül, mir wird's ſo bang!
Ich male zu und ſtreiche zu,
Und ſehe kaum mehr, was ich thu'.
Gezeichnet iſt es durch's Quadrat;
Die Farben, nach des Meiſters Rath,
So gut mein Aug' ſie ſehen mag,
Thu' ich nach meinem Muſter nach;
Und wenn ich dann nicht weiter kann,
Steh' ich wie ein geneſtelter Mann,
Und ſehe hin und ſehe her,
Als ob's gethan mit Sehen wär';
Ich ſtehe hinter meinem Stuhl
Und ſchwitze wie ein Schwefelpfuhl —
Und dennoch wird, zu meiner Qual,
Nie die Copie Original.
Was dort ein freies Leben hat,
Das iſt hier trocken, ſteif und matt;
Was reizend ſteht und ſitzt und geht,
Iſt hier gewunden und gedreht;
Was dort durchſichtig glänzt und glüht,
Hier wie ein alter Topf ausſieht;
Und überall es mir gebricht,
Als nur am guten Willen nicht,
Und bin nur eben mehr gequält,
Daß ich recht ſehe, was mir fehlt.

Ein Meiſter (tritt hinzu).

Mein Sohn, Das haſt Du wohl gemacht,
Mit Fleiß das Bild zu Stand gebracht!
Du ſiehſt, wie wahr ich ſtets geſagt:
Je mehr als ſich ein Künſtler plagt,
Je mehr er ſich zum Fleiße zwingt,
Um deſto mehr es ihm gelingt.
D'rum übe Dich nur Tag für Tag,
Und Du wirſt ſehn, was Das vermag!
Dadurch wird jeder Zweck erreicht,
Dadurch wird manches Schwere leicht.
Und nach und nach kommt der Verſtand
Unmittelbar Dir in die Hand.

Schüler.

Ihr ſeid zu gut und ſagt mir nicht,
Was Alles dieſem Bild gebricht.

Meiſter.

Ich ſehe nur mit Freuden an,
Was Du, mein Sohn, bisher gethan.
Ich weiß, daß Du Dich ſelber treibſt,
Nicht gern auf einer Stufe bleibſt.
Will hier und da noch was gebrechen,
Wollen wir's ein ander' Mal beſprechen.
(Entfernt ſich.)

Schüler (das Bild anſehend).

Ich habe weder Ruh' noch Raſt,
Bis ich die Kunſt erſt recht gefaßt.

Ein Liebhaber (tritt zu ihm).

Mein Herr, mir iſt verwunderlich,
Daß Sie hier Ihre Zeit verſchwenden,
Und auf dem rechten Wege ſich
Schnurſtracks an die Natur nicht wenden;
Denn die Natur iſt aller Meiſter Meiſter!
Sie zeigt uns erſt den Geiſt der Geiſter,
Läßt uns den Geiſt der Körper ſehn,
Lehrt jedes Geheimniß uns verſtehn.
Ich bitte, laſſen Sie ſich rathen!
Was hilft es, immer fremden Thaten
Mit größter Sorgfalt nachzugehn?
Sie ſind nicht auf der rechten Spur;
Natur, mein Herr! Natur! Natur!

Schüler.

Man hat es mir ſchon oft geſagt,
Ich habe kühn mich d'ran gewagt;
Es war mir ſtets ein großes Feſt.
Auch iſt mir Dieß und Jen's geglückt;
Doch öfters ward ich mit Proteſt,
Mit Scham und Schande weggeſchickt.
Kaum wag' ich es ein ander' Mal;
Es iſt nur Zeit, die man verliert:
Die Blätter ſind zu coloſſal,
Und ihre Schrift gar ſeltſam abbreviirt.

Liebhaber (ſich wegwendend).

Nun ſeh' ich ſchon das Wo und Wie:
Der gute Menſch hat kein Genie!

Schüler (ſich niederſetzend).

Mich dünkt, noch hab' ich Nichts gethan;
Ich muß ein ander' Mal noch d'ran.

Ein zweiter Meiſter

(tritt zu ihm, ſieht ſeine Arbeit an und wendet ſich um, ohne Etwas zu ſagen).

Schüler.

Ich bitt' Euch, geht ſo ſtumm nicht fort,
Und ſagt mir wenigſtens ein Wort.
Ich weiß, Ihr ſeid ein kluger Mann,
Ihr könntet meinen Wunſch am Allererſten ſtillen.
Verdien' ich's nicht durch Alles, was ich kann,
Verdien' ich's wenigſtens durch meinen guten Willen.

Meiſter.

Ich ſehe, was Du thuſt, was Du gethan,
Bewundernd halb und halb von Mitleid an.
Du ſcheinſt zum Künſtler mir geboren,
Haſt weislich keine Zeit verloren;
Du fühlſt die tiefe Leidenſchaft,
Mit frohem Aug' die herrlichen Geſtalten
Der ſchönen Welt begierig feſtzuhalten;
Du übſt die angeborne Kraft,
Mit ſchneller Hand bequem Dich auszudrücken.
Es glückt Dir ſchon, und wird noch beſſer glücken;
Allein —

Schüler.

Verhehlt mir Nichts!

Meiſter.

Allein Du übſt die Hand,
Du übſt den Blick; nun üb' auch den Verſtand.
Dem glücklichſten Genie wird's kaum ein Mal gelingen,
Sich durch Natur und durch Inſtinct allein
Zum Ungemeinen aufzuſchwingen.
Die Kunſt bleibt Kunſt! Wer ſie nicht durchgedacht,
Der darf ſich keinen Künſtler nennen;
Hier hilft das Tappen Nichts; eh' man was Gutes macht,
Muß man es erſt recht ſicher kennen.

Schüler.

Ich weiß es wohl, man kann mit Aug' und Hand
An die Natur, an gute Meiſter gehen;
Allein, o Meiſter, der Verſtand,
Der übt ſich nur mit Leuten, die verſtehen!
Es iſt nicht ſchön, für ſich allein
Und nicht für And're mit zu ſorgen;
Ihr könntet Vielen nützlich ſein;
Und warum bleibt Ihr ſo verborgen?

Meiſter.

Man hat's bequemer heut zu Tag,
Als unter meiner Zucht ſich zu bequemen;
Das Lied, das ich ſo gerne ſingen mag,
Das mag nicht Jeder gern vernehmen.

Schüler.

O, ſagt mir nur, eh ich zu tadeln bin,
Daß ich mir dieſen Mann zum Muſter auserkoren?

(Er deutet auf das Bild, das er copirt hat.)

Daß ich mich ganz in ihn verloren?
Iſt es Verluſt, iſt es Gewinn,
Daß ich allein an ihm mich nur ergetze,
Ihn weit vor allen Andern ſchätze,
Als gegenwärtig ihn und als lebendig liebe,
Mich ſtets nach ihm und ſeinen Werken übe?

Meiſter.

Ich tadl' es nicht, weil er vortrefflich iſt;
Ich tadl' es nicht, weil Du ein Jüngling biſt:
Ein Jüngling muß die Flügel regen,
In Lieb' und Haß gewaltſam ſich bewegen.
Der Mann iſt vielfach groß, den Du Dir auserwählt:
Du kannſt Dich lang an ſeinen Werken üben.
Nur lerne bald erkennen, was ihm fehlt;
Man muß die Kunſt, und nicht das Muſter, lieben.

Schüler.

Ich ſähe nimmer mich an ſeinen Bildern ſatt,
Wenn ich mich Tag für Tag damit beſchäftigen ſollte.

Meiſter.

Erkenne, Freund, was er geleiſtet hat,
Und dann erkenne, was er leiſten wollte:
Dann wird er Dir erſt nützlich ſein,
Du wirſt nicht Alles neben ihm vergeſſen.
Die Tugend wohnt in keinem Mann allein;
Die Kunſt hat nie ein Menſch allein beſeſſen.

Schüler.

So redet nur auch mehr davon!

Meiſter.

Ein ander' Mal, mein lieber Sohn.

Gallerie-Inſpector (tritt zu ihnen).

Der heut'ge Tag iſt uns geſegnet,
O, welch ein Glück iſt uns begegnet!
Es wird ein neues Bild gebracht,
So köſtlich, als ich's nie gedacht.

Meiſter.

Von wem?

Schüler.

Sagt an, es ahnet mir:

(Auf das Bild zeigend, das er erspäht.)

Von Diesem?

Inspector.

Ja, von Diesem hier.

Schüler.

Wird endlich doch mein Wunsch erfüllt;
Die heiße Sehnsucht wird gestillt!
Wo ist es? Laßt mich eilig gehn!

Inspector.

Ihr werdet's bald hier oben sehn.
So köstlich, als es ist gemalt,
So theuer hat's der Fürst bezahlt.

Gemäldehändler (tritt auf).

Nun kann die Gallerie doch sagen,
Daß sie ein einzig' Bild besitzt.
Man wird einmal in unsern Tagen
Erkennen, wie ein Fürst die Künste liebt und schätzt.
Es wird sogleich heraufgetragen;
Es wird erstaunen, wer's erblickt.
Mir ist in meinem ganzen Leben
Noch nie ein solcher Fund geglückt.
Mich schmerzt es fast, es wegzugeben;
Das viele Gold, das ich begehrt,
Erreicht noch lange nicht den Werth.

(Man bringt das Bild der Venus Urania herein und setzt es auf eine Staffelei.)

Hier, wie es aus der Erbschaft kam,
Noch ohne Firniß, ohne Rahm',
Hier braucht es keine Kunst noch List.
Seht, wie es wohl erhalten ist!

(Alle versammeln sich davor.)

Erster Meister.

Welch eine Practik zeigt sich hier!

Zweiter Meister.

Das Bild, wie ist es überdacht!

Schüler.

Die Eingeweide brennen mir!

Liebhaber.

Wie göttlich ist das Bild gemacht!

Händler.

In seiner trefflichsten Manier.

Inspector.

Der gold'ne Rahm' wird schon gebracht.
Geschwind herbei; geschwind herein!
Der Prinz wird bald im Saale sein.

(Das Bild wird in den Rahmen befestigt und wieder aufgerichtet.)

Der Prinz

(tritt auf und besieht das Gemälde).

Das Bild hat einen großen Werth;
Empfanget hier, was Ihr begehrt.

Der Cassier

(legt den Beutel mit den Zechinen auf den Tisch und leuchtet).

Händler (zum Cassier).

Ich prüfe sie erst durch's Gewicht.

Cassier (aufhäufend).

Es steht bei Euch; doch zweifelt nicht.

(Der Fürst steht vor dem Bilde, die Andern in einiger Entfernung. Der Diskant eröffnet sich; die Muse, den Künstler an der Hand führend, auf einer Wolke.)

Künstler.

Wohin, o Freundinn, führst Du mich?

Muse.

Sieh' nieder und erkenne Dich!
Dieß ist der Schauplatz Deiner Ehre.

Künstler.

Ich fühle nur den Druck der Atmosphäre.

Muse.

Sieh' nur herab, es ist ein Werk von Dir,
Das jedes and're neben sich verdunkelt,
Und zwischen vielen Sternen hier
Als wie ein Stern der ersten Größe funkelt.
Sieh', was Dein Werk für einen Eindruck macht,
Das Du in Deinen reinsten Stunden
Aus Deinem innern Selbst empfunden,
Mit Maß und Weisheit durchgedacht,
Mit stillem, treuem Fleiß vollbracht!
Sieh', wie noch selbst die Meister lernen!
Ein kluger Fürst, er steht entzückt;
Er fühlt sich im Besitz von diesem Schatz beglückt;
Er geht und kommt, und kann sich nicht entfernen.
Sieh' diesen Jüngling, wie er glüht,
Da er auf Deine Tafel sieht!
In seinem Auge glänzt das herzliche Verlangen,
Von Deinem Geist den Einfluß zu empfangen.
So wirkt mit Macht der edle Mann
Jahrhunderte auf Seinesgleichen;
Denn was ein guter Mensch erreichen kann,
Ist nicht im engen Raum des Lebens zu erreichen.
Drum lebt er auch nach seinem Tode fort,
Und ist so wirksam, als er lebte;
Die gute That, das schöne Wort,
Es strebt unsterblich, wie er sterblich strebte.

So lebst auch Du durch ungemeſſne Zeit.
Genieße der Unſterblichkeit!

Künſtler.

Erkenn' ich doch, was mir im kurzen Leben
Zeus für ein ſchönes Glück gegeben,
Und was er mir in dieſer Sinnbe ſchenkt;
Doch er vergebe mir, wenn dieſer Blick mich kränkt!
Wie ein verliebter, junger Mann
Unmöglich doch den Göttern danken kann,
Wenn ſeine Liebſte fern und eingeſchloſſen weint; —
(Wer wagt es, ihn beglückt zu nennen,
Und wird er wohl ſich tröſten können,
Weil eine Sonne ihn und ſie beſcheint?) —
So hab' ich ſtets entbehren müſſen,
Was meinen Werken nun ſo reichlich widerfährt;
Was hilft's, o Freundinn, mir, zu wiſſen,
Daß man mich nun bezahlet und verehrt?
O, hätt' ich manchmal nur das Geld beſeſſen,
Das dieſen Rahm' jetzt übermäßig ſchmückt!
Mit Weib und Kind mich herzlich ſatt zu eſſen,
War ich zufrieden und beglückt.
Ein Freund, der ſich mit mir ergetzte,
Ein Fürſt, der die Talente ſchätzte,
Sie haben leider mir gefehlt;
Im Kloſter fand ich dumpfe Gönner.
So hab' ich, emſig, ohne Kenner
Und ohne Schüler, mich gequält.
(Hinab auf den Schüler deutend.)
Und wüßt Du dieſen jungen Mann,
Wie er's verdient, dereinſt erheben,
So bitt' ich, ihm bei ſeinem Leben,
So lang er ſelbſt noch kann und küſſen kann,
Das Nöthige zur rechten Zeit zu geben!
Er fühle froh, daß ihn die Muſe liebt,
Wenn leicht und ſtill die frohen Tage fließen;
Die Ehre, die mich nun im Himmel ſelbſt betrübt,
Laß ihn dereinſt, wie mich, doch freudiger genießen!

Der Triumph der Empfindſamkeit.

Eine dramatiſche Grille.

Perſonen.

Andrafon, ein humoriſtiſcher König.
Mandandane, ſeine Gemahlinn.
Dieſelbe noch ein Mal.
Feria, ſeine Schweſter, eine junge Witwe.
Mana, Sora, Lato, Mela, Hoffräulein der Feria.
Oronare, Prinz.
Merenio, ſein Cavalier.
Der Oberſte ſeiner Leibwache.
Leibwache.
Mohren.
Bediente.
Akcalophus, Mandandane's Kammerdiener.

Erſter Act.

Saal,
im guten Geſchmacke decorirt.

Mana und Sora (begegnen einander).

Mana. Wo willſt Du hin, Sora?

Sora. In den Garten, Mana.

Mana. Haſt Du ſo viel Zeit? Wir erwarten den König jeden Augenblick; verliere Dich nicht vom Schloſſe.

Sora. Ich kann es unmöglich aushalten; ich bin den ganzen Tag noch nicht an die freie Luft gekommen.

Mana. Wo iſt die Prinzeſſinn?

Sora. In ihrem Zimmer. Sie probirt mit der kleinen Mela einen Tanz, und läuft jeden Augenblick an's Fenſter, zu ſehen, ob der Bruder kommt.

Mana. Es iſt eine rechte Noth, ſeitdem die großen Herren auf das Incognito gefallen ſind. Man weiß gar nicht mehr, woran man iſt. Sonſt wurden ſie Monate lang voraus angekündigt, und wenn ſie ſich näherten, war Alles in Bewegung; Couriere ſprengten herbei, man konnte ſich ſchicken und richten. Jetzo, eh' man ſich's verſieht, ſind ſie Einem auf dem Nacken. Wahrhaftig, das letzte Mal hat er mich in der Nachtmütze überraſcht!

Sora. Darum warſt Du heut ſo früh fertig?

Mana. Ich habe keine Luſt daran. Wenn mir ein Fremder auf der Treppe begegnet, wird mir's immer bang; ich denke gleich, es iſt wieder einmal ein König oder ein Kaiſer, der ſeinen gnädigen Spaß mit uns zu treiben kommt.

Sora. Dieß Mal iſt er nun gar zu Fuße. And're laſſen ſich doch in's Gebirge zum Orakel in Sänften tragen, er nicht ſo; allein, mit einem tüchtigen Stabe in der Hand, trat er ſeine Reiſe an.

Mana. Schade, daß er nicht zu Theſeus Zeiten gelebt hat!

Feria (tritt auf, mit ihr) Mela.

Feria. Seht Ihr noch Niemanden? Wenn ihm nur kein Unglück begegnet iſt!

Sora. Seid ruhig, meine Fürſtinn. Die Gefahren und der üble Humor ſcheinen ſich Beide vor ihm zu fürchten.

Feria. Er will mich nur einen Augenblick ſprechen und dann gleich wieder fort.

Lato (tritt auf).

Der König kommt.

Feria. Wohl! ſehr wohl!

Lato. Ich ſah hinüber in das Thal, und erblickte ihn eben, als er über den Bach ſchritt.

Feria. Laßt uns ihm entgegen gehen.

Sora. Da iſt er.

Andrafon (kommt).

Feria. Sei uns willkommen; herzlich willkommen!

Alle. Willkommen!

Andrafon. Ich umarme Dich, meine Schweſter! Ich grüße Euch, meine Kinder!

Ew're Freude macht mich glücklich, Ew're Liebe tröſtet mich.

Feria. Mein Bruder, bedarfſt Du noch Troſtes? Hat das Orakel Dir keinen gegeben? Möchteſt Du doch immer vergnügt ſein! Möchte Dir doch immer wohl ſein! Wie waren, ſeit Du uns ehegeſtern verließeſt, voller Hoffnung für Dich und Dein Anliegen.

Mana. Majeſtät! —

Andraſon. Schönheit!

Sora. Herr!

Andraſon. Gebieterinn!

Lato. Wie ſoll man Euch denn nennen?

Andraſon. Ihr wißt, daß Ihr keine Umſtände mit mir machen ſollt.

Mana (zu ſich). Nur damit er auch keine mit uns zu machen braucht.

Lato. Wir möchten von dem Orakel hören.

Sora. Hat das Orakel nichts Gutes geſagt?

Mela. Habt Ihr das Orakel nicht unſertwegen gefragt?

Andraſon. Liebe Kinder, das Orakel iſt eben ein Orakel.

Lato. Sonderbar!

Andraſon. Daß ein zartes Herz, voller Gefühle, Hoffnungen und Ahnungen, das einer ungewiſſen Zukunft ſehnſuchtsvoll entgegen lebt, nach Würfeln haſcht, den Becher ſchüttelt, Wurf über Wurf verſucht, und in dem Glückstäfelchen ſorgfältig forſcht, was ihm die Würfe bedeuten, und dann fröhlich oder traurig einen halben Tag verlebt; Das mag hingehn, mag recht gut ſein.

Lato (für ſich). Woher er Alles weiß? Damit habe ich mich erſt heute beſchäftigt.

Andraſon. Daß ein ſchönes Kind Puncte über Puncte tüpfelt, nachſchlägt und ſucht, was Ihr für ein Gatte werden möchte; ob der Liebhaber treu iſt und ſo weiter: Das ſind' ich wohlgethan.

Mela (für ſich). Er iſt ein Hexenmeiſter? Wenn wir allein ſind, wiſſen wir uns nichts Beſſers.

Andraſon. Aber wer ein poſitives Uebel, Zahnweh oder Unfrieden im Hauſe hat, der frage keinen Arzt und kein Orakel! Ihr Wiſſen und ihre Kunſt faßt zu kurz: dieß und jenes Mittelchen, und vorzüglich Geduld, iſt, was ſie Euch empfehlen.

Feria. Kannſt Du, darfſt Du uns ſagen? Hat's Dir eine Antwort gegeben? Darfſt Du ſie entdecken?

Andraſon. Ich will ſie in vier Sprachen überſetzen und an allen Landſtraßen aufhängen laſſen; es weiß doch kein Menſch, was es ſoll.

Feria. Wie?

Andraſon. Da ich ankomme und eingeführet werde —

Sora. Wie ſieht's im Tempel aus?

Mana. Iſt der recht prächtig?

Feria. Ruhe, Ihr Mädchen!

Andraſon. Wie mich die Prieſter zur heiligen Höhle bringen —

Mela. Die iſt wohl ſchwarz und dunkel?

Andraſon. Wie Deine Augen. — Ich trete vor die Tiefe, und ſage klar und vernehmlich! Geheimnißvolle Weisheit! Hier tritt ein Mann auf, der ſich bisher für den glücklichſten hielt; denn es geht ihm Nichts ab; Alles, was die Götter einem Menſchen Gutes zueignen können, ſchenkten ſie mir, ſelbſt das Köſtlichſte aller Beſitzthümer verſagten ſie mir nicht: ein treffliches Weib. Aber — ach, daß Aber und Aber ſich immer zu dem Danke geſellen, den wir den Göttern zu bringen haben! — Dieſe Frau, dieſes Muſter der Liebe und Treue, nimmt ſeit Kurzem unglücklicher Weiſe an einem Menſchen Theil, der ſich ihr aufdringt, und der mir verhaßt iſt. Dir, hohe Weisheit, der Alles bekannt iſt, ſag' ich Nichts weiter, und bitte: enthülle mir mein Schickſal; gib mir Rath, und was mehr iſt, Hülfe! — Ich dächte, Das hieße ſich deutlich erklären?

Lato. Wir verſtehn es wohl.

Feria. Und die Antwort?

Andraſon. Wer ſagen könnte: ich verſtehe ſie!

Sora. Ich bin höchſt neugierig — Haben wir doch manches Räthſel errathen!

Mela. Geſchwinde!

Andraſon. Ich ſteh' und horche, und es fängt von unten auf an — erſt leiſe — dann vernehmlich — dann vernehmlicher:

Wenn wird ein greiflich' Geſpenſt
von ſchönen Händen entgeiſtert, —

Alle. Oh!

Andraſon. Geht mir ein Licht. Das greifliche Geſpenſt ſoll entgeiſtert werden.

Lato. Von ſchönen Händen.

Andraſon. Die fänden ſich allenfalls. Ein greiflich' Geſpenſt, das iſt Etwas aus der neuen Poeſie, die mir immer unbegreiflich geweſen iſt.

Feria. Es iſt arg.

Andraſon. Wartet nur und merkt; es kommt noch beſſer:

Wenn wird ein greiflich' Geſpenſt
von ſchönen Händen entgeiſtert,
Und der leinene Sack ſeine Eingeweide verleiht; —

Alle. O! o! Ei! O! ah! ha! ha!

Andraſon. Seht! Ein leinen' Geſpenſt, und ein greiflicher Sack, und Eingeweide von ſchönen Händen! Nein, was zu viel iſt, bleibt

Erwin und Elmire.

Ein Singspiel.

zu viel! Was so ein Orakel nicht Alles sagen darf!

Mama. Wiederholt es uns!

Andrason. Nicht wahr, Ihr hört gar zu gerne, was erhaben klingt, wenn Ihr's gleich nicht verstehn?

Wenn wird ein greiflich' Gespenst
von schönen Händen ratgerissen,
Und der leinene Sack seine Gewide verleiht; —

Seid Ihr nun klüger, meine Lieben? Nun aber merkt auf!

Wird die geflickte Braut mit dem Verliebten vereinet:
Dann kommt Ruhe und Glück, Frazender, über Dein Haus.

Sora. Nein, Das ist nicht möglich!

Andrason. O ja; die Götter haben sich dieß Mal sehr ihrer poetischen Freiheit bedient.

Lato. Habt Ihr es nicht aufgeschrieben?

Andrason. Freilich! Hier ist die Rolle, wie ich sie aus den Händen der Priester erhielt.

Lato. Laßt es uns lesen; vielleicht wird es uns klärer.

(Andrason bringt eine Rolle aus dem Gürtel und wickelt sie auf. Die Frauenzimmer drängen sich verdrießlich zu, lesen, lachen und machen ihre Anmerkungen. Er kommt auf den guten Humor der Schauspielerinnen an, Dieser munter und angenehm vorzutragen, deswegen ihnen überlassen bleibt, hier zu extemporiren. Die Hauptabsicht dieser Wiederholung ist, daß das Publikum mit dem Orakel-Spruch recht bekannt werde.)

Xeria. Das ist höchst sonderbar und unbegreiflich! Wie ist es Dir weiter ergangen? Hast Du nicht irgend eine Aufklärung gefunden?

Andrason. Nicht Aufklärung, aber Hoffnung. Verwundert über die unverschämte Dunkelheit der Antwort, aber nicht außer Fassung gebracht, trat ich aus der Höhle. Ich sah den ältesten Priester auf einem geblumten Sessel sitzen. Ich nahte mich ihm, und indem ich einige Edelsteine in seinen Schooß legte, rief ich aus: O, welche Fülle der Weisheit kommt uns von den Göttern! Wie erleuchtet werden wir, die wir auf dunkeln Wegen irren, durch ihre Offenbarungen! Aber nicht rathen allein, helfen müssen die Unsterblichen. Der Jüngling, über den ich mich beklage, der mir das Leben verbittert, wird ehstens hier erscheinen, voll Zutrauens und Gehorsams. Möge die Alles durchdringende Stimme der Götter ihn ergreifen, sein Herz fassen, und ihm gebieten, nie wieder einen Fuß über meine Schwelle zu setzen! Mein Dank würde ohne Grenzen bleiben. — Der Alte nickte mit dem Kopfe, sein weißer Bart bewegte sich murmelnd; ich ging mit wechselnder Hoffnung und Sorgen zurück, und bin nun hier. —

Xeria. Möge Alles zum Besten ausschlagen! — Du verzeihst, Bruder; ich muß vor Tafel mit meinen Räthen, die schon lange warten, noch einige Geschäfte abthun; ich lasse Dir die Kinder, unterhalte Dich mit meinem muntern Geschlechte.

Andrason. Ich danke Dir, Schwester. Wenn ich Dich wissen soll, weiß ich nichts Besseres als diese freundlichen Augen.

Xeria. Bald sah' ich Dich wieder. (ab.)

Sora. Sagt uns nun, Herr, was Ihr denkt.

Andrason. Von der geflickten Braut?

Sora. Ich meine, was Ihr thun wollt.

Andrason. Thun! Wie ob das Orakel Nichts gesagt hätte. Mit meinem Uebel beladen, wieder nach Hause gehn, und nach meiner Frau sehen, die ich in wunderbaren Zuständen anzutreffen fürchte!

Sora. Was macht sie denn indessen?

Andrason. Sie geht im Mondscheine spatiren, schlummert an Wasserfällen und hält weitläufige Unterredungen mit den Nachtigallen. Denn seitdem der Prinz weg ist, einen Zug durch seine Provinzen und hiernächst zum Orakel zu thun, ist's nicht anders, als ob ihre Seele in einen langen Faden gezogen wäre, der bis zu ihm hinüber reichte. Eins nach, an dem sie großes Vergnügen findet, ist, daß sie Monodramen aufführt.

Mama. Was sind Das für Dinge?

Andrason. Wenn Ihr Griechisch könntet, würdet Ihr gleich wissen, daß Das ein Schauspiel heißt, wo nur eine Person spielt.

Lato. Mit wem spielt sie denn?

Andrason. Mit sich selbst, Das versteht sich.

Lato. Pfui, Das muß ein langweilig Spiel sein!

Andrason. Für den Zuschauer wohl. Denn eigentlich ist die Person nicht allein, denn es können noch mehr Personen dabei sein! Liebhaber, Kammerjungfern, Najaden, Dryaden, Hamadryaden, Ehemänner, Hofmeister; aber eigentlich spielt sie für sich, es bleibt ein Monodrama. Es ist eben eine von den neuesten Erfindungen; es läßt sich Nichts darüber sagen. Solche Dinge finden großen Beifall.

Sora. Und Das spielt sie ganz allein für sich?

Andrason. O ja! Oder, wenn etwa Dolch oder Gift zu bringen ist — denn es geht meistens etwas bunt her — wenn eine schreckliche Stimme aus dem Felsen oder durch's Schlüsselloch zu rufen hat: solche wichtige Rollen nimmt der Prinz über sich, wenn er da ist, oder in seiner Abwesenheit Ihr Kammerdiener, ein sehr alberner Bursche; aber Das ist Eins.

Mela. Wir wollen auch einmal so spielen.

Andrason. Laßt's doch gut sein, und dankt Gott, daß es noch nicht bis zu Euch gekommen ist! Wenn Ihr spielen wollt, so spielt zu Zweien wenigstens; Das ist seit dem Paradiese her das Uebelste und das Gescheidteste gewesen. Nun noch Eins, meine Besten, — daß wir die Zeit nicht mit fremden Dingen verplaudern — meine Hoffnung, wieder glücklich zu werden, ruht nicht allein bei den Göttern, sondern auch auf Euch, Ihr Mädchen!

Sora. Auf uns?

Andrason. Ja, auf Euch! — Und ich hoffe, Ihr werdet das Eure thun.

Mana. Wie soll Das werden?

Andrason. Der Prinz, wenn er nach dem Orakel geht, wird hier vorbei kommen, Euch seine Ehrerbietung zu bezeigen, wie Fremde gewöhnlich thun, die diesen Weg nehmen. Meine Schwester wird artig sein und ihm Quartier anbieten; ihm anbieten, daß sie seine Leute, sein Gepäcke beherbergen will, indeß er sich in's Gebirge nach dem Orakel tragen läßt, wo Jeder, er sei, wer er wolle, allein, ohne Gefolge anlangen muß. Wenn er nun kommt, meine Besten, so sucht sein Herz zu rühren! — Ihr seid liebenswürdig. Ich will Die als eine Göttinn verehren, die ihn an sich zieht und mich von ihm befreit.

Sora. Gut! Euch ist er unerträglich, und uns wollt Ihr ihn zuschieben! Wenn er uns nun auch unerträglich ist?

Andrason. Seid ruhig, Kinder! Das ändert sich. Ihr Andern liebt meistentheils an den Männern, was Männer an sich unter einander nicht leiden können. Und gewiß er ist so übel nicht, und wäre, denk' ich, noch zu curiren.

Mela. Wie sollen wir es denn anfangen?

Andrason. Bravo, liebes Kind! Du zeigst doch guten Willen! Ich muß erst Eure Anlagen ein wenig kennen lernen. Laßt sehn! Stellt Euch vor, ich sei der Prinz, ich will ankommen, schmachtend und trauig thun — wie wollt Ihr mich empfangen?

(Sie beginnen einen lebhaften Tanz.)

Andrason. Nicht doch, Kinder, nicht doch! Meinet Ihr, daß alles Wild nach einer Pfeife geht? Mit einem solchen Bauerntanz wollt Ihr meinen sublimirten Helden gewinnen? Nein, seht auf mich! Das muß in einem andern Geiste tractirt werden.

Sanfte Musik.

(Er macht ihnen die vorgebrachten Bewegungen vor, womit die Schauspieler gewöhnlich die Empfindungen auszudrücken denken.)

Andrason. Habt Ihr wohl Acht gegeben, Kinder? Erstlich, immer den Leib vorwärts gebogen, und mit den Knieen geknickt, als wenn Ihr kein Mark in den Knochen hättet! Hernach immer eine Hand an der Stirne und eine am Herzen, als wenn's Euch in Stücken springen wollte; mitunter tief Athem geholt, und so weiter. Die Schnupftücher nicht vergessen!

(Der Bursch geht fort, und die Prätorin befolgen seine Vorschrift. Er stellt den Prinzen vor, bald extasirt er sich, bald nimmt er die Posen des Prinzen wieder an; endlich hört man eine Trompete in der Ferne.)

Andrason. Aha!

Lalo. Es wird aufgetragen.

Andrason. Es heißt zu Pferde, und zu Tische! Beides eine schöne Einladung. Kommt! Diese Empfindsamkeit zuletzt hat mich hungriger gemacht, als meine Reisen bisher.

Zweiter Act.

Saal,
in Chinesischem Geschmacke, der Grund gelb mit bunten Figuren.

Mana und Sora.

Mana. Nun, Das heiß' ich ein Gepäcke! Der ganze Hof ist voll Kisten, Kasten, Mantelsäcke und ungeheurer Verschläge.

Sora (mit an's Fenster). Wir werden ihm den ganzen Flügel des Palastes geben müssen, nur seine Sachen unterzubringen.

Mana. Es ist abscheulich, wenn Mannspersonen reisen, als wenn sie Wöchnerinnen wären. Ueber uns halten sie sich auf, daß, wenn wir drei auf vier Wochen in's Bad gehen, der Schmuck, Kästchen, Pappen und Wachstücher kein Ende werden will; und sich erlauben sie's!

Sora. Wie an ihr Sachen, liebes Kind, die sie uns viel nehmen!

Ein Bedienter (kommt).

Der Cavalier des Prinzen läßt sich melden.

Mana. Führ' ihn herein. (Bedienter ab). Sieh' zu! es hat sich doch Nichts an meinem Kopfputze verschoben?

Sora. Halt! — Die Leckerbier — Er kommt.

Mercule (tritt herein).

Vollkommene Damen! Es sind nicht viel Augenblicke meines Lebens, worin ich mich so glücklich fühlte, als in dem gegenwärtigen. Sonst werden wir armen Diener meistentheils bei verdrießlichen Angelegenheiten vorgeschoben, bei angenehmen Ereignissen stehen wir zurück; aber dieß Mal erhebt mich mein Prinz über

ſich ſelbſt, indem er mich voraus in die Wohnung des Vergnügens und der Reize ſendet.

Mana. Sie ſind ſehr gütig.

Sora. Und recht willkommen. Wir haben ſo viel Gutes von dem Prinzen gehört, daß wir vor Neugierde brennen, ihn zu ſehen.

Merculo. Mein Fürſt iſt glücklich, daß er ſchon in der Entfernung Ihre Aufmerkſamkeit hat auf ſich ziehen können; und wenn er, wie ich nicht anders hoffe, durch ſeine Gegenwart Ihre Gunſt erhalten ſollte: ſo kann er ſich als den glücklichſten der Menſchen preiſen. Dürfte ich nicht indeß Ihrer Prinzeſſinn aufwarten, an die er mir eine Unzahl Verbindlichkeiten aufgetragen hat?

Mana. Sie werden ihr bald vorgeſtellt werden können. Sie hat uns befohlen, Ihnen dieſe und die anſtoßenden Zimmer anzuweiſen. Bedienen Sie ſich davon, ſo viel und wie Sie's nöthig finden.

Merculo. Wollen Sie mir erlauben, daß ich unſere Geräthſchaften, deren freilich nicht wenige ſind, herein und in Ordnung bringen laſſe?

Mana. Nach Ihrer Bequemlichkeit.

Mercule (mit einer Verbeugung ab).

Sora. Wir wollen bleiben. Ich bin ganz neugierig, was ſie Alles mitbringen.

(Es läßt ſich ein luſtiger Marſch hören, und es kommt ein Zug. Mercule voraus, der Oberſte, die Wache, ſodann Trabanten, welche Kaſten von verſchiedener Größe tragen, vier Mohren, die eine Laube bringen, und Gerüſte. Sie umgeben das Theater. Die Kaſten werden auf beiden Seiten, die Laube in den Grund, und ein großer Kaſten auf die Laube geſetzt. Die ſtummen Perſonen gehen alle ab, der Marſch hört auf. Es bleiben)

Sora. Mana. Mercule.

Sora. Wer ſind denn die hübſchen, bewaffneten jungen Leute, und wer iſt der Herr, der uns ſalutirte?

Mercule. Das iſt der Oberſte über des Prinzen Kriegsvolk, und die Andern ſind junge Edelleute, militäriſche Edelknaben meines gnädigſten Herrn, und leie Vögel.

Mana. Wir erſtaunen, mein Herr! Sie führen Decorationen mit ſich! Wollen Sie etwa eine Comödie ſpielen? Vermuthlich iſt die Theater-Garderobe in dieſen Kaſten?

Mercule. Verzeihen Sie, meine Damen! — Eigentlich ſollte ich den Finger auf den Mund legen, und Sie mit guter Art bitten, dieſen Saal, der von nun an ein Platz der Geheimniſſe wird, zu verlaſſen: allein wie vermag ich Das gegen Ihre Güte und gegen Ihre Reize. Nur vor unheiligen, fremden Augen bewahren wir unſere heiligen Empfindungen, nicht vor ſo angenehmen Seelen, deren Theilnehmung wir wünſchen.

Sora. Sagen Sie uns um's Himmels willen, was ſoll die Laube?

Mercule. An dieſem Zug, meine ſchönen Kinder, können Sie einen großen Theil des Characters meines liebenswürdigen Prinzen erkennen. Er, der empfindſamſte Mann von allen Männern, der für die Schönheiten der Natur ein gefühlvolles Herz trägt, der Rang und Hoheit nicht ſo ſehr ſchätzt, als den zärtlichen Umgang mit der Natur —

Sora. Ach, Das iſt ein Mann für uns! Wir gehn auch gar zu gern im Mondſchein ſpatziren, und hören die Nachtigallen lieber als Alles.

Mercule. Da iſt Eins zu bedauern, meine vortrefflichen Damen! Mein Prinz iſt von ſo zärtlichen, äußerſt empfindſamen Nerven, daß er ſich gar ſehr vor der Luft und vor ſchnellen Abwechſelungen der Tageszeiten hüten muß. Freilich unter freiem Himmel kann man's nicht immer ſo temperirt haben, wie man wünſcht. Die Feuchtigkeit des Morgen- und Abendthaues halten die Leibärzte für höchſt ſchädlich, den Duft des Mooſes und der Quellen bei heißen Sommertagen für nicht minder gefährlich. Die Ausdünſtungen der Thäler, wie leicht geben die einen Schnupfen! Und in den ſchönſten, wärmſten Mondnächten ſind die Mücken juſt am unerträglichſten. Hat man ſich auf dem Raſen ſeinen Gedanken überlaſſen, gleich ſind die Kleider voll Ameiſen, und die zärtlichſte Empfindung in einer Laube wird oft durch eine herabfahrende Spinne geſtört. Der Prinz hat durch ſeine Academien Preiſe ausgeſetzt, um zu erfahren, ob dieſen Beſchwerden, zum Beſten der zärtlichen Welt, nicht abgeholfen werden könne. Es ſind auch verſchiedene Abhandlungen gekrönt worden: die Sache aber iſt bis jetzo noch um kein Haar weiter.

Sora. O, wenn je ein Mittel gegen die Mücken und Spinnen erfunden werden ſollte, machen Sie es doch ja gemeinnützig! Denn wenn man oft in himmliſchen Entzückungen aufgefahren iſt, erinnert einen das leidige Gezieſer, mit ſeinen Stacheln und krabligen Füßen, gleich wieder an die Sterblichkeit.

Mercule. Inzwiſchen, meine ſchönen Damen, hat der Prinz, der ſeinen Genuß weder verſchoben noch unterbrochen haben will, den Entſchluß gefaßt, durch tüchtige Künſtler ſich eine Welt in der Stube zu verſchaffen. Sein Schloß iſt daher auf die angenehmſte Weiſe ausgeziert, ſeine Zimmer gleichen Lauben, ſeine Säle Wäldern, ſeine Kabinette Grotten, ſo ſchön und ſchöner als in der Natur; und dabei alle Bequemlichkeiten, die Staffeldern und Reſſorts nur geben können.

Sora. Das muß charmant ſein!

Merculo. Und weil der Prinz so sehr d'ran gewöhnt ist, wie er denn in jedem Lustschloß seine Natur hat: so haben wir auch eine Reisenatur, die wir auf unsern Zügen überall mit herumführen. Unser Hof-Etat ist mit einem sehr geschickten Mann vermehrt worden, dem wir den Titel als Naturmeister, Directeur de la nature, gegeben haben. Er hat eine große Anzahl von Künstlern unter sich. Ein würdiger Schüler von ihm ist dieser Mann hier, der unsere Natur auf der Reise besorgt, und den ich die Ehre habe, Ihnen in dieser Qualität zu präsentiren. Was uns allein noch abgeht, das sind die kühlen Lüftchen. Die Versuche davon sind immer noch unvollkommen; wir hoffen aber aus Frankreich auch diesem Mangel nächstens abgeholfen zu sehen.

Sora. Um Vergebung, was ist in dem Kasten da? Darf man's wissen?

Merculo. Geheimnisse, meine schönen Fräulein, Geheimnisse! Aber Sie haben das Geheimniß gefunden, die Geheimnisse meines Herzens aufzuschließen, so daß Ihnen eben weiter Nichts verborgen bleibt. Hier führen wir die vorzüglichsten Glückseligkeiten empfindsamer Seelen bei uns. In diesem Kasten sind sprudelnde Quellen.

Mana. O!

Merculo. Hier in diesem ist der Gesang, der lieblichste Gesang der Vögel verborgen.

Mana. Warum [illegible] gar?

Merculo. Un[illegible]r in diesem größern ist Mondschein eingepackt.

Sora. Es ist nicht möglich! Lassen Sie's uns doch sehn.

Merculo. Es steht nicht in meiner Gewalt. Der Prinz allein weiß diese Herrlichkeiten in Bewegung und Leben zu setzen. Er ganz allein darf sie fühlen; ich konnte Ihnen nur den groben Stoff sichtbar machen.

Mana. O, wir müssen den Prinzen bitten, daß er uns die Maschinen ein Mal spielen läßt!

Merculo. Um's Himmels willen, lassen Sie sich Nichts merken! Und besonders unter dem Titel von Spielen würde der Prinz seine Liebhabereien nicht erkennen. Jeder Mensch, meine schönen Fräulein, treibt seine Liebhabereien sehr ernsthaft, meistens ernsthafter als seine Geschäfte! Indessen halte ich für Schuldigkeit, Ihr Verlangen, so viel an mir ist, zu befördern, und wollte Ihnen gern unsre Raritäten, wenn gleich nur leblos, vorzeigen, wäre nur die Decoration des Saales einiger Maßen mit dieser eingeschlossenen Natur übereinstimmend.

Mana. So vollkommen muß man die Illusion nicht verlangen.

Sora. Dem ist leicht abzuhelfen. Wir haben ja die gewirkten Tapeten, die Nichts als Wälder und Gegenden vorstellen.

Merculo. Das wird allerliebst sein.

Sora. He! (Ein Bedienter kommt.) Sagt dem Hof-Tapezier, er soll die gewirkte Wald-Tapete gleich herunterlassen!

Merculo. An mir soll's auch nicht fehlen.

Musik

(Er gibt ein Zeichen, und in dem Augenblicke, als sich die Scene in Wald verwandelt, verwandeln sich die Kasten in Ruinen-Art, Felsen, Gebäude und so weiter; der Kasten über der Laube in Wolken. Der Decorateur wird sorgen, daß das Ganze übereinstimmend und reizend sei, und mit der verschwindenden Decoration einen recht sublimen Contrast mache.)

Merculo. Bravo! Bravo!

Sora. O wie schön!

(Ein leichtes Netz auf das Gebüsche, so lange die Musik fortdauert.)

Mana. Die Decoration ist allerliebst.

Merculo. Um Vergebung, nicht Decoration, sondern künstliche Natur nennen wir Das; denn das Wort Natur, merken Sie wohl, muß überall dabei sein.

Sora. Charmant! Allerliebst!

Merculo. Da muß ich Sie noch ein Ausdruckswort lehren, mit dem weit zu reichen ist. Charmant! Allerliebst! Das könnten Sie ebenfalls auch von einer Florichörte, von einem Handschen sagen. Nein, wenn Sie Etwas erblicken, es sei, was es wolle, sehen Sie es steif an, und rufen: Ach, was Das für einen Effect auf mich macht! — Es weiß zwar kein Mensch, was Sie eigentlich sagen wollen, denn Sonne, Mond, Fels und Wasser, Gestalten und Geschöpfe, Himmel und Erde, und ein Stück Glanzleinewand. Jedes macht seinen eigenen Effect; was für einen, Das ist ein Bischen schwerer anzudeuten. Halten Sie sich aber nur an's Allgemeine: Ach, was Das für einen besondern Effect auf mich macht! — Jeder, der dabei steht, sieht auch hin, und stimmt in den besondern Effect mit ein; und dann ist's ausgemacht — daß die Sache einen besondern Effect macht.

Mana. Mit allem Dem scheint mir Ihr Prinz Liebhaber vom Theater.

Merculo. Sehr! sehr! Das Theater und unsere Natur sind freilich nahe mit einander verwandt. Dabei ist er ein trefflicher Schauspieler. Wenn Sie ihn bereden könnten, Etwas vor Ihnen aufzuführen!

Sora. Haben Sie denn eine Truppe bei sich?

Merculo. Das nicht! Wir sind aber Alle eine Art von Comödianten. Und dann agirt der Prinz, wenn's Noth kommt, meinentheils allein.

Sora. Ach, davon haben wir schon gehört!

Merculo. Ei! — Sehen Sie, meine Damen, Das ist eine Erfindung oder vielmehr eine Wiedererfindung, die unsern erleuchteten Zei-

ten aufbehalten war. Denn in den alten Zeiten, ſchon auf dem Römiſchen Theater, waren die Monodramen vorzüglich eingeführt. So leſen wir zum Exempel vom Nero —

Mana. Das war der böſe Kaiſer?

Mercutio. Es iſt wahr, er tangte von Haus aus Nichts, war aber d'rum doch ein excellenter Schauſpieler. Er ſpielte bloß Monodramen. Denn ernſtlich, ſagt Suetonius — Nun Das werden Sie Alles in der trefflich gelehrten Schrift eines unſerer Academiſten über dieſe Schauſpielart leſen! Sie wird auf Befehl unſers Prinzen geſchrieben und auf ſeine Koſten gedruckt. Wir führen aber auch die neueſten Werke auf, wie man ſie von der Meſſe kriegt: Monodramen zu zwei Perſonen, Duodramen zu Dreien und ſo weiter.

Sora. Wird denn auch d'rinn geſungen?

Mercutio. Ei, geſungen und geſprochen! Eigentlich weder geſungen noch geſprochen. Es iſt weder Melodie noch Geſang d'rin, deßwegen es auch manchmal Melodram genannt wird.

Sora. Wie iſt Das?

Mercutio. Gelegentlich, meine Fräulein! Gelegentlich!

Sora. Nun, wir hoffen, der Prinz ſoll gut Freund mit uns werden. Wir hoffen, Sie ſollen recht lange bei uns bleiben. Sie bleiben doch recht lange bei uns?

Mercutio. Gar zu gütig! — Ach, wer glauben könnte, daß ſo eine Einladung aus einem ſo ſchönen Herzen käme! Es iſt aber leider eins der gewöhnlichen Hof-Complimente, womit man einen Fremden bewillkommt, nur um ſich zu verſichern, daß er bald wieder weggehen werde.

Mana. Warten Sie nur, wir haben dem Prinzen ſchon allerlei Scherze von unſ'rer Art zugedacht, die ihn gewiß unterhalten ſollen.

Mercutio. Meine Fräulein, ich wünſche Ihnen Glück und uns Allen! Möchten Sie ſein Herz, ſein zärtlich' Herz gewinnen, und ihn durch Ihren Liebreiz aus der ſanften Traurigkeit ziehen, in der er verſchmachtet!

Sora. Ach, wir haben auch zärtliche Herzen; Das iſt juſt recht unſere Sache.

Mana. Bringen Sie uns nicht auch neue Liedchen mit?

Sora. Ja, wir haben's in der Art, wenn wir eine hübſche Melodie finden, ſingen wir ſie meiſt todt, daß ſie kein Menſch mehr hören mag.

Mana. Kein Liedchen an den Mond?

Mercutio. O, deren haben wir verſchiedene! Ich kann gleich mit einem aufwarten.

Sora. Thun Sie's ja!

Mercutio (ſingt).

Du gedrechſelte Laterne,
Ueberleuchteſt alle Sterne,
Und an Deiner kühlen Schnuppe
Trägſt Du der Sonne mildeſten Glanz.

Sora. O pfui! Das iſt gar nichts Empfindſames!

Mercutio. Schönes Kind, um's Himmels willen, es iſt aus dem Griechiſchen!

Mana. Es gefällt mir ganz und gar nicht.

Mercutio. Daran iſt wohl die Melodie ſchuld; ich hab' es immer gedacht. Das Lied an ſich ſelbſt iſt gewiß vortrefflich, hören Sie nur!

(Er ſingt's auf die Melodie: Nunzigneur, voyez nos larmes, und die Fräulein fangen an mitzuſingen.)

Bediente. Der Prinz kommt! Man eilt ihm entgegen!

(Mercutio und die Prinzeſſin gehen ſingend ab.)

Dritter Act.

Wald,
die Laube im Grunde wie zu Ende des vorigen Act's.

Die vier Fräulein führen den Prinzen unter einer ſanften Muſik herein. Mercutio folgt ihnen. Die Frauenzimmer bemühen ſich in einem gefälligen Tanze um den nachdenklichen und in ſich ſelbſt verſunkenen Ankommling; er antwortet ihren Freundlichkeiten nur gezwungen. Da die Muſik einen Augenblick pauſirt, ſpricht

Mercutio (für ſich). Das ſind recht Homeriſche Sitten, wo die ſchönen Töchter des Hauſes ſich um die Fremden bemühen. Ich hätte wohl Luſt, mich in's Bad zu ſetzen und mich abreiben zu laſſen.

(Die Muſik geht fort; endlich, da die Fräulein ihre Bemühungen ganz vergeblich ſehen, ziehen ſie verdrießlich davon, und es bleiben)

Prinz und Mercutio.

Prinz. Geſegnet ſeiſt Du, liebe Einſamkeit! Wie erbärmlich habe ich mich ſeit dem Eintritt in dieſes Haus zwingen müſſen!

Mercutio. Das muß ich Euerer Durchlaucht bekennen, daß mir's manchmal unbegreiflich geweſen iſt, wie Sie ſich an einer wohlbeſetzten Tafel und zwiſchen liebenswürdigen Frauen ennuyiren können?

Prinz. Es iſt nicht lange Weile, es iſt die Gefälligkeit dieſer angenehmen Geſchöpfe, die mich ängſtet. Ach! warum muß ich dem weiblichen Geſchlechte zur Qual geſchaffen ſein? Denn nur Eine kann mein Herz beſitzen, und die Uebrigen — Ach! — —

Mercutio. Die hab' ich ſchon oft bedauert; und ich hab' ihnen auch gelegentlich mein Mitleiden auf eine ſo überzeugende Art zu verſtehen gegeben, daß ich wirklich ſagen kann: ich habe das Glück gehabt, Einigen das Leben zu friſten, die auf dem Sprunge ſtanden, durch Ihre Grauſamkeit, in die elyſiſchen Felder vertrieben zu werden.

Prinz. Rede davon nicht! vermehre nicht meinen Kummer!

Mercutio. Ich sage Nichts! Denn wenn man Ihren hohen Stand und Ihre trefflichen Qualitäten zusammen nimmt, so ist's evident, daß einer Ihrer Blicke ganz unglaubliche Bewegungen in einem schönen Herzen hervorbringen muß.

Prinz. Meinen Stand erwähnst Du, Unglücklicher? Was ist mein Stand gegen dieses Herz?

Mercutio. Halten Sie mir's zu Gnaden! Wir wollen der Sache ihr Recht anthun. Eine wahre Liebe ist z. E. was Vortreffliches; aber eine wahre Liebe mit einem wohlgespickten Beutel, darüber geht gar Nichts. So auch, was den Stand betrifft —

Prinz. Rede nur nicht immer! — nicht solche Dinge!

Mercutio. Nein, ich müßte undankbar sein, wenn ich es nicht gestände, nicht bekennte! In Ihrer Nähe, mein Gebieter, bin ich ohnehin sicher. Ihre fürstliche Gegenwart zieht, wie ein Gewitterableiter, alle Electricität zärtlicher Herzen an sich, daß wir Andern vor'm Einschlagen ganz gesichert sind.

Prinz. Ist es bald Eilfe?

Mercutio. Es wird gleich sein, und ich gehe, um Sie Ihren Empfindungen in der feierlichen Stunde der Mitternacht allein zu überlassen. Es ist eine vortreffliche neuere Erfindung, daß jeder Stunde, jeder Tageszeit ihre eigenen Gefühle gewidmet sind. Darin waren die Alten rechte Ideale. In ihren Schauspielen konnte das Feierlichste, Schrecklichste bei hellem Tage und unter freiem Himmel vorgehen; unter Eilfe und Zwölfe thun wir's aber gar nicht, und ohne Särge, Kirchhöfe und schwarze Tücher läßt sich nichts Rechtes ausrichten.

Prinz. Sind meine Pistolen geladen?

Mercutio. Auf Ihren Befehl, wie immer. Aber ich bitte Sie um Gottes willen, erschießen Sie sich nicht einmal!

Prinz. Sei ruhig! (Es schlägt Eilfe.) Es schlägt!

Mercutio. Sie haben hier eine Glocke, die gar keinen feierlichen Ton hat. Es klingt, als wenn man auf Blech hämmerte; mich könnte von so Etwas gleich vollkommen aus meiner zärtlichsten Fassung bringen.

(Die Musik giebt einige laute und entfernte Melodien zum Folgenden an.)

Prinz. Schweig', Unheiliger! — und entfleuch'!

Mercutio. Ab! (Ab.)

Prinz.

Vergebens sucht Ihr mich durch Eurer Schönheit, durch Euer einschmeichelndes Wesen abzuziehen, von den Gedanken wegzuwenden, die ich immer mit den Armen meiner Seele umschlungen halte. Fahrt wohl, Ihr herrlichen Mädchen! Das Unsterbliche umschwebt meine Stirne, und die Geister steigen herab, meine Wohnung zu beleben und mein Herz zu heiligen.

(Die feierliche Musik geht weiter; die Wasserfälle fangen an zu rauschen, die Vögel zu singen, der Mond zu scheinen.)

Prinz.

Dich ehr' ich, heiliges Licht,
Reiner, hoher Gefühle Freund!
Du, der Du mir
Der Liebe stockende Schmerzen
Im Busen auf zu sanften Thränen leicht!
Ach, welche Seligkeiten sänftest Du mir
In's tiefe Heiligthum der Nacht,
Und deutest mir
Auf der geheimnißvollen Liebe Anbetstätte!
Ach, verzeih'! Ach, mein Herz
Fühlt nicht immer gleich!
Verzeih' dem trüben Blick auf Deine Schönheit!
Verzeih' dem flüchtigen!

(Nach der Laube gekehrt.)

Hier, hier wohnt meine Gottheit,
Die ganz mein Herz nach ihrem Herzen zieht!
Dieß Pochen und dieß Zittern!
Ha, es schlägt dem Augenblick entgegen,
Wo die Laubere
Die Seligkeit des Wahnes überflügelt!
O, den Genuß, Ihr Götter, gabt Ihr mir!
O, den Genuß bewahret mir, Ihr Götter!

(Die Laube thut sich auf; man sieht ein Frauenzimmer darin sitzen; sie muß vollkommen an Gestalt und Kleidung der Schauspielerin gleichen, die nachher als Maskenhaus auftritt.)

Prinz.

Himmel, sie ist's! Himmel, sie ist's!
Seligkeit thauet herab! — —
Deine Hand an dieses Herz,
Geliebte, süße Irenadina!
Du ganz für mich Geschaffene,
Ganz durch Sympathie Gefundene,
Gewählte!
In dieser schönen Stimmung unsrer Herzen
Wird mir ein Glück, das nur die Götter kennen.

Ach, in hohen Himmelsstrahlen
Fühl' ich schaudernd mich verschweben!
Ha, vor Wonne stockt mein Leben,
Stockt der Athem in der Brust!

Ach, umweht mich, Seligkeiten!
Lindert dieses heiße Streben,
Und in wonnevolles Leben
Leget auf die schöne Lust!

(Während der letzten Cadenz, da die Instrumente die Stimme zu lange nachahmen, setzt sich der Prinz auf eine Rasenbank, und schläft endlich ein. Man gibt ihm verschiedene Mal den Ton an, damit er einfallen und schließen möge, allein er rudert sich nicht, und es entsteht eine Verlegenheit im Orchester; endlich sieht sich die erste Violine genöthigt, die Cadenz zu schließen, die Instrumente fahren ein, die Bande geht an, der mittlere Vorhang fällt nieder, und es zeigt sich)

Ein Parsaal.

Feria und die vier Fräulein.

Feria. Mich dünkt, der Prinz pflegt seiner Ruhe gewiß lange. Es soll nicht gesagt sein, daß ein Mann in unserm Schlosse ungestraft die Morgenröthe herbeigeschlafen habe! Sind die Klappern bei der Hand und die Rasseln? Wir wollen ihm ein Charivari machen, und die fatale Schläfrigkeit, unsere verhaßte Nebenbuhlerin, von seinen Augen peitschen.

(Lebhafter Tanz zu Fünfen mit Castagnetten und Peitschen, worunter tanzt Feria fein. Der Chorus kommt, die Prinzessin zu bitten, daß sie des Prinzen Ruhe nicht stören möge, indem die Wache die Fräulein aufhalten will. Diese machen immer ärgern Lärm. Der mittlere Vorhang geht auf, das Theater ist wieder wie zu Anfang des Balls. Mercurio tritt zu gleicher Zeit herein; der Prinz fährt bewegt von seiner Rasenbank in die Höhe, erstimmt und singt:)

Ja, Ihr seid's, Erinnyen, Mänaden!
Ohne Gefühl für Liebe,
Ohne Gefühl für Schmerz!

Ich haßt' im Arm der Grazien zu haben,
Und Ihr zerreißt mein Herz!
Mein Herz! mein Herz!
Zerreißt mein leidend' Herz!

(Während der Arie breitet sich Feria, die Fräulein und die Wache, Eins nach dem Andern, auf der Seite; es bleiben allein)

Prinz und Mercurio.

Mercurio. Mein Prinz, fassen Sie sich!

Prinz. Mein Freund, welche tödtliche Wunde!

Mercurio. Gnädiger Herr, nur Charivari!

Prinz. Ich will weg, diesen Augenblick mich in die Einsamkeit des Gebirges verlieren!

Mercurio. Was wird die Prinzessinn, was werden die Damen denken?

Prinz. Denken sie doch auch nicht, wen sie vor sich haben. Ohne das mindeste Gefühl für das Hohe, Ueberirdische meiner Stimmung, rasseln sie mit knarrenden Tönen der Verhöhle d'rein. Ach! Ihr gold'nen Morgenträume, wo seid Ihr hin, — auf ewig? auf ewig? —

Mercurio. Es war nicht böse gemeint. Schon vor Sonnenaufgang waren die Mädchen geschäftig, ein Dejeuner im Garten zurecht zu machen; wir haben auch wirklich den Morgenstern mit Bratwürsten in der Hand und einem vortrefflichen Glas Cyperwein bewillkommt. Man fürchtete, es möchte Alles kalt werden, verderben, und wir wollten Ihr angenehmes Gesicht im Glanz der ersten Morgensonne genießen.

Prinz. Ja, mit Schellen und Klapperbiechen genießt man den Morgen! — Fort! — Leb' wohl!

Mercurio. Gnädiger Herr!

Prinz. Du weißt, meine Entschließungen sind rasch und fest.

Mercurio (vor sich). Leider!

Prinz. Ich gehe nach dem Orakel! Laß auf's Schärfste dieses Heiligthum bewachen, daß unter keinem Vorwand eine lebendige Seele einen Fuß herein setze!

Mercurio. Bleiben Sie beruhigt.

Prinz. Leb' wohl. (Ab.)

Vierter Act.

Andrason's Schloß,
eine runde und hohe Gegend. Hölle im Grunde.

(Mephistopheles's Kammerdiener als Asmodeus tritt auf mit einem Reverenz, und spricht den Prologus.)

Herr'n und Frauen allzugleich,
Merkt wohl, Das hier ist Pluto's Reich;
Und ich, wie ich mich vor Euch stelle,
Daß ich zuerst bedeuten muß,
Ich nenne mich Asmodeus,
Und bin Hofgärtner in der Hölle.

Die Charge ist hier unten neu:
Denn eh'mals war Elysium da drüben,
Die rauhen Wohnungen da hüben,
Man ließ es eben so dabei.

Nun aber kam ein Lord herunter,
Der fand die Hölle gar nicht munter,
Und eine Lady fand Elysium zu schön.
Man sprach so lang, bis daß der seltne Gusto siegte,
Und Pluto selbst den hohen Einfall kriegte,
Sein altes Reich als einen Park zu sehn.

Da schleppen nun Titanen ohne Zahl,
Den alten Sisyphus mit eingeschlossen,
Rastlos geschunden und verdrossen,
Gar manches Schöne, Berg und Thal
Zusammen.
Aus den fluthenden Flammen
Des Acheron's herauf
Müssen die ewigen Felsen jetzt;
Und gält's tausend Hände,
Sie werden an irgend einem Ende
Als Point de vue zurecht gesetzt.

Um Eins nur iſt es jammerſchade,
Um's ſchöne Erdreich im Elyſium!
Aber es iſt keine Gnade,
Wir gehn damit ganz ſündlich um.
Sonſt dankt man Gott, wenn man die Steine
Vom Acker hat;
Aber hier, ſechs Meilen herum ſind keine
Zu finden mehr, und wir haben es noch nicht
ſatt:
Damit verſchütten wir den Boden,
Wo das weichſte Gras,
Die lieblichſten Blümchen blühen; und warum
Das?
Alles um des Mannigfaltigen willen.
Ein friſcher Wald, eine feine Wieſe,
Das iſt uns Alles alt und klein;
Es müſſen in unſerm Paradieſe
Dorn und Diſteln ſein.

Dafür aber auch graben wir in den Hainen
Elyſium's die ſchönſten Bäume aus,
Und ſetzen ſie, wo wir es eben meinen,
An manche leere Stelle
Herüber in die Hölle,
Um des Cerberus Hundehaus,
Und formiren Das zu einer Capelle.

Denn, Notabene! in einem Park
Muß Alles Ideal ſein,
Und, Salva Venia, jeden Quark
Wickeln wir in eine ſchöne Schale ein.
So verſtecken wir, zum Exempel,
Einen Schweinſtall hinter einen Tempel;
Und wieder ein Stall, verſteht mich ſchon,
Wird geradeswegs ein Pantheon.
Die Sach' iſt, wenn ein Fremder d'rin ſpaziert,
Daß Alles wohl ſich präſentirt;
Wenn's Dem denn hyperboliſch dünkt,
Poſaunt er's hyperboliſch weiter aus.
Freilich, der Herr vom Haus
Weiß meiſtens, wo es ſtinkt.

Wie ich alſo ſagte: unſre elyſiſchen Bäume
Schwinden wie elyſiſche Träume,
Wenn man ſie verpflanzen will.
Ich bin zu allen Sachen fix;
Denn in einem Park iſt Alles Trunk:
Verdorret ein Baum und wird ein Gerüſt:
„Ha!“ ſagen ſie, „da ſieht die Cour,
Wie die Kunſt auch hinterd'rein der Natur
Im Dürren iſt!“ — Ja, leider ſtark;
Was ich ſagen wollte! Zum vervollkomm'nen Park
Wird uns wenig mehr abgehn.
Wir haben Tiefen und Höh'n,
Eine Muſterkarte von allem Geſträuche,
Krumme Gänge, Waſſerläufe, Teiche,
Pagoden, Hütten, Wirthchen, Felſen und Klüfte,
Eine Menge Ruſeln und and're Gedüfte,
Weimuthsföhren, Babiloniſche Weiden, Ruinen,
Einſiedler in Löchern, Schäfer im Gehäus,
Moſcheen und Thürme mit Cabinetten,
Von Moos ſehr wohnliche Betten,
Obelisken, Labyrinthe, Triumph-Bogen, Ar-
caden,
Fiſcherhütten, Paviljons zum Baden,
Chineſiſch-Gothiſche Grotten, Kioſken, Zingk,
Maureſiſche Tempel und Monumente,
Gleichviel, ob wir gleich Niemand begraben:
Man muß es Alles zum Ganzen haben.

Ein Einziges iſt noch zurück,
Und d'rauf iſt jeder Lord ſo ſtolz:
Das iſt eine ungeheure Brücke
Von Holz
Und einem Bogen von Hängewerk;
Das iſt unſer ganzes Augenmerk.
Denn ernſtlich kann kein Park beſtehn
Ohne ſie, wie wir auf jedem Kupfer ſehn.
Auch in unſern toleranten Tagen
Wird immer mehr d'rauf angetragen,
Auf Communication, wie bekannt.
Dem man ſich auch gleich ſtellen muß;
Elyſium und Erebus
Werden vice versa tolerant.

Wir freuten uns der Brücke ſchon;
Doch, leider, Scheeren und Peripleguren
Speien ewige Flammen,
Da fehlt's uns an geſchickten Leuten;
Und bringen wir die Brücke nicht zuſammen,
So will der ganze Park Nichts bedeuten;
Das Ganze leidet weder Erz noch Stein,
Von Holz muß ſie eine Brücke ſein.

Aber warum ich komme! — Ohne Zeit zu
verlieren:
Pluto's ſchöne Weib
Liegt gewaltig darüber ſpintiſiren;
Denn d'rin iſt nicht viel Zeitvertreib.
Da ſucht ſie bei den armen Todten
Sich neue Begraben, wie auf Sicilien's Boden;
Wir haben's aber nur in Gedichten.
Dann fragt ſie täglich nach herrlichen Früchten,
Wir haben aber keine zu reichen:
Pfirſichen, Trauben, darnach lieben wir weit;
Holzbirn', Schlehen, rothe Beerchen und der-
gleichen
Iſt Alles, was bei uns gedeiht.
(Zwei deutſche Gärtner bringen einen Granatbaum
in einem Kübel.)

D'rum hab' ich zu einem Treibhaus gerathen,
Und bringe zum Exempel, dieſe Granaten
In einem kryſtallenen Haus
Mit naturirlichem Feuer aus;
Den will ich in die Erde ſtecken,
(Er macht Miene, es zu thun.)
Mit Felſen, Raſen, Moos umgeben,
Daß meine Königin ſich freue.

Es wächſe Mooß aus dem Steine,
Und wenn ſie den Betrug verſpürt,
Den Künſtler liebe, wie ſich's gebührt. (Ab.)

Vorbereitende Muſik, ahnend ſeltene Gefühle.

Mandandane als Proſerpina.

Halte! halt' einmal, Unſelige! Vergebens
Irrſt Du in dieſen rauhen Wüſten hin und her!
Endlos liegen vor Dir die Trauerfelde,
Und was Du ſuchſt, liegt immer hinter Dir.

Nicht vorwärts,
Aufwärts auch fall dieſer Blick nicht ſteigen!
Die ſchwarze Höhle des Tartarus
Verwahrt die lieben Gegenden des Himmels,
In die ich ſonſt
Nach meines Ahnherrn freier Wohnung
Mit Liebesblick hinauf ſah!
Ach! Tochter Du des Jupiter's,
Wie tief biſt Du verloren! —

Geſpielinnen!
Als jene blumenreiche Thäler
Für uns geſammt noch blühten,
Als an dem himmelklaren Strom des Aethers
Wir plätſchernd noch im Abendſtrahle ſcherzten,
Einander Kränze wanden,
Und heimlich an den Jüngling dachten,
Deſſen Haupte unſer Herz ſie widmete:
Da war uns keine Nacht zu tief zum Schwätzen,
Keine Zeit zu lang,
Um freundliche Geſchichten zu wiederholen,
Und die Sonne
Mich leichter nicht aus ihrem Silberbette
Sich auf als wir, voll Luſt zu leben,
Früh im Thau die Roſenfüße badeten. —

O Mädchen! Mädchen!
Die Ihr, einſam nun,
Zerſtreut an jenen Quellen ſchleicht,
Die Blumen anſtaunt,
Die ich, ach! Entführte,
Aus meinem Schooße fallen ließ:
Ihr ſeht und ſeht mir nach, wohin ich verſchwand!

Weggeriſſen haben ſie mich,
Die raſchen Pferde des Orcus;
Mit feſten Armen
Hielt mich der unerbittliche Gott:
Vater! Ach, Amer-kohlſchwarz auf zum Olymp!
Haſt Du nicht, Muthwilliger,
Krieg an Himmel und Erde?
Mußt Du die Flammen der Hölle
Durch Deine Flammen vermehren? —

Herunter geriſſen
In dieſe endloſen Tiefen!
Königinn hier!
Königinn! —
Vor der nur Schatten ſich neigen!

Hoffnungslos iſt ihr Schmerz!
Hoffnungslos der Abgeſchiedenen Glück,
Und ich wend' es nicht.
Den ernſten Gerichten
Hat das Schickſal ſie übergeben;
Und unter ihnen wandl' ich umher,
Göttinn! Königinn!
Selbſt Sclavinn des Schickſals!

Ach, das fließende Waſſer
Möcht' ich dem Tantalos ſchöpfen,
Mit lieblichen Früchten ihn ſättigen!
Armer Alter;
Für gereizites Verlangen geſtraft! —
An Ixion's Rad möcht' ich greifen,
Einhalten ſeinen Schmerz!
Aber was vermögen wir Göttet
Ueber die ewigen Qualen!
Troſtlos für mich und für ſie,
Wehe' ich unter ihnen und ſchaue
Der armen Danaiden Geſchäftigkeit;
Leer und immer leer!
Nicht einen Tropfen Waſſers zum Munde,
Nicht einen Tropfen Waſſers in ihre Wannen!
Leer und immer leer!
Ach, ſo iſt's mit Dir auch, mein Herz!
Woher willſt Du ſchöpfen? — und wohin? —

Euer ruhiges Wandeln, Selige,
Streicht nur vor mir vorüber;
Mein Weg iſt nicht mit Euch!
In Euern leichten Tänzen,
In Euern tiefen Hainen,
In Eu'rer liegenden Wohnung,
Rauſcht's nicht von Leben wie draußen.
Schwankt nicht von Schmerz zu Luſt
Der Seligkeit Fülle. —

Iſt's auf ſeinen düſtern Augenbrauen,
Im verſchloſſenen Blicke?
Magſt Du ihn Gemahl nennen?
Und darfſt Du ihn anders nennen?
Liebe! Liebe!
Warum öffneteſt Du ſein Herz
Auf einen Augenblick?
Und warum nach mir,
Da Du wußteſt,
Es werde ſich wieder auf ewig verſchließen?
Warum ergriff er nicht eine meiner Nymphen,
Und ſetzte ſie neben ſich
Auf ſeinen kläglichen Thron;
Warum mich, die Tochter der Ceres?

O Mutter! Mutter!
Wie Dich Deine Gottheit verläßt
Im Verluſt Deiner Tochter,

Die Du glücklich glaubteſt,
Hinſpielend, hintändelnd ihre Jugend!

Ach, Du kamſt gewiß
Und fragteſt nach mir,
Was ich bedürfte?
Etwa ein neues Kleid,
Oder goldene Schuhe?
Und Du fandeſt die Mädchen
An ihre Weiden gefeſſelt,
Wo ſie mich verloren,
Nicht wieder fanden,
Ihre Locken zerrauften,
Erbärmlich klagten,
Meine lieben Mädchen!

Wohin iſt ſie? Wohin? rufſt Du,
Welchen Weg nahm der Verruchte?
Soll er unbeſtraft Jupiter's Stamm entweihen?
Wohin geht der Pfad ſeiner Roſſe?
Fackeln her!
Durch die Nacht will ich ihn verfolgen;
Will keine Stunde ruhen, bis ich ſie finde,
Will keinen Gang ſcheuen,
Hierhin und dorthin!

Dir blinken Deine Drachen mit klugen Augen zu,
Alter Pfade gewohnt, folgen ſie Deinem Lenken:
In der unbewohnten Wüſte treibt Dich's irre —

Ach, nur hierher, hierher nicht;
Nicht in die Tiefe der Nacht,
Unbetreten den Ewiglebenden,
Wo bedeckt von beſchwerendem Graus
Deine Tochter ermattet!

Wende aufwärts,
Aufwärts den geſtirnten Schlangenpfad,
Aufwärts nach Jupiter's Wohnung!
Der weiß es,
Der weiß es allein, der Erhabene,
Wo Deine Tochter iſt! —
Vater der Götter und Menſchen!
Rufſt Du noch oben auf Deinem goldenen Stuhle,
Zu dem Du mich Kleine
So oft mit Freundlichkeit aufhobſt,
In Deinen Händen mich ſcherzend
Gegen den endloſen Himmel ſchwankteſt,
Daß ich kindiſch bebend zu verſchweben bebte?
Biſt Du's noch, Vater? —

Nicht zu Deinem Haupte,
In dem ewigen Plan
Des feuerdurchwebten Himmels,
Hier! hier! — —

Leite ſie her!
Daß ich auf mit ihr
Aus dieſem Kerker fahre!
Daß mir Phöbus wieder
Seine lieben Strahlen bringe,
Luna wieder
Aus den Silberlocken lächle!

O, Du hörſt mich,
Freundlich lieber Vater,
Wirſt mich wieder,
Wieder aufwärts heben;
Daß, befreit von langer, ſchwerer Plage,
Ich an Deinem Himmel wieder mich ergetze!

Lege Dich verzagtes Herz!
Ach! Hoffnung!
Hoffnung ſieht
In Sturmnacht Morgenröthe!

Dieſer Boden
Iſt nicht Erde, nicht Moos mehr;
Dieſe Berge
Nicht voll ſchwarzen Grauſes!
Ach, hier hab' ich wieder eine Blume!
Dieſes weiße Blatt,
Es lebt noch,
Harrt noch,
Daß ich ſeiner mich erfreue!

Seltſam, ſeltſam!
Find' ich hier Früchte hier?
Sie mit in den Gärten erhoben
Ach, ſo lieb war! —

(Sie bricht den Granat-Apfel ab.)

Laß Dich genießen,
Freundliche Frucht!
Laß mich vergeſſen
Alle den Harm;
Wieder mich wähnen
Droben in Jugend,
In der vertrauenden,
Lieblichen Zeit,
In den umfaſſenden,
Himmlichen Blicken,
In den Gerüchen
Seliger Wonne,
Die der Entzückten,
Der Schmachtenden ward!

(Sie iſt einige Momente ſtumm.)

Labend, labend!

Wie greift's auf einmal
Durch dieſe Freuden,
Durch dieſe eſſ'ge Wonne!
Mit entſetzlichen Schmerzen,
Mit eiſernen Händen
Der Hölle durch!
Was hab' ich verbrochen,
Daß ich genoß?
Ach, warum ſchafft
Die erſte Freude hier mir Qual?

Personen.

Erwin.

Elmire.

Rosa.

Valerio.

Was iſt's? was iſt's? —
Ihr Felſen ſcheint hier ſchrecklicher herabzuwinken,
Mich feſter zu umfaſſen;
Ihr Wolken, tiefer mich zu drücken;
Im tiefen Schooße des Abgrunds
Dumpfe Gewitter toſend ſich zu erzeugen;
Und Ihr weiten Reiche der Parzen
Mir zuzurufen:
Du biſt unſer!

Die Parzen (nacheinander).

Du biſt unſer;
Iſt der Rathſchluß Deines Ahnherrn!
Nachtern ſtürzeſt wiederkehren;
Und der Biß des Apfels macht Dich unſer!
Königinn, wir ehren Dich!

Proſerpina.

Haſt Du's geſprochen, Vater?
Warum? warum?
Was that ich, daß Du mich verſtoßeſt?
Warum ruft Du mich nicht
Zu Deinem lichten Thron auf!
Warum den Apfel?
O, verflucht die Früchte!
Warum ſind Früchte ſchön,
Wenn ſie verdammen?

Parzen.

Biſt nun unſer!
Warum trauerſt Du?
Sieh', wir ehren Dich,
Unſre Königinn!

Proſerpina.

O, wäre der Tartarus nicht Eu're Wohnung,
Daß ich Euch hin verwünſchen könnte!
O, wäre der Egypt nicht Eu'er ewig Bad,
Daß ich für Euch
Noch Flammen übrig hätte!
Ich Königinn,
Und kann Euch nicht vernichten!

In ewigem Haß ſei ich mit Euch verbunden!
Eu ſchöpfet, Danaiden!
Spinnt, Parzen! wüthet Furien!
In ewig gleich elendem Schickſal!
Ich beherrſche Euch,
Und bin darum elender als Ihr Alle.

Parzen.

Du biſt unſer!
Wir neigen uns Dir,
Biſt unſer! unſer!
Hohe Königinn!

Proſerpina.

Fort, weg von mir
Seh Eu're Furcht und Eu're Herrlichkeit!
Wie haß' ich Euch!
Und Dich, wie tauſendfach haß' ich Dich!
Weh' mir! ich fühle ſchon
Die verhaßten Umarmungen!

Parzen.

Unſer! Unſre Königinn!

Proſerpina.

Warum reckſt Du ſie nach mir?
Recke ſie nach dem Verderben!
Rufe die Qualen aus ſtygiſchen Nächten empor!
Sie ſteigen Deinem Wink entgegen,
Nicht meine Liebe.
Wie haß' ich Dich,
Abſcheu und Gemahl,
O Pluto! Pluto!
Gib mir das Schickſal Deiner Verdammten!
Nenn' es nicht Liebe! —
Wirf mich mit dieſen Armen
In die zerſtörende Qual!

Parzen.

Unſer, unſer, hohe Königinn!

(Mondraſen erſcheint bei den Worten: Mörder und Gemahl ꝛc. Mandandane richtet die Apokrypha an ihn, und ſteht vor ihm mit Entſetzen. Er erkennt, ſtellt ſich um, und ſteigt ihr voller Verwunderung.)

Fünfter Akt.

Vorſaal.

Nana. Sora. Mela. Lato.

Sora. Liebe Schweſtern, es koſte, was es wolle, wir müſſen in des Prinzen Zimmer.

Nana. Aber die Wache?

Sora. Die hindert uns nicht; es ſind Männer. Wir wollen ihnen ſchön thun und Wein geben; damit führen wir ſie, wie wir wollen.

Lato. Laß ſehn!

Sora. Ich habe vom ſüßen Wein genommen und ihn mit Schlaftrunk gemiſcht; denn, Ihr Kinder, es liegt viel d'ran!

Mela. Wie ſo?

Sora. Wer nicht neugierig iſt, erfährt Nichts. Mir brannt' es auf dem Herzen, zu wiſſen, wie's im Zimmer wohl ſein möchte, wenn die ſchönen Sachen alle ſpielten. Gegen Mitternacht ſchlich ich mich hinan und guckte durch einen Riß in der Thür, den ich von Alters her wohl kenne.

Nana. Was ſahſt Du?

Sora. Was Ihr nicht denkt! Nun glaub' ich wohl, daß der Prinz gegen uns ſo unverſtändlich blieb, ſo verachtend von uns wegging!

Lato. Ach, er iſt ein ſchöner Geiſt von der neuen Sorte; die ſind Alle grob.

Sora. Das nicht allein. Er führt ſeine Geliebte mit ſich herum.

Mana. Nicht möglich!

Lato. Ei, wie?

Sora. Wenn ich Euch Nichts anſpürte! In dem verfluchten Kaſten, in der geheimnißvollen Laube hier ꝛc. Mich wundert nur, wie ſie ſich mag ſo herumſchleppen laſſen, ſo ſtille ſitzen!

Mana. Darum wurde das Ding von Manſcheln getragen!

Mela. Wie ſieht ſie aus?

Sora. Ich habe nur einen Zipfel vom Kleide ſehen können, und daß der Prinz ihre Hand nahm und küßte. Gar Nichts weiter. Hernach entſtand ein Geräuſche; da rutſcht' ich fort.

Lato. O, laßt uns ſehen!

Mana. Wenn ſich's nur ſchickte!

Sora. Es iſt ja Nacht; kein Menſch wird es erfahren. Ich habe ſchon den Hauptſchlüſſel. Nun ſpielt mit der Wache hübſch, Ihr Mädchen.

(Muſik.)

(Die Frauenzimmer ſpielen unter ſich kleine Spiele. Die von der Wache kommen einzeln herein und ſehen zu; ſie rufen einander herbei. Endlich miſchen ſie ſich in die Spiele. Die Fräulein thun itzt fremd, dann freundlich, endlich bringen ſie Wein und Früchte; die Jungfrauen laſſen ſich's wohlſchmecken; Tanz und Scherz geht fort, bis die Wache anfangt, ſchläfrig zu werden. Sie taumelt hin und her, zuletzt in die Coulißen, und die Mädchen behalten das Feld.)

Sora. Nun friſch, ohne Zeitverluſt, in's Zimmer! Laßt uns die Verwegene aus ihrer Dunkelheit reißen, ihre Schande zu unſerm Triumph offenbaren!

(Alle ab.)

(Der hintere Vorhang geht auf, das Theater verändert ſich in die Wald-Scene. Nacht, ohne Mondſchein. Um die Laube iſt Alles düſter und öde. Die vier Fräulein kommen mit Fackeln: Pantomime und Tanz, worin ſie Neugierde und Verdruß ausdrücken. Sie öffnen die Laube, leuchten ſtarrend hinein und fahren zurück.)

Sora. Was iſt Das? Mandandane!

Lato. Ein Geſpenſt oder Andraſon's Gemahlinn!

Mela. Eine Maske. Was ſteckt darunter?

(Sie nähern ſich wieder allmälig.)

Mana. Wir wollen ſie entlarven.

Lato. He da, junge Dame!

Sora. Sie rührt ſich nicht.

Mela. Ich dächte, wir blieben aus dem Spiele; ich fürchte, es ſteckt Zauberei dahinter.

Sora. Ich muß es doch näher beſehen.

Mana. Nimm Dich in Acht! Wenn's aufſährt —

Lato. Sie wird Dich nicht beißen.

Mela. Ich gehe meiner Wege.

Sora (die es anredet und zurückfährt). Ha!

Mana. Was gibt's?

Mela. Es iſt wahrlich lebendig! Sollt' es denn Mandandane ſelbſt ſein? Es iſt nicht möglich!

Lato (indem ſie ſich immer weiter entfernt). Wir müſſen's doch heraus haben.

Mela. So redet es doch an!

Sora (die ſich furchtſam nähert). Wer Du auch ſeiſt, ſeltſame, unbekannte Geſtalt, rede! — rühre Dich! — und gib uns Rechenſchaft von Deinem abenteuerlichen Hierſein!

Mana. Es will ſich nicht rühren.

Lato. Geh' Einer hin und nehme ihr die Maske ab.

Sora. Ich will einen Anlauf nehmen! Kommt Alle mit!

(Sie halten ſich an einander, und es zerrt Eine die Andere nach ſich, bis zur Laube.)

Mana. Wir wollen am Seſſel ziehen, ob's leicht oder ſchwer iſt!

(Sie ziehen am Seſſel und bringen ihn mit leichter Mühe bis ganz hervor an's Theater; ſie gehen herum, machen allerlei Verſuche; die Maske fällt herunter, und ſie thun einen allgemeinen Schrei.)

Mana. Eine Puppe!

Sora. Eine ausgeſtopfte Nebenbuhlerinn!

Lato. O, ein ſchönes Gehirn!

Sora. Wenn ſie eben ſo ein Herz hat!

Mana. Die ſoll uns nicht umſonſt verirrt haben! Auskleiden ſoll man ſie und in den Garten ſtellen, die Vögel damit zu ſcheuchen.

Lato. So was iſt mir in meinem Leben nicht vorgekommen.

Mela. Es iſt doch ein ſchönes Kleid.

Mana. Man ſollte ſchweren, es gehöre Mandandane'n.

Mela. Ich begreife nicht, was der Prinz mit der Puppe will.

(Sie verſuchen an der Puppe Verſchiedenes; endlich bringen ſie aus der Bruſt einen Sack hervor, und empfinden ein neues Gewicht.)

Sora. Was iſt in dem Sack? Laßt ſehen, was iſt in dem Sack?

Mana. Häckerling iſt d'rinn, wie ſich's anfühlen läßt.

Sora. Es iſt doch zu ſchwer —

Lato. Es iſt auch etwas Feſtes d'rinn.

Mela. Bindet ihn auf; laßt ſehn!

Andraſon (kommt).

Andraſon. Ihr Kinder, wo ſeid Ihr? Ich ſuche Euch überall, Ihr Kinder!

Mana. Du kommſt eben zur gelegenen Zeit! Da, ſieh!

Andraſon. Was Teufel iſt Das? Meiner Frauen Kleider, meiner Frauen Geſtalt!

Mana (vom den Sack wegend). Mit Häckerling ausgeſtopft.

Sera. Sieh' Dich um! Das iſt die Natur, wenn der Prinz lebt, und Das iſt ſeine Geſchichte.

Andraſon (aufſtehend). Ihr großen Götter!

Sera. Mach' nur den Sack auf!

Andraſon (aus tiefen Gedanken). Halt!

Mana. Was iſt Dir, Andraſon?

Andraſon. Mir iſt, als wenn mir in dieſer Finſterniß ein Licht vom Himmel käme.

Sera. Du biſt verzückt.

Andraſon. Seht Ihr Nichts, Ihr Mädchen? Begreift Ihr Nichts?

Mana. Ja, ja! Das Geſpenſt, das uns geängſtet hat, iſt begreiflich genug, und der Sack, den ich in meinen Armen habe, dazu.

Andraſon. Verehre die Götter!

Sera. Du machſt mich mit Deinem Ernſt zu lachen.

Andraſon. Seht Ihr nicht die Hälfte des mir Glück weiſſagenden Orakels erfüllt? —

Mana. Daß wir nicht darauf gefallen ſind!

Andraſon. „Wenn wird ein greiflich Geſpreuß von ſchönen Händen entgeiſtert —"

Sera. Nichts kann klarer ſein!

Andraſon. „Und der leinene Sack ſeine Geweide gibt her!" — Nun aufgemacht, Ihr Kinder; laßt uns vor Allem ſehen, was der enthält!

(Sie binden ihn auf, und wie ſie ihn umſtürzen, fällt eine ganze Partie Bücher, mit Häckerling vermiſcht, heraus.)

Andraſon. Gebt Acht; Das werden Zauberbücher ſein! (Er hebt eines auf.) „Empfindſamkeiten!"

Mana. O, gebt's her!

(Die Andern haben indeſſen die übrigen Bücher aufgehoben.)

Andraſon. Was haſt Du? „Siegwart, eine Kloſtergeſchichte; in drei Bänden."

Mana. O, Das muß charmant ſein! Gib her; Das muß ich leſen. — „Der gute Jüngling!"

Lato. Den müſſen wir kennen lernen!

Sera. Da iſt ja auch ein Kupfer dabei!

Mela. Das iſt gut; da weiß man doch, wie er ausgeſehen hat.

Lato. Er hat wohl recht traurig, recht intereſſant ausgeſehen.

(Er deutet den Schauſpielern allerhand, ſich hier auf gute Art oder ſchmale Schenkel luſtig zu machen.)

Andraſon. Eine ſchöne Geſellſchaft unter einem Herzen!

Mela. Wie kommen die Bücher nur da herein?

Andraſon. Laßt ſehen! Iſt Das Alles? (Er wendet den Sack vollig um; es fallen noch einige Bücher und viel Häckerling heraus.) Da kommt erſt die Grundſuppe!

Sera. O, laßt ſehen,

Andraſon. „Die neue Helviſel" — Weiter! — „Die Leiden des jungen Werthers!" — Armer Werther!

Sera. O, gebt's! Das muß ja wohl traurig ſein.

Andraſon. Ihr Kinder, da ſei Gott vor, daß Ihr in das Zeug nur einen Blick thun ſolltet! Gebt her! (Er packt die Bücher wieder in den Sack zuſammen, thut den Häckerling dazu und bindet's um.)

Mana. Es iſt nicht artig von Euch, daß Ihr uns den Spaß verderben wollt! Wir hätten da manche ſchöne Nacht leſen können, wo wir ohnedem nicht ſchlafen.

Andraſon. Es iſt zu Euerm Beſten, Ihr Kinder! Ihr glaubt's nicht; aber es iſt wahrlich zu Euerm Beſten. Nur in's Feuer damit!

Mana. Laßt ſie nur erſt die Prinzeſſinn ſehen.

Andraſon. Ohne Barmherzigkeit. (Nach einer Pauſe.) Aber was erſcheinen mir für neue Lichter auf dem dunkeln Pfade der Hoffnung! Ich ſehe, ich ſehe, die Götter nehmen ſich meiner an!

Sera. Was habt Ihr für Erſcheinungen?

Andraſon. Hört mich! Die Bücher ſollen nicht in's Feuer!

Mana. Das iſt mir ſehr lieb.

Andraſon. Und Ihr ſollt ſie auch nicht haben.

Sera. Warum?

Andraſon. Hört, was das Orakel ferner geſagt hat: „Wird die geflickte Braut mit dem Verliebten vereinet, dann kommt Ruhe und Glück, fragender, über Dein Haus." — Daß von dieſer lieblichen Braut die Rede ſei, Das iſt wohl keine Frage mehr; wie wir ſie aber mit dem lieben Prinzen vereinen ſollen, Das ſehe ich noch nicht ein. Ich will auch nicht darüber nachdenken: Das iſt der Götter Sache! Aber geflickt muß ſie zuerſt werden, Das iſt klar; und Das iſt unſere Sache!

(Er thut den Sack wieder an den vorigen Ort, die Mädchen helfen dazu, und man bittet, daß Alles mit der größten Decenz geſchehe. Darauf wird die Maſſe wieder vorgebunden und der Poppe in gehörige Poſitur gebracht.)

Sera. Ich verſtehe noch von allem Dem kein Wort; und Das, was mir an dem Orakel nicht gefällt, iſt, daß es von ſo gemeinen Sachen und in ſo niedrigen Ausdrücken ſpricht.

Andraſon. Liebes Kind, die gemeinen Sachen haben auch ihr hohes Intereſſe, und ich verzeihe Dir, daß Du den tiefen Sinn des Orakels nicht einſiehſt.

Mana. Nun, ſo ſeid nicht ſo geheimnißvoll, erklärt Einem was.

Andraſon. Iſt es nicht deutlich, meine ſchönen Kinder, daß in dieſen Papieren eine Art von Talisman ſteckt; daß in ihnen dieſe magiſche Gewalt liegt, die den Prinzen an eine abgeſchmackte, ausgeſtorfte Puppe feſſelt, wozu er die Geſtalt von eines ehrlichen Mannes Frau gebergt hat? Seht Ihr nicht, daß, wenn wir dieſe Papiere verbrennten, der Zauber aufhören und er ſeine Geliebte als ein hohles Bild der Phantaſie gleich erkennen würde? Die Götter haben mir dieſen Wink gegeben, und ich danke ihnen, daß ich ſie nicht mißverſtanden habe. O, Du liebliche, holde, geſchickte Braut, möge die Kraft aller lügenhaften Träume auf Dich herabſteigen; möge Dein papier'nes Herz, Deine leinernen Gedärme ſo viel Kraft haben, den hoch- und feinempfindenden Prinzen an ſich zu ziehen, wie ſonſt magiſche Zeichen, geweihte Kerzen, Alraune und Todtenköpfe, Geiſter und Schätze an ſich zu ziehen pflegen! — Die Laube war wohl der Aufenthalt dieſer himmliſchen Nymphe? Kommt, wir wollen ſie verwahren, Alles in Ordnung bringen; Niemanden Etwas davon entdecken, und der Mitwirkung der Götter für's Folgende gewiß ſein!

Mana. Andraſon, nun kommt mir's erſt wunderbar vor, daß Ihr da ſeid!

Andraſon. Ein Seltſames verdrängt die Empfindung des andern.

Sora. Wie kommt Ihr ſo ſchnell wieder und in dieſer Nacht bei uns an?

Andraſon. Laßt's Euch ſagen und klagen, meine lieben Kinder! Als ich von Euch weg ging, eilte ich gerade nach Hauſe. Ich machte den Weg in ziemlich kurzer Zeit; das Verlangen, mein Haus, meine liebe Frau wieder zu ſehen, wurde immer größer bei mir. Ich fühlte mich ſchon in ihren Armen, und letzte mich für die lange Abweſenheit recht herzlich. Wie ich in meinen Schloßhof hineintrete, Ihr Kinder, höre ich eben ein Gebrauſe, ein Getöne, Rufen, hohles Anſchlagen und eine Wirthſchaft durcheinander, daß ich nichts Anderes dachte, als der wilde Jäger ſei bei mir eingezogen. Ich gehe hinauf; es wird immer ärger; die Stimmen werden unterſcheidlicher und hohler, je näher ich komme; nur meine Frau höre ich ſchreien und rufen, als wenn ſie wahnſinnig geworden wäre. Ganz verwundert trat ich in den Saal. Ich finde ihn finſter wie eine Hohle, ganz zur Hölle decorirt, und mein Weib fährt mir in ungeheurer Leidenſchaft und mit entſetzlichem Zwicken auf den Hals, tractirt mich als Scheuſal, und ſieht endlich vor mir, daß ich eben wie verſteint daſtehe und kein Wort hervorzubringen weiß.

Mana. Aber, um Gottes willen, was war ihr denn?

Andraſon. Wie ich's bei'm Licht beſah, war's ein Monodrama!

Mela. Das muß doch ganz curios ſein.

Andraſon. Nun muß ich Euch noch eine Neuigkeit ſagen: ſie iſt mit hier.

Mana. Mit hier?

Sora. O, laßt uns gleich zu ihr gehen! Wir haben ſie doch Alle recht lieb.

Mana. Wie kommt's denn aber, daß Ihr ſie mit hierherbringt, da Ihr wißt, der Prinz wird wieder nachkommen?

Andraſon. Ihr kennt ja, liebe Kinder, meine alte Gutmüthigkeit! — Wie ſie ſich aus ihrer poetiſch-theatraliſchen Wuth ein Bißchen erholt hatte, war ſie wieder geſällig und gut gegen mich. Ich erzählte ihr allerlei, um ſie zu zerſtreuen; erzählte ihr allerhand von Euch und meiner Schweſter. Sie ſagte, ſie hätte längſt gewünſcht, Euch wieder einmal zu ſehen; ich ſagte ihr, daß eine Reiſe ihr ſehr gut ſein würde, und weil die ſchnellſten Entſchlüſſe die beſten ſeien, ſollte ſie ſich gleich in den Wagen ſetzen. Sie nahm's an, und erſt hinterdrein fiel mir ein, daß ich einen dummen Streich gemacht hatte, ſie, eh' es nöthig war, mit dem Prinzen wieder zuſammenzubringen. Doch war's gleich mein Troſt, wie gewöhnlich, daß ich dachte, es entſteht vielleicht etwas Gutes daraus. Und, wie Ihr ſeht, gelegen hätten wir nicht kommen können.

Mandandane, Feria (kommen).

Mana. Sei uns willkommen, Mandandane!

Mandandane. Willkommen, meine Freundinnen!

Feria. Das war eine rechte, unvermuthete Freude! — Was macht Ihr in des Prinzen Zimmer?

Mandandane. Iſt Das ſein Zimmer?

Feria. Was gibt's denn da? — Was iſt Das?

Mandandane. Wie? Meine Geſtalt; meine Kleider!

Andraſon (bei ſich). Wie wird Das ausgehen?

Mana. Wir haben hier eine ausgeſtorfte Puppe in der Laube gefunden, die der Prinz mit ſich herumſchleppt.

Sora. Dieß iſt die Gottin, die ſeine vollkommene Anbetung hat.

Mandandane. Es iſt Verleumdung! Der Mann, deſſen Liebe ganz in geiſtigen Empfindungen ſchwebt, ſollte ſich mit ſo einem idealen Puppenwerk abgeben? Ich weiß, daß er mich liebt; aber es iſt meine Geiſtlichkeit, die Unterhaltung, die er für ſeinen Geiſt bei mir findet,

Ihn mit einem ſo kindiſchen Spiel im Verdacht haben, heißt ihn und mich beleidigen!

Sora. Man könnte ſagen, daß er Euer Andenken ſo werth hält, und Euer Bild überall mit ſich herumträgt, um ſich mit ihm, wie mit Euch ſelbſt, zu unterhalten.

Andraſon (ſetzt es ihr). Halte Dein verwünſchtes Maul!

Feria. Ich weiß nicht, was ich dazu ſagen ſoll.

Mandandane. Nein! Sollte ſein Andenken ſo eine erlogene, abgeſchmackte Nahrung brauchen, ſo müßte ſeine Liebe ſelbſt von dieſer kindiſchen Art ſein; er würde nicht mich, ſondern eine Wolke lieben, die er nur nach meiner Geſtalt zu modeln Belieben trüge.

Andraſon. Wenn Du wüßteſt, womit ſie ausgeſtopft iſt!

Mandandane. Es iſt nicht wahr!

Mana. Wir bethenern's! Wo ſollten wir denn die Puppe hernehmen? Sieh' hier noch den Platz, wo ſie geſteckt hat.

Andraſon. Wenn Du es nicht glauben willſt, ſo iſt das beſte Mittel: wenn wir merken, daß der Prinz wiederkommt, nimm die Maske vor, ſetze Dich ſelbſt in die Laube, thue, als ſeiſt Du mit Häckerling ausgeſtopft, und ſieh' alsdann zu, ob wir wahr reden.

(Die Mädchen ſetzen indeſſen die Puppe wieder in die Laube.)

Mandandane. Das iſt ein ſeltſamer Vorſchlag.

Feria. Laßt uns gehen, eh' der Tag und Jemand von ſeinen Leuten uns überraſcht.

(Alle ab, bis auf Andraſon, der Dora zurückhält.)

Andraſon. Sora!

Sora. Herr!

Andraſon. Ich bin in der größten Verlegenheit.

Sora. Wie?

Andraſon. Der fünfte Act geht zu Ende, und wir ſind erſt recht verwickelt!

Sora. So laßt den ſechsten ſpielen!

Andraſon. Das iſt außer aller Art.

Sora. Ihr ſeid ein Deutſcher, und auf dem Deutſchen Theater geht Alles an.

Andraſon. Das Publicum dauert mich nur; es weiß noch kein Menſch, woran er iſt.

Sora. Das geſchieht ihnen oft.

Andraſon. Sie könnten denken, wir wollten ſie zum Beſten haben.

Sora. Würden ſie ſich ſehr irren?

Andraſon. Freilich; denn eigentlich ſpielen wir uns ſelber!

Sora. Ich habe ſo Etwas gemerkt.

Andraſon. Muth gefaßt! — O, Ihr Götter! Sehet, wie Ihr Euerm Orakel Erfüllung, dem Zuſchauer Geduld und dieſem Stück eine Entwickelung gebt! Denn ohne ein Wunder weiß ich nicht, wie wir auf gute Art auseinander kommen ſollen.

Sechster Act.

Wald und Laube.

Prinz und Mercule.

Prinz (auf dem Rafen liegend).

Mercule (für ſich). Der Beſuch bei'm Orakel iſt meinem Prinzen nicht wohl bekommen. War er vorher betrübt, ſo iſt er jetzt außer ſich. Könnt' ich ſeinen Schmerz nur zu Worten bringen! (Zum Prinzen.) Theuerſter Herr! Hat die kurze Abweſenheit Ihr Herz ſo gegen mich zugeſchloſſen, daß ſie mich nicht würdigen, der Vertraute Ihres Schmerzes zu ſein, da ich ſo oft der Vertraute Ihres Entzückens geweſen bin?

Prinz. Ich verſtehe nicht, was ſie ſagen — und doch iſt mir's, als wenn die Götter etwas Großes über mich verhängten. Mein Gemüth iſt von unbekannten Empfindungen durchdrungen.

Mercule. Wie lautet der Ausſpruch des Orakels?

Prinz. Seine Worte ſind zweideutig, und was mich am Meiſten verdrießt, ihnen fehlt der Stempel der Ehrfurcht, den meine Fragen und mein Zuſtand ſelbſt den Göttern einflößen ſollten. Ich bat ſie mit gerührtem Herzen, mir zu entwickeln: wann denn dieſe ſtürmiſche Bewegung meines Herzens endlich aufhören; wann dieſes tantaliſche Streben nach ewig fliehendem Genuß endlich erſättiget werden würde; wann ich, für meine Mühſeligkeiten und Leiden endlich belohnt, die Entzückungen mit der Ruhe und dieſe holde Traurigkeit mit einem beſtätigten Herzen würde verbinden können? Und was gaben ſie mir für eine Antwort! Ich mag ſie meinem Gedächtniß nicht wieder zurückrufen! Nimm und lies!

(Er gibt ihm eine Rolle.)

Mercule (lieſt).

„Wird nicht ein kindiſches Spiel
vom ernſten Spiele vertrieben;
Wird Dir lieb nicht und werth, was
Du beſitzend nicht haſt;
Gibſt entſchloſſen dafür, was Du
nicht habend beſitzeſt, —
Schwebt in ewigem Traum, Armer,
Dein Leben dahin."

Ein witziges Orakel; ein antithetiſches Orakel!

(Er lieſt weiter.)

„Was Du thöricht geraubt, gib Du dem Eigener wieder;
Eigen werde Dir dann, was Du ſo ängſtlich erborgſt.
Oder fürchte den Zorn der überſchwebenden Götter!
Hier und über dem Fluß fürchte des Tantalus Loos.“

Prinz. Warum wußt' ich, Thörichter, fragen, da ich nunmehr wider meinen Willen folgen oder der Götter Zorn auf mich laden muß.

(Mercurio kann nach Belieben den Orakel-Spruch wiederholen, Anmerkungen machen ꝛc., bis er glaubt, das Publicum habe die Worte genugſam gehört.)

Mercurio. Bei dieſer Gelegenheit, dächt' ich, könnten Sie ſich immer mit der Unwiſſenheit entſchuldigen; denn ich ſehe wenigſtens nicht, wie das Orakel prätentiren kann, daß man's verſtehen ſoll.

Prinz. Ich verſteh' es nur zu wohl; nicht die Worte, aber den Sinn! (Wegen die Laube gekehrt.) Dich ſoll ich weggeben; Dich ſoll ich aufopfern! Als wenn ich Ruhe der Seele und Glück erwerben könnte, wenn ich mich ganz zu Grunde richte!

Mercurio. Freilich laſſen ſich ebenfalls die Worte des Orakels dahin deuten.

Prinz. Es iſt allzu grauſam!

Weggugeben, was ich habe,
Götter, ach, iſt allzu viel!

Mercurio.

Nennen doch die hohe Gabe
Götter ſelbſt ein Kinderſpiel!

Prinz.

Ich verliere dieſe Freuden!
Mir verſchwindet dieſes Licht!

Mercurio (für ſich).

O, wahrhaftig, zu beneiden
Sind die Seligkeiten nicht!

Prinz.

Götter neiden dieß Entzücken,
Und ſie nennen es ein Spiel!

Mercurio.

Uns weit beſſer zu erquicken,
Gibt's noch and're Sachen viel.

Prinz. Es iſt ein entſetzlicher Entſchluß, der in meiner Seele ſich hin und her bewegt, und was für Empfindungen auf und ab ſteigen, die mir dieſen Entſchluß bald zu erleichtern, bald zu erſchweren ſcheinen! — Laß mich allein, und ſei bereit, auf meinen Wink alle meine Leute, alle Bewohner dieſes Hauſes zuſammenzurufen; denn was ich thun will, iſt eine große und männliche That, und leidet den Anblick vieler Zeugen.

Mercurio. Beſter Herr, Sie machen mir bange!

Prinz. Erfülle Deine Pflicht!

Mercurio (im Weggehen umkehrend). Noch Eins! Andraſon iſt wieder hier; wollen Sie Den auch zum Zeugen haben?

Prinz. Himmel! Andraſon!

Mercurio. Er ſelbſt. Ich hab' ihn, wie ich aufſtand, mit ſeiner Schweſter am Fenſter geſehen.

Prinz. Laß mich allein! — Meine Sinne verwirren ſich; ich muß Luft haben, um die tauſend Gedanken, die in mir durcheinander gehen, zurecht zu legen.

(Mercurio ab.)

Prinz (allein, nach einer Pauſe).

Faſſe Dich! Entſchließe Dich; denn Du mußt! — Weggeben heißt Du Das, was Dein ganzes Glück ausmacht; aufgeben, was die Götter wohl Spiel nennen dürfen, weil ihnen die ganze Menſchheit ein Spiel zu ſein ſcheint! Dich weggeben! (Er macht die Laube auf, Wandelnde, mit einer Maske vor dem Geſicht, tritt herein.) Es iſt ganz unmöglich! Es iſt, als griff ich nach meinem eigenen Herzen, um es herauszureißen — und doch! — (Er fährt zuſammen und von der Laube weg.) Was iſt Das in mir? Wie unbegreiflich! Wollen mir die Götter meinen Entſchluß erleichtern? Soll ich mir's läugnen oder geſtehen? Zum erſten Male fühle ich den Zug, der mich nach dieſer himmliſchen Geſtalt zieht, ſich vertiefen! Dieſe Gegenwart umfängt mich nicht mehr mit dem unendlichen Zauber, der mich ſonſt vor ihr mit himmliſchen Nebeln bedeckte! Iſt's möglich? In meinem Herzen entwickelt, beſtimmt ſich das Gefühl: Du kannſt, Du willſt ſie weggeben! — Es iſt mir unbegreiflich! (Er geht auf ſie zu.) Geliebteſte! (Er wendet kurz wieder um.) Nein, ich belüge mich! Mein Herz iſt nicht hier! In fremden Gegenden ſchwärmt's herum, und ſucht nach voriger Seligkeit! — Mir iſt's, als wenn Du es nicht mehr wäreſt, als wenn eine Fremde mir untergeſchoben wäre. O, Ihr Götter, die Ihr ſo grauſam ſeid! Welche ſeltſame Gnade erzeigt Ihr mir wieder, daß Ihr mir Das ſo erleichtert, was ich auf Euern Befehl thue! — Ja, lebe wohl! Von ungefähr iſt Andraſon nicht hier. Ich hatte ihm die beſte Hälfte ſeines Eigenthums geraubt; hier nehme er ſie wieder! Und Ihr, himmliſche Geiſter, gebt Eurem folgſamen Sohn aus den Weiten der Welt neues, unbekanntes Glück! (Er ruft.) Mercurio!

Mercule (kommt).

Prinz. Bringe ſie zuſammen, die Meinigen, das Haus! Könnt' ich die Welt zuſammenrufen, ſie ſollte Zeuge der wundervollen That ſein! (Mercule ab.)

(Der Prinz verſchließt die Laube. Unter einer feierlichen Muſik kommen: der Oberon, die Wache, das ganze Gefolge, nach ihnen die Fräulein. Alle ſtellen ſich zu beiden Seiten, wie ſie ſtehen müſſen, um das Schluß-Ballet anzufangen. Zuletzt kommen: Zerlin und Andraſon mit Mercule. Die Muſik hört auf.)

Prinz. Tritt näher, Andraſon, und höre mich einen Augenblick geruhig an. Bisher ſind wir nicht die beſten Freunde geweſen; nunmehr haben die Götter mir die Augen geöffnet. Das Unrecht, ſeh' ich, war auf meiner Seite; ich raubte Dir die beſte Hälfte des Weibes, das Du liebſt. Auf Befehl der Unſterblichen geb' ich Dir ſie zurück. Nimm als ein Heiligthum wieder, was ich als ein Heiligthum bewahrt habe; und verzeih' das Vergangene meiner Noth, meinem Irrthum, meiner Jugend und meiner Liebe!

Andraſon (laut). Was ſoll Das heißen? (Zur Sch.) Was wird Das geben?

Prinz (eröffnet die Laube; man ſieht Mandandane'n ſitzen). Hier; erkenne das Geheimniß und empfange ſie zurück!

Andraſon. Meine Frau! Du entführſt mir meine Frau — ſchleppſt ſie mit Dir herum — beſchimpfeſt mich öffentlich, da Du ſie mir vor den Augen aller Welt zurückgibſt!

Prinz. Dieß ſei Dir ein Beweis der Heiligkeit meiner Geſinnungen, daß ich jetzt das Licht nicht ſcheue!

Andraſon. Himmel und Hölle! Ich will es rächen. (Er greift nach dem Schwert, Zerlin hält ihn; er ſpricht leiſe zu ihr:) Laß ſein; ich muß ja ſo thun!

Prinz. Entrüſte Dich nicht! Mein Schwert hat auch eine Schärfe. Sei ſtille, gib der Vernunft Gehör! Du kannſt nicht ſagen: „Es iſt mein Weib"; und es iſt doch Dein Weib.

Andraſon. Ich haſſe die Räthſel! (Nach einem Augenblick, ſtille vor ſich.) Ich erſtaune! Wieder entbindet ſich in meiner Seele ein neuer Verſtand, eine Erklärung der letzten Worte des Orakels! Wäre es möglich? O, helft mir, gütige Götter! (laut.) Verzeih'; ich fühle, daß ich Dir Unrecht thue! Hierin iſt Zauberei oder eine andere geheime Kraft, die der Menſchen Sinne zwieſpältig mit ſich ſelbſten macht. Was ſoll ich mit zwei Weibern thun? Ich verehre den Wink des Himmels und Deinen Schwur. Dieſe nehm' ich wieder an; aber gerne geb' ich Dir jene dagegen, die ich gegenwärtig beſitze.

Prinz. Wie?

Andraſon. Bringt ſie her!

(Die Sclaven ab.)

Prinz. Sollte ich nach ſo viel Leiden noch glücklich werden können?

Andraſon. Vielleicht thun hier die Himmliſchen ein Wunder, um uns Beide zur Ruhe zu bringen. Laß uns dieſe Beiden als Schweſtern betrachten; Jeder darf Eine beſitzen, und Jeder die Seinige ganz.

Prinz. Ich verzeh' in Hoffnung!

Andraſon. Komm' Du auf mein Theil, immer gleich Geliebte!

(Die Mohren heben den Sockel aus der Laube und ſetzen ihn an die linke Seite des Grundes.)

Mandandane (im Begriff, die Maske abzunehmen, zu Andraſon's Knie). O Andraſon!

Andraſon (der ſie nicht aufſtehen noch die Maske abnehmen läßt). Stille, Püppchen! Stille, Liebchen! Es naht der entſcheidende Augenblick!

(Die Sclaven bringen die Puppe, der Prinz auf ſie los und küßt vor ihr nieder.)

Prinz. Himmel, ſie iſt's! Himmel, ſie iſt's! Seligkeit thauet herab!

(Die Puppe wird an die andere Seite des Theater's, Mandandane'n gegenüber, geſetzt. Hier muß die Verdrießlichkeit Beider dem Zuſchauer noch Zweifel machen, wie es überhaupt durch's ganze Stück darauf abgeſehen iſt.)

Andraſon. Komm' und gib mir Deine Hand! Aller Groß höre unter uns auf, und feierlich entſage ich hier dieſer zweiten Mandandane, und vereine ſie mit Dir auf ewig! (Er legt ihre Hände zuſammen.) Sei glücklich! — (Zur Sch.) Mit Deiner geflickten Braut!

Prinz. Ich weiß nicht, wo mich die Trunkenheit der Wonne hinführt! Dieſe iſt's; ich fühl' ihre Nähe, die mich ſo lang an ſich zog, die ſo lang das Glück meines Lebens machte! Ich fühl's, ich bin wieder in dem Zauberſtrudel fortgeriſſen, der unaufhörlich von ihr ausfließt! (Zu Mandandane'n.) Verzeih' und lebe wohl! (Auf die Puppe deutend.) Hier, hier iſt meine Gottheit, die ganz mein Herz nach ihrem Herzen zieht!

Mandandane
(die die Maske abwirft, zu Andraſon)

Laß uns den Bund erneuen,
Gib wieder Deine Hand!
Verzeih', daß ich den Treuen,
So thöricht Dich verkannt!

Prinz (zur Puppe).

Was Menſchen zu erfreuen
Die Götter je geſandt,
Das Leben zu erneuen,
Fühl' ich an Deiner Hand!

Mercule.

Wie mir's iſt, ſag' ich nicht!
Als zögen uns die Wände ein Frauengeſicht!

Himmel und Erde ſcheint uns Eitel zu bohren,
Wir ſind unwiederbringlich verloren.

Manbandane (zu Andraſon).

Laß uns den Bund erneuen,
Gib wieder Deine Hand!
Verzeih', daß ich den Treuen,
So thöricht Dich verkannt!

Peiraj (zum Pauke).

Was, Menſchen zu erfreuen,
Die Götter je erlaubt,
Das Leben zu erneuen,
Zahl ich an Deiner Haub!

Andraſon. Wenn je ein ſeltſam' Orakel buchſtäblich erfüllt worden, ſo iſt's dieſes, und alle meine Wünſche ſind befriedigt, da ich Dich ſo wieder in meinen Armen halte. Auf, Schweſter, Kinder, Freunde! Laßt's nun an Luſtbarkeiten nicht fehlen. Wir wollen unſers Glücks genießen, über die wunderbare Geſchichte unſerer ſüßen Betrachtungen anſtellen, (mehr hervortretend gegen die Zuſchauer) und von hundert Lehren, die wir daraus ziehen konnten, uns beſonders dieſe merken: daß ein Thor erſt dann recht angeführt iſt, wenn er ſich einbildet, er folge gutem Rath oder gehorche den Göttern.

(Ein großer Ballet zum Schluß.)

Die Vögel.

Nach dem Ariſtophanes.

Perſonen.

Treufreund, als Strepſiades.
Hoffegut, als Pisthetär.
Ehedu.
Papagei.
Chor der Vögel.

Waldiges, felſiges Thal auf einem hohen Berggipfel, im Grunde eine Ruine.

Hoffegut (von der einen Seite, oben auf dem Felſen). O gefährlicher Stieg; o unglückſeliger Weg!

Treufreund (auf der andern Seite, in der Tiefe: ungeſehen). Still! Ich hör' ihn wieder. — Heup!

Hoffegut (antwortend). Heup!

Treufreund. Auf welche Klippe haſt Du Dich verirrt?

Hoffegut. Weh' mir; o weh'!

Treufreund. Geduldig, mein Freund!

Hoffegut. Ich ſtecke in Dornen.

Treufreund. Nur gelaſſen!

Hoffegut. Auf dem feuchten, betrieg'riſchen Moos ſchwindle ich am Abhang des Felſens.

Treufreund. Immer ruhig! — Mache Dich herunter! — Da ſeh' ich ein Wieschen!

Hoffegut. Ich fall', ich falle!

Treufreund. Nur ſachte! Ich komme gleich!

Hoffegut. Au, au! Ich liege ſchon unten!

Treufreund. Wart', ich will Dich aufheben!

Hoffegut (auf der Erde liegend). O, daß den böſen Verführer, den landſtreicheriſchen Geiſſen, den wagehalſigen Kletterer die Götter verderblich verdorben!

Treufreund. Was ſchreiſt Du?

Hoffegut. Ich verwünſche Dich!

Treufreund (den man oben auf dem Felſen auf allen Vieren erblickt). Hier iſt der Museum expereoides polytrichocarpomandibulen.

Hoffegut. Er bringt mich um.

Treufreund. Hier iſt der Lichen coniocephalus pigerrimus; welch eine traurige Lignr!

Hoffegut. Mir ſind alle Gebeine zerſchellt.

Treufreund. Siehſt Du, was die Wiſſenſchaft für ein Nothanker iſt! In den höchſten Lüften, auf den rauheſten Felſen findet der unterrichtete Menſch Unterhaltung.

Hoffegut. Ich wollte, Du müßteſt im tiefſten Meeresgrund ein Conchylien-Cabinet zuſammenleſen; und ich wäre, wo ich herkomme!

Treufreund. Iſt Dir's nicht wohl? Es iſt ſo eine reine Luft da oben.

Hoffegut. Ich ſpür's am Athem!

Treufreund. Haſt Du Dich umgeſehen? Welche treffliche Ausſicht!

Hoffegut. Die kann mir Nichts helfen.

Treufreund. Du biſt wie ein Stein —

Hoffegut. Wenn die Kälte anſchlägt: ich ſchwitze über und über.

Treufreund (herunterkommend). Das iſt heilſam; und ich verſichere Dich, wir ſind am rechten Ort —

Hoffegut. Ich wollte, wir wären wieder unten —

Treufreund. Und ſind den nächſten Weg gegangen.

Hoffegut. Ja, g'rad auf, aber ein Paar Stunden länger. Ich kann kein Glied rühren, von der Mühe und vom Fall. Weh', o weh'!

Treufreund (hebt ihn auf). Nu, nu; Du hängſt ja noch zuſammen.

Hoffegut. O, müſſe es allen Denen ſo ergehen, die zu Hauſe unzufrieden ſind!

Treufreund. Faß Dich, faß Dich!

Hoffegut. Wir hätten wenigſtens zu eſſen und zu trinken —

Treufreund. Wenn uns Jemand herzte, oder es was zu schmarotzen gab.

Hoffegut. Warm im Winter —

Treufreund. So lange wir im Bette lagen.

Hoffegut. Keine Strapazen; und es waren gewiß Leute schlimmer daran als wir, die wir wie unsinnig in die Welt hineinrennen und was Tolles auf die teufle Art anfischen.

Treufreund (gegen die Zuschauer). Unsere Geschichte ist mit wenigen Worten diese: Wir konnten's in der Stadt nicht mehr aushalten. Denn, ob wir gleich nicht viel verlangten, so kriegten wir doch immer weniger, als wir hofften; was wir thaten, wurde gut bezahlt, und wir hatten immer weniger, als wir brauchten; wir schränkten uns auf alle mögliche Weise ein, und konnten niemals auskommen. Wir lebten gern auf unsere Weise, und konnten selten eine Gesellschaft finden, die für uns paßte. Kurz, wir schnten uns nach einem neuen Lande, wo's eben anders zuginge.

Hoffegut. Und haben uns auf dem Wege vortrefflich verbessert! —

Treufreund. Der Ausgang gibt den Thaten ihre Titel. — Große Verdienste bleiben in den neuern Zeiten selten verborgen; es gibt Journale, wo man jede edle Handlung gleich verewigt. Wir haben gehört, daß auf dem Gipfel dieses überhohen Berges ein Schuhu wohnt, der mit Nichts zufrieden ist, und dem wir deßwegen große Neuigkeiten zuschreiben. Sie nennen ihn im ganzen Lande den Eremiten. Er sitzt den Tag über zu Hause, und denkt Alles durch, was die Leute gestern gethan haben, und ist immer noch ein Mal so gescheidt als Einer, der vom Rathhaus kommt. Wir vermuthen, daß er alle Städte, obwohl nur bei Nacht, wie der hinkende Teufel, wird gesehen haben, und daß er uns wird einen Ort anzeigen können, wo wir mit Vergnügen unser Leben zubringen möchten. Seht doch, seht, das schöne Gemäuer dahinten! Ist's doch, als wenn die Feen es hingebaut hätten.

Hoffegut. Entzückst Du Dich wieder über die alten Steine?

Treufreund. Gewiß, dahinten wohnt er. Heda, he! Schuhu, he, he! Herr Schuhu! Ist Niemand zu Hause?

Papagey (tritt auf und spricht schnarrend). Herren, meine Herren! Wie haben wir die Ehre? Wo kommen Sie her? Welch eine angenehme Ueberraschung!

Treufreund. Wir kommen, den Herrn Schuhu hier oben aufzusuchen.

Hoffegut. Und haben fast die Hälse gebrochen, um die Ehre zu haben, ihm aufzuwarten.

Papagey. Was thut man nicht, um die Bekanntschaft eines großen Mannes zu gewinnen! Sie werden meinem Herrn willkommen sein. Wenn er gleich kein freundlich Gesicht macht, so sieht er's doch gern, wenn man ihn besucht.

Treufreund. Sind Sie sein Diener?

Papagey. Ja, so lang als mir's denkt.

Hoffegut. Wie ist denn Ihr Name?

Papagey. Man heißt mich den Leser.

Treufreund. Den Leser!

Papagey. Und von Geschlecht bin ich ein Papagey.

Hoffegut. Das hätte ich Ihnen eher angesehen.

Treufreund. Seid Ihr denn mit Eurem Herrn zufrieden?

Papagey. Ach ja, ja! Wir schicken uns recht für einander. Er denkt den ganzen Tag, und ich heule gar Nichts; er urtheilt über Alles, und Das ist mir sehr recht: da brauch' ich's nicht zu thun. Wenn mir so was recht in der Seele wohlthut, wenn ich's auswendig gelernt habe, ich mich den ganzen Tag mit trage, da gehe ich eben des Abends hin und frage ihn, ob's auch was taugt.

Treufreund. Ihr müßt aber hier jämmerliche lange Weile haben.

Papagey. Glaubt Das nicht; wir sind von Allem unterrichtet.

Hoffegut. Was thut und treibt Ihr aber den ganzen Tag?

Papagey. Je nun, wir warten eben, bis der Abend kommt.

Treufreund. Ihr habt aber wahrscheinlich noch besondere Liebhabereien?

Papagey. Ich bin ein erklärter Freund von Nachtigallen, Lerchen und andern derglei chen Singvögeln. Ganze Stunden lang, bei Tag und Nacht, kann ich stehen und ihnen zuhören, und so entzückt sein, so selig sein, daß ich manchmal meine, die Federn müßten mir vom Leibe fliegen. Zum Unglück ist mein Herr auch sehr auf diese Thierchen gestellt, nur von einer andern Seite; wo er einen habhaft werden kann — schnapp! — hat er's bei m Kopfe und zupft's. Kaum ein Paar hat er auf mein inständiges Bitten hier oben leben lassen, und just nicht die besten.

Treufreund. Ihr sollet ihm remonstriren.

Papagey. Das hilft Nichts, wenn er hungrig ist.

Hoffegut. Ihr sollet ihm ander' Futter unterschieben.

Papagey. Das geschieht auch, so lang es möglich ist, und Das ist eben mein Leidwesen. Wenn's nur immer Mäuse gäbe! Denn Mäuse

Erſter Aufzug.

Ein Garten, mit einer Ausſicht auf Land- und Luſthäuſer.

Erſter Auftritt.

Roſa und Valerio

kommen mit einander ſingend aus der Ferne.

Roſa.

Wie ſchön und wie herrlich, nun ſicher einmal
Im Herzen des Liebſten regieren!

sind't er so delicieux wie Lerchen, und die schönste Lerche schnabelirt er wie eine Maus.

Hoffegut. Warum dient Ihr ihm denn aber?

Papagey. Er ist nun einmal Herr.

Hoffegut. Ich ließ ihn hier oben in seiner Wüste, und suchte mir dort unten so ein schönes, allerliebstes, dichtes, feuchtliches Hölzchen, das voller Nachtigallen wäre, und wo die Lerchen über dem Felde d'ran zu Hunderten in der Luft herumsängen; da wollte ich mir's recht wohl werden lassen!

Papagey. Ach, wenn's nur schon so wäre!

Treufreund. Nun, so macht, daß Ihr von ihm loskommt.

Papagey. Wie soll ich's anfangen?

Hoffegut. Gibt er Euch denn so gute Nahrung, daß Ihr's wo anders nicht besser haben könnt?

Papagey. Behüte Gott! Ich muß mir mein Bißchen selbst suchen. Ja, wenn ich Gebeine und Gerippe fressen könnte; Das ist Alles, was er von seinen Mahlzeiten übrig läßt.

Treufreund. Das heiße ich ein Attachement! Macht doch, daß wir einen Herrn kennen lernen, der so einen treuen Diener verdient.

Papagey. Nur stille, stille, daß Ihr ihn nicht aufweckt! Denn wenn man ihn aus den Träumen stört, da ist er so unartig wie ein Kind; sonst ist er ein recht gesetzter Mann. — Doch ich höre, daß er eben von seinem Mittagsschläfchen erwacht, sich schüttelt! Da ist er am Freundlichsten; ich will Euch melden. — Mein theurer Herr, ich bitte Euch: hier sind ein Paar liebenswürdige Fremde! Der Himmel ist bedeckt, es wird Euern Augen Nichts schaden.

Schuhu (tritt auf).

Schuhu. Ueber was verlangen die Herren mein Urtheil?

Treufreund. Nicht sowohl Urtheil als guten Rath.

Papagey. Das ist eben recht seine Sache. Ich habe noch nicht gesehen, daß Einer Etwas gemacht hat, den er nicht hinterdrein mit der Nase auf's Bessere gestoßen hätte.

Schuhu. Einen guten Rath, meine Herren?

Hoffegut. Oder auch eine Nachricht, wie Sie's nehmen wollen.

Papagey. Damit wird er Ihnen auch dienen können; denn er ist von Allem unterrichtet.

Schuhu. Ja, ich habe Correspondenz mit allen Nationen in der ganzen Welt; da erhalte ich die seltsamsten Nachrichten, Papiere und Documente; und wenn man mit den Leuten spricht, die unzufrieden sind, da erfährt man recht die Wahrheit.

Treufreund. Ganz natürlich!

Hoffegut. Ohne Zweifel.

Papagey. O gewiß!

Schuhu. Ich habe meine rechte Freude, allen Vögeln bange zu machen. Es wird Keinem wohl, wenn er mich nur von Weitem wittert. Sie führen ein Gekreische und Gekrächze und Gekrakse, und können, wie ein schimpfendes altes Weib, gar von dem Orte nicht wegkommen, wo man sie ärgert. Es ist aber auch Einer oder der Andere sich bewußt, daß ich ihm seine Jungen anatomirt habe, um ihm zu zeigen, wie er ihnen hätte sollen schärfere Flügel, rüstigere Schnäbel und wohlgebautere Beine anschaffen.

Treufreund. Wir haben uns also an die rechte Schmiede gewendet; denn wir suchen eine Stadt, einen Staat, wo wir uns besser befänden als da, wo wir herkommen.

Schuhu. Wenn Sie Nachricht haben wollten von einem, wo's schlimmer hergeht, damit könnte ich eher dienen. Sei'n Sie versichert: kein Volk in der Welt weiß sich aufzuführen, und kein König zu regieren.

Hoffegut. Und sie leben doch Alle.

Schuhu. Das ist eben das Schlimmste. Aber, was vertreibt Sie aus Ihrem Vaterlande?

Treufreund. Die ganz unerträgliche Einrichtung. Bedenken Sie: wenn wir zu Hause saßen und ein Pfeifchen Tabak rauchten, oder in's Wirthshaus gingen und uns ein Gläschen alten Wein schmecken ließen, wollte uns kein Mensch für unsere Mühe bezahlen; was wir am Liebsten thaten, war am Strengsten verboten, und wenn wir es ja ein Mal doch probirten, wurden wir für unsere gute Meinung noch dazu gestraft!

Schuhu. Sie scheinen seltsame Begriffe zu haben.

Hoffegut. O nein, unsere meisten Freunde sind so gesinnt.

Schuhu. Allein, was für eine Stadt suchen Sie eigentlich?

Treufreund. O, eine ganz unvergleichliche! So eine weiche, wohlgepflasterte, — so eine, wo's Einem immer wohl wäre.

Schuhu. Es gibt verschiedene Arten von Wohlsein.

Treufreund. Eine Stadt, wo es Einem nicht fehlen könnte, alle Tage an eine wohlbesetzte Tafel geladen zu werden.

Schuhu. Hm!

Hoffegut. So eine Stadt, wo vornehme Leute die Vortheile ihres Standes mit uns Geringern zu theilen bereit wären.

Schuhu. He!

Treufreund. Eben eine Stadt, wo die

Regenten fühlten, wie es dem Volk, wie es einem armen Teufel zu Muthe iſt.

Schuhu. Gut!

Hoffegut. Ja, eine Stadt, wo reiche Leute Zinſen gäben, damit man ihnen nur das Geld abnähme und verwahrte.

Schuhu. So!

Treufreund. Eine Stadt, wo Enthuſiasmus lebte; wo ein Mann, der eine edle That gethan, der ein gutes Buch geſchrieben hätte, gleich auf Zeitlebens in Allem freigehalten würde.

Schuhu. Sind Sie ein Schriftſteller?

Treufreund. Ei wohl!

Schuhu. Sie auch?

Hoffegut. Freilich, wie alle meine Landsleute.

Schuhu. Da gehören Sie vor meinen Stuhl.

Hoffegut. Wenn Sie was dazu beitragen können, ſo ſorgen Sie, daß wir beſſer bezahlt werden.

Schuhu. Das bekümmert mich nicht.

Treufreund. Daß wir nicht nachgedruckt werden.

Schuhu. Das geht mich Nichts an.

Hoffegut. Eine Stadt, wo Vater und Mutter nicht gleich ſo gräßliche Geſichter ſchnitten, wenn man ſich ihren liebenswürdigen Töchtern nähert.

Schuhu. Wie?

Treufreund. So eine Stadt, wo Ehemänner einen Begriff von dem bedrängten Zuſtande eines unverheiratheten, wohlgeſinnten Jünglings hätten.

Schuhu. Was?

Hoffegut. Eine Stadt, wo ein glücklicher Autor weder Schuſter noch Schneider, weder Fleiſcher noch Wirth zu bezahlen brauchte; da wo mir ſelbſt ein niedliches Schätzchen ſeine Annehmlichkeiten gratis aufdränge, weil ich einmal gewußt habe, ihr Herz zu rühren.

Schuhu. Zu wem, denkt Ihr, daß Ihr gekommen ſeid?

Treufreund. Wie ſo?

Schuhu. Wo finde ich Worte, die Eure Ungezogenheit ausdrücken!

Hoffegut. Sonſt habt Ihr Deren doch einen guten Vorrath.

Schuhu. Schändlich; und, was ſchlimmer iſt, abſcheulich; und, was ſchlimmer iſt, gottlos; und, was ſchlimmer iſt, abgeſchmackt!

Treufreund. Er hat die Leiter erſtiegen.

Schuhu. Für Euch iſt kein Weg, als in's Zucht- oder in's Tollhaus. (zu)

Papagey. Aber, um Gottes willen! — was macht Ihr, Ihr Herren! Ihr ſcheint ja ſo vernünftige Leute, und mein Herr iſt ſo ein vernünftiger Herr!

Treufreund. Das macht, daß juſt vernünftige Leute ſich unter einander am Wenigſten vertragen können.

Papagey. So einen ernſthaften Mann, den Vogel der Vögel!

Treufreund. O ja, ergleicht dem Wiedehopf; denn er macht ſein Neſt aus Quark!

Hoffegut. Oder dem Kuckuck; denn er legt ſeine Eier in fremde Neſter.

Papagey. Meine Herren, ich leide ganz erbärmlich!

Treufreund. Wir auch — an Hunger und Durſt.

Papagey. Ach, meine Leiden ſind viel grauſamer; es ſind Seelenleiden! Iſt's denn nicht möglich, daß treffliche, mit ſo vielen Gaben ausgerüſtete und ausgezeichnete Männer auf einen Zweck wirken und vereint das Gute, das Vollkommene erſchaffen können?

Hoffegut. Es wird ſich ſchon finden. Ich dächte, Ihr rettetet indeß die Hausehre und gäbt uns was zum Beſten.

Papagey. Die Herren ſcheinen ſonderliche Kenner zu ſein. Erlauben Sie nicht, daß ich Ihnen meine Nachtigallen und meine Lerchen producire?

Hoffegut. Schaum und Wind!

Papagey. Nun ſollt Ihr ſie hören, meine lieblichen, allerliebſten, unſere Stunden mit ewiger Freude umkränzenden Sängerinnen!

Treufreund. Leier, lieber Leier!

Papagey. O Du kleine, leichtbewegliche, aufſpringende, ſchwirrende, ſchmetternde, hellklingende Lerche, Du Gaſt der friſch gepflügten Erde, laß Deine Stimme hören, und ſchaffe neue Bewunderung und Freude!

Treufreund. Der wäre vortrefflich, eine Ode auf eine mittelmäßige Actrice zu machen.

(Die Lerche hinter der Scene ſingt, während der Zeit der Papagey ſein unverſtändliches Geſtrudel macht und die Zuhörer ihre Verwunderung äußern.)

Papagey. Dank Dir, heißen Dank!

Treufreund. Hunger, heißen Hunger!

Hoffegut. Durſt, heißen Durſt! Iſt nicht irgend eine Quelle hier in der Nachbarſchaft?

Treufreund. Gibt's keine Heidelbeeren, Himbeeren, Mehlbeeren, Brombeeren hier eben, daß ich dem Scheidewaſſer meines Magens nur Etwas zur Nahrung einflößen könnte?

Papagey. Ihr ſollt meine Nachtigall hören, die ſanftzaubernde Huldine, die Beſeelerinn der Nächte' — Wecke, rufe hervor jedes ſchlummernde Veilchen; belebe mit Wonne jeden Hauch, und mache mich von der Kraft bis zum Schnabel ganz zur Empfindung!

Hoffegut. Wenn ſie ſich nur kurz faßt!

Treufreund. Das iſt gar ihre Art nicht. Wenn ſo eine Nachtigall einmal in's Schlagen kommt, da muß man ihr den Hals umdrehen, wenn ſie aufhören ſoll.

(Nachtigall hinter der Scene, eine lange, zärtliche Arie nach Belieben.)

Papagey. Brav, brav! Das iſt ein Ausdruck, eine Mannigfaltigkeit!

Treufreund. Mir iſt's, als wär' ich in der Deutſchen Comédie; es will gar kein Ende nehmen.

Hoffegut. Sie hat eine hübſche Stimme; ich möchte ſie doch in der Nähe ſehen.

Papagey. Nun noch zu guter Letzt ein Rondeau von der allerliebſten Lerche; ſie hat ſo was Humoriſtiſches in ihrem Geſange.

(Rondeau von der Lerche, während deſſen Treufreund den Tact tritt, und zwiſchen Bewegungen macht, wie Einer, der tanzen will.)

Papagey. Um Gottes willen, — wer wird den Tact treten! Merkt doch auf den Ausdruck!

Treufreund. Der Tact iſt das Einzige, was ich von der Muſik höre; da fährt's Einem ſo recht in die Beine.

(Das Rondeau geht fort. Treufreund fängt an, für ſich zu tanzen.)

Treufreund. Ich glaube, ich werde todt vor Hunger.

(Hoffegut wird auch angeſteckt. Der Schuhu kommt und ruft.)

Schuhu. Soll denn des Gelärms noch kein Ende werden?

(Treufreund kriegt den Schuhu und Hoffegut den Papagey zu faſſen, und nöthigen ſie, zu tanzen. Wie das Rondeau zu Ende iſt, klatſchen Treufreund und Hoffegut in die Hände und rufen: „Brave, brave!" — Hinter der Scene entſteht ein Getümmel.)

Hoffegut. Was hör' ich! Welch ein Geſchrei, welch ein Geräuſch!

Treufreund. Die Aeſte werden lebendig.

Hoffegut. Ich höre pfeifen und krakeln, und ſehe eine Verſammlung unzähliger Vögel.

Die Vögel (kommen nach und nach herein).

Treufreund. Welch ein buntes, abgeſchmacktes Gefieder! Lauter Tagvögel! Sie ſtören ihren nächtlichen Feind, den mächtigen Criticus.

Hoffegut. Welch ein abenteuerlicher Kamm! Wie das Thier ſich verwundert!

Treufreund. Dieſer hat ſich noch ärger aufgeputzt und ſieht noch alberner aus.

Hoffegut. Sieh' den Dritten, wie er wichtig thut! Sie berathſchlagen ſich unter einander.

Treufreund. Bis ſie einig werden, haben wir gute Zeit.

Hoffegut. O weh' mir! Der Haufe vermehrt ſich. Sieh' dieſe kleine Brut, dieſen gefährlichen Anflug! Wie's trippelt, wie's ſtutzt, wie's hüpft, ſcheut und wiederkommt! Weh' uns, weh'! — O, welche Wolke von ſcheußlichen Creaturen! Welch ein ſchändlicher Tod droht uns von abſcheulichen Feinden!

Treufreund. Warum nicht gar! Ich habe Appetit, ſie zu freſſen.

Hoffegut. Ein Wagehals nimmt kein gutes Ende; davon haben wir ein Exempel in der Hiſtorie. Du wirſt umkommen, und ich werde umkommen, und ich werde nicht das mindeſte Vergnügen davon gehabt haben.

Treufreund. Haſt Du die Geſchichte des Regulus geleſen?

Hoffegut. Leider!

Treufreund. Des Cicero?

Hoffegut. Nun ja!

Treufreund. Kein großer Mann muß eines natürlichen Todes ſterben.

Hoffegut. Hätteſt Du mir Das eher geſagt!

Treufreund. Es iſt noch immer Zeit.

Hoffegut. Haſt Du mir darum ſolche Lehren gegeben; mir immer vorgeſagt, daß ein Menſch leben müſſe, als wenn er hundert Jahre alt werden wollte; daß er ſich ordentlich, mäßig, keuſch und in allen Dingen ſparſam erzeigen müſſe? Haſt Du mir nicht eine brave, niedliche Frau verſprochen, wenn ich mich aufführte, wie ſich unſere jungen Leute nicht aufführen? — Und nun ſoll ich ſo ſchändlich untergehen! — Hätte ich Das eher gewußt, ich hätte mir wollen mein Bißchen junges Leben zu Nutze machen!

Treufreund. Laß Dich Deine Tugend nicht gereuen!

Hoffegut. Sie ſchmieden einen Anſchlag; ſie wetzen ihre Schnäbel; ſie ſchließen ſich in Reihen; ſie fallen uns an!

Treufreund. Halte den Rücken frei, drücke den Schlapphut in's Geſicht, und wehre Dich mit dem Aermel! Jedem Thier und jedem Narren haben die Götter ſeine Vertheidigungsmaßen gegeben.

Erſter Vogel. Verſäumt keinen Augenblick! Sie ſind's, unſere gefährlichſten Feinde! Es ſind Menſchen!

Zweiter Vogel. Vogelſteller? Verſchonet Keinen! Faſſet ſie an mit vereinten Kräften, mit ſchneller Gewalt!

Chor der Vögel.

Pickt und kratzt und krammt und hacket,
Beißt und krallet den Verwegnen,
Den verfluchten Vogelſtellern
Ungeſäumt die Augen aus!

Schlagt und klatſcht dann mit den Flügeln
Ihre Wangen, ihre Lippen,

Die uns zum Verderben pfeifen,
Ihre mordgesinnten Schläfe,
Daß sie taumelnd niederstürzen!

Und dann zerrt und reißt Euch gierig,
Keiner sie dem Andern gönnend,
Um die vielgeliebten Augen!
Schlänkert die geliebten Bissen,
Sie gemächlich zu verschlucken!
Jagt Euch um die Leckerbissen!
Selig, wer den Fraß verschlingt!

Hoffegut. Wer wird sich der Menge entgegensetzen!

Treufreund. Freilich nicht allein mit zehn Fingern. Die größten Generale loben die Verschanzungen. Hier, mein Freund, ist das Rüst- und Zeughaus unsers alten, großgläubigen Criticus. Diese Geräthschaften und Waffen sind uns gerade willkommen. Hier ist ein Ballen; noch einer, und noch einer.

(Die Ballen und Bücher werden nach und nach von beiden Freunden herausgeschafft und eine Art von Festung aufgebaut. An den Ballen kann außen angeschrieben stehen, aus welchem Fache die Bücher sind.)

Lauter neue Bücher, die er nach dem Geruche recensirt hat! Hier sind die großen Lexica, die großen Arambuden der Litteratur, wo Jeder einzeln sein Bedürfniß pfennigweise nach dem Alphabet abholen kann! — Nun wären wir von unten auf gesichert; denn jene verfluchten, kleinen Arten scheinen uns von gefährlichen Seiten angreifen zu wollen. Halt' hier; halt' fest!

Hoffegut. Was soll ich weiter holen? Es geht verflucht langsam mit unserer Verschanzung im Angesicht der Feinde.

Treufreund. Sei nur still; Das ist Homerisch!

(Die nachbenannten Geräthschaften müssen cerealisch und in die Augen fallend sein, besonders die Feder und das Tintenfaß.)

Nimm zuerst diesen knotigen Prügel, womit der Criticus allen jungen Geziefer auf der Stelle breitzuschlagen pflegt! Nimm diese Peitschen, mit denen er, sich gegen den Muthwillen wassnend, die Ungezogenheit noch ungezogener macht! Nimm diese Blasröhre, womit er ehrwürdigen Leuten, die er nicht erreichen kann, Lettenkugeln in die Perrücken schießt! — Und so wehre Dich gegen Jeden in seiner Art! Hier, nimm das Tintenfaß und die große Feder, und beschmiere damit dem Ersten, der mit buntem Gefieder herankommt, die Flügel; denn wer die Gefahr nicht scheut, fürchtet doch, verunziert zu werden. Halte Dich wohl; fürchte Nichts! Und wenn Du Schläge kriegst, so denke, daß sie dem Tapfern wie dem Feigen von den Göttern zugemessen sind.

Hoffegut. Ich bin ein lebendiges Herz.

Chor.

Pickt und kratzt und krammt und hacket,
Bohrt und krallet den verweg'nen,
Den verfluchten Vogelstellern
Ungesäumt die Augen aus!

Papagey. Bedenkt, meine Freunde; hört das Wort der Vernunft!

Erster Vogel. Bist Du auch hier? Zerreißt den Verräther zuerst!

Zweiter Vogel. Er hat sie eingeführt; er muß mit ihnen sterben.

Dritter Vogel. Du verfluchter Sprecher!

(Sie hacken auf den Papagey und treiben ihn fort.)

Treufreund. Sie scheinen getheilt. Man muß sie nicht zu Athem kommen lassen.

Hoffegut. Nur immer zu!

Treufreund. Diese Nation ist in ihrer Kindheit. Ich habe von den Seefahrern gehört, daß man dergleichen Völker durch Nonnetzäl am Ersten betrügen kann. Ich werde diese Stöcke wegwerfen; wirf die Peitsche aus der Hand! — Siehst Du, wie sie Acht geben und sich verwundern?

Hoffegut. Ich sehe, wie sie ihre Schnäbel auf uns richten, und uns grimmig zu zerhacken drohen.

Treufreund. Ich entäußere mich dieser Feder, ich setze das Tintenfaß bei Seite, ich bewaffne die Zeitung.

Hoffegut. Bist Du rasend?

Treufreund. Ich glaube an Menschheit.

Hoffegut. Unter den Vögeln?

Treufreund. Am Ersten.

Hoffegut. Was wird Das werden!

Treufreund. Weißt Du nicht, daß die Gegenwart eines großen Mannes ihm alle seine Feinde versöhnt?

Hoffegut. Wenn sie Narren sind.

Treufreund. Das ist eben, was wir versuchen wollen.

Hoffegut. Nun aber mach' Deine Sache!

Treufreund (tritt vor). Nur einen Augenblick Euern raschen, auf unser Verderben gerichteten Entschluß mit Ueberlegung zurückzuhalten, wird Euch zum ewigen Ruhm gereichen, geflügelte Völker! — die Ihr vor Andern Euers Geschlechts so ausgezeichnet seid, daß Ihr nicht bloß mit Gekralle und Geschrei in den Lüften hin und her fahret, sondern durch die himmlische Gabe der Rede und vernehmlicher Worte Euch zu versammeln und gemeinschaftlich zu handeln vermöget! Großes Geschenk der alten Parze! Etwas zum Schaden Bekannter oder Unbekannter vornehmen, kann uns der größte Vorwurf werden; dagegen es immer lobenswürdig ist, auch wenn wir Etwas für gut

erkennen, die Erinnerungen Derer anzuhören, die, bekannter mit uns verborgenen Umständen, unserm rasch gefaßten Entschluß eine bessere Richtung zu geben wissen.

Erster Vogel. Er spricht gut.

Zweiter Vogel. Ganz allerliebst!

Dritter Vogel. Ich wollte, Ihr hörtet die Sache, nicht die Worte.

Hoffegut. Es ist, als wenn ein Franzos unter die Deutschen kommt.

Treufreund. Oder ein Virtuos unter Liebhaber.

Dritter Vogel. Laßt sie nicht reden! Folgt Euerm Entschluß! Wer Gründe anhört, kommt in Gefahr, nachzugeben.

Hoffegut (zu Treufreund). Es wird Dir Nichts helfen.

Treufreund. Gib nur Acht, wie ich pfeife! (Zu den Vögeln.) Ihr seid in Gefahr, Euch selbst einen großen Schaden zu thun, indem Ihr Euere nächsten Verwandten und besten Freunde aus Mißverständniß zu tödten bereit seid.

Erster Vogel. Mit keinem Menschen sind wir verwandt noch freund. Ihr sollt umkommen; wir haben's wohl überlegt.

Treufreund. Und irrt Euch doch; denn freilich, das ganz Unwahrscheinliche vorauszusehen und zu bedenken, kann man von keinem Rathe erwarten. Wir scheinen Euch feindselig hier zu sein, und sind die besten, edelsten, uneigennützigsten von Euern Freunden, sind keine Menschen, sind Vögel!

Zweiter Vogel. Ihr! — Vögel? Welch eine unverschämte Lüge! Wo habt Ihr Euere Federn?

Treufreund. Wir sind in der Mause; wir haben sie alle verloren.

Vierter Vogel. Zu welchem Geschlecht wagt Ihr Euch zu rechnen?

Treufreund. Die Seefahrer haben uns vom Süd-Pole mitgebracht. Dieses ist der Otahitische Mißfinke, nach dem Linné Monedula cyparocaudula; und ich bin von den Freundsinseln, der große Hofenkackerling, Upops maximus polycacaromerdicus; es gibt auch einen kleinen, der ist aber nicht so rar.

Erster Vogel (zu den andern). Was haltet Ihr davon?

Dritter Vogel. Es sieht völlig aus wie eine Lüge.

Vierter Vogel. Es kann aber doch auch wahr sein.

Treufreund. Von Menschen unserer Freiheit beraubt, in der wir so angenehm auf den Zweigen saßen, uns wiegten, Kirschkerne aufknackten, Ananas beschnupperten, Pisangs naschten, Hanfsamen knusperten —

Erster Vogel. Ach, Das muß gut geschmeckt haben!

Treufreund. In böse Käfige gesteckt, auf dem langweiligen Schiffe! Umgang eines verdrießlichen Capitain's und grober Matrosen! — Schlechte Kost, ein trübseliges und heimlichen Haß nährendes Leben!

Zweiter Vogel. Sie sind zu beklagen.

Treufreund. Angekommen in Europa; wie Schensale angestaunt, von Standespersonen nach Belieben, von Bürgern um vier Groschen, von Kindern um sechs Pfennige, und von Gelehrten und Künstlern gratis.

Dritter Vogel. Sie haben mich auch einmal so d'ran gehabt.

Treufreund. Sie glaubten uns zahm gemacht zu haben, weil wir, durch den Hunger gebändigt, nicht mehr, wie Anfangs, hackten und krallten, sondern Mandelkerne und Nüsse aus den Händen schöner Damen annahmen und uns hinter den Ohren kraun ließen.

Vogel. Das muß doch auch wohl thun.

Treufreund. Aber vergebens! Wir, im Herzen wie Hannibal, oder ein Rachsüchtiger auf dem Englischen Theater, ungebeugt durch die Noth, ohne Dank gegen tyrannische Wohlthäter, schmiedeten einen doppelten, heimlichen, großen Anschlag — unserer Freiheit und ihres Verderbens. — Ist es der Bescheidenheit erlaubt, Aufmerksamkeit auf ihre Thaten zu lenken: so laßt mich Euch bemerklich machen, daß sonst jeder geflügelte Gefangene schon sich selig fühlt, wenn das Thürchen seines Kerkers sich eröffnet, der Faden, der ihn hält, zerreißt, und er sich mit einem schnellen Schwung aus dem Gesichte seiner Feinde entfernen kann! Aber wir, ganz anders gesinnt, verachteten oft eine leichte Gelegenheit zur Freiheit; andere Plane wechselten wir im Busen, und saßen lauschend und getreu indeß auf dem Stängelchen.

Hoffegut. Die Federn fangen mir an zu wachsen; ich werde zum Vogel, wenn Du so fortfährst.

Treufreund. Wer lügen will, sagt man, muß sich erst selbst überreden. (Zu den Vögeln.) Was uns täglich in die Augen fiel, war ihre Einbildung und ihre Albernheit, ihre Untüchtigkeit, Etwas vorzunehmen, ihr Müßiggang, ihre plumpe Gewaltthätigkeit und ihr ungeschickter Betrug. Ach! — seufzten wir oft in der Stille — soll dieß Volk, so unwürdig, von der Erde genährt zu werden, die ihnen durch den Diebstahl des Prometheus verrätherisch zugewandte Herrschaft so mißbrauchen, und sie den ältesten Herren, dem ersten Volke vorenthalten?

Erster Vogel. Wer ist das erste Volk?

Treufreund. Ihr seid's! Die Vögel sind

das erſte, älteſte Geſchlecht, vom Schickſale beſtimmt, Herren zu ſein des Himmels —

Vögel. Des Himmels?

Treufreund. Und der Erde!

Vögel. Und der Erde?

Treufreund. Nicht anders!

Vögel. Aber wie?

Treufreund. Denn nicht allein die Menſchen, ſondern auch die Götter vorenthalten Euch Euer rechtmäßiges Erbtheil. Sie ſitzen auf Euern väterlichen Thronen; und Ihr indeß, wie armſelige Vertriebene, einzelne Ausſchößlinge einer alten Wurzel, werdet auf Euerm eigenen Boden, wie in einem fremden Garten, als Unkraut behandelt.

Zweiter Vogel. Er rührt mich!

Treufreund. Die Thränen kommen mir in die Augen, wenn ich Euch anſehe. Ein Prinz, deſſen Aeltern von Reich und Krone vertrieben werden, der ſeiner Sicherheit wegen in armſeligen Hütten bei Fiſchern ſein Leben zubringen muß, — wird durch den Zufall einem Freunde vom Hauſe, einem würdigen General, entdeckt; dieſer eilt, ihn aufzuſuchen, und wirft ſich ihm zu Füßen; — nein, ich würde nicht mit mehr Rührung die Kniee des entſetzten Erhabenen umfaſſen, nicht mit mehr wahrer Inbrunſt ihm mein Leben, meine Treue, mein Vermögen anbieten, als ich mich Euch nähere, und zum erſten Mal ſeit langer Zeit einen beſſnungsvollen Schmerz genieße!

Hoffegut. Sie ſchweigen. Wahrhaftig, ſie ſchluchzen, ſie trocknen ſich die Augen! Sie ſind doch noch zu rühren! So ein Publicum möcht' ich küſſen.

Erſter Vogel. Du bringſt uns ein unerwartetes Licht vor die Augen.

Hoffegut. Sie geberden ſich wie Faſanen, die man bei der Laterne ſchießt. Wie willſt Du auskommen? Du haſt Dich in einen ſchlimmen Handel gemiſcht.

Treufreund. Merk' auf und lern' was! (Zu den Vögeln.) Es wird Euch bekannt ſein, Ihr werdet geleſen haben —

Vögel. Wir haben Nichts geleſen.

Treufreund (der den Periodus in eben dem Tone wieder anſtimmt). Ihr werdet nicht geleſen haben, es wird Euch nicht bekannt ſein, daß nach dem uralten Schickſal die Vögel das Aelteſte ſind.

Vögel. Wie beweiſt Ihr Das?

Hoffegut. Ich bin ſelbſt neugierig.

Treufreund. Ganz leicht. Es ſagt der Dichter Periplectomenes, da er vom Anfang der Anfänge ſpricht:

Und im Schooße der Urwelt, voll ruhender, ungeborner,
Lag das Ei des Anfangs, erwartend Leben und Regung.

Nun, wo will das Ei hergekommen ſein, wenn es kein Vogel gelegt hat?

Dritter Vogel. Es muß ein großes Ei geweſen ſein!

Hoffegut. Allenfalls vom Vogel Rock oder einem Lindwurm.

Treufreund. Das iſt lange noch nicht Alles! Hört weiter. (Er fährt fort.)

Und auf die ſtockende Nacht ſenkt warm die urſprüngliche Liebe
Sich mit den Zittigen her und brütet über den Weſen.

Ihr ſeht alſo deutlich: wo will die Liebe Zittige hergenommen haben, wenn nicht von den Vögeln? — Und wie von den Vögeln, wenn keine geweſen ſind? — Und wenn ihrer geweſen ſind, ſind ſie nicht älter als die Liebe? Ja, ſogar ſind Verſchiedene der Meinung, daß die Liebe ſelbſt ein Vogel geweſen ſei. — Nun, was ſagt Ihr dazu? — Die uralten Götter und Gottinnen, die Nacht, der Erebus, die Erde, werden bei den Dichtern Alle mit Flügeln eingeführt; und werden ſie's nicht, ſo iſt's ein Verſehen; denn wenn ſie, wie ich eben bewieſen habe, von den Vögeln herkommen, ſo müſſen ſie Flügel haben.

Hoffegut. Deutlich und zuſammenhängend.

Vögel. O anſchauliche Lehre, o ehrenveſtes Denkmal!

Treufreund. Die Zeit hat Flügel! Das iſt Saturnus! Das zweite Geſchlecht der herrſchenden Götter war von Euerm Stamme geſetzt: ſeine Frau aber hatte wohl keine gehabt; da entſtanden die letzten Baſtarde, Jupiter und ſeine Geſchwiſter und Kinder — ihnen waren die Flügel verſagt, das Schickſal und die Vögel ihnen gram! Sie legten ſich auf's Schmeicheln und nahmen Vögel zu ihren Günſtlingen, um ihnen das Recht auf die Herrſchaft vergeſſen zu machen; Jupiter den Adler, Juno den Pfau, den Raben Apollo, und Venus die Taube. Seinem geliebten Sohn und Kopreiſenden Mercur negotiirte Jupiter ſelbſt zwei Paar Flügel. Dem Siege wußten ſie Zittige zu verſchaffen, den Horen, dem Schlaf.

Hoffegut. Es iſt wahr, ich hab' ſie Alle ſo gewalt geſehen.

Treufreund. Und, was ſag' ich! Amor's, den leiſeſten aller Vögel, zierten ein Paar regenbogenfarbene Schwingen. Er, der Herr iſt der Götter und Menſchen, iſt unſtreitig ein Vogel! Er ſetzt die erſte uralte Gewalt Euers Geſchlechts fort. Und ſo hat die Liebe dieß vor allen Vögeln ihre Macht. Und was noch merkwürdiger iſt, will ich Euch auch ſagen.

Dritter Vogel. Rede weiter! Laß uns nicht in Ungewißheit.

Hoffegut. Das heiße ich einen Kindersinn! Hätte ich nur ein Ney; Die wären mein!

Treufreund. Hätte Prometheus, als ein weiser, vorsichtiger Vater, statt des so sehr beneideten Flämmchens, seinen Menschen Flügel gegeben: weit einen größern Schaden hätte er seinen Göttern gethan; aber auch Euch, meine Freunde! Drum dankt dem Schicksal und Euerm Ahnherrn, die ihm seine klugen Sinne verdunkelten; denn in so mannigfaltiger Kunst, als die Menschen sich geübt haben, ist doch immer noch das Fliegen ein vergeblicher Wunsch, eine eitle Bemühung gewesen. Sie scheinen ihre eigenen Vorzüge darüber zu vergessen, stehen mit aufgereckten Mäulern da und beneiden Euch, wenn Ihr von den hohen Felsen über die undurchdringlichen Wälder dahin fahrt. Kein Wasser hält einen Verliebten auf; mit den Fischen eifern sie in die Wette: aber Euer Reich ist unzugänglich, und zu Euern Künsten ein Sterblicher zu plump. Im Traume finden sie die höchste Seligkeit, wenn sie zu fliegen wähnen; und man hört die Zärtlichen an allen Ecken seufzen: „Wenn ich ein Vögle wär' und auch zwei Flügel hätt' — " aber vergebens!

Vierter Vogel. Unsere Feinde beneiden uns.

Hoffegut. Neider sind Feinde.

Treufreund. Aber im tiefsten Herzen ist Euerer Vorzüge Uebermacht ihnen eingeprägt; und von Geschlecht zu Geschlechten beugen sie sich, ohne es zu wissen, vor dem uralten Rechte Euerer Herrschaft, wenigstens im Bilde.

Zweiter Vogel. Sag' uns keine Räthsel! Wir lieben die Deutlichkeit; wir lieben nicht nachzudenken noch zu rathen.

Treufreund. Ja, übereinstimmend geben alle Völker Euch göttliche und königliche Ehre! Sie bilden sich ein, sehr viel Imagination zu haben; und wenn sie den Vortrefflichsten unter ihnen mit etwas Rechtem vergleichen wollen, so können sie nicht weiter als bis zum Adler. Ihr seid so weit herumgekommen in der Welt, Ihr solltet wissen —

Vögel. Wir wissen Nichts.

Treufreund. Habt Ihr niemals von jener mächtigen Stadt gehört? — Sie unterjochte die bewohnte Welt, und es waren so vortreffliche Leute darin, daß nachher kein Held und kein großer Mann entstanden ist, der nicht gewünscht hätte, Einem ihrer Bürgermeister oder Stadtwachtmeister ähnlich zu sehen. Rom, sag' ich, das freie Rom, das keinen König über sich leiden konnte, setzte den Adler auf die Stange, und den Senat mit dem Volk in einem bemüthigen Monogramm zu seinen Füßen! So ließen sie ihn dem Heer vortragen, und folgten mit Ehrfurcht und Muth, als seine Söhne, als seine Knechte. So ehrenvoll behandelt man Euch; indeß Ihr, gleich jungen Prinzen, gar nicht zu begreifen scheint, was für Vorzüge die Götter Euch angeboren haben. Erlaubt, daß ich Euch mit der Nase darauf stoße.

Vögel. Wie es Die beliebt.

Treufreund. Es ist schon lange, daß von der Macht Rom's und seiner Herrlichkeit kaum einige Backsteine mehr übrig sind. Aber andere Völkerschaften haben sich zu der Ehrfurcht bekannt, die Euch niemals entgehen kann. Im Norden ist jetzt das Bild des Adlers in der größten Verehrung: überall seht Ihr's aufgestellt, und wie vor einem Heiligen neigen sich alle Völker, wenn er auch von dem schlechtesten Bildner gemalt oder geschnitzt ist. Schwarz, die Krone auf dem Haupt, sperrt er seinen Schnabel auseinander, streckt eine rothe Zunge heraus, und zeigt ein Paar immer bereitwillige Krallen. So bewahrt er die Landstraßen, ist das Entsetzen aller Schleichhändler, Tabakskrämer und Deserteure. Es wird Niemandem recht wohl, der ihn ansieht. — Und was soll ich von dem Zweiköpfigen sagen?

Erster Vogel. Wir wollten, Ihr thätet dem Adler weniger Ehre an; wir können ihn selbst nicht wohl leiden.

Treufreund. Diese Ehre ist Euch Allen gemein. Denn wenn Fürsten und Könige sich und die Ihrigen vor andern geringen Menschen recht auszeichnen wollen, wählen sie irgend einen Vogel und tragen ihn, mit Gold und Silber gestickt, auf der Brust. Ja, sie schlagen Euch an vergoldete und diamantene Kreuze (die größte Ehre, die Jemandem widerfahren kann!) und tragen Euch in Knopflöchern schwebend am Busen.

Zweiter Vogel. Was hilft uns diese zeitliche Ehre, diese leere Achtung, wodurch sie sich mehr unter einander selbst als unsere Vorzüge preisen? Götter und Menschen besitzen unser Reich, und wir irren als Fremdlinge zwischen Himmel und Erde.

Treufreund. Mit Nichten, meine Kinder! Die Gewalt habt Ihr ihnen gelassen; Euer Vaterland, Euer Reich sind sie untüchtig einzunehmen. Noch ist es frei, wie vom Anfange her.

Vögel. Zeig' es uns!

Hoffegut. Ich gehe mit.

Vögel. Führ' uns hin!

Dritter Vogel. Gibt's Mücken, gibt's Maudelkerne d'rin?

Vierter Vogel. Es wird doch an Würmchen nicht fehlen?

Alle.

Führ' uns hin!
Daß wir da trippeln,
Daß wir uns freuen,
Naschen und flattern —
Rühmliche Wonne!
Mandeln zu knuspern,
Erbsen zu schlucken,
Würmchen zu lesen,
Preisliches Glück!
Führ' uns hin!

Treufreund. Ihr seid d'rin.

Vögel. Du stellst uns auf den Kopf.

Treufreund. Tretet näher! — Hierher! Nun seht Euch um! Hier in die Höhe! Was seht Ihr da oben?

Erster Vogel. Die Wolken und den wolkenlosen, ausgespannten Himmel.

Dritter Vogel. Er sieht wohl schon eine Weile?

Hoffegut. Ich denk's! Es ist mir auch noch gar nicht bange für ihn.

Treufreund. Da droben wohnen, wie Jedermann bekannt ist, seit vielen Jahrtausenden die Götter. Nun seht hinunter; was seht Ihr da?

Zweiter Vogel. Zwischen Himmel und Erde?

Treufreund. Ja, dazwischen.

Vögel. Nun, nun, da sehen wir — Nichts.

Treufreund. Nichts? O, Ihr seid ja fast so blind wie die Menschen! Seht Ihr nicht den ungeheuern Raum, ausgebreiteter als das Oben und Unten, das unermeßliche Land, das an Alles grenzt; diesen lustig wässerigen See, der Alles umgibt; diesen ätherischen Wohnplatz, dieses mittelweltische Reich.

Vögel. Was meinst Du damit?

Treufreund. Die Luft mein' ich. Wer bewohnt sie als Ihr; — wer beschifft sie; — wer begibt sich darin von einem Orte zum andern; — wem gehört sie zu, als Euch?

Vögel. Daran haben wir gar nicht gedacht.

Treufreund. Und fliegt d'rin herum!

Erster Vogel. Aber wie sollen wir's anfangen?

Treufreund. Hier ist mit vereinten Kräften das große Werk zu beginnen: eine Stadt zu gründen; mit einer festen Mauer den ganzen Aether zu umgeben; eine regulirte Miliz einzurichten; die Grenzen wohl zu besetzen; eine Accise anzulegen, und so den Göttern und Menschen die Nahrung zu erschweren!

Hoffegut. Da gibt's Aemter zu vergeben! Ich werde alle meine Freunde und Verwandte anbringen.

Zweiter Vogel. Aber Jupiter wird donnern?

Treufreund. Wir lassen ihm keine Blitze aus dem Aetna ohne schweren Impost verabfolgen, und legen selbst uns einen Donnerthurm an. Die Adler sind ja ohnehin gewohnt, damit umzugehen. Wir lassen keine Opfergerüche hinauf, ohne daß sie Transito bezahlen.

Dritter Vogel. Werden sie so zusehen?

Treufreund. Ihr wißt nicht, wie's droben aussieht. Sicher in ihren alten, lang unangetasteten Rechten, sitzen sie schläfrig auf ihren Stühlen, sind aller Mühe, sind alles Widerstands entwohnt, sind leicht zu überraschen und zu überwinden.

Vierter Vogel. Aber die Menschen; das Pulver und Blei, und die Netze?

Treufreund. Die sind übel d'ran. Sie haben unter sich so viel zu kriegen, zu schanzen und zu chicaniren; Keiner denkt weiter als heute; und wenn Einer ihrer Nachbarn gut haushält oder sich rüstet, haben sie nicht leicht ein Arges d'ran. Widersetzen sie sich, so sind wir ihnen überlegen; ergeben sie sich, so sollen sie's wohl haben; besser als jetzt! Wir wollen's machen, wie alle Eroberer: die Leute todtschlagen, um es mit ihrer Nachkommenschaft gut zu meinen.

Vierter Vogel. Werden sie's geschehen lassen?

Treufreund. Wir haben sie in Händen. Wir handeln den Göttern den Regen ab, legen große Cisternen an, und vereinzeln ihn an die Irdischen, wenn's Dürrung gibt, so viel Jeder zu seinen Acker und Garten braucht. Sie sollen Alle zufriedner sein als jetzt. Ich geb' Euch nur eine Skizze von meinem großen Plan; denn das Detail ist unübersehbar. Kurz, Ihr werdet Herren! Die Götter tractiren wir als alte Verwandte, die aber zurückgekommen sind; die Menschen als überwundene Provinzen; die Thiere, besonders die Insecten, die in unserm Reich doch leben müssen, als kaiserliche Kammerknechte; ungefähr wie die Juden im Römischen Reich.

Vögel. Nur gleich, nur gleich! Wir können's nicht erwarten.

Treufreund. Gleich, gleich! Das geht so geschwind nicht. Ueberlegt's wohl! Wählt ein Dutzend, oder wie viel Ihr wollt, aus Euern Mitteln, die das große Werk mit gesammten Kräften unternehmen.

Vögel. Mit Nichten! Du hast's erfunden, führ' es aus. Sei Du unser Rathgeber, unser Leiter, unser Heerführer!

Treufreund. Ihr beschämt mich!

Hoffegut. Du bedenkst nicht —

Treufreund. Sei ruhig; unſer Glück iſt gemacht.

Vögel (auf Hoffegut zeigend). Und Dieſer? Was ſoll Der? Darf er hier bleiben? Zu was iſt er nütze?

Treufreund. Er iſt uns unentbehrlich.

Vögel. Was kannſt Du? Worin übertriffſt Du das Volk?

Hoffegut. Ich kann pfeifen!

Vögel. Schön, o ſchön! O, ein köſtlicher, ein nothwendiger Bürger! Wir ſind ein glückliches Volk von dieſem Tage an! (Zu Treufreund) Du ſollſt uns regieren; er ſoll uns pfeifen! Was geht uns noch ab?

Treufreund (beſchämt). Soll es ſo ſein?

Vögel. Du nimmſt's an?

Treufreund (neigt ſich).

Vögel.

Halte Wort!
Wir geben Dir die Herrſchaft,
Verleihen Dir das Reich.
Mach' uns den ſtolzen Göttern,
Den ſtolzern Menſchen gleich!

Epilog.

Der Erſte, der den Inhalt dieſes Stücks
Nach ſeiner Weiſe aufs Theater brachte,
War Ariſtophanes, der ungezog'ne
Liebling der Grazien.
Wenn unſer Dichter, dem Nichts angeleg'ner iſt,
Als Euch ein Stündchen Luſt
Und einen Augenblick Beherzigung
Nach ſeiner Weiſe zu verſchaffen,
In Ein' und Anderem geſündigt hat:
So bittet er durch meinen Mund
Euch allſeits um Verzeihung.
Denn, wie Ihr billig ſeid, ſo werdet Ihr erwägen,
Daß von Athen nach Ettersburg
Mit einem Salto mortale
Nur zu gelangen war.
Auch iſt er ſich bewußt,
Mit ſo viel Gutmüthigkeit und Ehrbarkeit
Des alten, declarirten Böſewichts
Verrufene Späße
Hier eingeführt zu haben,
Daß er ſich Euers Beifalls ſchmeicheln darf.
Dann bitten wir Euch, zu bedenken,
Und etwas Denken iſt dem Menſchen immer nütze,
Daß mit dem Scherz es wie mit Wunden iſt,
Die niemals nach ſo ganz gemeſſ'nem Maß
Und reinlich abgezogenem Gewicht geſchlagen werden.
Wir haben, nur gar kurz gefaßt,
Des ganzen Werkes Eingang
Zur Probe hier demüthig vorgeſtellt;
Sind aber auch erbötig,
Wenn es gefallen hat,
Den weiteren, weitläufigen Erfolg
Von dieſer wunderbaren, doch wahrhaftigen Geſchichte
Nach unſern beſten Kräften vorzutragen.

Der Groß-Cophta.

Ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen.

Perſonen.

Der Domherr.
Der Graf.
Der Ritter.
Der Marquis.
Die Marquiſe.
Ihre Nichte.
Der Oberſt der Schweitzer-Garde.
Saint Jean, Bedienter des Domherrn.
La Fleur, Bedienter des Marquis.
Jäck, ein Knabe, Diener der Marquiſe.
Geſellſchaft von Herren und Damen.
Zwei Hof-Juwelierer.
Jünglinge.
Kinder.
Ein Kammermädchen.
Sechs Schweitzer.
Bediente.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Erleuchteter Saal.

Im Grunde des Theaters an einem Tiſche eine Geſellſchaft von zwölf bis funfzehn Perſonen bey'm Abendeſſen. An der rechten Seite ſitzt der Domherr, neben ihm hinterwärts die Marquiſe, dann folgt eine bunte Reihe; der letzte Mann auf der linken Seite iſt der Ritter. Das Deſſert wird aufgetragen und die Bedienten entfernen ſich. Der Domherr ſteht auf und geht nachdenklich am Proſcenio hin und wieder. Die Geſellſchaft ſcheint ſich von ihm zu unterhalten. Endlich ſteht die Marquiſe auf und geht zu ihm. Die Ouvertüre, welche bis dahin fortgedauert, hört auf und der Dialog beginnt.

Marquiſe. Iſt es erlaubt, ſo zerſtreut zu ſein, gute Geſellſchaft zu fliehen, ſeinen Freunden die Luſt traulicher Stunden zu verderben? Glauben Sie, daß wir ſcherzen und genießen können, wenn unſer Wirth den Tiſch verläßt, den er ſo gefällig bereitet hat? Schon dieſen ganzen Abend ſcheinen Sie nur dem Körper nach gegenwärtig. Noch hafteten wir gegen das Ende der Tafel, jetzt, da ſich die Bedienten entfernt haben, Sie heiter, offen zu ſehen; und Sie ſtehen auf, Sie treten von uns weg, und gehen hier am andern Ende des Saals gedankenvoll auf und nieder, als wenn Nichts in der Nähe wäre, das Sie intereſſiren, das Sie beſchäftigen könnte.

Domherr. Sie fragen, was mich zerſtreut? Marquiſe, meine Lage iſt Ihnen bekannt — wäre es ein Wunder, wenn ich von Sinnen käme? Iſt es möglich, daß ein menſchlicher Geiſt, ein menſchliches Herz, von mehr Seiten beſtürmt werden kann als das meinige! Welche Natur muß ich haben, daß ſie nicht unterliegt! Sie wiſſen, was mich aus der Faſſung bringt, und fragen mich?

Marquiſe. Aufrichtig, ſo ganz klar ſeh' ich es nicht ein. Geht doch Alles, wie Sie es nur wünſchen können!

Domherr. Und dieſe Erwartung, dieſe Ungewißheit?

Marquiſe. Wird doch wenige Tage zu ertragen ſein? — Hat nicht der Graf, unſer großer Lehrer und Meiſter, verſprochen, uns Alle und Sie beſonders weiter vorwärts in die Geheimniſſe zu führen? Hat er nicht den Durſt nach geheimer Wiſſenſchaft, der uns Alle quält, zu ſtillen, Jeden nach ſeinem Maße zu befriedigen verſprochen? Und können wir zweifeln, daß er ſein Wort halten werde?

Domherr. Gut! Er hat. — Verbot er aber nicht zugleich alle Zuſammenkünfte, wie eben die iſt, die wir jetzt hinter ſeinem Rücken wagen? Gebot er uns nicht Faſten, Eingezogenheit, Enthaltſamkeit, ſtrenge Sammlung und ſtille Betrachtung der Lehren, die er uns ſchon überliefert hat? — Und ich bin leichtſinnig genung, heimlich in dieſem Gartenhauſe eine fröhliche Geſellſchaft zu verſammeln, dieſe Nacht der Freude zu weihen, in der ich mich zu einer großen und heiligen Erſcheinung vorbereiten ſoll! — Schon mein Gewiſſen ängſtiget mich, wenn er es auch nicht erführe. Und wenn ich

Valerio.

Wie schön und wie fröhlich, durch Feld und durch Thal
Sein Liebchen am Arme zu führen!

Rosa.

Man siehet mit Freude die Wolken nun ziehn,
Die Bäche mit Ruhe nun fließen!

Valerio.

Die Bäume nun grünen, die Blumen nun blühn,
Kann alles gedoppelt genießen!

Beyde.

Die Tage der Jugend sie glänzen und blühn;
O laß uns der Jugend genießen!

Rosa.

Ich drücke meine Freude dir, Geliebter,
Mit keinen holden, süßen Worten aus.
Ja, du bist mein! Ja, ich erkenne nun
Dein treues, einzig-treues Herz! Verzeih',
Wenn ich mit Eifersucht dich jemals quälte.
Daß du mir werth bist, zeigt dir meine Sorge.

nun gar bedenke, daß ſeine Geiſter ihm gewiß Alles verrathen, daß er vielleicht auf dem Wege iſt, uns zu überraſchen! — Wer kann vor ſeinem Zorn beſtehen? — Ich würde vor Scham zu Boden ſinken — jeden Augenblick! — es ſcheint mir, ich höre ihn; ich höre reiten, fahren. (Er eilt nach der Thüre.)

Marquiſe (für ſich). O Graf, Du biſt ein unnachahmlicher Schelm! Der meiſterhafteſte Betrieger! Immer hab' ich Dich im Auge, und täglich lern' ich von Dir! Wie er die Leidenſchaft dieſes jungen Mannes zu brauchen, ſie zu vermehren weiß! Wie er ſich ſeiner ganzen Seele bemächtigt hat, und ihm unumſchränkt gebietet! Wir wollen ſehen, ob unſere Nachahmung glückt. (Der Domherr kommt zurück.) Bleiben Sie außer Sorgen. Der Graf weiß viel; allwiſſend iſt er nicht; und dieſes Feſt ſoll er nicht erfahren. — Seit vierzehn Tagen habe ich Sie, habe ich unſere Freunde nicht geſehen, habe mich vierzehn Tage in einem elenden Landhauſe verborgen gehalten, manche langweilige Stunde ausdauern müſſen, nur um in der Nähe unſerer angebeteten Prinzeſſinn zu ſein, manchmal ein Stündchen ihr heimlich aufzuwarten und von den Angelegenheiten eines geliebten Freundes zu ſprechen. Heute kehre ich nach der Stadt zurück; und es war ſehr freundlich von Ihnen, daß Sie mir auf halbem Wege, hier in dieſem angenehmen Landhauſe, ein Gaſtmahl bereiteten, mir entgegen kamen und meine beſten Freunde zu meinem Empfange verſammelten. Gewiß, Sie ſind der guten Nachrichten werth, die ich Ihnen bringe! Sie ſind ein warmer, ein angenehmer Freund. Sie ſind glücklich, Sie werden glücklich ſein; nur wünſchte ich, daß Sie auch Ihres Glücks genöſſen.

Domherr. Es wird ſich bald geben, bald!

Marquiſe. Kommen Sie, ſetzen Sie ſich. Der Graf iſt abweſend, ſeine vierzigtägigen Faſten in der Einſamkeit auszuhalten und ſich zu dem großen Werke vorzubereiten. Er erfährt unſere Zuſammenkünfte nicht, ſo wenig er unſer großes Geheimniß erfahren darf. (Bedenklich.) Könnte es vor der Zeit entdeckt werden, daß die Prinzeſſinn verzeiht, daß ſich der Fürſt wahrſcheinlich durch eine geliebte Tochter bald verſöhnen läßt: wie leicht könnte das ganze ſchöne Gebäude durch die Bemühungen der Mißgunſt zu Grunde gehen! Ausdrücklich hat mir die Prinzeſſinn, die Ihre Verbindung mit dem Grafen kennt, befohlen, dieſem Manne, den ſie fürchtet, unſere wichtige Angelegenheit zu verbergen.

Domherr. Ich hange ganz von Ihrem Willen ab; auch dieſes ſchwere Gebot will ich erfüllen, ob ich gleich überzeugt bin, daß Ihre Furcht ungegründet iſt. Dieſer große Mann würde uns eher nützen als ſchaden. Vor ihm ſind alle Stände gleich. Zwei liebende Herzen zu verbinden, iſt ſein angenehmſtes Geſchäft. „Meine Schüler," pflegt er zu ſagen, „ſind Könige, werth, die Welt zu regieren und eines jeden Glückes werth." — Und wenn es ihm ſeine Geiſter anzeigen; wenn er ſieht, daß in dieſem Augenblick Mißtrauen gegen ihn unſere Herzen zuſammenzieht, da er die Schätze ſeiner Weisheit vor uns eröffnet! —

Marquiſe. Ich kann nur ſagen, daß es die Prinzeſſinn ausdrücklich verlangt.

Domherr. Es ſei! Ich gehorche ihr, und wenn ich mich zu Grunde richten ſollte.

Marquiſe. Und wir bewahren unſer Geheimniß leicht, da Niemand auch nur von ferne vermuthen kann, daß die Prinzeſſinn Sie begünſtigt.

Domherr. Gewiß, Jedermann glaubt mich in Ungnade, auf ewig vom Hofe entfernt. Mitleidig, ja verachtend ſind die Blicke der Menſchen, die mir begegnen. Nur durch einen großen Aufwand, durch Anſehn meiner Freunde, durch Unterſtützung mancher Unzufriedenen erhalte ich mich aufrecht. Gebe der Himmel, daß meine Hoffnungen nicht triegen, daß Dein Verſprechen in Erfüllung gehe!

Marquiſe. Mein Verſprechen? — Sagen Sie nicht mehr ſo, beſter Freund! Bisher war es mein Verſprechen; aber ſeit dieſem Abend, ſeitdem ich Ihnen einen Brief überbrachte, gab ich Ihnen nicht mit dieſem Briefe die ſchönſten Verſicherungen in die Hände?

Domherr. Ich habe es ſchon tauſend Mal geküßt, dieſes Blatt (er bringt ein Blatt aus der Taſche). Laß es mich noch tauſend Mal küſſen! Von meinen Lippen ſoll es nicht kommen, bis die heißen, begierigen Lippen auf ihrer ſchönen Hand verweilen können; auf der Hand, die mich unausſprechlich entzückt, indem ſie mir auf ewig mein Glück verſichert.

Marquiſe. Und wenn dann der Schleier von dieſem Geheimniß hinwegfällt, und Sie mit dem völligen Glanze des vorigen Glückes, ja in einem weit ſchönern vor den Augen der Menſchen daſtehn, neben einem Fürſten, der Sie wieder erkennt, neben einer Fürſtinn, die Sie nie verkannt hat: wie wird dieſes neue, dieſes leuchtende Glück die Augen des Neides blenden, und mit welcher Freude werde ich Sie an dem Platze ſehen, den Sie ſo ſehr verdienen! —

Domherr. Und mit welcher Dankbarkeit werde ich eine Freundinn zu belohnen wiſſen, der ich Alles ſchuldig bin!

Marquiſe. Reden Sie nicht davon. Wer kennt Sie, und iſt nicht gleich lebhaft für Sie

hingeriſſen? Wer wünſcht nicht Ihnen, ſelbſt mit Aufopferung, zu dienen?

Domherr. Horch! Es kommt ein Wagen angefahren. Was iſt Das?

Marquiſe. Sein Sie unbeſorgt; er fährt vorbei. Die Thüren ſind verſchloſſen, die Läden verwahrt; ich habe auf's Genaueſte die Fenſter zudecken laſſen, daß Niemand den Schein eines Lichts bemerken kann. Niemand wird glauben, daß in dieſem Hauſe Geſellſchaft ſei.

Domherr. Welch ein Lärm, welch ein Getümmel?

(Ein Bedienter tritt ein.)

Es iſt ein Wagen vorgefahren; man pocht an die Thür, als wenn man ſie einſchlagen wollte. Ich höre des Grafen Stimme; er droht und will eingelaſſen ſein.

Marquiſe. Iſt das Haus verriegelt? — Macht ihm nicht auf! Rühret Euch nicht. Antwortet nicht. Wenn er ausgetobt hat, mag er abfahren.

Domherr. Sie bedenken nicht, mit wem wir zu thun haben. — Macht ihm auf! Wir widerſtehn vergebens.

Bediente (die hereinſtürzen). Der Graf! der Graf!

Marquiſe. Wie iſt er herein gekommen?

Bedienter. Die Thüren thaten ſich von ſelbſt auf; beide Flügel.

Domherr. Wo ſoll ich hin?

Die Frauen. Wer wird uns retten!

Ritter. Nur getroſt!

Die Frauen. Er kommt! Er kommt!

Zweiter Auftritt.

Der Graf. Vorige.

Graf (unter der Thüre hinterwärts ſprechend). Aſſaraton! Pantaſſaraton! Dienſtbare Geiſter bleibt an der Thüre; laßt Niemand' entwiſchen! Leidet nicht, daß Jemand über die Schwelle gehe, der nicht von mir bezeichnet iſt.

Die Frauen. Weh' uns!

Die Männer. Was ſoll Das werden!

Graf. Uriel, Du zu meiner Rechten, Ithuriel, Du zu meiner Linken, tretet herein! Beſtrafet die Verbrecher, denen ich dieß Mal nicht vergeben werde.

Die Frauen. Wohin verkriech' ich mich!

Domherr. Es iſt Alles verloren!

Graf. Uriel! (Pauſe, als wenn er Antwort vernähme) So recht! — „Hier bin ich!" Das iſt Dein gewöhnlicher Spruch, ſolaſamer Geiſt! — Uriel, faſſe dieſe Weiber! (Die Mädchen thun einen lauten Schrei.) Führe ſie weit über Berg und Thal, ſetze ſie auf einen Kreuzweg nieder; denn ſie glauben nicht, ſie gehorchen nicht, bis ſie fühlen. Greif' zu!

Die Frauen. Ai! Ai! Er hat mich! — Großer Meiſter, um Gottes willen!

Marquiſe. Herr Graf!

Die Frauen. Knieend bitten wir unſere Schuld ab.

Graf. Uriel, Du bitteſt für ſie! Soll ich mich erweichen laſſen?

Die Frauen. Bitte für uns, Uriel!

Marquiſe. Iſt es erlaubt, dieſe Geſchöpfe ſo zu ängſtigen?

Graf. Was! Was! Auf Ihre Kniee nieder, Madame! Nicht vor mir, vor den unſichtbaren Mächten, die neben mir ſtehen, auf die Kniee! Können Sie ein ſchuldloſes Herz, ein freies Angeſicht gegen dieſe himmliſchen Geſtalten wenden?

Ein Mädchen. Siehſt Du was?

Die Andere. Einen Schatten, ganz dicht an ihm!

Graf. Wie ſieht es in Ihrem Herzen aus?

Marquiſe. Großer Meiſter! Schone des zarten Geſchlechts!

Graf. Ich bin gerührt, nicht erweicht. Ithuriel, ergreife dieſe Männer, führe ſie in meine tiefſten Keller!

Domherr. Mein Herr und Meiſter!

Ritter. Nicht ein Wort mehr! Ihre Geiſter erſchrecken uns nicht, und hier iſt eine Klinge gegen Sie ſelbſt. Glauben Sie nicht, daß wir noch Arm und Muth genug haben, uns und dieſe Frauen zu vertheidigen?

Graf. Thörichter Jüngling! Zieh' völlig, ziehe! Stoß' hierher, hierher, auf dieſe freie, unbeſchützte Bruſt! Stoß' her, daß ein Zeichen geſchehe für Dich und Alle. Ein dreifacher Harniſch, der Rechtſchaffenheit, der Weisheit, der Zauberkraft ſchützt dieſe Bruſt. Stoß' her und ſuche die Stücke Deiner zerbrochenen Klinge beſchämt zu meinen Füßen.

Die Männer. Welche Majeſtät!

Die Frauen. Welche Gewalt!

Die Männer. Welche Stimme!

Die Frauen. Welch ein Mann!

Der Ritter. Was ſoll ich thun?

Domherr. Was kann Das werden?

Marquiſe. Was ſoll ich ſagen?

Graf. Steht auf! Ich begnadige das unverſtändige Geſchlecht. Meine verirrten Kinder will ich nicht ganz verſtoßen; doch alle Züchtigung erlaß ich Euch nicht.

(Zu den Männern.)

Entfernt Euch! (Die Männer treten in den Grund zurück).

(Zu den Frauen.)

Und Ihr, faßt und ſammelt Euch!

(Als wenn er vertraulich zu den Meiſtern ſpräche.)

Uriel! Ithuriel! Geht zu Euern Brüdern!

(Zu den Frauen.)

Nun laßt hören, ob Ihr meiner Lehren noch eingedenk seid. — Was sind die Haupttugenden der Weiber?

Erstes Mädchen. Geduld und Gehorsam.

Graf. Was ist Ihr Sinnbild?

Zweites Mädchen. Der Mond.

Graf (gegen die Marquise). Warum?

Marquise. Weil er sie erinnert, daß sie kein eigen' Licht haben, sondern daß sie allen Glanz vom Manne erhalten.

Graf. Wohl; Das merkt Euch! — Und nun, wenn Ihr nach Hause fahrt, werdet Ihr linker Hand das erste Viertel am klaren Himmel erblicken; dann sprecht unter einander: Seht, wie zierlich es da steht! Welches gemäßigte Licht! Welche schöne Taille! Welche Sittsamkeit! Das wahre Bild einer liebenswürdigen, heranwachsenden Jungfrau! Erblickt Ihr künftig den Vollmond, so ermahnt Euch unter einander, und sprecht: Wie schön glänzt das Bild einer glücklichen Hausfrau! Sie wendet ihr Gesicht gerade ihrem Manne zu; sie fängt die Strahlen seines Lichtes auf, die sanft und lieblich von ihr wiederglänzen. Das bedenkt recht, und führt unter einander dieses Bild aus, so gut Ihr nur könnt; setzt Eu're Betrachtungen so weit fort, als Ihr vermöget; bildet Euern Geist, erhebt Euer Gemüth; denn so nur könnt Ihr würdig werden, das Angesicht des Groß-Cophta zu schauen. — Nun geht, übertretet keines meiner Gebote, und der Himmel behüte Euch vor dem abnehmenden Lichte, vor dem betrübten Witwenstande! — Ihr fahrt sogleich sämmtlich nach der Stadt, und nur eine strenge Buße kann Euch Verzeihung erwerben und die Ankunft des Groß-Cophta beschleunigen. Lebt wohl.

Marquise (bei Seite). Der verwünschte Kerl! Er ist ein Phantast, ein Lügner, ein Betrieger; ich weiß es, ich bin's überzeugt; und doch imponirt er mir!

(Die Frauenzimmer neigen sich und gehen ab.)

Dritter Auftritt.

Die Vorigen (außer den Damen).

Graf. Nun Ritter und Ihr Andern, tretet herbei! Ich hab' Euch verzeihen; ich seh' Euch beschämt, und meine Großmuth überläßt Euerm eigenen Herzen Strafe und Besserung.

Ritter. Wir erkennen Deine Huld, väterlicher Meister.

Graf. Wenn Ihr aber in der Folge meine Verordnungen überschreitet; wenn Ihr nicht Alles anwendet, den begangenen Fehler wieder gut zu machen: so hoffet nie das Angesicht des Groß-Cophta zu sehen, nie an der Quelle der Weisheit Eu're durstigen Lippen zu erquicken. Nun, laßt hören; habt Ihr gefaßt, was ich Euch überlieferte? — Wann soll ein Schüler seine Betrachtungen anstellen?

Ritter. Bei Nachtzeit.

Graf. Warum?

Erster Schüler. Damit er desto lebhafter fühle, daß er im Finstern wandelt.

Graf. Welche Nächte soll er vorziehen?

Zweiter Schüler. Nächte, wenn der Himmel klar ist und die Sterne funkeln.

Graf. Warum?

Ritter. Damit er einsehe, daß viele tausend Lichter noch nicht hell machen, und damit seine Begierde nach der einzig erleuchtenden Sonne desto lebhafter werde.

Graf. Welchen Stern soll er vorzüglich im Auge haben?

Erster Schüler. Den Polar-Stern.

Graf. Was soll er sich dabei vorstellen?

Zweiter Schüler. Die Liebe des Nächsten.

Graf. Wie heißt der andere Pol?

Erster Schüler. Die Liebe der Weisheit.

Graf. Haben diese beiden Pole eine Achse?

Ritter. Freilich; denn sonst könnten sie keine Pole sein. Diese Achse geht durch unser Herz, wenn wir rechte Schüler der Weisheit sind, und das Universum dreht sich um uns herum.

Graf. Sage mir den Wahlspruch des ersten Grades.

Ritter. Was Du willst, das Dir die Leute thun sollen, wirst Du ihnen auch thun.

Graf. Erkläre mir diesen Spruch.

Ritter. Er ist deutlich, er bedarf keiner Erklärung.

Graf. Wohl! — Nun geht in den Garten, und faßt den Polar-Stern recht in die Augen.

Ritter. Es ist sehr trübe, großer Lehrer; kaum, daß hie und da ein Sternchen durchblinkt.

Graf. Desto besser! — So bejammert Euern Ungehorsam, Euern Leichtsinn, Eu're Leichtfertigkeit; das sind Wolken, welche die himmlischen Lichter verdunkeln.

Ritter. Es ist kalt, es geht ein unfreundlicher Wind; wir sind leicht gekleidet.

Graf. Hinunter, hinunter mit Euch! Darf ein Schüler der Weisheit frieren? — Mit Lust sollte Ihr Eu're Kleider abwerfen, und die heiße Begierde Euers Herzens, der Durst nach geheimer Wissenschaft sollte Schnee und Eis zum Schmelzen bringen. Fort mit Euch, fort!

(Die Ritter und die Andern mit einer Verbeugung ab.)

Vierter Auftritt.

Der Graf. Der Domherr.

Graf. Nun hervor mit Ihnen, Domherr, hervor! Sie erwartet ein ſtrenger Gericht. — Ihnen hätte ich es nicht zugetraut. Der Schüler, dem ich mehr als allen Andern die Hand reiche, den ich mit Gewalt zu mir heraufziehe, dem ich ſchon die Geheimniſſe des zweiten Grades enthüllt habe: — dieſer beſteht ſo ſchlecht bei einer geringen Prüfung! — Nicht die Neigungen ſeines Meiſters, nicht die Hoffnung, den Groß-Cophta zu ſehen, können ihn abhalten, ſeine Gelage nur wenige Nächte zu verſchieben. Pfui! Iſt Das männlich? Iſt Das weiſe? Die Lehren des größten Sterblichen, die Hülfe der Geiſter, die Eröffnung aller Geheimniſſe der Natur, eine ewige Jugend, eine immer gleiche Geſundheit, eine unverwüſtliche Stärke, eine nie verſchwindende Schönheit: um dieſe größten Schätze der Welt bemüheſt Du Dich, und kannſt nicht einem Abendſchmauſe entſagen!

Domherr (niederknieend). Du haſt mich oft zu Deinen Füßen geſehen; hier lieg ich wieder. Vergib mir! Entziehe mir nicht Deine Huld. — Die Reize — die Lockung — die Gelegenheit — die Verführung! — Nie ſollſt Du mich wieder ungehorſam finden! Gebiete! Lege mir auf, was Du willſt!

Graf. Wie kann ich mit Dir zürnen, Du mein Liebling! Wie kann ich Dich verſtoßen, Du Erwählter des Schickſals! Steh' auf, komm' an meine Bruſt, von der Du Dich, ſelbſt mit Gewalt, nicht losreißen kannſt.

Domherr. Wie entzückſt Du mich! — Aber darf ich in dieſem Augenblicke, wo ich büßen und trauern ſollte, darf ich als ein Zeichen der Verſöhnung mir eine Gnade von Dir ausbitten?

Graf. Sprich, mein Theurer!

Domherr. Laß mich nicht länger in Ungewißheit, gib mir ein helleres Licht über den wunderbaren Mann, den Du Groß-Cophta nennſt, den Du uns zeigen willſt, von dem Du uns ſo viel verſprichſt. Sage mir, wer iſt er? Wo iſt er? Iſt er ſchon nah'? Werd' ich ihn ſehen? Kann er mich würdigen? Kann er mich aufnehmen? Wird er mir die Lehren überliefern, nach denen mein Herz ſo heftig begehrt?

Graf. Mäßig, mäßig, mein Sohn! Wenn ich Dir nicht gleich Alles entdecke, ſo iſt Dein Beſtes meine Abſicht. — Deine Neugierde zu wecken, Deinen Verſtand zu üben, Deine Gelehrſamkeit zu beleben: Das iſt es, was ich wünſche; ſo möchte ich mich um Dich verdient machen. — Hören und lernen kann jedes Kind; merken und rathen müſſen meine Schüler. — Als ich ſagte: Cophta, fiel Dir Nichts ein?

Domherr. Cophta! Cophta! — Wenn ich Dir es geſtehen ſoll, wenn ich mich vor Dir nicht zu ſchämen brauche: meine Einbildungskraft verließ ſogleich dieſen kalten, beſchränkten Weltheil; ſie beſuchte jenen heißen Himmelsſtrich, wo die Sonne noch immer über unſäglichen Geheimniſſen brütet. Egypten ſah ich auf einmal vor mir ſtehen; eine heilige Dämmerung umgab mich; zwiſchen Pyramiden, Obelisken, ungeheuern Sphinxen, Hieroglyphen verirrte ich mich; ein Schauer überfiel mich. — Da ſah' ich den Groß-Cophta wandeln; ich ſah' ihn umgeben von Schülern, die wie mit Ketten an ſeinen klugen Mund gebunden waren.

Graf. Dieß Mal hat Dich Deine Einbildungskraft nicht irre geführt. Ja, dieſer große, herrliche, und ich darf wohl ſagen, dieſer unſterbliche Greis iſt es, von dem ich Euch ſagte, den Ihr zu ſehen vereinſt hoffen dürfet. In ewiger Jugend wandelt er ſchon Jahrhunderte auf dieſem Erdboden. Indien, Egypten iſt ſein liebſter Aufenthalt. Nackt betritt er die Wüſten Libyen's; ſorglos erforſcht er dort die Geheimniſſe der Natur. Vor ſeinem gebieteriſch hingeſtreckten Arm ſtutzt der hungrige Löwe; der grimmige Tiger entflieht vor ſeinem Schelten, daß die Hand des Weiſen ruhig heilſame Wurzeln ausſuche, Steine zu unterſcheiden wiſſe, die wegen ihrer geheimen Kräfte ſchätzbarer ſind als Gold und Diamanten.

Domherr. Und dieſen trefflichen Mann ſollen wir ſehen? Gib mir einen Wink, auf welche Weiſe es möglich ſei?

Graf. O, Du Kurzſichtiger! Welche Winke ſoll ich Dir geben, Dir, deſſen Augen geſchloſſen ſind?

Domherr. Nur ein Wort!

Graf. Es iſt genug! — Was der Hörer wiſſen ſoll, pflege ich ihm nie zu ſagen.

Domherr. Ich brenne vor Begierde, beſonders ſeitdem Du mich in den zweiten Grad der Geheimniſſe erhoben haſt. O, daß es möglich wäre, daß Du mir auch ſogleich den dritten ſchenkteſt!

Graf. Es kann nicht geſchehen!

Domherr. Warum?

Graf. Weil ich noch nicht weiß, wie Du die Lehren des zweiten Grades gefaßt haben magſt und ausüben wirſt.

Domherr. Prüfe mich ſogleich.

Graf. Es iſt jetzt nicht Zeit.

Domherr. Nicht Zeit?

Graf. Haſt Du ſchon vergeſſen, daß die Schüler des zweiten Grades ihre Betrachtungen bei Tage und beſonders Morgens anſtellen ſollen?

Dombherr. So ſei es denn morgen bei guter Zeit.

Graf. Gut! Nun aber zweierlei die Buße nicht verſäumt! — Hinunter zu den Andern in den Garten! — — Aber Du ſollſt einen großen Vorzug vor ihnen haben. — — Wende ihnen den Rücken zu — ſchaue gegen Mittag. Von Mittag kommt der Groß-Cophta; dieſes Geheimniß entdeck' ich Dir allein. Alle Wünſche Deines Herzens eröffne ihm; ſprich, ſo leiſe Du willſt, er hört Dich.

Dombherr. Ich gehorche mit Freuden.

(Er küßt dem Grafen die Hand, und entfernt ſich.)

Fünfter Auftritt.

Der Graf. Saint Jean.

Saint Jean (der vorſichtig hereintritt). Hab' ich meine Sachen nicht recht gemacht?

Graf. Du haſt Deine Pflicht erfüllt.

Saint Jean. Flogen die Thüren nicht auf, als wenn Geiſter ſie von einander ſprengten? Meine Cameraden erſchraken und flohen; es hat Keiner was geſehen noch gemerkt.

Graf. Es mag gut ſein! Ich hätte ſie auch ohne Dich aufgebracht; nur verlangt eine ſolche Operation mehr Umſtände. Ich nehme nur manchmal zu gemeinen Mitteln meine Zuflucht, um die edeln Geiſter nicht immer zu incommodiren. (Einen Beutel eröffnend.) Hier für Deine Mühe! Gib dieß Geld nicht frevelhaft weg; es iſt philoſophiſches Gold, es bringt Segen! Wenn man's in der Taſche behält, wird ſie nie leer.

Saint Jean. So! Da will ich's wohl verwahren.

Graf. Wohl, und ſpare Dir immer zwei, drei Goldſtücke dazu; Du wirſt Wunder ſehen.

Saint Jean. Haben Sie das Gold ſelbſt gemacht, Herr Graf?

Graf. Ich gebe gar kein and'res aus.

Saint Jean. Wie glücklich ſind Sie!

Graf. Weil ich Glückliche mache.

Saint Jean. Ich bin Ihnen mit Leib und Seele ergeben.

Graf. Das ſoll Dein Schade nicht ſein. Gehe hin und ſchweige, damit nicht Andere dieſe Quelle kennen lernen. In wenig Zeit ſollſt Du die Stelle haben, um die Du gebeten haſt. (Bedienter ab.)

Sechster Auftritt.

Der Graf.

Glücklicherweiſe ſind' ich hier eine wohlbeſetzte Tafel, ein feines Deſſert, treffliche Weine. Der Dombherr läßt's nicht fehlen. Wohl, hier kann ich meinen Magen reſtauriren, indeß die Menſchen glauben, ich halte meine vierzigtägigen Faſten. Ich ſcheine ihnen auch darum ein Halbgott, weil ich ihnen meine Bedürfniſſe zu verbergen weiß.

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Wohnung des Marquis.

Der Marquis. Hernach La Fleur.

Der Marquis (in einem ſehr eleganten Kleide vor dem Spiegel). Geburt, Rang, Geſtalt, was ſind ſie alle gegen das Geld! Wie dank' ich der kühnen Induſtrie meiner Frau, daß ſie mir ſo viel verſchafft. Wie anders ſeh' ich aus, da ich nun das erſte Mal nach meinem Stande gekleidet bin! Ich kann nicht erwarten, bis ich mich öffentlich zeige. (Er klingelt.)

La Fleur. Was befehlen Sie, gnädiger Herr?

Marquis. Gib mir die Chatoulle.

La Fleur (bringt ſie). So ſchwer hab' ich noch nie daran getragen.

Marquis (indem er die Chatoulle öffnet). Was ſagſt Du; ſind dieſe beiden Uhren nicht ſchön, die ich geſtern kaufte?

La Fleur. Sehr ſchön.

Marquis. Und dieſe Doſe?

La Fleur. Koſtbar und zierlich.

Marquis. Dieſer Ring?

La Fleur. Gehört auch Ihnen?

Marquis. Dieſe Schnallen? Dieſe Stahlknöpfe? Genug, Alles zuſammen! Findeſt Du mich nicht elegant und vornehm gekleidet?

La Fleur. Sie zeichnen ſich nun auf dem Spaziergange gewiß vor Vielen aus.

Marquis. Wie wohl mir Das thut! — Aus Noth ewig in der Uniform zu gehen, immer in der Menge verloren zu ſein, die Aufmerkſamkeit keines Menſchen zu reizen! Ich hätte lieber todt ſein mögen, als länger ſo leben. — Iſt die Nichte ſchon aufgeſtanden!

La Fleur. Ich glaube kaum. Sie hat wenigſtens das Frühſtück noch nicht gefordert. Es ſcheint mir, ſie iſt erſt wieder eingeſchlafen, ſeitdem Sie heute früh von ihr weggeſchlichen.

Marquis. Unverſchämter! — Stille!

La Fleur. Unter uns darf ich doch aufrichtig ſein!

Marquis. Wenn Dir in Gegenwart meiner Frau ſo ein Wort entführe!

La Fleur. Glauben Sie nicht, daß ich Herr über meine Lippen bin?

Marquis. Noch kann die Marquise unmöglich Etwas argwohnen. Sie hält die Nichte für ein Kind; in drei Jahren haben sie sich nicht gesehen; ich fürchte, wenn sie das Kind recht ansieht —

La Fleur. Das möchte noch Alles geben. Wenn sie nur nicht die Bekanntschaft mit dem alten Hexenmeister hätte; vor dem fürchte ich mich. Der Mann ist ein Wunder! Alles weiß er, Alles verrathen ihm seine Geister. Wie ging es im Hause des Domherrn? Der Zauberer entdeckte ein wichtiges Geheimniß, und nun sollte es der Kammerdiener verschwatzt haben.

Marquis. Er ist eben, so viel ich weiß, nicht der größte Freund meiner Frau.

La Fleur. Ach, er bekümmert sich um Alles; und wenn er seine Geister fragt, bleibt ihm Nichts verborgen.

Marquis. Sollte denn Das Alles wahr sein, was man von ihm erzählt?

La Fleur. Es zweifelt Niemand daran. Nur die Wunder, die ich gewiß weiß —

Marquis. Es ist doch sonderbar! — Sieh' zu, es fährt ein Wagen vor.

(La Fleur ab.)

Marquis. Wenn meine Frau mein Verhältniß zur schönen Nichte erfahren könnte! — Nun, es käme auf den ersten Augenblick an. Wenn sie ihre Plane durchsetzt; wenn ich ihr zum Werkzeug diene, läßt sie mich dann nicht machen, was ich will? — Sie selbst!

Zweiter Auftritt.

Der Marquis. Die Marquise.

Marquise. Ich komme früher als ich dachte.

Marquis. Ich freue mich, Dich endlich wieder zu sehen.

Marquise. Warum kamst Du mir nicht auch entgegen? Der Domherr hatte Dich eingeladen.

Marquis. Verzeih' mir! Ich hatte eben gestern Vieles zu berichtigen. Du schriebst mir ja, daß ich mich zu einer Reise vorbereiten sollte.

Marquise. Du hast nicht viel verloren. Der Domherr war unleidlich und die Gesellschaft verstimmt. Zuletzt überraschte uns noch der Graf und zankte uns auseinander. Man muß sich nun einmal die Thorheiten dieses Menschen gefallen lassen.

Marquis (lächelnd). Wie geht es denn mit Deiner Unterhandlung? (Ironisch.) Hast Du Dich bei Hofe recht eingeschmeichelt?

Marquise. Es ist wahr, wir haben uns lange nicht gesehen. Du warst abwesend, als ich verreiste. Gleich als der Fürst und die Prinzessinn auf das Lustschloß hinaus gezogen waren, miethete ich mir ein kleines Landhaus in der Nähe, und wohnte da ganz im Stillen, indem sich der Domherr einbildete, ich sehe die Prinzessinn täglich. Ich schickte ihm Boten, ich erhielt Briefe von ihm, und seine Hoffnung war aufs Aeußerste gespannt. Denn wie unglücklich dieser Mann ist, seitdem ihn sein unkluges Betragen vom Hofe entfernt hat, wie leichtgläubig, wenn seinen Hoffnungen geschmeichelt wird, läßt sich nicht denken. Ich brauchte es nicht so künstlich anzulegen, als ich es gethan habe, und ich überredete ihn doch.

Marquis. Aber auf die Länge kann dieses Mährchen nicht halten.

Marquise. Dafür laß mich sorgen. Er ist jetzt nahe dem Gipfel seiner Glückseligkeit. Heute Nacht, als er mich auf seinem Landhause empfing, brachte ich ihm einen Brief von der Prinzessinn. —

Marquis. Von der Prinzessinn?

Marquise. Den ich selbst geschrieben hatte. Er war in allgemeinen Ausdrücken gefaßt; die Ueberbringerinn, hieß es, würde mehr sagen.

Marquis. Und weiter?

Marquise. Ich kündigte ihm die Gnade der Prinzessinn an; ich versicherte ihn, daß sie sich bei ihrem Vater verwenden und die Gnade des Fürsten gewiß für ihn wieder erlangen würde.

Marquis. Gut! Aber welchen Vortheil versprichst Du Dir von allem Diesem?

Marquise. Erstlich eine Kleinigkeit, in die wir uns auf der Stelle theilen wollen.

(Sie zieht einen Beutel hervor.)

Marquis. Bestes Weib!

Marquise. Das erhielt ich vom Domherrn, um die Garderobe der Fürstinn mir günstig zu machen. Zähle Dir nur gleich Deine Hälfte davon ab.

Marquis (tritt an den Tisch und zählt, ohne auf Das, was sie sagt, Acht zu geben).

Marquise. Aber, wie gesagt, eine Kleinigkeit! — Gelingt nur mein Anschlag, so sind wir auf immer geborgen. — Die Hof-Juweliere haben schon lange ein kostbares Halsband liegen, das sie gern verkaufen möchten; der Domherr hat so viel Credit, daß sie es ihm wohl einhändigen, wenn er ihnen eine terminliche Zahlung garantirt, und ich —

Marquis (der nach ihr hinsieht). Was sagst Du von Terminen, von Zahlung?

Marquise. Merkst Du denn nicht auf? Du bist so ganz bei dem Gelde.

Marquis. Hier hast Du Deine Hälfte! Die meine soll gut angewendet werden. Sieh einmal, wie ich mich herausgeputzt habe.

(Er wirft sich vor: dann tritt er vor den Cardinal.)

Marquise (vor sich). O, des eitlen, kleinlichen Menschen!

Marquis (sich herumdrehend). Was murrest Du sagen?

Marquise. Du hättest besser aufgemerkt, wenn Du hättest wissen können, von welcher wichtigen Sache ich sprach. Es ist Nichts weniger, als mit einem einzigen Schlage unser ganzes Glück zu machen.

Marquis. Und wie?

Marquise. Erinnerst Du Dich, von dem kostbaren Halsbande gehört zu haben, das die Hof-Juweliere arbeiten ließen, in Hoffnung, der Fürst solle seiner Tochter damit ein Geschenk machen?

Marquis. Ganz recht! Ich habe es sogar diese Woche noch bei ihnen gesehen, als ich diesen Ring kaufte; es ist von unglaublicher Schönheit. Man weiß nicht, ob man die Größe der Steine, ihre Gleichheit, ihr Wasser, die Anzahl oder den Geschmack, womit sie zusammengesetzt sind, am Meisten bewundern soll. Ich konnte mich vom Anblick nicht scheiden; dieser Ring verschwand zu Nichts dagegen; ich ging recht unzufrieden weg, und konnte mir das Halsband einige Tage nicht aus dem Sinne schaffen.

Marquise. Und dieses Halsband soll unser werden!

Marquis. Dieses Halsband? Unser? Du erschreckst mich! Welch ein ungeheurer Gedanke!

Marquise. Glaubst Du, daß ich weiter keine Absicht habe, als Dir für Uhren, Ringe und Stahlkuröle zu sorgen? Ich bin gewohnt, armselig zu leben, aber nicht armselig zu denken. Wir haben uns lange genug elend beholfen, unter unserm Stande, unter der Würde meiner großen Verfahren leben müssen; jetzt, da sich eine Gelegenheit darbietet, will ich gewiß nicht kleinlich sein und sie entschlüpfen lassen.

Marquis. Aber um's Himmels willen, was ist Dein Plan? Wie ist es möglich, ihn auszuführen?

Marquise. Höre mich! Dem Domherrn mach' ich glauben, die Prinzessin wünsche das Halsband zu besitzen, und daran sage ich keine ganze Unwahrheit; denn man weiß, daß es ihr außerordentlich gefallen hat, und daß sie es gern besessen hätte. Ich sage dem Domherrn ferner: die Prinzessin wünsche das Halsband zu kaufen und verlange von ihm, daß er nur seinen Namen dazu hergeben solle, daß er den Kauf mit den Juwelieren schließe, die Termine festsetze und allenfalls den ersten Termin bezahle. Sie wolle ihn völlig schadlos halten und diesen Dienst als ein Pfand seiner Treue, seiner Ergebenheit ansehen.

Marquis. Wie verblendet muß er sein, so viel zu wagen!

Marquise. Er glaubt ganz sicher zu gehen. Auch habe ich ihm schon ein Blatt ausgestellt, in welchem die Prinzessin ihm Sicherheit zu versprechen scheint.

Marquis. Liebe Frau, Das wird gefährlich!

Marquise. Schilt Dich! Mit mir darfst Du Alles wagen. Ich habe mich schon vorgesehen in Absicht auf die Ausdrücke, die Unterschrift. Sei nur ruhig! — Und wenn Alles entdeckt werde, bin ich nicht als ein Seitenzweig der fürstlichen Familie so gut als anerkannt? — Höre nur! Der Domherr ist jetzt voller Freuden über dieses Vertrauen; er sieht darin ein gewisses Zeichen der ausgeschenkten Gunst, und wünscht Nichts sehnlicher, als daß der Kauf zu Stande und das Halsband schon in ihren Händen sei.

Marquis. Und dieses Halsband denkst Du zu unterschlagen?

Marquise. Natürlich! Mache Dich nur immer reisefertig. Sobald der Schatz in unsern Händen ist, wollen wir ihn nützen. Wir brechen den Schmuck auseinander; Du gehst nach England hinüber, verkaufest, vertauschest zuerst die kleinen Steine mit Klugheit; ich komme nach, sobald mir meine Sicherheit nicht mehr erlaubt, hier zu bleiben; indessen will ich die Sache schon so führen und so verwirren, daß der Domherr allein stecken bleibt.

Marquis. Es ist ein großes Unternehmen; aber sage mir, fürchtest Du Dich nicht in der Nähe des Grafen, dieses großen Zauberers, solch einen Plan zu entwerfen?

Marquise. Ein großer Scheim ist er! Seine Zauberei besteht in seiner Klugheit, in seiner Unverschämtheit. Er fühlt wohl, daß ich ihn kenne. Wir betrügen uns gegen einander, wie sich's gebührt; wir verstehen einander, ohne zu sprechen; wir helfen einander ohne Abrede.

Marquis. Aber die Geister, die er bei sich hat?

Marquise. Possen!

Marquis. Die Wunder, die er thut?

Marquise. Mährchen!

Marquis. So Viele haben doch gesehen —

Marquise. Blinde!

Marquis. So Viele glauben —

Marquise. Thröpfe!

Marquis. Es ist zu allgemein! Die ganze Welt ist davon überzeugt!

Marquise. Weil sie albern ist!

Marquis. Die Wunder-Curen —

Marquise. Charlatanerie!

Marquis. Das viele Geld, das er beſitzt.

Marquise. Mag er auf eben dem Wege erlangt haben, wie wir das Halsband zu erlangen gedenken.

Marquis. Du glaubſt alſo, daß er nicht mehr weiß, als ein Anderer?

Marquise. Du mußt unterſcheiden — wenn Du kannſt. Er iſt kein gemeiner Scheim. Er iſt ſo unternehmend und gewaltſam als klug; ſo unverſchämt als verſtändig; er ſpricht ſo vernünftig als nonſenſig; die reinſte Wahrheit und die größte Lüge gehen ſchweſterlich aus ſeinem Munde hervor. Wenn er aufſchneidet, iſt es unmöglich, zu unterſcheiden, ob er Dich zum Beſten hat, oder ob er toll iſt. — — Und es braucht weit weniger als Das, um die Menſchen verwirrt zu machen.

Jäck (hervor ſtürzend). Ihre Nichte fragt: ob ſie aufwarten kann. — Sie iſt hubſch, Ihre Nichte!

Marquise. Gefällt ſie Dir? — Laß ſie kommen. (Jäck ab.)

Marquise. Ich wollte Dich eben fragen, wie Dir es gegangen iſt, ob Du ſie glücklich in die Stadt gebracht haſt? Wie iſt ſie geworden? Glaubſt Du, daß ſie ihr Glück machen wird?

Marquis. Sie iſt ſchön, liebenswürdig, ſehr angenehm, und gebildeter als ich glaubte, da ſie auf dem Lande erzogen iſt.

Marquise. Ihre Mutter war eine kluge Frau, und es fehlte in ihrer Gegend nicht an guter Geſellſchaft. — Da iſt ſie.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Die Nichte.

Nichte. Wie glücklich bin ich, Sie wieder zu ſehen, liebſte Tante!

Marquise. Liebe Nichte! Sei'n Sie mir herzlich willkommen.

Marquis. Guten Morgen, Nichtchen! Wie haben Sie geſchlafen?

Nichte (beſchämt). Ganz wohl.

Marquise. Wie ſie groß geworden iſt, ſeit ich ſie nicht geſehen habe?

Nichte. Es werden drei Jahre ſein.

Marquis. Groß, ſchön, liebenswürdig! Sie iſt Alles geworden, was ihre Jugend uns weiſſagte.

Marquise (zum Marquis). Erſtaunſt Du nicht, wie ſie unſerer Prinzeſſinn gleicht?

Marquis. So oben hin. In der Figur, im Wuchſe, in der Größe mag eine allgemeine Aehnlichkeit ſein; aber viele Geſichtsbildung gehört ihr allein, und ich denke, ſie wird ſie nicht vertauſchen wollen.

Marquise. Sie haben eine gute Mutter verloren.

Nichte. Die ich in Ihnen wieder finde.

Marquise. Ihr Bruder iſt nach den Inſeln.

Nichte. Ich wünſche, daß er ſein Glück mache.

Marquis. Dieſen Bruder erſetze ich.

Marquise (zum Marquis). Es iſt eine gefährliche Stelle, Marquis!

Marquis. Wir haben Muth.

Jäck. Der Ritter! — Er iſt noch nicht freundlicher geworden.

Marquise. Er iſt willkommen! (Jäck ab.)

Marquise (zur Nichte). Sie werden einen liebenswürdigen Mann kennen lernen.

Marquis. Ich dächte, ſie könnte Seinesgleichen ſchon mehr geſehen haben.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Der Ritter.

Marquise. Es ſcheint, Sie haben ſo wenig geſchlafen als ich.

Ritter. Gewiß, dieß Mal hat der Graf unſere Geduld ſehr geprüft, beſonders die meine! Er ließ uns eine völlige Stunde im Garten ſtehen; dann befahl er uns, in die Wagen zu ſitzen und nach Hauſe zu fahren; er ſelbſt brachte den Domherrn herein.

Marquise. So ſind wir denn glücklich Alle wieder in der Stadt zuſammen.

Ritter. Iſt dieſes Frauenzimmer Ihre Nichte, die Sie uns ankündigten?

Marquise. Sie iſt's.

Ritter. Ich bitte, mich ihr vorzuſtellen.

Marquise. Dieß iſt der Ritter Greville, mein werther Freund.

Nichte. Ich freue mich, eine ſo angenehme Bekanntſchaft zu machen.

Ritter (nachdem er ſie aufmerkſam betrachtet). Ihre Tante hat nicht zu viel geſagt; gewiß, Sie werden die ſchönſte Zierde unſers gemeinſchaftlichen Kreiſes ſein!

Nichte. Ich merke wohl, daß man ſich in der großen Welt gewöhnen muß, dieſe ſchmeichelhaften Ausdrücke zu hören. Ich fühle meine Unwürdigkeit und bin von Herzen beſchämt; noch vor kurzer Zeit würden mich ſolche Complimente ſehr verlegen gemacht haben.

Ritter. Wie gut ſie ſpricht!

Marquise (leiſe hin). Sagt' ich Ihnen nicht voraus, daß ſie Ihnen gefährlich werden könnte?

Ritter (legt ſich zu ihr). Sie ſcherzen Marquiſe!

Marquis (reicht pantomimisch die Nichte, ihm an der Lust-Equipage, an dem Steckbande Etwas zurecht zu machen. Sie thut es, indem sie sich an ein Fenschen der Marquise gegenüber setzt. Der Marquis bindet bei ihr Reben).

Marquise. Wie haben Sie den Domherrn verlassen?

Ritter. Er schien verdrießlich und verlegen; ich verdenk' es ihm nicht. Der Graf überraschte uns, und ich darf wohl sagen: er kam uns Allen zur Unzeit.

Marquise. Und sie wollten sich mit gewaffneter Hand den Geistern widersetzen?

Ritter. Ich versichere Sie, schon längst war mir die Arroganz des Grafen unerträglich; ich hätte ihm schon einige Mal die Spitze geboten, wenn nicht sein Stand, sein Alter, seine Erfahrung, seine übrigen Eigenschaften, mehr als seine Güte gegen mich, mir wiederum die größte Ehrfurcht einflößten. Ich läugne es nicht, oft ist er mir verdächtig: bald erscheint er mir als ein Lügner, als ein Betrieger; und gleich bin ich wieder durch die Gewalt seiner Gegenwart an ihn gebunden und wie an Ketten gelegt.

Marquise. Wem geht es nicht so?

Ritter. Auch Ihnen?

Marquise. Auch mir.

Ritter. Und seine Wunder? Seine Geister?

Marquise. Wir haben so große, so sichere Proben von seiner übernatürlichen Kraft, daß ich gerne meinen Verstand gefangen nehme, wenn bei seinem Betragen mein Herz widerstrebt.

Ritter. Ich bin in dem nämlichen Fall, wenn meine Zweifel gleich stärker sind. Nun aber muß sich's bald entscheiden, heute noch! Denn ich weiß nicht, wie er ausweichen will. — Als er uns heute gegen Morgen aus dem Garten rief, denn ich muß gestehen, wir gehorchten ihm pünktlich und Keiner wagte nur einen Schritt, trat er endlich zu uns und rief: „Seid mir gesegnet, die Ihr die strafende Hand eines Vaters erkennt und gehorcht! Dafür soll Euch der schönste Lohn zugesichert werden. Ich habe tief in Eurer Herzen gesehn. Ich habe Euch redlich gefunden. Dafür sollt Ihr heute noch den Groß-Cophta erkennen.

Marquise. Heute noch?

Ritter. Er versprachs.

Marquise. Hat er sich erklärt, wie er ihn zeigen will? Wie?

Ritter. In dem Hause des Domherrn, in der Cagliostischen Loge, wo er uns eingeweiht hat; diesen Abend.

Marquise. Ich verstehe es nicht. Sollte der Groß-Cophta schon angelangt sein?

Ritter. Es ist mir unbegreiflich!

Marquise. Sollte ihn der Domherr schon kennen und es bis hierher geläugnet haben?

Ritter. Ich weiß nicht, was ich denken soll; aber es werde nun, wie es wolle, ich bin entschlossen, den Betrieger zu entlarven, sobald ich ihn entdecke.

Marquise. Als Freundinn kann ich Ihnen ein so heroisches Unternehmen nicht rathen; glauben Sie, daß es so ein Leichtes sei?

Ritter. Was hat er denn für Wunder vor unsern Augen gethan? Und wenn er fortfährt, uns mit dem Groß-Cophta aufzuziehen, wenn es am Ende auf eine Mummerei hinauslauft, daß er uns einen Landstreicher Seinesgleichen als den Urmeister seiner Kunst aufbringen will: wie leicht werden dem Domherrn, wie leicht der ganzen Schule die Augen zu öffnen sein!

Marquise. Glauben Sie es nicht, Ritter. Die Menschen lieben die Dämmerung mehr als den hellen Tag, und eben in der Dämmerung erscheinen die Betrieger. Und dann denken Sie, welcher Gefahr Sie sich aussetzen, wenn Sie einen solchen Mann durch eine rasche, durch eine übereilte That beleidigen. Ich verehre ihn immer als ein übernatürliches Wesen. — Seine Großmuth, seine Freigebigkeit und sein Wohlwollen gegen Sie! Hat er Sie nicht in das Haus des Domherrn gebracht? Begünstigt er Sie nicht auf alle Weise? Können Sie nicht hoffen, durch ihn Ihr Glück zu machen, wovon Sie als ein dritter Sohn weit entfernt sind? — — Doch Sie sind zerstreut — Irre ich, Ritter? oder Ihre Augen sind mehr auf meine Nichte als Ihr Geist auf mein Gespräch gerichtet!

Ritter. Verzeihen Sie meine Neugierde. Ein neuer Gegenstand reizt immer.

Marquise. Besonders, wenn er reizend ist.

Marquis (der bisher mit der Nichte viele Complimente gewechselt). Sie sind zerstreut, und Ihre Blicke scheinen nach jener Seite gerichtet zu sein.

Nichte. Ich sah meine Tante an. Sie hat sich nicht geändert, seitdem ich sie gesehen habe.

Marquis. Desto mehr verändert sind ich Sie, seitdem der Ritter eingetreten ist.

Nichte. Seit diesen wenigen Augenblicken?

Marquis. O Ihr Weiber! Ihr Weiber!

Nichte. Beruhigen Sie sich, Marquis! Was fällt Ihnen ein?

Marquise. Wir machen doch diesen Morgen eine Tour, Nichtchen?

Nichte. Wie es Ihnen gefällt.

Ritter. Darf ich mich zum Begleiter anbieten?

Marquise. Dieß Mal nicht; es würde Ihnen die Zeit lang werden. Wir fahren von Laden zu Laden. Wir haben viel einzukaufen;

denn es muß dieser schönen Gestalt an keinem Putze fehlen. Diesen Abend finden wir uns in der Egyptischen Loge zusammen.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Jäck. Der Graf.

Jäck. Der Graf! —

Graf (der gleich hinter Jäck zu Boden kommt). Wird nirgends angemeldet. Keine Thür ist ihm verschlossen; er tritt in alle Gemächer unversehens herein. Und sollte er auch unerwartet, unwillkommen herabfahren, wie ein Donnerschlag: so wird er doch nie hinweggehen, ohne, gleich einem wohlthätigen Gewitter, Segen und Fruchtbarkeit zurückzulassen.

Jäck (der indessen unbeweglich dagestanden, den Grafen angesehen und ihm zugehört, schüttelt den Kopf und geht ab).

Der Graf (setzt sich und behält in diesem, so wie in den vorhergehenden und folgenden Auftritten den Hut auf dem Kopfe, den er hinabnimmt nur, um Jemanden zu grüßen, inhet). Auch Sie treff ich wieder hier, Ritter? Fort mit Ihnen, überlassen Sie sich der Meditation! Und diesen Abend zur gelegten Stunde finden Sie sich in dem Vorzimmer des Domherrn.

Ritter. Ich gehorche. Und Ihnen allerseits empfehle ich mich. (Ab.)

Nichte. Wer ist dieser Herr?

Marquis. Der Graf Assiro, der Größte und Wunderbarste aller Sterblichen.

Graf. Marquise! Marquise! Wenn ich nicht so nachsichtig wäre, wie würde es um Sie stehen?

Marquise. Wie Das, Herr Graf?

Graf. Wenn ich nicht so nachsichtig und mächtig zugleich wäre! — Ihr seid ein leichtsinniges Volk! Wie oft habt Ihr mich nicht flehentlich gebeten, daß ich Euch weiter in die Geheimnisse führen soll! Habt Ihr nicht versprochen, Euch allen Prüfungen zu unterwerfen, wenn ich Euch den Groß Cophta zeigen, wenn ich Euch seine Gewalt über die Geister sehen und mit Händen greifen ließe; und was habt Ihr behalten?

Marquise. Keine Vorwürfe, bester Graf! Sie haben uns genug gestraft.

Graf. Ich lasse mich erweichen. (Nach einem Nachdenken.) Ich sehe wohl, ich muß anders zu Werke gehen, und Euch durch eine ganz besondere Weihung, durch die kräftigste Anwendung meiner Wundergaben in wenig Augenblicken rein und fähig machen, vor dem Wundermann zu erscheinen. Es ist eine Operation, die, wenn sie nicht gerath, uns Allen gefährlich sein kann. Ich sehe es immer lieber, wenn meine Schüler sich selber vorbereiten, damit ich sie als umgeschaffene Menschen ruhig und sicher in die Gesellschaft der Geister führen kann.

Marquise. Lassen Sie uns nicht länger warten. Machen Sie uns noch heute glücklich, wenn es möglich ist. Lieber will ich mich der größten Gefahr aussetzen, die nur einen Augenblick dauert, als mich dem strengen Gebot unterwerfen, das mir Monate lang Tage und Nächte raubt.

Graf. Leicht wollt Ihr Alles haben, leicht und bequem, — und Ihr fragt nicht, wie schwer mir nun die Arbeit werden muß!

Marquise. Ihnen schwer? — Ich wüßte nicht, was Ihnen schwer werden könnte.

Graf. Schwer, sauer und gefährlich! — Glaubt Ihr, der Umgang mit Geistern sei eine lustige Sache? Man zwingt sie nicht, wie Ihr die Männer, mit einem Blick, mit einem Händedruck. Ihr denkt nicht, daß sie mir widerstehen, daß sie mir zu schaffen machen, daß sie mich überwältigen möchten, daß sie auf jeden meiner Fehler Acht haben, mich zu überlisten. Schon zwei Mal in meinem Leben habe ich gefürchtet, ihnen unterzuliegen; darum trage ich dieses Gewehr (er zieht ein Terzerol aus der Tasche) immer bei mir, um mich des Lebens zu berauben, wenn ich fürchten müßte, ihnen unterthänig zu werden.

Nichte (zum Marquis). Welch ein Mann! Es zittern mir die Kniee vor Schrecken! So hab' ich nie reden hören! Von solchen Dingen hab' ich Nichts geträumt!

Marquis. Wenn sie erst die Einsichten, die Gewalt dieses Mannes kennen sollten, Sie würden erstaunen.

Nichte. Er ist gefährlich! Mir ist angst und bange!

(Der Graf sitzt indessen unbeweglich und steht starr vor sich hin.)

Marquise. Wo sind Sie, Graf? Sie scheinen abwesend! — Sie hören Sie doch! (Sie faßt ihn an und schüttelt ihn.) Was ist Das? Er rührt sich nicht! Hören Sie mich doch!

Marquis (tritt näher). Sie sind ein Kenner von Steinen; wie hoch schätzen Sie diesen Ring? — — Er hat die Augen auf und sieht mich nicht an.

Marquise (die ihn noch bei der Hand hält). So steif wie Holz, als wenn kein Leben in ihm wäre!

Nichte. Sollte er ohnmächtig geworden sein? Er sprach so heftig! Hier ist Etwas zu riechen!

Marquis. Nein doch, er sitzt so ganz gerade; es ist nichts Hinfälliges an ihm.

Marquise. Stille! Er bewegt sich!

(Der Marquis und die Nichte treten von ihm weg.)

Valerio.

Ja, ich bin dein, und nichts ſoll mich von dir,
So lang' mein Athem wechſelt, je entfernen.
Vergib, wenn ich aus angeborner Neigung,
Mit einem jeden gut und froh zu ſeyn,
Mich dir verdächtig machte. Sieh mir nach;
Denn du allein beſitzeſt dieſes Herz.

Roſa.

So ſey es! Deine Hand! Vergiß, und ich
Will auch vergeſſen.

Valerio.

O bekämpfe ja
Das Übel, das in deinen Buſen ſich
Auch wider deinen eignen Willen ſchleicht.
Jung ſind wir, glücklich, und die nahe Hoffnung,
Auf immer uns verbunden bald zu freuen,
Macht dieſe Gegend einem Paradieſe
Mit allen ſeinen Seligkeiten gleich.
Gewiß, gewiß! Ich fühl' es ganz; und ſchweben
Wohlthät'ge Geiſter um uns her, die uns
Dieß Glück bereitet, ſo erfreuen ſie

Graf (sehr laut und heftig, indem er vom Stuhle aufsteht). Hier, halt ein, Schwager! Hier will ich aussteigen!

Marquise. Wo sind Sie, Graf?

Graf (nachdem er viel Athem geholt hat). Ah — Sehen Sie, so geht mir's! (Nach einer Pause.) Da haben Sie ein Beispiel! (Pause.) Ich kann es Ihnen wohl vertrauen. — Ein Freund, der gegenwärtig in America lebt, kam unversehens in große Gefahr; er sprach die Formel aus, die ich ihm anvertraut habe; nun konnte ich nicht widerstehen! Die Seele ward mir aus dem Leibe gezogen, und ich eilte in jene Gegenden. Mit wenig Worten entdeckte er mir sein Anliegen; ich gab ihm schleunigen Rath. Nun ist mein Geist wieder hier, verbunden mit der irdischen Hülle, die inzwischen als ein lebloser Klotz zurückblieb. — (Pause.) Das Sonderbarste ist dabei, daß es mir vorkommt, ich habe entsetzlich schnell, sehe meine Wohnung, und rufe dem Postillon zu, der eben im Begriff ist, vorbei zu fahren. — Hab' ich nicht so was ausgeruen?

Marquise. Sie erschreckten uns damit. — Sonderbar und erstaunlich! (Leise.) Welche Unverschämtheit!

Graf. Sie können aber nicht glauben, wie ich ermüdet bin. Mir sind alle Gelenke wie zerschlagen; ich brauche Stunden, um mich wieder zu erholen. Davon abnet Ihr Nichts; Ihr wähnt, man mache nur Alles bequem mit dem Zauberstäbchen.

Marquis. Wunderbarer, verehrungswürdiger Mann! (Leise.) Welch ein dreister Lügner!

Nichte (hervortretend). Sie haben mir recht bange gemacht, Herr Graf.

Graf. Ein gutes, natürliches Kind! (Zur Marquise). Ihre Nichte?

Marquise. Ja, Herr Graf! Sie hat vor Kurzem ihre Mutter verloren; sie ist auf dem Lande erzogen und erst drei Tage in der Stadt.

Graf (die Nichte scharf ansehend). So hat mich Uriel doch nicht betrogen.

Marquise. Hat Ihnen Uriel von meiner Nichte was gesagt?

Graf. Nicht geradezu; er hat mich nur auf sie vorbereitet.

Nichte (leise zum Marquis). Um Gottes willen; Der weiß Alles; Der wird Alles verrathen.

Marquis (leise). Bleiben Sie ruhig, wir wollen hören.

Graf. Ich war diese Tage sehr verlegen, als ich die wichtige Handlung überdachte, die mir heute vorstehen soll. — Sobald sich Euch der Groß-Cophta wird offenbart haben, wird er sich umsehen und fragen: Wo ist die Unschuldige? Wo ist die Taube?" Ein unschuldiges Mädchen muß ich ihm stellen. Ich dachte hin und wieder, wo ich sie finden, wie ich sie zu uns einführen wollte. Da lächelte Uriel und sagte: „Sei getrost, Du wirst sie finden, ohne sie zu suchen. Wenn Du von einer großen Reise zurückkehrst, wird die schönste, reinste Taube vor Dir stehen." — Alles ist eingetroffen, wie ich mir's gar nicht denken konnte. Ich komme aus America zurück und dieses unschuldige Kind steht vor mir.

Marquis (leise). Dieß Mal hat Uriel gewaltig fehlgegriffen.

Nichte (leise). Ich zitt're und bebe!

Marquis (leise). So hören Sie doch aus.

Marquise. Dem Groß-Cophta soll ein unschuldiges Mädchen gebracht werden? Der Groß-Cophta kommt von Orient? Ich hoffe nicht —

Graf (zur Marquise). Entfernen Sie alle fremde, alle leichtfertige Gedanken! (Zur Nichte, sanft und freundlich). Treten Sie näher, mein Kind, nicht furchtsam, treten Sie näher! — So! — Eben so zeigen Sie sich dem Groß-Cophta. Seine scharfen Augen werden Sie prüfen; er wird Sie vor einen blendenden, glänzenden Crystall führen. Sie werden darin die Geister erblicken, die er beruft; Sie werden das Glück genießen, wornach Andere vergebens streben; Sie werden Ihre Freunde beehren und sogleich einen großen Rang in der Gesellschaft einnehmen, in die Sie treten; Sie, die Jüngste, aber auch die Reinste. — — Wetten wir, Marquise, dieses Kind wird Sachen sehen, die den Domherrn höchst glücklich machen! Wetten wir, Marquise?

Marquise. Wetten? Mit Ihnen, der Alles weiß?

Nichte (die bisher ihre Verlegenheit zu verbergen gesucht). Verschonen Sie mich, Herr Graf! Ich bitte Sie, verschonen Sie mich!

Graf. Sei'n Sie getrost, gutes Kind! Die Unschuld hat Nichts zu fürchten!

Nichte (in der äußersten Bewegung). Ich kann die Geister nicht sehen! Ich werde des Todes sein!

Graf (schmeichelnd). Fassen Sie Muth. Auch diese Furcht, diese Demuth kleidet Sie schön und macht Sie würdig, vor unsere Meister zu treten! Reden Sie ihr zu, Marquise!

(Die Marquise spricht heimlich mit der Nichte.)

Marquis. Darf ich nicht auch ein Zeuge dieser Wunder sein?

Graf. Kaum! Sie sind noch unvorbereiteter als diese Frauen. Sie haben diese ganze Zeit unsere Versammlungen gemieden.

Marquis. Verzeihen Sie, ich war beschäftigt.

Graf. Sich zu regen, das Sie den Weibern überlassen sollten.

Marquis. Sie sind zu strenge.

Graf. Nicht so strenge, daß ich Den ausschließen sollte, der mich noch hoffen läßt. Kommen Sie, kommen Sie! Lassen Sie uns eine Viertelstunde spazieren gehn. Wenigstens muß ich Sie examiniren und vorbereiten. Leben Sie wohl! Auf Wiedersehn Beide!

Nichte (zu den Grafen sprechend). Ich bitte, ich beschwöre Sie!

Graf. Noch ein Mal, mein Kind: verlassen Sie sich auf mich, daß Ihnen nichts Schrecklicheres bevorsteht, daß Sie die Unsterblichen mild und freundlich finden werden! Marquis, geben Sie ihr einen Begriff von unsern Versammlungen, belehren Sie das holde Geschöpf! Unser Freund, der Domherr, fragt den Großkophta gewiß nach Dem, was ihm zunächst am Herzen liegt; ich bin überzeugt, die Erscheinung wird seine Hoffnungen stärken. Er verdient, zufrieden, — verdient, glücklich zu werden; und wie sehr, meine Taube, wird er Sie schätzen, wenn die Geister ihm durch Sie sein Glück verkündigen! Leben Sie wohl! Kommen Sie, Marquis!

Nichte (dem Grafen nacheilend). Herr Graf! Herr Graf!

Sechster Auftritt.

Die Marquise. Die Nichte.

Nichte. (Da der Graf und der Marquis abgegangen sind, bleibt sie in einer trostlosen Stellung im Hintergrunde stehen.)

Marquise (an dem vordern Theile des Theaters (vor sich). Ich verstehe diese Winke, ich danke Dir, Graf, daß Du mich für Deinesgleichen hältst. Dein Schade soll es nicht sein, daß Du mir ungern. — Er merkt schon lange, daß ich dem Domherrn mit der Hoffnung schmeichle, die Prinzessin für ihn zu gewinnen. Von meinem großen Plan aber er Nichts, er glaubt, es sei auf kleine Prätensionen angelegt. Nun denkt er, mir zu nutzen, indem er mich braucht; er gibt mir in die Hand, dem Domherrn durch meine Nichte vorzuspiegeln, was ich will, und ich kann es nicht thun, ohne den Glauben des Domherrn an die Geister zu stärken. Wohl, Graf! Sie müssen Alles sich verstehen, um thörichte, leichtgläubige Menschen sich zu nutze verwerfen. (Sich umkehrend.) Nichtchen, wo sind Sie? Was machen Sie?

Nichte. Ich bin verloren! (Sinkt mit verdeckten Gebärden auf die Tonne los, und bleibt auf derselben Platz stehen.)

Marquise. Fassen Sie sich, meine Liebe!

Nichte. Ich kann — ich werde die Geister nicht sehen!

Marquise. Gutes Kind; dafür lassen Sie mich sorgen! Ich will Ihnen schon rathen, schon durchhelfen.

Nichte. Hier ist kein Rath, keine Hülfe! Retten Sie mich! Retten Sie eine Unglückliche vor öffentlicher Schmach! Der Zauberer wird mich verwerfen; ich werde keine Geister sehen! Ich werde beschämt vor Allen dastehen!

Marquise (für sich). Was kann Das bedeuten?

Nichte. Auf meinen Knieen, ich bitte! Ich flehe! Erretten Sie mich! Alles will ich bekennen! Ach, Tante! Ach, liebe Tante, wenn ich Sie noch so nennen darf! Sie sehen kein unschuldiges Mädchen vor sich. Verachten Sie mich nicht! Verstehen Sie mich nicht!

Marquise (für sich). Unerwartet genug! (Sinken die Nichte.) Stehn Sie auf, mein Kind!

Nichte. Ich vermöchte nicht, wenn ich auch wollte! Meine Kniee tragen mich nicht! Es thut mir wohl, so vor Ihnen zu liegen. Nur in dieser Stellung darf ich sagen: vielleicht bin ich zu entschuldigen! Meine Jugend! Meine Unerfahrenheit! Mein Zustand! Meine Leichtgläubigkeit —

Marquise. Unter den Augen Ihrer Mutter glaubt' ich Sie sicherer, als in einem Kloster. Stehen Sie auf. (Sie hebt die Nichte auf.)

Nichte. Ach! Soll ich sagen, soll ich gestehn?

Marquise. Nun!

Nichte. Erst seit dem Tode meiner Mutter ist die Ruhe, die Glückseligkeit von mir gewichen.

Marquise. Wie? (Abgewendet.) Sollt' es möglich sein? (Laut.) Reden Sie weiter!

Nichte. O, Sie werden mich hassen! Sie werden mich verwerfen! Unglückseliger Tag, an dem Ihre Güte selbst mich zu Gnade richtete!

Marquise. Erklären Sie sich!

Nichte. O Gott! Wie schwer ist es auszusprechen, was uns ein unglücklicher Augenblick so süß vorschmeichelt! — Vergeben Sie, daß ich ihn liebenswürdig fand! Wie liebenswürdig war er, der erste Mann, der mir die Hand mit Zudringlichkeit drückte, mir in die Augen sah und schwur, er liebe mich! Und in welcher Zeit? In den Augenblicken, da mein Herz von dem traurigsten Verluste lange unaussprechlich gepreßt, sich endlich in heißen Thränen Luft machte, weich, ganz weich war, da ich in der oden Welt um mich her durch die Wolken des Jammers nur Mangel und Kummer erblickte: wie erschien er mir da als ein Engel! Der Mann, den ich schon in meiner Nähe wußte, erschien als mein Tröster! Er drückte sein Herz

an das meinige. — Ich vergaß, daß er nie der Meine werden konnte — daß er Ihnen angehört. — Es iſt ausgeſprochen! — Sie wenden Ihr Geſicht von mir weg? Haſſen Sie mich; ich verdiene es! Verſtoßen Sie mich! Laſſen Sie mich ſterben!

(Sie wirft ſich in einen Seſſel.)

Marquiſe (für ſich). Verführt — durch meinen Gemahl! — Beides überraſcht mich; Beides kommt mir ungelegen. — — Faſſe Dich! — Weg mit allen kleinen beſchränkten Geſinnungen! Hier iſt die Frage, ob Du nicht auch dieſen Umſtand benutzen kannſt? — — Gewiß — — O! ſie wird um deſto geſchmeidiger ſein, mir blindlings gehorchen — — und über meinen Mann gibt mir dieſe Entdeckung auch neue Vortheile. — Wenn ich meine Abſichten erreiche, ſo iſt mir das Uebrige alles gleichgiltig! — (laut) Kommen Sie, Nichte, erholen Sie ſich! Sie ſind ein gutes, braves Kind! Alles vergebe ich! Kommen Sie, werfen Sie Ihren Schleier über; wir wollen ausfahren; Sie müſſen ſich zerſtreuen.

Nichte (indem ſie aufſteht und der Marquiſe um den Hals fällt). Beſte, liebe Tante! Wie beſchämen Sie mich!

Marquiſe. Sie ſollen eine Freundin, eine Vertraute an mir finden. Nur der Marquis darf nicht wiſſen, daß ich es bin; wir wollen ihm die Verlegenheit erſparen.

Nichte. Welche Großmuth!

Marquiſe. Sie werden ihn auf eine geſchickte Weiſe vermeiden; ich werde Ihnen behülflich ſein.

Nichte. Ich bin ganz in Ihren Händen!

Marquiſe. Und was die Meiſter betrifft, will ich Ihnen die wunderbarſten Geheimniſſe entdecken; und Sie ſollen dieſe fürchterliche Geſellſchaft luſtig genug finden. Kommen Sie! Kommen Sie nur!

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Zimmer des Pombern.

Im Grunde ein Kamin, auf deſſen beiden Seiten zwei Thüren in Lebensgröße, einer ſittlichen Dame und einer jungen Dame.

Der Pombern (Papiere in der Hand haltend). Seh ich denn wieder ein Mal, angebetete Fürſtin, vor Dein ſchönes Bild mit hoffnungsvoller Freude treten! Seh die Sehnſucht, die in Dir brannte, endlich einigen Troſt von Deinen Lippen erwarten dürfen! — Noch ſchwebt ich in Unentſchloſſenheit. Dieſe köſtlichen Züge ſeh ich vor mir, (auf die Papiere deutend) ich erkenne Deine Hand, ich fühle Deine Geſinnungen; aber noch iſt es nur allgemeine Höflichkeit, noch ſteht keine Silbe von Dem, was ich ſo heftig wünſche, auf dieſen Blättern. — Thor! und was verlangſt Du? — Iſt es nicht ſchon genug, daß ſie ſchreibt, Dir ſo viel ſchreibt. Und wäre nicht ihr bloßer Namenszug ſchon ein Zeuge ihrer glücklich veränderten Geſinnungen? — Veränderten? — Nein, ſie hat ſich nie verändert. Sie ſchwieg, als man mich verſtieß; ſie verſtellte ſich, um mir zu nützen. Und nun belohnt ſie mich mit zehnfachem Vertrauen, und wird bald Gelegenheit finden, mich wieder herauf zu führen. — Sie wünſcht das koſtbare Halsband; ſie gibt mir den Auftrag, ohne Vorbewußt ihres Vaters ihr dieſes Kleinod zu verſchaffen; ſie ſendet mir ihre Garantie; ſie wird wegen der Zahlungen immer in Verbindung mit mir bleiben. Gerne lege ich den erſten Termin aus, um ſie noch feſter an mich zu knüpfen. — Ja, Du biſt — Du biſt — darf ich es in der Gegenwart Deines Bildes ausſprechen? — Du biſt mein ſein! — Welch ein Wort! — Welch ein Gedanke! — Schon faßt die Glückſeligkeit wieder ganz mein Herz aus. Ja, dieſes Bild ſcheint wieder ſich zu bewegen, mir zu lächeln, mir freundlich zuzuwinken! — Schon hebt ſich der Kranz von des Fürſten Stirne hinweg. Huldreich ſieht er mich an, wie in jenen Tagen, als er mir dieſe koſtbaren Gemälde unvermuthet ſchenkte. Und ſie! — Komm' herab, Göttinn, herab! — Oder hebe mich zu Dir hinauf, wenn ich nicht vor Deinen Augen ſterben ſoll!

Dritter Auftritt.

Der Pombern. Ein Bedienter. Hernach die Hof-Juweliere.

Bedienter. Euer Gnaden haben die Hof-Juweliere beſtellen; ſie ſind vor der Thüre.

Pombern. Laß ſie herein kommen!

(Zu den Juweliern.)

Nun, wie ſind Sie mit dem Entwurfe des Contracts zufrieden, den ich Ihnen zugeſchickt habe?

Juwelier. Wegen der Summe hätten wir noch einige Erinnerungen zu machen.

Pombern. Ich dächte doch, der Schmuck wäre gut bezahlt. Sie finden nicht leicht einen Käufer. Liegt Ihnen das Halsband nicht ſchon ein Jahr müßig?

Juwelier. Leider! — Und dann — Verzeihen Sie, gnädiger Herr —

Pombern. Was iſt's noch?

Juwelier. Wenn wir auch mit der gebe-

denen Summe uns begnügen und Sie in den festgesetzten Terminen annehmen wollten, so werden Sie doch nicht ungnädig nehmen, wenn wir auf Ihre blos handschriftliche Versicherung ein so kostbares Stück abzuliefern Bedenken tragen. Es ist gewiß nicht Mißtrauen; nur unsere Sicherheit in einem so wichtigen Geschäfte. —

Dombere. Ich verdenke Ihnen nicht, daß Sie mir eine große Summe nicht geradezu anvertrauen wollen. Ich habe Ihnen aber schon gesagt, daß ich das Halsband nicht für mich, sondern für eine Dame kaufe, die allerdings so viel Credit bei Ihnen haben sollte.

Juwelier. Wir trauen völlig Ihren Worten, und wünschten nur eine Zeile von der Hand unserer gnädigsten Käuferin.

Dombere. Ich sagte Ihnen schon, daß es nicht angeht, und empfehle Ihnen nochmals das Geheimniß. Genug, ich werde Ihr Schuldner! Damit Sie aber nicht glauben, als handelte ich übereilt und hätte nicht gewußt, mich mit Sie zu decken: so lesen Sie hier.

(Er giebt ihnen ein Papier, und spricht für sich, indem sie es lesen.)

Zwar hat die Marquise ausdrücklich verlangt, ich soll das Blatt Niemanden zeigen, soll es nur zu meiner eignen Sicherheit verwahren. Wenn nun aber diese Leute auch an ihre Sicherheit denken, wenn sie nun auch wissen wollen, wer mir und ihnen für eine so große Summe steht — (laut) Was sagen Sie nun, meine Herren?

Juwelier (indem er das Blatt zurück gibt). Wir bitten um Verzeihung; wir zweifeln keinen Augenblick! — Auch ohne Dieß würden wir das Halsband ausgeliefert haben. Hier ist es. Wäre es gefällig, den Contract zu unterschreiben?

Dombere. Sehr gern.

(Er unterschreibt und wechselt das Papier gegen das Schmuckkästchen aus.)

Leben Sie wohl, meine Herren! Die Termine sollen richtig abgetragen werden, und künftig haben wir mehr mit einander zu thun.

Die Juweliere (gehen mit tiefen Verbeugungen ab).

Dritter Auftritt.

Dombere, nachher ein Bedienter, dann Jäk.

Dombere (indem er das Halsband betrachtet). Kostbar, sehr kostbar! — Und werth des schlanken, weißen Halses, der Dich tragen soll, werth des himmlischen Busens, den Du bedecken wirst. Eile zu ihr, glänzender Schmuck, daß sie einen Augenblick Lücke und gefällig an den Mann denke, der viel wagt, um ihr diese Stunde zu verschaffen. Geh', sei ihr ein Zeuge, daß ich Alles für sie zu thun bereit bin. (Den Schmuck ansehend.) Wäre ich ein König, Du hättest sie als ein Geschenk überreichen und bald durch kostbarere Geschenke wieder verdunkelt werden. — Ach, wie betrübt's mich, wie bemüthigt's mich, daß ich jetzt nur den Mäkler machen kann!

Bedienter (von Außen hereinrufend). Ein Brief von der Marquise!

Dombere. Er soll warten.

(Bedienter ab.)

Dombere (lieft). „Wenn der Schmuck in Ihren Händen ist, so geben Sie ihn gleich dem Ueberbringer. Ich habe die schönste Gelegenheit, ihn hinaus zu schicken, eine Kammerfrau ist in der Stadt; ich schicke verschiedene Putzwaaren an die Geistliche und packe die Juwelen bei. Der Lohn für diesen kleinen Dienst erwartet Sie schon heute Nacht. In einer Viertelstunde bin ich bei Ihnen. Was steht uns nicht heute bevor! Das Angesicht des Großcophta und das Angesicht eines Engels. Leben Sie wohl, liebster Auserwählter. Verbrennen Sie dieß Blatt." Traue ich meinen Augen? Noch heute Nacht? Gleichwohl! Gleichwohl! Sei der Vertrauter des Glücklichsten unter allen Sterblichen!

(Er schreibt wenig Worte und legt das Schmuckkästchen ein.)

Warum muß auch heute sich Alles zusammen drängen? Soll ein einziger Abend mich für so viel lange Weile, so viel Ungeduld und Schmerzen entschädigen? Erscheine, schnell erwartete Zeitgenossin meines Glücks! Führet mich, Ihr Geister, in's Heiligthum der geheimen Kenntniß; führe mich, o Liebe, in Dein Heiligthum!

(Er steckt's.)

Bedienter (tritt ein).

Dombere. Wer ist von der Marquise da?

Bedienter. Ihr Jäk.

Dombere. Laß ihn hereinkommen!

(Bedienter ab.)

Dombere. Ich habe keine Ruhe, bis ich das Kleinod in ihren Händen weiß.

Jäk (tritt ein). Was befehlen Ihre Gnaden?

Dombere. Bringe dieß Paket Deiner gnädigen Frau. Eile und halt' es fest, damit Du es nicht etwa verlierst.

Jäk. So wenig als meinen Kopf.

Dombere. Du bist so leichtsinnig.

Jäk. Nicht im Dienste.

Dombere. So geh' hin.

Jäk. Gnädiger Herr, Sie verwechseln die Boten!

Domherr. Ich verſtehe. (Gibt dem Knaben Geld.) Hier, wende es wohl an!

Jack. Ich geh es gleich aus, damit ich es nicht verliere. Ich danke unterthänig! (Dankt laut, als ſprächte er vor ſich, doch ſo, daß es der Domherr hören kann.) Welch ein Herr! Zuviel verdient er zu ſein! (Mit vielen wunderlichen Verbeugungen ab.)

Domherr. Eile nur, eile! — Wie glücklich, daß ich dieſen Auftrag ſo ſchnell ausrichten konnte! Nur das Einzige macht mir Sorge, daß ich es dem Grafen verbergen mußte. — Es war der Fürſtinn ausdrücklicher Wille. — O, Ihr guten Geiſter, die Ihr mir ſo ſichtbar beiſtandet, bleibt auf meiner Seite und verbergt die Geſchichte nur auf kurze Zeit Eurem Meiſter!

Vierter Auftritt.

Domherr. Ritter. Bedienter.

Saint Jean. Der Ritter!

Domherr. Drei Seſſel!

Saint Jean (holt die Seſſel).

Ritter. Hier bin ich! Kaum habe ich dieſen Augenblick erwarten können. Schon lange geh ich ungeduldig auf der Promenade hin und wieder, es ſchlägt die Stunde und ich ſtehe hierüber.

Domherr. Sei'n Sie mir willkommen.

Ritter. Den Grafen fand ich auf der Treppe. Er redete mich liebreich an, mit einem ſanften Tone, den ich nicht an ihm gewohnt bin. Er wird gleich hier ſein.

Domherr. Iſt er hinüber in's Logen-Zimmer gegangen?

Ritter. So ſchien mir's.

Domherr. Er bereitet ſich zu feierlichen Handlungen, Sie erſt hier in den zweiten Grad anzunehmen, dann mich in den dritten zu erheben, und aus dem Grieß-Cophta vorzuſtellen.

Ritter. Ja, er hatte die Miene eines Weihthäters, eines Vaters! Dieſe Miene ließ mich viel hoffen. O, wie ſchön glänzt die Güte vom Angeſicht des Gewaltigen!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Der Graf.

Graf (indem er ſeinen Hut abnimmt und gleich wieder aufſetzt). Ich grüße Euch, Männer des zweiten Grades!

Domherr. Wir danken Dir!

Ritter. Kennſt Du mich auch ſchon ſo?

Graf. Den ich ſo grüße. Der iſt's.

(Er geht ſich auf den mittelſten Seſſel.)

Bedeckt Euch.

Domherr. Du befiehlſt es! (Er ſetzt ſich.)

Graf. Ich befehle nicht. Ihr bedient Euch Eures Rechtes; ich erinnere Euch nur.

Ritter (bei Seite, indem er den Hut aufſetzt). Welche Milde! Welche Nachſicht! Ich brenne vor Begierde, die Geheimniſſe des zweiten Grades zu hören.

Graf. Setzt Euch, meine Freunde; ſetzt Euch, meine Gehülfen!

Domherr. Die Gehülfen ſetzten ſich vor dem Meiſter nieder, um, gleich dienſtbaren Geiſtern, ſeine Befehle ſchleunig auszurichten.

Graf. Wohlgeſprochen! Aber ſie ſitzen bei ihm, weil ſie ſeine Räthe mehr, als ſeine Diener ſind.

(Beide ſetzen ſich.)

Graf (zum Ritter). Wie nennt man die Männer des zweiten Grades?

Ritter. Wenn ich eben recht hörte, Gehülfen.

Graf. Warum mögen ſie dieſen Namen tragen?

Ritter. Wahrſcheinlich, weil ſie der Meiſter aufgeklärt und thätig genug findet, zu ſeinen Abſichten mitzuwirken und ſeine Zwecke zu erfüllen.

Graf. Was denkſt Du von den Endzwecken dieſes Grades?

Ritter. Ich kann mir nichts Anderes denken, als daß wir uns erſt auszubilden haben, was uns der erſte Grad gelehrt hat. Dem Schüler zeigt man von Weitem, was zu thun iſt; dem Gehülfen gibt man die Mittel an die Hand, wie er das Ziel erreichen könne.

Graf. Was iſt das Ziel, das man den Schülern verdeckt?

Ritter. Das eigene Beſte in dem Beſten der Andern zu ſuchen.

Graf. Was erwartet nun der antretende Gehülfe?

Ritter. Daß ihm der Meiſter die Mittel anzeigen ſoll, das allgemeine Beſte zu befördern.

Graf. Erkläre Dich näher.

Ritter. Du weißt beſſer, als ich ſelbſt, was ich zu ſagen habe. In jedes gute Herz iſt das edle Gefühl von der Natur gelegt, daß es für ſich allein nicht glücklich ſein kann, daß es ſein Glück in dem Wohl der Andern ſuchen muß. Dieſes ſchöne Gefühl weißt Du in den Schülern des erſten Grades zu erregen, zu ſtärken, zu beleben. — Und wie nöthig iſt es, uns zum guten Muth zu machen! Unſer Herz, das von Kindheit an nur in der Geſchäftigkeit ſein Glück ſucht, das ſich ſo gern hingibt, und nur dann am Höchſten und Reinſten genießt, wenn es ſich für einen geliebten Gegenſtand aufopfern kann — ach, dieſes Herz wird leider durch den Sturm der Welt aus ſeinen liebſten

Irrthümern gerissen? Was wir geben können, will Niemand nehmen; wo wir zu wirken streben, will Niemand helfen; wir suchen und versuchen und finden uns bald in der Einsamkeit.

Graf (nach einer Pause). Weiter, mein Sohn.

Ritter. Und was noch schlimmer ist: mattherzig und kleinmüthig! Wer beschreibt die Schmerzen eines verkannten, von allen Seiten zurückgestoßenen, menschenfreundlichen Herzens? Wer drückt die langen, langsamen Qualen eines Gemüths aus, das zu wohlthätiger Theilnahme geboren, unsere feine Wünsche und Hoffnungen aufgibt, und sich doch zuletzt derselben auf ewig entäußern muß? Glücklich, wenn es ihm noch möglich wird, eine Gattinn, einen Freund zu finden, denen er Das einzeln ersetzen kann, was dem ganzen Menschengeschlechte zugedacht war; wenn er Kinder, wenn er — Thieren nützlich und wohlthätig sein kann!

Graf. Ihr habt noch mehr zu sagen, fahrt fort.

Ritter. Ja, diese schöne Gefühl bleibt Ihr in euren Schülern auf 6 Meter! Ihr gebt ihnen Hoffnung, daß die Hindernisse, die dem sittlichen Menschen entgegen stehen, nicht unüberwindlich sei n, daß es möglich sei, sich nicht allein zu kennen, sondern sich auch zu bessern; daß es möglich sei, die Rechte der Menschen nicht nur einzusehen, sondern auch geltend zu machen, und indem man für Andere arbeitet, zugleich den einzigen schönen Lohn für sich zu gewinnen —

Graf (zum Domherrn, der sich bisher unmerklich auf seinem Sessel bewegt hat). Was sagt Ihr zu diesen Anschuldigungen unseres Ritters?

Domherr (achselzuckend). Daß sie von einem Schüler kommen, und von keinem Geistlichen.

Ritter. Wie?

Domherr. Es ist nicht von ihm zu verlangen, er muß beichten werden.

Ritter. Was?

Domherr. Sage mir den Wahlspruch des ersten Grades.

Ritter. Was Du willst, daß die Menschen für Dich thun sollen, das thue für sie.

Domherr. Vernimm dagegen den Wahlspruch des zweiten Grades: Was Du willst, daß die Menschen für Dich thun sollen, das thue für sie nicht.

Ritter (aufspringend). Nicht? Hat man mich zum Besten? — Darf ein verunglückter, ein edler Mensch so reden?

Graf. Setze Dich nieder und höre zu. (Zum Domherrn.) Wo ist der Mittelpunkt der Welt, auf den sich Alles beziehen muß?

Domherr. In unserm Herzen.

Graf. Was ist unser höchstes Gesetz?

Domherr. Unser eigener Vortheil.

Graf. Was lehrt uns der zweite Grad?

Domherr. Weise und klug zu sein.

Graf. Wer ist der Weiseste?

Domherr. Der nichts Anderes weiß, noch will, als Das, was begegnet.

Graf. Wer ist der Klügste?

Domherr. Der in Allem, was ihm begegnet, seinen Vortheil findet.

Ritter (der wieder aufspringt). Entlaßt mich! Es ist mir unmöglich, es ist mir unerträglich, solche Reden zu hören.

Domherr (kalt lächelnd). Glaubt es mir doch beinahe eben so, wie Ihnen. (Zum Grafen.) Es ist ihm zu verzeihen, daß er sich so ungeberdig stellt. (Zum Ritter.) Verzeihen Sie sich; Sie werden eben aber sich selbst lieben und uns das Lächeln verzeihen, das Sie in diesem Augenblick verdrießt. Aus dem Kreise der gemeinlichen Schwierigkeit, worin der Meister seine Schüler gängelt, glaubt man aber eine goldene Brücke in eine ferneste Zukunft hinüberschlagen zu werden. Und freilich ist es unerwartet, wenn man unversehens in die wirkliche Welt wieder zurückgebracht wird, aus der man sich zu entfernen glaubte.

Ritter. Meine Herren, Sie erlauben, daß ich gehe, daß ich mich von meinem Erstaunen erhole.

Domherr. Gehen Sie nur, gehen Sie und leben Sie sich in der Welt, leben Sie sich in Ihrem Herzen um. Bedauern Sie meinetwegen die Thoren; aber fliehen Sie Gottheit und Thorheit. Sehen Sie, wie Jeder vom Andern so viel als möglich zu erhalten sucht, um ihm so wenig als möglich zurückzugeben. Jeder mag lieber betrügen als trauen, lieber sich trauen lassen als trauen. Jeder fordert ängstlich Achtung und Ehre, und gibt sie so spärlich als möglich zurück. Alle Menschen sind Egoisten; nur ein Schüler, nur ein Thor kann sie anders wollen. Nur wer sich selbst nicht kennt, wird läugnen, daß es in seinem Herzen ebenso bestellt sei.

Ritter. Wohin soll ich gerathen!

Domherr. Diesen Lauf der Welt wird Ihnen der Meister im zweiten Grade ganz entfalten. Er wird Ihnen zeigen, daß man von den Menschen Nichts verlangen kann, aber sie zum Besten zu haben und ihrem Eigennutze zu schmeicheln, daß man sich unendliche Kreise nicht, wenn man die Absichten auflösen, die Nachwandler anwecken und die Säumigen anfeuern will; daß alle vorzügliche Menschen aus Marktschreier waren und sind — klug genug, ihr Ansehen und ihr Einkommen auf die Gebrechen der Menschheit zu gründen.

Ritter. Abscheulich! Abscheulich!

Graf. Es sei genug! Er mag nun selbst

denken; und noch ein Wort, eh' wir uns trennen! Wie nennt man den ersten Grad?

Dombert. Die Lehre.

Graf. Warum?

Dombert. Damit die Schüler glauben, sie lernen Etwas.

Graf. Wie nennt man den zweiten Grad?

Dombert. Die Prüfung.

Graf. Und weswegen?

Dombert. Weil der Kopf eines Menschen darin geprüft wird, und man sieht, zu was er fähig ist.

Graf. Vortrefflich! (Tritt zum Dombert.) Laß uns allein; ich muß diesen Trotzkopf zu bändigen suchen.

Dombert. Ich hoffte, Du würdest meine Wünsche erhören und mich in den dritten Grad erheben.

Graf. Ich darf dem Großkophta nicht vorgreifen. Warte seine Erscheinung ab: in kurzer Zeit werden alle Deine Wünsche befriedigt sein.

Sechster Auftritt.

Der Graf. Der Ritter.

Graf. Junger Mann!

Ritter (der indessen nachdenkend und unbeweglich stehen blieb). Leben Sie wohl, Herr Graf!

Graf. Wo wollen Sie hin? Ich lasse Sie nicht weg.

Ritter. Halten Sie mich nicht! Ich lasse mich nicht halten!

Graf. Bleiben Sie!

Ritter. Nicht länger, als bis ich Ihnen Dank gesagt für das Gute, das Sie mir erzeigt, für die Bekanntschaften, die Sie mir gemacht, für den guten Willen, den Sie mir versichert. Und nun leben Sie wohl, auf ewig wohl! Denn ich möchte mich nicht undankbar zeigen gegen meinen Wohlthäter. Leben Sie wohl! Und lassen mich nur noch Das sagen: Ihre Wohlthaten beschämten mich nicht, denn ich glaubte, sie einem edeln, großen Manne zu verdanken.

Graf. Weiter! weiter! Reden Sie aus, eher kommen Sie nicht von der Stelle.

Ritter. Sie wollen es? Sie befehlen es? Es sei denn! O Graf! wie haben Sie in dieser Viertelstunde mein Glück, meine Hoffnungen erschüttert! Haben Sie mich nicht besser gekannt, nicht besser beurtheilt?

Graf. Wenn hab' ich mich denn so sehr betrogen? Ich lernte Sie als einen jungen Mann kennen, der sein Glück zu machen wünschte, der mit Eifer, ja mit Heftigkeit, nach Rang, nach Vermögen strebte, und desto heftiger, je weniger ihm seine Lage Ansprüche zu großen Hoffnungen erlaubte.

Ritter. Wohl! Aber zeigte ich mich nicht auch mit einem Herzen, das niedrige, gewöhnliche Mittel verschmähte? Wünschte ich nicht meine beste Empfehlung von meiner Redlichkeit, meiner Gelehrigkeit, meiner Treue, von allen jenen Eigenschaften, die einen edeln Mann, die einen Soldaten zieren? — Und nun?

Graf. Und nun erschrecken Sie über den Aufwand, mit dem Sie Ihre Löwenmähne bedecken sollten.

Ritter. Scherzen Sie nur, ich will ernsthaft reden, ernsthaft zum letzten Male mit einem Manne, den ich für meinen Freund hielt. Ja, ich gestehe es Ihnen: Ihr Betragen war mir längst verdächtig. Diese geheimen Wissenschaften, in deren Vorhof mir dunkler ward als vorher in der freien Welt, diese wunderbaren Kräfte, die uns auf guten Glauben versichert wurden, diese Verwandtschaft mit Geistern, diese unnützen Ceremonien, Alles weissagte mir nichts Gutes. Nur die Größe Ihrer Gesinnungen, die ich in vielen Fällen kennen lernte, die Entäußerung von jedem Eigennutz, Ihre Uneigennützigkeit, Ihre Dienstfertigkeit, Ihre Freigebigkeit: das Alles deutete mir dagegen auf einen tiefen Grund eines edeln Herzens. Ich hing an Ihrem Munde, sauge Ihre Lehren ein bis auf diesen Augenblick, der alle meine Hoffnungen zerstörte. Leben Sie wohl! — Wenn ich je ein kleinlicher, niedriger Schelm werden, wenn ich dem Strome nachschwimmen und nur einen augenblicklichen elenden Vortheil für mich, zum Schaden der Andern, gewinnen sollte: so bedurft' es nicht dieser Vorbereitungen, dieser Aufhaltens, die mich beschämen und erniedrigen. Ich verlasse Sie! Und mir werde was da will.

Graf. Ritter, sehen Sie mich an!

Ritter. Was verlangen Sie von mir?

Graf. Was Sie mich thun sehen, thun Sie auch. (Er nimmt den Hut ab.)

Ritter. Sollen wir mit Ceremonien scheiden?

Graf. Selbst die Höflichkeit gebietet Ihnen, zu folgen.

Ritter (indem er den Hut abnimmt). Nun denn, so empfehle ich mich Ihnen.

Graf (der seinen Hut wegwirft). Nun Ritter?

Ritter. Was soll Das?

Graf. Ich verlange, daß Sie mir nachfolgen.

Ritter (der seinen Hut wegwirft). So sei denn zum letzten Male etwas Unverständliches, etwas Thörichtes gethan!

Graf. Nicht so thöricht, wie Du glaubst. (Er geht mit schnellen Schritten auf ihn zu.) Kinder muß

von Angesicht zu Angesicht, Du Erwählter! Komm in meine Arme, schließe Dich an meine Brust, erhabener Meister!

Ritter. Was soll Das? Lassen Sie mich los!

Graf. Niemals, wenn ich Dich nicht eher lassen sollte, als bis meine Freude über diesen meinen trefflichen Freund erschöpft wäre!

Ritter. Erklärt Euch, Ihr macht mich verwirrt.

Graf. Erinnerst Du Dich, wie nannte der Domherr den zweiten Grad?

Ritter. Mich dünkt: die Prüfung.

Graf. Gut, die hast Du überstanden.

Ritter. Erklärt Euch!

Graf. Laß mich erst meine lebhafteste Freude in diesen Umarmungen ausdrücken.

Ritter. Ich verstumme!

Graf. Wie selten hab' ich sie genossen! Ich wünsche Euch Glück und mir!

Ritter. Laß mich nicht länger in Ungewißheit.

Graf. Du hast das sonderbarste Abenteuer überstanden, Du hast Dir die Würde eines Meisters selbst gegeben, Du hast Dir die Vorzüge des dritten Grades wie mit stürmender Hand erobert.

Ritter. Noch immer bin ich in Zweifel und Ungewißheit!

Graf. Ich wünschte nun, daß Dein Verstand Dir erklärte, was Dein Herz ausgeübt hat, mit weniger Anstrengsamkeit wirst Du es leicht. Was waren Deine Hoffnungen als Schüler des ersten Grades?

Ritter. Besser zu werden als ich bin, und durch Eure Hülfe das Gute, was ich erkenne, in Ausübung zu bringen.

Graf. Und was erhieltst Du, als Du aus dem Munde des Domherrn die Grundsätze des zweiten Grades vernahmst?

Ritter. Ich erhebe zu meinem Entsetzen, daß Ihr Euch bisher nur verstellet und die Schüler zum Besten hattet; daß man Die, die Ihr Scheiden nennt, zu weltklugen Menschen machen, sie zu Egoisten bemerkt, die zartesten Empfindungen der Freundschaft, der Liebe, der Treue und jeder schönen Anforderung, die unser Herz unwiderstehlich macht, aus ihrem Busen reißen und sie, ich darf es wohl sagen, zu gemeinen, ganz gemeinen, schlechten, ganz schlechten Menschen machen wollte. Du weißt, mit welchem Abscheu ich diesen Uebergang vermarf. Weiter hab' ich Nichts zu sagen, ich verändere meine Gesinnungen nicht, und — entlaß mich!

Graf. Eben deßwegen schließ' ich Dich an mein Herz, werfe meinen Hut vor Dir weg und grüße Dich als Meister. Du hast die Prüfung überstanden: Du bist der Versuchung entgangen. Du hast Dich als einen Mann gezeigt, den ich suche. Alles, was Du aus dem Munde des Domherrn gehört hast, was leider dieser Unglückliche nebst mehreren Andern für Wahrheit hält, ist nur Prüfung, nur Versuchung. Wenn die erhabenen, großen, uneigennützigen Meister einen Lehrling, der sich gut anläßt, weiter vorwärts führen wollen, so versuchen sie ihn erst, und am Sichersten geschieht es, wenn sie ihm die scheinbaren Vortheile eines eigennützigen Betragens vorlegen. Greift er darnach, so thut er einen Schritt zurück, indem er glaubt, einen vorwärts zu thun. Wir lassen ihn lange Zeit in seinem Sinne hingehen, und glücklich ist er, wenn wir ihn nach und nach durch große Umwege zum Licht führen!

Ritter. Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Glaubt denn der Domherr, daß die Grundsätze, die er mir mit so viel Behaglichkeit vorgetragen, die rechten, die wahren sind?

Graf. Freilich glaubt er's, der Unglückliche!

Ritter. Und Du, sein Vertrauter, siehst ihn nicht aus diesem Irrthum?

Graf. Ich arbeite daran. Es ist aber schwerer, als Du denkst. Der Eigendünkel eines halbklugen Egoisten hebt ihn aber alle Menschen hinweg; indem er sie zu übersehen glaubt, läßt er sich Alles nah, und gibt Andern eben dadurch Gelegenheit, ihn zu übersehen, ihn zu beherrschen.

Ritter. Ihr sollter nicht ruhen, bis ihm die Augen geöffnet sind.

Graf. Damit Du einsehen lernst, wie schwer Das ist, sollst Du mir helfen, ihn auf den rechten Weg zu bringen.

Ritter (nach einer Pause). So wäre es denn wahr daß ich mich an Euch nicht geirrt habe, daß ich in Dir, je länger ich Dich kenne, immer den Bessern, den Größern, den Unbegreiflichen finde! Meine Dankbarkeit ist grenzenlos, meine Freude verstummt in dieser Umarmung.

Graf. Nun gehe, mein Sohn! Droben in dem Zimmer sind Kleider zurecht gelegt, in denen man sich nur dem Großcophta zeigen darf. Wären Alle, die sich ihm heute vorstellen, treu, wie Du, so würde er von seiner Erscheinung selbst große Freude haben. Du wirst große Wunder sehen und wirst sie bald verstehen, ja bald selbst hervorbringen lernen. Gehe, kleide Dich und schweige!

Ritter. Ich bin ganz, ich bin ewig Dein!

Siebenter Auftritt.

Der Graf (allein).

So wäre denn auch dieser nach seiner Art zur Ordnung gewiesen. Man muß die Anzahl

die Netze nach Proportion der Fische einrichten, der man zu fangen gedenkt, und wenn es ein Mayfisch ist, wirft man mit Harpunen nach ihm. Den Mäusen stellt man Fallen, Füchsen legt man Eisen, Wölfen gräbt man Gruben und die Löwen verscheucht man mit Fackeln. Diesen ganzen Löwen habe ich auch mit einer Fackel zur Ruhe gebracht, und ich darf den Meisterstreich wagen, der mein Ansehen bei Allen befestigen muß. Die Decoration ist in Ordnung, die Marquise hat mich verstanden, und es wird Alles glücklich von Statten gehen.

Ein Bedienter (in einem langen, weiten Frackrocke). Alles ist fertig, Herr Graf! Der Dombert, der Ritter, die Damen sind alle gekleidet. Wollen Sie sich hier anziehen? Soll ich Ihre Kleider herüber bringen?

Graf. Nein, ich komme! Folge mir und thue Dein Amt.

Achter Auftritt.

Vestibul und Eingang in die Egyptische Loge.

(Musik.)

Sechs Kinder

(kommen paarweis in weißen, langen Kleidern, mit Blumenkränzen auf dem Kopfe und Blumenkörben in den Händen).

Sechs Jünglinge

(hinter ihnen, weich aber kurz gekleidet, gleichfalls mit Blumenkränzen auf dem Haupte, jeder zwei Fackeln kreuzweise über der Brust. Sie ziehen aufmerksam über das Theater und stellen sich an beide Seiten.)

Chor der Kinder.

Schon eröffnet ist der Tempel,
Sind die Hallen, sind die Grüfte,
Weihrauch reinige die Lüfte,
Die um viele Säulen weh'n.

Chor der Jünglinge.

Holde Kinder, zarte Sprossen,
Bleibet in dem Verbei Reihn,
Und Ihr Weisen, Ihr Genossen,
Eilt, in's Heiligthum zu gehn!

(Musik.)

Die Genossen der Loge

(kommen zwei und zwei auf verschiedenen Eingängen; jedesmal ein Frauenzimmer und eine Mannsperson. Sie begegnen einander, grüßen sich und treten an die Thür der Loge.)

Chor der Kinder und Jünglinge.

Klein und ärmlich, wie die Zwerge,
Ziel umhüllt von Rauch und Wahn,
Stehn wir vor dem heil'gen Berge —
Geister, dürfen wir hinan?

Chor von innen.

Bringet Ernst zur ernsten Sache,
Kommt zum Licht aus Dunst und Wahn.
Daß der Cophta nicht erwache —
Leise, leise tretet an.

(Die Pforte öffnet sich. Die Genossen treten hinein; die Pforte schließt sich und es kommt wieder ein neues Paar, Ceremonie und Gesang werden wiederholt. Es sind sich, daß der Domherr und die Nichte zusammentreffen und mit einander in's Heiligthum gehen. Sie sind die letzten. Die Musik verliert sich in's Pianissimo, die Kinder treten in die Coulissen, die Jünglinge stellen sich an beiden Seiten des Proscenium's.)

Neunter Auftritt.

Der Vorhang geht auf und es zeigt sich ein Saal mit Egyptischen Pfeilern und Zierrathen. In der Mitte steht ein hoher Sessel, auf welchem eine in Goldstoff gekleidete Person zurückgelehnt sitzt, deren Haupt mit einem weißen Schleier bedeckt ist. Zur rechten Hand steht der Domherr, zur linken der Ritter, vorwärts neben dem Domherrn die Marquise, neben dem Ritter der Marquis, dann die Nichte. Die Musik verliert sich.

Domherr. Erhabener, unsterblicher Greis! Du erlaubst Unwürdigen, sich Deinen Füßen zu nähern, Gnade und Hülfe von Dir zu erbitten. Du schläfst oder vielmehr Du scheinst zu schlafen, denn wir wissen, daß Du selbst in Deiner Ruhe aufmerksam und thätig bist, und das Wohl der Menschen beförderst. Gieb uns ein Zeichen, daran wir erkennen, daß Du uns hörst, daß Du uns hold bist.

(Musik, nur wenige Töne.)

Der Verschleierte (hebt die rechte Hand auf).

Ritter. Du siehst hier eine Anzahl Menschen vor Dir, die, aufgemuntert durch das Versprechen Deiner würdigsten Schüler, in vollem Vertrauen sich zu Dir nahen und hoffen, daß Du ihre Bedürfnisse befriedigen werdest. Freilich sind diese Bedürfnisse sehr verschieden; doch selbst das Mannigfaltigste wird einfach vor Deinem allgemeinen Blick, vor Deiner ausgebreiteten Macht. Wirst Du uns erhören, wenn wir gleich unwürdig sind?

(Musik wie oben, nach Verhältniß.)

Der Verschleierte (richtet sich auf).

Marquise. Verzeihe der Ungeduld eines Weibes, laß uns Dein Angesicht sehen! Wir schmachten schon Monate lang nach Deiner Gegenwart.

(Musik wie oben.)

Der Verschleierte (steht auf und tritt vor dem Sessel stehen).

Marquis. Erlaube, daß wir uns Dir nahen, daß wir den Saum Deines Kleides küssen. Die Wünsche, die so lange in unsern Herzen schliefen, sind jetzt aufgewacht; in Deiner Gegenwart werden sie unerträglich unruhig.

(Musik wie oben.)

Der Verschleierte (tritt sechs die Stufen herunter).

Nichte (weg). Wir zittern alle Glieder!

Domherr. Verlege uns nicht länger den Glanz Deines Angesichts!

Alle. Großer Cophta, wir bitten!

(Musik, wenige leichte Töne.)

(Der Schleier fällt.)

Alle (indem sie sich einmal aufrichten und weiter verstreben). Der Graf!

(Die Jünglinge stehen auf.)

Graf (der verwirrt ist). Ja, der Graf! Der Mann, den Ihr bisher mit einem Namen nanntet, unter dem ihn die Welt in dem gegenwärtigen Augenblicke kennt! O Ihr Blinden! Ihr Hartherzigen! Laß ein Jahr gehe ich mit Euch um, ich unterrichte Euere Unwissenheit, ich belehre Euern irdischen Sinn, ich deute Euch auf den Groß Cophta, ich gebe Euch die entscheidendsten Winke: und es geht Euch kein Licht auf, daß Ihr denselben Mann, den Ihr sucht, beständig vor Euch habt; daß Ihr die Güter, nach denen Ihr Euch sehnt, täglich von seinen Händen empfangt, daß Ihr mehr Ursache habt, zu danken als zu bitten. Doch ich habe Mitleiden mit Euerm irdischen Sinn; ich lasse mich zu Euerer Schwäche herab. Seht mich denn in meiner Herrlichkeit; mögen Euere Augen mich erkennen, wenn Euer Herz mich verkannt hat! Und wenn die Gewalt, die ich über Euere Gemüther ausübte, Euern Glauben schwach ließ, so glaubt nun an die Wunder, die ich außer Euch, aber in Euerer Gegenwart vollende!

Domherr (bei Seite). Ich erkenne!

Ritter (bei Seite). Ich vernehme!

Marquise (bei Seite). Seine Unverschämtheit übertrifft meine Erwartung.

Marquis (bei Seite). Ich bin neugierig, zu sehen, wo Das hinaus will.

Graf. Ihr steht bestürzt? Ihr sieht vor Euch nieder? Ihr getraut Euch kaum, mich von der Seite anzublicken? Wendet Euer Gesicht zu mir: seht mir freudig und zutraulich in die Augen; wenn alle Furcht weg und erhebt Euer Herz! — Ja, Ihr seht den Mann vor Euch, der so alt als die Egyptischen Priester, so erhaben als die Indischen Weisen, sich in dem Umgange der größten Männer gebildet hat, die Ihr seit Jahrhunderten bewundert; der über allen Rang erhaben ist, keiner Güter bedarf, in der Stille das Gute wirkt, das die Welt bald dieser bald jener Ursache zuschreibt; der in einer geheimen, durch die ganze Welt ausgebreiteten Gesellschaft von Männern lebt, die mehr aber weniger einander gleich sind. Sich selbst persönlich, offenbart aber durch ihre Werke offenbaren.

Domherr. Ist es möglich, daß es noch mehrere Seinesgleichen gebe?

Graf (in die Hände klatschend). Alles findet Seinesgleichen, außer ein Einziger!

Ritter. Welch ein erhabener Gedanke!

Marquise (bei Seite). Welch ein Schelm, das Heiligste in seine Lage zu verweben!

Graf. Ja, seht her! Diesem Haupte kann die brennende Sonne, der heiße Schnee Nichts anhaben. Mit diesem nahmenlosen, ausgestreckten Arm habe ich in den Lybischen Wüsten einen brüllenden hungrigen Löwen aufgehalten; mit dieser Stimme, die zu Euch spricht, ihm gedroht, bis er mir zu meinen Füßen schmeichelte. Er erkannte seinen Herrn, und ich konnte ihn nachher auf die Jagd ausschicken; nicht für mich, der ich blutige Speise nicht genieße, ja kaum einer irdischen Speise bedarf, sondern für meine Schüler, für das Volk, das sich oft in der Wüste um mich versammelte. Diesen Löwen habe ich in Alexandrien gelassen, ich werde bei meiner Rückkunft einen treuen Gefährten an ihm haben.

Domherr. Haben die übrigen Meister Deiner Gesellschaft auch so große Fähigkeiten als Du?

Graf. Die Gaben sind verschieden ausgetheilt; Keiner von uns darf sagen: Er sei der Größte.

Ritter. Ist denn der Cirkel dieser großen Männer geschlossen, oder ist es möglich, darin aufgenommen zu werden?

Graf. Vielen wäre es möglich; Wenigen gelingt es. Die Hindernisse sind zu groß.

Domherr. Wenn uns Deine Erscheinung nicht unglücklicher machen soll, als wir bisher waren, so gib uns wenigstens einen Wink, wohin wir unsere Aufmerksamkeit, unser Bestreben richten sollen?

Graf. Das ist mein Verlag. — Nach allen Prüfungen, die Ihr ausgestanden habt, ist es billig, daß ich Euch einen Schritt weiter führe, daß ich Euch gleichsam eine Magnet-Nadel in die Hand gebe, die Euch zeige, wohin Ihr Euere Fahrt zu richten habt. Vernehmt!

Domherr. Ich bin ganz Ohr!

Ritter. Meine Aufmerksamkeit kann nicht höher gespannt werden!

Marquis (bei Seite). Ich bin äußerst neugierig!

Marquise (bei Seite). Was wird er vorbringen?

Graf. Wenn der Mensch, mit seinen natürlichen Kräften nicht zufrieden, etwas Besseres ahnet, etwas Höheres begehrt; wenn er sich eine unvergängliche Gesundheit, ein dauerhaftes Leben, einen unerschöpflichen Reichthum, die Neigung der Menschen, den Gehorsam der Thiere, ja sogar Gewalt über Elemente und

Sich ihres Werkes. Laß uns ungekränkt
Vor ihren Augen der gegönnten Luſt
Mit ſtets entzückter Dankbarkeit genießen.

Ein Schauſpiel für Götter,
Zwey Liebende zu ſehn!
Das ſchönſte Frühlingswetter
Iſt nicht ſo warm, ſo ſchön.

Wie ſie ſtehn! nach einander ſehn!
In vollen Blicken
Ihre ganze Seele ſtrebt!
In ſchwebendem Entzücken
Zieht ſich Hand nach Hand,
Und ein ſchaudervolles Drücken
Knüpft ein dauernd Seelenband.

Valerio, der die Pantomime zu dieſer Arie gegen ſeine Geliebte ausgedrückt hat, faßt ſie zuletzt in den Arm, und ſie umſchließt ihn mit dem ihrigen.

Wie um uns ein Frühlingswetter
Aus der vollen Seele quillt!
Das iſt euer Bild, ihr Götter!
Götter, das iſt euer Bild.

Geister kunstweise zu verschaffen denkt: so kann es nicht ohne tiefe Kenntniß der Natur geschehen. Hierzu ersehne ich Euch die Pforte. — Die größten Geheimnisse, Kräfte und Wirkungen liegen verborgen — — in verbis, herbis et lapidibus.

Alle. Wie?

Graf. In Worten, Kräutern und Steinen.

(Pause.)

Marquise (für sich). In Steinen? Wenn er die meint, die ich in der Tasche habe, so hat er vollkommen recht.

Marquis. In Kräutern? Man sagt, es sei kein Kraut gewachsen, das unser bestimmtes Lebensziel verlängern könne; und doch muß Ihnen ein solches Kraut bekannt sein, da Sie Ihr Leben nicht allein hoch gebracht, sondern auch Ihre Kräfte, Ihr äußeres Ansehen so lange erhalten haben.

Graf. Die Unsterblichkeit ist nicht Jedermanns Sache.

Domherr. In Worten? Hier ahne ich das Meiste, erhabener Lehrer. Gewiß habt Ihr eine Sprache, eine Schrift, wodurch ganz andere Dinge bezeichnet werden, als mit unsern armseligen Lauten, wodurch wir nur die gemeinsten Dinge auszudrücken im Stande sind. Gewiß besitzet Ihr die geheimnißvollen Zeichen, mit denen Salomon die Geister bezwang?

Graf. Wir diese, ja die sonderbarsten Charaktere, die man jemals gesehen hat. Worte, die eine menschliche Lippe kaum auszusprechen vermag.

Ritter. O, lehre sie uns nach und nach buchstabiren!

Graf. Vor allen Dingen müßt Ihr erkennen, daß es nicht auf die Lippen ankommt, nicht auf die Silben, die ausgesprochen werden, sondern auf das Herz, das diese Worte nach den Lippen sendet. Ihr sollt erfahren, was eine unschuldige Seele für Gewalt über die Geister hat.

Nichte (für sich). Ach Gott! Nun wird er mich vornehmen, ich zittre und bebe! Wie schlecht werde ich meine Rolle spielen! Ich wollte, ich wäre weit von hier, ich hätte diesen Menschen niemals gesehen!

Graf. Tritt herbei, schönes unschuldiges Kind! Ohne Furcht, ohne Sorge, tritt näher, mit einer holden Freude, daß Du zu dem Glück auserlesen bist, wornach so Viele sich sehnen!

Domherr. Was soll Das geben?

Ritter. Was haben Sie vor?

Graf. Wartet und merket auf!

(Musik.)

(Der Graf gibt ein Zeichen. Ein Dreifuß steht auf dem Boden, auf welchem eine erleuchtete Kugel befindlich ist. Der Graf winkt der Nichte, und hängt ihr den Schleier über, der ihr vorher bedeckt hat, doch so, daß ihr Gesicht frei bleibt; sie tritt hinter den Dreifuß. Bei dieser Pantomime hat der Graf seine gebieterischen Weisen ab, er zeigt sich sehr artig und gefällig, gewissen Damen ehrerbietig gegen sie. Die Diener mit den Rauchfässern treten neben den Dreifuß. Der Graf steht zunächst der Nichte, die Uebrigen gruppiren sich mit Verstand. Die Jünglinge stehen ganz vorn. Die Nichte sieht auf die Kugel, die Gesellschaft auf sie, mit der größten Aufmerksamkeit. Sie scheint einige Worte auszusprechen, sieht weder auf die Kugel, und dreht sich dann erstaunt, wie Jemand, der was Unerwartetes sieht, zurück, und bindet in der Eröffnung oben. Die Musik hört auf.)

Graf. Was siehst Du, geliebte Tochter? Erschrick nicht, fasse Dich! Wir sind bei Dir, mein Kind!

Ritter. Was kann sie sehen? Was wird sie sagen?

Domherr. Still, sie spricht!

Nichte (spricht einige Worte, aber leise, daß man sie nicht verstehen kann).

Graf. Laut, meine Tochter, lauter, daß wir es Alle verstehen!

Nichte. Ich sehe Kerzen, helle brennende Kerzen in einem prächtigen Zimmer. Jetzt unterscheide ich Chinesische Tapeten, vergoldetes Schnitzwerk, einen Armleuchter. Viele Lichter blenden mich.

Graf. Gewöhne Dein Auge, sieh starr hin; was siehst Du weiter? Ist Niemand im Zimmer?

Nichte. Hier! — Laßt mir Zeit — hier in dem Schimmer bei'm Kerzenlichte — am Tische sitzend — erblick' ich eine Dame; sie schreibt, sie liest.

Domherr. Sag', kannst Du sie erkennen? Wie sieht sie aus? Wer ist's? Verschweige Nichts!

Nichte. Ihr Gesicht kann ich nicht sehen; die ganze Gestalt schwankt vor meinen Augen wie ein Bild auf bewegtem Wasser.

Marquise (für sich). Ganz vortrefflich spielt das gute Kind uns ihre Lection vor.

Marquis (für sich). Ich bewundere die Verstellung. Liebe Natur, wozu bist Du nicht fähig!

Nichte. Jetzt! jetzt! Ihr Kleid kann ich deutlicher sehen; himmelblau fällt es um ihren Sessel, und wie der Himmel ist es mit silbernen Sternen besät.

Domherr (zur Marquise). Nun werde ich ganz glücklich! Es ist die geliebte Fortsion. Man sagte mir von diesem Kleide, blau mit silbernen Monden, die den Augen des Kindes als Sterne erscheinen. Horch!

Nichte. Was seh' ich! Großer Meister, erhabener Cophta, entlaß mich! Ich sehe fürchterliche Dinge.

Graf. Bleibe getrost und sprich: was siehst Du?

Nichte. Ich sehe zwei Geister hinter dem Stuhle; sie flüstern Einer um den Andern der Dame zu.

Graf. Sind ſie höflich?

Nichte. Sie ſind nicht höflich; aber mich ſchaudert's.

Graf (zum Domherrn). Dieſe Geiſter ſprechen zum Vortheil eines Freundes. Kannſt Du die Dame erkennen? Kennſt Du den Freund?

Domherr (kuſt die Hand todend). Du biſt ewig meiner Dankbarkeit verſichert!

Nichte. Sie wird unruhig; das Flüſtern der Geiſter hindert ſie am Leſen, hindert ſie am Schreiben; ungeduldig ſteht ſie auf; die Geiſter ſind weg.

(Sie wendet ihr Geſicht ab.)

Laßt mich einen Augenblick.

Graf. Nur gelaſſen, meine Tochter! Wenn Du wüßteſt, unter welchem Schutze Du ſtehſt! (Er unterſucht ſie.)

Ritter (für ſich). O, wie ſie liebenswürdig iſt; wie reizend in ihrer Unſchuld! Nie hat mich ein Mädchen ſo gerührt, nie hab' ich eine ſolche Neigung empfunden! Wie ſorge ich für das gute Kind! Gewiß, der Domherr, die Tante — das himmliſche Weſen ahnet nicht, in welcher Gefahr ſie ſchwebt! O, wie gern möcht' ich ſie aufmerkſam machen, ſie retten, wenn ich mich auch ganz dabei vergeſſen ſollte!

Graf. Nimm Dich zuſammen, meine Taube! ſieh hin, gewiß, Du haſt uns noch mehr zu offenbaren!

Nichte (auf die Knaut blickend). Sie tritt an's Kamin, ſie blickt in den Spiegel! Ah!

Graf. Was iſt Dir?

Nichte. Ah!

Marquiſe. Was haſt Du?

Nichte. Ach, in dem Spiegel ſteht der Domherr.

Domherr. Welche Glückſeligkeit! Meiſter — ich — wie ſoll ich Dir danken! Das thuſt Du Alles für mich!

Nichte. Sie ſteht hinein, ſie lächelt; weg iſt der Domherr, ſie ſieht ſich ſelbſt.

Ritter. Welche Wunderkraft! Welche Gaben!

Nichte (mit einem gelaſſenen, freudigen Ausdruck). Ja nun! — Ich ſehe Alles nun deutlich; ich ſehe die herrliche Schönheit, das liebenswürdige Geſicht. Wie ihm die Traurigkeit ſo ſchön ſteht, die ſich über alle Züge verbreitet!

Domherr (der bisher die Hände des Grafen geküßt hatte und ſie öfters gekniet). Unausſprechlich, unbeſchreiblich begnadigſt Du Deinen Knecht!

Nichte. Sie wird unruhig; das Zimmer ſcheint ihr zu enge; ſie geht nach der Glasthüre, ſie will hinaus. Ach! Ach! —

Graf. Ermanne Dich! Nur noch einen Augenblick! Sieh' noch ein Mal hin!

Nichte (verwundet). Die Geiſter ſtehn ihr zur Seite, ſie öffnen die Thüre; draußen iſt's dunkel.

Marquiſe (zum Domherrn). Sie geht Dir entgegen.

Domherr. Iſt's möglich!

Marquiſe. Du wirſt's erfahren.

Nichte. Ach! (Sie ſinkt in Ohnmacht.)

Ritter. O Gott! Helft ihr! Schont ſie! Es iſt unverzeihlich, daß Ihr ſie nicht eher entlaſſen habt!

Marquiſe. Hier iſt Salz.

(Die Hauptperſonen drängen ſich zu ihr, die Nebenfiguren treten auf dem Proſcenium in's Theater, die Kinder fortfahren zu ſpielen. Es mengt ſich Alles einander, aber nicht Verwirrung.)

Graf. Ueberlaßt ſie mir! Nur durch himmliſchen Balſam kann ſie erquickt werden.

Vierter Aufzug.

Zimmer der Nichte.

Erſter Auftritt.

Die Nichte. Ein Mädchen.

Nichte (bei der Toilette. Ein Mädchen hilft ihr, ſich ankleiden, und geht ſodann in die Garderobe; ſie kommt mit einem Kleide zurück, und geht über das Theater.) Was trägſt Du da? Was iſt in dem Kleide?

Mädchen. Es iſt das Kleid, das Sie mir befahlen zum Schneider zu ſchaffen.

Nichte. Gut! Daß ich es, wo möglich, morgen oder übermorgen wieder habe!

Mädchen (geht ab).

Nichte. Nun bin ich angezogen, wie es meine Tante befohlen hat. — Was mag dieſe neue Mummerei bedeuten? — Wenn ich bedenke, was mir heute begegnet iſt, ſo habe ich Alles zu befürchten. Kaum erhole ich mich von jener ſchauderhaften Scene, ſo muthet man mir zu, mich umzukleiden, und wenn ich mich recht anſehe, ſo iſt Das ungefähr, wie ich die Prinzeſſinn beſchrieben habe. Der Domherr liebt die Adrienne, und ich ſoll ſie wohl gar vorſtellen? In welche Hände bin ich gerathen! Was hab' ich zu erwarten? Welchen grauſamen Gebrauch macht meine Tante von dem Vertrauen, das ich ihr zu reichlich hingab! Wehe mir! Ich ſehe Niemanden, an den ich mich wenden könnte. Die Geſinnungen des Marquis werden mir nun deutlicher. Er iſt ein eitler, frecher, leichtſinniger Mann, der mich unglücklich zu machen hat, und bald zu ſeinem Verderben winken wird, um mich nur los zu werden. Der Domherr iſt eben ſo gefährlich. Der Graf ein Betrüger. — — Ach, nur der Ritter wäre der

Mann, an den ich mich wenden könnte! Seine Gestalt, sein Betragen, seine Gesinnungen zeichneten mir ihn im ersten Augenblicke als einen rechtschaffenen, einen zuverlässigen, thätigen Jüngling; und, wenn ich mich nicht irre, war ich ihm nicht gleichgiltig. — Aber ach, betrogen durch die unverschämte Mummerei der Geister-Scene, hält er mich für ein Geschöpf, das der größten Verehrung werth ist. Was soll ich ihm bekennen? Was soll ich ihm vertrauen? — Es komme, wie es wolle, ich will es wagen! Was hab' ich zu verlieren? Und bin ich nicht schon in diesen wenigen Stunden der Verzweiflung nahe gebracht? — Es entstehe, was wolle, ich muß ihm schreiben! Ich werde ihn sehen, mich ihm vertrauen; der edle Mann kann mich verdammen, aber nicht verstoßen! Er wird einen Schutzort für mich finden. Jedes Kloster, jede Pension soll mir ein angenehmer Aufenthalt werden.

(Sie spricht und schreibt.)

„Ein unglückliches Mädchen, das Ihrer Hülfe bedarf, und von dem Sie nicht übler denken müssen, weil sie Ihnen vertraut, bittet Sie morgen früh um eine Viertelstunde Gehör. Halten Sie sich in der Nähe; ich lasse Ihnen sagen, wenn ich allein bin. Die traurige Lage, in der ich mich befinde, nöthigt mich zu diesem zweideutigen Schritt."

So mag es sein! —— Der kleine Jäck ist mir wohl ein sicherer Bote.

(Sie geht an die Thüre und ruft.)

Jäck!

Zweiter Auftritt.

Nichte. Jäck.

Nichte. Kleiner, weißt Du des Ritters Gerville Wohnung?

Jäck. Ich bin eh dort gewesen.

Nichte. Willst Du mir wohl gleich ein Billet an ihn bestellen? Aber daß es Niemand erfährt!

Jäck. Recht gern! Was hab' ich davon?

Nichte (indem sie ihm Geld reicht). Einen Laubthaler!

Jäck (der sich auf einem Fuße einigemal herumdreht). Ich habe Finger.

Nichte (indem sie ihm das Geld gibt). Hier!

Jäck. Das Geld wird bald verdient sein. Wahrscheinlich ist er in der Nähe. Um diese Zeit pflegt er in das Kaffeehaus an der Ecke zu kommen.

Nichte. Das wäre schön. Nur vorsichtig!

Jäck. Geben Sie nur. Verlassen Sie sich auf mich.

Nichte. Du bist ein durchtriebener Schelm!

Jäck. Ich bin zu brauchen; Das weiß Ihre Tante.

Dritter Auftritt.

Nichte (allein).

Wie frech dieser Knabe ist, wie abgerichtet! So sollt' ich auch werden; und wäre sie langsamer zu Werke gegangen, sie hätte mich Schritt vor Schritt in's Verderben geführt. Glücklicherweise werd' ich es gewahr, und fühle noch so viel Kraft, mich zu retten. Geist meiner Mutter, stehe mir bei! Ein Fehler riß mich aus dem gleichgiltigen Zustande, in welchem ich sonst zwischen Tugend und Laster schlummerte. O, möge dieser Fehler der erste Schritt zur Tugend sein!

Vierter Auftritt.

Nichte. Marquise.

Marquise. Lassen Sie sehen, Nichte; wie finden Sie sich in das neue Kleid?

Nichte. Nicht eben so ganz, als wenn es mein eigen wäre.

Marquise. Nun, nun, es geht schon! Es kleidet Sie Alles.

Nichte. Auch der Betrug, wie Sie heute gesehen haben.

Marquise. Wer wird solche Worte brauchen! (Etwas an ihr zurechtrückend.) So! Es muß mehr an den Leib geschlossen sein, und diese Falte muß reicher fallen. Der Wagen wird bald kommen, und wir fahren heute noch auf's Land.

Nichte. Noch heute?

Marquise. Ja, und Sie haben heute noch eine Rolle zu spielen.

Nichte. Noch eine? Sie sind unbarmherzig, Tante. Die erste hat mir schon so viel Mühe gekostet, daß Sie mich mit der zweiten verschonen sollten.

Marquise. Eben deswegen, mein Kind. Noch diese und dann die dritte und vierte, und es wird Ihnen keine Mühe mehr kosten.

Nichte. Ich fürchte, Sie halten mich nicht halb so fähig, als Sie glauben.

Marquise. Es kommt auf einen Versuch an. Diese Nacht werden Sie eine sehr geringe Rolle zu spielen haben.

Nichte. In diesem prächtigen Kleide?

Marquise. Dem Inhalte nach, meine ich. Sie haben eine halbstumme Liebhaberin vorzustellen.

Nichte. Wie verstehen Sie Das?

Marquise. Ich bringe Sie in einen Garten, führe Sie in eine Laube, gebe Ihnen eine

Rose, und Sie verweilen einen Augenblick. Es kommt ein Cavalier auf Sie zu, er wirft sich Ihnen zu Füßen, er bittet Sie um Vergebung; Sie geben einen vornehmlichen Laut von sich: „Mein Herr!“ — oder was Sie wollen. — Er fährt fort, um Verzeihung zu bitten. „Stehen Sie auf!“ versetzen Sie leise. Er bittet um Ihre Hand, als um ein Zeichen des Friedens. Sie reichen ihm Ihre Hand; er bedeckt sie mit tausend Küssen. „Stehen Sie auf!“ sagen Sie alsdann; „entfernen Sie sich; man könnte uns überraschen!“ Er zaudert; Sie stehen vom Sitze auf. „Entfernen Sie sich!“ sagen Sie dringend, und drücken ihm die Rose in die Hand. Er will Sie aufhalten. „Es kommt Jemand!“ lispeln Sie, und eilen aus der Laube. Er will zum Abschiede einen Kuß wagen; Sie halten ihn zurück, drücken ihm die Hand und sagen sanft: „Wir sehen uns wieder!“ und machen sich von ihm los.

Nichte. Liebe Tante, verzeihen Sie mir, es ist eine schwere, eine gefährliche Aufgabe! Wer ist der Mann? Wen soll ich verführen? Wird die Nacht, werden die Umstände ihn nicht verwegener machen? Können Sie mich so aussetzen?

Marquise. Du bist sicher, mein Kind! Ich bin in der Nähe und werde nicht einen Augenblick verweilen, wenn ich diese letzten Worte höre. Ich trete herbei und verscheuche ihn.

Nichte. Wie soll ich meine Rolle recht spielen, da ich nicht weiß, wen ich verführe?

Marquise. Betragen Sie sich edel, sprechen Sie leise; das Uebrige wird die Nacht thun.

Nichte. Welch einen Argwohn erregt mir das blaue Kleid, diese silbernen Monden!

Marquise. Nun gut; wenn Sie es denn vermuthen, wenn Sie es errathen: Sie stellen die Prinzessinn vor, und der Cavalier wird der Dombherr sein.

Nichte. Liebe Tante, wie können Sie einem unglücklichen, verlassenen Mädchen solch eine sonderbare Unternehmung zumuthen? Ich bezweifle den Zusammenhang nicht, ich sehe nicht, was es Ihnen nützen kann; aber bedenken Sie, daß es kein Scherz ist! Wie hart würde Einer gestraft, der die Hand des Fürsten in irgend einer Unterschrift nachahmte, der das Bild seines Königs auf ein unächtes Metall zu prägen sich unterfinge? Und ich soll, wissentlich, mein armseliges Selbst für die geheiligte Person einer Fürstinn geben; soll mit erlogenen Zügen, durch erborgte Kleider die äußere Gestalt jener erhabenen Person nachäffen und durch mein Betragen in eben dem Augenblick die edle Sittlichkeit schänden, die den Character dieser großen Fürstinn macht? Ich scheue mich selbst, ich bin zu beschämen, bin zu verdammen. Haben Sie Mitleid mit mir! Denn Sie werden mich nicht retten, wenn man mich verurtheilt. Wollen Sie mich zu einer Verbrecherinn machen, weil ich Ihnen einen Dienst eingestand?

Marquise. Es ist nicht zu ändern.

Nichte (weinend). Meine Tante!

Marquise (gerührter). Meine Nichte! — Sobald der Wagen da ist, erlauben Sie es; werfen Sie dann Ihren Mantel um und folgen Sie mir.

Nichte. Ich wünschte —

Marquise. Sie wissen, was zu thun ist; es kann Nichts abgeändert werden.

Fünfter Auftritt.

Nichte. Nachher Jäk.

Nichte. So war mein Argwohn auf dem rechten Wege! Es ist gewiß, was ich fürchtete. Sie will mich dem Dombherrn auf eine oder die andere Weise in die Hände liefern, und vielleicht ist der Marquis selbst mit ihr einig. Von solchen Menschen läßt sich Alles erwarten, und desto besser habe ich gethan, mich an den Ritter zu wenden. Ich werde mich heute schon zu betragen wissen, und morgen, wenn ich mich in ihm nicht betrogen habe —

Jäk (in der Thüre). Ist sie weg?

Nichte. Nur herein!

Jäk. Wie gesagt, so gethan!

Nichte. Was bringst Du?

Jäk. Hier ein Billetchen! (Indem er ihr ein Billet gibt und sich dann im Grunde herumdreht.) Und noch einen Handkuß vom Ritter für meine Mühe. Brauchen Sie mich ferner zum Courier!

Nichte. Wo hast Du ihn angetroffen?

Jäk. Er fragte, ob Sie zu Hause, ob Sie allein seien. — Ich muß sehen, was es gibt; ich höre, die gnädige Frau führt aus!

Sechster Auftritt.

Nichte. Nachher der Ritter.

Nichte (das Billet lesend). „Ich weiß Ihr Vertrauen zu schätzen und freue mich unendlich darüber. Schon habe ich Sie im Stillen beklagt; in wenig Minuten bin ich bei Ihnen.“ — O Gott, was will Das heißen? — „Bis morgen früh kann ich meiner Ungeduld nicht gebieten. In Ihrem Quartier hab' ich eine Zeitlang gewohnt, und besitze noch durch einen Zufall

den Hauptschlüssel. Ich eile nach Ihrer Garderobe; seien Sie ohne Sorgen; es soll mich Niemand entdecken, und verlassen Sie sich in jedem Sinn auf meine Discretion.“ — Ich bin in der entsetzlichsten Verlegenheit! Er wird mich in diesen Kleidern finden! Was soll ich sagen?

Ritter (der auf der Garderobe tritt). Sie verzeihen, daß ich eile; wie hätt' ich diese Nacht ruhig schlafen können?

Nichte. Mein Herr —

Ritter (sie zärtlich anredend). Wie finde ich Sie verändert? Welcher Aufputz! Welche sonderbare Kleidung! Was soll ich dazu sagen?

Nichte. O mein Herr, ich hatte Sie jetzt nicht vermuthet! Entfernen Sie sich, eilen Sie! Meine Tante erwartet mich diesen Augenblick. Morgen früh —

Ritter. Morgen früh wollen Sie mir vertrauen, und heute nicht?

Nichte. Ich höre Jemanden kommen; man wird mich rufen.

Ritter. Ich gehe; sagen Sie nur, was steht das Kleid vor?

Nichte. O Gott!

Ritter. Was kann Das für ein Vertrauen sein, wenn Sie mir diese Kleinigkeit verschweigen?

Nichte. Alles Vertrauen habe ich zu Ihnen; nur — Das ist nicht mein Geheimniß. Dieses Kleid —

Ritter. Dieses Kleid ist mir merkwürdig genug. Einige Male hat sich die Prinzessinn in einem solchen Kleide sehen lassen. Selbst heute haben Ihnen die Geister die Fürstinn in diesem Kleide gezeigt; und nun soll' ich Sie —

Nichte. Rechnen Sie mir diese Maskerade nicht zu.

Ritter. Welche entsetzliche Vermuthungen?

Nichte. Sie sind wahr.

Ritter. Die Geister-Scene?

Nichte. War Betrug.

Ritter. Die Erscheinungen?

Nichte. Abgeredet.

Ritter. O ich Unglücklicher! O, hätten Sie mir ewig geschwiegen! Hätten Sie mir den süßen Irrthum gelassen! Sie zerstören mir den angenehmsten Wahn meines Lebens.

Nichte. Ich habe Sie nicht berufen, Ihnen zu schmeicheln, sondern Sie als einen edeln Mann um Rettung und Hülfe anzusehen. Eilen Sie, entfernen Sie sich! Wir sehen uns morgen wieder. Verschmähen Sie nicht ein unglückliches Geschöpf, das nach Ihnen, wie nach einem Schutzgeist, hinaufsieht!

Ritter. Ich bin verloren, auf ewig zu Grunde gerichtet! Möchten Sie, was Sie in diesem Augenblicke mir geraubt haben, so würden Sie zittern; Sie würden mich nicht um Mitleid ansehen. Ich habe kein Mitleid mehr! Den Glauben an mich selbst und an Andere, an Tugend, Unschuld, an jede Größe und Liebenswürdigkeit haben Sie mir entrissen. Ich habe kein Interesse mehr, und Sie verlangen, daß ich es an Ihnen nehmen soll? Meine Zutraulichkeit ist auf das Schändlichste mißhandelt worden, und Sie wollen, daß ich Ihnen trauen soll. — Ihnen, einer doppelten, dreifachen Schauspielerinn? Welch ein Glück, daß ich diesen Abend hierher kam, und Ihnen nicht Zeit ließ, sich vorzubereiten, die Maske anzulegen, mit der Sie auch mich zu hintergehen dachten!

Nichte. Ich bin ganz unglücklich! Eilen Sie, entfernen Sie sich! Man kommt!

Ritter. Ich gehe, Sie nie wieder zu sehen!

Siebenter Auftritt.

Die Nichte. Der Marquis.

Marquis (hastig in der Thüre). Sind Sie allein, Nichte? Nur ein Wort!

Nichte (indem der Marquis wieder zur Thüre hinaussieht, betrachtet sie sich geschwind im Spiegel). Ich sehe verweint, verworren aus, was werd' ich sagen?

Marquis (sie umarmend und sich an sich drückend). Süßes, holdes Geschöpf!

Nichte (ihn zurückhaltend). Um Gotteswillen, Marquis!

Marquis. Wir sind allein, fürchten Sie Nichts!

Nichte (sich von ihm losmachend). Die Marquise erwartet mich. (Bei Seite.) Wenn der Ritter noch da wäre!

Marquis. Was haben Sie? Sie sehen ganz verstört aus.

Nichte. Ach Gott! Die Zumuthungen meiner Tante —

Marquis. Du dauerst mich, liebes Kind; aber ich will Dich retten.

Nichte. Sie wissen doch: heute Nacht soll ich die Rolle der Prinzessinn spielen. Es ist erschrecklich! Kommen Sie! (Sie hat sich inzwischen furchtsam nach der Garderobe-Thüre um.)

Marquis. Bleiben Sie, bleiben Sie; eben deßwegen bin ich hier! Spielen Sie heute Nacht Ihre Rolle nur gut; Sie haben Nichts zu besorgen.

Nichte. So lassen Sie uns gehen.

Marquis. Nein doch; ich wollte Ihnen sagen —

Nichte. Dazu ist's morgen Zeit.

Marquis. Keineswegs! Sie scheinen diese Abenteuer weniger zu fürchten, als Sie sollten.

Nichte (wie oben). Ich bin in der größten Verlegenheit!

Marquis. Es steht Ihnen noch etwas Seltsames diese Nacht bevor, an Das Sie nicht denken.

Nichte. Was denn? Sie erschrecken mich!

Marquis. Daß Sie mit mir wegreisen werden.

Nichte. Mit Ihnen?

Marquis. Und Das sagen Sie mit einer Art von Widerwillen?

Nichte. Ich weiß nicht, was ich sagen soll.

Marquis. Ich werde Sie leicht aufklären. Die Maskerade, zu der Sie angezogen sind, ist nicht ein bloßer Scherz. Meine Frau hat im Namen der Prinzessinn den Pomberto um einen wichtigen Dienst ersucht, und Sie sollen die Dankbarkeit der Fürstinn gegen den beitragenden Mann ausdrücken.

Nichte (wie oben, in Verlegenheit). Ich soll ihm eine Rose geben.

Marquis. Eine würdige Belohnung für einen solchen Dienst! Denn zu nichts Geringerem hat sich die blinde Leidenschaft des Pomberto bereden lassen, als das schöne Halsband von den Hof-Juwelieren zu kaufen.

Nichte. Das Halsband?

Marquis. Das wir gestern so sehr bewunderten, als wir diesen Ring kauften.

Nichte. Es ist nicht möglich!

Marquis. So gewiß, daß ich schon einen Theil davon in der Tasche habe.

Nichte. Sie? Was soll Das heißen? — Man könnte horchen.

Marquis. So treten Sie hierher! (Er nähert sich der Gartenthür.) Ja, mein Kind! Der Pomberto besaß es kaum eine Viertelstunde; gleich war es in den Händen meiner Frau, um es der Prinzessinn noch heute Abend zu überliefern. Wie glücklich war das Weib in diesem Augenblick, und ich nicht weniger! Unbarmherzig brach sie die schöne Arbeit voneinander; es that mir im Herzen wehe, den kostbaren Schmuck so zerstört zu sehen, und ich konnte nur durch das herrliche Packetchen getröstet werden, das sie mir zu meiner Reise zubereitete. Ich habe wenigstens für hunderttausend Livres Steine in der Tasche. Ich geh' noch heute nach England ab, mache dort Alles zu Gelde, schaffe Silbergeschirr und Kostbarkeiten in Menge.

Nichte (welche bisher die größte Verlegenheit verbargen). Welche gefährliche Unternehmung!

Marquis. Wir müssen jetzt nicht sorgen, sondern wagen.

Nichte. Ich wünsche Ihnen Glück!

Marquis. Nein, Du sollst es mir bringen! Du sollst und mußt meine Reisegefährtinn sein.

Nichte. Sie wollen mich dieser Gefahr aussetzen?

Marquis. Die Gefahr ist weit größer, wenn Du zurückbleibst. Meine Frau ist verwegen genug, das Mährchen, so lang es nur leben will, durchzuspielen. — Bis der erste Zahlungs-Termin kommt, ja noch weiter, ist sie ziemlich sicher. Indeß kann ich Dich nicht hier lassen.

Nichte. Bedenken Sie —

Marquis. Ich weiß nicht, wie ich Dein Betragen erklären soll. Wär' es möglich, daß man mir schon Dein Herz entwendet hätte? — Nein, es ist nicht möglich! Du bist verlegen, aber nicht verändert. Laß Dich nicht etwa den anscheinenden Reichthum des Pomberto blenden: wir sind jetzt reicher als er, der in Kurzem sich in der größten Verlegenheit sehen wird. Ich habe Alles genau berechnet. Du mußt heute Nacht die Person der Prinzessinn noch vorstellen. — Es ist die Absicht meiner Frau, daß ich Euch hinausbegleiten und dann gleich weiter fahren soll. Ich nehme deßwegen einen besondern Wagen. Ist die Stadt vorbei, so erkläre ich der Marquise kurz und gut, daß Du mich begleitest. Du mußt ein wenig widerstehen; ich führe Dich mit Gewalt weg. Lärm darf sie nicht machen, aus Furcht, daß Alles verrathen wird. — Du hörst nicht zu; was ist Dir?

Nichte. Verzeihen Sie mir, — dieser Vorschlag — ich bin verwirrt — ich vernehme! Bedenken Sie, in welcher Lage wir die Tante zurücklassen!

Marquis. Sie wird sich schon helfen; sie ist klug genug. Sie hat diese Sache so weit gebracht, und wir verderben ihr Nichts an ihrem Plan. Genug, ich will, ich kann Dich nicht entbehren, und wenn Du je an meiner Liebe zweifeltest, so gehst Du nun, wie heftig sie ist! Ich werde Dich nicht hier lassen, so vielen Nachstellungen, so vielen Gefahren ausgesetzt; nicht acht Tage, so hab' ich Dich verloren. Die unsinnige Leidenschaft des Pomberto zur Fürstinn hält ihn nicht von andern Liebeshändeln zurück. Nur wenige Tage, und Du wirst unter dem Schleier seine Gebieterinn und ohne Schleier sein geheimstes Liebchen sein. Komm! — So habe ich es beschlossen, und davon laß ich nicht ab. (Er umarmt sie.) Du bist mein geworden, und Niemand soll Dich mir rauben! Meine Frau war mir niemals hinderlich, und wenn sie die Sixtine glücklich davon bringt, wird sie uns gern verzeihen. — Wie ist Dir? Du bist nicht bei Dir!

Nichte. Es ist um mich geschehen! Führen Sie mich, wohin Sie wollen.

Marquis. Wisse nur, es ist schon Alles

richtig. Unter einem andern Vorwande habe ich von Deinem Kammermädchen nur das Nothwendigſte zuſammenpacken laſſen. Es kommt auf wenige Tage an, ſo ſind wir neu und beſſer als jemals gekleidet. Wir wollen uns nicht mit altem Trödelwaare beſchweren.

(Er ſucht die Nichte ab, die ihm troſtlos folgt und nochmals zurück nach der Garderobe-Thür ſieht.)

Achter Auftritt.

Der Ritter (der auf dem Cabinet hervorgeht).

Was habe ich gehört, und in welchen Abgrund von Verrätherei und Nichtswürdigkeit habe ich hineingeblickt! Niemals konnte ich dieſe Menſchen achten, mit denen ich leben mußte! Oft waren ſie mir verdächtig; aber wenn man ſie bei mir ſolcher verruchten Handlungen wegen angeklagt hätte, ich hätte ſie gegen Jedermann in Schutz genommen. Nun verſtehe ich Dich, ſchöne Verführerinn, warum Du mich erſt morgen früh ſehen wollteſt! Gewiß war es ihr bekannt, daß der Marquis heute Nacht verreiſen ſolle; aber daß er ſie zwingen würde, mit ihm zu gehen, dachte ſie nicht. Sie glaubte gewiß, ſeine Neigung zu ihr ſei erloſchen, wie ihre Neigung zu ihm. O die Abſcheuliche, dieſe Unſchuld zu heucheln! — Wie ein himmliſcher Geiſt ſtand ſie vor uns, und die reinſten Weſen ſchienen durch ihren Mund zu ſprechen, indeß ſie, eines Liebhabers überdrüſſig, ſich nach Andern umſieht, und über die Zauberkugel weg nach den betrogenen Männern ſchielt, die ſie als ein himmliſches Weſen anbeten. Wie ſoll ich Das Alles zurechtlegen, was ich gehört habe? Was ſoll ich thun? Der Graf und die Marquiſe ſpinnen den unerhörteſten Betrug an. Um ihren ungeheuern Plan durchzuführen, wagen ſie es, den Namen einer vortrefflichen Fürſtinn zu mißbrauchen, ja ſogar ihre Geſtalt in einem ſchändlichen Poſſenſpiel nachzuäffen! Früher oder ſpäter wird ſich's entdecken; und die Sache endige ſich, wie ſie wolle, ſo muß ſie dem Fürſten und der Fürſtinn höchſt unangenehm ſein. Es leidet keinen Aufſchub. — Soll ich hingehen und dem betrogenen Domherrn die Augen eröffnen? Noch wäre es möglich, ihn zu retten! Das Halsband iſt zerſtückt; aber noch iſt der Marquis hier. Man kann ſie feſthalten, ihnen den Schmuck abnehmen, die Betrieger beſchämen und ſie in der Stille verjagen. — Gut, ich gehe. — Doch halt! — Das thue ich um des kalten, eigennützigen Weltmannes willen? Er wird mir danken, und für die Rettung aus der ungeheuern Gefahr mir ſeine Protection verſprechen, mir eine anſehnliche Charge zuſichern, ſobald er ſich wieder würde in Gunſt geſetzt haben. Dieſe Erfahrung macht ihn nicht klug: er wird dem erſten, beſten Betrieger ſich wieder in die Hände geben, ſich immer leidenſchaftlich, ohne Sinn, Verſtand und ohne Folge betragen; wird mich als einen Schmarotzer in ſeinem Hauſe dulden; wird bekennen, daß er mir Verbindlichkeiten habe, und ich werde vergebens auf eine reelle Unterſtützung warten, da es ihm, ungeachtet ſeiner ſchönen Einnahme, immer an baarem Gelde fehlt. — —

(Geht nachdenkend auf und nieder.)

Thörichter, beſchränkter Menſch! Und Du ſiehſt nicht ein, daß ſich hier der Weg zu Deinem Glücke öffnet, den Du ſo oft vergebens geſucht haſt? Mit Recht hat Dich heute der Domherr als einen Schüler verlacht, mit Recht der Graf Deine Gutmüthigkeit auf eine verruchte Weiſe mißbraucht! Du verdienteſt jene Lection, da Du nicht einmal durch ſie klüger geworden biſt. — Sie glaubten nicht, Dich zu ihrem Verderben zu unterrichten. — Wohl, ſo ſoll es ſein! Ich eile zu dem Miniſter. Er iſt eben auf dem Landhauſe, wohin dieſe Betrieger zuſammen in die Falle gehen. Sie ſind keiner Schonung werth. Es iſt eine Wohlthat für's menſchliche Geſchlecht, wenn ſie nach Verdienſt geſtraft werden, wenn man ſie außer Stand ſetzt, ihre Ränke weiter fort zu treiben. Ich eile, der Moment iſt entſcheidend! Werden ſie über der That ergriffen, ſo iſt Alles bewieſen. Die Steine, die der Marquis in der Taſche hat, zeugen wider ihn; es hängt von dem Fürſten ab, die Schuldigen zu behandeln, wie es ihm recht dünkt; und ich werde mit leeren Verſprechungen gewiß nicht hingehalten. Ich ſehe mein Glück mit dem Anbruche des Tages hervortreten! Hier iſt nicht ein Augenblick zu ſäumen! Fort, fort!

Fünfter Aufzug.

(Nacht.)

Ein Luſtgarten. Rechter Hand der Schauſpieler eine Laube.

Erſter Auftritt.

Der Graf. La Fleur.

La Fleur. Ich höre noch Niemanden. Es rührt ſich Nichts im ganzen Garten. Ich bin recht verlegen. Ich habe doch gewiß recht gehört.

Graf (mit anmaßlicher Bedeutung). Du haſt recht gehört.

La Fleur. Nun, wenn Sie es ſelbſt wiſſen, ſo iſt es beſſe beſſer; denn Sie können verſichert ſein, daß ich immer die Wahrheit ſage. Um dieſe Stunde wollte meine Herrſchaft hier in dieſem Garten ſein. Ich weiß nicht, was ſie vorhaben. Mit vier Pferden ſind ſie vor uns weggefahren, und ihr Wagen wird an der kleinen Thür ſtillhalten. Ich habe ſie deßwegen an der andern Seite anhängen laſſen. Ich vermuthe, der Domherr iſt auch hierher beſtellt.

Graf (wie oben). Warte. (Er hält ſeinen linken Finger an's Ohr.) Dieſer Ring ſagt mir, daß Du gewiſſer Maßen wahr redeſt.

La Fleur. Gewiſſer Maßen?

Graf. Ja. Das heißt: inſofern Du es ſelbſt wiſſen kannſt. Ich bin nicht allwiſſend; aber dieſer Ring ſagt mir immer, ob die Menſchen lügen, oder ob ſie ſich irren.

La Fleur. Wenn ich Ihnen rathen ſollte — doch Sie wiſſen ſchon, was das Beſte iſt.

Graf. Sprich nur; ich will ſchon ſehen, ob Du mir das Beſte räthſt.

La Fleur. Ich dächte, wir gingen ſachte dieſe dunkle Allee hinauf, und horchten immer im Gehen, ob wir nicht irgend Etwas kommen oder liſpeln hören.

Graf. Ganz recht. Gehe nur voraus und horche, ob der Weg ſicher iſt.

Zweiter Auftritt.

Der Graf (allein).

Ich begreif' es nicht — und nach allen Umſtänden, die dieſer Menſch angibt, iſt es höchſt wahrſcheinlich. Die Marquiſe beſtellt den Domherrn hier heraus; wär' es möglich, daß es ihr gelungen wäre, die Prinzeſſinn zu gewinnen, was ich immer für ein albernes Unternehmen, was ich für Lüge und Trug hielt? — Wenn ihr Das gelingt, was ſoll dann dem Menſchen nicht gelingen!

(Er geht von der linken Seite im Grunde ab.)

Dritter Auftritt.

Der Ritter, der Oberſt der Schweizer-Garde, ſechs Schweizer (kommen von der linken Seite auf den vordern Corridor).

Oberſt (der zuletzt der vorkommt, nach der Scene). Hier bleibt verſteckt und rührt Euch nicht eher, es mag ſich zutragen, was will, bis Ihr Waldhörner hört. In dem Augenblick, da ſie hineinſchweigen, faßt zu und nehmt gefangen, wen Ihr im Garten findet. (Zu den Schweizern, die auf dem Theater bleiben.) Ihr gebt auf das nämliche Signal Acht. Vier verbergen ſich bei der großen Pforte; laßt herein, es komme, wer will, aber Niemanden hinaus.

Ein Schweizer. Herein mögen ſie kommen, hinaus ſoll Keiner.

Oberſt. Und wer hinaus will, Den haltet feſt.

Schweizer. Wir wollen ſchon wacker anfaſſen.

Oberſt. Und wenn die Waldhörner ſchweigen, ſo bringt hierher, wen Ihr etwa angehalten habt. Zwei aber halten die Pforte beſetzt.

Schweizer. Ja, Herr Oberſt. Ich und mein Kamerad bringen Euch die Gefangenen, und der Michel und der Dusle bleiben bei der Pforte, daß nicht etwa ein Anderer hinausſchlüpfet.

Oberſt. Geht nur, Kinder, geht; ſo iſt's recht!

(Die vier Schweizer gehen ab.)

Oberſt. Ihr Beiden tretet etwa zehn Schritte von hier in's Gebüſch; das Uebrige wißt Ihr.

Schweizer. Gut!

Oberſt. So, Ritter, wären unſere Poſten alle beſetzt. Ich zweifle, daß uns Einer entgeht. Wenn ich lügen ſoll, ſo glaube ich, wir werden hier auf dieſem Platze den beſten Fang thun.

Ritter. Wie ſo, Herr Oberſt?

Oberſt. Da von Liebeshändeln die Rede iſt, ſo werden ſie dieſes Plätzchen gewiß ausſuchen. In dem übrigen Garten ſind die Alleen zu gerade, die Plätze zu licht; dieſes Buſchwerk, dieſe Lauben ſind für die Schalkheiten der Liebe dicht genug zuſammengewachſen.

Ritter. Ich bin recht in Sorgen, bis Alles vorüber iſt.

Oberſt. Unter ſolchen Umſtänden ſollte es einem Soldaten erſt recht wohl werden.

Ritter. Ich wollte als Soldat lieber an einem gefährlichen Poſten ſtehen. Sie werden mir es nicht verdenken, daß es mir ganz um das Schickſal dieſer Menſchen iſt, wenn ſie gleich nichtswürdig genug ſind, und meine Abſicht ganz löblich war.

Oberſt. Sein Sie ruhig! Ich habe Befehl vom Fürſten und vom Miniſter, die Sache in der Kürze abzuthun; man verläßt ſich auf mich. Und der Fürſt hat ſehr recht. Denn wenn es Händel gibt, wenn die Geſchichte Aufſehen macht, ſo denken doch die Menſchen von der Sache, was ſie wollen; und es iſt alſo immer beſſer, man thut ſie im Stillen ab. Deſto größer wird auch Ihr Verdienſt, lieber junger

Mann, das gewiß nicht unbelohnt bleiben wird! Mich dünkt, ich höre was; lassen Sie uns bei Seite treten.

Vierter Auftritt.

Die Marquise. Der Marquis. Die Nichte.

Die Marquise (zum Moroniе, der nur eben hervortritt). Bleiben Sie nur immer in diesem Gebüsch und halten Sie sich still. Ich trete gleich wieder zu Ihnen.

Der Marquis (tritt zurück).

Marquise. Hier, liebes Kind, ist die Laube; hier ist die Rose; das Uebrige wissen Sie.

Nichte. O, liebste Tante, verlassen Sie mich! Handeln Sie menschlich mit mir; bedenken Sie, was ich Ihnen zu Liebe thue, was ich Ihnen zu Gefallen wage!

Marquise. Wir sind bei Ihnen, mein Kind; nur Muth! Es ist keine Gefahr; in fünf Minuten ist Alles vorüber.

(Die Marquise tritt ab.)

Nichte (allein). O Gott, was hilft es, daß eine tiefe Nacht die Schuld bedeckt? Der Tag bewillkommt eine jede gute That, die im Stillen geschah, und zeigt ein ernstes, fürchterliches Gesicht dem Verbrecher.

Fünfter Auftritt.

Die Nichte. Der Domherr.

Die Nichte (setzt sich in die Laube und hält die Rose in der Hand).

Der Domherr (der von der entgegengesetzten Seite auf dem Grunde des Theaters hervorkommt). Eine tiefe Stille weissagt mir meine nahe Glückseligkeit. Ich vernehme keinen Laut in diesen Gärten, die sonst durch die Gunst des Fürsten allen Spaziergängern offen stehen, und bei schönen Abenden oft von einem einsamen, unglücklich Liebenden, öfter von einem glücklichen, treuen Paar besucht werden. O, ich danke Dir, himmlisches Licht, daß Du Dich heute in einen stillen Schleier hüllest! Du erfreuest mich, rauher Wind; Du drohende, trübe Regenwolke, daß Ihr die leichtsinnigen Gesellschaften verscheuchet, die in diesen Gängen oft umsonst hin und wieder schwärmen, die Lauben mit Gelächter füllen, und ohne eigenen Genuß Andere an den süßesten Vergnügungen stören! O Ihr schönen Bäume, wie scheint Ihr mir seit den wenigen Stunden gewachsen, seit mich der traurige Bann von Euch entfernte! Ich sehe Euch nun wieder, sehe Euch mit den schönsten Hoffnungen wieder, und meine Träume, die mich einst in Euern jungen Schatten beschäftigten, werden nunmehr erfüllt. Ich bin der Glücklichste von allen Sterblichen!

Marquise (die wieder zu ihm tritt). Sind Sie es, Domherr? Nähern Sie sich, nähern Sie sich Ihrem Glück! Sehen Sie dort in der Laube?

Domherr. O, ich bin auf dem Gipfel der Seligkeit!

Die Marquise (tritt zurück).

Domherr (tritt an die Laube und wirft sich der Nichte zu Füßen). Anbetungswürdige Sterbliche, erste der Frauen! Lassen Sie mich zu Ihren Füßen verstummen; lassen Sie mich auf dieser Hand meinen Dank, mein Leben aushauchen!

Nichte. Mein Herr —

Domherr. Oeffnen Sie mir nicht Ihre Lippen, Göttliche! Es ist an Ihrer Gegenwart genug! Verschwinden Sie mir wieder, ich habe Jahre lang an diesem glücklichen Augenblicke zu genießen. Die Welt ist voll von Ihrer Vortrefflichkeit; Ihre Schönheit, Ihr Verstand, Ihre Tugend entzücken alle Menschen. Sie sind wie eine Gottheit; Niemand naht sich ihr, als um sie anzubeten, als um das Unmögliche von ihr zu bitten. Und so bin ich auch hier, meine Fürstinn —

Nichte. O, stehen Sie auf, mein Herr —

Domherr. Unterbrechen Sie mich nicht. So bin ich auch hier; aber nicht um zu bitten, sondern um zu danken, für das göttliche Wunder zu danken, womit Sie mein Leben retteten.

Nichte (indem sie aufsteht). Es ist genug!

Domherr (kniend und sie zurückhaltend). Ja wohl der Worte genug, der Worte schon zu viel! Vergeben Sie! Die Götter selbst verzeihen, wenn wir mit Worten umständlich bitten, ob sie gleich unsere Bedürfnisse, unsere Wünsche lange schon kennen. Vergeben Sie meinen Worten! Was hat der arme Mensch Besseres als Worte, wenn er Das hingeben möchte, was ihm ganz zugehört? Sie geben den Menschen viel, erhabene Fürstinn; kein Tag, der nicht durch Wohlthaten ausgezeichnet wäre; aber ich darf mir in diesem glücklichen Augenblicke sagen, daß ich der Einzige bin, der Ihre Huld in diesem Grade erfährt, der sich sagen kann: Sie bezeigt Dir Vergebung auf eine Weise, die Dich höher erhebt, als Du jemals tief fallen konntest. Sie kündigt Dir Ihre Gnade an auf eine Art, die Dir ein ewiges Pfand dieser Gesinnungen ist; sie macht Dein Glück, sie befestigt's, sie verewigt's, Alles in einem Augenblick! —

Nichte (macht eine Bewegung, [illegible] die den

Domherrn nöthigt, aufzustehen). Entfernen Sie sich; man kommt! Wir sehen uns wieder.

(Sie hat ihm, indem er aufstand, die Hand gereicht, und läßt ihm, da sie sich zurechtrückt, die Aerte in den Händen.)

Domherr. Ja, nun will ich eilen; ich will scheiden, will dem brennenden Verlangen widerstehen, das mich zur größten Verwegenheit treibt.

(Er nahet sich ihr mit heftigkeit und tritt gleich wieder zurück.)

Nein, befürchten Sie Nichts! Ich gehe; aber lassen Sie mich es aussprechen, denn es hängt doch nur mein künftiges Leben von Ihren Winken ab. Ich darf Alles bekennen, weil ich Macht genug über mich selbst habe, diesem glücklichen Augenblick hier gleichsam zu trotzen. Verbannen Sie mich auf ewig von Ihrem Angesicht, wenn Sie mir die Hoffnung nehmen, jemals in diesen Armen von allen verdienten und unverdienten Qualen auszuruhen. Sagen Sie ein Wort. (Sie bei der Hand fassend.)

Nichte (ihm die Hände drückend). Alles, Alles; nur jetzt verlassen Sie mich!

Domherr (auf ihren Händen ruhend). Sie machen mich zum glücklichsten Menschen; gebieten Sie unumschränkt über mich.

(Es lassen sich in der Ferne zwei Waldhörner hören, die eine höchst angenehme Cadenz mit einander ausführen. Der Domherr ruht indessen auf den Händen der Nichte.)

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Die Marquise. Der Marquis. Hernach der Oberste der Schweizer-Garde. Schweizer.

Marquise (zwischen die Beiden hineintretend). Eilen Sie, mein Freund, entfernen Sie sich; ich habe ein Geräusch gehört; Sie sind keinen Augenblick sicher. Man könnte die Prinzessinn im Schlosse vermissen; eilen Sie, wir müssen weg.

Domherr (sich losreißend). Ich muß, ich will hinweg. Leben Sie wohl, lassen Sie mich keine Ewigkeit schmachten.

(Er geht schnell nach der linken Seite des Grundes.)

Marquise. Nun folgen Sie mir, Nichte. Leben Sie wohl, Marquis; machen Sie Ihre Sachen gut; Sie sollen Ihre Frau — Ihre Freundinn bald wieder sehen. Umarmen Sie ihn zum Abschied, Nichte.

Marquis (umarmt die Nichte und zieht sie auf seine Seite herüber). Hierher, schönes Kind; kommen Sie mit mir; vor jener Thüre steht mein Wagen.

Nichte (zaudernd). O Gott, was will Das werden!

Marquise (nach der Nichte greifend). Was heißt Das, Marquis, sind Sie toll?

Marquis. Machen Sie keinen Lärm; das Mädchen ist mein. Lassen Sie mir dieses Geschöpf, in das ich rasend verliebt bin, und ich verspreche Ihnen dagegen, Alles treulich auszurichten, was Sie mir aufzutragen haben. Ich gehe nach England, besorge Ihre Geschäfte; wir erwarten Sie dort und wollen Sie wohl und herrlich empfangen; aber lassen Sie mir das Mädchen.

Marquise. Es ist nicht möglich! Folgen Sie mir, Nichte. Was sagen Sie zu der Verwegenheit meines Mannes? Reden Sie! Sind Sie mit ihm einverstanden?

Nichte (zaudernd). Meine Tante —

Marquis (sie unterbrechend). Gestehen Sie es ihr; keine Verstellung! Es ist abgeredet! Kommen Sie! Keinen Widerstand, oder ich mache Lärm; und bin in diesem Augenblicke meiner Verzweiflung fähig, uns Alle zu verrathen.

Marquise. Entsetzlich! Entsetzlich! Ich bin zu Grunde gerichtet.

(Die Waldhörner schweigen auf einmal, nachdem sie ein lebhaftes Stück geblasen.)

Oberst (der den Domherrn zurückdrängt, und dem zwei Schweizer folgen). Hierher, mein Herr, hierher!

Domherr. Was unterstehen Sie sich? Dieser Spaziergang ist einem Jeden freigegeben.

Oberst. Jedem Spaziergänger, nicht dem Verbrecher! Sie entkommen nicht; geben Sie sich gutwillig.

Domherr. Glauben Sie, daß ich unbewaffnet bin?

(Er greift in die Tasche und zieht ein Terzerol hervor.)

Oberst. Stecken Sie Ihr Terzerol ein. Sie können nach mir schießen; aus dem Garten kommen Sie nicht. Alle Zugänge sind besetzt. Es kommt Niemand hinaus. Ergeben Sie sich in das Schicksal, dem Sie muthwillig entgegenrannten.

Marquise (die indessen aufmerksam geworden ist und gehorcht hat). Welch ein neuer, unerwarteter Auftritt! Kommt auf diese Seite! Wenn wir nicht einig sind, gehen wir miteinander zu Grunde.

(Die Marquise, der Marquis, die Nichte wollen sich auf die Seite zurückziehen, wo sie hereingekommen sind, es treten ihnen zwei Schweizer in den Weg.)

Marquise. Wir sind zu Grunde gerichtet!

Marquis. Wir sind verrathen!

Nichte. Ich bin verloren!

Domherr (der in diesem Augenblick neben die Nichte zu stehen kommt). O Gott!

Oberst. Niemand gehe von der Stelle! Sie sind alle meine Gefangene.

Zu zwey.

Das ist euer Bild, ihr Götter!
Sehet, Götter, euer Bild!

Sie gehen nach dem Grunde des Theaters, als wenn sie abtreten wollten, und machen eine Pause. Dann scheinen sie sich zu besinnen, und kommen, gleichsam spazierengehend, wieder hervor.

Rosa.

Doch laß uns auch an unsre Freundinn denken.
Ich sehe sie am Fenster nicht, auch nicht
Auf der Terrasse. Bleibt die Arme wohl
An diesem schönen Tage still bey sich
Verschlossen? oder wandelt sie im Walde
Gedankenvoll, betrübt, allein?

Valerio.

Sie ist
Wohl zu beklagen. Seit der gute Jüngling,
Der sie so sehr geliebt, und dem sie selbst
Sich heimlich widmete,
Durch Kälte, scheinende Verachtung viel
Gequält, zuletzt es nicht mehr trug und fort
In alle Welt, Gott weiß wohin, entfloh;

Domherr (auf die Nichte deutend). Auch Diese?

Oberſt. Gewiß!

Domherr. Mein Unglück iſt ſo groß, daß ich es in dieſem Augenblick nicht überdenken kann.

Oberſt. Nicht ſo groß, als Ihre Unbeſonnenheit.

Domherr. Ich will jeden Vorwurf ertragen, Alles, was mir eine beleidigte Gerechtigkeit von Strafen auferlegen kann; ich folge Ihnen, ſchleppen Sie mich in einen Kerker, wenn es Ihnen befohlen iſt: nur verehren Sie dieß überirdiſche Weſen! Verbergen Sie, was Sie geſehen haben; läugnen Sie, erfinden Sie. Sie thun dem Fürſten einen größern Dienſt, als mit der traurigen, ſchrecklichen Wahrheit, daß ſeine Tochter, ſeine einzig geliebte Tochter —

Oberſt. Ich kenne meine Pflicht. Ich ſehe hier nur meine Gefangene; ich kenne nur meine Ordre und werde ſie vollziehen.

Marquiſe. Wohin!

Marquiſe. O, warum mußte ich mit hierherkommen!

Nichte. Meine Furcht war gegründet!

Domherr. So bin ich denn der unglücklichſte aller Menſchen! Was hat man im Sinn? Iſt's möglich! Was kann der Fürſt gegen das Liebſte beginnen, das er auf der Welt hat? — Meine Gebieterinn — meine Freunde — ich bin's, der Euch unglücklich macht! O, warum muß ich leben, warum ſo lieben? Warum verfolgte ich nicht den Gedanken, der mir mehr als ein Mal einkam, in einem fremden Lande meine Zärtlichkeit, meine Ehrbegier an andern Gegenſtänden abzuſtumpfen? Warum floh ich nicht? Ach, warum ward ich immer wieder zurückgezogen? Ich möchte Euch Vorwürfe machen; ich möchte mich ſchelten, mich haſſen; und doch, wenn ich mich in dieſem Augenblicke anſehe, ſo kann ich nicht wünſchen, daß es anders ſein möchte. Ich bin immer noch der Glückſeligſte mitten im Unglück!

Oberſt. Endigen Sie, mein Herr; denn es iſt Zeit, und hören Sie mich an.

Domherr. Ja, ich will; aber zuerſt entlaſſen Sie unſere Gebieterinn. Wie? Sie ſollte hier in Nacht und Thau ſtehen und das Urtheil eines Unglücklichen anhören, an dem ſie Theil nimmt? Nein, ſie kehre zurück in ihre Zimmer, ſie bleibe nicht länger den Augen dieſer Kerchte ausgeſetzt, die ſich über ihre Beſchämung freuen. Eilen Sie, eilen Sie, meine Fürſtinn! Wer kann ſich Ihnen widerſetzen? Und dieſer Mann, der mich gefangen halten darf; dieſe Coloſſen, die mir ihre Hellebarden entgegenſetzen, ſind Ihre Diener. Gehen Sie, leben Sie wohl! Wer will Sie aufhalten? Aber vergeſſen Sie nicht eines Mannes, der endlich zu Ihren Füßen liegen konnte, der endlich Ihnen betheuern durfte, daß Sie ihm Alles in der Welt ſind. Sehen Sie noch einen Augenblick auf ſeine Qual, auf ſeine Wehmuth, und dann überlaſſen Sie ihn dem grauſamen Schickſal, das ſich gegen ihn verſchworen hat.

(Er wirft ſich der Nichte zu Füßen, die ſich auf die Marquiſe lehnt. Der Marquis ſteht dabei in einer verlegenen Stellung, und ſie machen auf der rechten Seite des Theaters eine ſchöne Gruppe, in welcher die zwei Schweizer nicht zu vergeſſen ſind. Der Oberſt und zwei Schweizer ſtehen an der linken Seite.)

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Der Graf.

Graf (den zwei Schweizer mit den umgekehrten Hellebarden vor ſich hertreibend). Ich ſag' Euch, daß Ihr Euere Grobheit zeitlebens zu büßen haben werdet! Mir ſo zu begegnen, dem Größten aller Sterblichen! Wißt, ich bin Conte di Roſtro, di Roſtro impudente, ein ehrſamer, überall verehrter Fremder, ein Meiſter aller geheimen Wiſſenſchaften, ein Herr über die Geiſter —

Schweizer. Bring' Er das unſerm Oberſten vor; Der verſteht das Wälſche. Sieht Er, und wenn Er nicht geradezu geht, ſo werden wir Ihn rechts und links in die Rippen ſtoßen und Ihm den Weg weiſen, wie's uns befohlen iſt!

Graf. Habt Ihr Leute denn gar keine Vernunft?

Schweizer. Die hat Der, der uns commandirt. Ich ſag's Ihm, geh' Er geradezu, ganz gerade dahin; da ſteht unſer Oberſter.

Graf (gebieteriſch). Wagt es nicht, mich anzurühren!

Domherr (der auf die Stimme des Grafen zu ſich kommt und aufſteht). Ja, da erwartete ich Dich, großer Cophta, würdiger Meiſter, Erhabenſter unter allen Sterblichen! So ließeſt Du Deinen Sohn faſſen, um ihn durch ein Wunder wieder zu erheben. Wir ſind Dir Alle auf ewig verpflichtet. Ich brauche Dir nicht zu geſtehen, daß ich dieſes Abenteuer hinter Deinem Rücken unternahm. Du weißt, was geſchehen iſt; Du weißt, wie unglücklich es ablief; ſonſt wärſt Du nicht gekommen. In dieſer einzigen Erſcheinung, großer Cophta, verbindeſt Du mehr edle Seelen, als Du vielleicht auf Deiner langen Wallfahrt auf Erden beiſammen geſehen haſt! Hier ſteht ein Freund vor Dir, vor wenig Augenblicken der glücklichſte, jetzt der unglücklichſte aller Menſchen; hier eine Dame, des ſchönſten Glückes werth; hier Freunde, die, das Mögliche und Unmögliche zu wirken, mit der lebhafteſten Theilnahme verſuchten. Es iſt was

Unglaubliches geſchehen. Wir ſind hier beiſammen, und wir leiden nur aus Mißtrauen gegen Dich. Hätteſt Du die Zuſammenkunft geführt, hätte Deine Weisheit, Deine Macht die Umſtände gefügt —

(Einen Augenblick nachdenkend und mit Entſchloſſenheit fortfahrend.)

Nein, ich will Nichts ſagen, Nichts wünſchen; denn wäre Alles gegangen, wie es abgeredet war, Du hätteſt nicht Gelegenheit gehabt, Dich in Deinem Glanze ſehen zu laſſen, gleichſam als ein Gott aus einer Maſchine herunterzuſteigen und unſere Verlegenheit zu endigen.

(Er nahet ſich ihm vertraulich und lächelnd.)

Was beſchließen Sie, mein Freund? Sehen Sie, ſchon ſtehen unſere Wächter wie betäubt; nur ein Wort von Ihnen, ſo fallen ſie in einen Schlummer, in dem ſie Alles vergeſſen, was geſchah; und wir begeben uns inzwiſchen glücklich hinweg. Geſchwind, mein Freund, drücken Sie mich an Ihre Bruſt, verzeihen Sie mir, und retten Sie mich!

Graf (gravitätiſch ihn umarmend). Ich verzeihe Dir!

(Zu dem Oberſten.)

Wir werden zuſammen ſogleich von hier wegfahren.

Oberſt (lächelnd). O ja! Recht gern!

Domherr. Welch ein Wunder!

Marquiſe (zum Marquis). Was ſoll Das heißen? Wenn Der uns noch rettete!

Marquis. Ich fange an, zu glauben, daß er ein Hexenmeiſter iſt.

Oberſt. Ich brauche dieſe Reden nicht weiter anzuhören; ich weiß nur ſchon zu klar, mit wem und was ich zu thun habe.

(Gegen die Scene gekehrt.)

Treten Sie nur auch herein, junger Mann; Sie haben mich lange genug allein gelaſſen.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Der Ritter.

Ritter. Ja, hier bin ich, die Abſcheulichen zu beſchämen und die Thoren zu bedauern!

Die Uebrigen (außer dem Oberſten). Was ſoll Das heißen? Der Ritter! Entſetzlich! Es iſt nicht möglich!

Ritter. Ja, ich bin hier, um gegen Euch Alle zu zeugen.

Nichte. Daran bin ich allein Schuld.

Domherr. Was ſoll Das heißen? Ich werde wahnſinnig!

Oberſt. Sie kennen alſo dieſen Mann? Hier geht Alles natürlich zu, außer daß Dieſer in ſolcher Geſellſchaft ehrlich geblieben iſt. Er hat Euere Schelmereien beobachtet; er hat ſie dem Fürſten entdeckt, und ich habe den Auftrag, zu unterſuchen und zu ſtrafen. (Zum Domherrn.) Inſonderheit alſo, damit Sie einſehen, auf welchem Wege man ſie bisher geführt, von wem Sie geführt werden, wie ſehr Sie betrogen ſind, ſo erkennen Sie doch endlich das Phantom, womit man dieſen Abend unſere Fürſtinn geäffert hat.

(Er hebt der Nichte den Schleier vom Geſicht.)

Domherr (erkennt ſie und drückt pantomimiſch ſein Entſetzen aus).

Ritter. Wie die Fürſtinn, ſo die Geiſter! Solchen Menſchen vertrauten Sie!

Domherr. Auch Ihnen vertraute ich, und Sie, merke ich, haben mich zu Grunde gerichtet.

Oberſt. Dieſe Nichtswürdigen haben ſich Ihrer Schwäche bedient und Sie zu den ſtrafwürdigſten Unternehmungen angefeuert. Was können Sie erwarten?

Domherr. Herr Oberſt —

Oberſt. Beruhigen Sie ſich, und erfahren Sie zuvörderſt, daß der Fürſt edel genug denkt, um auch dieß Mal Ihren Leichtſinn, Ihren Frevel mit Gelindigkeit zu beſtrafen. Was ſag' ich, beſtrafen? Er will vielmehr den zweiten Verſuch machen, ob es möglich ſei, Sie zu beſſern, Sie der großen Ahnherren würdig zu machen, von denen ſie abſtammen. Ihre Entfernung vom Hofe, die nun zwei Jahre dauert, hat Ihnen wenig genutzt. Ich kündige Ihnen an, daß Sie frei ſind, aber nur mit der Bedingung, daß Sie binnen acht Tagen das Land verlaſſen, unter dem Vorwande, als wenn Sie eine große Reiſe zu thun Willens wären. Mit Ihrem Oheim, den der Fürſt beſonders ſchätzt, dem er vertraut, wird Alles abgeredet und eingerichtet werden. Sie können frei in Ihrem Wagen zurücklehnen, wenn Sie nur erſt unterrichtet ſind, wie es mit dem gefährlichen Juwelen-Handel ausſieht, in den Sie ſich eingelaſſen haben.

Domherr. Was muß ich erfahren! Was muß ich erleben!

Oberſt (zu dem Marquis). Geben Sie zuvörderſt die Juwelen heraus, die Sie in der Taſche haben.

Marquis. Die Juwelen? Ich weiß von keinen!

Ein Schweizer. Er hat da was erſt in den Buſch geworfen. Es muß nicht weit liegen.

(Man ſucht und bringt das Käſtchen hervor, das man dem Oberſten überreicht.)

Oberſt. Läugnet nicht weiter! Es iſt Alles am Tage. (Zur Marquiſe.) Wo ſind die übrigen Steine? Geſtehen Sie nur! Sie kommen nicht wieder nach Hauſe, und zu Hauſe bei Ihnen

iſt in dieſem Augenblicke Alles verſiegelt. Verdienen Sie die Gelindigkeit, mit der man Sie zu behandeln gedenkt.

Marquiſe. Hier ſind ſie. (Das Schmuckkäſtchen hervorbringend.) So dacht' ich ſie nicht loszuwerden.

Oberſt (zum Domherrn). Man wird dieſe Juwelen den Hof-Juwelieren wieder zuſtellen, und Ihre Verbindlichkeit dagegen einlöſen. Die falſche Unterſchrift der Prinzeſſinn werden Sie dagegen zurücklaſſen. Ich halte Sie nicht weiter auf, Sie können gehen.

Domherr. Ja, ich gehe. Sie haben mich beſchämt geſehen; aber glauben Sie nicht, daß ich erniedrigt bin. Meine Geburt gibt mir ein Recht auf die erſten Bedienungen im Staate; dieſe Vorzüge kann mir Niemand nehmen; und noch weniger wird man mir die Leidenſchaft aus dem Herzen reißen, die ich für meine Furſtinn empfinde. Sagen Sie es ihr, wie glücklich mich dieſes Phantom gemacht hat; ſagen Sie ihr, daß alle Demüthigungen Nichts gegen den Schmerz ſind, mich noch weiter von ihr entfernen zu müſſen; in ein Land zu gehen, wo ich ſie nicht mehr auch nur im Vorüberfahren erblicken werde; aber ihr Bild und die Hoffnung werden nie aus meinem Herzen kommen, ſo lange ich lebe. Sagen Sie ihr Das. Euch Uebrige verachte ich. Ihr waret geſchäftig um meine Leidenſchaft, wie Käfer um einen blühenden Baum; die Blätter knuttet Ihr verzehren, daß ich mitten im Sommer wie ein dürres Reis daſtehe; aber die Aeſte, die Wurzeln mußtet Ihr unangetaſtet laſſen. Schwärmt hin, wo Ihr wieder Nahrung findet!

(Der Domherr geht ab.)

Oberſt. Die Uebrigen werden unter guter Bedeckung ganz in der Stille auf eine Grenzfeſtung gebracht, bis man hinlänglich unterſucht hat, ob ihre Schelmſtreiche nicht vielleicht noch weiter um ſich gegriffen haben. Findet ſich's, daß ſie in weiter keine Händel verwickelt ſind, ſo wird man ſie in der Stille des Landes verweiſen, und ſo von dieſem betriegeriſchen Volke ſich befreien. Es ſind eben Vier, ein Wagen voll. Fort mit ihnen! Man begleite ſie bis an das große Thor, wo ein Fuhrwerk ſteht, und übergebe ſie dort den Dragonern.

Nichte. Wenn ein unglückliches Mädchen von einem ſtrengen Urtheilſpruch noch auf Gnade ſich berufen darf, ſo hören Sie mich an. Ich unterziehe mich jeder Strafe; nur trennen Sie mich von dieſen Menſchen, die meine Verwandte ſind, ſich meine Freunde nannten und mich in das tiefſte Elend geſtürzt haben. Verwahren Sie mich, entfernen Sie mich; nur haben Sie Barmherzigkeit, bringen Sie mich in ein Kloſter!

Ritter. Was höre ich?

Oberſt. Iſt es Ihr Ernſt?

Nichte. O, hätte dieſer Mann geglaubt, daß meine Geſinnungen aufrichtig ſeien, ſo wären wir Alle nicht, wo wir ſind. Ritter, Sie haben nicht edel gehandelt! Durch meine Unvorſichtigkeit, durch einen Zufall haben Sie das Geheimniß erfahren. Wären Sie der Mann geweſen, für den ich Sie hielt, Sie hätten dieſen Gebrauch nicht davon gemacht; Sie hätten den Domherrn unterrichten, die Juwelen beiſchaffen und ein Mädchen retten können, das nun unwiederbringlich verloren iſt. Es iſt wahr, man wird Sie für dieſen Dienſt belohnen: unſer Unglück wird ein Capital ſein, von dem Sie große Renten ziehen. Ich verlange nicht, daß Sie im Genuß der fürſtlichen Gunſt, der einträglichen Stellen, in deren Beſitz Sie ſich bald befinden werden, an die Thränen eines armen Mädchens denken ſollen, deren Zutraulichkeit Ihnen Gelegenheit gab, zu horchen. Aber brauchen Sie jetzt, da Sie ein bedeutender Mann bei Hofe ſind, Ihren Einfluß, Das zu bewirken, warum ich Sie bat, da Sie noch Nichts hatten, wenigſtens zeigten, als Geſinnungen, die ich ehren mußte. Erlangen Sie von dieſem ernſthaften, würdigen Manne nur, daß ich nicht mit dieſer Geſellſchaft weggebracht werde; daß meine Jugend in einem fremden Lande nicht größern Erniedrigungen ausgeſetzt werde, als ich in dieſem leider ſchon dulden mußte. — (Zum Oberſten.) Ich bitte, ich beſchwöre Sie, mein Herr: wenn Sie eine Tochter haben, an der Sie Freude zu erleben wünſchen, ſo ſchicken Sie mich fort; aber allein! Verwahren Sie mich; aber verbannen Sie mich nicht!

Oberſt. Sie rühret mich!

Ritter. Iſt es Ihr Ernſt?

Nichte. O, hätten Sie es früher geglaubt!

Oberſt. Ich kann Ihren Wunſch erfüllen; ich gehe in Nichts von meiner Inſtruction ab.

Nichte. Ja, Sie erfüllen ganz Ihre Inſtruction, wenn die Abſicht iſt, wie es ſcheint, dieſen verwegenen Handel im Stillen beizulegen. Verbannen Sie mich nicht, ſchicken Sie mich in kein fremdes Land; denn die Neugierde wird rege werden. Man wird die Geſchichte erzählen; man wird ſie wiederholen; man wird fragen: „Wie ſieht das abenteuerliche Mädchen aus? Sie ſoll, ſie muß der Prinzeſſinn gleichen, ſonſt hätte die Fabel nicht können erfunden, nicht geſpielt werden. Wo iſt ſie? Man muß ſie ſehen, man muß ſie kennen!“ — O Ritter, wenn ich ein Geſchöpf war, wie Sie dachten, ſo wäre der gegenwärtige Fall für mich erwünſcht genug, und ich brauchte keine Ausſtattung weiter, um in der Welt mein Glück zu machen.

Oberſt. Hiermit ſei es genug! Begleitet jene Drei an den Wagen; der Officier, dem Ihr ſie übergebt, weiß ſchon das Weitere.

Marquis (leiſe zur Marquiſe). Es iſt nur von Verbannung die Rede. Wir wollen demüthig abziehen, um das Uebel nicht ärger zu machen.

Marquiſe. Muth und Verdruß kochen mir im Herzen; nur die Furcht vor einem größern Uebel hält mich ab, ihr Luft zu machen.

Oberſt. Nun fort!

Marquiſe. Bedenken Sie, Herr Oberſt, und laſſen Sie den Fürſten bedenken, welches Blut in meinen Adern fließt, daß ich ihm verwandt bin, und daß er ſeine eigene Ehre verletzt, wenn er mich erniedrigt!

Oberſt. Das hätten Sie bedenken ſollen! Gehen Sie! Schon hat man dieſe noch lange nicht erwieſene Verwandtſchaft zu Ihrem Vortheil mit in Anſchlag gebracht.

Graf. Mein Herr, Sie vermiſchen mit dieſem Geſindel einen Mann, der gewohnt iſt, überall ehrenvoll behandelt zu werden.

Oberſt. Gehorchen Sie!

Graf. Es iſt mir unmöglich!

Oberſt. So wird man Sie's lehren.

Graf. Ein Reiſender, der überall, wo er hinkommt, Wohlthaten verbreitet — —

Oberſt. Es wird ſich zeigen.

Graf. Dem man, wie einem Schutzgeiſt, Tempel bauen ſollte —

Oberſt. Es wird ſich finden.

Graf. Der ſich als Groß-Cophta legitimirt hat —

Oberſt. Wodurch?

Graf. Durch Wunder.

Oberſt. Wiederholen Sie eins und das andere; rufen Sie Ihre Geiſter herbei, laſſen Sie ſich befreien!

Graf. Ich achte Euch nicht genug, um meine Macht vor Euch ſehen zu laſſen.

Oberſt. Groß gedacht! So unterwerfen Sie ſich dem Befehl.

Graf. Ich thue es, meine Langmuth zu zeigen; aber bald werde ich mich offenbaren. Ich werde Ihrem Fürſten ſolche Geheimniſſe melden, daß er mich im Triumphe zurückholen ſoll; und Sie werden vor dem Wagen veranreiten, in dem der Groß-Cophta verherrlicht zurückkehren wird.

Oberſt. Das wird ſich Alles finden; nur heute kann ich Sie unmöglich begleiten! Fort mit ihnen!

Schweizer. Fort, ſagt der Oberſt; und wenn Ihr nicht geht, ſo werdet Ihr unſere Hellebarden fühlen.

Graf. Ihr Elenden, Ihr werdet bald vor mir in's Gewehr treten.

Die Schweizer (ſchlagen auf ihn los). Will Er das letzte Wort haben?

(Die Schweizer mit den drei Perſonen ab.)

Oberſt (zur Nichte). Und Sie ſollen noch heute Nacht in das Frauenkloſter, das keine Viertelſtunde von hier liegt. Wenn es Ihr Ernſt iſt, ſich von der Welt zu ſcheiden, ſo ſollen Sie Gelegenheit finden.

Nichte. Es iſt mein völliger Ernſt. Ich habe keine Hoffnung mehr auf dieſer Welt. (Zum Ritter.) Aber Das muß ich Ihnen noch ſagen, daß ich meine erſte, lebhafte Neigung mit in die Einſamkeit nehme — die Neigung zu Ihnen.

Ritter. Sagen Sie Das nicht!; ſtrafen Sie mich nicht ſo hart. Jedes Ihrer Worte verwundet mich tief. Ihr Zuſtand iſt gegen den meinigen zu beneiden. Sie können ſagen: „Man hat mich unglücklich gemacht"; und welchen unerträglichen Schmerz muß ich empfinden, wenn ich mir ſage: Auch Dich zählt ſie unter die Menſchen, die zu ihrem Verderben mitwirkten? O, vergeben Sie mir! Vergeben Sie einer Leidenſchaft, die, durch einen unglückſeligen Zufall mit ſich ſelbſt uneins, Das verletzte, was ihr noch vor wenig Augenblicken das Liebſte, das Werthe auf der Welt war! Wir ſollen uns trennen! Unausſprechlich iſt die Qual, die ich in dieſem Zuſtand empfinde. Erkennen Sie meine Liebe und bedauern Sie mich! O, daß ich nicht meiner Empfindung folgte und nach der zufälligen Entdeckung gleich zum Domherrn eilte! Ich hätte mir einen Freund, eine Geliebte erworben, und ich hätte mein Glück mit Freuden genießen können. Es iſt Alles verloren.

Oberſt. Faſſen Sie ſich!

Nichte. Leben Sie wohl! Dieſe letzten, tröſtlichen Worte werden mir immer gegenwärtig bleiben. (Zum Oberſten.) Ich ſehe an Ihren Augen, daß ich ſcheiden ſoll. Möge Ihre Menſchlichkeit belohnt werden!

(Sie geht mit der Wache ab.)

Oberſt. Das arme Geſchöpf dauert mich! Kommen Sie! Alles iſt gut gegangen. Ihre Belohnung wird nicht ausbleiben.

Ritter. Sie mag ſein, welche ſie will, ſo fürſtlich, als ich ſie erwarten darf: ich werde Nichts genießen können; denn ich habe nicht recht gehandelt. Mir bleibt nur ein Wunſch und eine Hoffnung, das gute Mädchen aufzurichten und ſie ſich ſelbſt und der Welt wieder zu geben.

Der Bürger-General.

Ein Luſtſpiel in einem Aufzug.

Zweite Fortſetzung der beiden Billets.

Perſonen.

Röſe.
Görge.
Marten.
Der Edelmann.
Schnaps.
Der Richter.
Bauern.

Der Schauplatz iſt in Märten's Haus.

Erſter Auftritt.

Röſe. Görge.

Görge (der zum Hauſe mit einem Rechen herauskommt, ſpricht zurück). Hörſt Du, liebe Röſe?

Röſe (die unter die Thüre tritt). Recht wohl, lieber Görge!

Görge. Ich gehe auf die Wieſe, und ziehe Maulwurfshaufen auseinander.

Röſe. Gut.

Görge. Hernach ſeh' ich, wie es auf dem Acker ausſieht.

Röſe. Schön! Und dann kommſt Du auf's Krautland und gräbſt, und findeſt mich da mit dem Frühſtück.

Görge. Und da ſetzen wir uns zuſammen und laſſen es uns ſchmecken.

Röſe. Du ſollſt eine gute Suppe haben.

Görge. Wenn ſie noch ſo gut wäre, Du muſt mitessen; ſonſt ſchmeckt ſie mir nicht!

Röſe. Wir geht's eben ſo.

Görge. Nun, leb wohl, Röſe!

Röſe (geht, bleibt ſtehen, kehrt ſich um; ſie werfen ſich Kußhände zu, er kehrt zurück).

Görge. Höre Röſe! — Die Leute reden kein wahr Wort.

Röſe. Selten wenigſtens. Wie ſo?

Görge. Sie ſagen: Als Mann und Frau hätte man ſich nicht mehr ſo lieb wie vorher. Es iſt nicht wahr, Röſe. Wie lange haben wir uns ſchon? Wart'!

Röſe. Zwölf Wochen.

Görge. Wahrhaftig! Und da iſt immer noch Görge und Röschen, und Röschen und Görge wie vorher. Nun leb' wohl!

Röſe. Leb' wohl! Wie oft haben wir Das nicht ſchon geſagt!

Görge (entfernt ſich). Und wie oft werden wir es noch ſagen!

Röſe. Und uns immer wieder ſuchen und finden.

Görge (ſtille ſtehend). Das iſt eine Luſt!

Röſe. Ich komme gleich nach. Leb' wohl!

Görge (gehend). Leb' wohl!

Röſe (unter der Thüre). Görge!

Görge (zurückkommend). Was gibt's?

Röſe. Du haſt was vergeſſen.

Görge (ſich anſehend). Was denn?

Röſe (ihm entgegenſpringend). Noch einen Kuß!

Görge. Liebe Röſe!

Röſe. Lieber Görge! (Küſſend.)

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Der Edelmann.

Edelmann. Brav, Ihr Kinder! Brav! An Euch merkt man nicht, daß die Zeit vergeht.

Görge. Wir merken's auch nicht, gnädiger Herr!

Röſe (bedeutend). Sie werden's auch bald nicht mehr merken.

Edelmann. Wie ſo?

Röſe. Machen Sie nur kein Geheimniß daraus! — Sie iſt ja ſo hübſch.

Edelmann (lächelnd). Wer?

Görge. Hm! Röſe, Du haſt recht. Ja wohl, recht hübſch!

Röſe. Und Sie ſind auch ſo ein ſchöner, junger Herr.

Edelmann. Görge! Darf ſie Das ſagen?

Görge. Jetzt eher als ſonſt. Denn ich will's nur geſtehen, ich bin oft eiferſüchtig auf Sie geweſen.

Edelmann. Da haſt's auch Urſache gehabt. Röſe gefiel mir immer.

Röſe. Sie ſcherzen, gnädiger Herr.

Görge. Es iſt mir nur immer gar zu ernſtlich vorgekommen.

Röſe. Er hat mich oft genug gequält.

Görge. Und ſie mich auch.

Edelmann. Und jetzt?

Görge. Jetzt iſt Röſe meine Frau, und ich denke, eine recht brave Frau.

Edelmann. Das iſt gewiß.

Röſe. (bedeutend). Und Sie? —

Edelmann. Nun?

Görge (mit Bücklingen). Darf man gratuliren?

Edelmann. Wozu?

Röſe (ſich neigend). Wenn Sie's nicht ungnädig nehmen wollen.

Görge. Sie werden bald auch ein allerliebſtes Weibchen haben.

Edelmann. Das ich nicht wüßte!

Röſe. In wenig Tagen; läugnen Sie es nicht mehr.

Görge. Und ſie iſt ſo liebenswürdig.

Edelmann. Wer denn?

Röſe. Fräulein Caroline, die neulich mit der alten Tante hier zum Beſuche war.

Edelmann. Daher habt ihr Euern Argwohn? Wie Ihr fein ſeid!

Görge. Ich dächte doch, ſo Etwas ließe ſich einſehen.

Röſe. Es iſt recht ſchön, daß Sie ſich auch verheirathen.

Görge. Man wird ein ganz anderer Menſch. Sie werden's ſehen.

Röſe. Jetzt gefällt mir's erſt zu Hauſe.

Görge. Und ich meine, ich wäre dahin im Hauſe geboren.

Röſe. Und wenn der Vater die Zeitungen lieſ't und ſich um die Welthändel bekümmert, da drücken wir einander die Hände.

Görge. Und wenn der Alte ſich betrübt, daß es draußen ſo wild zugeht, dann rücken wir näher zuſammen und freuen uns, daß es bei uns ſo friedlich und ruhig iſt.

Edelmann. Das Beſte, was Ihr thun könnt!

Röſe. Und wenn der Vater gar nicht begreifen kann, wie er die Franzöſiſche Nation aus den Schulden retten will, da ſag' ich: Görge, wir wollen uns nur hüten, daß wir keine Schulden machen.

Görge. Und wenn er außer ſich iſt, daß man allen Leuten dort ihre Güter und ihr Vermögen nimmt, da überlegen wir zuſammen, wie wir das Gütchen verbeſſern wollen, das wir von dem Lotto-Gelde zu kaufen gedenken.

Edelmann. Ihr ſeid geſcheidte junge Leute.

Röſe. Und glücklich.

Edelmann. Das hör' ich gern.

Görge. Sie werden's auch bald erfahren.

Röſe. Das wird wieder eine Luſt auf dem Schloſſe werden!

Görge. Als wie zu Lebzeiten Ihrer ſeligen Frau Mama.

Röſe. Zu der man immer lief, wenn Jemand krank war.

Görge. Die Einem ſo guten Spiritus auflegte, wenn man ſich eine Beule geſtoßen hatte.

Röſe. Die ſo gute Salben wußte, wenn man ſich verbrannt hatte.

Edelmann. Wenn ich heirathe, will ich mich nach einem Frauenzimmer umſehen, die ihr ähnlich iſt.

Görge. Die iſt ſchon gefunden.

Röſe. Ich denke, Sei'n Sie nicht böſe, gnädiger Herr, daß wir ſo vorlaut ſind.

Görge. Wir können's aber nicht abwarten.

Röſe. Sie ſo glücklich zu ſehen, als uns.

Görge. Sie müſſen nicht länger zögern.

Röſe. Es iſt vorher ne Zeit.

Görge. Und wir haben ſchon den Vorſprung.

Edelmann. Wir wollen ſehen.

Görge. Es thut freilich Nichts, wenn unſer Junge ein Bißchen älter iſt als der Ihrige; da kann er deſto beſſer auf den Junker Acht haben.

Röſe. Das wird hübſch ſein, wenn ſie zuſammen ſpielen. Sie dürfen doch?

Edelmann. Wenn ſie nur ſchon da wären. Ja! — meine Kinder ſollen mit den Ihrigen aufwachſen, wie ich mit Euch.

Röſe. Das wird eine Luſt ſein!

Görge. Ich ſehe ſie ſchon.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Märten (am Fenſter).

Märten. Röſe! Röſe! Wo bleibt das Frühſtück?

Röſe. Gleich! Gleich!

Märten. Muß ich ſchon wieder warten? (Das Fenſter zu.)

Röſe. Den Augenblick!

Görge. Mach' nur; Röſe.

Röſe. Da werd' ich ausgeſchmält.

Edelmann. Daran iſt der Kuß Schuld,

über dem ich Euch ertappte. Ich vergaß auch darüber mein Bitten.

Görge. Ihre Freundlichkeit iſt Schuld, gnädiger Herr!

Röſe. Ja wohl! Ich vergaß darüber den Vater.

Görge. Und ich Wieſe, Acker und Krautland.

Edelmann. Nun denn Jedes auf ſeinen Weg.

(Unter wechſelſeitigen Bezeugungen an verſchiedenen Seiten ab, und Röſe in's Haus.)

Vierter Auftritt.

Märten's Stube, mit einem Kamin, einigen Schränken, einem Tiſch mit Stühlen. An der Seite ein Fenſter. Gegenüber eine angelehnte Leiter.

Märten. Röſe.

Märten. Röſe, wo biſt Du?

Röſe. Hier, Vater.

Märten. Wo bleibſt Du?

Röſe. Der gnädige Herr kam gegangen, und wie er ſo gut iſt, ſchwatzte er mit uns.

Märten. Und mein Caffee?

Röſe (auf den Kamin deutend). Steht hier.

Märten. Das ſeh' ich. Aber die Milch?

Röſe. Iſt gleich warm. (Geht nach dem Schranke, öffnet ihn mit einem Schlüſſel des Bundes, das ſie anhängen hat, nimmt Rahm heraus und ſetzt ihn in den Kamin.)

Märten (indeſſen). Röſe, Das iſt nicht hübſch!

Röſe (beſchäftigt). Was denn, Vater?

Märten. Daß Du mich ganz und gar über Görge'n vergiſſeſt.

Röſe (wie oben). Wie ſo?

Märten. Mit ihm haſt Du geplaudert; für ihn haſt Du geſorgt.

Röſe. Auch, Vater! Ich hab' ihm ein Butterbrod gegeben.

Märten. Für ihn allein ſorgſt Du.

Röſe. Nicht doch! Für Euch ſo gut wie für ihn.

Märten. Und doch verſprachſt Du mir, wenn ich Dich heirathen ließe —

Röſe. Sollte Alles bleiben, wie vor wie nach.

Märten. Hältſt Du nun Wort?

Röſe. Gewiß! Hier iſt der Caffee.

Märten. Biſt Du alle Morgen gleich bei der Hand, wie ſonſt?

Röſe. Hier iſt die Milch. (Sie läuft wieder nach dem Schranke.)

Märten. Und muß ich nicht auf Alles warten?

Röſe. Hier die Taſſe, der Löffel, der Zucker! Wollt Ihr auch ein Butterbrod?

Märten. Nein, nein! — Du bleibſt mir die Antwort ſchuldig.

Röſe (auf das Frühſtück deutend). Hier ſteht ſie.

Märten. Es mag gut ſein. Erzähle mir Etwas.

Röſe. Ich muß fort.

Märten. Schon wieder?

Röſe. Görge'n die Suppe bringen; Der mag den Caffee nicht.

Märten. Warum iſt er ſie nicht zu Hauſe?

Röſe. Er will erſt was arbeiten. Auf dem Krautlande hat er eine Laube gebaut; da machen wir ein Feuerchen an, wärmen die Suppe, und verzehren ſie miteinander.

Märten. So geh' hin! Es iſt doch nicht anders.

Röſe. Wie meint Ihr?

Märten. Vater und Mutter verlaßt Ihr, und folgt dem Manne nach.

Röſe. So ſoll's ja ſein.

Märten. Geh' nur.

Röſe. Zu Mittag ſollt Ihr ein gut' Eſſen haben; ich ſage nicht was.

Märten. Schon recht.

Röſe. Seid nicht verdrießlich.

Märten. Nein doch!

Röſe. So lebt wohl!

Märten. Geh' nur! Ich komme auch hinaus.

Fünfter Auftritt.

Märten (allein ſtehend und trinkend).

Es iſt gut, daß ſie geht. Schnaps ſagte mir geſtern im Vorbeigehn: wenn die Kinder im Felde wären, wollte er mich beſuchen und mir viel Neues erzählen. — Ein vertrackter Kerl, der Schnaps! Alles weiß er! — Wenn er nur mit Görge'n beſſer ſtände! Aber Der hat geſchworen, wenn er ihn wieder im Hauſe trifft, will er ihn lederweich ſchlagen. Und Görge hält ſein Wort. — Ein guter Burſch! Ein heftiger Burſch! — Ich höre was. (An der Thüre.) Ha! Ha! Schnaps! — Da iſt er ja.

Sechster Auftritt.

Märten. Schnaps.

Schnaps (hereinſehend). Seid Ihr allein, Vater Martin?

Märten. Nur herein!

Schnaps (einen Fuß hereinſetzend). Görge'n ſah ich gehen; iſt Röſe nach?

Märten. Ja, Gevatter Schnaps; wie kommt.

Schnaps. Da bin ich.

Märten. Ihr ſeid vorſichtig.

Schnaps. Das iſt die erſte Tugend.

Märten. Wo kommt Ihr her?

Schnaps. Hm! Hm!

Märten. Seit acht Tagen hat man Euch nicht geſehen.

Schnaps. Ich glaub' es.

Märten. Habt Ihr auswärts eine Cur verrichtet?

Schnaps. Vater Martin! — Ich habe curiren gelernt.

Märten. Gelernt? — Als wenn Ihr noch was zu lernen brauchtet.

Schnaps. Man lernt nie aus.

Märten. Ihr ſeid beſcheiden.

Schnaps. Wie alle große Männer.

Märten. Nun, was die Größe betrifft! — Ihr ſeid ja kleiner als ich.

Schnaps. Vater Martin; davon iſt die Rede nicht. Aber hier! hier! (Auf die Stirn deutend.)

Märten. Ich verſtehe.

Schnaps. Und da gibt's Leute in der Welt, die Das zu ſchätzen wiſſen.

Märten. Ohne Zweifel.

Schnaps. Da findet man Zutrauen —

Märten. Ich glaub's.

Schnaps. Da erfährt man —

Märten (ungeduldig). Was denn? Sagt!

Schnaps. Und erhält Aufträge.

Märten. Geſchwind! Was gibt's?

Schnaps (bedeutend). Man wird ein Mann von Einfluß.

Märten. Iſt's möglich?

Schnaps. In wenig Tagen erfahrt Ihr's.

Märten. Nur gleich! Nur heraus damit.

Schnaps. Ich kann nicht. Schon Das iſt genug geſagt.

Märten (bedenklich). Gevatter Schnaps —

Schnaps. Was gibt's!

Märten. Seht mich an.

Schnaps. Nun?

Märten. Gerad' in die Augen.

Schnaps. So?

Märten. Scharf!

Schnaps. Zum Henker! Ich ſeh' Euch ja an. Mich wundert's, daß Ihr meinen Blick ertragen könnt.

Märten. Hört!

Schnaps. Was ſoll's?

Märten. Wäre Das, was Ihr zu erzählen habt —

Schnaps. Wie meint Ihr?

Märten. Nicht etwa wieder ſo eine Hiſtorie?

Schnaps. Wie könnt Ihr ſo denken?

Märten. Oder —

Schnaps. Nicht doch, Vater Martin!

Märten. Oder von den vielen Schnäpſen, Euern hochanſehnlichen Verfahren?

Schnaps. Das war Scherz, lauter Scherz! Nun fängt's an, Ernſt zu werden.

Märten. Ueberzeugt mich.

Schnaps. Nun denn! Weil Ihr's ſeid.

Märten. Ich bin äußerſt neugierig.

Schnaps. Sehrt! — Sind wir auch ſicher?

Märten. Ganz gewiß! Gerge iſt auf's Feld, und Reſe zu ihm.

Schnaps (mit Vorbereitung). Sperrt die Ohren auf! Sperrt die Augen auf!

Märten. So macht denn fort!

Schnaps. Ihr habt oft gehört — Es lauſcht doch Niemand?

Märten. Niemand.

Schnaps. Daß die berühmten Jacobiner — es iſt doch Niemand verſteckt?

Märten. Gewiß nicht!

Schnaps. Geſcheidte Leute in allen Ländern aufſuchen, kennen, benutzen.

Märten. So ſagt man.

Schnaps. Nun iſt mein Ruf — ich höre Jemanden!

Märten. Nein doch!

Schnaps. Mein Ruf über den Rhein erſchollen —

Märten. Das iſt weit.

Schnaps. Und man gibt ſich ſchon ſeit einem halben Jahre alle erdenkliche Mühe —

Märten. So fahrt nur fort!

Schnaps. Mich für die Sache der Freiheit und Gleichheit zu gewinnen.

Märten. Das wäre!

Schnaps. Man kennt in Paris meinen Verſtand —

Märten. Ei! Ei!

Schnaps. Meine Geſchicklichkeit.

Märten. Curios!

Schnaps. Genug, die Herren Jacobiner ſind ſeit einem halben Jahre um mich herum geſchlichen, wie die Katze um den heißen Brei!

Märten. Ich kann mich nicht genug verwundern!

Schnaps. Bis man mich vor acht Tagen in die Stadt beſtellte.

Märten. Ihr ſolltet einen Fremden curiren, der das Bein gebrochen hatte. So ſagtet Ihr.

Schnaps. So hatte man mir geſagt.

Märten. Wir wunderten uns.

Schnaps. Ich auch.

Märten. Ob's denn nicht auch in der Stadt Chirurgen gebe?

Schnaps. Genug, ich wunderte mich — und ging.

Märten. Da habt Ihr wohl gethan.

Schnaps. Ich finde meinen Patienten.

Märten. Wirklich?

Schnaps. Und wie ich den Fuß aufbinde —

Märten. Nun?

Schnaps. Iſt er ſo geſund wie meiner.

Märten. Was?

Schnaps. Ich erſtaune!

Märten. Das glaub' ich.

Schnaps. Der Herr lacht —

Märten. Natürlich.

Schnaps. Und fällt mir um den Hals.

Märten. Iſt's möglich!

Schnaps. Bürger Schnaps! ruft er aus.

Märten. Bürger Schnaps? Das iſt curios!

Schnaps. Wertheſter Bruder!

Märten. Und weiter?

Schnaps. Genug, er eröffnete mir Alles.

Märten. Was denn?

Schnaps. Daß er ein Abgeſandter des Jacobiner-Club's ſei.

Märten. Wie ſah er denn aus?

Schnaps. Wie ein and'rer Menſch.

Märten. Habt Ihr Euch nicht vor dem Manne gefürchtet?

Schnaps. Ich mich fürchten?

Märten. Und habt mit ihm geſprochen, wie mit Euersgleichen?

Schnaps. Natürlich! — Alle Menſchen ſind gleich.

Märten. So ſagt nur!

Schnaps. Was ſoll ich Alles weitläufig erzählen?

Märten. Ich hör' es gern.

Schnaps. Er nahm mich in ſeine Geſellſchaft auf.

Märten. Wie ging Das zu?

Schnaps. Mit vielen Ceremonien.

Märten. Die möcht' ich wiſſen.

Schnaps. Ihr könnt Alles ſehen.

Märten. Wie ſo?

Schnaps. Gebt Acht! Hier im Barbier-Sacke trage ich das ganze Geheimniß.

Märten. Iſt's möglich?

Schnaps. Schaut her!

Märten. Laßt ſehen.

Schnaps. Eins nach dem Andern.

Märten. Nur zu!

Schnaps (nach einer Pauſe). Erſtlich umarmt' er mich nochmals.

Märten. Ein höflicher Herr!

Schnaps. Das dank' ihm der Henker!

Märten. Ich wüßte nicht —

Schnaps. Dann brachte er (er bringt eine rothe Mütze hervor).

Märten. Das rothe Käppchen? Ihr ſeid ja kein Ehemann.

Schnaps. Ungeſchickt! — Die Freiheitsmütze.

Märten. Laßt ſehen.

Schnaps. Und ſetzte mir ſie auf. (Er ſetzt das Käppchen auf.)

Märten. Ihr ſeht ſchnakiſch aus!

Schnaps. Ferner den Rock. (Er zieht eine Nationai-Uniform hervor.)

Märten. Das iſt ein ſchmuckes Kleid.

Schnaps. Helft mir, Vater; es iſt ein Bißchen knapp.

Märten (indem ſie ſich mit Anziehen plagen). Oh. Das iſt eine Noth! Das zwängt!

Schnaps. Das iſt die Uniform der Freiheit.

Märten. Da iſt mir meine weite Bauerjacke doch lieber.

Schnaps. Nun ſeht her! Was ſagt Ihr zu dem Säbel?

Märten. Gut!

Schnaps. Nun die Cocarde?

Märten. Iſt Das die National-Cocarde?

Schnaps. Freilich! (Steckt ſie auf den Hut.)

Märten. Wie ſie den alten Hut nicht ziert!

Schnaps. Möchtet Ihr nicht auch ſo eine tragen?

Märten. Es käme d'rauf an.

Schnaps. Wie mich der Fremde ſo angezogen hatte —

Märten. Er ſelbſt? —

Schnaps. Freilich! Wir bedienen jetzt alle einander.

Märten. Das iſt hübſch.

Schnaps. So ſagte er —

Märten. Ich bin neugierig.

Schnaps. Ich habe ſchon Viele hier im Lande angeworben —

Märten. So iſt Das doch wahr!

Schnaps. Aber Keinen gefunden, auf den ich mehr Vertrauen ſetzte, als auf Euch.

Märten. Das iſt ſchmeichelhaft.

Schnaps. So erfüllt nun meine Hoffnungen —

Märten. Und wie?

Schnaps. Geht zu Euern Freunden und macht ſie mit unſern Grundſätzen bekannt.

Märten. Laßt ſie hören.

Schnaps. Gleich! — Und wenn Ihr tauſend redliche —

Märten. Tauſend redliche? Das iſt viel!

Schnaps. Wohldenkende und beherzte Leute beiſammen habt —

Märten. Nun?

Schnaps. So fangt die Revolution in Euerm Dorfe an.

Märten. In unſerm Dorfe? Hier, in unſerm Dorfe?

Schnaps. Freilich!

Märten. Behüt' uns Gott!

Schnaps. Ei! wo denn?

Märten. Eh! was weiß ich? Da oder dort! Ueberall! Nur nicht hier!

Schnaps. Hört nur, nun kommt das Wichtigſte.

Märten. Noch was Wichtiger's?

Schnaps. Fangt die Revolution an! — ſagte er.

Märten. Gnad' uns Gott!

Schnaps. Ich gebe Euch dazu völlige Autorität und mache Euch hiermit —

Märten. Wozu?

Schnaps. Zum Bürger-General.

Märten. Zum General? — Herr Schnaps, Herr Schnaps! Das klingt nun fast wieder nach dem Ostindischen General-Gouvernement.

Schnaps. Stille! Es ist nicht Zeit zu scherzen.

Märten. Es scheint.

Schnaps. Und zum Zeichen geb' ich Euch diesen Schnurrbart.

Märten. Einen Schnurrbart?

Schnaps. Den jeder Bürger-General tragen muß.

Märten. Ist's möglich!

Schnaps (hat den Schnurrbart angeheftet). Ihr habt nun ein Ansehn.

Märten. Wahrhaftig!

Schnaps. Eine Autorität.

Märten. Zum Erstaunen!

Schnaps. Und an der Spitze der Freigesinnten werdet Ihr Wunder thun.

Märten. Ohne Zweifel, Herr General.

Schnaps. Man sagt nicht: Herr General. Man sagt: mein General! Bürger-General! Es ist kein Mensch ein Herr.

Märten. Mein General!

Schnaps. Was gibt's, Bürger?

Märten. Ich bin nur ein Bauer.

Schnaps. Wir sind alle Bürger.

Märten. So sagt mir nur, wo Das hinaus will?

Schnaps. Unsre Grundsätze — heißt man Das.

Märten. Worauf es hinaus will?

Schnaps. Ja.

Märten. Ich dächte fast, es ginge auf Schläge hinaus.

Schnaps. Nun müßt Ihr hören.

Märten. Was denn?

Schnaps. Die Grundsätze, die ich ausbreiten soll.

Märten. Die hatt' ich ganz und gar vergessen.

Schnaps. Hört!

Märten (der zufälligerweise im Auf- und Abgehen an das Fenster kommt). O weh!

Schnaps. Was gibt's?

Märten. Herr General! Mein General — da kommt Görge den Berg herein.

Schnaps. Verflucht!

Märten. Herr — mein General! Er hat einen großen Prügel.

Schnaps (nach dem Fenster laufend). Ich bin in großer Verlegenheit.

Märten. Das glaub' ich.

Schnaps. Ich fürchte —

Märten. So kommt mir's vor.

Schnaps. Meint Ihr etwa Görge'n?

Märten. Nein doch, den Prügel.

Schnaps. Nichts in der Welt, als verrathen zu werden.

Märten. Da habt Ihr Recht.

Schnaps. Die gute Sache würde leiden, wenn man unsre Absicht zu früh entdeckte.

Märten. Gewiß!

Schnaps. Versteckt mich.

Märten. Steigt auf den Boden.

Schnaps. Ja! Ja!

Märten. Nur unter's Heu.

Schnaps. Ganz recht.

Märten. Nur fort, Herr General! Der Feind ist in der Nähe.

Schnaps. Geschwind den Sack her! (Er nimmt den Barbier-Sack auf.)

Märten. Fort! Fort!

Schnaps (indem er die Leiter hinaufsteigt). Verrathet mich ja nicht.

Märten. Nein, nein!

Schnaps. Und denkt nicht, daß ich mich fürchte.

Märten. Nicht doch!

Schnaps. Lauter Klugheit!

Märten. Die ist zu loben. Nur zu!

Schnaps (ganz oben, indem er hineinsteigt). Lauter Klugheit!

Siebenter Auftritt.

Märten. Görge (mit einem Stock).

Görge. Wo ist der Schurke?

Märten. Wer?

Görge. Ist es wahr, Vater?

Märten. Was denn?

Görge. Rose sagte mir, sie hätte, da sie weggegangen wäre, Schnaps'en in's Haus schleichen sehen.

Märten. Er kam; ich habe ihm aber gleich die Wege gewiesen.

Görge. Da habt Ihr wohl gethan. Ich schlag' ihm Arm und Bein entzwei, wenn ich ihn hier antreffe.

Märten. Du bist gar zu aufgebracht.

Görge. Was? Nach allen den Streichen?

Märten. Das ist vorbei.

Görge. Er hat noch keine Ruhe. Jetzt, da Rose meine Frau ist —

Märten. Was denn?

Görge. Hört er nicht auf, uns zu necken, uns zu beunruhigen.

Märten. Und wie denn?

Görge. Da sagt' er zu Rose'n im Vorbeigehen: Guten Abend, Rose! Wie Ihr doch allen Leuten in die Augen stecht! Der Offizier, der da durchritt, hat nach Euch gefragt.

Seitdem verfolgt und foltert der Gedanke
Ihr Innerſtes, welch eine Seele ſie
Gequält, und welche Liebe ſie verſcherzt.

Roſa.

Sie kommt. O laß uns mit ihr gehen! ſie
Mit fröhlichen Geſprächen unterhalten.
Es ziemt uns wohl, da wir ſo glücklich ſind,
Den Schmerzen andrer lindernd beyzuſtehn.

Zweyter Auftritt.

Elmire. Die Vorigen.

Roſa und Valerio ihr entgegen gehend, zu jener.

Liebes Kind, du ſiehſt uns wieder!
Komm, begleite dieſe Lieder!
Dieſen Tag, ſo ſchön, ſo ſchön,
Laß im Garten uns begehn.

Elmire.

Liebe Freunde, kommt ihr wieder?
Ach mich hält der Kummer nieder.
Sey der Tag auch noch ſo ſchön,
Kann ihn nicht mit euch begehn.

Märten. Das kann wohl wahr sein.

Görge. Was braucht er's wieder zu sagen? Nein, es sind lauter Lügen.

Märten. Wahrscheinlich.

Görge. Da kommt er einmal und sagt: Der Fremde, der auf dem Schlosse gewohnt hat, der hat Euch recht gelebt. Wollt Ihr ihn in der Stadt besuchen? Es wird ihm recht lieb sein. Er wohnt in der langen Straße Numero 536.

Märten. Das heißt man ja luppein.

Görge. Er ist Alles im Stande.

Märten. Ich glaub's wohl.

Görge. Und Röse gibt ihm immer was ab, wie er's verdient, und der böse Kerl trägt's ihr nach. Ich fürchte, er thut uns einen Possen.

Märten. So böse ist er doch nicht. Er spaßt nur.

Görge. Ein schöner Spaß! Ich will ihn aber treffen.

Märten. Nimm Dich in Acht! Das kostet Strafe.

Görge. Die bezahl ich gern. Und ich will's ihm gedenken, daß er mich jetzt von Röse'n weggeärgert hat. Wenn er nur nicht gar draußen bei ihr ist! Geschwind, geschwind! ich muß fort. (Eilig ab.)

Achter Auftritt.

Märten. Hernach Schnaps.

Märten. Ein Glück, daß er ihn nicht vermuthet! Das hätte schöne Händel gesetzt! (Am Fenster.) Wie er läuft! Er ist schon am Berge. Nun kann mein General wieder aus dem Hinterhalte hervorkommen. Es ist doch curios, daß jetzt die schlimmsten Leute immer in die Höhe kommen! Man liest's in allen Zeitungen. Der da oben taugt nun ganz und gar Nichts, und kommt zu solchen Ehren! Wer weiß, was noch daraus wird! Es sind gefährliche Zeiten; man weiß gar nicht mehr, wen man um sich hat. Auf alle Fälle will ich ihm schmeicheln. Er nutzt mir wohl wieder. — Mein General!

Schnaps (an der Bodenthüre. Es fällt Koth herunter). Ist er fort?

Märten. Schon weit weg.

Schnaps (mit Koth bedeckt). Ich komme schon.

Märten. Ihr seht verzweifelt aus, General Schnaps.

Schnaps (auf der Leiter sich reinigend). Das ist im Felde nicht anders; man kann nicht Alles sauber haben.

Märten. Kommt nur herunter.

Schnaps. Ist er wirklich fort?

Märten. Schon weit weg. Er war besorgt, Ihr möchtet indessen zu Röse'n schleichen, und lief, als wenn es hinter ihm brennte.

Schnaps (herunterkommend). Vortrefflich! Nun schließt mir aber die Hausthür zu.

Märten. Das sieht verdächtig aus.

Schnaps. Besser verdächtig als ertappt. Schließt zu, Vater Martin. Mit wenig Worten sag' ich Euch Alles.

Märten (gehend). Nun gut!

Schnaps. Wenn Jemand pocht, pack' ich ein, und schleiche mich zur Hinterthür hinaus; und Ihr macht, was Ihr wollt.

Neunter Auftritt.

Schnaps. Nachher Märten.

Schnaps. Wenn ich ihm nur erst ein Frühstück abgewonnen hätte! Eine rechte Schande! ein reicher Mann und immer so knauserig! (Er schleicht an den Schränken herum.) Alles verschlossen, wie gewöhnlich, und Röse hat wieder die Schlüssel mit. — Hernach brauch' ich noch ein Paar Laubthaler patriotische Contribution. (Wieder am Schranke.) Die Thüren klappern; die Schlösser sind schlecht verwahrt. Der Magen knurrt, der Beutel noch ärger. Schnaps! Bürger-General! Frisch d'ran! Mach' ein Probestück Deines Handwerks!

Märten (zurückkommend). Alles ist verwahrt. Nun seid kurz.

Schnaps. Wie es die Sache zuläßt.

Märten. Ich fürchte, die Kinder kommen zurück.

Schnaps. Das hat Zeit. Wenn sie beisammen sind, wissen sie nicht, wenn's Mittag oder Abend ist.

Märten. Ihr wagt am Meisten.

Schnaps. So hört mich.

Märten. So macht fort.

Schnaps (nach einer Pause). Doch, wenn ich bedenke —

Märten. Noch ein Bedenken?

Schnaps. Ihr seid ein gescheidter Mann; Das ist wahr.

Märten. Großen Dank!

Schnaps. Doch ohne Studien.

Märten. Das ist meine Sache nicht.

Schnaps (wichtig). Den guten, unstudirten Leutchen, die man sonst den gemeinen Mann zu nennen pflegte —

Märten. Nun?

Schnaps. Trägt man eine Sache besser durch Exempel, durch Gleichnisse vor.

Märten. Das läßt sich hören.

Schnaps. Also zum Exempel — (Er geht heftig auf und nieder, und stößt an Märten.)

Märten. Zum Exempel: Das ist grob.

Schnaps. Verzeiht, ich war in meiner Revolutions-Laune.

Märten. Die gefällt mir ganz und gar nicht.

Schnaps. Zum Exempel — (Auf Märten losgehend.)

Märten. Bleibt mir vom Leibe!

Schnaps. Zum Exempel: wir haben uns vereinigt.

Märten. Wer?

Schnaps. Wir Beide und noch neunhundertneunundneunzig.

Märten. Ehrliche Leute?

Schnaps. Das macht tausend.

Märten. Richtig.

Schnaps. Gehen wir gewaffnet auf den Edelhof, mit Flinten und Pistolen.

Märten. Wo sollen die Flinten und Pistolen herkommen?

Schnaps. Das findet sich Alles. Seht Ihr nicht, daß ich schon einen Säbel habe? (Er nimmt Märten an die eine Seite des Theaters.)

Märten. Ei wohl!

Schnaps. Wir ziehen auf den Edelhof, und stellen den Edelmann zur Rede. Da kommen wir nun hinein. (Er zeigt das Hereinkommen.)

Märten (macht sich los). Hört nur, ich muß Euch sagen, ich mag nicht mitziehen. Wir sind dem Edelmanne viel Dank schuldig.

Schnaps. Narrenspossen! Dankbarkeit ist Das, was Ihr zum voraus abschaffen müßt.

Märten. Wie ist Das möglich?

Schnaps. Es ist ganz natürlich. Schafft sie nur ab! Ihr werdet finden, der Undank ist die bequemste Sache von der Welt.

Märten. Hätt' ich nicht gedacht!

Schnaps. Probiert's und kommt! Macht keine Umstände, es ist ja nur ein Gleichniß.

Märten. Ja so! — ein Gleichniß.

Schnaps (nimmt ihn wieder an die Seite). Nun kommen wir herein. — Aber wißt Ihr was!

Märten. Nun?

Schnaps. Es ist besser, daß Ihr den Edelmann macht. (Er zieht ihn hinüber.) Stellt Euch hierher.

Märten. Meinetwegen.

Schnaps. Ich komme mit dem Bürgerausschuß.

Märten. Mit den Neunundneunundneunzig?

Schnaps. D'rüber oder d'runter.

Märten. Gut!

Schnaps. Herr! sag' ich —

Märten. Nur gemach!

Schnaps. Nein! Das war nicht recht; es soll Niemand ein Herr sein.

Märten. Nun, wie sagt Ihr denn?

Schnaps. Warte — Kurz und gut: im Namen der Freiheit und Gleichheit macht Eu're Keller auf und Eu're Vorrathskammern; wir wollen essen, und Ihr seid satt.

Märten. Wenn's nach Tische ist, mag's angehn.

Schnaps. Thut Eu're Gardereben auf! Wir sind entblößt.

Märten. Pfui! Ihr werdet doch nicht —

Schnaps. Nicht anders. — Thut Eu're Beutel auf! Wir sind nicht bei Gelde.

Märten. Das glaubt Euch Jedermann.

Schnaps. Nun antwortet.

Märten. Ja, was soll ich sagen?

Schnaps (auffahrend und trotzig). Was wollt Ihr sagen?

Märten. Nur gemach!

Schnaps. Was könnt Ihr sagen? Ihr seid ein Verweg'ner! (Auf den Schrank losgehend.) Ihr habt verschloss'ne Gewölbe!

Märten. Das ist Nelen's Milchschrank.

Schnaps (automatisch). Pfui! Ihr müßt im Gleichnisse bleiben.

Märten. Ja so!

Schnaps (wie oben). Und versperrte Kasten!

Märten. Da sind Kleider drin.

Schnaps. Wo sind die Schlüssel?

Märten. Nele hat sie mitgenommen. Sie ist sehr ängstlich, sehr sorgfältig; sie verschließt Alles, und trägt die Schlüssel bei sich.

Schnaps. Ausflüchte! Weitläufigkeiten! Wo sind die Schlüssel?

Märten. Ich habe sie nicht.

Schnaps. So werd' ich aufbrechen müssen. (Er zieht den Säbel, und macht sich an den Schrank.)

Märten. Reißt Euch der Henker?

Schnaps. Das ist nur zum Exempel.

Märten. Laßt Das bleiben.

Schnaps. Was! Ihr wollt Euch widersetzen? (Er bricht an den Leisten.)

Märten. Seid Ihr denn vom Teufel besessen.

Schnaps. Das muß auf! (Er bricht.) Krick! Krack!

Märten (herumlaufend). Nele! Nele! wo bist Du?

Schnaps (bricht). Es geht! Krick! Krack!

Märten. Gerge! Gerge!

Schnaps. So haltet Euer Maul und bedenkt, daß ich es Euch nur erzählungsweise vorbringe.

Märten. Nur erzählungsweise? Ich dächte, es wäre handgreiflich genug.

Schnaps. Bedenkt doch! Ihr seid jetzt der Edelmann. (Der Schrank geht indessen auf.)

Märten. Gott bewahre mich! Da steht der Schrank auf. Die Leisten sind weggebrochen, das Schloß verdorben. Was wird Nele sagen? Packt Euch zum Henker! Wißt Ihr,

daß ich Das nicht leide, daß Das Grobheiten sind, Unartigkeiten! — daß ich die Nachbarn reizen werde, daß ich zum Richter gehen werde!

Schnaps (der sich indessen im Schranke umgesehen und die Kopfbedeckung hat). Zum Richter? Euerm Todfeind? Zu dem stolzen Kerl?

Märten. Pst!

Schnaps. Wißt nur, daß Ihr Richter werden müßt, wenn wir nur hier erst den Freiheitsbaum errichtet haben.

Märten. Richter? Ich weiß wohl noch, wie ich geheimer Landrichter werden sollte.

Schnaps. Das sind jetzt andere Zeiten; man betrügt Niemanden mehr.

Märten. Das wäre mir lieb.

Schnaps. Man hat Niemanden zum Besten.

Märten. Das ist mir angenehm.

Schnaps. Nun, vor allen Dingen —

Märten. Macht, daß ich Richter werde!

Schnaps. Ohne Zweifel. — Vor allen Dingen aber hört, wovon die Rede ist.

Märten. Die Rede ist, daß wir die Schränke wieder zumachen.

Schnaps. Mit Nichten.

Märten. Daß wir die Leisten wieder annageln.

Schnaps. Keineswegs! Die Rede ist, daß Ihr bezweifelt, warum man mich zum General gemacht hat.

Märten. Das seh' ich freilich nicht so deutlich ein.

Schnaps. Also Exempli gratia.

Märten. Noch ein Exempel?

Schnaps. Wir haben ja noch kein's gehabt.

Märten. Nur zu viel.

Schnaps. Ich sage also — (Er setzt einen großen Mummenkopf, und setzt ihn auf den Tisch.)

Märten. Um Gotteswillen rührt mir den Topf nicht an! Reise sagt: Das wäre jetzt ihr bester.

Schnaps. Das ist mir lieb zu hören.

Märten. Nehmt doch einen kleinen Topf, wenn's ja sein soll.

Schnaps. Nein, ich brauche den größten zu meinem Exempel.

Märten. Nun, so sag' ich Euch kurz und gut, daß ich von allem dem Zeuge Nichts wissen will.

Schnaps. So!

Märten. Und daß Ihr Euch aus dem Hause packen könnt.

Schnaps. Ei!

Märten. Und daß ich ganz und gar Nichts hören will.

Schnaps. Ihr wollt Nichts hören?

Märten. Nein.

Schnaps. Ihr wollt Nichts wissen?

Märten. Nein.

Schnaps. Nichts annehmen?

Märten. Nein.

Schnaps (zieht den Säbel). So wißt, daß ich Euch das Verhältniß erschaffen werde!

Märten. Mit dem Säbel? Das ist eine schöne Manier.

Schnaps (ihm zu Leide gehend). So wißt, daß Ihr schuldig seid, Euch zu unterrichten, neue Gedanken zu erfahren; daß Ihr geschaffen werden müßt, daß Ihr frei werden müßt, daß Ihr gleich werden müßt, Ihr mögt wollen oder nicht!

Märten (bei Seite). Görge! Görge! Kämst Du nur! Ich wollt' ihn nicht verstecken.

Schnaps. Ihr hört also gern?

Märten. Gewiß.

Schnaps. Und habt keine Abneigung, Euch zu unterrichten?

Märten. Keineswegs.

Schnaps. So ist's recht.

Märten. Ich find' es auch.

Schnaps. Nun gebt Acht!

Märten. Recht gern.

Schnaps. Dieser Topf stellt ein Dorf vor.

Märten. Ein Dorf?

Schnaps. Oder eine Stadt.

Märten. Curios!

Schnaps. Oder eine Festung.

Märten. Wunderlich!

Schnaps. Ja! Zum Exempel eine Festung.

Märten (bei Seite). Wenn ich nur der Exempel los wäre.

Schnaps. Ich ziehe davor.

Märten. Was gibt Das?

Schnaps. Ich ford're sie auf! Ergebung! Ergebung! (Die Trompete nachahmend.)

Märten. Er ist ganz und gar verrückt.

Schnaps. Sie macht Mäuse, und will sich nicht ergeben.

Märten. Daran thut sie wohl. (Bei Seite.) Wenn nur Reise käme, die Festung zu entsetzen!

Schnaps. Ich beschieße sie! Pu! Pu!

Märten. Das wird arg!

Schnaps. Ich mache ihr die Hölle heiß. Ich setze ihr Tag und Nacht zu. Pu! Pu! Pu! Sie ergibt sich.

Märten. Da thut sie übel.

Schnaps (nähert sich dem Topfe). Ich ziehe hinein.

Märten. Es wird ihr schlimm gehen.

Schnaps (nimmt den Topf). Ich versammle die Bürgerschaft.

Märten. Nun ist's aus.

Schnaps. Die Wohlgesinnten kommen eilig. Da laß ich mich nieder, (er setzt sich) und rede sie an.

Märten. Du armer Topf!

Schnaps. Brüder Bürger! sag' ich.

Märten. Das klingt freundlich genug.

Schnaps. Leider ich' ich Euch meins.

Märten. Im Topfe iſt es ja ganz ſtille.

Schnaps. Es iſt eine heimliche Gährung.

Märten (bedenkend). Ich ſpure Nichts davon.

Schnaps. Ihr habt den urſprünglichen Zuſtand der Gleichheit verlaſſen.

Märten. Wie ſo?

Schnaps (ſalbungsvoll). Da Ihr zuſammen noch eine Milch wart, fand ſich ein Tropfen wie der andere.

Märten. Das läßt ſich nicht läugnen.

Schnaps. Nun aber ſeid Ihr ſauer geworden.

Märten. Die Bürger?

Schnaps. Ihr habt Euch geſchieden.

Märten. Sieh' doch!

Schnaps. Und ich finde die Reichen, die unter dem ſauren Rahm vergeſſen werden —

Märten. Das iſt ſchändlich!

Schnaps. Die Reichen ſchwimmen oben.

Märten. Die Reichen ſind der ſaure Rahm? Ha! ha!

Schnaps. Sie ſchwimmen oben! Das iſt nicht zu dulden.

Märten. Es iſt unleidlich!

Schnaps. Ich ſchöpfe ſie alſo ab. (Er ſchöpft auf einen Löffel.)

Märten. O weh'! Nun geht's drüber her.

Schnaps. Und wie ich den Rahm abgeſchöpft habe, find' ich die Schlippermilch.

Märten. Natürlich.

Schnaps. Das iſt auch nicht zu verachten.

Märten. Mich däucht.

Schnaps. Das iſt ſo der hübſche, wohlhabende Mittelſtand.

Märten. Die Schlippermilch der Mittelſtand? Was Das für Einfälle ſind!

Schnaps. Davon nehme ich nach Gutdünken. (Er ſchöpft.)

Märten. Der verſteht's.

Schnaps. Nun rühre ich ſie untereinander, (er rührt) und lehre ſie, wie man ſich verträgt.

Märten. Was ſoll's nun?

Schnaps (ſteht auf und geht nach dem Schranke). Nun ſehe ich mich in der Gegend um und finde (er bringt ein großes Brod herbei) einen Edelhof.

Märten. Das iſt ja ein Brod.

Schnaps. Die Edelleute haben immer die beſten Aecker in der Flur; d'rum werden ſie billig unter dem Brode verſteckt.

Märten. Das ſoll auch d'ran?

Schnaps. Natürlich! Es muß Alles gleich werden.

Märten (bei Seite). Hätte er nur den Käs bei nicht anhängen! Das macht unſer Spiel verwünſcht ungleich.

Schnaps. Da wird nun auch das Nöthige abgeſchnitten, und —

Märten. Käme nur Görge!

Schnaps. Auf dem Reibeiſen gerieben.

Märten. Gerieben?

Schnaps. Ja, um den Stolz, den Uebermuth zu demüthigen.

Märten. Ja! Ja!

Schnaps. Und wird ſodann unter das Uebrige gemiſcht und umgerührt.

Märten. Seid Ihr bald fertig?

Schnaps (bedächtig). Nun fehlen noch die geiſtlichen Güter.

Märten. Wo ſollen die herkommen?

Schnaps. Hier find' ich eine Zuckerſchachtel. (Er greift nach der, welche bei dem Coffee-Zeuge ſteht.)

Märten (küßt ihm in den Arm). Laßt ſtehen! Rührt ſie nicht an! Röſe wiegt mir immer für die ganze Woche Zucker ab; damit muß ich reichen.

Schnaps (an den Tiſch gehend). Bürger!

Märten. Geduld!

Schnaps. Die geiſtlichen Herren haben immer die ſchmackhafteſten, die ſüßeſten Beſitzthümer —

Märten. Es muß ſie ja Jemand haben.

Schnaps. Und werden deßhalb billig durch den Zucker repräſentiert. Der wird nun auch gerieben —

Märten. Was fang' ich an?

Schnaps. Und d'rüber geſtreut.

Märten (bei Seite). Ich wette, Du ſollſt mir Das bezahlen. (Am Fenſter.) Horch! Kommt Görge wohl?

Schnaps. Und ſo iſt die ſauerſüße Milch der Freiheit und Gleichheit fertig.

Märten (am Fenſter, leiſe). Es war Nichts.

Schnaps. Kommt her! Was macht Ihr am Fenſter?

Märten. Ich dachte, es käme Jemand.

Schnaps. Görge kommt doch nicht? (Er ſteht auf.)

Märten. Es iſt Alles ſtille.

Schnaps. Laßt einmal ſehen. (Er tritt an das Fenſter, und legt ſich auf Märten.)

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Görge (der zur Hinterthür hereingeſchlichen).

Görge (leiſe). Wer zum Henker iſt bei'm Vater? Sollte Das Schnaps ſein?

Märten (am Fenſter). Drückt mich nicht ſo!

Schnaps. Ich muß ja ſehen. (Lehnt ſich hinaus.)

Märten. Was denn?

Schnaps. Wie ſich meine Soldaten betragen.

Görge (wie oben). Es iſt ſeine Stimme! Wie ſieht der Kerl aus!

Schnaps. Vater, meine wackern Freunde!

Märten. Mit wem redet Ihr?

Schnaps. Seht Ihr nicht, wie meine Leute um den Freiheitsbaum tanzen?

Märten. Seid Ihr toll? Es regt ſich keine Seele.

Görge. Er iſt's fürwahr! Was heißt Das? Der Vater ſchleicht ſich mit ihm ein! Wie er vermummt iſt! Glücklich, daß ich die Hinterthür offen fand!

Schnaps. Seht doch, wie man Euern Weibern und Töchtern Begriffe von der Freiheit und Gleichheit beibringt!

Märten (der ſich losmachen will, aber von Schnaps gehalten wird). Das iſt zu arg!

Görge. Was ſie nur zuſammen reden! Ich verſtehe Nichts. (Sich umſehend.) Was ſoll Das heißen? Der Schrank offen! Saure Milch zurechte gemacht! Das ſoll wohl ein Frühſtück werden?

Schnaps (wie oben). So freut Euch doch, wie Alles einig und vergnügt iſt.

Märten. In Euerm Sinne muß es wunderlich ſpuken. Ich ſehe Nichts.

Görge (ſich zurückziehend). Ich muß nur horchen.

Schnaps (Märten umfaſſend). Ich ſehe Alles im Geiſte; Ihr werdet es bald vor Euerm Hauſe mit Augen ſehen.

Märten. In meinem Hauſe ſeh' ich ſchon im voraus nichts Gutes.

Schnaps (noch einmal zum Fenſter hinausſehend, für ſich). Alles iſt ruhig und ſicher. Nun geſchwind an die Mahlzeit! (Er tritt an den Tiſch.)

Märten. Säh' ich Dich wo anders!

Schnaps. O, Du liebliche Suppe der Freiheit und Gleichheit, ſei mir geſegnet! — Setzt her!

Märten. Was gibts?

Schnaps. Nun ſetzt ſich der Bürger-General d'rüber.

Märten. Das dacht' ich.

Schnaps. Und verzehrt ſie.

Märten. Allein?

Schnaps (eſſend). Nicht doch! — Mit den Seinigen.

Märten. Das iſt bequem.

Schnaps. Setzt Euch, Bürger Martin.

Märten. Danke ſchön!

Schnaps. Laßt's Euch ſchmecken.

Märten. Ich bin nicht hung'rig.

Schnaps. Scheut Euch nicht vor mir; wir ſind Alle gleich.

Märten. Das merk' ich.

Schnaps. Ihr ſeid ein braver Bürger.

Märten. Davon weiß ich kein Wort.

Schnaps. Ihr ſollt mein Corporal werden.

Märten. Viel Ehre!

Schnaps. Setzt Euch, mein Corporal.

Märten. Ihr ſcherzt, mein General.

Schnaps (aufſtehend und complimentirend). Mein Corporal!

Märten. Mein General!

Görge (der ſich indeſſen hervorgeſchlichen, trifft Schnaps'en mit dem Stocke, indem er ſich duckt).

Schnaps. Was iſt Das?

Görge. Mein General.

Märten. Brava, Görge!

Görge. (Auf Schnaps'en ſchlagend.) Mein Corporal!

Schnaps. Heilige Freiheit, ſtehe mir bei!

Görge. Find' ich Dich ſo?

Märten. Nur zu!

Schnaps. Heilige Gleichheit, nimm Dich meiner an!

Görge. Einer vor! Ich ſchlage den Tact.

Schnaps (den Säbel ziehend und ſich zur Wehre ſetzend). Heilige Revolutions-Gewalt, befreie mich!

Görge. Was? Du willſt Dich wehren?

Märten. Nimm Dich in Acht; der Kerl iſt beſeſſen!

Görge. Der Nichtswürdige! Er ſoll mir kommen. (Tritt auf Schnaps'en ein.)

Schnaps. O weh' mir!

Görge. Du ſollſt empfinden!

Märten. Den Säbel her!

Görge (ihn entwaffnend). Ich habe ihn ſchon.

Schnaps (hinter Tiſch und Stuhl ſich verſchanzend). Nun gilt Capituliren.

Görge. Hervor!

Schnaps. Beſter Görge, ich ſcherze nur!

Görge. Ich auch. (Er ſchlägt nach ihm, trifft aber nur den Tiſch.)

Märten. Triff ihn.

Schnaps (macht ſich hervor, und läuft herum). Oder ſonſt —

Görge (ihm nach). Das ſoll Dir Nichts helfen.

Schnaps (da er gegen das Fenſter kommt). Hülfe! Hülfe!

Görge (trifft ihn wo). Du ſchweigſt!

Schnaps (wie oben). Feuer! Feuer!

Märten (verſperrt ihm von der andern Seite den Weg). Stopf' ihm das Maul!

Schnaps (hinter zwei Stühlen verſchanzt). Verſchont mich! Es iſt genug!

Görge. Willſt Du heraus!

Schnaps (wirft ihnen die Stühle nach den Beinen, ſie ſpringen zurück). Da habt Ihr's!

Görge. Warte nur!

Schnaps. Wer ein Narr wäre! (Springt zur Hinterthür hinaus.)

Görge. Ich halche Dich doch. (Ihm nach.)

Märten (ſteht und reibt das Bein, das der Stuhl

getroffen hat, und klopft den übrigen Lord bei Seite. Der Taugenichts! Mein Bein! Hat er's doch auch brav abgekriegt!

Eilfter Auftritt.

Märten. Nele. Hernach Görge.

Nele (von außen). Vater! Vater!

Märten. O weh'! Nele! Was wird Die zu der Geschichte sagen?

Nele. Macht auf, Vater! Was ist Das für ein Lärm?

Märten (am Fenster). Ich komme. Warte nur.

Görge (zur Hinterthür herein). Verwünschte Kerl! Er hat sich in die Kammer eingesperrt. Ich hab' aber gleich das Vorlegschloß vorgelegt; er soll uns nicht entwischen.

Nele. Vater, wo bleibt Ihr? Macht auf!

Görge. Das ist ja Nele.

Märten. Geh'! Ich bitte. Mach' ihr die Thür auf.

Görge (ab).

Märten. Nun geht das Unglück an. Die arme Nele! Der schöne Zeug! (Ecce Homo.)

Görge (der mit Nelen zurückkommt). Sieh' nur, Nele.

Nele. Was ist Das? Was gibt Das?

Görge. Frag nur —

Nele. Mein Zeug! Vater, was heißt Das?

Märten. Schnaps —

Görge. Stell' Dir nur vor —

Nele. Mein Schrank! Der Zucker! (Schreit der Laufend.) O weh'! o weh'! Schnaps! Wo ist er?

Görge. Sei ruhig, er ist eingesperrt.

Nele. Das ist recht. Wir wollen ihn gleich den Gerichtsleuten überliefern. Sie kommen schon.

Märten (aufspringend und horchend). Wer?

Nele. Die Nachbarn sind zum Richter gelaufen, da es hier im Hause Lärm gab.

Märten. Zum Richter? O weh', wir sind verloren!

Nele. Mein schöner Zeug!

Görge. Er soll's bezahlen.

Märten. Hört mich, Kinder, hört mich! Verachtet Zeug und Alles!

Nele. Warum nicht gar!

Märten. Schweig' und höre! Wir dürfen Schnaps an nicht verrathen; wir müssen ihn verläugnen.

Görge. Das wäre schön!

Märten. So höre doch! Wir sind Alle verrathen, wenn sie ihn finden. Er ist ein Abgesandter vom Jacobiner-Club.

Nele. Unmöglich! Der Schuft?

Märten. Warum nicht? Sie haben ihn in der Uniform. Er kann's nicht läugnen.

Görge. Ja, die hat er an.

Märten. Und wir werden verdächtig, wir werden eingezogen, wir müssen vor's Amt! Gott weiß!

Görge. Wie könnten ja aber sagen —

Märten. Still nur, und sag', es sei Nichts gewesen.

Görge. Wenn sie's nur glauben! (Ecce Homo.)

Nele. Ich gebe mich nicht zufrieden. Mein schöner Zeug!

Märten. Narrenpossen! Besinne Dich auf was, um's Kopfe zu retten.

Nele. Die verliert man nicht gleich. Ihr dürft ja nur sagen: wie Euch der Kerl hätte anmachen wollen, hätte ihr Görge drauf durchgeprügelt.

Märten. Das wäre vortrefflich! Warum ist Dir's nicht gleich eingefallen? Ronald Görge hinunter, und verläugnet ihn; wenn sie uns verdächtig. Es ist ein Unglück! Ein Unglück!

Nele. O, verwünscht!

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Der Richter. Görge. Bauern.

Richter (hereintretend). Nein, nein; ich muß die Sache untersuchen!

Görge (ihn anhaltend). Es ist Nichts.

Märten. Muß ich den Richter in meinem Hause sehen? Ich unglücklicher Mann!

Nele (weinend). Vernehmt Euch nicht, Herr Richter.

Richter. Mein Verehren! Es ist Schuldigkeit. Wer hat Lärm gemacht?

Nele. Es war Spaß.

Richter. Manier-[illegible]. Wer hat Hülfe gerufen?

Nele. Ich — Ich — erschrak mich mit Görge's.

Richter. Nichts Euch?

Nele (sieht den Richter scheu an, und wischt sich, indem sie sich schämt). Da hatt' ich im Mißverstande einen schönen Zeug Lumpe Milch — und schrie den Schrank an und ging weg — Da kam Görge — Warte nur, Görge! — Da kam Görge, und hatte Appetit — und brach den Schrank auf.

Richter. Ei! ei!

Nele. Und nahme mir den Zeug ab — und machte sich ein Frühstück zurecht — Hier steht es noch — Da kam ich nach Hause — und war böse — mit — gab ihm eine Ohrfeige — Da haut' er mich — und kitzelte mich, und da schrie ich — und da balgten wir uns, und da warfen wir die Stühle um — und da fiel Einer dem Vater auf die Füße — Nicht wahr, Vater?

Märten. Ihr ſeht, wie ich bin.

Röſe. Und da ſchrie ich noch dazu — und —

Richter. Und da legt ſich dem Richter was vor!

Röſe. Ich lüge nicht.

Richter. Ich glaube, Ihr wißt es ſelbſt nicht, ſo glatt geht's Euch vom Munde. Glaubt Ihr, daß unſer Einer nicht beſſer aufpaßte?

Görge. Wie ſo?

Richter (zu Röſen). Ging Ihr nicht eben mit meinem Hanſe vorbei?

Röſe. Ja!

Richter. Begegnete Ihr nicht dieſen Leuten?

Röſe. Ich erinnere mich's nicht.

Richter (zu den Bauern). Iſt ſie Euch nicht begegnet?

Ein Bauer. Ja! und ſie hat mit uns geſprochen, und wir haben ihr geſagt, daß bei ihrem Vater großer Lärm wäre.

Märten. Nun iſt's aus!

Röſe. O verwünſcht!

Görge. So geht's mit dem Anreden!

Richter. Da ſeht Ihr nun! Was ſagt Ihr dazu? (Sie ſehen einander an; der Richter geht auf und nieder, und findet die Mütze.) Oho! Was iſt Das?

Görge. Ich weiß nicht.

Richter (ſieht ſich um und findet den Hut mit der Cocarde). Und Das?

Röſe. Ich verſteh's nicht.

Richter (tritt zu Märten hin). Nun? Vielleicht wißt Ihr? Vielleicht verſteht Ihr? —

Märten (vor ſich). Was ſoll ich ſagen?

Richter. So werd' ich's Euch wohl erklären müſſen. Das iſt eine Freiheitsmütze. Das iſt eine National-Cocarde. Eine ſchöne Entdeckung! Nun ſeht Ihr da und verſtummt, weil es ſo deutlich iſt. — In dieſem Hauſe iſt alſo der Sitz der Verſchwörung, die Zuſammenkunft der Verräther, der Sitz der Rebellen? — Das iſt ein Fund! Das iſt ein Glück! — Ihr habt Euch gewiß unter einander verſchworen, wie die Franzoſen auch — und ſeid Euch einander in die Haare gefallen — habt Euch ſelbſt verrathen. So iſt's recht! — Wir wollen weiter hören.

Röſe. Lieber Herr Richter!

Richter. Seht ſeid Ihr ſo ſchnippiſch. Jetzt kennt Ihr hinten.

Görge. Ihr müßt wiſſen —

Richter. Ich muß? — Ihr werdet bald anders reden.

Märten. Herr Gerichter!

Richter. Bin ich einmal wieder Gerichter?

Röſe. Seid Ihr nicht mein Pathe?

Richter. Seit der Zeit hat ſich Vieles geändert.

Märten. Laßt Euch ſagen —

Richter. Schweigt! Ihr dürft mir gar nicht kommen! Habt Ihr nicht etwa ſchon Anſtalt zum Freiheitsbaum gemacht? Habt Ihr nicht ſchon abgeredet, mich an den erſten beſten Pfahl zu hängen? Man weiß, wie jetzt das unruhige Volk von ſeiner Obrigkeit ſpricht, wie es denkt! Es ſoll ihm übel bekommen. Es ſoll Euch übel bekommen! (Zu den Bauern.) Fort mit ihnen! Und gleich zum Gerichtshalter! Es muß verbrieft werden; es muß inventirt werden. Es haben ſich Waffen, Pulver, Cocarden! Das gibt eine Unterſuchung. Fort! Fort!

Görge. Wenn's nicht anders iſt, ſo ſoll Schnaps auch mit. Da muß ſich die Sache aufklären.

Richter. Was ſagt Ihr von Schnaps?

Görge. Ich ſage —

Röſe (am Fenſter). Da kommt zum Glück der gnädige Herr.

Richter. Der wird's zeitig genug erfahren.

Görge. Auf ihn!

Röſe. Gnäd'ger Herr! Gnäd'ger Herr! Zu Hülfe! Zu Hülfe!

Richter. Schweigt nur! Er wird Euch nicht helfen; er wird froh ſein, daß ſolche Böſewichter entdeckt ſind. Und dann iſt es eine Polizei-Sache, eine Criminal-Sache! Die gehört für mich, für den Gerichtshalter, für die Regierung, für den Fürſten! Es muß ein Exempel ſtatuirt werden!

Märten. Da haben wir das Exempel!

Dreizehnter Auftritt.

Die Vorigen. Der Edelmann.

Edelmann. Kinder, was gibt's?

Röſe. Helfen Sie uns, gnädiger Herr!

Richter. Hier ſehen Euer Gnaden, was ſich im Hauſe findet.

Edelmann. Was denn?

Richter. Eine Freiheitsmütze.

Edelmann. Sonderbar!

Richter. Eine National-Cocarde.

Edelmann. Was ſoll Das heißen?

Richter. Verſchwörung! Aufruhr! Hochverrath! (Er behält die Mütze und Cocarde in der Hand, und nimmt ſie herum mit hinaus.)

Edelmann. Laßt mich fragen!

Richter. Laſſen Sie uns nachſuchen! Wer weiß, was noch im Hauſe ſteckt!

Edelmann. Stille!

Röſe. Gnädiger Herr!

Edelmann. Diese Sachen?

Märten. Brachte Schnaps in's Haus.

Görge. In meiner Abwesenheit.

Märten. Brach die Schränke auf —

Käse. Machte sich über die Milchkäse —

Märten. Und wollte mich in der Gleichheit und Freiheit unterrichten.

Edelmann. Wo ist er?

Görge. In der Hinterkammer. Er hat sich eingeriegelt, als ich ihn verklagte.

Edelmann. Schafft ihn herbei.

Görge (mit dem Ritter und den Bauern ab).

Edelmann. Das ist also wieder ein Streich von Herrn Schnaps, wie ich merke.

Märten. Nichts Anderes.

Edelmann. Wie kam er in's Haus?

Märten. In meiner Kinder Abwesenheit.

Käse. Er fürchtet sich vor Görge's.

Märten. Er machte mich neugierig.

Edelmann. Man sagt, Ihr seid's manchmal.

Märten. Verzeihen Sie!

Edelmann. Und ein Bißchen leichtgläubig dazu.

Märten. Er machte es gar zu wahrscheinlich, daß er die wichtigsten Sachen wisse.

Edelmann. Und hatte Euch zum Besten.

Märten. Wie es scheint.

Käse. Es war ihm nur um ein Imbißlein zu thun. Da sehen Sie nur, gnädigster Herr, welche [illegible] Milch er sich zurecht gemacht hat, mit geriebenem Brod und Zucker und Wein. Das liebe Gut! man muß es nur wegwerfen; es kann's kein ehrlicher Mensch genießen, da der Unflath die Schnauze d'rüber gehabt hat.

Edelmann. Er wollte also ein Imbißlein gewinnen?

Märten. Nach seiner Art. Er sagte, er sei von den Jakobinern abgeschickt.

Edelmann. Und weiter?

Märten. Zog er eine Uniform an und bewaffnete sich.

Edelmann. Ist genug!

Märten. Und sagte: es wäre Befehl General, und ward mit jedem Augenblick grober.

Edelmann. Das ist so die Art.

Märten. Erst that er freundlich und vertraut, dann ward er brutal und brach mir den Schrank auf, und nahm, was ihm gefiel.

Edelmann. Gerade wie seine Collegen!

Märten. Ich bin recht übel d'ran.

Edelmann. Noch nicht so übel wie die Patrioten, wo Räuberbanden gehaust haben; wo entmenschte Thoren ihnen auch Unrecht zufügten; wo sie mit Schmeicheln und Versprechungen anfingen, mit Betrug, Raub, Verbannung ehrlicher Leute und allen Arten dieser Begegnung endigten. Dankt Gott, daß Ihr so wohlfeil davon kommt!

Käse. Sie schonen uns also, gnädiger Herr?

Edelmann. Es scheint, daß Ihr Nichts verschuldet habt.

Märten. Da kommen sie.

Vierzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Görge. Der Richter. Schnaps (von den Bauern geführt, in der Uniform, mit Säbel und Schießgewehr).

Edelmann. Heyssa, hoch General!

Richter. Hier ist der Aufrührer! Sehen Sie ihn nur an. Blick, wie die Fetzungen scheeren. Uniform! Säbel! (Er reißt ihm Mütze und Säbel ab.) Mütze! Hut! So ist es am Prangen schön! Geschwind zum Gerichtshalter! Geschwind! In Ketten und Banden noch vor Augens gebracht!

Edelmann. Sachte, sachte!

Richter. Potz tausend! Der Kerl ist nicht allein! Man muß ihn examiniren! Man muß die Mitverschwornen entdecken! Man muß Recruiter marschiren lassen! Man muß Haussuchung thun!

Edelmann. Nur gemach! — Schnaps, was hat Dir der Mensch?

Schnaps. Ja wohl, viel Leides!

Edelmann. Wie hat Dich der Richter her? Geschwind! Ich weiß schon —

Schnaps. Sie können unmöglich wissen, gnädiger Herr, daß ich diesen Richter mit dem ganzen militärischen Apparat von einem armen Teufel gerettet habe.

Edelmann. Gerettet? Er dünkt mich zu toben.

Schnaps. Hören Sie mich an.

Märten. Was wird er sagen?

Schnaps. Als der letzte Transport Französischer Kriegsgefangenen durch die Stadt gebracht wurde —

Edelmann. Nun?

Schnaps. Schlich ich auf Neugierde hinaus.

Edelmann. Richter!

Schnaps. Da blieb im Wirthshause in der Vorstadt ein armer Teufel liegen, der sehr krank war.

Richter. Das ist gewiß nicht wahr.

Schnaps. Ich nahm mich seiner an, und er — verblich.

Edelmann. Das ist sehr wahrscheinlich.

Schnaps. Er vermachte mir seine Sachen für die Mühe, die ich mit ihm —

Edelmann. Ihr empfingt's!

Schnaps. Bestehend aus diesem Rocke und Säbel.

Edelmann. Und die Mütze? Die Cocarde?

Schnaps. Fand ich in seinem Mantelsack unter allen Lumpen.

Edelmann. Da fand Er sein Generals-Patent.

Schnaps. Ich kam hierher und fand den einfältigen Märten.

Märten. Den einfältigen Märten? Der Unverschämte!

Schnaps. Leider gelang es mir nur zur Hälfte; ich konnte die schöne Milch nicht auftreiben, die ich einzukaufen hatte. Ich kriegte darüber eine kleine Differenz mit Görge'n —

Edelmann. Ohne Umstände! Ist Alles die reine Wahrheit, was Er sagt?

Schnaps. Erkundigen Sie sich in der Stadt. Ich will angeben, wo ich den Mantelsack verkauft habe. Diese Garderobe trug ich im Barbier-Beutel herüber.

Edelmann. Es wird sich Alles finden.

Richter. Glauben Sie ihm nicht.

Edelmann. Ich weiß, was ich zu thun habe. Findet sich Alles wahr, so muß eine solche Arglistigkeit nicht benützt werden; sie erregt nur Schrecken und Mißtrauen in einem ruhigen Lande. Wir haben Nichts zu befürchten. Kinder, sieht Euch, besorgt Euern Käse wohl, und haltet gut Haus!

Käse. Das ist unsre Sache.

Görge. Dabei bleibt's.

Edelmann. Und Euch, Alter, soll es zum Lobe gereichen, wenn Ihr Euch auf die hiesige Landsart und auf die Witterung versteht, und Euer Säen und Ernten darnach einrichtet. Fremde Länder läßt für sich sorgen, und den politischen Himmel betrachtet allenfalls ein Mal Sonn- und Festags.

Märten. Es wird wohl das Beste sein.

Edelmann. Bei sich fängt Jeder an, und er wird viel zu thun haben. Er benutze die friedliche Zeit, die uns gegönnt ist; er schaffe sich und den Seinigen einen rechtmäßigen Vortheil: so wird er dem Ganzen Vortheil bringen.

Richter (der indessen seine Ungeduld gezeigt hat, einhalten einfallend). Aber dabei kann's doch unmöglich bleiben! Bedenken Sie die Folgen! Einige so was angestraft hin —

Edelmann. Nur gelassen! Unzeitige Gebote, unzeitige Strafen bringen erst das Uebel hervor. In einem Lande, wo der Fürst sich von Niemanden verleiten läßt, wo alle Stände billig gegen einander denken; wo Niemand gehindert ist, in seiner Art thätig zu sein; wo nützliche Einsichten und Kenntnisse allgemein verbreitet sind: da werden keine Parteien entstehen. Was in der Welt geschieht, wird Aufmerksamkeit erregen; aber aufrührische Gesinnungen ganzer Nationen werden keinen Eingang haben. Wir werden in der Stille dankbar sein, daß wir einen heitern Himmel über uns sehen, indeß unglückliche Gewitter verderbliche Flammen verbreiten.

Käse. Es hört sich Ihnen so gut an!

Görge. Wahrhaftig, Käse! — Reden Sie weiter, gnädiger Herr.

Edelmann. Ich habe schon Alles gesagt. (Erzürnt Schnaps hervor.) Und wie viel wird Das schon heißen, daß wir aber diese Cocarde, diese Mütze, diesen Rock, die so viel Uebel in der Welt gestiftet haben, einen Augenblick lachen konnten!

Käse. Ja, recht lächerlich sieht Er aus, Herr Schnaps!

Görge. Ja, recht albern!

Schnaps. Das muß ich mir wohl gefallen lassen. (Nach der Mütze langend.) Wenn ich nur vor meinem Abzug die andere Hälfte der patriotischen Contribution zu mir nehmen dürfte!

Käse. Es gut soll's Ihm nicht werden.

Die Aufgeregten.

Politisches Drama in fünf Acten.

Personen.

Die Gräfinn.
Friederike, ihre Tochter.
Carl, ihr Söhnchen.
Der Baron, ihr Vetter.
Der Hofrath.
Herrmann Bermenfeld, Ehrengut.
Caroline, Herrmann's Tochter.
Luise, Herrmann's Nichte.

Der Magister, Hofmeister des jungen Grafen.
Der Amtmann.
Jacob, junger Landmann und Jäger.
Martin,
Albert,
Peter,
Landleute.
Georg, Bedienter der Gräfinn.

Erster Aufzug.

Ein gemeines Wohnzimmer; an der Wand zwei Bilder, eines darstellend Mannes- und seiner Frau, in der Tracht, wie sie vor hundert oder hundert Jahren sie trug.

Erster Auftritt.

(Nacht.)

Luise (an einem Tische, worauf ein Licht steht, strickend). **Caroline** (an einem Strohsessel gegenüber schlafend).

Luise (einen vollendeten gestrickten Strumpf in die Höhe haltend). Wieder ein Strumpf! Nun weiß ich, der Onkel käme nach Hause; denn ich habe nicht Lust, einen andern anzufangen. (Sie steht auf und geht auf's Fenster.) Es bleibt heut ungewöhnlich lange weg; sonst kommt er doch gegen zwölf Uhr, und es ist jetzt schon Mitternacht! (Sie setzt wieder an den Tisch.) Was die französische Revolution Gutes oder Böses hatte, kann ich nicht beurtheilen; so viel weiß ich, daß sie mir hiesige Wirte einige Paar Strümpfe mehr eingebracht. Die Stunden, die ich jetzt wachen und warten muß, bis Herr Herrmann nach Hause kommt, hätt' ich verschlafen, wie ich sie jetzt verstricke; und es vergingen drei Tage, wie er sie sonst verschlief.

Caroline (im Schlafe redend). Nein, nein! Mein Vater!

Luise (bei dem Ersten aufhorchend). Was gibt's, liebe Mutter? — Sie antwortet nicht! — Was mag dem guten Mädchen sein mag! Sie ist still und nachdenkig; des Nachts schläft sie nicht, und jetzt, da sie vor Müdigkeit eingeschlafen ist, spricht sie im Traume. Sollte meiner Vermuthung gegründet sein? Sollte der Baron in diesen wenigen Tagen einen solchen Eindruck auf sie gemacht haben, so schnell und stark? (Lächelnd.) Wunderst Du Dich, Luise, und hast Du nicht selbst erfahren, wie die Liebe eilt, wie schnell und wie stark!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. **Georg.**

Georg (leise und ängstlich). Liebes Nannchen, geben Sie mir geschwinde, geschwinde —

Luise. Was denn, Georg?

Georg. Geben Sie mir die Flasche.

Luise. Was für eine Flasche?

Georg. Ihr Herr Onkel sagte, Sie sollen mir die Flasche geschwinde geben; sie steht in der Kammer, oben auf dem Porte rechter Hand.

Luise. Da stehen viele Flaschen. Was soll denn d'rinne sein?

Georg. Spiritus.

Luise. Es gibt allerlei Spiritus. Hat er sich nicht deutlicher erklärt? Wozu soll's denn?

Georg. Er sagte es wohl; ich war aber so erschrocken. Ach, der junge Herr —

Caroline (hier auf dem Schlafe aufhorchend). Was gibt's? — Der Vater?

Roſa und Valerio.

Und das Verlangen,
Und das Erwarten:
„Blühten die Blumen!
Grünte mein Garten!“
Kaum erſt erfüllt
Iſt ſchon geſtillt?

Elmire.

Und das Verlangen
Und das Erwarten:
„Säh' ich den Liebſten
Wieder im Garten!“
Iſt nicht erfüllt,
Wird nicht geſtillt.

Roſa und Valerio.

Soll umſonſt die Sonne ſcheinen?

Elmire.

Laßt, o Liebe, laßt mich weinen!

Roſa und Valerio.

Sieh', die Blumen blühen all!
Hör', es ſchlägt die Nachtigall!

Luiſe. Der junge Graf.

Georg. Leider, der junge Graf!

Caroline. Was iſt ihm begegnet?

Georg. Geben Sie mir den Spinnrad.

Luiſe. Sage nur, was dem jungen Grafen begegnet iſt, ſo weiß ich wohl, was der Onkel für eine Krankheit braucht.

Georg. Ach, das gute Kind! Was wird die Frau Gräfin ſagen, wenn ſie morgen kommt; wie wird ſie uns anfahren!

Caroline. Er red' er doch!

Georg. Er iſt gefallen, mit dem Kopfe vor eine Thürecke; das Geſicht iſt ganz in Blut. Wer weiß, ob nicht gar das Auge gelitten hat!

Luiſe (indem ſie einen Nachttiſch umgiebt und in die Kammer geht). Nun weiß ich, was ſie brauchen.

Caroline. So ſpät! Wie ging Das zu?

Georg. Liebes Mamſellchen, ich dachte lange, es würde nichts Gutes werden! — Da ſitzt Ihr Vater und der Hofmeiſter alle Abend beim alten Pfarrer und leſen die Zeitungen und Monatſchriften, und ſo diſputiren ſie und können nicht fertig werden, und das arme Kind muß dabei ſitzen. Da drückt ſich's denn in eine Ecke, wenn's ſpät wird, und ſchläft ein; und wenn ſie aufſtehen, da nehmen's das Kind ſchlaftrunken mit. Und heute — wenn ſehen Sie, da ſchlägt's eben Zwölfe! — heute bleiben ſie über alle Gebühr aus, und ich ſitze zu Hauſe und habe Licht brennen, und fahre ſitzen die andern Lichter in den Hofmeiſter und den jungen Herrn, und Ihr Vater und der Magiſter bleiben vor der Schlafſtube ſitzen und können auch nicht fertig werden.

Luiſe (kommt mit einem Stuhl zurück).

Georg (ſetzt ſich). Und das Kind kommt in den Saal getappt und ruft mich, und ich ſehe auf und will die Lichter anzünden, wie ich immer thue; und wie ich ſchlaftrunken bin, leuchte ich das Licht aus. Jedermann tappt das Kind die Treppe hinauf; und auf dem Vorſaal ſitzen die Stühle und Tiſche, die wir morgen früh in die Zimmer vertheilen wollen. Das Kind weiß es nicht, geht geradeaus, ſtößt ſich, fällt; wir hören es ſchreien; ich mache Lärm, ich mache Licht; und wie wir hinaufkommen, liegt's da und weiß kaum von ſich ſelbſt. Das ganze Geſicht iſt blutig. Wenn es ein Auge verloren hat, wenn es gräßlich wird, ach! ich werfe mich auf und davon, eh' die Frau Gräfin ankommt; mag's verantworten, wer will!

Luiſe (hat indeſſen einige Nachttücher hereingeholt und den Schlafrock genommen, geht ihm die Stiefeln). Hier, geſchwind! Trage Das hinüber und nimm die Lichter dazu; ich komme gleich ſelbſt. Der Himmel verhüte, daß es ſo übel ſei! Geſchwind, Georg, geſchwind!

(Georg ab.)

Luiſe. Halte warmes Waſſer bereit, wenn der Onkel nach Hauſe kommt und Caffee verlangt. Ich will geſchwind hinüber. Es wäre rathſam, wenn wir unſere gute Gräfin ſo empfangen könnten. Wie empfiehlt ſie nicht dem Magiſter, wie empfiehlt ſie nicht mir das Kind bei ihrer Abreiſe! Leider habe ich ſehen müſſen, daß es die Zeit über ſehr verſäumt worden iſt; daß man doch gewöhnlich ſeine nächſte Pflicht verſäumt! (Ab.)

Dritter Auftritt.

Caroline. Hernach der Baron.

Caroline (nachdem ſie einige Mal nachdenkend auf- und abgegangen). Er verläßt mich keinen Augenblick; auch im Traume ſteht mir er gegenwärtig. O, wenn ich glauben könnte, daß ſein Herz, ſeine Abſichten ſo redlich ſind, als ſeine Blicke, ſein Betragen reizend und einnehmend iſt! Ach, und die Art, mit der er Alles zu ſagen weiß; wie edel er ſich ausdrückt! Man ſagt, was man will: welche Vorzüge gibt einem Menſchen von edler Geburt eine handelmäßige Erziehung! Ach, daß ich doch Seinesgleichen wäre!

Baron (an der Thüre). Sind Sie allein, beſte Caroline?

Caroline. Herr Baron, wo kommen Sie her? Entfernen Sie ſich. Wenn mein Vater käme! — Es iſt nicht ſchön, mich ſo zu überfallen.

Baron. Die Liebe, die mich hierherführt, wird auch mein Fürſprecher bei Ihnen ſein, angebetete Caroline! (Er will ſie umarmen.)

Caroline. Zurück, Herr Baron! Sie ſind ſehr verwegen. Wo kommen Sie her?

Baron. Ein Gerücht weckt mich; ich ſpringe hervor und höre, daß mein Neffe ſich eine Verletzung zugezogen hat. Ich höre Ihren Vater von dem Kind berichtigt; nun kommt auch Ihre Mutter; ich ſehe, daß es keine Gefahr hat; es fällt mir ein: Caroline iſt allein; und was kann mir bei jeder Gelegenheit anders einfallen, als Caroline? Die Augenblicke ſind koſtbar, ſchönes, angenehmes Kind! Gedenken Sie mir, ſagen Sie mir, daß Sie mich lieben! (Will ſie umarmen.)

Caroline. Noch ein Mal, Herr Baron: laſſen Sie mich, und verlaſſen Sie dieſes Haus!

Baron. Sie haben verſprochen, mich ſobald als möglich zu ſehen, und wollen mich nun entfernen?

Caroline. Ich habe versprochen, morgen früh mit Sonnenaufgang in dem Garten zu sein, mit Ihnen spazieren zu gehen, mich Ihrer Gesellschaft zu freuen. Hierher hab' ich Sie nicht eingeladen.

Baron. Aber die Gelegenheit —

Caroline. Hab' ich nicht gemacht.

Baron. Aber ich bringe sie; können Sie mir es verdenken?

Caroline. Ich weiß nicht, was ich von Ihnen denken soll.

Baron. Noch Sie — lassen Sie es mich frei gestehen — auch Sie erkenne ich nicht.

Caroline. Und wenn bin ich mir denn so unbekannt?

Baron. Können Sie noch fragen?

Caroline. Ich muß wohl; ich begreife Sie nicht.

Baron. Ich soll reden?

Caroline. Wenn ich Sie verstehen soll.

Baron. Nun gut. Haben Sie nicht seit den drei Tagen, die ich Sie kenne, jede Gelegenheit gesucht, mich zu sehen und zu sprechen?

Caroline. Ich läugne es nicht.

Baron. Haben Sie mir nicht, so oft ich Sie anblickte, mit Blicken geantwortet, und mit was für Blicken?

Caroline (verwirrt). Ich kann meiner eigenen Blicke nicht leben.

Baron. Aber sagen, was sie bedeuteten. — Haben Sie mir, wenn ich Ihnen im Tanze die Hand drückte, die Hand nicht wieder gedrückt?

Caroline. Ich erinnere mich's nicht.

Baron. Sie haben ein kurzes Gedächtniß, Caroline. Als wir unter der Linde saßen, und ich Sie plötzlich an mich schloß, damals hielt mich Caroline nicht zurück.

Caroline. Herr Baron, Sie haben sich schlecht unterrichtet, was ein gutherziges, unerfahrenes Mädchen —

Baron. Liebst Du mich?

Caroline. Noch ein Mal! verlassen Sie mich! Morgen früh —

Baron. Werde ich entschädigt.

Caroline. Ich werde Ihnen sagen —

Baron. Ich werde Nichts hören.

Caroline. So verlassen Sie mich.

Baron (sich entfernend). O, es ist mir leid, daß ich gekommen bin!

Caroline (allein, nach einer Pause, als wenn sie den entfernten wollte). Er geht; ich muß ihn fortschicken, ich darf ihn nicht halten. Ich liebe ihn, und muß ihn verscheuchen. Ich war unvorsichtig, und bin unglücklich. Hier sind meine Hoffnungen auf den schönen Morgen; weg die goldnen Träume, die ich so süßen wähnte. O, wie wenig Zeit braucht es, unser ganzes Schicksal umzukehren!

Vierter Auftritt.

Caroline. Brome.

Caroline. Lieber Brome, wie geht's? Was macht der junge Graf?

Brome. Es ist eine starke Constitution; doch ich hoffe, die Luft ist nicht gefährlich hier. Ich werde eine verzweifelte Cur machen, und der Herr Graf wird sich schelten, so oft er sich im Spiegel besieht, bei der Schmerzen seines gichtischen Ehrgeizes, jemals Brome von Bromenfeld erwartet.

Caroline. Die arme Gräfin, wenn sie nur nicht schon morgen käme!

Brome. Desto besser. Und wenn sie den edeln Zustand des Patienten mit Augen sieht, wird sie, wenn die Cur vollendet ist, desto mehr Ehrfurcht für meine Hand empfinden. Standesgefühlen muß man weichen, daß sie und ihre Nichte Menschen sind; man kann sie nicht genug einschärfen, wie verehrungswürdig ein Mann ist, der ihnen so ihren Rathen beisteht, denen sie, wie alle Kinder Mamsell, unterworfen sind, beinahe ein Chirurgus. Ich sage Dir, mein Kind, ein Chirurgus ist der verehrungswürdigste Mann auf dem ganzen Erdboden. Der Theolog beruft sich von der Kanzel, die er selbst erbauen hat; der Jurist gewinnt Dir Deinen Prozeß, und bringt Deinen Gegner, der gleiches Recht hat, an den Bettelstab; der Medicus curirt Dir eine Krankheit weg, die andere herbei, und Du kannst nie recht wissen, ob er Dir gewußt oder schadet hat; der Chirurgus aber heilet Dich von einem realen Uebel, das Du Dir selbst zugezogen hast, aber das Dir peinlich und unerträglich über den Hals kommt; er sagt Dir, ob Dir noch Menschen, und Du kannst Dich unwiderleglich überzeugen, daß Deine Cur gelungen ist. —

Caroline. Freilich auch, wenn sie nicht gelungen ist.

Brome. Das hilft Dich, den Pfleger vom Mörder unterscheiden. Lerne Dich, mein Kind, lerne, daß Du einen solchen Menschen zum Vater hast! Ist ein wohldenkender Sohn je Deines Vaters würdiger, als sich seiner Ehre und Gerechtsame zu versichern.

Caroline (mit zweifelndem Ton, wie bittend). Das thu ich, mein Vater.

Brome (sie umarmend). Das thust Du, mein Töchterchen, mit einem beherzten Blicke des muthigen Ernst. — Das ist doch wohl keine Freude verdächtig?

Caroline. Ach, mein Vater!

Brewe. Was hast Du, mein Kind?

Caroline. Ich muß es Ihnen gleich sagen.

Brewe. Was hast Du?

Caroline. Sie wissen, der Baron hat diese Tage der sehr streng, sehr plötzlich mit mir gethan; ich sagt' es Ihnen gleich und fragte Sie um Rath.

Brewe. Du bist ein vortreffliches Mädchen, werth, als eine Prinzessin, eine Königin aufgezogen!

Caroline. Sie ziehen mir, auf meiner Hut zu sein, auf mich wohl Acht zu haben, aber auch auf ihn; mir Nichts zu vergeben, aber auch ein Glück, wenn es mich anflehen sollte, nicht von mir zu stehen. Ich habe mich gegen ihn benommen, daß ich mir keine Vorwürfe zu machen habe; aber er —

Brewe. Rede, mein Kind, rede!

Caroline. O, es ist abscheulich! Wie frech, wie vermessen! —

Brewe. Wie! (Nach einer Pause.) Sage mir Nichts, meine Tochter; Du kennst mich! Ich bin einer heftigen Temperaments, ein alter Soldat; ich werde mich nicht lassen können, ich werde einen tollen Streich machen.

Caroline. Sie können es hören, mein Vater, ohne zu zürnen; ich darf es sagen ohne euch zu morden. Er hat meine Zärtlichkeit allzu aufgelegt; er hat sich in Ihrer Abwesenheit, nachdem Franz auf das Schloß gerufen war, hier in's Haus geschlichen. Er war verwegen, aber ich wies ihn zurecht. Ich trieb ihn fort; und ich darf wohl sagen, seit diesem Augenblick haben sich meine Gesinnungen gegen ihn geändert. Er schien mir liebenswürdig, als er gut war, als ich glauben konnte, daß er es gut mit mir meine; jetzt kommt er mir schlimmer vor, als jeder Andere. Ich werde Ihnen Alles, wie lieben, erzählen, Alles gestehen, und mich Ihrem Rath ganz allein überlassen.

Brewe. Welch ein Mädchen, welch ein vortreffliches Mädchen! O, ich beneidenswerther Vater! Warten nur, Herr Baron, warten nur! Die Hunde werden von der Kette kommen und den Füchsen den Weg zum Landerschlag verrennen. Ich will nicht Brewe heißen, nicht den Namen Verwegenheit verdienen, wenn in Kurzem nicht Alles anders werden soll.

Caroline. Ereifert Euch nicht, mein Vater.

Brewe. Du gibst mir ein neues Leben, meine Tochter; ja, führe fort, Deinen Stand durch Deine Tugend zu zieren; gleiche in Allem Deiner vortrefflichen Urgroßmutter, der seligen Burgermeisterin von Bremervelde. Diese würdige Frau war durch Sittsamkeit die Ehre ihres Geschlechts und durch Verstand die Stütze ihres Gemahls. Betrachte dieses Bild jeden Tag, jede Stunde; ahme sie nach und werde verehrungswürdig, wie sie.

Caroline (Geht mit Brewe an und sieht).

Brewe. Was lachst Du, meine Tochter?

Caroline. Ich will meiner Urgroßmutter gern in allem Guten folgen, wenn ich mich nur nicht anziehen soll, wie sie. Ha, ha, ha! Sehen Sie nur, so oft ich das Bild ansehe, muß ich lachen, ob ich es gleich alle Tage vor Augen habe; ha, ha, ha! Sehen Sie nur das Händchen, das wie Fledermausflügel vom Aermel absteht!

Brewe. Nun, nun! Zu ihrer Zeit lachte Niemand darüber, und wer weiß, wer über Euch künftig lacht, wenn er Euch gemalt sieht? Denn Ihr seid sehr selten angezogen und aufgeputzt, daß ich sagen möchte, ob Du gleich meine hübsche Tochter bist: sie gefällt mir! Gleiche dieser vortrefflichen Frau an Tugenden und kleide Dich mit besserem Geschmack, so hab' ich Nichts dagegen; versichere, daß, wie sie sagen, der gute Geschmack nicht theurer ist, als der schlechte. Uebrigens, dächt' ich, Du gingst zu Bette; denn es ist spät.

Caroline. Wollen Sie nicht noch Caffee trinken? Das Wasser kocht, es ist gleich gemacht.

Brewe. Setze nur Alles gerecht; schütte den gemahlenen Caffee in die Kanne. Das heiße Wasser will ich selbst darüber gießen.

Caroline. Gute Nacht, mein Vater!

(Geht ab).

Brewe. Schlaf wohl, mein Kind!

Fünfter Auftritt.

Brewe (allein).

Daß auch das Unglück just diese Nacht geschehen mußte! Ich hatte Alles klüglich eingerichtet, meine Entheilung der Zeit als schöne Practicus gemacht. Bis gegen Mitternacht hatten wir spielmann gehabt. Da war Alles ruhig. Nachher wollte ich meine Tasse Caffee trinken; meine bestellten Freunde sollten kommen zu der geheimnißvollen Uebersetzung. Nun hat's der Henker! Alles ist in Unruhe: sie machen im Schloß, dem Kinde Unschlitze aufzulegen. Wer weiß, wo sich der Baron herumdreht, um meiner Tochter aufzupassen. Bei'm Zwielicht seh' ich Licht, bei dem verwünschten Kerl, den ich am Meisten scheue. Wenn wir entdeckt werden, so kann der größte, schönste, erhabenste Gedanke, der auf mein ganzes Vaterland Einfluß haben soll, in der Geburt erstickt werden. (Er geht an's Fenster.) Ich höre Jemanden kommen! Die Wächter sind gewesen; wie

müßten nun die Steine lehren; ein alter Soldat darf sich vor Nichts fürchten. Bin ich denn nicht bei dem großen, unüberwindlichen Jorg in die Schule gegangen!

Sechster Auftritt.

Brenne. Martin.

Brenne. Seid Ihr's, Gevatter Martin?

Martin. Ja, lieber Gevatter Brenne, Das bin ich. Ich habe mich ganz hübe aufgemacht, wie die Gräfe Amelie schlug, und bin hergekommen; aber ich habe noch Lärm gehört und hin- und widergehen, und da bin ich im Garten einige Mal auf und ab geschlichen, bis Alles ruhig war. Sagt mir nun, was Ihr wollt, Gevatter Brenne, daß wir so spät bei Euch zusammenkommen in der Nacht? Können wir's denn nicht bei Tage abmachen?

Brenne. Ihr sollt Alles erfahren; nur müßt Ihr Geduld haben, bis die Andern Alle beisammen sind.

Martin. Werden denn noch Viele kommen?

Brenne. Alle unsere guten Freunde, alle verständigen Leute. Außer Euch, der Ihr Schulze von dem Ort hier seid, kommt noch Peter, der Schulze von Reichhain, und Albert, der Schulze von Neichengrube, ich heiße auch, Jacob wird kommen, der das hübsche Interzet besitzt. Dann sind recht gescheidte und vernünftige Leute beisammen, die schon was ausmachen können.

Martin. Gevatter Brenne, Ihr seid ein wunderlicher Mann; es ist Euch Alles Eins, Nacht und Tag, Tag und Nacht, Sommer und Winter.

Brenne. Ja, wenn Das auch nicht so wäre, könnte nichts Rechtes werden. Machen oder Schlafen, Das ist mir auch ganz gleich. Es war auch der Schlacht bei Leuthen, wo unsere Lazarethe sich in schrecklichem Zustande befanden, und sich wahrhaftig noch in schrecklichem Zustande befinden hätten, wäre Brenne nicht damals ein junger, tüchtiger Bursche gewesen. Da lagen viele Blessirte, viele Kranke, und eine Hilfe schlechter waren als gar verdrossen; aber Brenne, ein junger, tüchtiger Kerl, Tag und Nacht parat. Ich sag' Euch, Gevatter, daß ich acht Nächte nacheinander weg gewacht und am Tage nicht geschlafen habe. Das merkte sich Jorg auch, der alte Jorg, der Alles wußte, was es wissen wollte. „Höre Er, Brenne," sagte er einmal, als er in eigener Person das Lazareth visitirte, „höre Er, Brenne; man sagt, daß Er an der Schlafkrankheit krank liege!" — Ich merkte, wo Das hinaus wollte, denn die Andern standen Alle dabei. Ich faßte mich und sagte: Ihro Majestät! Das ist eine Krankheit, wie ich sie allen Ihren Dienern wünsche; und da sie keine Mattigkeit verspürt und ich den Tag auch noch brauchbar bin, so hoffe ich, daß Seine Majestät deshalben keine Ungnade auf mich werfen werden.

Martin. Ei, ei! Wie nahm denn Das der König auf?

Brenne. Er sah ganz erschöpft aus; aber ich sah ihm wohl an, daß es ihm wohlgefiel. „Brenne," sagte er, „wenn vertreibt Er sich denn die Zeit?" Da faßt' ich mir wieder ein Herz und sagte: Ich denke an Das, was Ihre Majestät gethan haben und noch thun werden, und da kann ich Wochenlang's Jahre erreichen und immerfort wachen, und kann's doch nicht ausdenken. Da that er, als hört' er's nicht und ging vorbei. Nun war's wohl acht Jahre hernach; da faßt er mich bei der Nase mitten in's Auge. „Macht Er noch immer, Brenne?" rief er. „Ihre Majestät, verzeih' ich, sollen Einem ja im Frieden so wenig Ruh' als im Kriege. Sie thun immer so große Sachen, daß sich ein gescheidter Kerl daran zu Schanden denkt.

Martin. So habt Ihr mit dem König gesprochen, Gevatter? Durfte man so mit ihm reden?

Brenne. Freilich durfte man so und noch ganz anders; denn er wußte Alles besser. Es war ihm Einer wie der Andere, und der Bauer lag ihm am Mehrsten am Herzen. „Ich weiß wohl," sagte er zu seinem Minister, wenn Sie ihm Das und Jenes einreden wollen, „die Reichen haben viele Advocaten, aber die Dürftigen haben nur einen, und Das bin ich!"

Martin. Wenn ich ihn doch nur auch gesehen hätte!

Brenne. Stille, ich höre was! Es werden unsere Freunde sein. Sieh da! Peter und Albert.

Siebenter Auftritt.

Peter. Albert. Die Vorigen.

Brenne. Willkommen! — Ist Jacob nicht bei Euch?

Peter. Wir haben uns bei den drei Linden getrennt; aber es dürfte uns zu lang aus. Nun soll wie allein da.

Albert. Was habt Ihr uns Neues zu sagen, Meister Brenne? Ist was von Wichtigkeit gekommen; geht der Krieg verwickelt?

Brenne. Ehen, weil Nichts gekommen ist und weil, wenn was gekommen wäre, es uns nicht viel helfen würde, so wollt' ich Euch eben

einmal meine Gedanken sagen. Denn Ihr wißt wohl, ich nehme mich der Sachen Aller, aber nicht öffentlich, an, bis jetzt nicht öffentlich: denn ich darf's mit der gnädigen Herrschaft nicht ganz verderben.

Peter. Ja, wir verdürben's auch nicht arg mit ihr, wenn sie's nur halbweg leidlich machte.

Breme. Ich wollte Euch sagen — wenn nur Jacob da wäre, daß wir Alle zusammen wären, und daß ich Nichts wiederholen müßte und wir einig würden.

Albert. Jacob? Es ist fast besser, daß er nicht dabei ist. Ich traue ihm nicht recht: er hat das Freiäugchen; und wenn er auch wegen der Zinsen mit uns gleiches Interesse hat, so geht ihn doch die Straße Nichts an, und er hat sich im ganzen Proceß gar zu lässig bewiesen.

Breme. Nun, so seht's gut sein. Setzt Euch und hört mich an.

(Sie setzen sich.)

Martin. Ich bin recht neugierig, zu hören.

Breme. Ihr wißt, daß die Gemeinden schon vierzig Jahre lang mit der Herrschaft einen Proceß führen, der auf Langen Umwegen endlich nach Wetzlar gelangt ist, und von dort den Weg nicht zurückfinden kann. Der Gutsherr verlangt Frohnen und andere Dienste, die Ihr verweigert, und mit Recht verweigert; denn es ist ein Recht geschlossen worden mit dem Großvater unsers jungen Grafen — Gott erhalt' ihn! — der sich diese Nacht eine erschreckliche Grausche gefallen hat.

Martin. Eine Grausche?

Peter. Gerade diese Nacht!

Albert. Wie ist Das zugegangen?

Martin. Das arme, liebe Kind!

Breme. Das will ich Euch nachher erzählen. Nun hört mich weiter an. Nach diesem gerichtlichen Recess überließen die Gemeinden an die Herrschaft ein Paar Fleckchen Holz, einige Wiesen, einige Triften und sonst noch Kleinigkeiten, die Euch von keiner Bedeutung waren und der Herrschaft viel nutzten; denn man sieht, der alte Graf war ein kluger Herr, aber auch ein guter Herr. „Leben und leben lassen!" — war sein Spruch. Er erließ den Gemeinden dagegen einige zu entbehrende Frohnen und —

Albert. Und Das hat die, die wir noch immer leiden müssen!

Breme. Und machte ihnen einige Concessionen —

Martin. Die wir noch nicht genießen.

Breme. Nichts; weil der Graf starb, die Herrschaft sich in Besitz Deren setzte, was ihr angestanden war, der Krieg einfiel und die Unterthanen noch mehr thun mußten, als sie vorher gethan hatten.

Peter. Es ist accurat so; so hab' ich's mehr als ein Mal aus der Advocaten Munde gehört.

Breme. Und ich weiß es besser als der Advocat; denn ich lebe weiter. Der Sohn des Grafen, der verstorbene gnädige Herr, wurde eben um die Zeit volljährig. Das war, bei Gott! ein wilder, böser Teufel; Der wollte Nichts herausgeben, und mißhandelte Euch ganz erbärmlich. Er war im Besitz; der Recess war fort und nirgends zu finden.

Albert. Wäre nicht noch die Abschrift da, die unser verstorbener Pfarrer gemacht hat, wir wüßten kaum Etwas davon.

Breme. Diese Abschrift ist Euer Glück und Euer Unglück. Diese Abschrift gilt Alles vor jedem billigen Menschen, vor Gericht gilt sie Nichts. Hättet Ihr diese Abschrift nicht, so wärt Ihr ungezweifelt in dieser Sache. Hätte man diese Abschrift der Herrschaft nicht vorgelegt, so wüßte man nicht, wie ungerecht sie denkt.

Martin. Du mußt Ihr auch wieder billig sein. Die Gräfin läugnet nicht, daß Vieles für uns spricht; nur weigert sie sich, den Vergleich einzugehen, weil sie, in Vormundschaft ihres Sohnes, sich nicht getraut, so Etwas abzuschließen.

Albert. In Vormundschaft ihres Sohnes! Hat sie nicht den neuen Schloßflügel bauen lassen, den er vielleicht sein Lebtag nicht bewohnt; denn er ist nicht gern in dieser Gegend.

Peter. Und besonders, da er nun eine Grausche gefallen hat.

Albert. Hat sie nicht den großen Garten und die Wasserkünste anlegen lassen, wozu ein Paar Mühlen haben müssen weggekauft werden? Das getraut sie sich Alles in Vormundschaft zu thun; aber das Rechte, das Billige, Das getraut sie sich nicht!

Breme. Albert, Du bist ein wackerer Mann; ich hör' ich gern reden; und ich gestehe wohl: wenn ich von unserer gnädigen Gräfin manches Gute gesagt und deßhalb mich für ihren unterthänigen Diener bekenne, so möcht' ich doch auch darin meinen König nachahmen und Euer Sachwalter sein.

Peter. Das wäre recht schön. Macht nur, daß unser Proceß bald aus wird.

Breme. Das kann ich nicht; Das müßt Ihr.

Peter. Wie wäre denn Das anzugreifen?

Breme. Ihr guten Leute wißt nicht, daß Alles in der Welt verwirrt geht; daß heute möglich ist, was vor zehn Jahren nicht möglich war. Ihr wißt nicht, was jetzt Alles unternommen, was Alles ausgeführt wird.

Martin. O ja; wir wissen, daß in Frankreich jetzt wunderliches Zeug geschieht.

Peter. Wunderliches und Abenteuerliches!

Albert. Wunderliches und Gutes.

Brenne. So recht, Albert; man muß das Beste wählen! Da sag ich auch: was man in Güte nicht haben kann, soll man mit Gewalt nehmen.

Martin. Sollte Das gerade das Beste sein?

Albert. Ohne Zweifel.

Peter. Ich dächte nicht.

Brenne. Ich muß Euch sagen, Kinder, jetzt oder niemals!

Albert. Da dürft Ihr uns in Weinzuber nicht viel verschwatzen; dazu sind wir zu fertig. Unsere Leute wollten längst rebellieren; ich habe nur immer abgewehrt, weil mir Herr Brenne immer sagte, es sei noch nicht Zeit; und das ist ein gescheidter Mann, auf den ich Vertrauen habe.

Brenne. Gratias, Gevatter, und ich sage Euch: jetzt ist es Zeit.

Albert. Ich glaub's auch.

Peter. Nehmt mir's nicht übel! Das kann ich nicht einsehen. Denn, wenn's gut Abendessen ist, gut Purgieren, gut Schwitzen, Das steht im Kalender, und darnach weiß ich mich zu richten; aber wenn's just gut rebellieren sei, Dank, glaub' ich, ist viel schwerer zu sagen.

Brenne. Das muß unser Einer verstehen.

Albert. Freilich verstehst Ihr's.

Peter. Aber sagt mir nun, woher's eigentlich kommt, daß Ihr's besser versteht, als andere gescheidte Leute?

Brenne (vornehm). Erstlich, mein Freund, weil schon vom Großvater an meine Familie die größten politischen Einsichten erwiesen. Hier dieses Bildnis zeigt Euch meinen Großvater, Hermann Brenne von Brenneveld, der, wegen großer und vorzüglicher Verdienste zum Bürgermeister seiner Vaterstadt erhoben, ihr die größten und wichtigsten Dienste geleistet hat. Dort schwebt sein Andenken noch in Ehren und Segen, wenn gleich boshafte, gassenhauerische Schauspieldichter seine großen Talente und gewisse Eigenheiten, die er an sich haben mochte, nicht sehr glimpflich behandelten. Seine tiefe Einsicht in die ganze politische und militärische Lage von Europa wird ihm selbst von seinen Feinden nicht abgesprochen.

Peter. Es war ein hübscher Mann; er sieht recht wohlgenährt aus.

Brenne. Zeitlich genoß er ruhigere Tage als sein Enkel.

Martin. Habt Ihr nicht auch das Bildnis Eures Vaters?

Brenne. Leider, nein! Doch muß ich Euch sagen: der Maler, anstatt Sie meinen Vater, Jost Brenne von Brenneveld, porträtierte, hielt ihr Kräfte zusammen, um Euern Freund mit solchen Gaben auszurüsten, durch die er Euch nützlich zu werden wünscht. Doch behüte der Himmel, daß ich mich über meine Verhältnisse erheben sollte; es wird uns jetzt viel leichter gemacht, und wir können mit geringern natürlichen Vorzügen eine große Rolle spielen.

Martin. Nicht zu beneiden, Gevatter!

Brenne. Es ist lauter Wahrheit. Seht nicht jetzt der Zeitungen, der Monatsschriften, der Gespräche, der Bücher so viel, aus denen wir uns unterrichten, anbauen wir unsern Verstand eben können! Hätte mein seliger Großvater aus dem tausendsten Teil dieser Hülfsmittel gehabt, er wäre ein ganz anderer Mann geworden. Doch, Kinder, was rede ich von mir! Die Zeit vergeht, und ich fürchte, der Tag bricht an. Der Himmel macht uns aufmerksam, daß wir uns verlassen sollen. Habt Ihr Wort?

Albert. An mir und den Meinigen soll's nicht fehlen.

Peter. Unter den Meinigen findet sich wohl Einer, der sich an die Spitze stellt; ich verbitte mir den Vorsitz.

Martin. Seit den Tagen letzten Predigers, die der Magister hielt, weil der alte Pastor so krank liegt, ist das ganze große Dorf hier in Bewegung.

Brenne. Gut; es kann was werden! Ich habe ausgerechnet, daß wir über sechshundert Mann stellen können. Wißt Ihr, so ist in der nächsten Nacht Alles gethan.

Martin. In der nächsten Nacht?

Brenne. Es soll nicht wieder Mitternacht werden, und Ihr sollt nichts haben als Ruh, was Euch gehört, und nichts sagen.

Peter. So geschwind? Wie wäre Das möglich!

Albert. Geschwind aber gar nicht.

Brenne. Die Gräfin kommt heute an; sie darf sich kaum besinnen. Nicht nur bei einbrechender Nacht vor das Schloß, und fordert Unsere Rechte; fordert eine neue Ausfertigung des alten Accords, macht Euch noch einige kleine Bedingungen, die ich Euch schon angeben will; läßt sie unterschreiben, läßt sie schwören, und so ist Alles gethan.

Peter. Vor einer solchen Gewaltthätigkeit zittern wir Arm und Reiche.

Albert. Narr! Wer Gewalt braucht, darf nicht zittern!

Martin. Wir leicht können Sie uns aber ein Regiment Husaren über den Hals ziehen! Es mag hübsch wie's doch nicht machen. Das Publikum, der Hof, die Regierung werden uns schon zusammenschießen!

Brems. Gerade umgekehrt. Das iſt's eben, weshalb ich komme. Der Amtmann iſt unterrichtet, wie ſehr das Volk bedrückt ſei. Er hat ſich über die Unthätigkeit des Adels, über die Langwierigkeit der Prozeſſe, über die Chicane der Gerichtshalter und Advocaten oft genug deutlich und ſtark erklärt, ſo daß man vorausſetzen kann, er wird nicht zürnen, wenn man ſich Recht verſchafft, da er, es ſelbſt zu thun, gehindert iſt.

Peter. Sollte Das gewiß ſein?

Albert. Es wird im ganzen Lande davon geſprochen.

Peter. Da wäre noch allenfalls was zu wagen.

Brems. Wie Ihr zu Werke gehen müßt, wie vor allen Dingen der abſcheuliche Gerichtshalter bei Seite muß, und auf wen noch mehr genau zu ſehen iſt, Das ſollt Ihr Alles noch vor Abend erfahren. Bereitet Euere Sachen vor, ſagt Euere Leute an, und ſeid mir heute Abend um Sechſe bei'm Herrenbrunnen. Daß Jacob nicht kommt, macht ihn verdächtig; ja, es iſt beſſer, daß er nicht gekommen iſt. Gebt auf ihn Acht, daß er uns wenigſtens nicht ſchade; an dem Vortheil, den wir uns erwerben, wird er ſchon Theil nehmen müſſen. Es wird Tag; lebt wohl, und bedenkt nur, daß, was geſchehen ſoll, ſchon geſchehen iſt! Die Gräfin kommt eben erſt von Paris zurück, wo ſie Das Alles geſehen und gehört hat, was wir mit ſo vieler Verwunderung leſen; vielleicht bringt ſie ſchon ſelbſt mildere Geſinnungen mit, wenn ſie gelernt hat, was Menſchen, die zu ſehr gedrückt werden, endlich für ihre Rechte thun können und müſſen.

Martin. Lebt wohl, Gevatter; lebt wohl! Punct Sechſe bin ich am Herrenbrunnen.

Albert. Ihr ſeid ein tüchtiger Mann. Lebt wohl!

Peter. Ich will Euch recht leben, wenn's gut abläuft.

Martin. Wir wiſſen nicht, wie wir's Euch danken ſollen.

Brems (mit Würde). Ihr habt Gelegenheit genug, mich zu verbinden. Das kleine Capital à 5 C. von zweihundert Thalern, das ich der Kirche ſchuldig bin, erlaß Ihr mir ja wohl!

Martin. Das ſoll uns nicht reuen.

Albert. Unſere Gemeinde iſt wohlhabend und wird auch gern was für Euch thun.

Brems. Das wird ſich finden. Das ſchöne Fleck, das Gemeindegut war und das der Gerichtshalter zum Garten einzäunen und umarbeiten laſſen, das nehmt Ihr wieder in Beſitz und überlegt mir's.

Albert. Das wollen wir nicht anſehen, Das iſt ſchon verſchmerzt.

Peter. Wir wollen auch nicht zurückbleiben.

Brems. Ihr habt ſelbſt einen hübſchen Sohn und ein ſchönes Gut; dem könnt' ich meine Tochter geben. Ich bin nicht ſtolz, glaubt mir, ich bin nicht ſtolz. Ich will Euch gern meinen Schwäher heißen.

Peter. Das Mamſellchen iſt hübſch genug; nur iſt ſie ſchon zu vornehm erzogen.

Brems. Nicht vornehm, aber geſcheidt. Sie wird ſich in jeden Stand finden müſſen. Doch darüber läßt ſich noch Vieles reden. Lebt jetzt wohl, meine Freunde, lebt wohl!

Alle. So lebt denn wohl!

Zweiter Aufzug.

Vorzimmer der Gräfin. Gewehr im Fond ab an den Seiten hängen einzelne Jagdhüte, Reitpeitſchen, Jagdtaſchen, gefiederte und weidliche Inſtrumente.

Erſter Auftritt.

Der Amtmann (tritt herein, und indem er ſich umſieht, ob Niemand da iſt, kommt) Luiſe (von der andern Seite).

Amtmann. Guten Morgen, Demoiſelle! Sind Ihre Excellenz zu ſprechen? Kann ich meine unterthänigſte Devotion zu Füßen legen?

Luiſe. Verzeihen Sie einigen Augenblick, Herr Amtmann. Die Frau Gräfin wird gleich herauskommen. Die Beſchwerlichkeiten der Reiſe und das Schrecken bei der Ankunft haben einige Ruhe nöthig gemacht.

Amtmann. Ich bedaure von ganzem Herzen. Nach einer ſo langen Abweſenheit, nach einer ſo beſchwerlichen Reiſe ihren einzig geliebten Sohn in einem ſo ſchrecklichen Zuſtande zu finden! Ich muß geſtehen, es ſchaudert mich, wenn ich nur daran denke. Ihre Excellenz waren wohl ſehr alterirt!

Luiſe. Sie können ſich leicht vorſtellen, was eine zärtliche, ſorgſame Mutter empfinden mußte, als ſie ausſtieg, in's Haus trat und da die Verwirrung fand, nach ihrem Sohne fragte, und aus ihrem Stocken und Stottern leicht ſchließen konnte, daß ihm ein Unglück begegnet ſei!

Amtmann. Ich bedauere von Herzen. Was ſagen Sie an?

Luiſe. Wir mußten nur geſchwind Alles erzählen, damit ſie nicht etwas Schlimmeres befürchte; wir mußten ſie zu dem Kinde führen, das mit verbundenem Kopf und blutigen Kleidern lag. Wir hatten nur für Umſchläge geſorgt und ihn nicht ausziehen können.

Amtmann. Es muß ein ſchrecklicher Anblick geweſen ſein.

Luiſe. Sie blickte hin, that einen lauten

Scheu und fiel mir ohnmächtig in die Arme. Sie war vortrefflich, als ſie wieder zu ſich kam; und wir hatten alle Mühe, ſie zu überſehen, daß das Kind ſich nur eine kleine Beule gefallen, daß es aus der Naſe geblutet und daß keine Gefahr ſei.

Amtmann. Ich möcht' es mit dem Hofmeiſter nicht theilen, der das gute Kind ſo vernachläſſigt.

Luiſe. Ich wunderte mich über die Gelaſſenheit der Gräfinn, beſonders da er den Vorfall leichter behandelte, als es ihm in dem Augenblick geziemte.

Amtmann. Sie iſt gar zu gnädig, gar zu nachſichtig.

Luiſe. Aber ſie kennt ihre Leute und merkt ſich Alles. Sie weiß, wer ihr redlich und treu dient; ſie weiß, wer uns dem Schein nach ihr unterthäniger Knecht iſt. Sie kennt die Nachläſſigen ſo gut als die Falſchen, die Unklugen ſowohl als die Böswilligen.

Amtmann. Sie ſagen nicht zu viel; es iſt eine vortreffliche Dame, aber eben deswegen —! Der Hofmeiſter verdiente doch, daß ſie ihn geraderen wegſchickte.

Luiſe. In Allem, was das Schickſal des Menſchen betrifft, geht ſie langſam zu Werke, wie es einem Gottes geziemt. Es iſt Nichts ſchrecklicher, als Macht mit Uebereilung.

Amtmann. Aber Macht und Schwäche ſind auch ein trauriges Paar.

Luiſe. Sie werden der gnädigen Gräfinn nicht nachſagen, daß ſie ſchwach ſei.

Amtmann. Behüte Gott, daß ein ſolcher Gedanke einem alten, treuen Diener einfallen ſollte! Aber es iſt denn doch erlaubt, zum Vortheil ſeiner gnädigen Herrſchaft zu wünſchen, daß man manchmal mit mehr Strenge gegen Leute zu Werke gehe, die mit Strenge behandelt ſein wollen.

Luiſe. Die Frau Gräfinn!

(Luiſe will ab.)

Zweiter Auftritt.

Die Gräfinn (im Negligee). Der Amtmann.

Amtmann. Euer Excellenz haben zwar auf eine angenehme Weiſe, doch unvermuthet, Ihre Dienerſchaft überraſcht; und wir bedauern nur, daß Dieſelben bei Ihrer Ankunft durch einen ſo traurigen Anblick erſchreckt werden. Wir hatten alle Anſtalten zu Dero Empfang gemacht: das Lauterſteiß zu einer Ehrenpforte liegt wirklich ſchon im Hofe; die ſämmtlichen Gemeinden wollten reihenweiſe an dem Wagen ziehen und Hochdieſelben mit einem lauten Vivat empfangen; und Jeder freute ſich ſchon, bei einer ſo feierlichen Gelegenheit ſeinen Feſttagsrock anzuziehen und ſich und ſeine Kinder zu putzen.

Gräfinn. Es iſt mir lieb, daß die guten Leute ſich nicht zu beiden Seiten des Weges geſtellt haben; ich hätte ihnen unmöglich ein freundlich Geſicht machen können, und Ihnen am Wenigſten, Herr Amtmann!

Amtmann. Wie ſo? Wodurch haben wir Euer Excellenz Ungnade verdient?

Gräfinn. Ich kann nicht läugnen, ich war ſehr verdrießlich, als ich geſtern auf den abſcheulichen Weg kam, der gerade da anfängt, wo meine Beſitzungen anfangen. Die große Reiſe hab' ich faſt auf lauter guten Wegen vollbracht, und eben, da ich wieder in das Meinige zurückkomme, find' ich ſie nicht nur ſchlechter wie vor'm Jahr, ſondern ſo abſcheulich, daß ſie alle Uebel einer ſchlechten Chauſſee verbinden; bald tief ausgefahrne Löcher, in die der Wagen umzuſtürzen droht, aus denen die Pferde mit aller Gewalt ihn kaum herausreißen; bald Steine, ohne Ordnung übereinander geworfen, daß man eine Viertelſtunde lang, ſelbſt in dem bequemſten Wagen, auf's Unverträglichſte zuſammengeſchüttelt wird. Es ſollte mich wundern, wenn Nichts daran beſchädigt wäre.

Amtmann. Euer Excellenz werden mich nicht ungehört verdammen. Nur mein eifriges Beſtreben, von Euer Excellenz Gerechtſamen nicht das Mindeſte zu vergeben, iſt Urſache an dieſem übeln Zuſtande des Wegs.

Gräfinn. Ich verſtehe.

Amtmann. Sie erlauben, Ihnen dieſen Einſicht mit anheimzugeben, wie wenig es mit hätte ziemen wollen, den widerſpenſtigen Bauern auch nur ein Haar breit nachzugeben. Sie ſind ſchuldig, die Wege zu beſſern; und da Euer Excellenz Chauſſee befehlen, ſind ſie auch ſchuldig, die Chauſſee zu machen.

Gräfinn. Einige Gemeinden waren ja willig.

Amtmann. Das iſt eben das Unglück. Sie fuhren die Steine an; als aber die Uebrigen, widerſpenſtigen, ſich weigerten und auch Jene widerſpenſtig machten, blieben die Steine liegen und wurden nach und nach theils aus Nothwendigkeit, theils aus Muthwillen in die Gräben geworfen, und da iſt nun der Weg freilich ein Bißchen holprig geworden.

Gräfinn. Sie nennen Das ein wenig holprig!

Amtmann. Verzeihen Euer Excellenz, wenn ich ſogar ſage, daß ich dieſen Weg öfters mit vieler Zufriedenheit zurücklege. Es iſt ein vortreffliches Mittel gegen die Hypochondrie, ſich dergeſtalt zuſammenſchütteln zu laſſen.

Gräfinn. Das, gesteh' ich, ist eine eigene Cur-Methode.

Amtmann. Und freilich, da nun ebenwegen dieses Streites, welcher vor dem kaiserlichen Reichskammergericht auf das Eifrigste betrieben wird, seit einem Jahre an keine Wegbesserung zu denken gewesen, und überdieß die Heinzlhren Karl geben, in diesen letzteren Tagen auch anhaltendes Regenwetter eingetreten: so möchte denn freilich Jemandem, der gute Chaussee'n gewohnt ist, unsere Straße gewissen Maßen impracticabel vorkommen.

Gräfinn. Gewissen Maßen? Ich dächte, ganz und gar.

Amtmann. Euer Excellenz belieben zu scherzen. Man kommt doch noch immer fort.

Gräfinn. Wenn man nicht liegen bleibt. Und doch hab' ich an der Meile sechs Stunden zugebracht.

Amtmann. Ich, vor einigen Tagen, noch länger. Zwei Mal wurd' ich glücklich herausgewunden, das dritte Mal brach ein Rad, und ich mußte mich noch nur so herumschleppen lassen. Aber bei allen diesen Unfällen war ich getrost und guten Muthes; denn ich bedachte, daß Euer Excellenz und Ihres Herrn Gemahls Gerechtsame fahrend sind. Aufrichtig gestanden, ich wollte auf solchen Wegen lieber von hier nach Paris fahren, als vor einen Finger breit nachgeben, wenn die Rechte und Befugnisse meiner gnädigen Herrschaft bestritten werden. Ich wollte daher, Euer Excellenz dächten auch so, und Sie würden gewiß diesen Weg nicht mit so viel Unzufriedenheit zurückgelegt haben.

Gräfinn. Ich muß sagen, darin bin ich anderer Meinung; und gehörten diese Besitzthümer mir eigen, möchte ich mich nicht bloß als Verwalterinn ansehen: so würde ich über manche Bedenklichkeit hinausgehen; ich würde mein Herz hören, das mit Billigkeit gebietet, und meinen Verstand, der mich einen wahren Vortheil von einem scheinbaren unterscheiden lehrt. Ich würde großmüthig sein, wie es Dem gar wohl ansteht, der Macht hat. Ich würde mich hüten, unter dem Scheine des Rechts auf Entbehrungen zu bestehen, die ich durchsetzen kann wünschen müßte, und die, indem ich Widerstand finde, mir auf Lebenslang den wahren Genuß eines Besitzes rauben, den ich auf billige Weise verbessern könnte. Ein leidlicher Vergleich und der namentliche Gebrauch sind besser als eine wohlgegründete Rechtssache, die mir Verdruß macht, und von der ich nicht einmal den Vortheil für meine Nachkommen einsehe.

Amtmann. Euer Excellenz erlauben, daß ich dazu der entgegengesetzten Meinung sein darf. Ein Proceß ist eine so verzehrende Seuche, daß, wenn ich reich wäre, ich eher einige kaufen würde, um nicht ganz ohne dieses Vergnügen zu leben.

(Geht ab.)

Gräfinn. Es scheint, daß er seine Lust an unsern Besitzthümern büßen will.

Dritter Auftritt.

Gräfinn. Magister.

Magister. Darf ich fragen, gnädige Gräfinn, wie Sie sich befinden?

Gräfinn. Wie Sie denken können, nach der Alteration, die mich bei meinem Eintritt überfiel.

Magister. Es that mir herzlich leid; doch hoff' ich, soll es von keinen Folgen sein! Ueberhaupt aber kann Ihnen schwerlich der Aufenthalt hier sobald angenehm werden, wenn Sie ihn mit dem vergleichen, den Sie vor Kurzem genossen haben.

Gräfinn. Es hat auch große Reize, wieder zu Hause bei den Seinigen zu wohnen.

Magister. Wie oftmals hab' ich Sie um das Glück beneidet, gegenwärtig zu sein, als die größten Handlungen geschahen, die je die Welt gesehen hat; Zeuge zu sein des seligen Taumels, der eine große Nation in dem Augenblick ergriff, als sie sich zum ersten Mal frei und von den Ketten entbunden fühlte, die sie so lange getragen hatte, daß diese schwere, fremde Last gleichsam ein Glied ihres eigenen, kranken Körpers geworden.

Gräfinn. Ich habe wunderbare Begebenheiten gesehen, aber wenig Erfreuliches.

Magister. Wenn gleich nicht für die Sinne, doch für den Geist. Wer aus großen Absichten fehlgreift, handelt immer lobenswürdiger, als wer Dasjenige thut, was nur kleinen Absichten gemäß ist. Man kann auf dem rechten Wege irren und auf dem falschen recht gehen — —

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Luise.

(Durch die Ankunft dieser vorzüglichen Personen wird die Verhältniß des Gespräches ganz verändert, und sogleich die Unterredung von dem Gegenstande gänzlich abgelenkt. Der Magister, der nun weiter kein Interesse findet, entfernt sich, und das Gespräch unter den beiden Frauenzimmern setzt sich fort, wie folgt.)

Gräfinn. Was macht mein Sohn? Ich war eben im Begriff, zu ihm zu gehen.

Luise. Er schläft recht ruhig, und ich hoffe, er wird bald wieder herumspringen, und in kurzer Zeit keine Spur der Beschädigung mehr übrig sein.

Gräfinn. Das Wetter iſt gar zu übel, ſonſt ging ich in den Garten. Ich bin recht neugierig, zu ſehen, wie Alles gewachſen iſt, und wie der Waſſerfall, wie die Brücke und die Felſenkluft ſich jetzt ausnehmen.

Luiſe. Es iſt Alles vortrefflich gewachſen; die Weinſtöcke, die Sie angelegt haben, ſcheinen natürlich zu ſein; ſie verſprechen Jeden, der ſie zum erſten Mal ſieht, und auch mir geben ſie in einer kleinen Stunde einen angenehmen Aufenthalt. Doch muß ich geſtehen, daß ich in der Baumſchule unter den fruchtbaren Bäumen lieber bin. Der Gedanke des Nutzens lockt mich aus mir ſelbſt heraus und gibt mir eine Fröhlichkeit, die ich ſonſt nicht empfinde. Ich kann ſitzen, ſpringen, ſpatziren; und wenn gleich mein Auge keine maleriſche Wirkung empfindet, ſo iſt mir doch der Gedanke von Früchten höchſt reizend, die einmal, und wohl bald, Jemanden erquicken werden.

Gräfinn. Ich ſchätze Ihre guten, klugen Geſinnungen.

Luiſe. Die einzigen, die ſich für den Stand ſchicken, der an's Nothwendige zu denken hat, dem wenig Willkür erlaubt iſt.

Gräfinn. Haben Sie den Antrag überlegt, den ich Ihnen in meinem letzten Briefe that? Können Sie ſich entſchließen, meiner Tochter Ihre Zeit zu widmen, als Freundinn, als Geſellſchafterinn mit ihr zu leben?

Luiſe. Ich habe kein Bedenken, gnädige Gräfinn.

Gräfinn. Ich hatte viel Bedenken, Ihnen den Antrag zu thun. Die wilde, unbändige Gemüthsart meiner Tochter macht ihren Umgang unangenehm und oft ſehr verdrießlich. So leicht mein Sohn zu behandeln iſt, ſo ſchwer iſt es meine Tochter.

Luiſe. Dagegen iſt ihr edles Herz, ihre Art zu handeln, aller Achtung werth. Sie iſt heftig, aber bald zu beſchämen, unbändig, aber gerecht, wild, aber menſchlich.

Gräfinn. Hierin iſt ſie ihrem Vater —

Luiſe. Vermuthlich ähnlich. Auf eine ſehr ſonderbare Weiſe ſcheint die Natur in der Tochter den rauhen Vater, in dem Sohne die zärtliche Mutter wieder hervorgebracht zu haben.

Gräfinn. Verſuchen Sie, Luiſe, dieſes wilde aber edle Feuer zu dämpfen. Sie beſitzen alle Tugenden, die ihr fehlen. In Ihrer Nähe, durch Ihr Beiſpiel wird ſie gereizt werden, ſich nach einem Muſter zu bilden, das ſo liebenswürdig iſt.

Luiſe. Sie beſchämen mich, gnädige Gräfinn. Ich kenne an mir keine Tugend als die, daß ich mich bisher in mein Schickſal zu finden wußte; und ſelbſt dieſe hat kein Verdienſt mehr, ſeitdem Sie, gnädige Gräfinn, ſo viel gethan haben, um es zu erleichtern. Sie thun jetzt noch mehr, da Sie mich näher an ſich heranziehen. Nach dem Tode meines Vaters und dem Umſturz meiner Familie habe ich Vieles entbehren lernen, nur nicht geſitteten und verſtändigen Umgang.

Gräfinn. Bei Ihrem Onkel müſſen Sie von dieſer Seite viel ausſtehen.

Luiſe. Es iſt ein guter Mann, aber ſeine Einbildung macht ihn oft höchſt albern; beſonders ſeit der letzten Zeit, da Jeder ein Recht zu haben glaubt, nicht nur über die gemeine Welthändel zu reden, ſondern auch darin mitzuwirken.

Gräfinn. Es geht ihm, wie ſehr Vielen.

Luiſe. Ich habe manchmal meine Bemerkungen im Stillen darüber gemacht. Wer die Menſchen nicht kennte, würde ſie jetzt leicht lernen können. So Viele nehmen ſich der Sache der Freiheit, der allgemeinen Gleichheit an, nur um für ſich eine Ausnahme zu machen, nur um zu wirken, es ſei, auf welche Art es wolle.

Gräfinn. Sie hätten Nichts mehr erfahren können, und wenn Sie mit mir in Paris geweſen wären.

Fünfter Auftritt.

Friedrike. Der Baron. Die Vorigen.

Friedrike. Hier, liebe Mutter: ein Haſe und zwei Feldhühner! Ich habe die drei Stücke geſchoſſen; der Vetter hat immer gefehlt.

Gräfinn. Du ſiehſt wild aus, Friedrike; wie Du durchnäßt biſt!

Friedrike (bei Seite zu Luiſen, indem ſie ihr die Hand drückt). Der erſte glückliche Morgen, den ich ſeit langer Zeit gehabt habe.

Baron. Sie zogt mich nun ſchon vier Stunden im Felde herum.

Friedrike. Es war eine rechte Poſt. Gleich nach Tiſche wollen wir wieder hinaus.

Gräfinn. Wenn Du's ſo heftig treibſt, wirſt Du es bald überdrüßig werden.

Friedrike. Geben Sie mir das Frauenzeug, liebe Mama! Wie oft hab' ich mich auf Paris wieder nach unſern Reitern geſehnt! Die Oper, die Schauſpiele, die Geſellſchaften, die Bälle, die Spatziergänge, — was iſt Das Alles gegen einen einzigen vergnügten Tag auf der Jagd, unter freiem Himmel, auf unſern Bergen, wo wir eingeſchneit und eingeweht ſind! — Wir müſſen ehſten Tags herum.

Baron. Sie werden noch warten müſſen; die Frucht iſt auch nicht aus dem Felde.

Friedrike. Was will Das viel ſagen, es iſt doch von gar keiner Bedeutung. Sobald es ein Bischen aufgetrocknet, wollen wir hetzen.

Elmire.

Leider, sie verblühen all!
Traurig schlägt die Nachtigall!

Zu drey.

Töne, töne, Nachtigall!

Elmire. Meiner Klagen
Rosa u. Valerio. Neuer Freuden } Wiederhall.

Rosa.

O süße Freundinn! Will denn keine Lust
Mit diesem Frühlingstage dich besuchen?

Valerio.

Ist dieser Schmerz so eingewohnt zu Hauß,
Daß er auf keine Stunde sich entfernet?

Elmire.

Ach leider, ach! bestürmen dieses Herz
Der Liebe Schmerzen, das Gefühl der Reue,
Verlaßt mich, meine Freunde; denn was hilft's?
Die liebe Gegenwart, die tröstliche,
Bringt keine Freude, keinen Trost zu mir.
Bin ich allein; so darf ich wiederhohlen,

Gräfinn. Geh', sieh' Dich um! Ich vermuthe, daß wir zu Tische noch einen Gast haben, der sich nur kurze Zeit bei uns aufhalten kann.

Baron. Wird der Hofrath kommen?

Gräfinn. Er versprach mir, heute wenigstens auf ein Stündchen einzusprechen. Er geht auf Commission.

Baron. Es sind einige Unruhen im Lande.

Gräfinn. Es wird Nichts zu bedeuten haben, wenn man sich nur vernünftig gegen die Menschen beträgt und ihnen ihren wahren Vortheil zeigt.

Friedrike. Unruhen? Wer will Unruhen anfangen?

Baron. Mißvergnügte Bauern, die von ihren Herrschaften gedrückt werden und die leicht Aufrührer finden.

Friedrike. Die muß man auf den Kopf schießen. (Sie macht Bewegungen mit der Flinte.) Sehen Sie, gnädige Mama, wie mir der Meister die Flinte verwahrlo'st hat! Ich wollte sie doch mitnehmen, und da Sie es nicht erlaubten, wollte ich sie dem Jäger aufzuheben geben. Da hat mich der Grausack so inständig, sie ihm zu lassen: sie sei so leicht, sagt' er, so bequem; er wolle sie so gut halten; er wolle sie oft auf die Jagd geben. Ich ward ihm wirklich gut, weil er so oft auf die Jagd gehen wollte; und nun, sehen Sie, sind' ich sie heute in der Gesindestube hinter'm Ofen. Wie Das aussieht! Sie wird in meinem Leben nicht wieder rein.

Baron. Er hatte die Zeit her mehr zu thun; er arbeitet mit an der allgemeinen Gleichheit, und da hält er wahrscheinlich die Haken auch mit für Seinesgleichen, und scheut sich, ihnen was zu Leide zu thun.

Gräfinn. Zieht Euch an, Kinder, damit wir nicht zu warten brauchen. Sobald der Hofrath kommt, wollen wir essen. (Ab.)

Friedrike (ihre Flinte betrachtend). Ich habe die Französische Revolution schon so oft verwünscht, und jetzt thu' ich's doppelt und dreifach. Wie kann mir nun der Schaden ersetzt werden, daß meine Flinte rostig ist?

Dritter Aufzug.

Saal im Schlosse.

Erster Auftritt.

Gräfinn. Hofrath.

Gräfinn. Ich seh' es Ihnen recht auf's Gesicht, theurer Freund! Denken Sie nach, wie wir diesem unangenehmen Processe ein Ende machen. Ihre große Kenntniß der Gesetze, Ihr Verstand und Ihre Menschlichkeit helfen gewiß ein Mittel finden, wie wir aus dieser widerlichen Sache scheiden können. Ich habe es sonst leichter genommen, wenn man Unrecht hatte und im Besitz war: je nun, dacht' ich, es geht ja wohl so hin, und wer hat, ist am Besten d'ran. Seitdem ich aber bemerkt habe, wie sich Unbilligkeit von Geschlecht zu Geschlecht so leicht aufhäuft, wie gewaltsame Handlungen meistentheils nur periculös sind und der Eigenung alsdann gleichsam erblich wird; seitdem ich mit Augen gesehen habe, daß die menschliche Natur auf einen unglücklichen Grad gedrückt und erniedrigt, aber nicht unterdrückt und vernichtet werden kann: so habe ich mir fest vorgenommen, jede einzelne Handlung, die mir unbillig scheint, selbst streng zu vermeiden, und unter den Meinigen, in Gesellschaft, bei Hofe, in der Stadt, über solche Handlungen meine Meinung laut zu sagen. Zu keiner Ungerechtigkeit will ich mehr schweigen, keine Kleinheit unter einem großen Scheine ertragen, und wenn ich auch unter dem verhaßten Namen einer Demagogie verschrieen werden sollte.

Hofrath. Es ist schön, gnädige Gräfinn, und ich freue mich, Sie wieder zu finden, wie ich Abschied von Ihnen genommen, und noch ausgebildeter. Sie waren eine Schülerinn der großen Männer, die uns durch ihre Schriften in Freiheit gesetzt haben; und nun finde ich in Ihnen einen Zögling der großen Begebenheiten, die uns einen lebendigen Begriff geben von Allem, was der wohldenkende Staatsbürger wünschen und verabscheuen muß. Es ziemt Ihnen, Ihrem eig'nen Stande Widerpart zu halten. Ein Jeder kann nur seinen eig'nen Stand beurtheilen und tadeln. Über Tadel heraufwärts oder hinabwärts ist mit Nebenbegriffen und Kleinheiten vermischt; man kann nur durch Seinesgleichen gerichtet werden. Aber eben deßwegen, weil ich ein Bürger bin, der es zu bleiben denkt, der das große Gewicht des höhern Standes im Staate anerkennt und zu schätzen Ursache hat, bin ich auch unversöhnlich gegen die kleinlichen, neidischen Neckereien, gegen den blinden Haß, der nur aus eig'ner Selbstigkeit erzeugt wird, prätentiös Prätensionen bekämpft, sich über Formalitäten formalisirt, und ohne selbst Realität zu haben, da nur Schein sieht, wo er Glück und Folge sehen könnte. Wahrlich, wenn alle Vorzüge gelten sollen: Gesundheit, Schönheit, Jugend, Reichthum, Verstand, Talente, Clima: warum soll der Vorzug nicht auch irgend eine Art von Gültigkeit haben, daß ich von einer Reihe tapferer, bekannter, ehrenvoller Väter entsprungen bin! Das will ich sagen da, wo ich

eine Stimme habe, und wenn man mir auch den verhaßten Namen eines Ariſtocraten zuzeigete.

(Hier fehlt ſich eine Lücke, welche wir durch Erzählung ausfüllen. Der Inhalt dieſer Scene wird dadurch gemildert, daß der Hofrath ſeine Neigung zu Louiſe'n bekennt, indem er ſich bereit zeigt, ihr ſeine Hand zu geben. Ihre frühern Verhältniſſe, vor dem Umſturz, den Louiſe als Familie erlitt, kommen zur Sprache, ſowie die ſtillen Bemühungen des vorzüglichen Mannes, ſich und zugleich Louiſe'n eine Exiſtenz zu verſchaffen.

Eine Scene zwiſchen der Gräfinn, Louiſe'n und dem Hofrath gibt Gelegenheit, drei ſchöne Charactere näher kennen zu lernen und was für Thaten, was wir in den nächſten Auftritten erhalten ſehen, vorläufig einigen Maßen zu entſchädigen. Denn nun verſammelt ſich um den Theetiſch, wo Louiſe einſchenkt, nach und nach das ganze Perſonal des Stückes, ſo daß zuletzt auch die Baronn eingeführt werden. Da man ſich nun nicht enthalten kann, von Politik zu ſprechen, ſo that der Baron, welcher Leichtſinn, Frevel und Spott nicht verbergen kann, den Vorſchlag, ſogleich eine National-Verſammlung vorzuleſen. Der Hofrath wird zum Präſidenten erwählt und die Charactere der Mitſpielenden, wie man ſie ſchon kennt, entwickeln ſich freier und beſtimmter. Die Gräfinn, das Schachen mit verbundenem Kopfe neben ſich, ſtellt die Fürſtinn vor, deren Anſehen geſchmälert werden ſoll, und die zum eigenen liberalen Gewinnſte nachzugeben gezwungen iſt. Der Hofrath, verſtändig und gewitzigt, ſucht ein Gleichgewicht zu erhalten, ein Bemühen, das jeden Augenblick ſchwieriger wird. Der Baron ſpielt die Rolle des Edelmanns, der von ſeinem Stande abfällt und zum Volke übergeht. Durch ſeine ſchelmiſche Verſtellung werden die Andern geneckt, ihr Innerſtes hervorzulocken. Auch Herzensangelegenheiten miſchen ſich mit in's Spiel. Der Baron verfehlt nicht, Caroline'n die ſchmeichelhafteſten Sachen zu ſagen, die ſie zu ihren ſchönſten Gunſten auslegen kann. In der Heftigkeit, womit Jacob die Gerechtſame des gräflichen Hauſes vertheidigt, läßt ſich eine ſtille unbewußte Neigung zu der jungen Gräfinn nicht verkennen. Louiſe ſieht in allem Hierinn nur die Erſchütterung des häuslichen Glücks, dem ſie ſich ſo nahe glaubt; und wenn die Baronn mitunter ſchwerfällig werden, ſo erheitert Vermehrlich die Scene durch ſeinen Dünkel, durch Geſchichten und guten Humor. Der Magiſter, wie wir ihn ſchon kennen, überſchreitet vollkommen die Grenze; und da der Baron immerfort hetzt, lenkt es endlich auf Perſönlichkeiten hinaus; und als nun vollends die Pranke des Erbgroſen als unbedeutend, ja lächerlich behandelt wird, ſo bricht die Gräfinn los, und die Sache kommt ſo weit, daß dem Magiſter aufgekündigt wird. Der Baron verſchlimmert das Uebel, und er bedient ſich, da der Lärm immer ſtärker wird, der Gelegenheit, mehr in Caroline'n zu dringen und ſie zu einer heimlichen Zuſammenkunft für die Nacht zu bereden. Bei allem Dieſem zeigt ſich die junge Gräfinn entſchieden heftig, parteiiſch auf ihren Stand, hartnäckig auf ihren Rang, welche Härte jedoch durch ein unbefangenes, rein natürliches und im tiefſten Grunde rechtliches, weibliches Weſen bis zur Liebenswürdigkeit gemildert wird. Und ſo läßt ſich einſehen, daß der Act ziemlich tumultuariſch und, inſofern es der bedenkliche Gegenſtand erlaubt, für das Gefühl nicht ganz unerträglich geendigt wird. Vielleicht bedauert man, daß der Verfaſſer die Schwierigkeiten einer ſolchen Scene nicht zur rechten Zeit zu überwinden bemüht war.)

Vierter Aufzug

Bremer's Wohnung.

Erſter Auftritt.

Bremer. Martin. Albert.

Bremer. Sind Ew'r Leute alle an ihren Poſten? Habt Ihr ſie wohl unterrichtet? Sind ſie guten Muthes?

Martin. Sobald Ihr mit der Glocke ſturmt, werden ſie Alle da ſein.

Bremer. So iſt's recht! Wenn im Schloſſe die Lichter alle aus ſind, wenn es Mitternacht iſt, ſoll es gleich angehen. Unſer Glück iſt's, daß der Hofrath fortgeht. Ich fürchtete ſehr, er möchte bleiben und uns den ganzen Spaß verderben.

Albert. Ich fürchte ſo noch immer, es geht nicht gut ab. Es iſt mir ſchon zum Voraus bange, die Glocke zu hören.

Bremer. Seid nur ruhig. Habt Ihr nicht heute Mittag gehört, wie übel es jetzt mit den vornehmen Leuten ſteht? Habt Ihr erfahren, was wir der Gräfinn Ruth unter's Geſicht gezogen haben?

Martin. Es war ja aber nur zum Spaß.

Albert. Es war ſchon zum Spaße gut genug.

Bremer. Habt Ihr gehört, wie ich Ew'r Sache zu verfechten weiß? Wenn's Ernſt gilt, will ich ſo vor den Kaiſer treten. Und was ſagt

Ihr zum Herrn Magiſter; hat ſich Der nicht auch wacker gehalten?

Albert. Sie haben's Euch aber auch brav abgegeben. Ich dachte zuletzt, es würde Schläge ſetzen; und unſere gnädige Comteſſe, — war's doch, als wenn ihr ſeliger Herr Vater leibhaftig da ſtünde.

Breme. Laßt mir das Gnädige weg, es wird ſich bald Nichts mehr zu gnädigen haben. Seht, hier hab' ich die Briefe ſchon fertig; die ſchick' ich in die benachbarten Gerichtsdörfer. Sobald's hier losgeht, ſollen die auch ſtürmen und rebelliren und auch ihre Nachbarn auffordern.

Martin. Das kann was werden.

Breme. Freilich! Und alsdann Ehre dem Ehre gebührt. Euch, meine lieben Kinder! Ihr werdet als die Befreier des Landes angeſehn.

Martin. Ihr, Herr Breme, werdet das größte Lob davon tragen.

Breme. Nein, Das gehört ſich nicht; es muß jetzt Alles gemein ſein.

Martin. Indeſſen habt Ihr's doch angefangen.

Breme. Gebt mir die Hände, brave Männer! So ſtanden einſt die drei großen Schweizer, Wilhelm Tell, Walther Stauffach, Fürſt von Uri; Die ſtanden auf dem Grütliberg beiſammen und ſchwuren den Tyrannen ew'gen Haß und ihren Mitgenoſſen ewige Freiheit. Wie oft hat man dieſe wackern Helden gemalt und in Kupfer geſtochen! Auch uns wird dieſe Ehre widerfahren. In dieſer Poſitur werden wir auf die Nachwelt kommen.

Martin. Wie Ihr Euch Das Alles ſo denken könnt.

Albert. Ich fürchte nur, daß wir im Karren eine böſe Figur machen können. Horcht! Es klingelt Jemand. Mir zittert das Herz im Leibe, wenn ſich nur was bewegt.

Breme. Schämt Euch! Ich will aufziehen. Es wird der Magiſter ſein; ich habe ihn vorher beſtellt. Die Gräfin hat ihm den Dienſt aufgeſagt; die Comteß hat ihn ſehr beleidigt. Wir werden ihn leicht in unſere Partei ziehen. Wenn wir einen Geiſtlichen unter uns haben, ſind wir unſerer Sache beſſer gewiſſer.

Martin. Einen Geiſtlichen und Gelehrten.

Breme. Was die Gelehrſamkeit betrifft, ach' ich ihm Nichts nach, und beſonders hat er weit weniger politiſche Lectüre als ich. Alle die Chroniken, die ich von meinem ſeligen Großvater geerbt habe, waren in meiner Jugend ſchon durchgeleſen, und das Theatrum Europäum kenn' ich in- und auswendig. Wer recht verſteht, was geſchehen iſt, Der weiß auch, was geſchieht und geſchehen wird. Es iſt immer einerlei; es paſſirt in der Welt nichts Neues. Der Magiſter kommt. Halt! Wir müſſen ihn feierlich empfangen. Er muß Reſpect vor uns kriegen. Wir ſtellen jetzt die Repräſentanten der ganzen Nation gleichſam in Nuce vor. Setzt Euch.

(Er ſetzt die drei Stühle auf eine Seite des Theater's, auf die andere einen Stuhl. Die beiden Schweizer ſetzen ſich; und wie der Magiſter hereintritt, ſetzt ſich Breme geſchwind in ihre Mitte und nimmt ein gravitätiſches Weſen an.)

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Der Magiſter.

Magiſter. Guten Morgen, Herr Breme. Was gibt's Neues? Sie wollen mir etwas Wichtiges vertrauen, ſagten Sie.

Breme. Etwas ſehr Wichtiges, gewiß! Setzen Sie ſich.

Magiſter (will den einzelnen Stuhl nehmen und zu ihnen rücken).

Breme. Nein, bleiben Sie dort; ſetzen Sie dort nieder! Wir wiſſen noch nicht, ob Sie an unſerer Seite niederſitzen wollen.

Magiſter. Eine wunderbare Vorbereitung!

Breme. Sie ſind ein Mann; ein freigeborner, ein freidenkender, ein geiſtlicher, ein ehrwürdiger Mann. Sie ſind ehrwürdig, weil Sie geiſtlich ſind, und noch ehrwürdiger, weil Sie frei ſind. Sie ſind frei, weil Sie edel ſind, und ſind ſchätzbar, weil Sie frei ſind. Und nun! Was haben wir erleben müſſen! Wir ſahen Sie verachtet, wir ſahen Sie beleidigt; aber wir haben zugleich Ihren edeln Zorn geſehen, einen edeln Zorn, aber ohne Wirkung. Glauben Sie, daß wir Ihre Freunde ſind, ſo glauben Sie auch, daß ſich unſer Herz im Buſen umkehrt, wenn wir Sie verkehrt behandelt ſehen: ein edler Mann und verhöhnt, ein freier Mann und bedroht, ein geiſtlicher Mann und verachtet, ein treuer Diener und verſtoßen! Zwar verhöhnt von Leuten, die ſelbſt Hohn verdienen, verachtet von Menſchen, die keiner Achtung werth ſind, verſtoßen von Undankbaren, deren Wohlthaten man nicht genießen möchte, bedroht von einem Kinde, von einem Mädchen: Das ſcheint freilich nicht viel zu bedeuten; aber wenn Ihr bedenkt, daß dieſes Mädchen kein Mädchen, ſondern ein eingefleiſchter Satan iſt, daß man ſie Legion nennen ſollte; denn es ſind viele tauſend ariſtocratiſche Geiſter in ſie gefahren: ſo ſeht Ihr deutlich, was uns von allen Ariſtocraten bevorſteht; Ihr ſeht es, und wenn Ihr klug ſeid, ſo nehmt Ihr Eure Maßregeln.

Magiſter. Wozu ſoll dieſe ſonderbare Rede? Wohin wird Euch der ſeltſame Eingang führen? Sagt Ihr Das, um meinen Zorn gegen dieſe verdammte Brut noch mehr zu erhitzen, um

meine auf's Aeußerſte getriebene Empfindlichkeit noch mehr zu reizen? Schweigt ſtille! Wahrhaftig, ich wüßte nicht, wozu mein gekränktes Herz jetzt nicht Alles fähig wäre! Was? Nach ſo vielen Dienſten, nach ſo vielen Aufopferungen, mir ſo zu begegnen, mich vor die Thüre zu ſetzen! Und warum? Wegen einer elenden Beule, wegen einer gequetſchten Naſe, mit der ſo viele hundert Kinder auf und davon ſpringen. Aber es kommt eben recht, eben recht! Sie wiſſen nicht, die Großen, wen ſie in uns beleidigen, die wir Zungen, die wir Federn haben.

Breme. Dieſer edle Zorn ergetzt mich, und ſo frage ich Dich denn im Namen aller edeln, freigebornen, der Freiheit werthen Menſchen, ob Ihr dieſe Zunge, dieſe Feder von nun an dem Dienſte der Freiheit völlig widmen wollt?

Magiſter. O ja, ich will, ich werde!

Breme. Daß Ihr keine Gelegenheit verſäumen wollt, in dem edeln Zwecke mitzuwirken, nach dem jetzt die ganze Menſchheit emporſtrebt.

Magiſter. Ich gebe Euch mein Wort.

Breme. So gebt mir Eure Hand, mir und dieſen Männern.

Magiſter. Einem Jeden; aber was haben dieſe armen Leute, die wie Sclaven behandelt werden, mit der Freiheit zu thun?

Breme. Sie ſind nur noch eine Spanne davon, nur ſo breit, als die Schwelle des Gefängniſſes iſt, an deſſen eröffneter Thüre ſie ſtehen.

Magiſter. Wie?

Breme. Der Augenblick iſt nahe; die Gemeinden ſind verſammelt; in einer Stunde ſind ſie hier. Wir überfallen das Schloß, nothigen die Gräfinn zur Unterſchrift des Receſſes und zu einer eidlichen Verſicherung, daß kunftighin alle drückende Laſten aufgehoben ſein ſollen.

Magiſter. Ich erſtaune!

Breme. Da habe ich nur noch ein Bedenken wegen des Eids. Die vornehmen Leute glauben Nichts mehr. Sie wird einen Eid ſchwören und ſich davon entbinden laſſen. Man wird ihr beweiſen, daß ein gezwungener Eid Nichts gelte.

Magiſter. Dafür will ich Rath ſchaffen. Dieſe Menſchen, die ſich über Alles wegſetzen, Ihresgleichen behandeln wie das Vieh, ohne Liebe, ohne Mitleid, ohne Furcht Gott in den Tag hineinleben, ſo lange ſie mit Menſchen zu thun haben, die ſie nicht ſchätzen, ſo lange ſie von einem Gott ſprechen, den ſie nicht erkennen: dieſes übermüthige Geſchlecht kann ſich doch von dem geheimen Schauer nicht losmachen, der alle lebendigen Kräfte der Natur durchſchwebt; kann die Verbindung ſich nicht läugnen, in der Worte und Wirkung, That und Folge ewig mit einander bleiben. Laßt ſie einen feierlichen Eid thun.

Martin. Sie ſoll in der Kirche ſchwören.

Breme. Nein, unter freiem Himmel.

Magiſter. Das iſt Nichts. Dieſe feierlichen Scenen rühren nur die Einbildungskraft. Ich will es Euch anders lehren. Umgebt ſie; laßt ſie in Eurer Mitte die Hand auf ihres Sohnes Haupt legen, bei dieſem geliebten Haupte ihr Verſprechen bethenern und alles Uebel, was einen Menſchen betreffen kann, auf dieſes kleine Gefäß herabrufen, wenn ſie unter irgend einem Vorwande ihr Verſprechen zurücknähme oder zugäbe, daß es vereitelt würde.

Breme. Herrlich!

Martin. Schrecklich!

Albert. Glaubt mir, ſie iſt auf ewig gebunden.

Breme. Ihr ſollt zu ihr in den Kreis treten und ihr das Gewiſſen ſchärfen.

Magiſter. An Allem, was Ihr thun wollt, nehm' ich Antheil; nur ſagt mir, wie wird man es in der Reſidenz anſehen? Wenn ſie Euch Dragoner ſchicken, ſo ſeid Ihr Alle gleich verloren.

Martin. Da weiß Herr Breme ſchon Rath.

Albert. Ja, was Das für ein Kopf iſt!

Magiſter. Klärt mich auf.

Breme. Ja, ja; Das iſt's nun eben, was man hinter Hermann Breme, dem Zweiten, nicht ſucht. Er hat Connexionen, Verbindungen da, wo man glaubt, er habe nur Kunden. So viel kann ich Euch nur ſagen, und es wiſſen's dieſe Leute, daß der Fürſt ſelbſt eine Revolution wünſcht.

Magiſter. Der Fürſt?

Breme. Er hat die Geſinnungen Friedrich's und Joſeph's, der beiden Menſchen, welche alle wahren Demokraten als ihre Heiligen anbeten ſollten. Er iſt erſtaunt, zu ſehen, wie der Bürger- und Bauernſtand unter dem Druck des Adels ſeufzt; und leider kann er ſelbſt nicht wirken, da er von lauter Ariſtocraten umgeben iſt. Haben wir uns nur aber erſt legitimirt, dann ſetzt er ſich an unſere Spitze, und ſeine Truppen ſind zu unſerm Dienſten, und Breme und alle braven Männer ſind an ſeiner Seite.

Magiſter. Wie habt Ihr Das Alles erforſcht und gethan, und habt Euch Nichts merken laſſen?

Breme. Man muß im Stillen viel thun, um die Welt zu überraſchen. (Er geht auf's Fenſter.) Wenn nur erſt der Schimpf fort wäre, dann ſollte Ihr Wunder ſehen.

Martin (auf Breme's Beule deutend). Nicht wahr. Das iſt ein Mann!

Albert. Er kann Einem recht Herz machen.

Breme. Und, lieber Magiſter, die Gerichte, die Ihr Euch dieſe Nacht erwirkt, der-

ſen nicht unbelohnt bleiben. Wir arbeiten heute für's ganze Vaterland. Von unſerm Dorfe wird die Sonne der Freiheit aufgehen. Wer hätte Das gedacht!

Magiſter. Befürchtet Ihr keinen Widerſtand?

Breme. Dafür iſt ſchon geſorgt. Der Amtmann und die Gerichtsdiener werden gleich gefangen genommen. Der Hofrath geht weg; die Paar Bedienten wollen Nichts ſagen, und der Baron iſt nur der einzige Mann im Schloſſe; Den locke ich durch meine Tochter herüber in's Haus und ſperre ihn ein, bis Alles vorbei iſt.

Martin. Wohl ausgedacht!

Magiſter. Ich verwundere mich über Euere Klugheit.

Breme. Nu, nu! Wenn es Gelegenheit gibt, ſie zu zeigen, ſollt Ihr noch mehr ſehen, beſonders was die anwärtigen Angelegenheiten betrifft. Glaubt mir, es geht Nichts über einen guten Chirurgus, beſonders wenn er dabei ein geſchickter Barbier iſt. Das unverſtändige Volk ſpricht viel von Bartkratzern und bedenkt nicht, wie viel dazu gehört, Jemanden zu barbieren, eben daß es nicht kratze. Glaubt mir nur, es wird zu Nichts mehr Politik erfordert, als den Leuten den Bart zu putzen, ihnen dieſe garſtigen barbariſchen Excremente der Natur, dieſe Barthaare, womit ſie das männliche Kinn täglich verunreinigt, hinweg zu nehmen und den Mann dadurch an Geſtalt und Sitten einer glattwangigen Frau, einem zarten, liebenswürdigen Jünglingähnlich zu machen. Komme ich dereinſt dazu, mein Leben und Meinungen aufzuſetzen, ſo ſoll man über die Theorie der Barbier-Kunſt erſtaunen, aus der ich zugleich alle Lebens- und Klugheitsregeln herleiten will.

Magiſter. Ihr ſeid ein originaler Kopf.

Breme. Ja, ja, Das weiß ich wohl, und deßwegen habe ich auch den Leuten verziehen, wenn ſie mich oft nicht begreifen konnten, und wenn ſie, albern genug, glaubten, mich zum Beſten zu haben. Aber ich will ihnen zeigen, daß wer einen rechten Seifenſchaum zu ſchlagen weiß, wer mit Leichtigkeit, Bequemlichkeit und Gewandtheit der Finger einzuſeifen, den ſprödeſten Bart zahm zu machen verſteht; wer da weiß, daß ein friſch abgezog'nes Meſſer ebenſo gut raſirt als ein ſtumpfes; wer mit dem Strich oder wider den Strich die Haare wegnimmt, als wären ſie gar nicht da geweſen; wer dem warmen Waſſer zum Abwaſchen die gehörige Temperatur verleiht und ſelbſt das Abtrocknen mit Gelindigkeit verrichtet, und in ſeinem ganzen Benehmen etwas Zierliches darſtellt: Das iſt kein gemeiner Menſch, ſondern er muß alle Eigenſchaften beſitzen, die einem Miniſter Ehre machen.

Albert. Ja, ja, es iſt ein Unterſchied zwiſchen Barbier und Barbier.

Martin. Und Herr Breme beſonders; Das iſt Dir eine erdenkliche Luſt.

Breme. Nu, nu; es wird ſich zeigen! Es iſt bei der ganzen Kunſt nichts Unbedeutendes. Die Art, den Scherſack aus- und einzukramen, die Art, die Geräthſchaften zu halten, ihn unter'm Arm zu tragen, — Ihr ſollt Wunder hören und ſehen. Nun wird's aber Zeit, daß ich meine Tochter verkriege. Ihr Leute geht an Euere Poſten. Herr Magiſter, halten Sie ſich in der Nähe.

Magiſter. Ich gehe in den Gaſthof, wohin ich gleich meine Sachen habe bringen laſſen, als man mir im Schloſſe übel begegnete.

Breme. Wenn Sie ſtürmen hören, ſo ſteht's Ihnen frei ſtehen, ſich zu uns zu ſchlagen oder abzuwarten, ob es uns glückt, woran ich gar nicht zweifle.

Magiſter. Ich werde nicht fehlen.

Breme. So lebt denn wohl und gebt auf's Zeichen Acht!

Dritter Auftritt.

Breme (allein).

Wie würde mein ſeliger Großvater ſich freuen, wenn er ſehen könnte, wie gut ich mich in das neue Handwerk ſchicke! Glaubt doch der Magiſter ſchon, daß ich große Connexionen bei Hofe habe. Da ſieht man, was es thut, wenn man ſich Credit zu machen weiß. Nun muß Caroline kommen. Sie hat das Kind ſo lange gewartet; ihre Schweſter wird ſie ablöſen. Da iſt ſie.

Vierter Auftritt.

Breme. Caroline.

Breme. Wie befindet ſich der junge Graf?

Caroline. Recht leidlich. Ich habe ihm Mährchen erzählt, bis er eingeſchlafen iſt.

Breme. Was gibt's ſonſt im Schloſſe?

Caroline. Nichts Merkwürdiges.

Breme. Der Hofrath iſt noch nicht weg?

Caroline. Er ſcheint Anſtalt zu machen. Sie binden eben den Mantelſack auf.

Breme. Haſt Du den Baron nicht geſehen?

Caroline. Nein, mein Vater.

Breme. Er hat Dir heute in der National-Verſammlung allerlei in die Ohren geraunt?

Caroline. Ja, mein Vater.

Breme. Das eben nicht die ganze Nation, ſondern meine Tochter Caroline betraf?

Caroline. Freilich, mein Vater.

Breme. Du haſt Dich doch klug gegen ihn zu benehmen gewußt?

Caroline. O gewiß!

Breme. Er hat wohl wieder ſtark in Dich gedrungen?

Caroline. Wie Sie denken können.

Breme. Und Du haſt ihn abgewieſen?

Caroline. Wie ſich's ziemt.

Breme. Wie ich es von meiner trefflichen Tochter erwarten darf, die ich aber auch mit Ehre und Glück überhäuft und für ihre Tugend reichlich belohnt ſehen werde.

Caroline. Wenn Sie nur nicht vergebens hoffen.

Breme. Nein, meine Tochter; ich bin eben im Begriff, einen großen Anſchlag auszuführen, wozu ich Deine Hülfe brauche.

Caroline. Was meinen Sie, mein Vater?

Breme. Es iſt dieſer verwegenen Menſchen-Race der Untergang gedroht.

Caroline. Was ſagen Sie?

Breme. Setze Dich nieder und ſchreib'.

Caroline. Was?

Breme. Ein Billet an den Baron, daß er kommen ſoll.

Caroline. Aber wozu?

Breme. Das will ich Dir ſchon ſagen. Es ſoll ihm kein Leid's widerfahren; ich ſperre ihn nur ein.

Caroline. O Himmel!

Breme. Was gibt's?

Caroline. Soll ich mich einer ſolchen Verrätherei ſchuldig machen?

Breme. Nur geſchwind!

Caroline. Wer ſoll es denn hinüberbringen?

Breme. Dafür laß mich ſorgen.

Caroline. Ich kann nicht.

Breme. Zuerſt eine Kriegsliſt. (Er zündet eine Blendlaterne an und löſcht das Licht aus.) Geſchwind, nun ſchreib', ich will Dir leuchten!

Caroline (für ſich). Wie ſoll Das werden? Der Baron wird ſehen, daß das Licht ausgelöſcht iſt, er wird auf das Zeichen kommen.

Breme (zwingt ſie zum Sitzen). Schreib'! „Luiſe bleibt im Schloſſe; mein Vater ſchläft. Ich löſche das Licht aus; kommen Sie!"

Caroline (widerſtrebend). Ich ſchreibe nicht.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Der Baron (am Fenſter).

Baron. Caroline!

Breme. Was iſt Das? (Er ſchiebt die Blendlaterne zu und hält Caroline's Hand, die aufſtehen will.)

Baron (wie oben). Caroline! Sind Sie nicht hier? (Er ſteigt herein.) Stille! Wo bin ich? Daß ich nicht ſchlafe. Gleich dem Fenſter gegenüber iſt des Vaters Schlafzimmer, und hier rechts, an der Wand, die Thüre in der Mädchen Kammer. (Er tappt an der Seite hin und trifft die Thür.) Hier iſt ſie, nur angelehnt. O, wie gut ſich der blinde Cupido im Dunkeln zu finden weiß! (Er geht hinein.)

Breme. In die Falle! (Er ſchwebt die Blendlaterne auf, eilt nach der Kammerthüre und ſtellt den Riegel vor.) So recht, und das Verlegeſchirr iſt auch ſchon in Bereitſchaft. (Er reißt ein Schloß vor.) Und Du, Nichtswürdige! So verräthſt Du mich?

Caroline. Mein Vater!

Breme. So heuchelſt Du mir Vertrauen vor?

Baron (inwendig). Caroline! Was heißt Das?

Caroline. Ich bin das unglücklichſte Mädchen unter der Sonne.

Breme (leiſe an der Thüre). Das heißt: daß Sie hier ſchlafen werden, aber allein.

Baron (inwendig). Nichtswürdiger! Machen Sie auf, Herr Breme; der Spaß wird Ihnen theuer zu ſtehen kommen.

Breme (laut). Es iſt mehr als Spaß; es iſt bitterer Ernſt.

Caroline (an der Thüre). Ich bin unſchuldig an dem Verrath.

Breme. Unſchuldig? Verrath?

Caroline (an der Thüre knieend). O, wenn Du ſehen könnteſt, mein Geliebter, wie ich hier vor dieſer Schwelle liege, wie ich unterthänigſt meine Hände flehe, wie ich meinen grauſamen Vater bitte! — Machen Sie auf, mein Vater! — Er hört nicht, er ſieht mich nicht an. — O mein Geliebter, habe mich nicht im Verdacht, ich bin unſchuldig!

Breme. Du unſchuldig? Niederträchtige, feile Dirne! Schande Deines Vaters! Ewiger, ſchändender Flecken an dem Ehrenkleid, das er eben in dieſem Augenblicke angezogen hat. Steh' auf, hör' auf zu weinen, daß ich Dich nicht an den Haaren von der Schwelle wegziehe, die Du, ehe zu erröthen, nicht wieder betreten ſollteſt. Wie! In dem Augenblick, da Breme ſich den größten Männern des Erdballs gleichſetzt, erniedrigt ſich ſeine Tochter ſo ſehr!

Caroline. Verſtoßt mich nicht, verwerft mich nicht, mein Vater! Er that mir die heiligſten Verſprechungen.

Breme. Rede mir nicht davon; ich bin außer mir. Was! Ein Mädchen, das ſich wie eine Prinzeſſin, wie eine Königin aufführen ſollte, verzißt ſich ſo ganz und gar? Ich halte mich kaum, daß ich Dich nicht mit Fäuſten ſchlage, nicht mit Füßen trete. Hier hinein! (Er ſtößt ſie in ſein Schlafzimmer.) Dieß Franzöſiſche Schloß wird Dich wohl verwahren. Von welcher Wuth fühl' ich mich hingeriſſen! Das wäre die rechte

Stimmung, um die Glocke zu ziehen. — Doch nein, faſſe Dich, Beeme! — Bedenke, daß die größten Menſchen in ihrer Familie manchen Verdruß gehabt haben. Schäme Dich nicht einer frechen Tochter, und bedenke, daß Kaiſer Auguſtus in eben dem Augenblick mit Verſtand und Macht die Welt regierte, da er über die Vergehungen ſeiner Julie bittere Thränen vergeß. Schäme Dich nicht zu weinen, daß eine ſolche Tochter Dich hintergangen hat; aber bedenke auch zugleich, daß der Endzweck erreicht iſt, daß der Widerſacher eingeſperrt verzweifelt, und daß Deiner Unternehmung ein glückliches Ende bevorſteht.

Sechster Auftritt.

Saal im Schloſſe, erleuchtet.

Friedrike (mit einer geſpannten Büchſe). Jacob (mit einer Flinte).

Friedrike. So iſt's recht, Jacob; Du biſt ein braver Burſche. Wenn Du mir die Flinte zurecht bringſt, daß mir der Schulfuchs nicht gleich einfällt, wenn ich ſie anſehe, ſollſt Du ein gut' Trinkgeld haben.

Jacob. Ich nehme ſie mit, gnädige Gräfinn, und will mein Beſtes thun. Ein Trinkgeld braucht's nicht, ich bin Ihr Diener für ewig.

Friedrike. Du willſt in der Nacht noch fort! Es iſt dunkel und regnicht; bleibe doch bei'm Jäger.

Jacob. Ich weiß nicht, wie mir iſt; es treibt mich Etwas fort. Ich habe eine Art von Ahnung.

Friedrike. Du ſiehſt doch ſonſt nicht Geſpenſter.

Jacob. Es iſt auch nicht Ahnung, es iſt Vermuthung. Mehrere Bauern ſind bei'm Chirurgus in der Nacht zuſammengekommen; ſie hatten mich auch eingeladen, ich ging aber nicht hin; ich will keine Händel mit der gräflichen Familie. Und jetzt wollt' ich doch, ich wäre hingegangen, damit ich wüßte, was ſie vorhaben.

Friedrike. Nun was wird's ſein, es iſt die alte Proceß Geſchichte.

Jacob. Nein, nein, es iſt mehr; laſſen Sie mir meine Grille; es iſt für Sie, es iſt für die Ihrigen, daß ich beſorgt bin.

Siebenter Auftritt.

Friedrike. Nachher die Gräfinn und der Hofrath.

Friedrike. Die Büchſe iſt noch, wie ich ſie verlaſſen habe; die hat mir der Jäger recht gut verſorgt. Ja, Das iſt auch ein Jäger, und über die geht Nichts. Ich will ſie gleich laden und morgen früh bei guter Tageszeit einen Hirſch ſchießen. (Sie beſchäftigt ſich an einem Tiſche, worauf ein Armleuchter ſteht, mit Pulverhorn, Ladeſtock, Pfropfen, Kugel, Hammer und lädt die Büchſe ganz langſam und methodiſch.)

Gräfinn. Da haſt Du ſchon wieder das Pulverhorn bei'm Licht; wie leicht kann eine Schnuppe herunter fallen! Sei doch vernünftig, Du kannſt Dich unglücklich machen!

Friedrike. Laſſen Sie mich, liebe Mutter; ich bin ſchon vorſichtig! Wer ſich vor dem Pulver fürchtet, muß nicht mit Pulver umgehen.

Gräfinn. Sagen Sie mir, lieber Hofrath, ich habe es recht auf dem Herzen: könnten wir nicht einen Schritt thun, wenigſtens bis Sie zurückkommen?

Hofrath. Ich verehre in Ihnen dieſe Heftigkeit, das Gute zu wirken und nicht einen Augenblick zu zaudern.

Gräfinn. Was ich einmal für recht erkenne, möcht' ich auch gleich gethan ſehen. Das Leben iſt ſo kurz, und das Gute wirkt ſo langſam.

Hofrath. Wie meinen Sie denn?

Gräfinn. Sie ſind moraliſch überzeugt, daß der Amtmann in dem Kriege das Document bei Seite gebracht hat. —

Friedrike (heftig). Sind Sie's?

Hofrath. Nach allen Anzeigen kann ich wohl ſagen, es iſt mehr als Vermuthung.

Gräfinn. Sie glauben, daß er es noch zu irgend einer Abſicht verwahre?

Friedrike (wie oben). Glauben Sie?

Hofrath. Bei der Verworrenheit ſeiner Rechnungen, bei der Unordnung des Archiv's, bei der ganzen Art, wie er dieſen Rechtshandel benutzt hat, kann ich vermuthen, daß er ſich einen Rückzug vorbehält, daß er vielleicht, wenn man ihn von dieſer Seite drängt, ſich auf die andere zu retten und das Document dem Gegentheile für eine anſehnliche Summe zu verhandeln denkt.

Gräfinn. Wie wär' es, man ſuchte ihn durch Gewinnſt zu locken? Er wünſcht ſeinen Neffen ſubſtituirt zu haben; wie wär' es, wir verſprächen dieſem jungen Menſchen eine Belohnung, wenn er zur Probe das Archiv in Ordnung brächte, beſonders eine anſehnliche, wenn er das Document ausfindig machte? Man gäbe ihm Hoffnung zur Subſtitution. Sprechen Sie ihn, noch ehe Sie fortgehen; indeß, bis Sie wieder kommen, richtet ſich's ein.

Hofrath. Es iſt zu ſpät; der Mann iſt gewiß ſchon zu Bette.

Gräfinn. Glauben Sie Das nicht. So alt er iſt, paßt er Ihnen auf, bis Sie in den Wagen ſteigen. Er macht Ihnen noch in völliger Kleidung ſeinen Scharrfuß und verſäumt gewiß

nicht, ſich Ihnen zu empfehlen. Laſſen wir ihn rufen.

Friedrike. Laſſen Sie ihn rufen; man muß doch ſehen, wie er ſich geberdet.

Hofrath. Ich bin zufrieden.

Friedrike (klingelt und ſagt zum Bedienten, der hereinkommt). Der Amtmann möchte doch noch einen Augenblick herüber kommen!

Gräfinn. Die Augenblicke ſind koſtbar. Wollen Sie nicht indeß noch einen Blick auf die Papiere werfen, die ſich auf dieſe Sache beziehen?

(Zuſammen ab.)

Achter Auftritt.

Friedrike (allein). Nachher der Amtmann.

Friedrike. Das will mir nicht gefallen. Sie ſind überzeugt, daß er ein Schelm iſt, und wollen ihm nicht zu Leibe. Sie ſind überzeugt, daß er ſie betrogen, ihnen geſchadet hat, und wollen ihn belohnen. Das taugt nun ganz und gar Nichts. Es wäre beſſer, daß man ein Exempel ſtatuirte. — Da kommt er eben recht.

Amtmann. Ich höre, daß des Herrn Hofraths Wohlgeboren noch vor Ihrer Abreiſe mir Etwas zu ſagen haben. Ich komme, deſſen Befehle zu vernehmen.

Friedrike (indem ſie die Büchſe nimmt). Verziehen Sie einen Augenblick, er wird gleich wieder hier ſein. (Sie ſchüttet Pulver auf die Pfanne.)

Amtmann. Was machen Sie da, gnädige Gräfinn?

Friedrike. Ich habe die Büchſe auf morgen früh geladen; da ſoll ein alter Hirſch fallen.

Amtmann. Ei, ei! Schon heute geladen und Pulver auf die Pfanne; Das iſt verwegen! Wie leicht kann da ein Unglück geſchehen.

Friedrike. Ei was! Ich bin gern für und fertig. (Sie hebt das Gewehr auf und hält es, gleichſam zufällig, gegen ihn.)

Amtmann. Ei, gnädige Gräfinn, kein geladen' Gewehr jemals auf einen Menſchen gehalten! Da kann der Böſe ſein Spiel haben.

Friedrike (in der vorigen Stellung). Hören Sie, Herr Amtmann, ich muß Ihnen ein Wort im Vertrauen ſagen: — daß Sie ein erzſaumer Spitzbube ſind.

Amtmann. Welche Ausdrücke, meine Gnädige! — Thun Sie die Büchſe weg.

Friedrike. Rühre Dich nicht vom Platz, verdammter Kerl! Siehſt Du, ich ſpanne; ſiehſt Du, ich lege an! Du haſt ein Document geſtohlen —

Amtmann. Ein Document? Ich weiß von keinem Documente.

Friedrike. Siehſt Du, ich ſtehe; es geht Alles in der Ordnung; und wenn Du nicht auf der Stelle das Document herausgibſt oder mir anzeigſt, wo es ſich befindet, oder was mit ihm vorgefallen, ſo rühr' ich dieſe kleine Nadel und Du biſt auf der Stelle manſetedt.

Amtmann. Um Gotteswillen!

Friedrike. Wo iſt das Document?

Amtmann. Ich weiß nicht — Thun Sie die Büchſe weg — Sie könnten aus Verſehen —

Friedrike (wie oben). Aus Verſehen, oder mit Willen biſt Du todt. Rede, wo iſt das Document?

Amtmann. Es iſt — verſchloſſen.

Neunter Auftritt.

Gräfinn. Hofrath. Die Vorigen.

Gräfinn. Was gibt's hier?

Hofrath. Was machen Sie?

Friedrike (immer zum Amtmann). Rühren Sie ſich nicht, oder Sie ſind des Todes! Wo verſchloſſen?

Amtmann. In meinem Pulte.

Friedrike. Und in dem Pulte; wo?

Amtmann. Zwiſchen einem Doppelboden.

Friedrike. Wo iſt der Schlüſſel?

Amtmann. In meiner Taſche.

Friedrike. Und wie geht der doppelte Boden auf?

Amtmann. Durch einen Druck an der rechten Seite.

Friedrike. Heraus den Schlüſſel!

Amtmann. Hier iſt er.

Friedrike. Hingeworfen!

Amtmann (wirft ihn auf die Erde).

Friedrike. Und die Stube?

Amtmann. Iſt offen.

Friedrike. Wer iſt drinnen?

Amtmann. Meine Magd und mein Schreiber.

Friedrike. Sie haben Alles gehört, Herr Hofrath. Ich habe Ihnen ein umſtändliches Geſpräch erſpart. Nehmen Sie den Schlüſſel und holen Sie das Document. Bringen Sie es nicht zurück, ſo hat er gelogen, und ich ſchieße ihn darum todt.

Hofrath. Laſſen Sie ihn mitgehen; bedenken Sie, was Sie thun!

Friedrike. Ich weiß, was ich thue. Machen Sie mich nicht wild und gehen Sie.

Hofrath (ab).

Gräfinn. Meine Tochter, Du erſchreckſt mich. Thu' das Gewehr weg!

Friedrike. Gewiß nicht eher, als bis ich das Document ſehe.

Gräfinn. Hörſt Du nicht? Deine Mutter befiehlt's.

Friedrike. Und wenn mein Vater aus dem Grabe aufſtünde, ich gehorchte nicht.

Gräfinn. Wenn es letzinge.

Friedrike. Welch' Unglück wäre Das?

Amtmann. Es würde Sie gereuen.

Friedrike. Gewiß nicht. Erinnerſt Du Dich noch, Nichtswürdiger, als ich vor'm Jahr, im Zorn, nach dem Jägerburſchen ſchoß, der meinen Hund prügelte; erinnerſt Du Dich noch, da ich ausgeſcholten wurde und alle Menſchen den glücklichen Zufall prieſen, der mich hatte fehlen laſſen: da warſt Du's allein, der hämiſch lächelte und ſagte: was wär' es denn geweſen? Ein Kind aus einem vornehmen Hauſe! Das wäre mit Geld abzuthun. Ich bin noch immer ein Kind, ich bin noch immer aus einem vornehmen Hauſe: ſo müßte Das auch wohl mit Geld abzuthun ſein.

Hofrath (kommt zurück). Hier iſt das Document.

Friedrike. Iſt es? (Sie bringt das Gewehr in Ruh.)

Gräfinn. Iſt's möglich?

Amtmann. O, ich Unglücklicher!

Friedrike. Geh', Elender, daß Deine Gegenwart meine Freude nicht verjäge!

Hofrath. Es iſt das Original.

Friedrike. Geben Sie mir's. Morgen will ich's den Gemeinden ſelbſt zeigen und ſagen, daß ich's ihnen erobert habe.

Gräfinn (ſie umarmend). Meine Tochter!

Friedrike. Wenn mir der Spaß nur die Luſt an der Jagd nicht verdirbt. Solch ein Waldvieh ſchieß ich nie wieder!

Fünfter Aufzug.

Nacht, trüber Mondſchein.

Das Theater ſtellt einen Theil des Parks vor, der hinter beſchrieben werden. Rauhe, ſteile Felſenbänke, aus denen ein verfallenes Schloß, Natur und Mauerwerk in einander verſchränkt. Die Ruine ſowie die Felſen mit Bäumen und Büſchen bewachſen. Eine dunkle Kluft deutet auf Höhlen, wo nicht gar unterirdiſche Gänge.

Friedrike fackeltragend, die Büchſe unter'm Arm, Piſtolen im Gürtel, tritt aus der Höhle, umherſpähend. Ihr folgt die Gräfinn, den Sohn an der Hand. Auch Luiſe. Sodann der Bediente, mit Käſtchen beſchwert. Man erfährt, daß von hier ein unterirdiſcher Gang in den Gewölben des Schloſſes reicht, daß man die Schloßpforten gegen die andringenden Bauern verriegelt; daß die Gräfinn verlangt habe, man ſolle ihnen aus dem Fenſter das Document ankündigen und zeigen, und ſo Alles beilegen. Friedrike jedoch ſei nicht zu bewegen geweſen, ſich in irgend eine Capitulation einzulaſſen, noch ſich einer Gewalt, ſelbſt nach eigenen Abſichten, zu fügen. Sie habe vielmehr die Ihrigen zur Flucht genöthigt, um auf dieſem geheimen Wege in's Freie zu gelangen und den benachbarten Sitz eines Anverwandten zu erreichen. Eben will man ſich auf den Weg machen, als man oben in der Ruine Licht ſieht, ein Geräuſch hört. Man zieht ſich in die Höhle zurück.

Herunter kommen Jacob, der Hofrath und eine Partei Bauern. Jacob hatte ſie unterwegs angetroffen und ſie zu Gunſten der Herrſchaft zu bereden geſucht. Der Wagen des wegfahrenden Hofraths war unter ſie gekommen. Dieſer würdige Mann verbindet ſich mit Jacob und kann das Haupt-Argument, daß der Original-Receß gefunden ſei, allen übrigen Beweggründen hinzufügen. Die aufgeregte Schaar wird beruhigt, ja ſie entſchließt ſich, den Damen zu Hülfe zu kommen.

Friedrike, die gelauſcht hat, nun von Allem unterrichtet, tritt unter ſie, dem Hofrath und dem jungen Landmann ſehr willkommen, auch den Uebrigen durch die Vorzeigung des Documents höchſt erwünſcht.

Eine früher ausgeſendete Patrouille dieſes Trupps kommt zurück und meldet, daß ein Theil der Aufgeregten vom Schloſſe her im Anmarſche ſei. Alles verbirgt ſich, theils in die Höhle, theils in Felſen und Gemäuer.

Breme, mit einer Anzahl bewaffneter Bauern tritt auf, ſchilt auf den Magiſter, daß er außen geblieben, und erklärt die Urſache, warum er einen Theil der Mannſchaft in den Gewölben des Schloſſes gelaſſen und mit dem andern ſich hierher verfügt. Er weiß das Geheimniß des unterirdiſchen Ganges und iſt überzeugt, daß die Familie ſich darein verſteckt, und dieß gibt die Gewißheit, ihrer habhaft zu werden. Sie zünden Fackeln an und ſind im Begriff, in die Höhle zu treten. Friedrike, Jacob, der Hofrath erſcheinen in dem Augenblicke; bewaffnet, ſo wie die übrige Menge.

Breme ſucht der Sache eine Wendung, durch Beiſpiele aus der alten Geſchichte, zu geben, und thut ſich auf ſeine Einfälle viel zu Gute, da man ſie gelten läßt; und als nun das Document auch hier ſeine Wirkung nicht verfehlt, ſo ſchließt das Stück zu allgemeiner Zufriedenheit. Die vier Perſonen, deren Gegenwart einen angenehmen Eindruck machen könnte: Caroline, der Baron, der Magiſter und der Amtmann, kommen nicht mehr zum Vorſchein.

Jeri und Bäteli.

Ein Singſpiel.

Bergigte Gegend; im Grund eine Hütte am Felſen, von dem ein Waſſer herabſtürzt; an der Seite geht eine Wieſe abhängig hinunter, deren Ende von Bäumen verdeckt iſt. Vorne, an der Seite, ein ſteinerner Tiſch mit Bänken.

Bäteli

(mit zwei Eimern Milch, die ſie an einem Joche trägt, kommt von der Wieſe).

Singe, Vogel, ſinge!
Blühe, Bäumchen, blühe!
Wir ſind guter Dinge,
Sparen keine Müh'
Spät und früh.

Die Leinwand iſt begoſſen; die Kühe ſind gemelken; ich habe gefrühſtückt; die Sonne iſt über den Berg herauf, und noch liegt der Vater im Bette! Ich muß ihn wecken, daß ich Jemanden habe, mit dem ich ſchwatze. Ich mag nicht müßig, ich mag nicht allein ſein. (Sie nimmt Rocken und Spindel.) Wenn er mich hört, pflegt er aufzuſtehen.

Vater (tritt auf).

Vater. Guten Morgen, Bäteli!

Bäteli. Vater, guten Morgen!

Vater. Ich hätte gern noch länger geſchlafen, und Du weckſt mich mit einem luſtigen Liedchen, daß ich nicht zanken darf. Du biſt artig und unartig zugleich.

Bäteli. Nicht wahr, Vater, wie immer.

Vater. Du hätteſt mir die Ruhe gönnen ſollen. Weißt Du doch nicht, wann ich heut Nacht zu Bette gegangen bin!

Bäteli. Ihr hattet gute Geſellſchaft.

Vater. Das war auch nicht artig, daß Du ſo früh hineinſchlupfteſt, als wenn Dir der ſchöne Mondſchein die Augen zudrückte. Der arme Jeri war doch um Deinetwillen da; er ſaß bis nach Mitternacht bei mir auf der Bank, er hat mich recht gedauert.

Bäteli. Ihr ſeid gleich ſo mitleidig, wenn er klagt und druckſt und immer Ebendaſſelbe wiederholt, hernach eine Viertelſtunde ſtill iſt, thut, als wenn er ausbrechen wollte, und doch am Ende bleibt und wieder von vornen anfängt. Mir iſt's ganz anders dabei; mir macht's Langeweile.

Vater. Ich wollte doch ſelbſt, daß Du Dich zu Etwas entſchlöſſeſt.

Bäteli. Wollt Ihr mich ſo gerne los ſein?

Vater. Nicht Das; ich zöge mit. Wir hätten's Beide beſſer und bequemer.

Bäteli. Wer weiß! Ein Mann iſt nicht immer bequem.

Vater. Beſſer iſt beſſer. Wir verpachteten das Gütchen hier oben, und richteten uns unten ein.

Bäteli. Sind wir's doch einmal ſo gewohnt! Unſer Haus hält Wind, Schnee und Regen ab; unſere Alpe gibt uns, was wir brauchen; wir haben zu eſſen und zu trinken das ganze Jahr, verkaufen auch noch ſo viel, daß wir uns ein hübſches Kleid auf den Leib ſchaffen können, ſind hier eben allein und geben Niemanden ein gut' Wort! Und was wär' Euch unten im Flecken ein größer' Haus, die Stube beſſer getäfelt, mehr Vieh und mehr Leute dabei? Es gibt nur mehr zu thun und zu ſorgen, und man kann doch nicht mehr eſſen, trinken und ſchlafen als vorher. Euch wollt' ich's freilich bequemer wünſchen.

Vater. Und mir wollt' ich wünſchen, daß ich nicht mehr um Dich zu ſorgen hätte. Freilich werde ich alt, und ſpüre denn doch, daß ich abnehme. Der rechte Arm wird mir immer ſteifer, und ich fühle das Wetter mehr in der Schulter, da, wo mir die Kugel den Knochen traf. Und dann, mein Kind, wenn ich einmal abgehe, kannſt Du allein gar nicht beſtehen; Du mußt heirathen und weißt nicht, welchen Mann Du kriegſt. Jetzt iſt's ein guter Menſch, der Dir ſeine Hand anbietet. Das merk' ich immer im Kopf herum, und ſorge und denke für Dich.

Jeden Morgen
Neue Sorgen,
Sorgen für Dein junges Blut.

In's tauſendfache wiederhohlen, was
Euch nur verdrießlich oft zu hören wäre.

Valerio.

Im Buſen eines Freundes wiederhallend
Verliert ſich nach und nach des Schmerzens Ton,

Elmire.

Ich lauſche gern dem ſchmerzlichen Geſang,
Der wie ein Geiſterlied das Ohr umſchwebt.

Roſa.

Die Freuden andrer locken nach und nach
Uns aus uns ſelbſt zu neuen Freuden hin.

Elmire.

Wenn andre ſich ihr Glück verdienen, hab'
Ich meine Schmerzen mir gar wohl verdient.
Nein, nein! Verlaßt mich, daß im ſtillen Hain
Mir die Geſtalt begegne, die Geſtalt
Des Jünglings, den ich mir ſo gern entgegen
Mit ſeiner ſtillen Miene kommen ſah.
Er blickt mich traurig an, er naht ſich nicht,
Er bleibt von fern an einem Seitenwege

Bäteli.

Alle Sorgen
Nur auf morgen!
Sorgen ſind für morgen gut.

Was hat denn Jeri geſagt?

Vater. Was hilft's? Du gibſt doch Nichts d'rauf.

Bäteli. Ich möchte hören, ob was Neues d'runter war.

Vater. Neues nichts; er hat auch nichts Neues zu ſagen, bis Du ihm das Alte vom Herzen nimmſt.

Bäteli. Es iſt mir leid um ihn. Er könnte recht vergnügt ſein: er iſt allein, hat vom Vater ſchöne Güter, iſt jung und friſch; nun will er mit Gewalt eine Frau dazu haben, und juſt mich! Er fände Zehne für Eine im Ort. Was kommt er zu uns herauf? Warum will er juſt mich?

Vater. Weil er Dich lieb hat.

Bäteli. Ich weiß nicht, was er will; er kann Nichts, als mich plagen.

Vater. Mir wär' er gar nicht zuwider.

Bäteli. Mir iſt er's auch nicht. Er iſt hübſch, wacker, brav. Neulich auf dem Jahrmarkte warf er den Fremden, der ſich mit Schwingen groß machte, rechtſchaffen an den Boden. Er gefällt mir ſonſt ganz wohl. Wenn ſie nur nicht gleich heirathen wollten, und wenn man einmal freundlich mit ihnen iſt, Einem hernach den ganzen Tag anklägen.

Vater. Es iſt erſt ſeit einem Monat, daß er ſo oft kommt.

Bäteli. Es wird nicht lange währen, ſo iſt er wieder da; denn ganz früh ſah ich ihn auf die Matte ſchleichen, die er oben im Walde hat. Sein' Tage hat er nicht ſo oft nach den Sennen geſehen, als neuerdings; ich wollt', er ließ mich in Ruh'. — Die Leinwand iſt ſchon faſt wieder trocken. Wie hoch die Sonne ſchon ſteht! Und Euer Frühſtück?

Vater. Ich will es ſchon finden. Sorge nur zur rechten Zeit für's Mittagseſſen.

Bäteli. Daran iſt mir mehr gelegen wie Euch.

(Vater ab.)

Bäteli. Wahrhaftig, da kommt er! Hab' ich's doch geſagt. Die Liebhaber ſind ſo pünctlich, wie die Sonne. Ich muß nur ein luſtig' Lied anfangen, daß er nicht gleich in ſeine alte Leier einlenken kann.

(Sie macht ſich was zu ſchaffen und ſingt.)

Es rauſchet das Waſſer
Und bleibet nicht ſtehn;
Gar luſtig die Sterne
Am Himmel hingehn;
Gar luſtig die Wolken
Am Himmel hinziehn:
So rauſchet die Liebe
Und fähret dahin.

Jeri

(der ſich ihr indeſſen genähert)

Es rauſchen die Waſſer,
Die Wolken vergehn;
Doch bleiben die Sterne,
Sie wandeln und ſtehn;
So auch mit der Liebe
Der Treuen geſchicht;
Sie regt ſich, ſie regt ſich,
Und ändert ſich nicht.

Bäteli. Was bringt Ihr Neues, Jeri?

Jeri. Das Alte, Bäteli!

Bäteli. Hier oben haben wir Altes genug! Wenn Ihr uns nichts Neues bringen wollt! Wo kommt Ihr ſo früh her?

Jeri. Ich habe oben auf der Alpe nachgeſehen, wie viel Käſe verräthig ſind; unten am See hält ein Kaufmann, der ihrer ſucht. Ich denke, wir werden einig.

Bäteli. Da kriegt Ihr wieder viel Geld in die Hände.

Jeri. Mehr als ich brauche.

Bäteli. Ich gönn' es Euch.

Jeri. Ich gönnt' Euch die Hälfte, gönnt' Euch das Ganze. Wie ſchön wär's, wenn ich einen Handel gemacht hätte, und käme nach Hauſe und würfe Dir die Doublen in den Schooß. Zähl' es nach, ſagt' ich dann; heb' es auf! Wenn ich nun nach Hauſe komme, muß ich mein Geld in den Schrank ſtellen, und weiß nicht, für wen.

Bäteli. Wie lang' iſt's noch auf Oſtern?

Jeri. Nicht lange mehr, wenn Ihr mir Hoffnung macht.

Bäteli. Behüte Gott! Ich meinte nur.

Jeri. Du wirſt an vielem Uebel Schuld ſein. Schon ſo oft haſt Du mir den Kopf ſo toll gemacht, daß ich Dir zum Trotz eine Andere nehmen wollte. Und wenn ich ſie nun hätte, und wäre ſie gleich müde, und ſähe immer und immer: Das iſt nicht Bäteli! — ich wär' auf immer elend.

Bäteli. Du mußt eine Schöne nehmen, die reich iſt und gut; ſo Eine wird man nimmer ſatt.

Jeri. Ich habe Dich verlangt, und keine Reichere noch Beſſere.

Ich verſchone Dich mit Klagen;
Doch das Eine muß ich ſagen,
Immer ſagen: Dir allein
Iſt und wird mein Leben ſein.
Willſt Du mich nicht wieder lieben?
Willſt Du ewig mich betrüben?

Mir im Herzen bist Du mein;
Ewig, ewig bleib' ich Dein!

Bäteli. Du kannst recht hübsche Lieder, Jeri, und singst sie recht gut. Nicht wahr, Du lehrst mich ein halb' Dutzend? Ich bin meiner allein satt. Leb' wohl! Ich habe noch viel zu thun diesen Morgen; der Vater rust. (Ab.)

Jeri.

Gehe!
Verschmähe
Die Treue!
Die Reue
Kommt nach!

Ich gehe von hinnen;
Du wirst mich vertreiben,
Um Lust zu gewinnen;
Hier kann ich nicht bleiben.

Verschmähe
Die Treue!
Die Reue
Kommt nach!

Thomas (tritt auf).

Thomas. Jeri!
Jeri. Wer?
Thomas. Guten Tag!
Jeri. Wer seid Ihr?
Thomas. Kennst Du mich nicht mehr?
Jeri. Thomas, bist Du's?
Thomas. Hab' ich mich so geändert?
Jeri. Ja wohl, Du hast Dich gestreckt; Du siehst vornehmer aus.
Thomas. Das macht das Soldaten-Leben; ein Soldat sieht immer vornehmer aus als ein Bauer; das macht, er ist mehr geplagt.
Jeri. Du bist auf Urlaub?
Thomas. Nein, ich habe meinen Abschied. Wie die Capitulation um war — Adieu, Herr Hauptmann! — macht' ich, und ging nach Hause.
Jeri. Was ist Das aber für ein Rock? Was trägst Du den Tressenhut und den Säbel? Du siehst ja noch ganz soldatenmäßig aus.
Thomas. Das heißen sie in Frankreich eine Uniforme de goût, wenn Einer auf seine eigne Hand was Buntes trägt.
Jeri. Behagt Dir's nicht?
Thomas. Gar wohl, gar gut, nur nicht lange! Ich nähme nicht fünfzig Dublen, daß ich nicht Soldat gewesen wäre. Man ist ein ganz anderer Kerl; man wird frischer, lustiger, gewandter, kann sich in Alles schicken, und weiß, wie es in der Welt aussieht.
Jeri. Wie kommst Du hierher? Wo schwärmst Du herum?
Thomas. Zu Hause bei meiner Mutter wollte mir's nicht gleich gefallen; da hab' ich ein vierzig rechte Appenzeller-Ochsen zusammengekauft und auf Credit genommen, alle schwarz und schwarzbraun wie die Nacht; die treib' ich nach Mailand. Das ist ein guter Handel; man verdient Etwas und ist lustig auf dem Wege. Da hab' ich meine Geige bei mir; mit der mach' ich Kranke gesund und das Regenwetter fröhlich. Nun, wie ist denn Dir, alter Zell? Du siehst nicht frisch d'rein. Was hast Du?
Jeri. Ich wäre auch gern lang ein Mal fort, hätte auch gern ein Mal so einen Handel versucht. Geld hab' ich ohnedieß immer liegen, und zu Hause gefällt's mir gar nicht mehr.
Thomas. Hm! Hm! Du siehst nicht aus, wie ein Kaufmann; der muß klare Augen im Kopfe haben! Du siehst trübe und verdrießen.
Jeri. Ach, Thomas!
Thomas. Seufze nicht; Das ist mir zuwider.
Jeri. Ich bin verliebt!
Thomas. Weiter Nichts? O, das bin ich immer, wo ich in ein Quartier komme, und die Mädchen sind nur nicht gar abscheulich!

Ein Mädchen und ein Gläschen Wein
Curiren alle Noth;
Und wer nicht trinkt und wer nicht küßt,
Der ist so gut wie todt.

Jeri. Ich sehe, Du bist geworden wie die Andern; es ist nicht genug, daß Ihr lustig seid: Ihr müßt auch gleich liederlich werden.
Thomas. Das verstehst Du nicht, Gevatter! Dein Zustand ist so gefährlich nicht. Ihr armen Tröpfe! Wenn es Euch das erste Mal anwandelt, meint Ihr gleich, Sonne, Mond und Sterne müßten untergehen.

Es war ein fauler Schäfer,
Ein rechter Siebenschläfer,
Ihn kümmerte kein Schaf;
Ein Mädchen kannt' ihn fassen:
Da war der Tropf verlassen,
Fort Appetit und Schlaf!
Es trieb ihn in die Ferne,
Des Nachts zählt' er die Sterne,
Er klagt' und härmt' sich brav;
Nun, da sie ihn genommen,
Ist Alles wieder kommen,
Durst, Appetit und Schlaf.

Nun sage, willst Du heirathen?
Jeri. Ich freie um ein allerliebstes Mädchen.
Thomas. Wann ist die Hochzeit?
Jeri. So weit sind wir noch nicht.
Thomas. Wie so?
Jeri. Sie will mich nicht.
Thomas. Sie ist nicht gescheidt.
Jeri. Ich bin mein eigner Herr, hab' ein hübsches Gut, ein schönes Haus; ich will ihren Vater zu mir nehmen; sie soll's gut bei mir haben.

Thomas. Und sie will Dich nicht? Hat sie einen Andern im Kopfe?

Jeri. Sie mag Keinen.

Thomas. Keinen? Sie ist toll. Sie soll Gott danken und mit beiden Händen zugreifen. Was ist denn Das für ein Trotzkopf?

Jeri. Schon ein Jahr geh' ich um sie. In diesem Hause wohnt sie bei ihrem Vater. Sie nähren sich von dem kleinen Gute hierbei. Alle jungen Bursche hat sie schon weggescheucht; die ganze Nachbarschaft ist unzufrieden mit ihr. Dem Einen hat sie einen schnippischen Korb gegeben, dem Andern hat sie einen Sohn toll gemacht. Die Meisten haben sich kurz resolvirt und haben andere Weiber genommen. Ich allein kann's nicht über das Herz bringen, so hübsche Mädchen man mir auch schon angetragen hat.

Thomas. Man muß sie nicht lange fragen. Was will so ein Mädchen allein in den Bergen? Wenn nun ihr Vater stirbt, was will sie anfangen? Da muß sie sich dem Ersten Besten an den Hals werfen.

Jeri. Es ist nicht anders.

Thomas. Du verstehst es nicht. Man muß ihr nur recht zureden, und Das ein Bischen derb. Ist sie zu Hause?

Jeri. Ja.

Thomas. Ich will Freiersmann sein. Was krieg' ich, wenn ich sie Dir kupple?

Jeri. Es ist Nichts zu thun.

Thomas. Was krieg' ich?

Jeri. Was Du willst.

Thomas. Zehn Dublen! Ich muß etwas Recht's fordern.

Jeri. Von Herzen gern.

Thomas. Nun laß mich gewähren!

Jeri. Wie willst Du's anfangen?

Thomas. Gescheidt!

Jeri. Nun?

Thomas. Ich will sie fragen, was sie machen will, wenn ein Weib kommt.

Jeri. Das ist Spaß.

Thomas. Und wenn ihr Vater stirbt.

Jeri. Ah!

Thomas. Und sie krank wird.

Jeri. Nun, sprich recht gut!

Thomas. Und wenn sie alt wird.

Jeri. Du hast reden gelernt!

Thomas. Ich will ihr Historien erzählen.

Jeri. Recht schön!

Thomas. Ich will ihr erzählen, daß man Gott zu danken hat, wenn man einen treuen Burschen findet.

Jeri. Vortrefflich!

Thomas. Ich will Dich herausstreichen! Geh' nur, geh'!

Jeri.

Neue Hoffnung, neues Leben,
Was mein Thomas mir verspricht!

Thomas.

Freund, Dir eine Frau zu geben,
Ist die größte Wohlthat nicht.

(Jeri ab.)

Thomas (allein).

Wozu man in der Welt nicht kommt! Das hätte ich nicht gedacht, daß ich bei meinem Ochsenhandel nebenher noch einen Kuppelpelz verdienen sollte. Ich will doch sehen, was Das für ein Drache ist, und ob sie kein vernünftig' Wort mit sich reden läßt. Am Besten, ich thu', als wenn ich den Jeri nicht kennte und Nichts von ihm wüßte, und fall' ihr dann mit meinem Antrag in die Flanke.

Bäteli (kommt aus der Hütte).

Thomas (für sich). Ist sie Das? O, die ist hübsch! (laut.) Guten Tag, mein schönes Kind!

Bäteli. Großen Dank! Wär' Ihm was lieb?

Thomas. Ein Glas Milch oder Wein, Jungfer, wäre mir eine rechte Erquickung. Ich treibe schon drei Stunden den Berg herauf und habe Nichts gefunden.

Bäteli. Von Herzen gerne, und ein Stück Brod und Käs' dazu. Rothen Wein, recht guten, Italienischen!

Thomas. Charmant! Ist das Euer Haus?

Bäteli. Ja, da wohn' ich mit meinem Vater.

Thomas. Ei, ei! So ganz allein?

Bäteli. Wir sind ja unser Zwei. Wart' Er, ich will Ihm zu trinken holen; aber komm' Er lieber mit herein; was will Er da draußen stehen? Er kann dem Vater was erzählen.

Thomas. Nicht doch, mein Kind; Das hat keine Eile. (Er nimmt sie bei der Hand und bittt sie.)

Bäteli (macht sich los). Ei, was soll Das?

Thomas. Laß Sie doch ein Wort mit sich reden. (Er faßt sie an.)

Bäteli (wie oben). Meint Er? Kennt Er mich schon?

Thomas.

Nicht so eilig, liebes Kind!
Ei, so schön und spröde!

Bäteli.

Weil die Meisten thöricht sind,
Meint Er, ist es Jede?

Thomas.

Nein, ich lasse Dich nicht los;
Mädchen, sei gescheidter!

Bäteli.

Euer Durſt iſt wohl nicht groß;
Geht nur immer weiter!

(Bäteli ab.)

Thomas (allein).

Das hab' ich ſchlecht angefangen! Erſt hätt' ich ſie ſollen vertraut machen, mich einniſten, eſſen und trinken; dann meine Worte anbringen. Du biſt immer zu hui! Denk' ich denn auch, daß ſie ſo wild ſein wird! Sie iſt ja ſo ſchön, wie ein Eichhorn. Ich muß es noch ein Mal verſuchen. (Nach der Hütte.) Noch ein Wort, Jungfer!

Bäteli (am Fenſter). Geht nur Eu'rer Wege! Hier iſt Nichts für Euch. (Sie ſchließt das Fenſter zu.)

Thomas. Du grobes Ding! Wenn ſie's ihren Liebhabern ſo macht, ſo nimmt mich's Wunder, daß noch Einer bleibt. Da kommt der arme Jeri ſchlecht zurecht! Die ſollte ihren Mann finden, der auch wieder aus dem Walde riefe, wie ſie hineinſchreit. Das trotzige Ding dünkt ſich hier oben ſo ſicher! Wenn Einer auch einmal nageogen würde, müßte ſie's haben; und ich hätte faſt Luſt, ihr den ledigen Stand zu verleiden. Wenn nun Jeri auf mich paßt und hofft und wartet, wird er mich auslachen. So wenig es ihm lächerlich iſt. Zum Henker; ſie ſoll mich anhören, was ich ihr zu ſagen habe! Ich will wenigſtens meine Commiſſion ausrichten. So gerade abzuziehen, iſt gar zu ſchimpflich. (An der Hütte ſtark anpochend.) Nun ohne Spaß, Jungfer, mache Sie auf; ſei Sie ſo gut und geb' Sie mir ein Glas Wein! Ich will's gern bezahlen.

Bäteli (wie oben am Fenſter). Hier iſt kein Wirthshaus, und pack' Er ſich! Wir ſind Das hier zu Lande gar nicht gewohnt. Darnach ſich Einer aufführt, darnach wird Einem. Geh' Er nur keine Mühe. (Sie ſchmeißt das Fenſter zu.)

Thomas. Du eigenſinniges, alberues Ding! Ich will Dir weiſen, daß Du da oben ſo ſicher nicht biſt. Das Affengeſicht! Wir wollen ſehen, wer ihr beißt! Und wenn ſie einmal gewitzigt iſt, wird ſie nicht mehr Luſt haben, ſo allein da aufzuſitzen. Schon gut! Da ich meine Intention nicht mündlich anbringen kann, will ich ihr durch recht verſtändliche Zeichen zu erkennen geben. Da kommt meine Perſon juſt den Berg herauf; Die ſoll auf ihrer Wieſe Mittagsruhe halten. Ha! Ha! — Sie ſollen mir die Matten ſchön zurechtmachen, ihr den Heu wohl zuſammenſammeln. (Er tritt nach der Scene.) He da! He!

Ein Knecht (tritt auf).

Thomas. Treibt nun in der Hitze den Berg nicht weiter hinauf! Hier iſt eine Wieſe zum Ausruhen. Treibt nur das Vieh alles da hinein! — Nun! — was ſteht Du und verwunderſt Dich? Thu', was ich Dir befehle. Begreifſt Du's? Auf dieſe Wieſe hier, nur ohne Umſtände! Und laßt Euch Nichts anfechten, es geſchehe, was wolle. Laßt ſie graſen und ausruhen! Ich kenne die Leute hier; ich will ſchon mit ihnen ſprechen.

(Der Knecht geht ab.)

Wenn es aber vor den Landvogt kommt! — Ei was, um das Bißchen Strafe! Ich denke, die Eur ſoll anſchlagen; und hilft's Nichts, ſo ſind wir Alle auf einmal gerächt, Jeri und ich, und alle Verliebten und Betrübten.

(Er tritt auf das Felſenſtück, nahe bei'm Waſſer, und ſpricht mit Leuten außer dem Theater.)

Treibt nur die Ochſen hier auf die Wieſe! Reißt nur die Planken zuſammen! So; nur alle! Junge, herher, herein! Nun gut; macht Euch luſtig! Jagt mir dort die Kühe weg! — Was Die für Sprünge machen, daß man ſie von ihrem Grund und Boden vertreibt! — — Nun, Trotz dem Affen!

(Er ſetzt ſich auf das Felſenſtück, nimmt ſeine Violine hervor, ſtreicht und ſingt.)

Ein Quodlibet, wer hört es gern,
Der komme ſings herbei;
Der Autor, der iſt Holefern,
Es iſt noch nagelneu.

Vater

(tritt aus der Hütte).

Was gibt's? Was unterſteht Ihr Euch?
Wer gibt das Recht Euch, wer?

Thomas.

In Polen und im Römiſchen Reich
Geht's auch nicht beſſer her.

Bäteli.

Meinſt Du, daß Du hier Junker biſt;
Daß Niemand wehren kann?

Thomas.

Ein Mädchen, das verſtändig iſt,
Das nimmt ſich einen Mann.

Vater.

Sieh', welch ein unerhörter Trotz!
Wart' nur, Du kriegſt Dein Theil!

Thomas (wie oben).

Man ſagt, auf einen harten Klotz
Gehört ein grober Keil.

Bäteli.

Verweg'ner, auf und packe Dich!
Was hab' ich Dir gethan?

Thomas (wie oben).

Pardonnez moi! Ihr ſehet mich
Für einen Andern an.

(Ab.)

Bäteli.

Sollen wir's dulden?

Vater.

Ohne Verſchulden!

Bäteli.

Rufet zur Hülfe
Die Nachbarn herbei!

(Vater ab.)

Bäteli.

Mir ſpringt im Schmerze
Der Muth mein Herze;
Fühle mich, ach!
Raſend im Grimm',
Und im Grimme ſo ſchwach!

Thomas (kommt wieder).

Gib mir, o Schöne,
Nur freundliche Blicke:
Gleich ſoll mein Vieh
Von dem Berge zurücke!

Bäteli.

Magſt, mir ver's Angeſicht
Wieder zu ſehn?

Thomas.

Liebchen, o zürne nicht;
Biſt ja ſo ſchön!

Bäteli.

Teufel!

Thomas.

O, ſüßes,
O, himmliſches Blut!

Bäteli.

Ach, ich erſticke,
Ich ſterbe vor Muth!

(Er will ſie küſſen; ſie ſtößt ihn weg und fährt in die Thür. Er will das Fenſter aufſchieben; da ſie es hindert, zerbricht er einige Scheiben, und im Tumult zerſchlägt er die übrigen.)

Thomas (bedenklich hereintretend). Ei! Ei! Das war zu toll! Nun wird Ernſt aus dem Spiele. Du hätteſt Deine Probe geſchickter anfangen können. Ein Freiersmann ſollte nicht mit der Thür in's Haus fallen. Sieht man doch, daß ich immer nur für mich gekuppelt habe; und da iſt's nicht übel, gerade und ohne Umſchweife zu tractiren. — Was iſt zu thun? Das gibt Lärm. Ich muß ſehen, daß ich mich mit Ehren zurückziehe, daß es nicht ausſieht, als ob ich mich fürchtete. Nur recht frech gethan, muſicirt und ſo ſachte retirirt!

(Er geht, auf der Violine ſpielend, nach der Wieſe.)

Vater. O Himmel! Welcher Zorn! Welcher Verdruß! Der Böſewicht! Nun fühl' ich erſt, daß mir das Mark nicht mehr in den Knochen ſitzt wie vor Alters, daß mein Arm lahm iſt, daß meine Füße nicht mehr fort wollen! — Wart' nur! Von den Nachbarn rührt ſich keiner; ſie ſind mir Alle wegen des Mädchens aufſäßig. Ich rufe, ich ſpreche, ich erzähle; keiner will mir zu Gefallen Etwas wagen. Ja, ſie ſpotten beinahe mich aus. — (Nach der Wieſe gekehrt.) Seht, wie frech, wie verwegen! Wie er umhergeht und muſicirt! Die Planken zerriſſen! (Nach dem Hauſe.) Die Fenſter zerſchlagen! Es fehlt Nichts, als daß er noch plündert. Kommt denn kein Nachbar? Hätt' ich doch nicht geglaubt, daß ſie mir's ſo denken ſollten. Ja, ja, ſo iſt's! Sie ſehen zu; ſie machen höhniſche Geſichter. „Eu're Tochter iſt keck genug," ſagt der Eine; „laßt ſie ſich mit dem Burſchen herumſchlagen." — „Hat ſie nun Keinen," ruft der Andere, „den ſie an der Naſe herumführt, der ſich ihr zu Liebe die Rippen zerſtoßen ließe?" — „Mag ſie's für meinen Sohn haben, der um ihretwillen aus dem Lande gelaufen iſt!" ſagt ein Dritter. — Vergebens! — Es iſt erſchrecklich, es iſt abſcheulich! — O, wenn Jeri in der Nähe wäre, der Einzige, der uns retten könnte!

Bäteli (kommt aus der Hütte; der Vater geht ihr entgegen; ſie lehnt ſich auf ihn). Mein Vater! Ohne Schutz, ohne Hülfe! Dieſe Beleidigung! Ich bin ganz außer mir! — Ich trauen meinen Sinnen nicht, und mein Herz kann's nicht tragen! —

Jeri (tritt auf).

Vater. Jeri, ſei willkommen, ſei geſegnet!

Jeri. Was geſchieht hier? Warum ſeid Ihr ſo verſtört?

Vater. Ein Fremder verwüſtet uns die Matten, zerſchlägt die Scheiben, kehrt Alles d'runter und d'rüber. Iſt er toll, iſt er betrunken? Was weiß ich! Niemand kann ihm wehren, Niemand. — Beſtraf' ihn, vertreib' ihn!

Jeri. Bleibet gelaſſen, meine Beſten; ich will ihn packen; ich ſchaff' Euch Ruhe; Ihr ſollt gerächt werden!

Bäteli. O Jeri, treuer, lieber! Wie erfreuſt Du mich! Sei unſer Retter, tapf'rer, einziger Mann!

Jeri. Geht bei Seite, verſchließt Euch in's Haus. Laßt Euch nicht bange ſein! Laßt

mich gewähren. Ich ſchaff Euch Ruhe und vertreib' ihn gewiß.

(Vater und Bäteli gehen ab.)

Jeri

(allein, indem er einen Stock ergreift).

Dem Verweg'nen
Zu begegnen,
Schwillt die Bruſt.
Weich' Verbrechen,
Sie beleid'gen!
Sie vertheid'gen,
Welche Luſt!

(Er tritt gegen die Thüre.)

Weg von dem Orte!
Ich ſchone Keinen.

(Indem er abgehen will, tritt ihm Thomas entgegen.)

Thomas.

Spare die Worte;
Es ſind die Meinen.

Jeri.

Thomas!

Thomas.

O Jeri!
Soll ich von hinnen?

Jeri.

Biſt Du von Sinnen!
Haſt Du's gethan?

Thomas.

Jeri, ja Jeri!
Nur höre mich an.

Jeri.

Wehr' Dich, Verräther!
Ich ſchlage Dich nieder.

Thomas.

Glaub' mir, ich habe
Noch Knochen und Glieder.

Jeri.

Wehr' Dich!

Thomas.

Das kann ich!

Jeri.

Fort mit Dir, feut!

Thomas.

Jeri, ſei klug
Und hör' nur ein Wort!

Jeri.

Rühr' Dich, ich ſchlag' Dir
Den Schädel entzwei!

Liebe, o Liebe,
Du ſtehſt mir bei!

(Jeri treibt Thomas vor ſich her; Er ſucht ſich ſchlagend, ab. Bäteli kommt ängſtlich auf der Seite. Die beiden Kämpfenden kommen wieder auf's Theater; ſie haben ſich angefaßt und ringen, Thomas hat Vortheil über Jeri.)

Bäteli.

Jeri! Jeri!
Höre! Höre!
Wollt Ihr gar nicht hören!
Hülfe, Hülfe!
Vater, Hülfe!
Laßt Euch, laßt Euch wehren!

(Sie ringen und ſchwingen ſich herum; endlich wirft Thomas den Jeri zu Boden.)

Thomas (ſpricht abgebrochen, wie er nach und nach zu Athem kommt). Da liegſt Du! Du haſt mir's ſauer gemacht! Doppelt ſauer! Du biſt ein ſtarker Kerl und mein guter Freund! Da liegſt Du nun! Du wollteſt nicht hören! Uebereile Dich nicht mehr! Das iſt eine gute Lection. Armer Jeri! — wenn Dich auch der Fall von Deiner Liebe heilen könnte!

(Zu Bäteli, die ſich indeſſen mit Jeri beſchäftigt. Jeri iſt aufgeſtanden.)

Um Deinetwillen leidet er, und mich ſchmerzt, daß ich ihm weh' gethan habe. Sorge für ihn, verbinde ihn, heile ihn! Er hat ſeinen Mann gefunden; viel Glück, wenn er bei dieſer Gelegenheit auch eine Frau findet! Ich mache mich auf die Wege, und habe nicht länger zu paſſen. (Ab.)

Jeri (der indeſſen, von Bäteli begleitet, an den Tiſch im Vordergrunde gekommen und ſich geſetzt hat). Laß mich, laß mich!

Bäteli. Ich ſollte Dich laſſen? Du haſt Dich meiner ſo treulich angenommen!

Jeri. Ach, ich kann mich noch nicht erholen! Ich ſtreite für Dich und werde beſiegt! Laß mich, laß mich!

Bäteli. Nein, Jeri; Du haſt mich gerächt; auch überwunden haſt Du geſiegt. Sieh', er treibt ſein Vieh hinweg; er macht dem Unfug ein Ende.

Jeri. Und iſt dafür nicht beſtraft! Er geht trotzig umher, prahlend davon, und erſetzt nicht den Schaden. Ich verzehe in meiner Schande!

Bäteli. Du biſt doch der Stärkſte im ganzen Canton. Auch die Nachbarn erkennen, wie brav Du biſt. Dieß Mal war es ein Zufall; Du haſt wo angeſtoßen! Sei ruhig, ſei getroſt! Sieh' mich an! Geſtehe mir: haſt Du Dich beſchädigt?

Jeri. Meine rechte Hand iſt verrenkt. Es wird Nichts thun; es iſt gleich wieder in Ordnung.

Bäteli. Laß mich ſehen! Thut es weh?

Noch ein Mal! Ja, ſo wird es gethan ſein. Es wird beſſer ſein.

Jeri. Deine Sorgfalt hab' ich nicht verdient!

Bäteli. Das leideſt Du um mich! Wohl hab' ich nicht verdient, daß Du Dich meiner ſo thätig annimmſt!

Jeri. Rede nicht!

Bäteli. So beſcheiden! Gewiß hab' ich's nicht um Dich verdient! Sieh' nur: Deine Hand iſt aufgeſchlagen, und Du ſchweigſt!

Jeri. Laß nur; es will Nichts bedeuten.

Bäteli. Nimm das Tuch; Du wirſt ſonſt voll Blut.

Jeri. Es heilt für ſich, es heilt geſchwinde.

Bäteli. Nein, nein! Gleich will ich Dir einen Umſchlag zurechtmachen. Warmer Wein iſt gut und heilſam. Warte, warte nur; gleich bin ich wieder da! (Ab.)

Jeri (allein).

Endlich, endlich darf ich hoffen;
Ja, mir ſteht der Himmel offen!
Auf einmal
Streift in's tiefe Nebelthal
Ein erwünſchter Sonnenſtrahl.
Theilt Euch, Wolken, immer weiter!
Himmel, werde völlig heiter!
Ende, Liebe, meine Qual!

Thomas (der an der Seite hereintritt). Höre, Jeri!

Jeri. Welch eine Stimme! Unverſchämter, darfſt Du Dich ſehen laſſen?

Thomas. Stille, ſtille! Nicht zornig, nicht aufgebracht! Höre nur zwei Worte, die ich Dir zu ſagen habe.

Jeri. Du ſollſt meine Rache ſpüren, wenn ich nur einmal wieder heil bin.

Thomas. Laß uns die Zeit nicht mit Geſchwätz verderben! Höre mich; es hat Eil'.

Jeri. Weg von meinem Angeſicht! Du biſt mir abſcheulich.

Thomas. Wenn Du dieſe Gelegenheit verlierſt, ſo iſt ſie auf immer verloren. Erkenne Dein Glück; ein Glück, das ich Dir verſchaffe. Ihre Expreßigkeit verſchwindet; ſie fühlt ſich dankbar; ſie fühlt, was ſie Dir ſchuldig iſt.

Jeri. Du willſt mich lehren? Tölter, ungezogener Menſch!

Thomas. Schelte, wenn Du mich nur anhören willſt! Gut; ich habe ihr dieſen tollen Streich geſpielt! Es war halb Vorſatz, halb Zufall. Genug, ſie findet, daß ein wackerer Mann ein guter Beiſtand iſt! Gewiß, ſie bekehrt ſich. — Du wollteſt nicht hören; ich mußte mich zur Wehre ſetzen. Du biſt ſelbſt Schuld, daß ich Dich niedergeworfen, Dich beſchädigt habe.

Jeri. Geh' nur, Du beredeſt mich nicht.

Thomas. Sieh' nur, wie Alles glückt, wie Alles ſich ſchicken muß! Sie iſt bekehrt; ſie ſchätzt Dich, ſie wird Dich lieben. Nun ſei nicht ſäumig, träume nicht; ſchmiede das Eiſen, ſo lang' es heiß bleibt.

Jeri. Laß ab und plage mich nicht länger!

Thomas. Ich muß Dir's doch noch ein Mal ſagen: ſei nur zufrieden, — Du biſt mir's ſchuldig; Du haſt mir zeitlebens Dein Glück zu danken! Konnte ich Deinen Auftrag beſſer ausrichten? Und wenn die Art und Weiſe ein Bißchen wunderlich war, ſo iſt doch am Ende der Zweck erreicht. Du kannſt Dich freuen! Mach' es richtig mit ihr. Ich komme zurück; Ihr werdet mir vergeben, und, wenn es Euch wohlgeht, noch gar meinen Einfall, meine Tollheit loben.

Jeri. Ich weiß nicht, was ich denken ſoll.

Thomas. Glaubſt Du denn, daß ich ſie für Nichts und wieder Nichts beleidigen wollte?

Jeri. Bruder, es war ein toller Gedanke; als ein Soldaten-Streich mag es hingehn!

Thomas. Die Hauptſache iſt, daß ſie Deine Frau wird; und dann iſt's einerlei, wie der Freiersmann ſich angeſtellt hat. — Der Vater kommt! Auf einen Augenblick, leb' wohl! (Ab.)

Vater (tritt auf).

Vater. Jeri, welch ein ſonderbar' Geſchick iſt Das? Soll ich's ein Unglück, ſoll ich's ein Glück nennen? Bäteli iſt umgewendet, erkennt Deine Liebe, ehrt Dich, liebt Dich, weint um Dich. Sie iſt gerührt, wie ich ſie nie geſehen habe.

Jeri. Kennt' ich eine ſolche Belehrung erwarten?

Vater. Sie iſt betroffen. In ſich gekehrt ſteht ſie am Herde; ſie denkt an's Vergangene, und wie ſie ſich gegen Dich betragen hat; ſie denkt, was ſie Dir ſchuldig geworden. Sei nur zufrieden. Ich wette, ſie beſchließt noch heute, was Dich und mich erfreuen wird, was wir Beide wünſchen.

Jeri. Soll ich ſie beſitzen?

Vater. Sie kommt; ich mach' ihr Platz. (Ab.)

Bäteli
(mit einem Topfe und Leinwand).

Ich bin lang, ſehr lang geblieben.
Komm'; wir müſſen's nicht verſchieben:
Komm' und zeig' mir Deine Hand.

Jeri (indem ſie ihn verbindet).

Liebe Seele, mein Gemüthe
Bleibt beſchämt von Deiner Güte!
Ach, wie wohl thut der Verband!

Bäteli (die geendigt hat).

Schmerzen Dich noch Deine Wunden?

Jeri.

Liebſte, ſie ſind lang verbunden;
Seit Dein Finger ſie berührt,
Hab' ich keinen Schmerz geſpürt.

Bäteli.

Rede, aber rede treulich,
Sieh' mir offen in's Geſicht!
Findeſt Du mich nicht abſcheulich,
Jeri? Aber ſchmeichle nicht!
Der Du ganz Dein Herz geſchenkt,
Die Du nun ſo ſchön vertheidigt,
Oft wie hat ſie Dich beleidigt,
Weggeſtoßen und gekränkt!
Hat Dein Lieben ſich gewendet,
Hat Dein Herz ſich weggewendet,
Ueberlaß mich meiner Pein!
Sag' es nur; ich will es dulden,
Stille leiden meine Schulden;
Du ſollſt immer glücklich ſein.

Jeri.

Es rauſchen die Waſſer,
Die Wolken vergehn;
Doch bleiben die Sterne,
Sie wandeln und ſtehn.
So auch mit der Liebe
Der Treuen geſchicht;
Sie wegt ſich, ſie regt ſich,
Und ändert ſich nicht.

(Sie ſehen einander an; Bäteli ſcheint bewegt und unſchlüſſig.)

Jeri.

Engel, Du ſcheinſt mir gewogen!
Doch, ich bitte, halt' die Neigung
Noch zurück, noch iſt es Zeit!
Leicht, gar leicht wird man betrogen
Von der Rührung der Bewegung,
Von der Gut' und Dankbarkeit.

Bäteli.

Nein, ich werde nicht betrogen!
Mich beſchämet die Erwägung
Deiner Lieb' und Tapferkeit.
Beſter, ich bin Dir gewogen;
Traue, traue dieſer Neigung
Meiner Lieb' und Dankbarkeit!

Jeri.

Verweile!
Uebereile
Dich nicht!
Mir lehnet ſchon g'nügſich
Ein freundlich' Geſicht!

Bäteli (nach einer Pauſe).

Kannſt Du Deine Hand noch regen?
Sag' mir, Jeri, ſchmerzt ſie Dir?

Jeri (ſeine rechte Hand aufhebend).

Nein, ich kann ſie gut bewegen.

Bäteli (die ihrige hinreichend).

Jeri, nun, ſo gib ſie mir!

Jeri (ein wenig zurückſtehend).

Soll ich noch zweifeln?
Soll ich mich freuen?
Wirſt Du mir bleiben?
Wird Dich's gereuen?

Bäteli.

Traue mir, Traue mir!
Ja, ich bin Dein!

Jeri (einſchlagend).

Ich bin auf ewig
Nun Dein, und ſei mein!

(Sie umarmen ſich.)

Beide.

Liebe, Liebe,
Haſt Du uns verbunden,
Laß, o laß die letzten Stunden
Selig, wie die erſten, ſein!

Vater (tritt auf).

Himmel, was ſeh' ich!
Soll ich es glauben?

Jeri.

Soll ich ſie haben?

Bäteli.

Willſt Du's erlauben,
Vater?

Jeri.

O Vater!

Vater.

Kinder! —

(Zu Drei.)

O Glück!

Vater.

Kinder, Ihr gebt mir
Die Jugend zurück.

Bäteli und Jeri (knieend).

Gebt uns den Segen!

Vater.

Nehmet den Segen!

(Zu Drei.)

Segen und Glück!

Thomas (kommt).

Darf ich mich zeigen!
Darf ich es wagen?

Bäteli.

Welche Verwegenheit!

Jeri.

Welches Betragen!

Vater.

Welche Vermeſſenheit!

Thomas.

Höret mich an!
In der Betrunkenheit
Hab' ich's gethan.
Anſet die Aeltſten,
Den Schaden zu ſchätzen;
Ich gebe die Strafe,
Will Alles erſetzen.

(Heimlich zu Jeri.)

Und für mein Kreuzel
Krieg' ich zwölf Dublein;
Mehr ſind der Schaden,
Die Strafe nicht werth.

(Laut zu Bäteli.)

Gebe Dich!

(Zum Vater.)

Höre mich!

(Zu Jeri.)

Bitte für mich!

Jeri.

Laßt uns, Ihr Lieben,
Der Thorheit verzeihen,
Am ſchönen Tage
Jeden ſich freuen;
Auf und vergebt ihm!

Bäteli und Vater (zu Jeri).

Ich gebe Dir nach.

(Zu Thomas.)

Dir iſt verziehen.

(Zu Beiden.)

O, fröhlicher Tag!

(Donnerwetter auf der Ferne von allen Seiten, erſt einzelnen einzeln, dann ſtärker auf den Seiten zuſammen.)

Chor der Sennen.

Hört das Schreien,
Hört das Toben!
War es unten?
Iſt es oben?
Kommt zu Hülfe,
Wo's auch ſei!

Jeri. Bäteli. Vater.

Siehſt Du, wie ſchlimm ſich's macht,
Was Du ſo unbedacht
Thörig gethan.

Thomas.

Hurtig ſie ausgelacht!
Jetzt, da wir fertig ſind,
Fangen ſie an.

Chor (eintretend).

Als Mord und Todtſchlag
Klang es von hier.

Jeri. Bäteli. Vater. Thomas.

Und Lieb' und Heirath
Findet ſich hier.

Chor (hin- und wiederrennend).

Eilet zu Hülfe,
Wo es auch ſei!

Jene (zu Vier).

Nachbarn und Freunde, ſtill! —
Nun iſt's vorbei.

(Die Maſſe beruhigt und ordnet ſich und tritt zu beiden Seiten nahe an's Proſcenium.)

Thomas (tritt in die Mitte).

Ein Quodlibet, wer hört es gern,
Der herch' und halte Stand.
Die Klingen alle ſind ſo fern;
Der Thor iſt bei der Hand.

Das ſag' ich, gute Nachbarsleut'!
Nicht Alles ſprech' ich aus.

(Ehemal nimmt einen Knaben bei der Hand und geht ihn auf dem Theater weiter vor, thut vertraulich mit ihm und ſagt.)

Er falle, wenn Er jemals freit,
Nicht mit der Thür' in's Haus.

(Thomas führt in Poſſe fort, zu dem Knaben zu ſprechen: „Nun, wie heißt es? So was muß Du gleich auswendig können.")

Der Knabe.

Nicht faßet, wenn Ihr jemals freit,
Grob mit der Thür in's Haus.

Thomas.

Schön; und Das merke Dir,
Freiſt Du einmal!
Das iſt der Kern des Stücks,
Iſt die Moral.

Thomas und der Knabe (zu Zwei).

Und faßet, wenn Ihr ſelber freiet,
Nicht mit der Thür in's Haus.

(Haben Thomas und der Knabe Muth und Hand genug, ſo können ſie es wagen, dieſe Zeilen unmittelbar an die Zuſchauer zu richten.)

Chor (wiederholt's).
(Indessen hat man pantomimisch sich im Allgemeinen verständigt.)

Thomas.

Sie sind selbander,
Verzeiht einander;
Mir ist verziehn,
Ich fahre nun hin.

Alle.

Friede den Höhen,
Friede den Matten:
Verleiht, Ihr Bäume,
Kühlende Schatten
Ueber die junge Frau,
Ueber den Gatten.
Nun zum Altar!

Näher dem Himmel,
Kindergewimmel
Freue die Nachbarn,
Freue das Paar.
Nun im Getümmel
Auf zum Altar!

Wie unentſchloſſen ſtehn. So kam er ſonſt,
Und drang ſich nicht wie jeder andre mir
Mit ungeſtümen Weſen auf. Ich ſah
Gar oft nach ihm, wenn ich nach einem andern
Zu ſehen ſchien; er merkt' es nicht, er ſollt'
Es auch nicht merken. Scheltet mich, und ſcheltet
Mich nicht. Ein tief Gefühl der Jugendfreuden,
Der Jugendfreyheit, die wir nur zu bald
Verſcherzen, um die lange, lange Wandrung
Auf gutes Glück, mit einem Unbekannten
Verbunden, anzutreten; dieß Gefühl
Hielt mich zurück, zu ſagen wie ich liebte.
Und doch auch ſo! Ich hätte können zärter
Mit dieſer guten Seele handeln. Nur
Zu nah liegt eine freche Kälte neben
Der heißeſten Empfindung unſrer Bruſt.

Roſa.

Wenn du es willſt; ſo gehn wir nach den Buchen,
Wo heute die Geſellſchaft ſich verſammelt.

Lila.

Personen.

Verkehrende.

Baron Sternthal.
Graf Altenstein.
Sophie, } Lucie, } Lila's Schwestern.

Verkehrende und Singende.

Lila, Baron Sternthal's Gemahlinn.
Marianne, deren Schwester.
Graf Friedrich, Graf Altenstein's Sohn.
Serapio, ein Arzt.

Singende.

Chor der Feen.
Chor der Spinnerinnen.
Chor der Gefangenen.

Tanzende.

Der Hase.
Der Dämon.
Feen.
Spinnerinnen.
Gefangene.

Der Schauplatz ist auf Baron Sternthal's Landgute.

Erster Aufzug.

Lied.

Eine Gesellschaft junger Leute beiderlei Geschlechts, in Hauskleidern, ergehen sich in einem Tanze; es scheint, sie wiederholen ein bekanntes Ballet.

Graf Friedrich (tritt zu ihnen).

Friedrich. Pfui doch, Ihr Kinder! Still! Ist's erlaubt, daß Ihr so einen Lärm macht? Die ganze Familie ist traurig, und Ihr tanzt und springt!

Lucie. Als wenn's eine Sünde wäre! Das Unglück unsrer Schwester geht uns nah' genug zu Herzen; sollte uns darum die alte Lust nicht wieder einmal in die Füße kommen, da wir so gewohnt sind, immer zu tanzen? In unserm Hause war ja Nichts als Gesang, Fest und Freude, und wenn man jung ist —

Sophie. O, wir sind auch betrübt, wir ziehen's uns nur nicht so zu Gemüthe. Und wenn es uns auch nicht um's Herz wäre, wir sollten doch tanzen und springen, daß wir die andern nur ein Bißchen lustig machten.

Friedrich. Ihr habt Eu're Schwester lange nicht gesehen?

Lucie. Wir dürfen ja nicht. Man verbietet uns in den Theil des Park's zu kommen, wo sie sich aufhält.

Sophie. Sie ist mir ein einzig' Mal begegnet, und ich habe mich der Thränen nicht enthalten können. Sie schien mit sich selbst in Zweifel zu sein, ob ich auch ihre Schwester sei. Und da sie mich lange betrachtet hatte, bald ernsthaft und bald wieder freundlich geworden war, verließ sie mich mit einer Art von Widerwillen, der mich ganz aus der Fassung brachte.

Friedrich. Das ist eben das Gefährlichste ihrer Krankheit. Das Gleiche ist mir mit ihr begegnet. Seitdem ihr die Phantasien den Kopf verrückt haben, traut sie Niemandem, hält alle ihre Freunde und Liebsten, sogar ihren Mann, für Schattenbilder und von den Geistern untergeschobene Gestalten. Und wie will man sie von dem Wahren überzeugen, da ihr das Wahre als Gespenst verdächtig ist?

Sophie. Alle Curen haben auch nicht anschlagen wollen.

Lucie. Und es kommt alle Tage ein neuer Zahnbrecher, der unsere Hoffnungen und Wünsche mißbraucht.

Friedrich. Was Das betrifft, da seid ohne Sorgen, wir werden Keinem mehr Gehör geben.

Sophie. Das ist schon gut! Heute ist doch wieder ein Neuer gekommen, und wenn Ihr gleich die Andern von der vorigen Woche mit ihren Pferde-Arzneien fortgeschickt habt, so wird Euch doch Der vielleicht mit seiner Subtilität d'ran kriegen. Denn witzig sieht mir der alte Fuchs aus.

Friedrich. Aha! gefällt er Euch? Nicht wahr, ob Ihr gleich so ruschlich seid, daß Ihr auf Nichts in der Welt Acht gebt, so spürt Ihr doch, daß Das eine andere Art von Krebsen ist, als die Quacksalber bisher?

Lucie. Es ist ein Arzt, und darum hab' ich

ſchon einer Strafpredigt vor ihm. Gut iſt er im Grunde und gefällig dazu. Da wir ihn um Arznei plagten, und er wohl ſah, daß uns Nichts fehlte, gab er doch Jeder eine Doſe wohlſchmeckender und wohlſchmeckender Schälkereien.

Sophie. Und mir dazu einen guten Rath. Mich hat er beſonders in Affection genommen.

Friedrich. Was für einen?

Sophie. Und einen guten Wunſch dazu.

Lucie. Was war's?

Sophie. Ich werde Beides für mich behalten. (Sie geht zu der übrigen Geſellſchaft, die ſich in den Grund des Saals zurückgezogen hat und ſich noch viel auch verliert.)

Lucie (die ihr nachgeht). Sage doch!

Marianne (tritt auf).

Friedrich (der ihr entgegengeht). Liebſte Marianne, Sie nehmen keinen Antheil an dem Leichtſinne dieſer unbekümmerten Geſchöpfe!

Marianne. Glauben Sie, Graf, daß meine Gemüth einen Augenblick heiter und ohne Sorgen ſein könnte? Ich habe viele ganze Zeit her mein Clavier nicht angerührt, keinen Ton geſungen. Wie ſchwer wird es mir, den heftigen Charakter meines Bruders zu beſänftigen, der das Schickſal ſeiner Gattinn kaum erträgt!

Friedrich. Ach, daß an d... geliebte Perſon die Schickſale ſo vieler Menſchen geknüpft ſind! Auch unſer's, theuerſte Marianne, hängt an dem ihren. Sie wollen Ihren Bruder nicht verlaſſen; Ihr Bruder kann und will Sie nicht entbehren, ſo lang ſeine Gemahlinn in dem betrübten Zuſtande bleibt; und ich indeſſen muß meine treue, heftige Leidenſchaft in mich verſchließen! Ich bin recht unglücklich.

Marianne. Der neue Arzt gibt uns die beſte Hoffnung. Könnt' er auch unſer Uebel heilen! Beſter Graf, wie freudig wollt' ich ſein!

Friedrich. Gewiß, Marianne?

Marianne. Gewiß! Gewiß!

Doctor Verazio (tritt auf).

Friedrich. Theuerſter Mann, was für Ausſichten, was für Hoffnungen bringen Sie uns?

Verazio. Es ſteht nicht gut aus. Der Baron will von keiner Cur ein Wort hören.

Friedrich. Sie müſſen ſich nicht abweiſen laſſen.

Verazio. Wir wollen Alles verſuchen.

Friedrich. Ach, Sie heilen gar viele Schmerzen auf einmal.

Verazio. Ich habe ſo Etwas gemerkt. Nun, wir wollen ſehen! Hier kommt der Baron.

Baron Sternthal (tritt auf).

Verazio. Wenn Ihnen meine Gegenwart wie meine Kunſt zuwider iſt, ſo verzeihen Sie, daß Sie mich noch hier finden. In wenig Zeit muß Graf Altenſtein hier eintreffen, der mich wieder zurück bringen wird, wenn er leider ſieht, daß ſeine Empfehlung nicht Eingang gefunden hat.

Baron. Verzeihen Sie, und der Graf wird mir auch verzeihen. Es iſt nicht Undankbarkeit gegen ſeine Liebe, nicht Mißtrauen in Ihre Kunſt, es iſt Mißtrauen in mein Schickſal. Nach ſo viel fehlgeſchlagenen Verſuchen, die Geſundheit ihrer Seele wieder herzuſtellen, muß ich glauben, daß ich auf die Probe geſtellt werden ſoll, wie lieb ich ſie habe. Ich will wohl aushalten, ihr Elend zu theilen, da ich mir ſo viel Glück mit ihr verſpreche. Ich will auch nicht widerſpenſtig ſein, und in Geduld vom Himmel erwarten, was mir Menſchen nicht geben können.

Verazio. Ich ehre dieſe Geſinnungen, gnädiger Herr! Nur Gott weiß, daß Sie mir ſogar die nähern Umſtände ihrer Krankheit verbergen, mir nicht erlauben wollen, ſie zu ſehen, und mir dadurch den Weg abſchneiden, theils meine Erfahrungen zu erweitern, theils etwas Beſtimmtes über die Hülfe zu ſagen, die man ihr leiſten könnte.

Sophie (zu den Andern). Und er möchte auch wieder mit unſrer armen Schweſter Hand ſeine Erfahrungen erweitern. Es iſt Einer wie der Andere.

Lucie. O ja, wenn ſie nur was zu ſeciren, clyſtiren, electriſiren haben, ſind ſie bei der Hand, um nur zu ſehen, was Ein's für ein Geſicht dazu ſchneid't, und zu verſichern, daß ſie es wie im Spiegel vorausgeſehen hätten.

Baron (der bisher mit Friedrich'en und Verazio geſprochen). Sie plagen mich!

Verazio. Jeder, der in ſich fühlt, daß er etwas Gutes wirken kann, muß ein Plaggeiſt ſein. Er muß nicht warten, bis man ihn ruft; er muß nicht achten, wenn man ihn fortſchickt. Er muß ſein, was Homer an den Helden preiſ't, er muß ſein wie eine Fliege, die, verſcheucht, den Menſchen immer wieder von einer andern Seite anfällt.

Sophie. Ehrlich iſt er wenigſtens; er beſchreibt den Marktſchreier deutlich genug.

Verazio. Laſſen Sie's nur gut ſein, Fräulein; Sie fallen mir doch noch in die Hände.

Sophie. Er hat Ohren wie ein Zauber'er.

Verazio. Denn, wie ich an Ihren Augen ſehe —

Sophie. Kommt; wir haben hier Nichts zu thun — Adieu!

Alle. Adieu! Adieu!

Sophie. Er iſt wohl gar ein Phyſiognomiſt?

Friedrich. Höre doch wenigſtens, Vetter.

Baron. Ja, ſo iſt mir's ſchon mehr gegan-

gen. Man läßt ſich nach und nach einnehmen, und unſere Hoffnungen und Wünſche ſind von ſo kindiſcher Natur, daß ihnen Mögliches und Unmögliches, Beides von einer Art zu ſein ſcheint.

Verazio. In was für Hände Sie auch gefallen ſind!

Baron. Das ſagt der Folgende immer vom Vorhergehenden. Und es iſt erſtaunlich, wenn unſere Einbildungskraft einmal auf Etwas heftig geſpannt iſt, was man boſenweiſe zu ihun fähig wird. Mir ſchaudert's, wenn ich an die Coren denke, die man mit ihr gebraucht hat; und ich zittre, zu was für weiteren Grauſamkeiten gegen ſie man mich verleiten wollte, und faſt verleitet hätte. Nein; ihre Liebe zu mir hat ihr den Verſtand geraubt; die meinige ſoll ihr wenigſtens ein leidlich' Leben erhalten.

Verazio. Ich nehme herzlichen Antheil an Ihrem Kummer. Ich ſtelle mir das Schreckliche der Lage vor, da Sie, kaum der Gefahr des Todes entronnen, Ihre Gattinn in ſolchem Elend vor ſich ſehen mußten!

Friedrich. Da kommt mein Vater.

Graf Altenſtein. Die Vorigen.

Graf Altenſtein. Vetter, guten Morgen! Guten Morgen, Doctor! Was haben Sie Gut's ausgerichtet? Hab' ich Dir da nicht einen tüchtigen Mann herübergeſchickt?

Baron. Es iſt recht brav, daß Sie kommen. Ich danke Ihnen für die Bekanntſchaft, die Sie mir verſchafft haben. Wir ſind in der kurzen Zeit recht gute Freunde worden; nur einig ſind wir noch nicht.

Graf Altenſtein. Warum? Haſt Du kein Vertrauen zu meinem Doctor?

Baron. Das beſte! wie zu Ihrem guten Willen, nur —

Graf Altenſtein. Wenn Du ihn hätteſt reden hören, ehegeſtern Abend, wie er mir Alles erzählte, Alles erklärte! — Es war mir ſo begreiflich, ſo deutlich: ich meinte, ich wollte nun ſelbſt curiren; ſo ſchön hing Alles zuſammen. Wenn ich's nur behalten hätte!

Friedrich. Es geht Ihnen, Papa, wie mir und Andern in der Predigt —

Graf Altenſtein. Wo iſt Deine Frau?

Baron. An der hintern Seite des Park's hält ſie ſich noch immer auf, ſchläft des Tags in der Hütte, die wir ihr zurecht gemacht haben, vermeidet alle Menſchen, und wandelt des Nachts in ihren Phantaſien herum. Manchmal verſteck' ich mich, ſie zu belauſchen; und ich verſichere Ihnen, es gehört viel dazu, um nicht raſend zu werden. Wenn ich ſie herumziehen ſehe mit loſem Haar, — im Mondſchein einen Kreis abgehen, — mit halb unſicherm Tritt ſchleicht ſie auf und ab, neigt ſich bald vor den Sternen, kniet bald auf den Raſen, umfaßt einen Baum, verliert ſich in den Sträuchen wie ein Geiſt! — Hu! —

Graf Altenſtein. Ruhig, Vetter, ruhig! Statt wild zu ſein, ſollteſt Du die Vorſchläge des Doctor's anhören.

Verazio. Laſſen Sie's, gnädiger Herr! Ich bin faſt, ſeit ich hier bin, der Meinung des Herrn Baron's geworden, daß man ganz von Coren abgehen, oder wenigſtens ſehr behutſam damit ſein müſſe. Wie lang iſt's her, daß die gnädige Frau in dem Zuſtande iſt?

Graf Altenſtein. Laßt ſehen! Auf den Dinstag zehn Wochen. Es war juſt Pferdemarkt in der Stadt geweſen, und Abends, wie ich nach Hauſe ritt, ſprach ich hier ein. Da war der verfluchte Brief angekommen, der die Nachricht von Deinem Tode brachte. Sie lag ohnmächtig nieder, und das ganze Haus war wie todt. — Höre, ich muß einen Augenblick in den Stall. Wie geht's Deinem Schimmel?

Baron. Ich werde ihn weggeben müſſen, lieber Onkel!

Graf Altenſtein. Schade für's Vieh, wahrlich Schade! (ab.)

Verazio. Woher kam denn das falſche Gerücht? Wer beging die entſetzliche Unvorſichtigkeit, ſo Etwas zu ſchreiben?

Baron. Da gibt's ſolche politiſche, alte Weiber, die weitläufige Correſpondenzen haben, und immer etwas Neues brauchen, woher es auch komme, daß das Porto doch nicht ganz vergeblich ausgegeben wird. In der Welt iſt im Grunde des Guten ſoviel als des Böſen; weil aber Niemand leicht was Gutes erdenkt, dagegen Jedermann ſich einen großen Spaß macht, was Böſes zu erfinden und zu glauben, ſo gibt's der favorabeln Neuigkeiten ſo viel. Und ſo einer —

Friedrich. Nun, ſei'n Sie nicht böſe! Es war ein guter Freund —

Baron. Den der Teufel hole! Was ging's ihn an, ob ich todt oder lebendig war? Bleſſirt war ich. Das wußte Jedermann und meine Frau und Ihr Alle. Wenn er ein guter Freund war, warum mußte er der Erſte ſein, der meine Wunde tödtlich glaubte?

Friedrich. In der Entfernung —

Verazio (zu Friedrich). Sie waren gegenwärtig?

Friedrich. Ich hatte ihr ſchon einige Monate Geſellſchaft geleiſtet. Sie war bei Abweſenheit ihres Mannes immer in Sorgen. Ihre Zärtlichkeit ſtellte ſich die Gefahren doppelt lebhaft vor. Wir thaten, was wir konnten; die Mädchen unſerer beiden und der benachbarten Häuſer waren immer um ſie; man ließ ſie

wenig allein, und vermochte doch Nichts über ihren Trübsinn.

Baron. Ich hab' es wir an ihr leiden können. Sie war immer mit ihren Gedanken zu wenig an der Erde.

Friedrich. Wir tanzten um sie herum, sangen, sprangen —

Baron. Und verlichtert Euch unter einander, wie ich jetzt sehe, daß ich nach Hause komme.

Verazio. Nun, Das gehört auch zur Sache.

Friedrich. Wir sind's geständig. Alles schien ihre Traurigkeit zu vermehren. Zuletzt kam die Nachricht, Ihr wäret bleibt. Da war nun gar kein Auskommen mehr mit ihr: den ganzen Tag ging's auf und ab; bald wollte sie reisen, bald bleiben. Mit jeder Post mußte man einen Brief wegschicken; mit jeder Post wurde einer erwartet, wenn man ihr gleich die Unmöglichkeit vorstellte. Sie fing an, uns zu mißtrauen, glaubte, wir hätten schlimmere Nachrichten, wollten's ihr verhehlen, und Das ging an Einem fort.

Verazio. Haben Sie damals Nichts an ihr verspürt?

Friedrich. Wenn ich sagen soll, so glaube ich, daß ihr Wahnsinn schon damals ihren Anfang genommen hat; aber wer unterscheidet ihn von der tiefen Melancholie, in der sie begraben war? Denn nach dem Schrecken, den der unglückliche Brief machte, da sie einige Tage wie in einem hitzigen Fieber lag, schien sie wenig verändert; nur war fast gar Nichts aus ihr zu bringen; ihre Blicke wurden scheu und unsicher; sie schien Jedermann, den sie sah, zu fürchten oder nicht zu bemerken. Sie verlangte Trauerkleider; und wenn wir sie mit der Ungewißheit trösten wollten, nahm sie sich's gar nicht an, bemächtigte sich Allem, was sie an uns von schwarzem Taffet und Bändern kriegen konnte, und behing sich damit.

Baron. Macht mir den Kopf nicht warm, mit Eurer Erzählung! Genug, sie ist's, Herr Doctor! Sie wollte mich nicht wieder erkennen, sie floh mich wie ein Gespenst; alle Hülfe war vergebens. Und ich werde mir ewig Vorwürfe machen, daß ich sie, auch nur auf kurze Zeit, der unmenschlichen Behandlung eines Marktschreiers überließ, der sich bei mir anzustreichen gewußt hatte. (Er tritt zurück.)

Friedrich. Es ist wahr, sie gerieth darüber in Wuth, flüchtete in den Wald, und versteckte sich daselbst. Man machte vergebens gütliche Versuche, sie herauszubringen; und der Baron besteht darauf, er leide keine Gewalt mehr gegen sie. Man hat ihr heimlich eine Hütte zurecht gemacht, worin sie sich bei Tage verbirgt, und wohin ihr ein Kammermädchen, das einzige Geschöpf, dem sie traut, wenige einfache Speisen heimlich schaffen darf. Sie leben wie in trauriger Hoffnung einen Tag nach dem andern hin. Unsere Familie, die in einem ewigen freudigen Leben von Tanz, Gesang, Festen und Exercitien schwebte, streicht an einander weg wie Gespenster, und es wäre kein Wunder, wenn man selbst den Verstand verlöre.

Verazio. Auf Alles, was Sie mir sagen, kann ich noch Hoffnung schöpfen.

Graf Altenstein kommt und tritt mit dem Baron zu ihnen.

Graf Altenstein. Hören Sie, Doctor. Man erzählt mir unter wunderbare Sachen. Was sagen Sie dazu? Lila hat ihrem Kammermädchen, der Einzigen, zu der ihr Vertrauen auch bei ihrem Wahnsinn geblieben ist, unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit versichert, daß sie wohl wisse, woran sie sei; es sei ihr offenbaret worden, ihr Sternthal sei nicht todt, sondern werde von irdischen Geistern gefangen gehalten, die auch sie nach der Freiheit strebten, deswegen sie manchmal und heimlich herumwandern müsse, bis sie Gelegenheit und Mittel finde, ihn zu befreien.

Baron. Desto schlimmer! Sie hat Nette's noch eine weitläufige Geschichte von Zauberern, Feen, Cyprio und Diamora erzählt, und was für Dinge auszurichten habe, bis sie mich wieder erlangen könne.

Verazio. Ist die Nette weit?

Graf Altenstein. Sie ist hier im Hause.

Verazio. Dieß bestätigt in mir einen Gedanken, den ich schon lang in mir herumwerfe. Wollen Sie einen Vorschlag anhören? —

Baron. Anhören wohl.

Verazio. Es ist hier nicht von Curen noch von Quacksalbereien die Rede. Wenn wir Phantasie durch Phantasie curiren könnten, so hätten wir ein Meisterstück gemacht.

Baron. Wodurch wir sie aus dem Wahnsinn in Raserei werfen könnten!

Graf Altenstein. So laß ihn doch ausreden.

Verazio. Sind nicht Musik, Tanz und Vergnügen das Element, worin ihre Familie bisher gelebt hat? Glauben Sie denn, daß die todte Stille, in der Sie versunken sind, Ihnen und der Kranken Vortheil bringe? Zerstreuung ist wie eine goldne Wolke, die den Menschen, wär' es auch nur auf kurze Zeit, seinem Elend entrückt; und Sie Alle, wenn Sie die gewohnten Freuden wieder genießen, werden sein wie Menschen, die in einer vaterländischen Luft sich von Mühseligkeit und Krankheit auf einmal wieder erholen.

Baron. Und wir sollten eine Weile Thorheiten treiben, indessen Die elend ist, um derentwillen wir uns sonst nur zu vergnügen scheinen?

Verazio. Eben von diesem Vorwurf will ich Sie befreien. Lassen Sie uns der gnädigen Frau die Geschichte ihrer Phantasien spielen! Sie sollen die Fee'n, Ogern und Dämonen verstehen. Ich will mich ihr als ein weiser Mann zu nähern suchen und ihre Umstände ausforschen. Aus Dem, was Sie mir erzählen, zeigt sich, daß sich ihr Zustand von selbst verbessert habe: sie hält Sie nicht mehr für todt; die Hoffnung lebt in ihr, Sie wieder zu sehen; sie glaubt selbst, daß sie ihren Gemahl durch Geduld und Standhaftigkeit wieder erwerben könne. Wenn auch nur Musik und Tanz um sie herum sie aus der dunkeln Traurigkeit rissen, in der sie versenkt ist; wenn das unerwartete Erscheinen abenteuerlicher Gestalten sie auch nur in ihren Hoffnungen und Phantasien bestärkte, das es gewiß thun wird: so hätten wir schon genug gewonnen. Allein ich gehe einem weit höhern Endzweck entgegen. Ich will Nichts versprechen, Nichts hoffen lassen —

Graf Altenstein. Der Einfall ist vortrefflich, ist so notorisch, daß ich nicht weiß, warum wir nicht selbst darauf gefallen sind. Sie glauben also, Doctor, daß wir, wenn wir der Phantasie unserer Nichte schmeicheln, Etwas über sie vermögen werden?

Verazio. Zuletzt wird Phantasie und Wirklichkeit zusammentreffen. Wenn sie ihren Gemahl in ihren Armen hält, den sie sich selbst wieder errungen, wird sie wohl glauben müssen, daß er wieder da ist.

Graf Altenstein. Von Ogern erzählt sie, die ihr nach der Freiheit streben? Ich will den Oger machen: etwas Wildes ist so immer meine Sache; und Fee'n, schöne Fee'n haben wir ja genug im Hause. Kommen Sie; Das müssen wir gescheidt anfangen!

Verazio. Schaffen Sie nur die nöthigen Sachen herbei, für das Uebrige lassen Sie mich sorgen.

Baron. Ich weiß nicht — laßt uns erst überlegen!

Graf Altenstein. Ueberleg Du's; und wir wollen indeß Anstalten machen. Kommen Sie, Doctor; lassen Sie uns zu Nette'n gehen. Friedrich, reite hinüber und schaffe die Masken zusammen; in unsern beiden Häusern müssen sich so viele alte und neue finden, daß man das ganze Cabinet der Fee'n damit fourniren könnte. Alles, was Hände, Füße und Kehlen hat, berufe herbei. Suche Musik aus, und laß probiren, wie es in der Eile gehn will.

Friedrich. Da wird ein schönes Impromptu zusammengeheert werden!

Graf Altenstein. Item, es geht!

Verazio. Kommen Sie, wir wollen der Sache weiter nachdenken; Sie sollen nicht überrilt werden.

Friedrich. Und an willigen Füßen und Kehlen soll's gewiß nicht ermangeln.

Zweiter Aufzug.

Romantische Gegend eines Park's.

Lila. Süßer Tod! süßer Tod! komm und leg' mich in's kühle Grab! — Sie verläßt mich nicht, die Melodie des Todes, auch in den Augenblicken, da ich hoffnungsvoll und ruhig bin. Was ist Das, das mir so oft in der Seele dämmert, als wenn ich nicht mehr wäre? Ich schwanke im Schatten, habe keinen Theil mehr an der Welt. (Auf Kopf und Herz deutend.) Es ist hier ist! und hier! daß ich nicht kann, wie ich will und mag — Sagt Dir denn nicht eine Stimme in Deinem Herzen: „Er ist nicht auf ewig Dir entrissen, harre nur aus! Er soll wieder Dein sein!" Dann kommt wieder ein Schlaf über mich, eine Ohnmacht —

Ich schwinde, verschwinde,
Empfinde und finde
Mich kaum.
Ist Das Leben?
Ist's Traum?
Ich sollte nicht behalten,
Was mir das Schicksal gab?
Ich dämmre! ich schwanke!
Komm', süßer Gedanke,
Tod! Bereite mein Grab!

(Sie geht nach dem Grunde, indeß tritt hervor.)

Der Magus (der sie bisher beobachtet, Kräuter suchend). Euch, die Ihr auf wandernden Gestirnen über uns schwebt, und ihre gütigen Einflüsse auf uns herabsendet, Euch danke ich, daß Ihr mir vergönnt habt, in guter Stunde diese niedrigen Kinder der Erde in meinen Schooß zu versammeln! Sie sollen, zu herrlichen Endzwecken bereitet, aus meinen Händen wohlthätiger und wirkender wieder ausgehn durch die Gaben Eurer Weisheit und Euer fortdauerndes Walten.

Lila (sich nähernd). Wie kommt der Alte hierher? Was für Kräuter mag er suchen? Ist's wohl ein harmloser Mensch, oder ein Kundschafter, der Dich umschleicht, zu forschen, wo man Dir feindselig am Leichtesten beikommen mag? Daß man doch in dieser Welt so oft hierüber in Zweifel schweben muß! — Entfleh' ich ihm?

Magus (für sich, aber lauter). Auch sie, die

in dieſen einſamen Gefilden wandelt, ergreift durch Ew. liebreiche Gegenwart! Erhebt ihr Herz, daß aus der Dunkelheit ſich eure Geiſter aufrichten, daß ſie nicht weichmüthig den großen Eindruck verſäumen, dem ſie dennoch ſchnell entgegenbebt!

Lila. Wehe mir! Es kennt mich; es weiß von mir.

Magus. Rede nicht, gedrückte Sterbliche! Der Irrthümer iſt viel auf Erden. Der Unglückliche wird angefeindet; er kennt weder die gute Seite der Menſchen, noch die günſtigen Winke des Schickſals.

Lila (zu den Andern). Wer Du auch biſt, verbirg unter dieſer edeln Geſtalt, verſtecke hinter dieſen Gewändern keinen Tyrannen! Die Mächtigen ſollten nicht lügen und die Gewaltigen ſich nicht verſtellen; aber die Götter geben auch den Ungerechten Gewalt und gut Glück den Heimtückiſchen.

Magus. Immer zu mißtrauen, iſt ein Irrthum, wie immer zu trauen.

Lila. Dein Wort, Deine Stimme zieht mich an.

Magus. Willſt Du Dich einem Wahlverwandten vertrauen, ſo ſage: wie fühlſt Du Dich?

Lila. Wohl, aber traurig. Weil mir den Gedanken, daß ich fröhlich werden könnte, fürchte ich mich, wie vor dem größten Uebel.

Magus. Du ſollſt nicht fröhlich ſein, nur Fröhliche machen.

Lila. Kann Das ein Unglücklicher?

Magus. Das iſt ſein ſchönſter Troſt. Vermeide Niemanden, der Dir begegnet. Du findeſt leicht Einen, dem Du hilfſt, Einen, der Dir helfen kann.

Lila. Mein Gemüth neigt ſich der Stille, der Oede zu.

Magus. Iſt es wohl gethan, jeder Neigung zu folgen?

Lila. Was ſoll ich thun?

Magus. Gutige Geiſter umgeben Dich und möchten Dir beiſtehn. Sie werden Dir ſogleich erſcheinen, wenn ſie Dein Herz ruft.

Lila. So nah' ſind ſie?

Magus. So nah' die Belehrung, ſo nah' die Hülfe. Sie wiſſen viel, denn ſie ſind ohne Beſchäftigung; ſie lehren gut, denn ſie ſind ohne Leidenſchaft.

Lila. Führe mich zu ihnen.

Magus. Sie kommen. Du wirſt glauben, bekannte Geſtalten zu ſehen, und Du irrſt nicht.

Lila. O, dieſe gefährliche Liſt kenne ich, wenn uns falſche Geiſter mit Geſtalten der Liebe locken!

Magus. Verbanne für ewig dieſes Mißtrauen und dieſe Sorgen. Nein, meine Freundinn! Die Geiſter haben keine Geſtalten; Jeder hält für mich den Augen ſeiner Seele, in der Luft ſie mit den Augen ſeiner Seele, in der Luft ſie mit den Augen ſeiner Seele gefaßt.

Lila. Wie wunderbar!

Magus. Faſſe Dich, ſie zu beſchauen; denn ſie verſchwinden in Luft. Die Augen ſchließen. Was ſiehſt Du? Was Du Lange faſſeſt, was Du in Deinen Armen hältſt. Das iſt nichts. Das iſt wirklich. Wandle Deinen Pfad fort. Du mußt die Geiſter wiederholen, mußt den Geiſtern wieder gegeben werden.

Lila. Ich weiß es! Hab' jetzt ich zum dritten Male den Faden gefunden, ſo will ich es den Fluß —

Magus. Nimm dieſes Mädchen; ruf' wenn Du Erquickung bedarfſt, ſelbſt Deine Schweſter herein. Es iſt eine Seele in dieſen Leibern, die mit der mir einigen nahe verwandt iſt, freundlich ſich zu ihr ſetzt, und ſchwesterlich ſich in den Geiſterlichen anſchließt, wo ſie ſchaffen und wirken will, und ſtrebt zu wirken.

Lila (weiter).

Magus. Wenn Du mir mißtraueſt, ſo wird's ins nächſte Moment.

Lila. Ich traue und danke.

Magus. Verachte keine Erquickung. Die Sterblichen ſo nöthig iſt. Es verſchmähen die Seligen Nektar und Ambroſia, was der Menſch zu ſeinem Genuß nur ſich auswählen möchte. Sie werden Dir Speiſe verſetzen; verſchmähe ſie nicht.

Lila. Mir ekelt vor jeder Koſt.

Magus. Dieſe wird Dich reizen. Sie iſt ſo edel als ſchmackhaft, und ſo ſchmackhaft als geſund.

Lila. Einer Büßenden ziemt es nicht, auf herrlicher Tafel zu weiden.

Magus. Glaubſt Du, Dir zu frommen und den Göttern zu dienen, wenn Du Dich Deſſen enthältſt, was der Natur gemäß iſt? Freundinn, Dich hat die Erfahrung gelehrt, daß Du Dich ſelbſt nicht retten kannſt! Wer Hülfe begehrt, muß nicht auf ſeinem Sinne bleiben.

Lila. Deine Stimme gibt mir Muth. Kehre ich aber in mein Herz zurück, ſo erſchrecke ich über den ängſtlichen Ton, der darin widerhallt.

Magus. Ermanne Dich und es wird Alles gelingen.

Lila. Was vermag ich?

Magus. Wenig! Doch erniedrige nicht Deinen Willen unter Dein Vermögen.

Feiger Gedanken
Bängliches Schwanken,
Weibiſches Zagen,
Aengſtliches Klagen
Wendet kein Elend,
Macht Dich nicht frei.

Alle Gewalten
Zum Terz ſich erhalten;
Nimmer ſich beugen,
Beſtändig ſich zeigen,
Reifet die Jahre
Der Sterne herbei.

(Ab.)

Lila (allein).

Er flieht! Ungern ſah' ich ihn ſcheiden. Wie ſeiner Gegenwart mit ſüßem Muth, ſchon Beſſerung einflößt! Warum eilt er? Warum bleibt er nicht, daß ich an ſeiner Hand meinen Wünſchen entgegenginge? Nein, ich will mich einſam nicht mehr abhärmen; ich will mich der Geiſterwelt erfreuen, die mich umgibt. — Zaudert nicht länger, liebliche Geiſter, zeigt Euch mir! Erſcheinet, freundliche Geſtalten!

Chor der Feen (erſt in der Ferne, dann näher; zuletzt treten ſie mit an einer Seite) Almaide.

Mit leichtem Geflügel,
Ihr luft'gen Geſchwiſter,
Zum grünenden Saal!
Erfüllet die Pflichten!
Der Mond erhellt die Lichten,
Und unſeres Geſichtes
Erſcheinen die lichten,
Die Sternlein im Thal.

(Während dieſes Geſangs hat ein Theil des Chor's einen Tanz begonnen, zwiſchen welchem Lila zuletzt hineintritt und Almaide'n anredet.)

Lila. Verzeiht einer Irrenden, wenn ſie Eu're heiligen Reihen ſtört! Ich bin zu Euch gewieſen; und da Ihr mir erſcheint, iſt es mir ein Zeichen, daß Ihr mich aufnehmen wollt. Ich ergebe mich ganz Euerm Rath, Eu'rer Leitung. Wäret Ihr Sterbliche, ich könnte Euch meine Freundinnen heißen, Euch Liebe geben und Liebe von Euch hoffen. Täuſcht mein Herz nicht, das Hülfe von Euch erwartet!

Almaide.

Sei nicht beklommen!
Sei uns willkommen!
Traurige Sterbliche,
Weide Dich hier!
Wir in der Hölle
Nächtlicher Stille
Weihen
Den Reihen,
Lieben die Sterblichen;
Keine verderblichen
Götter ſind wir.

(Im Grunde eröffnet ſich eine ſchöne, erleuchtete Laube, worin ein Tiſch mit Speiſen ſich zeigt, daneben zwei Seſſel ſtehen.)

Sei uns willkommen!
Sei nicht beklommen!
Traurige Sterbliche,
Weide Dich hier!

(Lila wird von den Feen in die Laube geführt; ſie ſetzt ſich an den Tiſch. Almaide ergreift ihre Hand. Die umgebenden Feen bekränzen Lila, indeß das folgende Chor an den Seiten des Theaters vorüberzieht.)

Chor.

Wir in der Hölle
Nächtlicher Stille
Weihen
Den Reihen,
Lieben die Sterblichen;
Keine verderblichen
Götter ſind wir.

(Lila ſteht auf und kommt mit Almaide'n hervor.)

Almaide. Du biſt mit Wenigem geſättigt, meine Freundinn! Laß künftig Du mit uns wandeln, die wir leichten Thau von der Lippe ernährter Blumen ſaugen, und ſo uns zu nähren gewohnt ſind.

Lila. Nicht die Freiheit eines leichten Erdenlebens lüſtigt mich; der Kummer eines jämmerlichen Zuſtandes raubt mir die Luſt zu jeder Speiſe.

Almaide. Da Du uns geſehen haſt, ſollſt Du nicht länger elend bleiben. Der Anblick eines wahrhaft Glücklichen macht glücklich.

Lila. Mein Geiſt ſteigt auf und fällt wieder zurück.

Almaide. Auf zur Thätigkeit, und er wird von Stufe zu Stufe ſteigen, kaum raſten, zurück nie treten. Auf, meine Freundinn!

Lila. Was räthſt Du mir!

Almaide. Vernimm: es lebt Dein Gemahl!

Lila. Ihr Götter, hab' ich recht vermuthet!

Almaide. Allein er iſt in der Gewalt eines neidiſchen Dämon's, der ihn mit ſüßen Träumen bändigt und gefangen hält.

Lila. So ahnt' ich's.

Almaide. Er kann nie wieder erwachen, wenn Du ihn nicht weckſt.

Lila. So iſt er nicht todt; gewiß nicht todt? Er ruht nur auf einem weichen Lager, in keiner Gruft; ein herrlicher Thronhimmel wölbt ſich über dem Schlafenden? Leiſe will ich an ſeine Seite treten, erſt ihn ruhen ſehen und mich ſeiner Gegenwart erfreuen. Träumt er denn wohl von mir? — Dann ſang' ich leiſe, leiſe nur an: Mein Lieber, erwache! Erwache, mein Beſter! Sei wieder mein! Richte Dich auf! Höre meine Stimme, die Stimme Deiner Geliebten! — Wird er denn auch hören, wenn ich rufe?

Almaide. Er wird.

Lila. O, führe mich zur Stätte, wo er ſein Haupt niedergelegt hat! — Und wenn er nicht ſogleich erwachen will, faſſ' ich ihn an und ſchüttl' ihn leiſe und warte beſcheiden, und ſchüttl' ihn

Blicker und voll wieder: Erwache! — Nicht wieder, es ist ein tiefer Schlaf, in dem er begraben liegt!

Almaide. Ein sicher Zauberschlaf, den Deine Gegenwart leicht gestören kann.

Lila. Laß uns nicht verweilen!

Almaide. Der Diener einer Nacht vermögen wir nicht sogleich zu entfernen, es sind noch manche Gräuel, manches Hindernis zu überwinden.

Lila. O Himmel!

Almaide. Dein Zaudern ist nur Schuld, daß sich diese Gefahren, diese Hindernisse uns verwachsen. Nach und nach hat jener Zauber alle Deine Verwandte, alle Deine Freunde in seine Gewalt gebracht; und wenn Du säumst, wird er auch Dich überlisten, denn auf Dich ist gezählt.

Lila. Wie kann ich ihm entgehen? Wie ihn besiegen? Komm, hilf mir; komme!

Almaide. Ich kann Dich nicht begleiten, Dir nicht helfen. Der Mensch hilft sich selbst am besten. Er muß wachen, sein Glück zu suchen; er muß ringen, es zu fassen; gläubige Geister können leiten, segnen. Vergebens versucht der Müßige ein unbedingtes Glück. Ja, wird es ihm gewährt, so ist's zum Unheil.

Lila. Du sagst wahr! Ich gehe allein auf dunklem Pfade.

Almaide. Verweile diese Nacht! Mit dem fröhlichen Morgen sollst Du einen glücklichen Weg antreten.

Lila. Nein, jetzt, jetzt! Auf dem Pfade des Todes gleitet mein Fuß wildig hinab.

Almaide. Höre mich!

Lila. Vom Grabe her säuselt die Stimme des Windes lieblicher, als Deine süße Lippe mich locken kann.

Almaide (für sich). O weh', sie fällt zurück! Ich habe zu viel gesagt! (laut) Hier in dieser Laube steht für Dich ein Ruhebette. Bediene Dich sein, indessen wir unsere stillen Weihungen vollenden. Wir wollen Dich vor der Kühle der Nacht, vor dem Thau des Morgens bewahren, schwesterlich für Dich sorgen und Deine Pfade segnen.

Lila. Es ist vergebens; ich kann nicht ergreifen, was Ihr bietet. Eure Liebe, Eure Güte fließt mir wie klares Wasser durch die fassenden Hände.

Almaide (für sich). Unglückliche, was ist für Dich zu hoffen? (laut) Du mußt bei uns verweilen!

Lila.

Ich fühle die Güte,
Und kann Euch nicht danken.
Verzeihet dem kranken,
Verwirrten Sinn!
Wie ist's im Gemüthe
Bald düster, bald heiter,
Ich schwer mich weiter,
Und weiß nicht, wohin.

(Ab.)

Almaide. Sie verliert sich in die Wälder; sie entfernt sich nicht weit. Mut, Schwestern, singt ihr eine Weise, daß für sie der Zauber am ihren Pfaden stehe!

Almaide (mit dem Chor).

Wir halten gerne
Treue Wache,
Sind immer munter,
Sind immer wach.
Meiden die Pfade
Unsrer Schwester,
Gleich sind wir da!

Dritter Aufzug

Dunkler Wald, im Grunde eine Höhle

Almaide. Magus.

Magus. Gottliche Ire! Was Du mir erzählst, verwundert mich nicht. Furchtbare Kraft! Diese Rucklänge müssen uns nicht erschrecken. Jede Natur, die sich aus einem gesunkenen Zustande erheben will, muß oft wieder nachlassen, um sich von der neuen, ungewohnten Anstrengung zu erholen. Ich fürchte mich vor Niemandem mehr, als vor einem Thoren, der einen Anlauf nimmt, klug zu werden. Wir müssen nicht verzagen; wir haben mehr solche Scenen zu erwarten. Genug, daß sie einige Speise zu sich genommen, daß sie den Gedanken gefaßt hat: an ihr liege es, die Ihrigen zu retten! Wir haben uns nur zu hüten, daß wir sie nicht so geschwinde geheilt glauben; daß wir den Gewalt ihr nicht eher zeigen, bis sie fähig ist, seine Gegenwart zu ertragen. Laß uns eilen, ihr Platz machen! Sie kommt hierher, wo neue Erscheinungen auf sie warten.

(Beide ab.)

Lila (mit einem Kästchen in der Hand). Ich habe Dir Unrecht gethan, edler Alter! Ohne Deinen Balsam würde mir es schwer geworden sein, diesen düstern, rauhen Weg zu wandeln. Die freundlichen Gottheiten sind geschieden. Mich hält die Nacht in diesen Tiefen. Die Sterne sind geschwunden. Finsterer, ahnungsvoller Wind schwebt um mich her.

Chor der Gefangenen (von innen).

Wer rettet!

Lila. Es bangt und wehklagt mit dem Pythias!

Chor (von innen).

Weh! Weh!

Lila. Entgegen, schwacher Sinn! Du bist so stark, und fürchtest noch?

Chor (von innen).

Erbarmen!
Was hilft uns Waffen
Des Leibes halber T—g!

Lila. Es naht Dir, Dir zum Heile! Die ernsten Boten! Ach! — Ja, es sind die Treuen! Ihre Gegner! Hier sind sie verschlossen! Hier gefangen! Ich halte mich nicht, es bebt, was es weilt! Ich muß sie sehn, sie trösten, und, wenn es möglich ist, sie retten!

Gefangene

(stehen und im Kreise, halbnahen der Schließer in einem [illegible] Kreise; da sie gerade Lila's ansichtig, drängen sie sich [illegible] zusammen, sich zu verbergen).

Lila. Ihr werdet mich nicht bewegen, Euch zu verlassen. Vielleicht bin ich bestimmt, Euch zu befreien und glücklich zu machen. Der Himmel sieht elf Unglückliche zusammen, daß Rettung Elend gehoben werde.

Friedrich (noch aus).

Friedrich. Wer ist die Verwegene, die sich dem Aufenthalt der Angst und der Trauer nähern darf? Himmel, meine Nichte! Lila, bist Du's?

Lila. Friedrich! Darf ich mir trauen?

Friedrich. Ja, ich bin's!

Lila. Du bist es! (Sie sieht ihn an.) Seid Zeugen, meine Hände, daß ich ihn wiederhabe! Und in diesem Zustande?

Friedrich. Soll ich Dir's sagen? Soll ich Deine Trauer vermehren? Ich bin, wir sind in diesem Zustande — durch Deine Schuld!

Lila. Durch meine?

Friedrich. Erinnerst Du Dich? Es ist kurze Zeit, als ich Dir nicht weit von dieser Stelle begegnete.

Lila. Deinen Schatten glaubte ich zu sehen, nicht Dich.

Friedrich. Eben Das war mein Unglück! Ich reichte Dir die Hand, ich reichte Dir sie lebend. Du eiltest nur schneller vorüber. Ach, es war eben der Augenblick, da mich der Dämon durch seinen grausamen Tyrannen verfolgen ließ! Hättest Du mir Deine Hand gereicht, er hätte keine Gewalt über mich gehabt, wir wären frei und hätten zur Freiheit Deines Gemahls zusammenwirken können.

Lila. Weh' mir!

Friedrich. Siehst Du hier Diese? Du kennst sie alle. Den treuen Carl, den tüchtigen Heinrich, den treuen Franz, den biederherzigen Ludwig, diese guten Nachbarn hier. Du erkennst Sie alle. Reich ihr die Hand! Freut Euch Eu're Gegenwart!

(Einige der Gefangenen treten zu ihr, geben zurückhaltend ihre Hände zu erkennen, und ziehen sie [illegible] Kreise.)

Lila. Ihr seid's! Ihr seid mir Alle willkommen! — Ja Retter, hab' ich Euch wieder! Gute Freunde, hab' ich Euch doch wieder! Sind wir doch wenigstens zusammen! Wie lang ist's, daß wir uns nicht gesehen haben? Wie kann ich Euch retten?

(Sie sieht sie nach Übereinstimmung an, schweigt und sieht sie immer starrer und starrer an. Endlich wendet sie sich ängstlich hinweg.)

Wehe mir! Ich kann nicht bleiben; ich muß Euch verlassen!

Friedrich. Wie? Warum? Statt mit uns zu rathschlagen, wie wir dem gemeinsamen Uebel entgehen können, willst Du fliehen?

Lila. Ach, es ist nicht Feigheit, aber ein unbegreiflich Gefühl! Eu're Gegenwart ängstigt mich, Eu're Liebe, nicht die Furcht vor dem Ungeheuer. Sinnte er da! Ihr sollet sehn, daß Lila nicht zittert! Eu're Liebe, die ich mir nicht zueignen kann, treibt mich von hinnen; Eu're Stimme, Eure Mitleiden mehr als Eu're Noth. — Was kann ich sagen? — Laßt mich — laßt mich!

Friedrich.

Bleib' und erwirb den Frieden,
Bleibe! Du wirst uns befreien;
Freundliche Götter verleihen
Den schönsten Augenblick.

Lila.

Ach, mir ist nicht beschieden,
Der Erde mich zu freuen;
Feindliche Götter streuen
Mir Elend auf mein Glück!

Friedrich.

Laß Dich die Liebe laben!

Lila.

Ach, sie ist mir entflohn!

Friedrich.

Mit allen Himmelsgaben
Sollst Du ihn wieder haben,
Ist er so nahe schon.

Lila.

Ach, alle Himmelsgaben
Sollt' ich im Traum nur haben!
Wand're zum Grabe schon!

(Lila geht ab; Friedrich und die Uebrigen sehen ihr erstaunt nach.)

Mayor. Zeigt ihr nicht, haltet Euch nicht auf! Ich habe Euch und Euch wohl beobachtet. Ich zweifle nicht an einem günstigen Ausgange. Ich werde ihr folgen, ihr Muth einsprechen, sie hierher zurückbringen. Es ist die Zeit, da der Tyrann von der Jagd heimkehrt. Da für der Liebe wenig Gefahr gibt, laßt uns sehen, ob Gewalt und Unrecht sie nicht aus dem Zimmer werden. (Mayor ab.)

Der Ogre

(kommt von der Jagd zurück und streift sich seine Stiefel. Er läßt sich von den Bedienten bedienen. Sie bringen einen Tisch; der Ogre setzt sich nieder.)

Lila (welche eine Zeit lang von der Seite zugesehen, tritt hervor). Nun erst erkenne ich mich wieder, da mein Herz an diesen fürchterlichen Platz schaudernd hervorgeht. Ja, ich will's, ich kann's. Ich bin's ihnen schuldig. Meine Freunde!

Friedrich. Was bringst Du uns, Geliebte?

Lila. Mich selbst. Es ist nur ein Mittel, Euch zu retten ... daß ich Euer Schicksal theile.

Friedrich. Wie?

Lila. Mir ist offenbart worden: ich muß dem Ogre trotzen, ihn aufreizen, ihn reizen; und da ich keine Waffen habe, ihn zu bekämpfen, ihn zu überwinden, legen mir die Ketten wirksamen sein, die mich an Euer Gesellschaft schließen.

Friedrich. Du wagst viel!

Lila. Seid ruhig; denn ich bin der Einzige, den das Schicksal in den Brunnen wirft, um Euch herauszuziehen.

Der Ogre (tritt auf, grimmig).

Lila. Ungeheuer, tritt näher! Meine Stimme ist die Stimme der Götter! Gib Dieses los, oder erwarte die Rache der Zimmergötter!

(Unter dem Niederruf zu folgender Arie wirft der Ogre seine Verachtung über Schwachheit, er schreckt von Gewalten, Ketten herbeigebringen, welche ihr angelegt werden.)

Lila.

Ich biete Dir Trotz!
Gib her Deine Ketten!
Die Götter erretten,
Gewähren mir Schutz.

Ich fall vor Dir zittern?
Mir regt sich alles Blut;
Und in den Ungewittern
Erzeigt sich erst der Muth.

(Der Ogre geht ab.)

Friedrich. Jetzt, da Du Dich so männlich bezeigst, kann ich Dir erst ein Geheimniß entdecken, das vorher meine Lippe nicht überschreiten durfte. Ja, Du konntest allein durch Deine Treue und Thätigkeit Deine Freunde retten! Hätte Dich Gott an unserer Seite gesandt?

Lila. Ist's wahr?

Friedrich. Ganz wahr! Der Tyrann hat seiner Feinde mächtige gemacht, er hat Dich zum Siege gerüstet, er wird einen Bund mit Dir haben wollen, der ihn gegen seine Feinde sichert.

Lila. Sage weiter! Ich sehe nur Blumen hier; wo sind meine Schwestern, meine Mitarbeiterinnen, wo die Instrumente?

Friedrich. Das hat Schlimmes gelungen. Sie sind genöthigt, ihr Tagewerk am Meere zu vollenden, wie wir, den Garten zu besorgen und im Verborgenen zu dienen. Du wirst sie sehen.

Lila. Ich vermisse sie schmerzlich.

Friedrich. Doch laß uns ohne Beihilfe der Geister nicht eilen. Sie kommen! Wir bedürfen ihres Rathes.

Almaide, über der Terrasse (singend auf).

Almaide. Ihrem Schwesterchen, Euch ist Dich wieder!

Lila. In Freud und Schmerzen, gelungen hier mit diesen Geliebten. Ihre Gegenwart versetzt mich aber Alles und beleht meine Hoffnung.

Almaide. Laß Dich nicht wieder durch ungeübter Kräfte, durch Bangigkeit und Sorgen zurückziehen. Siehe vorwärts, und Du erlangst Deine Wünsche.

Lila. Laßt mich bald an's Ziel meiner Hoffnungen gelangen!

Almaide. Schreite zu! Niemand kann es Dir entreißen. Nur vernimm unsern Rath!

Lila. Wie gern vernehm' ich, wie gern befolg' ich ihn!

Almaide. Sobald Du in dem Garten angelangt bist, so eile an den nächsten Baumen, Dein Gesicht und Deine Hände zu waschen; sogleich werden diese Ketten von Deinen Armen fallen. Eile sodann in die Laube, die mit Rosenfarben umhüllet ist. Dort wirst Du ein neues Gewand finden; bekleide Dich damit, wirf Deine Lumpen ab und schmücke Dich, wie es einer Siegerin ziemt. Lege den goldnen Schleier um's Haupt; dieser schützt Dich vor aller Gewalt des Dämons. Sie will Frauen mit thun; das Uebrige ist Dein Werk.

Lila. Belehrt mich weiter: was werd' ich finden?

Almaide. Diese Freunde werden Dir Alles erklären. Dein Geist wird Dich leiten, in jedem Augenblick das Rechte zu wirken. Nur fort! Nur bald! Wir singen, Dein Gemahl, Dein Geliebter ist nah!

Lila.

Sterne, Sterne!
Es ist nicht ferne!

Elmire.

Ich halt' euch nicht, gewiß nicht ab. Ihr geht,
Ich bleibe hier, ich mag mich nicht zerſtreuen.

Valerio.

So werden wir gewiß dich nicht allein
Mit deinem Kummer im Geſpräche laſſen.

Elmire.

Wenn ihr mich liebt und mit mir bleiben wollt;
So ſchmeichelt meiner Trauer, ſtört ſie nicht.

Roſa.

Beliebt es dir zu ſingen?

Valerio.

Wenn du magſt —?

Elmire.

Recht gern! Ich bitte laſſ't uns jenes Lied
Zuſammen ſingen, das Erwin ſo oft
Des Abends ſang, wenn unter meinem Fenſter
Er ſeine Zitther rührte, hoch und höher
Die Nacht ſich über ſeinen Klagen wölbte.

Liebe Kinder, kann es geschehn.
Laßt uns die Spitze des Liedchen sehn!
Götter, die Ihr nicht betrübet,
Hütet:
Hier im Walde
Balde
Geht mir den Geliebten frei!
Ja, ich fühl' begründte Triebe!
Liebe
Löst die Zauberei.

Friedrich und Almaide mit dem Chor der Feen und Gefangenen.

Genug, genug!
Er ist nicht treue!
Nur gutwillig, es soll geschehn;
Du kennst die Spitze des Liedchen schon!
Wir, die nur das Schicksal hören,
Schwören:
Hier im Walde
Balde
Machst Du den Geliebten frei!
Sei nicht bange, sei nicht trübe!
Liebe
Löst die Zauberei.

Vierter Aufzug.

Wald.

Almaide. Friedrich.

Friedrich. Nur einen Augenblick, meine Beste! Welche Qual, Dir so nahe zu sein und Dir kein Wort sagen zu können; Dir nicht sagen zu dürfen, wie sehr ich Dich liebe! Hab' ich doch nichts Anderes, als diesen einzigen Trost! Wenn wir auch der getraut werden sollte —

Almaide. Entfernen Sie sich, mein Freund! Es sind viele Beobachter auf allen Seiten.

Friedrich. Was kümmert sie jetzo, was sie nicht schon wissen: daß unsere Gemüther auf ewig verbunden sind.

Almaide. Lassen Sie uns jeden Argwohn vermeiden, der unser unwürdig wäre.

Friedrich. Ich verlasse Dich! — Deine Hand, meine Theure!

(Er küßt ihre Hand.)

Magus. Find' ich Euch so zusammen, meine Freunde? Verachtet Ihr mich nicht heilig, Ihr wolltet auf Euern Posten bleiben? Graf, Graf, man wollte sich klug betragen! Sie wissen, daß der Vater nicht immer guter Laune ist, daß man ihn oft auf seine Schwester eifersüchtig halten sollte.

Friedrich. Machen Sie mir keine Vorwürfe! Sie wissen nicht, was ein Herz, wie das meinige, leidet.

Alle diese langen Stunden
Konnt' ich ihr kein Wörtchen sagen;
Eben hab' ich sie gefunden,
Darf nicht meine Leiden klagen,
Wenn ich lang beisammen war?

(Zum Magus.)

Ja, ich sehe, theurer Meister,
Du beherrschest unsre Geister.

(Zu Almaide'n.)

Ja, ich bleibe, wie ich war.

(Zum Magus.)

Laß ein tröstlich' Wort mich hören,
Ewig werd' ich Dich verehren!
Aber, aber keine Lehren;
Lehren nützen mir kein Haar!

(Für sich.)

Ring hat er es unternommen;
Will soll Verstand bekommen?
Ach, und ich verlier' ihn gar!

(Friedrich geht an der einen Seite ab, an der anderen der Magus mit Almaide'n.)

(Der hintere Vorhang öffnet sich. Man erblickt einen schön geschmückten Garten, in dessen Grunde ein Gebäude mit sieben Hallen steht. Jede Halle ist mit einer Thüre versehen, an deren Mitte ein Rocken und eine Spindel befestigt ist, an der Seite des Rockens sind in jeder Thüre zwei Oeffnungen, so groß, daß ein Paar Arme durchreichen können. Alles ist romantisch verziert.)

Die Chöre der Gefangenen

(sind mit Gartenarbeit beschäftigt; der tanzende Chor formirt ein Ballet).

Graf Friedrich und der Magus

(treten herein. Der Magus scheint mit dem Grafen einer Abrede zu machen, und geht sodann auf der anderen Seite ab. Friedrich gibt den Chören ein Zeichen; sie stellen sich an beide Seiten).

Friedrich.

Auf aus der Ruh'! Auf aus der Ruh'!
Hören die Freunde; sie rufen Euch zu!
Horchet dem Sange,
Schlaft nicht so lange!

Chor.

Auf aus der Ruh'! Auf aus der Ruh'!
Hören die Freunde; sie rufen Euch zu!

Chor der Frauen (von innen).

Laßt uns in Ruh'! Laßt uns in Ruh',
Liebliche Freunde; nur singt uns dazu!
Eure Getöne
Wieget so schöne!
Laßt uns in Ruh',
Liebliche Freunde; nur singt uns dazu!

Chor der Männer.

Auf aus der Ruh'!
Hervor die Freunde; für reichen Euch zu!
Herbei dem Hange,
Zaudert nicht lange!
Auf aus der Ruh'!
Hervor die Freunde; für reichen Euch zu!

(Es laufen sich Frauen hervor, die auf den Tanzplatz herausspringen, Knaben und Mädchen holen und in kleinen Abteilungen.)

Chor der Männer.

Spinnet dann, spinnet dann
Immer grübenlicher!
Ehret das Tagwerk,
Ihr lieblichen Kinder!

Chor der Frauen (von innen).

Freudig im Spinnen,
Eifrig gesinnet
Und die Gespielinnen
Lebigen Sinnes,
Ach, daß so leichte
Nicht wieder gesunken!

Chor der Männer.

Spinnet dann, spinnet dann
Immer grübenlicher!
Ehret das Tagwerk,
Ihr lieblichen Kinder!

(Es eröffnen sich die beiden Chöre. Marianne tritt ohne Maske aus der mittelsten, Sophie und Lucie aus den nächsten beiden. Der singende und tanzende Chor der Frauen kommt nach und nach in einer gemischten Ordnung hervor. Der singende Chor der Frauen tritt an die Seite zu dem Chor der Männer, Marianne in Friedrich's Arm; die beiden komischen Chöre vereinigen sich in einem Duette, indessen singen:)

Die Chöre der Männer und Frauen.

So tanzet und springet
In Reihen und Kranz
Die liebliche Jugend;
Ihr ziemet der Tanz.

Am Herden zu Ehren
Und Freude zu hören,
Das Tagwerk zu ehren,
Es schicket Euch wohl.

Drum tanzet und springet,
Erfreuet Euch hier Mut,
Der tugendigen Liebe
Gebt Hoffnung und Muth!

(Verschwindend stellt sich auf Plätzen gruppiert. Die Chöre wechseln der Duette. Während im Gesang der Chöre ein Teil auf den ersten Tanzplatz auch zu Tanz, tanzt. Unterdessen wird die ganze Anlage des vierten Akts völlig inneren Verschwunden abgeräumt.)

Lila (welche sich während der vorhergehenden Tanzes manchmal sichtbar lassen, tritt unter der letzten Strophe in die Mitte der Tanzenden und Singenden, über daß sie wechselt sich um, mit Thränen auf Freudigen Zeichen spricht.) So hab' ich Euch denn alle hier gesammen! Wie lange hab' ich Euch vermissen müssen! Darf ich hoffen, daß der Gewalt des Träumes bald überwunden wird?

Sophie. Sie ist's noch Deine Gegenwart. Sei uns willkommen, Schwester!

Lila. Willkommen, meine Sophie! Meine Lucie, willkommen! Marianne, bist Du es wirklich?

Marianne. Nimme mich, theure Freundin!

(Die Umstehenden sie, umarmen sie, küssen sie die Hände.)

Lila. Wie wundrich ist Ihr angegangen?

Lucie. Bald hoffen wir, von Deiner Hilfe, von Deinem lieblichen Schwerte befreit zu sein.

Lila. Welch eine schlimme Erscheinung tritt hier auf!

Wagner. Erkennst Du mich nicht, meine Freundinn?

Lila. Sage mir, wenn ich Dir. Es kommt mir Mich, ich kenne mir selbst so wunderlich vor. Ist Das nicht unser Garten? Ist Das nicht unser Gartenhaus? Was ist die Mannigfalt an hellen Tage? Seh' ich mich nicht, so scheinst Du älter, als Du bist. Deine Haut scheint nicht recht aus'n Stein.

Wagner. Zu wenig Anzeichen hebt Du mich wieder. Du bist am Ziele, ergreife Dich mit den Deinigen; bald soll Du Deinen letzten Wunsch befriedigt sehn: Du sollst Deinen Gemahl in Deine Arme schließen! (ab.)

Lila.

Am Ziele!
Ich fühle
Der Nähe
Des Lieben,
Und Ferne,
Getriebene
Von Hoffnung und Schmerz,
Ihr Geister,
Ihr könnt mich nicht täuschen!
Laßt mich ihn sehen,
Sein Herrliches
Das hingerafft Herz!

Der Baron, Graf Altenstern, Lucie, (in Tanzkleidern, treten auf).

Baron. Halten mich nicht länger! Wenn Euer Wunsch gewirkt hat, werther Doctor, so ist es Zeit, daß wir uns über'n. Lila! Meine Geliebte, meine Gattin!

Lila. O Himmel, mein Gemahl! Wo kommst Du her? Ich erwartet und so lange warten! — Mein Oheim! Meine Freunde! Mein Gemahl!

(Während der Chorus des Vorhergehenden singt)

Der Chor.

Nimm ihn zurück!
Die guten Geister geben
Dir kein Leben,
Dir kein Glück,
Unserm Leben
Hat gegeben,
Nehmt es nehmt es
Ihm zurück!

Friedrich.

Empfinde Dich in deiner Blöße,
Und glaube an Deiner Liebe Glück!
Blick' Euch' und Phantasie entrissen,
Gieb Euch' und Phantasie zurück.

Chor.

Nimm ihn zurück!
Die guten Geister geben
Dir kein Leben,
Dir kein Glück!

Marianne.

Es durchbebt die Lebenslüfte;
Du hast vergiftend Dich gerichtet.

In unserm Leben, unsern Freuden
Hast Du nun uns allein gerichtet.

Chor.

Unserm Leben
Uns gegeben,
Nehmt es nehmt es
Ihm zurück!

Lila.

Ich liebe Dich, Geliebter, wieder;
Umarme Dich, o bester Mann!
Es beben alle mir die Glieder
Vom Glück, das ich nicht fassen kann.

Chor.

Weg mit den sterblichen,
Allzu verblichenen
Zweifeln von hier!
Nur die verbündete,
Ewig begründete
Wonne ist Dir!
Kommt, Ihr entronnenen,
Wiedergewonnenen
Freuden heran!
Lieber, Ihr Seligen,
Als die unendlichen
Tage getan!

Die Fiſcherinn.

Ein Singſpiel.

Auf dem natürlichen Schauplatz zu Tiefurth an der Ilm vorgeſtellt.

Perſonen.

Dortchen.	Nicklas, der Dorfjunge.
Der Vater.	Nachbarn.

Unter hohen Eichen am Fluß ſitzen verſchiedne Fiſcherknaben. Es iſt Nacht und naß. An einem hierzu gemachten Feuer ſind Töpfe geſetzt, Netze und Fiſchergeräthe eingeſammlet aufgeſetzt.

Dortchen, (beſchäftigt, ſingt).

Wer reitet ſo ſpät durch Nacht und Wind?
Es iſt der Vater mit ſeinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
Er faßt ihn ſicher, er hält ihn warm.

Mein Sohn, was birgſt Du ſo bang Dein Geſicht? —
Siehſt, Vater, Du den Erlkönig nicht;
Den Erlenkönig mit Kron' und Schweif? —
Mein Sohn, es iſt ein Nebelſtreif. —

Du liebes Kind, komm', geh' mit mir!
Gar ſchöne Spiele ſpiel' ich mit Dir;
Manch' bunte Blumen ſind an dem Strand,
Meine Mutter hat manch' güldne Gewand. —

Mein Vater, mein Vater, und hörſt Du nicht,
Was Erlenkönig mir leiſe verſpricht? —
Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind;
In dürren Blättern ſäuſelt der Wind! —

Willſt, feiner Knabe, Du mit mir gehn?
Meine Töchter ſollen Dich warten ſchön;
Meine Töchter führen den nächtlichen Reih'n,
Und wiegen und tanzen und ſingen Dich ein. —

Mein Vater, mein Vater, und ſiehſt Du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düſtern Ort? —
Mein Sohn, mein Sohn, ich ſeh' es genau:
Es ſcheinen die alten Weiden ſo grau! —

Ich liebe Dich, mich reizt Deine ſchöne Geſtalt;
Und biſt Du nicht willig, ſo brauch' ich Gewalt! —
Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
Erlkönig hat mir ein Leid's gethan!

Dem Vater grauſet's, er reitet geſchwind,
Er hält in Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Mühe und Noth;
In ſeinen Armen das Kind war todt.

Nun hätt' ich vor Ungeduld alle meine Lieder zwei Mal durchgeſungen, und es thäte Noth, ich fänge ſie zum dritten Mal an. Sie kommen noch nicht, kommen nicht, und bleiben wieder, wie gewöhnlich, unerträglich außen, ſo heilig ſie verſprochen haben, heute recht bei Zeiten wieder da zu ſein! Die Erdäpfel ſind zu Mus verkocht, die Suppe iſt angebrannt; mich hungert, und ich ſchiebe von jedem Augenblick zum andern auf, meinen Theil allein zu eſſen, weil ich immer denke, ſie kommen, ſie müſſen kommen. Bei den Mannsleuten iſt alle Mühe verloren, ſie ſind doch nicht zu beſſern. Ich habe gebrecht, gemurrt, Geſichter geſchnitten, das Eſſen verdorben, und, wenn Das Alles nicht helfen wollte, recht ſchön gebeten: und ſie machen's einen Tag wie den andern nach ihrer Weiſe. Ueber Nicklas'en ärgere ich mich am Meiſten; denn Der will Wunder thun, als wenn er mich lieb hätte, als wenn er mit Alles an den Augen abſehen wollte, und dann treibt er's doch, als wenn ich ihm ſeine Frau wäre. Verliebte ſich's nur der Nabe, ſo möchte noch Alles gut ſein. Kämen ſie immer von ihrem Fange recht beladen zurück, daß das Schiff ſinken möchte, und man was zu Markte tragen könnte: da möcht's noch gut ſein, man könnte

nachher auch wieder Etwas auf ſich werden und brauchte nicht immer ſo ſchlecht zu eſſen, zu trinken und einherzugehn. Gerade das Gegentheil: je weniger gelangen, je ſpäter kommen ſie nach Haus! Neulich Abends habe ich ihnen vom Hügel zugeſehn, wie ſie's machen, und wäre faſt vor Ungeduld vergangen. Anſtatt ſchleunig friſch zu rudern, laſſen ſie den Kahn treiben und rauchen ihre Pfeifchen in Ruh'. Da kommt Einer den Fiſchzeug am Ufer her; da reitet Einer ſeine Pferde in die Schwemme; da gibt's „guten Tag!“ und „guten Abend!“, daß kein Ende iſt. Wollt fahren ſie da an, bald dorten; und das größte Unglück iſt, daß die Schenke am Waſſer liegt. Sie ſind gewiß wieder angeſeſſen und laſſen ſich's wohl ſein; und wenn ſie nach Hauſe kommen, ſind ſie wieder luſtig. Es iſt mir recht zuwider, recht ekelhaft zuwider!

Zur Männer muß zu klagen,
Sind leider wir beſtimmt.
Wir laſſen ſie gewähren,
Wir folgen ihrem Willen:
Und wären ſie nur dankbar,
Es wär' noch Alles gut.

Und rühret ſich im Herzen
Der Unmuth immerdar:
Stille! heißt es,
Stille, liebes Herz!

Aber ich will auch nicht länger
Allen ihren Grillen fröhnen,
Alles mir gefallen laſſen;
Will nach meinem Kopfe thun!

Wenn ich nur was anſtellen könnte, was ſie recht verdröße! Wenn ich böſe thue, ſind ſie freundlich; und wenn ich ihnen die Schüſſel hinſetze, ſo eſſen ſie ganz gelaſſen. Wenn ich mich in eine Ecke ſetze, ſo ſprechen ſie unter ſich. Man ſagt immer, die Weiber ſchwatzen viel; und wenn die Männer anfangen, ſo hat's gar kein Ende. Ich will mich in's Bette legen und das Fenſter aufgehen laſſen: da mögen ſie ſehn, wer ihnen aufwartet. Ja, was hilft mir Das? Da laſſen ſie mich wohl auch liegen! Ich wollte lieber, ſie zankten und lärmten; es iſt Nichts abſcheulicher als gleichgiltige Mannsleute! Ich bin ſo wild, ſo toll, daß ich gar nicht weiß, was ich anfangen ſoll! Ich möchte mir ſelbſt was zu Leide thun! Sie werden mich am Ende noch raſend machen; und wenn's gar zu bunt wird, ſo ſpring' ich in's Waſſer! Da mögen ſie zuſehn, wo ſie ein Dorfchen wieder kriegen, das ihnen ihre Sachen ſo ordentlich hält, und Alles von ihnen erträgt, nicht vom Hauſe kommt und für Alles ſorgt. Wenn ich todt bin, da werden ſie ſehn, was ſie an mir gehabt haben, werden ſich ihre Undankbarkeit vorwerfen; es wird aber zu ſpät ſein, und es wird mir und ihnen Nichts helfen. (Sie fängt an zu weinen.) Da werden ſie ſich die Haare ausraufen, und werden ſchreien und jammern, daß ſie nicht eher nach Hauſe gekommen ſind! — Aber ich bin doch ein rechter Narr, daß ich mich ſo um ſie betrübe! Und wenn ſie nach Hauſe kommen, thun ſie, als wenn's gar Nichts wäre. Ich könnte ſie ihnen ſtrafen, daß ſie mich ſo oft in Sorgen laſſen für Nichts und wieder Nichts; und wenn ich denke, es iſt Einem ein Unglück geſchehen, ſo laſſen ſie ſich's beim Branntwein wohl ſchmecken. — — Ja, Das will ich thun! Es ſoll anſehen, als wenn ich in's Waſſer gelaufen wäre. Den einen Eimer will ich verſtecken und den andern auf's Dach hinaufſtellen, und mein Hütchen in's Gebüſch hängen. Sie ſollen glauben, ich ſei in's Waſſer gelaufen, und am Ende will ich ſie recht auslachen.

(Man hört von weitem ſingen.)

Ich höre ſie ſchon von weitem.

(Sie macht Alles zurecht, ſtellt den Eimer, hängt das Hütchen in's Gebüſche.)

So ſieht's recht natürlich aus. Nun mögt Ihr's haben!

(Sie verſteckt ſich.)

Der Vater und Niclas
(in der Ferne im Kahne).

Wenn der Fiſcher 's Netz auswirft,
Die Fiſchlein aufzufangen,
Spannt er ſtill und hoffnungsvoll,
Viel Beute zu erlangen.
Raſch wirft er die Garn hinaus —
Kehrt betrübt und leer nach Haus.

Fähret denn den andern Tag
Mit ſeinem Schifflein wieder —
Und von ſchönem, reichem Fang
Sinkt das Schiff faſt nieder.
So wir fuhren heut hinaus,
Kehren vergnügt und reich nach Haus.

Dortchen (läßt ſich wieder ſehen). Faſt wird mir's bange! Ich möcht' es wieder wegthun! Soll ich? Soll ich nicht? Sie ſind gar zu nahe; ich muß es laſſen.

Niclas (herausſpringend). Haltet an! Ich will den Kahn feſtbinden.

Vater. Das hieß ein Fang!

Niclas. Der beſte im ganzen Jahr.

Vater. Und ſo unverhofft! Ich dachte an Nichts weniger. Nur geſchwind, daß ſie nur Alle, wie ſie ſind, in die Fiſchkaſten kommen bis morgen frühe!

Niclas. Sie gehn nicht Alle hinein.

Vater. Wir laſſen einen Theil in den Gelägen ſtehen. Sie müſſen nur in der Nacht noch ein Mal friſch Waſſer haben.

Niclas. Dolle Luft mich zu ärgern.

Vater. Geh her, ich will Dir's hinterbringen.

Niclas. Geht nur hinauf und ruht aus, und sagt's Dortchen, und sieht, wie es mit dem Essen steht. Sie wird uns gewiß freundliche Gesichter machen, da wir so glücklich nach Hause kommen.

Vater. Du wirst nicht fertig.

Niclas. Gleich, gleich! Seht nur Acht, wie gelehrig ich bin.

Vater (vorübergehend). Es ist doch ein großer Unterschied, ob man viel gelernt hat oder Nichts. Nicht? Niemand Du sprichst?

Niclas. Recht gut!

Vater. Dortchen! — Wo steckt Du? — Dortchen! (Er sucht sie überall um.) Nun, wohin Dir's Dir verlaufen hat! (In den Hof hinab.) Das sieht Alles, als wenn kein Mädchen in der Nähe wäre; es verdrießt einen. Niclas, mache, daß Du fertig wirst. Dortchen ist nicht da und unsere Mahlzeit geht im Rauch auf.

Niclas. Sie wird bei Lotte's sein; rufe ihr doch.

Vater. Sie wird schon kommen! Wir wollen es schon allein verzehren, und sie hat ihren Theil doch immer vorweg. Sie kann nicht warten. Für einen Mann hat sie einen entsetzlichen Appetit. — Nun heilig! Wegen einem Schluck Branntwein; den haben wir wohl verdient.

Auf dem Fluß und auf der Erde
Ist der Fischer wohlgemuth;
Auf dem Fluß und auf der Erde
Geht's dem armen Fischer,
Geht's dem Fischer schlecht und gut.

Um zu hungern und zu dürsten,
Fähret er des Morgens aus;
Und mit vieler Müh' und Sorgen
Findet er sein Stückchen Brod.
Macht uns auch das Wasser naß,
Macht die Luft uns wieder trocken;
Und wir leben nach wie vor.

Niclas (der im Hereinkommen die letzten Verse mitsingt). Das ist recht hübsch und gut, wenn man es nicht besser haben kann.

Vater. Besser? Da, versuch' einmal die Erbsen!

Niclas. Ich kann Euch versichern, in der Stadt haben sie's bequemer. (Er sieht herum.) Steckt sie denn nirgends? — Dortchen! Lieb' Dortchen! — Nicht zu Hause? Sollte sie sich versteckt haben? Sie wartet sonst so voll Ungeduld; sie ist nicht leicht von ihrem Herde wegzubringen.

Vater. Setze Dich her!

Niclas. Die Gerichte lassen sich auch sehr gut verzehren.

Vater. Du wirst heute so nachdenklich.

Niclas. Ich gedenk' Euch, daß es mir im Kopf herumgeht: was so ein Bauernjunge eine vornehme Herr wird, wenn er in die Stadt kommt.

Vater. Ja. Das steht an.

Niclas. Wenn ich Dortchen habe, meinet Ihr nicht, daß ich noch Prinzen nach einem Dorfe zwischen sein?

Vater. Was ist denn da Prinzen zu sehen?

Niclas. Prunk; nur mit andern Augen.

Vater. Was kannst Du denn, um Dich fortzubringen?

Niclas. Ich kann Alles lernen.

Vater. Ein hübscher Anfang!

Niclas. Ich habe Nichts zu verlieren.

Vater. Eher ohne Bestallung! Hat einer hübsche Empfehlung dazu: denn Du hast eine schöne Frau!

Niclas. Nein, Vater, darauf verstehe ich keinen Spaß!

Vater. Ich, Du kannst Alles lernen!

Niclas. Da schmeichl' ich gewiß ja.

Vater. Da schmeichelt's nicht ja.

Niclas. Wo nur Dortchen ist?

Vater. Laß sie sein, und esse.

Niclas. Was denn?

Vater. Schaue nur!

Niclas. Wovon?

Vater. Was Du willst.

Niclas. Es fällt mir Nichts ein.

Vater. So lange was.

Niclas. Die schönen Lerchen haben mir lange in die Augen gestochen. Sie haben's recht bequem: gut Essen und Trinken und eine Aussicht auf ihre alten Tage.

Vater. Das steckt Dir gewaltig im Kopfe. Und was soll ich denn indessen anfangen?

Niclas. Ihr kommt immer fort.

Vater. Aber wie?

Niclas. Und könnt herauf zu uns ziehen.

Vater. Sei kein Thor! Ich laß Euch nicht weg, und damit ist's aus.

Niclas. Ich hör' sie kommen!

Vater. Iß nur und sei ruhig.

Niclas. Nein, es war Nichts.

Vater. Sie wird nicht ausbleiben, — und nächstens noch weniger.

Niclas. Laßt mich nach ihr gehn.

Vater. Ich mag nicht allein sein.

Niclas. Ich will ihr rufen.

Vater. So ruhe doch! Sing' Eins, daß die Zeit vergeht; und darnach werden wir vergnügt einschlafen. Ich rauche mein Pfeifchen dazu, und genug für heute.

Niclas. Wenn ſie nur da wäre, ſänge ich das Zweite.

Vater. So ſing Du jetzt Beide zuſammen. Sei kein Kind!

Niclas. Was wollt Ihr denn?

Vater. Mir iſt's eins.

Niclas. Die Geſchichte vom Waſſermann?

Vater. Wie der Waſſermann das Mädchen aus der Kirche holt?

Niclas. Eben Das.

Vater. Sollte denn da d'ran was Wahres ſein?

Niclas. Behüte Gott! Es iſt ein Mährchen.

Vater. Du meinſt, es wäre ganz und gar erlogen?

Niclas. Freilich!

Vater. Ich habe doch manchmal auch wunderliche Geſchichten gehört, und oft geſchieht Einem auch ſo was, wo es nicht juſt iſt. Biſt Du niemals geirrt worden?

Niclas. Ach ja, aber bei Tage!

Vater. Ich rede nicht gern davon.

Niclas. Es ſind Einbildungen.

(Er fängt an zu ſingen.)

Vater. Es plätzte da hinten Etwas.

Niclas. Nicht doch, es iſt das Waſſer.

Vater. So ſing nur. Ich bin nun ſchon in all gewachen, und manchmal überläuft's mich doch.

Niclas. Nun hört denn auch; es iſt eher lächerlich als grauſlich.

„O Mutter, guten Rath mir leiht,
Wie ſoll ich bekommen die ſchöne Maid?“
Sie haut ihm ein Pferd von Waſſer klar,
Und Zaum und Sattel von Sande gar.
Sie kleidet ihn an zum Ritter fein;
So ritt er Marienkirchhof hinein.
Er band ſein Pferd an die Kirchenthür;
Er ging um die Kirch drei Mal und vier.
Der Waſſermann in die Kirch ging ein;
Sie kamen um ihn, groß und klein.
Der Prieſter eben ſtand vor'm Altar:
„Was kommt für ein blanker Ritter dar?“
Das ſchöne Mädchen lacht in ſich:
„Ach wär' der blanke Ritter für mich!“
Er trat aber einen Stuhl und zwei:
„O Mädchen, gib mir Wert und Treu'!“
Er trat aber Stühle drei und vier:
„O ſchönes Mädchen, zieh' mit mir!“
Das ſchöne Mädchen die Hand ihm reicht:
„Hier haſt Du meine Treu', ich folg' Dir leicht!“
Sie gingen hinaus mit Hochzeitshaar,
Sie tanzten freudig und ohne Gefahr.
Sie tanzten wieder bis an den Strand,
Sie waren allein jetzt Hand in Hand.
„Halt', ſchönes Mädchen, das Roß mir hier!
Das niedlichſte Schiffchen bring ich Dir.“

Und als ſie kamen auf den weißen Sand,
Da kehrten ſich alle Schiffe zu Land;
Und als ſie kamen auf den Sand,
Das ſchöne Mädchen ſank zu Grund.
Noch lange hörten am Lande ſie,
Wie das ſchöne Mädchen im Waſſer ſchrie. —
Ich rath' Euch, Jungfern, was ich kann:
Geht nicht in Tanz mit dem Waſſermann.

Vater. Ein luſtiger Tanz, eine ſchöne Invitation!

Niclas. Habt Ihr Nichts ſchreien gehört?

Vater. Einbildungen! Wenn ich mich nicht fürchte, hör' ich Nichts; Du ſollſt noch was aus dem Lied ein.

Niclas. Es ſchrie wahrhaftig. Mir fiel's unter'm Singen ſo auf's Herz; und ich wollte ſchwören, ich hörte was.

Vater. Fängſt Du nun an, Du Großhans?

Niclas. Ich ruh' Euch nicht eher, bis ich weiß, wo ſie iſt.

Vater. Sie iſt kein klein' Kind; ſie wird nicht in's Waſſer fallen.

Niclas. Der Waſſermann iſt mir zuwider.

Vater. Siehſt Du nicht gar die Nixe!

Niclas. Nein, es ahnet mir was.

Vater. Es träumt Dir.

Niclas. Es gibt ein Unglück, ein Unglück!

Vater. Geh' nur! Lauf nur! Du machſt mir bange! Ich will auch ſuchen.

Niclas. Dortchen! Dortchen!

Vater. Nur nicht ſo ängſtlich. Dortchen!

Niclas. Mein Dortchen!

Vater. Faſſe Dich nur; ſei nicht ſo albern.

Niclas. Ach, mein Dortchen, mein Dortchen!

Vater. Lauf nur zu Suſe'n; ich will zum Gevatter hinauf.

Niclas. Sie wäre gewiß hier.

Vater. Es iſt nicht möglich.

Niclas. Vater, ich fahre aus der Haut!

Vater. So geh' nur vom Flecke. Sehe nur nach: am Ende liegt ſie gar im Bette!

Niclas. Nein doch, nein!

Vater. Sie hat erſt Waſſer holen wollen; da ſteht der Stutz.

Niclas. Wo iſt der and're? Ich ſeh ihn nicht.

Vater. Wer weiß!

Niclas. Vater, ach Vater!

Vater. Was iſt's?

Niclas. Ich bin des Todes!

Vater. Was gibt's?

Niclas. Sie iſt ertrunken! Hier hängt ihr Hütchen. Im Waſſerſchöpfen fiel ſie hinein! Vater!

Vater. Laß ſehen! Laß ſehen! — Unglück über alle Unglücke!

Hilft! — hilft ſie retten!
Sie iſt ertrunken.

Ist unverhofft
In Fluß gesunken!
Um Gotteswillen,
Was sagst Du da?

Nicolas.

Es läuft der Schrecken
Wie alle Glieder.
Ich bin verwirret,
Ich sinke nieder;
Ich kann nicht wissen,
Wie mir geschah.

Vater.

Die Nachbarn rufen;
Ich will sie wecken.
Auf! Hört und! Feuer,
Vernehmt das Schrecken!

Chor (nach einander, dann gleichzeitig).

Was gibt's? Wer ruft uns,
Uns durch die Nacht?

Vater.

Heilt! — heilt sie retten!
Sie ist ertrunken,
Ist unverhofft
In Fluß gesunken!
Um Gotteswillen,
Was sagst Du da?

Alle (bald wechselnd, bald zusammen).

Eilt nur geschwinde!
Lauft nach den Nonen! —
Wohl blieb sie hangen: —
Und zündet Schiffe an,
Und brennet Fackeln
Und Feuer an!*)
Geschwind zu Schiffe!
Herbei die Stangen,
Sie aufzusuchen,
Sie aufzufangen!
Den Strom hinunter!
Habt Acht! Habt Acht!

*) Auf diesen Moment war eigentlich die Wirkung des ganzen Stücks berechnet. Der Zuschauer sieht, ohne es zu vermuthen, voraus, daß die den ganzen schlangenförmigen Fluß hinunterwandelt vor sich hatten. In dem gegenwärtigen Augenblick sah man erst Nachen sich in der Nähe bewegen; auf mehreren Nonen erschienen sie auch in der Ferne; dann verbreiteten auf den aufspringenden Erdzungen Entfernte Feuer sich, welche mit ihrem Schein und Widerschein den nächsten Gegenständen die größte Deutlichkeit gaben, indessen der entfernteste Chor noch einsamer in tiefer Nacht lag. Hierbey hat man eine schöne Wirkung gesehen. Die Barken, unter mancherley Abwechslungen, bis an das Ende des Stücks, da denn das ganze Local noch ein Mal erhellet.

Dorchen

(auf dem Nachen hervorkommend).

Es ist mir der Streich
Er ist mir gelungen!
Doch hab ich in Schrecken
Und Angst um mich.

Ich habe die Lieben
Vergnügen gesinnet;
Mich jammerte die Armen!

Ich eile, zu sagen,
Ich eile, zu rufen:
Hier bin ich!
Noch lebt' ich!
Noch lebt' ich für Euch!

Vater

(der von dem Ufer herankommt).

Ihre Stimme hab' ich vernommen!
Himmel! — wäre sie entronnen?
Seh' ich sie, und hör' ich sie?
Sie schien todt und schien mir nah.

Dorchen (umarmend).

Ja, Ihr habet nicht vernommen!
Ach, ich bin zu spät gekommen!
Lieber Vater, ich bin da!
O, vergebt mir, was gefehlt!

Vater.

Wie? — und Du bist nicht ertrunken?
Fand' ich Dich nicht einmal todt?

Dorchen.

Ich bin nicht in Fluß gesunken,
Vater, wie es Euch gedäucht

Vater.

Heiß, lustig!
Sie ist wieder hier!
Hört auf, zu suchen!
Hört auf, Euch zu ängsten!
Kommt her;
Freut Euch mit mir!
Doch we, sag' an, hast Du gefehlt?

Dorchen.

Verzeiht, wenn ich Euch so erschreckt!
O, laßt Euch sagen!
Ich wollt' Euch plagen,
Ich wollt' Euch necken
Und Euch erschrecken;
Ich macht' Euch bange,
Weil Ihr so lange
Von Hause bleibt!

Ja, mein Vater, Ihr wollt mir verzeihen, es war wirklich nicht so bös gemeint! Ihr wißt, wie ich Euch immer so inständig bitte, mich nicht

warten zu laſſen, zur ſchönen Zeit beim Eſſen zu ſein. Glaubt Ihr, daß mir's niemals verdrieße, daß ich niemals lange Weile habe, wenn ich in die viele Nacht allein ſitzen muß, und Ihr andern bleibt und meinen Bräutigam zurückhaltet, daß er nicht ſo bald wieder bei mir ſein kann, als er es gern wünſcht. Ihr müßt mir dieſe Poſſe nicht übel nehmen und wieder gut ſein.

Vater.

Du Böſewicht!
Du ungerathen' Kind!
Uns ſo zu necken,
So zu erſchrecken!
Niklas vermeidet,
Dich zu ercetiren;
Nachbarn und Freunde
Sind aus den Betten,
Jammern und klagen,
Schrei'n und verzagen!
Sag', welch' ein Muthwill,
Arge, Dich treibt?

Dortchen.

Seht mich nur!
Schrei'n nicht ja!
Hallet mit Schelten!

Vater.

Möcht' ich doch,
Sollt' ich doch
Dir es vergelten!

Dortchen.

Glaubt nur, es reuet mich,
Was ich gethan.

Vater.

Kaum und mit Mühe
Halt' ich mich an!

Niklas (kommt mit den Andern). Ach, Himmel! — ſie lebt, ſie iſt da! Dortchen, wo biſt Du geblieben?

Dortchen. Lieber Niklas!

Vater. Es iſt Dein Glück, daß ſie kommen!

Niklas. Sag' mir nur — ich muß Dich küſſen!

Vater. Weg mit ihr! Sie verdient die Freude nicht.

Niklas. Ich kann mich noch nicht erholen.

Dortchen. Rede dem Vater zu.

Niklas. Vater, beruhigt Euch; ſie iſt ja nicht verloren.

Vater. Ei was! Davon iſt die Rede nicht. Sie verdiente, daß ich ihr den Muthwillen austriebe.

Niklas. Was ſoll Das heißen?

Vater. Verſtehſt Du denn Nichts?

Niklas. Ich habe noch Nichts gehört.

Dortchen. Verlaß mir im Voraus!

Niklas. Ich begreife kein Wort.

Vater. Sie hat uns zum Beſten gehabt.

Dortchen. Ihr habt mich oft genug geängſtigt; da wißt Ihr, wie's thut.

Niklas. Wie kam denn Dein Hütchen hier in's Gebüſche?

Dortchen. Ich hing's hinein.

Niklas. Du Vogel! Es war kein feiner Spaß; denn Du weißt, wie wir Dich lieben.

Dortchen. Von Ueberlegung geſchah's nicht. Der Unmuth überraſchte mich. Wie oft ſoll ich noch ſagen: verzeiht!

Niklas. Unter einer Bedingung!

Dortchen. Und Die?

Niklas. Daß Du Ernſt machſt; und daß wir von den Fiſchen, die wir heute gefangen haben, die ſchönſten morgen zur Hochzeit auftiſchen.

Dortchen. Laß mich!

Vater. Nun gut! Wenn's wie nachgeht, ſollſt Du keine Gnade davon zu ſehn kriegen, und ſollſt Dein Ja noch lange für Dich behalten.

Dortchen. Das wäre keine große Strafe.

Vater. Denk doch! Ich nehm' Dich bei'm Wort; Du darfſt mir den Kopf nicht toller machen.

Niklas. Stille, Vater, und laßt uns gewähren. Ich habe Eu're Einwilligung, und wegen der Schäckerei wollen wir —

Vater. Und über Euerm Geſchwätze wollen wir nicht vergeſſen, daß die Nachbarn mit Recht einen großen Dank und einen guten Schlaftrunk fordern können, da wir ſie doch umſonſt geweckt haben. Sieh', wie ſie beiſammenſtehn und ſich verwundern, daß uns Nichts einfällt.

Niklas. Ihr habt Recht. Dortchen, gib uns die Flaſche! Sie haben ſich's um Deinetwillen recht angelegen ſein laſſen. Es war ihnen rechter Ernſt, Dich zu finden und Dich zu retten. Ich hab' es erſt geſehen, wie lieb Du Allen biſt.

(Dortchen nimmt Flaſche und Glas, ſchenkt ein, und reicht's dem Alten.)

Vater. Gute Freunde, tauſend Dank! Und zu guter Nacht Eu're Geſundheit! Proſt allerſeits! Und nun ringsherum auf das Wohl des Brautpaars!

Alle (trinken). Proſt hoch!

Vater. Das Mädchen, worin Du geſtern das Lied ſangſt, kriegte einen Mann durch Witz; du kriegſt ihn durch Schalkheit. Ihr probiret doch alle Wege, bis einer gelingt.

Dortchen. Pfui doch! Das wäre auch der Mühe werth.

Vater.

So war ein Ritter, er reis't durch's Land,
Er sucht' ein Weib nach seiner Hand.
Er kam wohl an einer Witwe Thür,
Drei schöne Töchter saßen vor ihr.
Der Ritter, er sah und sah sie lang,
Zu wählen war ihm das Herz so bang.

Niclas.

Wer entwerr't mir der Fragen drei,
Zu wissen, welche die meine sei?

Dortchen.

Leg' vor, leg' vor uns der Fragen drei,
Zu wissen, welche die Deine sei?

Niclas.

Sag', was ist länger als der Weg daher?
Und was ist tiefer als das tiefe Meer?
Oder was ist lauter als das laute Horn?
Und was ist schärfer als der scharfe Dorn?
Oder was ist grüner als grünes Gras?
Und was ist ärger als ein Weibsbild, was?

Vater.

Die Erste, die Zweite, sie sannen nach;
Die Dritte, die Jüngste, die Schönste sprach:

Dortchen.

O, Lieb' ist länger als der Weg daher,
Und Höll' ist tiefer als das tiefe Meer,
Und der Donner ist lauter als das laute Horn,
Und der Hunger ist schärfer als der scharfe Dorn,
Und Gift ist grüner als grünes Gras,
Und der Teufel ist ärger als ein Weibsbild, was?

Vater.

Kaum hat sie die Fragen beantwort't so,
Der Ritter, er eilt und wählet sie froh.
Die Erste, die Zweite, sie sannen nach,
Indeß ihnen jetzt ein Freier gebrach.

Alle.

D'rum, liebe Mädchen, seid auf der Hut!
Frägt Euch ein Freier, antwortet gut.

Vater (zu den Nachbarn). Ihr wollt nun wohl auch wieder zu Bette? Kommt nur noch einen Augenblick herunter, zu sehn, was wir für einen Tanz gethan haben. Ich muß ihnen noch frisch' Wasser geben; mein einer Zinkkasten ist zu Trümmern, und in den andern gehn sie nicht Alle.

(Ab mit den Nachbarn.)

Niclas. Was bist Du so still?

Dortchen. Laß mich in Ruhe!

Niclas. Bist Du nicht vergnügt, die meine zu sein?

Dortchen. Es hat sich!

Niclas. Was ich Dir zuwider?

Dortchen. Wer sagt Das?

Niclas. Du scheust mich ja sonst nicht zu verachten?

Dortchen. Wer thut Das?

Niclas. Du magst mich nicht?

Dortchen. Hab' ich Dir einen Kerb gegeben?

Niclas. Ich verlach' Dich nicht.

Dortchen. Du bist mir beschwerlich.

Niclas. Soll ich gehn?

Dortchen. Wenn Dir's gefällt.

Niclas. Das heißt mit einem Bräutigam wunderlich umgehen.

Dortchen. Morgen! — schon morgen!

Niclas. Nun warum nicht, wenn Du mich lieb hast?

Dortchen. Ich!

Niclas. Was fehlt Dir? Ich kann Dich nicht so traurig sehen; ich bin's gar nicht gewohnt. Liebe, erkläre Dich!

Dortchen. Was soll Dir Das? Mache nur hinunter! Helfe dem Alten, daß er fertig wird, daß er nicht ewig kramt!

Niclas. Liebst Du mich?

Dortchen. Ja doch! Geh' nur!

Niclas. Und bist so niedergeschlagen?

Dortchen. Plage mich nicht! Ich bin Deine Braut, morgen Deine Frau; da hast Du einen Kuß d'rauf, und laß mich allein.

(Sie küßt ihn, und er geht ab.)

So muß und so soll es denn sein, was ich so lange wünschte und fürchtete.

Ich hab's gesagt schon meiner Mutter,
Schon aufgesagt vor Sommers Mitte;
Such', liebe Mutter, Dir nur ein Mädchen,
Ein Spinnermädchen, ein Webermädchen!
Ich hab' gesponnen genug weißes Fädchen,
Hab' genug gewirket das feine Linnchen.
Hab' genug geschenert die weißen Tischchen,
Hab' genug gefeget die grünen Heschen,
Hab' genug gehorchet der lieben Mutter,
Muß nun auch horchen der lieben Schwieger.
Hab' genug gehacket das Gras der Auen,
Hab' genug getragen den weißen Harken.
O, Du mein Kränzchen von grüner Raute,
Wirst nicht lang grünen auf meinem Haupte!
Ihr, meine Aechtchen von grüner Seide,
Sollt nicht mehr funkeln im Sonnenscheine!
O, Du mein Härlein, mein gelbes Härlein,
Wirst nicht mehr flattern im weh'nden Winde!
Besuchen werd' ich die liebe Mutter
Nicht mehr im Kranze, sondern im Häubchen!
O, Du mein Häubchen, mein feines Häubchen,
Du wirst noch schauen im weh'nden Winde!
Und Du, mein Mäbzeug, mein buntes Mäbzeug,
Du wirst noch schimmern im Mondenscheine!

Roſa.

Verzeih!

Valerio.

Es gibt ſo viele, viele Lieder!

Elmire.

Das eine wünſch' ich, ihr verſagt mir's nicht.

Roſa.

Ein Veilchen auf der Wieſe ſtand
Gebückt in ſich und unbekannt,
Es war ein herzigs Veilchen.

Valerio.

Da kam eine junge Schäferinn
Mit leichtem Schritt und munterm Sinn
Daher! daher!
Die Wieſe her und ſang.

Elmire.

Ach, denkt das Veilchen, wär' ich nur
Die ſchönſte Blume der Natur,
Ach nur ein kleines Veilchen;
Bis mich das Liebchen abgepflückt
Und an dem Buſen matt gedrückt!

Ihr, meine Aechtchen von grüner Seide,
Ihr werdet hangen, mit Thränen machen!
Ihr, meine Ringchen, Ihr gold'nen Ringchen,
Ihr werdet liegen, im Kaſten reſten!

Vater (indem er herauskommt). Nicht wahr; Das ſind ſchöne Vorſätze?

Niclas. Nun gute Nacht!

Vater. Gute Nacht allerſeits! Sagt doch auch der Braut: gute Nacht! Gute Nacht an Jungfer Dorthen! Morgen um dieſe Zeit —

Dorthen. Verſchont mich mit dem Spaß! Ich habe das Gerede recht ſatt; und wenn Ihr es morgen nicht beſſer treibt, ſo mag die Ente Braut ſein.

Schlußgeſang.

Wer ſoll Braut ſein?
Ente ſoll Braut ſein!
Die Ente ſprach zu ihnen
Hinwieder, den Beiden:
Ich bin ein ſehr gräßlich' Ding,
Kann nicht die Braut ſein,
Ich kann nicht die Braut ſein!

Wer ſoll Bräutigam ſein?
Zaunkönig ſoll Bräutigam ſein!
Zaunkönig ſprach zu ihnen
Hinwieder, den Beiden:
Ich bin ein ſehr kleiner Kerl,
Kann nicht Bräutigam ſein,
Ich kann nicht der Bräutigam ſein!

Wer ſoll Brautführer ſein?
Krähe ſoll Brautführer ſein!
Die Krähe ſprach zu ihnen
Hinwieder, den Beiden:
Ich bin ein ſehr ſchwarzer Kerl,
Kann nicht Brautführer ſein,
Ich kann nicht der Brautführer ſein!

Wer ſoll Koch ſein?
Wolf ſoll Koch ſein!
Der Wolf, der ſprach zu ihnen
Hinwieder, den Beiden:
Ich bin ein ſehr tückiſcher Kerl,
Kann nicht Koch ſein,
Ich kann nicht der Koch ſein!

Wer ſoll Mundſchenk ſein?
Haſe ſoll Mundſchenk ſein!
Der Haſe ſprach zu ihnen
Hinwieder, den Beiden:
Ich bin ein ſehr ſchnuller Kerl,
Kann nicht Mundſchenk ſein,
Ich kann nicht der Mundſchenk ſein!

Wer ſoll Spielmann ſein?
Storch ſoll Spielmann ſein!
Der Storch, der ſprach zu ihnen
Hinwieder, den Beiden:
Ich hab' einen großen Schnabel,
Kann nicht wohl Spielmann ſein,
Ich kann nicht wohl Spielmann ſein!

Wer ſoll der Tiſch ſein?
Fuchs ſoll der Tiſch ſein!
Der Fuchs, der ſprach zu ihnen
Hinwieder, den Beiden:
Sucht Euch einen andern Tiſch!
Ich will mit zu Tiſch ſein,
Ich will mit zu Tiſch ſein!

Was ſoll die Auſtener ſein?
Der Beifall ſoll die Auſtener ſein!
Kommt, wendet Euch zu ihnen,
Die unſerm Spiele lächeln!
Was wir auch nur halb verdient,
Geb' uns Ew're Güte ganz,
Geb' uns Ew're Güte ganz!

Scherz, Liſt und Rache.

Ein Singſpiel.

Perſonen.

Scapin
Scapine
Doctor

Erſter Act.

Platz.

Scapine
(mit einem Körbchen Waaren; ſie kommt aus dem Grunde nach und nach hervor, betrachtet beſonders eins der vorderſten Häuſer zu ihrer linken Hand).

Will Niemand kaufen
Von meinen Waaren?
Soll ich nur laufen?
Wollt Ihr nur ſparen?
O, ſchaut heraus!

Ich ſah's nur flüchtig,
Schon in der Weite;
Doch es iſt richtig;
Es iſt die Seite,
Es iſt das Haus!

Wie kommt es, daß ich ihn nicht ſehe,
Daß er nicht hören will?
Ich darf nicht rufen. —
Scapin, mein Mann, ſteckt hier in dieſem Hauſe.
Der Herr davon iſt eigentlich
Ein alter Knaſterbart,
Ein Arzt, der Manchem ſchon den Weg gewieſen,
Den er nicht gerne ging.

Doch Niemand hat er leicht
Geſchadet mehr als uns.
Wir hatten eine Muhme, die uns zwar
Nicht übermäßig günſtig war;
Allein ſie hätt' uns doch ihr Bißchen Geld,
Und was ſie ſonſt beſaß,
Aus löblicher Gewohnheit hinterlaſſen,
Hätt' dieſer Schleicher nicht gewußt
In ihrer Krankheit aufzupaſſen,
Uns anzuſchwärzen.

Von unſerm Lebenswandel
Viel Böſes zu erzählen,
Daß ſie zuletzt, halb ſterbend, halb verwirrt,
Ihm Alles ließ und uns enterbte. —
Wart' nur, Du Knauſer!
Warte Tückiſcher!
Unwiſſender! Du Thor!
Wir haben Dir es anders zugedacht.
Ganz nah', ganz nah', noch dieſe Nacht
Biß Du um Deinen Zang gebracht!
Ich und mein Mann, wir haben And're ſchon
Als Deinesgleichen unternommen.
Verriegle nur Dein Haus,
Bewahre Deinen Schatz,
Du ſollſt uns nicht entkommen.

Will Niemand kaufen
Von meinen Waaren?
Soll ich nur laufen?
Wollt Ihr nur ſparen?
O, ſchaut heraus!

Scapin (am Fenſter).

Biſt Du's?

Scapine.

Wer anders? Hörſt Du endlich?

Scapin.

Still! Still! Ich komme gleich!
Der Alte ſchläft! Still! — daß wir ihn nicht wecken.
(Er tritt zurück.)

Scapine.

Schlafe nur Dein Mittagsſchläfchen;
Schlafe nur! — Es wacht die Liſt.
Schon ſo ſicher, daß Dein Schäfchen
Im Trocknen iſt?
Warte, Du berenſt es morgen,
Was Du frech an uns gethan!

Warte! Warte! Deine Sorgen
Gehn erſt an.

Scapin (in kränkelnder Geſtalt).

Wer iſt hier? Wer ruft?

Scapine (zurücktretend).

Welche Geſtalt! Wer iſt Das?

Scapin (näher tretend).

Jemand Bekanntes.

Scapine.

O verwünſcht!
Scapin! biſt Du's?

Scapin (ſich aufrichtend).

Das bin ich, liebes Weibchen!
Du gutes Kind, Du allerbeſter Schatz!

Scapine.

O lieber Mann, ſeh' ich Dich endlich wieder!

Scapin.

Kaum hält' ich mich, daß ich Dich nicht bei'm Kopf
Mit beiden Händen faſſe, und auf einmal
Für meinen langen Mangel mich entſchäd'ge.

Scapine.

Laß ſein! Geduld! Wenn's Jemand ſähe,
Das könnt' uns gleich das ganze Spiel verderben.

Scapin.

Du biſt ſo hübſch, ſo hübſch, Du weißt es nicht;
Und vierzehn lange Tage
Hab' ich Dich nicht geſeh'n!

Scapine.

Sieh' doch, ſogar auf Dich wirkt die Entfernung!
Laß uns nicht weiter tändeln;
Laß uns ſchnell
Bereden, was es gibt.
Du haſt Dich alſo glücklich
Bei'm Alten eingeſchmeichelt, haſt
Dich ihm empfohlen, biſt in ſeinem Dienſte?

Scapin.

Zwei Wochen faſt.

Scapine.

Wie haſt Du's angefangen?
Durch welchen Weg biſt Du
In's Heiligthum des Geizes eingedrungen?

Scapin.

Es war ein Kunſtſtück, meiner werth.
Ich wußte, daß er ſeinen Diener
Schnell weggejagt, und nun allein
Zu Hauſe war. In der Geſtalt,
Wie Du mich ſiehſt,
(er nimmt nach und nach die Körperhaltung wieder an)
ſaß ich vor ſeiner Thür;
Und er ging aus und ein, und ſah mich nicht,
Brummte und ſchien mich nicht zu ſeh'n;
Mein Anblick war ihm keineswegs erbaulich.
Zuletzt ächzt' ich ſo lange, daß er ſich
Verdrießlich zu mir kehrte, rief:
„Was willſt Du hier? Was gibt's?" —
Und ich war ſo und bückte mich erbärmlich.

Arm und elend ſitz ich ſein!
Ach! Herr Doctor, erbarmt Euch mein'!

(In der Perſon des Doctor's.)

Geht zu Andern, guter Mann!
Armuth iſt eine böſe Krankheit,
Die ich nicht curiren kann.

(Als Bettler.)

Ach, weit bitt'rer noch als Mangel
Iſt mein Elend, meine Krankheit,
Iſt mein Schmerz und meine Noth;
Könnt' Ihr Nichts für mich erfinden,
Iſt mein Leben nur ein Tod!

(Als Doctor.)

Reiche den Puls! Laß mich ermeſſen,
Welch ein Uebel in Dir ſteckt.

(Als Bettler.)

Ach, mein Herr, ich kann nicht eſſen!

(Als Doctor.)

Wie? Nicht eſſen?

(Als Bettler.)

Ja, nicht eſſen!
Lange, lang' hab' ich vergeſſen,
Wie ein guter Biſſen ſchmeckt.

(Als Doctor.)

Das iſt ſehr, ſehr ſonderbar!
Aber ich begreif' es klar.

(Als Bettler.)

Eine Küche nur zu ſehen,
Gleich iſt es um mich geſchehen;
Nur von fern ein Gaſtmahl wittern
Macht mir alle Glieder zittern;
Würſte, Braten und Paſteten
Sind im Stande, mich zu tödten;
Wein auf hundert Schritt zu riechen,
Bringt mich in die größte Noth;
Reines Waſſer muß mir g'nügen,
Und ein Stück verſchimmelt' Brod.

Ich ſah' ihn an; kaum hatt' er es vernommen,
Als er ſich auf einmal beſann.
In ſeinem Herzen war das Mitleid angekommen,
Ich war ſein guter, lieber, armer Mann.
Ach! rief ich aus: ich mag noch alle Pflichten
Von jedem Herrendienſt mit Munterkeit und
Treu,

Was man mir anräth, gern verrichten;
Nur macht mich eines Herrn müßig' Leben
schwer!
Er kannt und freute sich — und kurz und gut,
Mein Uebel war ihm mehr als ein Empfeh-
lungsschreiben.
Er sprach: „Mein Tisch empfiehlt Dir nicht das
Blut;
Du kannst getrost in meinem Hause bleiben."
Wir wurden einig, und ich schlich mich ein.

Scapine.

Wie ging es Dir?

Scapin.

Eh nun!
Ich faßte ganz herrlich
Dem Anschein nach;
Doch, wie er den Rücken wendete,
That ich im nächsten Gasthof
Nach aller Lust mir reichlich was zu Gute.

Scapine.

Und er?

Scapin.

Von seinem Geize, seinem kargen Leben,
Von seinem Unsinn, seinem Unglück,
Erzählt' ich Nichts; darüber sonst Du noch
An manchem schönen Abend lachen.
Genug, ich weiß nun, wie es steht;
Ich kenne die Gelegenheit
Und jeden Winkel seines Hauses.
Und ob er gleich
Mit seiner Casse sehr geheim ist,
So wett' ich doch,
Von jenen hundert köstlichen Ducaten,
Die uns gehörten,
Die er uns vor der Nase weggeschnappt,
Ist noch kein einziger aus seinen Händen.
Oft schließt er sich ein und zählt,
Und ich habe durch eine Ritze
Das schöne Geld zusammen blinken sehn.
Wenn wir nun klug sind,
Ist es wieder unser.

Scapine.

So glaubst Du, jener Streich,
Den wir uns vorgenommen,
Sei durchzusetzen?

Scapin.

Ganz gewiß!
Verlasse Dich auf mich,
Nur merke wohl!

Scapine.

Ich merke.

Scapin.

In seinem Zimmer stehen zwei Gestelle
Mit Gläsern ein's zur Linken, und zur Rechten
Mit Büchsen ein's und mit Schachteln:
Dieß ist das Arsenal, woraus der Tod
Privilegirte Pfeile holet.
Auf dem Gestelle zur Rechten,
Ganz eben, rechts, steht eine runde Büchse,
Roth angemalt,
Wie auf den andern Reihen
Mehr Büchsen stehn.
Doch diese kannst Du nicht verfehlen;
Sie steht zuletzt, allein,
Und ist die Einzige von ihrer Art
In dieser Reihe.
In dieser Büchse ist das Rattengift
Verwahret;
Arsenik steht auch außen angeschrieben:
Das merke Dir.

Scapine.

Wie? auf dem Gestelle rechts?

Scapin.

Recht!

Scapine.

Und auf der obern Reihe,
Die letzte Büchse?

Scapin.

Recht.

Scapine.

Arsenik steht daran,
Und sie ist roth und rund?

Scapin.

Vollkommen! Du kennst sie
Wie Deinen Mann, von innen und von außen.
Wir mustern eben seine Flaschen und seine
Büchsen,
Notiren, was an Arzeneien abgeht;
Da bring' ich bei Gelegenheit die Sachen durch-
einander,
Daß ein Versehn noch mehr wahrscheinlich werde.

Scapine.

Brav! Und übrigens soll Alles gehn,
Wie wir es abgeredet?

Scapin.

Gewiß!

Scapine.

Du fürchtest Nichts von Deines Herren Klugheit?

Scapin.

Mit Nichten; Wenn Du die Kunst,
Ohnmächtig Dich zu stellen, noch verstehst,

Mit ſtockendem Pulſe
Zur todt zu liegen;
Wenn mir der Kerl am alten Flecke ſteht:
Nur friſch! es geräth!
Er iſt ein ganz erbärmlicher Menſch,
Ein Schelm und überdieß ein Narr,
So recht ein Kerl,
Von dem die Leute gerne glauben,
Es ſtecke Etwas hinter ihm verborgen.
Nur friſch, mein Liebchen!
Deine Hand, und guten Muth,
So iſt der Braten unſer!

Scapine.

Es ſchleicht durch Wald und Wieſen
Der Jäger, ein Wild zu ſchießen,
Frühmorgens, eh' es tagt.

Scapin.

Die Mühe ſoll uns nicht verdrießen.
Auch wir ſind angewieſen,
Ein Jedes hat ſeine Jagd.

Scapine.

Auch wir ſind angewieſen!
Die Mädchen auf die Tropfen,
Die Weiber auf die Thoren,
Die Männer auf die Narren.
O, welche hohe Jagd!

Scapin.

Es muß uns nicht verdrießen.
Denn oft iſt Malz und Hopfen
Bei Allen gar verloren;
Man muß vergebens harren,
Wenn man nichts Kühnes wagt.

Beide.

Es muß uns nicht verdrießen!

Scapine.

Denn oft iſt Malz und Hopfen —

Scapin.

An ſo viel armen Tropfen, —

Scapine.

So viel verkehrten Thoren,

Scapin.

Und alle Müh' verloren.

Scapine.

Der ganze Schwall von Narren, —

Scapin.

Läßt Euch vergebens harren, —

Beide.

Wenn Ihr nichts Kühnes wagt.

Scapin.

Es iſt nun Deine Sache;
Ich weiß, wie klug Du biſt.
Süß iſt die Rache
Und angenehm die Liſt.

Scapine.

Es iſt gemeine Sache;
Ich weiß, wie klug Du biſt.
Süß wird die Rache
Und angenehm die Liſt.

Scapin.

So eile
Und komme bald zurück!

Scapine.

Ich weile
Nicht einen Augenblick.

Beide.

Ich lade Dich auf heute
Zu neuen Ergetzungen ein.
Die Rache, die Liſt, die Beute:
Wie ſoll ſie, wie wird ſie uns freu'n!

Zweiter Act.

Zimmer,

Glasſchrank mit Arznei-Büchſen und Gläſern im Grunde, Tiſch zur rechten, Großvaterſtuhl zur linken Seite der Spielenden.

Der Doctor (mit Geldzählen beſchäftigt).

Süßer Anblick! Seelenfreude!
Augenweid' und Herzensweide!
Erſte Luſt und letzte Luſt!
Zeigt mir alle Erdegaben:
Alles, Alles iſt zu haben;
Und ich bin es mir bewußt!

Die meiſten Menſchen kommen mir
Wie große Kinder vor,
Die auf den Markt mit wenig Pfennigen
Begierig eilen.
So lang' die Taſche noch
Das Bißchen Geld verwahrt,
Ach, da iſt Alles ihre,
Zuckerwerk und and're Näſchereien,
Die bunten Bilder und das Steckenpferdchen,
Die Trommel und die Geige!
Herz, was begehrſt du? —
Und das Herz iſt unerſättlich!
Es ſperrt die Augen ganz gewaltig auf.
Doch iſt für eine dieſer Siebenſachen
Die Baarſchaft erſt vertändelt,

Dann Adieu Ihr ſchönen Wünſche,
Ihr Hoffnungen, Begierden!
Lebt wohl!
In einen armen Pfefferkuchen
Seid Ihr gekrochen;
Kind, geh' nach Hauſe!

Nein! nein! — Es ſoll mir's niemals werden.
So lang' ich Dich beſitze,
Seid Ihr mein,
Ihr Schätze dieſer Erde!
Was von Beſitzthum
Irgend einen Reichen
Erfreuen kann,
Das ſeh' ich Alles,
Und kann freudlich rufen:
Herz, was begehrſt Du?

Soll mich ein Wagen
Mit zwei ſchönen Pferden tragen?
Gleich iſt's gethan!
Wünſch Du ſchöne, reiche Kleider?
Schnell, Meiſter Schneider,
Meſſ' Er mir die Kleider an! —

Haus und Garten?
Hier iſt Geld!
Spiel und Karten?
Hier iſt Geld!
Köſtlich' Speiſen? —
Weite Reiſen? —

Mein iſt, mein die ganze Welt!
Herzchen! Liebes Herzensherzchen?
Was begehrſt du, Herzensherzchen?
Ford're nur die ganze Welt!

Welcher Anblick, welche Freude!
Augenweid' und Seelenweide!
Erſte Luſt und letzte Luſt!
Zeigt mir alle Erdegaben,
Alles, Alles iſt zu haben,
Und ich bin es mir bewußt!

Wer klopft ſo leiſe?
Gewiß mein Diener.
Er glaubt, ich ſchlafe,
Indeß ich mich
An meinen Schätzen wohl beluſtige.
(Laut.)
Wer klopft? — Biſt Du's?

Scapin.

Wacht Ihr, mein Herr und Meiſter?

Doctor (aufgahnend).

Ach! Oh! Au! Ah!
So eben wach' ich auf;
Gleich öffn' ich Dir die Thüre.
Warte! Warte!

Scapin (hereintretend).

Wohl bekomm' Euch das Schläfchen!

Doctor.

Ich denk', es ſoll!
Haſt Du indeſſen
Den Umſchlag fleißig gebraucht? —
Haſt Du die Tropfen eingenommen?

Scapin.

Das verſäum' ich nie.
Wie ſollt' ich auch den eig'nen Leib ſo hegen,
Nicht Alles thun, was Ihr verordnet?
Unendlich beſſer fühl' ich mich.
Seht nur, mein Knie verliert die alte Krumme;
Schon ſang' ich im Gelenke
Bewegung an zu ſpüren,
Und bald bin ich durch Eu're Sorgfalt
Friſch wie zuvor.
Nur ach, — der Appetit
Will noch nicht kommen!

Doctor.

Danke dem Himmel dafür!
Wozu der Appetit?
Und wenn Du keinen haſt,
Brauchſt Du ihn nicht zu ſtillen. —
Laß uns nun wieder an die Arbeit gehn.
Wo ſind wir ſtehn geblieben?
Welche Reihe haſt Du zuletzt gehabt?

Scapin (am Geſtelle deutend).

Hier, dieſe!

Doctor.

Wohl, wir müſſen eilen,
Damit ich wiſſe, was von jeder Arzenei,
Von jeder Species mir abgeht;
Daß ich bei Zeiten mich in Vorrath ſetze.
Ich habe ſchon zu lange gezaudert;
Es fehlt mir hie und da.

Scapin

(ſteigt auf einen Tritt mit Stufen, der vor dem Repoſitorium ſteht).

Rhabarber — iſt zur Hälfte leer.

Doctor (am Schreibtiſch).

Wohl.

Scapin.

Der Lebensbalſam —
Faſt ganz und gar verbraucht.

Doctor.

Ich glaub' es wohl;
Er will der ganzen Welt faſt ausgehn.

Scapin.

Präparirte Perlen — wie?

Das ganze Büchse voll!
Ich weiß nicht, was ich sagen soll.
Ihr wißt ja sonst recht wohl zu sparen,
Verschwendet Ihr so die köstlichste der Waaren?

Doctor.

Gar recht! Du hast Dich nicht geirrt!
Ja wohl bin ich ein guter Wirth.
Es jammerte mich stets, die Perlen klein zu mahlen;
Für dieß Mal sind es Austerschalen.

Scapin.

Königlich Elixir! —
Wie roth, wie schön glänzt diese volle Flasche!
Mein guter Herr, erlaubt mir, daß ich nasche;
Vielleicht errett' ich mich von aller meiner Pein!

Doctor.

Laß sie nur stehen; laß sie sein;
Man nimmt es nicht zum Zeitvertreibe!
Die Kraft des Elixir's ist aller Welt bekannt,
Von seiner Wirkung königlich genannt;
Es schlägt gewaltig durch und läßt Euch Nichts im Leibe.

(Es klopft.)

Doch fahre hübsch in einer Reihe fort.
Was soll Das sein? Du bist bald hier bald dort!

(Es klopft.)

Mich dünkt, es pocht.

Scapin.

Ich hab' es auch vernommen.

Doctor.

Der Abend ist schon nicht mehr weit.
Geh' hin und seh'; es ist sonst nicht die Zeit,
Wo Patienten kommen.

(Scapin ab. Der Doctor beschäftigt sich während des Attorney's mit Diesem und Jenem.)

Scapin (kommt zurück).

Herr, ein Mädchen! Herr, ein Weibchen,
Wie ich keines lang' gesehn;
Wie ein Schäfchen, wie ein Täubchen,
Jung, bescheiden, sanft und schön!

Doctor.

Führ' herein das junge Weibchen;
Mich verlanget, sie zu sehn.

Scapin.

Nur herein, mein Turteltäubchen!
Sie muß nicht von weitem stehn.

Doctor.

Nur herein! O, wie schön!

(Zu Zwei.)

Nur herein! O, wie schön!
So bescheiden und so schön!

Nur herein!
Sie muß nicht von weitem stehn.

Scapine.

Ein armes Mädchen,
Verzagt, verzaget!
Ich komm' und flehe
Um Rath und Hülfe
Von Schmerz und Noth.
Ich bin ein Mädchen!
Nennt mich ein Weibchen,
Ihr macht mich roth.

Doctor.

Mein liebes Kind, Sie muß sich fassen;
Tret' Sie getreß herbei!
Sie darf vor aller Welt sich frei,
Vor Kaiser und vor Königen sich sehen lassen.
Was fehlt Ihr? Rede Sie! Sie darf sich mir vertrau'n.
Wie soll man mehr auf duft'res Ansehn bau'n!
Wer sie nur sähe, sollte schwören,
Sie sei recht wacker und gesund.
Ich glaub' es selbst; es muß Ihr schöner Mund
Mich eines Andern erst belehren.

Scapine.

Wollt Ihr den Puls nicht fühlen, weiser Mann?
Vielleicht erfahrt Ihr mehr, als ich Euch sagen kann.

(Sie reicht ihm den Arm.)

Ei! ei! Was ist Das?
Wie geschwind!
Wie ungleich, —
Bald früher, bald später!
Das kindische, unschuldige Gesicht! —
Im Herzchen ist kein Gleichgewicht.
Ja, ja; gewiß, der Puls ist ein Verräther!
Zaudre nicht, die Zeit vergeht!
Gesteh', wie es in Deinem Herzen steht.

Scapine.

Ach! wie sollt' ich Das gestehen,
Was ich nicht zu nennen weiß?
Mir nicht so in's Aug' gesehen!
Nein, mein Herr, es wird mir heiß.

Fühlen Sie mein Herz; es schläget,
Es beweget
Meine Brust schon allzu sehr!

Ach! was soll ich denn gestehen? —
Mir nicht so in's Aug' gesehen!
Nein, mein Herr, ich kann nicht mehr.

(Sie hat sich während der Arie manchmal nach Scapin umgesehen, als wenn sie sich vor ihm fürchtete.)

Doctor.

Ich verstehe Dich;
Du kannst mir wohl.

Doch wißt Du Dich vor dieſem Burſchen da
Nicht expliciren;
Ich lobe die Beſcheidenheit.

(Zu Scapin.)

Haſt Du Nichts zu thun, als dazuſtehn?
Geh' hin, beſchäft'ge Dich!

Scapin.

Mein Herr, der Anblick heilet mich:
Ich fühle nach und nach ein himmliſches Behagen;
Ich glaube gar, mir knurrt der Magen!
Wie durch ein Wunder ſieht die Pein,
Die Luſt zum Eſſen ſtellt ſich ein.
O dürft' ich, um es zu beweiſen,
Gleich hier in dieſen Apfel beißen!

(Er greift ihr an die Wange.)

Doctor.

Wißt Du! — Unverſchämter! —
Hinaus mit Dir! Was fällt Dir ein?
Der Poſſen iſt für Dich zu fein.

(Er treibt ihn fort.)

Nun, ſchöner Schatz, ſind wir allein!
Geſtehe mir nun, was Dich quälet,
Was Du zu viel haſt, was Dir fehlet.

Scapine.

O, ſonderbar und wieder ſonderbar
Iſt mein Geſchick!
Ich gleiche mir nicht einen Augenblick.
Es iſt ſo ſeltſam und ſo wahr!

Gern in ſtillen Melancholien
Wandl' ich an dem Waſſerfall,
Und in ſüßen Melodien
Locket mich die Nachtigall.

Doch hör' ich auf Schalmeien
Den Schäfer nur blaſen,
Gleich möcht' ich mit zum Reihen
Und tanzen und raſen;
Und toller und toller
Wird's immer mit mir.

Seh' ich eine Naſe,
Möcht' ich ſie zupfen;
Seh' ich Perrücken,
Möcht' ich ſie rupfen;
Seh' ich einen Rücken,
Möcht' ich ihn patſchen;
Seh' ich eine Wange,
Möcht' ich ſie klatſchen!

(Sie übt ihren Muthwillen, indem ſie jedes, was ſie ſingt, gleich an ihm ausübt.)

Hör' ich Schalmeien,
Lauf' ich zum Reihen;
Toller und toller
Wird's immer mit mir.

(Sie zwingt ihn zu tanzen, ſchleudert ihn in eine Ecke, und wie ſie ſich erhebt hat, ſtellt ſie wieder ein.)

Nur in ſtillen Melancholien
Wandl' ich an dem Waſſerfall,
Und in ſüßen Melodien
Locket mich die Nachtigall.

Doctor.

Nun! nun! Bei dieſem ſanften Parexysmus
Wollen wir's bewenden laſſen!
Daß ja der tolle Dämon nicht ſein Spiel
Zum zweiten Mal mit meiner Naſe treibe!

(Wie ſie eine muntere Geberde annimmt, fährt er zuſammen.)

Noch niemals hat ein Kranker
So deutlich ſeinen Zuſtand mir beſchrieben.
Ein Glück, daß es nicht öfter kommt!
Doch kommen auch ſo ſchöne Patienten
Nicht öfters. Liebſtes Kind,
Hat ſie Vertrau'n zu mir?

Scapine (freundlich und zutraulich).

Vertrau'n? Ich dächte doch!
Hab ich mich nicht genugſam expliciert?

Doctor.

O ja! vernehmlich! — Ich meine nur Vertrau'n

(Er thut ihr ſchön, ſie erwiedert's.)

Was man Vertrauen heißt,
Wodurch die Arzenei erſt kräftig wird
Gut! — Merke Sie, mein Schatz:
Die große Heftigkeit verſpricht kein langes Leben!
Ich merk' es wohl, die Säfte ſind zu ſcharf.

(Bei Seite.)

Ich muß ihr Arzeneien geben,
Damit ſie einen Arzt bedarf.

(Während des Nitornell's des folgenden Duett's bringt der Doctor einen kleinen Tiſch hervor, und indem er einen Becher darauf ſetzt, fällt er ein.)

Aus dem Becher, ſchön vergoldet,
Koſt Du, liebes Weibchen, trinken;
Aber laß den Muth nicht ſinken;
Es iſt bitter, doch geſund!

Scapine.

Ewig bleib' ich Euch verſchuldet;
Gern gehorch' ich Euern Winken.
Was Ihr gebet, will ich trinken;
Ich verſprech's mit Hand und Mund.

Doctor

(der jedesmal hin und wieder läuft, und von den Arzeiterien Büchſen und Gläſer holt, und dann davon in

(Er schüttet einiges in den Becher, das übrige zusammen auf dem Tische neben dem Becher stehen lassend.)

Drei Messerspitzen
Von diesem Pulver!
Drei Pertiguchen
Von diesem Salze!
Nun ein Paar Löffel
Von diesen Tropfen!
Nun ein halb' Gläschen
Von diesem Safte!
O, welch ein Tränkchen!
O, welch ein Trank!
Ja, mein Kindchen, das erfrischet;
Du hast ganz gewiß mir Dank!

Scapine.

Ach, mein Herr! Ach, mischet, mischet
Nicht so viel in einen Trank!

Doctor.

Nun misceatur, detur, signetur.
Wählendes, stählendes,
Kühlendes Tränkchen!
Köstlicher hab' ich
Nie was bereitet,
Nimm es, vom besten
Der Wünsche begleitet!
Zaud're nicht, Kindchen;
Trinke nur frisch;
Und Du wirst heiter,
Gesund wie ein Fisch!

(Sie nimmt indessen den Becher, zaudert, setzt ihn wieder hin. Einige Augenblicke Pause. Stummes Spiel. Wie sie den Becher gegen den Mund bringt)

Scapin
(außen in einiger Entfernung).

Hülfe!

Doctor.

Was soll Das sein?

Scapin.

Hülfe!

Scapine.

Wen hör' ich schrei'n?

Scapin.

Rettet!

Doctor.

Soll Das mein Diener sein?

Scapin.

Rettet!

Scapine.

Ich hör' ihn schrei'n.

Scapin (hereintretend).

Feuer! Feuer!
Feuer im Dache!
Im obern Gemache
Ist Alles voll Dampf.

Doctor.

Feuer im Dache?
Im obern Gemache?
Mich lähmet der Krampf.

Scapine.

Eilet zum Dache,
Zum obern Gemache!
Wo zeigt sich der Dampf?
(Scapin ab.)

Doctor.

Ich bin des Todes,
Auf immer geschlagen!

Scapine.

Was soll ich ergreifen?
Was soll ich Euch tragen?

Doctor (ihr eine Schüssel reichend).

Hier, nimm!
Nein, laß!

Scapine.

Gebt her!
Warum Das?

Doctor.

Ich bin des Todes,
Auf immer geschlagen!
Mich lähmet der Krampf!

Scapine.

Laßt mich nur nehmen,
Laßt mich nur tragen!
Riecht Ihr den Dampf?

Scapin (mit ein Paar Eimern).

Hier bring' ich Wasser.
Auf! Wasser getragen!
Es mehrt sich der Dampf.

Doctor.

Welche Verwirrung,
Entsetzen und Graus!

Scapin.

Eilet und löschet
Und rettet das Haus!

Scapine.

Fasset und traget
Und schleppet hinaus!

(Sie bringt dem Doctor die Eimer auf; sie rennen wie unsinnig durcheinander; endlich schieben sie den Doctor zur Thüre hinaus, Scapin hinter ihm d'rein; Scapine kehrt in der Thüre um und bricht, da sie sich allein sieht, in ein lautes Lachen aus.)

Ha! ha! ha! ha!
Nur unverzagt,
Geſchwind gewagt!
Das iſt vortrefflich gut gegangen!

(Er gießt den Trank zum Fenſter hinaus und ſtellt den Becher wieder an ſeinen Platz.)

Ha! ha! ha! ha!
Da fließt es hin!
Wir haben ihn!
Er iſt mit Haut und Haar gefangen.
Geſchwind, daß ich das Beſte nicht vergeſſe!
Wo ſteht die Büchſe?

(Sie ſieht ſich an den Repoſitorien um.)

Hier! Das muß ſie ſein.

(Sie ſteigt auf den Tritt in die Höhe.)

Arſenik! Ja getroffen, ſchnell getauſcht. —
Dieſe hier iſt ziemlich ähnlich,
Weißes Pulver in dieſer wie in jener.

(Sie verwechſelt die Büchſen, ſetzt die eine auf das Tiſchchen, die andere hinauf.)

Gut!
Welch' Entſetzen wird den Alten faſſen,
Welch' Unheil ihn ergreifen,
Wenn er mich
Durch ſeine Schuld vergiftet glaubt!
Und nun geſchwind, zu ſehen, wo ſie bleiben,
Daß ich ihm nicht verdächtig werde.

Nur unverzagt!
Es iſt vortrefflich gut gegangen.
Wir haben ihn!
Er iſt mit Haut und Haar gefangen.

Dritter Act.

Das Theater bleibt unverändert.

Doctor. Scapin.

Doctor.

Welche Tollheit, welcher Unſinn
Hat den Kopf
Dir eingenommen?
Unverſtänd'ger Tropf!

Scapin.

Lobet meine häuslichen Sorgen,
Meinen wackern Kopf.
Unrecht bin ich angekommen,
Aber bin kein Tropf.

Doctor.

Rede nicht, Unglücklicher!
Ich kann die halben Gläſer,
Büchſen und Schachteln,
Mein halb Dispenſatorium
Hinunterſchlucken,
Eh' ich den Schaden,
Wieder aus meinen Gliedern
Rein heraus zu ſpühlen
Im Stande bin.

Scapin.

Ihr habt ja ohnedieß
Gar manche Arzeneien
Auf's Neue zu bereiten.
Macht die Portionen nur doppelt,
Geht bei Euch ſelbſt zu Gaſte.

Scapine (kommt).

Doctor.

Denke nur, mein Kind,
Der Lärm war ganz um Nichts.
Es roch und ſtank im Hauſe;
Allein was war's?
Im obern Zimmer,
Unter'm Dache,
Nichts von Rauch und Dampf.
Ich komm' hinunter in die Küche,
Da liegt ein alter Hader in der Aſche
Und dampft und ſtinkt,
Das war die Feuersbrunſt! —
Ich will Dich künftig lehren
So lange Kohlen halten,
Nicht gleich die Brände löſchen!
Geh', geh' mir aus den Augen!
Dein Glück iſt dieſes ſchöne Kind,
Das jedes widrige Gefühl
In meinem Buſen lindert,
Und meine Galle
Zu Honig wandelt. Geh'!

(Scapin ab.)

Doctor

(ſieht in den Becher. Da er ihn leer findet, vergnügt zu Scapine'n).

Nun, mein Kind; es wird bekommen!
Sag' mir, ging es friſch hinein?

Scapine

(die indeſſen allerlei Geberden des Ueberſetzens gemacht hat).

Götter! Hätt' ich's nicht genommen!
Welche Gluth! O, welche Pein! —
Mir iſt's, ich krieg' ein Fieber.

Doctor.

Nicht doch; es geht vorüber.

Scapine.

Ich zitt're, ich friere!
Ich wanke, verliere
Bald Hören und Sehn!

Ach nur! Ach nur
Ein Viertelſtündchen lang!

Roſa.

Ach aber ach! das Mädchen kam
Und nicht in Acht das Veilchen nahm,
Ertrat das arme Veilchen.

Valerio.

Und ſank und ſtarb und freut' ſich noch:
„Und ſterb' ich denn, ſo ſterb' ich doch
Durch ſie, durch ſie,
Zu ihren Füßen doch!"

Zu drey.

„Und ſterb' ich denn; ſo ſterb' ich doch
Durch ſie, durch ſie,
Zu ihren Füßen doch!"

Elmire.

Und dieſes Mädchen, das auf ſeinem Wege
Unwiſſend eine Blume niedertritt,
Sie hat nicht Schuld; ich aber, ich bin ſchuldig.
Oft hab' ich ihn, ich muß es doch geſtehn,
Oft hab' ich ihn gereizt, ſein Lied gelobt,

Doctor.

Sag' Sie mir, um's Himmelswillen,
Schönes Kind, was fängt Sie an?

Scapine.

Ach, wer kann die Schmerzen ſtillen?
Ach! was hat man mir gethan?

Doctor.

Weh'! ich zitt're! Weh'! ich bebe!
Welcher Zufall, welch' Geſchick!

Scapine.

Ich verſchmachte! ach! ich lebe
Nur noch einen Augenblick!

Doctor.

Es ſoll die Facultät entſcheiden.
Ich bin nicht Schuld an Deinem Schmerz.

Scapine.

Schon wühlt in meinen Eingeweiden
Entſetzlicher der Schmerz!

Doctor.

Ach, wie zerreißen Deine Leiden
Mein eigen' Herz!

Scapine.

Schon ſteigen bitt're Todesleiden
Herauf an's Herz.

Doctor.

Mein Kind!
Mein ſchönes, allerliebſtes Püppchen!
O, ſetze Dich.

(Er führt ſie zum Seſſel.)

Nur einen Augenblick Geduld,
Es geht gewiß vorüber!
Was ich Dir gab, iſt unſchuld'ge Arzenei;
Sie ſollte eigentlich
Faſt ganz und gar Nichts wirken;
Es war auch nichts halb Schädliches dabei.
Deine Klagen zerrütten mir das Gehirn;
Der Angſtſchweiß ſteht mir auf der Stirn.
Was iſt geſchehn? Was iſt Dir? Rede frei!

Scapine (auffahrend).

Welch ein ſchreckliches Licht
Fährt auf einmal vor der Seele mir vorüber!
O Himmel! Weh' mir! Weh'!
Ja, es iſt Gift!
Ich bin verloren! Und Du biſt der Mörder!

Doctor.

Du fabelſt, kleiner Schatz!

Scapine.

Widerſprich mir nicht;
Geſteh' mir! Ich fühl' es, ich muß ſterben.

Doctor.

Ich bin des Todes!

Scapine

(nach einer Pauſe, in welcher der Doctor unbeweglich geſtanden, auf ihn losfahrend).

Es wüthet in meinen Eingeweiden
Unbändiger der Schmerz.
Es faſſen bitt're Todesleiden
Mein bald zerriſſen' Herz.

(Sie geht in ein Gebärdenſpiel über, als wenn ſie außer ſich wäre, als wenn ſie an einen fremden Ort geriethe.)

Doctor.

Welche Geberden!
Himmel! was ſoll Das werden!

Scapine.

Mit Widerwillen
Betret' ich ſchaudernd dieſen Pfad;
Allein ich muß!
So ſei es denn! Ich gehe,
Doch geh' ich nicht allein.
Halt an! halt hier!
Keinen Schritt!
Den Weg, den Du mich ſendeſt,
Sollſt Du mit;
Du ſollſt nicht mehr auf uns're Koſten lachen!
Bereites Glück! Hier kommt ſchon Charon's Nachen.
Herbei! herbei! Lande mit Deinem Kahn!
Nur immer ſchneller! Näher heran!

(Zum Doctor.)

Doch ſtille! daß ich Dich nicht nenne,
Daß Dich der Alte nicht erkenne.
Du haſt ihm ſo viel Fährlohn zugewendet,
So manches Seelchen ihm geſendet;
Erkennt er Dich, ſo nimmt er Dich nicht ein,
Du kannſt ihm hüben mehr, als drüben nütze ſein.

(Sie ſtößt ihn vor ſich hin, gleichſam in den Kahn. Sie ſteigt nach ihm ein, hält ſich manchmal an ihm feſte, und geberdet ſich in der folgenden Arie, wie Einer, das in einem ſchwankenden Schiffe ſteht.)

Hinüber, hinüber!
Es heben, es kräuſeln
Sich fliehende Wellen;
Wir ſchwanken und ſchwimmen,
Wir ſchweben und ſchaukeln
An's Ufer hinan:

Und trüber und trüber
Vernehm' ich ein Säuſeln,
Ein Aechzen, ein Bellen. —
Sind's Lüfte? Sind's Stimmen?
Ja! Ja! Es umgaukeln
Schon Geiſter den Kahn.

(Sie macht die Geberden, als wenn ſie aufſtünge, den Fährmann herabrufe u. ſ. w.)

Doctor.

Ja! ja! wir ſind nun angelandet.
Laß uns nur ſehn, wo wir ein Obdach finden,
Ob Jemand hier zu Hauſe ſei.

(Er will nach der Thüre, ſie hält ihn ab.)

Scapine.

Zurück! zurück! Das iſt nun meine Sache!
Du wirſt noch immer früh genug
In dieſen hölliſchen Palaſt
Gefordert werden.
Ich ruhe hier an dieſen Schwellen
Erſt aus von meiner weiten, böſen Reiſe.

(Sie ſchiebt den Schemel, worauf ſie ſich ſetzt, quer vor, daß der Alte nicht zur Thüre kommen kann.)

Und Du, bleib' hier, und hüte Dich,
Mit keinem Fuß den Verbot zu verlaſſen!

Doctor

(indem er vergebens ſucht zu entkommen).

Wie komm' ich zur Thüre!
Wär' ich eine Spinne,
Wär' ich eine Fliege,
Kröch' ich, flög' ich fort:
Aber ich verliere,
Was ich auch erſinne;
Wenn ich ſie nicht betrüge.
Komm' ich nicht vom Ort.

Sie glaubt in Pluto's Reich zu ſein,
Vor ſeiner Thür' zu ſitzen und zu ruh'n.
Wie komm' ich da hinein?
Was kann ich thun?
Ich muß mich auch nach ihrem Sinne richten,
Ich will mir was Poetiſches erdichten.
Da fällt mir ein, was gut gelingen muß:
Ich ſtelle mich als Cerberus.
Den Hunden, die in's Haus gehören,
Wird ſie den Eingang nicht verwehren.

(Er kommt auf allen Vieren, knurrt und beißt ſie an.)

Wau! Wau!
Mach' Platz,
Mein Schatz,
Es gibt Verdruß!
Wau! Wau! au! au!
Ich muß hinaus,
Ich muß in's Haus,
Ich bin der Cerberus.

(Da er ihr zu nahe kommt, gibt ſie ihm einen Tritt, daß er umfällt. Er bellt liegend fort und endigt die Arie.)

Scapine (aufſtehend).

(Der Doctor fährt auf und in die rechte Ecke.)

Der Hund erinnert mich,
Daß ich nicht länger warten ſoll.
Ja! ja! Du Böſewicht,
Dein Maß iſt voll!
Hervor mit Dir! Sie haben Platz genommen,
Die hohen Richter und ihr Fürſt!
Es ſind ſo viele Zeugen angekommen,
Daß Du Dich nicht erretten wirſt.

(Gegen den Lehnſeſſel gekehrt.)

Mit Ehrfurcht tret' ich vor die Stufen
Des hohen Throns.
Habt Ihr ſie all' herbeigerufen,
Die Opfer dieſes Erdenſohns?
Verdient er ſchon von Euch Belohnung,
Daß er die öde, kalte Wohnung
Mit Seleuſiden reich beſetzt;
Vergeſſet, daß Ihr ihn als Unterhändler ſchätzt.
Wollt Ihr parteiiſch auch dem Arzt vergeben,
So leiht mir doch gerecht ein unbefangen' Ohr'
Mit Gift entriß er mir das Leben;
Ich ſtell' ihn Euch als Mörder vor.

In Euerm finſtern Hauſe
Laßt Recht mir widerfahren,
Gebt ihm den verdienten Lohn!
Ich ſchlepp' ihn bei den Haaren;
Ich zerr' ihn bei der Krauſe
Vor Euern furchtbar'n Thron.

Hier kniet der Verbrecher!
Es zeigen die Rächer, —
Mit Fackeln in Händen,
Mit Schlangen und Bränden,
Die Geiſter ſich ſchon!

(Die Pantomime der vorhergehenden Arie gibt ſich von ſelbſten. Am Ende wirft ſie ſich in den Seſſel; er bleibt ihr zu Füßen liegen. Sie fällt wieder in Geberden des Schmerzens; ſie ſcheint zu ſich zu kommen, er tänzt hin und wieder, bringt ihr zu riechen, geberdet ſich ängſtlich. Sie ſtößt von Zeit zu Zeit ſchmerzhafte Seufzer aus. Dieſes ſtumme Spiel wird von Muſik begleitet, bis endlich der Doctor in folgenden Geſang fällt und Scapin zugleich ſich von außen hören läßt.)

Doctor.

Kneipen und Grimmen
Geht bald vorüber,
Dient zur Geſundheit.
Sieh', ich beſchwöre
Den Mond und die Sterne,
Zeugen der Unſchuld!

Scapin.

Gräßliche Stimmen
Hör' ich erſchallen,
Rufen um Hülfe.
Nein, nein, ich höre
Nicht länger von ferne
Den Lärm mit Geduld!

(Er tritt herein.)

Doctor.

Ach, mein Freund,
Sieh' nur hier!

Dieſe ſtirbt,
Glaubt, von mir
Und von meinen Arzeneien
Umgebracht zu ſein.

Scapine.

Mein Auge ſinkt in Nacht —
Ich ſterbe!
Dieſer hat mich umgebracht!

Doctor (zu Scapin).

Du glaubſt es nicht,
Du kennſt mich zu gut.

Scapin.

Iſt's möglich — Herr! — Warum?
Du armes, junges Blut!

Scapine.

Daß er nicht entfliehe,
Der Strafe ſich nicht entziehe!
Der Tod gibt mir nur dieſe kleine Friſt
Zu bitten: ſei gerecht, —
Wenn Du nicht ſein Helfershelfer biſt!

Doctor.

O Noth, in die wir gerathen!
Wer hilft uns, ſie überſtehn?

Scapin.

Welche ſchwere Miſſethaten
Seh' ich geſchehn!

Scapine.

Ach, wohin — bin ich — gerathen?
Ach! das Licht — nicht mehr — zu ſehn!

(Während dieſes Terzett's ahmt ſie eine Sterbende nach und liegt am Ende deſſelben für todt da.)

Scapin.

Sie iſt todt! Ganz gewiß!
Es ſtockt der Puls, ihr Auge bricht.
Welch eine ſchreckliche Geſchichte!
Ich fluchte.

Doctor.

Halt! Bleibe!
Bei'm heiligen Hippocrates,
Galenus und bei Socrates,
Der am Verſuch mit Schierling ſelber ſtarb,
Bei allen Pfennigen, die ich mir je erwarb,
Unſchuldiger iſt Nichts aus meiner Hand gekommen,
Als jenes Tränkchen, das ſie eingenommen.
Nähm's Einer auch zum Frühſtück täglich ein,
Weder ſchlimmer, weder beſſer,
Sollt's ihm in ſeinen Händen ſein.
Hier ſteht noch Alles, wie ich's eingefüllt.

(Scapin tritt hinzu.)

Was gibt's? Was iſt Dein Blick ſo wild?
Dein Auge ſtarrt! Du zitterſt! Rede, ſprich!
Welch ein Geſpenſt erſchrecket Dich?

Scapin.

Verflucht! An dieſer Büchſe ſteht
Arſenik angeſchrieben.

Doctor.

A — Ar — Arſenik! Weh' mir! Nein!
Es kann nicht ſein!

Scapin.

Ja wohl! Seht her!

Doctor.

O weh'!
Ich Unglückſeliger! Wie kam ſie da herab?

Scapin.

Das weiß ich nicht; genug, ſie ſteht nun hier,
Und ſchwerlich läßt ſich ein Verſehen denken.

Doctor.

Das Unglück macht mich ſtumm;
Nacht wird's vor mir, mir geht der Kopf herum.

Scapin
(ihm die Büchſe vorhaltend).

Seht an! Seht her!
Es ſei nun, wie es ſei,
Welch' Unheil habt Ihr angeſtiftet!
Das arme Mädchen iſt vergiftet.

Seht die Bläſſe dieſer Wangen,
Seht nur an die ſteifen Glieder!
Herr! Was habt Ihr da begangen?
Ach, er ſank auf ewig nieder,
Dieſer ſchöne, holde Blick!

Hier iſt es beſſer, weit entfernt zu ſein.
Lebt wohl! Habt Dank! Gedenket mein!

Doctor.

Bedenke Du, was ich an Dir gethan!
Hier iſt Gelegenheit, Dein dankbar' Herz zu zeigen;
Nimm Deines guten Herrn Dich auch in Nöthen an.
Du weißt, ich kann, ich hoff', auch Du kannſt ſchweigen.
Sieh' dieſes ſchöne Paar Ducaten
Iſt Dein, wenn Du ſie zuſammenraffſt,
Sie mir aus dem Hauſe ſchaffſt.
Mein alter Freund, hilf mir davon!

Scapin.

Bei'm Himmel! wohl ein ſchöner Lohn!
Iſt es ein Kleines, was ich wage,
Wenn ich heut Nacht ſie aus dem Hauſe trage?
Ich ſchleppe ſie erſt eine gute Strecke,

Werf' ſie in den Canal, ſchlag' ſie an eine Ecke,
Ertappt man mich, Adieu, Du armer Tropf!
Was Du'rc Kunſt gethan, Das büßt mein Kopf.

Doctor
(geht nach der Schatulle, nimmt heraus)
Nimm, o nimm die fünf Zechinen!

Scapin.
Nein, gewiß, ich thu' es nicht!

Doctor.
Willſt Du mir um zehne dienen?

Scapin.
Zehne haben kein Gewicht.

Doctor.
Hier ſind zwanzig.

Scapin.
Kein Gedanke!

Immer weiter!

Doctor.
Ich erkranke;
Es vergeht mir das Geſicht!
Nimm die Dreißig —

Scapin.
Laßt doch ſehen!
(Scapin nimmt das Geld, läßt's in einen Beutel tanzen, den er bereit hält, reicht aber Geld und Beutel hin, ohne daß es der Alte annimmt.)

Dreißig! Es wird nicht geſchehen;
Es iſt wider meine Pflicht!

Doctor.
Hier noch fünf und nun Nichts d'rüber!
(Scapin läßt ſie in den Beutel zählen, dann wie oben.)

Scapin.
Glaubt, mir iſt das Leben lieber!
Ich laufe, ich eile,
Ich ſag's dem Richter an.

Doctor.
Ach, bleibe, verweile!
Was hab' ich Dir gethan?

Scapin.
Wollt Ihr, daß ich auf den Galgen
Warten ſoll?
Euer Markten iſt nur eitel;
Nehmt zurück den ganzen Beutel,
Oder macht die Fünfzig voll.

Doctor.
Schönſter Theil von meinen Freuden,
Sollſt Du ſo erbärmlich ſcheiden?
Es greift mir das Leben an.

Scapin.
Herr! Nun, habt Ihr bald gethan?

Doctor.
Hier die Fünfzig! O ſchreckliche Summe!
Furchterliche Probe!
Wenn er ſein Wort nur hält!

Scapin (bei Seite).
Schelte und brumme,
Wüthe und tobe!
Ich habe das Geld.

Doctor.
Ich zahle voraus;
Ich bin ein Thor.

Scapin.
Man nimmt voraus,
Man ſieht ſich vor. —
Nun, ſeid nur ruhig!
Von Schmach und Strafen
Befrei' ich Euch.

Doctor.
Ich bin nicht ruhig,
Ich kann nicht ſchlafen.
Nur fort! nur gleich!

Scapin.
In das Gewölbe
Schieb' ich ſie ſachte,
Bis uns die Nacht
Ihren Mantel verleiht.

Doctor.
Hier ſind die Schlüſſel,
Und im Gewölbe
Iſt auch durch Zufall
Ein Sack ſchon bereit.

Scapin.
Sachte, ſachte
Bring' ich ſie fort.

Doctor.
Stille, ſtille
Bringe ſie fort!
(Sie ſchieben ſie mit dem Geſäß hinaus.)

Vierter Act.

Gewölbe mit einer Thüre im Grunde.

Scapine
(kommt zur Thüre herein und ſieht ſich um)
Bin ich allein? Wie finſter hier und ſtille!
O, glücklich Der, den keine Furcht beengt!

Sein Wille bleibt ſich gleich, wie hoher Götter Wille;
Selbſt die Gefahr macht ihn beglückt.

Nacht, o holde, halbes Leben,
Jeden Tages ſchöne Freundinn!
Laß den Schleier mich umgeben,
Der von Deinen Schultern fällt.

In dem vollen Arm der Schönen
Ruhet jetzt belohnte Liebe;
Und nach einſam langem Sehnen
Bringen auch verſchmähtem Triebe
Träume jetzt ein Bild der Luſt.

Nacht, o holde!
Es ſchleicht mit leiſen Schritten
Die Liſt in Deinen Schatten;
Sie ſuchet ihren Gatten,
Den Trug! — im ſtillſten Winkel
Entdeckt ſie ihn! — und freudig
Drückt ſie ihn an die Bruſt.

Nacht, o holde, halbes Leben,
Jeden Tages ſchöne Freundinn!
Laß den Schleier mich umgeben,
Der von Deinen Schultern fällt!

Scapin
(ſteckt zur Seitenthür herein).

Es kommt mit leiſen Schritten
Dein Freund durch Nacht und Schatten:
Erkennſt Du Deinen Gatten?
Und in dem ſtillen Winkel
Entdeckt er Dich, und freudig
Drückt er Dich an die Bruſt!

Scapine.

Wer ſchleicht mit leiſen Schritten,
Wer kommt durch Nacht und Schatten?
Begegn' ich meinem Gatten
In dieſem todten Winkel?
Willkommen! Welche Freude!
O, komm' an meine Bruſt!

Beide.

Nacht, o holde, halbes Leben,
Jeden Tages holde Freundinn!
Laß den Schleier uns umgeben,
Der um Deine Schultern fällt!

Scapine.

Iſt's glücklich, iſt's gelungen?

Scapin.

Hier iſt das Geld errungen!

Scapine.

O ſchön, o wohl erworben!

Scapin.

Er iſt mir faſt geſtorben!

(Zu Zwei.)

Das iſt die eine Hälfte.
Wie wand und krümmt' er ſich!

Scapine.

Du haſt die eine Hälfte,
Die and're bleibt für mich.

Scapin.

Nun iſt es Zeit; ich geh', mich zu verſtecken.
Er glaubt, ich habe Dich im Sacke fortgebracht.
Nun ruf' und lärme laut, ihn aus dem Schlaf zu wecken,
Wenn er nicht etwa gar noch voller Sorgen wacht.

Scapine.

Wie wird der arme Tropf erſchrecken!
Hörſt Du? Von ferne durch die Nacht
Ein Wetter zieht herbei. Der Donner mehrt das Grauſen.
Er ſoll hervor, und ſchlief er noch ſo feſt!
Geh' nur! Ich will im alten Neſt
Wie ſieben böſe Geiſter hauſen.

(Scapin ab.)

Scapine (allein).

Sie im tiefen Schlaf zu ſtören,
Wandle näher, Himmelsſtimme!
Mit poſaunenlautem Grimme
Rufe zu, daß ſie es hören,
Die mich grauſam hergebracht!
Rollet, Donner! Blitze, ſengen!
Was iſt über mich verhänget?
Wer verſchloß mich in die Nacht?

Scapin
(ſchaut zur Thüre herein.)

Er kommt, mein Schatz, er kommt!
Ich hör' ihn oben ſchleichen.
Dein Toben hat ihn aus dem Bett geſprengt.
Nichts wird der Furcht, Nichts dem Entſetzen gleichen;
Ein ſchwer Gericht iſt über ihn verhängt!

(Scapin ab. Scapine horcht und zieht ſich an die hintere Thüre zurück.)

Doctor (mit einer Laterne).

Still' iſt es, ſtille!
Stille, ſo ſtille!
Regt ſich doch kein Mäuschen,
Rührt ſich doch kein Lüftchen.
Nichts, Nichts!
Regt ſich doch und rühret ſich doch Nichts!

War es der Donner,
War es der Hagel,
War es der Sturm,
Der ſo tobte, ſo ſchlug?
Still iſt es, ſtille!

Scapine
(inwendig ganz leise, kaum vernehmlich).
Ach!

Doctor.
Hä?

Scapine
(mit verstärkter Stimme, doch immer leise).
Ach!

Doctor.
Was war Das?

Scapine (lauter).
Weh'!

Doctor
(an der Vorderseite niederfallend).
O wehe!

Scapine
(immer inwendig leise und geisterartig).
Ach! Zu früh
Trugen sie
Mich in's Grab,
In's kühle Grab.

Doctor (immer an der Erde).
Ach, sie kommt wieder;
Denn in dem Sacke
Trug sie mein Diener
Schon lange daran.

Scapine (wie oben).
Die Ihr es höret,
Die Ihr's vernehmet,
Bejammert das Schicksal,
Das jugendliche Blut!

Doctor
(der sich aufzuheben sucht und wieder hinfällt).
O, wär' ich von hinnen!
Wo find' ich die Thüre?
Mich tragen die Füße
Die Schenkel nicht mehr.

Scapine.
Früh' sollt' ich sterben,
Ehe vergehen,
Bejammert das Schicksal,
Das jugendliche Blut!

Doctor.
Ach, ich muß sterben,
Ich muß vergehen!
O, gäbe der Himmel,
Es wäre schon Tag!

Scapine
(im weißen Schleier an die Thüre tretend).
Welch ein Schlaf! Welch' Erwachen!
Ein schauerlicher Ort, ein traurig' Licht!

(Sie kommt weiter hervor.)
Wie trüb' ist mir's,
Mir schwankt der Fuß,
Wie matt!
(Sie erblickt den Alten auf der Erde.)
Ihr Götter! — welch ein Nachtgesicht!

Doctor.
Wer rettet mich aus der Gefahr?
Ach, das Gespenst wird mich gewahr! —
Laß ab! Quäle mich nicht,
Unruhiger, unglückseliger Geist!
Ich bin an Deinem Tode nicht schuldig.
Oh! — Weh' mir, Weh'!

Scapine (wankend).
Weh' mir!
Wo bin ich?
Wer hat mich hergebracht?
Rede! Wie ist mir?
Bin ich noch im Leben?
Bin ich mir selbst ein Traumgesicht?

Doctor (indem er aufsteht).
Ich wollte Dir gar gerne Nachricht geben,
Allein ich weiß es selber nicht.

Scapine.
Ach, nun erkenn' ich Dich! Weh' mir!
Soll meine Not und meine Qual nicht enden?
Ich lebe noch und bin in Deinen Händen!

Ich fühl's an diesen Schmerzen,
Noch leb' ich; aber welch ein Leben!
Weit besser wär's, dem Herzen
Den letzten Stoß zu geben.

Doch wie? In Deinem Blick zeigt sich Erbarmen!
Ach, hilf mir, rette mich!
Du bist ein Arzt,
O göttlicher, kunstreicher Mann,
Lind're diese Qualen!
Ich weiß, Du kannst, was Keiner kann;
Ich will Dir's hundertfach bezahlen.

O, kannst Du noch Erbarmen,
Kannst Du noch Mitleid fühlen,
So rette mich, hilf mir Armen!
Lind're die Qual; Erbarmen!
Dein Erbarmen,
Zu Deinen Füßen fleh' ich's an!

Doctor.
Gerne! Alles steht zu Diensten, was ich habe.
Steh' nur auf!
Theriak, Mithridat —
Komm' heraus, komm' mit!
(Im Begriff, sie wegzuführen, hält er inne.)
Nein, warte, warte!
Ich will Dir Alles bringen.

(Bei Seite.)

Hätt' ich ſie nur zum Hauſe hinaus!
Der Böſewicht
Hat mir ſie auf dem Halſe gelaſſen!

(Laut.)

Wart' nur, ich bringe Dir gleich
Die allerſtärkſten Gegengifte.
Dann nimm ſie ein,
Und friſch mit Dir davon,
Und laufe, was Du kannſt,
Sobald nur möglich iſt,
Dein Bette zu erreichen!

(Er will fort.)

Scapine.

Halte, halt'!
Du redeſt nicht wahr;
Du ſprichſt nicht ehrlich:
Ich merke Dir's an.
Sieh' mir in die Augen!
Neuer Verrath
Steht an der Stirne Dir geſchrieben!
Nein, nein; ich ſeh' ſchon, was es ſoll!
Du willſt mit einer friſchen Doſe
Mein armes Herz auf ewig
Zum Stocken,
Meine Zunge zum Schweigen bringen,
Mein Eingeweid' zerreißen! —
Weh'! O, welch ein Schmerz!

Nein, Nichts ſoll mich halten!
Ihnen verkauf' ich den Reſt des Lebens.
Mein Geſchrei tönt nicht vergebens
Zu den Nachbarn durch die Nacht.

Doctor.

Still', ſtille! Laß Dich halten!
Du biſt nicht in Gefahr des Lebens,
Lärme nicht, verwirre nicht vergebens
Meine Nachbarn durch die Nacht!

Scapine.

Nein, ich rufe!

Doctor.

Stille, Stille!

Scapine.

Keinen Augenblick
Verſäum' ich.
Ich fühle ſchon den Tod.

Doctor.

O Mißgeſchick!
Wach' ich oder träum' ich?
Es verwirret mich die Noth.

Scapine.

Ich weiß es wohl:
Ich habe Gift,
Und habe von Dir
Keine Hülfe zu erwarten.
Entſchließe Dich:
Bezahle mir
Gleich fünfzig baare Ducaten,
Daß ich gehe,
Mich curiren laſſe;
Und iſt nicht Hülfe mehr,
Daß mir noch Etwas bleibe,
Ein elend', halbverpfuſchtes Leben hinzubringen!

Doctor.

Weiß Du auch, was Du ſprichſt:
Fünfzig Ducaten?

Scapine.

Weißt Du auch, was Das heißt:
Vergiftet ſein;

Nein, Nichts ſoll mich halten!
Ihnen verkauf' ich den Reſt des Lebens.

Doctor.

Stille, laß Dich halten!
Verwirre mich nicht vergebens!

Scapine.

Es mehren ſich die Qualen.
Meinſt Du, es ſei ein Spiel?

Doctor.

Noch ein Mal zu bezahlen!
Himmel, Das iſt zu viel!

(Auf den Knieen.)

Barmherzigkeit!

Scapine.

Vergebens!

Doctor.

Die Freude meines Lebens
Geht nun auf ewig hin.
Barmherzigkeit!

Scapine.

Bezahle!

Doctor.

Sie ſind mit einem Male
Fort, hin; fort, hin!

(Sie nöthigt den Alten, nach dem Gelde zu gehen.)

Scapin (der hervortritt).

(Zu Zwei.)

Es ſtellet ſich die Freude
Vor Mitternacht ein;
Die Rache, die Liſt, die Beute,
Wie muß ſie die Augen erfreu'n!

(Da ſie den Alten hören, verbirgt ſich Scapin.)

Doctor (mit einem Beutel).

Laß mich noch an dieſem Blicke
Mich an dieſem Klang ergetzen!
Nein, Du glaubeſt,
Nein, Du fühlſt nicht,
Welches Glücke
Du mir raubeſt!
Nein, es iſt nicht zu erſetzen!
Ach, Du nimmſt mein Leben hin!
(Den Beutel an ſich drückend.)
Sollen wir uns trennen?
Werd' ich es können?
Ach, Du Reſt von meinen Freuden,
Sollſt Du ſo erbärmlich ſcheiden?
Ach, es geht mein Leben hin!

Scapine
(die unter voriger Arie ſich ſehr ungeduldig bezeigt).

Glaubſt Du, daß mir armem Weibe
Nicht Dein Becher Gift im Leibe
Schmerzen, Jammer,
Ein elend' Ende bringt?
(Sie reißt ihm den Beutel weg.)
Iſt's auch wahr?
Leuchte her!

Doctor
(nimmt die Laterne auf und leuchtet).

Welcher Schmerz!

Scapine.

Ganz und gar
Iſt's vollbracht.
Gute Nacht!
Geſchwind, daß ich mich rette!
(Sie eilt nach der Thüre; der Alte ſieht ihr nach. Sie kehrt um, naht ſich ihm und macht ihm einen Reverenz.)
Geh', Alter, geh' zu Bette!
Geh' zu Bette
Und träume die Geſchichte.
So wird der Trug zu Nichte,
Wenn Liſt mit Liſt zur Wette,
Kühnheit mit Klugheit ringt.

Scapin (hervortretend).

Geh', Alter, geh' zu Bette!
(Zu Zwei.)
Geh' zu Bette!

Scapin.

Und träume die Geſchichte!
(Zu Zwei.)
So wird der Trug zu Nichte,
Wenn Liſt mit Liſt zur Wette,
Kühnheit mit Klugheit ringt.

Doctor.

Was iſt Das?
Was ich' ich?
Was her' ich da?

Beide.

Höre nur und ſieh':
Das Geld war unſer,
Und iſt es wieder
Und wird es bleiben.
Gehabt Euch wohl!

Doctor.

Was muß ich hören?
Was muß ich vernehmen?
Welche Lichter
Erſcheinen mir da?
Nachbarn, herbei!
Ich werde beſtohlen!

Scapine (zu Scapin).

Eile, o eile,
Die Wache zu holen,
Daß dieſer Mörder
Der Strafe nicht entgeh'!

Doctor.

Diebe!

Scapine
(wirft ſich Scapin in die Arme, der die Geſtalt des Krappels annimmt).

Gift!

Doctor.

Diebe!

Scapin.

Rattengift!

Scapine (mit Zuckungen).

Ich ſterbe!
Ai!

Doctor.

Still'!

Scapine.

Ai! Ai!

Doctor.

Still? Still!

Scapine.

Ich ſterbe!
Ich weh'! Ach weh'!
Es kneipet, es drücket;
Ich ſterbe; mich erſticket
Ein kochendes Blei!
Ich ſterbe!

Doctor.

Himmel, verderbe
Die ſcheußliche Brut!

Scapine (an der einen), Scapin (an der andern Seite).

Hört Ihr die Münze,
Hört Ihr sie klingen?
(Sie schütteln ihm mit dem Beutel vor den Ohren.)

Scapine.

Kling ling!

Scapin.

Kling ling!

Beide.

Kling! ling! ling!

Doctor.

Mir will das Herz
In dem Busen zerspringen!

Beide.

Kling ling! Kling! ling! ling!

Doctor.

Diebe!

Beide.

Mörder! Gift!

Scapine
(in der Stellung wie oben)

Ich sterbe!

Doctor.

Stille! Stille!

Scapine.

Wer muß nun schweigen?

Scapin.

Wer darf sich beklagen?

Doctor.

Ihr dürft Euch zeigen?
Ihr dürft es wagen?
Diebe!

Beide.

Mörder!

Doctor.

Stille! Stille!

Beide.

Hört Ihr die Münze,
Hört Ihr sie klingen?
Kling ling!

Scapine
(in der obigen Stellung).

Ich sterbe!
Mir siedet das Blut!

Doctor.

Himmel, verderbe
Die schändliche Brut!

Scapine.

O weh'!

Doctor.

Ich weiß nicht, lügen sie?
Ich weiß nicht, betriegen sie?
Ich weiß nicht, sind sie toll?

Beide.

Ha, ha, ha, ha!
Seht nur, seht,
Wie er toll ist;
Wie er rennt!
Ach, er kennt
Sich selbst nicht mehr!
Ach, es ist um ihn gethan!

Doctor.

Welche Verwegenheit!

Beide.

Keine Verlegenheit
Sieht uns an.

Scapin.

Ai!

Doctor.

Stille!

Beide.

Hört Ihr sie klingen?

Doctor.

Diebe!

Beide.

Mörder!

Doctor.

Stille!

Beide.

Wie er toll ist!
Wie er rennt!
Seid doch bescheiden!
Geht, legt Euch schlafen;
Träumt von dem Streich!

Doctor.

Soll ich Das leiden?
Kerker und Strafen
Warten auf Euch.

Was wir bringen.

Vorſpiel bei Eröffnung des neuen Schauſpielhauſes zu Lauchſtädt.

Perſonen.

Vater Märten	Hr. Malcolmi.	Pathos	Dem. Malcolmi
Mutter Marthe	Mad. Beck.	Neilander	Hr. Becker.
Nymphe	Dem. Mauf.	Zwei Knaben.	
Thalia	Dem. Jagemann.		

Bauernſtube.

An der rechten Seite niedriger Herd, mit gelindem Feuer und einigen Töpfen; an der linken Seite hölzerner Tiſch und Stuhl. In der Höhe, gleich unter der Decke, ein Teppich aufgehängt.

Erſter Auftritt.

Vater Märten. Mutter Marthe.

(Beide in ländlichen Bauerntrachten.)

Vater (geht in Gedanken, einigen Maßen bewegt, auf und ab).

Mutter (hausmütterlich geſchäftig, hin und wieder. Sie breitet eine Serviette auf den Tiſch, nimmt vom Herde einen Napf, trägt ihn auf, holt einen Löffel dazu, und ſpricht indeſſen). Setze Dich doch, lieber Alter, ſetze Dich ruhig hin; genieße Dein Frühſtück mit Gelaſſenheit! Nun, was ſoll denn Das ſchon wieder? Sage nur: was haſt Du? Alle dieſe Tage her biſt Du nachdenklich, gehſt auf und ab, ſprichſt wenig, biſt zerſtreut. Haſt Du was auf dem Herzen? Heraus damit! Wie kannſt Du mir's verſchweigen!

Vater. Es gibt in der Welt ſo Mancherlei zu bedenken.

Mutter. Ja freilich, zu bedenken und zu bethun. Frühſtücke jetzt in Ruhe. Dann hinaus auf's Feld; ſieh' zu, wie ſich die Früchte erholt haben, und bringe mir gute Nachricht. Für mich gibt's zu Hauſe genug zu ſchaffen: im Stalle, in der Scheune, auf dem Boden, im Keller, in der Küche. Und das Geſinde mag ſein wie es will, wenn die Frau nicht hinten und vorne iſt, ſo kommt doch Nichts zu Stande. Laß Dir die Suppe ſchmecken, ſetze Dich! (Sie nöthigt ihn, zu ſitzen.) Daß ſie nicht kalt wird! Hier iſt der Löffel, hier! (Sie nöthigt ihn, zu eſſen.)

Vater. Nun, nun; nur nicht zu haſtig! Ich will das Maul ſchon ſüden.

Mutter (im Hinaufgehen bei Seite). Ich begreife nicht, was er haben mag. Er ſcheint mir ſchon ſeit einigen Tagen ganz verändert. Seine Pfeife ſchmeckt ihm nicht mehr, und er lebt mir nicht mehr zu Willen. Was kann Das heißen? Das muß heraus, und zwar je eher je lieber.

Zweiter Auftritt.

Vater Märten (allein).

(Er ſteht auf und ſieht ſich behutſam um, ob die Frau weg iſt.) Sie iſt fort; nun bin ich auf eine Weile ſicher. Geſchwind an's Werk! Noch ein Mal durchgemeſſen, ob wohl auch Alles, wie wir's angelegt haben, auf die Stelle paßt. (Er holt einen etwa ſechszehnzölligen Maßſtab und mißt, erſt auf der Tiefe des Theater's herum.) Sechs — und hernach wieder Vier; ſodann Acht und wieder Sechs! Ganz richtig. — (Er iſt indeſſen in's Proſcenium gekommen.) Wie wird ſie ſich wundern, wenn ſie erfährt, daß ich das alte Haus wegreiße, daß ich ein neues baue, daß Alles ſchon parat iſt!

Dritter Auftritt.

Vater Märten. Mutter Marthe.

Mutter (tritt geſchäftig herein, wie Jemand, der Etwas verloren oder vergeſſen hat; ſie ſucht, indem ſie die Handlung ihres Mannes gewahr wird, und kommt langſam hervor.)

Vater (mißt indeß von der linken Seite des Proſceniums gegen die rechte). Vier — und dann Sechs, und wieder Sechs! (Indem er den Maßſtab umſchlagen will, trifft er ſeine Frau, die eben dazwiſchen tritt.)

Ihn wiederhohlen lassen, was er mir
Ins Herz zu singen wünschte; dann auch wohl
Ein andermal gethan, als wenn ich ihn
Nicht hörte. Mehr noch, mehr hab' ich ver-
brochen.

Valerio.

Du klagst dich streng', geliebte Freundinn, an.

Elmire.

Weit strenger klagt mich an des Treuen Flucht.

Rosa.

Die Liebe bringt ihn dir vielleicht zurück.

Elmire.

Sie hat vielleicht ihn anderwärts entschädigt.
Ich bin nicht bös geboren; doch erst jetzt
Erstaun' ich, wie ich lieblos ihn gemartert.
Man schonet einen Freund, ja man ist höflich
Und sorgsam, keinen Fremden zu beleid'gen;
Doch den Geliebten, der sich einzig mir
Auf ewig gab, den schont' ich nicht, und konnte
Mit schadenfroher Kälte den betrüben.

Mutter (den Schlag parirend und den Maßſtab auffaſſend). Halte! Nicht ſo eifrig!

Vater (einige Maßen verlegen). Ei ſieh'! Biſt Du auch da?

Mutter. Um noch in meinen alten Tagen Schläge zu kriegen.

Vater (verdrießlich, humoriſtiſch). Warum gehſt Du nicht aus dem Wege, wenn gemeſſen wird.

Mutter. Was wird gemeſſen?

Vater (der ſich gefaßt hat). Siehſt Du nicht? Dieſer Fußboden, dieſes Zimmer, dieſes Haus.

Mutter. Und wozu ſolche Umſtände?

Vater (nach einer Pauſe). Da es nun einmal nicht länger zu verheimlichen iſt, da Du mich belauſcht haſt, ſo mag's denn auch heraus. Kurz und gut: ich baue! —

Mutter. Doch wohl Schlöſſer in die Luft, wie ſchon öfters.

Vater. Nein, nein, im Ernſte! Dieſes unſer Haus baue ich ganz neu, von Grund auf, und ehe ein Paar Tage vergehn, reiße ich das alte auf der Stelle nieder.

Mutter. Das iſt eine Grille, die Dir ſchon oft gekommen und oft vergangen iſt.

Vater. Dieß Mal ſoll ſie ausgeführt werden.

Mutter. In Deinen alten Tagen?

Vater. Eben wenn man alt iſt, muß man zeigen, daß man noch Luſt zu leben hat. Mache Dich gefaßt, räume auf, räume aus! Richte Dich ein. Nächſtens wirſt Du da droben die Schindeln krachen hören.

Mutter. Ach, Du lieber Gott! Was ſoll Das heißen? Du biſt ja ganz verändert, Männchen. Sonſt nahmſt Du doch vernünftige Vorſtellungen an; jetzt willſt Du Deiner guten Frau das Haus über'm Kopfe zuſammenreißen.

Vater. Ueber'm Kopfe nicht, Du darfſt nur hinausgehen.

Mutter. Meine ſchönen Geſchirre werden mir zerſchlagen und verderbt.

Vater. Die trägſt Du zur Nachbarinn.

Mutter. Und meine Kleider!

Vater. Die gibſt Du der Frau Pfarrerinn aufzuheben.

Mutter. Meine Tiſche, Stühle und Betten!

Vater. Die ſtellen wir in die Scheune, bis Alles wieder fertig iſt.

Mutter. Und mein Herd, an dem ich ſchon dreißig Jahre koche!

Vater. Der wird weggeriſſen; dafür baue ich Dir eine eig'ne Küche, in der Du wieder dreißig Jahre kochen kannſt.

Mutter. Das werde ich nie gewohnt werden.

Vater. Zur Bequemlichkeit gewöhnt man ſich doch auch. Aber daß mir durch das alte, morſche Dach Schnee und Regen auf der Naſe tanzen ſoll, daran kann ich mich nicht gewöhnen.

Mutter. Laß es ausflicken.

Vater. Es muß ganz herunter. Hängt doch da droben noch der Teppich, den wir neulich aufbinden mußten, als uns der Schnee im Bett zu beſuchen kam.

Mutter. Das geht vorüber.

Vater. Der Staub auch und die Unluſt, die Du vom Bauen haben wirſt.

Mutter. Soll es denn wirklich wahr werden? Läßt Du Dir denn gar nicht zureden?

Vater. Laß Dir nur auch einmal zureden, dann iſt Alles gut. Unſer Haus liegt an der Straße, wo ſo viele Leute vorbeifahren, wo ſo Mancher einkehrt, und nun ſoll ich, bis an mein Ende, die Demüthigung erdulden, daß die Reiſenden auswendig ſpotten und die Gäſte inwendig klagen.

Mutter. Haben ſie doch das Eſſen gelobt.

Vater. Aber die Wohnung geſcholten.

Mutter. Den Caffee geprieſen.

Vater. Und auf die niedrigen Thüren geflucht.

Mutter. Die Betten gut gefunden.

Vater. Und einen bequemen Sitz entbehrt. Nur Geduld! Was wir Gutes hatten, werden wir behalten, und was uns fehlte, muß ſich finden. Geſtehe ich Dir's alſo nur: mit dem Gevatter Maurer, mit dem Vetter Zimmermann iſt ſchon Abrede genommen.

Mutter. Eine Verſchwörung unter den Männern! Ihr ſaubern Zeiſige!

Vater. Die Steine, die da draußen angefahren ſind und zugehauen werden —

Mutter. Ich will nicht hoffen!

Vater. Die Anlage, an der ſie eben arbeiten —

Mutter. Iſt's möglich? Welche Treuloſigkeit!

Vater. Gehören zu unſerm Hauſe, ſind unſer Haus, wie es nächſtens daſtehen wird.

Mutter. Und Ihr macht mir weiß, das Amt laſſe neue Scheunen bauen.

Vater. Das mußt Du verzeihen.

Mutter. Und Ihr habt mich zum Beſten!

Vater. Freilich, zu Deinem Beſten geſchieht's.

Mutter. Nein, Das iſt zu arg! Hinter meinem Rücken; ohne mein Wiſſen und Willen!

Vater. Beruhige Dich!

Mutter. Das ſchöne, alte Gebälke, noch von meinem Urgroßvater her!

Vater. Schön war's zu ſeiner Zeit, jetzt iſt es überall wurmſtichig.

Mutter. Das ſoll ich Alles vor meinen Augen niederreißen ſehen.

Vater. Thue die Augen zu, bis es herunter iſt. Sieh' nicht hin, bis das Neue droben ſteht! Dann ſollſt Du ſchon Deine Freude haben.

Eine ſchlechte Wohnung macht brave Leute verächtlich. Gut geſeſſen iſt halb gegeſſen; und wenn Du künftig Deinen Gäſten in beſſern Zimmern, auf bequemern Sitzen Deine guten Speiſen aufſetzeſt, ſo werden ſie ihnen gewiß beſſer ſchmecken als bisher.

Mutter. Ich glaube es kaum! Sie werden im beſſern Haus auch beſſere Tafel erwarten.

Vater. Nun, Das iſt auch kein Unglück. Da raffinirt man, man lernt was, man geht mit der Zeit.

Mutter. Die Zeit läuft gar zu geſchwind für meine alten Beine.

Vater. Wir ſpannen vor.

Mutter. Nein, ich kenne Dich ganz und gar nicht. Ein böſer Geiſt hat Dich verblendet. Mit rechten Dingen geht's nicht zu. (Sich ſetzend.) Mir iſt's in alle Glieder geſchlagen; ich kann nicht von der Stelle.

Vater (der indeſſen durch's Fenſter geſehen). Da ſieh' nur einmal die ſchwerbepackte Kutſche, mit ſechs Pferden! Wahrſcheinlich was Vornehmes. Ich ſchäme mich zu Tode, wenn ſie bei uns einkehren.

Mutter (aufſpringend). Laß ſie nur kommen. Iſt das Haus ſchlecht, ſo iſt es doch reinlich; und über die Bedienung ſollen ſie ſich nicht beklagen. Ich habe noch allerlei Vorrath. Geſchwinde, geſchwinde ſoll ein Eſſen parat ſtehen!

Vater. Sieh' nur! Ein Paar artige kleine Knaben ſitzen auf dem Bocke; der Eine ſpringt herunter — die Kutſche fährt langſam — er kommt auf's Haus zu. Das iſt ein Springinsfeld! Da iſt er ſchon.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Erſter Knabe.

Erſter Knabe. Kann man hier unterkommen?

Mutter. O ja, mein Sohn!

Erſter Knabe. Meine Herrſchaften möchten ſich hier ein Stündchen aufhalten.

Mutter. Sie ſollen uns nur die Ehre erzeigen, hereinzutreten. Es wird ſich ſchon was zu ihrer Bewirthung finden.

Erſter Knabe. O, dafür ſeid unbeſorgt; ſie führen Alles mit ſich, was ſie brauchen.

(Ab.)

Vater. Nicht die beſte Nachricht für den Wirth.

Mutter. Gleich bring' ich Alles in Ordnung. (Sie räumt auf.) Geh' ihnen indeſſen entgegen.

Vater. Da iſt ſchon Eine!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Nymphe, dann ein zweiter Knabe (welcher eine Schatulle nachträgt).

Nymphe. Seid mir gegrüßt, gute Leute!

Mutter. Gegrüßt, ſchönes Frauenzimmer!

Vater. Von Herzen willkommen!

Nymphe (küßt ſich überall um).

Vater (leiſe zur Mutter). Gib nur Acht! Wie Die den Mund aufthut, wird's wieder über das arme Haus hergehen. Wahrſcheinlich iſt's das Kammermädchen, das ſich nach der Gelegenheit umſehen ſoll.

Mutter. Laß Das nur gut ſein; es geſchieht heute nicht zum erſten Mal.

Vater (für ſich). Aber gewiß zum letzten Mal. Morgen ſoll mir das Dach herunter.

Nymphe (die lebhaft zwiſchen Beide tritt). O, wie wohl es mir bei Euch wird, Ihr lieben, guten Leute! Dieſe geringſcheinende Hütte wird mir ein Himmel.

Mutter. Hörſt Du, Alter?

Vater (für ſich). Nun, Das iſt curios! Das erſte Mal, daß ich dieſe Redensarten höre!

Nymphe. Hier fühle ich mich ganz zunächſt an der Natur; hier wird mein Auge durch keinen falſchen Schimmer geblendet; hier genießt mein Herz die reine Freiheit, ſich dem einfachen, beglückenden Gefühl zu überlaſſen. Ach, könnten meine Schweſtern, meine Freundinnen empfinden wie ich, wir würden zuſammen unſere Tage bei Euch zubringen!

Mutter. Haßt Du es gehört, Alter?

Vater (für ſich). Ich begreife kein Wort davon. Sie ſpricht von Schweſtern, von Freundinnen, alſo nicht von Herrſchaft. Wer mag ſie ſein, das ſchöne Kind, das in ſo einem verwünſchten Neſte ſein Leben zubringen möchte?

Nymphe (die indeſſen hinter den Herd getreten iſt). An dieſem Herde wollt' ich ſtehen, hier wollte ich unſchuldige Speiſen kochen, Euch mit herzlicher Liebe dienen, Euer Alter erleichtern, und mich ſo glücklich fühlen!

(Sie nimmt einige Gefäße aus der Schatulle und fängt an, ein Frühſtück zu bereiten.)

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Erſter Knabe.

Erſter Knabe. Wie finden Sie's denn? Iſt es erträglich?

Nymphe. So ſchön, allerliebſt, einzig! Sie ſollen herein, geſchwind herein!

(Erſter Knabe und Vater ab.)

Ich weiß mir gar nichts Beſſeres, als unter dieſem ehrwürdigen Dache, an dieſem niedrigen

Herde, in völliger Einſtimmung mit meinen eigenen Gefühlen, einen heitern Tag nach dem andern zu durchleben.

Mutter. Ach, Sie allerliebſtes Kind, wären Sie nur um ein Weniges früher gekommen! Mein Mann will das Haus einreißen; vielleicht hätten Sie es noch gerettet.

Nymphe. Einreißen? Dieſes Denkmal früherer, goldener Zeiten, dieſe Wohnung des Friedens! O, der Grauſame!

(Sie fährt in ihrer Beſchäftigung fort.)

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Vater Märten. Phone. Erſter Knabe.

Vater. Belieben Sie hereinzutreten und ſich ſelbſt zu überzeugen, daß es noch allenfalls leidlich bei uns iſt. Freilich, wenn Sie in einiger Zeit wiederkommen, ſollen Sie es ſchon beſſer finden!

Phone. Laſſen Sie Das nur gut ſein, lieber Herr Wirth. Auf Etwas mehr oder weniger kommt's uns nicht an. Wir haben einen ſo guten Humor, daß wir uns alle Zuſtände leidlich, ja vergnüglich zu machen wiſſen.

Vater. Da ſind Sie und das Fräulein dort ja wohl Zwillingsgeſchwiſter? Sie erzeigte uns auch die Ehre, dieſe Herberge ganz allerliebſt zu finden.

Phone. Das könnte ich nun eben nicht ſagen. Mir iſt der Ort ganz gleichgiltig. Das Einzige, was ich nicht vertragen kann, iſt die Langeweile.

Vater. Die iſt freilich mitunter hier zu Hauſe.

Phone. Mir iſt aber dafür gar nicht bange; denn ich weiß ſie mir und Andern zu vertreiben.

Vater. Nun möchte ich doch ſehen, wie Sie Das hier anfangen wollen.

Phone. Das ſollt Ihr gleich erfahren.

(Sie ſingt ein beliebtes Lied.)

Vater (der bisher mit Verwunderung zugehöret). Schön, allerliebſt! Ja, ſo laß ich mir's gefallen!

Mutter (die gleichfalls von Zeit zu Zeit auf den Geſang gemerkt). Wie meinſt Du, Alter? Ich dachte, Das ließe ſich hören!

Nymphe. Liebe Schweſter, habe Dank für den holden Geſang, durch den Du mein kleines Geſchäft erleichtert haſt.

(Indem machen Nymphe und die Mutter den Tiſch zurecht. Sie ſtellen eine Art kleiner Terrine und ſilberne Becher auf.)

Genießt jetzt aber auch der einfachen Koſt, am künſtlichen Herde zubereitet! (Zum Knaben.) Gehe hinaus, bringe mir einige Feldblumen, daß ich dieſe Tafel ſchmücke!

Phone. Das machſt Du ſehr ſchön, liebe Schweſter.

Nymphe. Aber wo bleibt unſere Dritte?

Erſter Knabe. Sie ſitzt noch im Wagen, ſie will nicht herein; ich habe ſie zum Schönſten gebeten. Sie ſchwur, eine ſolche Höhle nicht zu betreten!

Phone. Wir müſſen ſelbſt gehen, ſie zu holen. Komm'!

Achter Auftritt.

Vater und Mutter.

Vater. Hörſt Du? Eine Höhle! Das ſoll man mir nicht zum zweiten Male ſagen; morgen muß das Dach herunter. Ich will die Höhle ſchon luftig machen!

Mutter. So höre doch, was die artige Kleine da ſagt; es ſei ein Paradies, verſichert ſie, unſer Haus.

Vater. Wer weiß, was ſie unter Paradies verſteht! Was aber eine Höhle heißen ſoll, weiß ich recht gut.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Pathos. Nymphe. Phone. Die beiden Knaben (welche ſich bald entfernen).

Phone. So komm' doch herein, gute Schweſter! Wo wir ſind, kannſt Du wohl auch ſein.

Nymphe. Genieße, was wir Dir bereitet haben, und verſchmähe nicht dieſen einfachen, unſchuldigen Aufenthalt.

Pathos. Verſchone mich mit Deiner Koſt. Was ich genießen kann, habe ich genoſſen. Laßt Euch wohl werden auf Euere Weiſe und bleibt unbeſorgt um mich. Nun aber vor allen Dingen verſchließt Thor und Thüre, daß Niemand weiter ſich in unſern Kreis eindränge.

Vater (geht auf kurze Zeit ab.)

Phone und Nymphe (ſetzen ſich an den Tiſch und ſchneiden auf Pathos Verlangen das Aufgetragene).

Pathos. Wo ich hintrete, verwandelt ſich Alles! Und wenn mein Geiſt das Wirkliche umſchaffen könnte, ſo müßte dieſer Raum zum Tempel werden.

Mutter (zum Vater). Es muß doch ſo ſchlimm in unſerm Hauſe nicht ausſehen! Die Eine findet ein Paradies darin, die Andere will es gar zum Tempel machen.

Vater. Hätte ich Das vorausſehen können, ſo wären freilich die Baukoſten zu erſparen geweſen. Indeſſen ſcheint es, dieſe guten Kinder verwandeln nur für ſich und nicht für andere Leute.

Pathos (zwischen Beide hineintretend). Ihr scheint mir ein Paar ehrwürdige Leute.

Mutter. Ob wir ehrwürdig sind, Das wissen wir nicht; aber daß wir ehrlich sind, können wir betheuern.

Pathos. Ihr lebt lange zusammen?

Mutter. Seit unserer Jugend.

Pathos. In diesem baufälligen Hause?

Vater. Ganz recht! Das Haus war baufällig, da wir noch rüstig waren.

Pathos (Beide mit einigem Erstaunen anblickend). Sollte ich wohl irren?

Mutter. Was seht Ihr uns so an, mein Frömlein?

Pathos. Sollten die fabelhaften Zeiten wiederkehren?

Vater. Wie meint Ihr Das?

Pathos. Sollte wohl hinter Euch was Anderes verborgen sein?

Mutter. Ich begreife Euch nicht. Ihr macht mir bange.

Pathos. Habt Ihr Nichts von Philemon und Baucis gehört?

Vater. Kein Sterbenswort.

Mutter. Wer war denn Das?

Pathos. Ihr seid es selbst, ohne es zu wissen. Ich sehe Philemon und Baucis vor mir.

Vater (für sich). Nein, Das wird zu arg! Erst verwandelt sie mir mein Haus in ein Paradies, eine Höhle, einen Tempel, und nun soll's gar an uns selbst kommen! Wenn wir sie doch nur schon wieder los wären!

Pathos. Ich sehe sie vor mir, die würdigen Gatten, verbunden in ihrer ersten Jugend, in treuer Geselligkeit ihr Leben hinbringen. Ein Chor von muntern Geschöpfen um sie her! Nach und nach lösen sie sich los, die Töchter werden ausgestattet, die Söhne versorgt, und ein frohes, thätiges Alter beglückt die Beiden.

Vater. Bis jetzt red't sie wahr.

Mutter. Das trifft vollkommen.

Pathos. Gastfreundlich und geschäftig haben sie immer Fremde bei sich aufgenommen. Je beschränkter ihre Wohnung war, desto lebhafter zeigte sich ihre Bemühung. Durch Neigung und Aufmerksamkeit ersetzten sie, was zu ersetzen war.

Mutter. Hörst Du? Das klingt anders, als Du erwartetest!

Vater. Auf eine solche Lobrede hatte ich mich freilich nicht vorgesehen.

Pathos. In dem Gefühl ihrer Bescheidenheit hielten sie ihren Zustand nicht gering, das alte Haus nicht zu enge, nicht zu schlecht.

Vater (bei Seite). Das paßt nun nicht; denn das alte Haus habe ich schon lange sehr schlecht gefunden.

Pathos. Und eben diese Bescheidenheit verhinderte sie, zu erkennen, daß sie Götter aufgenommen hatten.

Vater (bei Seite). Nun fängt mir's an, unheimlich zu werden; denn entweder Das sind die Götter selbst, oder es ist nicht richtig im Oberstübchen.

Pathos (zu den Uebrigen, die indessen aufgestanden sind). O, meine Schwestern, diese guten, würdigen Leute verdienen, daß ihnen ein neues Haus erbauet, daß sie verjüngt, daß sie zu Priestern eingeweiht werden des Tempels der schönsten Gastfreundschaft!

Phone. Wir gut Deß zufrieden, meine Schwester. Du vermagst viel über die Gemüther; aber was wirst Du über diese Balken und Steine vermögen?

Vater. Was Das betrifft, deßhalb sein Sie unbesorgt. Eben bin ich im Begriff, zu bauen. Steine, Holz und alles Nöthige ist angeschafft. Nur mit meiner Frau bin ich noch nicht ganz einig.

Mutter. Nun, nun! Die Frauenzimmer haben auch vom Verjüngen gesprochen, wenn sich Das so thun ließe! Zum neuen Gasthof eine neue Wirthinn, ein neuer Wirth! Das ließe sich hören.

Vater. Laß Das gut sein! Daran, fürcht' ich, möcht' es hapern.

Pathos. Sprecht nicht mehr vom Gasthof, es ist von ganz andern Dingen die Rede.

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Reisender.

Reisender (draußen). He! Wirthshaus! Wirthshaus! Warum ist das Thor zu? Warum ist die Thür verschlossen? Laßt mich ein! Ich muß hinein.

Pathos. Wer ist der Unverschämte, der unsere heiligen Cirkel zu stören droht?

Vater (gegen das Fenster). Es ist ein Fußreisender.

Phone (gegen das Fenster). Ein hübscher, junger Mensch.

Nymphe (gegen das Fenster). Ach, gewiß einer von den Liebenswürdigen, die sich's so sauer werden lassen, überall die holden Natur-Scenen aufzusuchen! Der Himmel hat sich auf einmal überzogen; ich fürchte ein Gewitter. Laßt mir den Guten nicht weiter gehen, laßt ihn herein!

Pathos. Habt Ihr ein ander' Zimmer, gute Leute, daß ich allein sein kann?

Vater. Was Ihr seht, ist das ganze Haus.

Pathos. So muß er draußen bleiben; ich kann ihm nicht helfen.

(Das Zimmer geht auf, Reiſender ſpringt herein, im Coſtüm der beſſern Deutſchen Zuſtrömenden.)

Reiſender. Was ſehe ich? Einen leeren verlaſſenen Raum glaubte ich zu betreten, und finde die vortrefflichſte Geſellſchaft! Sei'n Sie mir gegrüßt, meine Damen; gegrüßt, Herr und Frau Wirthinn! Manchen Wald habe ich durchwandelt, manch' Gebirg durchſtiegen, manche Ausſicht bewundert, manche Ruine durchkrochen, in mancher Mühle durchnachtet: aber ſolch ein glückliches Abenteuer iſt mir nirgends aufgeſtoßen.

Phone (wirft ſich zu den Andern). Er gefällt mir gar nicht übel.

Nymphe. Er hat was ſehr Intereſſantes.

Pathos. Gute Sitten und Lebensart läßt er hoffen.

Reiſender. Wo ſoll ich anfangen, wo ſoll ich aufhören? Soll ich geiſtreicher Anmuth, ſoll ich edler Natürlichkeit, ſoll ich der Majeſtät, dem Biederſinn der Treuherzigkeit opfern?

Phone. Das ſcheint ein Phyſiognomiſt zu ſein; er macht uns Complimente, die wir gern annehmen. Wenn er mir nur nicht, um ſicherer zu gehen, nach der neuen Methode, den Kopf beſuchen will!

Vater. Womit kann man dienen?

Mutter. Was ſteht zu Befehl?

Nymphe. Vielleicht verſchmähen Sie unſer Frühſtück nicht? Kann ich aufwarten? (Sie reicht ihm einen Becher.)

Reiſender. Aus ſo ſchönen Händen einen Labetrunk, wer könnte den verſchmähen! Aber beſchämen Sie mich nicht; an mir iſt zu fragen, womit ich aufwarten, womit ich dienen kann.

Phone. Was haben Sie uns denn anzubieten?

Reiſender. Ohne Prahlerei, die kunſtreichſte Unterhaltung!

Phone. Uns, eine kunſtreiche Unterhaltung? Schweſter, wir wollen doch ſehen, wie er Das anfängt!

Nymphe. Nun iſt meine ganze Freude hin! Ich hielt ihn für einen zarten, feinfühlenden Sohn der Natur, und wollte mich eben mit ihm über Berg und Hügel, über Ausſichten, Thäler und verfallene Schlöſſer unterhalten; und am Ende iſt der gute Menſch ein Taſchenſpieler!

Pathos. Und wenn es wäre, ſo hätte es Nichts zu ſagen. Ich kann Dergleichen wohl mit anſehen, wenn ich nur weiter Nichts damit zu ſchaffen haben ſoll.

Phone (zum Reiſenden). Nun, und ſo wären Sie alſo denn doch, was man einen Taſchenſpieler heißt?

Reiſender. Keineswegs, meine Damen! Für eine jede Kunſt, für ein jedes Handwerk hat die Welt einen Spitznamen, ja für das Edelſte und Beſte einen Scheinamen gefunden. Doch wenn ich mich ſelbſt ankündigen ſoll, ſo bin ich ein Phyſikus, der wunderliche Dinge hervorzubringen und darzuſtellen weiß. Ein Phyſikus iſt verwandt mit dem höchſten Ernſt, da mag er ein Philoſoph heißen, — und mit dem gemeinſten Spaß, da kann er für einen Taſchenſpieler gelten.

Nymphe. Mit allem ſolchem Zeuge mag ich eben gar Nichts zu thun haben.

Phone. Und warum nicht? Ich werde immer heiter, wenn man mich auf eine unſchuldige Weiſe zum Beſten hat.

Pathos. So laßt ihn denn doch nur gewähren und ſeht ſeinen Scherzen mit Vergnügen zu. Immer iſt es beſſer, daß er Euere Augen, Euere Sinne betrügt, als wenn er Euer Herz oder Euern Geſchmack verführen wollte.

Reiſender. Sie ſcheinen, meine Damen, dieſe geringen Verdienſte, die ich Ihnen anzubieten habe, — wenn ich aufrichtig ſein ſoll, — auch Etwas gar zu gering zu ſchätzen. Es möchten wohl Späße ſein, die ich im Sinne habe; aber ſo ganz nur ſpaßhaft ſind ſie nicht; denn ich ſpaße, zum Beiſpiel, nicht allein. Wollen Sie nicht Theil daran nehmen, und zwar perſönlichen Theil, ſo läßt ſich gar Nichts ausrichten. Fangen wir, zum Beiſpiel, gleich davon an: daß Sie ſich hier nicht zum Beſten befinden.

Nymphe. Und warum nicht?

Phone. So ganz übel, kann' ich doch auch nicht ſagen.

Pathos. Wir wollen geſtehen, daß es wohl beſſer ſein könnte.

Reiſender. Viel zu umſtändlich wäre es, hier am Orte eine Veränderung abzuwarten.

Vater. Nun freilich! — und ich müßte noch dazu Sie erſuchen, das Haus zu räumen, ehe ich das neue aufſtellen könnte.

Reiſender. Deßhalb hielte ich es für das Sicherſte, wir veränderten ſelbſt den Ort, — welches mit keinen gar zu großen Schwierigkeiten verbunden ſein möchte.

Phone. Freilich, wenn wir uns in den Wagen ſetzten und, in ſchlechtem oder gutem Wetter, noch ſo viele Meilen weiter fuhren wollten!

Nymphe. Ja wohl! — und mir gefällt es hier für dieß Mal; laß uns eben bleiben.

Pathos. So hört doch wenigſtens, was er zu ſagen hat! Die Art, wie er es vorbringt, läßt mich hoffen, daß er dabei was Eig'nes denken mag.

Reiſender. Gewiß und unbezweifelt, meine Damen! Denn wie würde ich mich nur irgend mit Recht einen Phyſicus nennen können, wenn ich nicht die wunderbaren Mittel, durch die

man das Unmögliche möglich macht, so brauchen wir ein anderes Hexenſpruch in Händen hätte? Beliebt nun, zum Beiſpiel, Ihnen ſämmtlich, wie wir hier beiſammen ſind, den Ort zu verändern, in die Luft zu ſteigen, an einem andern Orte, an einem ehrwürdigern Platze ſich wieder zuzulaſſen?

Pathos. Das ſollte mir ganz angenehm ſein.

Phone. Ich gehe gleich auch mit.

Nymphe. Ich entſchließe mich, obgleich ungern. Hier von dieſem Bezirk der Unſchuld reiße ich mich nur mit Schmerzen los.

Reiſender. Nun, Alter, wie ſteht's mit Euch aus? Seid Ihr auch dabei?

Vater. Es iſt ein wunderlicher Vorſchlag! Faſt habe ich Luſt! Doch ſagt mir nur erſt, wie es werden ſoll.

Reiſender. Und Sie, gute Frau?

Mutter. Nein, ich will Nichts damit zu ſchaffen haben. Das iſt bare Hexerei! — und bin ich doch ſchon oft bloß darum, weil ich eine tüchtige, gute Hausmutter bin, in den Verdacht gekommen, als flöge der Drache bei uns ein und aus. Fort, junger Herr; bleibt mir vom Leibe!

Reiſender. Niemand iſt gezwungen. Die meiſten Stimmen, hoffe ich, ſind für die Fahrt, wenn wir ein künſtliches Fuhrwerk herbeiſchaffen. Wer mitgehen will, hebe die Hand auf! —

(Alle heben die Hand auf, außer der Mutter.)

Vorher aber muß ich Sie auch durchaus beruhigen. Von Luft-Ballonen haben Sie neuerer Zeit viel gehört; Herren und Frauen ſind damit aufgeſtiegen. Ferner, aus älteren Zeiten, iſt die wahrhafte Geſchichte von Fauſt's Zaubermantel Jedem bekannt. Aus dieſen beiden Verſuchen werden wir einen dritten bilden, der vortrefflich gelingen muß. — Hier oben ſehe ich einen Teppich hängen: was iſt Das für ein Teppich?

Vater. Sonſt hielten wir ihn ſehr in Ehren. Es iſt ein alter, geerbter Teppich; doch jetzt haben wir ihn da hinauf gebunden, weil der letzte Schnee uns eben auf die unverſchämteſte Weiſe im Bette beſuchen wollte.

Reiſender. Könnten wir den Teppich nicht geſchwind herunternehmen?

Vater. Geſchwind nicht wohl! Ich müßte die große Leiter holen. Wir haben ein Paar Stunden gebraucht, um ihn hinaufzuknüpfen.

Reiſender. Das thäte ſo viel nicht. Wenn Sie mitwirken wollen, meine Schönen, ſo getraue ich mir, ihn in kurzer Zeit herabzubringen. Nehmen Sie hier dieſe Blättchen und ſingen Sie die wenigen Noten. Sie haben ſonſt von Liedern gehört, mit denen man den Mond herunterzieht; hier gilt es nur einen Teppich; aber es gilt für alles Hohe, das wir zu uns herunterziehen, um uns deſto lebhafter von ihm hinauf heben zu laſſen.

(Die Damen ſingen. Reiſender entfernt ſich indeſſen, und benutzt die Zeit, die zu ſeiner Umkleidung nöthig iſt. Der Teppich ſteigt langſam nieder und breitet ſich auf dem Boden aus.)

Warum doch erſchallen
Himmelwärts die Lieder? —
Zögen gerne nieder
Sterne, die droben
Blinken und wallen;
Zögen ſich Luna's
Lieblich' Umarmen,
Zögen die warmen,
Wonnigen Tage
Heiliger Götter
Gern uns herab!

Reiſender (der in einem weiten Talar zurückkommt). Sie verzeihen, wenn ich in einer fremden Tracht erſcheine; doch man bewirkt das Wunderbare nicht auf alltägliche Weiſe. Sie ſehen, der Teppich hat ſich herabgelaſſen, und iſt eben ſo bereit, um mit uns Allen wieder aufzuſteigen. Das Leichte hebt er leicht und mit Grazie; aber auch ſelbſt das Schwerſte ſchleppt er wenigſtens in die Höhe. Wer hat Muth, ihn zu betreten?

Pathos (auf den Teppich tretend). Ich werde ihn in die Höhe heben, er nicht mich.

Phone. Ich merke ſchon, wohin Das geht; ich bin dabei.

(Sie tritt auf den Teppich.)

Nymphe. Ich fühle eine gewiſſe Furcht. Ganz wohl iſt mir's nicht zu Muthe; indeß, Ihr Schweſtern zieht mich und ich bleibe nicht zurück.

(Tritt gleichfalls auf den Teppich.)

Reiſender. Nun, Alter, wie ſteht's denn mit Euch aus! Getraut Ihr Euch nicht auch heran?

Vater. Ich möchte wohl! Ja, ich kann mich kaum enthalten! So etwas Neues und Sonderbares hätte ich gerne längſt verſucht.

Mutter. Biſt Du denn ganz von allem guten Rath verlaſſen? Wo willſt Du hin? Gelingt es, ſo biſt du auf ewig verloren; mißlingt es, ſo brichſt Du wenigſtens ein Bein.

Vater. Abhalten laß ich mich nicht. Wo findet ſich ſo eine Gelegenheit zum zweiten Male? Soll ich nicht ſo viel Muth haben wie dieſe ſchönen Kinder?

Phone. So recht, Vater! Kommt, haltet Euch an mir, wenn's Euch ſchwindelt!

Vater. Charmant! Das will ich mir nicht zum zweiten Male ſagen laſſen.

(Tritt auf den Teppich.)

Reisender (der sie ordnet und revidirt). Bald ist's gut! — noch aber fehlt das Gleichgewicht; denn, sehen Sie, ich werde mich als Ballast quer in die Mitte legen. Die gute Frau muß nothwendig noch heran. Ich bitte gar sehr: komm' Sie doch zu uns!

Mutter. Nein, da behüte mich Gott vor! Ich will mein Gewissen nicht beflecken. Ich bleibe hier stehen und halten, und ich will mich gewiß nicht verführen lassen. Lieber Mann, gehe mir von dem verwünschten Teppiche herunter! Ich bitte Dich inständig, auf's Inständigste!

Vater. Ich habe einmal Poste gefaßt, und ich denke mir, daß daraus was werden soll. — Sage dem Gevatter Maurer, sage dem Vetter Zimmermann: sie sollen nur Alles besorgen und thun, wie wir es abgeredet haben. Ich fahre indessen hin; ich komme, will's Gott, wieder! Ein neues Haus, ein neuer Mensch! So dächte ich, du kämst auch mit; da wäre doch Alles gemeinschaftlich!

(Die vordere Seite des Teppichs fängt an, sich in die Höhe zu heben und die Daraufstehenden zu bedecken.)

Mutter. O weh', o weh'! Ich habe es für Spaß gehalten, ich habe es für unmöglich gehalten, und nun macht der Hexenmeister Ernst! Der Teppich geht in die Höhe; sie fliegen auf und davon! Ich fürchte, auch die Frauen sind durchaus Hexen und Zaubervolk.

Reisender (der hinter dem Teppich hervorkommt). Liebe Frau, ich bitte Sie, mitzukommen. Es ist keine Gefahr dabei; es geht so sanft, wie ein Schiffchen auf dem Teich, und sie ist in der besten Gesellschaft.

Mutter. Nein, nein; ich will von Euch Allen Nichts wissen! Das mag mir eine saubere Gesellschaft sein, die sich — mir Nichts, Dir Nichts — entschließt, zum Teufel zu fahren! Ja, ja, Herr! — mache Er nur große Augen, schneide Er nur Gesichter, mich erschreckt Er nicht. Denkt Er denn, daß ich den Schwarzen nicht auch im bunten Kittel erkennen werde? Ein Schwarzkünstler ist Er, oder der Gottseibeiuns selbst!

Reisender. Will Sie, oder will Sie nicht?

Mutter. Laß Er doch erst einmal Seine Hände sehen! Warum hat Er denn so lange Aermel, wenn Er nicht die Klauen verbergen will? Warum ist denn der Talar so lang, als daß man den Pferdefuß nicht sehen soll? Nun, so schlag' Er ihn doch zurück, wenn Er ein gut' Gewissen hat!

Reisender. Sie hat mich ja vorhin ganz schmuck geachten.

Mutter. Was, was? Handschuhe hatte Er an und Eierbaumen-Strümpfe! Darunter läßt sich gar viel verbergen.

Reisender. Nun, so bleibe Sie und erwarte Sie, wie es Ihr geht. Wie wir hinaufgeflogen sind, stürzt das Haus zusammen. Rette Sie wenigstens, daß Sie herauskommt.

Mutter. Nein, nein! Hier bin ich geboren, hier will ich leben und sterben. Laß doch sehen, ob die bösen Geister das Haus einwerfen können, das die guten so lange erhalten haben!

Reisender. Nun, Adieu denn! Wenn Sie durchaus so halsstarrig ist, so folge Sie wenigstens meinem letzten Rath: halte Sie die Augen fest zu, bis Alles vorbei ist; und so Gott befohlen!

(Geht hinter den Teppich.)

Mutter. Gott befohlen! Nun, Das klingt doch nicht so ganz teuflisch! In dieß Eckchen will ich mich stecken, die Augen will ich zuthun, mein Gebetlein verrichten und abwarten, was über mich ergehen soll.

Vater (hinter dem Teppich). Lebe wohl, Frau! Nun geht es fort.

Mutter (an der rechten Seite kniend und mit beiden Händen die Augen zuhaltend, ganz außer sich). Ja, nun geht's fort, und ich höre schon sausen, rauschen, quicken, schreien, ächzen! Der böse Geist hat sie in seinen Klauen. O weh', o weh', mein armer Mann! Ich unglückselig'es Weib! Ich höre knittern und krachen, das Gebälke bricht, der Schornstein fällt, die Mauern bersten! — Ach, ach! Wär' ich doch hinaus! Nun ist's vorbei, und Das ist mein Letztes! —

Eilfter Auftritt.

Der Schauplatz verwandelt sich in einen prächtigen Saal. Zu gleicher Zeit hebt sich der Teppich empor und bleibt in einer gewissen Höhe, als Baldachin, schweben. Darunter stehen: Pathos in tragischer, Phone in operndaft-phantastischer Kleidung, Nymphe weiß, mit Rosen-Guirlanden, Vater Märton in französischem, nicht zu altfränkischem Staatskleid, mit Allonge-Perrucke, Stock, den Hut unter'm Arm. Die zweite Knabe, mit zwei großen Masken, einer teufelischen und erwischen, in Händen; der erste Knabe, halb schwarz und halb violenfarb gekleidet, mit zwei Zacken; Reisender als Mercur.

Mutter. Nun ist's vorbei! Alles ist so still geworden. Nun darf ich wohl wieder aufblinzen.

(Sie sieht erst durch die Finger, dann starrt sie die Umgebung sonder alle Hand an.)

Wo bin ich hingekommen? Bin ich auch entführet? Hat sich um mich Alles verändert? — O, wie seh' ich aus! In diesen meinen Alltagskleidern, in der Kirche, unter so vornehmen Leuten! Wo verkriech ich mich hin?

(Sie tritt in die Coulisse, die ihr zunächst steht.)

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen (außer Martho'n).

Pathos. Dank den Göttern, wir ſind in unſere Heimath gebracht! Der Wunderbau iſt vollendet; wie gut läßt ſich's hier weilen und wohnen! Kommt, Schweſtern, durchſuchet mit mir die Hallen unſers neuen Tempels!

(Sie geht mit gemeſſenen Schritten nach dem Hintergrunde.)

Dreizehnter Auftritt.

Die Vorigen (außer Pathos).

Phone (zu Nymphe'n). Mir gefällt es hier außerordentlich.

Nymphe. Ich wollte, wir wären, wo wir hergekommen ſind. Dort war mir's doch behaglicher.

Phone. Sieh' nur, welche artige Kinder zu unſern Seiten ſtehen! Das meine iſt beſonders liebenswürdig. Du wendeſt Dich weg, artiger Knabe, Du ſcheuſt mich? O, ſo bleibe doch! Komm' in meine Arme!

Erſter Knabe (macht eine Bewegung nach der linken Seite).

Phone (faßt ihn).

Erſter Knabe (wendet ſich gegen die Rechte und zeigt ſeine ſchwarze Hälfte).

Phone. Was ſeh' ich? Welch' ein wandelbares Chamäleon biſt Du? Erſt zieheſt Du mich mit allen Reizen an, nun erſcheinſt Du mir fürchterlich. An dieſer Verwandlung erkenne ich Dich wohl!

Erſter Knabe (wendet ſich wieder nach der linken Seite und zeigt ſeine helle Hälfte).

Phone. Nun ſehe ich Dich wieder heiter und ſchön. So abwechſelnd gefällſt Du mir eben. Ich muß Dich haſchen, Dich feſthalten; und vermag ich es nicht, ſo will ich Dich ewig verfolgen.

(Beide ab, an der linken Seite des Grundes.)

Vierzehnter Auftritt.

Die Vorigen (außer Phone'n und dem erſten Knaben).

Nymphe (zu dem Knaben). Laß mich in dieſen glänzenden Prachtſälen, in denen ich nur ein unendlich' Leeres empfinde, Dich, liebes Kind, an mein Herz drücken, und in Deiner Kindernatur mich wieder herſtellen!

Zweiter Knabe (hebt die comiſche Maske empor und hält ſie vor's Geſicht).

Nymphe. O pfui! Welch ein Abſcheu, welch ein Schreckbild, welch Entſetzen! Entferne Dich!

(Sie macht einige Schritte gegen die linke Seite, der Knabe tritt ihr nach.)

Laß mich, bleib' zurück! Welch ein böſer Genius verfolgt mich? Ahnete mein Herz doch hier nichts Gutes. Wie entkomme ich? Wo flieh' ich hin?

(Sie entflieht, vom Knaben verfolgt, nach der rechten Seite des Grundes.)

Fünfzehnter Auftritt.

Die Vorigen (außer Nymphe'n und dem zweiten Knaben).

Vater (welcher die ganze Zeit mit Verwunderung dageſtanden, an der linken Seite ein wenig hervortretend). Wunderbar genug geht's hier zu. Ich erhole mich noch nicht von meinem Erſtaunen. Möchte ich doch wohl wiſſen, wie Das zugegangen iſt, wo wir ſind, welcher König dieſen Palaſt bewohnt! — Beſonders artig aber ſind' ich es von den Geiſtern, daß ſie auch gleich für unſere Garderobe geſorgt haben. Potz Tauſendchen! Ich dächte, ſo könnten wir uns bei Hofe wohl ſehen laſſen.

(Er geht mit Behaglichkeit nach dem Grunde.)

Sechszehnter Auftritt.

Merkur

(allein, gegen die Zuſchauer vortretend).

Wenn Ihr, verehrte Viele, die ſich dieſen Tag,
In unſers Feſtes Weihe, mächtig angedrängt,
Des erſten Spiels leichtfertige Verworrenheit
Mit günſt'gen Augen angeſehn, mit günſt'gem Ohr
Die räthſelhaften Reden willig aufgefaßt:
So ſind auch wir der Pflichten dankbar eingedenk.
Und ohne Säumen tret' ich, abgeſendet, her,
Den Schleier eilig wegzuheben, der vielleicht
Noch über unſern raſchbewegten Scherzen ſchwebt.
Wenn das Gefühl ſich herzlich oft in Dämmerung freut,
So g'nüget heit're Sonnenklarheit nur dem Geiſt.
Und Euerm Geiſte zuzuſprechen, haben wir
Beſond'rer Formen bunte Mannigfaltigkeit,
Vermegen und vertraulich, Euch vorbeigeführt.
Zuvörderſt alſo wird Euch nicht entgangen ſein,
Daß jener Bauernſtube niedrige Gelegenheit
Das alte Schauſpielhaus bedeutet, daß Euch jenſt,

Mit ungefälliger Umgebung, oft bedrängt,
So gut als uns, und das wir ſämmtlich ſtets verwünſcht.
Geſperrt iſt jene Raumenhülle, neu belebt
Erſcheinen wir in dieſes weiten Tempels Raum.
Bedeutend iſt's zu gleicher Zeit und wirklich auch;
Denn Ihr habt Alle beſſern Platz, ſo gut als wir.
Drum Lob den Architecten, deren Sinn und Kraft,
Auch den Gewerken, deren Hand es ausgeführet!

Und wenn wir aus dem alten in den neuen Raum
Zu Fuße nicht gegangen, ſondern unverhofft
Ein höh'res Wirken ſcheinbar uns hinweggeführet:
So zeigen dieſe Scherze, daß wir, mehr und mehr,
In höhern Regionen unſrer edeln Kunſt
Uns aufzuſchwingen, Alle vorbereitet ſind.

Weil aber uns im Sinne ſchwebt der alte Spruch:
Daß von den Göttern Alles zu beginnen iſt,
So denket jener Oberhäupter, deren Gunſt
Des neuen Zuſtands heit're Freundlichkeit gewähret;
Der beiden Fürſten, die, von einem alten Stamm
Entſproſſen, und gerüſtet mit des Wirkens Kraft,
In Ihrer hohen Thaten unbedingten Kreis
Auch uns, mit Vaterarmen, gütig aufgefaßt.
So danket Jenem, dieſes Landes höchſtem Herrn,
Der in dem holden Thale, das den grünen Schmuck
Belebter Zierde ſeiner Vaterhand verdankt,
Auch uns den Platz bezeichnen wollen; uns, zugleich
Mit all' den Seinen, friedliche Geſetzlichkeit
Und reiner Fülle höhern Dauerſtand gewähret.
Sodann, dem Nah'verwandten danket, der uns her-
Geſendet, einen Muſtertheil des lauten Ehor's,
Der ihn umgibt, verbreitend Kunſt und Wiſſenſchaft.

So haben beide väterliche Fürſten denn
Der neuen Anſtalt ſolche hohe Gunſt erzeigt,
Auf daß, an unſern Stellen, Beide, wir und Ihr,
Gedenken mögen, im Vergnügen unſrer Pflicht,
Uns wechſelsweiſ' zu bilden. Denn der Künſte Ehor
Tritt nie behaglich auf, woferne er nicht bequem
Gebahnte Wege findet. Durch ein wild' Geſträuch,
Durch rohen Dorngeflechtes Unzugänglichkeit
Kann er die leichten Tänze nicht gefällig ziehn.
Was ſie zu leiſten immer auch ſich vorgeſetzt,
Gelingt nur dann und wächſt nur dann erſt weiter fort,
Wenn ſchon gebildet ihnen, heiter, Herz und Sinn
Mit lebenskräft'ger Fülle reich entgegenſtrebt.

So denken Jene, die uns dieſen Platz vertraut;
Und alſo denkt der große König ebenfalls,
Der nachbarlich an dieſe reichen Auen grenzt.
Auch er erwartet, auf geſunden, derben Stamm
Gepfropfter, guter, edler Früchte ſich zu freu'n,
Und heftet reiner Sitten innerlich' Geſetz
Im Buſen ſeines Volks lebendig aufgeſtellt,
Und, auf dem Weg durch die Gefilde ſchöner Kunſt,
Nach lebenstüchtigen Zwecken unverwandten Blick.

So füllet weihend nun das Haus, Ihr Erdengötter,
Mit würdig ernſter Gegenwart, mit edelm Sinn.
Daß, ſchauend oder wirkend, Alle wir zugleich
Der höhern Bildung unverrückt entgegengehn.

Und bietet aller Bildung nicht die Schauſpielkunſt,
Mit hundert Armen, ein phantaſt'ſcher Rieſengeiſt,
Unendlich mannigfalt'ge, reiche Mittel dar?
Davon an unſern kleinen Kreis heranzuziehn,
So viel als möglich, iſt ein unverrückt' Geſetz
In unſerm Haushalt, und wir haben heute gleich
Das, „was wir bringen", Euch in Bildern dargeſtellt.
Von Denen geb' ich ſchuld'ge Rechenſchaft zum Schluß,
Damit Ihr deutlich ſchauet unſern ganzen Sinn.

Siebenzehnter Auftritt.

Mercur. Mutter Marthe.

Mutter (eilig von der rechten Seite der eintretend). Iſt denn Niemand, gar Niemand hier? Ich laufe mich in den weitläufigen Kreuzgängen faſt außer Athem. Es wird mir bange in dieſer Einſamkeit.

Mercur.

So ſchneidet mir die gute Frau den Vortrag ab.

Mutter (ihn erblickend). Gott ſei Dank, wieder eine lebendige Seele! Wer Ihr auch ſeid, habt Barmherzigkeit mit mir; ſagt mir,

wo ich bin, wo mein Mann iſt; und weil Ihr gewiß mit dieſen Herrenmeiſtern zuſammenhängt, ſo ſchafft mir doch meine Sonntagskleider. Zu Hauſe im Kaſten liegen ſie ganz ordentlich aufeinander. Für einen von Euern Geiſtern iſt es ein kleines Paket, und mir iſt Alles daran gelegen, mich als eine wohlanſtändige Perſon zu recommandiren.

Mercur

(gegen das Publicum gewendet).

Fort, daß ich ihre Gegenwart ſogleich benutze,
So ſprech' ich's aus: Hier dieſe gute Frau,
So wenig es ihr Anſehn geben mag,
Iſt ſelbſt ein allegoriſch' Weſen.

Mutter. Was? Was? Ich ein Weſen; ich allegoriſch? Das ſagt mir ein Anderer nach! Ich bin nicht allegoriſch, bin nicht a la modiſch. Doch wenn ich ſaubere Kleider haben will, um mich anſtändig in vornehmer Geſellſchaft ſehen zu laſſen, ſo iſt es eine Schuldigkeit. Man geht nicht mit Alltagskleidern in die Kirche.

Mercur

(immer gegen das Publicum gekehrt).

Man könnte ſie auch wohl ſymboliſch nennen.

Mutter. Das iſt zu arg, mein Herr; ich bin nicht ſimpel! Ein gutes, einfaches Weib bin ich; Das will ich bleiben und dafür gelten.

(Sie weint.)

Mercur (wie oben).

Sie weine nur, bis ich mich deutlicher erklärt.
Sie zeigt, ſymboliſch, jenes aufgeweckte Spiel,
Das Euch, grotesk, die Menſchen darzuſtellen wagt:
Beſchränkten Eigenwillen, heftige Begier
Und Abſcheu, Zornes Raſerei und ſanften Schlaf,
Leichtfertige Verwegenheit, gemeinen Stolz.
In ſolchem Spiele tritt ſie auf als Meiſterinn;
Und außerdem, in manchem Sinn, erfreut ſie Euch.
Doch heute hat ſie ſich das eine Bauernweib
So feſt in Kopf geſetzt.

(Auf ſie zutretend.)

Madam!

Mutter. Ei was, Madam! Frau Marthe bin ich.

Mercur.

Wer dieſe Säle nur betritt, der iſt Madam,
Drum fügen Sie ſich nur.

Marthe (zum Theil im Hintergrund). Ihr' ich mich nicht, ſo ſeid Ihr gar der Schelm, der mir den Mann entführt! Wo iſt mein Mann?

Achtzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Vater Märten (im Staatskleide).

Mercur.

Dieß zu erfahren, fragen Sie die Excellenz,
Die dort ſich, gravitätiſch langſam, herbewegt.
Der Herr muß Alles wiſſen; denn er iſt ſchon längſt
Der Königinn Jac Totum, die uns All' vereint.

Mutter (geht, mit zunehmenden Reverenzen, auf den Hereintretenden zu).

Mercur.

Ich rede wahr; denn mannigfaltig ſind des Mannes
Bemühungen, Ihr wißt es wohl, in manchem Fach;
Doch heute ſtellt er Euch das bied're Schauſpiel dar,
Das Euch des bürgerlichen Lebens innern Gang
Mit wahrer Form und Farbe vor die Augen bringt.
Ihr wißt, wem Dieß die Deutſche Bühne gern verdankt.
Nicht ungerüſtet kommen wir zu dieſem Fach.
(Wie die beiden Andern vortreten, zieht er ſich ein wenig zurück.)

Vater (der gravitätiſch, ohne auf die Frau zu merken, gegen das Proſcenium hervorgekommen). Was will Sie, gute Frau?

Mutter. Ach, gnädiger Herr, wo iſt mein Mann? Sie haben mir meinen Mann entführt. Ich bitte, um aller Welt willen, ſchaffen Sie mir ihn wieder!

Vater. Haben ihn die Werber weggenommen? So eine junge, hübſche Frau mag wohl einen hübſchen, rüſtigen Mann haben. Ich bedaure Ihren Verluſt! Es geht jetzt etwas heftig mit der Recrutirung.

Mutter. Ach, mein Gott, was ſprechen Ew're Excellenz! Was ſprechen Sie von rüſtig, von Recruten! Einen armen, alten, ſchwachen Ehekrüppel muß ich ſchon mehrere Jahre nur ſo hegen und pflegen.

Vater (bei ſich). Ei, Du vermaledeites Weib!

Mutter. Was meinen Ew're Excellenz?

Vater (mit verhaltenem Zorn). Ich meine, daß eine Frau beſſer von ihrem Mann ſprechen ſollte.

Mutter. Verzeihen Ew're Excellenz; ich habe viel zu viel Reſpect, um Ihnen eine Unwahrheit zu ſagen. Die Haushaltung liegt ganz allein auf mir; mit dem Feldbau geht es nur ſo ſo. Nun hat er ſich, aus lauter Muſſiggang, bei'm Pfeifchen Tabak, einen neuen Vorbau

Valerio.

Ich kenne dich in deiner Schildrung nicht.

Elmire.

Und eben da lernt' ich mich ſelbſt erſt kennen.
Was war es anders, als er einſt zwey Pfirſchen
Von einem ſelbſtgepflopften Baumchen friſch
Gebrochen brachte, da wir eben ſpielten.
Die ſtille Freude ſeiner Augen, um
Dieß erſte Paar der lang' erwarteten,
Gepflegten Frucht, gleich einer Gottheit mir
Zu überreichen, ſah ich nicht; ich ſah
Sie damals nicht, — doch hab' ich ſie geſehn;
Wie könnt' ich ſonſt des Ausdrucks mich erinnern?
Ich dankt' ihm leicht und nahm ſie an, und gleich
Both ich ſie der Geſellſchaft freundlich hin,
Er trat zurück, erblaßte; ſeinem Herzen
War es ein Todesſtoß. Es ſind die Pfirſchen,
Die Früchte ſind es nicht. Ach, daß mein Herz
So ſtolz und kalt und übermüthig war!

ausgedacht. Ueberhaupt weiß ich gar nicht, was ich denken soll. Ehemals tanzte er, — nun, man sollte es nicht sagen, aber wahr ist's, — auf allen Vieren nur so durch die Welt hin, und sah weder rechts noch links, und gehorchte mir blindlings; nun aber hat er sich auf einmal auf die Hinterbeine gesetzt.

Vater. Ordentlich, wie ein Mensch? Da thut er wohl daran.

Mutter. Keineswegs; denn gleich hauen die Männer über die Schnur, wenn man ihnen ein Bißchen Luft läßt. Er hat sich mit Hexenmeistern eingelassen; die haben ihn auf- und davongeführt und mich selbst bethört, daß ich nicht weiß, wo ich zu Hause bin. Der thörichte Gankerl ist an Allem Schuld.

Vater. Sie sollte vom Alter nicht verächtlich reden; weiß sie Das! Ich bin auch alt, und bin kein Krüppel, kein Tagedieb!

Mutter. Ach, ich bitte tausend Mal um Verzeihung! Mit Ew'rer Excellenz ist es ganz was anders. Ew're Excellenz stehen so derb auf den Füßen, anstatt daß mein Alter immer mit geknickten Knieen herumwinkelt. Wie schön gerad halten Sie sich nicht, indeß mein Alter krumm und gebückt einhergeht! In Ew'rer Excellenz glattem Gesicht ist keine Runzel zu bemerken; — und nun gar der Anstand, die majestätische Perücke! Wie glücklich ist Ihre Frau Gemahlinn, einen solchen Herrn zu besitzen!

Vater. Wer weiß, was sie hinter seinem Rücken spricht!

Mutter. Was könnte sie Ander's als Gutes?

Vater. Das denkt jeder gute Ehemann und läßt sich bei der Nase herumführen; aber Das wird uns gar zu schlecht gelohnt. Marthe, Marthe! Das hätte ich nicht von Dir gedacht.

Mutter. Was hör' ich! Was seh' ich! Die Excellenz und mein Mann — ist es Einer, sind es Zwei?

Mercur

(der zwischen sie hineintritt, ein Gewand auf dem Arm.)

Er ist es freilich! Wundern müssen Sie sich nicht
In diesem Wunderlande. Fassen Sie sich, gute Frau!
Vor allen Dingen aber ziehen Sie nur das Gewand
Gefällig an; auch Dieses wird ein Wunder thun;
Es stricket Ihnen das Gedächtniß lebhaft an,
Vergang'ner Lagen werden Sie gedenken gleich.

Mutter. Nun, lassen Sie sehen!

(Sie nimmt das Gewand über.)

Mercur.

Und haben Sie von Seelenwanderung nicht gehört?

Mutter. Ach, ich weiß nicht, ob meine Seele oder mein Körper auf der Wanderschaft ist!

Mercur.

Wir eben Alle sind dergleichen wandernde,
Beweglich munt're Seelen, die gelegentlich
Aus einem Körper in den andern übergehn.
Zum Beispiel, haben Sie Frau Wunschel nicht gekannt?

Mutter. Ja, Frau von Wunschel wollen Sie sagen. Ich erinnere mich derselben noch gar wohl. Eine liebe, liebe Frau!

(Hier wird eine schickliche Stelle aus der Rolle der Madame Wunschel eingeschaltet.)

Mercur.

Die Frau von Brumbach ist wohl Ihnen auch nicht fremd?

Mutter. Ach ja; es ist eine Dame in ihren besten Jahren! Sie hatte so ein Gnädchen von Nichte.

(Hier wird eine schickliche Stelle aus der Rolle der Frau von Brumbach eingeschaltet.)

Mercur.

Das Alles waren Sie und sind es immer noch,
Sobald Sie wollen, meine liebe, gnäd'ge Frau!

Mutter. Nun spricht der Herr ganz vernünftig. Das laß ich mir gefallen.

Mercur.

Nun, edler Herr, die Hand an diese Dame hier!
Verzeihung! Was man Bösen Uebels zugesagt,
Das darf die Excellenz nicht ahnden!

(Mann und Frau geben einander die Hände.)

So ist's recht!
Und nun, als Baucis und Philemon unsers Tempelbau's,
Genießet lange, lange noch des guten Glücks,
Die Herr'n und Frauen zu ergetzen. Tretet bald,
Als Oberförster, Oberförsterinn, im Glanz
Der Kunstnatur willkommen und bewundert auf.
Nun aber, dächt' ich, Zeit ist's, wir empfehlen uns!

Mutter. Ei, freilich! Das versteht sich von selbst. Wir werden nicht weggehen, wie die Katze vom Taubenschlag. Und somit wollen wir uns bestens empfohlen haben. Es soll uns jederzeit angenehm sein, wenn Sie einkehren und mit uns vorlieb nehmen wollen.

Vater. Ich commandire mich mit meiner geringen Hülfe, und wünsche allerseits wohl zu leben.

(Er gibt ihr den Arm und sie gehen zusammen ab.)

Neunzehnter Auftritt.

Nymphe. Zweiter Knabe (der ihr verfolgt). Mercur.

Nymphe (flieht vor dem Knaben, der ihr mit der Maske ähnelt; sie eilt auf Mercur's los und wirft sich ihm um den Hals). Rette mich, geliebter, schöner, göttlicher Jüngling, von dem ungeheuern Gespenst, das mich verfolgt! Du erschienst mir vor Kurzem in menschlicher Bildung, und gleich neigte sich mein Herz Dir zu. Ich erquickte Dich mit irdischem Trank; nun laß mir auch Deine himmlische Gewalt zu Gute kommen!

Mercur.

Du süße, kleine Leidenschaft, erhole Dich!

Nymphe. Ihr habt mich weggerissen aus der stillen, ländlichen Wohnung, wo ich die unschuldigsten Freuden genoß; Ihr habt mich in diese Säle geführt, wo für mich nichts Reizendes zu finden ist, wo mich Larven verfolgen, vor denen ich keine Rettung finde, als an Deinem Busen.

Mercur

(indem Nymphe an ihn gelehnt bleibt, zu den Zuschauern).

Indem sich, meine Herr'n, das schöne Kind
An meinen Busen drängt, verwirr' ich mich;
Vergesse fast, daß ich als Gott mich dargestellt,
Und daß ich überdieß, als Prologus,
Als Commentator dieses ersten Spiels
Vor Euch in Pflichten stehe; doch verzeiht!
Ich selber finde meine Lage sehr bedenklich.
Und wenn das schöne, liebevolle Kind
Nicht eilig sich erholt, daß ich mich schnell
Von ihm entfernen kann, so fürcht' ich sehr,
Die Flügelchen an Hut und Schuh und Stab
Verpfänd' ich gegen einen eing'gen Kuß.
Indessen will ich mich um Euertwillen
So gut als möglich fassen, Euch so viel
Nur sagen: daß mein gutes, holdes Kind
Das Liebliche, Natürliche bedeutet,
Das sich so redlich ausspricht, wie es ist.
Das ohne Rückhalt sein gedrängt Gefühl
Auf Bäume, Blüthen, Wälder, Bäche, Felsen,
Auf alte Mauern wie auf Menschen überträgt.

(Zu Nymphe'n)

Bist Du beruhigt, liebe kleine Seele?

Zweiter Knabe (zu Mercur'n).

Ihr sprecht von Allen gegen diese Herren;
Nur mich vergeßt Ihr; sagt auch, wer ich bin!

Mercur.

Wohl billig kommt die Reihe nun an Dich;
Doch producire Dich nur selbst! Du siehst es ja.
Ich habe hier genug zu thun. Frisch und beherzt
Hervor und sprich: der Jüngste bin ich dieses
Chor's,
Das maskenhafte Spiel, das ein gewandter
Freund
Aus Rom's verfall'nem Schutte, ja, was mehr,
Aus altem Schulstaub neubelebt herangeführt.
Laß Deine Maske sehen, diese da!

(Das Kind hebt die comische Maske auf.)

Dieß derbe, wunderliche Auffgebild
Zeigt, mit gewalt'ger Form, das Frazenhafte;

(Das Kind hebt die tragische Maske auf.)

Doch dieses läßt vom Höheren und Schönen
Den allgemeinen, ernsten Abglanz ahnen.
Persönlichkeit der wohlbekannten Künstler
Ist aufgehoben; schnell erscheinet eine Schaar
Von fremden Männern, wie dem Dichter nur
beliebt,
In mannigfaltigem Ergetzen, Euerm Blick.
Daran gewöhnt Euch, bitten wir, nur erst im
Scherz;
Denn bald wird selbst das hohe Heldenspiel,
Der alten Kunst und Würde völlig eingedenk,
Von uns diesthorn und Maske willig leiden.
Sie kennen Dich! Nun, Liebchen, sei es Dir
genug!
Ein Kind'reis bleibt uns übrig: dieses holde Kind,
Das Dich so schüchtern sieht, Dir zu verbinden.
D'rum heb' ich meinen Stab, den Seelenführer,
Berühre Dich und sie. Nun werdet Ihr,
Natürliches und Künstliches, nicht mehr
Einander widerstreben, sondern stets vereint
Der Bühne Freuden mannigfaltig steigern.

Nymphe.

Wie ist mir! Weichen Schleier nahmst Du mir
Von meinen Augen weg, indeß mein Herz
So warm als sonst, ja freier, glüht und schlägt!

(Mercur tritt zurück.)

Herbei, Du Kleiner! Keinen Gegner seh' ich,
Nur einen Freund erblick' ich neben mir.
Erheit're mir die sonst belad'ne Brust;
In meinen Ernst verflechte Deinen Scherz,
Und laß mich lächeln, wo die bitt're Thräne floß.
Im Sinne schwebt mir eines Dichters alter
Spruch,
Den man mich lehrte, ohne daß ich ihn begriff,
Und den ich nun verstehe, weil er mich begnügt:

Natur und Kunst, sie scheinen sich zu fliehen,
Und haben sich, eh' man es denkt, gefunden;
Der Widerwille ist auch mir verschwunden,
Und Beide scheinen gleich mich anzuziehen.

Es gilt wohl nur ein redliches Bemühen!
Und wenn wir erst, in abgemess'nen
Stunden,

Mit Geiſt und Fleiß an die Kunſt gebunden,
Mag frei Natur im Herzen wieder glühen.

So iſt's mit aller Bildung auch beſchaffen.
Vergebens werden ungebund'ne Geiſter
Nach der Vollendung reinen Höhe ſtreben.

Wer Großes will, muß ſich zuſammenraffen.
In der Beſchränkung zeigt ſich erſt der Meiſter,
Und das Geſetz nur kann uns Freiheit geben.

(Nymphe mit dem Knaben ab.)

Zwanzigſter Auftritt.

Mercur. Erſter Knabe.

Erſter Knabe (eilig heranlaufend).

Beſchütze mich! Dort hinten folgt mir Jene!
Sie will mich haſchen, und ich leid' es nicht.

Mercur.

Gelegen wirſt Du, allerliebſtes Wunderkind,
Mir in die Hände Deine Wechſelfarbigkeit!
Den Augenblick benutz' ich, Euch zu ſagen:
Daß wir, die Phantaſie Euch darzuſtellen,
Ein ſchalkig' Knäblein mit Bedacht gewählt.
Dies Zwerglein, wenn es ungebunden ſchwärmt,
Macht Glück und Unglück, wie dem Augenblick beliebt.
Bald wird's Euch düſter das Vergang'ne malen,
Mit trübem Firniß gegenwärt'ge Freuden,
Und mit der Sorge grauem Spinnenfaſer
Der Hoffnung reizendes Gebild umweben.
Bald wieder, wenn Ihr, in die tiefſte Noth
Verſunken, ſchon verzweifelt, Euch bedenkt
Der ſchönſten Morgenröthe Purpurſaum
Um das gebeugte Haupt, ergrünend, winden.
Doch iſt er auch zu bänd'gen; ja, er bändigt
Sogar ſich ſelbſt, ſobald ich ihm den Stab
Vertrauend überlief're, der die Seelen führt.
Sogleich iſt er gereizt, und ein roher Stoß
Zu neuer Schöpfung bildet ſich zuſammen,
Wie, von Apollo's Leier aufgefordert,
Bewegt zu Mauern das Geſtein ſich her,
Und wie zu Orpheus Zaubertönen eilt
Ein Wald heran und bildet ſich zum Tempel.
Das All führt er an, wir folgen ihm,
Und vor're Reihen ſchlingt er mannigfach.
Beſonders aber ſtrebt ihm jene Scheue dort,
Auf des Geſanges raſchem Fittig, nach.
Wär' er zu halten, Dieſe hielt ihn feſt;
Doch wollt' er bleiben, ſie entließ ihn gleich.

Einundzwanzigſter Auftritt.

Die Vorigen. Phone.

Phone.

Ich ſeh', Du haſt ihn! Alſo liefre mir ihn aus.

Mercur.

Zuerſt erlaube, daß ich Dich erkläre!

Phone.

Ein Mädchen zu erklären, wäre Kunſt!

Mercur (zu den Zuſchauern).

Der Opern Zauberfreunden ſtellt ſie vor.

Phone.

Was ſtell' ich vor?

Mercur.

Die Oper, den Geſang!

Phone.

Vorſtellen läßt ſich der Geſang nicht, aber leiſten.

Mercur.

Nur friſch, zur allgemeinen Freude, immer zu!

Phone

(ſingt eine große Arie, nach deren Schluß ſie ſich gegen den Grund wendet).

Mercur.

Zum Schluſſe, merk' ich, zeigt ſich unſer buntes Spiel.

(Zum erſten Knaben, der ſich, während Phone ſingt, im Hintergrunde aufgehalten hat, und, wie ſie nach dem Hintergrunde geht, ſogleich wieder zu Mercur'n hervor eilt.)

Hier, haſt Du meinen Stab; nun geh', mein Kind,
Und führe mir die Seelen alle her!

(Das Kind geht ab.)

Zweiundzwanzigſter Auftritt.

Mercur. Pathos.

Mercur.

Sie kommt in ſtillem Ernſte, die uns heut
Das Tragiſche bedeutet; hört ſie an!
Was ſie zu ſagen hat, verkünde ſie allein.

(Er entfernt ſich.)

Pathos.

Sie ſind gethan, die ungeheuern Thaten;
Kein heißer Wunſch ruft ſie zurück,
Kein Wählen gilt, es frommt kein Rathen;
Verſtoben iſt auf ewig alles Glück.
Von Königen erzeugt auf ihre Staaten
Sich weit und breit ein tödtliches Geſchick.
Welch eine Horde muß ich vor mir ſehen?
Das Schreckliche geſchieht und wird geſchehen!

Der Nächſte küßt den Nächſten tückiſch wieder,
Und tückiſch wird zuletzt auch er beſiegt;
Denn wie ein Schmied im Kreis Glied an Glied der
Zur ehrnen, ungeheuern Kette fügt,
So ſchlingt in Gräuel ſich ein Gräuel wieder,
Durch Laſter wird die Laſterthat gezügt;
In Todesnebel, Höllengualm und Grauſen
Scheint die Verzweiflung nur allein zu hauſen.

Doch ſenkt ſich ſpät ein heiliges Verſchonen
In der Beklemmung allzu dichte Nacht;
Am holden Blick in höh're Regionen
Fühlt nun ſich jedes edle Herz erwacht.
Dort drängt's Euch hin, dort hoffet Ihr zu wohnen,
Auf einmal wird ein Himmel Euch gebracht;
Vom Reinen löſt das Schickſal ſich verſöhnen,
Und Alles feſt ſich auf im Guten und im Schönen.

Letzter Auftritt.

Alle.

Sie ordnen ſich in folgender Ordnung

Martha. Nymphe. Zweiter Knabe.
Pathos. Erſter Knabe. Phone.
Mäßen.

Merkur

(der vorwärts an die linke Seite tritt).

Und wenn ſie nun zuſammen ſich geſellen,
Nach der Verwandtſchaft endlich angereiht:
So merkt ſie wohl, damit in künft'gen Fällen
Ihr ſie erkennet, wenn von Zeit zu Zeit
Sie einzeln ſich Euch vor die Augen ſtellen,
Wenn Jedes einzeln ſeine Gabe beut.
Zu unſrer Pflicht könnt Ihr uns liebreich zwingen,
Wenn Ihr genehmigt, was wir bringen.

Was wir bringen.

Fortsetzung.

Vorspiel zu Eröffnung des Theaters in Halle, im Juli 1811.

Wald, Tempel; vorn zwei alte Baumstämme.

Erster Auftritt.

Mercur.

Das, was vor Jahren wie in Lauchstädt brachten,
Das ist von Euch noch Manchen wohlbekannt;
Und damals galt's, ein eng', veraltet' Haus
Mit einem neuen, freiern zu vertauschen.
Da ward es Jedem wohl, wenn aus der Klemme
Er in die breite, beff're Wohnung trat,
Und mit Bequemlichkeit und heiterm Sinn
Die Bilder schaute, wie sie gaukelten.
Heut aber sehen wir kein neues Haus;
Es ist dasselbe, das durch Eu're Gunst
Uns öfter schon zu Eu'rer Lust empfing;
Doch find' ich es verändert, weiß nicht, wie?

Es kommt mir vor, als ob die Sämmtlichen,
Die Ellenbogen freier zu bewegen
Im Falle wären, ohne g'rad' einander
Unfreundlich anzustehen. Alle scheinen mir
Bequemlicher zu sitzen, ob die Bänke gleich
Nicht frischgepolstert sind. Was ist denn Das?
Ich frage, wie Ihr seht; und weiß genau
Schon, was ich frage. D'rum antwortet nicht;
Denn wir versehn uns schon, und wollen uns,
Wie sonst, vergnüglich unterhalten; ist ja doch
Gerechte Zeit für dieß Mal uns gegeben.

Nun, auf besagtes Damals noch ein Mal
Zurückzukommen: sind Euch wohl die beiden
Gestalten noch zumeist erinnerlich,
Die ihrer Zeit, als comisch treues Pärchen,
Euch in so mancher Formenwandelung
Durch ihrer Laune guten Fluß ergetzten?
Sie sind der Welt bekannt, und ihre Namen
Nennt schon der alten Dichter frommer Mund;
Doch darf, ja muß ich sie wohl auch Euch nennen,
Wie ich sie damals Euch schon vorgestellt.
Philemon heißt der Mann und Baucis sie.
Soweit ist Alles gut! Doch nun vernehmt,
Was mit den guten Alten sich begeben.

Es hat der Götter Schluß und gnäd'ger Wille
Das treuverdiente Paar im Fach der Alten,
So zur Belohnung ihrer würd'gen Thaten
Als auch der Welt zum Muster und Exempel,
In zwei Standbildern rühmlichst aufgestellt,
Und, weil besonders sie als Oberförster
Und Oberförsterinn wohlgefällig sich gezeigt,
Ganz in der Draperie von schönen Bäumen,
Zur Zier des Tempels, dem sie würdig dienten.
Da stehn sie nun in grünen Uniformen,
Auf's Munterste mit Epheu decorirt,
Und ruh'n gemächlich so in ihren Fächern,
Noch als die treuen, immergrünen Alten.

Heut aber ist es Zeit, die rechte Zeit,
In's Leben sie, zum Leben zu erwecken,
Damit sie Antheil auch zum zweiten Male
An Allem nehmen, was der Tag uns bringt,
Und bei des Friedens allgemeiner Feier
Die Alten jugendlich sich wieder freuen.
Sie geben sich vor so viel werthen Gästen
Wohl ganz wie sonst auf's Heiterste zum Besten!
Wir wollen sehn, ob ihr Humor erhalten; —
Ich gehe jetzt und wecke erst den Alten.

Doch wie — was ist mir? Wie befangen
Auf *einmal* sind mir Hand und Herz!
Es stockt in meinem Busen das Verlangen —
Und mich verläßt gewohnter Scherz.

(Ernste Musik, mehr feierlich als traurig, kann Nachstehendes melodramatisch begleiten.)

Denn Geisterstimmen, wie aus tiefen Klüften,
Vernehm' ich nah' und näher in den Lüften,
Verhängnißvolle Wundertöne,
Die mir der Parzen nahe Zukunft deuten. —
Ihr müßt auf eine andere Scene,
Auf Ernst und Feier Euch bereiten:
Nicht günstig ist die Zeit den Scherzen;
Der Himmel selbst scheint sich zu schwärzen. —

Doch fürchtet nicht! Die Seelen ſanft berühren,
Iſt mir die viel willkommenere Pflicht,
Als ſie den Schatten zuzuführen;
D'rum ſchaut getroſt: es bleibe Licht!

Zweiter Auftritt.

Mercur.

Der Parzen Jüngſte ſeht Ihr kommen,
Die Aller Lebensfaden ſpinnt;
Ernſt iſt ſie zwar, in ſich genommen,
Doch allen Menſchen hold geſinnt;
Und wie ich mag aus ihren Blicken leſen,
Iſt heit'rer dieß Mal ihr gefällig' Weſen:
Gewiß, ein großes Werk iſt ihr gelungen,
Worin der Welt ein Heil und Euch entſprungen!

(Clotho läßt ſich auf dem Zeiten ſehen.)

Dritter Auftritt.

Clotho (langſam herunterkommen).

Ein würdig' Daſein ward von mir geſponnen,
Das vollgedrängt die gold'ne Spindel trägt;
Von guter Miſchung hab' ich, wohlbeſonnen,
Gehalt und Kraft des Fadens angelegt.
Zum Heil der Menſchen ward das Werk begonnen,

(zu Mercur'n)

In ihrem Heil in Deine Hand gelegt;
Du wirſt es dann der Schweſter übergeben;
Sie weiſ' es aus zum wirkungsreichen Leben.

Mercur.

Ein treffliches Geſpinnſt, muß ich bekennen:
Der Faden tüchtig und durchaus ſich gleich,
Voll ächten Werthe, an Wundergaben reich,
Wie ihren Lieblingen die Götter gönnen:
Des Sängers Mund, des Sehers hohe Kraft,
Des Arztes Kunſt und tiefe Wiſſenſchaft! —

Clotho

(gegen die Zuſchauer gewendet).

Und dieſes Leben ſollt Ihr billig kennen,
Das Land wohl kennen, dem es angehört. —
„Das immerdar in ſeiner Fluren Mitte
Den Deutſchen Biederſinn, die eig'ne Sitte,
Der edeln Freiheit längſten Sproß genährt,"
Das meerentrung'ne Land voll Gärten, Wieſen,
Den reichen Wohnſitz jener tapfern Frieſen.

(Clotho ab. Lacheſis kommt; ein Kind trägt die Weife.)

Mercur

(reicht ihr nur den Faden hin und behält die Spindel).

So übergeb' ich denn mit günſt'ger Gunſt
Dieß theu're Pfand den theuern Pflegehänden;
Du legſt es an, daß in der Zeiten Schwunge
So edle Kräfte ſich zum Zweck vollenden!

Lacheſis

(fängt an zu weifen; etwas ſchnell, ſo daß der Faden einige Mal herumgeht).

Mercur.

Gemach, gemach! Nicht mit ſo raſchem Sprunge
Geziemt, ſolch' Lebens hohen Werth vergeuden;
Bedenke, daß in jedem Rudesſchwunge
Dem Sterblichen ſich Jahre vorbedeuten!

Lacheſis.

Raſch ſchlägt der Puls des jugendlichen Lebens,
Raſch ſchießt der Pflanze Trieb zum ſchlanken Kiel;
Die Jugend freut ſich nur des Vorwärtsſtrebens,
Verſucht ſich weit umher, verſucht ſich viel.
Der Kräfte Spielen iſt d'rum nicht vergebens;
So kennt ſie bald ſich Umfang, Maß und Ziel.
Der Moſt, der gährend ſich vom Schaum geläutert,
Er wird zum Trank, der Geiſt und Sinn erheitert.

So vorgeübt an Geiſt und Willenskräften,
Zum Wiſſen wie zur Thätigkeit gereift,
Führt ihn Beruf zu thätigen Geſchäften,
Die er mit Luſt, zu ſichrem Zweck, ergreift,
Weil That und Wiſſen ſich zuſammenballen.
Sich Ein's am Andern nährend fügt und ſteift;
Und ſo, von inn' und außen gleich berufen,
Erſteigt er hier des Lehramts hohe Stufen.

Nun öffnet ihm Natur den reichen Tempel,
Er darf vertraut, ihr Prieſter, darin walten;
Nun offenbart er ſie durch Lehre, durch Exempel,
Ihr Wollen ſelbſt muß ſich in That geſtalten;
Entzifferud leicht den vielverſchlung'nen Stempel,
Muß ſich für ihn ein einfach' Wort entfalten,
Da Erdentiefen und des Himmels Sphären
Nur ein Geſetz der Menſchenbruſt bewähren.

Den alten Ruhm, den vorverdiente Geiſter
Für dieſe Stadt durch Werk und Wort begründet,
Er ſetzt ihn fort als weitgeprieſ'ner Meiſter,
Der Tauſende von Lernenden entzündet;
Ein ſolch' Verdienſt als Lehrer und als Leiſter,
Es bleibt dem Thron nicht länger unverkündet;
Der ruft das heilſam immer neue Wirken
Zu höherm Glanz nach weiteren Bezirken.

(Atropos erſcheint in der Thür des Tempels, nähert ſich langſam bei folgenden Verſen.)

Und ſeinem Herzen wird der reine Segen,
Von jenen Banden, jener Spannung frei,

Die fremde Macht und Satzung um ihn legen
Mit schwerem Dämonsdruck der Tyrannei,
Sich wieder selbst, nach Deutscher Art, zu regen,
Nur seinem Gott, Gesetz und König treu:
„Im Schutz, den ihm des Adlers Flügel spenden,
We er begonnen, will er treulich enden.“

Atropos
(den verstehenden Worten ganz heranartretend, verflicht, den Faden abzuschneiden).

Mercur und Lachesis.
(Die ersten Worte zugleich, dann Lachesis.)

Halt' ein! Halt', unerbittlich Strenge,
Wenn je Erbarmen Deine Brust belebt!
Dieß Leben ist kein Leben aus der Menge,
Das kein Verdienst und kein Talent erhebt —

Mercur.

Wie es in ewig wechselndem Gedränge
Ein Tag gebiert, ein anderer begräbt;
Gewohnt, wie die Natur, zu schaffen, heilen,
Seht' er auch nie das Loos der Menge theilen.

Lachesis.

Und eben jetzt, da kaum der Fried' entblühte,
Der ihm des Wirkens wohlverdiente Frucht
Nach Tagesgluth am milden Abend biete;
Da ich des Lenzes schnell verrauschte Flucht
Ihm durch des Herbstes Dauer reich vergüte
Durch edle Früchte seiner eig'nen Zucht —

Atropos (einfallend).

Unwiderruflich steht des Schicksals Schluß;
Unfrei vollführ' ich nur ein strenges Muß.

Mercur.

Rührt Dich zum Zaudern, zum Verschieben
Nicht dieser Zeiten drängender Moment?

Lachesis.

Nicht Schmerzen seiner Theuern, seiner Lieben,
Und wer ihn Vater, Freund und Retter nennt?

Atropos.

Unthätig bin ich schon zu lang geblieben,
Zurück schon hab' ich leider ihm vergönnt;
Verwegner greift er nun in meine Rechte
Und trotzt sogar des Schicksals ew'gen Mächte.

Mercur.

Wär' triftig dieser Grund, ihn hätt' ich auch;
Denn ist nicht meines Amts verjährter Brauch,
Daß ich die Schatten, die Du schaffst, geleite?
Der Raub an Dir, ist's auch an meiner Seite;
Doch kennt: Dieß mich nie zum Neide rühren,
Wie widerstand ich seinem Kunstbemühen;
Und selbst die Gabe, die nur mir verlieh'n,
Die Seelen sanft und schmeichelnd zu berühren,
Ich sch' ihn gern sie klüglich so verwalten,
Um Seel' und Leib im Einklang zu erhalten.

Atropos.

Genug; die graus'e Zeit kennt kein Verschonen,
Und Strenge herrscht in Hütten wie auf Thronen!
Und dann, wo mir gerechte Ernten reifen,
In off'ner Feldschlacht, in bedrängten Festen,
Wenn Heereszüge durch die Länder streifen
Und von den wohlempfang'nen, rauhen Gästen
Die Seuchen still durch Stadt und Dörfer schleichen,
Ihr wirthlich' Dach mit gift'gem Hauch verpesten:
Da tritt er ein, zu helfen und zu wehren
Die Opfer, die mit Recht mir angehören.

Lachesis.

Schon sind der Opfer Dir zu viel gefallen;
Das Theuerste, sie haben's hingegeben.
Laß es genug sein! Und vor Allen
Den Lebenswürdigsten, o, laß ihn leben!

(Plötzlich Nacht.)

Atropos
(den Faden im Moment abschneidend; im Tempel erscheint des Verewigten Namenszug in einem Sternenkranze).

Er lebt! — Lebt ewig in der Welt Gedächtniß,
Das von Geschlecht sich zu Geschlechtern reiht;
Sein Name wirkt, ein heiliges Vermächtniß,
In seinen Jüngern fort und fort erneut;
Und so, in edler Nachfolg' und Gedächtniß,
Gelangt die Tugend zur Unsterblichkeit.
Zu gleichem Preise sieht sich aufgefodert,
Wem gleicher Trieb im edeln Busen lodert!

(Ein Waldvorhang fällt vor den Tempel nieder. Es wird Tag.)

Vierter Auftritt.

Mercur.

Hat dieser Auftritt Euch im Innersten
Gerührt, bewegt, noch mehr, erschüttert:
So wendet von dem lichten Trostszeichen
Zurück in's Leben Euern feuchten Blick,
Zu jenes Mannes freundlicher Umgebung,
Die er, ihm selbst geschaffen, Euch verläßt,
Um so, durch seiner Nähe stillverborg'nes
Fortwirken, durch des Lebens Anblick selbst,
Zum Leben immer kräft'ger Euch zu stärken.
Denn grünet nicht mit jedes Lenzes Pranzen
Sein Schaffen fort, und immer höher, reicher?
Die Bäume, die er pflanzte, bieten stets
Mit immer wachsenden und breitern Aesten
Dem Freund, dem Fremdling gern ihr wirthlich' Dach. —

Ich höre schon von fern die Schmeicheltöne,
Die Euch in ihre grüne Wölbung laden:
Es ist die wohlbekannte der Najaden;
Erwartet Euch nun eine heit're Scene.
Sie kommt, sie kommt! Doch ich muß fort mich schleichen;
Denn merkt sie mich, so möchte sie entweichen.

Fünfter Auftritt.

Ueit's Garten.

(Die Melodie: „In meinem Schlößchen ist's gar fein", von Blas-Instrumenten, hinter dem Theater.)

Nymphe der Saale.

I.

Ich steh' wohl auf gar Morgens früh,
Wenn Ihr noch liegt in guter Ruh',
Und schau im ersten Sonnenschein
Gleich in den schönen Garten hinein.

II.

Da glänzt das Haus in munt'rer Tracht,
Die Einem frisch in's Auge lacht,
Und spricht gar freundlich Jedermann,
Doch bei ihm zu verweilen, an.

III.

Ein braver Mann Das, der's gebaut,
Dem's auch vor keiner Mühe graut:
Den steilen Fels hat er bepflanzt,
Daß Ihr im Grünen schmaus't und tanzt.

IV.

Das Alles hat der Mann gethan,
Und mehr noch als ich sagen kann;
Nun ruht er dort, so früh als spat. —
Schad' um den Mann, ja ewig Schad!

V.

Wo die Cypresse schwank sich regt,
In's Kühle hat er sich gelegt;
Ein' Inschrift hat er ihm gestellt,
Sie lautet so — wenn's Euch gefällt: —

VI.

„Verlassen muß ich diese Hallen,
Das treue Weib, die Kinderschaar;
Mir folgt von diesen Bäumen allen
Nur einzig die Cypress' im Haar."

Da besuch' ich ihn öfter dann zu Haus
Und bring' ihm manchen frischen Strauß,
Und schwatz' ihm auch von nah' und fern,
Wie's d'rauß'n zugeht; — er hört es gern.
Vor Allem erzähl' ich mit fertiger Zungen,
Wie meine Deutschen den Sieg errungen,
Und daß sich Alles so schickt und macht,
Wie er's gewünscht und wie er's gedacht.

Da gewinnt er auf einmal einen rechten Glanz —
Wißt Ihr, wie er mir vorkommt? — Ganz
Wie Merlin, der Alte, in leuchtender Gruft,
Und es umwallt ihn ein himmlischer Duft.

In seinen Grottchen ist's gar fein,
Es flimmt und flammt wie Sternenschein;
Soll ich's Euch recht beschreiben, fast
Wie der Sternkönigin Palast.

Wie er denn da von Euch auch spricht!
Und von dem Bade, das er eingericht't,
Und wie er's ferner denkt zu halten,
Und was in dem Salze für Kräfte walten: —
Könnt' ich nur Alles so recht behalten!
Mit dem Salz hab' ich mich nicht viel abgegeben;
Das süße Wasser, Das ist mein Leben!
Meine Schwestern, die Quellen, die kennten es sagen,
Aber sie mögen sich nicht mit mir behagen.

Weil ich so gewohnt, zu wandern
Heute hier und morgen dort,
Meinen sie, ich wär' von Flandern,
Schicken gleich mich wieder fort.

Da bin ich denn auch bald hier, bald dort,
Bald auf dieser, bald auf jener Seite;
Bald neck' ich hier, bald da die Leute,
Und mit Hihi, Haha, Hehe
Verführ' ich ein beständiges Halleh.

Nur Ein's, Das fällt mir g'rade bei:
Er hat mir's vielmals aufgetragen,
Ich möcht's gelegentlich Euch sagen,
Und seinen besten Gruß dabei.

Bei'm Baden sei die erste Pflicht,
Daß man sich nicht den Kopf zerbricht,
Und daß man höchstens nur studiere,
Wie man das lustigste Leben führe.

Da bin ich gleich auch von der Partie;
Ual Das vergeßt Ihr mir denn auch nie, nie, nie! —

Wie ist mir's denn? Seh' ich recht, oder wie?
Hihi, haha, hahaha, hihihi!
Da gibt's was zu sehen, was zu lachen;
Etwas, das Euch Spaß wird machen.

Seht, da kommt was gefahren
Auf einem Wagen oder Karren!
Die kann, nach dem ganzen Schein,
Nur vom Schwestern-Chore sein.

Bei meiner Treu! Bei meiner Sechse!
Die ist just so von meinem Gewächse,
Eine Nixe wie ich, — wohl gar eine Hexe! —
Hexen-Nixe? Nixen-Hexe!
Nichts von Nixe!

Sie zeigt ſich auf großem Schanzgerüſte;
Das thut keine Nixe, daß ich wüßte.

In Gras und Rohr zu lauſchen,
In's Waſſer hinzurauſchen
Bis über Kopf und Bruſt,
Dann auf und nieder gaukeln,
Sich mit den Wellen ſchaukeln: —
Das iſt die Nixen-Luſt.

Ja, eine Hexe iſt es fürwahr!
Sie hat gar einen weiten Talar
Und hinter ihr eine große Dienerſchaar.
Nein, vor ſo viel ſchönen Herr'n und Frauen
Laß ich mich nicht im Negligée beſchauen;
Ich will mich ſachten in mein Bettchen ſtehlen
Und, bis auf Wiederſehn — mich Euch empfehlen!
Adé! Adé! Adé!

Sechster Auftritt.

Ein beweglicher ländlicher Vorhang fällt vor Neil's Garten nieder. Die Schauſpielkunſt auf Saraſtro's Wagen, mit zwei Kindern, das eine als Kunſt, das andere als Natur coſtümirt; d. h. jenes prächtig und anſehnlich, dieſes ganz einfach. Sclaven geben dem Wagen vorher, Negern folgen; vielleicht einige von den weißgekleideten Prieſtern, Frauenzimmer, und was man ſonſt zur ſchicklich und artig findet. Wenn der Wagen auf der Mitte der Bühne vorüberziehend ſteht, ſo ſpricht die

Schauſpielkunſt.

Hier haltet an! Ich ſehe nah' und näher
Die Thormgebäude vielgeliebter Stadt.

(Sie ſteigt aus; die Kinder bleiben, hübſch gruppirt, im Wagen.)

Ich grüße ſie, bevor ich ſie betrete,
Und huldige der herrſchenden Gewalt,
Dem alten Recht an ſeinem Deutſchen Platz.
Wir danken Denen, die auch uns zuſammt
Mit Kennerblick, mit Freundeshuld bezegnet,
Und unſerer Kunſt ſo gleichen Werth als Würde
Mit andern Muſenſchweſtern zugeſtehn.
Ich ſprech' es aus, ich ſprech' es ungeheuchelt:
Zufrieden fühl' ich, fühle mich geſchmeichelt!

Wie war es ſonſt für mich entehrend,
Wenn Jedermann die Duldung pries,
Und mich als thöricht und bethörend
Hinaus — ach! — vor die Schwelle wies!
Und freilich zogen die Camönen
So ſtattlich damals nicht einher;
Doch war zu Zeiten der Hellenen
Des Theſpis Karren auch nicht mehr.

Nun aber: and're Zeiten, and're Sitten!
Wir ſehen uns nicht nur gelitten,
Sogar wir ſehn uns hochgeehrt;
Das iſt es, was den Eifer mehrt.
Wir haben unſer Möglichſtes gethan,
Und kommen feſtlicher einhergeſchritten,
Uns der Verſammlung würdiger zu nah'n.
Zuvörderſt hat Saraſtro höchſt großmüthig
Den Löwenzug, den er nur ſelbſt regiert,
Und obend'rein, wie er gewohnt, großgütig
Den gold'nen Wagen beſtens offerirt,
Und von der Dienerſchaft, der großen, reichen,
Sein ganzes Mohrenvolk und Ihresgleichen.

Doch möchte ſich der Prunk zu viel vermeſſen,
Weſern er nicht Gehalt im Schilde führt;
D'rum hab' ich zwei Begleiter nicht vergeſſen,
Sie ſind antik als Genien coſtümirt:
Denn, was man ſo Genie kurzweg genannt,
Nicht immer iſt's, wenn man es braucht, zur Hand,
Auch wohl, wie Das ſo geht, nicht g'rad' im Gange;
Die Beiden aber, froh und klug gewandt,
In ihrer Mitte wird mir gar nicht bange.

(Indeſſen ſind die Kinder aus dem Wagen geſtiegen und ſtehen ihr zur Seite, die Kunſt rechts und die Natur links; ſie legt der erſten die Hand auf die Schulter.)

Denn ſteckt ein Mal der ernſten Kunſt Getriebe,

(Sie legt der andern die Hand auf die Schulter)

Dann wirkt Natur mit ihrem eig'nen Triebe.

Nun hoffen wir, da ſich vor allen Dingen
Der Himmel frei und wolkenlos erheitert,
Sich Geiſt und Bruſt und Sinn und Herz erweitert,
Nur um ſo beſſer werd' es uns gelingen,
Euch durch den Reichthum unſerer Kunſtgeſtalten
Noch manchen Abend froh zu unterhalten.

(Nacht.)

Siebenter Auftritt.

Mercur

(der indeſſen einige Mal hereingeſehen, ob ſie noch nicht fort ſind).

Nicht zum Entſetzen, nur zur Luſt
Soll dieß Mal ſich der Tag verdunkeln;
Nun möge jedes Auge funkeln
Und froh ſich fühlen jede Bruſt!
Entfeſſelt die gebund'nen Triebe,
Bekannte Töne hör' ich fern;
Ihr wißt, ich bin der Gott der Diebe,
Doch heut entſag' ich, Euch zu Liebe,
Dem ſchlauen Weſen herzlich gern.
Ich will mich nicht vom Schauplatz ſtehlen,
Ihr lobt mich wohl. — Ich führe lauten Klanges
Die Oper her; mit Fülle des Geſanges
Hofft ſich auch Die Euch zu empfehlen.

Achter Auftritt.

Der hintere Vorhang erhebt ſich. Das bekannte illuminirte Schiff des Baſſa Selim ſteht ſchon; der Chor, anſtatt ſich gegen das Schiff zu wenden, tritt vor in's Proſcenium.

Singt dem großen Tage Lieder!
Töne feuriger, Geſang!
Saale, bring' der Eibe wieder
Frei entbund'nen Jubelklang!
Laßt ſie ſich regen, friſche Geſänge,
Segnen die kühle, die friedliche Flut;
Nie ſo in Ewigkeit tönte der Menge
Kräftiger Sang und ſo herzliche Glut.

(Indeſſen ſind der Baſſa und Conſtanze ausgeſtiegen, aſſiſtirt von Blonde'n und Pedrillo'n. Belmonte und Oſmin ſind auch zugegen. Das Chor hat ſich getheilt; obige Perſonen treten vor.)

Belmonte.

So half der Himmel uns, den Kühnen,
Aus einer ſchnöden Sclaverei:
Nun aber ſind wir froh und frei;
Nun wollen wir es auch verdienen.

Chor.

Wem ſolches Glück ſich aufgethan,
Der fängt ein neues Leben an.

Conſtanze.

Genuß der Liebe, Glück der Treue,
Die freie Gabe ſind ſie nun;
Das iſt das Walten, iſt das Thun,
Daß nun ſich auch ein Jeder freue!

Chor.

Wem ſolches Glück ſich aufgethan,
Der fängt ein neues Leben an.

Baſſa.

Der Baſſa ſelbſt gewinnet Stimme,
Eröffnet hoch die tiefe Bruſt;
Er luſt Euch an zu Glück und Luſt,
Und nie ergrimmt er mehr im Grimme.

Chor.

Wem ſolches Glück ſich aufgethan,
Der fängt ein neues Leben an.

Pedrillo.

Der Jugend aber iſt vor Allen
Willkommen dieſer frohe Tag;
Deßwegen ich auch lieber mag
Den hübſchen Mädchen heut gefallen.

Chor.

Wem ſolches Glück ſich aufgethan,
Der fängt ein neues Leben an.

Blonde.

So darf auch Blonde wohl ſich freuen,
Das Mädchen frei in friſcher Welt,
Und wenn ſie Manchem wohlgefällt,
So wird Pedrillo Das verzeihen.

Oſmin.

Nicht weiß Oſmin, wie ihm geſchiehet:
Er fühlt ſich fröhlich, fühlt ſich gut.
Gekühlet iſt das wilde Blut,
Da ihm wie Euch das Leben blühet.
Er ſieht ſich ganz verwandelt an.

Erſt gejauchzt, dann geſungen;
Dann getanzt und dann geſprungen;
Dann geſchmauſ't, dann getrunken,
Immer mehr, zuletzt geſunken!

Schluß-Chor.

Lebe, frommer König, lebe!
Selbſtgefühl bei allem Ruhm
Sei Dein ewig' Eigenthum,
Himmelslohn und Erdenruhm!

Valerio.

Wenn es auch edel ist, sich seiner Fehler
Erinnern, sie erkennen, und sich selbst
Verbessern; o so kann es keine Tugend,
Nicht lobenswürdig seyn, mit der Erinn'rung
Die Kraft des Herzens tief zu untergraben.

Elmire.

Befreye mich von allen diesen Bildern,
Vom Bilde jeder Blume, die er mir
Aus seinem Garten brachte, von dem Blick
Mit dem er noch mich ansah, als er schon
Beschlossen hatte, sich von mir zu reißen.

Erwin! o schau, du wirst gerochen;
Kein Gott erhöret meine Noth.
Mein Stolz hat ihm das Herz gebrochen,
O Liebe! gib mir den Tod.

So jung, so sittsam zum Entzücken!
Die Wangen, welches frische Blut!
Und ach! in seinen nassen Blicken,
Ihr Götter, welche Liebesglut!

Palaeophron und Neoterpe.

Der Herzoginn Amalia von Sachsen-Weimar widmete dieses kleine Stück der Verfasser mit dankbarer Verehrung. Er hatte dabei die Absicht, an alte, bildende Kunst zu erinnern, und ein plastisches, doch bewegliches und belebtes Werk den Zuschauern vor Augen zu stellen.

Durch gegenwärtigen Abdruck kann man dem Publicum freilich nur einen Theil des Ganzen vorlegen, indem die Wirkung der vollständigen Darstellung auf die Gesinnungen und die Empfänglichkeit gebildeter Zuschauer, auf die Empfindung und die persönlichen Vorzüge der spielenden Personen, auf gefühlte Recitation, auf Kleidung, Masken und mehr Umstände berechnet war.

Eine Vorhalle, an der Seite ein Altar, um denselben ein Asyl, durch eine niedrige Mauer bezeichnet; ausserhalb, an dem Fortsatze der Mauer, ein steinerner Sessel.

Neoterpe
(mit zwei Kindern in Character-Masken).

Zum frohen Feste sind' ich seine Leute hier
Versammelt, und ich dränge mich beherzt herein,
Ob sie mir und den Meinen guten Schutz vielleicht
Gewähren möchten, dessen ich so sehr bedarf.
Zwar, wenn ich komme, Gastgerechtigkeit zu flehn,
Könnte man auch fordern, daß ich sagte, wer ich sei;
Doch Dieses ist viel schwerer, als man denken mag.
Zu leben weiß ich; mich zu kennen weiß ich nicht;
Doch, was so manche Leute von mir sagen, weiß ich wohl:
Die Einen haben mich die neue Zeit genannt,
Auch manchmal heiß' ich ihnen Genius der Zeit;
Genug, ich bin das Neue eben überall!
Willkommen stets und unwillkommen, wandl' ich fort,
Und wär' ich nicht, so wäre Nichts auch überall.
Und ob ich gleich so nöthig als erfreulich bin,
So wandelt doch ein Alter immer hinter mir,
Der mich vernichten würde, wenn es ihm einmal,
Mit seinem langsam langbedächt'gen Schritt,
Mich zu erreichen glückte. Doch so hetzt er mich
Von einem Ort zum andern, daß ich nicht so froh
Mit meinen artigen Gespielen mich, der Lust
Des heitern Lebens hingegeben, freuen darf.
Nun hab' ich mich hierher gerettet, wo mit Recht
Man, sich des schönsten Tags zu freu'n, versammelt ist,
Und denke Schutz zu finden vor dem wilden Mann
Und Recht, obgleich er stärker ist als ich.
D'rum werf' ich bittend mich an den Altar
Der Götter dieses Hauses, flehend, hin.
Kniet nieder gleichfalls, allerliebste Kinder Ihr,
Die Ihr, zu mir gesellt, ein gleich' Geschick,
Wie ich es hoffe, hier getrost erwarten dürft!

Palaeophron
(auf zwei Alte in Character-Masken gestützt, im Hervortreten zu seinen Begleitern).

Ihr habet klug die Flüchtige mir ausgespürt,
Und nicht vergebens wenden wir den Fuß hierher;
Denn, seht! — sie hat sich flehend an den Ort gewandt,
Berühret den Altar, der uns verehrlich ist.
Doch wenn er gleich sie schützt und ihre leid'ge Wut,
So wollen wir sie doch belagern, daß sie sich
Von ihrem Schutzort nicht entfernen darf, wofern
Sie nicht in unsre Hände sich begeben will.
D'rum führet mich zum Sessel, daß ich mich
Ihr gegenübersetzen und bedenken kann,
Wiefern ich mit Gewalt, wo nicht mit gutem Wort,
Zu ihrer Schuldigkeit zu bringen sie vermag.
(Er setzt sich und spricht zu den Zuschauern.)
Und Ihr, die Ihr vielleicht in Euern Schutz sie nehmt,

Dieweil ſie lieblich ausſieht und bethulich iſt.
Und Jedem gern nach ſeiner eig'nen Art erſcheint, —
Erfahrt, welch' Recht, ſie zu verfolgen, mir gebührt.
Ich will nicht ſagen, daß ſie meine Tochter ſei,
Doch hab' ich ſtets, als Oheim, Vaterrecht auf ſie,
Und kann behaupten, daß aus meinem Blute ſie
Entſproſſen, mir vor allen Andern angehört.
Im Allgemeinen nennt man mich die alte Zeit,
Und wer beſonders wohl mir will, der nennt mich auch
Die gold'ne Zeit, und will in ſeiner Jugend mich
Als Freund beſeſſen haben, da ich, jung wie er
Und rüſtig, unvergleichlich ſoll geweſen ſein.
Auch hör' ich überall, wohin ich horchend nur
Die Ohren wende, mein entzückend großes Lob.
Und dennoch kehret Jedermann den Rücken mir
Und richtet emſig ſein Geſicht der Neuen zu,
Der Jungen da, die ſchmeichelnd Jeglichen
verdirbt,
Mit thörichtem Gefolge durch das Volk ſich drängt.
D'rum hab' ich ſie mit dieſen wackeren Geſellen hier
Verfolgt, und in die Enge ſie zuletzt gebracht.
Ihr ſeht es, wie ich hoffe, doch zufrieden an,
Daß ich ein Ende mache ſolchem Frevelgang.

Neoterpe.

Holde Gottheit dieſes Hauſes,
Der die Bürger, der die Fremden
Auf dem reinlichen Altare
Manche Dankesgabe bringen, —
Haſt Du jemals den Vertrieb'nen
Aufgenommen, dem Verirrten
Aufgeholfen, und der Jugend
Süßes Jubelfeſt begünſtigt;
Ward an dieſer heil'gen Schwelle
Mancher Hung'rige geſpeiſet,
Mancher Durſtige getränket,
Und erquickt durch Mild' und Güte,
Mehr als durch die beſten Gaben:
O, ſo hör' auch unſer Flehen!
Sieh' der zarten Kleinen Jammer!
Steh' uns gegen unſ're Feinde,
Gegen dieſen Wüth'rich bei!

Palaeophron.

Wenn Ihr freventlich ſo lange
Guter Ordnung Euch entzogen,
Zwecklos hin und her geſchwärmet,
Und zuletzt Euch Sorg' und Mangel
An die kalten Steine treiben:
Denkt Ihr, werden gleich die Götter
Euertwillen ſich hernieder
Aus der hohen Ruhe regen!
Nein, mein gutes, ſüßes Pärpchen!
Sammle nach dem eig'nen Herzen
Die zerſtreuten Blicke nieder;
Und wenn Du Dich unvermögend
Fühleſt, Deiner Noth zu rathen:
Wende ſeitwärts, wende hierher
Nach dem Alten, immer ſtrengen,
Aber immer guten Oheim
Deine Seufzer, Deine Bitten,
Und erwarte Troſt und Glück.

Neoterpe.

Wenn dieſer Mann, den ich zum erſten Mal ſo nah'
In's Auge faſſe, nicht die allerhäßlichſten
Begleiter hätte, die ſo grämlich um ihn ſtehn,
So könnt' er mir gefallen, da er freundlich ſpricht
Und edel ausſieht, daß man eines Göttlichen
Erfreulich ſchöne Gegenwart empfinden muß.
Ich dächt', ich wendete mich um und ſprächʼ ihn an!

Palaeophron.

Wenn dieſes Mädchen, das ich nur von ferne ſonſt
Und auf der Flucht geſehen, nicht die läppiſche
Geſellſchaft mit ſich ſchleppte, die verhaßt mir iſt,
So müßt' ich wünſchen, immer an der Seite mir
Die liebliche Geſtalt zu ſehn, die, Hebe'n gleich,
Der Jugend Becher aus den holden Augen gießt.
Sie kehrt ſich um; und ſpricht ſie nicht, ſo iſt's an mir!

Neoterpe.

Wenn wir uns zu den Göttern wenden, iſt es wohl
Kein Wunder, da uns auf der Erde ſolche Noth
Bereitet iſt, und ich des edeln Mannes Kraft,
Die mich beſchützen ſollte, mir als ärgſten Feind
Und Widerſacher finde. Solches hofft' ich nicht!
Denn da ich noch ein Kind war, hört' ich ſtets:
Der Jugend Führer ſei das Alter; Beiden ſei
Nur, wenn ſie als Verbund'ne wandeln, Glück beſchert.

Palaeophron.

Dergleichen Reden hören freilich gut ſich an;
Doch hat es allerlei Bedenkliches damit,
Das ich jetzt nicht berühren will. Doch ſage mir:
Wer ſind die Creaturen beide, die, an Dich
So feſt geſchloſſen, durch die Straßen ziehn?
Da ehreſt Dich mit ſolcherlei Geſellſchaft nicht.

Neoterpe.

Die guten Kinder! Beide haben das Verdienſt,

Daß ſie, ſo ſchnell als ich durch Alles durchzugehn
Gewohnt, die Menge theilen, die ich finden mag.
Nicht eine Spur von Faulheit zeigt das junge Paar,
Und immer ſind ſie früher an dem Platz als ich.
Doch wenn Du mich nach Eigenſchaft und Namen fragſt:
Gelbſchnabel heißt man Dieſen. Heiter tritt er auf
Und hat nichts Arges weiter in der argen Welt.
Doch Dieſen heißt man Naſeweiß, der ſtink und raſch
Nach allen Gegenden das ſtumpfe Näschen kehrt.
Wie kannſt Du ſolchen guten, zarten Kindern nur
Gehäſſig ſein, die ſelt'ne Lebenszierden ſind?
Doch, daß ich Dein Vertrau'n erwied're, ſage mir:
Wer ſind die Männer, die, nicht eben liebenswerth,
An Deiner Seite ſtehn, mit düſterm, wildem Blick?

Palaeophron.

Das Ernſte kommt Euch eben wild und düſter vor,
Weil Ihr, gewöhnt an flache, leere Heiterkeit,
Des Augenblicks Bedeutung nicht empfunden könnt.
Dagegen fühlet dieſer Mann nur allzu gut,
Daß in der Welt nur wenig zur Befriedigung
Des weiſen Mannes eigentlich gereichen kann.
Griesgram wird er daher genannt. Er muß fürwahr,
Wie ich es ſelbſt geſtehe, der bepflanzten Welt
Und des geſtirnten Himmels Hochzeitsſchmuck
Mit ganz beſondern, wunderlichen Farben ſehn:
Die Sonne roth, die Frühlingsblätter braun und fahl.
So ſagt er wenigſtens, und ſcheint gewiß zu ſein,
Daß das Gewölb des Himmels nächſtens brechen wird.
Doch Dieſer, den man Haberecht mit Recht genannt,
Iſt ſeiner tiefbegründeten Unfehlbarkeit
So ganz gewiß, daß er mir nie das letzte Wort,
Ob ich gleich Herr und Meiſter bin, gelaſſen hat.
So dienet er zur Uebung mir der Redekunſt,
Der Lunze, ja der Galle; Das geſteh' ich gern.

Neoterpe.

Nein, ich werd' es nie vermögen,
Dieſe wundervollen Fragen,
An der Seite des Verwandten,
Mit Vertrauen anzuſehn!

Palaeophron.

Könnt' ich irgend einem Freunde
Meine würdigen Begleiter
Auf ein Stündchen überlaſſen,
Thät' ich es von Herzen gern!

Neoterpe.

Wüßt' ich meine kleinen Schätze
Irgend Jemand' zu vertrauen,
Der mir ſie ſpazieren führte:
Mir geſchäh' ein großer Dienſt!

Palaeophron.

Mein lieber Griesgram! — was ich Dir bisher verſchwieg,
Entdeck' ich nun, ſo ſehr es Dich verdrießen muß: —
Durch Stadt und Vorſtadt zieht ein frecher Mann und lehrt
Und ruft: „Ihr Bürger, merket auf mein wahres Wort!
Die Thätigkeit iſt, was den Menſchen glücklich macht,
Die, erſt das Gute ſchaffend, bald ein Uebel ſelbſt
Durch göttlich wirkende Gewalt in Gutes kehret!
D'rum auf bei Zeiten Morgens! — Ja, und fändet Ihr,
Was geſtern Ihr gebaut, ſchon wieder eingeſtürzt;
Ameiſen gleich, nur friſch die Trümmer aufgeräumt,
Und neuen Plan erſonnen, Mittel neu erdacht!
So werdet Ihr, und wenn aus ihren Fugen ſelbſt
Die Welt geſchoben in ſich ſelbſt zertrümmerte,
Sie wieder bauen, einer Ewigkeit zur Luſt!" —
So ſpricht er thöricht, und erreget mir das Volk;
Und Niemand ſitzt mir an der Straße mehr und klagt,
Und Niemand ſteckt in einem Winkel jammervoll.
Ich brauche nicht hinzuzuſehen: eile hin,
Und ſteu're dieſem Unheil, wenn es möglich iſt!
(Griesgram ab.)
Dich aber, edler Haberecht, beleidigt man
Noch ärger faſt; denn in den Hallen an dem Markt
Läßt ſich ein Fremder hören, welcher ſchwört:
Es habe g'rade Haberecht darum kein Recht,
Weil er es immer haben und behalten will;
Es habe Niemand Recht, als wer den Widerſpruch
Mit Geiſt zu löſen, And're zu verſtehen weiß,
Wenn er auch gleich von Andern nicht verſtanden wird!

Dergleichen ketzeriſche Reden führet er —

(Haberecht eilig ab.)

Du eileſt fort, zu kämpfen? Ich erkenne Dich!

Neoterpe.

Du haſt die beiden wilden Männer fortgeſchickt;
Um meinetwillen, merk' ich wohl, iſt es geſchehn.
Das zeiget gute Neigung an, und ich fürwahr
Bin auch geneigt, die kleinen Weſen hier, die Dir
Verdrießlich ſind, hinwegzuſchicken; wenn ich nur
Auch ſicher wäre, daß Gefahr und Noth ſie nicht
Ergreifen kann, wenn ſie allein im Volke gehn!

Palaeophron.

Kommt nur! Ich geb' Euch Beiden ſicheres Geleit.

(Die Kinder treten aus dem Aſyl vor den Alten.)

Geht nur, Ihr Kinder; doch erfüllet mein Geſetz,
Das ich Euch wohlbedächtig gebe, ganz genau!
Gelbſchnabel ſoll dem Griesgram, wie der Naseweiß
Dem Haberecht beſtändig aus dem Wege gehn,
So wird es Friede bleiben in der edeln Stadt.

(Die Kinder gehen ab.)

Neoterpe

(die aus dem Aſyl tritt und ſich neben den Alten auf die Mauer ſetzt).

Ich ſteige, ſicher, nun heraus
Und komme Dir vertraulich nah'.
O, ſeh' mich an und ſage mir:
Iſt möglich die Veränderung?
Du ſcheinſt mir ein jüngerer,
Ein rüſtig friſcher Mann zu ſein;
Der Kranz von Roſen meines Haupts,
Er kleidete fürwahr Dich auch!

Palaeophron.

Ich ſelber fühle rüſtiger
In meinem tiefen Busen mich;
Und wie Du mir ſo nahe biſt,
So ſtellſt Du ein geſtrecktes
Und lieblich ernſtes Weſen dar.
Der Bürgerkranz auf meinem Haupt,
Von dichtem Eichenlaub gedrängt,
Auf Deiner Stirne ſah' ich ihn,
Auf Deinen Locken, wonnevoll!

Neoterpe.

Verſuchen wir's und wechſeln gleich
Die Kränze, die mit Eigenſinn
Ausſchließend wir uns angemaßt.
Den meinen nehm' ich gleich herab.

(Sie nimmt die Roſenkrone herunter.)

Palaeophron.

(der den Eichenkranz herabnimmt).

Und ich den meinen ebenfalls;
Und mit des Kranzes Wechſelſcherz
Sei zwiſchen uns ein ew'ger Bund
Geſchloſſen, der die Stadt beglückt.

(Er ſetzt ihr den Eichenkranz auf.)

Neoterpe.

Des Eichenkranzes Würde ſoll
Mir immer ſagen, daß ich nicht
Der edeln Mühe ſchonen darf,
Ihn zu verdienen jeden Tag.

(Sie ſetzt ihm die Roſenkrone auf's Haupt.)

Palaeophron.

Der Roſenkrone Munterkeit
Soll mich erinnern, daß auch mir
Im Lebensgarten, wie vordem,
Noch manche holde Zierde blüht.

Neoterpe

(indem ſie aufſteht und vortritt)

Das Alter ehr' ich; denn es hat für mich gelebt.

Palaeophron

(indem er aufſteht und vortritt).

Die Jugend ſchätz' ich, die für mich nun leben ſoll.

Neoterpe.

Haſt Du Geduld, wenn Alles langſam reifen wird?

Palaeophron.

Von grüner Frucht am Baume hoff' ich Süßigkeit.

Neoterpe.

Aus harter Schale ſei der ſüße Kern für mich.

Palaeophron.

Von meiner Habe mitzutheilen, ſei mir Pflicht.

Neoterpe.

Gern will ich ſammeln, daß ich einſt auch geben kann.

Palaeophron.

Gut iſt der Vorſatz, aber die Erfüllung ſchwer.

Neoterpe.

Ein edles Beiſpiel macht die ſchweren Thaten leicht.

Palaeophron.

Ich ſehe deutlich, wen Du mir bezeichnen willſt.

Neoterpe.

Was wir zu thun versprechen, hat sie längst gethan.

Palaeophron.

Und unsern Bund hat sie begründet in der Stadt.

Neoterpe.

Ich nehme diesen Kranz herab und reich' ihn ihr.

Palaeophron.

Und ich den meinen.

(Sie nehmen die Kränze herunter und halten sie vor sich hin.)

Neoterpe.

Lange lebe, Würdige!

Palaeophron.

Und fröhlich lebe, wie die Rose Dir es winkt!

Neoterpe.

Sie lebe! — rufe jeder wahre Bürger mit.

Pandora.

Ein Feſtſpiel.

Perſonen.

Prometheus, } Japetiden
Epimetheus, }
Deukalion, Prometheus Sohn.
Elpore, } Epimetheus Töchter.
Epimeleia, }
Eos.
Pandora, Epimetheus Gattinn.
Dämonen.
Helios.
Schmiede.
Hirten.
Feldbauende.
Krieger.
Gewerbtreibende.
Winzer.
Fiſcher.

Der Schauplatz wird im großen Styl nach Pouſſin'ſcher Weiſe gedacht.

Seite des Prometheus.

Zu der Linken des Zuſchauers Fels und Gebirg, aus deſſen mächtigen Bänken und Maſſen natürliche und künſtliche Höhlen neben und über einander gebildet ſind, mit mannigfaltigen Pfaden und Steigen, welche ſie verbinden. Einige dieſer Höhlen ſind wieder mit Felsſtücken zugeſetzt, andere mit Thoren und Glattern verſchloſſen; Alles roh und derb. Hier und da ſieht man etwas regelmäßig Gemauertes, vorzüglich Unterſtützung und künſtliche Verbindung der Maſſen bezweckend, auch ſchon dauernere Wohnungen andeutend, doch ohne alle Symmetrie. Rankengewächſe hangen herab; einzelne Büſche zeigen ſich auf den Abſätzen; höher hinauf verdichtet ſich das Geſträuch, bis ſich das Ganze in einen waldigen Gipfel endigt.

Seite des Epimetheus.

Gegenüber, zur Rechten, ein ernſtes Holzgebäude nach älterer Art und Conſtruction, mit Säulen von Baumſtämmen und kaum gekanteten Gebälken und Geſimſen. In der Vorhalle ſieht man eine Ruheſtätte mit Fellen und Teppichen. Neben dem Hauptgebäude, gegen den Hintergrund, kleinere, ähnliche Wohnungen mit vielfachen Anſätzen von trockenen Mauern, Planken und Hecken, welche auf Befriedigung verſchiedener Viehſtrahmer deuten; dahinter die Gipfel von Fruchtbäumen, Anzeigen wohlbeſtellter Gärten. Weiterhin mehrere Gebäude im gleichen Sinne.

Im Hintergrunde mannigfaltige Flächen; Hügel, Büſche und Haine; ein Fluß, der mit Fällen und Krümmungen nach einer Seebucht fließt, die zunächſt von kleinen Felſen begrenzt wird. Der Meeres-Horizont, über den ſich Inſeln erheben, ſchließt das Ganze.

(Nacht.)

Epimetheus
(aus der Mitte der Landſchaft hervortretend).

Kindheit und Jugend, — allzu glücklich preiſ' ich ſie,
Daß, nach durchſtürmter, durchgenoſſ'ner Tagesluſt,
Lebender Schlummer allgewaltig ſie ergreift,
Und, jede Spur vertilgend kräft'ger Gegenwart,
Vergang'nes, Träume bildend, miſcht Zukünftigem!
Ein ſolch' Behagen, ferne bleibt's dem Alten, mir!
Nicht ſondert mir entſchieden Tag und Nacht ſich ab,
Und meines Namens altes Unheil trag' ich fort:
Denn Epimetheus nannten mich die Zeugenden,
Vergang'nem nachzuſinnen, Raſchgeſchehenes
Zurückzuführen, mühſamen Gedankenſpiels
Zum trüben Reich Geſtalten miſchender Möglichkeit.
So bitt're Mühe war dem Jüngling auferlegt,
Daß, ungeduldig in das Leben hingewandt,
Ich unbedachtſam Gegenwärtiges ergriff,
Und neuer Sorge neubelaſtende Qual erwarb.
So fohſt Du, kräft'ge Zeit der Jugend, mir dahin,
Abwechſelnd immer, immer wechſelnd mir zum Troſt,

Von Fülle zum Entbehren, von Entzücken zu Verdruß!
Verzweiflung floh vor wonniglichem Gaukelwahn,
Ein tiefer Schlaf erquickte mich von Glück und Noth;
Nun aber, nächtig immer schleichend wach umher,
Bedaur' ich meiner Schlafenden zu kurzes Glück.
Des Hahnes Krähen fürchtend, wie des Morgensterns
Vereilig' Blinken. Besser blieb' es immer Nacht!
Gewaltsam schüttle Helios die Lockengluth;
Doch Menschenpfade zu erhellen, sind sie nicht.

Was aber hör' ich? Knarrend öffnen sich so früh
Des Bruders Thore! Wacht er schon, der Thätige?
Voll Ungeduld, zu wirken, zündet er schon die Gluth
Auf hohlem Herdraum werkaufregend wieder an,
Und ruft zu mächt'ger Arbeitslust die rüstige,
Mit Guß und Schlag, Erz auszubilden, kräft'ge Schaar?
Nicht so! Ein eilend leiser Tritt bewegt sich her,
Mit frohem Tonmaß herzerhebenden Gesangs.

Phileros
(von der Seite des Prometheus her).

Zu freieren Lüften hinaus, nur hinaus!
Wie drängen mich Mauern, wie ängstet das Haus!
Wie sollen mir Felle des Lagers genügen?
Geläng' es, ein Feuer in Träume zu wiegen?
Nicht Ruhe, nicht Rast
Den Liebenden faßt.
Was hilft es, und neiget das Haupt auch sich nieder,
Und sinken ohnmächtig ermüdete Glieder? —
Das Herz, es ist munter, es regt sich, es wacht,
Es lebt den lebendigsten Tag in der Nacht!

Alle blinken die Sterne mit zitterndem Schein,
Alle laden zu Freuden der Liebe mich ein:
Zu suchen, zu wandeln den duftigen Gang,
Wo gestern die Liebste mir wandelt' und sang,
Wo sie stand, wo sie saß, wo mit blühenden Bogen
Verblümete Himmel sich über uns zogen,
Und um uns und an uns so drängend und voll
Die Erde von nickenden Blumen erquoll.
O, dort nur, o dort
Ist zum Ruhen der Ort!

Epimetheus.

Wie tönet mir ein mächt'ger Hymnus durch die Nacht!

Phileros.

Wen treff' ich schon, wen treff' ich noch, den Wachenden?

Epimetheus.

Phileros, bist Du es? Deine Stimme scheint es mir.

Phileros.

Ich bin es, Oheim; aber halte mich nicht auf!

Epimetheus.

Wo eilst Du hin, Du morgendlicher Jüngling Du?

Phileros.

Wohin mich nicht dem Alten zu begleiten ziemt.

Epimetheus.

Des Jünglings Pfade, zu errathen sind sie leicht.

Phileros.

So laß mich los und frage mir nicht weiter nach.

Epimetheus.

Vertraue mir! Der Liebende bedarf des Raths.

Phileros.

Zum Rathe bleibt nicht, zum Vertrauen bleibt nicht Raum.

Epimetheus.

So nenne mir den Namen Deines holden Glücks!

Phileros.

Verborgen ist ihr Name wie der Eltern mir.

Epimetheus.

Auch Unbekannte zu beschädigen bringet Weh'!

Phileros.

Des Ganges heil're Schritte, Guter, trübe nicht!

Epimetheus.

Daß Du in's Unglück rennest, fürcht' ich nur zu sehr.

Phileros.

Phileros, nur dahin zum bedüfteten Garten!
Da magst Du die Fülle der Liebe Dir erwarten,

Wenn Eos, die Blede, mit glühendem Schein
Die Teppiche röthet am heiligen Schrein,
Und hinter dem Teppich das Liebchen hervor,
Mit röthreren Wangen, nach Helios Thor,
Nach Gärten und Feldern mit Sehnsucht hinaus
Die Blicke versendet und spähet mich aus.
Sowie ich zu Dir,
So strebst Du zu mir!

(Ab nach der rechten Seite des Zuschauers.)

Epimetheus.

Fahr' hin, Beglückter, Hochgesegneter, dahin!
Und wärst Du nur den kurzen Weg zu ihr beglückt,
Doch zu beneiden! Schlägt Dir nicht des Menschenheils
Erwünschte Stunde, zöge sie auch schnell vorbei?
So war auch mir; so freudig hüpfte mir das Herz,
Als mir Pandora nieder vom Olympus kam!
Anschaut und abgetastet, regte sie sich hehr
Dem Staunenden entgegen, forschend holden Blicks,
Ob ich, dem strengen Bruder gleich, wegwiese sie.
Doch nur zu mächtig war mir schon das Herz erregt,
Die holde Braut empfing ich mit berauschtem Sinn.
Sodann geheimnißreicher Mitgift nahm' ich mich,
Des irdenen Gefäßes hoher Wohlgestalt.
Verschlossen stand's. Die Schöne freundlich trat hinzu,
Zerbrach das Göttersiegel, hob den Deckel ab.
Da schwoll, gedrängt, ein leichter Dampf aus ihm hervor,
Als wollt' ein Weihrauch danken den Uraniern,
Und plötzlich fuhr ein Sternblitz aus dem Dampf heraus,
Sogleich ein and'rer; and're folgten heftig nach.
Da blickt' ich auf, und auf der Wolke schwebten schon
Im Gaukeln lieblich Götterbilder, buntgedrängt;
Pandora zeigt' und nannte mir die Schwebenden:
„Dort, siehst Du," sprach sie, „glänzet Liebesglück empor!"
Sie! rief ich, droben schwebt es? Hab' ich's doch in Dir!
„Daneben zieht", so sprach sie fort, „Schmucklustiges
Des Vollgewandes weitenhafte Schleppe nach.
Noch höher steigt, bedächtig ernsten Herrscherblicks,
Ein immer vorwärts dringendes Gewaltgebild.
Dagegen, gaukelerregend strebt, mit Freundlichkeit
Sich selbst gefallend, süß zudringlich, regen Blicks,
Ein artig' Bild, Dein Auge suchend, emsig her.
Noch and're schmelzen kreisend in einander hin.
Dem Rauch gehorchend, wie er hin und wieder wogt.
Doch Alle pflichtig Deiner Tage Lust zu sein."
Da rief ich aus: Vergebens glänzt ein Sternenheer,
Vergebens rauchgebildet wünschenswerther Trug!
Du trügst mich nicht, Pandora, mir die Einzige!
Kein ander's Glück verlang' ich, weder wirkliches
Noch vorgespiegeltes im Luftwahn. Bleibe mein!
Indessen hatte sich das frische Menschenheer,
Das Chor der Neulinge, versammelt, mir zum Fest.
Sie starrten froh die muntern Lustgeburten an
Und drangen zu und haschten. Aber flüchtiger
Und irdisch ausgestreckten Händen unerreichbar jene, steigend jetzt empor und jetzt gesenkt,
Die Menge täuschten stets sie, die verfolgende.
Ich aber unversichtlich trat zur Gattinn schnell,
Und eignete das gottgesandte Wonnebild
Mit starken Armen meiner ueberfüllten Brust.
Auf ewig schuf da holde Liebesfülle mir
Zur süßen Lebensfabel jenen Augenblick.

(Er begibt sich nach dem Lager in der Vorhalle und lagert es.)

Jener Kranz, Pandore's Locken
Eingedruckt von Götterhänden,
Wie er ihre Stirn umschattet,
Ihrer Augen Glanz gedämpfet,
Schwebt mir noch vor Seel' und Sinnen,
Schwebt, da sie sich längst entzogen,
Wie ein Sternbild über mir.
Doch er hält nicht mehr zusammen;
Er zerfließt, zerfällt und streuet
Ueber alle frischen Fluren
Reichlich seine Gaben aus.

(Schimmernd.)

O, wie gerne bänd' ich wieder
Diesen Kranz! Wie gern verknüpft' ich,
Wär's zum Kranze, wär's zum Strauße,
Flora-Cypris, Deine Gaben!
Doch mir bleiben Kranz und Sträuße
Nicht beisammen. Alles löst sich.
Einzeln schafft sich Blum' und Blume
Durch das Grüne Raum und Platz.
Pflückend ach! ich, und verliere
Das Gepflückte. Scharf entschwindet's.
Rose, brech' ich Deine Schöne,
Lilie Du, bist schon dahin!

(Er entschläft.)

Prometheus
(seine Fackel in der Hand).

Der Fackel Flamme morgendlich dem Stern
voran,
In Vaterhänden aufgeschwungen, kündest Du
Tag vor dem Tage! Göttlich werde Du verehrt.
Denn aller Fleiß, der männlich schätzens-
werthe,
Ist morgendlich; nur er gewährt dem ganzen Tag
Nahrung, Behagen, müder Stunden Vollgenuß.
Deßwegen ich der Abendasche heil'gen Schatz
Entbließend früh zu neuem Gluthtrieb aufge-
facht,
Verleuchtend meinem wackern, arbeitstreuen
Volk;
So ruf' ich laut Euch, Erzgewält'ger, nun
hervor.
Erhebt die starken Arme leicht, daß tactbewegt
Ein kräft'ger Hämmer-Chor-Tanz laut er-
schallend, rasch
Und das Geschmelz'ne vielfach strecke zum Ge-
brauch.

(Mehrere Höhlen eröffnen sich, mehrere Feuer fangen an zu brennen.)

Schmiede.

Zündet das Feuer an!
Feuer ist ebenan.
Höchstes, er hat's gethan,
Der es geraubt.
Wer es entzündete,
Sich es verbündete,
Schmiedete, ründete
Kronen dem Haupt.

Wasser, es fließe nur!
Fließet es von Natur
Felsenab durch die Flur,
Zieht es auf seine Spur
Menschen und Vieh.
Fliche, sie wimmeln da,
Vögel, sie bimmeln da,
Ihr' ist die Fluth.
Die unbeständige,
Stürmisch lebendige,
Daß der Verständige
Manchmal sie bändige,
Finden wir gut.

Erde, sie steht so fest!
Wie sie sich quälen läßt!
Wie man sie scharrt und plackt!
Wie man sie ritzt und hackt!
Da soll's heraus.
Furchen und Striemen ziehn
Ihr auf dem Rücken hin
Knechte mit Schweißbemüh'n;
Und wo nicht Blumen blüh'n,
Schilt man sie aus.

Ströme Du, Luft und Licht!
Weg mir vom Angesicht —
Schürst Du das Feuer nicht,
Bist Du Nichts werth.
Strömst Du zum Herd herein,
Sollst Du willkommen sein,
Wie sich's gehört.
Dring' nur herein in's Haus;
Willst Du hernach hinaus,
Bist Du verzehrt.

Rasch nur zum Werk gethan!
Feuer, nun flammt's heran,
Feuer schlägt eben an:
Sieht's doch der Vater an,
Der es geraubt.
Der es entzündete,
Sich es verbündete,
Schmiedete, ründete
Kronen dem Haupt.

Prometheus.

Des thät'gen Manns Behagen sei Partei-
lichkeit.
D'rum freut es mich, daß, and'rer Elemente
Werth
Verkennend, Ihr das Feuer über Alles preis't.
Die Ihr, hereinwärts auf den Ambos blickend,
wirkt,
Und hartes Erz, nach Eurem Sinne zwingend,
formt.
Euch rettet' ich, als mein verlorenes Geschlecht
Bewegtem Rauchgebilde nach, mit trunk'nem
Blick,
Mit off'nem Arm, sich stürzte, zu erreichen
Das,
Was unerreichbar ist, und, wär's erreichbar
auch,
Nicht nützt noch frommt; Ihr aber seid die
Nützenden.
Wildstarre Felsen widerstehn Euch keineswegs;
Dort stürzt von Euern Hebeln Erzgebirg herab,
Geschmolzen fließt's, zum Werkzeug umgebildet
nun,
Zur Doppelfaust. Verhundertfältigt ist die
Kraft.
Geschwung'ne Hämmer dichten, Zange fasset
klug.
So eig'ne Kraft und Wunderkräfte mehret Ihr
Werkthätig, weisekräftig in's Unendliche.
Was Macht entworfen, Feindheit ausgesonnen,
sei's
Durch Euer Wirken über sich hinausgeführet.
D'rum bleibt am Tagwerk, vollbewußt und
freigemuth;
Denn Eu'rer Nachgebornen Schaar, sie nahet
schon,
Gefertigtes begehrend, Seit'nem huldigend.

Hirten.

Ziehet den Berg hinauf,
Folget der Flüsse Lauf,
Wie sich der Fels belaubt,
Wie sich die Weide zieht;
Treibet gemach!

Ueberall findet's was,
Kräuter und thauig' Naß;
Wandelt und sieht sich um,
Trippelt, genießet stumm,
Was es bedarf.

Erster Hirt (zu den Schmieden).

Mächtige Bürger hier,
Stattet uns aus!
Reichet der Klingen mir
Schärfste heraus.
Syrinx muß leiden!
Rohr einzuschneiden,
Gebt mir die feinsten gleich.
Zart sei der Ton.
Preisend und lobend Euch
Ziehn wir davon.

Zweiter Hirt (zum Schmiede).

Hast Du wohl Weichlinge
Freundlich versorgt,
Haben noch obend'rein
Sie Dir es abgeborgt!
Reich' uns des Erzes Kraft,
Spitzig, nach hinten breit,
Daß wir es schnüren fest
An unsrer Stäbe Schaft.

Dem Wolf begegnen wir,
Menschen, Mißwilligen;
Denn selbst die Billigen
Sehn es nicht gern,
Wenn man sich was vermißt;
Doch nah' und fern
Läßt man sich ein,
Und wer kein Krieger ist,
Soll auch kein Hirte sein.

Dritter Hirt (zum Schmiede).

Wer will ein Hirte sein,
Lange Zeit er hat;
Zählt' er die Stern' im Schein,
Blas' er auf dem Blatt,
Blätter gibt uns der Baum,
Rohre gibt uns das Moor;
Künstlicher Schmiedegesell,
Reich' uns was Ander's vor!
Reich' uns ein ebern' Rohr,
Zierlich zum Mund gespitzt,
Blätterzart angeschlitzt:
Lauter als Menschensang
Schallet es weit;
Mädchen im Lande breit
Hören den Klang.

(Die Hirten vertheilen sich unter Musik und Gesang in der Gegend.)

Prometheus.

Entwandelt friedlich! Friede findend geht
Ihr nicht.
Denn solches Loos dem Menschen wie den Thieren ward,
Nach deren Urbild ich mir Weiss'res bildete,
Daß Ein's dem Andern, einzeln oder auch geschaart,
Sich widersetzt, sich hassend an einander drängt,
Bis Ein's dem Andern Uebermacht bethätigte.
D'rum faßt Euch wacker, eines Vaters Kinder Ihr!
Wer falle, stehe, kann ihm wenig Sorge sein!
Ihm ruht zu Hause viel gewaltiger ein Stamm,
Der stets fern aus und weit und breit umher gesinnt.
Zu enge wohnt er aufeinander, dichtgedrängt.
Nun ziehn sie aus und alle Welt verdrängen sie.
Gesegnet sei des wilden Abschieds Augenblick.
D'rum, Schmiede, Freunde, nur zu Waffen legt mir's an.
Das Andre lassend, was der sinnig Ackernde,
Was sonst der Fischer von Euch fordern möchte heut!
Nur Waffen schafft, geschaffen habt Ihr Alles dann,
Auch derbster Sehne übermäß'gen Vollgenuß.
Jetzt erst, Ihr mühsam, finsterstündig Stechenden,
Für Euch ein Ruh'mal! Denn wer Nachts arbeitete,
Genieße, wenn die Andern früh zur Mühe gehn.

(Dem schlafenden Epimetheus sich nähernd.)

Du aber, einz'ger Mitgeborner, ruhst Du hier,
Nachtwandler, Sorgenvoller, Schwerbedenklicher?
Du dauerst mich, und doch belob' ich Dein Geschick.
Zu dulden ist's, sei's thätig oder leidend auch!

Schmiede.

Der es entzündete,
Sich es verbündete,
Schmiedete, ründete
Kronen dem Haupt.

(Sie verlieren sich in den Gewölben, die sich schließen.)

Epimetheus

(in s'n'er Höhle schlafend).

Erwin! o ſchau, du wirſt gerochen;
Kein Gott erhöret meine Noth.
Mein Stolz hat ihm das Herz gebrochen,
O Liebe! gib mir den Tod.

Roſa und Valerio bemühen ſich während dieſes Geſanges ſie zu tröſten, beſonders Valerio Gegen das Ende der Arie wird Roſa ſtill, tritt an die Seite, ſieht ſich manchmal nach den beyden unruhig und verdrießlich um.

Roſa für ſich.

Ich komme hier mir überflüſſig vor;
Der Freund ſcheint auf die Freundinn mehr zu wirken,
Als eine Freundinn Gut, ich kann ja wohl
Allein durch dieſe Gänge wandeln, finde
Auch einen Freund, die Zeit mir zu verkürzen.

Sie geht ab, ſich noch einigemal umſehend. Elmire und Valerio, welche mit einander fortſprechen, bemerken nicht, daß ſie ſich entfernt.

Valerio.

Ich laſſe dich nicht mehr, und leide nicht,
Daß dieſe Schmerzen ewig wiederkehren.

Elpore
(den Morgenſtern auf dem Haupte, in luftigem Gewand, ſteigt hinter dem Hügel herauf.

Epimetheus (träumend).

Ich ſeh' Geſtirne kommen, dicht gedrängt!
Ein Stern für viele, herrlich glänzet er!
Was ſteiget hinter ihm ſo hold empor?
Welch liebes Haupt bekränt, beleuchtet er?
Nicht unbekannt bewegt ſie ſich herauf,
Die ſchlanke, holde, niedliche Geſtalt.
Biſt Du's, Elpore?

Elpore (von fern).

Theurer Vater, ja!
Die Stirne Dir zu kühlen, weh' ich her!

Epimetheus.

Tritt näher, komm'!

Elpore.

Das iſt mir nicht erlaubt.

Epimetheus.

Nur näher!

Elpore (nahend).

So denn?

Epimetheus.

So! Noch näher!

Elpore (ganz nahe).

So?

Epimetheus.

Ich kenne Dich nicht mehr!

Elpore.

Das dacht' ich wohl.
(Wegtretend.)
Nun aber?

Epimetheus.

Ja, Du biſt's, geliebtes Mädchen,
Das Deine Mutter ſcheidend mir entriß!
Wo bliebſt Du? Komm' zu Deinem alten Vater!

Elpore (herantretend).

Ich komme, Vater; doch es fruchtet nicht.

Epimetheus.

Welch lieblich' Kind beſucht mich in der Nähe?

Elpore.

Die Du verkennſt und kennſt, die Tochter iſt's.

Epimetheus.

So komm' in meinen Arm!

Elpore.

Bin nicht zu faſſen.

Epimetheus.

So küſſe mich!

Elpore (zu ſeinen Häupten).

Ich küſſe Deine Stirn
Mit leichter Lippe.
(Sich entfernend.)
Fort ſchon bin ich, fort!

Epimetheus.

Wohin, wohin?

Elpore.

Nach Liebenden zu blicken.

Epimetheus.

Warum nach Denen? Die bedürfen's nicht.

Elpore.

Ach, wohl bedürfen ſie's, und Niemand mehr.

Epimetheus.

So ſage mir denn zu!

Elpore.

Und was denn, was?

Epimetheus.

Der Liebe Glück, Pandore'ns Wiederkehr.

Elpore.

Unmöglich's zu verſprechen, ziemt mir wohl!

Epimetheus.

Und ſie wird wieder kommen?

Elpore.

Ja doch, ja!
(Zu den Zuſchauern.)
Gute Menſchen! So ein zartes,
Ein mitfühlend' Herz, die Götter
Legten's in den jungen Buſen.
Was Ihr wollet, was Ihr wünſchet,
Nimmer kann ich's Euch verſagen;
Und von mir, dem guten Mädchen,
Hört Ihr weiter Nichts als Ja.

Ach, die anderen Dämonen,
Ungemüthlich, ungefällig,
Kreiſchen immerfort dazwiſchen
Schadenfroh ein hartes Nein.

Doch der Morgenlüfte Wehen
Mit dem Krähn des Hahns vernehm' ich!
Eilen muß die Morgendliche,
Eilen zu Erwachenden.
Doch ſo kann ich Euch nicht laſſen.
Wer will noch was Liebes hören?
Wer von Euch bedarf ein Ja?

Welch ein Toſen, welch ein Wühlen!
Iſt's der Morgenwelle Brauſen?

Schnaubſt Du, hinter gold'nen Thoren,
Roßgeſpann des Helios?
Nein, mir wogt die Menge murmelnd,
Wildbewegte Wünſche ſtürzen
Aus den überdrängten Herzen,
Wälzen ſich zu mir empor!

Ach, was wollt Ihr von der zarten,
Ihr Unruh'gen, Uebermüth'gen?
Reichthum wollt Ihr, Macht und Ehre,
Glanz und Herrlichkeit? Das Mädchen
Kann Euch Solches nicht verleihen;
Ihre Gaben, ihre Töne,
Alle ſind ſie mädchenhaft.

Wollt Ihr Macht? Der Mächt'ge hat ſie.
Wollt Ihr Reichthum? Zugegriffen!
Glanz! Behängt Euch! Einfluß? Schleicht nur!
Hoffe Niemand ſolche Güter;
Wer ſie will, ergreife ſie.

Stille wird's! Doch hör' ich deutlich —
Leiſ' iſt mein Gehör — ein ſeufzend'
Lispeln! Still! — ein lispelnd' Seufzen!
O, Das iſt der Liebe Ton!
Wende Dich zu mir, Geliebter!
Schau' in mir der Süßen, Treuen,
Wonnevolles Ebenbild.
Frage mich, wie Du ſie frageſt,
Wenn ſie vor Dir ſteht und lächelt,
Und die ſonſt geſchloſſ'ne Lippe
Dir bekennen mag und darf.

„Wird ſie lieben?" Ja! „Und mich?" Ja!
„Mein ſein?" Ja! „Und bleiben?" Ja doch!
„Werden wir uns wieder finden?"
Ja, gewiß! „Treu wieder finden?
Nimmer ſcheiden?" Ja doch, ja!

(Sie verhüllt ſich und verſchwindet, als Echo wiederholend.)

Ja doch, ja!

Epimethens (erwachend).

Wie ſüß, o Traumwelt, ſchöne, löſeſt Du Dich ab!

(Durchdringendes Angſtgeſchrei eines Weibes vom Garten her.)

Epimethens (aufſpringend).

Entſetzlich ſtürzt Erwachenden ſich Jammer zu!

(Wiederholtes Geſchrei.)

Weiblich' Geſchrei! Sie flüchtet! Näher! Nahe ſchon!

Epimeleia

(innerhalb des Gartens, unmittelbar am Zaun).

Ai! Ai! Weh'! Weh' mir! Weh'! Weh'! Weh'! Ai! Ai mir! Weh'!

Epimethens.

Epimeleia's Töne, hart am Gartenrand!

Epimeleia

(den Zaun haſtig überſteigend).

Weh'! Mord und Tod! Weh', Mörder! Ai! Ai! Hülfe mir!

Phileros (nachſpringend).

Verdammt! Gleich ergreif' ich Dein geflocht'nes Haar.

Epimeleia.

Im Nacken, Weh', den Hauch des Mörders fühl ich ſchon!

Phileros.

Verruchte! Fühl' im Nacken gleich das ſcharfe Beil!

Epimethens.

Her! Schuldig, Tochter, oder ſchuldlos, rett' ich Dich!

Epimeleia

(an ſeiner linken Seite niederſinkend).

O Vater Du! Iſt doch ein Vater ſtets ein Gott!

Epimethens.

Und wer, verwegen, ſtürmt aus dem Bezirk Dich her?

Phileros

(zu Epimethens Rechten).

Beſchütze nicht des frechſten Weibs verworf'nes Haupt.

Epimethens

(ſie mit dem Mantel bedeckend).

Sie ſchütz' ich, Mörder, gegen Dich und Jeglichen.

Phileros

(nach Epimethens Linken um ihn herumtretend).

Ich treffe ſie auch unter dieſes Mantels Nacht.

Epimeleia

(ſich vor dem Vater her, nach der rechten Seite zu, werfend).

Verloren, Vater, bin ich! O, Gewalt! Gewalt!

Phileros

(hinter Epimethens ſich zur Rechten wendend).

Irrt auch die Schärfe, irrend aber trifft ſie doch!

(Er verwundet Epimeleia'n im Nacken.)

Epimeleia.

Ai! Ai! Weh', weh' mir!

Epimetheus
(abwehrend).
Weh' uns! Weh'! Gewalt!

Phileros.
Gerigt nur! Weit're Seelenpforten öffn' ich gleich.

Epimeleia.
O Jammer, Jammer!

Epimetheus
(abwehrend).
Weh' uns! Hülfe! Weh' uns! Weh'!

Prometheus
(eilig hereintretend).
Welch' Mordgeschrei! Im friedlichen Bezirke tönt's!

Epimetheus.
Zu Hülfe, Bruder! Armgewalt'ger, eile her!

Epimeleia.
Beflügle Deine Schritte, Rettender, heran!

Phileros.
Vollende, Faust, und Rettung schmählich hinke nach!

Prometheus
(dazwischentretend).
Zurück, Unsel'ger! Thöricht Rasender, zurück!
Phileros, bist Du's? Unbänd'ger, dieß Mal halt' ich Dich!
(Er faßt ihn an.)

Phileros.
Laß, Vater, los! Ich ehre Deine Gegenwart.

Prometheus.
Abwesenheit des Vaters ehrt ein guter Sohn.
Ich halte Dich! — An diesem Griff der starken Faust
Empfinde, wie erst Uebelthat den Menschen faßt,
Und Uebelthäter weise Macht sogleich ergreift.
Hier morden? Unbewehrte? Geh' zu Raub und Krieg,
Hin, wo Gewalt Gesetz macht! Denn wo sich Gesetz,
Wo Vaterwille sich Gewalt schuf, tangst Du nicht.
Hast jene Ketten nicht gesehn, die ehernen,
Geschmiedet für des wilden Stieres Hörnerpaar,
Mehr für den Ungebändigten des Männervolks?
Sie sollen Dir die Glieder lassen, klirrend hin und wieder schlagen, Deinem Gang Begleitungs-Tact.
Doch was bedarf's der Ketten? Ueberwiesener,
Gerichteter! Dort ragen Felsen weit hinaus,
Nach La[illegible] und See; dort stürzen billig wir hinab
Den Tobenden, der, wie das Thier, das Element,
Zum Grenzenlosen übermüthig rennend, stürzt.
(Er läßt ihn fahren.)
Jetzt lös' ich Dich. Hinaus mit Dir in's Weite, fort!
Bereuen magst Du, oder Dich bestrafen selbst.

Phileros.
So glaubest Du, Vater, nun sei es gethan?
Mit starrer Gesetzlichkeit stürmst Du mich an,
Und achtest für Nichts die unendliche Macht,
Die mich, den Glückselgen, in's Elend gebracht.
Was liegt hier am Boden in blutender Qual?
Es ist die Gebieterinn, die mir befahl.
Die Hände, sie ringen, die Arme, sie bangen;
Die Arme, die Hände sind's, die mich umfangen.
Was zitterst Du, Lippe, was bebest Du, Brust?
Verschwiegene Zeugen verrätherischer Lust!
Verrätherisch, ja! Was sie innig gereicht,
Gewährt sie dem Zweiten — dem Dritten vielleicht.

Nun sage mir, Vater, wer gab der Gestalt
Die einzige, furchtbar entschiedene Gewalt?
Wer führte sie still die verborgene Bahn,
Herab vom Olymp, aus dem Hades heran?
Weit eher entfleuchst Du dem ehrnen Geschick
Als diesem durchbohrend verschlingenden Blick;
Weit eher eindringender Keren Gefahr,
Als diesem gekrochenen, geringelten Haar;
Weit eher der Wüste beweglichem Sand,
Als diesem umflatternden, regen Gewand.
(Epimetheus hat Epimeleia's aufgehoben, führt sie tröstend umher, das ihre Stellungen zu Philetos Worten passen.)
Sag', ist es Pandora? Du sahst sie ein Mal,
Den Vätern verderblich, den Söhnen zur Qual.
Sie bildet Hephaistos mit prunkendem Schein,
Da webten die Götter Verderben hinein.
Wie glänzt das Gefäß! O, wie faßt es sich schlank!
So bieten die Himmel berauschenden Trank.

Was birgt wohl das Zaudern? — verwegene That;
Das Lächeln, das Reizen, was birgt es? — Verrath;
Die heiligen Blicke? — vernichtenden Scherz;
Der göttliche Busen? — ein tückisches Herz!

O, sag' mir, ich läge! O, sag', sie ist rein!
Willkommner als Sinn soll der Wahnsinn mir sein.
Vom Wahnsinn zum Sinne, welch glücklicher Schritt!
Vom Sinne zum Wahnsinn! Wer litt, was ich litt?
Nun ist's mir bequem. Dein acht'nd's Gebet,
Ich eile zu scheiden, ich suche den Tod.
Sie zog mir mein Leben in's Herze hinein,
Ich habe Nichts mehr, um lebendig zu sein.

(Ab.)

Prometheus (zu Epimetheus).

Bist Du beschämt? Gestehst Du, wessen er Dich zeiht?

Epimetheus.

Bestürzt gewahr' ich seltsam was Begegnendes.

Epimeleia

(zwischen Beide tretend).

Einig, unverrückt, zusammenwandernd,
Leuchten ewig sie herab die Sterne;
Mondlicht überglänzet alle Höhen,
Und im Laube rauschet Windeswehen,
Und im Büschlein athmet Philomele,
Athmet frei mit ihr der junge Busen,
Aufgeweckt vom holden Frühlingstraume.
Ach, warum, Ihr Götter, ist nacktlich
Alles, Alles, endlich unser Glück nur?

Sternenglanz und Mondes Ueberschimmer,
Schattentiefe, Wasserfturz und Rauschen
Sind unendlich — endlich unser Glück nur!

Lieblich, horch! — zur feinen Herzellippe
Hat der Hirte sich ein Blatt geschaffen.
Und verbreitet froh schon durch die Auen
Heitern Vorgesang mittägiger Heimchen.
Doch der saitenreichen Leier Ton,
Anders fassen sie das Herz; wen horchet,
Und wer d'rauschen wandle schon ie frohe —
Und wer d'rauschen singe gelt'nen Saiten —
Mädchen mächt' es wissen. Mädchen küsset
Leis' den Schalter, lauscht am Kuß des Schalters.
Und der Knabe merkt, da regt sich Sinnes!
Wer? Das möcht' er wissen, lauert, spähet.
So erspähen Beide sich einander;
Beide sehen sich in halber Hexe.
Und, was man sieht, genau zu kennen,
Und, was man nun kennt, sich zuzueignen,
Schnt sich gleich das Herz, und Arme strecken,
Arme schließen sich; ein heilger Bund ist,
Inbrunst nun das Herz, er ist geschlossen.

Ach, warum, Ihr Götter, ist nacktlich
Alles, Alles, — endlich unser Glück nur!
Sternenglanz, ein liebereich' Verbinden,
Mondenschimmer, liebevoll' Vertrauen,
Schattentiefe, Sehnsucht wahrer Liebe
Sind unendlich — endlich unser Glück nur!

Pluto'n laß den Nacken! — Laß ihn, Vater!
Blut, gerinnend, fließet leicht sich selber,
Ueberlassen sich, verharrsicht die Wunde;
Aber Herzensblut, im Busen stockend,
Wird es je sich wieder fließend regen?
Wirst, erstarrtes Herz, Du wieder schlagen?

Er entsteht! Ihr Gesammen verrichtet ihn.
Ich Verfloss'ne kennt' ihn, ach, nicht halten.
Wie er schalt, mir fluchte, lästernd rasete!
Doch willkommen sei des Fluches Rasen;
Denn so sieht er mich, wie er mich schmähte,
So durchglüht' ich ihn, wie er verwünschte!
Ach, warum verkannt' er die Geliebte!
Wird er sehen, wieder sie zu kennen?

Angesehn war ihm die Gartenpforte;
Das gesteh' ich, warum sollt' ich's läugnen?
Unheil überwältigt Scham. — Ein Hirte
Stößt die Thür an, stößt sie auf, und tretschend.
Stiß verwegen, tritt er in den Garten.
Findet mich, die Hervende, ergreift mich, —
Und im Augenblick ergreift ihn Jener,
Auf dem Fuß ihm folgend. Dieser läßt mich
Wehrt sich erst, und suchet, bald verfolgt nun,
Ob getroffen, oder nicht. — was weiß ich!
Dann auf mich gewandt, mit Schimmen, Schellen.
Dringt nun Thiereet. Ich stürze suchend
Ueber Blumen und Gesträuch; der Jüngling
Mich zuletzt, doch hebet mich beherzigt
Angst empor, ich bin im Freien, gleich [illegible]
Stürzt auch er heraus. Den Bock [illegible]

Theurer Vater! Hat Epimeleia
Sorg' um Dich getragen manche Tage;
Sorge trägt sie leider nun sich selbst nun.
Und zur Sorge schleicht sich ein die Reue!
Ers wohl will meine Mutter werden,
Nicht an seiner, Deiner beleuchten
Schöne Pfade, die er nicht zurückkehrt.
Laß mich gehn, Ihr Götter, mich verbergen,
Zürnet nicht der Armen. Laßt sie weinen!
Ach, wie fühl' ich's! Ach, das schwirrt so endlich.
Wetteiferwerb'ne Liebe zu verwinden!

Prometheus.

Das Götterkind, die herrliche Geſtalt, wer iſt's?
Pandore'n gleicht ſie, ſchmeichelhafter ſcheint ſie nur
Und lieblicher; die Schönheit Jener ſchreckte faſt.

Epimetheus.

Pandore'us Tochter, meine Tochter rühm' ich ſie.
Epimeleia nennen wir die Sinnende.

Prometheus.

Dein Vaterglück, warum verbargſt Du, Bruder, mir's?

Epimetheus.

Entfremdet war Dir mein Gemüth, o Treflicher.

Prometheus.

Um Jener willen, die ich nicht empfing mit G. ſt.

Epimetheus.

Die Du hinweggewieſen, eignet' ich mir zu.

Prometheus.

In Deinen Hort verbargſt Du jene Gefährliche?

Epimetheus.

Die Himmliſche! — vermeidend herben Bruderzwiſt.

Prometheus.

Nicht lange wohl blieb, wankelmüthig, ſie Dir getreu?

Epimetheus.

Treu blieb ihr Bild; noch immer ſteht es gegen mir.

Prometheus.

Und peiniget in der Tochter Dich zum zweiten Mal.

Epimetheus.

Die Schmerzen ſelbſt um ſolch' ein Kleinod ſind Genuß.

Prometheus.

Kleinode ſchafft dem Manne täglich ſeine Fauſt.

Epimetheus.

Unwürd'ge, ſchafft er nicht das höchſte Gut dafür.

Prometheus.

Das höchſte Gut? Mich dünken alle Güter gleich.

Epimetheus.

Mit Nichten! Eines übertrifft. Beſaß ich's doch!

Prometheus.

Ich rathe faſt, auf welchem Weg Du irrend gehſt.

Epimetheus.

Ich irre nicht. Die Schönheit führt auf rechte Bahn.

Prometheus.

In Frau'ngeſtalt nur allzu leicht verführet ſie.

Epimetheus.

Du formteſt Frauen, keineswegs verführeriſch.

Prometheus.

Doch formt' ich ſie aus zärterm Thon, die rohen ſelbſt.

Epimetheus.

Den Mann vergnügendenkend, ſie zur Dienerinn.

Prometheus.

So werde Knecht, verſchmäheſt Du die treue Magd.

Epimetheus.

Zu widerſprechen meid' ich. Was in Herz und Sinn
Sich eingeprägt, ich wiederhol's im Stillen gern.
O göttliches Vermögen mir, Erinnerung,
Du bringſt das hehre, friſche Bild ganz wieder her!

Prometheus.

Die Hochgeſtalt aus altem Dunkel tritt auch mir;
Hephaiſt'en ſelbſt gelingt ſie nicht zum zweiten Mal.

Epimetheus.

Auch Du erwähneſt ſolchen Urſprungs Fabelwahn?
Aus göttlich altem Kraftgeſchlechte ſtammt ſie her:
Uranione, Here'n gleich, und Schweſter Zeus.

Prometheus.

Doch ſchmückt' Hephaiſtos wohlbedenkend reich ſie aus;
Ein gold'nes Hauptnetz flechtend erſt mit kluger Hand,
Die feinſten Drähte wirkend, flechtend mannigfach.

Epimetheus.

Dieß göttliche Gehäge, nicht das Haar bezwang's,
Das überwelle, ſtrotzend braune, krauſe Haar;
Ein Büſchel flammend warf ſich von dem Scheitel auf.

Prometheus.

Drum ſchlang er Ketten nebenan, gediegene.

Epimetheus.

In Flechten glänzend ſchmiegte ſich der Wunderwuchs,
Der, frei gegeben, ſchlangengleich die Terſe ſchlug.

Prometheus.

Das Diadem, nur Aphrodite'n glänzt es ſo!
Pyropiſch, unbeſchreiblich, ſeltſam leuchtet es.

Epimetheus.

Mir blickt' es nur geſellig aus dem Kranz hervor
Aufblüh'nder Blumen; Stirn und Braune hüllt' es ſie,
Die Neidiſchen! Wie Kriegsgöttin den Schützen deckt
Mit dem Schild, ſo ſie der Augen treffende Pfeilgewalt.

Prometheus.

Geknüpft mit Kettenbändern ſchaut' ich jenen Brand;
Der Schulter ſchmiegten ſie zwitternd, flimmernd gern ſich an.

Epimetheus.

Des Ohres Perle ſchwankt mir vor dem Auge noch,
Wie ſich frei das Haupt anmuthiglich bewegte.

Prometheus.

Gereihte Gaben Amphitrite'us trug der Hals.
Dann vielgeblümten Kleides Feld, wie es wunderbar
Mit Frühlings reichem, buntem Schmuck die Bruſt umgab.

Epimetheus.

An dieſe Bruſt mich Glücklichen hat ſie gedrückt!

Prometheus.

Des Gürtels Knauf war über Alles koſtenswerth.

Epimetheus.

Und dieſen Gürtel hab' ich liebend aufgelöſ't!

Prometheus.

Dem Drachen, um den Arm geringelt, ſtreift' ich ab,
Wie ſtarr' Metall im Schlangenkreiſe ſich dehnt und ſchließt.

Epimetheus.

Mit dieſen Armen liebend mich umfing ſie mich!

Prometheus.

Die Hände ſchmeichelnd verbreiterten die ſchlanke Hand.

Epimetheus.

Die mir ſo oft ſich, herzerſtreuend, hingeſtreckt!

Prometheus.

Und glich ſie wohl Athene's Hand an Kunſtgeſchick?

Epimetheus.

Ich weiß es nicht; nur liebekreiſend kannt' ich ſie.

Prometheus.

Athene's Webſtuhl erſtehnt' ihr Oberkleid.

Epimetheus.

Wie's weißenſchimmernd, wonnehaft ihr umfloß nach!

Prometheus.

Der Saum verwirrte feſſelnd auch den ſchleifenden Blick.

Epimetheus.

Sie zog die Welt auf ihren Pfaden nach ſich her.

Prometheus.

Gewund'ne Roſenblumen, Knäbern zugleiche.

Epimetheus.

Den reichen Kelchen muthiges Gewild entquoll.

Prometheus.

Das Reh, zu fliehen, es zu verfolgen, ſprang der Leu.

Epimetheus.

Wer ſäh' den Saum an, zeigte ſich der Fuß im Schritt,
Beweglich wie die Hand, erwiedernd Liebesdruck.

Prometheus.

Auch hier nicht müde, ſchmückte nur der Künſtler mehr;
Biegſame Sohlen, gold'ne, ſchnürtheilerbrunde.

Epimetheus.

Verfügte! — ſie rührte kaum den Boden an.

Prometheus.

Gegliedert, ſchnürten gold'ne Riemen ſchleifenhaft.

Epimetheus.

O, rufe mir nicht jene Hüllepracht hervor!
Der Abgegaben wußt' ich nicht zu geben mehr.

Die Schönſte, die Geſchmackteſte, die Meine war's!
Ich gab mich ſelbſt ihr, gab mich mir zum erſten Mal.

Prometheus.

Und leider ſo auf ewig Dir entriß ſie Dich!

Epimetheus.

Und ſie gehört auf ewig mir, die Herrliche!
Der Seligkeit Fülle, die hab' ich empfunden!
Die Schönheit beſaß ich, ſie hat mich gebunden;
Im Frühlingsgefolge trat herrlich ſie an.
Sie erkannt' ich, ſie ergriff ich; da war es gethan!
Wie Nebel zerſtiebte trübſinniger Wahn;
Sie zog mich zur Erd' ab, zum Himmel hinan.

Du ſuchteſt nach Worten, ſie würdig zu loben;
Du willſt ſie erhöhen: ſie wandelt ſchon oben.
Vergleich' ihr das Beſte; Du hältſt es für ſchlecht.
Sie ſpricht, Du beſinnſt Dich; doch hat ſie ſchon Recht.
Du ſtemmſt Dich entgegen; ſie gewinnt das Gefecht.
Du ſchwankſt, ihr zu dienen, und biſt ſchon ihr Knecht.

Das Gute, das Liebe, Das mag ſie erwiedern.
Was hilft hohes Anſehn? Sie wird es erniedern.
Sie ſtellt ſich an's Ziel hin, beflügelt den Lauf;
Vertritt ſie den Weg Dir, gleich hält ſie Dich auf.
Du willſt ein Gebet thun, ſie treibt Dich hinauf,
Gibſt Reichthum und Weisheit und Alles in den Kauf.

Sie fliegt hernieder in tauſend Gebilden,
Sie ſchwebt auf Waſſern, ſie ſchreitet auf Gefilden,
Nach heiligen Maßen ergänzt ſie und ſchallt,
Und einzig vereidelt die Form den Gehalt,
Verleiht ihm, verleiht ſich die höchſte Gewalt;
Mir erſchien ſie in Jugend-, in Frauengeſtalt.

Prometheus.

Dem Glück, der Jugend beiß' ich Schönheit nah' verwandt;
Auf Gipfeln weilt ſie Einen wie das Andre nicht.

Epimetheus.

Und auch im Wechſel Beide, nun und immer, ſchön:
Denn ewig bleibt Erkorenen anerkanntes Glück.
So neu verherrlicht leuchtete das Angeſicht
Pandorens mir aus buntem Schleier, den ſie jetzt
Sich umgeworfen, hüllend göttlichen Gliederbau.
Ihr Antlitz, angeſchaut allein, höchſt ſchöner war's,
Dem ſonſt des Körpers Wohlgeſtalt wetteiferte;
Auch ward es rein der Seele klar geſpiegelt' Bild,
Und ſie, die Liebſte, Holde, leicht geſprächiger,
Zutraulich mehr, geheimnißvoll gefälliger.

Prometheus.

Auf neue Freuden deutet ſolche Verwandelung.

Epimetheus.

Und neue Freuden, Leiden ſchaffende, gab ſie mir.

Prometheus.

Laß hören! Leid aus Freude tritt ſo leicht hervor.

Epimetheus.

Am ſchönſten Tage — blühend regte ſich die Welt —
Entgegnete ſie im Garten mir, verſchleiert noch,
Nicht mehr allein: auf jedem Arme wiegte ſie
Ein lieblich' Kind, beſchattet, Löckerzwillinge.
Sie trat heran, daß, hoch erſtaunt, erfreut, ich Die
Beſchauen möchte, herzen auch nach Herzensluſt.

Prometheus.

Verſchieden waren Beide, ſag' mir, oder gleich?

Epimetheus.

Gleich und verſchieden, ähnlich nennteſt Beide wohl.

Prometheus.

Dem Vater Ein's, der Mutter Eines, denk' ich doch.

Epimetheus.

Das Wahre triffſt Du, wie es ziemt Erfahrenem.
Da ſprach ſie: „Wähle! Das Eine ſei Dir anvertraut,
Ein's meiner Pflege vorbehalten. Wähle ſchnell!
Epimeleia nennſt Du Dieß, Elpore Dieß.“
Ich ſah ſie an. Die Eine ſchalkiſch äugelte
Vom Schleierſaum her; wie ſie meinen Blick gehaſcht,
Zurück ſie fuhr und barg ſich an der Mutter Bruſt.

Die And're, ruhig gegentheils und schmerzlich
faß,
Als Jener Blick den meinigen zuerst erwarb,
Sah flät herüber, hielt mein Auge fest und fest
In ihrem innig, ließ nicht los, gewann mein
Herz.
Nach mir sich neigend, händereichend, strebte sie
Als liebedürftig, hülfsbedürftig, tiefen Blicks.
Wie hätt' ich widerstanden? Diese nahm ich
auf;
Mich Vater fühlend, schloß an meine Brust ich sie,
Ihr mezinschenchen von der Stirn frühzeit'gen
Ernst.
Nicht achtend, stand ich, daß Pandora weiter
schritt,
Der Ferngewich'nen folgt' ich, fröhlich rufend,
nach;
Sie aber, halb gewendet nach dem Eilenden,
Warf mit der Hand ein deutlich' Lebewohl
mir zu,
Ich stand versteinert, schaute hin, — ich seh' sie
noch!
Vielwüchsig streben drei Cypressen himmel-
wärts,
Wo dort der Weg sich wendet. Sie, gewandt
im Gehn,
Darzeigte vorgehoben nochmals mir das Kind,
Das unerreichbar seine Händchen reichend wies;
Und jetzt, hin um die Stämme schreitend, Augen-
blicks
Weg war sie! Niemals hab' ich vielter sie
gesehn.

Prometheus.

Nicht sonderbar soll Jedem scheinen, was ge-
schieht,
Vereint er sich Dämonen, gottgesendeten.
Nicht tadl' ich Deiner Schmerzen Gluth, Ver-
witweter!
Wer glücklich war, der wiederholt sein Bild
im Schmerz.

Epimetheus.

Wohl wiederhol' ich's! Immer jenen Cy-
pressen zu,
Mein einz'ger Gang blieb's. Blickt' ich doch
am Lichtsten hin,
Wann zuletzt sie schwindend mir im Auge blieb.
Sie kommt vielleicht, so dacht' ich, dorther mir
zurück,
Und weinte gneidweis', an mich drückend jenes
Kind,
An Mutters Statt. Es sah mich an und weinte
mit,
Bewegt von Mitgefühlen, stammend, unbewußt.
So lieb' ich fest, entgegen ewig verwaist'ter
Zeit,
Geklärt an meiner Tochter zart besorgtem
Sinn,
Die mir bedürftig meiner Vatersorge wird,
Von Liebeszammer unerträglich aufgewallt.

Prometheus.

Vernahmst Du nichts von Deiner Zweiten hier
Zeit?

Epimetheus.

Grausam gefällig, steigt sie oft als Morgen-
traum,
Geschmückt, mit Phosphoros herüber; schmei-
chelnd sieht
Versprechen ihr vom Munde; kosend naht sie
mir,
Und schwankt und flieht. Mit ewigem Ver-
wandeln täuscht
Sie meinen Kummer, täuscht zuletzt auf Ja
und Ja
Den flieh'nden mit Pandorens Wiederkehr
sogar.

Prometheus.

Elpore's kenn' ich, Bruder, darum bin ich mild
Zu Deinen Schmerzen, dankbar für mein Erden-
reich.
Du mit der Göttin zeugtest ihm ein holdes
Bild,
Zwar auch verwandt mit jenen Rauchgebrauen;
Doch stets gefällig, täuschet sie unschuldiger,
Kaltherzlich keinem Erdensohn. Kurzsichtigen
Zum zweiten Auge wird sie; Jedem sei's ge-
gönnt!
Du, stärkend aber Deine Tochter, stärke Dich ....
Wie! Hörst Du nicht; verfolgst uns Vergangen-
heit?

Epimetheus.

Wer von der Schönen zu scheiden verdammt
ist,
Fliehe mit abgewendetem Blick!
Wie er, sie schauend, im Tiefsten entflammt
ist,
Zieht sie, ach, reißt sie ihn ewig zurück!
Frage Dich nicht in der Nähe der Seelen:
Scheidet sie? Scheid' ich? Ein stimmiger
Schmerz
Faßt im Krampf Dich; Du liegst ihr zu
Füßen.
Und die Verzweiflung zerreißt Dir das Herz.
Kannst Du dann weinen, und siehst sie
durch Thränen,
Fernende Thränen, als wäre sie fern:
Bleib'! Noch ist's möglich! Der Liebe, dem
Sehnen
Neigt sich der Nacht unbeweglichster Stern.

Faſſe ſie wieder! Empfindet ſelbander
Euer Beſitzen und Euern Verluſt!
Schlägt nicht ein Wetterſtrahl Euch auseinander,
Inniger drängt ſich Bruſt nur an Bruſt.

Wer von der Schönen zu ſcheiden verdammt iſt,
Fliehe mit abgewendetem Blick!
Wie er, ſie ſchauend, im Tiefſten entflammt iſt,
Zieht ſie, ach, reißt ſie ihn ewig zurück!

Prometheus.

Iſt's wohl ein Glück zu nennen, was in Gegenwart
Ausſchließend wegreißt Alles, was ergötzlich lockt,
Abweſend aber, jeden Troſt verneinend, quält.

Epimetheus.

Troſtlos zu ſein, iſt Liebenden der ſchönſte Troſt;
Verlor'nem nachzuſtreben, ſelbſt ſchon mehr Gewinn,
Als Neues anzuhaſchen. Weh' doch! Eitles Müh'n,
Sich zu vergegenwärt'gen Ferngeſchiedenes,
Unwiederherſtellbares! Hohle, leid'ge Qual!

Mühend verſenkt ängſtlich der Sinn
Sich in die Nacht, ſuchet umſonſt
Nach der Geſtalt. Ach, wie ſo klar
Stand ſie im Tag ſonſt vor dem Blick!

Schwankend erſcheint kaum noch das Bild:
Etwa nur ſo ſchritt ſie heran!
Naht ſie mir denn? Faßt ſie mich wohl? —
Nebelgeſtalt ſchwebt ſie vorbei.

Kehret zurück, herzlich erfleht;
Aber noch ſchwankt's immer und wegt's,
Aehnlich zugleich Andern und ſich;
Schärferem Blick ſchwindet's zuletzt.

Endlich nun doch tritt ſie hervor!
Steht mir ſo ſcharf gegen dem Blick!
Herrlich! So ſchafft Pinſel und Stahl! —
Blitzen des Auges ſcheuchet ſie fort!

Iſt ein Bemüh'n eitler? Gewiß
Schmerzlicher keins, ängſtlicher keins!
Wie es auch ſtreng Minos verfügt,
Schatten iſt nun ewiger Werth.

Wieder verſucht ſei's, Dich heran,
Gattin, zu ziehn! Haſch' ich ſie? Beide's
Wieder, mein Glück? — Bild nur und
Schein!
Flüchtig entſchwebt's, fließt und zerrinnt.

Prometheus.

Zerrinne nicht, o Bruder, ſchmerzlich aufgelöſ't!
Erhab'nen Stammes, hoher Jahre ſei gedenk!
Im Jünglingsglanze mag ich wohl die Thräne ſehn;
Des Greiſen Aug' entſtellt ſie. Guter, weine nicht!

Epimetheus.

Der Thränen Gabe, ſie verſöhnt den grimmſten Schmerz;
Sie fließen glücklich, wenn's im Innern heilend ſchmilzt.

Prometheus.

Blick auf aus Deinem Jammer! Schau' die Röthe dort!
Verfehlet Eos wohlgewohnten Pfades heut?
Vom Mittag dorther leuchtet rothe Gluth empor.
Ein Brand in Deinen Wäldern, Deinen Wohnungen
Scheint aufzuflammen. Eile! Gegenwart des Herrn
Mehrt jedes Gute, ſteuert möglichem Verluſt.

Epimetheus.

Was hab' ich zu verlieren, da Pandora ſteht!
Das brenne dort! Viel ſchöner baut ſich's wieder auf.

Prometheus.

Gebautes einzureißen, rath' ich, g'nügt's nicht mehr;
Mit Wüten thät'ich's! Zufall aber bleibt verhaßt.
D'rum eilig ſammle, was von Männern im Bezirk
Die thätig reg' iſt; widerſteh' der Flammen Wuth!
Mich aber hört gleich jene ſchwarmgedrängte Schaar,
Die zum Verderben ſich bereit hält, wie zum Schutz.

Epimeleia.

Meinen Angſtruf
Um mich ſelbſt nicht;
Ich bedarf's nicht!
Aber hört ihn!
Jenen dort helft,
Die zu Grund gehn;
Denn zu Grund ging
Ich verlängſt ſchon.

Als er todt lag,
Jener Hirt, ſtürzt'
Auch mein Glück hin;
Nun die Nacht raſt,

Zum Verderb' ſtrömt
Sein Geſchlecht her.

Das Gehäg ſtürzt,
Und ein Wald ſchlägt
Mächt'ge Flamm auf.
Durch die Rauchgluth
Siedet Balſam
Aus dem Harzbaum.

An das Dach greift's,
Das entflammt ſchon.
Das Geſparr kracht!
Ach, es bricht mir
Ueber's Haupt ein!
Es erſchlägt mich
In der Fern' auch!
Jene Schuld ragt!
Auge droht mir
In's Gericht hin!

Nicht dahin trägt
Mich der Fuß, wo
Phileros wild
Sich hinabſtürzt
In den Meerſchwall.
Die er liebt, ſoll
Seiner werth ſein!
Lieb' und Reu' treibt
Mich zur Flamm' hin,
Die aus Liebsgluth
Raſend aufquoll.

(Ab.)

Epimetheus.

Dieſe reit' ich,
Sie, die Einz'ge!
Jenen wehr' ich
Mit der Hauskraft,
Bis Prometheus
Mir das Heer ſchickt.
Dann erneu'n wir
Zorn'gen Bleitkampf.
Wir befrei'n uns;
Jene fliehn dann,
Und die Flamm' liſcht.

(Ab.)

Prometheus.

Nun heran Ihr,
Die im Schwarm ſchon
Um die Felskluft,
Eu're Nachtburg,
Aus dem Buſch auf,
Euerm Schirmdach,
Strebend aufſammt!

Eh' Ihr auszieht
In das Fernland,
Dieſem Nachbar
Werdet hülfreich
Und befreit ihn
Vom Gewaltſchlag
Wilder Rachluſt!

Krieger.

Der Ruf des Herrn,
Des Vaters, tönt!
Wir folgen gern,
Wir ſind's gewohnt.
Geboren ſind
Wir All' zum Streit,
Wie Schall und Wind
Zum Weg bereit.

Wir ziehn, wir ziehn,
Und fragen's nicht,
Wohin, wohin!
Wir fragen's nicht;
Und Schwert und Spieß,
Wir tragen's fern,
Und Zeu's und Dieß,
Wir wagen's gern.

So geht es kühn
Zur Welt hinein,
Was wir beziehn,
Wird unſer ſein.
Will Einer Das,
Verwehren wir's;
Hat Einer was,
Verzehren wir's.

Hat Einer z'aug
Und will noch mehr:
Der wilde Zug
Macht Alles leer.
Da ſackt man auf!
Und brennt das Haus,
Da packt man auf
Und rennt heraus.

So zieht vom Ort,
Mit feſtem Schritt,
Der Erſte fort,
Den Zweiten mit.
Wenn Wahn und Bahn
Der Beſte brach:
Kommt an und an
Der Letzte nach.

Prometheus.

Verleihet gleich
So Schad' als Rug'!
Hier weih' ich Euch
Zu Schutz und Trutz.
Auf, raſch Vergnügte,
Schnellen Streich's!
Der barſch Beſiegte
Habe Sch's!

Es fehlt der Mensch; und darum hat er Freunde.

Es haben gute, weise Menschen sich
Dazu gebildet, daß sie den Gefallnen
Mit leichter Hand erhüben, Irrende
Dem rechten Wege leitend näher bringen.
Ich habe selbst auch viele Schmerzenszeiten
Erleben müssen; wer erlebt sie nicht?
Die angeborne Heftigkeit und Hast,
Die ich nun eher bändigend beherrsche,
Ergriff mich oft, und trieb mich ab vom Ziel.
Da führte mich zu einem alten, edeln
Und klugen Manne mein Geschick. Er hörte
Mich liebreich an; und die verworrnen Knoten
Des wild verknüpften Sinnes löst' er leicht
Und bald, mit wohlerfahrner treuer Hand.
Ja, lebt er noch denn lange hab' ich ihn
Nicht mehr gesehn, so sollst du zu ihm hin,
Ich führe dich, und Rosa geht mit uns.

Elmire.

Wo ist sie hin?

Hier leiſtet friſch und weislich dringende Hochgewalt
Erwünſchten Dienſt. Das Feuerzeichen ſchwinget ſchon,
Und brüderlich bringt würd'ge Hülfe mein Geſchlecht.
Nun aber Eos, unaufhaltſam ſtrebt ſie an,
Sprungweiſe, mädchenartig; ſtreut aus voller Hand
Purpurne Blumen! Wie an jedem Wolkenſaum
Sich reich entfaltend ſie blühen, wechſeln, mannigfach!
So tritt ſie lieblich hervor, erfreulich immerfort,
Gewöhnet Erdgeborner ſchwaches Auge ſanft,
Daß nicht vor Helios Pfeil erblinde mein Geſchlecht.
Beſtimmt, Erleuchtetes zu ſehen, nicht das Licht.

Eos
(von dem Meere herauffliegend).

Jugendreihe, Tagesblüthe,
Bring' ich ſchöner heut als jemals
Aus den unerforſchten Tiefen
Des Oceanes herüber.
Hurtiger entſchüttelt Hende
Mir den Schlaf, die Ihr des Meeres
Felsumſtellte Bucht bewohnet.
Ernſte Fiſcher, friſch vom Lager,
Euer Werkzeug nehmt zur Hand.

Schnell entwickelt Eu're Netze,
Die bekannte Flath umzingelnd:
Eines ſchönen Fangs Gewißheit
Auf' ich Euch ermunternd zu!
Schwimmet, Schwimmer! Taucht, Ihr Taucher!
Erähet, Späher, auf dem Felſen!
Alles wimmle, wie die Fluthen,
Wimmle ſchnell von Thätigkeit!

Prometheus.

Was hältſt Du Deinen Fuß zurück, Du Flüchtige?
Was feſſelt an dieß Buchtgeſtade Deinen Blick?
Wen ruffſt Du an, Du Stumme ſonſt, gebieteſt wem?
Die Niemand Rede ſtehet, dieß Mal ſprich zu mir!

Eos.

Jenen Jüngling rettet, rettet! —
Der verzweifelnd, liebetrunken,
Nachetrunken, ſchwer geſcheitert,
In die nachtumhüllten Fluthen
Sich vom Felſen ſtürzete.

Prometheus.

Was hör' ich! Hat Phileros dem Strafgeſetze gehorcht,
Sich ſelbſt gerichtet, kalten Wellentod geſucht?
Auf, eilen wir! Dem Leben geb' ich ihn zurück.

Eos.

Weile, Vater! Hat Dein Scheiten
Ihn dem Tode zugetrieben:
Deine Klugheit, Dein Beſtreben
Bringt ihn dieß Mal nicht zurück.
Dieß Mal bringt der Götter Wille,
Bringt des Lebens eig'nes, reines,
Unverwüſtliches Beſtreben
Neugeboren ihn zurück.

Prometheus.

Gerettet iſt er? Sage mir: und ſchau'ſt Du ihn?

Eos.

Dort! — Er taucht in Fluthenmitte
Schon hervor, der ſtarke Schwimmer;
Denn ihn läßt die Luft, zu leben,
Nicht, den Jüngling, untergehn.

Spielen rings um ihn die Wogen,
Morgendlich und kurz bewegt;
Spielt er ſelbſt nur mit den Wogen
Tragend ihn, die ſchöne Laſt.
Alle Fiſcher, alle Schwimmer,
Sie verſammeln ſich lebendig
Um ihn her; nicht ihn zu retten,
Gaukelnd baden ſie mit ihm.
Ja, Delphine drängen gleitend
In der Schaar ſich, der bewegten,
Tauchen auf und heben tragend
Ihn, den Schönen, Aufgefriſchten.
Alles wimmelnde Gedränge
Eilet nun dem Lande zu.

Und an Leben und an Friſche
Will das Land der Flath nicht weichen;
Alle Hügel, alle Klippen
Von Lebend'gen ausgeziert!

Alle Winzer, aus den Kelltern,
Felſenkellern tretend, reichen
Schal' um Schale, Krug um Krüge
Den beſeelten Wellen zu.
Nun entſteigt der Göttergleiche,
Von dem ringsumſchlungnen Rücken
Freundlicher Meerwunder ſchreitend,
Reich umblüht von meinen Roſen,
Er, ein Anadyomen,
Auf zum Felſen. — Die geſchmückte,
Schönſte Schale reicht ein Alter,
Würdig, lächelnd, wohlbehaglich,
Ihm dem Bachusähnlichen.

Klinget, Becken! Erz, ertöne!
Sie umdrängen ihn, beneidend
Mich um ſeiner ſchönen Glieder
Wonnevollen Ueberblick.
Pantherfelle von den Schultern
Schlagen ſchon um ſeine Hüften,
Und, den Thyrſus in den Händen,
Schreitet er heran, ein Gott.
Hörſt Du jubeln, Erz ertönen?
Ja, des Tages hohe Feier,
Allgemeines Feſt beginnt.

Prometheus.

Was kündeſt Du für Feſte mir? Sie lieb' ich nicht;
Erholung reichet Müden jede Nacht genug;
Des ächten Mannes wahre Feier iſt die That.

Eos.

Manches Gute ward gemein den Stunden;
Doch die gattgewählte, feſtlich werde hier,
Es blicket auf in Himmelsräume.
Ihr enthüllt ſich das Geſchick des Tages.
Nieder ſenkt ſich Würdiges und Schönes,
Erſt verborgen, offenbar zu werden,
Offenbar, um wieder ſich zu bergen.
Aus den Tiefen ſchreitet Phileros her,
Aus den Flammen tritt Epimeleia:
Sie begegnen ſich, und Ein's im Andern
Fühlt ſich ganz und fühlet ganz das Andre.
So vereint in Liebe, doppelt herrlich,
Nehmen ſie die Welt auf. Gleich vom Himmel
Senket Wort und That ſich ſegnend nieder,
Gabe ſenkt ſich, ungeahnet vermählt.

Prometheus.

Neues freut mich nicht, und ausgeſattet
Iſt genugſam dieß Geſchlecht zur Erde.
Freilich freuet es nur dem heut'gen Tage
Geſtrigen Ereignens denkt's nur ſelten;
Was es litt, genoß, ihm iſt's verloren.
Selbſt im Augenblicke greift es roh zu,
Faßt, was ihm begegnet, eignet's an ſich,
Wirft es weg, nicht ſinnend, nicht bedenkend,
Wie man's bilden möge höherm Nutzen.
Dieſes tadl' ich; aber Lehr' und Rede,
Selbſt ein Beiſpiel, wenig will es frommen.
Wie ſchreiten ſie mit Kinderleichtſinn
Und mit rohem Taſten in den Tag hin.
Möchten ſie Vergang'nes mehr beherz'gen,
Gegenwärt'ges, fernend, mehr ſich eignen,
Wär' es gut für Alle; Solches wünſcht' ich.

Eos.

Länger weil' ich nicht; mich treibet fürder,
Strahlend, Helios, unwiderſtehlich.
Weg vor ſeinem Blick zu ſchwinden, zittert
Scheu der Thau, der meinen Kranz beperlet.
Fahre wohl, Du Menſchenvater! — Merke:
Was zu wünſchen iſt, Ihr unten fühlt es;
Was zu geben ſei, Die wiſſen's droben.
Greift beginnet Ihr Titanen; aber leiten
Zu dem ewig Guten, ewig Schönen,
Iſt der Götter Werk; Die laßt gewähren!

Prometheus.

Dramatiſches Fragment.

1773.

Erſter Act.

Prometheus. Mercur.

Prometheus.

Ich will nicht, ſag' es ihnen!
Und kurz und gut, ich will nicht!
Ihr Wille gegen meinen!
Eins gegen Eins,
Mich dauft, es hebt ſich!

Mercur.

Deinem Vater Zeus Das bringen?
Deiner Mutter?

Prometheus.

Was Vater, Mutter!
Weißt Du, woher Du kommſt?
Ich ſtand, als ich zum erſten Mal bemerkte,
Die Füße ſtehn,
Und reichte, da ich
Dieſe Hände reichen fühlte,
Und fand Die achtend meiner Tritte,
Die Du nennſt Vater, Mutter.

Mercur.

Und reichend Dir
Der Kindheit noth'ge Hülfe.

Prometheus.

Und dafür hatten ſie Gehorſam meiner Kindheit,
Den armen Sprößling zu bilden,
Dahin, dorthin, nach dem Wink ihrer Grillen.

Mercur.

Und ſchützten Dich.

Prometheus.

Wovor? Vor Gefahren,
Die ſie fürchteten.
Haben ſie das Herz bewahrt
Vor Schlangen, die es heimlich zerfleiſchten?
Dieſen Busen gekühlt,
Zu trotzen den Titanen?
Hat nicht mich zum Manne geſchmiedet
Die allmächtige Zeit,
Mein Herr und Euer?

Mercur.

Elender! Deinen Göttern Das,
Den Unendlichen?

Prometheus.

Göttern? Ich bin kein Gott,
Und bilde mir ſo viel ein als einer.
Unendlich? — Allmächtig? —
Was könnt Ihr?
Könnt Ihr den weiten Raum
Des Himmels und der Erde
Mir ballen in meine Fauſt?
Vermögt Ihr zu ſcheiden
Mich von mir ſelbſt?
Vermögt Ihr mich auszudehnen,
Zu erweitern zu einer Welt?

Mercur.

Das Schickſal!

Prometheus.

Anerkennſt Du ſeine Macht?
Ich auch! —
Geh'! Ich diene nicht Vaſallen!

(Mercur ab.)

Prometheus

(zu ſeinen Statuen ſich kehrend, die durch den ganzen Hain zerſtreut ſtehen).

Unerſetzlicher Augenblick!
Aus Euerer Geſellſchaft
Geriſſen von dem Thoren,
Meine Kinder! —
Was es auch iſt, das Euern Busen regt, —

(Sich einem Mädchen nähernd.)

Der Busen ſollte mir entgegenwallen!
Das Auge ſprecht ſchon jetzt!

Sprich, rede, liebe Lippe, mir!
O, könnt' ich Euch Das fühlen geben,
Was Ihr seid!

Epimetheus (kommt).

Mercur beklagte sich bitter.

Prometheus.

Hättest Du kein Ohr für seine Klagen,
Er wär' auch ungeklagt zurückgekehrt.

Epimetheus.

Mein Bruder! Alles, was Recht ist!
Der Götter Vorschlag
War dieß Mal billig.
Sie wollen Dir Olympus Spitze räumen;
Dort sollst Du wohnen,
Sollst der Erde herrschen!

Prometheus.

Ihr Burggraf sein
Und ihren Himmel schützen? —
Mein Vorschlag ist viel billiger:
Sie wollen mit mir theilen, und ich meine,
Daß ich mit ihnen Nichts zu theilen habe.
Das, was ich habe, können sie nicht rauben,
Und was sie haben, mögen sie beschützen.
Hier Mein und Dein,
Und so sind wir geschieden.

Epimetheus.

Wie Vieles ist denn Dein?

Prometheus.

Der Kreis, den meine Wirksamkeit erfüllt!
Nichts d'runter und Nichts drüber! —
Was haben diese Sterne droben
Für ein Recht an mich,
Daß sie mich begaffen?

Epimetheus.

Du stehst allein!
Dein Eigensinn verkennt die Menge,
Wenn die Götter, Du,
Die Deinigen und Welt und Himmel All'
Sich ein innig' Ganzes fühlten.

Prometheus.

Ich kenne Das!
Ich bitte, lieber Bruder,
Treib's, wie Du magst, und laß mich!

(Epimetheus ab.)

Prometheus.

Hier meine Welt, mein All!
Hier fühl' ich mich;
Hier alle meine Wünsche
In körperlichen Gestalten.
Meinen Geist so tausendfach.
Getheilt und ganz in meinen theuren Kindern

(Minerva kommt.)

Prometheus.

Du wagst es, meine Göttin,
Wagst, zu Deines Vaters Feind zu treten?

Minerva.

Ich ehre meinen Vater,
Und liebe Dich, Prometheus!

Prometheus.

Und Du bist meinem Geist,
Was er sich selbst ist;
Sind von Anbeginn
Mir Deine Worte Himmelslicht gewesen!
Immer, als wenn meine Seele zu sich selbst
spräche,
Sie sich eröffnete
Und mitgeborne Harmonien
In ihr erklängen aus sich selbst;
Und eine Gottheit sprach:
Wenn ich zu reden wähnte,
Und wähnt' ich, eine Gottheit spräche,
Sprach ich selbst.
Und so mit Dir und mir,
So ein, so innig
Ewig meine Liebe Dir!

Minerva.

Und ich Dir ewig gegenwärtig!

Prometheus.

Wie der süße Dämmerschein
Der weggeschied'nen Sonne
Dort heraufschwimmt
Vom äußern Kaukasus
Und meine Seel' umgibt mit Wonneruh',
Abwesend auch mir immer gegenwärtig:
So haben meine Kräfte sich entwickelt
Mit jedem Athemzug aus Deiner Himmelsluft.
Und welch' ein Recht
Erzeigen sich die Stolzen
Beherrscher des Olympus
Auf meine Kräfte?
Sie sind mein, und mein ist ihr Gebrauch.
Nicht einen Fußtritt
Für den obersten der Götter mehr!

Minerva.

So wähnt die Macht.

Prometheus.

Ich wähne, Göttin, auch,
Und bin auch mächtig. —
Sonst! — Hab Du mich nicht oft gesehn
In selbstgewählter Knechtschaft
Die Bürde tragen, die sie
In feierlichem Ernst auf meine Schultern
legten?

Hab' ich die Arbeit nicht vollendet,
Jedes Tagwerk auf ihr Geheiß,
Weil ich geliebt,
Sie üben das Vergangene, das Zukünftige
Im Gegenwärtigen.
Und ihre Leitung, ihr Gebot
Sei unzulängliche,
Unzugängige Weisheit?

Minerva.

Du dientest, um der Freiheit werth zu sein.

Prometheus.

Und möcht' um Alles nicht
Mit dem Donnervogel tauschen
Und meines Herren Blitze stolz
In Sklavenklauen packen.
Was sind sie? Was ich?

Minerva.

Dein Haß ist ungerecht!
Den Göttern fiel zum Loose Dauer
Und Macht und Weisheit und Liebe.

Prometheus.

Haben sie das All'
Doch nicht allein!
Ich daure so wie sie.
Wir Alle sind ewig! —
Meines Anfangs erinn're ich mich nicht,
Zu enden hab' ich keinen Beruf,
Und ich' das Ende nicht.
So bin ich ewig, denn ich bin! —
Und Weisheit —

(Minerven an den Busen herumführend.)

Sieh' diese Stirne an! —
Hat mein Finger nicht
Sie ausgeprägt?
Und dieses Busens Macht
Drängt sich entgegen
Der allanfallenden Gefahr umher.

(Klingt bei einer weiblichen Bildsäule Achen.)

Und Du, Pandora, —
Heiliges Gefäß der Gaben alle,
Die ersprießlich sind,
Unter dem weiten Himmel,
Auf der unendlichen Erde.
Alles, was mich je erquickt von Wonnegefühl,
Was in des Schattens Kühle
Mir Labsal erzeugen,
Der Sonne Liebe jemals Frühling wonnig,
Des Meeres laue Welle
Jemals Zärtlichkeit an meinen Busen angeschwiegt.
Und was ich je für reinen Himmelsglanz
Und Seelenruh' genau geschmeckt: —
Das All', All', — — meine Pandora!

Minerva.

Jupiter hat Dir entboten,
Ihnen Allen das Leben zu ertheilen,
Wenn Du seinem Antrag
Gehör gäbst.

Prometheus.

Das war das Einzige, was mich bedenken machte.
Allein — ich sollte Knecht sein,
Und — wie Alle —
Anerkennen droben die Macht des Donnerers?
Nein!
Sie mögen hier gebunden sein
Von ihrer Lebhaftigkeit,
Sie sind doch frei.
Und ich fühl' ihre Freiheit!

Minerva.

Und sie sollen leben!
Dem Schicksal ist es, nicht den Göttern,
Zu schenken das Leben und zu nehmen;
Komm', ich leite Dich zum Quell des Lebens all',
Den Jupiter uns nicht verschließt:
Sie sollen leben, und durch Dich!

Prometheus.

Durch Dich, o meine Göttinn,
Leben, frei sich fühlen,
Leben! — Ihre Freude wird Dein Dank sein.

Zweiter Act.

Auf Olympus.

Jupiter. Mercur.

Mercur.

Heil — Vater Jupiter — Hochverrath!
Minerva, Deine Tochter,
Steht dem Rebellen bei,
Hat ihm den Lebensquell eröffnet
Und seinen letzten Hof,
Seine Welt von Thon
Um ihn belebt!
Gleich uns bewegen sie sich All',
Und weben, jauchzen um ihn her,
Wie wir um Dich.
O, Deine Donner, Zeus!

Jupiter.

Sie sind, und werden sein,
Und sollen sein!

Ueber Alles, was iſt
Unter dem weiten Himmel,
Auf der menſchlichen Erde,
Ich mein die Herrſchaft.
Das Wurmgeſchlecht vermehrt
Die Anzahl meiner Knechte.
Wohl ihnen, wenn ſie meiner Vaterleitung
folgen;
Weh' ihnen, wenn ſie meinem Fürſtenarm
Sich widerſetzen!

Mercur.

Vater! Du Mächtiger,
Der Du die Miſſethat vergiebſt Verbrechern,
Sei Liebe Dir und Preis
Von aller Erd' und Himmel!
O, ſende mich, daß ich verkünde
Dem armen, erdgeborenen Volk
Dich, Vater, Deine Güte, Deine Macht!

Jupiter.

Noch nicht! In neugeborner Jugendwonne
Wähnt ihre Seele ſich gottgleich.
Sie werden Dich nicht hören, bis ſie Dein'
Bedürfen. Ueberlaß ſie ihrem Leben!

Mercur.

So weiſ' als gütig!

Thal am Fuße des Olympus.

Prometheus.

Sieh' wieder, Zeus,
Auf meine Welt: ſie lebt.
Ich habe ſie geformt nach meinem Bilde,
Ein Geſchlecht, das mir gleich ſei:
Zu leiden, weinen, zu genießen und zu freuen
ſich,
Und Dein' nicht zu achten,
Wie ich!

(Man ſieht das Menſchengeſchlecht durch's ganze Thal verbreitet. Die Einen auf Bäume geklettert, Kranche zu erjagen, die Andern ſich im Waſſer, die Letzten um die Hütte auf der Wieſe; Mädchen pflücken Blumen und flechten Kränze.)

(Ein Mann mit abgebrochenen jungen Bäumen tritt zu Prometheus.)

Mann.

Sieh' hier die Blume,
Wie Du ſie verlangteſt!

Prometheus.

Wie brachteſt Du
Sie von dem Boden?

Mann.

Mit dieſem ſcharfen Steine hab' ich ſie
Glatt an der Wurzel weggeriſſen.

Prometheus.

Erſt ab die Aeſte! —
Dann zimmre dieſen
Stock in den Boden hier,
Und dieſen hier, in gradender;
Und oben verbinde ſie! —
Dann wieder zwei hier hinten hin,
Und oben einen quer darüber.
Nun die Aeſte herab von oben
Bis zur Erde;
Verbinden und verflechten Dir,
Und Reihn eingeſchoben,
Und Aeſte d'rüber, mehr,
Bis daß kein Sonnenlicht,
Kein Regen, Wind durchdringe.
Hier, lieber Sohn, ein Schutz und eine Hütte!

Mann.

Dank, theurer Vater, tauſend Dank!
Sag', dürfen alle meine Brüder wohnen
In meiner Hütte?

Prometheus.

Nein!
Du haſt ſie Dir erbaut, und ſie iſt Dein.
Du kannſt ſie theilen
Mit wem Du willſt.
Wer wohnen will, der bau' ſich ſelber eine.

(Prometheus ab.)

Zwei Männer.

Erſter.

Du ſollſt kein Stück
Von meinen Ziegen nehmen,
Sie ſind mein!

Zweiter.

Woher?

Erſter.

Ich habe geſtern Tag und Nacht
Auf dem Gebirg herumgeklettert,
Mit ſaurem Schweiß
Lebendig ſie gefangen,
Viele Nacht bewacht,
Sie eingeſchloſſen hier
Mit Stein' und Aeſten.

Zweiter.

Nun gib mir eins!
Ich habe geſtern auch eine erlegt,
Am Feuer ſie geröſtet
Und geſſen mit meinen Brüdern.
Brauchſt heut nur eine:
Wir fangen morgen wieder.

Erſter.

Bleib' mir von meinen Ziegen!

Zweiter.

Ach!

(Erster wirft den abgebrochenen Zweig, Zweiter gibt ihm einen Stoß, daß er umkommt, nimmt seine Ziege und läuft fort.)

Erster.

Gewalt! Weh'! Weh'!

Prometheus (kommt).

Was gibt's?

Mann.

Er raubt' mir meine Ziege! —
Blut rieselt sich von meinem Haupt —
Er schmetterte
Mich wider diesen Stein.

Prometheus.

Reiß da vom Baume dieses Schwamm
Und leg' ihn auf die Wunde!

Mann.

So — theurer Vater!
Schon ist es gestillt.

Prometheus.

Geh', wasch' Dein Angesicht!

Mann.

Und meine Ziege?

Prometheus.

Laß ihn!
Ist seine Hand wider Jedermann,
Wird Jedermanns Hand sein wider ihn.

(Mann ab.)

Prometheus.

Ihr seid nicht ausgeartet, meine Kinder;
Seid arbeitsam und faul,
Und grausam, mild,
Freigebig, geizig;
Gleichet all' Euern Schicksalsbrüdern,
Gleichet den Thieren und den Göttern.

(Pandora kommt.)

Prometheus.

Was hast Du, meine Tochter,
Wie so bewegt?

Pandora.

Mein Vater!
Ach, was ich sah, mein Vater,
Was ich fühlte!

Prometheus.

Nun?

Pandora.

O, meine arme Mira! —

Prometheus.

Was ist ihr?

Pandora.

Namenlose Gefühle! —
Ich sah sie zu dem Waldgebüsche gehn,
Wo wir so oft uns Blumenkränze pflücken;
Ich folgt' ihr nach;
Und, ach! — wie ich vom Hügel komme, sah
Ich sie, im Thal
Auf einen Rasen hingesunken.
Zum Glück war Arbar nagesähe im Wald.
Er hielt sie eh in seinen Armen,
Wollte sie nicht sinken lassen,
Und, ach! — sank mit ihr hin.
Ihr schönes Haupt ersank;
Er küßte sie tausend Mal
Und hing an ihrem Munde,
Um seinen Geist ihr einzuhauchen.
Mir ward bang;
Ich sprang hinzu und schrie.
Mein Schrei eröffnet' ihr die Sinnen.
Arbar ließ sie; sie sprang auf,
Und, ach! — mit halbgebrochnen Augen
Fiel sie mir um den Hals.
Ihr Busen schlug,
Als wollt' er reißen,
Ihre Wangen glühten,
Es lechzt' ihr Mund,
Und tausend Thränen stürzten.
Ich fühlte wieder ihre Kniee wanken,
Und hielt sie; theurer Vater,
Und ihre Küsse, ihre Glut
Hat solch ein neues, unbekanntes
Gefühl durch meine Adern hingegossen,
Daß ich verwirrt, bewegt und weinend
Endlich sie ließ und Wald und Feld. —
Zu Dir, mein Vater! Sag',
Was ist Das Alles, was sie erschüttert
Und mich?

Prometheus.

Der Tod!

Pandora.

Was ist Das?

Prometheus.

Meine Tochter,
Du hast der Freuden viel genossen.

Pandora.

Tausendfach! Die dank' ich's all'.

Prometheus.

Pandora, Dein Busen schlug
Der kommenden Sonne,
Dem wandelnden Mond entgegen.
Und in den Küssen Deiner Geliebten
Genossest Du die reinste Seligkeit.

Pandora.

Unaussprechlich!

Prometheus.

Was hob im Tanze Deinen Körper
Leicht auf vom Boden?

Pandora.

Freude!
Wie jedes Glied gelabet vom Sang und Spiel!
Bewegte, regte sich,
Ich ganz in Melodie verschwamm.

Prometheus.

Und Alles löst sich endlich auf in Schlaf,
So Freud' als Schmerz,
Du hast gefühlt der Sonne Glanz,
Des Tages Lechzen,
Deiner Knie Müdigkeit;
Hast aber Dein verlornes Schaf gesucht,
Und wie gesichtet, gezittert,
Als Du im Wald den Dorn Dir in die Ferse trafst,
Ey' ich Dich heilte!

Pandora.

Mancherlei, mein Vater, ist des Lebens Wonn'
Und Weh!

Prometheus.

Und schlägt an Deinem Herzen,
Das noch der Freuden viele hat,
Der Schmerzen viele,
Die Du nicht kennst.

Pandora.

Weh, weh! — Dies Herze schaut sich oft
Ach, eitrend hin und überall doch hin!

Prometheus.

Da ist ein Augenblick, der Alles endet,
Was wir gelitten, geträumt, gehofft,
Gesündigt. — Pandora —
Das ist der Tod!

Pandora.

Der Tod?

Prometheus.

Wenn aus dem innerst tiefsten Grunde
Da ganz erschüttert Alles bebt,
Was Freud' und Schmerzen jemals Dir ergossen,
Im Sturm Dein Herz erschwimmt,
In Thränen sich erleichtern will,
Und seine Glieder vermehrt,
Und Alles klingt an Dir und bebt und zittert,
Und all' die Sinne Dir vergehn,
Und Du Dir zu vergehen scheinst,
Und sinkst,
Und Alles um Dich her versinkt in Nacht,
Und Du, in immer eigenem Gefühl,
Umfassest eine Welt: —
Dann stirbt der Mensch!

Pandora (ihn umfassend).

O Vater, laß uns sterben!

Prometheus.

Noch nicht.

Pandora.

Und nach dem Tod?

Prometheus.

Wenn Nichts — Begier und Freud' und Schmerz —
In Vermodrem Staub sich auflöset,
Dann sich ergnickt, in Wonne schläft. —
Dann lebst Du auf, auf's Jüngste wieder auf,
Von Neuem zu fürchten, zu hoffen, zu begehren!

Dritter Act.

Prometheus (in seiner Werkstatt).

Bedecke Deinen Himmel, Zeus,
Mit Wolkendunst,
Und übe, dem Knaben gleich,
Der Disteln köpft,
An Eichen Dich und Bergeshöh'n;
Musst mir meine Erde
Doch lassen stehn,
Und meine Hütte, die Du nicht gebaut,
Und meinen Herd,
Um dessen Glanz
Du mich beneidest.

Ich kenne nichts Aermeres
Unter der Sonn' als Euch, Götter!
Ihr nähret kümmerlich
Von Opferflammen
Und Gebetshauch
Eure Majestät,
Und darbtet, wären
Nicht Kinder und Bettler
Hoffnungsvolle Thoren.

Da ich ein Kind war,
Nicht wusste, wo aus noch ein,
Kehrt' ich mein verirrtes Auge
Zur Sonne, als wenn drüber wär
Ein Ohr, zu hören meine Klage,
Ein Herz, wie meins,
Sich des Bedrängten zu erbarmen.

Wer half mir
Wider der Titanen Uebermuth?
Wer rettete vom Tode mich,
Von Sclaverei?

Hab Du nicht Alles ſelbſt vollendet,
Heilig glühend' Herz?
Und glühteſt jung und gut,
Betrogen, Rettungsdank
Dem Schlafenden da droben?

Ich Dich ehren? Wofür?
Haſt Du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Haſt Du die Thränen geſtillet
Je des Geängſteten?
Hat nicht mich zum Manne geſchmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schickſal,
Meine Herren und Deine?

Wähnteſt Du etwa,
Ich könnte das Leben haſſen,
In Wüſten fliehen,
Weil nicht alle
Blüthenträume reiften?

Hier ſitz' ich, forme Menſchen
Nach meinem Bilde,
Ein Geſchlecht, das mir gleich ſei:
Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen und zu freuen ſich,
Und Dein nicht zu achten,
Wie ich!

(Minerva tritt auf, [illegible] eine [illegible] einnimmt.)

Götter, Helden und Wieland.

1774.

Mercurius (am Ufer des Cocytus, mit zwei Schatten). Charon! — he, Charon! Mach', daß Du 'rüber kommſt; geſchwinde! Meine Leutchen da beklagen ſich zum Erbarmen, wie ihnen das Gras die Füße netzt und ſie den Schnuppen kriegen.

Charon. Saubere Nation! Woher? Das iſt einmal wieder von der rechten Race. Die könnten immer leben.

Mercurius. Droben reden ſie umgekehrt. Doch mit alle Dem war das Paar nicht unangeſehen auf der Oberwelt. Dem Herrn Litterator hier fehlt Nichts als ſeine Perrücke und ſeine Bücher, und der Mezäte da nur Schminke und Ducaten. Wie ſteht's droben?

Charon. Nimm Dich in Acht! Sie haben Dir's geſchworen, wenn Du hinüber kommſt.

Mercurius. Wie ſo?

Charon. Admet und Alceſte ſind übel auf Dich zu ſprechen, am Aergſten Euripides. Und Hercules hat Dich im Anfall ſeiner Hitze einen dummen Buben geheißen, der nie geſcheidt werden würde.

Mercurius. Ich verſtehe kein Wort davon.

Charon. Ich auch nicht. Du haſt in Deutſchland jetzt ein Geträtſch mit einem gewiſſen Wieland.

Mercurius. Ich kenne ſo Keinen.

Charon. Was ſchiert's mich! Genug, ſie ſind ſuchswild.

Mercurius. Laß mich in Ruhe, ich will mit hinüber; muß doch ſehen, was' gibt.

(Sie fahren über.)

Euripides. Es iſt nicht fein, daß Du's uns ſo ſpielſt, alten, guten Freunden und Deinen Brüdern und Kindern. Dich mit Kerls zu ſchlagen, die keine Ader Griechiſch' Blut im Leibe haben, und an uns zu necken und zu neidiſchen, als wenn uns noch was übrig wäre außer dem Bißchen Ruhm und dem Reſpect, den die Kinder droben für unſern Bart haben.

Mercurius. Bei'm Jupiter, ich verſteh' Euch nicht!

Litterator. Sollte etwa die Rede vom Deutſchen Mercur ſein?

Euripides. Kommt Ihr daher? Ihr bezeugt's alle!

Litterator. O ja. Das iſt jetzo die Wonne und Hoffnung von ganz Deutſchland, was der Götterbote für goldene Papierchen der Ariſtarchen und Briden herum trägt.

Euripides. Da hört Ihr's. Und mir iſt übel mitgeſpielt in den goldenen Blättchen's.

Litterator. Das nicht ſowohl; Herr W. zeigt nur, daß er nach Ihnen habe wagen dürfen, eine Alceſte zu ſchreiben, und daß, wenn er Ihre Fehler vermieden und größere Schönheiten aufempfunden, man die Schuld Ihrem Jahrhunderte und deſſen Geſinnungen zuſchreiben müße.

Euripides. Fehler! Schuld! Jahrhundert! O Du hohes, herrliches Gewölbe des unendlichen Himmels! Was iſt aus uns geworden? Mercur, und Du trägſt Dich damit!

Mercurius. Ich ſehe verſteinert.

Alceſte (kommt). Du biſt in übler Geſellſchaft, Mercur, und ich werde ſie nicht verbeſſern. Pfui!

Admet (kommt). Mercur. Das hätte ich Dir nicht zugetraut.

Mercurius. Red't deutlich, oder ich gehe fort. Was hab' ich mit Todten zu thun?

Alceſte. Du ſcheinſt betroffen! So höre denn. Wir gingen neulich, mein Gemahl und ich, in den Hain jenſeits des Cocytus, wo, wie Du weißt, die Geſtalten der Träume ſich lebhaft darſtellen und hören laſſen. Wir hatten uns eine Weile an den phantaſiſchen Geſtalten ergetzt, als ich auf einmal meinen Namen mit einem unleidlichen Tone ausrufen hörte. Wir wandten uns. Da erſchienen zwei abgeſchmackte, gezierte, hagere, blaſſe Puppchens, die ſich einander Alceſte! Admet! — nannten, vor einander ſterben wollten, ein Geklingel mit ihren Stimmen machten als die Vögel, und zuletzt mit einem traurigen Gekrächz' verſchwanden.

Valerio.

Ich sehe sie dort unten
Im Schatten gehn.

Elmire.

Wo wohnt der theure Mann?

Valerio.

Nicht allzu weit von hier, in dem Gebirge.
Du weißt, wir gingen neulich durch den Wald,
Und an dem Berge weg, bis zu dem Orte,
Wo eine Felsenwand am Flusse still
Uns stehen hieß. Der kleine Steg, der sonst
Hinüberführt, war von dem Strom vor kurzem
Hinweg gerissen; doch wir finden ihn
Jetzt wieder hergestellt. Dieß ist der Weg,
Wir folgen einem Pfade durch's Gebüsch;
Und auf der Wiese kennen wir gar leicht
Den Fußsteg linker Hand, und dieser führt
Uns stets am Flusse hin, um Wald und Fels,
Durch Busch und Thal; man kann nicht weiter irren.
Zuletzt wirst du die Hütte meines Freundes
Auf einem Felsen sehn; es wird dir wohl

Admet. Es war lächerlich anzusehen. Wir verstunden Das nicht, bis erst kurz ein junger Studiosus herunter kam, der uns die große Neuigkeit brachte: ein gewisser Wieland habe uns ungebeten, wie Euripides, die Ehre angethan, dem Volke unsere Masken zu prostituiren. Und Der sagte das Stück auswendig von Anfang bis zu Ende her; es hat's aber Niemand ausgehalten als Euripides, der neugierig und Autor genug dazu war.

Euripides. Ja, und was das Schlimmste ist, so soll er in eben den Wischen, die Du herumträgst, seine Alceste vor der meinigen herausgestrichen, mich herunter und lächerlich gemacht haben.

Mercurius. Wer ist der Wieland?

Litterator. Hofrath und Prinzenhofmeister zu Weimar.

Mercurius. Und wenn er Ganymedes Hofmeister wäre, sollt' er mir her. Es ist just Schlafenszeit, und mein Stab führt eine Seele leicht aus ihrem Körper.

Litterator. Mir wird's angenehm sein, solch' einen großen Mann bei dieser Gelegenheit kennen zu lernen.

(Wieland's Schatten in der Nachtmütze tritt auf.)

Wieland. Lassen Sie uns, mein lieber Jacobi.

Alceste. Er spricht im Traum.

Euripides. Man sieht aber doch, mit was für Leuten er umgeht.

Mercurius. Ermuntert Euch! Es ist hier von keinen Jacobi's die Rede. Wie ist's mit dem Mercur, Euerm Mercur, dem Deutschen Mercur?

Wieland (nägnich). Sie haben mir ihn nachgedruckt.

Mercurius. Was thut uns Das? So hört denn und seht!

Wieland. Wo bin ich? Wohin führt mich der Traum?

Alceste. Ich bin Alceste.

Admet. Und ich Admet.

Euripides. Solltet Ihr mich wohl kennen?

Mercurius. Woher? — Das ist Euripides und ich bin Mercur. Was steht Ihr so verwundert?

Wieland. Ist Das Traum, was ich wie wachend fühle? Und doch hat mir meine Einbildungskraft niemals solche Bilder hervorgebracht. Ihr Alceste, mit dieser Taille? Verzeiht, ich weiß nicht, was ich sagen soll!

Mercurius. Die eigentliche Frage ist, warum Ihr meinen Namen prostituirt und diesen ehrlichen Leuten zusammen so übel begegnet?

Wieland. Ich bin mir Nichts bewußt. Was Euch betrifft, Ihr könntet, dünkt mich, wissen, daß wir Euerm Namen keine Achtung schuldig sind. Unsere Religion verbietet uns, irgend eine Wahrheit, Größe, Güte, Schönheit, anzuerkennen und anzubeten, außer ihr. Daher sind Eu're Namen wie Eur'e Bildsäulen zerstümmelt und Preis gegeben. Und ich versichere Euch, nicht ein mal der Griechische Hermes, wie ihn uns die Mythologen geben, ist mir je dabei in den Sinn gekommen. Man denkt gar Nichts dabei. Es ist als wenn Einer sagte: Recueil, Portefeuille.

Mercurius. Es ist doch immer mein Name.

Wieland. Haben Sie jemals Ihre Gestalt mit Flügeln an Haupt und Füßen, den Schlangenstab in der Hand, sitzend auf Waarenballen und Tonnen, im Vorbeigehen auf einer Tabacksbüchse figuriren sehen?

Mercurius. Das läßt sich hören. Ich sprech' Euch los. Und Ihr Andern werdet mich künftig ungeplagt lassen. So weiß ich, war auf dem letzten Maskenballe ein gnädiger Herr, der über seine Hosen und Weste noch einen fleischfarbenen Jobs gezogen hatte, und vermittelst Flügeln an Haupt und Sohlen seine Mercksgestalt für einen Mercurius an Mann bringen wollte.

Wieland. Das ist die Meinung. So wenig mein Vignetten-Schneider auf Eu're Statue Rücksicht nahm, die Florenz aufbewahrt, so wenig auch ich —

Mercurius. So gehabt Euch wohl. Und so seid Ihr überzeugt, daß der Sohn Jupiters noch nicht so bankerut gemacht hat, um sich mit allerlei Leuten zu associren. (Mercurius ab.)

Wieland. So empfehl' ich mich denn.

Euripides. Nicht uns so. Wir haben noch ein Glas zusammen zu leeren.

Wieland. Ihr seid Euripides und meine Hochachtung für Euch hab' ich öffentlich gestanden.

Euripides. Viel Ehre. Es fragt sich, inwiefern Euch Eu're Arbeit berechtigt, von der meinigen Ueberis zu reden, fünf Briefe zu schreiben, um Euer Drama, das so mittelmäßig ist, daß ich als compromittirter Nebenbuhler fast darüber eingeschlafen bin, Euern Herren und Damen nicht allein vorzustreichen, das man Euch verzeihen könnte: sondern den guten Euripides als einen verunglückten Mitstreiter hinzustellen, dem Ihr auf alle Weise den Rang abgelaufen habt.

Admet. Ich will's Euch gestehen, Euripides ist auch ein Poet, und ich habe mein Tage die Poeten für nichts mehr gehalten als sie sind. Aber ein braver Mensch ist er, und unser Landsmann. Es hätte Euch doch sollen bedenk-

lich scheinen, ob der Mann, der geboren wurde, da Griechenland den Xerxes bewillkommte, der ein Freund des Socrates war, dessen Stücke eine Wirkung auf sein Jahrhundert hatten, wie Ew're wohl schwerlich, ob der Mann nicht eher die Schatten von Alceste und Admet habe herbei beschwören können als Ihr? Das verdiente einige ahnungsvolle Ehrfurcht, der zwar Euer ganzes aberweises Jahrhundert von Litteratoren nicht fähig ist.

Euripides. Wenn Ew're Stücke einmal so viel Menschen das Leben gerettet haben als meine, dann sollt Ihr auch reden.

Wieland. Mein Publicum, Euripides, ist nicht das Ew'rige.

Euripides. Das ist die Sache nicht. Von meinen Fehlern und Unvollkommenheiten ist die Rede, die Ihr vermieden habt.

Alceste. Daß ich's Euch sage als ein Weib, die eh' ein Wort reden darf, daß es nicht auffällt, Ew're Alceste mag gut sein und Ew're Weibchen und Männchen amüsirt, auch wohl gekitzelt haben, was Ihr Rührung nennt. Ich bin darüber weggegangen, wie man von einer verstimmten Zither wegweicht. Des Euripides seine hab' ich doch ganz ausgehört, mich manchmal drüber gefreut und auch drüber gelächelt.

Wieland. Meine Fürstinn.

Alceste. Ihr solltet wissen, daß Fürsten hier Nichts gelten. Ich wünschte, Ihr könntet fühlen, wie viel glücklicher Euripides in Ausführung unserer Geschichte gewesen als Ihr. Ich bin für meinen Mann gestorben; wie und wo, Das ist nicht die Frage. Die Frage ist von Ew'rer Alceste, von Euripides Alceste.

Wieland. Könnt Ihr mir absprechen, daß ich das Ganze weit delicater behandelt habe?

Alceste. Was heißt Das? Genug, Euripides hat gewußt, warum er eine Alceste auf's Theater bringt, so wenig Ihr die Größe des Opfers, das ich meinem Mann that, darzustellen wußtet.

Wieland. Wie meint Ihr Das?

Euripides. Laßt mich reden, Alceste! Seht her, das sind meine Fehler. Ein junger, blühender König, ersterbend mitten im Genuß aller Glückseligkeit. Sein Haus, sein Volk in Verzweiflung, den Guten, Trefflichen zu verlieren, und über den Jammer Apoll bewegt, den Parzen einen Wechselmord abdringend. Und nun — Alles verstummt und Vater und Mutter und Freunde und Volk — Alles — und er lechzend am Rande des Todes, unbeschauend nach einem willigen Arm und überau Schweigen — bis sie auftritt, die Einzige, ihre Schönheit und Kraft aufzuopfern dem Gatten, hinunter zu steigen zu den hoffnungslosen Todten.

Wieland. Das hab' ich Alles auch.

Euripides. Nicht gar. Ew're Leute sind erstlich allzusammen aus der großen Familie, der Ihr Würde der Menschheit, ein Ding, das Gott weiß woher abstrahirt ist, zum Erbe gegeben habt, Ihr Dichter auf unsern Trümmern! Sie sehen einander ähnlich wie die Eier, und Ihr habt sie zum nahedeutenden Brei zusammen gerührt.

Da ist eine Frau, die für ihren Mann sterben will; ein Mann, der für seine Frau sterben will; ein Held, der für sie Beide sterben will, daß Nichts übrig bleibt, als das langweilige Stück Parthenia, die man gern, wie den Widder aus dem Busche, bei den Hörnern kriegte, um dem Elend ein Ende zu machen.

Wieland. Ihr seht Das anders an als ich.

Alceste. Das vermuth' ich. Nur sagt mir: was war Alceste's That, wenn ihr Mann sie mehr liebte als sein Leben? Der Mensch, der sein ganzes Glück in seiner Gattinn genösse, wie Euer Admet, würde durch ihre That in den doppelt bittern Tod gestürzt werden. Philemon und Baucis erbaten sich zusammen den Tod, und Euer Klopstock, der doch immer unter Euch noch ein Mensch ist, läßt seine Liebenden wetteifern — „Daphnis, ich sterbe zuletzt." Also mußte Admet gerne leben, sehr gern leben, oder ich war — was? — eine Comödiantinn — ein Kind — genug, macht aus mir was Euch gefällt.

Admet. Und den Admet, der Euch so ekelhaft ist, weil er nicht sterben mag. Seid Ihr jemals gestorben? Oder seid Ihr jemals ganz glücklich gewesen? Ihr redet wie großmüthige Hungerleider.

Wieland. Nur Feige fürchten den Tod.

Admet. Den Verbrecher, ja. Aber den Hausvaterlieb suchet Jeder, selbst der Held. So ist's in der Natur. Glaubt Ihr denn, ich würde mein Leben geschont haben, meine Frau den Feinden zu entreißen, meine Besitzthümer zu vertheidigen? Und doch —

Wieland. Ihr redet wie Leute einer andern Welt, eine Sprache, deren Worte ich vernehme, deren Sinn ich nicht fasse.

Admet. Wir reden Griechisch — Ist Euch Das so unbegreiflich? Admet —

Euripides. Ihr bedenkt nicht, daß er in einer Seele gehört, die allen Wassersüchtigen, Ausgebrannten, an Hals und Bein tödtlich Verwundeten einreden will, jetzt wurden ihre Herzen voller, ihre Beißer mächtiger, ihre Knochen markiger sein. Das glaubt er.

Admet. Es thut nur so. Nein, Ihr seid noch Mensch genug, Euch zu Euripides Admete'n zu verlegen.

Alceste. Merkt auf und fragt Ew're Frau darüber.

Admet. Ein junger, ganz glücklicher, wohl-

behaglicher Fürſt, der von ſeinem Vater Reich und Erbe und Herde und Güter empfangen hatte, und darinne ſaß mit Genügſamkeit, und genoß, und ganz war, und Nichts bedurfte als Leute, die mit ihm genießen, und ſie, wie natürlich, fand, und des Hergebens nicht ſatt wurde, und Alle liebte, daß ſie ihn lieben ſollten, und ſich Götter und Menſchen ſo zu Freunden gemacht hatte, und Apoll den Himmel an ſeinem Tiſch vergaß — der ſollte nicht ewig zu leben wünſchen? — — — Und der Menſch hatte auch eine Frau.

Alceſte. Ihr habt eine und begreift Das nicht. Ich wollte Das dem ſchwarzäugigten jungen Ding dort begreiflich machen. Schöne Kleine, willſt Du ein Wort hören?

Mädchen. Was verlangt Ihr?

Alceſte. Du hatteſt einen Liebhaber.

Mädchen. Ach ja!

Alceſte. Und liebſt ihn von Herzen, ſo daß Du in mancher guten Stunde Beruf fühlteſt, für ihn zu ſterben?

Mädchen. Ach! und ich bin um ihn geſtorben. Ein feindſeliges Schickſal trennte uns, daß ich nicht ganz überlebte.

Alceſte. Da habt Ihr Ew're Alceſte, Wieland. Nun ſage mir, liebe Kleine, Du hatteſt Eltern, die ſich herzlich liebten.

Mädchen. Gegen unſ're Liebe war's ein Schatten. Aber ſie ehrten einander von Herzen.

Alceſte. Glaubſt Du wohl, wenn Deine Mutter in Todesgefahr geweſen wäre, und Dein Vater hätte für ſie mit ſeinem Leben bezahlt, daß ſie's mit Dank angenommen hätte?

Mädchen. Ganz gewiß.

Alceſte. Und wechſelsweiſe Wieland, ebenſo. Da habt Ihr Euripides Alceſte.

Admet. Die Ew'rige wäre dann für Kinder, die andere für ehrliche Leute, die ſchon ein bis zwei Weiber begraben haben. Daß Ihr nun mit Euerm Auditorio ſympathiſirt, iſt nöthig und billig.

Wieland. Laßt mich, Ihr ſeid widerſinnige, rohe Leute, mit denen ich Nichts gemein habe.

Euripides. Erſt höre mich noch ein Paar Worte.

Wieland. Mach's kurz.

Euripides. Keine fünf Briefe, aber Stoff dazu. Das, worauf Ihr Euch ſo viel zu Gute thut, ein Theater-Stück ſo zu lenken und zu ründen, daß es ſich ſehen laſſen darf, iſt ein Talent, ja, aber ein ſehr geringes.

Wieland. Ihr kennt die Mühe nicht, die's koſtet.

Euripides. Du haſt ja genug davon vorgeprahlt. Das Alles, wenn man's beim Lichte beſieht, iſt Nichts als eine Fähigkeit, nach Sitten und Theater-Conventionen und nach und nach aufgeſtickten Statuten Natur und Wahrheit zu verſchneiden und einzugleichen.

Wieland. Ihr werdet mich Das nicht überreden.

Euripides. So genieße Deines Ruhmes unter den Deinigen und laß uns in Ruh'.

Admet. Begib Dich zur Gelaſſenheit, Euripides! Die Stellen, an denen er Deiner ſpottet, ſind ſo viel Flecken, mit denen er ſein eigen' Gewand beſchmutzt. Wär' er klug und er könnte ſie und die Noten zum Shakeſpeare mit Blut abkaufen, er würde es thun. So ſtellt er ſich dar und bekennt: „Da hab' ich Nichts gefühlt!“

Euripides. Nichts gefühlt bei meinem Prolog, der ein Meiſterſtück iſt? Ich darf wohl von meiner Arbeit ſo reden, thuſt Du's ja. Du fühlſt Nichts, da Du in den Gaſthof Admet'ens trittſt?

Alceſte. Er hat keinen Sinn für Gaſtfreiheit, hörſt Du ja.

Euripides. Und auf der Schwelle begegnet Dir Apollo, die freundliche Gottheit des Hauſes, die, ganz voll Liebe zum Admet, ihn erſt dem Tod entreißt, und nun, o Jammer! — ſein beſtes Weib für ihn dahingegeben ſieht. Er kann Nichts weiter retten und entfernt ſich wehmüthig, daß nicht die Gemeinſchaft mit Todten ſeine Reinigkeit beflecke. Da tritt herein, ſchwarz gehüllt, das Schwert ihrer heimtückiſchen Macht in der Fauſt, die Königinn der Todten, die Geleiterinn zum Orcus, das unerbittliche Schickſal, und ſchilt auf die gnädig verweilende Gottheit, droht ſchon der Alceſte, und Apoll verläßt das Haus und uns. Und wir mit dem verlaſſenen Chor ſeufzen: Ach, daß Aeſculap noch lebte, der Sohn Apollo's, der die Kräuter kannte und jeden Balſam! — ſie würde gerettet werden, denn er erweckte die Todten; aber er iſt erſchlagen von Jupiter's Blitz, der nicht duldete, daß Jener erweckte vom ewigen Schlaf, die in Stand geſtreckt hatte nieder ſein unerbittlicher Rathſchluß.

Alceſte. Biſt Du nicht ganz entrückt geweſen in die Phantaſie der Menſchen, die aus ihrer Väter Munde vernommen hatten von einem ſo wunderthätigen Manne, dem Macht gegeben war über den allmächtigen Tod? Iſt Dir nicht da Wunſch, Hoffnung, Glauben aufgegangen: käme Einer aus dieſem Geſchlechte, käme der Halbgott ſeinen Brüdern zu Hülfe!?

Euripides. Und da er nun kommt, nun Hercules auftritt und ruft: Sie iſt todt, todt! Haſt ſie weggeführt, ſchwarze, gräßliche Geleiterinn zum Orcus; haſt mit Deinem verzehrenden Schwert abgeweihet ihre Haare? Ich bin Jupiter's Sohn und trane mir Kraft zu über Dich. An dem Grabe will ich Dir auf-

lavischen, wo Du das Blut trinkſt der abgeſchlachteten Todesopfer; faſſen will ich Dich, Todesgöttinn, umknüpfen mit meinen Armen, die kein Sterblicher und kein Unſterblicher löſet, und Du ſollſt mir herausgeben das Weib, Admet'ens liebes Weib, oder ich bin nicht Jupiter's Sohn.

Hercules (tritt auf). Was red't Ihr von Jupiter's Sohn? Ich bin Jupiter's Sohn.

Admet. Haben wir Dich in Deinem Rauſchſchläfchen geſtört?

Hercules. Was ſoll der Lärm?

Alceſte. Ei, da iſt der Wieland.

Hercules. Ei, wo?

Admet. Da ſteht er.

Hercules. Der? Nun, Der iſt klein geung. Hab' ich mir ihn doch ſo vorgeſtellt! Seid Ihr der Mann, der den Hercules immer im Munde führt?

Wieland (zurückweichend). Ich habe Nichts mit Euch zu ſchaffen, Coloß.

Hercules. Nun, wie denn? Bleibt nur!

Wieland. Ich vermuthete einen ſtattlichen Mann mittlerer Größe.

Hercules. Mittlerer Größe? Ich?

Wieland. Wenn Ihr Hercules ſeid, ſo ſeid Ihr's nicht gemeint.

Hercules. Es iſt mein Name, und auf den bin ich ſtolz. Ich weiß wohl, wenn ein Fratze keinen Schildhalter unter den Bären, Greifen und Schweinen finden kann, ſo nimmt er einen Hercules dazu. Denn meine Gottheit iſt Dir niemals im Traume erſchienen.

Wieland. Ich geſtehe: das iſt der erſte Traum, den ich ſo habe.

Hercules. So geh' in Dich und bitte den Göttern ab Deine Noten über'n Homer, wo mir Dir zu groß ſind. Das glaub' ich, zu groß!

Wieland. Wahrhaftig, Ihr ſeid ungerecht! Ich hab' Euch mir niemals ſo imaginirt.

Hercules. Was kann ich dafür, daß Er ſo eine engbrüſtige Imagination hat? Wer iſt denn Sein Hercules, auf den Er ſich ſo viel zu Gute thut, und was will er? Für die Tugend? Was heißt die Deviſe? Haſt Du die Tugend geliebt, Wieland? Ich bin doch auch in der Welt herumkommen, und iſt mir Nichts ſo begegnet.

Wieland. Die Tugend, für die mein Hercules Alles thut, Alles wagt, — Ihr kennt ſie nicht?

Hercules. Tugend! Ich hab' das Wort erſt hier unten von einem Paar albernen Kerls gehört, die keine Rechenſchaft davon zu geben wußten.

Wieland. Ich bin's eben ſo wenig im Stande. Doch laßt uns darüber keine Worte verderben. Ich wollte, Ihr hättet meine Gedichte geleſen, und Ihr würdet finden, daß ich ſelbſt die Tugend wenig achte. Sie iſt ein zweideutiges Ding.

Hercules. Ein Ding iſt ſie, wie alle Phantaſie, die mit dem Gang der Welt nicht beſtehen kann. Eu're Tugend kommt mir vor wie ein Centaur; ſo lang Der vor Eu'rer Imagination herumtrabt: wie herrlich, wie kräftig! Und wenn der Bildhauer Euch ihn hinſtellt; welch' übermenſchliche Form! — Anatomirt ihn — und findet vier Lungen, zwei Herzen, zwei Mägen. Er ſtirbt in dem Augenblicke der Geburt, wie ein anderes Mißgeſchöpf, oder iſt nie außer Eurem Kopf erzeugt worden.

Wieland. Tugend muß doch was ſein, ſie muß wo ſein.

Hercules. Bei meines Vaters ewigem Bart! Wer hat daran gezweifelt? Und mich dünkt, bei uns wohnte ſie in Halbgöttern und Helden. Meinſt Du, wir lebten wie das Vieh, weil Eu're Bürger ſich vor den Fauſtrechtszeiten kreuzigen! Wir hatten die bravſten Kerls unter uns.

Wieland. Was nennt Ihr brave Kerls?

Hercules. Einen, der mittheilt, was er hat. Und der Reichſte iſt der Bravſte. Hatte Einer Ueberfluß an Kräften, ſo prügelte er den Andern aus. Und, verſteht ſich, ein ächter Mann gibt ſich nie mit Geringern ab, nur mit Seinesgleichen, auch Größern wohl. — Hatte Einer denn Ueberfluß an Säften, machte er den Weibern ſo viel Kinder als ſie begehrten; wie ich denn ſelbſt in einer Nacht funfzig Buben ausgearbeitet habe. — Fehlt' es Einem denn an Beidem, und der Himmel hatte ihm, oder auch wohl dazu, Erb' und Hab' vor Tauſenden gegeben: eröffnete er ſeine Thüren und hieß Tauſend' willkommen, mit ihm zu genießen. Und da ſteht Admet, der wohl der Bravſte in dieſem Stück genannt werden kann.

Wieland. Das Meiſte davon wird zu unſern Zeiten für Laſter gerechnet.

Hercules. Laſter! Das iſt wieder ein ſchönes Wort. Dadurch wird eben Alles ſo halb bei Euch, daß Ihr Euch Tugend und Laſter als zwei Extreme vorſtellt, zwiſchen denen Ihr ſchwankt, anſtatt Euern Mittelzuſtand als das poſitiven anzuſehen und den beſten, wie's Eu're Bauern und Knechte und Mägde noch thun.

Wieland. Wenn Ihr dieſe Geſinnungen in meinem Jahrhunderte merken ließet, man würde Euch ſteinigen. Haben ſie mich wegen meiner kleinen Angriffe an Tugend und Religion ſo entſetzlich verketzert.

Hercules. Was iſt da viel anzugreifen? Die Pferde, Menſchenfreſſer und Drachen, mit Denen hab' ich's aufgenommen; mit Wolken niemals, ſie mochten eine Geſtalt haben wie

ſie wollten. Die überläßt ein geſcheidter Mann dem Winde, der ſie zuſammengeführt hat, wieder zu verwehen.

Wieland. Ihr ſeid ein Unmenſch, ein Gotteslästerer.

Hercules. Will Dir Das nicht in Kopf? Aber des Predicus Hercules, Das iſt Dein Mann. Euer Hercules Grandiſon, eines Schulmeiſters Hercules. Ein unbärtiger Sylvio am Scheidewege. Wären mir die Weiber begegnet, ſiehſt Du: Eine unter den Arm, Eine unter den, und alle Beide hätten mit fort gemußt. Darinnen iſt Dein Amadis kein Narr; ich laß Dir Gerechtigkeit widerfahren.

Wieland. Kennte Ihr meine Geſinnungen, Ihr würdet noch anders denken.

Hercules. Ich weiß genug. Hätteſt Du nicht ſo lange unter der Knechtſchaft der Sittenlehre geſeufzet, es hätte noch was aus Dir werden können. Denn jetzt hängen Dir immer noch die ſchalen Ideale an. Kannſt nicht verdauen, daß ein Halbgott ſich betrinkt und ein Flegel iſt, ſeiner Gottheit unbeſchadet? Und Wunder meinſt, wie Du einen Kerl proſtituirt hätteſt, wenn Du ihn unter'n Tiſch oder zum Mädel auf die Streu bringſt, weil Ew're Hochwürden das Wort nicht haben wollen? —

Wieland. Ich empfehle mich.

Hercules. Du möchteſt aufwachen. Noch ein Wort. Was ſoll ich von eines Menſchen Verſtand denken, der in ſeinem vierzigſten Jahr ein groß' Werks und Weſens daraus machen kann, und fünf, ſechs Bücher voll ſchreiben, davon, daß ein Mädel mit kaltem Blut kann bei drei, vier Kerls liegen und ſie eben in der Reihe herum lieb haben; und daß die Kerls ſich darüber beleidigt finden und doch wieder anbeißen! Ich ſehe gar nicht —

Pluto (inwendig). Ho, ho! Was für ein verfluchter Lärm da d'rauſſen? Hercules, Dich hört man überall vor. Kann man nicht einmal ruhig liegen bei ſeinem Weibe, wenn ſie Nichts dagegen hat! —

Hercules. So gehabt Euch wohl, Herr Hofrath!

Wieland (erwachend). Sie reden, was ſie wollen; mögen ſie doch reden, was kümmert's mich? —

Epilog zu Schiller's Glocke.

Wiederholt und erneut bei der Vorstellung am 10. Mai 1815.

Freude dieser Stadt bedeute,
Friede sei ihr erst Geläute!

Und so geschah's! Dem friedenreichen Klange
Bewegte sich das Land, und segenbar
Ein frisches Glück erschien; im Hochgesange
Begrüßten wir das junge Fürstenpaar;
Im Vollgewühl, in lebensregem Drange
Vermischte sich die thät'ge Völkerschaar,
Und festlich ward an die geschmückten Stufen
Die Huldigung der Künste vorgerufen.

Da hör' ich schreckhaft mitternächt'ges Läuten,
Das dumpf und schwer die Trauertöne schwellt.
Ist's möglich? Soll es unsern Freund bedeuten,
An den sich jeder Wunsch geklammert hält?
Den Lebenswürd'gen soll der Tod erbeuten?
Ach, wie verwirrt solch ein Verlust die Welt!
Ach, was zerstört ein solcher Riß den Seinen!
Nun weint die Welt, und sollten wir nicht weinen?

Denn er war unser! Wie bequem gesellig
Den hohen Mann der gute Tag gezeigt,
Wie bald sein Ernst anschließend, wohlgefällig,
Zur Wechselrede heiter sich geneigt,
Bald raschgewandt, geistreich und scherzhaftig,
Der Lebensplane tiefen Sinn erzeugt,
Und fruchtbar sich in Rath und That ergossen:
Das haben wir erfahren und genossen.

Denn er war unser! Mag das stolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen!
Er mochte sich bei uns, im sichern Port,
Nach wildem Sturm zum Dauernden gewöhnen.
Indessen schritt sein Geist gewaltig fort
In's Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
Und hinter ihm, in wesenlosem Scheine,
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine.

Nun schmückt er sich die schöne Gartenzinne,
Von wannen er der Sterne Wort vernahm,
Das dem gleich ew'gen, gleich lebend'gen Sinne
Geheimnißvoll und klar entgegenkam.
Dort, sich und uns zu köstlichem Gewinne,
Verwechselt er die Zeiten wundersam,
Begegnet so, im Würdigsten beschäftigt,
Der Dämmerung, der Nacht, die uns entkräftigt.

Ihm schwellen der Geschichte Fluth' auf Fluthen
Verschlingend, was getadelt, was gelobt,
Der Erdbeherrscher wilde Heeresgluthen,
Die in der Welt sich grimmig ausgetobt,
Im niedrig Schrecklichsten, im höchsten Guten
Nach ihrem Wesen deutlich durchgeprobt. —
Nun sank der Mond und zu erneuter Wonne,
Vom klaren Berg herüber stieg die Sonne.

Nun glühte seine Wange roth und röther
Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
Von jenem Muth, der, früher oder später,
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
Von jenem Glauben, der sich stets erhöhter
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edeln endlich komme.

Doch hat er, so geübt, so vollgehaltig
Dieß breterne Gerüste nicht verschmäht;
Hier schildert er das Schicksal, das gewaltig
Von Tag zu Nacht die Erdenachse dreht,
Und manches tiefe Werk hat, zeichnerisch thätig,
Den Werth der Kunst, des Künstlers Werth erhöht;
Er wendete die Blüthe höchsten Strebens,
Das Leben selbst, an dieses Bild des Lebens.

Ihr kanntet ihn, wie er mit Riesenschritte
Den Kreis des Wissens, des Erbringens maß,
Durch Zeit und Land, der Völker Sinn und Sitte,
Das dunkle Buch mit heiterm Blicke las;
Doch wie er athemlos in unserer Mitte,
In Leiden bangte, kümmerlich genas,
Das haben wir in traurig schönen Jahren,
Denn er war unser, leidend miterfahren.

Ihn, wenn er vom zerrüttenden Gewühle
Des bittern Schmerzes wieder aufgeblickt,

Ihn haben wir dem lästigen Gefühle
Der Gegenwart, der stockenden, entrückt;
Mit guter Kunst und ausgesuchtem Spiele
Den neubelebten, edeln Sinn erquickt,
Und noch am Abend vor den letzten Sonnen
Ein holdes Lächeln glücklich abgewonnen.

Er hatte früh das strenge Wort gelesen;
Dem Leiden war er, war dem Tod vertraut.
So schied er nun, wie er so oft genesen;
Nun schreckt uns Das, wofür uns längst gegraut.
Doch schon erblicket sein verklärtes Wesen
Sich hier verklärt, wenn es hernieder schaut.
Was Mitwelt sonst an ihm beklagt, getadelt,
Es hat's der Tod, es hat's die Zeit geadelt.

Auch manche Geister, die mit ihm gerungen,
Sein groß' Verdienst unwillig anerkannt,
Sie fühlten sich von seiner Kraft durchdrungen,
In seinem Kreise willig festgebannt:
Zum Höchsten hat er sich emporgeschwungen,
Mit Allem, was wir schätzen, eng verwandt.
So feiert ihn! Denn was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben.

So bleibt er uns, der vor so manchen Jahren —
Schon zehne sind's! — von uns sich weggekehrt!
Wir haben Alle segenreich erfahren,
Die Welt verdankt' ihm, was er sie gelehrt;
Schon längst verbreitet sich's in ganze Schaaren,
Das Eigenste, was ihm allein gehört.
Er glänzt uns vor, wie ein Comet entschwindend,
Unendlich' Licht mit seinem Licht verbindend.

Anhang und critiſche Bemerkungen

zu

Goethe's dramatiſchen Werken.

Ohne die alte Sage von der Linie, durch welche ſich Apelles auf Rhodos dem Parrhaſius kund machte, critiſch zu beleuchten, können wir ihren Sinn auf die Sammlung von Goethe's Schriften allegoriſch anwenden. Das Publicum hat ſich in einer Art von Verlegenheit befunden, was es aus einigen dramatiſchen Kleinigkeiten, die hier zum erſten Mal an das Licht traten, eigentlich machen ſollte. Wir glauben, daß in jeder, ſelbſt der unbeträchtlichſten, wenigſtens die Linie des Apelles zu erkennen iſt: die Ruhe, die Einfachheit, die Selbſtbeherrſchung, welche ſogar des Lebens und der Schönheit nicht bedarf, um den Kunſtverwandten anſchaulich zu werden. Wo aber, wie in „Iphigenie", „Egmont", „Taſſo", „Fauſt" (der ältern Arbeiten des Verfaſſers hier nicht zu gedenken), Raphael'ſche Geſtalten ſich an dieſer Linie bewegen, das reinſte und umfaſſendſte Gefühl, der reinſte Geſchmack und das kühnſte Genie wetteifern, den nächſten Uebergang der Natur in die Kunſt zu treffen, die Schönheit in der Eigenthümlichkeit jedes Gegenſtandes, dem ſie angehört, unvermiſcht und unabhängig von jedem Medium, außer der Gabe, ſie zu erkennen und zu empfangen, darzuſtellen: da verliert ſich die Kälte der Critik in Begeiſterung; da gilt von ſolchen Kunſtwerken der Mahometaniſche Glaube vom Coran: daß er von Ewigkeit her exiſtirte; da iſt kein Machwerk, keine Fuge auszuſpüren; da ſind die Muſter aufgeſtellt, in welchen, nächſt der Natur, jeder kunſtfähige Geiſt die Regel lebendig und dem innern Sinn anſchaulich zu erkennen hat.

L. E. Huber. Allgem. Litt.-Zeitung.

Mein Held und der Held meiner vertrauten Geſellſchaft war Goethe. Wir liebten ihn, warum man oft Andere liebt: wegen der Aehnlichkeit, die man mit ihnen hat, oder zu haben glaubt. Wir ahmten ihn nach, wie die Kleinen die Großen nachzuahmen pflegen. — das Entſchiedene und Kräftige des großen Mannes, der um ſo höher bei uns ſtand, weil er, als geborner Frankfurter, zu den Unſerigen zu gehören ſchien, ſprach uns in ſeinen Schriften an; vielleicht noch mehr das Extravagante, das man in denſelben und in ſeinem Leben finden wollte. Wir ſetzten ſeinen „Werther" und „Götz von Berlichingen" freilich über Alles, was je in dieſer Art geſchrieben worden, fühlten uns aber doch durch ſeine ſatyriſche Poſſe: „Götter, Helden und Wieland", und was wir in den Briefen eines reiſenden Franzoſen über den Verfaſſer fanden, beſonders freundlich angezogen. Es ging dieſem großen Manne mit ſeinen Bewunderern nicht beſſer, als gewöhnlich den Meiſtern mit ihren Jüngern. Zu jeder Uebertreibung und dem Mißbrauch unſerer Kraft und Freiheit ſchon zu geneigt, parodirten wir Goethe's Bild, das wir, aus den Händen ſeiner Freunde und Feinde, wahrſcheinlich ſchon als eine Parodie, empfangen hatten. — —

— Ich habe dieſen außerordentlichen Mann ſpäter einige Male geſehen und, ſo viel ich es vermochte, zu beobachten geſucht. Sein ganzes Weſen, redend oder ſchweigend, in Ruhe oder in Bewegung, erfüllte mich mit einer gewiſſen Scheu. Auch dem Gefühle ſchon kündigt die Natur ſich an, die herrſchen will, ohne beherrſcht zu werden. Alles um ihn wird, in des Meiſters Hand, zum Stoff. Ich wüßte nicht, worin Goethe ſich nicht ausgezeichnet hätte, wenn er nur wollte. In dem Verſchiedenartigſten, faſt Widerſprechenden, hat er ſehr viel geleiſtet. Er kann, was er will, und ſcheint die Welt in ſich aufzunehmen, ohne ſich von der Welt aufnehmen zu laſſen. Er iſt ein großer Künſtler, ſelbſt in der Wiſſenſchaft und im Leben. Seiner Ueberlegenheit gewiß, gibt er ſich mit Manchem nur ſpielend ab, treibt es auch wohl mit einem nachläſſigen Uebermuth, der zeigt, daß er die Menſchen kennt und weiß, wie ein Fürſt ſein Volk behandeln darf. In ſeinen Werken herrſcht die reiche Mannigfaltigkeit der Schöpfung. Man vergleiche nur „Werther" und die „Wahlverwandtſchaften", „Götz von Berlichingen" und „Iphigenie", „Torquato Taſſo" und „Hermann und Dorothea", die „natürliche Tochter" und „Fauſt"! Da ſind Früchte aller

Jahreszeiten und Climate. Im „Fauſt" hat er ſeine univerſale Individualität am Treueſten wiedergegeben, wie Mozart in ſeinem „Don Juan".

J. Weitzel: „Das Merkwürdigſte aus meinem Leben und aus meiner Zeit."

Goethe gehört unſtreitig zu den vortrefflichſten Schriftſtellern unſerer Sprache, worauf wir mit Recht ſtolz ſeink önnen. Selbſt unſere ſonſt oft übermüthigen und gar zu ekeln Nachbarn, Franzoſen und Engländer, laſſen ihm Gerechtigkeit widerfahren; wenn ſie ſeine Werke gleich nur nach dem Schattenbilde der Ueberſetzungen kennen, und durch das gefärbte Glas der Vorliebe für ihre Volksſitten und eigenthümlichen Geſchmack beurtheilen können. Ein beſonders anziehender Reiz liegt vollends natürlich für Deutſche in der ganz eigenthümlichen Art, mit welcher er vor nun etwa zwanzig Jahren in ſeinem „Götz von Berlichingen" und den „Leiden des jungen Werther's" zuerſt aufgetreten iſt. Die kräftige, derbe, vielleicht in Kleinigkeiten zu genau nachgebildete Volksſprache gab allen ſeinen Bildern und Geſinnungen eine ſo ſprechende Wahrheit und ein ſo thätiges Leben, als man noch ſehr wenig von andern Schriftſtellern gewohnt war. Seine Schriften wurden, bis auf den „Prolog zu Bahrdt's Offenbarungen", die „Götter und Helden" und das „Puppenſpiel zu Plundersweilern", allgemein begierig geleſen, bewundert, von Kunſtrichtern geübt, und endlich nach Deutſcher Art ſo übertrieben kindiſch nachgeahmt, daß Mancher ſchon wähnte, ihm gleich zu ſein, wenn er nur ein „'s wormt", oder irgend ein Kraftwort des Volks und wahre Grobheit des Pöbels anzubringen wußte. Indeſſen hat er ſeitdem bisher ſeine Sprache und Geſchmack regelmäßiger und feiner gebildet, manches zu Hervorſtechende abgerundet und das Harte gemildert, wie die neuern Schriften und Ausgaben der ältern beweiſen. Doch bleibt er noch immer ein wahres Urbild, und ſeine Sprache trägt ſelbſt jetzt Merkmale der Eigenthümlichkeit genug an ſich, welche ich mir theils aus der Jugendgewohnheit an die Rheiniſche, Oberdeutſche Mundart erkläre, und theils aus der Nothwendigkeit, vielleicht am Hofe oder ſonſt unter Großen viel Franzöſiſch zu ſprechen. —

Neueſter Zuwachs der Deutſchen, fremden und allgemeinen Sprachkunde; in eigenen Aufſätzen, Bücheranzeigen und Nachrichten von J. C. Rüdiger.

Ueber den wahren und falſchen Humor; und über den leitenden Gedanken in Goethe's dramatiſchen Werken.

„Sie haben da eben", warf der Paradoxe ein, „einen Humor beſchrieben, der ſich noch nicht völlig durchdrungen, der noch in ſich ſelbſt kein Genüge gefunden hat; eine Darſtellung, die nicht genug jenen unſichtbaren Geſetzen folgt, die aus dem Innern des Werkes ſelbſt, als ſein regierender Geiſt, das Ganze beherrſcht, ſondern durch Einfall, Kitzel oder einſeitigen Verſtand geſtört wird, — und einen poetiſchen Verſtand, der, von phantaſtiſcher Willkür, die ſich für Phantaſie ausgibt, in den wichtigſten Momenten unterbrochen, auch nicht von außen das widerſpenſtige Gedicht regeln und umſchränken kann. Und doch möchte dieſer äußere Verſtand um ſo nothwendiger ſein, um ſo mehr ein Phantaſie-Werk jener ſpringenden Laune folgt, und Schmerz und Freude, Scherz und Ernſt, Verhöhnung und tiefe Anſchauung des Lebens in grellbunten Geſtalten zuſammenflechten will. Kann nicht, wie bei einem ächten Kunſtwerk, der regierende Geiſt aus dem innern Mittelpunct alle Theile, bis zu dem entfernteſten, durchdringen, ſo muß wenigſtens von außen eine faſt gewaltſame Regel die widerſpenſtigen Elemente in Ordnung halten, wenn ſie dieſe natürlich auch nicht ganz bezwingen kann."

„Fahren Sie fort," ſagte der Orthodoxe, „damit wir uns mehr verſtehen, oder mehr von einander entfernen."

„Wie fehlt", ſagte der Ketzer, „dieſe Nothwendigkeit aus dem Innern, ſowie die Umſchränkung von außen, ſchon dem alten Rabelais, deſſen Begeiſterung der Moment und Zufall war! — faſt eben ſo, nur mit großartigerm Witz, wie manchem Neuern. Das thörichte Büchelchen: „Je me fous de parvenir", will ich nur erwähnen. Die vielfältigen und oft weitläufigen, oft chaotiſchen, formloſen Späße der Italiener, die macaroniſchen Dichter und ähnliche gehören auf keine Weiſe hierher. Nimmt aber der altfränkiſche Rabelais den Schmerz

des Lebens, die Leiden der Liebe und die Pein der Empfindung nicht in seinen ganz naiven Scherz auf, und thut Dieß selbst der dramatische, oft willkürliche Reiche; nur auf schwache und bedingte Weise: so paßt unsere Schilderung in Lob und Tadel schon ganz auf den Yorick-Sterne, sowie auf Jean Paul, zum Theil auf Heinrich v. Kleist; und dennoch fühlen wir ohne weiters, welch ein großer Unterschied alle diese Autoren von einander entfernt."

„Alle aber, die Sie genannt haben," fiel der Rechtgläubige ein, „ziehen an, mehr oder minder gewaltig, und stoßen ab, mit mehr oder weniger Ungestüm."

„Hüten wir uns ja," rief der Histeriker, von diesem Kennzeichen zu früh zu schließen, das eben so leicht Verwöhnung, als klarer, unfehlbarer oder ausgebildeter Instinct sein kann. Denn wie viele Leser, die sich nicht haben erheben können, werden in unserer Characteristik beim ersten Blick selbst den Shakespeare erkennen! Ist nicht selbst unser großer Meister, so viel Schönes er auch vom Prien verkündigt hat, unter Denen, die ebenso von diesem Genius angezogen wie abgestoßen werden? Und gibt es nicht vielleicht Leser genug, die mit Goethe's Werken in demselben Verhältnisse stehen mögen? — Und wer hat hier Recht oder Unrecht?"

„Verwirren wir uns lieber etwas später," sagte der Paradoxe, „wenn es doch sein muß. Daß auch Meister Andere verkennen mögen, ist keine zu seltene Erscheinung; muß doch der ächte Critiker vielleicht ebenso, wie der Dichter, geboren werden, und kann sein Talent wohl nur ausbilden, nicht erschaffen. Es gibt keine noch so weit umgreifende Bildung, die Demjenigen, welcher prüfen kann, nicht irgendwo eine Beschränkung zeigen wird. Läßt sich ohne diese Beschränkung kein Individuum, am Wenigsten ein Talent, denken, so mögen wir uns noch so weit und in noch so künstlichen Wendungen von uns selbst entfernen wollen: es kann doch immer nur jede wahre Ausbildung in's Freie und Allgemeine hinaus nichts Anderes als eben nur ein Erkennen unsers individuellen Wesens sein. Neue Freiheiten erzeugen neue Schranken, und in aller Critik, betreffe sie Worte, Erklärung, Aechtheit, Composition oder Kunst, wird, nach aller Verfeinerung des Gedankens und Gefühls, am Ende die unmittelbarste, nächste Empfindung meiner Persönlichkeit doch den letzten und wichtigsten Ausschlag geben müssen. In Sachen des Geschmacks und der Kunst ist diese Willkür, wenn sie auch oft zu früh eintritt, bevor sie Freiheit geworden ist, immer noch besser, als die Tyrannei eines Systems. Cervantes that in seiner Critik, die er dem Canonicus in den Mund legt, etwas dem Lope, noch weit mehr der romantischen Form des neuentstandenen Drama's Unrecht, wie Philipp Sidney jene Anfänge, aus denen sich Shakespeare entwickelte, gänzlich verkannte; verstand doch der tüchtige Ben Jonson die ausgebildete Kunst seiner Zeitgenossen nicht, und wie mancher Verehrer des Raphael glaubt, auf den Correggio schelten zu müssen! Hätte das Irrsal niemals ein großes Haupt an seiner Spitze, so würde es eben zu ohnmächtig sein, um Widerstand thun zu können, der früher oder später doch der guten Sache wieder zu Gute kommt."

„Da Cervantes einmal genannt ist," setzte der Rechtgläubige das Gespräch fort, „so ist sein „Don Quixote" wohl das einzige Buch, in welchem Laune, Lust, Scherz, Ernst und Parodie, Poesie und Witz, das Abenteuerlichste der Phantasie und das Herbste des wirklichen Lebens zum ächten Kunstwerk ist erhoben worden. Hier umzieht das vollendete Gedicht die Kreise des klarsten Verstandes von außen in gemessenen Grenzen, und die poetische Nothwendigkeit, die von dem Mittelpuncte aus Alles regiert, durchdringt so elastisch mit verklärter Kraft alle Theile, bis zu den äußersten und kleinsten, daß man jene nothwendige Umschränkung des prosaischen Verstandes in keinem Augenblicke störend gewahr wird, indem hier Alles heitere Willkür scheint und Scherz im Scherz. In Ben Jonson's Comedien, die auch Humor und Tollheit, ausgelassen in der comischen Kraft, verkündigen sollen, ist die äußere Schranke des Verstandes in jeder Zeile so sichtbar, daß alle innern Kräfte des Gedichtes, so übermüthig sie sich auch erheben mögen, vom Buchstaben gedrückt und halb ohnmächtig werden. Es scheint wohl, daß in der alten Welt Aristophanes Werke eben so kunstgerecht im Innern als verständig umschränkt von außen seien. Ich sage, es scheint; denn wenn ich auch Einzelnes zu verstehen glaube, so soll mir doch, nach allen Commentatoren, Erläuterungen und Abhandlungen, von denen ich die bedeutendsten wohl alle gelesen habe, erst das Verständniß des Ganzen kommen. Und jenes Verständniß löst sich, genau genommen, wenn dieses fehlt, doch nur in Unverständniß oder Mißverständniß auf. Kein Autor des Alterthums wartet so auf seine Erweckung zum Leben, als dieser Schalk und wahre Poet."

„Es ist nicht zu verkennen," sagte der Historische, „daß so manches Schauspiel durch Kraft und grelle Farben, durch Wahrheit und ergreifenden Schmerz, selbst durch Das, was wir häßlich darin nennen müssen, interessirt. Es sinkt nie bis zur weichlichen Schwäche so mancher

Auf dieſem Wege werden, wohler noch,
Wenn du dieß Heiligthum erreichſt.

Elmire.

O bring' mich hin! Der Tag iſt lang, ich ſehne
Mich nach dem ſtillen Gange, nach den Worten
Des guten Greiſes, dem ich meine Schuld
Und meine Noth gar gern bekennen werde.

Valerio.

Und trügt mich nicht, was ich an ihm bemerkt;
So weiß er mehr, als andre Menſchen wiſſen.
Sein unbetrübtes freyes Auge ſchaut
Die Ferne klar, die uns im Nebel liegt.
Die Melodie des Schickſals, die um uns
In tauſend Kreiſen klingend ſich bewegt,
Vernimmt ſein Ohr: und wir erhaſchen kaum
Nur abgebrochne Töne hier und da.
Betrüg' ich mich nicht ſehr, ſo wird der Mann
Dir mit dem Troſt zugleich auch Hülfe reichen.

Elmire.

O laß uns fort! Wie oft ſind wir um nichts
Berg-auf, Berg-ab geſtiegen, ſind gegangen

neuern Familien-Gemälde herab, es erhebt ſich aber auch niemals ſo, daß uns das gemeine Bedürfniß des Lebens aus den Augen gerückt würde; und ſo winſeln die wahrhaft ſchönen und zarten Stellen und Geſinnungen faſt wie die verirrten Kinder im kalten Walde, und die Scenen, die an das Greſſe und Furchtbare ſtreifen, können das kümmerliche Leben ſo mancher andern nicht vergüten. Der Humor, der faſt Alles durchdringt und durch ſein geiſtreiches Lächeln die Mienen der Handelnden erheitert, wird bei der Hauptſache, um die ſich das ganze Schauſpiel doch dreht, völlig vermißt. Dadurch gibt ſich der Comödien-Dichter die Miene eines Lehrdichters, und ſcheint Leiden, Freuden und ſeltſame Abenteuer, baroke Figuren, Wahrheit und Thorheit faſt nur in ſeine bunte Tapete verwebt zu haben, um am Ende einen trivialen Satz, der ſich eben ſo von ſelbſt verſteht, wie er in dieſer Allgemeinheit unrichtig iſt, zu illuſtriren."

„Meinethalben!" rief der Ketzer; „ſehn Sie denn aber nicht auch, daß er dieſe Art und Weiſe, gleichſam durch Gedanken, die nach einem Puncte ſtreben, wie einen Rahmen um ſein Gemälde zu ziehn, von ſeinem und unſerm Meiſter gelernt und entlehnt hat?

„Wie Das?" rief der Rechtgläubige.

„Nun," fuhr der Paradoxe fort, „erinnern Sie ſich denn nicht, daß in allen frühern wie ſpätern Gedichten unſers Goethe, dem „Götz", „Werther", „Clavigo", der „Stella", ebenſo ein Gedanke ſichtbar das Ganze in allen ſeinen Theilen regiert? Milder und poetiſcher, Das gebe ich gleich ungefragt zu; auch iſt der Gedanke großartiger, aber doch auf ähnliche Weiſe."

„Sie ſcheinen mir", ſagte der Vermittler, Etwas als ein Kennzeichen herauszuheben, was allen Dramen ſowie Romanen gemein iſt, ja auch wohl gemein ſein muß, wenn ſie nur einen Inhalt haben ſollen."

„Nicht ſo iſt es gemeint," ſprach der Paradoxe weiter, „denn ſonſt würden die Einſichtigen über die Hauptabſicht eines Sophocles oder Shakeſpeare nicht ſtreiten können. Auch arbeitet Goethe nicht ſo, wie Leſſing in ſeinem „weiſen Nathan". Aber das Wenige, worauf er im „Götz" zu Zeiten wieder hinlenkt: die Vertheidigung des Fauſtrechts, die Rechtfertigung des Helden, der Schimpf, der Wehe über die Nachwelt ruft, die ihn verkennen möchte, — iſt ſo abſichtlich, daß es nicht ſo ganz mit dem Drama aufgehn will. Gedanke und Abſicht im „Werther" ſind nicht zu verkennen. Die Entſchuldigung der Schwäche im „Clavigo" hat oft genug Anſtoß gegeben, und Aergerniß ſogar die faſt gerechtfertigte doppelte Liebe und Ehe in „Stella". Groß wäre der Gedanke im „Mahomet" ausgeführt worden, mächtig im „Prometheus", wenn uns das Schickſal dieſe Dichtungen gegönnt hätte. Der Zwieſpalt im „Fauſt", der Kampf im „Taſſo", der lichte Gedanke der Wahrheit in der „Iphigenia", die Geſchichte des „Egmont", die Abenteuer des „Meiſter" und die Krankheit der „Wahlverwandtſchaften", Alles, ſowie der entworfene „ewige Jude", bis zu den kleinen Idyll's: „die Geſchwiſter", „Bäteli", „die Fiſcherinn", hinab, zeigt uns, daß im Malen ein Gedanke neben der Darſtellung den Componiſten begeiſtert und treibt, der im Werke ſchwebt, in dieſem, wie es einmal iſt, nicht fehlen könnte und dürfte, ohne ihm ſeine Schönheit und den Inhalt zu nehmen, oder ohne es zu zerſtören; obgleich Shakeſpeare, Sophocles, Cervantes und manche Andere nicht auf dieſe Weiſe gedichtet haben."

„Wenn Sie Recht hätten," fiel der Rechtgläubige ein, „ſo wären Goethe's ſowie Lenz'ens Dramen eigentlich mehr Novellen im Dialog, als ächte Schauſpiele."

„So iſt meine Meinung," ſagte der Ketzer; „auch werden Sie zwiſchen „Werther", „Meiſter" und den „Wahlverwandtſchaften", oder „Dorothea", mit den Schauſpielen deſſelben Dichters, ja zwiſchen dieſen und mancher guten Erzählung, keinen ſo weſentlichen Unterſchied finden, wie ſich etwa zwiſchen Homer und Sophocles, oder den Italiäniſchen und andern Novelliſten und Shakeſpeare offenbart." *)

Tieck in der Vorrede zu Lenz'ens Schriften.

*) Siehe I. Bd., Einleitung.

Ueber die Mitſchuldigen.

Sie ſagen, lieber Freund, daß Sie mit meinem Urtheile über das geſtrige Stück nicht einverſtanden ſind, und doch bin ich mit Ihnen einverſtanden!

Habe ich denn aber auch geurtheilt, oder getadelt? — Ich denke — nicht!

Liegt denn die Kunſt, ſagen Sie, im Gegenſtande oder in der Behandlung?

Ich antworte: in Beiden, wie das Licht zugleich in der Flamme und im Auge. Denn die Behandlung iſt die Betrachtung der Aufgabe.

Die Aufgabe beſteht hier in einem moraliſchen Verbrechen, woran alle Andere Mitſchuldige ſind, ohne deßwegen Diebe zu ſein.

Die Perſonen ſind ordinäre Leute, doch keine von ihnen ausgemacht laſterhaft, und die Moral: daß Thorheiten, die ſich als ſolche Jeder gern verzeiht, müßiges Treiben, Neugier, Leichtſinn, Unwahrheit, ja heimliche Zuneigung und Liebe ſelbſt, hier zu einem in der Geſellſchaft verpönten Verbrechen hinführen.

Das habe ich als Eigenſchaft des Stücks, nicht als Fehler, erkannt; doch iſt es eben darum von keiner angenehmen Wirkung, weil es vor jede Thüre tritt, weil es die Guten mittrifft, und ſo habe ich es mit den „Wahlverwandtſchaften" verglichen, wo auch die Beſten was zu verheimlichen haben und ſich ſelber anklagen müſſen, nicht auf dem rechten Wege zu ſein.

Ich hatte das Stück unmoraliſch nennen hören; die poetiſche Gerechtigkeit verletzt, weil der Dieb nicht — gehangen wird. Das geben Sie nicht zu; ich gebe es aber auch nicht zu.

Es liegt hier vielleicht mehr Kunſt, als auf den erſten Anblick ſichtbar iſt. Ariſtoteles ſelber möchte zufrieden ſein.

Die Intrigue knüpft ſich zwiſchen den vier Wänden eines und deſſelben Hauſes, ja eines Gaſthauſes, in- und aneinander, und das Geſetz des Hauſes wird an Allen erfüllt; alle ſind durch einander beſtraft, wie ſie ſtrafbar ſind, um Beſſerung zu finden, freilich ohne daß die Welt Etwas zu gaffen findet.

In Summa: halten wir uns ſo ſchön als wir mögen; gerecht iſt Keiner, und der Pſalmiſt hat uns längſt vorgebetet: „Herr, gehe nicht ins Gericht mit Deinem Knecht; denn vor Dir iſt kein Lebendiger gerecht!"

Die Wirkung des Stücks möchte ich mit der Wirkung der „Wahlverwandtſchaften" vergleichen, indem ſie geiſtig iſt, ohne wohlthuend zu ſein. Ja ſogar Kotzebue's „Kleinſtädter" fielen mir ein, wo Keiner Prangerſtehen will, weil ſie Alle zuſehen wollen. Ein gemeiner Diebſtahl, vor den Augen der Welt von einem Leichtſinnigen ausgeübt, und alle Guten oder Beſſern mitſchuldig. Das ging uns ſo bitter an, daß man das Geſicht verhüllen mochte, um in den Spiegel zu ſchauen. Kurz und gut, oder nicht gut, — es durfte uns einfallen: je größer' Dieb, je feiner' Publicum.

Zelter.

Die Wirkung der „Mitſchuldigen" iſt ganz die rechte. Ein ſogenanntes gebildetes Publicum will ſich ſelbſt auf dem Theater ſehen, und fordert ungefähr eben ſo viel vom Drama als von der Societät; es entſtehen Convenancen zwiſchen Acteur und Zuſchauer; das Volk aber iſt zufrieden, daß die Hanswürſte da droben ihm Späße vormachen, an denen es keinen Theil verlangt.*)

Goethe an Zelter.

*) Siehe 1 Bd.

Ueber die Geſchwiſter.

Geſtern habe zum erſten Mal Dein liebes Stück: „die Geſchwiſter", im Königsſtädter-Theater vernommen und mich gleich ſehr an dem gefälligen Stoff als an dem allerliebſten Spiele der artigen Nina Sontag von Herzen erfreut. Das verdächtig Bewußte in Wilhelm's Neigung gegen die zärtliche, keuſche, mehr als Schweſterliebe des Mädchens ſchwebt in feinſter Sittlichkeit ohne Affectation, wenn dagegen ein Ehepaar, wie Geſchwiſter lebend, mir abgeſchmackt vorkommt. — Du müßteſt Dich an Dir ſelber erfreut haben, wenn Du es hier geſehen hätteſt. Das Haus war nicht voll und der Beifall ſo einſtimmig, daß ſich nicht unterſcheiden ließe, was dem Stücke und dem überaus guten Spiele gelten ſollte. Denke ich mir die bequeme Conception von Innen heraus, ſo ſtellt es den Dichter ſelber als reinen Jüngling dar, wie er, beiden Welten angehörig, aus der productiven Natur ſich zur geiſtigen Höhe erhebt. Man weiß Alles von vorn herein, wie es kommen muß; der ganze Stoff breitet ſich ſelber vor Herz und Geiſt aus und wirkt wie die Erfüllung einer ſchönen Verheißung. Die wohlthätige Angſt, ja die letzte höchſte Freude iſt ein ſeliger Schmerz, den die ſchöne Seele ohne Ende wünſchen möchte.

Ueber Stella.

Den 5. Sept. Abends. — So eben ist Deine „Stella" mit dem tragischen Schlusse über die Scene gegangen. Mad. Stich hat sich zum ersten Mal als eine von innen heraus Liebende bewiesen. Mad. Wolff hat mit gewohnter Sicherheit die Cäcilie gespielt, wie sich's gehört: Nichts zuviel und eben genug, und vollkommen gut gesprochen.

Dem Stücke schien freilich in der vorigen Gestalt Etwas abzugehen, wiewohl ich das Ganze immer als epidolisch gefühlt habe, und dieser Character ist ihm, selbst nach der poetischen Gerechtigkeit gegen die Schuldigen, noch geblieben.

Das Kunststück, durch freiwillige Selbstentfernung der Liebenden erkennbar zu machen, welche von beiden Frauen am Meisten liebt und geliebt wird, thut seine Wirkung, läßt mir aber einen neuen Anstoß zurück: die Treue, von der Leidenschaft besiegt, geht, wie entehrt, leer aus, und kommt sogar um's Pflichtheil, den Trost. Wäre es thunlich gewesen, den Tod der Liebenden freiwillig herbeizuführen, ohne Selbstentleibung, die doch immer ein Prodrat der Verzweiflung ist, so wäre die Natur gerettet, die Schuld versöhnt, und für Mutter und Tochter, die leben sollen und wollen, die Welt wieder offen. — Geit, Das hättest Du Dir wohl nicht träumen lassen, wie ich klug bin? —

Zelter an Goethe.

Der Referent der merkwürdigen Erscheinungen auf der Berliner-Bühne hat zunächst die Pflicht auf sich, von allem Neuen kurzen Bericht zu erstatten. Lieber wär' ihm freilich das Schöne allein; das Neue ist es nicht immer, ja selten genug. Doch wird er bald so glücklich sein, Neues und Schönes vereint anzeigen zu können. Eine Frucht der reifen Dichterkraft desselben außerordentlichen Geistes, dessen tiefster Frühlingshauch einen jetzt wieder unsere Bühne erfreut hat: „Stella", diese zarte Blüthe romantischer Empfindsamkeit. Erwägt man die Kühle der gegenwärtigen Zeitluft, in Vergleichung mit der heißen, in welcher „Stella" geboren wurde; das sultanische Schwelgthuchmerken, womit man heutigen Tages rasch fertig und mit der Liebe sein ganzes Leben abgethanen wird, und jene immer fortloderude, immer gleiche Gluth der Sentimentalität, jene nach einem Unerreichbaren strebende, niemals ermattende Sehnsucht, die, wie Goethe selbst sie nennt, eine zärtlich leidenschaftliche Poesie war, und endlich in eine verzehrende Selbstquälerei ausartet: so ist es allerdings zu verwundern, daß das Drama „Stella" vor zwei Jahren neuerdings auf unsere Bühne zurückgebracht und, von Zeit zu Zeit mit lebhaftem Antheil vorgeführt, jetzt abermals ein zahlreiches, das ganze Haus anfüllendes Publicum vor sich versammelte. Mag dieser Zulauf eine Huldigung des gefeierten Namens des Dichters sein; mag auch der Ruhm, den sich die mimische Darstellung, besonders der Hauptperson, der Stella, erworben, dazu reichlich mitwirken: die stille Aufmerksamkeit während der Vorstellung — man könnte sie Andacht nennen, — die durch mannigfache Zeichen sich äußernde Bewegung der Gemüther, die oft ausbrechenden Laute der Bewunderung, der Rührung und des Entzückens sind redende Zeugen, daß das wahre Schöne, unabhängig von Zeitlichkeiten und ihren wechselnden Einflüssen, immer wieder Anklänge findet; oder, wie Johannes Müller sagt: es gibt unempfindliche Zeiten, aber, was ewig ist, findet immer seine Zeit. — Ohne Zweifel hat, wie schon gedacht, die herrliche mimische Darstellung der Stella selbst einen wesentlichen Antheil an der guten Wirkung des Drama's; die Dichtung behingt auch durchaus eine solche Darstellung, und es widerspräche ihr nicht ihr Recht, wenn weniger geschieht. Aber man wird auch einräumen müssen, daß Talente von dem Gehalt nicht häufig sind. Stella ist eine Rolle, woran alle alltägliche und mittlere mimische Talente nothwendig scheitern müssen; mit der schulmäßigen, namentlich der Französischen declamatorisch rhetorischen Manier ist sie ganz unvertilgbar, auch mit dem wohlklingenden Pathos dieser Manier müßte sie unleidlich werden; subtile Feinheiten, alle Nüancements in der Geberden- und Redekunst heißen sie nicht auf, die Seele selbst muß reden; und so bedingt sie ein Naturell von ungemeiner Art, ein Naturell, das durch die angemessensten äußern Organe einen lautern und gleichsam freiwilligen Wiederklang seiner innern Töne und Bedeutung gibt. — Das Studium übrigens in allen Ehren, und überall zeugte die Darstellung unserer Künstlerinn davon; aber das Studium kann nur läutern, regeln und befestigen; diese permanente Gluth der Empfindungen, wie Mad. Stich sie vier Acte hindurch ungeschwächt aus-

strömt, kann durch die schärfste Sagacität des Verstandes, durch alle Sammlungen des Beobachtungsgeistes nicht erzeugt werden: es ist ein Product eines glücklichen Naturells, einer excentrischen Phantasie, die mimisch mit der Macht der Dichtung überall Schritt zu halten vermag.

Hande- und Spener'sche Zeit., 1825.

Ihr wechtet gern wissen, was Gothe'sinen heisst? Das Ideal der Dichtkunst ist der leidenschaftliche Mensch. Ihr Gegenstand ist Handlung, und die Summe der Kräfte, die eine Handlung hervorbringen, ist hier das Maß ihrer Vollkommenheit. Der Würger des keuschen Weibes, das je in den Armen eines Mannes lag, ist „Othello", dichterisch vollkommen wie der ganze göttliche „Brandstifter".

„Werther" und „Stella" gehören aus eben diesem Grunde in der ersten Classe von Wesen, die die Dichtkunst geschaffen hat.

„Sein Styl ist zu Griechisch." Das hab ich noch nie von einem Bildhauer sagen hören; habe auch die Critik zu lieb, um nicht Gott zu bitten, daß er es nicht so weit mit ihr kommen lasse, sie Etwas sagen zu hören. Es würde soviel heißen, als: der Mann teilte uns körperliche Schönheit darstellen, und stellt sie uns zu schön dar.

Ich habe nur ein Paar Mal Etwas gesehen, das Raphael selbst gemalt haben, — aber, was ich verwetten kann, lieber Leser, Wieland gegen die getingste Kleinigkeit, die Du zu verlieren wagen darfst: — seine Zügnen sehen den Griechischen ähnlicher, als denen von Kalot!

Die Dichtkunst soll schöne Seelen schildern, und die Stimmung, die eine Seele dichterisch schön macht, ist Kraft, Leidenschaft, ist, was in der Grundlage des Dichters eigne Seele ist; daher auch selten ein großer Dichter, der sich nicht ein Mal selbst in seinen Werken geschildert hätte. Aber die Wahrheit ist einzig; jede Leidenschaft hat ihren Ton, und also auch jede Stimmung der Seele.

Entweder hat Goethe die wahren Ideale der Dichtkunst verfehlt, oder den Ausdruck, den Ton der Stimmung, die er ihnen geben mußte, wenn Beides nicht, so wird sich hoffentlich Etwas daraus folgern lassen, um meine Frage in beantworten.

Die Ideale nicht: man mag nur bloß sein Gemüth fragen, oder wahre Critik, die nur gebildete Gemüth sein soll.

Den Ausdruck? Alopst auf die Brust, und thut der Menschheit die Ehre und bekennt die Wahrheit, Ihr Alle, die, wenn Ihr Beruf habt, auch nur ein Schatten von Dem zu sein, was Ihr sein wollt, ihn und Euch, wenn schon wider Euren Willen, übt! Ich verspreche auch dagegen, vor der Hand die lieben Nebengrüße dieses „wider Willen" zu respectiren.

Also weder Zeichnung noch Colorit.

O, ich glaube an sehr an hohe Ideen, die ganzen Nationen den Weg zeigen sollten. Fühle so sehr, daß Goethe so ein Liebling der Natur ist, den sie zum Wegweiser aufrichtete!

Wir hatten schon sonst einen Mann, der, nur sich selbst gleich, aber dafür auch fast einsam, in seiner Nation dastand, eingekilt in seine Größe, und nun die Zeit, die, was neben ihm glänzte, verdunkelte und ihn verhüllen sollte. Gottlob! — was selbst erlebt hat; aber seine Schöne gehört nicht hierher, und die Zeitgenossen seiner Jugend — seine Größe zu sehen, und zu sterben, in andern Köchern zu werden, was er in dem seinigen war, war ihr Auge zu dunkel. Wir hatten noch andere Männer; und welche Stellgeist, zu leben, wie die Zeit bei uns den Nichtersinn der Unparteilichkeit so selbst anstrichten, um Gerechtigkeit anscheinenden zur Ordnung oder zur Verzweiflenheit! Aber das ist keine Anklage gegen mich. Man zeige mir den Mann, der in seiner Schöne mehr als Goethe in der seinigen, oder der in dieser mehr als er ist! —

Deutsches Museum, 1776.

Ueber Mahomet und Tancred.

Baden, den 12. August 1819. — Gestern Abend habe ich Deine Uebersetzung des „Mahomet" und „Tancred" gelesen. Soll ich nach dem ersten Eindruck urtheilen, so muß ich sagen: es ist bewundernswürdig, in zum Erstaunen, was ein gemischt Talent, Uebung und Meisterschaft leisten, aber ich bin ohne Trost davongegangen.

Ich fühlte mich zerrissen, besonders vom „Mahomet", und im „Tancred" kann ich eben nicht errathen, warum die Liebenden umkommen müssen. Sie stehen mir keineswegs tragische Personen zu sein, wenigstens handeln sie nicht so, daß das Publikum fühlt wie eine Bombe aus den Wolken auf wandelnde Menschen, die dadurch plötzlich wichtig werden sollen.

Es fällt mir dabei ein, was Du einst über diesen Dichter ausgesprochen hast: daß ihm kein Talent abgehe, als die Tiefe.

Mahomet ist ein Tyrann ohne Würde, und ohne Verhältniß zu seinem Gegner Sopir.

Im „Tancred" scheinen die Nebenpersonen nur wegen schöner Reden da zu sein; Alles ist ausgedacht, erdacht, gedreht, verdreht: der Vater soll keine Ahnung haben, daß die Mutter ein Bündniß der Tochter mit Tancred gut heißen; die Tochter, ein herzhaftes, wahrhaftes Wesen, soll unter diesen Umständen ein Geheimniß machen, wen sie liebet? — welche Quälerei! Kurz, wenn ich Voltaire oder sein Gegner wäre, ich getraute mir aus dem „Tancred" ein lustiges Hochzeitsstück zu machen und einen Narren zwischenein zu stellen, der sie Alle zum Besten hätte.

Was Du im „Divan" unter der Aufschrift: „Verwahrung", als Unterschied zwischen Poesie und Redekünsten aussprichst, scheint mir hier Anwendung zu finden: es sind Historien, und wer sie nicht glauben will, kann's bleiben lassen.

Voltaire's schönes Französisch scheint recht dazu gemacht, gewissen Unwesen Farbe und Gestalt zu geben, um Straßen und Spaziergänge mit gemalten Leichen zu beleben. Oft genug hat mir's weh' gethan, wie Deutsche Critiker auf Französische Stücke losgegangen sind, die mir in Sprache, Form der Theile und des Ganzen unwidersprechlich bequem und manierlich erschienen sind. Und wenn sich dieser Eindruck auf ihre eigene Nation Jahrhunderte hindurch fortgeerbt hat, wie soll nicht der Fremde, der Deutsche, der nichts Altes hat, hingerissen werden?

Hier ist mir nun das Verdienst Deiner Uebersetzung deutlich worden, die so englich, klar, ohne sich vom Originale zu entfernen, die Charactere renaturalisirt.

Zelter.

Was Du über „Mahomet" und „Tancred" sagst, ist vollkommen richtig; doch waren mir dergleichen abgemessene Muster zu meinen Theater-Didascalien höchst nothig und haben mir unsäglichen Vortheil gebracht, weßwegen ich ihnen nicht feind sein kann.

Goethe an Zelter.

An Goethe,
als er Voltaire's „Mahomet" auf die Bühne brachte.

Du selbst, der uns vom falschen Regelzwange
Zur Wahrheit und Natur zurückgeführt;
Der, in der Wieze schon ein Held, die Schlange
Erstickt, die unsern Genius umschnürt;
Du, den die Kunst, die göttliche, schon lange
Mit ihrer reinen Priesterbinde ziert:
Du opferst auf zertrümmerten Altären
Der Aster-Muse, die wir nicht mehr ehren?

Einheim'scher Kunst ist dieser Schauplatz eigen,
Hier wird nicht fremden Götzen mehr gedient;
Wir können muthig einen Lorbeer zeigen,
Der auf dem Deutschen Pindus selbst gegrünt.
Selbst in der Künste Heiligthum zu steigen,
Hat sich der Deutsche Genius erkühnt,
Und auf der Spur des Griechen und des Britten
Ist er dem bessern Ruhme nachgeschritten.

Denn dort, wo Sclaven knie'n, Despoten walten,
Wo sich die eitle Astergröße blöht,
Da kann die Kunst das Edle nicht gestalten;
Von keinem Ludwig wird es ausgeheckt,
Aus eig'ner Fülle muß es sich entfalten,
Es borget nicht von ird'scher Majestät;
Nur mit der Wahrheit wird es sich vermählen,
Und seine Gluth durchflammt nur freie Seelen.

D'rum nicht, in alte Fesseln uns zu schlagen,
Erneuerst Du dieß Spiel der alten Zeit,
Nicht uns zurückzuführen zu den Tagen
Charakterloser Minderjährigkeit!
Es wär' ein eitel' und vergeblich' Wagen,
Zu fassen in's bewegte Rad der Zeit;
Geflügelt fort entführen es die Stunden:
Das Neue kommt, das Alte ist verschwunden.

Erweitert jetzt ist des Theater's Enge,
In seinem Raume drängt sich eine Welt;
Nicht mehr der Worte rednerisch' Gepränge,
Nur der Natur getreues Bild gefällt.
Verbannet ist der Sitten falsche Strenge,
Und menschlich handelt, menschlich fühlt der Held;
Die Leidenschaft erhebt die freien Töne,
Und in der Wahrheit findet man das Schöne.

Doch leicht gezimmert nur ist Thespis Wagen,
Und er ist gleich dem acheront'schen Kahn;
Nur Schatten und Idole kann er tragen;
Und drängt das rohe Leben sich heran,
So droht das leichte Fahrzeug umzuschlagen,
Das nur die flücht'gen Geister fassen kann.
Der Schein soll nie die Wirklichkeit erreichen,
Und siegt Natur, so muß die Kunst entweichen.

Denn auf dem bretternen Gerüst der Scene
Wird eine Ideal-Welt aufgethan,
Nichts sei hier wahr und wirklich als die Thräne,
Die Rührung ruht auf keinem Sinnenwahn;
Aufrichtig ist die wahre Melpomene,
Sie kündigt Nichts als eine Fabel an,

Und weiß durch tiefe Wahrheit zu entzücken,
Die falsche stellt sich wahr, um zu berücken.
Es droht die Kunst, vom Schauplatz zu verschwinden,
Ihr wildes Reich behauptet Phantasie,
Die Bühne will sie, wie die Welt, entzünden,
Das Niedrigste und Höchste wenget sie;
Nur bei dem Franken war noch Kunst zu finden,
Erschwang er gleich ihr hohes Urbild nie!
Gebannt in unveränderlichen Schranken,
Hält er sie fest und nimmer darf sie wanken.

Ein heiliger Bezirk ist ihm die Scene,
Verbannt aus ihrem festlichen Gebiet
Sind der Natur nachlässig rohe Töne,
Die Sprache selbst erhebt sich ihm zum Lied;
Es ist ein Reich des Wohllauts und der Schöne,
In edler Ordnung greifet Glied in Glied,
Zum ernsten Tempel füget sich das Ganze
Und die Bewegung borget Reiz vom Tanze.

Schiller.

Ueber Elpenor.

Wie danke ich Ihnen für den unendlich schönen „Elpenor", und wie werd' ich überrascht, am Ende zu finden, was ich aus dem Titel schon wußte: daß es ein Fragment war! Aber welch ein Fragment! Man ist durch diesen ersten Act vollkommen in alle fünf Acte des Stücks eingerichtet wie im eigenen Hause; man sieht, wie Alles kommen muß, an der Gesundheit und Fülle der ersten Gliedmassen. Es sind wirkliche Gedanken, Gedanken mit Muskeln, keine Worte, und deßwegen kein Wort zuviel. Das Stück producirt sich selber, und da, wo es plötzlich abbricht, bleibt die erfreuliche Begierde: wie geschickt und gescheidt der Dichter alles Folgende, dessen historischen Theil wir so sicher ergriffen haben, würde auf seine Weise vor uns ausgebreitet haben, um Alles wieder neu und unerwartet zu finden. Auf diese Art ist es möglich, ein Stück bis auf das letzte Wort in Ruhe zu genießen, ohne vorher vier lange Acte mit Ungeduld zu verschlingen, damit man die Pointe eben so verschlingen könne. Sie haben an diesem Torso ein unsterbliches Werk geboren; die Nachwelt wird es nicht glauben, daß die Sonne unserer Tage ein solches Werk hat hervorgehen sehen. Und wie ich eben denke, was Alles geschehen muß, wenn ein guter einzelner Theil eines guten Ganzen entstehen soll, fällt mir eine Stelle aus einem Briefe ein, den Winckelmann aus Rom an Behn en geschrieben: daß in einigen Jahrhunderten keine schöne Hand in Marmor gearbeitet worden.

Zelter an Goethe.

Ein höchst merkwürdiges Urtheil über „Elpenor" findet sich in Schiller's Briefwechsel mit Goethe. Letzterer schreibt schalkhaft genug an Schiller:

Zu das andere beiliegende Manuscript („Elpenor") mochte ich gar nicht hineinsehen; es mag ein Beispiel eines unglücklichen Vergreifens im Stoffe, und weiß Gott, was noch Anderes, ein warnendes Beispiel, sein. Ich bin recht neugierig, was Sie diesem unglücklichen Product für eine Nativität stellen.

Goethe.

Hierauf antwortet Schiller:

Die verlangten Gedichte folgen hier.

Auch das Drama folgt zurück; ich habe es gleich gelesen, und bin in der That geneigt, günstiger davon zu denken, als Sie zu denken scheinen. Es erinnert an eine gute Schule, ob es gleich nur ein dilettantisches Product ist und kein Kunsturtheil zuläßt. Es zeugt von einer sittlich gebildeten Seele, einem schönen und gemäßigten Sinn und von einer Vertrautheit mit guten Mustern. Wenn es nicht von weiblicher Hand ist, so erinnert es doch an eine gewisse Weiblichkeit der Empfindung, auch insofern ein Mann diese haben kann. Wenn es von vielen Longueurs und Abschweifungen, auch von einigen, zum Theil schon angestrichenen, gesuchten Redensarten befreit sein wird, und wenn besonders der letzte Monolog, der einen unnatürlichen Sprung enthält, verbessert sein wird, so läßt es sich gewiß mit Interesse lesen.

Wenn ich den Autor wissen darf, so wünsche ich, Sie nennten mir ihn.

Hierauf antwortet Goethe:

Zufälliger Weise, oder vielmehr, weil ich voraussetzte, Sie wußten, daß „Elpenor" von mir sei, sagte ich es nicht ausdrücklich im Briefe; nun ist es mir um soviel lieber, da dieses Product ganz rein auf Sie gewirkt hat. Es können ungefähr sechszehn Jahre sein, daß ich diese beiden Acte schrieb; nahm sie aber bald in

Averſion und habe ſie ſeit zehn Jahren gewiß nicht wieder angeſehen. Ich freue mich über Ihre Klarheit und Gerechtigkeit, wie ſo oft ſchon, alſo auch in dieſem Falle. Sie beſchreiben recht eigentlich den Zuſtand, in dem ich mich befunden mochte, und die Urſache, warum das Product mir zuwider war, läßt ſich nun auch denken.

Ueber Groß-Cophta.

Ich leſe, daß der „Groß-Cophta" von Goethe in Weimar aufgeführt worden iſt. Hörteſt Du Nichts weiter davon, und ob er nicht bald zu leſen ſein wird? In mir iſt die Erwartung, daß die Grenzen der Kunſt damit um ſo viel weiter hinausgerückt ſind, und dieſe Erwartung gibt mir noch immer Niemand als Goethe.

L. F. Huber's ſämmtl. Werke, f. d. J. 1802.

Viel Kunſt und Menſchenkenntniß war zu finden in dem Schauſpiele: „der Groß-Cophta", das ein Luſtſpiel ſein ſoll; aber die Wärme des Styls, die allen frühern dramatiſchen Werken des Dichters eigen war, vermißte man gänzlich in dieſer Bearbeitung einer Anecdote aus dem Leben des berüchtigten Adepten Caglioſtro.

Fr. Bouterweck.

Ueber Pandora.

Wenn man von zwei ungleichartigen Elementen ſpricht, welche das Eigenthümliche der menſchlichen Natur ausmachen, ſo hat man hierbei Folgendes in Gedanken:

Auf der einen Seite iſt der Menſch mit Kräften und Trieben begabt, welche ihn geneigt und fähig machen, über Gegenſtände der äußern Erfahrung Beobachtungen anzuſtellen, dieſe zu durchdenken, zu ordnen, zu verknüpfen, wie auch ſich Fertigkeiten zu erwerben, um die Natur bis zu einem gewiſſen Grade zu bezwingen und durch verſtändige Bearbeitung und Benutzung ihrer Gaben ſich das Leben bequem einzurichten. Auf der andern Seite iſt der Menſch mit Trieben und Kräften begabt, ſein Streben auf etwas Höheres, jenſeits des Gebiets der Sinnenwelt Liegendes, hinzurichten, welches ihn mit Erinnerungen und Ahnungen erfüllt, die über die Grenzen der Geburt und des Todes hinausreichen und ihm eine Sehnſucht einflößen, welche im Raum und in der Zeit nirgendwo und nirgendwann Befriedigung findet.

Den Inbegriff der erſterwähnten Kräfte und Triebe will ich, in Ermangelung eines geeigneten Ausdrucks, das irdiſche Element der Menſchheit nennen, den Inbegriff der andern das himmliſche.

Man würde Unrecht thun, die Irdiſchgeſinnten ſämmtlich für genußſüchtig zu halten. Die Wackern unter ihnen haſſen träge Ruhe und lieben Nichts mehr als Arbeit und Mühe. Aber eben wegen ihrer Vielgeſchäftigkeit wird das Göttliche, wenn es ihnen erſcheint, als ſtörend von ihnen abgewieſen. Die Himmliſchgeſinnten ergeben ſich gern der Einſamkeit, Ruhe und ſtillen Betrachtung. Einmalige Offenbarung des Göttlichen iſt hinreichend, die feurigſte Liebe zu ſich in ihnen zu wecken. Dieſe Liebe iſt auf innige Vereinigung mit dem Göttlichen gerichtet. Eine ſolche kann hienieden nur auf Augenblicke Statt finden, nicht auf die Dauer. Daher iſt die herrſchende Stimmung ihrer Seele trauernde Sehnſucht, welche nur dann und wann freudige Hoffnung unterbricht.

Bei aller Verſchiedenheit, welche die Himmliſch- und Irdiſchgeſinnten trennt, fühlen ſie doch, daß ſie einander bedürfen, und ſuchen ſich auf. Ihr erſtes Begegnen iſt feindlich. Auf den Kampf, in den ſie gerathen und durch den ſie ſich verſtändigen, folgt Verſöhnung und ein Friede, der ſie zu gemeinſamem Glück vereint; denn der Menſch iſt weder allein für die Erde geſchaffen, noch allein für den Himmel, und verfehlt, wenn er über dem Einen das Andere vergißt, ſeine Beſtimmung.

Goethe's „Pandora" iſt ein allegoriſches Drama oder eine dramatiſche Allegorie, welche die jetzo mitgetheilte Gedankenreihe ſinnbildlich darſtellen ſoll. In dem rüſtigen, thätigen, hie-

dern, verſtändigen, von ſeinen arbeitſamen Schmieden früh und ſpät umgebenen Prometheus erkennen die Irdiſchgeſinnten ihr Muſter. Pandora, die ihm erſchienen war, hatte ihm durch das Uebermaß der Schönheit, die ſie ſchmückte, nicht Liebe gegen ſich eingeflößt, ſondern Mißtrauen. Sie wendete ſich darauf zu dem Epimetheus, der ſie auf den erſten Blick für das Kleinod erkannte, nach deſſen Beſitze er lange geſeufzet. Das Glück der Liebe, welche ihn mit ihr vereinte, war zu groß, um dauernd ſein zu können. Sie ſchied und reichte ihm bei'm Scheiden zwei Töchter dar, die ſie ihm geboren hatte, die hoffende Elpore und die ſorgende Epimeleia, damit er wähle, welche ihm die Liebſte ſei. Er wählte die Epimeleia, und mit Elpore'n erhob ſich Pandora zum Olymp. Von Dem an iſt die Sorge des Epimetheus ſtete Gefährtin; die Hoffnung beſuchet ihn nur auf Augenblicke in Träumen. Neben der Epimeleia wächſt des Prometheus Sohn, Phileros, auf; Beide fühlen ſich zu einander hingezogen. Als nun einſt der Jüngling bei nächtlicher Weile das Mädchen zu ſuchen geht, wähnt er, ſie treulos zu finden, entbrennt darüber in eiferſüchtigen Zorn und mißhandelt ſie. Jammernd rettet ſie ſich in die väterlichen Arme. Des Epimethens Klagen, Epimeleia's Thränen, des hinzutretenden Prometheus Vorwürfe treiben den Jüngling zur Verzweiflung, und er ſtürzet ſich in die Wellen. Hier hätte er, in dem verzehrenden Gram über ſeinen Verluſt Epimeleia's den Untergang finden. Da ſcheint die erhellende Morgenröthe. Durch eine Kraft hebt ſich Phileros aus den Fluthen empor, eilet der Geliebten zu und ſchließt ſie in ſeine Arme.

Aus den Fluthen ſchreitet Phileros her,
Aus den Flammen tritt Epimeleia;
Sie begegnen ſich, und Ein's im Andern
Fühlt ſich ganz und fühlet ganz das And're.
So vereint in Liebe, doppelt herrlich,
Nehmen ſie die Welt auf. Gleich vom Himmel
Senken Wort und That ſich ſegnend nieder,
Gabe ſenkt ſich ungeahnet vormals.

S. Förſter.

Ich hoffte faſt, auch den „Fauſt" von Goethe ſelbſt noch übertroffen zu finden, und beſonders an der transcendentalen Höhe, als ich „Pandore'us Wiederkehr" begann, wo man zwiſchen der rüſtigen, ſchaffenden Kraft und der Reflexion, zwiſchen Munterkeit und Schwermuth, ſich alles menſchliche Treiben entwickeln, und über demſelben die morgenröthliche Elpore aufſchweben ſieht, das geiſtigſte, anmuthigſte Gebilde, das je ein Dichter ſchuf, ſelbſt Shakeſpeare und die bildende Kunſt der Griechen nicht ausgenommen. Aber im weitern Gedicht verſchwindet auch jene meine Elpore; in der übertrieben künſtlichen Manier vernehmen wir ihren Wiederhall nicht mehr. Es ſcheint, der Dichter empfand ſelbſt, er habe zu ſchön angefangen, um ſich gleich bleiben zu können, und ſei in einige Verdrießlichkeit gefallen, deren er nun durch Ueberſpannung, nun durch Ermattung ſich entledigen wollte.

Wollmann.

Ueber Götter, Helden und Wieland.

„Götter, Helden und Wieland." — Der Herr Dr. Goethe, Verfaſſer dieſes Werkleins, nachdem er uns in ſeinem „Götz von Berlichingen" gezeigt hat, daß er Shakeſpeare ſein könnte, wenn er wollte, — hat uns in dieſer heroiſch-comiſch-farcicaliſchen Pasquinade gewieſen, daß er, wenn er wollte, auch Ariſtophanes ſein könne. Denn ſo, wie es ihm in dieſem critiſchen Wurſtekekel Knax Knax beliebt hat, mit Wieland und Wieland'ens „Alceſte" ſein Spiel zu treiben, ſo trieb es Ariſtophanes ehemals mit dem nämlichen Euripides, welchen Hr. Goethe hier, mit der ihm eigenen Laune, dem Verfaſſer des Singſpiels „Alceſte" auf den Kopf treten läßt. Wir empfehlen dieſe kleine Schrift allen Liebhabern der pasquiniſchen Manier als ein Meiſterſtück von Perſiflage und ſophiſtiſchem Witze, der ſich aus allen möglichen Standpuncten ſorgfältig denjenigen auswählt, aus dem ihm der Gegenſtand ſchief vorkommen muß, und ſich dann recht herzlich luſtig darüber macht, daß das Ding ſo ſchief iſt.

Der Deutſche Mercur, 1774.

Von Goethe'n ſoll und muß nunmehr ſchon ein Roman die Preſſe verlaſſen haben! „die Leiden des jungen Werther's", welcher, nach Dem, was ich davon gehört habe, ein Meiſterſtück iſt.

Ich kenne keinen Menſchen in der ganzen gelehrten Geſchichte, der in ſolcher Jugend ſo rund und voll von eigenem Genie geweſen wäre, wie er. Da iſt kein Widerſtand, er reißt Alles

mit ſich fort; und ſeine „Götter, Helden und Wieland“ — ein Werk von herculiſcher Stärke, wenn man's recht und Zeile für Zeile durchdenkt und durchfühlt, und wofür Wieland immer ſeine „Muſarion“ geben würde, wenn er es vernichten könnte, — kömmt in keine große Betrachtung, wenn man ihn perſönlich reden hört.

Ich habe von Goethe eine Ode: „Prometheus“, geleſen; da iſt Prometheus was Anders als der Wagner ſehe, deſſen ganze Allegorie überhaupt abgeſchmackt und wahrer Unſinn iſt. Goethe's „Götter, Helden und Wieland“ iſt dagegen, was eine Rotte Virginiſcher Löwen gegen ein Dutzend Eſel in deren Häuten iſt.

Briefe zwiſchen Gleim, Wilhelm Heinſe und Johann v. Müller. Herausgegeben von Wilhelm Körte.

Ueber Prometheus.

Den folgenden Morgen kam Leſſing in mein Zimmer, da ich mit einigen Briefen, die ich zu ſchreiben hatte, noch nicht fertig war. Ich reichte ihm Verſchiedenes aus meiner Brieftaſche, daß er unterdeſſen ſich die Zeit damit vertreibe. Bei'm Zurückgeben fragte er, ob ich nicht noch mehr hätte, das er leſen dürfte. „Doch!“ ſagte ich (ich war im Begriff, zu ſiegeln); „hier iſt noch ein Gedicht; — Sie haben ſo manches Aergerniß gegeben, ſo mögen Sie auch wohl ein Mal ein's nehmen.“ (Das Gedicht: „Prometheus“, von Goethe.)

Leſſing (nachdem er das Gedicht geleſen und indem er mir's zurückgab). Ich habe kein Aergerniß genommen; ich habe Das ſchon lange aus der erſten Hand.

Ich. Sie kennen das Gedicht?

Leſſing. Das Gedicht hab' ich nie geleſen; aber ich ſind' es gut.

Ich. In ſeiner Art, ich auch; ſonſt hätt' ich es Ihnen nicht gezeigt.

Leſſing. Ich mein' es anders .... Der Geſichtspunct, aus welchem das Gedicht genommen iſt, das iſt mein eigener Geſichtspunct .... Die erhabenen Begriffe von der Gottheit ſind nicht mehr für mich; ich kann ſie nicht mehr genießen. Und ſo recht Alles. Ich weiß nichts Anders. Dahin geht auch dieß Gedicht; und ich muß bekennen: es gefällt mir ſehr.

Ich. Da wären Sie ja mit Spinoza ziemlich einverſtanden.

Leſſing. Wenn ich mich nach Jemandem nennen ſoll, ſo weiß ich keinen Andern.

Ich. Spinoza iſt mir gut genug; aber doch ein ſchlechtes Heil, das wir in ſeinem Namen finden!

Leſſing. Ja, wenn Sie wollen! .... Und doch .... wiſſen Sie etwas Beſſeres? ....

Jacobi: „Ueber die Lehre des Spinoza, in Briefen an Moſes Mendelsſohn.“

Ueber den „Prometheus“ ſchreibt Zelter an Goethe:

Den „Prometheus“ habe ich geleſen: das iſt ein Kerl! —

Hierauf antwortet Goethe:

Wunderlich genug, daß jener von mir ſelbſt aufgegebene und vergeſſene „Prometheus“ gerade jetzt wieder auftaucht! Der bekannte Monolog, der in meinen Gedichten ſteht, ſollte den dritten Act eröffnen. Du erinnerſt Dich wohl kaum, daß der gute Mendelsſohn an den Folgen einer voreiligen Publication deſſelben geſtorben iſt. Laſſet ja das Manuſcript nicht zu offenbar werden, damit es nicht im Druck erſcheine. Es käme unſerer revolutionairen Jugend als Evangelium recht willkommen, und die hohen Commiſſionen zu Berlin und Mainz möchten zu meinen Jünglingsgrillen ein gräulich' Geſicht machen. Merkwürdig iſt es jedoch, daß dieſes widerſpenſtige Feuer ſchon fünfzig Jahre unter perſönlicher Aſche fortglimmt, bis es zuletzt, real entzündliche Materialien ergreifend, in verderbliche Flammen ausbrechen droht.

Da wir aber einmal von alten, obgleich nicht veralteten Dingen ſprechen, ſo will ich die Frage thun: ob Du den „Satyros“, wie er in meinen Werken ſteht, mit Aufmerkſamkeit geleſen haſt? Er fällt mir ein, da er eben ganz gleichzeitig mit dieſem „Prometheus“ in der Erinnerung vor mir auferſteht; wie Du gleich fühlen wirſt, ſobald Du ihn mit Intention betrachteſt. Ich enthalte mich aller Vergleichung; nur bemerke, daß auch ein wichtiger Theil des „Fauſt's“ in dieſe Zeit fällt.

Goethe.

Was endlich den „Prometheus“ betrifft, ſo ſehe ich für Nichts. Ich habe ihn noch nicht aus Händen gegeben, höre aber überall und mit Deinem eigenen Verdacht davon reden,

und Du magſt Dich immer anſtellen, wenn er gedruckt erſcheinen ſollte, ihn, da er nicht mehr abgetrieben iſt, als einen natürlichen Sohn in's Haſſe'ſche Waiſenhaus unterzubringen.

Den „Satyros" werde gleich wieder leſen, da ich mich der Lebensumſtände des verſtorbenen Philologen noch ganz wohl erinnere und von der Leſſing'ſchen Partei war.

Zelter.

Ueber Styl und Manier in der Kunſt; erläutert in Goethe's dramatiſchen Werken.

Nehmt an, daß mehrere dramatiſche Dichter des erſten Ranges, wie Aeſchylos, Sophokles, Shakeſpeare und Goethe, einen und denſelben Stoff bearbeiteten: ſo würde gewiß ein Jeder dieſer Meiſter den Gegenſtand in verſchiedenen Beziehungen auffaſſen, die aber ſämmtlich dieſem gleich weſentlich wären; ihre Werke würden gleich ſchön ſein, aber jedes derſelben würde etwas Beſonderes an ſich haben, welches ſeinen Urſprung kenntlich machte. Eine ſolche, das Weſenhafte, worauf es bei jeder Darſtellung ankömmt, nicht kränkende Eigenthümlichkeit iſt es, was man in der Kunſt Styl nennt; und inſofern läßt ſich ſagen: jeder große Meiſter habe ſeinen eigenen Styl. Nun aber gibt es Künſtler, die bei Behandlung ihres Stoffes gern ihr Ich einmiſchen, indem ihnen mehr darum zu thun iſt, ſich zur Schau zu ſtellen, als die Idee des Gegenſtandes ſichtbar zu machen. Zu dem Ende haſchen ſie nach Seltſamkeiten und bringen in ihre Werke Eigenheiten, deren Inbegriff man in der Kunſt Manier nennt. Wer dieſen Unterſchied zwiſchen Styl und Manier wohl gefaßt hat, wird auch verſtehen, was gemeint wird, wenn man ſagt: ein ächter Künſtler ſei Der, bei welchem in den Stunden der Begeiſterung das Bewußtſein ſeines Selbſt ſo ſtark hervortritt, daß das ihm Bewußtſein völlig verſchwindet; wogegen bei dem unächten Künſtler Jenes von Dieſem verdunkelt wird. Das Manierhafte in der Kunſt hat Aehnlichkeit mit Dem, was man im Leben Ziererei nennt, und auch dieſelbe Quelle, nämlich die Eigenliebigkeit. Die ächte Darſtellungsweiſe hat Aehnlichkeit mit Dem, was man im Leben Einfalt der Sitten nennt, und auch dieſelbe Quelle, nämlich Schlichtheit der Geſinnung. Dieſe hat Niemand gründlicher erkannt und vortrefflicher beſchrieben, als Jemand. Seine Schilderung paßt Zug für Zug auf den ächten Künſtler, und hierzu ſodet ſich die Beſtätigung in den ſchönen Worten, welche Goethe der Muſe in den Mund legt, wenn er ſie zu einem Künſtler ſagen läßt:

Sieh', was Dein Werk für einen Eindruck macht,
Das Du in Deinen reinſten Stunden
Aus Deinem innern Selbſt empfunden,
Mit Maß und Weisheit durchgedacht,
Mit Sinn, treuem Fleiß vollbracht.

G. Förſter: „Anſichten vom Niederrhein."

War Goethe nach ſeinem Naturell ein tragiſcher Dichter?

Von Schiller und Goethe ſelbſt beantwortet.

Schiller ſchreibt während der Bearbeitung ſeines „Wallenſtein's" an Goethe:

Da ich in dieſen Tagen die Liebes-Scenen im zweiten Akt des „Wallenſtein's" vor mir habe, ſo kann ich nicht ohne Herzensbeklemmung an die Schaubühne und an die theatraliſche Beſtimmung des Stückes denken. Denn die Einrichtung des Ganzen erfordert es, daß ſich die Liebe, nicht ſowohl durch Handlung, als vielmehr durch ihr ruhiges Verſenken auf ſich und ihre Freiheit von allen Zwecken der übrigen Handlung, welche ein vorhabigſt, planvolles Streben nach einem Zwecke iſt, entgegenſetzt und dadurch einen gewiſſen menſchlichen

Nur um zu gehen. Laß uns dieſes Ziel,
So bald als möglich iſt, erreichen. Roſa! Wo
Iſt unſre Freundinn?

Valerio.

Gleich! Ich hohle ſie.
Auch wünſch' ich ſehr, daß ſie ihn einmal ſehe,
Aus ſeinem Mund ein heilſam Wort vernehme.
Sie bleibt mir ewig werth; doch fürcht' ich ſtets,
Ei: macht mich elend: denn die Eiferſucht
Nagt ihre Bruſt wie eine Krankheit, die
Wir nicht vermögen auszutreiben, nicht
Ihr zu entfliehen. Oft, wenn ſie die Freuden,
Die reinſten mir vergällt, verzweifl' ich faſt,
Und der Entſchluß ſie zu verlaſſen, ſteigt
Wie ein Geſpenſt in meinem Buſen auf.

Elmire.

Geſchwind, geſchwind, daß uns der weiſe Mann
Zuſammen rathe, Troſt und Hülfe gebe,
Wenn ihm die Kraft vom Himmel zugetheilt iſt.

Indem ſie dringend Valerios Hände nimmt.

Ich muß, ich muß ihn ſehen,
Den göttergleichen Mann.

Kreis vollendet. Aber in dieser Eigenschaft ist sie nicht theatralisch, wenigstens nicht in demjenigen Sinne, der bei unsern Darstellungsmitteln und bei unserm Publikum sich aufführen läßt. Ich muß also, um die poetische Freiheit zu behalten, so lange jeden Gedanken an die Aufführung verbannen.

Sonst es wirklich an Dem sein, daß die Tragödie, ihrer pathetischen Gewalt wegen, Ihrer Natur nicht zusagte? In allen Ihren Dichtungen finde ich die ganze tragische Gewalt und Tiefe, wie sie zu einem vollkommenen Trauerspiel hinreichen würde; im „Wilhelm Meister" liegt, was die Empfindung betrifft, mehr als eine Tragödie; ich glaube, daß hier die strenge, gerade Linie, nach welcher der tragische Poet fortschreiten muß, Ihrer Natur nicht zusagt, die sich überall mit einer freiern Gemüthlichkeit äußern will. Alsdann glaube ich auch, eine gewisse Berechnung auf den Zuschauer, von der sich der tragische Poet nicht losgesagen kann, der Hinblick auf einen Zweck, den äußern Eindruck, der bei dieser Dichtungsart nicht ganz verlassen wird, genirt Sie, und vielleicht sind Sie gerade nur deswegen weniger zum Tragödien-Dichter geeignet, weil Sie so ganz zum Dichter in seiner generischen Bedeutung erschaffen sind. Wenigstens finde ich in Ihnen alle poetischen Eigenschaften des Tragödien-Dichters im reichlichsten Maß, und wenn Sie wirklich dennoch keine ganz wahre Tragödie hätten schreiben können, so müßte der Grund in den nichtpoetischen Lesebedürfnissen liegen.

Hierauf antwortet Goethe:

Ich kann mir den Zustand Ihres Arbeitens recht gut denken. Ohne ein lebhaftes pathologisches Interesse ist es auch mir niemals gelungen, irgend eine tragische Situation zu bearbeiten, und ich habe sie daher lieber vermieden als aufgesucht. Hätte es wohl auch einer von den Tragoden der Alten gewissen sein, daß das höchste Pathetische auch nur ästhetisches Spiel bei ihnen gewesen wäre, da bei uns die Naturwahrheit mitwirken muß, um ein solches Werk hervorzubringen? Ich kenne mich zwar nicht selbst genug, um zu wissen, ob ich eine wahre Tragödie schreiben könnte; ich erschrecke aber bloß vor dem Unternehmen, und bin beinahe überzeugt, daß ich mich durch den bloßen Versuch zerstören könnte.

Zelter sagt über beide Briefe:

Ich an meinem Theil verstehe dieß Halbdunkel nicht, und weiß auch viel, was es heißt: eine Tragödie schreiben, oder ob sich Dergleichen schreiben lasse; da sich das Dichten zum Schreiben verhält, wie etwa die Musik zu den Noten. Etwas klarer wird mir's, wenn ich bedenke, daß Schiller eben in schwerem Kampfe ist mit seinem „Wallenstein", dem er das Poetische gleichsam aufpfropfen will. Deine Antwort Nr. 500 enthält den ganzen Aristoteles und noch mehr: „Uebrigens", sagst Du, „haben Sie uns ohne Sorge seit. Die innere Einheit, die der „Wallenstein" haben wird, muß gefühlt werden, und Sie haben große Privilegien auf dem Theater. Ein ideales Ganzes imponirt den Menschen, wenn sie es auch nicht im Einzelnen zu beschauen, noch den Werth der einzelnen Theile zu schätzen wissen."

So spricht Einer, der fördert und das Produkt auf die produzirende Kraft anweist. Hiervon abgesehn, bleibt mir der „Wallenstein" ein einziges Werk und zugleich der Wendepunkt der ganzen Höhe des Dichters, die sich nur darum selber im Lichte steht, weil sie mir Nichts übrig lassen will.

Der sehr vervollkommnete „Götz" (ich habe das Wort hundert Mal gehört) läßt mir darum die Ehre, sämmtlich umgebende Individuen so vollkommen auszubilden, daß ihnen gar Nichts fehle.

Wenn Poesie ein Geist der Wahrheit ist, so sucht sie, so irrt sie nicht; sie aber aus der Tragödie erst zu entwickeln, kommt mir vor, wie gemalte Bilder durch Personen in's Leben zurückzurufen. In Summa: die Musik macht den Musikus, die Poesie den Dichter, der Schuh den Schuster. — Die beiden Briefe sind nicht mit Geld zu bezahlen.

Zelter's Briefwechsel mit Goethe.

Was wir bringen.

Vorspiel.

Die Gelegenheit der abgehenden Boten kann ich nicht versäumen, und melde mit wenig Worten, daß meine Arbeit gut von Statten geht. Ich habe das ganze Opus von vorn bis hinten durch diktirt, und bin nun daran, ihm mehr Gleichheit in der Ausführung zu geben. Ich

muß mich durchaus an die Prosa halten, obgleich der Gegenstand durch Abwechslung der prosaischen und metrischen Formen sehr gewinnen könnte, und ich hoffe, mit meinem Paket Sonntagabends anzulangen und Montags Lieferung zu halten. Auf alle Fälle wird die Darstellung den Charakter des Improvisirten haben, wobei sie nur gewinnen kann. Uebrigens versuche und vermähle ich das ganze Gedicht in allen seinen alten und neuen Theilen mit Glücken, und werde mir's zur Ehre rechnen, wenn man meiner Arbeit den humanen und brüderlichen Sinn nicht ausspricht. Leben Sie recht wohl, thätig, vergnügt und glücklich.

Goethe.

Ueber das Deutsche Theater.

1

In einer Zeit, wo das Deutsche Theater, als eine der schönsten National-Thätigkeiten, aus trauriger Verdüsterung und Verkümmerung wieder zu Freiheit und Leben hervorwächst, bemühen sich wohldenkende Directoren, nicht allein einzelnen Auftritt im Stücken redlich vorzubereiten, sondern auch durch öffentliche Mittheilungen in's Ganze zu wirken. Dichter, Schauspieler, Directoren und Publicum werden sich immer mehr unter einander verständigen, und im Genuß des Augenblicks nicht vergessen, was die Vorfahren gethan. Nur auf ein Repertorium, welches ältere Stücke enthält, kann sich eine National-Bühne gründen. Möge Nachstehendes eine günstige Aufnahme erfahren und so den Verfassern Muth belebt werden, mit ähnlichen Aeußerungen nach und nach hervorzutreten.

Ein Vorsatz Schiller's, und was daraus erfolget.

Als der verewigte Schiller durch die Huld des Herzogs, die Gunst der Gesellschaft, die Neigung der Freunde bewogen ward, seinen persönlichen Aufenthalt mit dem Weimarischen zu vertauschen, und der Einsiedlerschaft zu entsagen, der er sich bisher ausschließlich gewidmet hatte: da war ihm besonders der Weimarische Beifall von Augen, und er richtete seine Aufmerksamkeit auf die Vorstellungen desselben scharf und entschieden zu rügen.

Und einer solchen Schranke bedurfte der Dichter; sein außerordentlicher Geist suchte von Jugend auf die Höhen und Tiefen; seine Einbildungskraft, seine dichterische Thätigkeit, stießen ihn in's Weite und Breite; und so leidenschaftlich er auch hierbei verfahre, konnte doch bei längerer Erfahrung seinem Scharfblick nicht entgehen, daß ihn diese Eigenschaften auf der Theater-Bahn nothwendig straucheln müßten.

In Jena waren seine Freunde Zeugen gewesen, mit welcher Behutsamkeit und entschiedener Richtung er sich mit „Wallenstein" beschäftigte. Dieser von seinem Genie sich immer mehr entfernende Gegenstand ward von ihm auf die mannigfaltigste Weise aufgefaßt, durchgearbeitet, umgearbeitet, bis er sich zuletzt genöthigt sah, das Stück in drei Theile zu theilen, wie es darauf erschien; und selbst nachher hörte er nicht ab, Veränderungen zu treffen, damit die Haupt-Momente im Ganzen wirken möchten; da denn die Folge war, daß der „Tod Wallenstein's" auf allen Bühnen und eher, daß „Lager" und die „Piccolomini" nicht überall und selten gegeben werden.

„Don Carlos" war schon früher für die Bühne zusammengezogen, und was dieses Stück, wie es jetzt noch gespielt wird, zusammenhält mit der ersten gedruckten Ausgabe, Jeder wird anerkennen, daß Schiller, wie er im Entwerfen seiner Plane unbegrenzt zu Werke ging, bei einer späteren Redaction seiner Arbeiten, dem theatralischen Zweck, durch Uebertragung in Versdrang, Streng zu entsagen, mit dem Vorhandenen umgehen. Nur selten alle Haupt-Momente der Ang' und Ehr in einem gewissen Zeitraume verübergehen. Mit Zeiten geht es auf; und doch hat er sich nie an den Raum von drei Stunden einschränken können.

„Die Räuber", „Cabale und Liebe", „Fiesco" — Productionen genialer, jugendlicher Ungeduld und Unreifheit über einem schweren Erziehungsdruck — hatten bei der Vorstellung, die besonders von Jünglingen und der Menge heftig verlangt wurde, manche Veränderung erleiden müssen. Ueber alle Fabeln ist noch, ob es nicht möglich wäre, für einen mehr geläuterten Geschmack, zu welchem er sich herangebildet hatte, anzubauen. Er pflog hierüber mit sich selbst in langen, schlaflosen Nächten, dann aber auch an heiteren Abenden mit Freunden, einem liberalen und verständigen Rath.

Hätte jene Vorarbeiten ein Geschmackloser geschrieben, so würde man ein merk-

würdiges Beispiel productiver Critik besitzen. Um desto angenehmer wird Einsichtigen die Selbstunterhaltung Schiller's über den verfehlten und angefangenen „Demetrius" entgegenkommen, welches schöne Document prüfenden Erhabenen uns im Gesetz seiner Werke aufbewahrt ist. Jene oben benannten drei Stücke jedoch wollte man nicht anrühren, weil das darum Mißfällige sich zu innig mit Gehalt und Form verwachsen befand, und man sie daher auf gut Glück der Folgezeit, wie sie einmal aus einem genialischen Geist entsprungen waren, überliefern mußte.

Schiller hatte nicht lange, in seinen besten Jahren, einer Reihe von theatralischen Vorstellungen beigewohnt, als sein thätiger, die Umstände erwägender Geist, ins Ganze arbeitend, den Gedanken faßte, daß man Dasjenige, was man an eigenen Werken gethan, wohl auch an fremden thun könne; und so entwarf er einen Plan, wie dem Deutschen Theater, indem die lebenden Autoren für den Augenblick fortarbeiteten, auch Dasjenige zu erhalten wäre, was früher geleistet worden. Der einnehmende Stoff, der anerkannte Gehalt solcher Werke sollte einer Form angenähert werden, die theils der Bühne überhaupt, theils dem Sinn und Geist der Gegenwart gemäß wäre. Aus diesen Betrachtungen entstand in ihm der Vorsatz, Unterhaltende, die ihm von eigenen Arbeiten übrig blieben, in Gesellschaft übereinstimmender Freunde planmäßig anzuwenden, daß vorhandene bedeutende Stücke bearbeitet und ein „Deutsches Theater" herausgegeben würde, sowohl für den Leser, welcher bekannte Stücke von einer neuen Seite sollte kennen lernen, als auch für die zahlreichen Bühnen Deutschlands, die dadurch in den Stand gesetzt würden, den oft leichten Erzeugnissen des Tags einen festen altertümlichen Grund ohne große Anstrengung unterlegen zu können.

Damit nun aber das Deutsche Theater auf ächt Deutschem Boden gegründet werden möge, war Schiller's Absicht, zuerst die „Hermanns-Schlacht", von Klopstock, zu bearbeiten. Das Stück wurde vorgenommen und erregte schon bei dem ersten Anblick manches Bedenken. Schiller's Urtheil war überhaupt sehr liberal, aber zugleich fein und streng. Die idealen Forderungen, welche Schiller seiner Natur nach machen mußte, fand er hier nicht befriedigt, und das Stück ward bald zurückgelegt. Die Critik auf ihrem gegenwärtigen Standpuncte bedarf keines Winkes, um die Bestimmungsgründe zu entlassen.

Gegen Lessing's Arbeiten hatte Schiller ein ganz besonderes Verhältniß; er liebte sie eigentlich nicht; zu „Emilia Galotti" war ihm zuwider; doch wurde diese Tragödie sowohl, als „Minna von Barnhelm" in das Repertorium aufgenommen. Er wandte sich darauf zu „Nathan, dem Weisen", und nach seiner Redaction, wobei er die Kunstfreunde gern einwirken ließ, erscheint das Stück noch gegenwärtig und wird sich lange erhalten, weil sich immer tüchtige Schauspieler finden werden, die sich der Rolle Nathan's gewachsen fühlen. Möge doch die bekannte Erzählung, glücklich dargestellt, das Deutsche Publicum auf ewige Zeiten erinnern, daß es nicht nur berufen wird, um zu schauen, sondern auch, um zu hören und zu vernehmen. Möge zugleich das darin ausgesprochene göttliche Duldungs- und Schonungsgefühl der Nation heilig und werth bleiben!

Die Gegenwart des vortrefflichen Iffland (1796) gab Gelegenheit zu Abfassung „Egmont's", wie das Stück noch bei uns und an einigen Orten gegeben wird. Daß auch Schiller bei seiner Redaction genialisch verfahren, davon überzeugt man sich bei Vergleichung nachstehender Scenen-Folge mit dem gedruckten Stücke selbst. Die persönliche Gegenwart der Acteurin L. vermißt unser Publicum ungern, und doch ist in Schiller's Arbeit eine solche Consequenz, daß man nicht gewagt hat, sie wieder einzulegen, weil andere Mißverhältnisse in die gegenwärtige Form sich einschleichen würden.

Egmont.

Erster Aufzug.

Auf einem freien Platze Armbrustschießen. Bei Gelegenheit, daß Einer von Egmont's Leuten durch den besten Schuß sich zum Schützenkönige erhebt, seine Gesundheit, sowie die Gesundheiten der Hauptleute, getrunken werden, kommen die öffentlichen Angelegenheiten zur Sprache, selbst den Charakteren der höchsten und hohen Personen. Die Gesinnungen des Volks offenbaren sich. Andere Völker treten auf; man wird von den entstandenen Unruhen unterrichtet. In ihnen gefällt sich ein Advocat, der die Privilegien des Volks zur Sprache bringt; hieraus entstehen Zwiespalt und Händel. Egmont tritt auf, beschämt die Männer, und bedroht den Aufrührer. Er zeigt sich als beliebter und geehrter Fürst.

Zweiter Aufzug.

Egmont und sein Geheimschreiber, bei dessen Vorträgen die liberale, freie, kühne Denkart des Helden sich offenbart. Hierauf sucht Oranien seinem Freunde Vorsicht einzuflößen, aber vergebens; und, da man die Ankunft des Herzogs Alba vernimmt, ihn zur Flucht zu bereden, abermals vergebens.

Dritter Aufzug.

Die Bürger in Furcht des Bevorstehenden; der Rathsdiener weissagt Egmont's Schicksal; die Spanische Wache tritt auf, das Volk stiebt auseinander.

In einem bürgerlichen Zimmer finden wir Clärchen, mit ihrer Liebe zu Egmont beschäftigt. Sie sucht die Neigung ihres Liebhabers Brackenburg abzulehnen, führt sie, in Freud und Leid an ihr Verhältniß mit Egmont zu denken; Dieser tritt ein, und nun ist nichts Anderes als Liebe und Lust.

Vierter Aufzug.

Palast. Alba's Charakter entwickelt sich in seiner Maßregeln. Ferdinand, Egmont's natürlicher Sohn, den die Verwandtschaft Egmont's angeht, wird, damit er sich entfernen könne, gewahr, bewundert. Diesen gelangen zu nehmen. Egmont und Alba im Gespräch; Jener offen. Dieser zurückhaltend und zugleich ausreizend. Egmont wird gefangengenommen. Brackenburg in der Dämmerung auf der Straße. Clärchen will die Bürger zur Befreiung Egmont's auffordern, sie entfernen sich furchtsam; Brackenburg mit Clärchen allein, versucht sie zu beruhigen, aber vergeblich.

Fünfter Aufzug.

Clärchen in ihrem Zimmer allein. Brackenburg bringt die Nachrichten der Vorbereitung zu Egmont's Hinrichtung. Clärchen nimmt Gift. Brackenburg entfernt sich; die Lampe verlischt. Clärchen's Verzückungen andeutend.

Gefängniß. Egmont allein. Das Todesurtheil wird ihm angekündigt. Sieg von Ferdinand, seinem jungen Freunde. Egmont allein, entschläft. Clärchen's Erscheinungen; Triumphmusik weckt ihn auf; es folgt der Tod, Freiheit als Beschluß.

Wegen der letzten Scene von Clärchen's Tod sind die Meinungen getheilt: Schiller war dagegen, der Autor dafür; nach dem Wunsche des hiesigen Publicums hat sie nicht fehlen dürfen.

Da wir bei dramatischen Vorstellungen nicht abwechseln, sondern nach anderen Rücksichten verfahren, und vergleichen Vorsätze und Absichten im Auge behalten, so werden wir uns zu „Stella", welche Schiller's gleichfalls ihre Erscheinung auf dem Theater verdankt. Da das Stück an sich selbst schon einen vielmehrigen, reichen Gang hat, so sieht es es in allen seinen Theilen deutlich, verfolgte von hier und da den Dichter, bekannte wo es aus dem Dramatischen in's Ideelle und Elegische übergehen wollen. Denn wie in einem Stück zu viel geschehen kann, so kann auch darin zu viel Empfindungen ausgesprochen werden. Und so hat sich Schiller durch so manche angenehme Stelle nicht verführen, andern sich sie wegdenken gut heißt, wurde das Stück den 14. Januar 1806 zum ersten Mal gegeben und seitdem wiederholt; allein bei aufmerksamer Betrachtung kam zur Sprache, daß auch unsern Sitten, die ganz eigentlich auf Monogamie gegründet sind, das Verhältniß eines Mannes zu zwei Frauen, besonders wie es hier zur Erscheinung kommt, nicht zu repräsentiren ist, und sich daher vollkommen zur Tragödie ausbilden. Insofern hat deshalb jener Versuch der verbündigen Cäcilie, das Mißverhältniß in's Gleiche zu bringen. Das Stück nahm eine tragische Wendung, und endigte auf eine Weise, die das Gefühl befriedigt und die Neigung erhöht. Gegenwärtig ist das Stück ganz vollkommen heimisch, so daß Niemand zu manchen etwas blickt, und erhielt daher das letzte Mal ungetheilten Beifall.

Doch wurde eine solche allgemeine Verschiedenheit Schwierigkeiten, welche dieses Stück aufgethürmen gedichten, von weiter keinem Nutzen sein, weswegen wir aber das Einzelne die nöthigen Bemerkungen hinzufügen.

Die Rolle des Freundes wird jetzt nicht gut zu jungen Mann, der Heiter- und ernste Liebhaberrollen zu spielen berufen ist, gern übernehmen, und die leidenschaftliche Verlegenheit, in die er sich gesetzt sieht, mit mannigfaltiger Steigerung auszudrücken suchen.

Die Bedeutung der Frauenzimmerrollen ist eben schwierig: es sind beide Lust, von ähnlichen, sorgfältig unterschiedenen Charakter u. Die Schauspielerin, welche die Rolle der Stella übernimmt, muß aus einer sogleich Neigung, ihre beide Liebe, ihren gesteigerten Enthusiasmus nicht allein darstellen, sie muß aus ihre Gefühle mittheilen, und mit sich fortreißen.

Cäcilie wird das anfänglich schwach und gedrückt Schleichende bald heiter sich heben und als eine treue Gemahlin mit Festigkeit hervor und im großen Glanz erscheinen.

Fernando soll einen Charakter vorstellen, der sich in einem behaglichen Leben frei gebildet hat und den äußern Punkt, der auf sie eindringt, nicht empfindet, ja absichtlich. Seine Egoismus von Naturweisheit eine Dunkel hervorbringen.

Die Vorstellerin ist keine sinnliche Rolle; sie ist eine junge, heitere, thätige Wirthin, die nur wissen brauchen wollte, um helfen gebraucht zu sein.

Brackenburg. Es ist zu wünschen, daß dieser ein kleiner Knabe sei, in dem Manne einen

ſelben, wenn es deutlich ſpricht, nimmt ſich die Entſchiedenheit Deſſen, was es zu ſagen hat, ſehr gut aus. — Kann man dieſe Figuren vergeſtalt abſtufen, ſo wird die Tragödie ihre Wirkung nicht verfehlen.

Der erſte Akt, der das äußere Leben verſtellt, muß außerordentlich gut eingeleitet ſein, und ſelbſt die unbedeutendſten Handlungen ſollen ein gewiſſes äſthetiſches Geſchick verrathen; wie denn auch das zwei Mal erſcheinende Tuſchen kaufmännig eine angenehme Wirkung thun ſollte.

So iſt denn auch der Verwalter keineswegs durch einen geringen Acteur zu beſetzen, ſondern ein vorzüglicher Schauſpieler, der die Rolle der etwas zärtlichen Alten ſpielt, zu dieſem Liebesdienſt einzuladen.

Bedenkt man die unglaublichen Vortheile, die der Lemovaniſt hat, der alle ſeine Wünſche und Abſichten mit tonirenden Worten und Zeichen in die Partitur einſchließen und ſie jedem Muſikunkundigen verſtändlich machen kann, ſo wird man dem dramatiſchen Dichter auch verzeihen, wenn er Das, was er zum Gelingen ſeiner Arbeit für unumgänglich nöthig hält, den Directionen und Regien an's Herz zu legen trachtet.

„Die Lanne des Verliebten" ward im März 1805 auf's Theater gebracht, eben als dieſe kleine Prednction vierzig Jahre alt war. Hier kommt Alles auf die Rolle der Egle an. Findet ſich eine gewandte Schauſpielerinn, die den Charakter völlig ausdrückt, ſo iſt das Stück geborgen und wird gern geſehen. Eine unſerer heitern und angenehmen Schauſpielerinnen, die ſich nach Berlin begab, brachte es auf das dortige Theater. Ein geiſtreicher Mann ergriff den Sinn des Charakters, und verfaßte einige Stücke dieſer Individualität zu Liebe. Auch wird es in Berlin gegenwärtig gern geſehen.

Hier mag eine Bemerkung Platz finden, die, wohlbeachtet, den Directionen Vortheil bringen wird. Unterſucht man genau, warum gewiſſe Stücke, denen einiges Verdienſt nicht abzuſprechen iſt, entweder gar nicht auf's Theater kommen, oder, wenn ſie eine Zeitlang guten Eindruck darauf gemacht, nach und nach verſchwinden, ſo findet ſich, daß die Urſache weder am Stücke, noch am Publikum liege, ſondern daß die erforderliche Vorſichtigkeit des Schauſpielers fehlt. Es iſt daher ſehr wohl gethan, wenn man Stücke nicht ganz bei Seite legt, aber ſie auf dem Repertorium maskirt. Man behalte ſie beſtändig im Auge, ſtelle man ſie auch jahrelang nicht geben können. Kommt die Zeit, daß ſie wieder vollkommen zu beſetzen ſind, ſo wird man eine gute Wirkung nicht verfehlen.

So wurde z. E. das Deutſche Theater eine große Veränderung erleiden, wenn eine Figur, wie die berühmte Seilerinn, mit einem ächten, unſerer Zeit gemäß ausgebildeten Talent erſchiene; geſchwind würden Medea, Semiramis, Cleopatra, Agrippina und andere Heldinnen, die man ſich coloſſal denken mag, aus dem Grabe hervorſteigen; andere Rollen brauchen worden umgeſchaffen werden. Man denke ſich eine ſolche Figur als Orſina, und „Emilie Galotti" iſt ein ganz anderes Stück; der Prinz iſt entſchuldigt, ſobald man anerkennt, daß ihm eine ſolche gewaltſame heroiſche Figur zur Laſt fallen müſſe.

Wir wenden uns nun zu den „Mitſchuldigen." Daß dieſes Stück einiges theatraliſche Verdienſt habe, läßt ſich auch daraus abnehmen, daß es zu einer Zeit, wo es den Deutſchen Schauſpielern noch vor Alexandrinen und Reimen bangte, erſchienen, in Proſa überſetzt, auf's Theater gebracht werden, wo es ſich freilich nicht erhalten konnte, weil ihm ein Hauptbeſtandtheil, das Sylbenmaß und der Reim, fehlte. Nunmehr aber, da Beides den Schauſpielern geläufiger ward, konnte man auch dieſen Verſuch wagen. Man nahm dem Stück einige Härten, encurtirte das Verältete, und ſo erhält es ſich noch immer bei vortheilhafter Beiſetzung. Es kam ſogleich mit der „Lanne des Verliebten", im März 1803, auf die Bühne. Schiller war bei den Vorſtellungen beiläufig, aber erlebte nicht, daß wir im September deſſelben Jahres mit dem „Räthſel" auftraten, welches viel Glück machte, deſſen Verfaſſer aber lange unbekannt bleiben wollte, nachher aber eine Fortſetzung herausgab, welche Stücke ſich ſämmtlich einander halten und tragen.

Man verſäume ja nicht, auf dem Deutſchen Theater, wo es ohnehin ſehr kunt ausſieht, Stücke von ähnlichem Sinn und Ton neben einander zu geben, um wenigſtens den verſchiedenen Abtheilungen dramatiſcher Erzeugniſſe eine gewiſſe Breite zu geben.

„Jphigenie" kam nicht ohne Abkürzung ſchon 1802 auf die Weimariſche Bühne. „Taſſo", noch länger, ſtand Vorbereitung, erſt 1807. Beide Stücke erhalten ſich durch die höchſt vorzüglichen, zu den Rollen vollkommen geeigneten Schauſpieler und Schauſpielerinnen.

Wir ſprechen zuletzt von dem im September 1804 zum erſten Mal auf dem Theater erſchienenen „Weg von Verſchwörern". Obgleich Schiller dieſe neue Bearbeitung ſelbſt nicht

übernehmen wollte, so wußte er doch dabei trefflich mit und wußte durch sie manche Entschließungen dem Verfasser zu machen Belustigung zu erleichtern und war mit List und Thal vom ersten Anfange bis zur Verknüpfung einwirkend. Da es auf wenigen Theatern aufgeführt wird, so möchte wohl hier der Gang des Stückes kürzlich zu erzählen, und die Grundlage, nach welchen auch diese Redaction bemerkt worden, im Allgemeinen angedeutet sein.

Erster Aufzug.

Indem von einigen Bauern Bamberg'sche Knechte in der Herberge verhaftet werden, erfährt man die Feindseligkeiten, in welchen Götz mit dem Bischof begriffen ist. Einige dieser Ritter zugethane Reiter kommen hinzu und erfahren, daß Weislingen, des Bischofs rechte Hand, sich in der Nähe befindet. Sie eilen, es ihrem Herrn zu melden.

Der Lancrede Götz erscheint vor einer Waldhütte; ein Straßjunge, Georg, kündigt sich als künftigen Helden an. Bruder Martin bereitet den Krieger, Gatten und Vater. Die Knechte kommen meldend. Götz eilt fort, und der Knabe läßt sich durch ein Heiligenbild beschwichtigen.

Auf Jaxthausen, Götz'ens Burg, finden wir dessen Frau, Schwester und Sohn. Jene zeigt sich als tüchtige Wirtserin, die Andere als anziehend; der Sohn weichlich. Man meldet, Weislingen sei gefangen und Götz bringe ihn heran. Die Frauen entfernen sich; beide Ritter treten auf; durch Götz'ens treuherziges Benehmen und die Erzählung alter Geschichten wird Weislingen gerührt. Marie und Carl treten ein; das Kind lädt zu Tische, Marie zur Freundschaft; die Ritter geben sich die Hände; Marie steht zwischen ihnen.

Zweiter Aufzug.

Marie und Weislingen treten ein, ihr Verhältniß hat sich geknüpft; Götz und Elisabeth erscheinen; man bespricht sich mit Planen und Hoffnungen. Weislingen fühlt sich glücklich in seinen neuen Verhältnissen. Franz, Weislingen's Knabe, kommt von Bamberg und erregt alte Erinnerungen, sowie ein neues Phantasie-Bild der geliebten Adelheid v. Walldorf. Einer Leidenschaft für diese Dame ist nicht zu verkennen, und man fängt an zu fürchten, er werde seinen Herrn mit fortreißen.

Hans v. Selbitz kommt und stellt sich der wackern Hausfrau Elisabeth als einen kühn schweifenden Ritter dar. Götz heißt ihn willkommen; die Nachricht, daß Nürnberger Kaufleute auf die Messe ziehen, lockt ein; man geht fort.

Im Walde finden wir die Nürnberger Kaufleute; sie werden überfallen, beraubt. Franz Georg erfährt Götz, daß Weislingen sich umgekehrt habe. Götz will seinen Vertrauten an den gefangenen Kaufleuten ausüben, gibt aber gerührt ein Schmuckkästchen zurück, welches ein Bräutigam seiner Braut bringen will; denn Götz bedenkt traurig, daß er seiner Schwester den Verlust des Bräutigams ankündigen müsse.

Dritter Aufzug.

Zwei Kaufleute erscheinen im Lustgarten zu Magdeburg. Maximilian, verdrießlich, weist sie ab; Weislingen macht ihnen Hoffnung und bedient sich der Gelegenheit, den Kaiser gegen Götz und andere unruhige Ritter einzunehmen.

Hierauf entwickelt sich das Verhältniß zwischen Weislingen und seiner Gemahlin Adelheid, die ihn nöthigt, nochmals ihre Weiblichkeit zu bewundern. Die wachende Leidenschaft des Edelknaben zu ihr, die buhlerischen Künste, ihn anzulocken, sprechen sich aus. Wir werden nach Jaxthausen versetzt. Sickingen gibt uns Nachricht, daß Götz in die Acht erklärt sei. Man greift zu den Waffen. Lerse huldigt sich an; Götz nimmt ihn freudig auf.

Wir werden auf einen Berg geführt; weite Aussicht, verfallene Burg und Zelten. Eine Zigeuner-Familie, durch den Kriegszug beunruhigt, ergeizt sich und knüpft die folgenden Scenen aneinander. Der Hauptmann des Executions-Heeres kommt an, gibt seine Befehle, macht sich's bequem. Die Zigeuner schmeicheln ihm.

Georg überfällt die Hehe; Selbitz wird verwundet herauf gebracht, von Reichsknechten angreifen, von Lerse's befreit, von Götz'en besucht.

Vierter Aufzug.

Jaxthausen. Marie und Sickingen, dann der Kranke Götz; er muß bekennen, sich eingeschlossen zu sehen; Marie und Sickingen werden getrennt und mündlich von der Burg schreiben. Belagerung, Belagerung, tapfere Gegenwehr. Jaxthausen-Feld; Lerse bringt Nachricht von einer Capitulation; Verrath.

Weislingen's und Adelheid's Wohnung in Augsburg. Nacht. Weislingen verdrießlich, Mißstimmung Adelheid's. Es läßt sich bemerken, daß es bei diesem Zeit auf den Erbvertrag abgesehen sei; den eintretenden Franz weiß sie zu beschäftigen und ihn zu ihren Zwecken zu gebrauchen.

Bischofshof zu Heilbronn. Bischof da selbst; Götz und Sickingen und Franz. Lerse's bereitet ihn, die bekannten Scenen hat gebildet.

Fünfter Aufzug.

Wald. Götz mit Georgen auf dem Anſtande, einem Wilde auflauernd. Hier im Freien wird ſchmerzlich bemerkt, daß Götz nicht über ſeine Grenze hinaus darf. Man erfährt nun das Unheil des Bauernkriegs. Das wilde Ungeheim rückt ſogar heran. Max Stumpf, den ſie ſich zum Führer mitgeſchleppt haben, weiß ſich loszuſagen. Götz, bald überredet, bald genöthigt, gibt nach, erklärt ſich als ihr Hauptmann auf vier Wochen und bricht ſeinen Bann. Die Bauern entzweien ſich und der Teufel iſt los.

Weislingen erſcheint an der Spitze von Reitern und Kriegsvolk, gegen die Aufrühter ziehend, vorzüglich aber um Götzen habhaft zu werden und ſich vom leidigen Gefühl der Subalternität zu befreien. In ſeiner Gemahlinn ſieht er im ſchlimmſten Verhältniſſe, Franzens entſchiedene Leidenſchaft zu ihr offenbart ſich immer mehr. Götz und Georg, in der traurigen Lage, mit Aufrührern verbunden zu ſeyn. Das heimliche Gericht kündigt ſich an. Götz flüchtet zu den Zigeunern und wird von Bundestruppen gefangen genommen.

Adelheidens Schloß. Die Verführerinn trennt ſich von dem beglückten Knaben, nachdem ſie ihn verleitet hat, ihrem Gemahl Gift zu bringen. Ein Geſpenſt nimmt bald ſeinen Platz ein und eine wirkſame Scene erfolgt. Von dieſen nächtlichen Umgebungen werden wir in einen heitern Frühlingsgarten verſetzt; Marie ſchläft in einer Blumenlaube; Lerſe tritt zu ihr und bewegt ſie, von Weislingen des Bruders Leben zu erflehen.

Weislingens Schloß. Der Sterbende, ſodann Marie und Franz. Götzens Todesurtheil wird vernichtet, und wir haben den ſcheidenden Helden im Gärtchen des Gefangenwärters.

Die Maximen der frühern Redactionen wurden auch hier abermals angewendet. Man verminderte die Scenen-Veränderungen, gewann mehr Raum zu Entwickelung der Charactere, ſammelte das Darzuſtellende in größere Maſſen, und näherte mit vielen Aufopferungen das Stück einer ächten Theater-Geſtalt. Warum es aber auch in dieſer Form ſich auf der Deutſchen Bühne nicht verbreitet hat, hierüber wird man ſich in der Folge zu verſtändigen ſuchen; ſowie man nicht abgeneigt iſt, von der Aufnahme der Theater-Stücke mehrerer Deutſchen Autoren, deren Behandlung und Erhaltung auf der Bühne, Rechenſchaft zu geben.

Sollten jedoch dieſe Aeußerungen eine günſtige Aufnahme finden, ſo iſt man willens, zuerſt über die Einführung ausländiſcher Stücke, wie ſie auf dem Weimariſchen Theater Statt gefunden, ſich zu erklären. Dergleichen ſind Griechiſche und griechelnde, Franzöſiſche, Engliſche, Italieniſche und Spaniſche Stücke; ferner Terenziſche und Plautiniſche Comödien, wobei man Masken angewendet.

Am Nöthigſten wäre vielleicht, ſich über Shakeſpeare zu erklären und das Vorurtheil zu bekämpfen, daß man die Werke des außerordentlichen Mannes in ihrer ganzen Breite und Länge auf das Deutſche Theater bringen müſſe. Dieſe falſche Maxime hat die ältern Schröderſchen Bearbeitungen verdrängt und neue zu gedeihen verhindert.

Es muß mit Gründen, aber laut und feſtig, ausgeſprochen werden, daß, in dieſem Falle wie in ſo manchem andern, der Leſer ſich vom Zuſchauer und Zuhörer trennen müſſe; Jeder hat ſeine Rechte, und Keiner darf ſie dem Andern verkümmern.

DIE COLLUNDOH BAJADERE

J. W. v. Goethe's

sämmtliche Werke.

Wohlfeile Volksausgabe.

Vollständig in zwölf Bänden

Mit

Kupfern, dem lithographirten Bildnisse des Verfassers, critischen Uebersichten und erläuternden Anmerkungen in jedem Band;

sowie

Goethe's Briefwechsel

mit Schiller, Zelter u. s. w. im Anfange enthaltend.

Vierter Band.

Enthält:

Lieder. Gesellige Lieder. Balladen. Romanzen. Epigramme. Vermischte Gedichte. Auf Wilhelm Meister. Künstler Lenn ich nicht. An Personen. Rand. Parabolisch. Gott, Gemüth und Welt. Epigrammatisch. Epigrammatisch. Epigramme. Lenz. Gott und Welt. Rand. Epigrammatisch. Parabolisch. Auf fremden Sprachen. Zahme Xenien. Aus Makarien Archiv. Sprüche in Prosa. Vermischte Gedichte. Neueste Poesie. Epigramme.

Stuttgart,

im Verlag vom Litteratur-Comptoir

1837.

Valerio,

der ihre Hände festhält und ihre Freundlichkeit erwiedert.

Ich will mit Freude sehen,
Wie schön er trösten kann.

Rosa,

die ungesehen herbeykommt und sie beobachtet, für sich.

Was muß, was muß ich sehen!
Du böser, falscher Mann!

Elmire wie oben.

Der Trost aus seinem Munde
Wird Nahrung meinem Schmerz.

Valerio wie oben.

Er heilet deine Wunde,
Beseliget dein Herz.

Rosa wie oben.

O welche tiefe Wunde!
Es bricht, es bricht mein Herz!

Elmire wird sie gewahr.

Komm mit, Geliebte! Laß uns eilend gehen
Und unsre Sonnenhüte nehmen. Du

9
41 d

Bibliothek der
Goethegesellschaft.

Zueignung.

Der Morgen kam; es schwächte seine Tritte
Der leise Schlaf, der mich gelind umfing,
Daß ich, erwacht, aus meinen stillen Hütte
Den Berg hinauf mit frischer Seele ging;
Ich freute mich bei einem jeden Schritte
Der neuen Blume, die voll Tropfen hing;
Der junge Tag erhob sich mit Entzücken,
Und Alles ward erquickt, mich zu erquicken.

Und wie ich dich zum ersten Male sahe
Ein Nebel sich in Sternen licht hervor,
Er wich und wechselte, mich zu umfließen,
Und wuchs gedrängter mir um's Haupt empor.
Des schönen Blicks konnt ich nicht mehr genießen,
Die Gegend deckte mir ein trüber Flor;
Bald sah ich mich von Wolken nur umgossen,
Und mit mir selbst in Dämm'rung eingeschlossen.

Auf einmal theilen die Sonne durchdringen,
Im Nebel ließ sich eine Klarheit sehn.
Hier sinkt er, leise sich hinabzuschwingen;
Hier theilt er flatternd sich um Wald und Höh'n.
Wie hofft' ich, ihr den ersten Gruß zu bringen!
Sie hofft' ich nach der Triebe doppelt schön.
Der Lust'ge Kampf war lange nicht vollendet;
Ein Glanz umgab mich, und ich stand geblendet.

Bald mochte mich, die Augen aufzuschlagen,
Ein innrer Trieb des Herzens wieder heißen.
Ich konnt' es nur mit scheuen Blicken wagen,
Denn Alles schien zu brennen und zu gleißen.
Da schwebte, mit den Wolken hergetragen,
Ein göttlich Weib vor meinen Augen hin,
Mein schönes Bild sah ich in meinem Leben;
Sie sah' mich an und blieb verweilend schweben.

„Kennst Du mich nicht?" sprach sie mit einem Munde,
Dem alter Lieb' und Treue Ton entfloß.
„Erkennst Du mich, die ich in manche Wunde
Des Lebens Dir den trocknen Balsam goß?
Du kannst mich wohl, an die, zu neuem Bunde,
Dein festbrust' Herz sich fest und fester schloß.
Sah' ich Dich nicht mit heißen Herzenstränen
Als Knabe schon noch mir Dich eifrig sehnen?"

Ja, rief ich aus, indem ich selig nieder
Zur Erde sank, lang hab' ich Dich gefühlt;
Du gabst mir Ruh', wenn durch die jungen Glieder
Die Leidenschaft sich rastlos durchgewühlt;
Du hast mir wie mit himmlischem Gefieder
Am heißen Tag' die Stirne sanft gekühlt;
Du schenktest mir der Erde hohe Gaben,
Und jedes Glück will ich durch Dich nur haben!

Dich nenn' ich nicht. Zwar bist Du von Vielen
Gar oft genannt, und Jeder heißt Dich seine;
Ein jedes Auge glaubt auf Dich zu zielen,
Faßt jedem Auge wird Dein Strahl zur Pein.
Ach, da ich irrte, hatt' ich viel Gespielen,
Da ich Dich kannte, bin ich ganz allein;
Ich muß mein Glück vor mir mit mir selbst genießen,
Dein beider Licht verstecken und verschließen!

Sie lächelte, sie sprach: „Du Schelk, wir sing,
Wie wichtig war's, Euch wenig zu entdecken!
Kannst Du Dich von dem goldnen Trug
Kannst Du Dich von dem ersten Irrthum losringen,
So glaubst Du Dich ohne Uebermuth genug,
Verschmäh die Pflicht des Mannes zu erfüllen,
Was viel heißt Du von Andern unterscheiden?
Erkenne Dich, leb' mit der Welt in Frieden!"

Verzeih' mir, rief ich aus, ich meint' es gut;
Soll ich umsonst die Augen offen haben?
Ein frecher Wicht lebt in meinem Blut,
Ich kenne ganz den Wurm von Prinzen Gaben'
Für Andre wächst in mir das edle Gut;
Ich kann und will das Pfund nicht mehr vergraben!
Warum leucht' ich dem Weg in Schlafgemächern,
Wenn ich ihn nicht den Wachern zeigen soll?

Und wie ich sprach, sich mild das hohe Wesen
Mit einem Blick mitleidig gen Nachbarn an;
Ich konnte mich in ihrem Auge lesen.
Blaß ich verschlt und was ich recht gethan.
Sie lächelte, da war ich schon genesen,
In neuen Freuden hing mein Geist daran;
Ich konnte nun mit innigem Vertrauen
Mich zu ihr nah'n und ihre Nähe schauen.

Da reckte sie die Hand aus in die Sternen
Des leichten Wolken und des Duftes wegen,
Wie sie ihn faßte, hielt er sich ergreifen.
Es ließ sich ziehn; es war kein Nebel mehr.
Mein Auge konnt' im Thale wieder schweifen,
Dem Himmel blickt' ich, er war hell und hehr.
Nur sah' ich sie den reinsten Schleier halten,
Er floß um sie und schwoll in tausend Falten.

„Ich kenne Dich, ich kenne Deine Schwächen,
Ich weiß, was Gutes in Dir lebt und glimmt!“
— So ſagte ſie, ich hör' ſie ewig ſprechen, —
„Empfange hier, was ich Dir lang beſtimmt;
Dem Glücklichen kann es an Nichts gebrechen,
Der dieß Geſchenk mit ſtiller Seele nimmt;
Das Morgenrohl gewecht und Sonnenklarheit,
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit.

Und wenn es Dir und Deinen Freunden ſchwüle
Am Mittag wird, ſo wirf ihn in die Luft!
Sogleich umſäuſelt Abendwindeskühle,
Umhaucht Euch Blumenwürzgeruch und Duft,
Es ſchweigt das Weben banger Erdgefühle,
Zum Weltenbette wandelt ſich die Gruft,
Beſ'ligtiget wird jede Lebenswelle,
Der Tag wird lieblich, und die Nacht wird helle.“

So kommt denn, Freunde, wenn an Euren Wegen
Des Lebens Bürde ſchwer und ſchwerer drückt,
Wenn Eu're Bahn ein friſchergrünter Segen
Mit Blumen ziert, mit gold'nen Früchten ſchmückt:
Wir geh'n vereint dem nächſten Tag entgegen!
So leben wir, ſo wandeln wir beglückt.
Und dann auch ſoll, wenn Enkel um uns trauern,
Zu ihrer Luſt noch unſ're Liebe dauern.

Lieder.

Geiſt erkennt, was Geiſt erkannt,
Glück und Unglück wird Verſtand.

Vorklage.

Wie nimmt ein leidenſchaftlich' Stammeln
Geſchrieben ſich ſo lieblich aus!
Nun ſitz ich gar von Haus zu Haus
Die leeren Blätter alle ſammeln.

Was eine lange, weite Strecke
Im Leben von einander ſtand,
Das kommt nun unter einer Decke
Dem guten Leſer in die Hand.

Doch ſchäme Dich nicht der Gebrechen,
Vollende ſchnell das kleine Buch;
Die Welt iſt voller Widerſpruch,
Und ſollte ſich's nicht widerſprechen?

An die Günſtigen.

Dichter lieben nicht zu ſchweigen,
Wollen ſich der Menge zeigen,
Lob und Tadel muß ſie ſein!
Niemand beichtet gern in Proſa;
Doch vertrau'n wir oft ſub Roſa
In der Muſen ſtillem Hain.

Was ich irrte, was ich ſtrebte,
Was ich litt und was ich lebte,
Sind hier Blumen nur im Strauß;
Und das Alter wie die Jugend,
Und der Fehler wie die Tugend
Nimmt ſich gut in Liedern aus.

Der arme Knabe.

Als ich noch ein Knabe war,
Sperrte man mich ein;
Und ſo ſaß ich manches Jahr
Ueber mir allein,
Wie im Mutterleib.

Doch Du warſt mein Zeitvertreib,
Geld'ne Phantaſie,
Und ich ward ein warmer Held,
Wie der Prinz Pipi,
Und durchzog die Welt.

Baute manch' cryſtallen' Schloß
Und verſtört' es auch,
Warf mein blinkendes Geſchoß
Drachen durch den Bauch;
Ja, ich war ein Mann!

Ritterlich befreit' ich dann
Die Prinzeſſinn Lieb;
Sie war gar zu obligeant,
Führte mich zu Tiſch,
Und ich war galant.

Und ihr Kuß war Götterbrot,
Glühend wie der Wein.
Ach, ich liebte ſaß mich todt!
Rings mit Sonnenſchein
War ſie emaillirt.

Ach! wer hat ſie mir entführet?
Hielt kein Zauberband

Sie zurück vom ſchnellen Fluche?
Sagt, wo iſt ihr Land?
Wo der Weg dahin?

Sticht der Fuchs, ſo gilt der Balg.

Nach Mittage ſaßen wir
Junges Volk im Kahlen;
Immer kam, und „Sticht der Fuchs“
Wollt' er mit uns ſpielen.

Jeder meiner Freunde ſaß
Froh bei ſeinem Herzchen;
Immer blies die Fackel aus.
Sprach: „Hier iſt das Kerzchen!“

Und die Fackel, wie ſie glomm,
Ließ man eilig wandern,
Jeder drückte ſie geſchwind
In die Hand des Andern.

Und mir reichte Dorilis
Sie mit Spott und Scherze;
Kaum berührt mein Finger ſie,
Hell entflammt die Kerze;

Sengt mir Augen und Geſicht,
Setzt die Bruſt in Flammen,
Ueber meinem Haupte ſchlug
Loh die Gluth zuſammen.

Löſchen wollt' ich, patſchte zu;
Doch es brennt beſtändig;
Statt zu ſterben ward der Funke
Nicht bei mir lebendig.

Heidenröslein.

Sah ein Knab' ein Röslein ſtehn,
Röslein auf der Heiden;
War ſo jung und morgenſchön,
Lief er ſchnell, es nah' zu ſehn,
Sah's mit vielen Freuden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden!

Knabe ſprach: „Ich breche Dich,
Röslein auf der Heiden!“
Röslein ſprach: „Ich ſtehe Dich,
Daß Du ewig denkſt an mich,
Und ich will's nicht leiden.“
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden!

Und der wilde Knabe brach
's Röslein auf der Heiden;
Röslein wehrte ſich und ſtach,
Half ihr doch kein Weh und Ach,
Mußt' es eben leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden!

Blinde Kuh.

O, liebliche Thereſe,
Wie wandelt gleich in's Böſe
Dein oft aus Unge ſich!
Die Augen zugebunden,
Haſt Du mich ſchnell gefunden,
Und warum fingſt Du eben mich?

Du ließeſt mich auf's Beſte,
Und hielteſt mich ſo feſte;
Ich ſank in Deinen Schooß.
Kaum warſt Du aufgebunden,
War alle Luſt verſchwunden;
Du ließeſt kalt den Blinden los.

Er tappte hin und wieder,
Verrenkte ſich die Glieder,
Und Alle lachten ihn.
Und willſt Du mich nicht lieben,
So geh' ich fort im Frieden
Wie mit verbund'nen Augen hin.

Christel.

Hab' oft einen dumpfen, bittern Sinn,
Ein gar ſo ſchweres Blut!
Wenn ich bei meiner Chriſtel bin,
Iſt Alles wieder gut.
Ich ſeh' ſie dort, ich ſeh' ſie hier
Und weiß nicht' auf der Welt.
Und wie und wo und wann ſie mir,
Warum ſie mir gefällt.

Das ſchwarze Schelmenaug' hat's mir,
Die ſchwarze Braunat d'rauf,
Seh' ich ein einzig' Mal blicken,
Die Seele geht mir auf.
Iſt Eine, die ſo lieben Mund,
Liebkunde Winglein hat?
Ach, und es iſt noch Etwas rund,
Da ſieht kein Aug' ſich ſatt!

Und wenn ich ſie dann faſſen darf
Im luſt'gen deutſchen Tanz,
Das geht herum, das geht in Schanz,
Da tobt' ich mich ſo ganz!
Und ehe, wenn's traulig wird und warm,
Da wirg' ſie ich ingleich
An meiner Bruſt, in meinem Arm;
's iſt mir ein Himmelreich!

Und wenn ſie liebend nach mir blickt
Und Alles rund vergißt,
Und dann an meine Bruſt gedrückt
Und weidlich Ein's geküßt,
Das läuft mir durch das Rückenmark
Bis in die große Zeh'!
Ich bin ſo ſchwach, ich bin ſo ſtark,
Mir iſt ſo wohl, ſo weh!

Da möcht' ich mehr und immer mehr,
Der Tag wird mir nicht lang;
Wenn ich die Nacht auch bei ihr wär',
Darver wär' mir nicht bang.
Ich denk', ich halte ſie einmal
Und küße meine Luſt;
Und endigt ſich nicht meine Qual,
Sterb' ich an ihrer Bruſt!

Die Spröde.

An dem reinſten Frühlingsmorgen
Ging die Schäferinn und ſang:
Jung und ſchön und ohne Sorgen,
Daß es durch die Felder klang;
Sa la la! la ralla!

Aberſüß hat ihr für ein Mündchen
Zwei, drei Schäfchen gleich am Ort;
Schalkhaft blickte ſie ein Weilchen,
Doch ſie ſang und lachte fort;
Sa la la! la ralla!

Und ein Andrer bot ihr Bänder,
Und der Dritte bot ſein Herz,
Doch ſie trieb mit Herz und Bändern
So wie mit den Lämmern Scherz;
Nur la la! la ralla!

Die Bekehrte.

Bei dem Glanze der Abendröthe
Ging ich hin den Wald entlang,
Damon ſaß und blies die Flöte,
Daß es von den Felſen klang:
Sa la la!

Und er zog mich, ach! an ſich nieder,
Küßte mich ſo hold, ſo ſüß;
Und ich ſagte: bläſe wieder!
Und der gute Junge blies:
Sa la la!

Meine Ruhe iſt nun verloren,
Meine Freude floh davon,
Und ich höre vor meinen Ohren
Immer nur den alten Ton:
Sa la la, la ralla. u. ſ. w.

Rettung.

Mein Mädchen ward mir ungetreu,
Das machte mich zum Freudenhaſſer;
Da lief ich an ein fließend' Waſſer,
Das Waſſer lief vor mir vorbei.

Da ſtand ich nun, verzweifelnd, ſtumm;
Im Kopfe war mir's wie betrunken,
Faſt wär' ich in den Strom geſunken,
Es ging die Welt mit mir herum.

Auf einmal hört' ich was, das rief —
Ich wandte ſnß dahin den Rücken —
Es war ein Stimmchen zum Entzücken:
„Nimm Dich in Acht! Der Fluß iſt tief.“

Da lief mir was durch's ganze Blut;
Ich ſeh', ſo iſt's ein liebes Mädchen;
Ich frage ſie: wie heißt Du? „Käthchen!“
O ſchönes Käthchen! Du biſt gut.

Du hilfſt vom Tode mich zurück,
Auf immer dank' ich Dir mein Leben;
Allein Das heißt mir wenig geben,
Nun ſei auch meines Lebens Glück!

Und dann klagt' ich ihr meine Noth,
Sie ſchlug die Augen lieblich nieder;
Ich küßte ſie und ſie mich wieder,
Und — vor der Hand Nichts mehr vom Tod.

Der Muſenſohn.

Durch Feld und Wald zu ſchweifen,
Mein Liedchen weggupfeifen,
So geht's von Ort zu Ort!
Und nach dem Takte regt,
Und nach dem Maß bewegt
Sich Alles an mir fort.

Ich kann ſie kaum erwarten,
Die erſte Blum' im Garten,
Die erſte Blüth' am Baum.
Sie grüßen meine Lieder,
Und kommt der Winter wieder,
Sing' ich noch jenen Traum.

Ich ſing' ihn in der Weite,
Auf Eises Läng' und Breite,
Da blüht der Winter ſchön!
Noch dieſe Blüthe ſchwindet,
Und neue Freude findet
Sich auf bekannten Höh'n.

Denn wie ich bei der Linde
Das junge Veilchen finde,

Sogleich erreg' ich ſie.
Der ſtumpfe Bauſche blüht ſich,
Das feiſte Mädchen dreht ſich
Nach meiner Melodie.

Ihr gebt den Sohlen Flügel
Und treibt, durch Thal und Hügel,
Den Liebling weit von Haus.
Ihr lieben, holden Meiſter,
Wann ruh' ich ihr am Buſen
Auch endlich wieder aus?

Erfunden.

Ich ging im Walde
So für mich hin;
Und Nichts zu ſuchen,
Das war mein Sinn.

Im Schatten ſah' ich
Ein Blümchen ſtehn,
Wie Sterne leuchtend,
Wie Aeuglein ſchön.

Ich wollt' es brechen,
Da ſagt' es fein:
„Soll ich zum Welken
Gebrochen ſein?"

Ich grub's mit allen
Den Würzlein aus,
Zum Garten trug ich's
Am hübſchen Haus.

Und pflanzt es wieder
Am ſtillen Ort;
Nun zweigt es immer
Und blüht ſo fort.

Gleich' und Gleich'.

Ein Blumenglöckchen
Vom Boden hervor
War früh geſproſſet
Im lieblichen Flor;
Da kam ein Bienchen
Und naſchte fein: —
Die müſſen wohl Beide
Für einander ſein.

Wechſellied zum Tanze.

Die Gleichgiltigen.

Komm' mit, o Schöne, komm' mit mit zum Tanze;
Tanzen gehöret zum feſtlichen Tag.

Biſt Du mein Schatz nicht, ſo kannſt Du es werden.
Wirſt Du es nimmer, ſo tanzen wir doch.
Komm' mit, o Schöne, komm' mit mit zum Tanze;
Tanzen verherrlicht den feſtlichen Tag.

Die Zärtlichen.

Ohne Dich, Liebſte, was wären die Feſte?
Ohne Dich, Süße, was wäre der Tanz?
Wärſt Du mein Schatz nicht, ſo möcht' ich nicht tanzen,
Bleibſt Du es immer, iſt Leben ein Feſt.
Ohne Dich, Liebſte, was wären die Feſte?
Ohne Dich, Süße, was wäre der Tanz?

Die Gleichgiltigen.

Laß ſie nur lieben, und laß Du uns tanzen!
Schmachtende Liebe vermeidet den Tanz.
Schlingen wir fröhlich den hochgehenden Reihen,
Schleichen die Andern zum kümmernden Wald.
Laß ſie nur lieben, und laß Du uns tanzen!
Schmachtende Liebe vermeidet den Tanz.

Die Zärtlichen.

Laß ſie ſich drehen, und laß Du uns wandeln!
Wandeln der Liebe iſt himmliſcher Tanz.
Amor, der nahe, der höret ſie ſpotten,
Rächet ſich einmal, und rächet ſich bald.
Laß ſie ſich drehen, und laß Du uns wandeln!
Wandeln der Liebe iſt himmliſcher Tanz.

Selbſtbetrug.

Der Vorhang ſchwebet hin und her
Bei meiner Nachbarinn.
Gewiß, ſie löſchet überm,
Ob ich zu Hauſe bin.

Und ob der eiferſücht'ge Greis,
Den ich am Tag geſehn,
Sich, wie er nun auf immer heißt,
Im tiefen Herzen ſagt.

Doch leider hat das ſchöne Kind
Vergleichen nicht geſtiftet!
Ich ſeh', es iſt der Abendwind,
Der mit dem Vorhang ſpielt.

Kriegserklärung.

Wenn ich doch ſo ſchön wär',
Wie die Mädchen auf dem Land!
Sie tragen große Hüte
Mit rothgrünem Band.

Glauben, daß man ſchön ſei,
Dicht' ich, iſt erlaubt.
In der Stadt, ach! ich hab' es
Dem Junker geglaubt.

Nun im Frühling, ach! iſt's
Um die Freuden gethan;
Ihn ziehen die Dirnen,
Die ländlichen, an.

Und die Taill' und den Schlepp
Verändr' ich zur Stund',
Das Leibchen iſt länger,
Das Röckchen iſt rund.

Trage gelblichen Hut,
Und ein Mieder wie Schnee;
Und ſch'le mit Andern
Den blühenden Klee.

Spürt er unter dem Eher
Etwas Zierliches aus,
Der lüſterne Knabe,
Er winkt mir in's Haus.

Ich begleit' ihn verſchämt,
Und er kennt mich noch nicht,
Er kneipt mir die Wangen
Und ſieht mein Geſicht.

Die Städterinn bietet
Euch Dirnen den Krieg,
Und doppelte Reize
Behaupten den Sieg.

Liebhaber in allen Geſtalten.

Ich wollt', ich wär' ein Fiſch,
So hurtig und friſch;
Und kämſt Du zu angeln,
Ich würde nicht mangeln.
Ich wollt', ich wär' ein Fiſch,
So hurtig und friſch.

Ich wollt', ich wär' ein Pferd,
Da wär' ich Dir werth.
O, wär' ich ein Wagen,
Bequem Dich zu tragen.
Ich wollt', ich wär' ein Pferd,
Da wär' ich Dir werth.

Ich wollt', ich wäre Gold,
Dir immer im Sold;
Und thät'ſt Du was kaufen,
Käm' ich wieder gelaufen.
Ich wollt', ich wäre Gold,
Dir immer im Sold.

Ich wollt', ich wär' treu,
Mein Liebchen ſtets neu;
Ich wollt' mich verheißen,
Wollt' nimmer verreiſen.
Ich wollt', ich wär' treu,
Mein Liebchen ſtets neu.

Ich wollt', ich wär' alt
Und runzlig und kalt;
Thät'ſt Du mir's verſagen,
Da könnt' mich's nicht plagen.
Ich wollt', ich wär' alt
Und runzlig und kalt.

Wär' ich Affe ſogleich,
Voll neckender Streich';
Hätt' was Dich vertroſten,
So macht' ich Dir Poſſen.
Wär' ich Affe ſogleich,
Voll neckender Streich'!

Wär' ich gut wie ein Schaf,
Wie der Löwe ſo brav;
Hätt' Augen wie's Lämchen,
Und Liſten wie's Füchschen!
Wär' ich gut wie ein Schaf,
Wie der Löwe ſo brav!

Was Alles ich wär',
Das gönnt' ich Dir ſehr;
Mit fürſtlichen Gaben,
Du ſollteſt mich haben.
Was Alles ich wär',
Das gönnt' ich Dir ſehr.

Doch bin ich, wie ich bin,
Und nimm mich nur hin!
Willſt Du Beſſ're beſitzen,
So laß Dir ſie ſchnitzen.
Ich bin nun, wie ich bin;
So nimm mich nur hin!

Der Goldſchmiedsgeſell.

Es iſt doch meine Nachbarinn
Ein allerliebſtes Mädchen!
Wie früh ich in der Werkſtatt bin,
Blick' ich nach ihrem Lädchen.

Zu Ring' und Kette poch' ich dann
Die feinen gold'nen Drähtchen.
Ach! denk' ich, wann, und wieder, wann
Iſt ſolch ein Ring für Käthchen?

Und thut ſie erſt die Schaltern auf,
Da kommt das ganze Städtchen,
Und feilſcht und wirbt mit hellem Lauf
Um's Allerlei im Lädchen.

Ich feile; wohl zerfeil' ich dann
Auch manches gold'ne Drähtchen.
Der Meiſter brummt, der harte Mann!
Er merkt, es war das Lädchen.

Und ſagt, wie nur der Handel ſtill,
Gleich greift ſie nach dem Mädchen.
Ich weiß wohl, was ſie ſpinnen will:
Es heißt das liebe Mädchen.

Das kleine Füßchen tritt und tritt;
Da denk' ich mir das Mädchen.
Das Strumpfband denk' ich auch wohl mit,
Ich ſchenk's dem lieben Mädchen.

Und nach den Lippen führet der Schatz
Das allerfeinſte Fädchen.
O, wär' ich doch an ſeinem Platz,
Wie küßt' ich mir das Mädchen!

Antworten bei einem geſellſchaftlichen Frageſpiel.

Die Dame.

Was ein weiblich' Herz erfreue
In der klein' und großen Welt?
Ganz gewiß iſt es das Neue,
Deſſen Blüthe ſtets gefällt;
Doch viel werther iſt die Treue,
Die auch in der Früchte Zeit
Noch mit Blüthen uns erfreut.

Der junge Herr.

Paris war, in Wald und Höhlen,
Mit den Nymphen wohl bekannt,
Bis ihm Zeus, um ihn zu quälen,
Drei der Himmliſchen geſandt;
Und es fühlte wohl im Wählen,
In der alt' und neuen Zeit,
Niemand mehr Verlegenheit.

Der Erfahrene.

Geh' den Weibern zart entgegen,
Du gewinnſt ſie auf mein Wort;
Und wer reich iſt und verwegen,
Kommt vielleicht noch beſſer fort;
Doch wem wenig d'ran gelegen
Scheinet, ob er reizt und rührt,
Der beleidigt, der verführt.

Der Zufriedene.

Vielfach iſt der Menſchen Streben,
Ihre Unruh', ihr Verdruß;
Auch iſt manches Gut gegeben,
Mancher liebliche Genuß;
Doch das größte Glück im Leben
Und der reichlichſte Gewinn
Iſt ein guter, leichter Sinn.

Der luſtige Rath.

Wer der Menſchen thöricht' Treiben
Täglich ſieht und täglich hört,
Und, wenn Alle Narren bleiben,
Selbſt für einen Narren gilt,
Der trägt ſchwerer als zur Mühle
Irgend ein beladen' Thier.
Und, wie ich im Buſen fühle,
Wahrlich, ſo ergeht es mir!

Verſchiedene Empfindungen an einem Platze.

Das Mädchen.

Ich hab' ihn geſehen!
Wie iſt mir geſchehen?
O, himmliſcher Blick!
Er kommt mir entgegen;
Ich weiche verlegen,
Ich ſchwanke zurück.
Ich irre, ich träume!
Ihr Felſen, Ihr Bäume,
Verbergt meine Freude,
Verberget mein Glück!

Der Jüngling.

Hier muß ich ſie finden!
Ich ſah ſie verſchwinden;
Ihr folgte mein Blick.
Sie kam mir entgegen,
Dann trat ſie verlegen
Und ſchamroth zurück.
Iſt's Hoffnung, ſind's Träume?
Ihr Felſen, Ihr Bäume,
Entdeckt mir die Liebſte,
Entdeckt mir mein Glück!

Der Schmachtende.

Hier klag' ich verborgen
Dem thauenden Morgen
Mein einſam' Geſchick.
Verkannt von der Menge,
Wie zieh' ich in's Enge
Mich ſtille zurück!
O, zärtliche Seele,
O, ſchweige, verhehle
Die ewigen Leiden,
Verhehle Dein Glück!

Der Jäger.

Es lohnet mich heute
Mit doppelter Beute
Ein gutes Geſchick.
Der redliche Diener
Bringt Haſen und Hühner
Beladen zurück.
Hier ſind' ich gefangen
Auch Vögel noch hangen.
Es lebe der Jäger,
Es lebe ſein Glück!

Wer kauft Liebesgötter?

Von allen ſchönen Waaren,
Zum Markte hergefahren,
Wird keine mehr behagen,
Als die wir Euch, getragen
Aus fremden Ländern, bringen.
O, höret, was wir ſingen,
Und ſeht die ſchönen Vögel,
Sie ſtehen zum Verkauf!

Zuerſt beſeht den Großen,
Den Luſtigen, den Loſen!
Er hüpfet leicht und munter
Von Baum und Buſch herunter;
Gleich iſt er wieder droben.
Wir wollen ihn nicht loben.
O, ſeht den muntern Vogel!
Er ſteht hier zum Verkauf.

Betrachtet nun den Kleinen,
Er will bedächtig ſcheinen,
Und doch iſt er der Loſe
So gut als wie der Große;
Er zeiget meiſt im Stillen
Den allerbeſten Willen.
Der loſe, kleine Vogel,
Er ſteht hier zum Verkauf.

O, ſeht das kleine Täubchen,
Das liebe Turtelweibchen!
Die Mädchen ſind ſo zierlich,
Verſtändig und manierlich;
Sie mag ſich gerne putzen,
Und Eu're Liebe nutzen.
Der kleine, zarte Vogel,
Er ſteht hier zum Verkauf.

Wir wollen ſie nicht loben,
Sie ſtehn zu allen Proben.
Sie lieben ſich das Neue;
Doch über ihre Treue
Verlangt nicht Brief und Siegel;
Sie haben alle Flügel.
Wie artig ſind die Vögel,
Wie reizend iſt der Kauf!

Der Abſchied.

Laß mein Aug' den Abſchied ſagen,
Den mein Mund nicht nehmen kann!
Schwer, wie ſchwer iſt er zu tragen!
Und ich bin doch ſonſt ein Mann.

Traurig wird in dieſer Stunde
Selbſt der Liebe ſüß ſtes Pfand,
Kalt der Kuß von Deinem Munde,
Matt der Druck von Deiner Hand.

Sonſt, ein leicht geſtohl'nes Mädchen,
O, wie hat es mich entzückt!
So erfreuet uns ein Veilchen,
Das man früh im März gepflückt.

Doch ich pflücke nun kein Kränzchen,
Keine Roſe mehr für Dich.
Frühling iſt es, liebes Kränzchen,
Aber leider Herbſt für mich!

Die ſchöne Nacht.

Nun verlaſſ' ich dieſe Hütte,
Meiner Liebſten Aufenthalt,
Wandle mit verhülltem Schritte
Durch den öden, finſtern Wald;
Luna bricht durch Buſch und Eichen,
Zephyr meldet ihren Lauf,
Und die Veilen ſtreu'n mit Neigen
Ihr den ſüß'ſten Weihrauch auf.

Wie ergetz' ich mich im Kühlen
Dieſer ſchönen Sommernacht!
O, wie ſtill iſt hier zu fühlen,
Was die Seele glücklich macht!
Läßt ſich kaum die Wonne faſſen;
Und doch wollt' ich, Himmel, Dir,
Tauſend ſolcher Nächte laſſen,
Gäb' mein Mädchen eine mir.

[illegible] auf Traum.

Du haſt uns oft im Traum geſehen
Zuſammen zum Altare gehen,
Und Dich als Frau und mich als Mann.
Oft nahm ich wachend Deinem Munde,
In einer unbewachten Stunde,
Soviel man Küſſe nehmen kann.

Das reinſte Glück, das wir empfunden,
Die Wolluſt mancher reichen Stunden
Floh wie die Zeit mit dem Genuß.
Was hilft es mir, daß ich genieße?
Wie Träume flieh'n die wärmſten Küſſe,
Und alle Freude wie ein Kuß.

Lebendiges Andenken.

Der Liebſten Band und Schleife rauben,
Halb mag ſie zürnen, halb erlauben,
Euch iſt es viel, ich will es glauben,
Und gönn' Euch ſolchen Selbſtbetrug;
Ein Schleier, Halstuch, Strumpfband, Ringe
Sind wahrlich keine kleinen Dinge,
Allein mir ſind ſie nicht genug.

Lebend'gen Theil von ihrem Leben,
Ihn hat nach leisem Widerſtreben
Die Allerliebſte mir gegeben.
Und jene Herrlichkeit wird Nichts.
Wie lach' ich all' der Trödelwaare!
Sie ſchenkte mir die ſchönen Haare,
Den Schmuck des ſchönſten Angeſichts.

Soll ich Dich gleich, Geliebte, miſſen,
Wirſt Du mir doch nicht ganz entriſſen:
Zu ſchau'n, zu tändeln und zu küſſen
Bleibt die Reliquie von Dir.
Gleich iſt des Haars und mein Geſchicke:
Sonſt buhlten wir mit einem Glücke
Um ſie, jetzt ſind wir fern von ihr.

Feſt waren wir an ſie gehangen;
Wir ſtreichelten die runden Wangen,
Uns leckt' und zog ein ſüß' Verlangen,
Wir gleiteten zur vollern Bruſt.
O Nebenbuhler, frei von Neide,
Du ſüß' Geſchenk, Du ſchöne Beute,
Erinn're mich an Glück und Luſt!

Glück der Entfernung.

Trink', o Jüngling! heil'ges Glücke
Tag' lang aus der Liebſten Blicke,
Abends ſaukl' ihr Bild Dich ein,
Kein Verliebter hab' es beſſer;
Doch das Glück bleibt immer größer,
Fern von der Geliebten ſein.

Ew'ge Kräfte, Zeit und Ferne,
Heimlich wie die Kraft der Sterne,
Wiegen dieſes Blut zur Ruh'.
Mein Gefühl wird ſtets erweichter;
Doch mein Herz wird täglich leichter,
Und mein Glück nimmt immer zu.

Nirgends kann ich ſie vergeſſen;
Und doch kann ich ruhig eſſen,
Heiter iſt mein Geiſt und frei;
Und unmerkliche Verklärung
Macht die Liebe zur Verehrung,
Die Begier zur Schwärmerei.

Aufgezogen durch die Sonne
Schwimmt im Hauch ätherſcher Wonne
So das leichteſte Wölkchen hin,
Wie mein Herz in Ruh' und Freude.
Frei von Furcht, zu groß zum Neide,
Lieb' ich, ewig lieb' ich ſie!

An Luna.

Schweſter von dem erſten Licht,
Bild der Zärtlichkeit in Trauer!
Nebel ſchwimmt mit Silberſchauer
Um Dein reizendes Geſicht;
Deines leiſen Fußes Lauf
Weckt aus tagverſchloſſ'nen Höhlen
Traurig abgeſchied'ne Seelen,
Mich und nächt'ge Vögel auf.

Forſchend überſieht Dein Blick
Eine großgemeſſ'ne Weite.
Hebe mich an Deine Seite!
Gib der Schwärmerei dieß Glück;
Und in weltverlor'ner Ruh'
Säh' der weitverſchlag'ne Ritter
Durch das gläſerne Gegitter
Seines Mädchens Nächten zu.

Des Beſchauens beides Glück
Mildert ſolcher Ferne Qualen,
Und ich ſammle Deine Strahlen,
Und ich ſchärfe meinen Blick;
Hell und heller wird es ſchon
Um die unverhüllten Glieder,
Und nun zieht ſie mich hernieder,
Wie Dich einſt Endymion.

Brautnacht.

Im Schlafgemach, entfernt vom Feſte,
Sitzt Amor Dir getreu und bebt,
Daß nicht die Liſt muthwill'ger Gäſte
Des Brautbetts Frieden untergräbt.
Es blinkt mit myſtiſch heil'gem Schimmer
Vor ihm der Flammen blaſſes Gold;
Ein Weihrauchswirbel füllt das Zimmer,
Damit Ihr recht genießen ſollt.

Wie ſchlägt Dein Herz bei'm Schlag der Stunde,
Der Deiner Gäſte Lärm verjagt:
Wie glühſt Du nach dem ſchönen Munde,
Der bald verſtummt und Nichts verſagt.
Du eilſt, um Alles zu vollenden,
Mit ihr in's Heiligthum hinein;
Das Feuer in des Wächters Händen
Wird wie ein Nachtlicht ſtill und klein.

Wie hebt vor Deiner Küſſe Menge
Ihr Buſen und ihr roſ'ge Geſicht;
Zum Zittern wird nun ihre Strenge.
Denn Deine Kühnheit wird zur Pflicht.
Schnell hilft Dir Amor ſie entkleiden,
Und iſt nicht halb ſo ſchnell als Du;
Dann hält er ſchalkhaft und beſcheiden
Sich feſt die beiden Augen zu.

Biſt doch zufrieden, daß wir neue Wege,
Geleitet von Valerio, betreten?

Roſa.

Ich dächte faſt, ihr gingt allein, vermiedet
Der Freundinn unbequeme Gegenwart.

Elmire.

Wie, Roſa? Mich?

Valerio.

Mein Kind, bedenke doch,
Mit wem du redeſt, was du mir ſo heilig
Vor wenig Augenblicken noch verſprachſt.

Roſa.

Bedenk' es ſelbſt, Verräther! Nein, ich habe
Mit dieſen meinen Augen nichts geſehn.

Valerio.

Das iſt zu viel, zu viel! Du ſiehſt mich hier
Mit warmen Herzen einer edeln Freundinn
In trüber Stunde beyzuſtehn bemüht.
Iſt dieß Verrath?

Schadenfreude.

In des Papilion's Geſtalt
Flatt'r ich, nach den letzten Zügen,
Zu den vielgeliebten Stellen,
Zeugen himmliſcher Vergnügen,
Ueber Wieſen, an die Quellen,
Um den Hügel, durch den Wald.

Ich belauſch' ein zärtlich' Paar;
Von des ſchönen Mädchens Haupte,
Aus den Kränzen ſchau' ich nieder;
Alles, was der Tod mir raubte,
Seh' ich hier im Bilde wieder,
Bin ſo glücklich, wie ich war.

Sie umarmt ihn lächelnd ſtumm,
Und ſein Mund genießt der Stunde,
Die ihm güt'ge Götter ſenden,
Hüpft vom Buſen zu dem Munde,
Von dem Munde zu den Händen,
Und ich hüpf' um ihn herum.

Und ſie ſieht mich Schmetterling.
Zitternd vor des Freund's Verlangen
Springt ſie auf, da flieg' ich ferne.
„Lichter, komm', ihn einzufangen!
Komm'! ich hätt' es gar zu gerne,
Gern das kleine, bunte Ding."

Unſchuld.

Schönſte Tugend einer Seele,
Reinſter Quell der Zärtlichkeit!
Mehr als Pyren, als Pamele
Ideal und Seltenheit!
Wenn ein and'res Feuer brennet,
Flieht Dein zärtlich ſchwaches Licht.
Dich fühlt nur, wer Dich nicht kennet;
Wer Dich kennt, Der fühlt Dich nicht.

Göttinn, in dem Paradieſe
Lebteſt Du mit uns vereint;
Noch erſcheinſt Du mancher Wieſe
Morgens, eh' die Sonne ſcheint.
Nur der ſanfte Dichter ſiehet
Dich im Nebelkleide ziehn;
Phöbus kommt, der Nebel fliehet,
Und im Nebel biſt Du hin.

Epigramm.

Weint, Mädchen, hier bei Amor's Grabe; hier
Sank er von Nichts, von Ohngefähr danieder
Doch iſt er wirklich todt? Ich ſchwöre nicht dafür:
Ein Nichts, ein Ohngefähr erweckt ihn öfters wieder.

Novemberlied.

Dem Schützen, doch dem alten nicht,
Zu dem die Sonne flieht,
Der uns ihr fernes Angeſicht
Mit Wolken überzieht;

Dem Knaben ſei dieß Lied geweiht,
Der zwiſchen Roſen ſpielt,
Uns höret und zur rechten Zeit
Nach ſchönen Herzen zielt.

Durch ihn hat uns des Winters Nacht,
So häßlich ſonſt und rauh,
Gar manchen werthen Freund gebracht
Und manche liebe Frau.

Von nun an ſoll ſein ſchönes Bild
Am Sternenhimmel ſtehn,
Und er ſoll ewig hold und mild
Uns auf- und untergehn.

An die Erwählte.

Hand in Hand, und Lipp' auf Lippe!
Liebes Mädchen, bleibe treu!
Lebe wohl! und manche Klippe
Fährt Dein Liebſter noch vorbei;
Aber wenn er einſt den Hafen,
Nach dem Sturme, wieder grüßt,
Mögen ihn die Götter ſtrafen,
Wenn er ohne Dich genießt!

Friſch gewagt iſt ſchon gewonnen,
Halb iſt ſchon mein Werk vollbracht;
Sterne leuchten mir wie Sonnen,
Nur dem Feigen iſt es Nacht.
Wär' ich müßig Dir zur Seite,
Drückte noch der Kummer mich:
Doch in aller dieſer Weite
Wirk' ich raſch und nur für Dich.

Schon iſt mir das Thal gefunden,
Wo wir einſt zuſammen gehn,
Und den Strom in Abendſtunden
Sanft hinunter gleiten ſehn.
Dieſe Pappeln auf den Wieſen,
Dieſe Buchen in dem Hain!
Ach, und hinter allen dieſen
Wird doch auch ein Hüttchen ſein.

Erſter Verluſt.

Ach, wer bringt die ſchönen Tage,
Jene Tage der erſten Liebe,
Ach, wer bringt nur eine Stunde
Jener holden Zeit zurück!

Einſam nähr' ich meine Wunde
Und mit ſtets erneuter Klage
Traur' ich um's verlor'ne Glück.

Ach, wer bringt die ſchönen Tage,
Jene holde Zeit zurück!

Nachgefühl.

Wenn die Reben wieder blühen,
Rühret ſich der Wein im Faſſe;
Wenn die Roſen wieder glühen,
Weiß ich nicht, wie mir geſchieht.

Thränen rinnen von den Wangen,
Was ich thue, was ich laſſe;
Nur ein unbeſtimmt' Verlangen
Fühl' ich, das die Bruſt durchzieht.

Und zuletzt muß ich mir ſagen,
Wenn ich mich bedenk' und faſſe,
Daß in ſolchen ſchönen Tagen
Doris einſt für mich geglüht.

Nähe des Geliebten.

Ich denke Dein', wenn mir der Sonne Schimmer
Vom Meere ſtrahlt;
Ich denke Dein', wenn ſich des Mondes Flimmer
In Quellen malt.

Ich ſehe Dich, wenn auf dem fernen Wege
Der Staub ſich hebt;
In tiefer Nacht, wenn auf dem ſchmalen Stege
Der Wand'rer bebt.

Ich höre Dich, wenn dort mit dumpfem Rauſchen
Die Welle ſteigt.
Im ſtillen Haine geh' ich oft zu lauſchen,
Wenn Alles ſchweigt.

Ich bin bei Dir, Du ſeiſt auch noch ſo ferne,
Du biſt mir nah'!
Die Sonne ſinkt, bald leuchten mir die Sterne.
O, wärſt Du da!

Gegenwart.

Alles kündet Dich an!
Erſcheinet die herrliche Sonne,
Folgſt Du, ſo hoff' ich es, bald.

Trittſt Du im Garten hervor,
So biſt Du die Roſe der Roſen,
Lilie der Lilien zugleich.

Wenn Du im Tanze Dich regſt,
So regen ſich alle Geſtirne
Mit Dir und um Dich umher.

Nacht! und ſo wär' es denn Nacht!
Nun überſcheinſt Du des Mondes
Lieblichen, labenden Glanz.

Labend und lieblich biſt Du,
Und Blumen, Mond und Geſtirne
Huldigen, Sonne, nur Dir.

Sonne! ſo ſei Du auch mir
Die Schöpferinn herrlicher Tage;
Leben und Ewigkeit iſt's.

An die Entfernte.

So hab' ich wirklich Dich verloren,
Biſt Du, o Schöne, mir entflohn?
Noch klingt in den gewohnten Ohren
Ein jedes Wort, ein jeder Ton.

Sowie des Wand'rers Blick am Morgen
Vergebens in die Lüfte dringt,
Wenn, in dem blauen Raum verborgen,
Hoch über ihm die Lerche ſingt:

So dringet ängſtlich hin und wieder
Durch Feld und Buſch und Wald mein Blick;
Dich rufen alle meine Lieder;
O komm, Geliebte, mir zurück!

Am Fluſſe.

Verfließet, vielgeliebte Lieder,
Zum Meere der Vergeſſenheit!
Kein Knabe ſing' entzückt Euch wieder,
Kein Mädchen in der Blüthenzeit.

Ihr ſanget nur von meiner Lieben;
Nun ſpricht ſie meiner Treue Hohn.
Ihr war't ins Waſſer eingeſchrieben;
So fließt denn auch mit ihm davon.

Die Freude.

Es flattert um die Quelle
Die wechselnde Libelle,
Mich freut sie lange schon;
Bald dunkel und bald helle,
Wie der Chamäleon,
Bald roth, bald blau,
Bald blau, bald grün;
O, daß ich in der Nähe
Doch ihre Farben sähe!

Sie schwirrt und schwebet, rastet nie!
Doch still, sie setzt sich an die Weiden.
Da hab' ich sie! Da hab' ich sie!
Und nun betracht' ich sie genau,
Und seh' ein traurig dunkles Blau —

So geht es Dir, Zerglied'rer Deiner Freuden!

Abschied.

Zu lieblich ist's, ein Wort zu brechen,
Zu schwer die wohlerkannte Pflicht,
Und leider kann man Nichts versprechen,
Was unserm Herzen widerspricht.

Du übst die alten Zauberlieder,
Du lockst ihn, der kaum ruhig war,
Zum Schaukelkahn der süßen Thorheit wieder,
Erneu'st, verdoppelst die Gefahr.

Was suchst Du mir Dich zu verstecken?
Sei offen, flieh' nicht meinen Blick!
Früh oder spät mußt' ich's entdecken,
Und hier hast Du Dein Wort zurück.

Was ich gesollt, hab' ich vollendet;
Durch mich sei Dir von nun an Nichts verwehret;
Allein verzeih' dem Freund, der sich nun von Dir wendet,
Und still in sich zurücke kehrt.

Wechsel.

Auf Kieseln im Bache, da lieg' ich, wie helle!
Verbreite die Arme der kommenden Welle,
Und buhlerisch drückt sie die sehnende Brust;
Dann führet sie der Leichtsinn im Strome danieder;
Es naht sich die zweite, sie streichelt mich wieder:
So fuhl' ich die Freuden der wechselnden Lust.

Und doch, und so traurig, verschleißt Du vergebens
Die köstlichen Stunden des eilenden Lebens,
Weil Dich das geliebteste Mädchen vergißt!
O, ruf' sie zurücke die vorigen Zeiten!
Es küßt sich so süße die Lippe der Zweiten,
Als kaum sich die Lippe der Ersten geküßt.

Beherzigung.

Ach, was soll der Mensch verlangen?
Ist es besser, ruhig bleiben?
Klammernd fest sich anzuhangen?
Ist es besser, sich zu treiben?
Soll er sich ein Häuschen bauen?
Soll er unter Zelten leben?
Soll er auf die Felsen trauen?
Selbst die festen Felsen beben.

Eines schickt sich nicht für Alle!
Sehe Jeder, wie er's treibe,
Sehe Jeder, wo er bleibe,
Und wer steht, daß er nicht falle!

Meeresstille.

Tiefe Stille herrscht im Wasser,
Ohne Regung ruht das Meer,
Und bekümmert sieht der Schiffer
Glatte Fläche ringsumher.
Keine Luft von keiner Seite!
Todesstille, fürchterlich!
In der ungeheuern Weite
Reget keine Welle sich.

Glückliche Fahrt.

Die Nebel zerreißen,
Der Himmel ist helle
Und Aeolus löset
Das ängstliche Band.
Es säuseln die Winde,
Es rühret sich der Schiffer.
Geschwinde! Geschwinde!
Es theilt sich die Welle,
Es naht sich die Ferne;
Schon seh' ich das Land!

Muth.

Sorglos über die Fläche weg;
Wo vom kühnen Wager die Bahn
Dir nicht vorgegraben Du siehst,
Mache Dir selber Bahn!

Stille, Liebchen, mein Herz!
Kracht's gleich, bricht's doch nicht!
Bricht's gleich, bricht's nicht mit Dir!

Erinnerung.

Willſt Du immer weiter ſchweifen?
Sieh', das Gute liegt ſo nah'.
Lerne nur das Glück ergreifen;
Denn das Glück iſt immer da.

Willkommen und Abſchied.

Es ſchlug mein Herz; geſchwind zu Pferde!
Es war gethan, faſt eh' gedacht;
Der Abend wiegte ſchon die Erde
Und an den Bergen hing die Nacht;
Schon ſtand im Nebelkleid die Eiche,
Ein aufgethürmter Riese, da,
Wo Finſterniß aus dem Geſträuche
Mit hundert ſchwarzen Augen ſah.

Der Mond von einem Wolkenhügel
Sah kläglich aus dem Duft hervor,
Die Winde ſchwangen leiſe Flügel,
Umſauſten ſchauerlich mein Ohr;
Die Nacht ſchuf tauſend Ungeheuer;
Doch friſch und fröhlich war mein Muth;
In meinen Adern, welches Feuer!
In meinem Herzen, welche Gluth!

Dich ſah ich, und die milde Freude
Floß von dem ſüßen Blick auf mich;
Ganz war mein Herz an Deiner Seite
Und jeder Athemzug für Dich.
Ein roſenfarb'nes Frühlingswetter
Umgab das liebliche Geſicht,
Und Zärtlichkeit für mich — Ihr Götter!
Ich hofft' es, ich verdient' es nicht!

Doch ach, ſchon mit der Morgenſonne
Verengt der Abſchied mir das Herz!
In Deinen Küſſen, welche Wonne,
In Deinem Auge, welcher Schmerz!
Ich ging, Du ſtandſt und ſahſt zur Erden,
Und ſahſt mir nach mit naſſem Blick:
Und doch, welch' Glück, geliebt zu werden!
Und Lieben, Götter, welch ein Glück!

Neue Liebe neues Leben.

Herz, mein Herz, was ſoll Das geben?
Was bedränget Dich ſo ſehr?
Welch ein fremdes, neues Leben!
Ich erkenne Dich nicht mehr.

Weg iſt Alles, was Du liebteſt,
Weg, warum Du Dich betrübteſt,
Weg Dein Fleiß und Deine Ruh' —
Ach, wie kamſt Du nur dazu!

Feſſelt Dich die Jugendblüthe,
Dieſe liebliche Geſtalt,
Dieſer Blick voll Treu' und Güte,
Mit unendlicher Gewalt?
Will ich raſch mich ihr entziehen,
Mich ermannen, ihr entfliehen,
Führet mich im Augenblick
Ach, mein Weg zu ihr zurück!

Und an dieſem Zauberfädchen,
Das ſich nicht zerreißen läßt,
Hält das liebe, loſe Mädchen,
Mich ſo wider Willen feſt;
Muß in ihrem Zauberkreiſe
Leben nun auf ihre Weiſe.
Die Verwand'lung, ach, wie groß!
Liebe! Liebe! Laß mich los!

An Belinde'n.

Warum ziehſt Du mich unwiderſtehlich
Ach, in jene Pracht?
War ich unter Junge nicht ſo ſelig
In der öden Nacht?

Heimlich in mein Zimmerchen verſchloſſen,
Lag im Mondenſchein,
Ganz von ſeinem Schauerlicht umfloſſen,
Und ich dämmert' ein.

Träumte da von vollen gold'nen Stunden
Ungemiſchter Luſt,
Hatte ſchon das liebe Kind empfunden
Tief in meiner Bruſt.

Bin ich's noch, den Du bei ſo viel Lichtern
An dem Spieltiſch hältſt?
Oft ſo unerträglichen Geſichtern
Gegenüberſtellſt?

Reizender iſt mir des Frühlings Blüthe
Nun nicht auf der Flur;
Wo Du, Engel, biſt, iſt Lieb' und Güte,
Wo Du biſt, Natur.

Mailied.

Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!

Es dringen Blüthen
Aus jedem Zweig
Und tausend Stimmen
Aus dem Gesträuch;

Und Freud' und Wonne
Aus jeder Brust.
O Erd', o Sonne!
O Glück, o Lust!

O Lieb', o Liebe!
So golden schön,
Wie Morgenwolken
Auf jenen Höh'n!

Du segnest herrlich
Das frische Feld,
Im Blüthendampfe
Die volle Welt.

O Mädchen, Mädchen,
Wie lieb' ich Dich!
Wie blickt Dein Auge!
Wie liebst Du mich!

So liebt die Lerche
Gesang und Luft,
Und Morgenblumen
Den Himmelsduft,

Wie ich Dich liebe
Mit warmem Blut,
Die Du mir Jugend
Und Freud' und Muth

Zu neuen Liedern
Und Tänzen giebst.
Sei ewig glücklich,
Wie Du mich liebst!

Mit einem gemalten Band.

Kleine Blumen, kleine Blätter
Streuen mir mit leichter Hand
Gute, junge Frühlingsgötter
Tändelnd auf ein luftig' Band.

Zephyr, nimm's auf Deine Flügel,
Schling's um meiner Liebsten Kleid;
Und so tritt sie vor den Spiegel
All in ihrer Munterkeit.

Sieht mit Rosen sich umgeben,
Selbst wie eine Rose jung.
Einen Blick, geliebtes Leben!
Und ich bin belohnt genung.

Fühle, was dieß Herz empfindet,
Reiche frei mir Deine Hand,
Und das Band, das uns verbindet,
Sei kein schwaches Rosenband!

Mit einem goldenen Halskettchen.

Dir darf dieß Blatt ein Kettchen bringen,
Das, ganz zur Biegsamkeit gewöhnt,
Sich mit viel hundert kleinen Schlingen
Um Deinen Hals zu schmiegen sehnt.

Gewähr' dem Närrchen die Begierde,
Sie ist voll Unschuld, ist nicht kühn;
Am Tag ist's eine kleine Zierde,
Am Abend wirst Du's wieder hin.

Doch bringt Dir Einer jene Kette,
Die schwerer drückt und ernster faßt;
Verdenk' ich Dir es nicht, Lisette,
Wenn Du ein klein' Bedenken hast!

An Lottchen.

Mitten im Getümmel mancher Freuden,
Mancher Sorgen, mancher Herzensnoth,
Denk' ich Dein', o Lottchen, denken Dein die Meinen,
Wie bei'm stillen Abendroth
Du die Hand uns freundlich reichtest,
Da Du uns auf reich bebauter Flur,
In dem Schooße herrlicher Natur,
Manche leicht verhüllte Spur
Einer lieben Seele zeigtest.

Wohl ist mir's, daß ich Dich nicht verkannt,
Daß ich gleich Dich in der ersten Stunde,
Ganz den Herzensausdruck in dem Munde,
Dich ein wahres, gutes Kind genannt.

Still und eng und ruhig auferzogen,
Wirft man uns auf einmal in die Welt;
Uns umspülen hunderttausend Wogen,
Alles reizt uns, mancherlei gefällt,
Mancherlei verdrießt uns, und von Stund' zu Stunden
Schwankt das leicht unruhige Gefühl;
Wir empfinden, und, was wir empfunden,
Spült hinweg das bunte Weltgewühl.

Wohl, ich weiß es, da durchschleicht uns innen
Manche Hoffnung, mancher Schmerz.
Lottchen, wer kennt uns're Sinnen?
Lottchen, wer kennt unser Herz?
Ach, es möchte gern gekannt sein, überfließen
In das Mitempfinden einer Kreatur,
Und vertrauend zwiefach neu genießen
Alles Leid und Freude der Natur.

Und da sucht das Aug' so oft vergebens
Ringsumher, und findet Alles zu;
So vertaumelt sich der schönste Theil des Lebens
Ohne Sturm und ohne Ruh';

Und zu Deinem ew'gen Unbehagen
Stößt Dich heute, was Dich gestern zog.
Kannst Du zu der Welt nur Neigung tragen,
Die so oft Dich trog,
Und bei Deinem Weh, bei Deinem Glücke,
Blieb in eigenwill'ger, starrer Ruh'?
Sieh', da tritt der Geist in sich zurücke,
Und das Herz — es schließt sich zu.

So fand ich Dich und ging Dir frei entgegen.
O, sie ist werth, zu sein geliebt!
Rief ich, erflehte Dir des Himmels reinsten Segen,
Den er Dir nun in Deiner Freundinn giebt.

Auf dem See.

Und frische Nahrung, neues Blut
Sang' ich aus freier Welt;
Wie ist Natur so hold und gut,
Die mich am Busen hält!
Die Welle wieget unsern Kahn
Im Ruder-Tact hinauf,
Und Berge, wolkig himmelan,
Begegnen unserm Lauf.

Aug', mein Aug', was sinkst Du nieder?
Gold'ne Träume, kommt Ihr wieder?
Weg, Du Traum! so Gold Du bist;
Hier auch Lieb' und Leben ist.

Auf der Welle blinken
Tausend schwebende Sterne,
Weiche Nebel trinken
Rings die thürmende Ferne;
Morgenwind umflügelt
Die beschattete Bucht,
Und im See bespiegelt
Sich die reifende Frucht.

Vom Berge.

Wenn ich, liebe Lili, Dich nicht liebte,
Welche Wonne gäb' mir dieser Blick!
Und doch, wenn ich, Lili, Dich nicht liebte,
Fänd' ich hier und fänd' ich dort mein Glück?

Blumenstrauß.

Der Strauß, den ich gepflücket,
Grüße Dich viel tausend Mal!
Ich habe mich oft gebücket
Ach, wohl ein tausend Mal,
Und ihn an's Herz gedrücket
Wie hunderttausend Mal!

Im Sommer.

Wie Feld und Au
So blinkend im Thau!
Wie perlenschwer
Die Pflanzen umher!
Wie durch's Gebüsch
Die Winde so frisch!
Wie laut im hellen Sonnenstrahl
Die süßen Vöglein allzumal!

Ach, aber da,
Wo Liebchen ich sah,
Im Kämmerlein,
So nieder und klein,
So rings bedeckt,
Der Sonne versteckt,
Wo blieb die Erde weit und breit
Mit aller ihrer Herrlichkeit!

Mailied.

Zwischen Waizen und Korn,
Zwischen Hecken und Dorn,
Zwischen Bäumen und Gras,
Wo geht's Liebchen?
Sag mir Das!

Fand mein Holdchen
Nicht daheim;
Muß das Goldchen
Draußen sein.
Grünt und blühet
Schön der Mai;
Liebchen ziehet
Froh und frei.

An dem Felsen bei'm Fluß,
Wo sie reichte den Kuß,
Jenen ersten im Gras,
Seh' ich Etwas!
Ist sie Das?

Frühzeitiger Frühling.

Tage der Wonne,
Kommt Ihr so bald?
Schenkt mir die Sonne,
Hügel und Wald?

Reichlicher fließen
Bächlein zumal.
Sind es die Wiesen,
Ist es das Thal?

Blauliche Friſche!
Himmel und Höh'!
Goldene Fiſche
Wimmeln im See.

Buntes Gefieder
Rauſchet im Hain;
Himmliſche Lieder
Schallen darein.

Unter des Grünen
Blühender Kraft,
Naſchen die Bienen
Summend am Saft.

Leiſe Bewegung
Bebt in der Luft,
Reizende Regung,
Schläfernder Duft.

Mächtiger rühret
Bald ſich ein Hauch,
Doch er verlieret
Gleich ſich im Strauch.

Aber zum Buſen
Kehrt er zurück.
Helfet, Ihr Muſen,
Tragen das Glück!

Saget, ſeit geſtern
Wie mir geſchah?
Liebliche Schweſtern,
Liebchen iſt da!

Fürs Leben.

Nach dieſem Frühlingsregen
Den wir ſo warm erfleht,
Weibchen, o, ſieh' den Segen
Der uns're Flur durchweht!
Bis in die blaue Trübe
Verliert ſich unſer Blick!
Hier wandelt noch die Liebe,
Hier hauſet noch das Glück.

Das Pärchen weißer Tauben,
Du ſiehſt, es fliegt dorthin,
Wo, um beſonnte Lauben,
Gefüllte Veilchen blüh'n.
Dort banden wir zuſammen
Den allererſten Strauß,
Dort ſchlugen uns're Flammen
Zuerſt gewaltig aus.

Doch als uns vom Altare,
Nach dem beliebten Ja,
Mit manchem jungen Paare
Der Pfarrer eilen ſah:

Da gingen and're Sonnen
Und and're Monden auf;
Da war die Welt gewonnen
Für unſern Lebenslauf.

Und hunderttauſend Siegel
Bekräftigen den Bund,
Im Wäldchen, auf dem Hügel
Im Buſch am Wieſengrund,
In Höhlen, im Gemäuer,
Auf des Geklöftes Höh';
Und Amor trug das Feuer
Selbſt in das Rohr am See.

Wir wandelten zufrieden,
Wir glaubten uns zu Zwei;
Doch anders ward beſchieden,
Und ſieh'! wir waren Drei,
Und Vier' und Fünf und Sechſe,
Sie ſaßen um den Topf;
Und nun ſind die Gewächſe,
Faſt all' uns über'n Kopf.

Und dort, in ſchöner Fläche,
Das neugebaute Haus
Umſchlingen Pappelbäche,
So freundlich ſieht's heraus.
Wer ſchaffte wohl da drüben
Sich dieſen frohen Sitz?
Iſt es, mit ſeiner Lieben,
Nicht unſer braver Fritz?

Und wo im Felſengrunde
Der eingeklemmte Fluß
Sich ſchäumend aus dem Schlunde
Auf Räder ſtürzen muß.
Man ſpricht von Müllerinnen,
Und wie ſo ſchön ſie ſind;
Doch immer wird gewinnen
Dort hinten unſer Kind.

Doch wo das Grün ſo dichte
Um Kirch' und Raſen ſteht,
Da, wo die alte Fichte
Allein zum Himmel weht:
Da ruhet uns'rer Todten
Frühzeitiges Geſchick,
Und leitet von dem Boden
Zum Himmel unſern Blick.

Es blitzen Waffenwogen
Den Hügel, ſchwankend, ab.
Das Heer, es kommt gezogen,
Das uns den Frieden gab.
Wer mit der Ehrenbinde
Bewegt ſich ſtolz voraus?
Es gleichet unſerm Kinde!
So kommt der Carl nach Haus.

Den liebſten aller Gäſte
Bewirthet nun die Braut;
Sie wird am Friedensfeſte
Dem Treuen angetraut.

Und zu den Feiertänzen
Drängt Jeder ſich herbei;
Da ſchmückeſt Du mit Kränzen
Der jüngſten Kinder drei.

Bei Flöten und Schalmeien
Erneuert ſich die Zeit,
Da wir uns einſt im Reihen
Als junges Paar gefreut;
Und in des Jahres Laufe, —
Die Wenne fühl' ich ſchon! —
Begleiten wir zur Taufe
Den Enkel und den Sohn.

Herbſtgefühl.

Fetter grüne, Du Laub
Am Rebengeländer
Hier mein Fenſter herauf!
Gedrängter quellet,
Zwillingsbeeren, und reifet
Schneller und glänzend voller!
Euch brütet der Mutter Sonne
Scheideblick, Euch umſäuſelt
Des holden Himmels
Fruchtende Fülle;
Euch kühlet des Mondes
Freundlicher Zauberhauch,
Und Euch bethauen, ach!
Aus dieſen Augen —
Der ewig belebenden Liebe
Vollſchwellende Thränen.

Raſtloſe Liebe.

Dem Schnee, dem Regen,
Dem Wind entgegen,
Im Dampf der Klüfte,
Durch Nebeldüfte,
Immer zu! Immer zu!
Ohne Raſt und Ruh'!

Lieber durch Leiden
Möcht' ich mich ſchlagen,
Als ſo viel Freuden
Des Lebens ertragen.
Alle das Neigen
Von Herzen zu Herzen,
Ach, wie ſo eigen
Schaffet das Schmerzen!

Wie ſoll ich fliehen?
Wälderwärts ziehen?
Alles vergebens!
Krone des Lebens,
Glück ohne Ruh',
Liebe, biſt Du!

Schäfers Klagelied.

Da droben auf jenem Berge
Da ſteh' ich tauſend Mal
An meinem Stabe gebogen
Und ſchaue hinab in das Thal.

Dann folg' ich der weidenden Herde,
Mein Hündchen bewahret mir ſie;
Ich bin heruntergekommen
Und weiß doch ſelber nicht wie.

Da ſtehet von ſchönen Blumen
Die ganze Wieſe ſo voll;
Ich breche ſie, ohne zu wiſſen,
Wem ich ſie geben ſoll.

Und Regen, Sturm und Gewitter
Verpaß' ich unter dem Baum;
Die Thüre dort bleibet verſchloſſen;
Doch Alles iſt leider ein Traum.

Es ſtehet ein Regenbogen
Weht über jenem Haus:
Sie aber iſt weggezogen,
Und weit in das Land hinaus;

Hinaus in das Land und weiter,
Vielleicht gar über die See.
Vorüber, Ihr Schafe, vorüber!
Dem Schäfer iſt gar ſo weh'.

Troſt in Thränen.

Wie kommt's, daß Du ſo traurig biſt,
Da Alles froh erſcheint?
Man ſieht Dir's an den Augen an,
Gewiß, Du haſt geweint.

„Und hab' ich einſam auch geweint,
So iſt's mein eig'ner Schmerz,
Und Thränen fließen gar ſo ſüß,
Erleichtern mir das Herz."

Die frohen Freunde laden Dich,
O, komm' an unſre Bruſt!
Und was Du auch verloren haſt,
Vertraue den Verluſt.

„Ihr lärmt und rauſcht und ahnet nicht,
Was mich, den Armen, quält.
Ach nein, verloren hab' ich's nicht,
So ſehr es mir auch fehlt."

So faſſe denn Dich eilig auf,
Du biſt ein junges Blut;
In Deinen Jahren hat man Kraft
Und zum Erwerben Muth.

„Ach nein, erwerben kann ich's nicht,
Es steht mir gar zu fern.
Es weilt zu hoch, es blinkt so schön,
Wie droben jener Stern.“

Die Sterne, die begehrt man nicht,
Man freut sich ihrer Pracht,
Und mit Entzücken blickt man auf
In jeder heitern Nacht.

„Und mit Entzücken blick' ich auf
So manchen lieben Tag;
Verweinen läßt die Nächte mich,
So lang ich weinen mag.“

Nachtgesang.

O zih', vom weichen Pfühle,
Träumend, ein halb' Gehör!
Bei meinem Saitenspiele
Schlafe! Was willst Du mehr?

Bei meinem Saitenspiele
Segnet der Sterne Heer
Die ewigen Gefühle;
Schlafe! Was willst Du mehr?

Die ewigen Gefühle
Heben mich, hoch und hehr,
Aus irdischem Gewühle;
Schlafe! Was willst Du mehr?

Vom irdischen Gewühle
Traust Du mich nur zu sehr,
Bannst mich in diese Kühle;
Schlafe! Was willst Du mehr?

Bannst mich in diese Kühle,
Giebst nur im Traum Gehör.
Ach! auf dem weichen Pfühle
Schlafe! Was willst Du mehr?

Sehnsucht.

Was zieht mir das Herz so?
Was zieht mich hinaus,
Und wendet und schraubt mich
Aus's Zimmer und Haus?
Wie dort sich die Weiden
Um Felsen verziehn!
Da möcht' ich hinüber,
Da möcht' ich wohl hin!

Nun wiegt sich der Raben
Geselliger Ring;
Ich mische mich d'runter
Und folge dem Zug.

Und Berg und Gemäuer
Umflittigen wir;
Sie weilet da drunten,
Ich suche nach ihr.

Da kommt sie und wandelt;
Ich eile sobald,
Ein singender Vogel,
Zum duftigen Wald.
Sie weilet und horchet
Und lächelt mir sich:
„Er singet so lieblich
Und singt es an mich.“

Die scheidende Sonne
Vergoldet die Höh'n;
Die funkende Schöne
Sie läßt es geschehn.
Sie wandelt am Bache
Die Wiesen entlang,
Und dunket mich näher
Umschlungt sich der Gang.

Auf einmal erblick' ich,
Ein blinkender Stern.
„Was glänzet da droben,
So nah' und so fern?“
Und hast Du mit Staunen
Das Leuchten erblickt!
Ich lieg' Dir zu Füßen,
Da bin ich beglückt!

An Mignon.

Ueber Thal und Fluß getragen,
Zieht rein der Sonne Wagen.
Ach, sie regt in ihrem Lauf
Sowie Deine, meine Schmerzen,
Tief im Herzen,
Immer Morgens wieder auf!

Kann will mir die Nacht noch frommen,
Denn die Träume selber kommen
Nun in traniger Gestalt;
Und ich fühle dieser Schmerzen,
Still im Herzen,
Heimlich bildende Gewalt.

Schon seit manchen schönen Jahren
Seh' ich unten Schiffe fahren;
Jedes kommt an seinen Ort;
Aber ach, die steten Schmerzen,
Fest im Herzen,
Schwimmen nicht im Strome fort!

Schön in Kleidern muß ich kommen,
Aus dem Schrank sind sie genommen,
Weil es heute Festtag ist;
Niemand ahnet, daß von Schmerzen
Herz im Herzen
Grimmig mir zerrissen ist.

Heimlich muß ich immer weinen,
Aber freundlich kann ich scheinen
Und sogar gesund und reich;
Wären tödtlich diese Schmerzen
Meinem Herzen,
Ach, schon lange wär' ich todt!

Bergschloß.

Da drohen auf jenem Berge,
Da steht ein altes Schloß,
Wo hinter Thoren und Thüren
Sonst lauerten Ritter und Roß.

Verbrannt sind Thüren und Thore,
Und überall ist es so still;
Das alte, verfall'ne Gemäuer
Durchkletter' ich, wie ich nur will.

Hierneben lag ein Keller
So voll von köstlichem Wein;
Nun steiget nicht mehr mit Kränzen
Die Kellnerin heiter hinein.

Sie setzt den Gästen im Saale
Nicht mehr die Becher vuhor,
Sie füllt zum heiligen Mahle
Dem Klausen das Fläschchen nicht mehr.

Sie reicht dem lüsternen Knappen
Nicht mehr auf dem Gange den Trank,
Und nimmt für flüchtige Gabe
Nicht mehr den flüchtigen Dank;

Denn alle Balken und Decken
Sie sind schon lange verbrannt,
Und Treppe und Gang und Capelle
In Schutt und Trümmer verwandt.

Doch als mit Essen und Flasche
Nach diesen seligen Heb'n
Ich an dem heitersten Tage
Mein Liebchen steigen gesehn,

Da drängte sich frohes Behagen
Hervor aus verdorrter Ruh',
Da ging's, wie in alten Tagen,
Recht feierlich wieder zu.

Als wären wir fürstliche Gäste,
Die weitesten Räume bereit;
Als käm' ein Märchen gegangen
Aus jener tüchtigen Zeit;

Als stünd' in seiner Capelle
Der würdige Pfaffe schon da
Und fragte: „Wollt Ihr einander?"
Wir aber lächelten: Ja!

Und tief bewegten Gefühle
Des Herzens innigsten Grund;
Es sengte statt der Messe
Der Echo schallender Mund.

Und als sich gegen den Abend
Im Stillen Alles verlor,
Da blickte die scheidende Sonne
Zum schroffen Gipfel empor.

Und Knapp' und Kellnerin glänzen
Als Herren weit und breit;
Sie nimmt sich zum Ecebenen
Und er zum Danke sich Zeit.

Geisterzug.

Hoch auf dem alten Thurme steht
Des Helden edler Geist,
Der, wie das Schiff vorübergeht,
Es wohl zu fahren heißt.

„Sieh', diese Sonne war so stark,
„Dieß Herz so fest und wild,
„Die Knochen voll von Rittermark,
„Der Becher angefüllt;

„Mein halbes Leben stürmt' ich fort,
„Verdehnt' die Hälfte in Ruh'
„Und Du, Du Menschenschicksein dort,
„Fahr' immer immer zu!"

An ein goldenes Herz, das er am Halse trug.

Angedenken Du verklung'ner Freude,
Daß ich immer noch am Halse trage,
Hältst Du länger als das Seelenband uns Beide?
Verlängerst Du der Liebe kurze Tage?

Flieh' ich, Lili, vor Dir? Muß noch an Deinem
Busen

Durch fremde Lande,
Durch leere Thäler und Wälder wallen!
Ach, Lili's Herz konnte so bald nicht
Von meinem Herzen tauen!

Wie ein Vogel, der den Faden reißt
Und zum Walde kehrt,
Er schleppt des Gefängnisses Schmach,
Noch ein Stückchen des Fadens, nach;
Er ist der alte, freigeborne Vogel nicht,
Er hat schon Jemand angehetzt.

Wonne der Wehmuth.

Trocknet nicht, trocknet nicht,
Thränen der ewigen Liebe!
Ach, nur dem halb getrockneten Auge
Wie öde, wie todt die Welt ihm erscheint!
Trocknet nicht, trocknet nicht,
Thränen unglücklicher Liebe!

Rosa.

Und sie scheint sehr getröstet.

Elmire.

Kann deine Leidenschaft mich auch verkennen?

Valerio.

Beleid'ge, Rosa, nicht das schöne Herz.
Geh' in dich selbst, und höre was dein Freund,
Was dein Geliebter sagt, und was dir schon
Dein eigen Herz statt meiner sagen sollte.

Rosa

weinend und schluchzend, indem Valerio sich um sie bemüht.

Nein, nein, ich glaube nicht,
Nein, nicht den Worten.
Worte, ja Worte habt ihr genug.
Liebe und liebte dorten nur, dorten!
Alles erlogen, alles ist Trug.

Sie wendet sich von ihm ab; und da sie sich auf die andere Seite kehrt, kommt ihr Elmire entgegen, sie zu besänftigen.

Freundinn, du Falsche,
Solltest dich schämen!
Laßt mich! Ich will nicht,

Wanderers Nachtlied.

Der Du von dem Himmel biſt,
Alles Leid und Schmerzen ſtilleſt,
Den, der doppelt elend iſt,
Doppelt mit Erquickung füllеſt,
Ach, ich bin des Treibens müde!
Was ſoll all' der Schmerz und Luſt?
Süßer Friede,
Komm', ach komm' in meine Bruſt!

Ein Gleiches.

Ueber allen Gipfeln
Iſt Ruh',
In allen Wipfeln
Spürеſt Du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein ſchweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruheſt Du auch.

Jägers Abendlied.

Im Felde ſchleich' ich ſtill und wild,
Geſpannt mein Feuerrohr;
Da ſchwebt ſo licht Dein liebes Bild
Dein ſüßes Bild mir vor.

Du wandelſt jetzt wohl ſtill und mild
Durch Feld und liebes Thal,
Und ach, mein ſchnell verrauſchend' Bild
Stellt ſich Dir's nicht einmal? —

Des Menſchen, der die Welt durchſtreift
Voll Unmuth und Verdruß,
Nach Oſten und nach Weſten ſchweift,
Weil er Dich laſſen muß.

Mir iſt es, denk' ich nur an Dich,
Als in den Mond zu ſehn;
Ein ſtiller Friede kommt auf mich,
Weiß nicht, wie mir geſchehn.

An den Mond.

Füllеſt wieder Buſch und Thal
Still mit Nebelglanz.
Löſeſt endlich auch einmal
Meine Seele ganz;

Breiteſt über mein Gefild
Lindernd Deinen Blick,
Wie des Freundes Auge mild
Ueber mein Geſchick.

Jeden Nachklang fühlt mein Herz
Froh und trüber Zeit,
Wandle zwiſchen Freud' und Schmerz
In der Einſamkeit.

Fließe, fließe, lieber Fluß!
Nimmer werd' ich froh,
So verrauſchte Scherz und Kuß,
Und die Treue ſo.

Ich beſaß es doch einmal,
Was ſo köſtlich iſt!
Daß man doch zu ſeiner Qual
Nimmer es vergißt!

Rauſche, Fluß, das Thal entlang,
Ohne Raſt und Ruh',
Rauſche, flüſt're meinem Sang
Melodien zu,

Wenn Du in der Winternacht
Wüthend überſchwillſt,
Oder um die Frühlingspracht
Junger Knoſpen quillſt.

Selig, wer ſich vor der Welt
Ohne Haß verſchließt,
Einen Freund am Buſen hält
Und mit Dem genießt,

Was, von Menſchen nicht gewußt
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Bruſt
Wandelt in der Nacht.

Bauer im Wechſel.

Hielte dieſen frühen Segen
Ach, nur eine Stunde feſt!
Aber vollen Blüthenregen
Schüttelt ſchon der laue Weſt.
Soll ich mich des Grünen freuen,
Dem ich Schatten erſt verdankt?
Bald wird Sturm auch Das zerſtreuen,
Wenn es fahl im Herbſt geſchwankt.

Willſt Du nach den Früchten greifen,
Eilig nimm Dein Theil davon!
Dieſe fangen an zu reifen,
Und die andern keimen ſchon;
Gleich mit jedem Regenguſſe,
Aendert ſich Dein holdes Thal,
Ach, und in demſelben Fluſſe
Schwimmſt Du nicht zum zweiten Mal!

Du nun ſelbſt! Was felſenfeſte
Sich vor Dir hervorgethan,
Mauern ſiehſt Du, ſiehſt Paläſte
Stets mit andern Augen an;

Weggeſchwunden iſt die Lippe,
Die im Kuſſe ſonſt genaß,
Jener Fuß, der an der Klippe
Sich mit Gemſenfreche maß;

Jene Hand, die gern und milde
Sich bewegte, wohlzuthun:
Das gegliederte Gebilde,
Alles iſt ein Ander's nun.
Und was ſich, an jener Stelle,
Nun mit Deinem Namen nennt,
Kam herbei wie eine Welle,
Und ſo eilt's zum Element.

Laß den Anfang mit dem Ende
Sich in Eins zuſammenziehn,
Schneller als die Gegenſtände
Selber Dich vorüberfliehn.
Denke, das die Gunſt der Muſen
Unvergängliches verheißt,
Den Gehalt in Deinem Buſen
Und die Form in Deinem Geiſt.

Einſchränkung.

Ich weiß nicht, was mir hier gefällt,
In dieſer engen kleinen Welt
Mit holdem Zauberband mich hält.
Vergeſſ' ich doch, vergeſſ' ich gern,
Wie ſeltſam mich das Schickſal leitet;
Und ach, ich fühle, nah' und fern,
Iſt mir noch Manches zubereitet.
O, wäre doch das rechte Maß getroffen!
Was bleibt mir nun, als, eingehüllt,
Von holder Lebenskraft erfüllt,
In ſtiller Gegenwart die Zukunft zu erhoffen!

Hoffnung.

Schaff', das Tagwerk meiner Hände,
Hohes Glück, daß ich's vollende!
Laß, o, laß mich nicht ermatten!
Nein, es ſind nicht leere Träume:
Jetzt nur Stangen dieſe Bäume,
Geben einſt noch Frucht und Schatten.

Sorge.

Kehre nicht in dieſem Kreiſe
Neu und immer neu zurück!
Laß, o, laß mir meine Weiſe,
Gönn', o, gönne mir mein Glück!
Soll ich fliehen? Soll ich's faſſen?
Nun, gezweifelt iſt genug,
Willſt Du mich nicht glücklich laſſen,
Sorge, nun, ſo mach' mich klug!

Eigenthum.

Ich weiß, daß mir Nichts angehört,
Als der Gedanke, der ungeſtört
Aus meiner Seele will fließen,
Und jeder günſtige Augenblick,
Den mich ein liebendes Geſchick
Von Grund aus läßt genießen.

An Lina.

Liebchen, kommen dieſe Lieder
Jemals wieder Dir zur Hand,
Sitze bei'm Claviere nieder,
Wo der Freund ſonſt bei Dir ſtand.

Laß die Saiten raſch erklingen,
Und dann ſieh' in's Buch hinein;
Nur nicht leſen! immer ſingen,
Und ein jedes Blatt iſt Dein!

Ach, wie traurig ſteht in Lettern,
Schwarz auf weiß, das Lied mich an,
Das aus Deinem Mund vergöttern,
Das ein Herz zerreißen kann!

Geſellige Lieder.

Was wir in Geſellſchaft ſingen,
Wird von Herz zu Herzen dringen.

Zum neuen Jahr.

Zwiſchen dem Alten,
Zwiſchen dem Neuen,
Hier uns zu freuen,
Schenkt uns das Glück;
Und das Vergang'ne
Heißt mit Vertrauen
Vorwärts zu ſchauen,
Schauen zurück.

Stunden der Plage,
Leider, ſie ſcheiden
Treue von Leiden,
Liebe von Luſt!
Beſſere Tage
Sammeln uns wieder,
Heitre Lieder
Stärken die Bruſt.

Leiden und Freuden,
Jener Verſchwund'nen,
Sind die Verbund'nen
Fröhlich gedenk.
O, des Geſchickes
Seltſamer Windung!
Alte Verbindung,
Neues Geſchenk.

Dankt es dem regen
Wogenden Glücke;
Dankt dem Geſchicke
Männlich' Gut.
Freut Euch des Wechſels
Heiterer Triebe,
Oftener Liebe,
Heimlicher Glut!

Andere ſchauen
Deckende Falten
Ueber dem Alten
Traurig und ſcheu;
Aber uns leuchtet
Freundliche Treue;
Sehet, das Neue
Findet uns neu.

So durch des Lebens
Wirrende Bewegung
Führe die Neigung
Uns in das Jahr.

Trinklied.

Was geht Du, ſchöne Nachbarin,
Im Garten ſo allein?
Und wenn Du Haus und Felder pflegſt,
Will ich Dein Diener ſein.

Mein Bruder ſchlich zur Kellnerin
Und hieß ihr keine Ruh',
Sie gab ihm einen friſchen Trunk
Und einen Kuß dazu.

Mein Vetter iſt ein kluger Wicht,
Er eß der Küchin hold;
Den Braten dreht er für und für
Um ſüßen Minnefold.

Die Sechſe, die verzehren dann
Zuſammen ein gutes Mahl,
Und ſingend kam ein viertes Paar
Gehrungen in den Saal.

Willkommen, und willkommen auch
Nur's mack're fünfte Paar,
Das voll Geſchicht' und Kenigkeit
Und friſcher Schalkheit war!

Noch blieb für Witzes, Witz und Geiſt
Und feine Spiele Platz;
Ein ſechſtes Pärchen kam heran,
Gefunden war der Schatz.

Doch Eines fehlt' und fehlte ſehr.
Was doch das Beſte thut;
Ein zärtlich' Pärchen ſchloß ſich an,
Ein treuer, — nun war's gut.

Geſellig feiert fort und fort
Das ungeſtörte Mahl,
Und Eins im Andern freue ſich
Der heil'gen Doppelzahl.

Frühlings-Gruß.

Du prophet'ſcher Vogel, Du,
Blüthenſänger, o Cancan!
Bitten eines jungen Paares
In der ſchönſten Zeit des Jahres

Höre, liebster Vogel, Du;
Kann es hoffen, ruf ihm zu:
Dein Concon, Dein Concon,
Immer mehr Concon, Concon.

Hörst Du! Ein verliebtes Paar
Schnt sich herzlich zum Altar;
Und es ist bei seiner Jugend
Voller Treue, voller Tugend.

Ist die Stunde denn noch nicht reif?
Sag', wie lange es warten soll?
Horch! Concon! Horch! Concon!
Immer stille! Nichts hinzu!

Ist es doch nicht uns're Schuld!
Nur zwei Jahre noch Geduld!
Aber, wenn wir uns genommen,
Werden Pa: pa: papas kommen!

Wisse, daß Du uns erfreust,
Wenn Du Viele prophezeist.
Eins! Concon! Zwei! Concon!
Immer weiter Concon, Concon, Con.

Haben wir wohl recht gezählt,
Wenig am Halbdutzend fehlt.
Wenn wir gute Worte geben,
Sagst Du wohl, wie lang wir leben?

Freilich, wir gestehen Dir's,
Gern zum Längsten treiben wir's.
Con Concon, Con Concon,
Con, Con, Con, Con, Con, Con, Con, Con, Con.

Leben ist ein großes Fest,
Wenn sich's nicht berechnen läßt.
Sind wir nun zusammenblieben,
Bleibt denn auch das treue Lieben!

Feinte Lust zu Ende geht,
Wär' doch Alles nicht mehr schön.
Con Concon, Con Concon ::
Con, Con, Con, Con, Con, Con, Con, Con, Con, Con!

(Mit Beyfall in infinitum.)

Bundeslied.

In allen guten Stunden,
Erhebt von Lied' und Wein,
Soll dieses Lied verbunden
Von uns gesungen sein!

Uns hält der Gott zusammen,
Der uns hierhergebracht;
Erneuert uns're Flammen,
Der hat sie angefacht.

So glühet freylich heute,
Seid recht von Herzen Eins!
Auf, trinkt erneuter Freude
Dieß Glas des ächten Weins!

Auf, in der holden Stunde
Stoßt an und küsset treu,
Bey jedem neuen Bunde,
Die alten wieder neu!

Wer lebt in unserm Kreise,
Und lebt nicht selig d'rin?
Genießt die freie Weise
Und treuen Bundessinn!

So bleibt durch alle Zeiten
Herz Herzen angekettet;
Von kleinen Kleinigkeiten
Wird unser Bund gerettet.

Uns hat ein Gott gesegnet
Mit freiem Lebensblick,
Und Alles, was begegnet,
Erneuert unser Glück.

Durch Grüßen nicht gedränget,
Verbindet sich freie Lust;
Durch Scherzen nicht gezwänget,
Schlägt freier uns're Brust.

Mit jedem Schritt wird weiter
Die rasche Lebensbahn,
Und heiter, immer heiter
Steigt unser Blick hinan.

Uns wird es nimmer bange,
Wenn Alles Feigt und fällt,
Und bieten Lunte, lange,
Auf ewig so gesellt.

Tischlied.

Mich ergreift, ich weiß nicht wie,
Dämmrisches Behagen;
Will mich's etwa gar hinaus
In den Sternen tragen?
Doch ich bleibe lieber hier,
Kann ich redlich sagen,
Bey'm Gesang und Glase Wein
Auf den Tisch zu schlagen.

Wundert Euch, Ihr Freunde, nicht,
Wie ich mich gebehrde;
Wirklich ist es abentheu'r
Auf der lieben Erde:
Darum schwirr' ich feierlich
Und ohn' alle Fährde,
Daß ich mich nicht ereignlich
Wegbegeben werde!

Da wir aber allzumal
So beklommen weilen,
Dächt' ich, klänge der Pokal
In des Dichters Zeilen.
Gute Freunde ziehen fort,
Wohl ein hundert Meilen,
Darum soll man hier am Ort
Angestoßen eilen.

Lebe hoch, wer Leben schafft!
Das ist meine Lehre.
Unser König dem voran,
Ihm gebührt die Ehre!

Gegen in' und äußern Feind
Setzt er ſich zur Wehre;
Was's Erhalten denkt er zwar,
Mehr noch, wie er mehre.

Nun begreift ich ſie ſogleich,
Sie, die einzig' Eine.
Jeder denke ritterlich
Sich dabei die Seine.
Merket auch ein ſchönes Kind,
Wen ich eben meine.
Nun, ſo nicke ſie mir zu:
„Ich auch ſo der Meine!“

Freunden gilt das dritte Glas,
Zweien oder Dreien,
Die mit uns am guten Tag
Sich im Stillen freuen.
Und der Neid trübt Nacht
Leid und leicht zerſtreuen;
Drum ſei ein Hoch gebracht
Allen aber Neuen!

Breiter wölbt nun der Strom
Mit vermehrten Wellen;
Leben pulst im hohen Dom
Nächtliche Geſellen,
Die ſich mit gedrängter Kraft
Dann zuſammenſchließen,
In des Glückes Eigenſchein
Und in ſchlimmen Flüßen.

Wie wir nun zuſammen ſind,
Sind zuſammen Viele;
Wohl gelingen kann, wir und
Andern ihre Spiele!
Von der Quelle bis zu's Meer
Wachſet manche Mühle,
Und das Wohl der ganzen Welt
Ist's, warum ich ziele.

Erwacht, gethan.

Ich habe geliebet, nun lieb' ich erſt recht!
Erſt war ich der Diener, nun bin ich der Knecht.
Erſt war ich der Diener von Allen;
Nun leiſtet mich Viele zu Einer verpflichten,
Sie thut mir auch Alles zur Liebe, zum Leide,
Sie kann mir allein mir gefallen.

Ich habe geglaubet, nun glaub' ich erſt recht!
Und geht es auch wunderlich, geht es auch ſchlecht,
Ich bleibe bei'm gläubigen Orden:
Es tröſtet es alle und ja tauſcht es nur
Ja heimgeholten Rittern, in naher Gefahr
Hat niemand ſich lichter erworben.

Ich habe gelebet, nun leb' ich erſt gut!
Bei heiterem Sinne, mit fröhlichem Blut
Ich Alles an Einen verlaſſen.
Die Jugend verſchlingt nur, dann ſaufet ſie fort;
Ich liebe zu tafeln am luſtigen Ort,
Ich koſt' und ich ſchmecke bei'm Eſſen.

Ich habe getrunken, nun trink' ich erſt gern!
Der Wein er erhöht und, er macht uns zum Herrn
Und löſet die ſklaviſchen Zungen.
Ja, ſchmeckt nur nicht das erquickende Naß;
Denn ſchwindet der ächte Wein aus dem Faß,
So ſchmeckt dagegen die jungen.

Ich habe getanzt und dem Tanze gelebt;
Und wird auch kein Schleifer, kein Walzer geübt,
So dreh'n wir ein ſittiges Tänzchen.
Und wer ſich der Blumen recht viele verflicht,
Und hält auch die ein' und die andere nicht,
Ihm bleibet ein munteres Kränzchen.

Drum friſch nur auf's Neue! Betrübe Dich nicht;
Denn wer ſich die Roſen, die blühenden, bricht,
Den ſegeln hinweg nur die Dornen.
So heute wie geſtern, es flammet der Stern.
Nur halte von hängenden Köpfen Dich fern
Und lebe Dir immer von vornen.

Oracul-Berichte.

Laſſet heut im edeln Kreis
Meine Warnung gelten!
Nehmt die rauhe Stimmung wahr;
Denn ſie kommt ſo ſelten.
Manches habt Ihr vorgenommen,
Manches ſich ſchlecht bekommen,
Und ich muß Euch ſchelten.

Neue ſitt man doch einmal
In der Welt empfinden!
So bekannt, vertraut und fromm
Eure größten Sünden!
Mit des Irrthums ſüßen Binden
Sammelt Euch not jetzt bei Zeiten,
Euch zusammt zu finden.

Ja, wir haben, ſei's bekannt,
Wochenlang gefeiret,
Nicht gefeiert das frohe Glück,
Denn der Wein gekühlet;
Manche volle Schüſſelrunde,
Flicht zu Naß vom lieben Munde,
Haben wir verſäumet.

Sind uns manchmal Lieder wie,
Wenn Phöbus ſchweigen,
Neben ſittlichen Gefang
Ihr Gefährte zeigen;

Wesen glücklicher Momente,
Denen man sich ruhmen konnte,
Uns zur Nähe jetzten.

Willst Du Violinen
Deinen Frieden geben,
Weilen wir nach Deinem Wink
Unablässlich streben,
Uns vom Halben zu entwöhnen,
Und im Ganzen, Guten, Schönen,
Meinlust zu leben.

Den Philistern abzuwenden
Wehlgeruch zu schnippen,
Deinen Perlenschaum des Weins
Nicht zu kuh zu nippen,
Nicht zu tichein leis' mit Augen,
Sondern laut und ungelogen
Da gelichte Lippen.

Weltseele.

Verschleiert Euch, auch allen Regionen,
Mein tiefstes heil'gen Schmerzen!
Begrübert nicht Euch durch die nächsten Jahren
Ja's All und fällt es ans!

Schon schwebet Ihr, in ungemess'nen Bronnen,
Den tief'gen Götterraum,
Und leuchtet neu, gnädig, unser Sternen,
Im lichtbeil'gen Raum.

Dann treibt Ihr Euch, gewaltige Tyrannen,
Ja's Meer und Winde hinan;
Das Labyrinth der Schmerz und Planeten
Durchkreuzet Eu're Bahn.

Ihr gerichtet euch nach ungeformten Gesetzen
Und wollet, schöpf' euch jung,
Daß Ihr beicht und Brot beleben werden,
Im ehgemess'nen Schwung.

Und Seelen's fühlet Ihr in bewegten Lüften,
Den wandelbaren Blitz,
Und schreitet im Sturm, in allen jenen Gestalten,
Der schon Formen vor.

Nun Wärt Ihr mit göttlichem Entzücken
In ehernesten Brust;
Der Wasser weit, das unbegrenzt, grünen
Und jedes Blümchen lebt.

Und so verhüllet, mit tiefernstem Gesichte,
Der hochsten Cäsaren Macht;
Nun gehören schon den Verehrten Weisen
Je ehrbietster Pracht.

Wie sagt Ihr halt, ein heiliges Licht zu schauen,
Gottähnlicher Scharen,
Und Ihr erkennet, auf den begnadten Bahn,
Nun all das edle Paar.

Und bald verlischt ein entgegnetes Erscheinen
Im tief'gen Wechselblick.
Und so empfangt mit Dank das schöne Leben
Vom All in's All zurück.

Koptisches Lied.

Lasst Gelehrte sich zanken und streiten,
Sterne und Nebelflug die Lehrer auch sein!
Alle die Weisheit aller der Zeiten
Lichtet und wandre mit Blumen mir ein:
Thoricht, auf Pol'rung der Thoren zu hören!
Kinder der Klugheit, o, haben die Narren
Eben zum Narren auch, wer sich's gehört!

Merlin, der Alte, im leuchtenden Garde,
Wo ich als Jüngling gesprochen ihn habe,
Hat mich mit ähnlicher Antwort belehrt:
Thoricht, auf Pol'rung der Thoren zu hören!
Kinder der Klugheit, o, haben die Narren
Eben zum Narren auch, wer sich's gehört!

Und auf den Lippen der indischen Leute
Und in den Zelten Aegyptischer Greise
Fand ich das heilige Wort nur gehört:
Thoricht, auf Pol'rung der Thoren zu hören!
Kinder der Klugheit, o, haben die Narren
Eben zum Narren auch, wer sich's gehört!

Ein Anderes.

Ach, gebrechte meinen Blicken,
Nicht Deine jungen Tage,
Lerne gütig klagen hier
Was der Glückes größter Plage
Sicht der Jungst bittre sie.
Du mußt Reigen oder Kreise,
Du mußt Freuden und genießen,
Oder Thränen und verlieren,
Leiden oder triumphieren,
Weinen oder Hymnen singen.

Vanitas! vanitatum vanitas! *)

Ja hab' meine Euch auf Nichts gestellt
Jubbr!
Denn all's ist weiß wie der Schnee.
Jubbr!
Und wer will meine Gemeinde sein,
Der fahre mit mir, der Himmel will sein
Mit seiner Krone Preis.

*) [illegible]

Ich stell' mein' Sach' auf Geld und Gut.
Juchhe!
Darüber verlier ich Freud' und Muth.
O weh!
Die Mönge erbte hier und dort,
Und heirath' ich sie an einem Ort,
Am andern war sie fort.

Auf Weiber stell' ich nun mein' Sach'.
Juchhe!
Daher mir kam viel Ungemach.
O weh!
Die Falsche sucht' sich ein andre Theil,
Die Treue macht' mir Langeweil',
Die Beste war nicht feil.

Ich stellt' mein' Sach' auf Reis' und Fahrt.
Juchhe!
Und ließ meine Vaterlandsart.
O weh!
Und mir behagt' es nirgends recht,
Die Kost war schmal, das Bett war schlecht,
Niemand verstand mich recht.

Ich stellt' mein' Sach' auf Ruhm und Ehr'.
Juchhe!
Und seht', gleich hatt' ein Andrer mehr.
O weh!
Wie ich mich hatt' hervorgethan,
Da sahen die Leute scheel mich an,
Hatte Keinem recht gethan.

Ich setzt' mein' Sach' auf Kampf und Krieg.
Juchhe!
Hat mir gelang so manches Sieg.
Juchhe!
Wir zogen in Feindes Land hinein,
Dem Feinde ists nicht viel besser sein,
Und ich verlor ein Bein.

Nun hab' ich mein' Sach' auf Nichts gestellt.
Juchhe!
Und mein gehört die ganze Welt.
Juchhe!
Da Lebe geht mein Sang und Schmaus.
Nun trinkt mir alle Becher aus;
Die letzte muß heraus!

Kriegsglück.

Verwöhnlichter mach ich Nichts im Krieg,
Als nicht tödtlich zu sein.
Man geht getrost von Sieg zu Sieg,
Welche grimmig, hinein;
Hat abgerannt und aufgerannt
Und weiter nichts erkannt,
Als daß man auf dem Marsch so matt,
Im Lager langweilt.

Dann geht das Contraiten an.
Dem Bauer eine Last,
Verdrießlich jedem Edelmann,
Und Bürgern gar verhaßt.
Sei höflich, man bedient Dich schlecht,
Den Groschen zur Noth;
Und nimmt man selbst am Wirthe Recht,
Ist man Proviant-Brod.

Wenn endlich die Canone brummt
Und knattert's klein' Gewehr,
Trompet' und Trab und Trommel summt,
Da geht's wohl lustig her;
Und wie nun das Gefecht beschaft,
Man weichet, man cernet's,
Man retirirt, man avancirt —
Und immer ohne Kreuz.

Nun endlich pfeift Musketen-Blei
Und trifft, will's Gott, das Bein;
Und nun ist alle Noth vorbei,
Man schleppt uns gleich hinein
Zum Städtchen, das der Sieger hat,
Wohin man gimmig kam;
Die Frauen, die man erst erschreckt,
Sind liebenswürdig zahm.

Da thut sich Herz und Keller auf,
Die Küche darf nicht ruh'n;
Auf weicher Betten Flaumenhauf
Kann man sich göttlich thun.
Der kleine Flügelbube hopst,
Die Wirthin tanzt wie,
Sogar das Hemdchen wird gezupft,
Das nenn' ich doch Chargie!

Hat Eine sich den Helden neu
Beinah' herausgepflegt,
So kann die Nachbarinn nicht ruh'n,
Die ihn gefällig hegt.
Ein Duellet kommt wohl endlich.
Am Ende scheint Keins,
Und in der Mitte steht er sich
Des sämmtlichen Vereins.

Der König hört von unser Heut,
Man sei voll Ruhmesdurst;
Da kommt behende Kreuz und Band
Und gutes Rock und Brust.
Sagt, ob's für einen Martial-Mann
Wohl etwas Best'res gibt!
Und unter Thränen scheidet man
Gerührt sowie geliebt.

Ohne Beleg.

Viele Bücher wälzt' ich heut
Mir zu meinem Leide!
Spanien hat genug heute
Pilger-, Wein und Seide.

Eingeladen hat er ja,
Haben's angenommen.
Hänschen, geh' und sieh' Dich um!
Sieh' mir, ob sie kommen!

Schöne Kinder hoff' ich zwar,
Die von gar Nichts wissen,
Nicht, daß es was Hübsches ist,
Einen Freund zu küssen!
Eingeladen hat er Alle,
Haben's angenommen.
Hänschen, geh' und sieh' Dich um!
Sieh' mir, ob sie kommen!

Frauen denk' ich auch zu sehn,
Die den Ehestand,
Macht er immer brummiger,
Immer lieber hatten.
Eingeladen wurden sie,
Haben's angenommen.
Hänschen, geh' und sieh' Dich um!
Sieh' mir, ob sie kommen!

Junge Herr'n berief ich auch,
Nicht im Wind'hen eitel,
Die sogar bescheiden sich
Mit gräflichem Prädikat;
Diese hat ich insbesondre,
Haben's angenommen.
Hänschen, geh' und sieh' Dich um!
Sieh' mir, ob sie kommen!

Männer lud ich mit Respect,
Die auf ihre Frauen
Ganz absolut nicht sehr viel
Auf die Schönheit schauen.
Sie erwiderten den Gruß,
Haben's angenommen.
Hänschen, geh' und sieh' Dich um!
Sieh' mir, ob sie kommen!

Dichter lud ich auch herbei,
Und're Lust zu machen,
Die weil sieben ein verwirrt Lied
Uns ihr eig'nes hören.
Wir diese stimmten ein,
Haben's angenommen.
Hänschen, geh' und sieh' Dich um!
Sieh' mir, ob sie kommen!

Doch ich sehe Niemand' gehn,
Sehe Niemand' kommen!
Suppe kocht und Fleisch ein,
Braten will verbrennen.
Ich, wir hatten's, dächte ich nun,
Ja genau genommen!
Hänschen, sag', was meinst Du wohl?
Es wird Niemand kommen.

Hänschen lief' und Ihnen nicht
Lief mit neuer Mähr!
Jeder kommen, wie er ist,
Nur ja nicht zur Zeit!

Schon ist's in der Stadt bekannt,
Wohl ist's angenommen.
Hänschen, mach' die Thüren auf,
Sieh' nur, wie sie kommen!

Wechselrede.

Der Meister.

Fritz, der Wein ist trefflich süchen!
Nichts Vortrefflich's mehr und an!
Sage, willst Du musiciren,
Hast Du Deiner Pflicht gethan?

Einer.

Zwei recht gute, junge Leute
Lichten sich nur gar zu sehr;
Gestern plötzlich, wütend heute,
Morgen wär' es noch viel mehr;
Sonnte sie hier das Gericht,
Dort protestirt er sich das Haut;
Wär' brachte ich in's Geschicke,
Und sie sind ein glücklich' Paar.

Der.

Stille nur nicht nach Meiner suchen!
Gleich das volle Glas heraus!
Denn hat Arbeit und das Trinken
Hast Du heut schon abgethan.

Einer.

Warum weinst Du, junge Maid?
„Gott! ich wünschte mir den Tod,
Denn mein Herzensfreund, leider, leider,
Bringt mich an den Bettelstab."
Und ich konnte das Gelächter,
Zog den Schleier vor Gesicht.
Stierig' und brav sind meine Richter!
Und das Mädchen dauert mich.

Der.

Stille nur nicht nach Meiner suchen!
Gleich das volle Glas heraus!
Denn hat Arbeit und das Trinken
Hast Du heut schon abgethan.

Einer.

Sieben armen, kleinen Knaben,
Der sich nicht beneiden mag,
Hat ein ungeheurer Vogel
Heute gar sich umgelegt.
Und ich fühler mich ein Mannchen,
Ich gebadet meinen Pfad,
Und ich sieh den langen Planken
Gleich die Schwalbe hoch vorbei.

Der.

Stille nur nicht nach Meiner suchen!
Gleich das volle Glas heraus!
Denn hat Arbeit und das Trinken
Hast Du heut schon abgethan.

Einer.

Wenig hab' ich nur zu ſagen;
Denn ich habe Nichts gethan.
Ohne Sorgen, ohne Klagen
Nahm ich mich der Wirthſchaft an;
Doch ich habe Nichts vergeſſen,
Ich gedachte meiner Pflicht:
Wir wollten ſie zu eſſen,
Und an Eſſen fehlt' es nicht.

Chor.

Stoß uns nicht nach Weine lechzen!
Gleich das volle Glas heran!
Denn das Trinken und das Kränzen
Haſt Du heut ſchon abgethan.

Einer.

Einer wollte mich ermuntern,
Machte es ſchlecht: Verzeih' mir Gott!
Schlenkern, Kämmerieren!
Und er hieß ein Patriot.
Ich verfluchte das Gewäſche,
Mannte meinen alten Kauf.
Narre, wenn es brennt, ſo löſche,
Hat's gebrannt, dann wieder auf!

Chor.

Stoß uns nicht nach Weine lechzen!
Gleich das volle Glas heran!
Denn das Trinken und das Kränzen
Haſt Du heut ſchon abgethan.

Beider.

Jeder möge es verſtehen,
Was ihm heute wohl gelang!
Das iſt erſt das rechte Zechen,
Daß entbrenne der Geſang.
Keinen Funken hier zu leiden,
Sei ein ewiges Mandat!
Nur die Lampe ſoll beſcheiden,
Wenn ſie trennen ſich der That.

Chor.

Stoß uns nicht nach Weine lechzen!
Gleich das volle Glas heran!
Denn das Trinken und das Kränzen
Haben wir nun abgethan.

Drei Stimmen.

Heiter tönte jeder Klinger,
Hochwillkommen in der Saal,
Denn nur mit dem Geiſterklange
Hallen wir's nicht überall;
Lockten hinter beiden Lauren,
Trieben ausgelaſſ'ne Scherzen,
Trieben trübes Trauerbrauen,
Lockten aber Mädchen her.

Chor.

Niemand ſtill nach Weine lechzen!
Doch kein Dichter iſt heran,
Der das Trinken und das Kränzen
Nicht zuvor hat abgethan!

Ergo bibamus! *)

Hier ſind wir verſammelt zu löblichem Thun,
Drum, Brüderchen! Ergo bibamus.
Die Gläſer, ſie klingen, Geſpräche, ſie ruh'n;
Beherziget Ergo bibamus.
Das heißt doch ein altes, ein tüchtiges Wort,
Es paſſet zum Erſten und paſſet zu fort,
Und ſchallet ein Echo vom feſtlichen Ort,
Ein herrliches Ergo bibamus!

Ich hatte mein freundliches Liebchen geſehn,
Da dacht ich mir: Ergo bibamus.
Und nahte mich freundlich, da lieſt ſie mich ſtehn.
Ich lallt mir und dachte: Bibamus.
Und wenn ſie verſichert Euch herzt und küßt,
Und wenn Ihr das Herzen und Küſſen vermißt,
So bleibet nur, bis Ihr was Beſſeres wißt,
Beim tröſtlichen Ergo bibamus.

Mich ruft mein Geſchick von den Freunden hinweg;
Ihr Lieblichen! Ergo bibamus.
Ich ſcheide von hinnen mit leichtem Gepäck;
Drum doppeltes Ergo bibamus.
Und was auch der Blitz von dem Liede ſich ſchwatzt,
Es bleibt für den Heiteren doch immer geſetzt,
Weil immer dem Frohen der Frühliche trotzt;
Drum, Brüderchen! Ergo bibamus.

Was ſchert mich ein ſagen zum heutigen Tag!
Ich dichte nur: Ergo bibamus.
Es iſt nun einmal von beſonderem Schlag;
Drum immer auf's Neue! Bibamus.
Es führet die Freude manch' edlere That,
Es glänzen die Wolken, es theilt ſich der Flor,
Da ſchwebt uns ein Bildchen, ein göttliches, vor;
Wir klingen und ſingen: Bibamus.

Mäuſe und Grajen in der Mark.

O, wie iſt die Stadt ſo wenig,
Seit die Mauern königlich ſind!
Und're Bürger, andre König
Könnten wohl was Beſſer's ſein.
Ball und Oper wird uns öden;
Liebchen, komm' auf meine Flur.
Denn beſonders die Poeten,
Die verderben die Natur.

*) Lallet mit Maßen.

O, wie ſtreut es ſich, mein Kirchchen,
Daß Du ſo natürlich biſt;
Uns're Mädchen, uns're Bübchen,
Spielen häufig auf dem Mift!
Und auf unſern Promenaden
Zeigt ſich erſt die Neigung Kunſt.
Liebes Mädchen! laß uns waden,
Waden auch durch dieſen Dunſt!

Dann im Sand uns zu verlieren,
Der uns ſeinen Weg verſperrt!
Dich dem Finger hin zu führen,
Wo der Dorn das Röschen ſperrt?
Zu dem Dörfchen laß uns ſchreiten,
Wo dem ſpitzen Thurme hier,
Weich ein Wirthshaus ſeinen Giebchen!
Trock'nes Brod und feuchtes Bier!

Sagt mir Nichts von guten Boden,
Nichts vom Maybehangen-Land!
Uns're Samen, uns're Saaten
Ruhen in dem leichten Sand.
Selbſt die Wieſenluſt verlieret
Nichts an ihrem reichen Theil;
Denn bei uns, was regieret,
Wird ſchnell grünender und.

Geht es nicht in unſerm Orte
Wie im Paradieſe zu?
Statt der Dame, Statt der Zofe
Macht die Henne Gluck! gluck!
Und beſchäftigt nicht der Pfauen,
Nur der Hähne Lebenslauf;
Meine Mutter zieht die grauen,
Meine Frau die weißen auf.

Laß den Wigling und beſchwöre!
Glücklich, wenn ein deutſcher Mann
Seinem braunde Vetter Michel'n
Guten Abend bieten kann!
Wie iſt der Gebaude Labrab:
Euch ein Ei'er bricht und ſay'?
Immer ſagt man: „Meſſen Abrab
Wer doch Vetter Michel da!“

Und in unſern Liedern kommt
Gold' und Gothe, Wort und Wort.
Ob ſich gleich auf Deutſch Nichts reimt,
Nimmt der Deutſche Versuch ſein.
Ob es holzing oder pietſch,
Geht auf ſo genau nicht an;
Wie ſich Dichter auch ausdrücken,
Und Dust iſt genug gethan.

Epiphanien-Feſt.

Die heil'gen drei König' mit ihrem Stern,
Sie reiten, ſie reiten und begehren nicht raſt;
Sie reiten gern, ſie reiten gern,
Sie reiten, reiten und begehren nicht raſt.

Die heil'gen drei König' ſind kommen allhier,
Es ſind ihrer drei und ſind nicht ihrer vier;
Und wenn zu Pferden der Dritte wär',
So wär' ein heil'ger drei-König mehr.

Ich erſter bin der Weiß' und auch der Schön',
Drei Tage ſollter Ihr erſt mich ſehn!
Doch, ach! mit allen Spectel's
Wenn' ich kein Tag kein Mädchen mehr erſeh'n!

Ich aber bin der Braun' und bin der Lang',
Bekannt bei Weibern mehr und bei Gelang.
Ich bringe Gold zum Spectel's,
Da wenn' ich ehrend wallfahrnen hin.

Ich rothlich bin der Schwarz' und bin der Klein'
Und mag auch wohl ein Wal recht luſtig ſein.
Ich eſſe gern, ich trinke gern,
Ich eſſe, trinke und bedanke mich gern.

Die heil'gen drei König' ſind wohl gröſſet,
Sie ſuchen die Mutter und das Kind;
Der Joſeph ſtehet ſitt und ſtabil,
Der Ochs und Eſel liegen auf der Streu'.

Wir bringen Weyhen, wir bringen Gold,
Dem Weihrauch ſind die Damen hold;
Und haben wir Wein von gutem Gewächſe,
So trinken wir Drei ſo gut als ihrer Sechſe.

Da wir nun hier ſchöne Herrn und Frau'n,
Aber keine Ochſen und Eſel ſchau'n,
So ſind wir nicht am rechten Ort
Und ziehen unſerer Straße weiter fort.

Die Heiligen von Weimar.

Donnerstag nach Weihnachten,
Freitag geht's nach Jena fort;
Denn Punſch iſt, bei meiner Ehre,
Doch ein ehrlicher Ort!
Samstag iſt's, wenn wir ziehen,
Sonntag reitet man auf das Land;
Montag, Dienstag, Schauſpielchen
Sind uns alle wohlbekannt.

Mittag ſteigt von der Höhen;
Dienstag ſtürzt Hans auch herbei,
Doch er bringt zu Guter Letzter
Ein Regimentchen Reuß mit frei.
Mittwoch ſieht es nicht an Nähern,
Denn es gibt ein gutes Stück;
Donnerstag hebt der Tanzſpringen
Und nach Weimar zurück.

Und es ſchlingt wunderbunden
Jahrein Sich der Freundeskreis
Durch die gemeinſchaftlichen Minden,
Wenn man's nicht zu lassen weiß.

Will nichts vernehmen.
Doppelte Falſchheit,
Doppelter Trug.

Valerio.

So iſt es denn nicht möglich, daß du dich
Bemeiſtern kannſt? Doch ach, was red' ich viel!
Wenn dieſer falſche Ton in einem Herzen
Nun einmal klingt, und immer wieder klingt;
Wo iſt der Künſtler, der es ſtimmen könnte?
In dieſem Augenblick verwundeſt du
Mich viel zu tief, als daß es heilen ſollte.
Wie? dieſe redliche Bemühung eines Freundes,
Der Freundinn beyzuſtehen, die Erfüllung
Der ſchönſten Pflicht, du wagſt ſie mißzudeuten?
Was iſt mein Leben, wenn ich andern nicht
Mehr nutzen ſoll? Und welches Wirken iſt
Wohl beſſer angewandt, als einen Geiſt,
Der, leidenſchaftlich ſich bewegend, gern
Sein eignes Haus zerſtörte, zu beſänft'gen?
Nein! Nein, ich folge jenem Trieb', der mir
Schon lang' den Weg zur Flucht gezeigt, ſchon

lange

Spiel und Tanz, Gespräch, Theater,
Sie erfrischen unser Blut;
Labt den Wienern ihren Prater,
Weimar, Jena, da ist's gut!

Sicilianisches Lied.

Ihr schwarzen Aeuglein,
Wenn Ihr nur wüßtet,
Es faßten Häuser ein,
Es faßten Städte;
Und diese Leinewand
Vor meinem Herzen —
Bedenkt doch nur einmal —
Sie faßt' nicht faßten!

Schweizerlied.

Uf'm Bergli
Bin i gesässe,
Da de Vögle
Zogrichaut;
Hänt gesunge,
Hänt gesprunge,
Hänt's Nästle
Gebaut.

In 4 Gartte
Bin i gestande,
Da de Imbli
Zogrichaut!
Hänt gebrummet,
Hänt gesummet,
Hänt Zelli
Gebaut.

Uf d' Wiesle
Bin i gange,
Lueg's Summer
Schön a;
Hänt gesunge,
Hänt gesprunge,
Gar a' schön hänt's
Gethan.

Und da kommt so
Der Hansel,
Und da zeig i
Em Buch
Wie sie's mache,
Und wie suche
Und mache's
Die Ja.

Französisches Lied.

Klim' der liebe Mondschein,
Völlig ist, wie er geschrieben,
Aus erklimm' an seinen Lippen,
Hätt' auch Wettschlag sie gerichtet;
Ihm den Handschlag gäb' ich, wären
Seine Fingerspitzen Schlangen.

Wind! o, hättest Du Verständnis,
Wert' um Werte trägst Du wechselnd,
Stell' auch Einigen enthalten,
Zwischen zwei entfernten Liebchen.

Gern entbehrt' ich gute Bissen,
Priesters Tafelfreuden vergäß' ich,
Eher als dem Freund entsagen,
Den ich Sommers rasch bezwungen,
Winters langer Weil' bezähmte.

Zigeuner-Lied.

Im Nebelgrieſel, im tiefen Schnee,
Im wilden Wald, in der Winternacht,
Ich hörte den Wölfe hungergehenl,
Ich hörte der Eulen Gekreil:
Wille wau wau wau!
Wille we we we!
Wito hu!

Ich schoß einmal eine Katz' am Zaun,
Der Aase, der Her', ihre schwarze, liebe Katz',
Da kamen des Nachts sieben Weiberlitt zu mir,
Waren sieben, sieben Weiber vom Dorf.
Wille wau wau wau!
Wille we we we!
Wito hu!

Ich kannte sie All', ich kannte sie wohl,
Die Anne, die Uriel, die Käth',
Die Lise, die Barbe, die Ev', die Beth;
Sie heulten im Kreise mich an.
Wille wau wau wau!
Wille we we we!
Wito hu!

Da nannt' ich sie Alle bei Namen laut:
Was willst Du, Anne? was willst Du, Beth?
Da entwichen sie sich, da schlichen sie sich,
Und hielen auf heulen hinaus.
Wille wau wau wau!
Wille we we we!
Wito hu!

Balladen.

Erlkönig.

Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist der Vater mit seinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
Er faßt ihn sicher, er hält ihn warm.

Mein Sohn, was birgst du so bang dein Gesicht?
Siehst, Vater, du den Erlkönig nicht?
Den Erlenkönig mit Kron und Schweif?
Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif.

Du liebes Kind, komm geh mit mir!
Gar schöne Spiele spiel ich mit dir;
Manch bunte Blumen sind an dem Strand,
Meine Mutter hat manch gülden Gewand.

Mein Vater, mein Vater, und hörst du nicht,
Was Erlenkönig mir leise verspricht?
Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind,
In dürren Blättern säuselt der Wind.

Willst, feiner Knabe, du mit mir gehn?
Meine Töchter sollen dich warten schön;
Meine Töchter führen den nächtlichen Reihn,
Sie wiegen und tanzen und singen dich ein.

Mein Vater, mein Vater, und siehst du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düstern Ort?
Mein Sohn, mein Sohn, ich seh es genau:
Es scheinen die alten Weiden so grau.

Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt;
Und bist nicht willig, so brauch ich Gewalt.
Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
Erlkönig hat mir ein Leids getan!

Dem Vater grauset's, er reitet geschwind,
Er hält in Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Mühe und Not:
In seinen Armen das Kind war tot.

Der Sänger.

„Was hör' ich draußen vor dem Tor,
Was auf der Brücke tönen?
Laß den Gesang vor unserm Ohr
Im Saale widertönen!"
Der König sprach's, der Page lief;
Der Knabe kam, der König rief:
„Laßt mir herein den Alten!"

Gegrüßet seid mir, edle Herrn,
Gegrüßt Ihr, schöne Damen!
Wer möchte hier nicht gerne sein!
Wer kennet Eure Namen!
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
Schließt, Augen, Euch; hier ist nicht Zeit,
Euch Ruhewort zu schaffen.

Der Sänger drückt die Augen zu,
Und schlug in vollen Tönen;
Ihr Ohr entzückte mancher Ton,
Und in den Schoß der Schönen.

Der König, dem das Lied gefällt,
Hub an zu reden hin zum Zelt,
Gieb gold'ne Kette reichen.

Die gold'ne Kette gib mir nicht,
Der Kette gib den Rittern,
Der deren tüchtigen Manchen sticht
Der Feinde Lanzen splittern;
Gieb sie dem Kämpfer, den Du hast,
Und laß ihn noch die gold'ne Last
Zu andern Thaten tragen.

Ich sänge, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet.
Doch, hast ich hinten, hier ich sing:
Laß mir den besten Becher Wein
Zu meinem Preise reichen.

Er trägt ihn an, er trank ihn aus:
O, Trank voll hoher Labe!
O, wollt dem braven Manne Haus
Wie Dach ist seiner Gabe!
Ergötzt's Euch wohl, so denkt an mich,
Und danket Gott so warm, als ich
Für diesen Trank Euch danke.

Das Veilchen.

Ein Veilchen auf der Wiese stand
Gebückt in sich und unbekannt;
Es war ein herzig's Veilchen.
Da kam eine junge Schäferin,
Mit leichtem Schritt und muntrem Sinn,
Daher, daher,
Die Wiese her, und lang.

Ach! denkt das Veilchen, wär ich nur
Die schönste Blume der Natur,
Ach, nur ein kleines Weilchen,
Bis mich das Liebchen abgepflückt,
Und an dem Busen matt gedrückt!
Ach nur, ach nur
Ein Viertelstündchen lang.

Ach! aber ach! das Mädchen kam
Und sah es nicht und trat's nicht nahm,
Es trat auf's arme Veilchen.

Es ſang und ſtach und ſtrebt ſich noch:
Und ſterb' ich denn, ſo ſterb' ich doch
Durch ihn, durch ihn,
Zu ihren Füßen doch.

Der unterm Knabe.

Es war ein Knabe krank geworden,
War erſt aus Frankreich kommen,
Der hatt' ein armes Mädel jung
Gar oft in Arm genommen,
Und liebgekoſ't und liebgeherzt,
Als Bräutigam herumgeſcherzt,
Und endlich ſie verlaſſen.

Da'ſ dranne Mädel Das erfahr,
Verſchlagen ihr die Sinnen,
Sie lacht' und weint' und bet'l' und ſchwört;
So fuhr die Seel' von hinnen.
Die Stund', da ſie verſchieden war,
Wird bang dem Buben, graus't ſein Haar,
Es tanzt ihm fort zu Pferde.

Er gab die Sporen kreuz und quer
Und ritt auf alle Seiten.
Herüber, hinüber, hin und her,
Kann keine Ruh' erreiten,
Reit't ſieben Tag' und ſieben Nacht;
Es blitzt und donnert, ſtürmt und kracht,
Die Planken reißen über.

Und reit't in Blitz und Wetterſchein
Gewitterwerk entgegen,
Bind't ſein Pferd hanſ' an und kriecht hinein,
Und denkt ſich vor dem Regen.
Und wie er tappt, und wie er taſtet,
Sich unter ihm die Erd' entblößt;
Er ſtürzt wohl hundert Klaftern.

Und als er ſich ermannt vom Schlag,
Sieht er drei Lichtlein glühen;
Er rafft ſich auf und krabbelt nach,
Die Lichtlein ferne fliehen;
Der tollern ihn, die Quer und Ding',
Dreyn' auf, Dreyn' ab, durch enge Gäng',
Verlaß'ne wüſte Ställer.

Auf einmal ſteht er hoch im Saal,
Sechs Horn hundert Gäſte,
Erlkönigs gnädig Augenmal
Und winken ihm zum Feſte.
Es ſteht ſein Schatzel neben an,
Mit weißen Taſchen angethan;
Der wird's ſein —

Erlkönig.

Wer reitet ſo ſpät durch Nacht und Wind?
Es iſt der Vater mit ſeinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
Er faßt ihn ſicher, er hält ihn warm.

Mein Sohn, was birgſt Du ſo bang' Dein Geſicht? —
Siehſt, Vater, Du den Erlkönig nicht?
Den Erlenkönig mit Kron' und Schweif?
Mein Sohn, es iſt ein Nebelſtreif. —

„Du liebes Kind, komm', geh' mit mir!
„Gar ſchöne Spiele ſpiel' ich mit Dir;
„Manch' bunte Blumen ſind an dem Strand;
„Meine Mutter hat manch' güldne Gewand."

Mein Vater, mein Vater, und hörſt Du nicht,
Was Erlenkönig mir leiſe verſpricht? —
Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind;
In dürren Blättern ſäuſelt der Wind. —

„Willſt, feiner Knabe, Du mit mir gehn?
„Meine Töchter ſollen Dich warten ſchön;
„Meine Töchter führen den nächtlichen Reih'n,
„Und wiegen und tanzen und ſingen Dich ein."

Mein Vater, mein Vater, und ſiehſt Du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düſtern Ort? —
Mein Sohn, mein Sohn, ich ſeh' es genau;
Es ſcheinen die alten Weiden ſo grau. —

„Ich liebe Dich, mich reizt Deine ſchöne Geſtalt;
„Und biſt Du nicht willig, ſo brauch' ich Gewalt." —
Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
Erlkönig hat mir ein Leid's gethan! —

Dem Vater grauſet's, er reitet geſchwind,
Er hält in Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Mühe und Noth;
In ſeinen Armen das Kind war tot.

Der Fiſcher.

Das Waſſer rauſcht', das Waſſer ſchwoll,
Ein Fiſcher ſaß daran,
Sah nach dem Angel ruhevoll,
Kühl bis an's Herz hinan.
Und wie er ſaß und wie er lauſcht,
Theilt ſich die Flut empor;
Aus dem bewegten Waſſer rauſcht
Ein feuchtes Weib hervor.

Sie ſang zu ihm, ſie ſprach zu ihm:
„Was hilft Du meiner Pein
Mit Menſchenwitz und Menſchenſinn
Hinauf in Ewigkeit?
Ach, wüßtes Du, wie's Fischlein iſt
So wohlig auf dem Grund,
Du ſtiegſt herunter, wie Du biſt,
Und würdeſt erſt geſund.“

„Lockt ſich die liebe Sonne nicht,
Der Mond ſich nicht im Meer?
Kehrt wetterwolkenhold ihr Geſicht
Nicht doppelt ſchöner her?
Lockt Dich der tiefe Himmel nicht,
Das ſternverklärte Blau?
Lockt Dich Dein eigner Doppelgicht
Nicht her in ew'gen Thau?“

Das Waſſer rauſcht', das Waſſer ſchwoll,
Netzt' ihm den nackten Fuß;
Sein Herz wollt ihm ſo ſehnſuchtsvoll,
Wie bei der Liebſten Gruß.
Sie ſprach zu ihm, ſie ſang zu ihm;
Da war's um ihn geſchehn:
Halb zog ſie ihn, halb ſank er hin,
Und ward nicht mehr geſehn.

Der König in Thule.

Es war ein König in Thule,
Gar treu bis an das Grab,
Dem ſterbend ſeine Buhle
Einen goldnen Becher gab.

Es ging ihm Nichts darüber,
Er leert' ihn jeden Schmaus;
Die Augen gingen ihm über
So oft er trank daraus.

Und als er kam zu ſterben,
Zählt' er ſeine Städte im Reich,
Gönnt' Alles ſeinem Erben
Den Becher nicht zugleich.

Er ſaß beim Königsmahle,
Die Ritter um ihn her,
Auf hohem Vätererſaale,
Dort auf dem Schloß am Meer.

Dort ſtand der alte Zecher,
Trank letzte Lebensglut,
Und warf den heil'gen Becher
Hinunter in die Flut.

Er ſah ihn ſtürzen, trinken,
Tief ſinken mit in's Meer.
Die Augen thaten ihm ſinken;
Trank nie einen Tropfen mehr.

Das Blümlein Wunderſchön.

Lied des gefangenen Grafen.

Graf.

Ich pflück' ein Blümlein Wunderſchön
Und trage darauf Verlangen;
Ich meint', es müßt' vor Lachen gehn,
Wär ich ihm gegangen.
Die Schwerter ſind mir nicht gelang;
Denn als ich in der Kirchen ging,
Da hatt' ich es in der Nähe.

Von hohem ſteinern Kerker Schloß
Laß ich die Augen ſchweifen,
Und kann's vor hellem Thränenguß
Die Blicken nicht ergreifen;
Und wer mir's von die Augen bricht',
Es wäre Nixer oder Knecht,
Der ſollte mein Leander bleiben.

Nacht.

Ich bliche ihn, und hör' Dich
Hier unter Fenſtern klagen;
Du meinſt mich, bin's, und weißt nicht,
Du irrſt, armes Mädel!
Du haſt gar einen hohen Sinn,
Es herrſcht die Mitternachtsjungfrau
Gewiß auch in Deinem Herzen.

Graf.

Dein Herzen iſt aller Ehren werth
In meinen Augenſterne;
Drum hab Mitleiden Dein' begehrt,
Wie Gott mag ein Chriſtmenſch.
Dein Kranz erhöht das ſchönſte Geſicht:
Allein Du biſt das Blümchen nicht,
Das ich im Gärten verehre.

Lilie.

Das Veilchen hat gar ſüßen Duft
Und Farbe immer auch eine;
Doch mißt ein ſolch Lieblichen auch
Der Feine Sinne keine.
Wenn's Herze ſchlägt in warmer Bruſt,
Und iſt ſich treu, wie ich, bewußt,
Der hält mich wohl am Hütchen.

Graf.

Ich wende mich gar freudig auf ein
Und ſeh' nur dein Gebilde,
Doch muß ich hier gefangen ſein
Und muß mich einem neigen.
Du biſt nur gar ein ſchönes Bild
Von manchen Jungfraun, wie ich will:
Doch weiß ich noch nur Lieber 9.

Nacht.

Das mag wohl ich, die Nacht, ſein,
Hier in der Mitternacht Mantel.
Wie möchte Lieb' den Mir meine
Mit in viel Ewigkeit wenden?

Im ſchönen Kreis der Blätter Drang,
Und Wohlgeruch das Leben lang,
Und alle tauſend Farben.

Graf.

Die Roſe ſoll man nicht verſchmähn,
Sie iſt des Gärtners Wonne;
Bald muß ſie in dem Lichte ſtehn,
Bald ſchützt er ſie vor Sonne.
Doch was den Grafen glücklich macht,
Es iſt nicht aufgeſuchte Pracht:
Es iſt ein ſtilles Blümchen.

Veilchen.

Ich ſteh' verborgen und gebückt,
Und mag nicht gerne ſprechen,
Doch will ich, weil ſich's eben ſchickt,
Mein tiefſtes Schweigen brechen.
Wenn ich es bin, Du guter Mann,
Wie ſchmerzt mich's, daß ich hinauf nicht kann
Dir alle Gerüche ſenden!

Graf.

Das gute Veilchen ſchätz' ich ſehr,
Es iſt ſo gar beſcheiden
Und duftet ſo ſchön: doch brauch' ich mehr
In meinem herben Leiden.
Ich will es Euch nur eingeſtehn:
Auf dieſen dürren Felſenhöh'n
Iſt's Veilchen nicht zu finden.

Doch wandelt unten, an dem Bach,
Das zarteſte Weib der Erde,
Und ſeufzet leiſe manches Ach,
Bis ich erblickt werde.
Wenn ſie ein blaues Blümchen bricht,
Und immer ſagt: „Vergiß mein nicht!“
So fühl' ich's in der Ferne.

Ja, in der Ferne fühlt ſich die Macht,
Wenn Zwei ſich redlich lieben;
Drum bin ich in des Kerkers Nacht
Noch noch lebendig geblieben.
Und wenn mir ſich das Herze beicht,
So ruf' ich nur: Vergiß mein nicht!
Da komm' ich wieder in's Leben.

Ritter Curt's Brautfahrt.

Mit des Daſeinsmuts Behagen
Schwingt ſich Ritter Curt auf's Roß;
In der Trauung ließ's ihn tragen,
Auf der edeln Liebchen Schloß:
Bis am ſpäten Feierabende
Trabend ſich ein Gaſtmahl naht,
Ihre Jagden, ihre Wette
Schmücken ſie zu reicher That.

Lange ſchwankt des Kampfes Welle,
Bis ſich Curt im Siege freut;
Er entfernt ſich von der Stelle,
Ueberwinder und gefeiert.
Aber was er bald gewahret
In des Buſches Zitterſchein:
Mit dem Säugling ſtill gepaaret
Schleicht ein Liebchen durch den Hain.

Und ſie winkt ihm auf das Plätzchen:
„Lieber Herr, nicht ſo geſchwind!
Habt Ihr Nichts an Euer Schätzchen,
Habt Ihr Nichts für Euer Kind?“
Ihn durchglühet ſüße Flamme,
Daß er nicht verbei bezähmt,
Und er ſiehet um die Amme,
Wie die Jungfrau, liebenswerth.

Doch er hört die Diener blaſen,
Denket nun der hohen Braut,
Und nun wird auf ſteilen Straßen
Jagdverlieb und Wurſt ſo laut,
Und er wühlet in den Baden
Manches Pfand zu Lieb' und Huld;
Aber ach! da kommen Juden
Mit dem Schein verjagter Schuld.

Und nun halten die Gerichte
Den bedrängten Ritter auf.
O verwünſchte Geſchichte!
Heldenhafter Lebenslauf!
Soll ich heute mich gedulden?
Die Verlegenheit iſt groß.
Wucherjuden, Wucherer, Schulden,
Ach, kein Ritter wird ſie los!

Hochzeitlied.

Wir ſingen und ſagen vom Grafen ſo gern,
Der hier in dem Schloſſe gehauſet.
Da, wo Ihr den Tiſch des ſeligen Herrn,
Den heute vermählten, beſchmauſet.
Nun hatte ſich Jener im heiligen Krieg
Zu Ehren geſtritten durch manchen Sieg;
Und als er zu Hauſe vom Kämpfen ſich ſtreckt,
Da fand er ſein Schätzlein oben,
Doch Diener und Habe verſtoben.

Da biſt Du nun, Schätzlein, da biſt Du zu Haus,
Und heimlicher Anbeck Du ſchlummert!
Zum Fenſter da ſpähen die Winde hinaus,
Sie kommen durch alle die Zimmer.
Was weder zu thun in der herbſtlichen Nacht!
Da hat' ich doch manche noch ſchlummer verbracht,
Der Morgen hat Alles wohl beſſer gemacht.
Drum ſaß bei der mondlichen Helle
In's Bett, in das Stroh, in's Gerölle.

Und als er im wilden Schwarm so lag,
Bewegt' es sich unter dem Bette.
Die Ratte, die raschle so lange sie mag!
Ja, wenn sie ein Pfeifchen hätte!
Doch sehr! da kehret ein winziger Wicht,
Ein Zwerglein so zierlich mit Ampelenlicht,
Mit Nebengeberden und Sprechergewicht,
Zum Fuß des erwachten Grafen,
Der, schläft er nicht, mocht' er doch schlafen.

Wir haben uns Feste hier oben erlaubt,
Seitdem Du die Zimmer verlassen,
Und weil wir Dich weit in der Ferne geglaubt,
So dachten wir eben zu prassen.
Und wenn Du vergönnst und wenn Dir nicht grant,
So schmausen die Zwerge, behaglich und laut,
In Ehren der trauten, der nächtlichen Braut.
Der Graf, im Behagen des Traumes:
„Bekommt Euch immer des Raumes!“

Da kommen drei Reiter, sie treten hervor,
Die unter dem Bette gehalten;
Dann folget ein Hergehetz, klingendes Chor
Possierlicher, kleiner Gestalten;
Und Wagen auf Wagen mit altem Gerüth,
Daß Einem so Hören und Sehen vergeht.
Wie's nur in den Schlössern der Könige geht;
Zuletzt auf vergoldetem Wagen
Die Braut und die Gäste getragen.

Es tanzet nun Alles in tollem Galopp
Und hört sich im Saale sein Plätzchen;
Zum Drehen und Walzen und lustigen Hopp
Erbeizt sich Jedwer ein Schätzchen.
Da pfeift es und geigt es und klingt und klirrt,
Da singelt's und schleift es und tanzet und wirrt,
Da pispert's und kuisert's und führt's und schwirrt;
Das Grüßlein, es blicket hinüber,
Es dünkt ihn, als lieg' es im Fieber.

Nun tappelt's und trappelt's und klappert's im Saal
Von Bänken und Stühlen und Tischen.
Da will nun ein Jeder am festlichen Mahl
Sich neben dem Liebchen erfrischen.
Sie tragen die Würste, die Schinken so klein
Und Braten und Fisch und Geflügel herein;
Es kreiset beständig der köstliche Wein.
Das tollet und kollet so lange,
Verschwindet gelegt mit Gesange.

Und saßen wir Lange, was weiter geschähe,
Es schweige das Leben und Treiben;
Denn was es in aller im Kleinen geschähe,
Erlahe es, graust es im Ganz.
Trompeten und Klingeln, Hergehetz, Schall,
Und Wagen und Reiter und drängender Schwall,
Sie kommen und ziehen und weichen sich All,
Unzählige, selige Leute.
So ging es und geht es noch heute.

Der Schatzgräber.

Arm am Beutel, krank am Herzen,
Schleppt' ich meine langen Tage.
Armuth ist die größte Plage,
Reichthum ist das höchste Gut.
Und, zu enden meine Schmerzen,
Ging ich, einen Schatz zu suchen.
„Meine Seele lass' Du haben!“
Schrieb ich hin mit eig'nem Blut.

Und so zog ich Kreis' um Kreise,
Stärkte wunderbare Flammen,
Kraut und Lurchenwerk zusammen:
Die Beschwörung war vollendet.
Und auf die gebrannte Weise
Grub ich nach dem alten Schatze
Auf dem angezeigten Platze;
Schwarz und finsterlich war die Nacht.

Und ich sah ein Licht von Weitem,
Und es kam gleich einem Sterne
Hinten aus der fernsten Ferne,
Eben als es Zwölfe schlug.
Und da galt kein Verbergen,
Heller ward's mit einem Male
Von dem Glanz der vollen Schale,
Die ein schöner Knabe trug.

Helle Augen sah ich blicken
Unter dichtem Blumenkranze;
In des Trankes Himmelslanze
Trat er in den Kreis herein.
Und er bot mich freundlich trinken;
Und ich dacht': es kann der Knabe
Mit der schönen, lichten Gabe
Wohllich nicht des Bösen sein.

Trinke Muth den reinen Lehren!
Kann verleiht Du die Verlehrung,
Kannst, mit englischer Verklärung,
Nicht preßt an deinen Ort.
Stehe hier nicht mehr verloren,
Traute Armuth! Bleiche Blöße!
Sauer Wachen! Karge Kost!
Sei Dein künftig' Zauberwort.

Der Rattenfänger.

Ich bin der weitberufene Sänger,
Der vielgewandte Rattenfänger,
Den stadt- und landberühmten Meister
Gewiß bekannter weither hat,

Und wären's Ritter noch so viele,
Und wären Wirbel mit im Spiele:
Von allen stahl' ich hier den Preis,
Sie müssen mit einander fort.

Dann ist der gutgelaunte Sänger
Nimmer auch ein Kinderfänger,
Der selbst die wildesten bezwingt,
Wenn er die gold'nen Mährchen singt.
Und wären Knaben noch so trotzig,
Und wären Mädchen noch so spröde:
Zu meiner Saiten greif' ich ein,
Sie müssen Alle hinterd'rein.

Dann ist der vielgewandte Sänger
Eigentlich ein Mädchensänger;
In seinem Stübchen singt er an,
Wo er's nicht Manchen angethan.
Und wären Mädchen noch so blöde,
Und wären Weiber noch so spröde:
Doch Allen wird so liebebang
Bei Zauberliedern und Gesang.
(Ab. Gelang.)

Die Spinnerin.

Als ich still und ruhig spann,
Ohne nur zu denken,
Trat ein schöner junger Mann
Nahe mir zum Rocken.

Liebte, was zu lieben war, —
Sollte Das was schaden? —
Mein dem Flachse gleiches Haar,
Und den gleichen Faden.

Ruhig war er nicht dabei,
Ließ es nicht bei'm Alten;
Und der Faden riß entzwei,
Den ich lang erhalten.

Und des Flachses Steingewicht
Gab noch viele Zahlen;
Aber, ach, ich konnte nicht
Mehr mit ihnen prahlen!

Als ich sie zum Weber trug
Bracht' ich was ich wegen.
Und mein armes Herze schlug
Mit gedrängtem Schlagen.

Nun, bei'm heißen Sonnenlicht,
Bring' ich's auf die Bleiche;
Und mit Mühe blick' ich mich
Nach dem nächsten Teiche.

Was ich in dem Kümmerlein
Still und fein gesponnen,
Kommt — wie kann es anders sein? —
Endlich an die Sonnen.

Vor Gericht.

Von wem ich es habe, Das sag' ich Euch nicht,
Das Kind in meinem Leib. —
„Pfui!" speit Ihr aus: „die Hure da!" —
Bin doch ein ehrlich' Weib.

Mit wem ich mich traute, Das sag' ich Euch nicht.
Mein Schatz ist lieb und gut,
Trägt er eine goldene Kett' am Hals,
Trägt er einen ledernen Hut.

Soll Spott und Hohn getragen sein,
Trag' ich allein den Hohn.
Ich kenn' ihn wohl, er kennt mich wohl,
Und Gott weiß auch davon.

Herr Pfarrer und Herr Amtmann Ihr,
Ich bitte, laßt mich in Ruh'!
Es ist mein Kind, es bleibt mein Kind,
Ihr gebt mir ja Nichts dazu.

Der Edelknabe und die Müllerin.

Edelknabe.

Wohin? Wohin?
Schöne Müllerin!
Wie heißt Du?

Müllerin.

Lise.

Edelknabe.

Wohin denn? Wohin,
Mit dem Rechen in der Hand?

Müllerin.

Auf des Vaters Land,
Auf des Vaters Wiese.

Edelknabe.

Und gehst so allein?

Müllerin.

Daß Heu soll herein,
Daß bekränzet der Rechen;
Und im Garben dann
Fangen die Vögel zu singen an;
Die will ich fangen.

Edelknabe.

Ist nicht eine dicke Laube dabei?

Müllerin.

Sagen ihrer zwei,
Zu beiden Seiten.

Edelknabe.

Ich komme Dir auch.
Und am heißen Mittag
Decken wir uns Beide zusammen
Nicht mehr, im grünen, weitläufigen Hause —

Müllerinn.
Das gibt Geſchichten.

Ehriſtoph.
Haſt Du in meinen Armen aus?

Müllerinn.
Mit Nichten!
Denn wer die artige Müllerinn küßt,
Auf der Straße verrathen iſt.
Euer ſchlank, buntlicht Kleid
Thät' mir leid,
Es weiß zu lieben.
Gleich und gleich, ſo allein iſt's recht!
Darauf will ich leben und ſterben.
Ich liebe mir den Mannesknecht;
An dem iſt Nichts zu verderben.

Der Junggeſell und der Mühlbach.

Geſell.
Wo willſt Du, klares Bächlein, hin,
So munter?
Du eilſt mit friſchem, leichtem Sinn
Hinunter.
Was ſucht Du eilig in dem Thal?
So ſprich doch und ſprich einmal!

Bach.
Ich war ein Bächlein, Junggeſell;
Sie haben
Mich ſo gekräft, damit ich ſchnell,
Im Graben,
Zur Mühle dort hinunter lief,
Und immer hin ich roſch und viel.

Geſell.
Du eilſt mit gelaſſ'nem Muth
Zur Mühle,
Und weißt nicht, was ich jungen Blut
Hier fühle.
Es blickt die ſchöne Müllerinn
Wohl freundlich manchmal auch Dir hin?

Bach.
Sie öffnet früh bei'm Morgenlicht
Den Laden,
Und kommt, ihr liebes Angeſicht
Zu baden.
Ihr Weſen iſt ſo rein und mild,
Es wird mir gleich zum Paradies mild.

Geſell.
Kann ſie im Waſſer Liebesglück
Entgießen?
Wer ſoll mein Roß mir Fleiß und Blut
Wohl büßen?
Wenn man ſie nie zu Geſicht bekommt,
Ach, immer muß man nach ihr ſehn!

Bach.
Dann ſtürz' ich auf die Räder mich
Mit Brauſen,
Und alle Schaufeln drehen ſich
Im Sauſen.
Seitdem das ſchöne Mädchen badet,
Hat auch das Waſſer heiß ze Kraft.

Geſell.
Du Armer, fühlſt Du nicht den Schmerz,
Wie Nadeln?
Sie kocht Dich an und ſagt im Scherz:
Nun mahl'ze!
Sie tödtet Dich mehr Gluth zuletzt
Mit einem feſten Liebesbett?

Bach.
Mir wird ſo ſchwer, ſo ſchwer, vom Ort
Zu fließen;
Ich träumme mich nur leichte fort
Durch Wieſen;
Und kömm' es eilt auf mich nur an,
Der Berg wär' bald zurück gethan.

Geſell.
Gelobt meines Liebesgrund,
Ich ſcheide;
Du merkſt mir vielleicht einmal
Zur Freude.
Geh', lieg' ihr gleich, und lieg' ihr ſtill,
Was ſie der Kunde wünſcht und hofft.

Der Müllerinn Verrath.

Woher der Strauß ſo friſch und ſchöne,
Da kaum der Tag im Oſten graut?
Hat er ſich in der Wald-Cypreſſe,
So kalt und friſch es iſt, erbaut?
Es ſtarrt ihm die Natur entgegen;
Mag er mit Blicken Troſtes pflegen?
Was ſucht er ſolcher Morgenfrühe
Durch die beſchneiten, wüſten Höh'n?

Ach, wohl! Er kommt vom warmen Bette,
Wo er ſich andern Spaß verſprach;
Und wenn er nicht den Mantel hätte,
Wie ſchrecklich wäre ſeine Schmach!
Es hat ihn jener Schuft betrogen,
Und ihm den Bächlein abgezogen;
Der arme Strauß iſt umgekommen,
Und faſt, wie Blum, blaß und naß.

Warum auch ſchlich er ſolche Wege
Nach einem leichten Vergnügen,
Daß ſtündlich ihm im Mühlgehege,
Gewiß im Paradieſe, war?
Es wird den Schatz nicht leicht gereuen,
Er drückte ſchnell ſich auf den Hügel,
Und bricht auf einmal aus, im Feuer,
In Hitze, kaum Morgen und

„Ich lag in ihren Freudenblicken
Nicht einer Spur von Verrath;
Sie schien mit mir sich zu entzücken,
Und sann auf solche schwarze That!
Kannt' ich in ihrem Armen schlummen,
Wie meuchlerisch der Boden schlug?
Sie hieß den holden Amor kommen,
Und gütig war er uns genug."

„Sich meiner Liebe zu erfreuen!
Der Nacht, die nie ein Ende nahm!
Und erst die Mutter anzuspähen,
Nun eben als der Morgen kam!
Da drang ein Dutzend Anverwandten
Herein, ein wahrer Menschenstrom;
Da kamen Vettern, gukten Tanten,
Es kam ein Bruder und ein Ohm."

„Das war ein Toben, war ein Wüthen!
Ein Jeder schien ein and'res Thier.
Sie stritten des Mädchens Blüthen
Mit schrecklichem Geschrei von mir. —
Was bringt Ihr Alle, wie von Sinnen,
Vor den unschuld'gen Jüngling ein?
Denn solche Schätze zu gewinnen,
Da muß man viel bescheidner sein."

„Weiß Amor seinem schönen Spiele
Doch immer prüfig nachzugehn.
Er läßt sonsthin nicht in der Mühle
Die Blumen sechzehn Jahre stehn. —
Sie rauften nun das Kirchenhändel,
Und wälzten auch den Mantel auch.
Wie war soviel verfluchte Gredel
Im engen Hause sich verkruch!"

„Nun sprang ich auf und tobt' und fluchte,
Gewiß, durch Alle durchgegangen.
Ich sah auch ein Mal die Vernichte,
Und ach! sie war noch immer schön.
Sie Alle wichen meinem Grimme;
Da flog noch manches wilde Wort;
Da wandt' ich mich, mit Donnerstimme,
Noch endlich aus der Hölle fort."

„Nun seht Euch Mädchen auf dem Lande,
Wie Mädchen aus den Städten, sich'n;
So laßt doch den Fun's vom Stande
Die Lust, die Dirnen anzuziehn!
Doch seid Ihr auch von den Gralten
Und kennt Ihr keine zarte Pflicht,
Ihr dauert immer die Gescholtnen,
Doch sie verrathen müßt Ihr nicht."

Er sagt es in der Winterstunde,
Wir sitzt ein artig Hälmchen gräut,
Ich lache seiner tollen Wunde;
Denn wirklich ist sie wohlverbaut.

So geht es Jedem, der am Tage
Sein edles Liebchen frech betrügt,
Und Nachts, mit allzu kühner Wage,
Zu Amor's falscher Mühle kriecht.

Der Müllerin Reue.

Jüngling.

Nur fort, Du braune Hexe, fort!
Aus meinem gereinigten Hause,
Daß ich Dich, nach dem ersten Wort,
Nicht ganz!
Was sagst Du hier für Heuchelei
Von Lieb' und Treue, Mädchenehren?
Wer mag das Mährchen hören!

Zigeunerin.

„Ich singe von des Mädchens Ruh',
Und langem, heißem Sehnen;
Denn Leichtsinn wandelte sich in Leid'
Und Thränen.
Sie fürchtet der Mutter Drohen nicht mehr,
Sie fürchtet des Bruders Faust nicht so sehr,
Als den Hohn des herzlich Gereuten."

Jüngling.

Von Eigennutz sing' und von Betrug,
Von Mord und teuflischem Rauben;
Man wird Dir jede solche That
Wohl glauben.
Wenn sie Deine Habe verheert, Gewand und Gut,
Schlimmer als je Ihr Zigeuner that:
Das sind gewohnte Geschichten.

Zigeunerin.

„Ach! weh'! ach weh'! Was hab' ich getan!
Was hilft mir nun das Lauschen!
Ich hör' an meiner Kammer heran
Ihn rauschen.
Da klopfte mir hoch das Herz, ich bebte:
O, hättest Du doch die Liebesnacht
Der Mutter nicht verrathen!"

Jüngling.

Ach, leider! hat ich auch einst Sinnen,
Und ging, verführt, im Gärten:
Ach, Gärtchen! ich muß zu Dir ein
Mit Bitten!
Doch plötzlich entstand ein Lärm und Gezänk,
Es sammelten die rohen Verwandten sich;
Noch bebet das Blut mir im Herzen.

Zigeunerin.

„Kommt aus dürftiger Stunde quält,
Wie hat mich's bekümmert und schmerzet!
Ich habe das mehr, das einzige Gut
Verscherzet.

Ich armes Mädchen, ich war zu jung!
Es war mein Bruder verlacht gegangen,
Er schlicht an dem Liebchen zu handeln."

Der Dichter

Er ging das schwarze Weib in das Haus,
In den Hof zur springenden Quelle;
Sie wusch sich heftig die Augen aus,
Und helle
Ward Aug' und Gesicht, und weiß und klar
Stellt sich die schöne Müllerin dar
Dem erkannt erkannten Knaben.

Müllerin.

Ich fürchte fürwahr Dein erzürnt' Gesicht,
Du Süßer, Schwer und Trauter!
Und Schlag' und Messerstiche nicht,
Nur lauter
Sag' ich von Schmerz und Liebe Dir.
Und will zu Deinen Füßen hier
Nun leben oder auch sterben.

Jüngling.

O, Neigung, sage, wie hast Du so tief,
Im Herzen Dich versteckt?
Wer hat Dich, die verborgen schlief,
Geweckt?
Ach, Liebe, Du wohl außerlich bist!
Nicht kann Verrath und hämische List
Dein göttlich' Leben tödten.

Müllerin.

Liebst Du mich noch so hoch und sehr,
Wie Du mir sonst geschworen,
So ist uns Beiden auch nichts mehr
Verloren.
Nimm hin das vielgeliebte Weib,
Den jungen unberührten Leib!
Es ist nun Alles Dein eigen.

Beide.

Nun, Gesang, gehe hinab und hinaus!
Ihr Sterne, kommen und tanzet!
Es geht ein Liebesgeflüster mir auf
Und funkelt.
So lange die Quelle springt und rinnt,
So lange bleiben wir gleichgesinnt,
Ein's an des Andern Herzen.

Verlobung und Hochzeitlied.

Er

Kennst Du, schöne Dichterin, eher Gleichen,
Unter hoher heiterer Schattenliebe,
Wo ich Mund'ren kurze Nahe habe,
Labung mir für Durst und Hunger reiche?

Sie

Weißt Du, Vielgereister'er, hier Dich Leben
Saures Nahm und Brod und reife Früchte,
Nur die ganz natürlichsten Gerichte,
Kannst Du reichlich an der Quelle haben.

Er.

Ist mir doch, ich müßte schon Dich kennen,
Unergründ'ne Tiefe heller Freuden!
Lebenslichtern hab' ich oft gelechzet;
Diese muß ich doch wie Wunder nennen.

Sie.

Ohne Wunder findet sich bei Mund'ren
Oft ein sehr erklärliches Erklingen.
Ja, die Wunde gleichet oft der Brunnen,
Einer zeiget eben, wie die Andern.

Er.

Heute nicht, fürwahr, zum ersten Male,
Hat mir's hier Bildung abgewonnen!
Damals war ihr Sonne alles Sonnen
In dem festlich ausgeschmückten Saale.

Sie.

Lernt es Dich, so kann es wohl geschehen,
Daß man Deinen Mädchenschmerz vernehme;
Vorgezeichne Kuß von einer Lende,
Da Du sie zum ersten Mal gesehen.

Er.

Nein, fürwahr, Das hast Du nicht gedichtet!
Kennten Deiner Dir es offenbaren?
Von Jemanden hast Du auch erfahren
Und von Perlen, die ihr Blick vernichtet.

Sie.

Vieles Eine ward mir wohl vertraut!
Daß die Schönen, schamhaft zu erblicken,
Und in Hoffnung, wieder Dich zu sehen,
Manche Schlüssel in die Fluth erbaut.

Er

Irrlehrn mich umher doch alle Winde!
Sucht' ich Ehr' und Geld auf jede Weise!
Doch gelingt, wenn am Schluß der Reise
Ich das edle Bildniß wieder finde.

Sie

Nicht ein Bildniß, wirklich steht Du vor
Hoher Tochter des verklungnen Meers;
Nun im Nachen des verlaß'nen Ufers
Mit dem Wunder kannst Du Heiter.

Er

Wer solle herrlichen Gebilde,
Kann sie der Besitzer selbst verwahren?
Solche Farben, solche Glut und Zeichen,
Nicht in Muscheln, nein, Himmelsmuscheln.

Mich deiner Tyranney auf ewig zu
Entziehen hieß. Leb' wohl. Es ist geschehn!
Zerschlagen ist die Urne, die so lang'
Der Liebe Freuden und der Liebe Schmerzen
In ihrem Busen willig faßte; rasch
Entstürzet das Gefühl sich der Verwahrung,
Und fließt, am Boden rieselnd und verbreitet,
Zu deinen Füßen nun versiegend hin.

Höret alle mich, ihr Götter,
Die ihr auf Verliebte schauet:
Dieses Glück, so schön gebauet,
Reiß' ich voll Verzweiflung ein.

Ach, ich hab' in deinen Armen,
Mehr gelitten als genossen!
Nun es sey! Es ist beschlossen!
Ende, Glück, und ende Pein! ab.

Elmire.

Hörst du, er hat geschworen;
Ich fürcht', er macht es wahr.

Rosa.

Sie sind nicht alle Thoren,
Wie dein Geliebter war.

Er.

Ist er doch in alle Welt entlaufen!
Wir Geschwister haben viel erworben;
Wenn der Gute, wie man sagt, gestorben,
Wollen wir das Hinterlass'ne kaufen.

Es.

Wohl zu kaufen ist es, meine Schöne!
Vom Verkäufer hol' ich die Bedinge;
Doch der Preis ist keineswegs geringe,
Denn das letzte Wort, es ist: Helene!

Er.

Kannst' uns Glück und Hilfe nicht verreisen!
Hat die Liebe diesen Weg genommen?
Doch ich seh' den wackren Bruder kommen;
Wenn er's hören wird, was kann er weisen?

Weihung in die Ferne.

Die Königin sitzt im hohen Saal,
Da kommen der Herren so viele;
Sie spricht zum Pagen: „Du bläsest einmal
Und heißt mir den Bentel zum Spiele.
Er liegt zur Hand
Auf meines Tisches Rand.“
Der Knabe, der eilt so behende,
War bald an Schlosses Ende.

Und neben der Königin sitzet zur Stund'
Gesehen die schönste der Frauen.
Da trank sie die Tasse so hart an dem Mund,
Es war ein Grauen zu schauen.
Verlegenheit! Scham!
Um's Trinklich ist's gethan!
Sie eilt und sitzt so behende
Entgegen des Schlosses Ende.

Der Knabe zurückgekommen kam
Entgegen der Schönen in Schmerzen.
Es wusst' es Niemand, doch Beide genommen',
Sie hegten einander im Herzen;
Und, o des Glücks,
Des gleichen Geschicks!
Sie warfen mit Freuden sich zu Füßen
Und herzten und küssten und grüßten.

Doch endlich Beide sich reißen los;
Sie eilt in ihre Gemächer;
Der Page drängt sich zur Königin groß
Durch alle die Degen und Fächer.
Die Fürstin entdeckt
Das Weschen versteckt:
Er war Nichts unerträglicher,
Der Königinen von Saba vergleichbar.

Und sie die Hofmeisterinnen rufen läßt:
„Die Damen doch endlich zu Ehren,
Und Ihr behauptet Herz und Ort.
Nicht reiche der Geist in die Ferne;
Die Gegenwart nur,
Die lasse wohl Spur;
Doch Niemand weiß in die Ferne,
Sogar nicht die himmlischen Sterne.“

„Nun sieht! So eben ward mir zur Seit'
Der geistige Göttertrank verschänket,
Und gleich darauf hat er dort hinten so weit
Dem Knaben die Weste zerränket. —
Betrog' Dir Se nen!
Und weil ich mich freu',
Daß Se mir zum Beweise gegeben,
Ich zahl' Se, soll wirst Du gehoben.“

Die wandelnde Glocke.

Es war ein Kind, das wollte nie
Zur Kirche sich bequemen,
Und Sonntags sind es stets ein Müh,
Den Weg in's Feld zu nehmen.

Die Mutter sprach: „Die Glocke läut,
Und so ist Dir's befohlen!
Und hast Du Dich nicht hingemacht,
Sie kommt und wird Dich holen.“

Das Kind, es denkt: die Glocke hängt
Da droben auf dem Stuhle.
Schon hat's den Weg in's Feld gelenkt,
Als lief es aus der Schule.

Die Glocke Glocke läut nicht mehr,
Die Mutter hat gelogen.
Doch weich ein Schrecken hinterher!
Die Glocke kommt gezogen.

Sie wandelt schnell, man glaubt es kaum;
Das arme Kind im Schrecken,
Es läuft, es kommt, als wie im Traum;
Die Glocke wird es decken.

Doch nimmt es richtig seinen Lauf,
Und mit gewandter Scheue
Eilt es durch Anger, Feld und Wald
Zur Kirche, zur Capelle.

Und jeden Sonn- und Feiertag
Gedenkt es an den Schaden,
Läßt durch den ersten Glockenschlag
Nicht in Person sich laden.

Der getreue Eckart.

O, wären wir weiter, o, wär' ich zu Haus!
Sie trauren. Da kommt schon der nächtliche Graus;
Sie hab'n, die unheimlichen Schwestern.
Sie stehen heran und sie stehen und horch.
Sie singen das mächtige Gebelle, das Dorf
Und lassen uns kein und die Kinder.

So sprechen die Kinder und drängen sich scheu;
Da zeigt sich vor ihnen ein alter Gesell:
„Nur Stille, Kind! Kinderlein, Stille!
Die Hexen, sie kommen von dorthiger Jagd,
Und lasst Ihr sie trinken, wie's Jeder behagt,
Dann sind sie Euch hold, die Unholden."

Gesagt, so geschehn! Und da macht sich der Gnom
Und hebet in grau und in schattenhaft an;
Doch schärfer es und schlauer es auf's Beste.
Das Wort ist verschwunden, die Kluft sind leer;
Nun lauf't es und heul't es, das wüstige Heer,
In's weite Gefild und Gehäge.

Die Kinderlein ängstlich am Hemde sie scheu,
Gesellt sich zu ihnen der fromme Gesell:
„Ihr Puppchen, nur seid uns nicht traurig! —"
Wir kriegen zum Schellen und Stauch die auf's
Blut.
„Nein, keineswegs! Alles geht herrlich und gut,
Nur schweiget und pochet wie Mäuslein."

„Und Der es Euch anrieth und Der es befiehlt,
Es ist es, der gern mit den Kindelein spielt,
Der alte Gesterne, der Schatt.
Dem Wundermann hat man Euch immer erzählt,
Wer hat die Verhängung Jedem gesetzt;
Die habt Ihr nun köstlich zu Händen."

Sie kommen nach Hause, sie sitzen den Krug
Ein Jedes den Eltern beiseiten genug,
Und harren der Schläg' und der Schellen.
Doch siehe, man kostet: ein herrlichest Bier!
Man trinkt in die Runde schon drei Mal und vier,
Und noch nimmt der Krug nicht ein Ende.

Das Wunder, es dauert zum morgenden Tag;
Doch fragt, wer immer zu fragen vermag:
„Wie ist's mit den Krügen ergangen?"
Die Mütterlein, sie schelten, im Stillen ergetzt;
Sie kommen und fluchen und schweigen gesetzt,
Und gleich sind vertrocknet die Krüge.

Und wenn Euch, Ihr Kinder, mit trotzigem Gesicht,
Ein Vater, ein Lehrer, ein Widermann spricht,
Es herrsche und feiget ihm gänzlich!
Und liegt auch das Zünglein in geistlicher Hut,
Verplaudern ist schädlich, verschweigen ist gut;
Dann fällt sich das Bier in den Krügen.

Der Tabernus.

Der Thürmer, der schaut, zu Füßen der Nacht,
Hinab auf die Gräber im Tage;
Der Mond, der hat Alles in's Helle gebracht,
Der Kirchhof, er liegt wie am Tage.
Da regt sich ein Grab und ein anderes dann:
Sie kommen hervor, ein Weib da, ein Mann,
Zu merken auf schlürpenden Fremden.

Das reckt nun, es will sich ergötzen sogleich.
Die Knöchel zur Runde, zum Kranze,
Sie arm und so jung, und so alt und so reich;
Doch hindern die Schleppen am Tanze.
Und weil hier die Scham nun nicht weiter gehört,
Sie schütteln sich Alle; da liegen zerstreut
Die Hemdelein über den Hügeln.

Nun hebt sich der Schenkel, und wackelt das
Bein,
Gebärden, da gibt es Contraste;
Dann klappert's und klappert's mitunter darein,
Als schlüg' man die Holzlein zum Taste.
Das kommt aus dem Thürmer so liederlich her,
Da rannt ihm der Schädel, der Tollkopf, in's
Ohr:
„Geh! hole Dir einen der Laden."

Gethan, wie gedacht! und er kuschert sich schon
Nun hinter geheiligte Thüren.
Der Mond, und noch immer er scheinet so hell
Zum Tanz, den sie schaudernd führen.
Doch endlich verlieren sich Dirne und Per,
Schlicht Eins's nach dem Andern gekleidet zu Bett.
Und heimlich ist es unter dem Rasen.

Nur Einer, der trappelt und stolpert umher,
Und tappet und grapst an den Mauren;
Doch hat kein Gemäuer so schwer ihn verletzt:
Er wittert das Tuch in den Fluren.
Er wühlet die Thürmerhöhr, sie schlägt ihn zuletzt,
Gegurrt und gelogen, dem Thürmer zum Trutz;
Sie bläst von metallenen Röhren.

Das Hemd muß er haben: da rastet er nicht.
Da gilt auch kein innerst Besinnen;
Den Gottlichen Vorrath ergreift nun der Wicht
Und stürmet von Zinne zu Zinnen.
Nun ist's um den Thürmer, den Thürmer, gethan!
Er packt sich zum Schwerkel zu Schwerkel hinan,
Langbeinigen Spinnen vergleichbar.

Der Thürmer erblicket, der Thürmer erlacht,
Herr' geht es ihm wieder den Seinen.
Da packt — jetzt hat er am Längsten gelacht —
Den Zipfel ein eisterner Zacken.
Schon strebet der Mond sich verschwindenden
Schrittes;
Die Glocke, sie donnert ein mächtiges Ehrt.
Und unten zerschellt das Gerippe.

Die erste Walpurgis-Nacht.

Der Harzer.

Es taumelt der Mai!
Der Wald ist frei
Von Eis und Kriegsheer.
Der Schnee ist weg,
Das grüne Gras

Erſchallen Luſtgeſänge,
Ein reiner Schnee
Liegt auf der Höh';
Doch eilen wir nach oben,
Begehn den alten heil'gen Brauch:
Allvater dort zu loben.
Die Flamme lod're durch den Rauch!
So wird das Herz erheben.

Die Druiden.

Die Flamme lod're durch den Rauch!
Begeht den alten, heil'gen Brauch:
Allvater dort zu loben!
Hinauf! hinauf nach oben!

Einer auf dem Boſte.

Kennt Ihr ſo verwegen handeln?
Wollt Ihr denn zum Tode wandeln;
Kennet Ihr nicht die Geſetze
Unſ'rer harten Ueberwinder?
Rings geſtellt ſind ihre Netze
Auf die Heiden, auf die Sünder.
Ach! ſie ſchlachten auf dem Walle
Unſ're Weiber, unſ're Kinder.
Und wir Alle
Nahen uns gewiſſem Falle.

Chor der Weiber.

Auf des Lagers hohem Walle
Schlachten ſie ſchon unſ're Kinder.
Ach, die ſtrengen Ueberwinder!
Und wir Alle
Nahen uns gewiſſem Falle.

Ein Druide.

Wer Opfer heut
Zu bringen ſcheut,
Verdient erſt ſeine Bande.
Der Wald iſt frei!
Das Holz herbei,
Und ſchichtet es zum Brande!
Doch bleiben wir,
Im Buſch-Revier,
Am Tage noch im Stillen,
Und Männer ſtellen wir zur Hut,
Um Eu'rer Sorge willen.
Dann aber laßt mit friſchem Muth
Uns unſ're Pflicht erfüllen.

Chor der Wächter.

Vertheilt Euch, wack're Männer, hier
Durch dieſes ganze Wald-Revier,
Und wachet hier im Stillen,
Wenn ſie die Pflicht erfüllen.

Ein Wächter.

Dieſe dumpfen Plaudereien,
Laßt uns keck ſie überſchrein!
Mit dem Teufel, den ſie fabeln,
Werden wir ſie ſelbſt erſchrecken.
Kommt! Mit Zacken und mit Gabeln,
Und mit Gluth und Klopperſtöcken
Lärmen wir bei nächt'ger Weile
Durch die engen Felſenſtrecken.
Katz und Eule
Heul' in unſer Raubgeheule!

Chor der Wächter.

Kommt mit Zacken und mit Gabeln,
Wie der Teufel, den ſie fabeln,
Und mit wilden Klopperſtöcken
Durch die leeren Felſenſtrecken!
Katz und Eule
Heul' in unſer Raubgeheule!

Ein Druide.

So weit gebracht,
Daß wir bei Nacht,
Allvater, heimlich ſingen!
Doch iſt es Tag,
Sobald man mag
Ein reines Herz Dir bringen;
Du kannſt zwar heut
Und manche Zeit
Dem Feinde viel erlauben;
Die Flamme reinigt ſich vom Rauch:
So reinig' unſern Glauben!
Und raubt man uns den alten Brauch:
Dein Licht, wer will es rauben?

Ein chriſtlicher Wächter.

Hilf, ach, hilf mir, Zwingburgfülle!
Ach, es kommt die ganze Hölle!
Sieh', wie die verhexten Leiber
Durch und durch von Flamme glühen!
Menſchenwölf' und Drachenweiber,
Die im Ring vorüberziehen!
Welch entſetzliches Gezücht!
Laßt uns, laßt uns Alle fliehen!
Oben flammt und ſauſt der Böſe,
Aus dem Boden
Dampfet rings ein Höllendroben.

Chor der chriſtlichen Wächter.

Schreckliche, verhexte Leiber,
Menſchenwölf' und Drachenweiber!
Welch entſetzliches Gezücht!
Sieh', da flammt, da zieht der Böſe!
Aus dem Boden
Dampfet rings ein Höllendroben.

Chor der Druiden.

Die Flamme reinigt ſich vom Rauch:
So reinig' unſern Glauben!
Und raubt man uns den alten Brauch:
Dein Licht, wer kann es rauben?

Der Zauberlehrling.

Hat der alte Hexenmeister
Sich doch einmal wegbegeben!
Und nun sollen seine Geister
Auch nach meinem Willen leben;
Seine Wort' und Werke
Merkt' ich, und den Brauch,
Und mit Geisteskräfte
Thu' ich Wunder auch.

Walle! walle
Manche Strecke,
Daß zum Zwecke
Wasser fließe,
Und mit reichem, vollem Schwalle
Zu dem Bade sich ergieße.

Und nun komm', Du alter Besen!
Nimm die schlechten Lumpenhüllen;
Bist schon lange Knecht gewesen;
Nun erfülle meinen Willen!
Auf zwei Beinen stehe,
Oben sei ein Kopf,
Eile nun und gehe
Mit dem Wassertopf!

Walle! walle
Manche Strecke,
Daß zum Zwecke
Wasser fließe,
Und mit reichem, vollem Schwalle
Zu dem Bade sich ergieße.

Seht, er läuft zum Ufer nieder;
Wahrlich! ist schon an dem Flusse,
Und mit Blitzesschnelle wieder
Ist er hier mit raschem Gusse.
Schon zum zweiten Male!
Wie das Becken schwillt!
Wie sich jede Schale
Voll mit Wasser füllt!

Stehe! stehe!
Denn wir haben
Deiner Gaben
Vielgemessen! —
Ach, ich merk' es! Wehe! wehe!
Hab' ich doch das Wort vergessen!

Ach, das Wort, wenn's am Ende
Er das wird, was er gewesen.
Ach, er läuft und bringt behende!
Wärst Du doch der alte Besen!
Immer neue Güsse
Bringt er schnell herein,
Ach, und hundert Flüsse
Stürzen auf mich ein!

Nein, nicht länger
Kann ich's lassen;
Will ihn fassen.
Das ist Tücke!
Ach, nun wird mir immer bänger!
Welche Miene, welche Blicke!

O, Du Ausgeburt der Hölle!
Soll das ganze Haus ersaufen!
Seh' ich über jede Schwelle
Doch schon Wasserströme laufen.
Ein verruchter Besen,
Der nicht hören will!
Steh, der Du gewesen,
Steh' doch wieder still!

Willst's am Ende
Gar nicht lassen!
Will Dich fassen,
Will Dich halten,
Und das alte Holz behende
Mit dem scharfen Beile spalten.

Seht, da kommt er schleppend wieder!
Wie ich mich nun auf Dich werfe,
Gleich, o Kobold, liegst Du nieder;
Krachend trifft die glatte Schärfe.
Wahrlich! brav getroffen!
Seht, er ist entzwei!
Und nun kann ich hoffen,
Und ich athme frei!

Wehe! wehe!
Beide Theile
Stehn in Eile
Schon als Knechte
Völlig fertig in die Höhe!
Helft mir, ach, Ihr hohen Mächte!

Und sie laufen! Naß und nasser
Wird's im Saal und auf den Stufen.
Welch entsetzliches Gewässer!
Herr und Meister! Hör mich rufen!
Ach, da kommt der Meister!
Herr, die Noth ist groß!
Die ich rief, die Geister,
Werd' ich nun nicht los.

„In die Ecke,
Besen! Besen!
Seid's gewesen.
Denn als Geister
Ruft Euch nur, zu seinem Zwecke,
Erst hervor der alte Meister."

Die Braut von Corinth.

Nach Corinthus von Athen gezogen
Kam ein Jüngling, dort noch unbekannt.
Einen Bürger hofft' er sich gewogen;
Beide Väter waren befreundet.

Hatten ſchöne ſchon
Töchterchen und Söhn
Braut und Bräutigam voraus genannt.

Aber wird er auch willkommen ſcheinen,
Wenn er theuer nicht die Gunſt erkauft?
Er iſt noch ein Heide mit den Seinen,
Und ſie ſind ſchon Chriſten und getauft.
Keimt ein Glaube neu,
Wird oft Lieb' und Treu'
Wie ein böſes Unkraut ausgerauft.

Und ſchon lag das ganze Haus im Stillen,
Vater, Töchter, nur die Mutter wacht;
Sie empfängt den Gaſt mit beſtem Willen,
Gleich in's Prunkgemach wird er gebracht.
Wein und Eſſen prangt,
Eh' er es verlangt;
So verſtorgend wünſcht ſie gute Nacht.

Aber bei dem wohlbeſtellten Eſſen
Wird die Luſt der Speiſe nicht erregt;
Müdigkeit läßt Speiſ' und Trank vergeſſen,
Daß er angekleidet ſich auf's Bette legt;
Und er ſchlummert faſt,
Als ein ſelt'ner Gaſt
Sich zur off'nen Thür herein bewegt.

Denn er ſieht: bei ſeiner Lampe Schimmer
Tritt, mit weißem Schleier und Gewand,
Sittſam ſtill ein Mädchen in das Zimmer,
Um die Stirn' ein ſchwarz' und gold'nes Band.
Wie ſie ihn erblickt,
Hebt ſie, die erſchrickt,
Mit Erſtaunen eine weiße Hand.

„Bin ich," rief ſie aus, „ſo fremd im Hauſe,
Daß ich von dem Gaſte Nichts vernahm?
Ach, ſo hält man mich in meiner Klauſe!
Und nun überfällt mich hier die Scham.
Ruhe nur ſo fort
Auf dem Lager dort;
Und ich gehe ſchnell, ſowie ich kam."

„Bleibe, ſchönes Mädchen!" ruft der Knabe,
Raſt von ſeinem Lager ſich geſchwind:
„Hier iſt Ceres, hier iſt Bacchus Gabe;
Und Du bringſt den Amor, lieber Kind!
Biſt vor Schrecken blaß!
Liebe, komm' und laß
Luſt uns ſehn, wie ſtolz die Götter ſind!"

„Ferne bleib', o Jüngling! bleibe ferne;
Ich gehöre nicht den Freuden an.
Schon der letzte Schritt iſt, ach! geſchehen,
Durch der guten Mutter kranken Wahn,
Die gelobend ſchwur:
Jagrad und Natur
Sei dem Himmel künftig unterthan!"

Und der alten Götter bunt' Gewimmel
Hat ſogleich das ſtille Haus geleert.
Unſichtbar wird Einer nur im Himmel,
Und ein Heiland wird am Kreuz verehrt;
Opfer fallen hier,
Weder Lamm noch Stier,
Aber Menſchenopfer unerhört.

Und er fragt und wäget alle Worte,
Deren keines ſeinem Geiſt entgeht.
„Iſt es möglich, daß am ſtillen Orte
Die geliebte Braut hier vor mir ſteht?
Sei die Meine nur!
Unſ'rer Väter Schwur
Hat vom Himmel Segen uns erfleht!"

„Mich erhältſt Du nicht, Du gute Seele!
Meiner zweiten Schweſter gönnt man Dich
Wenn ich mich in ſtiller Klauſe quäle,
Ach, in ihren Armen denk' an mich,
Die an Dich nur denkt,
Die ſich liebend kränkt;
Zu die Erde bald verbirgt ſie ſich!"

„Nein! bei dieſer Flamme ſei's geſchworen:
Gütig zeigt ſie Hymen uns voraus;
Biſt der Freude nicht und mir verloren,
Kommſt mit mir in meines Vaters Haus.
Liebchen, bleibe hier!
Fei're gleich mit mir
Unverwartet unſern Hochzeitſchmaus."

Und ſchon wechſeln ſie der Treue Zeichen;
Golden reicht ſie ihm die Kette dar,
Und er will ihr eine Schale reichen,
Silbern, künſtlich, wie nicht eine war.
„Die iſt nicht für mich;
Doch, ich bitte Dich,
Eine Locke gib von Deinem Haar!"

Eben ſchlug die dumpfe Geiſterſtunde,"
Und nun ſchien es ihr erſt wohl zu ſein.
Gierig ſchlürfte ſie mit blaſſem Munde
Nun den dunkel blutgefärbten Wein;
Doch vom Weizenbrot,
Das er freundlich bot,
Nahm ſie nicht den kleinſten Biſſen ein.

Und dem Jüngling reichte ſie die Schale,
Der, wie ſie, nun haſtig koſtern traut.
Liebe fordert er bei'm ſtillen Mahle;
Ach, ſein armes Herz war liebekrank!
Doch ſie widerſteht,
Wie er immer fleht,
Bis er weinend auf das Bette ſank.

Und ſie kommt und wirft ſich zu ihm nieder:
„Ach, wie ungern ſeh' ich Dich gequält!
Aber, ach, berührſt Du meine Glieder,
Faßt Du ſchaudernd, was ich Dir verhehlt!
Wie der Schnee ſo weiß,
Wer kalt wie Eis,
Iſt das Lichchen, das Du Dir erwählt."

Heftig faßt er ſie mit ſtarken Armen,
Von der Liebe Jugendkraft durchmannt:
„Hoffe doch bei mir noch zu erwarmen,
Wär'ſt Du ſelbſt mir aus dem Grab geſandt!
Wechſelhauch und Kuß!
Liebesüberfluß!
Brennſt Du nicht und ſchließ mich entbrannt!“

Liebe ſchließet feſter ſie zuſammen,
Thränen miſchen ſich in ihre Luſt;
Gierig ſaugt ſie ſeines Mundes Flammen
Eins iſt nur im Andern ſich bewußt.
Seine Liebeswuth
Wärmt ihr ſtarres Blut,
Doch es ſchlägt kein Herz in ihrer Bruſt.

Unterdeſſen ſchleichet auf dem Gange
Häuslich ſpät die Mutter noch vorbei,
Horchet an der Thür und horchet lange,
Welch ein ſonderbarer Ton es ſei.
Klag- und Wonnelaut
Bräutigams und Braut,
Und des Liebeshammelns Raſerei.

Unbeweglich bleibt ſie an der Thüre,
Weil ſie erſt ſich überzeugen muß:
Und ſie hört die höchſten Liebesſchwüre,
Lieb' und Schmeicheiworte, mit Verdruß —
„Still! der Hahn erwacht! —
Aber morgen Nacht
Biſt Du wieder da?“ — und Kuß auf Kuß.

Länger hält die Mutter nicht das Zürnen,
Oeffnet das bekannte Schloß geſchwind: —
„Gibt es hier im Hauſe ſolche Dirnen,
Die dem Fremden gleich zu Willen ſind?“ —
So zur Thür hinein.
Bei der Lampe Schein
Sieht ſie — Gott! ſie ſieht ihr eigen' Kind.

Und der Jüngling will im erſten Schrecken
Mit des Mädchens eig'nem Schleierflor,
Mit dem Teppich die Geliebte decken;
Doch ſie windet gleich ſich ſelbſt hervor.
Wie mit Geiſt's Gewalt
Hebet die Geſtalt
Lang' und langſam ſich im Bett' empor.

„Mutter! Mutter!“ ſpricht ſie hohle Worte:
„So mißgönnt Ihr mir die ſchöne Nacht!
Ihr vertreibt mich von dem warmen Orte.
Bin ich zur Verzweiflung nur erwacht?
Iſt's Euch nicht genug,
Daß in's Leichentuch,
Daß Ihr ſtets mich in das Grab gebracht?“

„Aber aus der ſchwerbedeckten Enge
Treibet mich ein eigenes Gericht.
Ew'ger Prieſter ſummende Geſänge
Und ihr Segen halten mich Gewicht;
Salz und Waſſer bannt
Nicht, wo Jugend brennt;
Ach, die Erde kühlt die Liebe nicht!“

„Dieſer Jüngling war mir erſt verſprochen,
Als noch Venus heil'ger Tempel ſtand.
Mutter, habt Ihr doch das Wort gebrochen,
Weil ein fremd', ein falſch' Gelübd' Euch band!
Doch kein Gott erhört,
Wenn die Mutter ſchwört,
Zu verlagen ihrer Tochter Hand.“

„Aus dem Grabe werd' ich aufgetrieben,
Noch zu ſuchen das vermißte Gut,
Noch den ſchon verlor'nen Mann zu lieben
Und zu ſaugen ſeines Herzens Blut.
Iſt's um Den geſchehn,
Muß nach Andern gehn,
Und das junge Volk erliegt der Noth.“

„Schöner Jüngling! kannſt nicht länger leben;
Du verſchwindeſt von an dieſem Ort.
Meine Kette hab' ich Dir gegeben;
Deine Locke nehm' ich mit mir fort.
Sieh' ſie an genau!
Morgen biſt Du grau,
Und nur braun erſcheinſt Du wieder heut.“

„Höre, Mutter, nun die letzte Bitte:
Einen Scheiterhaufen ſchichte Du;
Deſſen mene hange, kleine Hütte,
Bring' in Flammen Liebende zur Ruh'!
Wenn der Funke ſprüht,
Wenn die Asche glüht,
Eilen wir den alten Göttern zu.“

Der Gott und die Bajadere.

Indiſche Legende.

Mahadöh, der Herr der Erde,
Kommt herab zum ſechſten Mal,
Daß er Unſersgleichen werde,
Mitzufühlen Freud' und Qual.
Er bequemt ſich, hier zu wohnen,
Läßt ſich Alles ſelbſt geſchehn.
Soll er ſtrafen oder ſchonen,
Muß er Menſchen menſchlich ſehn.
Und hat er die Stadt ſich als Wand'rer betrachtet,
Die Großen belauert, auf Kleine geachtet,
Verläßt er ſie Abends, um weiter zu gehn.

Als er nun hinausgegangen,
Wo die letzten Häuſer ſind,
Sieht er, mit gemalten Wangen
Ein verlorenes, ſchönes Kind.
„Gruß' Euch, Jungfrau!“ „Dank der Ehre!
Wart', ich komme gleich hinaus“ —
„Und wer biſt Du?“ — „Bajadere,
Und Dein iſt der Liebe Haus.“

Sie rühret sich, die Cymbeln zum Tanze zu schlagen;
Sie weiß sich so lieblich im Kreise zu tragen,
Sie neigt sich und biegt sich, und reicht ihm den Strauß.

Schmeichelnd zieht sie ihn zur Schwelle,
Lebhaft ihn in's Haus hinein.
„Schöner Fremdling, lampenhelle
Soll sogleich die Hütte sein! —
Bist Du müd', ich will Dich laben,
Lindern Deiner Füße Schmerz.
Was Du wünschst, Das sollst Du haben,
Ruhe, Freuden oder Scherz."
Sie lindert geschäftig geheuchelte Leiden.
Der Göttliche lächelt; er siehet mit Freuden
Durch tiefes Verderben ein menschliches Herz.

Und er fordert Sclavendienste;
Immer heit'rer wird sie nun,
Und des Mädchens frühe Künste
Werden nach und nach Natur.
Und so stellet auf die Blüthe
Bald und bald die Frucht sich ein;
Ist Gehorsam im Gemüthe,
Wird nicht fern die Liebe sein.
Aber, sie schärfer und schärfer zu prüfen,
Wählet der Kenner der Höhen und Tiefen
Lust und Entsetzen und grimmige Pein.

Und er hegt die bunten Mangen,
Und sie fühlt der Liebe Qual,
Und das Mädchen steht gefangen,
Und sie weint zum ersten Mal;
Sinkt zu seinen Füßen nieder,
Nicht um Weihnacht noch Gewinnst;
Ach, und die geliebten Glieder,
Sie versagen allen Dienst!
Und so zu des Lagers vergnüglicher Feier
Bereiten den dunkeln, behaglichen Schleier
Die nächtlichen Stunden das schöne Gespinnst.

Spät entschlummert unter Scherzen,
Früh erwacht nach kurzer Rast,
Findet sie an ihrem Herzen
Todt den vielgeliebten Gast.

Schreiend stürzt sie auf ihn nieder;
Aber nicht erweckt sie ihn,
Und man trägt die starren Glieder
Bald zur Flammengrube hin.
Sie höret die Priester, die Todtengesänge,
Sie rufet und rennet und theilet die Menge.
„Wer bist Du? Was drängt zu der Grube Dich hin?"

Bei der Bahre stürzt sie nieder,
Ihr Geschrei durchdringt die Luft:
„Meinen Gatten riß ich nieder!
Und ich such' ihn in der Gruft.
Soll zu Asche mir zerfallen
Dieser Glieder Götterpracht?
Mein! er war es, mein vor Allen!
Ach, nur eine süße Nacht!
Es singen die Priester: „Wir tragen die Alten,
Nach langem Ermatten und spätem Erkalten;
Wir tragen die Jugend, noch eh' sie's gedacht."

„Höre Deiner Priester Lehre:
Dieser war Dein Gatte nicht.
Lebst Du doch als Bajadere,
Und so hast Du keine Pflicht.
Nur dem Körper folgt der Schatten
In das stille Todtenreich;
Nur die Gattinn folgt dem Gatten:
Das ist Pflicht und Ruhm zugleich.
Ertöne, Trommete, zu heiliger Klage!
O, nehmet, Ihr Götter! die Zierde der Tage,
O, nehmet den Jüngling in Flammen zu Euch!"

So das Chor, das oh' Erbarmen
Mehret ihres Herzens Noth;
Und mit ausgestreckten Armen
Springt sie in den heißen Tod.
Doch der Götterjüngling hebet
Aus der Flamme sich empor,
Und in seinen Armen schwebet
Die Geliebte mit hervor.
Es freut sich die Gottheit der reuigen Sünder,
Unsterbliche heben verlorene Kinder
Mit feurigen Armen zum Himmel empor.

Elegien.

I.

Wie wir einſt ſo glücklich waren,
Müſſen's jetzt durch Euch erfahren!

I.

Saget, Steine, mir an, o ſprecht, Ihr hohen Paläſte!
Straßen, redet ein Wort! Genius, regſt Du Dich nicht?
Ja, es iſt Alles beſeelt in Deinen heiligen Mauern,
Ewige Roma; nur mir ſchweiget noch Alles ſo ſtill.
O, wer führet mir zu, an welchem Zauber erblick' ich
Einſt das holde Geſchöpf, das mich verſengend erquickt?
Hab' ich die Wege noch nicht, durch die ich immer und immer,
Zu ihr und von ihr zu gehn, eyl're die köſtliche Zeit?
Noch betrachtet' ich Kirch' und Palaſt, Mauern und Säulen,
Wie ein bedächtiger Mann ſchicklich die Reiſe benutzt.
Doch bald iſt es vorbei; dann wird ein einziger Tempel,
Amor's Tempel, nur ſein, der den Geweihten empfängt.
Eine Welt zwar biſt Du, o Rom; doch ohne die Liebe
Wäre die Welt nicht die Welt, wäre denn Rom auch nicht Rom.

II.

Ehret, wen Ihr auch wollt! Nun bin ich endlich geborgen!
Schöne Damen und Ihr Herren der feineren Welt,
Fragt nach Oheim und Vetter und alten Muhmen und Tanten;
Und dem gebund'nen Gefpräch folge das freiere Spiel.
Auch Ihr Uebrigen, fahret mir wohl, in großen und kleinen
Eitelkeit, die Ihr mich oft nah' der Verzweiflung gebracht.
Wiederholet, politiſch und zwecklos, jeglicher Meinung,
Die den Wand'rer mit Wuth über Europa verfolgt.
Sie verfolgte das Liedchen Malbrough den reiſenden Briten
Einſt von Paris nach Livorn', dann von Livorno nach Rom,
Weiter nach Neapel hinunter; und wär' er nach Smyrna gereiſet,
Malbrough empfing ihn auch dort! Malbrough! im Hafen das Lied.
Und ſo muſt' ich bis jetzt auf allen Tritten und Schritten
Schelten hören das Volk, ſchelten der Könige Rath.
Nun entdeckt Ihr mich nicht ſobald in meinem Aſyle,
Das mir Amor, der Fürſt, königlich ſchützend, verlieh.
Hier bedeckt er mich mit ſeinem Fittig; die Liebſte
Fürchtet, Römiſch gekannt, wüthende Gallier nicht.
Sie erkundigt ſich wie nach neuer Mähre, ſie ſpähet
Sorglich den Wünſchen des Manns, dem ſie ſich eignete, nach.
Sie ergetzt ſich an ihm, dem freien, rüſtigen Fremden,
Der von Bergen und Schnee, holzernen Häuſern erzählt;
Theilt die Flammen, die ſie in ſeinem Busen entzündet,
Freut ſich, daß er das Gold nicht wie der Römer bedenkt.
Beſſer iſt ihr Tiſch nun beſtellt; es fehlet an Kleidern,
Fehlet am Wagen ihr nicht, der nach der Oper ſie bringt.
Mutter und Tochter erfreu'n ſich ihres nordiſchen Gaſtes,
Und der Barbare beherrſcht Römiſchen Buſen und Leib.

III.

Laß Dich, Geliebte, nicht reu'n, daß Du mir so ſchnell Dich ergeben!
Glaub' es, ich denke nicht frech, denke nicht niedrig von Dir.
Vielfach wirken die Pfeile des Amor: einige ritzen,
Und vom ſchleichenden Gift kranket auf Jahre das Herz.
Aber mächtig befiedert, mit friſch geſchliffener Schärfe,
Dringen die Andern in's Mark, zünden verhehlt das Blut.
In der heroiſchen Zeit, da Götter und Göttinnen liebten,
Folgte Begierde dem Blick, folgte Genuß der Begier.
Glaubſt Du, es habe ſich lange die Göttinn der Liebe beſonnen,
Als im Idäiſchen Hain einſt ihr Anchiſes gefiel?
Hätte Luna geſäumt, den ſchönen Schläfer zu küſſen,
O, ſo hätt' ihn geſchwind, neidend, Aurora geweckt!
Hero erblickte Leandern am lauten Feſt, und verhehlte
Stürzte der Liebende ſich heiß in die nächtliche Fluth.
Rhea Sylvia wandelt, die fürſtliche Jungfrau, der Tiber
Waſſer zu ſchöpfen, hinab, und ſie ergreifet der Gott.
So erzeugte die Söhne ſich Mars! — Die Zwillinge tränket
Eine Wölfinn, und Rom nennt ſich die Fürſtinn der Welt.

IV.

Fromm ſind wir Liebende, ſind verehren wir alle Dämonen,
Wünſchen uns jeglichen Gott, jegliche Göttinn geneigt.
Und ſo gleichen wir Euch, o Römiſche Sieger! den Göttern
Aller Völker der Welt bietet Ihr Wohnungen an.
Habe ſie ſchwarz und ſtreng aus altem Baſalt der Aegypter,
Oder ein Grieche ſie weiß, reizend, aus Marmor geformt.
Doch verdrießet es nicht die Ewigen, wenn wir beſonders
Weihrauch köſtlicher Art, einer der Göttlichen ſtreu'n!
Ja, wir bekennen Euch gern, es bleiben unſre Gebete,
Unſer täglicher Dienſt, einer beſonders geweiht.
Schalkhaft, munter und ernſt begehen wir heimliche Feſte,
Und das Schweigen geziemt allen Geweihten genau.
Eh' an die Ferſe locken wir ſelbſt, durch gräßliche Thaten,
Uns die Erinnyen her, wagten es eher, des Zeus
Hartes Gericht am rollenden Rad und am Felſen zu dulden,
Als dem reizenden Dienſt unſer Gemüth' zu entziehn.
Dieſe Göttinn, ſie heißt Gelegenheit; lernet ſie kennen!
Sie erſcheint Euch oft, immer in and'rer Geſtalt.
Tochter des Proteus möchte ſie ſein, mit Thetis gezeuget,
Deren verwandelte Liſt manchen Heroen betrog.
So betriegt nun die Tochter den Unerfahr'nen, den Blöden;
Schlummernde weckt ſie ſtets, Wachende fliegt ſie vorbei;
Gern ergibt ſie ſich nur dem raſchen, thätigen Manne;
Dieſer findet ſie zahm, ſpielend und zärtlich und heiß.
Einſt erſchien ſie auch mir, ein bräunliches Mädchen; die Haare
Fielen ihr dunkel und reich über die Stirne herab,
Kurze Locken ringelten ſich um's zierliche Hälschen,
Ungeflochtenes Haar kraus'te vom Scheitel ſich auf.
Und ich verkannte ſie nicht, ergriff die Eilende; lieblich
Gab ſie Umarmung und Kuß halb mit zeigerig zurück.
O, wie war ich beglückt! — Doch ſtille, die Zeit iſt vorüber,
Und umwunden bin ich, Römiſche Flechten, von Euch.

V.

Froh empfind' ich mich nun auf claſſiſchem Boden begeiſtert;
Vor- und Mitwelt ſpricht lauter und reizender mir.
Hier beſeelt' ich den Rath, durchblättr'te die Werke der Alten

Mit geſchäftiger Hand, täglich mit neuem Genuß.
Aber die Nächte hindurch hält Amor mich anders beſchäftigt;
Werd' ich auch halb nur gelehrt, bin ich doch doppelt beglückt.
Und beichte' ich mich nicht, indem ich des lieblichen Buſens
Formen ſpähe, die Hand leite die Hüften hinab?
Dann verſteh' ich den Murmer erſt recht; ich denk' und vergleiche,
Sehe mit fühlendem Aug', fühle mit ſcherzender Hand.
Raubt die Liebſte denn gleich mir einige Stunden des Tages,
Gibt ſie Stunden der Nacht mir zur Entſchädigung hin.
Wird doch nicht immer geküßt, es wird vernünftig geſprochen;
Ueberfällt ſie der Schlaf, lieg' ich und denke mir viel.
Oftmals hab' ich auch ſchon in ihren Armen gedichtet,
Und des Hexameter's Maß leiſe mit fingernder Hand
Ihr auf dem Rücken gezählt. Sie athmet in lieblichem Schlummer,
Und es durchglühet ihr Hauch mir bis in's Tiefſte die Bruſt.
Amor ſchüret die Lamp' indeß und denket der Zeiten,
Da er den nämlichen Dienſt ſeinen Triumvir'n gethan.

VI.

„Kannſt Du, o Grauſamer! mich in ſolchen Worten betrüben?
Reden ſo bitter und hart liebende Männer bei Euch?
Wenn das Volk mich verklagt, ich muß es dulden! und bin ich
Etwa nicht ſchuldig? Doch, ach, ſchuldig nur bin ich mit Dir!
Dieſe Kleider, ſie ſind der nächſten Nachbarinn Zeugen,
Daß die Wittwe nicht mehr einſam den Gatten beweint.
Biſt Du ohne Bedacht nicht oft bei Mondſchein gekommen,
Grau, im dunkeln Surtout, hinten gegürtet das Haar?
Haſt Du Dir ſcherzend nicht ſelbſt die geiſtliche Maske gewünſcht?
Soll's ein Prälate denn ſein! — gut, der Prälate biſt Du!
In dem geiſtlichen Rom, kaum ſcheint es zu glauben, doch ſchwer iſt:
Nie hat ein Geiſtlicher ſich meiner Umarmung gefreut.
Arm war ich, leider! und jung, und weiß Dich bekannt den Verführern.
Falconieri hat mir oft in die Augen gegriffen,
Und ein Kuppler Albani's mich, mit gewichtigen Zetteln,
Bald nach Oſtia, bald nach den vier Brunnen gelockt.
Aber wer nicht kam, war das Mädchen. So half ich von Herzen
Nothſtrumpf immer geflickt und Nothſtrumpf dazu.
Denn „Ihr Mädchen bleibt am Ende doch die Betrognen,“
Sagte der Vater, wenn auch leichter die Mutter es nahm.
Und ſo bin ich denn auch am Ende betrogen! Du zürneſt
Nur zum Scheine mit mir, weil Du ſo ſicher gedenkſt.
Geh'! Ihr ſeid der Frauen nicht werth! Wir mögen die Kinder
Unter dem Herzen, und ſo tragen die Treue wir auch;
Aber Ihr Männer, Ihr ſchüttet mit Eurer Kraft und Begierde
Auch die Liebe zugleich in den Umarmungen aus!“
Alſo ſprach die Geliebte und nahm den Alciaten vom Stuhle,
Drückt' ihn küſſend an's Herz; Thränen entquollen dem Blick.
Und wie ſaß ich beſchämt, daß Neben feindlicher Menſchen
Dieſes liebliche Bild mir zu beflecken vermocht!
Dunkel brennt das Feuer nur anfänglich und kämpfend,
Wenn das Waſſer die Glieder durchzuckend und jählings verletzt,
Aber ſie reinigt ſich ſchnell, verjagt die trübenden Dämpfe,
Rennt und mächtiger dringt leuchtende Flamme hinauf.

VII.

O, wie fühl' ich in Rom mich ſo frei, gedenk ich der Zeiten,
Da mich ein gramlicher Tag hinten im Norden umfing,
Trübe der Himmel und ſchwer auf meine Schultern ſich ſenkte,

Elmire.

Gewiß, er muß dich haſſen;
Kannſt du ſo grauſam ſeyn?

Roſa.

Und kann er mich verlaſſen,
So war er niemals mein.

Es kommt ein Knabe, der ein verſiegeltes Blättchen an Roſa bringt.

Elmire.

Welch ein Blättchen bringt der Knabe?
Knabe, ſage mir, wer gab dir's?
Doch er ſchweigt und eilet fort.

Roſa

Elmiren das Blatt gebend.

Ach, an mich iſt's überſchrieben!
Liebe Freundinn, lies, o lies es,
Und verſchweige mir kein Wort.

Elmire lieſt.

„Ich flieh', ich fliehe,
„Dich zu vermeiden,
„Und mit den Schmerzen

Farb- und gestaltlos die Welt um den Ermatteten lag,
Und ich über mein Ich, des unbefriedigten Geistes
Düst're Wege zu spähn, still in Betrachtung versank!
Nun umleuchtet der Glanz des helleren Aethers die Stirne;
Phöbus erscheint, der Gott, Formen und Farben hervor.
Sternhell glänzet die Nacht, sie klingt von weichen Gesängen,
Und mir leuchtet der Mond heller als nordischer Tag.
Welche Seligkeit ward mir Sterblichem! Träum' ich? Empfanget
Dein Ambrosisches Haus, Jupiter Vater, den Gast?
Ach, hier lieg' ich und strecke nach Deinen Knieen die Hände
Flehend aus. O, vernimm, Jupiter Xenius, mich!
Wie ich hereingekommen, ich kann's nicht sagen; es faßte
Hebe den Wand'rer und zog mich in die Hallen heran.
Hast Du ihr einen Heroen heraufzuführen geboten?
Irrte die Schöne? Vergib! Laß mir des Irrthums Gewinn!
Deine Tochter Fortuna sie auch! Die herrlichsten Gaben
Theilt als ein Mädchen sie aus, wie es die Laune gebeut.
Bist Du der wirthliche Gott? O dann, so verstoße den Gastfreund
Nicht von Deinem Olymp wieder zur Erde hinab!
„Dichter! wohin versteigest Du Dich?" — Vergib mir; der hohe
Capitolinische Berg ist Dir ein zweiter Olymp.
Dulde mich. Jupiter, hier, und Hermes führe mich später,
Cestius Mahl vorbei, leise zum Orcus hinab.

VIII.

Wenn Du mir sagst, Du habest als Kind, Geliebte, den Menschen
Nicht gefallen, und Dich habe die Mutter verschmäht,
Bis Du größer geworden und still Dich entwickelt: ich glaub' es;
Gerne denk' ich mir Dich als ein besonderes Kind.
Fehlet Bildung und Farbe doch auch der Blüthe des Weinstocks,
Wenn die Beere, gereift, Menschen und Götter entzückt.

IX.

Herbstlich leuchtet die Flamme vom ländlich geselligen Herde,
Knistert und glänzet, wie rasch! sausend vom Reisig empor.
Diesen Abend erfreut sie mich mehr; denn eh' noch zur Kohle
Sich das Bündel verzehrt, unter die Asche sich neigt,
Kommt mein liebliches Mädchen. Dann kämmen Reisig und Scheite,
Und die erwärmete Nacht wird uns ein glänzendes Fest.
Morgen frühe geschäftig verläßt sie das Lager der Liebe,
Weckt aus der Asche behend Flammen auf's Neue hervor.
Denn vor Andern verlieh der Schmeichlerinn Amor die Gabe,
Freude zu wecken, die kaum still wie zu Asche versank.

X.

Alexander und Cäsar und Heinrich und Friedrich, die Großen,
Gäben die Hälfte mir gern ihres erworbenen Ruhms,
Könnt' ich auf eine Nacht dies Lager Jedem vergönnen;
Aber die Armen, sie hält strenge des Orcus Gewalt!
Freue Dich also, Lebend'ger, der lieb'erwärmeten Stätte,
Ehe den sinkenden Fuß schaurich Lethe Dir netzt.

XI.

Euch, o Grazien, legt die wenigen Blätter ein Dichter
Auf den reinen Altar, Knospen der Rose dazu,
Und er thut es getrost. Der Künstler freuet sich seiner
Werkstatt, wenn sie um ihn immer ein Pantheon schont.
Jupiter seufzet die göttliche Stirn', und Juno erröthet;

Phöbus ſchreitet hervor, ſchüttelt das lockige Haupt;
Trocken ſchauet Minerva hinab, und Hermet, der Leichte,
Wendet zur Seite den Blick, ſchalkiſch und zärtlich zugleich.
Aber nach Bachus, dem Weichen, dem Träumenden, hebet Cythere
Blicke der ſüßen Begier, ſelbſt in dem Marmor noch feucht.
Seiner Umarmung gedenket ſie gern und ſcheinet zu fragen:
Sollte der herrliche Sohn uns an der Seite nicht ſtehn?

XII.

Höreſt Du, Liebchen, das munt're Geſchrei den Flaminiſchen Weg her?
Schnitter ſind es; ſie ziehn wieder nach Hauſe zurück,
Wein hinweg. Sie haben des Römer's Ernte vollendet,
Der für Ceres den Kranz ſelber zu flechten verſchmäht.
Keine Feſte ſind mehr der großen Göttinn gewidmet,
Die, ſtatt Eicheln, zur Koſt goldenen Weizen verlieh.
Laß uns Beide das Feſt im Stillen freudig begehen!
Sind zwei Liebende doch ſich ein verſammeltes Volk.
Haſt Du wohl je gehört von jener myſtiſchen Feier,
Die von Eleuſis hierher frühe dem Sieger gefolgt?
Griechen ſtifteten ſie, und immer riefen nur Griechen,
Selbſt in den Mauern Rom's: „Kommt zur geheiligten Nacht!“
Fern entwich der Profane; da bebte der mannbare Neuling,
Den ein weißes Gewand, Zeichen der Reinheit, umgab.
Wunderlich irrte darauf der Eingeführte durch Kreiſe
Seltner Geſtalten; im Traum ſchien er zu wallen: denn hier
Wanden ſich Schlangen am Boden umher; verſchloſſene Körbchen,
Reich mit Aehren umkränzt, trugen hier Mädchen vorbei;
Vielbedeutend geberdeten ſich die Prieſter und ſummten;
Ungeduldig und bang harrte der Lehrling auf Licht.
Erſt nach mancherlei Proben und Prüfungen ward ihm enthüllet,
Was der geheiligte Kreis ſeltſam in Bildern verbarg.
Und was war das Geheimniß, als daß Demeter, die Große,
Sich gefällig einmal auch einem Helden bequemt,
Als ſie dem Jaſion einſt, dem rüſtigen König der Creter,
Ihres unſterblichen Leibs holdes Verbergen gegönnt?
Da war Creta beglückt! Das Hochzeitbette der Göttinn
Schwoll von Aehren, und reich drückte den Acker die Saat.
Aber die übrige Welt verſchmachtete; denn es verſäumte
Ueber der Liebe Genuß Ceres den ſchönen Beruf.
Voll Erſtaunen vernahm der Eingeweihte das Mährchen.
Winkte der Lichſten — verſteht Du nun, Geliebte, den Wink?
Jene buſchige Myrthe beſchatten ein heiliges Plätzchen!
Unſre Zufriedenheit bringt keine Gefahre der Welt.

XIII.

Amor bleibet ein Schalk, und wer ihm vertraut, iſt betrogen!
Heuchelnd kam er zu mir: „dieß Mal nur traue mir noch.
Redlich mein' ich's mit Dir; Du haſt Dein Leben und Dichten,
Dankbar erkenn' ich es wohl, meiner Verehrung geweiht.
Siehe, Dir bin ich nun gar nach Rom gefolget; ich möchte
Dir im fremden Gebirt gern was Gefälliges thun.
Jeder Reiſende klagt, er finde ſchlechte Bewirthung;
Welchen Amor empfiehlt, köſtlich bewirthet iſt er.
Du betrachteſt mit Staunen die Trümmer alter Gebäude,
Und durchwandelſt mit Sinn dieſen geheiligten Raum.
Du verehreſt noch mehr die werthen Reſte des Bildens
Einziger Künſtler, die ſtets ich in den Werkſtatt beſuchte.
Dieſe Geſtalten, ich ſtrotzte ſie ſelbſt! Verzeih' mir, ich prahle

Dieß Mal nicht; Du gestehst, was ich Dir sage, sei wahr.
Nun Du mir lässiger dienst, wo sind die schönen Gestalten,
Wo die Farben, der Glanz Deiner Erfindungen hin?
Denkst Du nun wieder zu bilden, o Freund? Die Schule der Griechen
Blieb noch offen; das Thor schlossen die Jahre nicht zu.
Ich, der Lehrer, bin ewig jung und liebe die Jungen.
Alkling lieb' ich Dich nicht! Munter! Begreife mich wohl!
Was das Antike doch neu, da jene Glücklichen lebten!
Lebe glücklich, und so lebe die Vorzeit in Dir!
Stoff zum Liede, wo nimmst Du ihn her? Ich muß Dir ihn geben,
Und den höheren Styl lehret die Liebe Dich nur."
Also sprach der Sophist. Wer widerspräch' ihm? und leider!
Bin ich zu folgen gewöhnt, wenn der Gebieter befiehlt. —
Nun, verrätherisch hält er sein Wort, gibt Stoff zu Gesängen,
Ach, und raubt mir die Zeit, Kraft und Besinnung zugleich!
Blick und Händedruck und Küsse, gemüthliche Worte,
Sylben köstlichen Sinns wechselt ein liebendes Paar.
Da wird Lispeln Geschwätz, wird Stottern liebliche Rede;
Solch ein Hymnus verhallt ohne prosodisches Maß. —
Dich, Aurora, wie kannt' ich Dich sonst als Freundinn der Musen!
Hat, Aurora, Dich auch Amor, der Lose, verführt?
Du erscheinest mir nun als seine Freundinn, und weckest
Mich an seinem Altar wieder zum festlichen Tag.
Fand' ich die Fülle der Locken an meinem Busen! das Köpfchen
Ruhet und drucket den Arm, der sich dem Halse bequemt.
Welch ein freudig' Erwachen erhieltet Ihr, ruhige Stunden,
Mir das Denkmal der Lust, die in den Schlaf uns gewiegt! —
Sie bewegt sich im Schlummer, und sinkt auf die Breite des Lagers
Weggewendet, und doch läßt sie mir Hand noch in Hand.
Herzliche Liebe verbindet uns stets und treues Verlangen;
Und den Wechsel behielt nur die Begierde sich vor.
Einen Druck der Hand, ich sehe die himmlischen Augen
Wieder offen. — O nein! laßt auf der Bildung mich ruh'n!
Bleibt geschlossen! Ihr macht mich verwirrt und trunken, Ihr raubet
Mir den stillen Genuß reiner Betrachtung zu früh.
Diese Formen, wie groß! Wie edel gewendet die Glieder!
Schlief Ariadne so schön; Theseus, Du konntest entfliehn?
Diesen Lippen ein einziger Kuß! O Theseus, nun scheide!
Blick' ihr in's Auge! Sie wacht! — Ewig nun hält sie Dich fest.

XIV.

Zünde mir Licht an, Knabe! — „Noch ist es hell. Ihr verzehret
Oel und Docht nur umsonst. Schließet die Läden doch nicht!
Hinter die Häuser entwich, nicht hinter den Berg, uns die Sonne!
Ein halb' Stündchen noch währt's bis zum Geläute der Nacht."
Unglückseliger! Geh' und gehorch'! Mein Mädchen erwart' ich;
Tröste mich, Lämpchen, indeß, lieblicher Bote der Nacht!

XV.

Cäsar'n wär' ich wohl nie zu fernen Britannen gefolgt,
Florus hätte mich leicht in die Pyrine geschleppt!
Denn mir bleiben weit mehr die Nebel des traurigen Nordens,
Als ein geschäftiges Volk südlicher Flöhe verhaßt.
Und noch schöner von heut an seid mir gegrüßet, Ihr Schenken,
Oesterreen, wie Euch schicklich der Römer benennt;
Denn Ihr zeigtet mir heute die Liebste, begleitet vom Oheim,
Den die Gute so oft, mich zu beßern, betrügt.
Hier stand unser Tisch, den Deutsche vertraulich umgaben;
Drüben suchte das Kind neben der Mutter den Platz,

Rückte vielmals die Bank, und wußt' es artig zu machen,
Daß ich halb ihr Geſicht, völlig den Nacken gewann.
Lauter ſprach ſie, als hier die Römerin pfleget, credenzte,
Blickte gewendet nach mir, goß und verſchüttete das Glas.
Wein floß über den Tiſch, und ſie, mit zierlichem Finger,
Zog auf dem hölzernen Blatt Kreiſe der Feuchtigkeit hin.
Meinen Namen verſchlang ſie dem ihrigen; immer begierig
Schaut' ich dem Fingerchen nach, und ſie bemerkte mich wohl.
Endlich zog ſie behende das Zeichen der Römiſchen Fünfe
Und ein Strichlein davor. Schnell, und ſobald ich's geſehn,
Schlang ſie Kreiſe durch Kreiſe, die Lettern und Ziffern zu löſchen;
Aber die köſtliche Vier blieb mir in's Auge geprägt.
Stumm war ich ſitzen geblieben, und biß die glühende Lippe,
Halb aus Schalkheit und Luſt, halb aus Begierde, mir wund.
Erſt noch ſo lange bis Nacht! dann noch vier Stunden zu warten!
Hohe Sonne, Du weißt und Du beſchauſt Dein Rom?
Größeres ſaheſt Du Nichts und wirſt nichts Größeres ſehen,
Wie es Dein Prieſter Properz in der Entzückung verſprach.
Aber heute verweile mir nicht, und wende die Blicke
Von dem Siebengebirg früher und williger ab!
Einem Dichter zu Liebe verkürze die herrlichen Stunden,
Die mit begierigem Blick ſelig der Maler genießt;
Glühend blicke noch ſchnell zu dieſen hohen Façaden,
Kuppeln und Säulen zuletzt, und Obelisken heraus;
Stürze Dich eilig in's Meer, um Morgen früher zu ſehen,
Was Jahrhunderte ſchon göttliche Luſt Dir gewährt:
Dieſe feuchten, mit Rohr ſo lange bewachſ'nen Geſtade,
Dieſe mit Bäumen und Buſch höher beſchatteten Höh'n!
Wenig' Hütten zeigten ſie erſt; dann ſahſt Du auf einmal
Sie vom wimmelnden Volk glücklicher Räuber belebt.
Alles ſchleppten ſie d'rauf an dieſe Stätte zuſammen;
Kaum war das übrige Rund Deiner Betrachtung noch werth.
Sahſt eine Welt hier entſtehn, ſahſt dann eine Welt hier in Trümmern,
Aus den Trümmern auf's Neu' faſt eine größere Welt!
Daß ich dieſe noch lange, von Dir beleuchtet, erblicke,
Spinne die Parze mir klug langſam den Faden herab;
Aber ſie eile herbei, die ſchön bezeichnete Stunde!
Glücklich! Hör' ich ſie ſchon? Nein; doch ich höre ſchon Drei.
So, Ihr lieben Muſen, betrogt Ihr wieder die Länge
Dieſer Weile, die mich von der Geliebten getrennt.
Lebet wohl! Nun eil' ich und fürcht' Euch nicht zu beleid'gen;
Denn, Ihr Stelzen, Ihr gebt Amorn doch immer den Rang.

XVI.

„Warum biſt Du, Geliebter, nicht heute zur Vigne gekommen?
Einſam, wie ich verſprach, wartet' ich oben auf Dich." —
Beſte, ſchon war ich hinein! Da ſah ich zum Glücke den Oheim
Neben den Stöcken, bemüht, hin ſich und her ſich zu bieg'n.
Schleichend eilt' ich hinaus! — „O, welch ein Irrthum ergriff Dich!
Eine Scheuche nur war's, was Dich vertrieb!
Die Geſtalt
Flickten wir emſig zuſammen aus alten Kleidern und Rohren;
Emſig half ich daran, ſelbſt mir zu ſchaden bemüht.
Nun, des Alten Wunſch iſt erfüllt; den leiſeſten Vogel
Scheucht er heute, der ihm Gärtchen und Früchte beſtiehlt."

XVII.

Manche Töne ſind mir Verdruß; doch bleibet am Meiſten
Hundegebell mir verhaßt; kläffend zerreißt es mein Ohr

Einen Hund nur hör' ich jetzt oft mit frohem Behagen
Bellend kläffen: den Hund, den sich der Nachbar erzog;
Denn er bellte mir einst mein Mädchen an, da sie sich heimlich
Zu mir stahl, und verrieth unser Geheimniß beinah'.
Jetzo, hör' ich ihn bellen, so denk' ich nur immer: sie kommt wohl!
Oder ich denke der Zeit, da die Erwartete kam.

XVIII.

Eines ist mir verdrießlich vor allen Dingen, ein Bad'res
Bleibt mir abscheulich, empört jegliche Faser in mir;
Nur der bloße Gedanke. Ich will es Euch, Freunde, gestehen:
Gar verdrießlich ist mir einsam das Lager zu Nacht.
Aber ganz abscheulich ist's, auf dem Wege der Liebe
Schlangen zu fürchten, und Gift unter den Rosen der Lust,
Wenn im schönsten Moment der hin sich gebenden Freude
Deinem sinkenden Haupt lispelnde Sorge sich naht.
Darum macht Faustine mein Glück; sie theilet das Lager
Gerne mit mir, und bewahrt Treue dem Treuen genau.
Reizendes Hinderniß will die rasche Jugend; ich liebe,
Mich des versicherten Guts lange bequem zu erfreu'n.
Welche Seligkeit ist's! Wir wechseln sichere Küsse,
Athem und Leben getrost saugen und trinken wir ein.
So erfreuen wir uns der langen Nächte; wir lauschen,
Busen an Busen gedrängt, Stürmen und Regen und Guß.
Und so dämmert der Morgen heran; es bringen die Stunden
Neue Blumen herbei, schmücken uns festlich den Tag.
Gönnet mir, o Quiriten! das Glück, und Jedem gewähre
Aller Götter der Welt erstes und letztes der Gott!

XIX.

Schwer erhalten wir uns den guten Namen; denn Fama
Steht mit Amor'n, ich weiß, meinem Gebieter, in Streit.
Wißt auch Ihr, woher es entsprang, daß Beide sich hassen?
Alte Geschichten sind Das, und ich erzähle sie wohl.
Immer die mächtige Göttin; doch war sie für die Gesellschaft
Unerträglich, denn gern führt sie das herrschende Wort;
Und so war sie von je, bei allen Göttergelagen,
Mit der Stimme von Erz, Großen und Kleinen verhaßt.
So berühmte sie einst sich übermüthig, sie habe
Jovis herrlichen Sohn ganz sich zum Sclaven gemacht.
„Meinen Hercules führ' ich dereinst, o Vater der Götter,"
Rief triumphirend sie aus, „wiedergeboren Dir zu.
Hercules ist es nicht mehr, den Dir Alcmene geboren;
Seine Verehrung für mich macht ihn auf Erden zum Gott.
Schaut er nach dem Olymp, so glaubst Du, er schaue nach Deinen
Mächtigen Knieen; verzih! nur in den Aether nach mir
Blickt der würdigste Mann; nur mich zu verdienen durchschreitet
Leicht sein mächtiger Fuß Bahnen, die Keiner betrat;
Aber auch ich begegn' ihm auf seinen Wegen, und preise
Seinen Namen voraus, eh' er die That noch beginnt.
Mich vermählst Du ihm einst; der Amazonen Besieger
Werd' auch meiner, und ihn nenn' ich mit Freuden Gemahl!"
Alles schwieg; sie mochten nicht gern die Prahlerinn reizen:
Denn sie denkt sich, erzürnt, leicht was Gehässiges aus.
Amor'n bemerkte sie nicht: er schlich bei Seite; den Helden
Bracht' er mit weniger Kunst unter der Schönsten Gewalt.
Nun vermummt er sein Paar; ihr hängt er die Bürde des Löwen
Ueber die Schultern, und lehnt mühsam die Keule dazu.
D'rauf besprickt er mit Blumen des Helden sträubende Haare,

Reichet den Rocken der Kunſt, die ſich dem Scherze bequemt.
So vollendet er bald die neckiſche Gruppe; dann läuft er,
Ruft durch den ganzen Olymp: „Herrliche Thaten geſchehn!
Nie hat Erd' und Himmel, die unermüdete Sonne
Hat auf der ewigen Bahn keines der Wunder erblickt.“
Alles eilte; ſie glaubten dem loſen Knaben, denn ernſtlich
Hatt' er geſprochen; und auch Fama, ſie blieb nicht zurück.
Wer ſich freute, den Mann ſo tief erniedrigt zu ſehen,
Denkt Ihr! Juno. Es galt Amorn ein freundlich' Geſicht.
Fama daneben, wie ſtand ſie beſchämt, verlegen, verzweifelnd!
Anfangs lachte ſie nur: „Masken, Ihr Götter, ſind Das!
Meinen Helden, ich kenn' ihn zu gut! Es haben Tragödien
Uns zum Beſten!“ Doch bald ſah ſie mit Schmerzen: er war's! —
Nicht den tauſendſten Theil verdroß es Vulcanen, ſein Weibchen
Mit dem rüſtigen Freund unter den Maſchen zu ſehn,
Als das verſtändige Netz im rechten Moment ſie umfaßte,
Raſch die Verſchlungenen umſchlang, feſt die Genießenden hielt.
Wie ſich die Jünglinge freuten: Mercur und Bachus, ſie Beide
Mußten geſtehn: es ſei, über dem Buſen zu ruhn
Dieſes herrlichen Weibes, ein ſchöner Gedanke.
Sie baten:
„Löſe, Vulcan, ſie noch nicht! Laß ſie noch einmal beſehn.“
Und der Alte war ſo Hahnrei, und hielt ſie nur feſter. —
Aber Fama, ſie floh raſch und voll Grimmes davon.
Seit der Zeit iſt zwiſchen den Zweien der Fehde nicht Stillſtand;
Wie ſie ſich Helden erwählt, gleich iſt der Knabe darnach.
Wer ſie am Höchſten verehrt, Den weiß er am Beſten zu faſſen,
Und den Sittlichſten greift er am Gefährlichſten an.
Will ihm Einer entgehn, Den bringt er vom Schlimmen in's Schlimmſte.
Mädchen bietet er an; wer ſie ihm theilnahmlos verſchmäht,
Muß erſt grimmige Pfeile von ſeinem Bogen erdulden;
Mann erhitzt er auf Mann, treibt die Begierden auf's Thier.
Wer ſich ſeiner ſchämt, Der muß erſt leiden; dem Heuchler
Streut er bittern Genuß unter Verbrechen und Noth.
Aber auch ſie, die Göttinn, verfolgt ihn mit Augen und Ohren;
Sieht ſie ihn einmal bei Dir, gleich iſt ſie feindlich geſinnt,
Schreckt Dich mit ernſtem Blick, verachtenden Mienen, und heftig
Strenge verruft ſie das Haus, das er gewöhnlich beſucht.
Und ſo geht es auch mir: ſchon leid' ich ein wenig; die Göttinn,
Eiferſüchtig, ſie forſcht meinem Geheimniſſe nach.
Doch es iſt ein altes Geſetz: ich ſchweig' und verehre;
Denn der Könige Zwiſt büßten die Griechen, wie ich.

XX.

Zieret Stärke den Mann und freies, muthiges Weſen:
O, ſo ziemet ihm faſt tiefes Geheimniß noch mehr!
Städtebezwingerinn, Du Verſchwiegenheit! Fürſtinn der Völker!
Theure Göttinn, die mich ſicher durch's Leben geführt,
Welches Schickſal erfahr' ich! Es löſet ſcherzend die Muſe,
Amor löſet, der Schalk, mir den verſchloſſenen Mund.
Ach, ſchon wird es ſo ſchwer, der Könige Schande verbergen!
Weder die Krone bedeckt, weder ein Phrygiſcher Bund
Midas verlängertes Ohr; der nächſte Diener entdeckt es,
Und ihm ängſtet und drückt gleich das Geheimniß die Bruſt.
In die Erde vergrub' er es gern, um ſich zu erleichtern;
Doch die Erde verwahrt ſolche Geheimniſſe nicht.
Rohre ſprießen hervor und rauſchen und lispeln im Winde:
„Midas! Midas, der Fürſt, trägt ein verlängertes Ohr!“
Schwerer wird es nun mir, ein ſchönes Geheimniß zu wahren;
Ach, den Lippen entquillt Fülle des Herzens ſo leicht!

Keiner Freundinn darf ich's vertrau'n: ſie möchte mich ſchelten;
Keinem Freunde: vielleicht brächte der Freund mir Gefahr.
Mein Entzücken dem Hain, dem ſchallenden Felſen zu ſagen:
Bis ich endlich nicht jung, bin ich nicht einſam genug.
Dir, Hexameter, Dir, Pentameter, ſei es vertrauet,
Wie ſie des Tags mich erfreut, wie ſie des Nachts mich beglückt.
Sie, von vielen Männern geſucht, vermeidet die Schlingen,
Die ihr der Kühnere frech, heimlich der Liſtige legt;
Klug und zierlich ſchlüpft ſie vorbei, und kennet die Wege,
Wo ſie der Liebſte gewiß, lauſchend, begierig empfängt.
Zauder're, Luna, ſie kommt! — damit ſie der Nachbar nicht ſehe;
Rausche, Läſtchen, im Laub! Niemand vernehme den Tritt. —
Und Ihr, wachſet und blüht, geliebte Lieder, und wieget
Euch im leiſeſten Hauch lauer und liebender Luft,
Und entdeckt den Quiriten, wie jene Rohre, geſchwätzig,
Eines glücklichen Paars ſchönes Geheimniß verlegt.

Elegien.

II.

Bilder, ſowie Leidenſchaften,
Mögen gern am Liebe haften.

Alexis und Dora.

Ach, unaufhaltſam ſtrebet das Schiff mit jedem Momente
Durch die ſchäumende Fluth weiter und weiter hinaus!
Langhin furcht ſich die Gleiſe des Kiels, worin die Delphine
Springend folgen, als flöh' ihnen die Beute davon.
Alles deutet auf glückliche Fahrt; der ruhige Bootsmann
Rückt am Segel gelind, das ſich für Alle bewölbt;
Vorwärts dringt der Schiffenden Geiſt, wie Flaggen und Wimpel;
Einer nur ſteht rückwärts traurig gewendet am Maſt,
Sieht die Berge ſchon blau, die ſcheidenden, ſieht in das Meer ſie
Niederſinken, es ſinkt jegliche Freude vor ihm.
Auch Dir iſt es verſchwunden, das Schiff, das Deinen Alexis,
Dir, o Dora, den Freund, ach, Dir den Bräutigam raubt!
Auch Du blickeſt vergebens nach mir. Noch ſchlagen die Herzen
Für einander, doch, ach, nun an einander nicht mehr!
Einziger Augenblick, in welchem ich lebte; Du wiegeſt
Alle Tage, die ſonſt kalt mir verſchwindenden, auf!
Ach, nur im Augenblick, im letzten, flieg mir ein Leben,
Unvermuthet in Dir, wie von den Göttern, herab!
Nur umſonſt verklärſt Du mit Deinem Lichte den Aether;
Dein alleuchtender Tag, Phöbus, mir iſt er verhaßt.
In mich ſelber kehr' ich zurück; da will ich im Stillen
Wiederholen die Zeit, als ſie mir täglich erſchien.
War es möglich, die Schönheit zu ſehn und nicht zu empfinden?
Wirkte der himmliſche Reiz nicht auf Dein ſtumpfes Gemüth?
Klage Dich, Armer, nicht an! — So legt der Dichter ein Räthſel,
Künſtlich mit Worten verſchränkt, oft der Verſammlung in's Ohr.
Jeden freuet die ſelt'ne, der zierlichen Bilder Verknüpfung;

Aber noch fehlet das Wort, das die Bedeutung verwahrt.
Iſt es endlich entdeckt, dann heitert ſich jedes Gemüth auf,
Und erblickt im Gedicht doppelt erfreulichen Sinn.
Ach, warum ſo ſpät, o Amor, nahmſt Du die Binde,
Die Du um's Aug' mir geknüpft, nahmſt ſie zu ſpät mir hinweg!
Lange ſchon harrte betrachtet das Schiff auf günſtige Lüfte;
Endlich ſtrebte der Wind glücklich vom Ufer in's Meer.
Leere Zeiten der Jugend und leere Träume der Zukunft!
Ihr verſchwindet, es bleibt einzig die Stunde mir nur.
Ja, ſie bleibt, es bleibt mir das Glück! Ich halte Dich, Dora!
Und die Hoffnung zeigt, Dora, Dein Bild mir allein.
Oefter ſah ich zum Tempel Dich gehn, geſchmückt und geſittet,
Und das Mütterchen ging feierlich neben Dir her.
Eiligſt warſt Du und friſch, zu Markte die Früchte zu tragen;
Und vom Brunnen, wie kühn! wiegte Dein Haupt das Gefäß.
Da erſchien Dein Hals, erſchien Dein Nacken vor Allen,
Und vor Allen erſchien Deiner Bewegungen Maß.
Oftmals hab' ich geſorgt, es möchte der Krug Dir entſtürzen;
Doch er hielt ſich ſtät auf dem geringelten Tuch.
Schöne Nachbarinn! ja, ſo war ich gewohnt, Dich zu ſehen,
Wie man die Sterne ſieht, wie man den Mond ſich beſchaut,
Sich an ihnen erfreut, und innen im ruhigen Buſen
Nicht der entfernteſte Wunſch, ſie zu beſitzen, ſich regt.
Jahre, ſo gingt Ihr dahin! Nur zwanzig Schritte getrennet
Waren die Häuſer, und nie hab' ich die Schwelle berühret.
Und nun trennt uns die gräßliche Fluth! Du lägſt nur den Himmel,
Welle! Dein herrliches Blau iſt mir die Farbe der Nacht.
Alles rührte ſich ſchon, da kam ein Knabe gelaufen
An mein väterlich' Haus, rief mich zum Strande hinab.
„Schon erhebt ſich das Segel, es flattert im Winde," ſo ſprach er:
„Und gelichtet, mit Kraft, trennt ſich der Anker vom Sand.
Komm', Alexis, o komm'!" Da drückte der wackere Vater,
Wärtig, die ſegnende Hand mir auf das lockige Haupt;
Sorglich reichte die Mutter ein nachbereitetes Bündel:
„Glücklich kehre zurück!" riefen ſie, „glücklich und reich!"
Und ſo ſprang ich hinweg, das Bündelchen unter dem Arme,
An der Mauer hinab, fand an der Thüre Dich ſtehn
Deines Gartens. Du lächelteſt mir und ſagteſt: „Alexis!
Sind die Lärmenden dort Deine Geſellen der Fahrt?
Fremde Küſten beſuchſt Du nun, und köſtliche Waaren
Handelſt Du ein, und Schmuck reichen Matronen der Stadt.
Aber bringe mir auch ein leichtes Kettchen; ich will es
Dankbar zahlen: ſo oft hab' ich die Zierde gewünſcht!"
Stehen war ich geblieben, und fragte, nach Weiſe des Kaufmanns,
Erſt nach Form und Gewicht Deiner Beſtellung genau.
Gar beſcheiden erwogſt Du den Preis! Da blickt' ich indeſſen
Nach dem Halſe, des Schmucks unſerer Königinn werth.
Heftiger tönte vom Schiff das Geſchrei; da ſagteſt Du freundlich:
„Nimm aus dem Garten noch einige Früchte mit Dir!
Nimm die reifſten Orangen, die weißen Feigen: das Meer bringt
Keine Früchte, ſie bringt jegliches Land nicht hervor."
Und ſo trat ich herein. Du brachſt nun die Früchte geſchäftig,
Und die goldene Laſt zog das geſchürzte Gewand.
Oefters bat ich: es ſei nun genug! und immer noch eine
Schönere Frucht fiel Dir, leiſe berührt, in die Hand.
Endlich kamſt Du zur Laube hinan; da fand ſich ein Körbchen,
Und die Myrthe beq blühend ſich über uns hin.
Schweigend begannſt Du nun, geſchickt die Früchte zu ordnen:

Erſt die Orange, die ſchwer ruht, als ein goldener Ball,
Dann die weichliche Feige, die jeder Druck ſchon entſtellet;
Und mit Myrthe bedeckt ward und geziert das Geſchenk.
Aber ich hob es nicht auf; ich ſtand. Wir ſahen einander
In die Augen, und mir ward vor dem Auge ſo trüb.
Deinen Buſen fühlt' ich an meinem! Den herrlichen Nacken,
Ihn umſchlang nun mein Arm; tauſend Mal küßt' ich den Hals;
Mir ſank über die Schulter Dein Haupt; nun knüpften auch Deine
Lieblichen Arme das Band um den Beglückten herum.
Amor's Hände fühlt' ich: er drückt' uns gewaltig zuſammen,
Und aus heiterer Luft donnert' es drei Mal. Da floß
Häufig die Thräne vom Aug' mir herab; Du weinteſt, ich weinte;
Und vor Jammer und Glück ſchien uns die Welt zu vergehn.
Immer heftiger rief es am Strand; da wollten die Füße
Mich nicht tragen, ich rief: Dora! und biſt Du nicht mein?
„Ewig!" ſagteſt Du leiſe. Da ſchienen unſere Thränen,
Wie durch göttliche Luft, leiſe vom Auge gehaucht.
Näher rief es: „Alexis!" Da blickte der ſuchende Knabe
Durch die Thüre herein. Wie er das Körbchen empfing!
Wie er mich trieb! Wie ich Dir die Hand noch drückte! — Zu Schiffe,
Wie ich gekommen? Ich weiß, daß ich ein Trunkener ſchien.
Und ſo hielten mich auch die Geſellen, ſchonten den Kranken;
Und ſchon deckte der Hauch trüber Entfernung die Stadt.
„Ewig!" Dora, lispelteſt Du; mir ſchallt es im Ohre
Mit dem Donner des Zeus! Stand ſie doch neben dem Thron,
Seine Tochter, die Göttinn der Liebe; die Grazien ſtanden
Ihr zur Seiten! Er iſt götterbekräftigt, der Bund!
O, ſo eile denn Schiff, mit allen günſtigen Winden!
Stürbe, mächtiger Kiel, treune die ſchäumende Fluth!
Bringe dem fremden Hafen mich zu, damit mir der Goldſchmied
In der Werkſtatt gleich ordne das himmliſche Pfand.
Wahrlich, zur Kette ſoll das Kettchen werden, o Dora!
Neun Mal umgebe ſie Dir, locker gewunden, den Hals!
Ferner ſchaff' ich noch Schmuck, den mannigfaltigſten; gold'ne
Spangen ſollen Dir auch reichlich verzieren die Hand:
Da wetteif're Rubin und Smaragd, der liebliche Sapphir
Stelle dem Hyacinth ſich gegenüber, und Gold
Halte das Edelgeſtein in ſchöner Verbindung zuſammen.
O, wie den Bräutigam freut einzig zu ſchmücken die Braut!
Seh' ich Perlen, ſo denk' ich an Dich; bei jeglichem Ringe
Kommt mir der länglichen Hand ſchönes Gebild' in den Sinn.
Tauſchen will ich und kaufen; Du ſollſt das Schönſte von Allem
Wählen; ich widmete gern alle die Ladung nur Dir.
Doch nicht Schmuck und Juwelen allein verſchafft Dein Geliebter;
Was ein häusliches Weib freuet, das bringt er Dir auch.
Feine wollene Decken mit Purpurſäumen, ein Lager
Zu bereiten, das uns traulich und weichlich empfängt;
Köſtlicher Leinwand Stücke. Du ſitzeſt und näheſt und kleideſt
Mich und Dich und auch wohl noch ein Drittes darein.
Bilder der Hoffnung, täuſchet mein Herz! O mäßiget, Götter,
Dieſen gewaltigen Brand, der mir den Buſen durchtobt!
Aber auch ſie verlang' ich zurück, die ſchmerzliche Freude,
Wenn die Sorge ſich kalt, gräßlich gelaſſen, mir naht.
Nicht der Erinnyen Fackel, das Bellen der höllſchen Hunde
Schreckt den Verbrecher ſo, in der Verzweiflung Gefild,
Als das gelaſſ'ne Geſpenſt mich ſchreckt, das die Schöne von fern mir
Zeiget: die Thüre ſteht wirklich des Gartens noch auf!
Und ein Anderer kommt! Für ihn auch fallen die Früchte!

Und die Feige gewährt ſtärkenden Honig auch ihm?
Lockt ſie auch ihn nach der Laube? und ſetzt er?
O macht mich, Ihr Götter,
Blind, verwiſchet das Bild jeder Erinn'rung in mir!
Ja, ein Mädchen iſt ſie! — und die ſich geſchwinde dem Einen
Gibt, ſie kehret ſich auch ſchnell zu dem Andern herum.
Lache nicht dieß Mal, Zeus, der frechgebrochenen Schwüre!
Donnere ſchrecklicher! Triff! — Halte die Blitze zurück!
Sende die ſchwankenden Wolken mir nach! Im nächtlichen Dunkel
Treffe Dein leuchtender Blitz dieſen unglücklichen Mann!
Streue die Planken umher, und gib der tobenden Woge
Dieſe Waaren, und mich gib den Delphinen zum Raub! —
Nun, Ihr Muſen, genug! Vergebens ſtrebt Ihr zu ſchildern,
Wie ſich Jammer und Glück wechſeln in liebender Bruſt.
Heilen könnet die Wunden Ihr nicht, die Amor geſchlagen;
Aber Linderung kommt einzig, Ihr Guten, von Euch!

Der neue Pauſias und ſein Blumenmädchen.

Pauſias von Sicyon, der Maler, war als Jüngling in Glycera, ſeine Mitbürgerinn, verliebt, welche Blumenkränze zu winden einen ſehr erfahrneriſchen Geiſt hatte. Sie wetteiferten mit einander, und er brachte die Nachahmung der Blumen zur größten Mannigfaltigkeit. Endlich malte er ſeine Geliebte, ſtehend, mit einem Kranze beſchäftigt. Dieſes Bild wurde für eines ſeiner beſten gehalten, und die Kranzverkäuferinn oder Kranzhändlerinn genannt, wenn Glycera ſich auf dieſe Weiſe als ein armes Mädchen ernährt hatte. Lucius Lucullus kaufte eine Copie in Athen für zwei Talente. Plinius B. XXXV. C. XI.

Sie.
Schütte die Blumen nur her, zu meinen Füßen und Deinen!
Welch ein chaotiſches Bild holder Verwirrung Du ſtreu'ſt!

Er.
Du erſcheinſt als Liebe, die Elemente zu knüpfen;
Wie Du ſie bindeſt, ſo wird nun erſt ein Leben daraus.

Sie.
Sanft berühre die Roſe, ſie bleib' im Körbchen verborgen;
Wo ich Dich finde, mein Freund, öffentlich reich' ich ſie Dir.

Er.
Und ich thu', als kennt' ich Dich nicht, und danke Dir freundlich;
Aber dem Gegengeſchenk weichet die Gebrinn aus.

Sie.
Reiche die Hyacinthe mir nun, und reiche die Nelke,
Daß die frühe zugleich neben der ſpäteren ſei.

Er.
Laß im blumigen Kreiſe zu Deinen Füßen mich ſitzen,
Und ich flicke den Schooß Dir mit der lieblichen Schaar.

Sie.
Reiche den Faden mir erſt; dann ſollen die Gartenverwandten,
Die ſich von ferne nur ſah'n, neben einander ſich freu'n.

Er.
Was bewundr' ich zuerſt? was zuletzt? die herrlichen Blumen?
Oder der Finger Geſchick? oder der Wählerinn Geiſt?

Sie.
Gib auch Blätter, den Glanz der blendenden Blumen zu mildern;
Auch das Leben verlangt ruhige Blätter im Kranz.

Er.
Sage, was wählſt Du ſo lange bei dieſem Strauße? Gewiß iſt
Dieſer Jemand' geweiht, den Du beſonders bedenkſt!

Sie.
Hundert Sträuße vertheil' ich des Tags, und Kränze die Menge;
Aber den ſchönſten doch bring' ich am Abende Dir.

Er.
Ach; wie wäre der Maler beglückt, der dieſe Gewinde
Malte, das blumige Feld, ach, und die Göttinn zuerſt!

Sie.
Aber doch mäßig beglückt iſt Der, mich dünkt, der am Boden
Hier ſitzt, dem ich, den Kuß reichend, noch glücklicher bin.

„Und mit den Freuden
„Nicht mehr zu kämpfen.
„Siehst mich nicht wieder;
„Schon bin ich fort!“

Rosa
auf das Blatt sehend.

O weh' o wehe!
Was muß ich hören!
Was muß ich leiden!
Aus meinem Herzen
Entfliehn die Freuden;
Es flieht das Leben
Mit ihnen fort.

Elmire.

Komm, ermanne dich, Geliebte!
Noch ist alles nicht verloren,
Nein, du wirst ihn wiedersehn.

Rosa.

Laß, o laß die tief Betrübte;
Nein, er hat, er hat geschworen,
Ach, es ist um mich geschehn.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.

3-598-50924-3
FN. 18644/470

Er.

Ach, Geliebte, noch Einen! Die neidischen Lüfte des Morgens
Nahmen den ersten sogleich mir von den Lippen hinweg.

Sie.

Wie der Frühling die Blumen mir gibt, so geb' ich die Küsse
Gern dem Geliebten; und hier sei mit dem Kusse der Kranz!

Er.

Hätt' ich das hohe Talent des Paulus glücklich empfangen:
Nachzubilden den Kranz wär' ein Geschäfte des Tags!

Sie.

Schön ist er wirklich. Sieh' ihn nur an! Es wechseln die schönsten
Kinder Floren's um ihn, bunt und gefällig, den Tanz.

Er.

In die Kelche versenkt' ich mich dann, und erschöpfte den süßen
Zauber, den die Natur über die Kronen ergoß.

Sie.

Und so fänd' ich am Abend noch frisch den gebundenen Kranz hier;
Unverwelklich sprächt' uns von der Tafel er an.

Er.

Ach, wie fühl' ich mich arm und unvermögend! Wie wünscht' ich,
Festzuhalten das Glück, das mir die Augen versengt!

Sie.

Unzufriedener Mann! Du bist ein Dichter, und meidest
Jenes Alten Talent? Brauche das Deinige doch!

Er.

Und erreicht wohl der Dichter den Schmelz der farbigen Blumen?
Neben Deiner Gestalt bleibt nur ein Schatten sein Wort!

Sie.

Aber vermag der Maler wohl auszudrücken: „Ich liebe!"
Nur Dich lieb' ich, mein Freund! lebe für Dich nur allein.

Er.

Ach! und der Dichter selbst vermag nicht zu sagen: „Ich liebe!"
Wie Du, himmlisches Kind, süß mir es schmeichelst in's Ohr.

Sie.

Viel vermögen sie Beide, doch bleibt die Sprache des Kusses,
Mit der Sprache des Blicks, nur den Verliebten geschenkt.

Er.

Du vereinigest Alles: Du dichtest und malest mit Blumen;
Floren's Kinder sind Dir Farben und Worte zugleich.

Sie.

Nur ein vergängliches Werk entwindet der Hand sich des Mädchens
Jeden Morgen; die Pracht welkt vor dem Abende schon.

Er.

Auch so geben die Götter vergängliche Gaben, und locken
Mit erneu'tem Geschenk immer die Sterblichen an.

Sie.

Hat Dir doch kein Strauß, kein Kranz des Tages gefehlet,
Seit dem ersten, der Dich mir so von Herzen verband.

Er.

Ja, noch hängt er zu Hause, der erste Kranz, in der Kammer,
Welchen Du mir, den Schmaus lieblich umwandelnd, gereicht.

Sie.

Da ich den Becher Dir kränzte, die Rosenknospe hineinfiel,
Und Du trankest, und riefst: „Mädchen, die Blumen sind Gift!"

Er.

Und dagegen Du sagtest: „Sie sind voll Honig, die Blumen;
Aber die Biene nur findet die Süßigkeit aus."

Sie.

Und der rohe Timanth ergriff mich, und sagte: „Die Hummeln
Forschen des herrlichen Kelchs süße Geheimnisse wohl?"

Er.

Und Du wandtest Dich weg und wolltest fliehen; es stürzten,
Vor dem täppischen Mann, Körbchen und Blumen hinab.

Sie.

Und Du riefst ihm gebietend: „Das Mädchen laß nur! die Sträuße,
Sowie das Mädchen selbst, sind für den feineren Sinn."

Er.

Aber feſter hielt er Dich nur; es grinſ'te der Lacher,
Und Dein Kleid zerriß oben vom Nacken herab.

Sie.

Und Du warfſt in begeiſterter Wuth den Becher hinüber,
Daß er am Schädel ihm, häßlich vergoſſen, erklang.

Er.

Wein und Zorn verblendeten mich; doch ſah ich den weißen
Nacken, die herrliche Bruſt, die Du bedeckteſt, im Blick.

Sie.

Welch ein Getümmel ward und ein Aufſtand! Purpurn das Blut lief,
Mit dem Weine vermiſcht, gräulich dem Gegner vom Haupt.

Er.

Dich nur ſah ich, nur Dich am Boden knieend, verdrießlich;
Mit der einen Hand hielteſt das Gewand Du hinauf.

Sie.

Ach, da flogen die Teller nach Dir! Ich ſorgte, den edeln
Fremdling träfe der Wurf kreiſend geſchwung'nen Metalls.

Er.

Und doch ſah ich nur Dich, wie raſch mit der anderen Hand Du
Körbchen, Blumen und Kranz zuſammenleſt unter dem Stuhl.

Sie.

Schützend trateſt Du vor, daß nicht mich verletzte der Zufall,
Oder der zornige Wirth, weil ich das Mahl ihm geſtört.

Er.

Ja, ich erinn're mich noch; ich nahm den Teppich, wie Einer
Der auf dem linken Arm gegen den Stier ihn bewegt.

Sie.

Rufe gebot der Wirth und ſinnige Freunde. Da ſchlüpft' ich
Sachte hinaus; nach Dir wendet' ich immer den Blick.

Er.

Ach, Du warſt mir verſchwunden! Vergebens ſucht' ich in allen
Winkeln des Hauſes herum, ſowie auf Straſſen und Markt.

Sie.

Schamhaft blieb ich verborgen. Das unbeſcholtene Mädchen,
Sonſt von den Bürgern geliebt, war nun das Mährchen des Tags.

Er.

Blumen ſah ich genug und Sträuße, Kränze die Menge;
Aber Du fehlteſt mir, aber Du fehlteſt der Stadt.

Sie.

Stille ſaß ich zu Hauſe. Da blätterte los ſich vom Zweige
Manche Roſe, ſo auch dorrte die Nelke dahin.

Er.

Mancher Jüngling ſprach auf dem Platz: „Da liegen die Blumen!
Aber die Liebliche fehlt, die ſie verbände zum Kranz.“

Sie.

Kränze band ich indeſſen zu Hauſ, und ließ ſie verwelken.
Siehſt Du? Da hangen ſie noch, neben dem Herde, für mich.

Er.

Auch ſo welkte der Kranz, Dein erſtes Geſchenk! Ich vergaß nicht
Ihn im Getümmel, ich hing neben dem Bett mir ihn auf.

Sie.

Abends betrachtet' ich mir die welkenden, ſaß noch und weinte,
Bis in der dunkeln Nacht Farbe nach Farbe verloſch.

Er.

Irrend ging ich umher, und fragte nach Deiner Behauſung;
Keiner der Eitelſten ſelbſt konnte mir geben Beſcheid.

Sie.

Keiner hat je mich beſucht, und Keiner weiß die entleg'ne
Wohnung; die Größe der Stadt birget die Aermere leicht.

Er.

Irrend lief ich umher und flehte zur ſpähenden Sonne:
Zeige mir, mächtiger Gott, wo Du im Winkel ihr ſcheinſt!

Sie.

Große Götter hörten Dich nicht; doch Penia hört' es.
Endlich trieb die Noth nach dem Gewerbe mich aus.

Er.

Trieb nicht noch Dich ein anderer Gott, den Beſchützer zu ſuchen?
Hatte nicht Amor für uns wechſelnde Pfeile getauſcht?

Sie.

Spähend ſucht' ich Dich auf, bei vollem Markt, und ich ſah Dich!

Er.

Und es hielt das Gedräng' Keines der Liebenden auf.

Sie.

Schnell wir theilten das Volk, wir kamen zuſammen; Du ſtandeſt,

Er.

Und Du ſtandeſt vor mir, ja! — und wir waren allein.

Sie.

Mitten unter den Menſchen! — ſie ſcheinen nur Sträucher und Bäume,

Er.

Und mir ſchien ihr Getöſ nur ein Gerieſel des Quells.

Sie.

Immer allein ſind Liebende ſich in der größten Verſammlung;
Aber ſind ſie zu Zwei'n, ſtellt auch der Dritte ſich ein.

Er.

Amor, ja! er ſchmückt ſich mit dieſen herrlichen Kränzen.
Schütte die Blumen nun doch fort, aus dem Schooße den Reſt!

Sie.

Nun, ich ſchüttle ſie weg, die ſchönen. In Deiner Umarmung,
Lieber, geht mir auch heut' wieder die Sonne nur auf.

Euphroſine.

Auch von des höchſten Gebirgs beeisten, zakkigen Gipfeln
Schwindet Purpur und Glanz ſcheidender Sonne hinweg.
Lange verhüllt ſchon Nacht das Thal und die Pfade des Wand'rers,
Der, am toſenden Strom, auf zu der Hütte ſich ſehnt,
Zu dem Ziele des Tags, der ſtillen hirtlichen Wohnung;
Und der göttliche Schlaf eilet gefällig voraus,
Dieſer holde Geſelle des Reiſenden. Daß er auch heute,
Segnend, kränze das Haupt mir mit dem heiligen Mohn!
Aber was leuchtet mir dort vom Felſen glänzend herüber,
Und erhellet den Duft ſchäumender Ströme ſo hold?
Strahlt die Sonne vielleicht durch heimliche Spalten und Klüfte?
Den kein irdiſcher Glanz iſt es, der Wandelnde, dort.
Näher wälzt ſich die Wolke, ſie glüht. Ich ſtaune dem Wunder!
Wird der roſige Strahl nicht ein bewegtes Gebild?
Welche Göttinn nahet ſich mir? und welche der Muſen
Suchet den treuen Freund, ſelbſt in dem grauſen Geklüft?
Schöne Gattinn! enthülle Dich mir, und täuſche, verſchwindend,
Nicht den begeiſterten Sinn, nicht das gerührte Gemüth!
Nenne, wenn Du es darfſt vor einem Sterblichen, Deinen
Göttlichen Namen, wo nicht, rege bedeutend mich auf,
Daß ich fühle, welche Du ſeiſt von den ewigen Töchtern
Zeus, und der Dichter ſogleich preiſe Dich würdig im Lied.
„Kennſt Du mich, Guter, nicht mehr? Und käme dieſe Geſtalt Dir,
Die Du doch ſonſt geliebt, ſchon als ein fremdes Gebild?
Zwar der Erde gehör' ich nicht mehr, und trauernd entſchwang ſich
Schon der ſchaudernde Geiſt jugendlich frohem Genuß;
Aber ich hoffte, mein Bild noch feſt in des Freundes Erinn'rung
Eingeſchrieben, und noch ſchön durch die Liebe verklärt.
Ja, ſchon ſagt mir gerührt Dein Blick, mir ſagt es die Thräne;
Euphroſine, ſie iſt noch von dem Freunde gekannt.
Sieh', die Scheidende zieht durch Wald und grauſes Gebirge,
Sucht den wandernden Mann, ach! in der Ferne noch auf;
Sucht den Lehrer, den Freund, den Vater, blicket noch einmal
Nach dem leichten Gerüſt irdiſcher Freuden zurück!

Laß mich der Tage gedenken, da mich, das Kind, Du dem Spiele
Jener täuſchenden Kunſt reizender Muſen geweiht.
Laß mich der Stunde gedenken, und jedes kleineren Umſtands.
Ach, wer ruft nicht ſo gern Unwiederbringliches an!
Jenes ſüße Gedränge der leichteſten irdiſchen Tage,
Ach, wer ſchätzt ihn genug, dieſen vereitelnden Werth!
Klein erſcheinet es nun, doch ach! nicht kleinlich dem Herzen;
Macht die Liebe, die Kunſt, jegliches Kleine doch groß.
Denkſt Du der Stunde noch wohl, wie, auf dem Brettergerüſte,
Du mich der höheren Kunſt ernſtere Stufen geführt?
Knabe ſchien ich, ein rührendes Kind, Du nanntest mich Arthur,
Und belebtest in mir britiſches Dichtergebild,
Drohteſt mit grimmiger Gluth den armen Augen, und wandteſt
Selbſt den thränenden Blick, innig getäuſchet, hinweg.
Ach! da warſt Du ſo hold und ſchützteſt ein trauriges Leben,
Das die verwegene Flucht endlich dem Knaben entriß.
Freundlich faßteſt Du mich, den Zerſchmetterten, trugſt mich von dannen,
Und ich heuchelte lang', Dir an dem Buſen, den Tod.
Endlich ſchlug die Augen ich auf und ſah Dich, in ernſte,
Stille Betrachtung verſenkt, über den Liebling geneigt.
Kindlich ſtrebt' ich empor, und kußte die Hände Dir dankbar,
Reichte zum reinen Kuß Dir den gefälligen Mund.
Fragte: warum, mein Vater, ſo ernſt? und hab' ich gefehlet,
O, ſo zeige mir an, wie mir das Beſſ're gelingt!
Keine Mühe verdrießt mich bei Dir, und Alles und Jedes
Wiederhol' ich ſo gern, wenn Du mich leiteſt und lehrſt.
Aber Du faßteſt mich ſtark und drückteſt mich feſter im Arme,
Und es ſchauderte mir tief in dem Buſen das Herz.
„Nein! mein liebliches Kind," ſo rieſt Du, „Alles und Jedes,
Wie Du es heute gezeigt, zeig' es auch morgen der Stadt."
Nähre ſie Alle, wie mich Du gerührt, und es fließen, zum Beifall,
Dir von dem trockenſten Aug' herrliche Thränen herab.
Aber am Tiefſten traffſt Du doch mich, den Freund, der im Arm Dich
Hält, den ſelber der Schein früherer Leiche geſchreckt.
Ach, Natur, wie ſicher und groß in Allem erſcheinſt Du!
Himmel und Erde befolgt ewiges, feſtes Geſetz.
Jahre folgen auf Jahre, dem Frühlinge reichet der Sommer,
Und dem reichlichen Herbſt traulich der Winter die Hand.
Felſen ſtehen gegründet, es ſtürzt ſich das ewige Waſſer,
Aus der bewölkten Kluft, ſchäumend und brauſend hinab.
Fichten grünen ſo fort, und ſelbſt die entlaubten Gebüſche
Hegen, im Winter ſchon, heimliche Knospen am Zweig.
Alles entſteht und vergeht nach Geſetz; doch über des Menſchen
Leben, dem köſtlichen Schatz, herrſchet ein ſchwankendes Loos.
Nicht dem Blühenden nickt der willig ſcheidende Vater,
Seinem trefflichen Sohn, freundlich vom Rande der Gruft;
Nicht der Jüngere ſchließt dem Aelteren immer das Auge,
Das ſich willig geſenkt, kräftig dem Schwächeren zu.
Oefter, ach! verkehrt das Geſchick die Ordnung der Tage;
Hülflos klaget ein Greis, Kinder und Enkel umſonſt,
Steht ein beſchädigter Stamm, dem rings zerſchmetterte Zweige
Um die Seiten umher ſtrömende Schloſſen geſtreckt.
Und ſo, liebliches Kind, durchdrang mich die tiefe Betrachtung,
Als Du zur Leiche verſteint über die Arme mir hingſt;
Aber freudig ſeh' ich Dich mir, in dem Glanze der Jugend,
Vielgeliebtes Geſchöpf, wieder am Herzen belebt!
Springe fröhlich dahin, verſteinter Knabe! Das Mädchen
Wächſ't zur Freude der Welt, mir zum Entzücken heran.

Immer ſtrebe ſo fort, und Deine natürlichen Gaben
Bilde, bei jeglichem Schritt ſteigenden Lebens, die Kunſt.
Sei mir lange zur Luſt, und eh' mein Auge ſich ſchließet,
Wünſch' ich Dein ſchönes Talent glücklich vollendet zu ſehn.“ —
Alſo ſprachſt Du, und nie vergaß ich der wichtigen Stunde!
Deutend entwickelt' ich mich an dem erhabenen Wort.
„O, wie ſprach ich ſo gerne zum Volk die rührenden Reden,
Die Du, voller Gehalt, kindlichen Lippen vertraut!
O, wie bildet' ich mich an Deinen Augen, und ſuchte
Dich im tiefen Gedräng' ſtaunender Hörer heraus!
Doch dort wirſt Du nun ſein und ſtehn, und nimmer bewegt ſich
Euphroſine hervor, Dir zu erheitern den Blick.
Du vernimmſt ſie nicht mehr, die Töne des wachſenden Zöglings,
Die Du zu liebendem Schmerz frühe, ſo frühe! geſtimmt.
Andere kommen und gehen; es werden Dir And're gefallen,
Selbſt dem großen Talent drängt ſich ein größeres nach.“ —
Aber Du, vergeſſe mich nicht! Wenn Eine Dir jemals
Sich im verworr'nen Geſchäft heiter entgegenbewegt,
Deinem Winke ſich fügt, an Deinem Lächeln ſich freuet,
Und am Platze ſich nur, den Du beſtimmteſt, gefällt;
Wenn ſie Mühe nicht ſpart noch Fleiß, wenn thätig der Kräfte,
Selbſt bis zur Pforte des Grabs, freudiges Opfer ſie bringt;
Guter! dann gedenkeſt Du mein', und rufeſt auch ſpät noch:
„Euphroſine, ſie iſt wieder erſtanden vor mir!“
Vieles ſagt' ich noch gern; doch, ach! die Scheidende weilt nicht,
Wie ſie wollte; mich führt ſtreng ein gebietender Gott.
Lebe wohl! ſchon zieht mich's dahin in ſchwankendem Eilen.
Einen Wunſch nur vernimm; freundlich gewähre mir ihn: . .
Laß nicht ungerühmt mich zu den Schatten hinabgehn!

Nur die Muſe gewährt einiges Leben dem Tod.
Denn geſtaltlos ſchweben umher in Perſephoneia's
Reiche, maſſenweiſ', Schatten vom Namen getrennt;
Wen der Dichter aber gerühmt, Der wandelt, geſtaltet,
Einzeln, geſellet dem Chor aller Heroen ſich zu.
Freudig tret' ich einher, von Deinem Liede verkündet,
Und der Göttinn Blick weilet gefällig auf mir.
Mild empfängt ſie mich dann, und nennt mich; es winken die hohen
Göttlichen Frauen mich an, immer die nächſten am Thron.
Penelopeia redet zu mir, die Treuſte der Weiber,
Auch Evadne, gelehnt auf den geliebten Gemahl.
Jüngere nahen ſich dann, zu früh Heruntergeſandte,
Und beklagen mit mir unſer gemeines Geſchick.
Wenn Antigone kommt, die ſchweſterlichſte der Seelen,
Und Polyxena, trüb' noch von dem bräutlichen Tod,
Seh' ich als Schweſtern ſie an, und trete würdig zu ihnen;
Denn der tragiſchen Kunſt holde Geſchöpfe ſind ſie.
Bildete doch ein Dichter auch mich; und ſeine Geſänge,
Ja, ſie vollenden an mir, was mir das Leben verſagt.“ —
Alſo ſprach ſie, und noch bewegte der liebliche Mund ſich
Weiter zu reden; allein ſchwirrend verſagte der Ton.
Denn aus dem Purpurgewölk, dem ſchwebenden, immer bewegten,
Trat der herrliche Gott Hermes gelaſſen hervor;
Mild erhob er den Stab und deutete; wallend verſchlangen
Wachſende Wolken, im Zug, beide Geſtalten vor mir.
Tiefer liegt die Nacht um mich her; die ſtürzenden Waſſer
Brauſen gewaltiger nun neben dem ſchlüpfrigen Pfad.
Unbezwingliche Trauer befällt mich, entkräftender Jammer,
Und ein mooſiger Fels ſtützet den Sinkenden nur.

Wehmuth reißt durch die Saiten der Bruſt; die nächtlichen Thränen
Fließen, und über dem Wald kündet der Morgen ſich an.

Das Wiederſehen.

Er.

Süße Freundinn, noch einen, nur einen Kuß noch gewähre
Dieſen Lippen! Warum biſt Du mir heute ſo karg?
Geſtern blühte wie heute der Baum; wir wechſelten Küſſe
Tauſendfältig; dem Schwarm Bienen vergleichſt Du ſie ja,
Wie ſie den Blüthen ſich nah'n und ſaugen, ſchweben und wieder
Saugen, und lieblicher Ton ſüßen Genuſſes erſchallt.
Alle noch üben das holde Geſchäft. Und wäre der Frühling
Uns vorübergeflog'n, eh' ſich die Blüthe zerſtreut?

Sie.

Träume, lieblicher Freund, nur immer! Rede von geſtern?
Gerne hör' ich Dich an, drücke Dich redlich an's Herz.
Geſtern, ſagſt Du? — Es war, ich weiß, ein köſtliches Geſtern;
Worte verklangen im Wort, Küſſe verdrängten den Kuß.
Schmerzlich war's zu ſcheiden am Abende, traurig die lange
Nacht von geſtern auf heut, die den Getrennten gebot.
Doch der Morgen kehret zurück. Ach, daß mir indeſſen
Zehnmal, leider, der Baum Blüthen und Früchte gebracht!

Amyntas.

Nikias, trefflicher Mann, Du Arzt des Leibs und der Seele!
Krank, ich bin es fürwahr; aber Dein Mittel iſt hart.
Ach, mir ſchwanden die Kräfte dahin, dem Rathe zu folgen;
Ja, und es ſcheinet der Freund ſchon mir ein Gegner zu ſein!
Widerlegen kann ich Dich nicht; ich ſage mir Alles,
Sage das härtere Wort, das Du verſchweigeſt, mir auch.
Aber, ach, das Waſſer entſtürzt der Stelle des Felſens
Raſch, und die Welle des Bachs halten Geſänge nicht auf!
Raſt nicht unaufhaltſam der Sturm, und wälzet die Sonne
Sich, von dem Gipfel des Tags, nicht in die Wellen hinab?
Und ſo ſpricht mir rings die Natur: Auch Du biſt, Amyntas,
Unter das ſtrenge Geſetz ehrner Gewalten gebeugt,
Runzle die Stirne nicht tiefer, mein Freund, und höre gelaſſig.
Was mich geſtern ein Baum, dort an dem Bache, gelehrt.
Wenig Aepfel trägt er mir nur, der ſonſt ſo beladne;
Sieh', der Epheu iſt Schuld, der ihn gewaltig umgibt.
Und ich faßte das Meſſer, das krummgebogene, ſcharfe,
Trennte ſchneidend, und riß Ranke nach Ranken herab;
Aber ich ſchauderte gleich, als, tief erſeufzend und kläglich,
Aus den Wipfeln zu mir tröpfelnde Klage ſich goß:
„O, verletze mich nicht, den treuen Gartengenoſſen,
Dem Du, als Knabe, ſo früh, manche Genüſſe verdankt!
O, verletze mich nicht! Du reißeſt mit dieſem Geflechte,
Das Du gewaltig zerſtörſt, grauſam das Leben mir aus.
Hab' ich nicht ſelbſt ſie genähret, und ſonſt ſie herauf mir erzogen?
Iſt wie mein eigenes Land nicht mir das ihre verwandt?
Soll ich nicht lieben die Pflanze, die, meiner einzig bedürftig,
Still mit begierizer Kraft mir um die Seite ſich ſchlingt?
Tauſend Ranken wurzelten an, mit tauſend und tauſend
Faſern ſenket ſie feſt mir in das Leben ſich ein.
Nahrung nimmt ſie von mir; was ich bedürfte, genießt ſie,
Und ſo ſaugt ſie das Mark, ſauget die Seele mir aus.
Nur vergebens nähr' ich mich neu; die gewaltige Pflanze

Sendet lebendigen Safts, ach! nur die Hälfte hinauf.
Denn der gefährliche Gast, der geliebteste, maßet behende
Unterweges die Kraft herbstlicher Früchte sich an.
Nichts gelangt zur Krone hinauf; die äußersten Wipfel
Dorren, es dorret der Ast über dem Bache schon hin.
Ja, die Verrätherinn ist's, sie schmeichelt mir Leben und Güter,
Schmeichelt die strebende Kraft, schmeichelt die Hoffnung mir ab.
Sie nur fühl' ich, nur sie, die umschlingende, freue der Fesseln,
Freue des tödtenden Schmucks fremder Umlaubung mich nur.
Halte das Messer zurück! — o Nikias, schone den Armen,
Der sich in liebender Lust, willig gezwungen, verzehrt!
Süß ist jede Verschwendung; o, laß mich der schönsten genießen!
Wer sich der Liebe vertraut, hält er sein Leben zu Rath?"

Die Metamorphose der Pflanzen.

Dich verwirret, Geliebte, die tausendfältige Mischung
Dieses Blumengewühls über dem Garten umher;
Viele Namen höreſt Du an, und immer verdränget
Mit barbariſchem Klang einer den andern im Ohr.
Alle Geſtalten ſind ähnlich, und keine gleichet der andern;
Und ſo deutet das Chor auf ein geheimes Geſetz,
Auf ein heiliges Räthſel. O, könnt' ich Dir, liebliche Freundinn,
Ueberliefern ſogleich glücklich das löſende Wort! —
Werdend betrachte ſie nun, wie nach und nach ſich die Pflanze,
Stufenweiſe geführt, bildet zu Blüthen und Frucht.
Aus dem Samen entwickelt ſie ſich, ſobald ihn der Erde
Stille befruchtender Schooß hold in das Leben entläßt,
Und dem Reize des Lichts, des heiligen, ewig bewegten,
Gleich den zärteſten Bau keimender Blätter empfiehlt.
Einfach ſchlief in dem Samen die Kraft; ein beginnendes Vorbild
Lag, verſchloſſen in ſich, unter die Hülle gebeugt,
Blatt und Wurzel und Keim, nur halb geformet und farblos;
Trocken erhält ſo der Kern ruhiges Leben bewahrt,
Quillet ſtrebend empor, ſich milder Feuchte vertrauend,
Und erhebt ſich ſogleich aus der umgebenden Nacht.
Aber einfach bleibt die Geſtalt der erſten Erſcheinung;
Und ſo bezeichnet ſich auch unter den Pflanzen das Kind.
Gleich darauf ein folgender Trieb, ſich erhebend, erneuet,
Knoten auf Knoten gethürmt, immer das erſte Gebild,
Zwar nicht immer das gleiche; denn mannigfaltig erzeugt ſich,
Ausgebildet, Du ſiehſt's, immer das folgende Blatt,
Ausgedehnter, gekerbter, getrennter in Spitzen und Theile,
Die verwachſen vorher ruhten im untern Organ.
Und ſo erreicht es zuerſt die höchſt beſtimmte Vollendung,
Die bei manchem Geſchlecht Dich zum Erſtaunen bewegt.
Viel gerippt und gezackt, auf maſtig ſtrotzender Fläche,
Scheinet die Fülle des Triebs frei und unendlich zu ſein.
Doch hier hält die Natur, mit mächtigen Händen, die Bildung
An, und lenket ſie ſanft in das Vollkomm'nere hin.
Mäßiger leitet ſie nun den Saft, verengt die Gefäße,
Und gleich zeigt die Geſtalt zärtere Wirkungen an.
Stille zieht ſich der Trieb der ſtrebenden Ränder zurücke,
Und die Rippe des Stiels bildet ſich völliger aus.
Blattlos aber und ſchnell erhebt ſich der zärtere Stengel,
Und ein Wundergebild zieht den Betrachtenden an.
Rings im Kreiſe ſtellet ſich nun, gezählet und ohne
Zahl, das kleinere Blatt neben dem ähnlichen hin.

Um die Achſe gedrängt, entſcheidet der bergende Kelch ſich;
Der zur höchſten Geſtalt farbige Kronen entläßt.
Alſo prangt die Natur in hoher, voller Erſcheinung,
Und ſie zeiget, gereiht, Glieder an Glieder geſtuft.
Immer ſtaunſt Du auf's Neue, ſobald ſich am Stengel die Blume
Ueber dem ſchlanken Gerüſt wechſelnder Blätter bewegt.
Aber die Herrlichkeit wird des neuen Schaffens Verkündung.
Ja, das farbige Blatt fühlet die göttliche Hand.
Und zuſammen zieht es ſich ſchnell; die zärteſten Formen,
Zwiefach ſtreben ſie vor, ſich zu vereinen beſtimmt.
Traulich ſtehen ſie nun, die holden Paare, beiſammen,
Zahlreich ordnen ſie ſich um den geweihten Altar.
Hymen ſchwebet herbei, und herrliche Düfte, gewaltig,
Strömen ſüßen Geruch, Alles belebend, umher.
Nun vereinzelt ſchwellen ſogleich unzählige Keime,
Hold in den Mutterſchooß ſchwellender Früchte gehüllt.
Und hier ſchließt die Natur den Ring der ewigen Kräfte;
Doch ein neuer ſogleich faſſet den vorigen an,
Daß die Kette ſich fort durch alle Zeiten verlänge,
Und das Ganze belebt, ſowie das Einzelne, ſei.
Wende nun, o Geliebte, den Blick zum bunten Gewimmel,
Das verwirrend nicht mehr ſich vor dem Geiſte bewegt!
Jede Pflanze verkündet Dir nun die ew'gen Geſetze,
Jede Blume, ſie ſpricht lauter und lauter mit Dir.
Aber entzifferſt Du hier der Göttinn heilige Lettern,
Ueberall ſiehſt Du ſie dann, auch in verändertem Zug.
Kriechend zaud're die Raupe, der Schmetterling eile geſchäftig,
Bildſam änd're der Menſch ſelbſt die beſtimmte Geſtalt.
O, gedenke denn auch, wie aus dem Keim der Bekanntſchaft
Nach und nach in uns holde Gewohnheit entſproß,
Freundſchaft ſich mit Macht in unſerm Innern enthüllte,
Und wie Amor zuletzt Blüthen und Früchte gezeugt.
Denke, wie mannigfach bald die, bald jene Geſtalten,
Still entfaltend, Natur unſern Gefühlen geliehn!
Freue Dich auch des heutigen Tags! Die heilige Liebe
Strebt zu der höchſten Frucht gleicher Geſinnungen auf,
Gleicher Anſicht der Dinge, damit in harmoniſchem Anſchaun
Sich verbinde das Paar, finde die höhere Welt.

Hermann und Dorothea.

Alſo Das wäre Verbrechen, daß einſt Properz mich begeiſtert,
Daß Martial ſich zu mir auch, der Verweg'ne, geſellt;
Daß ich die Alten nicht hinter mir ließ, die Schule zu hüten,
Daß ſie nach Latium gern mir in das Leben gefolgt;
Daß ich Natur und Kunſt zu ſchau'n, mich treulich beſtrebe,
Daß kein Name mich täuſcht, daß mich kein Dogma beſchränkt;
Daß nicht des Lebens bedingender Drang mich, den Menſchen, verändert,
Daß ich der Heuchelei dürftige Maske verſchmäht?
Solcher Fehler, die Du, o Muſe, ſo emſig gepflegt,
Zeihet der Pöbel mich; Pöbel nur ſieht er in mir.
Ja, ſogar der Beſſere ſelbſt, gutmüthig und bieder,
Will mich anders; doch Du, Muſe, befiehlſt mir allein;
Denn Du biſt es allein, die noch mir die innere Jugend
Friſch erneueſt, und ſie mir bis zu Ende verſprichſt.
Aber verdopple nunmehr, o Göttinn, die heilige Sorgfalt!
Ach! die Scheitel umwallt reichlich die Locke nicht mehr:
Da bedarf man der Kränze, ſich ſelbſt und And're zu täuſchen;
Kränzte doch Cäſar ſelbſt nur aus Bedürfniß das Haupt.

Hast Du ein Lorbeerreis mir bestimmt, so laß es am Zweige
Weiter grünen, und gib einst es dem Würdigern hin;
Aber Rosenwinde genug zum häuslichen Kranze;
Bald als Lilie schlingt silberne Locke sich durch.
Schüre die Gattinn das Feuer, auf reinlichem Herde zu kochen!
Werfe der Knabe das Reis, spielend, geschäftig dazu!
Laß im Becher nicht fehlen den Wein! Gesprächige Freunde,
Gleichgesinnte, herein! Kränze, sie warten auf Euch!
Erst die Gesundheit des Mannes, der, endlich vom Namen Homeros
Kühn uns befreiend, uns auch ruft in die vollere Bahn.
Denn wer wagte mit Göttern den Kampf, und wer mit dem Einen?
Doch Homeride zu sein, auch nur als letzter, ist schön.
Darum höret das neuste Gedicht! Noch einmal getrunken!
Euch bestreche der Wein, Freundschaft und Liebe das Ohr.
Deutsche selber führ' ich Euch zu, in die stillere Wohnung,
Wo sich, nah' der Natur, menschlich der Mensch noch erzieht,
Uns begleite des Dichters Geist, der seine Luise
Rasch dem würdigen Freund, uns zu entzücken, verband.
Auch die traurigen Bilder der Zeit, sie führ' ich vorüber;
Aber es siege der Muth in dem gesunden Geschlecht!
Hab' ich Euch Thränen in's Auge gelockt, und Lust in die Seele
Singend geflößt, so kommt, drücket mich herzlich an's Herz!
Weise denn sei das Gespräch! Uns lehret Weisheit am Ende
Das Jahrhundert; wen hat das Geschick nicht geprüft?
Blicket heiterer nun auf jene Schmerzen zurücke,
Wenn Euch ein fröhlicher Sinn Manches entbehrlich erklärt.
Menschen lernten wir kennen und Nationen; so laßt uns,
Unser eigenes Herz kennend, uns dessen erfreu'n!

Episteln.

Gerne hätt' ich fortgeschrieben,
Aber es ist liegen blieben.

Erste Epistel.

Jetzt, da Jeglicher liest und viele Leser das Buch nur
Ungeduldig durchblättern und, selbst die Feder ergreifend,
Auf das Büchlein ein Buch mit fell'ner Fertigkeit pfropfen,
Soll auch ich, Du willst es, mein Freund, Dir, über das Schreiben
Schreibend, die Menge vermehren und meine Meinung verkünden,
Daß auch Andere wieder darüber meinen und [illegible]
So in's Unendliche fort die schwankende Woge sich wälze.
Doch so fähret der Fischer dem hohen Meer zu, sobald ihm
Günstig der Wind und der Morgen erscheint; er treibt sein Gewerbe,
Wenn auch hundert Gesellen die blinkende Fläche durchkreuzen.
Edler Freund, Du wünschest das Wohl des Menschengeschlechtes,
Unserer Deutschen besonders und ganz vorzüglich des nächsten
Bürgers, und fürchtest die Folgen gefährlicher Bücher; wir haben —
Leider, oft sie gesehen! Was sollte man, oder was könnten
Biedere Männer vereint, was könnten die Herrscher bewirken?
Ernst und wichtig erscheint mir die Frage, doch trifft sie mich eben
In vergnüglicher Stimmung. Im warmen, heiteren Wetter

Elmire.

Ich weiß ein Plätzchen
Und eine Wohnung;
Ich wett', er eilet,
Ich wett', er fliehet
An dieſen Ort.

Roſa.

O was verſprech' ich
Dir für Belohnung!
O eil' o eile!
Er flieht, er fliehet
Wohl weiter fort.

Elmire.

Bin bereit mit dir zu eilen;
Dort, den eignen Schmerz zu heilen,
Find' ich einen heilgen Mann.

Roſa.

O Geliebte, laß uns eilen,
Dieſe Schmerzen bald zu heilen,
Die ich nicht ertragen kann.

Glänzet fruchtbar die Gegend; mir bringen liebliche Lüfte
Ueber die wallende Fluth süß duftende Kühlung herüber,
Und dem Heitern erscheint die Welt auch heiter, und ferne
Schwebt die Sorge mir nur in leichten Wölkchen vorüber.

Was mein leichter Griffel entwirft, ist leicht zu verlöschen,
Und viel tiefer prägt sich nicht der Eindruck der Lettern,
Die, so sagt man, der Ewigkeit trotzen. Freilich an Viele
Spricht die gedruckte Columne; doch bald, wie Jeder sein Antlitz,
Das er im Spiegel gesehen, vergißt die behaglichen Züge,
So vergißt er das Werk, wenn auch von Erze gestempelt.

Reden schwanken so leicht herüber hinüber, wenn Viele
Sprechen und Jeder nur sich im eigenen Worte, sogar auch
Nur sich selbst im Worte vernimmt, das der Andere sagte.
Mit den Büchern ist es nicht anders. Liest doch nur Jeder
Aus dem Buch sich heraus; und ist er gewaltig, so liest er
In das Buch sich hinein, amalgamirt sich das Fremde.
Ganz vergebens strebst Du daher durch Schriften des Menschen
Schon entschiedenen Hang und seine Neigung zu wenden;
Aber bestärken kannst Du ihn wohl in seiner Gesinnung,
Oder wär' er noch neu, in Dieses ihn tauchen und Jenes.

Sag' ich, wie ich es denke, so scheint durchaus mir: es bildet
Nur das Leben den Mann und wenig bedeuten die Worte.
Denn zwar hören wir gern, was unsre Meinung bestätigt.
Aber das Hören bestimmt nicht die Meinung; was uns zuwider
Wäre, glaubten wir wohl dem künstlichen Redner; doch eilet
Unser befreites Gemüth, gewohnte Bahnen zu suchen.
Sollen wir freudig horchen und willig gehorchen, so mußt Du
Schmeicheln. Sprichst Du zum Volke, zu Fürsten und Königen, Allen
Magst Du Geschichten erzählen, worin als wirklich erscheinet,
Was sie wünschen, und was sie selber zu leben begehrten.

Wäre Homer von Allen gehört, von Allen gelesen,
Schmeichelt' er nicht dem Geiste sich ein, es sei auch der Hörer,
Wer er sei, und klinget nicht immer im hohen Palaste,
In des Königes Zelt, die Ilias herrlich dem Helden?
Hört nicht aber dagegen Ulyssens wandernde Klugheit
Auf dem Markte sich besser, da wo sich der Bürger versammelt?
Dort steht jeglicher Held in Helm und Harnisch, es steht hier
Sich der Bettler sogar in seinen Lumpen veredelt.

Also hört' ich einmal, am wohlgepflasterten Ufer
Jener Neptunischen Stadt, allwo man gestügelte Löwen
Göttlich verehrt, ein Mährchen erzählen. Im Kreise geschlossen,
Drängte das horchende Volk sich um den zerlumpten Abpflocken.
„Einst," so sprach er, „verschlug mich der Sturm an's Ufer der Insel,
Die Utopien heißt. Ich weiß nicht, ob sie ein And'rer
Dieser Gesellschaft jemals betrat; sie liegt im Meere
Links von Hercules Säulen. Ich ward gar freundlich empfangen;
In ein Gasthaus führte man mich, woselbst ich das beste
Essen und Trinken fand, und weiches Lager und Pflege.
So verstrich ein Monat geschwind. Ich hatte des Kummers
Völlig vergessen und jeglicher Noth; da fing sich im Stillen
Aber die Sorge nun an: wie wird die Zeche Dir, leider!
Nach der Mahlzeit bekommen? Denn Nichts enthielte der Seckel.
Reiche mir weniger, hat ich den Wirth; er brachte nur immer
Deste mehr. Da wuchs mir die Angst, ich konnte nicht länger
Essen und sorgen, und sagte zuletzt: Ich bitte, die Zeche
Billig zu machen, Herr Wirth! Er aber mit finsterem Auge

Sah von der Seite mich an, ergriff den Knittel und ſchwenkte
Unbarmherzig ihn über mich her und traf mir die Schultern,
Traf den Kopf und hätte beinah mich zu Tode geſchlagen.
Elend lief ich davon und ſuchte den Richter; man holte
Gleich den Wirth, der ruhig erſchien und bedächtig verſetzte:

„Alſo müſſ' es Allen ergehn, die das heilige Gaſtrecht
Unſerer Inſel verletzen und, unanſtändig und gottlos,
Zeche verlangen vom Manne, der ſie doch höflich bewirthet.
Sollt' ich ſolche Beleidigung dulden im eigenen Hauſe?
Nein! es hätte fürwahr ſtatt meines Herzens ein Schwamm nur
Mir im Buſen gewohnt, wofern ich Dergleichen gelitten."

Darauf ſagte der Richter zu mir: „Vergeſſet die Schläge,
Denn Ihr habt die Strafe verdient, ja ſchärfere Schmerzen;
Aber wollt Ihr bleiben und mitbewohnen die Inſel,
Müſſet Ihr Euch erſt würdig beweiſen und tüchtig zum Bürger."
Ach! verſetzt' ich, mein Herr, ich habe leider mich niemals
Gerne zur Arbeit gefügt. So hab' ich auch keine Talente,
Die den Menſchen bequemer ernähren; man hat mich im Spott nur
Hans Ohnſorge genannt und mich von Hauſe vertrieben."

„O, ſo ſei uns gegrüßt!" verſetzte der Richter; Du ſollſt Dich
Oben ſetzen zu Tiſch, wenn ſich die Gemeine verſammelt,
Sollſt im Rathe den Platz, den Du verdieneſt, erhalten.
Aber hüte Dich wohl, daß nicht ein ſchändlicher Rückfall
Dich zur Arbeit verleite, daß man nicht etwa das Grabſcheit
Oder das Ruder bei Dir im Hauſe finde, Du wäreſt
Gleich auf immer verloren und ohne Nahrung und Ehre.
Aber auf dem Markte zu ſitzen, die Arme geſchlungen
Ueber dem ſchwellenden Bauch, zu hören luſtige Liedrn
Unſerer Sänger, zu ſehn die Tänze der Mädchen, der Knaben
Spiele, Das werde Die Pflicht, die Du gelobeſt und ſchwöreſt."

So erzählte der Mann, und heiter waren die Stirnen
Aller Hörer geworden, und Alle wünſchten des Tages
Solche Wirthe zu finden, ja, ſolche Schläge zu dulden.

Zweite Epiſtel.

Würdiger Freund, Du runzelſt die Stirn; Dir ſcheinen die Scherze
Nicht am rechten Orte zu ſein; die Frage war ernſthaft,
Und beſonnen verlangſt Du die Antwort; da weiß ich, bei'm Himmel!
Nicht, wie eben ſich mir der Schalk im Buſen bewegte.
Doch ich fahre bedächtiger fort. Du ſagſt mir: „So möchte
Meinetwegen die Menge ſich halten im Leben und Leſen,
Wie ſie könnte; doch denke Dir nur die Töchter im Hauſe,
Die mir der kuppelnde Dichter mit allem Böſen bekannt macht."

Dem iſt leichter geholfen, verſetz' ich, als wohl ein And'rer
Denken möchte. Die Mädchen ſind gut und machen ſich gerne
Was zu ſchaffen. Da gib nur dem Einen die Schlüſſel zum Keller,
Daß es die Weine des Vaters beſorge, ſobald ſie, vom Winzer
Oder vom Kaufmann geliefert, die weiten Gewölbe bereichern.
Manches zu ſchaffen hat ein Mädchen, die vielen Gefäße,
Leere Fäſſer und Flaſchen in reinlicher Ordnung zu halten.
Dann betrachtet ſie oft des ſchäumenden Moſtes Bewegung,
Gießt das Fehlende zu, damit die wallenden Blaſen
Leicht die Oeffnung des Faſſes erreichen, trinkbar und helle
Endlich der edelſte Saft ſich künftigen Jahren vollende.
Unermüdet iſt ſie alsdann zu füllen, zu ſchöpfen,
Daß ſtets geiſtig der Trank und rein die Tafel belebe.

Laß der Andern die Küche zum Reich; da gibt es, wahrhaftig!
Arbeit genug, das tägliche Mahl, durch Sommer und Winter,
Schmackhaft ſtets zu bereiten und ohne Beſchwerde des Beutels.
Denn im Frühjahr ſorget ſie ſchon, im Hofe die Küchlein
Bald zu erziehen und bald die ſchnatternden Enten zu füttern.
Alles, was ihr die Jahrszeit gibt, das bringt ſie bei Zeiten
Dir auf den Tiſch und weiß mit jeglichem Tage die Speiſen
Klug zu wechſeln, und reift nur eben der Sommer die Früchte,
Denkt ſie an Vorrath ſchon für den Winter. Im kühlen Gewölbe
Gährt ihr der kräftige Kohl, und reifen im Eſſig die Gurken,
Aber die luſtige Kammer bewahrt ihr die Gaben Pomone's.
Gerne nimmt ſie das Lob vom Vater und allen Geſchwiſtern,
Und mißlingt ihr Etwas, dann iſt's ein größeres Unglück,
Als wenn Dir ein Schuldner entläuft und den Wechſel zurückläßt.
Immer iſt ſo das Mädchen beſchäftigt und reifet im Stillen
Häuslicher Tugend entgegen, den klugen Mann zu beglücken.
Wünſcht ſie dann endlich zu leſen, ſo wählt ſie gewißlich ein Kochbuch,
Deren Hunderte ſchon die eifrigen Preſſen uns gaben.
Eine Schweſter beſorget den Garten, der ſchwerlich zur Wildniß,
Deine Wohnung romantiſch und feucht zu umgeben, verdammt iſt,
Sondern in zierliche Beete getheilt, als Vorhof der Küche,
Nützliche Kräuter ernährt und Jugend beglückende Früchte.
Patriarchaliſch erzeuge ſo ſelbſt Dir ein kleines, gedrängtes
Königreich und bevölkre Dein Haus mit treuem Geſinde.
Haſt Du der Töchter noch mehr, die lieber ſitzen und ſtille
Weibliche Arbeit verrichten, da iſt's noch beſſer; die Nadel
Ruht im Jahre nicht leicht: denn noch ſo häuslich im Hauſe,
Mögen ſie öffentlich gern als müßige Damen erſcheinen.
Wie ſich das Nähen und Flicken vermehrt, das Waſchen und Bügeln,
Hundertfältig ſeitdem in weicher Arkadiſcher Hülle
Sich das Mädchen gefällt, mit langen Röcken und Schleppen
Gaſſen kehret und Gärten, und Staub erregt im Tanzſaal.
Wahrlich! wären mir nur der Mädchen ein Dutzend im Hauſe;
Niemals wär' ich verlegen um Arbeit; ſie machen ſich Arbeit
Selber genug; es ſollte kein Buch im Laufe des Jahres
Ueber die Schwelle mir kommen, vom Bücherverleiher geſendet!

Epigramme.

Venedig 1790.

Wie man Geld und Zeit verthan,
Zeigt dies Büchlein luſtig an

1.

Sarcophagen und Urnen verzierte der Heide mit Leben:
Faunen tanzen umher, mit der Bachantinnen Chor
Machen ſie bunte Reihe; der ziegengeißete Pansbock
Zwingt den heiſeren Ton wild aus dem ſchmetternden Horn.
Cymbeln, Trommeln erklingen; wir ſehen und hören den Marmor.

Flatternde Vögel! wie ſchmeckt herrlich dem Schnabel die Frucht!
Euch verſcheuchet kein Lärm, noch weniger ſcheucht er den Amor,
Der in dem bunten Gewühl erſt ſich der Fackel erfreut.
So überwältiget Fülle den Tod; und die Aſche da drinnen
Scheint, im ſtillen Bezirk, noch ſich des Lebens zu freu'n.
So umgebe denn ſpät den Sarcophagen des Dichters
Dieſe Rolle, von ihm reichlich mit Leben geſchmückt.

2.

Kaum an dem blaueren Himmel erblickt' ich die glänzende Sonne,
Mensch, vom Felſen herab, Epheu zu Kränzen geſchmückt,
Sah den emſigen Winzer die Rebe der Pappel verbinden,
Ueber die Wiege Virgil's kam mir ein laulicher Wind:
Da geſellten die Muſen ſich gleich zum Freunde; wir pflogen
Abgeriſſnes Geſpräch, wie es den Wanderer freut.

3.

Immer hält' ich die Liebſte begierig im Arme geſchloſſen,
Immer drängt ſich mein Herz feſt an den Buſen ihr an,
Immer lehnet mein Haupt an ihren Knieen, ich blicke
Nach dem lieblichen Mund, ihr nach den Augen hinauf.
„Weichling!“ ſchölte mich Einer, „und ſo verbringſt Du die Tage?“
Ach, ich verbringe ſie ſchlimm! Höre nur, wie mir geſchieht:
Leider wend' ich den Rücken der einzigen Freude des Lebens;
Schon den zwanzigſten Tag ſchleppt mich der Wagen dahin.
Vetturine trotzen mir nun, es ſchmeichelt der Kämm'rer,
Und der Bediente vom Platz ſinnet auf Lügen und Trug.
Will ich ihnen entgeh'n, ſo faßt mich der Meiſter der Poſten,
Poſtillone ſind Herrn, dann die Douane dazu!
Ich verſtehe Dich nicht! Du widerſprichſt Dir! Du ſchieneſt
Paradieſiſch zu ruh'n, ganz, wie Rinaldo, beglückt.“

Ach! ich verſtehe mich wohl: es iſt mein Körper auf Reiſen,
Und es ruhet mein Geiſt ſtets der Geliebten im Schooß.

4.

Das iſt Italien, das ich verließ. Noch ſtäuben die Wege,
Noch iſt der Fremde gepreßt, ſtell' er ſich, wie er auch will.
Deutſche Redlichkeit ſuchſt Du in allen Winkeln vergebens;
Leben und Weben iſt hier, aber nicht Ordnung und Zucht;
Jeder ſorgt nur für ſich, mißtrauet dem Andern, iſt eitel,
Und die Meiſter des Staats ſorgen nur wieder für ſich.
Schön iſt das Land; doch ach, Fauſtine'n find' ich nicht wieder!
Das iſt Italien nicht mehr, das ich mit Schmerzen verließ.

5.

In der Gondel lag ich geſtreckt und fuhr durch die Schiffe,
Die in dem großen Canal, viele befrachtete, ſtehn.
Mancherlei Waare findeſt Du da für manches Bedürfniß.
Weizen, Wein und Gemüs, Scheite, wie leichtes Geſträuch.
Pfeilſchnell drangen wir durch; da traf ein verlorener Lorbeer
Derb mir die Wangen. Ich rief: Daphne, verletzeſt Du mich?
Lohn erwartet' ich eher! Die Nymphe lispelte lächelnd:
„Dichter ſünd'gen nicht ſchwer. Leicht iſt die Strafe. Nur zu!“

6.

Seh' ich den Pilgrim, ſo kann ich mich nie der Thränen enthalten.
O, wie beſeliget uns Menſchen ein falſcher Begriff!

7.

Eine Liebe hatt' ich, ſie war mir lieber als [illegible]!
Aber ich hab' ſie nicht mehr! Schweig', und ertrag' den Verluſt!

8.

Dieſe Gondel vergleich' ich der ſanft einſchaukelnden Wiege,

Und das Kästchen darauf scheint ein geräumiger Sarg.
Recht so! Zwischen der Wieg' und dem Sarg wir schwanken und schweben
Auf dem großen Canal sorglos durch's Leben dahin.

9.

Feierlich sehn wir neben dem Doge den Nuntius gehen,
Sie begraben den Herrn; Einer versiegelt den Stein.
Was der Doge sich denkt, ich weiß es nicht; aber der And're
Lächelt über den Ernst dieses Gepränges gewiß.

10.

Warum treibt sich das Volk so, und schreit? Es will sich ernähren,
Kinder zeugen, und die nähren, so gut es vermag.
Merke Dir, Reisender, Das, und thue zu Hause Deßgleichen!
Weiter bringt es kein Mensch, stell' er sich, wie er auch will.

11.

Wie sie klingeln, die Pfaffen! Wie angelegen sie's machen,
Daß man komme, nur ja plappre, wie gestern so heut!
Scheltet mir nicht die Pfaffen: sie kennen des Menschen Bedürfniß!
Denn wie ist er beglückt, plappert er morgen wie heut!

12.

Mache der Schwärmer sich Schüler, wie Sand am Meere — der Sand ist
Sand, die Perle sei mein, Du, o vernünftiger Freund!

13.

Süß den sprossenden Klee mit weichlichen Füßen im Frühling,
Und die Wolle des Lamms tasten mit zärtlicher Hand;
Süß von Blüthen zu sehn die neulebendigen Zweige,
Dann das grünende Laub locken mit sehnendem Blick!
Aber süßer, mit Blumen dem Busen der Schäferinn schmeicheln;
Und dieß vielfache Glück läßt mich entbehren der Mai.

14.

Diesem Ambos vergleich' ich das Land, den Hammer dem Herrscher;
Und dem Volke das Blech, das in der Mitte sich krümmt.
Wehe dem armen Blech, wenn nur willkürliche Schläge
Ungewiß treffen, und nie fertig der Kessel erscheint!

15.

Schüler macht sich der Schwärmer genug, und ungeheuer die Menge,
Wenn der vernünftige Mann einzelne Liebende zählt.
Wunderthätige Bilder sind meist nur schlechte Gemälde:
Werke des Geists und der Kunst sind für den Pöbel nicht da.

16.

Mache zum Herrscher sich Der, der seinen Vortheil verstehet:
Doch wir wählten uns Den, der sich auf unsern versteht.

17.

Noth lehrt beten, man sagt's; will Einer es lernen, er geh'
Nach Italien! Noth findet der Fremde gewiß.

18.

Welch ein heftig' Gedränge nach diesem Laden! Wie emsig
Wägt man, empfängt man das Geld, reicht man die Waare dahin!
Schnupftaback wird hier verkauft. Das heißt sich selber erkennen!
Nießwurz holt sich das Volk, ohne Verordnung und Arzt.

19.

Jeder Edle Venedig's kann Doge werden; das macht ihn
Gleich als Knaben so fein, eigen, bedächtig und stolz.
Darum sind die Oblaten so zart im catholischen Welschland;
Denn aus demselbigen Teig weihet der Priester den Gott.

20.

Ruhig am Arsenal stehn zwei altgriechische Löwen;
Klein wird neben dem Paar Pforte, wie Thurm und Canal.

Käme die Mutter der Götter herab, es ſchmiegten ſich beide
Vor den Wagen, und ſie freute ſich ihres Geſpanns.
Aber nun ruhen ſie traurig; der neue geflügelte Kater
Schnurrt überall, und ihn nennet Venedig Patron.

21.

Emſig wallet der Pilger! Und wird er den Heiligen finden,
Hören und ſehen den Mann, welcher die Wunder gethan?
Nein, es führte die Zeit ihn hinweg: Du findeſt nur Reſte,
Seinen Schedel, ein Paar ſeiner Gebeine verwahrt.
Pilgrime ſind wir Alle, die wir Italien ſuchen;
Nur ein zerſtreutes Gebein ehren wir gläubig und froh.

22.

Jupiter Pluvius, heut erſcheinſt Du ein freundlicher Dämon;
Denn ein vielfach' Geſchenk gibſt Du in einem Moment:
Gibſt Venedig zu trinken, dem Lande grünendes Wachsthum;
Manches kleine Gedicht gibſt Du dem Büchelchen hier.

23.

Gieße nur, tränke nur fort die rothbemäntelten Fröſche,
Wäſſre das durſtende Land, daß es uns Broccoli ſchickt.
Nur durchwäſſre mir nicht dieß Büchlein; es ſei mir ein Fläſchchen
Reinen Aracs, und Punſch mache ſich Jeder nach Luſt.

24.

Sanct Johannes im Koth heißt jene Kirche; Venedig
Nenn' ich mit doppeltem Recht heute Sanct Marcus im Koth.

25.

Haſt Du Bajä geſehn, ſo kennſt Du das Meer und die Fiſche.
Hier iſt Venedig; Du kennſt nun auch den Pfuhl und den Froſch.

26.

Schläfſt Du noch immer? Nur fort, und laß mich ruhen; erwach' ich,
Nun, was ſoll ich denn hier? Breit iſt das Bette, doch leer.
Iſt überall ja doch Sardinien, wo man allein ſchläft;
Tibur, Freund, überall, wo Dich die Liebliche weckt.

27.

Alle Neun, ſie winkten mir oft, ich meine die Muſen;
Doch ich achtet' es nicht, hatte das Mädchen im Schooß.
Nun verließ ich mein Liebchen; mich haben die Muſen verlaſſen,
Und ich ſchielte verwirrt, ſuchte nach Meſſer und Strick.
Doch von Göttern iſt voll der Olymp; Du kamſt mich zu retten,
Langeweile! Du biſt Mutter der Muſen gegrüßt!

28.

Welch ein Mädchen ich wünſche zu haben? Ihr fragt mich. Ich hab' ſie,
Wie ich ſie wünſche, das heißt, dünkt mich, mit Wenigem Viel.
An dem Meere ging ich, und ſuchte mir Muſcheln. In einer
Fand ich ein Perlchen; es bleibt nun mir am Herzen verwahrt.

29.

Vieles hab' ich verſucht, gezeichnet, in Kupfer geſtochen,
Oel gemalt, in Thon hab' ich auch Manches gedruckt,
Unbeſtändig jedoch, und Nichts gelernt noch geleiſtet;
Nur ein einzig' Talent bracht ich der Meiſterſchaft nah:
Deutſch zu ſchreiben. Und ſo verderb' ich unglücklicher Dichter,
In dem ſchlechteſten Stoff leider nun Leben und Kunſt!

30.

Schöne Kinder tragt Ihr, und ſteht mit verdeckten Geſichtern,
Bettelt: Das heißt, mit Macht reden an's männliche Herz.
Jeder wünſcht ſich ein Knäbchen, wie Ihr das Dürftige zeiget,
Und ein Liebchen, wie man's unter dem Schleier ſich denkt.

51.

Das iſt Dein eigenes Kind nicht, worauf Du bettelſt, und rührſt mich;
O, wie rührt mich erſt Die, die mir mein eigenes bringt!

52.

Warum leckſt Du Dein Mäulchen, indem Du mir eilig begegneſt?
Wohl, Dein Züngelchen ſagt mir, wie geſprächig es ſei.

53.

Sämmtliche Künſte lernt und treibet der Deutſche; zu jeder
Zeigt er ein ſchönes Talent, wenn er ſie ernſtlich ergreift.
Eine Kunſt nur treibt er, und will ſie nicht lernen; die Dichtkunſt.
Darum pfuſcht er auch ſo; Freunde, wir haben's erlebt.

54. a)

Oft erklärt Ihr Euch als Freunde des Dichters, Ihr Götter!
Gebt ihm auch, was er bedarf! Mäßiges braucht er, doch Viel:
Erſtlich freundliche Wohnung, dann leidlich zu eſſen, zu trinken
Gut; der Deutſche verſteht ſich auf den Nectar, wie Ihr.
Dann geziemende Kleidung und Freunde, vertraulich zu ſchwatzen;
Dann ein Liebchen des Nachts, das ihn von Herzen begehrt.
Dieſe fünf natürlichen Dinge verlang' ich vor Allem.
Gebet mir ferner dazu Sprachen, die alten und neu'n.
Daß ich der Völker Gewerb' und ihre Geſchichten vernehme;
Gebt mir ein reines Gefühl, was ſie in Künſten gethan.
Anſehn gebt mir im Volke, verſchafft bei Mächtigen Einfluß,
Oder was ſonſt noch bequem unter den Menſchen erſcheint;
Gut — ſchon dank' ich Euch, Götter; Ihr habt den glücklichſten Menſchen
Eh'ſtens fertig; denn Ihr gönntet das Meiſte mir ſchon.

54. b)

Klein iſt unter den Fürſten Germanien's freilich der meine;
Kurz und ſchmal iſt ſein Land, mäßig nur, was er vermag.
Aber ſo wende nach innen, ſo wende nach außen die Kräfte
Jeder; da wär's ein Feſt, Deutſcher mit Deutſchen zu ſein.
Doch was prieſeſt Du Ihn, den Thaten und Werke verkünden?
Und beſtochen erſchien Deine Verehrung vielleicht;
Denn mir hat er gegeben, was Große ſelten gewähren,
Neigung, Muße, Vertrau'n, Felder und Garten und Haus.
Niemand braucht' ich zu danken als Ihm, und Manches bedurft' ich,
Der ich mich auf den Erwerb ſchlecht, als ein Dichter, verſtand.
Hat mich Europa gelobt, was hat mir Europa gegeben?
Nichts! Ich habe, wie ſchwer! meine Gedichte bezahlt.
Deutſchland ahmte mich nach, und Frankreich mochte mich leſen.
England! freundlich empfingſt Du den zerrütteten Gaſt.
Doch was fördert es mich, daß auch ſogar der Chineſe
Malet, mit ängſtlicher Hand, Werther'n und Lotte'n auf Glas?
Niemals frug ein Kaiſer nach mir, es hat ſich kein König
Um mich bekümmert, und Er war mir Auguſt und Mäcen.

55.

Eines Menſchen Leben, was iſt's? Doch Tauſende können
Reden über den Mann, was er und wie er's gethan.
Weniger iſt ein Gedicht; doch können es Tauſend' genießen,
Tauſende tadeln. Mein Freund, lebe nur, dichte nur fort!

56.

Müde war ich geworden, nur immer Gemälde zu ſehen,
Herrliche Schätze der Kunſt, wie ſie Venedig bewahrt.
Denn auch dieſer Genuß verlangt Erholung und Muſe;
Nach lebendigem Reiz ſuchte mein ſchmachtender Blick.
Gauklerinn! da erſah ich in Dir zu den Bildchen das Urbild,
Wie ſie Johannes Benin reizend mit Flügeln gemalt,

Wie ſie Paul Veroneſe mit Bechern dem Bräutigam ſendet,
Deſſen Gäſte, getäuſcht, Waſſer genießen für Wein.

37.

Wie, von der künſtlichen Hand geſchnitzt, das liebe Figürchen,
Weich und ohne Gebein, wie die Meduſa nur ſchwimmt!
Alles iſt Glied, und Alles Gelenk, und Alles gefällig,
Alles nach Maßen gebaut, Alles nach Willkür bewegt.
Menſchen hab' ich gekannt, und Thiere, ſo Vögel als Fiſche,
Manches beſond're Gewürm, Wunder der großen Natur;
Und doch ſtaun' ich Dich an, Bettine, liebliches Wunder,
Die Du Alles zugleich biſt, und ein Engel dazu.

38.

Kehre nicht, liebliches Kind, die Beinchen hinauf zu dem Himmel;
Jupiter ſieht Dich, der Schalk, und Ganymed iſt beſorgt.

39.

Wende die Füßchen zum Himmel nur ohne Sorge! Wir ſtrecken
Arme betend empor; aber nicht ſchuldlos, wie Du.

40.

Seitwärts neigt ſich Dein Hälschen. Iſt Das ein Wunder? Es träget
Oft Dich Ganze; Du biſt leicht, nur dem Hälschen zu ſchwer.
Mir iſt ja gar nicht zuwider die ſchiefe Stellung des Köpfchens;
Unter ſchönerer Laſt beugte kein Nacken ſich je.

41.

So verwirret mit dumpf willkürlich verwebten Geſtalten,
Höllſch und trübe geſinnt, Breughel den ſchwankenden Blick;
So zerrüttet auch Dürer mit apocalyptiſchen Bildern,
Menſchen und Grillen zugleich, unſer geſundes Gehirn;
So erreget ein Dichter, von Sphinxen, Sirenen, Centauren
Singend, mit Macht Neugier in dem verwunderten Ohr;
So beweget ein Traum den Sorglichen, wenn er zu greifen,
Vorwärts glaubet zu gehn, Alles veränderlich ſchwebt;
So verwirrt uns Bettine, die holden Glieder verwechſelnd;
Doch erfreut ſie uns gleich, wenn ſie die Sohlen betritt.

42.

Gern überſchreit' ich die Grenze, mit breiter Kreide gezogen.
Macht ſie Bottegha, das Kind, drängt ſie mich artig zurück.

43.

„Ach! mit dieſen Seelen, was macht er? Jeſus Maria!
„Bündelchen Wäſche ſind Das, wie man zum Brunnen ſie trägt.
„Wahrlich, ſie fällt! Ich halt' es nicht aus! Komm', gehn wir! Wie zierlich!
„Sieh' nur, wie ſteht ſie, wie leicht! Alles mit Lächeln und Luſt!"
Altes Weib, Du bewunderſt mit Recht Bettine'n! Du ſcheinſt mir
Jünger zu werden und ſchön, da Dich mein Liebling erfreut.

44.

Alles ſeh' ich ſo gerne von Dir; doch ſeh' ich am Liebſten,
Wenn der Vater behend über Dich ſelber Dich wirft,
Du Dich im Schwung überſchlägſt und, nach dem tödtlichen Sprunge,
Wieder ſteheſt und läufſt, eben ob Nichts wär' geſchehn.

45.

Schon entrunzelt ſich jedes Geſicht; die Furchen der Mühe,
Sorgen und Armuth ſieh'n, Glückliche glaubt man zu ſehn.
Dir erweicht ſich der Schiffer und klopft Dir die Wange; der Seckel
Thut ſich Dir kärglich zwar, aber er thut ſich doch auf,
Und der Bewohner Venedig's entfaltet den Mantel und reicht Dir,
Eben als flehteſt Du laut bei den Mirakeln Anton's,
Bei des Herrn fünf Wunden, dem Herzen der ſeligſten Jungfrau,
Bei der feurigen Qual, welche die Seelen durchfegt.

Jeder kleine Knabe, der Schiffer, der Höke, der Bettler
Drängt ſich, und freut ſich bei Dir, daß er ein Kind iſt, wie Du.

46.

Dichten iſt ein luſtig' Metier; nur ich find' es theuer:
Wie dieß Büchlein mir wächſt, gehn die Zechinen mir fort.

47.

„Welch ein Wahnſinn ergriff Dich Müßigen? Hältſt Du nicht inne?
Wird dieß Mädchen ein Buch? Stimme was Klügeres an!"
Wartet, ich ſinge die Könige bald, die Großen der Erde,
Wenn ich ihr Handwerk einſt beſſer begreife, wie jetzt.
Doch Bettine'n ſing' ich indeß; denn Gaukler und Dichter
Sind gar nahe verwandt, ſuchen und finden ſich gern.

48.

„Böcke, zur Linken mit Euch!" ſo ordnet künftig der Richter,
„Und Ihr Schäfchen, Ihr ſollt ruhig zur Rechten mir ſtehn!"
Wohl! Doch Eines iſt noch von ihm zu hoffen; dann ſagt er:
„Seid, Vernünftige, mir g'rad' gegenüber geſtellt!"

49.

Wißt Ihr, wie ich gewiß zu Hunderten Euch Epigramme
Fertige? Führet mich nur weit von der Liebſten hinweg!

50.

Alle Freiheits-Apoſtel, ſie waren mir immer zuwider:
Willkür ſuchte doch nur Jeder am Ende für ſich.
Willſt Du Viele befrei'n, ſo wag' es, Vielen zu dienen.
Wie gefährlich Das ſei: wüßt Du es wiſſen? Verſuch's!

51.

Könige wollen das Gute; die Demagogen deßgleichen,
Sagt man; doch irren ſie ſich: Menſchen, ach, ſind ſie, wie wir!

Nie gelingt es der Menge, für ſich zu wollen; wir wiſſen's;
Doch wer verſtehet, für uns Alle zu wollen: er zeig's.

52.

Jeglichen Schwärmer ſchlagt mir an's Kreuz im dreißigſten Jahre;
Kennt er nur einmal die Welt, wird der Betrog'ne der Schelm.

53.

Frankreich's traurig' Geſchick, die Großen mögen's bedenken;
Aber bedenken, fürwahr, ſollen es Kleine noch mehr!
Große gingen zu Grunde; doch wer beſchützte die Menge
Gegen die Menge? Da war Menge der Menge Tyrann.

54.

Tolle Zeiten hab' ich erlebt, und hab' nicht ermanaelt,
Selbſt auch thöricht zu ſein, wie es die Zeit mir gebot.

55.

Sage, thun wir nicht recht? Wir müſſen den Pöbel betriegen.
Sieh' nur, wie ungeſchickt, ſieh' nur, wie wild er ſich zeigt!
Ungeſchickt und wild ſind alle rohen Betrog'nen;
Seid nur redlich, und ſo führt ihn zum Menſchlichen an.

56.

Fürſten prägen ſo oft auf kaum verſilbertes Kupfer
Ihr bedeutendes Bild; lange betriegt ſich das Volk.
Schwärmer prägen den Stempel des Geiſts auf Lügen und Unſinn;
Wem der Probirſtein fehlt, halt ſie für redliches Gold.

57.

Jene Menſchen ſind toll, ſo ſagt Ihr von heftigen Sprechern,
Die wir in Frankreich laut hören auf Straßen und Markt.
Mir auch ſcheinen ſie toll; doch redet ein Toller in Freiheit
Weiſe Sprüche, wenn, ach, Weisheit in Sclaven verſtummt!

58.

Lange haben die Großen der Franzen Sprache gesprochen,
Halb nur geachtet den Mann, dem sie vom Munde nicht floß.
Nun laßt alles Volk entzückt die Sprache der Franken.
Zürnet, Mächtige, nicht! Was Ihr verlangtet, geschieht.

59.

„Seid doch nicht so frech, Epigramme!" Warum nicht? Wir sind nur
Ueberschriften; die Welt hat die Capitel des Buchs.

60.

Wie dem hohen Apostel ein Tuch voll Thiere gezeigt ward,
Rein und unrein, zeigt, Lieber, das Büchlein sich Dir!

61.

Ein Epigramm, ob wohl es gut sei, kannst Du's entscheiden?
Weiß man doch eben nicht stets, was er sich dachte, der Schalk.

62.

Um so gemeiner es ist, und näher dem Neide, der Mißgunst;
Um so eher begreifst Du das Gedichtchen gewiß.

63.

Chloe schwöret, sie liebt mich; ich glaub's nicht. „Aber sie liebt Dich!"
Sagt mir ein Kenner. Schon gut; glaubt' ich's, da wär' es vorbei.

64.

Niemand liebst Du, und mich, Philarchos, liebst Du so heftig;
Ist denn kein anderer Weg, mich zu bezwingen, als der?

65.

Ist denn so groß das Geheimniß, was Gott und der Mensch und die Welt sei?
Nein! Doch Niemand hört's gerne; da bleibt es geheim.

66.

Vieles kann ich ertragen. Die meisten beschwerlichen Dinge
Duld' ich mit ruhigem Muth, wie es ein Gott mir gebeut.
Wenige sind mir jedoch wie Gift und Schlange zuwider;
Viere: Rauch des Tabacks, Wanzen und Knoblauch und †.

67.

Längst schon hätt' ich Euch gern von jenen Thierchen gesprochen,
Die so zierlich und schnell fahren dahin und daher.
Schlängelchen scheinen sie gleich, doch vierge-füßet; sie laufen
Kriechen und schleichen, und leicht schleppen die Schwänzchen sie nach.
Seht, hier sind sie! und hier! Nun sind sie verschwunden! Wo sind sie?
Welche Ritze, welch' Kraut nahm die Entfliehenden auf?
Wollt Ihr mir's künftig erlauben, so nenn' ich die Thierchen Lacerten;
Denn ich brauche sie noch oft als gefälliges Bild.

68.

Wer Lacerten gesehn, der kann sich die zierlichsten Bildchen
Denken, die über den Platz fahren dahin und daher.
Schnell und beweglich sind sie, und gleiten, stehen und schwatzen,
Und es rauscht das Gewand hinter den Eilenden d'rein.
Sieh', hier ist sie! und hier! Verlierst Du sie einmal, so suchst Du
Sie vergebens; so bald kommt sie nicht wieder hervor.
Wenn Du aber die Winkel nicht scheust, nicht Gäßchen und Treppchen
Folg' ihr, wie sie Dich lockt, in die Spelunke hinein!

69.

Was Spelunke nun sei, verlangt Ihr zu wissen? Da wird ja
Fast zum Lexicon dieß epigrammatische Buch.
Dunkele Häuser sind's in engen Gäßchen; zum Caffee
Führt Dich die Schöne, und sie zeigt sich geschäftig, nicht Du.

70.

Zwei der feinsten Lacerten, sie hielten sich immer zusammen;
Eine beinahe zu groß, eine beinahe zu klein.
Siehst Du Beide zusammen, so wird die Wahl Dir unmöglich;
Jede besonders, sie schien einzig die Schönste zu sein.

Elmire.

Zwey Mädchen suchen
Mit Angst und Sorgen,
Die Vielgeliebten
Zurück zu finden;
Es fühlet jede
Was sie verlor.

Rosa.

O laß die Buchen
Am stillen Morgen,
O laß die Eichen
Den Weg uns zeigen!
Es finde jede
Den sie erkor.

Beyde.

Und zwischen Felsen
Und zwischen Sträuchen,
O trag', o Liebe,
Die Fackel vor!

71.

Heilige Leute, ſagt man, ſie wollten beſonders dem Sünder
Und der Sünderinn wohl. Geht's mir doch eben auch ſo.

72.

Wär' ich ein häusliches Weib, und hätte, was ich bedürfte,
Treu ſein wollt' ich und froh, herzen und küſſen den Mann.
So ſang, unter andern gemeinen Liedern, ein Dirnchen
Mir in Venedig, und nie hört' ich ein frömmer Gebet.

73.

Wundern kann es mich nicht, daß Menſchen die Hunde ſo lieben;
Denn ein erbärmlicher Schuft iſt, wie der Menſch, ſo der Hund.

74.

Frech wohl bin ich geworden; es iſt kein Wunder. Ihr Götter
Wißt, und wißt nicht allein, daß ich auch fromm bin und treu.

75.

Haſt Du nicht gute Geſellſchaft geſehn? Es zeigt uns Dein Büchlein
Faſt nur Gaukler und Volk, ja was noch niedriger iſt.
Gute Geſellſchaft hab' ich geſehn, man nennt ſie die gute,
Wenn ſie zum kleinſten Gedicht keine Gelegenheit gibt.

76.

Was mit mir das Schickſal gewollt? Es wäre vermeſſen,
Das zu fragen; denn meiſt will es mit Vielen nicht Viel.
Einen Dichter zu bilden, die Abſicht wär' ihm gelungen,
Hätte die Sprache ſich nicht unüberwindlich gezeigt.

77.

Mit Botanik gibſt Du Dich ab? mit Optik? Was thuſt du?
Iſt es nicht ſchön'rer Gewinn, rühren ein zärtliches Herz?
Ach, die zärtlichen Herzen! Ein Pfuſcher vermag ſie zu rühren;
Sei es mein einziges Glück, Dich zu berühren, Natur!

78.

Weiß hat Newton gemacht aus allen Farben. Gar Manches
Hat er Euch weiß gemacht, daß Ihr ein Säculum glaubt.

79.

„Alles erklärt ſich wohl," ſo ſagt mir ein Schüler, „aus jenen
Theorien, die uns weislich der Meiſter gelehrt."
Habt Ihr einmal das Kreuz von Holze tüchtig gezimmert.
Paßt ein lebendiger Leib freilich zur Strafe daran.

80.

Wenn auf beſchwerlichen Reiſen ein Jüngling zur Liebſten ſich windet,
Hab' er dieß Büchlein; es iſt reizend und tröſtlich zugleich.
Und erwartet dereinſt ein Mädchen den Liebſten, ſie halte
Dieſes Büchlein, und nur, kommt er, ſo werfe ſie's weg.

81.

Gleich den Winken des Mädchens, des eilenden, welche verſtohlen
Im Vorbeigeh'n nur freundlich mit ſtreifet den Arm,
So vergönnt, Ihr Muſen, dem Reiſenden kleine Gedichte:
O, behaltet dem Freund größere Gunſt noch bevor!

82.

Wenn, in Wolken und Dünſte verhüllt, die Sonne nur trübe
Stunden ſendet, wie ſtill wandeln die Pfade wir fort!
Dränget Regen den Wand'rer, wie iſt uns des ländlichen Daches
Schirm willkommen! Wie ſanft ruht ſich's in ſtürmiſcher Nacht!
Aber die Göttinn kehret zurück! Schnell ſcheuche die Nebel
Von der Stirne hinweg! Gleiche der Mutter Natur!

83.

Wüßt Du mit reinem Gefühl der Liebe Freuden genießen,
O, laß Frechheit und Ernſt ferne vom Herzen Dir ſein.
Die will Amor'n verjagen, und Der gedenkt ihn zu feſſeln;
Beiden das Gegentheil lächelt der ſchelmiſche Gott.

84.

Göttlicher Morpheus, umſonſt bewegſt Du die lieblichen Mohne:
Bleibt das Auge doch wach, wenn mir es Amor nicht ſchließt.

85.

Liebe gießeſt Du ein und Begier; ich fühl' es, und brenne;
Liebenswürdige, nun flöße Vertrauen mir ein!

86.

Ha! ich kenne Dich, Amor, ſo gut als Einer! Da bringſt Du
Deine Fackel, und ſie leuchtet im Dunkel uns vor.
Aber Du führeſt uns bald verwirrene Pfade; wir brauchten
Deine Fackel erſt recht, ach! und die falſche erliſcht.

87.

Eine einzige Nacht an Deinem Herzen! — Das And're
Gibt ſich. Es trennet uns noch Amor im Nebel und Nacht.
Ja, ich erlebe den Morgen, an dem Aurora die Freunde
Buſen an Buſen belauſcht, Phöbus, der frühe, ſie weckt.

88.

Iſt es Dir Ernſt, ſo zaud're nun länger nicht; mache mich glücklich!
Wollteſt Du ſcherzen? Es ſei, Liebchen, des Scherzes genug!

89.

Daß ich ſchweige, verdrießt Dich? Was ſoll ich reden? Du merkeſt
Auf der Seufzer, des Blicks leiſe Beredſamkeit nicht.
Eine Göttinn vermag der Lippe Siegel zu löſen;
Nur Aurora, ſie weckt einſt Dir am Buſen mich auf.

Ja, dann töne mein Hymnus den frühen Göttern entgegen,
Wie das Memnoniſche Bild lieblich Geheimniſſe ſang.

90.

Welch ein luſtiges Spiel! Es windet am Faden die Scheibe,
Die von der Hand entfloh, eilig ſich wieder herauf!
Seht, ſo ſchein' ich mein Herz bald dieſer Schönen, bald jener
Zuzuwerfen; doch gleich kehrt es im Finge zurück.

91.

O, wie achtet' ich ſonſt auf alle Zeiten des Jahres;
Grüßte den kommenden Lenz, ſehnte dem Herbſte mich nach!
Aber nun iſt nicht Sommer noch Winter, ſeit mich Beglückten
Amor's Fittig bedeckt, ewiger Frühling umſchwebt.

92.

Sage, wie lebſt Du? Ich lebe! und wären hundert und hundert
Jahre dem Menſchen gegönnt, wünſcht' ich mir morgen, wie heut.

93.

Götter, wie ſoll ich Euch danken! Ihr habt mir Alles gegeben,
Was der Menſch ſich erfleht; nur in der Regel faſt Nichts.

94.

In der Dämm'rung des Morgens den höchſten Gipfel erklimmen,
Frühe den Boten des Tags grüßen, Dich, freundlichen Stern!
Ungeduldig die Blicke der Himmelsfürſtinn erwarten,
Wonne des Jünglings, wie oft lockteſt Du Nachts mich heraus!
Nun erſcheint Ihr mir, Boten des Tags, Ihr himmliſchen Augen
Meiner Geliebten, und ſtets kommt mir die Sonne zu früh.

95.

Du erſtaunteſt, und zeigſt mir das Meer; es ſcheinet zu brennen.
Wie bewegt ſich die Fluth flammend um's nächtliche Schiff!

Mich verwundert es nicht, daß Meer gebar Aphrodite'n,
Und entſprang nicht aus ihr uns eine Flamme, der Sohn?

96.

Glänzen ſah ich das Meer, und blinken die liebliche Welle;
Friſch mit günſtigem Wind zogen die Segel dahin.
Keine Sehnſucht fühlte mein Herz; es wendete rückwärts,
Nach dem Schnee des Gebirgs, bald ſich der ſchmachtende Blick.
Südwärts liegen der Schätze wie viel! Doch einer im Norden
Zieht, ein großer Magnet, unwiderſtehlich zurück.

97.

Ach! mein Mädchen verreiſ't! Sie ſteigt zu Schiffe! — Mein König,
Aeolus! mächtiger Fürſt! halte die Stürme zurück!
„Thörichter!“ ruft mir der Gott: „befürchte nicht wüthende Stürme:
Fürchte den Hauch, wenn ſanft Amor die Flügel bewegt!“

98.

Arm und kleiderlos war, als ich ſie geworben, das Mädchen;
Damals gefiel ſie mir nackt, wie ſie mir jetzt noch gefällt.

99.

Oftmals hab' ich geirrt, und habe mich wieder gefunden,
Aber glücklicher nie; nun iſt dieß Mädchen mein Glück!
Iſt auch dieſes ein Irrthum, ſo ſchont mich, Ihr klügeren Götter,
Und benehmt mir ihn erſt drüben am kalten Geſtad.

100.

Traurig, Midas, war Dein Geſchick: in bebenden Händen
Fühlteſt Du, hungriger Greis, ſchwere verwandelte Koſt.
Mir, im ähnlichen Fall, geht's luſtiger; denn was ich berühre,
Wird mir unter der Hand gleich ein bebendes Gedicht.

Holde Muſen, ich ſträube mich nicht; nur daß Ihr mein Liebchen,
Drück' ich es feſt an die Bruſt, nicht mir zum Mährchen verkehrt.

101.

„Ach, mein Hals iſt ein wenig geſchwollen!“ ſo ſagte die Beſte
Aengſtlich. — Stille, mein Kind! ſtill! und vernehme das Wort:
Dich hat die Hand der Venus berührt; ſie deutet Dir leiſe,
Daß ſie das Körperchen bald, ach! unaufhaltſam verſtellt.
Bald verdirbt ſie die ſchlanke Geſtalt, die zierlichen Brüſtchen;
Alles ſchwillt nun: es paßt nirgends das neu'ſte Gewand.
Sei nur ruhig! es deutet die faßende Blüthe dem Gärtner,
Daß die liebliche Frucht ſchwellend im Herbſte gedeiht.

102.

Wünniglich iſt's, die Geliebte verlangend im Arme zu halten,
Wenn ihr klopfendes Herz Liebe zuerſt Dir geſteht.
Wünniglicher, das Pochen des Neulebendigen fühlen,
Das in dem lieblichen Schooß immer ſich nährend bewegt.
Schon verſucht es die Sprünge der raſchen Jugend; es klopfet
Ungeduldig ſchon an, ſehnt ſich nach himmliſchem Licht.
Harre noch wenige Tage! Auf allen Pfaden des Lebens
Führen die Horen Dich ſtreng, wie es das Schickſal gebeut.
Widerfahre Dir, was Dir auch will, Du wachſender Liebling —
Liebe bildete Dich; werde Dir Liebe zu Theil!

103.

Und ſo tändelt' ich mir, von allen Freunden geſchieden,
In der Neptuniſchen Stadt Tage wie Stunden hinweg.
Alles, was ich erfuhr, ich würzt' es mit ſüßer Erinnerung,
Würzt' es mit Hoffnung: ſie ſind lieblichſte Würzen der Welt.

Weiſſagungen des Bakis.

Seltſam iſt Propheten Lied;
Doppelt ſeltſam, was geſchieht.

1.

Wahnſinn ruft man dem Calchas, und Wahnſinn ruft man Caſſandre'n,
Eh' man nach Ilion zog, wenn man von Ilion kommt.
Wer kann hören das Morgen und Uebermorgen? Nicht Einer!
Denn was geſtern und eh'geſtern geſprochen — wer hört's?

2.

Lang und ſchmal iſt ein Weg. Sobald Du ihn gehſt ſo wird er
Breiter; aber Du zieh'ſt Schlangengewinde Dir nach.
Biſt Du an's Ende gekommen, ſo werde der ſchreckliche Knoten
Dir zur Blume, und Du gib ſie dem Ganzen dahin.

3.

Nicht Zukünftiges nur verkündet Bakis; auch jetzt noch
Still Verborgenes zeigt er, als ein Kundiger, an.
Wünſchelruthen ſind hier, ſie zeigen am Stamm nicht die Schätze;
Nur in der fühlenden Hand regt ſich das magiſche Reis.

4.

Wenn ſich der Hals des Schwanes verkürzt und, mit Menſchengeſichte,
Sich der prophetiſche Gaſt über den Spiegel beſtrebt;
Läßt den ſilbernen Schleier die Schöne dem Nachen entfallen,
Ziehen dem ſchwimmenden gleich goldene Ströme ſich nach.

5.

Zweie ſeh' ich! den Großen! ich ſeh' den Größern! Die Beiden
Reiben, mit feindlicher Kraft, einer den Andern ſich auf.
Hier iſt Felſen und Land, und dort ſind Felſen und Wellen!
Welcher der Größere ſei, redet die Parze nur aus.

6.

Kommt ein wandernder Fürſt, auf kalter Schwelle zu ſchlafen,
Schlinge Ceres den Kranz, ſüße verflechtend, um ihn;
Dann verſtummen die Hunde; es wird ein Geier ihn wecken,
Und ein thätiges Volk freut ſich des neuen Geſchicks.

7.

Sieben gehn verhüllt, und ſieben mit off'nem Geſichte.
Jene fürchtet das Volk, fürchten die Großen der Welt.
Aber die Andern ſind's, die Verräther! von keinem erforſchet;
Denn Ihr eigen' Geſicht birget als Maske den Schalk.

8.

Geſtern war es noch nicht, und weder heute noch morgen
Wird es, und Jeder verſpricht Nachbarn und Freunden es ſchon,
Ja, er verſpricht es den Feinden. So edel gehn wir in's neue
Säc'lum hinüber, und leer bleibet die Hand und der Mund.

9.

Mäuſe laufen zuſammen auf off'nem Markte; der Wand'rer
Kommt, auf hölzernem Fuß, vierfach und klappernd heran.
Fliegen die Tauben der Saat in gleichem Momente vorüber:
Dann iſt, Tola, das Glück unter der Erde Dir hold.

10.

Einſam ſchmückt ſich, zu Hauſe, mit Gold und Seide die Jungfrau;
Nicht vom Spiegel belehrt, fühlt ſie das ſchickliche Kleid.
Tritt ſie hervor, ſo gleicht ſie der Magd; nur Einer von Allen
Kennt ſie; es zeiget ſein Aug' ihr das vollendete Bild.

11.

Ja, vom Jupiter rollt Ihr, mächtig ſtrömende Fluthen,
Ueber Ufer und Damm, Felder und Saaten mit fort.
Einen ſeh' ich! Er ſitzt und harfenirt der Verwüſtung;
Aber der reißende Strom nimmt auch die Lieder hinweg.

12.

Mächtig biſt Du! gebildet zugleich, und Alles verneigt ſich,
Wenn Du, mit herrlichem Zug, über den Markt Dich bewegſt.
Endlich iſt er vorüber. Da lispelt fragend ein Jeder:
War denn Gerechtigkeit auch in der Tugenden Zug?

13.

Mauern ſeh' ich geſtürzt, und Mauern ſeh' ich errichtet,
Hier Gefangene, dort auch der Gefangenen viel.
Iſt vielleicht nur die Welt ein großer Kerker? und frei iſt
Wohl der Tolle, der ſich Ketten zu Kränzen erkieſt!

14.

Laß mich ruhen, ich ſchlafe. — „Ich aber wache.“ — Mit Nichten! —
„Träumſt Du?“ — Ich werde geliebt! — „Freilich, Du redeſt im Traum.“ —
Wachender, ſage, was haſt Du? — „Da ſieh' nur alle die Schätze!“ —
Sehen ſoll ich? Ein Schatz, wird er mit Augen geſehn?

15.

Schlüſſel liegen im Buche zerſtreut, das Räthſel zu löſen;
Denn der prophetiſche Geiſt ruft den Verſtändigen an.
Jene nenn' ich die Klügſten, die leicht ſich vom Tage belehren
Laſſen; es bringt wohl der Tag Räthſel und Löſung zugleich.

16.

Auch Vergangenes zeigt Euch Vakis; denn ſelbſt das Vergangene
Ruht, verblendete Welt, oft als ein Räthſel vor Dir!
Wer das Vergangene kennte, der wüßte das Künftige; Beides
Schließt an heute ſich rein, an ein Vollendetes, an.

17.

Thun die Himmel ſich auf und regnen, ſo träufelt das Waſſer
Ueber Felſen und Gras, Mauern und Bäume zugleich.
Kehret die Sonne zurück, ſo verdampfet vom Steine die Wohlthat;
Nur das Lebendige hält Gabe der Göttlichen feſt.

18.

Sag', was zählſt Du? — „Ich zähle, damit ich die Zehne begreife.
Dann ein and'res Zehn, Hundert und Tauſend hernach.“
Näher kommſt Du dazu, ſobald Du mir folgeſt. „Und wie denn?“ —
Sage zur Zehne: ſei Zehn! Dann ſind die Tauſende Dein.

19.

Haſt Du die Welle geſehen, die über das Ufer einher ſchlug?
Siehe die zweite, ſie kommt; rollet ſich ſprühend ſchon aus!
Gleich erhebt ſich die dritte! Fürwahr, Du erwarteſt vergebens,
Daß die letzte ſich heut ruhig zu Füßen Dir legt.

20.

Einem möcht' ich gefallen! ſo denkt das Mädchen; den Zweiten
Find' ich edel und gut, aber er reizet mich nicht.
Wäre der Dritte gewiß, ſo wäre mir dieſer der Liebſte.
Ach, daß der Unbeſtand immer das Lieblichſte bleibt!

21.

Blaß erſcheineſt Du mir und todt dem Auge. Wie rufſt Du,
Aus der innern Kraft, heiliges Leben empor?
„Wär' ich dem Auge vollendet, ſo könnteſt Du ruhig genießen;
Nur der Mangel erhebt über Dich ſelbſt Dich hinweg.“

22.

Zweimal färbt ſich das Haar; zuerſt aus dem Blonden ins Braune,
Bis das Braune ſodann ſilbergediegen ſich zeigt.
Halb errathe das Räthſel, ſo iſt die andere Hälfte
Völlig Dir zu Gebot, daß Du die erſte bezwingſt.

23.

Was erſchrickſt Du? — „Hinweg, hinweg mit dieſen Geſpenſtern!
Zeige die Blume mir doch; zeig' mir ein Menſchengeſicht!"
Ja, nun ſeh' ich die Blumen; ich ſehe die Menſchengeſichter. —
Aber ich ſehe Dich nun ſelbſt als betrog'nes Geſpenſt.

24.

Einer rollet daher; es ſtehen ruhig die Neune:
Nach vollendetem Lauf liegen die Viere geſtreckt.
Helden finden es ſchön, gewaltſam treffend zu wirken;
Denn es vermag nur ein Gott Kegel und Kugel zu ſein.

25.

Wie viel Aepfel verlangſt Du für dieſe Blüthen? — „Ein Tauſend;
Denn der Blüthen ſind wohl Zwanzig der Tauſende hier.
Und von Zwanzig nur Einen, das ſind' ich billig." — Du biſt ſchon
Glücklich, wenn Du dereinſt Einen von Tauſend behältſt.

26.

„Sprich, wie werd' ich die Sperlinge los?" ſo ſagte der Gärtner:
„Und die Raupen dazu, ferner das Käſergeſchlecht,
Maulwurf, Erdfloh, Weſpe, die Würmer, das Teufelsgezüchte?" —
„Laß ſie nur Alle, ſo frißt Einer den Anderen auf."

27.

Klingeln hör' ich: es ſind die luſtigen Schlittengelänte.
Wie ſich die Thorheit doch ſelbſt in der Kälte noch rührt!
„Klingeln hörſt Du? Mich däucht, es iſt die eigene Kappe,
Die ſich am Ofen Dir leiſ' um die Ohren bewegt."

28.

Seht den Vogel! Er fliegt von einem Baume zum andern,
Naſcht mit geſchäftigem Pick unter den Früchten umher.
Frag' ihn, er plappert auch wohl, und wird Dir offen verſichern,
Daß er der hehren Natur herrliche Tiefen erpickt.

29.

Eines kenn' ich verehrt, ja angebetet zu Fuße;
Auf die Scheitel geſtellt, wird es von Jedem verflucht.
Eines kenn' ich, und feſt gedrückt es zufrieden die Lippe:
Doch in dem zweiten Moment iſt es der Abſcheu der Welt.

30.

Dieſes iſt es, das Höchſte, zu gleicher Zeit das Gemeinſte;
Nun das Schönſte, ſogleich auch das Abſcheulichſte nun.
Nur im Schlürfen genieße Du Das, und koſte nicht tiefer:
Unter dem reizenden Schaum ſinket die Neige zu Grund.

31.

Ein beweglicher Körper erfreut mich, ewig gewendet,
Erſt nach Norden, und dann erſt nach der Tiefe hinab.
Doch ein and'rer gefällt mir nicht ſo; er gehorchet den Winden
Und ſein ganzes Talent löſ't ſich in Bücklingen auf.

32.

Ewig wird er Euch ſein der Eine, der ſich in Viele
Theilt, und Einer jedoch, ewig der Einzige bleibt.
Findet in Einem die Vielen, empfindet die Viele, wie Einen;
Und Ihr habt den Beginn, habet das Ende der Kunſt.

Vier Jahreszeiten.

Alle Vier, mehr und minder,
Necken wie die hübſchen Kinder.

Frühling.

1.

Auf, Ihr Diſtichen, friſch! Ihr munteren, lebendigen Knaben!
Reich iſt Garten und Feld! Blumen zum Kranze herbei!

2.

Reich iſt an Blumen die Flur; doch einige ſind nur dem Auge,
And're dem Herzen nur ſchön; wähle Dir, Leſer, nun ſelbſt.

3.

Roſenknospe, Du biſt dem blühenden Mädchen gewidmet,
Die als die Herrlichſte ſich, als die Beſcheidenſte zeigt.

4.

Viele der Veilchen zuſammengeknüpft, das Sträußchen erſcheinet
Erſt als Blume; Du biſt, häusliches Mädchen, gemeint.

5.

Eine kannt' ich, ſie war wie die Lilie ſchlank, und ihr Stolz war
Unſchuld; herrlicher hat Salome Keine geſehn.

6.

Schön erhebt ſich der Agley, und ſenkt das Köpfchen herunter.
Iſt es Gefühl, oder iſt's Muthwill'? Ihr rathet es nicht.

7.

Viele duftende Glocken, o Hyacinthe, bewegſt Du;
Aber die Glocken ziehn, wie die Gerüche, nicht an.

8.

Nacht-Viole, Dich geht man am blendenden Tage vorüber;
Doch bei der Nachtigall Schlag hauchteſt Du köſtlichen Geiſt.

9.

Tuberoſe, Du ragſt hervor und ergetzeſt im Freien;
Aber bleibe vom Haupt, bleibe vom Herzen mir fern!

10.

Fern erblick' ich den Mohn; er glüht. Doch komm' ich Dir näher,
Ach, ſo ſeh' ich zu bald, daß Du die Roſe nur lügſt!

11.

Tulpen, Ihr werdet geſcholten von ſentimentaliſchen Kennern;
Aber ein luſtiger Sinn wünſcht auch ein luſtiges Blatt.

12.

Nelken, wie ſind' ich Euch ſchön: Doch Alle gleicht Ihr einander,
Unterſcheidet Euch kaum, und ich entſcheide mich nicht.

13.

Prangt mit den Farben Aurorens: Ranunkeln, Tulpen und Aſtern!
Hier iſt ein dunkles Blatt, das Euch an Duft beſchämt.

14.

Keine lockt mich, Ranunkeln, von Euch, und keine begehr' ich:
Aber im Beete vermiſcht, ſieht Euch das Auge mit Luſt.

15.

Sagt! was füllet das Zimmer mit Wohlgerüchen? Reſeda.
Farblos, ohne Geſtalt, ſtilles, beſcheidenes Kraut.

16.

Zierde wärſt Du der Gärten; doch wo Du erſcheineſt, da ſagſt Du:
„Ceres ſtreute mich ſelbſt aus, mit der goldenen Saat."

17.

Deine liebliche Kleinheit, Dein holdes Auge, ſie ſagen,
Immer: „Vergiß mein nicht! immer: „Vergiß nur nicht mein!“

18.

Schwinden dem inneren Auge die Bilder ſämmtlicher Blumen,
Eleonore, Dein Bild brächte das Herz ſich hervor.

Sommer.

19.

Grauſam erweiſet ſich Amor an mir! O, ſpielet, Ihr Muſen,
Mit den Schmerzen, die er, ſpielend, im Buſen erregt!

20.

Manuſcripte beſitz' ich, wie kein Gelehrter noch König;
Denn mein Liebchen, ſie ſchreibt, was ich Ihr dichtete, mir.

21.

Wie im Winter die Saat nur langſam keimet, im Sommer
Lebhaft treibet und reift, ſo war die Neigung zu Dir.

22.

Immer war mir das Feld und der Wald, und der Fels und die Gärten
Nur ein Raum, und Du machſt ſie, Geliebte, zum Ort!

23.

Raum und Zeit, ich empfind' es, ſind bloße Formen des Anſchau'ns,
Da das Eckchen mit Dir, Liebchen, unendlich mir ſcheint!

24.

Sorge, ſie ſteiget mit Dir zu Roß, ſie ſteiget zu Schiffe;
Viel zudringlicher noch packet ſich Amor uns auf.

25.

Neigung beſiegen iſt ſchwer; geſellet ſich aber Gewohnheit,
Wurzelnd, allmälig zu ihr, unüberwindlich iſt ſie.

26.

Welche Schrift ich zwei, ja drei Mal hinter einander
Leſe? Das herzliche Blatt, das die Geliebte mir ſchreibt.

27.

Sie entzückt mich, und täuſchet vielleicht. O, Dichter und Sänger,
Minen! lernet Ihr doch meiner Geliebten was ab!

28.

Alle Freude des Dichters, ein gutes Gedicht zu erſchaffen,
Fühle das liebliche Kind, das ihn begeiſterte, mit.

29.

Ein Epigramm ſei zu kurz, mir etwas Herzliches zu ſagen?
Wie, mein Geliebter, iſt nicht kürzer der herzliche Kuß?

30.

Kennſt Du das herrliche Gift der unbefriedigten Liebe?
Es verſenkt und erquickt, zehret am Mark und erneut's.

31.

Kennſt Du die herrliche Wirkung der endlich befriedigten Liebe?
Körper verbindet ſie ſchön, wenn ſie die Geiſter befreit.

32.

Das iſt die wahre Liebe, die immer und immer ſich gleich bleibt,
Wenn man ihr Alles gewährt, wenn man ihr Alles verſagt.

33.

Alles wünſcht' ich zu haben; um mit ihr Alles zu theilen;
Alles gäb' ich dahin, wär' ſie, die Einzige, mein.

34.

Kränken ein liebendes Herz, und ſchweigen müſſen; geſchärfter
Können die Qualen nicht ſein, die Rhadamant ſich erſann.

35.

„Warum bin ich vergänglich, o Zeus!“ ſo fragte die Schönheit.
„Macht ich doch,“ ſagte der Gott, „nur das Vergängliche ſchön.“

36.

Und die Liebe, die Blumen, der Thau und die Jugend vernahmen's;
Alle gingen ſie weg, weinend, von Jupiter's Thron.

37.

Leben muß man und lieben; es endet Leben und Liebe.
Schnitteſt Du, Parze, doch nur Beiden die Fäden zugleich!

Herbſt.

38.

Früchte bringet das Leben dem Mann; doch hangen ſie ſelten
Roth und luſtig am Zweig, wie uns ein Apfel begrüßt.

39.

Richtet den herrſchenden Stab auf Leben und Handeln, und laſſet
Amor'n, dem lieblichen Gott, doch mit der Muſe das Spiel!

40.

Lehret! Es ziemet Euch wohl, auch wir verehren die Sitte;
Aber die Muſe läßt nicht ſich gebieten von Euch.

41.

Nimm dem Prometheus die Fackel; bleib', o Muſe, die Menſchen!
Nimm ſie dem Amor, und raſch quäl' und beglücke, wie er!

42.

Alle Schöpfung iſt Werk der Natur. Von Jupiter's Throne
Zuckt der allmächtige Strahl, nährt und erſchüttert die Welt.

43.

Freunde, treibet nur Alles mit Ernſt und Liebe; die Beiden
Stehen dem Deutſchen ſo ſchön, den, ach! ſo Vieles entſtellt.

44.

Kinder werfen den Ball an die Wand, und fangen ihn wieder;
Aber ich liebe das Spiel, wirft mir der Freund ihn zurück.

45.

Immer ſtrebe zum Ganzen, und kannſt Du ſelber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied ſchließ' an ein Ganzes Dich an.

46.

Wär't Ihr, Schwärmer, im Stande, die Ideale zu faſſen,
O, ſo verehrtet Ihr auch, wie ſich's gebührt, die Natur!

47.

Wem zu glauben iſt, redlicher Freund, Das kann ich Dir ſagen:
Glaube dem Leben; es lehrt beſſer als Redner und Buch.

48.

Alle Blüthen müſſen vergehn, daß Früchte beglücken;
Blüthen und Frucht zugleich gebet Ihr Muſen allein.

49.

Schädliche Wahrheit, ich ziehe ſie vor dem nützlichen Irrthum.
Wahrheit heilet den Schmerz, den ſie vielleicht uns erregt.

50.

Schadet ein Irrthum wohl? Nicht immer! Aber das Irren,
Immer ſchadet's. Wie ſehr, ſieht man am Ende des Wegs!

51.

Fremde Kinder, wir lieben ſie nie ſo ſehr als die eig'nen;
Irrthum, das eigene Kind, iſt uns dem Herzen ſo nah'.

52.

Irrthum verläßt uns nie; doch ziehet ein höher' Bedürfniß
Immer den ſtrebenden Geiſt leiſe zur Wahrheit hinan.

54.

Gleich ſei Keiner dem Andern; doch gleich ſei Jeder dem Höchſten.
Wie Das zu machen? Es ſei Jeder vollendet in ſich.

55.

Warum will ſich Geſchmack und Genie ſo ſelten vereinen?
Jener fürchtet die Kraft; Dieſes verachtet den Zaum.

56.

Fortzupflanzen die Welt ſind alle vernünft'ge Diſcurſe
Unvermögend; durch ſie kommt auch kein Kunſtwerk hervor.

57.

Welchen Leſer ich wünſche? Den unbefangenſten, der mich,
Sich und die Welt vergißt, und in dem Buche nur lebt.

58.

Dieſer iſt mir der Freund, der mit mir Strebendem wandelt;
Lädt er zum Siegen mich ein, ſtehl' ich für heute mich weg.

59.

Wie beklag' ich es tief, daß dieſe herrliche Seele,
Werth, mit zum Zwecke zu gehn, mich nur als Mittel begreift!

60.

Preiſe dem Kinde die Puppen, wofür es begierig die Groſchen
Hinwirft; wahrlich Du wirſt Krämern und Kindern ein Gott.

61.

Wie verfährt die Natur, um Hohes und Nied'res im Menſchen
Zu verbinden? Sie ſtellt Eitelkeit zwiſchen hinein.

62.

Auf das empfindſame Volk hab' ich nie was gehalten; es werden,
Kommt die Gelegenheit, nur ſchlechte Geſellen daraus.

63.

Franzthum drängt in dieſen verworrenen Tagen, wie ehmals
Lutherthum es gethan, ruhige Bildung zurück.

64.

Wo Parteien entſtehn, hält Jeder ſich hüben und drüben.
Viele Jahre vergehn, eh' ſie die Mitte vereint.

65.

„Jene machen Partei; welch unerlaubtes Beginnen!
Aber unſ're Partei, freilich, verſteht ſich von ſelbſt."

66.

Willſt Du, mein Sohn, frei bleiben, ſo lerne was Rechtes, und halte
Dich genügſam, und nie blicke nach oben hinauf!

67.

Wer iſt der edlere Mann in jedem Stande? Der ſtets ſich
Neiget zum Gleichgewicht, was er auch habe voraus.

68.

Wißt Ihr, wie auch der Kleine was iſt? Er mache das Kleine
Recht; der Große begehrt juſt ſo das Große zu thun.

69.

Was iſt heilig? Das iſt's, was viele Seelen zuſammen
Bindet; bänd' es auch nur leicht, wie die Binſe den Kranz.

70.

Was iſt das Heiligſte? Das, was heut und ewig die Geiſter
Tiefer und tiefer gefühlt, immer nur einiger macht.

71.

Wer iſt das würdigſte Glied des Staats? Ein wackerer Bürger;
Unter jeglicher Form bleibt er der edelſte Stoff.

Zweyter Aufzug.

Waldig-buſchige Einöde, zwiſchen Felſen eine Hütte mit einem Garten dabey.

Erſter Auftritt.

Erwin.

Ihr verblühet, ſüße Roſen,
Meine Liebe trug euch nicht;
Blühtet, ach, dem Hoffnungsloſen,
Dem der Gram die Seele bricht!

Jener Tage denk' ich trauernd,
Als ich, Engel, an dir hing,
Auf das erſte Knöspchen lauernd
Früh zu meinem Garten ging,

72.

Wer iſt denn wirklich ein Fürſt? Ich hab' es immer geſehen,
Der nur iſt wirklich Fürſt, der es vermochte zu ſein.

73.

Fehlet die Einſicht oben, der gute Wille von unten,
Führt ſogleich die Gewalt oder ſie endet den Streit.

74.

Republiken hab' ich geſehen, und das iſt die beſte,
Die dem regierenden Theil Laſten, nicht Vortheil, gewährt.

75.

Bald, es kenne nur Jeder den eigenen, gönne dem Andern
Seinen Vortheil, ſo iſt ewiger Friede gemacht.

76.

Keiner beſcheidet ſich gern mit dem Theile, der ihm gebühret,
Und ſo habt Ihr den Stoff immer und ewig zum Krieg.

77.

Zweierlei Arten gibt es, die treffende Wahrheit zu ſagen:
Oeffentlich immer dem Volk, immer dem Fürſten geheim.

78.

Wenn Du laut den Einzelnen ſchiltſt, er wird ſich verſtocken,
Wie ſich die Menge verſtockt, wenn Du im Ganzen ſie lobſt.

79.

Du biſt König und Ritter, und kannſt befehlen und ſtreiten:
Aber zu jedem Vertrag rufe den Kanzler herbei.

80.

Klug und thätig und feſt, bekannt mit Allem, nach oben
Und nach unten gewandt, ſei er Miniſter und bleib's.

81.

Welchen Hofmann ich ehre? Den klügſten und feinſten! Das And're,
Was er noch ſonſt beſitzt, kommt ihm als Menſchen zu gut.

82.

Ob Du der Klügſte ſei'ſt: daran iſt wenig gelegen;
Aber der Biederſte ſei, ſowie bei Rathe, zu Haus.

83.

Ob Du wachſt, Das kümmert uns nicht, wofern Du nur ſingeſt.
Singe, Wächter, Dein Lied ſchlafend, wie Mehrere thun.

84.

Dießmal ſtreuſt Du, o Herbſt, nur leichte welkende Blätter;
Gib mir ein ander Mal ſchwellende Früchte dafür!

Winter.

85.

Waſſer iſt Körper und Boden der Fluß. Das wun'ſte Theater
Thut in der Sonne Glanz zwiſchen den Ufern ſich auf.

86.

Wahrlich, es ſcheint nur ein Traum! Bedeutende Bilder des Lebens
Schweben, lieblich und ernſt, über die Fläche dahin.

87.

Eingefroren ſahen wir ſo Jahrhunderte ſtarren,
Menſchengefühl und Vernunft ſchlich nur verborgen am Grund.

88.

Nur die Fläche beſtimmt die kreiſenden Bahnen des Lebens;
Iſt ſie glatt, ſo vergißt Jeder die nahe Gefahr.

89.

Alle ſtreben und eilen und ſuchen und fliehen einander;
Aber Alle beſchränkt freundlich die glättere Bahn.

90.

Durch einander gleiten ſie her, die Schüler und Meiſter,
Und das gewöhnliche Volk, das in der Mitte ſich hält.

91.

Jeder zeigt hier, was er vermag; nicht Lob und nicht Tadel
Hielte Dieſen zurück, förderte Jenen zum Ziel.

92.

Euch, Präconen des Pfuſchers, des Meiſters Verkleinerer, wünſcht' ich,
Mit ohnmächtiger Wuth ſtumm hier am Ufer zu ſehn.

93.

Lehrling, Du ſchwankeſt und zauderſt und ſcheueſt die glättere Fläche.
Nur gelaſſen! Du wirſt einſt noch die Freude der Bahn.

94.

Wünſt Du ſchon zierlich erſcheinen, und biſt nicht ſicher? Vergebens!
Nur aus vollendeter Kraft blicket die Anmuth hervor.

95.

Fallen iſt der Sterblichen Loos. So fällt hier der Schüler,
Wie der Meiſter; doch ſtürzt dieſer gefährlicher hin.

96.

Stürzt der rüſtigſte Läufer der Bahn, ſo lacht man am Ufer;
Wie man bei Bier und Tabak über Beſiegte ſich hebt.

97.

Gleite fröhlich dahin, gib Rath dem werdenden Schüler,
Freue des Meiſters Dich, und ſo genieße des Tags.

98.

Siehe, ſchon nahet der Frühling; das ſtrömende Waſſer verzehret
Unten, der ſanftere Blick oben der Sonne, das Eis.

99.

Dieſes Geſchlecht iſt hinweg, zerſtreut die bunte Geſellſchaft;
Schiffern und Fiſchern gehört wieder die wallende Fluth.

100.

Schwimme, Du mächtige Scholle, nur hin; und kommſt Du als Scholle
Nicht hinunter, Du kommſt doch wohl als Tropfen in's Meer.

Sonette.

Liebe will ich liebend loben;
Jede Form ſie kommt von oben.

I.

Mächtiges Ueberraſchen.

Ein Strom entrauſcht umwölktem Felſenſaale,
Dem Ocean ſich eilig zu verbinden;
Was auch ſich ſpiegeln mag von Grund zu Gründen,
Er wandelt unaufhaltſam fort zu Thale.

Dämoniſch aber ſtürzt mit einem Male —
Ihr folgten Berg und Wald in Wirbelwinden —
Sich Oreas, Behagen dort zu finden,
Und hemmt den Lauf, begrenzt die weite Schale.

Die Welle ſprüht, und ſtaunt zurück und weichet,
Und ſchwillt bergan, ſich immer ſelbſt zu trinken;
Gehemmt iſt nun zum Vater hin das Streben.

Sie ſchwankt und ruht, zum See zurückgebeichet;
Geſtirne, ſpiegelnd ſich, beſchau'n das Blinken
Des Wellenſchlags am Fels, ein neues Leben.

II.

Freundliches Begegnen.

In weiten Mantel bis an's Kinn verhüllet
Ging ich den Felſenweg, den ſchroffen, grauen,
Hernieder dann zu winterhaften Auen,
Unruh'gen Sinns, zur nahen Flucht gewillet.

Auf einmal ſchien der neue Tag enthüllet:
Ein Mädchen kam, ein Himmel anzuſchauen,
So muſterhaft, wie jene lieben Frauen
Der Dichterwelt. Mein Sehnen war geſtillet.

Doch wandt' ich mich hinweg und ließ ſie gehen,
Und wickelte mich enger in die Falten,
Als wollt' ich trotzend in mir ſelbſt erwarmen;

Und folgt ihr doch. Sie ſtand. Da war's geſchehen!
In meiner Hülle konnt' ich mich nicht halten;
Die warf ich weg. Sie lag in meinen Armen.

III.

Kurz und gut.

Sollt' ich mich denn ſo ganz an ſie gewöhnen?
Das wäre mir zuletzt doch reine Plage.
Darum verſuch' ich's gleich am heut'gen Tage,
Und nahe nicht dem vielgewohnten Schönen.

Wie aber mag ich Dich, mein Herz, verſöhnen,
Daß ich im wicht'gen Fall Dich nicht befrage?
Wohlan! Komm' her! Wir äußern unſ're Klage
In liebevollen, traurig heitern Tönen.

Siehſt Du, es geht! Des Dichters Wink gewärtig,
Melodiſch klingt die durchgeſpielte Leier,
Ein Liebesopfer traulich darzubringen.

Du denkſt es kaum und ſieh'! das Lied iſt fertig!
Allein was nun? – Ich dächt' im erſten Feuer,
Wir eilten hin – es vor ihr ſelbſt zu ſingen.

IV.

Das Mädchen ſpricht.

Du ſiehſt ſo ernſt, Geliebter! Deinem Bilde
Von Marmor hier möcht' ich Dich wohl vergleichen;
Wie Dieſes gibſt Du mir kein Lebenszeichen;
Mit Dir verglichen, zeigt der Stein ſich milde.

Der Feind verbirgt ſich hinter ſeinem Schilde,
Der Freund ſoll offen ſeine Stirn uns reichen.
Ich ſuche Dich, Du ſuchſt mir zu entweichen;
Doch halte Stand, wie dieſes Kunſtgebilde.

An wen von Beiden ſoll ich nun mich wenden?
Sollt' ich von Beiden Kälte leiden müſſen,
Da Dieſer todt und Du lebendig heißeſt?

Kurz, um der Worte mehr nicht zu verſchwenden,
So will ich dieſen Stein ſo lange küſſen,
Bis eiferſüchtig Du mich ihm entreißeſt.

V.

Wachsthum.

Als kleines, art'ges Kind nach Feld und Auen
Sprangſt Du mit mir, ſo manchen Frühlingsmorgen.
„Für ſolch ein Töchterchen, mit holden Sorgen,
Möcht' ich als Vater ſegnend' Häuſer bauen!"

Und als Du anfingſt in die Welt zu ſchauen,
War Deine Freude häusliches Beſorgen.
„Solch eine Schweſter! und ich wär' geborgen:
Wie könnt' ich ihr, ach! wie ſie mir vertrauen!"

Nun kann den ſchönen Wachsthum Nichts beſchränken;
Ich fühl' im Herzen heißes Liebetoben.
Umfaſſ' ich ſie, die Schmerzen zu beſchwicht'gen?

Doch ach! nun muß ich Dich als Fürſtinn denken:
Du ſiehſt ſo ſchroff vor mir emporgehoben;
Ich beuge mich vor Deinem Blick, dem flücht'gen.

VI.

Reiſezehrung.

Entwöhnen ſollt' ich mich vom Glanz der Blicke,
Mein Leben ſollten ſie nicht mehr verſchönen.
Was man Geſchick nennt, läßt ſich nicht verſehnen.
Ich weiß es wohl und trat beſtürzt zurücke.

Nun wußt' ich auch von keinem weitern Glücke;
Gleich fing ich an, von diesen und von jenen
Nothwend'gen Dingen sonst mich zu entwöhnen:
Nothwendig schien mir Nichts als ihre Blicke.

Des Weines Gluth, den Vielgenuß der Speisen,
Bequemlichkeit und Schlaf und sonst'ge Gaben,
Gesellschaft wies ich weg, daß wenig bliebe.

So kann ich ruhig durch die Welt nun reisen:
Was ich bedarf, ist überall zu haben,
Und Unentbehrlich's bring' ich mit — die Liebe!

VII.

Abschied.

War unersättlich nach viel tausend Küssen,
Und mußt' mit einem Kuß am Ende scheiden;
Nach herber Trennung, tief empfund'nen Leiden
War mir das Ufer, dem ich mich entrissen,

Mit Wohnungen, mit Bergen, Hügeln, Flüssen,
So lang ich's deutlich sah, ein Schatz der Freuden;
Zuletzt im Blauen blieb ein Augenweiden
An fern entwich'nen, lichten Finsternissen.

Und endlich, als das Meer den Blick umgrenzte,
Fiel mir zurück in's Herz mein heiß' Verlangen;
Ich suchte mein Verlor'nes gar verdrossen.

Da war es gleich, als ob der Himmel glänzte;
Mir schien, als wäre Nichts mir, Nichts entgangen,
Als hätt' ich Alles, was ich je genossen.

VIII.

Die Liebende schreibt.

Ein Blick von Deinen Augen in die meinen,
Ein Kuß von Deinem Mund auf meinem Munde,
Wer davon hat, wie ich, gewisse Kunde:
Mag Dem was Anders wohl erfreulich scheinen?

Entfernt von Dir, entfremdet von den Meinen,
Fuhr' ich stets die Gedanken in die Runde,
Und immer trafen sie auf jene Stunde,
Die einzige; da fang' ich an zu weinen.

Die Thräne trocknet wieder unversehens:
Er liebt ja, denk' ich, her in diese Stille,
Und solltest Du nicht in die Ferne reichen?

Vernimm das Lispeln dieses Liebewehens:
Mein einzig' Glück auf Erden ist Dein Wille,
Dein freundlicher zu mir; gib mir ein Zeichen!

IX.

Die Liebende abermals.

Warum ich wieder zum Papier mich wende?
Das mußt Du, Liebster, so bestimmt nicht fragen:
Denn eigentlich hab' ich Dir Nichts zu sagen;
Doch kommt's zuletzt in Deine lieben Hände.

Weil ich nicht kommen kann, soll, was ich sende,
Mein ungetheiltes Herz hinübertragen
Mit Wonnen, Hoffnungen, Entzücken, Plagen:
Das Alles hat nicht Anfang, hat nicht Ende.

Ich mag vom heut'gen Tag Dir Nichts vertrauen,
Wie sich im Sinnen, Wünschen, Wähnen, Wollen,
Mein treues Herz zu Dir hinüber wendet:

So stand ich einst vor Dir, Dich anzuschauen,
Und sagte Nichts. Was hätt' ich sagen sollen?
Mein ganzes Wesen war in sich vollendet.

X.

Sie kann nicht enden.

Wenn ich nun gleich das weiße Blatt Dir schickte,
Anstatt daß ich's mit Lettern erst beschreibe,
Ausfüllest Du's vielleicht zum Zeitvertreibe
Und sendetest's an mich, die Hochbeglückte!

Wenn ich den blauen Umschlag dann erblickte:
Neugierig schnell, wie es geziemt dem Weibe,
Riß' ich ihn auf, daß Nichts verborgen bleibe;
Da las' ich, was mich mündlich sonst entzückte:

„Lieb' Kind! Mein artig' Herz! Mein einzig' Wesen!
Wie Du so freundlich meine Sehnsucht stillest
Mit süßem Wort, und mich so ganz verwöhntest!"

„Sogar Dein Lispeln glaubt' ich auch zu lesen,
Womit Du liebend meine Seele füllest
Und mich auf ewig vor mir selbst verschönest."

XI.

Nemesis.

Wenn durch das Volk die grimme Seuche wüthet,
Soll man vorsichtig die Gesellschaft lassen.

Auch hab' ich oft mit Zandern und Verpassen
Vor manchen Influenzen mich gehütet.

Und obgleich Amor öfters mich begittet,
Mocht' ich zuletzt mich nicht mit ihm befassen;
So ging mir's auch mit jenen Lacrimosen,
Als vier- und dreifach reimend sie gebrütet.

Nun aber folgt die Strafe dem Verächter,
Als wenn die Schlangenfackel der Erinnen
Von Berg zu Thal, von Land zu Meer ihn triebe.

Ich höre wohl der Genien Gelächter;
Doch trennet mich von jeglichem Besinnen
Sonetten-Wuth und Raserei der Liebe.

XII.

Christgeschenk.

Mein süßes Liebchen! Hier in Schachtelwänden
Gar mannigfalt' geformte Süßigkeiten:
Die Früchte sind es heil'ger Weihnachtszeiten,
Geback'ne nur, den Kindern auszuspenden!

Dir möcht' ich dann mit süßem Redewenden
Poetisch' Zuckerbrod zum Fest bereiten;
Allein was soll's mit solchen Eitelkeiten?
Weg den Versuch, mit Schmeicheleі zu blenden!

Doch gibt es noch ein Süßes, das vom Innern
Zum Innern spricht, genießbar in der Ferne:
Das kann nur bis zu Dir hinüberwehen.

Und fühlst Du dann ein freundliches Erinnern,
Als blinkten froh Dir wohlbekannte Sterne,
Wirst Du die kleinste Gabe nicht verschmähen!

XIII.

Warnung.

Am jüngsten Tag, wenn die Posaunen schallen
Und Alles aus ist mit dem Erdeleben,
Sind wir verpflichtet, Rechenschaft zu geben
Von jedem Wort, das unnütz uns entfallen.

Wie wird's nun werden mit den Worten allen,
In welchen ich so liebevoll mein Streben
Um Deine Gunst Dir an den Tag gegeben,
Wenn diese bloß an Deinem Ohr verhallen?

Darum bedenk', o Liebchen! Dein Gewissen,
Bedenk' im Ernst, wie lange Du gezandert,
Daß nicht der Welt solch' Leiden widerfahre!

Werd' ich berechnen und entschuld'gen müssen,
Was Alles unnütz ich vor Dir geplaudert:
So wird der jüngste Tag zum vollen Jahre.

XIV.

Die Zweifelnden und die Liebenden.

Die Zweifelnden.

Ihr liebt, und schreibt Sonette! Weh' der Grille!
Die Kraft des Herzens, sich zu offenbaren,
Soll Reime suchen, sie zusammenpaaren;
Ihr Kinder, glaubt, ohnmächtig bleibt der Wille!

Ganz ungebunden spricht des Herzens Fülle
Sich kaum noch aus: sie mag sich gern bewahren;
Dann Stürmen gleich durch alle Saiten fahren;
Dann wieder senken sich zu Nacht und Stille.

Was quält Ihr Euch und uns, auf jähem Stege
Nur Schritt vor Schritt den lästʼgen Stein zu wälzen,
Der rückwärts lastet, immer neu zu mühen?

Die Liebenden.

Im Gegentheil, wir sind auf rechtem Wege!
Das Allerstarrste freudig aufzuschmelzen,
Muß Liebesfeuer allgewaltig glühen.

XV.

Mädchen und Dichter.

Mädchen.

Ich zweifle doch am Ernst verschränkter Zeilen!
Zwar lausch' ich gern bei Deinen Sylbenspielen;
Allein mir scheint, was Herzen redlich fühlen,
Mein süßer Freund, Das soll man nicht verfeilen!

Der Dichter pflegt, um nicht zu langeweilen,
Sein Innerstes von Grund aus umzuwühlen;
Doch seine Wunden weiß er auszukühlen,
Mit Zauberwort die tiefsten auszuheilen.

Dichter.

Schau', Liebchen, hin! Wie geht's dem Feuerwerker?
D'rauf ausgelernt, wie man nach Maßen wettert,
Irrgänglich klug minirt er seine Grüfte;

Allein die Macht des Element's ist stärker;
Und eh' er sich's versieht, geht er zerschmettert
Mit allen seinen Künsten in die Lüfte.

XVI.

Epoche.

Mit Flammenschrift war innigst eingeschrieben
Petrarca's Brust, vor allen andern Tagen,

Charfreitag. Eben ſo, ich darf's wohl ſagen,
Iſt mir Advent von Achtzehnhundertſieben.

Ich fing nicht an, ich fuhr nur fort zu lieben
Sie, die ich früh im Herzen ſchon getragen,
Dann wieder weislich aus dem Sinn geſchlagen,
Der ich nun wieder bin an's Herz getrieben.

Petrarca's Liebe, die unendlich hohe,
War leider unbelohnt und gar zu traurig,
Ein Herzenswehʼ, ein ewiger Charfreitag;

Doch ſtets erſcheine, fort und fort, die frohe,
Süß, unter Palmenjubel, wonneſchaurig,
Der Herrinn Ankunft mir ein ewʼger Maitag.

XVII.

Charade.

Zwei Worte ſind es, kurz, bequem zu ſagen,
Die wir ſo oft mit holder Freude nennen,
Doch keineswegs die Dinge deutlich kennen,
Woron ſie eigentlich den Stempel tragen.

Es thut gar wohl in jung' und alten Tagen,
Eins an dem Andern keuſch zu verbrennen;
Und kann man ſie vereint zuſammennennen,
So drückt man aus ein ſeliges Behagen.

Nun aber ſuch' ich ihnen zu gefallen,
Und bitte mit ſich ſelbſt mich zu begnücken:
Ich hoffe ſtill, doch hoff' ich's zu erlangen;

Als Namen der Geliebten ſie zu laſſen,
In einem Bild ſie Beide zu erblicken,
In einem Weſen Beide zu umfangen.

Cantaten.

Möge Dieß der Sänger loben!
Ihm zu Ehren war's geſchrieben.

Deutſcher Parnaß.

Unter dieſen
Lorbeerbuſchen,
Auf den Wieſen,
An den friſchen
Waſſerfällen,
Meines Lebens zu genießen,
Gab Apoll dem heitern Knaben;
Und ſo haben
Mich, im Stillen,
Nach des Gottes hohem Willen,
Hehre Muſen auferzogen,
Aus den hellen
Silberquellen
Des Parnaſſus mich erquicket,
Und das keuſche, reine Siegel
Auf die Lippen mir gedrücket.

Und die Nachtigall umkreiſet
Mich mit dem beſcheid'nen Flügel.
Hier in Büſchen, dort auf Bäumen,
Ruft ſie die verwandte Menge,
Und die himmliſchen Geſänge
Lehren mich von Liebe träumen.

Und im Herzen wächſt die Fülle
Der geſellig edeln Triebe,
Nährt ſich Freundſchaft, keimet Liebe,
Und Apoll belebt die Stille
Seiner Thäler, ſeiner Höhen.
Süße, laue Lüfte wehen,
Alle, denen er gewogen,
Werden mächtig angezogen
Und ein Edler folgt dem andern.

Dieſer kommt mit munterm Weſen
Und mit off'nem heiterm Blicke;
Dieſen ſeh' ich ernſter wandeln;
Und ein And'rer, kaum geneſen,
Ruft die alte Kraft zurücke;
Denn ihm drang durch Mark und Leben
Die verderblich holde Flamme,
Und was Amor ihm entwendet,
Kann Apoll nur wiedergeben,
Ruh' und Luſt und Harmonien
Und ein kräftig rein' Beſtreben.

Auf, Ihr Brüder
Ehrt die Lieder!
Sie ſind gleich den guten Thaten.
Wer kann beſſer als der Sänger
Dem verirrten Freunde rathen?
Wirke gut, ſo wirkſt Du länger,
Als es Menſchen ſonſt vermögen.

Ja! ich höre ſie von Weiten:
Ja! ſie greifen in die Saiten,
Mit gewalt'gen Götterſchlägen
Rufen ſie zu Recht und Pflichten
Und bewegen,

Wie ſie ſingen, wie ſie dichten,
Zum erhabenſten Geſchäfte,
Zu der Bildung aller Kräfte.

Auch die holden Phantaſien
Blühen
Ringsumher auf allen Zweigen,
Die ſich balde,
Wie im holden Zauberwalde,
Voller gold'nen Früchte beugen.

Was wir fühlen, was wir ſchauen
In dem Land der höchſten Wonne,
Dieſer Boden, dieſe Sonne
Locket auch die beſten Frauen.
Und der Hauch der lieben Muſen
Weckt des Mädchens zarten Buſen,
Stimmt die Kehle zum Geſange;
Und mit ſchöngefärbter Wange
Singet ſie ſchon würd'ge Lieder,
Setzt ſich zu den Schweſtern nieder,
Und es ſingt die ſchöne Kette,
Zart und zärter, um die Wette.

Doch die Eine
Geht alleine,
Bei den Buchen,
Unter Linden,
Dort zu ſuchen,
Dort zu finden,
Was im ſtillen Morgenhaine
Amor ſchalkiſch ihr entwendet,
Ihres Herzens holde Stille,
Ihres Buſens erſte Fülle.
Und ſie träget in die grünen
Schattenwälder,
Was die Männer nicht verdienen,
Ihre lieblichen Gefühle;
Schonet nicht des Tages Schwüle,
Achtet nicht des Abends Kühle
Und verliert ſich in die Felder.
Stört ſie nicht auf ihren Wegen
Muſe, geh' ihr ſtill entgegen!

Doch was hör' ich? Welch ein Schall
Ueberbrauſ't den Waſſerfall?
Sauſet heftig durch den Hain?
Welch ein Lärmen, welches Schrei'n?
Iſt es möglich, ſeh' ich recht?
Ein verwegenes Geſchlecht
Dringt in's Heiligthum herein.

Hier hervor
Strömt ein Chor!
Liebeswuth,
Weinesgluth,
Raſt im Blick,
Sträubt das Haar!
Und die Schaar
Mann und Weib —
Tigerwild
Schlägt umher —
Ohne Scheu
Zeigt den Leib.
Und Metall,
Rauher Schall,
Grellt in's Ohr.
Wer ſie hört,
Wird geſtört.
Hier hervor
Drängt das Chor;
Alles flieht,
Wer ſie ſieht.

Ach, die Büſche ſind geknickt!
Ach, die Blumen ſind erſtickt
Von den Sohlen dieſer Brut.
Wer begegnet ihrer Wuth?

Brüder, laßt uns Alles wagen!
Eure reine Wange glüht.
Phöbus hilft ſie uns verjagen,
Wenn er unſre Schmerzen ſieht;
Und uns Waffen
Zu verſchaffen,
Schüttert er des Berges Wipfel
Und vom Gipfel
Praſſeln Steine
Durch die Haine.
Brüder, faßt ſie mächtig auf!
Schloßenregen
Ströme dieſer Brut entgegen,
Und vertreib' aus unſern milden,
Himmelreinen Luftgefilden
Dieſe Fremden, dieſe Wilden!

Doch was ſeh' ich?
Iſt es möglich?
Unerträglich
Fährt es mir durch alle Glieder,
Und die Hand
Sinket von dem Schwunge nieder.
Iſt es möglich?
Keine Fremden!
Unſ're Brüder
Zeigen ihnen ſelbſt die Wege!
O, die Frechen!
Wie ſie mit den Klapperblechen
Selbſt voraus im Tacte ziehn!
Gute Brüder, laßt uns fliehn!

Doch ein Wort zu den Verweg'nen;
Ja, ein Wort ſoll Euch begegnen,
Kräftig wie ein Donnerſchlag.
Worte ſind des Dichters Waffen,
Will der Gott ſich Recht verſchaffen,
Folgen ſeine Pfeile nach.

War es möglich, Eu're hohe
Götterwürde
Zu vergessen! Ist der rohe,
Schwere Thyrsus keine Bürde
Für die Hand, auf zarten Saiten
Nur gewöhnet hinzugleiten?
Aus den klaren Wasserfällen,
Aus den zarten Rieselwellen
Tränket Ihr
Gar Silen's abscheulich Thier?
Dort entweiht es Aganippe'n
Mit den rohen, breiten Lippen,
Stampft mit ungeschickten Füßen,
Bis die Wellen trübe fließen.

O, wie möcht' ich gern mich täuschen;
Aber Schmerzen fühlt das Ohr;
Aus den keuschen,
Heil'gen Schatten
Dringt verhaßter Ton hervor,
Wild' Gelächter
Statt der Liebe süßem Wahn!
Weiberhasser und Verächter
Stimmen ein Dithyrambe-Lied an.
Nachtigall und Turtel fliehen
Das so keusch erwärmte Nest,
Und in wüthendem Erglühen
Hält der Faun die Nymphe fest.
Hier wird ein Gewand zerissen,
Dem Genusse folgt der Spott,
Und zu ihren frechen Küssen
Leuchtet mit Verdruß der Gott.

Ja, ich sehe schon von Weiten
Welkenzug und Dunst und Rauch.
Nicht die Leier nur hat Saiten,
Saiten hat der Bogen auch.
Selbst den Busen des Verehrers
Schüttert das gewalt'ge Nah'n;
Denn die Flamme des Verheerers
Kündet ihn von Weiten an.
O, vernehmt noch meine Stimme,
Meiner Liebe Bruderwort!
Fliehet vor des Gottes Grimme,
Eilt aus unsern Grenzen fort!
Daß sie wieder heilig werde,
Lenkt hinweg den wilden Zug!
Vielen Boden hat die Erde
Und unheiligen genug.
Uns umleuchten reine Sterne,
Hier nur hat das Edle Werth.

Doch wenn Ihr aus rauher Ferne
Wieder einst zu uns begehrt,
Wenn Euch nichts so sehr beglücket,
Als was Ihr bei uns erprobt,
Euch nicht mehr ein Spiel entzücket,
Das die Schranken übersteigt:
Kommt als gute Pilger wieder,
Steiget froh den Berg heran,
Tiefgefühlte Neulieder
Künden uns die Brüder an,
Und ein neuer Kranz umwindet
Eu're Schläfe feierlich;
Wenn sich der Verirrte findet,
Freuen alle Götter sich.
Schneller noch als Lethe's Fluthen
Um der Todten stilles Haus,
Löscht der Liebe Kelch den Guten
Jedes Fehls Erinn'rung aus.
Alles eilet Euch entgegen,
Und Ihr kommt verklärt heran,
Und man steht um Euern Segen;
Ihr gehört uns doppelt an!

Idylle.

(Es wird angenommen, ein ländliches Chor habe sich versammelt und stehe im Begriff, seinen Festzug anzutreten.)

Chor.

Dem festlichen Tage
Begegnet mit Kränzen,
Verschlungenen Tänzen,
Geselligen Freuden
Und Reihengesang.

Damon.

Wie sehn' ich mich aus dem Gedränge fort!
Wie frommte mir ein wohlverborg'ner Ort!
In dem Gewühl, in dieser Menge
Wird mir die Flur, wird mir die Luft zu enge.

Chor.

Nun ordnet die Züge,
Daß Jeder sich füge
Und Einer mit Allen,
Zu wandeln, zu wallen
Die Fluren entlang.

(Es wird angenommen, das Chor entferne sich; der Gesang wird immer leiser, bis er zuletzt ganz, wie aus der Ferne, verhallt.)

Damon.

Vergebens ruft, vergebens zieht Ihr mich;
Es spricht mein Herz; allein es spricht mit sich.

Und soll ich beschauen
Gesegnetes Land,
Den Himmel, den blauen,
Die grünenden Gauen,
So will ich allein
Im Stillen mich freu'n.

Da will ich verehren
Die Würde der Frauen,
Im Geiste mich schauen,
Im Geiste verehren;

Und Echo allein
Vertraute ſoll ſein.

Chor.

(Auf's Leiſeſte; wie aus der Ferne, mehrſt ohne Bedeutung in Damon's Geſang die Worte:)

Und Echo — allein —
Vertraute — ſoll ſein. —

Menalcas.

Wie, find' ich Dich, mein Trauter, hier!
Du eileſt nicht zu jenen Feſtgeſellen?
Nun zaud're nicht und komm' mit mir
In Reih' und Glied auch uns zu ſtellen.

Damon.

Willkommen, Freund! doch laß die Feſtlichkeit
Mich hier begehn im Schatten alter Buchen:
Die Liebe ſucht die Einſamkeit;
Auch die Verehrung darf ſie ſuchen.

Menalcas.

Du ſucheſt einen falſchen Ruhm
Und wilſt mir heute nicht gefallen.
Die Liebe ſei Dein Eigenthum;
Doch die Verehrung theileſt Du mit Allen!

Wenn ſich Tauſende vereinen
Und des holden Tags Erſcheinen
Mit Geſängen,
Freudeklängen,
Herrlich feiern,
Dann erquickt ſich Herz und Ohr;

Und wenn Tauſende betheuern,
Die Gefühle ſich erſchließen
Und die Wünſche ſich ergießen,
Reißt es Dich entzückt empor.

(Es wird angenommen, das Chor kehre nach und nach aus der Ferne zurück.)

Damon.

Lieblich hör' ich ſchon von Weiten
Und es reizet mich die Menge;
Ja, ſie wallen, ja, ſie ſchreiten
Von dem Hügel in das Thal.

Menalcas.

Laß uns eilen, fröhlich ſchreiten
Zu dem Rhythmus der Geſänge!
Ja, ſie kommen, ſie bereiten
Sich des Waldes grünen Saal.

Chor

(allmälig wachſend).

Ja, wir kommen, wir begleiten
Mit dem Wohlklang der Geſänge
Fröhlich im Verlauf der Zeiten
Dieſen einzig ſchönen Tag.

Alle.

Worauf wir zielen,
Was Alle fühlen,
Verſchweigt, verſchweiget!
Nur Freude zeiget!
Denn die vermag's;
Ihr wird es glücken
Und ihr Entzücken
Enthält die Horde,
Enthält den Segen
Des Wonnetags!

Johanna Schus.

Zum Andenken
der
ſiebzehnjährigen ſchönen Enten
aus dem Dorfe Birnen, die am 13. Januar 1809 bei dem Eisgange des Rhein's und dem erſten Bruche des Dammes von Cleverham Hülfe treibend unterging.

Der Damm zerreißt, das Feld erbrauſ't,
Die Fluthen ſpülen, die Fläche ſauſ't.
„Ich trage Dich, Mutter, durch die Fluth,
Noch reicht ſie nicht hoch, ich wate gut.“
„Auch uns bedenke, bedrängt wie wir ſind,
Die Hausgenoſſinn, drei arme Kind'!
Die ſchwache Frau!... Du geht's davon!“
Sie trägt die Mutter durch's Waſſer ſchon.
„Zum Bühle da rettet Euch! harret derweil;
Gleich kehr' ich zurück, uns Allen iſt Heil.
Zum Bühl iſt's noch trocken und wenige Schritt;
Doch nehmt au') mir meine Ziege mit!“

Der Damm zerſchmilzt, das Feld erbrauſ't,
Die Fluthen wühlen, die Fläche ſauſ't.
Sie ſetzt die Mutter auf ſich tes Land,
Schön' Suschen gleich wieder zur Fluth gewandt.
„Wohin? Wohin? Die Breite ſchwoll;
Des Waſſers iſt haben und drüben voll.
Verwegen in's Tiefe willſt Du hinein?“ —
„Sie ſollen und müſſen gereitet ſein!“

Der Damm verſchwindet, die Welle brauſ't,
Eine Meereswoge, ſie ſchwankt und ſauſ't.
Schön' Suschen ſchreitet gerechten Steg,
Unſtremt auch gleitet ſie nicht vom Weg,
Erreicht den Bühl und die Nachbarinn;
Doch der und den Kindern kein Gewinn!

Der Damm verſchwand, ein Meer erbrauſt's,
Den kleinen Hügel im Kreis umſauſt's.
Da gähnet und wirbelt der ſchäumende Schlund
Und ziehet die Frau mit den Kindern zu Grund;
Das Horn der Ziege faßt das ein',
So ſollten ſie Alle verloren ſein!
Schön' Suschen ſteht noch ſtrack und gut:
Wer rettet das junge, das edelſte Blut!
Schön' Suschen ſteht noch wie ein Stern;
Doch alle Werber ſind alle fern.
Rings um ſie her iſt Waſſerbahn,
Kein Schifflein ſchwimmet zu ihr heran.
Noch ein Mal blickt ſie zum Himmel hinauf,
Da nehmen die ſchmeichelnden Fluthen ſie auf.

Kein Damm, kein Feld! Nur hier und dort
Bezeichnet ein Baum, ein Thurm den Ort,
Bedeckt iſt Alles mit Waſſerſchwall;
Doch Suschen's Bild ſchwebt überall. —
Das Waſſer ſinkt, das Land erſcheint
Und überall wird ſchön' Suschen beweint. —
Und Dem ſei, wer's nicht ſingt und ſagt,
Im Leben und Tod nicht nachgefragt!

Rinaldo.

Chor.

Zu dem Strande! zu der Barke!
Iſt Euch ſchon der Wind nicht günſtig,
Zu den Andern greifet brünſtig!
Hier bewähre ſich der Starke:
So das Meer durchlaufen wir.

Rinaldo.

O, laßt mich einen Augenblick noch hier!
Der Himmel will es nicht, ich ſoll nicht ſcheiden.
Der wüſte Fels, die waldumwachſ'ne Bucht
Befangen mich, ſie hindern meine Flucht.
Ihr wart ſo ſchön, nun ſeid Ihr umgeboren,
Der Erde Reiz, des Himmels Reiz iſt fort.
Was hält mich noch am Schreckensort?
Mein einzig' Glück, hier hab' ich es verloren.

Stelle her der gold'nen Tage
Paradieſe noch ein Mal,
Liebes Herz! ja ſchlage, ſchlage!
Treuer Geiſt, erſchaff' ſie wieder!
Freier Athem, Deine Lieder
Miſchen ſich mit Luſt und Qual.

Bunte, reichgeſchmückte Becte
Sie umzingelt ein Palaſt;
Alles webt in Duft und Röthe,
Wie Du nie geträumet haſt.

Rings umgeben Gallerien
Dieſes Gartens weite Räume;
Roſen an der Erde blühen,
In den Lüften blüh'n die Bäume.

Waſſerſtrahlen! Waſſerflocken!
Lieblich rauſcht ein Silberſchwall;
Mit der Turteltaube Locken
Lockt zugleich die Nachtigall.

Chor.

Sachte kommt, und kommt verbunden
Zu dem edelſten Beruf!
Alle Reize ſind verſchwunden,
Die ſich Zauberei erſchuf.
Ach, nun heilet ſeine Wunden,
Ach, nun tröſtet ſeine Stunden
Gutes Wort und Freundesruf!

Rinaldo.

Mit der Turteltaube Locken
Lockt zugleich die Nachtigall;
Waſſerſtrahlen, Waſſerflocken
Wirbeln ſich nach ihrem Schall.
Aber Alles verkündet:
„Nur ſie iſt gemeinet;"
Aber Alles verſchwindet,
Sobald ſie erſcheinet
In lieblicher Jugend,
In glänzender Pracht.

Da ſchlingen zu Kränzen
Sich Lilien und Roſen;
Da eilen und koſen
In luſtigen Tänzen
Die lauſchen Lüfte,
Sie führen Gedüfte,
Sich ſuchend und findend,
Vom Schlummer erwacht.

Chor.

Nein! nicht länger iſt zu ſäumen,
Wecket ihn aus ſeinen Träumen,
Zeigt den diamant'nen Schild!

Rinaldo.

Weh'! was ſeh' ich, welch ein Bild!

Chor.

Ja, es ſoll den Trug entſiegeln.

Rinaldo.

Soll ich alſo mich beſpiegeln,
Mich ſo tief erniedrigt ſehn?

Chor.

Faſſe Dich, ſo iſt's geſchehn!

Alle Blüthen, alle Früchte
Noch zu deinen Füßen trug,
Und vor deinem Angesichte
Hoffnung in dem Herzen schlug.

Ihr verblühet, süße Rosen,
Meine Liebe trug euch nicht;
Blühtet, ach, dem Hoffnungslosen,
Dem der Gram die Seele bricht!

So ist es denn vergebens, jenes Bild
Aus meiner Stirne wegzutilgen. Hell
Bleibt die Gestalt und glänzend vor mir stehn.
Je tiefer sich die Sonne hinter Wolken
Und Nebel bergen mag, je trüber sich
Der Schmerz um meine Seele legt; nur heller
Und heller glänzt im Innersten dieß Bild,
Dieß Angesicht hervor, ich seh', ich seh's! —
Sie wandelt vor mir hin, und blickt nicht her.
O welch ein Wuchs! o welch ein stiller Gang!
Sie tritt so gut und so bescheiden auf,
Als sorgte sie zu zeigen: „Seht ich bin's."
Und doch geht sie so leis' und leicht dahin,

Rinaldo.

Ja, so sei's! ich will mich fassen,
Will den lieben Ort verlassen
Und zum zweiten Mal Armide'n. —
Nun so sei's! so sei's geschieden!

Chor.

Wohl, es sei! es sei geschieden!

Theil des Chor's.

Zurück nur! zurücke
Durch günstige Meere!
Dem geistigen Blicke
Erscheinen die Fahnen,
Erscheinen die Heere,
Das stänbende Feld.

Chor.

Zur Tugend der Ahnen
Ermannt sich der Held.

Rinaldo.

Zum zweiten Male
Seh' ich erscheinen
Und jammern, weinen
In diesem Thale
Die Frau der Frauen.
Das soll ich schauen
Zum zweiten Male!
Das soll ich hören,
Und soll nicht wehren
Und soll nicht retten?

Chor.

Unwürdige Ketten!

Rinaldo.

Und umgewandelt
Seh' ich die Holde;
Sie blickt und handelt
Gleichwie Dämonen,
Und kein Verschonen
Ist mehr zu hoffen.
Vom Blitz getroffen
Schon die Paläste!
Die Götterfeste,
Die Lustgeschäfte,
Die Geisterkräfte,
Mit allem Lieben
Ach, sie zerstieben!

Chor.

Ja, sie zerstieben!

Theil des Chor's.

Schon hat sie erhöret,
Gebete der Frommen.
Noch säumst Du zu kommen?
Schon fördert die Reise
Der günstigste Wind.

Chor.

Geschwinde, geschwind!

Rinaldo.

Im Tiefsten zerstöret,
Ich hab' Euch vernommen;
Ihr drängt mich, zu kommen.
Unglückliche Reise!
Unseliger Wind!

Chor.

Geschwinde, geschwind!

Chor.

Segel schwellen.
Grüne Wellen,
Weiße Schäume,
Seht die grauen,
Weiten Räume,
Von Delphinen
Rasch durchschwommen.

Einer nach dem Andern.

Wie sie kommen!
Wie sie schweben!
Wie sie eilen!
Wie sie streben
Und verweilen
So beweglich,
So verträglich!

Zu Zweien.

Das erfrischet,
Und verwischet
Das Vergang'ne.
Mir begegnet
Das gesegnet
Angefang'ne.

Rinaldo.

Das erfrischet,
Und verwischet
Das Vergang'ne.
Mir begegnet
Das gesegnet
Angefang'ne.

(Wiederholt zu Dreien.)

Alle.

Wunderbar sind wir gekommen,
Wunderbar zurückgeschwommen,
Unser großes Ziel ist da!
Schalle zu dem heiligen Strande
Losung dem geliebten Lande:
Godofred und Solyma!

Vermiſchte Gedichte.

Wie ſo bunt der Kram geweſen,
Musterkarte, gib's zu leſen!

Klaggeſang.

Von der edeln Frauen des Aſan Aga, aus dem Moraliſchen.

Was iſt Weißes dort am grünen Walde?
Iſt es Schnee wohl, oder ſind es Schwäne?
Wär' es Schnee, er wäre weggeſchmolzen;
Wären's Schwäne, wären weggeflogen.
Iſt kein Schnee nicht, es ſind keine Schwäne,
's iſt der Glanz der Zelten Aſan Aga.
Niederliegt er d'rin an ſeiner Wunde;
Ihn beſucht die Mutter und die Schweſter;
Schamhaft ſäumt ſein Weib, zu ihm zu kommen.

Als nun ſeine Wunde linder wurde,
Ließ er ſeinem treuen Weibe ſagen:
„Harre mein' nicht mehr an meinem Hofe,
Nicht am Hofe und nicht bei den Meinen.“

Als die Frau dieß harte Wort vernommen,
Stand die Treue ſtarr und voller Schmerzen,
Hört der Pferde Stampfen vor der Thüre,
Und es däucht ihr, Aſan käm', ihr Gatte,
Springt zum Thurme, ſich herabzuſtürzen.
Aengſtlich folgen ihr zwei liebe Töchter,
Rufen nach ihr, weinend bitt're Thränen:
„Sind nicht unſers Vaters Aſan Roſſe,
Iſt Dein Bruder Pintorowich kommen!“

Und es kehret die Gemahlinn Aſan's,
Schlingt die Arme jammernd um den Bruder:
„Sieh' die Schmach, o Bruder, Deiner Schweſter!
Mich verſtoßen, Mutter dieſer Fünfe!“

Schweigt der Bruder, ziehet aus der Taſche,
Eingehüllet in hochrothe Seide,
Ausgefertiget den Brief der Scheidung,
Daß ſie kehre zu der Mutter Wohnung,
Frei ſich einem Andern zu ergeben.

Als die Frau den Trauerſcheidbrief ſahe,
Küßte ſie der beiden Knaben Stirne,
Küßt' die Wangen ihrer beiden Mädchen.
Aber, ach, vom Säugling in der Wiege
Kann ſie ſich im bittern Schmerz nicht reißen!

Reißt ſie los der ungeſtüme Bruder,
Hebt ſie auf das munt're Roß behende;
Und ſo eilt er mit der bangen Frauen
G'rad' nach ſeines Vaters hoher Wohnung.

Kurze Zeit war's, noch nicht ſieben Tage;
Kurze Zeit g'nug: von viel großen Herren
Unſ're Frau in ihrer Witwentrauer,
Unſ're Frau zum Weib begehret wurde.

Und der größte war Imoskis Cadi,
Und die Frau bat weinend ihren Bruder:
„Ich beſchwöre Dich bei Deinem Leben,
Gib mich keinem Andern mehr zur Frauen,
Daß das Wiederſehen meiner lieben
Armen Kinder mir das Herz nicht breche!“

Ihre Reden achtet nicht der Bruder,
Feſt, Imoskis Cadi ſie zu trauen;
Doch die Gute bittet ihn unendlich:
„Schicke wenigſtens ein Blatt, o Bruder,
Mit den Worten zu Imoskis Cadi:
„„Dich begrüßt die junge Wittib freundlich,
Und läßt durch dieß Blatt Dich höflich bitten,
Daß, wenn Dich die Svaten herbegleiten,
Du mir einen langen Schleier bringeſt,
Daß ich mich vor Aſan's Haus verhülle,
Meine lieben Waiſen nicht erblicke.““

Kaum erſah der Cadi dieſes Schreiben,
Als er ſeine Svaten alle ſammelt,
Und zum Wege nach der Braut ſich rüſtet,
Mit den Schleier, den ſie heiſchte, tragend.

Glücklich kamen ſie zur Fürſinn Hauſe,
Glücklich ſie mit ihr vom Hauſe wieder;
Aber als ſie Aſan's Wohnung nah'ten,
Sah'n die Kinder oben ab die Mutter,
Riefen: „Komm' zu Deiner Hatte wieder!
„Iß das Abendbrod mit Deinen Kindern!“
Traurig hört' es die Gemahlinn Aſan's,
Kehrete ſich zu der Svaten Fürſten:
„Laß doch, laß die Svaten und die Pferde
Halten wenig vor der Lieben Thüre,
Daß ich meine Kleinen noch beſchenke.“

Und ſie hielten vor der Lieben Thüre,
Und den armen Kindern gab ſie Gaben:
Gab den Knaben goldgeſtickte Stiefel,
Gab den Mädchen lange, reiche Kleider,
Und dem Säugling, hülflos in der Wiege,
Gab ſie für die Zukunft auch ein Röckchen.

Das beiſeit' ſah Vater Aſan Aga,
Rief gar traurig ſeinen lieben Kindern:
„Kehrt zu mir, Ihr lieben, armen Kleinen!
Eu'rer Mutter Bruſt iſt Eiſen worden,
Feſt verſchloſſen, kann nicht Mitleid fühlen.“

Wie Das hörte die Gemahlinn Aſan's,
Stürzt' ſie bleich, den Boden ſchütternd, nieder,
Und die Seel' entfloh dem bangen Buſen,
Als ſie ihre Kinder vor ſich flieh'n ſah.

Mahomet's Geſang.

Seht den Felſenquell,
Freudehell,
Wie ein Sternenblick;
Ueber Welken
Nährten ſeine Jugend
Gute Geiſter
Zwiſchen Klippen im Gebüſch.

Jünglingfriſch
Tanzt er aus der Wolke
Auf die Marmorfelſen nieder,
Jauchzet wieder
Nach dem Himmel.

Durch die Gipfelgänge
Jagt er bunten Kieſeln nach,
Und mit frohem Führertritt
Reißt er ſeine Wunderquellen
Mit ſich fort.

Drunten werden in dem Thal
Unter ſeinem Fußtritt Blumen,
Und die Wieſe
Lebt von ſeinem Hauch.

Doch ihn hält kein Schattenthal,
Keine Blumen,
Die ihm ſeine Knie' umſchlingen,
Ihm mit Liebesangen ſchmeicheln;
Nach der Eb'ne dringt ſein Lauf
Schlangenwandelnd.

Bäche ſchmiegen
Sich geſellig an. Nun tritt er
In die Eb'ne, ſilberprangend,
Und die Eb'ne prangt mit ihm,
Und die Flüſſe von der Eb'ne
Und die Bäche von den Bergen
Jauchzen ihm und rufen: „Bruder!
Bruder, nimm die Brüder mit,
Mit zu Deinem alten Vater,
Zu dem ew'gen Ocean,
Der mit ausgeſpannten Armen
Unſer wartet,
Die ſich, ach! vergebens ſtaen,
Seine Sehnenden zu faſſen;
Denn uns frißt in oder Wüſte
Gier'ger Sand; die Sonne droben
Saugt an unſerm Blut; ein Hügel
Hemmet uns zum Teiche! Bruder,
Nimm die Brüder von der Eb'ne,
Nimm die Brüder von den Bergen
Mit zu Deinem Vater mit!“

Kommt Ihr Alle! —
Und nun ſchwillt er
Herrlicher; ein ganz' Geſchlechte
Trägt den Fürſten hoch empor!
Und im rollenden Triumphe
Gibt er Ländern Namen, Städte
Werden unter ſeinem Fuß.

Unaufhaltſam rauſcht er weiter,
Läßt der Thürme Flammengipfel,
Marmorhäuſer, eine Schöpfung
Seiner Fülle, hinter ſich.

Cedernhäuſer trägt der Atlas
Auf den Rieſenſchultern; tauſend
Wehen über ſeinem Haupte
Tauſend Flaggen durch die Lüfte;
Zeugen ſeiner Herrlichkeit.

Und ſo trägt er ſeine Brüder,
Seine Schätze, ſeine Kinder,
Dem erwartenden Erzeuger
Freudebrauſend an das Herz.

Geſang der Geiſter über den Waſſern.

Des Menſchen Seele
Gleicht dem Waſſer:
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel ſteigt es,
Und wieder nieder
Zur Erde muß es,
Ewig wechſelnd.

Strömt von der hohen
Steilen Felswand
Der reine Strahl,
Dann ſtäubt er lieblich
In Wolkenwellen
Zum glatten Fels,
Und leicht empfangen
Wallt er verſchleiernd,
Leiſ' rauſchend,
Zur Tiefe nieder.

Ragen Klippen
Dem Sturz' entgegen,
Schäumt er unmuthig,
Stufenweiſe
Zum Abgrund.

Im flachen Bette
Schleicht er das Wieſenthal hin,
Und in dem glatten See
Weiden ihr Antlitz
Alle Geſtirne.

Wind iſt der Welle
Lieblicher Buhler;
Wind miſcht vom Grund aus
Schäumende Wogen.

Seele des Menschen,
Wie gleichst Du dem Wasser!
Schicksal des Menschen,
Wie gleichst Du dem Wind!

Meine Göttinn.

Welcher Unsterblichen
Soll der höchste Preis sein?
Mit Niemand' streit' ich,
Aber ich geb' ihn
Der ewig beweglichen,
Immer neuen,
Seltsamen Tochter Jovis,
Seinem Schooßkinde,
Der Phantasie.

Denn ihr hat er
Alle Launen,
Die er sonst nur allein
Sich vorbehält,
Zugestanden,
Und hat seine Freude
An der Thörinn.

Sie mag rosenbekränzt
Mit dem Lilienstengel
Blumenthäler betreten,
Sommervögeln gebieten,
Und leichtnährenden Thau
Mit Bienenlippen
Von Blüthen saugen;

Oder sie mag
Mit fliegendem Haar
Und düsterm Blicke
Im Winde sausen
Um Felsenwände,
Und tausendfarbig
Wie Morgen und Abend,
Immer wechselnd,
Wie Mondesblicke,
Den Sterblichen scheinen:

Laßt uns Alle
Den Vater preisen!
Den Alten, Hohen,
Der solch eine schöne,
Unverwelkliche Gattinn
Dem sterblichen Menschen
Gesellen mögen!

Denn uns allein
Hat er sie verbunden
Mit Himmelsband,
Und ihr geboten,
In Freud' und Elend
Als treue Gattinn
Nicht zu entweichen.

Alle die andern
Armen Geschlechter
Der kinderreichen,
Lebendigen Erde
Wandeln und weiden
In dunkelm Genuß
Und trüben Schmerzen
Des augenblicklichen,
Beschränkten Lebens,
Gebenzt vom Joche
Der Nothdurft.

Uns aber hat er
Seine gewandteste,
Verzärtelte Tochter,
Freut Euch! gegönnt.
Begegnet ihr lieblich,
Wie einer Geliebten!
Laßt ihr die Würde
Der Frauen im Haus!

Und daß die alte
Schwiegermutter Weisheit
Das zarte Seelchen
Ja nicht beleid'ge!

Doch kenn' ich ihre Schwester,
Die ältere, gesetztere,
Meine stille Freundinn:
O, daß die erst
Mit dem Lichte des Lebens
Sich von mir wende,
Die edle Treiberinn,
Trösterinn, Hoffnung!

Harz-Reise im Winter.

Dem Geier gleich,
Der, auf schweren Morgenwolken
Mit sanftem Fittig ruhend,
Nach Beute schaut,
Schwebe mein Lied.

Denn ein Gott hat
Jedem seine Bahn
Vorgezeichnet,
Die der Glückliche
Rasch zum freudigen
Ziele rennt;
Wem aber Unglück
Das Herz zusammenzog:
Er sträubt vergebens
Sich gegen die Schranken
Des ehernen Fadens,
Den die doch bitt're Scheere
Nur ein Mal lest.

In Dickichtschauer
Drängt sich das rauhe Wild,

Und mit den Sperlingen
Haben längſt die Reichen
In ihre Sümpfe ſich geſenkt.

Leicht iſt's, folgen dem Wagen,
Den Fortuna führt,
Wie der gemächliche Troß
Auf gebeſſerten Wegen
Hinter des Fürſten Einzug.

Aber abſeits wer iſt's?
In's Gebüſch verliert ſich ſein Pfad,
Hinter ihm ſchlagen
Die Sträuche zuſammen;
Das Gras ſteht wieder auf,
Die Oede verſchlingt ihn.

Aber wer heilet die Schmerzen
Deiſſ', dem Balſam zu Gift ward?
Der ſich Menſchenhaß
Aus der Fülle der Liebe trank?
Erſt verachtet, nun ein Verächter,
Zehrt er heimlich auf
Seinen eig'nen Werth
In ung'nügender Selbſtſucht.

Iſt auf Deinem Pſalter,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohre vernehmlich,
So erquicke ſein Herz!
Oeffne den umwölkten Blick
Ueber die tauſend Quellen
Neben dem Durſtenden
In der Wüſte.

Der Du der Freuden viel ſchaffſt,
Jedem ein überfließend' Maß,
Segne die Brüder der Jagd
Auf der Fährte des Wilds
Mit jugendlichem Uebermuth,
Fröhlicher Mordſucht,
Späte Rächer des Unbilds,
Dem ſchon Jahre vergeblich
Wehrt mit Knitteln der Bauer.

Aber den Einſamen hüll'
In Deine Goldwolken!
Umgib mit Wintergrün,
Bis die Roſe wieder heranreift,
Die feuchten Haare,
O Liebe, Deines Dichters!

Mit der dämmernden Fackel
Leuchteſt Du ihm
Durch die Furten bei Nacht,
Ueber grundloſe Wege
Auf öden Gefilden;
Mit dem tauſendfarbigen Morgen
Lachſt Du in's Herz ihm;
Mit dem beizenden Sturm
Trägſt Du ihn hoch empor;
Winterſtröme ſtürzen vom Felſen
In ſeine Pſalmen,
Und Altar des lieblichſten Danks
Wird ihm des gefürchteten Gipfels
Schneebehang'ner Scheitel,
Den mit Geiſterreihen
Kränzten ahnende Völker.

Du ſteht mit unerforſchtem Buſen
Geheimnißvoll offenbar
Ueber der erſtaunten Welt,
Und ſchauſt aus Wolken
Auf ihre Reiche und Herrlichkeit,
Die Du aus den Adern Deiner Brüder
Neben Dir wäſſerſt.

An Schwager Cronos.

Spude Dich, Cronos!
Fort den raſſelnden Trott!
Bergab gleitet der Weg;
Eitles Schwindeln zeigt
Mir vor die Stirne Dein Zaudern.
Friſch, helpert es gleich,
Ueber Stock und Steine den Trott
Raſch in's Leben hinein!

Nun ſchon wieder
Den erathmenden Schritt
Mühſam Berg hinauf!
Auf denn, nicht träge denn,
Strebend und hoffend hinan!

Weit, hoch, herrlich der Blick
Rings in's Leben hinein;
Vom Gebirg' zum Gebirg'
Schwebet der ewige Geiſt,
Ewiges Lebens ahnevoll.

Seitwärts des Ueberdachs Schatten
Zieht Dich an,
Und ein Friſchung verheißender Blick
Auf der Schwelle des Mädchens da.
Labe Dich! — Mir auch, Mädchen,
Dieſen ſchäumenden Trank,
Dieſen friſchen Geſundheitsblick!

Ab denn, raſcher hinab!
Sieh', die Sonne ſinkt!
Eh' ſie ſinkt, eh' mich Greiſen
Ergreift im Moore Nebelnot,
Entzahnte Kiefer ſchnattern
Und das ſchletternde Gebein.

Trunken vom letzten Strahl,
Reiß mich, ein Feuermeer
Mir im ſchäumenden Aug',
Mich geblendeten Taumelnden
In der Hölle nächtliches Thor.

Töne, Schwager, in's Horn,
Raße den schallenden Trab,
Daß der Orcus vernehme: wir kommen,
Daß gleich an der Thüre
Der Wirth uns freundlich empfange.

Wanderers Sturmlied.

Wen Du nicht verlässest, Genius,
Nicht der Regen, nicht der Sturm
Haucht ihm Schauer über's Herz.
Wen Du nicht verlässest, Genius,
Wird dem Regengewölk,
Wird dem Schloßensturm
Entgegensingen,
Wie die Lerche,
Du da droben.

Den Du nicht verlässest, Genius,
Wirst ihn heben über'n Schlammpfad
Mit den Feuerflügeln;
Wandeln wird er
Wie mit Blumenfüßen
Ueber Deucalion's Fluthschlamm,
Pythen tödtend, leicht, groß,
Pythius Apolle.

Den Du nicht verlässest, Genius,
Wirst die woll'nen Flügel unterspreiten,
Wenn er auf dem Felsen schläft,
Wirst mit Hüterfittichen ihn decken
In des Haines Mitternacht.

Wen Du nicht verlässest, Genius,
Wirst im Schneegestöber
Wärmumhüllen;
Nach der Wärme ziehn sich Musen,
Nach der Wärme Charitinnen.

Umschwebt mich, Ihr Musen,
Ihr Charitinnen!
Das ist Wasser, das ist Erde
Und der Sohn des Wassers und der Erde,
Ueber den ich wandle
Göttergleich.

Ihr seid rein, wie das Herz der Wasser,
Ihr seid rein, wie das Mark der Erde,
Ihr umschwebt mich und ich schwebe
Ueber Wasser, über Erde,
Göttergleich.

Soll Der zurückkehren
Der kleine, schwarze, feurige Bauer?
Soll Der zurückkehren, erwartend
Vor Deine Gaben, Vater Bromius,
Und hellleuchtend umwärmend' Feuer?
Der kehren muthig?

Und ich, den Ihr begleitet,
Musen und Charitinnen alle,
Denn Alles erwartet, was Ihr,
Musen und Charitinnen,
Umkränzende Seligkeit
Rings um's Leben verherrlicht habt,
Soll muthlos kehren?

Vater Bromius!
Du bist Genius,
Jahrhunderts Genius,
Bist, was inn're Gluth
Pindar'n war,
Was der Welt
Phöbus Apoll ist.

Weh'! Weh'! Inn're Wärme,
Seelenwärme,
Mittelpunct!
Glüh' entgegen
Phöb' Apoll'en;
Kalt wird sonst
Sein Fürstenblick
Ueber Dich vorübergleiten,
Neidgetroffen
Auf der Ceder Kraft verweilen,
Die zu grünen
Sein' nicht harrt.

Warum nennt mein Lied Dich zuletzt?
Dich, von dem es begann,
Dich, in dem es endet,
Dich, aus dem es quillt,
Jupiter Pluvius!
Dich, Dich strömt mein Lied,
Und castalischer Quell
Rinnt ein Nebenbach,
Rinnet Müßigen,
Sterblich Glücklichen
Abseits von Dir,
Der Du mich fassend deckst,
Jupiter Pluvius!

Nicht am Ulmenbaum
Hast Du ihn besucht,
Mit dem Taubenpaar
In dem zärtlichen Arm,
Mit der freundlichen Ros' umkränzt,
Tändelnden ihn, blumenglücklichen
Anacreon,
Sturmathmende Gottheit!

Nicht im Pappelwald
An des Sybaris Strand,
An des Gebirgs
Sonnebeglänzter Stirn nicht
Faßtest Du ihn,
Den Blumensingenden,
Honig lallenden,
Freundlich winkenden
Theocrit.

Wenn die Räder raſſelten,
Rad an Rad raſch um's Ziel weg,
Hoch flog
Siegdurchglühter
Jünglinge Peitſchenknall,
Und ſich Staub wälzt',
Wie vom Gebirg' herab
Kieſelwetter in's Thal,
Glühte Deine Seel' Gefahren, Pindar,
Muth. — Glühte? —
Armes Herz!
Dort auf dem Hügel,
Himmliſche Macht!
Nur ſoviel Muth,
Dort meine Hütte,
Dorthin zu waten!

Seefahrt.

Lange Tag' und Nächte ſtand mein Schiff betrachter;
Günſt'ger Winde harrend ſaß, mit treuen Freunden
Mir Geduld und guten Muth erzechend,
Ich im Hafen.

Und ſie waren doppelt ungeduldig:
Gerne gönnen wir die ſchnellſte Reiſe,
Gern die hohe Fahrt Dir; Güterfülle
Wartet drüben in den Welten Deiner,
Wird Rückkehrendem in unſern Armen
Lieb' und Preis Dir.

Und am frühen Morgen ward's Getümmel,
Und dem Schlaf entjauchzt aus der Matroſe,
Alles wimmelt, Alles lebet, webet,
Mit dem erſten Segenshauch zu ſchiffen.

Und die Segel blähen in dem Hauche,
Und die Sonne lockt mit Feuerliebe;
Ziehn die Segel, ziehn die hohen Wolken,
Jauchzen an dem Ufer alle Freunde
Hoffnungslieder nach, im Freudetaumel
Reiſefreuden wähnend, wie des Einſchiffsmorgens,
Wie der erſten hohen Sternennächte.

Aber gottgeſandte Wechſelwinde treiben
Seitwärts ihn der vorgeſteckten Fahrt ab,
Und er ſcheint ſich ihnen hinzugeben,
Strebet leiſe ſie zu überliſten,
Treu dem Zweck auch auf dem ſchiefen Wege.

Aber aus der dumpfen, grauen Ferne
Kündet leiſewandelnd ſich der Sturm an,
Drückt die Vögel nieder auf's Gewäſſer,
Drückt der Menſchen ſchwellend' Herz darnieder.
Und er kommt. Vor ſeinem ſtarren Wüthen
Streckt der Schiffer klug die Segel nieder,
Mit dem angſterfüllten Baume ſpielen
Wind und Wellen.

Und an jenem Ufer drüben ſtehen
Freund' und Lieben, beben auf dem Feſten:
Ach, warum iſt er nicht hier geblieben!
Ach, der Sturm! Verſchlagen weg vom Glücke!
Soll der Gute ſo zu Grunde gehen?
Ach, er ſollte, ach, er könnte! — Götter! —

Doch er ſtehet männlich an dem Steuer;
Mit dem Schiffe ſpielen Wind und Wellen;
Wind und Wellen nicht mit ſeinem Herzen:
Herrſchend blickt er auf die grimme Tiefe,
Und vertrauet, ſcheiternd oder landend,
Seinen Göttern.

Adler und Taube.

Ein Adlersjüngling hob die Flügel
Nach Raub aus;
Ihn traf des Jägers Pfeil und ſchnitt
Der rechten Schwinge Sehnkraft ab.
Er ſtürzt hinab in einen Myrthen Hain,
Fraß ſeinen Schmerz drei Tage lang
Und zuckt an Qual
Drei lange, lange Nächte lang;
Zuletzt heilt ihn
Allgegenwärt'ger Balſam
Alheilender Natur.
Er ſchleicht aus dem Gebüſch hervor
Und reckt die Flügel — ach!
Die Schwingkraft weggeſchnitten —
Hebt ſich mühſam kaum
Am Boden weg
Unwürd'gem Raubbedürfniß nach.
Und ruht tiefſtraurend
Auf dem niedern Fels am Bach;
Er blickt zur Eich' hinauf,
Hinauf zum Himmel,
Und eine Thräne füllt ſein hohes Aug'.

Da kommt muthwillig durch die Myrthen Aeſte
Dahergerauſcht ein Taubenpaar,
Läßt ſich herab und wandelt nickend
Ueber geld'nen Sand und Bach,
Und ruckt einander an;
Ihr reiblich' Auge buhlt umher,
Erblickt den Unglücktrauernden.
Der Taube ſchwingt neugierigeſellig ſich
Zum nahen Buſch, und blickt
Mit Selbſtgefälligkeit ihn freundlich an.
„Du trauerſt," liebelt er,
„Sei gutes Muthes, Freund!
Paß Du zur ruhigen Glückſeligkeit

Nicht Alles hier?
Kannſt Du Dich nicht des gold'nen Zweiges freu'n,
Der vor des Tages Gluth Dich ſchützt?
Kannſt Du der Abendſonne Schein
Auf weichem Moos am Bache nicht
Die Bruſt entgegenheben?
Du wandelſt durch der Blumen friſchen Thau,
Pflückſt aus dem Ueberfluß
Des Waldgebüſches Dir
Gelegne Speiſe, letzeſt
Den leichten Durſt am Silberquell, —
O Freund, das wahre Glück
Iſt die Genügſamkeit,
Und die Genügſamkeit
Hat überall genug." —
„O Weiſe!" ſprach der Adler, und tief ernſt
Verſinkt er tiefer in ſich ſelbſt,
„O Weisheit! Du red'ſt wie eine Taube!"

Prometheus.

Bedecke Deinen Himmel, Zeus,
Mit Wolkendunſt,
Und übe, dem Knaben gleich,
Der Diſteln köpft,
An Eichen Dich und Bergeshöh'n;
Mußt mir meine Erde
Doch laſſen ſtehn,
Und meine Hütte, die Du nicht gebaut,
Und meinen Herd,
Um deſſen Gluth
Du mich beneideſt.

Ich kenne nichts Aermeres
Unter der Sonn', als Euch, Götter!
Ihr nähret kümmerlich
Von Opferſteuern
Und Gebetshauch
Eu're Majeſtät,
Und darbtet, wären
Nicht Kinder und Bettler
Hoffnungsvolle Thoren.

Da ich ein Kind war,
Nicht wußte, wo aus noch ein,
Kehrt' ich mein verirrtes Auge
Zur Sonne, als wenn drüber wär'
Ein Ohr, zu hören meine Klage,
Ein Herz, wie mein's,
Sich des Bedrängten zu erbarmen.

Wer half mir
Wider der Titanen Uebermuth?
Wer rettete vom Tode mich,
Von Sclaverei?
Haſt Du nicht Alles ſelbſt vollendet,
Heilig glühend' Herz?
Und glühteſt jung und gut,
Betrogen, Rettungsdank
Dem Schlafenden da droben?

Ich Dich ehren? Wofür?
Haſt Du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Haſt Du die Thränen geſtillet
Je des Geängſteten?
Hat nicht mich zum Manne geſchmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schickſal,
Meine Herrn und Deine?

Wähnteſt Du etwa,
Ich ſollte das Leben haſſen,
In Wüſten fliehen,
Weil nicht alle
Blüthenträume reiften?

Hier ſitz' ich, forme Menſchen
Nach meinem Bilde,
Ein Geſchlecht, das mir gleich ſei,
Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen und zu freuen ſich,
Und Dein' nicht zu achten,
Wie ich!

Ganymed.

Wie im Morgenglanze
Du rings mich anglühſt,
Frühling, Geliebter!
Mit tauſendfacher Liebeswonne
Sich an mein Herz drängt
Deiner ewigen Wärme
Heilig' Gefühl,
Unendliche Schöne!

Daß ich dieſen faſſen möcht'
In dieſen Arm!

Ach! an Deinem Buſen
Lieg' ich, ſchmachte;
Und Deine Blumen, Dein Gras
Drängen ſich an mein Herz!
Du kühlſt den brennenden
Durſt meines Buſens.
Lieblicher Morgenwind!
Ruft d'rein die Nachtigall
Liebend nach mir aus dem Nebelthal.
Ich komm', ich komme!
Wohin? Ach, wohin?

Hinauf! Hinauf ſtrebt's.
Es ſchweben die Wolken
Abwärts, die Wolken
Neigen ſich der ſehnenden Liebe.
Mir! Mir!
In Eurem Schooße

Aufwärts!
Umfangend umfangen!
Aufwärts an Deinen Buſen,
Alliebender Vater!

Grenzen der Menſchheit.

Wenn der uralte
Heilige Vater
Mit gelaſſener Hand
Aus rollenden Wolken
Segnende Blitze
Ueber die Erde ſä't,
Küſſ' ich den letzten
Saum ſeines Kleides,
Kindliche Schauer
Treu in der Bruſt.

Denn mit Göttern
Soll ſich nicht meſſen
Irgend ein Menſch.
Hebt er ſich aufwärts,
Und berührt
Mit dem Scheitel die Sterne,
Nirgends haften dann
Die unſichern Sohlen,
Und mit ihm ſpielen
Wolken und Winde.

Steht er mit feſten,
Markigen Knochen
Auf der wohlgegründeten,
Dauernden Erde;
Reicht er nicht auf,
Nur mit der Eiche
Oder der Rebe
Sich zu vergleichen.

Was unterſcheidet
Götter von Menſchen?
Daß viele Wellen
Vor Jenen wandeln,
Ein ewiger Strom:
Uns hebt die Welle,
Verſchlingt die Welle,
Und wir verſinken.

Ein kleiner Ring
Begrenzt unſer Leben,
Und viele Geſchlechter
Reihen ſich dauernd
An ihres Daſeins
Unendliche Kette.

Das Göttliche.

Edel ſei der Menſch,
Hülfreich und gut!
Denn Das allein
Unterſcheidet ihn
Von allen Weſen,
Die wir kennen.

Heil den unbekannten,
Höhern Weſen,
Die wir ahnen!
Sein Beiſpiel lehr' uns,
Jene glauben.

Denn unfühlend
Iſt die Natur:
Es leuchtet die Sonne
Ueber Böſ' und Gute,
Und dem Verbrecher,
Glänzen, wie dem Beſten,
Der Mond und die Sterne.

Wind und Ströme,
Donner und Hagel
Rauſchen ihren Weg,
Und ergreifen,
Vorübereilend,
Einen um den Andern.

Auch ſo das Glück
Tappt unter die Menge,
Faßt bald des Knaben
Lockige Unſchuld,
Bald auch den kahlen,
Schuldigen Scheitel.

Nach ewigen, ehrnen,
Großen Geſetzen
Müſſen wir Alle
Unſeres Daſeins
Kreiſe vollenden.

Nur allein der Menſch
Vermag das Unmögliche;
Er unterſcheidet,
Wählet und richtet;
Er kann dem Augenblick
Dauer verleihen.

Er allein darf
Den Guten lohnen,
Den Böſen ſtrafen,
Heilen und retten,
Alles Irrende, Schweifende
Nützlich verbinden.

Und wir verehren
Die Unſterblichen,
Als wären ſie Menſchen,
Thäten im Großen
Was der Beſte im Kleinen
Thut oder möchte.

Der edle Mensch
Sei hülfreich und gut!
Unermüdet schaff' er
Das Nützliche, Rechte,
Sei uns ein Vorbild
Jener geahneten Wesen!

Königlich' Gebet.

Ha, ich bin der Herr der Welt! Mich lieben
Die Edeln, die mir dienen.
Ha, ich bin Herr der Welt! Ich liebe
Die Edeln, denen ich gebiete.
O, gib mir, Gott im Himmel! daß ich mich
Der Höh' und Liebe nicht überhebe!

Menschengefühl.

Ach, Ihr Götter! große Götter
Zu dem weiten Himmel droben!
Gäbet Ihr uns auf der Erde
Festen Sinn und guten Muth;
O, wir ließen Euch, Ihr Guten,
Euern weiten Himmel droben!

Lili's Park.

Ist doch keine Menagerie
So bunt, als meiner Lili ihre!
Sie hat darin die wunderbarsten Thiere,
Und kriegt sie 'rein, weiß selbst nicht wie.
O, wie sie hüpfen, laufen, trappeln,
Mit abgestumpften Flügeln zappeln,
Die armen Prinzen allzumal,
In niegelöschter Liebesqual!

Wie hieß die Fee? — Lili? — Fragt nicht nach ihr!
Kennt Ihr sie nicht, so danket Gott dafür.

Welch ein Geräusch, welch ein Gegacker,
Wenn sie sich in die Thüre stellt
Und in der Hand das Futterkörbchen hält!
Welch ein Gequiek, welch ein Gequacker!
Alle Bäume, alle Büsche scheinen lebendig zu werden:
So stürzen sich ganze Heerden
Zu ihren Füßen; sogar im Bassin die Fische
Patschen ungeduldig mit den Köpfen heraus:
Und sie streut dann das Futter aus
Mit einem Blick — Götter zu entzücken.
Geschweige die Bestien. Da geht's an ein Picken,
An ein Schlürfen, an ein Hacken;
Sie stürzen einander über die Nacken,
Schieben sich, drängen sich, reißen sich,
Jagen sich, ängsten sich, beißen sich,
Und das All' um ein Stückchen Brod,
Das, trocken, aus den schönen Händen schmeckt
Als hätt' es in Ambrosia gesteckt.

Aber der Blick auch! Der Ton,
Wenn sie ruft: Pipi! Pipi!
Zöge den Adler Jupiter's vom Thron;
Der Venus Taubenpaar,
Ja, der eitle Pfau sogar,
Ich schwöre, sie kämen,
Wenn sie den Ton von weitem nur vernähmen!

Denn so hat sie aus des Waldes Nacht
Einen Bären, ungeleckt und ungezogen,
Unter ihren Beschluß herein betrogen,
Unter die zahme Compagnie gebracht,
Und mit den Andern zahm gemacht;
Bis auf einen gewissen Punct, versteht sich!
Wie schön und ach! wie gut
Schien sie zu sein! Ich hätte mein Blut
Gegeben, um ihre Blumen zu begießen.

Ihr sagtet ich! Wie? Wer?
Gut denn, Ihr Herr'n, g'rad' aus: Ich bin der Bär;
In einem Filetschurz gefangen,
An einem Seidenfaden ihr zu Füßen,
Doch wie das Alles zugegangen,
Erzähl' ich Euch zur andern Zeit;
Dazu bin ich zu wüthig heut.

Denn ha! steh' ich so an der Ecke,
Und hör' von weitem das Geschnatter,
Seh' das Gesittet, das Gesatter,
Kehr' ich mich um
Und brumm',
Und renne rückwärts eine Strecke,
Und seh' mich um
Und brumm',
Und laufe wieder eine Strecke,
Und kehr' doch endlich wieder um.

Dann fängt's auf einmal an zu rasen,
Ein mächt'ger Geist schnaubt aus der Nasen,
Es wildzt die innere Natur.
Was, Du ein Thor, ein Häschen nur!
So ein Pipi! Eichhörnchen, Nuß zu knacken;
Ich sträube meinen borst'gen Nacken,
Zu dienen ungewohnt.
Ein jedes aufgestutzte Bäumchen höhnt
Mich an! Ich flieh' vom Boulingreen,
Vom niedlich glattgemähten Grase;
Der Buchsbaum zieht mir eine Nase,
Ich flieh' ins dunkelste Gebusche hin,
Durch's Gehäge zu dringen,
Ueber die Planken zu springen!
Mir versagt Klettern und Sprung,
Ein Zauber bleit mich nieder;
Ein Zauber hält mich wieder,

Als wüßte ſie von ihrer eignen Schönheit
So wenig, als der Stern der uns erquickt.
Aber bald wächſt das Gefühl in meinem Buſen;
Dieſe ſtille Betrachtung, heftiger, heftiger
Wendet ſie Schmerzen tief in der Bruſt.
Unwiderſtehlich faßt mich das Verlangen
Zu ihr! zu ihr! und dieſe Gegenwart
Des ſchönen Bilds vor meiner Seele flieht
Nur mehr und mehr, je mehr ich nach ihm greife.

Gegen Hütte und Garten gekehrt.

O theurer Mann, den ich in dieſer Öde,
So ſtill und glücklich fand, der manche Stunde
Mir Frieden in das Herz geſprochen, der
Zu früh nach jenen ſeligen Gefilden
Hinüber wandelte. Von deinem Grabe,
Das ich mit Blumen kränzte, ſprich zu mir;
Und kannſt du mich nicht retten, zieh mich nach.

Welch ein Liſpeln, welch ein Schauer
Weht vom Grabe des Geliebten!
Ja, es wehet dem Betrübten
Sanften Frieden in das Herz.

Ich arbeite mich ab, und bin ich matt genung,
Dann lieg' ich an gekünſtelten Cascaden,
Und kau' und wein' und wälze halb mich todt,
Und ach! es hören meine Noth
Nur porzellanene Dreaden.

Auf einmal! Ach, es dringt
Ein ſeliges Gefühl durch alle meine Glieder!
Sie iſt's, die dort in ihrer Laube ſingt!
Ich höre die liebe, liebe Stimme wieder,
Die ganze Luft iſt warm, iſt blüthevoll.
Ach, ſingt ſie wohl, daß ich ſie hören ſoll?
Ich dringe zu, tret' alle Sträuche nieder,
Die Büſche fliehn, die Bäume weichen mir,
Und ſo — zu ihren Füßen liegt das Thier.

Sie ſieht es an: „Einfaltgeheuer! doch drollig!
Für einen Bären zu mild,
Für einen Pudel zu wild,
So zottig, tatzig, knollig!"
Sie ſtreicht ihm mit dem Füßchen über'n Rücken;
Er denkt im Paradieſe zu ſein.
Wie ihn alle ſieben Sinne zücken!
Und ſie, ſieht ganz gelaſſen d'rein.
Ich küſſ' ihre Schuhe, kau' an den Sohlen,
So ſittig als ein Bär nur mag;
Ganz ſachte heb' ich mich, und ſchwinge mich verſtohlen
Leiſ' an ihr Knie. — Am günſt'gen Tag
Läßt ſie's geſchehn, und kraut mir nun die Ohren,
Und patſcht mich mit muthwillig derbem Schlag;
Ich knurr', in Wonne neu geboren;
Dann fordert ſie mit ſüßem, eitelm Spotte:
Allons tout doux! eh la menotte!
Et faites Serviteur,
Comme un joli Seigneur.*)
So treibt ſie's fort mit Spiel und Lachen!
Es poſſt der oft betrogne Thor;
Doch will er ſich ein Bißchen nunütz machen,
Hält ſie ihn kurz als wie zuvor.

Doch hat ſie auch ein Fläſchchen Balſamfeuers,
Dem keiner Erde Honig gleicht,
Woren ſie wohl einmal, von Lieb' und Treu' erweicht,
Um die verlechzten Lippen ihres Ungeheuers
Ein Tröpfchen mit der Fingerſpitze ſtreicht,
Und wieder flieht und mich mir überläßt,
Und ich dann, losgebunden, feſt-
Gebannt bin, immer nach ihr ziehe,
Sie ſuche, ſchaud're, wieder fliehe —
So läßt ſie den zerſtörten Armen gehn,
Iſt ſeiner Luſt, iſt ſeinen Schmerzen ſtill;
Ha! manchmal läßt ſie mir die Thür halb offen ſtehn,
Seitblickt mich ſpottend an, ob ich nicht fliehen will.

*) Nu! hab' Ernſt! Gib's Handle! Mach' ein artig's Compliment!

Und ich! — Götter, iſt's in Euern Händen,
Dieſes dumpfe Zauberwerk zu enden;
Wie dank' ich, wenn Ihr mir die Freiheit ſchafft!
Doch ſendet Ihr mir keine Hülfe nieder —
Nicht ganz umſonſt reck' ich ſo meine Glieder:
Ich fühl's! Ich ſchwör's! Noch hab' ich Kraft.

Liebesbedürfniß.

Wer vernimmt mich? Ach, wem ſoll ich's klagen?
Wer's vernähme, würd' er mich bedauern?
Ach, die Lippe, die ſo manche Freude
Sonſt genoſſen hat und ſonſt gegeben,
Iſt geſpalten, und ſie ſchmerzt erbärmlich.
Und ſie iſt nicht etwa wund geworden,
Weil die Liebſte mich zu wild ergriffen,
Hold mich angebiſſen, daß ſie, feſter
Sich des Freunds verſicherend, ihn genöſſe:
Nein, das zarte Lippchen iſt geſprungen,
Weil nun über Reif und Froſt die Wunde
Spitz und ſcharf und liebles mir begegnen.

Und nun ſoll mir Saft der edeln Traube,
Mit dem Saft der Bienen bei dem Feuer
Meines Herds vereinigt Lind mir ſchaffen.
Ach, was will das helfen, mischt die Liebe
Nicht ein Tröpfchen ihres Balſams d'runter?

Süße Sorgen.

Weichet, Sorgen, von mir! — Doch ach! den ſterblichen Menſchen
Läſſet die Sorge nicht los, eh' ihn das Leben verläßt.
Soll es einmal denn ſein; ſo kommt Ihr, Sorgen der Liebe,
Treibt die Geſchwiſter hinaus, nehmt und behauptet mein Herz!

Anliegen.

O, ſchönes Mädchen Du,
Du mit dem ſchwarzen Haar,
Die Du an's Fenſter trittſt,
Auf dem Balcone ſtehſt!
Und ſtehſt Du wohl umſonſt?
O, ſtündeſt Du für mich
Und zögſt die Klinke los,
Wie glücklich wär' ich da!
Wie ſchnell ſprüng' ich hinauf!

An ſeine Sprödе.

Siehſt Du die Pomeranze?
Noch hängt ſie an dem Baume;
Schon iſt der März verfloſſen,
Und neue Blüthen kommen.
Ich trete zu dem Baume,
Und ſage: Pomeranze,
Du reife Pomeranze,
Du ſüße Pomeranze,
Ich ſchüttle, fühl', ich ſchüttle,
O, fall in meinen Schooß!

Die Muſageten.

Oft in tiefen Mitternächten
Rief ich an die holden Muſen:
Keine Morgenröthe leuchtet,
Und es will kein Tag erſcheinen;
Aber bringt zur rechten Stunde
Mir der Lampe fromm' Gelenchte,
Daß es, ſtatt Aurer' und Phöbus,
Meinen ſtillen Fleiß belebe!
Doch ſie ließen mich im Schlafe,
Dumpf und unerquicklich, liegen,
Und nach jedem ſpäten Morgen
Folgten ungenutzte Tage.

Da ſich nun der Frühling regte,
Sagt' ich zu den Nachtigallen:
Liebe Nachtigallen, ſchlaget
Früh, o früh! vor meinem Fenſter,
Weckt mich aus dem vollen Schlafe,
Der den Jüngling mächtig feſſelt.
Doch die liebeerfüllten Sänger
Debuten Nachts vor meinem Fenſter
Ihre ſüßen Melodien,
Hielten wach die liebe Seele,
Regten zartes, neues Sehnen
Aus dem neugeborten Buſen.
Und ſo ging die Nacht vorüber
Und Aurora fand mich ſchlafen,
Ja, mich weckte kaum die Sonne.

Endlich iſt es Sommer worden,
Und bei'm erſten Morgenſchimmer
Reißt mich aus dem holden Schlummer
Die geſchäftig frühe Fliege.
Unbarmherzig kehrt ſie wieder,
Wenn auch oft der halb Erwachte
Ungeduldig ſie verſcheuchet,
Lockt die unverſchämten Schweſtern,
Und von meinen Augenliedern
Muß der holde Schlaf entweichen.
Mürrig ſpring' ich von dem Lager,
Suche die geliebten Muſen,
Finde ſie im Buchenhaine,
Mich gefällig zu empfangen,
Und den leidigen Inſecten
Dank' ich manche goldne Stunde.
Seid mir doch, Ihr Unbequemen,
Von dem Dichter hochgeprieſen,
Als die wahren Muſageten.

Morgenklagen.

O, Du loſes, leidigliebes Mädchen,
Sag' mir an, womit hab' ich's verſchuldet,
Daß Du mich auf dieſe Folter ſpannſt,
Daß Du Dein gegeben' Wort gebrochen?

Drücktſt doch ſo freundlich geſtern Abend
Mir die Hände, lispeltſt ſo lieblich:
„Ja, ich komme, komme gegen Morgen
Ganz gewiß, mein Freund, auf Deine Stube!"

Angelehnet ließ ich meine Thüre,
Hatte wohl die Angeln erſt geprüfet,
Und mich recht gefreut, daß ſie nicht knarrten.

Welche Nacht des Wartens iſt vergangen!
Wacht' ich doch und zählte jedes Viertel!
Schlief ich ein auf wenig Augenblicke,
War mein Herz beſtändig wach geblieben,
Weckte mich von meinem leiſen Schlummer.

Ja, da ſegnet' ich die Finſterniſſe,
Die ſo ruhig Alles überdecken,
Freute mich der allgemeinen Stille,
Horchte lauſchend immer in die Stille,
Ob ſie nicht ein Laut bewegen möchte.

„Hätte ſie Gedanken, wie ich denke,
„Hätte ſie Gefühl, wie ich empfinde,
„Würde ſie den Morgen nicht erwarten,
„Würde ſchon in dieſer Stunde kommen."

Hüpft' ein Kätzchen eben über'n Boden,
Kniſterte das Mäuschen in der Ecke,
Regte ſich, ich weiß nicht was, im Hauſe,
Immer hofft' ich, Deinen Schritt zu hören,
Immer glaubt' ich, Deinen Tritt zu hören.

Und ſo lag ich lang und immer länger,
Und es fing der Tag ſchon an zu grauen,
Und es rauſchte hier und rauſchte dorten.

„Iſt es ihre Thüre? Wär's die meine!"
Saß ich aufgeſtemmt in meinem Bette,
Schaute nach der halberhellten Thüre,
Ob ſie nicht ſich wohl bewegen möchte.
Angelehnet [illegible]ben beide Flügel
Auf den leiſen Angeln ruhig hangen.

Und der Tag ward immer hell und heller;
Hört' ich ſchon des Nachbars Thüre gehen,

Der den Taglohn zu gewinnen eilet,
Hört' ich bald darauf die Wagen rasseln,
War das Thor der Stadt nun auch eröffnet,
Und es regte sich der ganze Plunder
Des bewegten Marktes durcheinander.

Ward nun in dem Haus ein Gehn und Kommen
Auf und ab die Stiegen, hin und wieder
Knarrten Thüren, klapperten die Tritte;
Und ich konnte, wie vom schönen Leben,
Mich noch nicht von meiner Hoffnung scheiden.

Endlich, als die ganz verhaßte Sonne
Meine Fenster traf und meine Wände,
Sprang ich auf und eilte nach dem Garten,
Meinen heißen, sehnsuchtsvollen Athem
Mit der kühlen Morgenluft zu mischen,
Dir vielleicht im Garten zu begegnen;
Und nun bist Du weder in der Laube,
Noch im hohen Lindengang zu finden.

Der Besuch.

Meine Liebste wollt' ich heut beschleichen,
Aber ihre Thüre war verschlossen.
Hab' ich doch den Schlüssel in der Tasche;
Oeffn' ich leise die geliebte Thüre!

Auf dem Saale fand ich nicht das Mädchen,
Fand das Mädchen nicht in ihrer Stube,
Endlich da ich leis' die Kammer öffne,
Find' ich sie gar zierlich eingeschlafen,
Angekleidet, auf dem Sopha liegen.

Bei der Arbeit war sie eingeschlafen;
Das Gestrickte mit den Nadeln ruhte
Zwischen den gefalt'nen, zarten Händen;
Und ich setzte mich an ihre Seite,
Ging bei mir zu Rath', ob ich sie weckte.

Da betrachtet' ich den schönen Frieden,
Der auf ihren Augenliedern ruhte:
Auf den Lippen war die stille Treue,
Auf den Wangen Lieblichkeit zu Hause,
Und die Unschuld eines guten Herzens
Regte sich im Busen hin und wieder.
Jedes ihrer Glieder lag gesättigt
Aufgelöst vom süßen Götterbalsam.
Freudig saß ich da und die Betrachtung
Hielte die Begierde, sie zu wecken,
Mit geheimen Banden fest und fester.

O Du Liebe! — dacht' ich, kann der Schlummer,
Der Verräther jedes falschen Auges,
Kann er Dir nicht schaden, Nichts entdecken,
Was des Freundes zarte Meinung ehrte.

Deine holden Augen sind geschlossen,
Die mich offen schon allein bezaubern;
Es bewegen Deine süßen Lippen
Weder sich zur Rede noch zum Kusse;
Aufgelöst sind diese Zauberbande
Deiner Arme, die mich sonst umschlingen,
Und die Hand, die reizende Gefährtinn
Süßer Schmeicheleien, unbeweglich.
Wär's ein Irrthum, wie ich von Dir denke,
Wär' es Selbstbetrug, wie ich Dich liebe,
Mußt' ich's jetzt entdecken, da sich Amor
Ohne Binde neben mich gestellet.

Lange saß ich so und freute herzlich
Ihres Werthes mich und meiner Liebe;
Schlafend hatte sie mir so gefallen,
Daß ich mich nicht traute, sie zu wecken.

Leise leg ich ihr zwei Pomeranzen
Und zwei Rosen auf das Tischchen nieder;
Sachte, sachte schlich ich meiner Wege.
Oeffnet sie die Augen, meine Gute,
Gleich erblickt sie diese bunte Gabe,
Staunt, wie immer bei verschloss'nen Thüren
Dieses freundliche Geschenk sich finde.

Geh' ich diese Nacht den Engel wieder,
O, wie freut sie sich, vergilt mir doppelt
Dieses Opfer meiner zarten Liebe!

Magisches Netz.

Am 1. Mai 1795.

Sind es Kämpfe, die ich sehe?
Sind es Spiele, sind es Wunder?
Fünf der allerliebsten Knaben,
Gegen fünf Geschwister streitend,
Regelmäßig, tactbeständig,
Einer Zauberinn zum Gebote.

Blanke Spieße führen Jene,
Diese flechten schnelle Fäden,
Daß man glaubt, in ihren Schlingen
Werde sich das Eisen fangen.
Bald gesprungen sind die Spieße;
Doch im leichten Kriegestanze
Stiehlt sich Einer nach dem Andern
Aus der zarten Schleifenreihe,
Die sogleich den Freien haschet,
Wenn sie den Gebund'nen leget.

So mit Ringen, Streiten, Siegen,
Wechselsucht und Wiederkehren
Wird ein künstlich Netz geflochten
Himmelsflocken gleich an Weiße,
Die, vom Lüften in das Dichte,
Musterhafte Streifen ziehen.
Wie es Farben kaum vermochten.

Wer empfängt nun der Gewinder
Allerwünschtes? Wen begünstigt

Unſ're vielgeliebte Herrinn,
Als den anerkannten Diener?
Mich beglückt des holden Looſes
Treu und ſtill erſehntes Zeichen!
Und ich fühle mich umſchlungen,
Ihrer Dienerſchaft gewidmet.

Doch indem ich ſo behaglich,
Aufgeſchmückt ſtolzirend wandle,
Sieh'! da knüpfen jene Loſen,
Ohne Streit, geheim geſchäftig,
Aud're Netze, fein und feiner,
Dämm'rungsfäden Moudenblicke,
Nacht-Vielen-Duft verwebend.

Eh' wir nur das Netz bemerken,
Iſt ein Glücklicher gefangen;
Den wir Andern, den wir Alle,
Segnend und beneidend, grüßen.

Der Becher.

Einen wohlgeſchnitzten vollen Becher
Hielt ich druckend in den beiden Händen,
Soz begierig ſüßen Wein vom Rande,
Gram und Sorg' auf einmal zu vertrinken.

Amor trat herein und fand mich ſitzen,
Und er lächelte beſcheidenweiſe,
Als den Unverſtändigen bedauernd.

„Freund, ich kenn' ein ſchöneres Gefäße,
Werth, die ganze Seele d'rein zu ſenken;
Was gelebſt Du, wenn ich Dir es gönne,
Es mit anderm Nectar Dir erfülle?"

O, wie freundlich hat er Wort gehalten,
Da er, Lida, Dich mit ſanfter Neigung
Mir, dem lange Sehnenden, geeignet!

Wenn ich Deinen lieben Leib umfaſſe,
Und von Deinen einzig treuen Lippen
Langbewahrter Liebe Balſam koſte,
Selig ſprech' ich dann zu meinem Geiſte:

Nein, ein ſolch' Gefäß hat, außer Amor'n,
Nie ein Gott gebildet noch beſeſſen!
Solche Fermen treibet nie Vulcanus
Mit den ſaubegabten, feinen Hämmern!
Auf belaubten Hügeln mag Lyäus
Durch die ält'ſten, klügſten ſeiner Faunen,
Ausgeſuchte Trauben keltern laſſen,
Selbſt geheimnißvoller Gährung verſtehn:
Solchen Trank verſchafft ihm keine Sorgfalt!

Nachtgedanken.

Euch bedaur' ich, unglückſel'ge Sterne,
Die Ihr ſchön ſeid und ſo herrlich ſcheinet,
Dem bedrängten Schiffer gerne leuchtet,
Unbelohnt von Göttern und von Menſchen;
Denn Ihr liebt nicht, kanntet nie die Liebe!
Unaufhaltſam führen ew'ge Stunden
Eu're Reihen durch den weiten Himmel.
Welche Reiſe habt Ihr ſchon vollendet,
Seit ich, weilend in dem Arm der Liebſten,
Euer und der Mitternacht vergeſſen!

Ferne.

Königen, ſagt man, gab die Natur vor andern Gebor'nen
Eines längeren Arms weit hinaus faſſende Kraft.
Doch auch mir, dem Geringen, verlieh ſie das fürſtliche Vorrecht;
Denn ich faſſe von fern, halte Dich, Lida, mir feſt.

An Lida.

Den Einzigen, Lida, welchen Du lieben kannſt,
Forderſt Du ganz für Dich, und mit Recht.
Auch iſt er einzig Dein:
Denn ſeit ich von Dir bin,
Scheint mir des ſchnellſten Lebens
Lärmende Bewegung
Nur ein leichter Flor, durch den ich Deine Geſtalt
Immerfort wie in Wolken erblicke:
Sie leuchtet mir freundlich und treu,
Wie durch des Nordlichts bewegliche Strahlen
Ewige Sterne ſchimmern.

Nähe.

Wie Du mir oft, geliebtes Kind,
Ich weiß nicht wie, ſo fremde biſt,
Wenn wir im Schwarm der vielen Menſchen ſind!
Das ſchläft mir alle Freude nieder.
Doch ja, wenn Alles ſtill und finſter um uns iſt,
Erkenn' ich Dich an Deinen Küſſen wieder.

An die Cicade.

Nach dem Anacreon.

Selig biſt Du, liebe Kleine,
Die Du, auf der Bäume Zweigen,
Von geringem Trank begeiſtert,
Singend, wie ein König lebeſt!
Dir gehöret eigen Alles,
Was Du auf den Feldern ſieheſt,
Alles, was die Stunden bringen;

Lebeſt unter Ackerſleuten,
Ihre Freundinn, unbeſchädigt,
Du, den Sterblichen Verehrte,
Süßen Frühlings ſüßer Bote!
Ja, Dich lieben alle Muſen,
Phöbus ſelber muß Dich lieben,
Gaben Dir die Silberſtimme;
Dich ergreifet nie das Alter,
Weiſe, zarte Dichterfreundinn,
Ohne Fleiſch und Blut Gebor'ne,
Leidenloſe Erdentochter,
Faſt den Göttern zu vergleichen.

Aus Wilhelm Meiſter.

Auch vernehmet im Gedränge
Jener Genien Geſänge.

Mignon.

Heiß mich nicht reden, heiß mich ſchweigen,
Denn mein Geheimniß iſt mir Pflicht;
Ich möchte Dir mein ganzes Inn're zeigen,
Allein das Schickſal will es nicht.

Zur rechten Zeit vertreibt der Sonne Lauf
Die finſt're Nacht, und ſie muß ſich erhellen;
Der harte Fels ſchließt ſeinen Buſen auf,
Mißgönnt der Erde nicht die tiefverborg'nen Quellen.

Ein Jeder ſucht im Arm der Freunde Ruh',
Dort kann die Bruſt in Klagen ſich ergießen;
Allein ein Schwur drückt mir die Lippen zu,
Und nur ein Gott vermag ſie aufzuſchließen.

Dieſelbe.

Nur wer die Sehnſucht kennt,
Weiß, was ich leide!
Allein und abgetrennt
Von aller Freude
Seh' ich an's Firmament
Nach jener Seite.
Ach, Der mich liebt und kennt,
Iſt in der Weite!
Es ſchwindelt mir, es brennt
Mein Eingeweide.
Nur wer die Sehnſucht kennt,
Weiß, was ich leide!

Dieſelbe.

So laßt mich ſcheinen, bis ich werde,
Zieht mir das weiße Kleid nicht aus!
Ich eile von der ſchönen Erde
Hinab in jenes feſte Haus.

Dort ruh' ich eine kleine Stille,
Dann öffnet ſich der friſche Blick;
Ich laſſe dann die reine Hülle,
Den Gürtel und den Kranz zurück.

Und jene himmliſchen Geſtalten,
Sie fragen nicht nach Mann und Weib,
Und keine Kleider, keine Falten
Umgeben den verklärten Leib.

Zwar lebt' ich ohne Sorg' und Mühe,
Doch fühlt' ich tiefen Schmerz genung,
Vier Kummer altert' ich zu frühe;
Macht mich auf ewig wieder jung.

Harfenſpieler.

Wer ſich der Einſamkeit ergibt,
Ach, Der iſt bald allein!
Ein Jeder lebt, ein Jeder liebt,
Und läßt ihn ſeiner Pein.

Ja, laßt mich meiner Qual!
Und kann ich nur ein Mal
Recht einſam ſein,
Dann bin ich nicht allein.

Es ſchleicht ein Liebender lauſchend ſacht',
Ob ſeine Freundinn allein?
So überſchleicht bei Tag und Nacht
Mich Einſamen die Pein,
Mich Einſamen die Qual.
Ach, werd' ich erſt einmal
Einſam im Grabe ſein;
Da läßt ſie mich allein!

Derſelbe.

An die Thüren will ich ſchleichen,
Still und ſittſam will ich flehn;

Fromme Hand wird Nahrung reichen,
Und ich werde weiter gehn.
Jeder wird ſich glücklich ſcheinen,
Wenn mein Bild vor ihm erſcheint;
Eine Thräne wird er weinen,
Und ich weiß nicht, was er weint.

Derſelbe.

Wer nie ſein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf ſeinem Bette weinend ſaß,
Der kennt Euch nicht, Ihr himmliſchen Mächte!

Ihr führt in's Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen ſchuldig werden,
Dann überlaßt Ihr ihn der Pein;
Denn alle Schuld rächt ſich auf Erden.

Philine.

Singet nicht in Trauertönen
Von der Einſamkeit der Nacht;
Nein, ſie iſt, o holde Schönen,
Zur Geſelligkeit gemacht!

Wie das Weib dem Mann gegeben,
Als die ſchönſte Hälfte war:
Iſt die Nacht das halbe Leben,
Und die ſchönſte Hälfte zwar.

Könnt Ihr Euch des Tages freuen,
Der nur Freuden unterbricht?
Er iſt gut, ſich zu zerſtreuen;
Zu was Anderm taugt er nicht.

Aber wenn in nächt'ger Stunde
Süßer Lampe Dämm'rung fließt,
Und vom Mund zum nahen Munde
Scherz und Liebe ſich ergießt;

Wenn der raſche, loſe Knabe,
Der ſonſt wild und feurig eilt,
Oft, bei einer kleinen Gabe,
Unter leichten Spielen weilt;

Wenn die Nachtigall Verliebten
Liebevoll ein Liedchen ſingt,
Das Gefang'nen und Betrübten
Nur wie Ach und Wehe klingt:

Mit wie leichtem Herzensregen
Horchet Ihr der Glocke nicht,
Die mit zwölf bedächt'gen Schlägen
Ruh' und Sicherheit verſpricht!

Darum an dem langen Tage
Merke Dir es, liebe Bruſt:
Jeder Tag hat ſeine Plage,
Und die Nacht hat ihre Luſt!

Antiker Form ſich nähernd.

Wollen wir kurz wollen Hallen
Zu Gedichte, wie den Alten?

Herzog Leopold von Braunſchweig.

Dich ergriff mit Gewalt der alte Herrſcher des Fluſſes,
Hält Dich und theilet mit Dir ewig ſein fremdes Reich.
Ruhig ſchlummerſt Du nun bei'm ſtilleren Rauſchen der Urne,
Bis Dich ſtürmende Fluth wieder zu Thaten erweckt;
Hülfreich werde dem Volke, ſowie Du, ein Sterblicher, weileſt,
Und vollend' als ein Gott, was Dir als Menſchen mißlang!

Dem Ackermann.

Flach bedecket und leicht den goldenen Samen die Furche;
Guter! die tiefere deckt endlich Dein ruhend' Gebein.
Fröhlich geyflügt und geſä't! Hier keimet lebendige Nahrung,
Und die Hoffnung entfernt ſelbſt von dem Grabe ſich nicht.

Anacreon's Grab.

Wo die Roſe hier blüht, wo Reben um Lorbeer ſich ſchlingen,

Wo das Turteichen lockt, wo ſich das Grillchen ergetzt:
Welch ein Grab iſt hier, das alle Götter mit Leben
Schön bepflanzt und geziert? Es iſt Anacreon's Ruh'.
Frühling, Sommer und Herbſt genoß der glückliche Dichter;
Vor dem Winter hat ihn endlich der Hügel geſchützt.

Die Geſchwiſter.

Schlummer und Schlaf, zwei Brüder, zum Dienſte der Götter berufen,
Bat ſich Prometheus herab, ſeinem Geſchlechte zum Troſt;
Aber den Göttern ſo leicht, doch ſchwer zu ertragen den Menſchen,
Ward nun ihr Schlummer uns Schlaf, ward nun ihr Schlaf uns zum Tod.

Zeitmaß.

Eros, wie ſeh' ich Dich hier! In jeglichem Händchen die Sanduhr!
Wie? Leichtſinniger Gott, miſſeſt Du doppelt die Zeit?
„Langſam rinnen aus einer die Stunden entfernter Geliebten;
Gegenwärtigen fließt eilig die zweite herab.“

Warnung.

Wecke den Amor nicht auf! Noch ſchläft der liebliche Knabe;
Geh', vollbring' Dein Geſchäft, wie es der Tag Dir gebeut!
So der Zeit bedienet ſich klug die ſorgliche Mutter,
Wenn ihr Knäbchen entſchläft; denn es erwacht nur zu bald.

Einſamkeit.

Die Ihr Felſen und Bäume bewohnt, o heilſame Nymphen,
Gebet Jeglichem gern, was er im Stillen begehrt!
Schaffet dem Traurigen Troſt, dem Zweifelhaften Belehrung,
Und dem Liebenden gönnt, daß ihm begegne ſein Glück!
Denn Euch gaben die Götter, was ſie den Menſchen verſagten;
Jeglichem, der Euch vertraut, tröſtlich und hülflich zu ſein.

Erkanntes Glück.

Was bedächtlich Natur ſonſt unter Viele vertheilet,
Gab ſie mit reichlicher Hand alles der Einzigen, ihr.
Und die ſo herrlich Begabte, von Vielen ſo innig Verehrte,
Gab ein liebend Geſchick freundlich dem Glücklichen, mir.

Erwählter Fels.

Hier im Stillen gedachte der Liebende ſeiner Geliebten;
Heiter ſprach er zu mir: „Werde mir Zeuge, Du Stein!
Doch erhebe Dich nicht; Du haſt noch viele Geſellen;
Jedem Felſen der Flur, die mich, den Glücklichen, nährt,
Jedem Baume des Walds, um den ich wandernd mich ſchlinge:
Denkmal bleibe des Glücks! ruf' ich ihm weihend und frei.
Doch die Stimme verleih' ich nur Dir, wie unter der Menge
Einen die Muſe ſich wählt, freundlich die Lippen ihm küßt.“

Ländliches Glück.

Seid, o Geiſter des Hains, o ſeid, Ihr Nymphen des Fluſſes,
Ew'rer Entfernten gedenk, Ewerer Nahen zur Luſt!
Weihend feierten ſie im Stillen die ländlichen Feſte;
Mir, dem gebahnten Pfad folgend, beſchlichen das Glück.
Amor wohnte mit uns; es macht der himmliſche Knabe
Gegenwärtige lieb, und die Entfernten Euch nah'.

Philomele.

Dich hat Amor gewiß, o Sängerinn, fütternd erzogen;
Kindiſch reichte der Gott Dir mit dem Pfeile die Koſt!
So, durchdrungen von Gift die harmlos athmende Kehle,
Trifft mit der Liebe Gewalt nun Philomele das Herz.

Geweihter Platz.

Wenn zu den Reihen der Nymphen, verſammelt in heiliger Mondnacht,
Sich die Grazien heimlich herab vom Olympus geſellen:
Hier belauſcht ſie der Dichter und hört die ſchönen Geſänge,
Sieht verſchwiegener Tänze geheimnißvolle Bewegung.
Was der Himmel nur Herrliches hat, was glücklich die Erde
Reizendes immer gebar, Das erſcheint dem wachenden Träumer.
Alles erzählt er den Muſen, und daß die Götter nicht zürnen,
Lehren die Muſen ihn gleich beſcheiden Geheimniſſe ſprechen.

Der Park.

Welch ein himmliſcher Garten entſpringt aus Oed' und aus Wüſte,
Wird und lebet und glänzt herrlich im Lichte vor mir!
Weßl den Schöpfer ahmet Ihr nach, Ihr Götter der Erde:
Fels und See und Gebüſch, Vögel und Fiſch und Gewild!
Nur daß Euere Stätte ſich ganz zum Eden vollende,
Fehlet ein Glücklicher hier, fehlt Euch am Sabath die Ruh'.

Die Lehrer.

Als Diogenes ſtill in ſeiner Tonne ſich ſonnte,
Und Calanus mit Luſt ſtieg in das flammende Grab:
Welche herrliche Lehre dem raſchen Sohn des Philippus,
Wäre der Herrſcher der Welt nicht auch der Lehre zu groß!

Verſuchung.

Reichte die ſchädliche Frucht einſt Mutter Eva dem Gatten:
Ach, vom thörichten Biß kränkelt das ganze Geſchlecht!
Nun, vom heiligen Leibe, der Seelen ſpeiſet und heilet,
Koſteſt Du, Lydia, fromm, liebliches, büßendes Kind!
Darum ſchick' ich Dir eilig die Frucht voll irdiſcher Säfte,
Daß der Himmel Dich nicht Deinem Geliebten entzieh'.

Ungleiche Heirath.

Selbſt ein ſo himmliſches Paar fand nach der Verbindung ſich ungleich:
Pſyche ward älter und klug, Amor iſt immer noch Kind.

Heilige Familie.

O des ſüßen Kindes, und o der glücklichen Mutter,
Wie ſie ſich einzig in ihm, wie es in ihr ſich ergetzt!
Welche Wonne gewährte der Blick auf dieß herrliche Bild mir,
Stünd' ich Armer nicht ſo heilig, wie Joſeph, dabei!

Entſchuldigung.

Du verklageſt das Weib, ſie ſchwanke von Einem zum Andern!
Tadle ſie nicht: ſie ſucht einen beſtändigen Mann.

Der Chineſe in Rom.

Einen Chineſen ſah ich in Rom; die geſammten Gebäude
Alter und neuerer Zeit ſchienen ihm läßig und ſchwer.
„Ach!" ſo ſeufzt' er, „die Armen! Ich hoffe, ſie ſollen begreifen,
Wie erſt Säulchen von Holz tragen des Daches Gezelt,
Daß an Latten und Pappen, Geſchnitz und bunter Vergoldung

Sich des gebildeten Augs feinerer Sinn nur erfreut.“
Siehe, da glaubt' ich, im Bilde, ſo manchen Schwärmer zu ſchauen,
Der ſein luſtig'Geſpinnſt mit der ſoliden Natur
Ewigem Teppich vergleicht, den ächten, reinen Geſunden
Krank nennt, daß ja nur er heiße, der Kranke, geſund.

Spiegel der Muſe.

Sich zu ſchmücken begierig, verfolgte den rinnenden Bach einſt
Früh die Muſe hinab, ſie ſuchte die ruhigſte Stelle.
Eilend und rauſchend indeß verzog die ſchwankende Fläche
Stets das bewegliche Bild; die Göttinn wandte ſich zürnend;
Doch der Bach rief hinter ihr d'rein und höhnte ſie: „Freilich
Magſt Du die Wahrheit nicht ſehn, wie rein Dir mein Spiegel ſie zeiget!“
Aber indeſſen ſtand ſie ſchon fern, am Winkel des Sees,
Ihrer Geſtalt ſich erfreuend und rückte den Kranz ſich zurechte.

Phöbus und Hermes.

Delos ernſter Beherrſcher und Maja's Sohn, der Gewandte,
Rechteten heftig; es wünſcht' Jeder den herrlichen Preis.
Hermes verlangte die Leier, die Leier verlangt' auch Apollon;
Doch vergeblich erfüllt Hoffnung den Beiden das Herz:
Denn raſch dränget ſich Ares heran, gewaltſam entſcheidend,
Schlägt das goldene Spiel wild mit dem Eiſen entzwei.
Hermes lacht unmäßig, der Schadenfrohe; doch Phöbus
Und den Muſen ergreift inniger Schmerz das Gemüth.

Der neue Amor.

Amor, nicht das Kind, der Jüngling, der Pſyche'n verführte,
Sah im Olympus ſich um, frech und der Siege gewohnt;
Eine Göttinn erblickt' er, vor Allen die herrlichſte Schöne,
Venus Urania war's, und er entbrannte für ſie.
Ach, die Heilige ſelbſt, ſie widerſtand nicht dem Werben,
Und der Verwegene hielt feſt ſie im Arme beſtrickt!
Da entſtand aus ihnen ein neuer, lieblicher Amor,
Der dem Vater den Sinn, Sitte der Mutter verdankt.
Immer findeſt Du ihn in holder Muſen Geſellſchaft
Und ſein reizender Pfeil ſtiftet die Liebe der Kunſt.

Die Kränze.

Klopſtock will uns vom Pindus entfernen; wir ſollen nach Lorbeer
Nicht mehr geizen, uns ſoll inländiſche Eiche genügen;
Und doch führet er ſelbſt den überepiſchen Kreuzzug
Hin auf Golgatha's Gipfel, ausländiſche Götter zu ehren!
Doch auf welchen Hügel er wolle, verſammt' er die Engel,
Laſſe bei'm Grabe des Guten verlaſſene Redliche weinen.
Wo ein Held und Heiliger ſtarb, wo ein Dichter geſungen,
Uns im Leben und Tod ein Beiſpiel trefflichen Muthes,
Hohen Menſchenwerthes zu hinterlaſſen, da knieen
Billig alle Völker in Andachtswonne, verehren
Dorn und Lorbeerkranz, und was ihn geſchmückt und geheiligt.

Schweizer-Alpe.

War doch geſtern Dein Haupt noch ſo braun wie die Locke der Lieben,
Deren holdes Gebild ſtill aus der Ferne mir winkt;
Silbergrau bezeichnet Dir früh der Schnee nun die Gipfel,
Der ſich in ſtürmender Nacht Dir um den Scheitel ergoß.
Jugend, ach, iſt dem Alter ſo nah', durch's Leben verbunden,
Wie ein beweglicher Traum Geſtern und Heute verband!

An Perſonen.

Vieles reicht' ich meinen Lieben;
Weniges iſt mir geblieben.

Ilmenau,
am 3. September 1783.

Anmuthig' Thal! Du immergrüner Hain!
Mein Herz begrüßt Euch wieder auf das Beſte;
Entfaltet mir die ſchwerbehang'nen Aeſte,
Nehmt freundlich mich in Eu're Schatten ein;
Erquickt von Euern Höh'n, am Tag der Lieb' und Luſt,
Mit friſcher Luft und Balſam meine Bruſt!

Wie kehrt' ich oft mit wechſelndem Geſchicke,
Erhab'ner Berg, an Deinen Fuß zurücke!
O, laß mich heut an Deinen ſachten Höh'n
Ein jugendlich', ein neues Eden ſehn!
Ich hab' es wohl auch mit um Euch verdienet;
Ich ſorge ſtill, indeß Ihr ruhig grünet.

Laßt mich vergeſſen, daß auch hier die Welt
So manch' Geſchöpf in Erdefeſſeln hält,
Der Landmann leichtem Sand den Samen anvertraut
Und ſeinen Kohl dem frechen Wilde baut;
Der Knappe karges Brod in Klüften ſucht;
Der Köhler zittert, wenn der Jäger flucht!
Vergönnt Euch mir, wie Ihr es oft gethan,
Als fing' ich heut ein neues Leben an.

Ihr ſeid mir hold, Ihr gönnt mir dieſe Träume,
Sie ſchmeicheln mir und locken alte Reime.
Mir wieder ſelbſt, von allen Menſchen fern,
Wie bad' ich mich in Euern Düften gern!
Melodiſch rauſcht die hohe Tanne wieder,
Melodiſch eilt der Waſſerfall hernieder;
Die Welle ſinkt, der Nebel drückt in's Thal,
Und es iſt Nacht und Dämm'rung auf ein Mal.

Im finſtern Wald, bei'm Liebesblick der Sterne,
Wo iſt mein Pfad, den ſorglos ich verlor?
Welch ſelt'ne Stimmen hör' ich in der Ferne?
Sie ſchallen wechſelnd an dem Fels empor.
Ich eile, ſacht zu ſehn, was es bedeutet,
Wie von des Hirſches Ruf der Jäger ſtill geleitet.

Wo bin ich? Iſt's ein Zaubermährchenland?
Welch nächtliches Gelag am Fuß der Felſenwand?
Bei kleinen Hütten, dicht mit Reis bedecket,
Seh' ich ſie froh an's Feuer hingeſtrecket.
Es dringt der Klang hoch durch den Fichtenſaal,
Am niedern Herde kocht ein rohes Mahl;
Sie ſcherzen laut, indeſſen, bald geleeret,
Die Flaſche friſch im Kreiſe wiederkehret.

Sagt, wem vergleich' ich dieſe munt're Schaar?
Von wannen kommt ſie, um wohin zu ziehen?
Wie iſt an ihr doch Alles wunderbar!
Soll ich ſie grüßen, ſoll ich vor ihr fliehen?
Iſt es der Jäger wildes Geiſterheer?
Sind's Gnomen, die hier Zauberkünſte treiben?
Ich ſeh' im Buſch der kleinen Feuer mehr;
Es ſchaudert mich, ich wage kaum zu bleiben.
Iſt's der Aegyptier verdächtiger Aufenthalt?
Iſt es ein flücht'ger Fürſt, wie im Ardenner-Wald?
Soll ich Verirrter hier in den verſchlung'nen Gründen
Die Geiſter Shakeſpeare's gar verkörpert finden?
Ja, der Gedanke führt mich eben recht:
Sie ſind es ſelbſt, wo nicht ein gleich' Geſchlecht!
Unbändig ſchwelgt ein Geiſt in ihrer Mitten,
Und durch die Rohheit fühl' ich edle Sitten.

Wie nennt Ihr ihn? Wer iſt's, der, dort gebückt,
Nachläſſig ſtark die breiten Schultern drückt?
Er ſitzt zunächſt gelaſſen an der Flamme,
Die markige Geſtalt aus altem Heldenſtamme.
Er ſaugt begierig am geliebten Rohr,
Es ſteigt der Dampf an ſeiner Stirn' empor.
Gutmüthig trocken weiß er Freud' und Lachen
Im ganzen Cirkel laut zu machen,
Wenn er mit ernſtlichem Geſicht
Barbariſch bunt in fremder Mundart ſpricht.

Wer iſt der And're, der ſich nieder
An einen Sturz des alten Baumes lehnt,
Und ſeine langen, feingeſtalten Glieder
Ekſtatiſch faul nach allen Seiten dehnt,
Und, ohne daß die Zecher auf ihn hören,
Mit Geiſtesflug ſich in die Höhe ſchwingt,
Und von dem Tanz der himmelhohen Sphären
Ein monotones Lied mit großer Inbrunſt ſingt?

Doch ſcheinet Allen etwas zu gebrechen.
Ich höre ſie auf ein Mal leiſe ſprechen,
Des Jünglings Ruhe nicht zu unterbrechen,
Der dort am Ende, wo das Thal ſich ſchließt,
In einer Hütte, leicht gezimmert,
Vor der ein letzter Blick des kleinen Feuers ſchimmert,

Gegen die andre Seite gekehrt.

Schweige, zarte liebe Stimme!
Mit den sanften Zaubertönen
Lockst du mich, vermehrst das Sehnen,
Marterst mit vergebnem Schmerz.

Wie oben.

Welch ein Lispeln, welch ein Schauer
Weht vom Grabe des Geliebten!
Ja, es wehet dem Betrübten
Sanften Frieden in das Herz.

Wer kommt am Flusse her, und steigt behende
Den Fels herauf? Erkenn' ich diesen Mann,
So ist's Valerio. Welch ein Geschick
Führt ihn auf diese Spur? Ich eile schnell
Mich zu verbergen. — Was beschließ' ich? Was
Ist hier zu thun? — Geschwind' in deine Hütte!
Dort kannst du horchen, überlegen dort.

Vom Waſſerfall umrauſcht, des milden Schlafs genießt.
Mich treibt das Herz, nach jener Klufft zu wandern;
Ich ſchleiche ſtill und ſcheide von den Andern.

Sei mir gegrüßt, der hier in ſpäter Nacht
Gedankenvoll an dieſer Schwelle wacht!
Was ſitzeſt Du entfernt von jenen Freuden?
Du ſcheinſt mir auf was Wichtiges bedacht.
Was iſt's, daß Du in Sinnen Dich verliereſt,
Und nicht einmal Dein kleines Feuer ſchüreſt?

„O, frage nicht! Denn ich bin nicht bereit,
Des Fremden Neugier leicht zu ſtillen;
Sogar verbitt' ich Deinen guten Willen;
Hier iſt zu ſchweigen und zu leiden Zeit.
Ich bin Dir nicht im Stande, ſelbſt zu ſagen,
Woher ich ſei, wer mich hierher geſandt;
Von fremden Zonen bin ich her verſchlagen
Und durch die Freundſchaft feſtgebannt.

Wer kennt ſich ſelbſt? Wer weiß, was er vermag?
Hat nie der Muthige Verweg'nes unternommen?
Und was Du thuſt, ſagt erſt der and're Tag,
War es zum Schaden oder Frommen.
Ließ nicht Prometheus ſelbſt die reine Himmelsgluth
Auf friſchen Thon vergötternd niederfließen?
Und kennt' er mehr als irdiſch' Blut
Durch die belebten Adern gießen?
Ich brachte reines Feuer vom Altar;
Was ich entzündet, iſt nicht reine Flamme.
Der Sturm vermehrt die Gluth und die Gefahr;
Ich ſchwanke nicht, indem ich mich verdamme.

Und wenn ich unklug Muth und Freiheit ſang
Und Redlichkeit und Freiheit ſonder Zwang,
Stolz auf ſich ſelbſt und herzliches Behagen,
Erwarb ich mir der Menſchen ſchöne Gunſt;
Doch, ach, ein Gott verſagte mir die Kunſt,
Die arme Kunſt, mich künſtlich zu betragen!
Nun ſitz' ich hier zugleich erhoben und gedrückt,
Unſchuldig und geſtraft, unſchuldig und entzückt.

Doch rede ſacht; denn unter dieſem Dach
Ruht all' mein Wohl und all' mein Ungemach!
Ein edles Herz, vom Wege der Natur
Durch enges Schickſal abgeleitet,
Das, ahnungsvoll, nun auf der rechten Spur
Bald mit ſich ſelbſt und bald mit Zauberſchatten ſtreitet,
Und, was ihm das Geſchick durch die Geburt geſchenkt,
Mit Müh' und Schweiß erſt zu erringen denkt.
Kein liebevolles Wort kann ſeinen Geiſt enthüllen
Und kein Geſang die hohen Wogen ſtillen.

Wer kann der Raupe, die am Zweige kriecht,
Von ihrem künft'gen Futter ſprechen?
Und wer der Puppe, die am Boden liegt,
Die zarte Schale helfen durchzubrechen?
Es kommt die Zeit, ſie drängt ſich ſelber los
Und eilt auf Fittigen der Roſe in den Schoß.

Gewiß, ihm geben auch die Jahre
Die rechte Richtung ſeiner Kraft.
Noch iſt bei tiefer Neigung für das Wahre
Ihm Irrthum eine Leidenſchaft.
Der Vorwitz lockt ihn in die Weite,
Kein Fels iſt ihm zu ſchroff, kein Steg zu ſchmal;
Der Unfall lauert an der Seite
Und ſtürzt ihn in den Arm der Qual.
Dann treibt die ſchmerzlich überſpannte Neigung
Gewaltſam ihn bald da bald dort hinaus,
Und von unmuthiger Bewegung
Ruht er unmuthig wieder aus.
Und daſtet wild an heitern Tagen,
Unbändig, ohne froh zu ſein,
Schläft er, an Seel' und Leib verwundet und zerſchlagen,
Auf einem harten Lager ein,
Indeſſen ich hier ſtill und athmend kaum
Die Augen zu den freien Sternen kehre,
Und, halb erwacht und halb im ſchweren Traum,
Mich kaum des ſchweren Traums erwehre."

Verſchwinde, Traum!

Wie dank' ich, Muſen, Euch,
Daß Ihr mich heut auf einen Pfad geſtellet,
Wo auf ein einzig' Wort die ganze Gegend gleich
Zum ſchönſten Tage ſich erhellet;
Die Wolke flieht, der Nebel fällt,
Die Schatten ſind hinweg! Ihr Götter, Preis und Wonne!
Es leuchtet mir die wahre Sonne,
Es lebt mir eine ſchön're Welt;
Das ängſtliche Geſicht iſt in die Luft zerronnen,
Ein neues Leben iſt's, es iſt ſchon lang begonnen.

Ich ſehe hier, wie man nach langer Reiſe
Im Vaterland ſich wieder kennt,
Ein ruhig' Volk in ſtillem Fleiße
Benutzen, was Natur an Gaben ihm gegönnt.
Der Faden eilet von dem Rocken
Des Webers raſchem Stuhle zu,
Und Seil und Kübel wird in läng'rer Ruh'
Nicht am verbrech'nen Schachte ſtocken;
Es wird der Trug entdeckt, die Ordnung kehrt zurück;
Es ſetzt Gedeih'n und feſtes, ird'ſches Glück.

So mög', o Fürſt, der Winkel Deines Landes
Ein Vorbild Deiner Tage ſein!
Du kennſt lang die Pflichten Deines Standes
Und ſchränkeſt nach und nach die freie Seele ein.
Der kann ſich manchen Wunſch gewähren,
Der kalt ſich ſelbſt und ſeinem Willen lebt;
Allein wer And're wohl zu leiten ſtrebt,
Muß ſätzig ſein, Viel zu entbehren.

So wandle Du — der Lohn iſt nicht gering —
Nicht ſchwankend hin, wie jener Säemann ging,
Daß bald ein Korn, des Zufalls leichtes Spiel,
Hier auf den Weg, dort zwiſchen Dornen fiel;
Nein! ſtreue klug wie reich, mit männlich ſtäter Hand,
Den Segen aus auf ein geackert' Land;
Dann laß es ruh'n: die Ernte wird erſcheinen
Und Dich beglücken und die Deinen.

Gellert's Monument.

Von Oeſer.

Als Gellert, der Geliebte, ſchied,
Manch gutes Herz im Stillen weinte,
Auch manches matte, ſchiefe Lied
Sich mit dem reinen Schmerz vereinte,
Und jeder Stümper bei dem Grab
Ein Blümchen an die Ehrenkrone,
Ein Scherflein zu des Edeln Lohne,
Mit vielzufried'ner Miene gab:
Stand Oeſer ſeitwärts von den Leuten
Und fühlte den Geſchied'nen, ſann
Ein bleibend' Bild, ein lieblich' Deuten
Auf den verſchwund'nen, werthen Mann;
Und ſammelte mit Geiſtesflug
Im Marmor alles Lobes Stammeln,
Wie wir in einen engen Krug
Die Aſche des Geliebten ſammeln.

An Zacharia.

Schon wälzen ſchnelle Räder raſſelnd ſich und tragen
Dich von dem unbeklagten Ort,
Und, angekettet feſt an Deinen Wagen,
Die Freuden mit Dir fort.

Du biſt uns kaum entwichen, und ſchwermüthig ziehen
Aus dumpfen Höhlen (denn dahin
Flieh'n ſie bei Deiner Ankunft, wie vor'm Glühen
Der Sonne Nebel flieh'n)

Verdruß und Langeweile. Wie die Stymphaliden
Umſchwärmen ſie den Tiſch und ſpeih'n
Von ihren Zittgen Gift unſerm Frieden
Auf alle Speiſen hin.

Wo iſt, ſie zu verſcheuchen, unſer gütiger Reiter,
Der Venus vielgeliebter Sohn,
Apoll'ens Liebling, Liebling aller Götter!
Lebt er; iſt er entflieh'n?

O, leih' mir, Sohn der Maja, Deiner Ferſen Schwingen,
Die Du ſonſt Sterblichen geliehn,
Die reißen mich aus dieſem Elend, bringen
Mich zu der Ocker hin.

Dann folg' ich unerwartet ihm am Fluſſe,
Allein; ſo wenig ſtaunet er,
Als ging ihm, angeheftet ſeinem Fuße,
Sein Schatten hinterher.

Von ihm dann unzertrennlich, wärmt den jungen Buſen
Der Glanz, der glorreich ihn umgibt;
Er liebet mich: dann lieben mich die Muſen,
Weil mich ihr Liebling liebt.

An Silvie'n.

Wenn die Zweige Wurzeln ſchlagen,
Wachſen, grünen, Früchte tragen:
Möchteſt Du dem Angedenken
Deines Freunds ein Lächeln ſchenken.

Derſelben.

Und wenn ſie zuletzt erfrieren,
Weil man ſie nicht wohl verſchanzet:
Will ſich's alſobald gebühren,
Daß man hoffend neue pflanzet.

Einer jungen Freundin.

Wohin Du trittſt, wird uns verklärte Stunde,
Dir leuchtet Klarheit friſch vom Angeſicht,
Vom Auge Gutheit, Lieblichkeit vom Munde,
Aus Wolken dringt ein reines Himmelslicht.
Der Ungeheuer Schwarm im Hintergrunde,
Er drängt, er droht, jedoch er ſchreckt Dich nicht,
Wie Du mit Freiheit unbefangen ſchreiteſt,
Das Herz erhebſt und jeden Geiſt erweiteſt.

So wandelſt Du, Dein Ebenbild zu ſchauen,
Das majeſtätiſch uns von oben blickt;
Der Mütter Urbild, Königinn der Frauen,
Ein Wunderpinſel hat ſie ausgedrückt.
Ihr beugt ein Mann, mit liebevollem Grauen,
Ein Weib die Knie', in Demuth ſtill entzückt;
Du aber kommſt, ihr Deine Hand zu reichen,
Als wäreſt Du zu Haus bei Deinesgleichen.

Doch ſchreite weiter, was auch hier ſich finde,
Zum Lande hin, dem doch kein and'res gleicht,

Wo uns Natur befreit, wie Kunst auch binde,
Der Geist sich stählt, wenn sich das Herz erweicht,
Vor stillem Schau'n so Zeit- als Volksgewinde
Zum Abgrund wallt, zur Himmelshöhe steigt:
Dorthin gehörst Du, die Du schaffend strebest,
Die Trümmer herstellst, Todtes neu belebest.

Führ' uns indeß durch blumenreiche Matten,
Am breiten Fluß durch's wohlbekannte Thal,
Wo Reben sich um Sonnenhügel gatten,
Der Fels Dich schützt vor mächt'gem Sonnenstrahl;
Genieße froh der engen Laube Schatten,
Der reinen Milch unschuldig würd'ges Mahl,
Und hier und dort vergönn', an Deinen Blicken,
An Deinem Wort uns ewig zu entzücken!

Jubiläum,

am 2. Januar 1825.

Hat der Tag sich kaum erneuet,
Wo uns Winterfreude blühet,
Jedermann sich wünschend freuet,
Wenn er Freund und Gönner siehet.

Sagt, wie schon am zweiten Tage
Sich ein zweites Fest entzündet?
Hat vielleicht willkomm'ne Sage
Vaterland und Reich gegründet?

Haben sich die Allgewalten
Endlich schöpferisch entschieden,
Aufzuzeichnen, zu entfalten
Allgemeinen, ew'gen Frieden?

Nein! — Dem Würdigen, dem Biedern
Winden wir vollkomm'ne Kränze,
Und zu aller Art von Liedern
Schlingen sich des Festes Tänze.

Selbst das Erz erweicht sich gerne,
Wundersam ihn zu verehren;
Aber Ihr, auch aus der Ferne,
Laßt zu seinem Preise hören!

Er, nach langer Jahre Sorgen,
Wo der Boden oft gebidmet,
Sieht nun Fürst und Volk geborgen,
Dem er Geist und Kraft gewidmet.

Die Gemahlinn, längst verbunden
Ihm als treulichstes Geleite,
Sieht er auch, der tausend Stunden
Froh gedenk, an seiner Seite.

Leb' er so, mit Jünglingskräften
Immer herrlich und vermögsam,
In den wichtigsten Geschäften
Heiter klug und weise regsam,

Und in seiner Frauen Kreise
Sorgenfrei und unterhaltend,
Eine Welt, nach seiner Weise,
Nah' und fern umher gestaltend.

Räthsel.

Viel Männer sind hoch zu verehren,
Wohlthätige durch Werk und Lehren;
Doch wer uns zu erstatten wagt,
Was die Natur uns ganz versagt,
Den darf ich wohl den Größten nennen:
Ich denke doch, Ihr müßt ihn kennen?

Den Drillingsfreunden von Cöln.

Mit einem Bildnisse.

Der Abgebildete
Vergleicht sich billig
Heil'gen Dreikönige,
Dieweil er willig
Dem Stern, der Osten her
Wahrhaft erschienen,
Auf allen Wegen war
Bereit zu dienen.

Der Bildner gleichen Falls
Vergleicht sich eben
Dem Reiter, der den Hals
Daran gegeben,
Wie Hemelink auch gethan,
Ein Held geworden
Durch seine Mannskraft
Ritter vom Orden.

Darum zusammen sie
Euch nun verehren,
Die zum Vergangenen
Muthig sich kehren,
Stein, Heil'ge, Sammt und Geld —
Männiglich strebend
Und altem Tage hold —
Fröhlich belebend.

An Uranius.

Himmel, ach! so ruft man aus,
Wenn's uns schlecht gewerden.
Himmel will verdienen sich
Pfaff und Ritter-Orden.

Ihren Himmel finden Viel'
In dem Weltgetümmel;
Jugend unter Tanz und Spiel
Meint, sie sei im Himmel.

Doch von dem Clavicre tönt
Ganz ein and'rer Himmel;

Alle Morgen grüß' ich ihn,
Nickt er mir vom Schimmel.

An Tischbein.

Erst ein Deutscher, dann ein Schweizer,
Dann ein Berg- und Thaldurchkreuzer,
Römer, dann Napolitaner,
Philosoph und doch kein Auer,
Dichter, fruchtbar aller Orten,
Bald mit Zeichen, bald mit Worten,
Immer bleibest Du Derselbe,
Von der Tiber bis zur Elbe!
Glück und Heil, sowie Du strebest!
Leben, sowie Du belebest!
So genieße! Laß genießen,
Bis die Nymphen Dich begrüßen,
Die sich in der Ilme baden,
Und auf's Freundlichste Dich laden!

An Denselben.

Alles, was Du denkst und sannst,
Was Du der Natur und Kunst
Mit Empfindung abgewinnest,
Drückst Du aus durch Musengunst.
Farbe her! Dein Meisterwille
Schafft ein sichtliches Gedicht;
Doch, bescheiden in der Fülle,
Du verschmähst die Worte nicht.

An Denselben.

Für das Gute, für das Schöne,
Das Du uns so reichlich sendest,
Möge jegliche Camöne
Freude spenden, wie Du spendest;
Möge Dir, im nord'schen Trüben,
Aller Guten, aller Lieben
Reine Neigung so bereiten,
Ueberall Dich zu begleiten
Mit des Umgangs trauter Wonne,
Wie im heitern Land der Sonne!

An Denselben.

Statt den Menschen in den Thieren
Zu verlieren,
Findest Du ihn klar darin,
Und belebst, als wahrer Dichter,
Schaf- und säuisches Gelichter
Mit Gesinnung wie mit Sinn.
Auch der Esel kommt zu Ehren
Und paht uns weise Lehren.
Das, was Bössen nur begonnen,
Kommt durch Tischbein an die Sonnen.

Stammbuchreim.

Mant're Gärten lieb' ich mir,
Viele Blumen d'rinne,
Und Du hast so einen hier,
Merk' ich wohl, im Sinne.

Mögen Wünsche für Dein Glück
Tausendfach erscheinen:
Grüße sie mit heiterm Blick
Und veran die meinen.

Der liebenden Vergeßlichen.

Zum Geburtstage.

Dem schönen Tag sei es geschrieben,
Oft glänze Dir sein heit'res Licht!
Uns höret Du nicht auf zu lieben;
Doch bitten wir: vergiß uns nicht!

Mit Wahrheit und Dichtung.

Ein alter Freund erscheint maskirt,
Und Das, was er im Schilde führt,
Gesteht er wohl nicht Allen;
Doch Du entdeckst sogleich den Keim
Und sprichst ihn aus ganz in's Geheim:
Er wünscht Dir zu .....

Angebinde zur Rückkehr.

Die Freundinn war hinausgegangen,
Um in der Welt sich umzusehn;
Nun wird sie bald nach Hause gelangen
Und auf gewohnte Weise ruh'n.
Und neigt sie dann das arg'sche Köpfchen,
Umwunden reich von Zopf und Zeisichen,
Nach einem kissenreichen Sitzchen,
So bietet freundlich ihr das Mützchen.

Kunſt.

Die Nectar-Tropfen.

Als Minerva jenen Liebling,
Den Prometheus, zu begünſt'gen,
Eine volle Nectar-Schale
Von dem Himmel niederbrachte,
Seine Menſchen zu beglücken,
Und den Trieb zu holden Künſten
Ihrem Buſen einzuflößen:
Eilte ſie mit ſchnellen Füßen,
Daß ſie Jupiter nicht ſähe,
Und die gold'ne Schale ſchwankte,
Und es fielen wenig Tropfen
Auf den grünen Boden nieder.

Emſig waren d'rauf die Bienen
Hinterher und ſaugten fleißig;
Kam der Schmetterling geſchäftig,
Auch ein Tröpfchen zu erhaſchen;
Selbſt die ungeſtalte Spinne
Kroch herbei und ſog gewaltig.

Glücklich haben ſie gekoſtet,
Sie und and're zarte Thierchen;
Denn ſie theilen mit dem Menſchen
Nun das ſchönſte Glück, die Kunſt.

Der Wanderer.

Wanderer.

Gott ſegne Dich, junge Frau,
Und den ſäugenden Knaben
An Deiner Bruſt!
Laß mich an der Felſenwand hier,
In des Ulmbaums Schatten,
Meine Bürde werfen,
Neben Dir ausruh'n.

Frau

Welch' Gewerb treibt Dich
Durch des Tages Hitze
Den ſtaubigen Pfad her?
Bringſt Du Waaren aus der Stadt
Im Land herum?
Lächelſt, Fremdling,
Ueber meine Frage?

Wanderer.

Keine Waaren bring' ich aus der Stadt.
Kühl wird nun der Abend:
Bilde, Künſtler! Rede nicht!
Nur ein Hauch ſei Dein Gedicht!
Zeige mir den Brunnen,
D'raus Du trinkeſt,
Liebes, junges Weib!

Frau.

Hier den Felſenpfad hinauf.
Geh' voran! Durch's Gebüſche
Geht der Pfad nach der Hütte,
D'rin ich wohne,
Zu dem Brunnen,
Den ich trinke.

Wanderer.

Spuren ordnender Menſchenhand
Zwiſchen dem Geſträuch!
Dieſe Steine haſt Du nicht gefügt,
Reich hinſtreuende Natur!

Frau.

Weiter hinauf!

Wanderer.

Von dem Moos gedeckt ein Architrav!
Ich erkenne Dich, bildender Geiſt!
Haſt Dein Siegel in den Stein geprägt.

Frau.

Weiter, Fremdling!

Wanderer.

Eine Inſchrift, über die ich trete!
Nicht zu leſen!
Weggewandelt ſeid Ihr,
Tiefgegrab'ne Worte,
Die Ihr Eures Meiſters Andacht
Tauſend Enkeln zeigen ſolltet.

Frau.

Staunſt, Fremdling,
Dieſe Stein' an?
Droben ſind der Steine viel
Um meine Hütte.

Wanderer.

Droben?

Frau.

Gleich zur Linken
Durch's Gebüſch hinan,
Hier.

Wanderer.

Ihr Muſen und Grazien!

Frau.

Das iſt meine Hütte.

Wanderer.

Eines Tempels Trümmer!

Frau.

Hier zur Seit' hinab
Quillt der Brunnen,
Den ich trinke.

Wanderer.

Glühend webst Du
Ueber Deinem Grabe,
Genius! Ueber Dir
Iſt zuſammengeſtürzt
Dein Meiſterſtück,
O, Du Unſterblicher!

Frau.

Wart', ich hole das Gefäß
Dir zum Trinken.

Wanderer.

Epheu hat Deine ſchlanke
Götterbildung umkleidet.
Wie Du emporſtrebſt
Aus dem Schutte,
Säulenpaar!
Und Du, einſame Schweſter, dort,
Wie ihr
Düſt'res Moos, auf dem heiligen Haupt,
Majeſtätiſch trauernd herabſchaut
Auf die Zertrümmerten,
Zu Euern Füßen,
Eu're Geſchwiſter!
In des Brombeergeſträuches Schatten
Deckt ſie Schutt und Erde,
Und hohes Gras wankt d'rüber hin.
Schätzeſt Du ſo, Natur,
Deines Meiſterſtücks Meiſterſtück?
Unempfindlich zertrümmerſt Du
Dein Heiligthum;
Säeſt Diſteln d'rein?

Frau.

Wie der Knabe ſchläft!
Willſt Du in der Hütte ruh'n,
Fremdling? Willſt Du hier
Lieber in dem Freien bleiben?
Es iſt kühl! Nimm den Knaben,
Daß ich Waſſer ſchöpfen gehe.
Schlafe, Lieber, ſchlaf'!

Wanderer.

Süß iſt Deine Ruh'!
Wie's, in himmliſcher Geſundheit
Schwimmend, ruhig athmet!
Du, geboren über Reſten
Heiliger Vergangenheit,
Ruh' ihr Geiſt auf Dir!
Welchen Der umſchwebt,
Wird in Götterſelbſtgefühl
Jedes Tags genießen.
Heller Keim, blüh' auf,
Des glänzenden Frühlings
Herrlicher Schmuck,
Und leuchte vor Deinen Geſellen!
Und welkt die Blüthenhülle weg,
Dann ſteig' aus Deinem Buſen
Die volle Frucht,
Und reife der Sonn' entgegen.

Frau.

Geſegne's Gott! — Und ſchläft er noch?
Ich habe Nichts zum friſchen Trunk
Als ein Stück Brod, das ich Dir bieten kann.

Wanderer.

Ich danke Dir.
Wie herrlich Alles blüht umher
Und grünt!

Frau.

Mein Mann wird bald
Nach Hauſe ſein
Vom Feld. O, bleibe, bleibe, Mann,
Und iß mit uns das Abendbrod!

Wanderer.

Ihr wohnet hier?

Frau.

Da, zwiſchen dem Gemäuer her.
Die Hütte baute noch mein Vater
Aus Ziegeln und des Schuttes Steinen.
Hier wohnen wir.
Er gab mich einem Ackersmann,
Und ſtarb in unſern Armen. —
Haſt Du geſchlafen, liebes Herz?
Wie er munter iſt und ſpielen will!
Du Scheim!

Wanderer.

Natur, Du ewig keimende,
Schaffſt Jeden zum Genuß des Lebens,
Haſt Deine Kinder alle mütterlich
Mit Erbtheil ausgeſtattet, einer Hütte!
Hoch baut die Schwalb' an das Geſims,
Unfühlend, welchen Zierath
Sie verklebt;
Die Raup' umſpinnt den gold'nen Zweig
Zum Winterhaus für ihre Brut;
Und Du flickſt zwiſchen der Vergangenheit
Erhab'ne Trümmer
Für Deine Bedürfniß'
Eine Hütte, o Menſch,
Genießeſt über Gräbern! —
Leb' wohl, Du glücklich' Weib!

Frau.

Du willſt nicht bleiben?

Wanderer.

Gott erhalt' Euch,
Segn' Euern Knaben!

Frau.

Glück auf den Weg!

Wanderer.

Wohin führt mich der Pfad
Dort über'n Berg?

Frau.

Nach Cuma.

Wanderer.

Wie weit iſt's hin?

Frau.

Drei Meilen gut.

Wanderer.

Leb' wohl!
O, leite meinen Gang, Natur,
Den Fremdlings Reiſetritt,
Den über Gräber
Heiliger Vergangenheit
Ich wandle!
Leit' ihn zum Schutzort,
Vor'm Nord gedeckt,
Und wo dem Mittagsſtrahl
Ein Pappelwäldchen wehrt.
Und kehr' ich dann
Am Abend heim
Zur Hütte,
Vergoldet vom letzten Sonnenſtrahl:
Laß mich empfangen ſolch ein Weib,
Den Knaben auf dem Arm!

Künſtlers Morgenlied.

Der Tempel iſt Euch aufgebaut,
Ihr hohen Muſen all',
Und hier in meinem Herzen iſt
Das Allerheiligſte.

Wenn Morgens mich die Sonne weckt,
Warm, froh ich ſchau' umher,
Steht rings Ihr, Ewiglebenden,
Im heil'gen Morgenglanz!

Ich bet' hinan, und Lobgeſang
Iſt lauter mein Gebet,
Und freudeklingend' Saitenſpiel
Begleitet mein Gebet.

Ich trete vor den Altar hin,
Und leſe, wie ſich's ziemt,
Andacht Liturg'ſcher Lection
Im heiligen Homer.

Und wenn er in's Getümmel mich
Von Löwenkriegern reißt,
Und Göttersohn' auf Wagen hoch
Nach'glühend ſtürmen an,

Und Roß dann vor dem Wagen ſtürzt,
Und d'runter und d'rüber ſich
Freund', Feinde wälzen in Todesblut: —
Er ſengte ſie dahin

Mit Flammenſchwert, der Heldenſohn,
Zehntauſend auf ein Mal,
Bis dann auch er, gebändiget
Von einer Götterhand,

Ab auf den Rogus niederſtürzt,
Den er ſich ſelbſt gehäuft,
Und Feinde nun den ſchönen Leib
Verſchändend, taſten an:

Da greif' ich muthig auf, es wird
Die Kehle zum Gewehr,
Und jene meine hohe Wand
In Schlachtfeldwogen brauſt.

Hinan! Hinan! Es heulet laut
Gebrüll der Feindeswuth,
Und Schild an Schild, und Schwert auf Helm,
Und um den Todten Tod.

Ich dränge mich hinan, hinan,
Da kämpfen ſie um ihn,
Die tapfern Freunde, tapferer
In ihrer Thränenwuth.

Ach, rettet! Kämpfet! Rettet ihn!
In's Lager tragt ihn fort,
Und Balſam gießt dem Todten auf,
Und Thränen — Todtenehr'!

Und find' ich mich zurück hierher,
Empfängſt Du, Liebe, mich,
Mein Mädchen, ach, im Bilde nur,
Und ſo im Bilde warm!

Ach, wie Du ruhteſt neben mir,
Und ſchmachteteſt mich an,
Und mir's vom Aug' durch's Herz hindurch
Zum Griffel ſchmachtete!

Wie ich an Aug' und Wange mich
Und Mund mich weidete,
Und mir's im Buſen jung und friſch,
Wie einer Gottheit, war!

O, kehre doch und bleibe dann
In meinen Armen feſt,
Und keine, keine Schlachten mehr,
Nur Dich in meinem Arm!

Und ſollſt mir, meine Liebe, ſein
Allbedeutend' Ideal,
Madonna ſein, ein Erſtlingskind,
Ein heilig's an der Bruſt.

Und haſchen will ich, Nymphe, Dich,
Im tiefen Waldgebüſch;
O, ſiehe nicht die rauhe Bruſt,
Mein aufgerecktes Ohr!

Und ſiegen will ich, Mars, zu Dir,
Du Liebesgöttinn ſtark,
Und ziehn ein Netz um uns herum,
Und rufen dem Olymp:

Wer von den Göttern kommen will,
Beneiden unſer Glück,
Und ſoll's die Fratze Eiferſucht,
Am Bettfuß angebannt.

Amor als Landſchaftsmaler.

Saß ich früh auf einer Felſenſpitze,
Sah mit ſtarren Augen in den Nebel;
Wie ein grau grundirtes Tuch geſpannet,
Deckt' er Alles in die Breit' und Höhe.

Stellt' ein Knabe ſich mir an die Seite,
Sagte: „Lieber Freund, wie magſt Du ſtarrend
Auf das leere Tuch gelaſſen ſchauen?
Haſt Du denn zum Malen und zum Bilden
Alle Luſt auf ewig wohl verloren?“

Sah ich an das Kind und dachte heimlich:
Will das Bübchen doch den Meiſter machen!

„Wirſt Du immer trüb und müßig bleiben,“
Sprach der Knabe, „kann nichts Kluges werden;
Sieh', ich will Dir gleich ein Bildchen malen,
Dich ein hübſches Bildchen malen lehren.“

Und er richtete den Zeigefinger,
Der ſo röthlich war wie eine Roſe,
Nach dem weiten, ausgeſpannten Teppich,
Fing mit ſeinem Finger an zu zeichnen.

Oben mahl' er eine ſchöne Sonne,
Die mir in die Augen mächtig glänzte,
Und den Saum der Wolken macht' er golden,
Ließ die Strahlen durch die Wolken dringen;
Malte dann die zarten, leichten Wipfel
Friſch erquickter Bäume, zog die Hügel,
Einen nach dem andern, frei dahinter;
Unten ließ er's nicht an Waſſer fehlen,
Zeichnete den Fluß ſo ganz natürlich,
Daß er ſchien im Sonnenſtrahl zu glitzern,
Daß er ſchien am hohen Rand zu rauſchen.

Ach, da ſtanden Blumen an dem Fluſſe,
Und da waren Farben auf der Wieſe,
Gold und Schmelz und Purpur und ein Grünes,
Alles wie Smaragd und wie Carfunkel!
Hell und rein laſirt er d'rauf den Himmel
Und die blauen Berge fern und ferner,
Daß ich, ganz entzückt und neu geboren,
Bald den Maler, bald das Bild beſchaute.

„Hab' ich doch,“ ſo ſagt' er, „Dir bewieſen,
Daß ich dieſes Handwerk gut verſtehe;
Doch es iſt das Schwerſte noch zurücke.“

Zeichnete darnach mit ſpitzem Finger
Und mit großer Sorgfalt an dem Wäldchen,
G'rad' an's Ende, wo die Sonne kräftig
Von dem hellen Boden wiederglänzte,
Zeichnete das allerliebſte Mädchen,
Wohlgebildet, zierlich angekleidet,
Friſche Wangen unter braunen Haaren,
Und die Wangen waren von der Farbe,
Wie das Fingerchen, das ſie gebildet.

O, Du Knabe! rief ich, welch ein Meiſter
Hat in ſeine Schule Dich genommen,
Daß Du ſo geſchwind und ſo natürlich
Alles klug beginnſt und gut vollendeſt?

Da ich noch ſo rede, ſieh', da rühret
Sich ein Windchen und bewegt die Gipfel,
Kräuſelt alle Wellen auf dem Fluſſe,
Füllt den Schleier des vollkomm'nen Mädchens,
Und was mich Erſtaunten mehr erſtaunte,
Fängt das Mädchen an, den Fuß zu rühren,
Geht zu kommen, nähert ſich dem Orte,
Wo ich mit dem loſen Lehrer ſitze.

Da nun Alles, Alles ſich bewegte:
Bäume, Fluß und Blumen und der Schleier,
Und der zarte Fuß der Allerſchönſten:
Glaubt Ihr wohl, ich ſei auf meinem Felſen,
Wie ein Felſen, ſtill und feſt geblieben?

Künſtlers Abendlied.

Ach, daß die inn're Schöpfungskraft
Durch meinen Sinn erſchölle!
Daß eine Bildung voller Saft
Aus meinen Fingern quölle!

Ich zitt're nur, ich ſtott're nur,
Und kann es doch nicht laſſen;
Ich fühl', ich kenne Dich, Natur,
Und ſo muß ich Dich faſſen!

Bedenk' ich dann, wie manches Jahr
Sich ſchon mein Sinn erſchließet,
Wie er, wo dürre Haide war,
Nur Freudenquell' genießet:

Wie ſehn' ich mich, Natur, nach Dir,
Dich treu und lieb zu fühlen!
Ein luſt'ger Springbrunn' wirſt Du mir
Aus tauſend Röhren ſpielen.

Wirſt alle meine Kräfte mir
In meinem Sinn erheitern,
Und dieſes enge Daſein mir
Zur Ewigkeit erweitern.

Kenner und Künſtler.

Kenner.

Gut! Brav, mein Herr! Allein
Die linke Seite
Nicht ganz gleich der rechten;
Hier ſcheint es mir zu lang
Und hier zu breit;
Hier zuckt's ein wenig,
Und die Lippe
Nicht ganz Natur:
So todt noch Alles!

Künſtler.

O, rathet! Helft mir,
Daß ich mich vollende!
Wo iſt der Urquell der Natur,
Daraus ich ſchöpfend
Himmel fühl' und Leben
In die Fingerſpitzen hervor,
Daß ich mit Götterſinn
Und Menſchenhand
Vermöge zu bilden,
Was bei meinem Weib
Ich animaliſch kann und muß.

Kenner.

Da ſehen Sie zu.

Künſtler

Ge!

Kenner und Enthuſiaſt.

Ich führt' einen Freund zum Maidel jung,
Wollt' ihm zu genießen geben,
Was Alles es hätt', gar Freud' genung,
Friſch junges, warmes Leben.
Wir fanden ſie ſitzen an ihrem Bett,
Thät' ſich auf ihr Händlein ſtützen.
Der Herr, der macht' ihr ein Compliment,
Thät' gegen ihr über ſitzen.
Er ſpitzt die Naſe, er ſtutzt ſie an,
Betracht' ſie herüber, hinüber;
Und um mich war's gar bald gethan,
Die Sinnen gingen mir über.

Der liebe Herr für allen Dank
Führt mich d'rauf in eine Ecken,
Und ſagt, ſie wär' doch allzu ſchlank,
Und hätt' auch Sommerflecken.
Da nahm ich von meinem Kind Adieu,
Und ſcheidend ſah ich in die Höh':
Ach, Herre Gott, ach, Herre Gott,
Erbarm' Dich doch des Herren!

Da führt' ich ihn in die Gallerie
Voll Menſchengluth und Geiſtes;
Mir wird's da gleich, ich weiß nicht wie,
Mein ganzes Herz zerreißt es.
O, Maler, Maler, rief ich laut,
Belohn' Dir Gott Dein Malen!
Und nur die allerſchönſte Braut
Kann Dich für uns bezahlen.

Und ſieh', da ging mein Herr herum,
Und ſtochert ſich die Zähne,
Regiſtrirt in Catalogum
Mir meine Götterſöhne.
Mein Buſen war ſo voll und bang,
Von hundert Welten trächtig;
Ihm war bald was zu kurz, zu lang,
Wägt' Alles gar bedächtig.

Da warf ich in ein Eckchen mich,
Die Eingeweide brannten.
Um ihn verſammelten Männer ſich,
Die ihn einen Kenner nannten.

Monolog des Liebhabers.

Was nützt die glühende Natur
Vor Deinen Augen Dir,
Was nützt Dir das Gebildete
Der Kunſt rings um Dich her,
Wenn liebevolle Schöpfungskraft
Nicht Deine Seele füllt,
Und in den Fingerſpitzen Dir
Nicht wieder bildend wird?

Guter Rath.

Geſchieht wohl, daß man einen Tag
Weder ſich noch And're leiden mag,
Will Nichts Dir nach dem Herzen ein:
Sollt's in der Kunſt wohl anders ſein?
D'rum hetze Dich nicht zur ſchlimmen Zeit,
Denn Füll' und Kraft ſind nimmer weit:
Haſt in der böſen Stund' geruht,
Iſt Dir die gute doppelt gut.

Sendſchreiben.

Mein altes Evangelium
Bring' ich Dir hier ſchon wieder;
Doch iſt mir's wohl um mich herum,
Darum ſchreib' ich Dir's wieder.

Ich holte Gold, ich holte Wein,
Stellt' Alles da zuſammen.
Da, dacht' ich, da wird Wärme ſein,
Geht mein Gemäld' in Flammen!
Auch thät' ich bei der Schätze Flor
Viel Gluth und Reichthum ſchwärmen;
Doch Menſchenfleiſch geht Allem vor,
Um ſich daran zu wärmen.

Und wer nicht richtet, ſondern fleißig iſt,
Wie ich bin und wie Du biſt,
Den belohnt auch die Arbeit mit Genuß;
Nichts wird auf der Welt ihm Ueberdruß.
Denn er blecket nicht mit ſtumpfem Zahn
Lang' Geſott'nes und Gebrat'nes an,
Das er, wenn er noch ſo ſittlich kaut,
Endlich doch nicht ſonderlich verdaut;
Sondern faßt ein tüchtig Schinkenbein,
Haut da gut taglöhnermäßig d'rein,
Füllt bis oben gierig den Pocal,
Trinkt, und wiſcht das Maul wohl nicht einmal.

Sieh', so ist Natur ein Buch lebendig,
Unverstanden, doch nicht unverständlich;
Denn Dein Herz hat viel' und groß' Begehr',
Was wohl in der Welt für Freude wär',
Allen Sonnenschein und alle Bäume,
Alles Meergestad' und alle Träume,
In Dein Herz zu sammeln mit einander,
Wie die Welt durchwühlend Banks, Solander.

Und wie muß Dir's werden, wenn Du fühlest,
Daß Du Alles in Dir selbst erzielest!
Freude hast an Deiner Frau und Hunden,
Als noch Keiner in Elysium gefunden,
Als er da mit Schatten lieblich schweifte
Und an gold'ne Gottgestalten streifte.
Nicht in Rom, in Magna Grâzia;
Dir im Herzen ist die Wonne da!
Wer mit seiner Mutter, der Natur, sich hält,
Findt im Stengelglas wohl eine Welt.

Künstlers Fug und Recht.

Ein frommer Maler mit vielem Fleiß
Hatte manchmal gewonnen den Preis,
Und manchmal ließ er's auch geschehn,
Daß er einem Bessern nach mußt' stehn;
Hatte seine Tafeln fertgemalt,
Wie man sie lobt, wie man sie bezahlt.
Da kamen einige gut hinaus;
Man bant ihn'n sogar ein Heiligenhaus.

Nun fand er Gelegenheit einmal,
Zu malen eine Wand im Saal;
Mit emsigen Zügen er staffirt,
Was öfters in der Welt passirt,
Zog seinen Umriß leicht und klar;
Man konnte sehn, was gemeint da war.
Mit wenig Farben er colorirt,
Doch so, daß er das Aug' frappirt.
Er glaubt es für den Platz gerecht
Und nicht zu gut und nicht zu schlecht,
Daß es versammelte Herr'n und Frau'n
Mechten einmal mit Lust beschau'n?
Zugleich er auch noch wünscht' und wollt'
Daß man dabei was denken sollt'.

Als nun die Arbeit fertig war,
Da trat herein manch Freundespaar,
Das unsers Künstlers Werke liebt,
Und darum desto mehr betrübt,
Daß an der losen, leidigen Wand
Nicht auch ein Götterbildniß stand,
Die setzten ihn sogleich zur Red',
Warum er so was malen thät,
Da doch der Saal und seine Wänd'
Gehörten nur für Narrenhänd';
Er sollte sich nicht lassen verführen,
Und nun auch Bänk und Tische beschmieren;
Er sollte bei seinen Tafeln bleiben
Und hübsch mit seinem Pinsel schreiben;
Und sagten ihm von dieser Art
Noch viel Verbindlich's in den Bart.

Er sprach darauf bescheidentlich:
„Eu're gute Meinung beschämet mich.
Es freut mich mehr Nichts auf der Welt
Als wenn Euch je mein Werk gefällt.
Da aber aus eigenem Beruf
Gott, der Herr, allerlei Thier' erschuf,
Daß auch sogar das wüste Schwein,
Kröten und Schlangen vom Herren sein,
Und er auch Manches nur ebauchirt,
Und gerade nicht Alles ausgeführt,
(Wie man den Menschen denn selbst nicht scharf
Und nur en gros betrachten darf:)

So hab' ich als ein armer Knecht
Vom sündlich menschlichen Geschlecht
Von Jugend auf allerlei Lust gespürt
Und mich mit Allerlei exercirt,
Und so durch Uebung und durch Glück
Gelang mir, sagt Ihr, manches Stück.
Nun dächt' ich, nach vielem Rennen und Laufen
Dürft' Einer auch ein Mal verschnaufen,
Ohne daß Jeder gleich, der wohl ihm wollt',
Ihn 'nen faulen Bengel heißen sollt'.

D'rum ist mein Wort zu dieser Frist,
Wie's allezeit gewesen ist:
Mit keiner Arbeit hab' ich geprahlt
Und was ich gemalt hab', hab' ich gemalt."

Groß ist die Diana der Epheser.

Apostelgeschichte 19, 29.

Zu Ephesus ein Goldschmied saß
In seiner Werkstatt, pochte,
So gut er konnt', ohn' Unterlaß,
So zierlich er's vermochte.
Als Knab' und Jüngling kniet' er schon
Im Tempel vor der Göttinn Thron,
Und hatte den Gürtel unter den Brüsten,
Worinn so manche Thiere nisten,
Zu Hause treulich nachgefeilt,
Wie's ihm der Vater zugetheilt;
Und leitete sein kunstreich' Streben
In frommer Wirkung durch das Leben.

Da hört er denn auf ein Mal laut
Eines Gassenvolkes Windesbraut,
Als gäb's einen Gott so im Gehirn
Da, hinter des Menschen alberner Stirn,
Der sei viel herrlicher als das Wesen,
An dem wir die Breite der Gottheit lesen!

Der alte Künstler horcht nur auf,
Läßt seinen Knaben auf den Markt den Lauf,

Zweyter Auftritt.

Valerio

eine blonde Haarlocke in der Hand tragend.

Nein, es iſt nicht genug die Welt zu fliehn!
Die ſchönen Locken hab' ich gleich entſchloſſen
Vom Haupte mir geſchnitten, und es iſt
An keine Wiederkehr zu denken. Hier
Weih' ich der Einſamkeit den ganzen Reſt
Von meinem Leben. Felſen und Gebüſch,
Du hoher Wald, du Waſſerfall im Thal,
Vernehmet mein Gelübde, nehmt es an!

Hier! Es iſt mein feſter Wille,
Euch, ihr Nymphen dieſer Stille,
Weih' ich dieſes ſchöne Haar!
Alle Locken, alle Haare,
Zierden meiner jungen Jahre,
Bring' ich euch zum Opfer dar.

Er legt die Locke auf den Felſen.

Feilt immer fort an Hirſchen und Thieren,
Die ſeiner Gottheit Altre zieren;
Und hofft, es könnte das Glück ihm walten,
Ihr Angeſicht würdig zu geſtalten.

Will's aber Einer anders halten,
So mag er nach Belieben ſchalten;
Nur ſoll er nicht das Handwerk ſchänden;
Sonſt wird er ſchlecht und ſchmählich enden!

Paraboliſch.

Was im Leben uns verdrießt,
Man im Bade gern genießt.

Erklärung einer antiken Gemme.

Es ſteht ein junger Feigenſtock
In einem ſchönen Garten;
Daneben ſitzt ein Ziegenbock,
Als wollt' er ſeiner warten.

Allein, Quiriten, wie man irrt!
Der Baum iſt ſchlecht gehütet;
Und ihm zur andern Seite ſchwirrt
Ein Käfer ausgebrütet.

Es fliegt der Held mit Panzerbruſt
Und naſchet in den Zweigen,
Und auch der Bock hat große Luſt,
Gemächlich aufzuſteigen.

D'rum ſeht Ihr, Freunde, ſchon beinah'
Das Bäumchen nackt von Blättern;
Es flehet ganz erbärmlich da
Und flehet zu den Göttern.

D'rum hört die guten Lehren an,
Ihr Kinder, zart von Jahren:
Vor Ziegenbock und Käferzahn
Soll man ein Bäumchen wahren!

Katzen-Paſtete.

Bewährt den Forſcher der Natur
Ein frei' und ruhig' Schauen;
So folge, Meiſtkunſt, ſeiner Spur
Mit Vorſicht und Vertrauen.

Zwar mag in einem Menſchenkind
Sich Beides auch vereinen;
Doch daß es zwei Gewerbe ſind,
Das läßt ſich nicht verneinen.

Es war einmal ein braver Koch,
Geſchickt im Appretiren;
Dem fiel es ein, er wollte doch
Als Jäger ſich geriren;

Er zog bewehrt zu grünem Wald,
Wo manches Wildpret hauſ'te,
Und einen Kater ſchoß er bald,
Der junge Vögel ſchmauſ'te.

Sah ihn für einen Haſen an
Und ließ ſich nicht bedeuten,
Paſtetete viel Würze d'ran
Und ſetzt' ihn vor den Leuten.

Doch manche Gäſte Das verdroß,
Gewiſſe feine Naſen:
Die Katze, die der Jäger ſchoß,
Macht nie der Koch zum Haſen.

Séance.

Hier iſt's, wo unter eig'nem Namen
Die Buchſtaben ſonſt zuſammenkamen.
Mit Scharlachkleidern angethan,
Saßen die Selbſtlauter oben an:
A, E, J, O und U dabei,
Machten gar ein ſeltſam' Geſchrei.
Die Mitlauter kamen mit ſteifen Schritten,
Mußten erſt um Erlaubniß bitten:
Präſident A war ihnen geneigt;
Da wurd' ihnen denn der Platz gezeigt;
Und're aber, die mußten ſtehn,
Als Pe-Ha und Te-Ha und ſolches Getön.
Dann gab's ein Gerede, man weiß nicht, wie;
Das nennt man eine Academie.

Legende.

In der Wüſten ein heiliger Mann
Zu ſeinem Erſtaunen thät' treffen an
Einen ziegenfüßigen Faun, der ſprach:
„Herr, betet für mich und meine Gefährt',
Daß ich zum Himmel gelaſſen werd',
Zur Seligen Freud'; uns dürſtet darnach."
Der heilige Mann dagegen ſprach:

„Es ſteht mit Deiner Bitte gar gefährlich,
Und gewährt wird ſie Dir ſchwerlich.
Du kommſt nicht zum engliſchen Gruß;
Denn Du haſt einen Ziegenfuß."
Da ſprach hierauf der wilde Mann:
„Was hat Euch mein Ziegenfuß gethan?
Sah ich doch Manche ſtrack und ſchön
Mit Eſelsköpfen gen Himmel gehn."

Autoren.

Ueber die Wieſe, den Bach herab,
Durch ſeinen Garten,
Bricht er die jüngſten Blumen ab;
Ihm ſchlägt das Herz vor Erwarten.
Sein Mädchen kommt — O Gewinnſt! o Glück!
Jüngling, tauſcheſt Deine Blüthen um einen Blick!

Der Nachbar Gärtner ſieht herein
Ueber die Hecke: „So ein Thor möcht' ich ſein!
Hab' Freude, meine Blumen zu nähren,
Die Vögel von meinen Früchten zu wehren;
Aber ſind ſie reif: Geld! guter Freund!
Soll ich meine Mühe verlieren?"
Das ſind Autoren, wie es ſcheint:
Der Eine ſtreut ſeine Freuden herum,
Seinen Freunden, dem Publicum;
Der And're läßt ſich pränumeriren.

Recenſent.

Da hatt' ich einen Kerl zu Gaſt,
Er war mir eben nicht zur Laſt;
Ich hatt' juſt mein gewöhnlich' Eſſen,
Hat ſich der Kerl plumpſatt gefreſſen,
Zum Nachtiſch was ich geſpeichert hatt'.
Und kaum iſt mir der Kerl ſo ſatt,
Thut ihn der Teufel zum Nachbar führen,
Ueber mein Eſſen zu räſonniren;
„Die Supp' hätt' können gewürzter ſein,
Der Braten brauner, firner der Wein."
Der Tauſend-Sakerment!
Schlagt ihn todt, den Hund! Es iſt ein Recenſent.

Dilettant und Critiker.

Es hatt' ein Knab' eine Taube zart,
Gar ſchön von Farben und bunt,
Gar herzlich lieb, nach Knabenart
Geätzet aus ſeinem Mund,
Und hatte ſo Freud' am Täubchen ſein',
Daß er nicht konnte ſich freuen allein.

Da lebte nicht weit ein Altfuchs herum,
Erfahren und lehrreich und ſchwätzig darum;
Der hatte den Knaben manch' Stündlein ergetzt,
Mit Wundern und Lügen verprahlt und verſchwätzt.

„Muß meinem Fuchs doch mein Täubelein zeigen!"
Er lief und fand ihn ſtrecken in Sträuchen.
„Sieh', Fuchs, mein lieb' Täublein, mein Täubchen ſo ſchön!
Haſt Du Dein Tag ſo ein Täubchen geſehn?"

„Zeig' her!" — Der Knabe reicht's. — „Seht wohl an;
Aber es fehlt noch Manches d'ran.
Die Federn, zum Exempel, ſind zu kurz gerathen." —
Da fing er an, rupft ſich den Braten.

Der Knabe ſchrie. — „Du mußt ſtärk're einſetzen,
Sonſt ziert's nicht, ſchwinget nicht." —
Da war's nackt — Mißgeburt! — und in Fetzen.
Dem Knaben das Herze bricht.

Wer ſich erkennt im Knaben gut,
Der ſei vor Füchſen auf ſeiner Hut.

Neologen.

Ich begegnet' einem jungen Mann,
Ich fragt' ihn um ſein Gewerbe;
Er ſagt: „Ich ſorge, wie ich kann,
Daß ich mir, eh' ich ſterbe,
Ein Bauerngütchen erwerbe."
Ich ſagte: Das iſt ſehr wohl gedacht;
Und wünſchte, er hätt' es ſo weit gebracht.
Da hört' ich: er habe vom lieben Papa
Und ebenſo von der Frau Mama
Die allerſchönſten Rittergüter.

Das nenn' ich doch originale Gemüther.

Crittler.

Ein unverſchämter Naſeweis,
Der, was er durch Stahlarbeiterfleiß
Auf dem Laden künſtlich liegen ſah,
Dacht', es wär' für ihn alleine da:
So taſcht' er dem geduldigen Mann
Die blanken Waaren ſämmtlich an
Und ſchätzte ſie, nach Dünkelrecht,
Das Schlechte hoch, das Gute ſchlecht,
Getroſt, zufried'nen Angeſichts;
Dann ging er weg und kaufte Nichts.

Den Krämer Das zuletzt verdroß,
Und macht ein ſtählern' künſtlich' Schloß

Zur rechten Stunde glühend heiß.
Da ruft gleich unser Naseweis:
„Wer wird so schlechte Waare kaufen!
Der Stadt ist schändlich angelaufen.“
Und tappt auch gleich recht läppisch d'rein,
Und fängt erbärmlich an zu schrei'n.
Der Krämer fragt: Was ist denn Das?
Der Quidam schreit: „Ein frostiger Spaß!“

Kläffer.

Wir reiten in die Kreuz' und Quer',
Nach Freuden und Geschäften;
Doch immer kläfft es hinterher
Und bißt aus allen Kräften.
So will der Spitz aus unserm Stall
Uns immerfort begleiten,
Und seines Bellens lauter Schall
Beweis't nur, daß wir reiten.

Celebrität.

Auf großen und auf kleinen Brucken
Stehn vielgestaltete Nepomuken
Von Erz, von Holz, gemalt, von Stein,
Colossisch hoch und puppisch klein.
Jeder hat seine Andacht davor,
Weil Nepomuk auf der Brucken das Leben verlor.

Ist Einer nun mit Kopf und Ohren
Einmal zum Heiligen auserkoren,
Oder hat er unter Henkershänden
Erbärmlich müssen das Leben enden:
So ist er zur Qualität gelangt,
Daß er gar weit im Bilde prangt.
Kupferstich, Holzschnitt thun sich eilen,
Ihn allen Welten mitzutheilen,
Und jede Gestalt wird wohl empfangen,
Thut sie mit seinem Namen prangen,
Wie es denn auch dem Herren Christ
Nicht ein Haar besser geworden ist.
Merkwürdig für die Menschenkinder,
Halb Heiliger, halb armer Sünder,
Sehn wir Herrn Werther auch allda
Prangen in Holzschnitts-Gloria.
Das zeugt erst recht von seinem Werthe.
Daß mit erbärmlicher Geberde
Er wird auf jedem Jahrmarkt prangen,
Wird in Wirthsstuben aufgehangen.
Jeder kann mit dem Stocke zeigen:
„Gleich wird die Kugel das Hirn erreichen!“
Und Jeder spricht bei Bier und Brod:
„Gott sei's gedankt! Nicht wir sind todt!“

Parabel.

In einer Stadt, wo Parität
Noch in der alten Ordnung steht,
Da, wo sich nämlich Catholiken
Und Protestanten in einander schicken,
Und, wie's von Vätern war erprobt,
Jeder Gott auf seine Weise lobt:
Da lebten wir Kinder Lutheraner
Von etwas Predigt und Gesang,
Waren aber dem Kling und Klang
Der Catholiken nur zugethaner;
Denn Alles war doch gar zu schön,
Bunter und lustiger anzusehn.

Dieweil nun Affe, Mensch und Kind
Zur Nachahmung geboren sind,
Erfanden wir, die Zeit zu kürzen,
Ein auserles'nes Plaisirspiel:
Zum Chor-Rock, der uns wohl gefiel,
Gaben die Schwestern ihre Schürzen;
Handtücher, mit Wirkwerk schön verziert,
Wurden zur Stola travestirt;
Die Mütze mußte den Bischof zieren,
Von Goldpapier, mit vielen Thieren.

So zogen wir nun im Ornat
Durch Haus und Garten, früh und spat,
Und wiederholten ohne Schonen
Die sämmtlichen heiligen Functionen;
Doch fehlte noch das beste Stück.
Wir wußten wohl, ein prächtig' Läuten
Habe hier am Meisten zu bedeuten,
Und nun begünstigt uns das Glück;
Denn auf dem Boden hing ein Strick.
Wir sind entzückt, und wie wir diesen
Zum Glockenstrang sogleich erkiesen,
Ruht er nicht einen Augenblick:
Denn wechselnd eilten wir Geschwister,
Einer ward um den Andern Küster,
Ein Jedes drängte sich hinzu.
Das ging nun allerliebst von Statten,
Und weil wir keine Glocken hatten,
So sangen wir Dum Baum dazu.

Vergessen, wie die ält'ste Sage,
War der unschuld'ge Kinderscherz;
Doch g'rade diese letzten Tage
Fiel er mir ein' Mal mir aufs Herz;
Da sind sie ja, nach allen Stücken,
Die neu-poetischen Catholiken!

Gott, Gemüth und Welt.

Wird nur erſt der Himmel heiter,
Laufen Jung und Alt ins Freie,
Alle Welt will ſich erfreuen
An dem ſchönen neuen Tag.

In wenig' Stunden
Hat Gott das Rechte gefunden.

Wer Gott vertraut,
Iſt ſchon anferbaut.

Sogar dieß Wort hat nicht gelogen:
Wen Gott betrügt, Der iſt wohl betrogen.

Das Unſer Vater, ein ſchön' Gebet,
Es dient und hilft in allen Nöthen;
Wenn Einer auch Vater Unſer ſteht,
In Gottes Namen, laß ihn beten.

Ich wandle auf weiter, bunter Flur,
Urſprünglicher Natur,
Ein holder Born, in welchem ich bade,
Iſt Ueberlieferung, iſt Gnade.

Was wär' ein Gott, der nur von Außen ſtieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe!
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in ſich, ſich in Natur zu hegen,
So daß, was in ihm lebt und webt und iſt,
Nie ſeine Kraft, nie ſeinen Geiſt vermißt.

Im Innern iſt ein Univerſum auch;
Daher der Völker löblicher Gebrauch,
Daß Jeglicher das Beſte, was er kennt,
Er Gott, ja ſeinen Gott benennt,
Ihm Himmel und Erden übergibt,
Ihn fürchtet und, wo möglich, liebt.

Wie? Wann? und Wo? — Die Götter bleiben ſtumm!
Du halte Dich an's Weil, und frage nicht warum?

Willſt Du in's Unendliche ſchreiten,
Geh' nur im Endlichen nach allen Seiten.

Willſt Du Dich am Ganzen erquicken,
So mußt Du das Ganze im Kleinſten erblicken.

Aus tiefem Gemüth, aus der Mutter Schooß
Will Manches dem Tage entgegen;
Doch ſoll das Kleine je werden groß,
So muß es ſich rühren und regen.

Da, wo das Waſſer ſich entzweit,
Wird zuerſt Lebendig's beſteit.

Und wird das Waſſer ſich entfalten,
Sogleich wird ſich's lebendig geſtalten;
Da wälzen ſich Thiere, ſie trocknen zum Flor,
Und Pflanzengezweige, ſie dringen hervor.

Durchſichtig erſcheint die Luft ſo rein
Und trägt im Buſen Stahl und Stein.
Entzündet werden ſie ſich begegnen;
Da wird's Metall und Steine regnen.

Denn was das Feuer lebendig erfaßt,
Bleibt nicht mehr Unform und Erdenlaſt.
Verflüchtigt wird es und unſichtbar,
Eilt hinauf, wo erſt ſein Anfang war.

Und ſo kommt wieder zur Erde herab,
Dem die Erde den Urſprung gab.
Gleicher Weiſe ſind wir auch gezüchtigt,
Einmal geſetzet, einmal verflüchtigt.

Und wer durch alle die Elemente
Feuer, Luft, Waſſer und Erde rennte,
Der wird zuletzt ſich überzeugen,
Er ſei kein Weſen Ihresgleichen.

„Was will die Nadel nach Norden gekehrt?"
Sich ſelbſt zu finden, es iſt ihr verwehrt.

Die endliche Ruhe wird nur verſpürt,
Sobald der Pol den Pol berührt.

D'rum danket Gott, Ihr Söhne der Zeit,
Daß er die Pole für ewig entzweit.

Magnetes Geheimniß, erkläre mir Das!
Kein größer' Geheimniß, als Lieb' und Haß.

Wirſt Du Deinesgleichen kennen lernen,
So wirſt Du Dich gleich wieder entfernen.

Warum tanzen Buben mit Mädchen ſo gern?
Ungleich dem Gleichen bleibet nicht fern.

Dagegen die Bauern in der Schenke
Prügeln ſich gleich mit den Beinen der Bänke.

Der Amtmann ſchnell das Uebel ſtillt,
Weil er nicht für Ihresgleichen gilt.

Soll Dein Compaß Dich richtig leiten,
Hüte Dich vor Magnet-Stein', die Dich begleiten.

Verdoppelte ſich der Sterne Schein,
Das All wird ewig finſter ſein.

„Und was ſich zwiſchen Beide ſtellt?"
Dein Auge, ſowie die Körperwelt.

An der Finſterniß zuſammengeſchrunden,
Wird Dein Auge vom Licht entbunden.

Schwarz und weiß, eine Todtenſchau,
Vermiſcht ein niederträchtig' Grau.

Will Licht einem Körper ſich vermählen,
Es wird den ganz durchſicht'gen wählen.

Du aber halte Dich mit Liebe
An das Durchſcheinende, das Trübe.

Denn ſteht das Trübſte vor der Sonne,
Da ſteht die herrlichſte Purpurwonne.

Und will das Licht ſich dem Trübſten entwinden,
So wird es glühend' Roth entzünden.

Und wie das Trübe verdunſtet und weicht,
Das Rothe zum hellſten Gelb erbleicht.

Iſt endlich der Aether rein und klar,
Iſt das Licht weiß, wie es Anfangs war.

Steht vor dem Finſtern milchig' Grau,
Die Sonne beſcheint's, da wird es Blau.

Auf Bergen, in der reinſten Höhe,
Tief' röthlichblau iſt Himmelsnähe.

Du ſtannſt über die Königspracht,
Und gleich iſt ſammetſchwarz die Nacht.

Und ſo bleibt auch, in ewigem Frieden,
Die Finſterniß vom Licht geſchieden.

Daß ſie mit einander ſtreiten können,
Das iſt eine baare Thorheit zu nennen.

Sie ſtreiten mit der Körperwelt,
Die ſie ewig auseinander hält.

Sprichwörtlich.

Leb im Volke: ſei gerecht,
Keiner ja des Andern Knecht.

Wenn ich den Scherz will ernſthaft nehmen,
So ſoll mich Niemand d'rum beſchämen;
Und wenn ich den Ernſt will ſcherzhaft treiben,
So werd' ich immer Derſelbe bleiben.

Die Luſt, zu reden, kommt zu rechter Stunde,
Und wahrhaft fließt das Wort aus Herz und Munde.

Ich ſah mich um, an vielen Orten,
Nach luſtigen, geſcheidten Worten;
In böſen Tagen mußt' ich mich freuen,
Daß dieſe die beſten Worte verleihen.

Im neuen Jahre Glück und Heil!
Auf Weh' und Wunden gute Salbe!
Auf groben Klotz ein grober Keil!
Auf einen Schelmen anderthalbe!

Bliſt luſtig leben.
Geh' in zwei Säcken,
Einen zum Geben,
Einen um einzuſtecken.
Da gleichſt Du Prinzen,
Plünderſt und beglückſt Provinzen.

Was in der Zeiten Bilderſaal
Jemals iſt trefflich geweſen,
Das wird immer Einer einmal
Wieder auffriſchen und leſen.

Nicht Jeder wandelt nur gemeine Stege:
Du ſiehſt, die Spinnen bauen luſt'ge Wege.

Ein Kranz iſt gar viel leichter binden,
Als ihm ein würdig' Haupt zu finden.

Wie die Pflanzen zu wachsen beliebten,
Darin wird jeder Gärtner sich üben;
Wo aber des Menschen Wachsthum ruht,
Dazu Jeder selbst das Beste thut.

Willst Du Dir aber das Beste thun,
So bleib' nicht auf Dir selber ruh'n,
Sondern folg' eines Meisters Sinn;
Mit ihm zu irren, ist Dir Gewinn.

Benutze redlich Deine Zeit!
Willst was begreifen, such's nicht weit.

Zwischen heut und morgen
Liegt eine lange Frist;
Lerne schnell besorgen,
Da Du noch munter bist.

Die Tinte macht uns wohl gelehrt,
Doch ärgert sie, wo sie nicht hingehört.
Geschrieben' Wort ist Perlen gleich,
Ein Tintenkleck ein böser Streich.

Wenn man für's Künftige was erbaut,
Schief wird's von Vielen angeschaut.
Thust Du was für den Augenblick,
Vor Allem ehr're Du dem Glück.

Mit einem Herren steht es gut,
Der, was er befohlen, selber thut.

Thu' nur das Rechte in Deinen Sachen;
Das And're wird sich von selber machen.

Wenn Jemand sich wohl im Kleinen dünkt,
So denke, Der hat ein Großes erreicht.

Glaube nur, Du hast viel gethan,
Wenn Dir Geduld zumuthet an.

Wer sich nicht nach der Decke streckt,
Dem bleiben die Füße unbedeckt.

Der Vogel ist froh in der Luft gemüthet,
Wenn es da unten im Neste brütet.

Wenn ein kluger Mann der Frau befiehlt,
Dann sei es um ein Großes gespielt;
Will die Frau dem Mann befehlen,
So muß sie das Große im Kleinen wählen.

Welche Frau hat einen guten Mann,
Der sieht man's am Gesicht wohl an.

Eine Frau macht oft ein bös' Gesicht;
Der gute Mann verdient's wohl nicht.

Ein braver Mann! Ich kenn' ihn ganz genau:
Erst prügelt er, dann kämmt er seine Frau.

Ein schönes Ja, ein schönes Nein,
Nur geschwind! soll mir willkommen sein.

Januar, Februar, März,
Du bist mein liebes Herz.
Mai, Juni, Juli, August,
Mir ist Nichts mehr bewußt.

Neumond und geküßter Mund,
Sind gleich wieder hell und frisch und gesund.

Wie gäb' es keine größ're Pein,
Wär' ich im Paradies allein.

Es ließe sich Alles trefflich schlichten,
Könnte man die Sachen zwei Mal verrichten.

Nur heute, heute nur laß Dich nicht fangen,
So bist Du hundert Mal entgangen.

Geht's in der Welt Dir endlich schlecht,
Thu', was Du willst, nur habe nicht Recht.

Züchtige den Hund, den Wolf magst Du peitschen;
Graue Haare sollst Du nicht reißen.

Am Flusse kannst Du stemmen und häkeln;
Ueberschwemmung läßt sich nicht mäkeln.

Tausend Fliegen hatt' ich am Abend erschlagen;
Doch weckte mich eine bei'm früh'sten Tagen.

Und wärst Du auch zum fernsten Ort,
Zur kleinsten Hütte durchgedrungen:
Was hilft es Dir, Du findest dort
Tabak und böse Zungen.

Wüßte nicht, was sie Besser's erfinden könnten,
Als wenn die Lichter ohne Putzen brennten.

Lief' das Brod, wie die Hasen laufen,
Es kostete viel Schweiß, es zu kaufen.

Will Vogelsang Dir nicht gerathen,
So magst Du Deinen Schuh braten.

Das wär' Dir ein schönes Gartengelände,
Wo man den Weinstock mit Würsten bände.

Du mußt Dich niemals mit Schwur vermessen:
Von dieser Speise will ich nicht essen.

Wer aber recht bequem ist und faul,
Flög' Dem eine gebrat'ne Taube in's Maul:

Er würde höchlich ſich's verbitten,
Wär' ſie nicht auch geſchickt zerſchnitten.

Freigebig iſt Der mit ſeinen Schritten,
Der kommt, von der Katze Speck zu erbitten.

Haſt Deine Caſtanien zu lange gebraten:
Sie ſind Dir alle zu Kohlen gerathen.

Das ſind mir allzu böſe Biſſen,
An denen die Gäſte erwürgen müſſen.

Das iſt eine von den großen Thaten,
Sich in ſeinem eig'nen Fett zu braten.

Geſotten oder gebraten!
Er iſt an's Feuer gerathen.

Gebraten oder geſotten!
Ihr ſollt nicht meiner ſpotten.
Was Ihr Euch heute getröſtet,
Ihr ſeid doch morgen getröſtet!

Wer Ohren hat, ſoll hören;
Wer Geld hat, ſoll's verzehren.

Der Mutter ſchenk' ich.
Die Tochter denk' ich.

Kleid' eine Säule,
Sie ſteht wie eine Fräule.

Schlaf' ich, ſo ſchlaf' ich mir bequem.
Arbeit' ich, ja ich weiß nicht, wem.

Ganz und gar
Bin ich ein armer Wicht!
Meine Träume ſind nicht wahr,
Und meine Gedanken gerathen nicht.

Mit meinem Willen mag's geſchehn! —
Die Thräne wird mir in dem Auge ſtehn.

Wohl unglückſelig iſt der Mann,
Der unterläßt Das, was er kann,
Und unterfängt ſich, was er nicht verſteht,
Kein Wunder, daß er zu Grunde geht.

Du trägſt ſehr leicht, wenn Du Nichts haſt;
Aber Reichthum iſt eine leichtere Laſt.

Alles in der Welt läßt ſich ertragen,
Nur nicht eine Reihe von ſchönen Tagen.

Was räucherſt Du nun Deinem Todten?
Hätt'ſt Du's ihm ſo im Leben geboten!

Ja, wer Euere Verehrung nicht kannte!
Euch, nicht ihm, baut Ihr Monumente.

Willſt Du Dich Deines Werthes freuen,
So mußt der Welt Du Werth verleihen.

Will Einer in die Wüſte predigen,
Der mag ſich von ſich ſelbſt erledigen;
Spricht aber Einer zu ſeinen Brüdern,
Werden ſie's oft ſchlecht erwiedern.

Laß Neid und Mißgunſt ſich verzehren,
Das Gute werden ſie nicht wehren;
Denn, Gott ſei Dank! es iſt ein alter Brauch:
So weit die Sonne ſcheint, ſo weit erwärmt
ſie auch.

Das Interim
Hat den Schalk hinter ihm.
Wie viel Schälke muß es geben,
Da wir Alle ad interim leben!

Was fragſt Du viel: „Wo will's hinaus;
Wo oder wie kann's enden?“
Ich dächte, Freund, Du bliebſt zu Haus,
Und ſprächſt mit Deinen Wänden!

Viele Köche verſalzen den Brei;
Bewahr' uns Gott vor vielen Dienern!
Wir aber ſind, geſteht es frei,
Ein Lazareth von Medicinern.

Ihr meint, ich hätt' mich gewaltig betrogen;
Hab's aber nicht aus den Fingern geſogen.

Noch ſpukt der Babylon'ſche Thurm;
Sie ſind nicht zu vereinen!
Ein jeder Mann hat ſeinen Wurm,
Copernicus den ſeinen.

Denn bei den alten, lieben Todten
Braucht man Erklärung, will man Noten.
Die Neuen glaubt man blank zu verſtehn;
Doch ohne Dollmetſch wird's auch nicht gehn.

Sie ſagen: „Das muthet mich nicht an!“
Und meinen, ſie hätten's abgethan.

In meinem Revier
Sind Gelehrte geweſen,
Außer ihrem eig'nen Brevier,
Konnten ſie keines leſen.

Viel Rettungsmittel bietet Du! Was heißt's?
Die beſte Rettung, Gegenwart des Geiſts!

Laß nur die Sorge sein,
Das gibt sich Alles schon,
Und fällt der Himmel ein,
Kommt doch eine Lerche davon.

Dann ist Einer durchaus verarmt,
Wenn die Scham den Schaden umarmt.

Du treibst mir's gar zu toll.
Ich fürcht', es breche!
Nicht jeden Wochenschluß
Macht Gott die Zeche.

Du bist sehr eilig, meiner Treu'!
Du suchst die Thür und läufst vorbei.

Sie glauben, mit einander zu streiten,
Und fühlen das Unrecht von beiden Seiten.

Haben's gekauft, es freut sie das;
Eh' man's denkt, so betrübt sie Das.

Willst Du nichts Unnützes kaufen,
Mußt Du nicht auf den Jahrmarkt laufen.

Langeweile ist ein böses Kraut,
Aber auch eine Würze, die viel verdaut.

Wird uns eine rechte Qual zu Theil,
Dann wünschen wir uns Langeweil'.

Daß sie die Kinder erziehen könnten,
Müßten die Mütter sein wie Enten:
Sie schwämmen mit ihrer Brut in Ruh',
Da gehört aber freilich Wasser dazu.

Das junge Volk, es bildet sich ein,
Sein Taufstag sollte der Schöpfungstag sein.
Möchten sie doch zugleich bedenken,
Was wir ihnen als Eingebinde schenken!

„Nein! heut ist mir das Glück erhoft!"
Du, fatile gut und reite getrost!

Ueber ein Ding wird viel geplaudert,
Viel berathen und lange gezaudert,
Und endlich gibt ein böses Muß
Der Sache widrig den Beschluß.

Eine Bresche ist jeder Tag,
Die viele Menschen erstürmen.
Wer auch in die Lücke fallen mag,
Die Todten sich niemals thürmen.

Wenn Einer schiffet und reiset,
Sammelt er nach und nach immer ein,
Was sich am Leben, mit mancher Pein,
Wieder auszählet und weiset.

Der Mensch erfähret, er sei auch, wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag.

Das Glück Deiner Tage
Wäge nicht mit der Goldwage.
Wirst Du die Krämerwage nehmen,
So wirst Du Dich schämen und Dich grämen.

Hast Du einmal das Rechte gethan,
Und sieht ein Feind nur Scheeles daran:
So wird er gelegentlich, spät oder früh,
Dasselbe thun, er weiß nicht wie.

Willst Du das Gute thun, mein Sohn,
So lebe nur lange, da gibt sich's schon;
Solltest Du aber zu früh ersterben,
Wirst Du von Künftigen Dank erwerben.

Was gibt uns wohl den schönsten Frieden,
Als frei am eig'nen Glück zu schmieden?

Laßt mir die jungen Leute nur
Und ergetzt Euch an ihren Gaben!
Es will doch Groß-Mama Natur
Manchmal einen närrischen Einfall haben.

Ungebildet waren wir unangenehm;
Jetzt sind uns die Neuen sehr unbequem.

Wo Anmaßung mir wohl gefällt?
An Kindern: denen gehört die Welt.

Ihr zählt mich immer unter die Frohen,
Erst lebt' ich roh, jetzt unter den Rohen.
Den Fehler, den man selbst gerügt,
Man auch wohl an dem Andern liebt.

Willst Du mit mir hausen,
So laß die Bestie draußen.

Wollen die Menschen Bestien sein,
So bringt nur Thiere zur Stube herein,
Das Widerwärtige wird sich mindern,
Wir sind eben Alle von Adam's Kindern.

Mit Narren leben, wird Dir gar nicht schwer,
Erhalte nur ein Tollhaus um Dich her.

Sag' mir, was ein Hypochondrist
Für ein wunderlicher Kunstfreund ist?
In Bilder-Gallerien geht er spatziren
Vor lauter Gemälden, die ihn verzieren.

Der Hypochonder iſt bald curirt,
Wenn Euch das Leben recht cujonirt.

Du ſollſt mit dem Tode zufrieden ſein:
Warum machſt Du Dir das Leben zur Pein.

Kein tolleres Verſehn kann ſein,
Gibſt Einem ein Feſt und ladſt ihn nicht ein.

Da ſiehſt Du nun, wie's Einem geht,
Weil ſich der Beſte von ſelbſt verſteht.

Wenn ein Edler gegen Dich fehlt,
So thu', als hätteſt Du's nicht gezählt:
Er wird es in ſein Schuldbuch ſchreiben,
Und Dir nichts lange im Debet bleiben.

Suche nicht vergeb'ne Heilung!
Unſ'rer Krankheit ſchwer' Geheimniß
Schwankt zwiſchen Uebereilung
Und zwiſchen Verſäumniß.

Ja, ſchelte nur und fluche fort,
Es wird ſich Beſſ'res nie ergeben;
Denn Troſt iſt ein abſurdes Wort:
Wer nicht verzweifeln kann, Der muß nicht leben.

Ich ſoll nicht auf den Meiſter ſchwören,
Und immerfort den Meiſter hören!
Nein, ich weiß, er kann nicht lügen,
Will mich gern mit ihm betrügen.

Mich freuen die vielen Guten und Tücht'gen,
Obgleich ſo Viele dazwiſchen helfen.
Die Deutſchen wiſſen zu berich'gen,
Aber ſie verſtehen nicht nachzuhelfen.

„Du kommſt nicht in's Ideen-Land!"
So bin ich doch am Ufer bekannt.
Wer die Inſeln nicht zu erobern glaubt,
Dem iſt Ankerwerfen doch wohl erlaubt.

Meine Dichtergluth war ſehr gering,
So lang ich dem Guten entgegen ging;
Dagegen brannte ſie lichterloh,
Wenn ich vor drehendem Uebel floh.

Zart' Gedicht, wie Regenbogen,
Wird nur auf dunkeln Grund gezogen;
Darum behagt dem Dichter-Genie
Das Element der Melancholie.

Kaum hatt' ich mich in die Welt geſpeit
Und fing an anzurauchen,
Als man mich ſchon ſo vornehm hielt,
Mich zu mißbrauchen.

Wer dem Publicum dient, iſt ein armes Thier;
Er quält ſich ab, Niemand bedankt ſich dafür.

Gleich zu ſein unter Gleichen,
Das läßt ſich ſchwer erreichen:
Du müßteſt ohne Verdrießen,
Wie der Schlechteſte zu ſein Dich entſchließen.

Man kann nicht immer zuſammen ſtehn,
Am Wenigſten mit großen Haufen.
Seine Freunde, die läßt man gehn,
Die Menge läßt man laufen.

Du magſt an Dir das Falſche nähren;
Allein wir laſſen uns nicht ſtören.
Du kannſt uns loben, kannſt uns ſcheiten;
Wir laſſen es nicht für das Rechte gelten.

Man ſoll ſich nicht mit Spöttern befaſſen,
Wer will ſich für 'nen Narren halten laſſen!
Darüber muß man ſich aber zerreißen,
Daß man Narren nicht darf Narren heißen.

Chriſtkindlein trägt die Sünden der Welt,
Sanct Chriſtoph das Kind über Waſſer hält,
Sie haben es Beid' uns angethan,
Es geht mit uns von vornen an.

Epheu und ein zärtlich' Gemüth
Heftet ſich an und grünt und blüht.
Kann es weder Stamm noch Mauer finden,
Es muß verdorren, es muß verſchwinden.

Zierlich' Denken und ſüß' Erinnern
Iſt das Leben im tiefſten Innern.

Ich träumt' und liebte ſonnenklar;
Daß ich lebte, ward ich gewahr.

Wer recht will thun immer und mit Luſt,
Der hege wahre Lieb' in Sinn und Bruſt.

Wann magſt Du Dich am Liebſten bücken?
Dem Liebchen Frühlingsblume zu pflücken.

Doch Das iſt gar kein groß' Verdienſt;
Denn Liebe bleibt der höchſte Gewinnſt.

Die Zeit, ſie mäht ſo Roſen als Dornen,
Aber Das treibt immer wieder von vornen.

Genieße, was der Schmerz Dir hinterließ!
Iſt Noth vorüber, ſind die Räthe ſüß.

Glücklich iſt, wer Liebe rein genießt,
Weil doch zuletzt das Grab ſo Lieb' als Haß
verſchließt.

Viele Lieb' hab' ich erlebet,
Wenn ich liebelos gestrebet;
Und Verdrießliches erworben,
Wenn ich fast für Lieb' gestorben.
So Du es zusammengezogen,
Bleibet Saldo Dir gewogen.

Thut Dir Jemand was zu lieb,
Nur geschwinde, gib nur, gib.
Wenige getrost erwarten
Dankesblume aus süßem Garten.

Doppelt gibt, wer gleich gibt,
Hundertfach, der gleich gibt,
Was man wünscht und liebt.

„Warum zauderst Du so mit Deinen Schritten?"
Nur ungern mag ich ruh'n,
Will ich aber was Gutes thun,
Muß ich erst um Erlaubniß bitten.

Was wirst Du lange vigiliren,
Dich mit der Welt herum verirren?
Nur Heiterkeit und g'rader Sinn
Verschafft Dir endlichen Gewinn.

Wem wohl das Glück die schönste Palme beut?
Wer freudig thut, sich des Gethanen freut.

Gleich ist Alles versöhnt,
Wer redlich sieht, wird gekrönt.

Du wirkest nicht, Alles bleibt so stumpf.
Sei guter Dinge!
Der Stein im Sumpf
Macht keine Ringe.

In des Weinstocks herrliche Gaben
Gießt Ihr mir schlechtes Gewässer!
Ich soll immer Unrecht haben,
Und weiß es besser.

Was ich mir gefallen lasse?
Zuschlagen muß die Masse,
Dann ist sie respectabel,
Urtheilen gelingt ihr miserabel.

Es ist sehr schwer oft, zu ergründen,
Warum wir Das angefangen;
Wir müssen oft Belohnung finden,
Daß es uns schlecht ergangen.

Seh' ich an Andern große Eigenschaften,
Und wollen die an mir auch haften,
So werd' ich sie in Liebe pflegen;
Geht's nicht, so thu' ich was Anderes dagegen.

Ja, Egoist! — Wenn ich's nicht besser wüßte!
Der Neid, das ist der Egoiste;
Und was ich auch für Wege gelossen,
Auf'm Neidpfad habt Ihr mich nie betroffen.

Nicht über Zeit- noch Landgenossen
Mußt Du Dich beklagen;
Nachbarn werden ganz andere Possen,
Und auch Künftige über Dich sagen.

Im Vaterlande
Schreibe, was Dir gefällt:
Da sind Liebesbande,
Da ist Deine Welt.

Draußen zu wenig oder zu viel,
Zu Hause nur ist Maß und Ziel.

Warum werden die Dichter beneidet?
Weil Unart sie zuweilen kleidet;
Und in der Welt ist's große Pein,
Daß wir nicht dürfen unartig sein.

So kommt denn auch das Dichter-Genie
Durch die Welt, und weiß nicht, wie.
Guten Vortheil bringt ein heit'rer Sinn;
Andern zerstört Verlust den Gewinn.

Immer denk' ich: mein Wunsch ist erreicht,
Und gleich geht's wieder anders her!
Zerstückle das Leben, Du machst Dir's leicht;
Vereinige es, und Du machst Dir's schwer.

„Bist Du denn nicht auch zu Grunde gerichtet?
Von Deinen Hoffnungen trifft Nichts ein!"
Die Hoffnung ist's, die sinnet und dichtet,
Und da kann ich noch immer lustig sein.

Nicht Alles ist an Eins gebunden,
Seid nur nicht mit Euch selbst im Streit!
Mit Liebe endigt man, was man erfunden;
Was man gelernt, mit Sicherheit.

Wer uns am strengsten critisiret?
Ein Dilettant, der sich resignirt.

Durch Vernünfteln wird Poesie vertrieben,
Aber sie mag das Vernünftige lieben.

„Wo ist der Lehrer, dem man glaubt?"
Thu', was Dir Dein kleinest Gemüth erlaubt.

Glaubst Dich zu kennen, wirst Gott nicht erkennen,
Auch wohl das Schlechte göttlich nennen.

Dritter Auftritt.

Valerio. Erwin.

Valerio

ohne Erwin zu sehen.

Mein Herz ist nun von aller Welt entfernt,
Ich darf mich wohl dem heilgen Manne zeigen.

Erwin

in der Thür der Hütte.

Vergebens will ich fliehn; sie zieht mich an,
Die Stimme, die mich sonst so oft getröstet.

Valerio.

Er kommt! O Heiliger, vergib, du siehst —

Er erstaunt und tritt zurück.

Erwin.

Vergib, mein Freund, du siehst nur seinen Schüler.

Valerio.

Ist's möglich? welche Stimme! welches Bild!

Erwin.

Hat ihn der Gram nicht ganz und gar entstellt?

Wer Gott ahnet, iſt hoch zu halten;
Denn er wird nie im Schlechten walten.

Macht's einander nur nicht ſauer.
Hier ſind wir gleich, Baron und Bauer.

Warum uns Gott ſo wohlgefällt?
Weil er ſich uns nie in den Weg ſtellt.

Wie wollten die Fiſcher ſich nähren und retten,
Wenn die Fröſche ſämmtlich Zähne hätten?

Wie Kirſchen und Beeren behagen,
Mußt Du Kinder und Sperlinge fragen.

„Warum hat Dich das ſchöne Kind verlaſſen?"
Ich kann ſie darum doch nicht haſſen:
Sie ſchien zu fürchten und zu fühlen,
Ich werde das Prävenire ſpielen.

Glaube mir gar und ganz,
Mädchen, laß Deine Bein' in Ruh,
Es gehört mehr zum Tanz,
Als rothe Schuh.

Was ich nicht weiß,
Macht mich nicht heiß.
Und was ich weiß,
Machte mich heiß,
Wenn ich nicht wüßte,
Wie's werden müßte.

Oft, wenn Dir jeder Troſt entflieht,
Mußt Du im Stillen Dich bequemen.
Nur dann, wenn Dir Gewalt geſchieht,
Wird die Menge an Dir Antheil nehmen;
Um's Unrecht, das Dir widerfährt,
Kein Menſch den Blick zur Seite kehrt.

Was ärgerſt Du Dich über fälſchlich Erhob'ne!
Wo gäb' es denn nicht Eingeſchob'ne?

Worauf Alles ankommt? Das iſt ſehr ſimpel!
Vater verfüge, eh's Dein Geſinde ſpürt!
Dahin oder dorthin flattert ein Wimpel,
Steuermann weiß, wohin Euch der Wind führt.

Eigenheiten, die werden ſchon haften;
Cultivirte Deine Eigenſchaften.

Viel Gewohnheiten darfſt Du haben,
Aber keine Gewohnheit!
Dieß Wort unter des Dichters Gaben
Halte nicht für Thorheit.

Das Rechte, das ich viel gethan,
Das ficht mich nun nicht weiter an,
Aber das Falſche, das mir entſchlüpft,
Wie ein Geſpenſt mir vor Augen hüpft.

Gebt mir zu thun,
Das ſind reiche Gaben!
Das Herz kann nicht ruh'n,
Will zu ſchaffen haben.

Ihrer Viele wiſſen viel,
Von der Weisheit ſind ſie weit entfernt.
Andre Leute ſind Euch ein Spiel;
Sich ſelbſt hat Niemand *ausgelernt*.

Man hat ein Schimpflied auf Dich gemacht;
Es hat's ein böſer Feind erdacht.

Laß ſie's nur immer ſingen;
Denn es wird bald verklingen.

Dauert nicht ſo lang in den Landen
Als das: Chriſt iſt erſtanden.

Das dauert ſchon 1800 Jahr,
Und ein Paar d'rüber, das iſt wohl wahr!

Wer iſt denn der ſouveräne Mann?
Das iſt bald geſagt:
Der, den man nicht hindern kann,
Ob er nach Gutem oder Böſem jagt.

Entzwei' und gebiete! Tüchtig' Wort! —
Verein' und leite! Beſſrer Hort.

Magſt Du einmal mich hintergehen,
Merk' ich's, ſo laß ich's wohl geſchehen;
Geſtehſt Du mir's aber in's Geſicht,
In meinem Leben verzeih' ich's nicht.

Nicht größern Vortheil wüßt' ich zu nennen,
Als des Feindes Verdienſt erkennen.

„Hat man das Gute Dir erwiedert?"
Mein Pfeil flog ab, ſehr ſchön befiedert,
Der ganze Himmel ſtand ihm offen,
Er hat wohl irgendwo getroffen.

„Was ſchnitt Dein Freund für ein Geſicht?"
Guter Geſelle, das verſteh' ich nicht!
Ihm iſt wohl ſein ſüß' Geſicht verleidet,
Daß er jetzt ſaure Geſichter ſchneidet.

Ihr ſucht die Menſchen zu benennen,
Und glaubt am Namen ſie zu kennen.
Wer tiefer ſieht, geſteht ſich frei,
Es iſt was Anonymes dabei.

Mancherlei haſt Du verſäumet:
Statt zu handeln, haſt geträumet,
Statt zu denken, haſt geſchwiegen,
Sollteſt wandern, bliebeſt liegen.

Nein, ich habe Nichts verſäumet!
Wiſt Ihr denn, was ich geträumet?
Nun will ich zum Danke fliegen,
Nur mein Bündel bleibe liegen.

Heute geh' ich. Komm' ich wieder,
Singen wir ganz and're Lieder.
Wie ſo Viel ſich hoffen läßt,
Iſt der Abſchied ja ein Feſt.

Was ſoll ich viel lieben, was ſoll ich viel haſſen;
Man lebt nur vom Lebenlaſſen.

Nichts leichter, als dem Dürftigen ſchmeicheln;
Wer mag aber ohne Vortheil heucheln?

„Wie konnte Der denn Das erlangen?"
Er iſt auf Fingerchen gegangen.

Sprichwort bezeichnet Nationen;
Mußt aber erſt unter ihnen wohnen.

Erkenne Dich! — Was ſoll Das heißen?
Es heißt: ſei nur! und ſei auch nicht!
Es iſt eben ein Spruch der lieben Weiſen,
Der ſich in der Kürze widerſpricht.

Erkenne Dich! — Was hab' ich da für Lohn?
Erkenn' ich mich, ſo muß ich gleich davon.

Als wenn ich auf den Maskenball käme,
Und gleich die Larve vom Angeſicht nähme.

And're zu kennen, das mußt Du probiren,
Ihnen zu ſchmeicheln oder ſie zu verliren.

„Warum magſt Du gewiſſe Schriften nicht leſen?"
Das iſt auch ſonſt meine Speiſe geweſen;
Eilt aber die Raupe ſich einzuſpinnen,
Nicht kann ſie mehr Blättern Geſchmack abgewinnen.

Was dem Enkel ſowie dem Ahn' frommt,
Darüber hat man viel geträumet;
Aber worauf eben Alles ankommt,
Das wird vom Lehrer gewöhnlich verſäumet.

Verweile nicht, und ſei Dir ſelbſt ein Traum;
Und wie Du verſtehſt, danke jedem Raum.

Bequeme Dich dem Heißen wie dem Kalten;
Dir wird die Welt, Du wirſt ihr nie veralten.

Ohne Umſchweife
Begreife,
Was Dich mit der Welt entzweit;
Nicht will ſie Gemüth, will Höflichkeit.

Gemüth muß verſchleifen,
Höflichkeit läßt ſich mit Händen greifen.

Was eben wahr iſt aller Orten,
Das ſag' ich mit ungeſcheuten Worten.

Nichts taugt Ungeduld,
Noch weniger Reue;
Jene vermehrt die Schuld,
Dieſe ſchafft neue.

Daß von dieſem wilden Sehnen,
Dieſer reichen Saat von Thränen
Götterluſt zu hoffen ſei,
Mache Deine Seele frei!

Der erſchießt ſich doch gleich,
Den heiß' ich brav und kühn!
Er ſpringt in den Teich,
Dem Regen zu entfliehn.

Daß Glück ihm günſtig ſei,
Was hilft's dem Stößel?
Denn regnet's Brei,
Fehlt ihm der Löffel.

Dichter gleichen Bären,
Die immer an eig'nen Pfoten zehren.

Die Welt iſt nicht aus Brei und Mus geſchaffen,
Deßwegen hallet Euch nicht wie Schlaraffen;
Harte Biſſen gibt es zu kauen:
Wir müſſen erwürgen oder ſie verdauen.

Ein kluges Volk wehrt ab dabei,
Das immerfort ſein Beſtes wollte;
Es gab dem niedrigen Kirchthurm Brei,
Damit er größer werden ſollte.

Sechsundzwanzig Groſchen gilt mein Thaler!
Was heißt Ihr mich denn einen Prahler?
Habt Ihr doch And're nicht geſcholten,
Deren Groſchen einen Thaler golten.

Niederträchtiger's wird Nichts gereicht,
Als wenn der Tag den Tag erzeugt.

Was hat Dir das arme Glas gethan?
Sieh' deinen Spiegel nicht ſo häßlich an.

Liebesbücher und Jahrgedichte
Machen bleich und hager;
Fröſche plagten, ſagt die Geſchichte,
Pharaonem auf ſeinem Lager.

So ſchließen wir, daß in die Läng'
Euch nicht die Ohren gellen.

Vernunft iſt hoch, Verſtand iſt ſtreng,
Wir raſſeln d'rein mit Schellen.

Dieſe Worte ſind nicht alle in Sachſen,
Noch auf meinem eig'nen Miſt gewachſen,
Doch was für Samen die Freude bringt,
Erzog ich im Lande gut gedüngt.

Und ſelbſt den Leuten du bon ton
Iſt dieſes Büchlein luſtig erſchienen:
Es iſt kein Globe de Compression,
Sind lauter flatter-Minen.

Epigrammatiſch.

Sei das Werthe leicher Sendung
Tiefen Sinnes heit're Wendung.

Das Sonett.

Sich in erneu'tem Kunſtgebrauch zu üben,
Iſt heil'ge Pflicht, die wir Dir auferlegen:
Du kannſt Dich auch, wie wir, beſtimmt bewegen
Nach Tritt und Schritt, wie es Dir vorgeſchrieben.

Denn eben die Beſchränkung läßt ſich lieben,
Wenn ſich die Geiſter gar gewaltig regen;
Und wie ſie ſich denn auch geberden mögen,
Das Werk zuletzt iſt doch vollendet blieben.

So möcht' ich ſelbſt in künſtlichen Sonetten,
In ſprachgewandter Maße kühnem Stelze,
Das Beſte, was Gefühl mir gäbe, reimen;

Nur weiß ich hier mich nicht bequem zu betten;
Ich ſchneide ſonſt ſo gern aus ganzem Holze,
Und müßte nun doch auch mitunter leimen.

Sprache.

Was reich und arm! Was ſtark und ſchwach!
Iſt reich vergrab'ner Urne Bauch?
Iſt ſtark das Schwert im Arſenal?
Greif milde d'rein, und freundlich' Glück
Fließt, Gottheit, von Dir aus!
Faß an zum Siege, Macht, das Schwert
Und über Nachbar'n Ruhm!

Vorſchlag zur Güte.

Er.

Du gefällſt mir ſo wohl, mein liebes Kind,
Und wie wir hier bei einander ſind,
So möcht' ich nimmer ſcheiden;
Da wär' es wohl uns Beiden!

Sie.

Gefall' ich Dir, ſo gefällſt Du mir;
Du ſagſt es frei, ich ſag' es Dir.
Eh nun! heirathen wir eben!
Das Uebrige wird ſich geben.

Er.

Heirathen, Engel, iſt wunderlich' Wort;
Ich meint', da müßt' ich gleich wieder fort.

Sie.

Was iſt's denn ſo großes Leiden?
Geht's nicht, ſo laſſen wir uns ſcheiden.

Vertrauen.

A. Was krähſt Du mir und thuſt ſo groß:
„Hab' ich doch ein köſtlich' Liebchen!“—
So weiſ' mir ſie doch! Wer iſt ſie denn?
Die kennt wohl manches Bübchen!

B. „Kennſt Du ſie denn, Du Lumpenhund?“—

A. Das will ich g'rad' nicht ſagen;
Doch hat ſie wohl auch zu guter Stund
Dem und Jenem Nichts abgeſchlagen.

B. „Wer iſt denn der Der und der Jener denn?
Das ſollſt Du mir bekennen!
Ich ſchlage Dir gleich den Schädel ein,
Wenn Du ſie mir nicht kannſt nennen!“

A. Und ſchlägſt Du mir auch den Schädel ein,
Da könnt' ich ja nimmer reden;
Und wenn Du denkſt: „mein Schädel iſt gut!“
Iſt weiter zu Nichts vonnöthen.

Stoßſeufzer.

Ach, man ſparte viel,
Selt'ner wäre verrückt das Ziel,
Wär' weniger Dummheit, vergebenes Sehnen
Ich könnte viel glücklicher ſein —
Gäb's nur keinen Wein
Und keine Weiberthränen.

Perfectibilität.

Möcht' ich doch wohl beſſer ſein,
Als ich bin! Was wär' es!
Soll ich aber beſſer ſein,
Als Du biſt, ſo lehr' es!

Möcht' ich auch wohl beſſer ſein,
Als ſo mancher Andre!
Wüßt Du beſſer ſein, als wir,
Lieber Freund, ſo wand're!

Schneider-Courage.

„Es iſt ein Schuß gefallen!
Mein! ſagt, wer ſchoß daraus?“
Es iſt der junge Jäger,
Der ſchießt im Hinterhaus.

Die Spatzen in dem Garten
Die machen viel Verdruß.
Zwei Spatzen und ein Schneider
Die fielen von dem Schuß;

Die Spatzen von den Schroten,
Der Schneider von dem Schreck;
Die Spatzen in die Schoten,
Der Schneider in den —.

Catechiſation.

Lehrer.

Bedenk', o Kind! woher ſind dieſe Gaben?
Du kannſt Nichts von Dir ſelber haben.

Kind.

Ei! Alles hab' ich vom Papa.

Lehrer.

Und Der, woher hat's Der?

Kind.

Vom Großpapa.

Lehrer.

Nicht doch! Woher hat's denn der Großpapa bekommen?

Kind.

Der hat's genommen.

Fatalität.

Ein Cavalier von Kopf und Herz
Iſt überall willkommen;
Er hat mit ſeinem Witz und Scherz
Manch' Weibchen eingenommen:
Doch wenn's ihm fehlt an Fauſt und Kraft,
Wer mag ihn dann beſchützen?
Und wenn er keinen Hintern hat,
Wie mag der Edle ſitzen?

Phyſiognomiſche Reiſen.

Die Phyſiognomiſten.

Sollt' es wahr ſein, was uns der rohe Wand'rer verkündet,
Daß die Menſchengeſtalt von allen ſichtlichen Dingen
Ganz allein uns läge, daß wir, was edel und ahnen,
Was beſchränkt und groß, im Angeſichte zu ſuchen,
Eitele Thoren ſind, betrog'ne, betrügende Thoren?
Ach, wir ſind auf den dunkelen Pfad des verworrenen Lebens
Wieder zurückgeſcheucht, der Schimmer zu Nichten verflüchtet!

Der Dichter.

Hebet Ew're zweifelnden Stirnen empor, Ihr Geliebten!
Und verbeut nicht den Irrthum, hört nicht bald Dieſen, bald Jenen;
Habet Ihr Ew're Meiſter vergeſſen? Auf! kehret zum Pindus,
Fraget dort die Neune, der Grazien nächſte Verwandte!
Ihnen allein iſt gegeben, der edeln, ſtillen Betrachtung
Vorzuſtehn. Ergebet Euch gern der heiligen Lehre,

Merket bescheiden leise Worte. Ich darf Euch versprechen:
Anders sagen die Musen, und anders sagt es Musäus.

Das gartige Gesicht.

Wenn einen würdigen Biedermann,
Pastor'n oder Rathsherr'n lobesan,
Die Mittib läßt in Kupfer stechen
Und d'runter ein Verslein radebrechen;
Da heißt's: „Seht hier mit Kopf und Ohren
Den Herrn, Ehrwürdig, Wohlgeboren!
Seht seine Augen und seine Stirn;
Aber sein verständig' Gehirn,
So manch' Verdienst um's gemeine Wesen,
Könnt Ihr ihm nicht an der Nase lesen."

So, liebe Lotte! heißt's auch hier:
Ich schicke da mein Bildniß Dir.
Magst wohl die ernste Stirne sehen,
Der Augen Gluth, der Locken Wehen;
's ist ungefähr das garst'ge Gesicht:
Aber meine Liebe siehst Du nicht.

Ems zu Coblenz,

im Sommer 1774.

Zwischen Lavater und Basedow
Saß ich bei Tisch, des Lebens froh.
Herr Heiser, der war gar nicht faul,
Setzt sich auf einen schwarzen Gaul,
Nahm einen Pfarrer hinter sich
Und auf die Offenbarung strich,
Die uns Johannes, der Prophet,
Mit Räthseln wohl versiegelt hat;
Eröffnet die Siegel kurz und gut,
Wie man Theriaks-Büchsen öffnen thut,
Und maß mit einem heiligen Rohr
Die Enhus-Stadt und das Perlenthor
Dem hocherkannten Jünger vor.
Ich war indeß nicht weit gereist.
Hatte ein Stück Salmen aufgespeist.

Vater Basedow, unter dieser Zeit,
Packt einen Tanzmeister an seiner Seit',
Und zeigt ihm, was die Taufe klar
Bei Christ und seinen Jüngern war;
Und daß sich's gar nicht ziemet jetzt,
Daß man den Kindern die Köpfe netzt.
D'rob ärgert sich der And're sehr,
Und wollte gar Nichts hören mehr
Und sagt: „Es wüßte ein jedes Kind,
Daß es in der Bibel anders stünd'.
Und ich behaglich unterdessen
Hätt' einen Hahnen aufgefressen.

Und, wie nach Emaus, weiter ging's
Mit Geist- und Feuerschritten,
Prophete rechts, Prophete links,
Das Weltkind in der Mitten.

Jahrmarkt zu Hünfeld,

den 24. Juli 1774.

Ich ging, mit stolzem Geist'svertrauen,
Auf dem Jahrmarkt mich umzuschauen,
Die Käufer zu sehn an der Händler Gerüste,
Zu prüfen, ob ich noch Etwas wüßte,
Wie mir's Lavater, vor alter Zeit,
Traulich überliefert, Das ging sehr weit!
Da sah ich denn zuerst Soldaten,
Denen wär's eben zum Besten gerathen:
Die That und Qual, sie war geschehn,
Wollten sich nicht gleich einer neuen versehn;
Der Red war schon der Dirne genug,
Daß sie ihm derb in die Hände schlug.
Bauer und Bürger, die schienen stumm,
Die guten Knaben beinahe dumm.
Beutel und Scheune war gefegt,
Und hatten keine Ehre eingelegt.
Erwarten Alle, was da käme,
Wahrscheinlich auch nicht sehr begnemc.
Frauen und Mägdlein, in guter Ruh',
Probirten an die hölzernen Schuh';
Man sah an Mienen und Geberden:
Sie ist guter Hoffnung, oder will es werden.

Versus memoriales [1].

Invocavit wir rufen laut.
Reminiscere o, wär' ich Braut!
Die Oculi gehen hin und her;
Lætare d'rüber nicht so sehr.
O, Judica uns nicht so streng!
Palmarum streuen wir die Meng'.
Auf Ostereier freu'n sich hie
Viel Quasi modo geniti.
Misericordias brauchen wir All',
Jubilate ist ein selt'ner Fall.
Cantate freut der Menschen Sinn,
Rogate bringt nicht viel Gewinn,
Exaudi uns zu dieser Frist,
Spiritus, der du der Letzte bist.

[1] Namen für's Gedächtniß

Neue Heilige.

Alle ſchöne Sünderinnen,
Die zu Heiligen ſich geweiht,
Sind, um Herzen zu gewinnen,
All' in eine nun vereint.
Seht die Mutterlieb', die Thränen,
Ihre Reu und ihre Pein!
Statt Marie'en Magdalene'n
Soll nun Sanct Oliva ſein.

Warnung.

So wie Titania im Feen- und Zauberland
Klaus Zetteln in dem Arme fand,
So wirſt Du bald zur Strafe Deiner Sünden
Titanie'n in Deinen Armen finden.

Frech und froh.

Liebesqual verſchmäht mein Herz,
Sanften Jammer, ſüßen Schmerz;
Nur vom Tücht'gen will ich wiſſen,
Heißem Aeugeln, derben Küſſen.
Sei ein armer Hund erfriſcht
Von der Luft, mit Pein gemiſcht!
Mädchen gib der friſchen Bruſt
Nichts von Pein, und alle Luſt.

Soldaten Troſt.

Nein! hier hat es keine Noth:
Schwarze Mädchen, weißes Brod!
Morgen in ein ander' Städtchen!
Schwarzes Brod und weiße Mädchen.

Problem.

Warum iſt Alles ſo räthſelhaft?
Hier iſt das Wollen, hier iſt die Kraft;
Das Wollen will, die Kraft iſt bereit
Und daneben die ſchöne, lange Zeit.
So ſeht doch hin, wo die gute Welt
Zuſammenhält!
Seht hin, wo ſie auseinanderfällt!

Genialiſch' Treiben.

So wälz' ich ohne Unterlaß,
Wie Sanct Diogenes, mein Faß.
Bald iſt es Ernſt, bald iſt es Spaß;
Bald iſt es Lieb', bald iſt es Haß;
Bald iſt es Dieß, bald iſt es Das;
Es iſt ein Nichts, und iſt ein Was.
So wälz' ich ohne Unterlaß,
Wie Sanct Diogenes, mein Faß.

Hypochonder.

Der Teufel hol' das Menſchengeſchlecht!
Man möchte raſend werden!
Da nehm' ich mir ſo eifrig vor:
Will Niemand weiter ſehen,
Will all' das Volk Gott und ſich ſelbſt
Und dem Teufel überlaſſen!
Und kaum ſeh' ich ein Menſchengeſicht,
So hab' ich's wieder lieb.

Geſellſchaft.

Aus einer großen Geſellſchaft heraus
Ging einſt ein ſtiller Gelehrter zu Haus.
Man fragte: „Wie ſeid Ihr zufrieden geweſen?“ —
„Wären's Bücher,“ ſagt er, „ich würd' ſie nicht leſen.“

Probatum est.

I.

Man ſagt: „Sie ſind ein Miſanthrop!“

II.

Die Menſchen haß ich nicht, Gott Lob!
Doch Menſchenhaß, er blies mich an,
Da hab' ich gleich dazu gethan.

III.

Wie hat ſich's denn ſo bald gegeben?

IV.

Als Einſiedler beſchloß ich zu leben.

Urſprüngliches.

I.

Was widert Dir der Trank ſo ſchal?

II.

Ich trinke gern aus dem friſchen Quell.

B.

Daraus kam aber das Bächlein her!

B.

Der Unterſchied iſt bedeutend ſehr:
's wird immer mehr fremden Schmack gewinnen;
Es mag nur immer weiter rinnen.

Den Originalen.

Ein Quidam ſagt: „Ich bin von keiner Schule;
Kein Meiſter lebt, mit dem ich buhle;
Auch bin ich weit davon entfernt,
Daß ich von Todten was gelernt.“
Das heißt, wenn ich ihn recht verſtand:
„Ich bin ein Narr auf eig'ne Hand.“

Den Zudringlichen.

Was nicht zuſammenzieht, Das ſoll ſich meiden!
Ich hindr' Euch nicht, wo's Euch beliebt, zu weiden;
Denn Ihr ſeid neu und ich bin alt geboren.
Macht, was Ihr wollt; nur laßt mich ungeſchoren!

Den Eilen.

Laßt Euch einen Gott begeiſten,
Euch beſchränket nur mein Sagen.
Was Ihr könnt, Ihr werdet's leiſten,
Aber müßt mich nur nicht fragen.

Den Beſten.

Die Abgeſchied'nen betracht' ich gern,
Stünd' ihr Verdienſt auch noch ſo fern;
Doch mit den edeln lebendigen Neuen
Mag ich wetteifernd mich lieber freuen.

Lähmung.

Was Gutes zu denken, wäre gut,
Fänd' ſich nur immer das gleiche Blut;
Dein Gutgedachtes, in fremden Adern,
Wird ſogleich mit Dir ſelber hadern.

Ich wär' noch gern ein thätig' Mann,
Will aber ruh'n;
Denn ich ſoll ja noch immer thun,
Was immer ungern ich gethan.

Trüge gern noch länger des Lehrens Bürden,
Wenn Schüler nur nicht gleich Lehrer würden.

Spruch, Widerſpruch.

Ihr müßt mich nicht durch Widerſpruch verwirren!
Sobald man ſpricht, beginnt man ſchon zu irren.

Demuth.

Seh' ich die Werke der Meiſter an,
So ſeh' ich Das, was ſie gethan;
Betracht' ich meine Siebenſachen,
Seh' ich, was ich hätt' ſollen machen.

Mein's von Allen.

Wenn Du Dich ſelber machſt zum Knecht,
Bedauert Dich Niemand, geht's Dir ſchlecht;
Machſt Du Dich aber ſelbſt zum Herrn,
Die Leute ſehn es auch nicht gern;
Und bleibſt Du endlich, wie Du biſt,
So ſagen ſie, daß Nichts an Dir iſt.

Lebewohl.

Ueber Wetter- und Herrenlaunen
Runzle niemals die Augenbraunen;
Und bei den Grüßen der hohlen Frauen
Mußt Du immer vergnüglich ſchauen.

Vergebliche Mühe.

Mußt Du der getreue Eckart ſein
Und Jedermann vor Schaden warnen,
's iſt auch eine Roſſe, ſie trägt Nichts ein:
Sie laufen dennoch nach den Garnen.

Bedingung.

Ihr laßt nicht nach, Ihr bleibt dabei;
Begehret Rath; ich kann ihn geben.

Allein, damit ich ruhig sei,
Verzeiht mir, ihm nicht nachzuleben.

Das Beste.

Wenn Dir's in Kopf und Herzen schwirrt,
Was willst Du Bess'res haben!
Wer nicht mehr liebt und nicht mehr irrt,
Der lasse sich begraben.

Meine Wahl.

Ich liebe mir den heitern Mann,
Am meisten unter meinen Gästen:
Wer sich nicht selbst zum Besten haben kann,
Der ist gewiß nicht von den Besten.

Memento.

Kannst dem Schicksal widerstehen,
Aber manchmal gibt es Schläge;
Will's nicht aus dem Wege gehen,
Ei, so geh' Du aus dem Wege!

Ein Anderes.

Mußt nicht widerstehn dem Schicksal,
Aber mußt es auch nicht fliehen!
Wirst Du ihm entgegengehen,
Wird's Dich freundlich nach sich ziehen.

Breit wie lang.

Wer bescheiden ist, muß dulden,
Und wer frech ist, der muß leiden;
Also wirst Du gleich verschulden,
Ob Du frech seist, ob bescheiden.

Lebensregel.

Willst Du Dir ein hübsch' Leben zimmern,
Mußt Dich um's Vergang'ne nicht bekümmern;
Das Wenigste muß Dich verdrießen;
Mußt stets die Gegenwart genießen,
Besonders keinen Menschen hassen
Und die Zukunft Gott überlassen.

Frisches Ei, gutes Ei.

Enthusiasmus vergleich' ich gern
Der Austern, meine lieben Herr'n,
Die, wenn Ihr sie nicht frisch genießt,
Wahrhaftig ist eine schlechte Kost.
Begeist'rung ist keine Herings-Waare,
Die man einpökelt auf einige Jahre.

Selbstgefühl.

Jeder ist doch auch ein Mensch!! —
Wenn er sich gewahret,
Sieht er, daß Natur an ihm
Wahrlich nicht gespa'ret.
Daß er manche Lust und Pein
Trägt als Er und eigen —
Sollt' er nicht auch hinterdrein
Wohlgemuth sich zeigen?

Räthsel.

Ein Bruder ist's von vielen Brüdern,
In Allem ihnen völlig gleich,
Ein nöthig' Glied von vielen Gliedern,
In eines großen Vaters Reich;
Jedoch erblickt man ihn nur selten,
Fast wie ein eingeschob'nes Kind;
Die Andern lassen ihn nur gelten
Da, wo sie unvermögend sind.

Die Jahre.

Die Jahre sind allerliebste Leut':
Sie brachten gestern, sie bringen heut,
Und so verbringen wir Jüngern eben
Das allerliebste Schlaraffenleben.
Und dann fällt's den Jahren auf ein Mal ein,
Nicht mehr wie sonst bequem zu sein;
Wollen nicht mehr schenken, wollen nicht mehr borgen,
Sie nehmen heute, sie nehmen morgen.

Das Alter.

Das Alter ist ein höflicher Mann:
Einmal über's and're klopft er an,
Aber nun sagt Niemand: „Herein!"
Und vor der Thüre will er nicht sein.
Da klinkt er auf, tritt ein so schnell,
Und nun heißt's, er sei ein grober Gesell.

Grabſchrift.

Als Knabe verſchloſſen und trotzig,
Als Jüngling anmaßlich und flugig,
Als Mann zu Thaten willig,
Als Greis leichtſinnig und grillig! —
Auf Deinem Grabſtein wird man leſen:
Das iſt fürwahr ein Menſch geweſen!

Beiſpiel.

Wenn ich 'mal ungeduldig werde,
Denk' ich an die Geduld der Erde,
Die, wie man ſagt, ſich täglich dreht
Und jährlich ſowie jährlich geht.
Bin ich denn für was Und'res da? —
Ich folge der lieben Frau Mama.

Umgekehrt.

Sind Die im Unglück, die wir lieben,
Das wird uns wahrlich das betrüben;
Sind aber glücklich, die wir haſſen,
Das will ſich gar nicht begreifen laſſen;
Umgekehrt iſt's ein Jubila,
Da ſind wir lieb- und ſchadenfroh.

Fürſtenregel.

Sollen die Menſchen nicht denken und dichten,
Müßt Ihr ihnen ein luſtig' Leben errichten;
Wollt Ihr ihnen aber wahrhaft nützen,
So müßt Ihr ſie ſcheeren und ſie beſchützen.

Lug oder Trug.

Darf man das Volk betrügen?
Ich ſage: nein!
Doch willſt Du ſie belügen,
So mach' es nur nicht fein.

Egalité.

Das Größte will man nicht erreichen,
Man beneidet nur Seinesgleichen,
Der ſchlimmſte Neidhart iſt in der Welt,
Der Jeden für Seinesgleichen hält.

Wie Du mir, ſo ich Dir.

Mann mit zugeknöpften Taſchen,
Die thut Niemand was zu lieb':
Hand wird nur von Hand gewaſchen;
Wenn Du nehmen willſt, ſo gib!

Zeit und Zeitung.

A.

Sag' mir, warum Dich keine Zeitung freut?

B.

Ich liebe ſie nicht; ſie dienen der Zeit.

Zeichen der Zeit.

Hör' auf die Worte herum herum:
Ex tenui Spes Seculorum.
Willſt Du die herum herum kennen,
Jetzt werden ſie Dir ſich ſelber nennen.

Kommt Zeit, kommt Rath.

Wer will denn Alles gleich ergründen?
Sobald der Schnee ſchmilzt, wird ſich's finden.

Hier hilft nun weiter kein Bemüh'n!
Sind's Roſen, und ſie werden blüh'n.

Lyriſches.

Töne Lied aus weiter Ferne,
Säuſle heimlich nächſter Nähe,
Sei der Freude, ſei dem Wehe!
Blinken doch auch ſo die Sterne
Alles Gute wirkt geſchwinder;
Alle Kinder, junge Kinder
Hören's immer gerne.

Ballade.

Herein, o Du Guter! Du Alter herein!
Hier unten im Saale, da ſind wir allein,
Wir wollen die Pforte verſchließen.
Die Mutter ſie betet, der Vater im Hain
Iſt 'gangen, die Weiſe zu ſchießen.
O, ſing uns ein Mährchen, o, ſing es uns oft,
Daß ich und der Bruder es lerne;
Wir haben ſchon längſt einen Sänger gehofft;
Die Kinder, ſie hören es gerne.

Im nächtlichen Schrecken, im feindlichen Grauß
Verläßt er das hohe, das herrliche Haus;
Die Schätze, die hat er vergraben.
Der Graf nun ſo eilig zum Pförtchen hinaus,
Was mag er im Arme denn haben?
Was birget er unter dem Mantel geſchwind?
Was trägt er ſo raſch in die Ferne?
Ein Töchterlein iſt es; da ſchläft nun das Kind.
Die Kinder, ſie hören es gerne.

Nun hellt ſich der Morgen, die Welt iſt ſo weit,
In Thälern und Wäldern die Wohnung bereit,
In Dörfern erquickt man den Sänger,
So ſchreitet und heiſcht er undenkliche Zeit,
Der Bart wächſ't ihm länger und länger;
Doch wächſ't in dem Arme das liebliche Kind,
Wie unter dem glücklichſten Sterne,
Geſchützt in dem Mantel vor Regen und Wind —
Die Kinder, ſie hören es gerne.

Und immer ſind weiter die Jahre gerückt;
Der Mantel entfärbt ſich, der Mantel zerſtückt,
Er könnte ſie länger nicht faſſen.
Der Vater, er ſchaut ſie; wie iſt er beglückt!
Er kann ſich für Freude nicht laſſen;
So ſchön und ſo edel erſcheint ſie zugleich,
Entſproſſen aus tüchtigem Kerne;
Wie macht ſie den Vater, den theuern, ſo reich! —
Die Kinder, ſie hören es gerne.

Da reitet ein fürſtlicher Ritter heran,
Sie recket die Hand aus, der Gabe zu nah'n,
Allmeſen will er nicht geben.
Er faſſet das Händchen ſo kräftiglich an:
„Die will ich," ſo ruft er, „auf's Leben!"
„Erkennſt Du," erwiedert der Alte, „den Schatz,
Erhebſt Du zur Fürſtinn ſie gerne;
Sie ſei Dir verlobet auf grünendem Platz" —
Die Kinder, ſie hören es gerne.

Sie ſegnet der Prieſter am heiligen Ort,
Mit Luſt und mit Unluſt nun ziehet ſie fort,
Sie möchte vom Vater nicht ſcheiden.
Der Alte, er wandelt nun hier und bald dort.
Er träget in Freuden ſein Leiden.
So hab' ich mir Jahre die Tochter gedacht,
Die Enkelinn wohl in der Ferne;
Sie ſegn' ich bei Tage, ſie ſegn' ich bei Nacht —
Die Kinder, ſie hören es gerne.

Er ſegnet die Kinder; da poltert's am Thor,
Der Vater da iſt er! Sie ſpringen hervor,
Sie können den Alten nicht bergen —
Was lockſt Du die Kinder! Du Bettler! Du Thor!
Ergreift ihn, Ihr eiſernen Schergen!
Zum tiefſten Verließ den Verwegenen fort!
Die Mutter vernimmt's in der Ferne,
Sie eilet, ſie bittet mit ſchmeichelndem Wort —
Die Kinder, ſie hören es gerne.

Die Schergen, ſie laſſen den Würdigen ſtehn;
Und Mutter und Kinder, ſie bitten ſo ſchön;
Der fürſtliche Stolze verbeißet
Die grimmige Wuth, ihn entrüſtet das Flehn,
Bis endlich ſein Schweigen zerreißet.
Du niedrige Brut! Du vom Bettlergeſchlecht!
Verfinſterung fürſtlicher Sterne!
Ihr bringt mir Verderben! Geſchieht mir doch Recht —
Die Kinder, ſie hören's nicht gerne.

Noch ſtehet der Alte mit herrlichem Blick,
Die eiſernen Schergen, ſie treten zurück,
Es wächſ't nur das Toben und Wüthen.
Schon lange verflucht' ich mein ehliches Glück,
Das ſind nun die Früchte der Blüthen!
Man läugnete ſtets, und man läugnet mit Recht,
Daß je ſich der Adel erneue,
Die Bettlerinn zeugte mir Bettlergeſchlecht —
Die Kinder, ſie hören's nicht gerne.

Valerio.

Er iſt's! er iſt's! mein Freund! Erwin mein Freund!

Erwin.

Der Schatten deines Freundes ruft dich an.

Valerio.

O komm an meine Bruſt, und laß mich endlich
Des ſüßten Traumes noch mich wachend freuen.

Erwin.

Du bringſt mir eine Freude, die ich nie
Mehr hoffen konnte; ja nicht hoffen wollte.
Mein treuer, beſter Freund, ich ſchließe dich
Mit Luſt an meinen Buſen, fühle jetzt,
Daß ich noch lebe Irrend ſchlich Erwin,
Verbannten Schatten gleich, um dieſe Felſen:
Allein er lebt! Er lebt! — O theurer Mann,
Ich lebe nur um wieder neu zu bangen.

Valerio.

O ſage mir! O ſage viel, und ſprich:
Wo iſt der Mann, der Edle, der dieß Haus
So lang' bewohnte?

Und wenn Euch der Gatte, der Vater verſtößt,
Die heiligſten Bande verwegentlich löſ't;
So kommt zu dem Vater, dem Ahnen!
Der Bettler vermag, ſo ergraut und entblößt,
Euch herrliche Wege zu bahnen.
Die Burg, die iſt meine! Du haſt ſie geraubt;
Mich trieb Dein Geſchlecht in die Ferne;
Wohl bin ich mit köſtlichen Siegeln beglaubt!"
Die Kinder, ſie hören es gerne.

„Rechtmäßiger König, er kehret zurück.
Den Treuen verleiht er entwendetes Glück.
Ich löſe die Siegel der Schätze.
So rufet der Alte mit freundlichem Blick:
Euch künd' ich die milden Geſetze.
Erhole Dich, Sohn! Es entwickelt ſich gut,
Heut einen ſich ſelige Sterne;
Die Fürſtinn ſie zeugte Dir fürſtliches Blut" —
Die Kinder, ſie hören es gerne.

Paria.

Des Paria Gebet.

Großer Brama, Herr der Mächte!
Alles iſt von Deinem Samen,
Und ſo biſt Du der Gerechte!
Haſt Du denn allein die Bramen,
Nur die Rajas und die Reichen,
Haſt Du ſie allein geſchaffen?
Oder biſt auch Du's, der Aſſen
Werden ließ und Unſersgleichen?

Edel ſind wir nicht zu nennen:
Denn das Schlechte, Das gehört uns;
Und was And're tödtlich kennen,
Das alleine, Das vermehrt uns.
Mag Dieß für die Menſchen gelten,
Mögen ſie uns doch verachten;
Aber Du, Du ſollſt uns achten,
Denn Du könnteſt Alle ſchelten.

Alſo Herr, nach dieſem Flehen,
Segne mich zu Deinem Kinde;
Oder Eines laß entſtehen,
Das auch mich mit Dir verbinde!
Denn Du haſt den Bajaderen
Eine Göttinn ſelbſt erhoben;
Auch wir Andern, Dich zu loben,
Wollen ſolch ein Wunder hören.

Legende.

Waſſer holen geht die reine,
Schöne Frau des hohen Bramen,
Des verehrten, fehlerloſen,
Großeſten Gerechtigkeit.
Täglich von dem heiligen Fluſſe
Holt ſie köſtlichſtes Erquicken; —
Aber wo iſt Krug und Eimer?
Sie bedarf derſelben nicht.

Seligem Herzen, frommen Händen
Wallt ſich die bewegte Welle
Herrlich zu cryſtall'ner Kugel;
Dieſe trägt ſie, frohen Buſens,
Reiner Sitte, hohen Wandels,
Vor den Gatten in das Haus.

Heute kommt die Morgendliche
Im Gebet zu Ganges Fluthen,
Beugt ſich zu der klaren Fläche —
Plötzlich überraſchend ſpiegelt
Aus des höchſten Himmels Breiten
Ueber ihr vorübereilend
Allerliebſte Geſtalt
Hehren Jünglings, den des Gottes
Uranfänglich ſchönes Denken
Aus dem ew'gen Buſen ſchuf;
Solchen ſchauend fühlt, ergriffen
Von verwirrenden Gefühlen,
Sie das innere, tiefſte Leben,
Will verharren in dem Anſchau'n,
Weiſ't es weg; da kehrt es wieder;
Und verworren ſtrebt ſie ſtuthwärts,
Mit unſich'rer Hand zu ſchöpfen;
Aber ach! ſie ſchöpft nicht mehr!
Denn des Waſſers heilige Welle
Scheint zu fliehn, ſich zu entfernen;
Sie erblickt nur hohler Wirbel,
Grauſe Tiefen unter ſich.

Arme ſinken, Tritte ſtrauchlen,
Iſt's denn auch der Pfad nach Hauſe?
Soll ſie zaudern? ſoll ſie fliehen?
Will ſie denken, wo Gedanke,
Rath und Hülfe gleich verſagt? —
Und ſo tritt ſie vor den Gatten;
Er erblickt ſie, Blick iſt Urtheil;
Hohen Sinns ergreift das Schwert er,
Schleppt ſie zu dem Todtenhügel
Wo Verbrecher blutend bluten.
Wähnte ſie zu widerſtreben?

Wüßte ſie ſich zu entſchuld'gen,
Schuldig, keiner Schuld bewußt?

Und er kehret mit blutigem Schwerte
Sinnend zu der ſtillen Wohnung;
Da entgegnet ihm der Sohn:
„Weſſen Blut iſt's? Vater! Vater!“ —
Der Verbrecherinn! — „Mit Nichten!
Denn es ſtarret nicht am Schwerte
Wie verbrecheriſche Treuloſen;
Fließt wie aus der Wunde friſch.
Mutter, Mutter! tritt heraus her!
Ungerecht war nie der Vater,
Sage, was er jetzt verübt.“ —
Schweige! Schweige! 's iſt das ihre! —
„Weſſen iſt es?“ — Schweige! ſchweige! —
„Wäre meiner Mutter Blut!!!
Was geſchehen? was verſchuldet?
Her das Schwert! ergriffen hab' ich's;
Deine Gattinn magſt Du tödten,
Aber meine Mutter nicht!
Ja die Flammen folgt die Gattinn
Ihrem einzig Angetrauten,
Seiner einzig theuern Mutter
Ja das Schwert der treue Sohn.“

„Halt, o halte!“ rief der Vater,
„Noch iſt Raum, enteil', enteile!
Füge Haupt dem Rumpfe wieder;
Du berührſt mit dem Schwerte,
Und lebendig folgt ſie Dir.“

Eilend, athemlos erblickt er
Staunend zweier Frauen Körper
Ueberkreuzt und ſo die Häupter;
Weich Entſetzen! welche Wahl!
Dann der Mutter Haupt erfaßt er,
Kußt es nicht, das todt erblaßte,
Auf des nächſten Rumpfes Lücke
Setzt er's eilig, mit dem Schwerte
Segnet er das fromme Werk.

Auferſteht ein Rieſenbildniß. —
Von der Mutter theuern Lippen,
Göttlich, unverändert ſüßen,
Tönt das grauſenvolle Wort:
„Sohn, o Sohn! Welch Uebereilen!
Deiner Mutter Leichnam deuten,
Neben ihm das freche Haupt
Der Verbrecherinn, des Opfers
Waltender Gerechtigkeit!
Mich nun haſt Du ihrem Körper
Eingeimpft auf ewige Tage;
Weiſen Weſens, wilden Handelns
Werd' ich unter Göttern ſein.
Ja, des Himmelsknaben Bildniß
Webt ſo ſchön vor Sinn und Auge,
Senkt ſich's in das Herz herunter,
Regt es tolle Muthbegier.“

„Immer wird es wiederkehren,
Immer ſteigen, immer ſinken.
Sich verdüſtern, ſich verklären;
So hat Brama Dieß gewollt.
Er gebot ja buntem Fittig,
Klarem Antlitz, ſchlanken Gliedern,
Göttlich einzigem Erſcheinen,
Mich zu prüfen, zu verführen;
Denn von oben kommt Verführung,
Wenn's den Göttern ſo beliebt.
Und ſo ſoll ich die Bramane,
Mit dem Haupt im Himmel weilend,
Fühlen Paria dieſer Erde
Niederziehende Gewalt.“

„Sohn, ich ſende Dich dem Vater!
Tröſte! — Nicht ein traurig' Büßen,
Stumpfes Harren, ſtolz' Verdienen
Halt' Euch in der Wildniß feſt;
Wandert aus durch alle Welten,
Wandelt hin durch alle Zeiten
Und verkündet auch Geringſtem:
Daß ihn Brama droben hört!“

„Ihm iſt Keiner der Geringſte —
Wer ſich mit gelähmten Gliedern,
Sich mit wildzerſtörtem Geiſte,
Düſter ohne Hülf' und Rettung,
Sei er Brame, ſei er Paria,
Mit dem Blick nach oben kehrt,
Wird's empfinden, wird's erfahren:
Dort erglühen tauſend Augen,
Achtend lauſchen tauſend Ohren,
Denen Nichts verborgen bleibt.“

„Heb' ich mich zu ſeinem Throne;
Schaut er mich, die Grauſenhafte,
Die er gräßlich umgeſchaffen,
Muß er ewig mich bejammern;
Euch zu Gute komme Das.
Und ich werd' ihn freundlich mahnen,
Und ich werd' ihm wehrend ſagen,
Wie es mir der Sinn gebietet,
Wie es mir im Buſen ſchweifet.
Was ich denke, was ich fühle —
Ein Geheimniß bleibe Das.“ —

Dank des Paria.

Großer Brama! nun erkenn' ich,
Daß Du Schöpfer biſt der Welten!
Dich als meinen Herrſcher nenn' ich;
Denn Du läſſeſt Alle gelten.

Und verſchließeſt auch dem Letzten
Keines von den tauſend Ohren;
Und, die tief Herabgeſetzten,
Alle haſt Du neu geboren.

Wendet Euch zu dieſer Frauen,
Die der Schmerz zur Göttinn wandelt.
Nun bekehrt' ich, anzuſchauen
Den, der einzig wirkt und handelt.

Trilogie der Leidenſchaft.

An Werther.

Noch ein Mal wagſt Du, vielbeweinter Schatten,
Hervor Dich an das Tageslicht,
Begegneſt mir auf neubeblümten Matten
Und meinen Anblick ſcheuſt Du nicht!
Es iſt, als ob Du liebteſt in der Frühe,
Wo uns der Thau auf einem Felde erquickt,
Und noch des Tages unwillkomm'ner Mühe
Der Scheidesonne letzter Strahl entzückt;
Zum Bleiben ich, zum Scheiden Du erkoren,
Gingſt Du voran — und haſt nicht Viel verloren.

Des Menſchen Leben ſcheint ein herrlich' Loos:
Der Tag, wie lieblich, ſo die Nacht, wie groß!
Und wir, gepflanzt in Paradieſes Wonne,
Genießen kaum der hocherlauchten Sonne,
Da kämpft ſogleich verworrene Beſtrebung
Bald mit uns ſelbſt und bald mit der Umgebung;
Keins wird vom Andern wünſchenswerth ergänzt;
Von außen düſtert's, wenn es innen glänzt;
Ein glänzend Aeuß'res deckt mein trüber Blick.
Da ſteht es nah' — und man verkennt das Glück.

Nun glauben wir's zu kennen! Mit Gewalt
Ergreift uns Liebreiz weiblicher Geſtalt:
Der Jüngling, froh, wie in der Kindheit Flor
Im Frühling, tritt als Frühling ſelbſt hervor,
Entzückt, erſtaunt, wer Dieß ihm angethan?
Er ſchaut umher; die Welt gehört ihm an.
In's Weite zieht ihn unbefang'ne Haſt.
Nichts engt ihn ein, nicht Mauer, nicht Paßaſt;
Wie Vögelſchaar an Wäldergipfeln ſtreift,
So ſchweift auch er, der um die Liebſte ſchweift.
Er ſucht vom Aether, den er gern verläßt,
Den treuen Blick, und dieſer hält ihn feſt.

Doch erſt zu früh und dann zu ſpät gewarnt,
Fühlt er den Ring gehemmt, fühlt ſich umgarnt;
Das Wiederſehn iſt froh, das Scheiden ſchwer;
Das Wieder-Wiederſehn beglückt noch mehr,
Und Jahre ſind im Augenblick erſetzt;
Doch tückiſch harrt das Lebewohl zuletzt.

Du lächelſt, Freund, gefühlvoll, wie ſich ziemt!
Ein gräßlich' Scheiden machte Dich berühmt.
Wir feierten Dein kläglich' Mißgeſchick;
Du ließeſt uns zu Wohl und Weh' zurück;
Dann zog uns wieder ungewiſſe Bahn
Der Leidenſchaften labyrinthiſch an;
Und wir verſchlungen wiederholter Noth,
Dem Scheiden endlich — Scheiden iſt der Tod!
Wie klingt es rührend, wenn der Dichter ſingt,
Den Tod zu meiden, den das Scheiden bringt!
Verſtrickt in ſolche Qualen halbverſchuldet,
Geb' ihm ein Gott zu ſagen, was er duldet.

Elegie.

Und wenn der Menſch in ſeiner Qual verſtummt,
Gab mir ein Gott zu ſagen, was ich leide.

Was ſoll ich nun vom Wiederſehen hoffen,
Von dieſes Tages noch geſchloſſ'ner Blüthe?
Das Paradies, die Hölle ſteht Dir offen;
Wie wankelſinnig regt ſich's im Gemüthe! —
Kein Zweifeln mehr! Sie tritt an's Himmelsthor,
Zu Ihren Armen hebt ſie Dich empor.

So warſt Du denn im Paradies empfangen,
Als wärſt Du werth des ewig ſchönen Lebens;
Dir blieb kein Wunſch, kein Hoffen, kein Verlangen;
Hier war das Ziel des innigſten Beſtrebens,
Und in dem Anſchau'n dieſes einzig Schönen
Verſiegte gleich der Quell ſehnſüchtiger Thränen.

Wie regte nicht der Tag die raſchen Flügel,
Schien die Minuten vor ſich her zu treiben!
Der Abendkuß, ein treu verbindlich' Siegel:
So wird es auch der nächſten Sonne bleiben.
Die Stunden gleichen ſich im zarten Wandern
Wie Schweſtern zwar, doch keine ganz den andern.

Der Kuß, der letzte, grauſam ſüß, zerſcheidend
Ein herrliches Geflecht verſchlung'ner Minnen.
Nun eilt, nun ſtockt der Fuß, die Schwelle meidend,
Als trieb ein Cherub flammend ihn von hinnen;
Das Auge ſtarrt auf düſterm Pfad verdroſſen,
Es blickt zurück, die Pforte ſteht verſchloſſen.

Und nun verſchloſſen in ſich ſelbſt, als hätte
Dieß Herz ſich nie geöffnet, ſelige Stunden
Mit jedem Stern des Himmels um die Wette,
An Ihrer Seite leuchtend, nicht empfunden;
Und Mißmuth, Reue, Verwurf, Sorgenſchwere
Belaſten's nun in ſchwüler Atmoſphäre.

Iſt denn die Welt nicht übrig? Felſenwände,
Sind ſie nicht mehr gekrönt von heiligen Schatten?
Die Ernte, reift ſie nicht? Ein grün' Gelände
Zieht ſich's nicht hin am Fluß durch Buſch und Matten?
Und wölbt ſich nicht das überweltlich Große,
Geſtaltenreiche, bald Geſtaltenloſe?

Wie leicht und zierlich, klar und zart gewoben,
Schwebt, Seraph gleich, aus ernſter Wolken Ehor,
Als glich es ihr, am blauen Aether droben,
Ein ſchlank' Gebild aus lichtem Duft empor;
So ſahſt Du ſie in frohem Tanze walten,
Die Lieblichſte der lieblichſten Geſtalten!

Doch nur Momente darfſt Dich unterwinden,
Ein Luſtgebild ſtatt ihrer feſt zu halten;
In's Herz zurück! Dort wirſt Du's beſſer finden.
Dort regt ſie ſich in wechſelnden Geſtalten;
In Vielen bildet Eine ſich hinüber,
So tauſendfach, und immer, immer lieber.

Wie zum Empfang ſie an den Pforten weilte
Und mich von dann auf ſtufenweis beglückte;
Selbſt nach dem letzten Kuß mich noch ereilte,
Den letzteſten mir auf die Lippen drückte:
So klar beweglich bleibt das Bild der Lieben,
Mit Flammenſchrift, in's treue Herz geſchrieben;

In's Herz, das feſt, wie zinnenhohe Mauer,
Sich ihr bewahrt und ſie in ſich bewahret,
Für ſie ſich freut an ſeiner eig'nen Dauer,
Nur weiß von ſich, wenn ſie ſich offenbaret,
Sich freier fühlt in ſo geliebten Schranken
Und nur noch ſchlägt, für Alles ihr zu danken.

War Fähigkeit, zu lieben, war Bedürfen
Von Gegenliebe weggelöſcht, verſchwunden;
Iſt Hoffnungsluſt zu freudigen Entwürfen,
Entſchloſſen, raſcher That ſogleich gefunden!
Wenn Liebe je den Liebenden begeiſtet,
Ward es an mir auf's Lieblichſte geleiſtet;

Und zwar durch ſie! — Wie lag ein inn'res Bangen
Auf Geiſt und Körper, unwillkomm'ner Schwere;
Von Schauerbildern rings der Blick umfangen
Im wüſten Raum beklemm'ner Herzensleere!
Nun dämmert Hoffnung von bekannter Schwelle;
Sie ſelbſt erſcheint in milder Sonnenhelle.

Dem Frieden Gottes, welcher Euch hienieden
Mehr als Vernunft beſeliget — wir leſen's —
Vergleich' ich wohl der Liebe heitern Frieden
In Gegenwart des allgeliebten Weſens;
Da ruht das Herz und Nichts vermag zu ſtören
Den tiefſten Sinn, den Sinn, ihr zu gehören.

In unſers Buſens Reine wogt ein Streben,
Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten,
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträthſelnd ſich den ewig Ungenannten;
Wir heißen's: fromm ſein! — Solcher ſeligen Höhe
Fühl' ich mich theilhaft, wenn ich vor ihr ſtehe.

Vor ihrem Blick, wie vor der Sonne Walten,
Vor ihrem Athem, wie vor Frühlingslüften,
Zerſchmilzt, ſo längſt ſich eiſig ſtarr gehalten,
Der Selbſtſinn tief in winterlichen Grüften;
Kein Eigennutz, kein Eigenwille dauert,
Vor ihrem Kommen ſind ſie weggeſchauert.

Es iſt, als wenn ſie ſagte: „Stund um Stunde
Wird uns das Leben freundlich dargeboten,
Das Geſtrige ließ uns geringe Kunde,
Das Morgende, zu wiſſen, iſt's verboten;
Und wenn ich je mich vor dem Abend ſcheute,
Die Sonne ſank und ſah noch, was mich freute.“

„D'rum thu', wie ich, und ſchaue, froh verſtändig,
Dem Augenblick in's Auge! Kein Verſchieben!
Begegn' ihm ſchnell, wohlwollend wie lebendig,
Im Handeln ſei's, zur Freude, ſei's dem Lieben;
Nur wo Du biſt, ſei Alles, immer kindlich,
So biſt Du Alles, biſt unüberwindlich.“ —

Du haſt gut reden, dacht' ich, zum Geleite
Gab Dir ein Gott die Gunſt des Augenblickes,
Und Jeder fühlt an Deiner holden Seite
Sich Augenblicks den Günſtling des Geſchickes;
Mich ſchreckt der Wink, von Dir mich zu entfernen;
Was hilft es mir ſo hohe Weisheit lernen!

Nun bin ich fern! Der jetzigen Minute,
Was ziemt denn der? Ich wüßt' es nicht zu ſagen:
Sie bietet mir zum Schönen manches Gute,
Das laſſet nur, ich muß mich ihm entſchlagen;
Mich weckt unſer ein unbezwinglich' Sehnen,
Da bleibt kein Rath als grenzenloſe Thränen.

So quellt denn fort, und fließet unaufhaltſam;
Doch nie gelang's, die inn're Gluth zu dämpfen!
Schon raſ't's und reißt in meiner Bruſt gewaltſam,
Wo Tod und Leben grauſend ſich bekämpfen.
Wohl Kräuter gäb's, des Körpers Qual zu ſtillen;
Allein dem Geiſt fehlt's am Entſchluß und Willen.

Fehlt's am Begriff: wie ſollt' er ſie vermiſſen?
Er wiederholt ihr Bild zu tauſend Malen.
Das zaudert bald, bald wird es weggeriſſen,
Undeutlich jetzt und jetzt in reinſten Strahlen;

Wie könnte Dieß geringſtem Troſte frommen,
Die Ebb' und Fluth, das Gehen wie das Kommen?

Verlaßt mich hier, getreue Weggenoſſen!
Laßt mich allein am Fels, in Moor und Moos;
Nur immer zu! Euch iſt die Welt erſchloſſen,
Die Erde weit, der Himmel hehr und groß;
Betrachtet, forſcht, die Einzelheiten ſammelt;
Naturgeheimniß werde nachgeſtammelt.

Mir iſt das All, ich bin mir ſelbſt verloren,
Der ich noch erſt den Göttern Liebling war;
Sie prüften mich, verliehen mir Pandore'n,
So reich an Gütern, reicher an Gefahr;
Sie drängten mich zum gabeſeligen Munde,
Sie trennen mich, und richten mich zu Grunde.

Ausſöhnung.

Die Leidenſchaft bringt Leiden! — Wer beſchwichtigt
Beklomm'nes Herz, das allzu viel verloren?
Wo ſind die Stunden, überſchnell verflüchtigt?
Vergebens war das Schönſte Dir erkoren!
Trüb' iſt der Geiſt, verworren das Beginnen!
Die hehre Welt, wie ſchwindet ſie den Sinnen!

Da ſchwebt hervor Muſik mit Engelſchwingen,
Verflicht zu Millionen Ton' und Töne,
Des Menſchen Weſen durch und durch zu dringen;
Zu überfüllen ihn mit ew'ger Schöne:
Das Auge netzt ſich, fühlt im höhern Sehnen
Den Götterwerth der Töne wie der Thränen.

Und ſo das Herz erleichtert, merkt bebende,
Daß es noch lebt und ſchlägt und möchte ſchlagen,
Zum reinſten Dank der überreichen Spende,
Sich ſelbſt erwiederud, willig darzutragen.
Da fühlte ſich, — o, daß es ewig bliebe! —
Das Doppelglück der Töne wie der Liebe.

Antithesen.

Geſpräch.

Er.

Ich dacht', ich habe keinen Schmerz;
Und doch war mir ſo bang ums Herz,
Mir war's gedunken vor der Stirn
Und hohl im innerſten Gehirn —
Bis endlich Thrän' auf Thräne fließt,
Verhalt'nes Lebewohl ergießt. —
Ihr Lebewohl war heit're Ruh',
Sie weint wohl jetzund auch wie Du.

Sie.

Ja, er iſt fort, Das muß nun ſein!
Ihr Lieben laßt mich nur allein;
Sollt' ich Euch ſeltſam ſcheinen,
Es wird nicht ewig währen!
Jetzt kann ich ihn nicht entbehren;
Und da muß ich weinen.

Er.

Zur Trauer bin ich nicht geſtimmt,
Und Freude kann ich auch nicht haben:
Was ſollen mir die reifen Gaben,
Die man von jedem Baume nimmt!
Der Tag iſt mir zum Ueberdruß,
Langweilig iſt's, wenn Nächte ſich bedauern;
Mir bleibt der einzige Genuß,
Dein holdes Bild mir ewig zu erneuern,
Und fühlteſt Du den Wunſch nach dieſem Segen,
Du kämeſt mir auf halbem Weg entgegen.

Sie.

Du trauerſt, daß ich nicht erſcheine,
Vielleicht entfernt ſo treu nicht meine,
Sonſt wär' mein Geiſt im Bilde da.
Schmückt Iris wohl des Himmels Bläue?
Laß regnen, gleich erſcheint die Neue;
Du weinſt! Schon bin ich wieder da.

Er.

Ja, Du biſt wohl an Iris zu vergleichen;
Ein liebenswürdig' Wunderzeichen,
So ſchmiegſam herrlich, bunt in Harmonie,
Und immer neu und immer gleich wie ſie!

Ungeduld.

Immer wieder in die Weite
Ueber Länder an das Meer,
Phantaſieen in der Breite
Schwebt am Ufer hin und her!
Neu iſt immer die Erfahrung;
Immer iſt dem Herzen bang;
Schmerzen ſind der Jugend Nahrung,
Thränen ſeliger Lobgeſang.

Luſt und Qual.

Knabe ſaß ich, Fiſcherknabe,
Auf dem ſchwarzen Fels im Meer,
Und, bereitend falſche Gabe,
Sang ich lauſchend ringsumher.
Angel ſchwebte lockend nieder;
Gleich ein Fiſchlein ſtreift und ſchnappt,
Schadenfrohe Scheltmelieder —
Und das Fiſchlein war ertappt.

Ach! am Ufer, durch die Fluren,
In's Gebüſche tief zum Hain,
Folgt' ich einer Sohle Spuren,
Und die Hirtinn war allein.
Blicke ſinken, Worte ſtocken! —
Wie ein Taſchenmeſſer ſchnappt,
Faßte ſie mich in die Locken,
Und das Bübchen war ertappt.

Weiß doch Gott, mit welchem Hirten
Sie auf's Neue ſich ergetzt!
Muß ich in das Meer mich ſtürzen,
Wie es ſauſet, wie es wetzt.
Wenn mich oft im Netze jammert
Das Gewimmel groß und klein;
Immer möcht' ich noch umklammert
Noch von ihren Armen ſein!

Immer und Ueberall.

Dringe tief zu Berges Grüften,
Wolken folge hoch zu Lüften;
Muſe ruft zu Bach und Thale
Tauſend aber tauſend Male.

Sobald ein friſches Veilchen blüht,
Es fordert neue Lieder;
Und wenn die Zeit verrauſchend flieht,
Jahrszeiten kommen wieder.

März.

Es iſt ein Schnee gefallen;
Denn es iſt noch nicht Zeit,
Daß von den Blümlein allen,
Daß von den Blümlein allen,
Wir werden hoch erfreut.

Der Sonnenblick betrüget
Mit mildem, falſchem Schein,
Die Schwalbe ſelber lüget,
Die Schwalbe ſelber lüget,
Warum? Sie kommt allein!

Sollt' ich mich einzeln freuen,
Wenn auch der Frühling naht?
Doch kommen wir zu Zweien,
Doch kommen wir zu Zweien,
Gleich iſt der Sommer da.

April.

Augen ſagt mir, ſagt, was ſagt Ihr!
Denn Ihr ſagt was gar zu Schönes,
Gar des lieblichſten Getönes;
Und in gleichem Sinne fragt Ihr.

Doch ich glaub' Euch zu erfaſſen:
Hinter dieſer Augen Klarheit
Ruht ein Herz in Lieb' und Wahrheit
Jetzt ſich ſelber überlaſſen,

Dem es wohl behagen müßte,
Unter ſo viel ſtumpfen, blinden,
Endlich einen Blick zu finden,
Der es auch zu ſchätzen wüßte.

Und indem ich dieſe Chiffern
Mich verſenke zu ſtudiren,
Laßt Euch ebenfalls verführen,
Meine Blicke zu entziffern!

Mai.

Leichte Silberwolken ſchweben
Durch die erſterwärmten Lüfte,
Mild, von Schimmer ſanft umgeben,
Blickt die Sonne durch die Düfte;
Leiſe wallt und drängt die Welle
Sich am reichen Ufer hin;
Und wie reingewaſchen helle,
Schwankend hin und her und hin,
Spiegelt ſich das junge Grün.

Still iſt Luft und Lüftchen ſtille;
Was beweget mir das Gezweige?
Schwüle Liebe dieſer Fülle,
Von den Bäumen durch's Geſträuche.
Nun der Blick auf ein Mal helle,
Sieh'! der Bübchen Flatterſchaar,
Das bewegt und regt ſo ſchnelle,
Wie der Morgen ſie gebar,
Flügelhaft ſich Paar und Paar.

Fangen an das Dach zu flechten; —
Wer bedürfte dieſer Hütte?
Und wie Zimm'rer, die gerechten,
Bank und Tiſchen in der Mitte!
Und ſo bin ich noch verwundert;
Sonne ſinkt, ich fühl' es kaum;
Und nun führen aber Hundert
Mir das Liebchen in den Raum,
Tag und Abend, welch ein Traum!

Juni.

Hinter jenem Berge wohnt
Sie, die meine Liebe lohnt.
Sage, Berg, was iſt denn Das?
Iſt mir doch, als wärſt Du Glas.

Und ich wär' nicht mehr traurig;
Denn ſie kommt, ich ſeh' es ſchon,
Traurig; denn ich bin nicht da,
Lächelnd, ja, ſie weiß es ja!

Nun ſtellt ſich dazwiſchen
Ein kühles Thal mit leichten Büſchen,
Bächen, Wieſen und dergleichen,
Mühlen und Rändern, den ſchönſten Zeichen,
Daß da gleich wird eine Fläche kommen,
Weite Felder unbeklommen;
Und ſo immer, immer heraus,
Bis wir an Garten und Haus!

Aber wie geſchicht's?
Freut mich das Alles nicht —
Freute mich des Geſichts
Und der zwei Aeuglein Glanz,
Freute mich des leichten Gangs,
Und wie ich ſie ſeh'
Vom Zopf zur Zeh!
Sie iſt fort; ich bin hier!
Ich bin weg, bin bei ihr!

Wandelt ſie auf ſchroffen Hügeln,
Eilet ſie das Thal entlang,
Da erklingt es wie mit Flügeln,
Da bewegt ſich's wie Geſang.
Und auf dieſe Jugendfülle,
Dieſer Glieder frohe Pracht
Harret Einer in der Stille,
Den ſie einzig glücklich macht.

Liebe ſteht ihr gar zu ſchön,
Schön'res hab' ich nie geſehn!
Bricht ihr doch ein Blumenflor
Aus dem Herzen leicht hervor.

Denk ich: ſoll es doch ſo ſein!
Das erquickt mir Mark und Bein;
Wähn' ich wohl, wenn ſie mich liebt,
Daß es noch was Beſſ'res gibt?

Und noch ſchöner iſt die Braut,
Wenn ſie ſich mir ganz vertraut,
Wenn ſie ſpricht und mir erzählt,
Was ſie freut und was ſie quält.

Wie's ihr iſt und wie's ihr war,
Kenn' ich ſie doch ganz und gar.
Wer gewann' an Seel' und Leib
Solch ein Kind und ſolch ein Weib!

Frühling über's Jahr.

Das Beet, ſchon lockert
Sich's in die Höh',
Da wanken Glöckchen
So weiß wie Schnee;
Safran entfaltet
Gewollt'ge Gluth,
Smaragden keimt es
Und keimt wie Blut.

Primeln ſtolziren
So naſeweis,
Schalkhafte Veilchen
Verſteckt mit Fleiß;
Was auch noch Alles
Da regt und webt,
Genug, der Frühling
Er wirkt und lebt!

Doch was im Garten
Am Reichſten blüht,
Das iſt des Liebchens
Lieblich' Gemüth.
Da glühen Blicke
Mir immerfort,
Erregend Liedchen,
Erheiternd Wort.
Ein immer offen,
Ein Blütenherz,
Im Kruſte freundlich
Und rein im Scherz.
Wenn Roſ' und Lilie
Der Sommer bringt,
Er doch vergebens
Mit Liebchen ringt.

Für ewig.

Denn was der Menſch in ſeinen Erdeſchranken
Von hohem Glück mit Götternamen nennt,
Die Harmonie der Treue, die kein Wanken
Der Freundſchaft, die nicht Zweifelſorge kennt;
Das Licht, das Weiſen nur zu einſamen Gedanken,
Das Dichtern nur in ſchönen Bildern brennt:
Das hatt' ich All' in meinen beſten Stunden
In ihr entdeckt und es für mich gefunden.

Zwiſchen beiden Welten.

Einer Einzigen angehören,
Einen einzigen verehren,
Wie vereint es Herz und Sinn!
Lida! Glück der nächſten Nähe,
Wilhelm! Stern der ſchönſten Höhe,
Euch verdank' ich, was ich bin.
Tag' und Jahre ſind verſchwunden,
Und doch ruht auf jenen Stunden
Meines Werthes Vollgewinn.

Aus einem Stammbuch von 1801.

Hoffnung beſchwingt Gedanken, Liebe, Hoffnung
In klarſter Nacht hinauf zu Cynthien, Liebe!

Und ſprich: „Wie ſie ſich oben umgeſtaltet,
So auf der Erde ſchwindet, wächſ't mein Glück.
Und wisperte ſanft beſcheiden ihr an's Ohr,
Wie Zweifel oft das Haupt hing, Treue thränte.
Und Ihr Gedanken, mißzutrau'n geneigt,
Beſchilt Euch die Geliebte deſſenthalb,
So ſagt: „Ihr wechſelt zwar, doch ändert nicht,
Wie ſie Dieſelbe bleibt und immer wechſelt.
Untrauen tritt in's Herz, vergiftet's nicht,
Denn Lieb' iſt ſüßer, von Verdacht gewürzt."
Wenn ſie verdrießlich dann das Aug' umwölkt,
Des Himmels Klare widerwärtig ſchwärzt,
Dann Seufzerwinde ſcheucht die Wolken weg,
Thränt nieder, ſie in Regen aufzulöſen!
Gedanke, Hoffnung, Liebe bleibt nur dort,
Bis Cynthia ſcheint, wie ſie mir ſonſt gethan.

Um Mitternacht.

Um Mitternacht ging ich, nicht eben gerne,
Klein, kleiner Knabe, jenen Kirchhof hin
Zu Vaters Haus, des Pfarrers; Stern am Sterne
Sie leuchteten doch alle gar zu ſchön,
Um Mitternacht.

Wenn ich dann ferner in des Lebens Weite
Zur Liebſten mußte, mußte, weil ſie zog,
Geſtirn und Nordſchein über mir im Streite,
Ich gehend, kommend Seligkeiten ſog,
Um Mitternacht;

Bis dann zuletzt des vollen Mondes Helle
So klar und deutlich mir in's Finſtere drang,
Auch der Gedanke willig, flugs, ſchnelle
Sich um's Vergang'ne wie um's Künftige ſchlang,
Um Mitternacht.

St. Nepomuk's Vorabend.

Carlsbad, den 11. Mai 1820.

Lichtlein ſchwimmen auf dem Strome,
Kinder ſingen auf der Brücken,
Glocke, Glöckchen ſäßt vom Dome
Sich der Andacht, dem Entzücken.

Lichtlein ſchwinden, Sterne ſchwinden;
Alſo löſ'te ſich die Seele
Unſers Heil'gen, nicht verſ[illegible]den
Durft' er unvertraute Fehle.

Lichtlein ſchwimmet! Spielt Ihr Kinder!
Kinder-Chor, o! ſinge, ſinge!
Und verkündiget nicht minder,
Was den Stern zu Sternen bringe.

Im Vorübergehn.

Ich ging im Felde
So für mich hin;
Und Nichts zu ſuchen,
Das war mein Sinn.

Da ſtand ein Blümchen
Gleich ſo nah,
Daß ich im Leben
Nichts lieber ſah.

Ich wollt' es brechen;
Da ſagt' es ſchleunig:
„Ich habe Wurzeln,
Die ſind gar heimlich."

„Im tiefen Boden
Bin ich gegründet;
D'rum ſind die Blüthen
So ſchön gerundet."

„Ich kann nicht liebeln,
Ich kann nicht ſchranzen;
Muß mich nicht brechen,
Muß mich verpflanzen."

Ich ging im Walde
So vor mich hin;
Ich war ſo heiter,
Wollt' immer weiter —
Das war mein Sinn.

Pfingſten.

Unter halb verwelkten Maien
Schläft der liebe Freund ſo ſüß;
O! wie ſoll es ihn erfreuen,
Wie ich ihm vertrauen will:
Ohne Wurzeln dieſes Reiſig,
Es verdorrt das junge Blut;
Aber Liebe, wie Herr Dreiſig,
Pflüget ihre Pflanzen gut.

Aug' um Ohr.

Was dem Auge dar ſich ſtellet,
Sicher glauben wir's zu ſchau'n,
Was dem Ohr ſich zugeſellet,
Gibt uns nicht ein gleich' Vertrau'n.
Darum Deine lieben Worte
Haben oft mir wohlgethan,
Doch ein Blick am rechten Orte
Ueberzeugt er keinen Wahn.

Blick um Blick.

Wenn Du Dich im Spiegel beſiehſt,
Denke, daß ich dieſe Augen küßte,
Und mich mit mir ſelbſt entzweien müßte,
Sobalde Du mich ſiehſt;
Denn da ich nur in dieſen Augen lebe,
Du mir gibſt, was ich gebe,
So wär ich ganz verloren;
Jetzt bin ich immer wie neugeboren.

Haus-Park.

Liebe Mutter, die Geſpielen
Sagen mir ſchon manche Zeit,
Daß ich beſſer ſollte fühlen,
Was Natur im Freien beut!
Bin ich hinter dieſen Mauern,
Dieſen Hecken, dieſem Thor,
Wollen ſie mich nur bedauern,
Neben dieſem alten Thor.

Solche ſchroffe, grüne Wände
Ließen ſie nicht länger ſtehn;
Kann man doch von einem Ende
Gleich bis an das and're ſehn.
Von der Scheere fallen Blätter,
Fallen Blüthen, welch ein Schmerz!
Nimmt, unſer lieber Vetter,
Nennt es guten Schneiderſcherz.

Stehn die Pappeln doch ſo prächtig
Um des Nachbars Gartenhaus;
Und bei uns, wie niederträchtig
Nehmen ſich die Zwiebeln aus!
Wollt Ihr nicht den Wunſch erfüllen —
Heuer nur, um Gottes Willen,
Liebe Mutter, keinen Kohl!

Der neue Copernicus.

Art'ges Häuschen hab' ich klein,
Und, darin verſtecket,
Bin ich vor der Sonne Schein
Gar bequem bedecket.

Denn da gibt es Schalterlein,
Fenſterchen und Löchen,
Finde mich ſo wohl allein
Mit mir ſelbſten Mädchen.

Denn, o Wunder! mir zur Luſt
Regen ſich die Wälder,
Näher kommen meiner Bruſt
Die entfernten Felder.

Und ſo tanzen auch vorbei
Die bewachſ'nen Berge,
Fehlet nur das Luſtgeſchrei
Aufgeregter Zwerge.

Doch ſo gänzlich ſtill und ſtumm
Nennt es mir vorüber,
Meiſtens g'rad' und oft auch krumm,
Und ſo iſt mir's lieber.

Wenn ich's recht betrachten will,
Und es ernſt gewahre,
Steht vielleicht das Alles ſtill,
Und ich ſelber fahre.

Gegenſeitig.

Wie ſitzt mir das Liebchen?
Was freut ſie ſo groß?
Den Fernen ſie wiegt ihn,
Sie hat ihn im Schooß.

Im zierlichen Käfig
Ein Vöglein ſie hält,
Sie läßt es herauſſer,
Sowie's ihr gefällt.

Hat's Picken dem Finger,
Den Lippen gethan,
Es fleget und flattert,
Und wieder heran.

So eile zur Heimath.
Das iſt nun der Brauch;
Und haſt Du das Mädchen,
So hat ſie Dich auch.

Freibeuter.

Mein Haus hat kein' Thür,
Mein' Thür hat ke' Haus;
Und immer mit Schlägel
Hinein und heraus.

Mei Küch hat ke' Herd,
Mei Herd hat ke' Küch;
Da bratet's und ſiedet's
Für ſich und für mich.

Mei Bett hat ke' G'ſtell,
Mei G'ſtell hat ke' Bett.
Doch wächt ich mit E'nen,
Der's luſtiger hett.

Mei Keller iſt hoch,
Mei Scheuer iſt tief,
Zu oberſt zu unterſt —
Da lag ich und ſchlief.

Und bin ich erwachen,
Da geht es so fort;
Mei Ort hat ke' Bleibens,
Mei Bleibens ken' Ort.

Wanderlied.

Von dem Berge zu den Hügeln,
Niederab das Thal entlang,
Da erklingt es wie von Flügeln,
Da bewegt sich's wie Gesang;
Und dem unbedingten Triebe
Folget Freude, folget Rath;
Und Dein Streben, sei's in Liebe,
Und Dein Leben sei die That.

Denn die Bande sind zerissen,
Das Vertrauen ist verletzt;
Kann ich sagen, kann ich wissen,
Welchem Zufall ausgesetzt,
Ich nun scheiden, ich nun wandern,
Wie die Wittwe, trauervoll,
Statt dem Einen, mit dem Andern
Fort und fort mich wenden soll!

Bleibe nicht am Boden heften;
Frisch gewagt und frisch hinaus!
Kopf und Arm mit heitern Kräften
Ueberall sind sie zu Haus;
Wo wir uns der Sonne freuen,
Sind wir jede Sorge los;
Daß wir uns in ihr zerstreuen,
Darum ist die Welt so groß.

Loge.

Symbolum.

Des Maurers Wandeln
Es gleicht dem Leben,
Und sein Bestreben
Es gleicht dem Handeln
Der Menschen auf Erden.

Die Zukunft decket
Schmerzen und Glücke,
Schrittweis dem Blicke;
Doch ungeschrecket
Dringen wir vorwärts;

Ruh schwer und schwarz
Hängt eine Hülle
Mit Ehrfurcht. Stille
Ruh'n oben die Sterne
Und unten die Gräber.

Betracht' sie genauer,
Und siehe, so melden
Im Busen der Helden
Sich wandelnde Schauer
Und ernste Gefühle!

Doch rufen von drüben
Die Stimmen der Geister,
Die Stimmen der Meister:
„Versäumt nicht zu üben
Die Kräfte des Guten."

„Hier winden sich Kronen
In ewiger Stille,
Die sollen mit Fülle
Die Thätigen lohnen!
Wir heißen Euch hoffen!"

Verschwiegenheit.

Wenn die Liebste zum Erwiedern
Blick auf Liebesblicke beut,
Singt ein Dichter gern in Liedern
Wie ein solches Glück erfreut!
Aber Schweigen bringet Fülle
Reicheren Vertrau'ns zurück;
Leise, leise! Stille, stille!
Das ist erst das wahre Glück.

Wenn den Krieger wild' Getöse
Tromm'l und Pauken, aufgeregt,
Er den Feind, in aller Blöße,
Schmetternd über Länder schlägt;
Nimmt er, wegen Siegsverheerung,
Gern den Ruhm, den lauten an,
Wenn verheimlichte Verehrung
Seiner Wohlthat wohlgethan.

Heil uns! Wir verbund'ne Brüder
Wissen doch, was Keiner weiß;
Ja, sogar bekannte Lieder
Hüllen sich in unsern Kreis.
Niemand soll und wird es schauen,
Was einander wird vertraut;
Denn auf Schweigen und Vertrauen
Ist der Tempel aufgebaut.

Erwin.

Dieſe kleine Hütte,
Sein Körper und ſein Kleid ſind hier geblieben;
Er iſt gegangen! — Dorthin! wohin ich ihm
Zu folgen noch nicht werth war. Siehſt du, hier,
Bedeckt mit Roſen, blüht des Frommen Grab.

Valerio.

Ich weih' ihm keine Thräne: denn die Freude,
Dich hier zu finden, hat mir das Gefühl
Von Schmerz und Tod aus meiner Bruſt gehoben.

Erwin.

Ich ſelbſt erkenne mich für ſchuldig; oft
Weint' ich an ſeinem Grabe Thränen, die
Den edeln Mann nicht galten. Freund, o Freund!

Valerio.

Was hab' ich dir zu ſagen!

Erwin.

Rede nicht! —
Warum biſt du gekommen? ſag' mir an!

Wegen-Lauft der Schweſtern.

Zum 20. October 1820,
dem Stiftungs- und Amalien-Feſte.

Unſer Dank, und wenn auch trotzig,
Grüßend alle lieben Gäſte,
Mache keinen Frohen ſtutzig;
Denn wir feiern Eu're Feſte.

Sollten aber wir, die Frauen,
Dankbar ſolche Brüder preiſen,
Die, in's Innere zu ſchauen,
Immer uns zur Seite weiſen!

Doch Amalie'n, der hehren,
Die auch Euch verklärt erſcheinet,
Sprechend, ſingend ihr zu Ehren,
Sind wir doch mit Euch vereinet!

Und indem wir Eu're Lieder
Denken keineswegs zu ſtören,
Fragen Alle ſich die Brüder,
Was ſie ohne Schweſtern wären?

Ernter-Lage.

An dem öden Strand des Lebens,
Wo ſich Dün' auf Düne häuft,
Wo der Sturm im Finſtern träuft,
Setze Dir ein Ziel des Strebens.
Unter ſchon verloſch'nen Siegeln
Tauſend Väter hingeſtreckt,
Ach, von neuen, friſchen Hügeln
Freund an Freunden überdeckt!

Haſt Du ſo Dich abgefunden,
Werde Nacht und Aether klar,
Und der ew'gen Sterne Schaar
Deute Dir belebte Stunden,
Wo Du hier mit Ungetrübten,
Treulich wirkend, gern verweilt,
Und auch treulich den geliebten
Ewigen entgegeneilt.

Dank des Sängers.

Den Sängern hat man Viel erzählt,
Die in ein Schloß gekommen.
Wo Nichts ermangelt, nichts gefehlt,
Sie haben Platz genommen.
Doch war wo, irgendwo ein Platz,
Vergleichbar dieſem Bruderſchatz,
Wo auch ich Platz genommen?

Ihr fraget nicht, woher ich ſei;
Wir Alle ſind von oben;
Doch ſingend wird der Freie frei
Und darf die Brüder loben.
Die Bruſt entlöſe der Geſang!
Was außen eng, was außen bang,
Uns macht es nicht beklommen.

So hab' ich Euch denn ſchon den Dank,
Den ich gedacht, erwieſen,
Und Euch mit Tönen rein und ſchlank
Als Würdige geprieſen.
Was hierbei übrig als der Schall,
Den wir ſo gerne hören,
Wenn überall, allüberall
Im Stillen wir uns vermehren.

Zur Logen-Feier

des 2. Septembers 1822.

Einleitung.

Ein Mal nur in unſerm Leben,
Was auch ſonſt begegnen mag,
Iſt das höchſte Glück gegeben,
Ein Mal feiert ſolchen Tag;

Einen Tag, der, ſich ergänzend,
Runden Schmucks der Nacht entſteigt,
Sich geſellig nun begrenzend,
Segensvoll zum Berge neigt!

Darum öffnet Eu're Pforten,
Laßt Vertraute herein;
Heute ſoll an allen Orten
Liebe auf' der Liebe ſein!

Zwiſchengeſang.

Laßt fahren hin das allzu Flüchtige;
Ihr ſucht bei ihm vergebens Rath;
In dem Verjüng'nen lebt das Tüchtige,
Verewigt ſich in ſchöner That.

Und ſo gewinnt ſich das Lebendige
Durch Folg' auf Folge neue Kraft;
Denn die Geſinnung, die beſtändige,
Sie macht allein den Menſchen dauerhaft.

So löſ't ſich jene große Frage
Nach unſerm zweiten Vaterland;
Denn das Beſtändige der ird'ſchen Tage
Verbürgt uns ewigen Beſtand.

Schlußgeſang.

Nun auf, und laßt verlauten,
Ihr brüderlich Vertrauten,

Ordnet' er die erſte Stunde
Mit erhab'ner Schöpfungsluſt,
Und er ſprach das Wort: „Es werde!“
Da erklang ein ſchmerzlich' „Ach.“
Als das All', mit Machtgeberde,
In die Wirklichkeiten brach.

Auf that ſich das Licht, ſich trennte
Scheu die Finſterniß von ihm;
Und ſogleich die Elemente
Scheidend aus einander flieh'n!
Raſch in wilden, wüſten Träumen
Jedes nach der Weite rang,
Starr, in ungemeſſ'nen Räumen,
Ohne Sehnſucht, ohne Klang.

Stumm war Alles, ſtill und öde,
Einſam Gott zum erſten Mal!
Da erſchuf er Morgenröthe,
Die erbarmte ſich der Qual;
Sie entwickelte dem Trüben
Ein erklingend' Farbenſpiel;
Und nun konnte wieder lieben,
Was erſt auseinander fiel.

Und mit eiligem Beſtreben
Sucht ſich, was ſich angehört,
Und zu ungemeſſ'nem Leben
Iſt Gefühl und Blick gekehrt;
Sei's Ergreifen, ſei es Raſſen,
Wenn es nur ſich faßt und hält!
Allah braucht nicht mehr zu ſchaffen,
Wir erſchaffen ſeine Welt.

So mit morgenrothen Flügeln
Riß es mich an Deinen Mund,
Und die Nacht mit tauſend Siegeln
Kräftigt ſternenhell den Bund.
Beide ſind wir auf der Erde
Muſterhaft in Freud' und Qual,
Und ein zweites Wort: „Es werde!“
Trennt uns nicht zum zweiten Mal.

Eins und Alles.

Im Grenzenloſen ſich zu baden,
Wird gern der Einzelne verſchwinden,
Da löſ't ſich aller Ueberdruß;
Statt heißem Wünſchen, wildem Wollen,
Statt läſt'gem Fordern, ſtrengem Sollen
Sich aufzugeben, iſt Genuß.

Weltſeele, komm', uns zu durchdringen!
Dann mit dem Weltgeiſt ſelbſt zu ringen,
Wird unſ'rer Kräfte Hochberuf.
Theilnehmend führen gute Geiſter,
Gelinde leitend, höchſte Meiſter,
Zu Dem, der Alles ſchafft und ſchuf.

Und umzuſchaffen das Geſchaff'ne,
Damit ſich's nicht zum Starren waff'ne,
Wirkt ewiges, lebendiges Thun.
Und was nicht war, nun will es werden,
Zu reinen Sonnen, farbigen Erden;
In keinem Falle darf es ruh'n.

Es ſoll ſich regen, ſchaffend handeln,
Erſt ſich geſtalten, dann verwandeln;
Nur ſcheinbar ſteht's Momente ſtill.
Das Ewige regt ſich fort in Allen;
Denn Alles muß in Nichts zerfallen,
Wenn es im Sein beharren will.

Parabase.

Freudig war, vor vielen Jahren,
Eifrig ſo der Geiſt beſtrebt,
Zu erforſchen, zu erfahren,
Wie Natur im Schaffen lebt.
Und es iſt das ewig Eine,
Das ſich vielfach offenbart:
Klein das Große, groß das Kleine,
Alles nach der eig'nen Art;
Immer wechſelnd, feſt ſich haltend,
Nah' und fern und fern und nah';
So geſtaltend, umgeſtaltend —
Zum Erſtaunen bin ich da.

Epirrhema.

Müſſet im Naturbetrachten
Immer Eins wie Alles achten;
Nichts iſt drinnen, Nichts iſt draußen:
Denn was innen, das iſt außen.
So ergreifet ohne Säumniß
Heilig öffentlich' Geheimniß.

Freuet Euch des wahren Scheins,
Euch des ernſten Spieles;
Kein Lebendiges iſt ein Eins,
Immer iſt's ein Vieles.

Metamorphoſe der Thiere.

Wagt Ihr, alſo bereitet, die letzte Stufe zu ſteigen
Dieſes Gipfels, ſo reicht mir die Hand und öffnet den freien
Blick in's weite Feld der Natur. Sie ſpendet die reichen

Lebensgaben nahet, die Göttinn; aber empfindet
Keine Sorge, wie sterbliche Frau'n um ihrer Gebor'nen
Sichere Nahrung; ihr ziemet es nicht: denn zwiefach bestimmte
Sie das höchste Gesetz, beschränkte jegliches Leben,
Gab ihm gemess'nes Bedürfniß, und angemessene Gaben
Leicht zu finden, streute sie aus, und ruhig begünstigt
Sie das munt're Bemüh'n der vielfach bedürftigen Kinder;
Unerzogen schwärmen sie fort nach ihrer Bestimmung.
Zweck sein' selbst ist jegliches Thier, vollkommen entspringt es
Aus dem Schooß der Natur und zeugt vollkommene Kinder.
Alle Glieder bilden sich aus nach ew'gen Gesetzen,
Und die seltenste Form bewahrt im Geheimen das Urbild.
So ist jeglicher Mund geschickt, die Speise zu fassen,
Welche dem Körper gebührt; es sei nun schwächlich und zahnlos,
Oder mächtig der Kiefer gezahnt; in jeglichem Falle
Fördert ein schicklich Organ den übrigen Gliedern die Nahrung.
Auch bewegt sich jeglicher Fuß, der lange, der kurze,
Ganz harmonisch zum Sinne des Thiers und seinem Bedürfniß.
So ist jedem der Kinder die volle, reine Gesundheit
Von der Mutter bestimmt; denn alle lebendigen Glieder
Widersprechen sich nie und wirken alle zum Leben.
Also bestimmt die Gestalt die Lebensweise des Thieres,
Und die Weise, zu leben, sie wirkt auf alle Gestalten
Mächtig zurück. So zeiget sich fest die geordnete Bildung,
Welche zum Wechsel sich neigt, durch äußerlich wirkende Wesen.
Doch im Innern bestadet die Kraft der edlern Geschöpfe
Sich im heiligen Kreise lebendiger Bildung beschlossen.
Diese Grenzen ernietert kein Gott, es ehrt die Natur sie;
Denn nur also beschränkt war je das Vollkommene möglich.

Doch im Innern scheint ein Geist gewaltig zu ringen,
Wie er durchbräche den Kreis, Willkür zu schaffen den Formen
Wie dem Wollen; doch was er beginnt, beginnt er vergebens.
Denn zwar drängt er sich vor zu diesen Gliedern, zu jenen,
Stattet mächtig sie aus; jedoch schon darben dagegen
Andere Glieder, die Last des Uebergewichtes vernichtet
Alle Schöne der Form und alle reine Bewegung.
Siehst Du also dem einen Geschöpf besonderen Vorzug
Irgend gegönnt, so frage nur gleich, wo leidet es etwa
Mangel anderswo, und suche mit forschendem Geiste,
Finden wirst Du sogleich zu aller Bildung den Schlüssel.
Denn so hat kein Thier, dem sämmtliche Zähne den obern
Kiefer umzäunen, ein Horn auf seiner Stirne getragen,
Und daher ist den Löwen gehörnt der ewigen Mutter
Ganz unmöglich zu bilden, und böte sie alle Gewalt auf;
Denn sie hat nicht Masse genug, die Reihen der Zähne
Völlig zu pflanzen und auch Geweih und Hörner zu treiben.

Dieser schöne Begriff von Macht und Schranken, von Willkür
Und Gesetz, von Freiheit und Maß, von beweglicher Ordnung,
Vorzug und Mangel, erfreue Dich hoch! Die heilige Muse
Bringt harmonisch ihn Dir, mit sanftem Zwange belehrend.
Keinen höhern Begriff erringt der sittliche Denker,
Keinen der thätige Mann, der dichtende Künstler; der Herrscher,
Der verdient, es zu sein, erfreut nur durch ihn sich der Krone.
Freue Dich, höchstes Geschöpf, der Natur, Du fühlest Dich fähig,
Ihr den höchsten Gedanken, zu dem sie schaffend sich aufschwang,
Nachzudenken! Hier stehe nun still und wende die Blicke
Rückwärts, prüfe, vergleiche, und nimm vom Munde der Muse,
Daß Du schaust, nicht schwärmst, die liebliche, volle Gewißheit.

Antepirrhema.

So schauet mit bescheid'nem Blick
Der ewigen Weberinn Meisterstück,
Wie ein Tritt tausend Fäden regt,
Die Schifflein hinüber, herüber schießen,
Die Fäden sich begegnend fließen,
Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt.
Das hat sie nicht zusammengebettelt,
Sie hat's von Ewigkeit angezettelt,
Damit der ewige Meistermann
Getrost den Einschlag werfen kann.

Urworte. Orphisch.

DAIMON. Dämon.

Wie an dem Tag, der Dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort gediehen,
Nach dem Gesetz, wonach Du angetreten;
So mußt Du sein, Dir kannst Du nicht entfliehen:
So sagten schon Sibyllen, so Propheten;
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Gepräge Form, die lebend sich entwickelt.

TYCHE. Das Zufällige.

Die freuge Grenze doch umgeht gefällig
Ein Wandelndes, das mit und um uns wandelt;
Nicht einsam bleibst Du, bildest Dich gesellig,
Und handelst wohl, sowie ein And'rer handelt:
Im Leben ist's bald hin-, bald wiederfällig,
Es ist ein Tand und wird so durchgetandelt.
Schon hat sich still der Jahre Kreis gerundet,
Die Lampe harrt der Flamme, die entzündet.

EROS. Liebe.

Die bleibt nicht aus! — Er stürzt vom Himmel nieder,
Wohin er sich aus alter Oede schwang,
Er schwebt heran auf luftigem Gefieder,
Um Stirn' und Brust den Frühlingstag entlang,
Scheint jetzt zu sieh'n, vom Fliehen kehrt er wieder,
Da wird ein Wohl im Weh', so süß und bang.
Gar manches Herz verschwebt im Allgemeinen,
Doch widmet sich das edelste dem Einen.

ANANKE. Nöthigung.

Da ist's denn wieder, wie die Sterne wollten:
Bedingung und Gesetz und aller Wille
Ist nur ein Wollen, weil wir eben sollten,
Und vor dem Wissen schweigt die Willkür stille;
Das Liebste wird vom Herzen weggescholten,
Dem harten Muß bequemt sich Will' und Grille.
So sind wir scheinfrei denn nach manchen Jahren,
Nur enger d'ran, als wir am Anfang waren.

ELPIS. Hoffnung.

Doch solcher Grenze, solcher eh'rnen Mauer
Höchst widerwärt'ge Pforte wird entriegelt;
Sie stehe nur mit alter Felsendauer!
Ein Wesen regt sich leicht und ungezügelt:
Aus Wolkendecke, Nebel, Regenschauer
Erhebt sie uns, mit ihr, durch sie beflügelt;
Ihr kennt sie wohl, sie schwärmt durch alle Zonen,
Ein Flügelschlag — und hinter uns Neronen!

Atmosphäre.

„Die Welt, sie ist so groß und breit,
Der Himmel auch so hehr und weit,
Ich muß das Alles mit Augen fassen,
Will sich aber nicht recht denken lassen."

Dich im Unendlichen zu finden,
Mußt unterscheiden und dann verbinden;
D'rum danket mein beflügelt' Lied
Dem Manne, der Welten unterschied.

Howard's Ehrengedächtniß.

Wenn Gottheit Samarupa, hoch und hehr,
Durch Lüfte schwankend, wandelt leicht und schwer,
Des Schleiers Falten sammelt, sie zerstreut,
Am Wechsel der Gestalten sich erfreut,
Jetzt starr sich hält, dann schwindet wie ein Traum,
Da staunen wir und trau'n dem Auge kaum.

Nun regt sich kühn des eig'nen Bildens Kraft,
Die Unbestimmtes zu Bestimmtem schafft;
Da droht ein Leu, dort wegt ein Elephant,
Cameel'es Hals, zum Drachen umgewandt;
Ein Heer zieht an, doch triumphirt es nicht,
Da es die Macht am steilen Felsen bricht;
Der treu'ste Wolkenbote selbst zerstiebt,
Eh' er die Fern' erreicht, wohin man liebt.

Er aber, Howard, gibt mit reinem Sinn
Uns neuer Lehre herrlichsten Gewinn.
Was sich nicht halten, nicht erreichen läßt,
Er faßt es an, er hält zuerst es fest;
Bestimmt das Unbestimmte, schränkt es ein,
Benennt es treffend! — Sei die Ehre Dein! —
Wie Streife steigt, sich ballt, zerflattert, fällt,
Erinn're dankbar Deiner sich die Welt!

Nimbus.

Wenn von dem ſtillen Waſſerſpiegelplan
Ein Nebel hebt den flachen Teppich an,
Der Mond, dem Wallen des Erſchein's vereint,
Als ein Geſpenſt, Geſpenſter bildend, ſcheint:
Dann ſind wir Alle, Das geſtehn wir nur,
Erquickt, erfreute Kinder, o Natur!

Dann hebt ſich's wohl am Berge, ſammelnd breit
An Streife Streifen, ſo umdüſtert's weit
Die Mittelhöhe, Beidem gleich geneigt,
Ob's fallend wäſſert oder luftig ſteigt.

Cumulus.

Und wenn darauf zu höh'rer Atmoſphäre
Der tüchtige Gehalt berufen wäre,
Steht Wolke hoch, zum Herrlichſten geballt,
Verkündet, feſtgebildet, Machtgewalt,
Und, was Ihr fürchtet und auch wohl erlebt,
Wie's oben droht, ſo es unten bebt.

Cirrus.

Doch immer höher ſteigt der edle Drang!
Erlöſung iſt ein himmliſch leichter Zwang.
Ein Aufgehäuftes, flockig löſ't ſich's auf,
Wie Schäflein trippelnd, leicht gekämmt zu Hauf'.
So fließt zuletzt, was unten leicht entſtand,
Dem Vater oben ſtill in Schooß und Hand.

Nimbus.

Nun laßt auch niederwärts, durch Erdgewalt
Herabgezogen, was ſich hoch geballt,
In Donnerwettern wüthend ſich ergehn,
Heerſchaaren gleich entroßen und verwehn! —
Der Erde thätig leidendes Geſchick!
Doch mit dem Bilde hebet Euern Blick:
Die Rede geht herab, denn ſie beſchreibt;
Der Geiſt will aufwärts, wo er ewig bleibt.

Entoptiſche Farben.

An Julie'n.

Laß Dir von den Spiegeleien
Unſ'rer Phyſiker erzählen,
Die am Phänomen ſich freuen,
Mehr ſich mit Gedanken quälen.

Spiegel hüben, Spiegel drüben,
Doppelſtellung, auserleſen;
Und dazwiſchen ruht im Trüben
Als Cryſtall das Erdeweſen.

Dieſes zeigt, wenn Jene blicken,
Allerſchönſte Farbenſpiele,
Dämmerlicht, das Beide ſchicken,
Offenbart ſich dem Gefühle.

Schwarz wie Kreuze wirſt Du ſehen,
Pfauenaugen kann man finden;
Tag und Abendlicht vergehen,
Bis zuſammen Beide ſchwinden.

Und der Name wird ein Zeichen,
Tief iſt der Cryſtall durchdrungen:
Aug' in Auge ſieht dergleichen
Wunderſame Spiegelungen.

Laß den Macrocesmus gelten,
Seine ſpenſtiſchen Geſtalten;
Da die lieben, kleinen Welten
Wirklich Herrlichſtes enthalten!

Wohl zu merken.

Und wenn wir unterſchieden haben,
Dann müſſen wir lebendige Gaben
Dem Abgeſonderten wieder verleih'n
Und uns eines Folgelebens erfreu'n.

So, wenn der Maler, der Poet,
Mit Howard's Sond'rung wohl vertraut,
Des Morgens früh, am Abend ſpät,
Die Atmoſphäre prüfend ſchaut,

Da läßt er den Character gelten;
Doch ihm ertheilen luftige Welten
Das Uebergängliche, das Milde,
Daß er es faſſe, fühle, bilde.

Was es gilt.

Dem Chromatiker.

Bringſt Du die Natur heran,
Daß ſie Jeder nutzen kann;
Falſches haſt Du nicht erſonnen,
Haſt der Menſchen Gunſt gewonnen.

Möget Ihr das Licht zerſtückeln,
Farb' um Farbe d'raus entwickeln,
Oder and're Schwänke führen,
Kügelchen polariſiren,
Daß der Hörer, ganz erſchrocken,
Fühlet Sinn und Sinne ſtocken:
Nein! Es ſoll Euch nicht gelingen,
Sollt uns nicht beiſeite bringen;
Kräftig, wie wir's angefangen,
Wollen wir zum Ziel gelangen.

Herkömmlich.

Priester werden Messe singen,
Und die Pfarrer werden pred'gen;
Jeder wird vor allen Dingen
Seiner Meinung sich entled'gen
Und sich der Gemeine freuen,
Die sich um ihn her versammelt,
So im Alten wie im Neuen
Ohngefähre Worte stammelt.
Und so lasset auch die Farben
Mich nach meiner Art verkünden,
Ohne Wunden, ohne Narben,
Mit der lässlichsten der Sünden.

Allerdings.

Dem Physiker.

„Ins Innre der Natur — "
O Du Philister! —
„Dringt kein erschaff'nes Geist."
Mich und Gleichgesinnte
Mögt Ihr an solches Wort
Nur nicht erinnern;
Wir denken: Ort für Ort
Sind wir im Innern.
„Glückselig, wem sie nur
Die äuß're Schale weis't!"
Das hör' ich sechzig Jahre wiederholen,
Ich fluche d'rauf, aber verstohlen;
Sage mir tausend tausend Male:
Alles gibt sie reichlich und gern;
Natur hat weder Kern
Noch Schale,
Alles ist sie mit einem Male.
Dich prüfe Du nur allermeist,
Ob Du Kern oder Schale seist.

Epimenides.

Und so sag' ich zum letzten Male:
Natur hat weder Kern
Noch Schale;
Du prüfe Dich nur allermeist,
Ob Du Kern oder Schale seist!

„Wir kennen Dich, Du Schalk!
Du machst nur Possen;
Vor unsrer Nase doch
Ist Viel verschlossen."

Ihr folget falscher Spur;
Denkt nicht, wir scherzen!
Ist nicht der Kern der Natur
Menschen im Herzen?

Die Weisen und die Leute.

Epimenides.

Kommt, Brüder! sammelt Euch im Hain,
Schon drängt das Volk, es strömt herein,
Von Nord, Süd, West und Osten.
Sie möchten gern belehret sein,
Doch soll's nicht Mühe kosten.
Ich bitt' Euch, haltet Euch bereit,
Ihm derb den Text zu lesen.

Die Leute.

Ihr Grillenfänger sollt uns heut
Zu Rede stehn, mit Deutlichkeit,
Und nicht mit dunkeim Wesen.
Sagt! — Ist die Welt von Ewigkeit?

Anaxagoras.

Ich glaub' es: denn zu jeder Zeit,
Wo sie noch nicht gewesen,
Das wäre Schade gewesen.

Die Leute.

Doch, ob der Untergang ihr droht?

Anaximenes.

Vermuthlich! doch mir ist's nicht leid;
Denn bleibt nur Gott in Ewigkeit,
Wird's nie an Welten fehlen.

Die Leute.

Allein was ist Unendlichkeit?

Parmenides.

Wie kannst Du so Dich quälen!
Geh' in Dich selbst! Entbehrst Du drin
Unendlichkeit in Geist und Sinn,
So ist Dir nicht zu helfen! —

Die Leute.

Wo denken, und wie denken wir?

Diogenes.

So hört doch auf zu helfen!
Der Denker denkt vom Hut zum Schuh
Und ihm geräth, in Blitzes Nu,
Das Was, das Wie, das Beste.

Die Leute.

Hast't wirklich eine Seel' in mir?

Mimnermus.

Das frage Deine Gäste. —
Denn, siehst Du, ich gestehe Dir:
Das artige Wesen, das, entzückt,
Sich selbst und And're gern beglückt,
Das möcht' ich Seele nennen.

Die Leute.

Liegt auch bei Nacht der Schlaf auf ihr?

Verlaender.

Kann sich von Dir nicht trennen.
Es kommt auf Dich, Du Körper, an!

Haſt Du Dir leiblich wohlgethan,
Wird ſie erquicklich ruhen.

Die Leute.

Was iſt der ſogenannte Geiſt?

Eteobulus.

Was man ſo Geiſt gewöhnlich heißt,
Antwortet, aber fragt nicht.

Die Leute.

Erkläre mir, was glücklich heißt?

Crates.

Das nackte Kind, das zagt nicht:
Mit ſeinem Pfennig ſpringt es fort,
Und kennt recht gut den Semmelort,
Ich meine des Bäckers Laden.

Die Leute.

Sprich, wer Unſterblichkeit beweiſt?

Ariſtipp.

Den rechten Lebensfaden
Spinnt Einer, der lebt und leben läßt;
Er drille zu, er zwirne feſt,
Der liebe Gott wird weiſen.

Die Leute.

Iſt's beſſer thörig oder klug?

Democrit.

Das läßt ſich auch begreifen.
Hält ſich der Narr für klug genug,
So gönnt es ihm der Weiſe.

Die Leute.

Herrſcht Zufall bloß und Ungetrug?

Epicur.

Ich bleib' in meinem Gleiſe.
Den Zufall bändige zum Glück,
Erſetz' am Ungetrug den Blick;
Haſt Nutz und Spaß von Beiden.

Die Leute.

Iſt unſ're Willensfreiheit Lug?

Zeno.

Es kommt d'rauf an, zu wagen.
Nur halte Deinen Willen feſt,
Und gehſt Du auch zu Grund zuletzt,
So hat's nicht viel zu ſagen.

Die Leute.

Kam ich als böſe ſchon zur Welt?

Pelagius.

Man muß Dich wohl ertragen.
Du brachteſt aus der Mutter Schooß
Fürwahr ein unerträglich' Loos:
Gar ungeſchickt zu fragen.

Die Leute.

Iſt Beſſrungstrieb uns zugeſellt?

Plato.

Wär' Beſſrung nicht die Luſt der Welt,
So würdeſt Du nicht fragen.
Mit Dir verſuch' erſt umzugehn;
Und kannſt Du Dich nicht ſelbſt verſtehn,
So quäl' nicht and're Leute.

Die Leute.

Doch herrſchen Eigennutz und Geld!

Epictet.

Laß ihnen doch die Beute!
Die Rechenpfennige der Welt
Mußt Du ihr nicht beneiden.

Die Leute.

So ſag', was uns mit Recht gefällt,
Eh' wir auf immer ſcheiden?

Die Weiſen.

Mein erſt Geſetz iſt, in der Welt
Die Frager zu vermeiden.

Kunſt.

Künſtler-Lied.

(Aus den Wanderjahren.)

Zu erfinden, zu beſchließen
Bleibe, Künſtler, oft allein;
Deines Wirkens zu genießen
Eile freudig zum Verein!
Dort im Ganzen ſchau', erfahre
Deinen eig'nen Lebenslauf,
Und die Thaten mancher Jahre
Gehn Dir in dem Nachbar auf.

Der Gedanke, das Entwerfen,
Die Geſtalten, ihr Bezug,
Eines wird das And're ſchärfen,
Und am Ende ſei's genug!
Wohl erfunden, klug erſonnen,
Schön gebildet, zart vollbracht,
So von jeher hat gewonnen
Künſtler kunſtreich ſeine Macht.

Wie Natur im Vielgebilde
Einen Gott nur offenbart,
So im weiten Kunstgefilde
Webt ein Sinn der ew'gen Art;
Dieses ist der Sinn der Wahrheit,
Der sich nur mit Schönem schmückt
Und getrost der höchsten Klarheit
Heißten Tags entgegenblickt.

Wie beherzt in Reim und Prose
Redner, Dichter sich ergehn,
Soll des Lebens heit're Rose
Frisch auf Malertafel stehn,
Mit Geschwistern reich umgeben,
Mit des Herbstes Frucht umlegt,
Daß sie von geheimem Leben
Offenbaren Sinn erregt.

Tausendfach und schön entfließe
Form aus Formen Deiner Hand,
Und im Menschenbild genieße,
Daß ein Gott sich hergewandt.
Weich ein Werkzeug Ihr gebrauchet,
Stellet Euch als Brüder dar;
Und gesangweis flammt und rauchet
Opfersäule vom Altar.

Antike.

Homer ist lange mit Ehren genannt,
Jetzt ward Euch Phidias bekannt;
Nun hält Nichts gegen beide Stich,
Daroh ereif're Niemand sich.

Seid willkommen, edle Gäste,
Jedem ächten Deutschen Sinn;
Denn das Herrlichste, das Beste
Bringt allein dem Geist Gewinn!

Begeisterung.

Fassest Du die Muse nur bei'm Zipfel,
Hast Du Wenig nur gethan;
Geist und Kunst, auf ihrem höchsten Gipfel,
Muthen alle Menschen an.

Studien.

Nachahmung der Natur
— Der schönen —
Ich ging auch wohl auf dieser Spur;
Gewöhnen
Mocht' ich wohl nach und nach den Sinn,
Mich zu vergnügen;
Allein sobald ich mündig bin,
Es sind's die Griechen!

Typus.

Es ist Nichts in der Haut,
Was nicht im Knochen ist.
Vor schlechtem Gebilde Jedem graut,
Das ein Augenschmerz ihm ist.

Was freut denn Jeden? Blühen zu sehn,
Das von innen schon gut gestaltet;
Außen mag's in Glätte, mag in Farben gehn,
Es ist ihm schon voran gewaltet.

Ideale.

Der Maler wagt's mit Götterbildern,
Sein Höchstes hat er aufgestellt;
Doch was er für unmöglich hält,
Dem Liebenden die Liebste schildern;
Er wag' es auch! Ein Traum wird frommen,
Ein Schattenbild ist hoch willkommen.

Abwege.

Künstler, wird's im Innern steif,
Das ist nicht erfreulich;
Auch der vagen Züge Schweif
Ist uns ganz abscheulich;
Kommst Du aber auf die Spur,
Daß Du's nicht getroffen,
In der wahren Kunstnatur
Steht der Pfad schon offen.

Modernes.

„Wie aber kann sich Hans van Eyck
Mit Phidias nur messen?"
Ihr müßt, so lehr' ich, alsogleich
Einen um den Andern vergessen.

Denn wärt Ihr stets bei Einer geblieben,
Wie könntet Ihr noch immer lieben?
Das ist die Kunst, das ist die Welt,
Daß Ein's um's Andere gefällt.

Musen.

An Bildern schleppt Ihr hin und her
Verlor'nes und Erworb'nes;
Und bei dem Senden kreuz und quer
Was bleibt uns denn? — Verdorb'nes!

Wilhelm Tischbein's Idyllen.

Titelbild.

Wie seit seinen Jünglingsjahren
Unser Tischbein sich ergeht,
Wie er Berg und Thal befahren,
Stets an rechter Stelle steht;
Was er sieht, weiß mitzutheilen,
Was er dichtet, ebenfalls;
Zaunen bringt er auch zuweilen,
Frauen doch auf allen Zeilen
Des poetisch-plastischen Alls:
Also war es an der Tiber,
Wo Dergleichen wir geübt,
Und noch wirkt dieselbe Fiber,
Freund dem Freunde gleich geliebt.

1.

Würdige Prachtgebäude stürzen,
Mauer fällt, Gewölbe bleiben,
Daß nach tausendjähr'gem Treiben
Thor und Pfeiler sich verkürzen.
Dann beginnt das Leben wieder,
Boden mischt sich neuen Saaten,
Rank' auf Ranke senkt sich nieder;
Der Natur ist's wohl gerathen.

2.

Schön und menschlich ist der Geist,
Der uns in das Freie weist,
Wo in Wäldern, auf der Flur,
Wie im steilen Berggehänge,
Sonnen-Auf- und Untergänge
Preisen Gott und die Natur.

3.

Wenn in Wäldern, Baum an Bäumen,
Bruder sich mit Bruder nähret,
Sei das Wandern, sei das Träumen
Unverwehrt und ungestöret;
Doch, wo einzelne Gesellen
Zierlich mit einander streben,
Sich zum schönen Ganzen stellen,
Das ist Freude, das ist Leben!

4.

Mitten in dem Wasserspiegel
Hob die Eiche sich empor,
Majestätisch' Fürstensiegel
Solchem grünen Waldesflor;
Sieht sich selbst zu ihren Füßen,
Schaut den Himmel in der Fluth:
So des Lebens zu genießen,
Einsamkeit ist höchstes Gut.

5.

Harren seht Ihr sie, die Schönen,
Was durch's Ohr das Herz ergreife?
Flöte wird für Diese tönen,
Für die Andern Pan's Gepfeife.

6.

Heute noch im Paradiese
Weiden Lämmer auf der Wiese,
Hüpft von Fels zu Fels die Ziege;
Milch und Obst nach ew'ger Weise
Bleibt der Alt' und Jungen Speise;
Mutterarm ist Kinderwiege,
Vaterflöte spricht an's Ohr,
Und Natur ist's nach wie vor.
Wo Ihr huldiget der Holden,
Erd' und Himmel silbern, golden.
Darum Heil dem Freunde sei,
Der sich fühlt so treu und frei!

7.

Was die Alten pfeifen,
Das wird ein Kind ergreifen;
Was die Väter sungen,
Das zwitschern muntere Jungen.
O, möchten sie zum Schönen
Sich früh und früh gewöhnen,
Und wären sie geboren
Den ziegenfüßigen Ohren.

8.

Edel-ernst, ein Halbthier, liegend,
Im Beschauen, im Besinnen,
Hin und her im Geiste wiegend,
Denkt er, Großes zu gewinnen.
Ach, er möchte gern entfliehen
Solchem Auftrag, solcher Würde;
Einen Helden zu erziehen
Wird Centauren selbst zur Bürde.

9.

Was wir froh und dankbar fühlen,
Wenn es auch am Ende quält,
Was wir lechzen zu erzielen,
Wo es Herz und Sinnen fehlt:
Heit're Gegend, groß gebildet,
Jugendschritt an Freundesbrust,
Wechselseitig abgemildet,
Holder Liebe Schmerzenslust:

Valerio.

Die Eiferſucht der Liebſten trieb mich fort.
Es konnte dieſe Qual mein treues Herz
Nicht länger tragen.

Erwin.

So verſcheuchte dich
Ein allzu großes Glück von ihrer Seite.
Ach wehe! weh! — Wie bringt die Gegenwart
Des alten Freundes, dieſe liebe Stimme,
Der Blick, der tröſtend mir entgegen kam,
Wenn ſich mein Herz verzweifelnd ſpalten wollte,
Wie bringſt du, theurer Mann, mir eine Welt
Von Bildern, von Gefühlen in die Wüſte! —
Wo biſt du hin auf einmal, ſüßer Friede,
Der dieſes Haus und dieſes Grab umſchwebte?
Auf einmal faßt mich die Erinnrung an,
Gewaltig an; ich widerſtehe nicht
Dem Schmerz, der mich ergreift und mich zer-
reißt.

Valerio.

Geliebter Freund, vernimm in wenig Worten
Mehr Troſt und Glück, als du dir hoffen darfſt.

Alles habt Ihr nun empfangen;
Irdisch war's und in der Näh';
Sehnsucht aber und Verlangen
Hebt vom Boden in die Höh'.
An der Quelle sind's Najaden,
Sind Sylphiden in der Luft.
Leichter fühlt Ihr Euch im Baden,
Leichter noch in Himmelsduft;
Und das Plätschern und das Wallen,
Ein' und And'res zieht Euch an;
Lasset Lied und Bild verhallen,
Doch im Innern ist's gethan.

10.

Jetzo wollen sie zusammen,
Kühle kühlt und birgt die Flammen,
Tiefer unten werden Hirten
Sich zum Wonnebad entgürten;
Um den Schönsten von den Dreien
Werden Beide sich entzweien.
Diese fließt in off'ner Schwüle,
Jene zu gewohnter Kühle,
Sucht den Liebsten in der Mühle.

11.

Was sich nach der Erde senkte,
Was sich an den Boden hielt,
Was den Aether nicht erreicht,
Seht, wie es empor sich schwenkte,
Wie's auf Rohr und Ranken spielt!
Künstlerwitze macht es leicht.

12.

Wenn um das Götterkind Aurore'n,
In Finsterniß werden Rosen geboren,
Sie feucht, so leicht, so hoch gemeint,
Die Sonne ihr auf die Ferse scheint.
Das ist denn doch das wahre Leben,
Wo in der Nacht auch Blüthen schweben.

13.

Ohne menschliche Gebrechen,
Göttergleich, mit heitrem Sinn,
Thauig Moos und Wasserbächen
Ueberschreitend schwebt sie hin.
Heute floh sie, floh wie gestern,
Riß der Muse sich vom Schooß;
Ach, sie hat so lästige Schwestern,
Peinlich werden wir sie los!

14.

Wirket Stunden leichten Webens,
Lieblich Lieblichen begegnend,
Zettel, Einschlag längsten Lebens,
Scheidend, kommend, grüßend, segnend.

15.

Ruhig' Wasser, graue Höhle,
Vorgeshöh' und ernstes Licht,
Seltsam, wie es unsrer Seele
Schauderhafte Lante spricht:
So erweist sich wohl Natur,
Künstlerblick vernimmt es nur.

16.

In dem lieblichsten Gewirre,
Wo das Bild um Bilder summt,
Dichterblick wird scheu und irre
Und die Leier, sie verstummt.

17.

Die Lieblichen sind hier zusammen,
Es ist doch gar zu viel der Flammen.
Der Ueberfluß erregt nur Pein,
Es sollten Alle nur Eine sein.

18.

„Was trauern denn die guten Kinder,
Sie sind so jung, da hilft's geschwinder."
Habt Ihr's vergessen, alte Kinder?
Es schmerzt im Augenblick nicht minder.

19.

Glücklicher Künstler! in himmlischer Luft
Bewegen sich ihm schöne Weiber.
Versteht er sich doch auf Rosenduft
Und appetitliche Leiber.

20.

Hier hat Tischbein nach seiner Art,
Striche gar wunderlich gepaart;
Sie sind nicht alle deutlich zu lesen,
Sind aber alles Gedanken gewesen.

21.

Wie herrlich ist die Welt! Wie schön!
Heil ihm, der je sie so gesehn!

In Gemälden einer Capelle.

Sowie Moses, kaum geboren,
Gewissem Tode bestimmt,
Wunderbar ward gerettet:
So Mancher, schon halb verloren,
Da der Feind eindrang, ergrimmt,
Ward wieder froh und glücklich gebettet.

Johannes erſt in der Wüſte predigt:
„Seht Gottes Lamm, das von Sünden erledigt.“
Nun deutet er in die himmliſchen Auen:
„Dort ſollt Ihr den Herrn, den erlöſenden, ſchauen.“

Kore.

Nicht gedeutet!

Ob Mutter? Tochter? Schweſter? Enkelinn?
Von Helios gezeugt? Von wer geboren?
Wohin gewandert? Wo verſteckt? Verloren?
Gefunden? — Räthſel iſt's dem Künſtlerſinn.
Und ruhte ſie verhüllt in düſt're Schleier,
Vom Rauch umwirbelt Acherontiſcher Feuer,
Die Gottnatur enthüllt ſich zum Gewinn:
Nach höchſter Schönheit muß die Jungfrau ſtreben:
Sicilien verleiht ihr Götterleben.

Zu meinen Handzeichnungen.

I.

Einſamſte Wildniß.

Ich ſah die Welt mit liebevollen Blicken,
Und Welt und ich, wir ſchwelgten im Entzücken;
So duftig war, belebend, immer friſch,
Wie Fels, wie Strom, ſo Bergwald und Gebüſch.
Doch unvermögend' Streben, Nachgelalle,
Bracht' oft den Stift, den Pinſel bracht's zu Falle;
Auf neues Wagniß endlich blieb doch nur
Vom beſten Wollen halb und halbe Spur.

Ihr Jüngern aber, die Ihr unverzagt
Unausgeſprochn'es auszuſprechen wagt,
Den Sinn, woran die Hand ſich ſtotternd maß,
Das Unvermögen liebevoll vergaß,
Ihr ſeid es, die, was ich und Ihr gefehlt,
Dem weiten Kreis der Kunſtwelt nicht verhehlt.
Und wie dem Walde geht's den Blättern allen,
Sie knoſpen, grünen, welken ab und fallen.

II.

Hausgarten.

Hier ſind wir denn vorerſt ganz ſtill zu Haus,
Von Thür zu Thüre ſieht es lieblich aus;
Der Künſtler froh die ſtillen Blicke hegt,
Wo Leben ſich zum Leben freundlich regt.
Und wie wir auch durch fremde Lande ziehn,
Da kommt es her, da kehrt es wieder hin;
Wir wenden uns, wie auch die Welt entzücke,
Der Enge zu, die uns allein beglücke.

III.

Freie Welt.

Wir wandern ferner auf bekanntem Grund;
Wir waren jung, hier waren wir geſund,
Und ſchleuderten den Sommerabend lang
Mit halber Hoffnung mannigfalt'gen Gang.
Und wie man kam, ſo ging man nicht zurück:
Begegnen iſt ein höchſtes Liebesglück.
Und Zwei zuſammen ſehen Fluß und Bahn,
Und Berg und Buſch ſogleich ganz anders an.
Und wer dieſelben Pfade wandernd ſchleicht,
Sei ihm des Zieles holder Wunſch erreicht!

IV.

Geheimſter Wohnſitz.

Wie Das erbaut war, wie's im Frieden lag,
Es kommt vielleicht vom Alterthum zu Tag:
Denn Vieles wirkte, hielt am ſel'gen Fleiß,
Wovon die Welt noch keine Sylbe weiß.
Der Tempel ſteht, dem höchſten Sinn geweiht,
Auf Felſengrund in hehrer Einſamkeit.
Daneben wohnt die fromme Pilgerſchaar,
Sie wechſeln gehend, kommend, Jahr für Jahr.
So ruhig harrt ein wallendes Geſchlecht,
Geſchützt durch Mauern, mehr durch Licht und Recht,
Und wer ſich dort ſein Probejahr beſann,
Hat in der Welt gar einen eignen Stand;
Wir hoffen ſelbſt uns im Aſyl zu gründen.
Wer Buchten kennt, Erdzungen, wird es finden.
Der Abend war unübertrefflich ſchön,
Ach, wollte Gott, ein Künſtler hätt's geſehn!

V.

Bequemes Wandern.

Hier ſind, ſo ſcheint es, Wand'rer wohl bedacht:
Denn Jeder ſände Pfad um Mitternacht.
Wir ſagen nicht, wir hätten's oft geſehn,
Dergleichen Wege doch gelang's zu gehn;
Denn freilich, wo die Mühe war gehoben,
Da kann der Wand'rer jede Stunde loben;
Er geht beherzt, denn Schritt für Schritt iſt leicht,
So daß er fröhlich Zweck und Ziel erreicht.

O ſelige Jugend, wie ſie, Tag und Nacht,
Den Ort zu ändern, innigſt angefacht.
Durch wilden Bergriß höchſt behaglich ſteigt,
Und auf dem Gipfel Nebeldunſt erreicht.

Man ſchelt' es nicht; denn wohl genießt ſie rein,
Auch über Wolken, heitern Sonnenſchein.

VI.

Gehinderter Verkehr.

Wie ſich am Meere Mann um Mann befeſtigt
Und am Geſtade Schiffer überläſtigt,
Die engen Pfade völlig weglos macht,
Auf Sicherheit, mehr auf Gewalt bedacht;
Bald Recht, bald Plackerei, ſein ſelbſt gewiß,
Sei's wie es ſei, und immer Hinderniß,
So Tag und Nacht den Reiſenden zur Laſt:
Es iſt vielleicht zu düſter aufgefaßt.

Ländlich.

Die Nachtigall, ſie war entfernt,
Der Frühling lockt ſie wieder;
Was Neues hat ſie nicht gelernt,
Singt alte, liebe Lieder.

Uebermüthig ſieht's nicht aus
Dieſes kleine Gartenhaus,
Allen, die ſich d'rin genährt,
Ward ein guter Muth beſcheert.

Gar Manches artig iſt geſchehn
Durch leichte Griffelſpiele;
Doch, recht betrachtet, wohl beſehn
Fehlt immer Hain und Mühle.

Erinn' ich mich doch ſpät und früh
Des lieblichſten Geſichts;
Sie denkt an mich, ich denk' an ſie,
Und Beiden hilft es Nichts.

Landſchaft.

Das Alles ſieht ſo luſtig aus,
So wohl gewaſchen das Bauerhaus,
So morgenthaulich Gras und Baum,
So herrlich Blau der Berge Saum!
Seht nur das Wölkchen, wie es ſpielt,
Und ſich im reinen Aether kühlt!
Fände ſich ein Niederländer hier,
Er nähme wahrlich gleich Quartier,
Und was er ſieht und was er malt,
Wird hundert Jahre nachgezahlt.

Wie kommt Dir denn das Alles vor?
Es glänzt als wie durch Silberflor,
Durchſcheinend iſt's, es ſteht ein Licht
Dahinter, lieblichſtes Geſicht.
Durch ſolcher holden Lampe Schein
Wird Alles klar und überein,
Was ſonſt ein garſtig' Ungefähr,
Tagtäglich ein Gemeines wär' —
Fehlt's Dir an Geiſt und Kunſtgebühr,
Die Liebe weiß ſchon Rath dafür.

Epigrammatiſch.

National-Verſammlung.

Auf der recht' und linken Seite,
Auf dem Berg und in der Mitten,
Sitzen, ſtehen ſie zum Streite,
All' einander ungelitten.

Wenn Du Dich an's Ganze wendeſt,
Und votireſt, wie Du ſinneſt,
Merke, welchen Du entfremdeſt,
Fühle, wen Du Dir gewinneſt.

Dem 31. October 1817.

Dreihundert Jahre hat ſich ſchon
Der Proteſtant erwieſen,
Daß ihn von Papſt- und Türken-Thron
Befehle baß verdrießen.

Was auch der Pfaffe ſinnt und ſchleicht,
Der Prediger ſteht zur Wache;
Und daß der Erbfeind Nichts erreicht,
Iſt aller Deutſchen Sache.

Auch ich ſoll gottgegeb'ne Kraft
Nicht ungenützt verlieren,
Und will in Kunſt und Wiſſenſchaft
Wie immer proteſtiren.

Nativität.

Der Deutſche iſt gelehrt,
Wenn er ſein Deutſch verſteht,

Doch bleib' ihm unverwehrt,
Wenn er nach außen geht.
Er komme dann zurück,
Gewiß um viel gelehrter;
Doch iſt's ein großes Glück,
Wenn nicht um viel verkehrter.

Das Parterre ſpricht.

Strenge Fräulein zu begrüßen,
Muß ich mich bequemen;
Mit den luderlichen Süßen
Werd' ich's leichter nehmen.

Auf der Bühne lieb' ich droben
Keine Redumſchweife;
Soll ich denn am Ende loben,
Was ich nicht begreife?

Loſe, faßliche Geberden
Können mich verführen;
Lieber will ich ſchlechter werden,
Als mich ennuyiren.

Auf den Kauf.

Wo iſt Einer, der ſich quälet
Mit der Laſt, die wir getragen?
Wenn es an Geſtalten fehlet,
Iſt ein Kreuz geſchwind geſchlagen.

Pfaffenhelden ſingen ſie,
Frauen wohl empfohlen,
Oberleder bringen ſie,
Aber keine Sohlen.

Jung und Alte, groß und klein,
Gräßliches Gelichter!
Niemand will ein Schuſter ſein,
Jedermann ein Dichter.

Alle kommen ſie gerennt,
Möchten's gerne treiben;
Doch wer keinen Leiſten kennt,
Wird ein Pfuſcher bleiben.

Wißt Ihr das verfluchte Zeug
Auf dem Markte kaufen,
Wirſt Du, eh' es möglich deucht,
Wirſt Du barfuß laufen.

In's Einzelne.

Seit vielen Jahren hab' ich ſtill
Zu Euerm Thun geſchwiegen,
Das ſich am Tag' und Tageswill'
Gefällig mag vergnügen.

Ihr denkt, woher der Wind auch weht
Zu Schaden und Gewinne,
Wenn es nach Euerm Sinne geht,
Es ging nach einem Sinne.

Du ſegelſt her, der And're hin,
Die Wege zu erproben;
Und was erſt eine Flotte ſchien,
Iſt ganz und gar zerſtoben.

In's Weite.

Das geht ſo fröhlich
In's Allgemeine —
Iſt leicht und ſelig,
Als wär's auch reine!
Sie wiſſen gar Nichts
Von ſtillen Riffen;
Und wie ſie ſchiffen,
Die lieben Heitern,
Sie werden, wie gar Nichts,
Zuſammen ſcheitern.

Cronos als Kunſtrichter.

Saturnus eig'ne Kinder frißt,
Hat irgend kein Gewiſſen;
Ohne Senf und Salz und wie Ihr wißt,
Verſchlingt er Euch den Biſſen.

Shakſpeare'n ſollt' es auch ergehn
Nach hergebrachter Weiſe: —
Den hebt mir auf, ſagt Polyphem,
Daß ich zuletzt ihn ſpeiſe.

Grundbedingung.

Sprichſt Du von Natur und Kunſt:
Habe Beide ſtets vor Augen;
Denn was will die Rede taugen
Ohne Gegenwart und Gunſt?

Eh' Du von der Liebe ſprichſt,
Laß ſie erſt im Herzen leben,
Eines holden Angeſichts
Phosphor-Glanz Dir Feuer geben.

Jahr aus Jahr ein.

Ohne Schlittſchuh und Schellengeläut
Iſt der Januar ein böſes Heut.

Ohne Faſtnachtstanz und Mummenſpiel
Iſt am Februar auch nicht viel.

Willſt Du den März nicht ganz verlieren,
So laß nicht in April Dich führen.

Den erſten April mußt überſtehn,
Dann kann Dir manches Gute geſchehn.

Und weiterhin im Mai, wenn's glückt,
Hat Dich wieder ein Mädchen berückt.

Und Das beſchäftigt Dich ſo ſehr,
Zählſt Tage, Wochen und Monde nicht mehr.

Nett und niedlich.

Haſt Du das Mädchen geſehn
Flüchtig vorübergehn?
Wollt', ſie wär' meine Braut!

Ja wohl! die Blonde, die Falbe!
Sie ſittigt ſo zierlich wie die Schwalbe,
Die ihr Neſt baut.

Du biſt mein und biſt ſo zierlich,
Du biſt mein und ſo manierlich,
Aber Etwas fehlt Dir noch;
Küſſeſt mit ſo ſpitzen Lippen,
Wie die Tauben Waſſer nippen;
Allzu zierlich biſt Du doch.

Für Sie.

In Deinem Liede walten
Gar manche ſchöne Namen!
„Sind mancherlei Geſtalten
Doch nur ein Rahmen."

Nun aber die Schöne,
Die Dich am Herzen hegte?
„Jede kennt die Töne,
Die ſie erregte."

Genug.

Immer niedlich, immer heiter,
Immer lieblich, und ſo weiter,
Stets natürlich, aber klug;
Nun Das, dächt' ich, wär genug.

Dem Abſolutiſten.

„Wir ſtreben nach dem Abſoluten,
Als nach dem allerhöchſten Guten."
Iſt ſtell' es einem Jeden frei;
Doch merkt' ich mir vor andern Dingen:
Wie unbedingt, uns zu bedingen,
Die abſolute Liebe ſei.

Räthſel.

Ein Werkzeug iſt es, alle Tage nöthig,
Den Männern weniger, den Frauen viel,
Zum treuen Dienſte gar gelind erbötig,
Im Einen vielfach, ſpitz und ſcharf; ſein Spiel
Gern wiederholt, wobei wir uns beſcheiden:
Von außen glatt, wenn wir von innen leiden.
Doch Spiel und Schmuck erquickt uns nur auf's Neue,
Ertheilte Lieb' ihm erſt gerechte Weihe.

Deſsgleichen.

Die beſten Freunde, die wir haben,
Sie kommen nur mit Schmerzen an,
Und was ſie uns für Weh' gethan,
Iſt faſt ſo groß als ihre Gaben.
Und wenn ſie wieder Abſchied nehmen,
Muß man zu Schmerzen ſich bequemen.

Feindſeliger Blick.

Du kommſt doch über ſo Viele hinaus,
Warum biſt Du gleich außer'm Haus,
Warum gleich aus dem Häuschen,
Wenn Einer Dir mit Brillen ſpricht?
Du machſt ein ganz verflucht' Geſicht,
Und biſt ſo ſtill wie Mäuschen.

„Das ſcheint doch wirklich ſonnenklar!
Ich geh' mit Zügen frei und bar,
Mit freien, treuen Blicken;
Der hat eine Maske vorgethan,
Mit Späherblicken kommt er an,
Darein ſollt' ich mich ſchicken?"

Was iſt denn aber beim Geſpräch,
Das Herz und Geiſt erfüllet,
Als daß ein ächtes Wortgeprägt
Von Aug' zu Auge quillet!

Kommt Jener nun mit Gläſern dort,
So bin ich ſtille, ſtille;
Ich rede kein vernünftig' Wort
Mit Einem durch die Brille.

Vielrath.

Spricht man mit Jedermann,
Da hört man Keinen,
Stets wird ein and'rer Mann
Auch anders meinen.
Was wäre Rath ſodann
Vor unſern Ohren?
Kennſt Du nicht Mann für Mann,
Du biſt verloren.

Kein Vergleich!

Befrei uns Gott von e und ung,
Wir können ſie entbehren;
Doch wollen wir durch Muſterung
Nicht uns noch And're ſcheeren.

Es ſchreibt mir Einer: den Vergleich
Von Deutſchen und Franzoſen,
Und jeder Patriot ſogleich
Wird heftig ſich erboſen.

Kein Chriſtenmenſche hört ihm zu;
Iſt denn der Kerl bei Sinnen?
Vergleichung aber läßt man zu,
Da müſſen wir gewinnen.

Kunſt und Alterthum.

„Was iſt denn Kunſt und Alterthum,
Was Alterthum und Kunſt?"
Genug, das Eine hat den Ruhm,
Das And're hat die Gunſt.

Panacee.

„Sprich, wie Du Dich immer und immer erneu'ſt?"
Kannſt's auch, wenn Du immer am Großen Dich freu'ſt.
Das Große bleibt friſch, erwärmend, belebend;
Im Kleinlichen fröſtelt der Kleinliche bebend.

Homer wieder Homer.

Scharfſinnig habt Ihr, wie Ihr ſeid,
Von aller Verehrung uns befreit,
Und wir bekannten überfrei,
Daß Ilias nur ein Flickwerk ſei.
Mög' unſer Abfall Niemand kränken;
Denn Jugend weiß uns zu entzünden,
Daß wir ihn lieber als Ganzes denken,
Als Ganzes freudig ihn empfinden.

Wanderſegen.

Die Wanderjahre ſind nun angetreten
Und jeder Schritt des Wand'rers iſt bedenklich.
Zwar pflegt er nicht zu ſingen und zu beten;
Doch wendet er, ſobald der Pfad verfänglich,
Den ernſten Blick, wo Nebel ihn umtrüben,
In's eigne Herz und in das Herz der Lieben.

Gleichgewinn.

Geht Einer mit dem Andern hin
Und auch wohl vor dem Andern;
D'rum laßt uns, treu und brav und kühn,
Die Lebenspfade wandern.
Es fällt ein jüngerer Soldat
Wohl in den erſten Schlachten;
Der and're muß in's Alter ſpat
Im Bivouak übernachten.
Doch weiß er eifrig ſeinen Ruhm
Und ſeines Herrn zu mehren,
So bleibt ſein letztes Eigenthum
Gewiß das Bett der Ehren.

Lebensgenuß.

„Wie man nur ſo leben mag?
Du machſt Dir keinen guten Tag!"
Ein guter Abend kommt heran,
Wenn ich den ganzen Tag gethan.

Wenn man mich da und dorthin zerrt,
Und wo ich Nichts vermag,
Bin von mir ſelbſt nur abgeſperrt,
Da hab' ich keinen Tag.

Thut ſich nun auf, was man bedarf,
Und was ich wohl vermag,
Da greif ich ein, es geht ſo ſcharf,
Da hab' ich meinen Tag.

Ich scheine mir an keinem Ort,
Auch Zeit ist keine Zeit,
Ein geistreich aufgeschloßnes Wort
Wirkt auf die Ewigkeit.

Heut und ewig.

Unmöglich ist's, den Tag dem Tag zu zeigen,
Der nur Verworr'nes im Verworr'nen spiegelt,
Und Jeder selbst sich fühlt als recht und eigen,
Statt sich zu zügeln, nur am Andern zügelt;
Da ist's den Lippen besser, daß sie schweigen,
Indeß der Geist sich fort und fort beflügelt.
Aus Gestern wird nicht Heute; doch Aeonen,
Sie werden wechselnd sinken, werden thronen.

Schluß-Poetik.

Sage, Muse, sag' dem Dichter,
Wie er denn es machen soll!
Denn der wunderlichsten Richter
Ist die liebe Welt so voll.

Immer hab' ich doch den rechten,
Klaren Weg im Lied gezeigt;
Immer war es doch den schlechten,
Düstern Pfaden abgeneigt.

Aber was die Herren wollten,
Ward mir niemals ganz bekannt;
Wenn sie wußten, was sie sollten,
Wär' es auch wohl bald genannt.

„Willst Du Dir ein Maß bereiten,
Schaue, was den Edeln mißt,
Was ihn auch entstellt zu Zeiten,
Wenn der Leichsinn sich vergißt.

Solch ein Inhalt Deiner Sänge,
Der erbauet, der gefällt,
Und, im wüstesten Gedränge,
Dankt's die stille, beff're Welt.

Frage nicht nach anderm Titel,
Reinem Willen bleibt sein Recht!
Und die Schurken laß dem Büttel,
Und die Narren dem Geschlecht."

Der Cölner-Mummenschanz.

Fastnacht 1825.

Da das Alter, wie wir wissen,
Nicht für Thorheit helfen kann;
Wär' es ein gesund'ner Bissen
Einem heitern, alten Mann,

Daß am Rhein, dem viel beschwomm'nen,
Mummenschaar sich zum Gefecht
Rüstet gegen angekomm'nen
Feind, zu sichern altes Recht.

Auch dem Weisen fügt behäglich
Sich die Thorheit wohl zur Hand;
Und so ist es gar verträglich,
Wenn er sich mit Euch verband.

Selbst Erasmus ging den Spuren
Der Moria scherzend nach,
Ulrich Hutten mit Obscuren
Derbe Lanzenkiele brach.

Köstlich wird ein tolles Streben,
Wenn es kurz ist und mit Sinn;
Heiterkeit zum Erdenleben
Sei dem flüchtigen Rausch Gewinn.

Häufet nur an diesem Tage
Kluger Thorheit Vorgewicht,
Daß mit uns die Nachwelt sage:
„Jahre sind der Lieb' und Pflicht."

Der Narr epilogirt.

Manch gutes Werk hab' ich verricht',
Ihr nehmt das Lob, das kränkt mich nicht:
Ich denke, daß sich in der Welt
Alles bald wieder in's Gleiche stellt.
Lobt man mich, weil ich was Dummes gemacht,
Dann mir das Herz im Leibe lacht;
Schilt man mich, weil ich was Gutes gethan,
So nehm ich's ganz gemächlich an.
Schlägt mich ein Mächtiger, daß es schmerzt,
So thu' ich, als hätt' er nur gescherzt;
Doch ist es Einer von meines Gleichen,
Den weiß ich wacker durchzustreichen.
Hebt mich das Glück, so bin ich froh
Und sing' in dulci Jubilo:
Senkt sich das Rad und quetscht mich nieder,
So denk' ich: nun, es hebt sich wieder;
Grille nicht bei Sommersonnenschein,
Daß es wieder werde Winter sein:
Und kommen die weißen Flockenschaaren,
Da lieb ich mir das Schlittenfahren.
Ich mag mich stellen, wie ich will,
Die Sonne hält mir doch nicht still,
Und immer geht's den alten Gang
Das liebe, lange Leben lang,
Der Knecht, sowie der Herr vom Haus,
Ziehen sich täglich an und aus,
Sie mögen sich hoch oder niedrig messen:
Müssen wachen, schlafen, trinken und essen.
D'rum trag' ich über Nichts ein Leid;
Macht's, wie der Narr, so seid Ihr gescheidt!

Parabolisch.

1.

Gedichte sind gemalte Fensterscheiben!
Sieht man vom Markt in die Kirche hinein,
Da ist Alles dunkel und düster;
Und so sieht's auch der Herr Philister:
Der mag denn wohl verdrießlich sein
Und lebenslang verdrießlich bleiben.

Kommt aber nur einmal herein!
Begrüßt die heilige Capelle;
Da ist's auf ein Mal farbig helle,
Geschicht' und Zierath glänzt in Schnelle,
Bedeutend wirkt ein edler Schein;
Dieß wird Euch Kindern Gottes taugen,
Erbaut Euch und erquickt die Augen!

2.

Gott sandte seinen rohen Kindern
Gesetz und Ordnung, Wissenschaft und Kunst,
Begabte die mit aller Himmelsgunst,
Der Erde grasses Loos zu mindern.
Sie kamen nackt vom Himmel an
Und wußten sich nicht zu benehmen;
Die Poesie zog ihnen Kleider an,
Und keine hatte sich zu schämen.

3.

Wenn ich auf dem Markte geh'
Durch's Gedränge,
Und das hübsche Mädchen seh'
In der Menge;
Geh' ich hier, sie kommt heran,
Aber drüben;
Niemand sieht uns Beiden an
Wie wir lieben.

„Alter, hörst Du noch nicht auf!
Immer Mädchen!
In dem jungen Lebenslauf
War's ein Kätchen.
Welche jetzt den Tag versüßt,
Sag's mit Klarheit."
Seht nur hin, wie sie mich grüßt;
Es ist die Wahrheit!

4.

Zu Regenschauer und Hagelschlag
Gesellt sich liebeloser Tag,
Da birgst Du Deinen Schimmer;
Ich klopf' am Fenster, poch' am Thor:
Komm', liebstes Seelchen, komm hervor,
Du bist so schön wie immer.

5.

Den Musenschwestern fiel es ein,
Auch Psyche'n in der Kunst, zu dichten,
Methodice zu unterrichten;
Das Seel'chen blieb prosaisch rein.
Nicht sonderlich erklang die Leier,
Selbst in der schönsten Sommernacht.
Doch Amor kommt mit Blick und Feuer;
Der ganze Cursus war vollbracht.

6.

Sie saugt mit Gier verräth'risches Getränke
Unabgesetzt, vom ersten Zug verführt;
Sie fühlt sich wohl, und längst sind die Gelenke
Der zarten Beinchen schon paralysirt,
Nicht mehr gewandt, die Flügelchen zu putzen,
Nicht mehr geschickt, das Köpfchen aufzustutzen,
Das Leben so sich im Genuß verliert.
Zum Stehen kaum wird noch das Füßchen taugen;
So schlürft sie fort, und, mitten unter'm Saugen,
Umnebelt ihr der Tod die tausend Augen.

7.

Wenn Du am breiten Flusse wohnst,
Seicht stockt er manchmal auch vorbei;
Dann wenn Du Deine Wiesen schonst,
Herüber schlemmt er, es ist ein Brei.

Am klaren Tag hinab die Schiffe,
Der Fischer weidlich streicht hinan;
Nun starret Eis am Ufer und Riffe,
Das Knabenvolk ist Herr der Bahn.

Das mußt Du sehn und unterweilen
Doch immer, was Du willst, vollziehn!
Nicht stocken darfst Du, vor nicht eilen;
Die Zeit, sie geht gemessen hin.

8.

Zwei Personen, ganz verschieden,
Luden sich bei mir zu Tafel,
Dieß Mal lebten sie in Frieden,
Fuchs und Kranich, sagt die Fabel.

Beiden macht' ich was zurechte,
Nutzte gleich die jüngsten Tauben;
Weil er von Schacal's Geschlechte,
Legt' ich dei geschwell'ne Trauben.

Langgehälstes Glasgefäße
Setzt' ich ungesäumt dagegen,
Wo sich klar im Elemente
Gold- und Silberfischlein regen.

Hättet Ihr den Fuchs gesehen
Auf der flachen Schüssel hausen,
Neidisch müßtet Ihr gestehen:
Welch ein Appetit zum Schmausen!

Wenn der Vogel, ganz bedächtig,
Sich auf einem Fuße wiegte,
Hals und Schnabel, zart und schmächtig,
Zierlich nach den Fischlein schmiegte.

Dankend freuten sie bei'm Wandern
Sich der Tauben, sich der Fischchen;
Jeder spottete des Andern
Als genährt am Katzentischchen.

Wißt nicht Salz und Schmalz verlieren;
Mußt, gemäß den Urgeschichten,
Wenn die Leute wißt gastiren,
Dich nach Schnauz und Schnabel richten.

9.

Schwer, in Waldes Busch und Wuchse,
Füchsen auf die Spur gelangen;
Hält's der Jäger mit dem Fuchse,
Ist's unmöglich, ihn zu fangen.

Und so wäre manches Wunder
Wie A B, Ab auszusprechen,
Ueber welches wir jetzunder
Kopf und Hirn im Kopf zerbrechen.

10.

Ein großer Teich war zugefroren;
Die Fröschlein, in der Tiefe verloren,
Durften nicht ferner quacken noch springen,
Versprachen sich aber, im halben Traum,
Fänden sie nur da oben Raum,
Wie Nachtigallen wollten sie singen.

Der Thauwind kam, das Eis zerschmolz,
Nun ruderten sie und lavirten stolz,
Und saßen am Ufer weit und breit
Und quackten wie vor alter Zeit.

11.

Im Dorfe war ein groß' Gelag,
Man sagt', es sei ein Hochzeittag.
Ich zwängte mich in den Schenkensaal,
Da drehten die Pärchen allzumal,
Ein jedes Mädchen mit seinem Wicht.
Da gab es manch' verliebt' Gesicht.
Nun fragt ich endlich nach der Braut —
Mich Einer starr in's Angesicht schaut:
„Das mögt Ihr von einem Andern hören!
Wir aber tanzen ihr zu Ehren,
Wir tanzen schon drei Tag und Nacht,
Und hat noch Niemand an sie gedacht."

Will einer im Leben um sich schauen,
Dergleichen wird man ihm Viel vertrauen.

12.

Ein Mägdlein trug man zur Thür hinaus,
Zu Grabe;
Die Burger schauten zum Fenster heraus,
Sie saßen eben in Saus und Braus
Auf Gut und Habe.
Da dachten sie: man trägt sie hinaus!
Trägt man uns nächstens auch hinaus?
Und wer denn endlich bleibt im Haus,
Hat Gut und schöne Gaben,
Es muß sie doch Einer haben.

13.

Tritt in recht vollem, klarem Schein
Frau Venus am Abendhimmel herein;
Oder daß blutroth ein Comet
Gar ruthengleich durch Sterne steht;
Der Philister springt zur Thüre heraus:
„Der Stern steht über meinem Haus!
O weh'! Das ist mir zu verfänglich!" —
Da ruft er seinem Nachbar bänglich:
„Ach, seht, was mir ein Zeichen dräut,
Das gilt fürwahr uns arme Leut!
Meine Mutter liegt am bösen Keuch,
Mein Kind am Wind und schwerer Seuch',
Meine Frau, fürcht' ich, will auch erkranken,
Sie thät schon seit acht Tag' nicht zanken;
Und and're Dinge nach Bericht!
Ich fürcht', es kommt das jüngste Gericht."

Der Nachbar ſpricht: „Ihr habt wohl recht,
Es geht uns dieß Mal Allen ſchlecht.
Doch laßt uns ein Paar Gaſſen gehen,
Da ſeht Ihr, wie die Sterne ſtehen.
Sie denken hier, ſie denken dort.
Bleibe Jeder weislich an ſeinem Ort,
Und thue das Beſte, was er kann,
Und leide, wie ein and'rer Mann."

14.

Zu der Apfelverkäuferinn
Kamen Kinder gelaufen;
Alle wollten kaufen.
Mit munterm Sinn
Griffen ſie aus dem Haufen,
Beſchauten mit Verlangen
Nah' und näher rothbäckige Wangen. —
Sie hörten den Preis
Und warfen ſie wieder hin,
Als wären ſie glühend heiß.

Was Der für Käufer haben ſollte,
Der Waare gratis geben wollte!

15.

Jetzt ward das Bergdorf abgebrannt,
Sieh' nur, wie ſchnell ſich das ermannt!
Steht Alles wieder in Pret und Schindeln,
Die Kinder liegen in Wieg' und Windeln;
Wie ſchön iſt's, wenn man Gott vertraut!
„Neuer Scheiterhaufen iſt aufgebaut,
Daß, wenn es Funken und Wind geſtiele,
Gott ſelbſt verlör' in ſolchem Spiele."

16.

Im Vatican bedient man ſich
Palmſonntags ächter Palmen,
Die Cardinäle beugen ſich,
Und ſingen alte Pſalmen.
Dieſelben Pſalmen ſingt man auch,
Oelzweiglein in den Händen,
Muß im Gebirg zu dieſem Brauch
Stechpalmen gar verwenden;
Zuletzt, man will ein grünes Reis,
So nimmt man Weidenzweige,
Damit der Fromme Lob und Preis,
Auch im Geringſten zeige.
Und habt Ihr Euch Das wohl gemerkt,
Gönnt man Euch das Bequeme,
Wenn Ihr im Glauben Euch beſtärkt;
Das ſind Mythologeme.

Drei Palinodien.

1.

„— Weihrauch iſt nur ein Tribut für Götter
Und für die Sterblichen ein Gift."

Soll denn Dein Opferrauch
Die Götter kränken?
Du hältſt die Naſe zu, —
Was ſoll ich denken?
Den Weihrauch ſchätzet man
Vor allen Dingen;
Wer ihn nicht riechen kann,
Soll ihn nicht bringen.

Mit ſtarrem Angeſicht
Verehrſt Du Puppen,
Und riecht der Prieſter nicht,
So hat Gott den Schnuppen.

2.

Geiſt und Schönheit im Streit.

Herr Geiſt, der allen Reſpect verdient,
Und deſſen Gunſt wir höchlich ſchätzen,
Vernimmt, man habe ſich erkühnt,
Die Schönheit über ihn zu ſetzen;
Er macht daraus ein großes Weſen.
Da kommt Herr Hauch, uns längſt bekannt
Als würdiger Geiſts-Repräſentant,
Fängt an, doch leider nicht galant,
Dem Luderchen den Text zu leſen.
Das rührt den Leichtſinn nicht einmal,
Sie läuft gleich zu dem Principal:
„Ihr ſeid ja ſonſt gewandt und klug,
Iſt denn die Welt nicht groß genug!
Ich laß Euch, wenn Ihr trutzt, im Stich;
Doch ſeid Ihr weiſe, ſo liebt Ihr mich.
Seid verſichert, im ganzen Jahr
Gibt's nicht wieder ſo ein hübſches Paar."

"Αλλως.

Die Schönheit hatte ſchöne Töchter,
Der Geiſt erzeugte dumme Söhne;
So war für einige Geſchlechter
Der Geiſt nicht ewig, doch das Schöne.
Der Geiſt iſt immer Autochthone.
So kam er wieder, wirkte, ſtrebte,
Und fand zu ſeinem höchſten Lohne,
Die Schönheit, die ihn friſch belebte.

Erwin.

Die Hoffnung hat mich lang genug getäuſcht;
Wenn du mich liebſt, ſo ſchweig' und laß mich los.

Rede nicht! Ich darf nicht fragen.
Schweig' o ſchweig'! Ich will nichts wiſſen:
Ach was werd' ich hören müſſen!
Ja, ſie lebt, und nicht für mich!

Doch, was haſt du mir zu ſagen?
Sprich! ich will, ich will es hören.
Soll ich ewig mich verzehren?
Schlage zu und tödte mich!

Valerio,

der zuletzt, anſtatt Erwinen zuzuhören und auf ſeine Leidenſchaft zu merken, mit Erſtaunen nach der Seite hingeſehen, wo er hereingekommen.

Ich ſchweige, wenn du mich nicht hören willſt.

Erwin.

Wo blickſt du hin? Was ſiehſt du in dem Thale?

Valerio.

Zwey Mädchen ſeh' ich, die den ſteilen Pfad
Mit Mühe klimmen. Ich betrachte ſchon

5.

Regen und Regenbogen.

Auf ſchweres Gewitter und Regenguß
Blickt' ein Philiſter, zum Beſchluß,
In's weiterziehende Grauſe nach,
Und ſo zu ſeines Gleichen ſprach:
„Der Donner hat uns ſehr erſchreckt,
Der Blitz die Scheunen angeſteckt;
Und Das war unſ'rer Sünden Theil!
Dagegen hat, zu friſchem Heil,
Der Regen fruchtbar uns erquickt
Und für den nächſten Herbſt beglückt.
Was kommt nun aber der Regenbogen
An grauer Wand herangezogen?
Der mag wohl zu entbehren ſein,
Der bunte Trug! Der leere Schein!"

Frau Iris aber dagegen ſprach:
„Erkühnſt Du Dich zu meiner Schmach?
Doch bin ich hier in's All geſtellt
Als Zeugniß einer beſſern Welt,
Für Augen, die vom Erdenlauf
Getroſt ſich wenden zum Himmel auf,
Und in der Dünſte trübem Netz
Erkennen Gott und ſein Geſetz.
Drum wühle Du, ein and'res Schwein,
Nur immer den Rüſſel in den Boden hinein,
Und gönne dem verklärten Blick
An meiner Herrlichkeit ſein Glück."

Valet.

Sonſt war ich Freund von Narren,
Ich rief ſie in's Haus herein;
Brachte jeder ſeinen Sparren,
Wollten Zimmermeiſter ſein.
Wollten mir das Dach abtragen,
Ein and'res ſetzen hinauf,
Sie legten das Holz zu Schragen
Und nahmen's wieder auf.
Und rannten hin und wieder,
Und ſtießen einander an;
Das fuhr mir in die Glieder,
Daß ich den Froſt gewann.
Ich ſagt': hinaus Ihr Narren! —
Sie ärgerten ſich d'rob;
Nahm Jeder ſeinen Sparren;
Der Abſchied, der war grob.

Daher bin ich bekehret,
Ich ſitze nun an der Thür,
Wenn Einer ſich zu mir kehret,
Geh', ruf ich, für und für!
Du biſt ein Narr, ſo'gräulich! —
Da macht er ein gämiſch Geſicht;
„Du Hausherr! Wie abſcheulich!
Was gibſt Dir für ein Gewicht!
Wir faſeln ja durch die Straßen,
Wir jubeln auf dem Markt,
Wird Einer, wegen Unmaßen,
Gar ſelten angeparkt.
Du ſollſt uns gar Nichts heißen!"

Nun endet meine Qual!
Denn gehn ſie vor die Thüre,
Es iſt beſſer als in den Saal.

Aus fremden Sprachen.

Byron's Don Juan.

Mir fehlt ein Held! — „Ein Held, er ſollte fehlen,
Da Jahr und Monat neu vom Neu'ſten ſpricht?"
Ein Zeitungsſchreiber mag ſich ſchmeichelnd quälen,
So ſagt die Zeit: es ſei der Rechte nicht.
Von Solchen mag ich wahrlich Nichts erzählen,
Da nehm' ich mir Freund Juan in's Geſicht;
Wir haben in der Oper ihn geſehen
Früher, als billig war, zum Teufel gehen.

Vernon, der Metzger Cumberland und Wolfe mit,
Auch Hawke, Prinz Ferdinand, Bourgoin auf's Beſte,
Keppel und Howe, ſie hatten ihre Feſte
Wie Wellesley jetzt — Der Könige Schattenſchritt
Vom Stamme Vance's — Raben aus einem Neſte! —
Der Ruhm, die Luſt, zu herrſchen, reißt ſie mit —
Dumouriez's, Bonaparte's Kampfgewinnſten,
Die Zeitung ſteht den Herren gleich zu Dienſten.

Barnave kennt und Brissot die Geschichte,
Condorcet, Mirabeau und Pethion auch;
Cloots, Danton, Marat litten viel Gerüchte,
Selbst la Fayette, er ging beinahe in Rauch,
Dann Joubert, Hoche, vom Militär-Verpflichte,
Lannes, Dessair, Moreau. Es war der Brauch,
Zu ihrer Zeit an ihnen Viel zu preisen;
Doch will Das Nichts für meine Lieder heißen.

Nelson war unser Kriegsgott, ohne Frage,
Und ist es noch dem herzlichsten Bekenntniß;
Doch von Trafalgar tönet kaum die Sage,
Und so ist Fluth und Ebbe wetterwendisch.
Denn die Armee ist popular zu Tage
Und mit dem Seevolk nicht im Einverständniß;
Der Prinz ist für den Landdienst, und indessen
Sind Duncan, Nelson, Howe, sie sind vergessen.

Vor Agamemnon lebten manche Braven,
Sowie nachher, von Sinn und hoher Kraft;
Sie wirkten Viel, sind unberühmt entschlafen,
Da kein Poet ihr Leben weiter schafft.
Von unsern Helden möcht' ich Niemand' strafen,
Da jeder sich am Tag zusammenrafft;
Für mein Gedicht wählt' ich mir aber keinen,
Und nenne so Don Juan mein, den Meinen.

Monolog aus Byron's Manfred.

Manfred (allein).

Der Zeit, des Schreckens Narren sind wir! Tage
Verstehlend stehlen sie sich weg. Wir leben
In Lebens Ueberdruß, in Scheu des Todes.
In all' den Tagen der verwünschten Posse —
Lebendige Last auf widerstrebendem Herzen,
In Sorgen stockt es, heftig schlägt's in Pein,
Der Freud' ein End' ist Todeskampf und Ohnmacht —
In all' den Tagen, den vergang'nen, künftigen —
Im Leben ist Nichts Gegenwart — Du zählst,
Wie wenig! — weniger als wenig, wo die Seele
Nicht nach dem Tod verlangt und doch zurück
Wie vor dem Winterstrome schreckt. Das Fröstеln
Wär' nur ein Augenblick. — Ich hab' ein Mittel
In meiner Wissenskraft: Die Todten ruf' ich
Und frage sie: was ist denn, das wir fürchten?
Der Antwort ernsteste ist doch das Grab.
Und das ist Nichts, antworten sie mir nicht —

Antwortete begrab'ner Priester Gottes
Dem Weib zu Endor! Sparta's König zog
Aus Griech'scher Jungfrau nie entschlaf'nem Geist
Antwort und Schicksal. Das Geliebteste
Hatt' er gemordet, wußte nicht, wen er traf;
Starb ungesühnt, wenn er auch schon zu Hülfe
Den milden Zeus berief, Thigalie'ns
Arcadische Beschwörer anrief, zu gewinnen
Vom aufgebrachten Schatten sein Verzeihen,
Auch eine Grenze nur des Rächens. Die versetzte
Mit zweifelhaftem Wortsinn; doch erfüllt ward's.

Und hätt' ich nie gelebt! Das, was ich liebe
Wäre noch lebendig. Hätt' ich nie geliebt!
Das, was ich liebe, wär' noch immer schön
Und glücklich, glückverspendend. Und was aber,
Was ist sie jetzt? Für meine Sünden büßte sie —
Ein Wesen? Denk es nicht — Vielleicht ein Nichts?
In wenig Stunden frag' ich nicht umsonst;
In dieser Stunde fürcht' ich, wie ich trotze,
Bis diese Stunde schreckte mich kein Schauen
Der Geister, guter, böser. Zittr' ich nun?
Und fühl' am Herzen fremden, kalten Thau!
Doch kann ich thun, was mich im Tiefsten widert,
Der Erde Schrecken ruf' ich auf. — Es nachtet!

Aus Byron's Manfred.

Bannfluch.

Wenn der Mond ist auf der Welle,
Wenn der Glühwurm ist im Gras,
Und ein Scheinlicht auf dem Grabe,
Irres Licht auf dem Morast,
Wenn die Sterne fallend schießen,
Eule der Eul' erwiedernd heult,
Und die Blätter schweigend ruhen
An des dunkeln Hügels Wand,
Meine Seel' sei auf der Deinen
Mit Gewalt und Zeichenwink!

Ist Dein Schlummer noch so tief,
Kommt Dein Geist doch nie zum Schlaf.
Da sind Schatten, die nicht schwinden,
Da Gedanken, die nicht bannest.
Die Gewalt, die Du nicht kennest,
Läßt Dich nimmer mehr allein.
Bist in's Leichentuch gewindelt,
Eingehüllt in einer Wolke,
Und für immer, immer wohnst Du
In dem Geiste dieses Spruchs.

Siehst mich nicht vorübergehen,
Fühlst mich doch in Deinem Auge,
Als ein Ding, das ungesehen
Nah' Dir sein muß, wie es war,
Und wenn Du, geheim durchschaudert,
Deinen Kopf umwendend blickest,

Sollst Dich wundern, daß nicht etwa
Wie ein Schatten hin zur Stelle;
Nein! die Kraft, die Du empfunden,
Iſt, was ſich in Dir verbirgt.

Und ein Zauberwort und Lied
Taufte Dich mit einem Fluch,
Und ſchon hat ein Geiſt der Luft
Dich umgarnt mit einer Schlinge.
In dem Wind iſt eine Stimme,
Die verbeut Dir, Dich zu freuen.
Und wenn Die die Nacht verſagt
Ihres reinen Himmels Ruhe,
Bringt der Tag eine Sonn' herauf, —
Wär' ſie nieder! — wünſchſt Du.

Deinen falſchen Thränen zog ich
Tödtlichſte Eſſenzen aus;
Deinem eig'nen Herzen ſog ich
Blut, das ſchwärzeſte vom Quell;
Deinem Lächeln lockt' ich Schlangen,
Dort geheim geringelt, ab.
Deinem Lippenpaar entfangt' ich
Allerſchlimmſtes aller Gifte.
Jedem Gift, das ich erprobet,
Schlimmer iſt Dein eig'nes doch.

Bei Deiner kalten Bruſt, dem Schlangenlächeln,
Der Argliſt unergründlichem Schlund,
Bei dem ſo tugendſam ſcheinenden Auge,
Bei der verſchloſſenen Seele Trug,
Bei der Vollendung Deiner Künſte,
Dem Wahn, Du trageſt ein menſchliches Herz,
Bei Deinem Gefallen an Anderer Pein,
Bei Deiner Cainé-Bruderſchaft
Beſchwöre ich Dich und nöthige
Dich, ſelbſt Dir eig'ne Hölle zu ſein!

Auf Dein Haupt gieß' ich die Schale,
Die Dich ſolchem Urtheil widmet:
Nicht zu ſchlafen, nicht zu ſterben
Sei Dein dauernd' Mißgeſchick;
Scheinbar ſoll der Tod ſich nahen
Deinem Wunſch, doch nur als Grauen.
Schau'! der Zauber wirkt umher Dir,
Dich geklirrlos feſſelt Kette;
Ueber Herz und Hirn zuſammen
Iſt der Spruch ergangen — ſchwinde!

Der fünfte Mai.

Ode von Alexander Manzoni.

Er war — und, wie bewegungslos
Nach letztem Hauchesſeufzer
Die Hülle lag, uneingedenk,
Verwaiſ't von ſolchem Geiſte:
So tief getroffen, ſtarr erſtaunt
Die Erde ſteht der Botſchaft:

Stumm, ſinnend nach der letzten
Stunde des Schreckensmannes,
Sie wüßte nicht, ob ſolcherlei
Fußſtapfen Menſchenfußes
Nochmals den blutgefärbten Staub
Zu ſtempeln ſich erkühnten.

Ihn wetterſtrahlend auf dem Thron
Erblickte die Muſe ſchweigend,
Sodann im Wechſel immerfort
Ihn fallen, ſteigen, liegen;
Zu tauſend Stimmen Klang und Ruf
Vermiſchte ſie nicht die ihre.

Jungfräulich, keiner Schmeichelei
Noch frevler Schmähung ſchuldig,
Erhebt ſie ſich plötzlich aufgeregt,
Da ſolche Strahlen ſchwinden,
Die Urne kränzend mit Geſang,
Der wohl nicht ſterben möchte.

Zu Pyramiden von Alpen her,
Vom Manzanar zum Rheine,
Des ſichern Blitzes Wetterſchlag
Aus leuchtenden Donnerwolken,
Er traf von Scylla zum Tanais
Von einem zum andern Meere.

Mit wahrem Ruhm? — Die künft'ge Welt
Entſcheide Dieß! Wir beugen uns,
Die Stirne tief, dem Mächtigſten,
Erſchaffenden, der ſich einmal
Von allgewalt'ger Geiſteskraft
Grenzloſe Spur beliebte.

Das ſtürmiſche, doch bebende
Erfreu'n an großen Planen,
Die Angſt des Herzens, das ungezähmt,
Dienend nach dem Reiche gelüſtet
Und es erlangt, zum höchſten Lohn,
Den's thöricht war zu hoffen.

Das ward ihm all': der Ehrenruhm
Vergrößert nach Gefahren,
Sodann die Flucht, und wieder Sieg,
Kaiſerpalaſt, Verbannung;
Zwei Mal zum Staub zurückgedrängt,
Und zwei Mal auf dem Altar.

Er trat hervor: geſpalt'ne Welt,
Bewaffnet gegen einander,
Ergeben wandte ſich zu ihm
Als lauſchten ſie dem Schickſal
Gebietend Schweigen, Schiedsmann
Setzt' er ſich mitten inne;

Verſchwand! — Die Tage Müßiggangs
Verſchloſſen im engen Raume,
Zerzehrt von [illegible]ſem Neid
Und tiefe[illegible]grimmem Gefühle,
Von unvertilgbarem Haß zugleich
Und unbezwungener Liebe.

Wie über's Haupt Schiffbrüchigem
Die Welle ſich wälzt und laſtet,
Die Welle, die den Armen erſt
Emporhob, vorwärts rollte,
Daß er entfernte Gegenden
Umſonſt zuletzt erblickte:

So ward's dem Geiſt, der wogenhaft
Hinaufſtieg in der Erinn'rung.
Ach, wie ſo oft den Künftigen
Wollt' er ſich ſelbſt erzählen!
Und kraftlos auf das ewige Blatt
Sank die ermüdete Hand hin.

O, wie ſo oft bei'm ſchweigſamen
Sterben des Tags, des leeren,
Geſenkt den blitzenden Augenſtrahl,
Die Arme übergefaltet,
Stand er; von Tagen, vergang'nen,
Beſtürmt ihn die Erinn'rung!

Da ſchaut er die beweglichen
Zelten, durchwimmelte Thäler,
Das Wetterleuchten der Waffen zu Fuß,
Die Wolke reitender Männer,
Die aufgeregteſte Herrſcherſchaft
Und das allerſchnellſte Gehorchen.

Ach, bei ſo ſchrecklichem Schmerzgefühl
Sank ihm der entathmete Buſen,
Und er verzweifelte! — Nein, die Kraft
Der ewigen Hand von oben,
Ja Lüfte leichter athembar,
Liebherzig trug ihn hinüber.

Und leitete ihn auf blühende
Fußpfade, die hoffnungsreichen,
Zu ewigen Feldern, zum höchſten Lohn,
Der alle Begierden beſchämet;
Er ſieht, wie auf Schweigen und Finſterniß,
Auf den Ruhm, den er durchdrungen.

Schönſte, unſterblich wohlthätige
Glaubenskraft, immer triumphend!
Sprich es aus! Erfreue Dich,
Daß ſtolzer höheres Weſen
Sich dem berüchtigten Golgatha
Wohl niemals niedergebeugt hat!

Und alſo von müder Aſche denn
Entferne jedes widrige Wort,
Der Gott, der niederdrückt und hebt,
Der Leiden fügt und Tröſtung auch,
Auf der verlaßnen Lagerſtatt
Ihm ja zur Seite ſich fügte.

Das Sträußchen.

Altböhmiſch.

Wehet ein Lüftchen
Aus fürſtlichen Wäldern;
Da läufet das Mädchen,
Da läuft es zum Bach,
Schöpft in beſchlag'ne
Eimer das Waſſer.

Vorſichtig, bedächtig
Verſteht ſie zu ſchöpfen.
Am Fluſſe zum Mädchen
Schwimmet ein Sträußchen,
Ein duftiges Sträußchen
Von Veilchen und Roſen.

„Wenn ich, Du holdes
Blümchen, es wüßte,
Wer Dich gepflanzet
In lockeren Boden;
Wahrlich! dem gäb' ich
Ein goldenes Ringlein."

„Wenn ich, Du holdes
Sträußchen, es wüßte,
Wer Dich mit zartem
Baſte gebunden;
Wahrlich! dem gäb' ich
Die Nadel vom Haare."

„Wenn ich, Du holdes
Blümchen, es wüßte,
Wer in den kühlen
Bach Dich geworfen,
Wahrlich! dem gäb' ich's
Mein Kränzlein vom Haupte."

Und ſo verfolgt ſie
Das eilende Sträußchen;
Sie eilet vorauf ihm,
Verſucht es zu fangen:
Da fällt, ach! da fällt ſie
In's kühlige Waſſer.

Klaggeſang.

Irriſch.

So ſinget laut den Pillalu
Zu mancher Thräne Sorg' und Noth:
Och orro orro ollalu,
O weh', des Herren Kind iſt todt!

Zu Morgen, als es tagen wollt',
Die Eule kam vorbeigeſchwingt,
Rohrdommel Abends tönt im Rohr.
Ihr nun, die Todtenſänge ſingt:
Och orro orro ollalu.

Und ſterben Du? warum, warum
Verlaſſen Deiner Eltern Lieb'?
Verwandten Stammes weiten Kreis?
Den Schrei des Volkes hörſt Du nicht:
Och orro orro ollalu.

Und ſcheiden ſoll die Mutter, wie,
Von ihrem Liebchen ſchön und ſüß?
Warſt Du nicht ihres Herzens Herz,
Der Puls, der ihm das Leben gab?
Och orro orro ollalu.

Den Knaben läßt ſie weg von ſich,
Der bleibt und weſt für ſich allein;
Das Frohgeſicht, ſie ſieht's nicht mehr,
Sie ſaugt nicht mehr den Jugendhauch.
Och orro orro ollalu.

Da ſehet hin an Berg und Steg,
Den Uferkreis am reinen See,
Von Waldesecke, Saatenland,
Bis nah' heran zu Schloß und Wall.
Och orro orro ollalu.

Die Jammer Nachbarn dringen her,
Mit hohlem Blick und Athem ſchwer;
Sie halten an und ſchlängeln fort
Und ſingen Tod im Todtenwort:
Och orro orro ollalu.

So ſinget laut den Pillalu
Und weinet, was Ihr weinen wollt!
Och orro orro ollalu,
Des Herren einz'ger Sohn iſt fort.

Neugriechiſch-epiroſtiſche Heldenlieder.

I.

Sind Gefilde Türkiſch worden,
Sonſt Beſitz der Albaneſen;
Stergios iſt noch am Leben,
Keines Paſcha's achtet er.
Und ſo lang es ſchneit hier oben,
Bezwingen wir den Türken nicht.
Setzet Eu're Vorhut dahin,
Wo die Wölfe niſtend hecken!
Sei der Sclave Stadtbewohner;
Stadtbezirk iſt unſern Braven
Wüſter Felſen Klippenſpalte.
Eh' als mit den Türken leben
Lieber mit den wilden Thieren!

II.

Schwarzes Fahrzeug theilt die Welle
Nächſt der Küſte von Caſſandra,
Ueber ihm die ſchwarzen Segel,
Ueber ihnen Himmelsbläue.
Kommt ein Türkenſchiff entgegen,
Scharlachwimpel wehen glänzend,
„Streich die Segel unverzüglich,
Nieder laß die Segel Du!" —
Nein, ich ſtreiche nicht die Segel,
Nimmer laß' ich ſie herab,
Droht Ihr doch, als wär' ich Bräutchen,
Bräutchen, das zu ſchrecken iſt.
Jannis bin ich, Sohn des Staba,
Sidam des Bucovalas.
Friſch Geſellen, friſch zur Arbeit!
Auf zum Vordertheil des Schiffes!
Türkenblut iſt zu vergießen,
Schont nicht der Ungläubigen.
Und mit einer klugen Wendung
Bent das Türkenſchiff die Spitze.
Jannis aber ſchwingt hinauf ſich,
Mit dem Säbel in der Fauſt;
Das Gebälke trieft vom Blute,
Und geröthet ſind die Wellen.
Allah! Allah! ſchrei'n um Gnade
Die Ungläubigen auf den Knieen.
„Traurig Leben!" ruft der Sieger,
„Bleibe den Beſiegten nun."

III.

Benge, Liacos, dem Paſcha,
Beuge dem Vezire Dich.
Warſt Du vormals Armatole,
Landgebieter wirſt Du nun.
„Bleibt nur Liacos am Leben,
Wird er nie ein Beugender.
Nur ſein Schwert iſt ihm der Paſcha,
Iſt Vezir das Schießgewehr."
Ali Paſcha Das vernehmend,
Zürnt dem Unwillkommenen,
Schreibt die Briefe, die Befehle,
So beſtimmt er, was zu thun.
Veli Gucas, eile kräftig
Durch die Städte, durch das Land,
Bring mir Liacos zur Stelle,
Lebend ſei er, oder todt!
Gucnas ſtreift nun durch die Gegend,
Auf die Kämpfer macht er Jagd,
Forſcht ſie aus und überraſcht ſie;
An der Vorhut iſt er ſchon.
Contogiacupis, der ſchreit nun
Von des Bollwerks hohem Stand:
„Herzhaft, Kinder mein! zur Arbeit
Kinder mein, zum Streit hervor!"
Liacos erſcheint bebende,
Hält in Zähnen feſt das Schwert.
Tag und Nacht ward nun geſchlagen,
Tage drei, der Nächte drei;
Albaneſerinnen weinen,
Schwarz in Trauerkleid gehüllt;
Veli Gucas kehrt nur wieder,
Hingewürgt im eig'nen Blut.

IV.

Welch Getöse? Wo entſteht es?
Welch gewaltiges Erſchüttern?
Sind es Stiere vor dem Schlachtbeil,
Wild' Gethier im grimmen Kampfe?
Nein! Vuccovalas, zum Kriege
Fünfzehnhundert Kämpfer führend,
Streitet zwiſchen Kerajavon
Und dem großen Stadtbezirk.
Flintenſchüſſe wie des Regens,
Kugeln, wie der Schloßen Schlag! —
Blondes Mädchen ruft herunter
Von dem Ueberpfortenfenſter:
„Halte, Janny, das Gefecht an,
Dieſes Laden, dieſes Schießen!
Laß den Staub herniederſinken,
Laß den Pulverdunſt verwehen;
Und ſo zählet Eu're Krieger,
Daß Ihr wiſſet, wer verloren.“ —
Drei Mal zählte man die Türken,
Und vierhundert Todte lagen,
Und wie man die Kämpfer zählte,
Dreie nur verblichen da.

V.

Aufgeherrſchet hat die Sonne,
Zu dem Führer kommt die Menge:
„Auf, Geſellen, ſchöpfet Waſſer,
Theilt Euch in das Abendbrod!
Lampracos Du aber, Neffe,
Setze Dich an meine Seite;
Trage künftig dieſe Waffen.
Du nun biſt der Capitän;
Und Ihr andern braven Krieger,
Faſſet den verwaiſten Säbel,
Hauet grüne Fichtenzweige,
Flechtet ſie zum Lager mir;
Führt den Beichtiger zur Stelle,
Daß ich ihm bekennen möge,
Ihm enthülle, welchen Thaten
Ich mein Leben zugekehrt:
Dreißig Jahr bin Armatole,
Zwanzig Jahr ein Kämpfer ſchon;
Nun will mich der Tod erſchleichen,
Das ich wohl zufrieden bin.
Friſch nun mir das Grab bereitet,
Daß es hoch ſei und geräumig,
Aufrecht, daß ich fechten könne,
Könne laden die Piſtolen.
Rechts will ich ein Fenſter offen,
Daß die Schwalbe Frühling künde,
Daß die Nachtigall vom Maien
Allerlieblichſtes berichte.“

VI.

Der Olympos, der Kiſſavos,
Die zwei Berge haderten;
Da entgegnend ſprach Olympos
Alſo zu dem Kiſſavos:
„Nicht erhebe Dich, Kiſſave,
Türken-Du Getretener.
Bin ich doch der Greis Olympos,
Den die ganze Welt vernahm.
Zweiundſechzig Gipfel zähl' ich
Und zweitauſend Quellen klar,
Jeder Brunn' hat ſeinen Wimpel,
Seinen Kämpfer jeder Zweig.
Auf den höchſten Gipfel hat ſich
Mir ein Adler aufgeſetzt,
Faßt in ſeinen mächt'gen Klauen
Eines Helden blutend' Haupt.“
„Sage, Haupt! wie iſt's ergangen?
Fielſt Du verbrecheriſch?“
„Speiſe Vogel meine Jugend,
Meine Mannheit ſpeiſe nur!
Ellenlänger wächſt Dein Flügel,
Deine Klaue ſpannenlang.
Bei Lonron, in Xeromeron
Lebt' ich in dem Kriegerſtand,
So in Chaſia, auf'm Olympos
Kämpft' ich bis in's zwölfte Jahr.
Sechzig Agas, ich erſchlug ſie,
Ihr Geſtid verbrannt' ich dann;
Die ich ſonſt noch niederſtreckte
Türken, Albaneſer auch,
Sind zu Viele, gar zu Viele,
Daß ich ſie nicht zählen mag;
Nun iſt meine Reihe kommen,
Im Gefechte fiel ich brav.“

VII.

Charon.

Die Bergeshöh'n warum ſo ſchwarz!
Woher die Wolkenwoge?
Iſt es der Sturm, der droben kämpft,
Der Regen, Gipfel peitſchend?
Nicht iſt's der Sturm, der droben kämpft,
Nicht Regen, Gipfel peitſchend;
Nein Charon iſt's, er ſauſt einher,
Entführet die Verblich'nen;
Die Jungen treibt er vor ſich hin,
Schleppt hinter ſich die Alten;
Die Jüngſten aber, Säuglinge,
In Reih' gebeukt am Sattel.
Da riefen ihm die Greiſe zu,
Die Jünglinge ſie knieeten:
„O Charon halt! halt am Gehege',
Halt an bei'm kühlen Brunnen!
Die Alten da erquicken ſich,
Die Jugend ſchleudert Steine,

Die Knaben zart zerſtreuen ſich
Und pflücken bunte Blümchen.“

Nicht am Gehege halt' ich ſtill,
Ich halte nicht am Brunnen;
Zu ſchöpfen kommen Weiber an,
Erkennen ihre Kinder,
Die Männer auch erkennen ſie,
Das Trennen wird unmöglich.

Neugriechiſche Liebe-Scolien.

1.

Dieſe Richtung iſt gewiß,
Immer ſchreite, ſchreite!
Finſterniß und Hinderniß
Drängt mich nicht zur Seite.

Endlich leuchteſt meinen Pfad
Luna! klar und golden;
Immer fort und immer g'rad'
Geht mein Weg zur Holden.

Nun der Fluß die Pfade bricht,
Ich zum Nachen ſchreite,
Leite, liebes Himmelslicht!
Mich zur andern Seite.

Seh' ich doch das Lämpchen ſchon
Aus der Hütte ſchimmern;
Laß um Deinen Wagenthron
Alle Sterne glimmern!

2.

Immerhin und immerfort,
Allzuſchön erſcheinend,
Folgt ſie mir von Ort zu Ort,
Und ſo hab' ich weinend

Ueberall umſonſt gefragt,
Feld und Flur durchmeſſen;
Auch hat Fels und Berg geſagt:
„Kannſt ſie nicht vergeſſen!“

Wieſe ſagte: „Geh' nach Haus,
Laß Dich dort bedauern;
Siehſt mir gar zu traurig aus,
Möchte ſelber trauern.“

Endlich faſſe Dir ein Herz
Und begreif's geſchwinder:
Lachen, Weinen, Luſt und Schmerz
Sind Geſchwiſterkinder.

Einzeine.

Hebe ſelbſt die Hinderniſſe,
Neige Dich herab, Cypreſſe!
Daß ich Deinen Gipfel küſſe
Und das Leben d'ran vergeſſe.

Eu're Gärtnerei zu lernen,
Könnte nimmermehr verlangen;
Mein Jasmin iſt fortgegangen,
Meine Roſe weilt im Fernen.

Die Nachtigall, ſie war entfernt,
Der Frühling lockt ſie wieder;
Was Neues hat ſie nicht gelernt,
Singt alte, liebe Lieder.

Luna, ſolcher hohen Stelle
Weiten Umblick neid' ich Dir;
Sei auch der Entfernten helle,
Aber ängle nicht mit ihr!

Liebevoll und frank und frei
Rieſt Du mich heran;
Langſam geh' ich nun vorbei;
Siehſt Du mich denn an?

Ringlein kauft! geſchwind Ihr Frau'n!
Möcht' nicht weiter wandeln;
Gegen Aug' und Augenbraun
Wollt' ich ſie verhandeln.

Ach, Cypreſſe, hoch zu ſchauen,
Möchteſt Du Dich zu mir neigen;
Habe Dir was zu vertrauen,
Und dann will ich ewig ſchweigen!

Harte lieblich im Ayamen-Kranze,
Blondes Mädchen, bleib' er unverletzt,
Auch wenn Luna in Orion's Glanze
Wechſelſcheinend ſich ergetzt.

Weiß ich doch, zu welchem Glück
Mädchen mir emporblüht,
Wenn der feurig ſchwarze Blick
Aus der Milch hervorſieht.

Von der Roſe meines Herzens
Pflückteſt Blätter nach Gefallen,
Sind vor Gluth des Scheideſchmerzens
All' die andern abgefallen.

Liebt' ich Dich als Kleine, Kleine,
Jungfrau warſt Du mir verſagt;
Wirſt doch endlich noch die Meine,
Wenn der Freund die Wittwe fragt!

Zahme Xenien.

Ille, velut fidis arcana sodalibus, olim
Credebat libris: neque, si male cesserat, unquam
Decurrens alio; neque si bene: quo fit, ut omnis
Votiva pateat veluti descripta tabella
Vita senis.

HORAT. Serm. II., 1. v. 30. etc.

Zahme Xenien.

I.

Ich rufe Dich, verrufnes Wort,
Zur Ordnung auf des Tags!
Denn Wichte, Schelme solchen Schlags,
Die wirken immer fort.

„Warum wißt Du Dich von uns Allen
Und unsrer Meinung entfernen?"
Ich schreibe nicht, Euch zu gefallen,
Ihr sollt was lernen!

„Ist denn Das klug und wohlgethan?
Was willst Du Freund und Feinde kränken!"
Erwachsne gehn mich Nichts mehr an,
Ich muß nun an die Enkel denken.

Und sollst auch Du und Du und Du
Nicht gleich mit mir zerfallen;
Was ich dem Enkel zu Liebe thu'
Thu' ich Euch Allen.

Verzeiht einmal dem raschen Wort,
Und so verzeiht dem Plaudern;
Denn jetzo wär's nicht ganz am Ort,
Wie bis hierher zu zaudern.

Wer in der Weltgeschichte lebt,
Dem Augenblick sollt er sich richten?
Wer in die Zeiten schaut und strebt,
Nur Der ist werth, zu sprechen und zu dichten.

„Sag mir, worauf die Bösen sinnen?"
Andern den Tag zu verderben,
Sich den Tag zu gewinnen:
Das, meinen sie, heiße erwerben.

„Was ist denn Deine Absicht gewesen,
Jetzt neue Feuer anzubrennen?"
Diejenigen sollen's lesen,
Die mich nicht mehr hören können.

Einen langen Tag überlebt' ich schön,
Eine kurze Nacht;
Die Sonne war eben im Aufgehn,
Als ich zu neuem Tag erwacht.

„Deine Zöglinge möchten Dich fragen:
Lange lebten wir gern auf Erden;
Was willst Du uns für Lehre sagen?" —
Keine Kunst ist's, alt zu werden,
Es ist Kunst, es zu ertragen.

Nachdem Einer ringt,
Also ihm gelingt,
Wenn Manneskraft und Hab'
Ihm Gott zum Wirken gab.

Den hochbestand'nen Föhrenwald
Pflanzt' ich in jungen Tagen,
Er freut mich so! — ! — ! — Man wird ihn bald
Als Brennholz niederschlagen.

Die Axt erklingt, da blinkt schon jedes Beil;
Die Eiche fällt, und Jeder holzt sein Theil.

Ein alter Mann ist stets ein König Lear! —
Was Hand in Hand mitwirkte, stritt,
Ist längst vorbeigegangen;
Was mit und an Dir liebte, litt,
Hat sich wo anders angehangen;
Die Jugend ist um ihretwillen hier,
Es wäre thöricht, zu verlangen:
Komm, ältele Du mit mir.

Gutes zu empfangen, zu erweisen,
Alter! Geh' auf Reisen. —
Meine Freunde
Sind aus einer Mittelzeit,
Eine schöne Gemeinde,
Weit und breit,
Auch entfernt
Haben sie von mir gelernt,
In Gesinnung treu;
Haben nicht an mir gelitten,
Ich hab' ihnen Nichts abzubitten;
Als Personen komm' ich neu.

Wir haben kein Conto mit einander,
Sind wie im Paradies selbander.

Mit dieser Welt ist's keiner Wege richtig;
Vergebens bist Du brav, vergebens tüchtig,
Sie will uns zahm, sie will sogar uns nichtig!

Von heiligen Männern und von weisen,
Ließ ich mich recht gern unterweisen,
Aber es müßte kurz geschehn,
Langes Reden will mir nicht aufgehn:
Wornach soll man am Ende trachten?
Die Welt zu kennen und sie nicht verachten.

Hast Du es so lange wie ich getrieben;
Versuche wie ich das Leben zu lieben.

Nutzig soll ich hier verpassen
Meine Müh' und Fleiß;
Alles soll ich gelten lassen,
Was ich besser weiß!

Hör' auf doch, mit Weisheit zu prahlen, zu prangen,
Bescheidenheit würde Dir löblicher stehn:
Kaum hast Du die Fehler der Jugend begangen,
So mußt Du die Fehler des Alters begehn.

Liebe leidet nicht Gesellen;
Aber Leiden sucht und hetzt sie,
Lebenswoge, Well' auf Wellen,
Einen wie den Andern trägt sie.

Einsam oder auch selbander,
Unter Lieben, unter Leiden,
Werden vor und nach einander
Einer mit dem Andern scheiden.

Wie es Dir nicht im Leben ziemt,
Mußt Du nach Ruhm auch nicht am Ende jagen:
Denn bist Du nur erst hundert Jahr berühmt,
So weiß kein Mensch mehr was von Dir zu sagen.

In's holde Leben wenn Dich Götter senden,
Genieße wohlgemuth und froh!
Scheint es bedenklich, Dich hinauszuwenden,
Nimm Dir's nicht übel! Allen scheint es so.

Nichts vom Vergänglichen,
Wie's auch geschah!
Uns zu verewigen,
Sind wir ja da.

Hab' ich gerechter Weise verschuldet
Diese Strafe in alten Tagen?
Erst hab' ich's an den Vätern erduldet,
Jetzt muß ich's an den Enkeln ertragen.

„Wer will der Menge widerstehn?"
Ich widerstreb' ihr nicht, ich laß sie gehn:
Sie schwebt und webt und schwankt und schwirrt,
Bis sie endlich wieder Einheit wird.

„Warum erklärst Du's nicht und läßt sie gehn?"
Geht's mich denn an, wenn sie mich nicht verstehn?

„Sag nur, wie trägst Du so behäglich
Der tollen Jugend anmaßliches Wesen?"
Fürwahr, sie wären unerträglich,
Wär' ich nicht auch unerträglich gewesen.

Ich hör' es gern, wenn auch die Jugend plappert,
Das Neue klingt, das Alte klappert.

„Warum wüßt Du nicht mit Gewalt
Unter die Thoren die Neulinge schlagen!"
Wär' ich nicht mit Ehren alt,
Wie wollt' ich die Jugend ertragen!

„Was wir denn sollen?
Sag' uns in diesen Tagen."
Sie machen, was sie wollen;
Nur sollen sie mich nicht fragen.

„Wie doch, betrügerischer Wicht,
Verträgst Du Dich mit Allen?"
Ich läugne die Talente nicht,
Wenn sie mir auch mißfallen.

Wenn Einer auch sich überschätzt,
Die Sterne kann er nicht erreichen,
Zu tief wird er herabgesetzt,
Da ist denn Alles bald im Gleichen.

Fahrt nur fort, nach Eu'rer Weise
Die Welt zu überspinnen!
Ich in meinem lebendigen Kreise
Weiß das Leben zu gewinnen.

Mir will das kranke Zeug nicht munden,
Anderen sollten erst gesunden.

Zeig' ich die Fehler des Geschlechts,
So heißt es: thue selbst was Recht's.

„Du Kräftiger, sei nicht so still,
Wenn auch sich Andere scheuen."
Wer den Teufel erschrecken will,
Der muß laut schreien.

„Du hast an schönen Tagen
Dich manchmal abgequält"

Ich habe mich nie verrechnet,
Aber oft verzählt.

Ueber Berg und Thal,
Irrthum über Irrthum allzumal,
Kommen wir wieder in's Freie.
Doch da ist's gar zu weit und breit;
Nun suchen wir in kurzer Zeit
Irrgang und Berg auf's Neue.

Gibt's ein Gespräch, wenn wir uns nicht beidgen,
Mehr oder weniger versteckt?
So ein Ragout von Wahrheit und von Lügen,
Das ist die Köcherei, die mir am Besten schmeckt.

Kennst Du das Spiel, wo man, im luft'gen Kreis,
Das Pfeifchen sucht und niemals findet,
Weil man's dem Sucher, ehn' daß er's weiß,
In seines Rockes hint're Falten bindet,
Das heißt: an seinen Steiß?

Mit Narren leben, wird Dir gar nicht schwer,
Versammle nur ein Tollhaus um Dich her.
Bedenke dann, Das macht Dich gleich gelind,
Daß Narrenwärter selbst auch Narren sind.

Wo recht viel Widersprüche schwirren,
Mag ich am Liebsten wandern;
Niemand gönnt dem Andern —
Wie lustig! — das Recht, zu irren.

Stämme wollen gegen Stämme pochen,
Kann doch Einer, was der Andere kann,
Steckt doch Mark in jedem Knochen,
Und in jedem Hemde steckt ein Mann!

Hat welscher Hahn an seinem Kropf,
Storch an dem Langhals Freude;
Der Kessel schilt den Ofentopf,
Schwarz sind sie alle Beide.

Wie gerne säh' ich Jeden stolziren,
Könnt' er das Pfauenrad vollführen.

„Warum nur die hübschen Leute
Mir nicht gefallen sollen?"
Manchen hält man für fett;
Er ist nur geschwollen.

Da reiten sie hin! Wer hemmt den Lauf!
Wer reitet denn? Stolz und Unwissenheit.
Laß sie reiten! Da ist gute Zeit,
Schimpf und Schade sitzen hinten auf.

„Wie ist Dir's doch so balde:
Zur Ehr' und Schmach gedieh'n?"
Blieb der Wolf im Walde,
So würd' er nicht beschrie'n.

Die Freunde.

O, laß die Jammerklagen,
Da nach den schlimmsten Tagen
Man wieder froh genießt!

Klotz.

Ihr wollet meiner spotten:
Denn, ist der Fisch gesotten,
Was hilft es, daß die Quelle fließt?

Was willst Du mit den alten Tröpfen,
Es sind Knöpfe, die nicht mehr knöpfen.

Laß im Irrthum sie gebettet,
Suche weislich zu entfliehn;
Bist in's Freie Du gerettet,
Niemand sollst Du nach Dir ziehn.

Aber Alles, was begegnet,
Froh, mit reinem Jugendsinn,
Sei belehrt, es sei gesegnet!
Und das bleibe Dir Gewinn.

In's Sichere willst Du Dich betten?
Ich liebe mir inneren Streit;
Denn wenn wir die Zweifel nicht hätten,
Wo wäre denn frohe Gewißheit?

„Was willst Du, daß von Deiner Gesinnung
Man Dir nach in's Ewige sende?
Er gehörte zu keiner Innung,
Blieb Liebhaber bis an's Ende.

„Triebst Du doch bald Dieß bald Das!
War es ernstlich, war es Spaß?"
Daß ich redlich mich beflissen,
Was auch werde, Gott mag's wissen.

„Dir warum doch verliert
Gleich alles Werth und Gewicht?"
Das Thun interessirt,
Das Gethane nicht.

„So still und so innig!
Es fehlt Dir was, gesteh' es frei."
Zufrieden bin ich,
Aber mir ist nicht wohl dabei.

Weißt Du, worin der Spaß des Lebens liegt?
Sei lustig! — geht es nicht, so sei vergnügt!

Sie mit Erſtaunen eine Weile. Sanft
Regt ſich der Wunſch im Buſen: „Möchte doch
Auf dieſen Pfaden die Geliebte wandeln!“
Mein unbefeſtigt Herz wird mehr und mehr
Durch deine Gegenwart, o Freund, erſchüttert.
Ich finde dich ſtatt jenes edeln Weiſen;
Ich weiß die Freude, die noch deiner wartet;
Ich fühle, daß ich noch der Welt gehöre;
Entfliehen könnt' ich, ihr mich nicht entreißen.

Erwin

nach der Seite ſehend.

Sie kommen g'rad herauf; ſie ſind gekleidet
Wie Mädchen aus der Stadt; und wie verloren
Sie ſich in das Gebirg'? Es folgt von weitem
Ein Diener nach; ſie ſcheinen nicht verirrt.
Herein! Herein! mein Freund, ich laſſe mich
Vor keinem Menſchen ſehn, der aus der Stadt
Zu kommen ſcheint.

Valerio.

Sie irren doch vielleicht;
Es wäre hart, ſie nicht zurecht zu weiſen. —
O Himmel, trügt mein Auge? — Retter Amor!

Zahme Xenien.

II.

Mit Bakis Weissagen vermischt.

Wir sind vielleicht zu antik gewesen;
Nun wollen wir es moderner lesen.

„Sonst warst Du so weit vom Prahlen entfernt;
Wo hast Du das Prahlen so grausam gelernt?"
Im Orient lernt' ich das Prahlen.
Doch seit ich zurück bin, im westlichen Land,
Zu meiner Verpönung fand' ich und fand
Zu Hunderten Orientalen.

Und was die Menschen meinen,
Das ist mir Einerlei;
Möchte mich mir selbst vereinen,
Allein wir sind zu Zwei;
Und im lebend'gen Treiben
Sind wir ein Hier ein Dort.
Das Eine liebt zu bleiben,
Das Andere möchte fort;
Doch zu dem Selbstverständniß
Ist auch wohl noch ein Rath:
Nach fröhlichem Erkenntniß
Erfolge rasche That.

Und wenn die That bisweilen
Ganz etwas Ander's bringt,
So laßt uns Das ereilen,
Was unverhofft gelingt.

Wie Ihr denkt, oder denken sollt,
Geht mich Nichts an;
Was Ihr Guten, Ihr Besten wollt,
Hab' ich zum Theil gethan.
Viel übrig bleibt zu thun,
Möge nur Keiner lässig ruh'n! —
Was ich sag', ist Bekenntniß,
Zu meinem und Euerm Verständniß.
Die Welt wird täglich breiter und größer,
So macht's denn auch vollkomm'ner und besser!
Besser sollt' es heißen und vollkomm'ner;
So sei denn Jeder ein Willkomm'ner.

Wie das Gestirn,
Ohne Hast,
Aber ohne Rast,
Drehe sich Jeder
Um die eig'ne Last.

Ich bin so guter Dinge,
So heiter und rein;
Und wenn ich einen Fehler bezinge,
Könnt's keiner sein.

Ja, das ist das rechte Glück,
Daß man nicht weiß,
Was man denkt,
Wenn man denkt;
Alles ist, als wie geschenkt.

„Warum man so Manches leidet
Und zwar ohne Sünde? —
Niemand gibt uns Gehör."
Wie das Thätige scheidet,
Alles ist Pfründe
Und es lebt Nichts mehr.

„Manches können wir nicht verstehn."
Lebt nur fort, es wird schon gehn.

„Wie weißt Du Dich denn so zu fassen?"
Was ich tadle, muß ich gelten lassen.

„Bakis ist wieder auferstanden!"
Ja, wie mir scheint, in allen Landen!
Ueberall hat er mehr Gewicht,
Als hier im kleinen Reimgedicht.

Gott hat den Menschen gemacht
Nach seinem Bilde;
Dann kam er selbst herab,
Mensch, lieb und milde.

Barbaren hatten versucht,
Sich Götter zu machen;
Allein sie sahen verflucht,
Garstiger als Drachen.

Wer wollte Schand' und Spott
Nun weiter steuern?
Verwandelte sich Gott
Zu Ungeheuern?

Und so will ich ein für alle Mal,
Keine Bestien in dem Götterssaal!
Die leidigen Elephantenrüssel,
Das umgeschlungene Schlangengenüssel,
Tief Urschildkröt' im Weltensumpf,
Viel Königsköpf' auf *einem* Rumpf,
Die müssen uns zur Verzweiflung bringen,
Wird sie nicht reiner Ost verschlingen.

Der Ost hat sie schon längst verschlungen:
Calidas und Andere sind durchgedrungen;
Sie haben mit Dichterzierlichkeit
Von Pfaffen und Frazen uns befreit.
In Indien möcht' ich selber leben,
Hätt' es nur keine Steinhauer gegeben.
Was will man denn vergnüglicher wissen!
Sacuntala, Nala, die muß man küssen;
Und Mega-Dubta, den Wolkengesandten,
Wer schickt ihn nicht gerne zu Seelenverwandten!

„Willst Du, was doch Genesene preisen,
Das Eisen und handhabende Weisen
So ganz entschieden fliehen und hassen?"
Da Gott mir höhere Menschheit gonnte,
Mag ich die täppischen Elemente
Nicht verkehrt auf mich wirken lassen.

Als hätte, da wär' ich sehr erstaunt,
Der Nabel mir was in's Ohr gerannt,
Ein Rad zu schlagen, auf'm Kopf zu stehn,
Das mag für lustige Jungen gehn;
Wir aber lassen es wohl bei'm Alten,
Den Kopf, wo möglich, oben zu halten.

Die Deutschen sind ein gut' Geschlecht,
Ein Jeder sagt: „Wist nur, was recht;
Recht aber soll vorzüglich heißen,
Was ich und meine Gevattern preisen;
Das Uebrige ist ein weitläufig Ding,
Das schätz' ich lieber gleich gering."

Ich habe gar Nichts gegen die Menge;
Doch kommt sie einmal in's Gedränge,
So ruft sie, um den Teufel zu bannen,
Gewiß die Schelme, die Tyrannen.

Seit sechzig Jahren seh' ich gröblich irren
Und irre derb mit d'rein.
Da Labyrinthe nun das Labyrinth verwirren,
Wo soll Euch Ariadne sein!

„Wie weit soll Das noch gehn!
Du fällst gar oft in's Abstruse,
Wir kennen Dich nicht verstehn."
Deßhalb thu' ich Buße;
Das gehört zu den Sünden.
Seht mich an als Propheten!
Viel Denken, mehr Empfinden
Und wenig Reden!

Was ich sagen wollt',
Verbietet mir keine Censur!
Sagt verständig immer nur,
Was Jedem frommt,
Was Ihr und Andere sollt;
Da kommt,
Ich versichr' Euch, so viel zur Sprache,
Was uns beschäftigt auf lange Tage.

O, Freiheit, süß der Presse!
Nun sind wir endlich froh;
Sie zecht von Messe zu Messe
In dulci jubilo.
Kommt laßt uns Alles drucken,
Und walten für und für;
Nur sollte Keiner mucken,
Der nicht so denkt wie wir.

Was Euch die heilige Preßfreiheit
Für Frommen, Vortheil und Früchte beut?
Davon habt Ihr gewisse Erscheinung:
Tiefe Verachtung öffentlicher Meinung.

Nicht Jeder kann Alles ertragen:
Der weicht Diesem, der Jenem aus;
Warum soll ich nicht sagen:
Die Indischen Götzen, die sind mir ein Graus?
Nichts Schrecklicher' kann den Menschen geschehn,
Als das Absurde verkörpert zu sehn.

Dummes Zeug kann man viel reden,
Kann es auch schreiben,
Wird weder Leib noch Seele tödten,
Es wird Alles bei'm Alten bleiben.
Dummes aber vor's Auge gestellt,
Hat ein magisches Recht;
Weil es die Sinne gefesselt hält,
Bleibt der Geist ein Knecht.

Auch diese will ich nicht verschonen
Die tollen Höhl-Excarationen,
Das düst're Troglodyten-Gewühl,
Mit Schnauz und Rüssel ein albern' Spiel;
Verrückte Zierathbrauerei,
Es ist eine sund're Bauerei.
Nehme sie Niemand zum Exempel
Die Elephanten- und Fratzentempel.
Mit heiligen Grillen trieben sie Spott,
Man fühlt weder Natur noch Gott.

Auf ewig hab' ich sie vertrieben;
Vielköpfige Götter trifft mein Bann:
So Wischnu, Cama, Brama, Schiven,
Sogar den Affen Hanuemann.
Nun soll am Nil ich mir gefallen,
Hundsköpfige Götter heißen groß:
O, wär' ich doch aus meinen Hallen
Auch Isis und Osiris los!

Ihr guten Dichter Ihr,
Seid nur in Zeiten zahm!
Sie machen Shakespear
Auch noch am Ende lahm.

Im Auslegen seid frisch und munter!
Legt Ihr's nicht aus, so legt was unter.

Was dem Einen widerfährt,
Widerfährt dem Andern;
Niemand wäre so gelehrt,
Der nicht sollte wandern.
Und ein armer Teufel kommt
Auch von Stell' zu Stelle;
Frauen wissen, was ihm frommt,
Welle folgt der Welle.

„Ich zieh' in's Feld!
Wie macht's der Held?"
Vor der Schlacht hochherzig,
Iſt ſie gewonnen, barmherzig,
Mit hübſchen Kindern liebherzig;
Wär' ich Soldat,
Das wär' mein Rath.

„Gib eine Norm zur Bürgerführung!"
Hienieden'
Im Frieden,
Kehre Jeder vor ſeiner Thüre;
Bekriegt,
Beſiegt,
Vertrage man ſich mit der Einquartierung.

Wenn der Jüngling abſurd iſt,
Fällt er darüber in lange Pein;
Der Alte ſoll nicht abſurd ſein,
Weil das Leben ihm kurz iſt.

„Was haſt Du uns abſurd genannt!
Abſurd allein iſt der Pedant."

Will ich Euch aber Pedanten benennen,
Da muß ich mich erſt beſinnen können.

Titius, Cajus, die wohl Bekannten! —
Doch wenn ich's recht bei'm Licht beſah,
Einer ſteht dem Andern ſo nah';
Am Ende ſind wir alle Pedanten.

Das mach' ich mir denn zum reichen Gewinn,
Daß ich getroſt ein Pedante bin.

Thuſt Deine Sache und thuſt ſie recht,
Halt feſt und ehre Deinen Orden;
Hältſt Du aber die Andern für ſchlecht,
So biſt Du ſelbſt ein Pedant geworden.

Wie Einer denkt, iſt einerlei,
Was Einer thut, iſt zweierlei;
Macht er's gut, ſo iſt es recht,
Geräth es nicht, ſo bleibt es ſchlecht.

Von Jahren zu Jahren
Muß man viel Fremdes erfahren;
Du trachte, wie Du lebſt und leibſt,
Daß Du nur immer derſelbe bleibſt.

Wenn ich kennte den Weg des Herrn,
Ich ging ihn wahrhaftig gar zu gern;
Führte man mich in der Wahrheit Haus,
Bei Gott! ich ging nicht wieder heraus.

„Sei Deinen Worten Lob und Ehre,
Wir ſehn, daß Du ein Erfahr'ner biſt."
Sieht aus, als wenn es von geſtern wäre,
Weil es von heut iſt.

Das Beſte möcht' ich Euch vertrauen:
Sollt erſt in eig'nen Spiegel ſchauen.

Seid Ihr, wie ſchön geputzte Braut,
Bei dieſem Anblick froh geblieben,
Fragt: ob Ihr Alles, was Ihr ſchaut,
Mit redlichem Geſichts mögt lieben.

Habt Ihr gelogen in Wort und Schrift,
Andern iſt es und Euch ein Gift.

Er hat ſich nie des Wahren befliſſen,
Im Widerſpruche fand er's;
Nun glaubt er, Alles beſſer zu wiſſen,
Und weiß es nur anders.

„Du haſt nicht recht!" Das mag wohl ſein;
Doch Das zu ſagen, iſt klein,
Habe mehr recht als ich! Das wird was ſein.

Da kommen ſie von verſchiedenen Seiten,
Nord, Oſt, Süd, Weſt und anderen Weiten.
Und klagen Dieſen und Jenen an:
Er habe nicht ihren Willen gethan!
Und was ſie dann nicht gelten laſſen,
Das ſollen die Uebrigen gleichfalls haſſen;
Warum ich aber mich Alter betrübe?
Daß man nicht liebt, — was ich liebe.

Und doch bleibt was Liebes immer,
So im Reden ſo im Denken;
Wie wir ſchöne Frauenzimmer
Mehr als garſtige beſchenken.

Bleibt ſo Etwas, dem wir huld'gen,
Wenn wir's auch nicht recht begreifen;
Wir erkennen, wir entſchuld'gen,
Mögen nicht zur Seite weichen.

„Sagt! wie könnten wir das Wahre, —
Denn es iſt uns ungelegen, —
Niederlegen auf die Bahre,
Daß es nie ſich möchte regen."

Dieſe Mühe wird nicht groß ſein
Cultivirten Deutſchen Orten;
Wollt Ihr es auf ewig los ſein,
So erſtickt es nur mit Worten.

Immer muß man wiederholen:
Wie ich ſage, ſo ich denke!
Wenn ich Dieſen, Jenen kränke,
Kränk' auch er mich unverholen.

Störet ja! — mir sagt's die Zeitung, —
Unverletzten, würd'gen Ortes,
Dieser Jenem, heft'gen Wortes,
Die beliebige Bereitung.

Was der Eine will bereiten,
Einem Andern will's nicht gelten;
Hüben, drüben muß man schelten;
Das ist nun der Geist der Zeiten.

Läßt mich das Alter im Stich?
Bin ich wieder ein Kind?
Ich weiß nicht, ob ich
Oder die Andern verrückt sind.

„Sag' nur, warum Du in manchem Falle
So ganz untröstlich bist?"
Die Menschen bemühen sich alle,
Umzuthun, was gethan ist.

„Und wenn was umzuthun wäre,
Das würde wohl auch gethan:
Ich frage Dich bei Wort und Ehre,
Wo fangen wir's an?"

Umstülpen führt nicht in's Weite,
Wir kehren, krank und froh,
Den Strumpf auf die linke Seite
Und tragen ihn so.

Und sollen das Falsche sie umthun,
So fangen sie wieder von vornen an;
Sie lassen immer das Wahre ruh'n
Und meinen, mit Falschem wär's auch gethan.

Da steht man denn von Neuem still,
Warum Das auch nicht gehen will.

Niemand muß hereinrennen,
Auch mit den besten Gaben;
Sollen's die Deutschen mit Dank erkennen,
So wollen sie Zeit haben.

Das Tüchtige, und wenn auch falsch,
Wirkt Tag für Tag, von Haus zu Haus;
Das Tüchtige, wenn's wahrhaft ist,
Wirkt über alle Zeiten hinaus.

Zahme Xenien.

III.

Gönnet immer fort und fort
Pakis Eu're Gnade:
Des Propheten tiefstes Wort
Oft ist's nur Charade.

Willst Du Dich als Dichter beweisen,
So mußt Du nicht Helden noch Hirten preisen;
Hier ist Rhodus! Tanze Du Wicht
Und der Gelegenheit schaff' ein Gedicht!

Man mäkelt an der Persönlichkeit,
Vernünftig, ohne Scheu;
Was habt Ihr denn aber, was Euch erfreut,
Als Eu're liebe Persönlichkeit,
Sie sei auch, wie sie sei?

Wer Etwas taugt, Der schweige still,
Im Stillen gibt sich's schon,
Es gilt, man stelle sich, wie man will,
Doch endlich die Person.

„Was heißt Du denn Sünde?"
Wie Jedermann,
Wo ich finde,
Daß man's nicht lassen kann.

Hätte Gott mich anders gewollt,
So hätt' er mich anders gebaut;
Da er mir aber Talent gezollt,
Hat er mir Viel vertraut.
Ich brauch' es zur Rechten und Linken,
Weiß nicht, was daraus kommt;
Wenn's nicht mehr fromm,
Wird er schon winken.

An unsers himmlischen Vaters Tisch,
Greift wacker zu und bechert frisch;
Denn Gut' und Böse sind abgespeis't,
Wenn's: Jacet ecce Tibullus! *) heißt.

Sage mir Keiner:
Hier soll ich hausen!
Hier, mehr als draußen,
Bin ich alleiner.

Die ächte Conversation
Hält weder früh noch Abends Stich:
In der Jugend sind wir monoton,
Im Alter wiederholt man sich.

„Alter Mond, in Deinen Phasen
Bist Du sehr zurückgesetzt!
Freunde, Liebchen auch zuletzt,
Haben Nichts als Phrasen."

„Du hast Dich dem allerverdrießlichsten Trieb
In Deinen Xenien übergeben."
Wer mit XXII den Werther schrieb,
Wie will der mit LXXII leben!

Erst sangen wir: Der Hirsch so frei
Fährt durch die Wälder — Lalla bei —
Mit vollem Wohlbehagen;
Doch sieht es schon bedenklich aus,
Wird aus dem Hirsch ein Hirsche l.,
Hat viel mehr Enden zu tragen!

*) Sieh', mit Tibullus ist's aus!

In Lebenswald und Dickichtgrund,
Er weiß nicht da noch dort hinaus,
Das geht auf einem Hirsche LL. hinaus —
Heil unsern alten Tagen!!!

Habt Ihr das Alles recht bedacht?
Sowie der Tag ist wohl vollbracht,
Ist keiner überzählig;
Verstand und Sinn ist hehr und weit,
Doch wird Euch, zu gelegener Zeit,
Auch das Absurde fröhlich.

Fehlst Du, laß Dich's nicht betrüben;
Denn der Mangel führt zum Lieben;
Kannst Dich nicht vom Fehl befrei'n,
Wirst Du Andern gern verzeih'n.

Die Jugend verwundert sich sehr,
Wenn Fehler zum Nachtheil gedeihen,
Sie faßt sich, sie denkt zu bereuen!
Im Alter erstaunt und bereut man nicht mehr.

„Wie mag ich gern und lange leben?"
Mußt immer nach dem Trefflichsten streben:
Des unerkannt Trefflichen wirket so viel,
Und Zeit und Ewigkeit legt ihm kein Ziel.

Alt-Thümer sind ein böses Ding,
Ich schätze sie aber nicht gering;
Wenn nur Neu-Thümer in allen Ehren,
Auch um so Vieles besser wären!

„Irr-Thümer sollen uns plagen?
Ist nicht an unser Heil gedacht?"
Halb-Thümer solltet Ihr sagen,
Wo halb und halb kein Ganzes macht.

Auf Pergament Lieb' und Haß geschrieben,
Ist, was wir heute hassen und lieben:
Wo käme Lieb' und Haß denn her,
Wenn er nicht schon von Alters wär'!

Sagt nur Nichts halb:
Ergänzen, welche Pein!
Sagt nur Nichts grob:
Das Wahre spricht sich rein.

„Entferne Dich nicht ganz und gar,
Beruhige Dich in unserm Orden!
Es ist Alles noch, wie es war,
Nur ist es verworr'ner geworden."
Und was man für bedeutend hält,
Ist Alles auf schwache Füße gestellt.

Was mich tröstet in solcher Noth:
Geschickte Leute, sie finden ihr Brod;
Tüchtige Männer erhalten das Land;
Hübsche Mädchen verschlingen das Band.
Wird Derglei chen noch ferner geschehn,
So kann die Welt nicht untergehn.

„Wie hast Du an der Welt noch Lust,
Da Alles schon Dir ist bewußt?"
Gar wohl: Das Dümmste, was geschieht,
Weil ich es weiß, verdrießt mich nicht.
Mich könnte Dieß und Das betrüben,
Hätt' ich's nicht schon in Versen geschrieben.

Zum starren Brei erweitert,
Sah ich den See gar eben,
Ein Stein, hineingeschleudert,
Konnte keine Ringe geben.

Ein Wuthmeer sah ich schwellend,
Gischend zum Strand es fuhr,
Der Fels hinab zerschellend
Ließ eben auch keine Spur.

Dreihundert Jahre sind vorbei,
Werden auch nicht wieder kommen,
Sie haben Böses, krank und frei,
Auch Gutes mitgenommen;
Und doch von Beiden ist auch Euch
Der Fälle genug geblieben:
Entgehet Euch dem verstorb'nen Zeug
Lebend'ges laßt uns lieben!

Nichts ist zarter als die Vergangenheit;
Rühre sie an wie ein sinnend' Ohr;
Denn sie wird Dir sogleich beweisen,
Du lebest auch in heißer Zeit.

Dreihundert Jahre sind vor der Thüre,
Und wenn man das Alles mit erführe,
Erführe man nur in solchen Jahren,
Was wir zusammen in dreißig erfahren.

Lieb' und Leidenschaft können verfliegen,
Wohlwollen aber wird ewig siegen.

„Entfernst Du Dich, Du liebe Seele,
Wie viel ist uns entrissen!"
Wenn ich Euch auch nicht fehle,
Werdet Ihr mich immer vermissen.

Ein Mann, der Thränen streng entwöhnt,
Mag sich ein Held erscheinen;
Doch wenn's im Innern sehnt und dröhnt,
Geb' ihm ein Gott — zu weinen.

„Du hast Unsterblichkeit im Sinn;
Kannst Du uns Deine Gründe nennen?"
Gar wohl! Der Hauptgrund liegt darin,
Daß wir sie nicht entbehren können.

Der Sinn ergreift und denkt sich was,
Die Feder eilt, hiernach zu walten:
Ein flüchtig' Bild, es ist gefaßt;
Allein es läßt sich nicht erhalten.

All' unſer redlichſtes Bemüh'n
Glückt nur im unbewußten Momente.
Wie möchte denn die Roſe blüh'n,
Wenn ſie der Sonne Herrlichkeit erkennte!

Wär' nicht das Auge ſonnenhaft,
Die Sonne könnt' es nie erblicken;
Läg' nicht in uns des Gottes eig'ne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken?

Was auch als Wahrheit oder Fabel
In tauſend Büchern Dir erſcheint,
Das Alles iſt ein Thurm zu Babel,
Wenn es die Liebe nicht vereint.

Das Beſte in der Welt
Iſt ohne Dank;
Geſunder Menſch ohne Geld
Iſt halb krank.

Wohl! wer auf rechter Spur
Sich in der Stille ſiedelt;
Im Offnen tanzt ſich's nur,
So lang Fortuna fiedelt.

Du irreſt, Salomo!
Nicht Alles nenn' ich eitel:
Bleibt doch dem Greiſe ſelbſt
Noch immer Wein und Beutel.

Ueberall trinkt man guten Wein,
Jedes Gefäß genügt dem Zecher;
Doch ſoll es mit Wonne getrunken ſein,
So wünſch' ich mir künſtlichen, Griechiſchen Becher.

Künſtler, zeiget nur den Augen
Farbenfülle, reines Rund!
Was den Seelen möge taugen? —
Seid geſund und wirkt geſund.

Entweicht, wo düſt're Dummheit gerne ſchweift
Inbrünſtig anſaimmt, was ſie nicht begreift;
Wo Schreckensmährchen ſchleichen, ſtutzend fliehn,
Und unermeßlich' Maße lang ſich ziehn.

Mooſergrün aus Dante's Höhe
Bannet fern von Euerm Kreis;
Ladet zu der klaren Quelle
Glücklich' Naturell und Fleiß.

Und ſo haltet, liebe Söhne,
Einzig Euch auf Euerm Stand;
Denn das Gute, Liebe, Schöne,
Leben iſt's dem Lebensband!

„Denkſt Du nicht auch an ein Teſtament?"
Keineswegs! — Wie man vom Leben ſich trennt,
So muß man ſich trennen von Jungen und Alten;
Die werden's Alle ganz anders halten.

„Geht Dir denn Das von Herzen,
Was man von Dir hört und lieſt?"
Sollte man Das nicht beſcherzen,
Was uns verdrießt?

Sie ſchelten einander Egoiſten;
Will Jeder doch nur ſein Leben friſten.
Wenn Der und Der ein Egoiſt,
So denke, daß Du es ſelber biſt.
Du willſt nach Deiner Art beſtehn,
Mußt ſelbſt auf Deinen Nutzen ſehn!
Dann werdet Ihr das Geheimniß beſitzen,
Euch ſämmtlich unter einander zu nützen;
Doch Den laßt nicht zu Euch herein,
Der Andern ſchadet, um Etwas zu ſein.

„Bei ſo verworr'nem Spiele
Wird mir wahrhaftig bang!"
Es gibt der Menſchen ſo viele,
Und es iſt der Tag ſo lang.

Volle ſechsundſiebzig Jahre ſind geſchieden,
Und nun, dächt' ich, wäre Zeit zum Frieden:
Tag für Tag wird wider Willen klüger,
Amor jubiliert und Mars der Krieger.

„Was laſſen ſie denn übrig zuletzt,
Jene unbeſcheid'nen Weſen?"
Behauptet doch Heute ſteif und feſt,
Geſtern ſei nicht geweſen.

Es mag ſich Feindliches ereignen,
Du bleibe ruhig, bleibe ſtumm,
Und wenn ſie Dir die Bewegung läugnen,
Geh' ihnen vor der Naſ' herum.

Vieljähriges dürft' ich Euch wohl vertrauen!
Das Offenbare wäre leicht zu ſchauen,
Wenn nicht die Stunde ſich ſelbſt verzehrte
Und, immer warnend, wenig belehrte.
Wer iſt der Kluge, wer iſt der Thor?
Wir ſind eben ſämmtlich als wie zuvor.

„Was haſt Du denn? Unruhig biſt Du nicht
Und auch nicht ruhig, machſt mir ein Geſicht
Als ſchwankteſt Du, magnetiſchen Schlaf zu ahnen."
Der Alte ſchlummert wie das Kind;
Und wie wir eben Menſchen ſind,
Wir ſchlafen ſämmtlich auf Vulcanen.

Zahme Xenien.

IV.

Laßt zahme Xenien immer walten,
Der Dichter nimmer gebückt iſt.
Ihr ließt verrückten Werther ſchalten,
So lernt nun, wie das Alter verrückt iſt.

Den Vortheil hat der Dichter:
Wie die Gemeinde präſt und probt,
So iſt auch ſein Richter;
Da wird er nun geſcholten, gelobt,
Und bleibt immer ein Dichter.

Es ſchnurrt mein Tagebuch
Am Bratenwender:
Nichts ſchreibt ſich leichter voll,
Als ein Kalender.

„Auf' ich, da will mir Keiner horchen;
Hab' ich Das um die Leute verdient?"
Es möchte Niemand mehr gehorchen,
Wären aber Alle gern gut bedient.

„Wann wird der Herr ſeine Freude ſehn?"
Wenn er befiehlt, mit Sinnen,
Ehrlichen Leuten, die's recht verſtehn,
Und läßt ſie was gewinnen.

„Wer iſt ein unbrauchbarer Mann?"
Der nicht befehlen und auch nicht gehorchen kann.

„Sage, warum Dich die Menſchen verlaſſen?"
Glaubet nicht, daß ſie mich deßhalb haſſen;
Auch bei mir will ſich die Luſt verlieren,
Mit irgend Jemand' zu converſiren.

So hoch die Naſe reicht, da mag's wohl gehn,
Was aber d'rüber iſt, können ſie nicht ſehn.

Wie Einer iſt, ſo iſt ſein Gott,
Darum ward Gott ſo oft zum Spott.

Geh' ich, ſo wird der Schade größer!
Bleib' ich, ſo wird es auch nicht beſſer.

„Sei einmal ehrlich nur:
Wo findeſt Du in Deutſcher Litteratur
Die größte Verfänglichkeit?"
Wir ſind von vielen Seiten groß,
Doch hie und da gibt ſich bloß
Bedauerlichſte Unzulänglichkeit.

„Verzeihe mir, Du gefällſt mir nicht,
Und ſchiltſt Du nicht, ſo ſchneid'ſt ein Geſicht,
Wo Sämmtliche loben und preiſen!"

Daß, wenn man das Eine von vornen bedeckt,
Das And're bleibt hinten hinaus geſtreckt,
Das ſoll ein Anſtand heißen!

„Sage, wie es Dir nur gefällt,
Solch zerſtückeltes Zeug zu treiben?
Seht nur hin: für gebildete Welt
Darf man nichts Anders beginnen und ſchreiben.

„Warum willſt Du das junge Blut
So ſchnöde von Dir entfernen?"
Sie machen's Alle hübſch und gut,
Aber ſie wollen Nichts lernen.

Die holden jungen Geiſter
Sind Alle von einem Schlag,
Sie nennen mich ihren Meiſter,
Und gehn der Naſe nach.

Mit ſeltſamen Geberden
Gibt man ſich viele Pein,
Kein Menſch will Etwas werden,
Ein Jeder will ſchon was ſein.

„Willſt Dich nicht gern vom Alten entfernen?
Hat denn das Neue ſo gar kein Gewicht?"
Umlernen müßte man immer, umlernen!
Und wenn man umlernt, da lebt man nicht.

„Sag' uns Jungen doch auch was zu Liebe."
Nun, daß ich Euch Jungen gar herzlichen liebe!
Denn als ich war als Junge geſetzt,
Hatt' ich mich auch viel lieber als jetzt.

Ich neide Nichts, ich laß es gehn,
Und kann mich immer Manchem gleich erhalten;
Zahnreihen aber, junge, neidlos anzuſehn,
Das iſt die größte Prüfung mein, des Alten.

Künſtler! Dich ſelbſt zu adeln,
Mußt Du beſcheiden prahlen;
Laß Dich heute tadeln, morgen tadeln,
Und immer bezahlen.

Als Knabe nahm ich mir's zur Lehre:
Welt ſei ein allerliebſter Spaß,
Als wenn es Vater und Mutter wäre;
Dann — etwas Anders fand ich Das.

Die klugen Leute gefallen mir nicht;
(Ich tadle mich ſelbſt auch wohl zuweilen)
Sie heißen das Vorſicht,
Wenn ſie ſich übereilen.

„Anders leſen Knaben den Terenz,
Anders Gretine."

Mich Knaben ärgerte die Sentenz,
Die ich nun gelten laſſen muß.

„So widerſtrebe! Das wird Dich adeln;
Willſt vor der Feierſtunde ſchon ruh'n?"
Ich bin zu alt, um Etwas zu tadeln,
Doch immer jung genug, Etwas zu thun.

„Du biſt ein wunderlicher Mann,
Warum verſtummſt Du vor dieſem Geſicht?"
Was ich nicht leiden kann,
Davon ſprech' ich nicht.

„Bei mancherlei Geſchäftigkeit
Haſt Dich ungeſchickt benommen."
Ohne jene Verrücktheit
Wär' ich nicht ſo weit gekommen.

„Laß doch, was Du halb vollbracht,
Mich und Andere kennen!"
Weil es uns nur irre macht,
Wollen wir's verbrennen.

„Willſt Du uns denn nicht auch was gönnen,
Kannſt ja, was mancher And're kann?"
Wenn ſie mich heute verbrauchen können,
Dann bin ich ihnen ein rechter Mann.

Das Alles iſt nicht mein Bereich,
Was ſoll ich mir viel Sorge machen?
Die Fiſche ſchwimmen glatt im Teich
Und kümmern ſich nicht um den Nachen.

Mit der Welt muß Niemand leben,
Als wer ſie brauchen will;
Iſt er brauchbar und ſtill,
Sollt' er ſich lieber dem Teufel ergeben,
Als zu thun, was ſie will.

„Was lehr' ich Dich vor allen Dingen?"
Möchte über meinen eig'nen Schatten ſpringen!

Sie möchten gerne frei ſein,
Lange kann Das einerlei ſein;
Wo es aber d'runter und d'rüber geht,
Ein Heiliger wird angefleht,
Und wollen die Alten uns nicht befreien,
So macht man ſich behend einen neuen;
Im Schiffbruch jammert Jedermann,
Daß keiner mehr als der and're kann.

Grenzloſe Lebenspein,
Faſt, faſt erdrückt ſie mich!
Das wollen alle Herren ſein,
Und Keiner iſt Herr von ſich.

Und wenn man auch den Tyrannen erſticht,
Iſt immer noch Viel zu verlieren.
Sie gönnten Cäſar'n das Reich nicht,
Und wußten's nicht zu regieren.

Warum mir aber in neu'ſter Welt
Anarchie gar ſo wohl gefällt?
Ein Jeder lebt nach ſeinem Sinn;
Das iſt nun alſo auch mein Gewinn.
Ich laß einem Jeden ſein Beſtreben,
Um auch nach meinem Sinne zu leben.

Da kann man frank und fröhlich leben,
Niemanden wird Recht gegeben,
Dafür gibt man wieder Niemand Recht,
Macht's eben gut, macht's eben ſchlecht;
Im Ganzen aber, wie man ſieht,
Im Weltlauf immer doch Etwas geſchieht.
Was Kluges, Dummes auch je geſchah,
Das nennt man Welt-Hiſtoria,
Und die Herrn Bredow's künft'ger Zeiten
Werden daraus Tabellen bereiten,
Darin ſtudirt die Jugend mit Fleiß,
Was ſie nie zu begreifen weiß.

Wie es in der Welt ſo geht —
Weiß man, was geſchah?
Und was auf dem Papiere ſteht,
Das ſteht eben da.

Das Welt-Regiment — über Nacht
Seine Formen hab' ich durchgedacht,
Den hehren Deſpoten lieb' ich im Krieg,
Verſtändigen Monarchen gleich hinter dem Sieg;
Dann wünſcht' ich jedoch, daß alle die Tranten
Sich nicht gleich neben und mit ihm erhanten.
Und wie ich Das hoffe, ſo kommt mir die Menge,
Nimmt hüben und drüben mich derb in's Gedränge;
Von da verlier' ich alle Spur.
Was will mir Gott für Lehre daraus gönnen?
Das wir eben uns Alle nur
Auf kurze Zeit regieren können.

Ich tadl' Euch nicht,
Ich lob' Euch nicht;
Aber ich ſpaße;
Dem klugen Wicht
Fährt's in's Geſicht
Und in die Naſe.

Und wenn er ganz gewaltig nieſt,
Wer weiß, was dann daher entſprießt,
Und was er Alles mache;
Beſinnung aber hinterd'rein,
Verſtand, Vernunft, wo möglich rein,
Das iſt die rechte Sache.

Soll nun Euch immer und immer beklappern?
Gewinnt Ihr nie einen freien Blick?
Sie frieren, daß ihnen die Zähne klappern,
Das heißen ſie nachher Critik.

„Du ſagſt gar wunderliche Dinge!“
Beſchaut ſie nur, ſie ſind geringe;
Wird Vers und Reim denn angeklagt,
Wenn Leben und Proſa das Tollſte ſagt?

„Du gehſt ſo freien Angeſichts,
Mit muntern off'nen Augen!“
Ihr tanget eben Alle Nichts,
Warum ſollt' ich was taugen?

„Warum biſt Du ſo hochmüthig?
Haſt ſonſt nicht ſo die Leute geſcholten!“
Wäre ſehr gerne demüthig,
Wenn ſie mich nur ſo laſſen wollten.

Wenn ich dumm bin, laſſen ſie mich gelten,
Wenn ich Recht hab', wollen ſie mich ſcheiten.

Ueberzeugung ſoll mir Niemand rauben,
Wer's beſſer weiß, Der mag es glauben.

Dem iſt es ſchlecht in ſeiner Haut,
Der in ſeinen eig'nen Buſen ſchaut.

„Wohin wir bei unſern Gebreſten
Uns im Augenblick richten ſollen?“
Denke nur immer an die Beſten,
Sie mögen ſtecken, wo ſie wollen.

Den Reichthum muß der Neid bethenern;
Denn er kreucht nie in leere Scheuern.

Soll der Neider zerplatzen,
Begib Dich Deiner Gaben.

Soll es reichlich zu Dir fließen,
Reichlich And're laß genießen.

„Iſt Dein Geſchenk wohl angekommen?“
Sie haben es eben nicht übel genommen.

Der Teufel! ſie iſt nicht gering,
Wie ich von weitem ſpüre;
Nun ſchelten ſie das arme Ding,
Daß ſie Euch ſo verführe.
Erinnert Euch, verfluchtes Pack,
Des paradieſiſchen Falles!
Hat Euch die Schöne nur im Sack,
So gilt ſie Euch für Alles.

Wenn Dir's bei uns nun nicht gefällt,
So geh' in Deine öſtliche Welt.

Ich wünſche mir eine hübſche Frau,
Die nicht Alles nähme gar zu genau,
Doch aber zugleich am Beſten verſtände,
Wie ich mich ſelbſt am Beſten befände.

Wäre Gott und Eine,
So wäre mein Lied nicht kleine.

Gott hab' ich und die Kleine
Im Lied erhalten reine.

So laßt mir das Gedächtniß
Als fröhliches Vermächtniß.

„Sie betrog Dich geraume Zeit,
Nun ſiehſt Du wohl, ſie war ein Schein.“
Was weißt Du denn von Wirklichkeit;
War ſie d'rum weniger mein?

„Betrogen biſt Du zum Erbarmen,
Nun läßt ſie Dich allein!“
Und war es nur ein Schein:
Sie lag in meinen Armen;
War ſie d'rum weniger mein?

Gern hören wir allerlei gute Lehr',
Doch Schmähen und Schimpfen noch viel mehr.

Glaube Dich nicht allzu gut gebettet:
Ein gewarnter Mann iſt halb gerettet.

Wein macht munter geiſtreichen Mann;
Weihrauch ohne Feuer man nicht riechen kann.

Willſt Du Weihrauchs Geruch erregen,
Feurige Kohlen mußt unterlegen.

Wem ich ein beſſer Schickſal gönnte:
Es ſind die erkünſtelten Talente;
An Dieſem, an Jenem, am Beſten gebricht's,
Sie mühen und zwängen und kommen zu Nichts.

„Sage deutlicher: wie und wenn;
Du biſt uns nicht immer klar.“
Gute Leute, wißt Ihr denn,
Ob ich mir's ſelber war?

„Wir quälen uns immerfort
In des Irrthums Banden.“
Wie manches verſtändliche Wort
Habt Ihr mißverſtanden.

Einem unverſtändigen Wort
Habt Ihr Sinn geliehen,
Und ſo geht's immer fort;
Verzeiht, Euch wird verziehen.

Nehmt nur mein Leben hin, in Bauſch
Und Bogen, wie ich's führe;
And're verſchlafen ihren Rauſch,
Meiner ſteht auf dem Papiere.

Beſſer betteln als borgen!
Warum ſollen Zwei denn ſorgen?
Wenn Einer ſorgt und redlich denkt,
Kommt And're wohl und heiter und ſchenkt.
Das ſind die beſten Intereſſen,
Die Schuldner und Gläubiger vergeſſen.

Ich bin ein armer Mann,
Schätze mich aber nicht gering:
Die Armuth iſt ein ehrlich' Ding,
Wer mit umgehn kann.

Erlauchte Bettler hab' ich gekannt,
Künſtler und Philoſophen genannt;
Doch wüßt' ich Niemand', ungeprahlt,
Der ſeine Zeche beſſer bezahlt.

„Was hat Dich nur von uns entfernt?"
Hab' immer den Plutarch geleſen.
„Was haſt Du denn dabei gelernt?"
Sind eben Alles Menſchen geweſen.

Cato wollte wohl And're ſtrafen;
Selbander mocht' er gerne ſchlafen.

Deßhalb er ſich zur Unzeit
Mit Schwiegertochter und Sohn entzweit,
Auch eine junge Frau genommen,
Welches ihm gar nicht wohl bekommen;
Wie Kaiſer Friedrich der Letzte
Väterlich auseinander ſetzte.

„Was willſt Du, redend zur Menge,
Dich ſelbſt fürtrefflich preiſen?"
Cato ſelbſt war ruhmredig, der Strenge,
Plutarch will's ihm gar ernſt verweiſen.

Man könnt' erzogene Kinder gebären,
Wenn die Eltern erzogen wären.

Was ich in meinem Hauſ' ertrag',
Das ſieht ein Fremder am erſten Tag;
Doch ändert er ſich's nicht zu Liebe,
Und wenn er hundert Jahre bliebe.

Wie auch die Welt ſich ſtellen mag,
Der Tag immer belügt den Tag.

Dagegen man auch nicht gerne hört,
Wenn der Tag den Tag zerſtört.

Ich bin Euch Sämmtlichen zur Laſt,
Einigen auch ſogar verhaßt;
Das hat aber gar Nichts zu ſagen:
Denn mir behagt's in alten Tagen,
So wie es mir in jungen behagte,
Daß ich nach Alt und Jung nicht fragte.

Mit ſich ſelbſt zu Rathe gehn,
Immer wird's am Beſten ſtehn;
Gern im Freien, gern zu Haus,
Lauſche da und dort hinaus,
Und controlire Dich für und für,
Da horchen Alt und Jung nach Dir.

Die Tenien, ſie wandeln zahm,
Der Dichter hält ſich nicht für lahm;
Belieben Euch aber geſchärftere Sachen,
So wartet bis die wilden erwachen.

Sibylliniſch mit meinem Geſicht
Soll ich im Alter prahlen!
Jemehr es ihm an Fülle gebricht,
Deſto öfter wollen Sie's malen!

„Iſt's in der Näh'? Kam's aus der Ferne?
Was bengt Dich heute ſo ſchwer?"
Ich ſpaßte wohl am Abend gerne,
Wenn nur der Tag nicht ſo ernſthaft wär'.

Spricht man mit Jedermann,
Da hört man Keinen;
Stets wird ein and're Mann
Auch anders meinen;
Was wäre Rath ſodann,
Sie zu verſtehen?
Kennſt Du nicht Mann für Mann,
Es wird nicht gehen.

Gott hat die G'radheit ſelbſt an's Herz genommen,
Auf g'radem Weg iſt Niemand umgekommen.

Wirſt Du die frommen Wahrheitswege gehen,
Dich ſelbſt und Andere trieglt Du nie.
Die Frömmelei läßt Falſches auch beſtehen,
Derwegen haſſ' ſie.

Du ſehnſt Dich, weit hinaus zu wandern,
Bereiteſt Dich zu raſchem Flug;
Dir ſelbſt ſei treu und treu den Andern,
Dann iſt die Enge weit genug.

Halte Dich im Stillen rein,
Und laß es um Dich wettern;
Jemehr Du fühlſt ein Menſch zu ſein,
Deſto ähnlicher biſt Du den Göttern.

Wie machst du es mit deinen Dienern gut!
Sie sind es!

Erwin.

Wer?

Valerie.

Sie sind es! freue dich!
Das Ende deines Leidens ist gekommen.

Erwin.

Du täuschest mich.

Valerie.

Die allerliebsten Mädchen,
Rosette, mit — Elmiren!

Erwin.

Welch ein Traum!

Valerie.

Sieh' hin! Erkennst du sie?

Erwin.

Ich seh' und sehe
Mit offnen Augen nichts; so blendet mich
Ein neues Glück, das mir den Sinn verwirrt.

Was hätte man vom Zeitungstraum
Der leidigen Ephemere,
Wenn es uns nicht im stillen Raum
Noch ganz behaglich wäre!

Das Schlimmste, was uns widerfährt,
Das werden wir vom Tag gelehrt.
Wer in dem Gestern Heute sah,
Dem geht das Heute nicht allzunah',
Und wer im Heute sieht das Morgen,
Der wird sich rühren, wird nicht sorgen.

Liegt Dir Gestern klar und offen,
Wirkst Du Heute kräftig frei;
Kannst auch auf ein Morgen hoffen,
Das nicht minder glücklich sei.

Zahme Xenien.

V.

Kein Stündchen schleiche Dir vergebens.
Benutze, was Dir widerfahren;
Verdruß ist auch ein Theil des Lebens,
Den sollen die Xenien bewahren.
Alles verdienet Reim und Fleiß,
Wenn man es recht zu sondern weiß.

Gott grüß' Euch, Brüder,
Sämmtliche Quer und Auer!
Ich bin Weltbewohner,
Bin Weimaraner;
Ich habe diesem edeln Kreis
Durch Bildung mich empfohlen,
Und wer es etwa besser weiß,
Der mag's wo Anders holen.

„Wohin willst Du Dich wenden?"
Nach Weimar-Jena, der großen Stadt,
Die an beiden Enden
Viel Gutes hat.

Gar nichts Neues sagt Ihr mir!
Unvollkommen war ich ohne Zweifel.
Was Ihr an mir tadelt, dumme Teufel,
Ich weiß es besser, als Ihr!

„Sag' mir doch: von Deinen Gegnern
Warum willst Du gar Nichts wissen?"
Sag' mir doch! ob Du dahintrittst,
Wo man in den Weg .....?

Ende.

Sie machen immerfort Chausseen,
Bis Niemand vor Wegegeld reisen kann!

Student.

Mit den Wissenschaften wird's auch so gehen;
Eine jede quält ihren eig'nen Mann.

„Was ist denn die Wissenschaft?"
Sie ist nur des Lebens Kraft.
Ihr erzeuget nicht das Leben,
Leben erst muß Leben geben.

„Wie ist denn wohl ein Theaterbau?"
Ich weiß es wirklich sehr genau:
Man piercht das Brennlichste zusammen,
Da steht's denn alsobald in Flammen.

„Wie reizt doch Das die Leute so sehr?
Was laufen sie wieder in's Schauspielhaus?"
Es ist doch etwas Weniges mehr,
Als säh' man g'rade zum Fenster hinaus.

Conversations-Lexicon heißt's mit Recht,
Weil, wenn die Conversation ist schlecht,
Jedermann
Zur Conversation es nutzen kann.

Wie sollen wir denn da gesunden?
Haben weder Außen noch Innen gesunden.

Was haben wir da gesunden?
Wir wissen weder Oben noch Unten.

Mit diesem Versatilen
Scheint nur das Wort zu spielen;
Doch wirkt ein Wort so mächtig,
Ist der Gedanke trächtig.

Wenn sie aus Deinem Korbe naschen,
Behalte noch etwas in der Taschen.

Sollen Dich die Dohlen nicht umschreien,
Mußt nicht Knopf auf dem Kirchenthurm sein.

Man zieht den Todten ihr ehrenvolles Gewand an,
Und denkt nicht, daß man zunächst auch wohl balsamiert wird;
Ruinen sieht man als malerisch interessant an,
Und fühlt nicht, daß man so eben auch ruiniert wird,

Und wo die Freunde versaulen,
Das ist ganz einerlei;
Ob unter Marmorsaulen,
Oder im Rasen frei.
Der Lebende bedenke,
Wenn auch der Tag ihm graut,
Daß er den Freunden schenke,
Was nie und nimmer taut.

„Haſt Du das Alles nicht bedacht,
Wir haben's doch in unſerm Orden?"
Ich hätt' es gern Euch recht gemacht,
Es wäre aber Nichts geworden.

Noch bin ich gleich von Euch entfernt,
Haſſ Euch Cicloppen und Sylbenfreſſer!
Ich habe Nichts von Euch gelernt,
Ihr wußtet's immer beſſer.

Die Jugend iſt vergeſſen
Aus getheilten Intereſſen;
Das Alter iſt vergeſſen
Aus Mangel an Intereſſen.

„Brich doch mit dieſem Lump ſogleich,
Er machte Dir einen Schelmenſtreich;
Wie kannſt Du mit ihm leben?"
Ich mochte mich weiter nicht bemüh'n;
Ich hab' ihm verzieh'n,
Aber nicht vergeben.

„Schneide ſo kein Geſicht!
Warum biſt Du der Welt ſo ſatt?"
Das weiß Alles nicht,
Was es neben und um ſich hat.

„Wie ſoll ich meine Kinder unterrichten?
Unnützes, Schädliches zu ſichten
Belehre mich!"
Belehre ſie von Himmel und Erden,
Was ſie niemals begreifen werden!

Tadle nur nicht! Was tadelſt Du nur!
Biſt mit Laternen auf der Spur
Dem Menſchen, den ſie nimmer finden;
Was willſt ihn zu ſuchen Dich unterwinden!

Die Böſen ſoll man nimmer ſchelten,
Sie werden zur Seite der Guten gelten;
Die Guten aber werden wiſſen,
Vor wem ſie ſich ſorglich hüten müſſen.

„In der Urzeit ſeien Menſchen geweſen,
Seien mit Beſtien zuſammen geweſen."

„Sie malträtiren Dich ſpät und früh,
Sprichſt Du denn gar nicht mit?"
† † † Seliger Erben und Compagnie,
Die Firma hat immer Credit.

Das Zeitungsgeſchwätzer,
Wie mag ſich's geſtalten,
Als um die Philiſter
Zum Narren zu halten?

Dem Arzt verzeiht; denn doch einmal
Lebt er mit ſeinen Kindern.
Die Krankheit iſt ein Capital,
Wer wollte Das vermindern!

„Mit unſern wenigen Gaben
Haben wir redlich geprahlt,
Und was wir dem Publicum gaben,
Sie haben es immer bezahlt.

Frömmigkeit verbindet ſehr,
Aber Gottloſigkeit noch viel mehr.

Verſtändige Leute kannſt Du irren ſehn,
In Sachen nämlich, die ſie nicht verſtehn.

Der Achſe wird mancher Stoß verſetzt,
Sie rührt ſich nicht — und bricht zuletzt.

Johannis-Feuer ſei unverwehrt,
Die Freude nie verloren!
Beſen werden immer ſtumpf gekehrt,
Und Jungen immer geboren.

Das Schlechte kannſt Du immer loben;
Du haſt dafür ſogleich den Lohn!
In Deinem Pfuhle ſchwimmſt Du oben,
Und biſt der Pfuſcher Schutzpatron.

Das Gute ſchelten? Magſt's probiren!
Es geht, wenn Du Dich frech erkühnſt;
Doch treten, wenn's die Menſchen ſpüren,
Sie Dich in Quark, wie Du's verdienſt.

Jeder ſolcher Lumpenhunde
Wird vom zweiten abgethan;
Sei nur brav zu jeder Stunde,
Niemand hat Dir Etwas an.

Komm her, wir ſetzen uns zu Tiſch;
Wen möchte ſolche Narrheit rühren!
Die Welt geht auseinander, wie ein fauler Fiſch,
Wir wollen ſie nicht balſamiren.

Sage mir ein weiſer Mann,
Was das Mick-Mack heißen kann?
Solch zweideutig Achſeltragen
Nutzen wird's nicht, noch behagen.

Ihr ſeht uns an mit ſcheelem Blick,
Ihr ſchwanket vor, Ihr ſchwankt zurück;
Und häufet Zeil' auf Zeile.
So zerret Leſers dürſtig' Ohr
Mit viel gequirltem Phraſen-Flor;
Uns habt Ihr nicht am Seile!
Die W. K. Fé,
Mit Ihren Treffs,
Sie wirken noch eine Meile.

Der trockene Versemann
Weiß nur zu tadeln;
Ja, wer nicht ehren kann,
Der kann nicht adeln.

„So laß doch auch noch Diese gelten,
Bist ja im Urtheil sonst gelind!“
Sie sollen nicht die schlechten Dichter schelten,
Da sie nicht viel Mal besser sind.

Deinen Vortheil zwar verstehst Du,
Doch verstehst nicht aufzuräumen;
Haß und Widerwillen sä'st Du,
Und Dergleichen wird auch keimen.

Will Einer sich gewöhnen,
So sei's zum Guten, zum Schönen.
Man thue nur das Rechte,
Am Ende duckt, am Ende dient der Schlechte.

Es darf sich Einer wenig bücken,
So hockt mit einem leichten Sprung
Der Teufel gleich dem Teufel auf dem Rücken.

Anbete Du das Feuer hundert Jahr,
Dann fall' hinein, Dich frißt's mit Haut und Haar.

„Der Mond soll im Calender stehn,
Doch auf den Straßen ist er nicht zu sehn!
Warum darauf die Polizei nicht achtet!“

Mein Freund, urtheile nicht so schnell!
Du thust gewaltig klug und hell,
Wenn es in Deinem Kopfe nachtet.

O Ihr Tags- und Splitterrichter,
Splittert nur nicht Alles klein!
Denn, fürwahr! der schlecht'ste Dichter
Wird noch Euer Meister sein.

Habe Nichts dagegen, daß ihm so sei;
Aber daß mich's erfreut,
Das müßt' ich lügen.
Eh' ich's verstand, da sprach ich frei,
Und jetzt versteh' ich Mancherlei,
Warum sollt' ich nun schweigen,
Uns neuen Weg zu zeigen?

Das ist doch nur der alte Dreck,
Werdet nur gescheidter!
Tretet nicht immer denselben Fleck,
So geht doch weiter!

Viel Wundercuren gibt's jetzunder,
Bedenkliche, gesteh' ich's frei!
Natur und Kunst thun große Wunder;
Und es gibt Schelme nebenbei.

Mit diesen Menschen umzugehen,
Ist wahrlich keine große Last:
Sie werden Dich recht gut verstehen,
Wenn Du sie nur zum Besten hast.

O Welt, vor Deinem häßlichen Schlund
Wird guter Wille selbst zunichte.
Scheint das Licht auf einen schwarzen Grund,
So sieht man Nichts mehr von dem Lichte.

Mit Liebe nicht, nur mit Respect,
Werden wir uns mit Dir vereinen.
O Sonne, thätest Du Deinen Effect
Ohne zu scheinen!

Sie thäten gern große Männer verehren,
Wenn diese nur auch zugleich Lumpe wären.

Er.

Du tollster Wicht, gesteh' nur offen:
Man hat Dich auf manchem Fehler betroffen!

Ich.

Ja wohl! Doch macht' ich ihn wieder gut.

Er.

Wie denn?

Ich.

Ei, wie's ein Jeder thut.

Er.

Wie hast Du denn Das angefangen?

Ich.

Ich hab' einen neuen Fehler begangen,
Darauf waren die Leute so versessen,
Daß sie des alten gern vergessen.

Wie Mancher auf der Geige fiedelt,
Meint er, er habe sich angesiedelt;
Auch in natürlicher Wissenschaft
Da übt er seine geringe Kraft,
Und glaubt auf seiner Violin
Ein anderer, dritter Orpheus zu sin.
Jeder streicht zu, versucht sein Glück,
Es ist zuletzt eine Katzen-Musik.

Alles will reden,
Jeder will wandeln;
Ich allein soll nicht sprechen
Noch handeln.

Sie kauen längst an dem schlechten Bissen;
Wir spaßen, die wir's besser wissen.

Das ist eine von den alten Sünden,
Sie meinen: Rechnen das sei Erfinden.

Und weil sie so viel Recht gehabt,
Sei ihr Unrecht mit Recht begabt.

Und weil ihre Wissenschaft exact,
So sei Keiner von ihnen vertrakt.

Man soll nicht lachen!
Sich nicht von den Leuten trennen!
Sie wollen Alle machen,
Was sie nicht können.

Wenn Du hast, Das ist wohl schön,
Doch Du mußt es auch verstehn:
Können, Das ist große Sache,
Damit das Wollen Etwas mache.

Hier liegt ein überschlechter Poet;
Wenn er nur niemals auferstehn!

Hätt' ich gezaudert, zu werden,
Bis man mir's Leben gegönnt,
Ich wäre noch nicht auf Erden;
Wie Ihr begreifen könnt,
Wenn Ihr seht, wie sie sich geberden,
Die, um Etwas zu scheinen,
Mich gerne möchten verneinen.

Mag's die Welt zur Seite weisen,
Wenig Schüler werden's preisen,
Die an Deinem Sinn entbrannt,
Wenn die Vielen Dich verkannt.

Ein reiner Reim wird wohl begehrt,
Doch den Gedanken rein zu haben,
Die edelste von allen Gaben,
Das ist mir alle Reime werth.

Allerliebliehste Trochäen
Aus der Zeile zu vertreiben
Und schwerfälligste Spondeen
An die Stelle zu verleiben,
Bis zuletzt ein Vers entsteht,
Wird mich immerfort verdrießen.
Laß die Reime lieblich fließen,
Laß mich des Gesangs genießen
Und des Blicks, der mich versteht!

„Ein Schnippchen schlägst Du doch im Sack,
Der Du so ruhig scheinest,
So sag' doch frank und frei dem Pack,
Wie Du's mit ihnen meinest."
Ich habe mir mit Müh' und Fleiß
Gefunden, was ich suchte,
Was schiert es mich, ob Jemand weiß,
Daß ich das Volk verfluchte.

Für mich hab' ich genug erworben,
So viel auch Widerspruch sich regt;
Sie haben meine Gedanken verdorben
Und lügen, sie hätten mich widerlegt.

Nur stille! nur bis morgen früh:
Denn Niemand weiß recht, was er will.
Was für ein Lärm! was für eine Müh'!
Ich sitze gleich und schlumm're still.

Alles auch Meinende
Wird nicht vereint,
Weil das Erscheinende
Nicht mehr erscheint!

Reuchlin! wer will sie ihm vergleichen,
Zu seiner Zeit ein Wunderzeichen!
Das Fürsten- und das Städtewesen
Durchschlängelte sein Lebenslauf,
Die heiligen Bücher schloß er auf.
Doch Pfaffen wußten sich zu rühren,
Die Alles breit in's Schlechte führen,
Sie finden Alles da und hie
So dumm und so absurd wie sie.
Dergleichen will mir auch begegnen,
Bin unter Dache, laß es regnen:
„Denn gegen die obscuren Kutten,
Die mir zu schaden sich vergnälen,
Auch mir kann es an Ulrich Hutten,
An Franz von Sickingen nicht fehlen."

Am Lehrling mäkelten sie,
Nun mäkeln sie am Wand'rer;
Jener lernte spät und früh,
Dieser wird kein And'rer.
Beide wirken im schönen Kreise
Kräftig, wohlgemuth und zart;
Lerne doch Jeder nach seiner Weise,
Wandle doch Jeder in seiner Art.

Nein, Das wird mich nicht kränken,
Ich acht' es für Himmelsgabe!
Soll ich geringer von mir denken,
Weil ich Feinde habe?

Warum ich Royaliste bin,
Das ist sehr simpel:
Als Poet fand ich Ruhms Gewinn,
Frei' Segel, freie Wimpel;
Mußt' aber Alles selber thun,
Konnt' Niemand' fragen:
Der alte Fritz wußt' auch zu thun,
Durft' ihm Niemand was sagen.

„Sie wollten Dir keinen Beifall gönnen,
Du warst niemals nach ihrem Sinn!"
Hätten sie mich beurtheilen können,
So wär' ich nicht, was ich bin.

Das Unvernünftige zu verbreiten
Bemüht man sich nach allen Seiten;
Es täuschet eine kleine Frist,
Man sieht doch bald, wie schlecht es ist.

„Der Pfaffen-Wanderer, wie auch dumm,
Versammelt sein Geschwister.“
Es gibt manch Evangelium,
Hab' es auch der Philister!

Ihr edeln Deutschen wißt noch nicht,
Was eines treuen Lehrers Pflicht
Für Euch weiß zu bestehen;
Zu zeigen, was moralisch sei,
Erlauben wir uns frank und frei,
Ein Falsum zu begehen.

Hierzu haben wir Recht und Titel,
Der Zweck heiligt die Mittel.

Verdammen wir die Jesuiten,
So gilt es doch in unsern Sitten.

Ein Falsum wird ein heilig Mittel,
Das schmeichelt ja, sie wissen's schon,
Der frommen Deutschen Nation,
Die sich erst recht erhaben fühlt,
Wenn all' ihr Würdiges ist verspielt.
Doch gegen die obscuren Kutten,
Die mir zu schaden sich vermummen,
Auch mir soll es an Ulrich Hutten,
An Franz von Sickingen nicht fehlen.

Ist dem Gezücht Verdienst ein Titel?
Ihr schmähet meine Dichtung;
Was habt Ihr denn gethan?
Wahrhaftig, die Vernichtung,
Verneinend fängt sie an.
Doch ihren scharfen Besen,
Strengt sie vernichtend an;
Ihr seid gar nicht gewesen!
Wo träfe sie Euch an!

Haben da und dort zu mäkeln,
An dem äußern Rand zu häkeln,
Machen mir den kleinen Krieg,
Doch Ihr schadet Euerm Rufe;
Weilt nicht auf der niedern Stufe,
Die ich längst schon überstieg!

„Die Feinde, sie bedrohen Dich,
Das mehrt von Tag zu Tage sich,
Wie Dir doch gar nicht grant!“
Das seh' ich Alles unbewegt,
Sie zerren an der Schlangenhaut,
Die längst ich abgelegt
Und ist die nächste reif genug,
Abstreif' ich die sogleich,
Und wandle neu belebt und jung,
Im frischen Götterreich.

Ihr guten Kinder,
Ihr armen Sünder,
Zupft mir am Mantel —
Laßt nur den Handel!
Ich werde wallen
Und laß ihn fallen;
Wer ihn erwischet,
Der ist erfrischet.

Ueber Moses Leichnam stritten
Selige mit Fluch-Dämonen;
Lag er doch in ihrer Mitten,
Kannten sie doch kein Verschonen!
Greift der stets bewußte Meister
Nochmals zum bewährten Stabe,
Hämmert auf die Pustrichs-Geister;
Engel brachten ihn zu Grabe!

Zahme Xenien.

VI.

Lasset walten, lasset gelten,
Was ich wunderlich verkündigt'
Dürftet Ihr den Guten schelten,
Der mit seiner Zeit gesündigt?

Niemand will der Dichter kränken,
Folgt er kühn dem raschen Flug;
Wollte Jemand anders denken,
Ist der Weg ja breit genug.

Schwärmt Ihr doch zu ganzen Schaaren
Lieber als in wenig Paaren,
Laßt mir keine Seite leer!
Summs't umher, es wird Euch glücken!
Einzeln stechen auch die Mücken,
Braucht nicht gleich ein ganzes Heer.

Da ich viel allein verbleibe,
Pflege Weniges zu singen;
Da ich aber gerne schreibe,
Mögen's meine Leier tragen!
Sollte heißen: gern dichte,
Und Das ist doch auch ein Sprechen,
Wo ich keine Zeit verliere;
Niemand wird mich unterbrechen.

Wie im Auge mit fliegenden Mücken,
So ist's mit Sorgen ganz genau;
Wenn wir in die schöne Welt hinein blicken,
Da schwebt ein Spinnewebengrau;
Es überzieht nicht, es zieht nur vorüber,
Das Bild ist gestört, wenn nur nicht trüber
Die klare Welt bleibt klare Welt,
Im Auge nur ist's schlecht bestellt.

Trage Dein Uebel, wie Du magst,
Klage Niemand Dein Mißgeschick;
Wie Du dem Freunde ein Unglück klagst,
Gibt er Dir gleich ein Dupend zurück!

In keiner Gilde kann man ſein,
Man wiſſe denn zu ſchultern ſein;
Das, was ſie lieben, was ſie haſſen,
Das muß man eben geſchehen laſſen;
Das, was ſie wiſſen, läßt man gelten,
Was ſie nicht wiſſen, muß man ſchelten,
Althergebrachtes weiter führen,
Das Neue klüglich retardiren;
Dann werden ſie Dir zugeſtehn,
Auch nebenher Deinen Weg zu gehn.

Doch würden ſie, könnt' es gelingen,
Zum Widerruf Dich pfäffiſch zwingen.

Hemmet, Ihr verſchmähten Freier,
Nicht die ſchlechtgeſtimmte Leier,
So verzweifl' ich ganz und gar;
Iſis zeigt ſich ohne Schleier,
Doch der Menſch, er hat den Staar.

Die geſchichtlichen Symbole —
Thöricht, wer ſie wichtig hält;
Immer forſchet er in's Hohle,
Und verſäumt die reiche Welt.

Suche nicht verborg'ne Weihe!
Unter'm Schleier laß das Starre!
Wüßt Du leben, guter Narre,
Sieh' nur hinter Dich in's Freie.

Einheit ewigen Lichts zu ſpalten,
Müſſen wir für thöricht halten,
Wenn Euch Irrthum ſchon genügt.
Heß und Dunkel, Licht und Schatten,
Weiß man klüglich ſie zu gatten,
Iſt das Farbenreich beſiegt.

Die Beiden lieben ſich gar fein,
Mögen nicht ohne einander ſein.
Wie Ein's im Andern ſich verliert,
Manch buntes Kind ſich aufgebiert,
Im eig'nen Auge ſchaue mit Luſt,
Was Plato von Anbeginn gewußt;
Denn Das iſt der Natur Gehalt,
Daß außen gilt, was innen galt.

Freunde, flieht die dunkle Kammer,
Wo man Euch das Licht verzwickt,
Und mit kümmerlichſtem Jammer
Sich verſchreib'nen Bilden bückt.
Abergläubiſche Verehrer
Gab's die Jahre her genug,
In den Köpfen Eu'rer Lehrer
Laßt Geſpenſt und Wahn und Trug.

Wenn der Blick an heitern Tagen
Sich zur Himmelsbläue lenkt,
Bei'm Siroc der Sonnenwagen
Purpurroth ſich niederſenkt,

Da gebt der Natur die Ehre,
Froh, an Aug' und Herz geſund,
Und erkennt der Farbenlehre
Allgemeinen ewigen Grund.

Das wirſt Du ſie nicht überreden,
Sie rechnen Dich ja zu den Blöden,
Von blöden Augen, blöden Sinnen;
Die Finſterniß im Lichte d'rinnen,
Die kannſt Du ewig nicht erfaſſen;
Mußt Das den Herren überlaſſen,
Die's zu beweiſen ſind erbötig.
Gott ſei den guten Schülern gnädig!

Mit Widerlegen, Bedingen, Begrimmen,
Bemüht und brüſtet Mancher ſich;
Ich kann daraus Nichts weiter gewinnen,
Als daß er anders denkt, wie ich.

Wie man die Könige verletzt,
Wird der Granit auch abgeſetzt;
Und Gneis, der Sohn, iſt nun Papa!
Auch deſſen Untergang iſt nah':
Denn Pluto's Gabel drohet ſchon
Dem Urgrund Revolution;
Baſalt, der ſchwarze Teufelsmohr,
Aus tiefſter Hölle bricht hervor,
Zerſpaltet Fels, Geſtein und Erden,
Omega muß zum Alpha werden.
Und ſo wäre denn die liebe Welt
Geognoſtiſch auch auf den Kopf geſtellt.

Kaum wendet der edle Werner den Rücken,
Zerſtört man das Poſeidoniſche Reich;
Wenn Alle ſich vor Hephäſtos bücken,
Ich kann es nicht ſogleich;
Ich weiß nur in der Folge zu ſchätzen.
Schon hab' ich manches Credo verpaßt;
Mir ſind ſie Alle gleich verhaßt,
Neue Götter und Götzen.

Urſprünglich eig'nen Sinn
Laß Dir nicht rauben!
Woran die Menge glaubt,
Iſt leicht zu glauben.

Natürlich mit Verſtand
Sei Du befliſſen;
Was der Geſcheidte weiß,
Iſt ſchwer zu wiſſen.

Je mehr man kennt, je mehr man weiß,
Erkennt man, Alles dreht im Kreis;
Erſt lehrt man Jenes, lernt man Dieß,
Nun aber waltet ganz gewiß
Im innern Erden-Spatium
Pyro-Hydrophylacium,
Damit's der Erden Oberfläche
An Feuer und Waſſer nicht gebreche.
Wo käme denn ein Ding ſonſt her,

Wenn es nicht längſt ſchon fertig wär'?
So iſt denn, eh' man ſich's verſah,
Der Pater Kircher wieder da.
Will mich jedoch des Worts nicht ſchämen:
Wir taſten ewig an Problemen.

Keine Gluthen, keine Meere
Geb' ich in dem Innern zu;
Doch außerſchend waltet Schwere,
Nicht verdammt zu Tod und Ruh'.
Vom lebendigen Gott, lebendig
Durch den Geiſt, der Alles regt,
Wechſelt ſie, nicht unbeſtändig,
Immer in ſich ſelbſt bewegt.
Seht nur hin! Ihr werdet's faſſen!
Wenn Mercur ſich hebt und neigt,
Wird im Anziehn, im Entlaſſen,
Atmoſphäre ſchwer und leicht.

Mir genügt nicht Eu're Lehre:
Ebb' und Fluth der Atmoſphäre
Denk' ſich's Jeder, wie er kann!
Will mich nur an Hermes halten;
Denn des Barometers Walten
Iſt der Witterung Tyrann.

Weſten mag die Luft regieren,
Sturm und Fluth nach Oſten führen,
Wenn Mercur ſich ſchläfrig zeigt;
Aller Elemente Toben,
Oſther iſt es aufgehoben,
Wenn er aus dem Schlummer ſteigt.

Das Leben wohnt in jedem Sterne:
Er wandelt mit den andern gerne
Die ſelbſterwählte reine Bahn;
Im innern Erdenball pulſiren
Die Kräfte, die zur Nacht uns führen
Und wieder zu dem Tag heran.

Wenn im Unendlichen Dasſelbe,
Sich wiederholend, ewig fließt,
Das tauſendfältige Gewölbe
Sich kräftig in einander ſchließt:
Strömt Lebensluſt aus allen Dingen,
Dem kleinſten wie dem größten Stern,
Und alles Drängen, alles Ringen
Iſt ewige Ruh' in Gott dem Herrn.

Nachts, wenn gute Geiſter ſchweifen,
Schlaf Dir von der Stirne ſtreifen,
Mondenlicht und Sternenflimmern
Dich mit ewigem All umſchimmern,
Scheinſt Du Dir entkörpert ſchon,
Wageſt Dich an Gottes Thron.

Aber wenn der Tag die Welt
Wieder auf die Füße ſtellt,
Schwerlich möcht' er Dir's erſtatten,
Mit der Frühe beſtem Willen;
Zu Mittag ſchon wandelt ſich
Morgentraum gar wunderlich.

Sei Du im Leben wie im Wiſſen
Durchaus der reinen Fahrt befliſſen;
Wenn Sturm und Strömung ſtoßen, zerr'n,
Sie werden doch nicht Deine Herr'n;
Compaß und Polſtern, Zeitenmeſſer
Und Sonn' und Mond verſtehſt Du beſſer,
Vollendeſt ſo nach Deiner Art
Mit ſtillen Freuden Deine Fahrt.
Beſonders, wenn Dich's nicht verdrießt,
Wo ſich der Weg im Kreiſe ſchließt,
Der Weltumſegler freudig trifft
Den Hafen, wo er ausgeſchifft.

Wie fruchtbar iſt der kleinſte Kreis,
Wenn man ihn wohl zu pflegen weiß.

Wenn Kindesblick begierig ſchaut,
Er findet des Vaters Haus gebaut;
Und wenn das Ohr ſich erſt vertraut,
Ihm tönt der Mutterſprache Laut;
Gewahrt es Dieß und Jenes nah',
Man fabelt ihm, was fern geſchah,
Umfittigt ihn; wächſ't er heran,
Er findet eben Alles gethan;
Man rühmt ihm Dieß, man preiſ't ihm Das,
Er wäre gar gern auch Etwas;
Wie er ſoll wirken, ſchaffen, lieben,
Das ſteht ja Alles ſchon geſchrieben,
Und, was noch ſchlimmer iſt, gedruckt;
Da ſteht der junge Menſch verduckt,
Und endlich wird ihm offenbar:
Er ſei nur, was ein And'rer war.

Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernſtes Führen,
Von Mütterchen die Frohnatur
Und Luſt, zu fabuliren.
Urahnherr war der Schönſten hold,
Das ſpukt ſo hin und wieder,
Urahnfrau liebte Schmuck und Gold,
Das zuckt wohl durch die Glieder.
Sind nun die Elemente nicht
Aus dem Compler zu trennen:
Was iſt denn an dem ganzen Wicht
Original zu nennen?

Theilen kann ich nicht das Leben,
Nicht das Innen noch das Außen,
Allen muß das Ganze geben,
Um mit Euch und mir zu hauſen.
Immer hab' ich nur geſchrieben,
Wie ich fühle, wie ich's meine,
Und ſo halt' ich mich, Ihr Lieben,
Und bin immerfort der Eine.

West-östlicher Divan.

Moganni Nameh.

Buch des Sängers.

Zwanzig Jahre ließ ich gehn
Und genoß, was mir beschieden;
Eine Reihe völlig schön,
Wie die Zeit der Barmeliden.

Wolltet Ihr ihm Dieß beneiden
Oder etwa gar verleiden;
Wisset nur, daß Dichterworte
Um des Paradieses Pforte
Immer leise klopfend schweben,
Sich erbittend ew'ges Leben.

Segenspländer.

Talisman in Carneol
Gläubigen bringt er Glück und Wohl;
Steht er gar auf Onyx Grunde,
Küss' ihn mit geweihtem Munde!
Alles Uebel treibt er fort,
Schützet Dich und schützt den Ort,
Wenn das eingegrab'ne Wort
Allah's Namen rein verkündet,
Dich zu Lieb' und That entzündet;
Und besonders werden Frauen
Sich am Talisman erbauen.

Amulete sind dergleichen
Auf Papier geschrieb'ne Zeichen;
Doch man ist nicht im Gedränge,
Wie auf edles Steines Enge,
Und vergönnt ist frommen Seelen,
Läng're Verse hier zu wählen.
Männer hängen die Papiere
Gläubig um als Scapulire.

Die Inschrift aber hat Nichts hinter sich,
Sie ist sie selbst, und muß Dir Alles sagen,
Was hinterdrein mit redlichem Behagen
Du gerne sagst: Ich sag' es! Ich!

Doch Abraxas bring' ich selten!
Hier soll meist das Fratzenhafte,
Das ein düst'rer Wahnsinn schaffte,
Für das Allerhöchste gelten.
Sag' ich Euch absurde Dinge,
Denkt, daß ich Abraxas bringe.

Begire.

Nord und West und Süd zersplittern,
Throne bersten, Reiche zittern,
Flüchte Du, im reinen Osten
Patriarchen-Luft zu kosten,
Unter Lieben, Trinken, Singen,
Soß Dich Chiser's Quell verjüngen.

Dort im Reinen und im Rechten
Will ich menschlichen Geschlechten
In des Ursprungs Tiefe dringen,
Wo sie noch von Gott empfangen
Himmelslehr' in Erdesprachen,
Und sich nicht den Kopf zerbrachen.

Wo sie Väter hoch verehrten,
Jeden fremden Dienst verwehrten;
Will mich freu'n der Jugendschranke:
Glaube weit, eng der Gedanke,
Wie das Wort so wichtig dort war,
Weil es ein gesprochen' Wort war.

Will mich unter Hirten mischen,
An Oasen mich erfrischen,
Wenn mit Caravanen wandle,
Schawl, Caffee und Moschus handle;
Jeden Pfad will ich betreten
Von der Wüste zu den Städten.

Bösen Felsweg auf und nieder
Trösten, Hafis, Deine Lieder,
Wenn der Führer mit Entzücken
Von des Maulthiers hohem Rücken
Singt, die Sterne zu erwecken
Und die Räuber zu erschrecken.

Will in Bädern und in Schenken
Heil'ger Hafis, Dein' gedenken;
Wenn den Schleier Liebchen lüftet,
Schüttelnd Ambralocken düftet!
Ja, des Dichters Liebeflüstern
Mache selbst die Huris lüstern!

Ein Siegelring iſt ſchwer zu zeichnen,
Den höchſten Sinn im engſten Raum;
Doch weißt Du hier ein Aechtes anzueignen,
Gegraben ſteht das Wort, Du denkſt es kaum.

Freiſinn.

Laß mich nur auf meinem Sattel gelten!
Bleibt in Euern Hütten, Euern Zelten!
Und ich reite froh in alle Ferne,
Ueber meiner Mütze nur die Sterne.

Er hat Euch die Geſtirne geſetzt
Als Leiter zu Land und See;
Damit Ihr Euch daran ergetzt,
Stets blickend in die Höh'.

Talismane.

Gottes iſt der Orient!
Gottes iſt der Occident!
Nord- und ſüdliches Gelände
Ruht im Frieden ſeiner Hände.

Er, der einzige Gerechte,
Will für Jedermann das Rechte.
Sei, von ſeinen hundert Namen,
Dieſer hochgelobet! Amen.

Mich verwirren will das Irren;
Doch Du weißt mich zu entwirren.
Wenn ich handle, wenn ich dichte,
Gib Du meinem Weg die Richte.

Ob ich Ird'ſches denk' und ſinne,
Das gereicht zu höherem Gewinne.
Mit dem Staube nicht der Geiſt zerſtieben,
Dringet, in ſich ſelbſt gedrängt, nach oben.

Im Athemholen ſind zweierlei Gnaden:
Die Luft einziehen, ſich ihrer entladen;
Jenes bedrängt, Dieſes erfriſcht;
So wunderbar iſt das Leben gemiſcht.
Du danke Gott, wenn er Dich preßt,
Und dank' ihm, wenn er Dich wieder entläßt!

Vier Gnaden.

Daß Araber an ihrem Theil
Die Weite froh durchziehen,
Hat Allah zu gemeinem Heil
Der Gnaden vier verliehen.

Den Turban erſt, der beſſer ſchmückt,
Als alle Kaiſerkronen,
Ein Zelt, das man vom Orte rückt,
Um überall zu wohnen;

Ein Schwert, das tüchtiger beſchützt,
Als Felſ und hohe Mauern,
Ein Liedchen, das gefällt und nützt,
Worauf die Mädchen lauern.

Und Blumen ſing' ich ungeſtört
Von ihrem Schawl herunter,
Sie weiß recht wohl, was ihr gehört,
Und bleibt mir hold und munter.

Und Blum' und Früchte weiß ich Euch
Gar zierlich aufzumachen,
Wenn Ihr Moralien zugleich,
So geb' ich von den friſchen.

Geſtändniß.

Was iſt ſchwer zu verbergen? Das Feuer!
Denn bei Tage verräth's der Rauch,
Bei Nacht die Flamme, das Ungeheuer.
Ferner iſt ſchwer zu verbergen auch
Die Liebe, noch ſo ſtille gehegt,
Sie doch gar leicht aus den Augen ſchlägt.
Am ſchwerſten zu bergen iſt ein Gedicht,
Man ſtellt es unter'n Scheffel nicht.
Hat es der Dichter friſch geſungen,
So iſt er ganz davon durchdrungen,
Hat er es zierlich nett geſchrieben,
Will er, die ganze Welt ſoll's lieben.
Er lieſt es Jedem froh und laut,
Ob es uns quält, ob es erbaut.

Elemente.

Aus wie vielen Elementen
Soll ein ächtes Lied ſich nähren,
Daß es Laien gern empfinden,
Meiſter es mit Freuden hören?

Liebe ſei vor allen Dingen
Unſer Thema, wenn wir ſingen;
Kann ſie gar das Lied durchdringen,
Wird's um deſto beſſer klingen.

Dann muß Klang der Gläſer tönen,
Und Rubin des Weins erglänzen;
Denn für Liebende, für Trinker,
Winkt man mit den ſchönſten Kränzen.

Waffenklang wird auch gefodert,
Daß auch die Drommete ſchmett're;
Daß, wenn Glück zu Flammen lodert,
Sich im Sieg der Held vergett're.

Dann zuletzt iſt unerläßlich,
Daß der Dichter Manches haſſe;
Was unleidlich iſt und häßlich,
Nicht wie Schönes leben laſſe.

Weiß der Sänger, dieſer Viere
Urgewalt'gen Stoff zu miſchen,
Haſis gleich, wird er die Völker
Ewig freuen und erfriſchen.

Erſchauen und Beleben.

Hans Adam war ein Erdenkloß,
Den Gott zum Menſchen machte,
Doch bracht' er aus der Mutter Schooß
Noch vieles Ungeſchlachte.

Die Elohim zur Naſ hinein
Den beſten Geiſt ihm bliſen,
Nun ſchien er ſchon was mehr zu ſein,
Denn er fing an zu nießen.

Doch mit Gebein und Glied und Kopf
Blieb er ein halber Klumpen,
Bis endlich Noah für den Tropf
Das Wahre fand, den Humpen.

Der Klumpe fühlt ſogleich den Schwung,
Sobald er ſich benetzet,
Sowie der Teig durch Säuerung
Sich in Bewegung ſetzet.

So, Haſis, mag Dein holder Sang,
Dein heiliges Exempel,
Uns führen, bei der Gläſer Klang,
Zu unſers Schöpfers Tempel.

Phänomen.

Wenn zu der Regenwand
Phöbus ſich gattet,
Gleich ſteht ein Bogenrand
Farbig beſchattet.

Im Nebel gleichen Kreis
Seh' ich gezogen,
Zwar iſt der Bogen weiß,
Doch Himmelsbogen.

So ſollſt Du, mun'rer Greis,
Dich nicht betrüben,
Sind gleich die Haare weiß,
Doch wirſt Du lieben.

Liebliches.

Was doch Buntes dort verbindet
Mir den Himmel mit der Höhe?
Morgennebelung verbindet
Mir des Blickes ſcharfe Sehe.

Sind es Zelte des Vezieres,
Die er lieben Frauen baute?
Sind es Teppiche des Feſtes,
Weil er ſich der Liebſten traute?

Roth und weiß, gemiſcht, geſprenkelt
Wäßt' ich Schön'res nicht zu ſchauen;
Doch wie, Haſis, kommt Dein Schiras
Auf des Nordens trübe Gauen?

Ja, es ſind die bunten Mohne,
Die ſich nachbarlich erſtrecken,
Und, dem Kriegesgott zum Hohne,
Felder ſtreifweis freundlich decken.

Möge ſtets ſo der Geſchente,
Nutzend Blumenzierde pflegen,
Und ein Sonnenſchein, wie heute,
Klären ſie auf meinen Wegen!

Zwieſpalt.

Wenn links an Baches Rand
Cupido flötet,
Im Felde rechter Hand
Mavors drommetet,
Da wird dorthin das Ohr
Lieblich gezogen,
Doch um des Liedes Flor
Durch Lärm betrogen.
Nun flötet's immer voll
Im Kriegesthunder;
Ich werde raſend, toll;
Iſt das ein Wunder?
Fort wächſ't der Flötenton,
Schall der Poſaunen;
Ich irre, raſe ſchon;
Iſt Das zu ſtaunen?

Im Gegenwärtigen Vergang'nes.

Roſ und Lilie morgenthaulich
Blüht im Garten meiner Nähe;
Hintenan, bebuſcht und traulich,
Steigt der Felſen in die Höhe;
Und mit hohem Wald umzogen,
Und mit Ritterſchloß gekrönet,
Lenkt ſich hin des Gipfels Bogen,
Bis er ſich dem Thal verſöhnet.

Und da duftet's wie vor Alters,
Da wir noch von Liebe litten,
Und die Saiten meines Pſalters
Mit dem Morgenſtrahl ſich ſtritten;

Valerio.

Elmire ſteht an einem Felſen ſtill.
Sie lehnt ſich an und ſieht hinab in's Thal;
Ihr tiefer Blick durchwandelt Wieſ' und Wald;
Sie denkt; gewiß, Erwin, gedenkt ſie dein.
Erwin! Erwin!

Erwin

aus tiefen Gedanken.

O wecke mich nicht auf.

Valerio.

Roſette ſchreitet heftiger voraus.
Geſchwind, Erwin, verberge dich; ich bleibe,
Erſchrecke ſie mit dieſem kurzen Haar,
Mit Ernſt und Schweigen. Mag der kleine Gott
Uns alle dann mit ſchöner Freude kränzen!

Wo das Jagdlied aus den Büſchen
Fülle runden Tons enthauchte,
Anzufeuern, zu erfriſchen,
Wie's der Muſen wollt' und brauchte.
Nun die Wälder ewig ſproſſen,
So ermuthigt Euch mit dieſen;
Was Ihr ſonſt für Euch genoſſen,
Läßt in Andern ſich genießen.
Niemand wird uns dann beſchreien,
Daß wir's uns alleine gönnen;
Nun in allen Lebensreihen
Müſſet Ihr genießen können.

Und mit dieſem Lied und Wendung
Sind wir wieder bei Haſſen;
Denn es ziemt des Tags Vollendung
Mit Genießern zu genießen.

Lied und Gebilde.

Mag der Grieche ſeinen Thon
Zu Geſtalten drücken,
An der eig'nen Hände Sohn
Steigern ſein Entzücken.

Aber uns iſt wonnereich,
In den Euphrat greifen,
Und im flüſſ'gen Element
Hin und wieder ſchweifen.

Löſcht' ich ſo der Seele Brand,
Lied, es wird erſchallen;
Schöpft des Dichters reine Hand,
Waſſer wird ſich ballen.

Preiſtigkeit.

Worauf kommt es überall an,
Daß der Menſch geſundet?
Jeder höret gern den Schall an,
Der zum Ton ſich rundet.

Alles weg, was Deinen Lauf ſtört!
Nur kein düſter' Streben!
Eh' er ſingt und eh' er aufhört,
Muß der Dichter leben.

Und ſo mag des Lebens Erzklang
Durch die Seele dröhnen!
Fühlt der Dichter ſich das Herz bang,
Wird ſich ſelbſt verſöhnen.

Derb und tüchtig.

Dichten iſt ein Uebermuth,
Niemand ſchelte mich!
Habt getroſt ein warmes Blut,
Froh und frei wie ich!

Sollte jeder Stunde Pein
Bitter ſchmecken mir;
Wärd' ich auch beſcheiden ſein,
Und noch mehr als Ihr.

Denn Beſcheidenheit iſt fein,
Wenn das Mädchen blüht;
Sie will zart geworben ſein,
Die den Rohen flieht.

Auch iſt gut Beſcheidenheit,
Spricht ein weiſer Mann,
Der von Zeit und Ewigkeit
Mich belehren kann.

Dichten iſt ein Uebermuth!
Treib' es gern allein.
Freund' und Frauen, friſch von Blut,
Kommt nur auch herein!

Mönchlein ohne Kapp' und Kutt',
Schwatz' nicht auf mich ein!
Zwar Du machſt mich caput,
Nicht beſcheiden, nein!

Deiner Phraſen leeres Was
Treibet mich davon,
Abgeſchliffen hab' ich Das
An den Sohlen ſchon.

Wenn des Dichters Mühle geht,
Halte ſie nicht ein;
Denn wer einmal uns verſteht,
Wird uns auch verzeih'n.

Allleben.

Staub iſt ein's der Elemente,
Das Du gar geſchickt bezwingeſt,
Haſis, wenn zu Liebchens Ehren,
Du ein zierlich Liedchen ſingeſt.

Denn der Staub auf ihrer Schwelle
Iſt dem Teppich vorzuziehen,
Deſſen goldgewirkte Blumen
Mahmud's Günſtlinge beknieen.

Treibt der Wind von ihrer Pforte
Welken Staubs behend vorüber,
Mehr als Moſchus ſind die Düfte
Und als Roſenöl Dir lieber.

Staub, den hab' ich längſt entbehret
In dem ſtets umhüllten Norden,
Aber in dem heißen Süden
Iſt er mir genugſam worden.

Doch ſchon längſt, daß liebe Pforten
Mir auf ihren Angeln ſchwiegen!
Heile mich, Gewitterregen,
Laß mich, daß es grunelt, riechen!

Wenn jetzt alle Donner rollen
Und der ganze Himmel leuchtet,
Wird der wilde Staub des Windes
Nach dem Boden hingefeuchtet.

Und ſogleich entſpringt ein Leben,
Schwillt ein heilig heimlich' Wirken,
Und es grunelt und es grünet
In den irdiſchen Bezirken.

Selige Sehnſucht.

Sagt es Niemand', nur den Weiſen,
Weil die Menge gleich verhöhnet,
Das Lebend'ge will ich preiſen,
Das nach Flammentod ſich ſehnet.

In der Liebesnächte Kühlung,
Die Dich zeugte, wo Du zeugteſt,
Ueberfällt Dich fremde Fühlung,
Wenn die ſtille Kerze leuchtet.

Nicht mehr bleibeſt Du umfangen
In der Finſterniß Beſchattung,
Und Dich reißet neu' Verlangen
Auf zu höherer Begattung.

Keine Ferne macht Dich ſchwierig,
Kommſt geflogen und gebannt,
Und zuletzt, des Lichts begierig,
Biſt Du Schmetterling, verbrannt.

Und ſo lang Du Das nicht haſt,
Dieſes: Stirb und werde!
Biſt Du, nur ein trüber Gaſt
Auf der dunkeln Erde.

Thut ein Schilf ſich doch hervor,
Welten zu verſüßen!
Möge meinem Schreibrohr
Liebliches entfließen!

Hafis Nameh.

Buch Hafis.

Sei das Wort die Braut genannt,
Bräutigam der Geiſt;
Dieſe Hochzeit hat gekannt,
Wer Hafis'en preiſt.

Beiname.

Dichter.

Mohamed Schemſeddin ſage,
Warum hat Dein Volk, das hehre,
Hafis Dich genannt?

Hafis.

Ich ehre,
Ich erwied're Deine Frage.
Weil, in glücklichem Gedächtniß,
Des Coran's geweiht Vermächtniß
Unverändert ich verwahre,
Und damit ſo fromm gebahre,
Daß gemeines Tages Schlechtniß
Weder mich noch Die berühret,
Die Propheten Wort und Samen
Schätzen, wie es ſich gebühret;
Darum gab man mir den Namen.

Dichter.

Haſt d'rum, ſo will mir ſcheinen,
Mocht' ich Dir nicht gerne weichen;
Denn, wenn wir wie And're meinen,
Werden wir den Andern gleichen.
Und ſo gleich' ich Dir vollkommen,
Der ich unſ'rer heil'gen Bücher
Herrlich' Bild an mich genommen,
Wie auf jenes Tuch der Tücher
Sich des Herren Bildniß drückte,
Mich in ſtiller Bruſt erquickte,
Trotz Verneinung, Hinderung, Raubens,
Mit dem heitern Bild des Glaubens.

Anklage.

Wißt Ihr denn, auf wen die Teufel lauern,
In der Wüſte, zwiſchen Fels und Mauern?

Und wie ſie den Augenblick erpaſſen,
Nach der Hölle ſie entführend faſſen?
Lügner ſind es und der Böſewicht.
Der Poete, warum ſcheut er nicht,
Sich mit ſolchen Leuten einzulaſſen!

Weiß denn Der, mit wem er geht und wandelt,
Er, der immer nur im Wahnſinn handelt?
Grenzenlos, von eigenſinn'gem Lieben,
Wird er in die Oede fortgetrieben;
Seiner Klagen Reim, in Sand geſchrieben,
Sind vom Winde gleich verjagt;
Er verſteht nicht, was er ſagt,
Was er ſagt, wird er nicht halten.

Doch ſein Lied, man läßt es immer walten,
Da es doch dem Coran widerſpricht.
Lehret nun, Ihr des Geſetzes Kenner,
Weisheitfromme, hochgelahrte Männer,
Treuer Moslemînen feſte Pflicht.

Hafis inſ'beſond're ſchaffet Aergerniſſe,
Mirza ſprengt den Geiſt in's Ungewiſſe;
Saget, was man thun und laſſen müſſe?

Kelma.

Hafis Dichterzüge, ſie bezeichnen
Ausgemachte Wahrheit unauslöſchlich;
Aber hie und da auch Kleinigkeiten
Außerhalb der Grenze des Geſetzes.
Willſt Du ſicher gehn, ſo mußt Du wiſſen
Schlangengift und Theriak zu ſondern. —
Doch der reinen Wolluſt edler Handlung
Sich mit frohem Muth zu überlaſſen,
Und vor ſolcher, der nur ew'ge Pein folgt,
Mit beſonnenem Sinn ſich zu bewahren,
Iſt gewiß das Beſte, um nicht zu fehlen.
Dieſes ſchrieb der arme Ebuſund Euch,
Gott verzeih' ihm ſeine Sünden alle!

Der Deutſche dankt.

Heiliger Ebuſund, haſt's getroffen!
Solche Heilige wünſchet ſich der Dichter;
Denn gerade jene Kleinigkeiten,
Außerhalb der Grenze des Geſetzes,
Sind das Erbtheil, wo er übermüthig,
Selbſt im Kummer luſtig, ſich beweget.
Schlangengift und Theriak muß
Ihm das Eine wie das And're ſcheinen.
Tödten wird nicht Jenes, Dieß nicht heilen;
Denn das wahre Leben iſt des Handelns
Ew'ge Unſchuld, die ſich ſo erweiſet,
Daß ſie Niemand ſchadet als ſich ſelber.

Und ſo kann der alte Dichter hoffen,
Daß die Huris ihn im Paradieſe
Als verklärten Jüngling wohl empfangen.
Heiliger Ebuſund, haſt's getroffen!

Kelma.

Der Muſti las des Misri Gedichte
Eins nach dem andern, alle zuſammen,
Und wohlbedächtig warf ſie in die Flammen;
Das ſchöngeſchrieb'ne Buch, es ging zunichte.

„Verbrannt ſei Jeder," ſprach der hohe Richter,
„Wer ſpricht und glaubt wie Misri — er allein
Sei ausgenommen von des Feuers Pein;
Denn Allah gab die Gabe jedem Dichter.
Mißbraucht er ſie im Wandel ſeiner Sünden,
So ſeh' er zu, mit Gott ſich abzufinden.

Unbegrenzt.

Daß Du nicht enden kannſt, Das macht Dich groß,
Und daß Du nie beginnſt, Das iſt Dein Loos.
Dein Lied iſt drehend wie das Sterngewölbe,
Anfang und Ende immerfort daſſelbe,
Und was die Mitte bringt, iſt offenbar
Das, was zu Ende bleibt und Anfangs war.

Du biſt der Freuden ächte Dichterquelle,
Und ungezählt entfließt Dir Well' auf Welle.
Zum Küſſen ſtets bereiter Mund,
Ein Bruſtgeſang, der lieblich fließet,
Zum Trinken ſtets gereinigter Schlund,
Ein gutes Herz, das ſich ergießet.

Und mag die ganze Welt verſinken!
Hafis, mit Dir, mit Dir allein
Will ich wetteifern! Luſt und Pein
Sei uns, den Zwillingen, gemein!
Wie Du zu lieben und zu trinken.
Das ſoll mein Stolz, mein Leben ſein.

Nun tone Lied mit eig'nem Feuer!
Denn Du biſt älter, Du biſt neuer.

Nachbildung.

In Deine Reimart hoff' ich mich zu finden,
Das Wiederholen ſoll mir auch gefallen,
Erſt werd' ich Sinn, ſodann auch Worte finden;
Zum zweiten Mal ſoll mir kein Klang erſchallen,
Er müßte denn beſondern Sinn begründen.
Wie Du's vermagſt, Begünſtigter vor Allen!

Denn wie ein Funke, fähig zu entzünden
Die Kaiserstadt, wenn Flammen grimmig wallen,
Sich wiederzeugend, glüh'n von eig'nen Winden,
Er, schon erloschen, schwand zu Sternenhallen:
So schlang's von Dir sich fort mit ew'gen Gluthen
Ein Deutsches Herz von Frischem zu ermuthen.

Zugemess'ne Rhythmen reizen freilich,
Das Talent erfreut sich wohl darin;
Doch wie schnelle widern sie abscheulich,
Hohle Masken ohne Blut und Sinn;
Selbst der Geist erscheint sich nicht erfreulich,
Wenn er nicht, auf neue Form bedacht,
Jener todten Form ein Ende macht.

Offenbar Geheimniß.

Sie haben Dich, heil'ger Hafis,
Die mystische Zunge genannt,
Und haben, die Wortgelehrten,
Den Werth des Worts nicht erkannt!

Mystisch heißest Du ihnen,
Weil sie Närrisches bei Dir denken,
Und ihren unlautern Wein
In Deinen Namen verschenken.

Du aber bist mystisch rein,
Weil sie Dich nicht verstehn,
Der Du, ohne fromm zu sein, selig bist!
Das wollen sie Dir nicht zugestehn.

Wink.

Und doch haben sie Recht, die ich schelte:
Denn, daß ein Wort nicht einfach gelte,
Das müßte sich wohl von selbst verstehn.
Das Wort ist ein Fächer! Zwischen den Stäben
Blicken ein paar schöne Augen hervor.
Der Fächer ist nur ein lieblicher Flor,
Er verdeckt mir zwar das Gesicht;
Aber das Mädchen verbirgt er nicht,
Weil das Schönste, was sie besitzt,
Das Auge, mir in's Auge blitzt.

An Hafis.

Was Alle wollen, weißt Du schon
Und hast es wohl verstanden:
Denn Sehnsucht hält, von Staub zu Thron,
Uns All' in strengen Banden.

Es thut so weh', so wohl hernach;
Wer sträubte sich dagegen?
Und wenn den Hals der Eine brach,
Der And're bleibt verwegen.

Verzeihe, Meister, wie Du weißt,
Daß ich mich oft vermesse,
Wenn sie das Auge nach sich reißt,
Die wandelnde Cypresse.

Wie Wurzelfasern schleicht ihr Fuß
Und buhlet mit dem Boden;
Wie leicht Gewölk verschmilzt ihr Gruß,
Wie Ostgekos ihr Oden.

Das Alles drängt uns ahnevoll,
Wo Lock' an Locke kräuselt,
In brauner Fülle ringelnd schwoll,
Sodann im Winde säuselt.

Nun öffnet sich die Stirne klar,
Dein Herz damit zu glätten,
Vernimmst ein Lied so frei und wahr,
Den Geist darin zu betten.

Und wenn die Lippen sich dabei
Auf's Niedlichste bewegen;
Sie machen Dich auf ein Mal frei,
In Fesseln Dich zu legen.

Der Athem will nicht mehr zurück,
Die Seel' zur Seele ziehend,
Gerüche winden sich durch's Glück
Unsichtbar wollig ziehend.

Doch wenn es allgewaltig brennt,
Dann greifst Du nach der Schale:
Der Schenke lauft, der Schenke kömmt
Zum erst' und zweiten Male.

Sein Auge blitzt, sein Herz erbebt,
Er hofft auf Deine Lehren,
Dich, wenn der Wein den Geist erhebt,
Im höchsten Sinn zu hören.

Ihm öffnet sich der Welten Raum,
Im Innern Heil und Orden,
Es schwillt die Brust, es brännt der Flaum,
Er ist ein Jüngling worden.

Und wenn Dir kein Geheimniß blieb,
Was Herz und Welt enthalte,
Dem Denker wahrst Du treu und lieb,
Daß sich der Sinn entfalte.

Auch daß vom Throne Fürstenhort
Sich nicht für uns verliere,
Gibst Du dem Schach ein gutes Wort
Und gibst es dem Vezziere.

Das Alles kannst und singst Du heut,
Und singst es morgen eben;
So trägt uns freundlich Dein Geleit
Durch's rauhe, wilde Leben.

Uſchk Nameh.

Buch der Liebe.

Musterbilder.

Hör' und bewahre
  Sechs Liebespaare.
Werthild entzündet, Liebe ſchürt zu:
  Ruſtan und Rodawn.
Unbekannte ſind ſich nah':
  Juſſuph und Suleika.
Liebe, nicht Liebesgewinn:
  Ferhad und Schirin.
Nur für einander da:
  Medſchnun und Leila.
Liebend im Alter ſah
  Dſchemil auf Boteinah.
Süße Liebeslaune,
  Salomo und die Branne!
Haſt Du ſie wohl vermerkt,
  Biſt im Lieben geſtärkt.

Noch ein Paar.

Ja, Lieben iſt ein groß' Verdienſt!
Wer findet ſchönern Gewinnſt? —
Du wirſt nicht mächtig, wirſt nicht reich,
Jedoch den größten Helden gleich.
Man wird, ſo gut wie vom Propheten,
Von Wamik und von Aſra reden. —
Nicht reden wird man, wird ſie nennen:
Die Namen müſſen Alle kennen.
Was ſie gethan, was ſie geübt.
Das weiß kein Menſch! Daß ſie geliebt,
Das wiſſen wir. Genug geſagt,
Wenn man nach Wamik und Aſra fragt!

Leſebuch.

Wunderlichſtes Buch der Bücher
Iſt das Buch der Liebe;
Aufmerkſam hab ich's geleſen:
Wenig Blätter Freuden,
Ganze Hefte Leiden,
Einen Abſchnitt macht die Trennung.
Wiederſehn! ein klein' Capitel,
Fragmentariſch. Bände Kummers,
Sage mir,
Was mein Herz begehrt!
Mein Herz iſt bei Dir:
Hatt' es werth!
Mit Erklärungen verlängert,
Endlos, ohne Maß.
O Niſami! — doch am Ende
Haſt den rechten Weg gefunden;
Unauflösliches, wer löſ't es?
Liebende, ſich wieder findend.

Ja, die Augen waren's, ja, der Mund,
Die mir blickten, die mich küßten!
Hüfte ſchmal, der Leib ſo rund,
Wie zu Paradieſes Lüſten.
War ſie da? Wo iſt ſie hin?
Ja, ſie war's, ſie hat's gegeben,
Hat gegeben ſich im Flieh'n
Und gefeſſelt all' mein Leben!

Gewarnt.

Auch in Locken hab' ich mich
Gar zu gern verfangen,
Und ſo, Haſis, wär's wie Dir
Deinem Freund ergangen.

Aber Zöpfe flechten ſie
Nun aus langen Haaren,
Unter'm Helme fechten ſie,
Wie wir, wohl erfahren.

Wer ſich aber wohl beſann,
Läßt ſich ſo nicht zwingen:
Schwere Ketten fürchtet man,
Nennt ſie leichte Schlingen.

Verſunken.

Voll Locken kraus ein Haupt ſo rund! —
Und darf ich dann in ſolchen reichen Haaren
Mit vollen Händen hin und wieder fahren,
Da fühl' ich mich von Herzensgrund geſund.
Und küſſ' ich Stirne, Bogen, Auge, Mund,
Dann bin ich friſch und immer wieder wund.
Der fünfgezackte Kamm, wo bleibt er ſtecken?
Er kehrt ſchon wieder zu den Locken.

Das Ohr verſagt ſich nicht dem Spiel,
Hier iſt nicht Fleiſch, hier iſt nicht Haut,
So zart zum Scherz, ſo lieberiel!
Doch wie man auf dem Aetzſchen kaut,
Man wird in ſolchen reichen Haaren
Für ewig auf und nieder fahren.
So haſt Du, Haſtè, auch gethan,
Wir fangen es von vornen an.

Bedenklich.

Soll ich von Smaragden reden,
Die Dein Finger niedlich zeigt?
Manchmal iſt ein Wort vonnöthen,
Oft iſt's beſſer, daß man ſchweigt.

Alſo ſag' ich: daß die Farbe
Grün und augenquicklich ſei!
Sage nicht: daß Schmerz und Narbe
Zu befürchten nah' dabei.

Immerhin' Du magſt es leſen!
Warum übſt Du ſolche Macht!
„So gefährlich iſt Dein Weſen
Als erquicklich der Smaragd."

Liebchen, ach! im ſtarren Bande
Zwängen ſich die freien Lieder,
Die im reinen Himmelslande
Munter flogen hin und wieder.
Allem iſt die Zeit verderblich,
Sie erhalten ſich allein!
Jede Zeile ſoll unſterblich,
Ewig wie die Liebe ſein.

Schlechter Troſt.

Mitternachts weint' und ſchluchzt' ich,
Weil ich Dein entbehrte.
Da kamen Nachtgeiſterſter
Und ich ſchämte mich.
Nachtgeiſterſter ſagt' ich,
Schluchzend und weinend
Findet Ihr mich, dem Ihr ſonſt
Schlafendem vorüberzogt.
Große Güter vermiſſ' ich.
Denkt nicht ſchlimmer von mir,
Den Ihr ſonſt weiſe nanntet,
Großes Uebel betrifft ihn! —
Und die Nachtgeiſterſter
Mit langen Geſichtern
Zogen vorbei,
Ob ich weiſe oder thöricht,
Völlig unbekümmert.

Genügſam.

„Wie irrig wähneſt Du,
Uns Liebe gehöre das Mädchen Dir zu!
Das könnte mich nun gar nicht freuen,
Sie verſteht ſich auf Schmeicheleien."

Dichter.

Ich bin zufrieden, daß ich's habe!
Mir diene zur Entſchuldigung:
Liebe iſt freiwillige Gabe,
Schmeichelei Huldigung.

Gruß.

O, wie ſelig ward mir!
Im Lande wandl' ich,
Wo Hudhud über den Weg läuft.
Des alten Meeres Muſchein
Im Stein ſucht' ich die verſteinten;
Hudhud lief einher,
Die Krone entfaltend;
Stolzirte, neckiſcher Art,
Ueber das Todte ſcherzend
Der Lebend'ge.
Hudhud, ſagt' ich, fürwahr!
Ein ſchöner Vogel biſt Du.
Eile doch, Wiedehopf!
Eile, der Geliebten
Zu verkünden, daß ich ihr
Ewig angehöre.
Haſt Du doch auch
Zwiſchen Salomo
Und Saba's Königinn
Ehemals den Kuppler gemacht!

Ergebung.

„Du vergehſt und biſt ſo freundlich,
Verzehrſt Dich und ſingſt ſo ſchön!"

Dichter.

Die Liebe behandelt mich feindlich!
Da will ich gern geſtehn,
Ich ſinge mit ſchwerem Herzen.
Sieh' doch einmal die Kerzen,
Sie leuchten, indem ſie vergehn.

Eine Stelle ſuchte der Liebe Schmerz,
Wo es recht wüſt und einſam wäre;
Da fand er denn mein ödes Herz
Und niſtete ſich in das leere.

Unvermeidlich.

Wer kann gebieten den Vögeln,
Still zu sein auf der Flur?
Und wer verbieten, zu zappeln
Den Schafen unter der Schur?

Stell' ich mich wohl ungeberdig,
Wenn mir die Wolle kraust?
Nein! Die Ungeberden entzwingt mir
Der Scheerer, der mich zerzaust.

Wer will mir wehren, zu singen
Nach Lust zum Himmel hinan,
Den Wolken zu vertrauen,
Wie lieb sie mir's angethan?

Geheimes.

Ueber meines Liebchens Aeugeln
Sieht verwundert alle Leute;
Ich, der Wissende, dagegen
Weiß recht gut, was Das bedeute.

Denn es heißt: ich liebe Diesen,
Und nicht etwa Den und Jenen.
Lasset nur, Ihr guten Leute,
Euer Wundern, Euer Sehnen!

Ja, mit ungeheuern Mächten
Blicket sie wohl in die Runde;
Doch sie sucht nur zu verkünden
Ihm die nächste, frohe Stunde.

Geheimstes.

„Wir sind emsig, nachzuspüren,
Wir, die Anecdoten-Jäger,
Wer Dein Liebchen sei und ob Du
Nicht auch habest viele Schwäger.

Denn, daß Du verliebt bist, sehn wir,
Mögen Dir es gerne gönnen;
Doch, daß Liebchen so Dich liebe,
Werden wir nicht glauben können."

Ungehindert, liebe Herren,
Sucht sie auf! Nur höret das Eine:
Ihr erschrecket, wenn sie dastehn!
Ist sie fort, Ihr kost dem Scheine.

Wißt Ihr, wie Schehâb-eddin
Sich auf Arafat entmantelt;
Niemand haltet Ihr für thöricht,
Der in seinem Sinne handelt.

Wenn vor Deines Kaisers Throne,
Oder vor der Vielgeliebten
Je Dein Name w'rd gesprochen,
Sei es Dir zu höchstem Lohne.

Darum war's der höchste Jammer,
Als einst Medschnun sterbend wollte,
Daß vor Leila seinen Namen
Man fortan nicht nennen sollte.

Tefkir Nameh.

Buch der Betrachtungen.

Höre den Rath, den die Leier tönt;
Doch er nutzet nur, wenn Du fähig bist.
Das glücklichste Wort, es wird verhöhnt,
Wenn der Hörer ein Schiefohr ist.

„Was tönt denn die Leier?" Sie tönet laut:
Die Schönste, Das ist nicht die beste Braut;
Doch wenn wir Dich unter uns zählen sollen,
So mußt Du das Schönste, das Beste wollen.

Fünf Dinge.

Fünf Dinge bringen fünfe nicht hervor;
Du, dieser Lehre öffne Du Dein Ohr:
Der stolzen Brust wird Freundschaft nicht entsprossen;
Unhöflich sind der Niedrigkeit Genossen;
Ein Bösewicht gelangt zu keiner Größe;
Der Neidische erbarmt sich nicht der Blöße;
Der Lügner hofft vergeblich Treu' und Glauben;
Das halte fest und Niemand' laß Dir's rauben.

Fünf andere.

Was verkürzt mir die Zeit?
Thätigkeit!
Was macht sie unerträglich lang?
Müßiggang!
Was bringt in Schulden?
Harren und Dulden!
Was macht Gewinnen?
Nicht lange besinnen!

Was bringt zu Ehren?
Sich wehren!

Lieblich iſt des Mädchens Blick, der winket;
Trinkers Blick iſt lieblich, eh' er trinket;
Gruß des Herren, der befehlen konnte,
Sonnenſchein im Herbſt, der Dich beſonnte.
Lieblicher als alles Dieſes habe
Stets vor Augen, wie ſich kleiner Gabe
Dürft'ge Hand ſo hübſch entgegendränget,
Zierlich dankbar, was Du reichſt, empfänget.
Welch ein Blick! ein Gruß! ein ſprechend' Streben!
Schau' es recht, und Du wirſt immer geben.

Und was im Pend-Nameh ſteht,
Iſt Dir aus der Bruſt geſchrieben:
Jeden, dem Du ſelber gibſt,
Wirſt Du wie Dich ſelber lieben.
Reiche froh den Pfennig hin,
Häufe nicht ein Goldvermächtniß,
Eile, freudig vorzuziehn
Gegenwart vor dem Gedächtniß.

Reiteſt Du bei einem Schmied vorbei,
Weißt nicht, wann er Dein Pferd beſchlägt;
Siehſt Du eine Hütte im Felde frei,
Weißt nicht, ob ſie Dir ein Liebchen hegt;
Einem Jüngling begegneſt Du ſchön und kühn,
Er überwindet Dich künftig oder Du ihn.
Am Sicherſten kannſt Du vom Rebſtock ſagen,
Er werde für Dich was Gutes tragen.
So biſt Du denn der Welt empfohlen,
Das Uebrige will ich nicht wiederholen.

Den Gruß des Unbekannten ehre ja!
Er ſei Dir werth als alten Freundes Gruß.
Nach wenig Worten ſagt Ihr Lebewohl!
Zum Oſten Du, er weſtwärts, Pfad an Pfad —
Kreuzt Euer Weg nach vielen Jahren drauf
Sich unerwartet, ruft Ihr freudig aus:
„Er iſt es!“ Ja, da war's, als hätte nicht
So manche Tagefahrt zu Land und See,
So manche Sonnenkehr ſich d'rein gelegt!
Nun tauſchet Waar' um Waare, theilt Gewinn!
Ein alt' Vertrauen wirke neuen Bund —
Der erſte Gruß iſt viele Tauſend werth.
Drum grüße freundlich Jeden, der begrüßt.

Haben ſie von Deinen Fehlern
Immer viel erzählt,
Und für wahr ſie zu erzählen,
Vielfach ſich gequält.
Hätten ſie von Deinem Guten
Freundlich Dir erzählt,
Mit verſtändig treuen Winken,
Wie man Beſſ'res wählt:
O gewiß, das Allerbeſte
Blieb mir nicht verhehlt.
Das fürwahr nur wenig Gäſte
In der Klauſe zählt!
Nun als Schüler mich, zu kommen,
Endlich auserwählt,
Lehret mich der Buße Frommen,
Wenn der Menſch gefehlt.

Märkte reizen Dich zum Kauf;
Doch das Wiſſen bläht auf.
Wer im Stillen um ſich ſchaut,
Lernet, wie die Lieb' erbaut.
Biſt Du Tag und Nacht befliſſen,
Viel zu hören, Viel zu wiſſen;
Horch' an einer andern Thüre,
Wie zu wiſſen ſich gebühre.
Soll das Rechte zu Dir ein,
Fühl' in Gott, was Recht's zu ſein;
Wer von reiner Lieb' entbrannt,
Wird vom lieben Gott erkannt.

Wie ich ſo ehrlich war,
Hab' ich gefehlt,
Und habe Jahre lang
Mich durchgequält;
Ich galt und galt auch nicht,
Was ſollt' es heißen;
Nun wollt' ich Schelm ſein,
Thät' mich befleißen;
Das wollt' mir gar nicht ein,
Mußt mich zerreißen.
Da dacht' ich: ehrlich ſein
Iſt doch das Beſte;
War es nur kümmerlich.
So ſteht es feſte.

Frage nicht, durch welche Pforte
Du in Gottes Stadt gekommen,
Sondern bleib' am ſtillen Orte,
Wo Du einmal Platz genommen.

Schaue dann umher nach Weiſen,
Und nach Mächtigen, die befehlen;
Jene werden unterweiſen,
Dieſe That und Kräfte ſtählen.

Wenn Du nützlich und gelaſſen
So dem Staate treu geblieben:
Wiſſe! Niemand wird Dich haſſen,
Und Dich werden Viele lieben.

Und der Fürſt erkennt die Treue,
Sie erhält die That lebendig;
Dann bewährt ſich auch das Neue
Nächſt dem Alten erſt beſtändig.

Woher ich kam? Es iſt noch eine Frage;
Mein Weg hierher, der iſt mir kaum bewußt.
Heut nun und hier am himmelfrohen Tage
Begegnen ſich, wie Freunde, Schmerz und Luſt.
O ſüßes Glück, wenn Beide ſich vereinen!
Einſam, wer möchte lachen, möchte weinen?

Es geht Eins nach dem Andern hin,
Und auch wohl vor dem Andern;
D'rum laßt uns raſch und brav und kühn
Die Lebenswege wandern.
Es hält Dich auf, mit Seitenblick,
Der Blumen viel zu leſen;
Doch hält nichts grimmiger zurück,
Als wenn Du falſch geweſen.

Behandelt die Frauen mit Nachſicht!
Aus krummer Rippe ward ſie erſchaffen;
Gott konnte ſie nicht ganz g'rade machen.
Willſt Du ſie biegen, ſie bricht;
Läßt Du ſie ruhig, ſie wird noch krümmer;
Du guter Adam, was iſt denn ſchlimmer —
Behandelt die Frauen mit Nachſicht:
Es iſt nicht gut, daß Euch eine Rippe bricht.

Das Leben iſt ein ſchlechter Spaß,
Dem fehlt's an Dieß, dem fehlt's an Das,
Der will nicht wenig, der zuviel,
Und Kunſt und Glück kommt auch in's Spiel.
Und hat ſich's Unglück d'rein gelegt,
Jeder, wie er nicht wollte, trägt,
Bis endlich Erben mit Behagen
Herrn Kannnicht-Willnicht weiter tragen.

Das Leben iſt ein Gänſeſpiel:
Je mehr man vorwärts gehet,
Je früher kommt man an das Ziel,
Wo Niemand gerne ſtehet.
Man ſagt, die Gänſe wären dumm;
O, glaubt mir nicht den Leuten:
Denn eine ſieht einmal ſich 'rum,
Mich rückwärts zu bedeuten.
Ganz ander's iſt's in dieſer Welt,
Wo Alles vorwärts drücket,
Wenn Einer ſtolpert oder fällt,
Keine Seele rückwärts blicket.

„Die Jahre nahmen Dir, Du ſagſt, ſo Vieles:
Die eigentliche Luſt des Sinnenſpieles,
Erinnerung des allerliebſten Landes
Von geſtern, weit' und breiten Landes;
Durchſchweifen frommt nicht mehr; ſelbſt nicht von oben
Der Ehren anerkannte Zier, das Leben,
Erſtenlich ſonſt. Aus eig'nem Thun Behagen
Quillt nicht mehr auf; Dir fehlt ein dreiſtes Wagen!
Nun wüßt' ich nicht, was Dir Beſond'res bliebe?"
Mir bleibt genug! Es bleibt Idee und Liebe!

Vor den Wiſſenden ſich ſtellen,
Sicher iſt's in allen Fällen!
Wenn Du lange Dich gequälet,
Weiß er gleich, wo Dir es fehlet;
Auch auf Beifall darfſt Du hoffen,
Denn er weiß, wo Du's getroffen.

Freigebiger wird betrogen,
Geizhafter ausgeſogen,
Verſtändiger irregeleitet,
Vernünftiger leer geweitet,
Der Harte wird umgangen,
Der Gimpel wird gefangen.
Beherrſche dieſe Lüge,
Betrogener betrüge!

Wer befehlen kann, wird loben,
Und er wird auch wieder ſchelten,
Und Das muß Dir, treuer Diener,
Eines wie das And're gelten.

Denn er lobt wohl das Geringe,
Schilt auch, wo er ſollte loben;
Aber bleibſt Du guter Dinge,
Wird er Dich zuletzt erproben.

Und ſo haltet's auch, Ihr Hohen,
Gegen Gott wie der Geringe,
Thut und leidet, wie ſich's findet,
Bleibt nur immer guter Dinge.

Schach Bedſchan und Seinesgleichen.

Durch allen Schall und Klang
Der Trauerauen
Erklühet ſich unſer Sang
Auf Deine Bahren!
Uns iſt für gar Nichts bang,
In Dir lebendig,
Dein Leben daure lang,
Dein Reich beſtändig!

Höchste Gunst.

Ungezähmt, sowie ich war,
Hab' ich einen Herrn gefunden,
Und, gezähmt nach manchem Jahr,
Eine Herrinn auch gefunden.
Da sie Prüfung nicht gespart,
Haben sie mich treu gefunden,
Und mit Sorgfalt mich bewahrt
Als den Schatz, den sie gefunden.
Niemand diente zweien Herr'n,
Der dabei sein Glück gefunden;
Herr und Herrinn sehen es gern,
Daß sie Beide mich gefunden;
Und mir leuchtet Glück und Stern,
Da ich Beide sie gefunden.

Ferdusi spricht.

O Welt, wie schamlos und bosthaft bist Du!
Du nährst und erziehest und tödtest zugleich.

Nur wer von Allah begünstiget ist,
Der nährt sich, erzieht sich, lebendig und reich.

Was heißt denn Reichthum? Eine wärmende Sonne,
Genießt sie der Bettler, wie wir sie genießen!
Es möge doch Keinen der Reichen verdrießen
Des Bettlers im Eigensinn selige Wonne.

Dschelâl-eddin Rumi spricht.

Verweilst Du in der Welt, sie flieht als Traum;
Du reisest, ein Geschick bestimmt den Raum;
Nicht Hitze, Kälte nicht vermagst Du fest zu halten;
Und was Dir blüht, sogleich wird es veralten.

Suleika spricht.

Der Spiegel sagt mir, ich bin schön!
Ihr sagt: zu altern sei auch mein Geschick.
Vor Gott muß Alles ewig stehn,
In mir liebt ihn, für diesen Augenblick.

Rendsch Nameh.

Buch des Unmuths.

„Wo hast Du Das genommen?
Wie konnt' es zu Dir kommen?
Wie aus dem Lebenspfunder
Erwarbst Du diesen Zunder,
Der Funken letzte Gluthen,
Von Feischem zu ermuthen?"

Euch mög' es nicht bedünkeln,
Es sei gemeines Fünkeln;
Auf ungeweiß'ner Ferne,
Im Ocean der Sterne,
Mich hatt' ich nicht verloren,
Ich war wie neu geboren;

Von weißer Schafe Wogen
Die Hügel überzogen,
Umsorgt vom ernsten Hirten,
Die gern und schmal bewirthen,
So ruhig, liebe Leute,
Daß Jeder mich erfreute!

In schauerlichen Nächten,
Bedrohet von Gefechten;
Das Stöhnen der Cameele
Durchdrang das Ohr, die Seele,
Und Derer, die sie führen,
Einbildung und Stolziren.

Und immer ging es weiter,
Und immer ward es breiter,
Und unser ganzes Ziehen
Es schien ein ewig Fliehen,
Blau, hinter Wüst' und Heere,
Der Streif erleg'ner Meere.

Keinen Reimer wird man finden,
Der sich nicht den besten hielte,
Keinen Fiedler, der nicht lieber
Eig'ne Melodieen spielte.

Und ich konnte sie nicht tadeln;
Wenn wir Andern Ehre geben,
Müssen wir uns selbst entadeln;
Lebt man denn, wenn And're leben?

Vierter Auftritt.

Valerio an der Seite auf einem Felsen ſtzend. Roſa.

Roſa.

Hier iſt der Platz! — O Himmel, welch ein Glück!
Valerio! Er iſt's! So hat mein Herz,
Elmire hat mich nicht betrogen. Ja!
Ich find' ihn wieder. — Freund, mein theurer Freund,
Was machſt du hier? Was hab' ich zu erwarten?
Du höreſt meine Stimme, wendeſt nicht
Dein Angeſicht nach deiner Liebſten um?
Doch ja, du ſiehſt mich an, du blickſt nach mir,
O komm herab, o komm in meinen Arm!
Du ſchweigſt und bleibſt? O Himmel, ſeh' ich recht!
Dein ſchönes Haar haſt du vom Haupt geſchnitten,
O was vermuth' ich! was errath' ich nun!
Kannſt du nicht beſänftigt werden?
Bleibſt du ſtill und einſam hier?
Ach, was ſagen die Geberden,
Ach, was ſagt dein Schweigen mir?

Und ſo fand ich's denn auch jnſte
In gewiſſen Anti-Chambern,
Wo man nicht zu ſondern wußte
Mäuſedreck von Coriandern.

Das Geweſ'ne wollte haſſen
Solche rüſtige, neue Beſen,
Dieſe dann nicht gelten laſſen,
Was ſonſt Beſen war geweſen.

Und wo ſich die Völker trennen,
Gegenſeitig im Verachten,
Keins von Beiden wird bekennen,
Daß ſie nach Demſelben trachten.

Und das grobe Selbſtempfinden
Haben Leute hart geſcholten,
Die am Wenigſten verwinden,
Wenn die Andern was gegolten.

Befindet ſich Einer heiter und gut,
Gleich will ihn der Nachbar peinigen:
So lang der Tüchtige lebt und thut,
Möchten ſie ihn gerne ſteinigen.
Iſt er hinterher aber todt,
Gleich ſammeln ſie große Spenden,
Zu Ehren ſeiner Lebensnoth
Ein Denkmal zu vollenden:
Doch Ihren Vortheil ſollte dann
Die Menge wohl ermeſſen,
Geſcheidter wär's, den guten Mann
Auf immerdar vergeſſen.

Uebermacht, Ihr könnt es ſpüren,
Iſt nicht aus der Welt zu bannen;
Mir gefällt, zu converſiren
Mit Geſcheidten, mit Tyrannen.

Da die dummen Eingeengten
Immerfort am Stärkſten pochten,
Und die Halben, die Beſchränkten
Gar zu gern uns unterjochten:

Hab' ich mich für frei erkläret
Von den Narren, von den Weiſen;
Dieſe bleiben ungeſtöret,
Jene möchten ſich zerreißen.

Denken, in Gewalt und Liebe,
Müßten wie zuletzt uns gatten,
Machen mir die Sonne trübe
Und erhitzen mir den Schatten.

Haſſ und Ulrich Hutten
Mußten ganz beſtimmt ſich rüſten
Gegen braun' und blaue Kutten;
Meine gehn wie and're Chriſten.

„Wer nennt uns doch die Feinde!"
Niemand ſoll ſie unterſcheiden;
Denn ich hab' in der Gemeinde
Schon genug daran zu leiden.

Wenn Du auf dem Guten ruhſt,
Nimmer werd' ich's tadeln,
Wenn Du gar das Gute thuſt,
Sieh', das ſoll Dich adeln!
Haſt Du aber Deinen Zorn
Um Dein Gut gezogen,
Leb' ich frei und lebe, traun!
Keineswegs betrogen.

Denn die Menſchen, ſie ſind gut,
Würden beſſer bleiben,
Sollte nicht, wie's Einer thut,
Auch der And're treiben.
Auf dem Weg, da iſt's ein Wort,
Niemand wird's verdammen,
Wollen wir an einen Ort,
Nun, wir gehn zuſammen.

Vieles wird ſich da und hie
Uns entgegenſtellen,
In der Liebe mag man nie
Helfer und Geſellen;
Geld und Ehre hätte man
Gern allein zur Spende;
Und der Wein, der treue Mann,
Der entzweit am Ende.

Hat doch über ſolches Zeug
Haſſ auch geſprochen,
Ueber manchen dummen Streich
Sich den Kopf zerbrochen;
Und ich ſeh' nicht, was es frommt,
Aus der Welt zu laufen,
Magſt Du, wenn's zum Schlimmſten kommt,
Aus ein Mal Dich raufen.

Als wenn Das auf Namen ruhte,
Was ſich ſchweigend nur entfaltet!
Lieb' ich doch das ſchöne Gute,
Wie es ſich aus Gott geſtaltet.

Jemand lieb' ich; Das iſt nöthig;
Niemand haſſ' ich; ſoll ich haſſen,
Auch dazu bin ich erbötig,
Haſſe gleich in ganzen Maſſen.

Willſt ſie aber näher kennen?
Sieh' auf's Rechte, ſieh' auf's Schlechte,
Was ſie ganz vortrefflich nennen,
Iſt wahrſcheinlich nicht das Rechte.

Denn das Rechte zu ergreifen,
Muß man aus dem Grunde leben,
Und ſalbadriſch auszuſchweifen,
Dünket mich ein leicht' Beſtreben.

Wohl, Herr Kritterer, er kann sich
Mit Zersplitterer vereinen,
Und Verwitterer alsdann sich
Allenfalls der Beste scheinen!

Daß nur immer in Erneuung
Jeder täglich Neues höre,
Und zugleich auch die Zerstreuung
Jeden in sich selbst zerstöre.

Dieß der Landsmann wünscht und liebet,
Mag er Deutsch mag Teutsch sich schreiben,
Liedchen aber heimlich piepet:
Also war es und wird bleiben.

Medschnun heißt — ich will nicht sagen,
Daß es grad' ein Tollet heiße;
Doch Ihr müßt mich nicht verklagen,
Daß ich mich als Medschnun preise.

Wenn die Brust, die redlich volle,
Sich entladet, Euch zu retten,
Ruft Ihr nicht: „Das ist der Tolle!
Holet Stricke, schaffet Ketten!"

Und wenn Ihr zuletzt in Fesseln
Seht die Klügeren verschmachten,
Sengt es Euch wie Feuernesseln,
Das vergebens zu betrachten.

Hab' ich Euch denn je gerathen,
Wie Ihr Kriege führen solltet?
Schalt ich Euch, nach Euern Thaten,
Wenn Ihr Friede schließen wolltet?

Und so hab' ich auch den Fischer
Ruhig sehen Netze werfen,
Brauchte dem gewandten Tischer
Winkelmaß nicht einzuschärfen.

Aber Ihr wollt' besser wissen,
Was ich weiß, der ich bedachte,
Was Natur, für mich bestissen,
Schon zu meinem Eigen machte.

Fühlt Ihr auch dergleichen Stärke?
Nun, so fördert Eu're Sachen!
Seht Ihr aber meine Werke,
Lernet erst: so wollt' er's machen.

Wanderers Gemüthsruhe.

Ueber's Niederträchtige
Niemand sich beklage;
Denn es ist das Mächtige,
Was man Dir auch sage.

In dem Schlechten waltet es
Sich zu Hochgewinne,
Und mit Rechtem schaltet es
Ganz nach seinem Sinne.

Wand'rer! — Gegen solche Noth
Wolltest Du Dich sträuben?
Wirbelwind und trock'nen Koth
Laß sie dreh'n und stäuben.

Wer wird von der Welt verlangen,
Was sie selbst vermißt und träumet,
Rückwärts oder seitwärts blickend
Stets den Tag des Tags versäumet?
Ihr Bemüh'n, ihr guter Wille,
Hinkt nur nach dem raschen Leben,
Und was Du vor Jahren brauchtest,
Möchte sie Dir heute geben.

Sich selbst zu loben, ist ein Fehler,
Doch Jeder thut's, der etwas Gutes thut;
Und ist er dann in Worten kein Verhehler,
Das Gute bleibt doch immer gut.

Laßt doch, Ihr Narren, doch die Freude
Dem Weisen, der sich weise hält,
Daß er, ein Narr wie Ihr, vergnüge
Den abgeschmackten Dank der Welt.

Glaubst Du denn: von Mund zu Ohr
Sei ein redlicher Gewinnst?
Ueberlief'rung, o Du Thor,
Ist auch wohl ein Hirngespinnst!
Nun geht erst das Urtheil an;
Dich vermag aus Glaubensketten
Der Verstand allein zu retten,
Dem Du schon Verzicht gethan.

Und wer franzet oder brittet,
Italiänert oder teutschet,
Einer will nur wie der And're,
Was die Eigenliebe heischet.

Denn es ist kein Anerkennen,
Weder Vieler, noch des Einen,
Wenn es nicht am Tage fördert,
Wo man selbst was möchte scheinen.

Morgen habe denn das Rechte
Seine Freunde wohlgesinnet,
Wenn nur heute noch das Schlechte
Vollen Platz und Gunst gewinnet.

Wer nicht von dreitausend Jahren
Sich weiß Rechenschaft zu geben,
Bleib im Dunkeln unerfahren,
Mag von Tag zu Tage leben.

Sonſt, wenn man den heiligen Coran citiete,
Nannte man die Sure den Vers dazu,
Und jeder Moslim, wie ſich's gebührte,
Fühlte ſein Gewiſſen in Reſpect und Ruh'.
Die neuen Derwiſche wiſſen's nicht beſſer,
Sie ſchwatzen das Alte, das Neue dazu.
Die Verwirrung wird täglich größer,
O heiliger Coran! O ewige Ruh'!

Der Prophet ſpricht.

Aergerts Jemand, daß es Gott gefallen,
Mahomet zu gönnen Schutz und Glück,
An den ſtärkſten Balken ſeiner Hütten
Da befeſtig' er den derben Strick,
Knüpfe ſich daran! Das hält und trägt;
Er wird fühlen, daß ſein Zorn ſich legt.

Timur ſpricht.

Was? Ihr mißbilliget den kräftigen Sturm
Des Uebermuths, verlog'ne Pfaffen!
Hätt' Allah mich beſtimmt zum Wurm,
So hätt' er mich als Wurm geſchaffen.

Hikmet Nameh.

Buch der Sprüche.

Talismane werd ich in dem Buch zerſtreuen,
Das bewirkt ein Gleichgewicht.
Wer mit gläubiger Nadel ſticht,
Ueberall ſoll gutes Wort ihn freuen.

Vom heut'gen Tag, von heut'ger Nacht
Verlange Nichts,
Als was die geſtrigen gebracht.

Wer geboren in böſ'ſten Tagen,
Dem werden ſelbſt die böſen behagen.

Wie Etwas ſei leicht,
Weiß, der es erfunden und der es erreicht.

Das Meer fluthet immer,
Das Land behält es nimmer.

Was wird mir jede Stunde ſo bang? —
Das Leben iſt kurz, der Tag iſt lang.
Und immer ſehnt ſich fort das Herz,
Ich weiß nicht recht, ob himmelwärts;
Fort aber will es hin und hin,
Und möchte vor ſich ſelber fliehn.
Und fliegt es an der Liebſten Bruſt,
Da ruht's im Himmel unbewußt;
Der Lebestrudel reißt es fort,
Und immer hängt's an einem Ort;
Was es gewollt, was es verlor,
Es bleibt zuletzt ſein eig'ner Thor.

Prüft das Geſchick Dich, weiß es wohl, warum:
Es wünſchte Dich enthaltſam! Feige ſtumm.

Noch iſt es Tag, da rühre ſich der Mann;
Die Nacht tritt ein, wo Niemand wirken kann.

Was machſt Du an der Welt, ſie iſt ſchon gemacht.
Der Herr der Schöpfung hat Alles bedacht.
Dein Loos iſt gefallen, verſetzte die Weiſe;
Der Weg iſt begonnen, vollende die Reiſe:
Denn Sorgen und Kummer verändern es nicht,
Sie ſchleudern Dich ewig aus gleichem Gewicht.

Wenn der ſchwer Gedrückte klagt:
Hülfe, Hoffnung ſei verſagt,
Bleibet heilſam fort und fort
Immer noch ein freundlich' Wort.

„Wie ungeſchickt habt Ihr euch benommen,
Da Euch das Glück in's Haus gekommen!“
Das Mädchen hat's nicht übel genommen,
Und iſt noch ein Paar Mal wieder gekommen.

Mein Erbtheil wie herrlich, weit und breit!
Die Zeit iſt mein Beſitz, mein Acker iſt die Zeit.

Gutes thu' rein aus des Guten Liebe!
Das überlieſ're Deinem Blut;
Und wenn's den Kindern nicht verbliebe,
Den Enkeln kommt es doch zu Gut.

Luqmani ſagt's, ein Herrlichſter der Männer,
Des tiefſten Herzens, höchſten Hauptes Kenner:
„Dir frommt an jedem Ort, zu jeder Zeit:
Geradheit, Urtheil und Verträglichkeit.“

Was klagst Du über Feinde?
Sollten Solche je werden Freunde,
Denen das Weſen, wie Du biſt,
Im Stillen ein ewiger Vorwurf iſt?

Dümmer iſt Nichts zu ertragen,
Als wenn Dumme ſagen den Weiſen:
Daß ſie ſich in großen Tagen
Sollten beſcheidentlich erweiſen.

Wenn Gott ſo ſchlechter Nachbar wäre,
Als ich bin und als Du biſt,
Wir hätten Beide wenig Ehre;
Der läßt einen Jeden, wie er iſt.

Geſteht's! die Dichter des Orient's
Sind größer, als wir des Occident's.
Worin wir ſie aber völlig erreichen,
Das iſt im Haß auf Unſersgleichen.

Ueberall will Jeder obenauf ſein,
Wie's eben in der Welt ſo geht.
Jeder ſollte freilich grob ſein,
Aber nur in Dem, was er verſteht.

Verſchon' uns Gott mit Deinem Grimme!
Zaunkönige gewinnen Stimme.

Will der Neid ſich doch zerreißen,
Laß ihn ſeinen Hunger ſpeiſen.

Sich im Reſpect zu erhalten,
Muß man recht beſtig ſein.
Alles jagt man mit Falken,
Nur nicht das wilde Schwein.

Was hilft's dem Pfaffenerden,
Der mir den Weg verrannt?
Was nicht gerade erfaßt werden,
Wird auch ſchief nicht erkannt.

Einen Helden mit Luſt preiſen und nennen
Wird Jeder, der ſelbſt als Kühner ſtritt.
Des Menſchen Werth kann Niemand erkennen,
Der nicht ſelbſt Hitze und Kälte litt.

Gutes thu' rein aus des Guten Liebe,
Was Du thuſt, verbleibt Dir nicht;
Und wenn es auch Dir verbliebe,
Bleibt es Deinen Kindern nicht.

Soll man Dich nicht auf's Schmählichſte berauben,
Verbirg Dein Gold, Dein Weggehn, Deinen Glauben.

„Wie kommt's, daß man an jedem Orte
So viel Gutes, ſo viel Dummes hört?"
Die Jüngſten wiederholen der Aelteſten Worte,
Und glauben, daß es ihnen angehört.

Laß Dich nur in keiner Zeit
Zum Widerſpruch verleiten;
Weiſe fallen in Unwiſſenheit,
Wenn ſie mit Unwiſſenden ſtreiten.

„Warum iſt Wahrheit fern und weit?
Birgt ſich hinab in tiefſte Gründe?"
Niemand verſtehet zur rechten Zeit!
Wenn man zur rechten Zeit verſtünde,
So wäre Wahrheit nah' und breit,
Und wäre lieblich und gelinde.

Was willſt Du unterſuchen,
Wohin die Milde fließt!
In's Waſſer wirf Deine Kuchen;
Wer weiß, wer ſie genießt?

Als ich einmal eine Spinne erſchlagen,
Dacht' ich, ob ich Das wohl geſollt?
Hat Gott ihr doch wie mir gewollt
Einen Antheil an dieſen Tagen!

„Dunkel iſt die Nacht, bei Gott iſt Licht."
Warum hat er uns nicht auch ſo zugericht'?

Welch eine bunte Gemeinde!
An Gottes Tiſch ſitzen Freund' und Feinde.

Ihr nennt mich einen kargen Mann;
Gebt mir, was ich verpraſſen kann.

Soll ich Dir die Gegend zeigen,
Mußt Du erſt das Dach beſteigen.

Wer ſchweigt, hat Wenig zu ſorgen,
Der Menſch bleibt unter der Zunge verborgen.

Ein Herre mit zwei Geſind'
Er wird nicht wohl gepflegt.
Ein Haus, worin zwei Weiber ſind,
Es wird nicht rein gefegt.

Ihr lieben Leute bleibt dabei
Und ſagt nur: Antos epha!
Was ſagt Ihr lange Mann und Weib,
Adam, ſo heißt's, und Eva.

Wofür ich Allah höchlich danke?
Daß er Leiden und Wiſſen getrennt.
Verzweifeln müßte jeder Kranke,
Das Uebel kennend, wie der Arzt es kennt.

Närriſch, daß Jeder in ſeinem Falle
Seine beſondere Meinung preiſ't!
Wenn Iſlam Gott ergeben heißt,
In Iſlam leben und ſterben wir Alle.

Wer auf die Welt kommt, baut ein neues Haus,
Er geht und läßt es einem Zweiten;
Der wird ſich's anders zubereiten,
Und Niemand baut es aus.

Wer in mein Haus tritt, Der kann ſchelten,
Was ich ließ viele Jahre gelten;
Vor der Thür aber müßt' er paſſen,
Wenn ich ihn nicht wollte gelten laſſen.

Herr, laß Dir gefallen
Dieſes kleine Haus,
Größ're kann man bauen,
Mehr kommt nicht heraus.

Du biſt auf immer geborgen,
Das nimmt Dir Niemand wieder;
Zwei Freunde, ohne Sorgen,
Weinbecher, Büchlein Lieder.

„Was brachte Lokmann nicht hervor,
Den man den Garſ'gen hieß!"
Die Süßigkeit liegt nicht im Rohr,
Der Zucker, der iſt ſüß.

Herrlich iſt der Orient
Ueber's Mittelmeer gedrungen;
Nur wer Hafis liebt und kennt,
Weiß, was Calderon geſungen.

„Was ſchmückſt Du die eine Hand denn nun
Weit mehr, als ihr gebührte?"
Was ſollte denn die linke thun,
Wenn ſie die rechte nicht zierte?

Wenn man auch nach Mecca triebe
Chriſtus' Eſel, würd' er nicht
Dadurch beſſer abgericht',
Sondern ſtets ein Eſel bliebe.

Getret'ner Quark
Wird breit, nicht ſtark.

Schlägſt Du ihn aber mit Gewalt
In feſte Form, er nimmt Geſtalt.
Dergleichen Steine wirſt Du kennen,
Europäer Piſé ſie nennen.

Betrübt Euch nicht, Ihr guten Seelen!
Denn wer nicht fehlt, weiß wohl, wenn Andre fehlen;
Allein wer fehlt, Der iſt erſt recht daran;
Er weiß nun deutlich, wie ſie wohl gethan.

„Du haſt gar Vielen nicht gedankt,
Die Dir ſo manches Gute gegeben!"
Darüber bin ich nicht erkrankt,
Ihre Gaben mir im Herzen leben.

Guten Ruf mußt Du Dir machen,
Unterſcheiden wohl die Sachen;
Wer was weiter will, verdirbt.

Die Fluth der Leidenſchaft, ſie ſtürmt vergebens
An's unbezwung'ne, feſte Land. —
Sie wirft poetiſche Perlen an den Strand,
Und Das iſt ſchon Gewinn des Lebens.

Vertrauter.

Du haſt ſo manche Bitte gewährt,
Und wenn ſie Dir auch ſchädlich war;
Der gute Mann da hat Wenig begehrt,
Dabei hat es doch wenig Gefahr.

Arzt.

Der gute Mann hat Wenig begehrt;
Und hätt' ich's ihm ſogleich gewährt,
Er auf der Stelle verloren war.

Schlimm iſt es, wie doch wohl geſchieht,
Wenn Wahrheit ſich nach dem Irrthum zieht;
Das iſt auch manchmal ihr Behagen,
Wer wird ſo ſchöne Frau befragen?
Herr Irrthum, wollt' er an Wahrheit ſich ſchließen
Das ſollte Frau Wahrheit doch verdrießen.

Wiſſe, daß mir ſehr mißfällt,
Wenn ſo Viele ſingen und reden!
Wer treibt die Dichtkunſt aus der Welt?
Die Poeten!

Timur Nameh.

Buch des Timur.

Der Winter und Timur.

So umgab ſie nun der Winter
Mit gewalt'gem Grimme. Streuend
Seinen Eishauch zwiſchen Alle,
Hetzt er die verſchied'nen Winde
Widerwärtig auf ſie ein.
Ueber ſie gab er Gewaltkraft
Seinen froſtgeſpitzten Stürmen,
Stieg in Timur's Rath hernieder,
Schrie ihn drohend an und ſprach ſo:
„Leiſe, langſam, Unglückſeliger!
Wandle Du, Tyrann des Unrechts;
Sollen länger noch die Herzen
Sengen, brennen Deinen Flammen?
Biſt Du der verdammten Geiſter
Einer? Wohl! ich bin der And're.
Du biſt Greis, ich auch; erſtarren
Machen wir ſo Land als Menſchen.
Mars! Du biſt's! ich bin Saturnus,
Uebelthätige Geſtirne,
Im Verein die Schrecklichſten.
Tödteſt Du die Seele, kälteſt
Du den Luftkreis; meine Lüfte
Sind noch kälter, als Du ſein kannſt.
Quälen Deine wilden Heere
Gläubige mit tauſend Martern;
Wohl, in meinen Tagen ſoll ſich,
Geb' es Gott! was Schlimm'res finden.
Und bei Gott! Dir ſchenk' ich Nichts.
Hör' es Gott, was ich Dir biete!
Ja, bei Gott! von Todeskälte
Nicht, o Greis, vertheid'gen ſoll Dich
Breite Kohlengluth vom Herde,
Keine Flamme des December's.

An Suleica.

Dir mit Wohlgeruch zu koſen,
Deine Freuden zu erhöh'n,
Knospend müſſen tauſend Roſen
Erſt in Gluthen untergehn.

Um ein Fläſchchen zu beſitzen,
Das den Ruch auf ewig hält,
Schlank wie Deine Fingerſpitzen,
Da bedarf es einer Welt;

Einer Welt von Lebenstrieben,
Die, in ihrer Fülle Drang,
Ahneten ſchon Bulbul's Lieben,
Seelerregenden Geſang.

Sollte jene Qual uns quälen,
Da ſie unſ're Luſt vermehrt?
Hat nicht Myriaden Seelen
Timur's Herrſchaft aufgezehrt?

Suleica Nameh.

Buch Suleica.

Ich gedachte in der Nacht,
Daß ich den Mond ſähe im Schlaf;
Als ich aber erwachte,
Ging unvermuthet die Sonne auf.

Einladung.

Mußt nicht vor dem Tage fliehen:
Denn der Tag, den Du ereileſt,
Iſt nicht beſſer als der heut'ge;
Aber wenn Du froh verweileſt,
Wo ich mir die Welt beſeit'ge,
Um die Welt an mich zu ziehen,
Biſt Du gleich mit mir geborgen:
Heut iſt heute, morgen morgen,
Und was folgt und was vergangen,
Reißt nicht hin und bleibt nicht hangen.
Beide Du, mein Allerliebſtes;
Denn Du bringſt es und Du gibſt es!

Daß Suleika von Juſſuph entzückt war,
Iſt keine Kunſt:
Er war jung, Jugend hat Gunſt;
Er war ſchön, ſie ſagen zum Entzücken;
Schön war ſie, konnten einander beglücken.
Aber daß Du, die ſo lange mir erharrt war,
Feurige Jugendblicke mir ſchickſt,
Jetzt mich liebſt, mich ſpäter beglückſt,
Das ſollen meine Lieder preiſen,
Sonſt mir ewig Suleika heißen.

Da Du nun Suleika heißeſt,
Sollt' ich auch benamſet ſein.
Wenn Du Deinen Geliebten preiſeſt,
Hatem! Das ſoll der Name ſein.
Nur daß man mich daran erkennet,
Keine Anmaßung ſoll es ſein:
Wer ſich St. Georgen-Ritter nennet,
Denkt nicht gleich, Sanct Georg zu ſein.
Nicht Hatem Thai, nicht der Alles Gebende
Kann ich in meiner Armuth ſein;
Hatem Zograi nicht, der reichlichſt Lebende
Von allen Dichtern, möcht' ich ſein;
Aber Beide doch im Auge zu haben,
Es wird nicht ganz verwerflich ſein;
Zu nehmen, zu geben des Glückes Gaben,
Wird immer ein groß' Vergnügen ſein.
Sich liebend an einander zu laben,
Wird Paradieſes-Wonne ſein.

Hatem.

Nicht Gelegenheit macht Diebe,
Sie iſt ſelbſt der größte Dieb;
Denn ſie ſtahl den Reſt der Liebe,
Die mir noch im Herzen blieb.

Dir hat ſie ihn übergeben,
Meines Lebens Vollgewinn,
Daß ich nun verarmt, mein Leben
Nur von Dir gewärtig bin.

Doch ich fühle ſchon Erbarmen
Im Funkelblick Deines Blicks,
Und erfreu' in Deinen Armen
Mich erneuerten Geſchicks.

Suleika.

Hochbeglückt in Deiner Liebe
Schelt' ich nicht Gelegenheit,
Ward ſie auch an Dir zum Diebe,
Wie mich ſolch ein Raub erfreut!

Und wozu denn auch berauben?
Gib Dich mir aus freier Wahl;
Gar zu gerne möcht' ich glauben —
Ja, ich bin's, die Dich beſtahl.

Was ſo willig Du gegeben,
Bringt Dir herrlichen Gewinn!
Meine Ruh', mein reiches Leben
Geb' ich freudig; nimm es hin.

Scherze nicht, Nichts von Verarmen!
Macht uns nicht die Liebe reich?
Halt' ich Dich in meinen Armen,
Jedem Glück iſt meines gleich.

Der Liebende wird nicht irre gehn,
Wär's um ihn her auch noch ſo trübe.
Sollten Leila und Medſchnun anerſtehn,
Von mir erführen ſie den Weg der Liebe.

Iſt's möglich, daß ich, Liebchen, Dich koſe,
Vernehme der göttlichen Stimme Schall!
Unmöglich ſcheint immer die Roſe,
Unbegreiflich die Nachtigall.

Suleika.

Als ich auf dem Euphrat ſchiffte,
Streifte ſich der gold'ne Ring
Fingerrad in Waſſerklüfte,
Den ich jüngſt von Dir empfing.

Alſo träumt' ich. Morgenröthe
Blitzt' in's Auge durch den Baum,
Sag' Poete, ſag' Prophete:
Was bedeutet dieſer Traum?

Hatem.

Dieß zu deuten, bin erbötig!
Hab' ich Dir nicht oft erzählt,
Wie der Doge von Venedig
Mit dem Meere ſich vermählt?

So von Deinen Fingergliedern
Fiel der Ring dem Euphrat zu.
Ach, zu tauſend Himmelsliedern,
Süßer Traum, begeiſterſt Du!

Mich, der von den Indoſtanen
Streifte bis Damascus hin,
Um mit neuen Caravanen
Bis an's rothe Meer zu ziehn,

Mich vermählſt Du Deinem Fluſſe,
Der Terraſſe, dieſem Hain;
Hier ſoll bis zum letzten Kuſſe,
Dir mein Geiſt gewidmet ſein.

Kenne wohl der Männer Blicke,
Einer sagt: ich liebe, leide!
Ich begehre, ja verzweifle!
Und was sonst ist, kennt ein Mädchen;
Alles Das kann mir nicht helfen,
Alles Das kann mich nicht rühren.
Aber Hatem, Deine Blicke,
Geben erst dem Tage Glanz;
Denn sie sagen: Die gefällt mir,
Wie mir sonst Nichts mag gefallen.
Seh' ich Rosen, seh' ich Lilien,
Aller Gärten Zier und Ehre,
So Cypressen, Myrthen, Veilchen,
Aufzeregt zum Schmuck der Erde;
Und geschmückt ist sie ein Wunder,
Mit Erstaunen uns umfangend,
Uns erquickend, heilend, segnend,
Daß wir uns gesundet fühlen,
Wieder gern erkranken möchten.
Da erblicktest Du Suleica
Und gesundetest erkrankend,
Und erkranktest gesundend,
Lächeltest und sahst herüber,
Wie Du nie der Welt gelächelt.
Und Suleica fühlt des Blickes
Ew'ge Rede: Die gefällt mir
Wie mir sonst Nichts mag gefallen.

Ginko biloba.

Dieses Baums Blatt, der von Osten
Meinem Garten anvertraut,
Gibt geheimen Sinn zu kosten,
Wie's den Wissenden erbaut.

Ist es ein lebendig Wesen,
Das sich in sich selbst getrennt,
Sind es Zwei, die sich erlesen,
Daß man sie als Eines kennt?

Solche Frage zu erwiedern,
Fand ich wohl den rechten Sinn;
Fühlst Du nicht an meinen Liedern,
Daß ich Eins und doppelt bin?

Suleica.

Sag', Du hast wohl viel gedichtet,
Hin und her Dein Lied gerichtet,
Schöne Schrift von Deiner Hand,
Prachtgebunden, goldgerändet,
Bis auf Punct und Strich vollendet,
Zierlich lockend manchen Band?
Stets, wo Du sie hingewendet,
Wärs gewiß ein Liebespfand?

Hatem.

Ja, von mächtig holden Blicken,
Wie von lächelndem Entzücken
Und von Zähnen blendend klar,
Wimpernpfeilen, Lockenschlangen,
Hals und Busen reizumhangen,
Tausendfältige Gefahr!
Denke nun, wie von so Langem
Prophezeit Suleica war.

Suleica.

Die Sonne kommt! Ein Prachterscheinen
Der Sichelmond umklammert sie.
Wer konnte solch ein Paar vereinen?
Dieß Räthsel, wie erklärt sich's, wie?

Hatem.

Der Sultan konnt' es, er vermählte
Das allerhöchste Weltenpaar,
Um zu bezeichnen Auserwählte,
Die Tapfersten der treuen Schaar.

Auch sei's ein Bild von unserer Wonne!
Schon seh' ich wieder mich und Dich,
Du nennst mich, Liebchen, Deine Sonne,
Komm', süßer Mond, umklamm're mich!

Komm', Liebchen, komm'! umwinde mir die Mütze!
Aus Deiner Hand nur ist der Tulbend schön.
Hat Abbas doch, auf Iran's höchstem Sitze,
Sein Haupt nicht zierlicher umwinden sehn!

Ein Tulbend war das Band, das Alexander'n
In Schleifen schön vom Haupte fiel,
Und allen Folgeherrschern, jenen andern,
Als Königszierde wohlgefiel.

Ein Tulbend ist's, der unsern Kaiser schmücket,
Sie nennen's Krone. Name geht wohl hin!
Juwel' und Perle! sei das Aug' entzücket!
Der schönste Schmuck ist stets der Mousselin.

Und diesen hier, ganz rein und silberstreifig,
Umwinde, Liebchen, um die Stirn umher,
Was ist denn Hoheit? Mir ist sie geläufig!
Du schaust mich an, ich bin so groß als er.

Nur Wenig ist's, was ich verlange,
Weil eben Alles mir gefällt,
Und dieses Wenige, wie lange,
Gibt mir gefällig schon die Welt!

Oft sitz' ich heiter in der Schenke
Und heiter im beschränkten Haus;
Allein sobald ich Dein gedenke,
Dehnt sich mein Geist erobernd aus.

Dir sollten Timur's Reiche dienen,
Gehorchen sein gebietend' Heer,
Badakschan zollte Dir Rubinen,
Türkise das Hyrcanische Meer.

Getrocknet honigsüße Früchte
Von Bochara, dem Sonnenland,

Und tausend liebliche Gedichte
Auf Seidenblatt von Samarcand.

Da solltest Du mit Freude lesen,
Was ich von Ormus Dir verschrieb,
Und wie das ganze Handelswesen
Sich nur bewegte Dir zu lieb.

Wie in dem Lande der Bramanen
Viel tausend Finger sich bemüht,
Daß alle Pracht der Indestanen
Für Dich auf Woll' und Seide blüht;

Ja, zu Verherrlichung der Lieben,
Gießbäche Soumelpours durchwühlt,
Aus Erde, Grus, Gerüll, Geschieben,
Dir Diamanten ausgespült;

Wie Taucherschaar verweg'ner Männer
Der Perle Schatz dem Golf entriß,
Darauf ein Divan scharfer Kenner
Sie Dir zu reihen sich befliß:

Wenn nun Vassora noch das Letzte,
Gewürz und Weihrauch, beigethan,
Bringt Alles, was die Welt ergetzte,
Die Caravane Dir heran.

Doch alle diese Kaisergüter
Verwirrten doch zuletzt den Blick;
Und wahrhaft liebende Gemüther
Eins nur im andern fühlt sein Glück.

Hätt' ich irgend wohl Bedenken,
Balch, Bochara, Samarcand,
Süßes Liebchen, Dir zu schenken,
Dieser Städte Rausch und Tand?

Aber frag' einmal den Kaiser,
Ob er Dir die Städte gibt?
Er ist herrlicher und weiser;
Doch er weiß nicht, wie man liebt.

Herrscher, zu dergleichen Gaben
Nimmermehr bestimmst Du Dich!
Solch ein Mädchen muß man haben
Und ein Bettler sein wie ich.

Die schön geschriebenen,
Herrlich vergüldeten,
Belächeltest Du,
Die anmaßlichen Blätter;
Verziehst mein Prahlen
Von Deiner Lieb' und meinem,
Durch Dich glücklichen Gelingen,
Verziehst anmuthigem Selbstlob.

Selbstlob! Nur dem Neide stinkt's,
Wohlgeruch Freunden
Und eig'nem Schmack!

Freude des Daseins ist groß,
Größer die Freud' am Dasein,
Wenn Du, Suleica,
Mich überschwenglich beglückst:
Deine Leidenschaft mir zuwirfst,
Als wär's ein Ball,
Daß ich ihn fange,
Dir zurückwerfe
Mein gewidmetes Ich;
Das ist ein Augenblick!
Und dann reißt mich von Dir
Bald der Franke, bald der Armenier.
Aber Tage währt's,
Jahre dauert's, daß ich neu erschaffe
Tausendfältig Deiner Verschwendungen Fülle,
Auftrödle die bunte Schnur meines Glücks,
Geklöppelt tausendfadig
Von Dir, o Suleica!

Hier nun dagegen
Dichterische Perlen,
Die mir Deiner Leidenschaft
Gewaltige Brandung
Warf an des Lebens
Verödeten Strand ans.
Mit spitzen Fingern
Zierlich gelesen,
Durchreiht mit juwelenem
Geldschmuck
Nimm sie an Deinen Hals,
An Deinen Busen,
Die Regentropfen Allah's,
Gereift in bescheidener Muschel!

Lieb' um Liebe, Stund' um Stunde,
Wort um Wort und Blick um Blick,
Kuß um Kuß, vom treu'sten Munde,
Hauch um Hauch und Glück um Glück.
So am Abend, so am Morgen!
Doch Du fühlst an meinen Liedern
Immer noch geheime Sorgen;
Josuph's Reize möcht' ich borgen,
Deine Scheuheit zu erwiedern.

Suleica.

Volk und Knecht und Ueberwinder,
Sie gestehn zu jeder Zeit:
Höchstes Glück der Erdenkinder
Sei nur die Persönlichkeit.

Jedes Leben sei zu führen,
Wenn man sich nicht selbst vermißt;
Alles könne man verlieren,
Wenn man bliebe, was man ist.

Hatem.

Kann wohl sein! So wird gemeinet;
Doch ich bin auf and'rer Spur:

Alles Erdenglück vereinet
Find' ich in Suleika nur.

Wie sie sich an mich verschwendet,
Bin ich mir ein werthes Ich;
Hätte sie sich weggewendet,
Augenblicks verlor' ich mich.

Nun mit Hatem wär's zu Ende;
Doch schon hab' ich umgelost:
Ich verkörp're mich behende
In den Holden, den sie kost;

Wollte, wo nicht gar ein Rabbi,
Das will mir so recht nicht ein,
Doch Ferdusi, Mentanabbi,
Allenfalls der Kaiser sein.

Hatem.

Wie des Goldschmieds Bazar-Lädchen
Vielgefärbt', geschliff'ne Lichter,
So umgeben hübsche Mädchen
Den beinah' ergrauten Dichter.

Mädchen.

Singst Du schon Suleika wieder!
Diese können wir nicht leiden,
Nicht um Dich — um Deine Lieder
Wollen, müssen wir sie neiden.

Denn wenn sie auch garstig wäre,
Machst Du sie zum schönsten Wesen,
Und so haben wir von Dschemil
Und Boteinah viel gelesen.

Aber eben, weil wir hübsch sind,
Möchten wir auch gern gemalt sein,
Und, wenn Du es billig machest,
Sollst Du auch recht hübsch bezahlt sein.

Hatem.

Bräunchen komm, es wird schon gehen;
Töpfe, Kämme groß und kleine,
Zieren Köpfchens nette Reine
Wie die Kuppel ziert Moscheen.

Du, Blondinchen, bist so zierlich,
Aller Weis' und Weg' so nette;
Man gedenkt nicht ungebührlich
Alsogleich der Minarette;

Du da hinten hast der Augen
Zweierlei; Du kannst die beiden
Einzeln nach Belieben brauchen;
Doch ich sollte Dich vermeiden.

Leichtgedrückt der Augenlieder
Eines, die den Stern behelmen,
Deutet auf den Scheim der Schelmen,
Doch das and're schaut so bieder.

Dieß, wenn jen's verwundend angelt,
Heilend, während wird sich's weisen.

Niemand' kann ich glücklich preisen,
Der des Doppelblicks ermangelt.

Und so könnt' ich Alle loben,
Und so könnt' ich Alle lieben:
Denn sowie ich Euch erhoben,
War die Herrin mit beschrieben.

Mädchen.

Dichter wär so gerne Knecht sein,
Weil die Herrschaft d'raus entspringet;
Doch vor Allem sollt' ihm recht sein,
Wenn das Liebchen selber singet.

Ist sie denn des Liedes mächtig,
Wie's auf unsern Lippen waltet?
Denn es macht sie gar verdächtig,
Daß sie im Verborg'nen schaltet.

Hatem.

Nun wer weiß, was sie erfüllet!
Kennt Ihr solcher Tiefe Grund?
Selbstgefühltes Lied entquillet,
Selbstgedichtetes dem Mund.

Von Euch Dichterinnen allen
Ist ihr eben keine gleich;
Denn sie singt, mir zu gefallen,
Und ihr singt und liebt nur Euch.

Mädchen.

Merke wohl, Du hast uns eine
Jener Huris vorgeheuchelt!
Mag schon sein, wenn es nur keine
Sich auf dieser Erde schmeichelt.

Hatem.

Locken, haltet mich gefangen
In dem Kreise des Gesichts!
Euch geliebten, braunen Schlangen
Zu erwiedern hab' ich Nichts.

Nur dieß Herz, es ist von Dauer,
Schwillt in jugendlichstem Flor;
Unter Schnee und Nebelschauer
Rast ein Aetna Dir hervor.

Du beschämst wie Morgenröthe
Jener Gipfel ernste Wand,
Und noch ein Mal fühlet Hatem
Frühlingshauch und Sommerbrand.

Schenke her! Noch eine Flasche!
Diesen Becher bring' ich ihr!
Findet sie ein Häufchen Asche,
Sagt sie: „Der verbrannte mir.“

Haſt du dich mit ihm verbunden,
Iſt dir nicht ein Wort erlaubt;
Ach ſo iſt mein Glück verſchwunden,
Iſt auf ewig mir geraubt.

Valerio.

Du jammerſt mich, und doch vermag ich nicht,
Betrübtes Kind, dir nun zu helfen. Nur
Zum Troſte ſag' ich dir: Noch iſt nicht alles,
Was du zu fürchten ſcheinſt, gethan; noch bleibt
Die Hoffnung mir und dir. Allein ich muß
In dieſem Augenblick den Druck der Hand
Und jeden liebevollen Gruß verſagen.
Entferne dich dorthin, und ſetze dich
Auf jenen Felſen; bleibe ſtill und nähre
Den feſten Vorſatz, dich und den Geliebten
Nicht mehr zu quälen, dort, bis wir dich rufen.

Roſa.

Ich folge deinen Winken, drücke nicht
Die Freude lebhaft aus, daß du mir wieder
Gegeben biſt. Dein freundlich-ernſtes Wort,
Dein Blick gebiethet mir; ich geh' und hoffe.

Suleika.

Nimmer will ich Dich verlieren!
Liebe gibt der Liebe Kraft.
Magst Du meine Jugend zieren
Mit gewaltiger Leidenschaft!
Ach, wie schmeichelt's meinem Triebe,
Wenn man meinen Dichter preis't!
Denn das Leben ist die Liebe,
Und des Lebens Leben Geist.

Laß Deinen süßen Rubinenmund
Zudringlichkeiten nicht verfluchen:
Was hat Liebesschmerz andern Grund,
Als seine Heilung zu suchen?

Bist Du von Deiner Geliebten getrennt,
Wie Orient vom Occident,
Das Herz durch alle Wüsten rennt;
Es gibt sich überall selbst das Geleit,
Für Liebende ist Bagdad nicht weit.

Mag sie sich immer ergänzen,
Eu're brüchige Welt in sich!
Diese klaren Augen, sie glänzen,
Dieses Herz, es schlägt für mich!

O, daß der Sinnen doch so viele sind!
Verwirrung bringen sie in's Glück herein.
Wenn ich Dich sehe, wünsch' ich taub zu sein,
Wenn ich Dich höre, blind.

Auch in der Ferne Dir so nah'!
Und unerwartet kommt die Qual.
Da hör' ich wieder Dich ein Mal;
Auf ein Mal bist Du wieder da!

Wie sollt' ich heiter bleiben,
Entfernt von Tag und Licht?
Nun aber will ich schreiben,
Und trinken mag ich nicht.

Wenn sie mich an sich lockte,
War Rede nicht im Brauch,
Und wie die Zunge stockte,
So stockt die Feder auch.

Nur zu, geliebter Schenke,
Den Becher fülle still!
Ich sage nur: Gedenke!
Schon weiß man, was ich will.

Wenn ich Dein' gedenke,
Fragt mich gleich der Schenke:
„Herr, warum so still?
Da von Deinen Lehren
Immer weiter hören
Saki gerne will."

Wenn ich mich vergesse
Unter der Cypresse,
Hält er Nichts davon;
Und im stillen Kreise
Bin ich doch so weise,
Klug wie Salomon.

Buch Suleika.

Ich möchte dieses Buch wohl gern zusammenschürzen,
Daß es den andern wäre gleich geschnürt.
Allein wie willst Du Wort und Blatt verkürzen,
Wenn Liebeswahnsinn Dich in's Weite führt?

An vollen Büschelzweigen,
Geliebte, sieh' nur hin!
Laß Dir die Früchte zeigen,
Umschalet stachlig grün.

Sie hängen längst geballet,
Still, unbekannt mit sich,
Ein Ast, der schaukelnd wallet,
Wiegt sie geduldiglich.

Doch immer reift von innen
Und schwillt der braune Kern,
Er möchte Luft gewinnen
Und säh' die Sonne gern.

Die Schale platzt und nieder
Macht er sich freudig los;
So fallen meine Lieder
Gehäuft in Deinen Schooß.

Suleika.

An des luft'gen Brunnens Rand,
Der in Wasserfäden spielt,
Wußt' ich nicht, was fest mich hielt;
Doch da war von Deiner Hand
Mein Ebisser leis' gezogen;
Nieder blickt ich, Dir gewogen.

Hier, am Ende des Canal's
Der gereihten Haupt-Allee,
Blick' ich wieder in die Höh',
Und da seh' ich abermals
Meine Lettern fein gezogen:
„Bleibe! bleibe mir gewogen!"

Hatem.

Möge Wasser springend, wallend
Die Cypressen Dir gestehn:
Von Suleika zu Suleika
Ist mein Kommen und mein Gehn.

Suleika.

Kaum, daß ich Dich wieder habe,
Dich mit Kuß und Liedern labe,
Bist Du still in Dich gekehret;
Was beengt und drückt und störet?

Hatem.

Ach, Suleika! Soll ich's sagen?
Statt zu loben, möcht' ich klagen!
Sangest sonst nur meine Lieder,
Immer neu und immer wieder.

Sollte wohl auch diese loben,
Doch sie sind nur eingeschoben;
Nicht von Hafis, nicht Nisami,
Nicht Saadi, nicht von Dschami.

Kenn' ich doch der Väter Menge,
Sylb' um Sylbe, Klang um Klange,
Im Gedächtniß unverloren;
Diese da sind neu geboren.

Gestern wurden sie gedichtet.
Sag'! Hast Du Dich neu verpflichtet?
Hauchest Du so froh verwegen
Fremden Athem mir entgegen,

Der Dich ebenso belebet,
Ebenso in Liebe schwebet,
Lockend, ladend zum Vereine,
So harmonisch als der meine?

Suleika.

War Hatem lange doch entfernt,
Das Mädchen hatte was gelernt;
Von ihm war sie so schön gelobt,
Da hat die Trennung sich erprobt.
Wohl, daß sie Dir nicht fremde scheinen;
Sie sind Suleika's, sind die Deinen!

Behramgur, sagt man, hat den Reim erfunden,
Er sprach entzückt aus reiner Seele Drang;
Dilaram schnell, die Freundinn seiner Stunden,
Erwiederte mit gleichem Wort und Klang.

Und so, Geliebte, warst Du mir beschieden,
Des Reims zu finden holden Lustgebrauch,
Daß auch Behramgur ich, den Sassaniden,
Nicht mehr beneiden darf, mir ward es auch.

Hast mir dieß Buch geweckt, Du hast's gegeben;
Denn was ich froh, aus vollem Herzen sprach,
Das klang zurück aus Deinem holden Leben,
Wie Blick dem Blick, so Reim dem Reime nach.

Nun tön' es fort zu Dir, auch aus der Ferne,
Das Wort erreicht, und schwände Ton und Schall!
Ist's nicht der Mantel noch gemalter Sterne!
Ist's nicht der Liebe hochverklärtes All?

Deinem Blick mich zu bequemen,
Deinem Munde, Deiner Brust,
Deine Stimme zu vernehmen,
War die letzt' und erste Lust.

Gestern, ach, war sie die letzte,
Dann verlosch mir Leucht' und Feuer!
Jeder Scherz, der mich ergetzte,
Wird nun schuldenschwer und theuer.

Eh' es Allah nicht gefällt,
Uns auf's Neue zu vereinen,
Gibt mir Sonne, Mond und Welt,
Nur Gelegenheit zum Weinen.

Suleika.

Was bedeutet die Bewegung?
Bringt der Ost mir frohe Kunde!
Seiner Schwingen frische Regung
Kühlt des Herzens tiefe Wunde.

Kosend spielt er mit dem Staube,
Jagt ihn auf in leichten Wölkchen,
Treibt zur scheuen Rebenlaube
Der Insecten frohes Völkchen.

Lindert sanft der Sonne Glühen,
Kühlt auch mir die heißen Wangen,
Küßt die Reben noch im Fliehen,
Die auf Feld und Hügel prangen,

Und mir bringt sein leises Flüstern
Von dem Freunde tausend Grüße;
Eh' noch diese Hügel düstern,
Grüßen mich wohl tausend Küsse.

Und so kannst Du weiter ziehen!
Diene Freunden und Betrübten.
Dort, wo hohe Mauern glühen,
Find' ich bald den Vielgeliebten.

Ach, die wahre Herzenskunde,
Liebeshauch, erfrischtes Leben,
Wird mir nur aus seinem Munde,
Kann mir nur sein Athem geben!

Hochbild.

Die Sonne, Helios der Griechen,
Fährt prächtig auf der Himmelsbahn,
Gewiß, das Weltall zu besiegen,
Blickt er umher, hinab, hinan.

Er sieht die schönste Göttinn weinen,
Die Wolkentochter, Himmelskind,
Ihr scheint er nur allein zu scheinen;
Für alle heitern Räume blind,

Verſenkt er ſich in Schmerz und Schauer,
Und häufiger quillt ihr Thränenguß:
Er ſendet Luſt in ihre Trauer
Und jeder Perle Kuß auf Kuß.

Nun fühlt ſie tief des Blick's Gewalten,
Und unverwandt ſchaut ſie hinauf;
Die Perlen wollen ſich geſtalten:
Denn jede nahm ſein Bildniß auf.

Und ſo umkränzt von Farb' und Bogen,
Erheitert leuchtet ihr Geſicht,
Entgegen kommt er ihr gezogen;
Doch er, doch ach! erreicht ſie nicht.

So, nach des Schickſals hartem Looſe,
Weichſt Du mir, Lieblichſte, davon;
Und wär' ich Helios, der Große,
Was nützte mir der Wagenthron?

Nachklang.

Es klingt ſo prächtig, wenn der Dichter
Der Sonne, bald dem Kaiſer ſich vergleicht;
Doch er verbirgt die traurigen Geſichter,
Wenn er in düſtern Nächten ſchleicht.

Von Wolken ſtreifenhaft befangen,
Verſank zu Nacht des Himmels reinſtes Blau;
Vermagert bleich ſind meine Wangen
Und meine Herzensthränen grau.

Laß mich nicht ſo der Nacht, dem Schmerze,
Du Allerliebſtes, Du mein Mondgeſicht,
O, Du mein Phosphor, meine Kerze,
Du meine Sonne, Du mein Licht!

Suleika.

Ach, um Deine feuchten Schwingen,
Weſt, wie ſehr ich Dich beneide:
Denn Du kannſt ihm Kunde bringen,
Was ich in der Trennung leide!

Die Bewegung Deiner Flügel
Weckt im Buſen ſtilles Sehnen;
Blumen, Augen, Wald und Hügel
Stehn bei Deinem Hauch in Thränen.

Doch Dein mildes, ſanftes Wehen
Kühlt die wunden Augenlieder;
Ach, vor Leid' müßt' ich vergehen,
Hofft' ich nicht, zu ſehn ihn wieder.

Eile denn zu meinem Lieben,
Sprache ſanft zu ſeinem Herzen;
Doch vermeid', ihn zu betrüben
Und verbirg ihm meine Schmerzen.

Sag' ihm, aber ſag's beſcheiden:
Seine Liebe ſei mein Leben,
Freudiges Gefühl von Beiden
Wird mir ſeine Nähe geben.

Wiederfinden.

Iſt es möglich! Stern der Sterne,
Drück' ich wieder Dich an's Herz!
Ach, was iſt die Nacht der Ferne
Für ein Abgrund, für ein Schmerz!
Ja, Du biſt es! meiner Freuden
Süßer, lieber Widerpart!
Eingedenk vergang'ner Leiden
Schaudr' ich vor der Gegenwart.

Als die Welt im tiefſten Grunde
Lag an Gottes ew'ger Bruſt,
Ordnet' er die erſte Stunde
Mit erhab'ner Schöpfungsluſt;
Und er ſprach das Wort: „Es werde!"
Da erklang ein ſchmerzlich Ach!
Als das All mit Machtgeberde
In die Wirklichkeiten brach.

Auf that ſich das Licht: ſo trennte
Scheu ſich Finſterniß von ihm,
Und ſogleich die Elemente
Scheidend auseinander flieh'n.
Raſch, in wilden, wüſten Träumen,
Jedes nach der Weite rang.
Starr, in ungemeſſnen Räumen,
Ohne Sehnſucht, ohne Klang.

Stumm war Alles, ſtill und öde,
Einſam Gott zum erſten Mal!
Da erſchuf er Morgenröthe,
Die erbarmte ſich der Qual;
Sie entwickelte dem Trüben
Ein erklingend Farbenſpiel,
Und nun konnte wieder lieben,
Was erſt auseinander fiel.

Und mit eiligem Beſtreben
Sucht ſich, was ſich angehört;
Und zu ungemeſſnem Leben
Iſt Gefühl und Blick gekehrt;
Sei's Ergreifen, ſei es Faſſen,
Wenn es nur ſich faßt und hält!
Allah braucht nicht mehr zu ſchaffen,
Wir erſchaffen ſeine Welt.

So, mit morgenrothen Flügeln,
Riß es mich an Deinen Mund,
Und die Nacht mit tauſend Siegeln
Kräftigt ſternenhell den Bund.
Beide ſind wir auf der Erde
Muſterhaft in Freud' und Qual,
Und ein zweites Wort: „Es werde!"
Trennt uns nicht zum zweiten Mal.

Vollmondnacht.

Herrinn, ſag', was heißt das Flüſtern?
Was bewegt Dir leiſ' die Lippen?
Liſpelſt immer vor Dich hin,
Lieblicher als Weines Nippen!
Denkſt Du Deinen Mundgeſchwiſtern
Noch ein Pärchen herzuziehn?

Ich will küſſen! küſſen ſagt' ich.

Schau'! Im zweifelhaften Dunkel
Glühen blühend alle Zweige,
Nieder ſpielet Stern auf Stern;
Und Smaragden, durch's Geſträuche,
Tauſendfältiger Carfunkel:
Doch Dein Geiſt iſt Allem fern.

Ich will küſſen! küſſen ſagt' ich.

Dein Geliebter, fern, erprobet
Gleicherweiſ' im Sauerſüßen,
Fühlt ein unglückſel'ges Glück.
Euch im Vollmond zu begrüßen
Habt Ihr heilig angelobet,
Dieſes iſt der Augenblick!

Ich will küſſen! küſſen ſagt' ich.

Geheimſchrift.

Laßt Euch, o Diplomaten,
Recht angelegen ſein,
Und Eu're Potentaten
Berathet rein und fein!
Geheimer Chiffern Sendung
Beſchäftige die Welt,
Bis endlich jede Wendung
Sich ſelbſt in's Gleiche ſtellt.

Wie von der Herrinn ſüße
Die Chiffer iſt zur Hand,
Woran ich ſchon genieße,
Weil ſie die Kunſt erfand;
Es iſt die Liebesfülle
Im lieblichſten Revier,
Der holde, treue Wille
Wie zwiſchen mir und ihr.

Von abertauſend Blüthen
Iſt es ein bunter Strauß,
Von engliſchen Gemüthen
Ein vollbewohntes Haus;
Von bunteſten Gefiedern
Der Himmel überſä't,
Ein klingend Meer von Liedern
Geruchvoll überweht.

Iſt unbedingten Strebens
Geheime Doppelſchrift,
Die in das Mark des Lebens
Wie Pfeil und Pfeile trifft.

Was ich Euch offenbaret,
War längſt ein frommer Brauch;
Und wenn Ihr es gewahret,
So ſchweigt und nutzt es auch.

Abglanz.

Ein Spiegel, er iſt mir geworden,
Ich ſehe ſo gerne hinein,
Als hinge des Kaiſers Orden
An mir mit Doppelſchein;
Nicht etwa ſelbſtgefällig
Such' ich mich überall;
Ich bin ſo gerne geſellig
Und Das iſt hier der Fall.

Wenn ich nun vor'm Spiegel ſtehe,
Im ſtillen Witwerhaus,
Gleich guckt, eh' ich mich verſehe,
Das Liebchen mit heraus.
Schnell kehr' ich mich um, und wieder
Verſchwand ſie, die ich ſah;
Dann blick' ich in meine Lieder,
Gleich iſt ſie wieder da.

Die ſchreib' ich immer ſchöner
Und mehr nach meinem Sinn,
Trotz Crittler und Verhöhner,
Zu täglichem Gewinn.
Ihr Bild in reichen Schranken
Verherrlichet ſich nur,
In gold'nen Roſenranken
Und Rähmchen von Laſur.

Dulcien.

Wie mit innigſtem Behagen,
Lied, empfand ich Deinen Sinn!
Liebevoll, Du ſcheinſt zu ſagen:
Daß ich ihm zur Seite bin,

Daß er ewig mein gedenket,
Seiner Liebe Seligkeit
Immerdar der Fernen ſchenket,
Die ein Leben ihm geweiht.

Ja, mein Herz, es iſt der Spiegel,
Freund, worin Du Dich erblickt;
Dieſe Bruſt, wo Deine Siegel
Kuß auf Kuß hereingedrückt.

Süßes Dichten, laut're Wahrheit
Feſſelt mich in Sympathie!
Rein verkörpert Liebesklarheit
Im Gewand der Poeſie.

Laß den Weltenſpiegel Alexander'n;
Denn was zeigt er? — Da und dort
Stille Völker, die er mit den andern
Zwingend rüttela möchte fort und fort.

Du, nicht weiter, nicht zu Fremdem ſtrebe!
Singe mir, die Du Dir eigen ſangſt.
Denke, daß ich liebe, daß ich lebe.
Denke, daß Du mich bezwangſt.

Die Welt durchaus iſt lieblich anzuſchauen,
Vorzüglich aber ſchön die Welt der Dichter;
Auf bunten, hellen oder ſilbergrauen
Gefilden, Tag und Nacht, erglänzen Lichter.
Heut iſt mir Alles herrlich; wenn's nur bliebe!
Ich ſehe heut durch's Augenglas der Liebe.

In tauſend Formen magſt Du Dich verſtecken,
Doch, Allerliebſte, gleich erkenn' ich Dich;
Du magſt mit Zauberſchleiern Dich bedecken,
Allgegenwärtige, gleich erkenn' ich Dich!

An der Cypreſſe reinſtem, jungem Streben,
Allſchöngewachſ'ne, gleich erkenn' ich Dich;
In des Canales reinem Wellenleben,
Allſchmeichelhafte, wohl erkenn' ich Dich!

Wenn ſteigend ſich der Waſſerſtrahl entfaltet,
Allſpielende, wie froh erkenn' ich Dich;
Wenn Wolke ſich geſtaltend und umgeſtaltet,
Allmannigfaltige, dort erkenn' ich Dich!

An des geblümten Schleiers Wieſenteppich,
Allbunterneute, ſchön erkenn' ich Dich;
Und greift umher ein tauſendarm'ger Epvich,
O Allumklammernde, da kenn' ich Dich!

Wenn am Gebirg der Morgen ſich entzündet,
Gleich Allerheiternde, begrüß' ich Dich;
Dann über mir der Himmel rein ſich rundet,
Allherzerweiternde, dann athm' ich Dich!

Was ich mit äußerm Sinn, mit innerm kenne,
Du Allbelehrende, kenn' ich durch Dich;
Und wenn ich Allah's Namenhundert nenne,
Mit jedem klingt ein Name nach für Dich!

Saki Nameh.

Das Schenkenbuch.

Ja, in der Schenke hab' ich auch geſeſſen,
Mir ward wie Andern zugemeſſen,
Sie ſchwatzten, ſchrieen, händelten von heut,
So froh und traurig, wie's der Tag gebeut;
Ich aber ſaß, im Innerſten erfreut,
An meine Liebſte dacht' ich — Wie ſie liebt,
Das weiß ich nicht; was aber mich bedrängt!
Ich liebe ſie, wie es ein Buſen gibt,
Der treu ſich Einer gab und knechtiſch hängt.
Wo war das Pergament, der Griffel wo,
Die Alles faßten? — Doch ſo war's! ja ſo!

Sitz' ich allein,
Wo kann ich beſſer ſein?
Meinen Wein
Trink ich allein;
Niemand ſetzt mir Schranken,
Ich hab' ſo meine eig'nen Gedanken.

So weit brachť es Muley, der Dieb,
Daß er trunken ſchöne Lettern ſchrieb.

Ob der Coran von Ewigkeit ſei,
Darnach frag' ich nicht!
Ob der Coran geſchaffen ſei,
Das weiß ich nicht!

Daß er das Buch der Bücher ſei,
Glaub' ich aus Mosleminen-Pflicht.
Daß aber der Wein von Ewigkeit ſei,
Daran zweifl' ich nicht;
Oder daß er vor den Engeln geſchaffen ſei,
Iſt vielleicht auch kein Gedicht.
Der Trinkende, wie es auch immer ſei,
Blickt Gott friſcher in's Angeſicht.

Trunken müſſen wir Alle ſein!
Jugend iſt Trunkenheit ohne Wein;
Trinkt ſich das Alter wieder zur Jugend,
So iſt es wundervolle Tugend.
Für Sorgen ſorgt das liebe Leben,
Und Sorgenbrecher ſind die Reben.

Da wird nicht mehr nachgefragt!
Wein iſt ernſtlich unterſagt.
Soll denn doch getrunken ſein,
Trinke nur vom beſten Wein:
Doppelt wäreſt Du ein Ketzer
In Verdammniß um den Kratzer.

So lang man nüchtern iſt,
Gefällt das Schlechte;

Wie man getrunken hat,
Weiß man das Rechte;
Nur iſt das Uebermaß
Auch gleich zu Handen;
Haſis, o lehre mich,
Wie Du's verſtanden!

Denn meine Meinung iſt
Nicht übertrieben:
Wenn man nicht trinken kann,
Soll man nicht lieben.
Doch ſollt Ihr, Trinker, Euch
Nicht beſſer dünken;
Wenn man nicht lieben kann,
Soll man nicht trinken.

Suleika.

Warum Du nur oft ſo unhold biſt?

Hatem.

Du weißt, daß der Leib ein Kerker iſt;
Die Seele hat man hineinbetrogen;
Da hat ſie nicht freie Ellebogen.
Will ſie ſich da und dorthin retten,
Schnürt man den Kerker ſelbſt in Ketten,
Da iſt das Liebchen doppelt gefährdet,
Deßhalb ſie ſich oft ſo ſeltſam geberdet.

Wenn der Körper ein Kerker iſt,
Warum nur der Kerker ſo durſtig iſt?
Seele befindet ſich wohl darinnen,
Und bliebe gern vergnügt bei Sinnen;
Nun aber ſoll eine Flaſche Wein,
Friſch eine nach der andern herein.
Seele will's nicht länger ertragen,
Sie an der Thüre in Stücke ſchlagen.

Dem Kellner.

Setze mir nicht, Du Grobian,
Mir den Krug ſo derb vor die Naſe!
Wer mir Wein bringt, ſehe mich freundlich an,
Sonſt trübt ſich der Eifer im Glaſe.

Dem Schenken.

Du zierlicher Knabe, Du komm' herein,
Was ſtehſt Du denn da auf der Schwelle?
Du ſollſt mir künftig der Schenke ſein,
Jeder Wein iſt ſchmackhaft und helle.

Schenke (ſpricht

Du, mit Deinen braunen Locken,
Geh' mir weg, verſchmitzte Dirne!
Schenk' ich meinem Herrn zu Danke,
Nun ſo küßt er mir die Stirne.

Aber Du, ich wollte wetten,
Biſt mir nicht damit zufrieden;
Deine Wangen, Deine Brüſte
Werden meinen Freund ermüden.

Glaubſt Du wohl, mich zu betrügen,
Daß Du jetzt verſchämt entweicheſt?
Auf der Schwelle will ich liegen
Und erwachen, wenn Du ſchleicheſt.

Sie haben wegen der Trunkenheit
Vielfältig uns verklagt,
Und haben von unſ'rer Trunkenheit
Lange nicht genug geſagt.
Gewöhnlich der Betrunkenheit
Erliegt man, bis es tagt;
Doch hat mich meine Betrunkenheit
In der Nacht umhergejagt.
Es iſt die Liebestrunkenheit,
Die mich erbärmlich plagt,
Von Tag zu Nacht, von Nacht zu Tag
In meinem Herzen zagt,
Dem Herzen, das in Trunkenheit
Der Lieder ſchwillt und ragt,
Daß keine nüchterne Trunkenheit
Sich gleich zu heben wagt.
Lieb', Lied und Weines Trunkenheit,
Ob's nachtet oder tagt,
Die göttlichſte Betrunkenheit,
Die mich entzückt und plagt.

Du kleiner Schelm, Du!
Daß ich mir bewußt ſei,
Darauf kommt es überall an.
Und ſo erfreu' ich mich
Auch Deiner Gegenwart,
Du Allerliebſter,
Obgleich betrunken!

Was in der Schenke waren heute
Am früh'ſten Morgen für Tumulte!
Der Wirth und Mädchen! Fackeln, Leute!
Was gab's für Händel, für Inſulte!
Die Flöte klang, die Trommel ſcholl!
Es war ein wüſtes Weſen —
Doch bin ich, Luſt und Liebe voll,
Auch ſelbſt dabei geweſen.

Daß ich von Sitte nichts gelernt,
Darüber tadelt mich ein Jeder;
Doch bleib' ich weislich weit entfernt
Vom Streit der Schulen und Katheder.

Schenke.

Welch ein Zuſtand! Herr, ſo ſpäte
Schleichſt Du heut aus Deiner Kammer;
Perſer nennen's Bidamag buden,
Deutſche ſagen Katzenjammer.

Dichter.

Laß mich jetzt, geliebter Knabe!
Mir will nicht die Welt gefallen,
Nicht der Schein, der Duft der Roſe,
Nicht der Sang der Nachtigallen.

Schenke.

Eben Das will ich behandeln,
Und ich denk', es ſoll mir klecken;
Hier! genieß die friſchen Mandeln,
Und der Wein wird wieder ſchmecken.

Dann will ich auf der Terraſſe
Dich mit friſchen Lüften tränken;
Wie ich Dich in's Auge faſſe,
Gibſt Du einen Kuß dem Schenken.

Schau'! die Welt iſt keine Höhle,
Immer reich an Brut und Neſtern,
Roſenduft und Roſenöle;
Bulbul auch, ſie ſingt wie geſtern.

Jene garſtige Vettel,
Die buhleriſche,
Welt heißt man ſie,
Mich hat ſie betrogen,
Wie die übrigen alle.
Glaube nahm ſie mir weg,
Dann die Hoffnung;
Nun wollte ſie
An die Liebe;
Da riß ich aus.
Den geretteten Schatz
Für ewig zu ſichern,
Theilt' ich ihn weislich
Zwiſchen Suleika und Saki.
Jedes der Beiden
Beeifert ſich um die Wette,
Höhere Zinſen zu entrichten;
Und ich bin reicher als je:
Den Glauben hab' ich wieder!
An ihre Liebe den Glauben;
Er, im Becher, gewährt mir
Herrliches Gefühl der Gegenwart;
Was will da die Hoffnung!

Schenke.

Heute haſt Du gut gegeſſen,
Doch Du haſt noch mehr getrunken;
Was Du bei dem Mahl vergeſſen,
Iſt in dieſen Napf geſunken.

Sieh', Das nennen wir ein Schwänchen,
Wie's dem ſatten Gaſt gelüſtet;
Dieſes bring ich meinem Schwane,
Der ſich auf den Wellen brüſtet.

Doch vom Singſchwan will man wiſſen,
Daß er ſich zu Grabe läutet;
Laß mich jedes Lied vermiſſen,
Wenn es auf Dein Ende deutet.

Schenke.

Nennen Dich den großen Dichter,
Wenn Dich auf dem Markte zeigeſt;
Gerne hör' ich, wenn Du ſingeſt,
Und ich horche, wenn Du ſchweigeſt.

Doch ich liebe Dich noch lieber,
Wenn Du küſſeſt zum Erinnern;
Denn die Worte gehn vorüber,
Und der Kuß, der bleibt im Innern.

Reim auf Reim will was bedeuten,
Beſſer iſt es, Viel zu denken.
Singe Du den andern Leuten
Und verſtumme mit dem Schenken.

Dichter.

Schenke komm! Noch einen Becher!

Schenke.

Herr, Du haſt genug getrunken;
Nennen Dich den wilden Zecher!

Dichter.

Sahſt Du je, daß ich geſunken?

Schenke.

Mohamet verbietet's.

Dichter.

Liebchen!
Hört es Niemand, will Dir's ſagen.

Schenke.

Wenn Du einmal gerne redeſt,
Brauch' ich gar nicht Viel zu fragen.

Dichter.

Horch'! wir andern Muſelmannen
Nüchtern ſollen wir gebückt ſein,
Er, in ſeinem heil'gen Eifer,
Möchte gern allein verrückt ſein.

Saki.

Denk', o Herr, wenn Du getrunken,
Sprüht um Dich des Feuers Glaſt!
Praſſelnd blitzen tauſend Funken,
Und Du weißt nicht, wo es faßt.

Mönche ſeh' ich in den Ecken,
Wenn Du auf die Tafel ſchlägſt;
Die ſich gleisnerisch verſtecken,
Wenn Dein Herz Du offen trägſt.

Sag' mir nur, warum die Jugend,
Noch von keinem Fehler frei,
So ermangelnd jeder Tugend,
Klüger als das Alter ſei.

Alles weißt Du, was der Himmel,
Alles, was die Erde trägt,
Und verbirgſt nicht das Gewimmel,
Wie ſich's Dir im Buſen regt.

Hatem.

Eben d'rum, geliebter Knabe,
Bleibe jung und bleibe klug;
Dichten zwar iſt Himmelsgabe,
Doch im Erdeleben Trug.

Erſt ſich im Geheimniß wiegen,
Dann verplaudern früh und ſpat!
Dichter iſt umſonſt verſchwiegen,
Dichten ſelbſt iſt ſchon Verrath.

Sommernacht.

Dichter.

Niedergangen iſt die Sonne,
Doch im Weſten glänzt es immer;
Wiſſen möcht' ich wohl: wie lange
Dauert noch der gold'ne Schimmer?

Schenke.

Willſt Du, Herr, ſo will ich bleiben,
Warten außer dieſen Zelten;
Iſt die Nacht des Schimmers Herrinn,
Komm' ich gleich, es Dir zu melden.

Denn ich weiß, Du liebſt das Droben,
Das Unendliche zu ſchauen,
Wenn ſie ſich einander loben,
Jene Feuer in dem Blauen.

Und das Heilſte will nur ſagen:
„Jetzo glänz' ich meiner Stelle;
Wollte Gott Euch mehr betagen,
Glänztet Ihr wie ich ſo helle.“

Denn vor Gott iſt Alles herrlich,
Eben weil er iſt der Beſte;
Und ſo ſchläft nun aller Vogel
In dem groß' und kleinen Neſte.

Einer ſitzt auch wohl geſtängelt
Auf den Aeſten der Cypreſſe,
Wo der laue Wind ihn gängelt,
Bis zu Thanes luſt'ger Näſſe.

Solches haſt Du mich gelehret,
Oder etwas auch Dergleichen;
Was ich je Dir abgehöret,
Wird dem Herzen nicht entweichen.

Eule will ich Deinetwegen,
Kauzen hier auf der Terraſſe,
Bis ich erſt des Nordgeſtirnes
Zwillingswendung wohl erpaſſe.

Und da wird es Mitternacht ſein,
Wo Du oft zu früh ermunterſt;
Und dann wird es eine Pracht ſein,
Wenn das All' mit mir bewunderſt.

Dichter.

Zwar in dieſem Duft und Garten
Tönet Bulbul ganze Nächte;
Doch Du könnteſt lange warten,
Bis die Nacht ſo viel vermöchte.

Denn in dieſer Zeit der Flora,
Wie das Griechenvolk ſie nennet,
Die Strohwitwe, die Aurora,
Iſt in Heſperus entbrennet.

Sieh' Dich um! Sie kommt! wie ſchnelle!
Ueber Blumenfelds Gelänge! —
Hüben hell und drüben helle,
Ja, die Nacht kommt in's Gedränge.

Und auf rothen, leichten Sohlen
Ihn, der mit der Sonn' entlaufen,
Eilt ſie irrig einzuholen;
Fühlſt Du nicht ein Liebeſchnaufen?

Geh' nur, Lieblichſter der Söhne!
Tief in's Jun're, ſchließ' die Thüren;
Denn ſie möchte Deine Schöne
Als den Heſperus entführen.

Der Schenke ſchläfrig.

So hab' ich endlich von Dir erharrt:
In allen Elementen Gottes Gegenwart.
Wie Du mir Das ſo lieblich gibſt!
Am Lieblichſten aber, daß Du liebſt.

Hatem.

Der ſchläft recht ſüß und hat ein Recht zu ſchlafen.
Du, guter Knabe, haſt mir eingeſchenkt,
Vom Freund und Lehrer, ohne Zwang und Strafen,
So jung vernommen, wie der Alte denkt.
Nun aber kommt Geſundheit holder Fülle
Dir in die Glieder, daß Du Dich erneu'ſt.
Ich trinke noch, bin aber ſtille, ſtille,
Damit Du mich erwachend nicht erfreu'ſt.

Mathal Nameh.

Buch der Parabeln.

Vom Himmel ſank in wilder Meere Schauer
Ein Tropfe bangend, gräßlich ſchlug die Fluth.
Doch lohnte Gott beſcheid'nen Glaubensmuth,
Und gab dem Tropfen Kraft und Dauer;
Ihn ſchloß die ſtille Muſchel ein.
Und nun, zu ew'gem Ruhm und Lohne,
Die Perle glänzt an unſers Kaiſers Krone
Mit heldem Blick und mildem Schein.

Bulbul's Nachtlied durch die Schauer
Drang zu Allah's lichtem Throne,
Und dem Wohlgeſang zu Lohne
Sperrt er ſie in gold'nen Bauer.
Dieſer ſind des Menſchen Glieder:
Zwar ſie fühlet ſich beſchränket;
Doch wenn ſie es recht bedenket,
Singt das Seelchen immer wieder.

Wunderglaube.

Zerbrach ein Mal eine ſchöne Schal',
Und wollte ſchier verzweifeln;
Unart und Uebereil' zumal
Wünſcht ich zu allen Teufeln!
Erſt raſ't ich aus, dann weint' ich weich,
Beim traurigen Scherbeleſen;
Das jammerte Gott; er ſchuf es gleich
So ganz, als wie es geweſen.

Die Perle, die der Muſchel entrann,
Die ſchönſte, hochgeboren,
Zum Juwelier, dem guten Mann,
Sprach ſie: „Ich bin verloren!
Durchbohrſt Du mich, mein ſchönes All',
Es iſt ſogleich zerrüttet,
Mit Schweſtern muß ich, Fall für Fall,
Zu ſchlechten ſein gekittet.“

„Ich denke jetzt nur an Gewinn,
Du mußt es mir verzeihen;
Denn wenn ich hier nicht grauſam bin,
Wie ſoll die Schnur ſich reihen?“

Ich ſah mit Staunen und Vergnügen
Eine Pfauenfeder im Coran liegen;
Willkommen an dem heil'gen Platz,
Der Erdgebilde höchſter Schatz!
An Dir, wie an des Himmels Sternen,
Iſt Gottes Größe im Kleinen zu lernen,
Daß er, der Welten überblickt,
Sein Auge hier hat aufgedrückt,
Und ſo den leichten Flaum geſchmückt,
Daß Könige kaum unternahmen,
Die Pracht des Vogels nachzuahmen.
Beſcheiden freue Dich des Ruhms,
So biſt Du werth des Heiligthums!

Ein Kaiſer hatte zwei Caſſiere,
Einen zum Nehmen, einen zum Spenden;
Dieſem fiel's nur ſo aus den Händen,
Jener wußte nicht, woher zu nehmen.
Der Spendende ſtarb; der Herrſcher wußte nicht gleich,
Wem das Geberamt ſei anzuvertrauen;
Und wie man kaum thät' um ſich ſchauen,
So war der Nehmer unendlich reich.
Man wußte kaum vor Geld zu leben,
Weil man einen Tag Nichts ausgegeben.
Da ward nun erſt dem Kaiſer klar,
Was Schuld an allem Unheil war.
Den Zufall wußt' er wohl zu ſchätzen,
Nie wieder die Stelle zu beſetzen.

Zum Keſſel ſprach der neue Topf:
„Was haſt Du einen ſchwarzen Bauch!“
Das iſt bei uns nun Küchgebrauch;
Herbei, herbei Du glatter Tropf,
Bald wird Dein Stolz ſich mindern.
Behält der Henkel ein klar' Geſicht,
Darob erhebe Du Dich nicht,
Beſieh' nur Deinen Hintern.

Alle Menſchen, groß und klein,
Spinnen ſich ein Gewebe fein,
Wo ſie mit ihrer Scheerenſpitzen
Gar zierlich in der Mitte ſitzen.
Wenn nun darein ein Beſen fährt,
Sagen ſie, es ſei unerhört,
Man habe den größten Palaſt zerſtört.

Vom Himmel ſteigend, Jeſus bracht'
Des Evangeliums ewige Schrift;
Den Jüngern las er ſie Tag und Nacht;
Ein göttlich' Wort, es wirkt und trifft.
Er fuhr zurück, nahm's wieder mit;
Sie aber hatten's gut gefühlt,
Und Jeder ſchrieb, ſo Schritt vor Schritt,
Wie er's in ſeinem Sinn behielt.

Verſchieden. Es hat Nichts zu bedeuten:
Sie hatten nicht gleiche Fähigkeiten;
Doch damit können ſich die Chriſten
Bis zu dem jüngſten Tage friſten.

Es iſt gut.

Bei Mondeſchein im Paradeis
Fand Jehovah im Schlafe tief
Adam verſunken, legte leiſ'
Zur Seit' ein Evchen, das auch entſchlief.

Da lagen nun, in Erdeſchranken,
Gottes zwei lieblichſte Gedanken. —
„Gut!!!" rief er ſich zum Meiſterlohn,
Er ging ſogar nicht gern davon.

Kein Wunder, daß es uns berückt,
Wenn Auge friſch in Auge blickt,
Als hätten wir's ſo weit gebracht,
Bei Dem zu ſein, der uns gedacht.
Und euſt er uns, wohlan, es ſei!
Nur, Das beding' ich, alle Zwei!
Dich halten dieſer Arme Schranken,
Liebſter von allen Gottesgedanken!

Parſi Nameh.

Buch des Parſen.

Vermächtniß altperſiſchen Glaubens.

Welch Vermächtniß, Brüder, ſollt Euch kommen
Von dem Scheidenden, dem armen Frommen,
Den Ihr Jüngeren geduldig nährtet,
Seine letzten Tage pflegend ehrtet?

Wenn wir oft geſehn den König reiten,
Gold an ihm und Gold an allen Seiten,
Edelſtein' auf ihn und ſeine Großen
Ausgeſä't wie dichte Hagelſchloßen,

Habt Ihr jemals ihn darum beneidet,
Und nicht herrlicher den Blick geweidet,
Wenn die Sonne ſich auf Morgenflügeln
Darnawend's unzähligen Gipfelhügeln

Bogenhaft hervorhob? Wer enthielte
Sich des Blicks dahin? Ich fühlte, fühlte
Tauſend Mal, in ſoviel Lebenslagen,
Mich mit ihr, der kommenden, getragen,

Gott auf ſeinem Throne zu erkennen,
Ihn den Herrn des Lebensquells zu nennen,
Jenes hohen Anblicks werth zu handeln
Und in ſeinem Lichte fortzuwandeln.

Aber ſtieg der Feuerkreis vollendet,
Stand ich als in Finſterniß gebiendet,
Schlug den Buſen, die erfriſchten Glieder
Warf ich, Stirn voran, zur Erde nieder.

Und nun ſei ein heiliges Vermächtniß
Brüderlichem Wollen und Gedächtniß:
Schwerer Dienſte tägliche Bewahrung,
Sonſt bedarf es keiner Offenbarung.

Regt ein Nachbar'ner fromme Hände,
Daß man ihn ſogleich zur Sonne wende,
Tauche Leib und Geiſt im Feuerbade!
Zuhlen wird er jedes Morgens Gnade.

Dem Lebend'gen übergebt die Todten,
Selbſt die Thiere deckt mit Schutt und Boden,
Und, ſoweit ſich Eu're Kraft erſtrecket,
Was Euch unrein dünkt, es ſei bedecket.

Grabet Euer Feld in's zierlich Reine,
Daß die Sonne gern den Fleiß beſcheine;
Wenn Ihr Bäume pflanzt, ſo ſei's in Reihen,
Denn ſie läßt Geordnetes gedeihen.

Auch dem Waſſer darf es in Canälen
Nie am Laufe, nie an Reine fehlen;
Wie Euch Sendend aus Berg-Revieren
Rein entſpringt, ſoll er ſich rein verlieren.

Sanften Fall des Waſſers nicht zu ſchwächen,
Sorgt, die Gräben fleißig auszuſtechen;
Rohr und Binſe, Molch und Salamander,
Ungeſchöpfe, tilgt ſie mit einander.

Habt Ihr Erd' und Waſſer ſo im Reinen,
Wird die Sonne gern durch Lüfte ſcheinen,
Wo ſie, ihrer würdig aufgenommen,
Leben wirkt, dem Leben Heil und Frommen.

Ihr, von Müh' zu Mühe ſo gereinigt,
Seid getroſt, nun iſt das All gereinigt;
Und nun darf der Menſch als Prieſter wagen,
Gottes Gleichniß aus dem Stein zu ſchlagen.

Wo die Flamme brennt, erkennet freudig:
Hell iſt Nacht, und Glieder ſind geſchmeidig.
An des Herdes raſchen Feuerkräften
Reift das Rohe Thier- und Pflanzenſäften.

Schleppt Ihr Holz herbei, ſo thut's mit Wonne;
Denn Ihr tragt den Samen ird'ſcher Sonne.

Fünfter Auftritt.

Valerio. Erwin.

Valerio.

Erwin! Erwin!

Erwin.

Mein Freund, was haſt du mir
Für Schmerzen zubereitet! Sage mir,
Was ſoll ich denken? Denn von ungefähr
Sind dieſe Frauen nicht hieher gekommen.
Grauſamer Freund, du haſt die ſtille Wohnung
Doch endlich ausgeſpäht, und kommſt mit Liſt,
Mit glatten Worten, mit Verſtellung, mich
Erſt einzuwiegen; führeſt dann ein Bild
Vor meinen Augen auf, das jeden Schmerz
Auf's neue regt, das weder Troſt noch Hülfe
Mir bringen kann und mir Verzweiflung bringt.

Valerio.

Nur ſtille, lieber Mann; ich ſage dir
Bis auf das Kleinſte, wie es zugegangen.
Nur jetzt ein Wort! — Sie liebt dich —

Pflückt Ihr Pambeh, mögt Ihr traulich sagen:
Diese wird als Docht das Heil'ge tragen.

Werdet Ihr in jeder Lampe brennen,
Fromm den Abglanz höh'res Lichts erkennen,
Soll Euch nie ein Mißgeschick verwehren,
Gottes Thron am Morgen zu verehren.

Das ist unsers Daseins Kaisersiegel,
Uns und Engeln reiner Gottesspiegel,
Und was nur am Lob des Höchsten stammelt,
Ist in Kreis' um Kreise dort versammelt.

Will dem Ufer Sendend's entsagen,
Auf zum Darnawend die Flügel schlagen,
Wie sie tagt, ihr freudig zu begegnen
Und von dorther ewig Euch zu segnen.

Wenn der Mensch die Erde schätzet,
Weil die Sonne sie bescheinet,
An der Rebe sich ergetzet,
Die dem scharfen Messer weinet,
Da sie fühlt, daß ihre Säfte,
Wohlgekocht, die Welt erquickend,
Werden regsam vielen Kräften,
Aber mehreren erstickend;
Weiß er Das der Gluth zu danken,
Die das Alles läßt gedeihen;
Wird Betrunk'ner stammelnd wanken,
Mäßiger wird sich singend freuen.

Chuld Nameh.

Buch des Paradieses.

Vorschmack.

Der ächte Moslem spricht vom Paradiese,
Als wenn er selbst allda gewesen wäre;
Er glaubt dem Coran, wie es Der verhieße,
Hierauf begründet sich die reine Lehre.

Doch der Prophet, Verfasser jenes Buches,
Weiß uns're Mängel droben auszuwittern,
Und sieht, daß trotz dem Donner seines Fluches,
Die Zweifel oft den Glauben uns verbittern.

Deßhalb entsendet er den ewigen Männern
Ein Jugendmuster, Alles zu verjüngen;
Sie schwebt heran und fesselt, ohne Säumen,
Um meinen Hals die allerliebsten Schlingen.

Auf meinem Schooß, an meinem Herzen halt' ich
Das Himmelswesen, mag Nichts weiter wissen,
Und glaube nun an's Paradies gewaltig;
Denn ewig mocht' ich sie so traulich küssen.

Berechtigte Männer.

Nach der Schlacht von Bedr, unter'm Sternenhimmel.

Mahomet spricht.

Seine Todten mag der Feind betrauern;
Denn sie liegen ohne Wiederkehren.
Uns're Brüder sollt Ihr nicht bedauern;
Denn sie wandeln über jenen Sphären.

Die Planeten haben alle sieben
Die metall'nen Thore weit gethan;
Und schon klopfen die verklärten Lieben
Paradieses Pforten kühnlich an;

Finden, ungehofft und überglücklich,
Herrlichkeiten, die mein Ring berührt,
Als das Wunderpferd mich augenblicklich
Durch die Himmel alle durchgeführt;

Weisheitsbaum an Baum cypresseragend,
Heben Aepfel gold'ner Zierd' empor;
Lebensbäume, breite Schatten schlagend,
Decken Blumensitz und Kräuterflor.

Und nun bringt ein süßer Wind von Osten
Hergeführet die Himmelsmädchenschaar;
Mit den Augen fängst Du an zu kosten,
Schon der Anblick sättigt ganz und gar.

Forschend stehn sie, was Du unternahmest?
Große Plane? fährlich blutigen Strauß?
Daß Du Held sei'st, sehn sie, weil Du kamest;
Welch ein Held Du sei'st? sie forschens aus.

Und sie sehn es bald an Deiner Wunden,
Die sich selbst ein Ehrendenkmal schreibt:
Glück und Hoheit, Alles ist verschwunden,
Nur die Wunde für den Glauben bleibt;

Führen zu Chioskn Dich und Lauben,
Säulenreich von buntem Lichtgestein,
Und zum edeln Saft verklärter Trauben
Laden sie mit Nippen freundlich ein.

Jüngling! mehr als Jüngling bist willkommen!
Alle sind wir, Alle, licht und klar;

Haſt Du Eine Die an's Herz genommen;
Herrinn, Freundinn iſt ſie Deiner Schaar.

Doch die Allertrefflichſte gefällt ſich
Keineswegs in ſolchen Herrlichkeiten,
Heiter, neidlos, redlich unterhält Dich
Von den mannigfalt'gen And'rer Trefflichkeiten.

Eine führt Dich zu der Andern Schmauſe,
Den ſich Jede äußerſt auserſinnt;
Viele Frauen haſt und Ruh' im Hauſe,
Werth, daß man darob das Paradies gewinnt.

Und ſo ſchicke Dich in dieſen Frieden:
Denn Du kannſt ihn weiter nicht vertauſchen;
Solche Mädchen werden nicht ermüden,
Solche Weine werden nicht berauſchen.

Und ſo war das Wenige zu melden,
Wie der ſel'ge Muſelmann ſich brüſtet:
Paradies der Männer, Glaubenshelden,
Iſt hiermit vollkommen ausgerüſtet.

Auserwählte Frauen.

Frauen ſollen Nichts verlieren,
Keine Treue ziemt zu hoffen;
Doch wir wiſſen nur von Vieren,
Die alldort ſchon eingetroffen.

Erſt Suleika, Erdenſonne,
Gegen Juſſuph ganz Begierde,
Nun, des Paradieſes Wonne,
Glänzt ſie der Entſagung Zierde;

Dann die Allgebenedeite,
Die den Heiden Heil geboren,
Und getäuſcht, in bitterm Leide,
Sah den Sohn am Kreuz verloren;

Mahem's Gattinn auch, ſie baute
Wohlfahrt ihm und Herrlichkeiten,
Und empfahl bei Lebenszeiten
Einen Gott und eine Traute.

Kommt Fatima dann, die Holde,
Tochter, Gattinn ſonder Fehle,
Engliſch allerreinſte Seele
In dem Leib von Honiggolde.

Dieſe finden wir alldorten;
Und wer Frauenlob geprieſen,
Der verdient an ewigen Orten
Luſtzuwandeln wohl mit dieſen.

Einlaß.

Huri.

Heute ſteh' ich meine Wache
Vor des Paradieſes Thor,
Weiß nicht g'rade, wie ich's mache,
Kommſt mir ſo verdächtig vor?

Ob Du unſern Moslemînen
Auch recht eigentlich verwandt?
Ob Dein Kämpfen, Dein Verdienen
Dich an's Paradies geſandt?

Zählſt Du Dich zu jenen Helden,
Zeige Deine Wunden an,
Die mir Rühmliches vermelden,
Und ich führe Dich heran.

Dichter.

Nicht ſo vieles Federleſen!
Laß mich immer nur herein;
Denn ich bin ein Menſch geweſen,
Und Das heißt ein Kämpfer ſein.

Schärfe Deine kräft'gen Blicke!
Hier durchſchaue dieſe Bruſt,
Sieh' der Lebenswunden Tücke,
Sieh' der Liebeswunden Luſt.

Und doch ſang ich gläubigerweiſe:
Daß mir die Geliebte treu,
Daß die Welt, wie ſie auch kreiſe,
Liebevoll und dankbar ſei.

Mit den Trefflichſten zuſammen
Wirkt' ich, bis ich mir erlangt,
Daß mein Nam' in Liebesflammen
Von den ſchönſten Herzen prangt.

Nein! Du wählſt nicht den Geringern;
Gib die Hand, daß Tag für Tag
Ich an Deinen zarten Fingern
Ewigkeiten zählen mag.

Anklang.

Huri.

Draußen am Orte,
Wo ich Dich zuerſt ſprach,
Wacht' ich oft an der Pforte,
Dem Gebote nach.
Da hört' ich ein wunderlich Geſäuſel,
Ein Ton- und Sylbengekräuſel,
Das wollte herein.
Niemand aber ließ ſich ſehen;
Da verklang es klein zu klein;
Es klang aber faſt wie Deine Lieder,
Das erinn' ich mich wieder.

Dichter.

Ewig Geliebte! Wie zart
Erinnerſt Du Dich Deines Tranken!
Was auch in irdiſcher Luft und Art
Für Töne lauten,
Die wollen alle herauf;
Viele verklingen da unten zu Hauf';
Andere mit Geiſtes Flug und Lauf,
Wie das Flügelpferd der Propheten,
Steigen empor und ſtäten
Draußen an dem Thor.

Kommt Deinen Geſpielen ſo Etwas vor,
So ſollen ſie's freundlich vermerken,
Das Echo lieblich verſtärken,
Daß es wieder hinunterhalle,
Und ſollen Acht haben,
Daß, in jedem Falle,
Wenn er kommt, ſeine Gaben
Jedem zu Gute kommen;
Das wird beiden Welten frommen.

Sie mögen's ihm freundlich lohnen,
Auf liebliche Weiſe fügſam.
Sie laſſen ihn mit ſich wohnen:
Alle Guten ſind genügſam.

Du aber biſt mir beſchieden,
Dich laß ich nicht aus dem ewigen Frieden;
Auf die Wache ſollſt du nicht ziehn,
Schick' eine ledige Schweſter dahin.

Dichter.

Deine Liebe, Dein Kuß mich entzückt!
Geheimniſſe mag ich nicht erfragen:
Doch ſag' mir, ob Du an irdiſchen Tagen
Jemals Theil genommen?
Mir iſt es oft ſo vorgekommen,
Ich wollt' es beſchwören, ich wollt' es beweiſen:
Du haſt einmal Suleika geheißen.

Huri.

Wir ſind aus den Elementen geſchaffen,
Aus Waſſer, Feuer, Erd' und Luft
Unmittelbar; und irdiſcher Duft
Iſt unſerm Weſen ganz zuwider.
Wir ſteigen nie zu Euch herniider;
Doch wenn Ihr kommt bei uns zu ruhn,
Da haben wir genug zu thun.

Denn, ſiehſt Du, wie die Gläubigen kamen,
Wen dem Propheten ſo wohl empfohlen,
Beſitz vom Paradieſe nahmen,
Da waren wir, wie er befohlen,
So liebenswürdig, ſo charmant,
Wie uns die Engel ſelbſt nicht gekannt.

Allein der Erſte, Zweite, Dritte,
Die hatten ver[illegible]t eine Favorite,
Gegen uns waren's garſtige Dinger,
Sie aber hielten uns doch geringer,
Wir waren reizend, geiſtig-munter;
Die Moslems wollten wieder hinunter.

Nun war uns himmliſch Hochgebor'nen
Ein ſolch' Betragen ganz zuwider,
Wir aufgewiegelten Verſchwor'nen
Besannen uns ſchon hin und wieder;
Als der Prophet durch alle Himmel fuhr,
Da paßten wir auf ſeine Spur;
Rückkehrend hatt' er ſich's nicht verſehn,
Das Flügelpferd, es mußte ſtehn.

Da hatten wir ihn in der Mitte! —
Freundlich-ernſt, nach Propheten-Sitte,
Wurden wir kürzlich von ihm beſchieden;
Wir aber waren ſehr unzufrieden.
Denn ſeine Zwecke zu erreichen,
Sollten wir eben Alles leuken:
Sowie ihr dächtet, ſollten wir denken,
Wir ſollten Euern Liebchen gleichen.

Unſere Eigenliebe ging verloren,
Die Mädchen krauten hinter den Ohren;
Doch, dachten wir, im ewigen Leben
Muß man ſich eben in Alles ergeben.

Nun ſieht ein Jeder, was er ſah,
Und ihm geſchieht, was ihm geſchah.
Wir ſind die Blonden, wir ſind die Brannen,
Wir haben Grillen und haben Launen,
Ja, wohl auch manchmal eine Flauſe;
Ein Jeder denkt, er ſei zu Hauſe;
Und wir darüber ſind friſch und froh,
Daß ſie meinen, es wäre ſo.

Du aber biſt von freiem Humor,
Ich komme Dir paradieſiſch vor;
Du gibſt dem Blick, dem Kuß die Ehre,
Und wenn ich auch nicht Suleika wäre,
Doch da ſie gar zu lieblich war,
So glich ſie mir wohl auf ein Haar.

Dichter.

Du blendeſt mich mit Himmelsklarheit,
Es ſei nun Täuſchung oder Wahrheit;
Genug, ich bewund're Dich vor Allen!
Um ihre Pflicht nicht zu verſäumen,
Uns einem Deutſchen zu gefallen,
Spricht eine Huri in Knittelreimen.

Huri.

Ja, reim' auch Du nur unverdroſſen,
Wie es Dir aus der Seele ſteigt!
Wir paradieſiſche Genoſſen
Sind Wort und Thaten eines Sinns geneigt.
Die Thiere, weißt Du, ſind nicht ausgeſchloſſen,
Die ſich gehorſam, die ſich treu erzeigt!
Ein derbes Wort kann Huri nicht verdrießen;
Wir fühlen, was vom Herzen ſpricht,
Und was aus friſcher Quelle bricht,
Das darf im Paradieſe fließen.

Huri.

Wieder einen Finger ſchlägſt Du mir ein!
Weißt Du denn wie viel Aeonen
Wir vertraut ſchon zuſammenwohnen?

Dichter.

Nein! — Will's auch nicht wiſſen. Nein!
Mannigfaltiger, friſcher Genuß,
Ewig, dräntlich keuſcher Kuß! —
Wenn jeder Augenblick mich durchſchauert,
Was ſoll ich fragen, wie lang es gedauert!

Huri.

Abweſend biſt denn doch auch ein Mal,
Ich merk' es wohl, ohne Maß und Zahl.
Haſt in dem Weltall nicht verzagt,
An Gottes Tiefen Dich gewagt;
Nun ſei der Liebſten auch gewärtig!
Haſt Du nicht ſchon das Liedchen fertig?
Wie klang es draußen an dem Thor?
Wie klingt's? — Ich will nicht ſtärker in Dich dringen;
Sing' mir die Lieder an Suleica vor;
Denn weiter wirſt Du's doch im Paradies nicht bringen.

Begünſtigte Thiere.

Vier Thieren auch verheißen war,
In's Paradies zu kommen;
Dort leben ſie das ew'ge Jahr
Mit Heiligen und Frommen.

Den Vortritt hier ein Eſel hat,
Er kommt mit muntern Schritten;
Denn Jeſus zur Prophetenſtadt
Auf ihm iſt eingeritten.

Halb ſchüchtern kommt ein Wolf ſodann,
Dem Mahomed befohlen:
„Laß dieſes Schaf dem armen Mann,
Dem Reichen magſt Du's holen.“

Nun, immer wedelnd, munter, brav,
Mit ſeinem Herrn, dem braven,
Das Hündlein, das den Siebenſchlaf
So treulich mitgeſchlafen.

Abuherrira's Katze hier
Knurrt um den Herrn und ſchmeichelt;
Denn immer iſt's ein heilig' Thier,
Das der Prophet geſtreichelt.

Höheres und Höchſtes.

Daß wir ſolche Dinge lehren,
Möge man uns nicht beſtrafen.
Wie das Alles zu erklären,
Dürft Ihr Euer Tiefſtes fragen.

Und ſo werdet Ihr vernehmen:
Daß der Menſch, mit ſich zufrieden,
Gern ſein Ich gerettet ſähe,
So da droben wie hienieden.

Und mein liebes Ich bedürfte
Mancherlei Bequemlichkeiten;
Freuden, wie ich hier ſie ſchlürfte,
Wünſcht' ich auch für ew'ge Zeiten.

So gefallen ſchöne Gärten,
Blum' und Frucht und hübſche Kinder,
Die uns Allen hier gefielen,
Auch verjüngtem Geiſt nicht minder.

Und ſo möcht' ich alle Freunde,
Jung und alt, in Eins verſammeln,
Gar zu gern in Deutſcher Sprache
Paradieſes-Worte ſtammeln.

Doch man horcht nun Dialecten,
Wie ſich Menſch und Engel koſen,
Der Grammatik, der verſteckten,
Declinirend Mohn und Roſen;

Mag man ferner auch in Blicken
Sich rhetoriſch gern ergehen,
Und zu himmliſchem Entzücken
Ohne Klang und Ton erhöhen.

Ton und Klang jedoch entwindet
Sich dem Worte ſelbſtverſtändlich,
Und entſchiedener empfindet
Der Verklärte ſich unendlich.

Iſt ſomit dem Fünf der Sinne
Vorgeſehn im Paradieſe;
Sicher iſt es, ich gewinne
Einen Sinn für alle dieſe.

Und nun bring' ich aller Orten,
Leichter durch die ewigen Kreiſe,
Die durchdrungen ſind vom Worte
Gottes rein, lebendiger Weiſe.

Ungehemmt mit heißem Triebe
Läßt ſich da kein Ende finden,
Bis im Anſchau'n ewiger Liebe
Wir verſchweben, wir verſchwinden.

Siebenſchläfer.

Sechs Begünſtigte des Hofes
Fliehen vor des Kaiſers Grimme,
Der als Gott ſich läßt verehren,
Doch als Gott ſich nicht bewähret;
Denn ihn hindert eine Fliege,
Guter Biſſen ſich zu freuen.
Seine Diener ſcheuchen wedelnd,
Nicht verjagen ſie die Fliege.

Sie umschwärmt ihn, flicht und irret
Und verwirrt die ganze Tafel,
Kehret wieder, wie des hämischen
Fliegengottes Abgesandter.

„Nun" — so sagen sich die Knaben —
„Sollt' ein Flieglein Gott verhindern?
Sollt' ein Gott auch trinken, speisen,
Wie wir Andern? Nein, der Eine,
Der die Sonn' erschuf, den Mond auch,
Und der Sterne Glanz uns weihte,
Dieser ist's, wir fliehn!" — Die zarten,
Leichtbeschuht beflügten Knaben
Nimmt ein Schäfer auf, verbirgt sie
Und sich selbst in Felsenhöhle.

Schäferhund, er will nicht weichen;
Weggescheucht, den Fuß zerschmettert,
Drängt er sich an seinen Herren,
Und gesellt sich zum Verborg'nen,
Zu den Lieblingen des Schlafes.

Und der Fürst, dem sie entflohen,
Liebentrüstet, sinnt auf Strafen,
Weiset ab so Schwert als Feuer,
In die Höhle sie mit Ziegeln
Und mit Kalk sie läßt vermauern.

Aber Jene schlafen immer,
Und der Engel, ihr Beschützer,
Sagt vor Gottes Thron berichtend:
So zur Rechten, so zur Linken
Hab' ich immer sie gewendet,
Daß die schönen, jungen Glieder
Nicht des Moders Qualm verletze.
Spalten riß ich in die Felsen,
Daß die Sonne steigend, sinkend,
Junge Wangen frisch erneute:
Und so liegen sie beseligt. —
Auch, auf heilen Vorderpfoten,
Schläft das Hündlein süßen Schlummer.

Jahre fließen, Jahre kommen,
Wachen endlich auf die Knaben,
Und die Mauer, die vermorschte,
Altershalben ist gefallen.
Und Jamblica sagt, der Schöne,
Ausgebildete vor Allen,
Als der Schäfer fürchtend zaudert:
„Lauf' ich hin! und hol' Euch Speise,
Leben wag' ich und das Goldstück! —
Ephesus, gar manches Jahr schon,
Ehrt die Lehre des Propheten
Jesus. (Friede sei dem Guten!)"

Und er lief, da war der Thore
Wart' und Thurm und Alles anders.
Doch zum nächsten Bäckerladen
Wandt' er sich nach Brod in Eile. —
„Scheln!" so rief der Bäcker, „hast Du,
Jüngling, einen Schatz gefunden!
Gib mir, Dich verräth das Goldstück,
Mir die Hälfte zum Versöhnen!"

Und sie hadern. — Vor den König
Kommt der Handel; auch der König
Will nun theilen wie der Bäcker.

Nun bethätigt sich das Wunder
Nach und nach ans hundert Zeichen.
An dem selbsterbauten Palaste
Weiß er sich sein Recht zu sichern.
Denn ein Pfeiler, durchgegraben,
Führt zu scharfbenamst'ten Schätzen.
Gleich versammeln sich Geschlechter,
Ihre Sippschaft zu beweisen.
Und als Urenvater prangend
Steht Jamblica's Jugendfülle.
Wie von Ahnherrn hört er sprechen
Hier von seinem Sohn und Enkeln.
Der Urenkel Schaar umgibt ihn,
Als ein Volk von tapfern Männern,
Ihn, den Jüngsten, zu verehren.
Und ein Merkmal über's and're
Dringt sich auf, Beweis vollendend;
Sich und den Gefährten hat er
Die Persönlichkeit bestätigt.

Nun zur Höhle kehrt er wieder,
Volk und König ihn geleiten.
Nicht zum König, nicht zum Volke
Kehrt der Auserwählte wieder;
Denn die Sieben, die von lang' her,
Achte waren's mit dem Hunde,
Sich von aller Welt gesondert,
Gabriel's geheim' Vermögen
Hat, gemäß dem Willen Gottes,
Sie dem Paradies geeignet,
Und die Höhle schien vermauert.

Gute Nacht!

Nun so legt Euch, liebe Lieder,
An den Busen meinem Volke!
Und in einer Moschuswolke
Hüte Gabriel die Glieder
Des Ermüdeten gefällig,
Daß er frisch und wohlerhalten,
Froh, wie immer, gern gesellig,
Möge Felsenklüfte spalten,
Um des Paradieses Weiten
Mit Heroen aller Zeiten
Im Genusse zu durchschreiten,
Wo das Schöne, stets das Neue,
Immer wächst nach allen Seiten,
Daß die Unzahl sich erfreue:
Ja, das Hündlein gar, das treue,
Darf die Herren hinbegleiten.

Hermann und Dorothea.

Calliope.

Schicksal und Antheil.

„Hab' ich den Markt und die Straßen doch nie so einsam gesehen!
Ist doch die Stadt wie gekehrt, wie ausgestorben! Nicht fünfzig,
Dächt mir, blieben zurück, von allen unsern Bewohnern.
Was die Neugier nicht thut! So rennt und läuft nun ein Jeder,
Um den traurigen Zug der armen Vertrieb'nen zu sehen.
Bis zum Dammweg, welchen sie ziehn, ist's immer ein Stündchen,
Und da läuft man hinab, im heißen Staube des Mittags.
Möcht' ich mich doch nicht rühren vom Platz, um zu sehen das Elend
Guter, fliehender Menschen, die nun, mit geretteter Habe,
Leider, das überrheinische Land, das schöne, verlassend,
Zu uns herüberkommen, und durch den glücklichen Winkel,
Dieses fruchtbaren Thals und seiner Krümmungen wandern!
Trefflich hast Du gehandelt, o Frau, daß Du milde den Sohn fort-
Schicktest, mit altem Linnen und etwas Essen und Trinken,
Um es den Armen zu spenden; denn Geben ist Sache des Reichen!
Was der Junge doch fährt! — und wie er bändigt die Hengste!
Sehr gut nimmt das Kütschchen sich aus, das neue; bequemlich
Sitzen Vier darin, und auf dem Bocke der Kutscher.
Dieß Mal fuhr er allein; wie rollt es leicht um die Ecke!"
So sprach, unter dem Thore des Hauses sitzend am Markte,
Wohlbehaglich, zur Frau der Wirth zum goldenen Löwen.
Und es versetzte darauf die kluge, verständige Hausfrau:
„Vater, nicht gerne verschenk' ich die abgetragene Leinwand;
Denn sie ist zu manchem Gebrauch und für Geld nicht zu haben,
Wenn man ihrer bedarf. Doch heute gab ich so gerne
Manches bessere Stück an Ueberzügen und Hemden;
Denn ich hörte von Kindern und Alten, die nackend daher gehn.
Wirst Du mir aber verzeih'n; denn auch Dein Schrank ist geplündert?
Und besonders den Schlafrock mit Indianischen Blumen,
Von dem feinsten Cattun, mit feinem Flanelle gefüttert,
Gab ich hin; er ist dünn und alt und ganz aus der Mode."

Aber es lächelte d'rauf der treffliche Hauswirth und sagte:
„Ungern vermiss' ich ihn doch, den alten catunenen Schlafrock,
Aecht Ostindischen Stoffs; so Etwas kriegt man nicht wieder.
Wohl! ich trug ihn nicht mehr. Man will jetzt freilich, der Mann soll
Immer gehn im Surtout und in der Pelerine sich zeigen,
Immer gestiefelt sein; verbannt ist Pantoffel und Mütze."

„Siehe!" versetzte die Frau, „dort kommen schon Einige wieder,
Die den Zug mit gesehn; er muß doch wohl schon vorbei sein.
Seht, wie Allen die Schuhe so staubig sind, wie die Gesichter
Glühen, und Jeglicher führt das Schnupftuch, und wischt sich den Schweiß ab!
Möcht' ich doch auch, in der Hitze, nach solchem Schauspiel so weit nicht
Laufen und leiden! Fürwahr, ich habe genug am Erzählten!"

Und es sagte darauf der gute Vater mit Nachdruck:
„Solch ein Wetter ist selten zu solcher Ernte gekommen,
Und wir bringen die Frucht herein, wie das Heu schon herein ist,
Trocken; der Himmel ist hell, es ist kein Wölkchen zu sehen,
Und von Morgen wehet der Wind mit lieblicher Kühlung.

Das iſt beſtändiges Wetter, — und überreif iſt das Korn ſchon;
Morgen fangen wir an, zu ſchneiden die reichliche Ernte!"
Als er ſo ſprach vermehrten ſich immer die Schaaren der Männer
Und der Weiber, die über den Markt ſich nach Hauſe begaben;
Und ſo kam auch zurück mit ſeinen Töchtern gefahren,
Raſch, an die andere Seite des Markts, der begüterte Nachbar,
An ſein erneuertes Haus, der erſte Kaufmann des Ortes,
Im geöffneten Wagen (er war in Landau verfertigt).
Lebhaft wurden die Gaſſen; denn wohl war bevölkert das Städtchen,
Mancher Fabriken befliß man ſich da und manchen Gewerbes.
Und ſo ſaß das traute Paar, ſich, unter dem Thorweg,
Ueber das wandernde Volk mit mancher Bemerkung ergetzend.
Endlich aber begann die würdige Hausfrau und ſagte:
„Seht! dort kommt der Prediger her; es kommt auch der Nachbar
Apotheker mit ihm: Die ſollen uns Alles erzählen,
Was ſie draußen geſehn und was zu ſchauen nicht froh macht."
Freundlich kamen heran die Beiden und grüßten das Ehepaar,
Setzten ſich auf die Bänke, die hölzernen, unter dem Thorweg,
Staub von den Füßen ſchüttelnd, und Luft mit dem Tuche ſich fächelnd.
Da begann denn zuerſt, nach wechſelſeitigen Grüßen,
Der Apotheker zu ſprechen und ſagte, beinahe verdrießlich:
„So ſind die Menſchen fürwahr! Und Einer iſt doch wie der Andre,
Daß er zu gaffen ſich freut, wenn den Nächſten ein Unglück befället;
Läuft doch Jeder, die Flamme zu ſehn, die verderblich emporſchlägt,
Jeder den armen Verbrecher, der peinlich zum Tode geführt wird!
Jeder ſpaziert nun hinaus, zu ſchauen der guten Vertrieb'nen
Elend, und Niemand bedenkt, daß ihn das ähnliche Schickſal
Auch, vielleicht zunächſt, betreffen kann, oder doch künftig;
Unverzeihlich find' ich den Leichtſinn, doch liegt er im Menſchen."

Und es ſagte darauf der edle, verſtändige Pfarrherr,
Er, die Zierde der Stadt, ein Jüngling, näher dem Manne,
Dieſer kannte das Leben und kannte der Hörer Bedürfniß.
War vom hohen Werthe der heiligen Schriften durchdrungen,
Die uns der Menſchen Geſchick enthüllen und ihrer Geſinnung;
Und ſo kannt' er auch wohl die beſten weltlichen Schriften.
Dieſer ſprach: „Ich tadle nicht gern, was immer dem Menſchen
Für unſchädliche Triebe die gute Mutter Natur gab;
Denn was Verſtand und Vernunft nicht immer vermögen, vermag oft
Solch ein glücklicher Hang, der unwiderſtehlich uns leitet.
Lockte die Neugier nicht den Menſchen mit heftigen Reizen,
Sagt, erführ' er wohl je, wie ſchön ſich die weltlichen Dinge
Gegen einander verhalten? Denn erſt verlangt er das Neue,
Suchet das Nützliche dann mit unermüdetem Fleiße;
Endlich begehrt er das Gute, das ihn erhebet und werth macht.
In der Jugend iſt ihm ein froher Gefährte der Leichtſinn,
Der die Gefahr ihm verbirgt, und heilſam geſchwinde die Spuren
Tilget des ſchmerzlichen Uebels, ſobald es nur irgend vorbeizog.
Freilich iſt er zu preiſen, der Mann, dem in reiferen Jahren
Sich der geſetzte Verſtand aus ſolchem Frohſinn entwickelt,
Der im Glück wie im Unglück, ſich eifrig und thätig beſtrebet;
Denn das Gute bringt er hervor und erſetzet den Schaden."

Freundlich begann ſogleich die ungeduldige Hausfrau:
„Saget uns, was Ihr geſehn; denn Das begehr' ich zu wiſſen."

„Schwerlich," verſetzte darauf der Apotheker mit Nachdruck,
„Werd' ich ſo bald mich freu'n nach Dem, was ich Alles erfahren!
Und wer erzählet es wohl, das mannigfaltigſte Elend?
Schon von ferne ſah'n wir den Staub, noch eh' wir die Wieſen

Abwärts kamen; der Zug war schon von Hügel zu Hügel
Unabsehlich dahin, man konnte Wenig erkennen.
Als wir nun aber den Weg, der quer durch's Thal geht, erreichten,
War Gedräng' und Getümmel noch groß der Wand'rer und Wagen.
Leider sahen wir noch genug der Armen vorbeiziehn,
Konnten einzeln erfahren, wie bitter die schmerzliche Flucht sei,
Und wie froh das Gefühl des eilig geretteten Lebens!
Traurig war es zu sehn, die mannigfaltige Habe,
Die ein Haus nur verbirgt, das wohlversehene, und die ein
Guter Werth umher an die rechten Stellen gesetzt hat,
Immer bereit zum Gebrauche, — denn Alles ist nöthig und nützlich, —
Nun zu sehen das Alles, auf mancherlei Wagen und Karren
Durch einander geladen, mit Uebereilung gesüchtet.
Ueber dem Schranke liegt das Sieb und die wollene Decke;
In dem Backtrog das Bett, und das Leintuch über dem Spiegel.
Ach, und es nimmt die Gefahr, wie wir beim Brande vor zwanzig
Jahren auch wohl gesehn, dem Menschen alle Besinnung,
Daß er das Unbedeutende faßt und das Theure zurücklässt!
Also führten auch hier, mit unbesonnener Sorgfalt,
Schlechte Dinge sie fort, die Ochsen und Pferde beschwerend:
Alte Bretter und Fässer, den Gänsestall und den Käfig.
Auch so keuchten die Weiber und Kinder, mit Bündeln sich schleppend,
Unter Körben und Butten voll Sachen keines Gebrauches;
Denn es verläßt der Mensch so ungern das Letzte der Habe.
Und so zog auf dem staubigen Weg der drängende Zug fort,
Ordnungslos und verwirrt. Mit schwächeren Thieren, der Eine,
Wünschte langsam zu fahren, ein And'rer emsig zu eilen.
Da entstand ein Geschrei der gezauchten Weiber und Kinder,
Und ein Blöcken des Viehes, dazwischen der Hunde Gebelfer.
Und ein Wehklant der Alten und Kranken, die hoch auf dem schweren
Uebergepackten Wagen auf Betten saßen und schwankten.
Aber, aus dem Gleise gedrängt, nach dem Rande des Hochwegs
Irrte das knarrende Rad; es stürzt' in den Graben das Fuhrwerk,
Umgeschlagen, und weithin entstürzten im Schwunge die Menschen,
Mit entsetzlichem Schrei'n, in das Feld hin, aber doch glücklich.
Später stürzten die Kasten, und fielen näher dem Wagen.
Wahrlich, wer im Fallen sie sah, Der erwartete nun, sie
Unter der Last der Kisten und Schränke zerschmettert zu schauen!
Und so lag zerbrochen der Wagen, und hülflos die Menschen;
Denn die Uebrigen gingen und zogen eilig vorüber,
Nur sich selber bedenkend und hingerissen vom Strome.
Und wir eilten hinzu, und fanden die Kranken und Alten,
Die zu Haus und im Bett schon kaum ihr dauerndes Leiden
Trügen, hier auf dem Boden, beschädigt, ächzen und jammern,
Von der Sonne verbrannt und erstickt vom wogenden Staube."
Und es sagte darauf, gerühret, der menschliche Hauswirth:
„Möge doch Hermann sie treffen und sie erquicken und kleiden.
Ungern würd' ich sie sehn; mich schmerzt der Anblick des Jammers.
Schon von dem ersten Bericht so großer Leiden gerühret,
Schickten wir eilend ein Scherflein von unserm Ueberfluß, daß nur
Einige würden gestärkt, und schienen uns selber beruhigt!
Aber laßt uns nicht mehr die traurigen Bilder erneuern;
Denn es beschleichet die Furcht gar bald die Herzen der Menschen,
Und die Sorge, die mehr als selbst mir das Uebel verhaßt ist!
Tretet herein in den hinteren Raum, das kühlere Stübchen.
Nie scheint Sonne dahin, nie dringet wärmere Luft durch
Durch die finsteren Mauern; und Mütterchen bringt uns ein Gläschen
Dreiundsechziger her, damit wir die Geister vertreiben.

Hier iſt nicht freundlich zu trinken; die Ziegen umſummen die Gläſer.“
Und ſie gingen dahin und freuten ſich Alle der Kühlung.

Sorgſam brachte die Mutter des klaren herrlichen Weines,
In geſchliffener Flaſche auf blankem, zinnernem Runde,
Mit den grünlichen Römern, den ächten Bechern des Rheinweins. —
Und ſo ſitzend umgaben die Drei den glänzend gehobnen,
Runden, braunen Tiſch; er ſtand auf mächtigen Füßen.
Heiter klangen ſogleich die Gläſer des Wirthes und Pfarrers;
Doch unbeweglich hielt der Dritte denkend das ſeine,
Und es forderte ihn auf der Wirth mit freundlichen Worten:

„Friſch, Herr Nachbar, getrunken! denn noch bewahrte vor Unglück
Gott uns gnädig, und wird auch künftig uns alſo bewahren.
Denn wer erkennet es nicht, daß ſeit dem ſchrecklichen Brande,
Da er ſo hart uns geſtraft, er uns nun beſtändig erfreut hat,
Und beſtändig beſchützt, ſowie der Menſch ſich des Auges
Köſtlichen Apfel bewahrt, der vor allen Gliedern ihm lieb iſt?
Sollt' er fernerhin nicht uns ſchützen und Hülfe bereiten?
Denn man ſieht es erſt recht, wie Viel er vermag, in Gefahren;
Sollt' er die blühende Stadt, die er erſt durch fleißige Bürger
Neu aus der Aſche gebaut und dann ſie redlich geſegnet,
Jetzo wieder zerſtören und alle Bewährung vernichten?“

Heiter ſagte darauf der treffliche Pfarrer, und milde;
„Haltet am Glauben feſt, und feſt an dieſer Geſinnung;
Denn ſie macht im Glücke verſtändig und ſicher, im Unglück
Reicht ſie den ſchönſten Troſt und bietet die herrlichſte Hoffnung.“

Da verſetzte der Wirth, mit männlichen, klugen Gedanken:
„Wie begrüßt' ich ſo oft mit Staunen die Fluthen des Rheinſtroms,
Wenn ich, reiſend nach meinem Geſchäft, ihm wieder mich nahte!
Immer ſchien er mir groß, und erhob mir Sinn und Gemüthe;
Aber ich konnte denken, daß bald ſein liebliches Ufer
Sollte werden ein Wall, um abzuwehren den Franken,
Und ſein verbreitetes Bett ein abwehrender Graben.
Seht, ſo ſchützt die Natur, ſo ſchützen die wackern Deutſchen,
Und ſo ſchützt uns der Herr; wer wollte thöricht verzagen?
Müde ſchon ſind die Streiter, und Alles deutet auf Frieden.
Möge doch auch, wenn das Feſt, das lang erwünſchte, gefeiert
Wird, in unſerer Kirche, die Glocke dann tönt zu der Orgel,
Und die Trompete ſchmettert, das hohe Te Deum begleitend, —
Möge mein Hermann doch auch an dieſem Tage, Herr Pfarrer,
Mit der Braut, entſchloſſen, vor Euch, am Altare, ſich ſtellen,
Und das glückliche Feſt, in allen den Landen begangen,
Auch mir künftig erſcheinen, der häuslichen Freuden ein Jahrestag!
Aber ungern ſeh' ich den Jüngling, der immer ſo thätig
Mir in dem Hauſe ſich regt, nach außen langſam und ſchüchtern.
Wenig findet er Luſt, ſich unter Leuten zu zeigen,
Ja, er vermeidet ſogar der jungen Mädchen Geſellſchaft.
Und den fröhlichen Tanz, den alle Jugend verehret.“

Alſo ſprach er und horchte. Man hörte der ſtampfenden Pferde
Ferneres Getöſe ſich nah'n, man hörte den rollenden Wagen,
Der mit gewaltiger Eile nun trennert' unter den Thorweg.

Verlobung.

Hermann

Als nun der wohlgebildete Sohn in's Zimmer hereintrat,
Schaute der Prediger ihm mit ſcharfen Blicken entgegen,
Und betrachtete ſeine Geſtalt und ſein ganzes Benehmen,
Mit dem Auge des Forſchers, der leicht die Herzen entziffert,

Lächelte dann und sprach zu ihm mit traulichen Worten:
„Kommt Ihr doch als ein verlockerter Mensch! Ich habe noch niemals
Euch so munter gesehn und Eu're Blicke so lebhaft.
Fröhlich kommt Ihr und heiter; man sieht, Ihr habet die Gaben
Unter die Armen vertheilt und ihren Segen empfangen."

Ruhig erwiederte d'rauf der Sohn mit ernstlichen Worten:
„Ob ich löblich gehandelt, ich weiß es nicht; aber mein Herz hat
Mich geheißen, zu thun, sowie ich genau nun erzähle.
Mutter, Ihr kramtet so lange, die alten Stücke zu suchen
Und zu wählen; nur spät war erst das Bündel zusammen,
Auch der Wein und das Bier ward langsam, sorglich gepacket.
Als ich nun endlich vor's Thor und auf die Straße hinauskam,
Strömte zurück die Menge der Bürger mit Weibern und Kindern,
Mir entgegen; denn fern war schon der Zug der Vertriebenen.
Schneller hielt ich mich d'ran, und fuhr behende dem Dorf zu,
Wo sie, wie ich gehört, heut' übernachten und rasten.
Als ich nun meines Weges die neue Straße hinanfuhr,
Fiel mir ein Wagen in's Auge, von tüchtigen Bäumen gefüget,
Von zwei Ochsen gezogen, den größten und stärksten des Auftands,
Nebenher aber ging, mit starken Schritten, ein Mädchen,
Lenkte mit langem Stabe die beiden gewaltigen Thiere,
Trieb sie an und hielt sie zurück, sie leitete künstlich.
Als mich das Mädchen erblickte, so trat sie den Pferden gelassen
Näher, und sagte zu mir: „Nicht immer war es mit uns so
Jammervoll, als Ihr uns heut' auf diesen Wegen erblicket.
Noch nicht bin ich gewohnt, vom Fremden die Gabe zu heischen,
Die er oft ungern gibt, um los zu werden den Armen;
Aber mich dränget die Noth zu reden. Hier auf dem Strohe
Liegt die erst entbundene Frau des reichen Besitzers,
Die ich mit Stieren und Wagen noch kaum, die Schwang're, gerettet.
Spät nur kommen wir nach, und kaum das Leben erhielt sie.
Nun liegt, neugeboren, das Kind ihr nackend im Arme,
Und mit Wenigem nur vermögen die Unsern zu helfen.
Wenn wir im nächsten Dorf, wo wir heute zu rasten gedenken,
Auch sie finden, obwohl ich fürchte, sie sind schon vorüber.
Wär' Euch irgend von Leinwand nur was Entbehrliches, wenn Ihr
Hier aus der Nachbarschaft seid, so spendet's gütig den Armen."

Also sprach sie, und matt erhob sich vom Strohe die bleiche
Wöchnerinn, schaute nach mir; ich aber sagte dagegen:
„Guten Menschen, fürwahr, spricht oft ein himmlischer Geist zu,
Daß sie fühlen die Noth, die dem armen Bruder bevorsteht;
Denn so gab mir die Mutter, im Vorgefühle von Euerm
Jammer, ein Bündel, sogleich es der nackten Nothdurft zu reichen!"
Und ich löst'te die Knoten der Schnur, und gab ihr den Schlafrock
Unsers Vaters dahin, und gab ihr Hemden und Leintuch.
Und sie dankte mit Freuden, und rief: „Der Glückliche glaubt nicht,
Daß noch Wunder geschehn; denn nur im Elend erkennt man
Gottes Hand und Finger, der gute Menschen zum Guten
Leitet. Was er durch Euch an uns that, thu' er Euch selber."
Und ich sah die Wöchnerinn streb die verschiedene Leinwand,
Aber besonders den weichen Flanell des Schlafrocks befühlen.
„Eilen wir," sagte zu ihr die Jungfrau, „dem Dorf zu, in welchem
Unsre Gemeine schon rastet und diese Nacht durch sich aufhält;
Dort besorg' ich sogleich das Kinderzeug, Alles und Jedes."
Und sie grüßte mich noch, und sprach den herzlichsten Dank aus.
Trieb die Ochsen; da ging der Wagen. Ich aber verweilte,

Erwin.

Nein, ach nein!
Laß mich nicht hoffen, daß ich nicht verzweifle.

Valerio.

Du ſollſt ſie ſehen.

Erwin.

Nein, ich fliehe ſie.

Valerio.

Du ſollſt ſie ſprechen!

Erwin.

Ich verſtumme ſchon.

Valerio.

Ihr vielgeliebtes Bild wird vor dir ſtehn.

Erwin.

Sie nähert ſich. Ihr Götter, ich verſinke!

Valerio.

Vernimm ein Wort. Sie hofft, den weiſen Alten
Hier oben zu beſuchen. Haſt du nicht
Ein Kleid von ihm?

Hielt die Pferde noch an; denn Zwiespalt war mir im Herzen,
Ob ich mit eilenden Rossen das Dorf erreichte, die Speisen
Unter das übrige Volk zu spenden, oder sogleich hier
Alles dem Mädchen gäbe, damit sie es weislich vertheilte.
Und ich entschied mich gleich in meinem Herzen, und fuhr ihr
Sachte nach, und erreichte sie bald, und sagte behende:
Gutes Mädchen, wir hat die Mutter nicht Leinwand alleine
Auf den Wagen gegeben, damit ich den Nackten bekleide,
Sondern sie fügte dazu noch Speis' und manches Getränke.
Und es ist mir genug davon im Kasten des Wagens.
Nun aber bin ich geneigt, auch diese Gaben in Deine
Hand zu legen, und so erfüll' ich am Besten den Auftrag;
Du vertheilst sie mit Sinn, ich müßte dem Zufall gehorchen.
Drauf versetzte das Mädchen: „Mit aller Treue verwend' ich
Eure Gaben; der Dürftige soll sich derselben erfreuen."
Also sprach sie. Ich öffnete schnell die Kasten des Wagens,
Brachte die Schinken hervor, die schweren, brachte die Brode,
Flaschen Weines und Biers, und reicht' ihr Alles und Jedes.
Gerne hätt' ich noch mehr ihr gegeben; doch leer war der Kasten.
Alles packte sie d'rauf in der Wöchnerin Füßen, und zog so
Weiter; ich eilte zurück mit meinen Pferden der Stadt zu."

Als nun Hermann geendet, da nahm der gesprächige Nachbar
Gleich das Wort, und rief: „O, glücklich, wer in den Tagen
Dieser Flucht und Verwirrung in seinem Haus nur allein lebt,
Wenn nicht Frau und Kinder zur Seite bange sich schmiegen!
Glücklich fühl' ich mich jetzt; ich möcht' um Vieles nicht heute
Vater heißen und nicht für Frau und Kinder besorgt sein.
Oefters dacht' ich mir auch schon die Flucht, und habe die besten
Sachen zusammengepackt, das alte Geld und die Ketten
Meiner seligen Mutter, wovon noch Nichts verkauft ist.
Freilich bliebe noch Vieles zurück, das so leicht nicht geschafft wird.
Selbst die Kräuter und Wurzeln, mit vielem Fleiße gesammelt,
Misst' ich ungern, wenn auch der Werth der Waare nicht groß ist.
Bleibt der Proviser zurück, so geh' ich getröstet von Hause;
Hab' ich die Habschaft gerettet und meinen Herzer, so hab' ich
Alles gerettet; der einzelne Mann entfliehet am Leichtesten."

„Nachbar," versetzte darauf der junge Hermann mit Nachdruck:
„Keineswegs denk' ich wie Ihr und table die Rede.
Ist wohl der ein würdiger Mann, der, im Glück und im Unglück,
Sich nur allein bedenkt, und Leiden und Freuden zu theilen
Nicht verstehet, und nicht dazu von Herzen bewegt wird?
Lieber möcht', als je, mich heute zur Heirath entschließen;
Denn manch' gutes Mädchen bedarf des schützenden Mannes:
Und der Mann des erheiternden Weib's, wenn ihm Unglück bevorsteht."

Lächelnd sagte darauf der Vater: „So hör' ich Dich gerne!
Solch ein vernünftiges Wort hast Du mir selten gesprochen."

Aber es fiel sogleich die gute Mutter behend ein:
„Sohn, fürwahr, Du hast Recht! Wir Eltern gaben das Beispiel.
Denn wir haben uns nicht an freudlichen Tagen erfreuet,
Und uns knüpfte vielmehr die traurigste Stunde zusammen:
Montag Morgens — ich weiß es genau; denn Tages vorher war
Jener schreckliche Brand, der unser Städtchen verzehrte —
Zwanzig Jahre sind's nun; es war ein Sonntag wie heute,
Heiß und trocken die Zeit, und wenig Wasser im Orte.
Alle Leute waren, spazierend in festlichen Kleidern,
Auf den Dörfern vertheilt und in den Schenken und Mühlen.

Und am Ende der Stadt begann das Feuer. Der Brand lief
Eilig die Straßen hindurch, erzeugend sich selber den Zugwind.
Und es brannten die Scheunen der reich gesammelten Ernte,
Und es brannten die Straßen bis zu dem Markt, und das Haus war
Meines Vaters hierneben verzehrt, und dieses zugleich mit.
Wenig flüchteten wir. Ich saß, die traurige Nacht durch,
Vor der Stadt auf dem Anger, die Kasten und Betten bewahrend.
Doch zuletzt befiel mich der Schlaf; und als nun des Morgens
Mich die Kühlung erweckte, die vor der Sonne herabfällt,
Sah ich den Rauch und die Glut und die hohlen Mauern und Essen.
Da war beklemmt mein Herz; allein die Sonne ging wieder
Herrlicher auf als je, und flößte mir Muth in die Seele.
Da erhob ich mich eilend. Es trieb mich, die Stätte zu sehen,
Wo die Wohnung gestanden, und ob sich die Habe gerettet,
Die ich besonders geliebt; denn kindisch war mein Gemüth noch.
Als ich nun über die Trümmer des Hauses und Hofes daherstieg,
Die noch rauchten, und so die Wohnung wüst und zerstört sah,
Kamst Du zur andern Seite herauf, und durchsuchtest die Stätte.
Hier war ein Pferd in dem Stalle verschüttet; die glimmenden Balken
Lagen darüber und Schutt, und Nichts zu sehn war vom Thiere.
Also standen wir gegen einander, bedenklich und traurig;
Denn die Wand war gefallen, die unsere Höfe geschieden.
Und Du fastest darauf mich bei der Hand an, und sagtest:
„Lieschen, wie kommst Du hierher? Geh' weg! Du verbrennest die Sohlen;
Denn der Schutt ist heiß, er sengt mir die stärkeren Stiefeln."
Und Du hobest mich auf, und trugst mich herüber, durch Deinen
Hof weg. Da stand noch das Thor des Hauses mit seinem Gewölbe,
Wie es jetzt steht; es war allein von Allem geblieben.
Und Du setzest mich nieder und ließest mich und ich verwehrte es.
Aber Du sagtest darauf mit freundlich bedeutenden Worten:
„Siehe, das Haus liegt nieder. Bleib' hier und hilf mir es bauen,
Und ich helfe dagegen auch Deinem Vater an seinem."
Doch ich verstand Dich nicht, bis Du zum Vater die Mutter
Schicktest und schnell das Gelübd der fröhlichen Ehe vollbracht war.
Noch erinn' ich mich heute des halbverbrannten Gebälkes
Freudig, und sehe die Sonne noch immer so herrlich heraufgehn:
Denn mir gab der Tag den Gemahl; es haben die ersten
Zeiten der wilden Zerstörung den Sohn mir der Jugend gegeben.
Darum lob' ich Dich, Hermann, daß Du mit reinem Vertrauen
Auch ein Mädchen Dir denkst in diesen traurigen Zeiten,
Und es wagtest, zu freien im Krieg und über den Trümmern.

Da versetzte sogleich der Vater lebhaft und sagte:
Die Gesinnung ist löblich und wahr ist auch die Geschichte,
Mütterchen, die Du erzählst; denn so ist Alles begegnet!
Aber besser ist besser. Nicht einen Jeden betrifft es,
Anzufangen von vorn sein ganzes Leben und Wesen;
Nicht soll Jeder sich quälen, wie wir und Andere thaten.
O, wie glücklich ist Der, dem Vater und Mutter das Haus schon
Wohlbestellt übergeben, und der mit Gedeihen es ausziert!
Aller Anfang ist schwer, am Schwersten der Anfang der Wirthschaft.
Mancherlei Dinge bedarf der Mensch, und Alles wird täglich
Theurer; da seh' er sich vor, des Geldes mehr zu erwerben.
Und so hoff' ich von Dir, mein Hermann, daß Du mir nächstens
In das Haus die Braut mit schöner Mitgift hereinführst;
Denn ein wackerer Mann verdient ein begütertes Mädchen,
Und es behaget so wohl, wenn mit dem gewünschten Weibchen
Auch in Körben und Kasten die nöthige Habe hereinkommt.

Nicht umsonst bereitet durch manche Jahre die Mutter
Viele Leinwand der Tochter, von feinem und starkem Gewebe;
Nicht umsonst verehren die Pathen ihr Silbergeräthe,
Und der Vater sondert im Pulte das seltene Goldstück;
Denn sie soll dereinst mit ihren Gütern und Gaben
Jenen Jüngling erfreu'n, der sie vor Allen erwählt hat.
Ja, ich weiß, wie behaglich ein Weibchen im Hause sich findet,
Das ihr eig'nes Geräth in Küch' und Zimmern erkennet,
Und das Bette sich selbst und den Tisch sich selber gedeckt hat.
Nur wohl ausgestattet möcht' ich im Hause die Braut sehn;
Denn die Arme wird doch nur zu gutem Manne verachtet,
Und er hält sie als Magd, die als Magd mit dem Bündel hereinkam.
Ungerecht bleiben die Männer, die Zeiten der Liebe vergehen.
Ja, mein Hermann, Du würdest mein Alter höchlich erfreuen.
Wenn Du mir bald in's Haus ein Schwiegertöchterchen brächtest
Aus der Nachbarschaft her, aus jenem Hause, dem grünen!
Reich ist der Mann fürwahr: sein Handel und seine Fabriken
Machen ihn täglich reicher; denn wo gewinnt nicht der Kaufmann?
Nur drei Töchter sind da; sie theilen allein das Vermögen.
Schon ist die Aelteste bestimmt, ich weiß es; aber die Zweite
Wie die Dritte sind noch, und vielleicht nicht lange, zu haben.
Wär' ich an Deiner Statt, ich hätte bis jetzt nicht gezaudert,
Ein's mir der Mädchen gefreit, sowie ich das Mütterchen freite."

Da versetzte der Sohn bescheiden dem dringenden Vater:
„Wirklich, mein Wille war auch, wie Ihr wißt, eine der Töchter
Unsers Nachbars zu wählen. Wir sind zusammen erzogen,
Spielten neben dem Brunnen am Markt in früheren Zeiten,
Und ich habe sie oft vor der Knaben Wildheit beschützet.
Doch Das ist lange schon her; es bleiben die wachsenden Mädchen
Endlich billig zu Haus, und sieht's die wilderen Spiele.
Wohlgezogen sind sie gewiß! Ich ging auch zu Zeiten
Noch aus alter Bekanntschaft, so wie Ihr es wünschtet, hinüber;
Aber ich konnte mich nie in ihrem Umgang erfreuen.
Denn sie tadelten stets an mir, daß meist ich ertrugen;
War zu lang war mein Rock, zu grob das Tuch und die Farbe
War zu gemein, und die Haare nicht recht gefügt und gekräuselt.
Endlich hatt' ich im Sinne, mich auch zu putzen, wie jene
Handelsbübchen, die stets am Sonntag d'rüben sich zeigen,
Und um die, halbleiden, im Sommer das Läppchen herumflattert.
Aber noch früh genug merkt' ich, sie hatten mich immer zum Besten;
Und Das war mir empfindlich, mein Stolz war beleidigt: doch mehr noch
Kränkte mich's tief, daß so sie den guten Willen verkannten,
Den ich gegen sie hegte, besonders Minchen, die Jüngste;
Denn so war ich zuletzt an Ostern hinübergegangen,
Hatte den neuen Rock, der jetzt nur oben im Schrank hängt,
Angezogen und war frisiert wie die übrigen Burschen.
Als ich eintrat, lächelten sie; doch zog ich's auf mich nicht.
Minchen saß am Clavier; es war der Vater zugegen,
Hörte die Töchterchen singen, und war entzückt und in Laune.
Manches verstand ich nicht, was in den Liedern gesagt war;
Aber ich hörte viel von Pamina, viel von Tamino,
Und ich wußte doch auch nicht stumm sein; sobald sie gesungen,
Fragt' ich dem Texte nach, und nach den beiden Personen.
Alle schwiegen darauf und lächelten; aber der Vater
Sagte: „Nicht wahr, mein Freund, Er kennt nur Mann und Frau?"
Niemand hielt sich alsdann, und lautauf lachten die Mädchen,
Lautauf lachten die Knaben; es hielt den Bauch sich der Vater.

Fallen ließ ich den Hut vor Verlegenheit, und das Gelächter
Dauerte fort und fort, soviel sie auch sangen und spielten,
Und ich eilte beschämt und verdrießlich wieder nach Hause,
Hängte den Rock in den Schrank, und zog die Haare herunter
Mit den Fingern, und schwur, nicht mehr zu betreten die Schwelle.
Und ich hatte wohl Recht; denn eitel sind sie und lieblos,
Und ich höre, noch heiß' ich bei ihnen immer Tamino." —

Da versetzte die Mutter: „Du solltest, Hermann, so lange
Mit den Kindern nicht zürnen; denn Kinder sind sie ja sämmtlich.
Minchen fürwahr ist gut, und war Dir immer gewogen;
Neulich fragte sie noch nach Dir. Die solltest Du wählen!"

Da versetzte bedenklich der Sohn: „Ich weiß nicht, es prägte
Jener Verdruß sich so tief bei mir ein, ich möchte fürwahr nicht
Sie am Claviere mehr sehn und ihre Liedchen vernehmen!"

Doch der Vater fuhr auf und sprach die zornigen Worte:
„Wenig Freud' erlebt' ich an Dir! Ich sagt' es doch immer,
Als Du zu Pferden nur und Lust nur bezeigtest zum Acker:
Was ein Knecht schon verrichtet des wohlbegüterten Mannes,
Thust Du; indessen muß der Vater des Sohnes entbehren,
Der ihm zur Ehre doch auch vor andern Bürgern sich zeigte.
Und so täuschte mich früh mit leerer Hoffnung die Mutter,
Wenn in der Schule das Lesen und Schreiben und Lernen Dir niemals
Wie den Andern gelang und Du immer der Unterste saßest.
Freilich, Das kommt daher, wenn Ehrgefühl nicht im Busen
Eines Jünglings lebt, und wenn er nicht höher hinauf will!
Hätte mein Vater gesorgt für mich, sowie ich für Dich that,
Mich zur Schule gesendet und mir die Lehrer gehalten,
Ja, ich wäre was Ander's als Wirth zum goldenen Löwen."

Aber der Sohn stand auf und nahte sich schweigend der Thüre,
Langsam und ohne Geräusch; allein der Vater, entrüstet,
Rief ihm nach: „So gehe nur hin! ich kenne den Trotzkopf!
Geh' und führe fortan die Wirthschaft, daß ich nicht schelte;
Aber denke nur nicht, Du wolltest ein bäurisches Mädchen
Je mir bringen in's Haus, als Schwiegertochter, die Trulle!
Lange hab' ich gelebt und weiß mit Menschen zu handeln,
Weiß zu bewirthen die Herren und Frauen, daß sie zufrieden
Von mir weggehn; ich weiß den Fremden gefällig zu schmeicheln.
Aber so soll mir denn auch ein Schwiegertöchterchen endlich
Wieder begegnen und so mir die viele Mühe versüßen;
Spielen soll sie mir auch das Clavier; es sollen die schönsten,
Besten Leute der Stadt sich mit Vergnügen versammeln,
Wie es Sonntags geschieht im Hause des Nachbars." — Da drückte
Leise der Sohn auf die Klinke, und so verließ er die Stube.

Thalia.

Die Bürger.

Also entwich der bescheidene Sohn der heftigen Rede;
Aber der Vater fuhr in der Art fort, wie er begonnen:
„Was im Menschen nicht ist, kommt auch nicht aus ihm, und schwerlich
Wird mich des herzlichsten Wunsches Erfüllung jemals erfreuen,
Daß der Sohn dem Vater nicht gleich sei, sondern ein Besserer.
Denn was wäre das Haus, was wäre die Stadt, wenn nicht immer
Jeder gedächte, mit Lust zu erhalten und zu erneuen,
Und zu verbessern auch, wie die Zeit uns lehrt und das Ausland!
Soll doch nicht als ein Pilz der Mensch dem Boden entwachsen,
Und verfaulen geschwind an dem Platze, der ihn erzeugt hat,
Keine Spur nachlassend von seiner lebendigen Wirkung!

Sieht man am Hause doch gleich so deutlich, weiß' Sinnes der Herr sei,
Wie man, das Städtchen betretend, die Obrigkeiten beurtheilt.
Denn wo die Thürme verfallen und Mauern, wo in den Gräben
Unrath sich häufet, und Unrath auf allen Gassen herumliegt,
Wo der Stein aus der Fuge sich rückt und nicht wieder gesetzt wird,
Wo der Balken verfault und das Haus vergeblich die neue
Unterstützung erwartet: der Ort ist übel regieret.
Denn wo nicht immer von oben die Ordnung und Reinlichkeit wirket,
Da gewöhnet sich leicht der Bürger zu schmutzigem Sammsal,
Wie der Bettler sich auch an lumpige Kleider gewöhnet.
Darum hab' ich gewünscht, es solle sich Hermann auf Reisen
Bald begeben, und sehn zum wenigsten Straßburg und Frankfurt,
Und das freundliche Mannheim, das gleich und heiter gebaut ist.
Denn wer die Städte gesehn, die großen und reinlichen, ruht nicht,
Künftig die Vaterstadt selbst, so klein sie auch sei, zu verzieren.
Lobt nicht der Fremde bei uns die ausgebesserten Thore,
Und den gweißten Thurm und die wohlerneuerte Kirche?
Rühmt nicht Jeder das Pflaster, die wasserreichen, verdeckten,
Wohlvertheilten Canäle, die Nutzen und Sicherheit bringen,
Daß dem Feuer sogleich beim ersten Ausbruch gewehrt sei?
Ist das nicht Alles geschehn seit jenem schrecklichen Brande!
Bauherr war ich sechs Mal im Rath, und habe mir Beifall,
Habe mir herzlichen Dank von guten Bürgern verdienet;
Was ich angab, emsig betrieben, und so auch die Anstalt
Redlicher Männer vollführet, die sie unvollendet verließen.
So kam endlich die Lust in jedes Mitglied des Rathes.
Alle bestreben sich jetzt, und schon ist der neue Chaussee-Bau
Fest beschlossen, der uns mit der großen Straße verbindet.
Aber ich fürchte nur sehr, so wird die Jugend nicht handeln!
Denn die Einen, sie denken auf Lust und vergänglichen Putz nur;
Andere hocken zu Haus und brüten hinter dem Ofen.
Und das fürcht' ich, ein Solcher wird Hermann immer mir bleiben."

Und es versetzte sogleich die gute, verständige Mutter:
„Immer bist Du doch, Vater, so ungerecht gegen den Sohn, und
So wird am Wenigsten Dir ein Wunsch des Guten erfüllet.
Denn wir können die Kinder nach unserem Sinne nicht formen;
Sowie Gott sie uns gab, so muß man sie haben und lieben.
Sie erziehen auf's Beste und Jeglichen lassen gewähren.
Denn der Eine hat die, die Anderen andere Gaben;
Jeder braucht sie, und Jeder ist doch nur auf eigene Weise
Gut und glücklich. Ich lasse mir meinen Hermann nicht schelten;
Denn, ich weiß es, er ist der Guter, die er dereinst erbt.
Werth und ein trefflicher Wirth, ein Muster Bürgern und Bauern,
Und im Rathe gewiß, ich seh' es voraus, nicht der Letzte.
Aber täglich mit Scheiten und Jadeln hemmst Du dem Armen
Allen Muth in der Brust, sowie Du es heute gethan hast.
Und sie verließ die Stube sogleich, und eilte dem Sohn nach.
Daß sie ihn irgendwo fänd' und ihn mit gütigen Worten
Wieder erfreute; denn er, der treffliche Sohn, er verdient' es."

Lächelnd sagte darauf, sobald sie hinweg war, der Vater:
„Sind doch ein wunderlich' Volk, die Weiber, sowie die Kinder!
Jedes liebet sie gern nach seinem eig'nen Belieben,
Und man sollte hernach nur immer loben und streicheln.
Ein Mal für alle Mal gilt das wahre Sprüchlein der Alten:
„Wer nicht vorwärts geht, der kommt zurücke!" Es bleibt es." —

Und es versetzte darauf der Apotheker bedächtig:
„Gerne geb' ich es zu, Herr Nachbar, und sehe mich immer

Selbſt nach dem Beſſeren um, wofern es nicht theuer, doch neu iſt;
Aber hilft es fürwahr, wenn man nicht die Fülle des Geld's hat,
Thätig und rührig zu ſein und innen und außen zu beſſern?
Nur zu ſehr iſt der Bürger beſchränkt; das Gute vermag er
Nicht zu erlangen, wenn er es kennt. Zu ſchwach iſt ſein Beutel,
Das Bedürfniß zu groß; ſo wird er immer gehindert.
Manches hätt' ich gethan; allein wer ſcheut nicht die Koſten
Solcher Veränd'rung, beſonders in dieſen gefährlichen Zeiten?
Lange lachte mir ſchon mein Haus im modiſchen Kleidchen,
Lange glänzten durchaus mit großen Scheiben die Fenſter;
Aber wer thut dem Kaufmann es nach, der bei ſeinem Vermögen
Auch die Wege noch kennt, auf welchem das Beſte zu haben?
Seht nur das Haus an drüben, das neue! Wie prächtig in grünen
Feldern die Stuccatur der weißen Schnörkel ſich ausnimmt!
Groß ſind die Tafeln der Fenſter; wie glänzen und ſpiegeln die Scheiben,
Daß verdunkelt ſtehn die übrigen Häuſer des Marktes!
Und doch waren die unſern gleich nach dem Brande die ſchönſten,
Die Apotheke zum Engel ſowie der goldene Löwe.
So war mein Garten auch in der ganzen Gegend berühmt, und
Jeder Reiſende ſtand und ſah durch die rothen Stacketen
Nach den Bettlern von Stein, und nach den farbigen Zwergen.
Wem ich den Kaffee dann gar in dem herrlichen Grottenwerk reichte,
Das nun freilich verſtaubt und halb verfallen mir daſteht,
Der erfreute ſich hoch des farbig ſchimmernden Lichtes
Schön geordneter Muſcheln; und mit geblendetem Auge
Schaute der Kenner ſelbſt den Bleiglanz und die Cerauſen.
Ebenſo ward in dem Saale die Malerei auch bewundert,
Wo die geputzten Herren und Damen im Garten ſpazieren
Und mit ſpitzigen Fingern die Blumen reichen und halten.
Ja, wer ſähe Das jetzt nur noch an! Ich gehe, verdrießlich,
Kaum mehr hinaus; denn Alles ſoll anders ſein und geſchmackvoll,
Wie ſie's heißen, und weiß die Latten und hölzernen Bänke,
Alles iſt einfach und glatt; nicht Schnitzwerk oder Vergoldung
Will man mehr, und es koſtet das fremde Holz nun am Meiſten.
Nun, ich wär' es zufrieden, mir auch was Neues zu ſchaffen,
Auch zu gehn mit der Zeit, und oft zu verändern den Hausrath:
Aber es fürchtet ſich Jeder, auch nur zu rücken das Kleinſte;
Denn wer vermöchte wohl jetzt die Arbeitsleute zu zahlen?
Neulich kam mir's in Sinn, den Engel Michael wieder,
Der mir die Officin bezeichnet, vergolden zu laſſen
Und den grünlichen Drachen, der ihm zu Füßen ſich windet;
Aber ich ließ ihn verbannt, wie er iſt, mich ſchreckte die Forderung."

Euterpe.

Mutter und Sohn.

Alſo ſprachen die Männer ſich unterhaltend. Die Mutter
Ging indeſſen, den Sohn erſt vor dem Hauſe zu ſuchen,
Auf der ſteinernen Bank, wo ſein gewöhnlicher Sitz war.
Als ſie daſelbſt ihn nicht fand, ſo ging ſie, im Stalle zu ſchauen,
Ob er die herrlichen Pferde, die Hengſte, ſelber beſorgte,
Die er als Fohlen gekauft und die er Niemand' vertraute.
Und es ſagte der Knecht: „Er iſt in den Garten gegangen."
Da durchſchritt ſie behende die langen doppelten Höfe,
Ließ die Ställe zurück und die wohlgezimmerten Scheunen,
Trat in den Garten, der weit bis an die Mauern des Städtchens
Reichte, ſchritt ihn hindurch, und freute ſich jeglichen Wachsthums,
Stellte die Stützen zurecht, auf denen beladen die Aeſte
Ruhten des Apfelbaums, wie des Birnbaums laſtende Zweige.

Nahm gleich einige Raupen vom kräftig strotzenden Kohl weg;
Denn ein geschäftiges Weib thut keine Schritte vergebens.
Also war sie an's Ende des langen Gartens gekommen,
Bis zur Laube mit Geisblatt bedeckt; nicht fand sie den Sohn da,
Ebenso wenig als sie bis jetzt ihn im Garten erblickte.
Aber nur angelehnt war das Pförtchen, das aus der Laube,
Aus besonderer Gunst, durch die Mauer des Städtchens gebrochen
Hatte der Ahnherr einst, der würdige Burgermeister.
Und so ging sie bequem den trock'nen Graben hinüber,
Wo an der Straße sogleich der wohlumzäunete Weinberg
Aufstieg steileren Pfads, die Fläche zur Sonne gekehret.
Auch den schritt sie hinauf, und freute der Fülle der Trauben
Sich im Steigen, die kaum sich unter den Blättern verbargen.
Schattig war und bedeckt der hohe, mittlere Laubgang,
Den man auf Stufen erstieg von unbehauenen Platten.
Und es hingen herein Gutedel und Muscateller,
Röthlich blaue, daneben von ganz besonderer Größe,
Alle mit Fleiße gepflanzt, der Gäste Nachtisch zu zieren,
Aber den übrigen Berg bedeckten einzelne Stöcke,
Kleinere Trauben tragend, von denen der köstliche Wein kommt.
Also schritt sie hinauf, sich schon des Herbstes erfreuend
Und des festlichen Tags, an dem die Gegend im Jubel
Trauben liefet und tritt, und den Most in die Fässer versammelt,
Feuerwerke des Abends von allen Orten und Enden
Leuchten und knallen, und so der Braten schönste gedreht wird.
Doch unruhiger ging sie, nachdem sie dem Sohne gerufen
Zwei- auch drei Mal, und nur das Echo vielfach zurücklam,
Das von den Thürmen der Stadt, ein sehr geschwätziges, herklang.
Ihn zu suchen, war ihr so fremd; er entfernte sich niemals
Weit, er sagt' es ihr denn, um zu verhüten die Sorge
Seiner liebenden Mutter und ihre Furcht vor dem Unfall.
Aber sie hoffte noch stets, ihn doch auf dem Wege zu finden;
Denn die Thüren, die unt're, sowie die ob're, des Weinbergs
Standen gleichfalls offen. Und so nun trat sie in's Feld ein,
Das mit weiter Fläche den Rücken des Hügels bedeckte.
Immer noch wandelte sie auf eigenem Boden, und freute
Sich der eigenen Saat und des herrlich wogenden Kornes,
Das mit goldener Kraft sich im ganzen Felde bewegte.
Zwischen den Aeckern schritt sie hindurch, auf dem Raine, dem Fußpfad,
Hatte den Birnbaum im Auge, den großen, der auf dem Hügel
Stand, die Grenze der Felder, die ihrem Hause gehörten.
Wer ihn gepflanzt, man konnt' es nicht wissen; er war in der Gegend
Weit und breit gesehn, und berühmt die Früchte des Baumes.
Unter ihm pflegten die Schnitter des Mahls sich zu freuen am Mittag
Und die Hirten des Viehs in seinem Schatten zu warten;
Bänke fanden sie da von rohen Steinen und Rasen.
Und sie irrete nicht; dort saß ihr Hermann und ruhte,
Saß mit dem Arme gestützt und schien in die Gegend zu schauen
Jenseits nach dem Gebirg'; er kehrte der Mutter den Rücken.
Sachte schlich sie hinan und rührt' ihm leis die Schulter.
Und er wandte sich schnell; da sah sie ihm Thränen im Auge.

„Mutter," sagt' er betroffen, „Ihr überrascht mich! Und eilig
Trocknet' er ab die Thräne, der Jüngling ein Gelübde.
„Wie, Du weinest, mein Sohn?" versetzte die Mutter betroffen:
„Daran kenn' ich Dich nicht! Ich habe Das niemals erfahren!
Sag', was beklemmt Dir das Herz? Was treibt Dich, einsam zu sitzen
Unter dem Birnbaum hier? Was bringt Dir Thränen in's Auge?"

Und es nahm sich zusammen der treffliche Jüngling, und sagte:

„Wahrlich, Dem iſt kein Herz im ehernen Buſen, der jetzo
Nicht die Noth der Menſchen, der umhergetrieb'nen, empfindet;
Dem iſt kein Sinn in dem Haupte, der nicht um ſein eigenes Wohl ſich
Und um des Vaterlands Wohl in dieſen Tagen bekümmert!
Was ich heute geſehn und gehört, Das rührte das Herz mir;
Und nun ging ich heraus, und ſah die herrliche, weite
Landſchaft, die ſich vor uns in fruchtbaren Hügeln umherſchlingt;
Sah die goldene Frucht den Garben entgegen ſich neigen,
Und ein reichliches Obſt uns volle Kammern verſprechen.
Aber ach, wie nah' iſt der Feind! Die Fluthen des Rheines
Schützen uns zwar; doch ach! was ſind nun Fluthen und Berge
Jenem ſchrecklichen Volke, das wie ein Gewitter daherzieht?
Denn ſie rufen zuſammen aus allen Enden die Jugend
Wie das Alter, und bringen gewaltig vor, und die Menge
Scheut den Tod nicht; es dringt gleich nach der Menge die Menge.
Ach! und ein Deutſcher wagt, in ſeinem Hauſe zu bleiben,
Hofft vielleicht, zu entgehen dem Alles bedrohenden Unfall?
Liebe Mutter, ich ſag' Euch, am heutigen Tage verdrießt mich,
Daß man mich neulich entſchuldigt, als man die Streitenden auslas
Aus den Bürgern! Fürwahr, ich bin der einzige Sohn nun,
Und die Wirthſchaft iſt groß und wichtig unſer Gewerbe!
Aber wär' es nicht beſſer, zu widerſtehen da vorne
An der Grenze, als hier zu erwarten Elend und Knechtſchaft?
Ja, mir hat es der Geiſt geſagt, und im innerſten Buſen
Regt ſich Muth und Begier, dem Vaterlande zu leben
Und zu ſterben, und Andern ein würdiges Beiſpiel zu geben.
Wahrlich, wäre die Kraft der Deutſchen Jugend beiſammen,
An der Grenze, verbündet, nicht nachzugeben den Fremden,
O, ſie ſollten uns nicht den herrlichen Boden betreten,
Und vor unſeren Augen die Früchte des Landes verzehren,
Nicht den Männern gebieten und rauben Weiber und Mädchen!
Sehet, Mutter, mir iſt im tiefſten Herzen beſchloſſen,
Bald zu thun und gleich, was recht mir däucht und verſtändig;
Denn wer lange bedenkt, der wählt nicht immer das Beſte!
Sehet, ich werde nicht wieder nach Hauſe kehren! Von hier aus
Geh' ich grad' in die Stadt, und übergebe den Kriegern
Dieſen Arm und dieß Herz, dem Vaterlande zu dienen.
Sage der Vater alsdann, ob nicht der Ehre Gefühl mir
Auch den Buſen belebt, und ob ich nicht höher hinauf will!

Da verſetzte bedeutend die gute, verſtändige Mutter,
Stille Thränen vergießend, ſie kamen ihr leichtlich in's Auge:
„Sohn, was hat ſich in Dir verändert und Deinem Gemüthe,
Daß Du zu Deiner Mutter nicht redeſt, wie geſtern und immer,
Offen und frei, und ſagſt, was Deinen Wünſchen gemäß iſt?
Hörte jetzt ein Dritter Dich reden, er würde fürwahr Dich
Höchlich loben und Deinen Entſchluß als den edelſten preiſen,
Durch Dein Wort verführt und Deine bedeutenden Reden!
Doch ich tadle Dich nur; denn ſeh', ich kenne Dich beſſer.
Du verbirgſt Dein Herz, und haſt ganz and're Gedanken:
Denn ich weiß es, Dich ruft nicht die Trommel, nicht die Trompete,
Nicht begehrſt Du, zu ſcheinen in der Montur vor den Mädchen:
Denn es iſt Deine Beſtimmung, ſo wacker und brav Du auch ſonſt biſt,
Wohl zu verwahren das Haus und ſtille das Feld zu beſorgen.
Darum ſage mir frei: Was bringt Dich zu dieſer Entſchließung?"

Ernſthaft ſagte der Sohn: „Ihr irret Mutter. Ein Tag iſt
Nicht dem anderen gleich. Der Jüngling reifet zum Manne;
Weiſer im Stillen reift er zur That oft, als im Verſtändigen

Wilden, ſchwankenden Lebens, das manchen Jüngling verderbt hat.
Und ſo ſtill ich auch bin und war, ſo hat in der Bruſt mir
Doch ſich gebildet ein Herz, das Unrecht haſſet und Unbill,
Und ich verſtehe recht gut, die weltlichen Dinge zu ſondern;
Auch hat die Arbeit den Arm und die Füße mächtig geſtärket.
Alles, fühl' ich, iſt wahr; ich darf es kühnlich behaupten:
Und doch tadelt Ihr mich mit Recht, o Mutter, und hobt mich
Auf halb wahren Worten ertappt und halber Verſtellung.
Denn, geſteh' ich es nur, nicht rief die nahe Gefahr mich
Aus dem Hauſe des Vaters, und nicht der hohe Gedanke,
Meinem Vaterland hülfreich zu ſein und ſchrecklich den Feinden.
Worte waren es nur, die ich ſprach: ſie ſollten vor Euch nur
Meine Gefühle verſtecken, die mir das Herz zerreißen.
Und ſo laßt mich, o Mutter! Denn da ich vergebliche Wünſche
Hege im Buſen, ſo mag auch mein Leben vergeblich dahingehn;
Denn ich weiß es recht wohl: der Einzelne ſchadet ſich ſelber,
Der ſich hingibt, wenn ſich nicht Alle zum Ganzen beſtreben."

„Fahre nur fort," ſo ſagte darauf die verſtändige Mutter,
„Alles mir zu erzählen, das Größte wie das Geringſte;
Denn die Männer ſind heftig, und denken nur immer das Letzte,
Und die Hinderniß treibt die Heftigen leicht von dem Wege;
Aber ein Weib iſt geſchickt, auf Mittel zu denken, und wandelt
Auch den Umweg, geſchickt, zu ihrem Zweck zu gelangen.
Sage mir Alles daher, warum Du ſo heftig bewegt biſt,
Wie ich Dich niemals geſehn, und das Blut Dir wallt in den Adern,
Wider Willen die Thräne dem Auge ſich dringt zu entſtürzen."

Da überließ ſich dem Schmerze der gute Jüngling und weinte,
Weinte laut an der Bruſt der Mutter, und ſprach ſo erweichet:

„Wahrlich, des Vaters Wort hat heute mich kränkend getroffen,
Das ich niemals verdient, nicht heut' und keines der Tage!
Denn die Eltern zu ehren, war früh' mein Lieblings, und Niemand
Schien mir klüger zu ſein und weiſer, als die mich erzeugten,
Und mit Ernſt mir in dunkeler Zeit der Kindheit geboten.
Vieles hab' ich fürwahr von meinen Gespielen geduldet,
Wenn ſie mit Tücke mir oft den guten Willen vergalten;
Oftmals hab' ich an ihnen nicht Wurf noch Streiche gerochen:
Aber ſpotteten ſie mir den Vater aus, wenn er Sonntags
Aus der Kirche kam mit würdig bedächtigem Schritte;
Lachten ſie über das Band der Mütze, die Blumen des Schlafrocks,
Den er ſo ſtattlich trug, und der erſt heute verſchenkt ward:
Fürchterlich ballte ſich gleich die Fauſt mir; mit grimmigem Wüthen
Fiel ich ſie an und ſchlug und traf, mit blindem Begierden,
Ohne zu ſehen, wohin. Sie liefen mit blutigen Nasen,
Und entriſſen ſich kaum den wüthenden Tritten und Schlägen.
Und ſo wuchs ich heran, um Viel vom Vater zu dulden,
Der ſtatt Anderer mich gar oft mit Worten herumnahm,
Wenn bei Rath ihm Verdruß in der letzten Sitzung erregt ward;
Und ich büßte den Streit und die Ränke ſeiner Collegen.
Oftmals habt Ihr mich ſelbſt bedauert; denn Vieles ertrug ich,
Stets in Gedanken der Eltern von Herzen zu ehrende Wohlthat,
Die nur ſinnen, für uns zu mehren die Hab' und die Güter,
Und ſich ſelber Manches entziehn, um zu ſparen den Kindern.
Aber ach, nicht das Sparen allein, um ſpät zu genießen,
Macht das Glück, es macht nicht das Glück der Hauſe bei'm Hauſen.
Nicht der Acker am Acker, ſo ſchön ſich die Güter auch ſchließen!
Denn der Vater wird alt, und mit ihm altern die Sehne,

Ohne die Freude des Tags, und mit der Sorge für morgen.
Sagt mir und schauet hinab, wie herrlich liegen die schönen,
Reichen Gebreite nicht da, und unten Weinberg und Gärten,
Dort die Scheunen und Ställe, die schöne Reihe der Güter.
Aber seh' ich dann dort das Hinterhaus, wo an dem Giebel
Sich das Fenster uns zeigt von meinem Stübchen im Dache;
Denk' ich die Zeiten zurück, wie manche Nacht ich den Mond schon
Dort erwartet und schon so manchen Morgen die Sonne,
Wenn der gesunde Schlaf mir nur wenige Stunden genügte:
Ach, da kommt mir so einsam vor, wie die Kammer, der Hof und
Garten, das herrliche Feld, das über den Hügel sich hinstreckt!
Alles liegt so öde vor mir: ich entbehre der Gattinn!"

Da antwortete d'rauf die gute Mutter verständig:
„Sohn, mehr wünschest Du nicht, die Braut in die Kammer zu führen,
Daß Dir werde die Nacht zur schönen Hälfte des Lebens,
Und die Arbeit des Tages Dir freier und eigener werde,
Als der Vater es wünscht und die Mutter. Wir haben Dir immer
Zugeredet, zu Dich getrieben, ein Mädchen zu wählen.
Aber mir ist es bekannt, und jetzo sagt es das Herz mir:
Wenn die Stunde nicht kommt, die rechte, wenn nicht das rechte
Mädchen zur Stunde sich zeigt, so bleibt das Wählen im Weiten,
Und es wirket die Furcht, die Falsche zu greifen, am Meisten.
Soll ich Dir sagen, mein Sohn, so hast Du, ich glaube, gewählet;
Denn Dein Herz ist getroffen und mehr als gewöhnlich empfindlich.
Sag' es grad' nur heraus; denn mir schon sagt es die Seele:
Jenes Mädchen ist's, das vertriebene, die Du gewählt hast."

„Liebe Mutter, Ihr sagt's, versetzte lebhaft der Sohn d'rauf.
„Ja, sie ist's! Und führ' ich sie nicht als Braut mir nach Hause
Heute noch, gehet sie fort, verschwindet vielleicht mir auf immer
In der Verwirrung des Kriegs und im traurigen Hin- und Herziehn.
Mutter, ewig umsonst gedeiht mir die reiche Besitzung
Dann vor Augen; umsonst sind künftige Jahre mir fruchtbar!
Ja, das gewohnte Haus und der Garten ist mir zuwider;
Ach, und die Liebe der Mutter, sie selbst nicht tröstet den Armen!
Denn es löset die Liebe, das fühl' ich, jegliche Bande,
Wenn sie die ihrigen knüpft; und nicht das Mädchen allein läßt
Vater und Mutter zurück, wenn sie dem erwähleten Mann folgt;
Auch der Jüngling, er weiß nichts mehr von Mutter und Vater,
Wenn er das Mädchen sieht, das einzig geliebte, davonziehn.
Darum lasset mich gehn, wohin die Verzweiflung mich antreibt!
Denn mein Vater, er hat die entscheidenden Worte gesprochen,
Und sein Haus ist nicht mehr das meine, wenn er das Mädchen
Ausschließt, das ich allein nach Haus zu führen begehre."

Da versetzte bedend die gute, verständige Mutter:
„Stehen wie Felsen doch zwei Männer gegen einander;
Unbewegt und stolz will keiner dem andern sich nähern.
Keiner zum guten Worte, dem ersten, die Zunge bewegen.
Darum sag' ich Dir, Sohn: noch lebt die Hoffnung in seinem
Herzen, daß er sie Dir, wenn sie gut und brav ist, verlobe,
Obgleich arm, so entschieden er auch die Arme versagt hat.
Denn er redet gar Manches in seiner heftigen Art aus,
Das er doch nicht vollbringt; so gibt er auch zu das Versagte.
Aber ein gutes Wort verlangt er und kann es verlangen;
Denn er ist Vater! Auch wissen wir wohl, sein Zorn ist nach Tische,
Wo er heftiger spricht und Anderer Gründe bezweifelt,
Nie bedeutend. Es reget der Wein dann jegliche Kraft auf

Erwin.

Ein neues Kleid iſt da;
Man ſchenkt' es ihm zuletzt, allein er wollte
In ſeinem alten Rock begraben ſeyn.

Valerio.

Verkleide dich.

Erwin.

Wozu die Mummerey?
Was er verließ, bleibt mir verehrungswerth.

Valerio.

Es iſt kein Scherz; du ſollſt nur Augenblicke
Verborgen vor ihr ſtehn, ſie ſehn, ſie hören,
Ihr innres Herz erkennen, wie ſie liebt,
Und wen?

Erwin.

Was ſoll ich thun?

Valerio.

Geſchwind, geſchwind!

Seines heftigen Wollens, und läßt ihm die Worte der Andern
Nicht vernehmen; er hört und fühlt alleine sich selber.
Aber es kommt der Abend heran, und die vielen Gespräche
Sind nun zwischen ihm und seinen Freunden gewechselt.
Milder ist er fürwahr, ich weiß, wenn das Mänschen vorbei ist,
Und er das Unrecht fühlt, das er Andern, lebhaft, erzeigte.
Komm'! Wir wagen es gleich; das Frischgewagte geräth nur,
Und wir bedürfen der Freunde, die jetzo bei ihm noch versammelt
Sitzen; besonders wird uns der würdige Geistliche helfen."

Also sprach sie behend, und zog, vom Steine sich hebend,
Auch vom Sitze den Sohn, den willig Folgenden. Beide
Kamen schweigend herunter, den wichtigen Verlaß bedenkend.

Polyhymnia.

Der Weltbürger.

Aber es saßen die Drei noch immer sprechend zusammen,
Mit dem geistlichen Herrn der Apotheker bei'm Wirthe,
Und es war das Gespräch noch immer ebendasselbe,
Das viel hin und her nach allen Seiten geführt ward.
Aber der treffliche Pfarrer versetzte, würdig gesinnt, d'rauf:
„Widersprechen will ich Euch nicht. Ich weiß es, der Mensch soll
Immer streben zum Bessern: und, wie wir sehen, er strebt auch
Immer dem Höheren nach, zum Wenigsten sucht er das Neue;
Aber geht nicht zu weit! Denn neben diesen Gefühlen
Gab die Natur uns auch die Lust, zu verharren im Alten,
Und sich Dessen zu freu'n, was Jeder lange gewohnt ist.
Aller Zustand ist gut, der natürlich ist und vernünftig.
Vieles wünscht sich der Mensch, und doch bedarf er nur wenig;
Denn die Tage sind kurz und beschränkt der Sterblichen Schicksal.
Niemals tadl' ich den Mann, der immer, thätig und rastlos
Umgetrieben, das Meer und alle Straßen der Erde
Kühn und emsig befährt und sich des Gewinnes erfreuet,
Welcher sich reichlich um ihn und um die Seinen herum häuft.
Aber Jener ist auch mir werth, der ruhige Bürger,
Der sein väterlich' Erbe mit stillen Schritten umgehet,
Und die Erbe besorgt, sowie es die Stunden gebieten.
Nicht verändert sich ihm in jedem Jahre der Boden,
Nicht streckt eilig der Baum, der neugepflanzte, die Arme
Gegen den Himmel aus, mit reichlichen Blüthen geziert.
Nein, der Mann bedarf der Geduld; er bedarf auch des reinen,
Immer gleichen, ruhigen Sinns und des g'raden Verstandes.
Denn nur wenige Samen vertraut er der nährenden Erde,
Wenige Thiere nur versucht er, mehrend, zu ziehen;
Denn das Nützliche bleibt allein sein ganzer Gedanke.
Glücklich, wem die Natur ein so gestimmtes Gemüth gab!
Er ernähret uns Alle. Und Heil dem Bürger des kleinen
Städtchens, welcher ländlich' Gewerb mit Bürgergewerb paart!
Auf ihm liegt nicht der Druck, der ängstlich den Landmann beschränket;
Ihn verwirret nicht die Sorge der vielbegehrenden Städter,
Die dem Reicheren stets und dem Höheren, wenig vermögend,
Nachzustreben gewohnt sind, besonders die Weiber und Mädchen.
Eigner immer darum des Sohnes ruhig' Bemühen,
Und die Gattinn, die einst er, die gleichgesinnte, sich wählet!"

Also sprach er. Es trat die Mutter zugleich mit dem Sohn ein,
Führend ihn bei der Hand und vor den Gatten ihn stellend.
„Vater," sprach sie, „wie oft gedachten wir, unter einander

Schwatzend, des fröhlichen Tags, der kommen würde, wenn künftig
Hermann, seine Braut sich erwählend, uns endlich erfreute!
Hin und wieder dachten wir da; bald dieses, bald jenes
Mädchen bestimmten wir ihm mit elterlichem Geschwätze.
Nun ist er kommen, der Tag; nun hat die Braut ihm der Himmel
Hergeführt und gezeigt, es hat sein Herz nun entschieden.
Sagten wir damals nicht immer: er solle selber sich wählen?
Wünschtest Du nicht noch vorhin, er möchte heiter und lebhaft
Für ein Mädchen empfinden? Nun ist die Stunde gekommen!
Ja, er hat gefühlt und gewählt, und ist männlich entschieden!
Jenes Mädchen ist's, die Fremde, die ihm begegnet.
Gibt sie ihm; oder er bleibt, so schwur er, im ledigen Stande."

Und es sagte der Sohn: „Die gebt mir, Vater! Mein Herz hat
Rein und sicher gewählt; Euch ist sie die würdigste Tochter."

Aber der Vater schwieg. Da stand der Geistliche schnell auf,
Nahm das Wort und sprach: „Der Augenblick nur entscheidet
Ueber das Leben des Menschen und über sein ganzes Geschicke;
Denn nach langer Berathung ist doch ein jeder Entschluß nur
Werk des Moments's, es ergreift doch nur der Verständ'ge das Rechte.
Immer gefährlicher ist's, bei'm Wählen Dieses und Jenes
Nebenher zu bedenken und so das Gefühl zu verwirren.
Rein ist Hermann; ich kenn' ihn von Jugend auf; und er streckte
Schon als Knabe die Hände nicht aus nach Diesem und Jenem.
Was er begehrte, Das war ihm gemäß; so hielt er es fest auch.
Seid nicht scheu und verwundert, daß nun auf ein Mal erscheinet,
Was Ihr so lange gewünscht. Es hat die Erscheinung fürwahr nicht
Jetzt die Gestalt des Wunsches, sowie Ihr ihn etwa gehegt.
Denn die Wünsche verhüllen uns selbst das Gewünschte; die Gaben
Kommen von oben herab, in ihren eig'nen Gestalten.
Nun verkennet es nicht, das Mädchen, das Euerm geliebten,
Guten, verständigen Sohn zuerst die Seele bewegt hat.
Glücklich ist Der, dem sogleich die erste Geliebte die Hand reicht,
Dem der lieblichste Wunsch nicht heimlich im Herzen verschmachtet!
Ja, ich seh' es ihm an, es ist sein Schicksal entschieden!
Wahre Neigung vollendet sogleich zum Manne den Jüngling.
Nicht beweglich ist er; ich fürchte, versagt Ihr ihm Dieses,
Gehen die Jahre dahin, die schönsten, in traurigem Leben."

Da versetzte sogleich der Apotheker bedächtig,
Dem schon lange das Wort von der Lippe zu springen bereit war:
„Laßt uns auch dieß Mal doch nur die Mittelstraße betreten!
Eile mit Weile! Das war selbst Kaiser Augustus Devise.
Gerne schick' ich mich an, den lieben Nachbarn zu dienen,
Meinen geringen Verstand zu ihrem Nutzen zu brauchen:
Und besonders bedarf die Jugend, daß man sie leite.
Laßt mich also hinaus; ich will es prüfen, das Mädchen,
Will die Gemeinde befragen, in der sie lebt und bekannt ist.
Niemand betriegt mich so leicht; ich weiß die Worte zu schätzen."

Da versetzte sogleich der Sohn mit geflügelten Worten:
„Thut es, Nachbar, und geht und erkundigt Euch. Aber ich wünsche,
Daß der Herr Pfarrer sich auch in Eu'rer Gesellschaft befinde;
Zwei so treffliche Männer sind unverwerfliche Zeugen.
O, mein Vater! sie ist nicht hergelaufen, das Mädchen,
Keine, die durch das Land auf Abenteuer umherschweift,
Und den Jüngling bestrickt, den unerfahr'nen, mit Ränken!
Nein; das wilde Geschick des allverderblichen Krieges,
Das die Welt zerstört und manches feste Gebäude
Schon aus dem Grunde gehoben, hat auch die Arme vertrieben!

Streifen nicht herrliche Männer von hoher Geburt nun im Elend?
Fürſten ſiehen vermummt, und Könige leben verbannet.
Ach, ſo iſt auch ſie, von ihren Schweſtern die beſte,
Aus dem Lande getrieben. Ihr eig'nes Unglück vergeſſend,
Steht ſie Anderen bei, iſt ohne Hülfe noch hülfreich.
Groß ſind Jammer und Noth, die über die Erde ſich breiten;
Sollte nicht auch ein Glück aus dieſem Unglück hervorgehn,
Und ich, im Arme der Braut, der zuverläſſigen Gattinn,
Mich nicht erfreuen des Kriegs, ſowie Ihr des Brandes Euch freutet!"

Da verſetzte der Vater, und that bedeutend den Mund auf:
„Wie iſt, o Sohn, Dir die Zunge gelöſ't, die ſchon Dir im Munde
Lange Jahre geſtockt, und nur ſich dürftig bewegte!
Muß ich doch heut' erfahren, was jedem Vater gedroht iſt:
Daß den Willen des Sohns, den heftigen, gerne die Mutter
Allzu gelind' begünſtigt, und jeder Nachbar Partei nimmt,
Wenn es über den Vater nur hergeht oder den Eh'mann.
Aber ich will Euch zuſammen nicht widerſtehen; was hilf' es?
Denn ich ſehe doch ſchon hier Trotz und Thränen im Voraus.
Gehet und freiet, und bringt in Gottes Namen die Tochter
Mir in's Haus; wo nicht, ſo mag er das Mädchen vergeſſen."

Alſo der Vater. Es rief der Sohn mit froher Geberde:
„Noch vor Abend iſt Euch die trefflichſte Tochter beſcheeret,
Wie ſie der Mann ſich wünſcht, dem ein kluger Sinn in der Bruſt lebt.
Glücklich iſt die Gute dann auch, ſo darf ich es hoffen.
Ja, ſie danket mir ewig, daß ich ihr Vater und Mutter
Wiedergegeben in Euch, ſo wie ſie verſtändige Kinder
Wünſchen! Aber ich zaud're nicht mehr; ich ſchirre die Pferde
Gleich und führe die Freunde hinaus auf die Spur der Geliebten.
Ueberlaſſe die Männer ſich ſelbſt und der eigenen Klugheit.
Richte, ſo ſchwör' ich Euch zu, mich ganz nach ihrer Entſcheidung.
Und ich ſeh' es nicht wieder, als bis es mein iſt, das Mädchen."
Und ſo ging er hinaus, indeſſen Manches die Andern
Weislich erwogen und ſchnell die wichtige Sache beſprachen.

Hermann eilte zum Stalle ſogleich, wo die muthigen Hengſte
Ruhig ſtanden und raſch den reinen Hafer verzehrten
Und das trockene Heu, auf der beſten Wieſe gebauen.
Eilig legt' er ihnen darauf das blanke Gebiß an,
Zog die Riemen ſogleich durch die ſchön verſilberten Schnallen,
Und befeſtigte dann die langen, breiteren Zügel,
Führte die Pferde heraus in den Hof, wo der willige Knecht ſchon
Vorgeſchoben die Kutſche, ſie leicht an der Deichſel bewegend.
Abgemeſſen knüpften ſie d'rauf an die Wage mit ſaubern
Stricken die raſche Kraft der leicht hinziehenden Pferde.
Hermann faßte die Peitſche; dann ſaß er und rollt' in den Thorweg.
Als die Freunde nun gleich die geräumigen Plätze genommen,
Rollte der Wagen eilig, und ließ das Pflaſter zurücke,
Ließ zurück die Mauern der Stadt und die reinlichen Thürme.
So fuhr Hermann dahin, der wohlbekannten Chauſſee zu,
Raſch, und ſäumete nicht, und fuhr vergaß wie vergnügter.
Als er aber nunmehr den Thurm des Dorfes erblickte,
Und nicht fern mehr lagen die gartenumgebenen Häuſer,
Dacht' er bei ſich ſelbſt, nun anzuhalten die Pferde.

Von dem würdigen Dunkel erhabener Linden umſchattet,
Die Jahrhunderte ſchon an dieſer Stelle gewurzelt,
War, mit Raſen bedeckt, ein weiter, grünender Anger
Vor dem Dorfe, den Bauern und nahen Städtern ein Luſtort.
Flachgegraben befand ſich unter den Bäumen ein Brunnen.

Stieg man die Stufen hinab, so zeigten sich steinerne Bänke,
Rings um die Quelle gesetzt, die immer lebendig hervorquoll,
Reinlich, mit niederer Mauer gefaßt, zu schöpfen bequemlich.
Hermann aber beschloß, in diesem Schatten die Pferde
Mit dem Wagen zu halten. Er that so, und sagte die Worte:
„Steiget, Freunde, nun aus und geht, damit Ihr erfahret,
Ob das Mädchen auch werth der Hand sei, die ich ihr biete.
Zwar ich glaub' es, und mir erzählt Ihr nichts Neues und Seltnes:
Hätt' ich allein zu thun, so ging ich behend' zu dem Dorf hin,
Und mit wenigen Worten entschiede die Gute mein Schicksal.
Und Ihr werdet sie bald vor allen Andern erkennen;
Denn wohl schwerlich ist an Bildung ihr Eine vergleichbar.
Aber ich geb' Euch noch die Zeichen der reinlichen Kleider:
Denn der rothe Latz erhebt den gewölbeten Busen,
Schön geschnürt, und es liegt das schwarze Mieder ihr knapp an;
Sauber hat sie den Saum des Hemdes zur Krause gefaltet,
Die ihr das Kinn umgibt, das runde, mit reinlicher Anmuth;
Frei und heiter zeigt sich des Kopfes zierliches Rund;
Stark sind viel Mal die Zöpfe um silberne Nadeln gewickelt;
Vielgefaltet und blau fängt unter dem Latze der Rock an,
Und umschlägt ihr im Gehn die wohlgebildeten Knöchel.
Doch Das will ich Euch sagen, und noch mir ausdrücklich erbitten:
Redet nicht mit dem Mädchen, und laßt nicht merken die Absicht,
Sondern befraget die Andern, und hört, was sie Alles erzählen.
Habt Ihr Nachricht genug, zu beruhigen Vater und Mutter,
Kehret zu mir dann zurück, und wir bedenken das Weit're.
Also dacht' ich mir's aus, den Weg her, den wir gefahren."

Also sprach er. Es gingen darauf die Freunde dem Dorf zu,
Wo in Gärten und Scheunen und Häusern die Menge von Menschen
Wimmelte, Karr'n an Karr'n die breite Straße dahin stand.
Männer versorgten das brüllende Vieh und die Pferd' an den Wagen,
Wäsche trockneten emsig auf allen Hecken die Weiber,
Und es ergetzten die Kinder sich plätschernd im Wasser des Baches.
Also durch die Wagen sich drängend, durch Menschen und Thiere,
Sahen sie rechts und links sich um, die gesendeten Späher,
Ob sie nicht etwa das Bild des bezeichneten Mädchens erblickten;
Aber Keine von Allen erschien die herrliche Jungfrau.
Stärker fanden sie bald das Gedränge. Da war um die Wagen
Streit der drohenden Männer, worein sich mischten die Weiber,
Schreiend. Da nahte sich schnell mit würdigen Schritten ein Alter,
Trat zu den Scheltenden hin; und sogleich verklang das Getöse,
Als er Ruhe gebot, und väterlich ernst sie bedrohte.
„Hat uns," rief er, „noch nicht das Unglück also gebändigt,
Daß wir endlich verstehn, uns unter einander zu dulden
Und zu vertragen, wenn auch nicht Jedes die Handlungen abmißt?
Unverträglich fürwahr ist der Glückliche! Werden die Leiden
Endlich Euch lehren, nicht mehr, wie sonst, mit dem Bruder zu hadern?
Gönnet einander den Platz auf fremdem Boden, und theilet,
Was Ihr habet, zusammen, damit ihr Barmherzigkeit findet."

Also sagte der Mann, und Alle schwiegen; verträglich
Ordneten Vieh und Wagen die wieder besänftigten Menschen.
Als der Geistliche nun die Rede des Mannes vernommen,
Und den ruhigen Sinn des fremden Richters entdeckte,
Trat er an ihn heran und sprach die bedeutenden Worte:
„Vater, fürwahr! wenn das Volk in glücklichen Tagen dahin lebt,
Von der Erde sich nährend, die weit und breit sich aufthut

Und die erwünschten Gaben in Jahren und Monden erneuert,
Da geht Alles von selbst, und Jeder ist sich der Klügste,
Wie der Beste; und so bestehen sie neben einander,
Und der vernünftigste Mann ist wie ein And'rer gehalten:
Denn was Alles geschieht, geht still, wie von selber, den Gang fort.
Aber zerrüttet die Noth die gewöhnlichen Wege des Lebens,
Reißt das Gebäude nieder, und wühlet Garten und Saat um,
Treibt den Mann und das Weib vom Raume der traulichen Wohnung,
Schleppt in die Irre sie fort, durch ängstliche Tage und Nächte:
Ach, da sieht man sich um, wer wohl der verständigste Mann sei,
Und er redet nicht mehr die herrlichen Worte vergebens.
Sagt mir, Vater, Ihr seid gewiß der Richter von diesen
Flüchtigen Männern, der Ihr sogleich die Gemüther beruhigt?
Ja, Ihr erscheint mir heut' als einer der ältesten Führer,
Die durch Wüsten und Irren vertriebene Völker geleitet.
Denk' ich doch eben, ich rede mit Josua oder mit Moses."

Und es versetzte darauf mit ernstem Blicke der Richter:
„Wahrlich, unsere Zeit vergleicht sich den seltensten Zeiten,
Die die Geschichte bemerkt, die heilige wie die gemeine.
Denn wer gestern und heut' in diesen Tagen gelebt hat,
Hat schon Jahre gelebt; so drängen sich alle Geschichten.
Denk' ich ein wenig zurück, so scheint mir ein graues Alter
Auf dem Haupte zu liegen, und doch ist die Kraft noch lebendig.
O, wir Anderen dürfen uns wohl mit Jenen vergleichen,
Denen in ernster Stund' erschien im feurigen Busche
Gott der Herr; auch uns erschien er in Wolken und Feuer."

Als nun der Pfarrer darauf noch weiter zu sprechen geneigt war
Und das Schicksal des Manns und der Seinen zu hören verlangte,
Sagte behend der Gefährte mit heimlichen Worten in's Ohr ihm:
„Sprecht mit dem Richter nur fort, und bringt das Gespräch auf das Mädchen
Aber ich gehe herum, sie aufzusuchen, und komme
Wieder, sobald ich sie finde." Es nickte der Pfarrer dagegen,
Und durch die Hecken und Gärten und Scheunen suchte der Späher.

Clio.

Das Zeitalter.

Als nun der geistliche Herr den fremden Richter befragte,
Was die Gemeine gelitten, wie lang sie von Hause vertrieben;
Sagte der Mann darauf: „Nicht kurz sind unsere Leiden;
Denn wir haben das Bitt're der sämmtlichen Jahre getrunken,
Schrecklicher, weil auch uns die schönste Hoffnung zerstört ward.
Denn wer läugnet es wohl, daß hoch sich das Herz ihm erhoben,
Ihm die freiere Brust mit reineren Pulsen geschlagen,
Als sich der erste Glanz der neuen Sonne heraufhob,
Als man hörte vom Rechte der Menschen, das Allen gemein sei,
Von der begeisternden Freiheit und von der löblichen Gleichheit!
Damals hoffte Jeder, sich selbst zu leben; es schien sich
Aufzulösen das Band, das viele Länder umstrickte,
Das der Müssiggang und der Eigennutz in der Hand hielt.
Schauten nicht alle Völker in jenen drängenden Tagen
Nach der Hauptstadt der Welt, die es schon so lange gewesen,
Und jetzt mehr als je den herrlichen Namen verdiente?
Waren nicht jener Männer, der ersten Verkünder der Botschaft,
Namen den höchsten gleich, die unter die Sterne gesetzt sind?
Wuchs nicht jezlichem Menschen der Muth und der Geist und die Sprache?
Und wir waren zuerst, als Nachbarn, leicht entzündet.
D'rauf begann der Krieg, und die Züge bewaffneter Franken

Rückten näher; allein sie schienen nur Freundschaft zu bringen.
Und die brachten sie auch: denn ihnen erhöht war die Seele
Allen; sie pflanzten mit Lust die munteren Bäume der Freiheit,
Jedem das Seine versprechend, und Jedem die eig'ne Regierung.
Hoch erfreute sich da die Jugend, sich freute das Alter,
Und der muntere Tanz begann um die neue Standarte.
So gewannen sie bald, die überwiegenden Franken,
Erst der Männer Geist, mit feurigem, munterm Beginnen,
Dann die Herzen der Weiber, mit unwiderstehlicher Anmuth.
Leicht selbst schien uns der Druck des vielbedürfenden Krieges;
Denn die Hoffnung umschwebte vor unsern Augen die Ferne,
Lockte die Blicke hinaus in neueröffnete Bahnen.

O, wie froh ist die Zeit, wenn mit der Braut sich der Bräut'gam
Schwinget im Tanze, den Tag der gewünschten Verbindung erwartend!
Aber herrlicher war die Zeit, in der uns das Höchste,
Was der Mensch sich denkt, als nah' und erreichbar sich zeigte.
Da war Jedem die Zunge gelöst; es sprachen die Greise,
Männer und Jünglinge laut voll hohen Sinns und Gefühles.

Aber der Himmel trübte sich bald. Um den Vortheil der Herrschaft
Stritt ein verderbtes Geschlecht, unwürdig, das Gute zu schaffen.
Sie entzweiten sich und unterdrückten die neuen
Nachbarn und Brüder, und fanden die eigennützige Menge.
Und es praßten bei uns die Obern, und raubten im Großen,
Und es raubten und praßten bis zu dem Kleinsten die Kleinen;
Jeder schien nur besorgt, es bleibe was übrig für morgen.
Allzu groß war die Noth, und täglich wuchs die Bedrückung;
Niemand vernahm das Geschrei, sie waren die Herren des Tages.
Da fiel Kummer und Wuth auch selbst ein gelassnes Gemüth an;
Jeder sann nur und schwur, die Beleidigung' alle zu rächen,
Und den bittern Verlust der doppelt betrogenen Hoffnung.
Und es wendete sich das Glück auf die Seite der Deutschen,
Und der Franke floh mit eiligen Märschen zurücke.
Ach, da fühlten wir erst das traurige Schicksal des Krieges!
Denn der Sieger ist groß und gut; zum wenigsten scheint er's,
Und er schonet den Mann, den besiegten, als wär' er der seine,
Wenn er ihm täglich nützt und mit den Gütern ihm dienet.
Aber der Flüchtige kennt kein Gesetz; denn er wehet nur den Tod ab,
Und verzehret nur schnell und ohne Rücksicht die Güter.
Dann ist sein Gemüth auch erhitzt, und es kehrt die Verzweiflung
Aus dem Herzen hervor das frevelhafte Beginnen.
Nichts ist heilig ihm mehr; er raubt es. Die wilde Begierde
Dringt mit Gewalt auf das Weib, und macht die Lust zum Entsetzen.
Ueberall sieht er den Tod, und genießt die letzten Minuten
Grausam, freut sich des Bluts, und freut sich des heulenden Jammers.
Grimmig erhob sich darauf in unsern Männern die Wuth nun,
Das Verlor'ne zu rächen und zu vertheid'gen die Reste.
Alles ergriff die Waffen, gelockt von der Eile des Flüchtlings,
Und von blassem Gesicht und scheu unsicheren Blicke.
Rastlos nun erklang das Getön der stürmenden Glocke,
Und die künft'ge Gefahr hielt nicht die grimmige Wuth auf.
Schnell verwandelte sich des Feldbaus friedliche Rüstung
Nun in Wehre; da traf von Blute Gabel und Sense.
Ohne Begnadigung fiel der Feind, und ohne Verschonung;
Ueberall raste die Wuth und die feige, tückische Schwäche.
Möcht' ich den Menschen doch nie in dieser schnöden Verirrung
Wieder sehn! Das wüthende Thier ist ein besserer Anblick.
Sprech' er doch nie von Freiheit, als könn' er sich selber regieren!
Losgebunden erscheint, sobald die Schranken hinweg sind,
Alles Böse, das tief das Gesetz in die Winkel zurücktrieb." —

„Trefflicher Mann!“ verſetzte darauf der Pfarrer mit Nachdruck:
„Wenn Ihr den Menſchen verkennt, ſo kann ich Euch darum nicht ſchelten;
Habt Ihr doch Böſes genug erlitten vom wüſten Beginnen!
Wolltet Ihr aber zurück die traurigen Tage durchſchauen,
Würdet Ihr ſelber geſtehen, wie oft Ihr auch Gutes erblicktet;
Manches Treffliche, das verborgen bleibt in dem Herzen,
Regt die Gefahr es nicht auf, und drängt die Noth nicht den Menſchen,
Daß er als Engel ſich zeig', erſcheine den Andern ein Schutzgott?“

Lächelnd verſetzte darauf der alte, würdige Richter:
„Ihr erinnert mich klug, wie oft nach dem Brande des Hauſes
Man den betrübten Beſitzer an Gold und Silber erinnert,
Das geſchmolzen im Schutt nun überblieben zerſtreut liegt.
Wenig iſt es fürwahr, doch auch das Wenige köſtlich;
Und der Verarmte gräbet ihm nach, und freut ſich des Fundes.
Und ſo kehr' ich auch gern die heitern Gedanken zu jenen
Wenigen guten Thaten, die aufbewahrt das Gedächtniß.
Ja, ich will es nicht läugnen, ich ſah ſich Feinde verſöhnen,
Um die Stadt vom Uebel zu retten; ich ſah auch der Freunde,
Sah der Eltern Lieb' und der Kinder Unmögliches wagen;
Sah, wie der Jüngling auf ein Mal zum Mann ward; ſah, wie der Greis ſich
Wieder verjüngte, das Kind ſich ſelbſt als Jüngling enthüllte,
Ja, und das ſchwache Geſchlecht, ſowie es gewöhnlich genannt wird,
Zeigte ſich tapfer und mächtig und gegenwärtigen Geiſtes.
Und ſo laßt mich vor allen der ſchönen That noch erwähnen,
Die hochherzig ein Mädchen vollbrachte, die treffliche Jungfrau,
Die auf dem großen Gehöft allein mit den Mädchen zurückblieb;
Denn es waren die Männer auch gegen die Fremden gezogen.
Da überfiel den Hof ein Trupp verlaufenen Geſindels,
Plündernd, und drängte ſogleich in die Zimmer der Frauen.
Sie erblickten das Bild der ſchön erwachſenen Jungfrau
Und die lieblichen Mädchen, noch eher Kinder zu heißen.
Da ergriff ſie wilde Begier; ſie ſtürmten gefühllos
Auf die zitternde Schaar und auf's hochherzige Mädchen.
Aber ſie riß dem Einen ſogleich von der Seite den Säbel,
Hieb ihn nieder gewaltig; er ſtürzt' ihr blutend zu Füßen.
Dann mit männlichen Streichen befreete ſie tapfer die Mädchen.
Traf noch viere der Räuber; doch die entflohen dem Tode.
Dann verſchloß ſie den Hof, und harrte der Hülfe, bewaffnet.“

Als der Geiſtliche nun das Lob des Mädchens vernommen,
Stieg die Hoffnung ſogleich für ſeinen Freund im Gemüth auf.
Und er war im Begriff zu fragen: wohin ſie gerathen,
Ob auf der traurigen Flucht ſie nun mit dem Volk ſich befinde.

Aber da trat herbei der Apotheker behende
Zupfte den geiſtlichen Herrn, und ſagte die wiſpernden Worte:
„Hab' ich doch endlich das Mädchen aus vielen Hundert gefunden,
Nach der Beſchreibung! So kommt und ſehet ſie ſelber mit Augen;
Nehmet den Richter mit Euch, damit wir das Weitere hören.
Und ſie kehrten ſich um, und weg war gerufen der Richter
Von den Seinen, die ihn, bedürftig des Rathes, verlangten.
Doch es folgte ſogleich dem Apotheker der Pfarrherr
An die Lücke des Zaunes, und Jener deutete liſtig.
„Seht Ihr“, ſagt' er, „das Mädchen? Sie hat die Puppe gewickelt,
Und ich erkenne genau den alten Cattun und den blauen
Kiſſenüberzug wohl, den ihr Hermann im Bündel gebracht hat.
Sie verwendete ſchnell, fürwahr, und gut die Geſchenke.
Dieſe ſind deutliche Zeichen, es treffen die übrigen alle;
Denn der rothe Latz erhebt den gewölbeten Busen.

Schön geschnürt, und es liegt das schwarze Mieder ihr knapp an;
Sauber ist der Saum des Hemdes zur Krause gefaltet,
Und umgibt ihr das Kinn, das runde, mit reinlicher Anmuth;
Frei und heiter zeigt sich des Kopfes zierliches Eirund,
Und die starken Zöpfe um silberne Nadeln gewickelt;
Sitzt sie gleich, so sehen wir doch die treffliche Größe,
Und den blauen Rock, der, vielgefaltet, vom Busen
Reichlich herunterwallt zum wohlgebildeten Knöchel.
Ohne Zweifel sie ist's. D'rum kommet, damit wir vernehmen,
Ob sie gut und tugendhaft sei, ein häusliches Mädchen!"

Da versetzte der Pfarrer, mit Blicken die Sitzende prüfend:
„Daß sie den Jüngling entzückt, fürwahr, es ist mir kein Wunder;
Denn sie hält vor dem Blick des erfahrenen Mannes die Probe.
Glücklich, wem doch Mutter Natur die rechte Gestalt gab!
Denn sie empfiehlet ihn stets, und nirgends ist er ein Fremdling.
Jeder nahet sich gern, und Jeder möchte verweilen,
Wenn die Gefälligkeit nur sich zu der Gestalt noch geselle.
Ich versichr' Euch, es ist dem Jüngling ein Mädchen gefunden,
Das ihm die künftigen Tage des Lebens herrlich erheitert,
Treu mit weiblicher Kraft durch alle Zeiten ihm beisteht.
So ein vollkommener Körper gewiß verwahrt auch die Seele
Rein, und die rüstige Jugend verspricht ein glückliches Alter."

Und es sagte darauf der Apotheker bedenklich:
„Trüget doch öfter der Schein! Ich mag dem Aeußern nicht trauen;
Denn ich habe das Sprichwort so oft erprobet gefunden:
Eh' Du den Scheffel Salz mit dem neuen Bekannten verzehret,
Darfst Du nicht leicht ihm trauen; Dich macht die Zeit nur gewisser,
Wie Du es habest mit ihm, und wie die Freundschaft bestehe.
Lasset uns also zuerst bei guten Leuten uns umthun,
Denen das Mädchen bekannt ist, und die uns von ihr nun erzählen."

„Auch ich lobe die Vorsicht," versetzte der Geistliche folgend:
„Frei'n wir doch nicht für uns; für Andere frei'n ist bedenklich!
Und sie zogen darauf dem wackern Richter entgegen,
Der in seinen Geschäften die Straße wieder heraufkam.
Und zu ihm sprach sogleich der kluge Pfarrer mit Vorsicht:
„Sagt! Wir haben ein Mädchen gesehn, das im Garten zunächst hier
Unter dem Apfelbaum sitzt und Kindern Kleider verfertigt
Aus getrag'nem Cattun, der ihr vermuthlich geschenkt ward.
Uns gefiel die Gestalt; sie scheinet der Wackeren eine.
Saget uns, was Ihr wißt; wir fragen aus löblicher Absicht.

Als in den Garten zu blicken der Richter sogleich nun herzutrat,
Sagt' er: „Diese kennet Ihr schon; denn wenn ich erzählte
Von der herrlichen That, die jene Jungfrau verrichtet,
Als sie das Schwert ergriff und sich und die Ihren beschützte —
Diese war's! Ihr seht es ihr an, sie ist rüstig geboren,
Aber so gut wie stark; denn ihren alten Verwandten
Pflegte sie bis zum Tode, da ihn der Jammer dahinriß
Ueber des Städtchens Noth und seiner Besitzung Gefahren.
Auch, mit stillem Gemüth, hat sie die Schmerzen ertragen
Ueber des Bräutigams Tod, der, ein edler Jüngling, im ersten
Feuer des hohen Gedankens, nach edler Freiheit zu streben,
Selbst hinging nach Paris und bald den schrecklichen Tod fand;
Denn wie zu Hause, so dort, bestritt er Willkür und Ränke."
Also sagte der Richter. Die Beiden schieden und dankten,
Und der Geistliche zog ein Goldstück (das Silber des Beutels
War vor einigen Stunden von ihm schon milde verspendet,

Als er die Flüchtlinge sah in traurigen Haufen vorbeiziehn).
Und er reicht' es dem Schulzen und sagte: „Theilet den Pfennig
Unter die Dürftigen aus, und Gott vermehre die Gabe!"
Doch es weigerte sich der Mann, und sagte: „Wir haben
Manchen Thaler gerettet und manche Kleider und Sachen,
Und ich hoffe, wir kehren zurück, noch eh' es verzehrt ist."

Da versetzte der Pfarrer, und drückt' ihm das Geld in die Hand ein:
„Niemand säume zu geben in diesen Tagen, und Niemand
Weig're sich anzunehmen, was ihm die Milde geboten!
Niemand weiß, wie lang' er es hat, was er ruhig besitzet;
Niemand, wie lang' er noch in fremden Landen umherzieht
Und des Ackers entbehrt und des Gartens, der ihn ernähret."

„Ei doch!" sagte darauf der Apotheker geschäftig:
„Wäre mir jetzt nur Geld in der Tasche, so solltet Ihr's haben,
Groß wie klein; denn Viele gewiß der Euern bedürfen's.
Unbeschenkt doch laß ich Euch nicht, damit Ihr den Willen
Sehet, woferne die That auch hinter dem Willen zurückbleibt.
Also sprach er, und zog den gestickten ledernen Beutel
An den Riemen hervor, worin der Taback ihm verwahrt war,
Oeffnete zierlich und theilte; da fanden sich einige Pfeifen.
„Klein ist die Gabe," setzt er dazu. Da sagte der Schultheiß:
„Guter Taback ist doch dem Reisenden immer willkommen."
Und es lobte darauf der Apotheker den Knaster.

Aber der Pfarrherr zog ihn hinweg, und sie schieden vom Richter.
„Eilen wir!" sprach der verständige Mann; „es wartet der Jüngling
Peinlich. Er höre so schnell als möglich die fröhliche Botschaft."
Und sie eilten und kamen und fanden den Jüngling gelehnet
An den Wagen unter den Linden. Die Pferde zerstampften
Wild den Rasen; er hielt sie im Zaum, und stand in Gedanken,
Blickte still vor sich hin und sah die Freunde nicht eher,
Bis sie kommend ihn riefen und fröhliche Zeichen ihm gaben.
Schon so ferne begann der Apotheker zu sprechen;
Doch sie traten näher hinzu. Da faßte der Pfarrherr
Seine Hand, und sprach und nahm dem Geführten das Wort weg:
„Heil Dir, junger Mann! Dein treues Auge, Dein treues
Herz hat richtig gewählt! Glück Dir und dem Weibe der Jugend!
Deiner ist sie werth; d'rum komm' und wende den Wagen,
Daß wir fahrend sogleich die Ecke des Dorfes erreichen,
Um sie werben und bald nach Hause führen die Gute."

Aber der Jüngling stand, und ohne Zeichen der Freude
Hört' er die Worte des Boten, die himmlisch waren und tröstlich,
Seufzete tief und sprach: „Wir kamen mit eilendem Fuhrwerk,
Und wir ziehen vielleicht beschämt und langsam nach Hause;
Denn hier hat mich, seitdem ich warte, die Sorge befallen,
Argwohn und Zweifel und Alles, was nur ein liebendes Herz kränkt.
Glaubt Ihr, wenn wir nur kommen, so werde das Mädchen uns folgen,
Weil wir reich sind, aber sie arm und vertrieben einherzieht?
Armuth selbst macht stolz, die unverdiente. Genügsam
Scheint das Mädchen und thätig; und so gehört ihr die Welt an.
Glaubt Ihr, es sei ein Weib von solcher Schönheit und Sitte
Aufgewachsen, um nie den guten Jüngling zu reizen?
Glaubt Ihr, sie habe bis jetzt ihr Herz verschlossen der Liebe?
Fahret nicht rasch bis hinan; wir möchten zu unsrer Beschämung
Sachte die Pferde herum nach Hause lenken. Ich fürchte,
Irgend ein Jüngling besitzt dieß Herz, und die wackere Hand hat
Eingeschlagen und schon dem Glücklichen Treue versprochen.
Ach, da steh' ich vor ihr mit meinem Antrag beschämet!

Ihn zu trösten, öffnete d'rauf der Pfarrer den Mund schon;
Doch es fiel der Gefährte mit seiner gesprächigen Art ein:
„Freilich, so wären wir nicht vor Zeiten verlegen gewesen,
Da ein jedes Geschäft nach seiner Weise vollbracht ward.
Hatten die Eltern die Braut für ihren Sohn sich ersehen,
Ward zuvörderst ein Freund vom Hause vertraulich gerufen;
Diesen sandte man dann als Freiersmann zu den Eltern
Der erkorenen Braut, der dann in stattlichem Putze
Sonntags etwa nach Tische den würdigen Bürger besuchte,
Freundliche Worte mit ihm im Allgemeinen zuvörderst
Wechselnd, und klug das Gespräch zu lenken und wenden verstehend.
Endlich nach langem Umschweif ward auch der Tochter erwähnet,
Rühmlich, und rühmlich des Manns und des Hauses, von dem man gesandt war.
Kluge Leute merkten die Absicht; der kluge Gesandte
Merkte den Willen gar bald, und konnte sich weiter erklären.
Lehnte den Antrag man ab, so war auch ein Korb nicht verdrießlich.
Aber gelang es denn auch, so war der Freiersmann immer
In dem Hause der Erste bei jedem häuslichen Feste;
Denn es erinnerte sich durch's ganze Leben das Ehpaar,
Daß die geschickte Hand den ersten Knoten geschlungen.
Jetzt ist aber das Alles, mit andern guten Gebräuchen,
Aus der Mode gekommen, und Jeder freit für sich selber.
Nehme denn Jeglicher auch den Korb mit eigenen Händen,
Der ihm etwa beschieden ist, und bleibe beschämt vor dem Mädchen!"
„Sei es, wie ihm auch sei!" versetzte der Jüngling, der kaum auf
Alle die Worte gehört, und schon sich im Stillen entschlossen:
„Selber geh' ich und will mein Schicksal selber erfahren
Aus dem Munde des Mädchens, zu dem ich das größte Vertrauen
Habe, das irgend ein Mensch nur je zu dem Weibe gehegt hat.
Was sie sagt, Das ist gut, es ist vernünftig; Das weiß ich.
Soll ich sie auch zum letzten Mal sehn, so will ich noch ein Mal
Diesem offenen Blick des schwarzen Auges begegnen;
Drück' ich sie nie an das Herz, so will ich die Brust und die Schultern
Ein Mal noch sehn, die mein Arm so sehr zu umschließen begehret;
Will den Mund noch sehen, von dem ein Kuß und das Ja mich
Glücklich macht auf ewig, das Nein mich auf ewig zerstöret.
Aber laßt mich allein! Ihr sollt nicht warten. Begebet
Euch zu Vater und Mutter zurück, damit sie erfahren,
Daß sich der Sohn nicht geirrt, und daß es werth ist, das Mädchen.
Und so laßt mich allein! Den Fußweg über den Hügel
An den Birnbaum hin, und unsern Weinberg hinunter,
Geh' ich näher nach Hause zurück. O, daß ich die Traute
Freudig und schnell heimführte! Vielleicht auch schleich' ich alleine
Jene Pfade nach Haus, und betrete froh sie nicht wieder."

Also sprach er und gab dem geistlichen Herrn die Zügel,
Der verständig sie faßte, die schäumenden Rosse beherrschend,
Schnell den Wagen bestieg und den Sitz des Führers besetzte.

Aber Du zauderteſt noch, vorsichtiger Nachbar, und sagteſt:
„Gerne vertrau' ich, mein Freund, Euch Seel' und Geist und Gemüth an;
Aber Leib und Gebein ist nicht zum Besten verwahret,
Wenn die geistliche Hand der weltlichen Zügel sich anmaßt."
Doch Du lächelteſt d'rauf, verständiger Pfarrer, und sagteſt:
„Sitzet nur ein, und getrost vertraut mir den Leib, wie die Seele;
Denn geschickt ist die Hand schon lange, den Zügel zu führen,
Und das Auge geübt, die künstlichste Wendung zu treffen.
Denn wir waren in Straßburg gewohnt, den Wagen zu lenken,
Als ich den jungen Baron dahin begleitete; täglich

Erwin.

Doch mein Geſicht, mein glattes Kinn wird
bald
Den Trug entdecken; ſoll ich dann beſchämt,
Verloren vor ihr ſtehn?

Valerio.

Zum guten Glück
Hat meine Leidenſchaft des holden Schmuckes
Der Jugend mich beraubt Das blonde Haar,

Er nimmt das Haar vom Felſen.

An's Kinn gepaßt, macht dich zum weiſen Mann.

Erwin.

Noch immer wechſelſt du mit Ernſt und Scherz.

Valerio.

Vergnügter hab' ich nie den Sinn geändert.
Sie kommt, geſchwind.

Erwin.

Ich folge; ſey es nun
Zum Leben oder Tod; es iſt gewagt.

Sie gehen in die Hütte.

Rollte der Wagen, geleitet von mir, das hallende Thor durch,
Staubige Wege hinaus, bis fern zu den Auen und Linden,
Mitten durch Schaaren des Volks, das mit Spaziren den Tag lebt."

Halb getröstet beſtieg darauf der Nachbar den Wagen,
Saß wie Einer, der ſich zum weitlichen Sprunge bereitet;
Und die Hengſte rannten nach Hauſe, begierig des Stalles.
Aber die Wolke des Staubes quoll unter den mächtigen Hufen.
Lange noch ſtand der Jüngling, und ſah den Staub ſich erheben,
Sah den Staub ſich zerſtreu'n; ſo ſtand er ohne Gedanken.

Erato.

Dorothea.

Wie der wandernde Mann, der vor dem Sinken der Sonne
Sie noch ein Mal in's Auge, die ſchnell verſchwindende, faßte,
Dann im dunkeln Gebüſch und an der Seite des Felſens
Schweben ſiehet ihr Bild; wohin er die Blicke nur wendet,
Eilet es vor und glänzt und ſchwankt in herrlichen Farben;
So bewegte vor Hermann die liebliche Bildung des Mädchens
Sanft ſich vorbei, und ſchien dem Pfad in's Getreide zu folgen.
Aber er fuhr aus dem ſtaunenden Traum auf, wendete langſam
Nach dem Dorfe ſich zu, und ſtaunte wieder; denn wieder
Kam ihm die hohe Geſtalt des herrlichen Mädchens entgegen.
Feſt betrachtet er ſie; es war kein Scheinbild, ſie war es
Selber. Den größeren Krug und einen kleineren am Henkel
Tragend in jeglicher Hand: ſo ſchritt ſie geſchäftig zum Brunnen;
Und er ging ihr freudig entgegen. Es gab ihm ihr Anblick
Muth und Kraft; er ſprach zu ſeiner Verwunderten alſo:
„Fand' ich Dich, wackeres Mädchen, ſo bald auf's Neue beſchäftigt,
Hilfreich Andern zu ſein und gern zu erquicken die Menſchen?
Sag', warum kommſt Du allein zum Quell, der doch ſo entfernt liegt,
Da ſich Andere doch mit dem Waſſer des Dorfes begnügen?
Freilich iſt Dieß von beſonderer Kraft und lieblich zu koſten.
Jener Kranken bringſt Du es wohl, die Du getreulich gerettet?"

Freundlich begrüßte ſogleich das gute Mädchen den Jüngling,
Sprach: „So iſt ſchon hier der Weg mir zum Brunnen belohnet,
Da ich finde den Guten, der uns ſo Vieles gereicht hat;
Denn der Anblick des Gebers iſt, wie die Gaben, erfreulich.
Kommt und ſehet doch ſelber, wer Eu're Milde genoſſen,
Und empfanget den ruhigen Dank von allen Erquickten.
Daß Ihr aber ſogleich vernehmet, warum ich gekommen,
Hier zu ſchöpfen, wo rein und unabläſſig der Quell fließt,
Sag' ich Euch Dieß: es haben die unvorſichtigen Menſchen
Alles Waſſer getrübt im Dorfe, mit Pferden und Ochſen
Gleich durchwatend den Quell, der Waſſer bringt den Bewohnern.
Und ſo haben ſie auch mit Waſchen und Reinigen alle
Tröge des Dorfes beſchmutzt und alle Brunnen beſudelt;
Denn ein Jeglicher denkt nur, ſich ſelbſt und das nächſte Bedürfniß
Schnell zu befried'gen und raſch, und nicht des Folgenden denkt er."

Alſo ſprach ſie und war die breiten Stufen hinunter
Mit dem Begleiter gelangt; und auf das Mäuerchen ſetzten
Beide ſich nieder des Quells. Sie beugte ſich über, zu ſchöpfen;
Und er faßte den anderen Krug und beugte ſich über.
Und ſie ſahen geſpiegelt ihr Bild in der Bläue des Himmels
Schwanken, und nickten ſich zu, und grüßten ſich freundlich im Spiegel.
„Laß mich trinken!" ſagte darauf der heitere Jüngling;
Und ſie reicht ihm den Krug. Dann ruhten ſie Beide, vertraulich
Auf die Gefäße gelehnt; ſie aber ſagte zum Freunde:

„Sage, wie fand' ich Dich hier, und ohne Wagen und Pferde
Ferne vom Ort, wo ich erst Dich geſehn? Wie biſt Du gekommen?"

Denkend ſchaute Hermann zur Erde; dann hob er die Blicke
Ruhig gegen ſie auf, und ſah ihr freundlich in's Auge,
Fühlte ſich ſtill und getroſt. Jedoch ihr von Liebe zu ſprechen,
Wär' ihm unmöglich geweſen; ihr Auge blickte nicht Liebe,
Aber heiten Verſtand, und gebot, verſtändig zu reden.
Und er faßte ſich ſchnell, und ſagte traulich zum Mädchen:
„Laß mich reden, mein Kind, und Deine Fragen erwiedern!
Deinetwegen kam ich hierher! Was ſoll ich's verbergen?
Denn ich lebe beglückt mit beiden liebenden Eltern,
Denen ich treulich das Haus und die Güter helfe verwalten,
Als der einzige Sohn, und unſ're Geſchäfte ſind vielfach.
Alle Felder beſorg' ich; der Vater waltet im Hauſe
Fleißig; die thätige Mutter belebt im Ganzen die Wirthſchaft.
Aber Du haſt gewiß auch erfahren, wie ſehr das Geſinde
Bald durch Leichtſinn und bald durch Untreu' plaget die Hausfrau,
Immer ſie nöthigt, zu wechſeln und Fehler um Fehler zu tauſchen.
Lange wünſchte die Mutter daher ſich ein Mädchen im Hauſe,
Das mit der Hand nicht allein, das auch mit dem Herzen ihr hülfe
An der Tochter Statt, der leider frühe verlor'nen.
Nun, als ich heut am Wagen Dich ſah, in froher Gewandtheit,
Sah die Stärke des Arms und die volle Geſundheit der Glieder,
Als ich die Worte vernahm, die verſtändigen, war ich betroffen,
Und ich eilte nach Hauſe, den Eltern und Freunden die Fremde
Rühmend nach ihrem Verdienſt. Nun komm' ich Dir aber zu ſagen,
Was ſie wünſchen, wie ich. — Verzeih' mir die ſtotternde Rede." —

„Schonet Euch nicht," ſo ſagte ſie d'rauf, „das Weit're zu ſprechen;
Ihr beleidigt mich nicht, ich hab' es dankbar empfunden.
Sagt es nur g'rad' heraus; mich kann das Wort nicht erſchrecken;
Dingen möchtet Ihr mich als Magd für Vater und Mutter,
Zu verſehen das Haus, das wohlerhalten Euch daſteht;
Und Ihr glaubet an mir ein tüchtiges Mädchen zu finden,
Zu der Arbeit geſchickt und nicht von rohem Gemüthe.
Euer Antrag war kurz; ſo ſoll die Antwort auch kurz ſein.
Ja, ich gehe mit Euch, und folge dem Rufe des Schickſals.
Meine Pflicht iſt erfüllt, ich habe die Wöchnerinn wieder
Zu den Ihren gebracht, ſie freuen ſich Alle der Rettung;
Schon ſind die Meiſten beiſammen, die Uebrigen werden ſich finden.
Alle denken gewiß, in kurzen Tagen zur Heimath
Wiederzukehren; ſo pflegt ſich ſtets der Vertrieb'ne zu ſchmeicheln;
Aber ich täuſche mich nicht mit leichter Hoffnung in dieſen
Traurigen Tagen, die uns noch traurige Tage verſprechen.
Denn gelöſ't ſind die Bande der Welt; wer knüpfet ſie wieder,
Als allein nur die Noth, die höchſte, die uns bevorſteht!
Kann ich im Hauſe des würdigen Manns mich, dienend, ernähren
Unter den Augen der trefflichen Frau, ſo thu' ich es gerne;
Denn ein wanderndes Mädchen iſt immer von ſchwankendem Rufe.
Ja, ich gehe mit Euch, ſobald ich die Krüge den Freunden
Wiedergebracht und noch mit den Segen der Guten erbeten.
Kommt! Ihr müſſet ſie ſehen, und mich von ihnen empfangen."

Fröhlich hörte der Jüngling des willigen Mädchens Entſchließung,
Zweifelnd, ob er ihr nun die Wahrheit ſollte geſtehen.
Aber es ſchien ihm das Beſte zu ſein, in dem Wahn ſie zu laſſen,
In ſein Haus ſie zu führen, zu werben um Liebe nur dort erſt.
Ach! — und den goldenen Ring erblickt' er am Finger des Mädchens;
Und ſo ließ er ſie ſprechen, und horchte fleißig den Worten.

„Laßt uns," fuhr sie nun fort, „zurücke kehren!" Die Mädchen
Werden immer getadelt, die lange beim Brunnen verweilen;
Und doch ist es am rinnenden Quell so lieblich zu schwatzen."
Also standen sie auf und schauten Beide noch ein Mal
In den Brunnen zurück, und süßes Verlangen ergriff sie.

Schweigend nahm sie darauf die beiden Krüge bei'm Henkel,
Stieg die Stufen hinan, und Hermann folgte der Lieben.
Einen Krug verlangt' er von ihr, die Bürde zu theilen.
„Laßt ihn," sprach sie; „es trägt sich besser die gleichere Last so.
Und der Herr, der künftig befiehlt, er soll mir nicht dienen.
Seht mich so ernst nicht an, als wäre mein Schicksal bedenklich!
Dienen lerne bei Zeiten das Weib nach ihrer Bestimmung;
Denn durch Dienen allein gelangt sie endlich zum Herrschen,
Zu der verdienten Gewalt, die doch ihr im Hause gehöret.
Dienet die Schwester dem Bruder doch früh, sie dienet den Eltern,
Und ihr Leben ist immer ein ewiges Gehen und Kommen,
Oder ein Heben und Tragen, Bereiten und Schaffen für And're.
Wohl ihr, wenn sie daran sich gewöhnt, daß kein Weg ihr zu sauer
Wird, und die Stunden der Nacht ihr sind wie die Stunden des Tages;
Daß ihr niemals die Arbeit zu klein und die Nadel zu fein dünkt,
Daß sie sich ganz vergißt und leben mag nur in Andern!
Denn als Mutter, fürwahr! bedarf sie der Tugenden alle,
Wenn der Säugling die Kranke weckt und Nahrung begehret
Von der Schwachen, und so zu Schmerzen Sorgen sich häufen.
Zwanzig Männer, verbunden, ertrügen nicht diese Beschwerde,
Und sie sollen es nicht; doch sollen sie dankbar es einsehn."

Also sprach sie, und war, mit ihrem stillen Begleiter,
Durch den Garten gekommen, bis an die Tenne der Scheune,
Wo die Wöchnerinn lag, die sie froh mit den Töchtern verlassen,
Jenen geretteten Mädchen, den schönen Bildern der Unschuld.
Beide traten hinein; und von der andern Seite
Trat, ein Kind an jeglicher Hand, der Richter zugleich ein.
Diese waren bisher der jammernden Mutter verloren;
Aber gefunden hatte sie nun im Gewimmel der Alte.
Und sie sprangen mit Lust, die liebe Mutter zu grüßen,
Sich des Bruders zu freu'n, des unbekannten Gespielen!
Auf Dorothe'en sprangen sie dann und grüßten sie freundlich,
Brod verlangend und Obst, vor Allem aber zu trinken.
Und sie reichte das Wasser herum. Da tranken die Kinder,
Und die Wöchnerinn trank mit den Töchtern; so trank auch der Richter.
Alle waren gelegt, und lobten das herrliche Wasser;
Säuerlich war's und erquicklich, gesund zu trinken den Menschen.

Da versetzte das Mädchen mit ernsten Blicken und sagte:
„Freunde, dieses ist wohl das letzte Mal, daß ich den Krug Euch
Führe zum Munde, daß ich die Lippen mit Wasser Euch netze:
Aber wenn Euch fortan am heißen Tage der Trunk labt,
Wenn Ihr im Schatten der Nuß' und der reinen Quellen genießet,
Dann gedenket auch mein und meines freundlichen Dienstes,
Den ich aus Liebe mehr als aus Verwandtschaft geleistet.
Was Ihr mir Gutes erzeigt, erkenn' ich durch's künftige Leben.
Ungern laß' ich Euch zwar; doch Jeder ist dieß Mal dem Andern
Mehr zur Last als zum Trost, und Alle müssen wir endlich
Uns im fremden Lande zerstreu'n, wenn die Rückkehr versagt ist.
Seht, hier steht der Jüngling, dem wir die Gaben verdanken,
Diese Hülle des Kinds und jene willkommene Speise.
Dieser kommt und wirbt, in seinem Haus mich zu sehen,
Daß ich diene daselbst den reichen, trefflichen Eltern;

Und ich schlag' es nicht ab; denn überall dienet das Mädchen.
Und ihr wäre zur Last, bedient im Hause zu ruhen.
Also folg' ich ihm gern; er scheint ein verständiger Jüngling:
Und so werden die Eltern es sein, wie Reichen geziemet.
Darum lebet nun wohl, geliebte Freundinn, und freuet
Euch des lebendigen Säuglings, der schon so gesund Euch anblickt!
Drücket Ihr ihn an die Brust in diesen farbigen Wickeln,
O so gedenket des Jünglings, des guten, der sie uns reichte,
Und der künftig auch mich, die Eu're, nähret und kleidet!
Und Ihr, trefflicher Mann," so sprach sie gewendet zum Richter,
„Habet Dank, daß Ihr Vater mir war't in mancherlei Fällen."

Und sie kniete darauf zur guten Wöchnerinn nieder,
Küßte die weinende Frau und vernahm des Segens Gelispel.
Aber Du sagtest indeß, ehrwürdiger Richter, zu Hermann:
„Billig seid Ihr, o Freund, zu den guten Wirthen zu zählen,
Die mit tüchtigen Menschen den Haushalt zu führen bedacht sind!
Denn ich habe wohl oft gesehn, daß man Rinder und Pferde
Sowie Schafe genau bei Tausch und Handel betrachtet;
Aber den Menschen, der Alles erhält, wenn er tüchtig und gut ist,
Und der Alles zerstreut und zerstört durch falsches Beginnen,
Diesen nimmt man nur so auf Glück und Zufall in's Haus ein,
Und er bereuet zu spät ein übereiltes Entschließen.
Aber es scheint, Ihr versteht's; denn Ihr habt ein Mädchen erwählet,
Euch zu dienen im Haus und Euern Eltern, das brav ist.
Haltet sie wohl! Ihr werdet, so lang sie der Wirthschaft sich annimmt,
Nicht die Schwester vermissen, noch Eu're Eltern die Tochter."—

Viele kamen indeß, der Wöchnerinn nahe Verwandte,
Manches bringend und ihr die beß're Wohnung verkündend.
Alle vernahmen des Mädchens Entschluß, und segneten Hermann
Mit bedeutenden Blicken und mit besondern Gedanken.
Denn so sagte wohl Eins zur Andern flüchtig an's Ohr hin;
„Wenn aus dem Herrn ein Bräutigam wird, so ist sie geborgen."
Hermann faßte sie darauf bei der Hand an und sagte:
„Laß uns gehen; es neigt sich der Tag, und fern ist das Städtchen."
Lebhaft gesprächig umarmten darauf Dorothe'en die Weiber.
Hermann zog sie hinweg; noch viele Grüße befahl sie.
Aber da fielen die Kinder, mit Schrei'n und entsetzlichem Weinen,
Ihr in die Kleider, und wollten die zweite Mutter nicht lassen.
Aber ein' und die and're der Weiber sagte gebietend:
„Stille, Kinder! Sie geht in die Stadt, und bringt Euch des guten
Zuckerbrodes genug, das Euch der Bruder bestellte,
Als der Storch ihn jüngst beim Zuckerbäcker vorbeitrug,
Und Ihr sehet sie bald mit den schön vergoldeten Denten."
Und so ließen die Kinder sie los, und Hermann entriß sie
Noch den Umarmungen kaum und den fernewinkenden Tüchern.

Melpomene.

Hermann und Dorothea.

Also gingen die Zwei entgegen der sinkenden Sonne,
Die in Wolken sich tief, gewitterdrohend, verhüllte,
Aus dem Schleier, bald hier bald dort, mit glühenden Blicken
Strahlend über das Feld die ahnungvolle Beleuchtung.
„Möge das drohende Wetter," so sagte Hermann, „nicht etwa
Schloßen uns bringen und heftigen Guß; denn schön ist die Ernte."
Und sie freuten sich Beide des hohen, wankenden Kornes,
Das die Durchschreitenden fast, die hohen Gestalten, erreichte.
Und es sagte darauf das Mädchen zum leitenden Freunde:

„Vater, dem ich zunächſt ein freundlich' Schickſal verdanke,
Dach und Fach, wenn im Freien ſo manchem Vertrieb'nen der Sturm dräut!
Saget mir jetzt vor Allem, und lehret die Eltern mich kennen,
Denen ich künftig zu dienen von ganzer Seele geneigt bin;
Denn kennt Jemand den Herrn, ſo kann er ihm leichter genugthun,
Wenn er die Dinge bedenkt, die Jenem die wichtigſten ſcheinen,
Und auf die er den Sinn, den feſt beſtimmten, geſetzt hat.
Darum ſaget mir doch: wie gewinn' ich Vater und Mutter?"

Und es verſetzte dagegen der gute, verſtändige Jüngling:
„O, wie geb' ich Dir Recht, Du gutes, treffliches Mädchen,
Daß Du zuvörderſt Dich nach dem Sinne der Eltern befrageſt!
Denn ſo ſtrebt' ich bisher vergebens, dem Vater zu dienen,
Wenn ich der Wirthſchaft mich als wie der meinigen annahm,
Früh' den Acker und ſpät und ſo beſorgend den Weinberg.
Meine Mutter befriedigt' ich wohl, ſie wußt' es zu ſchätzen:
Und ſo wirſt Du ihr auch das trefflichſte Mädchen erſcheinen,
Wenn Du das Haus beſorgſt, als wenn Du das Deine bedächteſt;
Aber dem Vater nicht ſo: denn dieſer liebet den Schein auch;
Gutes Mädchen, halte mich nicht für kalt und gefühllos,
Wenn ich den Vater Dir ſogleich, der Fremden, enthülle!
Ja, ich ſchwör' es, das erſte Mal iſt's, daß frei mir ein ſolches
Wort die Zunge verläßt, die nicht zu ſchwatzen gewohnt iſt;
Aber Du lockſt mir hervor aus der Bruſt ein jedes Vertrauen.
Einige Zierde verlangt der gute Vater im Leben,
Wünſchet äußere Zeichen der Liebe ſowie der Verehrung,
Und er würde vielleicht vom ſchlechteren Diener befriedigt,
Der Dieß wüßte zu nutzen, und würde dem beſſeren gram ſein."

Freudig ſagte ſie d'rauf, zugleich die ſchnelleren Schritte
Durch den dunkelnden Pfad verdoppelnd mit leichter Bewegung:
„Beide zuſammen hoff ich fürwahr zufrieden zu ſtellen;
Denn der Mutter Sinn iſt wie mein eigenes Weſen,
Und der äußeren Zierde bin ich von Jugend nicht fremde.
Unſere Nachbarn, die Franken, in ihren früheren Zeiten
Hielten auf Höflichkeit viel; ſie war dem Edeln und Bürger
Wie den Bauern gemein, und Jeder empfahl ſie den Seinen.
Und ſo brachten bei uns auf Deutſcher Seite gewöhnlich
Auch die Kinder des Morgens mit Händekuſſen und Knicken
Segenswünſche den Eltern, und hielten ſittlich den Tag aus.
Alles, was ich gelernt und was ich von jung auf gewohnt bin,
Was von Herzen mir geht — ich will es dem Alten erzeigen.
Aber wer ſagt mir nunmehr: wie ſoll ich Dir ſelber begegnen,
Dir, dem einzigen Sohne, und künftig meinem Gebieter?" —

Alſo ſprach ſie, und eben gelangten ſie unter den Birnbaum.
Herrlich glänzte der Mond, der volle, vom Himmel herunter;
Nacht war's, völlig bedeckt das letzte Schimmern der Sonne.
Und ſo lagen vor ihnen in Maſſen gegen einander,
Lichter, hell wie der Tag, und Schatten dunkeler Nächte.
Und es hörte die Frage, die freundliche, gern in dem Schatten
Hermann, des herrlichen Manns, am Orte, der ihm ſo lieb war,
Der noch heute die Thränen um ſeine Vertrieb'ne geſehen.
Und indem ſie ſich nieder ein wenig zu ruhen geſetzet,
Sagte der liebende Jüngling, die Hand des Mädchens ergreifend:
„Laß Dein Herz Dir es ſagen, und folg' ihm frei nur in Allem!"
Aber er wagte kein weiteres Wort, ſo ſehr auch die Stunde
Günſtig war; er fürchtete, nur ein Nein zu erzielen;
Ach, und er fühlte den Ring am Finger, das ſchmerzliche Zeichen!
Alſo ſaßen ſie ſtill und ſchweigend neben einander;

Aber das Mädchen begann und ſagte: „Wie ſind' ich des Mondes
Herrlichen Schein ſo ſüß! Er iſt der Klarheit des Tags gleich.
Seh' ich doch dort in der Stadt die Häuſer deutlich und Höfe,
An dem Giebel ein Fenſter; mich däucht, ich zähle die Scheiben."

„Was Du ſiehſt," verſetzte darauf der gehaltene Jüngling,
Das iſt unſere Wohnung, in die ich nieder Dich führe,
Und dieß Fenſter dort iſt meines Zimmers im Dache,
Das vielleicht das Deine nun wird; wir verändern im Hause.
Dieſe Felder ſind unſer, ſie reifen zur morgenden Ernte.
Hier im Schatten wollen wir ruh'n und des Mahles genießen;
Aber laß uns nunmehr hinab durch Weinberg und Garten
Steigen; denn ſieh', es rückt das ſchwere Gewitter heraüber,
Wetterleuchtend und bald verſchlingend den lieblichen Vollmond!"
Und ſo ſtanden ſie auf und wandelten nieder, das Feld hin,
Durch das mächtige Korn, der nächtlichen Klarheit ſich freuend;
Und ſie waren zum Weinberg gelangt und traten in's Dunkel.

Und ſo leitet er ſie die vielen Platten hinunter,
Die, unbehauen gelegt, als Stufen dienten im Laubgang.
Langſam ſchritt ſie hinab, auf ſeinen Schultern die Hände;
Und mit ſchwankenden Lichtern, durch's Laub, überblickte der Mond ſie,
Eh' er, von Wetterwolken umhüllt, im Dunkeln das Paar ließ.
Sorglich ſtützte der Starke das Mädchen, das über ihn herging;
Aber ſie, unkundig des Steigs und der roheren Stufen,
Fehlte tretend, es knackte der Fuß, ſie drohte zu fallen.
Eilig ſtreckte gewandt der ſinnige Jüngling den Arm aus,
Hielt empor die Geliebte; ſie ſank ihm leiſ' auf die Schulter,
Bruſt war geſenkt an Bruſt und Wang' an Wange. So ſtand er,
Starr wie ein Marmorbild, vom ernſten Willen gebändigt,
Drückte nicht feſter ſie an, er ſtemmte ſich gegen die Schwere.
Und ſo fühlt' er die herrliche Laſt, die Wärme des Herzens,
Und den Balſam des Athems, an ſeinen Lippen verhauchet,
Trug mit Mannesgefühl die Heldengröße des Weibes.

Doch ſie verhehlte den Schmerz und ſagte die ſcherzenden Worte:
„Das bedeutet Verdruß, ſo ſagen bedenkliche Leute,
Wenn beim Eintritt in's Haus, nicht fern von der Schwelle, der Fuß knackt.
Hätt' ich mir doch fürwahr ein beſſeres Zeichen gewünſchet!
Laß uns ein wenig verweilen, damit Dich die Eltern nicht tadeln
Wegen der hinkenden Magd, und ein ſchlechter Wirth Du erſcheineſt."

Urania.

Antlitz
Muſen, die Ihr ſo gern die herzliche Liebe begünſtigt,
Auf dem Wege bisher den trefflichen Jüngling geleitet,
An die Bruſt ihm das Mädchen noch vor der Verlobung gedrückt habt:
Helfet auch ferner den Bund des lieblichen Paares vollenden.
Theilet die Wolken ſogleich, die über ihr Glück ſich heraufziehn'
Aber ſaget vor Allem, was jetzt im Hauſe geſchiehet.

Ungeduldig betrat die Mutter zum dritten Male wieder
Schon das Zimmer der Männer, das ſorglich erſt ſie verlaſſen,
Sprechend vom nahen Gewitter, vom ſchnellen Verdunkeln des Mondes,
Dann vom Außenbleiben des Sohns und der Nächte Gefahren;
Tadelte lebhaft die Freunde, daß, ohne das Mädchen zu ſprechen,
Ohne zu werben für ihn, ſie ſobald ſich vom Jüngling getrennet.

„Mache nicht ſchlimmer das Uebel!" verſetzt' nunmehr der Vater;
„Denn Du ſiehſt, wir harren ja ſelbſt, und warten des Ausgangs."
Aber gelaſſen begann der Nachbar ſogleich zu ſprechen:
„Immer verdank' ich es doch in ſolch unruhiger Stunde

Meinem ſeligen Vater, der mir, als Knaben, die Wurzel
Aller Ungeduld ausriß, daß auch kein Fäſerchen zurückblieb
Und ich erwarten lernte ſogleich, wie keiner der Weiſen.“
„Sagt,“ verſetzte der Pfarrer: „welch' Kunſtſtück brauchte der Alte?“
„Das erzähl' ich Euch gern; denn Jeder kann es ſich merken.“
Sagte der Nachbar darauf. „Als Knabe ſtand ich am Sonntag
Ungeduldig einmal, die Antiche begierig erwartend,
Die uns ſollte hinaus zum Brunnen führen der Linden.
Doch ſie kam nicht; ich lief, wie ein Wieſel, dahin und dorthin,
Treppen hinauf und hinab, und von dem Fenſter zur Thüre.
Meine Hände prickelten mir; ich kratzte die Aſche,
Trappelte ſtampfend herum, und nahe war mir das Weinen.
Alles ſah der gelaſſene Mann; doch als ich es endlich
Gar zu thöricht betrieb, ergriff er mich ruhig beim Arme,
Führte zum Fenſter mich hin, und ſprach die bedeutenden Worte:
„Siehſt Du des Tiſchlers dadrüben für heute geſchloſſene Werkſtatt?
Morgen eröffnet er ſie; da rühret ſich Hobel und Säge,
Und ſo geht es von frühe bis Abend die fleißigen Stunden.
Aber bedenke Dir wohl: der Morgen wird künftig erſcheinen,
Da der Meiſter ſich regt mit allen ſeinen Geſellen,
Dir den Sarg zu bereiten und ſchnell und geſchickt zu vollenden;
Und ſie tragen das dreieckte Haus geſchäftig herüber,
Das den Geduld'gen zuletzt und den Ungeduldigen aufnimmt,
Und gar bald ein drückendes Dach zu tragen beſtimmt iſt.“
Alles ſah ich ſogleich im Geiſte wirklich geſchehen,
Sah die Bretter geſägt und die ſchwarze Farbe bereitet,
Saß geduldig nunmehr und harrete ruhig der Antiche.
Nennen Andere nun in zweifelhafter Erwartung
Ungeberdig herum, da muß ich des Sarges gedenken.“

Lächelnd ſagte der Pfarrer: „Des Todes rührendes Bild ſteht,
Nicht als Schrecken dem Weiſen und nicht als Ende dem Frommen.
Jenen drängt' es in's Leben zurück, und lehret ihn handeln;
Dieſem ſtärkt es zu künftigem Heil im Trübſal die Hoffnung;
Beiden wird zum Leben der Tod. Der Vater mit Unrecht
Hat dem empfindlichen Knaben den Tod im Sarge gewieſen.
Zeige man doch dem Jüngling des edel reifenden Alters
Werth, und dem Alter die Jugend, daß Beide des ewigen Kreiſes
Sich erfreuen und ſo ſich Leben im Leben vollende!“
Aber die Thür' ging auf. Es zeigte das herrliche Paar ſich,
Und es erſtaunten die Freunde, die liebenden Eltern erſtaunten
Ueber die Bildung der Braut, des Bräutigams Bildung vergleichbar;
Ja, es ſchien die Thüre zu klein, die hohen Geſtalten
Einzulaſſen, die nun zuſammen betraten die Schwelle.
Hermann ſtellte den Eltern ſie vor, mit fliegenden Worten.
„Hier iſt,“ ſagt' er, „ein Mädchen, ſowie Ihr im Hauſe ſie wünſchet.
Lieber Vater, empfanget ſie gut; ſie verdient es. Und, liebe
Mutter, befragt ſie ſogleich nach dem ganzen Umfang der Wirthſchaft,
Daß Ihr ſeht, wie ſehr ſie verdient, Euch näher zu werden.“
Eilig führt' er darauf den trefflichen Pfarrer bei Seite,
Sagte: „Würdiger Herr, nun helft mir aus dieſer Beſorgniß
Schnell, und löſet den Knoten, vor deſſen Entwickelung ich ſchaudre.
Denn ich habe das Mädchen als meine Braut nicht geworben,
Sondern ſie glaubt, als Magd in das Haus zu gehn, und ich fürchte,
Daß unwillig ſie flieht, ſobald wir gedenken der Heirath.
Aber entſchieden ſei es ſogleich! Nicht länger im Irrthum
Soll ſie bleiben, wie ich nicht länger den Zweifel ertrage.
Eilet und zeiget auch hier die Weisheit, die wir verehren!“
Und es wendete ſich der Geiſtliche gleich zur Geſellſchaft.
Aber leider getrübt war durch die Rede des Vaters

Schon die Seele des Mädchens; er hatte die muntern Worte,
Mit behaglicher Art, im guten Sinne gesprochen:
„Ja, Das gefällt mir, mein Kind! Mit Freuden ersah' ich, der Sohn hat
Auch wie der Vater Geschmack, der seiner Zeit es gewiesen,
Immer die Schönste zum Tanze gesühret, und endlich die Schönste
In sein Haus, als Frau, sich geholt; das Mütterchen war es.
Denn an der Braut, die der Mann sich erwählt, läßt gleich sich erkennen,
Welches Geistes er ist, und ob er sich eigenen Werth fühlt.
Aber Ihr brauchtet wohl auch nur wenig Zeit zur Entschließung?
Denn mich dünket fürwahr, ihm ist so schwer nicht zu folgen."

Hermann hörte die Worte nur flüchtig; ihm bebten die Glieder
Innen, und stille war der ganze Kreis nun auf ein Mal.

Aber das treffliche Mädchen, von solchen frömmischen Worten,
Wie sie ihr schienen, verletzt und tief in der Seele getroffen,
Stand, mit fliegender Röthe die Wange bis gegen den Nacken
Uebergossen; doch hielt sie sich an und nahm sich zusammen,
Sprach zu dem Alten darauf, nicht völlig die Schmerzen verbergend:
„Traun! zu solchem Empfang hat mich der Sohn nicht bereitet,
Der mir des Vaters Art geschildert, des trefflichen Bürgers;
Und ich weiß, ich stehe vor Euch, dem gebildeten Manne,
Der sich klug mit Jedem beträgt, und gemäß den Personen.
Aber es scheint es, Ihr fühlt nicht Mitleid genug mit der Armen,
Die nun die Schwelle betritt und die Euch zu dienen bereit ist;
Denn sonst würdet Ihr nicht mit bitterem Spotte mir zeigen,
Wie entfernt mein Geschick von Eurem Sohn und von Euch sei.
Freilich trat' ich nur arm, mit kleinem Bündel in's Haus ein,
Das, mit Allem versehn, die frohen Bewohner gewiß macht;
Aber ich kenne mich wohl und fühle das ganze Verhältniß.
Ist es edel, mich gleich mit solchem Spotte zu treffen,
Der auf der Schwelle beinah' mich schon aus dem Hause zurücktreibt?"

Bang bewegte sich Hermann, und winkte dem geistlichen Freunde,
Daß er in's Mittel sich schläge, sogleich zu verscheuchen den Irrthum.
Eilig trat der Kluge heran, und schaute des Mädchens
Stillen Verdruß und gehaltenen Schmerz und Thränen im Auge.
Da befahl ihm sein Geist, nicht gleich die Verwirrung zu lösen,
Sondern vielmehr das bewegte Gemüth zu prüfen des Mädchens.
Und er sagte darauf zu ihr mit versuchenden Worten:
„Sicher, Du überlegtest nicht wohl, o Mädchen des Auslands, —
Wenn Du bei Fremden zu dienen Dich allzu eilig entschließest, —
Was es heiße, das Haus des gebietenden Herrn zu betreten!
Denn der Handschlag bestimmt das ganze Schicksal des Jahres.
Und gar Vieles zu dulden verbindet ein einziges Jawort.
Sind doch nicht das Schwerste des Dienstes die ermüdenden Wege,
Nicht der bittere Schweiß der ewig drängenden Arbeit;
Denn mit dem Knechte zugleich bemüht sich der thätige Freie.
Aber zu dulden die Laune des Herrn, wenn er ungerecht tadelt,
Oder Dieses und Jenes begehrt, mit sich selber in Zwiespalt,
Und die Heftigkeit noch der Frauen, die leicht sich erzürnet,
Mit der Kinder roher und übermüthiger Unart:
Das ist schwer zu ertragen, und doch die Pflicht zu erfüllen,
Ungesäumt und rasch, und selbst nicht mürrisch zu stocken.
Doch Du scheinst mir dazu nicht geschickt, da die Scherze des Vaters
Schon Dich treffen so tief, und doch Nichts gewöhnlicher vorkommt,
Als ein Mädchen zu plagen, daß wohl ihr ein Jüngling gefalle."

Also sprach er. Es fühlte die treffende Rede das Mädchen,
Und sie hielt sich nicht mehr; es zeigten sich ihre Gefühle
Mächtig, es hob sich die Brust, aus der ein Seufzer hervordrang,

Und ſie ſagte ſogleich mit heiß vergoſſenen Thränen:
„O, wie weiß der verſtändige Mann, der im Schmerz uns zu rathen
Denkt, wie wenig ſein Wort, das kalte, die Bruſt zu befreien
Je von dem Leiden vermag, das ein hohes Schickſal uns anlegt.
Ihr ſeid glücklich und froh, wie ſollt' ein Scherz Euch verwunden?
Doch der Kranke fühlt auch ſchmerzlich die leiſe Berührung.
Nein, es hülfe mir Nichts, wenn ſelbſt mir Verſtellung gelänge.
Zeige ſich gleich, was ſpäter nur tiefere Schmerzen vermehrte.
Und mich drängte vielleicht in ſtill verzehrendes Elend!
Laßt mich wieder hinweg! Ich darf im Hauſe nicht bleiben;
Ich will fort und gehe, die armen Meinen zu ſuchen,
Die ich im Unglück verließ, für mich nur das Beſſere wählend.
Dieß iſt mein feſter Entſchluß; und ich darf Euch darum nun bekennen,
Was im Herzen ſich ſonſt wohl Jahre hätte verborgen:
Ja, des Vaters Spott hat tief mich getroffen; nicht, weil ich
Stolz und empfindlich bin, wie es wohl der Magd nicht geziemet,
Sondern weil mir fürwahr im Herzen die Neigung ſich regte
Gegen den Jüngling, der heute mir als ein Erretter erſchienen!
Denn als er erſt auf der Straße mich ließ, ſo war er mir immer
In Gedanken geblieben; ich dachte des glücklichen Mädchens,
Das er vielleicht ſchon als Braut im Herzen möchte bewahren.
Und als ich wieder am Brunnen ihn fand, da freut' ich mich ſeines
Anblicks ſo ſehr, als wär' mir der Himmliſchen einer erſchienen;
Und ich folgt' ihm ſo gern, als nun er zur Magd mich geworben.
Doch mir ſchmeichelte freilich das Herz (ich will es geſtehen)
Auf dem Wege hierher, als könnt' ich vielleicht ihn verdienen,
Wenn ich würde des Hauſes dereinſt unentbehrliche Stütze.
Aber ach, nun ſeh' ich zuerſt die Gefahren, in die ich
Mich begab, ſo nah' dem ſtill Geliebten zu wohnen!
Nun erſt fühl' ich, wie weit ein armes Mädchen entfernt iſt
Von dem reicheren Jüngling, und wenn ſie die Tüchtigſte wäre.
Alles Das hab' ich geſagt, damit Ihr das Herz nicht verkennet,
Das ein Zufall beleidigt, dem ich die Beſinnung verdanke.
Denn Das mußt' ich erwarten, die ſtillen Wünſche verbergend,
Daß er ſich brächte zunächſt die Braut zum Hauſe geführet;
Und wie hätt' ich alsdann die heimlichen Schmerzen ertragen?
Glücklich bin ich gewarnt, und glücklich iſt das Geheimniß
Von dem Buſen ſich los, jetzt, da noch das Uebel iſt heilbar.
Aber Das ſei nun genug! Und nun ſoll im Hauſe mich länger
Hier Nichts halten, wo ich beſchämt und ängſtlich mich nur ſcheue,
Frei die Neigung bekennend und jene thörichte Hoffnung.
Nicht die Nacht, die breit ſich bedeckt mit ſinkenden Wolken,
Nicht der rollende Donner (ich hör' ihn) ſoll mich verhindern,
Nicht des Regens Guß, der brauſend gewaltig herabſchlägt.
Noch der ſauſende Sturm. Das hab' ich Alles ertragen
Auf der traurigen Flucht, und nah' am verfolgenden Feinde.
Und ich gehe nun wieder hinaus, wie ich lange gewohnt bin,
Von dem Strudel der Zeit ergriffen, von Allem zu ſcheiden.
Lebet wohl! Ich bleibe nicht länger, es iſt nun geſchehen!"

Alſo ſprach ſie, ſich raſch zurück nach der Thüre bewegend,
Unter dem Arm das Bündelchen noch, das ſie brachte, bewahrend.
Aber die Mutter ergriff mit beiden Armen das Mädchen,
Um den Leib ſie faſſend, und ſtieß verwundert und ſtaunend:
„Sag, was bedeutet mir Dieß und dieſe vergeblichen Thränen?
Nein, ich laſſe Dich nicht; Du biſt mir des Sohnes Verlobte!"
Aber der Vater ſtand mit Widerwillen dagegen,
Auf die Weinende ſchauend, und ſprach die verdrießlichen Worte:
„Alſo Das iſt mir zuletzt für die höchſte Noth noch
Hier geworden.

Daß mir das Unangenehmſte geſchieht noch zum Schluſſe des Tages!
Denn mir iſt unleidlicher Nichts als Thränen der Weiber,
Leidenſchaftlich' Geſchrei, das heftig verworren beginnet,
Was mit ein wenig Vernunft ſich ließe gemächlicher ſchlichten.
Mir iſt läſtig, noch länger dieß wunderliche Beginnen
Anzuſchauen. Vollendet es ſelbſt; ich gehe zu Bette."
Und er wandte ſich ſchnell und eilte, zur Kammer zu gehen,
Wo ihm das Ehbett ſtand, und wo er zu ruhen gewohnt war.
Aber ihn hielt der Sohn, und ſagte die flehenden Worte:
„Vater, eilet nur nicht und zürnt nicht über das Mädchen!
Ich nur habe die Schuld von aller Verwirrung zu tragen,
Die unerwartet der Freund noch durch Verſtellung vermehrt hat.
Redet, würdiger Herr! Denn Euch vertraut' ich die Sache.
Häufet nicht Angſt und Verdruß; vollendet lieber das Ganze!
Denn ich möchte ſo hoch Euch nicht in Zukunft verehren,
Wenn Ihr Schadenfreude nur übt ſtatt herrlicher Weisheit." —

Lächelnd verſetzte darauf der würdige Pfarrer und ſagte:
„Welche Klugheit hätte denn wohl das ſchöne Bekenntniß
Dieſer Guten entlockt und uns enthüllt ihr Gemüthe?
Iſt nicht die Sorge zugleich Dir zur Wonn' und Freude geworden?
Rede darum nur ſelbſt! Was bedarf es fremder Erklärung?"
Trat Hermann hervor und ſprach die freundlichen Worte:
„Laß Dich die Thränen nicht reun, noch dieſe künftigen Schmerzen;
Denn ſie vollenden mein Glück und, wie ich wünſche, das Deine.
Nicht das treffliche Mädchen als Magd, die Fremde, zu dingen,
Kam ich zum Brunnen; ich kam, um Deine Liebe zu werben.
Aber, ach, mein ſchüchterner Blick, er konnte die Neigung
Deines Herzens nicht ſehn! Nur Freundlichkeit ſah er im Auge,
Als aus dem Spiegel Du ihn des ruhigen Brunnens begrüßteſt.
Dich in's Haus nur zu führen, es war ſchon die Hälfte des Glückes;
Aber nun vollendeſt Du mir's! O, ſei mir geſegnet!" —
Und es ſchaute das Mädchen mit tiefer Rührung zum Jüngling,
Und vermied nicht Umarmung und Kuß, den Gipfel der Freude,
Wenn ſie den Liebenden ſind die lang erſehnte Verſicherung
Künftigen Glücks im Leben, das nun ein unendliches ſcheinet.

Und den Uebrigen hatte der Pfarrherr Alles erkläret.
Aber das Mädchen kam, vor dem Vater ſich herzlich mit Anmuth
Neigend, und ſo ihm die Hand, die zurückgezogene, küſſend,
Sprach: „Ihr werdet gerecht der Ueberraſchten verzeihen,
Erſt die Thränen des Schmerzes, und nun die Thränen der Freuden.
O, vergebt mir jenes Gefühl, vergebt mir auch dieſes,
Und laßt nur mich in's Glück, das neu mir gegönnte, mich finden!
Ja, der erſte Verdruß, an dem ich Verworrene ſchuld war,
Sei der letzte zugleich! Wozu die Magd ſich verpflichtet,
Treu, zu liebendem Dienſt, den ſoll die Tochter Euch leiſten."

Und der Vater umarmte ſie gleich, die Thränen verbergend.
Traulich kam die Mutter herbei und küßte ſie herzlich,
Schüttelte Hand in Hand; es ſchwiegen die weinenden Frauen.
Eilig faßte darauf der gute, verſtändige Pfarrherr
Erſt des Vaters Hand und zog ihm vom Finger den Trauring,
(Nicht ſo leicht; er war vom rundlichen Gliede gehalten)
Nahm den Ring der Mutter darauf und verlobte die Kinder;
Sprach: „Noch ein Mal ſei der goldenen Reifen Beſtimmung,
Feſt ein Band zu knüpfen, das völlig gleiche dem alten!
Dieſer Jüngling iſt tief von der Liebe zum Mädchen durchdrungen,
Und das Mädchen geſteht, daß auch ihr der Jüngling erwünſcht iſt.

Sechster Auftritt.

Elmire allein.

Mit vollen Athemzügen
Saug' ich, Natur, aus dir
Ein schmerzliches Vergnügen.
Wie lebt,
Wie bebt,
Wie strebt
Das Herz in mir!

Freundlich begleiten
Mich Lüftlein gelinde.
Flohene Freuden
Ach, säuseln im Winde,
Fassen die bebende,
Die strebende Brust.
Himmlische Zeiten!
Ach, wie so geschwinde
Dämmert und blicket
Und schwindet die Lust.

Du lachst mir, angenehmes Thal,
Und du, o reine Himmelssonne,

Alſo verlob' ich Euch hier und ſegn' Euch künftigen Zeiten,
Mit dem Willen der Eltern und mit dem Zeugniß des Freundes." —

Und es zeigte ſich gleich mit Segenswünſchen der Nachbar.
Aber als der geiſtliche Herr den goldenen Reif nun
Steckt' an die Hand des Mädchens, erblickt' er den anderen ſtaunend.
Den ſchon Hermann zuvor am Brunnen ſorglich betrachtet.
Und er ſagte darauf mit freundlich ſcherzenden Worten:
„Wie! Du verlobſt Dich ſchon zum zweiten Mal? Daß nicht der erſte
Bräutigam bei dem Altar ſich zeige mit hinderndem Einſpruch!"
Aber ſie ſagte darauf: „O, laßt mich dieſen Ernſt ring
Einen Augenblick weihen! Denn wohl verdient ſie der Gute,
Der mir ihn ſcheidend gab und nicht zur Heimath zurückkam.
Alles ſah er voraus, als raſch die Liebe der Freiheit,
Als ihn die Luſt, im neuen, veränderten Weſen zu wirken,
Trieb, nach Paris zu gehn, dahin, wo er Kerker und Tod fand.
„Lebe glücklich!" ſagt' er. „Ich gehe; denn Alles bewegt ſich
Jetzt auf Erden einmal, es ſcheint ſich Alles zu trennen.
Grundgeſetze löſen ſich auf der feſteſten Staaten,
Und es löſet der Beſitz ſich los von ſeinem Beſitzer,
Freund ſich los von Freund; ſo löſet ſich Liebe von Liebe.
Ich verlaſſe Dich hier; und, wo ich jemals Dich wieder
Finde — wer weiß es? Vielleicht ſind dieſe Geſpräche die letzten.
Nur ein Fremdling, ſagt man mit Recht, iſt der Menſch hier auf Erden.
Mehr ein Fremdling als jemals, iſt nun ein Jeder geworden.
Uns gehört der Boden nicht mehr; es wandern die Schätze;
Gold und Silber ſchmilzt aus den alten, heiligen Formen;
Alles regt ſich, als wollte die Welt, die geſtaltete, rückwärts
Löſen in Chaos und Nacht ſich auf, und neu ſich geſtalten.
Du bewahreſt mir Dein Herz; und finden vereint wir uns wieder
Ueber den Trümmern der Welt, ſo ſind wir neu'e Geſchöpfe,
Umgebildet und frei und unabhängig vom Schickſal.
Denn was feſſelte Den, der ſo manche Tage durchlebt hat!
Aber ſoll es nicht ſein, daß je wir, aus dieſen Gefahren
Glücklich entronnen, uns einſt mit Freuden wieder umfangen,
O, ſo erhalte mein ſchwebendes Bild vor Deinem Gedanken,
Daß Du mit gleichem Muthe zu Glück und Unglück bereit ſeiſt!
Lockt neue Wohnung Dich an und neue Verbindung,
So greife mit Dank, was dann Dir das Schickſal bereitet.
Liebe die Liebenden dann, und halte dem Guten Dich dankbar.
Aber dann auch ſetze nur leicht den beweglichen Fuß auf;
Denn es lauert der doppelte Schmerz des neuen Verluſtes.
Heilig ſei Dir der Tag; doch ſchätze das Leben nicht höher
Als ein anderes Gut, und alle Güter ſind trüglich!" —
Alſo ſprach er: und wie erſchien der Edle mir wieder.
Alles verlor ich indeß, und tauſend Mal hatt' ich der Warnung.
Nun auch denk' ich des Worts, da ſchon mir die Liebe das Glück hier
Neu bereitet und mir die herrlichſten Hoffnungen aufſchließt.
O, verzeih', mein trefflicher Freund, daß ich, ſelbſt an dem Arme Dich
Haltend, lebe! So ſcheint dem entlich gutgeſinnten Schiffer
Auch der ſicherſte Grund des feſteſten Ufers zu ſchwanken."

Alſo ſprach er, und ſteckte die Ringe neben einander.
Aber der Bräutigam ſprach, mit edler, männlicher Anmuth:
„Feſte ſeſſer ſei, bei der allgemeinen Erſchütterung,
Dorothea, der Bund! Wir wollen halten und dauern,
Feſt uns halten und feſt der ſchönen Güter Beſitzthum.
Denn der Menſch, der zur ſchwankenden Zeit auch ſchwankend geſinnt iſt,
Der vermehret das Uebel, und breitet es weiter und weiter;
Aber wer feſt auf dem Sinne beharrt, der hilft der Welt auch

Nicht dem Deutſchen geziemt es, die fürchterliche Bewegung
Fortzuleiten, und auch zu wanken hierhin und dorthin.
Dieß iſt unſer! ſo laß uns ſagen und ſo es behaupten!
Denn es werden noch ſtets die entſchloſſenen Völker gepriſen,
Die für Gott und Geſetz, für Eltern, Weiber und Kinder
Stritten und gegen den Feind zuſammenſtehend erlagen.
Du biſt mein; und nun iſt das Meine meiner als jemals.
Nicht mit Kummer will ich's bewahren und ſorgend genießen,
Sondern mit Muth und Kraft. Und drohen dieß Mal die Feinde
Oder künftig, ſo rüſte mich ſelbſt und reiche die Waffen.
Weiß ich durch Dich nur verſorgt das Haus und die liebenden Eltern,
O, ſo ſtellt ſich die Bruſt dem Feinde ſicher entgegen!
Und gedächte Jeder, wie ich, ſo ſtünde die Macht auf
Gegen die Macht, und wir erkennten uns Alle des Friedens!"

Reineke Fuchs.

In zwölf Geſängen.

Erſter Geſang.

Pfingſten, das liebliche Feſt, war gekommen; es grünten und blühten
Feld und Wald; auf Hügeln und Höhn, in Büſchen und Hecken
Uchten ein fröhliches Lied die neu ermunterten Vögel;
Jede Wieſe ſproßte von Blumen in duftenden Gründen,
Feſtlich heiter glänzte der Himmel und farbig die Erde.
Nobel, der König, verſammelt den Hof; und ſeine Vaſallen
Eilen, gerufen, herbei mit großem Gepränge; da kommen
Viele ſtolze Geſchöpfe von allen Seiten und Enden,
Luchs der Eraunch und Marktart der Häher, und alle die Beſten.
Denn der König gedenkt, mit allen ſeinen Baronen
Hof zu halten in Zier und Pracht; er läßt ſie berufen
Alle mit einander, ſo gut die großen als kleinen.
Niemand fehlte ſchien! und dennoch fehlte der Eine,
Reineke Fuchs, der Scheim, der viel begangenen Frevels
Halben des Hofs ſich entbricht. So ſcheuet das böſe Gewiſſen
Licht und Tag, es ſcheute der Zucht die verſammelten Herren.
Alle hatten zu klagen, er hatte ſie Alle beleidigt;
Und nur Grimbart, den Dachs, den Sohn des Bruders, verſchont' er.
Ziegrim aber, der Wolf, begann die Klage; von allen
Seinen Vettern und Gönnern, von allen Freunden begleitet,
Trat er vor den König und ſprach die gerichtlichen Worte:
„Gnädigſter König und Herr! vernehmet meine Beſchwerden.
Edel ſeid Ihr und groß und ehrenvoll, jedem erzeigt Ihr
Recht und Gnade: ſo laßt Euch denn auch des Schadens erbarmen,
Den ich von Reineke Fuchs mit großer Schande gelitten.
Aber vor allen Dingen erbarmt Euch, daß er mein Weib ſo
Freventlich öfters verhöhnt, und meine Kinder verletzt hat.
Ach! er hat ſie mit Unrath beſudelt, mit ägendem Unfath,
Daß mir zu Hauſe noch Drei in bitt'rer Blindheit ſich quälen.
Zwar iſt alle der Frevel ſchon lange zur Sprache gekommen,
Ja, ein Tag war geſetzt, zu ſchlichten ſolche Beſchwerden;
Er erbot ſich zum Eide; doch bald beſann er ſich anders
Und entwichte heimlich nach ſeiner Veſte. Das wiſſen

Alle Männer zu weit, die hier und neben mir stehen.
Herr! ich könnte die Dreyzahl, die mir der Bube bereitet,
Nicht mit eilenden Worten in vielen Wochen erzählen.
Würde die Leinwand von Gent, so viel auch ihrer gemacht wird,
Alle zu Pergament, sie faßte die Streiche nicht alle;
Und ich schweige davon. Doch meines Weibes Entehrung
Frißt mir das Herz; ich räche sie auch, es werde, was wolle."

Als nun Isegrim so mit traurigem Munde gesprochen,
Trat ein Hündchen hervor, hieß Wackerlos, redete Französisch
Vor dem König: wie arm es gewesen und Nichts ihm geblieben
Als ein Stückchen Wurst in einem Wintergehäcke;
Reinecke hat' auch Das ihm genommen! Jetzt sprang auch der Kater
Hinze zornig hervor und sprach: „Erhab'ner Gebieter,
Niemand beschwere sich mehr, daß ihm der Beiweibt schalte.
Denn der König allein! Ich sag' Euch, in dieser Gesellschaft
Ist hier Niemand, Jung oder Alt, er fürchtet den Frevler
Mehr als Euch! doch Wackerlos Klage will wenig bedeuten;
Schon sind Jahre verdorben, seit dieß Händel geschehen;
Mir gehörte die Wurst! Ich sollte mich damals beschweren.
Jagen war ich gegangen; auf meinem Wege durchsucht' ich
Eine Mühle zu Nacht; es schwirrt die Mäuserin; lachte
Nahm ich ein Mäuschen, ich will es gestehn; doch hatte zu hitzig
Wackerlos irgend ein Recht, so dankt' ich's meiner Bewährung."

Und der Panther begann: „Was helfen Klagen und Worte!
Wenig richten sie aus; genug, das Uebel ist ruchbar!
Er ist ein Dieb, ein Mörder! Ich darf es kühnlich behaupten,
Ja, es wissen's die Herren, es übet jeglichen Frevel.
Möchten doch alle die Edeln, ja selbst der erhabene König,
Gut und Ehre verlieren; er lachte, gewann er nur etwa
Einen Bissen dabei von einem fetten Capaune.
Laßt Euch erzählen, wie er sie übel an Lampe'n,
dem Hasen,
Gestern that. Hier steht er, der Mann, der Reinen verletzte.
Reinecke stellte sich fromm und wollt' ihn allerlei Weisen
Kürzlich lehren, und was zum Caplan noch weiter gehöret;
Und sie setzten sich gegen einander, begannen das Gebete.
Aber Reinecke konnte die alte Tücke nicht lassen;
Innerhalb unsers Königes Fried' und seinem Gebiete
Hielt er Lampe'n gefangt mit seinen Klauen und zerrte
Tückisch den redlichen Mann. Ich kam die Straße gegangen,
Hörte Beider Gesang, der, kaum begonnen, schon wieder
Endete. Herschend wandert' ich mich, doch als ich hinzukam,
Kannt' ich Reinecke's Stücke, er hatte Lampe'n bei'm Kragen;
Ja er hätt' ihm gewiß das Leben genommen, wären ich
Nicht zum Glücke des Weges gekommen und hätte
Da sieht er!
Seht die Wunden an ihm, dem frommen Manne, den Armen
Zu beleidigen denkt. Und will es unser Gebieter,
Wollt Ihr Herren es leiden, daß so des Königs Friede,
Seine Scheu und Treu' von einem Buche verdächtet wird?
O, so wird der König und seine Räthe und Helfer
Darum hören von Vielen, ihr Recht und Gerechtigkeit fehlen!"

Isegrim sagte darauf: „So mag es bleiben, und leider
Wird mir Reinecke nie was Gutes erzeigen.
O! Lug' er
Lange jetzt! Das wäre das Beste für friedliche Leute,
Wer mir ihm dieß Mal verzieh'e, so wird er in Kurzem
Einche kühnlich verübre. Sie nun es zum Wenigsten glauben."

Reinecke's Neffe, der Dachs, nahm jetzt die Rede und meldig
Sprach er zu Reinecke's Preisern, so daß auch Viele bekannt war.
„Alt und wahr, Herr Isegrim!" sagt' er. „Ihr weiß't's ja! Der Spielmann

Freundes Mund frommt selten. So hat auch wahrlich mein Oheim
Ew'rer Meute sich nicht zu getrösten! Doch ist es ein Leichtes,
Wär' er hier am Hofe so gut als Ihr, und erfreut' er
Sich des Königes Gnade, so möcht' es Euch sicher gereuen,
Daß Ihr so hämisch gesprochen und alte Geschichten erneuert.
Aber was Ihr Uebels an Reinecke'n selber verübet,
Uebergeht Ihr; und doch, es wissen es manche der Herren,
Wie Ihr zusammen ein Bündniß geschlossen und Beide versprochen,
Als zwei gleiche Gesellen zu leben. Das muß ich erzählen;
Denn im Winter einmal erduldet' er große Gefahren
Carentonen. Ein Fischmann, er hatte Fische geladen,
Fuhr die Straße; ihr spürtet ihn aus und hättet von Allen
Gern von der Waare gegessen; doch hilf's Euch leider am Gelde!
Da berieth Ihr den Oheim; er legte sich listig
Todt für todt in den Weg. Es war bei'm Himmel ein kühnes
Abenteuer! Doch merket, was ihm für Fische geworden! —
Und der Fischmann kam und sah im Gleise den Oheim;
Hastig zog er sein Schwert, ihm Eins's zu versetzen; der Kluge
Athmet' und regte sich nicht, als wär' er gestorben; der Fischmann
Warf ihn auf seinen Karren, und fuhr sich des Hofes im Voraus.
Ja. Das wagte mein Oheim für Ziegrim; aber der Fischmann
Fuhr dahin, und Reinecke warf von den Fischen herunter.
Ziegrim kam von seinen gräßlichen, verzehrte die Fische.
Reinecke'n mochte nicht länger zu fahren belieben; er sprang ab,
Sprang vom Karren und wünschte nun auch von der Beute zu speisen.
Aber Ziegrim hatte für alle verschlungen; er hatte
Ueber Noth sich beladen, er wußte kaum. Die Gräten
Lief er allem zurück, und bot dem Freunde den Rest an.
Nicht ein anderes Stückchen! Und dieß erzählt' ich Euch wahrhaft.
Reinecke'n war es bewußt: bei einem Bauer am Nagel
Hing ein gemästetes Schwein, erst heute geschlachtet; Das sagt' er
Treu dem Wolfe: sie zogen dahin, Gewinn und Gefahren
Redlich zu theilen. Doch Müh' und Gefahr trug Jener alleine;
Denn er kroch zum Fenster hinein und warf mit Bemühen
Die gemeinsame Beute dem Wolf herunter; zum Unglück
Waren Hunde nicht fern, die ihn im Hause verspürten,
Und ihm wacker das Fell gerzaus zer. Verwundet entkam er.
Eilig sucht' er Ziegrim auf und klagt' ihm sein Leiden,
Und er verlangte sein Theil. Da sagte Jener: „Ich habe
Dir ein köstliches Stück verwahrt; nun mache Dich d'rüber,
Und benage mir's wohl; wie wird das Fette Dir schmecken!“
Und er brachte ein Stück; das Krummholz war es, der Schlächter
Hatte daran das Schwein gehängt; der köstliche Braten
War vom gierigen Wolfe, dem Ungerechten, verschlungen.
Reinecke konnte vor Zorn nicht reden, doch was er sich dachte,
Denket Euch selbst. Herr König, gewiß, daß hundert und d'rüber
Solcher Stückchen der Wolf an meinem Oheim verschulder!
Aber ich schweige davon. Wird Reinecke selber gefordert,
Wird er sich besser vertheid'gen. Indessen, gnädigster König,
Edler Gebieter, ich darf es bemerken! Ihr habet, es haben
Diese Herren gehört, wie thöricht Ziegrim's Rede
Seinem eig'nen Weibe und ihrer Ehre zu nah' trete,
Die er mit Leib und Leben beschützen sollte. Denn freilich
Sieben Jahre sind's her und d'rüber; da scheuchte mein Oheim
Seine Lieb' und Treue zum guten Theile der schönen
Frau Gieremund; solches geschah beim nächtlichen Tanze;
Ziegrim war verreis't, ich sag' es, wie mir's bekannt ist.
Freundlich und heilig ist sie ihm oft zu Weibe gewesen;

Und was iſt es denn mehr? Sie braucht' es niemals zur Klage.
Ja, ſie lebt und befindet ſich wohl; was macht es für Weſen?
Wär' es Ring, ſo ſchwieg' er davon; es bringt ihm nur Schande.
Weiter," ſagte der Dichter: „nun kommt das Mädchen vom Hauſe!
Eitel lernet Gewinſte! Den Schüler ſetzte der Meiſter
Etwa nicht züchtigen, wenn er nicht merkt und übel beſtehet?
Sollte man nicht die Knaben beſtrafen; und ginge der Leichtſinn,
Ginge die Unart ſo hin, wie ſollte die Jugend erwachſen?
Nun klagt Mikerinos, wie er ein Mädchen im Winter verlieren
Hinter der Herde; hat ſelbſt er nun lieber im Stillen verſchmerzen;
Denn wir hören es ja, ſie war geſtohlen; gerettet
Wie gewonnen; und wer kann meinem Oheim verargen,
Daß er geſtohlenes Gut dem Diebe genommen? Es ſollen
Edle Männer von hoher Geburt ſich ſchämen den Farben
Und gefährlich erſcheinen. Ja, hätt' er ihn dazumal gehangen,
Wär' es verzeihlich. Doch ließ er ihn los, dem König zu ehren;
Denn am Leben zu ſtrafen gebührt dem König alleine.
Aber wenigen Dingen kann ſich mein Oheim entreißen.
So gerecht er auch iſt und Uebelthaten vermeidet;
Denn ſeitdem die Königin Leiche verkündigt worden,
Hält ſich Niemand wie er. Er hat ſein Leben verändert.
Sonſt war ein Mal des Tags, lebt wie ein Klauſner, koſtet ſich.
Trägt ein härenes Kleid auf bloßem Leibe und hat ihre
Lange von Wildheit und ſchmutzigem Kleide ſich gänzlich entfremdet.
Wie mir noch geſtern Einer erzählte, der bei ihm ſpeiſte,
Nektarpreis, ihn Schenk, hat er verlaſſen, und kann ſich
Nur Klarie zur Wohnung. Wie er ſie mögte gewinnen,
Weiß vor Hunger und Durſt und andrem Grämen ſeinen Beſten,
Der er wenig erfragt; das merket Ihr beſſer erfahren.

Denn was kann er ihm ſtehlen, daß hier ihn Jeder verklagt?
Kommt er hierher, ſo führt er ſein Recht und macht ſie zu Schanden."

Als nun Heimbert geendigt, erſchien er erſtem Erſtaunen
Hemning, der Hehle, mit ſeinem Geſellſchaft. Auf tauſend Weiſe,
Ohne Halt und Kopf, ward nun Trauer getragen,
Klagloſ war es, die Hehle der eingelegten Perlen.
Ach, es fuhr ihr Blitz, und Niemand hatt es vergeſſen!
Jetzt ſollt' es der König erfahren. Als Hemning, der wackre,
Vor dem König erſchien, mit beſcheidenſtolzer Geberde,
Kamen mit ihm zwei Herren, die gleichfalls trauerten. Keines
Hieß der einer, kein beſſeres Haus war irgend zu finden
Zwiſchen Holland und Frankreich; der andere hatte ihm zur Seite
Stehen, Manfred genannt, ein ſtarker, hübſcher Geſelle;
Beide trugen ein brennendes Licht: ſie waren die Pagen
Der erwarteten Frau. Sie hielten über den Augen
Ach und Weh! Es trugen die Pagen zum jüngſten Gerichte.
Und man konnte von fern die Jammerklage vernehmen.
Hemning ſprach: „Wir klagen den unerſetzlichen Schaden.
Gnädigſter Herr und König! Gebarmt Euch, wie ich verklagt bin.
Meiner Kinder mir ich, ihre lieb Ihr Meiſterlein Marie!
Als der Winter ſtarb, mit Kind und Blumen und Früchten
Uns zur Freudigkeit wieder, erfreut' ich mich meiner Geſchickten.
Daß ſie munter mit mir die ſüßeren Tage verlebte.
Jeden jungen Sohne mit vierzehn Töchtern, ſie waren
Unſer Lob zu ſchön; mein Weib, die treffliche Hanne,
Hatte ſie Alle gekämmet in einem Zimmer zuſammen.
Alle waren in Ruh und wohl zufrieden; ſie ſaßen
Ihrer täglichen Nahrung in wohl geſchickter Stille.
Reichen Mädchen gehörte der Saal, und ſchmückte die Wände.

Und ſechs große Hunde, die machten Genoſſen des Hauſes,
Hielten meine Kinder und wachten über ihr Leben;
Reineke aber, der Dieb, vertrieb es, daß mir in Zeiten
Glückliche Tage verblühten und ſeine Ränke vermieden.
Immer ſchlich er bei Nacht um die Mauer und lockte bei'm Thore;
Aber die Hunde bemerkten's. Da macht' er Lärmen! ſie faßten
Wieder ihn endlich einmal und rupften das Fell ihm zuſammen;
Doch er rettete ſich und ließ uns ein Weibchen in Aſche.
Aber nun höret mich an! Es währte nicht lange, ſo kam er
Als ein Pilgrim, und brachte mir Brief und Siegel. Ich kannt' es:
Euren Siegel ſah ich am Briefe; da ſandt' ich getroſtlich:
Daß Ihr feſten Frieden ſo Thieren als Vögeln verkündigt,
Und er zeigte mir an: er ſei ein Pilgrim geworden,
Habe Strenge Gelübde gethan, die Sünden zu büßen,
Deren Schuld er leider bekenne. Da habe nun Keiner
Nichts vor ihm ſich zu fürchten. Er habe heilig gelobet,
Neunundneunzig Kleider zu gweihen. Er ließ mich die Kutte beſchauen.
Zeigte ſein Skapulier. Daneben weiht er ein Kreuzlein.
Das ihm der Prior gefüllt, und, um mich ſicher zu machen,
Unter der Kutte ein härenes Kleid. Dann ging er und ſagte:
„Gott dem Herren ſei mir befohlen! Ich habe noch Vieles
Heute zu thun, ich habe die Sext und die Nonne zu leſen
Und die Vesper dann!“ Er lief im Gehen und dachte
Vielen Rath ſich aus; er kann an unſer Verderben.
Ich, mit erheitertem Herzen, erzählte geſchwinde den Kindern
Euren Befehl (ſelbſtliche Botſchaft), es freuten ſich Alle.
Da nun Reineke Klauſner geworden, ſo hatten wir weiter
Keine Sorge, noch Furcht. Ich ging mit ihnen zuſammen
Vor die Mauer hinaus, wir ſcherzten und alle des Friedens.
Aber leider bekam es uns übel! Er lag im Gebüſche
Hinterliſtig; da ſprang er hervor und verſtummt' uns die Pforte;
Meiner Söhne ſchnellen ergriff er und ſchleppt' ſie von dannen;
Und nun war kein Rath, nachdem er ſie ein Mal gekoſtet.
Immer verlockt' er ſie wieder; und weder Jäger noch Hunde
Konnten vor ſeinen Ränken bei Tag und Nacht uns bewahren.
So entriß er mir uns ſieb alle Kinder; von zwanzig
Bin ich auf ſieben gebracht, die Andern raubt' er mir alle.
O, erbarmt Euch des bittern Schmerzes, er tödtete geſtern
Meine Tochter, es haben die Hunde den Leichnam gerettet!
Sehet, hier liegt ſie! Er hat es gethan! o, nehmt es zu Herzen!“

Und der König begann: „Kommt näher, Grimbart, und ſehet:
Alle ſoſtet der Klauſner, und ſo beweiſ't er die Buße!
Leb' ich noch aber ein Jahr, ſo ſoll es ihm wahrlich gereuen!
Doch was helfen die Worte! Vernehmet, trauriger Henning:
Eu'rer Tochter erwacht' es an Nichts, was irgend den Todten
Nur zu Rechte gereicht. Ich laß ihr Vigilie ſingen,
Sie mit großer Ehre zur Erde beſtatten; dann wollen
Wir mit dieſen Herren des Mordes Strafe bedenken.“

Da gebot der König, man ſollte Vigilie ſingen.
Dominus placebo begann die Gemeine; ſie ſangen
Alle Verſe davon. Ich könnte ſeiner erzählen,
Wer die Lectionen geſungen und wer die Antworten;
Aber es möchte zu lang', ich laß es dieſer bewenden.
In ein Grab war die Leiche gelegt und d'rüber ein ſchöner
Marmorſtein, polirt wie ein Glas, gehauen im Viereck.
Groß und dick, und oben d'rauf war deutlich zu leſen:
„Kratzefuß, Tochter Henning's, des Hahns, die Beſte der Hennen,
Legte viel Eier in's Neſt und wußte täglich zu ſchnattern.
Ach, hier liegt ſie, durch Reineke's Mord den Thron genommen!

Alle Welt soll erfahren, wie bös und falsch er gehandelt,
Und die Todte beklagen.“ So lautete, was man geschrieben.

Und es ließ der König darauf die Klügsten berufen,
Rath mit ihnen zu halten, wie er den Frevel bestrafte,
Der so kläglich vor ihn und seine Herren gebracht war.
Und sie riethen zuletzt: man habe dem ledigen Freier
Einen Boten zu senden, daß er vor Leides und Leides
Nicht sich entzöge, er solle sich stellen am Hofe des Königs
An dem Tage der Feier, wenn sie gemächlich sich versammeln;
Braun, den Bären, ermahnte man aber zum Boten. Der König
Sprach zu Braun, dem Bären: „Ich sag' es, Euer Gebieter,
Daß Ihr mit Fleiß die Botschaft verrichtet! Doch rath' ich zur Vorsicht:
Denn es ist Reinecke falsch und verhaßt; aller der Listen
Wird er gebrauchen, er wird Euch schmeicheln, er wird Euch belügen,
Hintergehen, wie er vor Lang'“ „Mit Nichten,“ versetzte
Zuversichtlich der Bär: „bleibt ruhig! Sollt' er sich irgend
Nur vermessen und mir gegen Hohne das Mindeste wagen, —
Seht, ich schwör' es bei Gott! Der möge mich strafen, — weichen ich
Ihm nicht grimmig vergalte, daß er zu bleiben nicht wüßte.“ —

Zweiter Gesang

Alle wandelte Braun, auf seinem Weg zum Gebirge,
Stolzen Muthes dahin, durch eine Wüste, die grün war.
Lang und sandig und breit; und als er sie endlich durchzogen,
Kam er gegen die Berge, wo Reinecke pflegte zu jagen,
Selbst noch Tages zuvor hat er sich darin ersehen;
Aber der Bär ging weiter nach Malepartus; da hatte
Reinecke schöne Gehäute. Von allen Schlössern und Burgen,
Deren ihm viele gehörten, war Malepartus das beste.
Reinecke wehrte deshalb, sobald er Uebels besorgte.
Braun erreichte das Schloß und fand die gewöhnliche Pforte
Fest verschlossen. Da trat er hervor und besann sich ein wenig;
Endlich rief er und sprach: „Herr Oheim, seid Ihr zu Hause?
Braun, der Bär, ist gekommen, des Königs ernstlicher Bote.
Denn er hat des Amts gewartet: Ihr selbst vor Hofe
Der Gericht Euch stellen; ich soll Euch holen, damit Ihr
Recht zu nehmen und Recht zu geben Keinem verweigert;
Oder es soll Euch das Leben kosten; denn bleibt Ihr daheimen,
Ist mit Galgen und Rad Euch gedroht. Drum müßt Ihr Buße,
Kommt und folgt mit mir; sonst möcht' es Euch übel bekommen.“

Reinecke hörte genau vom Anfang zum Ende die Rede.
Lug und Trug in der Tasche! wußt' es vor Lange.
Daß sich dem plumpen Gesandten die feinen Worte verhüllte!
Laßt uns die Sache bedenken. Er ging in die Tiefe der Wohnung.
Ja die Winkel des Schlosses, denn künstlich war es erbauet.
Löcher insgeheim hier und Hohlen mit vielerlei Gängen.
Eng und lang, mit manderlei Thoren zum Offnen und Schließen.
Wer es Zeit war mit Rath. Erlebt er, daß man ihn jagte
Wegen schrecklicher That, so sind er die beste Verbesserung.
Auch auf Einfall hatten sich oft in diesen Mauern
Arme Thiere gerettet, willkommene Beute den Räubern.
Reinecke hatte die Worte gehört, doch verändert er Farbe nicht.
Auf er möchten noch ehren dem Boten im Hofe
Als er sich aber erhoben, der Bär ist eingelassen gekommen,
Ging er lustig hinaus und sagte: „Willkommen, Oheim.
Seid willkommen! Verzeiht mir! Ich habe Besseres gelesen,

Darum ließ ich Euch warten. Ich dank' Euch, daß Ihr gekommen;
Denn es wird mir gewiß bei Hofe: so darf ich es hoffen.
Seid zu jeglicher Stunde, mein Oheim, willkommen! Indessen
Bleibt der Tadel für Den, der Euch die Reise beschwerlich;
Denn sie ist weit und beschwerlich. O Himmel! wie Ihr erhitzt seid!
Euer Haupt sind naß und Euer Odem beklommen.
Hatte der mächtige König sonst keinen Boten zu senden,
Als den edelsten Mann, den er am Meisten erhöhet?
Aber so soll es wohl sein zu meinem Vortheil; ich bitte.
Stellt mir am Hofe des Königs, allwo man mich übel verleumdet,
Morgen heut' ich mit vor, trotz meiner mißlichen Lage,
Euch nach Recht zu helfen; und so gedenk ich noch immer;
Nur für heute bin ich zu schwer, die Reise zu machen.
Leider hab' ich zu viel von einer Speise gegessen,
Die mir übel bekommt; sie schmerzt mich gewaltig im Leibe." —
Drauf versetzte darauf: „Was war es, Oheim?" Der Bär sie
Sagte bedeutend: „Was kannt' es Euch helfen, und wenn ich's erzählte?
Kümmerlich frißt sich mein Leben; ich leid' es aber geduldig.
Ist ein armer Mann doch kein Gras! und findet zuweilen
Sich für uns und die Unsern nichts Besseres, müssen wir freilich
Honigscheiben verzehren; die sind wohl immer zu haben.
Doch ich eile für uns aus Noth; nun bin ich gekommen.
Wider Willen schleift' ich das Joch; wie sollt' es gelingen?
Kann ich es immer vermeiden, so bleibt mir's ferne vom Rathen."

„Ei! was hab' ich gehört!" versetzte der Braune, „Herr Oheim!
Ei! verschmäht Ihr so den Honig, den Mancher begehret?
Honig, muß ich Euch sagen, geht über alle Gerichte.
Wenigstens mir. O, schafft mir davon, es soll Euch nicht reuen!
Dessen werd' ich Euch wieder." — „Ihr spottet," sagte der Bär sie,

„Nein, wahrhaftig!" versichert sich der Alte;
„es ist ernstlich gesprochen."
„Ist dem also," versetzte der Rothe: „da kann ich Euch dienen;
Denn der Bauer Rüsteviel wohnt am Fuße des Berges.
Honig hat er! Gewiß, mit allem Euerm Geschlechte
Saht Ihr niemal so viel beisammen." Da ließ' es Braunen
Uebermäßig nach dieser geliebten Speise. „O, führt mich,"
Rief er, „eilig dahin! Herr Oheim, ich will es gedenken;
Schafft mir Honig, und wenn ich auch nicht gesättiget werde!"
„Gehen wir," sagte der Fuchs: „es soll an Honig nicht fehlen.
Heute bin ich zwar schlecht zu Fuße; doch soll mir die Liebe,
Die ich Euch lange gewidmet, die sauern Tritte versüßen.
Denn ich kenne Niemand von allen meinen Verwandten,
Den ich verehrte wie Euch! Doch kommt! Ihr werdet dagegen
An des Königes Hof, am Herrentage, mir dienen,
Daß ich der Feinde Gewalt und ihre Klagen beschäme.
Honigsitt mach' ich Euch heute, so viel Ihr immer nur tragen
Mögt." — Es meinte der Schalk die Schläge der zornigen Bauern.

Reineke lief ihm zuvor und blindlings folgte der Braune.
Will mir's gelingen, so dachte der Fuchs: ich bringe Dich heute
Noch zu Markte, wo Dir ein bitter Honig zu Theil wird.
Und sie kamen zu Rüstevieh's Hofe; Das freute den Bären,
Aber vergebens, wie Thoren sich oft mit Hoffnung betrügen.

Abend war es geworden und Reineke wußte, gewöhnlich
Liege Rüstevieh nun in seiner Kammer zu Bette,
Der ein Zimmermann war, ein tüchtiger Meister. Im Hofe
Lag ein eichener Stamm; er hatte, diesen zu trennen,
Schon zwei tüchtige Keile hineingetrieben, und eben
Klaffte gespalten der Baum fast ellenweit. Reineke merkt' es,
Und er sagte: „Mein Oheim, in diesem Baume befindet

ch des Honigs mehr, als Ihr vermuthet; nun stecket
ere Schnauze hinein, so viel Ihr mögt. Nur rath' ich,
chmet nicht gierig zu viel, es möcht' Euch übel bekommen."
Meint Ihr," sagte der Bär, „ich sei ein Vielfraß? Mit Nichten!
ieß ist überall gut, bei allen Dingen." — Und also
eß der Bär sich bethören und steckte den Kopf in die Spalte
is an die Ohren hinein, und auch die vordern Füße.
einecke machte sich d'ran; mit vielem Ziehen und Zerren
acht' er die Keile heraus. Nun ward der Braune gefangen.
anze und Füße geklemmt; es half kein Scheiten noch Schmeicheln.
ollauf hatte der Braune zu thun, so stark er und kühn war;
nd so hielt der Neffe mit List den Oheim gefangen.
rweil plärrte der Bär, und mit den hintersten Füßen
charrt' er grimmig und klemmte so sehr, daß Mißevieł aufgrunzt.
Daß es wäre? — dachte der Verräter, und brachte sein Beil mit,
daß man bewaffnet ihn fände, wenn Jemand zu schaden gedächte.

Braun befand sich indeß in großen Aengsten; die Spalte
klemmt' ihn gewaltig; er ächzt und ächzte heftig und schwitzte.
Der mit alle' der Pein war Nichts gewonnen; er glaubte
immer, von dannen zu kommen; so meint' auch Reinecke kurzweilig.
Als er Mißevieł sah von ferne scherzen, da rief er:
Braun, wie steht es? Mäßiget Euch und schmaust des Honigs!
ingt, wie schmeckt es! Mißevieł kommt und will Euch bewirthen.
Nach der Mahlzeit bringt er ein Schläfchen, es mag Euch bekommen!"
So ging Reinecke wieder nach Malepartus, der Veste.
Aber Mißevieł kam, und als er den Bären erblickte,
ief er, die Bauern zu rufen, die noch in der Scheune beisammen
schmausten. „Kommt!" so rief er, „in meinem Netz gefangen
Hat sich ein Bär, ich sage die Wahrheit." Sie sprangen und liefen;
Jeder bewehrte sich eilig, so gut er konnte. Der Eine
Nahm die Gabel zur Hand, und seinen Rechen der Andre,
Und der Dritte, der Vierte, mit Spieß und Hacke bewaffnet,
Kamen gesprungen, der Fünfte mit einem Pfahle gerüstet.
Ja, der Pfarrer und Küster, sie kamen mit ihrem Gerüthe.
Auch die Köchin das Thier (sie hieß Frau Lotte, sie konnte
Grütze bereiten und kochen wie Keine), blieb nicht daheimen,
Kam mit dem Rocken gelaufen, bei dem sie am Tage griffen,
Dem unglücklichen Bären den Pelz zu waschen. Der Braune
Hörte den wachenden Lärm in seinen schrecklichen Nöthen.
Und er riß mit Gewalt das Haupt aus der Spalte; da blieb ihm
Haut und Haar des Gesichts bis zu den Ohren im Baume.
Nein! kein kläglicher Thier hat Jemand gesehen! Es rieselt
Ueber die Ohren das Blut. Was half ihm, das Haupt zu befreien;
Denn es blieben die Pfoten im Baume stecken! Da riß er
Hastig sie ruckend heraus; er ließ sie haarlos, die Klauen,
Und von den Füßen das Fell blieb in der klemmenden Spalte.
Leider schmeckte Dieß nicht nach süßem Honig, wozu ihm
Reinecke Hoffnung gemacht; die Arglist war übel gerathen.
Eine jämmerliche Fahrt war Braun's geworden. Es bleibt' ihm der Bart und die Füße dran; er konnte nicht sehen,
Konnte nicht kriechen, noch gehn. Und Mißevieł fing zu schlagen;
Alle stürzen ihn an, die mit dem Meister gekommen;
Ihn zu tödten, war ihr Vorsatz. Es führete der Vetter
Ein' langen Stab in der Hand und schlug ihn von vorne.
Kümmerlich wandt' er sich hin und her; es dringet ihn der Haufen.
Einige hier mit Spießen, dort Andre mit Beilen; es brachte
Hammer und Zange der Schmied, es kamen Andre mit Scheeren.

Und ze mit Spaten; sie schlugen d'rauf los und riefen und schlugen,
Daß er vor schmerzlicher Angst in sich'nem Unfath sich wälzte.
Alle legten ihm zu; es blieb auch Keiner daheim;
Der krummbeinige Schleppe, mit dem breitnasigen Ludolf,
Waren die Schlimmsten, und Gerold bewegte den hölzernen Ziegel
Zwischen den krummen Fingern; ihm stand sein Schwager zur Seite,
Kuckeleri war es, der Dicke, die Beiden schlugen am Meisten.
Aber Quack und Frau Jutte dazu, sie ließen's nicht fehlen;
Lahe Lorbeu Quacks traf mit der Kelle den Armen.
Und nicht diese Genannten allein; denn Männer und Weiber,
Alle liefen herzu und wollten das Leben des Bösen.
Kuckeleri machte das meiste Geschrei, er dünkte sich vornehm;
Denn Frau Wibigerund, am hinteren Thore (man wußt' es),
War die Mutter, bekannt war nie sein Vater geworden.
Doch es meinten die Bauern, der Stoppelwipfer, der schwarze
Sauber, sagten sie, möcht' es wohl sein, ein stolzer Geselle.
Wenn er allein war. Es kamen auch Steine gewaltig geflogen,
Die den verwundeten Bösewicht von allen Seiten bedrängten.
Nun sprang Rüsseviel's Bruder hervor und schlug mit dem langen
Dicken Knüttel den Bösen auf's Haupt, daß Hören und Sehen
Ihm verging, doch fuhr er empor vom mächtigen Schlage.
Rasend sahe er unter die Weiber, die unter einander
Lärmelten, heien und schrie'n; und einige flogen in's Wasser,
Und das Wasser war tief. Da rief der Vater und sagte:
„Sehet, da unten schwimmt Frau Jutte, die Kochine, im Pfuhle.
Und der Kochen ist hier! O heilt, Ihr Männer! Ich gebe
Vier, zwei Frauen zum Lohn, und großen Ablaß und Gnade."
Alle ließen für todt den Bösen liegen und eilten
Nach den Weibern an's Wasser; man zog auf's Trockne die Kranke.

Da indessen die Männer am Ufer beschäftiget waren,
Kroch der Bär in's Wasser, vor großem Elend benommen;
Vor entsetzlichem Weh. Er wollte sich lieber ersäufen,
Als die Schläge so schändlich erdulden. Er hatte zu schwimmen
Nie versucht und hoffte sogleich das Leben zu enden.
Wider Vermuthen fühlt er sich schwimmen, und glücklich getragen
Ward er vom Wasser hinab; es sahen ihn alle die Bauern,
Riefen: „Das wird uns gewiß zur ewigen Schande gereichen!"
Und sie waren verdrießlich, und schalten über die Weiber:
„Besser blieben sie doch zu Hause! Da sieh nun, er schwimmet
Seiner Wege." Sie traten herzu, den Block zu besehen,
Und sie fanden darin noch Haut und Haare vom Kopfe
Und von den Zähen, und lachten derob und riefen: „Du kommst uns
Sicher nicht wieder; behalten wir doch die Ohren zum Pfande!"
So verhöhnten sie ihn noch über den Schaden; doch war er
Froh, daß er nur dem Uebel entging. Er fluchte den Bauern,
Die ihn geschlagen, und klagte den Schmerz der Ohren und Füße;
Fluchte Reinecke'n, der ihn verrieth. Mit solchen Gebeten,
Schwamm er weiter; es trieb ihn der Strom, der reißend und groß war,
Binnen weniger Zeit fast eine Meile hinunter,
Und da kroch er an's Land am selbigen Ufer und leichte.
Kein bedrängteres Thier hat je die Sonne gesehen!
Und er dachte den Morgen nicht zu erleben, er glaubte
Plötzlich zu sterben und rief: „O Reinecke, falscher Verräther!
Loses Geschöpf!" Er dachte dabei der schlagenden Bauern,
Und er dachte des Raubs und fluchte Reinecke's Listen.

Aber Reinecke kocht, nachdem er mit gutem Bedachte
Seinen Oheim zu Markte gelockt, ihm Honig zu schaffen,
Lief er nach Hohenrey; er wußte den Ort und schnappte sich Einen;

Erfüllſt ſeit langer Zeit zum erſtenmal
Mein Herz mit ſüßer Frühlingswonne.
Weh mir! Ach, ſonſt war meine Seele rein,
Genoß ſo friedlich deinen Segen;
Verbirg dich, Sonne, meiner Pein!
Verwildre dich, Natur, und ſtürme mir entgegen.

Die Winde ſauſen,
Die Ströme brauſen,
Die Blätter raſcheln
Dürr ab in's Thal.
Auf ſteiler Höhe,
Am nackten Felſen,
Lieg' ich und flehe;
Auf öden Wegen,
Durch Sturm und Regen,
Fühl' ich und flieh' ich
Und ſuche die Qual.

Wie glücklich, daß in meinem Herzen
Sich wieder neue Hoffnung regt!
O wende, Liebe, dieſe Schmerzen,
Die meine Seele kaum erträgt.

Lief und schleppte die Beute lechzend am Ufer hinunter.
Dann verzehrt' er sie gleich und eilte nach andern Geschäften
Immer am Ufer dahin, und trank des Wassers und dachte:
„O, wie bin ich so froh, daß ich den tölpischen Bären
So zu Hofe gebracht! Ich wette, Rüsteviel hat ihm
Wohl das Beil zu kosten gegeben. Es zeigte der Bär sich
Stets mir freundlich gesinnt, ich hab' es ihm wieder vergolten.
Oheim hab' ich ihn immer genannt. Nun ist er am Damme
Todt geblieben; Deß will ich mich freu'n, so lang ich nur lebe.
Klagen und schaden wird er nicht mehr!“ — Und wie er so wandelt
Schaut er am Ufer hinab und sieht den Bären sich wälzen.
Das verdroß ihn im Herzen, daß Braun lebendig entkommen.
„Rüsteviel,“ rief er: „lässiger Wicht! Du grober Geizhe!
Solche Speise verschmähst Du, die fett und gutes Geschmacks ist,
Die manch ehrlicher Mann sich wünscht, und die so gemächlich
Hier zu Handen gekommen?“ Doch hat für Deine Verrathung
Hier der redliche Braun ein Pfand gelassen! So dacht' er,
Als er Braun'n betrübt, ermattet und blutig erblickte.
Endlich rief er ihn an: „Herr Oheim, fand' ich Euch wieder?
Habt Ihr Etwas vergessen bei Rüstevielt? Sagt mir, ich lös' ihn
Hiesen, wo Ihr geblieben. Doch soll ich sagen, ich glaube,
Vielen Honig habt Ihr gewiß dem Manne gestohlen.
Wer hat Ihr ihn redlich bezahlt? Wie ist es geschehen?
Ei! wie seid Ihr zerzaust? Das ist ein schmähliches Weisen!
War der Honig nicht guten Geschmacks? Zu seltsamem Preise
Geht noch Manches zu Kauf! Doch, Oheim, saget mir eilig,
Welchem Orden habt Ihr Euch wohl so kürzlich gewidmet,
Daß Ihr ein rothes Barret auf Eurem Haupte zu tragen
Hangt? Seid Ihr ein Abt? Es hat der Bader gewißlich.
Der die Platte Euch schor, auch Euern Ohren geschnappet!
Ihr verliert den Schopf, wie ich sehe, das Fell von den Wangen
Und die Handschuh dabei. Wie habt Ihr sie hängen gelassen?“ —
Und so mußte der Braune die vielen spöttischen Worte
Hinter einander vernehmen, und konnte vor Schmerzen nicht reden.
Sich nicht rathen noch helfen. Und, um nicht weiter zu hören,
Kroch er in's Wasser hinab, und trieb mit dem reißenden Strome
Nieder, und landete d'rauf am fernen Ufer. Da lag er
Krank und elend, und jammerte laut und sprach zu sich selber:
„Schläge nur Einer mich todt! Ich kann nicht gehen und sollte
Nach des Königs Hof die Reise vollenden, und bleibe
So geschändet zurück von Reinecke'ns bösem Verrathe.
Bring' ich mein Leben davon, gewiß, Dich soll es gereuen!“
Doch er raffte sich auf und schleppte mit gräßlichen Schmerzen.
Durch vier Tage sich fort und endlich kam er zu Hofe.

Als der König den Bären in kläglichem Elend erblickte,
Rief er: „Gnädiger Gott! Gesehen' ich Braun'n? Wie kommt er
So geschändet?“ Und Braun versetzte: „Leider erbärmlich
Ist das Ungemach, das Ihr erblickt, es hat mich der Frevler
Reinecke schändlich verrathen! „Da sprach der König entrüstet:
„Rächen will ich gewiß ehr' alle Sünde den Frevel.
Solch einen Herrn wie Braun, den schützt Reinecke schänden?
Ja, bei meiner Ehre, bei meiner Krone! Das schwör' ich.
Alles soll Reinecke büßen, was Braun zu Rechte begehret.
Halt' ich mein Wort nicht, ist's mir kein Schimpf nicht mehr, ich will es gelieben!“

Und der König gebot, es sollte der Hof sich versammeln,
Ueberzogen und gleich der Krone Streit beginnen.
Alle zogen darauf, weisen es dem König der Lieder.

Sollte man Reinecke'n abermals fordern, er ſollte ſich ſtellen.
Gegen Anſpruch und Klage ſein Recht zu wahren. Es könne
Hinze, der Kater, ſogleich die Botſchaft Reinecke'n bringen,
Weil er klug und gewandt ſei. So riethen ſie Alle zuſammen.

Und es vereinigte ſich der König mit ſeinen Genoſſen,
Sprach zu Hinze'n: „Merket mir recht die Meinung der Herren!
Ließ er ſich aber zum dritten Mal fordern, ſo ſoll es ihm ſelbſt und
Seinem ganzen Geſchlechte zum ewigen Schaden gereichen;
Iſt er klug, ſo komm' er in Zeiten. Ihr ſchärft ihm die Lehre;
Und re verachtet er uns, doch Euerm Rathe gehorcht er."

Aber Hinze verſetzte: „Zum Schaden oder zum Frommen
Mag es gereichen, komm' ich zu ihm, wie ſoll ich beginnen?
Meinetwegen thut oder laßt es, aber ich dächte,
Jeden Andern zu ſchicken iſt beſſer, da ich ſo klein bin.
Braun, der Bär, iſt ſo groß und ſtark, und kannt' ihn nicht zwingen.
Welcher Weiſe ſoll ich es thun? O, habt mich entſchuldigt!

„Du beredeſt mich nicht," verſetzte der König, „man findet
Manchen kleinen Mann voll Liſt und Weisheit, die manchem
Großen fremd iſt. Seid Ihr auch gleich kein Rieſe gewachſen,
Seid Ihr doch klug und gelehrt." Da gehorchte der Kater und ſagte:
„Euer Wille geſchehe; und kann ich ein Zeichen erblicken
Rechter Hand am Wege, ſo wird die Reiſe gelingen! —

Dritter Geſang.

Nun war Hinze, der Kater, ein Stückchen Weges gegangen;
Einen Martinsvogel erblickt' er von Weitem, da rief er:
„Edler Vogel! Glück auf! O, wende die Flüge und fliege
Her zu meiner Rechten! Es flog der Vogel und ſetzte
Sich zur Linken des Katers, auf einem Baume zu ſingen.
Hinze betrübte ſich ſehr, er glaubte ſein Unglück zu hören;
Doch er machte nun ſelber ſich Muth, wie Mehrere pflegen.
Immer wandert' er fort nach Malepartus; da fand er
Vor dem Hauſe Reinecke'n ſitzen; er grüßt' ihn und ſagte:
„Gott, der Reiche, der Gute, beſcheer' Euch glücklichen Abend!
Euer Leben bedrohet der König, woferu Ihr Euch weigert,
Mit nach Hofe zu kommen; und ferner läßt er Euch ſagen:
Stehet den Klägern zu Recht, ſonſt werden's die Euerigen büßen."
Reineke ſprach: „Willkommen dahier, geliebteſter Neffe!
Möget Ihr Segen von Gott nach meinem Wunſche genießen!"
Aber er dachte nicht ſo in ſeinem verrätheriſchen Herzen;
Neue Tücke ſann er ſich aus, er wollte den Boten
Wieder geſchändet nach Hofe ſenden. Er nannte den Kater
Immer ſeinen Neffen, und ſagte: „Neffe, was legt man
Euch für Speiſe nur vor? Man ſchläft geſättiget beſſer;
Einmal bin ich der Wirth; wir gingen dann Morgen am Tage
Beide nach Hofe: ſo dünkt es mich gut. Von meinen Verwandten
Iſt mir keiner bekannt, auf den ich mich lieber verließe:
Denn der gefräßige Bär war trotzig zu mir gekommen.
Er iſt grimmig und ſtark, daß ich um Vieles nicht hätte
Ihm zur Seite die Reiſe gewagt. Nun aber verſteht ſich's,
Gerne geh' ich mit Euch. Wir machen uns frühe des Morgens
Auf den Weg: ſo ſcheinet es mir das Beſte gerathen."
Hinze verſetzte darauf: „Es wäre beſſer, wir machten
Gleich uns fort nach Hofe, ſowie wir gehen und ſtehen.
Auf der Heide ſcheinet der Mond, die Wege ſind trocken."
Reineke ſprach: „Ich finde bei Nacht das Reiſen gefährlich.
Mancher grüßet uns freundlich bei Tage; doch kam' er im Finſtern

Uns in den Weg, es möchte wohl kaum zum Beſten gerathen.“
Aber Hinze verſetzte: „So laßt mich wiſſen, mein Neffe,
Bleib' ich hier, was ſollen wir eſſen?“ Und Reinecke ſagte:
„Aermlich behelfen wir uns; doch wenn Ihr hierbet, ſo bring' ich
Friſche Honigſcheiben hervor, ich wähle die beſten.“
„Niemals eſſ' ich Dergleichen,“ verſetzte mur-rend der Kater:
Fehlet Euch Alles im Hauſe, ſo gibt eine Maus her! Mit dieſer
Bin ich am Beſten verſorgt, und ſparet den Honig für Andre.“
„Eſſ't Ihr Mäuſe ſo gern?“ ſprach Reinecke: „redet mir ernſtlich;
Damit kann ich Euch dienen. Es hat mein Nachbar, der Pfaffe,
Eine Scheun' im Hofe; darin ſind Mäuſe, man führte
Sie auf keinem Wagen hinweg. Ich höre den Pfaffen
Klagen, daß ſie bei Nacht und Tag ihm läſtiger werden.“
Unbedächtig ſagte der Kater: „Thut mir zu Liebe,
Bringet mich hin zu den Mäuſen! denn über Wildpret und Aas
Leb' ich wie Mäuſe; die ſchmecken am Beſten.“ Und Reinecke ſagte:
„Nun wahrhaftig, Ihr ſeid mir ein herrliches Haasmahl gewiſſen!
Da mir bekannt iſt, womit ich Euch diene, ſo laßt uns nicht zaudern!“

Hinze glaubt' ihm und folgte; ſie kamen zur Scheune des Pfaffen.
Zu der ſchweren Wand. Die hatte Reinecke geſtern
Ring durchgraben und hatte durch's Loch dem ſchlafenden Pfaffen
Seiner Hühner den beſten entwendet. Das wollte Martinchen rächen,
Rächen, des geiſtlichen Herrn geliebtes Schoßhuhn; er knüpfte
Ring vor die Oeffnung den Strick mit einer Schlinge; ſo paßt' er,
Seinen Huhn zu rächen am wiederkehrenden Diebe.
Reinecke merkt' und merkte ſich Das, und ſagte: „Gevatter
Neffe, kriechet hinein gerade zur Oeffnung; ich halte
Wache draußen, indeſſen Ihr meinet, Ihr werdet zu Hauſen
Sie im Dunkeln erhaſchen. O, hört, wie unter ſie pfeifen!
Seid Ihr ſatt, ſo kommt nur zurück; Ihr findet mich wieder.
Trennen dürfen wir nicht uns dieſen Abend; denn morgen
Gehen wir früh und kürzen den Weg mit unſern Geſprächen.“
„Glaubt Ihr,“ ſagte der Kater, „es ſei hier ſicher zu kriechen?
Denn es haben unlauter die Pfaffen auch Böſes im Sinne.“
Da verſetzte der Fuchs, der Schelm: „Wer könnte Das wiſſen!
Seid Ihr ſo bieder? Wir gehen zurück; es ſoll Euch mein Weibchen
Gut und mit Ehren empfangen, ein ſchmackhaft' Eſſen bereiten;
Wenn es auch Mäuſe nicht ſind, ſo laßt es uns redlich verſuchen.“
Aber Hinze, der Kater, ſprang in die Oeffnung, er ſchaute
Sich vor Reinecke um ſpähenden Worten, und fiel in die Schlingen.
Alſo empfanden Reinecke's Gäſte die böſe Bewirthung.

Da nun Hinze den Strick an ſeinem Hals verſpürte,
Fuhr er ängſtlich zuſammen und überreizt ſich fürchterlich;
Denn er ſprang mit Gewalt. Da zog der Strick ſich zuſammen.
Kläglich rief er Reinecke'n zu, der außen dem Loche
Horchte, ſich heimlich entfernte und ſo zur Oeffnung hineinſprach:
„Hinze, wie ſchmecken die Mäuſe? Ihr findet ſie, glaub' ich, gemauſet.
Wüßte Martinchen dann nur, daß Ihr ſein Wildpret verzehret;
Sicher brächt' er Euch Beide: er iſt ein tödtlicher Knabe.
Singet man ſo bei Hofe zum Eſſen? Es klingt mir verdächtig.
Wüßt' ich Jrgrim nur in dieſem Loche, ſo wie ich
Euch zu Falle gebracht: er ſollte mir Alles bezahlen,
Was er mir Uebels gethan!“ Und ſo ging Reinecke weiter.
Aber er ging nicht allein, um Pfiffereien zu üben;
Ehrbruch, Mauſen und Mord und Verrath, er haßt es nicht ſonderlich;
Und er hatte ſich eben was anzuſinnen. Die ſchöne
Gieremund wußt' er beſuchen in doppelter Abſicht: für's Erſte

Heut' er von ihr zu erfahren, was eigentlich Isegrim klagte;
Zweitens wollte der Schalk die alten Sünden erneuern.
Isegrim war nach Hofe gegangen; Das wollt' er dringen.
Denn wer zweifelt daran? es hatte die Neigung der Wölfin
Zu dem schändlichen Fuchse den Zorn des Weibes entzündet.
Reinecke trat in die Wohnung der Frauen und fand sie nicht heimisch.
„Grüß' Euch Gott! Stiefkinderchen!" sagt' er, nicht mehr und nicht minder,
Nickte freundlich den Kleinen und eilte nach seinem Gewerbe.
Als Frau Gieremund kam des Morgens, wie es war sagte.
Sprach sie: „Ist Niemand gekommen, nach mir zu fragen?" „So eben
Geht Herr Vetter Reinecke fort, er wünscht' Euch zu sprechen.
Alle, wie wie hier sind, hat er Stiefkinder geheißen."
Da rief Gieremund aus: „Er soll es bezahlen! und eilte,
Diesen Frevel zu rächen zur selben Stunde. Sie wußte,
Wo er pflegte zu gehn; sie erreicht ihn; zornig begann sie:
„Was für Worte sind Das, und was für schimpfliche Reden
Habt Ihr ohne Gewissen vor meinen Kindern geführet?
Büßen sollt Ihr dafür! So sprach sie zornig und zeigt' ihm
Ein ergrimmtes Gesicht; sie faßt ihn am Barte; da fühlt' er
Ihrer Zähne Gewalt und lief und wollt' ihr entweichen;
Sie behend strich hinter ihm d'rein. Da gab es Geschichten —
Ein verfallenes Schloß war in der Nähe gelegen,
Hastig liefen die Beiden hinein; es hatte sich aber
Alters halben die Mauer an einem Thurme gespalten.
Reinecke schlüpft hindurch; allein er mußte sich zwängen.
Denn die Spalte war eng; und eilig steckte die Wölfin,
Groß und stark, wie sie war, den Kopf in die Spalte; sie drängte,
Schob und brach und zog, und wollte folgen, und immer
Klemmte sie tiefer sich ein und konnte nicht vorwärts noch rückwärts.

Da das Reinecke sah, lief er zur anderen Seite
Krummen Weges herein, und kam und macht' ihr zu schaffen.
Aber sie ließ es an Worten nicht fehlen, sie schalt ihn: „Du handelst
Als ein Schelm! ein Dieb!" Und Reineke sagte dagegen:
„Ist es noch niemals geschehen, so mag es jetzo geschehen."

Wenig Ehre verschafft es, sein Weib mit andern zu foppen,
Wie nun Reineke that. Gleichviel war Alles dem Bösen.
Da nun endlich die Wölfin sich aus der Spalte gerettet,
War schon Reineke weg und seine Straße gegangen.
Und so dachte die Frau, sich selber Recht zu verschaffen.
Ihrer Ehre zu wahren, und doppelt war sie verloren.

Lasset uns aber zurück nach Hinze'n sehen. Der Arme,
Da er gefangen sich fühlte, jammerte nach Weise der Kater
Sich erbärmlich. Das hörte Martinchen und sprang aus dem Bette.
„Gott sei Dank! Ich habe den Strick zur glücklichen Stunde
Vor die Oeffnung gespannt; der Dieb ist gefangen! Ich denke,
Wohl bezahlen soll er den Hahn!" so jauchzte Martinchen,
Zündete hurtig ein Licht an (im Hause schliefen die Leute);
Weckte Vater und Mutter darauf und alles Gesinde;
Rief: „Der Fuchs ist gefangen; wir wollen ihm dienen! Sie kamen
Alle, Groß und Klein, ja selbst der Vater erhob sich.
Warf ein Mäntelchen um; es lief mit doppelten Lichtern
Seine Köchin voran, und eilig hatte Martinchen
Einen Knüttel gefaßt und machte sich über den Kater,
Traf ihm Haut und Haupt, und schlug ihm grimmig ein Ang' aus.
Alle schlugen auf ihn; es kam mit zackiger Gabel
Hastig der Vater herbei, und glaubte den Räuber zu fällen.
Hinze dachte zu sterben; da sprang er während entschlossen
Zwischen die Schenkel des Pfaffen und biß und kratzte gefährlich.

Schadet, grimmig den Mann und rächte grausam das Auge.
Schreiend stürzte der Vater und fiel ohnmächtig zur Erden.
Unbedachtsam schimpfte die Köchinn: es habe der Teufel
Ihr zum Possen das Spiel selbst angerichtet. Und doppelt,
Dreifach, schwur sie: wie gerne verlöre sie, wäre das Unglück
Nicht dem Herren begegnet, ihr Bischen Habe zusammen!
Ja, sie schwur: ein Schatz von Golde, wenn sie ihn hätte,
Gölte sie wahrlich nicht reuen, sie wollt' ihn wissen. So jammert
Sie die Schande des Herrn und seine schwere Verwundung.
Endlich brachten sie ihn mit vielen Klagen zu Bette,
Ließen Hinze's am Strick und hatten seiner vergessen.

Als nun Hinze, der Kater, in seiner Noth sich allein sah,
Schmerzlich geschlagen und übel verwundet, so nahe dem Tode,
Faßt er aus Liebe zum Leben den Strick und nagt' ihn behende.
Sollt' ich mich etwa erlösen vom großen Uebel? so dacht' er.
Und es gelang ihm, der Strick zerriß — wie fand er sich glücklich! —
Eilte, dem Ort zu entfliehn, wo er so Vieles erduldet.
Hastig sprang er zum Loche heraus und eilte die Straße
Nach des Königes Hof, den er des Morgens erreichte.
Aergerlich schalt er sich selbst: so mußte denn doch der Teufel
Dich durch Reineke's List, des bösen Verräthers, bezwingen!
Kommst Du doch mit Schande zurück, am Auge geblendet
Und mit Schlägen schmerzlich beladen, wie mußt Du Dich schämen!

Aber des Königes Zorn entbrannte heftig, er drohte
Dem Verräther den Tod ohn' alle Gnade. Da ließ er
Seine Räthe versammeln; es kamen seine Barone,
Seine Weisen zu ihm, er fragte: wie man den Frevler
Endlich brächte zu Recht, der ihm so Vieles verschuldet!

Als nun viele Beschwerden sich über Reineke's häuften,
Redete Grimbart, der Dachs: „Es möchten in diesem Gerichte
Viele Herren auch sein, die Reineke's Uebels gedenken;
Doch wird Niemand die Rechte des freien Mannes verletzen.
Nun zum dritten Mal muß man ihn fordern. Ist Dieses geschehen,
Kommt er dann nicht, so möge das Recht ihn schuldig erkennen."
Da versetzte der König: „Ich fürchte, Keiner von Allen
Gehe, dem tückischen Manne die dritte Ladung zu bringen.
Wer hat ein Auge zu viel; wer mag verwegen genug sein,
Leib und Leben zu wagen um diesen bösen Verräther,
Seine Gesundheit aufs Spiel zu setzen und dennoch am Ende
Reineke'n nicht zu fällen? Ich denke, Niemand versucht es."

Ueberlaut versetzte der Dachs: „Herr König, bedenket
Ihr es von mir, so will ich sogleich die Botschaft verrichten.
Sei es, wie es auch sei. Wollt Ihr mich sämmtlich senden,
Oder geh' ich, als käm' ich von selber? Ihr dürft nur befehlen."
Da beschied ihn der König: „So geht denn! Alle die Klagen
Habt Ihr sämmtlich gehört, und geht nur weislich zu Werke;
Denn es ist ein gefährlicher Mann." Und Grimbart versetzte:
„Einmal muß ich es wagen, und hoff' ihn dennoch zu bringen."
So betrat er den Weg nach Malepartus, der Veste;
Reineke'n fand er daselbst mit Weib und Kindern und sagte:
„Oheim Reineke, seid mir gegrüßt! Ihr seid ein gelehrter,
Weiser, kluger Mann; wir müssen uns Alle verwundern,
Wie Ihr des Königs Ladung verachtet, ich sage, verspottet.
Dünkt Euch nicht, es wäre nun Zeit? Es mehren sich immer
Klagen und böse Gerüchte von allen Seiten. Ich rath' Euch,
Kommt nach Hofe mit mir, es hilft kein längeres Zaudern.

Viele, viele Beſchwerden ſind vor den König gekommen.
Heute werdet Ihr nun zum dritten Male geladen,
Stellt Ihr Euch nicht, ſo ſeid Ihr verurtheilt. Dann führet der König
Seine Vaſallen hierher, Euch einzuſchließen, in dieſer
Feſte Malepartus Euch zu belagern; ſo gehet Ihr mit Weib und Kindern, und Gut und Leben zu Grunde.
Ihr entfliehet dem Könige nicht; d'rum iſt es am Beſten,
Kommt nach Hofe mit mir! Es wird an liſtiger Wendung
Euch nicht fehlen, Ihr habt ſie bereit und werdet Euch retten:
Denn Ihr habt ja wohl oft, auch an gerichtlichen Tagen,
Abenteuer beſtanden, weit größer als dieſes, und immer
Kamt Ihr glücklich davon und Eu're Gegner in Schande."

Grimbart hatte geſprochen, und Reineke ſagte dagegen:
„Oheim, Ihr rathet mir wohl, daß ich zu Hofe mich ſtelle,
Meines Rechtes ſelber zu wahren. Ich hoffe, der König
Wird mir Gnade gewähren; er weiß, wie ſehr ich ihm nütze;
Aber er weiß auch, wie ſehr ich deßhalb den Andern verhaßt bin.
Ohne mich kann der Hof nicht beſtehen. Und hätt' ich noch zehn Mal
Mehr verbrochen, ſo weiß ich es ſchon, ſobald mir's gelinget,
Ihm in die Augen zu ſehen und ihn zu ſprechen, ſo fühlt er
Seinen Zorn im Buſen bezwungen. Denn freilich begleiten
Viele den König, und kommen in ſeinem Rathe zu ſitzen;
Aber es geht ihm niemal zu Herzen, ſie finden zuſammen
Weder Rath noch Sinn. Doch bleibet an jeglichem Hofe.
Wo ich immer auch ſei, der Rathſchluß meinem Verſtande.
Denn verſammeln ſich König und Herren, in hieſigen Sachen
Klugen Rath zu erſinnen, ſo muß ihn Reineke finden.
Das mißgönnen mir Viele. Die hab' ich leider zu fürchten;
Denn ſie haben den Tod mir geſchworen, und g'rade die Schlimmſten
Sind am Hofe verſammelt; Das macht mich eben bekümmert.
Ueber Zehen und Mächtige ſind's; wie kann ich alleine
Vielen widerſtehn? D'rum hab' ich immer gezaudert.
Gleichwohl ſind' ich es beſſer, mit Euch nach Hofe zu wandeln,
Meine Sache zu wahren; Das ſoll mehr Ehre mir bringen,
Als durch Zaudern mein Weib und meine Kinder in Aengſten
Und Gefahren zu ſtürzen; wir wären Alle verloren.
Denn der König iſt mir zu mächtig; und wär es auch wäre,
Müßt' ich thun, ſo bald er's befiehlt. Wir können verſuchen,
Gute Verträge vielleicht mit unſern Feinden zu ſchließen."

Reineke ſagte darnach: „Frau Ermelyn, nehmet der Kinder,
(Ich empfehl' es Euch) wohl, vor allen andern des jüngſten,
Reinhart's; es ſtehn ihm die Zähne ſo artig um's Mäulchen, ich hoff', er
Wird der leibhaftige Vater; und hier iſt Roſſel, das Schelmchen,
Der mir eben ſo lieb iſt. O! thut den Kindern zuſammen
Etwas zu gut, indeß ich weg bin! Ich will's Euch gedenken,
Kehr' ich glücklich zurück und Ihr gehorchet den Worten."
Alſo ſchied er von dannen mit Grimbart, ſeinem Begleiter,
Ließ Frau Ermelyn dort mit beiden Söhnen und eilte.
Unberathen ließ er ſein Haus; Das ſchmerzte die Füchſin.

Beide waren noch nicht ein Stündchen Weges gegangen,
Als zu Grimbart Reineke ſprach: „Mein theuerſter Oheim,
Wertheſter Freund, ich muß Euch geſtehn, ich bebe vor Sorgen!
Ich entſchlage mich nicht des ängſtlichen, bangen Gedankens,
Daß ich wirklich dem Tod entgegenwandre. Da ſeh' ich
Meine Sünden vor mir, ſo viel ich deren begangen.
Ach, Ihr glaubet mir nicht die Unruh', die ich empfinde!
Laßt mich beichten! höret mich an! kein anderer Vater

Iſt in der Nähe zu finden; und hab' ich Alles vom Herzen,
Werd' ich nicht ſchlimmer darum vor meinem Könige ſtehen."
Grimbart ſagte: „Verredet zuerſt das Rauben und Stehlen,
Allen böſen Verrath und and're gewöhnliche Tücken;
Sonſt kann Euch die Beichte nicht helfen." „Ich weiß es," verſetzte
Reinecke: „darum laßt mich beginnen und höret bedächtig."

Confiteor tibi Pater et Mater, daß ich der Otter,
Daß ich dem Kater und Manchen gar manche Tücke verſetzte;
Ich bekenn' es und laſſe mir gern die Buße gefallen."
„Redet Deutſch," verſetzte der Dachs, „damit ich's verſtehe."
Reinecke ſagte: „Ich habe mich freilich — wie ſollt' ich es läugnen! —
Gegen alle Thiere, die jetzo leben, verſündigt.
Meinen Oheim, den Bären, Den hielt ich im Banne gefangen;
Blutig ward ihm ſein Haupt, und viele Prügel ertrug er.
Hinge'n führt ich nach Mänſen; allein am Stricke gehalten
Mußt' er Vieles erdulden und hat ſein Auge verloren.
Und ſo klaget auch Henning mit Recht; ich raubt' ihm die Kinder
Groß' und kleine, wie ich ſie fand, und ließ ſie mir ſchmecken.
Selbſt verſchont' ich des Königes nicht, und mancherlei Tücken
Uebt' ich kühnlich an ihm und an der Königinn ſelber;
Später verwindet ſie's nur. Und weiter muß ich bekennen:
Iſegrim hab' ich, den Wolf, mit allem Fleiße geſchändet;
Alles zu ſagen, fänd' ich nicht Zeit. So hab' ich ihn immer
Scherzend Oheim genannt, und wir ſind keine Verwandte.
Einmal, es werden nun bald ſechs Jahre, kam er nach Elkmar
Zu mir in's Kloſter — ich wohnte daſelbſt — und bat mich um Beiſtand,
Weil er eben ein Mönch zu werden gedächte. Das, meint' er,
Wär' ein Handwerk für ihn, und zog die Glocke. Das Läuten
Freut' ihn ſo ſehr! Ich band ihm darauf die vorderen Füße
Mit dem Seile zuſammen; er war es zufrieden und ſtand ſo,
Zog und erluſtigte ſich, und ſchien das Läuten zu lernen.
Doch es ſollt' ihm die Kunſt zu ſchlechter Ehre gedeihen;
Denn er läutete zu, wie toll und thörig. Die Leute
Liefen eilig beſtürzt aus allen Straßen zuſammen, —
Denn ſie glaubten, es ſei ein großes Unglück begegnet; —
Kamen und fanden ihn da, und eh' er ſich eben erklärte,
Daß er den geiſtlichen Stand ergreifen wolle, ſo war er
Von der dringenden Menge beinah' zu Tode geſchlagen.
Dennoch beharrte der Thor auf ſeinem Verſatz und bat mich,
Daß ich ihm ſollte mit Ehren zu einer Platte verhelfen;
Und ich ließ ihm das Haar auf ſeinem Scheitel verſengen,
Daß die Schwarte davon zuſammen ſchrumpfte. So hab' ich
Oft ihm Prügel und Stöße mit vieler Schande bereitet.
Fiſche lehrt' ich ihn fangen, ſie ſind ihm übel bekommen.
Ein'smal ſetzt' er mir auch im Jülicher Lande; wir ſchlichen
Zu der Wohnung des Pfaffen, des Reichſten in dortiger Gegend.
Einen Speicher hatte der Mann mit köſtlichen Schinken;
Lange Seiten des zarteſten Specks verwahrt' er daneben
Und ein friſch geſalzenes Fleiſch befand ſich im Troge.
Durch die ſteinerne Mauer gelang es Iſegrim endlich
Eine Spalte zu kratzen, die ihn gemächlich hindurch ließ.
Und ich trieb ihn dazu, es trieb ihn ſeine Begierde.
Aber da konnt' er ſich nicht im Ueberfluſſe bezwingen,
Uebermäßig füllt' er ſich an; da hemmte gewaltig
Den geſchwollenen Leib und ſeine Rückkehr die Spalte.
Ach, wie klagt' er ſie an, die ungetreue, ſie ließ ihn
Hung'rig hinein und wollte dem Satten die Rückkehr verwehren!
Und ich machte darauf ein großes Lärmen im Dorfe,

Daß ich die Menſchen erregte, die Spuren des Wolfes zu finden.
Denn ich lief in die Wohnung des Pfaffen und traf ihn beim Eſſen,
Und ein fetter Capaun ward eben vor ihn getragen,
Recht gebraten; ich ſchnappte darnach und trug ihn von dannen.
Haſtig wollte der Pfaffe mir nach und lärmte; da ſtieß er
Ueber den Haufen den Tiſch mit Speiſen und allem Getränke.
„Schlaget, werfet, fanget und ſtechet!“ ſo rief der ergrimmte
Pater, und fiel und fühlte den Zorn (er hatte die Pfüge
Nicht geſehen) und lag. Und Alle kamen und ſchrieen:
„Schlagt!“ ich rannte davon und hinter mir Alle zuſammen,
Die mir das Schlimmſte gedachten. Am Meiſten lärmte der Pfaffe:
„Welch ein verwegener Dieb! Er nahm das Huhn mir vom Tiſche!“ —
Und ſo lief ich voraus, bis zu dem Speicher; da ließ ich
Wider Willen das Huhn zur Erde fallen, es ward mir
Endlich leider zu ſchwer; und ſo verlor mich die Menge.
Aber ſie fanden das Huhn, und da der Pater es aufhub,
Ward er des Wolfes im Speicher gewahr, es ſah ihn der Haufen.
Allen rief der Pater nun zu: „Hierher nur! und trefft ihn!
Uns iſt ein anderer Dieb, ein Wolf, in die Hände gefallen,
Nähm' er davon, wir wären beſchimpft; es lachte wahrhaftig
Alles auf unſre Koſten im ganzen Jülicher Lande.“ —
Was er nur konnte, dachte der Wolf. Da regnet' es Schläge
Hinter und vorher ihm über den Leib und ſchmerzliche Wunden.
Alle ſchrie'n, ſo laut ſie konnten; die übrigen Bauern
Liefen zuſammen und ſtreckten für todt ihn zur Erde darnieder.
Größeres Weh' geſchah ihm noch nie, ſo lang er auch lebte.
Malt es Euch auf Leinwand, es wäre ſeltſam zu ſehen,
Wie er dem Pfaffen den Speck und ſeine Schinken bezahlte.
Auf die Straße warfen ſie ihn und ſchleppten ihn eilig
Ueber Stock und Stein; es war kein Leben zu ſpüren.
Und er hatte ſich unrein gemacht, da warf man mit Abſcheu
Vor das Dorf ihn hinaus; er lag in ſchlammiger Grube;
Denn ſie glaubten ihn todt. In ſolcher ſchmählichen Ohnmacht
Blieb er, ich weiß nicht, wie lange, bevor er ſein Elend gewahr ward.
Wie er noch endlich entkommen, Das hab' ich niemals erfahren.
Und doch ſchwur er hernach (es kann ein Jahr ſein) wie immer
Treu und gewärtig zu bleiben; nur hat es nicht lange gedauert.
Denn warum er mir ſchwur, Das konnt' ich leichtlich begreifen:
Gerne hätt' er einmal ſich ſatt an Hühnern gegriffen.
Und damit ich ihn tüchtig betrüge, beſcheid ich ihm ernſtlich
Einen Balken, auf dem ſich ein Huhn des Abends gewöhnlich
Neben ſieben Hühnern zu ſetzen pflegte. Da führt' ich
Ihn im Stillen bei Nacht, es hatte Zwölfe geſchlagen,
Und der Laden des Fenſters, mit leichter Latte geſtützet,
Stand (ich wußt' es) noch offen. Ich that, als wollt' ich hinein gehn;
Aber ich ſchmiegte mich an und ließ dem Oheim den Vortritt.
„Gehet frei nur hinein,“ ſo ſagt ich, „wollt' Ihr gewinnen,
Seid geſchäftig, es gilt! Ihr findet gemäſtete Hennen.
Gar bedächtig kroch er hinein und taſtete leiſe
Hier und dahin, und ſagte zuletzt mit zornigen Worten:
„O, wie führt Ihr mich ſchlecht! Ich finde wahrlich von Hühnern
Keine Feder!“ Ich ſprach: „die vorne pflegten zu ſitzen,
Hab' ich ſelber geholt, die andern ſitzen dahinten.
Geht nur unverdroſſen voran und tretet behutſam.
Freilich der Balken war ſchmal, auf dem wir gingen. Ich ließ ihn
Immer voraus, und hielt mich zurück und drückte mich rückwärts
Wieder zum Fenſter hinaus, und zog am Holze; der Laden
Schlug und klappte. Das fuhr dem Wolf in die Glieder und ſchreckt ihn;
Zitternd plumpt' er hinab vom ſchmalen Balken zur Erde.

Und erschrocken erwachten die Leute, sie schliefen am Feuer.
„Sagt, was fiel zum Fenster herein?“ so riefen sie Alle,
Rafften behende sich auf, und eilig brannte die Lampe,
In der Ecke fanden sie ihn und schlugen und gerbten
Ihm gewaltig das Fell; mich wundert, wie er entkommen!

Weiter bekenn' ich vor Euch, daß ich Frau Giercmund heimlich
Oefters besucht und öffentlich auch. Das hätte nun freilich
Unterbleiben sollen; o, wär' es niemals geschehen!
Denn so lange sie lebt, verwindet sie schwerlich die Schande.

Alles hab' ich Euch jetzt gebeichtet, dessen ich irgend
Mich zu erinnern vermag, was meine Seele beschweret.
Sprechet mich los! ich bitte darum; ich werde mit Demuth
Jede Buße vollbringen, die schwerste, die Ihr mir auflegt.“

Grimbart wußte sich schon in solchen Fällen zu nehmen,
Brach ein Reischen am Wege, dann sprach er: „Oheim, nun schlagt Euch
Drei Mal über den Rücken mit diesem Reischen und legt es,
Wie ich's Euch zeige, zur Erde, und springet drei Mal darüber;
Dann mit Sanftmuth küsset das Reis und zeigt Euch gehorsam.
Solche Buße leg' ich Euch auf, und spreche von allen
Sünden und allen Strafen Euch los und ledig, vergeb' Euch
Alles im Namen des Herrn, so viel Ihr immer begangen.“

Und als Reineke nun die Buße willig vollendet,
Sagte Grimbart: „Lasset an guten Werken, mein Oheim,
Eu're Besserung spüren und leset Psalmen, besuchet
Fleißig die Kirchen und fastet an rechten, gebotenen Tagen;
Wer Euch fraget, Dem weiset den Weg, und gebet den Armen
Gern, und schwöret mir zu, das böse Leben zu lassen,
Alles Rauben und Stehlen, Verrath und böse Verführung;
Und so ist es gewiß, daß Ihr zu Gnaden gelanget.“
Reineke sprach: „So will ich es thun, so sei es geschworen!“

Und so war die Beichte vollendet. Da gingen sie weiter
Nach des Königes Hof. Der fromme Grimbart und Jener
Kamen durch schwärzliche, fette Gebreite, sie sahen ein Kloster
Rechter Hand des Weges; es dienten geistliche Frauen,
Spät und früh, dem Herren daselbst; und nährten im Hofe
Viele Hühner und Hähne, mit manchem schönen Capaune,
Welche nach Futter zuweilen sich außer der Mauer zerstreuten;
Reineke pflegte, sie oft zu besuchen. Da sagt' er zu Grimbart:
„Unser kürzester Weg geht an der Mauer vorüber;“
Aber er meinte die Hühner, wie sie im Freien spazirten.
Seinen Beichtiger führt' er dahin, sie nahten den Hühnern;
Da verdrehte der Schalk die gierigen Augen im Kopfe.
Ja vor Allen gefiel ihm ein Hahn, der jung und gemästet
Hinter den Andern spazirte; den faßt' er treulich in's Auge,
Hastig sprang er hinter ihm d'rein; es stoben die Federn.

Aber Grimbart, entrüstet, verwies ihm den schändlichen Rückfall.
„Handelt Ihr so, unseliger Oheim, und wollt Ihr schon wieder
Um ein Huhn in Sünde gerathen, nachdem Ihr gebeichtet?
Schöne Reue heiß' ich mir Das!“ Und Reineke sagte:
„Hab' ich es doch in Gedanken gethan! O theuerster Oheim,
Bittet zu Gott, er möge die Sünde mir gnädig vergeben!
Nimmer thu' ich es wieder und laß' es gerne.“
Sie kamen
Um das Kloster herum in ihre Straße, sie mußten
Ueber ein schmales Brückchen hinüber, und Reineke blickte
Wieder nach den Hühnern zurück; er zwang sich vergebens.
Hätte Jemand das Haupt ihm abgeschlagen, es wäre
Nach den Hühnern geflogen; so heftig war die Begierde.

Grimbart ſah es und rief: „We laßt Ihr, Neffe, die Augen
Wieder ſpazieren? Fürwahr, Ihr ſeid ein häßlicher Vielfraß!“
Reineke ſagte darauf: „Das macht Ihr übel, Herr Oheim!
Uebereilet Euch nicht und ſtört nicht meine Gebete;
Laßt ein Paternoſter mich ſprechen. Die Seelen der Hühner
Und der Gänſe bedürfen es wohl, ſo viel ich den Nonnen,
Dieſen heiligen Frauen, durch meine Klugheit entriſſen.“
Grimbart ſchwieg, und Reineke Fuchs verwandte das Haupt nicht
Von den Hühnern, ſo lang er ſie ſah. Doch endlich gelangten
Sie zur rechten Straße zurück und nahten dem Hofe.
Und als Reineke nun die Burg des Königs erblickte,
Ward er innig betrübt; denn heftig war er beſchuldigt.

Vierter Geſang.

Als man bei Hofe vernahm, es komme Reineke wirklich,
Drängte ſich Jeder heraus, ihn zu ſehn, die Großen und Kleinen,
Wenige freundlich geſinnt, faſt Alle hatten zu klagen.
Aber Reineke'n däuchte, Das ſei von keiner Bedeutung;
Wenigſtens ſtellt' er ſich ſo, da er mit Grimbart, dem Dachſe,
Jetzo dreiſt und zierlich die hohe Straße daher ging.
Muthig kam er heran und gelaſſen, als wär' er des Königs
Eigener Sohn und frei und ledig von allen Gebrechen.
Ja, ſo trat er vor Nobel, den König, und ſtand im Palaſte
Mitten unter den Herren; er wußte ſich ruhig zu ſtellen.

„Edler König, gnädiger Herr!“ begann er zu ſprechen:
„Edel ſeid Ihr und groß, von Ehren und Würden der Erſte;
Darum bitt' ich von Euch, mich heute rechtlich zu hören.
Keinen treueren Diener hat Eu're fürſtliche Gnade
Je geſunden als mich; Das darf ich kühnlich behaupten.
Viele weiß ich am Hofe, die mich darüber verfolgen.
Eu're Freundſchaft würd' ich verlieren, woferne die Lügen
Meiner Feinde, wie ſie es wünſchen, Euch glaublich erſchienen;
Aber glücklicher Weiſe bedenkt Ihr jeglichen Vortrag,
Hört den Beklagten ſo gut als den Kläger; und haben ſie Vieles
Mir im Rücken gelogen, ſo bleib' ich ruhig und denke:
Meine Treue kennt Ihr genug, ſie bringt mir Verfolgung.“

„Schweiget!“ verſetzte der König, „es hilft kein Schwatzen und Schmeicheln,
Euer Frevel iſt laut, und Euch erwartet die Strafe.
Habt Ihr den Frieden gehalten, den ich den Thieren geboten,
Den ich geſchworen? Da ſteht der Hahn! Ihr habt ihm die Kinder,
Falſcher, leidiger Dieb! ein's nach dem andern entriſſen.
Und wie lieb Ihr mich habt, Das wollt Ihr, glaub' ich, beweiſen,
Wenn Ihr mein Anſehn ſchmäht und meine Diener beſchädigt.
Seine Geſundheit verlor der arme Hinze! Wie langſam
Wird der verwundete Braun von ſeinen Schmerzen geweſen!
Aber ich ſcheit' Euch nicht weiter. Denn hier ſind Kläger die Menge,
Viele bewieſene Thaten. Ihr möchtet ſchwerlich entkommen.“

„Bin ich, gnädiger Herr, deßwegen ſtrafbar?“ verſetzte
Reineke: „kann ich davor, wenn Braun mit blutiger Platte
Wieder zurückkehrt? Wagt' er ſich doch und wollte vermeſſen
Küſteviel's Honig verzehren; und kamen die tölpiſchen Bauern
Ihm zu Leibe, ſo iſt er ja ſtark und mächtig an Gliedern;
Schlugen und ſchimpften ſie ihn, eh' er in's Waſſer gekommen,
Hätt' er als rüſtiger Mann die Schande bißig gerochen.
Und wenn Hinze, der Kater, den ich mit Ehren empfangen,
Nach Vermögen bewirthet, ſich nicht vom Stehlen enthalten,

Siebenter Auftritt.

Elmire. Valerio.

Valerio.

Welch eine Klage tonet um das Haus?

Elmire.

Welch eine Stimme tonet mir entgegen?

Valerio.

Es ist ein Freund, der hier sich wieder findet.

Elmire.

So hat mich die Vermuthung nicht betrogen.

Valerio.

Ach, meine Freundinn, heute gab ich dir
Den besten Trost, belebte deine Hoffnung
In einem Augenblicke, da ich nicht
Bedachte, daß ich selbst des Trostes bald
Auf immer mangeln würde.

Elmire.

Wie, mein Freund?

Valerio.

Die Haare sind vom Scheitel abgeschnitten,
Ich von der Welt.

In die Wohnung des Pfaffen, ſo ſehr ich ihn treulich verwarnte,
Sich bei Nacht geſchlichen und dort des Uebels erfahren:
Hab' ich Strafe verdient, weil Jene thöricht gehandelt?
Eu'rer fürſtlichen Krone geſchähe Das wahrlich zu nahe!
Doch Ihr möget mit mir nach Euerm Willen verfahren
Und, ſo klar auch die Sache ſich zeigt, beliebig verfügen:
Mag es zum Nutzen, mag es zum Schaden auch immer gereichen!
Soll ich geſotten, gebraten, geblendet oder gehangen
Werden, oder geköpft, ſo mag es eben geſchehen!
Alle ſind wir in Eu'rer Gewalt, Ihr habt uns in Händen.
Mächtig ſeid Ihr und ſtark, was widerſtände der Schwache?
Wollt Ihr mich tödten, Das würde fürwahr ein geringer Gewinn ſein.
Doch es komme was will; ich ſtehe redlich zu Rechte."

Da begann der Widder Bellyn: „Die Zeit iſt gekommen,
Laßt uns klagen! Und Iſegrim kam mit ſeinen Verwandten,
Hinze, der Kater, und Braun, der Bär, und Thiere zu Schaaren,
Auch der Eſel Boldewyn kam, und Lampe, der Haſe,
Wackerlos kam, das Hündchen, und Ayn die Dogge, die Ziegt
Metke, Hermen, der Bock, dazu das Eichhorn, die Wieſel
Und das Hermelin. Auch waren der Ochs und das Pferd nicht
Außen geblieben; daneben erſah man die Thiere der Waldnoth:
Als den Hirſch und das Reh, und Bokert, den Biber, den Marder,
Das Kaninchen, den Eber und Alle drängten einander.
Bartolt, der Storch, und Markart, der Heher, und Lutke, der Kranich,
Flogen herüber; es meldeten ſich auch Tybbke, die Ente,
Alheid, die Gans, und Andere mehr mit ihren Beſchwerden.
Henning, der traurige Hahn mit ſeinen wenigen Kindern,
Klagte heftig; es kamen herbei unzählige Vögel
Und der Thiere ſo viel, wer wüßte die Menge zu nennen!
Alle gingen dem Fuchs zu Leibe; ſie hofften, die Frevel
Nun zu Sprache zu bringen und ſeine Strafe zu ſehen.
Vor den König drängten ſie ſich mit heftigen Reden.
Häuften Klagen auf Klagen, und alt' und neue Geſchichten
Brachten ſie vor. Man hatte noch nie an einem Gerichtstag
Vor des Königes Thron ſo viele Beſchwerden gehöret.
Reineke ſtand und wußte darauf gar künſtlich zu dienen;
Denn ergreift er das Wort, ſo fließ die zierliche Rede
Seiner Entſchuldigung her, als wär' es lautere Wahrheit.
Alles wußt' er bei Seite zu lehnen und Alles zu ſtellen.
Hörte man ihn, man wunderte ſich und glaubt' ihn entſchuldigt,
Ja, er hatte noch übriges Recht und Vieles zu klagen.
Aber es ſtanden zuletzt wahrhaftige, redliche Männer
Gegen Reineke'n auf, die wider ihn zeugten, und alle
Seine Frevel fanden ſich klar. Nun war es geſchehen!
Denn im Rathe des Königs mit einer Stimme beſchloß man:
Reineke Fuchs ſei ſchuldig des Todes! So ſoll man ihn fahen,
Soll ihn binden und hängen an ſeinem Halſe, damit er
Seine ſchweren Verbrechen mit ſchmählichem Tode verbüße!

Jetzt gab Reineke ſelbſt das Spiel verloren; es hatten
Seine klugen Worte nur wenig geholfen. Der König
Sprach das Urtheil ſelber. Da ſchwebte dem loſen Verbrecher,
Als ſie ihn fingen und banden, ſein klägliches Ende vor Augen.

Wie nun, nach Urtheil und Recht gebunden, Reineke daſtand,
Seine Feinde ſich regten, zum Tod' ihn eilend zu führen,
Standen die Freunde betroffen und waren ſchmerzlich bekümmert.
Martin, der Affe, mit Grimbart' und Vielen aus Reineke'ns Sippſchaft.
Ungern hörten ſie an das Urtheil und trauerten Alle,

Mehr als man dächte. Denn Reineke war der ersten Baronen
Einer, und ſtand nun entſetzt von allen Ehren und Würden,
Und zum ſchmählichen Tode verdammt. Wie mußte der Anblick
Seine Verwandten empören! Sie nahmen Alle zuſammen
Urlaub vom Könige, räumten den Hof, ſo Viele ſie waren.

Aber dem Könige ward es verdrießlich, daß ihn ſo viele
Ritter verließen. Es zeigte ſich nun die Menge Verwandten,
Die ſich mit Reineke's Tod ſehr unzufrieden entfernten.
Und der König ſprach zu einem ſeiner Vertrauten:
„Freilich iſt Reineke boshaft; allein man ſollte bedenken,
Viele ſeiner Verwandten ſind nicht zu entbehren am Hofe.“

Aber Iſegrim, Braun und Hinze, der Kater, ſie waren
Um den Gebund'nen geſchäftig, ſie wollten die ſchändliche Strafe,
Wie es der König gebot, an ihrem Feinde vollziehen,
Führten ihn haſtig hinaus und ſahen den Galgen von ferne.
Da begann der Kater erbeſt zum Wolfe zu ſprechen:
„Nun bedenket, Herr Iſegrim, wohl, wie Reineke damals
Alles that und betrieb, wie ſeinem Haſſe gelungen,
Euern Bruder am Galgen zu ſehn. Wie zog er ſo fröhlich
Mit ihm hinaus! Verſäumet ihm nicht, die Schuld zu bezahlen.
Und gedenket, Herr Braun: er hat Euch ſchändlich verrathen,
Euch in Näſteviel's Hofe dem groben, zornigen Volke,
Männern und Weibern, treulos geliefert, und Schlägen und Wunden,
Und der Schande dazu, die allerOrten bekannt iſt.
Habet Acht und haltet zuſammen! Entkäm' er uns heute,
Könnte ſein Witz ihn befrei'n und ſeine liſtigen Ränke,
Niemals würd' uns die Stunde der ſüßen Rache beſcheert ſein.
Laßt uns eilen und rächen, was er an Allen verſchuldet.“

Iſegrim ſprach: „Was helfen die Worte? Geſchwinde verſchafft mir
Einen tüchtigen Strick; wir wollen die Qual ihm verkürzen.“
Alſo ſprachen ſie wider den Fuchs und zogen die Straße.

Aber Reineke hörte ſie ſchweigend; doch endlich begann er:
„Da Ihr ſo grauſam mich haßt und tödtliche Rache begehret,
Wiſſet Ihr doch kein Ende zu finden! Darum muß ich mich wundern!
Hinze wüßte wohl Rath zu einem tüchtigen Stricke:
Denn er hat ihn gedreht, als in des Pfaffen Behauſung
Er ſich nach Mäuſen hinabließ und nicht mit Ehren davonkam.
Aber Iſegrim, Ihr und Braun, Ihr eilt ja gewaltig
Euern Oheim zum Tode zu bringen; Ihr meint, es gelänge!“

Und der König erhob ſich mit allen Herren des Hofes,
Um das Urtheil vollſtrecken zu ſehn; es ſchloß an den Zug ſich
Auch die Königinn an, von ihren Frauen begleitet;
Hinter ihnen ſtrömte die Menge der Armen und Reichen,
Alle wünſchten Reineke's Tod und wollten ihn ſehen.
Iſegrim ſprach indeß mit ſeinen Verwandten und Freunden
Und ermahnete ſie, ja feſt an einander geſchloſſen,
Auf den gebundenen Fuchs ein wachſam' Auge zu haben;
Denn ſie fürchteten immer, es möchte der Kluge ſich retten.
Seinem Weibe befahl der Wolf beſonders: „Bei Deinem
Leben! ſtehe mir zu, und hilf den Böſewicht halten.
Käm' er los, wir würden es Alle gar ſchmählig empfinden.“
Und zu Braunen ſagt' er: „Gedenket, wie er Euch höhnte;
Alles könnt Ihr ihm nun mit reichlichen Zinſen bezahlen.
Hinze klettert und ſeil uns den Strick da oben befeſtet;
Haltet ihn und ſtehet mir bei, ich rücke die Leiter;

Weniz Minuten, ſo ſoll's um dieſen Schelmen
gethan ſein!"
Braun verſetzte: „Stellt nur die Leiter, ich
will ihn ſchon halten."

„Seht doch!" ſagte Reineke d'rauf: „wie
ſeid Ihr geſchäftig,
Euern Oheim zum Tode zu bringen! Ihr ſolltet
ihn eher
Schützen und ſchirmen, und wär' er in Noth,
Euch ſeiner erbarmen.
Gerne bät' ich um Gnade; allein was könnt'
es mir helfen?
Ziegrim haßt mich zu ſehr, ja ſeinem Weibe
gedenk er,
Mich zu halten und mir den Weg zur Flucht
zu vertreten.
Dichte ſie vorigen Zeiten, ſie könnte mir wahr-
lich nicht ſchaden.
Aber ſoll es nun über mich gehn, ſo wollt' ich,
es wäre
Bald gethan. So kam auch mein Vater in
ſchreckliche Nöthen,
Doch am Ende ging es geſchwind. Es begleiteten
freilich
Nicht ſo Viele den ſterbenden Mann. Doch
wolltet Ihr länger
Mich verſchonen, es müßt' Euch gewiß zur
Schande gereichen!"
„Hört Ihr," ſagte der Bär: „wie trotzig der
Böſewicht redet?
Immer, immer hinauf; es iſt ſein Ende ge-
kommen!"

Aengſtlich dachte Reineke nun: o, möcht' ich
in dieſen
Großen Nöthen geſchwind was glücklich Neues
erſinnen,
Daß der König mir gnädig das Leben ſchenkte,
und dieſe
Grimmigen Feinde, die Drei, in Schaden und
Schande geriethen!
Laßt uns Alles bedenken, und helfe, was helfen
kann! denn hier
Gilt es den Hals, die Noth iſt dringend; wie
ſoll ich entkommen?
Alles Uebel häuft ſich auf mich. Es zürnet der
König;
Meine Freunde ſind fort und meine Feinde
gewaltig;
Selten hab' ich was Gutes gethan, die Stärke
des Königs,
Seiner Räthe Verſtand wahrhaftig wenig ge-
achtet;
Vieles hab' ich verſchuldet, und hoffte dennoch,
mein Unglück
Wieder zu wenden. Gelänge mir's nur, zum
Worte zu kommen,
Wahrlich, ſie hingen mich nicht! Ich laſſe die
Hoffnung nicht fahren.

Und er wandte darauf ſich von der Leiter
zum Volke,
Rief: „Ich ſehe den Tod vor meinen Augen
und werd' ihm
Nicht entgehen. Nur bitt' ich Euch Alle, ſo
Viele mich hören,
Um ein Weniges nur, bevor ich die Erde ver-
laſſe.
Gerne möcht' ich vor Euch in aller Wahrheit
die Beichte
Noch zum letzten Mal öffentlich ſprechen und
redlich bekennen
Alles Uebel, das ich gethan, damit nicht ein
And'rer
Etwa Dieſes und Jenes, von mir im Stillen
begang'nen,
Unbekannten Verbrechens dereinſt bezüchtiget
werde;
So verhäl' ich zuletzt noch manches Uebel, und
hoffen
Kann ich, es werde mir's Gott in allen Gnaden
gedenken!"

Viele jammerte Das. Sie ſprachen unter
einander:
„Klein iſt die Bitte, gering nur die Friſt!"
Sie baten den König.
Und der König vergönnt' es. Da ward' es
Reineken wieder
Etwas leichter um's Herz; er hoffte glücklichen
Ausgang.
Gleich benutzt er den Raum, der ihm gegönnt
war, und ſagte:

„Spiritus Domini helfe mir nun! Ich ſehe
nicht Einen
Unter der großen Verſammlung, den ich nicht
irgend beſchädigt.
Erſt, ich war noch ein kleiner Lompan, und
hatte die Brüſte
Kaum zu ſaugen verlernt, da ſetzt' ich meinen
Begierden
Unter die jungen Lämmer und Ziegen, die neben
der Heerde
Sich im Freien zerſtreuten; ich hörte die blei-
kenden Stimmen
Gar zu gerne, da lüſterte mich nach leckerer
Speiſe,
Lernte hurtig ſie kennen. Ein Lämmchen biß
ich zu Tode,
Leckte das Blut; es ſchmeckte mir köſtlich! und
tödtete weiter
Vier der jüngſten Ziegen und aß ſie, und übte
mich ferner;

Spante keine Vögel noch Hühner noch Enten noch Gänse,
Wo ich sie fand, und habe gar Manches im Sande vergraben,
Was ich geschlachtet und was mir nicht Alles zu essen beliebte.

Dann bezeugt' es mir: in einem Winter am Rheine
Lernt' ich Isegrim kennen, er lauerte hinter den Bäumen.
Gleich versichert' er mir, ich sei aus seinem Geschlechte,
Ja, er wußte mir gar die Grade der Sippschaft am Finger
Vorzurechnen. Ich ließ mir's gefallen: wir schlossen ein Bündniß,
Und gelobten einander, als treue Gesellen zu wandern;
Leider stellt' ich dadurch mir manches Uebel bereiten.
Wir durchstrichen zusammen das Land. Da stahl er das Große,
Stahl ich das Kleine. Was wir gewannen, Das sollte gemein sein;
Aber es war nicht gemein, wie billig; er theilte nach Willkür;
Niemals empfing ich die Hälfte. Ja, Schlimmeres hab' ich erfahren.
Wenn er ein Kalb sich geraubt, sich einen Widder erbeutet,
Wenn ich im Ueberfluß fütten ihn fand, er eben die Ziege
Forsch geschlachtet verzehrte, ein Bock ihm unter den Klauen
Lag und zappelte, griff' er mich an und floh sich grämlich,
Trieb mich knurrend hinweg: so war mein Theil ihm geblieben.
Immer ging es mir so, es mochte der Braten so groß sein
Als er wollte. Ja, wenn es geschah, daß wir in Gesellschaft
Einen Ochsen gefangen, wir eine Kuh uns gewannen,
Gleich erschienen sein Weib und sieben Kinder, und warfen
Ueber die Beute sich her und drängten mich hinter die Mahlzeit.
Keine Rippe konnt' ich erlangen, sie wäre denn gänzlich
Glatt und trocken genagt; Das sollte mir Alles gefallen!
Aber, Gott sei gedankt! ich litt deßwegen nicht Hunger;
Heimlich nährt' ich mich wohl von meinem herrlichen Schatze,
Von dem Silber und Golde, das ich an sicherer Stätte
Heimlich verwahre; Deß hab' ich genug. Es schafft mir wahrhaftig
Ihn kein Wagen hinweg, und wenn er sieben Mal führe."

Und es horchte der König, da von dem Schatze gesagt ward,
Neigte sich vor und sprach: „von wannen ist er Euch kommen!
Saget an! ich meine den Schatz." Und Reineke sagte:
„Dieses Geheimniß verhehl' ich Euch nicht; was könnt' es mir helfen?
Denn ich nehme Nichts mit von diesen köstlichen Dingen.
Aber wie Ihr befehlt, will ich Euch Alles erzählen;
Denn es muß nun einmal heraus; um Liebes und Leides
Möcht' ich wahrhaftig das große Geheimniß nicht länger verhehlen:
Denn der Schatz war gestohlen. Es hatten sich Viele verschworen,
Euch, Herr König, zu morden; und wurde zur selbigen Stunde
Nicht der Schatz mit Klugheit entwendet, so war es geschehen.
Merket es, gnädiger Herr! Denn Euer Leben und Wohlfahrt
Hing an dem Schatz. Und daß man ihn stahl, das brachte denn leider
Meinen eigenen Vater in große Nöthen; es drohte ihn
Frühe zur traurigen Fahrt, vielleicht zu ewigem Schaden;
Aber, gnädiger Herr, zu Eurem Nutzen geschah es!"

Und die Königinn hörte bestürzt die gräßliche Rede,
Das verworrene Geheimniß von ihres Gemahles Ermordung,
Von dem Verrath, vom Schatz, und was er Alles gesprochen.
„Ich vermahn' Euch, Reineke," rief sie: „bedenket! die lange
Heimfahrt steht Euch bevor, entladet wenig die Seele;
Saget die lautere Wahrheit und redet mir deutlich vom Morde."
Und der König setzte hinzu: „Ein Jeglicher schweige!
Reineke komme nun wieder herab und trete mir näher;
Denn es betrifft die Sache mich selbst, damit ich sie höre."

Reineke, der es vernahm, ſtand wieder getröſtet, die Leiter
Stieg er zum großen Verdruß der Feindlichgeſinnten herunter;
Und er nahte ſich gleich dem König' und ſeiner Gemahlinn,
Die ihn eifrig befragten, wie dieſe Geſchichte begegnet.

Da bereitet er ſich zu neuen, gewaltigen Lügen.
Könnt' ich des Königes Huld und ſeiner Gemahlinn, ſo dacht' er,
Wieder gewinnen, und könnte zugleich die Liſt mir gelingen,
Daß ich die Feinde, die mich dem Tod entgegengeführet,
Selbſt verdürbe: Das rettete mich aus allen Gefahren.
Sicher wäre mir Das ein unerwarteter Vortheil!
Aber ich ſehe ſchon, Lügen bedarf es, und über die Maßen.

Ungeduldig befragte die Königinn Reineke'n weiter:
„Laſſet uns deutlich vernehmen, wie dieſe Sache beſchaffen?
Saget die Wahrheit, bedenkt das Gewiſſen, entladet die Seele!"
Reineke ſagte darauf: „Ich will Euch gerne berichten.
Sterben muß ich nun wohl; es iſt kein Mittel dagegen.
Sollt' ich meine Seele beladen am Ende des Lebens,
Ewige Strafe verwirken; es wäre thöricht gehandelt.
Beſſer iſt es, daß ich bekenne, und muß ich dann leider
Meine lieben Verwandten und meine Freunde verklagen,
Ach, was kann ich dafür? Es drohen die Qualen der Hölle!"

Und es war dem Könige ſchon bei dieſen Geſprächen
Schwer geworden um's Herz. Er ſagte: „Sprichſt Du die Wahrheit?"
Da verſetzte Reineke d'rauf mit verſtellter Geberde:
„Freilich bin ich ein ſündiger Menſch; doch red' ich die Wahrheit.
Könnt' es mir nutzen, wenn ich Euch löge? Da würd' ich mich ſelber
Ewig verdammen. Ihr wiſſt ja nun wohl, ſo iſt es beſchloſſen,
Sterben muß ich, ich ſehe den Tod und werde nicht lügen;
Denn es kann mir nicht Böſes noch Gutes zur Hülfe gedeihen."
Bedend ſagte Reineke Das und ſchien zu verzagen.

Und die Königinn ſprach: „Mich jammert ſeine Bellemmung;
Sehet ihn gnadenreich an, ich bitt' Euch, mein Herr, und erwäget:
Manches Unheil wendet Ihr ab nach ſeinem Bekenntniß.
Laßt uns je eher je lieber den Grund der Geſchichte vernehmen.
Heißet Jeglichen ſchweigen und laßt ihn öffentlich ſprechen."

Und der König gebot; da ſchwieg die ganze Verſammlung.
Aber Reineke ſprach: „Beliebt es Euch, gnädiger König,
So vernehmet, was ich Euch ſage. Geſchieht auch mein Vortrag
Ohne Brief und Papier, ſo ſoll er doch treu und genau ſein;
Ihr erfahrt die Verſchwörung und Niemand's denk' ich zu ſchonen."

Fünfter Geſang.

Nun vernehmet die Liſt und wie der Fuchs ſich gewendet,
Seine Frevel wieder zu decken und Andern zu ſchaden.
Bodenloſe Lügen erſann er, beſchimpfte den Vater
Jenſeit der Grube, beſchwerte den Dachs mit großer Verleumdung,
Seinen redlichſten Freund, der ihm beſtändig gedienet.
So erlaubt' er ſich Alles, damit er ſeiner Erzählung
Glauben ſchaffte, damit er an ſeinen Verklägern ſich rächte.
„Mein Herr Vater," ſagt' er darauf, „war ſo glücklich geweſen,
König Emmrich's, des Mächtigen, Schatz auf verborgenen Wegen
Eins zu entdecken; doch bracht' ihm der Fund gar wenigen Nutzen.
Denn er erhub ſich des großen Vermögens und ſchätzte
Seinesgleichen von nun an nicht mehr, und ſeine Geſellen
Achtet' er viel zu gering; er ſuchte ſich höhere Freunde.
Hinze, den Kater, ſendet er ab in die wilden Ardennen,

Braun, den Bären, zu ſuchen; Dem ſollt' er Treue verſprechen.
Sollt' ihn laden, nach Flandern zu kommen und König zu werden.

Als nun Braun das Schreiben geleſen, erfreut' es ihn herzlich;
Unverdroſſen und kühn begab er ſich eilig nach Flandern;
Denn er hatte ſchon lange ſo was in Gedanken getragen.
Meinen Vater fand er daſelbſt; Der ſah ihn mit Freuden,
Sendete gleich nach Iſegrim aus, und nach Grimbart, dem Weiſen;
Und die Vier verhandelten dann die Sache zuſammen;
Doch der Fünfte dabei war Hinze, der Kater. Ein Dörfchen
Liegt allda, wird Ifte genannt, und g'rade da war es,
Zwiſchen Iſte und Gent, wo ſie zuſammen gehandelt.
Eine lange düſtere Nacht verdarg die Verſammlung;
Nicht mit Gott! es hatte der Teufel, es hatte mein Vater
Sie in ſeiner Gewalt mit ſeinem leidigen Golde.
Sie beſchloſſen des Königes Tod, beſchwuren zuſammen
Feſten ewigen Bund, und alſo ſchwuren die Fünfe,
Sämmtlich auf Iſegrims Haupt: ſie wollten Braun'en, den Bären,
Sich zum Könige wählen, und auf dem Stuhle zu Aachen
Mit der gold'nen Krone das Reich ihm feſtlich verſichern.
Wollte nun auch von des Königes Freunden und ſeinen Verwandten
Jemand dagegen ſich ſetzen, Den ſollte mein Vater bereden
Oder beſtechen, und ginge Das nicht, ſogleich ihn verjagen.
Das bekam ich zu wiſſen: denn Grimbart hatte ſich einmal
Morgens luſtig getrunken und war geſprächig geworden;
Seinem Weibe verſchwatzte der Thor die Heimlichkeit alle.
Legte Schweigen ihr auf; da, glaubt' er, wäre geholfen.
Sie begegnete drauf bald meinem Weibe; Die wußt' ihr
Der drei Könige Namen zum feierlichen Gelübde
Nennen, Ehr' und Treue verpfänden, um Liebes und Leides,
Niemand' ein Wörtchen zu ſagen; und ſo entdeckt ſie ihr Alles.
Ebenſo wenig hat auch mein Weib das Verſprechen gehalten:
Denn ſobald ſie mich fand, erzählte ſie, was ſie vernommen,
Gab mir ein Merkmal dazu, woran ich die Wahrheit der Rede
Leicht erkennte; doch war mir dadurch nur ſchlimmer geſchehen.
Ich erinnerte mich der Fröſche, deren Gequake
Bis zu den Ohren des Herrn im Himmel endlich gelangte.
Einen König wollten ſie haben und wollten im Zwange
Leben, nachdem ſie der Freiheit in allen Landen genoſſen.
Da erhörte ſie Gott und ſandte den Storch, der beſtändig
Sie verfolget und haßt und keinen Frieden gewähret.
Ohne Gnade behandelt' er ſie: nun klagen die Thoren,
Aber leider zu ſpät; denn nun bezwingt ſie der König."

Reinecke redete laut zur ganzen Verſammlung, es hörten
Alle Thiere ſein Wort, und ſo verfolgt er die Rede:
„Seht, für Alle fürchtet' ich Das. So wär' es geworden.
Herr, ich ſorgte für Euch, und beſſte beſſ're Belehnung.
Braun'ens Ränke ſind mir bekannt, ſein tückiſches Weſen,
Manche Miſſethat auch von ihm; ich beſorgte das Schlimmſte.
Würd' er Herr, ſo wären wir Alle zuſammen verdorben.
Unſer König iſt edel geboren und mächtig und gnädig,
Dacht' ich im Stillen bei mir: es wär' ein trauriger Wechſel,
Einen Bären und tölpiſchen Taugenicht ſo zu erhöhen.
Etliche Wochen ſann ich darüber und ſucht' es zu hindern.
Auch vor Allem begriff ich es wohl: behielte mein Vater
Seinen Schatz in der Hand, ſo brächt' er Viele zuſammen;
Sicher gewänn er das Spiel, und wir verlören den König.
Meine Sorge ging nun dahin, den Ort zu entdecken,
Wo der Schatz ſich befände, damit ich ihn heimlich entführte.

g mein Vater in's Feld, der alte, liſtige, lief er
ch dem Walde bei Tag oder Nacht, in Froſt oder Hitze,
äſſ' oder Trock'ne, ſo war ich dahinter und ſpürte den Gang aus.

Einmal lag ich verſteckt in der Erde mit Sorgen und Sinnen,
ie ich entdeckte den Schatz, von dem mir ſo Vieles bekannt war.
a erblickt' ich den Vater aus einer Ritze ſich ſchleichen,
wiſchen den Steinen kam er hervor und ſtieg aus der Tiefe.
tiß und verborgen hielt ich mich da; er glaubte ſich einſam,
chaute ſich überall um, und als er Niemand' bemerkte,
ah' oder fern', begann er ſein Spiel; Ihr ſollt es vernehmen.
Wieder mit Sande verſtorft er das Loch und wußte geſchicklich
Mit dem übrigen Boden es gleich zu machen. Das konnte,
Wer nicht zuſah, unmöglich erkennen. Und eh' er von dannen
Wanderte, wußt' er den Platz, wo ſeine Füße geſtanden,
Ueber und über geſchickt mit ſeinem Schwanze zu ſtreichen,
Und verwühlte die Spur mit ſeinem Maule. Das lernt' ich
Jenes Tages zuerſt von meinem liſtigen Vater,
Der in Ränken und Schwänken und allen Streichen gewandt war.
Und ſo eilt' er hinweg nach ſeinem Gewerbe. Da ſann ich,
Ob ſich der herrliche Schatz wohl in der Nähe befände?
Eilig trat ich herbei und ſchritt zum Werke; die Ritze
Hatt' ich in weniger Zeit mit meinen Pfoten eröffnet,
Kroch begierig hinein. Da fand ich köſtliche Sachen,
Feinen Silbers genug und rothen Goldes! Wahrhaftig,
Auch der Aelteſte hier hat nie ſo Vieles geſehen!
Und ich machte mich d'ran mit meinem Weibe; wir trugen,
Schleppten bei Tag und bei Nacht; uns fehlten Karren und Wagen,
Viele Mühe koſtet' es uns und manche Beſchwerniß.
Freulich hielt Frau Erwelyn aus; ſo hatten wir endlich
Die Kleinode hinweg zu einer Stätte getragen,
Die uns gelegener ſchien. Indeſſen hielt ſich mein Vater
Täglich mit Jenen zuſammen, die unſern König verriethen.
Was ſie beſchloſſen, Das werdet Ihr hören und werdet erſchrecken.

Braun und Iſegrim ſandten ſofort in manche Provinzen
Offene Briefe, die Söldner zu locken: ſie ſollten zu Hanten
Eilig kommen, es wolle ſie Braun mit Dienſten verſehen,
Milde weil' er ſogar voraus die Söldner bezahlen.
Da durchſtrich mein Vater die Länder und zeigte die Briefe,
Seines Schatzes gewiß, der, glaubt' er, läge geborgen.
Aber es war nun geſchehn, er hätte mit allen Geſellen,
Sucht' er auch noch ſo genau, nicht einen Pfennig gefunden.

Keine Bemühung ließ er ſich reu'n; ſo war er behende
Zwiſchen der Elb' und dem Rheine durch alle Länder gelaufen,
Manchen Söldner hatt' er gefunden und manchen gewonnen.
Kräftigen Nachdruck ſpürte das Geld den Werten verleihen.

Endlich kam der Sommer in's Land; zu ſeinen Geſellen
Kehrte mein Vater zurück. Da hatt' er von Sorgen und Nöthen
Und von Angſt zu erzählen, beſonders wie er beinahe
Vor den hohen Bergen in Sachſen ſein Leben verloren,
Wo ihn Jäger mit Pferden und Hunden alltäglich verfolgten,
Daß er knapp und mit Noth mit heilem Pelze davon kam.

Freudig zeigt' er darauf den vier Verräthern die Liſte,
Welche Geſellen er alle mit Geld und Verſprechen gewonnen.
Braun'en erfreute die Vielheit; es loſen die Fäuſe zuſammen,
Und es hieß: Zweihundert von Iſegrim's kühnen Verwandten
Werden kommen mit offenen Mäulern und ſpitzigen Zähnen;
Ferner, die Kater und Bären ſind alle für Braun'en gewonnen,
Jeder Vielfraß und Dachs aus Sachſen und Thüringen ſtellt ſich.

Doch man ſolle ſich ihnen zu der Bedingung verbinden:
Einen Monat des Soldes voraus zu zahlen; ſie wollten
Alle dagegen mit Macht bei'm erſten Gebote ſich ſtellen.
Gott ſei ewig gedankt, daß ich die Plane gehindert!
Denn nachdem er nun Alles beſorgt, ſo eilte mein Vater
Ueber Feld und wollte den Schatz auch wieder beſchauen.
Da ging erſt die Bekümmerniß an; da grub er und ſuchte.
Doch je länger er ſcharrte, je weniger fand er. Vergebens
War die Mühe, die er ſich gab, und ſeine Verzweiflung;
Denn der Schatz war fort, er konnt' ihn nirgends entdecken.
Und vor Aerger und Scham — wie ſchrecklich quält die Erinn'rung
Mich bei Tag und bei Nacht! — erhängte mein Vater ſich ſelber.
Alles Das hab' ich gethan, die böſe That zu verhindern.
Uebel geräth es mir nun; jedoch es ſoll mich nicht reuen.
Iſegrim aber und Braun, die Getreuen, ſitzen am nächſten
Bei dem König zu Rath. Und Reineke! wie Dir dagegen,
Armer Mann, jetzt gedankt wird, daß Du den leiblichen Vater
Hingegeben, den König zu retten! Wo ſind ſie zu finden,
Die ſich ſelber verderben, nur Euch das Leben zu friſten?" —
König und Königinn hatten indeß, den Schatz zu gewinnen,
Große Begierde gefühlt; ſie traten ſeitwärts und riefen
Reineke'n, ihn beſonders zu ſprechen, und fragten behende:
„Saget an, wo habt Ihr den Schatz? Wir möchten es wiſſen."
Reineke ließ ſich dagegen vernehmen: „Was könnt' es mir helfen,
Zeigt' ich die herrlichen Güter dem Könige, der mich verurtheilt?
Glaubet er meinen Feinden doch mehr, den Dieben und Mördern,
Die Euch mit Lügen beſchweren, mein Leben mir abzugewinnen."
„Nein", verſetzte die Königinn, „nein, ſo ſoll es nicht werden!
Leben läßt Euch mein Herr und das Vergang'ne vergißt er.
Er bezwingt ſich und zürnet nicht mehr. Doch möget Ihr künftig
Klüger handeln und treu und gewärtig dem Könige bleiben!"
Reineke ſagte: „Gnädige Frau, vermöget den König,
Mir zu geloben vor Euch, daß er mich wieder begnadigt,
Daß er mir alle Verbrechen und Schulden und alle den Unmuth,
Den ich ihm leider erregt', auf keine Weiſe gedenket:
So beſitzet gewiß in unſern Zeiten kein König
Solchen Reichthum, als er durch meine Treue gewinnet:
Groß iſt der Schatz; ich zeige den Ort; Ihr werdet erſtaunen."
„Glaubet ihm nicht", verſetzte der König; doch wenn er von Stehlen,
Lügen und Rauben erzählet, Das möget Ihr allenfalls glauben;
Denn ein größerer Lügner iſt wahrlich niemals geweſen."
„Und die Königinn ſprach: „Fürwahr, ſein bisheriges Leben
Hat ihm wenig Vertrauen erworben; doch jetzo bedenket,
Seinen Oheim, den Dachs, und ſeinen eigenen Vater
Hat er dieß Mal bezüchtigt und ihre Frevel verkündigt.
Wollt' er, ſo konnt' er ſie ſchonen und konnte von anderen Thieren
Solche Geſchichten erzählen; er wird ſo thöricht nicht lügen."
„Meinet Ihr ſo", verſetzte der König, „und denkt Ihr, es wäre
Wirklich zum Beſten gerathen? Daß nicht ein größeres Uebel
D'raus entſtände, ſo will ich es thun und dieſe Verbrechen
Reineke'us über mich nehmen und ſeine verwundete Sache.
Ein Mal trau' ich, zum letzten Mal noch! Das mag er bedenken;
Denn ich ſchwör' es ihm zu bei meiner Krone: wofern er
Künftig frevelt und lügt, es ſoll ihn ewig gereuen;
Alles, wär' es ihm nur verwandt im zehenten Grade,
Wer ſie auch wären, ſie ſollten's entgelten, und Keiner entgeht mir,
Sollen in Unglück und Schmach und ſchwere Proceſſe gerathen!"

Als nun Reincke ſah, wie ſchnell ſich des Königs Gedanken
Wendeten, faßt' er ſein Herz und ſagte: „Sollt' ich ſo thöricht
Handeln, gnädiger Herr, und Euch Geſchichten erzählen,
Deren Wahrheit ſich nicht in wenig' Tagen bewieſe?"
Und der König glaubte den Worten und Alles vergab er,
Erſt des Vaters Verrath, dann Reincke's eig'ne Verbrechen.
Ueber die Maßen freute ſich Der; zur glücklichen Stunde
War er der Feinde Gewalt und ſeinem Verhängniß entronnen.
„Edler König, gnädiger Herr!" begann er zu ſprechen:
„Möge Gott Euch Alles vergelten und Eu'rer Gemahlinn,
Was Ihr an mir Unwürdigem thut; ich will es gedenken,
Und ich werde mich immer gar höchlich dankbar erzeigen;
Denn es lebet gewiß in allen Landen und Reichen
Niemand unter der Sonne, dem ich die herrlichen Schätze
Lieber gönnte, denn eben Euch Beiden. Was habt Ihr nicht Alles
Mir für Gnade bewieſen! Dagegen geb' ich Euch willig
König Emmerich's Schatz, ſo wie ihn dieſer beſeſſen.
Wo er liegt, beſchreib' ich Euch nun, ich ſage die Wahrheit.
Höret! Im Oſten von Flandern iſt eine Wüſte; darinnen
Liegt ein einzelner Buſch, heißt Hüſterlo; merket den Namen!
Dann iſt ein Brunn', der Krekelborn heißt; Ihr werdet verſtehen.
Beide nicht weit aus einander. Es kommt in ſelbige Gegend
Weder Weib noch Mann im ganzen Jahre. Da wohnet
Nur die Eul' und der Schuhu, und dort begrub ich die Schätze.
Krekelborn heißt die Stätte. Das merket und nützet das Zeichen.
Gehet ſelber dahin mit Eu'rer Gemahlinn; es wäre
Niemand ſicher genug, um ihn als Boten zu ſenden,
Und der Schade wäre zu groß; ich darf es nicht rathen.
Selber müßt Ihr dahin. Bei Krekelborn geht Ihr vorüber.
Seht zwei junge Birken hernach, und, merket! die eine
Steht nicht weit von dem Brunnen. So geht nun, gnädiger König,
G'rad' auf die Birken los; denn d'runter liegen die Schätze.
Kratzt und ſcharret nur zu; erſt findet Ihr Moos an den Wurzeln,
Dann entdeckt Ihr ſogleich die allerreichſten Geſchmeide,
Golden, künſtlich und ſchön; auch findet Ihr Emmerich's Krone.
Wäre des Bären Wille geſchehn, Der ſollte ſie tragen.
Manchen Zierath ſeht Ihr daran und Edelſteine,
Geld'nes Kunſtwerk; man macht es nicht mehr, wer wollt' es bezahlen?
Sehet Ihr alle' das Gut, o gnädiger König, beiſammen,
Ja, ich bin es gewiß, Ihr denket meiner in Ehren!
Reincke, redlicher Fuchs! ſo denkt Ihr, der Du ſo klüglich
Unter das Moos die Schätze gegraben, o, mög' es Dir immer,
Wo Du auch ſein magſt, glücklich ergehn!" So ſagte der Heuchler.
Und der König verſetzte darauf: „Ihr müßt mich begleiten;
Denn wie will ich allein die Stelle treffen! Ich habe
Wohl von Aachen gehört, wie auch von Lübeck und Cöllen
Und von Paris; doch Hüſterlo hört' ich im Leben nicht ein Mal
Nennen, eben ſo wenig als Krekelborn; ſollt' ich nicht irren,
Daß Du uns wieder belogen und ſolche Namen erdichteſt!"
Reincke hörte nicht gern des Königs bedächtige Rede,
Sprach: „Soweit ich Euch doch nicht fern von hinnen, als hättet
Ihr am Jordan zu ſuchen. Wie ſchien ich Euch jetzo verdächtig?
Nächſt, ich bleibe dabei, iſt Alles in Flandern zu finden.
Laßt uns Einige fragen; es mag es ein And'rer verſichern!
Krekelborn! Hüſterlo! ſagt' ich, und alſo heißen die Namen."
Lampe'n rief er darauf, und Lampe zauderte behend.
Reincke rief: „So komm' nur getreſt, der König begehrt Euch.
Will, Ihr ſollt bei Eid und bei Pflicht, die Ihr neulich geleiſtet,

Wahrhaft reden; ſo zeiget denn an, wofern
Ihr es wiſſet,
Sagt, wo Hüſterlo liegt und Krekelborn? Laſſet
uns hören."

Lampe ſprach: „Das kann ich wohl ſagen.
Es liegt in der Wüſte.
Krekelborn nahe bei Hüſterlo. Hüſterlo nennen
die Leute
Jenen Buſch, wo Simonet lange, der Krumme,
ſich aufhielt,
Falſche Münze zu ſchlagen mit ſeinen verweg'nen
Geſellen.
Vieles hab' ich daſelbſt von Froſt und Hunger
gelitten,
Wenn ich vor Rynen, dem Hund, in großen
Nöthen geflüchtet."
Reinecke ſagte darauf: „Ihr könnt Euch unter
die Andern
Wieder ſtellen; Ihr habet den König genugſam
berichtet."
Und der König ſagte zu Reinecke'n: „Seid mir
zufrieden,
Daß ich haſtig geweſen und Eu're Worte bezweifelt;
Aber ſehet nun zu, mich an die Stelle zu bringen."

Reineke ſprach: „Wie ſchätzt' ich mich glücklich, geziemt es mir heute,
Mit dem König zu gehn und ihm nach Flandern
zu folgen;
Aber es müßt' Euch zur Sünde gereichen. So
ſehr ich mich ſchäme,
Muß es heraus, wie gern ich es auch noch länger verſchwiege.
Jüngſtin ließ vor einiger Zeit zum Mönche ſich
weihen,
Zwar nicht etwa, dem Herren zu dienen, er
diente dem Magen,
Zehrte das Kloſter faſt auf; man reicht' ihm
für Sechſe zu eſſen,
Alles war ihm zu wenig; er klagte mir Hunger
und Kummer;
Endlich erbarmet' es mich, als ich ihn mager
und krank ſah.
Half ihm treulich daran, er iſt mein naher
Verwandter.
Und nun hab' ich darum den Bann des Papſtes
verſchuldet,
Möchte nun ohne Verzug, mit Euerm Wiſſen
und Willen,
Meine Seele berathen, und morgen, mit Aufgang der Sonne,
Gnad' und Ablaß zu ſuchen, nach Rom mich
als Pilger begeben,
Und von dannen über das Meer. So werden
die Sünden
Alle von mir genommen, und kehr' ich wieder
nach Hauſe,
Darf ich mit Ehren neben Euch gehn. Doch
thät' ich es heute,
Würde Jeglicher ſagen: „Wie treibt es jetzo
der König
Wieder mit Reinecke'n, den er vor Kurzem zum
Tode verurtheilt,
Und der über das Alles im Bann des Papſtes
verſtrickt iſt!"
Gnädiger Herr, Ihr ſeht es wohl ein, wir laſſen
es lieber." —

„Wahr", verſetzte der König d'rauf, „Das
konnt' ich nicht wiſſen.
Biſt Du im Banne, ſo wär' mir's ein Vorwurf,
Dich mit mir zu führen.
Lampe kann mich, oder ein And'rer, zum Borne
begleiten.
Aber, Reineke, daß Du vom Banne Dich ſuchſt
zu befreien,
Find' ich nützlich und gut. Ich gebe Dir gnädigen Urlaub,
Morgen bei Zeiten zu gehn: ich will die Waſſerfahrt nicht hindern;
Denn mir ſcheint, Ihr wollt Euch bekehren vom
Böſen zum Guten.
Gott geſegne den Vorſatz und laß Euch die
Reiſe vollbringen!

Sechster Geſang.

So gelangte Reincke wieder zur Gnade des
Königs.

Und es trat der König hervor auf erhabene
Stätte,
Sprach vom Steine herab und hieß die ſämmtlichen Thiere
Stille ſchweigen; ſie ſollten in's Grad nach Stand
und Geburt ſich
Niederlaſſen. Und Reineke ſtand an der Königinn Seite;
Aber der König begann mit großem Bedachte
zu ſprechen:

„Schweiget und höret mich an, zuſammen
Vögel und Thiere,
Arm' und Reiche; höret mich an, Ihr Großen
und Kleinen,
Meine Baronen und meine Genoſſen des Hofes
und Hauſes!
Reineke ſteht hier in meiner Gewalt; man dachte
vor Kurzem
Ihn zu hängen, doch hat er bei Hofe ſo manches Geheimniß
Dargethan, daß ich ihm glaube und wohlbedächtlich die Huld ihm
Wieder ſchenke. So hat auch die Königinn,
meine Gemahlinn,

Elmire.

O ferne ſey uns das!

Valerio.

Ich darf nur wenig reden, nur das wenige
Was nöthig iſt. Du willſt den Edeln ſehen,
Der hier nun glücklicher als ehmals wohnt.
Er ſaß in ſeiner Hütte ſtill, und ſah
Die Ankunft zwey bedrängter Herzen ſchon
In ſeinem ſtillen Sinn voraus. Er kommt.
Sogleich will ich ihn rufen.

Elmire.

Tauſend Dank!
O ruf' ihn her, wenn ich mich zu der Hütte
Nicht wagen darf. Mein Herz iſt offen; nun
Will ich ihm meine Noth und meine Schuld
Mit hoffnungsvoller Reue gern geſtehn.

Sehr gebeten für ihn, so daß ich ihm günstig geworden,
Mich ihm völlig versöhnet und Leib und Leben und Güter
Frei ihm gegeben. Es schützt ihn fortan und schirmt ihn mein Friede;
Nun sei Allen zusammen bei Leibesleben geboten:
Reinecke'n sollt Ihr überall ehren mit Weib und mit Kindern,
Wo sie Euch immer bei Tag oder Nacht hinkünftig begegnen.
Ferner hör' ich von Reinecke'ns Dingen nicht weitere Klage;
Hat er Uebels gethan, so ist es verüber; er wird sich
Bessern und thut es gewiß. Denn morgen wird er bei Zeiten
Stab und Ränzel ergreifen, als frommer Pilger nach Rom gehn,
Und von dannen über das Meer; auch kommt er nicht wieder,
Bis er vollkommen Ablaß der sündigen Thaten erlangt hat."

Hinze wankte sich d'rauf zu Braun und Isegrim zornig:
„Nun ist Mühe und Arbeit verloren!" so rief er, „o, wär' ich
Weit von hier! Ist Reinecke wieder zu Gnaden gekommen,
Braucht er jegliche Kunst, uns alle Drei zu verderben.
Um ein Auge bin ich gebracht, ich fürchte für's and're!"

„Guter Rath ist theuer", versetzte der Braune, „Das seh' ich."
Isegrim sagte dagegen: „Das Ding ist seltsam! Wir wollen
G'rad' zum Könige gehn." Er trat verdrießlich mit Braun'en
Gleich vor König und Königin auf; sie redeten Vieles
Wider Reinecke'n, redeten heftig; da sagte der König:
„Hörtet Ihr's nicht? Ich hab' ihn auf's Neue zu Gnaden empfangen!"
Zornig sagt' es der König und ließ im Augenblick Beide
Haben, binden und schließen; denn er gedachte der Worte,
Die er von Reinecke'n hatte vernommen und ihres Verrathes.

So veränderte sich in dieser Stunde die Sache
Reinecke'ns völlig. Er machte sich los, und seine Verklägen
Worden zu Schanden, er wußte sogar es tückisch zu lenken,
Daß man dem Bären ein Stück von seinem Felle herabzog,
Fuß lang, Fuß breit, daß auf die Reise daraus ihm ein Ränzel
Fertig würde; so schien zum Pilger ihm wenig zu fehlen.
Aber die Königin bat er, auch Schuh' ihm zu schaffen und sagte:
„Ihr erkennt mich, gnädige Frau, nun einmal für Euern
Pilger; helfet mir nun, daß ich die Reise vollbringe.
Isegrim hat vier tüchtige Schuhe, da wär' es wohl billig,
Daß er ein Paar mir davon zu meinem Wege verliehe;
Schafft mir sie, gnädige Frau, durch meinen Herren, den König.
Auch entbehrte Frau Gieremund wohl ein Paar von den ihren,
Denn als Hausfrau bleibt sie doch meist in ihrem Gemache."
Diese Forderung fand die Königin billig. „Sie können
Jedes wahrlich ein Paar entbehren!" sagte sie gnädig.
Reinecke dankte darauf und sagte mit freudiger Zeugung:
„Krieg' ich doch nun vier tüchtige Schuhe, da will ich nicht zaudern.
Alles Guten, was ich sofort als Pilger vollbringe,
Werdet Ihr theilhaft, gewiß. Ihr und mein gnädiger König!
Auf der Wallfahrt sind wir verpflichtet, für Alle zu beten,
Die uns irgend geholfen. Es lohne Gott Euch die Milde!"

An den vorderen Füßen verlor Herr Isegrim also
Seine Schuhe bis an die Knorren; desgleichen verschonte
Man Frau Gieremund nicht, sie mußte die hintersten lassen.
So verloren sie Beide die Haut und Klauen der Füße,
Lagen erbärmlich mit Braun'en zusammen und dachten zu sterben;
Aber der Heuchler hatte die Schuh' und das Ränzel gewonnen,
Trat herzu und spottete noch besonders der Weisung:
„Liebe, Gute!" sagt' er zu ihr: „da sehet, wie zierlich
Eu're Schuhe mir stehn; ich hoffe, sie sollen auch dauern.
Manche Mühe gabt Ihr Euch schon zu meinem Verderben;

Aber ich habe mich wieder bemüht, es iſt mir gelungen.
Habt Ihr Freunde gehabt, ſo kommt nun endlich die Reihe
Wieder an mich; ſo pflegt es zu gehn, man weiß ſich zu laſſen
Wenn ich nun reite, ſo kann ich mich täglich der lieben Verwandten
Dankbar erinnern; Ihr habt mir die Schuhe gnädig gegeben,
Und es ſoll Euch nicht reuen; was ich an Ablaß verdiene
Theil' ich mit Euch, ich hol' ihn zu Rom und über dem Meere."

Und Frau Gieremund lag in großen Schmerzen, ſie konnte
Faſt nicht reden; doch griff ſie ſich an und ſagte mit Seufzen:
„Wegen Sünden zu ſtrafen, läßt Gott Euch Böſes gelingen."
Aber Ziegram lag und ſchwieg mit Braun'en zuſammen;
Beide waren elend genug, gebunden, verwundet,
Und vom Feinde verſpottet. Es ſchlitt Hinze, der Kater;
Reinecke wünſchte ſo ſehr, auch ihm das Waſſer zu wärmen.

Nun beſchäftigte ſich der Heuchler, am andern Morgen
Gleich die Schuhe zu ſchmieren, die ſeine Verwandten verloren.
Eilte, ſeinen König noch ſich vorzuſtellen und ſagte:
„Euer Knecht iſt bereit, den heiligen Weg zu betreten;
Eurem Prieſter werdet Ihr nun in Gnaden befehlen,
Daß er mich ſegne, damit ich von hinnen mit Zuverſicht ſcheide,
Daß mein Ausgang und Eingang gebenedeit ſei!" So ſprach er.
Und es hatte der König den Widder zu ſeinem Caplane;
Alle geiſtlichen Dinge beſorgt' er, es brauchte ihn der König
Auch zum Schreiber; man nannt ihn Bellyn.
Da hieß er ihn leſen,
Sagte: „Leſet ſogleich mir etliche heilige Worte
Ueber Reinecken hier, ihn auf die Reiſe zu ſegnen,
Die er vorhat; er gehet nach Rom und über das Waſſer.
Pilgert das Käuzel ihm um, und gebt ihm den Stab in die Hände."

Und es erwiederte drauf Bellyn: „Herr König, Ihr habet,
Glaub' ich, vernommen, daß Reinecke noch vom Banne nicht los iſt.
Uebels würd' ich deßwegen von meinem Biſchof erdulden,
Der es leichtlich erfährt, und mich zu ſtrafen Gewalt hat.
Aber ich thue Reineken ſelbſt nichts Gutes noch Krummes.
Könnte man freilich die Sache vermitteln, und ſollt' es kein Vorwurf
Mir bei'm Biſchof, Herrn Ohnegrund, werden, zürnte nicht etwa
Drüber der Probſt, Herr Loſeſund, oder der Dechant
Nazianus, ich ſegnet' ihn gern nach Eurem Befehle."

Und der König verſetzte: „Was ſoll das Reimen und Reden?
Viele Worte laßt Ihr uns hören und wenig dahinter.
Leſet Ihr über Reineken mir nicht Gutes noch Krummes,
Frag' ich den Teufel darnach. Was geht mich der Biſchof im Dom an?
Reinecke macht die Wallfahrt nach Rom, und wollt Ihr Das hindern?"
Aengſtlich kraute Bellyn ſich hinter den Ohren; er ſcheute
Seines Königes Zorn, und fing ſogleich aus dem Buch an,
Ueber den Pilger zu leſen; doch dieſer achtet' es wenig.
Was es mochte, half es denn auch; Das kann man ſich denken.

Und nun war der Segen geleſen. Da gab man ihm weiter
Mänzel und Stab; der Pilger war fertig; ſo lag er die Wallfahrt.
Falſche Thränen liefen dem Schelmen die Wangen herunter,
Und benetzten den Bart, als fühlt' er die ſchmerzlichſte Reue.
Freilich ſchmerzt' es ihn auch, daß er nicht Alle zuſammen,
Wie ſie waren, in's Unglück gebracht, und Drei nur geſchändet;
Doch er ſtand und bat, ſie möchten Alle getreulich
Für ihn beten, ſo gut ſie vermöchten. Er machte ans Anſtalt,
Fortzureiten; er fühlte ſich ſchuldig und hatte zu fürchten.
„Reinecke," ſagte der König: „Ihr ſeid mir ſo eilig! Warum Das?" —

„Wer was Gutes begiant, soll niemals weilen,“ versetzte
Reineke d'rauf: „ich bitt' Euch um Urlaub; es ist die gerechte
Stunde gekommen, gnädiger Herr, und lasset mich wandern.“
„Habet Urlaub,“ sagte der König, und also gebot er
Sämmtlichen Herren des Hofs, dem falschen Pilger ein Stückchen
Weges zu folgen und ihn zu begleiten. Es lagen indessen
Braun und Isegrim, Beide gefangen, in Jammer und Schmerzen.

Und so hatte denn Reineke wieder die Liebe des Königs
Völlig gewonnen und ging mit großen Ehren vom Hofe,
Schien mit Ränzel und Stab nach dem heiligen Grabe zu wallen,
Hatt' er dort gleich so wenig zu thun als ein Maibaum in Aachen.
Ganz was Ander's führt' er im Schilde. Nun war ihm gelungen,
Einen stählernen Bart und eine wächserne Nase
Seinem König zu drehen; es mußten ihm alle Verkläger
Folgen, da er nun ging, und ihn mit Ehren begleiten.
Und er konnte die Tücke nicht lassen und sagte noch scheidend:
„Sorget, gnädiger Herr, daß Euch die beiden Verräther
Nicht entgehen, und haltet sie wohl im Kerker gebunden!
Würden sie frei, sie ließen nicht ab mit schändlichen Werken.
Euerm Leben drohet Gefahr, Herr König, bedenkt es!“

Und so ging er dahin mit stillen, frommen Geberden,
Mit einfältigem Wesen, als wüßt' er's eben nicht anders.
D'rauf erhub sich der König zurück zu seinem Palaste,
Sämmtliche Thiere folgten dahin. Nach seinem Befehle
Hatten sie Reinek'en erst ein Stückchen Weges begleitet;
Und es hatte der Scheim sich ängstlich und traurig geberdet,
Daß er manchen gutmüthigen Mann zum Mitleid bewegte.
Lampe, der Hase, besonders war sehr bekümmert. „Wir sollen,
Lieber Lampe,“ sagte der Scheim, „und sollen wir scheiden?
Möcht' es Euch und Bellyn, dem Widder, heute belieben,
Meine Straße noch ferner mit mir zu wandeln! Ihr würdet
Mir durch Eu're Gesellschaft die größte Wohlthat erzeigen.
Ihr seid angenehme Begleiter und redliche Leute;
Jedermann redet nur Gutes von Euch; Das brächte mir Ehre;
Geistlich seid ihr und heiliger Sitte. Ihr lebet gerade,
Wie ich als Klausner gelebt. Ihr laßt Euch mit Kräutern begnügen,
Pfleget mit Laub und Gras den Hunger zu stillen, und fraget
Nie nach Brod oder Fleisch, noch and'rer besonderer Speise.“
Also konnt' er mit Lob der Beiden Schwäche bethören;
Beide gingen mit ihm zu seiner Wohnung und sahen
Malepartus, die Burg, und Reineke sagte zum Widder:
„Bleibet heranßen, Bellyn, und laßt die Gräser und Kräuter
Nach Belieben Euch schmecken; es bringen diese Gebirge
Manche Gewächse hervor, gesund und guten Geschmackes.
Lampe'n nehm ich mit mir; doch bittet ihn, daß er mein Weib mir
Trösten möge, die schon sich betrübt; und wird sie vernehmen,
Daß ich nach Rom als Pilger verreise, so wird sie verzweifeln.“
Süße Worte brauchte der Fuchs, die Zwei zu betriegen.
Lampe'n führt' er hinein; da fand er die traurige Füchsin
Liegen neben den Kindern, von großer Sorge bezwungen;
Denn sie glaubte nicht mehr, daß Reineke sollte von Hofe
Wiederkehren. Nun sah sie ihn aber mit Ränzel und Stabe;
Wunderbar kam es ihr vor, und sagte: „Reinhart, mein Lieber,
Saget mir doch: wie ist's Euch gegangen? Was habt Ihr erfahren?“
Und er sprach: „Schon war ich verurtheilt, gefangen, gebunden,
Aber der König bezeigte sich gnädig, befreite mich wieder,
Und ich zog als Pilger hinweg; es blieben zu Bürgen

Braun und Ziegrim, Recke zurück. Dann hat mir der König
Lampe's zur Sühne gegeben, und was mir nun wollen, geschieht ihm.
Denn es sagte der König zuletzt mit gutem Bescheide:
„Lampe war es, der Dich verrieth.“ So hat er wahrhaftig
Große Strafe verdient und soll mir Alles entgelten.
Aber Lampe vernahm erschrocken die drohenden Worte,
War verwirret und wollte sich retten und eilte zu fliehen.
Reinecke schnell vertrat ihm das Thor; es faßte der Mörder
Bei dem Halse den Armen, der laut und gräßlich um Hülfe
Schrie: „O helfet, Bellyn! Ich bin verloren! Der Pilger
Bringt mich um!“ Doch schrie er nicht lange; denn Reinecke hatt' ihm
Bald die Kehle zerbissen. Und so empfing er den Gastfreund.
„Kommt nun,“ sagt' er: „und essen wir schnell; denn fett ist der Hase,
Guten Geschmackes. Er ist wahrhaftig zum ersten Mal etwas
Nütze, der alberne Geck; ich hatt' es ihm lange geschworen.
Aber nun ist es vorbei; nun mag der Verräther verklingen!
Reinecke machte sich d'ran mit Weib und Kindern; sie pflückten
Eilig dem Hasen das Fell und speis'ten mit gutem Behagen.
Köstlich schmeckt' es der Füchsinn, und ein Mal über das and're:
„Dank sei König und Königinn“, rief sie: „wir haben durch ihre
Gnade das herrliche Mahl, Gott mög' es ihnen belohnen!“
„Esset nur,“ sagte Reinecke, zu, „es reichet für dieß Mal;
Alle werden wir satt, und Mehreres denk' ich zu holen;
Denn es müssen doch Alle zuletzt die Zeche bezahlen,
Die sich an Reinecke'n machen und ihm zu schaden gedenken.“

Und Frau Ermelyn sprach: „Ich möchte fragen, wie seid Ihr
Los und ledig geworden?“ „Ich brauchte,“ sagt' er dagegen,
„Viele Stunden, wollt' ich erzählen, wie fein ich den König
Umgewendet und ihn und seine Gemahlinn betrogen.
Ja, ich länge' es Euch nicht, es ist die Freundschaft nur dünne
[illegible] dem König und mir, und wird nicht lange bestehen.
Wenn er die Wahrheit erfährt, er wird sich grimmig entrüsten.
Kriegt er mich wieder in seine Gewalt, nicht Geld und nicht Silber
Könnte mich retten; er folgt mir gewiß und sucht mich zu fangen.
Keine Gnade darf ich erwarten, Das weiß ich am Besten;
Ungehangen läßt er mich nicht, wir müssen uns retten.

Laßt uns nach Schwaben entfliehn! Dort kennt uns Niemand; wir halten
Uns nach Landes Weise daselbst. Hilf Himmel! es findet
Süße Speise sich da und alles Guten die Fülle:
Hühner, Gänse, Hasen, Kaninchen, und Zucker und Datteln,
Feigen, Rosinen, und Vögel von allen Arten und Größen;
Und man bäckt im Lande das Brod mit Butter und Eiern.
Rein und klar ist das Wasser, die Luft ist heiter und lieblich.
Fische gibt es genug; die heißen Gallinen und and're
Heißen Pullus und Gallus und Anas; wer nennte sie alle?
Das sind Fische nach meinem Geschmacke! Da brauch' ich nicht eben
Tief in's Wasser zu tauchen; ich habe sie immer gegessen,
Da ich als Klausner mich hielt. Ja, Weibchen, wollen wir endlich
Friede genießen, so müssen wir hin, Ihr müßt mich begleiten.

Nun versteht mich nur wohl: es ließ mich dieß Mal der König
Wieder entwischen, weil ich ihm log von seltenen Dingen.
König Emmerich's herrlichen Schatz versprach ich zu liefern,
Den beschrieb ich, er läge bei Krekelborn. Werden sie kommen,
Dort zu suchen, so finden sie leider nicht Dieses, noch Jenes,
Werden vergeblich im Boden wühlen, und sehet der König
Dergestalt sich betrogen, so wird er schrecklich ergrimmen.
Denn was ich für Lügen ersann, bevor ich entwischte,

Könnt Ihr denken; fürwahr, es ging zunächst an den Kragen!
Niemals war ich in größerer Noth, noch schlimmer gefänglich!
Nein! ich wünsche mir solche Gefahr nicht wieder zu sehen.
Kurz, es mag mir begegnen, was will, ich lass' mich niemals
Wieder nach Hofe berufen, um in des Königs Gewalt mich
Wieder zu geben; es brauchte wahrhaftig die größte Gewandtheit,
Meinen Daumen mit Noth aus seinem Maule zu bringen."

Und Frau Ermelyn sagte betrübt: „Was wollte Das werden?
Elend sind wir und fremd in jedem anderen Lande;
Hier ist Alles nach unserm Begehren. Ihr bleibet der Meister
Eu'rer Bauern. Und habt Ihr ein Abenteuer zu wagen
Denn so nöthig? Fürwahr, um Ungewisses zu suchen
Das Gewisse zu lassen, ist weder räthlich noch rühmlich!
Leben wir hier doch hoher genug! Wie stark ist die Veste!
Ueberzög' uns der König mit seinem Heere, belegt' er
Auch die Straße mit Macht; wir haben immer so viele
Seitenthore, so viel geheime Wege, wir wollen
Glücklich entkommen. Ihr wißt es ja besser, was soll ich es sagen;
Uns mit Macht und Gewalt in seine Hände zu kriegen,
Viel gehörte dazu. Es macht mir keine Besorgniß.
Aber daß Ihr über das Meer zu gehen geschworen,
Das betrübt mich. Ich fasse mich kaum. Was könnte Das werden!"

„Liebe Frau, bekümmert Euch nicht!" versetzte dagegen
Reineke: „höret mich an und merket: besser geschworen
Als verloren! So sagte mir oft ein Weiser im Beichtstuhl:
Ein gezwungener Eid bedeute wenig. Das kann mich
Keinen Katzenschwanz hindern! Ich meine den Eid, versteht nur.
Wie Ihr gesagt habt, soll es geschehen. Ich bleibe zu Hause.
Wenig hab' ich fürwahr in Rom zu suchen; und hätt' ich
Zehen Eide geschworen, so wollt' ich Jerusalem nimmer
Sehen. Ich bleibe bei Euch und hab' es trefflich begnemer;
Und der Orten sind' ich's nicht besser als wie ich es habe.
Will mir der König Verdruß bereiten, ich muß es erwarten,
Stark und zu mächtig ist er für mich; doch kann es gelingen,
Daß ich ihn wieder bethöre, die bunte Kappe mit Schellen
Ueber die Ohren ihm schiebe. Da soll er's, wenn ich's erlebe,
Schlimmer finden als er es sucht. Das sei ihm geschworen!"

Ungeduldig begann Bellyn am Thore zu schmälen!
„Lampe, wollt Ihr nicht fort? So kommt doch! lasset uns gehen!"
Reineke hört' es und eilte hinaus und sagte: „Mein Lieber,
Lampe bittet Euch sehr, ihm zu vergeben; er freut sich
D'rinn mit seiner Frau Muhme; „Das werdet Ihr", sagt' er, „ihm gönnen."
Gehet suchte vergebs. Denn Ermelyn, seine Frau Muhme,
Läßt ihn sobald nicht hinweg; Ihr werdet die Freude nicht stören."

Da versetzte Bellyn; „Ich hörte schreien, was war es?
Lampe'n hört' ich; er rief mir: „Bellyn! zu Hülfe! zu Hülfe!"
Habt Ihr ihm etwas Uebels gethan?" Da sagte der kluge
Reineke: „Höret mich recht! Ich sprach von meiner gelobten
Wallfahrt, da wollte sein Weib darüber völlig verzweifeln,
Es befiel sie ein tödtlicher Schrecken, sie lag uns in Ohnmacht.
Lampe sah Das und fürchtete sich, und in der Verwirrung
Rief er: „Helfet, Bellyn, Bellyn! o, säumet nicht lange,
Meine Muhme wird mir gewiß nicht wieder lebendig!"
„So viel weiß ich," sagte Bellyn, „er hat ängstlich genesen."
„Nicht ein Härchen ist ihm verletzt," versicherte sich der Falsche;
Lieber möchte mir selbst als Lampe'n was Böses begegnen!"
„Hörtet Ihr," sagte Reineke drauf: „es hat mich der König

Gestern, kam' ich nach Hause, da sollt' ich in einigen Briefen
Ueber wichtige Sachen ihm meine Gedanken vermelden.
Lieber Neffe, nehmet sie mit; ich habe sie fertig.
Schöne Dinge sag' ich darin und rath' ihm das Klügste.
Lampe war über die Maßen vergnügt, ich hörte mit Freuden
Ihn mit seiner Frau Muhme sich aller Geschichten erinnern.
Wie sie schwatzten! Sie wurden nicht satt! Sie aßen und tranken;
Freuten sich über einander, indessen schrieb ich die Briefe."

„Lieber Reinhart," sagte Bellyn, „Ihr müßt nur die Briefe
Wohl verwahren; es fehlt, sie einzustecken, ein Täschchen.
Wenn ich die Siegel zerbräche, das würde mir übel bekommen."
Reineke sagte: „Das weiß ich zu machen. Ich denke, das Ränzel,
Das ich aus Braun'ens Zelte bekam, wird eben sich schicken,
Es ist dicht und stark, darin verwahr' ich die Briefe.
Und es wird Euch dagegen der König besonders belohnen;
Er empfängt Euch mit Ehren, Ihr seid ihm drei Mal willkommen."
Alles Das glaubte der Widder Bellyn. Da eilte der And're
Wieder in's Haus; das Ränzel ergriff er und flechte behende
Lampe'ns Haupt, des ermordeten, d'rein, und dachte daneben,
Wie er dem armen Bellyn die Taschen zu öffnen verwehrte.

Und er sagte, wie er herauskam: „Hänget das Ränzel
Nur um den Hals und laßt Euch, mein Neffe, nicht etwa gelüsten,
In die Briefe zu sehen; es wäre schädliche Neugier:
Denn ich habe sie wohl verwahrt; so müßt Ihr sie lassen.
Selbst das Ränzel öffnet mir nicht! Ich habe den Knoten
Künstlich geknüpft, ich pflege Das so in wichtigen Dingen
Zwischen dem König und mir; und findet der König die Riemen
So verschlungen, wie er gewohnt ist, so werdet Ihr Gnade
Und Geschenke verdienen als zuverlässiger Bote.

Ja, sehet Ihr den König erblickt und wollt noch in bess'res
Ansehn [illegible]ch setzen bei ihm, so laßt ihn merken, als hättet
Ihr mit gutem Bedacht zu diesen Briefen gerathen,
Ja dem Schreiber geholfen; es bringt Euch Vortheil und Ehre." —
Und Bellyn ergetzte sich sehr und sprang von der Stätte
Wo er stand, mit Freuden empor und hierhin und dorthin,
Sagte: „Reineke, Neffe und Herr! nun seh' ich, Ihr liebt mich,
Wollt mich ehren. Es wird vor allen Herren des Hofes
Mir zum Lobe gereichen, daß ich so gute Gedanken,
Schöne, zierliche Worte zusammenbringe. Denn freilich
Weiß ich nicht zu schreiben, wie Ihr; doch sollen sie's meinen.
Und ich dank' es nur Euch. Zu meinem Besten geschah es,
Daß ich Euch folgte hierher. Nun sagt, was meint Ihr noch weiter?
Geht nicht Lampe mit mir in dieser Stunde von hinnen?"

„Nein! versteht mich!" sagte der Schalk, „noch ist es unmöglich!
Geht allmälig voraus, er soll Euch folgen, sobald ich
Einige Sachen von Wichtigkeit ihm vertraut und befohlen." —
„Gott sei bei Euch!" sagte Bellyn, „so will ich denn gehen."
Und er eilete fort. Um Mittag gelangt' er nach Hofe.

Als ihn der König ersah und zugleich das Ränzel erblickte,
Sprach er: „Saget, Bellyn, von wannen kommt Ihr, und wo ist
Reineke 'blieben? Ihr traget das Ränzel; was soll Das bedeuten?"
Da versetzte Bellyn: „Er bat mich, gnädigster König,
Euch zwei Briefe zu bringen, wir haben sie Beide zusammen
Ausgedacht. Ihr findet subtil die wichtigsten Sachen
Abgehandelt; und was sie enthalten, Das hab' ich gerathen;
Hier im Ränzel finden sie sich; er knüpfte den Knoten."

Und es ließ der König sogleich dem Biber gebieten,

Der Notarius war und Schreiber des Königs; man nennt ihn
Bokert. Es war sein Geschäft, die schweren, wichtigen Briefe
Vor dem König zu lesen; denn manche Sprache verstand er.
Auch nach Hinze'n schickte der König, er sollte dabei sein.
Als nun Bokert den Knoten mit Hinze'n, seinem Gesellen,
Aufgelöset, zog er das Haupt des erwordeten Hasen
Mit Erstaunen hervor und rief: „Das heiß' ich mir Briefe!
Seltsam genug! Wer hat sie geschrieben? Wer kann es erklären?
Dieß ist Lampe'us Kopf, es wird ihn Niemand verkennen.“
Und es erschraken König und Königinn. Aber der König
Senkte sein Haupt und sprach: „O, Reinecke, hätt' ich Dich wieder!“
König und Königins Weibe, betrübten sich über die Maßen.
„Reinecke hat mich betrogen!“ so rief der König. „O, hätt' ich
Seinen schändlichen Lügen nicht Glauben gegeben!“ so rief er,
Schien verworren; mit ihm verwirrten sich alle die Thiere.

Aber Lupardus begann, des Königs naher Verwandter;
„Traun! ich sehe nicht ein, warum Ihr also betrübt seid,
Und die Königinn auch. Entfernet diese Gedanken;
Fasset Muth, es möcht' Euch vor Allen zur Schande gereichen!
Seid Ihr nicht Herr? Es müssen Euch Alle, die hier sind, gehorchen.“

„Eben deßwegen,“ versetzte der König,“ so laßt Euch nicht wundern,
Daß ich im Herzen betrübt bin. Ich habe mich leider vergangen;
Denn mich hat der Verräther mit schändlicher Tücke bewogen,
Meine Freunde zu strafen. Es liegen Beide geschändet,
Braun und Isegrim; sollte mich's nicht von Herzen gereuen?
Ehre bringt es mir nicht, daß ich den besten Barones
Meines Hofes so übel begegnet, und daß ich dem Lügner
So viel Glauben geschenkt und ohne Vorsicht gehandelt.
Meinen Freund so sehr ich zu scheel. Sie ließ sich bethören,
Bat und flehte für ihn; o, wär' ich nur fester geblieben!
Nun ist die Reue zu spät, und aller Rath ist vergebens.“

Und es sagte Lupardus: „Herr König, höret die Bitte,
Trauret nicht länger! Was Uebels geschehen ist, läßt sich vergleichen.
Gebet dem Bären, dem Wolfe, der Wölfinn zur Sühne den Widder;
Denn es bekannte Bellyn gar offen und deutlich, er habe
Lampe'us Tod gerathen; Das mag er nun wieder bezahlen!
Und wir wollen hernach zusammen auf Reinecke'n losgehn,
Werden ihn fangen, wenn es gerath; da hängt man ihn eilig;
Kommt er zum Worte, so schwatzt er sich los und wird nicht gehangen.
Aber ich weiß es gewiß, es lassen sich Jene versöhnen.“

Und der König hörte Das gern; er sprach zu Lupardus:
„Euer Rath gefällt mir. So geht nun eilig und holet
Mir die beiden Barones; sie sollen sich wieder mit Ehren
In dem Rathe neben mich setzen. Laßt mir die Thiere
Sämmtlich zusammenberufen, die hier bei Hofe gewesen;
Alle sollen erfahren, wie Reinecke schändlich gelogen,
Wie er entgangen, und dann mit Bellen den Lampe getödtet.
Alle sollen dem Wolf und dem Bären mit Ehrfurcht begegnen,
Und zur Sühne geh' ich den Herren, wie Ihr gerathen,
Den Verräther Bellyn und seine Verwandten auf ewig.“

Und es eilte Lupardus, bis er die beiden Gebund'nen,
Braun und Isegrim, fand. Sie wurden gelöset; da sprach er:
„Guten Trost vernehmet von mir! Ich bringe des Königs
Festen Frieden und freies Geleit. Versöhnt mich, Ihr Herren!
Hat der König Euch Uebels gethan, so ist es ihm selber
Leid! Er läßt es Euch sagen, und wünscht Euch Beide zufrieden;

Und zur Sühne stellt Ihr Reinken mit seinem Geschlechte,
Ja mit allen Verwandten auf ewige Zeiten empfahen.
Ohne Weiteres rathet für an, Ihr möget im Walde,
Mögt im Felde sie haben; sie sind Euch Alle gegeben.
Dann erlaubt Euch mein gnädiger Herr noch über das Alles,
Reinken'n, der Euch verrieth, auf jede Weise zu schaden;
Ihn, sein Weib und Kinder und alle seine Verwandten
Mögt Ihr verfolgen, wo Ihr sie trefft; es hindert Euch Niemand.
Diese köstliche Freiheit verkünd' ich im Namen des Königs.
Er und Alle, die nach ihm herrschen, sie werden es halten!
Nur vergesset denn auch, was Euch Verdrießliches begegnet,
Schwöret, ihm treu und gewärtig zu sein; Ihr könnt es mit Ehren,
Nimmer verletzt er Euch wieder; ich rath' Euch, ergreifet den Vorschlag."

Also war die Sühne beschlossen; sie mußte der Widder
Mit dem Halse bezahlen, und alle seine Verwandten
Werden noch immer verfolgt von Isegrim's mächtiger Sippschaft.
So begann der ewige Haß. Nun fahren die Wölfe
Ohne Scheu und Scham auf Lämmer und Schafe zu wüthen
Fort; sie glauben, das Recht auf ihrer Seite zu haben;
Keines versöhnet ihr Grimm, sie lassen sich nimmer versöhnen.
Aber um Braun's und Isegrim's willen und ihnen zu Ehren
Ließ der König den Hof zwölf Tage verlängern; er wollte
Oeffentlich zeigen, wie Ernst es ihm sei, die Herr'n zu versöhnen.

Siebenter Gesang.

Und nun sah man den Hof gar herrlich bestellt und bereitet.
Manche Ritter kamen dahin, den sämmtlichen Thieren
Folgten unzählige Vögel, und Alle zusammen verehrten
Braun' und Isegrim' hoch, die ihren Leiden vergaßen.
Da ergetzte sich trefflich die beste Gesellschaft, die jemals
Nur beisammen gewesen; Trompeten und Pauken erklangen,
Und den Hofstaat führte man auf mit guten Manieren.
Ueberflüßig war Alles bereitet, was Jeder begehrte.
Boten auf Boten gingen in's Land und luden die Gäste,
Vögel und Thiere machten sich auf; sie kamen zu Paaren,
Reiseten hin bei Tag und bei Nacht, und eilten zu kommen.

Aber Reincke Fuchs lag auf der Lauer zu Hause,
Dachte nicht, nach Hofe zu gehn, der verlogene Pilger;
Wenig Dankes erwartet' er sich. Nach altem Gebrauche
Seine Tücke zu üben gefiel am Besten dem Scheime.
Und man hörte bei Hof die allerschönsten Gesänge;
Speis' und Trank ward über und über den Gästen gereichet;
Und man sah turnieren und fechten. Es hatte sich Jeder
Zu den Seinen gesellt; da ward getanzt und gesungen,
Und man hörte Pfeifen dazwischen und hörte Schalmeien.
Freundlich schaute der König von seinem Saale hernieder;
Ihm behagte das große Getümmel, er sah es mit Freuden.

Und acht Tage waren vorbei (es hatte der König
Sich zu Tafel gesetzt mit seinen ersten Baronen,
Neben der Königinn saß er), und hinkig kam das Kaninchen
Vor den König getreten und sprach mit traurigem Sinne:

„Herr, Herr König! und Alle zusammen, erbarmet Euch meiner!
Denn Ihr habt so argen Verrath und mörd'rische Thaten,
Wie ich von Reincke'n dieß Mal erduldet, nur selten vernommen.
Gestern Morgen fand ich ihn sitzen, es war um die sechste
Stunde; da ging ich die Straße vor Malepartus vorüber,

Und ich dachte, den Weg in Frieden zu ziehen. Er hatte,
Wie ein Pilger gekleidet, als läs' er Morgengebete,
Sich vor seine Pforte gesetzt. Da wollt' ich behende
Meines Weges vorbei, zu Euerm Hofe zu kommen.
Als er mich sah, erhub er sich gleich und trat mir entgegen,
Und ich glaubt', er wollte mich grüßen. Da faßt' er mich aber
Mit den Pfoten gar mörderlich an, und zwischen den Ohren
Fühlt' ich die Klauen und dachte wahrhaftig das Haupt zu verlieren;
Denn sie sind lang und scharf, er drückte mich nieder zur Erde.
Glücklicher Weise macht' ich mich los; und da ich so leicht bin,
Konnt' ich entspringen; er kurirte mir nach und schwur, mich zu finden.
Aber ich schwieg und machte mich fort; doch leider behielt er
Mir ein Ohr zurück, ich komme mit blutigem Haupte!
Seht, vier Löcher trug ich davon! Ihr werdet begreifen,
Wie er mit Ungestüm schlug; fast wär' ich liegen geblieben.
Nun bedenket die Noth, bedenket Euer Geleite!
Wer mag reisen, wer mag an Euerm Hofe sich finden,
Wenn der Räuber die Straße belegt und Alle beschädigt?"

Und er endigte kaum, da kam die gesprächige Krähe,
Merkenau, sagte: „Würdiger Herr und gnädiger König!
Traurige Mähre bring' ich vor Euch, ich bin nicht im Stande,
Viel zu reden vor Jammer und Angst, ich fürchte, Das bricht mir
Noch das Herz! so jämmerlich' Ding begegnet mir heute.
Scharfenebbe, mein Weib, und ich, wir gingen zusammen
Heute früh, und Reinecke lag todt auf der Heide,
Beide Augen im Kopfe verkehrt; es hing ihm die Zunge
Weit zum offenen Munde heraus. Da fing ich vor Schrecken
Laut an zu schrei'n. Er regte sich nicht; ich schrie und beklagt' ihn,
Rief: O, weh' mir! und ach! und wiederholte die Klage:
Ach! er ist todt! wie dauert er mich! wie hat ich bekümmert!
Meine Frau betrübte sich auch; wir jammerten beide.
Und ich betastet' ihm Bauch und Haupt; er achtet' behutsamen
Meine Frau sich und trat ihm an's Maul, ob irgend der Athem
Einiges Leben verriethe; allein sie forschte vergebens;
Beide hätten wir d'rauf geschworen. Nun höret das Unglück.

Wie sie nun traurig und ohne Beiargwohn dem Munde des Todten
Ihren Schnabel näher gebracht, bemerkt' es der Unheld,
Schnappte grimmig nach ihr und riß das Haupt ihr herunter.
Wie ich erschrack, das will ich nicht sagen. O weh' mir! o weh' mir!
Schrie ich und lief. Da schoß er hervor und schnappte mit ein Mal
Nach mir; da fuhr ich zusammen und eilte zu fliehen.
Wär' ich nicht so behende gewesen, er hätte mich gleichfalls
Fest gehalten; mit Noth entkam ich den Klauen des Mörders;
Eilend erreicht' ich den Baum! O, hätt' ich mein trauriges Leben
Nicht gerettet! Ich sah mein Weib in des Böswichts Klauen;
Ach, er hatte die Gute gar bald gegessen! Er schien mir
So begierig und hung'rig, als wollt' er noch Einige speisen;
Nicht ein Beinchen ließ er zurück, kein Knöchelchen übrig.
Solchen Jammer sah ich mit an! Er eilte von dannen,
Aber ich konnt' es nicht lassen und flog mit traurigem Herzen
An die Stätte; da fand ich nur Blut und wenige Federn
Meines Weibes. Ich bringe sie her, Beweise der Unthat.
Ach, erbarmt Euch, gnädiger Herr! Denn sollt' et Ihr dieß Mal
Diesen Verräther verschonen, gerechte Rache verzögern,
Euerm Frieden und Euerm Geleite nicht Nachdruck verschaffen!
Vieles würde darüber gesprochen, es würd' Euch mißfallen.
Denn man sagt: „Der ist schuldig der That, der zu strafen Gewalt hat.

Und nicht Fraulet; es ſpielet alldann ein Jeder den Herren.
Ew'rer Würde ganz es zu nah', Ihr mögt es bedenken."

Wie hatte der Hof die Klage des guten Kanzleyers
Und der Kühe vernommen. Da grämte Nobel, der König,
Rief: „So ſei es geſchworen bei meiner ehrlichen Treue:
Dieſen Frevel beſtraf ich; man ſoll Das lange gedenken!
Mein Geleit und Gebot zu verhöhnen, ich will es nicht dulden!
Gar zu leicht vertraut' ich dem Scheim und ließ ihn entkommen,
Stattet' ihn ſelbſt als Pilger noch aus und ſah ihn von hinnen
Scheiden, als ginz' er nach Rom. Was hat uns der Lügner nicht Alles
Aufgeheftet! Wie wußt' er ſich nicht der Königinn Vorwort
Leicht zu gewinnen! Sie hat mich beredet, nun iſt er entkommen;
Aber ich werde der Letzte nicht ſein, den es bitter gereute,
Frauenrath befolget zu haben. Und laſſen wir länger
Ungeſtraft den Böſewicht laufen, wir müſſen uns ſchämen.
Immer war er ein Schalk und wird es bleiben. Bedenket
Nun zuſammen, Ihr Herren, wie wir ihn fahen und richten!
Greifen wir ernſtlich dazu, ſo wird die Sache gelingen."

Iſegrim'en und Braun'en behagte die Rede des Königs.
Werden wir am Ende gerochen! ſo dachten ſie Beide.
Aber ſie trauten ſich nicht, zu reden; ſie ſahen, der König
War verſtörten Gemüths und zornig über die Maßen.
Und die Königinn ſagte zuletzt: „Ihr ſollter ſo heftig,
Gnädiger Herr, nicht zürnen, ſo leicht nicht ſchwören, es leidet
Euer Anſehn dadurch und Ew'rer Worte Bedeutung.
Denn wir ſehen die Wahrheit noch keineswegs am Tage;
Iſt doch erſt der Beklagte zu hören. Und wär' er zugegen,
Würde Mancher verſtummen, der wider Reineke'n redet.
Beide Parteien ſind immer zu hören; denn mancher Verwegene
Klagt, um ſeine Verbrechen zu decken. Für König und redlindig
Heilt ich Reineke'n, dachte nichts Böſes und hatte nur immer
Euer Beſtes vor Augen, wiewohl es nun anders gekommen.
Denn ſein Rath iſt gut zu beſolgen, wenn freilich ſein Leben
Manchen Tadel verdient. Dabei iſt ſeines Geſchlechtes
Große Verbindung wohl zu bedenken. Es werden die Sachen
Nicht durch Uebereilung gebeſſert, und was Ihr beſchließet,
Werdet Ihr dennoch zuletzt als Herr und Gebieter vollziehen."

Und Lupardus ſagte darauf: „Ihr höret ſo Manchen;
Höret Dieſen denn auch. Er mag ſich ſtellen, und was Ihr
Dann beſchließt, vollziehe man gleich. So denken vermuthlich
Dieſe ſämmtlichen Herr'n mit Ew'rer edeln Gemahlinn."

Iſegrim ſagte darauf: „Ein Jeder rathe zum Beſten!
Herr Lupardus, höret mich an. Und wäre zur Stunde
Reineke hier und entledigte ſich der doppelten Klage
Dieſer Beiden, ſo wär' es mir immer ein Leichtes, zu zeigen,
Daß er das Leben verwirkt. Allein ich ſchweige von Allem,
Bis wir ihn haben. Und habt Ihr vergeſſen, wie ſehr er den König
Mit dem Schatze belogen? Den ſollt' er in Hüſterlo neben
Krekelboen finden, und was der groben Lüge noch mehr war.
Alle hat er betrogen und mich und Braun'en geſchändet;
Aber ich ſetze mein Leben daran; ſo treibt es der Lügner
Auf der Heide. Nun ſtreicht er herum und raubet und mordet.
Dünkt es dem Könige gut und ſeinen Herren, ſo mag man
Alſo verfahren. Doch wär' es ihm Ernſt, mich Hofe zu kommen,
Hätt' er ſich lange gefunden. Es eilten die Boten des Königs
Durch das Land, die Gäſte zu laden; doch blieb er zu Hauſe."

Achter Auftritt.

Elmire. Erwin in langem Kleide mit weißem Barte tritt aus der Hütte.

Elmire kniet.

Sieh mich, Heilger, wie ich bin,
Eine arme Sünderinn.

Er hebt ſie auf, und verbirgt die Bewegungen ſeines Herzens.

Angſt und Kummer, Reu' und Schmerz
Quälen dieſes arme Herz.
Sieh' mich vor dir unverſtellt,
Herr, die Schuldigſte der Welt.

Ach, es war ein junges Blut,
War ſo lieb, er war ſo gut!
Ach, ſo redlich liebt' er mich!
Ach, ſo heimlich quält' er ſich!
Sieh' mich, Heilger, wie ich bin,
Eine arme Sünderinn.

Ich vernahm ſein ſtummes Flehn,
Und ich konnt' ihn zehren ſehn;
Hielte mein Gefühl zurück,

Und es ſagte der König darauf: „Was ſitzen wir lange
Hier ihn erwarten? Bereitet Euch Alle (ſo ſei es geboten!)
Mir am ſechſten Tage zu folgen. Denn wahrlich, das Ende
Dieſer Beſchwerden will ich erleben! Was ſagen die Herren?
Wär' er nicht übig, zwingt ein Land zu Grunde zu richten?
Macht Euch fertig, ſo gut Ihr nur könnt, und kommet im Harniſch,
Kommt mit Bogen und Spießen und allen andern Gewehren,
Und betragt Euch wacker und brav! Es fahre mir Jeder,
Denn ich ſchlage wohl Ritter im Felde, den Namen mit Ehren.
Malepartus, die Burg, belagern wir; was er im Haus hat,
Wollen wir ſehen.“ Da riefen ſie Alle: „Wir werden gehorchen!“

Alſo dachte der König und ſeine Genoſſen, die Veſte
Malepartus zu ſtürmen, den Fuchs zu ſtrafen. Doch Grimbart,
Der im Rathe geweſen, entfernte ſich heimlich und eilte,
Reineke'n aufzuſuchen und ihm die Nachricht zu bringen;
Trauernd ging er und klagte vor ſich und ſagte die Worte:
„Ach, was kann es nun werden, mein Oheim? Billig bedauert
Dich Dein ganzes Geſchlecht, Du Haupt des ganzen Geſchlechtes!
Vor Gerichte verriethſt Du uns, wir waren geborgen!
Niemand konnte beſtehn vor Dir und Deiner Gewandtheit.“

So erreicht' er das Schloß, und Reineke'n fand er im Freien
Sitzen; er hatte ſich erſt zwei junge Tauben gefangen;
Aus dem Neſte wagten ſie ſich, den Ring zu verſuchen,
Aber die Federn waren zu kurz; ſie fielen zu Boden,
Nicht im Stande, ſich wieder zu heben, und Reineke griff ſie;
Denn oft ging er umher zu jagen. Da ſah er von Weitem
Grimbart' kommen und wartete ſein'; er grüßt' ihn und ſagte:
„Seid mir, Neffe, willkommen vor Allen meines Geſchlechtes!
Warum kamſt Ihr ſo ſpät? Ihr kriechet! Bringt Ihr was Neues?“
Ihm erwiderte Grimbart: „Die Zeitung, die ich vernehme,
Klingt nicht tröſtlich; Ihr lebt, ich komm' zu Unrechten gelaufen;
Leben und Gut iſt Euch verloren! Ihr habet des Königs
Zorn geſtiftet, er ſchwört, Euch zu fahen und ſchändlich zu tödten!
Allen hat er befohlen, am ſechſten Tage gewaffnet
Hier zu erſcheinen mit Bogen und Schwert, mit Büchſen und Wagen.
Alles fällt nun über Euch her, bedenkt Euch zu Zeiten!
Ziegrim aber und Braun ſind mit dem Könige wieder
Beſſer vertraut, als ich nur immer mit Euch bin, und Alles,
Was ſie wollen, geſchieht. Den gräßlichſten Mörder und Räuber
Schilt Euch Ziegrim laut, und ſo bewegt er den König.
Er wird Marſchal, Ihr werdet es ſehen in wenigen Wochen.
Das Kaninchen erbieten, dazu die Kröte, ſie bringen
Große Klagen gegen Euch vor. Und ſollt' Euch der König
Dieß Mal fahen, ſo ſeht Ihr nicht lange; Das muß ich befürchten!“

„Weiter nichts?“ verſetzte der Fuchs. „Das ficht mich nun Alles
Keinen Pfifferling an. Und hätte der König mit ſeinem
Ganzen Rathe dreyerlei und dreifach gelobt und geſchworen:
Komm' ich nur ſelber dahin, ich hebe mich über ſie Alle.
Denn ſie rathen und rathen, und wiſſen es nimmer zu treffen.
Lieber Neffe, laſſet Das fahren, und folgt mir und ſehet,
Was ich Euch gebe. Da hab' ich ſo eben die Tauben gefangen,
Jung und fett. Es bleibt mir das liebſte von allen Gerichten!
Denn ſie ſind leicht zu verdauen, man ſchluckt ſie nur eben hinunter;
Und die Knöchelchen ſchmecken ſo ſüß; ſie ſchmelzen im Munde.
Sind halb Milch, halb Blut! Die leichte Speiſe bekommt mir.
Und mein Weib iſt von gleichem Geſchmack. So kommt nur; ſie wird uns

freundlich empfangen; doch merke sie nicht, warum Ihr gekommen!
Jede Königin hält ihr auf's Herz und macht ihr zu schaffen.
Morgen geh' ich nach Hofe mit Euch; da hoff' ich, Ihr werdet,
Lieber Neffe, mir helfen, sowie es Verwandten geziemet."

„Leben und Gut verpfänd' ich Euch gern zu Eurem Behufe,"
Sagte der Dachs. Und Reineke sprach: „Ich will es gedenken;
Leb' ich Lange, so soll es Euch frommen!" Der Andre versetzte:
„Tretet immer getreß vor die Herren und wahret zum Besten
Eu're Sache; sie werden Euch hören. Auch stimmte Lupardus
Schon dahin, man sollt' Euch nicht strafen, bevor Ihr genugsam
Euch vertheidigt; es meinte das Gleiche die Königinn selber.
Merket den Umstand und sucht ihn zu nutzen!" Doch Reineke sagte:
„Seid nur gelassen, es findet sich Alles. Der zornige König,
Wenn er mich hört, verändert den Sinn, es frommt mir am Ende."

Und so gingen sie Beide hinein, und wurden gefällig
Von der Hausfrau empfangen; sie brachte, was sie nur hatte.
Und man theilte die Tauben; man fand sie schmackhaft und Jedes
Speis'te sein Theil; sie wurden nicht satt, und hätten gewißlich
Ein halb Dutzend verzehrt, wofern sie zu haben gewesen.

Reineke sagte zum Dachse: „Bekennt mir, Oheim, ich habe
Andrer trefflicher Art; sie müssen Jedem gefallen.
Sagt mir, wie Euch Nessel behagt und Reinhart, der Kleine?
Sie vermehren einst unser Geschlecht und fangen allmälig
An, sich zu bilden; sie machen mir Freude von Morgen bis Abend.
Einer fängt sich ein Huhn, der Andre hascht sich ein Küchlein;
Auch in's Wasser drucken sie brav, die Ente zu holen
Und den Kibig. Ich schicke sie gern noch öfter zu jagen,
Aber Klugheit muß ich vor Allem sie lehren und Vorsicht,
Wie sie vor Stock und Jäger und Hunden sich weise bewahren.
Und verstehen sie dann das rechte Wesen und sind sie
Abgerichtet, wie sich's gehört, dann sollen sie täglich
Speise holen und bringen, und soll im Hause
Nichts fehlen;
Denn sie schlagen mir noch und spielen grimmige Spiele.
Wenn sie's beginnen, so ziehn den Kürzern die übrigen Thiere;
An der Kehle fällt sie der Gegner und zappelt nicht lange:
Das ist Reineken's Art und Spiel. Auch greifen sie hastig,
Und ihr Sprung ist gewiß; Das dünkt mich eben das Rechte!"

Grimbart sprach: „Es gereichet zur Ehre und mag man sich freuen,
Kinder zu haben, wie man sie wünscht, und die zum Gewerbe
Bald sich gewöhnen, den Eltern zu helfen. Ich freue mich herzlich,
Sie von meinem Geschlechte zu wissen, und hoffe das Beste."
„Mag es für heute bewenden," versetzte Reineke; „gehn wir
Schlafen; denn Alle sind müd', und Grimbart besonders ermattet."
Und sie legten sich nieder im Saale, der oben und unten
War mit Heu und Blättern bedeckt, und schliefen zusammen.

Aber Reineke wachte vor Angst; es schien ihm die Sache,
Guten Raths zu bedürfen, und sinnend fand ihn der Morgen.
Und er hub vom Lager sich auf und sagte zu seinem
Weibe: „Betrübt Euch nicht, es hat mich Grimbart gebeten,
Mit nach Hofe zu gehn; Ihr bleibet ruhig zu Hause.
Redet Jemand von mir, so kehret es immer zum Besten,
Und verwahret die Burg; so ist und Allen gerathen."

Und Frau Ermelyn sprach: „Ich find' es seltsam! Ihr wagt es,
Wieder nach Hofe zu gehn, wo Eu'rer so übel gedacht wird?
Seid Ihr genöthigt? Ich seh' es nicht ein; bedenkt das Vergang'ne!"
„Freilich," sagte Reineke drauf, „es war nicht zu scherzen;

Viele wollten mir Gut, ich kam in große Verlegenheit;
Aber mancherlei Dinge begegnen unter der Sonne.
Wider alles Vermuthen erfährt man Dieses und Jenes,
Und wer was zu haben vermeint, vermißt es auf ein Mal.
Also laßt mich nur gehn, ich habe dort Manches zu schaffen.
Bleibet ruhig; Das bitt' ich Euch sehr! Ihr habet nicht nöthig,
Euch zu ängstigen. Wartet es ab! Ihr sehet, mein Liebchen,
Ist es mir immer nur möglich, in fünf, sechs Tagen mich wieder."
Und so schied er von dannen, begleitet von Grimbart', dem Dachse.

Achter Gesang.

Weiter gingen sie nun zusammen über die Heide,
Grimbart und Reineke, g'rad' den Weg zum Schlosse des Königs.
Aber Reineke sprach: „Es falle, wie es auch wolle;
Dieß Mal ahnet es mir, die Reise führet zum Besten.
Lieber Neffe, höret mich nun! Seitdem ich zum Letzten
Euch gebeichtet, verging ich mich wieder in sündigem Wesen;
Böses Großes und Kleines, und was ich damals vergessen.
Von dem Leibe des Vaters und seinem Felle verschafft' ich
Mir ein tüchtiges Stück; es ließen der Wolf und die Wölfinn
Ihre Schuhe mir ab. So hab' ich mein Mäthchen gekühlet.
Meine Lüge verschaffte mir Das; ich wußte den König
Aufzubringen und hab' ihn dabei entsetzlich betrogen:
Denn ich erzählt' ihm ein Mährchen, und Schöpfen wußt' ich zu dichten.
Ja, ich hatte daran nicht genug: ich tödtete Lampe'n;
Ich bepackte Bellyn mit dem Haupt des Ermordeten; grimmig
Sah der König auf ihn, er mußte die Zeche bezahlen;
Und das Kaninchen, ich drückt' es gewaltig hinter die Ohren.
Daß es darauf das Leben verlor, und war mir verdrießlich.
Daß es entkam. Auch muß ich bekennen, die Katze beklagt ich
Nicht mit Unrecht, ich habe Frau Schartenscharfe, ihr Weibchen,
Aufgegessen. Das Alles ist begangen, seitdem ich gebeichtet.
Aber damals vergaß ich vor Allen, ich will es erklären:
Eine Schalkheit, die ich beging, Ihr müßt sie erfahren;
Denn ich möchte nicht gern so Etwas tragen: ich lud es
Damals dem Wolf auf den Nacken. Wir gingen nämlich zusammen
Zwischen Lackys und Elversdingen; da sah'n wir von Weitem
Eine Stute mit ihrem Fohlen, und Eins wie das Andre
Wie ein Rabe so schwarz. Vier Monat mochte das Fohlen
Alt sein, und Isegrim war vom Hunger gepeinigt; da bat er:
„Fraget mir doch, verlangt uns die Stute nicht etwa das Fohlen?
Und wie theuer?" Da ging ich zu ihr und wagte das Stückchen.
„Liebe Frau Mähre," sagt' ich zu ihr: „das Fohlen ist Euer,
Wie ich weiß; verkauft Ihr es wohl? Das möcht' ich erfahren."
Sie versetzte: „Bezahlt Ihr es gut, so kann ich es missen,
Und die Summe, für die es mir feil ist, Ihr werdet sie leisen;
Hinten steht sie geschrieben an meinem Fuße." Da merkt' ich,
Was sie wollte, versetzte darauf: ich muß Euch bekennen,
Lesen und schreiben gelingt mir nicht eben so, wie ich es wünschte.
Auch begehr' ich des Kindes nicht selbst: denn Isegrim möchte
Das Verhältniß eigentlich wissen; er hat mich gesendet."

„Laßt ihn kommen," versetzte sie d'rauf: „er soll es erfahren."
Und ich ging, und Isegrim stand und wartete meiner.
„Wollt Ihr Euch sättigen, sagt' ich zu ihm: so gebt nur, die Mähre
Gibt Euch das Fohlen, es steht der Preis an hinteren Fuße
Unten geschrieben; ich möchte nur, sagte sie, selber da nachsehn.

Aber zu meinem Verdruß weiß ich schon Manches vernommen,
Weil ich nicht lesen und schreiben gelernt. Versucht es, mein Oheim,
Und beschauet die Schrift, Ihr werdet vielleicht sie verstehen."

Isegrim sagte: „Was sollt' ich nicht lesen! Das wäre mir seltsam!
Deutsch, Latein und Wälsch, sogar Französisch versteh' ich:
Denn in Erfurt hab' ich mich wohl zur Schule gehalten,
Bei den Weisen, Gelahrten, und mit den Meistern des Rechtes
Fragen und Urtheil gestellt; ich habe meine Lizenzen
Förmlich genommen, und was für Scripturen man immer auch findet,
Les' ich, als wär' es mein Name. D'rum wird es mir heute nicht fehlen.
Bleibet, ich geh' und lese die Schrift, wir wollen doch sehen!"

Und er ging und fragte die Frau: „Wie theuer das Fohlein?
Macht es billig!" Sie sagte darauf: „Ihr dürft nur die Summe
Lesen, sie stehet geschrieben an meinem hinteren Fuße."
„Laßt mich sehen!" versetzte der Wolf. Sie sagte: „Das thu' ich!"
Und sie hub den Arß empor aus dem Grase; der war erst
Mit sechs Nageln beschlagen; sie schlug gar richtig und fehlte
Nicht ein Härchen, sie traf ihm den Kopf, er stürzte zur Erden,
Lag betäubt wie todt. Sie aber eilte von dannen,
Was sie konnte. So lag er verwundet, es dauerte lange.
Eine Stunde verging; da regt' er sich wieder, und heulte
Wie ein Hund. Ich trat ihm zur Seite und sagte: „Herr Oheim,
Wo ist die Stute? Wie schmeckte das Fohlein? Ihr habt Euch gesättigt,
Habt mich vergessen: Ihr thatet nicht wohl; ich brachte die Botschaft!
Nach der Mahlzeit schmeckte das Schläfchen. Wie lautete, sagt mir,
Unter dem Fuße die Schrift? Ihr seid ein großer Gelehrter." —

„Ach!" versetzt' er: „spottet Ihr noch? Wie bin ich so übel
Dieß Mal gefahren! Es sollte fürwahr ein Stein sich erbarmen!
Die langbeinge Mähre! Der Henker mag's ihr bezahlen!
Denn der Fuß war mit Eisen beschlagen; Das waren die Schriften!
Neue Nägel! Ich habe davon sechs Wunden im Kopfe."

Kaum befreit er sein Leben. Ich habe nun Alles gebeichtet,
Lieber Neffe! vergebet mir nun die sündigen Werke!
Wie es bei Hofe geräth, ist mißlich; aber ich habe
Mein Gewissen befreit und mich von Sünden gereinigt.
Saget nun, wie ich mich bess're, damit ich zu Gnaden gelange."

Reinhart sprach: „Ich find' Euch von Neuem mit Sünden beladen.
Doch es werden die Todten nicht wieder lebendig; es wäre
Freilich besser, wenn sie noch lebten. So will ich, mein Oheim,
In Betrachtung der schrecklichen Stunde, der Nähe des Todes,
Der Euch droht, die Sünde vergeben als Diener des Herren:
Denn sie streben Euch nach mit Gewalt, ich fürchte das Schlimmste,
Und man wird Euch vor Allem das Haupt des Hasen gedenken!
Große Dreistigkeit war es, gesteht's, den König zu reizen,
Und es schadet Euch mehr, als Euer Leichtsinn gedacht hat."

„Nicht ein Haar!" versetzte der Oheim: „und daß ich Euch sage,
Durch die Welt sich zu helfen, ist ganz was Eig'nes; man kann sich
Nicht so heilig bewahren, als wie im Kloster; Das wißt Ihr
Handelt Einer mit Honig, er leckt zuweilen die Finger.
Lampe reizte mich sehr; er sprang herüber, hinüber,
Wie vor den Augen herum; sein fettes Wesen gefiel mir.
Und ich setzte die Liebe bei Seite. So gönnt' ich Bellyn'en
Wenig Gutes. Sie haben den Schaden; ich habe die Sünde.
Aber sie sind zum Theil auch so plump, in jeglichen Dingen
Grob und dumpf. Ich sollte noch viel Ceremonien machen?
Wenig Lust bezeigt ich dazu. Ich hatte von Hofe

Mich mit Aengſten gerettet, und lehrte ſie Dieſes und Jenes,
Aber es wollte nicht fort. Zwar Jeder ſollte den Nächſten
Lieben; Das muß ich geſtehn; indeſſen achtet' ich Dieſe
Wenig; und todt iſt todt, ſo ſagt Ihr ſelber. Doch laßt uns
Andre Dinge beſprechen: es ſind geiſtliche Zeiten;
Denn wie geht es von oben herab? Man ſoll ja nicht reden;
Doch wir Andern merken darauf, und denken das Unſre.

Raubt der König ja ſelbſt ſo gut als Einer, wir wiſſen's;
Was er ſelber nicht nimmt, das läßt er Bären und Wölfe
Holen, und glaubt, es geſchähe mit Recht. Da findet ſich Keiner,
Der ſich getraut, ihm die Wahrheit zu ſagen, ſo weit hinein iſt es
Böſe, kein Beichtiger, kein Caplan; ſie ſchweigen! Warum Das?
Sie genießen es mit, und wär' nur ein Rock zu gewinnen.
Komme dann Einer und klage! Der haſchte mit gleichem Gewinne
Nach der Luft, er tödtet' die Zeit und beſchäftigte beſſer
Sich mit neuem Erwerb. Denn fort iſt fort; und was ein Mal
Dir ein Mächtiger nimmt, Das haſt Du beſeſſen. Der Klage
Hört man wenig Gehör, und ſie ermüdet am Ende.
Unſer Herr iſt der Löwe, und Alles an ſich zu reißen,
Hält er ſeiner Würde gemäß. Er nennt uns gewöhnlich
Seine Leute. Fürwahr, das Unſre, ſcheint es, gehört ihm!

Darf ich reden, mein Oheim? Der edle König, er liebt ſich
Ganz beſonders Leute, die bringen, und die nach der Weiſe,
Die er ſingt, zu tanzen verſtehn. Man ſieht es zu deutlich.
Daß der Wolf und der Bär zum Rathe wieder gelangen,
Schadet noch Manchem. Sie ſtehlen und rauben; es liebt ſie der König.
Jeglicher ſieht es und ſchweigt; er denkt, an die Reihe zu kommen.
Mehr als Vier befanden ſich ſo zur Seite des Herren,
Ausgezeichnet vor Allen; ſie ſind die Größten am Hofe.
Nimmt ein armer Teufel, wie Reineke, irgend ein Huhnchen,
Werfen ſie Alle gleich über ihn her, ihn ſuchen und fangen,
Und verdammen ihn laut mit einer Stimme zum Tode.
Kleine Diebe hängt man ſo weg, es haben die großen
Starken Vorſprung, mögen das Land und die Schlöſſer verwalten.
Sehet, Oheim, bemerk' ich nun Das und ſinne darüber,
Nun, ſo ſpiel' ich halt auch mein Spiel und denke darneben
Oefters bei mir: es muß ja wohl recht ſein; thun's doch ſo Viele!
Freilich regt ſich dann auch das Gewiſſen, und zeigt mir von Ferne
Gottes Zorn und Gericht, und läßt mich das Ende bedenken.
Ungerecht' Gut, ſo klein es auch ſei, man muß es erſtatten.
Und da fühl' ich denn Reu' im Herzen; doch währet es nicht lange.
Ja, was hilft Dich's, der Beſte zu ſein? Es bleiben die Beſten
Doch nicht unberedet in dieſen Zeiten vom Volke;
Denn es weiß die Menge genau nach Allem zu forſchen;
Niemand vergeſſen ſie leicht, erfinden Dieſes und Jenes;
Wenig Gutes iſt in der Gemeine, und wirklich verdienen
Wenige d'runter auch gute, gerechte Herren zu haben.
Denn ſie ſingen und ſagen vom Böſen immer und immer;
Auch das Gute wiſſen ſie zwar von großen und kleinen
Herren; doch ſchweigt man davon, und ſelten kommt es zur Sprache.
Doch das Schlimmſte ſind' ich den Dunkel des irrigen Wahnes,
Der die Menſchen ergreift: es könne Jeder im Traume
Seines heiligen Wahnes die Welt beherrſchen und richten.
Hielte doch Jeder ſein Weib und ſeine Kinder in Ordnung.
Wüßte ſein trotzig Geſinde zu bändigen, könnte ſich ſtille,
Wenn die Thoren verſchwenden, in mäßigem Leben erfreuen!
Aber wie ſollte die Welt ſich verbeſſern? Es läßt ſich ein Jeder

Alles zu und will mit Gewalt die Andern bezwingen.
Und so sinken wir tiefer und immer tiefer in's Aege:
Mörderen, Lug und Verrath und Diebstahl, und falscher
Eidschwur, Rauben und Morden, man hört nichts Ander's erzählen.
Falsche Propheten und Heuchler betrügen schändlich die Menschen.

Jeder lebt nur so hin! Und will man sie treulich ermahnen,
Nehmen sie's leicht und sagen auch wohl: „Ei, wäre die Sünde
Groß und schwer, wie hier wie dort uns manche Gelehrte
Predigen, würde der Pfaffe die Sünde selber vermeiden!“
Sie entschuldigen sich mit bösem Exempel, und gleichen
Gänzlich dem Affengeschlecht, das, nachzuahmen geboren,
Weil es nicht denket und wählt, empfindlichen Schaden erduldet.

Freilich sollten die geistlichen Herr'n sich besser betragen!
Manches könnten sie thun, wofern sie es heimlich vollbrächten:
Aber sie schonen uns nicht, uns and're Laien, und treiben
Alles, was ihnen beliebt, vor unsern Augen, als wären
Wir mit Blindheit geschlagen; allein wir sehen zu deutlich,
Ihre Gelübde gefallen den guten Herren so wenig,
Als sie dem sündigen Freunde der weltlichen Werke behagen.

Denn so haben über den Alpen die Pfaffen gewöhnlich
Eigens ein Liebchen; nicht weniger sind in diesen Provinzen,
Die sich sündlich vergehn. Man will mir sagen, sie haben
Kinder, wie and're verehlichte Leute; und, sie zu versorgen,
Sind sie eifrig bemüht, und bringen sie hoch in die Höhe.
Diese denken hernach nicht weiter, woher sie gekommen,
Lassen Niemand den Rang und gehen stolz und gerade,
Eben als wären sie edlen Geschlechts, und bleiben der Meinung,
Ihre Sache sei richtig. So pflegte man aber vor Diesem
Pfaffenkinder so hoch nicht zu halten; nun heben sie Alle
Herren und Frauen. Das Geld ist freilich Alles vermögend.
Selten findet man fürstliche Lande, worin nicht die Pfaffen
Zölle und Zinsen erheben, und Oefen und Mühlen benutzten.
Diese verkehren die Welt; es lernt die Gemeinde das Böse:
Denn man sieht, so hält es der Pfaffe; da sündiget Jeder,
Und vom Guten leitet hinweg ein Blinder den Andern.
Ja, wer merkte denn wohl die guten Werke der frommen
Priester, und wie sie die heilige Kirche mit gutem Exempel
Auferbauen? Wer lebt nur darnach? Man stärkt sich im Bösen. —
So geschieht es im Volke, wie sollte die Welt sich verbessern?

Aber höret mich weiter! Ist Einer unächt geboren,
Sei er ruhig darüber; was kann er weiter zur Sache?
Denn ich meine nur so, versteht mich. Wird sich ein Solcher
Nur mit Demuth betragen, und nicht durch eitles Benehmen
And're reizen, so fällt es nicht auf, und hätte man Unrecht,
Ueber dergleichen Leute zu reden. Es macht die Geburt uns
Weder edel noch gut, noch kann sie zur Schande gereichen.
Aber Tugend und Laster, sie unterscheiden die Menschen.
Gute, gelehrte geistliche Männer, man hält sie, wie billig,
Hoch in Ehren, doch geben die Bösen ein böses Exempel.
Predigt so Einer das Beste, so sagen doch endlich die Laien:
„Spricht er das Gute und thut er das Böse, was soll man erwählen?“
Auch der Kirche thut er nichts Gutes, er predigt Jedem:
Leget nur aus und bauet die Kirche. Das rath' ich, Ihr Lieben,
Wollt' Ihr Gnade verdienen und Ablaß! — so schließt er die Rede.
Und er legt wohl wenig dazu, ja gar nichts, und viele
Seinetwegen die Kirche zusammen. So hält er denn weiter

Für die beste Weise zu leben, sich köstlich zu kleiden,
Locker zu essen. Und hat sich so Einer um weltliche Sachen
Uebermäßig bekümmert, wie will er beten und singen?
Gute Priester sind täglich und stündlich im Dienste des Herren
Fleißig begriffen, und üben das Gute; der heiligen Kirche
Sind sie nütze; sie wissen die Laien durch gutes Exempel
Auf dem Wege des Heils zur rechten Pforte zu leiten.

Aber ich kenne denn auch die Bekappten; sie plärren und plappern
Immer zum Scheine so fort, und suchen immer die Reichen;
Wissen den Leuten zu schmeicheln und gehn am Liebsten zu Gaste.
Bittet man Einen, so kommt auch der Zweite; da finden sich weiter
Noch zu Diesen Zwei oder Drei. Und wer in dem Kloster
Gut zu schwatzen versteht, der wird im Orden erhoben,
Wird zum Lesemeister, zum Custos oder zum Prior.
Andere stehen bei Seite. Die Schüsseln werden gar ungleich
Aufgetragen. Denn Einige müssen des Nachts in dem Chore
Singen, lesen, die Gräber umgehn; die Anderen haben
Guten Vortheil und Ruh' und essen die köstlichen Bissen.

Und die Legaten des Papsts, die Aebte, Pröpste, Prälaten,
Die Begninen und Nonnen, da wäre Vieles zu sagen!
Ueberall heißt es: gebt mir das Eu're und laßt mir das Meine.
Wenige finden sich wahrlich, nicht Sieben, welche der Vorschrift
Ihres Ordens gemäß ein heiliges Leben beweisen.
Und so ist der geistliche Stand gar schwach und gebrechlich."

„Oheim!" sagte der Dachs: „ich sind' es besonders, Ihr beichtet
Fremde Sünden. Was will es Euch helfen? Mich dünket, es wären
Eu'rer eig'nen genug. Und sagt mir, Oheim, was habt Ihr
Um die Geistlichkeit Euch zu bekümmern, und Dieses und Jenes?
Seine Bürde mag Jeglicher tragen, und Jeglicher gebe
Red' und Antwort, wie er in seinem Stande die Pflichten
Zu erfüllen strebt; Dem soll sich Niemand entziehen,
Weder Alte auch Junge, hier außen oder im Kloster.
Doch Ihr redet zu viel von allerlei Dingen und könntet
Mich zuletzt zum Irrthum verleiten. Ihr kennet vortrefflich,
Wie die Welt nun besteht und alle Dinge sich fügen;
Niemand schickte sich besser zum Pfaffen. Ich käme mit andern
Schafen, zu beichten bei Euch und Eu'rer Lehre zu horchen,
Eu're Weisheit zu lernen; denn freilich muß ich gestehen:
Stumpf und grob sind die Meisten von uns, und hätten's vonnöthen."

Also hatten sie sich dem Hofe des Königs genähert.
Reineke sagte: „So ist es gewagt!" und nahm sich zusammen.
Und sie begegneten Martin, dem Affen; Der hatte sich eben
Aufgemacht und wollte nach Rom; er grüßte die Beiden.
„Lieber Oheim, lasset ein Herz!" so sprach er zum Fuchse,
Fragt' ihn Dieses und Jenes, obschon ihm die Sache bekannt war.
„Ach, wie ist mir das Glück in diesen Tagen entgegen!"
Sagte Reineke drauf: „da haben mich etliche Diebe
Wieder beschuldigt, wer sie auch sind; besonders die Krähe,
Mit dem Kaninchen; sein Weib verlor die Eine, dem Andern
Fehlt ein Ohr. Was kümmert mich Das? Und könnt' ich nur selber
Mit dem Könige reden; sie Beide sollten's empfinden!
Aber mich hindert am Meisten, daß ich im Banne des Papstes
Leider noch bin. Nun hat in der Sache der Dompropst die Vollmacht,
Der bei'm Könige gilt. Und in dem Banne befind' ich
Mich um Irrgrim's willen, der einst ein Klausner geworden,
Aber dem Kloster entlief, von Elkmar, wo er gewohnet.

Und er schwur, so könnt' er nicht leben, man hält' ihn zu strenge,
Lange könnt' er nicht fasten und könne nicht immer so leben.
Damals half ich ihm fort. Es reut mich; denn er verleumdet
Mich bei'm Könige nun, und sucht mir immer zu schaden.
Soll ich nach Rom? Wie werden indeß zu Hause die Meinen
In Verlegenheit sein! Denn Isegrim kann es nicht lassen;
Wo er sie findet, beschädigt er sie. Auch sind noch so Viele,
Die mir Uebels gedenken und sich an die Meinigen halten.
Wär' ich aus dem Banne gelöst, so hätt' ich es besser,
Könnte gemächlich mein Glück bei Hofe wieder versuchen."

Martin versetzte; „Da kann ich Euch helfen, es trifft sich! So eben
Geh' ich nach Rom und nütz' Euch daselbst mit künstlichen Stücken.
Unterdrücken laß ich Euch nicht! Als Schreiber des Bischofs,
Dünkt mich, versteh' ich das Werk. Ich schaffe, daß man den Dompropst
G'rade nach Rom citirt, da will ich gegen ihn fechten.
Seht nur, Oheim, ich treibe die Sache und weiß sie zu leiten;
Erquiten laß ich das Urtheil, Ihr werdet mir sicher
Absolvirt, ich bring' es Euch mit; es sollen die Feinde
Uebel sich freu'n und ihr Geld zusammt der Mühe verlieren:
Denn ich kenne den Gang der Dinge zu Rom und verstehe,
Was zu thun und zu lassen. Da ist Herr Simon, mein Oheim,
Angesehn und mächtig; er hilft den guten Bezahlern.
Schalkefund, das ist ein Herr! und Doctor Greifin und And're,
Wendemantel und Leisefund hab' ich alle zu Freunden.
Meine Gelder schickt' ich voraus; denn, seht nur, so wird man
Dort am Besten bekannt. Sie reden wohl von Citiren;
Aber das Geld begehren sie nur. Und wäre die Sache
Noch so krumm, ich mache sie g'rad' mit guter Bezahlung.
Bringst Du Geld, so findest Du Gnade; sobald es Dir mangelt,
Schließen die Thüren sich zu. Ihr bleibet ruhig im Lande;
Eu'rer Sache nehm' ich mich an, ich löse den Knoten.
Geht nur nach Hofe, Ihr werdet daselbst Frau Hildegunde finden.
Meine Gattinn; es liebt sie der König, unser Gebieter,
Und die Königinn auch; sie ist behenden Verstandes.
Sprecht sie an, sie ist klug, verwendet sich gerne für Freunde.
Viele Verwandte findet Ihr da. Es hilft nicht immer,
Recht zu haben. Ihr findet bei ihr zwei Schwestern, und meiner
Kinder sind drei, daneben noch manche von Euerm Geschlechte,
Euch zu dienen bereit, wie Ihr es immer begehret.
Und versagte man Euch das Recht, so sollt Ihr erfahren,
Was ich vermag. Und wenn man Euch drückt, berichtet mir's eilig!
Und ich lasse das Land in Bann thun, den König und alle
Weiber und Männer und Kinder. Ein Interdict will ich senden,
Singen soll man nicht mehr, noch Messe lesen, noch taufen,
Noch begraben, was es auch sei. Deß tröstet Euch, Neffe!

Denn der Papst ist alt und krank, und nimmt sich der Dinge
Weiter nicht an, man achtet ihn wenig. Auch hat nun am Hofe
Cardinal Ohnegenüge die ganze Gewalt, der ein junger,
Rüstiger Mann ist, ein feuriger Mann von schnellem Entschlusse.
Dieser liebt ein Weib, das ich kenne; sie soll ihm ein Schreiben
Bringen, und was sie begehrt, Das weiß sie trefflich zu machen,
Und sein Schreiber, Johannes Partei, Der kennt auf's Genau'ste,
Alte und neue Münze; denn Forchegenau, sein Geselle,
Ist ein Hofmann; Schleifen und Wenden ist Notarius,
Baccalaureus beider Rechte; und bleibt er nur etwa
Noch ein Jahr, so ist er vollkommen in practischen Schriften.

Dann ſind noch zwei Richter daſelbſt; Die heißen Mracta
Und Donarius: ſprechen ſie ab, ſo bleibt es geſprochen.

So verübt man in Rom gar manche Lüſten und Laſten,
Die der Papſt nicht erlaubt. Man muß ſich Freunde verſchaffen!
Denn durch ſie vergibt man die Sünden und löſet die Völker
Aus dem Banne. Verlaßt Euch darauf, mein werthester Oheim!
Denn es weiß der König ſchon lang, ich laß Euch nicht fallen;
Eu're Sache führ' ich hinaus, und bin es vermögend.
Ferner mag er bedenken, es ſind gar Viele den Affen
Und den Füchſen verwandt, die ihn am Beſten berathen;
Und das hilft Euch gewiß, es gehe, wie es auch wolle."

Reineke ſprach: „Das tröſtet mich ſehr; ich denk' es Euch wieder,
Komm' ich dieß Mal nur los!" Und Einer empfahl ſich dem Andern.
Ohne Geleite ging Reineke nun mit Grimbart, dem Dachſe,
Nach dem Hofe des Königs, wo man ihm übel geſinnt war.

Neunter Geſang.

Reineke war nach Hofe gelangt, er dachte die Klagen
Abzuwenden, die ihn bedrohten. Doch als er die vielen
Feinde beiſammen erblickte, wie Alle ſtanden und Alle
Sich zu rächen begehrten und ihn am Leben zu ſtrafen,
Fiel ihm der Muth; er zweifelte nun, doch ging er mit Kühnheit
Grade durch alle Baronen, und Grimbart ging ihm zur Seite;
Sie gelangten zum Throne des Königs; da lispelte Grimbart:
„Seid nicht furchtſam, Reineke, dieß Mal; gedenket: dem Biedern
Wird das Glück nicht zu Theil, der Kühne ſucht die Gefahr auf
Und erfreut ſich mit ihr; ſie hilft ihm wieder entkommen."
Reineke ſprach: „Ihr ſagt mir die Wahrheit; ich danke zum Schönſten
Für den herrlichen Troſt, und kommt' ich wieder zu Freiheit,
Werd' ich's gedenken. Er iſt nun ſonſt, und viele Verwandte
Fanden ſich unter der Schaar, doch wenige Gönner, den Armen
Pflegt' er übel zu dienen; ja unter den Ottern und Bibern,
Unter Greifen und Affen trieb er ſein ſchelmiſches Weſen.
Doch entdeckt' er noch Freunde genug im Saale des Königs.

Reineke kniete vor'm Throne zur Erden und ſagte bedächtig:
„Gott, dem Alles bekannt iſt, und der in Ewigkeit mächtig
Bleibt, bewahr' Euch mein Herr und König, bewahre nicht minder
Meine Frau, die Königinn, immer, und Beiden zuſammen
Geb' er Weisheit und gute Gedanken, damit ſie beſonnen
Recht und Unrecht erkennen; denn viele Falſchheit iſt jetzo
Unter den Menſchen im Ganze. Da ſcheinen Viele von außen,
Was ſie nicht ſind. O, hätte doch Jeder am Vorhaupt geſchrieben,
Wie er gedenkt, und ſäh' es der König! Da würde ſich zeigen,
Daß ich nicht lüge und daß ich Euch immer zu dienen bereit bin.
Zwar verklagen die Böſen mich heftig; ſie möchten mir gerne
Schaden und Eu'rer Huld berauben, als wär' ich derſelben
Unwerth. Aber ich kenne die ſtrenge Gerechtigkeitsliebe
Meines Königs und Herrn; denn ihn verleitete Keiner,
Je die Wege des Rechtes zu ſchmälern; ſo wird es auch bleiben."

Alles kam und drängte ſich nun; ein Jeglicher wußte
Reineke's Kühnheit bewundern, es wünſcht' ihn Jeder zu hören;
Seine Verbrechen waren bekannt; wie wollt' er entrinnen?

„Reineke Böſewicht!" ſagte der König: „für dieß Mal erretten
Deine loſen Worte Dich nicht, ſie helfen nicht länger
Lügen und Trug verkleiden; nun biſt Du an's Ende gekommen.
Denn Du haſt die Treue zu mir, ich glaube, bewieſen

Am Kaninchen und an der Krähe! Das wäre grausam.
Aber Du übst Verrath an allen Orten und Enden;
Deine Streiche sind fällig und behende, doch werden sie nicht mehr
Lange dauern; denn voll ist das Maß, ich schelte nicht länger."

Reinecke dachte: wie wird es mir gehn! O hätt' ich nur wieder
Meine Behausung erreicht! Wo will ich Mittel ersinnen?
Wie es auch geht, ich muß nun hindurch, versuchen wir Alles!

„Mächtiger König, edelster Fürst!" so ließ er sich hören:
„Meint Ihr, ich habe den Tod verdient, so habt Ihr die Sache
Nicht von der rechten Seite betrachtet, d'rum bitt' ich, Ihr wollet
Erst mich hören. Ich habe ja sonst Euch nützlich gerathen;
In der Noth bin ich bei Euch geblieben, wenn Etliche wichen,
Die sich zwischen uns Beide nun stellen zu meinem Verderben,
Und die Gelegenheit nützen, wenn ich entfernt bin. Ihr möget,
Edler König, hab' ich gesprochen, die Sache dann schlichten!
Werd' ich schuldig befunden, so muß ich es freilich ertragen.
Wenig habt Ihr meiner gedacht, indeß ich im Lande
Vieler Orten und Enden die sorglichste Wache gehalten.
Meint Ihr, ich wäre nach Hofe gekommen, wofern ich mich schuldig
Wußte groß' oder kleiner Vergehn? Ich würde bedächtig
Eure Gegenwart fliehn und meine Feinde vermeiden.
Nein, mich hätten gewiß aus meiner Feste nicht sollen
Alle Schätze der Welt hierher verleiten; da war ich
Frei auf eigenem Grund und Boden. Nun bin ich mir aber
Keines Uebels bewußt, und also bin ich gekommen.
Eben stand ich Wache zu halten; da brachte mein Oberm
Mir die Zeitung, ich solle nach Hof. Ich hatte von Neuem,
Wie ich dem Mann mich entzöge, gedacht, darüber mit Martin
Vieles gesprochen, und er gelobte mir heilig, er wolle
Mich von dieser Bürde befreien. „Ich werde nach Rom gehn,"
Sagt' er, „und nehme die Sache von uns es völlig auf meine
Schultern; geht nur nach Hofe, des Bannes werdet ihr ledig."
Gehet, so hat mir Martin gerathen; er muß es verstehen.
Denn der vortreffliche Bischof, Herr Ohnegrund, braucht ihn beständig;
Schon fünf Jahre dient er demselben in rechtlichen Sachen,
Und so kam ich hierher und finde Klagen auf Klagen.
Das Kaninchen, der Aeugler, verleumdet mich; aber es steht nun
Reinecke hier: so tret' er hervor mir unter die Augen!
Denn es ist freilich was Leichtes, sich über Entfernte beklagen;
Aber man soll den Gegentheil hören, bevor man ihn richtet.
Diese falschen Gesellen, bei meiner Treue! sie haben
Gutes genossen von mir, die Krähe mit dem Kaninchen:
Denn vergestern am Morgen in aller Frühe begegnet
Mir das Kaninchen und grüßte mich schön; ich hatte so eben
Vor mein Schloß mich gestellt und las die Gebete des Morgens.
Und er zeigte mir an, er gehe nach Hofe; da sagt' ich:
Gott begleit' Euch! Er klagte darauf: „Wie hung'rig und müde
Bin ich geworden!" Da fragt' ich ihn freundlich: Begehrt Ihr zu essen?
„Dankbar nehm' ich es an", versetzt' er. Aber ich sagte:
„Geb' ich's doch gerne! So ging ich mit ihm und bracht' ihm behende
Kirschen und Butter; ich pflege kein Fleisch am Mittwoch zu essen.
Und er sättigte sich mit Brod und Butter und Früchten.
Aber es trat mein Söhnchen, das jüngste, zum Tische, zu sehen,
Ob was übrig geblieben: denn Kinder lieben das Essen;
Und der Knabe haschte darnach. Da schlug das Kaninchen
Hastig ihn über das Maul, es bluteten Lippen und Zähne.
Reinhart, mein andrer, sah die Begegnung und faßte den Aeugler

Gönnt' ihm keinen holden Blick.
Sieh mich vor dir unverſtellt,
Herr, die Schuldigſte der Welt.

Ach, ſo drängt' und quält' ich ihn;
Und nun iſt der Arme hin.
Schwebt in Kummer, Mangel, Noth,
Iſt verloren, er iſt todt.
Sieh mich, Heilger, wie ich bin,
Eine arme Sünderinn.

Erwin zieht eine Schreibtafel heraus und ſchreibt mit zitternder Hand einige Worte, ſchlägt die Tafel zu, und gibt ſie Elmiren. Eilig will ſie die Blätter aufmachen; er hält ſie ab und macht ihr ein Zeichen, ſich zu entfernen. Dieſe Pantomime wird von Muſik begleitet, wie alles das Folgende.

Elmire.

Ja, würd'ger Mann, ich ehre deinen Wink,
Ich überlaſſe dich der Einſamkeit,
Ich ſtöre nicht dein heiliges Gefühl
Durch meine Gegenwart. Wann darf ich,

wann

Griff' an den Kehle, spielte sein Spiel und
richte den Bruder.
Das geschah, nicht mehr und nicht minder. Ich
säumte nicht lange,
Hief und strafte die Knaben und brachte mit
Mühe die Beiden
Von einander. Kriegt' er was ab, so mag er
es tragen.
Denn er hatte noch mehr verdient; auch wären
die Jungen,
Hätt' ich es übel gemeint, mit ihm wohl fertig
geworden.
Und so dankt er mir nun! Ich riß ihm, sagt er,
ein Ohr ab;
Ehre hat er genossen und hat ein Zeichen be-
halten." —

„Ferner kam die Krähe zu mir und klagte: die Gattinn
Hab' er verloren, sie habe sich leider zu Tode
gegessen,
Einen ziemlichen Fisch mit allen Gräten ver-
schlungen;
Wo es geschah, Das weiß er am Besten; nun
sagt er: ich habe
Sie gemordet; er that es wohl selbst, und würde
man ernstlich
Ihn verhören, dürft' ich es thun, er spräche
wohl anders;
Denn sie fliegen, es reichet kein Sprung so hoch,
in die Lüfte.

Will nun solcher verbotenen Thaten mich
Jemand bezüchten,
Thu' er's mit redlichen, giltigen Zeugen; denn
also gehört sich's
Gegen edle Männer zu rechten; ich müßt' es
erwarten.
Aber finden sich keine, so gibt's ein anderes
Mittel.
Hier! ich bin zum Kampfe bereit! man setze
den Tag an
Und den Ort. Es zeige sich dann ein würdiger
Gegner,
Gleich mit mir von Geburt; ein Jeder führe
sein Recht aus.
Wer dann Ehre gewinnt, Dem mag sie bleiben.
So hat es
Immer zu Rechte gegolten, und ich verlang'
es nicht besser."

Alle standen und hörten und waren über die
Worte
Reinek'n höchlich verwundert, die er so trotzig
gesprochen.
Und es erschracken die Beiden, die Krähe mit
dem Kaninchen,
Räumten den Hof, und traten nicht weiter,
ein Wörtchen zu sprechen,
Sondern sagten unter einander: „Es wäre
nicht rathsam,
Gegen ihn weiter zu rechten. Wir möchten
Alles verfechten.
Und wir kämen nicht aus. Wer hat's gesehen?
Wir waren
Ganz allein mit dem Schelm. Wer sollte zeugen?
Am Ende
Bleibt der Schaden uns doch. Für alle seine
Verbrechen
Warte der Henker ihm auf und lohn' ihm, wie
er's verdiente!
Kämpfen will er mit uns? Das möcht' uns übel
bekommen.
Nein, fürwahr, wir lassen es lieber! Denn
falsch und behende,
Lose und tückisch kennen wir ihn. Es wären ihm
wahrlich
Unser Fünfe zu wenig, wir müßten es theuer
bezahlen!"

Isegrim' aber und Braun'en war übel zu
Muthe; sie sahen
Ungern die Beiden von Hofe sich schleichen. Da
sagte der König:
„Hat noch Jemand zu klagen, der komme! Laßt uns vernehmen!
Gestern drohten so Viele; hier steht der Be-
klagte! Wo sind sie?"

Reineke sagte: „So pflegt es zu gehn; man
klagt und beschuldigt
Diesen und Jenen; doch fänd' er dabei, man
bliebe zu Hause.
Diese losen Verräther, die Krähe mit dem
Kaninchen,
Hätten mich gern in Schande gebracht und
Schaden und Strafe,
Aber sie bitten mir's ab und ich vergebe; denn
freilich,
Da ich komme, bedenken sie sich und weichen
zur Seite.
Wie beschämt' ich sie nicht! Ihr sehet, wie es
gefährlich
Ist, die losen Verleumder entfernter Diener
zu hören;
Sie verbrechen das Rechte und sind den Besten
gehässig.
Und're dauern mich nur, an mir ist wenig
gelegen!"

„Höre mich," sagte der König darauf: „Du
loser Verräther!
Sage, was treibt Dich dazu, daß Du mir
Lampe'n, den Treuen,
Der mir die Briefe zu tragen pflegte, so schmäh-
lich getödtet?
Hätt' ich nicht Alles vergeben, so viel Du immer
verbrochen?

Ränzel und Stab entsprangst Du von mir; so ward Du verschen,
Solltest nach Rom und über das Meer; ich gönnte Dir Alles,
Und ich hoffte Verjüngung von Dir. Nun seh' ich zum Anfang,
Wie Du Lampe'n gemordet: es mußte Bellyn Dir zum Boten
Dienen; Der brachte das Haupt im Ränzel getragen, und sagte
Oeffentlich aus, er bringe mir Briefe, die Ihr zusammen
Ausgedacht und geschrieben, er habe das Beste gerathen.
Und im Ränzel fand sich das Haupt, nicht mehr und nicht minder;
Mir zum Hohne thatet Ihr Das. Bellyn'en behielt ich
Gleich zum Pfande, sein Leben verlor er; nun geht es an Deines."

Reineke sagte: „Was hör' ich? Ist Lampe todt? und Bellyn'en
Sind' ich nicht mehr? Was wird nun aus mir? O, wär' ich gestorben!
Ach, mit Beiden geht mir ein Schatz, der größte, verloren!
Denn ich fand' Euch durch sie Kleinode, welche nicht besser
Ueber der Erde sich finden. Wer sollte glauben, der Widder
Würde Lampe'n erwerben und Euch der Schätze berauben?
Hüte sich Einer, wo Niemand Gefahr und Tücke vermuthet!"

Zornig hörte der König nicht aus, was Reineke sagte,
Wandte sich weg nach seinem Gemach und hatte nicht deutlich
Reineke'ns Rede vernommen, er dacht' ihn am Leben zu strafen;
Und er fand die Königinn eben in seinem Gemache
Mit Frau Rückenau stehn. Es war die Aeffinn besonders
König' und Königinn lieb. Das sollte Reineke'n helfen.
Unterrichtet war sie und klug und wußte zu reden;
Wo sie erschien, sah Jeder auf sie und ehrte sie höflich.
Diese merkte des Königs Verdruß und sprach mit Bedachte:
„Wenn Ihr, gnädiger Herr, auf meine Bitte zuweilen
Hörtet, gereut' es Euch nie, und Ihr vergabt mir die Kühnheit,
Wenn Ihr gärnet, ein Wort gelinder Meinung zu sagen.
Seid auch dieß Mal geneigt, mich anzuhören, betrifft es
Doch mein eig'nes Geschlecht! Wer kann die Seinen verläugnen?
Reineke, wie er auch sei, ist mein Verwandter, und soll ich,
Wie sein Betragen mir scheint, aufrichtig bekennen; ich denke,
Da er zu Rechte sich stellt, von seiner Sache das Beste.
Mußte sein Vater doch auch, den Euer Vater begünstigt,
Viel von losen Mäul'rn erdulden, und falschen Verklägern!
Doch beschämt' er sie stets. Sobald man die Sache genauer
Untersuchte, fand es sich klar: die tückischen Neider
Suchten Verdienste sogar als schwere Verbrechen zu deuten.
So erhielt er sich immer in größerem Ansehn bei Hof, als
Braun und Isegrim jetzt: denn Diesen wäre zu wünschen,
Daß sie alle Beschwerden auch zu beseitigen wüßten,
Die man häufig über sie hört; allein sie verstehen
Wenig vom Rechte. So zeigt es ihr Rath, so zeigt es ihr Leben."

Doch der König versetzte darauf: „Wie kann es Euch wundern,
Daß ich Reineke'n grolle hin, dem Diebe, der mir vor Kurzem
Lampe'n getödtet, Bellyn'en verführt und frecher als jemals
Alles läugnet, und sich als treuen und redlichen Diener
Anzupreisen erkühnt, indessen Alle zusammen
Laute Klagen erheben und nur zu deutlich beweisen,
Wie er mein sicher' Geleite verletzt und wie er mit Stehlen,
Rauben und Morden das Land und meine Getreuen beschädigt.
Nein! ich duld' es nicht länger!" Dagegen sagte die Aeffinn:
„Freilich ist's nicht Vielen gegeben, in jeglichen Fällen
Klug zu handeln und klug zu rathen; und wem es gelinget,
Der erwirbt sich Vertrauen. Allein es suchen die Neider,
Ihm dagegen heimlich zu schaden, und werden sie zahlreich,

Treten ſie öffentlich auf. So iſt es Reinecke'n mehrmals
Schon ergangen; doch werden ſie nicht die Erinn'rung vertilgen,
Wie er in Fällen Euch weiſe gerathen, wenn Alle verſammelt.
Wißt Ihr noch, vor Kurzem geſchah's? Der Mann und die Schlange
Kamen vor Euch, und Niemand verſtand die Sache zu ſchlichten;
Aber Reinecke fand's. Ihr lobtet ihn damals vor Allen."

Und der König verſetzte nach kurzem Bedenken dagegen:
„Ich erinn're der Sache mich wohl, doch hab' ich vergeſſen,
Wie ſie zuſammen hing; ſie war verworren, ſo dunkt mich.
Wißt Ihr ſie noch, ſo laßt ſie mich hören, es macht mir Vergnügen."
Und ſie ſagte: „Befiehlt es mein Herr, ſo will es geſchehen."

Eben ſind's zwei Jahre, da kam ein Lindwurm und klagte
Stürmiſch, gnädiger Herr, vor Euch: es woll' ihm ein Bauer
Nicht im Rechte ſich fügen, ein Mann, den zwei Mal das Urtheil
Nicht begünſtigt. Er brachte den Bauern vor Euern Gerichtshof
Und erzählte die Sache mit vielen heftigen Worten.

Durch ein Loch im Zaune zu kriechen, gedachte die Schlange,
Fing ſich aber im Stricke, der vor die Oeffnung gelegt war;
Feſter zog die Schlinge ſich zu, ſie hätte das Leben
Dort gelaſſen: da kam ihr zum Glück ein Wand'rer gegangen.
Aengſtlich rief ſie: „Erbarme Dich meiner und mache mich ledig!
Laß Dich erbitten!" Da ſagte der Mann: „Ich will Dich erleſen;
Denn mich jammert Dein Elend. Allein erſt ſollſt Du mir ſchwören,
Mir nichts Leides zu thun!" Die Schlange fand ſich erbötig,
Schwur den theuerſten Eid: ſie wolle auf keinerlei Weiſe
Ihren Befreier verletzen; und ſo erlöſ'te der Mann ſie.

Und ſie gingen ein Weilchen zuſammen; da fühlte die Schlange
Schmerzlichen Hunger, ſie ſchoß auf den Mann und wollt' ihn erwürgen,
Ihn verletzen; mit Angſt und Noth entſprang ihr der Arme.
„Das iſt mein Dank? Das hab' ich verdient?" ſo rief er; „und haſt Du
Nicht geſchworen den theuerſten Eid?" Da ſagte die Schlange:
„Leider nöthiget mich der Hunger, ich kann mir nicht helfen;
Noth erkennt kein Gebot, und ſo beſteht es zu Rechte."

Da verſetzte der Mann: „So ſchone nur meiner ſo lange,
Bis wir zu Leuten kommen, die unparteiiſch uns richten."
Und es ſagte der Wurm: „Ich will mich ſo lange gedulden."

Alſo gingen ſie weiter und fanden über dem Waſſer
Pfäckebeutel, den Raben, mit ſeinem Sohne; man nennt ihn
Quackeler. Und die Schlange berief ſie zu ſich und ſagte:
„Kommt und höret!" Es hörte die Sache der Rabe bedächtig,
Und er richtete gleich: „den Mann zu eſſen." Er hoffte
Selbſt ein Stück zu gewinnen. Da freute die Schlange ſich höchlich:
„Nun, ich habe geſiegt! es kann mir's Niemand verdenken."
„Nein," verſetzte der Mann; „ich habe nicht völlig verloren;
Soll' ein Räuber zum Tode verdammen, und ſollte nur Einer
Richten? Ich fordere ferner Gehör, im Gange des Rechtes;
Laßt uns vor Vier, vor Zehn die Sache bringen und hören."

„Gehn wir!" ſagte die Schlange. Sie gingen und es begegnet'
Ihnen der Wolf und der Bär, und Alle traten zuſammen.
Alles befürchtete der Mann: denn zwiſchen den Feinden
War es gefährlich zu ſtehn und zwiſchen ſolchen Geſellen:
Ihn umringten die Schlange, der Wolf, der Bär und die Raben.
Bange war ihm genug: denn bald verglichen ſich Beide,
Wolf und Bär, das Urtheil in dieſer Nähe zu fällen:
„Tödten dürfe die Schlange den Mann; der leidige Hunger
Kenne keine Geſetze, die Noth entbinde vom Eidſchwur."

Sorgen und Angſt befielen den Wand'rer; denn Alle zuſammen
Wollten ſein Leben. Da ſchoß die Schlange mit grimmigem Ziſchen,
Spritzte Geifer auf ihn, und ängſtlich ſprang er zur Seite.
„Großes Unrecht," rief er, „begehſt Du! Wer hat Dich zum Herren
Ueber mein Leben gemacht?" Sie ſprach: „Du haſt es vernommen;
Zwei Mal ſprachen die Richter, und zwei Mal haſt Du verloren."
Ihr verſetzte der Mann: „Sie rauben ſelber und ſtehlen;
Ich erkenne ſie nicht, wir wollen zum Könige gehen.
Mag er ſprechen, ich füge mich d'rein, und wenn ich verliere,
Hab' ich noch Uebels genug; allein ich will es ertragen."
Spottend ſagte der Wolf und der Bär: „Du magſt es verſuchen;
Aber die Schlange gewinnt, ſie wird's nicht beſſer begehren.
Denn ſie dachten, es würden die ſämmtlichen Herren des Hofes
Sprechen wie ſie, und gingen getroſt und führten den Wand'rer;
Kamen vor Euch, die Schlange, der Wolf, der Bär und die Raben;
Ja ſelbdritt erſchien der Wolf; er hatte zwei Kinder:
Eitelbauch hieß der eine, der and're Nimmerſatt, Beide
Machten dem Mann am Meiſten zu ſchaffen. Sie waren gekommen,
Auch ihr Theil zu verzehren: denn ſie ſind immer begierig,
Heulten damals vor Euch mit unerträglicher Grobheit;
Ihr verbotet den Hof den beiden plumpen Geſellen.
Da berief ſich der Mann auf Ew're Gnaden, erzählte,
Wie ihn die Schlange zu tödten gedenke, ſie habe der Wohlthat
Völlig vergeſſen, ſie breche den Eid! So flehte er um Rettung.
Aber die Schlange läugnete nicht: „Es zwingt mich des Hungers
Allgewaltige Noth, ſie kennet keine Geſetze."

Gnädiger Herr, da war't Ihr bekümmert! Es ſchien Euch die Sache
Gar bedenklich zu ſein, und rechtlich ſchwer zu entſcheiden.
Denn es ſchien Euch hart, den guten Mann zu verdammen;
Der ſich hilfreich bewieſen; allein Ihr dachtet dagegen
Auch des ſchmählichen Hungers. Und ſo berieft Ihr die Räthe.
Leider war die Meinung der Meiſten dem Manne zum Nachtheil;
Denn ſie wünſchten die Mahlzeit und dachten der Schlange zu helfen.
Doch Ihr ſendetet Boten nach Reineke'n: alle die Andern
Sprachen gar Manches und konnten die Sache zu Rechte nicht ſcheiden.
Reineke kam und hörte den Vortrag, ihr legtet das Urtheil
Ihm in die Hände, und wie er es ſpräche, ſo ſollt' es geſchehen.

Reineke ſprach mit gutem Bedacht: „Ich finde vor Allem
Nöthig, den Ort zu beſuchen; und ſetz' ich die Schlange gebunden,
Wie der Bauer ſie fand, ſo wird das Urtheil ſich geben."
Und man band die Schlange von Neuem an ſelbiger Stätte,
In der Maße, wie ſie der Bauer im Zaune gefunden.

Reineke ſagte darauf: „Hier iſt nun Jedes von Beiden
Wieder im vorigen Stand, und Keines hat weder gewonnen,
Noch verloren; jetzt zeigt ſich das Recht, ſo ſcheint mir's, von ſelber.
Denn beliebt es dem Manne, ſo mag er die Schlange noch ein Mal
Aus der Schlinge befrei'n; wo nicht, ſo läßt er ſie hängen;
Frei, mit Ehren geht er die Straße nach ſeinen Geſchäften.
Da ſie untreu geworden, als ſie die Wohlthat empfangen,
Hat der Mann nun billig die Wahl. Das ſcheint mir des Rechtes
Wahrer Sinn; wer's beſſer verſteht, der laß es uns hören."

Damals gefiel Euch das Urtheil und Euern Räthen zuſammen;
Reineke wurde geprieſen, der Bauer dankt' Euch, und Jeder
Rühmte Reineke'ns Klugheit, ihn rühmte die Königinn ſelber.
Vieles wurde geſprochen: im Kriege wären noch eher
Iſegrim und Braun zu gebrauchen, man fürchte ſie Beide
Weit und breit, ſie fänden ſich gern, wo Alles verzehrt wird.

Groß und ſtark und kühn ſei Jeder, man kann' es nicht läugnen;
Doch im Rathe fehlte gar oft die nöthige Klugheit;
Denn ſie pflegen zu ſehr auf ihre Stärke zu trotzen.
Kommt man in's Feld und naht ſich dem Werke, da hinkt es gewaltig.
Muthiger kann man Nichts ſehn, als ſie zu Hauſe ſich zeigen;
Draußen liegen ſie gern im Hinterhalt. Setzt es denn ein Mal
Tüchtige Schläge, ſo nimmt man ſie mit, ſo gut als ein And'rer.
Bären und Wölfe verderben das Land; es kümmert ſie wenig,
Weſſen Haus die Flamme verzehrt; ſie pflegen ſich immer
An den Kohlen zu wärmen, und ſie erbarmen ſich Keines,
Wenn ihr Kropf ſich nur füllt. Man ſchlürft die Eier hinunter,
Läßt den Armen die Schalen, und glaubt noch redlich zu theilen.
Reincke Fuchs mit ſeinem Geſchlecht verſteht ſich dagegen
Wohl auf Weisheit und Rath, und hat er nun Etwas verſehen,
Gnädiger Herr, ſo iſt er kein Stein. Doch wird Euch ein And'rer
Niemals beſſer berathen. Darum verzeiht ihm, ich bitte!"

Da verſetzte der König: „Ich will es bedenken. Das Urtheil
Ward geſprochen, wie Ihr erzählt, es büßte die Schlange.
Doch von Grund aus bleibt er ein Schalk; wie ſollt' er ſich beſſern?
Macht man ein Bündniß mit ihm, ſo bleibt man am Ende betrogen;
Denn er dreht ſich ſo liſtig heraus, wer iſt ihm gewachſen?
Wolf und Bär und Kater, Kaninchen und Krähe, ſie ſind ihm
Nicht behende genug, er bringt ſie in Schaden und Schande.
Dieſem behielt er ein Ohr, dem Andern das Auge, das Leben
Raubt' er dem Dritten! Fürwahr, ich weiß nicht, wie Ihr dem Böſen
So zu Gunſten ſprecht und ſeine Sache vertheidigt!"
„Gnädiger Herr," verſetzte die Aeffinn: „ich kann es nicht bergen:
Sein Geſchlecht iſt edel und groß, Ihr mögt es bedenken."

Da erhub ſich der König, herauszutreten; es ſtanden
Alle zuſammen und warteten ſein'; er ſah in dem Kreiſe
Viele von Reincke's nächſten Verwandten; ſie waren gekommen,
Ihren Vetter zu ſchützen, ſie wären ſchwerlich zu nennen.
Und er ſah das große Geſchlecht, er ſah auf der andern
Seite Reincke's Feinde; es ſchien der Hof ſich zu theilen.

Da begann der König: „So höre mich, Reincke! Kannſt Du
Solchen Frevel entſchuld'gen, daß Du mit Hülfe Bellyn's
Meinen frommen Lampe getödtet, und daß Ihr Verweg'nen
Mir ſein Haupt in's Ränzel geſteckt, als wären es Briefe?
Mich zu höhnen, thatet Ihr Das; ich habe den Einen
Schon beſtraft, es büßte Bellyn; erwarte das Gleiche."

„Weh' mir!" ſagte Reincke d'rauf: „o, wär' ich geſtorben!
Höret mich an und wie es ſich findet, ſo mag es geſchehen:
Bin ich ſchuldig, ſo tödtet mich gleich; ich werde doch nimmer
Aus der Noth und Sorge mich retten, ich bleibe verloren.
Denn der Verräther Bellyn, er unterſchlug mir die größten
Schätze; kein Sterblicher hat Dergleichen je mals geſehen.
Ach, ſie koſten Lampe'n das Leben! Ich hatte ſie Beiden
Anvertraut; nun raubte Bellyn die koſtlichen Sachen.
Ließen ſie ſich doch wieder erforſchen! Allein ich befürchte,
Niemand findet ſie mehr, ſie bleiben auf immer verloren."

Aber die Aeffinn verſetzte darauf: „Wer wollte verzweifeln?
Sind ſie nur über der Erde, ſo iſt noch Hoffnung zu ſchöpfen.
Früh und ſpäte wollen wir gehn, und Laien und Pfaffen
Emſig fragen; doch zeiget uns an, wie waren die Schätze?"

Reincke ſagte: „Sie waren ſo koſtlich, wir finden ſie nimmer;
Wer ſie beſitzt, verwahrt ſie gewiß. Wie wird ſich darüber

Nicht Frau Ermelyn gallen! Sie wird mir's niemals verzeihen.
Denn sie mißrieth mir, den Beiden das köstliche Kleinod zu geben.
Nun erfindet man Lügen auf mich und will mich verklagen;
Doch ich verfechte mein Recht, erwarte das Urtheil, und werd' ich
Losgesprochen, so reis' ich umher durch Länder und Reiche,
Suche die Schätze zu schaffen, und sollt' ich mein Leben verlieren."

Zehnter Gesang.

„O mein König!" sagte darauf der listige Redner:
„Laßt mich, edelster Fürst, vor meinen Freunden erzählen,
Was Euch Alles von mir an köstlichen Dingen bestimmt war.
Habt Ihr sie gleich nicht erhalten, so war mein Wille doch löblich."
„Sage nur an," versetzte der König, „und kürze die Worte."

„Glück und Ehre sind hin! Ihr werdet Alles erfahren,"
Sagte Reinele traurig. „Das erste köstliche Kleinod
War ein Ring. Ich gab ihn Bellyn'en, er sollt' ihn dem König
Ueberliefern. Es war auf wunderbarliche Weise
Dieser Ring zusammengesetzt und würdig, im Schatze
Meines Fürsten zu glänzen, aus seinem Golde gebildet.
Auf der inneren Seite, die nach dem Finger sich kehret,
Standen Lettern gegraben und eingeschmolzen; es waren
Drei Hebräische Worte von ganz besonderer Deutung.
Niemand erklärte so leicht in diesen Landen die Züge;
Meister Abrvon nur von Trier; Der konnte sie lesen.
Es ist ein Jude, gelehrt, und alle Zungen und Sprachen
Kennt er, die von Poitou bis Lüneburg werden gesprochen;
Und auf Kräuter und Steine versteht sich der Jude besonders.

Als ich den Ring ihm gezeigt, da sagt' er: „Köstliche Dinge
Sind hierinnen verborgen. Die drei gegrabenen Namen
Brachte Seth, der Fromme, vom Paradiese hernieder,
Als er das Oel der Barmherzigkeit suchte; und wer ihn am Finger
Trägt, Der findet sich frei von allen Gefahren. Es werden
Weder Donner noch Blitz noch Zauberei ihn verletzen."
Ferner sagte der Meister: „Er habe gelesen, es könne,
Wer den Ring am Finger bewahrt, in grimmiger Kälte
Nicht erfrieren; er lebe gewiß ein ruhiges Alter."
Außen stand ein Edelgestein, ein heller Carfunkel,
Dieser leuchtete Nachts und zeigte deutlich die Sachen.
Viele Kräfte hatte der Stein: er heilte die Kranken;
Wer ihn berührte, fühlte sich frei von allen Gebrechen,
Aller Bedrängniß, nur ließ sich der Tod allein nicht bezwingen.
Weiter entdeckte der Meister des Steines herrliche Kräfte:
„Glücklich reist der Besitzer durch alle Lande, ihm schadet
Weder Wasser noch Feuer; gefangen oder verrathen
Kann er nicht werden, und jeder Gewalt des Feindes entgeht er.
Und besteht er nüchtern den Stein, so wird er im Kampfe
Hundert überwinden und mehr. Die Tugend des Steines
Nimmt dem Gifte die Wirkung und allen schädlichen Säften.
Eben so vertilgt sie den Haß; und sollte gleich Mancher
Den Besitzer nicht lieben, er fühlt sich in Kurzem verändert."

Wer vermöchte die Kräfte des Steines alle zu zählen,
Den ich im Schatze des Vaters gefunden, und den ich dem König
Nun zu senden gedachte? Denn solches köstlichen Ringes
War ich nicht werth; ich wußt' es recht wohl; er sollte dem Einen,
Der von Allen der Edelste bleibt, so dacht' ich, gehören:
Unser Wohl beruht nur auf ihm und unser Vermögen,
Und ich hoffe, sein Leben vor allem Uebel zu schützen.

Ferner ſollte Widder Hellyn der Königinn gleichfalls
Kamm und Spiegel verehren, damit ſie meiner gedächte.
Dieſe hatt' ich einmal zur Luſt vom Schatze des Vaters
Zu mir genommen; es fand ſich auf Erden kein ſchöneres Kunſtwerk.
O, wie oft verſucht' es mein Weib und wollte ſie haben!
Sie verlangte Nichts weiter von allen Gütern der Erde,
Und wir ſtritten darum; ſie konnte mich niemals bewegen.
Doch nun ſendet' ich Spiegel und Kamm mit gutem Bedachte
Meiner gnädigen Frauen, der Königinn, welche mir immer
Große Wohlthat erwies und mich vor Uebel beſchirmte;
Oefters hat ſie für mich ein günſtiges Wörtchen geſprochen.
Edel iſt ſie, von hoher Geburt; es ziert ſie die Tugend,
Und ihr altes Geſchlecht bewährt ſich in Worten und Werken.
Würdig war ſie des Spiegels und Kammes! Die hat ſie nun leider
Nicht mit Augen geſehn, ſie bleiben auf immer verloren.

Nun vom Kamme zu reden. Zu Dieſem hatte der Künſtler
Panther-Knochen genommen, die Reſte des edeln Geſchöpfes;
Zwiſchen Indien wohnt es und zwiſchen dem Paradieſe;
Allerlei Farben zieren ſein Fell, und ſüße Gerüche
Breiten ſich aus, wohin es ſich wendet, darum auch die Thiere
Seine Fährte ſo gern auf allen Wegen verfolgen:
Denn ſie werden geſund von dieſem Geruche; Das fühlen
Und bekennen ſie Alle. Von ſolchen Knochen und Beinen
War der zierliche Kamm mit vielem Fleiße gebildet,
Klar wie Silber und weiß von unausſprechlicher Reinheit.
Und des Kammes Geruch ging über Nelken und Zimmet.
Stirbt das Thier, ſo fährt der Geruch in alle Gebeine,
Bleibt beſtändig darin und läßt ſie nimmer verweſen,
Alle Seuche treibt er hinweg und alle Vergiftung.

Ferner ſah man die köſtlichen Bilder am Rücken des Kammes,
Hocherhaben, durchflochten mit goldenen, zierlichen Ranken
Und mit roth und blauer Laſur. Im mittelſten Felde
War die Geſchichte künſtlich gebildet, wie Paris von Troja
Eines Tages am Brunnen ſaß, drei göttliche Frauen
Vor ſich ſah; man nannte ſie Pallas und Juno und Venus.
Lange ſtritten ſie erſt; denn Jegliche wollte den Apfel
Gerne beſitzen, der ihnen bisher zuſammen gehörte.
Endlich verglichen ſie ſich: es ſolle den goldenen Apfel
Paris der Schönſten beſtimmen, ſie ſollt' allein ihn behalten.

Und der Jüngling beſchaute ſie wohl mit gutem Bedachte.
Juno ſagte zu ihm: „Erhalt' ich den Apfel, erkennſt Du
Mich für die Schönſte, ſo wirſt Du der Erſte vor Allen an Reichthum.“
Pallas verſetzte: „Bedenke Dich wohl und gib mir den Apfel,
Und Du wirſt der mächtigſte Mann; es fürchten Dich Alle,
Wird Dein Name genannt, ſo feind' als Freunde zuſammen.“
Venus ſprach: „Was ſoll die Gewalt, was ſollen die Schätze?
Iſt Dein Vater nicht König Priamus? Deine Gebrüder,
Hector und Andre, ſind ſie nicht reich und mächtig im Lande?
Iſt nicht Troja geſchützt von ſeinem Heere; und habt Ihr
Nicht umher das Land bezwungen und fernere Völker?
Wirſt Du die Schönſte mich preiſen und mir den Apfel ertheilen;
Sollſt Du des herrlichſten Schatzes auf dieſer Erde Dich freuen.
Dieſer Schatz iſt ein treffliches Weib, die Schönſte von Allen,
Tugendſam, edel und weiſe; wer könnte würdig ſie loben?
Gib mir den Apfel, Du ſollſt des Griechiſchen Königs Gemahlinn,
Helena, mein' ich, die Schöne, den Schatz der Schätze, beſitzen.“

Und er gab ihr den Apfel und pries ſie vor Allen die Schönſte;

Aber ſie half ihm dagegen die ſchöne Königinn rauben;
Menelaus Gemahlinn, ſie ward in Troja die Seine.
Dieſe Geſchichte ſah man erhaben im mittelſten Felde.
Und es waren Schilder umher mit künſtlichen Schriften;
Jeder durfte nur leſen, und ſo verſtand er die Fabel.

Höret nun weiter vom Spiegel, daran die Stelle des Glaſes
Ein Beryll vertrat von großer Klarheit und Schönheit!
Alles zeigte ſich d'rin, und wenn es meilenweit vorging,
War es Tag oder Nacht. Und hatte Jemand im Antlitz
Einen Fehler, wie er auch war, ein Fleckchen im Auge,
Durft' er ſich nur im Spiegel beſehn, ſo gingen von Stund' an
Alle Mängel hinweg und alle fremden Gebrechen.
Iſt's ein Wunder, daß mich es verdrießt, den Spiegel zu miſſen?
Und es war ein köſtliches Holz zur Faſſung der Tafel,
Sethym heißt es, genommen, von feſtem, glänzendem Wuchſe,
Keine Würmer ſtechen es an, und wird auch, wie billig,
Höher gehalten als Gold; nur Ebenholz kommt ihm am nächſten.
Denn aus dieſem verfertigt' einmal ein trefflicher Künſtler
Unter König Erompardes ein Pferd von ſelt'nem Vermögen,
Eine Stunde brauchte der Reiter und mehr nicht zu hundert
Meilen. Ich könnte die Sache für jetzt nicht gründlich erzählen:
Denn es fand ſich kein ähnliches Roß, ſo lange die Welt ſteht.

Anderthalb Fuß war rings die ganze Breite des Rahmens
Um die Tafel herum, geziert mit künſtlichem Schnitzwerk,
Und mit goldenen Lettern ſtand unter jeglichem Bilde,
Wie ſich's gehört, die Bedeutung geſchrieben. Ich will die Geſchichten
Kürzlich erzählen. Die erſte war von dem neidiſchen Pferde:
Um die Wette gedacht' es mit einem Hirſche zu laufen;
Aber hinter ihm blieb es zurück, das ſchmerzte gewaltig;
Und es eilte darauf mit einem Hirten zu reden.
Sprach: „Du findeſt Dein Glück, wenn Du mir eilig gehorcheſt.
Setze Dich auf, ich bringe Dich hin; es hat ſich vor Kurzem
Dort ein Hirſch im Walde verborgen, Den ſollſt Du gewinnen;
Fleiſch und Haut und Geweih, Du magſt ſie theuer verkaufen.
Setze Dich auf; wir wollen ihm nach!" — „Das will ich wohl wagen!"
Sagte der Hirt und ſetzte ſich auf; ſie eilten von dannen.
Und ſie erblickten den Hirſch in Kurzem, folgten behende
Seiner Spur und jagten ihm nach. Er hatte den Vorſprung,
Und es ward dem Pferde zu ſauer; da ſagt' es zum Manne:
„Sitze was ab; ich bin müde geworden, der Ruhe bedarf ich."
„Nein! wahrhaftig," verſetzte der Mann, „Du ſollſt mir gehorchen;
Meine Sporen ſollſt Du empfinden, Du haſt mich ja ſelber
Zu dem Ritte gebracht;" und ſo bezwang es der Reiter.
Seht, ſo lohnet ſich der mit vielem Böſen, der Andern
Schaden zu bringen ſich ſelbſt mit Pein und Uebel beladet.

Ferner zeig' ich Euch an, was auf dem Spiegel gebildet
Stand: Wie ein Eſel und Hund bei einem Reichen in Dienſten
Beide geweſen: ſo war denn der Hund nun freilich der Liebling;
Denn er ſaß bei'm Tiſche des Herrn und aß mit demſelben
Fiſch und Fleiſch, und ruhte wohl auch im Schooße des Gönners,
Der ihm das beſte Brod zu reichen pflegte; dagegen
Wedelte mit dem Schwanze der Hund und leckte den Herren.

Boldewyn ſah das Glück des Hundes, und traurig im Herzen
Ward der Eſel und ſagte bei ſich: „Wo denkt doch der Herr hin,
Daß er dem faulen Geſchöpfe ſo äußerſt freundlich begegnet?
Springt das Thier nicht auf ihm herum und leckt ihn am Barte!
Und ich muß die Arbeit verrichten und ſchleppe die Säcke.

Er probir' es ein Mal und thu' mit fünf, ja mit zehen
Hunden im Jahre so viel, als ich des Monats verrichte!
Und doch wird ihm das Beste gereicht, mich speis't man mit Stroh ab;
Läßt auf der harten Erde mich liegen, und wo man mich hintreibt,
Oder reitet, spottet man meiner. Ich kann und ich will es
Länger nicht dulden, will auch des Herren Gunst mir erwerben."

Als er so sprach, kam eben sein Herr die Straße gegangen;
Da erhub der Esel den Schwanz und bäumte sich springend
Ueber den Herren, und schrie und sang und plärrte gewaltig,
Leckt' ihm den Bart und wollte nach Art und Weise des Hundes
An die Wange sich schmiegen, und stieß ihm einige Beulen.
Aengstlich entsprang ihm der Herr und rief: „O, fangt mir den Esel,
Schlagt ihn todt!" Es kamen die Knechte, da regnet' es Prügel;
Nach dem Stalle trieb man ihn fort: da blieb er ein Esel.

Mancher findet sich noch von seinem Geschlechte, der Andern
Ihre Wohlfahrt mißgönnt und sich nicht besser befindet.
Kommt dann aber einmal so Einer in reichlichen Zustand,
Schickt sich's g'rad', als äße das Schwein mit Löffeln die Suppe.
Nicht viel besser fürwahr. Der Esel trage die Säcke,
Habe Stroh zum Lager und finde Disteln zur Nahrung.
Will man ihn anders behandeln, so bleibt es doch immer beim Alten.
Wo ein Esel zur Herrschaft gelangt, kann's wenig gedeihen.
Ihren Vortheil suchen sie wohl, was kümmert sie weiter?

Ferner sollt Ihr erfahren, mein König, und laßt Euch die Rede
Nicht verdrießen: es stand noch auf dem Rahmen des Spiegels
Schön gebildet und deutlich beschrieben, wie eh'mals mein Vater
Sich mit Hinze'n verbündet, auf Abenteuer zu ziehen,
Und wie Beide heilig geschworen, in allen Gefahren
Tapfer zusammenzuhalten und jede Beute zu theilen.
Als sie nun verwärts gezogen, bemerkten sie Jäger und Hunde
Nicht gar ferne vom Wege; da sagte Hinze, der Kater:
„Guter Rath scheint theuer zu werden!" Mein Alter versetzte:
„Wunderlich sieht es wohl aus, doch hab' ich mit herrlichem Rathe
Meinen Sack noch gefüllt, und wir gedenken des Erdes,
Halten wacker zusammen: Das bleibt vor Allem das Erste."
Hinze sagte dagegen: „Es gehe, wie es auch wolle,
Bleibt mir doch ein Mittel bekannt: Das denk' ich zu brauchen."
Und so sprang er behend auf einen Baum, sich zu retten
Vor der Hunde Gewalt, und so verließ er den Oheim.
Aengstlich stand mein Vater nun da; es kamen die Jäger.
Hinze sprach: „Nun, Oheim, so öffnet den Sack doch!
Ist er voll Rathes, so braucht ihn doch jetzt; die Zeit ist gekommen."
Und die Jäger bliesen das Horn und riefen einander.
Lief mein Vater, so liefen die Hunde, sie folgten mit Bellen,
Und er schwitzte vor Angst, und häufige Losung entfiel ihm;
Leichter fand er sich da, und so entging er den Feinden.

Schändlich, Ihr habt es gehört, verrieth ihn der nächste Verwandte,
Dem er sich doch am Meisten vertraut. Es ging ihm an's Leben;
Denn die Hunde waren zu schnell; und hätt' er nicht eilig
Einer Höhle sich wieder erinnert, so war es geschehen;
Aber da schlupft er hinein und ihn verloren die Feinde.
Solcher Bursche gibt es noch viel, wie Hinze sich damals
Gegen den Vater bewies; wie sollt' ich ihn lieben und ehren?
Halb zwar hab' ich's vergeben, doch bleibt noch Etwas zurücke.
An' Dieß war auf dem Spiegel geschnitten mit Bildern und Worten.

Ferner sah' man daselbst ein eig'nes Stückchen vom Wolfe,

Wie er zu danken bereit ist für Gutes, das er empfangen.
Auf dem Anger fand er ein Pferd, woran nur die Knochen
Uebrig waren; doch hungert' ihn sehr, er wagte sie gierig,
Und es kam ihm ein spitziges Bein die Quer' in den Rachen;
Aengstlich stellt' er sich an, es war ihm übel gerathen.
Boten auf Boten sendet er fort, die Aerzte zu rufen;
Niemand vermochte zu helfen, wiewohl er große Belohnung
Allen geboten. Da meldete sich am Ende der Kranich,
Mit dem rothen Barret auf dem Haupt. Ihm flehte der Kranke:
„Doctor, helft mir geschwind von diesen Nöthen! ich geb' Euch,
Bringt Ihr den Knochen heraus, so viel Ihr immer begehret."

Also glaubte der Kranich den Worten und steckte den Schnabel
Mit dem Haupt in den Rachen des Wolfes und holte den Knochen.
„Weh' mir!" heulte der Wolf: „Du thust mir Schaden! Es schmerzet!
Laß es nicht wieder geschehn! Für heute sei es vergeben.
Wär' es ein And'rer, ich hätte Das nicht geduldig gelitten."
„Gebt Euch zufrieden," versetzte der Kranich: „Ihr seid nun genesen;
Gebt mir den Lohn, ich hab' ihn verdient, ich hab' Euch geholfen."
„Höret den Gecken!" sagte der Wolf: „ich habe das Uebel,
Er verlangt die Belohnung, und hat die Gnade vergessen,
Die ich ihm eben erwies. Hab' ich ihm Schnabel und Schädel,
Den ich im Munde gefühlt, nicht unbeschädigt entlassen?
Hat mir der Schächer nicht Schmerzen gemacht? Ich könnte wahrhaftig,
Ist von Belohnung die Rede, sie selbst am Ersten verlangen."
Also pflegen die Schälke mit ihren Knechten zu handeln.

Diese Geschichten und mehr verzierten, künstlich geschnitten,
Rings die Fassung des Spiegels, und mancher gegrabene Zierath,
Manche goldene Schrift. Ich hielt des köstlichen Kleinods
Mich nicht werth, ich bin zu gering, und sandt' es deßwegen
Meiner Frauen, der Königinn, zu. Ich dachte, durch Solches
Ihr und ihrem Gemahl mich ehrerbietig zu zeigen.
Meine Kinder betrübten sich sehr, die artigen Knaben,
Als ich den Spiegel dahingab. Sie sprangen gewöhnlich und spielten
Vor dem Glase, beschauten sich gern, sie sahen die Schwänzchen
Hängen vom Rücken herab und lachten den eigenen Mäulchen.
Leider vermuthet' ich nicht den Tod des ehrlichen Lampe,
Da ich ihm und Beßyn' auf Treu und Glauben die Schätze
Heilig empfahl; ich hielt sie Beide für redliche Leute,
Keine bessern Freunde gedacht' ich jemals zu haben.
Wehe sei über den Mörder gerufen! Ich will es erfahren,
Wer die Schätze verborgen; es bleibt kein Mörder verholen.
Wüßte doch Ein' und And'rer vielleicht im Kreis' hier zu sagen,
Wo die Schätze geblieben, und wie man Lampe'n getödtet!

Seht, mein gnädiger König, es kommen täglich so viele
Wichtige Sachen vor Euch; Ihr könnt' nicht Alles behalten;
Doch vielleicht gedenket Ihr noch des herrlichen Dienstes,
Den mein Vater dem Euern an dieser Stätte bewiesen.
Krank lag Euer Vater, sein Leben rettete meiner,
Und doch sagt Ihr, ich habe noch nie, es habe mein Vater
Euch nichts Gutes erzeigt. Beliebt, mich weiter zu hören;
Sei es mit Eu'rer Erlaubniß gesagt: Es fand sich am Hofe
Euers Vaters der meine bei großen Würden und Ehren
Als erfahrener Arzt. Er wußte das Wasser des Kranken
Klug zu besehn; er half der Natur; was immer den Augen,
Was den edelsten Gliedern gebrach, gelang ihm zu heilen;
Kannte wohl die emetischen Kräfte, verstand auch daneben

Die Blätter öffnen? wann die heilgen Züge
Mit Andacht ſchauen, küſſen, in mich trinken?

Er deutet in die Ferne.

An jener Linde? Wohl! So bleibe dir
Der Friede ſtets, wie du ihn mir bereiteſt.
Leb' wohl! Mein Herz bleibt hier mit ewgem Danke. ab.

Erwin

ſchaut ihr mit ausgeſtreckten Armen nach. dann reißt er den Mantel und die Maske ab.

Sie liebt mich!
Sie liebt mich!
Welch ſchreckliches Beben!
Fühl' ich mich ſelber?
Bin ich am Leben?
Sie liebt mich!
Sie liebt mich!

Ach! rings ſo anders!
Biſt du's noch, Sonne?
Biſt du's noch, Hütte?

Auf die Zähne ſich gut und holte die ſchmerzenden ſpielend.
Gerne glaub' ich, Ihr habt es vergeſſen; es wäre kein Wunder;
Denn drei Jahre hattet Ihr nur. Es legte ſich damals
Euer Vater im Winter mit großen Schmerzen zu Bette,
Ja, man mußt' ihn heben und tragen. Da ließ er die Aerzte
Zwiſchen hier und Rom zuſammenberufen, und alle
Gaben ihn auf; er ſchickte zuletzt, man holte den Alten;
Dieſer hörte die Noth und ſah die gefährliche Krankheit.

Meinen Vater jammert' es ſehr, er ſagte: „Mein König,
Gnädiger Herr, ich ſetzte, wie gern! mein eigenes Leben,
Könnt' ich Euch retten, daran! Doch laßt im Glaſe mich Euer
Waſſer beſehn." Der König befolgte die Worte des Vaters.
Aber klagte dabei, es werde je länger, je ſchlimmer.
Auf dem Spiegel war es gebildet, wie glücklich zur Stunde
Euer Vater geweſen; denn meiner ſagte bedächtig:
„Wenn Ihr Geſundheit verlangt, entſchließt Euch ohne Verſäumniß.
Eines Wolfes Leber zu ſpeiſen; doch ſollte derſelbe
Sieben Jahre zum wenigſten haben. Die müßt Ihr verzehren;
Sparen dürft Ihr mir nicht; denn Euer Leben betrifft es.
Euer Waſſer zeuget nur Wind, entſchließt Euch geſchwinde!"

In dem Kreiſe befand ſich der Wolf und hört' es nicht gerne.
Euer Vater ſagte darauf: „Ihr habt es vernommen;
Höret, Herr Wolf, Ihr werdet mir nicht zu meiner Geneſung
Eu're Leber verweigern." Der Wolf verſetzte dagegen:
„Nicht fünf Jahre bin ich geboren! Was kann ſie Euch nutzen?"
„Eitles Geſchwätz," verſetzte mein Vater: „es ſoll uns nicht hindern;
An der Leber ſeh' ich Das gleich." Es mußte zur Stelle
Nach der Küche der Wolf, und brauchbar fand ſich die Leber.

Euer Vater verzehrte ſie ſtracks. Zur ſelbigen Stunde
War er von aller Krankheit befreit und allen Gebrechen.
Meinem Vater dankt' er genug, es mußt' ihn ein Jeder
Doctor heißen am Hofe; man durft' es niemals vergeſſen.

Alſo ging mein Vater beſtändig dem König zur Rechten.
Euer Vater verehrt' ihm hernach, ich weiß es am Beſten,
Eine goldene Spange mit einem rothen Barrete,
Sie vor allen Herren zu tragen; ſo haben ihn Alle
Hoch in Ehren gehalten. Es hat ſich aber mit ſeinem
Sohne leider geändert, und an die Tugend des Vaters
Wird nicht weiter gedacht. Die allergierigſten Schälke
Werden erhoben, und Nutz' und Gewinn bedenkt man alleine.
Recht und Weisheit ſtehen zurück. Es werden die Diener
Große Herren. Das muß der Arme gewöhnlich entgelten.
Hat ein Solcher Macht und Gewalt, ſo ſchlägt er nur blindings
Unter die Leute, gedenket nicht mehr, woher er gekommen;
Seinen Vortheil gedenkt er aus allem Spiele zu nehmen.
Um die Großen finden ſich Viele von dieſem Gelichter.
Keine Bitte hören ſie je, wozu nicht die Gabe
Gleich ſich reichlich geſellt; und wenn ſie die Leute beſcheiden,
Heißt es: „Bringt nur! und bringt! zum Erſten, Zweiten und Dritten!"

Solche gierige Wölfe behalten köſtliche Biſſen
Gerne für ſich, und, wär' es zu thun, mit kleinem Verluſte
Ihres Herren Leben zu retten, ſie trügen Bedenken:
Wollte der Wolf doch die Leber nicht laſſen, dem König zu dienen!
Und was Leber? Ich ſag' es heraus! Es möchten auch zwanzig
Wölfe das Leben verlieren, behielten der König und ſeine
Theure Gemahlinn das ihre, ſo wär' es wenniger Schade.
Denn ein ſchlechter Same, was kann er Gutes erzeugen?
Was in Eu'rer Jugend geſchah, Ihr habt es vergeſſen;

Aber ich weiß es genau, als wär' es geſtern geſchehen.
Auf dem Spiegel ſtand die Geſchichte, ſo weit' es mein Vater;
Edelſteine zierten das Werk und goldene Ranken.
Könnt' ich den Spiegel erfragen, ich wagte Vermögen und Leben."

„Reinecke," ſagte der König, „die Rede hab' ich verſtanden,
Habe die Worte gehört, und was Du Alles erzähltеſt.
War Dein Vater ſo groß hier am Hofe und hat er ſo viele
Nützliche Thaten gethan. Das mag wohl lange ſchon her ſein.
Ich erinn're mich's nicht, auch hat mir's Niemand berichtet.
Eu're Händel dagegen, die kommen mir öfters zu Ohren;
Immer ſeid Ihr im Spiele, ſo hör' ich wenigſtens ſagen.
Thun ſie Euch Unrecht damit, und ſind es alte Geſchichten,
Möcht' einmal was Gutes vernehmen; es findet ſich ſelten!

„Herr," verſetzte Reinecke d'rauf: „ich darf mich hierüber
Wohl erklären vor Euch; denn mich betrifft ja die Sache.
Gutes hab' ich Euch ſelber gethan! Es ſei Euch nicht etwa
Vorgeworfen; behüte mich Gott! Ich erkenne mich ſchuldig,
Euch zu leiſten, ſoviel ich vermag. Ihr habt die Geſchichte
Ganz gewiß nicht vergeſſen. Ich war mit Iſegrim' glücklich
Einſt, ein Schwein zu erjagen; es ſchrie, wir biſſen es nieder.
Und Ihr kamt und klagtet ſo ſehr, und ſagtet: „Es käme
Eu're Frau noch hinter Euch d'rein, und theilte nur Jemand
Wenige Speiſe mit Euch, ſo wär' Euch Beiden geholfen.
Gebet von Eurem Gewinne was ab!" — ſo ſagtet Ihr damals.
Iſegrim ſagte wohl: „Ja!" doch murmelt' er unter dem Barte,
Daß man es kaum verſtand. Ich aber ſagte dagegen:
„Herr! es iſt Euch gegönnt und wären's der Schweine die Menge.
Sagt, wer ſoll es vertheilen?" „Der Wolf!" verſetztet Ihr wieder.
Iſegrim freute ſich ſehr; er theilte, wie er gewohnt war,
Ohne Scham und Scheu, und gab Euch eben ein Viertheil,
Eu're Frauen das and're, und er fiel über die Hälfte;
Schlang begierig hinein, und reichte mir außer den Ohren
Nur die Naſe noch hin und eine Hälfte der Lunge:
Alles And're behielt er für ſich; Ihr habt es geſehen.
Wenig Edelmuth zeigt' er uns da. Ihr wißt es, mein König!
Euer Theil verzehrtet Ihr bald; doch merkt' ich, Ihr hattet
Nicht den Hunger geſtillt, nur Iſegrim wollt' es nicht ſehen,
Aß und kaute ſo fort und bot Euch nicht das Geringſte.
Aber da traft Ihr ihn auch mit Euern Tatzen gewaltig
Hinter die Ohren, verſchobt ihm das Fell; mit blutiger Glatze
Lief er davon, mit Beulen am Kopf und heulte vor Schmerzen.
Und Ihr riefst ihm noch zu: „Komm wieder, lerne Dich ſchämen!
Theilſt Du wieder, ſo trifft mir's beſſer, ſonſt will ich Dir's zeigen.
Jetzt mach' eilig Dich fort und bring' uns ferner zu eſſen!"
Herr! gebietet Ihr Das, verſetzt ich, ſo will ich ihm folgen,
Und ich weiß, ich hole ſchon was! Ihr wär't Deß zufrieden.
Ungeſchickt hielt ſich Iſegrim damals; er blutete, ſeufzte,
Klagte mir vor. Doch trieb ich ihn an; wir jagten zuſammen,
Fingen ein Kalb. Ihr liebt Euch die Speiſe. Und als wir es brachten,
Fand ſich's fett; Ihr lachtet dazu und ſagtet zu meinem
Lobe manch' freundliches Wort; ich wäre, meintet Ihr, trefflich,
Auszuſenden zur Stunde der Noth, und ſagtet daneben:
„Theile das Kalb!" Da ſprach ich: die Hälfte gehöret ſchon Euer!
Und die Hälfte gehört der Königinn; was ſich im Leibe
Findet, als Herz und Leber und Lunge, gehöret, wie billig,
Euern Kindern. Ich nehme die Füße; die lieb' ich zu nagen;
Und das Haupt behalte der Wolf, die köſtliche Speiſe.

Als Ihr die Rede vernommen, versetzet Ihr: „Sage, wer hat Dich
So nach Hofart theilen gelehret? Ich möcht' es erfahren."
Da versetzt' ich: Mein Lehrer ist nah'; denn dieser mit rothem
Kopfe, mit blutiger Glatze, hat mir das Verständniß geöffnet.
Ich bemerkte genau, wie er heut frühe das Ferkel
Theilte, da lernt' ich den Sinn von solcher Theilung begreifen;
Kalb oder Schwein, ich find' es nun leicht, und werde nicht fehlen.

Schaden und Schande bestel den Wolf und seine Begierde.
Seinesgleichen gibt es genug! Sie schlingen der Güter
Reichliche Früchte zusammt den Unterjassen hinunter.
Alles Wohl zerstören sie leicht, und keine Verschonung
Ist zu erwarten, und wehe dem Lande, das Selbige nähret!

Seht! Herr König, so hab' ich Euch oft in Ehren gehalten.
Alles, was ich besitze und was ich nur immer gewinne,
Alles widm' ich Euch gern und Eu'rer Königinn; sei es
Wenig oder auch Viel, Ihr nehmt das Meiste von Allem.
Wenn Ihr des Kalbes und Schweines gedenkt, so merkt Ihr die Wahrheit,
Wo die rechte Treue sich findet. Und dürfte wohl etwa
Isegrim sich mit Reineke'n messen? Doch, leider, im Ansehn
Steht der Wolf als oberster Vogt, und Alle bedrängt er.
Euern Vortheil besorgt er nicht sehr; zum Halben und Ganzen
Weiß er den seinen zu fördern. So führt er freilich mit Braun'en
Nun das Wort, und Reineke'ns Rede wird wenig geachtet.

Herr, es ist wahr, man hat mich verklagt. Ich werde nicht weichen;
Denn ich muß nun hindurch, und also sei es gesprochen:
Ist hier Einer, der glaubt zu beweisen, so komm er mit Zeugen,
Halte sich fest an die Sache und setze gerichtlich zum Pfande
Sein Vermögen, sein Ohr, sein Leben, wenn er verlöre;
Und ich setze das Gleiche dagegen: so hat es zu Rechte
Stets gegolten; so halte man's noch, und alle die Sache,
Wie man sie für und wider gesprochen, sie werde getreulich
Solcher Weise geführt und gerichtet; ich darf es verlangen!" —

„Wie es auch sei," versetzte der König, „am Wege des Rechtes
Will und kann ich nicht schmälern, ich hab' es auch niemals gelitten.
Groß ist zwar der Verdacht, Du habest an Lampe'ns Ermordung
Theil genommen, des redlichen Boten! Ich liebt' ihn besonders
Und verlor ihn nicht gern, betrübte mich über die Maßen,
Als man sein blutiges Haupt aus Deinem Ränzel herauszog.
Auf der Stelle büßt' es Bellyn, der böse Begleiter;
Und Du magst die Sache nun weiter gerichtlich verfechten.
Was mich selber betrifft, vergeb' ich Reineke'n Alles;
Denn er hielt sich zu mir in manchen bedenklichen Fällen.
Hätte weiter Jemand zu klagen, wir wollen ihn hören;
Stell' er unbescholtene Zeugen, und bringe die Klage
Gegen Reineke'n ordentlich vor; hier steht er zu Rechte!"

Reineke sagte: „Gnädiger Herr! ich danke zum Besten.
Jeden hört Ihr und Jeder genießt die Wohlthat des Rechtes.
Laßt mich heilig bethenern, mit welchem traurigen Herzen
Ich Bellyn' und Lampe'n entließ; mir ahnete, glaub' ich,
Was den Beiden sollte geschehn, ich liebte sie zärtlich!"

So faßte Reineke kurz Erzählung und Werke.
Jedermann glaubt' ihm; er hatte die Schätze so zierlich beschrieben,
Sich so ernstlich betragen, er schien die Wahrheit zu reden.
Ja man sucht' ihn zu trösten. Und so betrog er den König,
Dem die Schätze gefielen; er hätte sie gerne besessen,
Sagte zu Reineke'n: „Gebt Euch zufrieden. Ihr reiset und suchet

Weit und breit, das Verlor'ne zu finden; das Mögliche thut Ihr;
Wenn Ihr meiner Hülfe bedürft, ſie ſteht Euch zu Dienſten."

„Dankbar," ſagte Reineke d'rauf, „erkenn' ich die Gnade;
Dieſe Worte richten mich auf und laſſen mich hoffen.
Raub und Mord zu beſtrafen, iſt Eu're höchſte Behörde.
Dunkel bleibt mir die Sache, doch wird ſich's finden; ich ſehe
Mit dem größten Fleiße darnach, und werde des Tages
Emſig reiſen und Nachts, und alle Leute befragen.
Hab' ich erfahren, wo ſie ſich finden, und kann ſie nicht ſelber
Wieder gewinnen, wär' ich zu ſchwach: ſo bitt' ich um Hülfe;
Die gewährt Ihr alsdann, und ſicher wird es gerathen.
Bring' ich glücklich die Schätze vor Euch, ſo ſind ich am Ende
Meine Mühe belohnt und meine Treue bewähret."

Gerne hört' es der König und fiel in Allem und Jedem
Reineke'n bei; der hatte die Lüge ſo künſtlich geflochten.
Alle Andern glaubten es auch; er durfte nun wieder
Reiſen und gehen, wohin ihm gefiel und ohne zu fragen.

Aber Iſegrim konnte ſich länger nicht halten, und knirſchend
Sprach er: „Gnädiger Herr! So glaubt Ihr wieder dem Diebe,
Der Euch zwei- und dreifach belog. Wen ſollt' es nicht wundern?
Seht Ihr nicht, daß der Schalk Euch betriegt und uns Alle beſchädigt!
Wahrheit redet er nie, und eitel Lügen erſinnt er.
Aber ich laſſ' ihn ſo leicht nicht davon! Ihr ſollt' es erfahren,
Daß er ein Scheim iſt und falſch. Ich weiß drei große Verbrechen,
Die er begangen; er ſoll nicht entgehn, und ſollten wir kämpfen!
Zwar man fordert Zeugen von uns: was wollte Das helfen?
Ständen ſie hier und ſprächen, und zeugten den ganzen Gerichtstag,
Könnte Das fruchten? Er thäte nur immer nach ſeinem Belieben.
Oft ſind keine Zeugen zu ſtellen, da ſollte der Frevler,
Nach wie vor, die Tücke verüben? Wer traut ſich zu reden?
Jedem hängt er was an, und Jeder fürchtet den Schaden.
Ihr und die Euern empfinden es auch und Alle zuſammen.
Heute will ich ihn halten, er ſoll nicht wanken noch weichen,
Und er ſoll zu Rechte mir ſtehn; nun mag er ſich wahren!" —

Eilfter Geſang.

Iſegrim klagte, der Wolf, und ſagte: „Ihr werdet verſtehen!
Reineke, — gnädiger König! — ſowie er immer ein Schalk war,
Bleibt er es auch und ſteht und redet ſchändliche Dinge,
Mein Geſchlecht zu beſchimpfen und mich. So hat er mir immer,
Meinem Weibe noch mehr, empfindliche Schande bereitet.
So bewog er ſie einſt in einem Teiche zu waten,
Durch den Moraſt, und hatte verſprochen, ſie ſolle des Tages
Viele Fiſche gewinnen; ſie habe den Schwanz nur in's Waſſer
Einzutauchen und hängen zu laſſen: es würden die Fiſche
Feſt ſich beißen, ſie könne ſelbviert nicht Alle verzehren.
Watend kam ſie darauf und ſchwimmend gegen das Ende,
Gegen den Zapfen; da hatte das Waſſer ſich tiefer geſammelt,
Und er hieß ſie den Schwanz in's Waſſer hängen. Die Kälte
Gegen Abend war groß, und grimmig begann es zu frieren,
Daß ſie faſt nicht länger ſich hielt; ſo war auch in Kurzem
Ihr der Schwanz in's Eis gefroren, ſie konnt' ihn nicht regen.
Glaubte, die Fiſche wären ſo ſchwer, es wäre gelungen.
Reincke merkt' es, der ſchändliche Dieb, und was er getrieben,
Darf ich nicht ſagen, er kam und übermannte ſie leider.
Von der Stelle ſoll er mir nicht! Es koſtet der Frevel
Einen von Beiden, wie Ihr uns ſeht, noch heute das Leben.

Denn er ſchwatzt ſich nicht durch; ich hab' ihn ſelber betroffen
Ueber der That, mich führte der Zufall am Hügel den Weg her.
Laut um Hülfe hört' ich ſie ſchreien, die arme Betrog'ne;
Feſt im Eiſe ſtand ſie gefangen, und konnt' ihm nicht wehren,
Und ich kam und mußte mit eig'nen Augen das Alles
Sehen! Ein Wunder fürwahr, daß mir das Herz nicht gebrochen.
Reinecke! rief ich: was thuſt Du? Erhörte mich kommen und eilte
Seine Straße. Da ging ich hinzu mit traurigem Herzen,
Mußte waten und frieren im kalten Waſſer, und konnte
Nur mit Mühe das Eis zerbrechen, mein Weib zu erlöſen.
Ach, es ging nicht glücklich von Statten! Sie zerrte gewaltig,
Und es blieb ihr ein Viertel des Schwanzes im Eiſe gefangen.
Jammernd klagte ſie laut und viel; Das hörten die Bauern,
Kamen hervor und ſpürten uns aus, und riefen einander.
Hitzig liefen ſie über den Damm mit Piken und Aexten,
Mit dem Rocken kamen die Weiber und lärmten gewaltig:
„Fangt ſie! Schlagt nur und werft!“ ſo riefen ſie gegen einander.
Angſt, wie damals, empfand ich noch nie; das Gleiche bekennet
Gieremund auch; wir retteten kaum mit Mühe das Leben,
Liefen, es rauchte das Fell. Da kam ein Bube gelaufen,
Ein vertrackter Geſelle, mit einer Pike bewaffnet,
Leicht zu Fuße, ſtach er nach uns und drängt' uns gewaltig.
Wäre die Nacht nicht gekommen, wir hätten das Leben gelaſſen.
Und die Weiber riefen noch immer, die Hexen, wir hätten
Ihre Schafe gefreſſen. Sie hätten uns gerne getroffen,
Schimpften und ſchmähten hinter uns d'rein. Wir wandten uns aber
Von dem Lande wieder zum Waſſer und ſchlupften behende
Zwiſchen die Binſen. Da trauten die Bauern nicht weiter zu folgen;
Denn es war dunkel geworden; ſie machten ſich wieder nach Hauſe.
Knapp entkamen wir ſo. Ihr ſehet, gnädiger König,
Ueberwältigung, Mord und Verrath: von ſolchen Verbrechen
Iſt die Rede; die werdet Ihr ſtreng, mein König, beſtrafen.“
Als der König die Klage vernommen, verſetzt' er: es werde
Rechtlich hierüber erkannt, doch laßt uns Reinecken hören.
Reinecke ſprach: „Verhielt' es ſich alſo, würde die Sache
Wenig Ehre mir bringen, und Gott bewahre mich gnädig,
Daß man es fände, wie er erzählt! Doch will ich nicht läugnen,
Daß ich ſie Fiſche fangen gelehrt und auch ihr die beſte
Straße, zu Waſſer zu kommen, und ſie zu dem Teiche gewieſen.
Aber ſie lief ſo gierig darnach, ſobald ſie nur Fiſche
Nennen gehört, und Weg und Maß und Lehre vergaß ſie.
Blieb ſie feſt im Eiſe verloren, ſo hatte ſie freilich
Viel zu lange geeſſen; denn hätte ſie zeitig gezogen,
Hätte ſie Fiſche genug zum köſtlichen Mahle gefangen.
Allzu große Begierde wird immer ſchädlich. Gewohnt ſich
Ungenügſam das Herz, ſo muß es Vieles vermiſſen.
Wer den Geiſt der Gierigkeit hat, er lebt nur in Sorgen;
Niemand ſättiget ihn. Frau Gieremund hat es erfahren,
Da ſie im Eiſe verloren. Sie dankt nun meiner Bemühung
Schlecht. Das hab' ich davon, daß ich ihr redlich geholfen!
Denn ich ſchob und wollte mit allen Kräften ſie heben.
Doch ſie war mir zu ſchwer, und über dieſer Bemühung
Traf mich Ziegrim an, der längs dem Ufer dahinging,
Stand da droben und rief, und fluchte grimmig herunter;
Ja, fürwahr, ich erſchrack, den ſchönen Segen zu hören!
Eins und zwei und drei Mal warf er die gräulichſten Flüche
Ueber mich her und ſchrie, von wildem Zorne getrieben;
Und ich dachte: Du machſt Dich davon und warteſt nicht länger;

Beſſer laufen als faulen. Ich hatt' es eben getroffen;
Denn er hätte mich damals zerriſſen. Und wenn es begegnet,
Daß zwei Hunde ſich beißen um einen Knochen, da muß wohl
Einer verlieren. So ſchien mir auch da das Beſte gerathen,
Seinem Zorn zu entweichen und ſeinem verworr'nen Gemüthe.
Grimmig war er und bleibt es, wie kann er's läugnen? Befraget
Seine Frau; was hab' ich mit ihm, dem Lügner, zu ſchaffen?
Denn ſobald er ſein Weib im Eiſe befroren bemerkte,
Flucht' und ſchalt er gewaltig und kam und half ihr entkommen.
Machten die Bauern ſich hinter ſie her, ſo war es zum Beſten;
Denn ſo kam ihr Blut in Bewegung, ſie froren nicht länger.
Was iſt weiter zu ſagen? Es iſt ein ſchlechtes Benehmen,
Wer ſein eigenes Weib mit ſolchen Lügen beſchimpfet.
Fragt ſie ſelber, da ſteht ſie, und hätt' er die Wahrheit geſprochen,
Würde ſie ſelber zu klagen nicht fehlen. Indeſſen erbitt' ich
Eine Woche mir Friſt, mit meinen Freunden zu ſprechen,
Was für Antwort dem Wolf und ſeiner Klage gebühret."

Bieremund ſagte darauf: „In Euerm Treiben und Weſen
Iſt nur Schalkheit, wir wiſſen es wohl, und Lügen und Trügen,
Buberei, Täuſchung und Trotz. Wer Euern verfänglichen Reden
Glaubt, wird ſicher am Ende beſchädigt. Immer gebraucht Ihr
Liſt, verworrene Worte. So hab' ich's am Borne gefunden.
Denn zwei Eimer hingen daran; Ihr hattet in einen, —
Weiß ich, warum? — Euch geſetzt und war't hernieder gefahren;
Nun vermochtet Ihr nicht, Euch ſelber wieder zu heben
Und Ihr klagtet gewaltig. Des Morgens kam ich zum Brunnen,
Fragte: wer bracht' Euch herein? Ihr ſagtet: „Kommt Ihr doch eben,
Liebe Gevatterinn, recht! Ich gönn' Euch jetzo den Vortheil.
Steigt in den Eimer da droben, ſo fahret Ihr hernieder und eſſet
Hier an Fiſchen Euch ſatt." Ich war zum Unglück gekommen;
Denn ich glaubt' es, Ihr ſchwurt noch dazu: Ihr hättet ſo viele
Fiſche verzehrt, es ſchmerzt Euch der Leib. Ich ließ mich bethören,
Dumm, wie ich war, und ſtieg in den Eimer; da ging er hernieder,
Und der and're wieder herauf, Ihr kamt mir entgegen.
Wunderlich ſchien mir's zu ſein, ich fragte voller Erſtaunen:
Sagt, wie gehet Das zu? Ihr aber ſagtet dawider:
„Auf und ab, ſo geht's in der Welt; ſo geht es uns Beiden.
Iſt es doch alſo der Lauf. Erniedrigt werden die Einen
Und die Andern erhöht, nach eines Jeglichen Tugend."
Aus dem Eimer ſprangt Ihr und lieft, und eiltet von dannen;
Aber ich ſaß im Brunnen bekümmert und mußte den Tag lang
Harren, und Schläge genug am ſelbigen Abend erdulden,
Eh' ich entkam. Es traten zum Brunnen einige Bauern,
Sie bemerkten mich da. Von grimmigem Hunger gepeinigt,
Saß ich in Trauer und Angſt; erbärmlich war mir zu Muthe.
Untereinander ſprachen die Bauern: „Da ſieh' nur, im Eimer
Sitzt da unten der Feind, der unſ're Schafe vermindert."
„Hol' ihn herauf," verſetzte der Eine, „ich halte mich fertig
Und empfang' ihn am Rand', er ſoll uns die Lämmer bezahlen!"
Wie er mich aber empfing, Das war ein Jammer! Es fielen
Schläg' auf Schläge mir über den Pelz, ich hatte mein Leben
Keinen traurigern Tag, und kaum entrann ich dem Tode." —

Reincke ſagte darauf: „Bedenkt genauer die Folgen,
Und Ihr findet gewiß, wie heilſam die Schläge geweſen.
Ich für meine Perſon mag lieber Dergleichen entbehren,
Und wie die Sache ſtand, ſo mußte wohl Eines von Beiden

Sich mit den Schlägen beladen, wir konnten zugleich nicht entgehen.
Wenn Ihr's Euch merkt, so nutzt es Euch wohl, und künftig vertraut Ihr
Keinem so leicht in ähnlichen Fällen. Die Welt iſt voll Schalkheit."

„Ja," verſetzte der Wolf, „was braucht es weiter Beweiſe?
Niemand verletzte mich mehr, als dieſer böſe Verräther.
Eines erzählt ich noch nicht, wie er in Sachſen mich einmal
Unter das Affengeſchlecht zu Schand' und Schaden geführet.
Er beredete mich, in eine Höhle zu kriechen,
Und er wußte voraus, es würde mir Uebels begegnen.
Wär' ich nicht eilig entflieh'n, ich wär' um Augen und Ohren
Dort gekommen. Er ſagte vorher mit gleißenden Worten:
Seine Frau Muhme ſind' ich daſelbſt, er meinte die Affinn;
Doch es verdroß ihn, daß ich entkam. Er ſchickte mich tückiſch
In das abſcheuliche Neſt, ich dacht', es wäre die Hölle."

Reineke ſagte darauf vor allen Herren des Hofes:
„Iſegrim redet verwirrt, er ſcheint nicht völlig bei Sinnen.
Von der Affinn will er erzählen, ſo ſag' er es deutlich.
Drittehalb Jahr ſind's her, als nach dem Lande zu Sachſen
Er mit großem Praſſen gezogen, wohin ich ihm folgte.
Das iſt wahr, das Uebrige lügt er. Es waren nicht Affen,
Meerkatzen waren's, von welchen er redet; und nimmermehr werd' ich
Dieſe für meine Muhmen erkennen. Martin, der Affe,
Und Frau Rückenau ſind mir verwandt. Sie ehr' ich als Muhme,
Ihn als Vetter und rühme mich Deß. Notarius iſt er
Und verſteht ſich auf's Recht. Doch was von jenen Geſchöpfen
Iſegrim ſagt, geſchieht mir zum Hohn; ich habe mit ihnen
Nichts zu thun, und nie ſind's meine Verwandten geweſen;
Denn ſie gleichen dem hölliſchen Teufel. Und daß ich die Alte
Damals Muhme geheißen, das that ich mit gutem Bedachte.
Nichts verlor ich dabei. Das will ich gerne geſtehen:
Gut gaſtirte ſie mich, ſonſt hätte ſie mögen erſticken.

Seht, Ihr Herren, wir hatten den Weg zur Seite gelaſſen,
Gingen hinter dem Berg, und eine düſtere Höhle,
Tief und lang, bemerkten wir da. Es fühlte ſich aber
Iſegrim krank, wie gewöhnlich, vor Hunger. Wann hätt' ihn auch jemals
Einer ſo ſatt geſehen, daß er zufrieden geweſen?
Und ich ſagte zu ihm: In dieſer Höhle befindet
Speiſe ſürwahr ſich genug; ich zweifle nicht, ihre Bewohner
Theilen gerne mit uns, was ſie haben, wir kommen gelegen.
Iſegrim aber verſetzte darauf: ich werde, mein Oheim,
Unter dem Baume hier warten; Ihr ſeid in Allem geſchickter,
Neue Bekannte zu machen, und wenn Euch Eſſen gereicht wird,
Thut mir's zu wiſſen! So dachte der Schalk, auf meine Gefahr erſt
Abzuwarten, was ſich ergäbe; ich aber begab mich
In die Höhle hinein. Nicht ohne Schauer durchwandert'
Ich den langen und krummen Gang, er wollte nicht enden.
Aber was ich dann fand! — Den Schrecken wollt' ich um vieles
Rothes Geld nicht zwei Mal in meinem Leben erfahren!
Welch ein Neſt voll häßlicher Thiere, großer und kleiner, —
Und die Mutter dabei, ich dacht', es wäre der Teufel.
Weit und groß ihr Maul mit langen, häßlichen Zähnen,
Lange Nägel an Händen und Füßen und hinten ein langer
Schwanz an den Rücken geſetzt; ſo was Abſcheuliches hab' ich
Nicht im Leben geſehn! Die ſchwarzen, leidigen Kinder
Waren ſeltſam gebildet, wie lauter junge Geſpenſter.
Geängſtet ſah' ſie mich an. Ich dachte, wär' ich von dannen!
Größer war ſie, als Iſegrim ſelbſt, und einige Kinder
Faſt von gleicher Statur. Im lauten Heue gebettet

Fand ich die garstige Braut, und über und über beschlappert
Bis an die Ohren mit Koth, es stank in ihrem Revière
Aerger als höllisches Pech. Die reine Wahrheit zu sagen:
Wenig gefiel es mir da; denn ihrer waren so Viele,
Und ich stand nur allein. Sie zogen gräuliche Fratzen.
Da besann ich mich denn, und einen Ausweg versucht' ich.
Grüßte sie schön — ich meint' es nicht so — und wußte so freundlich
Und bekannt mich zu stellen. Frau Muhme! sagt' ich zur Alten,
Vetter hieß ich die Kinder und ließ es an Worten nicht fehlen.
Spar' Euch der gnädige Gott auf lange glückliche Zeiten!
Sind das Eu're Kinder? Fürwahr, ich sollte nicht fragen!
Wie behagen sie mir! Hilf Himmel! wie sie so lustig,
Wie sie so schön sind! Man nähme sie Alle für Söhne des Königs.
Seid mir viel Mal gegrüßt, daß Ihr mit würdigen Sprossen
Mehret unser Geschlecht, ich freue mich über die Maßen.
Glücklich sind' ich mich nun, von solchen Dingen zu wissen;
Denn zu Zeiten der Noth bedarf man seiner Verwandten.

Als ich ihr so viel Ehre geboten, wiewohl ich es anders
Meinte, bezeigte sie mir von ihrer Seite desgleichen,
Hieß mich Oheim, und that so bekannt, so wenig die Närrinn
Auch zu meinem Geschlechte gehört. Doch konnte für dieß Mal
Gar nicht schaden, sie Muhme zu heißen. Ich schwitzte dazwischen
Ueber und über vor Angst; allein sie redete freundlich:
„Reineke, werther Verwandter, ich heiß' Euch schönstens willkommen!
Seid Ihr auch wohl! Ich bin Euch mein ganzes Leben verbunden,
Daß Ihr zu mir gekommen. Ihr kehret kluge Gedanken
Meine Kinder sofern, daß sie zu Ehren gelangen."
Alle hört' ich sie reden; das hatt' ich mit wenigen Worten,
Daß ich sie Muhme genannt und daß ich die Wahrheit geschonet,
Reichlich verdient. Doch wär' ich so gern im Freien gewesen.
Aber sie ließ mich nicht fort und sprach: „Ihr dürfet, mein Oheim,
Unbewirthet nicht weg! Verweilet, laßt Euch bedienen."
Und sie brachte mir Speise genug; ich wüßte sie wahrlich
Jetzt nicht alle zu nennen; verwundert war ich zum Höchsten,
Wie sie zu Allem gekommen. Von Fischen, Rehen und anderm
Guten Wildpret, ich speis'te daran, es schmeckte mir herrlich.
Als ich zur G'nüge gegessen, beut sie mich über das Alles,
Bracht' ein Stück vom Hirsche getragen, ich sollt' es nach Hause
Zu den Meinigen bringen, und ich empfahl mich zum Besten.
„Reineke," sagte sie noch, „besucht mich öfters." Ich hätte,
Was sie wollte, versprochen, ich machte, daß ich herauskam.
Lieblich war es nicht da für Augen und Nase, ich hätte
Mir den Tod beinahe geholt; ich suchte zu fliehen,
Lief behende den Gang bis zu der Oeffnung am Baume.
Isegrim lag und stöhnte daselbst; ich sagte: wie geht's Euch,
Oheim? Er sprach: „Nicht wohl! ich muß vor Hunger verderben."
Ich erbarmte mich seiner und gab ihm den köstlichen Braten,
Den ich mit mir gebracht. Er aß mit großer Begierde;
Vielen Dank erzeigt er mir da; nun hat er's vergessen!
Als er nun fertig geworden, begann er: „Laßt mich erfahren,
Wer die Höhle bewohnt? Wie habt Ihr's d'rinne gefunden?
Gut oder schlecht?" Ich sagt' ihm darauf die lauterste Wahrheit,
Unterrichtet' ihn wohl. Das Nest sei böse, dagegen
Finde sich d'rinn viel köstliche Speise. Sobald er begehre,
Seinen Theil zu erhalten, so mög' er kecklich hineingehn,
Nur vor Allem sich hüten, die g'rade Wahrheit zu sagen.
Soll es Euch nach Wünschen ergehn, so spart mir die Wahrheit!

Wiederholt' ich ihm noch: denn führt sie Jemand beständig
Unklug im Mund, der leidet Verfolgung, wohin er sich wendet;
Ueberall steht er zurück, die Andern werden geladen.
Also hieß ich ihn gehn; ich lehrt' ihn: was er auch finde,
Sollt' er reden, was Jeglicher gerne zu hören begehret,
Und man werd' ihn freundlich empfangen. Das waren die Worte,
Gnädiger König und Herr, nach meinem besten Gewissen.
Aber das Gegentheil that er hernach, und kriegt' er darüber
Etwas ab, so hab' er es auch; er sollte mir folgen.
Grau sind seine Zettela fürwahr, doch sucht man die Weisheit
Nur vergebens dahinter. Es achten solche Gesellen
Weder Klugheit noch seine Gedanken; es bleibet dem groben,
Tölpischen Volke der Werth von aller Weisheit verborgen.
Treulich schärft' ich ihm ein, die Wahrheit dieß Mal zu sparen;
„Weiß ich doch selbst, was sich ziemt!" versetzt' er trotzig dagegen;
Und so trabt' er die Höhle hinein, da hat er's getroffen.

Hinten saß das abscheuliche Weib, er glaubte, den Teufel
Vor sich zu sehn' die Kinder dazu! Da rief er betroffen:
„Hölle! Was für abscheuliche Thiere! Sind diese Geschöpfe
Ein're Kinder? Sie scheinen fürwahr ein Höllengesindel!
Geht, ertränkt sie. Das wäre das Beste, damit sich die Brut nicht
Ueber die Erde verbreite! Wenn es die Meinigen wären,
Ich erbosste sie. Man finge wahrlich mit ihnen
Junge Teufel; man brauchte sie nur in einem Morsche
Auf das Schilf zu binden, die garstigen, schmutzigen Rangen!
Ja, Meerkatzen sollten sie heißen, da paßte der Name!"

Eilig versetzte die Mutter und sprach mit zornigen Worten:
„Welcher Teufel schickt uns den Boten? Wer hat Euch gerufen,
Hier uns grob zu begegnen? Und meine Kinder! Was habt Ihr,
Schön oder häßlich, mit ihnen zu thun? So eben verläßt uns
Reinecke Fuchs, der erfahrene Mann; Der muß es verstehen.
Meine Kinder, betheuert' er hoch, er finde sie sämmtlich
Schön und sittig, von guter Manier; er mochte mit Freuden
Sie für seine Verwandten erkennen. Das hat er uns Alles
Hier an diesem Platz vor einer Stunde versichert.
Wenn sie Euch nicht, wie ihm, gefallen, so hat Euch wahrhaftig
Niemand zu kommen gebeten. Das mögt Ihr, Isegrim, wissen!"
Und er forderte gleich von Ihr zu essen und sagte:
„Holt herbei, sonst helf' ich Euch suchen! Was wollen die Reden
Weiter helfen?" Er machte sich d'ran und wollte gewaltsam
Ihren Vorrath betasten; Das war ihm übel gerathen!
Denn sie warf sich über ihn her, zerbiß und zerkratzt' ihm
Mit den Nägeln das Fell und klaut' und zerrt' ihn gewaltig;
Ihre Kinder thaten das Gleiche, sie bissen und krammten
Gräulich auf ihn. Da heult' er und schrie mit blutigen Wangen,
Wehrte sich nicht und lief mit hastigen Schritten zur Oeffnung.
Uebel zerbissen [illegible] ich ihn kommen, zerkratzt, und die Fetzen
Hingen herum, ein Ohr war zerfetzet und blutig die Nase;
Manche Wunde knipsten sie ihm und hatten das Fell ihm
Garstig zulawarn gerupft. Ich fragt' ihn, wie er herauskrat:
Habt Ihr die Wahrheit gesagt? Er aber sagte dagegen:
„Wie ich's gefunden, so hab' ich gesprochen. Die leidige Hexe
Hat mich übel geschändet; ich wollte, sie wäre hier außen,
Theuer bezahlte sie mir's! Was dünkt Euch, Reinecke, habt Ihr
Jemals solche Kinder gesehn; so garstig, so böse?
Da ich's ihr sagte, da war es geschehn, da fand ich nicht weiter
Gnade vor ihr, und habe mich übel im Leche befunden."

„Seid Ihr verrückt?“ verſetzt' ich ihm d'rauf: „Ich hab' es Euch anders
Weislich geheißen. Ich grüß' Euch zum Schimpfen (ſo ſolltet Ihr ſagen),
Liebe Muhme, wie geht es mit Euch? Wie geht es den lieben,
Artigen Kindern? Ich freue mich ſehr, die großen und kleinen
Neffen wieder zu ſehn.“ Doch Iſegrim ſagte dagegen:
„Muhme das Weib zu begrüßen, und Neffen die häßlichen Kinder?
Nehm' ſie der Teufel zu ſich! Mir graut vor ſolcher Verwandtſchaft.
Pfui! ein ganz abſcheuliches Pack! Ich ſeh' ſie nicht wieder.“
Darum ward er ſo übel bezahlt. Nun richtet, Herr König!
Sagt er mit Recht, ich hab' ihn verrathen? Er mag es geſtehen,
Hat die Sache ſich nicht, wie ich erzähle, begeben?“

Iſegrim ſprach entſchloſſen dagegen: „Wir machen wahrhaftig
Dieſen Streit mit Worten nicht aus. Was ſollen wir keifen?
Recht bleibt Recht; und wer es auch hat, es zeigt ſich am Ende.
Trotzig, Reineke, tretet Ihr auf, ſo mögt Ihr es haben!
Kämpfen wollen wir gegen einander, da wird es ſich finden.
Vieles wißt Ihr zu ſagen, wie vor der Affenbehauſung
Ich ſo großen Hunger gelitten, und wie Ihr mich damals
Treulich genährt. Ich wüßte nicht, wie! Es war nur ein Knochen,
Den Ihr brachtet; das Fleiſch vermuthlich ſpeiſ'tet Ihr ſelber.
Wo Ihr ſtehet, ſpottet Ihr mein', und redet verwegen
Meiner Ehre zu nah'. Ihr habt mit ſchändlichen Lügen
Mich verdächtig gemacht, als hätt' ich böſe Verſchwörung
Gegen den König im Sinn gehabt und hätte ſein Leben
Ihm zu rauben gewünſcht; Ihr aber prahlet dagegen
Ihm von Schätzen was vor; er möchte ſchwerlich ſie finden!
Schmählich behandeltet Ihr mein Weib und ſollt es mit büßen.
Dieſer Sachen klag' ich Euch an! Ich denke zu kämpfen
Ueber Alles und Neues, und wiederhol' es: ein Mörder,
Ein Verräther ſeid Ihr, ein Dieb; und Leben um Leben
Wollen wir kämpfen, es endige nun das Keifen und Schelten.
Einen Handſchuh biet' ich Euch an, ſo wie ihn zu Rechte
Jeder Fordernde reicht; Ihr mögt ihn zum Pfande behalten,
Und wir finden uns bald. Der König hat es vernommen,
Alle die Herren haben's gehört! Ich hoffe, ſie werden
Zeugen ſein des rechtlichen Kampfs. Ihr ſollt nicht entweichen,
Bis die Sache ich endlich entſcheidet; dann wollen wir ſehen!“

Reineke dachte bei ſich: „Das geht um Vermögen und Leben!
Groß iſt er, ich aber bin klein, und könnt' es mir dieß Mal
Etwa mißlingen, ſo hätten mir alle die liſtigen Streiche
Wenig geholfen. Doch warten wir's ab. Denn wenn ich's bedenke,
Bin ich im Vortheil; verlor er ja ſchon die vorderſten Klauen!
Iſt der Thor nicht kühler geworden, ſo ſoll er am Ende
Seinen Willen nicht haben, es koſte, was es auch wolle.“

Reineke ſagte zum Wolfe darauf: „Ihr mögt mir wohl ſelber
Ein Verräther, Iſegrim, ſein, und alle Beſchwerden
Die Ihr auf mich zu bringen gedenket, ſind alle gelogen.
Wollt Ihr kämpfen? Ich wag' es mit Euch und werde nicht wanken.
Lange wünſcht' ich mir Das! Hier iſt mein Handſchuh dagegen.“

So empfing der König die Pfänder; es reichten ſie Beide
Kühnlich. Er ſagte darauf: „Ihr ſollt mir Bürgen beſtellen,
Daß Ihr morgen zum Kampfe nicht fehlt; denn beide Parteien
Find' ich verworren, wer mag die Reden alle verſtehen?
Iſegrim's Bürgen wurden ſogleich der Bär und der Kater,
Braun und Hinze; für Reineke'n aber verbürgten ſich gleichfalls
Vetter Meneke, Sohn von Mätenaffe, mit Grimbart'.

Trage die Wonne,
Celiacs Herz!
Sie liebt mich!
Sie liebt mich!

Neunter Auftritt.

Erwin. Valerio. Nachher Elmire. Nachher Roſa.

Valerio.

Sie liebt dich: Sie liebt dich!
Siehſt du, die Seele
Haſt du betrübet,
Die dich nur immer,
Immer geliebet!

Erwin.

Ich bin ſo freudig,
Fühle mein Leben!
Ach, ſie vergibt mir,
Sie hat vergeben!

„Reinecke," ſagte Frau Rückenau d'rauf: „nun bleibet gelaſſen.
Klug von Sinnen! Es lehrte mein Mann, der jetzo nach Rom iſt,
Euer Oheim, mich einſt ein Gebet; es hatte dasſelbe
Abt von Schinkanf geſetzt und gab es meinem Gemahle,
Dem er ſich günſtig erwies, auf einem Zettel geſchrieben.
„Dieſes Gebet," ſo ſagte der Abt, „iſt heilſam den Männern,
Die in's Gefecht ſich begeben; man muß es nüchtern des Morgens
Ueberleſen, ſo bleibt man des Tags von Noth und Gefahren
Völlig befreit, vor'm Tode geſchützt, vor Schmerzen und Wunden."
Tröſtet Euch, Neffe, damit, ich will es morgen bei Zeiten
Ueber Euch leſen; ſo gehet Ihr getroſt und ohne Beſorgniß."
„Liebe Muhme," verſetzte der Fuchs: „ich danke von Herzen,
Ich gedenk' es Euch wieder. Doch muß mir immer am Meiſten
Meiner Sache Gerechtigkeit helfen, und meine Gewandtheit."

Reinecke's Freunde blieben beiſammen die Nacht durch, und ſchenkten
Seine Geiſten durch munt're Geſpräche. Frau Rückenau aber
War vor Allen beſorgt und geſchäftig; ſie ließ ihn [illegible]
Zwiſchen Kopf und Schwanz und Bruſt und Bauche beſchauen
Und mit Fett und Oele beſtreichen; es zeigte ſich aber
Reinecke fett und rund und wohl zu Fuße. Daneben
Sprach ſie: „Höret mich an, bedenket, was Ihr zu thun habt.
Höret den Rath verſtändiger Freunde; Das hilft Euch am Beſten.
Trinket nur brav und haltet das Waſſer, und kommt Ihr des Morgens
In den Kreis, ſo macht es geſcheidt, benetzet den rauhen
Wedel über und über und ſucht den Gegner zu treffen;
Kennt Ihr die Augen ihm ſalben, ſo iſt's am Beſten gerathen.
Sein Geſicht verdunkelt ſich gleich. Es kömmt Euch zu ſtatten,
Und ihn hindert es ſehr. Auch müßt Ihr Anfangs Euch furchtſam
Stellen, und gegen den Wind mit flüchtigen Füßen entweichen.
Wenn er Euch ſeiget, erregt nur den Staub, auf daß Ihr die Augen
Ihm mit Unrath und Sande verſchließt. Dann ſpringet zur Seite,
Paßt auf jede Bewegung, und wenn er die Augen ſich auswiſcht:
Nehmt des Vortheils gewahr und ſalbt ihm auf's Neue die Augen
Mit dem ätzenden Waſſer, damit er völlig verblinde,
Nicht mehr wiſſe, wo aus noch ein, und der Sieg Euch verbleibe.
Lieber Neffe, ſchlaft nur ein wenig, wir wollen Euch wecken,
Wenn es Zeit iſt. Doch will ich ſogleich die heiligen Worte
Ueber Euch leſen, von welchen ich ſprach; auf daß ich Euch ſtärke."
Und ſie legt' ihm die Hand auf's Haupt und ſagte die Worte:
„Nekröſt negibaul geid ſum namteſtih daudna mein tedachs!
Nun Glück auf! Nun ſeid Ihr verwahrt!" Das Nämliche ſagte
Oheim Grimbart; dann führten ſie ihn und legten ihn ſchlafen.
Ruhig ſchlief er. Die Sonne ging auf; da kamen die Otter
Und der Dachs, den Vetter zu wecken. Sie grüßten ihn freundlich,
Und ſie ſagten: „Bereitet Euch wohl!" Da brachte die Otter
Eine junge Ente hervor und reicht' ſie ihm ſagend:
„Eßt, ich habe ſie Euch mit manchem Sprunge gewonnen
An dem Damme bei Hünerbrot; laßt's Euch belieben, mein Vetter!"
„Gutes Handgeld iſt Das," verſetzte Reinecke munter.
„So was verſchmäh' ich nicht leicht. Das möge Gott Euch vergelten,
Daß Ihr meiner gedenkt!" Er ließ das Eſſen ſich ſchmecken
Und das Trinken dazu, und ging mit ſeinen Verwandten
In den Kreis, auf den ebenen Sand; da ſollte man kämpfen.

Zwölfter Geſang.

Als der König Reinecke'n ſah, wie Diener am Kreiſe
Glatt geſcheeren ſich zeigte, mit Oel und ſchlüpfrigem Fette

Ueber und über gesalbt, da lacht' er über die Maßen.
„Fuchs! wer lehrte Dich Das?" so rief er, „mag man doch billig
Reinecke Fuchs Dich heißen, Du bist beständig der Lose!
Aller Orten kennst Du ein Loch und weißt Dir zu helfen."

Reinecke neigte sich tief vor dem Könige, neigte besonders
Vor der Königinn sich und kam mit muthigen Sprüngen
In den Kreis. Da hatte der Wolf mit seinen Verwandten
Schon sich gefunden; sie wünschten dem Fuchs ein schmähliches Ende;
Manches zornige Wort und manche Drohung vernahm er.
Aber Lynx und Luparbus, die Wärter des Kreises, brachten
Nun die Heil'gen hervor, und beide Kämpfer beschwuren,
Wolf und Fuchs, mit Bedacht die zu behauptende Sache.

Isegrim schwur mit heftigen Worten und drohenden Blicken:
Reinecke sei ein Verräther, ein Dieb, ein Mörder und aller
Missethat schuldig, er sei auf Gewalt und Eh'bruch betreten,
Kalich in jeglicher Sache, das gelte Leben um Leben!
Reinecke schwur zur Stelle dagegen: er sei sich keiner
Dieser Verbrechen bewußt, und Isegrim lüge wie immer,
Schwöre falsch wie gewöhnlich, doch soll' es ihm nimmer gelingen,
Seine Lüge zur Wahrheit zu machen, am Wenigsten dieß Mal.
Und es sagten die Wärter des Kreises: „Ein Jeglicher thue,
Was er schuldig zu thun ist! Das Recht wird bald sich ergeben."
Groß und Klein verließen den Kreis, die Beiden alleine
D'rinn zu verschließen. Geschwind begann die Aeffinn zu flüstern:
„Merket, was ich Euch sagte, vergeßt nicht dem Rathe zu folgen!"
Reinecke sagte heiter darauf: „Die gute Vermahnung
Macht mich muthiger eben. Getrost! ich werde der Kühnheit
Und der List auch jetzt nicht vergessen, durch die ich aus manchen
Größern Gefahren entronnen, worein ich öfters gerathen,
Wenn ich mir Dieses und Jenes geholt, was bis jetzt nicht bezahlt ist,
Und mein Leben kühnlich gewagt. Wie sollt' ich nicht jetzo
Gegen den Bösewicht stehen? Ich hoff', ihn gewißlich zu schänden,
Ihn und sein ganzes Geschlecht, und Ehre den Meinen zu bringen.
Was er auch lügt, ich tränk' es ihm ein. Nun ließ man die Beiden
In dem Kreise zusammen, und Alle schauten begierig.

Isegrim zeigte sich wild und grimmig, reckte die Tatzen,
Kam daher mit offenem Maul, und gewaltigen Sprüngen.
Reinecke, leichter als er, entsprang dem stürmenden Gegner,
Und benetzte behende den rauhen Wedel mit seinem
Aetzenden Wasser und schleift' ihn im Staube, mit Sand ihn zu füllen.
Isegrim dachte, nun hab' er ihn schon! Da schlug ihm der Lose
Ueber die Augen den Schwanz, und Hören und Sehen verging ihm.
Nicht das erste Mal übt' er die List, schon viele Geschöpfe
Hatten die schädliche Kraft des ätzenden Wassers erfahren;
Isegrim's Kinder blendet' er so, wie Anfangs gesagt ist.
Und nun dacht' er, den Vater zu zeichnen. Nachdem er dem Gegner
So die Augen gesalbt, entsprang er seitwärts und stellte
Gegen den Wind sich, rührte den Sand und jagte des Staubes
Viel in die Augen des Wolfs, der sich mit Reiben und Wischen
Hastig und übel benahm und seine Schmerzen vermehrte.
Reinecke wußte dagegen geschickt den Wedel zu führen,
Seinen Gegner auf's Neue zu treffen und gänzlich zu blenden.
Uebel bekam es dem Wolfe; denn seinen Vortheil benutzte
Nun der Fuchs. Sobald er die schmerzlich thränenden Augen
Seines Feindes erblickte, begann er mit heftigen Sprüngen,
Mit gewaltigen Schlägen auf ihn zu stürmen, zu kragen

Und zu beißen, und immer die Augen ihm wieder zu ſalben.
Halb von Sinnen tappte der Wolf; da ſpottete ſeiner
Reineke dreiſter und ſprach: „Herr Wolf, Ihr habt wohl vor Zeiten
Manch unſchuldiges Lamm verſchlungen, in Euerem Leben
Manch unſträfliches Thier verzehrt; ich hoffe, ſie ſollen
Künftig Ruhe genießen, auf alle Fälle bequemt Ihr
Euch, ſie in Frieden zu laſſen, und nehmet Segen zum Lohne.
Eu're Seele gewinnt bei dieſer Buße, beſonders
Wenn Ihr das Ende geduldig erwartet. Ihr werdet für dieß Mal
Nicht aus meinen Händen entrinnen, Ihr müßtet mit Bitten
Mich verſöhnen; da ſchont' ich Euch wohl und ließ' Euch das Leben."

Haſtig ſagte Reineke Das, und hatte den Gegner
Feſt an der Kehle gepackt und preßt' ihn alſo zu zwingen.
Ziegrim aber, ſtärker als er, bewegte ſich grimmig,
Mit zwei Zügen riß er ſich los. Doch Reincke griff ihm
In's Geſicht, verwundet' ihn hart und riß ihm ein Auge
Aus dem Kopfe; es rann ihm das Blut die Naſe herunter.
Reincke rief: „So wollt' ich es haben! ſo iſt es gelungen!"
Blutend verzagte der Wolf, und ſein verlorenes Auge
Macht' ihn raſend; er ſprang, vergeſſend Wunden und Schmerzen,
Gegen Reincke'n los und drückt ihn wieder zu Boden.
Uebel befand ſich der Fuchs, und wenig half ihm die Klugheit.
Einen der vorderen Füße, die er als Hände gebrauchte,
Faßt' ihm Ziegrim ſchnell und hielt ihn zwiſchen den Zähnen.
Reineke lag bekümmert am Boden, er ſorgte, zur Stunde
Seine Hand zu verlieren und dachte tauſend Gedanken.
Ziegrim brummte dagegen mit hohler Stimme die Worte:

„Deine Stunde, Dieb, iſt gekommen! Ergib Dich zur Stelle,
Oder ich ſchlage Dich todt für Deine betrüglichen Thaten!
Ich bezahle Dich nun; es hat Dir wenig geholfen,
Stand zu kragen, Waſſer zu laſſen, das Fell zu beſchreien,
Dich zu ſchwieren. Wehe Dir nun! Du haſt mit ſo vieles
Uebel gethan, gelogen auf mich, mir das Auge geblendet;
Aber Du ſollſt nicht entgehn, ergib Dich oder ich beiße!"

Reincke dachte: „Nun geht es mir ſchlimm; was ſoll ich beginnen?
Geb' ich mich nicht, ſo bringt er mich um; und wenn ich mich gebe,
Bin ich auf ewig beſchimpft. Ja, ich verdiene die Strafe;
Denn ich hab' ihn zu übel behandelt, zu gröblich beleidigt.
Süße Worte verſucht' er darauf, den Gegner zu mildern.
„Lieber Oheim!" ſagt' er zu ihm, „ich werde mit Freuden
Euer Lehnsmann ſogleich, mit Allem, was ich beſitze.
Gerne geh' ich als Pilger für Euch zum heiligen Grabe,
In das heilige Land, in alle Kirchen, und bringe
Ablaß genug von dannen zurück. Es gereichet derſelbe
Eu'rer Seele zu Nutz', und ſoll für Vater und Mutter
Uebrig bleiben, damit ſich auch Die im ewigen Leben
Dieſer Wohlthat erfreu'n; wer iſt nicht ihrer bedürftig?
Ich verehr' Euch, als wär't Ihr der Papſt, und ſchwöre den theuren,
Heiligen Eid, von jetzt auf alle künftigen Zeiten
Ganz der Eu're zu ſein mit allen meinen Verwandten.
Alle ſollen Euch dienen zu jeder Stunde. So ſchwör' ich!
Was ich dem Könige ſelbſt nicht verſpräche, das ſei Euch geboten.
Nehmt Ihr es an, ſo wird Euch dereinſt die Herrſchaft des Landes.
Alles, was ich zu ſangen verſtehe, das will ich Euch bringen:
Gänſe, Hühner, Enten und Fiſche, deren ich das Maul ſtets
Solcher Speiſe verzehre, ich laß Euch immer die Auswahl.
Euerm Weib und Kindern. Ich will mit Fleiße daneben
Euer Leben berathen; es ſoll Euch kein Uebel berühren.

Lose heiß ich und Ihr seid stark; so können wir Beide
Große Dinge verrichten. Zusammen müssen wir halten.
Einer mit Macht, der And're mit Rath, wer wollt' uns bezwingen?
Kämpfen wir gegen einander, so ist es übel gehandelt.
Ja, ich hätt' es niemals gethan, wofern ich nur schicklich
Hätte den Kampf zu vermeiden gewußt; Ihr fordertet aber,
Und ich mußte denn wohl mich Ehren halber bequemen.
Aber ich habe mich höflich gehalten und während des Streites
Meine ganze Macht nicht bewiesen; es muß Dir, so dacht' ich,
Deinen Oheim zu schonen, zur größten Ehre gereichen.
Hätt' ich Euch aber gehaßt, es wär' Euch anders gegangen.
Wenig Schaden habt Ihr gelitten, und wenn aus Versehen
Euer Auge verletzt ist, so bin ich herzlich bekümmert.
Doch das Beste bleibt mir dabei, ich kenne das Mittel,
Euch zu heilen, und theil' ich's Euch mit, Ihr werdet mir's danken.
Bliebe das Auge gleich weg, und seid Ihr sonst nur genesen,
Ist es Euch immer bequem; Ihr habet, legt Ihr Euch schlafen,
Nur ein Fenster zu schließen, wir Andern bemühen uns doppelt.
Euch zu versöhnen sollen sogleich sich meine Verwandten
Vor Euch neigen; mein Weib und meine Kinder, sie sollen
Vor des Königes Augen im Angesicht dieser Versammlung
Euch ersuchen und bitten, daß Ihr mir gnädig vergebet
Und mein Leben mir schenkt. Dann will ich offen bekennen,
Daß ich unwahr gesprochen und Euch mit Lügen geschändet,
Euch betrogen, wo ich gekannt. Ich verspreche zu schwören,
Daß mir von Euch nichts Böses bekannt ist, und daß ich von nun an
Nimmer Euch zu beleidigen denke. Wie könntet Ihr jemals
Größere Sühne verlangen, als die, wozu ich bereit bin?
Schlagt Ihr mich todt, was habt Ihr davon? Es bleiben Euch immer
Meine Verwandten zu fürchten und meine Freunde; dagegen,
Wenn Ihr mich schont, verlaßt Ihr mit Ruhm und Ehren den Kampfplatz.
Scheinet Jeglichem edel und weise; denn höher vermag sich
Niemand zu heben, als wenn er vergibt. Es kommt Euch so bald nicht
Diese Gelegenheit wieder, benutzt sie. Uebrigens kann mir
Jetzt ganz einerlei sein, zu sterben oder zu leben."

„Falscher Fuchs!" versetzte der Wolf, „wie wärst Du so gerne
Wieder los! Doch wäre die Welt von Gelde geschaffen
Und Du hättest sie mir in Deinen Nöthen, ich würde
Dich nicht lassen. Du hast mir so oft vergeblich geschworen
Falscher Geselle! Gewiß, nicht Eierschalen erhielt' ich,
Ließ' ich Dich los. Ich achte nicht viel auf Deine Verwandten;
Ich erwarte, was sie vermögen, und denke so ziemlich,
Ihre Feindschaft zu tragen. Du Schadenfroher! wie würdest
Du nicht spotten, gäb' ich Dich frei auf Deine Betheurung!
Wer Dich nicht kennte, wäre betrogen. Du hast mich, so sagst Du,
Heute geschont, Du leidiger Dieb! — und hängst mir das Auge
Nicht zum Kopfe heraus? Du Bösewicht, hast Du die Haut mir
Nicht an zwanzig Orten verletzt, und könnt' ich nur ein Mal
Wieder zu Athem gelangen, da Du den Vortheil gewonnen?
Thöricht wär' es gehandelt, wenn ich für Schaden und Schande
Dir nun Gnad' und Mitleid erzeigte. Du brachtest, Verräther,
Mich und mein Weib in Schaden und Schmach; Das kostet Dein Leben."

Also sagte der Wolf. Indessen hatte der Lose
Zwischen die Schenkel des Gegners die and're Tatze geschoben,
Bei den empfindlichsten Theilen ergriff er denselben und zuckte,
Zerrt' ihn grausam, ich sage nicht mehr. — Erbärmlich zu schreien
Und zu heulen begann der Wolf mit offenem Munde.
Reincke zog die Tatze behend aus den klemmenden Zähnen,

Hielt mit Beiden den Wolf nun immer feſter und feſter,
Kneipt' und zog. Da heulte der Wolf und ſchrie ſo gewaltig,
Daß er Blut zu ſpeien begann, es brach ihm vor Schmerzen
Ueber und über der Schweiß durch ſeine Zotten, er löſ'te
Sich vor Angſt. Das freute den Fuchs, nun hefft' er zu ſiegen,
Hielt ihn immer mit Händen und Füßen; und große Bedrängniß,
Große Pein kam über den Wolf, er gab ſich verloren.
Blut rann über ſein Haupt, aus ſeinen Augen, er ſtürzte
Nieder betäubt. Es hätte der Fuchs des Goldes die Fülle
Nicht für dieſen Anblick genommen, ſo hielt er ihn immer
Feſt und ſchleppte den Wolf und zog, daß Alle das Elend
Sahen, und kneipt' und drückt' und biß und klaute den Armen,
Der mit dumpfem Geheul im Staub und eigenem Unrath
Sich mit Zuckungen wälzte, mit ungeberdigem Weſen.

Seine Freunde jammerten laut, ſie baten den König:
Annehmen den Kampf, wenn es ihm alſo beliebte.
Und der König verſetzte: „Sobald Euch Allen bedünket,
Allen lieb iſt, daß es geſchehe, ſo bin ich's zufrieden."

Und der König gebot: die beiden Wärter des Kreiſes,
Lyax und Lopardus, ſollten zu beiden Kämpfern hineingehn.
Und ſie traten darauf in die Schranken und ſprachen dem Sieger
Reinecke zu: „Es ſei nun genug; es wünſche der König,
Annehmen den Kampf, den Zwiſt gerichtet zu ſehen.
Er verlangt," ſo fuhren ſie fort, „Ihr mögt ihm den Gegner
Ueberlaſſen, das Leben dem Ueberwundenen ſchenken.
Denn wenn Einer getödtet in dieſem Zweikampf erläge,
Wäre es Schade auf jeglicher Seite. Ihr habt ja den Vortheil!
Alle ſehen es, Klein' und Große. Auch fallen die beſten
Männer Euch bei. Ihr habt ſie Euch ſämmtlich gewonnen."

Reinecke ſprach: „Ich werde hinfür mich dankbar bewieſen!
Gern folg' ich dem Willen des Königs, und was ich gelobet,
Tho' ich gern; ich habe geſiegt und Schauer's verlang' ich
Nicht zu erleben! Es gönne mir unſer König das Eine,
Daß ich meine Freunde befrage." Da riefen die Freunde
Reinecke'n alle: „Es danket uns gut, des Willen des Königs
Gleich zu erfüllen." Sie kamen in Schaaren zum Sieger gelaufen,
Alle Verwandte, der Dachs und der Affe, und Otter und Biber.
Seine Freunde waren nun auch der Marder, die Wiesel,
Hermelin und Eichhorn; und Viele, die ihn beſuchet,
Seinen Namen zuvor nicht nennen mochten, ſie liefen
Alle zu ihm. Da fanden ſich auch, die lange ihn verklagten,
Als Verwandten anjetzt und brachten Weiber und Kinder,
Große, Mittlere, Kleine, dazu die Kleinſten; es that ihm
Jeglichen ſchön, ſie ſchmeichelten ihm und konnten nicht enden.

In der Welt geht's immer ſo zu. Dem Glücklichen ſagt man:
„Bleibet lange geſund!" er findet Freunde die Menge.
Aber wem es übel geräth, Der mag ſich gedulden!
Ebenſo fand es ſich hier. Ein Jeglicher wollte der Nächſte
Neben dem Sieger ſich ſtell'n. Die Einen fochten, Andre
Sangen, blieſen Poſaunen und ſchlugen Pauken dazwiſchen.
Reinecke's Freunde ſprachen zu ihm: „Erfreut Euch, Ihr habet
Euch und Euer Geſchlecht in dieſer Stunde gehoben!
Sehr betrübten wir uns, Euch unterliegen zu ſehen,
Doch es wandte ſich bald, es war ein [illegible] Stückchen."
Reinecke ſprach: „Es iſt mir [illegible] und dankte den Freunden.

Alle gingen sie hin mit großem Getümmel, vor Allen
Reinecke mit den Wärtern des Kreises. Also gelangten
Sie zum Throne des Königs; da kniete Reinecke nieder.
Anfangs hieß ihn der König, und sagte vor allen den Herren:
„Euern Zug bewahret Ihr wohl; Ihr habet mit Ehren
Eure Sache vollführet, deßwegen sprech' ich Euch ledig.
Alle Strafe bekret sich auf; ich werde darüber Nächstens sprechen im Rath mit meinen Edeln, sobald nur
Ziegrim wieder geheilt ist; für heute schließ' ich die Sache."

„Eurem Rathe, gnädiger Herr," versetzte bescheiden
Reinecke drauf, „ist heilsam zu folgen. Ihr wißt es am Besten.
Als ich hierher kam, klagten so Viele: sie logen dem Wolfe,
Meinem mächtigen Feinde, zu Lieb', der wollte mich stürzen.
Hatte mich fast in seiner Gewalt. Da riefen die Andern:
„Kreuzige!" klagten mit ihm, nur mich auf's Letzte zu bringen,
Ihm gefällig zu sein; denn Alle konnten bemerken:
Besser stand er bei Euch als ich, und Keiner gedachte
Weder an's Ende, noch wie sich vielleicht die Wahrheit verhalte.
Jenen Hunden verglich' ich sie wohl: die pflegten in Menge
Vor der Küche zu stehn, und hofften, es werde wohl ihrer
Auch der günstige Koch mit einigen Knochen gedenken.
Einen ihrer Gesellen erblickten die wartenden Hunde,
Der ein Stück gebettenes Fleisch dem Koche genommen
Und nicht eilig genug zu seinem Unglück davon sprang;
Denn es begoß ihn der Koch mit heißem Wasser von hinten
Und verbrüht' ihm den Schwanz. Doch ließ er die Beute nicht fallen,
Mengte sich unter die Andern; sie aber sprachen zusammen:
„Seht, wie Diesen der Koch vor allen Andern begünstigt!
Seht, welch köstliches Stück er ihm gab!" Und Jener versetzte:
„Wenig begreift Ihr davon; Ihr lobt und preis't mich von vorne,
Wo es Euch freilich gefällt, das köstliche Fleisch zu erblicken;
Aber besieht mich von hinten und preis't mich glücklich, wofern Ihr
Eure Meinung nicht ändert." Da sie ihn aber besahen,
War er schrecklich verbrannt; es fielen die Haare herunter
Und die Haut verschrumpft' ihm am Leib. Ein Grauen befiel sie:
Niemand wollte zur Küche; sie liefen und ließen ihn stehen.
Herr, die Vierzigen mein' ich hiermit. So lange sie mächtig
Sind, verlangt sie ein Jeder zu seinem Freunde zu haben.
Ständlich sieht man sie an; sie tragen das Fleisch in dem Munde.
Wer sich nicht nach ihnen bequemt, der muß es entgelten,
Leben muß man sie immer, so übel sie handeln, und alle
Stärkt man sie nur in sträflicher That. So thut es ein Jeder,
Der nicht das Ende bedenkt. Doch werden solche Gesellen
Oefters gestraft, und ihre Gewalt nimmt ein trauriges Ende.
Niemand leidet sie mehr; sie fallen zur Rechten und Linken
Ihnen die Haare vom Leibe. Das sind die vorigen Freunde,
Groß und klein, sie fallen nun ab und lassen sie nackend.
Sowie sämmtliche Hunde sogleich den Gesellen verließen,
Als sie den Schaden bemerkt und seine geschändete Hälfte.

Gnädiger Herr, Ihr werdet versehn, von Reinecke'n soll man
Nie so reden, es sollen die Freunde sich meiner nicht schämen.
Euer Gnaden dank' ich auf's Beste, und könnt' ich nur immer
Euern Willen erfahren, ich würd' ihn gerne vollbringen."

„Viele Worte helfen uns Nichts," versetzte der König:
„Alles hab' ich gehört und, was Ihr meinet, verstanden.
Euch, als edeln Baron, Euch will ich im Rathe, wie vormals,
Wieder sehen; ich mach' Euch zur Pflicht, zu jeglicher Stunde

Meinen geheimen Rath zu beſuchen. So bring' ich Euch wieder
Völlig zu Ehren und Macht, und Ihr verdient es, ich hoffe.
Helfet Alles zum Beſten wenden. Ich kann Euch am Hofe
Nicht entbehren, und wenn Ihr die Weisheit mit Tugend verbindet,
So wird Niemand über Euch gehn, und ſchärfer und klüger
Rath und Wege bezeichnen. Ich werde künftig die Klagen
Ueber Euch weiter nicht hören. Und Ihr ſollt immer an meiner
Stelle reden und handeln als Kanzler des Reiches. Es ſei Euch
Alſo mein Siegel befohlen; und was Ihr ihnet und ſchreibet,
Bleibe gethan und geſchrieben." — So hat von Reineke billig
Sich zu großen Gunſten geſchwungen, und Alles befolgt man,
Was er räth und beſchließt, zu Frommen oder zu Schaden.

Reineke dankte dem König und ſprach: „Mein edler Gebieter,
Zu viel Ehre thut Ihr mir an; ich will es gedenken,
Wie ich hoffe, Verſtand zu behalten. Ihr ſollt es erfahren."

Wie es dem Wolf indeſſen erging, vernehmen wir kürzlich.
Ueberwunden lag er im Kreiſe und übel behandelt;
Weib und Freunde gingen zu ihm, und Hinze, der Kater,
Braun, der Bär, und Kind und Geſind' und ſeine Verwandten.
Klagend legten ſie ihn auf eine Bahre; man hatte
Wohl mit Heu ſie gepolſtert, ihn warm zu halten, und trugen
Aus dem Kreis ihn heraus. Man unterſuchte die Wunden,
Zählete ſechsundzwanzig; es kamen viele Chirurgen,
Die ſogleich ihn verbanden und heilende Tropfen ihm reichten.
Alle Glieder waren ihm lahm. Sie riefen ihm gleichfalls
Laut in's Ohr; er hieß'te gewaltig von vornen und hinten,
Und ſie ſprachen zuſammen: wir wollen ihn ſalben und baden.
Tröſteten ſolchergeſtalt des Wolfes traurige Sippſchaft.
Legten ihn ſorglich zu Bette, da ſchlief er, aber nicht lange,
Wachte verworren und kümmerte ſich: die Schande, die Schmerzen
Setzten ihm zu; er jammerte laut und ſchien zu verzweifeln.
Sorglich wartete Gieremund ſein', mit traurigem Muthe,
Dachte den großen Verluſt. Mit mannigfaltigen Schmerzen
Stand ſie, bedauerte ſich und ihre Kinder und Freunde,
Sah den leidenden Mann; er konnt' es niemals verwinden,
Half ſie vor Schmerz; der Schmerz war groß, und traurig die Folgen.
Reineke'n aber behagte Das wohl, er ſchwatzte vergnüglich
Seinen Freunden was vor und hörte ſich preiſen und loben.
Hohen Muthes ſchied er von dannen. Der gnädige König
Sandte Geleite mit ihm, und ſagte freundlich zum Abſchied:
„Kommt bald wieder!" Da kniete der Fuchs am Throne zur Erden.
Sprach: „Ich dank' Euch von Herzen und meiner gnädigen Frauen,
Euerm Rathe, den Herren insgeſamt. Es ſpare, mein König,
Gott zu vielen Ehren Euch auf, und was Ihr begehret,
Thu' ich gern; ich lieb' Euch gewiß, und bin es Euch ſchuldig!
Jetzo, wenn Ihr's vergönnt, gedenk' ich nach Hauſe zu reiſen;
Meine Frau und Kinder zu ſehn, ſie warten und trauern." —

„Reiſet nur hin," verſetzte der König, „und fürchtet Nichts weiter."
Alſo machte ſich Reineke fort, vor Allen begünſtigt.
Manche ſeines Geſchlechts verſtehen dieſelbigen Künſte.
Rothe Bärte tragen nicht Alle; doch ſind ſie gefährlich.

Reineke zog mit ſeinem Geſchlecht, mit vierzig Verwandten,
Stolz vom Hofe; ſie waren geehrt und freuten ſich Beiden.
Als ein Herr trat Reineke vor, es folgten die Andern.
Hohen Muthes erzeigt' er ſich da, es war ihm der Diebel
Leid geworden, er hatte die Gunſt des Königs gewonnen.

War nun wieder im Rath und dachte, wie er es anzte.
Wen ich liebe, Dem frommt's, und meine Freunde genießen's;
Also dacht' er; die Weisheit ist mehr als Gold zu verehren.

Er begab sich Reineke fort, begleitet von allen
Seinen Freunden, den Weg nach Malepartus, der Veste.
Allen zeigt' er sich dankbar, die sich ihm günstig erwiesen,
Die in bedenklicher Zeit an seiner Seite gestanden.
Seine Dienste bot er dagegen; sie schieden und gingen,
Zu den Seinigen Jeder, und er in seiner Behausung
Fand sein Weib, Frau Ermelyn, wohl; sie grüßt' ihn mit Freuden,
Fragte nach seinem Verdruß und wie er wieder entkommen?
Reineke sagte: „Gelang es mir doch! Ich habe mich wieder
In die Gunst des Königs gehoben, ich werde, wie vormals,
Wieder im Rathe mich finden, und unserm ganzen Geschlechte
Wird es zur Ehre gedeih'n. Er hat mich zum Kanzler des Reiches
Laut vor Allen ernannt und mir das Siegel befohlen.
Alles, was Reineke thut und schreibt, es bleibet für immer
Wohlgethan und geschrieben; Das mag sich Jeglicher merken.

Unterwiesen hab' ich den Wolf in wenig Minuten,
Und er klagt mir nicht mehr. Geblendet ist er, verwundet
Und beschimpft sein ganzes Geschlecht; ich hab' ihn gezeichnet!
Wenig nützt er künftig der Welt. Wir kämpften zusammen,
Und ich hab' ihn untergebracht. Er wird mir auch schwerlich
Wieder gesund. Was liegt mir daran? Ich bleibe sein Vormann,
Aller seiner Gesellen, die mit ihm halten und stehen."
Reineke's Frau vergnügte sich sehr. So wuchs auch den beiden
Kleinen Knaben der Muth bei ihres Vaters Erhöhung.
Untereinander sprachen sie froh: „Vergnügliche Tage
Leben wir nun, von Allen verehrt, und denken indessen
Unsre Burg zu befestigen und heiter und sorglos zu leben."

Hochgeehret ist Reineke nun! Zur Weisheit bekehre
Bald sich Jeder, und meide das Böse, verehre die Tugend!
Dieses ist der Sinn des Gesangs, in welchem der Dichter
Fabel und Wahrheit gemischt, damit Ihr das Böse vom Guten
Sondern möget, und schätzen die Weisheit, damit auch die Kinder
Dieses Buchs vom Laufe der Welt sich täglich belehren;
Denn so ist es beschaffen, so wird es bleiben; und also
Endigt sich unser Gedicht von Reineke's Wesen und Thaten.
Uns verhelfe der Herr zur ewigen Herrlichkeit! Amen.

Achilleis.

Hoch zu Flammen entbrannte die mächtige Lohe noch ein Mal,
Strebend gegen den Himmel, und Ilios Mauern erschienen
Roth durch die finstere Nacht; der aufgeschichteten Waldung
Ungeheures Gerüst, zusammenstürzend, erregte
Mächtige Gluth zuletzt. Da senkten sich Hector's Gebeine
Nieder, und Asche lag der edelste Trauer am Boden.
Nun erhob sich Achilleus vom Sitz vor seinem Gezelte,
Wo er die Stunden durchwachte, die nächtlichen, schaute der Flammen

Fernes, ſchreckliches Spiel und des wechſelnden Feuers Bewegung,
Ohne die Augen zu wenden von Pergamos röthlicher Veſte.
Tief im Herzen empfand er den Haß noch gegen den Todten,
Der ihm den Freund erſchlug, und der nun beſtattet dahin ſank.
Aber als nun die Wuth nachließ des freſſenden Feuers
Allgemach, und zugleich mit Roſenfingern die Göttinn
Schmückete Land und Meer, daß der Flammen Schreckniſſe bleichten,
Wandte ſich, tief bewegt und ſanft, der große Pelide
Gegen Antilochos hin und ſprach die gewichtigen Worte:
„So wird kommen der Tag, da bald von Ilios Trümmern
Rauch und Qualm ſich erhebt, von Thraciſchen Lüften getrieben,
Ida's langes Gebirg und Gargaro's Höhe verdunkelt;
Aber ich werd' ihn nicht ſehen! Die Völkerweckerinn Eos
Fand mich, Patroclo's Gebein zuſammenleſend, ſie findet
Hector's Brüder anjetzt in gleichem frommem Geſchäfte,
Und Dich mag ſie auch bald, mein trauter Antilochos, finden,
Daß Du den leichten Reſt des Freundes jammernd beſtatteſt.
Soll Dieß alſo nun ſein, wie mir es die Götter entbieten;
Sei es! Gedenken wir nun des Nöthigen, was noch zu thun iſt.
Denn mich ſoll, vereint mit meinem Freunde Patroclos,
Ehren ein herrlicher Hügel, am hohen Geſtade des Meeres
Aufgerichtet, den Völkern und künftigen Zeiten ein Denkmal.
Fleißig haben mir ſchon die tüchtigen Myrmidonen
Rings umgraben den Raum, die Erde warfen ſie einwärts,
Gleichſam ſchützenden Wall aufführend gegen des Feindes
Andrang. Alſo umgrenzten den weiten Raum ſie geſchäftig.
Aber wachſen ſoll mir das Werk! Ich eile, die Schaaren
Aufzurufen, die mir noch, Erde mit Erde zu häufen,
Wenig ſind, und ſo vielleicht beförd' ich die Hälfte;
Euer ſei die Vollendung, wenn bald mich die Urne gefaßt hat!“

Alſo ſprach er und ging, und ſchritt durch die Reihe der Zelte
Winkend Jenem und Dieſem und rufend Andre zuſammen.
Alle ſogleich nun erregt, ergriffen das ſtarke Geräthe,
Schaufel und Hacke mit Luſt, daß der Klang des Erzes ertönte,
Auch den gewaltigen Pfahl, den ſteinbewegenden Hebel.
Und ſo zogen ſie fort, gedrängt aus dem Lager ergoſſen,
Aufwärts den ſanften Pfad, und ſchweigend eilte die Menge.
Wie wenn zum Ueberfall gerüſtet nächtlich die Auswahl
Stille ziehet des Heers, mit leiſen Tritten die Reihe
Wandelt und Jeder die Schritte mißt, und Jeder den Athem
Anhält, in feindliche Stadt, die ſchlechtbewachte, zu dringen:
Alſo zogen auch ſie, und Aller thätige Stille
Ehrte das ernſte Geſchäft und ihres Königs Schmerzen.

Als ſie aber den Rücken des weitenbeſpähten Hügels
Bald erreichten, und nun des Meeres Weite ſich aufthat,
Blickte freundlich Eos ſie an, aus der heiligen Frühe
Fernem Nebelgewölk, und Jedem erquickte das Herz ſie.
Alle ſtürzten ſogleich dem Graben zu, gierig der Arbeit,
Riſſen in Schollen auf den lange betretenen Boden,
Warfen ſchaufelnd ihn fort, ihn trugen Andre mit Körben
Auswärts. In Helm und Schild einſäumen ſah' man die Saaten,
Und der Zipfel des Kleids war Anderen ſtatt des Geſchirres.

Jetzt eröffneten heftig des Himmels Pforte die Horen,
Und das wilde Geſpann des Helios, brauſend erhub ſich's.
Raſch erleuchtet er gleichdie frommenArbeitgen.
Welche die äußerſten wohnen von allen Völkern der Erde.

Schüttelnd bald die glühenden Locken, entfuhr er des Ida
Wäldern, um klagenden Troern, um rüſtigen Achaiern zu leuchten.

Aber die Horen indeß, zum Aether ſtrebend, erreichten
Jenes Cronion's heiliges Haus, das ſie ewig begrüßen.
Und ſie traten hinein; da begegnete ihnen Hephaiſtos
Eilig, hinkend, und ſprach auffordernde Worte zu ihnen:
„Ihrzliche! Glücklichen ſchnelle, den Harrenden langſame! hört mich!
Dieſen Saal erbaut' ich, dem Willen des Vaters gehorſam,
Nach dem göttlichen Maß des herrlichſten Muſengeſanges;
Sparet nicht Geld und Silber, noch Erz, und vieles Metall nicht;
Und ſo wie ich's vollendet, vollkommen ſtehet das Werk noch,
Ungekränkt von der Zeit. Denn hier ergreift es der Reſt nicht,
Noch erreicht es der Staub, des irdiſchen Wand'rers Gefährte.
Alles hab' ich gethan, was irgend ſchaffende Kunſt kann.
Unerſchütterlich ruht die hohe Decke des Hauſes,
Und zum Schritte ladet der glatte Boden den Fuß ein.
Jedem Herrſcher folget ſein Thron, wohin er gebietet,
Wie dem Jäger der Hund; und goldene, wandelnde Knaben
Schuf ich, welche Cronion, den kommenden, unterſtützen,
Wie ich mir eherne Mädchen erſchuf. Doch Alles iſt leblos!
Euch allein iſt gegeben, den Charitinnen und Euch nur,
Ueber das todte Gebild des Lebens Reize zu ſtreuen.
Auf denn! ſparet mir Nichts und gießt aus dem heiligen Salbhorn
Lieblich herrlich umher, damit ich mich freue des Werkes,
Und die Götter entzückt ſo fort mich preiſen wie Anfangs.
Und ſie lächelten ſanft, die Beweglichen, nickten dem Alten
Freundlich, und goſſen umher verſchwenderiſch' Leben und Licht aus,
Daß kein Menſch es ertrüg, und daß es die Götter entzückte.

Alſo gegen die Schwelle bewegte ſich eilig Hephaiſtos,
Auf die Arbeit geſinnt; denn dieſe nur regte das Herz ihm.
Da begegnet ihm Here, von Pallas Athene begleitet,
Sprechend wechſelndes Wort; und als den Sohn ſie erblickte,
Hielt ſie an ſogleich und ſprach, die göttliche Here:
„Sohn, Du mangelſt nun bald des ſelbſtgefühlten Ruhmes,
Daß Du Waffen bereitet, vom Tode zu ſchützen die Menſchen,
Alle Kunſt erſchöpfend, wie dieſe Dich bittet und jene
Göttinn; denn nah' iſt der Tag, da zeitig der große Pelide
Sinken wird in den Staub, der Sterblichen Grenze bezeichnend.
Schutz nicht iſt ihm Dein Helm, noch der Harniſch, auch nicht des Schildes
Umfang, wenn ihn beſtreiten die finſteren Keren des Todes."

Aber der künſtliche Gott Hephaiſtos ſagte dagegen:
„Warum ſpotteſt Du mein', o Mutter, daß ich geſchäftig
Mich der Thetis bewies und jene Waffen verfertigt'?
Käme doch Gleiches nicht vom Ambos irdiſcher Männer;
Ja, mit meinem Geräth verfertigte ſelbſt ſie ein Gott nicht,
Angegoſſen dem Leib, wie Flügel den Helden erhebend,
Undurchdringlich und reich, ein Wunder ſtaunendem Anblick.
Denn was ein Gott den Menſchen verleiht, iſt ſegnende Gabe,
Nicht wie ein Feindesgeſchenk, das nur zum Verderben bewahrt wird.
Und mir wäre gewiß Patroclos glücklich und ſiegreich
Wiedergekehrt, wofern nicht Phöbos den Helm von dem Haupt ihm
Schlug, und den Harniſch trennte, ſo daß der Entblößte dahin ſank.
Aber ſoll es denn ſein, und fordert den Menſchen das Schickſal,
Schützte die Waffe nicht, die göttlichſte, ſchützte die Aegis
Selbſt nicht, die Göttern allein die traurigen Tage davon ſcheucht.
Doch was kümmert es mich? Wer Waffen ſchmiedet, bereitet

Valerio.

Nein, ihre Thränen
Thuſt ihr nicht gut.

Erwin.

Sie zu verſöhnen
Fließe mein Blut!
Sie liebt mich!

Valerio.

Sie liebt dich!
Wo iſt ſie hin?

Erwin.

Ich ſchickte ſie hinaus
Nach jener Linde, daß mir nicht das Herz
Für Füll' und Freude brechen ſollte. Nun
Hat ſie auf einem Täfelchen, das ich
Ihr in die Hände gab, das Wort geleſen:
„Er iſt nicht weit!“

Valerio.

Sie kommt! geſchwind, ſie kommt.
Nur einen Augenblick in dieß Geſträuch!

Sie verſtecken ſich.

Krieg und muß davon der Lieder Klang nicht erwarten."
Alſo ſprach er und ging und murrte, die Göttinnen lachten.

Unterdeſſen betraten den Saal die übrigen Götter.
Artemis kam, die frohe, ſchon freudig des fliegenden Pfeiles,
Der den ſtärkſten Hirſch ihr erlegt an den Quellen des Ida.
Auch mit Zeis Hermeias, dazu die erhabene Leto,
Ewig der Here verhaßt, ihr ähnlich, mildern Weſens;
Phöbos folgt ihr, des Sohns erfreut ſich die göttliche Mutter.
Ares ſchreitet mächtig heran, behende, der Krieger,
Keinem freundlich, und nur bezähmt ihn Kypris, die holde.
Spät kam Aphrodite herbei, die ängſtende Göttin,
Die von Liebenden ſich in Morgenſtunden ſo ungern
Trennet. Reizend ermattet, als hätte die Nacht ihr zur Ruhe
Nicht genüget, ſo ſenkte ſie ſich in die Arme des Thrones.

Und es leuchtete ſanft die Hallen her, Wehen des Aether's
Drang aus den Weiten hervor, Kronion's Nähe verkündend.
Gleich nun trat er heran, aus dem hohen Gemach, zur Verſammlung.
Unterſtützt durch Herhaiſtos Gebild. So gleitet' er herrlich
Bis zum goldenen Thron, dem künſtlichen, ſaß, und die andern
Stehenden neigten ſich ihm, und ſetzten ſich. Jeder geſondert.

Munter eilten ſogleich die ſchenkbefliſſenen, gewandten
Jugendgötter hervor, die Charitinnen und Hebe,
Spendeten rings umher des reichen, ambroſiſchen Biſchtes,
Voll, nicht überfließend, Genuß den Unſterblichen.
Nur zu Kronion trat Ganymed, mit dem Ernſte des erſten
Jünglingsblickes im kindlichen Aug', und es freute der Gott ſich;
Alle genoſſen ſie ſtill die Fülle der Seligkeit Alle.
Aber Thetis erſchien, die göttliche, trauernden Blickes,
Vollgeſtaltet und groß, die lieblichſte Tochter des Nereus,
Und zu Here ſogleich gewendet, ſprach ſie das Wort aus:
„Göttin, nicht wegzukehren empfange mich; lerne gerecht ſein!
Denn ich ſchwör' es bei Ihnen, die, unten im Tartaros wohnend,
Sitzen um Kronos umher und über der Stygiſchen Quelle,
Späte Rächer bereinß des falſch geſprochenen Schwures:
Nicht her bin ich gekommen, damit ich hemme des Sohnes
Nur zu gewiſſes Geſchick, und den kranzigen Tag ihm entferne;
Nein, mich treibet heraus aus des Meeres Purpurbehauſung
Unbezwinglicher Schmerz, ob in der olympiſchen Höhe
Jegend ich lindern möchte die jammervolle Beängſtigung.
Denn mich rufet der Sohn nicht mehr an, er ſitzet am Ufer,
Mein' vergeſſend, und nur des Freundes ſehnlich gedenkend,
Der nun vor ihm floh in des Aïs kaltliche Behauſung
Stieg, und dem er ſich auch ſelbſt hin zu den Schatten beſtrebet.
Ja, ich mag ihn nicht ſehn, nicht ſprechen. Hölle es, einander
Unvermeidliche Noth zuſammen jammernd zu klagen?"

Heftig wandte Here ſich um, und fürchterlich blickend
Sprach ſie, voller Verdruß, zur Traurigen kränkende Worte:
„Gleißnerin, unerſättliche, dem Meer gleich, das Dich erzeugt hat!
Trauen ſoll ich, und gar mit freundlichem Blick Dich empfangen,
Dich, die tauſendfach mich gekränkt, wie ſonſt, ſo vor Kurzem.
Die mir die edelſten Krieger zum Tod befördert, um ihres
Sohns unerträglichem Sinn, dem unverſöhnlichen, zu ſchmeicheln?
Glaubſt Du, ich kenne Dich nicht und denke nicht jenes Begonnens,
Da Dir als Bräutigam ſchon Kronion herrlich hinabſtieg,
Mich, die Gattin und Schweſter, verließ, und die Tochter des Nereus
Himmelskönigin hoffte zu ſein, entzündet von Hochmuth?
Doch wohl kehrt er zurück, der Göttliche, von des Titanen

Weiter Sage geſtreckt, der aus dem verdammlichen Bette
Ihm den gefährlichſten Sohn verkündet. Prometheus verſtand es!
Denn von Dir und dem ſterblichen Mann iſt entſprungen ein Unthier,
An der Chimära Statt und des erdeverwüſtenden Drachens.
Hätt' ein Gott ihn gezeugt, wer ſcherte Göttern den Aether?
Und wie Jener die Welt, verwüſtete Dieſer den Himmel.
Und doch ſeh' ich Dich nie heranwach'n, daß nicht, erheitert,
Die der Cronide winkt und leicht an der Wange Dir ſtreichelt;
Ja, daß er Alles bewilligt, der Schreckliche, mich zu verkürzen.
Unbefriedigte Luſt welkt nie in dem Buſen des Mannes!"

Und die Tochter verſetzte des wahrhaft ſprechenden Nereus:
„Grauſame! Welcherlei Rede verſendeſt Du! Pfeile des Haſſes.
Nicht verſchonſt Du der Mutter Schmerz, den ſchrecklichſten aller,
Die das nahe Geſchick des Sohnes, bekümmert, umher klagt.
Wohl erfuhreſt Du nicht, wie dieſer Jammer im Buſen
Wüthet des ſterblichen Weibes ſowie der unſterblichen Göttinn.
Denn, von Cronion erzeugt, umwohnen Dich herrliche Söhne,
Ewig rüſtig und jung, und Du erſteu'ſt Dich der Hohen.
Doch Du jammerteſt ſelbſt, in ängſtliche Klagen ergoſſen,
Jenes Tags, da Cronion, erzürnt, den treuen Hephäſtos,
Deinetwegen, hinab auf Lemnos's Boden geſchleudert,
Und der Herrliche lag, an dem Fuße verletzt, wie ein Erdſohn.
Damals ſchreceſt Du kaum zu den Nymphen der ſchattigen Inſel,
Mietſt den Päon herbei und warteteſt ſelber des Schadens.
Ja, noch jetzt betrübt Dich der Fehl des hinkenden Sohnes,
Eilt er geſchäftig umher, wohlwollend, daß er den Göttern
Liebe des köſtlichen Tranks, und trägt er die goldene Schale
Schwankend, ernſtlich beſorgt, damit er nicht etwa vergieße,
Und unendlich' Gelächter entſteht von den ſeligen Göttern:
Immer zeigſt Du allein Dich ernſt und nimmſt Dich des Sohns an.
Und ich ſuchte mir nicht des Jammers geſellige Lind'rung
Heute, da mir der Tod des Herrlichen, Eing'gen bevorſteht.
Denn mir hat es zu feſt der graue Vater verkündet,
Nereus, der wahre Mund, des Künftigen göttlicher Forſcher.
Jenes Tages, als Ihr verſammelt, Ihr ewigen Götter,
Mir das erzwungene Feſt, des ſterblichen Mannes Umarmung,
In des Pelion's Wäldern, herniederſteigend, gefeiert.
Damals kündete gleich der Greis mir den herrlichen Sohn an,
Vorzuziehen dem Vater; denn alſo wollt' es das Schickſal;
Doch er verkündet zugleich der traurigen Tage Verkürzung.
Alſo wälzten ſich mir die eilenden Jahre vorüber,
Unaufhaltſam, den Sohn zur ſchwarzen Pforte des Ais
Drängend. Was half mir die Kunſt und die Liſt? was die läuternde Flamme?
Was das weibliche Kleid? Den Edelſten riſſen zum Kriege
Unbegrenzte Begier nach Ruhm und die Bande des Schickſals.
Traurige Tage hat er verlebt, ſie gehen zu Ende
Gleich. Mir iſt ſie bekannt, des hohen Geſchickes Bedingung.
Ewig bleibt ihm geſicherter Ruhm, doch die Waffen der Keren
Drohen ihm nah' und gewiß, ihn rettete ſelbſt nicht Cronion." —
Alſo ſprach ſie und ging, und ſetzte ſich Leto zur Seite,
Die ein mütterlich' Herz vor den übrigen Uraniern
Hegt im Buſen, und dort genoß ſie die Fülle des Schmerzens.

Ernſt nun wandte Cronion und mild ſein göttliches Antlitz
Gegen die Klagende hin, und väterlich alſo begann er:
„Tochter, ſollt' ich von Dir der Läſterung heftige Worte
Jemals im Ohre vernehmen, wie ſie ein Titan wohl im Unmuth

Ausſöhnt gegen die Götter, die hoch den Olympos beherrſchen!
Selber ſprichſt Du dem Sohn das Leben ab, thöricht verzweifelnd;
Hoffnung bleibt mit dem Leben vermählt, die ſchmeichelnde Göttinn,
Angenehm vor Vielen, die als getreue Dämonen
Mit den ſterblichen Menſchen die wechſelnden Tage durchwallen.
Ihr verſchließt ſich nicht der Olymp, zu ſelber des Ais
Grause Wohnung eröffnet ſich ihr, und das eherne Schickſal
Lächelt, wenn ſie ſich ihm, die Holde, ſchmeichleriſch aufdrängt.
Gab doch die undurchdringliche Nacht Admetos Gemahlinn
Meinem Sohne zurück, dem unbezwingbaren? Stieg nicht
Proteſilaos herauf, die trauernde Gattinn umfangend?
Und erweichte ſich nicht Perſephone, als ſie dort unten
Hörte des Orpheus Geſang und unbezwingliche Sehnſucht?
Ward nicht Äskulapios Kraft von meinem Strahle gebändigt,
Der, verwegen genug, die Todten dem Leben zurückgab?
Selbſt für den Todten hofft der Lebende. Willſt Du verzweifeln,
Da der Lebendige noch das Licht der Sonne genießet?
Nicht iſt feſt umzäunt die Grenze des Lebens; ein Gott treibt,
Ja, es treibet der Menſch ſie zurück, die Keren des Todes.
Darum laß mir nicht ſinken den Muth, bewahre vor Frevel
Deine Lippen und ſchleuß dem feindlichen Spotte Dein Ohr zu!
Oft begrub ſchon der Kranke den Arzt, der das Leben ihm kürzlich
Abgeſprochen, genesen und froh der beleuchtenden Sonne.
Drängest nicht oft Poſeidon den Kiel des Schiffes gewaltig
Nach der verderblichen Syrt' und ſpaltet Planken und Rippen?
Gleich entſinket das Ruder der Hand, und des berſtenden Schiffes
Trümmer, von Männern gefaßt, zerſtreuet der Gott in den Wogen.
Alle will er verderben, doch rettet Manchen der Dämon.
So auch weiß, mich dünkt, kein Gott noch der Göttinnen Erſte,
Wem von Ilios Feld Rückkehr nach Hauſe beſtimmt ſei."

Alſo ſprach er und ſchwieg; da riß die göttliche Here
Schnell vom Sitze ſich auf und ſtand, wie ein Berg in dem Meer ſteht,
Deſſen erhabene Gipfel des Aether's Wetter umleuchten.
Zürnend ſprach ſie und hoch, die Einzige, würdigen Weſens:
„Schrecklicher, wankend Geſinnter! Was ſollen die täuſchenden Worte?
Sprächeſt Du, mich zu reizen etwa, und Dich zu ergetzen,
Wenn ich zürne, mir ſo vor den Himmliſchen Schmach zu bereiten?
Denn ich glaube wohl kaum, daß ernſtlich das Wort Dir bedacht ſei.
Ilios fällt! Du ſchwurſt es mir ſelbſt, und die Winke des Schickſals
Deuten alle dahin; ſo mag denn auch fallen Athenens,
Er, der Beſte der Griechen, der würdige Liebling der Götter!
Denn wer im Wege ſteht dem Geſchick, das dem endlichen Ziele
Furchtbar eilt, ſtürzt in den Staub, ihn zerſtampfen die Roſſe.
Ihn zerquetſchet das Rad des ehernen, heiligen Wagens.
Alſo ſprach ich es nicht, wie viel Du auch Zweifel erregeſt,
Jene vielleicht zu erquicken, die weich ſich den Schmerzen dahingibt.
Aber Dieß ſag' ich Dir doch und nimm Dir Solches zu Herzen:
Willkür bleibet ewig verhaßt den Göttern und Menſchen.
Wenn ſie in Thaten ſich zeigt, auch nur in Worten ſich kund gibt.
Denn ſo hoch wir auch ſtehn, ſo iſt der ewigen Götter
Ewigſte Themis allein, und dieſe muß dauern und walten,
Wenn Dein Reich vereinſt, ſo ſpät es auch ſei, der Titanen
Uebermächtiger Kraft, der lange gebändigten, weichet."

Aber unbewegt und heiter verſetzte Cronion:
„Weiſe ſprichſt Du, nicht handelſt Du ſo; denn es bleibet verwerflich,
Auf der Erd' und im Himmel, wenn ſich der Genoſſe des Herrſchers
Zu den Widerſachern geſellt, geſchäh' es in Thaten

Oder Werken; das Wort iſt nahenden Thaten ein Herold.
Alſo bedeut' ich Dir Dieſes; Beliebt's, Unruhige, Dir noch
Heute des Cronos Reich, da unten waltend, zu theilen,
Steig entſchloſſen hinab, erharre den Tag der Titanen,
Der, mich dünkt, noch weit vom Lichte des Aether's entfernt iſt.
Aber Euch Anderen ſag' ich es an, noch drängt nicht Verderben
Unaufhaltſam heran, die Mauern Troja's zu ſtürzen.
Auf denn! Wer Troja beſchützt, beſchütze zugleich den Achilleus,
Und den Uebrigen ſteht, mich dünkt, ein trauriges Werk vor,
Wenn ſie den trefflichſten Mann der begünſtigten Danaer tödten."
Alſo ſprechend erhub er vom Thron ſich nach ſeinen Gemächern.

Und von dem Sitze bewegt entfernten ſich Leto und Thetis
In die Tiefe der Haſſen, des einſamen Wechſelgeſpräches
Traurige Wonne begehrend; und Keiner folgte den Beiden.
Nun zu Ares gekehrt, rief aus die erhabene Here:
Sohn, was ſinneſt nun Du, deß ungebändigte Wildkür
Dieſen und Jenen begünſtigt, den Einen bald und den Andern
Mit dem wechſelnden Glück der ſchrecklichſten Waffen erfreuet.
Dir liegt nimmer das Ziel im Sinn, wohin es geſteckt ſei,
Augenblickliche Kraft nur und Wuth und unendlicher Jammer.
Alſo denk' ich, Du werdeſt nun bald, in der Mitte der Troer,
Selbſt den Achilleus bekämpfen, der endlich ſeinem Geſchick naht,
Und nicht unwerth iſt, von Götterhänden zu fallen."

Aber Ares verſetzte darauf, mit Adel und Ehrfurcht:
„Mutter, Dieſes gebiete mir nicht; denn Solches zu enden
Ziemte nimmer dem Gott. Es mögen die ſterblichen Menſchen
Untereinander ſich tödten, ſowie ſie des Sieges Begier treibt.
Mein iſt, ſie aufzuregen aus ferner, friedlicher Wohnung,
Wo ſie unbedrängt die herrlichen Tage genießen,
Sich um die Gaben der Ceres, der Nährerinn, emſig bemühend.
Aber ich mahne ſie auf, von Oſſa begleitet; der fernen
Schlachten Getümmel erklingt vor ihren Ohren, es ſauſet
Schon der Sturm des Gefechts um ſie her, und erregt die Gemüther
Grenzenlos; Nichts hält ſie zurück, und in muthigem Drange
Schreiten ſie lechzend heran, der Todesgefahren begierig.
Alſo zieh' ich nun hin, den Sohn der lieblichen Eos,
Memnon, aufzurufen und Aethiopiſche Völker,
Auch das Amazonen-Geſchlecht, dem Männer verhaßt ſind."
Alſo ſprach er und wandte ſich ab; doch Kypris, die holde,
Faßt' ihn und ſah' ihm in's Aug' und ſprach mit herrlichem Lächeln:

„Wilder, ſtürmſt Du ſo fort, die letzten Völker der Erde
Aufzufordern zum Kampf, der um ein Weib hier gekämpft wird?
Thu' es, ich halte Dich nicht! Denn um die Schönſte der Frauen
Iſt es ein wertheurer Kampf, als je um der Götter Beſitzthum.
Aber errege mir nicht die Aethiopiſchen Völker,
Die den Göttern ſo oft die frömmſten Feſte bekränzen,
Reinen Lebens; ich gab die ſchönſten Gaben den Guten,
Ewigen Liebesgenuß und unendlicher Kinder Umgebung.
Aber ſei mir geprieſen, wenn Du unweibliche Schaaren
Wilder Amazonen zum Todeskampfe heranführſt;
Denn mir ſind ſie verhaßt, die rohen, weiche der Männer
Söhe Gemeinſchaft flieh'n, und Pferdebändigerinnen,
Jeden reinlichen Reiz, den Schmuck der Weiber, entbehren."

Alſo ſprach ſie und ſah' dem Eilenden nach; doch behende
Wandte die Augen ſie ab, des Phöbos Wege zu ſpähen,
Der ſich von dem Olympos zur bildenden Erde herabließ,
Dann das Meer durchſchritt, die Inſeln alle vermeidend,
Nach dem Thymbräiſchen Thal hineilete, wo ihm ein Tempel

Ernſt und würdig ſtand, von Troja's Völkern umfloſſen,
Als es Friede noch war, wo Alles der Feſte begehret.
Aber nun ſtand er leer und ohne Feier und Wettkampf.
Dort erblickt' ihn die kluge, gewandte Kypris, die Göttinn,
Ihm zu begegnen geſinnt; denn Mancherlei wälzt' ſie im Buſen.

Und zu Here's ſprach die ernſte Pallas Athene:
„Göttinn, Du zürneſt mir nicht. Ich ſteige jetzo hernieder,
Jenem zur Seite zu treten, den bald nun das Schickſal ereilet.
Solch ein ſchönes Leben verdient nicht zu enden in Unmuth.
Gern geſteh' ich es Dir, vor allen Helden der Vorzeit,
Wie auch der Gegenwart, lag ſtets mir Achilleus am Herzen;
Ja, ich hätte mich ihm verbunden in Lieb' und Umarmung,
Könnten Tritogencien die Werke der Kypris geziemen.
Aber wie er den Freund mit gewaltiger Neigung umfaßt hat,
Alſo halt' ich auch ihn; und ſowie er Jenen bejammert,
Werd' ich, wenn er nun fällt, den Sterblichen klagen, die Göttinn.
Ach, daß ſchon ſo frühe das ſchöne Bildniß der Erde
Fehlen ſoll, die breit und weit am Gemeinen ſich freuet!
Daß der ſchöne Leib, das herrliche Lebensgebäude,
Freſſender Flamme ſoll dahingegeben zerſtieben.
Ach, und daß er ſich nicht, der edle Jüngling, zum Manne
Bilden ſoll! Ein fürſtlicher Mann iſt ja nöthig auf Erden,
Daß die jüngere Wuth, des wilden Zerſtörens Begierde
Sich als mächtiger Sinn, als ſchaffender, endlich beweiſe,
Der die Ordnung beſtimmt, nach welcher ſich Tauſende richten.
Nicht mehr gleicht der Vollendete dann dem ſtürmenden Ares,
Dem die Schlacht nur genügt, die männertödtende! Nein, er
Gleicht dem Croniden ſelbſt, von dem ausgehet die Wohlfahrt.
Städte zerſtört er nicht mehr, er baut ſie; fernem Geſtade
Führet er den Ueberfluß der Bürger zu; Küſten und Spriten
Wimmeln von neuem Volk, des Raums und der Nahrung begierig.
Dieſer aber baut ſich ſein Grab. Nicht kann oder ſoll ich
Meinen Liebling zurück von der Pforte des Ars geleiten,
Die er ſchon forſchend umgeht und ſucht, dem Freunde zu folgen,
Die ihm, ſo nahe ſie klafft, noch nächtliche Dunkel umhüllen."
Alſo ſprach ſie und blickte ſchrecklich hinaus in den weiten
Aether. Schrecklich blicket ein Gott da, wo Sterbliche weinen.

Aber Here verſetzte, der Freundinn die Schulter berührend:
„Tochter, ich theile mit Dir die Schmerzen, die Dich ergreifen;
Denn wir denken ja gleich in Vielem, ſo auch in Dieſem,
Daß ich vermeide des Mannes Umarmung, Du ſie verabſcheueſt.
Aber deſto geehrter iſt ſtets uns der Würdige. Vielen
Frauen iſt ein Weichling erwünſcht, wie Anchiſes, der blonde,
Oder Endymion gar, der nur als Schläfer geliebt ward.
Aber faſſe Dich nun, Cronion's würdige Tochter,
Steige hinab zum Peliden und flöße mit göttlichem Leben
Seinen Buſen, damit er vor allen ſterblichen Menſchen
Heute der glücklichſte ſei, des künftigen Ruhmes gedenkend,
Und ihm der Stunde Hand die Fülle des Ewigen reiche."

Pallas eilig ſchmückte den Fuß mit den goldenen Sohlen,
Die durch den weiten Raum des Himmels und über das Meer ſie
Tragen, ſchritt ſo hinaus und durchſtrich die ätheriſchen Räume,
Sowie die untere Luft, und auf die Seamandriſche Höhe
Senkte ſie ſchnell ſich hinab, an's weitgeſtreckte Geſtade
Aeſyetes. Nicht blickte ſie erſt nach der Veſte der Stadt hin,
Nicht in das ruhige Feld, das zwiſchen des heiligen Xanthos
Immer fließendem Schmuck und des Simois ſteinigem, breitem
Trockenem Bette, hinab nach dem fließenden Ufer ſich ſtrecket.

Nicht durchlief ihr Blick die Reihen der Schiffe, der Zelte,
Spähete nicht im Gewimmel herum des geſchäftigen Lagers;
Meerwärts wandte die Göttliche ſich, der Sigeiſche Hügel
Füllt' ihr das Auge, ſie ſah den rüſtigen Peleionen
Seinem geſchäftigen Volke der Myrmidonen gebietend.

Gleich der beweglichen Schaar Ameiſen, deren Geſchäfte
Tief im Walde der eilende Tritt des Jägers zerſtöret,
Ihren Haufen zerſtreuend, wie lang' er und ſorglich getürmt war.
Schnell die geſellige Menge, zu tauſend Schaaren geſchieden,
Wimmelt ſie hin und her, und einzelne Tauſende wimmeln,
Jede das Nächſte faſſend und ſich nach der Mitte beſtrebend,
Hin nach dem alten Gebäude des labyrinthiſchen Kegels.
Alſo die Myrmidonen, ſie häuften Erde mit Erde,
Rings von außen den Wall aufthürmend; alſo erwuchs er
Höher, augenblicks, hinauf in beſchriebenem Kreiſe.

Aber Achilleus ſtand im Grunde des Bechers, umgeben
Rings von dem ſtürzenden Wall, der um ihn ein Denkmal emporſtieg.
Hinter ihn trat Athene, nicht fern, des Antilochos Bildung
Hüllte die Göttinn ein, nicht ganz; denn herrlicher ſchien er.
Bald nun zurückgewandt, erblickte den Freund der Pelide
Freudig, ging ihm entgegen und ſprach, die Hand ihm ergreifend:
„Trauter, kommſt Du mir auch, das ernſte Geſchäft zu befördern,
Das der Jünglinge Fleiß mir nah' und näher vollbringet?
Sieh! wie rings der Damm ſich erhebt und ſchon nach der Mitte
Sich der rollende Schutt, den Kreis verengend, herandrängt.
Solches mag die Menge vollenden, doch Dir ſei empfohlen
In der Mitte das Dach, den Schirm der Urne, zu bauen.
Hier! zwei Platten ſonder' ich aus, beim Graben geſund'ret,
Ungeheure; gewiß, der Erderſchütt'rer Poſeidon
Riß vom hohen Gebirge ſie los und ſchleuderte hierher
Sie, an des Meeres Rand, mit Kies und Erde ſie deckend.
Dieſe Bereiteten, ſtelle ſie auf, an einander ſie lehnend
Baue das feſte Gezelt! Darunter möge die Urne
Stehen, heimlich verwahret, fern bis an's Ende der Tage.
Fülle die Lücke ſodann des tiefen Raumes mit Erde,
Immer weiter heran, bis daß der vollendete Kegel,
Auf ſich ſelber geſtützt, den künftigen Menſchen ein Mal ſei."

Alſo ſprach er, und Zeus klaräugige Tochter, Athene,
Hielt' ihm die Hände noch feſt, die ſchrecklichen, denen im Streite
Ungern nahet ein Mann, und wenn er der Trefflichſte wäre.
Dieſe drückt ſie geſchloſſen mit göttlicher, freundlicher Stärke,
Wiederholend, und ſprach die holden, erfreuenden Worte:
„Lieber, was Du gedenkſt, vollendet künftig der Deinen
Letzter, ſei es nun ich, ſei es auch ein And'rer, wer weiß es?
Aber laß uns ſogleich, aus dieſem drängenden Kreiſe
Steigend hinauf, des Walles erhabenen Rücken umſchreiten.
Dorten zeigt ſich das Meer und das Land und die Inſeln der Ferne."
Alſo ſprach ſie und regte ſein Herz und hob, an der Hand ihn
Führend, leicht ihn hinauf, und alſo wandelten Beide
Um den erhabenen Rand des immer wachſenden Dammes.

Aber die Göttinn begann, die blauen, glänzenden Augen
Gegen das Meer gewendet, verſuchende, freundliche Worte:
„Welche Segel ſind dieß, die zahlreich, hintereinander,
Streben dem Ufer zu, in weite Reihe gedehnet?
Dieſe nahen, mich dünkt, ſo bald nicht der heiligen Erde;
Denn vom Strande der Wind weht morgendlich ihnen entgegen."

„Irret der Blick mich nicht," verſetzte der große Pelide;

„Trüget mich nicht das Bild der bunten Schiffe: ſo ſind es
Kühne, Phöniciſche Männer, begierig mancherlei Reichthums.
Aus den Inſeln führen ſie her willkommene Nahrung,
Zu dem Achaiiſchen Heer, das lange vermißte die Zufuhr.
Wein und getrocknete Frucht und Herden blökenden Viehes.
Ja, ſie ſollen, gelandet, mich dünkt, die Völker erquicken,
Ehe die drängende Schlacht die Neugeſtärkten heranruft.“

„Wahrlich!“ verſetzte darauf die bläulich blickende Göttinn:
„Keineswegs irrte der Mann, der, hier an der Küſte
Sich die Warte zu ſchaffen, die Seinigen ſämmtlich erregte,
Künftig in's hohe Meer nach kommenden Schiffen zu ſpähen,
Oder ein Feuer zu zünden, der Steuernden nächtliches Zeichen.
Denn der weiteſte Raum eröffnet hier ſich den Augen,
Nimmer leer; ein Schiff begegnet ſtrebenden Schiffen
Oder folgt. Fürwahr, ein Mann von Oceanos Strömen
Kommend, und körniges Gold des hinterſten Phaſis im hohlen
Schiffe führend, begierig nach Tauſch, das Meer zu durchſtreifen.
Immer würd' er geſehn, wohin er ſich wendete. Schifft' er
Durch die ſalzige Fluth des breiten Helleſpontos
Nach des Croniden Wieg' und nach den Strömen Aegyptos,
Die tritoniſche Sorte zu ſehen verlangend, vielleicht auch
An dem Ende der Erde die niederſteigenden Roſſe
Helios zu begrüßen und dann nach Hauſe zu kehren,
Reich mit Waaren beladen, wie manche Küſte geboten:
Dieſer würde geſehn ſo hinwärts alſo auch herwärts.
Selbſt auch wohnet, mich däucht, dort hinten, wo ſich die Nacht nie
Trennt von der heiligen Erde, der ewigen Nebel verdroſſen,
Mancher entſchloſſene Mann, auf Abenteuer begierig.
Und er wagt ſich in's offene Meer; nach dem ſechſten Tag zu
Steuernd gelangt er hierher, und zeigt den Hügel von ferne
Seinen Geſellen und fragt, was hier das Zeichen bedeute.“

Und mit heiterem Blick erwiderte froh der Pelide:
„Wirklich ſagſt Du mir Das, des weiſeſten Vaters Erzogner!
Nicht allein bedenkend, was jetzt Dir das Auge berühret,
Sondern das Künftige ſchauend, und heiligen Sehern vergleichbar.
Gerne hör' ich Dich an, die holden Reden erzeugen
Neue Wonne der Bruſt, die ſchon ſo lang ich entbehre.
Wohl wird Mancher daher die blaue Woge durchſchneiden,
Schauen das herrliche Mal und zu den Anderern ſprechen:
„Hier liegt keineswegs der Achaier Geringſter beſtattet,
Denen zurück den Weg der Meiden Strenge verjagt hat;
Denn nicht Wenige trugen den thürmenden Hügel zuſammen.“

„Nein! ſo redet er nicht,“ verſetzte heilig die Göttinn:
„Sehet, ruft er entzückt, von fern den Gipfel erblickend,
Dort iſt das herrliche Mal des einzigen großen Peliden,
Den ſo frühe der Erde der Meiden Willkür entriſſen.
Denn Das ſag' ich Dir an, ein wahrheitliebender Seher,
Dem jetzt augenblicks das Künftige Götter enthüllen:
Weit von Oceanos Strom, wo die Roſſe Helios herführt,
Ueber den Scheitel ſie lenkend, bis hin, wo er Abends hinabſteigt.
Ja, ſo weit nur der Tag und die Nacht reicht, ſiehe, verbreitet
Sich Dein herrlicher Ruhm, und alle Völker verehren
Deine treffende Wahl des kurzen, rühmlichen Lebens.
Köſtliches haſt Du erwählt. Wer jung die Erde verlaſſen,
Wandelt auch ewig jung im Reiche Perſephoneia's,
Ewig erſcheint er jung den Künftigen, ewig erſchuert.
Stirbt mein Vater dereinſt, der graue, reißige Neſtor,

Wer beklagt ihn alsdann? Und selbst von dem Auge des Sohnes
Wälzet die Thräne sich kaum, die gelinde. Völlig vollendet
Liegt der ruhende Greis, der Sterblichen herrliches Muster.
Aber der Jüngling, fallend, erregt, unendliche Sehnsucht
Allen Künftigen auf, und Jedem stirbt er auf's Neue,
Der die rühmliche That mit rühmlichen Thaten gekrönt wünscht."

Gleich versetzte darauf einstimmende Reden Achilleus:
„Ja, so schätzt der Mensch das Leben, als heiliges Kleinod,
Daß er Jenen am Meisten verehrt, der es trotzig verschmähet.
Manche Tugenden gibt's der hohen, verständigen Weisheit,
Manche der Treu' und der Pflicht und der Alles umfassenden Liebe;
Aber keine wird so verehrt von sämmtlichen Menschen,
Als der festere Sinn, der, statt dem Tode zu weichen,
Selbst der Keren Gewalt zum Streite muthig herausruft.
Auch ehrwürdig sogar erscheinet künft'gen Geschlechtern
Jener, der, nahe bedrängt von Schand' und Jammer, entschlossen
Selber die Schärfe des Erzes zum zarten Leibe gewendet.
Wider Willen folgt ihm der Ruhm; aus der Hand der Verzweiflung
Nimmt er den herrlichen Kranz des unverwelklichen Siegers."

Also sprach er, doch ihm erwiderte Pallas Athene:
„Schickliches hast Du gesprochen; denn so begegnet's den Menschen,
Selbst den Geringsten erhebt der Todesgefahren Verachtung.
Herrlich steht in der Schlacht ein Knecht an des Königes Seite.
Selbst des häuslichen Weibes Ruhm verbreitet die Erde.
Immer noch wird Alcestis, die süße Gattinn, genennet
Unter den Helden, die sich für ihren Admetos dahingab.
Aber Keinem steht ein herrlicher', größeres Loos vor,
Als Dem, welcher im Streit unzähliger Männer der Erste
Ohne Frage gilt, die hier, Achaiischer Abkunft
Oder heimische Phrygen, unendliche Kämpfe durchstreiten.
Mnemosyne wird eh' mit ihren herrlichen Töchtern
Jener Schlachten vergessen, der ersten göttlichen Kämpfe,
Die dem Creniden das Reich befestigten, wo sich die Erde,
Wo sich Himmel und Meer bewegten in flammendem Antheil,
Eh' die Erinn'rung verlöschen der argonautischen Kühnheit,
Und herculischer Kraft nicht mehr die Erde gedenken,
Als daß dieses Gefild und diese Küste nicht sollten
Künden hinfort zehnjährigen Kampf und die Gipfel der Thaten,
Und Dir war es bestimmt, in diesem herrlichen Kriege,
Der ganz Hellas erregt und seine rüstigen Streiter
Ueber das Meer getrieben, sowie die letzten Barbaren,
Bundesgenossen der Troer, hierher zum Kampfe gefordert,
Immer der Erste genannt zu sein, als Führer der Völker.
Wo sich nun künftig der Kranz der ruhigen Männer versammelt
Und den Sänger vernimmt, in sicherem Hafen gelandet,
Ruhend auf gehauenem Stein von der Arbeit des Ruders
Und vom schrecklichen Kampf mit unbezwinglichen Wellen;
Auch am heiligen Fest um den herrlichen Tempel gelagert
Zeus des Olympiers, oder des ferne treffenden Phöbos,
Wenn der rühmliche Preis den glücklichen Siegern ertheilt ward:
Immer wird Dein Name zuerst von den Lippen des Sängers
Fließen, wenn er voran des Gottes preisend erwähnte.
Allen erhebst Du das Herz, als gegenwärtig, und allen
Tapfern verschwindet der Ruhm, sich auf Dich Einen verneinend."

D'rauf mit ernstem Blick versetzte lebhaft Achilleus:
„Dieses redest Du wieder und wohl, ein verständiger Jüngling.
Denn zwar reizt es den Mann, zu sehn die drängende Menge

Seinetwegen verſammelt, im Leben, gierig des Schauens;
Und ſo freut es ihn auch, den holden Sänger zu denken,
Der des Geſanges Kranz mit ſeinem Namen verflechtet;
Aber reizender iſt's, ſich nah verwandter Geſinnung
Edeler Männer zu freu'n, im Leben ſo auch im Tode.
Denn mir ward auf der Erde nichts Köſtlicher's jemals gegeben,
Als wenn mir Ajax die Hand, der Telamonier, ſchüttelt',
Abends, nach geendigter Schlacht und gewaltiger Mühe,
Sich des Sieges erfreuend und niedergemordeter Feinde.
Wahrlich, das kurze Leben, es wäre dem Menſchen zu gönnen,
Daß er es froh verbrächte, vom Morgen bis an den Abend
Unter der Halle ſitzend und Speiſe die Fülle genießend,
Auch dazu den ſtärkenden Wein, den Sorgenbezwinger,
Wenn der Sänger indeß Vergang'nes und Künftiges brächte!
Aber ihm ward ſo wohl nicht jenes Tages beſchieden,
Da Kronion erzürnt dem klugen Japetiden,
Und Pandare'us Gebild Hephaiſtos dem König geſchaffen;
Damals war beſchloſſen der unvermeidliche Jammer
Allen ſterblichen Menſchen, die je die Erde bewohnen,
Denen Helios nur zu trüglichen Hoffnungen leuchtet,
Trügend ſelbſt durch himmliſchen Glanz und erquickende Strahlen;
Denn im Buſen des Menſchen iſt ſtets des unendlichen Haders
Quelle zu fließen geneigt, des ruhigſten Hauſes Verderber;
Neid und Herrſchſucht und Wunſch des unbedingten Beſitzes
Weit vertheileten Gut, der Herden, ſo wie des Weibes,
Die ihm göttlich ſcheinend gefährlichen Jammer in's Haus bringt.
Und wo raſtet der Menſch von Müh' und gewaltigem Streben,
Der die Meere befährt im hohlen Schiffe; die Erde,
Kräftigen Stieren folgend, mit ſchicklicher Furche durchziehet?
Ueberall ſind Gefahren ihm nah', und Tyche, der Moiren
Aelteſte, reget den Boden der Erde ſo gut als das Meer auf.
Alſo ſag' ich Dir dieß: der Glücklichſte denke, zum Streite
Immer gerüſtet zu ſein, und Jeder gleiche dem Krieger,
Der von Helios Blick zu ſcheiden immer bereit iſt."

Lächelnd verſetzte darauf die Göttinn Pallas Athene:
„Laß dieß Alles uns nun beſeitigen! Jegliche Rede,
Wie ſie auch weiſe ſei, der erdegeborenen Menſchen,
Löſet die Räthſel nicht der undurchdringlichen Zukunft.
Darum gedenk' ich beſſer des Zwecks, warum ich gekommen,
Dich zu fragen, ob Du vielleicht mir irgend geboteſt,
Dir ſogleich zu beſorgen das Nöthige, wie auch den Deinen."

Und mit heiterem Ernſt verſetzte der große Pelide:
Wohl erinnerſt Du mich, der Weiſere, was es bedürfe.
Mich zwar reizet der Hunger nicht mehr, noch der Durſt, noch ein ander's
Erdgeborenes Verlangen zur Feier fröhlicher Stunden;
Aber Dieſen iſt nicht, den treu arbeitenden Männern,
In der Mühe ſelbſt der Mühe Labung gegeben.
Forderſt Du auf der Deinigen Kraft, ſo muß Du ſie ſtärken
Mit den Gaben der Ceres, die alles Nährende ſpendet.
Darum eile hinab, mein Freund, und ſende des Brodes
Und des Weines genug, damit wir fördern die Arbeit.
Und am Abende ſoll der Geruch willkommenen Fleiſches
Euch entgegendampfen, das erſt geſchlachtet dahinfiel."
Alſo ſprach er laut; die Seinen hörten die Worte,
Lächelnd unter einander, erquickt vom Schweiße der Arbeit.

Aber hinab ſtieg Pallas, die göttliche, fliegenden Schrittes,
Und erreichte ſogleich der Vermiedenen Gezelte.
Unten am Fuße des Hügels, die rechte Seite des Lagers

Treu bewachend; es fiel dieß Loos dem hohen Achilleus.
Gleich erregte die Göttinn die stets vorsichtigen Männer,
Welche, die goldene Frucht der Erde reichlich bewahrend,
Sie dem streitenden Mann zu reichen immer bereit sind.
Diese nun rief sie an und sprach die gebietenden Worte:
„Auf! was säumet Ihr nun, des Brodes willkommene Nahrung
Und des Weines hinauf den Schwerbemühten zu bringen,
Die nicht heut am Gezelt in frohem Geschwätze versammelt
Sitzen, das Feuer schürend sich tägliche Nahrung bereiten?
Auf, Ihr Faulen, schaffet sogleich den thätigen Männern,
Was der Magen bedarf; denn allzu oft nur verkürzt Ihr
Streitendem Volke den schuldigen Lohn verheißener Nahrung;
Aber, mich dünkt, Euch soll des Herrschenden Zorn noch ereilen,
Der den Krieger nicht her um Euertwillen gesendet hat.“
Also sprach sie, und Jene gehorchten, verdrossenen Herzens
Eilend, und schafften die Fülle heraus, die Männer beladend.

Elmire.

Er iſt nicht weit!
Wo ſind' ich ihn wieder?
Er iſt nicht weit!
Mir beben die Glieder.
O Hoffnung! O Glück!
Wo geh' ich, wo ſuch' ich,
Wo ſind' ich ihn wieder?
Ihr Götter, erhört mich,
O gebt ihn zurück!
Erwin! Erwin!

Erwin hervortretend.

Elmire!

Elmire.

Weh mir!

Erwin

zu ihren Füßen.

Ich bin's.

Elmire

an ſeinem Halſe.

Du biſt's!

Noten und Abhandlungen

zu

besserm Verständniß des „Westöstlichen Divans".

Wer das Dichten will verstehen,
Muß in's Land der Dichtung gehen,
Wer den Dichter will verstehen,
Muß in Dichters Lande gehen.

Einleitung.

Alles hat seine Zeit! — Ein Spruch, dessen Bedeutung man bei längerm Leben immer mehr anerkennen lernt; diesem nach gibt es eine Zeit, zu schweigen, eine andere, zu sprechen und zum Letzten entschließt sich dieß Mal der Dichter. Denn wenn dem frühern Alter Thun und Wirken gebührt, so ziemt dem spätern Betrachtung und Mittheilung.

Ich habe die Schriften meiner ersten Jahre ohne Vorwort in die Welt gesandt, ohne auch nur im Mindesten anzudeuten, wie es damit gemeint sei; Dieß geschah im Glauben an die Nation, daß sie früher oder später das Vorgelegte benutzen werde. Und so gelang mehrern meiner Arbeiten augenblickliche Wirkung; andere, nicht ebenso faßlich und eindringend, bedurften, um anerkannt zu werden, mehrerer Jahre. Indessen gingen auch diese vorüber und ein zweites, drittes nachwachsendes Geschlecht entschädigt mich doppelt und dreifach für die Unbilden, die ich von meinen frühern Zeitgenossen zu erdulden hatte.

Nun wünscht' ich aber, daß Nichts den ersten guten Eindruck des gegenwärtigen Büchleins hindern möge. Ich entschließe mich daher, zu erläutern, zu erklären, nachzuweisen, und zwar bloß in der Absicht, daß ein unmittelbares Verständniß Lesern daraus erwachse, die mit dem Osten wenig oder nicht bekannt sind. Dagegen bedarf Derjenige dieses Nachtrags nicht, der sich um Geschichte und Litteratur einer so höchst merkwürdigen Welt-Region näher umgethan hat. Er wird vielmehr die Quellen und Bäche leicht bezeichnen, deren erquickliches Naß ich auf meine Blumenbeete geleitet.

Am Liebsten aber wünschte der Verfasser vorstehender Gedichte, als ein Reisender angesehen zu werden, dem es zum Lobe gereicht, wenn er sich der fremden Landesart mit Neigung bequemt, deren Sprachgebrauch sich anzueignen trachtet, Gesinnungen zu theilen, Sitten aufzunehmen versteht. Man entschuldigt ihn, wenn es ihm auch nur bis auf einen gewissen Grad gelingt; wenn er immer noch an einem eigenen Accent, an einer unbezwinglichen Unbiegsamkeit seiner Landsmannschaft als Fremdling kenntlich bleibt. In diesem Sinne möge nun Verzeihung dem Büchlein gewährt sein! Kenner vergeben mit Einsicht, Liebhaber, weniger gestört durch solche Klippel, nehmen das Dargebotene unbefangen auf.

Damit aber Alles, was der Reisende zurückbringt, den Seinigen schneller behage, übernimmt er die Rolle eines Handelsmanns, der seine Waaren gefällig auslegt und sie auf mancherlei Weise anzupreisen sucht; ankündigende, beschwichtigende, lobpreisende Redensarten wird man ihm nicht verargen.

Zuvörderst also darf unser Dichter wohl aussprechen, daß er sich, im Sittlichen und Aesthetischen, Verständlichkeit zur ersten Pflicht gemacht, daher er sich denn auch der schlichtesten Sprache, in dem leichtesten, faßlichsten Sylbenmaße seiner Mundart befleißigt und nur von Weitem auf Dasjenige hindeutet, wo der Orientale durch Künstlichkeit und Künstelei zu gefallen strebt.

Das Verständniß jedoch wird durch manche nicht zu vermeidende, fremde Worte gehindert, die deßhalb dunkel sind, weil sie sich auf bestimmte Gegenstände beziehen, auf Glauben, Meinungen, Herkommen, Fabeln und Sitten. Diese zu erklären, hielt man für die nächste Pflicht und hat dabei das Bedürfniß berücksichtigt, daß aus Fragen und Einwendungen Deutscher Hörender und Lesender hervorging. Ein angefügtes Register bezeichnet die Seite, wo dunkle Stellen vorkommen und auch, wo sie erklärt werden. Dieses Erklären aber geschieht in einem gewissen Zusammenhange, damit nicht abgerissene Noten, sondern ein selbstständiger Text erscheine, der, obgleich nur flüchtig behandelt und lose verknüpft, dem Lesenden jedoch Uebersicht und Erläuterung gewähre.

Möge das Bestreben unsers diesmaligen Berufes angenehm sein! Wir dürfen es hoffen: denn in einer Zeit, wo sie Vieles aus dem Orient unserer Sprache trefflich angeeignet wird, mag

es verdienſtlich erſcheinen, wenn auch wir von unſerer Seite die Aufmerkſamkeit dorthin zu lenken ſuchen, woher ſo manches Große, Schöne und Gute ſeit Jahrtauſenden zu uns gelangte, woher täglich mehr zu hoffen iſt.

Hebräer.

Naive Dichtkunſt iſt bei jeder Nation die erſte; ſie liegt allen folgenden zum Grunde; je friſcher, je naturgemäßer ſie hervortritt, deſto glücklicher entwickeln ſich die nachherigen Epochen.

Da wir von Orientaliſcher Poeſie ſprechen, ſo wird nothwendig, der Bibel, als der älteſten Sammlung, zu gedenken. Ein großer Theil des alten Teſtaments iſt mit erhöhter Geſinnung, iſt enthuſiaſtiſch geſchrieben und gehört dem Felde der Dichtkunſt an.

Erinnern wir uns nun lebhaft jener Zeit, wo Herder und Eichhorn uns hierüber perſönlich aufklärten, ſo gedenken wir eines hohen Genuſſes, dem reinen Orientaliſchen Sonnenaufgang zu vergleichen. Was ſolche Männer uns verliehen und hinterlaſſen, darf nur angedeutet werden, und man verzeiht uns die Eilfertigkeit, mit welcher wir an dieſen Schätzen vorübergehen.

Beiſpiels wißen jedoch gedenken wir des Buches Ruth, welches bei ſeinem hohen Zweck, einem Könige von Iſrael anſtändige, intereſſante Voreltern zu verſchaffen, zugleich als das lieblichſte kleine Ganze betrachtet werden kann, das nur epiſch und idylliſch überliefert worden iſt.

Wir verweilen ſodann einen Augenblick bei dem Hohen Lied, als dem Zarteſten und Unnachahmlichſten, was uns von Ausdruck leidenſchaftlicher, anmuthiger Liebe zugekommen. Wir beklagen freilich, daß uns die fragmentariſch durcheinander geworfenen, übereinander geſchobenen Gedichte keinen vollen, reinen Genuß gewähren, und doch ſind wir entzückt, uns in jene Zuſtände hinein zu ahnen, in welchen die Dichtenden gelebt. Durch und durch wehet eine milde Luft des lieblichſten Bezirks von Canaan; ländlich traute Verhältniſſe, Wein-, Garten- und Gewürzbau. Etwas von ſtädtiſcher Beſchränkung, ſodann aber ein königlicher Hof, mit ſeinen Herrlichkeiten im Hintergrunde. Das Haupt-Thema jedoch bleibt glühende Neigung jugendlicher Herzen, die ſich ſuchen, finden, abſtoßen, anziehen, unter mancherlei höchſt einfachen Zuſtänden.

Mehrmals gedachten wir, aus dieſer lieblichen Verwirrung Einiges herauszuheben, aneinander zu reihen; aber gerade das räthſelhafte Unauflösliche gibt den wenigen Blättern Anmuth und Eigenthümlichkeit. Wie oft ſind nicht wohldenkende, ordnungsliebende Geiſter angelockt worden, irgend einen verſtändigen Zuſammenhang zu finden oder hineinzulegen, und einem folgenden bleibt immer dieſelbige Arbeit!

Ebenſo hat das Buch Ruth ſeinen unbezwinglichen Reiz über manchen wackern Mann ſchon ausgeübt, daß er dem Wahn ſich hingab: das in ſeinem Laconismus unſchätzbar dargeſtellte Ereigniß könne durch eine ausführliche, paraphraſtiſche Behandlung noch einiger Maßen gewinnen.

Und ſo dürfte, Buch für Buch, das Buch aller Bücher darthun, daß es uns deßhalb gegeben ſei, damit wir uns daran, wie an einer zweiten Welt, verſuchen, uns daran verirren, aufklären und ausbilden mögen.

Araber.

Bei einem öſtlichen Volke, den Arabern, finden wir herrliche Schätze an den Moallacat. Es ſind Preisgeſänge, die aus dichteriſchen Kämpfen ſiegreich hervorgingen; Gedichte, entſprungen vor Mahomet's Zeiten, mit goldenen Buchſtaben geſchrieben, aufgehängt an den Pforten des Gotteshauſes zu Mecca. Sie deuten auf eine wandernde, herdenreiche, kriegeriſche Nation, durch den Wechſelſtreit mehrerer Stämme innerlich beunruhigt. Dargeſtellt ſind: feſteſte Anhänglichkeit an Stammgenoſſen, Ehrbegierde, Tapferkeit, unverſöhnbare Racheluſt, gemildert durch Liebestrauer, Wohlthätigkeit, Aufopferung, ſämmtlich grenzenlos. Dieſe Dichtungen geben uns einen hinlänglichen Begriff von der hohen Bildung des Stammes der Coraiſchiten, aus welchem Mahomet ſelbſt entſprang, ihnen aber eine düſtere Religionshülle überwarf und jede Ausſicht auf reinere Fortſchritte zu verhüllen wußte.

Der Werth dieſer trefflichen Gedichte, an Zahl ſieben, wird noch dadurch erhöht, daß die größte Mannigfaltigkeit in ihnen herrſcht. Hiervon können wir nicht kürzere und würdigere Rechenſchaft geben, als wenn wir einſchaltend hinlegen, wie der einſichtige Jones ihren Character ausſpricht. „Amralcais Gedicht iſt weich, froh, glänzend, zierlich, mannigfaltig und anmuthig; Tarafas, kühn, aufgeregt, aufſpringend und doch mit einiger Fröhlichkeit durchwebt; das Gedicht von Zoheir ſcharf, ernſt, keuſch, voll moraliſcher Gebote und ernſter Sprüche. Lebid's Dichtung iſt leicht, verliebt, zierlich, zart; ſie erinnert an Virgil's zweite Eclloge: denn er beſchwert ſich über der Geliebten Stolz und Hochmuth und nimmt daher Anlaß, ſeine Tugenden herzuzählen, den Ruhm

ſeines Stammes in den Himmel zu erheben. Das Lied Antaras zeigt ſich ſtolz, drohend, treffend, prächtig, doch nicht ohne Schönheit der Beſchreibungen und Bilder. Amru iſt heftig, erhaben, ruhmredig; Harez darauf voll Weisheit, Scharfſinn und Würde. Auch erſcheinen die beiden Letzten als poetiſch politiſche Streitreden, welche vor einer Verſammlung Araber gehalten wurden, um den verderblichen Haß zweier Stämme zu beſchwichtigen."

Wie wir nun durch dieſes Wenige unſere Leſer gewiß anregen, jene Gedichte zu leſen oder wieder zu leſen, ſo fügen wir ein anderes bei, aus Mahomet's Zeit und völlig im Geiſte jener. Man könnte den Charakter deſſelben als düſter, ja finſter anſprechen, glühend, rachelüſtig und von Rache geſättigt.

4.

Unter dem Reiſen am Weg
Erſchlagen liegt er,
In deſſen Ohr
Kein Ton verdröhnt.

2.

Große Laſt legt' er mir auf
Und ſchwur:
Antwort, dieſe Laſt
Will ich tragen!

3.

„Erbe meiner Rache
Iſt der Schweſterſohn,
Der Streitbare,
Der Unverſöhnliche

4.

Stumm ſchwitzt er Gift aus,
Wie die Otter ſchweigt,
Wie die Schlange Gift haucht,
Gegen die kein Zauber gilt."

5.

Gewaltſame Botſchaft kam aber uns
Großen, mächtigen Umfangs:
Den Stärkſten hatte ſie
Ueberwältigt.

6.

Mich hat das Geſchick geplündert,
Den Freundlichen verringernd,
Deſſen Waffenfreund
Nie beſchädigt ward.

7.

Sonnenbrüne war er
Am heißen Tag;
Und brannte der Sirius,
War er Schatten und Kühlung

8.

Trocken von Huſten,
Nicht kummerlich,
Feucht von Handvoll,
Kühn und gewaltſam.

9.

Mit feſtem Sinn
Verfolgt er ſein Ziel,
Bis er raſte:
Da raſtet auch der feſte Stein.

10.

Waffenerregen war er,
Geſchenke vertheilend,
Wenn er anhielt,
Ein grimmiger Löwe.

11.

Stattlich vor dem Volke,
Schwarzen Haares, langen Kleides,
Auf den Feind rennend
Ein mag'rer Wolf.

12.

Zwei Geſchmäcke theilt' er aus,
Lorig und Wermuth,
Eh' er beider Geſchmäcke
Koſtete Jeder.

13.

Schreckend ritt er allein,
Niemand begleitet' ihn
Als das Schwert von Lemen,
Mit Schalten geſchmückt.

14.

Mittags begannen wir Scharmützel
Im feindlichen Land;
Zogen die Nacht hindurch,
Wie ſchwebende Wolken ohne Rub'.

15.

Jeder war ein Schwert
Schwertumgürtet,
Aus der Scheide geriſſen
Ein glänzender Blitz.

16.

Sie ſchärften die Geiſter des Schickſals,
Aber wie ſie mit den Köpfen nickten,
Schlugen wir ſie,
Und ſie waren dahin.

17.

Rache nahmen wir völlig;
Es entrannen von zwei Stämmen
Nur Wenige,
Der Wenigſten.

18.

Und hat der Hundertſte
Ihn zu verderben, die Lanze gebrochen,
Wen er mit ſeiner Lanze
Den Hundertſten zerbrach.

19.

Auf rauhen Ruhplatz
Legten ſie ihn,
An böſendem Zeit, wo ſelbſt Tapferſte
Die Klauen zerbrachen.

20.

Als der Morgen ihn da begrüßt',
Am dunkeln Ort, den Gemordeten,
War er beraubt,
Der Beute entwendet.

21.

Nun aber ſind ermordet von mir
Der Hundertſten mit tiefen Wunden
Wurde macht mich nicht das Unglück,
Er ſelbſt wird wurde.

22.

Das Speeres Durſt ward geſtillt
Mit erſtem Trinken,
Verlaßt war ihm nicht
Wiederholtes Trinken.

24.

Nun iſt der Wein wieder erlaubt,
Der erſt verſagt war,
Mit vieler Arbeit
Gewann ich mir die Erlaubniß.

25.

Auf Schwert und Spieß
Und auf's Pferd erſtreckt' ich
Die Vergnügungen:
Das iſt nun Alles Gemeingut.

26.

Reiche den Becher denn
O, Sowab Ben Amre!
Denn mein Körper, um des Oheims willen,
Iſt eine große Wunde.

27.

Und den Todeskelch
Reichten mir den Hudſeiliten,
Deſſen Wirkung iſt Jammer,
Blindheit und Erniedrigung.

28.

Da lachten die Hyänen
Ob'm Tode der Hudſeiliten;
Und Du ſahſt Wölfe,
Denen glänzte das Angeſicht.

29.

Die edelſten Geier flogen daher,
Sie ſchritten von Leiche zu Leiche
Und von dem reichlich bereiteten Mahle
Nicht in die Höhe konnten ſie ſteigen.

Wenig bedarf es, um ſich über dieſes Gedicht zu verſtändigen. Die Größe des Characters, der Ernſt, die rechtmäßige Grauſamkeit des Handelns ſind hier eigentlich das Mark der Poeſie. Die zwei erſten Strophen geben die klare Expoſition; in der dritten und vierten ſpricht der Todte und legt ſeinen Verwandten die Laſt auf, ihn zu rächen. Die ſechſte und ſiebente ſchließt ſich dem Sinne nach an die erſten, ſie ſtehen lyriſch verſetzt; die ſiebente bis dreizehnte erhebt den Erſchlagenen, daß man die Größe ſeines Verluſtes empfinde. Die vierzehnte bis ſiebenzehnte Strophe ſchildert die Expedition gegen die Feinde; die achtzehnte führt wieder rückwärts; die neunzehnte und zwanzigſte konnten gleich nach den beiden erſten ſtehen. Die einundzwanzigſte und zweiundzwanzigſte konnten gleich nach der ſiebenzehnten Platz finden; ſodann folgt Siegesluſt und Genuß bei m Gaſtmahl; den Schluß aber macht die fruchtbare Freude, die erlegten Feinde, Hyänen und Geiern zum Raube, vor ſich liegen zu ſehen.

Höchſt merkwürdig erſcheint uns bei dieſem Gedicht, daß die reine Proſa der Handlung durch Transpoſition der einzelnen Ereigniſſe poetiſch wird. Dadurch, und daß das Gedicht faſt alles äußern Schmucks ermangelt, wird der Ernſt deſſelben erhöht; und wer ſich recht hineinlieſt, muß das Geſchehene, von Anfang bis zu Ende, nach und nach vor der Einbildungskraft aufgebaut erblicken.

Uebergang.

Wenn wir uns nun zu einem friedlichen, geſitteten Volke, den Perſern, wenden, ſo müſſen wir, da ihre Dichtungen eigentlich dieſe Arbeit veranlaßten, in die früheſte Zeit zurückgehen, damit uns dadurch die neuere verſtändlich werde. Merkwürdig bleibt es immer dem Geſchichtsforſcher, daß, mag auch ein Land noch ſo oft von Feinden erobert, unterjocht ja vernichtet ſein, ſich doch ein gewiſſer Kern der Nation immer in ſeinem Character erhält und, ehe man ſich's verſieht, eine altbekannte Volkserſcheinung wieder auftritt.

In dieſem Sinne möge es angenehm ſein, von den älteſten Perſern zu vernehmen und einen deſto ſicherern und freiern Schritt bis auf den heutigen Tag eilig durchzuführen.

Aeltere Perſer.

Auf das Anſchauen der Natur gründete ſich der alten Parſen Gottesverehrung. Sie wendeten ſich, den Schöpfer anbetend, gegen die aufgehende Sonne, als der auffallend herrlichſten Erſcheinung. Dort glaubten ſie, den Thron Gottes, von Engeln umfunkelt, zu erblicken. Die Glorie dieſes herrerhebenden Dienſtes konnte ſich Jeder, auch der Geringſte, täglich vergegenwärtigen. Aus der Hütte trat der Arme, der Krieger aus dem Zelt hervor und die religioſeſte aller Functionen war vollbracht. Dem neugebornen Kinde ertheilte man die Feuertaufe in ſolchen Strahlen; und den ganzen Tag über, das ganze Leben hindurch, ſah der Parſe ſich von dem Urgeſtirne bei allen ſeinen Handlungen begleitet. Mond und Sterne erhellten die Nacht, ebenfalls unerreichbar, dem Grenzenloſen angehörig. Dagegen ſtellt ſich das Feuer ihnen zur Seite, erleuchtend, erwärmend, nach ſeinem Vermögen. In Gegenwart dieſes Stellvertreters Gottes zu verrichten, ſich vor dem unendlich Empfundenen zu beugen, wird angenehme, fromme Pflicht. Reinlicher iſt Nichts als ein heiterer Sonnenaufgang und ſo reinlich mußte man auch die Feuer entzünden und bewahren, wenn ſie heilig, ſonnenähnlich ſein und bleiben ſollten.

Zeroaſter ſcheint, die edle, reine Naturreligion zuerſt in einen umſtändlichen Cultus verwandelt zu haben. Das mentale Gebet, das alle Religionen ein- und ausſchließt und nur bei wenigen, gottbegünſtigten Menſchen den ganzen Lebenswandel durchdringt, entwickelt ſich bei den Meiſten nur als flammendes, beſeligendes Gefühl des Augenblicks; nach deſſen Verſchwinden ſogleich der ſich ſelbſt zurückgegebene, unbefriedigte, unbeſchäftigte Menſch in die unendlichſte Langeweile zurückfällt.

Dieſe mit Ceremonien, mit Weihen und

Entſühnen, mit Kommen und Gehen, Neigen und Beugen umſtändlich auszufüllen, iſt Pflicht und Vortheil der Prieſterſchaft, welche denn ihr Gewerbe, durch Jahrhunderte durch, in unendliche Kleinigkeiten zerſplittert. Wer von der erſten, kindlich frohen Verehrung einer aufgehenden Sonne bis zur Verrücktheit der Gnebern, wie ſie noch dieſen Tag in Indien Statt findet, ſich einen ſchnellen Ueberblick verſchaffen kann, Der mag dort eine friſche, vom Schlaf dem erſten Tageslicht ſich entgegenſtreckende Nation erblicken, hier aber ein verdüſtertes Volk, welches gemeine Langeweile durch fromme Langeweile zu tödten trachtet.

Wichtig iſt es jedoch, zu bemerken, daß die alten Parſen nicht etwa nur das Feuer verehrt; ihre Religion iſt durchaus auf die Würde der ſämmtlichen Elemente gegründet, inſofern ſie das Daſein und die Macht Gottes verkündigen; daher die heilige Scheu, das Waſſer, die Luft, die Erde zu befinden. Eine ſolche Ehrfurcht vor Allem, was den Menſchen Natürliches umgibt, leitet auf alle bürgerlichen Tugenden; Aufmerkſamkeit, Reinlichkeit, Fleiß werden angeregt und genährt. Hierauf war die Landes-Cultur gegründet; denn wie ſie keinen Fluß verunreinigten, ſo wurden auch die Canäle mit ſorgfältiger Waſſererſparniß angelegt und rein gehalten, aus deren Circulation die Fruchtbarkeit des Landes entquoll, ſo daß das Reich damals über das Zehnfache mehr bebaut war. Alles, wozu die Sonne lächelte, ward mit höchſtem Fleiß betrieben, vor Anderm aber die Weinrebe, das eigentlichſte Kind der Sonne, gepflegt.

Die ſeltſame Art, ihre Todten zu beſtatten, leitet ſich her aus eben dem übertriebenen Vorſatz, die reinen Elemente nicht zu verunreinigen. Auch die Stadt-Polizei wirkt aus dieſen Grundſätzen: Reinlichkeit der Straßen war eine Religionsangelegenheit; und noch jetzt, da die Gnebern vertrieben, verſtoßen, verachtet ſind und nur allenfalls in Vorſtädten, in verrufenen Quartieren, ihre Wohnung finden, vermacht ein Sterbender dieſes Bekenntniſſes irgend eine Summe, damit eine oder die andere Straße der Hauptſtadt ſogleich möge völlig gereinigt werden. Durch eine ſo lebendige, practiſche Gottesverehrung ward jene unglaubliche Bevölkerung möglich, von der die Geſchichte ein Zeugniß gibt.

Eine ſo zarte Religion, gegründet auf die Allgegenwart Gottes in ſeinen Werken der Sinnenwelt, muß einen eigenen Einfluß auf die Sitten ausüben. Man betrachte ihre Hauptgebote und Verbote: nicht lügen, keine Schulden machen, nicht undankbar ſein! Die Fruchtbarkeit dieſer Lehren wird ſich jeder Ethiker und Aſkete leicht entwickeln: denn eigentlich enthält das erſte Verbot die beiden andern und alle übrigen, die doch eigentlich nur aus Unwahrheit und Untreue entſpringen; und daher mag der Teufel im Orient bloß unter Beziehung des ewigen Lügners angedeutet werden.

Da dieſe Religion jedoch zur Beſchaulichkeit führt, ſo konnte ſie leicht zur Weichlichkeit verleiten, ſowie in den langen und weiten Kleidern auch etwas Weibliches angedeutet ſcheint. Doch war auch in ihren Sitten und Verfaſſungen die Gegenwirkung groß. Sie trugen Waffen, auch im Frieden und geſelligen Leben, und übten ſich im Gebrauch derſelben auf alle mögliche Weiſe. Das geſchickteſte und heftigſte Reiten war bei ihnen herkömmlich; auch ihre Spiele, wie das mit Ballen und Schlägel, auf großen Rennbahnen, erhielten ſie rüſtig, kräftig, behend; und eine unbarmherzige Conſcription machte ſie ſämmtlich zu Helden auf den erſten Wink des Königs.

Schauen wir zurück auf ihren Gottesſinn. Anfangs war der eigentliche Cultus auf wenige Feuer eingeſchränkt und daher deſſe ehrwürdiger; dann vermehrte ſich ein hochwürdiges Prieſterthum nach und nach zahlreich, wenn ſich die Feuer vermehrten. Daß dieſe innigſt verbundene, geiſtliche Macht ſich gegen die weltliche gelegentlich auflehnen würde, liegt in der Natur dieſes ewig unverträglichen Verhältniſſes. Nicht zu gedenken, daß der falſche Smerdis, der ſich des Königreichs bemächtigte, ein Magier geweſen, durch ſeine Genoſſen erhebt und eine Zeit lang gehalten worden, ſo treffen wir die Magier mehrmals den Regenten furchterlich.

Durch Alexander's Invaſion zerſtreut, unter ſeinen Parthiſchen Nachfolgern nicht begünſtigt, von den Saſſaniden wieder hervorgehoben und verſammelt, bewieſen ſie ſich immer feſt auf ihren Grundſätzen und widerſtrebten dem Regenten, der dieſen zuwiderhandelte; wie ſie denn die Verbindung des Chosru mit der ſchönen Schirin, einer Chriſtinn, auf alle Weiſe beiden Theilen widerſetzlich verleideten.

Endlich von den Arabern auf immer verdrängt und nach Indien vertrieben und, was von ihnen oder ihren Geiſtesverwandten in Perſien zurückblieb, bis auf den heutigen Tag verachtet und beſchimpft, bald geduldet, bald verfolgt nach Willkür der Herrſcher, hält ſich noch dieſe Religion hier und da in der früheſten Reinheit, ſelbſt in kümmerlichen Winkeln, wie der Dichter Solches durch das „Vermächtniß des alten Parſen" auszudrücken geſucht hat.

Daß man daher dieſer Religion durch lange Zeiten durch ſehr viel ſchuldig geworden; daß in ihr die Möglichkeit einer höhern Cultur lag.

die ſich im weſtlichen Theile der öſtlichen Welt verbreitet, iſt wohl nicht zu bezweifeln. Zwar iſt es höchſt ſchwierig, einen Begriff zu geben, wie und woher ſich dieſe Cultur ausbreitete. Viele Städte lagen als Lebenspuncte in vielen Regionen zerſtreut; am Bewunderungswürdigſten aber iſt mir, daß die fatale Nähe des Indiſchen Gottesdienſtes nicht auf ſie wirken konnte. Auffallend bleibt es, da die Städte von Balch und Bamian ſo nahe aneinander lagen, hier die verrückteſten Götzen in rieſenhafter Größe verfertigt und angebetet zu ſehen, indeſſen ſich dort die Tempel des reinen Feuers erhielten, große Kloſter dieſes Bekenntniſſes entſtanden und eine Unzahl von Mobeden ſich verſammelten. Wie herrlich aber die Einrichtung ſolcher Anſtalten müſſe geweſen ſein, bezeugen die außerordentlichen Männer, die von dort ausgegangen ſind. Die Familie der Barmekiden ſtammte daher, die ſo lange als einflußreiche Staatsdiener glänzten, bis ſie zuletzt, wie ein ungefähr ähnliches Geſchlecht dieſer Art zu unſern Zeiten, ausgerottet und vertrieben werden.

Regiment.

Wenn der Philoſoph aus Principien ſich ein Natur-, Völker- und Staatsrecht auferbaut, ſo forſcht der Geſchichtsfreund nach, wie es wohl mit ſolchen menſchlichen Verhältniſſen und Verbindungen von jeher geſtanden habe. Da finden wir denn im älteſten Oriente: daß alle Herrſchaft ſich ableiten laſſe von dem Rechte, Krieg zu erklären. Dieſes Recht liegt, wie alle übrigen, Anfangs in dem Willen, in der Leidenſchaft des Volkes. Ein Stammglied wird verletzt; ſogleich regt ſich die Maſſe unaufgefordert, Rache zu nehmen am Beleidiger. Weil aber die Menge zwar handeln und wirken, nicht aber ſich führen mag, überträgt ſie durch Wahl, Sitte, Gewohnheit die Anführung zum Kampfe einem Einzigen, es ſei für *einen* Kriegszug, für mehrere; dem tüchtigen Manne verleiht ſie den gefährlichen Poſten auf Lebenszeit, auch wohl endlich für ſeine Nachkommen. Und ſo verſchafft ſich der Einzelne, durch die Fähigkeit, Krieg zu führen, das Recht, den Krieg zu erklären.

Hieraus fließt nun ferner die Befugniß, jeden Staatsbürger, der ohnehin als kampfluſtig und ſtreitfertig angeſehen werden darf, in die Schlacht zu rufen, zu fordern, zu zwingen. Dieſe Conſcription mußte von jeher, wenn ſie ſich gerecht und wirkſam erzeigen wollte, unbarmherzig ſein. Der *erſte* Darius rüſtet ſich gegen verdächtige Nachbarn; das unzählige Volk gehorcht dem Wink. Ein Greis liefert drei Söhne; er bittet, den Jüngſten vom Feldzuge zu befreien; der König ſendet ihm den Knaben in Stücken zerhauen zurück. Hier iſt alſo das Recht über Leben und Tod ſchon ausgeſprochen. In der Schlacht ſelbſt leidet's keine Frage: denn wird nicht oft willkürlich, ungeſchickt ein ganzer Heerestheil vergebens aufgeopfert und Niemand fordert Rechenſchaft vom Anführer?

Nun zieht ſich aber bei kriegeriſchen Nationen derſelbe Zuſtand durch die kurzen Friedenszeiten. Um den König her iſt's immer Krieg und Niemandem bei Hofe das Leben geſichert. Ebenſo werden die Steuern fort erhoben, die der Krieg nöthig machte. Deßhalb ſetzte denn auch Darius Codomannus, vorſichtig, regelmäßige Abgaben feſt, ſtatt freiwilliger Geſchenke. Nach dieſem Grundſatz, mit dieſer Verfaſſung ſtieg die Perſiſche Monarchie zu höchſter Macht und Glückſeligkeit, die denn doch zuletzt an dem Hochſinn einer benachbarten, kleinen, zerſtückelten Nation endlich ſcheiterte.

Geſchichte.

Die Perſer, nachdem außerordentliche Fürſten ihre Streitkräfte in Eins verſammelt und die Elaſticität der Maſſe auf's Höchſte geſteigert, zeigten ſich, ſelbſt entfernteren Völkern, gefährlich, um ſo mehr den benachbarten.

Alle waren überwunden, nur die Griechen, uneins unter ſich, vereinigten ſich gegen den zahlreichen, mehrmals heranbringenden Feind und entwickelten muſterhafte Aufopferung, die erſte und letzte Tugend, worin alle übrigen enthalten ſind. Dadurch ward Friſt gewonnen, daß in dem Maße, wie die Perſiſche Macht innerlich zerfiel, Philipp von Macedonien eine Einheit gründen konnte, die übrigen Griechen um ſich zu verſammeln und ihnen für den Verluſt ihrer innern Freiheit den Sieg über äußere Dränger vorzubereiten. Sein Sohn überzog die Perſer und gewann das Reich.

Nicht nur furchtbar, ſondern äußerſt verhaßt hatten ſich Dieſe der Griechiſchen Nation gemacht, indem ſie Staat und Gottesdienſt zugleich bekriegten. Sie, einer Religion ergeben, wo die himmliſchen Geſtirne, das Feuer, die Elemente als gottähnliche Weſen in freier Welt verehrt wurden, fanden höchſt ſcheltenswerth, daß man die Götter in Wohnungen einſperrte, ſie unter Dach anbetete. Nun verbrannte und zerſtörte man die Tempel und ſchuf dadurch ſich ſelbſt ewig Haß erregende Denkmäler, indem die Weisheit der Griechen beſchloß, dieſe Ruinen niemals wieder aus ihrem Schutte zu erheben, ſondern, zu Anreizung künftiger Rache, abmahnungsvoll liegen zu laſſen. Dieſe Geſinnungen, ihren beleidigten Gottesdienſt zu rächen, brachten die Griechen mit auf Perſiſchen Grund

und Boden; manche Grauſamkeit erklärt ſich daher; auch will man den Brand von Perſepolis damit entſchuldigen.

Die gottesdienſtlichen Uebungen der Magier, die, freilich von ihrer erſten Einfalt entfernt, auch ſchon Tempel und Kloſtergebäude bedurften, wurden gleichfalls zerſtört, die Magier verjagt und zerſtreut, von welchen jedoch immer eine große Menge verſteckt ſich ſammelten und, auf beſſere Zeiten, Geſinnung und Gottesdienſt aufbewahrte. Ihre Geduld wurde freilich ſehr geprüft; denn als mit Alexander's Tode die kurze Alleinherrſchaft zerfiel und das Reich zerſplitterte, bemächtigten ſich die Parther des Theils, der uns gegenwärtig beſonders beſchäftigt. Sprache, Sitten, Religion der Griechen wurden bei ihnen einheimiſch. Und ſo vergingen fünfhundert Jahre über der Aſche der alten Tempel und Altäre, unter welchen das heilige Feuer immerfort glimmend ſich erhielt, ſo daß die Saſſaniden, zu Anfang des dritten Jahrhunderts unſerer Zeitrechnung, als ſie, die alte Religion wieder bekennend, den frühern Dienſt herſtellten, ſogleich eine Anzahl Magier und Mobeden vorfanden, welche an und über der Grenze Indiens ſich und ihre Geſinnungen im Stillen erhalten hatten. Die Altperſiſche Sprache wurde hervorgezogen, die Griechiſche verdrängt und zu einer eigenen Nationalität wieder Grund gelegt. Hier finden wir nun in einem Zeitraum von vierhundert Jahren die mythologiſche Vorgeſchichte Perſiſcher Ereigniſſe, durch poetiſch-proſaiſche Nachklänge, einiger Maßen erhalten. Die glanzreiche Dämmerung derſelben erfreut uns immerfort und eine Mannigfaltigkeit von Charakteren und Ereigniſſen erweckt großen Antheil.

Was wir aber auch von Bild- und Baukunſt dieſer Epoche vernehmen, ſo ging es damit doch bloß auf Pracht und Herrlichkeit, Größe und Weitläufigkeit und unförmliche Geſtalten hinaus. Und wie konnte es auch anders werden, da ſie ihre Kunſt vom Abendlande hernehmen mußten, die ſchon dort ſo tief entwürdigt war. Der Dichter beſitzt ſelbſt einen Siegelring Sapor I., einen Onyx, offenbar von einem weſtlichen Künſtler damaliger Zeit, vielleicht einem Kriegsgefangenen geſchnitten. Und ſollte der Siegelſchneider des überwindenden Saſſaniden geſchickter geweſen ſein als der Stempelſchneider des überwundenen Valentinian? Wie es aber mit den Münzen damaliger Zeit ausſehe, iſt uns leider nur zu wohl bekannt! Auch hat ſich das dichteriſch Mährchenhafte jener überbliebenen Monumente nach und nach, durch Bemühung der Kenner, zur hiſtoriſchen Proſa herabgeſtimmt: da wir denn nun deutlich auch an dieſem Beiſpiel bezeugen, daß ein Volk auf einer hohen ſittlich-religiöſen Stufe ſtehen, ſich mit Pracht und Prunk umgeben und in Bezug auf Künſte noch immer unter die barbariſchen gezählt werden kann.

Ebenſo müſſen wir auch, wenn wir Orientaliſche und beſonders Perſiſche Dichtkunſt der Folgezeit redlich ſchätzen und nicht, zu künftigem, eigenem Verdruß und Beſchämung, ſolche überſchätzen wollen, gar wohl bedenken, wo denn eigentlich die wirkliche, wahre Dichtkunſt in jenen Tagen zu finden geweſen.

Aus dem Weſt-Lande ſcheint ſich nicht viel ſelbſt nach dem nächſten Oſten verloren zu haben; Indien hielt man vorzüglich im Auge; und da denn doch den Verehrern des Feuers und der Elemente jene verrückt-monſtröſe Religion, dem Lebemenſchen aber eine abſtruſe Philoſophie keineswegs annehmlich ſein konnte: ſo nahm man von dorther, was allen Menſchen immer gleich willkommen iſt, Schriften, die ſich auf Weltklugheit beziehen; da man denn auf die Fabeln des Bidpai den höchſten Werth legte und dadurch ſchon eine künftige Poeſie in ihrem tiefſten Grund zerſtörte. Zugleich hatte man aus derſelben Quelle das Schachſpiel erhalten, welches, in Bezug mit jener Weltklugheit, allem Dichterſinn den Garaus zu machen völlig geeignet iſt. Setzen wir Dieſes voraus, ſo werden wir das Natürell der ſpätern Perſiſchen Dichter, ſobald ſie durch günſtige Anläſſe hervorgerufen werden, höchlich rühmen und bewundern, wie ſie ſo manche Ungunſt bekämpfen, ihr ausweichen oder vielleicht gar ſie überwinden können.

Die Nähe von Byzanz, die Kriege mit den weſtlichen Kaiſern und daraus entſpringenden, wechſelſeitigen Verhältniſſe bringen endlich ein Gemiſch hervor, wobei die chriſtliche Religion zwiſchen die der alten Parſen ſich einflichtet, nicht ohne Widerſtreben der Mobeden und derjenigen Religionsbewahrer: wie denn doch die mancherlei Verdrießlichkeiten, ja großes Unglück ſelbſt, das den trefflichen Juſtus Ebern Parvis überfiel, bloß daher ſeinen Urſprung nahm, weil Schirin, liebenswürdig und reizend, am chriſtlichen Glauben feſthielt.

Dieſes Alles, auch nur obenhin betrachtet, nöthigt uns, zu geſtehen, daß die Vorſätze, die Verfahrungsweiſe der Saſſaniden alles Lob verdienen; nur waren ſie nicht mächtig genug, in einer von Feinden rings umgebenen Lage, zur bewegteſten Zeit ſich zu erhalten. Sie wurden, nach tüchtigem Widerſtand, von den Arabern unterjocht, welche Mahomet durch Einheit zur furchtbarſten Macht erhoben hatte.

Mahomet.

Da wir bei unſern Betrachtungen vom

Standpuncte der Poeſie entweder aufgeben oder doch auf denſelben zurückkehren, ſo wird es unſern Zwecken angemeſſen ſein, von genanntem, außerordentlichem Manne vorerſt zu erzählen, wie er heftig behauptet und betheuert: er ſei Prophet und nicht Poet und daher auch ſein Coran als göttliches Geſetz und nicht etwa als menſchliches Buch, zum Unterricht oder zum Vergnügen, anzuſehen. Wollen wir nun den Unterſchied zwiſchen Poeten und Propheten näher andeuten, ſo ſagen wir: Beide ſind von einem Gott ergriffen und begeuert; der Poet aber vergeudet die ihm verliehene Gabe im Genuß, um Genuß hervorzubringen, Ehre durch das Hervorgebrachte zu erlangen, allenfalls ein bequemes Leben; alle übrigen Zwecke verſäumt er, ſucht mannigfaltig zu ſein, ſich in Geſinnung und Darſtellung grenzenlos zu zeigen. Der Prophet hingegen ſieht nur auf einen einzigen, beſtimmten Zweck; ſolchen zu erlangen, bedient er ſich der einfachſten Mittel. Irgend eine Lehre will er verkünden und, wie um eine Standarte, durch ſie und um ſie die Völker verſammeln. Hierzu bedarf es nur, daß die Welt glaube; er muß alſo einſtönig werden und bleiben; denn das Mannigfaltige glaubt man nicht, man erkennt es.

Der ganze Inhalt des Corans, um mit Wenigem viel zu ſagen, findet ſich zu Anfang der zweiten Sura und lautet folgender Maßen: „Es iſt kein Zweifel in dieſem Buch. Es iſt eine Unterrichtung der Frommen, welche die Geheimniſſe des Glaubens für wahr halten, die beſtimmten Zeiten des Gebets beobachten und von Demjenigen, was wir ihnen verliehen haben, Allmoſen austheilen; und welche der Offenbarung glauben, die den Propheten vor Dir herabgeſandt worden und gewiſſe Verſicherung des zukünftigen Lebens haben: dieſe werden von ihrem Herrn geleitet und ſollen glücklich und ſelig ſein. Die Ungläubigen betreffend, wird es ihnen gleichviel ſein, ob Du ſie vermahneſt oder nicht vermahneſt; ſie werden doch nicht glauben. Gott hat ihre Herzen und Ohren verſiegelt. Eine Dunkelheit bedeckt ihr Geſicht und ſie werden eine ſchwere Strafe leiden."

Und ſo wiederholt ſich der Coran Sure für Sure. Glauben und Unglauben theilen ſich in Oberes und Unteres; Himmel und Hölle ſind den Bekennern und Läugnern zugedacht. Nähere Beſtimmung des Gebotenen und Verbotenen, fabelhafte Geſchichten Jüdiſcher und chriſtlicher Religion, Amplificationen aller Art, grenzenloſe Tautologien und Wiederholungen bilden den Körper dieſes heiligen Buches, das [illegible] eſt wir auch daran gehen, immer von Neuem anwidert, dann aber anzieht, in Erſtaunen ſetzt und am Ende Verehrung abnöthigt.

Worin es daher jedem Geſchichtsforſcher von der größten Wichtigkeit bleiben muß, ſprechen wir uns mit den Worten eines vorzüglichen Mannes: „Die Hauptabſicht des Corans ſcheint dieſe geweſen zu ſein, die Bekenner der drei verſchiedenen, in dem volkreichen Arabien damals herrſchenden Religionen, die meiſtentheils vermiſcht unter einander in den Tag hinein lebten und ohne Hirten und Wegweiſer herumirrten, indem der größte Theil Götzendiener und die Uebrigen entweder Juden oder Chriſten eines höchſt irrigen und ketzeriſchen Glaubens waren, in der Erkenntniß und Verehrung des einigen, ewigen und unſichtbaren Gottes, durch deſſen Allmacht alle Dinge geſchaffen ſind und die, ſo es nicht ſind, geſchaffen werden können, des allerhöchſten Herrſchers, Richters und Herrn aller Herren, unter der Beſtätigung gewiſſer Geſetze und den äußerlichen Zeichen gewiſſer Ceremonien, theils von alter und theils von neuer Einſetzung, und die durch Vorſtellung ſowohl zeitlicher als ewiger Belohnungen und Strafen eingeſchärft wurden, zu vereinigen und ſie alle zu dem Gehorſam des Mahomet, als des Propheten und Geſandten Gottes, zu bringen, der nach den wiederholten Erinnerungen, Verheißungen und Drohungen der vorigen Zeiten endlich Gottes wahre Religion auf Erden durch Gewalt der Waffen fortpflanzen und beſtätigen ſollte, um ſowohl für den Hohenprieſter, Biſchof oder Papſt in geiſtlichen als auch höchſten Prinzen in weltlichen Dingen erkannt zu werden."

Behält man dieſe Anſicht feſt im Auge, ſo kann man es dem Muſelmann nicht verargen, wenn er die Zeit vor Mahomet die Zeit der Unwiſſenheit benennt und völlig überzeugt iſt, daß mit dem Islam Erleuchtung und Weisheit erſt beginnen. Der Styl des Corans iſt, ſeinem Inhalt und Zweck gemäß, ſtreng, groß, furchtbar, ſtellenweis wahrhaft erhaben. So treibt ein Keil den andern und darf ſich über die große Wirkſamkeit des Buches Niemand verwundern; weßhalb es denn auch von den ächten Verehrern für unerſchaffen und mit Gott gleich ewig erklärt wurde. Deßungeachtet fanden ſich gute Köpfe, die eine beſſere Dicht- und Schreibart der Vorzeit anerkannten und behaupteten: daß wenn es Gott nicht gefallen hätte, durch Mahomet auf ein Mal ſeinen Willen und eine entſchieden geſetzliche Bildung zu offenbaren, die Araber nach und nach von ſelbſt eine ſolche Stufe und eine noch höhere würden erſtiegen und reinere Begriffe in einer reinen Sprache entwickelt haben.

Andere, verwegener, behaupteten, Mahomet

habe ihre Sprache und Litteratur verderben, ſo daß ſie ſich niemals wieder erholen werde. Der Verwegenſte jedoch, ein geiſtvoller Dichter, war kühn genug, zu verſichern: Alles, was Mahomet geſagt habe, wollte er auch geſagt haben und beſſer, ja er ſammelte ſogar eine Anzahl Sectirer um ſich her. Man bezeichnete ihn deßhalb mit dem Spottnamen Motanabbi, unter welchem wir ihn kennen, welches ſoviel heißt als Einer, der gern den Propheten ſpielen möchte.

Ob nun gleich die muſelmänniſche Critik ſelbſt an dem Coran manches Bedenken findet, indem Stellen, die man früher aus demſelben angeführt, gegenwärtig nicht mehr darin zu finden ſind, andere, ſich widerſprechend, einander aufheben und was dergleichen bei allen ſchriftlichen Ueberlieferungen nicht zu vermeidende Mängel ſind: ſo wird doch dieſes Buch für ewige Zeiten höchſt wirkſam verbleiben, indem es durchaus practiſch und den Bedürfniſſen einer Nation gemäß verfaßt worden, welche ihren Ruhm auf alte Ueberlieferungen gründet und an herkömmlichen Sitten feſthält.

In ſeiner Abneigung gegen Poeſie erſcheint Mahomet auch höchſt conſequent, indem er alle Mährchen verbietet. Dieſe Spiele einer leichtfertigen Einbildungskraft, die vom Wirklichen bis zum Unmöglichen hin und wieder ſchwebt, und das Unwahrſcheinliche als ein Wahrhaftes und Zweifelloſes verträgt, waren der Orientaliſchen Sinnlichkeit, einer weichen Ruhe und bequemem Müßiggang höchſt angemeſſen. Dieſe Luftgebilde, über einen wunderlichen Boden ſchwankend, hatten ſich zur Zeit der Saſſaniden in's Unendliche vermehrt, wie ſie uns „Tauſend und eine Nacht", an einen loſen Faden gereiht, als Beiſpiele darlegt. Ihr eigentlicher Character iſt, daß ſie keinen ſittlichen Zweck haben und daher den Menſchen nicht auf ſich ſelbſt zurück, ſondern außer ſich hinaus in's unbedingte Freie führen und tragen. Gerade das Entgegengeſetzte wollte Mahomet bewirken. Man ſehe, wie er die Ueberlieferungen des Alten Teſtaments und die Ereigniſſe patriarchaliſcher Familien, die freilich auch auf einem unbedingten Glauben an Gott, einem unwandelbaren Gehorſam und alſo gleichfalls auf einem Islam beruhen, in Legenden zu verwandeln weiß, mit kluger Ausführlichkeit den Glauben an Gott, Vertrauen und Gehorſam immer mehr auszuſprechen und einzuſchärfen verſteht; wobei er ſich denn manches Mährchenhafte, obgleich immer zu ſeinen Zwecken dienlich, zu erlauben pflegt. Bewundernswürdig iſt er, wenn man in dieſem Sinne die Begebenheiten Noah's, Abraham's, Joſeph's betrachtet und beurtheilt.

Caliphen.

Um aber in unſern eigenſten Kreis zurückzukehren, wiederholen wir, daß die Saſſaniden bei vierhundert Jahre regierten, vielleicht zuletzt nicht mit früherer Kraft und Glanz; doch hätten ſie ſich wohl noch eine Weile erhalten, wäre die Macht der Araber nicht dergeſtalt gewachſen, daß ihr zu widerſtehen kein älteres Reich im Stande war. Schon unter Omar, bald nach Mahomet, ging jene Dynaſtie zu Grunde, welche die Alt-Perſiſche Religion gehegt und einen ſeltenen Grad der Cultur verbreitet hatte.

Die Araber ſtürmten ſogleich auf alle Bücher los, nach ihrer Anſicht nur überflüſſige oder ſchädliche Schreibereien; ſie zerſtörten alle Denkmale der Litteratur, ſo daß kaum die geringſten Bruchſtücke zu uns gelangen konnten. Die ſogleich eingeführte Arabiſche Sprache verhinderte jede Wiederherſtellung Deſſen, was nationell heißen konnte. Doch auch hier überwog die Bildung des Ueberwundenen nach und nach die Rohheit des Ueberwinders, und die Mahometaniſchen Sieger gefielen ſich in der Prachtliebe, den angenehmen Sitten und den dichteriſchen Reſten der Beſiegten. Daher bleibt noch immer als die glänzendſte Epoche berühmt die Zeit, wo die Barmeciden Einfluß hatten zu Bagdad. Dieſe, vom Bach abſtammend, nicht ſowohl ſelbſt Mönche als Patrone und Beſchützer großer Klöſter und Bildungsanſtalten, bewahrten unter ſich das heilige Feuer der Dicht- und Redekunſt, und behaupteten durch ihre Weltklugheit und Character-Größe einen hohen Rang auch in der politiſchen Sphäre. Die Zeit der Barmeciden heißt daher ſprüchwörtlich: eine Zeit localen, lebendigen Weſens und Wirkens, von der man, wenn ſie vorüber iſt, nur hoffen kann, daß ſie erſt nach geraumen Jahren an fremden Orten unter ähnlichen Umſtänden vielleicht wieder aufquellen werde.

Aber auch das Caliphat war von kurzer Dauer; das ungeheure Reich erhielt ſich kaum vierhundert Jahre; die entfernten Statthalter machten ſich nach und nach mehr und mehr unabhängig, indem ſie den Caliphen als eine geiſtliche, Titel und Pfründen ſpendende Macht allenfalls gelten ließen.

Fortleitende Bemerkung.

Phyſiſch-climatiſche Einwirkung auf Bildung menſchlicher Geſtalt und körperlicher Eigenſchaften läugnet Niemand; aber man denkt nicht immer daran, daß Regierungs-Form eben auch einen moraliſch-climatiſchen Zuſtand hervorbringe, worin die Characktere auf verſchiedene Weiſe ſich ausbilden. Von der Menge reden

wir nicht, ſondern von bedeutenden, ausgezeichneten Geſtalten.

In der Republik bilden ſich große, glückliche, ruhige, rein thätige Charactere; ſteigert ſie ſich zur Ariſtocratie, ſo entſtehen würdige, conſequente, tüchtige, im Befehlen und Gehorchen bewunderungswürdige Männer. Geräth ein Staat in Anarchie, ſogleich thun ſich verwegene, kühne, Sitten verachtende Menſchen hervor, augenblicklich gewaltſam wirkend bis zum Entſetzen, alle Mäßigung verbannend. Die Deſpotie dagegen ſchafft große Charactere; kluge, ruhige Ueberſicht, ſtrenge Thätigkeit, Feſtigkeit, Entſchloſſenheit, Alles Eigenſchaften, die man braucht, um den Deſpoten zu dienen, entwickeln ſich in fähigen Geiſtern und verſchaffen ihnen die erſten Stellen des Staats, wo ſie ſich zu Herrſchern ausbilden. Solche erwuchſen unter Alexander, dem Großen, nach deſſen frühzeitigem Tode ſeine Generale ſogleich als Könige daſtanden. Auf die Caliphen häufte ſich ein ungeheures Reich, das ſie durch Statthalter mußten regieren laſſen, deren Macht und Selbſtſtändigkeit gedieh, indem die Kraft der oberſten Herrſcher abnahm. Ein ſolcher trefflicher Mann, der ein eigenes Reich ſich zu gründen und zu verdienen wußte, iſt Derjenige, von dem wir nun zu reden haben, um den Grund der neuern Perſiſchen Dichtkunſt und ihre bedeutenden Lebensanfänge kennen zu lernen.

Mahmud von Gasna.

Mahmud, deſſen Vater im Gebirge gegen Indien ein ſtarkes Reich gegründet hatte, indeſſen die Caliphen in der Fläche des Euphrats zur Nichtigkeit verſanken, ſetzte die Thätigkeit ſeines Vorgängers fort und machte ſich berühmt wie Alexander und Friedrich. Er läßt den Caliphen als eine Art geiſtlicher Macht gelten, die man wohl, zu eigenem Vortheil, einiger Maßen anerkennen mag; doch erweitert er erſt ſein Reich um ſich her, dringt ſodann auf Indien los mit großer Kraft und beſonderm Glück. Als eifrigſter Mahometaner beweiſt er ſich unermüdlich und ſtreng in Ausbreitung ſeines Glaubens und Zerſtörung des Götzendienſtes. Der Glaube an den einigen Gott wirkt immer geiſterhebend, indem er den Menſchen auf die Einheit ſeines eigenen Innern zurückweiſt. Näher ſteht der National-Prophet, der nur Anhänglichkeit und Förmlichkeiten fordert und eine Religion auszubreiten befiehlt, die, wie eine jede, zu unendlichen Auslegungen und Mißdeutungen dem Secten- und Partei-Geiſt Raum läßt und deſſen ungeachtet immer dieſelbige bleibt.

Eine ſolche einfache Gottesverehrung mußte mit dem Indiſchen Götzendienſte im herbſten Widerſpruch ſtehen, Gegenwirkung und Kampf, ja blutige Vernichtungskriege hervorrufen, wobei ſich der Eifer des Zerſtörens und Bekehrens noch durch Gewinn unendlicher Schätze erhöht fühlte. Ungeheure, fratzenhafte Bilder, deren hohler Körper mit Gold und Juwelen ausgefüllt erfunden ward, ſchlug man in Stücke und ſendete ſie, geviertheilt, verſchiedene Schwellen Mahometaniſcher Heilorte zu pflaſtern. Noch jetzt ſind die Indiſchen Ungeheuer jedem reinen Gefühle verhaßt; wie gräßlich mögen ſie den bildloſen Mahometaner angeſchaut haben!

Nicht ganz am unrechten Orte wird hier die Bemerkung ſtehen, daß der urſprüngliche Werth einer jeden Religion erſt nach Verlauf von Jahrhunderten aus ihren Folgen beurtheilt werden kann. Die Jüdiſche Religion wird immer einen gewiſſen, ſtarren Eigenſinn, dabei aber auch freien Klugſinn und lebendige Thätigkeit verbreiten; die Mahometaniſche läßt ihren Bekenner nicht aus einer dumpfen Beſchränktheit heraus, indem ſie, keine ſchweren Pflichten fordernd, ihm innerhalb derſelben alles Wünſchenswerthe verleiht und zugleich, durch Ausſicht auf die Zukunft, Tapferkeit und Religions-Patriotismus einflößt und erhält.

Die Indiſche Lehre taugte von Haus aus Nichts, ſowie denn gegenwärtig ihre vielen Tauſend Götter, und zwar nicht etwa untergeordnete, ſondern alle gleich unbedingt mächtige Götter, die Zufälligkeiten des Lebens nur noch mehr verwirren, den Unſinn jeder Leidenſchaft fördern und die Verrücktheit des Laſters, als die höchſte Stufe der Heiligkeit und Seligkeit, begünſtigen.

Auch ſelbſt eine reinere Vielgötterei, wie die der Griechen und Römer, mußte doch zuletzt auf falſchem Wege ihre Bekenner und ſich ſelbſt verlieren. Dagegen gebührt der chriſtlichen das höchſte Lob, deren reiner, edler Urſprung ſich immerfort dadurch bethätigt, daß nach den größten Verirrungen, in welche ſie der dunkle Menſch hineinzog, eh' man ſich's verſieht, ſie ſich in ihrer erſten lieblichen Eigenthümlichkeit, als Miſſion, als Hausgenoſſen- und Brüderſchaft, zu Erquickung des ſittlichen Menſchenbedürfniſſes immer wieder hervorthut.

Billigen wir nun den Eifer des Götzenſtürmers Mahmud, ſo gönnen wir ihm die zu gleicher Zeit gewonnenen unendlichen Schätze, und verehren beſonders in ihm den Stifter Perſiſcher Dichtkunſt und höherer Cultur. Er, ſelbſt aus Perſiſchem Stamme, ließ ſich nicht etwa in die Beſchränktheit der Araber hineinziehen; er fühlte gar wohl, daß der ſchönſte Grund und Boden für Religion in der Nationalität zu finden ſei; dieſe ruhet auf der Poeſie, die uns die älteſte Geſchichte in fabelhaften Bildern

Valerio hereintretend.

O ſchauet hernieder!
Ihr Götter, dieß Glück!
Da haſt du ihn wieder!
Da nimm ſie zurück! ab.

Erwin.

Ich habe dich wieder!
Hier bin ich zurück.
Ich ſinke darnieder,
Mich tödtet das Glück.

Elmire.

Ich habe dich wieder!
Mir trübt ſich der Blick.
O ſchauet hernieder,
Und gönnt mir das Glück!

Roſa,

welche ſchon, während Elmirens voriger Strophe, mit Valerio hereingetreten und ihre Freude, Verwunderung und Verſöhnung mit dem Geliebten pantomimiſch ausgedrückt.

Da hab' ich ihn wieder!
Du haſt ihn zurück!

überliefert, nach und nach ſodann in's Klare hervortritt und ohne Sprung die Vergangenheit an die Gegenwart heranführt.

Unter dieſen Betrachtungen gelangen wir alſo in das zehnte Jahrhundert unſerer Zeitrechnung. Man werfe einen Blick auf die höhere Bildung, die ſich dem Orient, ungeachtet der ausſchließenden Religion, immerfort aufdrang. Hier ſammelten ſich, faſt wider Willen der wilden und ſchwachen Beherrſcher, die Reſte Griechiſcher und Römiſcher Verdienſte und ſo vieler geiſtreicher Chriſten, deren Eigenheiten aus der Kirche ausgeſtoßen worden, weil auch dieſe, wie der Islam, auf Einglaubigkeit losarbeiten mußte.

Doch zwei große Verzweigungen des menſchlichen Wiſſens und Wirkens gelangten zu einer freiern Thätigkeit!

Die Medicin ſollte die Gebrechen des Microcosmus heilen, und die Sternkunde Dasjenige dolmetſchen, womit uns für die Zukunft der Himmel ſchmeicheln oder bedrohen möchte; Jene mußte der Natur, Dieſe der Mathematik huldigen, und ſo waren Beide wohl empfohlen und verſorgt.

Die Geſchäftsführung ſodann unter deſpotiſchen Reacten blieb, auch bei großer Aufmerkſamkeit und Genauigkeit, immer gefahrvoll; und ein Kanzlei-Verwandter bedurfte ſoviel Muth, ſich in den Divan zu bewegen, als ein Held zur Schlacht; Einer war nicht ſicherer, ſeinen Herd wieder zu ſehn, als der Andere.

Reiſende Handelsleute brachten immer neuen Zuwachs an Schätzen und Kenntniſſen herbei; das Innere des Landes, vom Euphrat bis zum Indus, bot eine eigene Welt von Gegenſtänden dar. Eine Maſſe wider einander ſtreitender Völkerſchaften; vertriebene, vertreibende Herrſcher, ſtellten überraſchenden Wechſel von Sieg zur Knechtſchaft, von Obergewalt zur Dienſtbarkeit nur gar zu oft vor Augen, und ließen geiſtreiche Männer über die traumartige Vergänglichkeit irdiſcher Dinge die traurigſten Betrachtungen anſtellen.

Dieſes Alles und noch weit mehr, im weiteſten Umfange unendlicher Zerſplitterung und augenblicklicher Wiederherſtellung, ſollte man vor Augen haben, um billig gegen die folgenden Dichter, beſonders gegen die Perſiſchen zu ſein; denn Jedermann wird eingeſtehen, daß die geſchilderten Zuſtände keineswegs für ein Element gelten können, worin der Dichter ſich nähren, erwachſen und gedeihen dürfte. Deßwegen ſei uns erlaubt, ſchon das edle Verdienſt der Perſiſchen Dichter des erſten Zeitalters als problematiſch anzuſprechen. Auch Dieſe darf man nicht nach dem Höchſten meſſen; man muß ihnen Manches zugeben, indem man ſie lieſt, Manches verzeihen, wenn man ſie geleſen hat.

Dichterhöfe.

Viele Dichter verſammelten ſich an Mahmud's Hofe; man ſpricht von vierhunderten, die daſelbſt ihr Weſen getrieben. Und wie nun Alles im Orient ſich unterordnen, ſich höhern Geboten fügen muß, ſo beſtellte ihnen auch der Fürſt einen Dichterfürſten, der ſie prüfen, beurtheilen, ſie zu Arbeiten, jedem Talent gemäß, aufmuntern ſollte. Dieſe Stelle hat man als eine der vorzüglichſten am Hofe zu betrachten: er war Miniſter aller wiſſenſchaftlichen, hiſtoriſch-poetiſchen Geſchäfte; durch ihn wurden die Gunſtbezeigungen ſeinen Untergebenen zu Theil; und wenn er den Hof begleitete, geſchah es in ſo großem Gefolge, in ſo ſtattlichem Aufzuge, daß man ihn wohl für einen Vezir halten konnte.

Ueberlieferungen.

Wenn der Menſch daran denken ſoll, von Ereigniſſen, die ihn zunächſt betreffen, künftigen Geſchlechtern Nachricht zu hinterlaſſen, ſo gehört dazu ein gewiſſes Behagen an der Gegenwart, ein Gefühl von dem hohen Werthe derſelben. Zuerſt alſo befeſtigt er im Gedächtniß, was er von Vätern vernommen, und überliefert Solches in fabelhaften Umhüllungen; denn mündliche Ueberlieferung wird immer mährchenhaft wachſen. Iſt aber die Schrift erfunden, ergreift die Schreibſeligkeit ein Volk vor dem andern, ſo entſtehen alsdann Chroniken, welche den poetiſchen Rhythmus behalten, wenn die Poeſie der Einbildungskraft und des Gefühls längſt verſchwunden iſt. Die ſpäteſte Zeit verſorgt uns mit ausführlichen Denkſchriften, Selbſt-Biographien unter mancherlei Geſtalten.

Auch im Orient finden wir gar frühe Documente einer bedeutenden Weltausbildung. Sollten auch unſere heiligen Bücher ſpäter in Schriften verfaßt ſein, ſo ſind doch die Anläſſe dazu als Ueberlieferungen uralt und können nicht dankbar genug beachtet werden. Wie Vieles mußte nicht auch in dem mittlern Orient, wie wir Perſien und ſeine Umgebungen nennen dürfen, jeden Augenblick entſtehen, und ſich trotz aller Verwüſtung und Zerſplitterung erhalten! Denn wenn es zu höherer Ausbildung großer Landſtrecken dienlich iſt, daß ſolche nicht einem Herrn unterworfen, ſondern unter mehrere getheilt ſeien: ſo iſt derſelbe Zuſtand gleichfalls der Erhaltung nütze, weil Das, was an dem einen Ort zu Grunde geht, an dem andern fortbeſtehen, was aus dieſer Ecke vertrieben wird, ſich in jene flüchten kann.

Auf ſolche Weiſe müſſen, ungeachtet aller Zerſtörung und Verwüſtung, ſich manche Abſchriften aus frühern Zeiten erhalten haben, die man von Epoche zu Epoche theils abgeſchrieben, theils erneuert. So finden wir, daß unter Jezdedſchird, den letzten Saſſaniden, eine Reichsgeſchichte verfaßt worden, wahrſcheinlich aus alten Chroniken zuſammengeſtellt, dergleichen ſich ſchon Ahasverus in dem Buch Eſther bei ſchlafloſen Nächten vorleſen läßt. Copien jenes Werkes, welches „Baſtannameh" betitelt war, erhielten ſich; denn vierhundert Jahre ſpäter wird unter Manſur I., aus dem Hauſe der Samaniden, eine Bearbeitung deſſelben vorgenommen, bleibt aber unvollendet und die Dynaſtie wird von den Gaſnewiden verſchlungen. Mahmud jedoch, genannten Stammes zweiter Beherrſcher, iſt von gleichem Triebe belebt, und vertheilt ſieben Abtheilungen des Baſtannameh unter ſieben Hofdichter. Es gelingt Anſari, ſeinen Herrn am Meiſten zu befriedigen; er wird zum Dichterkönig ernannt und beauftragt, das Ganze zu bearbeiten. Er aber, bequem und klug genug, weiß das Geſchäft zu verſpäten, und mochte ſich im Stillen umthun, ob er nicht Jemanden fände, dem es zu übertragen wäre.

Firduſi.

Stard 1030.

Die wichtige Epoche Perſiſcher Dichtkunſt, die wir nun erreichen, gibt uns zur Betrachtung Anlaß, wie große Weltereigniſſe nur alsdann ſich entwickeln, wenn gewiſſe Neigungen, Begriffe, Verſätze hier und da ohne Zuſammenhang, einzeln ausgeſäet, ſich bewegen und im Stillen fortwachſen, bis endlich früher oder ſpäter ein allgemeines Zuſammenwirken hervortritt. In dieſem Sinne iſt es merkwürdig genug, daß zu gleicher Zeit, als ein mächtiger Fürſt auf die Wiederherſtellung einer Volks- und Stammes-Litteratur bedacht war, ein Gärtnerſohn zu Tus gleichfalls ein Exemplar des Baſtannameh ſich zueignete und das eingeborne, ſchöne Talent ſolchen Studien eifrig widmete.

In Abſicht, über den dortigen Statthalter wegen irgend einer Bedrängniß zu klagen, begibt er ſich nach Hofe, iſt lange vergebens bemüht, zu Anſari durchzudringen und durch deſſen Fürſprache ſeinen Zweck zu erreichen. Endlich macht eine glückliche, gehaltvolle Reimzeile, aus dem Stegreife geſprochen, ihn dem Dichterkönige bekannt, welcher, Vertrauen zu ſeinem Talente faſſend, ihn empfiehlt und ihm den Auftrag des großen Werkes verſchafft. Firduſi beginnt das Schach Nameh unter günſtigen Umſtänden; er wird im Anfange theilweis hinlänglich belohnt; nach dreißigjähriger Arbeit hingegen entſpricht das königliche Geſchenk ſeiner Erwartung keineswegs. Erbittert verläßt er den Hof und ſtirbt eben, da der König ſeiner mit Gunſt abermals gedenkt. Mahmud überlebt ihn kaum ein Jahr, innerhalb welches der alte Eſſedi, Firduſi's Meiſter, das Schach Nameh völlig zu Ende ſchreibt.

Dieſes Werk iſt ein wichtiges, ernſtes, mythiſch-hiſtoriſches National-Fundament, worin das Herkommen, das Daſein, die Wirkung alter Helden aufbewahrt wird. Es bezieht ſich auf frühere und ſpätere Vergangenheit, deßhalb das eigentlich Geſchichtliche zuletzt mehr hervortritt, die frühern Fabeln jedoch manche uralte Traditions-Wahrheit verhüllt überliefern.

Firduſi ſcheint überhaupt, zu einem ſolchen Werke ſich vortrefflich dadurch zu qualificiren, daß er leidenſchaftlich am Alten, ächt Nationellen feſtgehalten und auch, in Abſicht auf Sprache, frühe Reinigkeit und Tüchtigkeit zu erreichen geſucht, wie er denn Arabiſche Worte verbannt und das alte Pehlewi zu beachten bemüht war.

Enweri.

Stirbt 1182.

Er ſtudirt zu Tus, einer wegen bedeutender Lehranſtalten berühmten, ja ſogar wegen Ueberbildung verdächtigen Stadt; und als er, an der Thüre des Collegiums ſitzend, einen mit Gefolge und Prunk vorbeireitenden Großen erblickt, zu ſeiner großen Verwunderung aber hört, daß es ein Hofdichter ſei, entſchließt er ſich, zu gleicher Höhe des Glücks zu gelangen. Ein übernacht geſchriebenes Gedicht, wodurch er ſich die Gunſt des Fürſten erwirbt, iſt uns übrig geblieben.

Aus Dieſem und aus mehrern Poeſien, die uns mitgetheilt worden, blickt ein heiterer Geiſt hervor, begabt mit unendlicher Umſicht und ſcharfem, glücklichem Durchſchauen; er beherrſcht einen unüberſehbaren Stoff. Er lebt in der Gegenwart; und wie er vom Schüler ſogleich zum Hofmann übergeht, wird er ein freier Encomiaſt und findet, daß kein beſſeres Handwerk ſei, als mitlebende Menſchen durch Lob zu ergetzen. Fürſten, Veſire, edle und ſchöne Frauen, Dichter und Muſiker ſchmückt er mit ſeinem Preis und weiß auf einen Jeden etwas Zierliches aus dem breiten Weltvorrathe anzuwenden.

Wir können daher nicht billig finden, daß man ihm die Verhältniſſe, in denen er gelebt und ſein Talent genutzt, nach ſo viel hundert Jahren, zum Verbrechen macht. Was ſollt' aus dem Dichter werden, wenn es nicht hohe, mäch-

tige, kluge, thätige, ſchöne und geſchickte Menſchen gäbe, an deren Vorzügen er ſich auferbauen kann? An ihnen, wie die Rebe am Ulmenbaum, wie Epheu an der Mauer, rankt er ſich hinauf, Auge und Sinn zu erquicken. Sollte man einen Juwelier ſchelten, der die Edelgeſteine beider Indien zum herrlichen Schmuck trefflicher Menſchen zu verwenden ſein Leben zubringt? Sollte man von ihm verlangen, daß er das freilich ſehr nützliche Geſchäft eines Straßenpflaſterers übernähme?

So gut aber unſer Dichter mit der Erde ſtand, ward ihm der Himmel verderblich. Eine bedeutende, das Volk aufregende Weiſſagung, als werde an einem gewiſſen Tage ein ungeheurer Sturm das Land verwüſten, traf nicht ein, und der Schach ſelbſt konnte gegen den allgemeinen Unwillen des Hofes und der Stadt ſeinen Liebling nicht retten. Dieſer floh. Auch in entfernter Provinz ſchützte ihn nur der entſchiedene Character eines freundlichen Statthalters.

Die Ehre der Aſtrologie kann jedoch gerettet werden, wenn man annimmt, daß die Zuſammenkunft ſo vieler Planeten in einem Zeichen auf die Zukunft von Dſchengis Chan hindeute, welcher in Perſien mehr Verwüſtung anrichtete, als irgend ein Sturmwind hätte bewirken können.

Niſami.

Starb 1180.

Ein zarter, hochbegabter Geiſt, der, wenn Firduſi die ſämmtlichen Heldenüberlieferungen erſchöpfte, nunmehr die lieblichſten Wechſelwirkungen innigſter Liebe zum Stoffe ſeiner Gedichte wählt. Medſchnun und Leila, Chosru und Schirin, Liebespaare, führt er vor; durch Ahnung, Geſchick, Natur, Gewohnheit, Neigung, Leidenſchaft für einander beſtimmt, ſich entſchieden gewogen; dann aber durch Geiz, Eiferſucht, Zufall, Nöthigung und Zwang getrennt, ebenſo wunderlich wieder zuſammengeführt und am Ende doch wieder auf eine oder die andere Weiſe weggeriſſen und geſchieden.

Aus dieſen Stoffen und ihrer Behandlung erwächſt die Erregung einer ideellen Sehnſucht. Befriedigung finden wir nirgends. Die Anmuth iſt groß, die Mannigfaltigkeit unendlich.

Auch in ſeinen andern unmittelbar moraliſchem Zweck gewidmeten Gedichten ſtimmet gleiche liebenswürdige Klarheit. Was auch dem Menſchen Zweideutiges begegnen mag, führt er jederzeit wieder an's Practiſche heran, und findet in einem ſittlichen Thun allen Räthſeln die beſte Auflöſung.

Uebrigens führt er, ſeinem ruhigen Geſchäft gemäß, ein ruhiges Leben unter den Seldſchuqiden und wird in ſeiner Vaterſtadt Gendſche begraben.

Dſchelâl-eddin Rumi.

Starb 1187.

Er begleitet ſeinen Vater, der, wegen Verdrießlichkeiten mit dem Sultan, ſich von Balch hinwegbegibt, auf dem langen Reiſezug. Unterwegs nach Mecca treffen ſie Attar, der ein Buch göttlicher Geheimniſſe dem Jünglinge verehrt und ihn zu heiligen Studien entzündet.

Hiebei iſt ſoviel zu bemerken: daß der eigentliche Dichter die Herrlichkeit der Welt in ſich aufzunehmen berufen iſt, und deßhalb immer eher zu loben als zu tadeln geneigt ſein wird. Daraus folgt, daß er den würdigſten Gegenſtand aufzufinden ſucht und, wenn er Alles durchgegangen, endlich ſein Talent am Liebſten zu Preis und Verherrlichung Gottes anwendet. Beſonders aber liegt dieſes Bedürfniß dem Orientalen am Nächſten, weil er immer dem Ueberſchwenglichen zuſtrebt und ſolches bei Betrachtung der Gottheit in größter Fülle gewahr zu werden glaubt, ſowie ihm denn bei jeder Ausführung Niemand Uebertriebenheit Schuld geben darf.

Schon der ſogenannte Mahometaniſche Roſenkranz, wodurch der Name Allah mit neunundneunzig Eigenſchaften verherrlicht wird, iſt eine ſolche Lob- und Preis-Litanei. Beſagende, verneinende Eigenſchaften bezeichnen das unbegreiflichſte Weſen; der Anbeter ſtaunt, ergibt und beruhigt ſich. Und wenn der weltliche Dichter die ihm vorſchwebenden Vollkommenheiten an vorzügliche Perſonen verwendet, ſo flüchtet ſich der Gottergebene in das unperſönliche Weſen, das von Ewigkeit der Alles durchdringt.

So flüchtete ſich Attar vom Hofe zur Beſchaulichkeit und Dſchelâl-eddin, ein reicher Jüngling, der ſich ſo eben auch vom Fürſten und der Hauptſtadt entfernte, war um deſto eher zu tieferen Studien zu entzünden.

Nun zieht er mit ſeinem Vater, nach vollbrachten Wallfahrten, durch Klein-Aſien; ſie bleiben zu Iconium. Dort lehren ſie, werden verſetzt, vertrieben, wieder eingeſetzt und liegen daſelbſt mit einem ihrer treueſten Lehrgenoſſen begraben. Indeſſen hatte Dſchengis Chan Perſien erobert, ohne den ruhigen Ort ihres Aufenthaltes zu berühren.

Nach obiger Darſtellung wird man dieſem großen Geiſte nicht verargen, wenn er ſich in's Abſtruſe gewendet. Seine Werke ſehen etwas bunt aus; Geſchichtchen, Märchen, Parabeln, Legenden, Anecdoten, Beiſpiele, Probleme behandelt er, um eine geheimnißvolle Lehre ein-

gänglig zu machen, von der er ſelbſt keine deutliche Rechenſchaft zu geben weiß. Unterricht und Erhebung iſt ſein Zweck; im Ganzen aber ſucht er, durch die Einheitslehre alle Sehnſucht, wo nicht zu erfüllen, doch aufzuweiſen und anzudeuten, daß im göttlichen Weſen zuletzt Alles untertauche und ſich verklöre.

Saadi.

Stirbt 1291, alt 102 Jahre.

Gebürtig von Schiras, ſtudirt er zu Bagdad, wird als Jüngling durch Liebesunglück zum muſtiſchen Leben eines Derwiſch beſtimmt; wallfahrtet funfzehn Mal nach Mecca, gelangt auf ſeinen Wanderungen nach Indien und Klein-Aſien, ja als Gefangener der Kreuzfahrer in's Weſt-Land. Er überſieht wunderſame Abenteuer, erwirbt aber ſchöne Länder- und Menſchenkenntniß. Nach dreißig Jahren zieht er ſich zurück, bearbeitet ſeine Werke und macht ſie bekannt. Er lebt und webt in einer großen Erfahrungsbreite und iſt reich an Anecdoten, die er mit Sprüchen und Verſen ausſchmückt. Leſer und Hörer zu unterrichten, iſt ſein entſchiedener Zweck.

Sehr eingezogen in Schiras, erlebt er das hundertundzweite Jahr und wird daſelbſt begraben. Dſchengſchis's Nachkommen hatten Iran zum eigenen Reiche gebildet, in welchem ſich ruhig wähnen ließ.

Hafis.

Stirbt 1389.

Wer ſich noch aus der Hälfte des vorigen Jahrhunderts erinnert, wie unter den Proteſtanten Deutſchlands nicht allein Geiſtliche, ſondern auch wohl Laien gefunden worden, welche mit den heiligen Schriften ſich dergeſtalt bekannt gemacht, daß ſie, als lebendige Concordanz, von allen Sprüchen, wo und in welchem Zuſammenhange ſie zu finden, Rechenſchaft zu geben ſich geübt haben, die Hauptſtellen aber auswendig wußten und ſolche zu irgend einer Anwendung immerfort bereit hielten: Der wird zugleich erſehen, daß für ſolche Männer eine große Bildung daraus erwachſen mußte, weil das Gedächtniß, immer mit würdigen Gegenſtänden beſchäftigt, dem Gefühl, dem Urtheil reinen Stoff zu Genuß und Behandlung aufbewahrte. Man nannte ſie bibelfeſt, und ein ſolcher Beiname gab eine vorzügliche Würde und unzweideutige Empfehlung.

Das, was nun bei uns Chriſten aus natürlicher Anlage und gutem Willen entſprang, war bei den Mahometanern Pflicht; denn indem es einem ſolchen Glaubensgenoſſen zum größten Verdienſt gereichte, Abſchriften des Corans ſelbſt zu vervielfältigen oder vervielfältigen zu laſſen, ſo war es kein geringeres, denſelben auswendig zu lernen, um bei jedem Anlaß die gehörigen Stellen anführen, Erbauung befördern, Streitigkeit ſchlichten zu können. Man benannte ſolche Perſonen mit dem Ehren-Titel Hafis, und dieſer iſt unſerm Dichter als bezeichnender Hauptname geblieben.

Nun ward, gar bald nach ſeinem Urſprunge, der Coran ein Gegenſtand der unendlichſten Auslegungen, gab Gelegenheit zu den ſpitzfindigſten Subtilitäten, und indem er die Sinnesweiſe eines Jeden aufregte, entſtanden grenzenlos abweichende Meinungen; verrückte Combinationen, ja die unvernünftigſten Beziehungen aller Art wurden verſucht, ſo daß der eigentlich geiſtreiche, verſtändige Mann eifrig bemüht ſein mußte, um nur wieder auf den Grund des reinen, guten Textes zurück zu gelangen. Daher finden wir denn auch in der Geſchichte des Islam Auslegung, Anwendung und Gebrauch oft bewundernswürdig.

In einer ſolchen Gewandtheit war das ſchönſte dichteriſche Talent erzogen und heran gebildet; ihm gehörte der ganze Coran, und was ihr Religionsgebäude man darauf gegründet, war ihm kein Räthſel. Er ſagt ſelbſt:

„Durch den Coran hab' ich Wiſſ',
Was mir in gelang, gemacht."

Als Derwiſch, Sufi, Scheich kehrte er in ſeinem Geburtsorte Schiras, auf welchen er ſich beſchränkte, wohl gelitten und geſchätzt von der Familie Moſaffer und ihren Beziehungen. Er beſchäftigte ſich mit theologiſchen und grammatiſchen Arbeiten und verſammelte eine große Anzahl Schüler um ſich her.

Mit ſolchen ernſten Studien, mit einem wirklichen Lehramte ſtehen ſeine Gedichte völlig im Widerſpruch, der ſich wohl dadurch heben läßt, wenn man ſagt: daß der Dichter nicht geradezu Alles denken und leben müſſe, was er ausſpricht, am Wenigſten derjenige, der in ſpäterer Zeit in verwickelte Zuſtände geräth, wo er ſich immer der rhetoriſchen Verſtellung nähern und Dasjenige vortragen wird, was ſeine Zeitgenoſſen gerne hören. Dieß ſcheint uns bei Hafis durchaus der Fall. Denn wie ein Märchenerzähler auch nicht an die Zaubereien glaubt, die er vorſpiegelt, ſondern ſie nur auf's Beſte zu beleben und auszuſtatten gedenkt, damit ſeine Zuhörer ſich daran ergetzen, ebenſo wenig braucht gerade der lyriſche Dichter Dasjenige alles ſelbſt auszuüben, womit er hohe und geringe Leſer und Sänger ergetzt und beſchmeichelt. Auch ſcheint unſer Dichter keinen großen Werth auf ſeine ſo leicht hinfließenden Lieder gelegt zu haben; denn ſeine Schüler ſammelten ſie erſt nach ſeinem Tode.

Nur wenig ſagen wir von dieſen Dichtungen,

weil man ſie genießen, ſich damit in Einklang ſetzen ſollte. Aus ihnen ſtrömt eine fortquellende, mäßige Lebendigkeit; im Engen genügſam, froh und klug, von der Fülle der Welt ſeinen Theil dahin nehmend, in die Geheimniſſe der Gottheit von fern hineinblickend, dagegen aber auch einmal Religionsübung und Sinnenluſt ablehnend, Eins wie das Andere; wie denn überhaupt dieſe Dichtart, was ſie auch zu befördern und zu lehren ſcheint, durchaus eine ſkeptiſche Beweglichkeit behalten muß.

Dſchami.

Stirbt 1492, alt 81 Jahre

Dſchami faßt die ganze Ernte der bisherigen Bemühungen zuſammen und zieht die Summe der religiöſen, philoſophiſchen, wiſſenſchaftlichen, proſaiſch-poetiſchen Cultur. Er hat einen großen Vortheil, dreiundzwanzig Jahre nach Hafis's Tode geboren zu werden und als Jüngling abermals ein ganz freies Feld vor ſich zu finden. Die größte Klarheit und Beſonnenheit iſt ſein Eigenthum. Nun verſucht und leiſtet er Alles, erſcheint ſittlich und überſinnlich zugleich; die Herrlichkeit der wirklichen und Dichterwelt liegt vor ihm, er bewegt ſich zwiſchen beiden. Die Moſtik konnte ihn nicht anmuthen; weil er aber ohne dieſelbe den Kreis des National-Intereſſes nicht ausgefüllt hätte, ſo gibt er hiſtoriſch Rechenſchaft von allen den Thorheiten, durch welche ſtufenweis der in ſeinem irdiſchen Weſen befangene Menſch ſich der Gottheit unmittelbar anzunähern und ſich zuletzt mit ihr zu vereinigen gedenkt; da denn doch zuletzt nur widernatürliche und widergeiſtige, graſſe Geſtalten zum Vorſcheine kommen. Denn was thut der Moſtiker anders, als daß er ſich an Problemen vorbei ſchleicht, oder ſie weiter ſchiebt, wenn es ſich thun läßt?

Ueberſicht.

Man hat aus der ſehr ſchicklich geregelten Folge der ſieben erſten Römiſchen Könige ſchließen wollen, daß dieſe Geſchichte klüglich und abſichtlich erfunden ſei, welches wir dahin geſtellt ſein laſſen; dagegen aber bemerken, daß die ſieben Dichter, welche von dem Perſer für die erſten gehalten werden, und innerhalb eines Zeitraums von fünfhundert Jahren nach und nach erſchienen, wirklich ein irdiſch-poetiſches Verhältniß gegen einander haben, welches uns erdichtet ſcheinen könnte, wenn nicht ihre hinterlaſſenen Werke von ihrem wirklichen Daſein das Zeugniß gäben.

Betrachten wir aber dieſes Siebengeſtirn genauer, wie es uns aus der Ferne vergönnt ſein mag, ſo finden wir, daß ſie alle ein fruchtbares, immer ſich erneuendes Talent beſaßen, wodurch ſie ſich über die Mehrzahl ſehr vorzüglicher Männer, über die Unzahl mittlerer, täglicher Talente erhoben ſahen, dabei aber auch in eine beſondere Zeit, in eine Lage gelangten, wo ſie eine große Ernte glücklich wegnehmen und gleich talentvollen Nachkommen ſogar die Wirkung auf eine Zeit lang verkümmern durften, bis wieder ein Zeitraum verging, in welchem die Natur dem Dichter neue Schätze abermals aufſchließen konnte.

In dieſem Sinne nehmen wir die Dargeſtellten einzeln nochmals durch und bemerken: daß

Firduß die ganzen, vergangenen Staats- und Reichsereigniſſe, fabelhaft oder hiſtoriſch aufbehalten, vorwegnahm, ſo daß einem Nachfolger nur Bezug und Anmerkung, nicht aber neue Behandelung und Darſtellung übrig blieben.

Enweri hielt ſich feſt an der Gegenwart. Glänzend und prächtig, wie die Natur ihm erſchien, freud- und gabenvoll erblickt er auch den Hof ſeines Schah's; beide Welten und ihre Verzüge mit den lieblichſten Worten zu verknüpfen, war Pflicht und Behagen. Niemand hat es ihm hierin gleich gethan.

Niſami griff mit freundlicher Gewalt Alles auf, was von Liebes- und Haldwunder-Legende in ſeinem Bezirk vorhanden ſein mochte. Schon im Coran war die Andeutung gegeben, wie man uralte, laconiſche Ueberlieferungen zu eigenen Zwecken behandeln, ausführen und in gewiſſer Weitläufigkeit könne ergetzlich machen.

Dſchelâl-eddin Rumi findet ſich unbehaglich auf dem problematiſchen Boden der Wirklichkeit und ſucht, die Räthſel der innern und äußern Erſcheinungen auf geiſtige, geiſtreiche Weiſe zu löſen; daher ſind ſeine Werke neue Räthſel, neuer Auflöſungen und Commentare bedürftig. Endlich findet er ſich gedrungen, in die Allegoriſtik zu flüchten, wodurch ſerie gewonnen als verloren wird, und zuletzt das ſo tröſtliche als untröſtliche Zero übrig bleibt. Wie ſollte nun alſo irgend eine Redemittheilung poetiſch oder proſaiſch weiter gelingen? Glücklicher Weiſe wird

Saadi, der Treffliche, in die weite Welt getrieben, mit grenzenloſen Einzelnheiten der Empirie überhäuft, denen er allen Etwas abzugewinnen weiß. Er fühlt die Nothwendigkeit, ſich zu ſammeln, überzeugt ſich von der Pflicht, zu belehren, und ſo iſt er uns Weſt-Ländern zuerſt fruchtbar und ſegenreich geworden.

Hafis, ein großes, heiteres Talent, das ſich begnügt, Alles abzuweiſen, wornach die Menſchen begehren, Alles bei Seite zu ſchieben, was ſie nicht entbehren mögen, und dabei immer als luſtiger Bruder Ihresgleichen erſcheint. Er läßt ſich nur in ſeinem National- und Zeit-

kreise richtig anerkennen. Sobald man ihn aber gefaßt hat, bleibt er ein lieblicher Lebensgeleiter; wie ihn denn auch noch jetzt, unbewußt mehr als bewußt, Camel- und Maulthiertreiber fortsingen, keineswegs um des Sinnes halben, den er selbst muthwillig zerstückelt, sondern der Stimmung wegen, die er ewig rein und eircenlich verbreitet. Wer konnte denn nun auf Diesen folgen, da alles Andere von den Vorgängern weggenommen war, als

Dschami, Allem gewachsen, was vor ihm geschehen und neben ihm geschah; wie er nun Dieß alles zusammen in Garben band, nachbildete, erneuerte, erweiterte, mit der größten Klarheit die Tugenden und Fehler seiner Vorgänger in sich vereinigte: so blieb der Folgezeit Nichts übrig, als zu sein wie er, insofern sie sich nicht verschlimmerte. Und so ist es denn auch drei Jahrhunderte durch geblieben; wobei wir nur noch bemerken, daß, wenn früher oder später das Drama hätte durchbrechen und ein Dichter dieser Art sich hervorthun können, der ganze Gang der Litteratur eine andere Wendung genommen hätte.

Wagten wir nun, mit diesem Wenigen fünfhundert Jahre Persischer Dicht- und Redekunst zu schildern, so sei es, um mit Quintilian, unserm alten Meister, zu reden, von Freunden aufgenommen in der Art, wie man runde Zahlen erlaubt, nicht um genauer Bestimmung willen, sondern um etwas Allgemeines bequemlichkeitshalber annähernd auszusprechen.

Allgemeines.

Die Fruchtbarkeit und Mannigfaltigkeit der Persischen Dichter entspringen aus einer unübersehbaren Breite der Außenwelt und ihrem unendlichen Reichthum. Ein immer bewegtes, öffentliches Leben, in welchem alle Gegenstände gleichen Werth haben, wagt vor unserer Einbildungskraft, deßwegen uns ihre Vergleichungen oft so sehr auffallend und mißbeliebig sind. Ohne Bedenken verkürzten sie die edelsten und niedrigsten Bilder, an welches Verfahren wir uns nicht so leicht gewöhnen.

Sprechen wir es aber aufrichtig aus: ein eigentlicher Lebemann, der frei und practisch athmet, hat kein ästhetisches Gefühl und keinen Geschmack; ihm genügt Realität im Handeln, Genießen, Betrachten, ebenso wie im Dichten. Und wenn der Orientale, seltsame Wirkung hervorzubringen, das Ungereimte zusammenreimt, so soll der Deutsche, dem Vergleichen wohl auch begegnet, dazu nicht scheel sehen.

Die Verwirrung, die durch solche Productionen in der Einbildungskraft entsteht, ist derjenigen zu vergleichen, wenn wir durch einen Orientalischen Bazar, durch eine Europäische Messe gehen. Nicht immer sind die kostbarsten und niedrigsten Waaren im Raume weit gesondert; sie vermischen sich in unsern Augen, und oft gewahren wir auch die Fässer, Kisten, Säcke, worin sie transportirt worden. Wie auf einem Obst- und Gemüsemarkt sehen wir nicht allein Kräuter, Wurzeln und Früchte, sondern auch hier und dort allerlei Arten Abwürflinge, Schalen und Strunke.

Ferner kostet's dem Orientalischen Dichter Nichts, uns von der Erde in den Himmel zu erheben und von da wieder herunterzustürzen, oder umgekehrt. Dem Aas eines faulenden Hundes versteht Nisami eine sittliche Betrachtung abzugewinnen, die uns in Erstaunen setzt und erbaut.

Herr Jesus, der die Welt durchwandert',
Ging einst an einem Markt vorbei;
Ein todter Hund lag auf dem Wege,
Geschleppet vor des Hauses Thor;
Ein Haufe stand um's Aas umher,
Wie Geier sich um Reser sammeln.
Der Eine sprach: „Mir wird das Hirn
Von dem Gestank ganz aufgetrieben."
Der And're sprach: „Was braucht es viel!
Der Gruben Ausweis bringt nur Unglück."
So sang ein Jeder seine Weise,
Des todten Hundes Lob zu schmälern.
Als nun an Jesus kam die Reih',
Sprach, ohne Schmähen, er gutes Stands,
Er sprach aus gütiger Natur:
„Die Zähne sind wie Perlen weiß."
Dies Wort macht den Umstehenden,
Durchgichten Muscheln ähnlich, heiß.

Jedermann fühlt sich betroffen, wenn der so liebevolle als geistreiche Prophet, nach seiner eigensten Weise, Schonung und Nachsicht fordert. Wie kräftig weiß er die unruhige Menge auf sich selbst zurückzuführen, sich des Verwerfens, des Verwünschens zu schämen, unbeachteten Vorzug mit Anerkennung, ja vielleicht mit Neid zu betrachten! Jeder Umstehende denkt nun an sein eigen' Gebiß. Schöne Zähne sind überall, besonders auch im Morgenland, als eine Gabe Gottes hoch angenehm. Ein faulendes Geschöpf wird durch das Vollkommene, was von ihm übrig bleibt, ein Gegenstand der Bewunderung und des frömmsten Nachdenkens.

Nicht ebenso klar und eindringlich wird uns das vortreffliche Gleichniß, womit die Parabel schließt; wir tragen daher Sorge, dasselbe anschaulich zu machen.

In Gegenden, wo es an Kalklagern gebricht, werden Muschelschalen zu Vereinigung eines höchst nöthigen Bau-Materials angewendet und, zwischen dürres Reiß geschichtet, von der erregten Flamme durchgeglüht. Der Zuschauende kann sich das Gefühl nicht nehmen, daß diese Wesen, lebendig im Meere sich nährend und wachsend, noch kurz vorher der allgemeinen Luft des Daseins nach ihrer Weise genossen und jetzt nicht etwa verbrennen, sondern durchgeglüht ihre

klüge Gestalt behalten, wenn gleich alles Lebendige aus ihnen weggetrieben ist. Nehme man nunmehr an, daß die Nacht hereinbricht und diese organischen Reste dem Auge des Beschauers wirklich glühend erscheinen, so läßt sich kein herrlicheres Bild einer tiefen, heimlichen Seelenqual vor Augen stellen. Will sich Jemand hiervon ein vollkommenes Anschauen erwerben, so ersuche er einen Chemiker, ihm Austerschalen in den Zustand der Phosphorescenz zu versetzen, wo er mir uns gestehen wird, daß ein sengend heißes Gefühl, welches den Menschen durchdringt, wenn ein gerechter Vorwurf ihn, mitten in dem Dünkel eines zutraulichen Selbstgenügens, unerwartet betrifft, nicht furchtbarer auszusprechen sei.

Solcher Gleichnisse würden sich zu Hunderten auffinden lassen, die das unmittelbarste Anschauen des Natürlichen, Wirklichen voraussetzen und zugleich wiederum einen hohen, sittlichen Begriff erwecken, der aus dem Grunde eines reinen, ausgebildeten Gefühls hervorsteigt.

Höchst schätzenswerth ist, bei dieser grenzenlosen Breite, ihre Aufmerksamkeit auf's Einzelne, der scharfe, liebevolle Blick, der einem bedeutenden Gegenstand sein Eigenthümlichstes abzugewinnen sucht. Sie haben poetische Stillleben, die sich den besten Niederländischer Künstler an die Seite setzen, ja im Sittlichen sich darüber erheben dürfen. Aus eben dieser Neigung und Fähigkeit werden sie gewisse Lieblingsgegenstände nicht los; kein Persischer Dichter ermüdet, die Lampe blendend, die Kerze leuchtend vorzustellen. Eben daher kommt auch die Eintönigkeit, die man ihnen verweist; aber genau betrachtet, werden die Naturgegenstände bei ihnen zum Surrogat der Mythologie; Rose und Nachtigall nehmen den Platz ein von Apoll und Daphne. Wenn man bedenkt, was ihnen abging: daß sie kein Theater, keine bildende Kunst hatten, ihr dichterisches Talent aber nicht geringer war als irgend eins von jeher: so wird man, ihrer eigensten Welt besonder, sie immer mehr bewundern müssen.

Allgemeinstes.

Der höchste Character Orientalischer Dichtkunst ist, was wir Deutsche Geist nennen, das Verwaltende des obern Leitenden; hier sind alle übrigen Eigenschaften vereinigt, ohne daß irgend eine, das eigenthümliche Recht behauptend, hervorträte. Der Geist gehört vorzüglich dem Alter oder einer ältern Welt Epoche. Uebersicht des Weltwesens, Ironie, freier Gebrauch der Talente finden wir in allen Dichtern des Orients. Resultat und Prämisse werden uns zugleich geboten; deßhalb sehen wir auch, wie großer Werth auf ein Wort aus dem Stegreife gelegt wird. Jene Dichter haben alle Gegenstände gegenwärtig und bezeichnen die entferntesten Dinge leicht aufeinander; dabei nähern sie sich auch Dem, was wir Witz nennen. Doch steht der Witz nicht so hoch; denn dieser ist selbstsüchtig, selbstgefällig, wovon der Geist ganz frei bleibt, deßhalb er auch überall genialisch genannt werden kann und muß.

Aber nicht der Dichter allein entfernt sich solcher Verdienste; die ganze Nation ist geistreich, wie aus unzähligen Anekdoten hervortritt. Durch ein geistreiches Wort wird der Zorn eines Fürsten erregt, durch ein anderes wieder beschwichtigt. Neigung und Leidenschaft leben und weben in gleichem Elemente; so erfanden Behramgur und Dilara den Reim, Dschemil und Boteinah bleiben bis ins höchste Alter leidenschaftlich verbunden. Die ganze Geschichte der Persischen Dichtkunst wimmelt von solchen Zügen.

Wenn man bedenkt, daß Nuschirwan, einer der letzten Sassaniden, um die Zeit Mahomet's mit ungeheuern Kosten die Fabel des Bidpai und das Schachspiel aus Indien kommen läßt, so ist der Zustand einer solchen Zeit vollkommen ausgesprochen. Jene, nach dem zu urtheilen, was uns überliefert ist, überbieten einander an Lebendigkeit und steigern Dunkelheit ihrer Dinge. Deßhalb konnte vier Jahrhunderte später, selbst in der ersten besten Epoche Persischer Dichtkunst, keine vollkommen reine Poesie Statt finden. Die große Breite der Umsicht, die vom Dichter gefordert ward, das gesteigerte Wissen, die Hof- und Kriegsverhältnisse: Alles verlangte große Besonnenheit.

Neuere, Neueste.

Nach Weise von Dschami und seiner Zeit vermischten folgende Dichter Poesie und Prosa immer mehr, so daß für alle Schreibarten nur ein Styl angewendet wurde. Geschichte, Poesie, Philosophie, Canzlei- und Brief-Styl, Alles wird auf gleiche Weise vorgetragen, und so geht es nun schon drei Jahrhunderte fort. Ein Muster des Allerneuesten sind wir glücklicher Weise im Stande vorzulegen.

Als der Persische Botschafter, Mirza Abool Hassan Chan, sich in Petersburg befand, ersuchte man ihn um einige Zeilen seiner Handschrift. Er war freundlich genug, ein Blatt zu schreiben, wovon wir die Uebersetzung hier einschalten.

„Ich bin durch die ganze Welt gereist, bin lange mit vielen Personen umgegangen; jeder Winkel gewährte mir einigen Augen, jeder Palm eine Aepfel; und doch habe ich keinen Ort gefunden, dieser Stadt vergleichbar, noch ihren

ſchönen Haris. Der Segen Gottes ruhe immer auf ihr!"

„Wie wohl hat jener Kaufmann geſprochen, der unter die Räuber fiel, die ihre Pfeile auf ihn richteten! Ein König, der den Handel unterdrückt, verſchließt die Thüre des Heils vor dem Geſichte ſeines Heeres. Welcher Verſtändige möchte bei ſolchem Ruf der Ungerechtigkeit ſein Land beſuchen? Willſt Du einen guten Namen erwerben, ſo behandle mit Achtung Kaufleute und Geſandte. Die Großen behandeln Reiſende wohl, um ſich einen guten Ruf zu machen. Das Land, das die Fremden nicht beſchützt, geht bald unter. Sei ein Freund der Fremden und Reiſenden; denn ſie ſind als Mittel eines guten Rufs zu betrachten; ſei gaſtfrei, ſchütze die Vorüberziehenden, hüte Dich, ungerecht gegen ſie zu ſein. Wer dieſen Rath des Geſandten befolgt, wird gewiß Vortheil davon ziehen."

„Man erzählt, daß Omar ebn abd el aßs ein mächtiger König war, und Nachts in ſeinem Kämmerlein voll Demuth und Unterwerfung, das Angeſicht zum Throne des Schöpfers wendend, ſprach: „O Herr! Großes haſt Du anvertraut der Hand des ſchwachen Knechtes. Um der Herrlichkeit der Reinen und Heiligen Deines Reiches willen, verleihe mir Gerechtigkeit und Billigkeit; bewahre mich vor der Bosheit der Menſchen. Ich fürchte, daß das Herz eines Unſchuldigen durch mich könne betrübt werden ſein und Fluch des Unterdrückten meinem Nahen folge." Ein König ſoll immer an die Herrſchaft und das Daſein des höchſten Weſens gedenken, an die fortwährende Veränderlichkeit der irdiſchen Dinge; er ſoll bedenken, daß die Krone von einem würdigen Haupt auf ein unwürdiges übergeht, und ſich nicht zum Stolze verleiten laſſen. Denn ein König, der hochmüthig wird, Freund und Nachbarn verachtet, kann nicht lange auf ſeinem Throne gedeihen; man ſoll ſich niemals durch den Ruhm einiger Tage aufblähen laſſen. Die Welt gleicht einem Feuer, das am Wege angezündet iſt: wer ſoviel davon nimmt als nöthig, um ſich auf dem Wege zu leuchten, erduldet kein Uebel; aber wer mehr nimmt, verbrennt ſich.

„Als man den Plato fragte, wie er in dieſer Welt gelebt habe, antwortete er: „Mit Schmerzen bin ich hereingekommen; mein Leben war ein anhaltendes Erſtaunen, und ungern gehe ich hinaus, und ich habe Nichts gelernt, als daß ich Nichts weiß." Bleibe fern von Dem, der Etwas unternimmt und unwiſſend iſt, von einem Frommen, der nicht unterrichtet iſt; man könnte ſie Beide einem Eſel vergleichen, der die Mühle dreht, ohne zu wiſſen, warum. Der Säbel iſt gut anzuſehen, aber ſeine Wirkungen ſind unangenehm. Ein wohldenkender Mann verbindet ſich Fremden, aber der Böswillige entfremdet ſich ſeinem Nächſten. Ein König ſagte zu Einem, der Vezier hieß: „Gib mir einen Rath." Dieſer verſetzte: „Beneide keinen Geizigen, keinen ungerechten Richter, keinen Reichen, der ſich nicht auf's Haushalten verſteht, keinen Freigebigen, der ſein Geld unnütz verſchwendet, keinen Gelehrten, dem das Urtheil fehlt." Man erwirbt in der Welt entweder einen guten oder einen böſen Namen; da kann man nun zwiſchen beiden wählen; und da nun ein Jeder ſterben muß, gut oder bös, glücklich Der, welcher den Ruhm eines Tugendhaften vorzog!

Dieſe Zeilen ſchrieb, dem Verlangen eines Freundes gemäß, im Jahr 1231 der Hegire den Tag des Demaſſul Sani, nach chriſtlicher Zeitrechnung am .. Mai 1816, Mirza Abdul Haſſan Chan, von Schiraz, während ſeines Aufenthaltes in der Hauptſtadt St. Petersburg, als außerordentlicher Abgeſandter Sr. Majeſtät von Perſien, Fethali Schah Catſchar. Er hofft, daß man mit Güte einem Unwiſſenden verzeihen wird, der es unternahm, einige Worte zu ſchreiben."

Wie nun aus Verſtehendem klar iſt, daß, ſeit drei Jahrhunderten, ſich immer eine gewiſſe Proſa-Perſe erhalten hat, und Geſchäfts- und Brief-Styl öffentlich und in Privat-Verhandlungen immer derſelbige bleibt: ſo erfahren wir, daß in der neueſten Zeit am Perſiſchen Hofe ſich noch immer Dichter befinden, welche die Chronik des Tages, und alſo Alles, was der Kaiſer vornimmt und was ſich ereignet, in Reime verfaßt und zierlich geſchrieben, einem hierzu beſonders beſtellten Archivarius überliefern: woraus denn erhellt, daß in dem unwandelbaren Orient, ſeit Ahaſverus's Zeiten, der ſich ſolche Chroniken bei ſchlafloſen Nächten vorleſen ließ, ſich keine weitere Veränderung zugetragen hat.

Wir bemerken hierbei, daß ein ſolches Vorleſen mit einer gewiſſen Declamation geſchehe, welche mit Emphaſe, einem Steigen und Fallen des Tons vorgetragen wird, und mit der Art, wie die Franzöſiſchen Trauerſpiele declamirt werden, ſehr viel Aehnlichkeit haben ſoll. Es läßt ſich Dieß um ſo eher denken, als die Perſiſchen Dorpelverſe einen ähnlichen Contraſt bilden, wie die beiden Hälften des Alexandriners.

Und ſo mag denn auch dieſe Beharrlichkeit die Veranlaſſung ſein, daß die Perſer ihre Gedichte ſeit achthundert Jahren noch immer lieben, ſchätzen und verehren; wie wir denn ſelbſt

Zeuge geweſen, daß ein Orientale ein vorzüglich eingebundenes und erhaltenes Manuſcript des Mesnewi mit ebenſo viel Ehrfurcht, als wenn es der Coran wäre, betrachtete und behandelte.

Zweifel.

Die Perſiſche Dichtkunſt aber, und was ihr ähnlich iſt, wird von dem Weſt-Länder niemals ganz rein, mit vollem Behagen aufgenommen werden; worüber wir aufgeklärt ſein müſſen, wenn uns der Genuß daran nicht unverſchämt geſtört werden ſoll.

Es iſt aber nicht die Religion, die uns von jener Dichtkunſt entfernt. Die Einheit Gottes, Ergebung in ſeinen Willen, Vermittelung durch einen Propheten: Alles ſtimmt mehr oder weniger mit unſerm Glauben, mit unſerer Vorſtellungsweiſe überein. Unſere heiligen Bücher liegen auch dort, ob nur gleich legendenweis, zum Grund.

In die Mährchen jener Gegend, Fabeln, Parabeln, Anecdoten, Witz- und Scherzreden ſind wir längſt eingeweiht. Auch ihre Myſtik ſollte uns anſprechen; ſie verdiente wenigſtens, eines tiefen und gründlichen Ernſtes wegen, mit der unſerigen verglichen zu werden, die in der neueſten Zeit, genau betrachtet, doch eigentlich nur eine charakter- und talentloſe Sehnſucht ausdrückt; wie ſie ſich denn ſchon ſelbſt parodirt, zeuge der Vers:

Mir will ewiger Durſt nur frommen
Nach dem Durſte.

Deſpotie.

Was aber dem Sinne der Weſt-Länder niemals eingehen kann, iſt die geiſtige und körperliche Unterwürfigkeit unter ſeinen Herrn und Obern, die ſich von uralten Zeiten herſchreibt, indem Könige zuerſt an die Stelle Gottes traten. Im Alten Teſtament leſen wir ohne ſonderliches Befremden, wenn Mann und Weib vor Prieſter und Helden ſich auf's Angeſicht niederwirft und anbetet; denn Dasſelbe hat ſie vor den Elohim zu thun gewohnt. Was zuerſt aus natürlichem, frommem Gefühl geſchah, verwandelte ſich ſpäter in umſtändliche Gebräuche. Der Cultus, das dreimalige Niederwerfen drei Mal wiederholt, ſchreibt ſich dort her. Wie viele weſtlicher Geſandtſchaften an öſtlichen Höfen ſind an dieſer Ceremonie geſcheitert! Und die Perſiſche Poeſie kann im Ganzen bei uns nicht gut aufgenommen werden, wenn wir uns hierüber nicht vollkommen deutlich machen.

Welcher Weſt-Länder kann erträglich finden, daß der Orientale nicht allein ſeinen Kopf wenn Mal auf die Erde ſtößt, ſondern denſelben ſogar wegwirft irgendwohin zu Ziel und Zweck? Das Maille-Spiel zu Pferde, wo Ballen und Schlägel die große Maſſe zugetheilt iſt, erneuert ſich oft vor dem Auge des Herrſchers und des Volkes, ja mit beiderſeitiger, perſönlicher Theilnahme. Wenn aber der Dichter ſeinen Kopf als Ballen auf die Maille-Bahn des Schahs legt, damit der Fürſt ihn gewahr werde und mit dem Schlägel der Gunſt zum Glück weiter fort ſpedire: ſo können und mögen wir freilich weder mit der Einbildungskraft noch mit der Empfindung folgen; denn ſo heißt es:

Wie lang wirſt aber Ball und Kuh
Du noch bei Seite ſtoßen ſtehen ſun!
Und überjagſt Du hundert Bahnen,
Dem Schlägel kannſt Du nicht entfliehen.
Leg' auf des Schahes Bahn den Kopf,
Vielleicht, daß er Dich doch erblickt.

Ferner:

Vor dasjenige Geſicht
Iſt des Glückes Spiegelwand,
Das gerieben ward am Staub
Von dem Fuße dieſes Pferdes.

Nicht aber allein vor dem Sultan, ſondern auch vor Geliebten erniedrigt man ſich ebenſo tief und noch häufiger:

Mein Geſicht lag auf dem Weg;
Keinen Schritt hat er vorbeigethan

Der im Staube Deines Wegs
Mein Hochmuthsſtaub.
Bei Deiner Füße Glanz,
Dem Waſſer vergleich' ich!

Denjenigen, der meine Scheitel
Wie Staub zerrieb mit Füßen,
Will ich zum Kaiſer machen,
Wenn er zu mir zurückkommt.

Man ſieht deutlich hieraus, daß Eins ſo wenig als das Andere beißen will, erſt bei würdiger Gelegenheit angewendet, zuletzt immer häufiger gebraucht und gemißbraucht. So ſagt Hafis wirklich poſſenhaft:

Mein Kopf im Staub des Wegs
Der Wirbel wird.

Ein tieferes Studium würde vielleicht die Vermuthung beſtätigen, daß frühere Dichter mit ſolchen Ausdrücken viel beſcheidener verfahren und nur ſpätere, auf demſelben Schauplatz in derſelben Sprache ſich ergehend, endlich auch ſolche Mißbräuche nicht einmal recht im Ernſt, ſondern parodiſch beliebt, bis ſich endlich die Tropen dergeſtalt vom Gegenſtand weg verlieren, daß kein Verhältniß mehr weder gedacht noch empfunden werden kann.

Und ſo ſchließen wir denn mit den lieblichen Zeilen Enweri's, welcher, ſo anmuthig als ſchicklich, einen werthen Dichter ſeiner Zeit ehrt:

Dem Vernunft von Gott Luſtſpiele Schelichaan's Gedichte.
Hundert Vögel, wie ich, ſingen begierig darauf.
Geh' mein Gedicht und küß' vor dem Herrn die Erde
und ſag' ihm:
Du, die Tugend der Zeit, Tugend Epoche des Du.

Einrede.

Um uns nun über das Verhältniß der Despoten zu den Übrigen, und wiefern es noch menschlich sei, einiger Maßen aufzuklären, auch uns über das knechtische Verfahren der Dichter vielleicht zu beruhigen, möge eine und die andere Stelle hier eingeschaltet sein, welche Zeugniß gibt, wie Geschichts- und Weltkenner hierüber denken. Ein bedächtiger Engländer drückt sich folgender Maßen aus:

„Unumschränkte Gewalt, welche in Europa, durch Gewohnheiten und Umsicht einer gebildeten Zeit, zu gemäßigten Regierungen gesänftigt wird, behält bei Asiatischen Nationen immer einerlei Character und bewegt sich beinahe in demselben Verlauf. Denn die geringen Unterschiede, welche des Menschen Staatswerth und Würde bezeichnen, sind bloß von des Despoten persönlicher Gemüthsart abhängig und von dessen Macht, ja öfters mehr von dieser als jener. Kann doch kein Land zum Glück gedeihen, das fortwährend dem Krieg ausgesetzt ist, wie es von der frühesten Zeit an das Schicksal aller östlichen, schwächern Königreiche gewesen. Daraus folgt, daß die größte Glückseligkeit, deren die Masse unter unumschränkter Herrschaft genießen kann, sich aus der Gewalt und dem Ruf ihres Monarchen beschreibe, sowie das Wohlbehagen, worin sich dessen Unterthanen einiger Maßen erfreuen, wesentlich auf den Stolz begründet ist, zu dem ein solcher Fürst sie erhebt.

Wir dürfen daher nicht bloß an niedrige und verkäufliche Gesinnungen denken, wenn die Schmeichelei uns auffällt, welche sie dem Fürsten erzeigen. Fühllos gegen den Werth der Freiheit, unbekannt mit allen übrigen Regierungsformen, rühmen sie ihren eigenen Zustand, worin es ihnen weder an Sicherheit ermangelt noch an Behagen, und sind nicht allein willig, sondern stolz, sich vor einem erhöhten Manne zu demüthigen, wenn sie in der Größe seiner Macht Zuflucht finden und Schutz gegen größeres, unterdrückendes Uebel."

Gleichfalls läßt sich ein Deutscher Recensent geist- und kenntnißreich also vernehmen:

„Der Verfasser, allerdings Bewunderer des hohen Schwungs der Panegyriker dieses Zeitraums, tadelt zugleich mit Recht die sich im Ueberschwung der Lobpreisungen vergeudende Kraft edler Gemüther und die Erniedrigung der Character-Würde, welche Dieß gewöhnlich zur Folge hat. Allein es muß gleichwohl bemerkt werden, daß in dem, in vielfachem Schmuck reicher Vollendung aufgeführten Kunstgebäude eines ächt poetischen Volkes panegyrische Dichtung ebenso wesentlich ist, als die satyrische, mit welcher sie nur den Gegensatz bildet, dessen Auflösung sich jedann entweder in der metaliſchen Dichtung, der ruhigen Richterinn menschlicher Vorzüge und Gebrechen, der Führerinn zum Ziele innerer Beruhigung, oder im Epos findet, welches mit unparteiischer Kühnheit das Edelste menschlicher Trefflichkeit neben die nicht mehr geachtete, sondern als zum Ganzen wirkende Gewöhnlichkeit des Lebens hinstellt, und beide Gegensätze auflöst und zu einem reinen Bilde des Daseins vereinigt. Wenn es nämlich der menschlichen Natur gemäß und ein Zeichen ihrer höhern Abkunft ist, daß sie das Edle menschlicher Handlungen und jede höhere Vollkommenheit mit Begeisterung erfaßt und sich an deren Erwägung gleichsam das innere Leben erneuert: so ist die Lobpreisung auch der Macht und Gewalt, wie sie in Fürsten sich offenbart, eine herrliche Erscheinung im Gebiete der Poesie, und bei uns, mit vollestem Rechte zwar, nur darum in Verachtung gesunken, weil Diejenigen, die sich derselben hingaben, meistens nicht Dichter, sondern nur feile Schmeichler gewesen. Wer aber, der Calderon seinen König preisen hört, mag hier, wo der kühnste Aufschwung der Phantaße ihn mit fortreißt, an Künstlichkeit des Lobes denken? Oder wer hat sein Herz noch gegen Pindar's Sieges-Hymnen verwahren wollen? Die despotische Natur der Herrscherwürde Persiens, wenn sie gleich in jener Zeit ihr Gegenbild in gemeiner Anbetung der Gewalt bei den Meisten, welche Fürstenlob sangen, gefunden, hat dennoch durch die Idee verklärter Macht, die sie in edeln Gemüthern erzeugte, auch manche der Bewunderung der Nachwelt werthe Dichtungen hervorgerufen. Und wie die Dichter dieser Bewunderung noch heute werth sind, sind es auch diese Fürsten, bei welchen wir ächte Anerkennung der Würde des Menschen und Begeisterung für die Kunst, welche ihr Andenken feiert, verstanden. Emeeri Chacani, Sahir Farjabi und Achestegi sind die Dichter dieses Zeitraums im Fache der Panegyrik, deren Werke der Orient noch heute mit Entzücken liest, und so auch ihren edeln Namen vor jeder Verunglimpfung sicher stellt. Ein Beweis, wie nahe das Streben des panegyrischen Dichters an die höchste Forderung, die an den Menschen gestellt werden kann, grenze, ist der plötzliche Uebertritt eines dieser panegyrischen Dichter, Sanazi's, zur religiösen Dichtung: aus dem Lobpreiser seines Fürsten ward er ein nur für Gott und die ewige Vollkommenheit begeisterter Sänger, nachdem er die Idee des Erhabenen, die er vorher im Leben aufzusuchen sich begnügte, nun jenseits dieses Daseins zu finden gelernt hatte."

O ſchauet hernieder!
Ihr Götter, dieß Glück!

Valerio.

Eilet, gute Kinder, eilet,
Euch auf ewig zu verbinden.
Dieſer Erde Glück zu finden
Suchet ihr umſonſt allein.

Alle.

Laßt uns eilen, eilen, eilen,
Uns auf ewig zu verbinden!
Dieſer Erde Glück zu finden
Müſſet ihr zu Paaren ſeyn.

Erwin.

Es verhindert mich die Liebe,
Mich zu kennen, mich zu faſſen.
Ohne Thräne kann ich laſſen
Dieſe Hütte, dieſes Grab.

Nachtrag.

Dieſe Betrachtungen zweier ernſter, bedächtiger Männer werden das Urtheil über Perikleiſche Dichter und Enkomiaſten zur Milde bewegen, indem zugleich unſere frühern Aeußerungen hierdurch beſtätigt ſind: in gefährlicher Zeit nämlich kommt beim Regiment Alles darauf an, daß der Fürſt nicht allein ſeine Unterthanen beſchützen, ſondern ſie auch perſönlich gegen den Feind anführen könne. Zu dieſer bis auf die neueſten Tage ſich beſtätigenden Wahrheit laſſen ſich oralte Beiſpiele finden; wie wir denn das Reichsgrundgeſetz anführen, welches Gott dem Iſraelitiſchen Volke mit deſſen allgemeiner Zuſtimmung in dem Augenblick ertheilt, da es ein für alle Mal einen König wünſcht. Wir ſetzen dieſe Conſtitution, die uns freilich heut zu Tag Etwas wunderlich ſcheinen möchte, wörtlich hierher.

„Und Samuel verkündigte dem Volk das Recht des Königs, den ſie von dem Herrn forderten. Das wird des Königs Recht ſein, der über Euch herrſchen wird: Eure Söhne wird er nehmen zu ſeinen Wagen und Reitern, die vor ſeinem Wagen herlaufen, und zu Hauptleuten über Tauſend und über Fünfzig, und zu Ackerleuten, die ihm ſeinen Acker bauen, und zu Schnittern in ſeiner Ernte, und daß ſie ſeinen Harniſch und was zu ſeinem Wagen gehört, machen. Eure Töchter aber wird er nehmen, daß ſie Apothekerinnen, Köchinnen und Bäckerinnen ſein. Eure beſten Aecker und Weinberge und Oelgärten wird er nehmen und ſeinen Knechten geben. Dazu von Eurer Saat und Weinbergen wird er den Zehnten nehmen und ſeinen Kämmerern und Knechten geben. Und Eure Knechte und Mägde und Eure feinſten Jünglinge, und Eure Eſel wird er nehmen und ſeine Geſchäfte damit ausrichten. Von Euren Herden wird er den Zehnten nehmen: und Ihr müſſet ſeine Knechte ſein.“

Als nun Samuel dem Volk das Bedenkliche einer ſolchen Uebereinkunft zu Gemüthe führen und ihm abrathen will, ruft es einſtimmig: „Mit Nichten, ſondern es ſoll ein König über uns ſein; daß wir auch ſein wie alle andere Heiden, daß uns unſer König richte und vor uns her ausziehe, wenn wir unſere Kriege führen!“

In dieſem Sinne ſpricht der Perſer:

Mit Roß und Schwert umlagt und ſchaget er das Land:
Umfaſſende und Schirmer ſtehn in Gottes Hand.

Ueberhaupt pflegt man bei Vertheilung der verſchiedenen Regierungsformen nicht genug zu beachten, daß in allen, wie ſie auch heißen, Freiheit und Knechtſchaft zugleich polariſch exiſtiren. Sieht die Gewalt bei Einem, ſo iſt die Menge unterwürfig; iſt die Gewalt bei der Menge, ſo ſteht der Einzelne im Nachtheil. Dieſes geht denn durch alle Stufen durch, bis ſich vielleicht irgendwo ein Gleichgewicht, jedoch nur auf kurze Zeit, finden kann. Dem Geſchichtsforſcher iſt es kein Geheimniß; in bewegten Augenblicken des Lebens jedoch kann man darüber nicht in's Klare kommen: wie man denn niemals mehr von Freiheit reden hört, als wenn eine Partei die andere unterjochen will und es auf weiter Nichts angeſehen iſt, als daß Gewalt, Einfluß und Vermögen aus einer Hand in die andere gehen ſollen. Freiheit iſt die Loſung Partei heimlich Verſchworener, das laute Freiheitgeſchrei der öffentlich Umwälzenden, ja das Loſungswort der Deſpotie ſelbſt, wenn ſie ihre unterjochte Maſſe gegen den Feind anführt und ihr von auswärtigem Druck Erleichterung auf alle Zeiten verſpricht.

Gegenwirkung.

Doch ſo verſtändlich allgemeiner Betrachtung wollen wir uns nicht hingeben, vielmehr in den Orient zurückwandern und ſchauen, wie die menſchliche Natur, die immer unbezwinglich bleibt, ſich dem äußerſten Druck entgegenzeigt; und da finden wir denn überall, daß der Freiheitsſinn Einzelner ſich gegen die Allgewalt des Einen in's Gleichgewicht ſetzt, ſie ſind Schlangen, aber nicht unterwürfig, ſie erlauben ſich Kühnheiten ohne Gleichen. Bringen wir ein Beiſpiel aus den ältern Zeiten; begeben wir uns zu einem Abendgelag in das Zelt Alexander's. Dort treffen wir ihn mit den Seinigen in lebhaften, heftigen, ja wilden Wechſelreden.

Clitus, Alexander's Milchbruder, Reiter- und Kriegsgefährte, verliert zwei Brüder im Kampf, rettet dem König das Leben, zeigt ſich als bedeutender General, treuer Statthalter wichtiger Provinzen. Die angemaßte Gottheit des Monarchen kann er nicht billigen; er hat ihn herankommen ſehen, Kraft- und hülfebedürftig erkannt; einen innern, hyperdendriſchen Widerwillen mag er nähren, ſeine Verdienſte vielleicht zu hoch anſchlagen.

Die Tiſchgeſpräche an Alexander's Tafel mögen immer von großer Bedeutung geweſen ſein; alle Gäſte waren tüchtige, gebildete Männer, alle zur Zeit des höchſten Redneralters in Griechenland geboren. Gewöhnlich mochte man ſich nüchterner Weiſe bedeutende Probleme aufgeben, wählen oder zufällig ergreifen, und ſolche ſophiſtiſch-redneriſch mit ziemlichem Bewußtſein gegen einander behaupten. Wenn denn aber doch ein Jeder die Partei vertheidigte, der er zugethan war, Trunk und Leidenſchaft ſich wechſelsweiſe ſteigerten, ſo mußte es zuletzt zu ge-

waltſamen Scenen hinauslaufen. Auf dieſem Wege begegnen wir der Vermuthung, daß der Brand von Perſepolis nicht bloß aus einer rohen, ahndenden Völkerei entſtammen ſei, vielmehr aus einem ſolchen Tiſchgeſpräch aufgeflammt, wo die eine Partei behauptete, man müſſe die Perſer, da man ſie einmal überwunden, auch nunmehr ſchonen, die andere aber, das ſchonungsloſe Verfahren der Aſiaten in Zerſtörung Griechiſcher Tempel wieder vor die Seele der Geſellſchaft führend, durch Steigerung des Wahnſinnes zu trunkener Wuth, die alten, königlichen Denkmale in Aſche verwandelte. Daß Ärgernis mitgewirkt, welche immer die heftigſten, unverſöhnlichſten Feinde der Feinde ſind, macht unſere Vermuthung noch wahrſcheinlicher.

Sollte man jedoch hierüber noch einiger Maßen zweifelhaft bleiben, ſo ſind wir deſto gewiſſer, was bei jenem Gelag, deſſen wir zuerſt erwähnten, tödtlichen Zwieſpalt veranlaßt habe; die Geſchichte bewahrt es uns auf. Es war nämlich der immer ſich wiederholende Streit zwiſchen dem Alter und der Jugend. Die Alten, auf deren Seite Clitus argumentirte, konnten ſich auf eine folgerechte Reihe von Thaten berufen, die ſie, dem König, dem Vaterland, dem einmal vorgeſteckten Ziele getreu, unabläßig mit Kraft und Weisheit ausgeführt. Die Jugend hingegen nahm zwar als bekannt an, daß Das alles geſchehen, daß viel gethan worden, und daß man wirklich an der Grenze von Indien ſei: aber ſie gab zu bedenken, wie viel zu thun noch übrig bliebe, erbot ſich, das Gleiche zu leiſten, und eine glänzende Zukunft verſprechend, wollte ſie den Glanz geleiſteter Thaten zu verdunkeln. Daß der König ſich auf dieſe Seite geſchlagen, iſt natürlich; denn bei ihm konnte vom Geſchehenen nicht mehr die Rede ſein. Clitus kehrte dagegen ſeinen heimlichen Unwillen heraus und wiederholte, in des Königs Gegenwart, Mißreden, die dem Fürſten, als hinter ſeinem Rücken geſprochen, ſchon früher zu Ohren gekommen. Alexander hielt ſich bewundernswürdig zuſammen, doch leider zu lange! Clitus verging ſich grenzenlos in widerwärtigen Reden, bis der König aufſprang, den ſeine Nächſten zuerſt feſthielten und Clitus bei Seite brachten. Dieſer aber kehrt raſend mit neuen Schmähungen zurück, und Alexander ſtößt ihn, den Spieß von der Wache ergreifend, nieder.

Was darauf erfolgt, gehört nicht hierher; nur bemerken wir, daß die bitterſte Klage des verzweifelnden Königs die Betrachtung enthält: er werde künftig, wie ein Thier im Walde, einſam leben, weil Niemand in ſeiner Gegenwart ein freies Wort hervorzubringen wagen könne. Dieſe Rede, ſie gehöre dem König oder dem Geſchichtſchreiber, beſtätigt Dasjenige, was wir oben vermuthet.

Noch im vorigen Jahrhunderte durfte man dem Kaiſer von Perſien bei Gaſtmalen unverſchämt widerſprechen. Zuletzt wurde denn freilich der überkühne Tiſchgenoſſe bei den Füßen weg und am Fürſten vorbeigeſchleppt: ob dieſer ihn vielleicht begnadige? Geſchah es nicht, hinaus mit ihm und zuſammengehauen!

Wie grenzenlos hartnäckig und widerſetzlich Günſtlinge ſich gegen den Kaiſer betragen, wird von glaubwürdigen Geſchichtſchreibern anecdotenweis überliefert. Der Monarch iſt wie das Schickſal unerbittlich, aber man trotzt ihm. Heftige Naturen verfallen darüber in eine Art Wahnſinn, wovon die wunderlichſten Beiſpiele vorgelegt werden könnten.

Der oberſten Gewalt jedoch, von der Alles herfließt, Wohlthat und Pein, unterwerfen ſich mäßige, feſte, folgerechte Naturen, um nach ihrer Weiſe zu leben und zu wirken. Der Dichter aber hat am Erſten Urſache, ſich dem Höchſten, der ſein Talent ſchätzt, zu widmen. Am Hof, im Umgange mit Großen, eröffnet ſich ihm eine Weltüberſicht, deren er bedarf, um zum Reichthum aller Stoffe zu gelangen. Hierin liegt nicht nur Entſchuldigung, ſondern Berechtigung, zu ſchmeicheln, wie es dem Panegyriſten zukommt, der ſein Handwerk am Beſten ausübt, wenn er ſich mit der Fülle des Stoffes bereichert, um Fürſten und Völker, Mädchen und Knaben, Propheten und Heilige, ja zuletzt die Gottheit ſelbſt, menſchlicher Weiſe überfüllt auszuſchmücken.

Auch unſern weſtlichen Dichter loben wir, daß er eine Welt von Putz und Pracht zuſammengehäuft, um das Bild ſeiner Geliebten zu verherrlichen.

Eingeſchaltetes.

Die Beſonnenheit des Dichters bezieht ſich eigentlich auf die Form; den Stoff gibt ihm die Welt nur allzu freigebig; der Gehalt entſpringt freiwillig aus der Fülle ſeines Innern; bewußtlos begegnen beide einander und zuletzt weiß man nicht, wem eigentlich der Reichthum angehöre.

Aber die Form, ob ſie ſchon vorzüglich im Genie liegt, will erkannt, will bedacht ſein, und hier wird Beſonnenheit gefordert, daß Form, Stoff und Gehalt ſich zu einander ſchicken, ſich ineinander fügen, ſich einander durchdringen.

Der Dichter ſteht viel zu hoch, als daß er Partei machen ſollte. Heiterkeit und Bewußtſein ſind die ſchönen Gaben, für die er dem Schöpfer dankt: Bewußtſein, daß er vor dem

Furchtbaren nicht erſchrecke, Heiterkeit, daß er Alles erträglich darzuſtellen wiſſe.

Orientaliſcher Poeſie Ur-Elemente.

In der Arabiſchen Sprache wird man wenig Stamm- und Wurzelwerte finden, die, wo nicht unmittelbar, doch mittelſt geringer Anbild- und Umbildung ſich nicht auf Kameel, Pferd und Schaf beziehen. Dieſen äußerſten Natur- und Lebensausdruck dürfen wir nicht einmal tropiſch nennen. Alles, was der Menſch natürlich frei ausſpricht, ſind Lebensbezüge; ja iſt der Araber mit Kameel und Pferd ſo innig verwandt als Leib mit Seele; ihm kann Nichts begegnen, was nicht auch dieſe Geſchöpfe zugleich ergriffe und ihr Weſen und Wirken mit dem ſeinigen lebendig verbände. Denkt man zu den oben genannten noch andere Haus- und wilde Thiere hinzu, die dem frei umherziehenden Beduinen oft genug vor's Auge kommen, ſo wird man auch dieſe in allen Lebensbeziehungen antreffen. Schreitet man nun ſo fort und beachtet alles übrige Sichtbare: Berg und Wüſte, Felſen und Ebene, Bäume, Kräuter, Blumen, Fluß und Meer und das vielgeſtirnte Firmament: ſo findet man, daß dem Orientalen bei Allem Alles einfällt, ſo daß er, über's Kreuz das Ferne zu verknüpfen gewohnt, durch die geringſte Buchſtaben- und Silbenabſpaltung Widerſprechendes auseinander herzuleiten kein Bedenken trägt. Hier ſieht man, daß die Sprache ſchon an und für ſich productiv iſt und zwar, inſofern ſie dem Gedanken entgegen kommt, reproductiv, inſofern ſie der Einbildungskraft zuſagt, poetiſch.

Wer nun alle, von den erſten nothwendigen Ur-Tropen ausgehend, die freiern und kühnern bezeichnete, bis er endlich zu den gewagteſten, willkürlichſten, ja zuletzt ungeſchickten, conventionellen und abgeſchmackten, gelangte. Der hätte ſich von den Haupt-Momenten der Orientaliſchen Dichtkunſt eine freie Ueberſicht verſchafft. Er würde aber dabei ſich leicht überzeugen, daß von Dem, was wir Geſchmack nennen, von der Sonderung nämlich des Schicklichen vom Unſchicklichen, in jener Litteratur gar nicht die Rede ſein könne. Ihre Tugenden laſſen ſich nicht von ihren Fehlern trennen; beide beziehen ſich aufeinander, entſpringen aneinander, und man muß ſie gelten laſſen ohne Mäkeln und Markten. Nichts iſt unerträglicher, als wenn Reiske und Michaelis jene Dichter bald in den Himmel heben, bald wieder wie einfältige Schulknaben behandeln.

Dabei läßt ſich jedoch aufmerkſam bemerken, daß die älteſten Dichter, die zunächſt am Naturquell der Eindrücke lebten und ihre Sprache dichtend bildeten, ſehr große Vorzüge haben müſſen. Diejenigen, die in eine ſchon durchgearbeitete Zeit, in verwickelte Verhältniſſe kommen, zeigen zwar immer daſſelbe Bedeutende, verlieren aber allmälig die Spur des Rechten und Lebenswürdigen. Denn wenn ſie nach entfernten und immer entfernteren Tropen haſchen, ſo wird es bauerer Unſinn; höchſtens bleibt zuletzt Nichts weiter als der allgemeinſte Begriff, unter welchem die Gegenſtände allenfalls möchten zuſammen zu faſſen ſein, der Begriff, der alles Anſchauen und ſomit die Poeſie ſelbſt aufhebt.

Uebergang von Tropen zu Gleichniſſen.

Weil nun alles Vorgeſagte auch von den nahe verwandten Gleichniſſen gilt, ſo mag durch einige Beiſpiele unſere Behauptung zu beſtätigen.

Man ſieht den im freien Felde anwachenden Jäger, der die aufgehende Sonne einem Falken vergleicht:

> Eilet und ſehen mir die Pferde durchdringen,
> Wieder auf den Füßen ſteh' ich feſt:
> Denn der gold'ne Falke, breiter Schwingen,
> Ueberſchwebet ſein ſtarkes Neſt.

Oder noch gründlicher einem Löwen:

> Verzehrſehnſucht mannte ſich in's Feld,
> Herz und Geiſt auf ein Mal wachen hielt,
> Mit der Macht, der ſchwärzeſten Gewalt,
> Vor dem Thore der Morgenröthe ſtieß.

Wie muß nicht Marco Polo, der alles Dieſes und mehr geſchaut, ſolche Gleichniſſe bewundert haben!

Unaufhörlich finden wir den Dichter, wie er mit Locken ſpielt.

> Es flechten mehr als tauſend Ringlein
> In jeder Locke Deiner Haare.

iſt höchſt lieblich an ein ſchönes, lockenreiches Haupt gerichtet; die Einbildungskraft hat Nichts dawider, ſich die Haarigkeiten bräunlich zu denken. Wenn aber der Dichter ſagt, daß er an Haaren aufgehängt ſei, ſo will es uns nicht recht gefallen. Wenn es nun aber gar vom Saiten heißt:

> In Deiner Locken Banden liegt
> Der Feinde Haut verflicht;

ſo gibt es der Einbildungskraft entweder ein widerlich Bild oder gar keins.

Daß wir von Wimpern gemordet werden, möchte wohl angehn, aber an Wimpern gepfiffen ſein, kann uns nicht behagen; wenn ferner Wimpern, gar mit Beilen verglichen, die Zierde vom Himmel herabhauen, ſo wird es uns doch zu bunt. Die Stirne der Schönen als Glättſtein der Herzen; das Herz des Liebenden als Geſchiebe von Thränenbächen fortgerollt und abgerundet; dergleichen mehr wenige als gefühlvolle Wagniſſe verdienen nur ein freundliches Lächeln ab.

höchſt geiſtreich aber kann genannt werden, wenn der Dichter die Feinde des Schah's wie Zeltenbehör behandelt wiſſen will.

Seien ſie dort wie Spreue geſpalten, wie Lappen zerriſſen;
Wie die Mäzi geſtreift und wie die Pfähle gebeucht!

Hier ſieht man den Dichter in dem Haupt-Quartier; das immer wiederholte Ab- und Anſchlagen des Lagers ſchwebt ihm vor der Seele.

Aus dieſen wenigen Beiſpielen, die man in's Unendliche vermehren könnte, erhellet, daß keine Grenze zwiſchen Dem, was in unſerm Sinne lobenswürdig und tadelhaft heißen möchte, gezogen werden könne, weil ihre Tugenden ganz eigentlich die Blüthen ihrer Fehler ſind. Wollen wir an dieſen Productionen der herrlichſten Geiſter Theil nehmen, ſo müſſen wir uns orientaliſiren, der Orient wird nicht zu uns herüberkommen. Und obgleich Ueberſetzungen höchſt loblich ſind, um uns anzulocken, einzuleiten, ſo iſt doch aus allem Vorigen erſichtlich, daß in dieſer Litteratur die Sprache als Sprache die erſte Rolle ſpielt. Wer möchte ſich nicht mit dieſen Schätzen an der Quelle bekannt machen!

Bedenken wir nun, daß poetiſche Technik den größten Einfluß auf jede Dichtungsweiſe nothwendig ausübe: ſo finden wir auch hier, daß die zweizeilig gereimten Verſe der Orientalen einen Parallelismus fordern, welcher aber, ſtatt den Geiſt zu ſammeln, denſelben zerſtreut, indem der Reim auf ganz fremdartige Gegenſtände hinweiſt. Dadurch erhalten ihre Gedichte einen Anſtrich von Quodlibet oder vorgeſchriebenen Extremen, in welcher Art etwas Vorzügliches zu leiſten freilich die erſten Talente gefordert werden. Wie nun hierüber die Nation ſtreng geurtheilt hat, ſieht man daran, daß ſie in fünfhundert Jahren nur ſieben Dichter als ihre Oberſten anerkennt.

Warnung.

Auf Alles, was wir bisher geäußert, können wir uns wohl berufen als Zeugniß deſſen Willens gegen Orientaliſche Dichtkunſt. Wir dürfen es daher wohl wagen, Männern, denen eigentlich nähere, ja unmittelbare Kenntniß dieſer Regionen gegeben iſt, mit einer Warnung entgegen zu gehen, welche den Zweck, allen möglichen Schaden von einer ſo guten Sache abzuwenden, nicht verläugnen wird.

Jedermann erleichtert ſich durch Vergleichung das Urtheil, aber man erſchwert ſich's auch: denn wenn ein Gleichniß, zu weit durchgeführt, hinkt, ſo wird ein vergleichendes Urtheil immer unpaſſender, je genauer man es betrachtet. Wir wollen uns nicht zu weit verlieren, ſondern im gegenwärtigen Falle nur ſo viel ſagen: wenn der vortreffliche Jones die Orientaliſchen Dichter mit Lateinern und Griechen vergleicht, ſo hat er ſeine Urſachen; das Verhältniß zu England und den derzigen Alt-Critikern nöthigt ihn dazu. Er ſelbſt, in der ſtrengen claſſiſchen Schule gebildet, begriff wohl das ausſchließende Vorurtheil, das Nichts wollte gelten laſſen, als was von Rom und Athen her auf uns vererbt worden. Er kannte, ſchätzte, liebte ſeinen Orient und wünſchte deſſen Productionen in Alt-England einzuführen, einzuſchwärzen, welches nicht anders als unter dem Stempel des Alterthums zu bewirken war. Dieſes alles iſt gegenwärtig ganz unnöthig, ja ſchädlich. Wir wiſſen die Dichtart der Orientalen zu ſchätzen; wir geſtehen ihnen die größten Vorzüge zu: aber man vergleiche ſie mit ſich ſelbſt; man ehre ſie in ihrem eigenen Kreiſe, und vergeſſe doch dabei, daß es Griechen und Römer gegeben.

Niemandem verarge man, welchem Horaz bei Hafis einfällt. Hierüber hat ein Kenner ſich bewunderungswürdig erklärt, ſo daß dieſes Verhältniß nunmehr ausgeſprochen und für immer abgethan iſt. Er ſagt nämlich:

„Die Aehnlichkeit Hafis's mit Horaz in den Anſichten des Lebens iſt auffallend, und möchte einzig nur durch die Aehnlichkeit der Zeitalter, in welchen beide Dichter gelebt, wo, bei Zerſtörung aller Sicherheit des bürgerlichen Daſeins, der Menſch ſich auf flüchtigen, gleichſam im Vorübergehen gehaſchten Genuß des Lebens beſchränkt, zu erklären ſein.“

Was wir aber inſtändig bitten, iſt, daß man Firduſi nicht mit Homer vergleiche, weil er in jedem Sinne, dem Stoff, der Form, der Behandlung nach verlieren muß. Wer ſich hiervon überzeugen will, vergleiche die furchtbare Monotonie der ſieben Abenteuer des Iſfendiar mit dem dreiundzwanzigſten Geſang der „Ilias“, wo, zur Todtenfeier Patroclos, die mannigfaltigſten Preiſe, von den verſchiedenartigſten Helden, auf die verſchiedenſte Art gewonnen werden. Haben wir Deutſche nicht unſern herrlichen Nibelungen durch ſolche Vergleichung den größten Schaden gethan? So höchſt erfreulich ſie ſind, wenn man ſich in ihren Kreis recht einhäkelt und Alles vertraulich und dankbar aufnimmt, ſo wunderlich erſcheinen ſie, wenn man ſie nach einem Maßſtabe mißt, den man niemals bei ihnen anſchlagen ſollte.

Es gilt ja ſchon Dasjenige von dem Werke eines einzigen Autors, der viel, mannigfaltig und lange geſchrieben. Ueberlaſſe man doch der gemeinen, unbehülflichen Menge, vergleichend zu loben, zu wählen und zu verwerfen. Wer die Lehrer des Volks müſſen auf einen Standpunct treten, wo eine allgemeine, deutliche Ueberſicht

reinem, unbewundenem Urtheil zu Statten kommt.

Vergleichung.

Da wir nun so eben bei dem Urtheil über Schriftsteller alle Vergleichung abgelehnt, so möchte man sich wundern, wenn wir unmittelbar darauf von einem Falle sprechen, in welchem wir sie zulässig finden. Wir hoffen jedoch, daß man uns diese Ausnahme darum erlauben werde, weil der Gedanke nicht uns, vielmehr einem Dritten angehört.

Ein Mann, der des Orients Breite, Höhen und Tiefen durchdrungen, findet, daß kein Deutscher Schriftsteller sich den östlichen Poeten und sonstigen Verfassern mehr als Jean Paul Richter genähert habe. Dieser Ausspruch schien zu bedeutend, als daß wir ihm nicht gehörige Aufmerksamkeit hätten widmen sollen; auch können wir unsere Bemerkungen darüber um so leichter mittheilen, als wir uns nur auf das oben weitläufig Durchgeführte beziehen dürfen.

Allerdings zeugen, um von der Persönlichkeit anzufangen, die Werke des genannten Freundes von einem verständigen, umschauenden, einsichtigen, unterrichteten, ausgebildeten und dabei wohlwollenden, frommen Sinne. Ein so begabter Geist blickt, nach eigentlich Orientalischer Weise, munter und kühn in seiner Welt umher, erschafft die seltsamsten Bezüge, verknüpft das Unverträgliche, jedoch dergestalt, daß ein geheimer ethischer Faden sich mitschlinge, wodurch das Ganze zu einer gewissen Einheit geleitet wird.

Wenn wir nur vor Kurzem die Natur-Elemente, woraus die ältern und vorzüglichsten Dichter des Orients ihre Werke bildeten, angedeutet und bezeichnet, so werden wir uns deutlich erklären, indem wir sagen: daß, wenn Jene in einer frischen, einfachen Region gewirkt, dieser Freund hingegen in einer ausgebildeten, überbildeten, verbildeten, vertrakten Welt leben und wirken, und eben daher sich anschicken muß, die seltsamsten Elemente zu beherrschen. Um nun den Gegensatz zwischen der Umgebung eines Beduinen und unsers Autors mit Wenigem anschaulich zu machen, ziehen wir aus einigen Blättern die bedeutendsten Ausdrücke:

Barrieren-Traktat, Extra-Blätter, Kardinäle, Reben-Recht, Billard, Bierkrüge, Reichsbänke, Sessions-Stöße, Principal-Commissarius, Enthusiasmus, Zepter-Queue, Brustbücke, Eichhornbauer, Agioteur, Schwungfink, Incognito, Sekazula, kanonischer Billard-Sack, Buchdruck, Avancement, Hüttenjunge, Naturalisations-Akte, Pfingst-Programm, Mauerisch, Manual Pantomime, Ampullet, Captanamerat, Pizzicato-Bude, Sabbater-Weg u. s. f.

Wenn nun diese sämmtlichen Ausdrücke einem gebildeten Deutschen Leser bekannt sind, aber durch das Conversations-Lexikon bekannt werden können, gerade wie den Orientalen die Außenwelt durch Handels- und Wallfahrts-Caravanen: so dürfen wir kühnlich einen ähnlichen Geist für berechtigt halten, dieselbe Verfahrungsart auf einer völlig verschiedenen Unterlage walten zu lassen.

Gestehen wir also unserm so geschätzten als fruchtbaren Schriftsteller zu, daß er, in spätern Tagen lebend, nun in seiner Epoche geistreich zu sein, auf einen durch Kunst, Wissenschaft, Technik, Politik, Kriegs- und Friedensrecht und Verderb so unendlich verclausulirten, zersplitterten Zustand mannigfaltigst anspielen müsse: so glauben wir, ihm die zugesprochene Orientalität genugsam bestätigt zu haben.

Einen Unterschied jedoch, den eines poetischen und prosaischen Verfahrens, heben wir hervor. Dem Poeten, welchem Takt, Parallel-Stellung, Silbenfall, Reim die größten Hindernisse in den Weg zu legen scheinen, gereicht Alles zum entschiedensten Vortheil, wenn er die Schwierigkeiten glücklich löst, die ihm aufgegeben sind, oder die er sich selbst aufgibt; die kühne Metapher verzeihen wir wegen eines unerwarteten Reims und freuen uns der Besonnenheit des Dichters, die er in einer so nothgedrungenen Stellung behauptet.

Der Prosaist hingegen hat die Fächer ganz frei und ist für jede Verwegenheit verantwortlich, die er sich erlaubt; Alles, was den Geschmack verletzen könnte, kommt auf seine Rechnung. Da nun aber, wie wir umständlich nachgewiesen, in einer solchen Dicht- und Schreibart das Schickliche vom Unschicklichen abzusondern unmöglich ist, so kommt hier Alles auf das Individuum an, das ein solches Wagstück unternimmt. Ist es ein Mann, wie Jean Paul, als Talent von Werth, als Mensch von Würde, so befremdet sich der angezogene Leser sogleich; Alles ist erlaubt und willkommen. Man fühlt sich in der Nähe des wohldenkenden Mannes behaglich; sein Gefühl theilt sich uns mit. Unsere Einbildungskraft erregt er, schmeichelt unsern Schwächen und fesselt unsere Stärken.

Man übt seinen eigenen Witz, indem man die wunderlich aufgegebenen Räthsel zu lösen sucht und freut sich, in und hinter einer buntverschränkten Welt, wie hinter einer andern Charade, Unterhaltung, Erregung, Nahrung, ja Erbauung zu finden.

Dieß ist ungefähr, was wir vorausbringen mußten, um jene Vergleichung zu rechtfertigen; Uebereinstimmung und Differenz trachteten wir

ſo kurz als möglich auszudrücken; ein ſolcher Text könnte zu einer grenzenloſen Auslegung verführen.

Verwahrung.

Wenn Jemand Wort und Ausdruck als heilige Zeugniſſe betrachtet und ſie nicht etwa, wie Scheidemünze oder Papiergeld, nur zu ſchnellem, augenblicklichem Verkehr bringen, ſondern im geiſtigen Handel und Wandel als wahres Aequivalent angeſehen wiſſen will: ſo kann man ihm nicht verübeln, daß er aufmerkſam macht, wie herkömmliche Ausdrücke, woran Niemand mehr Arges hat, doch einen ſchädlichen Einfluß verüben, Anſichten verdüſtern, den Begriff entſtellen und ganzen Fächern eine falſche Richtung geben.

Von der Art möchte wohl der eingeführte Gebrauch ſein, daß man den Titel: ſchöne Redekünſte, als allgemeine Rubrik behandelt, unter welchen man Poeſie und Proſa begreifen und eine neben der andern, ihren verſchiedenen Theilen nach, aufſtellen will.

Poeſie iſt, rein und ächt betrachtet, weder Rede noch Kunſt; keine Rede, weil ſie zu ihrer Vollendung Tact, Geſang, Körperbewegung und Mimik bedarf; ſie iſt keine Kunſt, weil Alles auf dem Naturell beruht, welches zwar geregelt, aber nicht künſtleriſch gezähmt werden darf; auch bleibt ſie immer wahrhafter Ausdruck eines aufgeregten, erhöhten Geiſtes, ohne Ziel und Zweck.

Die Redekunſt aber, im eigentlichen Sinne, iſt eine Rede und eine Kunſt; ſie beruht auf einer kunſtlichen, mäßig leidenſchaftlichen Rede, und iſt Kunſt in jedem Sinne. Sie verfolgt ihre Zwecke und iſt Verſtellung vom Anfang bis zu Ende. Durch jene von uns gerügte Rubrik iſt nun die Poeſie entwürdigt, indem ſie der Redekunſt bei-, wo nicht untergeordnet wird, Namen und Ehre von ihr ableitet.

Dieſe Benennung und Eintheilung hat freilich Beifall und Platz gewonnen, weil höchſt ſchätzenswerthe Bücher ſie an der Stirne tragen, und ſchwer möchte man ſich derſelben ſo bald entnehmen. Ein leichtes Verfahren kommt aber daher, weil man, bei Claſſification der Künſte, den Künſtler nicht zu Rathe zieht. Dem Litterator kommen die poetiſchen Werke zuerſt als Buchſtaben in die Hand; ſie liegen als Bücher vor ihm, die er aufzuſtellen und zu ordnen berufen iſt.

Dichtarten.

Allegorie, Ballade, Cantate, Drama, Elegie, Epigramm, Epiſtel, Epopöe, Erzählung, Fabel, Idylle, Lehrgedicht, Ode, Parodie, Roman, Romanze, Satyre.

Wenn man vorgemeldete Dichtarten, hier wie alphabetiſch zuſammengeſtellt und noch mehrere dergleichen, methodiſch zu ordnen verſuchen wollte, ſo würde man auf große, nicht leicht zu beſeitigende Schwierigkeiten ſtoßen. Betrachtet man obige Rubriken genauer, ſo findet man, daß ſie bald nach äußern Kennzeichen, bald nach dem Inhalt, wenige aber einer weſentlichen Form nach benannt ſind. Man bemerkt ſchnell, daß einige ſich neben einander ſtellen, andere ſich andern unterordnen laſſen. Zu Vergnügen und Verdruß möchte Jede wohl für ſich beſtehen und wirken; wenn man aber, zu didactiſchen oder hiſtoriſchen Zwecken, einer rationellern Anordnung bedürfte, ſo iſt es wohl der Mühe werth, ſich nach einer ſolchen umzuſehen. Wir bringen daher Folgendes der Prüfung dar.

Naturformen der Dichtung.

Es gibt nur drei ächte Naturformen der Poeſie: die klar erzählende, die enthuſiaſtiſch aufgeregte und die perſönlich handelnde: Epos, Lyrik und Drama. Dieſe drei Dichtweiſen können zuſammen oder abgeſondert wirken. In dem kleinſten Gedicht findet man ſie oft beiſammen, und ſie bringen eben durch dieſe Vereinigung im engſten Raume das herrlichſte Gebild hervor, wie wir an den ſchätzenswertheſten Balladen aller Völker deutlich gewahr werden. Im ältern Griechiſchen Trauerſpiel ſehen wir ſie gleichfalls alle drei verbunden, und erſt in einer gewiſſen Zeitfolge ſondern ſie ſich. So lange der Chor die Hauptperſon ſpielt, zeigt ſich Lyrik eben an; wie der Chor mehr Zuſchauer wird, treten die andern hervor, und zuletzt, wo die Handlung ſich perſönlich und häuslich zuſammenzieht, findet man den Chor unbequem und läſtig. Im Franzöſiſchen Trauerſpiel iſt die Expoſition epiſch, die Mitte dramatiſch, und den fünften Act, der leidenſchaftlich und enthuſiaſtiſch auslauft, kann man lyriſch nennen.

Das Homeriſche Heldengedicht iſt rein epiſch; der Rhapſode waltet immer vor; was ſich ereignet, erzählt er; Niemand darf den Mund auftun, dem er nicht vorher das Wort verliehen, deſſen Rede und Antwort er nicht angekündigt. Abgebrochene Wechſelreden, die ſchönſte Zierde des Dramas, ſind nicht zuläſſig.

Höre man aber nun den modernen Improviſator auf öffentlichem Markte, der einen geſchichtlichen Gegenſtand behandelt; er wird, um deutlich zu ſein, erſt erzählen, dann, um Intereſſe zu erregen, als handelnde Perſon ſprechen, zuletzt enthuſiaſtiſch anfeuern und die Gemüther hinreißen. So wunderlich ſind dieſe Elemente zu verſchlingen, die Dichtarten bis in's Unendliche mannigfaltig; und deßhalb auch ſo ſchwer, eine Ordnung zu finden, wor-

nach man ſie neben oder nach einander aufſtellen könnte. Man wird ſich aber einiger Maßen dadurch helfen, daß man die drei Hauptelemente in einem Kreis gegen einander über ſtellt und ſich Muſterſtücke ſucht, wo jedes Element einzeln obwaltet. Alsdann ſammle man Beiſpiele, die ſich nach der einen oder nach der andern Seite hinneigen, bis endlich die Vereinigung von allen dreien erſcheint und ſomit der ganze Kreis in ſich geſchloſſen iſt.

Auf dieſem Wege gelangt man zu ſchönen Anſichten ſowohl der Dichtarten als des Charakters der Nationen und ihres Geſchmacks in einer Zeitfolge. Und obgleich dieſe Verfahrungsart mehr zu eigener Belehrung, Unterhaltung und Maßregel, als zum Unterricht Anderer geeignet ſein mag: ſo wäre doch vielleicht ein Schema aufzuſtellen, welches zugleich die äußern, zufälligen Formen und dieſe innern, nothwendigen Uranfänge in faßlicher Ordnung darbrächte. Der Verſuch jedoch wird immer ſo ſchwierig ſein, als in der Naturkunde das Beſtreben, den Bezug auszufinden der äußern Kennzeichen von Mineralien und Pflanzen zu ihren innern Beſtandtheilen, um eine naturgemäße Ordnung dem Geiſte darzuſtellen.

Nachtrag.

Höchſt merkwürdig iſt, daß die Perſiſche Poeſie kein Drama hat. Hätte ein dramatiſcher Dichter aufſtehen können, ihre ganze Litteratur müßte ein anderes Anſehen gewonnen haben. Die Nation iſt zur Ruhe geneigt; ſie läßt ſich gern Etwas vorerzählen, daher die Unzahl Mährchen und die grenzenloſen Gedichte. So iſt auch ſonſt das Orientaliſche Leben an ſich ſelbſt nicht geſprächig; der Despotismus befördert keine Wechſelreden, und wir finden, daß eine jede Einwendung gegen Willen und Befehl des Herrſchers allenfalls nur in Sitten des Corans und bekannter Dichterſtellen hervortritt, welches aber zugleich einen geiſtreichen Beſtand, Breite, Tiefe und Conſequenz der Bildung vorausſetzt. Daß jedoch der Orientale die Geſprächsform ſo wenig als ein anderes Volk entbehren mag, ſieht man an der Hochſchätzung der Fabeln des Bidpai, der Wiederholung, Nachahmung und Fortſetzung derſelben. Die Vögelgeſpräche des Ferideddin Attar geben hiervon gleichfalls das ſchönſte Beiſpiel.

Buch-Orakel.

Der in jedem Tag tiefer befangene, nach einer aufgeſtellten Zukunft ſich umſchauende Menſch greift begierig nach Zufälligkeiten, um irgend eine weiſſagende Andeutung aufzuhaſchen. Der Unentſchloſſene findet nur ſein Heil im Entſchluß, dem Ausſpruch des Looſes ſich zu unterwerfen. Solcher Art iſt die überall herkömmliche Orakel-Frage an irgend ein bedeutendes Buch, zwiſchen deſſen Blätter man eine Nadel verſenkt und die dadurch bezeichnete Stelle beim Aufſchlagen gläubig beachtet. Wir waren früher mit Perſonen genau verbunden, welche ſich auf dieſe Weiſe bei der Bibel, dem „Schatzkäſtlein“ und ähnlichen Erbauungswerken zuverläſſig Raths erholten und mehrmals in den größten Reihen Troſt, zu Beſtärkung fürs ganze Leben gewannen.

Im Orient finden wir dieſe Sitte gleichfalls in Uebung, ſie wird Fal genannt, und die Ehre derſelben begegnete Haßis gleich nach ſeinem Tode. Denn als die Strenggläubigen ihn nicht feierlich beerdigen wollten, befragte man ſeine Gedichte; und als die bezeichnete Stelle ſeines Grabes erwähnt, das die Wanderer betreten verehren würden, ſo folgerte man daraus, daß er auch müſſe ehrenvoll begraben werden. Der weſtliche Dichter ſpielt ebenfalls auf dieſe Gewohnheit an und wünſcht, daß ſeinem Büchlein gleiche Ehre widerfahren möge.

Blumen- und Federwechſel.

Um nicht zu viel Gutes von der ſogenannten Blumenſprache zu denken, oder etwas Zartgefühltes davon zu erwarten, weiſen wir uns durch Kenner belehren laſſen. Man hat nicht etwa einzelnen Blumen Bedeutung gegeben, um ſie im Strauß als Geheimſchrift zu überreichen; und es ſind nicht Blumen allein, die bei einer ſolchen ſtummen Unterhaltung Wort und Buchſtaben bilden, ſondern alles Sichtbare, Tranſportable wird mit gleichem Rechte angewendet.

Doch wie Das geſchehe, um eine Mittheilung, einen Gefühl- und Gedankenwechſel hervorzubringen, Dieſes können wir uns nur verſtehen, wenn wir die Hauptzeichenarten Orientaliſcher Poeſie vor Augen haben: den weit umgreifenden Blick über alle Weltgegenſtände, die Leichtigkeit zu reimen, ſodann aber eine gewiſſe Luſt und Richtung, der Nation Räthſel aufzugeben, wodurch ſich zugleich die Fähigkeit ausbildet, Räthſel aufzulöſen, welches Denjenigen deutlich ſein wird, deren Talent ſich dahin neigt, Charaden, Logogryphen und Dergleichen zu behandeln.

Hierbei iſt nun zu bemerken: wenn ein Liebender vom Geliebten irgend einen Gegenſtand zuſendet, ſo muß der Empfangende ſich das Wort ausſprechen und ſuchen, was ſich darauf reimt, ſodann aber ausſpähen, welcher unter den vielen möglichen Reimen für ſeinen gegenwärtigen Zuſtand paſſen möchte? Daß hierbei eine leidenſchaftliche Divination obwalten müſſe, fällt ſogleich in die Augen. Ein Beiſpiel kann

die Sache deutlich machen; und so sei folgender kleine Roman in einer solchen Correspondenz durchgeführet.

Du Wächter hast gebändiget
Durch süße Liebesthaten;
Doch wie wir uns verständiget,
Das wollten wir verrathen.
Denn, Liebchen, was uns Glück gebracht,
Das muß auch Andern nutzen;
Es wollen wir der Liebesnacht
Die dunkern Lampen putzen.
Und wer sodann mit uns erreicht,
Das Ohr recht abzurunden,
Und liebt wie wir, Dem wird es leicht,
Den rechten Sinn zu finden.
Ich schicke Dir, Du schickest mir,
Es war sogleich verstanden.

Amarante	Ich seh und brenne.
Mantz	Wer schande?
Haar vom Löwe	Ein kühner Krieger.
Haar der Gazelle	In welcher Gleite?
Bischof von Hanover	Du sollst's erfahren.
Kreide	Meide.
Strauß	Ich brenne lichterloh.
Trauben	Will's erlauben.
Trauben	Kannst nur glauben.
Wanderstab	Sehr gern.
Rauben	Will mich betrüben.
Carotten	Willst meiner spotten.
Zwiebeln	Was willst Du grübeln.
Trauben, die weißen	Soll das heißen?
Trauben, die braunen	Soll ich vertrauen?
Lauchen	Du willst mich necken.
Nelken	Soll ich verweilen!
Narcissen	Du wußt es wissen.
Veilchen	Mag' ein Weilchen.
Kirschen	Willst mich verkirschen.
Feder vom Nacken	Ich muß Dich haben.
Vom Papageyen	Willst mich befreyen.
Morinen	Wo wollen wir wohnen?
Eier	Ich bin dabei.
Nelkenstock	Die Freude stark.
Eiche	Ich weiche.
Thränen	Will Dich krönen.
Mauren	Gebt mich Nichts an.
Bien	Nimm's nicht genau.
Traube	Ich glaube.
Beeren	Will's vermehren.
Feigen	Kannst Du schweigen?
Pfeil	Ich bin Dir feil.
Feder	Gebrauch' die Feder.
Papier	Ey bin ich Dir.
Tintenfaß	Schreib' nach Belieben.
Tinte: Federn	Ich laß' es leiten.
Ein Faden	Soll eingeladen.
Ein Zweig	Mach' keinen Streich.
Strauß	Ich bin zu Haus.
Winden	Willst mich finden.
Myrthen	Will Dich bewirthen.
Jasmin	Nimm mich hin.
Nelken	*** auf einem Kissen.
Vergessen	Will's vergessen.
Hahnenkämme	Du kriegst Gemüthe.
Kalk	Bist ein Schalk.
Kohlen	Mag der*** Dich holen!

Und hätte mit Petronah sie
Nicht Dichtwut sich verstanden,
Wie wäre denn so frisch und froh
Ihr Name noch vorhanden?

Verstehende, seltsame Mittheilungsart wird sehr bald unter lebhaften, einander gewogenen Personen anzuhoffen sein. Sobald der Geist eine solche Richtung nimmt, thut er Wunder. Zum Beleg aus manchen Geschichten nur eine.

Zwei liebende Paare machen eine Lustfahrt von einigen Meilen, bringen einen frohen Tag mit einander zu; auf der Rückkehr unterhalten sie sich, Charaden aufzugeben. Gar bald wird nicht nur eine Jede, wie sie vom Munde kommt, sogleich errathen, sondern zuletzt sogar das Wort, das der Andere denkt und eben zum Worträthsel umbilden will, durch die unmittelbare Divination erkannt und ausgesprochen.

Indem man Dergleichen zu unsern Zeiten erzählt und betheuert, darf man nicht fürchten, lächerlich zu werden, da solche psychische Erscheinungen noch lange nicht an Dasjenige reichen, was der organische Magnetismus zu Tage gebracht hat.

Chiffer.

Eine andere Art aber, sich zu verständigen, ist geistreich und herzlich. Wenn bei der vorigen Ohr und Witz im Spiele waren, so ist es hier ein zartliebender, ästhetischer Sinn, der sich der höchsten Dichtung gleich stellt.

Im Orient lernte man den Coran auswendig, und so gaben die Suren und Verse, durch die mindeste Anregung, ein leichtes Verständniß unter den Geübten. Das Gleiche haben wir in Deutschland erlebt, wo vor fünfzig Jahren die Erziehung dahin gerichtet war, die sämmtlichen Heranwachsenden bibelfest zu machen; man lernte nicht allein bedeutende Sprüche auswendig, sondern erlangte zugleich von dem Uebrigen genugsame Kenntniß. Nun gab es mehrere Menschen, die eine große Fertigkeit hatten, auf Alles, was vorkam, biblische Sprüche anzuwenden und die heilige Schrift in der Conversation zu verbrauchen. Nicht zu läugnen ist, daß hieraus die witzigsten, anmuthigsten Erwiederungen entstanden, wie denn noch heutigen Tags gewisse ewig anwendbare Hauptstellen hier und da im Gespräch vorkommen.

Gleicher Weise bedient man sich classischer Worte, wodurch wir Gefühl und Ereigniß als ewig wiederkehrend bezeichnen und aussprechen.

Auch wir vor fünfzig Jahren, als Jünglinge, die einheimischen Dichter verehrend, beliebten das Gedächtniß durch ihre Schriften und erzeigten ihnen den schönsten Beifall, indem wir unsere Gedanken durch ihre gewählten und gebildeten Worte ausdrückten und dadurch eingestanden, daß sie besser als wir unser Innerstes zu entfalten gewußt.

Um aber zu unserm eigentlichen Zweck zu gelangen, erinnern wir an eine zwar wohlbekannte, aber doch immer geheimnißvolle Weise, sich in Chiffern mitzutheilen; wenn nämlich zwei Personen, die ein Buch verabreden und, indem sie Seiten- und Zeilenzahl zu einem Briefe

verbinden, gewiß ſind, daß der Empfänger mit geringem Bemühen den Sinn zuſammen finden werde.

Das Lied, welches wir mit der Rubrik Chiffer bezeichnet, will auf eine ſolche Verabredung hindeuten. Liebende werden einig, Hafis's Gedichte zum Werkzeug ihres Gefühlwechſels zu legen; ſie bezeichnen Seite und Zeile, die ihren gegenwärtigen Zuſtand ausdrücken und ſo entſtehen zuſammengeſchriebene Lieder vom ſchönſten Ausdruck; herrliche, zerſtreute Stellen des unſchätzbaren Dichters werden durch Leidenſchaft und Gefühl verbunden; Neigung und Wahl verleihen dem Ganzen ein inneres Leben und die Entfernten finden ein tröſtliches Ergehen, indem ſie ihre Trauer mit Perlen ſeiner Worte ſchmücken.

Dir zu erſcheinen
Mein Herz verlangt mich;
Hör ich von Deinem,
Darnach verlangt mich;
Wie bückt ſo traurig
Die Welt mich an.

Im weiten Cirkel
Wohnet mein Freund nur,
Und ſonſten keiner
Und keine Feindinn.
Wie Sternenglänzen
Macht mir ein Verlangen!

Mein Leben will ich
Nur zum Gewichte
Von ſeiner Liebe
Von heut' an machen
Ich denke immer;
Wie wird's Herz.

Kraft hab' ich keine,
Mich ihm zu nahen,
So recht im Stillen.
Was ſoll That werden!
Will ihn umarmen,
Und kann es nicht.

Künftiger Divan.

Man hat in Deutſchland zu einer gewiſſen Zeit manche Denkſchriften vertheilt, als Manuſcript für Freunde. Wem Dieſes befremdlich ſein konnte, der bedenke, daß doch am Ende jedes Buch nur für Theilnehmer, für Freunde, für Liebhaber des Verfaſſers geſchrieben ſei. Meinen Divan beſonders möcht' ich alſo bezeichnen, deſſen gegenwärtige Ausgabe nur als unvollkommen betrachtet werden kann. In jüngern Jahren würd' ich ihn länger zurückgehalten haben; nun aber finde ich es vortheilhafter, ihn ſelbſt zuſammenzuſtellen, als ein ſolches Geſchäft, wie Hafis, den Nachkommen zu hinterlaſſen. Denn eben daß dieſes Büchlein ſo daſteht, wie ich es jetzt mittheilen konnte, erregt meinen Wunſch, ihm die gebührende Vollſtändigkeit nach und nach zu verleihen. Was davon allenfalls zu hoffen ſein möchte, will ich Buch für Buch der Reihe nach andeuten.

Buch des Dichters. Hierin, wie es verliegt, werden lebhafte Eindrücke mancher Gegenſtände und Erſcheinungen auf Sinnlichkeit und Gemüth enthuſiaſtiſch ausgedruckt und die nähern Bezüge des Dichters zum Orient angedeutet. Fährt er auf dieſe Weiſe fort, ſo kann der heitere Garten auf's Anmuthigſte verziert werden; aber höchſt erfreulich wird ſich die Anlage erweitern, wenn der Dichter nicht von ſich und aus ſich allein handeln wollte, vielmehr auch ſeinen Dank, Gönnern und Freunden zu Ehren, ausſpräche, um die Lebenden mit freundlichem Wort feſtzuhalten, die Abgeſchiedenen ehrenvoll wieder zurückzurufen.

Hierbei iſt jedoch zu bedenken, daß der Orientaliſche Flug und Schwung, jener reich und übermäßig ſodende Dichtart, dem Gefühl des Weſt-Länders vielleicht nicht zuſagen möchte. Wir ergehen uns hoch und frei, ohne zu Hyperbeln unſere Zuflucht zu nehmen: denn wirklich nur eine reine, wohlgefühlte Poeſie vermag allenfalls die eigentlichſten Vorzüge trefflicher Männer auszuſprechen, deren Vollkommenheiten man erſt recht empfindet, wenn ſie dahingegangen ſind, wenn ihre Eigenheiten uns nicht mehr ſtören und das Eingreifende ihrer Wirkungen uns noch täglich und ſtündlich vor Augen tritt. Einen Theil dieſer Schuld hatte der Dichter vor Kurzem, bei einem herrlichen Feſte in Allerhöchſter Gegenwart, das Glück nach ſeiner Weiſe gemüthlich abzutragen.

Das Buch Hafis. Wenn alle Diejenigen, welche ſich der Arabiſchen und verwandter Sprachen bedienen, ſchon als Poeten geboren und erzogen werden, ſo kann man ſich denken, daß unter einer ſolchen Nation vorzügliche Geiſter ohne Zahl hervorgehen. Wenn nun aber ein ſolches Volk in fünfhundert Jahren nur ſieben Dichtern den erſten Rang zugeſteht, ſo müſſen wir einen ſolchen Ausſpruch zwar mit Ehrfurcht annehmen; allein es wird uns zugleich erlaubt ſein, nachzuforſchen, worin ein ſolcher Vorzug eigentlich begründet ſein könne.

Dieſe Aufgabe, inſofern es möglich iſt, zu löſen, möchte wohl auch dem künftigen Divan vorbehalten ſein. Denn, um nur von Hafis zu reden, wächſt Bewunderung und Neigung gegen ihn, je mehr man ihn kennen lernt: das glücklichſte Naturell, große Bildung, freie Facilität und die reine Ueberzeugung, daß man den Menſchen nur alsdann behagt, wenn man ihnen verſingt, was ſie gern, leicht und bequem hören, wobei man ihnen denn auch etwas Schweres, Schwieriges, Unwillkommenes gelegentlich mit unterſchieben darf. Wenn Kenner im nachſtehenden Lied Hafis's Bild einiger

Maßen erblicken wollen, ſo würde den Weſt-Länder dieſer Verſuch ganz beſonders erfreuen.

An Hafis.

Was Alle wollen, weißt Du ſchon
Und daß es wohl verſtanden:
Denn Sehnſucht bört, von Stand zu Thron,
Und Alt' in Kreuzen Banden.

Es thut ſo weh, ſo wohl hernach,
Wer ſträubte ſich dagegen?
Und wenn den Hauch der Elfen brach,
Der Andre bleibt verwegen.

Verzeihe Meiſter, wie Du weißt,
Daß ich mich oft vermeſſe,
Wenn Sie das Auge nach ſich reißt,
Die wandelnde Cypreſſe.

Wie Marzipalern ſchlecht ihr Fuß
Und hohlet mit den Beden;
Wie leicht' Gewölk verſchmutzt ihr Gruß,
Wie Oel-Gekos ihr Oden.

Das Alles drängt und abgerollt,
Wo Luſt an Locke kräuſelt,
In brauner Fülle eingequollt ſchwollt,
Sodann im Winde kräuſelt.

Dann ſtehet ſich die Stirne klar,
Dein Herz kommt zu Gedanken,
Vernimmſt ein Lied ſo froh und wahr,
Den Geiſt darin zu danken.

Und wenn die Lippen ſich dabei
Auf's Freundlichſte bewegen,
Sie machen Dich auf ein Mal frei,
Im Freien Dich zu wiegen.

Der Athem will nicht mehr zurück,
Die Seel' zur Seele ſtrebend;
Gerüche wandern ſich durch's Glück,
Unſichtbar weilig bebend.

Doch wenn es allgewaltig brennt,
Dann greift's Du nach der Schale:
Der Schenke lacht, der Schenke kennt
Zum erſt' und zweiten Male.

Dein Auge trinkt, ſein Herz erbebt;
Er hebt auf Deine Lippen,
Dich, wenn der Wein den Geiſt belebt,
Im höchſten Sinn zu nippen.

Ihm öffnet ſich der Weiten Raum
Im Innern Heil und Orden;
Es ſchwillt die Bruſt, es dringet kaum,
Er iſt ein Jüngling worden.

Und wenn Dir kein Gedenkmal blieb,
Was Herz und Welt enthalte,
Dem Denker wird's Du treu und lieb,
Daß ſich der Sinn entfalte.

Auch daß vom Throne Fürſtenhort
Sich nicht für uns verliere,
Gibſt Du dem Schah ein gutes Wort
Und gibſt es dem Vezire.

Das Alles freuſt und ſingſt Du heut
Und ſingſt es morgen eben:
So klingt uns freundlich Dein Gedicht
Durch's taube, matte Leben.

Das Buch der Liebe würde ſehr anſchwellen, wenn ſechs Liebespaare in ihren Freuden und Leiden entſchiedener aufträten und noch Andere neben ihnen aus der düſtern Vergangenheit mehr oder weniger klar hervorzögen. Wamik und Asra z. B., von denen ſich außer den Namen keine weitere Nachricht findet, könnten ſolcher Maßen eingeführet werden:

Ja! Lieben iſt ein groß' Vermögen!
Wer findet ſchönern Gewinnſt? —
Du biſt nicht mächtig, wirſt nicht reich:
Jedoch den größten Helden preiſt
Man wird, ſo gut wie vom Propheten,
Von Wamik und von Asra reden. —
Nicht reden wird man, wird ſie nennen:
Die Namen müſſen Alle kennen,
Was ſie gethan, was ſie gelebt,
Das weiß kein Menſch; das ſie geliebt,
Das wiſſen wir. Genug gezeigt!
Wenn man nach Wamik und Asra fragt.

Nicht weniger iſt dieſes Buch geeignet zu ſymboliſcher Abſchweifung, deren man ſich in den Feldern des Orients kaum enthalten kann. Der geiſtreiche Menſch, nicht zufrieden mit Dem, was man ihm darſtellt, betrachtet Alles, was ſich den Sinnen darbietet, als eine Verhüllung, wohinter ein höheres, geiſtiges Leben ſich ſchalkhaft eigenſinnig verſteckt, um uns anzuziehen und in edlere Regionen aufzulocken. Verfährt hier der Dichter mit Bewußtſein und Maß, ſo kann man es gelten laſſen, ſich daran freuen und zu entſchiedenerem Aufſluge die Fittiche verſuchen.

Das Buch der Betrachtungen erweitert ſich jeden Tag Demjenigen, der im Orient hauſt; denn Alles iſt dort Betrachtung, die zwiſchen dem Sinnlichen und Ueberſinnlichen hin und her wogt, ohne ſich für Eins oder das Andere zu entſcheiden. Dieſes Nachdenken, wozu man aufgefordert wird, iſt von ganz eigener Art; es widmet ſich nicht allein der Klugheit, ob gleich dieſe die ſtärkſten Forderungen macht, ſondern es wird zugleich auf jene Punkte geführt, wo die ſeltſamſten Probleme des Erdelebens ſtark und unerbittlich vor uns ſtehen und uns nöthigen, dem Zufall, einer Vorſehung und ihren unerforſchlichen Rathſchlüſſen die Knie zu beugen und unbedingte Ergebung als höchſtes, politiſch, ſittlich religiöſes Geſetz auszuſprechen.

Das Buch des Unmuths. Wenn die übrigen Bücher anwachſen, ſo erlaubt man auch wohl dieſem das gleiche Recht. Erſt müſſen ſich anmuthige, liebenswürdige, verſtändige Zuthaten verſammeln, ehe die Ausbrüche des Unmuths erträglich ſein können. Allgemein menſchliches Wohlwollen, nachſichtiges, hülfreiches Gefühl verbindet den Himmel mit der Erde und bereitet ein dem Menſchen gegönntes Paradies. Dagegen iſt der Unmuth ſtets egoiſtiſch; er beſteht auf Forderungen, deren Gewährung ihm außen blieb; er iſt anmaßlich, abſtoßend und erfreut Niemanden, ſelbſt Diejenigen kaum, die von gleichem Gefühl ergriffen ſind. Deſſen ungeachtet aber kann der Menſch ſolche Explosionen nicht immer zurückhalten, ja er thut wohl, wenn er ſeinem Verdruß, beſonders über ver-

Elmire. Rosa. Valerie.

Oft, durch unser ganzes Leben
Bringen wir der stillen Hütte
Neuen Dank und neue Bitte,
Daß uns bleibe, was sie gab.

Alle.

Laßt uns eilen, eilen, eilen!
Dank auf Dank sey unser Leben.
Viel hat uns das Glück gegeben,
Es erhalte, was es gab!

hinderte, gehörte Thätigkeit, auf diese Weise Luft zu machen trachtet. Schon jetzt hätte dieß Buch viel kürzer und reicher sein sollen; doch haben wir Manches, um alle Mißstimmung zu verhüten, bei Seite gelegt; wie wir denn hierbei bemerken, daß dergleichen Aeußerungen, welche für den Augenblick bedenklich scheinen, in der Folge aber, als unverfänglich, mit Heiterkeit und Wohlwollen aufgenommen werden, unter der Rubrik Paralipomena künftigen Jahren aufgespart werden.

Dagegen ergreifen wir diese Gelegenheit, von der Anmaßung zu reden, und zwar vorerst, wie sie im Orient zur Erscheinung kommt. Der Herrscher selbst ist der erste Anmaßliche, der die Uebrigen alle auszuschließen scheint. Ihm stehen alle zu Dienst; er ist Gebieter sein' selbst; Niemand gebietet ihm, und sein eigener Wille erschafft die übrige Welt, so daß er sich mit der Sonne, ja mit dem Weltall vergleichen kann. Auffallend ist es jedoch, daß er eben dadurch genöthigt ist, sich einen Mit-Regenten zu erwählen, der ihm in diesem unbegrenzten Felde beistehe, ja ihn ganz eigentlich auf dem Weltenthron erhalte. Es ist der Dichter, der mit und neben ihm wirkt und ihn über alle Sterblichen erhöht. Sammeln sich nun an seinem Hofe viele dergleichen Talente, so gibt er ihnen einen Dichterkönig und zeigt dadurch, daß er das höchste Talent für Seinesgleichen anerkenne. Hierdurch wird der Dichter aber aufgefordert, ja verleitet, eben so hoch von sich zu denken als von dem Fürsten und sich im Mitbesitz der größten Vorzüge und Stärkefähigkeiten zu fühlen. Hierin wird er bestärkt durch die grenzenlosen Geschenke, die er erhält, durch den Reichthum, den er sammelt, durch die Einwirkung, die er ausübt. Auch setzt er sich in dieser Denkart so fest, daß ihn irgend ein Mißlingen seiner Hoffnungen bis zum Wahnsinn treibt. Firdusi erwartet für sein Schah Nameh, nach einer frühern Aeußerung des Kaisers, sechszigtausend Goldstücke, da er aber dagegen nur sechszigtausend Silberstücke erhält, eben da er sich im Bade befindet, theilt er die Summe in drei Theile, schenkt einen dem Boten, einen dem Badewärter und den dritten dem Sorbet-Schenken, und vernichtet sogleich mit wenigen ehrenrührigen Schmähzeilen alles Lob, was er seit so vielen Jahren dem Schah gespendet. Er entflieht, verbirgt sich, widerruft nicht, sondern trägt seinen Haß auf die Seinigen über, so daß seine Schwester ein ansehnliches Geschenk, vom begütigten Sultan abgesendet, aber leider erst nach des Bruders Tode ankommend, gleichfalls verschmäht und abweist.

Wollten wir nun Das alles weiter entwickeln, so würden wir sagen, daß vom Thron, durch alle Stufen hinab, bis zum Derwisch an der Straßenecke, Alles voller Anmaßung zu finden sei, voll weltlichen und geistlichen Hochmuths, der auf die geringste Veranlassung sogleich gewaltsam hervorspringt.

Mit diesem sittlichen Gebrechen, wenn man's dafür halten will, sieht es im West-Lande ganz wunderlich aus. Bescheidenheit ist eigentlich eine geselllige Tugend; sie deutet auf große Ausbildung; sie ist eine Selbstverläugnung nach außen, welche, auf einem großen innern Werthe ruhend, als die höchste Eigenschaft des Menschen angesehen wird. Und so hören wir, daß die Menge immer zuerst an den vorzüglichsten Menschen die Bescheidenheit greift, ohne sich auf ihre übrigen Qualitäten sonderlich einzulassen. Bescheidenheit aber ist immer mit Verläugnung verknüpft und eine Art Schmeicheleі, die um desto wirksamer ist, als sie ohne Zudringlichkeit dem Andern wohlthut, indem sie ihn in seinem behaglichen Selbstgefühle nicht irre macht. Alles aber, was man gute Gesellschaft nennt, besteht in einer immer wachsenden Verneinung sein' selbst, so daß die Societät zuletzt ganz Null wird; es müßte denn das Talent sich ausbilden, daß wir, indem wir unsere Eitelkeit befriedigen, der Eitelkeit des Andern zu schmeicheln wissen.

Mit den Anmaßungen unsers westlichen Dichters aber möchten wir die Landsleute gern versöhnen. Eine gewisse Aufschneiderei durfte dem Diwan nicht fehlen, wenn der Orientalische Character einigen Maßen ausgedrückt werden sollte.

In die unerfreuliche Anmaßung gegen die höhern Stände konnte der Dichter nicht verfallen. Seine glückliche Lage überhebt ihn jedes Kampfes mit Despotismus. In das Lob, das er seinen fürstlichen Gebietern zollen konnte, stimmt ja die Welt mit ein. Die hohen Personen, mit denen er sonst in Verhältniß gestanden, pries und preist man noch immer. Ja, man kann dem Dichter verzeihen, daß der ceremoniöse Theil seines Diwans nicht reich genug sei.

Was aber das Buch des Unmuths betrifft, so möchte man wohl Einiges daran zu tadeln finden. Jeder Unmuthige drückt zu deutlich aus, daß seine persönliche Erwartung nicht erfüllt, sein Verdienst nicht anerkannt sei. So auch er! Von eben hierin ist er nicht befreit, aber von unten und von der Seite leidet er. Eine zudringliche, oft platte, oft tückische Menge mit ihren Ober-Führern lähmt seine Thätigkeit; erst waffnet er sich mit Stolz und Verdruß, dann aber, zu scharf gereizt und gepreßt, fühlt er Stärke genug, sich durch sie durchzuschlagen.

Sodann aber werden wir ihm zugestehen,

daß er mancherlei Anmaßungen dadurch zu mildern weiß, daß er ſie, gefühlvoll und kunſtreich, zuletzt auf die Geliebte bezieht, ſich vor ihr demüthigt, zu vernichten. Herz und Geiſt des Leſers werden ihm Dieſes zugute ſchreiben.

Buch der Sprüche ſollte vor andern anſchwellen: es iſt mit den Büchern der Betrachtung und des Unmuths ganz nahe verwandt. Orientaliſche Sprüche jedoch behalten den eigenthümlichen Character der ganzen Dichtkunſt, daß ſie ſich ſehr oft auf ſinnliche, ſichtbare Gegenſtände beziehen; und es finden ſich viele darunter, die man mit Recht laconiſche Parabeln nennen könnte. Dieſe Art bleibt dem Weſt-Länder die ſchwerſte, weil unſere Umgebung zu trocken, geregelt und proſaiſch erſcheint. Alte Deutſche Sprüchwörter jedoch, wo ſich der Sinn zum Gleichniß umbildet, können hier gleichfalls unſer Muſter ſein.

Buch des Timur. Sollte eigentlich erſt gegründet werden, und vielleicht müßten ein Paar Jahre hingehen, damit uns die allzu nahe liegende Deutung ein höheres Anſchauen ungeheurer Weltereigniſſe nicht mehr verkümmerte. Erheitert könnte dieſe Tragödie werden, wenn man des fürchterlichen Weltverwüſters launigen Zug und Zeitgefährten, Nuſreddin Chodſcha, von Zeit zu Zeit auftreten zu laſſen ſich entſchließe. Gute Stunden, freier Sinn werden hierzu die beſte Erforderniß verleihen. Ein Muſterſtück der Geſchichtchen, die zu uns herübergekommen, ſetzen wir bei.

Timur war ein häßlicher Mann; er hatte ein blindes Auge und einen lahmen Fuß. Indem nun eines Tags Chodſcha um ihn war, kratzte ſich Timur den Kopf; denn die Zeit des Barbierens war gekommen, und befahl, der Barbier ſolle gerufen werden. Nachdem der Kopf geſcheren war, gab der Barbier, wie gewöhnlich Timur den Spiegel in die Hand. Timur ſah ſich im Spiegel und fand ſein Anſehen gar zu häßlich. Darüber fing er an zu weinen, auch Chodſcha hob an zu weinen, und ſie weinten ſie ein Paar Stunden. Hierauf tröſteten einige Geſellſchafter den Timur und unterhielten ihn mit ſonderbaren Erzählungen, um ihn Alles vergeſſen zu machen. Timur hörte auf zu weinen; der Chodſcha aber hörte nicht auf, ſondern fing erſt recht an, ſtärker zu weinen. Endlich ſprach Timur zum Chodſcha: „Höre, ich habe in den Spiegel geſchaut und habe mich ſehr häßlich geſehen; darüber betrübte ich mich, weil ich nicht allein Kaiſer bin, ſondern auch viel Vermögen und Sklavinnen habe, daneben aber ſo häßlich bin; darum habe ich geweint. Und warum weinſt Du noch ohne Aufhören?“ Der Chodſcha antwortete: „Wenn Du nur ein Mal in den Spiegel geſehen und bei Beſchauung Deines Geſichts es gar nicht haſt aushalten können, Dich anzuſehen, ſondern darüber geweint haſt: was ſollen wir denn thun, die wir Tag und Nacht Dein Geſicht anzuſehen haben? Wenn wir nicht weinen, wer ſoll denn weinen! Deßhalb habe ich geweint.“ — Timur kam vor Lachen erſt ſich.

Buch Suleika. Dieſes, ohnehin das ſtärkſte der ganzen Sammlung, möchte wohl für abgeſchloſſen anzuſehen ſein. Der Hauch und Geiſt einer Leidenſchaft, der durch das Ganze weht, kehrt nicht leicht wieder zurück; wenigſtens iſt deſſen Rückkehr, wie die eines guten Weinjahres, in Hoffnung und Demuth zu erwarten.

Ueber das Betragen des weſtlichen Dichters aber, in dieſem Buche, dürfen wir einige Betrachtungen anſtellen. Nach dem Beiſpiele mancher öſtlichen Vorgänger hält er ſich entfernt vom Sultan. Als genügſamer Derwiſch darf er ſich ſogar dem Fürſten vergleichen; denn der gründliche Bettler ſoll eine Art von König ſein. Armuth gibt Verwegenheit. Irdiſche Güter und ihren Werth nicht anzuerkennen, Nichts oder wenig davon zu verlangen, iſt ſein Entſchluß, der das ſorgloſeſte Behagen erzeugt. Statt einen anſtrengenden Beſitz zu ſuchen, verſchenkt er in Gedanken Länder und Schätze und ſpottet über Den, der ſie wirklich beſaß und verlor. Eigentlich aber hat ſich unſer Dichter zu einer freiwilligen Armuth bekannt, um deſto ſtolzer aufzutreten, daß es ein Mädchen gebe, die ihm deßwegen doch hold und gewärtig iſt.

Aber noch eines größern Mangels rühmt er ſich: ihm entwich die Jugend; ſein Alter, ſeine grauen Haare ſchmückt er mit der Liebe Suleika's, nicht geckenhaft zudringlich, nein, ihrer Gegenliebe gewiß. Sie, die Geiſtreiche, weiß den Geiſt zu ſchätzen, der die Jugend früh zeitigt und das Alter verjüngt.

Das Schenken-Buch. Weder die unmäßige Neigung zu dem halbverbotenen Weine, noch das Zartgefühl für die Schönheit eines heranwachſenden Knaben durfte im Divan vermißt werden; Letzteres wollte jedoch unſern Sitten gemäß in aller Reinheit behandelt ſein.

Die Wechſelneigung des frühern und ſpätern Alters deutet eigentlich auf ein ächt pädagogiſches Verhältniß. Eine leidenſchaftliche Neigung des Kindes zum Greiſe iſt keineswegs eine ſeltene, aber ſelten benutzte Erſcheinung. Hier gewahrt man den Bezug des Enkels zum Großvater, des ſpätgeborenen Erben zum überraſchten, zärtlichen Vater. In dieſem Verhält-

Kinder, so sind aufmerksam auf Blicke, Erfahrung, Gewalt des Aeltern; reingeborne Seelen empfinden dabei das Bedürfniß einer ehrfurchtsvollen Neigung; das Alter wird hiervon ergriffen und festgehalten. Empfindet und benutzt die Jugend ihr Uebergewicht, um sinnliche Zwecke zu erreichen, kindliche Bedürfnisse zu befriedigen, so versieht uns die Anmuth mit frühzeitiger Schalkheit. Höchst rührend aber bleibt das herantretende Gefühl des Knaben, der, von dem hohen Geiste des Alters ergriffen, in sich selbst ein Staunen fühlt, das ihm weissagt, auch Dergleichen könne sich in ihm entwickeln. Wir versuchten, so schöne Verhältnisse im Schenkenbuche anzudeuten und gegenwärtig weiter auszulegen. Saadi hat jedoch uns einige Beispiele erhalten, deren Zartheit, gewiß allgemein anerkannt, das vollkommenste Verständniß eröffnet.

Folgendes nämlich erzählt er in seinem Rosengarten: „Als Mahmud, der König, zu Chuarezm mit dem König von Chattaj Friede machte, bin ich zu Kaschker (einer Stadt der Uebeken oder Tartern) in die Kirche gekommen, woselbst, wie Ihr wißt, auch Schule gehalten wird, und habe allda einen Knaben gesehen, wunderschön von Gestalt und Angesicht. Dieser hatte eine Grammatik in der Hand, um die Sprache rein und gründlich zu lernen; er las laut und zwar ein Exempel von einer Regel: Sarabа Seidon Amran. Seidon hat Amran geschlagen oder besiegt. Amran ist der Accusativus. (Diese beiden Namen stehen aber hier zu allgemeiner Andeutung von Gegnern, wie die Deutschen sagen: Hinz oder Kunz.) Als er nun diese Worte einige Mal wiederholt hatte, um sie dem Gedächtniß einzuprägen, sagte ich: „Es haben ja Chuarezm und Chattaj endlich Friede gemacht; sollen denn Seidon und Amran stets Krieg gegen einander führen?" Der Knabe lachte allerliebst und fragte, was ich für ein Landsmann sei. Und als ich antwortete: „von Schiras," fragte er, ob ich nicht Etwas von Saadi's Schriften auswendig könnte, da ihm die Persische Sprache sehr wohl gefalle.

Ich antwortete: „Gleichwie Dein Gemüth aus Liebe gegen die reine Sprache sich der Grammatik ergeben hat, also ist auch mein Herz der Liebe zu Dir völlig ergeben, so daß Deiner Natur Bildniß das Bildniß meines Verstandes entrandet." Er betrachtete mich mit Aufmerksamkeit, als wollte er sprechen, ob Das, was ich sagte, Worte des Dichters oder meine eigenen Gefühle seien. Ich aber fuhr fort: „Du hast das Herz eines Liebhabers in Dein Netz gefangen, wie Seidon. Wir ringen gerne mit Dir um, aber Du bist gegen uns, wie Seidon gegen Amran, abgeneigt und feindlich." Er aber antwortete mir mit einiger heiteren Verlegenheit in Versen aus meinen eigenen Gedichten, und ich hatte den Vortheil, ihm auf eben die Weise das Allerschönste sagen zu können; und so lebten wir einige Tage in anmuthigen Unterhaltungen. Als aber der Hof sich wieder zur Reise beschickt und wir Willens waren, den Morgen früh aufzubrechen, sagte Einer von unsern Gefährten zu ihm: „Das ist Saadi selbst, nach dem Du gefragt hast."

Der Knabe kam eilend gelaufen, beugte sich mit aller Ehrerbietung gar freundlich gegen mir an und wünschte, daß er mich doch eher gekannt hätte, und sprach: „Warum hast Du diese Tage her mir nicht offenbaren und sagen wollen: ich bin Saadi, — damit ich Dir gebührende Ehre nach meinem Vermögen hätte anthun und meine Dienste vor Deinen Füßen demüthigen können?" Aber ich antwortete: „Indem ich Dich ansah, konnte ich das Wort: ich bin's, nicht aus mir bringen; mein Herz brach auf gegen Dir als eine Rose, die zu blühen beginnt." Er sprach ferner: ob es denn nicht möglich wäre, daß ich noch etliche Tage daselbst verharrte, damit er Etwas von mir in Kunst und Wissenschaft lernen könnte. Aber ich antwortete: „Es kann nicht sein; denn ich sehe hier vortreffliche Leute zwischen großen Bergen wohnen; mir aber gefällt, mich vergnügt nur eine Wohle in der Welt zu haben und daselbst zu verweilen." Und als er mir darauf Etwas betrübt vorkam, sprach ich, warum er sich nicht in die Stadt begebe, woselbst er sein Herz vom Bande der Traurigkeit befreien und fröhlicher leben könnte. Er antwortete: „Da sind zwar viel schöne und anmuthige Bilder; es ist aber auch lustig und schlüpfrig in der Stadt, daß auch wohl Elephanten gleiten und fallen könnten; und so würde auch ich, bei Anschauung dieser Exempel, nicht auf festem Fuße bleiben." Als wir so gesprochen, küßten wir uns darauf Kopf und Angesicht und nahmen unsern Abschied. Da wurde denn wahr, was der Dichter sagt: „Liebende sind im Scheiden dem schönen Apfel gleich, Wange, die sich an Wange drückt, wird vor Lust und Leben roth; die andere hingegen ist bleich wie Kummer und Krankheit."

An einem andern Orte erzählt derselbige Dichter:

„In meinen jungen Jahren pflog ich mit einem Jüngling Meinesgleichen anständige, beständige Freundschaft. Sein Antlitz war meinen Augen die Himmels-Region, wohin wir uns im Beten als zu einem Magnet wenden. Seine Gesellschaft war von meinem ganzen Leben Wunsch und Handel der beste Gewinn. Ich halte dafür, daß keiner unter den Menschen unter den Engeln möchte es allenfalls seine

auf der Welt geweſen, der ſich ihm hätte vergleichen können an Geſtalt, Aufrichtigkeit und Ehre. Nachdem ich ſolcher Freundſchaft geweſen, habe ich es verredet, und es däucht mir, unbillig zu ſein, nach ſeinem Tode meine Liebe einem Andern zuzuwenden. Ungefähr gerieth ſein Fuß in die Schlinge ſeines Verhängniſſes, daß er ſchleunigſt in's Grab mußte. Ich habe eine gute Zeit auf ſeinem Grabe als ein Wächter geſeſſen und gelegen, und gar viele Trauerlieder über ſeinen Tod und unſer Scheiden ausgeſprochen, welche mir und Andern noch immer rührend bleiben."

Buch der Parabeln. Obgleich die weſtlichen Nationen vom Reichthum des Orients ſich Vieles zugeeignet, ſo wird ſich doch hier noch Manches einzuernten finden, welches näher zu bezeichnen wir Folgendes eröffnen.

Die Parabeln ſowohl als andere Dichtarten des Orients, die ſich auf Sittlichkeit beziehen, kann man in drei verſchiedene Rubriken nicht ungeſchickt eintheilen: in ethiſche, moraliſche und aſcetiſche. Die erſten enthalten Ereigniſſe und Andeutungen, die ſich auf den Menſchen überhaupt und ſeine Zuſtände beziehen, ohne daß dabei ausgeſprochen werde, was gut oder bös ſei. Dieſes aber wird durch die zweiten vorzüglich herausgeſetzt und dem Hörer eine vernünftige Wahl vorbereitet. Die dritte hingegen fügt noch eine entſchiedene Neigung hinzu: die ſittliche Anregung wird Gebot und Geſetz. Dieſen läßt ſich eine vierte anfügen: ſie ſtellen die wunderbaren Führungen und Fügungen dar, die aus unerforſchlichen, unbegreiflichen Rathſchlüſſen Gottes hervorgehen; lehren und beſtätigen den eigentlichen Islam, die unbedingte Ergebung in den Willen Gottes, die Ueberzeugung, daß Niemand ſeinem einmal beſtimmten Looſe ausweichen könne. Will man noch eine fünfte hinzuthun, welche man die myſtiſche nennen mußte: ſie treibt den Menſchen aus dem vorhergehenden Zuſtand, der noch immer ängſtlich und drückend bleibt, zur Vereinigung mit Gott ſchon in dieſem Leben und zur verläßigen Entſagung derjenigen Güter, deren allenfallſiger Verluſt uns ſchmerzen könnte. Sondert man die verſchiedenen Zwecke bei allen bildlichen Darſtellungen des Orients, ſo hat man ſchon viel gewonnen, indem man ſich ſonſt in Verwirrung derſelben immer gehindert fühlt, bald eine Nutzanwendung ſucht, wo keine iſt, dann aber eine tiefer liegende Bedeutung überſieht. Auffallende Beiſpiele ſämmtlicher Arten zu geben, müßte das Buch der Parabeln intereſſant und lehrreich machen. Wohin die von uns dieß Mal vorgetragenen zu ordnen ſein möchten, wird dem einſichtigen Leſer überlaſſen.

Buch des Parſen. Nur vielfache Ableitungen haben den Dichter verhindert, die ſo abſtract ſcheinende und doch ſo practiſch eingreifende Sonn- und Feuerverehrung in ihrem ganzen Umfange dichteriſch darzuſtellen, wozu der herrlichſte Stoff ſich anbietet. Möge ihm gegönnt ſein, das Verſäumte glücklich nachzuholen!

Buch des Paradieſes. Auch dieſe Regionen des mahometaniſchen Glaubens hat noch viele wunderſchöne Plätze, Paradieſe im Paradieſe, daß man ſich daſelbſt gern ergehen, gern aufenthalten möchte. Scherz und Ernſt verſchlingen ſich hier ſo lieblich ineinander, und ein verklärtes Alltägliche verleiht uns Flügel, zum Höhern und Höchſten zu gelangen. Und was ſollte den Dichter hindern, Mahomet's Wunderpferd zu beſteigen und ſich durch alle Himmel zu ſchwingen? Warum ſollte er nicht ehrfurchtsvoll jene heilige Nacht feiern, wo der Coran vollſtändig dem Propheten von oben her gebracht ward? Hier iſt noch Manches zu gewinnen.

Alt-Teſtamentliches.

Nachdem ich mir nun mit der ſüßen Hoffnung geſchmeichelt, ſowohl für den Divan als für die beigefügten Erklärungen in der Folge noch Manches wirken zu können, durchlaufe ich die Vorarbeiten, die ungenutzt und unausgeübt in zahlloſen Blättern vor mir liegen; und da finde ich denn einen Aufſatz, vor fünfundzwanzig Jahren geſchrieben, auf noch ältere Papiere und Studien ſich beziehend.

Aus meinen biographiſchen Verſuchen werden ſich Freunde wohl erinnern, daß ich dem erſten Buch Moſis viel Zeit und Aufmerkſamkeit gewidmet, und manchen jugendlichen Tag entlang in den Paradieſen des Orients mich ergangen. Aber auch den folgenden hiſtoriſchen Schriften waren Neigung und Fleiß zugewendet. Die vier letzten Bücher Moſis nöthigten zu pünctlichen Bemühungen, und nachſtehender Aufſatz enthält die wunderlichen Reſultate derſelben. Mag ihm nun an dieſer Stelle ein Platz gegönnt ſein! Denn wie alle unſere Wanderungen im Orient durch die heiligen Schriften veranlaßt werden, ſo kehren wir immer zu denſelben zurück, als den erquicklichſten, obgleich hier und da getrübten, in die Erde ſich verbergenden, ſodann aber rein und friſch wieder hervorſpringenden Quellwaſſern.

Iſrael in der Wüſte.

„Da kam ein neuer König auf in Egypten; Der wußte Nichts von Joſeph. Wie dem Herrſcher ſo auch dem Volke war das Andenken ſeines Wohlthäters verſchwunden; den Iſrae-

liten ſelbſt ſcheinen die Namen ihrer Urväter nur wie altherkömmliche Klänge von Weitem zu tönen. Seit vierhundert Jahren hatte ſich die kleine Familie unglaublich vermehrt. Das Verſprechen, ihrem großen Ahnherrn von Gott unter ſo vielen Unwahrſcheinlichkeiten gethan, iſt erfüllt; allein was hilft es ihnen! Gerade dieſe große Zahl macht ſie den Haupteinwohnern des Landes verdächtig. Man ſucht ſie zu quälen, zu ängſtigen, zu beläſtigen, zu vertilgen, und ſo ſehr ſich auch ihre hartnäckige Natur dagegen wehrt, ſo ſehen ſie doch ihr gänzliches Verderben wohl voraus, als man ſie, ein bisheriges freies Hirtenvolk, nöthigt, in und an ihren Grenzen mit eignen Händen feſte Städte zu bauen, welche offenbar zu Zwing- und Kerkerplätzen für ſie beſtimmt ſind.

Hier fragen wir nun, ehe wir weiter gehen und uns durch ſonderbar, ja unglücklich redigirte Bücher mühſam durcharbeiten: was wird uns denn als Grund, als Urſtoff von den vier letzten Büchern Moſis übrig bleiben, da wir Manches dabei zu erinnern, Manches daraus zu entfernen für nöthig finden.

Das eigentliche, einzige und tiefſte Thema der Welt- und Menſchengeſchichte, dem alle übrigen untergeordnet ſind, bleibt der Conflict des Unglaubens und Glaubens. Alle Epochen, in welchen der Glaube herrſcht, unter welcher Geſtalt er auch wolle, ſind glänzend, herzerhebend und fruchtbar für Mitwelt und Nachwelt. Alle Epochen dagegen, in welchen der Unglaube, in welcher Form es ſei, einen kümmerlichen Sieg behauptet, und wenn ſie auch einen Augenblick mit einem Scheinglanze prahlen ſollten, verſchwinden vor der Nachwelt, weil ſich Niemand gern mit Erkenntniß des Unfruchtbaren abquälen mag.

Die vier letzten Bücher Moſis haben, wenn uns das erſte den Triumph des Glaubens darſtellte, den Unglauben zum Thema, der, auf die kleinlichſte Weiſe, den Glauben, der ſich aber freilich auch nicht in ſeiner ganzen Fülle zeigt, zwar nicht beſtreitet und bekämpft, jedoch ſich ihm von Schritt zu Schritt in den Weg ſchiebt, und oft durch Wohlthaten, öfter aber noch durch gräuliche Strafen nicht getheilt, nicht ausgerottet, ſondern nur augenblicklich beſchwichtigt wird, und deßhalb ſeinen ſchleichenden Gang dergeſtalt immer fortſetzt, daß ein großes, edles, auf die herrlichſten Verheißungen eines zuverläſſigen National-Gottes unternommenes Geſchäft gleich in ſeinem Anfange zu ſcheitern droht, und auch niemals in ſeiner ganzen Fülle vollendet werden kann.

Wenn uns das Ungemüthliche dieſes Inhalts, der wenigſtens für den erſten Anblick unmoraliſch und verdrießlich macht, ſo werden dieſe Bücher durch eine höchſt traurige, unbegreifliche Redaction ganz ungenießbar. Den Gang der Geſchichte ſehen wir überall gehemmt durch eingeſchaltete, zahlloſe Geſetze, von denen größtem Theil man die eigentliche Urſache und Abſicht nicht einſehen kann, wenigſtens nicht, warum ſie in dem Augenblick gegeben werden, oder, wenn ſie ſpätern Urſprungs ſind, warum ſie hier angeführt und eingeſchaltet werden. Man ſieht nicht ein, warum bei einem ſo nahebevorſtehenden Feldzuge, dem ohnehin ſo viel im Wege ſtand, man ſich recht abſichtlich und kleinlich bemüht, das religiöſe Ceremonien-Geſchäft zu vervielfältigen, wodurch jedes Vorwärtskommen unendlich erſchwert werden muß. Man begreift nicht, warum Geſetze für die Zukunft, die noch völlig im Ungewiſſen ſchwebt, zu einer Zeit ausgeſprochen werden, wo es jeden Tag, jede Stunde an Rath und That gebricht, und der Heerführer, der auf ſeinen Füßen ſtehen ſollte, ſich wiederholt auf's Angeſicht wirft, um Buaden und Strafen von oben zu erflehen, die Beide nur vereitelt gereicht werden, ſo daß man mit dem verirrten Volke den Hauptzweck völlig aus den Augen verliert.

Um mich nun in dieſem Labyrinthe zu finden, gab ich mir die Mühe, ſorgfältig zu ſondern, was eigentliche Erzählung iſt, es mochte nun für Hiſtorie, für Fabel oder für Beides zuſammen, für Poeſie, gelten. Ich ſonderte Dieſes von Dem, was gelehrt und geboten wird. Unter dem Erſten verſtehe ich Das, was allen Ländern, allen ſittlichen Menſchen gemäß ſein würde, und unter dem Zweiten, was das Volk Iſrael's beſonders angeht und verbindet. Inwiefern mir Das gelungen, wage ich ſelbſt kaum zu beurtheilen, indem ich gegenwärtig nicht in der Lage bin, jene Studien nochmals vorzunehmen, ſondern was ich hieraus aufzuſtellen gedenke, aus ſpätern und frühern Papieren, wie es der Augenblick erlaubt, zuſammentrage. Zwei Dinge ſind es daher, auf die ich die Aufmerkſamkeit meiner Leſer zu richten wünſchte: erſtlich auf die Entwickelung der ganzen Beſchaffenheit dieſes wunderlichen Zugs aus dem Charakter des Feldherrn, der Anfangs nicht in dem günſtigſten Lichte erſcheint; und zweitens auf die Vermuthung, daß der Zug keine vierzig, ſondern kaum zwei Jahre gedauert; wodurch denn eben der Feldherr, deſſen Betragen wir zuerſt tadeln mußten, wieder gerechtfertigt und zu Ehren gebracht, zugleich aber auch die Ehre des National-Gottes gegen den Unglimpf einer Härte, die noch unerträglicher iſt als die Halsſtarrigkeit eines Volkes, gerettet und beinahe in ſeiner frühern Reinheit wieder hergeſtellt wird.

Erinnern wir uns nun zuerſt des Iſraelitiſchen Volkes in Egypten, an deſſen bedrängter Lage die ſpäteſte Nachwelt aufgerufen iſt, Theil zu nehmen. Unter dieſem Geſchlecht, aus dem gewaltſamen Stamme Levi, tritt ein gewaltſamer Mann hervor; lebhaftes Gefühl von Recht und Unrecht bezeichnet denſelben. Würdig ſeiner grimmigen Ahnherren erſcheint er, von denen der Stammvater ausruft: „Die Brüder Simeon und Levi: ihre Schwerter ſind mörderiſche Waffen; meine Seele komme nicht in ihren Rath, und meine Ehre ſei nicht in ihrer Verſammlung! Denn in ihrem Zorn haben ſie den Mann erwürgt, und in ihrem Muthwillen haben ſie den Ochſen verderbt! Verflucht ſei ihr Zorn, daß er ſo heftig iſt, und ihr Grimm, daß er ſo ſtörrig iſt! Ich will ſie zerſtreuen in Jacob und zerſtreuen in Iſrael.“

Völlig nun in ſolchem Sinne kündigt ſich Moſes an. Den Egypter, der einen Iſraeliten mißhandelt, erſchlägt er heimlich. Sein patriotiſcher Meuchelmord wird entdeckt, und er muß entfliehen. Wer, eine ſolche Handlung begehend, ſich als bloßen Naturmenſchen darſtellt, nach deſſen Erziehung hat man nicht Urſache zu fragen. Er ſei von einer Fürſtin als Knabe begünſtigt, er ſei am Hofe erzogen worden: Nichts hat auf ihn gewirkt; er iſt ein trefflicher, ſtarker Mann geworden, aber unter allen Verhältniſſen roh geblieben; und als einen ſolchen kräftigen, kurzgebundenen, verſchloſſenen, der Mittheilung unfähigen finden wir ihn auch in der Verbannung wieder. Seine kühne Fauſt erwirbt ihm die Neigung eines Midianitiſchen Fürſtenprieſters, der ihn ſogleich mit ſeiner Familie verbindet. Nun lernt er die Wüſte kennen, wo er künftig in dem beſchwerlichen Amte eines Heerführers auftreten ſoll.

Und nun laſſet uns vor allen Dingen einen Blick auf die Midianiten werfen, unter welchen ſich Moſes gegenwärtig befindet. Wir haben ſie als ein großes Volk anzuerkennen, das, wie alle nomadiſchen und handelnden Völker, durch mannigfaltige Beſchäftigung ſeiner Stämme, durch eine bewegliche Ausbreitung noch größer erſcheint, als es iſt. Wir finden die Midianiten am Berge Horeb, an der weſtlichen Seite des kleinen Meerbuſens und ſodann bis gegen Moab und den Arnon. Schon zeitig fanden wir ſie als Handelsleute, die ſelbſt durch Canaan caravanenweis nach Egypten ziehen.

Unter einem ſolchen gebildeten Volke lebt nunmehr Moſes, aber auch als ein abgeſonderter, verſchloſſener Hirte. In dem traurigſten Zuſtande, in welchem ein trefflicher Mann ſich nur befinden mag, der, nicht zum Denken und Ueberlegen geboren, bloß nach That ſtrebt, ſehen wir ihn einſam in der Wüſte, ſtets im Geiſte beſchäftigt mit den Schickſalen ſeines Volks, immer zu dem Gott ſeiner Ahnherren gewendet, ängſtlich die Verbannung fühlend aus einem Lande, das, ohne der Väter Land zu ſein, doch gegenwärtig das Vaterland ſeines Volkes iſt. Zu ſchwach, durch ſeine Fauſt in dieſem großen Anliegen zu wirken, unfähig, einen Plan zu entwerfen, und, wenn er ihn entwürfe, ungeſchickt zu jeder Unterhandlung, zu einem die Perſönlichkeit begünſtigenden, zuſammenhängenden, mündlichen Vortrag. Kein Wunder wäre es, wenn in ſolchem Zuſtande eine ſo ſtarke Natur ſich ſelbſt verzehrte.

Einigen Troſt kann ihm in dieſer Lage die Verbindung geben, die ihm durch hin und wieder ziehende Caravanen mit den Seinigen erhalten wird. Nach manchem Zweifeln und Zögern entſchließt er ſich, zurückzukehren und des Volkes Retter zu werden. Aaron, ſein Bruder, kommt ihm entgegen; und nun erfährt er, daß die Gährung im Volke aufs Höchſte geſtiegen ſei. Jetzt dürfen es beide Brüder wagen, ſich als Repräſentanten vor den König zu ſtellen. Allein Dieſer zeigt ſich Nichts weniger als geneigt, eine große Anzahl Menſchen, die ſich ſeit Jahrhunderten in ſeinem Lande, aus einem Hirtenvolk, zum Ackerbau, zu Handwerken und Künſten gebildet, ſich mit ſeinen Unterthanen vermiſcht haben, und deren ungeſchlachte Maſſe wenigſtens bei Errichtung ungeheurer Monumente, bei Erbauung neuer Städte und Feſten frohnweis wohl zu gebrauchen iſt, nunmehr ſo leicht wieder von ſich und in ihre alte Selbſtſtändigkeit zurücklaſſen.

Das Geſuch wird alſo abgewieſen, und, bei einbrechenden Landplagen immer dringender wiederholt, immer hartnäckiger verſagt. Aber das aufgeregte Hebräiſche Volk, in Ausſicht auf ein Erbland, das ihm eine uralte Ueberlieferung verhieß, in Hoffnung der Unabhängigkeit und Selbſtbeherrſchung, erkennt keine weitern Pflichten. Unter dem Schein eines allgemeinen Feſtes lockt man Gold- und Silbergeſchirre den Nachbarn ab, und in dem Augenblick, da der Egypter den Iſraeliten mit harmloſen Gaſtmahlen beſchäftigt glaubt, wird eine umgekehrte Sicilianiſche Veſper unternommen; der Fremde ermordet den Einheimiſchen, der Gaſt den Wirth, und, geleitet durch eine grauſame Politik, erſchlägt man nur den Erſtgebornen, um in einem Lande, wo die Erſtgeburt ſo viele Rechte genießt, den Eigennutz der Nachgebornen zu beſchäftigen und der augenblicklichen Rache durch eine eilige Flucht entgehen zu können. Der Kunſtgriff gelingt; man ſtößt die Mörder aus, anſtatt ſie zu beſtrafen. Nur ſpät verſammelt der König ſein Heer, aber die den Fußvölkern ſonſt ſo fürchterlichen

Reiter und Sichelwagen ſtreiten auf einem ſumpfigen Boden einen ungleichen Kampf mit dem leichten und leicht bewaffneten Nachtrab; wahrſcheinlich mit demſelben entſchloſſenen, kühnen Haufen, der ſich bei dem Wageſtück des allgemeinen Mordes ſchon vorgeübt und den wir in der Folge an ſeinen grauſamen Thaten wieder zu erkennen und zu bezeichnen nicht verfehlen dürfen.

Ein ſo zu Angriff und Vertheidigung wohlgerüſteter Heeres- und Volkszug konnte mehr als einen Weg in das Land der Verheißung wählen; der erſte am Meere her, über Gaza, war kein Caravanen-Weg und mochte, wegen der wohlgerüſteten, kriegeriſchen Einwohner, gefährlich werden; der zweite, obgleich weiter, ſchien mehr Sicherheit und mehr Vortheile anzubieten. Er ging an dem rothen Meere hin bis zum Sinai; von hier an konnte man wieder zweierlei Richtung nehmen. Die erſte, die zunächſt zum Ziel führte, zog ſich am kleinen Meerbuſen hin durch das Land der Midianiter und der Moabiter zum Jordan; die zweite, quer durch die Wüſte, wies auf Cades; in jenem Falle blieb das Land Edom links, hier rechts. Jenen erſten Weg hatte ſich Moſes wahrſcheinlich vorgenommen, den zweiten hingegen einzulenken ſcheint er durch die klugen Midianiter verleitet zu ſein, wie wir zunächſt wahrſcheinlich zu machen gedenken, wenn wir vorher von der düſtern Stimmung geſprochen haben, in die uns die Darſtellung der dieſen Zug begleitenden, äußern Umſtände verſetzt.

Der heitere Nachthimmel, von unendlichen Sternen glühend, auf welchen Abraham von ſeinem Gott hingewieſen worden, breitet nicht mehr ſein goldenes Gezelt über uns aus; anſtatt jenen heitern Himmelslichtern zu gleichen, bewegt ſich ein unzählbares Volk mißmuthig in einer traurigen Wüſte. Alle fröhlichen Phänomene ſind verſchwunden; nur Feuerflammen erſcheinen an allen Ecken und Enden. Der Herr, der aus einem brennenden Buſche Moſes berufen hatte, zieht nun vor der Maſſe her in einem trüben Gluthqualm, den man Tags für eine Wolkenſäule, Nachts als ein Feuer-Meteor anſprechen kann. Aus dem umwölkten Gipfel Sinai's ſchrecken Blitz und Donner, und bei gering ſcheinendem Vergehen brechen Flammen aus dem Boden und verzehren die Enden des Lagers. Speiſe und Trank ermangeln immer auf's Neue, und der unmuthige Volkswunſch nach Rückkehr wird nur bänglicher, je weniger ihr Führer ſich gründlich zu helfen weiß.

Schon zeitig, ehe noch der Heereszug an den Sinai gelangt, kommt Jethro ſeinem Schwiegerſohn entgegen, bringt ihm Tochter und Enkel, die zur Zeit der Noth im Vaterzelte verwahrt geweſen, und beweiſt ſich als einen klugen Mann. Ein Volk, wie die Midianiter, das frei ſeiner Beſtimmung nachgeht und ſeine Kräfte in Uebung zu ſetzen Gelegenheit findet, muß gebildeter ſein als ein ſolches, das unter fremdem Joche in ewigem Widerſtreit mit ſich ſelbſt und den Umſtänden lebt. Und wie viel höherer Anſichten mußte ein Führer jenes Volkes fähig ſein, als ein trübſinniger, in ſich ſelbſt verſchloſſener, rechtſchaffener Mann, der ſich zwar zum Thun und Herrſchen geboren fühlt, dem aber die Natur zu ſolchem gefährlichen Handwerke die Werkzeuge verſagt hat!

Moſes konnte ſich zu dem Begriff nicht erheben, daß ein Herrſcher nicht überall gegenwärtig ſein, nicht Alles ſelbſt thun müſſe; im Gegentheil machte er ſich durch perſönliches Wirken ſeine Amtsführung höchſt ſauer und beſchwerlich. Jethro gibt ihm erſt darüber Licht und hilft ihm, das Volk organiſiren und Unterobrigkeiten beſtellen; worauf er freilich ſelbſt hätte fallen ſollen.

Allein nicht bließ das Beſte ſeines Schwähers und der Iſraeliten mag Jethro bedacht, ſondern auch ſein eigenes und der Midianiter Wohl erwägt haben. Ihm kommt Moſes, den er ehemals als Flüchtling aufgenommen, den er unter ſeine Diener, unter ſeine Knechte noch vor Kurzem gezählt, nun entgegen, an der Spitze einer großen Volksmaſſe, die, ihren alten Sitz verlaſſend, neuen Boden aufſucht und überall, wo ſie ſich hinlenkt, Furcht und Schrecken verbreitet.

Nun konnte dem einſichtigen Manne nicht verborgen bleiben, daß der nächſte Weg der Kinder Iſrael durch die Beſitzungen der Midianiter gehe; daß dieſer Zug überall den Herden ſeines Volkes begegnen, deſſen Anſiedelungen berühren, ja auf deſſen ſchon wohleingerichtete Städte treffen werde. Die Grundſätze eines dergeſtalt auswandernden Volks ſind kein Geheimniß; ſie ruhen auf dem Eroberungsrechte. Es zieht nicht ohne Widerſtand, und in jedem Widerſtand ſieht es Unrecht: wer das Seinige vertheidigt, iſt ein Feind, den man ohne Schonung vertilgen kann.

Es brauchte keinen außerordentlichen Blick, um das Schickſal zu überſehen, dem die Völker ausgeſetzt ſein würden, über die ſich eine ſolche Heuſchreckenwolke herabwälzte. Hieraus geht nun die Vermuthung zunächſt hervor, daß Jethro ſeinem Schwiegerſohn den geraden und beſten Weg verleidet und ihn dagegen zu dem Wege quer durch die Wüſte beredet, welche Anſicht dadurch mehr beſtärkt wird, daß Hobab nicht von der Seite ſeines Schwagers weicht, bis er ihn den angerathenen Weg einſchlagen ſieht, ja ihn ſogar noch weiter begleitet, um

den ganzen Zug von den Wohnorten der Midianiter deſto ſicherer abzulenken.

Vom Ausgange aus Egypten an gerechnet erſt im vierzehnten Monat geſchah der Aufbruch, von dem wir ſprechen. Das Volk bezeichnete unterwegs einen Ort, wo es wegen Lüſternheit große Plage erlitten, durch den Namen Gelüſtgräber, dann zogen ſie gen Haſeroth und lagerten ſich ferner in der Wüſte Paran. Dieſer zurückgelegte Weg bleibt unbezweifelt. Sie waren nun ſchon nahe an dem Ziel ihrer Reiſe; nur ſtand ihnen das Gebirg entgegen, wodurch das Land Canaan von der Wüſte getrennt wird. Man beſchloß, Kundſchafter auszuſchicken und rückte indeſſen weiter vor bis Cades. Hierhin kehrten die Botſchafter zurück, brachten Nachrichten von der Vortrefflichkeit des Landes, aber leider auch von der Furchtbarkeit der Einwohner. Hier entſtand nun abermals ein trauriger Zwieſpalt, und der Wettſtreit von Glauben und Unglauben begann auf's Neue.

Unglücklicher Weiſe hatte Moſes noch weniger Feldherrn- als Regenten-Talente. Schon während des Streites gegen die Amalekiter begab er ſich auf den Berg, um zu beten, mittlerweile Joſua an der Spitze des Heers den lange hin und wieder ſchwankenden Sieg endlich dem Feinde abgewann. Nun zu Cades befand man ſich wieder in einer zweideutigen Lage. Joſua und Caleb, die Beherzteſten unter den zwölf Abgeſandten, rathen zum Angriff, rufen auf, getrauen ſich, das Land zu gewinnen. Indeſſen wird durch übertriebene Beſchreibung von bewaffneten Rieſengeſchlechtern allenthalben Furcht und Schrecken erregt; das verſchüchterte Heer weigert ſich, hinaufzurücken. Moſes weiß ſich wieder nicht zu helfen: erſt fordert er ſie auf, dann ſcheint auch ihm ein Angriff von dieſer Seite gefährlich. Er ſchlägt vor, nach Oſten zu ziehen. Hier mochte nun einem biedern Theil des Heeres gar zu unwürdig ſcheinen, ſolch einen ernſtlichen, mühſam verfolgten Plan, auf dieſem erſchauten Punct, aufzugeben. Sie rotten ſich zuſammen und ziehen wirklich das Gebirg hinauf. Moſes aber bleibt zurück; das Heiligthum ſetzt ſich nicht in Bewegung; daher ziemt es weder Joſua noch Caleb, ſich an die Spitze der Kühnern zu ſtellen. Genug, der nicht unterſtützte, eigenmächtige Vortrab wird geſchlagen; Ungeduld vermehrt ſich; der ſo oft ſchon ausgebrochene Unmuth des Volkes, die mehrern Meutereien, an denen ſogar Aaron und Miriam Theil genommen, brechen auf's Neue deſto lebhafter aus und geben abermals ein Zeugniß, wie wenig Moſes ſeinem großen Berufe gewachſen war. Es iſt ſchon an ſich keine Frage, wird aber durch das Zeugniß Caleb's unwiderleglich beſtätigt, daß an dieſer Stelle möglich, ja unerläßlich geweſen, in's Land Canaan einzudringen, Hebron, den Hain Mamre in Beſitz zu nehmen, das heilige Grab Abraham's zu erobern und ſich dadurch einen Ziel-, Stütz- und Mittelpunct für das ganze Unternehmen zu verſchaffen. Welcher Nachtheil mußte dagegen dem unglücklichen Volk entſpringen, wenn man den bisher befolgten, von Jethro zwar nicht ganz uneigennützig, aber doch nicht ganz verrätheriſch vorgeſchlagenen Plan auf ein Mal ſo freventlich aufzugeben beſchloß!.

Das zweite Jahr, von dem Auszuge aus Egypten an gerechnet, war noch nicht vorüber, und man hätte ſich vor Ende deſſelben, obgleich noch immer ſpät genug, im Beſitz des ſchönſten Theils des erwünſchten Landes geſehen; allein die Bewohner, aufmerkſam, hatten den Riegel vorgeſchoben, und wohin nun ſich wenden? Man war nordwärts weit genug vorgerückt, und nun ſollte man wieder oſtwärts ziehen, um jenen Weg endlich einzuſchlagen, den man gleich Anfangs hätte nehmen ſollen. Allein gerade hier in Oſten lag das von Gebirgen umgebene Land Edom vor; man wollte ſich einen Durchzug erbitten; die klügern Edomiter ſchlugen ihn rund ab. Sich durchzufechten, war nicht räthlich; man mußte ſich alſo zu einem Umweg, bei dem man die Edomitiſchen Gebirge links ließ, bequemen; und hier ging die Reiſe im Ganzen ohne Schwierigkeit von Statten; denn es bedurfte nur wenige Stationen, Oboth, Ijim, um an den Bach Sared, den erſten, der ſeine Waſſer in's todte Meer gießt, und ferner an den Arno zu gelangen. Indeſſen war Miriam verſchieden, Aaron verſchwunden, kurz nachdem ſie ſich gegen Moſes aufgelehnt hatten.

Vom Bache Arnon ging Alles noch glücklicher wie bisher. Das Volk ſah ſich zum zweiten Male nahe am Ziele ſeiner Wünſche, in einer Gegend, die wenig Hinderniſſe entgegenſetzte; hier konnte man in Maſſe vordringen und die Völker, welche den Durchzug verweigerten, überwinden, verderben und vertreiben. Man ſchritt weiter vor, und ſo wurden Midianiter, Moabiter, Amoriter in ihren ſchönſten Beſitzungen angegriffen, ja die Erſten ſogar, was Jethro vorſichtig abzuwenden gedachte, vertilgt; das linke Ufer des Jordans wurde genommen und einigen ungeduldigen Stämmen Anſiedelung erlaubt, unterdeſſen man abermals auf hergebrachte Weiſe Geſetze gab, Anordnungen machte und den Jordan zu überſchreiten zögerte. Unter dieſen Verhandlungen verſchwand Moſes ſelbſt, wie Aaron verſchwunden war; und wir müßten uns ſehr irren, wenn nicht Joſua und Caleb, die ſeit einigen Jahren ertragene Regentſchaft eines beſchränkten Man-

nes zu endigen und ihn so vielen Unglücklichen, die er vorausgeschickt, nachzusenden für gut gefunden hätten, um der Sache ein Ende zu machen und mit Ernst sich in den Besitz des ganzen rechten Jordan-Ufers und des darin gelegenen Landes zu setzen.

Man wird der Darstellung, wie sie hier gegeben ist, wohl gerne zugestehen, daß sie uns den Fortschritt eines wichtigen Unternehmens so rasch als consequent vor die Seele bringt: aber man wird ihr nicht sogleich Zutrauen und Beifall schenken, weil sie jenen Heereszug, den der ausdrückliche Buchstabe der heiligen Schrift auf sehr viele Jahre hinausdehnt, in kurzer Zeit vollbringen läßt. Wir müssen daher unsere Gründe angeben, wodurch wir uns zu einer so großen Abweichung berechtigt glauben; und Dieß kann nicht besser geschehen, als wenn wir über die Erdfläche, welche jene Volksmasse zu durchziehen hatte, und über die Zeit, welche jede Caravane zu einem solchen Zuge bedürfen würde, unsere Betrachtungen anstellen, und zugleich, was uns in diesem besondern Falle überliefert ist, gegen einander halten und erwägen.

Wir übergehen den Zug vom rothen Meer bis an den Sinai; wir lassen ferner Alles, was in der Gegend des Berges vorgegangen, auf sich beruhen und bemerken nur, daß die große Volksmasse am zwanzigsten Tage des zweiten Monats, im zweiten Jahr der Auswanderung aus Egypten, vom Fuße des Sinai aufgebrochen. Von da bis zur Wüste Paran hatten sie keine vierzig Meilen, die eine beladene Caravane in fünf Tagen bequem zurücklegt. Man gebe der ganzen Colonne Zeit, um jedes Mal heranzukommen, genugsame Rasttage; man setze andern Aufenthalt: genug, sie konnten auf alle Fälle in der Gegend ihrer Bestimmung in zwölf Tagen ankommen, welches denn auch mit der Bibel und der gewöhnlichen Meinung übereintrifft. Hier werden die Botschafter ausgeschickt, die ganze Volksmasse rückt nur um Weniges weiter vor bis Cades, wohin die Abgesendeten nach vierzig Tagen zurückkehren, worauf denn sogleich, nach schlecht ausgefallenem Kriegsversuch, die Unterhandlung mit den Edomitern unternommen wird. Man gebe dieser Negotiation so viel Zeit als man will, so wird man sie nicht wohl über dreißig Tage ausdehnen dürfen. Die Edomiter schlagen den Durchzug rein ab, und für Israel war es keineswegs räthlich, in einer so gefährlichen Lage lange zu verweilen: denn wenn die Cananiter, mit den Edomitern einverstanden, Jene von Norden, Diese von Osten, aus ihren Gebirgen hervorgebrochen wären, so hätte Israel einen schlimmen Staub gehabt.

Auch macht hier die Geschichtserzählung keine Pause, sondern der Entschluß wird gleich gefaßt, um das Gebirge Edom herumzuziehen. Nun beträgt der Zug um das Gebirge Edom, erst nach Süden, dann nach Norden gerichtet, bis an den Fluß Arnon abermals keine vierzig Meilen, welche also in fünf Tagen zurückzulegen gewesen wären. Summirt man nun auch jene vierzig Tage, in welchen sie den Tod Aron's betrauert, hinzu, so behalten wir immer noch sechs Monate des zweiten Jahrs für jede Art von Retardation und Zaudern und zu den Zügen übrig, welche die Kinder Israel glücklich bis an den Jordan bringen sollen. Wo kommen aber denn die übrigen achtundreißig Jahre hin?

Diese haben den Auslegern viel Mühe gemacht, sowie die einundvierzig Stationen, unter denen fünfzehn sind, von welchen die Geschichtserzählung Nichts meldet, die aber, in dem Verzeichnisse eingeschaltet, den Grogtaphen viel Pein verursacht haben. Nun stehen die eingeschobenen Stationen mit den überschüssigen Jahren in glücklich fabelhaftem Verhältniß; denn sechszehn Orte, von denen man nicht weiß, und achtundreißig Jahre, von denen man Nichts erfährt, geben die beste Gelegenheit, sich mit den Kindern Israel in der Wüste zu verirren.

Wir setzen die Stationen der Geschichtserzählung, welche durch Begebenheiten merkwürdig geworden, den Stationen des Verzeichnisses entgegen, wo man dann die leeren Ortsnamen sehr wohl von denen unterschieden wird, welchen ein historischer Gehalt inwohnt.

Stationen der Kinder Israel in der Wüste.

Geschichtserzählung nach dem II. III. IV. V. Buch Mosis.	Stationen-Verzeichniß nach dem IV. Buch Mosis 33. Capitel
	Ramesis.
	Sucheth.
	Etham
Hahiroth.	Hahiroth.
	Migdol.
	Durch's Meer.
Mara, Wüste Sur.	Mara. Wüste Etham.
Elim	Elim. Zwölf Brunnen.
	Am Meer.
Wüste Sin.	Wüste Sin.
	Daphca.
	Alus.
Raphidim.	Raphidim.
Wüste Sinai.	Wüste Sinai.
Lustgräber.	Lustgräber.
Haseroth.	Haseroth.
	Rithma.
Cades in Paran.	Rimmon Peres.
	Libna.
	Rissa.
	Kehelata.
	Gebirg Sapher.
	Harada.
	Makeheloth.
	Tahath.
	Thorah.
	Mithca.
	Hasmona.
	Moseroth.

	Aneslecon.
	Horgidad.
	Jotbatha.
	Abrona.
	Ezeongaber.
Cades, Wüste Zin.	Cades, Wüste Zin.
Berg Hor, Gränze Edom.	Berg Hor, Gränze Edom.
	Zarmona.
	Phunon.
Oboth.	Oboth.
	Jjim.
	Dibon Gad.
	Almon Diblathaim
Gebirg Abarim.	Gebirg Abarim. Nebo.
Mons Sacer.	
Arnon diesseits.	
Marbana.	
Nahaliel.	
Bamoth.	
Berg Pisga.	
Jahjah.	
Hesbon.	
Ethan.	
Basan.	
Gefild der Moabiter am Jordan.	Gefild der Moabiter am Jordan.

Worauf wir nun aber vor allen Dingen merken müssen, ist, daß uns die Geschichte gleich von Hazeroth nach Cades führt, das Verzeichniß aber hinter Hazeroth das Cades auslässt und es erst nach der eingeschobenen Namenreihe hinter Ezeongaber aufführt, und dadurch die Wüste Zin mit dem kleinen Arm des Arabischen Meerbusens in Berührung bringt. Hieran und die Anleger höchst irre geworden, indem einige zwei Cades, Andere hingegen, und zwar die meisten, nur eins annehmen, welche letztere Meinung wohl keinen Zweifel zuläßt.

Die Geschichtserzählung, wie wir sie sorgfältig von allen Einschiebseln getrennt haben, spricht von einem Cades in der Wüste Paran, und gleich darauf von einem Cades in der Wüste Zin; von dem ersten werden die Botschafter weggeschickt, und von dem zweiten zieht die ganze Masse weg, nachdem die Edomiter den Durchzug durch ihr Land verweigern. Hieraus geht von selbst hervor, daß es ein und ebendersselbe Ort ist; denn der vorgehabte Zug durch Edom war eine Folge des fehlgeschlagenen Versuchs, von dieser Seite in das Land Canaan einzudringen; und so viel ist noch aus andern Stellen deutlich, daß die beiden öfters genannten Wüsten an einander stoßen, Zin nördlicher, Paran südlicher lag, und Cades in einer Oase als Rastplatz zwischen beiden Wüsten gelegen war.

Niemals wäre man auch auf den Gedanken gekommen, sich zwei Cades einzubilden, wenn man nicht in der Verlegenheit gewesen wäre, die Kinder Israel lange genug in der Wüste herumzuführen. Diejenigen jedoch, welche nur ein Cades annehmen und dabei von dem vierzigjährigen Zug und den eingeschalteten Stationen Rechenschaft geben wollen, sind noch übler daran; besonders wissen sie, wenn sie den Zug auf der Karte darstellen wollen, sich nicht wunderlich genug zu gebärden, um das Unmögliche anschaulich zu machen. Denn freilich ist das Auge ein besserer Richter des Unschicklichen, als der innere Sinn. Sansen schiebt die vierzehn unächten Stationen zwischen den Sinai und Cades. Hier kann er nicht genug Zickzacks auf seine Karte zeichnen, und doch beträgt jede Station nur zwei Meilen, eine Strecke, die nicht einmal hinreicht, daß sich ein solcher ungeheurer Heerwurm in Bewegung setzen könnte.

Wie bevölkert und bebaut muß nicht diese Wüste sein, wo man alle zwei Meilen, wo nicht Städte und Ortschaften, doch mit Namen bezeichnete Ruheplätze findet! Welcher Vortheil für den Heerführer und sein Volk! Dieser Reichthum der innern Wüste aber wird dem Geographen bald verderblich. Er findet von Cades nur fünf Stationen bis Ezeongaber, und auf dem Rückwege nach Cades, wohin er sie doch bringen muß, unglücklicher Weise gar keine; er legt daher einige seltsame, und selbst in jener Liste nicht genannte Städte dem reisenden Volk in den Weg, sowie man ehemals die geographische Leerheit mit Elephanten zudeckte. Calmet sucht, sich aus der Noth durch wunderliche Kreuz- und Querzüge zu helfen, legt einen Theil der überflüssigen Orte gegen das mittelländische Meer zu, macht Hazeroth und Meseroth zu einem Orte, und bringt durch die seltsamsten Irrsprünge seine Leute endlich an den Arnon. Well, der zwei Cades annimmt, verzerrt die Lage des Landes über die Maßen. Bei Rotin tanzt die Caravane eine Polonaise, wodurch sie wieder an's rothe Meer gelangt und den Sinai nordwärts im Rücken hat. Es ist nicht möglich, weniger Einbildungskraft, Anschauen, Genauigkeit und Urtheil zu zeigen, als diese frommen, wohldenkenden Männer.

Die Sache aber auf's Genaueste betrachtet, wird es höchst wahrscheinlich, daß das überflüssige Stationen-Verzeichniß zu Rettung der problematischen vierzig Jahre eingeschoben worden. Denn in dem Texte, welchem wir bei unserer Erzählung genau folgen, steht, daß das Volk, da es von den Cananitern geschlagen und ihm der Durchzug durch's Land Edom versagt worden, auf dem Wege zum Schilfmeer, gegen Ezeongaber, der Edomiter Land umzogen. Daraus ist der Irrthum entstanden, daß sie wirklich an's Schilfmeer nach Ezeongaber, das wahrscheinlich damals noch nicht existirte, gekommen, obgleich der Text von dem Umziehen des Gebirges Seir auf genannter Straße spricht, sowie man sagt, der Fuhrmann fahre die Leipziger-Straße, ohne daß er deßhalb nothwendig nach Leipzig fahren müsse. Haben wir nun die

überflüſſigen Stationen bei Seite gebracht, ſo möchte es uns ja wohl auch mit den überflüſſigen Jahren gelingen. Wir wiſſen, daß die Alt-Teſtamentliche Chronologie künſtlich iſt, daß ſich die ganze Zeitrechnung in beſtimmte Kreiſe von neunundvierzig Jahren auflöſen läßt, und daß alſo, dieſe myſtiſchen Epochen herauszubringen, manche hiſtoriſche Zahlen müſſen verändert worden ſein. Und wo ließen ſich ſechs- bis achtundreißig Jahre, die etwa in einem Cyclus fehlten, bequemer einſchieben, als in jene Epoche, die ſo ſehr im Dunkeln lag, und die auf einem wüſten, unbekannten Flecke ſollte zugebracht worden ſein?

Ohne daher an die Chronologie, das ſchwierigſte aller Studien, nur irgend zu rühren, ſo wollen wir den poetiſchen Theil derſelben hier zu Gunſten unſerer Hypotheſe kürzlich in Betracht ziehen.

Mehrere runde, heilig, ſymboliſch, poetiſch zu nennende Zahlen kommen in der Bibel ſowie in andern alterthümlichen Schriften vor. Die Zahl Sieben ſcheint dem Schaffen, Wirken und Thun, die Zahl Vierzig hingegen dem Beſchauen, Erwarten, vorzüglich aber der Abſonderung gewidmet zu ſein. Die Sündfluth, welche Noah und die Seinen von aller übrigen Welt abtrennen ſollte, nimmt vierzig Tage zu; nachdem die Gewäſſer genugſam geſtanden, verlaufen ſie während vierzig Tagen, und ſo lange noch hält Noah den Schalter der Arche verſchloſſen. Gleiche Zeit verweilt Moſes zwei Mal auf Sinai, abgeſondert von dem Volke; die Kundſchafter bleiben ebenſo lange in Canaan; und ſo ſoll denn auch das ganze Volk, durch ſo viel mühſelige Jahre abgeſondert von allen Völkern, gleichen Zeitraum beſtätigt und geheiligt haben. Ja, in's Neue Teſtament geht die Bedeutung dieſer Zahl in ihrem vollen Werth hinüber; Chriſtus bleibt vierzig Tage in der Wüſte, um den Verſucher abzuwarten.

Wäre uns nun gelungen, die Wanderung der Kinder Iſrael vom Sinai bis an den Jordan in einer kurzern Zeit zu vollbringen, ob wir gleich hierbei ſchon viel zu viel auf ein ſchwankendes, unwahrſcheinliches Retardiren Rückſicht genommen; hätten wir uns ſo vieler fruchtloſer Jahre, ſo vieler unfruchtbarer Stationen entledigt: ſo würde ſogleich der große Heerführer, gegen Das, was wir an ihm zu erinnern gehabt, in ſeinem ganzen Werthe wieder hergeſtellt. Auch würde die Art, wie in dieſen Büchern Gott erſcheint, uns nicht mehr ſo drückend ſein als bisher, wo er ſich durchaus grauenvoll und ſchrecklich erzeigt, da ſchon im Buch Joſua und der Richter, ſogar auch weiter hin, ein reineres, patriarchaliſches Weſen wieder hervortritt und der Gott Abraham's, nach wie vor, den Seinen freundlich erſcheint, wenn uns der Gott Moſes eine Zeit lang mit Grauen und Abſcheu erfüllt hat. Uns hierüber aufzuklären, ſprechen wir aus: wie der Mann, ſo auch ſein Gott. Daher alſo von dem Character Moſes noch einige Schlußworte!

Ihr habt, könnte man uns zurufen, in dem Vorhergehenden mit allzu großer Verwegenheit einem außerordentlichen Manne diejenigen Eigenſchaften abgeſprochen, die bisher höchlich an ihm bewundert worden, die Eigenſchaften des Regenten und Heerführers. Was aber zeichnet ihn denn aus? Wodurch legitimirt er ſich zu einem ſo wichtigen Beruf? Was gibt ihm die Kühnheit, ſich trotz innerer und äußerer Unzunft zu einem ſolchen Geſchäfte hinzudrängen, wenn ihm jene Haupterforderniſſe, jene unerläßlichen Talente fehlen, die ihr ihm mit unerhörter Frechheit abſprecht? Hierauf laſſe man uns antworten: Nicht die Talente, nicht das Geſchick zu Dieſem oder Jenem machen eigentlich den Mann der That; die Perſönlichkeit iſt's, von der in ſolchen Fällen Alles abhängt. Der Character ruht auf der Perſönlichkeit, nicht auf den Talenten. Talente können ſich zum Character geſellen; er geſellt ſich nicht zu ihnen: denn ihm iſt Alles entbehrlich außer er ſelbſt. Und ſo geſtehen wir gern, daß uns die Perſönlichkeit Moſes, von dem erſten Meuchelmord an, durch alle Grauſamkeiten durch, bis zum Verſchwinden ein höchſt bedeutendes und würdiges Bild gibt von einem Manne, der durch ſeine Natur zum Großen getrieben iſt. Aber freilich wird ein ſolches Bild ganz entſtellt, wenn wir einen kräftigen, kurz gebundenen, raſchen Thatmann vierzig Jahre ohne Sinn und Noth, mit einer ungeheuern Volksmaſſe, auf einem ſo kleinen Raum im Angeſicht ſeines großen Zieles herumtanmeln ſehen. Bloß durch die Verkürzung des Wegs und der Zeit, die er darauf zugebracht, haben wir alles Böſe, was wir von ihm zu ſagen gewagt, wieder ausgeglichen und ihn an ſeine rechte Stelle gehoben.

Und ſo bleibt uns Nichts mehr übrig, als Dasjenige zu wiederholen, womit wir unſere Betrachtungen begonnen haben. Kein Schade geſchieht den heiligen Schriften, ſo wenig als jeder andern Ueberlieferung, wenn wir ſie mit kritiſchem Sinne behandeln, wenn wir aufdecken, worin ſie ſich widerſpricht, und wie oft das Urſprüngliche, Beſſere durch nachherige Zuſätze, Einſchaltungen und Accommodationen verdeckt, ja entſtellt worden. Der innerliche, eigentliche Ur- und Grundwerth geht nur deſto lebhafter und reiner hervor, und dieſer iſt es auch, nach welchem Jedermann, bewußt oder bewußtlos, hinblickt, hinzeigt, ſich daran er-

baut und alles Uebrige, wo nicht wegwirft, doch fallen oder auf ſich beruhen läßt.

Summariſche Wiederholung.

Zweites Jahr des Zugs.

Verweilt am Sitz	Monat	1	Tage 20
Reiſe bis Tabris	„	—	„ 5
Raſttage	„	—	„ 5
Aufenthalt wegen Miriam's Krankheit	„	—	„ 7
Ausbleiben der Landſchafter	„	—	„ 60
Unterhandlung mit den Ebenitern	„	—	„ 30
Reiſe an den Arnon	„	—	„ 9
Raſttage	„	—	„ 5
Trauer um Aaron	„	—	„ 40
		Tage	187

Zuſammen alſo ſechs Monate: woraus deutlich erhellt, daß der Zug, man rechne auf Zaudern und Stockungen, Widerſtand, ſo viel man will, vor Ende des zweiten Jahrs gar wohl an den Jordan gelangen konnte.

Nähere Hülfsmittel.

Wenn uns die heiligen Schriften uranfängliche Zuſtände und die allmälige Entwickelung einer bedeutenden Nation vergegenwärtigen; Männer aber, wie Michaelis, Eichhorn, Paulus, Heeren, noch mehr Natur und Unmittelbarkeit in jenen Ueberlieferungen aufweiſen, als wir ſelbſt hätten entdecken können: ſo ziehen wir, was die neuere und neueſte Zeit angeht, die größten Vortheile aus Reiſebeſchreibungen und andern dergleichen Documenten, die uns mehrere nach Oſten vordringende Welt-Länder, nicht ohne Mühſeligkeit, Genuß und Gefahr, nach Hauſe gebracht und zu herrlicher Belehrung mitgetheilt haben. Hiervon berühren wir nur einige Männer, durch deren Augen wir jene weit entfernten, höchſt fremdartigen Gegenſtände zu betrachten, ſeit vielen Jahren beſchäftigt geweſen.

Wallfahrten und Kreuzzüge.

Deren zahlloſe Beſchreibungen belehren zwar auch in ihrer Art; doch verwirren ſie über den eigentlichſten Zuſtand des Orient's mehr unſere Einbildungskraft, als daß ſie ihr zur Hülfe kämen. Die Einſeitigkeit der chriſtlich feindlichen Anſicht beſchränkt uns durch ihre Beſchränkung, die ſich in der neuern Zeit nur einiger Maßen erweitert, als wir nunmehr jene Kriegsereigniſſe durch Orientaliſche Schriftſteller nach und nach kennen lernen. Indeſſen bleiben wir allen aufgeregten Wall- und Kreuzfahrern zu Dank verpflichtet, da wir ihrem religiöſen Enthuſiasmus, ihrem kräftigen, unermüdlichen Widerſtreit gegen öſtliches Zudringen doch eigentlich Beſchützung und Erhaltung der gebildeten Europäiſchen Zuſtände ſchuldig geworden.

Marco Polo.

Dieſer vorzügliche Mann ſteht allerdings oben an. Seine Reiſe fällt in die zweite Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts; er gelangt bis in den fernſten Oſten, führt uns in die fremdartigſten Verhältniſſe, worüber wir, da ſie beinahe fabelhaft ausſehen, in Verwunderung, in Erſtaunen gerathen. Gelangen wir aber auch nicht ſogleich über das Einzelne zur Deutlichkeit, ſo iſt doch der gedrängte Vortrag dieſes weitausgreifenden Wanderers höchſt geſchickt, das Gefühl des Unendlichen, Ungeheuern in uns aufzuregen. Wir befinden uns an dem Hof des Cublai Chan, der, als Nachfolger von Gengis, grenzenloſe Landſtrecken beherrſchte. Denn was ſoll man von einem Reiche und deſſen Ausdehnung halten, wo es unter Anderm heißt: „Perſien iſt eine große Provinz, die aus neun Königreichen beſteht;“ und nach einem ſolchen Maßſtab wird alles Uebrige gemeſſen. So die Reſidenz, im Norden von China, unüberſehbar; das Schloß des Chans, eine Stadt in der Stadt; daſelbſt aufgehäufte Schätze und Waffen; Beamte, Soldaten und Hofleute unzählbar; zu wiederholten Feſtmahlen Jeder mit ſeiner Gattinn berufen. Ebenſo ein Landaufenthalt. Einrichtung zu allem Vergnügen, beſonders ein Heer von Jägern, und eine Jagdluſt in der größten Ausbreitung. Gezähmte Leoparden, abgerichtete Falken, die thätigſten Gehülfen der Jagenden, zahlloſe Beute gehäuft. Dabei das ganze Jahr Geſchenke ausgeſpendet und empfangen. Gold und Silber; Juwelen, Perlen, alle Arten von Köſtbarkeiten im Beſitz des Fürſten und ſeiner Begünſtigten; indeſſen ſich die übrigen Millionen vom Unterthanen wechſelſeitig mit einer Scheinmünze abzufinden haben.

Begeben wir uns aus der Hauptſtadt auf die Reiſe, ſo wiſſen wir vor lauter Vorſtädten nicht, wo die Stadt aufhört. Wir finden ſofort Wohnung an Wohnungen, Dorf an Dörfern, und den herrlichen Fluß hinab eine Reihe von Luſtorten. Alles nach Tagereiſen gerechnet und nicht wenigen.

Nun zieht, vom Kaiſer beauftragt, der Reiſende nach andern Gegenden; er führt uns durch unüberſehbare Wüſten, dann zu herdenreichen Gauen, Bergreihen hinan, zu Menſchen von wunderbaren Geſtalten und Sitten, und läßt uns zuletzt, über Eis und Schnee, nach der ewigen Nacht des Poles hinſchauen. Dann auf ein Mal trägt er uns, wie auf einem Zaubermantel, über die Halbinſel Indiens hinab. Wir ſehen Ceylon unter uns liegen, Madagascar, Java; unſer Blick irrt auf wunderlich benamſten Inſeln, und doch läßt er uns überall von Men-

ſchengeſtalten und Sitten, von Landſchaft, Bäumen, Pflanzen und Thieren ſo manche Beſonderheit erkennen, die für die Wahrheit ſeiner Anſchauung bürgt, wenn gleich Vieles mährchenhaft erſcheinen möchte. Nur der wohlunterrichtete Geograph könnte Dieß alles ordnen und bewähren. Wir mußten uns mit dem allgemeinen Eindruck begnügen; denn unſern erſten Studien kamen keine Noten und Bemerkungen zu Hülfe.

Johannes von Monteville.

Deſſen Reiſe beginnt im Jahre 1339, und iſt uns die Beſchreibung derſelben als Volksbuch, aber leider ſehr umgeſtaltet, zugekommen. Man geſteht dem Verfaſſer zu, daß er große Reiſen gemacht, Vieles geſehen und gut geſehen, auch richtig beſchrieben. Nun beliebt es ihm aber, nicht nur mit fremdem Kalbe zu pflügen, ſondern auch alte und neue Fabeln einzuſchalten, wodurch denn das Wahre ſelbſt ſeine Glaubwürdigkeit verliert. Aus der Lateiniſchen Urſprache erſt in's Nieder-Deutſche, ſodann in's Ober-Deutſche gebracht, erleidet das Büchlein neue Verfälſchung der Namen. Auch der Ueberſetzer erlaubt ſich, auszulaſſen und einzuſchalten, wie unſer Görres in ſeiner verdienſtlichen Schrift über die Deutſchen Volksbücher anzeigt, auf welche Weiſe Genuß und Nutzen an dieſem bedeutenden Werke verkümmert worden.

Pietro della Valle.

Aus einem uralten Römiſchen Geſchlechte, das ſeinen Stammbaum bis auf die edeln Familien der Republik zurückführen durfte, ward Pietro della Valle geboren, im Jahre 1586, zu einer Zeit, da die ſämmtlichen Reiche Europa's ſich einer hohen, geiſtigen Bildung erfreuten. In Italien lebte Taſſo noch, obgleich in traurigem Zuſtande; doch wirkten ſeine Gedichte auf alle vorzüglichen Geiſter. Die Verskunſt hatte ſich ſo weit verbreitet, daß ſchon Improviſatoren hervortraten und kein junger Mann von freiern Geſinnungen des Talents entbehren durfte, ſich reinweis auszudrücken. Sprach-Studium, Grammatik, Red- und Styl-Kunſt wurden gründlich behandelt, und ſo wuchs in allen dieſen Vorzügen unſer Jüngling ſorgfältig gebildet heran.

Waffenübungen zu Fuß und zu Roß, die edle Fecht- und Reitkunſt dienten ihm zu täglicher Entwickelung körperlicher Kräfte und der damit innig verbundenen Character-Stärke. Das wüſte Treiben früherer Kreuzzüge hatte ſich nun zur Kriegskunſt und zu ritterlichem Weſen herausgebildet, auch die Galanterie in ſich aufgenommen. Wir ſehen den Jüngling, wie er mehrern Schönen, beſonders in Gedichten, den Hof macht, zuletzt aber höchſt unglücklich wird, als ihm die Eine, die er ſich anzueignen, mit der er ſich ernſtlich zu verbinden gedenkt, hintanſetzt und einem Unwürdigen ſich hingibt. Sein Schmerz iſt grenzenlos, und um ſich Luft zu machen, beſchließt er, im Pilgerkleide nach dem heiligen Lande zu wallen.

Im Jahre 1614 gelangt er nach Conſtantinopel, wo ſein adeliches, einnehmendes Weſen die beſte Aufnahme gewinnt. Nach Art ſeiner frühern Studien wirft er ſich gleich auf die Orientaliſchen Sprachen, verſchafft ſich zuerſt eine Ueberſicht der Türkiſchen Litteratur, Landesart und Sitten, und begibt ſich ſodann, nicht ohne Bedauern ſeiner neu erworbenen Freunde, nach Egypten. Seinen dortigen Aufenthalt nutzt er ebenfalls, um die alterthümliche Welt und ihre Spuren in der neuern auf das Ernſtlichſte zu ſuchen und zu verfolgen. Von Cairo zieht er auf den Berg Sinai, das Grab der heiligen Catharina zu verehren und kehrt, wie von einer Luſtreiſe, zur Hauptſtadt Egyptens zurück; gelangt, von da zum zweiten Male abreiſend, in ſechzehn Tagen nach Jeruſalem, wodurch das wahre Maß der Entfernung beider Städte ſich unſerer Einbildungskraft aufdrängt. Dort, das heilige Grab verehrend, erbittet er ſich vom Erlöſer, wie früher ſchon von der heiligen Catharina, Befreiung von ſeiner Leidenſchaft; und wie Schuppen fällt es ihm von den Augen, daß er ein Thor geweſen, die bisher Angebetete für die Einzige zu halten, die eine ſolche Huldigung verdiene; ſeine Abneigung gegen das übrige weibliche Geſchlecht iſt verſchwunden; er ſieht ſich nach einer Gemahlinn um und ſchreibt ſeinen Freunden, zu denen er bald zurückzukehren hofft, ihm eine Würdige auszuſuchen.

Nachdem er nun alle heiligen Orte betreten und bebetet, wozu ihm die Empfehlung ſeiner Freunde von Conſtantinopel, am Meiſten aber ein ihm zur Begleitung mitgegebener Capighi, die beſten Dienſte thun, reiſt er mit dem vollſtändigen Begriff dieſer Zuſtände weiter, erreicht Damascus, ſodann Aleppo, woſelbſt er ſich in Syriſche Kleidung hüllt und ſeinen Bart wachſen läßt. Hier nun begegnet ihm ein bedeutendes, ſchickſalbeſtimmendes Abenteuer. Ein Reiſender geſellt ſich zu ihm, der von der Schönheit und Liebenswürdigkeit einer jungen Georgiſchen Chriſtinn, die ſich mit den Ihrigen zu Bagdad aufhält, nicht genug zu erzählen weiß, und Valle verliebt ſich, nach ächt Orientaliſcher Weiſe, in ein Wortbild, dem er begierig entgegen reiſt. Ihre Gegenwart vermehrt Neigung und Verlangen; er weiß die Mutter zu gewinnen; der Vater wird beredet; doch

geben Beide ſeiner ungeſtümen Leidenſchaft nur ungerne nach; ihre geliebte, anmuthige Tochter von ſich zu laſſen, ſcheint ein allzu großes Opfer. Endlich wird ſie ſeine Gattinn, und er gewinnt dadurch für Leben und Reiſe den größten Schatz. Denn ob er gleich mit adelichem Wiſſen und Kenntniß mancher Art ausgeſtattet die Wallfahrt angetreten und in Beobachtung Deſſen, was ſich unmittelbar auf den Menſchen bezieht, ſo aufmerkſam als glücklich, und im Betragen gegen Jedermann in allen Fällen muſterhaft geweſen: ſo fehlt es ihm doch an Kenntniß der Natur, deren Wiſſenſchaft ſich damals nur noch in dem engen Kreiſe ernſter und bedächtiger Forſcher bewegte. Daher kann er die Aufträge ſeiner Freunde, die von Pflanzen und Hölzern, von Gewürzen und Arzneien Nachricht verlangen, nur unvollkommen befriedigen; die ſchöne Maani aber, als ein liebenswürdiger Hausarzt, weiß von Wurzeln, Kräutern und Blumen, wie ſie wachſen, von Harzen, Balſamen, Oelen, Samen und Hölzern, wie ſie der Handel bringt, genugſam Rechenſchaft zu geben und ihres Gatten Beobachtung, der Landesart gemäß, zu bereichern.

Wichtiger aber iſt dieſe Verbindung für Lebens- und Reiſethätigkeit. Maani, zwar vollkommen weiblich, zeigt ſich von reſolutem, allen Ereigniſſen gewachſenem Character; ſie fürchtet keine Gefahr, ja ſucht ſie eher auf und beträgt ſich überall edel und ruhig: ſie beſteigt auf Mannsweiſe das Pferd, weiß es zu bezähmen und anzutreiben, und ſo bleibt ſie eine muntere, aufregende Gefährtinn. Ebenſo wichtig iſt es, daß ſie unterwegs mit den ſämmtlichen Frauen in Berührung kommt, und ihr Gatte daher von den Männern gut aufgenommen, bewirthet und unterhalten wird, indem ſie ſich auf Francawеiſe mit den Gattinnen zu bethun und zu beſchäftigen weiß.

Nun genießt aber erſt das junge Paar eines bei den bisherigen Wanderungen im Türkiſchen Reiche unbekannten Glücks. Sie betreten Perſien im dreißigſten Jahre der Regierung Abbas II., der ſich, wie Peter und Friedrich, den Namen des Großen verdiente. Nach einer gefahrvollen, kämpfenden Jugend wird er ſogleich bei'm Antritt ſeiner Regierung auf's Deutlichſte gewahr, wie er, um ſein Reich zu beſchützen, die Grenzen erweitern müſſe und was für Mittel es gebe, auch innerliche Herrſchaft zu ſichern; zugleich geht Sinnen und Trachten dahin, das entvölkerte Reich durch Fremdlinge wieder herzuſtellen und den Verkehr der Seinigen durch öffentliche Wege- und Gaſtanſtalten zu beleben und zu erleichtern. Die größten Einkünfte und Begünſtigungen verwendet er zu grenzenloſen Bauten. Iſpahan, zur Hauptſtadt gewürdigt, mit Paläſten und Gärten, Caravanſereien und Häuſern, für königliche Gäſte, überſäet; eine Vorſtadt, für die Armenier erbaut, die, ſich dankbar zu beweiſen, ununterbrochen Gelegenheit finden, indem ſie, für eigene und für königliche Rechnung handelnd, Profit und Tribut dem Fürſten zu gleicher Zeit abzutragen klug genug ſind. Eine Vorſtadt für Georgier, eine andere für Nachfahren der Feueranbeter, erweitern abermals die Stadt, die zuletzt ſo grenzenlos als eine unſerer neuen Reichsmittelpuncte ſich erſtreckt. Römiſch-catholiſche Geiſtliche, beſonders Carmeliten, ſind wohl aufgenommen und beſchützt; weniger die Griechiſche Religion, die, unter dem Schutz der Türken ſtehend, dem allgemeinen Feinde Europa's und Aſien's anzugehören ſcheint.

Ueber ein Jahr hatte ſich della Valle in Iſpahan aufgehalten und ſeine Zeit ununterbrochen thätig benutzt, um von allen Zuſtänden und Verhältniſſen genau Nachricht einzuziehen. Wie lebendig ſind daher ſeine Darſtellungen; wie genau ſeine Nachrichten! Endlich, nachdem er Alles ausgekoſtet, fehlt ihm noch der Gipfel des ganzen Zuſtandes, die perſönliche Bekanntſchaft des von ihm ſo hoch bewunderten Kaiſers, der Begriff, wie es bei Hof, im Gefecht, bei der Armee zugehe.

In dem Lande Mozenderan, der ſüdlichen Küſte des Caſpiſchen Meeres, in einer freilich ſumpfigen, ungeſunden Gegend, legte ſich der thätige, unruhige Fürſt abermals eine große Stadt an, Ferhabad benannt, und bevölkerte ſie mit beorderten Bürgern; ſogleich in der Nähe erbaut er ſich manchen Bergſitz auf den Höhen des amphitheatraliſchen Keſſels, nicht allzuweit von ſeinen Gegnern, den Ruſſen und Türken, in einer durch Bergrücken geſchützten Lage. Dort reſidirt er gewöhnlich und della Valle ſucht ihn auf. Mit Maani kommt er an, wird wohl empfangen, nach einem Orientaliſch klugen, vorſichtigen Zaudern dem Könige vorgeſtellt, gewinnt deſſen Gunſt und wird zur Tafel und Trinkgelagen zugelaſſen, wo er vorzüglich von Europäiſcher Verfaſſung, Sitte, Religion dem ſchon wohlunterrichteten, wiſſensbegierigen Fürſten Rechenſchaft zu geben hat.

Im Orient überhaupt, beſonders aber in Perſien, findet ſich eine gewiſſe Naivetät und Unſchuld des Betragens durch alle Stände bis zur Nähe des Throns. Zwar zeigt ſich auf der obern Stufe eine entſchiedene Förmlichkeit bei Audienzen, Tafeln und ſonſt; bald aber entſteht in des Kaiſers Umgebung eine Art von Carnevals-Freiheit, die ſich höchſt ſcherzhaft ausnimmt. Erluſtigt ſich der Kaiſer in Gärten und Kiosken, ſo darf Niemand in Stiefeln auf die Teppiche treten, worauf der Hof ſich befindet.

Ein Tartariſcher Fürſt kömmt an; man zieht ihm den Stiefel aus; aber er, nicht geübt, auf einem Beine zu ſtehen, fängt an zu wanken; der Kaiſer ſelbſt tritt nun hinzu und hält ihn, bis die Operation vorüber iſt. Gegen Abend ſteht der Kaiſer in einem Hof-Cirkel, in welchem goldene, weingefüllte Schalen herumkreiſen; mehrere von mäßigem Gewicht, einige aber durch einen verſtärkten Boden ſo ſchwer, daß der ununterrichtete Gaſt den Wein verſchüttet, wo nicht gar den Becher, zu höchſter Beluſtigung des Herrn und der Eingeweihten, fallen läßt. Und ſo trinkt man im Kreiſe herum, bis Einer, unfähig, länger ſich auf den Füßen zu halten, weggeführt wird oder zur rechten Zeit hinwegſchleicht. Bei'm Abſchied wird dem Kaiſer keine Ehrerbietung erzeigt; Einer verliert ſich nach dem Andern, bis zuletzt der Herrſcher allein bleibt, einer melancholiſchen Muſik noch eine Zeit lang zuhört und ſich endlich auch zur Ruhe begibt. Noch ſeltſamere Geſchichten werden aus dem Harem erzählt, wo die Frauen ihren Beherrſcher kitzeln, ſich mit ihm balgen, ihn auf den Teppich zu bringen ſuchen, wobei er ſich, unter großem Gelächter, nur mit Schimpfreden zu helfen und zu rächen ſucht.

Indem wir nun dergleichen luſtige Dinge von den innern Unterhaltungen des kaiſerlichen Harems vernehmen, ſo dürfen wir nicht denken, daß der Fürſt und ſein Staats-Divan müſſig oder nachläſſig geblieben. Nicht der thätig unruhige Geiſt Abbas, des Großen, allein war es, der ihn antrieb, eine zweite Hauptſtadt am Caſpiſchen Meer zu erbauen; Ferhabad lag zwar höchſt günſtig zu Jagd- und Hofluſt, aber auch, von einer Bergkette geſchützt, nahe genug an der Grenze, daß der Kaiſer jede Bewegung der Ruſſen und Türken, ſeiner Erbfeinde, zeitig vernehmen und Gegenanſtalten treffen konnte. Von den Ruſſen war gegenwärtig Nichts zu fürchten; das innere Reich, durch Uſurpatoren und Trugfürſten zerrüttet, genügte ſich ſelbſt nicht. Die Türken hingegen hatte der Kaiſer ſchon vor zwölf Jahren in der glücklichſten Feldſchlacht, dergeſtalt überwunden, daß er in der Folge von dort her Nichts mehr zu befahren hatte, vielmehr noch große Landesſtrecken ihnen abgewann. Eigentlicher Friede jedoch konnte zwiſchen ſolchen Nachbarn ſich nimmer befeſtigen; einzelne Neckereien, öffentliche Demonſtrationen weckten beide Parteien zu fortwährender Aufmerkſamkeit.

Gegenwärtig aber ſieht ſich Abbas zu ernſtern Kriegesrüſtungen genöthigt. Völlig im prächtigſten Styl ruft er ſein ganzes Heeresvolk in die Flächen von Aderbijan zuſammen; es drängt ſich in allen ſeinen Abtheilungen, zu Roß und Fuß, mit den mannigfaltigſten Waffen herbei; zugleich ein unendlicher Troß. Denn Jeder nimmt, wie bei einer Auswanderung, Weiber, Kinder und Gepäcke mit. Auch della Valle führt ſeine ſchöne Maani und ihre Frauen, zu Pferd und Sänfte, dem Heer und Hofe nach, weßhalb ihn der Kaiſer beliebt, weil er ſich hierdurch als einen angeſehenen Mann beweiſt.

Einer ſolchen ganzen Nation, die ſich maſſenhaft in Bewegung ſetzt, darf es nun auch an gar Nichts fehlen, was ſie zu Hauſe allenfalls bedürfen konnte; weßhalb denn Kauf- und Handelsleute aller Art mitziehen, überall einen flüchtigen Bazar aufſchlagen, eines guten Abſatzes gewärtig. Man vergleicht daher das Lager des Kaiſers jederzeit einer Stadt, worin denn auch ſo gute Polizei und Ordnung gehandhabt werden, daß Niemand, bei grauſamer Strafe, weder ſonragiren noch requiriren, viel weniger aber plündern darf, ſondern von Großen und Kleinen Alles baar bezahlt werden muß; weßhalb denn nicht allein alle auf dem Wege liegenden Städte ſich mit Vorräthen reichlich verſehen, ſondern auch aus benachbarten und entfernten Provinzen Lebensmittel und Bedürfniſſe unverſiegbar zufließen.

Was aber laſſen ſich für ſtrategiſche, was für tactiſche Operationen von einer ſolchen organiſirten Unordnung erwarten, beſonders wenn man erfährt, daß alle Volks-, Stamm- und Waffenabtheilungen ſich im Gefecht vermiſchen und, ohne beſtimmten Vorder-, Neben- und Hintermann, wie es der Zufall gibt, durcheinander kämpfen! Daher denn ein glücklich errungener Sieg ſo leicht umſchlagen und eine einzige verlorne Schlacht auf viele Jahre hinaus das Schickſal eines Reiches beſtimmen kann.

Dieß Mal aber kommt es zu keinem ſolchen furchtbaren Fauſt- und Waffengemenge. Zwar dringt man mit unbeſchreiblicher Beſchwerniß durch's Gebirge; aber man zaudert, weicht zurück, macht ſogar Anſtalten, die eigenen Städte zu zerſtören, damit der Feind in verwüſteten Landſtrecken umkomme. Panicher Allarm, leere Siegesbotſchaften ſchwanken durcheinander; frevelnd abgelehnte, ſpät verweigerte Friedensbedingungen, verſtellte Kampfluſt, hinterliſtiges Zögern verſpäten erſt und begünſtigen zuletzt den Frieden. Da zieht nun ein Jeder, auf des Kaiſers Befehl und Strafgebot, ohne weitere Noth und Gefahr, als was er von Weg und Gedränge gelitten, ungeſäumt wieder nach Hauſe.

Auch della Valle finden wir zu Caſbin in der Nähe des Hofes wieder, unzufrieden, daß der Feldzug gegen die Türken ein ſo baldiges Ende genommen: denn wir haben ihn nicht bloß als einen neugierigen Reiſenden, als einen vom Zufall hin und wieder getriebenen Abenteurer

zu betrachten; er hegt vielmehr seine Zwecke, die er unausgesetzt verfolgt. Persien war damals eigentlich ein Land für Fremde; Abbas's vieljährige Liberalität zog manchen muntern Geist herbei; noch war es nicht die Zeit förmlicher Gesandtschaften; kühne, gewandte Reisende machen sich geltend. Schon hatte Sherley, ein Engländer, früher sich selbst beauftragt und spielte den Vermittler zwischen Osten und Westen; so auch della Valle, unabhängig, wohlhabend, vornehm, gebildet, empfohlen, findet Eingang bei Hofe und sucht, gegen die Türken zu reizen. Ihn treibt eben dasselbe christliche Mitgefühl, das die ersten Kreuzfahrer aufregte; er hatte die Mißhandlungen frommer Pilger am heiligen Grabe gesehen, zum Theil mit erduldet, und allen westlichen Nationen war daran gelegen, daß Constantinopel von Osten her beunruhigt werde: aber Abbas vertraut nicht den Christen, die, auf eigenen Vortheil bedacht, ihm zur rechten Zeit niemals von ihrer Seite beigestanden. Nun hat er sich mit den Türken verglichen; della Valle läßt aber nicht nach und sucht, eine Verbindung Persiens mit den Cosaken am schwarzen Meere anzuknüpfen. Nun kehrt er nach Jspahan zurück mit Absicht, sich anzusiedeln und die Römisch-catholische Religion zu fördern. Erst die Verwandten seiner Frau, dann noch mehr Christen aus Georgien zieht er an sich; eine Georgianische Waise nimmt er an Kindesstatt an, hält sich mit den Carmeliten und führt Nichts weniger im Sinne, als vom Kaiser eine Landstrecke zu Gründung eines neuen Roms zu erhalten.

Nun erscheint der Kaiser selbst wieder in Jspahan; Gesandte von allen Weltgegenden strömen herbei. Der Herrscher zu Pferd, auf dem größten Platze, in Gegenwart seiner Soldaten, der angesehensten Dienerschaft, bedeutender Fremden, deren Vornehmste auch alle zu Pferd mit Gefolge sich einfinden, ertheilt er launige Audienzen; Geschenke werden gebracht, großer Prunk damit getrieben, und doch werden sie bald hochfahrend verschmäht, bald darum Jüdisch gemarktet, und so schwankt die Majestät immer zwischen dem Höchsten und Tiefsten. Sodann, bald geheimnißvoll verschlossen im Harem, bald vor aller Augen handelnd, sich in alles Oeffentliche einmischend, zeigt sich der Kaiser in unermüdlicher, eigenwilliger Thätigkeit.

Durchaus auch bemerkt man einen besondern Freisinn in Religionssachen. Nur keinen Mahometaner darf man zum Christenthum bekehren; an Bekehrungen zum Islam, die er früher begünstigt, hat er selbst keine Freude mehr. Uebrigens mag man glauben und vornehmen, was man will. So feiern z. B. die Armenier gerade das Fest der Kreuztaufe, die sie in ihrer prächtigen Vorstadt, durch welche der Fluß Senderud läuft, feierlichst begehen. Dieser Function will der Kaiser nicht allein mit großem Gefolge beiwohnen, auch hier kann er das Befehlen, das Anordnen nicht lassen. Erst bespricht er sich mit den Pfaffen, was sie eigentlich vorhaben; dann sprengt er auf und ab, reitet hin und her, und gebietet dem Zug Ordnung und Ruhe mit Genauigkeit, wie er seine Krieger behandelt hätte. Nach geendigter Feier sammelt er die Geistlichen und andere bedeutende Männer um sich her, bespricht sich mit ihnen über mancherlei Religionsmeinungen und Gebräuche. Doch diese Freiheit der Gesinnung gegen andere Glaubensgenossen ist nicht bloß dem Kaiser persönlich, sie findet bei den Schiiten überhaupt Statt. Diese, dem Ali anhängend, der erst vom Caliphate verdrängt und, als er endlich dazu gelangte, bald ermordet wurde, können in manchem Sinne als die unterdrückte mahometanische Religions-Partei angesehen werden; ihr Haß wendet sich daher hauptsächlich gegen die Sunniten, welche die zwischen Mahomet und Ali eingeschobenen Calipphen mitzählen und verehren. Die Türken sind diesem Glauben zugethan, und eine sowohl politische als religiöse Spaltung trennt die beiden Völker; indem nun die Schiiten ihre eigenen, verschieden denkenden Glaubensgenossen auf's Aeußerste hassen, sind sie gleichgiltig gegen andere Bekenner und gewähren ihnen weit eher, als ihren eigentlichen Gegnern, eine geneigte Aufnahme.

Aber auch, schlimm genug, diese Liberalität leidet unter den Einflüssen kaiserlicher Willkür! Ein Reich zu bevölkern oder zu entvölkern ist dem despotischen Willen gleich gemäß. Abbas, verkleidet auf dem Lande herumschleichend, vernimmt die Mißreden einiger Armenischen Frauen und fühlt sich dergestalt beleidigt, daß er die grausamsten Strafen über die sämmtlichen männlichen Einwohner des Dorfes verhängt. Schrecken und Bekümmerniß verbreiten sich an den Ufern des Senderud's, und die Vorstadt Chalfa, erst durch die Theilnahme des Kaisers an ihrem Feste beglückt, versinkt in die tiefste Trauer.

Und so theilen wir immer die Gefühle großer, durch den Despotismus wechselsweise erhöhter und erniedrigter Völker. Nun bewundern wir, auf welchen hohen Grad von Sicherheit und Wohlstand Abbas, als Selbst- und Alleinherrscher, das Reich erhoben und zugleich diesem Zustand eine solche Dauer verliehen, daß seiner Nachfahren Schwäche, Thorheit, folgeloses Betragen erst nach neunzig Jahren das Reich völlig zu Grunde richten konnten; dann aber müssen

wir freilich die Kehrſeite dieſes impoſanten Bildes hervorwenden.

Da eine jede Alleinherrſchaft allen Einfluß ablehnet und die Perſönlichkeit des Regenten in größter Sicherheit zu bewahren hat: ſo folgt hieraus, daß der Deſpot immerfort Verrath argwöhnen, überall Gefahr ahnen, auch Gewalt von allen Seiten befürchten müſſe, weil er ja ſelbſt nur durch Gewalt ſeinen erhabenen Poſten behauptet. Eiferſüchtig iſt er daher auf Jeden, der außer ihm Anſehen und Vertrauen erweckt, glänzende Fertigkeiten zeigt, Schätze ſammelt und an Thätigkeit mit ihm zu wetteifern ſcheint. Nun muß aber in jedem Sinn der Nachfolger am Meiſten Verdacht erregen. Schon zeugt es von einem großen Geiſt des königlichen Vaters, wenn er ſeinen Sohn ohne Neid betrachtet, dem die Natur, in Kurzem, alle bisherigen Beſitzthümer und Erwerbniſſe, ohne die Zuſtimmung des mächtig Wollenden, unwiderruflich übertragen wird. Anderſeits wird vom Sohne verlangt, daß er, edelmüthig, gebildet und geſchmackvoll, ſeine Hoffnungen mäßige, ſeinen Wunſch verberge und dem väterlichen Schickſal auch nicht dem Scheine nach vorgreife. Und doch, wo iſt die menſchliche Natur ſo rein und groß, ſo gelaſſen abwartend, ſo unter nothwendigen Bedingungen mit Freude thätig, daß in einer ſolchen Lage ſich der Vater nicht über den Sohn, der Sohn nicht über den Vater beklage? Und wären ſie Beide engelrein, ſo werden ſich Ohrenbläſer zwiſchen ſie ſtellen; die Unvorſichtigkeit wird zum Verbrechen, der Schein zum Beweis. Wie viele Beiſpiele liefert uns die Geſchichte, wovon wir nur des jammervollen Familien-Labyrinths gedenken, in welchem wir den König Herodes befangen ſehen! Nicht allein die Seinigen halten ihn immer in ſchwebender Gefahr, auch ein durch Weiſſagung merkwürdiges Kind erregt ſeine Sorgen, und veranlaßt eine allgemein verbreitete Grauſamkeit, unmittelbar vor ſeinem Tode.

Alſo erging es auch Abbas, dem Großen; Söhne und Enkel machte man verdächtig, und ſie gaben Verdacht; Einer ward unſchuldig ermordet, der Andere halb ſchuldig geblendet. Dieſer ſprach: „Mich haſt Du nicht des Lichts beraubt, aber das Reich.“

Zu dieſen unglücklichen Gebrechen der Deſpotie fügt ſich unvermeidlich ein anderes, wobei noch zufälliger und unvorgeſehener ſich Gewaltthaten und Verbrechen entwickeln. Ein jeder Menſch wird von ſeinen Gewohnheiten regiert; nur wird er, durch äußere Bedingungen eingeſchränkt, ſich mäßig verhalten, und Mäßigung wird ihm zur Gewohnheit. Gerade das Entgegengeſetzte findet ſich bei dem Deſpoten; ein uneingeſchränkter Wille ſteigert ſich ſelbſt und muß, von außen nicht gewarnt, nach dem völlig Grenzenloſen ſtreben. Wir finden hierdurch das Räthſel gelöſ't, wie aus einem löblichen, jungen Fürſten, deſſen erſte Regierungsjahre geſegnet wurden, ſich nach und nach ein Tyrann entwickelt, der Welt zum Fluch und zum Untergang der Seinen, die auch deßhalb öfters dieſer Qual eine gewaltſame Heilung zu verſchaffen genöthigt ſind.

Unglücklicher Weiſe nun wird jenes dem Menſchen eingeborne, alle Tugenden befördernde Streben in's Unbedingte ſeiner Wirkung nach ſchrecklicher, wenn phyſiſche Reize ſich dazu geſellen. Hieraus entſteht die höchſte Steigerung, welche glücklicher Weiſe zuletzt in völlige Betäubung ſich auflöſ't. Wir meinen den übermäßigen Gebrauch des Weins, welcher die geringe Grenze einer beſonnenen Gerechtigkeit und Billigkeit, die ſelbſt der Tyrann als Menſch nicht ganz verneinen kann, augenblicklich durchbricht und ein grenzenloſes Unheil anrichtet. Wende man das Geſagte auf Abbas, den Großen, an, der durch ſeine fünfzigjährige Regierung ſich zum einzigen, unbedingt Wollenden ſeines ausgebreiteten, bevölkerten Reichs erhoben hatte; denke man ſich ihn freimüthiger Natur, geſellig und guter Laune, dann aber durch Verdacht, Verdruß und, was am Schlimmſten iſt, durch übel verſtandene Gerechtigkeitsliebe irre geführt, durch heftiges Trinken aufgeregt, und, daß wir das Letzte ſagen, durch ein ſchnödes, unheilbares körperliches Uebel gepeinigt und zur Verzweiflung gebracht: ſo wird man geſtehen, daß Diejenigen Verzeihung, wo nicht Lob verdienen, welche einer ſo ſchrecklichen Erſcheinung auf Erden ein Ende machten. Selig preiſen wir daher gebildete Völker, deren Monarch ſich ſelbſt durch ein edles, ſittliches Bewußtſein regiert; glücklich die gemäßigten, bedingten Regierungen, die ein Herrſcher ſelbſt zu lieben und zu fördern Urſache hat, weil ſie ihn mancher Verantwortung überheben, ihm gar manche Reue erſparen!

Aber nicht allein der Fürſt, ſondern ein Jeder, der durch Vertrauen, Gunſt oder Anmaßung Theil an der höchſten Macht gewinnt, kommt in Gefahr, den Kreis zu überſchreiten, welchen Geſetz und Sitte, Menſchengefühl, Gewiſſen, Religion und Herkommen zu Glück und Beruhigung um das Menſchengeſchlecht gezogen haben. Und ſo mögen Miniſter und Günſtlinge, Volksvertreter und Volk auf ihrer Hut ſein, daß nicht auch ſie, in den Strudel unbedingten Wollens hingeriſſen, ſich und Andere unwiederbringlich in's Verderben hinabziehen!

Kehren wir nun zu unſerm Reiſenden zurück, ſo finden wir ihn in einer unbequemen Lage. Bei aller ſeiner Vorliebe für den Orient muß

della Valle doch endlich fühlen, daß er in einem Lande wohne, wo an keine Folge zu denken ist, und wo mit dem reinsten Willen und größter Thätigkeit kein neues Rom zu erbauen wäre. Die Verwandten seiner Frau lassen sich nicht einmal durch Familien-Bande halten; nachdem sie eine Zeit lang zu Jspahan in dem vertraulichsten Kreise gelebt, finden sie es doch gerathener, zurück an den Euphrat zu ziehen und ihre gewohnte Lebensweise dort fortzusetzen. Die übrigen Georgier zeigen wenig Eifer; ja die Carmeliten, denen das große Vorhaben vorzüglich am Herzen liegen mußte, können von Rom her weder Antheil noch Beistand erfahren.

Della Valle's Eifer ermüdet und er entschließt sich, nach Europa zurückzukehren, leider gerade zur ungünstigsten Zeit! Durch die Wüste zu ziehen, scheint ihm unleidlich; er beschließt, über Jndien zu gehen; aber jetzt eben entspinnen sich Kriegshändel zwischen Portugiesen, Spaniern und Engländern wegen Ormus, dem bedeutendsten Handelsplatz, und Abbas sucht seinem Vortheil gemäß, Theil daran zu nehmen. Der Kaiser beschließt, die unbequemen Portugiesischen Nachbarn zu bekämpfen, zu entfernen und die hülfreichen Engländer zuletzt, vielleicht durch List und Verzögerung, um ihre Absichten zu bringen und alle Vortheile sich zuzueignen.

In solchen bedenklichen Zeitläufen überrascht nun unsern Reisenden das wunderbare Gefühl eigener Art, das den Menschen mit sich selbst in den größten Zwiespalt setzt, das Gefühl der weiten Entfernung vom Vaterlande im Augenblick, wo wir, unbehaglich in der Fremde, nach Hause zurückzuwandern, ja schon dort angelangt zu sein wünschten. Fast unmöglich ist es, in solchem Fall sich der Ungeduld zu erwehren; auch unser Freund wird davon ergriffen; sein lebhafter Character, sein edles, tüchtiges Selbstvertrauen täuschen ihn über die Schwierigkeiten, die im Wege stehen. Seiner zu Wagnissen aufgelegten Anhoheit ist es bisher gelungen, alle Hindernisse zu besiegen, alle Plane durchzusetzen; er schmeichelt sich fernerhin mit gleichem Glück und entschließt sich, da eine Rückkehr ihm durch die Wüste unerträglich scheint, zu dem Weg über Jndien, in Gesellschaft seiner schönen Maani und ihrer Pflegetochter Mariuccia.

Manches unangenehme Ereigniß tritt ein, als Vorbedeutung künftiger Gefahr; doch zieht er über Persepolis und Schiras, wie immer aufmerkend, Gegenstände, Sitten und Landesart genau bezeichnend und aufzeichnend. So gelangt er an den Persischen Meerbusen; dort aber findet er, wie vorauszusehen gewesen, die sämmtlichen Höfen geschlossen, alle Schiffe, nach Kriegsgebrauch, in Beschlag genommen. Dort am Ufer, in einer höchst ungesunden Gegend, trifft er Engländer gelagert, deren Caravane gleichfalls aufgehalten, einen günstigen Augenblick erpassen möchte. Freundlich aufgenommen, schließt er sich an sie an, errichtet seine Gezelte nächst den ihrigen und eine Palmhütte zu besserer Bequemlichkeit. Hier scheint ihm ein freundlicher Stern zu leuchten. Seine Ehe war bisher kinderlos und zu größter Freude beider Gatten erklärt sich Maani guter Hoffnung; aber ihn ergreift eine Krankheit; schlechte Kost und böse Luft zeigen den schlimmsten Einfluß auf ihn und leider auch auf Maani; sie kommt zu früh nieder und das Fieber verläßt sie nicht. Ihr standhafter Character, auch ohne ärztliche Hülfe, erhält sie noch eine Zeit lang; sodann aber fühlt sie ihr Ende herannahen, ergibt sich in frommer Gelassenheit, verlangt, aus der Palmenhütte unter die Zelte gebracht zu sein, woselbst sie, indem Mariuccia die geweihte Kerze hält und della Valle die herkömmlichen Gebete verrichtet, in seinen Armen verscheidet. Sie hatte das dreiundzwanzigste Jahr erreicht.

Einem solchen ungeheuern Verluste zu schmeicheln, beschließt er fest und unwiderruflich, den Leichnam in sein Erbbegräbniß mit nach Rom zu nehmen. An Harzen, Balsamen und kostbaren Specereien fehlt es ihm; glücklicher Weise findet er eine Ladung des besten Camphers, welcher, kunstreich durch erfahrene Personen angewendet, den Körper erhalten soll.

Hierdurch aber übernimmt er die größte Beschwerde, indem er so fortan den Aberglauben der Cameel-Treiber, die habsüchtigen Vorurtheile der Beamten, die Aufmerksamkeit der Zoubedienten auf der ganzen künftigen Reise zu beschwichtigen oder zu bestechen hat.

Nun begleiten wir ihn nach Lar, der Hauptstadt des Laristan, wo er bessere Luft, gute Aufnahme findet und die Eroberung von Ormus durch die Perser abwartet. Aber auch ihre Triumphe dienen ihm zu keiner Förderniß. Er sieht sich wieder nach Schiras zurückgedrängt, bis er denn doch endlich mit einem Englischen Schiffe nach Jndien geht. Hier finden wir sein Betragen dem bisherigen gleich; sein standhafter Muth, seine Kenntnisse, seine adelichen Eigenschaften verdienen ihm überall leichten Eintritt und ehrenvolles Verweilen; endlich aber wird er doch nach dem Persischen Meerbusen zurück und zur Heimfahrt durch die Wüste genöthigt.

Hier erduldet er alle gefürchteten Unbilden. Von Stammhäuptern decimirt, tarirt von Zollbeamten, beraubt von Arabern und selbst in der Christenheit überall verirrt und verspätet,

bringt er doch endlich Curiositäten und Kostbarkeiten genug, das Seltsamste und Kostbarste aber, den Körper seiner geliebten Maani nach Rom. Dort, auf Aara Coeli, begeht er sein herrliches Leichenfest, und als er in die Grube hinabsteigt, ihr die letzte Ehre zu erweisen, finden wir zwei Jungfräulein neben ihm, Silvia, eine während seiner Abwesenheit aufmuthig herangewachsene Tochter, und Tinatin di Ziba, die wir bisher unter dem Namen Mariuccia gekannt. Beide ungefähr fünfzehnjährig. Letztere, die seit dem Tode seiner Gemahlinn eine treue Reisegefährtinn und einziger Trost gewesen, nunmehr zu heirathen, entschließt er sich gegen den Willen seiner Verwandten, ja des Papstes, die ihm vornehmere und reichere Verbindungen zudenken. Nun bethätigt er, noch mehrere Jahre glanzreich, einen heftig kühnen und muthigen Character, nicht ohne Händel, Verdruß und Gefahr und hinterläßt bei seinem Tode, der im sechsundsechzigsten Jahre erfolgt, eine zahlreiche Nachkommenschaft.

Entschuldigung.

Es läßt sich bemerken, daß ein Jeder den Weg, auf welchem er zu irgend einer Kenntniß und Einsicht gelangt, allen übrigen vorziehen und seine Nachfolger gern auf denselben einleiten und einweihen möchte. In diesem Sinne habe ich Peter della Valle umständlich dargestellt, weil er derjenige Reisende war, durch den mir die Eigenthümlichkeiten des Orients am Ersten und Klarsten aufgegangen, und meinem Vorurtheil will scheinen, daß ich durch diese Darstellung erst meinem „Divan" einen eigenthümlichen Grund und Boden gewonnen habe. Möge Dieß Andern zur Aufmunterung gereichen, in dieser Zeit, die so reich an Blättern und einzelnen Heften ist, einen Folianten durchzulesen, durch den sie entschieden in eine bedeutende Welt gelangen, die ihnen in den neuesten Reisebeschreibungen zwar oberflächlich umgeändert, im Grund aber als dieselbe erscheinen wird, welche sie dem vorzüglichen Manne zu seiner Zeit erschien!

Wer den Dichter will verstehen,
Muß in Dichters Lande gehen;
Er im Orient sich freue,
Daß das Alte sei das Neue!

Olearius.

Die Bogenzahl unserer bis hierher abgedruckten Arbeiten erinnert uns, vorsichtiger und weniger abschweifend von nun an fortzufahren. Deßwegen sprechen wir von dem genannten trefflichen Manne nur im Vorübergehen. Sehr merkwürdig ist es, verschiedene Nationen als Reisende zu betrachten. Wir finden Engländer, unter welchen wir Sherley und Herbert ungern vorbeigingen; sodann aber Italiener; zuletzt Franzosen. Hier trete nun ein Deutscher hervor in seiner Kraft und Würde. Leider war er auf seiner Reise nach dem Persischen Hof an einen Mann gebunden, der mehr als Abenteurer denn als Gesandter erscheint, in beidem Sinne aber sich eigenwillig, ungeschickt, ja unsinnig benimmt! Der Geradsinn des trefflichen Olearius läßt sich dadurch nicht irre machen; er gibt uns höchst erfreuliche und belehrende Reiseberichte, die um so schätzbarer sind, als er nur wenige Jahre nach della Valle und kurz nach dem Tode Abbas, des Großen, nach Persien kam, und bei seiner Rückkehr die Deutschen mit Saadi, dem Trefflichen, durch eine tüchtige und erfreuliche Uebersetzung bekannt machte. Ungern brechen wir ab, weil wir auch diesem Manne für das Gute, das wir ihm schuldig sind, gründlichen Dank abzutragen wünschten. In gleicher Stellung finden wir uns gegen die beiden Folgenden, deren Verdienste wir auch nur oberflächlich berühren dürfen.

Tavernier und Chardin.

Ersterer, Goldschmied und Juwelen-Händler, dringt mit Verstand und klugem Betragen, kostbar kunstreiche Waaren zu seiner Empfehlung vorzeigend, an die Orientalischen Höfe und weiß sich überall zu schicken und zu finden. Er gelangt nach Indien zu den Demant-Gruben, und nach einer gefahrvollen Rückreise wird er im Westen nicht zum Freundlichsten aufgenommen. Dessen hinterlassene Schriften sind höchst belehrend; und doch wird er von seinem Landsmann, Nachfolger und Rival Chardin nicht sowohl im Lebensgange gehindert, als in der öffentlichen Meinung nachher verdunkelt. Dieser, der sich gleich zu Anfang seiner Reise durch die größten Hindernisse durcharbeiten muß, versteht denn auch, die Sinnesweise Orientalischer Macht- und Geldhaber, die zwischen Großmuth und Eigennutz schwankt, trefflich zu benutzen, und ihrer bei m Besitz der größten Schätze nie zu stillenden Begier nach frischen Juwelen und fremden Goldarbeiten zu dienen; deßhalb er denn auch nicht ohne Glück und Vortheil wieder nach Hause zurückkehrt.

An diesen beiden Männern ist Verstand, Gleichmuth, Gewandtheit, Beharrlichkeit, einnehmendes Betragen und Standhaftigkeit nicht genug zu bewundern, und könnte jeder Weltmann sie auf seiner Lebenskreise als Muster verehren. Sie besaßen aber zwei Vortheile, die nicht einem Jeden zu Statten kommen; sie waren Protestanten und Franzosen zugleich. — Eigenschaften, die, zusammen verbunden, höchst tüchtige Individuen hervorzubringen im Stande sind.

Neuere und neueste Reisende.

Was wir dem achtzehnten und schon dem neunzehnten Jahrhundert verdanken, darf hier gar nicht berührt werden. Die Engländer haben uns in der letzten Zeit über die unbekanntesten Gegenden aufgeklärt. Das Königreich Cabul, das alte Gedrosien und Caramanien sind uns zugänglich geworden. Wer kann seine Blicke zurück halten, daß sie nicht über den Indus hinüberstreifen und dort die große Thätigkeit anerkennen, die täglich weiter um sich greift? Und so muß denn, hierdurch gefördert, auch im Occident, die Lust nach ferner und tieferer Sprachkenntniß sich immer erweitern. Wenn wir bedenken, welche Schritte Geist und Fleiß Hand in Hand gethan haben, um aus dem beschränkten Hebräisch-rabbinischen Kreise bis zur Tiefe und Weite des Sanscrit zu gelangen, so erfreut man sich, seit so vielen Jahren Zeuge dieses Fortschreitens zu sein. Selbst die Kriege, die so Manches hindern, zerstören, haben der gründlichen Einsicht viele Vortheile gebracht. Von den Himmelaja-Gebirgen herab sind uns die Ländereien zu beiden Seiten des Indus, die bisher noch mährchenhaft genug geblieben, klar, mit der übrigen Welt im Zusammenhang erschienen. Ueber die Halbinsel hinunter bis nach Java können wir nach Belieben, nach Kräften und Gelegenheit unsere Uebersicht ausdehnen und uns im Besondersten unterrichten; und so öffnet sich den jüngern Freunden des Orients eine Pforte nach der andern, um die Geheimnisse jener Urwelt, die Mängel einer seltsamen Verfassung und unglücklichen Religion, sowie die Herrlichkeit der Poesie kennen zu lernen, in die sich reine Menschheit, edle Sitte, Heiterkeit und Liebe flüchtet, um uns über Casten-Streit, phantastische Religionsungeheuer und abstrusen Mysticismus zu trösten und zu überzeugen, daß doch zuletzt in ihr das Heil der Menschheit aufbewahrt bleibe.

Lehrer.

Abgeschiedene, Mitlebende.

Sich selbst genaue Rechenschaft zu geben, von wem wir auf unserm Lebens- und Studien-Gange, Dieses oder Jenes gelernt, wie wir nicht allein durch Freunde und Genossen, sondern auch durch Widersacher und Feinde gefördert worden, ist eine schwierige, kaum zu lösende Aufgabe. Indessen fühl' ich mich angetrieben, einige Männer zu nennen, denen ich besondern Dank abzutragen schuldig bin.

Jones. Die Verdienste dieses Mannes sind so weltbekannt und an mehr als einem Orte umständlich gerühmt, daß mir Nichts übrig bleibt, als nur im Allgemeinen anzuerkennen, daß ich aus seinen Bemühungen von jeher möglichsten Vortheil zu ziehen gesucht habe; doch will ich eine Seite bezeichnen, von welcher er mir besonders merkwürdig geworden.

Er, nach ächter Englischer Bildungsweise, in Griechischer und Lateinischer Litteratur dergestalt gegründet, daß er nicht allein die Producte derselben zu würdigen, sondern auch selbst in diesen Sprachen zu arbeiten weiß, mit den Europäischen Litteraturen gleichfalls bekannt, in den Orientalischen bewandert, erfreut er sich der doppelt schönen Gabe, einmal, eine jede Nation in ihren eigensten Verdiensten zu schätzen, sodann aber, das Schöne und Gute, worin sie sämmtlich einander nothwendig gleichen, überall aufzufinden.

Bei der Mittheilung seiner Einsichten findet er manche Schwierigkeit; vorzüglich stellt sich ihm die Vorliebe seiner Nation für alte classische Litteratur entgegen; und wenn man ihn genau beobachtet, so wird man leicht gewahr, daß er, als ein kluger Mann, das Unbekannte an's Bekannte, das Schätzenswerthe an das Geschätzte anzuschließen sucht; er verschleiert seine Vorliebe für Asiatische Dichtkunst und gibt mit gewandter Bescheidenheit meistens solche Beispiele, die er Lateinischen und Griechischen hochbeliebten Gedichten gar wohl an die Seite stellen darf; er benutzt die rhythmischen antiken Formen, um die anmuthigen Zartheiten des Orients auch Classicisten eingänglich zu machen. Aber nicht allein von alterthümlicher, sondern auch von patriotischer Seite mochte er viel Verdruß erlebt haben; ihn schmerzte Herabsetzung Orientalischer Dichtkunst, welches deutlich hervorleuchtet aus dem Harris'schen nur zweibändigen Aufsatz: „Arabo, sive de Poesi Anglorum Dialogus," am Schlusse seines Werkes über Asiatische Dichtkunst. Hier stellt er uns mit offenbarer Bitterkeit vor Augen, wie absurd sich Milton und Pope im Orientalischen Gewand ausnähmen; woraus denn folgt, was wir auch so oft wiederholen, daß man jeden Dichter in seiner Sprache und im eigenthümlichen Bezirk seiner Zeit und Sitten aufsuchen, kennen und schätzen müsse.

Eichhorn. Mit vergnüglicher Anerkennung bemerke ich, daß ich bei meinen gegenwärtigen Arbeiten noch dasselbe Exemplar benutze, welches mir der hochverdiente Mann von seiner Ausgabe des Jones'schen Werks vor zweiundvierzig Jahren verehrte, als wir ihn noch unter die Unsern zählten und aus seinem Munde gar manches heilsam Belehrende vernahmen. Auch die ganze Zeit über bin ich seinem Lehrgange im Stillen gefolgt, und in diesen letzten Tagen freute ich mich höchlich, abermals von seiner Hand das höchst wichtige Werk, das uns die

Propheten und ihre Zustände aufklärt, vollendet zu erhalten. Denn was ist erfreulicher, für den ruhig verständigen Mann wie für den aufgeregten Dichter, als zu sehen, wie jene gottbegabten Männer mit hohem Geiste ihre bewegte Zeitumgebung betrachteten und auf das wundersam Bedenkliche, was vorging, strafend, warnend, tröstend und herzerhebend hindeuteten.

Mit diesem Wenigen sei mein dankbarer Lebensbezug zu diesem würdigen Manne treulich ausgesprochen!

Lorsbach. Schuldigkeit ist es, hier auch des wackern Lorsbach zu gedenken. Er kam beizeite in unsern Kreis, wo er in keinem Sinne für sich eine behagliche Lage fand; doch gab er mir gern über Alles, worüber ich ihn befragte, treuen Bescheid, sobald es innerhalb der Grenze seiner Kenntnisse lag, die er oft mochte zu scharf gezogen haben.

Wundersam schien es mir Anfangs, ihn als keinen sonderlichen Freund Orientalischer Poesie zu finden; und doch geht es einem Jeden auf ähnliche Weise, der auf irgend ein Geschäft mit Vorliebe und Enthusiasmus Zeit und Kräfte verwendet, und doch zuletzt eine gehoffte Ausbeute nicht zu finden glaubt. Und dann ist ja das Alter die Zeit, die des Genusses entbehrt da, wo ihn der Mensch am Meisten verdiente. Sein Verstand und seine Redlichkeit waren gleich heiter, und ich erinnere mich der Stunden, die ich mit ihm zubrachte, immer mit Vergnügen.

Von Diez.

Einen bedeutenden Einfluß auf mein Studium, den ich dankbar erkenne, hatte der Prälat von Diez. Zur Zeit, da ich mich um Orientalische Litteratur näher bekümmerte, war mir das „Buch des Cabus" zu Handen gekommen, und schien mir so bedeutend, daß ich ihm viele Zeit widmete und mehrere Freunde zu dessen Betrachtung aufforderte. Durch einen Reisenden bot ich jenem schätzbaren Manne, dem ich so viel Belehrung schuldig geworden, einen verbindlichen Gruß. Er sendete mir dagegen freundlich das kleine Büchlein über die Tulpen. Nun ließ ich, auf seidenartiges Papier, einen kleinen Rahm mit prächtiger, goldener Blumeneinfassung verzieren, worin ich nachfolgendes Gedicht schrieb:

Wie man mit Vorsicht auf der Erde wandelt,
Es sei bergauf, es sei hinab vom Thron,
Und wie man Menschen, wie man Pferde handelt,
Das Alles lehrt der König seinen Sohn.
Wir wissen's nun durch Dich, der uns beschenkte;
Jetzt sagest Du der Tulpe Ehr daran.
Und wenn mich nicht der gold'ne Rahm beschränkte,
Wo endete, was Du für uns gethan!

Und so entspann sich eine briefliche Unterhaltung, die der würdige Mann, bis an sein Ende, mit fast unleserlicher Hand, unter Leiden und Schmerzen, getreulich fortsetzte.

Da ich nun mit Sitten und Geschichte des Orients bisher nur im Allgemeinen, mit Sprache so gut wie gar nicht bekannt gewesen, war eine solche Freundlichkeit mir von der größten Bedeutung. Denn weil es mir bei einem vorgezeichneten, methodischen Verfahren um augenblickliche Aufklärung zu thun war, welche in Büchern zu finden Kraft und Zeit verzehrenden Aufwand erfordert hätte, so wendete ich mich in bedenklichen Fällen an ihn, und erhielt auf meine Frage jederzeit genügende und fördernde Antwort. Diese seine Briefe verdienten gar wohl wegen ihres Gehalts gedruckt und als ein Denkmal seiner Kenntnisse und seines Wohlwollens aufgestellt zu werden. Da ich seine strenge und eigne Gemüthsart kannte, so hütete ich mich, ihn von gewisser Seite zu berühren; doch war er gefällig genug, ganz gegen seine Denkweise, als ich den Character des Nassreddin Chodscha, des lustigen Reise- und Zeitgefährten des Welteroberers Timur, zu kennen wünschte, mir einige jener Anecdoten zu übersetzen; woraus denn abermal hervorging, daß gar manche verfängliche Mährchen, welche die West-Länder nach ihrer Weise behandelt, sich vom Orient herschreiben, jedoch die eigentliche Farbe, den wahren, angemessenen Ton bei der Umbildung meistentheils verloren.

Da von diesem Buch das Manuscript sich nun auf der königlichen Bibliothek zu Berlin befindet, wäre es sehr zu wünschen, daß ein Meister dieses Faches uns eine Uebersetzung gäbe. Vielleicht wäre sie in Lateinischer Sprache am Zuglichsten zu unternehmen, damit der Gelehrte vorerst vollständige Kenntniß davon erhielte. Für das Deutsche Publicum ließe sich alsdann recht wohl eine anständige Uebersetzung im Auszug veranstalten.

Daß ich an des Freundes übrigen Schriften, den „Denkwürdigkeiten des Orients" u. s. w., Theil genommen und Nutzen daraus gezogen, davon möge gegenwärtiges Heft Beweise führen. Bedenklicher ist, es zu bekennen, daß auch seine, nicht gerade immer zu billigende Streitsucht mir vielen Nutzen geschafft. Erinnert man sich aber seiner Universitäts-Jahre, wo man gewiß zum Fechtboden eilte, wenn ein Paar Meister oder Seniores Kraft und Gewandtheit gegen einander versuchten: so wird Niemand in Abrede sein, daß man bei solcher Gelegenheit Stärken und Schwächen gewahr wurde, die einem Schüler vielleicht für immer verborgen geblieben wären.

Der Verfaſſer des Buches Cabus, Kjekjawus, König der Dilemiten, welche das Gebirgsland Ghilan, das gegen Mittag den Pontus euxinus abſchließt, bewohnten, wird uns bei näherer Bekanntſchaft doppelt lieb werden. Als Kronprinz höchſt ſorgfältig zum ſchönſten, thätigſten Leben erzogen, verließ er das Land, um weit in Oſten ſich auszubilden und zu prüfen.

Kurz nach dem Tode Mahmud's, von welchem wir ſo viel Rühmliches zu melden hatten, kam er nach Gasna, wurde von deſſen Sohne Meſſud freundlichſt aufgenommen und, in Gefolg mancher Kriegs- und Friedensdienſte, mit einer Schweſter vermählt. An einem Hofe, wo vor wenigen Jahren Firduſi das Schach Nameh geſchrieben; wo eine große Verſammlung von Dichtern und talentvollen Menſchen nicht auszuſterben war; wo der neue Herrſcher, kühn und kriegeriſch, wie ſein Vater, geiſtreiche Geſellſchaft zu ſchätzen wußte: konnte Kjekjawus auf ſeiner Irrfahrt den köſtlichſten Raum zu fernerer Ausbildung finden.

Doch müſſen wir zuerſt von ſeiner Erziehung ſprechen. Sein Vater hatte, die körperliche Ausbildung auf's Höchſte zu ſteigern, ihn einem trefflichen Pädagogen übergeben. Dieſer brachte den Sohn zurück, geübt in allen ritterlichen Gewandtheiten: zu ſchießen, zu reiten, reitend zu ſchießen, den Speer zu werfen, den Schlägel zu führen und damit den Ball auf's Geſchickteſte zu treffen. Nachdem Dieß Alles vollkommen gelang und der König zufrieden ſchien, auch deßhalb den Lehrmeiſter höchlich lobte, fügte er hinzu: „Ich habe doch noch Eins zu erinnern. Du haſt meinen Sohn in Allem unterrichtet, wozu er fremder Werkzeuge bedarf, ohne Pferd kann er nicht reiten, nicht ſchießen ohne Bogen; was iſt ſein Arm, wenn er keinen Wurfſpieß hat, und was wäre das Spiel ohne Schlägel und Ball? Das Einzige haſt Du ihn nicht gelehret, wo er ſein ſelbſt allein bedarf, welches das Nothwendigſte iſt und wo ihm Niemand helfen kann.“ Der Lehrer ſtand beſchämt und vernahm, daß dem Prinzen die Kunſt zu ſchwimmen fehle. Auch dieſe wurde, jedoch mit einigem Widerwillen des Prinzen, erlernt, und dieſe rettete ihm das Leben, als er auf einer Reiſe nach Mecca, mit einer großen Menge Pilger, auf dem Euphrat ſcheiternd, nur mit Wenigen davon kam.

Daß er geſchickt gebildet ſein mußte, beweiſt die gute Aufnahme, die er an dem Hofe von Gasna gefunden, daß er zum Geſellſchafter des Fürſten ernannt war, welches damals viel heißen wollte, weil er gewandt ſein mußte, verſtändig und angenehm von allen Vorkommenden genügende Rechenſchaft zu geben.

Unſicher war die Thronfolge von Ghilan, unſicher der Beſitz des Reichs ſelbſt, wegen mächtiger, eroberungsſüchtiger Nachbarn. Endlich nach dem Tode ſeines erſt abgeſetzten, dann wieder eingeſetzten königlichen Vaters beſtieg Kjekjawus mit großer Wahrheit und entſchiedener Ergebenheit in die mögliche Folge der Ereigniſſe den Thron, und, in hohem Alter, da er vorausſah, daß der Sohn Ghilan Schach noch einen gefährlichern Stand haben werde als er ſelbſt, ſchreibt er dieß merkwürdige Buch, worin er zu ſeinem Sohne ſpricht: „Daß er ihn mit Künſten und Wiſſenſchaften aus dem doppelten Grunde bekannt mache, um entweder durch irgend eine Kunſt ſeinen Unterhalt zu gewinnen, wenn er durch's Schickſal in die Nothwendigkeit verſetzt werden möchte, oder im Fall er der Kunſt zum Unterhalt nicht bedürfte, doch wenigſtens vom Grunde jeder Sache wohl unterrichtet zu ſein, wenn er bei der Hoheit verbleiben ſollte.“

Wäre in unſern Tagen den hohen Emigrirten, die ſich oft mit mußerhafter Ergebung von ihrer Hände Arbeit nährten, ein ſolches Buch zu Handen gekommen, wie tröſtlich wäre es ihnen geweſen!

Daß ein ſo vortreffliches, ja unſchätzbares Buch nicht mehr bekannt geworden, davon mag hauptſächlich Urſache ſein, daß es der Verfaſſer auf ſeine eigenen Koſten herausgab und die Firma Nicolai ſolches nur in Commiſſion genommen hatte, wodurch gleich für ein ſolches Werk im Buchhandel eine urſprüngliche Stockung entſteht. Damit aber das Vaterland wiſſe, welcher Schatz ihm hier zubereitet liegt, ſo ſetzen wir den Inhalt der Capitel hierher und erſuchen die ſchätzbaren Tagesblätter, wie das „Morgenblatt“ und den „Geſellſchafter“, die ſo erbaulichen als unterhaltenden Inhalten von Geſchichten, nicht weniger die großen, anwendlichen Maximen, die dieſes Werk enthält, vorläufig allgemein bekannt zu machen.

Inhalt des Buches Cabus capitelweiſe.

1) Erkenntniß Gottes.
2) Lob des Propheten.
3) Gott wird geprieſen.
4) Hülfe des Gottesdienſtes iſt nothwendig und nützlich.
5) Pflichten gegen Vater und Mutter.
6) Herkunft durch Tugend zu erhöhen.
7) Nach welchen Regeln man ſprechen muß.
8) Die letzten Regeln Nuſchirwan's.
9) Zuſtand des Alters und der Jugend.
10) Wohlanſtändigkeit und Regeln bei Gaſtmählern.
11) Verhalten bei'm Weintrinken.
12) Wie Gäſte einzuladen und zu bewirthen.

13) Auf welche Weise geschert, Stein und Schach gespielt werden muß.
14) Beschaffenheit der Liebenden.
15) Nutzen und Schaden der Beiwohnung.
16) Wie man sich baden und waschen muß.
17) Zustand des Schlafens und Ruhens.
18) Ordnung bei der Jagd.
19) Wie Ballspiel zu treiben.
20) Wie man dem Feind entgegengehen muß.
21) Mittel, das Vermögen zu vermehren.
22) Wie anvertraut Gut zu bewahren und zurückzugeben.
23) Kauf der Sclaven und Sclavinnen.
24) Wo man Besitzungen ankaufen muß.
25) Pferdekauf und Kennzeichen der besten.
26) Wie der Mann ein Weib nehmen muß.
27) Ordnung bei Auferziehung der Kinder.
28) Vortheile, sich Freunde zu machen und sie zu wählen.
29) Gegen der Feinde Anschläge und Ränke nicht sorglos zu sein.
30) Verdienstlich ist es, zu verzeihen.
31) Wie man Wissenschaft suchen muß.
32) Kaufhandel.
33) Regeln der Aerzte und wie man leben muß.
34) Regeln der Sternkundigen.
35) Eigenschaften der Dichter und Dichtkunst.
36) Regeln der Rechner.
37) Die Art, Kaisern zu dienen.
38) Stand der Vertrauten und Gesellschafter der Kaiser.
39) Regeln der Kanzlei-Aemter.
40) Ordnung des Rathes.
41) Regeln der Heerführerschaft.
42) Regeln der Kaiser.
43) Regeln des Ackerbaues und der Landwirthschaft.
44) Vorzüge der Tugend.

Wie man nun aus einem Buche solchen Inhalts sich ohne Frage eine ausgebreitete Kenntniß der Orientalischen Zustände verschaffen kann, so wird man nicht zweifeln, daß man darin Analogien genug finden werde, sich in seiner Europäischen Lage zu beleben und zu beurtheilen.

Zum Schluß eine kurze chronologische Wiederholung. König Kjekjawus kam ungefähr zur Regierung Heg. 450 = 1058, regierte noch Heg. 473 = 1080, vermählt mit einer Tochter des Sultan Mahmud von Gasna. Sein Sohn, Ostlan Schach, für welchen er das Werk schrieb, ward seiner Länder beraubt. Man weiß wenig von seinem Leben, Nichts von seinem Tode. Siehe Diez's Uebersetzung. Berlin 1811.

Diejenige Buchhandlung, die vorgemeldetes Werk in Verlag oder Commission übernehmen, wird ersucht, Solches anzuzeigen. Ein billiger Preis wird die wünschenswerthe Verbreitung erleichtern.

Von Hammer.

Wie viel ich diesem würdigen Mann schuldig geworden, beweist mein Büchlein in allen seinen Theilen. Längst war ich auf Hafis und dessen Gedichte aufmerksam; aber was mir auch Litteratur, Reisebeschreibung, Zeitblatt, und sonst zu Gesicht brachte, gab mir keinen Begriff, keine Anschauung von dem Werth, von dem Verdienste dieses außerordentlichen Mannes. Endlich aber, als mir im Frühling 1813 die vollständige Uebersetzung aller seiner Werke zukam, ergriff ich mit besonderer Vorliebe sein innres Wesen und suchte, mich durch eigene Production mit ihm in's Verhältniß zu setzen. Diese freundliche Beschäftigung half mir über bedenkliche Zeiten hinweg und ließ mich zuletzt die Früchte des errungenen Friedens auf's Angenehmste genießen.

Schon seit einigen Jahren war mir der schwunghafte Betrieb der Fundgruben im Allgemeinen bekannt geworden; nun aber erschien die Zeit, wo ich Vortheil daraus gewinnen sollte. Nach mannigfaltigen Seiten hin benutzte dieses Werk, erregte und befriedigte zugleich das Bedürfniß der Zeit; und hier bewährte sich mir abermals die Erfahrung, daß wir in jedem Fach von den Mitlebenden auf das Schönste gefördert werden, sobald man sich ihrer Vorzüge dankbar und freundlich bedienen mag. Kenntnißreiche Männer belehren uns über die Vergangenheit; sie geben den Standpunct an, auf welchem sich die augenblickliche Thätigkeit hervorthat; sie deuten vorwärts auf den nächsten Weg, der wir einzuschlagen haben. Glücklicher Weise wird gemeiniglich herrliche Werk noch immer mit gleichem Eifer fortgesetzt; und wenn man auch in diesem Felde seine Untersuchungen rückwärts ausdehnt, so kehrt man doch immer gern mit erneutem Vortheil zu Demjenigen zurück, was uns hier so frisch genießbar und brauchbar von vielen Seiten geboten wird.

Um jedoch Eines zu erinnern, muß ich gestehen, daß mich diese wichtige Sammlung noch schneller gefördert hätte, wenn die Herausgeber, die freilich nur für vollendete Kenner eintragen und arbeiten, auch auf Laien und Liebhaber ihr Augenmerk gerichtet und wo nicht über, doch mehrern Aufsätzen eine kurze Einleitung über die Umstände vergangener Zeit, Persönlichkeiten, Localitäten vorgesetzt hätten; da denn freilich manches mühsame und zerstreuende Nachsuchen dem Lernbegierigen wäre erspart worden.

Doch Alles, was damals zu wünschen blieb,

iſt uns jetzt in reichlichem Maße geworden durch das unſchätzbare Werk, das uns Geſchichte Perſiſcher Dichtkunſt überliefert; denn ich geſtehe gern, daß ſchon im Jahre 1814, als die Göttinger-Anzeigen uns die erſte Nachricht von deſſen Inhalt verläßig bekannt machten, ich ſogleich meine Studien nach den gegebenen Rubriken ordnete und einrichtete; wodurch mir ein anſehnlicher Vortheil geworden. Als nun aber das mit Ungeduld erwartete Ganze endlich erſchien, fand man ſich auf ein Mal wie mitten in einer bekannten Welt, deren Verhältniſſe man klar im Einzelnen erkennen und trachten konnte da, wo man ſonſt nur im Allgemeinſten, durch wechſelnde Nebelſchichten hindurchſah.

Möge man mit meiner Benutzung dieſes Werks einiger Maßen zufrieden ſein und die Abſicht erkennen, auch Diejenigen anzulocken, welche dieſen gehäuften Schatz auf ihrem Lebenswege vielleicht weit zur Seite gelaſſen hätten!

Gewiß beſitzen wir nun ein Fundament, worauf die Perſiſche Litteratur herrlich und überſehbar aufgebaut werden kann, nach deſſen Muſter auch andere Litteraturen Stellung und Verhältniß gewinnen ſollen. Höchſt wünſchenswerth bleibt es jedoch, daß man die chronologiſche Ordnung immerfort beibehalte und nicht etwa einen Verſuch mache einer ſyſtematiſchen Aufſtellung nach den verſchiedenen Dichtarten. Bei den Orientaliſchen Poeten iſt Alles zu ſehr gemiſcht, daß man das Einzelne ſondern könnte, der Character der Zeit und des Dichters in ſeiner Zeit iſt allein belehrend und wirkt belebend auf einen Jeden; wie es hier geſchehen, bleibe ja die Behandlung ſofernan.

Mögen die Verdienſte der glänzenden Schirin, des lieblich ernſt belehrenden Liederbuchs, das uns eben am Schluß unſerer Arbeit erfreut, allgemein anerkannt werden!

Ueberſetzungen.

Da nun aber auch der Deutſche durch Ueberſetzungen aller Art gegen den Orient immer weiter vorrückt, ſo finden wir uns veranlaßt, etwas zwar Bekanntes, doch nie genug zu Wiederholendes an dieſer Stelle beizubringen.

Es gibt dreierlei Arten Ueberſetzung. Die erſte macht uns in unſerm eigenen Sinne mit dem Auslande bekannt; eine ſchlicht proſaiſche iſt hierzu die beſte. Denn indem die Proſa alle Eigenthümlichkeiten einer jeden Dichtkunſt völlig aufhebt und ſelbſt den poetiſchen Enthuſiasmus auf eine allgemeine Waſſerebene niederdrückt: ſo leiſtet ſie für den Anfang den größten Dienſt, weil ſie uns mit dem fremden Vortrefflichen, mitten in unſerer nationellen Häuslichkeit, in unſerm gemeinen Leben überraſcht und, ohne daß wir wiſſen, wie uns geſchieht, eine höhere Stimmung verleihend, wahrhaft erbaut. Eine ſolche Wirkung wird Luther's Bibelüberſetzung jederzeit hervorbringen.

Hätte man die „Nibelungen“ gleich in tüchtige Proſa geſetzt und ſie zu einem Volksbuche geſtempelt, ſo wäre viel gewonnen worden, und der ſeltſame, ernſte, höhere, grauerliche Ritterſinn hätte uns mit ſeiner vollkommenen Kraft angeſprochen. Ob Dieſes jetzt noch räthlich und thunlich ſei, werden Diejenigen am Beſten beurtheilen, die ſich dieſen alterthümlichen Geſchäften entſchiedener gewidmet haben.

Eine zweite Epoche folgt hierauf, wo man ſich in die Zuſtände des Auslandes zwar zu verſetzen, aber eigentlich nur fremden Sinn ſich anzueignen und mit eigenem Sinne wieder darzuſtellen bemüht iſt. Solche Zeit möchte ich im reinſten Wortverſtand die *parodiſtiſche* nennen. Meiſtentheils ſind es geiſtreiche Menſchen, die ſich zu einem ſolchen Geſchäft berufen fühlen. Die Franzoſen bedienen ſich dieſer Art bei Ueberſetzung aller poetiſchen Werke; Beiſpiele zu Hunderten laſſen ſich in Delille's Uebertragungen finden. Der Franzoſe, wie er ſich fremde Worte mundrecht macht, verfährt auch ſo mit den Gefühlen, Gedanken, ja den Gegenſtänden; er fordert durchaus für jede fremde Frucht ein Surrogat, das auf ſeinem eigenen Grund und Boden gewachſen ſei.

Wieland's Ueberſetzungen gehören zu dieſer Art und Weiſe; auch er hatte einen eigenthümlichen Verſtands- und Geſchmacksſinn, mit dem er ſich dem Alterthum, dem Auslande nur inſofern annäherte, als er ſeine Convenienz dabei fand. Dieſer vorzügliche Mann darf als Repräſentant ſeiner Zeit angeſehen werden; er hat außerordentlich gewirkt, indem gerade Das, was ihn anmuthete, wie er ſich's zueignete und es wieder mittheilte, auch ſeinen Zeitgenoſſen angenehm und genießbar begegnete.

Weil man aber weder im Vollkommenen noch Unvollkommenen lange verharren kann, ſondern eine Umwandlung nach der andern immerhin erfolgen muß: ſo erlebten wir den dritten Zeitraum, welcher der höchſte und letzte zu nennen iſt, derjenige nämlich, wo man die Ueberſetzung dem Original identiſch machen möchte, ſo daß Eins nicht anſtatt des Andern, ſondern an der Stelle des Andern gelten ſolle.

Dieſe Art erlitt Anfangs den größten Widerſtand; denn der Ueberſetzer, der ſich feſt an ſein Original anſchließt, gibt mehr oder weniger die Originalität ſeiner Nation auf, und ſo entſteht ein Drittes, wozu der Geſchmack der Menge ſich erſt heranbilden muß.

Der nie genug zu ſchätzende Voß konnte das Publicum zuerſt nicht befriedigen, bis man ſich

nach und nach in die neue Art hineinhörte, hineinbequemte. Wer nun aber jetzt übersieht, was geschehen iſt, welche Verſatilität unter die Deutſchen gekommen, welche rhetoriſche, rhythmiſche, muſiſche Vortheile dem geiſtreich talentvollen Jüngling zur Hand ſind, wie nun Arioſt und Taſſo, Shakeſpeare und Calderon, als eingedeutſchte Fremde, uns doppelt und dreifach vorgeſpielt werden: der darf hoffen, daß die Litteratur-Geſchichte unbewundert anſprechen werde, wer dieſen Weg unter mancherlei Hinderniſſen zuerſt einſchlug.

Die von Hammer'ſchen Arbeiten deuten nun auch meiſtens auf ähnliche Behandlung Orientaliſcher Meiſterwerke, bei welchen vorzüglich die Annäherung an äußere Form zu empfehlen iſt. Wie unendlich vortheilhafter zeigen ſich die Stellen einer Ueberſetzung des Fichte, welche uns genannter Freund geliefert, gegen diejenigen eines Umarbeiters, wovon Einiges in den Jahrgängen zu leſen iſt! Dieſe Art, einen Dichter umzubilden, halten wir für den traurigſten Mißgriff, den ein fleißiger, dem Geſchäft übrigens gewachſener Ueberſetzer thun könnte.

Da aber bei jeder Litteratur jene drei Epochen ſich wiederholen, umkehren, ja die Behandlungsarten ſich gleichzeitig ausüben laſſen, ſo wäre jetzt eine proſaiſche Ueberſetzung des Schah-Nameh und der Werke des Nisami immer noch am Platz. Man benutzte ſie zur überſinnlichen, den Hauptſinn anſchließenden Lektüre: wir erfreuten uns am Geſchichtlichen, Fabelhaften, Epiſchen im Allgemeinen, und vertrauten uns immer näher mit den Geſinnungen und Denkweiſen, bis wir uns endlich damit völlig verbrüdern könnten.

Man erinnere ſich des entſchiedenſten Beifalls, den wir Deutſchen einer ſolchen Ueberſetzung der Sakontala gezollt, und wie kennen das Stück, was ſie gemacht, gar wohl jener allgemeinen Proſa zuſchreiben, in welche das Gedicht aufgelöſt worden. Nun aber wäre es an der Zeit, uns davon eine Ueberſetzung der dritten Art zu geben, die den verſchiedenen Dialecten, rhythmiſchen, muſiſchen und proſaiſchen Sprachweiſen des Originals entſpreche und uns dieſes Gedicht in ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit auf's Neue erfreulich und einheimiſch machte. Da nun in Paris eine Handſchrift dieſes ewigen Werkes befindlich, ſo könnte ein dort anſäſſiger Deutſcher ſich um uns ein unſterbliches Verdienſt durch ſolche Arbeit erwerben.

Der Engliſche Ueberſetzer des Weltenbeſeelers, Megaſthenes, iſt gleichfalls außer Epoche; denn die erſte Bekanntſchaft mit einem ſolchen Werke macht immer Epoche in unſerm Leben. Aber ſeine Ueberſetzung iſt eigentlich aus der zweiten Epoche, paraphraſtiſch und ſuppletoriſch; ſie ſchmeichelt durch den ſanftflüſſigen Jambus dem nordöſtlichen Ohr und Sinn. Unſerm Koſegarten dagegen verdanke ich wenige Verſe memorirbar aus der Urſprache, welche freilich einen ganz andern Anſchluß geben. Ueberdieß hat ſich der Engländer Transpoſitionen der Motive erlaubt, die der geübte äſthetiſche Blick ſogleich entdeckt und mißbilligt.

Warum wir aber die dritte Epoche auch zugleich die letzte genannt, erklären wir noch mit Wenigem. Eine Ueberſetzung, die ſich mit dem Original zu identificiren ſtrebt, nähert ſich zuletzt der Interlineär-Verſion und erleichtert höchlich das Verſtändniß des Originals. Hierdurch werden wir an den Grund-Text hingeführt, ja getrieben; und ſo iſt denn zuletzt der ganze Cirkel abgeſchritten, in welchem ſich die Annäherung des Fremden und Einheimiſchen, des Bekannten und Unbekannten bewegt.

Endlicher Abſchluß.

Indeſſen es uns gelungen iſt, den unſäglichen, abgeſchiedenen Orient an den neueſten, lebendigſten anzuknüpfen, werden Kenner und Freunde mit Wohlwollen beurtheilen. Uns kam jedoch abermals Einiges zur Hand, das, der Geſchichte des Tags angehörig, zu ſeinem und deſſelben Schluſſe des Ganzen erforderlich hieher mußte.

Als, vor etwa vier Jahren, der nach Petersburg beſtimmte Perſiſche Geſandte die Botſchaft ſeines Kaiſers erhielt, verſäumte die erlauchte Gemahlin des Monarchen keineswegs dieſe Gelegenheit; ſie ſendete vielmehr von ihrer Seite bedeutende Geſchenke Ihro der Kaiſerinn-Mutter aller Reußen Majeſtät, begleitet von einem Briefe, deſſen Ueberſetzung wir mitzutheilen das Glück haben.

Schreiben der Gemahlinn des Kaiſers von Perſien an Ihro Majeſtät, die Kaiſerinn-Mutter aller Reußen.

So lange die Elemente dauern, aus welchen die Welt beſteht, möge die erlauchte Zierde des Palaſtes der Größe, das Schatzkäſtchen der Perle des Reichs, die Emporhaltung der Größe der Herrſchaft, die, welche die glänzende Sonne des großen Reiches gebähren, den Cirkel des Mittelpunkts der Oberherrſchaft, den Palmbaum der Zweige der ehrenden Gewalt, möge ſie immer glücklich ſein und bewahrt vor allen Uebeln!

Nach dargebrachten dieſen meinen aufrichtigen Wünſchen hab' ich die Ehre, anzumelden, daß, nachdem in unſern glücklichen Zeiten, durch Wirkung der großen Barmherzigkeit des allgewaltigen Weſens, die Gärten der zwei hohen Mächte auf's Neue friſche Roſenknoſpen hervorgetrieben und Alles, was ſich zwiſchen die bei-

den herrlichen Höfe eingeschlichen, durch aufrichtigste Einigkeit und Freundschaft beseitigt ist; auch in Anerkennung dieser großen Wohlthat, nunmehr Alle, welche mit einem oder dem andern Hofe verbunden sind, nicht aufhören werden, freundschaftliche Verhältnisse und Briefwechsel zu unterhalten:

Nun also in diesem Momente, da Seine Excellenz Mirza Abul Hassan Chan, Gesandter an dem großen Russischen Hofe, nach dessen Hauptstadt abreist, hab' ich nöthig gefunden, die Thüre der Freundschaft durch den Schlüssel dieses aufrichtigen Briefes zu eröffnen. Und, weil es ein alter Gebrauch ist, gemäß den Grundsätzen der Freundschaft und Herzlichkeit, daß Freunde sich Geschenke darbringen, so bitte ich, die dargebotenen, artigsten Schmackwaaren unsers Landes gefällig aufzunehmen. Ich hoffe, daß Sie dagegen, durch einige Tropfen freundlicher Briefe, den Garten eines Herzens erquicken werden, das Sie herzlich liebt; wie ich treu bitte, mich mit Aufträgen zu erfreuen, die ich angelegentlichst zu erfüllen mich erbiete.

Gott erhalte Ihre Tage rein, glücklich und ruhmvoll!

Geschenke.

Eine Perlenschnur an Gewicht 498 Carat.
Fünf Indische Shawls.
Ein Papparaktischen, Ispahanische Arbeit.
Eine kleine Schachtel, Federn darein zu legen.
Behältniß mit Gerathschaften zu nothwendigem Gebrauch.
Fünf Stücke Brocate.

Wie ferner der in Petersburg verweilende Gesandte über die Verhältnisse beider Nationen sich klug, bescheidentlich ausdrückt, konnten wir unsern Landsleuten, im Gefolg der Geschichte Persischer Litteratur und Poesie schon eben darlegen.

Neuerdings aber finden wir diesen gleichsam arbeitenden Gesandten, auf seiner Durchreise für England, in Wien von Gnadengaben seines Kaisers erreicht, denen der Herrscher selbst, durch dichterischen Ausdruck, Bedeutung und Glanz vollkommen verleihen will. Auch diese Gedichte fügen wir übersetzt hinzu, als endlichen Schlußstein unsers zwar mit mancherlei Materialien, aber doch, Gott gebe! dauerhaft aufgeführten Dom-Gewölbes.

Auf die Fahne.

Trotz Mit Schild, der Tapf, ist Dschemschid gleich,
Kawiani, und Jezdi's Herr, der Erden Sonne
Sein Scharm wirft auf die Heldenfur weiten Schatten.
Sein Blick taucht Muthen in Lowen's Gehirn
Denn ist Löwenschlacht, sein Blick die Sonne;
Und wenn sie Leu und Sonne in Löwen's Banner
Das Haupt des Feind Abbas Chan

Erhebt zum Himmels Dom das siegende Gestirne.
Aus Liebe ward nach London er gesandt
Und brachte Glück und Heil dem Christenherrn.

Auf das Ordens-Band mit dem Bilde der Sonne und des Löwen.

Es segne Gott dies Band des edlen Stempels!
Die Sonne zieht den Schleier vor ihm weg.
Sein Schmuck kam von des zweiten Mars Pforte,
Das Pfand Fetch Ali Schah's mit Sonnenstrom.
Ein Vater grüßt des Herrn mit Himmelsdruck
Ich Abul Hassan Chan, gesandt nach Paris,
Von Haupt zu Fuß gekleidet in Herrscherworten;
Das Denkmal schrieb vom Haupt zum Ende er
Da man ihm Haupt zur Sonne wollt' erheben,
Hat man ihm mit die Himmelsleuen als Diadem
Die hohe Botschaft ist von großem Glanz
Für den Gesandten ehrend und bezeugt;
Sein Pfand ist Pfand des Weltgebieters Thron,
Sein Wort ist Wort des Herrn mit Himmelsgang.

Die Orientalischen Höfe beobachten, unter dem Schein einer kindlichen Naivetät, ein besonderes, kluges, listiges Betragen und Verfahren; verstehende Gedichte sind Beweis davon.

Die neueste Russische Gesandtschaft nach Persien fand Mirza Abul Hassan Chan zwar bei Hofe, aber nicht in ausgezeichneter Gunst; er hält sich bescheiden zur Gesandtschaft, leistet ihr manche Dienste und erregt ihre Dankbarkeit. Einige Jahre darauf wird derselbige Mann, mit stattlichem Gefolge, nach England gesendet; um ihn aber recht zu verherrlichen, bedient man sich eines eigenen Mittels. Man flattet ihn bei seiner Abreise nicht mit allen Vorzügen aus, die man ihm gebeut, sondern läßt ihn mit Expressen und was sonst nöthig ist seinen Weg antreten. Wenn kaum ist er in Wien angelangt, so erstehen ihn glänzende Bestätigungen seiner Würde, auffallende Zeugnisse seiner Bedeutung. Eine Fahne mit Insignien des Reichs wird ihm gesendet, ein Ordens-Band mit dem Gleichniß der Sonne, ja mit dem Ebenbild des Kaisers selbst verziert; Das alles erhebt ihn zum Stellvertreter der höchsten Macht; in und mit ihm ist die Majestät gegenwärtig. Dabei aber läßt man's nicht bewenden; Gedichte werden hinzugefügt, die, nach Orientalischer Weise, in glänzenden Metaphern und Hyperbeln, Fahne, Sonne und Ebenbild erst verherrlichen.

Zum bessern Verständnisse des Einzelnen fügen wir wenige Bemerkungen hinzu. Der Kaiser nennt sich einen Türken, als aus dem Stamme Kadschar entsprungen, welcher zur Türkischen Zunge gehört. Es werden nämlich alle Hauptstämme Persiens, welche das Kriegsheer bilden, nach Sprache und Abstammung getheilt in die Stämme der Türkischen, Kurdischen, Lurischen und Arabischen Zunge.

Er vergleicht sich mit Dschemschid, wie

die Perſer ihre mächtigen Fürſten mit ihren alten Königen, in Beziehung auf gewiſſe Eigenſchaften, zuſammenſtellen: Feridun an Würde, ein Dſchemſchid an Glanz, Alexander an Macht, ein Darius an Schutz. Schirm iſt der Kaiſer ſelbſt. Schatten Gottes auf Erden; nur bedarf er freilich am heißen Sommertage eines Schirms; dieſer aber beſchattet ihn nicht allein, ſondern die ganze Welt. Der Moſchus-Geruch, der feinſte, dauerndſte, theilbarſte, zeigt von des Kaiſers Gürtel bis in Saturn's Gehirn. Saturn iſt für ſie noch immer der oberſte der Planeten; ſein Kreis ſchließt die untere Welt ab; hier iſt das Haupt, das Gehirn des Ganzen; wo Gehirn iſt, ſind Sinne; der Saturn iſt alſo noch empfänglich für Moſchus-Geruch, der von dem Gürtel des Kaiſers aufſteigt. Dara iſt der Name Darius und bedeutet Herrſcher; ſie laſſen auf keine Weiſe von der Erinnerung ihrer Vorfahren los. Daß Jran Löwenſchlacht genannt wird, haben wir deßhalb bedeutend, weil der Theil von Perſien, wo jetzt der Hof ſich gewöhnlich aufhält, meiſt gebirgig iſt, und ſich gar wohl das Reich als eine Schlacht denken läßt, von Kriegern, Löwen bevölkert. Das ſeidene Banner erhöhet nun ausdrücklich den Geſandten ſo hoch als möglich, und ein freundliches, liebevolles Verhältniß zu England wird zuletzt ausgeſprochen.

Bei dem zweiten Gedicht können wir die allgemeine Anmerkung vorausſchicken, daß Wortbezüge der Perſiſchen Dichtkunſt ein inneres, anmuthiges Leben verleihen; ſie kommen oft vor und erinnern uns durch ſanften Anklang.

Das Band gilt auch für jede Art von Befeſtigung, die einen Eingang hat und deßwegen wohl auch eines Pförtners bedarf, wie das Original ſich ausdrückt, und ſagt: „deſſen Vorhang (oder Thor) die Sonne aufhebt (öffnet)“, denn das Thor vieler Orientaliſchen Gewölber bildet ein Vorhang; der Halter und Aufheber des Vorhanges iſt daher der Pförtner. Unter Mani iſt Manes gemeint, Secten-Haupt der Manichäer; er ſoll ein geſchickter Maler geweſen ſein und ſeine ſeltſamen Lehren hauptſächlich durch Gemälde verbreitet haben. Er ſteht hier, wie mit Apelles und Raphael ſagen würden. Bei dem Wort Herrſcherpalaſt fühlt ſich die Einbildungskraft ſeltſam angeregt. Perlen gelten auch für Tropfen, und ſo wird ein Perlenmeer denkbar, in welches die gnädige Majeſtät den Sänftling untertaucht. Zieht ſie ihn wieder hervor, ſo bleiben die Tropfen an ihm hängen, und er iſt köſtlich geſchmückt von Haupt zu Fuß. Nun aber hat der Dienſtweg auch Haupt und Fuß, Anfang und Ende, Beginn und Ziel; weil nun alle dieſen der Diener treu durchſchritten, wird er gelobt und belohnt. Die folgenden Zeilen deuten abermals auf die Abſicht, den Geſandten überſchwenglich zu erhöhen, und ihm an dem Hofe, wo er hingeſandt worden, das höchſte Vertrauen zu ſichern, eben als wenn der Kaiſer ſelbſt gegenwärtig wäre; daraus wir denn ſchließen, daß die Abſendung nach England von der größten Bedeutung ſei.

Man hat von der Perſiſchen Dichtkunſt mit Wahrheit geſagt, ſie ſei in ewiger Diaſtole und Syſtole begriffen; verſchwendende Gedichte bewahrheiten viele Anſicht. Immer geht es darin in's Grenzenloſe und gleich wieder in's Beſtimmte zurück. Der Herrſcher iſt Weltlicht und zugleich Reiches Herr; der Schirm, der ihn vor der Sonne ſchützt, breitet ſeine Schatten über die Weltluft aus; die Wohlgerüche ſeines Leibgurts ſind dem Saturn noch nachbar; und ſo weiter fort durchaus Alles hinaus und herein, aus den ſubſtantiellſten Zeiten zum augenblicklichen Feſttag. Hieraus lernen wir abermals, daß ihre Tropen, Metaphern, Hyperbeln niemals einzeln, ſondern im Sinn und Zuſammenhange des Ganzen aufzunehmen ſind.

Reviſion.

Betrachtet man den Antheil, der von den älteſten bis auf die neueſten Zeiten ſchriftlicher Ueberlieferung gegönnt worden, ſo findet ſich derſelbe meiſtens dadurch belebt, daß an jenen Pergamenten und Blättern immer noch Etwas zu verändern und zu verbeſſern iſt. Wäre es möglich, daß uns eine anerkannt fehlerloſe Abſchrift eines alten Autors eingehändigt würde, ſo möchte ſolcher vielleicht gar bald zur Seite liegen.

Auch darf nicht geläugnet werden, daß wir perſönlich einem Buche gar manchen Druckfehler verzeihen, indem wir uns durch deſſen Entdeckung gleichſam geſchmeichelt fühlen. Möge dieſe menſchliche Eigenheit auch unſerer Denkſchrift zu Gute kommen, da verſchiedenen Mängeln abzuhelfen, manche Fehler zu verbeſſern und Andern künftig vorbehalten bleibt! Doch wird ein kleiner Beitrag hiezu nicht unfreundlich abgewieſen werden.

Zuvörderſt alſo möge von der Rechtſchreibung Orientaliſcher Namen die Rede ſein, an welchen eine durchgängige Gleichheit kaum zu erreichen iſt, denn bei dem großen Unterſchiede der öſtlichen und weſtlichen Sprache hält es ſchwer, für die Alphabete jener bei uns reine Aequivalente zu finden. Da nun ferner die Europäiſchen Sprachen unter ſich, wegen verſchiedener Abſtammung und einzelner Dialecte, dem eigenen Alphabet verſchiedenen Werth und

Bedeutung beilegen, so wird eine Uebereinstimmung noch schwieriger.

Unter Französischem Gebiet sind wir hauptsächlich in jene Gegenden eingeführt worden. Herbelot's Wörterbuch kam unsern Wünschen zu Hülfe. Nun mußte der Französische Gelehrte Orientalische Worte und Namen der nationellen Aussprache und Hörweise anzueignen und gefällig machen, welches denn auch in Deutsche Cultur nach und nach herüberging. So sagen wir noch Hegire lieber als Hedschra, des angenehmern Klanges und der alten Bekanntschaft wegen.

Wie Viel haben an ihrer Seite die Engländer nicht geleistet, und ob sie schon über die Aussprache ihres eignen Idioms nicht einig sind, sich doch, wie billig, des Rechts bedient, jene Namen nach ihrer Weise auszusprechen und zu schreiben, wodurch wir abermals in Schwanken und Zweifel gerathen.

Die Deutschen, denen es am Leichtesten fällt, zu schreiben, wie sie sprechen, die sich fremden Klängen, Quantitäten und Accenten nicht ungern gleichstellen, gingen ernstlich zu Werke. Eben aber, weil sie dem Ausländischen und Fremden sich immer mehr anzunähern bemüht gewesen, so findet man auch hier zwischen ältern und neuern Schriften großen Unterschied, so daß man sich einer sichern Autorität zu unterwerfen kaum Ueberzeugung findet.

Dieser Sorge hat mich jedoch der eben so einsichtige als gefällige Freund, J. H. L. Kosegarten, dem ich auch obige Uebersetzung der kaiserlichen Gedichte verdanke, gar freundlich enthoben und Berichtigungen, wie sie im Register enthalten sind, wo auch zugleich einige Druckfehler bemerkt worden, mitgetheilt. Möge dieser zuverlässige Mann meine Vorbereitung zu einem künftigen Divan gleichfalls gereigt begünstigen!

Künftes Buch.

Unserm Meister, groß, verpflichtet
Dank, o Gedenken, freundlich treu!
Hier am Anfang, hier am Ende,
Denken, weltlich A und Z.

Wir haben nun den guten Mann gesprochen,
Und manchen andern Tag's davon gesprochen,
Wünschet er etwa in der Deutschen Art —
Man, Notenpflicht ist sprechen. Damit gut!

Register.

A.

Aaron 401
Abbas 226. 342
Abgarus 206
Abul Hassan Chan 424
Abulfaragi 288
Achsheri 288
Adab 230
Adamallai 370
Adsro 371
Adsrol 389
Adsrubi 371
Adsrbat 215
Aesa 343
Afsar 361

B.

Badakschan 226
Baich . . . . . 227. 378.
Bamian 374
Barmekiden 206
Bassora 227
Bathsamech 380
Bazar 228
Behramgur 230. 385
Bitamag boden 235
Bitgal 373. 385
Bochara 227
Boteinah 215. 229. 385
Bramanen 227
Buddai 226. 357

C.

Caliph und Caliphat 377
Caschgar 396
Chardin 417
Charraj 391
Chiosken 239
Chiser 266
Chodra Parwis 373. 375
Chuarezm 401
Cilius 389

D.

Darasweud 218
Derwisch 382
Dirg (rgo) 419
Filata i. Dilatam 230. 395
Dschami 228. 385. 395
Dschebbl erdbin Nami . . 216. 381. 385
Dschemil 215. 228. 395
Dschemschid 424
Dschengis Chan 381
Dschenighi 282

E.

Ebusaud 211
Eichhorn 418
Elephim 209

Enkowitsch 180
Enweri 221. 380. 385
Enweri Chakani 385
Essebi 380

F.

Fal 395
Fatima 230
Ferdusi . . 219. 228. 380. 385. 399
Ferhad 213
Feridedin Attar 395
Feth Ali Schah 386
Ferwa 211
Firdusi s. Ferdusi.

G.

Gaforwiden 480
Gendsche 384
Ghilan Schah 420
Ginge biloba 224
Gurbera 373

H.

Hafis . 206. 210. 382. 385. 392. 398
Hammer (von) 371
Hatif 371
Hatim 225. 228
Hatim Thai 225
Hatim Zegtai . . . . . —
Hegire 206
Hellend 218
Helleniste 371
Herat 206

J.

Jamblik 213
Jaroslaw s. Jaroslaw
Jemen 374
Jerdedschird 180
Jezed 418
Jezu 226. 382
Jirari 397
Islam 382
Ismelitar 398
Jussuf 213. 225

K.

Kaikaus 391
Kaikhosrew 320
Kaisarieh 423
Kabiai Chan 410

L.

Lebid 370
Leila 213. 214
Lokman 221
Lorbach 419

M.

Mazri 412
Mahmud von Gasna 376
Manser I. 380
Marco Polo s. Polo.
Marrot 208
Medschnun 213. 215. 220
Mega Thota 373
Mesnewi 397
Messud 420
Midianiten 404
Mirza 211
Mirza Abul Hassan Chan 385
Misri 211
Mosaffar 378
Mobeden 378. 375
Motenabbi 377
Motaffer 382
Moses 395
Montesquieu (Jos. v.) 414
Murcy 233

N.

Nisami 213. 230. 381. 383
Nuschirwan 385
Nuffreddin Ebrahim 400

O.

Omar 206
Omarius 417
Omar 377
Omar ebn abd el asis 396
Orwed 227

P.

Parsi 219
Pendeh 219
Pehlewi 380
Polo (Marco) 391. 410

R.

Rabeau 213
Rustan . . . . . —

S.

Saadi 230. 382. 385. 391
Sacy (Silvestre de) 326
Sahir Farjabi 395
Safi 211
Sakuntala 423
Samaroiden 380
Samarkand 227
Sanaji 398
Saper I. 374
Sassaniden 230. 371
Sawah Ben Amre 371
Schah Nameh 380
Schah Schikan 217

Schelchasi 387
Schehabeddin 315
Schich 382
Schiiten 414
Schiraz 308. 382
Schirin 315. 373
Seldschuziden 381
Sentenz 338
Silvia 417
Sinerbis 371
Sof 382
Soleiman 313. 318. 335. 400
Sonniten 414
Sure 376
Synesius 337

T.

Tarsia 370
Tavernier 417
Theriak 311
Timur 331. 333. 400
Tinatin di Zika 407
Trauerjahren 317
Tulbend 326
Tod 388

U. W.

Uebelen 401
Valle (Pietro della) 411
Vater 308. 325
Vieh 333

W. Z.

Wasser 315
Zehnte 370
Zoroaster 373

Faust.

Ein Fragment.

Von

Goe'the.

Ächte Ausgabe.

Leipzig,
bey Georg Joachim Göschen,
1790

Erläuterungen und Anmerkungen
zu
Goethe's Gedichten.

J. L. W. Meyer.

Goethe erhielt von der Natur eine eben ſo ſchnelle als unermüdliche Empfänglichkeit für alle Gegenſtände des Denkens und des Gefühls, und einen geſunden, ſtarken Sinn, Empfindungen zu tragen und zu äußern. Nie mehr und nie weniger als Das, womit er ſich beſchäftigt, ertingt er keiner Anſicht und ertrotzt ſich Nichts, was ſie ihm nicht darbietet. Er trat als Herr in die Schöpfung und, gleich dem vollkommenen Menſchen, deſſen die jüdiſche Sage gedenkt, gab auch er allen Dingen, die zu ſeinem Dienſte beſtimmt waren, paſſende Namen. Sein Geiſt riß Alles mit ſich fort. Die Leichtigkeit, womit er verfuhr, weckte Nachahmer, die ihn bald aus dem Geſichte verloren; weckte Tadler, die geleſen wurden, weil ſie ſich mit ihm beſchäftigen und, wider ihren Willen, ſeiner Größe Lobreden hielten, indem ſie ängſtlich verſicherten und bewieſen, wie wenig ihre Maßſtäbe und Leiſten zu ihm hinaufreichen könnten.

Welche Herzensſtöße ergießt ſich in Goethe's Liedern? Wo iſt der neuere Dichter irgend einer Nation, der es darin mit ihm aufnähme; wo der ältere, welchem man ſchmeicheln dürfte, ihn übertroffen zu haben! Sie hatten einen ſchwermüthigen, innigen Ton, den ſonſt nur Unbefriedigte verſtehen zu hören wagten, zu welchem Shakeſpeare und Milton den Einklang ihres Buſens entdeckten, für den ſich, noch im Anfange dieſes Jahrhunderts, Addiſon's zuverläſſiger Geſchmack kaum erklären mochte, ohne dem Spotte preisgegeben zu werden, und der jetzt endlich dem Anſehen Percy's und Herder's mehr gefällige Nachſicht verdankt. Er lernt ſich nicht, auch gelingt es keiner Nachahmungsſucht, ihn zu erreichen. Empfindung allein, die ſich nicht ſcheuen darf, ihrem irrenden Triebe offen darzuliegen; Gedankenhoheit, die im Gefühl ihrer Würde um keinen Sprachſchmuck buhlt, und unerkünſtelter Ausdruck angeborener Wohllaute, Poeſie in ſeiner Entſtehung, nicht erſt aus Proſa übertragen und abgeleitet: vermögen ihn anzuſtimmen und haben ihn, mehr oder weniger, bei den verſchiedenſten Völkern des verſchiedenſten Himmelsſtrichs hervorgerufen. Aber dieſe Wunder ſchienen von ehedem. Das verbildete Menſchengeſchlecht dürfte in ſeinem eiſernen Zeitalter keine Blüthe des Paradieſes mehr erwarten, ſeines Frühlings Nachtigallen wären verſtummt, hieß es; und abgemeſſene ſchulgerechte, aufgeweckte Uebereinſtimmung erzwungener, mühſam hervorgequälter Töne, ein Werk des gefälligen Witzes oder des Empfindung berechnenden Verſtandes, Treibhausfrüchte und Kunſtgärtnerblumen, ergötzten durch ihre bunten Farben nur das Auge des Unwiſſenden, welcher dadurch zur Vermuthung verleitet ward, ſein Vater habe ſich und ihn getäuſcht, da er eines Jahrhunderts erwähnen mögen, in welchem auch Geruch und Geſchmack durch dergleichen Erzeugniſſe befriedigt wurden. Die Natur gab dem Menſchen Fähigkeit, ſie zu veredeln: die Eitelkeit liegt dem Menſchen an, die Natur zu verlaſſen. Aber es gibt Herzen, die der Mutter nicht untreu werden können, und Augenblicke, in denen ihre weiche Stimme deren geheimſte Tiefen durchſchauert. Wir Alle vernehmen zuweilen ihren Ruf. Wenige ſind ſo glücklich, ihn nie aus dem Gehör zu verlieren. Goethe hört unter vielen Wenigen. „Das Waſſer rauſcht', das Waſſer ſchwoll," „Es war ein König von Thule", „Meine Ruh' iſt hin, mein Herz iſt ſchwer," und viele andere dieſer bezaubernden Naturlaute, ihren liebevollſten Entzückungen abgelauſcht, feuchten das verklärteſte Auge des Hörers mit Thränen, geben den rauheſten Sprachwerkzeugen melodiſchen Ausdruck und leiten die Bande der eingekerkerten Seele in ſehnliche Hoffnung geiſtiger Heimath auf. Der weiß ſie zu ſingen, dem die Gabe des Geſangs verliehen ward; und die nämlichen Muſen, die den Dichter Worte lehrten, begleiteten auch die Leier, mit welcher Reichardt und Zelter ihn begleiten. Dieſe trete die Sohle nicht, die der gehörloſe Meiſtſänger hier und dort zu viel oder zu wenig erblickt. Das Flickwort würde ſie gerirt haben und der weniger ſagende Ausdruck, mit welchem ein ſolches die Sprache des Herzens unbedeutlich vertauſcht, ſobald er darauf ausgeht, eine gleichförmige Verszahl in gleicher Unbedeutſamkeit neben einander fortzuleiten. Ihm iſt freilich die Tonkunſt, wofür Leibnitz ſie erklärt, ein bloßer Kunſtgriff, das

Gemüth mit Zügen zu beschäftigen, ohne daß es darum weiß.

Ludwig Ferdinand Huber.

In der „Ankündigung" hat der Dichter gleichsam sein Geheimniß offenbart und das Allerheiligste der Kunst aufgeschlossen, wie es vor ihm noch nicht in menschlicher Rede geschah. Wir glauben nicht, daß es in irgend einer Sprache Etwas gibt, das an Vollendung, Zartheit, Fülle und Einfachheit diesem Gedicht gleich käme, in welchem die Allegorie des Dichters:

Das Morgenroth gewebt aus Sonnenklarheit
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit,

selbst so lebendig ausgedrückt ist, daß dem Künstler, der sie ganz darin zu fassen wüßte, Alles, was Aesthetik heißt, entbehrlich werden könnte.

Ferdinand Delbrück.

An Lida.

Den Einzigen, Lida, wandern Du suchst, u.

Was Goethe sagt, schildert das treue, sehnsuchtsvolle Verlangen nach dem Gegenstande der Liebe, welches die ganze Seele ganz erfüllt, und indem es den mannigfaltigsten, verschiedensten und stärksten Eindrücken einen gemeinschaftlichen Berührungspunct gibt, unter allem Wechsel der Empfindung sicherlich dasselbe bleibt, und so eine nie versiegende Quelle von Trost und Ruhe wird.

Goethe schildert, was er aus seiner Empfindung sich bildete. Des Dichters Worte sind schön. Wodurch sind sie es? — Die Zeilen

Denn seit ich von Dir bin,
Scheint mir des schnellen Lebens
Lärmende Bewegung
Nur ein wüster Traum, durch den ich Deine Gestalt
Immerfort, wie in Wolken, erblicke —

Diese Zeilen stellen uns das Gewirre des menschlichen Lebens, welches aus unendlich vielen in die Seele strömenden Eindrücken zusammengesetzt ist, vor das Auge, und in der Mitte derselben das ruhige, nur mit dem Andenken an seine Liebe beschäftigte Gemüth des Dichters. Und durch die Vergleichung der alltäglichen Erscheinungen mit den trüben Träumen des eben so schnell verschwindenden als entstehenden Nordlichts, und durch die Vergleichung zwischen Lida's Gestalt und den unvergänglichen in immer verlöschendem Glanze ewig leuchtenden Sternen schildert er uns die Flüchtigkeit und Nichtigkeit jener und die unsterbliche Würde dieser, so daß wir uns von dem Gewirre des menschlichen Lebens und von der ruhigen Stille eines durch den Adel seiner Ideen über denselben empor gehaltenen Gemüths ein großes, reiches Gemälde zusammensetzen.

Der Dichter entzückt uns nicht durch Das, was er sagt, sondern durch Das, was wir hinzudenken, nicht durch die Uebereinstimmung seiner Bilder mit der Erfahrung, sondern dadurch, daß er uns über die Erfahrung hinaus in das Reich der Ideen führt; und diese so vielen und so mannigfaltigen Ideen erhalten alle Klarheit, Zusammenhang und Einheit dadurch, daß sie sich vereinigen, um des Dichters Liebe, den Adel derselben und ihre unsterbliche Dauer zu schildern.

Der Wanderer.

Hast Segen Dich, inspy Brus,
Das von [illegible]
An Deiner Brust!

Wir sehen hier einen Fremdling, der voll von Enthusiasmus für die Schönheit der Natur und Kunst nach dem Lande gewandert ist, welches Beide mehr als ein anderes in sich vereinigt. Am Abend eines schwülen Tages ruht er an dem Fuße eines Berges aus, um sich durch einen kühlen Trunk zu erquicken. Unerwartet findet er hier Ueberreste ehemaliger, schöner Zeiten. Die Empfindungen, welche dieser Anblick in ihm erweckt, ergießen sich in Worte, die bald seine Ehrfurcht für die Würde der Kunst, bald seinen Schmerz über die Vergänglichkeit ihrer Werke aussprechen.

Spuren erhabner Menschenkunst
Zwischen dem Gebirge!
Viele Steine hast Du einst gefügt,
Breit [illegible]!

Ich erkenne Dich, bildender Geist,
Hast Dein Siegel in den Stein gedrückt.

Schwand [illegible]
Deiner Deiner Werke,
[illegible]!

Und

Eine Inschrift, über die ich irre!
Nicht zu lesen?
Gegenwärtiges sei Dir,
Lautgesprochne Worte,
Die [illegible]
[illegible]!

Schläfst Du so, Natur,
Deiner Meisterhand Meisterstück?
Unermüdlich [illegible]
Dein Hervorgrün?
Stand Dichtung [illegible]?

Während so des Wanderers Gemüth von den erhebenden Betrachtungen über die Würde der Kunst übergeht zu den niederschlagenden Betrachtungen, über ihre Schicksale und die Vergänglichkeit ihrer Werke, spricht die Natur ihm wieder Trost und Ruhe zu. Eben die Stätte, die ihn so ernst und feierlich überzeugt, daß die herrlichsten Werke der Kunst sterblich sind, wie die Hand, die sie bildete, überzeugt ihn

auch, daß die Natur ewig lebt und in ihren schönen Formen stets sich verjüngt:

Wie herrlich leuchtet
Die Natur wieder und grünet!

Und gleich beim Eingange dieses Paradieses begegnet seinem Auge der schöne Anblick einer Mutter mit ihrem Säuglinge:

O, des süßen Kindes! und o, der glückseligen Mutter!
Wie sie sich mutig in ihm, wie er in ihr sich erquickt!

Diese begleitet ihn den Felsenpfad hinauf, ohne die sonoren Worte zu verstehen, worin der Gast seine Empfindung ausdrückt, ohne zu ahnen, welch eine geweihte Stätte es ist, die ihr Fuß betritt, welche Gottheiten es waren, deren Wohnung sie jetzt einnimmt, und was für Anmuth sie über das Leben Derer verbreiteten, welche sie mit reinem Herzen verehrten. Durch die Einfalt, womit sie den Wanderer anredet und den Strom seiner Empfindungen so oft unterbricht, und womit sie in wenigen Zeilen die Geschichte ihres ganzen Lebens erzählt, zeigt sie, welch ein beschränktes, und durch die herzliche Liebe, womit sie Mann, Kind und Vater umfaßt, und durch die himmlische Zufriedenheit, welche aus jedem ihrer Worte spricht, zeigt sie, welch ein glückliches Dasein sie hat. Die wehmüthige Bewunderung, worin den Fremdling der Anblick der zertrümmerten Werke der Kunst, und die sanfte Rührung, worin ihn diese Lieblichkeit der Natur versetzt, vereinigen sich bei ihm in ein großes Gefühl, und dieses ergießt er sowohl in dem Segen, den er über den Säugling ausspricht, als auch in dem Gebete am Schlusse, worin er dem Reste seines Lebens den einfachen Genuß der Natur, als das wünschenswürdigste Gut und als den höchsten Lohn für sein Streben nach Kunst erfleht.

Das sind die Gesichtspuncte, aus welchen ich diese Poesie betrachte. Wenn ich den Inhalt, die Form und den Ausdruck derselben erwäge; wenn ich bedenke, daß der Dichter den Raum weniger Zeilen zu einem Theater gemacht hat, auf welchem wir in der Geschichte wenigen Künsten Alles, was die Kunst Herrliches und die Natur Liebliches, was das Schicksal der Menschen Großes und die Bestimmung derselben Erhabenes hat, auf welchem wir Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, zu einem großen Ganzen vereinigt, erblicken; wenn ich dann die Mittel bedenke, deren der Dichter sich bedient hat, um die Phantasie zur Hervorbringung aller jener Ideen schöpferisch zu machen und die genaue Angemessenheit des Ausdrucks; wenn ich Dieß alles bei mir überlege: so möchte ich geneigt werden, zu glauben, daß diese Poesie eine der schönsten wäre. Dennoch begreif ich sehr wohl, und nicht nur daß, sondern ich weiß es aus Erfahrung, daß sie beim ersten Lesen oder Anhören ohne Wirkung bleibt. Den großen Sinn derselben kann selbst ein empfängliches Gemüth nur nach wiederholter Betrachtung, nur in seinen reinsten Stunden auffassen. Wer ihn aber ein Mal aufgefaßt hat, der wird nie müde werden, sie zu betrachten. Denn ist es nicht offenbar: je mehr sich der Kreis unserer Begriffe und Kenntnisse erweitert, je tiefer wir in das Wesen der Kunst eindringen, je näher wir das wahrhaft Wünschenswürdige kennen lernen, je vertrauter wir mit unserer Natur und Bestimmung werden: desto zahlreicher, lebhafter und anschaulicher müssen die Ideen werden, zu deren Hervorbringung diese Poesie uns veranlaßt; und so kann man mit Wahrheit von ihr, wie von jedem ächten Kunstwerke, sagen, daß sie desto mehr an Schönheit gewinnt, je mehr unser eigener Geist an Anmuth gewinnt, und daß das Vergnügen, das sie uns gewährt, mit den Fortschritten unserer Cultur im genauesten Verhältnisse steht. Und eben dadurch macht sich ein solcher Dichter um den Gewinn unserer innerlichen geistigen Lebens so hoch verdient. Indem er die Einbildungskraft von den Fesseln befreit, welche die täglichen Sorgen, Geschäfte und Leidenschaften ihr anlegen, indem er so unser stockendes Innere in eine freie harmonische Thätigkeit setzt, verschafft er uns ein höheres Wohlseyn unserer selbst. Wenn ich mir den Eindruck denke, den auf einen Mann von unsers großen Friedrich's Geiste und Schicksalen ein vollendetes Werk der Poesie von großem Inhalte machen müßte: so setz ich mir vor, daß es sein ganzes Dasein in einen Moment concentrirt würde, in einen Moment, der ihm in der Jugend die Vorempfindung seines verhängnißvollen Lebens gibt und in dem Alter die Erinnerung daran. Und diese Concentrirung der Geschichte, welche macht, daß Alles, was wir gedacht und empfunden, was wir gethan und gelitten, daß unser ganzes Geschick, vergangenes und künftiges, an unserem innern Geschie gleichsam vorüber geht: diese Concentrirung der Geschichte scheint mir die letzte und höchste Wirkung der Kunst zu sein, worauf auch der Dichter deutet, wenn er von seiner Muse sagt:

Ich konnte mich in ihrem Auge sehen,
Was ich verbrach und was ich recht gethan.

Sonnet.

Wir sehen hier den philosophischen Dichter. Es liegt tief in der menschlichen Natur, daß auf die Betrachtung des Schönen die Liebe folgt, d. i. das Verlangen nach Vereinigung mit demselben. Die Natur, als ein todtes, empfindungsloses Wesen, ist einer solchen Ver-

einigung nicht fähig. Daher treibt die Fülle des Herzens die Phantaſie an, die einzelnen Theile des ſchönen Ganzen zu beleben und den leeren Raum mit menſchenähnlichen Weſen zu bevölkern, oder an die Spitze der Dinge ein höchſtes Weſen zu ſetzen, gegen welches es ſich ergießen könne. Dieſer Trieb nach Vereinigung mit der ſchönen Natur iſt wohl eine der vornehmſten Urſachen von der Religioſität gefühlvoller Menſchen und mag auch Goethe dieſe Phantaſie eingegeben haben.

Die Empfindung wird durch die Herrlichkeit der Natur erregt und löſt ſich in Religion auf in Vereinigung mit dem anliebenden Vater. Sehr deutlich iſt ſich der Dichter des Mittelzuſtandes, der von einer Empfindung zur andern den Uebergang bereitete, bewußt. Der Dichter drückt mit der größten Klarheit Das, was der nicht Denkende ſich nicht hätte erklären können, was er bald einen Drang des Herzens nach einer andern Art von Genuß, bald eine ſüße Schwermuth nennen würde, aus in den Zeilen:

Daß ich Dich faſſen möcht'
In dieſen Arm!

Nun ſcheint es mir, daß dieſe Poeſie Jeden ganz gerechtfertigt laſſen muß und Niemanden Phantaſie ſchöpferiſch machen kann, der nicht etwas Aehnliches von Dem, was Goethe ſchildert, empfunden hat. Bringt er aber zur Leſung jener Poeſie dieſe Stimmung mit, oder nur Erinnerungen aus ſeinem Leben, die ihn derſelben fähig machen, ſo wird die Innerlichkeit der Poeſie ihm zu Aufſchluſſen über ſein Herz verhelfen. Dieſe Innerlichkeit finde ich in den angeführten Zeilen:

Daß ich Dich faſſen möcht'
In dieſen Arm!

Nur Dichter vom erſten Range befriedigen Leſer vom erſten Range; nur Leſer vom erſten Range können durch Dichter vom erſten Range befriedigt werden.

Delbrück, lyriſche Gedichte. 1. Band. Berlin, bei Sander. 1800.

Hätte Klopſtock für ſein Werk nicht den Hexameter, ſondern die Stanze gewählt, dann könnte man auf daſſelbe mit noch größerem Recht als ſchon jetzt die Worte anwenden, welche das frömmſte und chriſtlichſte unter allen Gedichten in unſerer Sprache einleiten:

Ein wunderbarer Hirt ich Euch bereite!
Verwahrlost es gern und Jeden reizt Verlust.
Durch Berg und Thäler ist der Weg gebahnt:
Hier ist der Quell beſchrieben, dort wird Brod
Und wenn der Durst sehr in die Kehle greift,
So deutet mehr, daß es ein Irrthum sei:
Wir werden durch, wenn wir genug gekommen,
Zur rechten Zeit dem Ziele näher kommen.

Doch glaubt Keiner, daß mit einem Schlag
Das ganze Land er in enträtseln werde:
Der Viele müssen Vieles hier gewinnen,
Der manche Stätten bringt die Mutter Erde:
Der Eine sieht mit hellerem Blick von ferne,
Der And're weilt mit frömmlicher Geduld
Ein Jeder soll nach seiner Lust genießen,
Für manchen Wand'rer soll die Quelle fließen.

Ein Gastmahl. Reden und Geſpräche. Von Delbrück. Berlin, 1800. 12. S. 99.

Das Göttliche.

Die Veränderungen, welche das Spiel der Elemente und die Fügungen des Schickſals hervorbringen, erfolgen nach unabänderlichen Geſetzen. Dieſen iſt auch der Menſch unterworfen, aber nur in Beziehung auf ſein körperliches Daſein. In der ihm inwohnenden Willenskraft beſitzt er ein Vermögen, ſelbſtthätig zu wirken, und was von der Welt ſeiner Herrſchaft übergeben iſt, nach eigener Einſicht zu geſtalten. Hierbei faßt er das Wohl Anderer unabläſſig in das Auge laſſen und helfend, troſtend, heilend, rettend den Guten ſchaffen, ſo viel er vermag. Vielleicht gibt es höhere Weſen, die im Großen thun, was unter uns im Kleinen der Beſte that oder thun möchte. Es geziemt uns, ſolche Weſen, welche wir ahnen, zu verehren, und bei den Bildern, die wir uns von ihnen machen, den edeln Menſchen zum Muſter zu nehmen. Dieß iſt der Inhalt des Gedichts. Was darin am Stärkſten hervortritt, iſt Dieſes, daß Bewußtſein der uns inwohnenden Freiheit des Willens Anfang der religiöſen Weihe ſei. Wohin aber das Gefühl der Unabhängigkeit von der Natur führt, wenn ihm nicht die Anerkennung der Unabhängigkeit von einem geiſtigen Weſen zur Seite geht, lehrt die Ode „Prometheus".

August Wilhelm von Schlegel.

Römiſche Elegien.

Die „Elegien", im ſechſten Stück der „Horen" 1795 zuerſt abgedruckt, ſind eine merkwürdige, neue, in der Geſchichte der Deutſchen, ja man darf ſagen der neuern Poeſie überhaupt einzige Erſcheinung. Unbeſtochen vom Nationalſtolze kann der Deutſche wohl behaupten, daß ſeine Sprache, im Ganzen genommen, die trefflichſten poetiſchen Nachbildungen der Alten, daß ſie allein Original-Werke im ächten antiken Styl aufzuweiſen hat. Man begreift nicht, mit welchem Sinne die Engländer den Griechiſchen Homer geleſen haben müſſen, um Pope's geglättete Reime nur für eine Ueberſetzung des Altvaters der Sänger gelten zu laſſen, geſchweige denn, um zu glauben, er gewinne nicht wenig durch die neuerdings Vorgenommenen

der kräftigen Einfalt, womit Ilium erobert und die „Ilias“ gesungen ward. Nicht ohne Lächeln erfährt man aus der Ueberschrift gewisser Englischer Oden, daß sie Pindarisch sind; und es kann nur Mitleiden einflößen, wenn die Franzosen sich dünken, von einem höhern Gipfel der Kunst und Vollendung auf die tragische Bühne der Griechen herab zu sehen. Es gehört ein freier und nüchterner Blick bei einer unverfälschten Empfänglichkeit dazu, das Große und Schöne richtig zu erkennen und rein zu fühlen, welches uns aus unermeßlich weit von dem unserigen abstehenden Zeitaltern wie aus einer fremden, für immer zerstörten Welt anspricht, über deren räthselhafte Wirklichkeit alle Trümmer ihrer unsterblichen Denkmale, noch so gewissenhaft befragt, keinen völlig genügenden Aufschluß ertheilen. Es nachahmen wollen, ist ein edles, aber mißliches Bemühen. Die ursprünglichen, einfach schönen Formen der alten Kunst haben das Schicksal aller Formen gehabt, ihren Geist zu überleben. Fehlt es ihrem modernen Bewunderer an der Zaubergewalt, diesen auf's Neue hervorzurufen, so ist es vergeblich, daß er sie nachzubilden sucht; er umarmt in ihnen, wie in köstlichen Urnen, nur die Asche der Todten. „Das Natürliche war nur, da jene Glücklichen lebten.“ Nur an der lebenden Wirklichkeit kann sich die Brust des Künstlers und Dichters erwärmen; nur eigene Ansichten des Wirklichen treten wie unabhängige Wesen hervor, wenn sie der Spiegel einer reinen, lichthellen Phantasie zurückwirft. Die kühle Begeisterung Dessen, der wahre Verhältnisse seines Daseins darzustellen vorgibt und sich doch in einem willkürlich erborgten, aber gelehrt beobachteten Costüm gefällt, mag den Antiquar entzücken. Der nobelangene Freund des Wahren und Schönen, welcher nicht an diesen oder jenen Aeußerlichkeiten desselben hängen bleibt, sondern in das Innere dringt, wird hingegen wünschen, daß sich eigenthümlicher Geist immer in der angemessensten, natürlichsten, eigensten Form offenbare.

Und Das ist es eben, was an diesen Elegien bezaubert, was sie von den zahlreichen und zum Theil sehr geschickten Nachahmungen der alten Elegien-Dichter in Lateinischer Sprache wesentlich unterscheidet: sie sind originell und dennoch ächt antik. Der Genius, der in ihnen waltet, begrüßt die Alten mit freier Huldigung; weit entfernt, von ihnen entlehnen zu wollen, bietet er eigene Gaben dar und bereichert die Römische Poesie durch Deutsche Gedichte. Wenn die Schatten jener unsterblichen Triumvirn unter den Sängern der Liebe in das verlassene Leben zurückkehren, würden sie zwar über den Fremdling aus den Germanischen Wäldern erstaunen, der sich nach achtzehn Jahrhunderten zu ihnen gesellt, aber ihm gern einen Kranz von der Myrte zugeflechten, die für ihn noch eben so frisch grünt, wie ehedem für sie.

Von den elegischen Dichtern der Griechen, sowohl den frühern Jonischen als den Alexandrinern, haben sich nur Fragmente erhalten. Aber nicht leicht hat eine andere Dichtart, nachdem die Musen in Griechenland verstummt waren, sich mit so ausgezeichnetem Gedeihen auf Römischen Boden verbreitet. Propertius läßt mitten unter der verzehrenden Glut der Sinnlichkeit doch eine gewisse ernste Hoheit hervorstrahlen; Tibullus rührt durch schmachtende Weichheit; die sinnreiche und gewandte Ueppigkeit des Ovidius ergetzt oft und ermüdet zuweilen, wenn er die Gemeinplätze der Liebe zu lang ausspinnt. Der Character unsers Dichters ist eigentlich keinem von allen Dreien ähnlich. Ueber den Letzten erhebt ihn der Adel seiner Gesinnungen am Weitesten; aber er ist auch männlicher in den Gedanken als Tibullus, und in Gedanken und Ausdruck weniger gesucht als Propertius. Ob er gleich nicht verhehlt, daß er sich die süßeste Lust des Lebens zum Geschäft macht, so scheint er doch nur mit der Liebe zu scherzen. Sie unterjocht ihn nie so, daß er dabei die offene Heiterkeit seines Gemüths einbüßen sollte. In der ersten Elegie schweifen seine Wünsche nach einer noch unbekannten Geliebten umher, und in der zweiten hat er sie nicht nur gefunden, sondern schon jede Gewährung erlangt. Es ist wahr, einige Umstände, die er darin gegen das Ende erwähnt, vermindern das Wunderbare eines so schnellen Siegs beträchtlich. Sein Gefühl ist huldsamer, als das seiner Römischen Vorgänger, welche bei jeder Gelegenheit ihren Abscheu gegen denjenigen der Schönen nicht stark genug zu erklären wissen. Dann erscheint nachher die geistige Meisterin so schön, so liebenswürdig, ja selbst so zärtlich und edel, daß der Geliebte die fremden Triebfedern ihres Betragens, die sich unter die Liebe mischen, wohl entschuldigen oder vergessen kann. Seine Leidenschaft würde ihrer eigenen Natur widersprechen, wenn sie heftenmüthige Anfeindungen forderte. Nicht jugendlich derbe und aufbrausend, sondern durch den Einfluß der Zeit gemildert, wünscht sie die Freude wie eine reife Frucht zu pflücken. Sie ist sinnlich und zärtlich, schlau und offenherzig, und überhaupt in ihrem Wesen so lieblich für das Schöne, daß selbst der strenge Sittenrichter Mühe haben müßte, Ihren auf die dazu gewöhnte Stirn zu zwingen, um seinen Bedenklichkeiten und Warnungen Nachdruck zu geben. In seiner genügsamen Artigkeit ist der Sänger friedlich gegen alle Menschen gesinnt und möchte sich nicht

gern an irgend etwas Aergem ſchuldig wiſſen. Er bleibt ſeinem Wahlſpruch treu:

Non cuiquam latum convicia fortia canemus,
Inque meo nullum carmine crimen erit.

Das Rom, die alte Heimath der Elegie, die Scene dieſer Darſtellungen iſt, erhöht noch um Vieles ihren Reiz. Manches wie ohne Abſicht eingeflochtene Bild fremder Sitten gibt ihnen Neuheit. Der Einfluß eines mildern Himmels, unter den der Leſer ſich ſelbſt verſetzt fühlt, fordert ihn erwärmend zum Antheil an ſinnlicher Luſt und Liebe auf. Die Wahrheit, welche dort überall dem betrachtenden Blicke entgegenkommt, gleichſam auf jedem Bruchſtücke eines alten Werks eingegraben ſteht, in jeder verloſchenen Spur ehemaliger Herrlichkeit ſich entſiegeln läßt: alle menſchliche Größe muß untergehen; dieſe Wahrheit verliert am jugendlichen Buſen der Schönheit ihre Macht, zu ſchrecken, ja ſie wird eine Einladung, dem allgemeinen Looſe der Vergänglichkeit zuvorzueilen und die Freuden des Lebens zu haſchen. Die Blume welkt am Abend, wie der ehrwürdige Tempel nach Jahrtauſenden einſtürzt:

Breue Dich alle, Lebend' ger, der liebenswürdigen Stätte,
Ehe den flehenden Fuß ſchauerlich leiſe Du meidſt.

C. L. von Woltmann.

Der Leſer wollte nicht anſchwellen, bis ich an Goethe's lyriſche Welt kam. Seinen „Fiſcher" ſchrieb ich natürlich zuerſt, welcher aus der genialſten dichteriſchen Empfängniß, und gleichwohl ohne allen Zweck für den Kritiker hervorgegangen iſt; doch gab ihm eigentlich das Intereſſe meiner Erinnerung den erſten Platz. Sonſt hätte ich denſelben für das „Geſpräch des gefangenen Grafen" mit den Blumen unter ſeinem Kerker beſtimmt, mit den Blumen, die weit mehr als dramatiſche Perſonen leben, wie die menſchlichen Geſtalten in manchen unſerer bewunderten Schauſpiele. Einige von Goethe's Elegien aus Rom ſcheinen meinem Leſer ein beſonderes claſſiſches Anſehen zu geben: das Alterthum iſt hier wieder aufgelebt in voller Fülle und Friſche. In welcher Stimmung ich „Alexis und Dora" aufſchlagen mag, dieſes Gedicht iſt mir immer ſchön und erheiternd, ich leſe es jedes Mal wieder ganz und weiß nicht, ob ich es mehr als Elegie oder als Idyll bewundern ſoll, indem es ſich als Dieſes in Jener abſpiegelt. Der Schatten Euphroſyne's, die ihren Freund im Gebirg aufſucht, iſt ganz reiner elegiſch und rührt tief, doch iſt auch dieſes Gedicht ein Beweis, daß Goethe nicht müßig klagen kann, wie andere elegiſche Dichter, ſondern immer Handlung, Geſtalt, Schauplatz mitgeben muß.

Die Harz-Reiſe im Winter.

„Werther's Leiden" haben dem Dichter viele Leiden verurſacht. Alle Schwermüthigen, alle Inſichgekehrten, die nicht wieder aus ſich heraus konnten, die Uebellaunigen, denen Lavater's Predigt gegen die üble Laune, welche unter deſſen Predigten über den Propheten Jonas ſteht, in „Werther's Leiden" ſelbſt, aber vergeblich, zur Cur verordnet und empfohlen iſt, Alle, die da trauerten,

Nel cor dolce, que dal Sol s'allegra
Portando Amore accidioso sonno.

Um [illegible], heitern Sinnenlaut
Den trüben Anblick des Mißmuths in Ab[illegible]

dieſe Alle drängten auf ihn ein und forderten Erklärung über Gift und Gegengift, über Das, was unglücklich und glücklich macht. Jeder fühlte nun erſt den innern Wurm, der am Leben nagt; aber Keiner wußte ſich herauszuhelfen; es lag Alles krank am Werther-Fieber.

Dergleichen trübe Herzensergießungen erhielt der Dichter unter andern auch aus Wernigerode von einem jungen Manne, welcher ſtürmiſch ſeinen Rath verlangte, Antwort forderte, Troſt erwartete; es folgte Brief auf Brief. Im Unmuth über dieſen Unmuth legt Goethe viele langen Briefe bei Seite; er glaubte wohl auch, es ſei doch nicht zu helfen, wenn das Uebel einmal inveterirt ſei. Das fröhliche Hofleben in Weimar war auch nicht geeignet, auf jene Selbſtquälereien lange zu reflectiren, welche, mit Selbſtgefälligkeit und eigenerÜberſchätzung gemiſcht, nur um ſo mehr ſich feſtſetzen und um ſo unüberwindlicher werden, je mehr ſie ſich mit Abſonderung und Abſchließung, mit Verachtung Anderer, die nicht ſo fühlen, zu verbinden pflegen.

Aber der bange Jüngling kam ihm doch nicht ganz aus den Gedanken. „Die frühere Gewohnheit, jungen Männern ſeines Alters in Herzens- und Geiſtesnöthen beizuſpringen, ließ ihn des ſich härmenden Menſchen nicht immer vergeſſen."

Jetzt wird ein bedeutender Jagdzug in Weimar veranſtaltet. Es war Ende Novembers 1776. Das Land wird nach allen Richtungen durchzogen; der junge Fürſt an der Spitze; und der Dichter war nicht der Letzte. Es galt zugleich, Landesbeſchwerden über Wildſchäden zu hören. Dennoch reißt ſich der Dichter los, er bittet um Urlaub auf geraume Zeit, um demnächſt auf einem Umwege dem Jagdzeuge ſich wieder anzuſchließen. So reitet er nun mitten im Winter einſam über den Harz und Brocken nach Wernigerode, eine dort beklemmte Seele aufzuſuchen und unterwegs den Berghau näher kennen zu lernen.

Das Bewußtſein des Abenteuerlichen, womit er ſeine Reiſe unternimmt, beginnt auch ſeinen Harz-Hymnus.

Dem Geier gleich,
Der, auf ſchweren Gewitterwolken
Mit ſcharfem Fittige rudernd,
Nach Beute ſpäht,
Schwebt mein Lied.

Nun gedenkt das Lied mit wenigen Worten der Glücklichen, die im raſchen Laufe die leichte Freude des Lebens genießen, aber umſtändlicher des Unglücklichen, der ſich aus ſeinem Trübſinne herauszuarbeiten die Kraft nicht gewinnen kann, der ſich zu leben ſträubt, weil er die Schranken des Lebens nicht anerkennen will.

Denn ein Gott hat
Jedem ſeine Bahn
Vorgezeichnet,
Der der Glückliche
Durch jene freudigen
Zeiten rennt;
Wenn aber Unglück
Das Herz zuſammenzog:
Er ſträubt vergebens
Sich gegen die Schranken
Des ehernen Looſes,
Denn die doch bittere Scheue
Nur ein Mal koſt.

Indem aber der Reiſende die Wetter der Winterreiſe wie des Lebens im rauhen Gebirge muthig erträgt, kommt ihm auf einen Augenblick der Muthwille an, der weder die Reichen, die ſich's in ihren Winter-Quartieren bequem machen, noch die beneideten Jäger, die dem Fürſten auf gebahnten Wegen folgen, verſchonen kann.

In Dickichts Schauer
Dringt ſich das rauhe Wild,
Und mit den Sperlingen
Haben längſt die Reichen
In ihre Schlupfe ſich geduckt.
Leicht iſt's, folgen dem Wagen,
Den Fortuna lenket,
Wie der gemächliche Troß
Auf gebahnten Wegen
Hinter des Fürſten Einzug.

Dann iſt das Lied ſogleich wieder mit allen Gedanken bei dem Schwermüthigen; indem der Dichter mit ihm leidet und für ihn betet, unterläßt er nicht, ihn anzuklagen und die Quelle der Pein aufzudecken.

Aber abirrt, wer iſt's?
In's Gedicht verliert ſich ſein Pfad,
Hinter ihm ſchließen
Die Sträuche zuſammen;
Das Gras ſteht wieder auf,
Die Oede verſchlingt ihn.

Aber wer heilet die Schmerzen,
Ted., dem Vatium zu Fuß noch?
Der ſich Menſchenhaß
Aus der Fülle der Liebe trank?
Ihn verachtet, nun ein Verächter,
Flieht er heimlich auf
Seinen eig'nen Berg
In ang'borener Eigenſucht.

Ja auf ſeinem Pfade,
Vater der Liebe, ein Tor,
Seinem Ohre vernehmlich,
Es erquicke ſein Herz!
Suche den ſanftern Blick
Unter der tauſend Formen,
Neben dem Donnerer
In der Wolke.

Jetzt wendet ſich das Lied mit guten Wünſchen und Scheiden zu den entfernten Jagdbrüdern.

Vor Tir der Freuden viel ſchaffe,
Jedem ein ehrlich Gut,
Segne die Pfeile der Jagd
Auf der Fährte des Wilds
Mit unendlichem Uebermuth,
Fröhlicher Mordſucht,
Spähe Nächer des Unrechts,
Dem ſchon Jahre verjährt
Wehrt mit Knütteln der Bauer

Nun aber kehrt er zu ſich ſelbſt zurück und ruft der Liebe, bei ihm zu bleiben im Winter, bis die Roſen wieder kommen und ihn zu geleiten durch Sturm und Wetter.

Wer den Einſamen liebt
In ſeine Waldwolken;
Umweht mit Wintergrün,
Wird ihn Roſe wieder heranreifen,
Der ſtrahlende Sommer.
O Liebe, Traurige! Euch wird
Nicht der dämmernden Nacht
Leuchten! Du ihm
Lindre die Fluren der Nacht
Ueber grünende Wege
Auf ſeinen Gefilden;
Mit dem tauſendfarbigen Morgen
Lache Du in's Herz ihm!
Mit dem ſtrahlenden Sturm
Trägſt Du ihn hoch empor;
Wonneſtröme ſtürzen vom Felſen
In ſeine Pfade.

Hiermit zeigt er zum Gipfel des Brockens, den graue Vorzeit mit unheimlichen Geiſtergeſtalten ausgeſtattet hat. Indem er hoch auf ihm ſteht, bringt der Blick des Geiſtes tief in die unterirdiſchen Erzadern des Harzgebirgs, aus welchen der hohe Bracken die Reiche der Welt mit edelem Metalle verſieht.

Und Vater des lichtblauen Dunſts
Wirft ihm der gelaſſenen Gipfeln
Schwindelnde Tiefen,
Den mit Sturmeseilen
Erklommen ahnende Blicke.

Da ſteht mit unverſiegtem Salze
Geheimnißvoll unſerer
Ueber der erkannten Welt,
Und ſchaut auf Reichen
Auf ihre Reiche und herrlichkeit,
Die Du auf den Höhen Deiner Brüder
Neben Dir wähleſt.

So ſchließt das Harz-Lied mit dem Segen des Bergbaues, den die Natur dem Menſchen darreicht, aber der Menſch ſo oft zu ſeinem Schaden umkehrt; womit ſich zum Schluſſe an einem einzelnen Bilde der Grundgedanke des Reiſeliedes verſinnbildet. Denn wie das Geld,

ſo iſt das Gefühl dem Menſchen gegeben als ein Balſam zu ſeinem Wohle, aber er verkehret oft Beides als ein Gift zu ſeinem Wehe „in ungezügelter Selbſtſucht.“

Trilogie der Leidenſchaft.

„Die Leidenſchaft bringt Leiden,“ ſo ſingt der Dichter in der Jugend und im Alter; denn er hat es in der Jugend und im Alter erfahren müſſen und die Sprache bekräftigt es im Worte. Die Leidenſchaft gehört der Empfindung an, ſie iſt immer *leidend*, in Leid und in Freude; ſie leidet Leid und Freude; denn ſie empfängt Beides leidend, ſie hat Thränen für Beides. Ihr gegenüber ſteht die Macht des Geiſtes, welche ſich an dem heiligen Geſetze aufrichtet und als die *thätige* Seite des Menſchenweſens erweiſet; und dieſes Vermögen iſt auch von Dem genannt, was der Menſch durch den Geiſt kann und erkennet; denn Können, Kunſt und Erkenntniß ſind ſchon in den Lauten der Sprache innigſt verbunden.

Die Leidenſchaft bringt als Empfindung, ſo ſüß und bitter als ſie iſt, Leiden, weil ſie ſelbſt leidend iſt: aber dieſe Leiden verklärt und verſöhnt *am Ende* jene Kraft und Arbeit des Geiſtes, mittelſt deren ſich der Menſch aus dem natürlichen Zuſtande der Gefühle in das klare und freie Reich des herrſchaftlichen Geiſtes empor zu arbeiten vermag.

Jenes *Leiden* und dieſes kräftige *Thun*, die Empfindung und die Herrſchaft darüber, welche wir im Glauben daran durch Poeſie und Erkenntniß, durch die Kunſt und den Gedanken zu erringen vermögen, — wenn wir wollen, dieſe Beide ſind die Pole des Menſchenweſens, die hin und wieder auf und ab gehen, von denen wir keinen laſſen können, laſſen ſollen. Schon daraus ſehen wir, daß ſie zu einander gehören, mit einander verbunden ſind und in einer höhern Einheit zuſammenhängen. Ihr Gleichgewicht iſt die harmoniſche Ausbildung, welche dem Menſchen Noth thut.

Wenn Einem in der überwältigenden Empfindung die Augen *überfließen*, da kommt die höhere Macht des Geiſtes, daß ihm die Augen wieder *aufgehen*. Aber zuweilen gehen auch wohl in der Leidenſchaft, die wir leiden, die uns oft *unverſehens* mitten in unſerer Sicherheit ereilet, die Augen über in Thränen und Sehnen, ohne daß wir ein Ende abſehen, ob wir auch wieder unverſehrt heraus kommen, — wie wir an Eduard und Ottilie ſehen, — aber nicht bloß an ihnen. Wer ſich von ſolcher Verirrung rein weiß, wer gar nicht mit leidet, der werfe nur getroſt Steine auf die leidenden Sünder. — —

Zur nähern Verſtändigung hierüber kann uns auch ein Blick in die ſpätere Lebenszeit des Dichters dienen. Er hat uns ſelbſt mit dem Manne von ſiebzig Jahren bekannt gemacht, zu zeigen, daß das Mannesalter vor der Leidenſchaft nicht ſicher iſt; aber jetzt hören wir in noch ſpätern Tagen des immer friſchen Lebens den Dichter mit der Gewalt eben gereifter Jünglingskraft Lieder der Leidenſchaft ſingen, welche tief und überreich in vollen Strömen ſich aushaucht, um des ſorgen- und liebeſchweren Inhalts ſich zu entledigen. Und es iſt nicht etwa eine Fiction, welcher der Dichter Farben aus früherer Zeit leiht; er beſchreibt auch nicht etwa, was er in der Jugend allein erfahren, ſondern er ſingt von der geſunden Lebensgluth, welche ein tüchtiges Alter in ſilbergrauen Haaren gleich einem Erdbeben erſchüttert und erfriſcht.

Zum Jubiläum der „Leiden des jungen Werther“ kommt noch ein Mal jener tiefe Jugendſchmerz heran, der in dem Hinterhalte der menſchlichen Seele ruht, jener Schmerz, aus dem jene Leiden hervorzingen, jene Pein und Qual des Lebens, welche das Ich in der Trennung von dem Andern, in der Entfernung von Dem, was ihm fehlt, empfindet, indem es nach ſeinem Urgrunde verlangt. Was in den ſüßen Mährchen von Glaucus und in ſo vielen Fiſcherliedchen ſich regt:

> Ach, wüßteſt Du, wie's wohlig iſt
> Dem Fiſchlein auf dem Grund,
> Du ſtiegſt hinunter, wie Du biſt,
> Und wurdeſt erſt geſund.

was in „Wanderers Nachtliedern“ ſeufzet:

> Ach, ich bin des Treibens müde!
> Was all' der Schmerz und Luſt?
> Süßer Friede!
> Komm', ach, komm' in meine Bruſt!
> Die Vögelein ſchweigen im Walde:
> Ach komme balde!

Das Alles taucht noch ein Mal mit ungebrochener Kraft die Bruſt des Greiſen und erzeugt jene überſchwengliche Poeſie des Schmerzes, welche den Schmerz ſelbſt wieder ſüße macht, indem ſie ihm in ihr Raum gibt.

Und wieder noch ein Mal — es war im Jahre 1822 in Carlsbad — begegnet ihm auch die Leidenſchaft der Liebe, wie in den unvergeßlichen Tagen Lili's, in ihrer erſten Friſche und Stärke, und in leidenſchaftlicher Erwiederung, mit ihren *geiſtigſten* Freuden und Leiden, aber auch in ihrer erſten Unſchuld, in ihrem reinſten Aufſchwunge.

So macht die Liebe ſtill und fromm. In jener frühern Liebeszeit ſchrieb der Dichter kurz genug an Lavater:

„Lili grüßt Dich auch. — Und mir wird Gott gnädig ſein: ich bin eine Zeit her wieder

fromm, habe meine Luſt an dem Herrn und ſing' ihm Pſalmen, von denen Du ehestens eine Schwingung erhalten ſollſt."

Vielleicht war es der „Geſang der Geiſter über den Waſſern," oder iſt es „Ganymed," oder das Lied von den „Grenzen der Menſchheit", oder der „Hymnus an das Göttliche: Edel ſei der Menſch"? Solche Pſalmen ſang er, von der Liebe zur Frömmigkeit erweckt, im Jahre 1775 und wie ſingt er nun in immer neuer Liebe im Jahre 1822!

Den Frieden Gottes, welcher Euch hinwieder
Mehr als Vernunft beſeliget. — Wie wär's —
Vergleich' ich wohl der Liebe höhern Frieden
In Gegenwart des allgemeinen Meers!
Da ruht das Herz und Nichts vermag zu ſtören
Den tiefſten Sinn, den Sinn, ihr zu gehören.

So unſers Buſens Neune mag ein Streben,
Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hingegeben,
Entrichtend ſich dem ewig Ungenannten:
Wir heißen's: Frömmigkeit! — Empfing ich jemals Liebe
Dafür ich mich ehrfurchtsvoll, wenn ich vor ihr bebe —

Vereinigung mit einem Höhern, Reinern, Unbekannten iſt der Grundzug der wunderbaren Macht, die wir Liebe nennen, hierauf bezieht ſich alle Sehnſucht und Freude der Liebe. Darum fühlt ſie ſich mit der Religion verwandt, welche nach der Gemeinſchaft mit dem Höchſten, Reinſten, Unbekannteſten ſtrebt und verlangt. Darum befriedigt die Gegenwart des geliebten Weſens alle Bedürfniſſe und Wünſche des verwundeten Herzens; darum reißt die Entfernung eine Wunde, welche kein Balſam heilet; jeder Mangel iſt durch kein anderes Gut zu erſetzen.

Solche Sehnſucht der Liebe iſt mit dem Weſen des Menſchen ſo innig verbunden, daß ſie ſich auch als Leidenſchaft friſch und lebendig in die ruhigen Tage eines lichthellen Alters hinüberziehen kann.

Und was beſchwichtigt nun ein beklommenes Herz, das allzu viel verloren? Was iſt nun der Leidenſchaft gegeben zum Gegengifte?

Das iſt die Frage, welche Antwort erheiſcht: die Leidenſchaft beſteht ſelbſt in dem Verlangen nach dieſer Antwort, in welcher ſie Befriedigung findet.

Vorhin wurde die Antwort aus dem Stegreife hinzugefügt: dem Leiden ſollte das Thun, der Empfindung in der Seele ſollte die Thätigkeit des Geiſtes entgegentreten. So kam der Gegenpol, als der überwiegende, nur von außen ohne innere Vermittelung hinzu, gleich als wenn beide Pole in ihrem Grunde verſchieden und zweierlei wären.

Nachdem wir aber in den Liedern des Dichters wie im Echo der eigenen Bruſt die Leidenſchaft an der Liebe näher kennen gelernt haben, da ergibt ſich, daß der Leidenſchaft, wenn ſie ſich nur ſelbſt treu bleibt, aus ihr ſelbſt die Hülfe kommt, nach welcher ſie verlangt. Die Leidenſchaft iſt ihre Trilogie an ihr ſelbſt.

Zuerſt begegnet uns die Leidenſchaft als das Verlangen des Einzelnen nach dem Ganzen, als die geheime Macht, welche den Glauben in die Tiefen des Weltweſens der Natur unwiderſtehlich hinunterzieht. Der Menſch will das Weltall der Natur ergründen, umfaſſen: er findet nur im Ganzen Befriedigung.

Darauf folgte die Leidenſchaft der Liebe, welche in die Höhen des Geiſtes zieht. Der Geiſt iſt Dieſes, daß er nach ihm ſelbſt im Andern verlangt. Der Geiſt iſt weſentlich Individuum, und die Liebe iſt weſentlich das Verlangen, in dem einzelnen, einigen geliebten Weſen Alles zu haben, in einem Weſen des Geiſtes den Geiſt ſelbſt an die Bruſt zu drücken.

Das hebt. Aus dem Verlangen nach Gemeinſchaft mit einem Höhern, Reinern, Unbekannten erhebt ſich das Verlangen nach der Gemeinſchaft mit dem Höchſten, Reinſten, Unbekannteſten, bis dieſer höchſte, reinſte Unbekannte uns bekannt und erkennbar wird. Daher kommt am Ende der Leidenſchaft Hülfe, dem Verlangen die reinſte Befriedigung. Die Hülfe und Befriedigung kommt zuletzt von Dem, in dem wir leben, weben und ſind, wenn wir nur ſtille ſind, und das Wort annehmen und leiden, wie es der Leidenſchaft geziemt. So hilft ſich die Leidenſchaft ſelbſt als ihr Arzt.

Aber was ſagen uns die Lieder des Dichters? Sie haben uns aus den Tiefen des allgemeinen Meeresgrundes bis zu den Höhen der Liebe, die in dem angeliebten Weſen Alles hat und mit ihm Alles vermißt, und aus und mit dieſer Liebe bis zur Frömmigkeit in Gott erhoben. Hier findet nun das unruhige Herz die Ruhe, nach der es verlangt.

Denn wenn der Menſch verſtummt in ſeinem Schmerze,
Gab mir ein Gott, zu ſagen, was ich leide.

Das iſt Eins. Der Gott gibt dem Menſchen, ſo er's leidet und annimmt, daß er ſagen kann, was er leidet, daß er ſich ausſprechen, mittheilen, erleichtern kann. Dieſe Gabe empfängt der Dichter in der Poeſie; dieſe Gottesgabe iſt dem Dichter die Göttin, welche alle Wunden des Herzens heilet.

Aber daß er das Wort, welches der Gott gibt, ausſprechen könne, muß er es ſelbſt erſt vernehmen, als das Wort des Lebens. Solches erweiſet ſich dem Dichter in allen Sphären der Kunſt hülfreich, aber zunächſt in der Kunſt, welche dem Ohre zunächſt gegeben iſt, daß es ſie aufnehme und leide. Das iſt ſein Lohn,

daß die Welt der Töne wie Geister der höhern Welt, daß der Wohllaut der Harmonie wie Sphären-Musik zu ihm dringen und ihn durchdringen kann, um das verwundete Herz an der unsichtbaren Ansprache zu stärken, zu erheben und immer mehr zu läutern und zu reinigen. Was gerecht, was rein und lieblich ist, was wohl lautet, ist etwa eine Tugend, Das kommt Alles herbei, so wir's nur leiden.

Und so ist es doch wieder ein Leiden, ein Annehmen, ein Empfangen Dessen, was Gott gibt, ein Stillesein und Hören, wenn der Gott spricht; es ist mit einem Worte ein Leiden, welches das Leiden beschwichtigt; nur daß es sich zugleich als lebendig und thätig erweist, die empfangene Gabe zu benutzen.

Es ist Alles Leidenschaft, was hebt und trägt, indem wir uns heben und tragen lassen: aber es ist ein thätiges Leiden, womit die beiden Pole in ihr Gleichgewicht kommen.

Darum ist eben die Leidenschaft ihre Tugend an ihr selbst. Sie ist es dem Dichter als die Kunst; denn die Kunst kommt zu Worten, welche der Dichter theils ausspricht, wie er sie empfangen, daß er sich mittheile und erleichtere, theils vernimmt, daß er sich erquicke.

Den Worten liegen die Töne zum Grunde, aus deren unendlichem Schooße sie sich bestimmen und zu immer weiterer Bestimmung entwickeln. Die Töne sind es, welche das Herz aller bestimmenden Grenzen entbinden, und in die Weite entlassen, aber auch zur Rückkehr und Bestimmung, zu Gedanken und Worten zwingen. Wer kennt nicht die unwiderstehliche Macht, welche aus dem Reiche der Töne hervorströmt, indem sie wie aus einer andern Welt auf den Flügeln der Liebe zu uns herüberwehen?

Da kommt hervor Musik mit Engelszungen.
Versucht zu Himmels Ton um Töne,
Der Menschen Wesen durch und durch zu dringen,
Zu überfüllen ihn in ewger Schöne:
Das Herze regt sich, fühlt im tiefern Sehnen,
Den Götterwerth der Töne, wie der Thränen.

Goethe und Schiller, oder die Metamorphoſe der Pflanzen ꝛc.

Schiller und Goethe verlassen zusammen ein physikalisches Auditorium; indem sie sich so von ungefähr körperlich nahe gebracht sind, berühren sich auch sogleich die Geister: sie waren darin einig, daß so die Natur nicht behandelt werden sollte. Schiller klagte zuerst über die gangbare Methode der Physik, die Natur zu zerstückeln. Goethe stimmt in diese Negative sogleich ein, aber er deutet auch alsbald positiv auf die Weise, die Natur nicht gesondert und vereinzelt vorzunehmen, sie weder von sich selbst noch von dem forschenden Geiste zu trennen, sondern sie wirkend und lebendig aus dem Ganzen in die Theile strebend darzustellen. Auf diesem Wege war er selbst zur Einsicht in das Geheimniß der Farben, in die Bildung der Pflanzenwelt gekommen, so daß er, je in dreifacher Gliederung, in den Farben die verklärten Leiber des Lichts, in welchen dieses als die Seele sichtbar wird, in den Pflanzen die Bilder der Weltentwickelung aus dem einfachen Keime durch das Vielfache zur Totalität, als der lebendigen Einheit, leibhaftig erblickte.

So gelangen Beide zu Schiller's Haus; das Gespräch lockt den begeisterten Anwalt der Natur mit hinein. Hier trägt er die Metamorphose der Pflanzen lebhaft vor. Schiller folgt mit Aufmerksamkeit und nach der ihm eigenen scharfen Fassungskraft den anschaulichen Demonstrationen, sowie der mystischen Zeichnung einer sich bildenden Pflanze. Aber — so mächtig wirkt die einmal als infallibel adoptirte Denkweise der critischen Schule — das Ende ist doch, daß er den Kopf schüttelte, und die Antwort ist dieselbe, — die wir gelegentlich noch heute hören können: „Das ist keine Erfahrung, Das ist eine Idee!" — Und was ist eine Idee? Sie ist ja eben davon genannt, daß sie nicht wirklich ist, die Idee ist der Gegensatz der Realität, eitel Hirngespinst, eitel Poesie, und Poesie ist Dieses, daß sie unwahr, unwirklich ist. Was die Pflanze an sich ist, Das können wir einmal nicht wissen, Das geht über unsern Horizont, und in Ideen über, die dem Gegenstande fremd sind.

Das war nach den Principien der Philosophie, zu welcher sich Schiller bekannte, der Sinn seiner kurzen Antwort; sie wirkte wie ein Strom eiskalten Wassers. Mit jugendlicher Begeisterung hatte Goethe die Geheimnisse des Naturlebens, die er belauscht und entdeckt hatte, gelehrt, beschrieben, gezeichnet. Dabei war die Uebereinstimmung des forschenden Geistes mit seinem Gegenstande, das herrschaftliche Eigenthumsrecht des Erstern an den Letztern, stillschweigend vorausgesetzt, aber auch gleichzeitig an der Sache selbst nachgewiesen worden.

Dieses Streben der Pflanze aus dem Ganzen in ihre Theile, aus dem Keime in ihre Formen, war ihm selbst ein lebendiges Bild aller Verbindungen und Verknüpfungen in der Natur, und wieder der Natur mit den Menschen, der Menschen mit einander und mit Gott. Das Alles sah er vor Augen, es lag wie zum Greifen vor ihm ausgebreitet.

Und nun folgt auf die aus dem Leben selbst geschöpfte Lehre, welche die Gegensätze verbinden sollte, der kurze Bescheid der Schule,

G. H. HERZ. G. WEIMAR.

welcher ſie wieder trennt. „Das iſt keine Erfahrung, das iſt eine Idee.“

Das war faſt zu viel. Der alte Groll will ſich regen, die Stiche gegen Goethe in Schiller's Abhandlung über „Anmuth und Würde“ kommen wieder in Erinnerung, aber er nimmt ſich doch zuſammen und verſetzt: „Das kann mir ſehr lieb ſein, daß ich Ideen habe, ohne es zu wiſſen, und ſie ſogar mit Augen ſehe.“

Auch dieſes Werk iſt ein Keim geweſen, aus welchem viele Blätter, Blüthen und Früchte hervorgewachſen ſind; denn darauf kommt es allein an, daß wir in den Dingen, als den Formen, den Gedanken, den Geiſt, als das Alleinwirkliche erkennen.

Jede Pha..e verkündet Dir nun die nah'ren Gleiche,
Jede Blume, ſie ſprosset lockend und leiter mit Dir.
Aber entrollen Du nur der Gottheit heilige Lettern.
Ueberall findſt Du ſie dann auch im veränderten Zug. ꝛc.

E. A. Göſchel's Unterhaltungen zur Schilderung Goethe'ſcher Dicht- und Denkweiſe.

A. L. D.

Mit eben dem Rechte ließe ſich aus der Vielgewandtheit unſers Dichters, wodurch er in den verſchiedenſten Gattungen der Poeſie das Höchſte erreicht hat, ſchließen, daß an ſeinen Werken die Kunſt einen nicht geringen Antheil habe, und daß alle jene ſchönen lyriſchen, romantiſchen, elegiſchen, epigrammatiſchen, dramatiſchen und epiſchen Gedichte zwar göttlich ſeien, ſofern ſie ohne Eingebung von oben und ohne himmliſche Begeiſterung nicht gedeihen konnten, zugleich aber menſchlich und im höchſten Sinne des Wortes ſein eigen, ſofern in einer dem Schönen ſo ungünſtigen Zeit, wie die unſerige, von ſeiner Seite die höchſte Beſonnenheit, der treueſte Fleiß und die regſte Energie des Willens erfordert wurde, um für jene Eingebungen empfänglich zu ſein und ihrer in ſo reichem Maße gewürdigt zu werden. Dieß bezeugt unſer Dichter ſelber in der „Zueignung“, wo er die Kämpfe ſchildert, die er von innen und außen zu beſtehen hatte, ehe er von der Muſe die Weihe empfing. Vielleicht iſt es dieſe Verbindung künſtleriſcher Genialität mit philoſophiſcher Klarheit des Selbſtbewußtſeins, was unſern Dichter am Meiſten auszeichnet; und wer ſich bemüht, die Spuren davon in ſeinen Werken aufzuſuchen, wird immer größere Unterſchiede zwiſchen ihm und den Alten entdecken und vielleicht finden, daß die edle Einfalt Dieſer ſich zu der ſeinigen verhalte, wie die urſprüngliche, ſich ſelbſt nicht kennende Unſchuld im goldenen Weltalter zu der wiedererlangten in Eyſium.

Die herrliche Elegie, welche überſchrieben iſt: „Hermann und Dorothea“, ſetzt den hohen Werth des ſittlichen Characters unſers Dichters in das helleſte Licht und läßt keinen Zweifel übrig, daß die edeln Geſinnungen der Friedfertigkeit und Bruderliebe, die er ſeiner Muſe bei der Einweihung gelobt hatte, nie aufgehört haben, ihn zu beſeelen. Aus welcher Quelle ſie auch entſprungen ſein mögen, niemals wollen wir vergeſſen, daß einer der reichbegabteſten Dichter, der empfunden hat, was ein menſchliches Herz empfinden kann, und die mannigfaltigſten Verhältniſſe des Lebens mit größter Klarheit durchſchauet, keine Urſache fand, dasſelbe zu haſſen, und Nichts darin entdecke, was ſeinen Eifer für die Vervollkommnung und Verſchönerung deſſelben hätte ſchwächen mögen. Eines ſo troſtreichen Andenkens bedürfen wir mehr als jemals jetzo, wo ſo Mancher an ſo Manchem irre wird.

Wie innig bei unſerm Dichter die Phantaſie, welche ſchafft, und der Witz, deſſen Freude das Zerſtören iſt, verbunden ſind, zeigen am Klarſten die Epigramme aus Venedig, deren Studium überhaupt nicht genug empfohlen werden kann. Sie beſtehen aus lauter einzelnen, augenblicklichen Eingebungen einer mehrere Tage fortwährenden Begeiſterung, unter deren Einfluſſe alle Fäden und Saiten in dem Gemüthe des Dichters aufgezogen und gleich rein geſtimmt waren, um bei jeder noch ſo leiſen Berührung von außen anzuklingen, woraus denn eine Melodie der Empfindungen entſteht, die ſich den Accorden einer Luftharfe vergleichen läßt. Der wunderbar ſchnelle Wechſel tiefſinniger Weisheitsſprüche mit ſo vielen rührenden, zärtlichen, lächerlichen Zügen, welche das Größte und Kleinſte, das Nahe und Ferne, Vergangenes, Gegenwärtiges und Künftiges, aus der Kunſt, Natur und Geſchichte in buntem Gewimmel vorüberführen, drängt das ganze Leben des Dichters in wenige Augenblicke zuſammen, denen ähnlich, in welchen er die erſte Idee zu großen Werken faßt.

Gleichwie in dieſen Epigrammen bachiſche Begeiſterung herrſcht, ſo in den „Weiſſagungen des Bakis“ prophetiſche. Wenn Niemand zudringlich dem Dichter die Auflöſung dieſer Räthſel abnöthigen, oder, die er ſelber gefunden zu haben meint, voreilig mittheilen. Der Nachwelt werden ſie um ſo mehr nützen, je dunkler ſie bleiben, wenn zumal, was aber der Himmel verhüten wird, die Verwirklichung einiger trübſinnigen Unglücks-Prophezeiungen einträfe. Manche nämlich von Denen, welche behaupten, ſich auf die Zeichen der Zeit zu verſtehen, verkündigen einen nicht fernen Verfall alles Deſſen, was wir bis jetzo für die Stützen unſerer Exiſtenz

ständigkeit und für die Bedingung eines geselligen und sittlichen Lebens hielten. Hieraus mußte für die nächstfolgenden Geschlechter ein Zustand der Verwirrung aller Verhältnisse entstehn, woraus sie auf gewöhnlichem Wege weder Ausgang noch Rettung fänden. Nun aber pflegen die Menschen, wie Thucydides bemerkt, nicht sobald sich von lichten Hoffnungen verlassen zu sehen, als sie sich hinwenden zu den dunkeln, zu Weissagungen und Orakeln, so daß auch dereinst vielleicht Mancher, wenn er in der Bedrängniß nicht wüßte, wo aus noch ein, zu diesen Sprüchen Zuflucht nähme, um in ihnen, wie in Sibyllinischen Büchern, das Schicksal zu befragen. Je räthselhafter sie nun wären, desto mehr triebe das Verlangen, sie auszulegen, ihn an, des Dichters übrige Werke mit ganzer Kraft und treuem Fleiße zu durchforschen, wobei er am Sichersten gewönne, was dann ihm am Meisten Noth thäte:

Muth und Lust und Harmonien
Und ein kräftig rein Bestreben.

Jenaische Allgem. Litteratur-Zeitung 1809. Nrr. 1. 2.

Einige Ansichten in Bezug auf poetische Form.

Von der Form läßt sich sagen: sie bediene sich des Gehalts und Stoffs zur Verkörperung des poetischen Geistes.

Der Inhalt eines Gedichts nämlich ist entweder reines Ergebniß aus dem Geist oder Gemüth des Dichters, oder Etwas aus dem Leben und Sein der äußern Welt Hereingenommenes. Im ersten Falle nennen wir ihn Gehalt, im zweiten Falle Stoff. Der Gehalt ist demnach subjectiv, der Stoff objectiv.

Mit allem Gehalt und Stoff aber läßt sich noch Nichts machen; Beides ist dieß als Material anzusehen. Soll sich ein Ganzes bilden, so muß zuvor ein Drittes hinzukommen: ein Ursprüngliches, Beseelendes und Belebendes, was den gemäßen Gehalt und Stoff an sich zieht, zusammenhält und Beide durchdringt.

Dieses Dritte ist der poetische Geist oder die Gedichtseele. Bei aller dichterischen Entstehung ist Dieß das Erste, Anfängliche. Es erwacht und lebt im Dichter als Total-Gefühl ohne Bild und Wort, es ist der erste Funke der Erfindung. Es ist Dasjenige, was in den Leser als Stimmung übergeht, als Wirkung und Eindruck des Ganzen.

Ist nun dieser Geist im Innern des Dichters einmal rege geworden, so hat er sich schnell mit dem gemäßen Gehalt und Stoff verbunden, eine kleine Welt tritt im Geiste des Dichters hervor zu immer hellerm Bewußtsein, er wird von ihr Herr, er kann sie läutern und ordnen, von ihr hinwegnehmen und hinzuthun, bis er sie zu einem schönen Ganzen gerundet und vollendet glaubt, und in der gemäßen Form, auch Andern zu erfreulichem Genuß, hervortreten lassen kann.

Insofern nun diese Operation nicht instinctmäßig geschieht und insofern der Dichter hierbei mit Besonnenheit zu Werke geht, können ihn Gesetze und Regeln leiten, deren Kenntniß und Anwendung auf die Vollendung seiner Productionen gewiß einen günstigen Einfluß haben wird.

Wollten wir uns nun nach solchen Gesetzen und Regeln umthun, so wäre wohl der nächste Weg, uns an vollendete Muster zu wenden und sie daraus abzuleiten; wie denn alle Theorie aus der vorangegangenen Praxis zu entstehen pflegt.

Da aber alle Theorie an sich etwas Körperloses, Abstractes ist, und der Mensch und besonders der Dichter sich gerne an etwas Sinnlichem, Anschaulichem halten mag, so käme es darauf an, ob man nicht außerhalb der Poesie einen Halt finden könnte, wo der Dichter Dasjenige körperlich geschehen sähe, was er geistig thun möchte.

Fände nun dieses körperliche Bilden überdieß nach ewigen, erhabenen, übermenschlichen, göttlichen Gesetzen statt, so wüßten wir nicht, wo der Dichter etwas Sicheres finden wollte, das ihm als leitendes Vorbild dienen möchte.

Und ein solches untrügliches Vorbild findet der Dichter in dem schaffenden Geiste der Natur, der ja in ewiger Verkörperung von Characteren begriffen ist.

Denn so wie jedes Gedicht einen Character, eine Seele hat, so läßt sich auch von jedem Geschöpf, sowohl der vegetabilischen als animalischen Welt sagen, daß es einen Character, eine Seele, ein geistiges Leben habe. Jedem Thier, jeder Pflanze liegt ein solches Leben zum Grunde, ein Gesetz, wornach es in der Erscheinung wird, was es nun g'rade wird. Fehlte Dieses, so würde sogleich die unsinnigste Willkür, Ausschweifung und Verwirrung eintreten. Es ist aber in der Natur die größte Ordnung, die schärfste Consequenz, die strengste Nothwendigkeit, und alles Dieses deutet auf Geister und Seelen, die dem Körperlichen inwohnen, die es beschränken, beherrschen, zügeln und ihm die gehörige Richtung und Form vorschreiben. Die Verwandtschaft zwischen natürlicher und dichterischer Production ist demnach so nahe, daß die Gesetze der Poesie, insoweit sie die Verkörperung des poetischen Geistes betreffen, sehr wohl auf die Gesetze der organischen Verkörperung gestützt werden möchten.

Wenden wir nun unſern Blick auf die Werke der Natur, ſo tritt uns ſogleich auffallend entgegen eine grenzenloſe, in's Unendliche gehende Mannigfaltigkeit der Geſchöpfe.

Nun wäre die Aufgabe, zu unterſuchen, in welchem Geſetz der Natur dieſe Mannigfaltigkeit ihren Grund habe, und wir hätten das Grundgeſetz aller organiſchen Verkörperung gefunden.

Dieſe Aufgabe zu löſen, betrachten wir jedes einzelne Geſchöpf für ſich, und wir finden in ihm einen ſtrengen Bezug auf ſich ſelbſt, eine Vereinigung des ſeiner eigenſten Natur Entſprechenden, Angemeſſenen, und eine ſcharfe Sonderung von allem Fremden, zu ſeiner eigenſten Natur nicht Gehörigen.

Sehen wir z. B. einen Löwen an, ſo finden wir ſeinen Character ausgeprägt in allen ſeinen Gliedern. Die Knochen ſeiner Beine ſind ſo ſtark und mächtig, die Zähne ſo feſt, Bruſt und Genicke ſo trotzig, wie es bei einem Löwen ſein muß. Wir finden kein Glied, was nicht mit dem Character des Ganzen in völliger Uebereinſtimmung wäre; wir können daher ſagen: die Theile haben einen ſtrengen Bezug zum Ganzen, aber: das Geſchöpf habe einen ſtrengen Bezug auf ſich ſelbſt, es ſei in ihm völlige Einheit, das Ganze ſei eine in ſich abgeſchloſſene kleine Welt.

Und dieſe innige Harmonie iſt da, weil dem Ganzen ein geiſtiges Leben, eine Seele zum Grunde liegt, von der die einzelnen Theile ausgehen und bedingt werden. Sowie der Character der Seele iſt, ſo muß auch der Character der einzelnen Körpertheile ſein.

Wären dagegen die Körpertheile dem Character der Seele nicht völlig gemäß gebildet, ſo wäre die Einheit verletzt, es wäre nicht mehr eine in ſich abgeſchloſſene kleine Welt, das Geſetz der Mannigfaltigkeit wäre aufgehoben. Wäre z. B. der Löwe nicht durch und durch Löwe, ſondern fänden wir an ihm Glieder vom Wolf, andere vom Aehe, andere vom Schafe, ſo wäre Das eine Verletzung der Einheit, eine Vermengung mit Beſtandtheilen fremder Reiche. Aber die Natur iſt über eine ſolche unſinnige Vermiſchung weit erhaben. So iſt der Weidenbaum durch und durch Weide und mit Zweigen und Blättern einer Eiche, Tanne, Buche oder Linde nicht vermocht. Bei keinem Geſchöpf finden wir ein Hinüberſpielen in das Reich und die Eigenthümlichkeit eines andern; vielmehr finden wir überall eine ſtrenge vom Keim und deſſen Character aus und fortgehende Conſequenz.

Und in dieſem Geſetz eines ſtrengen Bezuges der Körpertheile zu dem Grund-Character eines Geſchöpfes liegt die Quelle der in's Unendliche gehenden Mannigfaltigkeit aller natürlichen Erzeugniſſe.

Die Anwendung hiervon auf die Poeſie zu machen, liegt ſehr nahe: wir begnügen uns aber dieß mit dieſen Andeutungen, indem wir glauben, daß ſie einem Dichter völlig genügen werden, um ſich daraus die nöthigen Regeln für die Einheit ſeiner Productionen ſelbſt abzuleiten.

Sehen wir uns nun um, ob nicht vielleicht ein Dichter ſchon practiſch in dieſem Sinne gehandelt haben möchte, ſo haben wir die Freude, zu finden, daß Goethe ganz in dieſem Sinne gehandelt hat; woher denn auch die große Mannigfaltigkeit ſeiner Productionen zu erklären, die alle wie in ſich abgeſchloſſene, größere oder kleinere Welten daſtehen und deren jede die Quelle jener bewunderten Mannigfaltigkeit, in einem ſtrengen Bezug auf ſich ſelbſt, in ſich trägt.

Das Verfahren Goethe's bei Verkörperung des poetiſchen Geiſtes iſt demnach ſehr wohl dem des ſchaffenden Geiſtes der Natur zu vergleichen, der ſich überall ſelbſt verbirgt, ſich ſelbſt, ſowie jedes Fremde in die Geſchöpfe nicht hineinmengt, ſondern jedes frei und rein entſtehen läßt in derjenigen Form, wie ſie dem geiſtigen Keime gemäß iſt, wie dieſer ſie will und vorſchreibt.

Goethe haßt Nichts mehr als Vermengungen, als ein Hinüberſpielen in das Reich eines fremden Geiſtes. Auch wo er nicht poetiſch verfährt, muß er vereinigen und ſondern, immer wie es der jedesmalige Geiſt und Gegenſtand erfordert. Man betrachte nur das zum beſſern Verſtändniß des „Divan" Geſchriebene, und man wird an der getrennten Behandlung, wo jedes auszuſprechende Wort unter beſonderer Ueberſchrift erſcheint, das Geſagte beſtätigt finden. Alles muß ſich bei ihm zu einem eigenthümlichen Ganzen runden, Jedes muß daſtehen in ſeinem eigenſten Umfange, in ſeiner ſchärfſten Begrenzung, und hieraus erwächſt die große Klarheit und Faßlichkeit der Anſicht, deren wir uns bei Allem, was von Goethe ausgeht, zu erfreuen haben.

Ein ſolches Verfahren erfordert hohe Beſonnenheit, es erfordert ein ruhiges Herumwälzen und Abrunden des Gegenſtandes im Geiſte des Dichters. Oder es will, faßt der Dichter bewußtlos das Rechte thun feſt, leidenſchaftliche Liebe für den Gegenſtand, die, parteiiſch, alles Fremde und Ungehörige ausſchließe; wie wir denn auf dieſe Weiſe lyriſche Productionen entſtehen ſehen, die, aus dem Gefühl des Dichters bewußtlos dahingeſtrömt, völlige Rundung und Vollendung haben und

wie aus einem Guſſe durchaus geſund und untadelig erſcheinen.

Als Folge der Einheit bei Verkörperung des poetiſchen Geiſtes iſt zu bemerken, daß, wenn Goethe eine Perſon redend einführt, ſie nur auf ſolche Dinge vergleichsweiſe anſpielt, die in dem Kreiſe ihres Lebens und ihrer Erfahrungen liegen. Ein Schiffer, ein Kaufmann, ein Krieger, ein Jäger, Jeder wird nur ſolche Dinge berühren, wie ſie ſich ihm aus ſeiner täglichen Umgebung und Beſchäftigung wie von ſelbſt anbieten. So ſagt der Fiſcherknabe, der täglich mit ſeinem Taſchenmeſſer zu thun hat:

Wicke ſinken, Worte ſtocken,
Wie ein Taſchenmeſſer ſchnappt,
Faßte ſie mich in die Locken,
Und das Bübchen war ertappt.

So der Knabe im Diwan:

Und ſo ſchläft nun Aller Vogel
In dem groß' und kleinen Neſte.

Gleicherweiſe bewegt ſich Suleika nur in dem engen Kreiſe ihres weiblichen Lebens, wogegen aber Hatem, als Dichter, die Höhe, Tiefe und Breite einer ganzen Welt anſpielungsweiſe berührt.

Sowie wir bei Naturerzeugniſſen finden, daß jedes den ihm zum Grunde liegenden Character unverkennbar in jedem Zuge ausſpricht und alſo ſein innerſtes Weſen deutlich herausgekehrt und ausgeprägt iſt, ſo verlangen wir Dieß auch von dem Character eines Gedichts. Sehen wir einen Löwen im Käfig, einen gefangenen Fuchs an der Kette, ſo läßt uns jeder Zug ihres Aeußern über das Weſen ihres Innern nicht einen Augenblick im Zweifel. Die Kraft der Eiche iſt ausgeprägt bis auf's Blatt, den weichen Character der Linde finden wir auch im Blatte wieder. Betrachte ein Rebhuhn neben einem Habicht, ein ſanftes Reh neben einem Wolf, und jeder Zug ihres Aeußern wird Dir ſogleich ſagen, wie Jedes geſonnen iſt.

Bei Goethe finden wir dieſes Ausprägen des Characters bis auf's Aeußerſte in Bewegung, Worten und Klängen in beſonderer Stärke. Iſt der Geiſt eines Gedichts barſch und rauh, ſo iſt es auch die Sprache:

Mehl! Herr Kaltterer: er kann ſich
Mit Zerſplitterer vereinen,
Und Verwitterer aufthann ſich
Allenfalls der Beſte ſcheinen.

Wie ſchilt und groſſt hier nicht die Sprache, man kann nichts Barſcheres hören.

Iſt der Geiſt ſanft und milde, ſo tönen auch die Worte ſanft:

Ueber allen Gipfeln
Iſt Ruh,
In allen Wipfeln
Spürſt Du
Kaum einen Hauch;
Die Vöglein ſchweigen im Walde.
Warte nur! balde
Ruheſt Du auch.

Welche Melodie in den ſanften Tönen dieſes wunderzarten Gedichts, und wie ſpricht der Ton jedes Worts den Character des Ganzen ſo unverkennbar aus! Wenn man einem Fremden, unſerer Sprache Unkundigen, dieſes Gedicht in aller Milde ſprechen wollte, er müßte ſchon aus den Tönen hören, wovon ungefähr die Rede iſt. Man könnte nun ſagen, es liege dieſe Wirkung in dem Character unſerer Sprache; aber es kommt doch darauf an, ſie zu benutzen und die Töne an den Ort zu ſtellen, wo ſie die meiſte Wirkung thun. Im vorſtehenden Gedicht ſtehen die weichſten Töne an den Endungen der Verſe und dadurch eben thut das Ganze ſo große Wirkung. Wie weich ſind die Ausgänge: Gipfeln, Ruh, Wipfeln, Du, Hauch, Walde, balde, auch. In all den Worten nicht ein einzig S- und T-, und nur ein einziges kaum hörbares R. Die Anfangsworte der Verſe dagegen ſind bis auf wenige bei Weitem nicht ſo milde: Ueber, Iſt, In, Spürſt, Kaum, Du, Warte, Ruheſt.

Ob nun Goethe ohne Wahl und Abſicht Dieſes ſo ſchön gemacht, oder ob er auch bei dieſem Gedicht mit künſtleriſcher Auswahl Alles ſo geſtellet hat, kann man nicht wiſſen. Soviel iſt jedoch zu behaupten, daß die höchſte, beſonnenſte Kunſt nicht anders zu Werke gehen könnte.

Iſt der Geiſt eines Gedichts friſch, wie die anwehende Morgenluft, ſo iſt es auch der Klang der Sprache:

Einer ſpat auch wohl geklungen
Auf den Auen der Zypreſſe;
Wo der laue Wind ihn ſchwang
Bis zu Thores luft'ger Höhe.

Solche Muſterſtellen geben uns eine Idee, wie der Character des Geiſtes bis auf Wort und Klang ausgeprägt werden müſſe. Aber ſo Etwas muß ſich wie von ſelbſt machen, die Leichtigkeit und Natur der Verſe muß nicht darunter leiden, das Streben nach ſolcher Vollkommenheit muß nicht in Künſtelei ausarten; vielmehr muß auch hier die Kunſt ſo erſcheinen, daß ſie kaum als Kunſt bemerkt werde.

Auch bei Goethe finden wir ſolche Stellen nur ſelten, er ſcheint nie danach geſtrebt zu haben.

In folgendem ſchönen Gedicht finden wir den milden Character durch und durch in Bewegung und Worten:

Suleika.

Ach! um Deine feuchten Schwingen,
Weſt, wie ſehr ich Dich beneide! u. ſ. w.

Wie der wechſelnde Character des Geiſtes ſich durch rhythmiſche Bewegung ausdrücken

laſſe, hat Goethe muſterhaft gezeigt in der „Ode an Schwager Kronos“:

Spude Dich, Kronos!
Fort den raſſelnden Trott! u. ſ. w.

Und ſo mögen dieſe wenigen Beiſpiele genügen, um zu zeigen, daß Goethe auch in der äußerſten Ausprägung des Characters durch Töne und Bewegung der Sprache ſo muſterhaft iſt, wie es nur die Erzeugniſſe der Natur in dieſer Hinſicht ſein können. Dem nachſtrebenden Dichter mögen daher Beide als Muſter dienen. Will er Goethe nicht nachwandeln, ſo halte er ſich an die Erzeugniſſe der Natur; weiß er ſich in dieſen nicht zu finden und ſich aus ihnen die nöthigen Richtungen für ſeine Productionen nicht abzuleiten, ſo mag er ſich an Goethe halten, bei welchem er ſchon eine vollendete Anwendung findet. Auf jedem Wege iſt er auf's Beſte empfohlen und auf jedem wird er zum erwünſchten Ziele gelangen.

Jetzt noch einiges Allgemeine auf die Verkörperung des poetiſchen Geiſtes oder der Gedichtſeele Bezügliche, wobei die Natur uns nicht als Norm dienen kann, ſondern wobei wir bloß vollendete poetiſche Productionen als Muſter vor Augen haben.

Alles dichteriſch in Anregung Kommende iſt entweder ein Geiſt oder ein Gefühl.

Alles Gefühl aber, ſei es Liebe oder Haß, hat eine objective Richtung, einen Gegenſtand, worauf es geht und mit dem es ſich vereinigt und verkörpert; mit dieſem mag es zur Erſcheinung kommen.

Der Geiſt aber iſt etwas Freies, Ungebundenes, über alles Körperliche Hinausgehendes, Abſtractes, der als ſolcher durch das bloße durchſichtige Wort nicht dichteriſch zur Erſcheinung kommen kann und der zu ſeiner ſinnlichen Darſtellung einen Körper wählen muß, der ihm gemäß ſei und in welchem er gewiſſer Maßen ſchon enthalten.

Dieſe Verkörperung des Geiſtes geſchieht auf einem dreifachen Wege: durch **Handlung, Leben und Gleichniſſe.**

Will der Geiſt, als Anſicht der Dinge, auf die lebendigſte wirkſamſte Weiſe verkörpert erſcheinen, ſo wählt er ſich Handlung und Leben. Und ſo ſehen wir epiſche und dramatiſche Dichtungen entſtehen, in denen Beiden ſich der poetiſche Geiſt in Handlung und Leben, Vergangenes oder gegenwärtig Entſtehendes, verkörpert hat. In beiden Fällen läßt der Geiſt den Körper ſo ſehr hervortreten und verbirgt ſich ſelbſt ſo tief, daß es eines ſcharfen Blickes, eines tief eindringenden Forſchens, ja eines verwandten Geiſtes bedarf, um ihn in ſeiner wahren Geſtalt zu erkennen; wie denn die Geiſter der größern Goethe'ſchen Productionen viele Jahre lang im Verborgenen verkannt und unerkannt gewaltet haben, bis es endlich neuern tüchtigen Geiſtern gelungen iſt, über ſie einige Klarheit zu verbreiten.

Im Epiſchen und Dramatiſchen alſo verkörpert ſich der poetiſche Geiſt durch Handlung und Leben. Im Lyriſchen hingegen beſonders durch Gleichniſſe.

Die Art und Weiſe, wie der Dichter hierbei zu Werke gehen ſolle, können wir nicht anſchaulicher machen als durch ein höchſt muſterhaftes Gedicht aus dem „Divan“, wodurch uns das Weſen ſolcher Verkörperung in einem beſondern Falle vor Augen liegt.

Wollte nämlich ein Dichter ausſprechen, wie ſeine Gedichte in ihm entſtänden, ſich nach und nach ſtill entwickelten und ausbildeten, bis ſie zuletzt mit einem Male vollendet hervorträten: ſo konnte er Dieß dichteriſch nicht auf directem Wege thun, denn Dieß wäre etwas durchaus Geiſtiges, Abſtractes und alſo durchaus Unpoetiſches. Er würde ſich demnach umzuſehen haben, wo er etwas ſolchem Geiſte Gemäßes, Sinnliches finden möchte. Goethe, ſich in ſolchem Falle befindend, wendete ſich dahin, wo er Dasjenige körperlich, organiſch, geſchehen ſähe, was in ihm geiſtig vorging. Unſtreitig der richtigſte Weg, den er einſchlagen konnte! Er wendete ſich an die Natur und fand hier zu ſeinem Geiſte einen ſo entſprechenden Körper, wie man ſich ihn nicht beſſer denken kann. Denn wie der Dichter ſeine Lieder im ſtillen Gemüth hegt und trägt und nach und nach ausbildet, bis ſie mit einem Mal vollendet zum Vorſchein kommen: ſo hegt und wiegt der Caſtanien-Baum ſeine Früchte in grüner, ſtachliger Hülle verborgen und gibt ſie nicht eher los, als bis ſie völlig reif, braun und vollendet ſind, wo denn die grüne Schale ſich öffnet und die glänzenden Früchte in Menge herabfallen.

Ein beſſeres, den Geiſt anſchaulicher ausſprechendes Gleichniß läßt ſich gar nicht denken, und deßhalb möge dieß ſchöne Gedicht aus dem „Divan“, als Muſter einer geiſtigen Verkörperung, hier einen Platz finden.

An vollen Buſchenzweigen,
Geliebte, ſeh' mich an!
Laß' Die die Früchte zeigen,
Umſchauet, ſtachlig, grün.

Sie hingen längſt gebauet,
Still, unbekannt mit ſich,
Und Alt, der ſchaudernd wallet,
Wiegt ſie geduldiglich.

Doch immer reift von innen
Und ſchwillt der braune Kern,
Er möchte Luft gewinnen
Und ſäh' die Sonne gern.

Die Schale platzt und nieder
Macht er ſich freudig los;

So ſollen meine Lieder
Verhallt in Deinen Schooß.

Wir ſagten, Goethe habe ſich in der organiſchen Welt nach einem entſprechenden Gleichniß umgeſehen, und da habe er denn dieß höchſt paſſende gefunden. Es iſt aber ein ſolches Finden durchaus unwillkürlich. Der Dichter weiß wohl ungefähr, was er haben will, aber der beſtimmte Gegenſtand, den er für den paſſendſten halten und den er nun gerade wählen wird, iſt ihm noch völlig unbekannt. Glück und Zufall muß hierbei das Beſte thun, nur das Ergreifen oder Verwerfen iſt Sache des Dichters.

So iſt es auch nicht geſagt, daß der Geiſt jedes Mal eher da ſein müſſe als der Körper; vielmehr tritt der Geiſt dem Dichter oft erſt entgegen bei Erblickung des Körpers, den er ſtumm bewohnt. In ſolchem Fall geſchieht die Erfindung Beider in einem und demſelben Moment, der Dichter weiß nicht, ob ihn der Geiſt zum Körper, oder der Körper zum Geiſt führte.

Oft bedient ſich der Dichter des Gleichniſſes, weniger zur Verkörperung als zur Verſtärkung.

Um z. B. auszuſprechen, daß ein Gedicht ſich nicht gut geheim halten laſſe, ſondern daß es gerne zum Vorſchein komme, könnte man nur ſagen:

Schwer zu verbergen iſt ein Gedicht,
Man ſteckt es unter'n Scheffel nicht.
Hat es der Dichter friſch geſungen,
So iſt er ganz davon durchdrungen,
Hat er es zierlich nett geſchrieben,
Will er, die ganze Welt ſoll's lieben.
Er lieſ't es Jedem froh und laut,
Ob es uns quält, ob es erbaut.

und einer anderweiten Verkörperung würde es nicht bedürfen.

Aber damit Verſtehendes noch weit eindringlicher und kräftiger geſagt würde, ſah ſich Goethe nach entſprechenden Gleichniſſen um und ſchrieb folgender Maßen, wodurch denn die Sache ein ganz anderes Anſehen bekommt:

Was iſt ſchwer zu verbergen? Das Feuer!
Denn bei Tage verräth's der Rauch,
Bei Nacht die Flamme, das Ungeheuer.
Ferner iſt ſchwer zu verbergen auch
Die Liebe; noch ſo ſtille gehegt,
Sie doch gar leicht aus den Augen ſchlägt.
Am Schwerſten zu bergen iſt ein Gedicht,
Man ſteckt es unter'n Scheffel nicht.
Hat es der Dichter friſch geſungen,
So iſt er ganz davon durchdrungen,
Hat er es zierlich nett geſchrieben,
Will er, die ganze Welt ſoll's lieben.
Er lieſ't es Jedem froh und laut,
Ob es uns quält, ob es erbaut.

Ferner, um den Menſchen zur Mildthätigkeit, zum Almoſengeben zu ermahnen und anzureizen, wäre es ſinnlich und dichteriſch genug geſprochen, wenn man ſagte:

— — — — — — —
Stets vor Augen, wie ſich kleiner Gabe
Dürft'ge Hand ſo hübſch entgegen drängert,
Zierlich dankbar, was Du reichſt, empfängert.
Welch ein Glück, ein Gruß, ein ſprechend' Streben!
Schau' es recht und Du wirſt immer geben.

Aber Goethe ſah ſich nach verſtärkenden lieblichen Gleichniſſen um und ſchrieb wunderſchön folgender Maßen:

Lieblich iſt des Mädchens Blick, der winket,
Trinkers Blick iſt lieblich, ob er trinket,
Gruß des Herren, der befehlen konnte,
Sonnenſchein im Herbſt, der Dich bekannte.
Lieblicher als alles Dieſes habe
Stets vor Augen, wie ſich kleiner Gabe
Dürft'ge Hand ſo hübſch entgegen drängert,
Zierlich dankbar, was Du reichſt empfängert.
Welch ein Blick, ein Gruß, ein ſprechend Streben!
Schau' es recht und Du wirſt immer geben.

Dieß iſt eins der ſchönſten Gedichte im ganzen „Divan", ja ich muß geſtehen, daß ich mir kein ſchöneres Gedicht denken kann. Goethe mag ſich gefreut haben, als er es gemacht hatte. Gelänge mir je ein ähnliches, ich wäre zeitlebens glücklich. Dieß Gedicht ſtellt ſich dar als ſchönſte Seele, in dem entſprechendſten, ſchönſten Körper. Man überſetze es in alle nur denkbare Sprachen und es wird immer ſchön bleiben, immer zu Herzen ſprechen. Es iſt ganz unverwüſtlich.

Weiſt erfunden, klug erſonnen,
Schön gebildet, zart verbrochen,
Wie von jeher hat gewonnen
Künſtler kunſtreich ſeine Wochen.

Oft bedient ſich der Dichter der Gleichniſſe zur Verſinnlichung und Verſtärkung zugleich.

Will z. B. Goethe die Lehre anſchaulich und eindringlich machen, daß man in der Welt Niemanden verletzen, vielmehr Jeden mit Liebe behandeln und begegnen ſolle, ſo thut er Dieß höchſt dichteriſch folgender Maßen:

Reitſt Du bei einem Schmied vorbei,
Weißt nicht, wann er Dein Pferd beſchlägt!
Siehſt Du eine Hütte im Felde frei,
Weißt nicht, ob ſie Dir ein Lüftchen hegt;
Einem Jüngling begegneſt Du ſchön und blühn,
Er überwindet Dich künftig oder Du ihn.
Dem Sicherſten kannſt Du vom Roßkoch ſagen,
Er werde für Dich was Gutes tragen.
So biſt Du denn der Welt empfohlen,
Das Uebrige will ich nicht wiederholen.

Wir ſagten: der Geiſt könne als etwas über das Körperliche Hinausgehendes, Abſtractes, durch das durchſichtige Wort nicht dichteriſch zur Erſcheinung kommen.

Hat aber der Geiſt eine nahe Richtung auf's Leben, ſo werden auch die Worte, die ihn verkündigen möchten, Worte des Lebens ſein, als ſolche Körper genug haben und einer anderweiten Verſinnlichung nicht bedürfen. Viele Gedichte aus dem „Divan" werden, können das Geſagte beſtätigen:

Wer nicht von dreitauſend Jahren
Sich weiß Rechenſchaft zu geben,

Bleib im Dunkeln unerfahren,
Mag von Tag zu Tage leben.

Wir ſagten ferner: im Epiſchen und Dramatiſchen verkörpere ſich der Geiſt durch Handlung und Leben; im Lyriſchen hingegen beſonders durch Gleichniſſe.

Aber auch im Lyriſchen verkörpert ſich der Geiſt durch Handlung und Leben, wie vortreffliche Gedichte zu Hunderten beweiſen. Wir erinnern nur an das lebensvolle:

Verwünſchter weiß ich Nichts im Krieg,
Als nicht beſſert zu ſein. u. ſ. w.

ſowie unter den Balladen an „die Braut von Corinth“ und den „Gott und die Bajadere“.

Alles Gefühl hat vorzugsweiſe eine objective Richtung, einen Gegenſtand, worauf es geht, mit dem es ſich verkörpert und mit welchem es dichteriſch zur Erſcheinung kommen kann.

Alle Liebes- und Lebensgefühle mögen daher mit ihren Gegenſtänden, worauf ſie gehen, als poetiſche Situationen, uns unmittelbar entgegenkommen, wie in folgendem Gedicht aus dem „Divan“:

Voll Locken kraus ein Haupt ſo rund! —
Und darf ich denn in ſolchen reichen Haaren,
Mit vollen Händen hin und wieder fahren,
Da fuhr' ich mich von Herzensgrund geſund. u. ſ. w.

Und in folgendem, wo der eiferſüchtige Schenkenknabe ſpricht:

Du, mit Dornen krauſen Locken,
Geh' mir weg verſchmitzte Dirne! u. ſ. w.

Aber auch Gefühle der Liebe und des Lebens treten oft nicht an ſich hervor, ſondern hüllen ſich wohl in entſprechende Gleichniſſe, in den Körper eines verwandten Lebens, wie in folgendem ſchönen Gedichte des „Divans“:

Die Sonne, Hellas der Griechen,
Führt prächtig auf der Himmelsbahn, u. ſ. w.

Aber dieſes Gleichniß von der Liebe zwiſchen Sonne und Wolke und der Qual ihrer Trennung iſt ſo ſchön und ſo friſch und ſo von Liebe durchdrungen, daß dieſelben Gefühle der Wehmuth über uns kommen, als wenn der Dichter uns unmittelbar das menſchliche Leiden einer unüberſchreitbaren Trennungskluft geſchildert hätte.

Ein gleich ſchönes, rührendes Muſter eines durch entſprechende Gleichniſſe verkörperten Gefühls iſt jenes vielbekannte:

Ein Veilchen auf der Wieſe ſtand, u. ſ. w.

Wir haben oben geſagt: die Form bediene ſich des Gehalts und Stoffs zur Verkörperung des poetiſchen Geiſtes oder der Gedichtſeele.

Nun läßt ſich bemerken, daß als Material in einigen Dichtungen der Gehalt vorherrſcht, in andern der Stoff.

Strömt der Dichter ſein ſubjectives Selbſt aus, ſo herrſcht der Gehalt vor, gibt er uns aber das Leben und Sein der äußern Welt, ſo herrſcht der Stoff vor.

Folgendes ſchöne Gedicht iſt ganz aus Stoff gebildet:

An dem reinſten Frühlingsmorgen
Ging die Schäferinn und ſang,
Jung und ſchön und ohne Sorgen,
Daß es durch die Felder klang:
So la la! le raſſa! u. ſ. w.

In folgendem herrſcht der Gehalt vor:

Ach, wer bringt die ſchönen Tage,
Jene Tage der erſten Liebe,
Ach, wer bringt nur eine Stunde
Jener holden Zeit zurück! u. ſ. w.

So auch iſt in Goethe's Oden und im „Divan“, beſonders im „Buche des Unmuths“, der Gehalt vorherrſchend, in ſeinen Balladen hingegen der Stoff.

Im Ganzen aber läßt ſich ſagen, daß Schiller und Klopſtock ſich zur Verkörperung der Gedichtſeelen mehr des Gehalts bedient haben, Goethe mehr des Stoffs.

Aber die Quelle der überwiegenden Objectivität bei Goethe liegt hierin nicht.

Denn da das eigentlich Wirkſame eines Gedichts ſo wenig im Stoff als im Gehalt beruht, ſondern in der das Ganze durchdringenden Seele, ſo hängt auch die Objectivität oder Subjectivität eines Dichters nicht von der vorherrſchenden Verwendung von Stoff oder Gehalt ab, ſondern davon, ob er fähig iſt, objective Gedichtſeelen, Geiſter, Charactere zu erſchaffen oder nicht, und ob er ferner fähig iſt, dieſe mit dem gemäßen Gehalt und Stoff gehörig zu verkörpern und frei und ſelbſtſtändig hervortreten zu laſſen.

Und wie nun in ſolchem Fall die Gedichtſeele ein objectives Weſen wird, ſo wird auch der Gehalt objectiv, der ſie verkörpert. Denn in ſolchem Fall erſcheint das aus dem Innern des Dichters Verwendete nicht mehr als Eigenthum des Dichters, ſondern als Eigenthum des Characters, aus deſſen Innern es hervorzuquillen ſcheint und von deſſen Weſen es die Eigenthümlichkeit annimmt.

Alle ſchönen Gedichte der Suleika und des Schenken im „Divan“ können als Muſter dienen. Von Goethe's übrigen vielen lyriſch-objectiven Gedichten als: der „Goldſchmiedsgeſellen“, „Schäfers Klagelied“, „Jägers Abendlied“, „Kriegsglück“, „Schweizer-Lied“, „Zigeuner-Lied“, u. ſ. w., wollen wir nur an das im Geiſte eines finnländiſchen Mädchens gedichtete erinnern.

Käm' der liebe Wohlbekannte,
Hoffig iſt, wie er geſchieden;
Kauſ erklang' an ſeinen Lippen,
Hätt' auch Weißbrot ſie geſtreuet:
Ihm den Handſchlag gab' ich, wären
Seine Fingerſpitzen Eiszapfen. u. ſ. w.

Es mag oft scheinen, als bestehe ein Gedicht bloß aus Gehalt und Stoff, als werde es von keinem weitern besondern Geist, außer demjenigen, wie er mit dem Gehalt verbunden erscheint, bewohnt.

Allein diese Abwesenheit ist bloß scheinbar, nicht wirklich.

Denn wäre kein allgemeiner Geist, keine dem Ganzen zu Grunde liegende Seele da, nach welchem Gesetz könnte es denn in der Erscheinung werden, was es nun grade wird? Woher käme denn die jedem Gedicht inwohnende Eigenthümlichkeit, der Character?

Fehlt der allgemeine Geist, die Gedichtseele, oder hat der Dichter von ihr nicht das gehörige deutliche Bewußtsein, so werden Gehalt, Stoff und Form in's Blinde hinwirken, so wird ein Product entstehen, von welchem man hinwegnehmen oder hinzuthun kann, ohne daß es dadurch eben leide.

Darin aber besteht ja eben die Vollendung und Das ist ja eben das Große, daß sich von keinem poetischen Erzeugnisse etwas hinwegnehmen oder hinzuthun lasse, ohne den eigenthümlichen Character des Ganzen zu verletzen.

Und diese nicht die Aenderung eines Tüttelchens duldende Vollendung, wie wäre sie möglich, wenn nicht dem Ganzen ein allgemeiner Geist, eine Seele zum Grunde läge, von der jeder einzelne Theil bis auf's Kleinste ausging, durchdrungen und zu einem in sich abgeschlossenen Wesen vereinigt worden!

Eckermann's Beiträge zur Poesie.

Gott, Gemüth und Welt.

Talismane werd' ich in dem Buche finden,
Das bewirkt ein Geisterwesen.
Wer mit gläubiger Nadel sticht,
Ueberall soll gutes Wort ihn lernen.

Ohne Theologie keine Psychologie, keine Cosmologie. Ohne das Wort Gottes ist weder Selbsterkenntniß, noch Weltanschauung möglich. Ohne geistliche Erleuchtung keine Aufklärung. Wenn aber der Himmel durch das Licht, wie Gott durch das Wort, offenbaret wird, so bekommt auch Alles, was darunter liegt, wie der Planet von der Sonne, Licht und Wärme. Und ob wir auch durch einen mehr oder weniger dunkeln Spiegel sehen, so ist doch der Schlüssel gefunden zu allen Räthseln und Geheimnissen, und nirgends ist dem Forschen eine Grenze gesteckt.

---

1. Im Anfange schuf Gott Himmel und Erde, und in sechs Tagen Alles, was darinnen und darauf ist. Und Gott sahe an Alles, was er gemacht hatte, und siehe da! es war sehr gut. Jede Stunde ist eine Fortsetzung dieser Schöpfung.

2. Was Gott thut, Das ist wohl gethan. Wer daran glaubt, der vertrauet Gott, der ist von Gott selbst wieder hergestellt, und schon hier wieder auferbaut zum ewigen Leben, er ist auch diesseits in Gemeinschaft mit ihm.

3. Aber der unbedingten Hingabe an Gott widerstrebt eine Stimme in unserm Innern, die Stimme des Satyriben zu Hiscia, die uns immerwährend zuflüstert: Laß Dich Deinen Gott nicht betrügen, auf den Du Dich verlässest. Und wirklich bestätigt es sich, daß Gott den Weisen bethört, indem er ihn seiner Thorheit überführt, und den Verständigen im Irrthum, nämlich aus den unerkannten in den erkannten und bewußten, mithin recht eigentlich in Irrthum versetzt; denn er macht, daß wir uns selbst in unserm Irrthum erkennen und deckt auf, das verborgen war. Er fähet die Listigen und erniedriget den Hohen. Er stürzt den Unschuldigen in Schuld, indem er ihm die Unwissenheit seiner Schuld raubt, die wir Unschuld nennen; ja er ist es, der den Sünder schlägt, und um Alles, was ihm eigen ist, selbst um seine eigene Selbstheit bringt und verkürzt; aber selig ist der Mensch, den Gott straft.

4. Gott ist unser Vater und Vater unser, wir sind Kinder Gottes und Gottes Kinder; es ist Alles eins, ob Du ihn zuerst oder zuletzt nennest, denn er ist das A und das O, der Erste und der Letzte, der Anfang und das Ende. Aber wie Du auch die ersten Worte stellest im Gebete des Herrn, bete nur im Namen Dessen, der es zuerst gebetet, und in Erwägung des inhaltschweren und wundervollen Verhältnisses, welches jene zwei Anfangsworte bezeichnen und offenbaren. In diesem Verhältnisse und vor ihm verschwindet aller Rang- und Wortstreit.

5. Somit finde ich mich als ein Doppelwesen, als Geschöpf Gottes und als Naturson, ja als ein Kind Gottes und als ein Weltkind. Als natürlichem Menschen ist mir das sinnliche Reich der unfreien Natur, als dem im Bade der Wiedergeburt neugebornen geistlichen Menschen das Reich der freien Gnaden gegeben, welches, durch das Wort Gottes offenbart und von Glied auf Glied überliefert, mich läutert und reinigt. Während mich die irdische Natur verfestet; indem sie mich an sich und an mich selbst bindet, macht mich die überirdische Gnade von mir selbst frei.

6. War die Natur an sich und in ihrer reinsinnlichen Erscheinung ohne Gott, so wird sie nun verklärt und durch die Gnade der übernatürlichen Offenbarung selbst zur Offenbarung.

Nun finde ich Gott in der Natur, als den Herrn in ſeinem Reiche, und Natur in Gott; denn Gott iſt die Wirklichkeit und Weſenheit ſelbſt.

7. Aber ich finde nicht bloß außer mir, ſondern auch in mir ſelbſt eine Welt, und in dieſer Welt Gott. Dieſer Gott iſt mein Gott, und derſelbe Gott iſt auch Schöpfer Himmels und der Erden, welchen der Menſch, als eine fremde Uebermacht, fürchtet, bis er ihn, als ſeinen Herrn und Freund, als ſein eigenſtes Eigenthum, erkennen und lieben lernt. Der im Weltall waltet, wohnt auch in der engen Bruſt des Menſchen. Die Möglichkeit, dieſes Wunder zu erkennen, die Möglichkeit der Liebe neben der Furcht iſt durch die Gnade Gottes und deren Erkenntniß vermittelt. Dieſe Erziehung des Menſchengeſchlechts wiederholt ſich in jedem einzelnen Menſchen; aber ſie iſt uns auch in der Geſchichte Iſraels, und demnächſt in der Geſchichte aller Völker, im Ethnicismus, offenbaret. Gott hat ſein Volk ganz verlaſſen.

8. Iſt nun Gott zeitlich und räumlich, innerlich und äußerlich nach ſeinem Geiſte und Weſen überall, ſo forſche nicht weiter nach ſeiner eigenſten Perſönlichkeit und beſondern Beſchaffenheit, und frage nicht nach Gottes Zeit und Ort. Auf ſolche Fragen verſtummet die in alle Zeiten und Räume, in alle Leben und Geiſter, wie in eben ſo viel Götter vertheilte Gottheit. Die Götter antworten nicht, wenn Du nach Gott fragſt. Halte Dich an das Wort, in dem er von ſich ſelbſt zeuget: Ich bin, der ich bin. Frage nicht, wie und wann und wo er iſt; denn er iſt das Wie und Wann und Wo ſelbſt. Frage auch nicht nach dem Grunde des Grundes; denn Gott iſt das Warum ſelbſt. Er iſt das Warum, und Du biſt an das Weil gewieſen. Darum frage und zweifle nicht länger, ſondern thue; ſo wirſt Du ihn finden. Forſche nicht, ſondern handle, weil er iſt. Das Wort werde That. Aller Glaube iſt nach ſeiner Natur practiſch. In der lebendigen Thätigkeit des Glaubens löſen ſich alle Fragen, weil ſich alle Zweifel löſen.

9. Wißt Du nun das Unendliche, als Gottes Wahrzeichen, erkennen, ſo rühre Dich und wende Dich im Endlichen nach allen Seiten, und Du wirſt die in der Ferne geſuchte Unendlichkeit in nächſter Nähe, den im leeren Denken verflüchtigten Begriff Gottes in der Wirklichkeit, im Endlichen ſelbſt erkennen.

10. Wenn Du die Anſchauung des Univerſums in Dir aufzunehmen wünſcheſt, ſo lerne auch in der kleinſten und unbedeutendſten Erſcheinung das Univerſum, im Theile das Ganze erkennen.

11. Auch der Menſch iſt eigentlich und urſprünglich gar Nichts, als das Nichts, aus dem er geſchaffen iſt; er ſoll aber Alles werden. Das Senfkorn iſt das kleinſte unter allen Samen; wenn es aber erwächſt, ſo iſt es das größte unter allen Pflanzen, und wird ein Baum, daß die Vögel unter dem Himmel kommen und wohnen unter ſeinen Zweigen. So entwickelt ſich aus dem Kleinſten, als aus Nichts, das Weltall, wenn es ſich rührt und regt, bewegt und bethätigt.

12. Alles Leben und Regeln erfolgt durch Entzweiung und Scheidung. Gott ſprach: Es werde eine Veſte zwiſchen den Waſſern. Da machte Gott die Veſte und ſcheidete das Waſſer. Aus der Scheidung des Waſſers, als des neutralen Elements, welches iſt und auch nicht iſt, erwächſt alles Leben.

13. Aus der Entfaltung folgt Geſtaltung. Gott ſprach: Es ſammle ſich das Waſſer unter dem Himmel an ſondere Oerter, daß man das Trockene ſehe. Gott ſprach wieder, und die Erde ließ aufgehen Gras und Kraut und fruchtbare Bäume. Und Gott ſprach: Es errege ſich das Waſſer mit webenden und lebenden Thieren. Und Gott ſchuf große Wallfiſche, und allerlei Thiere, das da lebet und webet und vom Waſſer erregt ward, und allerlei geflederte Gevögel, das auf Erden unter der Veſte des Himmels fliege. Und wiederum ſchuf Gott auf der Erde ſelbſt lebendige Thiere, Vieh und Gewürme.

14. Wie aus dem Waſſer, ſo entwickelt und entfaltet ſich auch aus der Luft, wie aus dem Nichts, die Materie, aus dem klaren, durchſichtigen Aether dichte Maſſe, Stein und Metall. Aber wir brauchen uns nicht mit den leeren Begriffen von Nichts und Etwas herumzutreiben. Den handfeſteſten Beweis liefern die Aerolithen.

15. Die Kraft, die wir an dieſem Beiſpiele in ihren Wirkungen wahrnehmen, iſt das Feuer, welches die rohe Materie bildet und belebt, den ſchweren Erdkörper ſeines Gewichts entledigt, und hiermit entfeſſelt und verflüchtigt, das Sichtbare unſichtbar macht und in die Höhe hebt, aus der Alles ſtammt.

16. Aber wie der Körper hinauf ſteigt, ſo fällt er auch wieder zur Erde herab; denn nach der Schwere iſt die Erde ſeine Geburtsſtätte. Gleicher Weiſe iſt auch der Menſch der Zucht des Naturgeſetzes, dem Herüber und Hinüber, dem Oben und Unten unterthan; ein Mal mit dem Elemente der Erde verbunden und verſetzet, ein Mal im Elemente des Feuers aufgelöſ't und verflüchtigt.

17. Aber ob er auch die Elemente in ſich findet, ſo findet er doch nicht ſich in den Elementen. Und wenn die Vernunft alle Eingeweide der Dinge durchwühlt, und ihnen alle

Andern eilet, daß sie sich daraus entgegen springen möge, so wird sie doch nicht zu diesem Stücke gelangen, in den Dingen sich selbst zu begegnen.

18. Lasset uns die Natur, um sie von dem Menschen zu unterscheiden, näher erfassen. Wir betrachten sie, da sie in jedem Theile ganz ist, in einer ihrer einfachsten Erscheinungen, in dem Ur-Phänomene des Magnets. Was drückt nun diese Richtung der Nadel nach Norden aus? Offenbar die Richtung nach außen. Und warum ist die Nadel nach außen gekehrt? Darum, ist die Antwort, weil sie kein Inneres hat, weil die Natur selbst an sich nur äußerlich ist. Aber das Wesen des Menschen ist, Subject zu sein; ihm ist es gegeben, sich selbst zu finden, wenn er sich in Gott findet. In der Natur treibt er nach Norden, wie jede Naturkraft; aber mittelst der Gnade wendet er sich nach Morgen, nicht als seine, sondern als die Kraft Gottes.

19. Mit dem Aeußerlichen, als der Aeußerung des Innern, ist sofort die Polarität gesetzt, welche die Schöpfung ewig jung und lebendig erhält. Die Polarität ist das Princip alles Daseins und Lebens. Setze, daß die sich entgegengesetzten Pole sich vereinigen und berühren und neutralisiren, und sofort wird die Schöpfung stille stehen, das Werden aufhören und die Ruhe des Todes, Absorbtion, eintreten.

20. Darum hat Alles, was in der Zeit lebt und aus der Zeit hervorgegangen ist, dem Schöpfer zu danken, der die Pole auf ewig entzweit hat; denn ohne diesen polaren Dualismus ist die Zeit selbst nicht, ohne Zeit kein Leben.

21. Der Magnet selbst, an dem wir zunächst das allgemeine Naturgesetz der Polarität entdeckt haben, ist ein Ur-Phänomen, das man nur aussprechen darf, um es erklärt zu haben; dadurch wird es denn auch ein Symbol für alles Uebrige, wofür wir keine Worte noch Namen zu suchen brauchen. Liebe und Haß ist nur ein anderer, höherer Ausdruck, um dieses Geheimniß zu erklären.

22. Darum wiederholen sich auch die Erscheinungen des Magnets überall. Was eins und sich selbst gleich ist, entzweit, entfernt, entäußert sich, um zu sein. Was Du in dem Andern suchst, ist nicht Das, was eben die Entzweiung hervorgebracht hat und beständig erhält, das sich selbst Gleiche, sondern vielmehr Das, was Dir fehlt, das Ungleiche, Entgegengesetzte. Findest Du nun im Andern nur Das, was Du hast, so wirst Du Dich gleich wieder entfernen.

23. Was aber entzweit ist, sucht sich wieder, um sich zu ergänzen. Ein Beispiel hierzu liefert die Geschlechtsverschiedenheit, die sich schon im Kindesalter ausweist. Darum pflegen die Knaben lieber mit Mädchen als mit Ihresgleichen zu tanzen; und so kannst Du in jeder Kinderstube und auf jedem Spielplatze das Gesetz bestätigt finden, daß die entgegengesetzten Pole, als freundschaftliche, sich anziehen.

24. Die Bauern hingegen sind kaum in der Schenke mit einander in Berührung gekommen, als sie auch in Zänkerei und Schlägerei gerathen, weil sie als sich gleich in den Interessen kollidiren und die Individualität gegen einander zu behaupten haben. So bewährt es sich in jeder Dorfschenke, daß gleiche Pole, als feindschaftliche, sich abstoßen.

25. Aber es bedarf nur eines ungleichen Pols, um der Spannung ein Ende zu machen. In jener Bauernschenke erscheint der Amtmann, und sofort ist das Uebel gestillt, der Friede hergestellt, weil er ein Anderer ist, und zwar der Gegenpol, der das Uebergewicht auf seiner Seite hat, Plus gegen Minus. So offenbart sich auch in den Ständen und im Staate, als der höhern Potenz der Natur, das ewige Gesetz der Polarität.

26. Betrachte die Magnetnadel weiter; sie wird unruhig, wenn Du andere Magnete in ihre Atmosphäre bringst. Solchen Oscillationen und Rotationen bist auch Du ausgesetzt. Darum hüte Dich vor allen Verlockungen und gehe Deinen geraden Weg. Willst Du die Richtung nicht verlieren, so mußt Du Allem, was Dich rechts oder links anziehen oder abstoßen könnte, entsagen lernen.

27. Nach dem Gesetze der Polarität ist auch Licht und Finsterniß einander gegenüber gesetzt. Licht und Finsterniß sind wie alle Pole auseinander gehalten und geschieden. Finsterniß wird nicht lichter, wenn sich auch das Licht verdoppelte. Und der unendliche Raum des Weltalls bleibt dunkel, ob auch das Licht, als der positive Pol, das Uebergewicht hat.

28. Was Licht und Finsterniß auseinander hält, ist auf der einen Seite das Auge, auf der andern die Materie, also Subject und Object. Das Auge ist aber wiederum als Microcosmus, das Licht, die Materie das Dunkel. Und somit ist der erste polare Gegensatz nicht gelöst, sondern ein neuer hinzu gekommen, in welchem sich der erste wiederholt.

29. Licht und Finsterniß sind entgegengesetzte Pole; eben darum fördern sie sich, um sich zu ergänzen. So erklärt es sich, daß das Auge durch das Dunkel für das Licht gestärkt wird, und es ist ein uralter Satz, daß das Auge durch die Finsterniß zusammengezogen, gesammelt, durch das Licht entbunden, ausgedehnt werde.

30. Licht und Finsterniß an sich stehen im abstracten Gegensatze, das Abstracte ist der Tod selbst; wir aber suchen das Concrete als

Faust.

Ein Fragment.

das Leben. Schwarz und Weiß ſind verkörpertes Licht und Dunkel, und als verkörpert undurchſichtig, mithin Symbol des leiblichen Todes. Licht und Finſterniß waren als ſolche nicht zu vereinigen; als ſchwarz und weiß ſind ſie atomiſtiſch zu mengen. So gemiſcht erzeugen ſie nicht etwa das Concrete, Lebendige, ſondern ein ſchmutziges, lebloſes Grau.

31. So Weiß und Schwarz in ihrer Undurchſichtigkeit. Wenn hingegen das Licht ſelbſt einem Körper ſich vermählen, wenn es in dieſer Entäußerung und Hingabe ſich ſelbſt gleich bleiben will, ſo wird es einen ihm völlig gleichen, mithin vollkommen durchſichtigen Körper wählen. Einen ſolchen gibt es aber für den Menſchen nicht; ja, es widerſpricht vollkommene Durchſichtigkeit dem Begriffe des Körpers, als Raum erfüllend.

32. Darum halte Dich, o Menſch, mit vollem Herzen an Das, was Dir gegeben iſt. Und Dieß iſt die Mitte zwiſchen Licht und Finſterniß, die Brücke zwiſchen dem Auge und der Körperwelt, nämlich das Durchſcheinende, das Trübe, die erſte Lamelle der Körperlichkeit. Das Trübe iſt dynamiſch dieſelbe Vermittelung zwiſchen Licht und Finſterniß, wie mechaniſch Grau zwiſchen Weiß und Schwarz. Durch die Trübe ſiehſt Du das Licht, nicht wie es iſt, ſondern wie es wird; und ſo biſt Du auch beſtimmt, Erleuchtetes zu ſehen, nicht das Licht.

33. Durch die Trübe wird Licht und Finſterniß vermittelt, concret, lebendig, Farbe. Farbe iſt getrübtes Licht, erleuchtete Finſterniß. So tritt das Licht aus ſeiner Einheit in die Mannigfaltigkeit der Farbenwelt. Wenn es durch eine dichte Trübe geſehen wird, erſcheint es in ſeiner königlichen Herrlichkeit als Purpur, wie ſich an der aufgehenden und untergehenden Sonne offenbart.

34. Licht, durch geminderte Trübe geſehen, erzeugt Feuerroth, Orange.

35. Je mehr ſich nun die Trübe verdünnt, um ſo mehr verbleicht das Roth, bis es endlich als helles Gelb erſcheint. Verfolge nur die Sonne nach ihrem erſten Aufgange im erſten und weitern Steigen und vor ihrem Untergange im vorletzten und letzten Fallen.

36. Iſt endlich das Medium des Aethers, durch welches Du alles Licht ſiehſt, ſo gereinigt, daß die Trübe im Verhältniß zu der Gewalt des Lichts als Null gelten kann, ſo erſcheint das Licht in ſeiner urſprünglichen Weiſe, nämlich weiß, wie ſich an der Sonne im Zenithe zeigt.

37. Anders erſcheint die Finſterniß, wenn ſie durch die Trübe geſehen wird. Wenn auf die zwiſchen dem Auge und der Finſterniß liegende Trübe das Licht ſcheint, ſo erſcheint die Dunkelheit blau. So iſt der Himmel ewig dunkel, aber bei'm Tageslichte erſcheint er blau.

38. Dieſes Blau wird immer tiefer und dunkler, je mehr ſich die Trübe verdünnt, wie auf Bergen; immer matter und heller, je mehr die Trübe zunimmt, wie in Thälern. Wäre das Firmament nicht finſter, ſo würde es bei verminderter Trübe nicht finſterer, bei vermehrter nicht heller werden.

39. Sobald die Trübe nicht mehr erleuchtet iſt, wird die Herrlichkeit der königsblauen Finſterniß ſchwarz. So erſcheint die Finſterniß des Himmels zur Nachtzeit.

40. Aber Licht bleibt immer Licht, es erſcheine roth, gelb oder weiß; Finſterniß immer Finſterniß, ſie erſcheine blau oder ſchwarz. Beide bleiben an ſich ewig geſchieden, ſie treiben friedlich und einträchtig ihr Weſen in einem Dritten, Mittlern, wo ſie als Farben erſcheinen, die weder das Licht noch die Finſterniß ſelbſt ſind. Und ſo bleibt das Wort Gottes ſtehen. Er ſprach: Es werde Licht, und es ward Licht. Da ſcheidete Gott das Licht von der Finſterniß.

41. Und darum iſt es kurzſichtige Thorheit, die in den polaren Gegenſätzen nicht den Frieden, ſondern eitel Krieg und Kampf, und eine Welt, die nur durch Widerſtreit und Widerſpruch beſteht, zu ſehen vermag. Streit zwiſchen Licht und Finſterniß iſt überhaupt undenkbar und unmöglich; denn ſie kommen in keine Berührung miteinander.

42. Vielmehr hat ſich ein Drittes, die Körperwelt, deren erſter Anfang die Trübe iſt, zwiſchen Beide in die Mitte geſtellt, welche ſie, wie alle Pole, ewig auseinander hält, und ſomit die reale Wirklichkeit darſtellt. Gott ſprach: Es werden Lichter an der Veſte des Himmels, die da ſcheiden Tag und Nacht; und Gott ſetzte ſie an die Veſte des Himmels, daß ſie ſchienen auf die Erde, und den Tag und die Nacht regierten, und ſcheideten Licht und Finſterniß. Und Gott ſahe, daß es gut war.

E. F. Göſchel's Unterhaltungen zur Schilderung Goethe'ſcher Dicht- und Denkweiſe.

Hermann und Dorothea.

Es iſt offenbar, daß man ein Epos auf eine ganz entgegengeſetzte Art, als man bisher gethan, nachbilden muß, wenn es überhaupt geſehen ſoll. Dieſer Zweifel wird Diejenigen befremden, die gewohnt ſind, die Homer'ſchen Epopöen als den Gipfel der Poeſie, als den höchſten erreichbaren Schwung des menſchlichen Geiſtes anzuſehen: eine Meinung, von der man ſelbſt bei der neumodigern Anſicht,

den hellenischen Sänger in einen wilden Naturlehn, einen rohen Nordischen Barden zu travestiren, nicht abgewichen ist; denn es hängt mit der empfindsamen Klage über das Elend der Cultur zusammen, die Poesie für eine Naturgabe zu halten, die durch Bildung unvermeidlich verloren gehe. Die Griechen selbst scheinen den Homer durch eine sehr begreifliche Verwechslung des Ehrwürdigsten mit dem Vollkommensten obenan zu stellen; und wer wäre mit ihm zu vergleichen, wenn der Name einen einzelnen Menschen, den alleinigen Schöpfer der „Ilias" und „Odyssee" bezeichnete? Aber die Harmonie der Griechischen Bildung läßt schon vermuthen, daß die Poesie mit den übrigen Künsten und Bestrebungen gleichen Schritt gehalten haben wird und die Geschichte zeigt uns, wie sie sich von leichter Fülle [epische Periode] zu energischer Einzelheit erhob [lyrische Periode] und durch innige Verschmelzung Beider endlich zu harmonischer Vollständigkeit und Einheit gelangte [dramatische Periode]. Wenn alle die lyrische Poesie mit dem Jugendalter, die dramatische mit dem männlichen verglichen werden kann, so vereinigt die epische die Unbefangenheit des Knaben mit der Erfahrenheit und dem sichern Blick des Greisen. Die epische Schönheit ist die einfachste und konnte daher zunächst nach den wilden rhythmischen Ergießungen, die noch nicht freies Spiel, sondern Entledigung vom Drange eines Bedürfnisses waren, gefunden werden. Besonnenheit ist die früheste Muse des nach Bildung strebenden Menschen, weil in ihr zuerst das ganze Bewußtsein seiner Menschheit erwacht. Also nicht als die höchste oder vorzüglichste, aber als eine reine, vollendete Gattung hat das Epos ewig giltigen Werth. Seiner Einfachheit wegen kann man es noch ohne Kunstsinn als Natur genießen, was bei den Kunstbildungen eines Sophocles, zum Beispiel, nicht mehr möglich ist. In diesem Stücke, wie in allem Wesentlichen, stimmt „Hermann und Dorothea", ungeachtet des großen Abstandes der Zeitalter, National-Character und Sprachen, bewundernswürdig mit seinen großen Vorbildern überein.

Ein Dichter, dem es nicht darum zu thun ist, ein Studium nach der Antike zu verfertigen, sondern mit ursprünglicher Kraft, national und volksmäßig zu wirken, wie es einem epischen Sänger geziemt, wird seinen Stoff nicht im classischen Alterthume suchen, noch weniger aus der Luft greifen dürfen. Damit die lebendige Wahrheit nicht vermißt werde, muß seine Dichtung festen Boden der Wirklichkeit unter sich haben, welches nur durch die Beglaubigung der Sitte oder der Sage möglich ist. Beides kommt eigentlich auf Eins hinaus; denn eine Sage aus fernen Zeitaltern wird nur dadurch zu solch einer Behandlung tauglich, daß sich mit ihr ein anschauliches Bild von der damaligen Sitte und Lebensweise unter dem Volke fortzerpflanzt hat. So könnte vielleicht ein Schweizerischer Dichter Geschichten aus den Zeiten der Entstehung des Bundes mit Vortheil episch behandeln, weil ihr Andenken durch Verfassung, Volksfeste und wenig veränderte Sitten immer noch neu erhalten wird. Wenn der Dichter aber keine Sagen vorfände, oder aus Wahl keinen Gebrauch von vorhandenen machte, so müßte er nothwendig in seinem Zeitalter, unter seinem Volke daheim bleiben. Es fragt sich nun weiter: was er in diesem Kreise herausheben, ob sich die Darstellung lieber auf das Privat-Leben wenden soll? Man wird geneigt sein, zu glauben, Begebenheiten, die auf das Wohl und Wehe vieler Tausend den wichtigsten Einfluß haben, seien vorzüglich geschickt, auch in der Poesie groß und ergreifend zu erscheinen; was allerdings gegründet ist, so lange man sie nur durch allgemeine Ansichten in große Massen zusammenfaßt. Allein damit kann sich die epische Ausführlichkeit nicht begnügen: die fordert ein großes Detail, sie kann den Gang einer Begebenheit durchaus nur an bestimmten Thätigkeiten der Mitwirkenden fortleiten; und hier ist es eben, wo sich die unüberwindliche Sprödigkeit eines solchen Stoffs offenbaren würde. Was nämlich wissenschaftlich oder mechanisch betrieben wird, wobei nach politischen und tactischen Berechnungen eine Menge Menschen wie bloße Werkzeuge mit Verzichtleistung auf ihre sittliche Selbstthätigkeit in Bewegung gesetzt werden; was für die lenkenden Personen selbst einzig Angelegenheit des Verstandes ist, die außerhalb der Sphäre ihrer sittlichen Verhältnisse liegt: dem ist schlechterdings keine poetische Seite abzugewinnen. In den öffentlichen Geschäften des Friedens kann nur da, wo die Verfassung ächt republicanisch ist, in denen des Krieges konnte unter den Griechen nur im heroischen Zeitalter, unter uns nur in den Ritterzeiten der Mensch mit seiner ganzen geistigen und körperlichen Energie auftreten. Ein in unserm Zeitalter und unsern Sitten einheimisches Epos wird daher mehr eine „Odyssee" als eine „Ilias" sein, sich mehr mit dem Privat-Leben als mit öffentlichen Thaten und Verhältnissen beschäftigen müssen. Doch hier öffnet sich wieder eine neue Aussicht von Schwierigkeiten, die, wenn das Problem nicht gelöst vor uns läge, die Ausführbarkeit sehr zweifelhaft machen könnten. In den höhern Ständen wird die freie Bewegung, Aeußerung, Berührung und Wechselwirkung der Gemüther durch tausend conventionelle Fesseln gehemmt; in den

untern durch den Druck der Bedürfnisse und den Mangel am Gefühl eigener Würde. Die künstlich zusammengesetzte, glänzende, aber leere Geselligkeit der feinern Welt kann, von dem Dramatiker in comische, also bestimmt gerichtete, parteiische Darstellungen zusammengedrängt, im höchsten Grade unterhalten: in der ruhigen, parteilosen Entfaltung des epischen Dichters müßte sie todt und herzlos erscheinen. Die Rohheit und Niedrigkeit der Gesinnungen, worein die geplagten Lastträger der bürgerlichen Gesellschaft natürlicher Weise versinken, könnte nur allenfalls zu hypsographischen Idyllen den Stoff verleihen. Freilich kann sich große und schöne Natur überall entwickeln; aber unter dem ungünstigen Einfluß erschlaffender Verfeinerung oder verhärtender Abhängigkeit aufgestellt, müßte sie uns wie eine unwahrscheinliche Ausnahme vorkommen. Der Dichter hat also nur eine enge Wahl unter den mittlern Ständen, wo es immer noch nicht so leicht sein wird, Lagen für seine Personen zu ersinnen, wodurch sie entfernt von steifen Conventionen, unverdorben, gesund an Leib und Gemüth, und doch nicht in allzu dumpfer Beschränktheit erhalten werden. In dem vorliegenden Gedichte ist Dieß auf das Glücklichste getroffen. Hermann's Eltern haben das sichere Gefühl der Unabhängigkeit, welches Wohlhabenheit gibt; doch wird ihre Wohlhabenheit nicht in Trägheit genossen, sie ist durch redlichen Fleiß erworben. Sie sind Landbauer, ein Gewerbe, das, mit Umfang und einer gewissen Freiheit getrieben, den Menschen zum wohlthätigen Umgange mit der Natur einladet; daneben Gastwirthe in einer kleinen Stadt, was sie im Verkehr mit Menschen geübt hat, ohne sie zur Nachahmung großstädtischer Sitten zu verleiten. Dokothea tritt zwar in der Tracht einer Bäuerinn, aber einer im Wohlstande erzogenen, auf, und die reife Festigkeit, ja die zarte Bildung ihres Geistes wird aus ihrer besondern Geschichte befriedigend erklärt. Der Geistliche und der Dorfrichter dürfen, ihren Verhältnissen nach, Kenner des menschlichen Herzens, jener ein jugendlich heiterer, dieser ein durch Unglück geprüfter, ernster Weiser sein. Man bemerke die Kunst des Dichters, wie er uns in dem Prediger den Mann zeigt, der in der feinsten Gesellschaft sich ganz an seiner Stelle fühlen würde, der aber alle äußerliche Ueberlegenheit abzulegen und seine Mittheilungen zu vereinfachen weiß; und wie er dem Gemälde seiner Bildung die schlichteste, bescheidenste Farbe gibt. Alles Dieß verschafft nun den Vortheil, daß an den handelnden Personen jene Entwickelung der Geisteskräfte, wodurch eine Welt von höhern sittlichen Beziehungen sich aufthut, die für den rohern Menschen gar nicht vorhanden ist, mit Einfalt der Sitten verträglich wird. Einfalt aber, gleichsam der Styl der Natur und der Sittlichkeit im Erhabenen, wie Kant sagt, ist dem epischen Gedichte überhaupt angemessen, weil sie uns in dem Dargestellten einen Widerschein von der Einfachheit der Darstellung erblicken läßt. Vollends in einem solchen, welches seinen Stoff aus unserm Zeitalter und einheimischen Sitten entlehnt, ist sie das einzige Mittel, die Handelnden mit dichterischer Würde, die kein Rang verleiht, zu umgeben. Wir meinen hier nicht die abgemessene Feierlichkeit mancher mäßigeren Epopöen-Helden, die man sich gepanzert und dabei mit Allongen-Perücken und Manschetten versehen kann; sondern Etwas, das uns mit ähnlicher Ehrerbietung erfüllte, als den Griechen zu Homer's Zeit die heroische Kraft seiner großen Gestalten, an welche die Welt schon damals hinaufsah, einflößen mußte. Und was wäre dieß Anderes als edle Einfalt? Mag der Weltmann immerhin darüber spotten, daß hier die Wirthinn zum goldenen Löwen als ein Vorbild weiblicher Vernunft und milder Größe besungen wird; daß Hermann seiner Geliebten, einer Bäuerinn, den Vorschlag thut, als Magd in das Haus seiner Eltern zu kommen: der Dichter befragt nur Natur und Sittlichkeit, und wo sie reden, verstummt jede Uebereinkunft der Meinung und Mode in ihr Nichts.

Die Sitten wären also gefunden: aber nun hat der Dichter eine epische Begebenheit zu suchen. In der glücklichen Beschränkung jener Stände finden zerstörende Leidenschaften, kühne Unternehmungen, erstaunenswürdige Thaten natürlicher Weise nicht statt. Und dennoch bedarf er, zwar keiner tragischen Verwickelung, aber doch eines Vorfalles, der Größe für die Phantasie habe. Er muß seine Menschen in entscheidende Lagen stellen, damit nicht bloß die Oberfläche ihres Daseins geschildert, sondern ihr Innerstes an das Licht gedrängt werde. Wenn nun die Dichtung nicht über den stillen Kreis des häuslichen Lebens hinausgeht und nur die anmuthendsten Scenen desselben zu schmücken sucht, so ergibt sich hieraus die Idee ländlichen Sittengemäldes im epischen Vortrage: einer anmuthig gemischten Gattung, wovon wir an Voß's „Luise" ein so vortreffliches und in seiner Art einziges Beispiel besitzen. Ein eigentliches Epos ist es freilich nicht, wie es denn der Dichter selbst auch nicht so genannt hat, da es mehr Darstellung des Ruhenden, als ruhige Darstellung des Fortschreitenden ist. Denn Familien-Feste, wie ein Spaziergang, ein Besuch nach einiger Trennung, selbst eine auf überraschende Art frucht-

gefeierte Hochzeit zweier Liebenden, deren Verbindung schon vor dem Anfange des Gedichtes ausgemacht war, und deren Gefühle durch das Ganze hin dieselben gegen einander bleiben, sind etwas nur physisch, in der Zeit, nicht ethisch, d. h. im Gemüth und in den innern Verhältnissen der Handelnden fortschreitendes.

Der große Hebel, womit in unsern angeblichen Schilderungen des Privat-Lebens, Romanen und Schauspielen meist Alles in Bewegung gesetzt wird, ist die Liebe. Die phantastische Vorstellungsart, Das, wodurch die Natur den Menschen in das Heiligthum der ehelichen Bande nur einführt, was die in ihm schlummernden Kräfte zu edler Thätigkeit zu wecken bestimmt ist, als den Mittelpunct und das letzte Ziel des Lebens anzusehen, und es dadurch in eine müßige Schwelgerei des Gefühls zu verwandeln, ist uns leider so geläufig, daß wir die Häßlichkeit und Verworrenheit unserer gewöhnlichen Romanen-Welt gar nicht gewahr werden. Bei der Schlaffheit solcher Leser, die in einem Romane, gänzlich unbekümmert um sittliche Eigenthümlichkeit, nur das schärfere Maß von gesetzlosem Ungestüm der Leidenschaft verlangen, darf es uns nicht wundern, wenn ein „Wilhelm Meister" (ein Werk, nach welchem vielleicht die Nachwelt von der Höhe unserer heutigen Bildung einst allzu günstig urtheilt) unbegriffen angestaunt wird, weil es die Vielseitigkeit der menschlichen Bestrebungen mit der höchsten Klarheit auseinander breitet, und daher der Liebe nur einen untergeordneten Platz einräumt. Auch in „Hermann und Dorothea" ist sie nicht eine eigentliche romanhafte Leidenschaft, die zu dem Style der Sitten nicht gepaßt hätte; sondern biedere, herzliche Neigung, auf Vertrauen und Achtung gegründet, und in Eintracht mit allen Pflichten des thätigen Lebens, führt jene einfachen, aber starken Seelen zu einander.

Ohne ein Zusammentreffen außerordentlicher Umstände würde daher auch die Entstehung und Befriedigung solch einer Liebe in den leisen, unbemerkten Gang des häuslichen Lebens mit eintreten, und nicht mit schleuniger Gewalt unerwartete Entscheidungen hervorrufen. Dieß Letzte hat der Dichter durch ein einziges Mittel bewirkt, woraus dann Alles mit so großer Leichtigkeit herfließt, als hätte gar keine glückliche Erfindungskraft dazu gehört, es zu entdecken. Aus den Umstand, daß Hermann Dorothea als ein fremdes, durch den Krieg vertriebenes Mädchen unter Bildern der allgemeinen Noth zuerst erblickt, gründet sich die Plötzlichkeit seiner Entschließung, der zu befürchtende Widerstand seines Vaters und das Zweifelhafte seines ganzen Verhältnisses zu ihr, das erst mit dem Schlusse des Gedichtes völlig gelöst wird. Durch die zugleich erschütternde und erhebende Aussicht auf die großen Weltbegebenheiten im Hintergrunde ist Alles um eine Stufe höher gehoben und durch eine große Kunst vom Alltäglichen geschieden. Die individuellen Verhältnisse knüpfen sich dadurch an das Allgemeine und Wichtigste an, und tragen das Gepräge des ewig denkwürdigen Jahrhunderts. Es ist das Wunderbare des Gedichts, und zwar ein solches Wunderbares, wie es in einem Epos aus unserer Zeit einzig Statt finden darf: nämlich nicht ein sinnlicher Reiz für die Neugier, sondern eine Aufforderung zur Theilnahme an die Menschheit.

Die Anlage des Ganzen ist durchaus episch und nicht dramatisch. Keine künstliche Verwickelung, keine gehäuften Schwierigkeiten, keine plötzlich eintretenden Zwischenverfälle, keine auf einen einzigen Punct hindrängende Spannung. Alles ist einfach und gleitet ohne Sprung in einer unveränderten Richtung fort, deren Ziel man bald vorher sieht. Man kann sagen, daß Verknüpfung und Auflösung durch das Ganze gleichmäßig vertheilt ist, oder vielmehr, daß durch eine Mehrheit von kleinern, an einander gereihten Verknüpfungen und Auflösungen das Gemüth immer von Neuem angeregt, doch nie in dem Grade mit fortgerissen wird, daß es die Freiheit der Betrachtung verlöre. Die häufig bewirkte Rührung ist daher niemals eine durch Ueberraschung abgejagte, oder das bloße Mitleid mit gedrängten Seelen, sondern die sanfte und reinste, welche allein dem Adel der Gesinnungen gilt.

So einfach wie die Geschichte ist auch die Zeichnung der Charactere. Alle starken Contraste sind vermieden, und nur durch ganz milde Schatten ist das Licht auf dem Gemälde geschlossen, das eben dadurch harmonische Haltung hat. Bei Hermann's Vater wird die mäßige Zugabe von Eigenheiten, von unbilliger Laune, von behaglichem Bewußtseln seiner Wohlhabenheit, das sich durch Streben nach einer etwas vornehmern Lebensart äußert, durch die schätzbarsten Eigenschaften des wackern Bürgers, Gatten und Vaters reichlich vergütet. Der Apotheker unterhält uns auf seine Unkosten; aber er thut es mit so viel Gemüthigkeit, daß er nirgends Unwillen erregt, und selbst sein offenherziger Egoismus, von dem man Anfangs Gegenwirkung befürchtet, ist harmlos. Dergleichen naiv lustige Züge sind ganz im Geiste der epischen Gattung; denn ihr ist jene idealische Absonderung der ursprünglich gemischten Bestandtheile der menschlichen Natur fremd, woraus erst das rein Comische und Tragische entsteht. Uebrigens kann man Herzlichkeit, Geradsinn und gesunden

Verſtand den allgemeinen Character der handelnden Perſonen nennen, und doch ſind ſie durch die gehörigen Abſtufungen individuell wahr beſtimmt. Die Mutter, den Pfarrer und den Richter, unter denen es ſchwer wird, zu unterſcheiden, wo die ſittliche Würde am Reinſten hervorleuchtet, erwähnten wir ſchon vorhin. Wie ſchön gedacht iſt es, beim Hermann die kraftvolle Gediegenheit ſeines ganzen Weſens mit einem gewiſſen äußern Ungeſchick zu paaren, damit ihn die Liebe deſto ſichtbarer umſchaffen könne! Er iſt eins von den ungelenken Herzen, die keinen Ausweg für ihren Reichthum wiſſen, und denen die Berührung entgegenkommender Zärtlichkeit nur mühſam ihren ganzen Werth abledt. Aber da er nun das für ihn beſtimmte Weib in einem Blicke erkannt hat, da ſein tiefes, inniges Gefühl wie ein Quell aus dem harten Felſen hervorbricht: welche männliche Selbſtbeherrſchung, welchen beſcheidenen Edelmuth beweiſt er in ſeinem Betragen gegen Dorothea! Er wird ihr dadurch beinahe gleich, da ſie ihm ſonſt an Gewandtheit und Anmuth, an beſſer Einſicht und beſonders an heldenmäßiger Seelenſtärke merklich überlegen iſt. Ein wunderbar großes Weſen, unerſchütterlich feſt in ſich beſtimmt, handelt ſie immer liebevoll, und liebt ſie nur handelnd. Ihre Unerſchrockenheit in allgemeiner und eigener Bedrängniß, ſelbſt die geſunde körperliche Kraft, womit ſie die Bürden des Lebens auf ſich nimmt, könnte uns ihre zartere Weiblichkeit aus den Augen rücken, miſchte ſich nicht, dem Jünglinge gegenüber, das leiſe Spiel ſorgloſer, ſelbſtbewußter Liebenswürdigkeit mit ein, und entriſſe nicht ein reizbares Gefühl, durch vermeinten Mangel an Schonung überwältigt, ihr noch zuletzt die holdeſten Geſtändniſſe. Hinreißend edel iſt ihr Andenken an den erſten Geliebten, deſſen herrliches Daſein ein hoher Gedanke der Aufopferung verzehrt hat. Seine Geſtalt, obgleich in der Ferne gehalten, ragt noch am Schluſſe über alle Mithandelnden hervor, und ſo wächſt mit der Steigerung ſchöner und großer Naturen das Gedicht ſelbſt gleich einem ſtillen, mächtigen Strome.

Mit eben der Kraft und Weisheit, womit der Dichter bei der Wahl oder vielmehr Erſchaffung des Darzuſtellenden dafür geſorgt, daß es der ſchönen Entfaltung ſo würdig, ſo rein menſchlich, und doch zugleich ſo wahr und eigenthümlich wie möglich wäre, hat er den anmaßungsloſen Styl der Behandlung dem Werke nicht von außen mit ſchmückender Willkür angelegt, ſondern als nothwendige Hülle des Gedankens von innen hervorgebildet. Es ſcheint, als hätte er, nachdem er das Weſen des Homer'ſchen Epos, abgeſondert von allen Zufälligkeiten, erforſcht, den göttlichen Alten ganz von ſich entfernt und gleichſam vergeſſen. Wie überhaupt leidende Annahme leicht, freie Aneignung und Nachfolge aber eine Prüfung der Selbſtſtändigkeit iſt: ſo wäre es auch keine ſo ſchwierige Aufgabe, einen modernen Gegenſtand ganz in Homer'ſche Manieren zu kleiden. Allein es fragt ſich, wie es bei dieſer Anhänglichkeit an dem Buchſtaben um den Geiſt ſtehen würde. Alle Form hat nur durch den ihr inwohnenden Sinn Giltigkeit, und bei veränderter Beſchaffenheit des Stoffs, worin ſie ausgeprägt werden ſoll, muß der Geiſt durch anders modificirte Mittel ſich auszudrücken ſuchen. Dergleichen äußerliche Abweichungen ſind alsdann wahre Uebereinſtimmung. Homer's Rhapſodien waren urſprünglich beſtimmt, geſungen, und zwar aus dem Gedächtniſſe geſungen zu werden; in einer Sprache, welche in weit höherm Grade als die unſerige die Eigenſchaften beſitzt, derentwegen Homer die Worte überhaupt gefügelt nennt. Die häufige Wiederkehr einzelner Zeilen, die Wiederholung ganzer, kurz vorher da geweſener Reden und manche kleinen Weitläufigkeiten konnten daher vor dem Ohr des ſinnlichen Hörers, das ſie tönend füllten, leichter vorüberwallen; dem heutigen Leſer, der nur allzu ſelten der Poeſie Stimme zu geben oder ſie auch nur zu hören verſteht, möchten ſie einförmig und ein unwillkommener Aufenthalt dünken. In „Hermann und Dorothea" kommt nur eine einzige Wiederholung vor, und, ſo geſpart, thut ſie eine Wirkung, die bei häufigerm Gebrauche verloren gegangen wäre; ſie lenkt die Aufmerkſamkeit zwei Mal auf die ſo bedeutende Schilderung von Dorothea's Tracht und Geſtalt. Homer pflegt jede Rede durch eine ganze Zeile anzukündigen, wobei denn oft dieſelbe wiederkommt. Unſer Dichter thut Jenes ebenfalls, doch ſo, daß er immer mit den Nebenzügen wechſelt; mehrmals läßt er aber die Rede mitten im Hexameter anfangen, ſchickt auch wohl einige Worte davon voran, und flicht dann die Erwähnung der redenden Perſonen kurz ein; Beides thut Homer niemals, vielleicht weil der Vortrag des Sängers Pauſen in der Mitte des Verſes, um dergleichen deutlich von einander zu ſcheiden, nicht geſtattete. Das Vergangene wie als gegenwärtig vorzuſtellen, iſt der Gattung ſo weſentlich eigen, daß der Dichter, vermuthlich ohne ſich beſonders daran zu erinnern, jene oben bemerkte Ausſchließung des Präſens der Zeitwörter in der Erzählung durchgehends beobachtet hat. Homerismen, wenn wir es ſo nennen dürfen, in Wendungen und Redensarten, haben wir gar nicht entdecken können; es müßte denn etwa Hermann's Ausdruck ſein: „Dem iſt kein Herz im ehernen Buſen;"

we sowohl sein mit dem Dativ statt haben, als das Beiwort ehern nicht bei uns einheimische Redensart ist.

Jene Figur, daß der Dichter die Person, die er redend einführt, selbst anredet, welche im Griechischen bei einigen Namen die Bequemlichkeit des Versbaues mag veranlaßt haben, ist hier nur ein Paar Mal zu einer etwas drolligen Wirkung benutzt:

Aber Du zauderteß noch, verschlafener Nachbar, und sagtest:

Was den lieblichen Ueberfluß an Beiwörtern betrifft, so bietet unsere Sprache Mittel genug dar, es darin dem Griechischen Sänger gleich zu thun. Aber es gibt im Homer manche an sich schöne und treffende Beiwörter, die, ein Mal für alle Mal festgesetzt, dadurch einen Theil ihrer Bedeutsamkeit verlieren, daß sie ohne nähere Beziehung auf den jedesmaligen Zusammenhang der Stelle wiederkehren. Sie scheinen eine Erinnerung an den Ursprung der epischen Kunst zu sein, da der Sänger, Ausdruck und Vers für die vorgetragene Geschichte während des Gesanges erfindend, durch solche Halbverse, die allgemeines Eigenthum waren, Zeit gewann. Bloß zum Behufe der Poesie gebildete Zusammensetzungen müssen uns einen stärkern Eindruck von Pracht und Festlichkeit geben, als den Homer'schen Griechen; nicht als ob sie bei ihnen in die Sprache des gewöhnlichen Lebens übergegangen wären, sondern die epische Poesie war ihnen überhaupt etwas Gewöhnlicheres als uns. Mit gutem Grunde ist daher der Deutsche Dichter in diesem Stücke etwas weniger freigebig gewesen; die Beiwörter sind bei ihm nicht allgemeine Erweiterung, sondern an ihrem bestimmten Platze bedeutend, und er hat sich weit häufiger der einfachen als der zusammengesetzten bedient. Wo er Dergleichen selbst bildet, geschieht es auf die leichteste Weise durch Verbindung eines Umstandswortes mit einem Adjektiv oder Particip, z. B. der wohlumzäunete Weinberg, der vielbegehrende Städter, der allverderbliche Krieg. Nur ein Mal finden wir ein Substantiv mit einem Particip zum Epitheton verknüpft: die gartenumgebenen Häuser, welches in wohlklingender Kürze das Bild von einem zerstreut liegenden Dorfe gibt. Daß Diejenigen, für welche die Poesie Nichts weiter ist, als eine Mosaik von kostbaren Phrasen, den Ausdruck in „Hermann und Dorothea" viel zu schmucklos, das ist, nach ihrer Art zu sehen, zu prosaisch finden werden, ist in der Ordnung. Diese Kritiker würden vermuthlich ein wenig erstaunen, wenn sie erführen, daß Dionysius von Halicarnaß an einer Stelle der „Odyssee", „die in den gemeinsten, niedrigsten Ausdrücken abgefaßt sei, deren sich etwa ein Bauer oder ein Handwerker bedienen würde, die gar keine Sorge darauf wenden, schön zu reden," das Verdienst der poetischen Synthesis weitläufig auseinandersetzt. Nach Wolf's Bemerkung „scheint die Homer'sche Diction, unermeßlich weit entfernt von dem wüsten Schwulst der Troyen und Bilder, welcher der Kindheit der Sprachen eigen ist, durch ihren gleichmäßigen bescheidenen Ton eine nahe Verbotinn der entstehenden Prosa zu sein." Ob wir gleich über die damalige Sprache des gemeinen Lebens im Dunkeln sind, läßt es sich doch wahrscheinlich machen, die epische habe sich mehr durch die Zusammensetzung, nämlich durch Wortfügung und Wortstellung, dann durch die mannigfaltigere Biegung, Verlängerung und Verkürzung der Wörter, endlich durch die reichlichere Einschiebung der Partikeln, als durch die Bestandtheile der Rede selbst von jener unterschieden. Die zuletzt genannten Freiheiten sind dem Deutschen Dichter fast ganz versagt; desto schwerer war es, wie in „Hermann und Dorothea geschehen ist, den Ausdruck durch die unmerklichsten Mittel, durch würdige Einfalt, hier und da einen flüchtigen Anstrich vom Alterthümlichsten, die leichteste, klarste Folge und Verbindung der Sätze, hauptsächlich aber durch die Stellung von der gewöhnlichen Sprache des Umgangs zu entfernen. Die möglichste Enthaltung von solchen Conjunctionen, die auf die Wortfolge Einfluß haben, und von den relativen Fürwörtern, welche eben so wirken, ist ein Hauptmittel zur dichterischen Verflechtung der Sätze. Auch der häufige Gebrauch der Participien hebt die Rede, ohne ihr Schmuck aufzuladen. Manchmal vermehrt die Häufung des Verbindungswörtchens den Nachdruck, manchmal die Weglassung.

Die Abweichungen von der prosaischen Wortfolge sind meistens so leicht und leise, daß sie einer nicht sehr wachen Aufmerksamkeit entschlüpfen, und doch wirken sie, was sie sollen. Auch bei kühnern Versetzungen ist immer für Vermeidung aller Dunkelheit gesorgt. An die vielfältig vorkommende Stellung des Beiwortes nach dem Hauptwort mit wiederholtem Artikel wird sich manches Deutsche Ohr Anfangs nicht gewöhnen wollen; man muß sehen, ob die Sprache der kleinen Gewalt, die ihr dabei geschieht und wodurch sie allerdings für den epischen Gebrauch geschickter werden würde, nachgeben wird. Daß ein so bescheidener, schmuckloser, und doch an Farbe und Gestalt durchhin epischer Ausdruck, wie er in „Hermann und Dorothea" herrscht, in unserer Sprache möglich war, beweist die hohe Bildung, welche sie schon erreicht hat; denn nur durch diese wird

sie der Mäßigung, Entfernung und Rückkehr zur ursprünglichen Einfalt fähig.

Die sinnlichen Gegenstände, entweder die den Menschen umgebenden Dinge oder bloß körperliche Handlungen, nehmen in Homer's Gesängen einen großen Raum ein, und Dieß gehört zu der Wahrheit seines Weltgemäldes, wo die Helden und Götter so sinnlich, so stark von Körper und so wenig gebildet am Geiste sind. Indessen wird doch das Leblose immer nur in Bezug auf die Menschen, denen es angehört, bezeichnet, niemals um seiner selbst willen ausgemalt. Dieß, was man poetisches Stillleben nennen könnte, ist der Fortschreitung des Epos ganz und gar zuwider. Auch das sentimentale Wohlgefallen an ländlichen Gegenständen, das noch nöthig sein würde, um die an sich todte Künstlichkeit solcher Schilderungen mehr zu beseelen, ist, als eine subjective Empfindungsweise des Dichters, vom epischen Gedicht ausgeschlossen. In „Hermann und Dorothea" ist der Darstellung des Sinnlichen verhältnißmäßig weit weniger Ausbreitung gegeben. Schon durch die Beschränkung der Geschichte auf den Zeitraum eines Nachmittags und Abends wurde der Dichter derselben mehr überheben, ob er gleich nichts zur Anschaulichkeit Dienliches übergangen und nach epischer Art selbst das Geringste rühmend erwähnt hat. Bewundernswürdig ist es aber, wie er die Menschen immer durch ihre Umgebungen kenntlich zu machen und die äußern Gegenstände auf sittliche Eigenthümlichkeit zu beziehen weiß. Beispiele hiervon auszuwählen, würde uns eben so schwer fallen, als es dem Leser leicht sein muß, sie zu finden. Die ländliche Natur wird ganz aus dem Gesichtspuncte ihrer Bewohner, eifriger Landwirthe, geschildert; nur das Erfreuliche ihrer Ergiebigkeit, des fleißigen Anbaues, der menschlichen Anlagen in ihr (man sehe die Beschreibung des Weinbergs und der Felder des Wirthes, des berühmten Birnbaums, der anmuthigen Quelle) wird gepriesen; denn Die, welche am Rüstigsten in der Natur wirken und schaffen, sehen sie am Wenigsten mit dem Auge des Landschaftenkenners oder des empfindenden Naturliebhabers an.

Die wesentlichen Merkmale des Epos, überlegene Ruhe und Parteilosigkeit der Darstellung; die volle, lebendige Entfaltung, hauptsächlich durch Reden, die mit Ausschließung dialogischer Unruhe und Unordnung der epischen Harmonie gemäß umgebildet werden; den unwandelbaren, verweilend fortschreitenden Rhythmus: diese Merkmale lassen sich eben so gut an dem Deutschen Gedicht entwickeln als an Homer's Gesängen. Was die Ruhe betrifft, so deuten wir nur noch dem Mißverständnisse vor, als ob der Dichter gegen Das, wodurch er die Seelen Anderer so tief bewegt, selbst unempfindlich sein sollte. Er muß es allerdings auf das Innigste fühlen; aber er hat die Selbstbeherrschung, dem Gefühl keinen Einfluß auf die Darstellung zuzugestehen. Er wird z. B., wo das Gesetz derselben es fordert, gleich nach dem erschütterndsten Momente einen verhältnißmäßig gleichgiltigen, ja einen drolligen Umstand erwähnen, wie es in „Hermann und Dorothea", namentlich im letzten Gesange, mehrmals geschieht. Die Enthaltung des Dichters von eigener Theilnahme ist also kein leerer Schein; denn wenn die Darstellung durch das Medium der Empfindung gegangen und von ihr tingirt ist, so sympathisirt der Leser nun eigentlich nicht mehr mit der Sache, sondern mit dem Dichter. — Die Lehre vom epischen Rhythmus verdient eine genauere Auseinandersetzung. Sie ist auch deßwegen wichtig, weil sie Anwendung auf den Roman leidet. Ein Rhythmus der Erzählung, der sich zum epischen ungefähr so verhielte, wie der oratorische Numerus zum Sylbenmaße, wäre vielleicht das einzige Mittel, einen Roman nicht bloß nach der allgemeinen Anlage, sondern nach der Ausführung im Einzelnen durchhin poetisch zu machen, obgleich die Schreibart rein prosaisch bleiben muß; und im „Wilhelm Meister" scheint Dieß wirklich ausgeführt zu sein.

Wir enthalten uns hier jedes Rückblicks auf Goethe's dichterische Laufbahn, so fruchtbar an belehrenden Zusammenstellungen, selbst an wichtigen Andeutungen über das Bedürfniß unserer Bildung und das Streben des Zeitalters, von der Originalität zur vollkommenen Gesetzmäßigkeit schöner Geisteswerke, von der Erscheinung der Unabhängigkeit des Individuums zum Abdrucke reiner Menschheit in ihnen fortzugehn, eine solche Uebersicht auch sein würde, und fassen nur unsere Betrachtung des vorliegenden Werks in kurze Resultate zusammen. Es ist ein in hohem Grade sittliches Gedicht, nicht wegen eines moralischen Zwecks, sondern insofern Sittlichkeit das Element schöner Darstellung ist. In dem Dargestellten überwiegt sittliche Eigenthümlichkeit bei Weitem die Leidenschaft, und diese ist so viel möglich aus sittlichen Quellen abgeleitet. Das Würdige und Große in der menschlichen Natur ist ohne einseitige Vorliebe aufgefaßt; die Klarheit besonnener Selbstbeherrschung erscheint mit der edeln Wärme des Wohlwollens innig verbunden und gleiche Rechte behauptend. Wir werden überall zu einer milden, freien, von nationaler und politischer Parteilichkeit gereinigten Ansicht der menschlichen Angelegenheiten

erheben. Der Hauptcharakter ist Rührung, aber keine weichliche, leidende, sondern zu wohlthätiger Wirksamkeit erweckende, Rührung. „Hermann und Dorothea" ist ein vollendetes Kunstwerk im großen Styl, und zugleich köstlich, herrlich, vaterländisch, volksmäßig; ein Buch voll goldener Lehren der Weisheit und Tugend.

Charakteristiken und Kritiken. Von August Wilhelm Schlegel und Friedrich Schlegel. Königsberg, bei Friedrich Nicolovius. 1801. Band 2. Seite 197 f., 260 f. *)

Ueber epische und dramatische Dichtung.

Von

Goethe und Schiller.

Der Epiker und Dramatiker sind Beide den allgemeinen Gesetzen unterworfen, besonders dem Gesetze der Einheit und dem Gesetze der Entfaltung; ferner behandeln sie Beide ähnliche Gegenstände und können Beide alle Arten von Motiven brauchen; ihr großer wesentlicher Unterschied beruht aber darin, daß der Epiker die Begebenheit als vollkommen vergangen vorträgt, und der Dramatiker sie als vollkommen gegenwärtig darstellt. Wollte man das Detail der Gesetze, wornach Beide zu handeln haben, aus der Natur des Menschen herleiten, so müßte man sie einen Rhapsoden und einen Mimen, Beide als Dichter, Jenen mit seinem ruhig berichtenden, Diesen mit seinem ungeduldig schauenden und hörenden Kreise umgeben, immer vergegenwärtigen, und es würde nicht schwer fallen, zu entwickeln, was einer jeden von diesen beiden Dichtarten am Meisten frommt, welche Gegenstände jede vorzüglich wählen, welcher Motive sie sich vorzüglich bedienen wird; ich sage vorzüglich, denn wie ich schon zu Anfang bemerkte, ganz ausschließlich kann sich keine Etwas anmaßen.

Die Gegenstände des Epos und der Tragödie sollten rein menschlich, bedeutend und pathetisch sein; die Personen stehen am Besten auf einem gewissen Grade der Cultur, wo die Selbstthätigkeit noch auf sich allein angewiesen ist, wo man nicht moralisch, politisch, mechanisch, sondern persönlich wirkt. Die Sagen aus der heroischen Zeit der Griechen waren in diesem Sinne den Dichtern besonders günstig.

Das epische Gedicht stellt vorzüglich persönlich beschränkte Thätigkeit, die Tragödie persönlich beschränktes Leiden vor, das epische Gedicht den außer sich wirkenden Menschen, Schlachten, Reisen, jede Art von Unternehmung, die eine gewisse sinnliche Breite fordert, die Tragödie den nach innen gekehrten Menschen; und die Handlungen der letztern Tragödie bedürfen daher nur weniger Raum.

Der Motive kenne ich sechserlei Arten:

1) Vorwärtsschreitende, welche die Handlung fördern; deren bedient sich vorzüglich das Drama.

2) Rückwärtsschreitende, welche die Handlung von ihrem Ziele entfernen; deren bedient sich das epische Gedicht fast ausschließlich.

3) Retardirende, welche den Gang aufhalten, aber den Weg verlängern; dieser bedienen sich beide Dichtarten mit dem größten Vortheile.

4) Zurückgreifende, durch die Dasjenige, was vor der Epoche des Gedichts geschehen ist, hereingehoben wird.

5. Vorgreifende, die Dasjenige, was nach der Epoche des Gedichts geschehen wird, anticipiren, beide Arten braucht der epische in wie der dramatische Dichter, um sein Gedicht verständlich zu machen.

Die Welten, welche zum Anschauen gebracht werden sollen, sind Beiden gemein.

1) Die physische, und zwar erstlich die nächste, wozu die dargestellten Personen gehören und die sie umgibt. In dieser steht der Dramatiker meist auf einem Puncte fest, der Epiker bewegt sich freier in einem größern Local; zweitens die entferntere Welt, wozu ich die ganze Natur rechne. Diese bringt der epische Dichter, der sich überhaupt an die Imagination wendet, durch Gleichnisse näher, deren sich der Dramatiker sparsamer bedient.

2) Die sittliche ist Beiden ganz gemein, wird am Glücklichsten in ihrer physiologischen und pathologischen Einfalt dargestellt.

3) Die Welt der Phantasien, Ahnungen, Erscheinungen, Zufälle und Schicksale. Diese steht Beiden offen, nur versteht sich, daß sie an die sinnliche herangebracht werde; wobei denn für die Modernen eine besondere Schwierigkeit entsteht, weil wir für die Wundergeschöpfe, Götter, Wahrsager und Orakel der Alten, so sehr es zu wünschen wäre, nicht leicht Ersatz finden.

Die Behandlung im Ganzen betreffend, wird der Rhapsode, der das vollkommen Vergangene vorträgt, als ein weiser Mann erscheinen, der in ruhiger Besonnenheit das Geschehene übersieht; sein Vortrag wird dahin zweckend, die Zuhörer zu beruhigen, damit sie ihm gern

*) Weitere Erklärungen über verschiedene einzelne Gedichte finden der Leser im 12. Bande, in den „Gesprächen Goethe's mit Eckermann" und dem „Briefwechsel zwischen Schiller, Zelter und Lavater."

und lange zuhören, er wird das Interesse egal vertheilen, weil er nicht im Stande iſt, einen allzu lebhaften Eindruck geſchwind zu balanciren; er wird nach Belieben rückwärts und vorwärts greifen und wandeln; man wird ihm überall folgen; denn er hat es nur mit der Einbildungskraft zu thun, die ſich ihre Bilder ſelbſt hervorbringt, und der es auf einen gewiſſen Grad gleichgiltig iſt, was für welche ſie anlockt. Der Rhapſode ſollte als ein höheres Weſen in ſeinem Gedicht nicht ſelbſt erſcheinen; er läſe hinter einem Vorhange am Klavierſpiele, ſo daß man von aller Perſönlichkeit abſtrahirte und nur die Stimme des Muſikers im Allgemeinen zu hören glaubte.

Der Mime dagegen iſt gerade in dem entgegengeſetzten Fall; er ſtellt ſich als ein beſtimmtes Individuum dar, er will, daß man an ihm und ſeiner nächſten Umgebung ausſchließlich Theil nehme, daß man die Leiden ſeiner Seele und ſeines Körpers mitfühle, ſeiner Verlegenheiten theile und ſich ſelbſt über ihn vergeſſe. Zwar wird auch er ſtufenweiſe zu Werke gehen, aber er kann viel lebhaftere Wirkungen wagen, weil bei ſinnlicher Gegenwart auch ſogar der ſtärkſte Eindruck durch einen ſolchen verlöſcht werden kann. Der zuſchauende Hörer muß von Rechtswegen in einer gewiſſen ſinnlichen Anſtrengung bleiben, er darf ſich nicht zum Nachdenken erheben, er muß leidenſchaftlich folgen, ſeine Phantaſie iſt ganz zum Schweigen gebracht, man darf keine Anſprüche an ſie machen, und ſelbſt was erzählt wird, muß gleichſam darſtellend vor die Augen gebracht werden.

In der Beilage erhalten Sie meinen Aufſatz, den ich zu beherzigen, anzuwenden, zu modificiren und zu erweitern bitte. Ich habe mich ſeit einigen Tagen dieſer Criterien bei'm Leſen der „Ilias" und des Sophocles bedient, ſowie bei einigen epiſchen und tragiſchen Gegenſtänden, die ich in Gedanken zu motiviren verſuchte, und ſie haben mir ſehr brauchbar, ja entſcheidend geſchienen.

Es iſt mir dabei recht aufgefallen, wie es kommt, daß wir Modernen die Genres ſo ſehr zu vermiſchen geneigt ſind, ja daß wir gar nicht einmal im Stande ſind, ſie von einander zu unterſcheiden. Es ſcheint nur daher zu kommen, weil die Künſtler, die eigentlich die Kunſtwerke innerhalb ihrer reinen Bedingungen hervorbringen ſollten, jedem Streben der Zuſchauer und Zuhörer, Alles völlig wahr zu finden, gefällig nachgeben. Meyer hat bemerkt, daß man alle Arten der bildenden Kunſt hat bis zur Malerei hinantreiben wollen, indem dieſe durch Haltung und Farben die Nachahmung als völlig wahr darſtellen kann. So ſieht man auch im Gang der Poeſie, daß Alles zum Drama, zur Darſtellung des vollkommen Gegenwärtigen ſich hindrängt. So hat die Romane in Briefen völlig dramatiſch, man kann ſogar mit Recht förmliche Dialoge, wie auch Richardſon gethan hat, einflechten; erzählende Romane, mit Dialogen untermiſcht, würden dagegen zu tadeln ſein.

Sie werden hundert Mal gehört haben, daß man nach Leſung eines guten Romans gewünſcht hat, den Gegenſtand auf dem Theater zu ſehen, und wie viel ſchlechte Dramen ſich haben vertheidigen! Eben in allen die Menſchen jede intereſſante Situation gleich in Proſa gebracht ſehen, damit nur ja ihrer Imagination keine Thätigkeit übrig bleibe, ſo ſoll Alles deutlich ſein, vollkommen gegenwärtig, dramatiſch ſein, und das Dramatiſche ſelbſt ſoll ſich dem wirklich Wahren völlig an die Seite ſtellen. Dieſen eigentlich barbariſchen, abgeſchmackten Tendenzen ſollte von den Künſtlern aus allen Kräften widerſtehen, Kunſtwerk von Kunſtwerk durch unüberſteigliche Zwiſchenräume ſondern, jedes bei ſeiner Eigenheit und ſeinen Eigenheiten erhalten, ſo wie es die Alten gethan haben und dadurch eben ſolche Kunſtwerke wurden und waren. Aber wer kann ein Schiff von den Wellen ſondern, auf denen es ſchwimmt? Gegen Strom und Wind legt man nur kleine Strecken zurück.

Um nun zu meinem Aufſatze zurückzukommen, ſo habe ich den darin aufgeſtellten Maßſtab an „Hermann und Dorothea" gehalten und bitte Sie, Deßgleichen zu thun, wobei ſich ganz intereſſante Bemerkungen machen laſſen, als z. B.

1) Daß kein ausſchließlich epiſches Metrum, das heißt kein retrogradirendes, ſich darin befinde, ſondern daß nur die vier andern, welche das epiſche Gedicht mit dem Drama gemein hat, darinne gebraucht ſind.

2) Daß es nicht außer ſich wirkende, ſondern nach innen gekehrte Menſchen darſtellt und ſich auch dadurch von der Epopöe entfernt und dem Drama nähert.

3) Daß es ſich mit Recht der Gleichniſſe enthält, weil einem mehr ſittlichen Gegenſtande das Zudringen von Bildern aus der phyſiſchen Natur nur mehr läſtig geweſen wäre.

4) Daß es aus der dritten Welt, ob es gleich auffallend iſt, noch immer genug Einfluß empfangen hat, indem das große Weltſchickſal theils wirklich, theils durch Perſonen, ſymboliſch, eingeflochten iſt und von Ahnung, von Zuſammenhang einer ſichtbaren und unſichtbaren Welt doch auch leiſe Spuren angegeben ſind, welches zuſammen nach meiner Ueberzeugung an die Stelle der alten Götter-

bilder tritt, deren plastisch-poetische Gewalt freilich dadurch nicht ersetzt wird.

Schließlich muß ich noch von einer sonderbaren Aufgabe melden, die ich mir in diesen Nächsten gegeben habe, nämlich zu untersuchen: ob zwischen Hector's Tod und der Ankunft der Griechen von der Trojanischen Küste, noch ein episches Gedicht inne liegt, oder nicht? Ich vermuthe fast das Letzte und zwar aus folgenden Ursachen:

1) Weil sich nichts Retrogradirendes findet, sondern Alles unaufhaltsam vorwärts schreitet.

2. Weil alle noch einiger Maßen retardirenden Verhältnisse das Interesse auf mehrere Menschen zerstreuen, und obgleich in einer großen Masse, doch Privat-Schicksalen ähnlich sehn. Der Tod des Achilles scheint mir ein herrlich hingeworfener Stoff, der Tod Ajax, die Rückkehr des Philoctet sind uns von den Alten noch einzig erblieben. Polyxena, Hecuba und andere Begebenheiten aus dieser Epoche waren auch bekannt. Die Eroberung von Troja selbst ist, als ein Erzählungsmoment eines großen Schicksals, weder episch noch tragisch und kann bei einer höhern epischen Behandlung nur immer vorwärts oder rückwärts in der Ferne gesehen werden. Virgil's rhetorisch sentimentale Behandlung kann hier nicht in Betracht kommen.

So viel von Dem, was ich gegenwärtig einsehe, sollen mehrere; denn wenn ich mich nicht irre, so ist diese Materie, wie viele andere, eigentlich theoretisch unaussprechlich; was das Genie geleistet hat, sehen wir allenfalls, wer will sagen, was er leisten könnte oder sollte.

Goethe.

Die Gegeneinanderstellung des Rhapsoden und Mimen nebst ihrem beiderseitigen Auditorium scheint mir ein sehr glücklich gewählstes Mittel, um der Verschiedenheit beider Dichtarten beizukommen. Schon diese Methode allein reichte hin, einen groben Mißgriff in der Wahl des Stoffs für die Dichtart oder der Dichtart für den Stoff unmöglich zu machen. Auch die Erfahrung bestätigt es; denn ich wüßte nicht, was Einen bei einer dramatischen Ausarbeitung so streng in den Grenzen der Dichtart hielte, und wenn man daraus getreten, so sicher daraus zurückführte, als eine möglichst lebhafte Vorstellung der wirklichen Repräsentation der Bretter, eines angefüllten und buntgemischten Hauses, wodurch die effectvolle unruhige Erwartung, mithin das Gesetz des intensiven und rastlosen Fortschreitens und Bewegens Einem so nahe gebracht wird.

Ich möchte noch ein zweites Hülfsmittel zur Anschaulichmachung dieses Unterschieds in Vorschlag bringen. Die dramatische Handlung bewegt sich vor mir, um die epische bewege ich mich selbst und sie scheint gleichsam stille zu stehn. Nach meinem Bedünken liegt viel in diesem Unterschied. Bewegt sich die Begebenheit vor mir, so bin ich streng an die Gegenwart gefesselt, meine Phantasie verliert alle Freiheit, es entsteht und erfüllt sich eine fortwährende Unruhe in mir, ich muß immer bei m Objecte bleiben, alles Zurücksehen, alles Nachdenken ist mir verlagt, weil ich einer fremden Gewalt folge. Beweg' ich mich um die Begebenheit, die mir nicht entlaufen kann, so kann ich einen gleichen Schritt halten, ich kann nach meinem subjectiven Bedürfniß länger oder kürzer verweilen, kann Rückschritte machen oder Vorgriffe thun u. s. f. Es stimmt Dieses auch sehr gut mit dem Begriff des Vergangenseins, welches als stillstehend gedacht werden kann, und mit dem Begriff des Erzählens: denn der Erzähler weiß schon am Anfange und in der Mitte das Ende, und ist ihm folglich jeder Moment der Handlung gleichgeltend, und so behält er durchaus eine ruhige Freiheit.

Daß der Epiker seine Begebenheit als vollkommen vergangen, der Tragiker die seinige als vollkommen gegenwärtig zu behandeln habe, leuchtet mir sehr ein.

Ich setze noch hinzu: Es entsteht daraus ein reizender Widerstreit der Dichtung als Gauzes mit der Species derselben, der in der Natur wie in der Kunst immer sehr geistreich ist. Die Dichtkunst, als solche, macht Alles sinnlich gegenwärtig, und so nöthigt sie auch den epischen Dichter, das Geschehene zu vergegenwärtigen, nur daß der Character des Vergangenseins nicht verwischt werden darf. Die Dichtkunst, als solche, macht alles Gegenwärtige vergangen und entfernt alles Nahe (durch Idealität), und so nöthigt sie den Dramatiker, die individuell auf uns eindringende Wirklichkeit von uns entfernt zu halten und dem Gemüth eine poetische Freiheit gegen den Stoff zu verschaffen. Die Tragödie in ihrem höchsten Begriffe wird also immer zu dem epischen Character hinaufstreben und wird nur dadurch zur Dichtung. Das epische Gedicht wird eben so zu dem Drama herunterstreben und wird nur dadurch den poetischen Gattungsbegriff ganz erfüllen; just Das, was Beide zu poetischen Werken macht, bringt Beide einander nahe. Das Merkmal, wodurch sie specificirt und einander entgegengesetzt werden, bringt immer einen von beiden Bestandtheilen des poetischen Gattungsbegriffs in's Gedränge, bei der Epopöe die Sinnlichkeit, bei der Tragödie die Freiheit, und es ist also natürlich, daß das Contrepoids gegen diesen Mangel immer eine Eigenschaft sein wird, welche das specifische Merkmal der entgegen-

gleichen Dichtart ausmacht. Jede wird alle der andern den Dienſt erweiſen, daß ſie die Gattung gegen die Art in Schutz nimmt. Daß dieſes wechſelſeitige Hinüberziehen einander nicht in eine Vermiſchung und Grenzverwirrung ausarte. Das iſt eben die eigentliche Aufgabe der Kunſt, deren höchſter Punct überhaupt immer dieſer iſt, Charactere mit Schönheit, Reinheit mit Fülle, Einheit mit Vielheit ꝛc. zu vereinbaren.

Ihr „Hermann" hat wirklich eine gewiſſe Hinneigung zur Tragödie, wenn man ihm den reinen, ſtrengen Begriff der Epopöe gegenüber ſtellt. Das Herz iſt inniger und ernſtlicher beſchäftigt, es iſt mehr pathologiſches Intereſſe als poetiſche Gleichgültigkeit darin. Selbſt auch die Lage des Schauplatzes, die Spärlichkeit der Figuren, der kurze Umlauf der Handlung ꝛc. gehörig. Umgekehrt ſchlägt Ihre „Iphigenie" offenbar in das epiſche Feld hinüber, ſobald man den ſtrengen Begriff der Tragödie entgegenhält. Von dem „Teſſe" will ich gar nicht reden. Für eine Tragödie iſt in der „Iphigenie" ein zu ruhiger Gang, ein zu großer Wortreichthum, die Cataſtrophe nicht einmal zu rechnen, welche der Tragödie widerſpricht. Jede Wirkung, die ich von dieſem Stücke theils an mir ſelbſt, theils an Andern erfahren, iſt epiſch, poetiſch und tragiſch geweſen, und ſo wird es immer ſein, wenn eine Tragödie auf epiſche Art verfehlt wird. Aber an Ihrer „Iphigenie" iſt dieſes Annähern an's Epiſche ein Fehler, nach meinem Begriff; an Ihrem „Hermann" iſt die Hinneigung zur Tragödie offenbar kein Fehler, wenigſtens dem Effecte nach ganz und gar nicht. Kommt Dieſes etwa daher, weil die Tragödie zu einem beſtimmten, das epiſche Gedicht zu einem allgemeinen und freien Gebrauche da iſt? Schiller.

Leider werden wir Neuern wohl auch gelegentlich als Dichter geboren und wir plagen uns in der ganzen Gattung herum, ohne recht zu wiſſen, woran wir eigentlich ſind; denn die ſpecifiſchen Beſtimmungen ſollten, wenn ich nicht irre, eigentlich von außen kommen und die Gelegenheit das Talent determiniren. Warum machen wir ſo ſelten ein Epigramm im Griechiſchen Sinn? Weil wir ſo wenig Dinge ſehen, die ein's verdienen. Warum gelingt uns das Epiſche ſo ſelten? Weil wir keine Zuhörer haben! Und warum iſt das Streben nach theatraliſchen Arbeiten ſo groß? Weil bei uns das Drama die einzig ſinnlich reizende Dichtart iſt, von deren Ausübung man einen gewiſſen gegenwärtigen Genuß hoffen kann.

Ich habe dieſe Tage fortgefahren, die „Ilias" zu ſtudiren, um zu überlegen, ob zwiſchen ihr und der „Odyſſee" nicht noch eine Epopöe inne liege. Ich finde aber eigentlich nur tragiſche Stoffe, es ſei nun, daß es wirklich ſo iſt, oder daß ich nur den epiſchen nicht finden kann. Das Lehrreiche des Theils mit ſeinen Umgebungen ließe eine epiſche Behandlung zu und forderte ſie gewiſſer Maßen, wegen der Breite des zu bearbeitenden Stoffs. Nun würde die Frage entſtehen, ob man wohl thue, einen tragiſchen Stoff ebenfalls epiſch zu behandeln? Es läßt ſich Allerlei dafür und dagegen ſagen. Was den Effect betrifft, ſo würde ein Neuer, der für Neue arbeitet, immer dabei im Vortheil ſein, weil man ohne pathologiſches Intereſſe wohl ſchwerlich ſich den Beſitz der Zeit erwerben wird. So viel für dieß Mal. Wenn arbeitet fleißig an ſeiner Abhandlung über die zur bildenden Kunſt geeigneten Gegenſtände; es kommt dabei Vieles zur Sprache, was auch uns intereſſirt, und es zeigt ſich, wie nahe der bildende Künſtler mit dem Dramatiker verwandt iſt. Goethe.

Ihr jetziges Geſchäft, die beiden Gattungen zu ſondern und zu reinigen, iſt freilich von der höchſten Bedeutung, aber Sie werden mit mir überzeugt ſein, daß, um von einem Handwerk Alles auszuſchließen, was ſeiner Gattung fremd iſt, man auch nothwendig Alles darin muß einſchließen können, was der Gattung gehört. Und eben darin fehlt es jetzt. Weil wir einmal die Bedingungen nicht zuſammenbringen können, unter welchen eine jede der beiden Gattungen ſteht, ſo ſind wir genöthigt, ſie zu vermiſchen. Gab' es Rhapſoden und eine Welt für ſie, ſo würde der epiſche Dichter keine Motive von dem tragiſchen zu entlehnen brauchen, und hätten wir die Hülfsmittel und innern Kräfte des Griechiſchen Trauerſpiels und dabei die Vergünſtigung, unſere Zuhörer durch eine Reihe von ſieben Repräſentationen hindurchzuführen, ſo würden wir unſere Dramen nicht über die Gebühr in die Breite zu treiben brauchen. Das Empfindungsvermögen des Zuſchauers und Hörers muß einmal ausgefüllt und in allen Puncten ſeiner Peripherie berührt werden; der Durchmeſſer dieſes Vermögens iſt das Maß für den Poeten. Und weil die moraliſche Anlage, die am Meiſten entwickelte iſt, ſo iſt ſie auch die förderndſte und wir mögen's auf unſere Gefahr wagen, ſie zu vernachläſſigen.

Wenn das Drama wirklich durch einen ſo ſchlechten Hang des Zeitalters in Schutz genommen wird, wie ich nicht zweifle, ſo müßte man die Reform bei'm Drama anfangen, und durch Verdrängung der gemeinen Naturnachahmung der Kunſt Luft und Licht verſchaffen. Und Dieß, däucht mir, möchte unter Anderm am Beſten durch Einführung ſymboliſcher Behelfe geſche-

den, die in allem Ernst, was nicht zu der wahren Kunstwelt des Poeten gehört, und also nicht dargestellt, sondern bloß bedeutet werden soll, die Stelle des Gegenstandes vertreten. Ich habe mir diesen Begriff vom Symbolischen in der Poesie noch nicht recht entwickeln können, aber es scheint mir viel darin zu liegen. Würde der Gebrauch desselben bestimmt, so müßte die natürliche Folge sein, daß die Poesie sich reinigte, ihre Welt enger und bedeutungsvoller zusammenginge, und innerhalb derselben desto wirksamer würde.

Ich hatte immer ein gewisses Vertrauen zur Oper, daß aus ihr wie aus den Chören des alten Bacchus-Festes das Theaterspiel in einer edlern Gestalt sich entwickeln sollte. In der Oper erblickt man wirklich jene kecke Naturnachahmung, auf ehrlich nur unter dem Namen von Imitation, konnte sich auf diesem Wege das Theater auf der Bühne schien. Die Oper stimmt durch die Macht der Musik und durch eine ernste feierliche Neigung der Sinnlichkeit das Gemüth zu einer höheren Empfänglichkeit; hier ist wirklich auch im Pathos selbst ein freieres Spiel, weil die Musik es begleitet, und das Wunderbare, welches hier einmal geduldet wird, müßte nothwendig gegen den Stoff gleichgültiger machen. Schiller.

Ich bin Ihrer Meinung, daß man nur deswegen so streng ändern müsse, um sich nachher durch Aufnahme fremdartiger Theile wieder Etwas erlauben zu können. Ganz anders arbeitet man aus Grundsätzen als aus Instinkt, und eine Abweichung, von deren Nothwendigkeit man überzeugt ist, kann nicht zum Fehler werden.

Die theoretischen Betrachtungen können mich nicht lange mehr unterhalten, es muß nun wieder an die Arbeit gehen und dazu muß ich mich auf das alte Jena'sche Canapé, wie auf einen Deckel, begeben. Ihre Hoffnung, die Sie von der Oper hatten, würden Sie gewiß in „Don Juan" auf einem hohen Grad erfüllt gesehen haben; dafür steht aber auch dieses Stück ganz isolirt und durch Mozart's Tod ist alle Aussicht auf etwas Aehnliches vereitelt. Goethe.

Lith. von C. Studer

Meisters Lebensjahre 2. Theil 8. Buch

J. W. v. Goethe's
sämmtliche Werke.

Wohlfeile Volksausgabe.

Vollständig in zwölf Bänden.

Mit
Kupfern, dem lithographirten Faksimile des Verfassers,
critischen Uebersichten und erläuternden Anmerkungen zu
jedem Band;

sowie

Goethe's Briefwechsel
mit Schiller, Lavater, Zelter u. s. w. im Auszuge enthaltend.

Fünfter Band.

Enthält:
Leiden des jungen Werthers. Wilhelm Meister's Lehrjahre

Stuttgart
Hoffmann'sche Verlags-Buchhandlung
im Verlag vom Litteratur-Comptoir.

1837.

Bibliothek der
Goethegesellschaft.

Leiden des jungen Werther's.

Was ich von der Geſchichte des armen Werther's nur habe auffinden können, habe ich mit Fleiß geſammelt, und lege es Euch hier vor, und weiß, daß Ihr mir's danken werdet. Ihr könnt ſeinem Geiſt und ſeinem Charakter Eurer Bewunderung und Liebe, ſeinem Schickſale Eure Thränen nicht verſagen. — Und Du, gute Seele, der Du eben den Drang fühlſt, wie er, ſchöpfe Troſt aus ſeinem Leiden, und laß das Büchlein Deinen Freund ſein, wenn Du aus Geſchick oder eigner Schuld keinen näheren finden kannſt!

Erſtes Buch.

4 Mai.

Wie froh bin ich, daß ich weg bin! Beſter Freund, was iſt das Herz des Menſchen! Dich zu verlaſſen, den ich ſo liebe, von dem ich unzertrennlich war, und froh zu ſein! Ich weiß, Du verzeihſt mir's. Waren nicht meine übrigen Verbindungen recht ausgeſucht vom Schickſal, um ein Herz, wie das meinige, zu ängſtigen? Die arme Leonore! Und doch war ich unſchuldig. Konnt' ich dafür, daß, während die eigenſinnigen Reize ihrer Schweſter mir eine angenehme Unterhaltung verſchafften, daß eine Leidenſchaft in dem armen Herzen ſich bildete? Und doch — bin ich ganz unſchuldig? Hab' ich nicht ihre Empfindungen genährt, hab' ich mich nicht an den ganz wahren Ausdrücken der Natur, die uns ſo oft zu lachen machten, ſo wenig lächerlich ſie waren, ſelbſt ergetzt? Hab' ich nicht — O, was iſt der Menſch, daß er über ſich klagen darf! Ich will, lieber Freund, ich verſpreche Dir's, ich will mich beſſern, will nicht mehr ein Bißchen Uebel, das uns das Schickſal vorlegt, wiederkäuen, wie ich's immer gethan habe; ich will das Gegenwärtige genießen, und das Vergangene ſoll mir vergangen ſein. Gewiß, Du haſt Recht, Beſter! Der Schmerzen wären minder unter den Menſchen, wenn ſie nicht — Gott weiß, warum ſie ſo gemacht ſind! — mit ſo viel Emſigkeit der Einbildungskraft ſich beſchäftigten, die Erinnerungen des vergangenen Uebels zurückzurufen, eher als eine gleichgültige Gegenwart zu tragen.

Du biſt ſo gut, meiner Mutter zu ſagen, daß ich ihr Geſchäft beſtens betreiben und ihr ehſtens Nachricht davon geben werde. Ich habe meine Tante geſprochen, und bei weitem das böſe Weib nicht gefunden, das man bei uns aus ihr macht. Sie iſt eine muntere, heftige Frau von dem beſten Herzen. Ich erklärte ihr meiner Mutter Beſchwerden über den zurückgehaltenen Erbſchaftsantheil; ſie ſagte mir ihre Gründe, Urſachen und die Bedingungen, unter welchen ſie bereit wäre, Alles herauszugeben, und mehr, als wir verlangten — Kurz, ich mag jetzt Nichts davon ſchreiben; ſage meiner Mutter, es werde Alles gut gehen. Und ich habe, mein Lieber, wieder bei dieſem kleinen Geſchäft gefunden, daß Mißverſtändniſſe und Trägheit vielleicht mehr Irrungen in der Welt machen, als Liſt und Bosheit; wenigſtens ſind die beiden Letztern gewiß ſeltener.

Uebrigens befinde ich mich hier gar wohl. Die Einſamkeit iſt meinem Herzen köſtlicher Balſam in dieſer paradieſiſchen Gegend, und dieſe Jahreszeit der Jugend wärmt mit aller Fülle mein oft ſchauderndes Herz. Jeder Baum, jede Hecke iſt ein Strauß von Blüthen; und man möchte zum Maikäfer werden, um in dem Meer von Wohlgerüchen herumſchweben und alle ſeine Nahrung darin finden zu können.

Die Stadt ſelbſt iſt unangenehm, dagegen ringsumher eine unausſprechliche Schönheit der Natur. Das bewog den verſtorbenen Grafen v. M'', ſeinen Garten auf einem der Hügel anzulegen, die mit der ſchönſten Mannigfaltigkeit ſich kreuzen und die lieblichſten Thäler bilden. Der Garten iſt einfach, und man fühlt gleich bei dem Eintritte, daß nicht ein wiſſenſchaftlicher Gärtner, ſondern ein fühlendes Herz den Plan gezeichnet, das ſeiner ſelbſt hier genießen wollte. Schon manche Thräne hab' ich dem Abgeſchiedenen in dem verfallenen Cabinetchen geweint, das ſein Lieblingsplätzchen war, und auch meines iſt. Bald werde ich Herr vom Garten ſein; der Gärtner iſt mir zugethan, nur ſeit den paar Tagen, und er wird ſich nicht übel dabei befinden.

Am 10. Mai.

Eine wunderbare Heiterkeit hat meine ganze Seele eingenommen, gleich den ſüßen Frühlingsmorgen, die ich mit ganzem Herzen genieße. Ich bin allein, und freue mich meines Lebens in dieſer Gegend, die für ſolche Seelen geſchaffen iſt, wie die meine. Ich bin ſo glücklich, mein Beſter, ſo ganz in dem Gefühle von ruhigem Daſein verſunken, daß meine Kunſt darunter leidet. Ich könnte jetzt nicht zeichnen, nicht einen Strich, und bin nie ein größerer Maler geweſen, als in dieſen Augenblicken. Wenn das liebe Thal um mich dampft, und die hohe Sonne an der Oberfläche der undurchdringlichen Finſterniß meines Waldes ruht, und nur einzelne Strahlen ſich in das innere Heiligthum ſtehlen, ich dann im hohen Graſe am fallenden Bache liege, und, näher an der Erde, tauſend mannigfaltige Gebräuche mir merkwürdig werden; wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwiſchen Halmen, die unzähligen, unergründlichen Geſtalten der Würmchen, der Mückchen näher an meinem Herzen fühle, und fühle die Gegenwart des Allmächtigen, der uns nach ſeinem Bilde ſchuf, das Wehen des Allliebenden, der uns in ewiger Wonne ſchwebend trägt und erhält — mein Freund, wenn's dann um meine Augen dämmert und die Welt um mich her und der Himmel ganz in meiner Seele ruh'n, wie die Geſtalt einer Geliebten: dann ſehne ich mich oft, und denke: ach, könnteſt Du Das wieder ausdrücken, könnteſt dem Papiere Das einhauchen, was ſo voll, ſo warm in Dir lebt, daß es würde der Spiegel Deiner Seele, wie Deine Seele iſt der Spiegel des unendlichen Gottes! — Mein Freund — Aber ich gehe darüber zu Grunde, ich erliege unter der Gewalt der Herrlichkeit dieſer Erſcheinungen.

Am 12. Mai.

Ich weiß nicht, ob täuſchende Geiſter um dieſe Gegend ſchweben, oder ob die warme, himmliſche Phantaſie in meinem Herzen iſt, die mir Alles ringsumher ſo paradieſiſch macht. Da iſt gleich vor dem Orte ein Brunnen, ein Brunnen, an den ich gebannt bin, wie Meluſine mit ihren Schweſtern. — Da geh'ſt einen kleinen Hügel hinunter, und findeſt Dich vor einem Gewölbe, da wohl zwanzig Stufen hinabgehen, wo unten das klareſte Waſſer aus Marmorfelſen quillt. Die kleine Mauer, die oben umher die Einfaſſung macht, die hohen Bäume, die den Platz ringsumher bedecken, die Kühle des Orts: Das hat Alles ſo was Anziehendes, was Schauerliches. Es vergeht kein Tag, daß ich nicht eine Stunde daſitze. Da kommen dann die Mädchen aus der Stadt und holen Waſſer, das harmloſeſte Geſchäft und das nöthigſte, das ehemals die Töchter der Könige ſelbſt verrichteten. Wenn ich daſitze, ſo lebt die patriarchaliſche Idee ſo lebhaft um mich, wie ſie alle, die Ahnherrn, am Brunnen Bekanntſchaft machen und freien, und wie um die Brunnen und Quellen wohlthätige Geiſter ſchweben. O, Der muß nie nach einer ſchweren Sommertagswanderung ſich an des Brunnens Kühle gelabt haben, der Das nicht mitempfinden kann.

Am 13. Mai.

Du fragſt, ob Du mir meine Bücher ſchicken ſollſt? — Lieber, ich bitte Dich um Gotteswillen, laß mir ſie vom Halſe! Ich will nicht mehr gelenkt, ermuntert, angefeuert ſein; heut't dieſes Herz doch genug aus ſich ſelbſt. Ich brauche Mingegang, und den habe ich in ſeiner Fülle gefunden in meinem Homer. Wie oft lull' ich mein empörtes Blut zur Ruhe! Denn ſo unregelmäßig, ſo unſtet hat Dir Nichts geſchienen, als dieſes Herz. Lieber! brauch' ich Dir Das zu ſagen, der Du ſo oft die Laſt getragen haſt, mich vom Kummer zur Muthloſigkeit, und von ſüßer Melancholie zur verderblichen Leidenſchaft übergehen zu ſehen? Auch halte ich mein Herzchen, wie ein krankes Kind; jeder Wille wird ihm geſtattet. Sage Das nicht weiter; es gibt Leute, die mir es verübeln würden.

Am 15. Mai.

Die geringen Leute des Orts kennen mich ſchon und lieben mich, beſonders die Kinder. Wie ich im Anfange mich zu ihnen geſellte, ſie freundſchaftlich fragte über Dieß und Das, glaubten Einige, ich wollte ihrer ſpotten, und fertigten mich wohl gar grob ab. Ich ließ mich Das nicht verdrießen; nur fühlte ich, was ich ſchon oft bemerkt habe, auf das Lebhafteſte: Leute von einigem Stande werden ſich immer in kalter Entfernung vom gemeinen Volke halten, als glaubten ſie, durch Annäherung zu verlieren; und dann gibt's Flüchtlinge, und üble Spaßvögel, die ſich herabzulaſſen ſcheinen, um ihren Uebermuth dem armen Volke deſto empfindlicher zu machen.

Ich weiß wohl, daß wir nicht gleich ſind, auch ſein können: aber ich halte dafür, daß Der, der nöthig zu haben glaubt, vom ſo genannten Pöbel ſich zu entfernen, um den Reſpect zu erhalten, ebenſo tadelhaft iſt als ein Feiger, der ſich vor ſeinem Feinde verbirgt, weil er zu unterliegen fürchtet.

Letzthin kam ich zum Brunnen, und fand ein junges Dienſtmädchen, das ihr Gefäß auf die unterſte Treppe geſetzt hatte und ſich umſah, ob keine Cameradinn kommen wollte, ihr es

auf den Kopf zu helfen. Ich hinunter und ſah ſie an. Soll ich Ihr helfen, Jungfer? ſagte ich. — Sie ward roth über und über. „O mein Herr!“ ſagte ſie. — Ohne Umſtände! — Sie legte ihren Arm um mich, und ich half ihr. Sie dankte und flog hinauf.

Am 22. Mai.

Ich habe allerlei Bekanntſchaft gemacht; Geſellſchaft habe ich noch keine gefunden. Ich weiß nicht, was ich Unzügliches für die Menſchen haben muß; es mögen mich ihrer ſo viele und hängen ſich an mich, und da that mir's weh', wenn unſer Weg nur eine kleine Strecke mit einander geht. Wenn Du fragſt, wie die Leute hier ſind? muß ich Dir ſagen: wie überall! Es iſt ein einförmiges Ding um das Menſchengeſchlecht. Die Meiſten verarbeiten den größten Theil der Zeit, um zu leben und das Wenige, das ihnen von Freiheit übrig bleibt, ängſtigt ſie ſo, daß ſie alle Mittel aufſuchen, um es los zu werden. O, Beſtimmung des Menſchen!

Aber eine recht gute Art Volks! Wenn ich mich manchmal vergeſſe, manchmal mit ihnen die Freuden genieße, die den Menſchen noch gewährt ſind, an einem artig beſetzten Tiſch mit aller Offen- und Treuherzigkeit ſich herumpflanzen, eine Spazierfahrt, einen Tanz zur rechten Zeit anzuordnen, und Dergleichen: Das thut eine ganz gute Wirkung auf mich; nur muß mir nicht einfallen, daß noch ſo viele andere Kräfte in mir ruhen, die alle ungenützt verwodern, und die ich ſorgfältig verbergen muß. Ach, Das engt das ganze Herz ſo ein! — Und doch mißverſtanden zu werden, iſt das Schickſal von unſer Einem.

Ach, daß die Freundinn meiner Jugend dahin iſt! — ach, daß ich ſie gekannt habe! — Ich würde ſagen: Du biſt ein Thor, Du ſuch'ſt, was hienieden nicht zu finden iſt. Aber ich habe ſie gehabt, ich habe das Herz gefühlt, die große Seele, in deren Gegenwart ich mir ſchien, mehr zu ſein, als ich war, weil ich Alles war, was ich ſein konnte. Guter Gott! blieb da eine einzige Kraft meiner Seele ungenutzt! Konnt' ich nicht vor ihr das ganze wunderbare Gefühl entwickeln, mit dem mein Herz die Natur umfaßt? War unſer Umgang nicht ein ewiges Weben von der feinſten Empfindung, dem ſchärfſten Witze, deſſen Modificationen bis zur Unart alle mit dem Stempel des Genies bezeichnet waren? Und nun! — Ach, ihre Jahre, die ſie voraus hatte, führten ſie früher in's Grab als mich. Nie werde ich ſie vergeſſen, nie ihren feſten Sinn und ihre göttliche Duldung.

Vor wenig Tagen traf ich einen jungen V... an, einen offenen Jungen, mit einer gar glücklichen Geſichtsbildung. Er kommt erſt von Akademien, dünkt ſich eben nicht weiſe, aber glaubt doch, er wiſſe mehr als Andere. Auch war er fleißig, wie ich an Allerlei ſpüre; kurz, er hat hübliche Kenntniſſe. Da er hörte, daß ich viel zeichnete und Griechiſch könnte (zum Unglücke hier zu Lande), wankte er ſich an mich, und kramte viel Weſens aus, von Matteur bis zu Mosch, von de Piles zu Winckelmann, und verſicherte mich, er habe Sulzer's Theorie, den erſten Theil, ganz durchgeleſen, und beſitze ein Manuſcript von Heyne's über das Studium der Antike. Ich ließ Das gut ſein.

Noch gar einen braven Mann habe ich kennen lernen, den fürſtlichen Amtmann, einen offenen, treuherzigen Menſchen. Man ſagt, es ſoll eine Gemüthskrankheit ſein, ihn unter ſeinen Kindern zu ſehen, deren er neun hat; beſonders macht man viel Weſens von ſeiner ältſten Tochter. Er hat mich zu ſich gebeten, und ich will ihn eh' über Tage beſuchen. Er wohnt auf einem fürſtlichen Jagdhofe, anderthalb Stunden von hier, wohin er nach dem Tode ſeiner Frau zu ziehen die Erlaubniß erhielt, da ihm der Aufenthalt hier in der Stadt und im Amthauſe zu wüſt' that.

Sonſt ſind mir einige verzerrte Originale in den Weg gelaufen, an denen Alles unausſtehlich iſt, am Unerträglichſten ihre Freundſchaftsbezeigungen.

Leb' wohl! Der Brief wird Dir recht ſein? Er iſt ganz hiſtoriſch.

Am 22. Mai.

Daß das Leben des Menſchen nur ein Traum ſei, iſt Manchem ſchon vorgekommen, und auch mir zieht dieſes Gefühl immer herum. Wenn ich die Einſchränkung anſehe, in welcher die thätigen und forſchenden Kräfte des Menſchen eingeſperrt ſind; wenn ich ſehe, wie alle Wirkſamkeit da hinaus läuft, ſich die Befriedigung von Bedürfniſſen zu verſchaffen, die wieder keinen Zweck haben, als unſere arme Exiſtenz zu verlängern, und dann, daß alle Beruhigung über gewiſſe Puncte des Nachforſchens nur eine träumende Reſignation iſt, da man ſich die Wände, zwiſchen denen man gefangen ſitzt, mit bunten Geſtalten und lichten Ausſichten bemalt — das Alles, Wilhelm, macht mich ſtumm. Ich kehre in mich ſelbſt zurück und finde eine Welt wieder mehr in Ahnung und dunkler Begier, als in Darſtellung und lebendiger Kraft. Und da ſchwimmt Alles vor meinen Sinnen, und ich lächle dann ſo träumend weiter in die Welt.

Daß die Kinder nicht wiſſen, warum ſie weinen, darüber alle hochgelehrte Schul- und Hofmeiſter einig: daß aber auch Erwachſene

gleich Kindern auf dieſem Erdboden herumtaumeln, und wie Jene nicht wiſſen, woher ſie kommen und wohin ſie gehen, ebenſo wenig nach wahren Zwecken handeln, ebenſo durch Putzgut und Kuchen und Pfefferneſſer regiert werden: Das will Niemand gern glauben, und mich dünkt, man kann es mit Händen greifen.

Ich geſtehe Dir gern, — denn ich weiß, was Du mir darauf ſagen möchteſt, — daß Diejenigen die Glücklichſten ſind, die, gleich den Kindern, in den Tag hineinleben, ihre Puppen herumſchleppen, auf- und anziehen, und mit großem Reſpect um die Schublade herumſchleichen, wo Mama das Zuckerbrod hineingeſchloſſen hat, und wenn ſie das Gewünſchte endlich erhalten, es mit vollen Backen verzehren und rufen: „mehr!“ — Das ſind glückliche Geſchöpfe. Auch Denen iſt's wohl, die ihren Lumpenbeſchäftigungen oder wohl gar ihren Leidenſchaften prächtige Titel geben, und ſie dem Menſchengeſchlechte als Rieſen-Operationen zu deſſen Heil und Wohlfahrt anſchreiben. — Wohl Dem, der ſo ſein kann! Wer aber in ſeiner Demuth erkennt, wo das Alles hinausläuft; wer da ſieht, wie artig jeder Bürger, dem es wohl iſt, ſein Gärtchen zum Paradieſe zuzuſtutzen weiß, und wie unverdroſſen auch der Unglückliche unter der Bürde ſeinen Weg fortkeucht, und Alle gleich intereſſirt ſind, das Licht dieſer Sonne noch eine Minute länger zu ſehen: — ja, Der iſt ſtill, und bildet auch ſeine Welt aus ſich ſelbſt, und iſt auch glücklich, weil er ein Menſch iſt. Und dann, ſo eingeſchränkt er iſt, hält er doch immer im Herzen das ſüße Gefühl der Freyheit, und daß er dieſen Kerker verlaſſen kann, wann er will.

Am 15. Mai.

Du kennſt von Alters her meine Art, mich anzubauen, wie irgend an einem vertraulichen Orte ein Hüttchen aufzuſchlagen, und da mit aller Einſchränkung zu herbergen. Auch hier habe ich wieder ein Plätzchen angetroffen, das mich angezogen hat.

Ungefähr eine Stunde von der Stadt liegt ein Ort, den ſie Wahlheim *) nennen. Die Lage an einem Hügel iſt ſehr intereſſant, und wenn man oben auf dem Fußpfade zum Dorf heraus geht, überſieht man auf ein Mal das ganze Thal. Eine gute Wirthinn, die gefällig und munter in ihrem Alter iſt, ſchenkt Wein, Bier, Caffee; und was über Alles geht, ſind zwei Linden, die mit ihren ausgebreiteten Aeſten den kleinen Platz vor der Kirche bedecken, der ringsum mit Bauerhöfen, Scheuren und Höfen eingeſchloſſen iſt. So vertraulich, ſo primlich hab' ich nicht leicht ein Plätzchen gefunden, und dahin laß ich mein Tiſchchen aus dem Wirthshauſe bringen und meinen Stuhl, trinke meinen Caffee da, und leſe meinen Homer. Das erſte Mal, als ich durch einen Zufall an einem ſchönen Nachmittage unter die Linden kam, fand ich das Plätzchen ſo einſam. Es war Alles im Felde; nur ein Knabe von ungefähr vier Jahren ſaß an der Erde, und hielt ein anderes, etwa halbjähriges, vor ihm zwiſchen ſeinen Füßen ſitzendes Kind mit beiden Armen wider ſeine Bruſt, ſo daß er ihm zu einer Art von Seſſel diente, und ungeachtet der Munterkeit, womit er aus ſeinen ſchwarzen Augen herumſchaute, ganz ruhig ſaß. Mich vergnügte der Anblick; ich ſetzte mich auf einen Pflug, der gegenüberſtand, und genoß die brüderliche Stellung mit vielem Ergetzen. Ich fügte den nächſten Zaun, ein Scheunendach und einige gebrochene Wagenräder bei, Alles, wie es hinter einander ſtand, und fand nach Verlauf einer Stunde, daß ich eine mannigfaltige, ſehr intereſſante Zeichnung verfertigt hatte, ohne das Mindeſte von dem Meinen hinzugethan. Das beſtärkte mich in meinem Vorſatze, mich künftig allein an die Natur zu halten. Sie allein iſt unendlich reich, und ſie allein bildet den großen Künſtler. Man kann zum Vortheile der Regeln viel ſagen, ungefähr was man zum Lobe der bürgerlichen Geſellſchaft ſagen kann. Ein Menſch, der ſich nach ihnen bildet, wird nie Etwas Abgeſchmacktes und Schlechtes hervorbringen, wie Einer, der ſich durch Geſetze und Wohlſtand modeln läßt, nie ein unerträglicher Nachbar, nie ein merkwürdiger Böſewicht werden kann; dagegen wird aber auch alle Regel, man rede, was man wolle, das wahre Gefühl von Natur und den wahren Ausdruck derſelben zerſtören! Sag' Du, Das iſt zu hart! Sie ſchränkt nur ein, beſchneidet die geilen Reben ꝛc. — Guter Freund, ſoll ich Dir ein Gleichniß geben? Es iſt damit, wie mit der Liebe. Ein junges Herz hängt ganz an einem Mädchen, bringt alle Stunden ſeines Tages bei ihr zu, verſchwendet alle ſeine Kräfte, all' ſein Vermögen, um ihr jeden Augenblick auszudrücken, daß er ſich ganz ihr hingibt. Und da käme ein Philiſter, ein Mann, der in einem öffentlichen Amte ſteht, und ſagte zu ihm: „Feiner, junger Herr! Lieben iſt menſchlich, nur müßt Ihr menſchlich lieben! Theilet Euere Stunden ein, die einen zur Arbeit, und die Erholungsſtunden widmet Euerm Mädchen. Berechnet Euer Vermögen, und was Euch von Euerer Nothdurft übrig bleibt, davon vermehr' ich Euch nicht, ihr

*) Der Leſer wird ſich ſeine Mühe geben, die hier genannten Orte zu ſuchen; man hat ſich genöthigt geſehen, die im Originale befindlichen wahren Namen zu verändern.

Nacht.

In einem hochgewölbten, engen, gothischen Zimmer.
Faust unruhig auf seinem Sessel am Pulte.

Faust.

Habe nun, ach! Philosophie,
Juristerey und Medicin,
Und leider auch Theologie
Durchaus studirt, mit heißem Bemühn!
Da steh' ich nun, ich armer Thor!
Und bin so klug als wie zuvor;
Heiße Magister, heiße Doctor gar,
Und ziehe schon an die zehen Jahr,
Herauf, herab und quer und krumm,
Meine Schüler an der Nase herum —

ein Geſchenk, nur nicht zu oft, zu machen, eine zu ihrem Geburts- und Namenstage ꝛc.“ — Folgt der Menſch, ſo gibt's einen brauchbaren, tüchtigen Menſchen, und ich will ſelbſt jedem Mädchen rathen, ihn in ein Collegium zu ſetzen; nur mit ſeiner Liebe iſt's am Ende, und wenn er ein Künſtler iſt, mit ſeiner Kunſt. O meine Freunde! warum der Strom des Genie's ſo ſelten ausbricht, ſo ſelten in hohen Fluthen hereinbrauſt, und Euere ſtaunende Seele erſchüttert? — Liebe Freunde! Da wohnen die gelehrten Herren auf beiden Seiten des Ufers, denen ihr Gartenhäuschen, Tulpenbeete und Krautfelder zu Grunde gehen würden, die darher in Zeiten mit Dämmen und Mitteln der künftig drohenden Gefahr abzuwehren wiſſen.

Am 27. Mai.

Ich bin, wie ich ſehe, in Verzückung, Entzückung und Perlamation verfallen, und habe darüber vergeſſen, Dir auszuerzählen, was mit den Kindern weiter geworden iſt. Ich ſaß, ganz in maleriſche Empfindung vertieft, die Dir mein geſtriges Blatt ſehr zerſtückt darlegt, auf meinem Pfluge wohl zwei Stunden. Da kommt gegen Abend eine junge Frau auf die Kinder los, die ſich indeß nicht gerührt hatten, mit einem Körbchen am Arm, und ruft von weitem: „Philipp's, Du biſt recht brav.“ Sie grüßte mich, ich dankte ihr, ſtand auf, trat näher hin, und fragte ſie, ob ſie Mutter von den Kindern wäre? Sie bejahte es, und indem ſie dem älteſten einen halben Weck gab, nahm ſie das kleine auf und küßte es mit aller mütterlichen Liebe. „Ich habe,“ ſagte ſie, „meinem Philipp's das Kleine zu halten gegeben, und bin mit meinem Aelteſten in die Stadt gegangen, um weiß' Brod zu holen, und Zucker und ein irden' Dreipfännchen.“ Ich ſah das Alles in dem Korbe, deſſen Deckel abgefallen war. Ich will meinem Hans (Das war der Name des Jüngſten) ein Süppchen kochen zum Abende; der loſe Vogel, der Große, hat mir geſtern das Pfännchen zerbrochen, als er ſich mit Philipps'en um die Schnarre des Brei's zankte. Ich fragte nach dem Aelteſten, und ſie hatte mir kaum geſagt, daß er ſich auf der Wieſe mit einem Paar Gänſen herumjage, als er geſprungen kam, und dem Zweiten eine Haſelgerte mitbrachte. Ich unterhielt mich weiter mit dem Weibe, und erfuhr, daß ſie des Schulmeiſters Tochter ſei, und daß ihr Mann eine Reiſe in die Schweiz gemacht habe, um die Erbſchaft eines Vetters zu holen. „Sie haben ihn d'rum betrügen wollen,“ ſagte ſie, „und ihm auf ſeine Briefe nicht geantwortet; da iſt er ſelbſt hineingegangen. Wenn ihm nur kein Unglück widerfahren iſt! Ich höre Nichts von ihm.“ Es ward mir ſchwer, mich von dem Weibe loszumachen, gab jedem der Kinder einen Kreuzer, und auch ihr's Jüngſte gab ich ihr einen, ihm einen Weck zur Suppe mitzubringen, wenn ſie in die Stadt gingen; und ſo ſchieden wir von einander.

Ich ſage Dir, mein Schatz! wenn meine Sinnen gar nicht mehr halten wollen, ſo lindert all' den Tumult der Anblick eines ſolchen Geſchöpfs, das in glücklicher Geloſſenheit den engen Kreis ſeines Daſeins hingeht, von einem Tage zum andern ſich durchhilft, die Blätter abfallen ſieht, und Nichts dabei denkt, als daß der Winter kommt.

Seit der Zeit bin ich oft draußen. Die Kinder ſind ganz an mich gewöhnt; ſie kriegen Zucker, wenn ich Caffee trinke, und theilen das Butterbrod und die ſaure Milch mit mir des Abends. Sonntags fehlt ihnen der Kreuzer nie; und wenn ich nicht nach der Bethaube ſehe, ſo hat die Wirthin Ordre, ihn anzuzapfen.

Sie ſind vertraut, erzählen mir Märchen, und beſonders ergetze ich mich an ihren Leidenſchaften und ſimpeln Verbrechen des Vorgefallenen, wenn mehr Kinder aus dem Dorfe ſich verſammeln.

Viel Mühe hat mich's gekoſtet, der Mutter ihre Beſorgniß zu nehmen, ſie möchten den Herrn incommodiren.

Am 30. Mai.

Was ich Dir neulich von der Malerei ſagte, gilt gewiß auch von der Dichtkunſt; es iſt nur, daß man das Vortreffliche erkenne, und es auszuſprechen wage, und Das iſt freilich mit Wenigem Viel geſagt. Ich habe heut eine Scene gehabt, die, rein abgeſchrieben, die ſchönſte Idylle von der Welt gäbe; doch was ſoll Dichtung, Scene und Idylle? Muß es denn immer gebeſſelt ſein, wenn wir Theil an einer Naturerſcheinung nehmen ſollen?

Wenn Du auf dieſen Eingang viel Hohes und Vornehmes erwarteſt, ſo biſt Du wieder übel betrogen; es iſt Nichts als ein Bauerburſch, der mich zu dieſer lebhaften Theilnehmung hingeriſſen hat. Ich werde, wie gewöhnlich, ſchlecht erzählen, und Du wirſt mich, wie gewöhnlich, denk ich, übertrieben finden; es iſt wieder Wahlheim und immer Wahlheim, das dieſe Seltenheiten hervorbringt.

Es war eine Geſellſchaft draußen unter den Linden, Caffee zu trinken. Weil ſie mir nicht ganz anſtand, ſo blieb ich unter einem Vorwande zurück.

Ein Bauerburſch kam aus einem benachbarten Hauſe, und beſchäftigte ſich an dem Pfluge, den ich neulich gezeichnet hatte, Etwas zurecht-

gemachen. Da mir ſein Weſen gefiel, erkundete ich ihn ſo, fragte nach ſeinen Umſtänden; wir waren bald bekannt, und wie mir's gewöhnlich mit dieſer Art Leuten geht, bald vertraut. Er erzählte mir, daß er bei einer Witwe in Dienſten ſei, und von ihr gar wohl gehalten werde. Er ſprach ſo Vieles von ihr, und lobte ſie dergeſtalt, daß ich bald merken konnte, er ſei ihr mit Leib und Seele zugethan. Sie ſei nicht mehr jung, ſagte er, ſie ſei von ihrem erſten Mann übel gehalten worden, wolle nicht mehr heirathen, und aus ſeiner Erzählung leuchtete ſo merklich hervor, wie klein, wie reizend ſie für ihn ſei, wie ſehr er wünſche, daß ſie ihn wählen möchte, um das Andenken der Fehler ihres erſten Mannes auszulöſchen, daß ich Wort für Wort wiederholen müßte, um Dir die reine Neigung, die Liebe und Treue dieſes Menſchen anſchaulich zu machen. Ja, ich müßte die Gabe des größten Dichters beſitzen, um Dir zugleich den Ausdruck ſeiner Geberden, die Harmonie ſeiner Stimme, das himmliſche Feuer ſeiner Blicke lebendig darſtellen zu können. Nein, es ſprechen keine Worte die Zartheit aus, die in ſeinem ganzen Weſen und Ausdruck war; es iſt Alles nur plump, was ich wieder vorbringen könnte. Beſonders rührte mich, wie er fürchtete, ich möchte über ſein Verhältniß zu ihr ungleich denken und an ihrer guten Aufführung zweifeln. Wie reizend es war, wenn er von ihrer Geſtalt, von ihrem Körper ſprach, der ihn ohne jugendliche Reize gewaltſam an ſich zog und feſſelte, kann ich mir nur in meinerm innerſten Seele wiederholen. Ich hab' in meinem Leben die dringende Begierde und das heiße ſehnliche Verlangen nicht in dieſer Reinheit geſehen, ja wohl kann ich ſagen, in dieſer Reinheit nicht gedacht und geträumt. Schelte mich nicht, wenn ich Dir ſage, daß bei der Erinnerung dieſer Unſchuld und Wahrheit mir die innerſte Seele glüht, und daß mich das Bild dieſer Treue und Zärtlichkeit überall verfolgt, und daß ich, wie ſelbſt davon entzündet, lechze und ſchmachte.

Ich will nun ſuchen, auch ſie eh'ſtens zu ſehn, oder vielmehr, wenn ich's recht bedenke, ich will's vermeiden. Es iſt beſſer, ich ſehe ſie durch die Augen ihres Liebhabers; vielleicht erſcheint ſie mir vor meinen eig'nen Augen nicht ſo, wie ſie jetzt vor mir ſteht; und warum ſoll ich mir das ſchöne Bild verderben?

Am 10. Junius.

Warum ich Dir nicht ſchreibe? Fragſt Du Das, und biſt doch auch der Gelehrten Einer? Du ſollteſt rathen, daß ich mich wohl befinde, und zwar — kurz und gut, ich habe eine Bekanntſchaft gemacht, die mein Herz näher angeht. Ich habe — ich weiß nicht.

Wie in der Ordnung zu erzählen, wie's zugegangen iſt, daß ich eines der liebenswürdigſten Geſchöpfe habe kennen lernen, wird ſchwer halten. Ich bin vergnügt und glücklich, und alſo kein guter Hiſtorien-Schreiber.

Einen Engel! Pfui! Das ſagt Jeder von der Seinigen, nicht wahr? Und doch bin ich nicht im Stande, Dir zu ſagen, wie ſie vollkommen iſt, warum ſie vollkommen iſt; genug, ſie hat einen meinen Sinn gefangen genommen.

So viel Einfalt bei ſo viel Verſtand, ſo viel Güte bei ſo viel Feſtigkeit, und die Ruhe der Seele bei dem wahren Leben und der Thätigkeit.

Das iſt aber gar kein Gemälde, was ich da von ihr ſage, lauter Abſtraction, die nicht einen Zug ihres Selbſt ausdrücken. Ein ander Mal — nein, nicht ein ander' Mal, jetzt gleich will ich Dir's erzählen. Thu' ich's jetzt nicht, ſo geſchieht es niemals. Denn, unter uns, ſeit ich angefangen habe, zu ſchreiben, war ich ſchon drei Mal im Begriffe, die Feder niederzulegen, mein Pferd ſatteln zu laſſen und hinauszureiten. Und doch ſchwor ich mir heute früh, nicht hinauszureiten, und gehe doch alle Augenblick an's Fenſter, zu ſehen, wie hoch die Sonne noch ſteht. — — —

Ich hab's nicht überwinden können, ich mußte zu ihr hinaus. Da bin ich wieder, Wilhelm, will mein Butterbrod zu Nacht eſſen, und Dir ſchreiben. Welch eine Wonne Das für meine Seele iſt, ſie in dem Kreiſe der lieben muntern Kinder, ihrer acht Geſchwiſter, zu ſehen!

Wenn ich ſo fortfahre, wirſt Du am Ende ſo klug ſein, wie am Anfange. Höre denn, ich will mich zwingen, in's Detail zu gehen.

Ich ſchrieb Dir neulich, wie ich den Amtmann S... habe kennen lernen, und wie er mich gebeten habe, ihn bald in ſeiner Einſiedelei oder vielmehr ſeinem kleinen Königreiche zu beſuchen. Ich vernachläſſigte Das, und wäre vielleicht nie hingekommen, hätte mir der Zufall nicht den Schatz entdeckt, der in der ſtillen Gegend verborgen liegt.

Unſere jungen Leute hatten einen Ball auf dem Lande angeſtellt, zu dem ich mich denn auch willig finden ließ. Ich bot einem hieſigen guten, ſchönen, übrigens unbedeutenden Mädchen die Hand, und es wurde ausgemacht, daß ich eine Kutſche nehmen, mit meiner Tänzerinn und ihrer Baſe nach dem Orte der Luſtbarkeit hinausfahren, und auf dem Wege Charlotten S... mitnehmen ſollte. „Sie werden ein ſchönes Frauenzimmer kennen lernen," ſagte meine Geſellſchafterinn, da wir durch den weiten, ausgehauenen Wald nach dem Jagdhauſe fuhren.

„Nehmen Sie ſich in Acht,“ verſetzte die Base, „daß Sie ſich nicht verlieben!“ Wie ſo, ſagte ich — „Sie iſt ſchon vergeben,“ antwortete Jene, an einen ſehr braven Mann, der weggereiſt iſt, ſeine Sachen in Ordnung zu bringen, weil ſein Vater geſtorben iſt, und ſich um eine anſehnliche Verſorgung zu bewerben. Die Nachricht war mir ziemlich gleichgiltig.

Die Sonne war noch eine Viertelſtunde vom Gebirge, als wir vor dem Holthore anfuhren. Es war ſehr ſchwül, und die Frauenzimmer äußerten ihre Beſorgniß wegen eines Gewitters, das ſich in weißgrauen dampfichten Wölkchen rings am Horizonte zuſammenzuziehen ſchien. Ich täuſchte ihre Furcht mit komiſchlicher Wetterkunde, ob mir gleich ſelbſt zu ahnen anfing, unſere Fröhlichkeit werde einen Stoß leiden.

Ich war ausgeſtiegen, und eine Magd, die an's Thor kam, bat mich, einen Augenblick zu verziehen; Mamſell Lottchen würde gleich kommen. Ich ging durch den Hof nach dem wohlgebauten Hauſe, und da ich die vorliegende Treppe hinaufgehergen war und in die Thür trat, fiel mir das reizendſte Schauſpiel in die Augen, das ich je geſehen habe. In dem Vorſaale wimmelten ſechs Kinder, von eilf zu zwei Jahren um ein Mädchen von ſchöner Geſtalt, mittlerer Größe, die ein ſimples, weißes Kleid mit blaßrothen Schleifen an Arm und Bruſt anhatte — Sie hielt ein ſchwarzes Brod, und ſchnitt ihren Kleinen ringsherum Jedem ſein Stück nach Proportion ihres Alters und Appetit's ab, gab's Jedem mit ſolcher Freundlichkeit, und Jedes wußte ſo ungekünſtelt ſein: Danke! indem es mit den kleinen Händchen lange in die Höhe gereicht hatte, ehe es noch abgeſchnitten war, und nun mit ſeinem Abendbrode vergnügt entweder wegſprang, oder nach ſeinem ſtillen Character gelaſſen davonging, nach dem Holthore zu, um die Fremden und die Kutſche zu ſehen, darinnen ihre Lotte wegfahren ſollte. „Ich bitte um Vergebung,“ ſagte ſie, „daß ich Sie bereinbemühe und die Frauenzimmer warten laſſe. Ueber dem Anziehen und allerlei Beſtellungen für's Haus in meiner Abweſenheit habe ich vergeſſen, meinen Kindern ihr Veſperbrod zu geben, und ſie wollen von Niemanden Brod geſchnitten haben, als von mir.“ Ich machte ihr ein unbedeutendes Compliment; meine ganze Seele ruhte auf der Geſtalt, dem Tone, dem Betragen; und ich hatte eben Zeit, mich von der Ueberraſchung zu erholen, als ſie in die Stube lief, ihre Handſchuhe und den Fächer zu holen. Die Kleinen ſahen mich in einiger Entfernung ſo von der Seite an, und ich ging auf das Jüngſte los, das ein Kind von der glücklichſten Geſichtsbildung war. Es zog ſich zurück, als eben Lotte zur Thür herauskam, und ſagte: „Lottchen, gib dem Herrn Vetter eine Hand.“ Das that der Knabe ſehr freimüthig, und ich konnte mich nicht enthalten, ihn, ungeachtet ſeines kleinen Naſenſchnupfens, herzlich zu küſſen. — Vetter? ſagte ich, indem ich ihr die Hand reichte, glauben Sie, daß ich des Glücks werth ſei, mit Ihnen verwandt zu ſein! „O,“ ſagte ſie mit einem leichtfertigen Lächeln, „unſere Verwandtſchaft iſt ſehr weitläuftig, und es wäre mir leid, wenn Sie der Schlimmſte darunter ſein ſollten.“ Im Gehen gab ſie Sophien, der älteſten Schweſter nach ihr, einem Mädchen von ungefähr eilf Jahren, den Auftrag, wohl auf die Kinder Acht zu haben, und den Papa zu grüßen, wenn er vom Spaziergange nach Hauſe käme. Den Kleinen ſagte ſie, ſie ſollten ihrer Schweſter Sophie folgen, als wenn ſie's ſelber wäre, das denn auch Einige ausdrücklich verſprachen. Eine kleine, naſeweiſe Blondine aber, von ungefähr ſechs Jahren, ſagte: „Du biſt's doch nicht, Lottchen; wir haben Dich doch lieber.“ Die zwei älteſten Knaben waren auf die Kutſche geklettert, und auf mein Verbitten erlaubte ſie ihnen, bis vor den Wald mitzufahren, wenn ſie verſprächen, ſich nicht zu necken und ſich recht feſtzuhalten.

Wir hatten uns kaum zurechtgeſetzt, die Frauenzimmer ſich bewillkommt, wechſelsweiſe über den Anzug, vorzüglich über die Hüte, ihre Anmerkungen gemacht, und die Geſellſchaft, die man erwartete, gehörig durchgezogen: als Lotte den Kutſcher halten, und ihre Brüder herabſteigen ließ, die noch ein Mal ihre Hand zu küſſen begehrten, das denn der älteſte mit aller Zärtlichkeit, die dem Alter von fünfzehn Jahren eigen ſein kann, der andere mit viel Heftigkeit und Leichtſinn that. Sie ließ die Kleinen noch ein Mal grüßen, und wir fuhren weiter.

Die Base fragte, ob ſie mit dem Buche fertig wäre, das ſie ihr neulich geſchickt hätte? „Nein,“ ſagte Lotte, „es gefällt mir nicht; Sie können's wieder haben; das vorige war auch nicht beſſer.“ Ich erſtaunte, als ich fragte, was es für Bücher wären, und ſie mir antwortete: *) Ich fand ſo viel Character in Allem, was ſie ſagte, ich ſah mit jedem Wort neue Reize, neue Strahlen des Geiſtes aus ihren Geſichtszügen hervorbrechen, die ſich nach und nach vergnügt zu entfalten ſchienen, weil ſie an mir fühlte, daß ich ſie verſtand.

„Wie ich jünger war,“ ſagte ſie, „liebte ich Nichts ſo ſehr, als Romane. Weiß Gott, wie

*) Man ſieht ſich genöthigt, die Stelle des Briefes zu unterdrücken, um Niemand Gelegenheit zu einer Beſchwerde zu geben, obgleich im Grunde jedem Leſer Wenig an dem Urtheile eines einzelnen Mädchens und eines jungen, unbekannten Menſchen gelegen ſein kann.

wohl wir's war, wenn ich mich Sonntags so in ein Eckchen setzen und mit ganzem Herzen an dem Glück und Hoffen einer Welt Theil nehmen konnte. Ich läugne auch nicht, daß die Art noch einige Reize für mich hat. Doch da ich so selten an ein Buch komme, so muß es auch recht nach meinem Geschmack sein. Und der Autor ist mir der liebste, in dem ich meine Welt wiederfinde, bei dem es zugeht, wie um mich, und dessen Geschichte mir doch so interessant und herzlich wird, als mein eigen häuslich Leben, das freilich kein Paradies, aber doch im Ganzen eine Quelle mannigfaltiger Glückseligkeit ist."

Ich bemühte mich, meine Bewegungen über diese Worte zu verbergen. Das ging freilich nicht weit: denn da sie mit reicher Wahrheit im Vorbeigehen vom Landprediger von Wakefield, dem *) reden hörte, kam ich ganz außer mich, sagte ihr Alles, was ich wußte, und bemerkte erst nach einiger Zeit, da Lotte das Gespräch an die Andern wendete, daß Diese die Zeit über mit offenen Augen, als schlafen sie nicht da, dagesessen hatten. Die Base sah mich mehr als ein Mal mit einem spöttischen Mädchen an, davon mir aber Nichts gelegen war.

Das Gespräch fiel auf's Vergnügen am Tanze. „Wenn diese Leidenschaft ein Fehler ist," sagte Lotte, „so gestehe ich Ihnen gern, ich weiß mir Nichts über's Tanzen. Und wenn ich was im Kopfe habe, und mir auf meinem verstimmten Clavier einen Contre-Tanz vertrommle, so ist Alles wieder gut."

Wie ich mich unter dem Gespräche in den schwarzen Augen weidete! wie die lebendigen Lippen, und die frischen, muntern Wangen meine ganze Seele anzogen! wie ich, in den herrlichen Sinn ihrer Rede ganz versunken, oft gar die Worte nicht hörte, mit denen sie sich ausdrückte! — davon hast Du eine Vorstellung, weil Du mich kennst. Kurz, ich stieg aus dem Wagen, wie ein Träumender, als wir vor dem Lusthause stille hielten, und war so in Träumen rings in der dämmernden Welt verloren, daß ich auf die Musik kaum achtete, die uns von dem erleuchteten Saal herunter entgegenschallte.

Die zwei Herren, Audran und ein gewisser N. N. — wer behält alle die Namen! — die der Base und Lotte's Tänzer waren, empfingen uns am Schlage, bemächtigten sich ihrer Frauenzimmer, und ich führte das meinige hinauf.

Wir schlangen uns in Menuet's um einander herum; ich forderte ein Frauenzimmer nach dem andern auf, und just die Unleidlichsten konnten nicht dazu kommen, Einem die Hand zu reichen und ein Ende zu machen. Lotte und ihr Tänzer fingen einen Englischen an, und wie wohl mir's war, als sie auch in der Reihe die Figur mit uns anfing, magst Du fühlen. Tanzen muß man sie sehen! Sieh's Du, sie ist so mit ganzem Herzen und mit ganzer Seele dabei, ihr ganzer Körper *eine* Harmonie, so sorglos, so unbefangen, als wenn Das eigentlich Alles wäre, als wenn sie sonst Nichts dächte, Nichts empfinde; und in dem Augenblicke gewiß schwindet alles Andere vor ihr.

Ich bat sie um den zweiten Contre-Tanz; sie sagte mir den dritten zu, und mit der liebenswürdigen Freimüthigkeit von der Welt versicherte sie mir, daß sie herzlich gern Deutsch tanze. „Es ist hier so Mode," fuhr sie fort, „daß jedes Paar, das zusammengehört, bei'm Deutschen zusammenbleibt, und mein Chaperon mag's gern, und dankt mir's, wenn ich ihm die Arbeit erlasse. Ihr Frauenzimmer kann's auch nicht, und mag nicht, und ich habe im Englischen gesehen, daß Sie gut walzen; wenn Sie nun mein sein wollen für's Deutsche, so gehen Sie, und bitten sich's von meinem Herrn aus, und ich will zu Ihrer Dame gehen." Ich gab ihr die Hand darauf, und wir machten aus, daß ihr Tänzer inzwischen meine Tänzerinn unterhalten sollte.

Nun ging's an, und wir ergetzten uns eine Weile an mannigfaltigen Schlingungen der Arme. Mit welchem Reize, mit welcher Flüchtigkeit bewegte sie sich! Und da wir nun gar an's Walzen kamen, und wie die Sphären um einander herum rollten, ging's freilich Anfangs, weil's die Wenigsten können, ein Bischen bunt durcheinander. Wir waren klug, und ließen sie austoben; und als die Ungeschicktesten den Platz geräumt hatten, fielen wir ein, und hielten mit noch einem Paare, mit Audran und seiner Tänzerinn, wacker aus. Nie ist mir's so leicht vom Flecke gegangen. Ich war kein Mensch mehr. Das liebenswürdigste Geschöpf in den Armen zu haben, und mit ihr herum zu fliegen wie Wetter, daß Alles ringsumher verging, und — Wilhelm, um ehrlich zu sein, that ich aber doch den Schwur, daß ein Mädchen, das ich liebte, auf das ich Ansprüche hätte, mir nie mit einem Andern walzen sollte, als mit mir, und wenn ich d'rüber zu Grunde gehen müßte. Du verstehst mich!

Wir machten einige Touren gehend im Saale, um zu verschnaufen. Dann setzte sie sich, und die Orangen, die ich bei Seite gebracht hatte, die nun die einzigen noch übrigen waren, thaten vortreffliche Wirkung, nur daß mir mit jedem Schnittchen, das sie einer unbescheidenen Nach-

*) Man hat auch hier die Namen einiger vaterländischen Autoren weggelassen. Wer Lotten's Vielliebe hat, wird es gewiß an seinem Herzen fühlen, wenn er diese Stelle lesen sollte, und sonst braucht es ja Niemand zu wissen.

deinen Ehren beſſer zuſtehte, ein Stich durch's Herz ging.

Bei'm dritten Engliſchen Tanz waren wir das zweite Paar. Wie mir die Reihe durchlangten und ich, weiß Gott, mit wie viel Wonne, an ihrem Arm und Auge hing, das voll vom wahrſten Ausdruck des eſſenden, reinſten Vergnügens war, kommen wir an eine Frau, die mir wegen ihrer liebenswürdigen Miene auf einem nicht mehr ganz jungen Geſichte merkwürdig geweſen war. Sie ſieht Lotte'n lächelnd an, hebt einen drohenden Finger auf, und nennt den Namen Albert zwei Mal im Vorbeifliegen mit Bedeutung.

Wer iſt Albert, ſagte ich zu Lotte'n, wenn's nicht Vermeſſenheit iſt, zu fragen? Sie war im Begriff zu antworten, als wir uns ſcheiden mußten, um die große Achte zu machen, und mich dünkte, einiges Nachdenken auf ihrer Stirne zu ſehen, als wir ſo vor einander vorbeiflogen. „Was ſoll ich's Ihnen läugnen,“ ſagte ſie, indem ſie mir die Hand zur Promenade bot, „Albert iſt ein braver Menſch, dem ich ſo gut als verlobt bin.“ Nun war mir Das nichts Neues (denn die Mädchen hatten mir's auf dem Wege geſagt), und war mir doch ſo ganz neu, weil ich es noch nicht im Verhältniß auf ſie, die mir in ſo wenig Augenblicken ſo werth geworden war, gedacht hatte. Genug, ich verwirrte mich, vergaß mich, und kam zwiſchen das unrechte Paar hinein, daß Alles d'runter und d'rüber ging, und Lotte'ns ganze Gegenwart und Zerren und Ziehen nöthig war, um es ſchnell wieder in Ordnung zu bringen.

Der Tanz war noch nicht zu Ende, als die Blitze, die mir ſchon lange am Horizonte leuchten geſehen, und die ich immer für Wetterleuchten ausgegeben hatte, viel ſtärker zu werden anfingen, und der Donner die Muſik überſtimmte. Drei Frauenzimmer liefen aus der Reihe, denen ihre Herren folgten; die Unordnung wurde allgemein und die Muſik hörte auf. Es iſt natürlich, wenn uns ein Unglück, oder etwas Schreckliches im Vergnügen überraſcht, daß es ſtärkere Eindrücke auf uns macht als ſonſt, theils wegen des Gegenſatzes, der ſich ſo lebhaft empfinden läßt, theils, und noch mehr, weil unſere Sinnen einmal der Zuthätigkeit geöffnet ſind, und alſo deſto ſchneller einen Eindruck annehmen. Dieſen Urſachen muß ich die wunderbaren Grimaſſen zuſchreiben, in die ich mehrere Frauenzimmer ausbrechen ſah. Die Klügſte ſetzte ſich in eine Ecke, mit dem Rücken gegen das Fenſter, und hielt die Ohren zu. Eine Andere kniete vor ihr nieder, und verbarg den Kopf in der Erſten Schooß. Eine Dritte ſchob ſich zwiſchen Beide hinein, und umfaßte ihre Schweſterchen mit tauſend Thränen. Einige wollten nach Hauſe; Andere, die noch weniger wußten, was ſie thaten, hatten nicht ſo viel Beſonnenheit, den Keckheiten unſerer jungen Schlinder zu ſteuern, die ſehr beſchäftigt zu ſein ſchienen, alle die ängſtlichen Gebete, die dem Himmel beſtimmt waren, von den Lippen der ſchönen Betäubten wegzufangen. Einige unſerer Herren hatten ſich hinausbegeben, um ein Pferdchen in Ruhe zu ziehen, und die übrige Geſellſchaft ſchien es nicht aus, als die Wirthin auf den klugen Einfall kam, und ein Fenſter aufmachen, das Leben und Verhänge hätte. Kaum waren wir da angelangt, als Lotte beſchäftigt war, einen Kreis von Stühlen zu ſtellen, und, als ſich die Geſellſchaft auf ihre Plätze geſetzt hatte, den Vorſchlag zu einem Spiele zu thun.

Ich ſah Manchen, der in Hoffnung auf ein luſtiges Pfand ſein Mäulchen ſpitzte, und ſeine Glieder rückte. Wir ſpielten Zählreim, ſagte ſie. Nun gut Kind! Ich geh' im Kreiſe herum von der Rechten zur Linken, und ſo zählt ihr auch ringsherum, jeder die Zahl, die an ihn kommt; und Das muß gehen wie ein Lauffeuer, und wer ſtockt, oder ſich irrt, kriegt eine Ohrfeige, und ſo bis tauſend. Nun war Das luſtig anzuſehen. Sie ging mit ausgeſtrecktem Arm im Kreiſe herum. Eins, fing der Erſte an, der Nachbar zwei, drei der Folgende und ſo fort. Dann fing ſie an, geſchwinder zu gehen, immer geſchwinder; da verſah's Einer, patſch! eine Ohrfeige, und über Das Gelächter, der Folgende auch patſch! und immer geſchwinder. Ich ſelbſt kriegte zwei Maulſchellen und glaubte mit innigem Vergnügen zu bemerken, daß ſie ſtärker ſeien, als ſie ſie den Uebrigen zuzumeſſen pflegte. Ein allgemeines Gelächter und Geſchwärm endigte das Spiel, ehe noch das Tauſend ausgezählt war. Die Vertrauteſten gegen einander bei Seite, das Gewitter war vorüber, und ich folgte Lotte'n in den Saal. Unterwegs ſagte ſie: „Ueber die Ohrfeigen haben ſie Wetter und Alles vergeſſen!“ — Ich konnte ihr Nichts antworten. — „Ich war,“ fuhr ſie fort, „eine der Furchtſamſten, und indem ich mich herzhaft ſtellte, um den Andern Muth zu geben, bin ich muthig geworden.“ Wir traten an's Fenſter. Es donnerte abſeitwärts, und der herrliche Regen ſäuſelte auf das Land, und der erquickendſte Wohlgeruch ſtieg in aller Fülle einer warmen Luft zu uns auf. Sie ſtand auf ihren Ellenbogen geſtützt; ihr Blick durchdrang die Gegend, ſie ſah gen Himmel und auf mich, ich ſah ihr Auge thränenvoll, ſie legte ihre Hand auf die meinige, und ſagte — Klopſtock! — Ich erinnerte mich ſogleich der herrlichen Ode, die ihr in Gedanken lag, und verſank in dem Strome von Empfindungen, den ſie in dieſer Loſung über mich ausgoß. Ich ertrug's nicht,

neigte mich auf ihre Hand, und küßte ſie unter den wonnevollſten Thränen, und ſah nach ihrem Auge wieder. — Edler! hätteſt Du Deine Vergötterung in dieſem Blicke geſehen, und möchte ich nun Deinen ſo oft entweihten Namen nie wieder nennen hören!

Am 20. Junius.

Wo ich neulich mit meiner Erzählung geblieben bin, weiß ich nicht mehr; Das weiß ich, daß es zwei Uhr des Nachts war, als ich zu Bette kam, und daß, wenn ich Dir hätte vorſchwatzen können, ſtatt zu ſchreiben, ich Dich vielleicht bis an den Morgen aufgehalten hätte.

Was auf unſerer Hereinfahrt vom Balle geſchehen iſt, habe ich noch nicht erzählt, habe auch heute keinen Tag dazu.

Es war der herrlichſte Sonnenaufgang! Der tröpfelnde Wald und das erfriſchte Feld umher! Unſere Geſellſchafterinnen nickten ein. Sie fragte mich, ob ich nicht auch von der Partie ſein wolle; ihretwegen ſollt' ich unbekümmert ſein. — So lange ich dieſe Augen offen ſehe, ſagte ich, und ſah ſie feſt an, ſo lange hat's keine Gefahr. — Und wir haben Beide ausgehalten bis an ihre Thür, da ihr die Magd leiſe aufmachte, und auf ihr Fragen verſicherte, daß Vater und Kleine wohl ſeien, und Alle noch ſchliefen. Da verließ ich ſie mit der Bitte, ſie ſelbigen Tages noch ſehen zu dürfen; ſie geſtand mir's zu, und ich bin gekommen, und ſeit der Zeit können Sonne, Mond und Sterne geruhig ihre Wirthſchaft treiben, ich weiß weder, daß Tag, noch daß Nacht iſt, und die ganze Welt verliert ſich um mich her.

Am 21. Junius.

Ich lebe ſo glückliche Tage, wie ſie Gott ſeinen Heiligen aufſpart; und mit mir mag werden, was will, ſo darf ich nicht ſagen, daß ich die Freuden, die reinſten Freuden des Lebens, nicht genoſſen habe. — Du kennſt mein Wahlheim; dort bin ich völlig etablirt; von da habe ich nur eine halbe Stunde zu Lotte'n; dort fühl' ich mich ſelbſt und alles Glück, das dem Menſchen gegeben iſt.

Hätt' ich gedacht, als ich mir Wahlheim zum Zwecke meiner Spaziergänge wählte, daß es ſo nahe am Himmel läge! Wie oft habe ich das Jagdhaus, das nun alle meine Wünſche einſchließt, auf meinen weitern Wanderungen, bald vom Berge, bald von der Ebne über den Fluß geſehen!

Lieber Wilhelm, ich habe Allerlei nachgedacht, über die Begier im Menſchen, ſich auszubreiten, neue Entdeckungen zu machen, herumzuſchweifen; und dann wieder über den innern Trieb, ſich der Einſchränkung willig zu ergeben, in dem Gleiſe der Gewohnheit ſo hinzufahren und ſich weder um Rechts, noch um Links zu bekümmern.

Es iſt wunderbar: wie ich hierherkam und vom Hügel in das ſchöne Thal ſchaute, wie es mich ringsumher anzog. — Dort das Wäldchen! — Ach, könnteſt Du Dich in ſeine Schatten miſchen! Dort die Spitze des Berges! — Ach, könnteſt Du von da die weite Gegend überſchauen! — Die in einander geketteten Hügel und vertraulichen Thäler! — O, könnte ich mich in ihnen verlieren! — — Ich eilte hin und kehrte zurück, und hatte nicht gefunden, was ich hoffte. O, es iſt mit der Ferne, wie mit der Zukunft! Ein großes, dämmerndes Ganzes ruht vor unſerer Seele, unſere Empfindung verſchwimmt darin, wie unſer Auge, und wir ſehnen uns, ach! unſer ganzes Weſen hinzugeben, uns mit aller Wonne eines einzigen, großen, herrlichen Gefühls anfüllen zu laſſen — und, ach! wenn wir hinzueilen, wenn das Dort nun Hier wird, iſt Alles vor wie nach, und wir ſtehen in unſerer Armuth, in unſerer Eingeſchränktheit, und unſere Seele lechzt nach entſchlüpftem Labſale.

So ſehnt ſich der unruhigſte Vagabund zuletzt wieder nach ſeinem Vaterlande, und findet in ſeiner Hütte, an der Bruſt ſeiner Gattinn, in dem Kreiſe ſeiner Kinder, in den Geſchäften zu ihrer Erhaltung, die Wonne, die er in der weiten Welt vergebens ſuchte.

Wenn ich des Morgens mit Sonnenaufgange hinausgehe nach meinem Wahlheim, und dort im Wirthsgarten mir meine Zuckererbſen ſelbſt pflücke, mich hinſetze, ſie abfädne und dazwiſchen in meinem Homer leſe; wenn ich in der kleinen Küche mir einen Topf wähle, mir Butter ausſteche, Schoten an's Feuer ſtelle, zudecke und mich dazu ſetze, ſie manchmal umzuſchütteln: da fühl' ich ſo lebhaft, wie die übermüthigen Freier der Penelope Ochſen und Schweine ſchlachten, zerlegen und braten. Es iſt Nichts, das mich ſo mit einer ſtillen, wahren Empfindung anfüllte, als die Züge patriarchaliſchen Lebens, die ich, Gott ſei Dank! ohne Affectation in meine Lebensart verweben kann.

Wie wohl iſt mir's, daß mein Herz die ſimple, harmloſe Wonne des Menſchen fühlen kann, der ein Krauthaupt auf ſeinen Tiſch bringt, das er ſelbſt gezogen, und nun nicht den Kohl allein, ſondern all' die guten Tage, den ſchönen Morgen, da er ihn pflanzte, die lieblichen Abende, da er ihn begoß und da er an dem fortſchreitenden Wachsthum ſeine Freude hatte, alle in einem Augenblicke wieder mitgenießt.

Am 20. Junius.

Vorgestern kam der Medicus hier aus der Stadt hinaus zum Amtmann, und fand mich auf der Erde unter Lotte'ns Kindern, wie einige auf mir herumkrabbelten, andere mich nekten, und wie ich sie kitzelte und ein großes Geschrei mit ihnen erregte. Der Doctor, der eine sehr dogmatische Drathpuppe ist, unter'm Reden seine Manschetten in Falten legt und einen Kräusel ohne Ende herauszupft, fand dieses unter der Würde eines geschickten Menschen; Das merkte ich an seiner Nase. Ich ließ mich aber in Nichts stören, ließ ihn sehr vernünftige Sachen abhandeln, und baute den Kindern ihre Kartenhäuser wieder, die sie zerschlagen hatten. Auch ging er darauf in der Stadt herum und beklagte: des Amtmanns Kinder wären so schön ungezogen genug, der Werther verderbe sie nun völlig.

Ja, lieber Wilhelm, meinem Herzen sind die Kinder am nächsten auf der Erde. Wenn ich ihnen zusehe, und in dem kleinen Dinge die Keime aller Tugenden, aller Kräfte sehe, die sie einmal so nöthig brauchen werden; wenn ich in dem Eigensinne künftige Standhaftigkeit und Festigkeit des Characters, in dem Muthwillen guten Humor und Leichtigkeit, über die Gefahren der Welt hinzuschlüpfen, erblicke, Alles so unverdorben, so ganz! — immer, immer wiederhole ich dann die goldenen Worte des Lehrers der Menschen: „Wenn Ihr nicht werdet wie Eines von Diesen!“ Und nun, mein Bester, sie, die unseresgleichen sind, die wir als unsere Muster ansehen sollten, behandeln wir als Unterthanen. Sie sollen keinen Willen haben! — Haben wir denn keinen? Und wo liegt das Vorrecht? — Weil wir älter sind und gescheidter! — Guter Gott von Deinem Himmel! alte Kinder siehst Du und junge Kinder, und Nichts weiter; und an welchen Du mehr Freude hast, Das hat Dein Sohn schon lange verkündigt. Aber sie glauben an ihn, und hören ihn nicht, — Das ist auch was Altes — und bilden ihre Kinder nach sich, und — Adieu, Wilhelm! ich mag darüber nicht weiter raisoniren.

Am 1. Julius.

Was Lotte einem Kranken sein muß, fühl' ich an meinem eigenen armen Herzen, das übler d'ran ist, als manches, das auf dem Siechbette verschmachtet. Sie wird einige Tage in der Stadt bei einer rechtschaff'nen Frau zubringen, die sich nach der Aussage der Aerzte ihrem Ende naht, und in diesen letzten Augenblicken Lotte'n um sich haben will. Ich war vorige Woche mit ihr, den Pfarrer von Et... zu besuchen, ein Oertchen, das eine Stunde seitwärts im Gebirge liegt. Wir kamen gegen Vier dahin. Lotte hatte ihre zweite Schwester mitgenommen. Als wir in den mit zwei hohen Nußbäumen überschatteten Pfarrhof traten, saß der gute, alte Mann auf einer Bank vor der Hausthür, und da er Lotte'n sah, wand er mir verdrießlich, vergaß seinen Knotenstock und wagte sich auf, ihr entgegen. Sie lief hin zu ihm, nöthigte ihn, sich niederzulassen, indem sie sich zu ihm setzte, brachte viele Grüße von ihrem Vater, herzte seinen garstigen, schmutzigen, jüngsten Buben, das Quackelchen seines Alters. Du hättest sie sehen sollen, wie sie den Alten beschäftigte, wie sie ihre Stimme erhob, um seinen halb tauben Ohren vernehmlich zu werden; wie sie ihm von jungen robusten Leuten erzählte, die unvermuthet gestorben wären; von der Vortrefflichkeit des Carlsbades, und wie sie seinen Entschluß lobte, künftigen Sommer hinzugehen; wie sie fand, daß er viel besser aussähe, viel munterer sei als das letzte Mal, da sie ihn gesehen. — Ich hatte indeß der Frau Pfarrerinn meine Höflichkeit gemacht. Der Alte wurde ganz munter, und da ich nicht umhin konnte, die schönen Nußbäume zu loben, die uns so lieblich beschatteten, fing er an, uns, wiewohl mit einiger Beschwerlichkeit, die Geschichte davon zu geben. — Den alten, sagte er, wissen wir nicht, wer den gepflanzt hat: Einige sagen dieser, Andere jener Pfarrer. Der jüngere aber dort hinten ist so alt, als meine Frau, im October fünfzig Jahr. Ihr Vater pflanzte ihn des Morgens, als sie gegen Abend geboren wurde. Er war mein Vorfahr im Amt; und wie lieb ihm der Baum war, ist nicht zu sagen; mir ist er's gewiß nicht weniger. Meine Frau saß darunter auf einem Balken und strickte, da ich vor siebenundzwanzig Jahren als ein armer Student zum ersten Male hier in den Hof kam. Lotte fragte nach seiner Tochter: es hieß, sie sei mit Herrn Schmidt auf die Wiese hinaus zu den Arbeitern, und der Alte fuhr in seiner Erzählung fort: wie sein Vorfahr ihn lieb gewonnen, und die Tochter dazu, und wie er erst sein Vicar und dann sein Nachfolger geworden. Die Geschichte war nicht lange zu Ende, als die Jungfer Pfarrerinn mit dem sogenannten Herrn Schmidt durch den Garten herkam. Sie bewillkommte Lotte'n mit herzlicher Wärme, und ich muß sagen, sie gefiel mir nicht übel; eine rasche, wohlgewachsene Brünette, die Einen die kurze Zeit über auf dem Lande wohl unterhalten hätte. Ihr Liebhaber (denn als solchen stellte sich Herr Schmidt gleich dar) ein feiner, doch stiller Mensch, der sich nicht in unsere Gespräche mischen wollte, ob ihn gleich Lotte immer hereinzog. Was mich am Meisten betrübte, war, daß ich an seinen Gesichtszügen zu bemerken

fühlen, es ſei mehr Eigenſinn und übler Humor, als Eingeſchränktheit des Verſtandes, der ihn ſich mitzutheilen hinderte. In der Folge war Dieß leider nur zu deutlich; denn als Friedrike bei'm Spazierengehen mit Lotte'n und gelegentlich auch mit mir ging, wurde des Herrn Angeſicht, das ohnedieß einer bräunlichen Farbe war, ſo ſichtlich verdunkelt, daß es Zeit war, daß Lotte mich bei'm Aermel zupfte, und mir zu verſtehen gab, daß ich mit Friedrike'n zu artig gethan. Nun verdrießt mich Nichts mehr, als wenn die Menſchen einander plagen, am Meiſten, wenn junge Leute in der Blüthe des Lebens, da ſie am Offenſten für alle Freuden ſein könnten, einander die Paar guten Tage mit Grillen verderben, und nur erſt zu ſpät das Unerſetzliche ihrer Verſchwendung einſehen. Mich wurmte Das, und ich konnte nicht umhin, da wir gegen Abend in den Pfarrhof zurückkehrten und an einem Tiſche Milch aßen, und das Geſpräch auf Freude und Leid der Welt ſich wendete, den Faden zu ergreifen und recht herzlich gegen die üble Laune zu reden. Wir Menſchen beklagen uns oft, fing ich an, daß der guten Tage ſo wenig ſind, und der ſchlimmen ſo viel, und, wie mich dünkt, meiſt mit Unrecht. Wenn wir immer ein offenes Herz hätten, das Gute zu genießen, das uns Gott für jeden Tag bereitet, wir würden alsdann auch Kraft genug haben, das Uebel zu tragen, wenn es kommt. — „Wir haben aber unſer Gemüth nicht in unſerer Gewalt," verſetzte die Pfarrerinn; „wie Viel hängt vom Körper ab! Wenn Einem nicht wohl iſt, iſt's Einem überall nicht recht." — Ich geſtand ihr Das ein. Wir wollen es alſo, fuhr ich fort, als eine Krankheit anſehen und fragen, ob dafür kein Mittel iſt? „Das läßt ſich hören," ſagte Lotte: „ich glaube wenigſtens, daß Viel von uns abhängt. Ich weiß es an mir. Wenn mich Etwas neckt und mich verdrießlich machen will, ſpring' ich auf und ſing' ein Paar Contre-Tänze den Garten auf und ab, gleich iſt's weg." — Das war's, was ich ſagen wollte, verſetzte ich: es iſt mit der übeln Laune völlig, wie mit der Trägheit; denn es iſt eine Art von Trägheit. Unſere Natur hängt ſehr dahin, und doch, wenn wir nur einmal die Kraft haben, uns zu ermannen, geht uns die Arbeit friſch von der Hand, und wir finden in der Thätigkeit ein wahres Vergnügen. Friedrike war ſehr aufmerkſam, und der junge Menſch wandte mir ein: daß man nicht Herr über ſich ſelbſt ſei, und am Wenigſten über ſeine Empfindungen gebieten könne. — Es iſt hier die Frage von einer unangenehmen Empfindung, verſetzte ich, die doch Jedermann gerne los iſt; und Niemand weiß, wie weit ſeine Kräfte gehen, bis er ſie verſucht hat. Gewiß, wer krank iſt, wird bei allen Aerzten herumfragen, und die größten Kaſtgationen, die bitterſten Arzneien wird er nicht abweiſen, um ſeine gewünſchte Geſundheit zu erhalten. Ich bemerkte, daß der eheliche Wilhelm ſein Gehör anſtrengte, um an unſerm Diſcurſe Theil zu nehmen; ich erhob die Stimme, indem ich die Rede gegen ihn wandte. Man predigt gegen ſo viele Laſter, ſagte ich: ich habe noch nie gehört, daß man gegen die üble Laune vom Predigtſtuhle gearbeitet hätte.*) — „Das müſſen die Stadtpfarrer thun," ſagte er, „die Bauern haben keinen böſen Humor; doch könnte es auch zuweilen nicht ſchaden, es wäre eine Lection für ſeine Frau wenigſtens, und für den Herrn Amtmann." — Die Geſellſchaft lachte und er herzlich mit, bis er in einen Huſten verfiel, der unſern Diſcurs eine Zeit lang unterbrach; darauf denn der junge Menſch wieder das Wort nahm: „Sie nannten den böſen Humor ein Laſter; mich dünkt, Das iſt übertrieben." — Mit nichten, gab ich zur Antwort, wenn Das, womit man ſich ſelbſt und ſeinem Nächſten ſchadet, dieſen Namen verdient. Iſt es nicht genug, daß wir einander nicht glücklich machen können, müſſen wir auch noch einander das Vergnügen rauben, das jedes Herz ſich manchmal gewähren kann? Und nennen Sie mir den Menſchen, der übler Laune iſt und ſo brav dabei, ſie zu verbergen, ſie allein zu tragen, ohne die Freude um ſich her zu zerſtören! Oder, iſt ſie nicht vielmehr ein innerer Unmuth über unſere eigene Unwürdigkeit, ein Mißfallen an uns ſelbſt, das immer mit einem Neide verknüpft iſt, der durch eine thörichte Eitelkeit aufgehetzt wird? Wir ſehen glückliche Menſchen, die wir nicht glücklich machen, und Das iſt unerträglich. — Lotte lächelte mich an, da ſie die Bewegung ſah, mit der ich redete, und eine Thräne in Friedrike's Auge ſperrte mich, fortzufahren. — Wehe Denen, ſagte ich, die ſich der Gewalt bedienen, die ſie über ein Herz haben, um ihm die einfachen Freuden zu rauben, die aus ihm ſelbſt hervorkeimen! Alle Geſchenke, alle Gefälligkeiten der Welt erſetzen nicht einen Augenblick Vergnügen an ſich ſelbſt, den uns eine neidiſche Unbehaglichkeit unſers Tyrannen vergällt hat.

Mein ganzes Herz war voll in dieſem Augenblicke; die Erinnerung ſo manches Vergangenen drängten ſich an meine Seele, und die Thränen kamen mir in die Augen.

Wer ſich Das nur täglich ſagte, rief ich aus: Du vermagſt Nichts auf Deine Freunde, als ihnen ihre Freuden zu laſſen und ihr Glück zu

*) Wir haben nun von Lavater'n eine treffliche Predigt hierüber, unter denen aber das Buch Jonas.

vermehren, indem Du es mit ihnen genieſſeſt! Vermagſt Du, wenn ihre innere Seele von einer ängſtigenden Leidenſchaft gequält, vom Kummer zerrüttet iſt, ihnen einen Tropfen Linderung zu geben?

Und wenn die letzte, bange Krankheit dann über das Geſchöpf verhängt, das Du in blühenden Tagen untergraben haſt, und ſie nun da liegt in dem erbärmlichſten Ermatten, das Auge gefühllos gen Himmel ſieht, der Todesſchweiß auf der blaſſen Stirne abwechſelt, und Du vor dem Bette ſtehſt wie ein Verdammter, in dem innigſten Gefühl, daß Du Nichts vermagſt mit Deinem ganzen Vermögen, und die Angſt Dich inwendig krampft, daß Du Alles hingeben möchteſt, dem untergehenden Geſchöpfe einen Tropfen Stärkung, einen Funken Muth einflößen zu können!

Die Erinnerung einer ſolchen Scene, wobei ich gegenwärtig war, fiel mit ganzer Gewalt bei dieſen Worten über mich. Ich nahm das Schnupftuch vor die Augen und verließ die Geſellſchaft, und nur Lotte'ns Stimme, die mir rief: „Wir müſſen fort!“ brachte mich zu mir ſelbſt. Und wie ſie mich auf dem Wege ſchalt über den zu warmen Antheil an Allem, und daß ich darüber zu Grunde gehen würde, daß ich mich ſchonen ſollte! — O der Engel! Um Deinetwillen muß ich leben!

Am 8. Julius.

Sie iſt immer um ihre ſterbende Freundinn, und iſt immer Dieſelbe, immer das gegenwärtige, holde Geſchöpf, das, wo ſie hinſteht, Schmerzen lindert und Glückliche macht. Sie ging geſtern Abend mit Mariane'n und dem kleinen Malchen ſpazieren; ich wußte es und traf ſie an, und wir gingen zuſammen. Nach einem Wege von anderthalb Stunden kamen wir gegen die Stadt zurück, an den Brunnen, der mir ſo werth, und nun tauſend Mal werther iſt. Lotte ſetzte ſich auf's Mäuerchen; wir ſtanden vor ihr. Ich ſah umher, ach! und die Zeit, da mein Herz ſo allein war, lebte wieder vor mir auf. Lieber Brunnen, ſagte ich, ſeither hab' ich nicht mehr an Deiner Kühle geruht, hab' in eilendem Vorübergehn Dich manchmal nicht angeſehn. — Ich blickte hinab und ſah, daß Malchen mit einem Glaſe Waſſer ſehr beſchäftigt heraufſtieg. — Ich ſah Lotte'n an, und fühlte Alles, was ich an ihr habe. Indem kommt Malchen mit einem Glaſe. Mariane wollt' es ihr abnehmen. „Nein!“ rief das Kind mit dem ſüßeſten Ausdrucke, „nein Lottchen, Du ſollſt zuerſt trinken!“ — Ich ward über die Wahrheit, über die Güte, womit ſie Das ausrief, ſo entzückt, daß ich meine Empfindung mit Nichts ausdrücken konnte, als ich nahm das Kind von der Erde und küßte es lebhaft, das ſogleich zu ſchreien und zu weinen anfing. — „Sie haben übel gethan,“ ſagte Lotte. — Ich war betroffen. — „Komm,“ Malchen, fuhr ſie fort, indem ſie es bei der Hand nahm, und die Stufen hinabführte, „da waſche Dich aus der friſchen Quelle, geſchwind, geſchwind, da thut's Nichts.“ — Wie ich ſo daſtand und ſah, mit welcher Emſigkeit das Kleine mit ſeinen naſſen Händchen die Backen rieb, mit welchem Glauben, daß durch die Wunderquelle alle Verunreinigung abgeſpült und die Schmach abgethan würde, einen häßlichen Bart zu kriegen; wie Lotte ſagte: „es iſt genug,“ und das Kind doch immer eifriger fortwuſch, als wenn Viel mehr thäte als Wenig: — ich ſage Dir, Wilhelm, ich habe mit mehr Reſpect wie einer Taufhandlung beigewohnt — und als Lotte heraufkam, hätte ich mich gern vor ihr niedergeworfen, wie vor einem Propheten, der die Sünden einer Nation weggeweiht hat.

Des Abends konnte ich nicht umhin, in der Freude meines Herzens den Vorfall einem Manne zu erzählen, dem ich Menſchenſinn zutraute, weil er Verſtand hat; aber wie kam ich an! Er ſagte, Das ſei ſehr übel von Lotte'n geweſen; man ſolle den Kindern Nichts weiß machen; Dergleichen gebe zu unzähligen Irrthümern und Aberglauben Anlaß, wovor man die Kinder frühzeitig bewahren müſſe. — Nun fiel mir ein, daß der Mann vor acht Tagen hatte taufen laſſen; d'rum ließ ich's vorbeigehen, und blieb in meinem Herzen der Wahrheit getreu: wir ſollen es mit den Kindern machen, wie Gott mit uns, der uns am Glücklichſten macht, wenn er uns in freundlichem Wahne ſo hintaumeln läßt.

Am 8. Julius.

Was man ein Kind iſt! Was man nach einem Blicke geizt! Was man ein Kind iſt! — Wir waren nach Wahlheim gegangen. Die Frauenzimmer fuhren hinaus, und während unſerer Spaziergänge glaubte ich in Lotte'ns ſchwarzen Augen — ich bin ein Thor, verzeih' mir's! Du ſollteſt ſie ſehen, dieſe Augen! — Daß ich kurz bin (denn die Augen fallen mir zu vor Schlaf), ſiehe, die Frauenzimmer ſtiegen ein, da ſtanden um die Kutſche der junge W... Selſtadt und Andran und ich. Da ward aus dem Schlage geplaudert mit den Kerlchen, die freilich leicht und läſtig genug waren. — Ich ſuchte Lotte'ns Augen; ach, ſie gingen von Einem zum Andern! Aber auf mich! mich! der ganz allein auf ſie feſtgnirt daſtand, ſtelen ſie nicht! — Mein Herz ſagte ihr tauſend Adieu! Und ſie ſah mich nicht! Die Kutſche fuhr vorbei und eine Thräne ſtand mir im Auge. Ich ſah ihr

nach, und ſah Lotte'n Kopfzeug ſich zum Schlage heraus lehnen, und ſie wandte ſich um, zu ſehen, ach! nach mir? — Lieber! in dieſer Ungewißheit ſchwebe ich; Das iſt mein Troſt: vielleicht hat ſie ſich auch nach mir umgeſehen! Vielleicht! — Gute Nacht! O, was ich ein Kind bin!

Am 16. Julius.

Die alberne Figur, die ich mache, wenn in Geſellſchaft von ihr geſprochen wird, ſollteſt Du ſehen! Wenn man mich nun gar fragt, wie ſie mir gefällt? — Gefällt! Das Wort haſſe ich auf den Tod. Was muß Das für ein Menſch ſein, dem Lotte gefällt, dem ſie nicht alle Sinnen, alle Empfindungen ausfüllt! Gefällt! Neulich fragte mich Einer, wie mir Oſſian gefiele!

Am 21. Julius.

Frau M... iſt ſehr ſchlecht; ich bete für ihr Leben, weil ich mir Lotte'n denke. Ich ſehe ſie ſelten bei meiner Freundinn, und heute hat ſie mir einen wunderbaren Vorfall erzählt. — Der alte M... iſt ein geiziger, rauziger Filz, der ſeine Frau im Leben was Recht's geplagt und eingeſchränkt hat; doch hat ſich die Frau immer durchzuhelfen gewußt. Vor wenigen Tagen, als der Arzt ihr das Leben abgeſprochen hatte, ließ ſie ihren Mann kommen (Lotte war im Zimmer), und redete ihn alſo an: „Ich muß Dir eine Sache geſtehen, die nach meinem Tode Verwirrung und Verdruß machen könnte. Ich habe bisher die Haushaltung geführt, ſo ordentlich und ſparſam als möglich: allein Du wirſt mir verzeihen, daß ich Dich dieſe dreißig Jahre hintergangen habe. Du beſtimmteſt im Anfange unſerer Heirath ein Geringes für die Beſtreitung der Küche und anderer häuslichen Ausgaben. Als unſere Haushaltung ſtärker wurde, unſer Gewerbe größer, warſt Du nicht zu bewegen, mein Wochengeld nach dem Verhältniſſe zu vermehren; kurz, Du weißt, daß Du in den Zeiten, da ſie am Größten war, verlangteſt, ich ſolle mit ſieben Gulden die Woche auskommen. — Die habe ich denn ohne Widerrede angenommen, und mir den Ueberſchuß wöchentlich aus der Loſung geholt, da Niemand vermuthete, daß die Frau die Caſſe beſtehlen würde. Ich habe Nichts verſchwendet, und wäre auch, ohne es zu bekennen, getroſt der Ewigkeit entgegengegangen, wenn nicht Diejenige, die nach mir das Hausweſen zu führen hat, ſich nicht zu helfen wiſſen würde, und Du doch immer darauf beſtehen könnteſt, Deine erſte Frau ſei damit ausgekommen."

Ich redete mit Lotte'n über die unglaubliche Verblendung des Menſchenſinns, daß Einer nicht argwohnen ſoll, dahinter müſſe was Ander's ſtecken, wenn Ein's mit ſieben Gulden hinreicht, wo man den Aufwand um zwei Mal ſoviel ſieht. Aber ich habe ſelbſt Leute gekannt, die des Propheten ewiges Oelkrüglein ohne Verwunderung in ihrem Hauſe angenommen hätten.

Am 22. Julius.

Nein, ich betrüge mich nicht! Ich ſehe in ihren ſchwarzen Augen wahre Theilnehmung an mir und meinem Schickſal. Ja ich fühle, und darin darf ich meinem Herzen trauen, daß ſie — o, darf ich, kann ich den Himmel in dieſen Worten ausſprechen? — daß ſie mich liebt!

Mich liebt! — Und wie werth ich mir ſelbſt werde, wie ich — Dir darf ich's wohl ſagen, Du haſt Sinn für ſo Etwas — wie ich mich ſelbſt anbete, ſeitdem ſie mich liebt!

Ob Das Vermeſſenheit iſt oder Gefühl des wahren Verhältniſſes? — Ich kenne den Menſchen nicht, von dem ich Etwas in Lotten's Herzen fürchtete: und doch — wenn ſie von ihrem Bräutigam ſpricht, mit ſolcher Wärme, ſolcher Liebe von ihm ſpricht — da iſt mir wie Einem, der aller ſeiner Ehren und Würden entſetzt, und dem der Degen genommen wird.

Am 24. Julius.

Ach, wie mir Das durch alle Adern läuft, wenn mein Finger unverſehens den ihrigen berührt, wenn unſere Füße ſich unter dem Tiſche begegnen! Ich ziehe zurück, wie vom Feuer, und eine geheime Kraft zieht mich wieder vorwärts — mir wird's ſo ſchwindlich vor allen Sinnen — O! und ihre Unſchuld, ihre unbefang'ne Seele fühlt nicht, wie ſehr mich die kleinen Vertraulichkeiten peinigen! Wenn ſie gar im Geſpräch ihre Hand auf die meinige legt, und im Intereſſe der Unterredung näher zu mir rückt, daß der himmliſche Athem ihres Mundes meine Lippen erreichen kann! — Ich glaube zu verſinken, wie vom Wetter gerührt. — Und, Wilhelm! wenn ich mich jemals unterſtehe, dieſen Himmel, dieſes Vertrauen — Du verſtehſt mich. Nein, mein Herz iſt ſo verderbt nicht! Schwach! ſchwach genug! — Und iſt Das nicht Verderben?

Sie iſt mir heilig. Alle Begier ſchweigt in ihrer Gegenwart. Ich weiß nie, wie mir iſt, wenn ich bei ihr bin; es iſt, als wenn die Seele ſich mir in allen Nerven umkehrte. — Sie hat eine Melodie, die ſie auf dem Claviere ſpielet mit der Kraft eines Engels, ſo ſimpel und ſo geiſtvoll! Es iſt ihr Leiblied, und mich ſtellt es von aller Pein, Verwirrung und Grillen her, wenn ſie nur die erſte Note davon greift.

Kein Wort von der alten Zauberkraft der Muſik iſt mir unwahrſcheinlich. Wie mich der

Und sehe, daß wir nichts wissen können!
Das will mir schier das Herz verbrennen.
Zwar bin ich gescheidter als alle die Laffen,
Doctoren, Magister, Schreiber und Pfaffen;
Mich plagen keine Scrupel noch Zweifel,
Fürchte mich weder vor Hölle noch Teufel —
Dafür ist mir auch alle Freud' entrissen,
Bilde mir nicht ein was rechts zu wissen,
Bilde mir nicht ein, ich könnte was lehren,
Die Menschen zu bessern und zu bekehren.
Auch hab' ich weder Gut noch Geld,
Noch Ehr' und Herrlichkeit der Welt.
Es möchte kein Hund so länger leben!
Drum hab' ich mich der Magie ergeben,
Ob mir, durch Geistes Kraft und Mund
Nicht manch Geheimniß würde kund;
Daß ich nicht mehr, mit saurem Schweiß,
Zu sagen brauche, was ich nicht weiß;
Daß ich erkenne, was die Welt
Im Innersten zusammen hält,
Schau' alle Wirkenskraft und Samen,
Und thu' nicht mehr in Worten kramen.

einfache Geſang angreift! Und wie ſie ihn anzubringen weiß, oft zur Zeit, wo ich mir eine Kugel vor den Kopf ſchießen möchte! Die Irrung und Finſterniß meiner Seele zerſtreut ſich, und ich athme wieder freier.

Am 12. Julius.

Wilhelm, was iſt unſerem Herzen die Welt ohne Liebe? Was eine Zauberlaterne iſt ohne Licht! Kaum bringſt Du das Lämpchen hinein, ſo ſcheinen Dir die bunteſten Bilder an Deine weiße Wand! Und wenn's Nichts wäre als Das, als vorübergehende Phantome, ſo macht's doch immer unſer Glück, wenn wir wie friſche Jungen davorſtehen, und uns über die Wundererſcheinung entzücken. Heute konnte ich nicht zu Lotte'n; eine unvermeidliche Geſellſchaft hielt mich ab. Was war zu thun? Ich ſchickte meinen Diener hinaus, nur um einen Menſchen um mich zu haben, der ihr heute nahe gekommen wäre. Mit welcher Ungeduld ich ihn erwartete, mit welcher Freude ich ihn wiederſah! Ich hätte ihn gern beim Kopfe genommen und geküßt, wenn ich mich nicht geſchämt hätte.

Man erzählt von dem bononiſchen Steine, daß er, wenn man ihn in die Sonne legt, ihre Strahlen anzieht, und eine Weile bei Nacht leuchtet. So war mir's mit dem Burſchen. Das Gefühl, daß ihre Augen auf ſeinem Geſichte, ſeinen Backen, ſeinen Rockknöpfen und dem Kragen am Sürtout geruht hatten, machte mir das Alles ſo heilig, ſo werth! Ich hätte in dem Augenblick den Jungen nicht um tauſend Thaler gegeben. Es war mir ſo wohl in ſeiner Gegenwart. — Bewahre Dich Gott, daß Du darüber lacheſt! Wilhelm, ſind Das Phantome, wenn es uns wohl iſt?

Am 13. Julius.

Ich werde ſie ſehen! ruf' ich Morgens aus, wenn ich mich ermuntere, und mit aller Heiterkeit der ſchönen Sonne entgegenblicke; ich werde ſie ſehen! Und da habe ich für den ganzen Tag keinen Wunſch weiter. Alles, Alles verſchlingt ſich in dieſer Ausſicht.

Am 20. Julius.

Du're Idee will noch nicht die meinige werden, daß ich mit dem Geſandten nach *** gehen ſoll. Ich liebe die Subordination nicht ſehr, und wir wiſſen Alle, daß der Mann noch dazu ein widriger Menſch iſt. Meine Mutter möchte mich gern in Activität haben, ſagſt Du. Das hat mich zu lachen gemacht. Bin ich jetzt nicht auch activ? Und iſt's im Grunde nicht einerlei, ob ich Erbſen zähle oder Linſen? Alles in der Welt läuft doch auf eine Lumperei hinaus, und ein Menſch, der um Anderer willen, ohne daß es ſeine eigene Leidenſchaft, ſein eigenes Bedürfniß iſt, ſich um Geld oder Ehre oder ſonſt was abarbeitet, iſt immer ein Thor.

Am 22. Julius.

Da Dir ſo ſehr daran gelegen iſt, daß ich mein Zeichnen nicht vernachläſſige, möchte ich lieber die ganze Sache übergehen, als Dir ſagen, daß ſeither wenig gethan wird.

Noch nie war ich glücklicher, noch nie war meine Empfindung an der Natur, bis auf's Steinchen, auf's Gräschen herunter, voller und inniger; und doch — Ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken ſoll, meine vorſtellende Kraft iſt ſo ſchwach, Alles ſchwimmt mit ſchwankt ſo vor meiner Seele, daß ich keinen Umriß packen kann; aber ich bilde mir ein, wenn ich Thon hätte oder Wachs, ſo wollte ich's wohl heraus bilden. Ich werde auch Thon nehmen, wenn's länger währt, und kneten, und ſollten's Kuchen werden.

Lotte'ns Portrait habe ich drei Mal angefangen, und habe mich drei Mal prächtig blamirt, das mich um ſo mehr verdrießt, weil ich vor einiger Zeit ſehr glücklich im Treffen war. Darauf habe ich denn ihren Schattenriß gemacht, und damit ſoll mir genügen.

Am 24. Julius.

Ja, liebe Lotte, ich will Alles beſorgen und beſtellen; geben Sie mir nur mehr Aufträge, nur recht oft. Um Eins bitte ich Sie: keinen Sand mehr auf die Zettelchen, die Sie mir ſchreiben. Heute führte ich es ſchnell nach der Lippe, und die Zähne knirſchten mir.

Am 26. Julius.

Ich habe mir ſchon manchmal vorgenommen, ſie nicht ſo oft zu ſehen. Ja, wer Das halten könnte! Alle Tage unterlieg' ich der Verſuchung, und verſpreche mir heilig: morgen willſt Du ein Mal wegbleiben; und wenn der Morgen kommt, finde ich doch wieder eine unwiderſtehliche Urſache, und ehe ich mich's verſehe, bin ich bei ihr. Entweder ſie hat des Abends geſagt: „Sie kommen doch morgen?“ — Wer könnte da wegbleiben? Oder ſie gibt mir einen Auftrag, und ich finde ſchicklich, ihr ſelbſt die Antwort zu bringen; oder der Tag iſt gar zu ſchön, ich gehe nach Wahlheim, und wenn ich nun da bin, iſt's nur noch eine halbe Stunde zu ihr! — Ich bin zu nahe in der Atmoſphäre — Zuck! ſo bin ich dort. Meine Großmutter hatte ein Mährchen vom Magneten-Berg: die Schiffe, die zu nahe kamen, wurden auf ein Mal alles Eiſenwerks beraubt, die Nägel flogen dem Berge zu, und

die armen Elenden ſcheiterten zwiſchen den über einander ſtürzenden Betten.

Am 20. Julius.

Albert iſt angekommen, und ich werde gehen; und wenn er der beſte, der edelſte Menſch wäre, unter dem ich mich in jeder Betrachtung zu ſtellen bereit wäre, ſo wär's unerträglich, ihn vor meinem Angeſicht im Beſitz ſo vieler Vollkommenheiten zu ſehen. — Beſitz! — Genug, Wilhelm, der Bräutigam iſt da! Ein braver, liebender Mann, dem man gut ſein muß. Glücklicher Weiſe war ich nicht bei'm Empfange! Das hätte mir das Herz zerriſſen. Auch iſt er ſo ehrlich und hat Lotte'n in meiner Gegenwart noch nicht ein einzig Mal geküßt. Das lohn' ihm Gott! Um des Reſpect's willen, den er vor dem Mädchen hat, muß ich ihn lieben. Er will mir wohl, und ich vermuthe, Das iſt Lotte'ns Werk mehr, als ſeiner eignen Empfindung: denn darin ſind die Weiber fein, und haben Recht; wenn ſie zwei Verehrer in gutem Vernehmen mit einander erhalten können, iſt der Vortheil immer ihr, ſo ſelten es auch angeht.

Indeß kann ich Albert'en meine Achtung nicht verſagen. Seine gelaſſene Außenſeite ſticht gegen die Unruhe meines Charakters ſehr lebhaft ab, die ſich nicht verbergen läßt. Er hat viel Gefühl und weiß, was er an Lotte'n hat. Er ſcheint wenig üble Laune zu haben, und Du weißt, Das iſt die Sünde, die ich ärger haſſe am Menſchen, als alles Andere.

Er hält mich für einen Menſchen von Sinn; und meine Anhänglichkeit an Lotte'n, meine warme Freude, die ich an allen ihren Handlungen habe, vermehrt ſeinen Triumph und er liebt ſie nur deſto mehr. Ob er ſie nicht manchmal mit kleiner Eiferſüchtelei peinigt, Das laſſe ich dahin geſtellt ſein; wenigſtens würd' ich an ſeinem Platze nicht ganz ſicher vor dieſem Teufel bleiben.

Dem ſei nun, wie ihm wolle! Meine Freude, bei Lotte'n zu ſein, iſt hin. Soll ich Das Thorheit nennen oder Verblendung? — Was braucht's Namen! Erzähl' die Sache an ſich. — Ich wußte Alles, was ich jetzt weiß, ehe Albert kam; ich wußte, daß ich keine Prätenſion an ſie zu machen hatte, machte auch keine — das heißt, inſofern es möglich iſt, bei ſo viel Liebenswürdigkeit nicht zu begehren — und jetzt macht der Fratze große Augen, da der Andere nun wirklich kommt, und ihm das Mädchen wegnimmt.

Ich beiße die Zähne auf einander und ſpotte Derer doppelt und dreifach, die ſagen können, ich ſollte mich reſigniren, und weil es nun ein Mal nicht anders ſein könnte — Schafft mir dieſe Strohmänner vom Halſe! — Ich laufe in den Wäldern herum, und wenn ich zu Lotte'n komme, und Albert bei ihr ſitzt im Gärtchen unter der Laube, und ich nicht weiter kann, ſo bin ich ausgelaſſen närriſch, und ſange viel verwirrtes Zeug an. — „Um Gotteswillen,“ ſagte mir Lotte jüngſt, „ich bitte Sie, keine Scene, wie die von geſtern Abend! Sie ſind fürchterlich, wenn Sie ſo luſtig ſind.“ — Unter uns, ich paſſe die Zeit ab, wenn er zu ihm hat; watſch! bin ich d'raus; und da iſt mir's immer wohl, wenn ich ſie allein finde.

Am 8. Auguſt.

Ich bitte Dich, lieber Wilhelm, es war gewiß nicht auf Dich gemünzt, wenn ich die Menſchen unerträglich ſchalt, die von uns Ergebung in unvermeidliche Schickſale fordern. Ich dachte wahrlich nicht daran, daß Du von ähnlicher Meinung ſein könnteſt. Und im Grunde haſt Du Recht. Nur Eins, mein Beſter! In der Welt iſt es ſehr ſelten mit dem Entweder, Oder gethan; die Empfindungen und Handlungsweiſen ſchattiren ſich ſo mannigfaltig, als Abſtände zwiſchen einer Habichts- und Stumpfnaſe ſind.

Du wirſt mir alſo nicht übel nehmen, wenn ich Dir Dein ganzes Argument einräume, und mich doch zwiſchen dem Entweder, Oder durchzuſtehlen ſuche.

„Entweder,“ ſagſt Du, „haſt Du Hoffnung auf Lotte'n, oder Du haſt keine. Gut! im erſten Fall ſuche ſie durchzutreiben, ſuche die Erfüllung Deiner Wünſche zu umfaſſen: im andern Fall ermanne Dich, und ſuche einer elenden Empfindung los zu werden, die alle Deine Kräfte verzehren muß.“ — Beſter! Das iſt wohl geſagt, und — bald geſagt.

Und kannſt Du von dem Unglücklichen, deſſen Leben unter einer ſchleichenden Krankheit unaufhaltſam allmälig abſtirbt, kannſt Du von ihm verlangen, er ſolle durch einen Dolchſtoß der Qual auf ein Mal ein Ende machen? Und raubt das Uebel, das ihm die Kräfte verzehrt, ihm nicht auch zugleich den Muth, ſich davon zu befreien?

Zwar könnteſt Du mir mit einem verwandten Gleichniſſe antworten: Wer ließe ſich nicht lieber den Arm abnehmen, als daß er durch Zaudern und Zagen ſein Leben auf's Spiel ſetzte? — Ich weiß nicht! — und wir wollen uns nicht in Gleichniſſen herumbeißen. Genug! — Ja, Wilhelm, ich habe manchmal ſo einen Augenblick aufſpringenden, abſchüttelnden Muths, und da — wenn ich nur wüßte, wohin? ich ginge wohl.

Abends.

Mein Tagebuch, das ich ſeit einiger Zeit vernachläſſiget, fiel mir heut wieder in die Hände,

und ich bin erstaunt, wie ich so wissentlich in das Alles, Schritt vor Schritt, hineingegangen bin! Wie ich über meinen Zustand immer so klar gesehen und doch gehandelt habe, wie ein Kind, jetzt noch so klar sehe, und es noch keinen Anschein zur Besserung hat.

Am 20. August.

Ich könnte das beste, glückseligste Leben führen, wenn ich nicht ein Thor wäre. So schöne Umstände vereinigen sich nicht leicht, eines Menschen Seele zu ergetzen, als die sind, in denen ich mich jetzt befinde. Ach, so gewiß ist's, daß unser Herz allein sein Glück macht! — Ein Glied der liebenswürdigsten Familie zu sein; von dem Alten geliebt zu werden, wie ein Sohn; von den Kleinen, wie ein Vater, und von Lotte'n! — dann der ehrliche Albert, der durch keine launische Unart mein Glück stört, der mich mit herzlicher Freundschaft umfaßt, dem ich nach Lotte'n das Liebste auf der Welt bin! — Wilhelm, es ist eine Freude, uns zu hören, wenn wir spatziren gehen und uns einander von Lotte'n unterhalten: es ist in der Welt nichts Lächerlicher's erfunden worden, als dieses Verhältniß, und doch kommen mir oft darüber die Thränen in die Augen.

Wenn er mir von ihrer rechtschaffenen Mutter erzählt; wie sie auf ihrem Todbette Lotte'n ihr Haus und ihre Kinder übergeben, und ihm Lotte'n anbefohlen habe; wie seit der Zeit ein ganz anderer Geist Lotte'n belebt habe; wie sie, in der Sorge für ihre Wirthschaft und in dem Ernste, eine wahre Mutter geworden; wie kein Augenblick ihrer Zeit ohne thätige Liebe, ohne Arbeit verstrichen, und dennoch ihre Munterkeit, ihr leichter Sinn sie nie dabei verlassen habe. — Ich gehe so neben ihm hin, und pflücke Blumen am Wege, füge sie sehr sorgfältig in einen Strauß, und — werfe sie in den vorüber fließenden Strom, und sehe ihnen nach, wie sie leise hinunter wallen. — Ich weiß nicht, ob ich Dir geschrieben habe, daß Albert hier bleiben und ein Amt mit einem artigen Auskommen vom Hofe erhalten wird, wo er sehr beliebt ist. In Ordnung und Emsigkeit in Geschäften habe ich wenig Seinesgleichen gesehen.

Am 12. August.

Gewiß, Albert ist der beste Mensch unter dem Himmel! Ich habe gestern eine wunderbare Scene mit ihm gehabt. Ich kam zu ihm, um Abschied von ihm zu nehmen; denn mich wandelte die Lust an, in's Gebirge zu reiten, von woher ich Dir auch jetzt schreibe; und wie ich in der Stube auf- und abgehe, fallen mir seine Pistolen in die Augen. Borge mir die Pistolen, sagte ich, zu meiner Reise. „Meinetwegen," sagte er, „wenn Du Dir die Mühe nehmen willst, sie zu laden; bei mir hängen sie nur pro forma." Ich nahm eine herunter, und er fuhr fort: „Seit mir meine Vorsicht einen so unartigen Streich gespielt hat, mag ich mit dem Zeuge Nichts mehr zu thun haben." — Ich war neugierig, die Geschichte zu wissen. — „Ich hielt mich," erzählte er, „wohl ein Vierteljahr auf dem Lande bei einem Freunde auf, hatte ein Paar Terzerolen ungeladen, und schlief ruhig. Einmal an einem regnichten Nachmittage, da ich müßig sitze, weiß ich nicht, wie mir einfällt: wir könnten überfallen werden, wir könnten die Terzerolen nöthig haben, und könnten — Du weißt ja, wie Das ist. Ich gab sie dem Bedienten, sie zu putzen und zu laden; und Der dahlt mit dem Mädchen, will sie erschrecken, und, Gott weiß, wie, das Gewehr geht los, da der Ladstock noch d'rin steckt, und schießt den Ladstock einem Mädchen zur Maus herein an der rechten Hand, und zerschlägt ihr den Daumen. Da hatte ich das Lamentiren, und die Cur zu bezahlen obendrein, und seit der Zeit laß ich alles Gewehr ungeladen. Lieber Schatz, was ist Vorsicht? Die Gefahr läßt sich nicht antiziren! Zwar — Nun weißt Du, daß ich den Menschen sehr lieb habe bis auf seine Zwar; denn versteht sich's nicht von selbst, daß jeder allgemeine Satz Ausnahmen leidet? Aber so rechtfertig ist der Mensch! wenn er glaubt, etwas Uebereiltes, Allgemeines, Halbwahres gesagt zu haben: so hört er Dir nicht auf zu limitiren, zu modificiren, und ab und zu zu thun, bis zuletzt gar Nichts mehr an der Sache ist." Und bei diesem Anlaß kam er sehr tief in Text: ich hörte endlich gar nicht weiter auf ihn, verfiel in Grillen, und mit einer auffallenden Geberde drückte ich mir die Mündung der Pistole über's rechte Aug' an die Stirn. „Pfui!" sagte Albert, indem er mir die Pistole herabzog, „was soll Das?" — Sie ist nicht geladen, sagte ich. — „Und auch so, was soll's?" versetzte er ungeduldig. „Ich kann mir nicht vorstellen, wie ein Mensch so thöricht sein kann, sich zu erschießen; der bloße Gedanke erregt mir Widerwillen."

Daß Ihr Menschen, rief ich aus, um von einer Sache zu reden, gleich sprechen müßt: Das ist thöricht; Das ist klug; Das ist gut; Das ist bös! Und was will das Alles heißen? Habt Ihr deßwegen die innern Verhältnisse einer Handlung erforscht? Wißt Ihr mit Bestimmtheit die Ursachen zu entwickeln, warum sie geschah, warum sie geschehen mußte? Hättet Ihr Das, Ihr würdet nicht so eilfertig mit Euern Urtheilen sein.

„Du wirst mir zugeben," sagte Albert, „daß gewisse Handlungen lasterhaft bleiben, sie mögen geschehen, aus welchem Beweggrunde sie wollen."

Ich zuckte die Achseln, und gab's ihm zu. Doch, mein Lieber, fuhr ich fort, finden sich auch hier einige Ausnahmen. Es ist wahr, der Diebstahl ist ein Laster: aber der Mensch, der, um sich und die Seinigen vom gegenwärtigen Hungertode zu erretten, auf Raub ausgeht, verdient der Mitleiden oder Strafe? Wer hebt den ersten Stein auf gegen den Ehemann, der im gerechten Zorne sein untreues Weib und ihren nichtswürdigen Verführer aufopfert; — gegen das Mädchen, das in einer wonnevollen Stunde sich in den unwiderstehlichen Freuden der Liebe verliert? Unsere Gesetze selbst, diese kaltblütigen Pedanten, lassen sich rühren und halten ihre Strafe zurück.

„Das ist ganz anders," versetzte Albert, „weil ein Mensch, den seine Leidenschaften hinreißen, alle Besinnungskraft verliert und als ein Trunkener, als ein Wahnsinniger angesehen wird."

Ach, Ihr vernünftigen Leute! rief ich lächelnd aus. Leidenschaft! Trunkenheit! Wahnsinn! Ihr steht so gelassen, so ohne Theilnehmung da, Ihr sittlichen Menschen! schmäht den Trinker, verabscheut den Unsinnigen, geht vorbei, wie der Priester, und dankt Gott, wie der Pharisäer, daß er Euch nicht gemacht hat, wie einen von Diesen. Ich bin mehr als ein Mal trunken gewesen, meine Leidenschaften waren nie weit vom Wahnsinn, und Beides reut mich nicht: denn ich habe in meinem Maße begreifen lernen, wie man alle außerordentliche Menschen, die etwas Großes, etwas Unmöglichscheinendes wirkten, von jeher für Trunkene und Wahnsinnige ausschreien mußte.

Aber auch im gemeinen Leben ist's unerträglich, fast einem Jeden bei halbweg einer freien, edeln, unerwarteten That nachrufen zu hören: „Der Mensch ist trunken, der ist närrisch!" — Schämt Euch, Ihr Nüchternen! Schämt Euch, Ihr Weisen!

„Das sind nun wieder von Deinen Grillen," sagte Albert. Du übertreibst Alles, und hast wenigstens hier gewiß Unrecht, daß Du den Selbstmord, wovon jetzt die Rede ist, mit großen Handlungen vergleichst, da man es doch für nichts Anders als eine Schwäche halten kann. Denn freilich ist es leichter, zu sterben, als ein qualvolles Leben standhaft zu ertragen.

Ich war im Begriff, abzubrechen; denn kein Argument bringt mich so aus der Fassung, als wenn Einer mit einem unbedeutenden Gemeinspruche angezogen kommt, wenn ich aus ganzem Herzen rede. Doch faßte ich mich, weil ich's schon oft gehört und mich öfter darüber geärgert hatte, und versetzte ihm mit einiger Lebhaftigkeit: Du nennst Das Schwäche? Ich bitte Dich, laß Dich vom Anscheine nicht verführen! Ein Volk, das unter dem unerträglichen Joch eines Tyrannen seufzt, darfst Du Das schwach heißen, wenn es endlich aufgährt und seine Ketten zerreißt? Ein Mensch, der über dem Schrecken, daß Feuer sein Haus ergriffen hat, alle Kräfte gespannt fühlt, und mit Leichtigkeit Lasten wegträgt, die er bei ruhigem Sinne kaum bewegen kann; Einer, der in der Wuth der Beleidigung es mit Sechsen aufnimmt, und sie überwältigt, sind Die schwach zu nennen? Und, mein Guter, wenn Anstrengung Stärke ist, warum soll die Ueberspannung das Gegentheil sein? — Albert sah mich an und sagte: „Nimm mir's nicht übel; die Beispiele, die Du da gibst, scheinen hierher gar nicht zu gehören." — Es mag sein, sagte ich; man hat mir schon öfters vorgeworfen, daß meine Combinations-Art manchmal an Sophisterei grenze. Laßt uns denn sehen, ob wir uns auf eine andere Weise vorstellen können, wie dem Menschen zu Muthe sein mag, der sich entschließt, die sonst angenehme Bürde des Lebens abzuwerfen. Denn nur insofern wir mitempfinden, haben wir Ehre, von einer Sache zu reden.

Die menschliche Natur, fuhr ich fort, hat ihre Grenzen; sie kann Freude, Leid, Schmerzen bis auf einen gewissen Grad ertragen, und geht zu Grunde, sobald d e r überstiegen ist. Hier ist also nicht die Frage, ob Einer schwach oder stark ist, sondern ob er das Maß seines Leidens ausdauern kann, es mag nun moralisch oder körperlich sein? Und ich finde es ebenso wunderbar, zu sagen, der Mensch ist feige, der sich das Leben nimmt, als es ungehörig wäre, d e n einen Feigen zu nennen, der an einem bösartigen Fieber stirbt.

„Parador! sehr parador!" rief Albert aus. — Nicht so sehr, als Du denkst, versetzte ich. Du gibst mir zu, wir nennen Das eine Krankheit zum Tode, wodurch die Natur so angegriffen wird, daß theils ihre Kräfte verzehrt, theils so außer Wirkung gesetzt werden, daß sie sich nicht wieder aufzuhelfen, durch keine glückliche Revolution den gewöhnlichen Umlauf des Lebens wieder herzustellen fähig ist.

Nun, mein Lieber, laß uns Das auf den Geist anwenden! Sieh' den Menschen an in seiner Eingeschränktheit, wie Eindrücke auf ihn wirken, Ideen sich bei ihm festsetzen, bis endlich eine wachsende Leidenschaft ihn aller ruhigen Sinneskraft beraubt und ihn zu Grunde richtet.

Vergebens, daß der gelassene, vernünftige Mensch den Zustand eines Unglücklichen übersieht; vergebens, daß er ihm zuredet! Ebenso wie ein Gesunder, der am Bette des Kranken ihm von seinen Kräften nicht das Geringste einflößen kann.

Albert'en war Das zu allgemein gesprochen. Ich erinnerte ihn an ein Mädchen, das man vor weniger Zeit im Wasser todt gefunden, und wiederholte ihm ihre Geschichte. — Ein gutes Geschöpf, das in dem engen Kreise häuslicher Beschäftigungen, wöchentlicher, bestimmter Arbeit, herangewachsen war, das weiter keine Aussicht von Vergnügen kannte, als etwa Sonntags in einem nach und nach zusammengeschafften Putz mit Ihresgleichen um die Stadt spazieren zu gehen, vielleicht alle hohe Feste ein Mal zu tanzen, und übrigens mit aller Lebhaftigkeit des herzlichsten Antheils manche Stunde über den Anlaß eines Zankes, einer übeln Nachrede mit einer Nachbarin zu verplaudern. — Deren feurige Natur fühlt nun endlich innigere Bedürfnisse, die durch die Schmeicheleien der Männer vermehrt werden; ihre vorigen Freuden werden ihr nach und nach unschmackhaft, bis sie endlich einen Menschen antrifft, zu dem ein unbekanntes Gefühl sie unwiderstehlich hinreißt, auf den sie nun alle ihre Hoffnungen wirft, die Welt rings um sich vergißt, Nichts hört, Nichts sieht, Nichts fühlt als ihn, den Einzigen, sich nur sehnt nach ihm, dem Einzigen. Durch die leeren Vergnügen einer unbeständigen Eitelkeit nicht verdorben, zieht ihr Verlangen gerade nach dem Zweck; sie will die Seinige werden, sie will in ewiger Verbindung all' das Glück antreffen, das ihr mangelt, die Vereinigung aller Freuden genießen, nach denen sie sich sehnte. Wiederholtes Versprechen, das ihr die Gewißheit aller Hoffnungen versiegelt, kühne Liebkosungen, die ihre Begierden vermehren, umfangen ganz ihre Seele; sie schwebt in einem dumpfen Bewußtsein, in einem Vorgefühl aller Freuden, sie ist bis auf den höchsten Grad gespannt, sie streckt endlich ihre Arme aus, all' ihre Wünsche zu umfassen — und ihr Geliebter verläßt sie. — Erstarrt, ohne Sinne, steht sie vor einem Abgrunde; Alles ist Finsterniß um sie her; keine Aussicht, kein Trost, keine Ahnung; denn Der hat sie verlassen, in dem sie allein ihr Dasein fühlte! Sie sieht nicht die weite Welt, die vor ihr liegt, nicht die Vielen, die ihr den Verlust ersetzen könnten, sie fühlt sich allein, verlassen von der Welt — und blind, in die Enge gepreßt von der entsetzlichen Noth ihres Herzens, stürzt sie sich hinunter, um in einem rings umfangenden Tode alle ihre Qualen zu ersticken. — Sieh', Albert, Das ist die Geschichte so manches Menschen! — und sag', ist Das nicht der Fall der Krankheit? Die Natur findet keinen Ausweg aus dem Labyrinthe der verworrenen und widersprechenden Kräfte, und der Mensch muß sterben.

Wehe Dem, der zusehen und sagen könnte: „Die Thörin! Hätte sie gewartet, hätte sie die Zeit wirken lassen, die Verzweiflung würde sich schon gelegt, es würde sich schon ein Anderer, sie zu trösten, vorgefunden haben!" — Das ist eben, als wenn Einer sagte: „Der Thor stirbt am Fieber! Hätte er gewartet, bis seine Kräfte sich erholt, seine Säfte sich verbessert, der Tumult seines Blutes sich gelegt hätten, Alles wäre gut gegangen, und er lebte bis auf den heutigen Tag."

Albert, dem die Vergleichung noch nicht anschaulich war, wandte auch Einiges ein, und unter Anderm: ich hätte nur von einem einfältigen Mädchen gesprochen; wie aber ein Mensch von Verstande, der nicht so eingeschränkt sei, der mehr Verhältnisse übersehe, zu entschuldigen sein möchte, könne er nicht begreifen. — Mein Freund, rief ich aus, der Mensch ist Mensch, und das Bißchen Verstand, das Einer haben mag, kömmt wenig oder nicht in Anschlag, wenn Leidenschaft wüthet und die Grenzen der Menschheit Einen drängen. Vielmehr — Ein ander' Mal davon, sagte ich, und griff nach meinem Hute. O, mir war das Herz so voll, — und wir gingen aus einander, ohne einander verstanden zu haben; wie denn auf dieser Welt Keiner leicht den Andern versteht.

Am 15. August.

Es ist doch gewiß, daß in der Welt den Menschen Nichts nothwendig macht als die Liebe. Ich fühl's an Lotte'n, daß sie mich ungern verlöre, und die Kinder haben keinen andern Begriff, als daß ich immer morgen wieder kommen würde. Heute war ich hinausgegangen, Lotte'ns Clavier zu stimmen; denn die Kleinen verfolgten mich um ein Mährchen, und Lotte sagte selbst, ich sollte ihnen den Willen thun. Ich schnitt ihnen das Abendbrod, das sie nun so gern von mir als von Lotte'n annehmen, und erzählte ihnen das Hauptstückchen von der Prinzessinn, die von Händen bedient wird. Ich lerne Viel dabei, Das versich're ich Dich; und ich bin erstaunt, was es auf sie für Eindrücke macht. Weil ich manchmal einen Incident-Punct erfinden muß, den ich bei'm zweiten Mal vergesse, sagen sie gleich, das vorige Mal wär' es anders gewesen, so daß ich mich jetzt übe, sie unveränderlich in einem singenden Sylbenfall an einem Schnürchen weg zu recitiren. Ich habe daraus gelernt, wie ein Autor durch eine zweite, veränderte Ausgabe seiner Geschichte, und wenn sie poetisch noch so besser geworden wäre, nothwendig seinem Buche schaden muß. Der erste Eindruck findet uns willig, und der Mensch ist gemacht, daß man ihn das Abenteuerlichste überreden kann; Das paßt

aber auch gleich so feſt, und wehe Dem, der es wieder auskratzen und austilgen will!

Am 12. August.

Müßte denn Das so sein, daß Das, was des Menſchen Glückſeligkeit macht, wieder die Quelle ſeines Elendes würde?

Das volle, warme Gefühl meines Herzens an der lebendigen Natur, das mich mit ſo vieler Wonne überſtrömte, das ringsumher die Welt mir zu einem Paradieſe ſchuf, wird mir jetzt zu einem unerträglichen Peiniger, zu einem quälenden Geiſt, der mich auf allen Wegen verfolgt. Wenn ich ſonſt vom Felſen über den Fluß bis zu jenen Hügeln das fruchtbare Thal überſchaute, und Alles um mich her keimen und quellen ſah; wenn ich jene Berge, vom Fuße bis zum Gipfel, mit hohen, dichten Bäumen bekleidet, jene Thäler in ihren mannigfaltigen Krümmungen von den lieblichſten Wäldern beſchattet ſah, und der ſanfte Fluß zwiſchen den liſpelnden Rohren dahingleitete, und die lieben Wolken abſpiegelte, die der ſanfte Abendwind am Himmel heraufwiegte; wenn ich dann die Vögel um mich den Wald beleben hörte, und die Millionen Mückenſchwärme im letzten rothen Strahle der Sonne muthig tanzten, und ihr letzter zuckender Blick den ſummenden Käfer aus ſeinem Graſe befreite; und das Schwirren und Weben um mich her mich auf dem Boden aufmerkſam machte, und das Moos, das meinem harten Felſen ſeine Nahrung abzwingt, und das Geniſte, das den dürren Sandhügel hinunterwächſt, mir das innere, glühende heilige Leben der Natur eröffnete: wie faßte ich das Alles in mein warmes Herz, fühlte mich in der überfließenden Fülle wie vergöttert, und die herrlichen Geſtalten der unendlichen Welt bewegten ſich allbelebend in meiner Seele. Ungeheure Berge umgaben mich, Abgründe lagen vor mir, und Wetterbäche ſtürzten herunter, die Flüſſe ſtrömten unter mir, und Wald und Gebirg erklang; und ich ſah ſie wirken und ſchaffen in einander in den Tiefen der Erde, alle die unergründlichen Kräfte, und nun über der Erde und unter dem Himmel wimmeln die Geſchlechter der mannigfaltigen Geſchöpfe; Alles, Alles beſiedelt mit tauſendfachen Geſtalten; und die Menſchen dann ſich in Häuslein zuſammen ſichern und ſich anniſten, und herrſchen in ihrem Sinne über die weite Welt! Armer Thor, der Du Alles ſo gering achteſt, weil Du ſo klein biſt! — Vom unzugänglichen Gebirge über die Einöde, die kein Fuß betrat, bis an's Ende des unbekannten Ocean's, weht der Geiſt des Ewigſchaffenden, und freut ſich jedes Staubes, der ihn vernimmt und lebt. —

Ach damals, wie oft habe ich mich mit Fittigen eines Kranich's, der über mich hinflog, zu dem Ufer des ungemeſſenen Meeres geſehnt, aus dem ſchäumenden Becher des Unendlichen jene ſchwellende Lebenswonne zu trinken, und nur einen Augenblick, in der eingeſchränkten Kraft meines Buſens, einen Tropfen der Seligkeit des Weſens zu fühlen, das Alles in ſich und durch ſich hervorbringt!

Bruder, nur die Erinnerung jener Stunden macht mir wohl! Selbſt dieſe Anſtrengung, jene unſäglichen Gefühle zurückzurufen, wieder auszuſprechen, hebt meine Seele über ſich ſelbſt, und läßt mich dann das Bange des Zuſtandes doppelt empfinden, der mich jetzt umgibt.

Es hat ſich vor meiner Seele wie ein Vorhang weggezogen, und der Schauplatz des unendlichen Lebens verwandelt ſich vor mir in den Abgrund des ewig offenen Grabes. Kannſt Du ſagen: Das iſt! — da Alles vorübergeht, da Alles mit der Wetterſchnelle vorüberreißt, ſo ſelten die ganze Kraft ſeines Daſeins ausdauert, ach! in den Strom fortgeriſſen, untergetaucht, und an Felſen zerſchmettert wird? Da iſt kein Augenblick, der nicht Dich verzehrte und die Deinigen um Dich her, kein Augenblick, da Du nicht ein Zerſtörer biſt, ſein mußt; der harmloſeſte Spaziergang koſtet tauſend armen Würmchen das Leben, es zerrüttet ein Fußtritt die mühſeligen Gebäude der Ameiſen, und ſtampft eine kleine Welt in ein ſchmähliches Grab. Ha! nicht die große, ſeltne Noth der Welt, dieſe Fluthen, dieſe Erdbeben, die Städte verſchlingen, rühren mich; mir untergräbt das Herz die verzehrende Kraft, die in dem All der Natur verborgen liegt; die Nichts gebildet hat, das nicht ſeinen Nachbar, nicht ſich ſelbſt zerſtörte. Und ſo taumle ich beängſtigt, Himmel und Erde und ihre webenden Kräfte um mich her: ich ſehe nichts, als ein ewig verſchlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer.

Am 21. August.

Umſonſt ſtrecke ich meine Arme nach ihr aus, Morgens, wenn ich von ſchweren Träumen aufdämm're; vergebens ſuche ich ſie Nachts in meinem Bette, wenn mich ein glücklicher, unſchuldiger Traum getäuſcht hat, als ſäß' ich neben ihr auf der Wieſe, und hielt ihre Hand, und deckte ſie mit tauſend Küſſen. Ach, wenn ich dann noch halb im Taumel des Schlafes nach ihr tappe und darüber mich ermuntere — ein Strom von Thränen bricht aus meinem gepreßten Herzen, und ich weine troſtlos einer finſtern Zukunft entgegen! —

Am 27. August.

Es iſt ein Unglück, Wilhelm! Meine thätigen Kräfte ſind zu einer unruhigen Läſſigkeit verſtimmt; ich kann nicht müßig ſein, und kann doch auch Nichts thun. Ich habe keine Vorſtellungskraft, kein Gefühl an der Natur, und die Bücher ekeln mich an. Wenn wir uns ſelbſt fehlen, fehlt uns doch Alles. Ich ſchwöre Dir, manchmal wünſchte ich ein Taglöhner zu ſein, um nur des Morgens beim Erwachen eine Ausſicht auf den künftigen Tag, einen Drang, eine Hoffnung zu haben. Oft beneide ich Albert'en, den ich über die Ohren in Acten vergraben ſehe, und bilde mir ein, mir wäre wohl, wenn ich an ſeiner Stelle wäre. Schon etliche Mal iſt mir's ſo aufgefahren, ich wollte Dir ſchreiben und dem Miniſter, um die Stelle bei der Geſandtſchaft anzuhalten, die, wie Du verſicherſt, mir nicht verſagt werden würde. Ich glaube es ſelbſt. Der Miniſter liebt mich ſeit langer Zeit, hatte lange mir angelegen, ich ſollte mich irgend einem Geſchäfte widmen; und eine Stunde iſt mir's wohl auch darum zu thun. Hernach, wenn ich wieder daran denke, und mir die Fabel vom Pferde einfällt, das, ſeiner Freiheit ungeduldig, ſich Sattel und Zeug auflegen läßt und zu Schanden geritten wird; — ich weiß nicht, was ich ſoll — Und, mein Lieber! iſt nicht vielleicht das Sehnen in mir nach Veränderung des Zuſtandes eine innere, unbehagliche Ungeduld, die mich überallhin verfolgen wird?

Am 21. August.

Es iſt wahr, wenn meine Krankheit zu heilen wäre, ſo würden dieſe Menſchen es thun. Heute iſt mein Geburtstag; und in aller Frühe empfange ich ein Päckchen von Albert'en. Mir fällt bei'm Eröffnen ſogleich eine der blaßrothen Schleifen in die Augen, die Lotte vorhatte, als ich ſie kennen lernte, und um die ich ſeither etliche Mal gebeten hatte. Es waren zwei Bändchen in Duodez dabei, der kleine Wetſtein'ſche Homer, eine Ausgabe, nach der ich ſo oft verlangt, um mich auf dem Spaziergange mit dem Erneſti'ſchen nicht zu ſchleppen. Sieh', ſo kommen ſie meinen Wünſchen zuvor; ſo ſuchen ſie alle die kleinen Gefälligkeiten der Freundſchaft auf, die tauſend Mal werther ſind, als jene blendenden Geſchenke, wodurch uns die Eitelkeit des Gebers erniedrigt. Ich küſſe dieſe Schleife tauſend Mal, und mit jedem Athemzuge ſchlürfe ich die Erinnerung jener Seligkeiten ein, mit denen mich jene wenigen, glücklichen, unwiederbringlichen Tage überfüllten. Wilhelm, es iſt ſo, und ich murre nicht; die Blüthen des Lebens ſind nur Erſcheinungen! Wie viele gehen vorüber, ohne eine Spur hinter ſich zu laſſen! Wie wenige ſetzen Frucht an, und wie wenige dieſer Früchte werden reif! Und doch ſind deren noch genug da; und doch — O mein Bruder! — können wir gereifte Früchte vernachläſſigen, verachten, unzenoſſen verfaulen laſſen?

Lebe wohl! Es iſt ein herrlicher Sommer; ich ſitze oft auf den Obſtbäumen in Lotte'ns Baumſtück mit dem Obſtbrecher, der langen Stange, und hole die Birnen aus dem Gipfel. Sie ſteht unten und nimmt ſie ab, wenn ich ſie ihr herunterlaſſe.

Am 30. August.

Unglücklicher! Biſt Du nicht ein Thor? Betrügſt Du Dich nicht ſelbſt? Was ſoll dieſe tobende, endloſe Leidenſchaft? Ich habe kein Gebet mehr als an ſie; meiner Einbildungskraft erſcheint keine andere Geſtalt als die ihrige, und Alles in der Welt um mich her ſehe ich nur im Verhältniſſe mit ihr. Und Das macht mir denn ſo manche glückliche Stunde — bis ich mich wieder von ihr losreißen muß! Ach, Wilhelm! wozu mich mein Herz oft drängt! — Wenn ich bei ihr geſeſſen bin, zwei, drei Stunden, und mich an ihrer Geſtalt, an ihrem Betragen, an dem himmliſchen Ausdruck ihrer Worte geweidet habe, nach und nach alle meine Sinnen aufgeſpannt werden, mir es düſter vor den Augen wird, ich kaum noch höre, und es mich an die Gurgel faßt, wie ein Meuchelmörder, dann mein Herz in wilden Schlägen den bedrängten Sinnen Luft zu machen ſucht und ihre Verwirrung nur vermehrt — Wilhelm, ich weiß oft nicht, ob ich auf der Welt bin! Und, — wenn nicht manchmal die Wehmuth das Uebergewicht nimmt, und Lotte mir den elenden Troſt erlaubt, auf ihrer Hand meine Beklemmung auszuweinen, — ſo muß ich fort, muß hinaus! und ſchweife dann weit im Feld' umher; einen jähen Berg zu klettern, iſt dann meine Freude, durch einen unwegſamen Wald einen Pfad durchzuarbeiten, durch die Hecken, die mich verletzen, durch die Dornen, die mich zerreißen! Da wird mir's Etwas beſſer; etwas. Und wenn ich vor Müdigkeit und Durſt manchmal unterwegs liegen bleibe, manchmal in der tiefen Nacht, wenn der hohe Vollmond über mir ſteht, im einſamen Walde, auf einen krummgewachſenen Baum mich ſetze, um meinen verwundeten Sohlen nur einige Linderung zu verſchaffen, und dann in einer ermattenden Ruhe in dem Dämmerſchein hinſchlumm're! O, Wilhelm! die einſame Wohnung einer Zelle, das härene Gewand und der Stachelgürtel wären Labſale, nach denen meine Seele ſchmachtet. Adieu! Ich ſehe dieſes Elendes kein Ende als das Grab.

Am 4. September.

Ich muß fort! Ich danke Dir, Wilhelm, daß Du meinen wankenden Entſchluß beſtimmt haſt. Schon vierzehn Tage gehe ich mit dem Gedanken um, ſie zu verlaſſen. Ich muß fort. Sie iſt wieder in der Stadt bei einer Freundinn. Und Albert — und — ich muß fort!

Am 10. September.

Das war eine Nacht! Wilhelm! Nun überſtehe ich Alles. Ich werde ſie nicht wieder ſehn! O, daß ich nicht an Deinen Hals fliegen, Dir mit tauſend Thränen und Entzückungen ausdrücken kann, mein Beſter, die Empfindungen, die mein Herz beſtürmen! Hier ſitze ich und ſchnappe nach Luft, ſuche mich zu beruhigen, erwarte den Morgen, und mit Sonnenaufgang ſind die Pferde beſtellt.

Ach, ſie ſchläft ruhig, und denkt nicht, daß ſie mich nie wieder ſehen wird! Ich habe mich losgeriſſen, bin ſtark genug geweſen, in einem Geſpräch von zwei Stunden mein Vorhaben nicht zu verrathen. Und, Gott, welch ein Geſpräch!

Albert hatte mir verſprochen, gleich nach dem Nachteſſen mit Lotte'n im Garten zu ſein. Ich ſtand auf der Terraſſe, unter den hohen Kaſtanienbäumen, und ſah der Sonne nach, die mir nun zum letzten Male über dem lieblichen Thale, über dem ſanften Fluß unterging. So oft hatte ich hier geſtanden mit ihr, und eben dem herrlichen Schauſpiele zugeſehen, und nun — Ich ging in der Allee auf und ab, die mir ſo lieb war; ein geheimer ſympathetiſcher Zug hatte mich hier ſo oft gehalten, ehe ich noch Lotte'n kannte; und wie freuten wir uns, als wir im Anfang unſerer Bekanntſchaft die wechſelſeitige Neigung zu dieſem Plätzchen entdeckten, das wahrhaftig eins von den romantiſchſten iſt, die ich von der Kunſt geſehen habe!

Erſt haſt Du zwiſchen Kaſtanienbäumen die weite Ausſicht — Ach, ich erinnere mich, ich habe Dir, denk' ich, ſchon Viel davon geſchrieben, wie hohe Buchenwände Einen endlich einſchließen, und durch ein daran ſtoßendes Boskett die Allee immer düſterer wird, bis zuletzt Alles ſich in ein geſchloſſenes Plätzchen endigt, das alle Schauer der Einſamkeit umſchweben. Ich fühle es noch, wie heimlich mir's war, als ich zum erſten Male an einem hohen Mittage hineintrat; ich ahnete ganz leiſe, was für ein Schauplatz Das noch werden ſollte von Seligkeit und Schmerz.

Ich hatte mich etwa eine halbe Stunde in den ſchmachtenden, ſüßen Gedanken des Abſcheidens, des Wiederſehens geweidet, als ich ſie die Terraſſe heraufſteigen hörte. Ich lief ihnen entgegen; mit einem Schauer faßte ich ihre Hand und küßte ſie. Wir waren eben heraufgetreten, als der Mond hinter dem buſchigen Hügel aufging; wir redeten mancherlei, und kamen unvermerkt dem düſtern Cabinette näher. Lotte trat hinein und ſetzte ſich, Albert neben ſie, ich auch; doch meine Unruhe ließ mich nicht lange ſitzen; ich ſtand auf, trat vor ſie, ging auf und ab, ſetzte mich wieder; es war ein ängſtlicher Zuſtand. Sie machte uns aufmerkſam auf die ſchöne Wirkung des Mondenlichtes, das am Ende der Buchenwände die ganze Terraſſe vor uns erleuchtete; ein herrlicher Anblick, der um ſoviel frappanter war, weil uns einige nahe tiefe Dämmerung einſchloß. Wir waren ſtill und ſie fing nach einer Weile an: „Niemals gehe ich im Mondenlichte ſpatziren, niemals, daß mir nicht der Gedanke an meine Verſtorbenen begegnete, daß nicht das Gefühl von Tod, von Zukunft über mich käme. Wir werden ſein," fuhr ſie mit der Stimme des herrlichſten Gefühls fort; „aber, Werther, ſollen wir uns wieder finden, wieder erkennen? Was ahnen Sie? Was ſagen Sie?"

Lotte, ſagte ich, indem ich ihr die Hand reichte, und mir die Augen voll Thränen wurden, wir werden uns wieder ſehen, hier und dort wieder ſehen! — Ich konnte nicht weiter reden — Wilhelm, mußte ſie mich Das fragen, da ich dieſen ängſtlichen Abſchied im Herzen hatte?

„Und ob die lieben Abgeſchiedenen von uns wiſſen," fuhr ſie fort; „ob ſie fühlen, wenn's uns wohlgeht, daß wir mit warmer Liebe uns ihrer erinnern? O, die Geſtalt meiner Mutter ſchwebt immer um mich, wenn ich am ſtillen Abend unter ihren Kindern, unter meinen Kindern ſitze, und ſie um mich verſammelt ſind! Wenn ich dann mit einer ſehnenden Thräne gen Himmel ſehe, und wünſche, daß ſie hereinſchauen könnte einen Augenblick, wie ich mein Wort halte, das ich ihr in der Stunde des Todes gab, die Mutter ihrer Kinder zu ſein: mit welcher Empfindung rufe ich aus: Verzeihe mir's, Theuerſte, wenn ich ihnen nicht bin, was Du ihnen warſt! Ach, thue ich doch Alles, was ich kann; ſind ſie doch gekleidet, genährt, ach, und was mehr iſt, als das Alles, gepflegt und geliebt! Könnteſt Du unſere Eintracht ſehen, liebe Heilige! Du würdeſt mit dem heißeſten Danke den Gott verherrlichen, den Du mit den letzten bitterſten Thränen um die Wohlfahrt Deiner Kinder bateſt! —"

Sie ſagte Das! O, Wilhelm, wer kann wiederholen, was ſie ſagte? Wie kann der kalte, todte Buchſtabe dieſe himmliſche Blüthe des Geiſtes darſtellen! Albert fiel ihr ſanft in

die Rede: „Es greift Sie zu ſtark an, liebe Lotte! Ich weiß, Ihre Seele hängt ſehr nach dieſen Ideen, aber ich bitte Sie" — „O, Albert," ſagte ſie, „ich weiß, Du vergiſſeſt nicht die Abende, da wir zuſammenſaßen an dem kleinen runden Tiſchchen, wenn der Papa verreiſ't war, und wir die Kleinen ſchlafen geſchickt hatten. Du hatteſt oft ein gutes Buch, und kamſt ſo ſelten dazu, Etwas zu leſen — War der Umgang dieſer herrlichen Seele nicht mehr als Alles, die ſchöne, ſanfte, muntere und immer thätige Frau! Gott kennt meine Thränen, mit denen ich mich oft in meinem Bette vor ihn hinwarf: er möchte mich ihr gleich machen!"

Lotte! rief ich aus, indem ich mich vor ſie hinwarf, Lotte! der Segen Gottes ruht über Dir, und der Geiſt Deiner Mutter! — „Wenn Sie ihn gekannt hätten," ſagte ſie, indem ſie mir die Hand drückte, — „ſie war werth, von Ihnen gekannt zu ſein!" — Ich glaubte zu vergehen. Nie war ein größeres, ſtolzeres Wort über mich ausgeſprochen worden — und ſie fuhr fort: „Und dieſe Frau mußte in der Blüthe ihrer Jahre dahin, da ihr jüngſter Sohn nicht ſechs Monate alt war! Ihre Krankheit dauerte nicht lange; ſie war ruhig, hingegeben; nur ihre Kinder thaten ihr weh', beſonders das kleine. Wie es gegen das Ende ging, und ſie zu mir ſagte: „Bringe mir ſie herauf," und wie ich ſie herein führte, die Kleinen, die nicht wußten, und die Aelteſten, die ohne Sinne waren, wie ſie um's Bette ſtanden, und wie ſie die Hände aufhob und über ſie betete, und ſie küßte nach einander und ſie wegſchickte, und zu mir ſagte: „Sei ihre Mutter!" — ich gab ihr die Hand d'rauf. „Du verſprichſt Viel, meine Tochter," ſagte ſie, „das Herz einer Mutter, und das Aug' einer Mutter. Ich habe oft an Deinen dankbaren Thränen geſehen, daß Du fühlſt, was Das ſei. Habe es für Deine Geſchwiſter, und für Deinen Vater die Treue und den Gehorſam einer Frau. Du wirſt ihn tröſten." Sie fragte nach ihm; er war ausgegangen, um uns den unerträglichen Kummer zu verbergen, den er fühlte; der Mann war ganz zerriſſen.

Albert, Du warſt im Zimmer. Sie hörte Jemanden gehen, und fragte und forderte Dich zu ſich, und wie ſie Dich anſah und mich, mit dem getröſteten, ruhigen Blicke, daß wir glücklich ſein, zuſammen glücklich ſein würden!" — Albert fiel ihr um den Hals und küßte ſie, und rief: „Wir ſind es! wir werden es ſein!" Der ruhige Albert war ganz aus ſeiner Faſſung, und ich wußte Nichts von mir ſelber.

„Werther," fing ſie an, „und dieſe Frau ſollte dahin ſein! Gott! wenn ich manchmal denke, wie man das Liebſte ſeines Lebens wegtragen läßt, und Niemand, als die Kinder, Das ſo ſcharf fühlt, die ſich noch lange beklagten, die ſchwarzen Männer hätten die Mama weggetragen!"

Sie ſtand auf, und ich ward erweckt und erſchüttert, blieb ſitzen und hielt ihre Hand. „Wir wollen fort," ſagte ſie, „es wird Zeit." Sie wollte ihre Hand zurückziehen, und ich hielt ſie feſter. Wir werden uns wieder ſehen, rief ich, wir werden uns finden, unter allen Geſtalten werden wir uns erkennen. Ich gehe, fuhr ich fort, ich gehe willig, und doch, wenn ich ſagen ſollte, auf ewig, ich würde es nicht aushalten. Leb' wohl, Lotte! Leb' wohl, Albert! Wir ſehen uns wieder — „Morgen, denke ich," verſetzte ſie ſcherzend. — Ich fühlte das Morgen! Ach, ſie wußte nicht, als ſie ihre Hand aus der meinen zog — Sie gingen die Allee hinaus; ich ſtand, ſah ihnen nach im Mondſcheine, und warf mich an die Erde und weinte mich aus und ſprang auf, und lief auf die Terraſſe hervor, und ſah noch dort unten im Schatten der hohen Lindenbäume ihr weißes Kleid nach der Gartenthür ſchimmern; ich ſtreckte meine Arme aus und es verſchwand.

Zweites Buch.

Am 20. October 1771.

Geſtern ſind wir hier angelangt. Der Geſandte iſt unpaß, und wird ſich alſo einige Tage einhalten. Wenn er nur nicht ſo unhold wäre, wär' Alles gut. Ich merke, ich merke, das Schickſal hat mir harte Prüfungen zugedacht. Doch gutes Muthes! Ein leichter Sinn trägt Alles! Ein leichter Sinn? — Das macht mich zu lachen, wie das Wort in meine Feder kommt. O, ein Bißchen leichteres Blut würde mich zum Glücklichſten unter der Sonne machen. Was; da, wo Andere mit ihrem Bißchen Kraft und Talent vor mir in behaglicher Selbſtgefälligkeit herum ſchwadroniren, verzweifle ich an meiner Kraft, an meinen Gaben? Guter Gott, der Du mir das Alles ſchenkteſt, warum hielteſt Du nicht die Hälfte zurück, und gabſt mir Selbſtvertrauen und Genügſamkeit!

Geduld, Geduld, es wird beſſer werden! Denn ich ſage Dir, Lieber, Du haſt Recht! Seit ich unter dem Volke alle Tage herumgetrieben werde, und ſehe, was ſie thun und wie ſie's treiben, ſtehe ich viel beſſer mit mir ſelbſt. Gewiß, weil wir doch einmal ſo gemacht ſind, daß wir Alles mit uns und uns mit Allem vergleichen, ſo liegt Glück oder Elend

in den Gegenſtänden, womit wir uns zuſammenhalten, und da iſt Nichts gefährlicher, als die Einſamkeit. Unſere Einbildungskraft, durch ihre Natur gedrungen, ſich zu erheben, durch die phantaſtiſchen Bilder der Dichtkunſt genährt, bildet ſich eine Reihe Weſen hinauf, wo wir das unterſte ſind, und Alles außer uns herrlicher erſcheint, jeder Andere vollkommener iſt. Und Das geht ganz natürlich zu. Wir fühlen ſo oft, daß uns Manches mangelt, und eben was uns fehlt, ſcheint uns oft ein Anderer zu beſitzen, dem wir denn auch Alles dazu geben, was wir haben, und noch eine gewiſſe idealiſche Behaglichkeit dazu. Und ſo iſt der Glücklichſte vollkommen fertig, das Geſchöpf unſerer ſelbſt!

Dagegen, wenn wir mit all' unſerer Schwachheit und Mühſeligkeit nur gerade fort arbeiten, ſo finden wir gar oft, daß wir mit unſerm Schleudern und Laviren es weiter bringen, als Andere mit ihrem Segeln und Rudern — und — Das iſt doch ein wahres Gefühl ſeiner ſelbſt, wenn man Andern gleich oder gar vorläuft.

Am 25. November 1771.

Ich fange an, mich inſofern ganz leidlich hier zu befinden. Das Beſte iſt, daß es zu thun genug gibt; und dann die vielerlei Menſchen, die allerlei neuen Geſtalten machen mir ein buntes Schauſpiel vor meiner Seele. Ich habe den Grafen C.. kennen lernen, einen Mann, den ich jeden Tag mehr verehren muß, einen weiten, großen Kopf, und der deßwegen nicht kalt iſt, weil er Viel überſieht; aus deſſen Umgange ſo viel Empfindung für Freundſchaft und Liebe hervorleuchtet. Er nahm Theil an mir, als ich einen Geſchäftsauftrag an ihn ausrichtete, und er bei den erſten Worten merkte, daß wir uns verſtanden, daß er mit mir reden konnte, wie nicht mit Jedem. Auch kann ich ſein offenes Betragen gegen mich nicht genug rühmen. So eine wahre, warme Freude iſt nicht in der Welt, als eine große Seele zu ſehen, die ſich gegen Einen öffnet.

Am 24. December 1771.

Der Geſandte macht mir viel Verdruß; ich habe es voraus geſehen. Er iſt der pünctlichſte Narr, denn es nur geben kann; Schritt vor Schritt, und umſtändlich wie eine Vaſe; ein Menſch, der nie mit ſich ſelbſt zufrieden iſt, und dem es daher Niemand zu Danke machen kann. Ich arbeite gern leicht weg, und wie es ſteht, ſo ſteht es: da iſt er im Stande, mir einen Aufſatz zurückzugeben und zu ſagen: „Er iſt gut, aber ſehen Sie ihn durch; man findet immer ein beſſeres Wort, eine reinere Partikel.“ Da möchte ich des Teufels werden. Kein Und, kein Bindewörtchen darf außenbleiben, und von allen Inverſionen, die mir manchmal entfahren, iſt er ein Todfeind; wenn man ſeinen Perioden nicht nach der hergebrachten Melodie heraborgelt, ſo verſteht er gar Nichts d'rin. Das iſt ein Leiden, mit ſo einem Menſchen zu thun zu haben.

Das Vertrauen des Grafen von C.. iſt noch das Einzige, was mich ſchadlos hält. Er ſagte mir letzthin ganz aufrichtig, wie unzufrieden er mit der Langſamkeit und Bedenklichkeit meines Geſandten ſei. „Die Leute erſchweren es ſich und Andern; doch,“ ſagte er, „man muß ſich darein reſigniren, wie ein Reiſender, der über einen Berg muß; freilich, wäre der Berg nicht da, ſo wäre der Weg viel bequemer und kürzer; er iſt nun aber da, und man ſoll hinüber!“ —

Mein Alter ſpürt auch wohl den Vorzug, den mir der Graf vor ihm gibt, und das ärgert ihn, und er ergreift jede Gelegenheit, Uebels gegen mich vom Grafen zu reden: ich halte, wie natürlich, Widerpart, und dadurch wird die Sache nur ſchlimmer. Geſtern gar brachte er mich auf; denn ich war mitgemeint: „Zu ſo Weltgeſchäften ſei der Graf ganz gut, er habe viele Leichtigkeit zu arbeiten, und führe eine gute Feder; doch an gründlicher Gelehrſamkeit mangle es ihm, wie allen Vornehmen.“ Dazu machte er eine Miene, als ob er ſagen wollte: „Fühlſt Du den Stich?“ Aber es that bei mir nicht die Wirkung; ich verachtete den Menſchen, der ſo denken und ſich ſo betragen konnte. Ich hielt ihm Stand und focht mit ziemlicher Heftigkeit. Ich ſagte, der Graf ſei ein Mann, vor dem man Achtung haben müſſe, wegen ſeines Characters ſowohl als wegen ſeiner Kenntniſſe. Ich habe, ſagt' ich, Niemand' gekannt, dem es ſo geglückt wäre, ſeinen Geiſt zu erweitern, ihn über unzählige Gegenſtände zu verbreiten, und doch dieſe Thätigkeit für's gemeine Leben zu behalten. Das waren dem Gehirne Spaniſche Dörfer, und ich empfahl mich, um nicht über ein weiteres Deraiſonnement noch mehr Galle zu ſchlucken.

Und daran ſeid Ihr Alle Schuld, die Ihr mich in das Joch geſchwatzt und mir ſo viel von Activität vorgeſungen habt. Activität! Wenn nicht Der mehr thut, der Kartoffeln legt, und in die Stadt reitet, ſein Korn zu verkaufen, als ich, ſo will ich zehn Jahre mich noch auf der Galeere abarbeiten, auf der ich nun angeſchmiedet bin.

Und das glänzende Elend, die Langeweile unter dem garſtigen Volke, das ſich hier neben einander ſieht! Die Rangſucht unter ihnen, wie ſie nur wachen und aufpaſſen, einander ein

O sähst du, voller Mondenschein,
Zum letztenmal auf meine Pein,
Den ich so manche Mitternacht
An diesem Pult herangewacht:
Dann über Bücher und Papier,
Trübsel'ger Freund, erschienst du mir!
Ach könnt' ich doch auf Berges Höh'n,
In deinem lieben Lichte gehn,
Um Bergeshöhle mit Geistern schweben,
Auf Wiesen in deinem Dämmer weben,
Von allem Wissensqualm entladen,
In deinem Thau gesund mich baden!

Weh! steck' ich in dem Kerker noch?
Verfluchtes, dumpfes Mauerloch!
Wo selbst das liebe Himmelslicht
Trüb' durch gemahlte Scheiben bricht.
Beschränkt mit diesem Bücherhauf,
Den Würme nagen, Staub bedeckt,
Den, bis an's hohe Gewölb' hinauf,
Ein angeraucht Papier umsteckt;
Mit Gläsern, Büchsen rings umstellt,

Schrittchen abzugewinnen; die elendeſten, erbärmlichſten Leidenſchaften, ganz ohne Röckchen. Da iſt ein Weib, zum Exempel, die Jedermann von ihrem Adel und ihrem Lande unterhält, ſo, daß jeder Fremde denken muß: Das iſt eine Närrinn, die ſich auf das Bißchen Adel und auf den Ruf ihres Landes Wunderſtreiche einbildet. — Aber es iſt noch viel ärger: eben das Weib iſt hier aus der Nachbarſchaft eine Amtſchreibers-Tochter — Sieh', ich kann das Menſchengeſchlecht nicht bezreifen, das ſo wenig Sinn hat, um ſich ſo platt zu proſtituiren.

Zwar ich merke täglich mehr, mein Lieber, wie thöricht man iſt, Andere nach ſich zu berechnen. Und weil ich ſorjel mit mir ſelbſt zu thun habe, und dieſes Herz ſo ſtürmiſch iſt — ach, ich laſſe gern die Andern ihres Pfades gehen, wenn ſie mich nur auch könnten gehen laſſen.

Was mich am Meiſten neckt, ſind die fatalen bürgerlichen Verhältniſſe. Zwar weiß ich ſo gut als Einer, wie nöthig der Unterſchied der Stände iſt, wie viel Vortheile er mir ſelbſt verſchafft; nur ſoll er mir nicht eben gerade im Wege ſtehen, wo ich noch ein wenig Freude, einen Schimmer von Glück auf dieſer Erde genießen könnte. Ich lernte neulich auf dem Spaziergange ein Fräulein von B.... kennen, ein liebenswürdiges Geſchöpf, das ſehr viel Natur mitten in dem ſteifen Leben erhalten hat. Wir geſtelen uns in unſerm Geſpräche, und da wir ſchieden, bat ich ſie um Erlaubniß, ſie bei ſich ſehen zu dürfen. Sie geſtattete mir Das mit ſo vieler Freimüthigkeit, daß ich den ſchicklichen Augenblick kaum erwarten konnte, zu ihr zu gehen. Sie iſt nicht von hier, und wohnt bei einer Tante im Hauſe. Die Phyſiognomie der Alten gefiel mir nicht. Ich bezeigte ihr viel Aufmerkſamkeit, mein Geſpräch war meiſt an ſie gewandt, und in minder als einer halben Stunde hatte ich ſo ziemlich weg, was mir das Fräulein hernach ſelbſt geſtand: daß die liebe Tante in ihrem Alter Mangel an Allem, kein anſtändiges Vermögen, keinen Geiſt und keine Stütze hat, als die Reihe ihrer Vorfahren; keinen Schirm, als den Stand, in den ſie ſich verpalliſadiret, und kein Ergetzen, als von ihrem Stockwerk herab über die bürgerlichen Häupter wegzuſehen. In ihrer Jugend ſoll ſie ſchön geweſen ſein, und ihr Leben weggegaukelt, erſt mit ihrem Eigenſinne manchen armen Jungen geqvält und in den reifern Jahren ſich unter den Gehorſam eines alten Offiziers gedukt haben, der gegen dieſen Preis und einen leidlichen Unterhalt das eherne Jahrhundert mit ihr zubrachte, und ſtarb. Nun ſteht ſie im eiſernen ſich allein, und würde nicht angeſehen, wäre ihre Nichte nicht ſo liebenswürdig.

Den 8. Januar 1772.

Was Das für Menſchen ſind, deren ganze Seele auf dem Ceremoniel ruht, deren Dichten und Trachten jahrelang dahin geht, wie ſie um einen Stuhl weiter hinauf bei Tiſche ſich einſchieben wollen! Und nicht, daß ſie ſonſt keine Angelegenheit hätten; nein, vielmehr häufen ſich die Arbeiten, eben weil man über den kleinen Verdrießlichkeiten von Beförderung der wichtigen Sachen abgehalten wird. Vorige Woche gab es bei der Schlittenfahrt Händel, und der ganze Spaß wurde verdorben.

Die Thoren, die nicht ſehen, daß es eigentlich auf den Platz gar nicht ankommt, und daß Der, der den erſten hat, ſo ſelten die erſte Rolle ſpielt! Wie mancher König wird durch ſeinen Miniſter, wie mancher Miniſter durch ſeinen Secretär regiert! Und wer iſt denn der Erſte? Der, dünkt mich, der die Andern überſieht und ſoviel Gewalt oder Liſt hat, ihre Kräfte und Leidenſchaften zu Ausführung ſeiner Plane anzuſpannen.

Am 20. Januar.

Ich muß Ihnen ſchreiben, liebe Lotte, hier in der Stube einer geringen Bauernherberge, in die ich mich vor einem ſchweren Wetter geflüchtet habe. So lange ich in dem traurigen Neſte D..., unter dem fremden, meinem Herzen ganz fremden Volke herumziehe, habe ich keinen Augenblick gehabt, keinen, an dem mein Herz mich geheißen hätte, Ihnen zu ſchreiben; und jetzt in dieſer Hütte, in dieſer Einſamkeit, in dieſer Einſchränkung, da Schnee und Schloßen wider mein Fenſterchen wüthen, hier waren Sie mein erſter Gedanke. Wie ich herein trat, überfiel mich Ihre Geſtalt, Ihr Andenken, o Lotte! ſo heilig, ſo warm! Guter Gott! der erſte glückliche Augenblick wieder.

Wenn Sie mich ſähen, meine Beſte, in dem Schwall von Zerſtreuung, wie aufgetrocknet meine Sinne werden. Nicht einen Augenblick der Fülle des Herzens, nicht e i n e ſelige Stunde! Nichts! Nichts! Ich ſtehe wie vor einem Marionetten-Kaſten, und ſehe die Männchen und Gänſchen vor mir herumrücken, und frage mich oft, ob es nicht ein optiſcher Betrug iſt. Ich ſpiele mit, vielmehr, ich werde geſpielt wie eine Marionette, und faſſe manchmal meinen Nachbar an der hölzernen Hand und ſchaudre zurück. Des Abends nehme ich mir vor, den Sonnenaufgang zu genießen, und komme nicht aus dem Bette; am Tage hoffe ich, mich des Mondſcheins zu erfreuen, und bleibe in meiner Stube. Ich weiß nicht recht, warum ich aufſtehe, warum ich ſchlafen gehe.

Der Sauerteig, der mein Leben in Bewegung ſetzte, fehlt; der Reiz, der mich in tiefen Nächten munter erhielt, iſt hin, der mich des Morgens aus dem Schlafe weckte, iſt weg.

Ein einzig weibliches Geſchöpf habe ich hier gefunden, eine Fräulein von B...; ſie gleicht Ihnen, liebe Lotte, wenn man Ihnen gleichen kann! „Ei!“ werden Sie ſagen, „der Menſch legt ſich auf niedliche Complimente!“ Ganz unwahr iſt es nicht. Seit einiger Zeit bin ich ſehr artig, weil ich doch nicht anders ſein kann, habe viel Witz, und die Frauenzimmer ſagen: es müßte Niemand ſo fein zu loben, als ich (und zu lügen, ſetzen Sie hinzu; denn ohne Das geht es nicht ab, verſtehen Sie?) Ich wollte von Fräulein B... reden. Sie hat viel Seele, die voll aus ihren blauen Augen hervorblickt. Ihr Stand iſt ihr zur Laſt, der keinen der Wünſche ihres Herzens befriedigt. Sie ſehnt ſich aus dem Getümmel, und wir phantaſiren manche Stunde in ländlichen Scenen von ungemiſchter Glückſeligkeit; ach, und von Ihnen! Wie oft muß ſie Ihnen huldigen, muß nicht, thut es freiwillig, hört ſo gern von Ihnen, liebt Sie! —

O, ſäß' ich zu Ihren Füßen in dem lieben, vertraulichen Zimmerchen, und unſere kleinen Lieben wälzten ſich mit einander um mich herum, und wenn ſie Ihnen zu laut würden, wollte ich ſie mit einem ſchauerlichen Mährchen um mich zur Ruhe verſammeln.

Die Sonne geht herrlich unter über der ſchneeglänzenden Gegend, der Sturm iſt hinübergezogen, und ich — muß mich wieder in meinen Käfig ſperren — Adieu! Iſt Albert bei Ihnen, und wie? — Gott verzeihe mir dieſe Frage!

Am 8. Februar.

Wir haben ſeit acht Tagen das abſcheulichſte Wetter, und mir iſt es wohlthätig. Denn ſo lang ich hier bin, iſt mir noch kein ſchöner Tag am Himmel erſchienen, den mir nicht Jemand verdorben oder verleidet hätte. Wenn's nun recht regnet und ſtöbert und fröſtelt und thaut: ha! denk' ich, kann's doch zu Hauſe nicht ſchlimmer werden, als es draußen iſt, oder umgekehrt, und ſo iſt's gut. Geht die Sonne des Morgens auf und verſpricht einen feinen Tag, erwehr' ich mir niemals auszurufen: da haben ſie doch wieder ein himmliſches Gut, warum ſie einander bringen können. Es iſt Nichts, warum ſie einander nicht bringen: Geſundheit, guter Name, Freudigkeit, Erholung! und meiſt aus Albernheit, Unbegriff und Enge, und wenn man ſie anhört, mit der beſten Meinung. Manchmal möcht' ich ſie auf den Knieen bitten, nicht ſo raſend in ihre eigenen Eingeweide zu wüthen!

Am 17. Februar.

Ich fürchte, mein Geſandter und ich halten es zuſammen nicht lange mehr aus. Der Mann iſt ganz und gar unerträglich. Seine Art zu arbeiten und Geſchäfte zu treiben, iſt ſo lächerlich, daß ich mich nicht enthalten kann, ihm zu widerſprechen und oft eine Sache nach meinem Kopf und meiner Art zu machen, das ihm denn, wie natürlich, niemals recht iſt. Darüber hat er mich neulich bei Hofe verklagt, und der Miniſter gab mir einen zwar ſanften Verweis, aber es war doch ein Verweis, und ich ſtand im Begriffe, meinen Abſchied zu begehren, als ich einen Privatbrief *) von ihm erhielt, einen Brief, vor dem ich niedergekniet und den hohen, edeln, weiſen Sinn angebetet habe: wie er meine allzu große Empfindlichkeit zurechtweiſet, wie er meine überſpannten Ideen von Wirkſamkeit, von Einfluß auf Andere, von Durchdringen in Geſchäften, als jugendlichen, guten Muth zwar ehrt, ſie nicht auszurotten, nur zu mildern und dahin zu leiten ſucht, wo ſie ihr wahres Spiel haben, ihre kräftige Wirkung thun können. Auch bin ich auf acht Tage geſtärkt, und in mir ſelbſt einig geworden. Die Ruhe der Seele iſt ein herrliches Ding und die Freude an ſich ſelbſt. Lieber Freund, wenn nur das Kleinod nicht eben ſo zerbrechlich wäre, als es ſchön und koſtbar iſt!

Am 20. Februar.

Gott ſegne Euch, meine Lieben, gebe Euch alle die guten Tage, die er mir abzieht!

Ich danke Dir, Albert, daß Du mich betrogen haſt: ich wartete auf Nachricht, wann Euer Hochzeittag ſein würde, und hatte mir vorgenommen, feierlichſt an demſelben Lotte'ns Schattenriß von der Wand zu nehmen und ihn unter andere Papiere zu begraben. Nun ſeid Ihr ein Paar, und ihr Bild iſt noch hier! Nun ſo ſoll es bleiben! Und warum nicht? Ich weiß, ich bin ja auch bei Euch, bin Dir unbeſchadet in Lotte'ns Herzen, habe, ja ich habe den zweiten Platz darin, und will und muß ihn behalten. O, ich würde raſend werden, wenn ſie vergeſſen könnte! — Albert, in dem Gedanken liegt eine Hölle. Albert, leb' wohl! Leb' wohl, Engel des Himmels! Leb' wohl, Lotte!

*) Man hat aus Ehrfurcht für dieſen trefflichen Herrn gedachten Brief, und einen andern, deſſen weiter hinten erwähnt wird, dieſer Sammlung entziehen, weil man nicht glaubte, eine ſolche Kundheit durch den wärmſten Dank des Publicum's entſchuldigen zu können.

Am 15. März.

Ich habe einen Verdruß gehabt, der mich von hier wegtreiben wird. Ich knirsche mit den Zähnen! Teufel! er ist nicht zu ersetzen, und Ihr seid doch allein Schuld daran, die Ihr mich spornet und treibt und quältet, mich in einen Posten zu begeben, der nicht nach meinem Sinne war. Nun habe ich's! nun habt Ihr's! Und daß Du nicht wieder sagst, meine überspannten Ideen verdürben Alles, so hast Du hier, lieber Herr, eine Erzählung, plan und nett, wie ein Chronniken-Schreiber Das aufzeichnen würde.

Der Graf von E... liebt mich, distinguirt mich; Das ist bekannt, Das habe ich Dir schon hundert Mal gesagt. Nun war ich gestern bei ihm zu Tafel, eben an dem Tage, da Abends die noble Gesellschaft von Herrn und Frauen bei ihm zusammenkommt, an die ich nicht gedacht habe, auch mir nie aufgefallen ist, daß wir Subalternen nicht hineingehören. Gut! Ich speise bei dem Grafen, und nach Tische gehn wir in dem großen Saal auf und ab, ich rede mit ihm, mit dem Obristen B..., der dazu kommt, und so rückt die Stunde der Gesellschaft heran. Ich denke, Gott weiß, an Nichts! Da tritt herein die übergnädige Dame von S.. mit Ihrem Herrn Gemahl und wohlausgebrüteten Gänslein Tochter, mit der flachen Brust und niedlichem Schnürleibe, machen en passant ihre hergebrachten, hochadelichen Augen und Naslöcher; und wie mir die Nation von Herzen zuwider ist, wollte ich mich eben empfehlen, und wartete nur, bis der Graf vom garstigen Gewäsche frei wäre, als meine Fräulein B... herein trat. Da mir das Herz immer ein Bischen aufgeht, wenn ich sie sehe, blieb ich eben, stellte mich hinter ihren Stuhl, und bemerkte erst nach einiger Zeit, daß sie mit weniger Offenheit als sonst, mit einiger Verlegenheit mit mir redete. Das fiel mir auf. Ist sie auch wie alles das Volk! dachte ich, und war angestochen und wollte gehen; und doch blieb ich, weil ich sie gerne entschuldigt hätte, und es nicht glaubte, und noch ein gut Wort von ihr hoffte, und — was Du willst. Unterdessen füllt sich die Gesellschaft. Der Baron F.. mit der ganzen Garderobe von den Krönungszeiten Franz des Ersten her, der Hofrath R.. hier aber in qualitate Herr von R.. genannt, mit seiner tauben Frau R., den übel fournirten J.. nicht zu vergessen, der die Lücken seiner altfränkischen Garderobe mit neumodischen Lappen ausflickt! das kommt zu Hauf', und ich rede mit Einigen meiner Bekanntschaft, die Alle sehr laconisch sind. Ich dachte — und gab nur auf meine B.. Acht. Ich merkte nicht, daß die Weiber am Ende des Saales sich in die Ohren flüsterten, daß es auf die Männer circulirte, daß Frau von S.. mit dem Grafen redete (das Alles hat mir Fräulein B.. nachher erzählt), bis endlich der Graf auf mich losging und mich in ein Fenster nahm. „Sie wissen," sagte er, „unsere wunderbaren Verhältnisse; die Gesellschaft ist unzufrieden, merke ich, Sie hier zu sehen. Ich wollte nicht um Alles" — Ihro Excellenz, fiel ich ein, ich bitte tausend Mal um Verzeihung; ich hätte eher d'ran denken sollen, und ich weiß, Sie vergeben mir diese Inconsequenz; ich wollte schon vorhin mich empfehlen, ein böser Genius hat mich zurück gehalten, setzte ich lächelnd hinzu, indem ich mich neigte. Der Graf drückte meine Hände mit einer Empfindung, die Alles sagte. Ich strich mich sachte aus der vornehmen Gesellschaft, ging, setzte mich in ein Cabriolet, und fuhr nach M..., dort vom Hügel die Sonne untergehen zu sehen, und dabei in meinem Homer den herrlichen Gesang zu lesen, wie Ulyß von dem trefflichen Schweinhirten bewirthet wird. Das war Alles gut.

Des Abends komme ich zurück zu Tische. Es waren noch Wenige in der Gaßstube; die würfelten auf einer Ecke, hatten das Tischtuch zurückgeschlagen. Da kommt der ehrliche A... hinein, legt seinen Hut nieder, indem er mich ansieht, tritt zu mir und sagt leise: „Du hast Verdruß gehabt?" Ich? sagte ich. „Der Graf hat Dich aus der Gesellschaft gewiesen." — Hole sie der Teufel! sagt' ich; mir war's lieb, daß ich in die freie Luft kam. — „Gut," sagte er, „daß Du es auf die leichte Achsel nimmst! Nur verdrießt mich's, es ist schon überall herum." — Da fing mich das Ding erst an zu wurmen. Alle, die zu Tische kamen und mich ansahen, dachte ich, die sehen Dich darum an! Das gab böses Blut.

Und da man nun heute gar, wo ich hintrete, mich bedauert, da ich höre, daß meine Neider nun triumphiren und sagen: da sähe man's, wo es mit den Uebermüthigen hinausginge, die sich ihres Bischen Kopfs überhoben und glaubten, sich darum über alle Verhältnisse hinaussetzen zu dürfen, — und was des Hundegeschwätzes mehr ist; — da möchte man sich ein Messer in's Herz bohren; denn man rede von Selbstständigkeit, was man will, Den will ich sehen, der dulden kann, daß Schurken über ihn reden, wenn sie einen Vortheil über ihn haben; wenn ihr Geschwätz leer ist, ach, da kann man sie leicht lassen!

Am 16. März.

Es hetzt mich Alles. Heute treffe ich Fräulein B.. in der Allee; ich konnte mich nicht enthalten, sie anzureden und ihr, sobald wir etwas entfernt von der Gesellschaft waren, meine

Empfindlichkeit über ihr neuliches Betragen zu zeigen. „O, Werther," sagte sie mit einem innigen Tone, „konnten Sie meine Verwirrung so auslegen, da Sie mein Herz kennen? Was ich gelitten habe um Ihretwillen von dem Augenblicke an, da ich in den Saal trat! Ich sah Alles voraus; hundert Mal saß mir's auf der Zunge, es Ihnen zu sagen. Ich wußte, daß die von S.. und T.. mit ihren Männern eher aufbrechen würden, als in Ihrer Gesellschaft zu bleiben; ich wußte, daß der Graf es mit Ihnen nicht verderben darf — und jetzo der Lärm!" — Wie, Fräulein? sagte ich, und verbarg meinen Schrecken; denn Alles, was Adelin mir ehegestern gesagt hatte, lief mir wie siedend Wasser durch die Adern in diesem Augenblicke. „Was hat mich es schon gekostet!" sagte das süße Geschöpf, indem ihr die Thränen in den Augen standen. — Ich war nicht Herr mehr von mir selbst, war im Begriffe, mich ihr zu Füßen zu werfen. Erklären Sie sich, rief ich. Die Thränen liefen ihr die Wangen herunter. Ich war außer mir. Sie trocknete sie ab, ohne sie verbergen zu wollen. „Meine Tante kennen Sie," fing sie an, „sie war gegenwärtig, und hat, — o, mit was für Augen hat sie Das angesehen! Werther, ich habe gestern Nacht ausgestanden, und heute früh eine Predigt über meinen Umgang mit Ihnen, und ich habe müssen zuhören Sie herabsetzen, erniedrigen, und konnte und durfte Sie nur halb vertheidigen."

Jedes Wort, das sie sprach, ging mir wie ein Schwert durch's Herz. Sie fühlte nicht, welche Barmherzigkeit es gewesen wäre, mir das Alles zu verschweigen; und nun fügte sie noch dazu, was weiter würde geträtscht werden, was eine Art Menschen darüber triumphiren würde; wie man sich nunmehr über die Strafe meines Uebermuths und meiner Geringschätzung Anderer, die sie mir schon lange vorwerfen, kitzeln und freuen würde. Das Alles, Wilhelm, von ihr zu hören, mit der Stimme der wahresten Theilnehmung — ich war zerstört und bin noch wüthend in mir. Ich wollte, daß sich Einer unterstünde, mir es vorzuwerfen, daß ich ihm den Degen durch den Leib stoßen könnte; wenn ich Blut sähe, würde mir es besser werden. Ach, ich habe hundert Mal ein Messer ergriffen, um diesem Herzen Luft zu machen! Man erzählt von einer edeln Art Pferde, die, wenn sie schrecklich erhitzt und aufgejagt sind, sich selbst aus Instinct eine Ader aufbeißen, um sich zum Athem zu helfen. So ist mir's oft, ich möchte mir eine Ader öffnen, die mir die ewige Freiheit schaffte.

Am 21. März.

Ich habe meine Entlassung vom Hofe verlangt, und werde sie, hoffe ich, erhalten, und Ihr werdet mir verzeihen, daß ich nicht erst Erlaubniß dazu bei Euch geholt habe. Ich muß nun einmal fort, und was Ihr zu sagen hattet, um mir das Bleiben einzureden, weiß ich Alles, und also — bringe Das meiner Mutter in einem Säftchen bei; ich kann mir selbst nicht helfen, und sie mag sich gefallen lassen, wenn ich ihr auch nicht helfen kann. Freilich muß es ihr wehe thun. Den schönen Lauf, den ihr Sohn gerade zum Geheimenrath und Gesandten ansetzte, so auf einmal Halte zu sehen, und rückwärts mit dem Thierchen in den Stall! Macht nun daraus, was Ihr wollt, und combinirt die möglichen Fälle, unter denen ich hätte bleiben können und sollen: genug, ich gehe; und damit Ihr wißt, wo ich hinkomme, so ist hier der Fürst ", der vielen Geschmack an meiner Gesellschaft findet; der hat mich gebeten, da er von meiner Absicht hörte, mit ihm auf seine Güter zu gehen und den schönen Frühling da zuzubringen. Ich soll ganz mir selbst gelassen sein, hat er mir versprochen, und da wir uns zusammen bis auf einen gewissen Punct verstehn, so will ich es denn auf gut' Glück wagen und mit ihm gehen.

Zur Nachricht.

Am 10. April.

Danke für Deine beiden Briefe. Ich antwortete nicht, weil ich dieses Blatt liegen ließ, bis mein Abschied vom Hofe da wäre; ich fürchtete, meine Mutter möchte sich an den Minister wenden und mir mein Vorhaben erschweren. Nun aber ist es geschehen; mein Abschied ist da. Ich mag Euch nicht sagen, wie ungern man mir ihn gegeben hat, und was mir der Minister schreibt; Ihr würdet in neue Lamentationen ausbrechen. Der Erbprinz hat mir zum Abschiede fünfundzwanzig Ducaten geschickt, mit einem Worte, das mich bis zu Thränen gerührt hat; also brauche ich von der Mutter das Geld nicht, um Das ich neulich schrieb.

Am 5. Mai.

Morgen gehe ich von hier ab, und weil mein Geburtsort nur sechs Meilen vom Wege liegt, so will ich den auch wieder sehen, will mich der alten, glücklich verträumten Tage erinnern. Zu eben dem Thore will ich hineingehen, aus dem meine Mutter mit mir herausfuhr, als sie nach dem Tode meines Vaters den lieben, vertraulichen Ort verließ, um sich in ihre Stadt einzusperren. Adieu, Wilhelm! Du sollst von meinem Zuge hören.

Am 9. Mai.

Ich habe die Wallfahrt nach meiner Heimath mit aller Andacht eines Pilgrims vollendet, und manche unerwarteten Gefühle haben mich ergriffen. An der großen Linde, die eine Viertelstunde vor der Stadt nach S.. zusteht, ließ ich halten, stieg aus und ließ den Postillon fortfahren, um zu Fuße jede Erinnerung ganz neu, lebhaft, nach meinem Herzen, zu kosten. Da stand ich nun unter der Linde, die ehedem, als Knabe, das Ziel und die Grenze meiner Spaziergänge gewesen. Wie anders! Damals sehnte ich mich in glücklicher Unwissenheit hinaus in die unbekannte Welt, wo ich für mein Herz so viele Nahrung, so vielen Genuß hoffte, meinen strebenden, sehnenden Busen auszufüllen und zu befriedigen. Jetzt komme ich zurück aus der weiten Welt — o mein Freund, mit wie viel fehlgeschlagenen Hoffnungen, mit wie viel zerstörten Planen! — Ich sah das Gebirge vor mir liegen, das so tausend Mal der Gegenstand meiner Wünsche gewesen war. Stundenlang konnt' ich hier sitzen und mich hinübersehnen, mit inniger Seele mich in den Wäldern, den Thälern verlieren, die sich meinen Augen so freundlichdämmernd darstellten; und wenn ich dann um bestimmte Zeit wieder zurück mußte, mit welchem Widerwillen verließ ich nicht den lieben Platz! — Ich kam der Stadt näher, alle die alten, bekannten Gartenhäuschen wurden von mir gegrüßt, die neuen waren mir zuwider, so auch alle Veränderungen, die man sonst vorgenommen hatte. Ich trat zum Thor hinein, und fand mich doch gleich und ganz wieder. Lieber, ich mag nicht in's Detail gehen; so reizend, als es mir war, so einförmig würde es in der Erzählung werden! Ich hatte beschlossen, auf dem Markte zu wohnen, gleich neben unserm alten Hause. Im Hingehen bemerkte ich, daß die Schulstube, wo ein ehrliches, altes Weib unsere Kindheit zusammengepfercht hatte, in einen Kramladen verwandelt war. Ich erinnerte mich der Unruhe, der Thränen, der Dumpfheit des Sinnes, der Herzensangst, die ich in dem Loche ausgestanden hatte. — Ich that keinen Schritt, der nicht merkwürdig war. Ein Pilger im heiligen Lande trifft nicht so viele Stätten religiöser Erinnerungen an, und seine Seele ist schwerlich so voll heiliger Bewegung. Noch eins für tausend. Ich ging den Fluß hinab bis an einen gewissen Hof; das war sonst auch mein Weg, und die Plätzchen, wo wir Knaben uns übten, die meisten Sprünge der flachen Steine im Wasser hervorzubringen. Ich erinnerte mich so lebhaft, wenn ich manchmal stand und dem Wasser nachsah, mit wi wunderbaren Ahnungen ich es verfolgte, wie abenteuerlich ich mir die Gegenden vorstellte, wo es nun hinfließe, und wie ich da sobald Grenzen meiner Vorstellungskraft fand, und doch mußte das weiter gehen, immer weiter, bis ich mich ganz in dem Anschauen einer unsichtbaren Ferne verlor. — Sieh', mein Lieber, so beschränkt und so glücklich waren die herrlichen Urväter, so kindlich ihr Gefühl, ihre Dichtung! Wenn Ulyß von dem ungemeßnen Meer und von der unendlichen Erde spricht, Das ist so wahr, menschlich, innig, eng und geheimnißvoll. Was hilft mich's, daß ich jetzt mit jedem Schulknaben nachsagen kann, daß sie rund sei? Der Mensch braucht nur wenige Erdschollen, um darauf zu genießen, weniger, um d'runter zu ruhen.

Nun bin ich hier, auf dem fürstlichen Jagdschloß. Es läßt sich noch ganz wohl mit dem Herrn leben; er ist wahr und einfach. Wunderliche Menschen sind um ihn herum, die ich gar nicht begreife. Sie scheinen keine Schelme und haben doch auch nicht das Ansehen von ehrlichen Leuten. Manchmal kommen sie mir ehrlich vor, und ich kann ihnen doch nicht trauen. Was mir noch leid thut, ist, daß er oft von Sachen redet, die er nur gehört und gelesen hat, und zwar aus eben dem Gesichtspuncte, wie sie ihm der Andere vorstellen mochte.

Auch schätzt er meinen Verstand und meine Talente mehr als dieß Herz, das doch mein einziger Stolz ist, das ganz allein die Quelle von Allem ist, aller Kraft, aller Seligkeit und alles Elendes. Ach, was ich weiß, kann Jeder wissen — mein Herz habe ich allein!

Am 25. Mai.

Ich hatte Etwas im Kopfe, davon ich Euch Nichts sagen wollte, bis es ausgeführt wäre: jetzt, da Nichts d'raus wird, ist es ebenso gut. Ich wollte in den Krieg; Das hat mir lange am Herzen gelegen. Vernehmlich darum bin ich dem Fürsten hierher gefolgt, der General in ** Diensten ist. Auf einem Spaziergang entdeckte ich ihm mein Vorhaben, er widerrieth mir es, und es möchte bei mir mehr Leidenschaft als Grille gewesen sein, wenn ich seinen Gründen nicht hätte Gehör geben wollen.

Am 11. Junius.

Sage, was Du willst, ich kann nicht länger bleiben. Was soll ich hier? Die Zeit wird mir lang. Der Fürst hält mich, so gut man nur kann, und doch bin ich nicht in meiner Lage. Wir haben im Grunde Nichts gemein mit einander. Er ist ein Mann von Verstande, aber von ganz gemeinem Verstande; sein Umgang unterhält mich nicht mehr, als wenn ich ein wohlgeschriebenes Buch lese. Noch acht Tage

bleibe ich, und dann ziehe ich wieder in der Irre herum. Das Beste, was ich hier gethan habe, ist mein Zeichnen. Der Fürst fühlt in der Kunst, und würde noch stärker fühlen, wenn er nicht durch das gastige wissenschaftliche Wesen und durch die gewöhnliche Terminologie eingeschränkt wäre. Manchmal knirsche ich mit den Zähnen, wenn ich ihn mit warmer Imagination an Natur und Kunst herumführe, und er es auf ein Mal recht gut zu machen denkt, wenn er mit einem gestempelten Kunstworte d'rein stolpert.

Am 29. Julius.

Ja, wohl bin ich nur ein Wand'rer, ein Wallender auf der Erde! Seid Ihr denn mehr?

Am 16. Julius.

Wo ich hin will, Das laß Dir im Vertrauen eröffnen. Vierzehn Tage muß ich doch noch hier bleiben, und dann habe ich mir weiß gemacht, daß ich die Bergwerke im [illegible]schen besuchen wollte; ist aber im Grunde Nichts d'ran; ich will nur Lotte'n wieder näher, Das ist Alles. Und ich lache über mein eig'nes Herz — und thu' ihm seinen Willen.

Am 28. Julius

Nein, es ist gut! es ist Alles gut! — Ich — ihr Mann! O, Gott, der Du mich machtest, wenn Du mir die Seligkeit bereitet hättest, mein ganzes Leben sollte ein anhaltendes Gebet sein. Ich will nicht rechten, und verzeihe mir diese Thränen, verzeihe mir meine vergeblichen Wünsche! — Sie meine Frau! Wenn ich das liebste Geschöpf unter der Sonne in meine Arme geschlossen hätte — Es geht mir ein Schauder durch den ganzen Körper, Wilhelm, wenn Albert sie um den schlanken Leib faßt.

Und, darf ich es sagen? Warum nicht, Wilhelm? Sie wäre mit mir glücklicher geworden als mit ihm! O, er ist nicht der Mensch, die Wünsche dieses Herzens alle zu füllen! Ein gewisser Mangel an Fühlbarkeit, ein Mangel — nimm es, wie Du willst; daß sein Herz nicht sympathetisch schlägt, bei — eh! — bei der Stelle eines lieben Buches, wo mein Herz und Lotte'ns in Einem zusammentreffen; in hundert andern Vorfällen, wenn es kommt, daß unsere Empfindungen über eine Handlung eines Dritten laut werden. Lieber Wilhelm! — Zwar er liebt sie von ganzer Seele, und so eine Liebe, was verdient die nicht? —

Ein unerträglicher Mensch hat mich unterbrochen. Meine Thränen sind getrocknet. Ich bin zerstreut. Adieu, Lieber!

Am 8. August.

Es geht mir nicht allein so. Alle Menschen werden in ihren Hoffnungen getäuscht, in ihren Erwartungen betrogen. Ich besuchte mein gutes Weib unter der Linde. Der älteste Junge lief mir entgegen; sein Freudengeschrei führte die Mutter herbei, die sehr niedergeschlagen aussah. Ihr erstes Wort war: „Guter Herr, ach, mein Haus ist mir gestorben!" Es war der jüngste ihrer Knaben. Ich war stille. „Und mein Mann," sagte sie, „ist aus der Schweiz zurück, und hat Nichts mitgebracht, und ohne gute Leute hätte er sich heraushelfen müssen; er hatte das Fieber unterwegs gekriegt." — Ich konnte ihr Nichts sagen, und schenkte dem Kleinen was; sie bat mich, einige Aepfel anzunehmen, das ich that, und den Ort des traurigen Andenkens verließ.

Am 21. August.

Wie man eine Hand umwendet, ist es anders mit mir. Manchmal will wohl ein freudiger Blick des Lebens wieder aufdämmern, ach, nur für einen Augenblick! — Wenn ich mich so in Träumen verliere, kann ich mich des Gedankens nicht erwehren: wie, wenn Albert stürbe? Du würdest! ja, sie würde — und dann laufe ich dem Hirngespinnste nach, bis es mich an Abgründe führet, vor denen ich zurückbebe.

Wenn ich zum Thor hinausgehe, den Weg, den ich zum ersten Mal fuhr, Lotte'n zum Tanze zu holen, wie war Das so ganz anders! Alles, Alles ist vorüber gegangen! Kein Wink der vorigen Welt, kein Pulsschlag meines damaligen Gefühles. Mir ist es, wie es einem Geiste sein müßte, der in das ausgebrannte, zerstörte Schloß zurückkehrte, das er als blühender Fürst einst gebaut, und, mit allen Gaben der Herrlichkeit ausgestattet, sterbend seinem geliebten Sohne hoffnungsvoll hinterlassen hatte.

Am 2. September.

Ich begreife manchmal nicht, wie sie ein Anderer lieb haben kann, lieb haben darf, da ich sie so ganz allein, so innig, so voll liebe, nichts Anders kenne, noch weiß, noch habe, als sie!

Am 3. September.

Ja, es ist so! Wie die Natur sich zum Herbste neigt, wird es Herbst in mir und um mich her. Meine Blätter werden gelb, und schon sind die Blätter der benachbarten Bäume abgefallen. Hab' ich Dir nicht einmal von einem Bauerburschen geschrieben, gleich da ich herkam? Jetzt erkundigte ich mich wieder nach ihm in Wahlheim: es hieß, er sei aus dem Dienste

geſagt worden, und Niemand wollte was weiter von ihm wiſſen. Geſtern traf ich ihn von ungefähr auf dem Wege nach einem andern Dorfe; ich redete ihn an, und er erzählte mir ſeine Geſchichte, die mich doppelt und dreifach gerührt hat, wie Du leicht begreifen wirſt, wenn ich Dir ſie wieder erzähle. Doch, wozu das Alles? Warum behalt' ich nicht für mich, was mich ängſtigt und kränkt? Warum betrüb' ich noch Dich? Warum geb' ich Dir immer Gelegenheit, mich zu bedauern und mich zu ſchelten? Sei's denn, auch Das mag zu meinem Schickſal gehören!

Mit einer ſtillen Traurigkeit, in der ich ein wenig ſcheues Weſen zu bemerken ſchien, antwortete der Menſch mir erſt auf meine Fragen; aber gar bald öffnet er, als wenn er ſich und mich auf ein Mal wieder erkennte, geſtand er mir ſeine Fehler, klagte er mir ſein Unglück. Könnt ich Dir, mein Freund, jedes ſeiner Worte vor Gericht ſtellen! Er bekannte, ja er erzählte mit einer Art von Genuß und Glück der Wiedererinnerung, daß die Leidenſchaft zu ſeiner Hausfrau ſich in ihm taglaglich vermehrt, daß er zuletzt nicht gewußt habe, was er thue, nicht, wie er ſich ausdrückte, wo er mit dem Kopfe hin geſollt? Er habe weder eſſen, noch trinken, noch ſchlafen können; es habe ihm an der Kehle geſtockt; er habe gethan, was er nicht thun ſollen; was ihm aufgetragen worden, hab' er vergeſſen; er ſei als wie von einem böſen Geiſt verfolgt geweſen, bis er eines Tags, als er ſie in einer obern Kammer gewußt, ihr nachgegangen, ja vielmehr ihr nachgezogen worden ſei. Da ſie ſeinen Bitten kein Gehör gegeben, hab' er ſich ihrer mit Gewalt bemächtigen wollen; er wiſſe nicht, wie ihm geſchehen ſei, und nehme Gott zum Zeugen, daß ſeine Abſichten gegen ſie immer redlich geweſen, und daß er Nichts ſehnlicher gewünſcht, als daß ſie ihn heirathen, daß ſie mit ihm ihr Leben zubringen möchte. Da er eine Zeit lang geredet hatte, fing er an zu ſtocken, wie Einer, der noch Etwas zu ſagen hat, und ſich es nicht herauszuſagen getraut; endlich geſtand er mir auch mit Schüchternheit, was ſie ihm für kleine Vertraulichkeiten erlaubt, und welche Nähe ſie ihm vergönnet. Er brach zwei, drei Mal ab, und wiederholte die lebhafteſten Proteſtationen, daß er Das nicht ſage, um ſie ſchlecht zu machen, wie er ſich ausdrückte, daß er ſie liebe und ſchätze, wie vorher, daß ſo Etwas nicht über ſeinen Mund gekommen ſei, und daß er es mir nur ſage, um mich zu überzeugen, daß er kein ganz verkehrter und unſinniger Menſch ſei. — Und hier, mein Beſter, fang' ich mein altes Lied wieder an, das ich ewig anſtimmen werde: könnt' ich Dir den Menſchen vorſtellen, wie er vor mir ſtand, wie er noch vor mir ſteht! Könnt' ich Dir Alles recht ſagen, damit Du fühlteſt, wie ich an ſeinem Schickſale Theil nehme, Theil nehmen muß! Doch genug! Da Du auch mein Schickſal kennſt, auch mich kennſt, ſo weißt Du nur zu wohl, was mich zu allen Unglücklichen, was mich beſonders zu dieſem Unglücklichen hinzieht.

Da ich das Blatt wieder durchleſe, ſeh' ich, daß ich das Ende der Geſchichte zu erzählen vergeſſen habe, das ſich aber leicht hinzudenken läßt. Sie erwehrte ſich ſein'; ihr Bruder kam dazu, der ihn ſchon lange gehaßt, der ihn ſchon lange aus dem Hauſe gewünſcht hatte, weil er fürchtete, durch eine neue Heirath der Schweſter werde ſeinen Kindern die Erbſchaft entgehn, die ihnen jetzt, da ſie kinderlos iſt, ſchöne Hoffnungen gibt. Dieſer habe ihn gleich zum Hauſe hinausgeſtoßen, und einen ſolchen Lärm von der Sache gemacht, daß die Frau, auch ſelbſt wenn ſie gewollt, ihn nicht wieder hätte aufnehmen können. Jetzo habe ſie wieder einen andern Knecht genommen; auch über den, ſage man, ſei ſie mit dem Bruder zerfallen, und man behaupte für gewiß, ſie werde ihn heirathen, aber er ſei feſt entſchloſſen, Das nicht zu erleben.

Was ich Dir erzähle, iſt nicht übertrieben, Nichts verzärtelt, ja ich darf wohl ſagen, ſchwach, ſchwach hab' ich's erzählt, und vergröbert hab' ich's, indem ich's mit unſern hergebrachten ſittlichen Worten vorgetragen habe.

Dieſe Liebe, dieſe Treue, dieſe Leidenſchaft, iſt alſo keine dichteriſche Erfindung. Sie lebt, ſie iſt in ihrer größten Reinheit unter der Claſſe von Menſchen, die wir ungebildet, die wir roh nennen. Wir Gebildeten — zu Nichts Verbildeten! Lies die Geſchichte mit Andacht, ich bitte Dich. Ich bin heute ſtill, indem ich Das hinſchreibe; Du ſiehſt an meiner Hand, daß ich nicht ſo ſtrudele und fudele, wie ſonſt. Lies, mein Geliebter, und denke dabei, daß es auch die Geſchichte Deines Freundes iſt! Ja, ſo iſt mir's gegangen, ſo wird mir's gehn, und ich bin nicht halb ſo brav, nicht halb ſo entſchloſſen, als der arme Unglückliche, mit dem ich, mich zu vergleichen, mich faſt nicht getraue.

Am 1. September.

Sie hatte ein Zettelchen an ihren Mann auf's Land geſchrieben, wo er ſich Geſchäfte wegen aufhielt. Es fing an: „Beſter, Liebſter, komme, ſobald Du kannſt, ich erwarte Dich mit tauſend Freuden! — Ein Freund, der hereinkam, brachte Nachricht, daß er wegen gewiſſer Umſtände ſobald noch nicht zurückkehren würde. Das Billet blieb liegen, und fiel mir Abends in die Hände. Ich las es und lächelte; ſie fragte, worüber? — Was die Einbildungskraft für ein göttliches Geſchenk iſt, rief ich aus, ich konnte mir einen

Augenblick vorſpiegeln, als wäre es an mich geſchrieben. Sie brach ab; es ſchien ihr zu mißfallen, und ich ſchwieg.

Am 4. September.

Es hat ſchwer gehalten, bis ich mich entſchloß, meinen blauen, einfachen Frack, in dem ich mit Lotte'n zum erſten Male tanzte, abzulegen; er ward aber zuletzt gar unſcheinbar. Auch habe ich mir einen machen laſſen, ganz wie den vorigen, Kragen und Aufſchlag, und auch wieder ſo gelbe Weſte und Beinkleider dazu.

Ganz will es doch die Wirkung nicht thun. Ich weiß nicht — Ich denke, mit der Zeit ſoll mir der auch lieber werden.

Am 12. September.

Sie war einige Tage verreiſ't, Albert'en abzuholen. Heute trat ich in ihre Stube; ſie kam mir entgegen, und ich küßte ihre Hand mit tauſend Freuden.

Ein Canarien-Vogel flog von dem Spiegel ihr auf die Schulter. „Einen neuen Freund," ſagte ſie, und lockte ihn auf ihre Hand; „er iſt meinen Kleinen zugedacht. Er thut gar zu lieb! Sehen Sie ihn! Wenn ich ihm Brod gebe, flattert er mit den Flügeln, und pickt ſo artig. Er küßt mich auch, ſehen Sie!"

Als ſie dem Thierchen den Mund hinhielt, drückte es ſich ſo lieblich in die ſüßen Lippen, als wenn es die Seligkeit hätte fühlen können, die es genoß.

„Er ſoll Sie auch küſſen," ſagte ſie, und reichte den Vogel herüber. Das Schnäbelchen machte den Weg von ihrem Munde zu dem meinigen, und die pickende Berührung war wie ein Hauch, eine Ahnung liebevollen Genuſſes.

Sein Kuß, ſagte ich, iſt nicht ganz ohne Begierde; er ſucht Nahrung, und kehrt unbefriedigt von der leeren Liebkoſung zurück.

„Er iſt mir auch aus dem Munde," ſagte ſie. Sie reichte ihm einige Broſamen mit ihren Lippen, aus denen die Freuden unſchuldig theilnehmender Liebe in aller Wonne lächelten.

Ich kehrte das Geſicht weg. Sie ſollte es nicht thun! — ſollte nicht meine Einbildungskraft mit dieſen Bildern himmliſcher Unſchuld und Seligkeit reizen, und mein Herz aus dem Schlafe, in den es manchmal die Gleichgiltigkeit des Lebens wiegt, nicht wecken! — Und warum nicht? — Sie traut mir ſo! — ſie weiß, wie ich ſie liebe!

Am 15. September.

Man möchte raſend werden, Wilhelm, daß es Menſchen geben ſoll, ohne Sinn und Gefühl an dem Wenigen, was auf Erden noch einen Werth hat. Du kennſt die Nußbäume, unter denen ich bei dem ehrlichen Pfarrer zu St.. mit Lotte'n geſeſſen, die herrlichen Nußbäume! — die mich, Gott weiß, immer mit dem größten Seelenvergnügen füllten! Wie vertraulich ſie den Pfarrhof machten, wie kühl! — und wie herrlich die Aeſte waren! — und die Erinnerung bis zu den ehrlichen Geiſtlichen, die ſie vor ſo vielen Jahren pflanzten! Der Schulmeiſter hat uns den einen Namen oft genannt, den er von ſeinem Großvater gehört hatte; ſo ein braver Mann ſoll es geweſen ſein, und ſein Andenken war mir immer heilig unter den Bäumen. Ich ſage Dir, dem Schulmeiſter ſtanden die Thränen in den Augen, da wir geſtern davon redeten, daß ſie abgehauen worden — abgehauen! Ich möchte toll werden; ich könnte den Hund ermorden, der den erſten Hieb d'ran that; ich, der ich mich vertrauern könnte, wenn ſo ein Paar Bäume in meinem Hofe ſtänden, und einer davon ſtürbe vor Alter ab; ich muß zuſehen! Lieber Schatz, Eins iſt doch dabei! Was Menſchengefühl iſt! Das ganze Dorf murrt, und ich hoffe, die Frau Pfarrerinn ſoll es an Butter und Eiern und übrigem Zutrauen ſpüren, was für eine Wunde ſie ihrem Orte gegeben hat. Denn ſie iſt es, die Frau des neuen Pfarrers (unſer alter iſt auch geſtorben), ein hageres, kränkliches Geſchöpf, das ſehr Urſache hat, an der Welt keinen Antheil zu nehmen; denn Niemand nimmt Antheil an ihr. Eine Närrinn, die ſich abgibt, gelehrt zu ſein, ſich in die Unterſuchung des Canon's meliert, gar viel an der neumodiſchen, moraliſch-critiſchen Reformation des Chriſtenthumes arbeitet, und über Lavater's Schwärmereien die Achſeln zuckt, eine ganz zerrüttete Geſundheit hat und deßwegen auf Gottes Erdboden keine Freude. So einer Creatur war es auch allein möglich, meine Nußbäume abzuhauen. Sieh's Du, ich komme nicht zu mir! Stelle Dir vor, die abfallenden Blätter machen ihr den Hof unrein und dumpfig, die Bäume nehmen ihr das Tageslicht, und wenn die Nüſſe reif ſind, ſo werfen die Knaben mit Steinen darnach, und Das ſtört ihr auf die Nerven, Das ſtört ſie in ihren tiefen Ueberlegungen, wenn ſie Kennicot, Semler und Michaelis gegen einander abwiegt. Da ich die Leute im Dorfe, beſonders die alten, ſo unzufrieden ſah, ſagte ich: Warum habt Ihr es gelitten? — „Wenn der Schulze will, hier zu Lande," ſagten ſie, „was kann man machen? Aber Eins iſt recht geſchehen: der Schulze und der Pfarrer, der doch auch von ſeiner Frau' Grillen, die ihm ohnedieß die Suppen nicht fett machen, was haben wollte, dachten es mit einander zu theilen; da erfuhr es die Kammer, und ſagte: hier herein! denn ſie hatte noch alte Prätenſionen an den Theil des Pfarrhofes,

wo die Bäume ſtanden, und verkaufte ſie an den Meiſtbietenden.“ — Sie liegen! O, wenn ich Fürſt wäre, ich wollte die Pfarrerinn, den Schulzen und die Kammer! — Fürſt! — Ja, wenn ich Fürſt wäre, was kümmerten mich die Bäume in meinem Lande!

Am 10. October.

Wenn ich nur ihre ſchwarzen Augen ſehe, iſt mir es ſchon wohl! Sieh', und was mich verdrießt, iſt, daß Albert nicht ſo beglückt zu ſein ſcheint, als er — hoffte, als ich — zu ſein glaubte, wenn — ich mache nicht gern Gedankenſtriche, aber hier kann ich mich nicht anders ausdrücken — und mich dünkt deutlich genug.

Am 12. October

Oſſian hat in meinem Herzen den Homer verdrängt. Welch eine Welt, in die der Herrliche mich führt; zu wandern über die Heide, umſauſt vom Sturmwinde, der in dampfenden Nebeln die Geiſter der Väter, im dämmernden Lichte des Mondes hinführt; zu hören vom Gebirge her, im Gebrülle des Waldſtroms, halb verweh'tes Aechzen der Geiſter aus ihren Höhlen, und die Wehklagen des zu Tode ſich jammernden Mädchens, um die vier moosbedeckten, grasbewachſenen Steine des Edelgefall'nen, ihres Geliebten! — Wenn ich ihn dann finde, den wandelnden grauen Barden, der auf der weiten Heide die Fußſtapfen ſeiner Väter ſucht, und, ach! ihre Grabſteine findet, und dann jammernd nach dem lieben Sterne des Abends hinblickt, der ſich in's rollende Meer verbirgt, und die Zeiten der Vergangenheit in des Helden Seele lebendig werden, da noch der freundliche Strahl den Gefahren der Tapfern leuchtete, und der Mond ihr bekränztes, ſiegrückkehrendes Schiff beſchien! — Wenn ich den tiefen Kummer auf ſeiner Stirn leſe, den letzten, verlaſſ'nen Herrlichen in aller Erwattung dem Grabe zuwanken ſehe, wie er immer neue, ſchmerzlichglühende Freuden in der kraftloſen Gegenwart der Schatten ſeiner Abgeſchiedenen einſaugt, und nach der kalten Erde, dem hohen, wehenden Graſe niederſieht, und ausruft: „Der Wanderer wird kommen, kommen, der mich kannte in meiner Schönheit, und fragen: „Wo iſt der Sänger, Ringal's trefflicher Sohn?“ „Sein Fußtritt geht über mein Grab hin, und er ſucht vergebens nach mir auf der Erde!“ — O, Freund! ich möchte gleich einem edeln Waffenträger das Schwert ziehn, meinen Füßen von der zehrenden Qual des langſam abſterbenden Lebens auf ein Mal befreien, und dem befreiten Halbgott meine Seele nachſenden.

Am 15. October

Ach, dieſe Lücke! dieſe entſetzliche Lücke, die ich hier in meinem Buſen fühle! — Ich denke oft, wenn Du ſie nur ein Mal, nur ein Mal an dieſes Herz drücken könnteſt, dieſe ganze Lücke würde ausgefüllt ſein.

Am 24. October.

Ja, es wird mir gewiß, Lieber; gewiß und immer gewiſſer, daß an dem Daſein eines Geſchöpfes wenig gelegen iſt, ganz wenig! Es kam eine Freundinn zu Lotte'n, und ich ging herein in's Nebenzimmer, ein Buch zu nehmen, und konnte nicht leſen, und dann nahm ich eine Feder zu ſchreiben. Ich hörte ſie leiſe reden; ſie erzählten einander unbedeutende Sachen, Stadtneuigkeiten: Wie Dieſe heirathet, wie Jene krank, ſehr krank iſt. „Sie hat einen trock'nen Huſten, die Knochen ſtehn ihr zum Geſicht heraus und kriegt Ohnmachten; ich gebe keinen Kreuzer für ihr Leben,“ ſagt die Eine. „Der N. N. iſt auch ſo übel d'ran,“ ſagte Lotte. „Er iſt geſchwollen,“ ſagte die Andere. — Und meine lebhafte Einbildungskraft verſetzte mich an's Bett dieſer Armen; ich ſah ſie, mit welchem Widerwillen ſie dem Leben den Rücken wandten, wie ſie — Wilhelm! und meine Weibchen redeten davon, wie man eben davon redet — daß ein Fremder ſtirbt. — Und wenn ich mich umſehe und ſehe das Zimmer an, und rings um mich herum Lotte'ns Kleider und Albert's Scripturen und dieſe Meubeln, denen ich nun ſo befreundet bin, ſogar dieſem Dintenfaſſe, und denke: Siehe, was Du nun dieſem Hauſe biſt! Alles in Allem! Deine Freunde ehren Dich! — Du machſt oft ihre Freude, und Deinem Herzen ſcheint es, als wenn es ohne ſie nicht ſein könnte; und doch — wenn Du nun gingſt, wenn Du aus dieſem Kreiſe ſchiedeſt? — würden ſie, wie lange würden ſie die Lücke fühlen, die Dein Verluſt in ihr Schickſal reißt, wie lange? — O, ſo vergänglich iſt der Menſch, daß er auch da, wo er ſeines Daſeins eigentliche Gewißheit hat, da, wo er den einzigen wahren Eindruck ſeiner Gegenwart macht, in dem Andenken, in der Seele ſeiner Lieben, daß er auch da verliſchen, verſchwinden muß, und Das ſo bald!

Am 27. October.

Ich möchte mir oft die Bruſt zerreißen und das Gehirn einſtoßen, daß man einander ſo wenig ſein kann. Ach, die Liebe, Freude, Wärme und Wonne, die ich nicht hinzubringe, wird mir der Andere nicht geben, und mit einem ganzen Herzen voll Seligkeit werde ich den Andern nicht beglücken, der kalt und kraftlos vor mir ſteht.

Am 27. October, Abends.

Ich habe so Viel, und die Empfindung an ihr verschlingt Alles; ich habe so Viel, und ohne sie wird mir Alles zu Nichts.

Am 30. October.

Wenn ich nicht schon hundert Mal auf dem Puncte gestanden bin, ihr um den Hals zu fallen! Weiß der große Gott, wie Einem Das thut, so viele Liebenswürdigkeit vor Einem herumkreuzen zu sehen und nicht zugreifen zu dürfen; und das Zugreifen ist doch der natürlichste Trieb der Menschheit! Greifen die Kinder nicht nach Allem, was ihnen in den Sinn fällt? — Und ich?

Am 3. November.

Weiß Gott! ich lege mich so oft zu Bette mit dem Wunsche, ja manchmal mit der Hoffnung, nicht wieder zu erwachen: und Morgens schlage ich die Augen auf, sehe die Sonne wieder und bin elend. O, daß ich launisch sein könnte, könnte die Schuld auf's Wetter, auf einen Dritten, auf eine fehlgeschlagene Unternehmung schieben, so würde die unerträgliche Last des Unmuths doch nur halb auf mir ruhen. Wehe mir! ich fühle zu wohl, daß an mir allein alle Schuld liegt, — nicht Schuld! Genug, daß in mir die Quelle alles Elendes verborgen ist, wie ehemals die Quelle aller Seligkeit! Bin ich nicht noch eben Derselbe, der ehemals in aller Fülle der Empfindung herumschwebte, dem auf jedem Tritte ein Paradies folgte, der ein Herz hatte, eine ganze Welt liebevoll zu umfassen? Und dieß Herz ist jetzt todt, aus ihm fließen keine Entzückungen mehr; meine Augen sind trocken, und meine Sinne, die nicht mehr von erquickenden Thränen gelabt werden, ziehen ängstlich meine Stirn zusammen. Ich leide Viel; denn ich habe verloren, was meines Lebens einzige Wonne war, die heilige, belebende Kraft, mit der ich Welten um mich schuf; sie ist dahin! — Wenn ich zu meinem Fenster hinaus an den fernen Hügel sehe, wie die Morgensonne über ihn her den Nebel durchbricht und den stillen Wiesengrund bescheint, und der sanfte Fluß zwischen seinen entblätterten Weiden zu mir herschlängelt, — o, wenn da diese herrliche Natur so starr vor mir steht, wie ein lakirtes Bildchen, und alle die Wonne keinen Tropfen Seligkeit aus meinem Herzen herauf in das Gehirn pumpen kann, und der ganze Kerl vor Gottes Angesicht steht, wie ein versiegter Brunn', wie ein verlechzter Eimer! Ich habe mich oft auf den Boden geworfen und Gott um Thränen gebeten, wie ein Ackersmann um Regen, wenn der Himmel ehern über ihm ist und um ihn die Erde verdürret.

Aber ach! ich fühle es, Gott gibt Regen und Sonnenschein nicht unserm ungestümen Bitten; und jene Zeiten, deren Andenken mich quält, warum waren sie so selig, als weil ich mit Geduld seinen Geist erwartete, und die Wonne, die er über mich ausgoß, mit ganzem, innig dankbarem Herzen annahm!

Am 6. November.

Sie hat mir meine Excesse vorgeworfen! ach, mit soviel Liebenswürdigkeit! Meine Excesse, daß ich mich manchmal von einem Glase Wein verleiten lasse, eine Bouteille zu trinken. „Thun Sie es nicht!" sagte sie; „denken sie an Lotte'n!" — Denken! sagte ich, brauchen Sie mir Das zu heißen? Ich denke! — ich denke nicht! Sie sind immer vor meiner Seele. Heute saß ich an dem Flecke, wo Sie neulich aus der Kutsche stiegen — Sie redete was Ander's, um mich nicht tiefer in den Text kommen zu lassen. Besser! ich bin dahin! Sie kann mit mir machen, was sie will.

Am 11. November.

Ich danke Dir, Wilhelm, für Deinen herzlichen Antheil, für Deinen wohlmeinenden Rath, und bitte Dich, ruhig zu sein. Laß mich ausdulden; ich habe bei aller meiner Mühseligkeit noch Kraft genug, durchzusetzen. Ich ehre die Religion, das weißt Du; ich fühle, daß sie manchem Ermatteten Stab, manchem Verschmachtenden Erquickung ist. Nur — kann sie denn, muß sie denn Das einem Jeden sein? Wenn Du die große Welt ansiehst, so siehst Du Tausende, denen sie es nicht war, Tausende, denen sie es sein wird, gepredigt oder ungepredigt, und muß sie mir es denn sein? Sagt nicht selbst der Sohn Gottes, daß Die um ihn sein würden, die ihm der Vater gegeben hat? Wenn ich ihm nun nicht gegeben bin; wenn mich nun der Vater für sich behalten will, wie mir mein Herz sagt? — Ich bitte Dich, lege Das nicht falsch aus; sieh' nicht etwa Spott in diesen unschuldigen Worten: es ist meine ganze Seele, die ich Dir vorlege; sonst wollte ich lieber, ich hätte geschwiegen: wie ich denn über alles Das, wovon Jedermann so wenig weiß als ich, nicht gerne ein Wort verliere. Was ist es anders, als Menschenschicksal, sein Maß auszuleiden, seinen Becher auszutrinken? — Und ward der Kelch dem Gott vom Himmel auf seiner Menschenlippe zu bitter, warum soll ich groß thun und mich stellen, als schmeckte er mir süß? Und warum sollte ich mich schämen, in dem schrecklichen Augenblick, da mein ganzes Wesen zwischen Sein und Nichtsein zittert, da die Vergangenheit wie ein Blitz über dem finstern Abgrunde der Zukunft leuchtet, und Alles um

Mit Instrumenten vollgepfropft,
Urväter Hausrath drein gestopft —
Das ist deine Welt! Das heißt eine Welt!

Und fragst du noch, warum dein Herz
Sich bang' in deinem Busen klemmt?
Warum ein unerklärter Schmerz
Dir alle Lebensregung hemmt?
Statt der lebendigen Natur,
Da Gott die Menschen schuf hinein,
Umgibt in Rauch und Moder nur
Dich Thiergeripp und Todtenbein.

Flieh! auf! hinaus in's weite Land!
Und dieß geheimnißvolle Buch,
Von Nostradamus eigner Hand,
Ist dir es nicht Geleit genug?
Erkennest dann der Sterne Lauf,
Und wenn Natur dich unterweist,
Dann geht die Seelenkraft dir auf,
Wie spricht ein Geist zum andern Geist.
Umsonst, daß trocknes Sinnen hier
Die heil'gen Zeichen dir erklärt,

mich her verſinkt, und mit mir die Welt untergeht — iſt es da nicht die Stimme der ganz in ſich gedrängten, ſich ſelbſt ermangelnden und unaufhaltſam hinabſtürzenden Creatur, in den innern Tiefen ihrer vergebens aufarbeitenden Kräfte zu knirſchen: „Mein Gott! mein Gott! warum haſt Du mich verlaſſen?“ Und ſollt' ich mich des Ausdruckes ſchämen, ſollte mir es vor dem Augenblicke bange ſein, da ihm Der nicht entging, der die Himmel zuſammenrollt, wie ein Tuch?

Am 4. November.

Sie ſieht nicht, ſie fühlt nicht, daß ſie ein Gift bereitet, das mich und ſie zu Grunde richten wird; und ich, mit voller Wolluſt ſchlürfe den Becher aus, den ſie mir zu meinem Verderben reicht. Was ſoll der gütige Blick, mit dem ſie mich oft — oft? — nein, nicht oft, aber doch manchmal anſieht; die Gefälligkeit, womit ſie einen unwillkürlichen Ausdruck meines Gefühls aufnimmt, das Mitleiden mit meiner Duldung, das ſich auf ihrer Stirne zeichnet?

Geſtern, als ich wegging, reichte ſie mir die Hand und ſagte: „Adieu, lieber Werther!“ — Lieber Werther! Es war das erſte Mal, daß ſie mich Lieber hieß, und es ging mir durch Mark und Bein. Ich habe es mir hundert Mal wiederholt, und geſtern Nacht, da ich zu Bette gehen wollte und mit mir ſelbſt allerlei ſchwatzte, ſagte ich ſo auf ein Mal: Gute Nacht, lieber Werther! und mußte hernach ſelbſt über mich lachen.

Am 12. November.

Ich kann nicht beten: Laß mir ſie! und doch kommt ſie mir oft als die Meine vor. Ich kann nicht beten: Gib mir ſie! denn ſie iſt eines Andern. Ich wigle mich mit meinen Schmerzen herum; wenn ich mir's nachließe, es gäbe eine ganze Litanei von Antitheſen.

Am 24. November.

Sie fühlt, was ich dulde. Heute iſt mir ihr Blick tief durch's Herz gedrungen. Ich fand ſie allein; ich ſagte Nichts, und ſie ſah mich an. Und ich ſah nicht mehr in ihr die liebliche Schönheit, nicht mehr das Leuchten des trefflichen Geiſtes; Das war Alles vor meinen Augen verſchwunden. Ein weit herrlicherer Blick wirkte auf mich, voll Ausdruck des innigſten Antheils, des ſüßeſten Mitleidens. Warum durfte ich mich nicht ihr zu Füßen werfen? Warum durfte ich nicht an ihrem Halſe mit tauſend Küſſen antworten? Sie nahm ihre Zuflucht zum Clavier, und hauchte mit ſüßer, leiſer Stimme harmoniſche Laute zu ihrem Spiele. Nie habe ich ihre Lippen ſo reizend geſehen; es war, als wenn ſie ſich lechzend öffneten, jene ſüßen Töne in ſich zu ſchlürfen, die aus dem Inſtrument hervorquöllen, und vor der himmliſche Wiederhall aus dem reinen Munde zurückklänge. — Ja, wenn ich Dir Das ſo ſagen könnte! — Ich widerſtand nicht länger, neigte mich und ſchwur: nie will ich es wagen, einen Kuß auf Euch aufzudrücken, Lippen, auf denen die Geiſter des Himmels ſchweben! — Und doch — ich will — Ha! ſteh'ſt Du. Das ſteht wie eine Scheidewand vor meiner Seele — dieſe Seligkeit — und dann untergegangen, dieſe Sünde abzubüßen — Sünde!

Am 26. November.

Manchmal ſag' ich mir: Dein Schickſal iſt einzig; preiſe die Uebrigen glücklich — Es iſt noch Keiner gequält worden. Dann leſe ich einen Dichter der Vorzeit, und es iſt mir, als ſäh' ich in mein eig'nes Herz. Ich habe ſoviel auszuſtehen! Ach, ſind denn Menſchen vor mir ſchon ſo elend geweſen?

Am 30. November.

Ich ſoll, ich ſoll nicht zu mir ſelbſt kommen! Wo ich hintrete, begegnet mir eine Erſcheinung, die mich aus aller Faſſung bringt. Heute, o Schickſal! o Menſchheit!

Ich gehe an dem Waſſer hin in der Mittagsſtunde, ich hatte keine Luſt zu eſſen. Alles war öde; ein naßkalter Abendwind blies vom Berge, und die grauen Regenwolken zogen das Thal hinein. Von fern ſah ich einen Menſchen in einem grünen, ſchlechten Rocke, der zwiſchen den Felſen herumkrabbelte und Kräuter zu ſuchen ſchien. Als ich näher zu ihm kam, und er ſich auf das Geräuſch, das ich machte, herumdrehte, ſah ich eine intereſſante Phyſiognomie, darin eine ſtille Traurer den Hauptzug machte, die aber ſonſt Nichts, als einen geraden, guten Sinn ausdrückte; ſeine ſchwarzen Haare waren mit zwei Nadeln in zwei Rollen geſteckt, und die übrigen in einen ſtarken Zopf geflochten, der ihm den Rücken herunterhing. Da mir ſeine Kleidung einen Menſchen von geringem Stande zu bezeichnen ſchien, glaubte ich, er würde es nicht übel nehmen, wenn ich auf ſeine Beſchäftigung aufmerkſam wäre, und daher fragte ich ihn, was er ſuchte? „Ich ſuche,“ antwortete er mit einem tiefen Seufzer, „Blumen — und finde keine.“ — Das iſt auch die Jahreszeit nicht, ſagte ich lächelnd. — „Es gibt ſo viele Blumen,“ ſagte er, indem er zu mir herunterkam. „In meinem Garten ſind Roſen und Jelängerjelieber zweierlei Sorten; eine hat mir mein Vater gegeben, ſie wachſen wie Unkraut; ich ſuche ſchon zwei Tage darnach, und kann ſie nicht finden. Da draußen ſind auch immer

Blumen, gelbe und blaue und rothe, und das Tausendgüldenkraut hat ein schönes Blümchen. Keines kann ich finden.“ — Ich merkte was Unheimliches, und darum fragte ich durch einen Umweg: Was will Er denn mit den Blumen? Ein wunderbares, zuckendes Lächeln verzog sein Gesicht. — „Wenn Er mich nicht verrathen will,“ sagte er, indem er den Finger auf den Mund drückte, „ich habe meinem Schatz einen Strauß versprochen.“ Das ist brav, sagte ich. „O,“ sagte er, „sie hat viel andere Sachen, sie ist reich.“ Und doch hat sie Seinen Strauß lieb, versetzte ich. „O!“ fuhr er fort, „sie hat Juwelen und eine Krone.“ — Wie heißt sie denn? — „Wenn mich die General-Staaten bezahlen wollten,“ versetzte er, „ich wär' ein anderer Mensch! Ja es war ein Mal eine Zeit, da mir es so wohl war! Jetzt ist es aus mit mir. Ich bin nur“ — ein nasser Blick zum Himmel drückte Alles aus. Er war also glücklich? fragte ich. — „Ach, ich wollte, ich wäre wieder so!“ sagte er. „Da war mir es so wohl, so lustig, so leicht, wie einem Fische im Wasser!“ — „Heinrich!“ rief eine alte Frau, die den Weg herkam, „Heinrich, wo steckst Du? Wir haben Dich überall gesucht; komm' zum Essen!“ — Ist Das Euer Sohn? fragt' ich, zu ihr tretend. „Wohl, mein armer Sohn!“ versetzte sie. „Gott hat mir ein schweres Kreuz aufgelegt.“ Wie lange ist er so? fragte ich. „So stille,“ sagte sie, „ist er nun ein halbes Jahr. Gott sei Dank, daß er nur so weit ist! Vorher war er ein ganzes Jahr rasend; da hat er an Ketten im Tollhause gelegen. Jetzt thut er Niemand' Nichts; nur hat er immer mit Königen und Kaisern zu schaffen. Er war ein so guter, stiller Mensch, der mich ernähren half, seine schöne Hand schrieb, und auf ein Mal wird er tiefsinnig, fällt in ein hitziges Fieber, daraus in Raserei, und nun ist er, wie Sie ihn sehen. Wenn ich Ihm erzählen sollte, Herr“ — Ich unterbrach den Strom ihrer Worte mit der Frage: was war denn das für eine Zeit, von der er rühmt, daß er so glücklich, so wohl darin gewesen sei? „Der thörichte Mensch!“ rief sie mit mitleidigem Lächeln, „da meint er die Zeit, da er von sich war; Das rühmt er immer; Das ist die Zeit, da er im Tollhause war, wo er Nichts von sich wußte.“ — Das fiel mir auf, wie ein Donnerschlag; ich drückte ihr ein Stück Geld in die Hand, und verließ sie eilend.

Da Du glücklich warst! rief ich aus, schnell vor mich hin, nach der Stadt zu gehend, da Dir es wohl war, wie einem Fisch im Wasser! — Gott im Himmel! Hast Du Das zum Schicksale der Menschen gemacht, daß sie nicht glücklich sind, als ehe sie zu ihrem Verstande kommen, und wenn sie ihn wieder verlieren! — Elender! und auch wie beneide ich Deinen Irrsinn, die Verwirrung Deiner Sinne, in der Du verschmachtest! Du gehst hoffnungsvoll aus, Deiner Königin Blumen zu pflücken — im Winter — und trauerst, da Du keine findest, und begreifst nicht, warum Du keine finden kannst. Und ich — und ich gehe ohne Hoffnung, ohne Zweck heraus, und kehre wieder heim, wie ich gekommen bin. — Du wähnst, welcher Mensch Du sein würdest, wenn die General-Staaten Dich bezahlten. Seliges Geschöpf, das den Mangel seiner Glückseligkeit einer irdischen Hinderniß zuschreiben kann! Du fühlst nicht! Du fühlst nicht, daß in Deinem zerrütteten Gehirne Dein Elend liegt, wovon alle Könige der Erde Dir nicht helfen können!

Müsse Der trostlos umkommen, der einen Kranken spottet, der nach der entferntesten Quelle reist, die seine Krankheit vermehren, sein Uebel schmerzhafter machen wird; Der sich über das bedrängte Herz erhebt, das, um seine Gewissensbisse los zu werden und die Leiden seiner Seele abzuthun, eine Pilgerschaft nach dem heiligen Grabe thut! Jeder Fußtritt, der seine Sohlen auf ungebahntem Wege durchschneidet, ist ein Linderungstropfen der gedrängten Seele, und mit jeder ausgedauerten Tagereise legt sich das Herz um viele Bedrängnisse leichter nieder. — Und dürft Ihr das Wahn nennen, Ihr Wortkrämer auf Euern Polstern? — Wahn! — O Gott! Du sieh'st meine Thränen! Mußtest Du, der Du den Menschen arm genug erschufst, ihm auch Bücher zugeben, die ihm das Bischen Armuth, das Bischen Vertrauen noch rauben, das er auf Dich hat, auf Dich, Du Alliebender! Denn das Vertrauen zu einer heilenden Wurzel, zu den Thränen des Weinstocks, was ist es, als Vertrauen zu Dir, daß Du in Allem, was uns umgibt, Heil- und Linderungskraft gelegt hast, der wir so stündlich bedürfen? Vater, den ich nicht kenne! Vater, der sonst meine ganze Seele füllte, und nun sein Angesicht von mir gewendet hat, rufe mich zu Dir! schweige nicht länger! Dein Schweigen wird diese dürstende Seele nicht aufhalten. — Und würde ein Mensch, ein Vater zürnen können, dem sein unvermuthet rückkehrender Sohn um den Hals fiele und riefe: „Ich bin wieder da, mein Vater! Zürne nicht, daß ich die Wanderschaft abbreche, die ich nach Deinem Willen länger aushalten sollte. Die Welt ist überall einerlei: auf Mühe und Arbeit — Lohn und Freude; aber was soll mir Das? Mir ist nur wohl, wo Du bist, und vor Deinem Angesichte will ich leiden und genießen. — Und Du, lieber himmlischer Vater, solltest ihn von Dir weisen?

Am 4. December.

Wilhelm! der Menſch, von dem ich Dir ſchrieb, der glückliche Unglückliche, war Schreiber bei Lotte's Vater, und eine Leidenſchaft zu ihr, die er nährte, verbarg, entdeckte, und worüber er aus dem Dienſt geſchickt wurde, hat ihn raſend gemacht. Fühle, bei dieſen trockenen Worten, mit welchem Unſinne mich die Geſchichte ergriffen hat, da mir ſie Albert ebenſo gelaſſen erzählte, als Du ſie vielleicht lieſeſt!

Am 6. December.

Ich bitte Dich — ſiehſt Du, mit mir iſt's aus; ich trag' es nicht länger! Heute ſaß ich bei ihr — ſaß, ſie ſpielte auf ihrem Clavier, mannigfaltige Melodien, und all den Ausdruck! all! — all! — Was willſt Du? — Ihr Schweſterchen putzte ihre Puppe auf meinem Knie. Mir kamen die Thränen in die Augen. Ich neigte mich und ihr Trauring fiel mir in's Geſicht — meine Thränen floſſen — Und auf ein Mal fiel ſie in die alte, himmliſche Melodie ein, ſo auf ein Mal, und mir durch die Seele geht ein Troſtgefühl und eine Erinnerung des Vergangenen, der Zeiten, da ich das Lied gehört, der düſter'n Zwiſchenräume, des Verdruſſes, der fehlgeſchlagenen Hoffnungen und dann — Ich ging in der Stube auf und nieder; mein Herz erſtickte unter dem Zudringen. Um Gotteswillen, ſagte ich, mit einem heftigen Ausbruch hin gegen ſie fahrend, um Gotteswillen hören Sie auf! Sie hielt, und ſah mich ſtarr an. „Werther," ſagte ſie mit einem Lächeln, das mir durch die Seele ging, „Werther, Sie ſind ſehr krank; Ihre Lieblingsgerichte widerſtehen Ihnen. Gehn Sie! Ich bitte Sie, beruhigen Sie ſich." Ich riß mich von ihr weg, und — Gott! Du ſiehſt mein Elend und wirſt es enden.

Am 6. December.

Wie mich die Geſtalt verfolgt! Wachend und träumend füllt ſie meine ganze Seele! Hier, wenn ich die Augen ſchließe, hier in meiner Stirne, wo die innere Sehkraft ſich vereinigt; ſtehn ihre ſchwarzen Augen. Hier! ich kann Dir es nicht ausdrücken. Mach ich meine Augen zu, ſo ſind ſie da; wie ein Abgrund ruhen ſie vor mir, in mir, füllen die Sinne meiner Stirn.

Was iſt der Menſch, der geprieſene Halbgott! Ermangeln ihm nicht eben da die Kräfte, wo er ſie am nöthigſten braucht? Und wenn er in Freude ſich aufſchwingt oder im Leiden verſinkt, wird er nicht in beiden eben da aufgehalten, eben da zu dem ſtumpfen, kalten Bewußtſein wieder zurückgebracht, da er ſich in der Fülle des Unendlichen zu verlieren ſehnte?

Der Herausgeber an den Leſer.

Wie ſehr wünſcht' ich, daß uns von den letzten merkwürdigen Tagen unſers Freundes ſo viel eigenhändige Zeugniſſe übrig geblieben wären, daß ich nicht nöthig hätte, die Folge ſeiner hinterlaſſ'nen Briefe durch Erzählung zu unterbrechen.

Ich habe mir angelegen ſein laſſen, genaue Nachrichten aus dem Munde Derer zu ſammeln, die von ſeiner Geſchichte wohl unterrichtet ſein konnten; ſie iſt einfach, und es kommen alle Erzählungen davon bis auf wenige Kleinigkeiten miteinander überein; nur über die Sinnesarten der handelnden Perſonen ſind die Meinungen verſchieden, und die Urtheile getheilt.

Was bleibt uns übrig, als Dasjenige, was wir mit wiederholter Mühe erfahren können, gewiſſenhaft zu erzählen, die von dem Abſcheidenden hinterlaſſ'nen Briefe einzuſchalten und das kleinſte aufgefundene Blättchen nicht geringzuachten; zumal, da es ſo ſchwer iſt, die eigenſten, wahren Triebfedern auch nur einer einzelnen Handlung zu entdecken, wenn ſie unter Menſchen vorgeht, die nicht gemeiner Art ſind.

Unmuth und Unluſt hatten in Werther's Seele immer tiefer Wurzel geſchlagen, ſich feſter unter einander verſchlungen und ſein ganzes Weſen nach und nach eingenommen. Die Harmonie ſeines Geiſtes war völlig zerſtört, eine innerliche Hitze und Heftigkeit, die alle Kräfte ſeiner Natur durcheinander arbeitete, brachte die widrigſten Wirkungen hervor, und ließ ihm zuletzt nur eine Ermattung übrig, aus der er noch ängſtlicher emporſtrebte, als er mit allen Uebeln bisher gekämpft hatte. Die Beängſtigung ſeines Herzens zehrte die übrigen Kräfte ſeines Geiſtes, ſeine Lebhaftigkeit, ſeinen Scharfſinn auf; er ward ein trauriger Geſellſchafter, immer unglücklicher, und immer ungerechter, je unglücklicher er ward. Wenigſtens ſagen dieß Albert's Freunde; ſie behaupten, daß Werther einen reinen, ruhigen Mann,

der nun eines lang gewünschten Glückes theilhaftig geworden, und sein Betragen, sich dieses Glück auch auf die Zukunft zu erhalten, nicht habe beurtheilen können, er, der gleichsam mit jedem Tage sein ganzes Vermögen verzehrte, um an dem Abend zu leiden und zu darben. Albert, sagte sie, hatte sich in so kurzer Zeit nicht verändert, er war noch immer derselbige, den Werther so vom Anfang her kannte, so sehr schätzte und ehrte. Er liebte Lotte'n über Alles, er war stolz auf sie, und wünschte sie auch von Jedermann als das herrlichste Geschöpf anerkannt zu wissen. War es ihm daher zu verdenken, wenn er auch jeden Schein des Verdachts abzuwenden wünschte, wenn er in dem Augenblicke mit Niemandem diesen köstlichen Besitz auch auf die unschuldigste Weise zu theilen Lust hatte. Sie gestehen ein, daß Albert oft das Zimmer seiner Frau verlassen, wenn Werther bei ihr war, aber nicht aus Haß noch Abneigung gegen seinen Freund, sondern nur, weil er gefühlt habe, daß dieser von seiner Gegenwart gedrückt sei.

Lotte'ns Vater war von einem Uebel befallen worden, das ihn in der Stube hielt; er schickte ihr seinen Wagen, und sie fuhr hinaus. Es war ein schöner Wintertag; der erste Schnee war stark gefallen und deckte die ganze Gegend.

Werther ging ihr den andern Morgen nach, um, wenn Albert sie nicht abzuholen käme, sie herein zu begleiten.

Das klare Wetter konnte wenig auf sein trübes Gemüth wirken, ein dumpfer Druck lag auf seiner Seele, die traurigen Bilder hatten sich bei ihm festgesetzt, und sein Gemüth kannte keine Bewegung, als von einem schmerzlichen Gedanken zum andern.

Wie er mit sich in ewigem Unfrieden lebte, schien ihm auch der Zustand Anderer nur bedenklicher und verworrener; er glaubte, das schöne Verhältniß zwischen Albert'en und seiner Gattinn gestört zu haben, er machte sich Vorwürfe darüber, in die sich ein heimlicher Unwille gegen den Gatten mischte.

Seine Gedanken fielen auch unterwegs auf diesen Gegenstand. Ja, ja, sagte er zu sich selbst, mit heimlichem Zähnknirschen: Das ist der vertraute, freundliche, zärtliche, an Allem theilnehmende Umgang, die ruhige, dauernde Treue! Sattigkeit ist's und Gleichgiltigkeit! Zieht ihn nicht jedes elende Geschäft mehr an, als die theure, köstliche Frau? Weiß er sein Glück zu schätzen? Weiß er sie zu ehren, wie sie es verdient? Er hat sie, nun gut, er hat sie — Ich weiß Das, wie ich was Anderes auch weiß: ich glaube an den Gedanken gewöhnt zu sein; er wird mich noch rasend machen, er wird mich noch umbringen — Hat denn die Freundschaft zu mir Stich gehalten? Sieht er nicht in meiner Anhänglichkeit an Lotte'n schon einen Eingriff in seine Rechte, in meiner Aufmerksamkeit für sie einen stillen Vorwurf? Ich weiß es wohl, ich fühl' es: er sieht mich ungern, er wünscht meine Entfernung; meine Gegenwart ist ihm beschwerlich.

Oft hielt er seinen raschen Schritt an; oft stand er stille und schien umkehren zu wollen; allein er richtete seinen Gang immer wieder vorwärts, und war mit diesen Gedanken und Selbstgesprächen endlich gleichsam wider Willen bei dem Jagdhause angekommen.

Er trat in die Thür, fragte nach dem Alten und nach Lotte'n; er fand das Haus in einiger Bewegung. Der älteste Knabe sagte ihm, es sei drüben in Wahlheim ein Unglück geschehn, es sei ein Bauer erschlagen worden! — Es machte Das weiter keinen Eindruck auf ihn. — Er trat in die Stube und fand Lotte'n beschäftigt, dem Alten zuzureden, der ungeachtet seiner Krankheit hinüber wollte, um an Ort und Stelle die That zu untersuchen. Der Thäter war noch unbekannt; man hatte den Erschlagenen vor der Hausthür gefunden, man hatte Muthmaßungen: der Entleibte war Knecht einer Witwe, die vorher einen Andern im Dienste gehabt, der mit Unfrieden aus dem Hause gekommen war.

Da Werther Dieses hörte, fuhr er mit Heftigkeit auf. „Ist's möglich!" rief er aus; „ich muß hinüber, ich kann nicht einen Augenblick ruh'n." Er eilte nach Wahlheim zu, jede Erinnerung ward ihm lebendig, und er zweifelte nicht einen Augenblick, daß jener Mensch die That begangen, den er so manchmal gesprochen, der ihm so werth geworden war.

Da er durch die Linden mußte, um nach der Scheune zu kommen, wo sie den Körper hingelegt hatten, entsetzt' er sich vor dem sonst so geliebten Platze. Jene Schwelle, worauf die Nachbarskinder so oft gespielt hatten, war mit Blut besudelt. Liebe und Treue, die schönsten menschlichen Empfindungen, hatten sich in Gewalt und Mord verwandelt. Die starken Bäume standen ohne Laub und bereift; die schönen Hecken, die sich über die niedrige Kirchhofmauer wölbten, waren entblättert und die Grabsteine sahen, mit Schnee bedeckt, durch die Lücken hervor.

Als er sich der Scheune näherte, vor welcher das ganze Dorf versammelt war, entstand auf ein Mal ein Geschrei. Man erblickte von fern einen Trupp bewaffneter Männer, und ein Jeder rief, daß man den Thäter herbeiführe. Werther sah hin und blieb nicht lange zweifelhaft. Ja! es war der Knecht, der jene Witwe so sehr liebte, den er vor einiger Zeit, mit

dem ſtillen Grimme, mit der heimlichen Verzweiflung umhergehend, angetroffen hatte.

„Was haſt Du begangen, Unglücklicher!“ rief Werther aus, indem er auf den Gefangenen losging. Dieſer ſah ihn ſtill an, ſchwieg und verſetzte endlich ganz gelaſſen: „Keiner wird ſie haben; ſie wird Keinen haben.“ Man brachte den Gefangenen in die Schenke, und Werther eilte fort.

Durch die entſetzliche, gewaltige Berührung war Alles, was in ſeinem Weſen lag, durcheinander geſchüttet worden. Aus ſeiner Trauer, ſeinem Mißmuth, ſeiner gleichgiltigen Hingegebenheit wurde er auf einen Augenblick herausgeriſſen; unüberwindlich bemächtigte ſich die Theilnehmung ſeiner, und es ergriff ihn eine unſägliche Begierde, den Menſchen zu retten. Er fühlte ihn ſo unglücklich, er fand ihn als Verbrecher ſelbſt ſo ſchuldlos, er ſetzte ſich ſo tief in ſeine Lage, daß er gewiß glaubte, auch Andere davon zu überzeugen. Schon wünſchte er für ihn ſprechen zu können, ſchon drängte ſich der lebhafteſte Vortrag nach ſeinen Lippen; er eilte nach dem Jagdhauſe und konnte ſich unterwegs nicht enthalten, Alles Das, was er dem Amtmann vorſtellen wollte, ſchon halblaut auszuſprechen.

Als er nun in die Stube trat, fand er Albert'en gegenwärtig; Dieß verſtimmte ihn einen Augenblick; doch faßte er ſich bald wieder, und trug dem Amtmann ſeinen Gegenſtand ſeine Geſinnungen vor. Dieſer ſchüttelte einige Mal den Kopf; und obgleich Werther mit der größten Lebhaftigkeit, Leidenſchaft und Wahrheit Alles vorbrachte, was ein Menſch zur Entſchuldigung eines Menſchen ſagen kann, ſo war doch, wie ſich's leicht denken läßt, der Amtmann dadurch nicht gerührt. Er ließ vielmehr unſern Freund nicht ausreden, widerſprach ihm eifrig und tadelte ihn, daß er einen Meuchelmörder in Schutz nehme! Er zeigte ihm, daß auf dieſe Weiſe jedes Geſetz aufgehoben, alle Sicherheit des Staats [illegible] gerichtet werde; auch ſetzte er hinzu, daß er in einer ſolchen Sache Nichts thun könne, ohne ſich die größte Verantwortung aufzuladen; es müſſe Alles in der Ordnung, in dem vorgeſchriebenen Gang gehen.

Werther ergab ſich noch nicht, ſondern bat nur, der Amtmann möchte durch die Finger ſehn, wenn man dem Menſchen zur Flucht behülflich wäre! Auch damit wies ihn der Amtmann ab. Albert, der ſich endlich in's Geſpräch miſchte, trat auch auf des Alten Seite. Werther wurde überſtimmt, und mit einem entſetzlichen Leiden mochte er ſich auf den Weg, nachdem ihm der Amtmann einige Mal geſagt hatte: „Nein, er iſt nicht zu retten!“

Wie ſehr ihm dieſe Worte aufgefallen ſein müſſen, ſehn wir aus einem Zettelchen, das ſich unter ſeinen Papieren fand, und das gewiß an dem nämlichen Tage geſchrieben worden:

„Du biſt nicht zu retten, Unglücklicher! Ich ſehe wohl, daß wir nicht zu retten ſind.“

Was Albert zuletzt über die Sache des Gefangenen in Gegenwart des Amtmanns geſprochen, war Werther'n höchſt zuwider geweſen: er glaubte einige Empfindlichkeit gegen ſich darin bemerkt zu haben; und wenn gleich bei mehrerm Nachdenken ſeinem Scharfſinne nicht entging, daß beide Männer Recht haben möchten, ſo war es ihm doch, als ob er ſeinem innerſten Daſein entſagen müßte, wenn er es geſtehen, wenn er es zugeben ſollte.

Ein Blättchen, das ſich darauf bezieht, das vielleicht ſein ganzes Verhältniß zu Albert'en ausdrückt, finden wir unter ſeinen Papieren.

„Was hilft es, daß ich mir's ſage und wiederſage: er iſt brav und gut, aber es zerreißt mir mein inneres Eingeweide; ich kann nicht gerecht ſein.“

Weil es ein gelinder Abend war, und das Wetter anfing, ſich zum Thauen zu neigen, ging Lotte mit Albert'en zu Fuße zurück. Unterwegs ſah ſie ſich hier und da um, eben, als wenn ſie Werther's Begleitung vermißte. Albert fing an, ihm anzureden; er tadelte ihn, indem er ihm Gerechtigkeit widerfahren ließ. Er bedauerte ſeine unglückliche Leidenſchaft und wünſchte, daß es möglich ſein möchte, ihn zu entfernen. „Ich wünſch' es auch um unſertwillen,“ ſagt' er, „und ich bitte Dich,“ fuhr er fort, „ſehe zu, ſeinem Betragen gegen Dich eine andere Richtung zu geben, ſeine öftern Beſuche zu vermindern. Die Leute werden aufmerkſam, und ich weiß, daß man hier und da darüber geſprochen hat.“ Lotte ſchwieg, und Albert ſchien ihr Schweigen empfunden zu haben; wenigſtens ſeit der Zeit erwähnte er Werther's nicht mehr gegen ſie, und wenn ſie ihn erwähnte, ließ er das Geſpräch fallen oder lenkte es wo anders hin.

Der verzeihliche Verſuch, den Werther zur Rettung des Unglücklichen gemacht hatte, war das letzte Auflodern der Flamme eines verlöſchenden Lichts; er verſank nur deſto tiefer in Schmerz und Unthätigkeit; beſonders kam er faſt außer ſich, als er hörte, daß man ihn vielleicht gar zum Zeugen gegen den Menſchen, der ſich nun auf's Läugnen legte, aufrufen könnte.

Alles, was ihm Unangenehmes jemals in ſeinem wirkſamen Leben begegnet war, trat

Verdruß bei der Geſandtſchaft. Alles, was ihm ſonſt mißlungen war, was ihn je gekränkt hatte, ging in ſeiner Seele auf und nieder. Er fand ſich durch alles Dieſes wie zur Unthätigkeit berechtigt, er fand ſich abgeſchnitten von aller Ausſicht, unfähig, irgend eine Handhabe zu ergreifen, mit denen man die Geſchäfte des gemeinen Lebens anfaßt, und ſo rückte er endlich, ganz ſeiner wunderbaren Empfindung, Denkart und einer endloſen Leidenſchaft hingegeben, in dem ewigen Einerlei eines traurigen Umgangs mit dem liebenswürdigen und geliebten Geſchöpfe, deſſen Ruhe er ſtörte, in ſeine Kräfte ſtürmend, ſie ohne Zweck und Ausſicht abarbeitend, immer einem traurigen Ende näher.

Von ſeiner Verworrenheit, Leidenſchaft, von ſeinem raſtloſen Treiben und Streben, von ſeiner Lebensmüde ſind einige hinterlaſſene Briefe die ſtärkſten Zeugniſſe, die wir hier einrücken wollen.

Am 12. December.

„Lieber Wilhelm, ich bin in einem Zuſtande, in dem jene Unglücklichen geweſen ſein müſſen, von denen man glaubte, ſie würden von einem böſen Geiſte umhergetrieben. Manchmal ergreift mich's; es iſt nicht Angſt, nicht Begier — es iſt ein inneres unbekanntes Toben, das meine Bruſt zu zerreißen droht, das mir die Gurgel zupreßt! Wehe! wehe! und dann ſchweife ich umher in den furchtbaren nächtlichen Scenen dieſer menſchenfeindlichen Jahrszeit.

Geſtern Abend mußte ich hinaus. Es war plötzlich Thauwetter eingefallen; ich hatte gehört, der Fluß ſei übergetreten, alle Bäche geſchwollen, und von Wahlheim herum[1] mein liebes Thal überſchwemmt! Nachts noch eilfe rannte ich hinaus. Ein fürchterliches Schauſpiel, vom Fels hervorter die wühlenden Fluthen in dem Mondlichte wirbeln zu ſehen, über Aecker und Wieſen und Hecken und Alles, und das weite Thal hinauf und hinab eine ſtürmende See im Sauſen des Windes! Und wenn dann der Mond wieder hervortrat und über der ſchwarzen Wolke ruhte, und vor mir hinaus die Fluth in fürchterlich herrlichem Wiederſchein rollte und klang: da überkam mich ein Schauer, und wieder ein Sehnen! Ach, mit offnen Armen ſtand ich gegen den Abgrund und athmete hinab! hinab! und verlor mich in der Wonne, meine Qualen, meine Leiden da hinabzuſtürzen! dahin zu brauſen, wie die Wellen! O! — und den Fuß vom Boden zu heben vermochteſt Du nicht, und alle Qualen zu enden! — Meine Uhr iſt noch nicht abgelaufen, ich fühle es! O, Wilhelm! wie gern hätte ich mein Menſchſein d'rum gegeben, mit jenem Sturmwinde die Wolken zu zerreißen, die Fluthen zu faſſen! Ha! und wird nicht vielleicht dem Eingekerkerten einmal dieſe Wonne zu Theil? —

Und wie ich wehmüthig hinabſah auf ein Plätzchen, wo ich mit Lotte'n unter einer Weide geruht, auf einem heißen Spaziergange; — Das war auch überſchwemmt, und kaum, daß ich die Weide erkannte! Wilhelm. Und ihre Wieſen, dachte ich, die Gegend um ihr Jagdhaus! wie verödet jetzt vom reißenden Strom unſere Laube! dacht' ich. Und der Vergangenheit Sonnenſtrahl blickte herein, wie einem Gefangenen ein Traum von Herden, Wieſen und Ehrenämtern! Ich ſtand! Ich ſchelte mich nicht; denn ich habe Muth, zu ſterben. — Ich hätte — Nun ſitze ich hier, wie ein altes Weib, das ihr Holz von Zäunen ſtoppelt und ihr Brod an den Thüren, um ihr hinſterbendes, freudeloſes Daſein noch einen Augenblick zu verlängern und zu erleichtern."

Am 22. December.

„Was iſt Das, mein Lieber? Ich erſchrecke vor mir ſelbſt! Iſt nicht meine Liebe zu ihr die heiligſte, reinſte, brüderlichſte Liebe? Habe ich jemals einen ſtrafbaren Wunſch in meiner Seele gefühlt? — Ich will nicht betheuern — Und nun, Träume! O, wie wahr fühlten die Menſchen, die ſo widerſprechende Wirkungen fremden Mächten zuſchrieben! Dieſe Nacht! ich litt's, es zu ſagen, hielt ich ſie in meinen Armen, feſt an meinen Buſen gedrückt, und deckte ihren liebelnden Mund mit unendlichen Küſſen; mein Auge ſchwamm in der Trunkenheit des ihrigen! Gott! bin ich ſtrafbar, daß ich auch jetzt noch eine Seligkeit fühle, mir dieſe glühenden Freuden mit voller Innigkeit zurückzurufen? Lotte! Lotte! — Und mit mir iſt es aus! Meine Sinnen verwirren ſich; ſeit acht Tage habe ich keine Beſinnungskraft mehr, meine Augen ſind voll Thränen; ich bin nirgend wohl, und überall wohl; ich wünſche Nichts, ich verlange Nichts; mir wäre beſſer, ich ginge."

Der Entſchluß, die Welt zu verlaſſen, hatte in dieſer Zeit, unter ſolchen Umſtänden in Werther's Seele immer mehr Kraft gewonnen. Seit der Rückkehr zu Lotte'n war es immer ſeine letzte Ausſicht und Hoffnung geweſen; doch hatte er ſich geſagt, es ſolle keine übereilte, keine raſche That ſein, er wolle mit der beſten Ueberzeugung, mit der möglichſt ruhigen Entſchloſſenheit dieſen Schritt thun.

Seine Zweifel, ſein Streit mit ſich ſelbſt, blicken aus einem Zettelchen hervor, das wahr-

ſcheinlich ein angefangener Brief an Wilhelm iſt und ohne Datum unter ſeinen Papieren gefunden worden.

„Ihre Gegenwart, ihr Schickſal, ihre Theilnehmung an dem meinigen, preßt noch die letzten Thränen aus meinem verſengten Gehirne. Den Vorhang aufzuheben und dahinter zu treten! Das iſt Alles! Und warum das Zaudern und Zagen? Weil man nicht weiß, wie es dahinten ausſieht, — und man nicht wiederkehrt? Und daß Das nun die Eigenſchaft unſers Geiſtes iſt, da Verwirrung und Finſterniß zu ahnen, wovon wir nichts Beſtimmtes wiſſen!"

Endlich ward er mit dem traurigen Gedanken immer mehr vermaudt und befreundet, und ſein Vorſatz feſt und unwiderruflich, wovon folgender, zweideutige Brief, den er an ſeinen Freund ſchrieb, ein Zeugniß ablegt.

Am 20. December.

„Ich danke Deiner Liebe, Wilhelm, daß Du das Wort ſo aufgefangen haſt. Ja, Du haſt Recht: mir wäre beſſer, ich ginge. Der Vorſchlag, den Du zu einer Rückkehr zu Euch thuſt, gefällt mir nicht ganz; wenigſtens möchte ich noch gerne einen Umweg machen, beſonders da wir anhaltenden Froſt und gute Wege zu hoffen haben. Auch iſt mir es ſehr lieb, daß Du kommen willſt, mich abzuholen; verziehe nur noch vierzehn Tage, und erwarte noch einen Brief von mir mit dem Weitern. Es iſt nöthig, daß Nichts gepflückt werde, ehe es reif iſt; und vierzehn Tage auf oder ab thun Viel. Meiner Mutter ſollſt Du ſagen: daß ſie für ihren Sohn beten ſoll, und daß ich ſie um Vergebung bitte wegen alles Verdruſſes, den ich ihr gemacht habe. Das war nun mein Schickſal. Die zu betrüben, denen ich Freude ſchuldig war. Leb' wohl, mein Theuerſter! Allen Segen des Himmels über Dich! Leb' wohl!"

Was in dieſer Zeit in Lotte'ns Seele vorging, wie ihre Geſinnungen gegen ihren Mann, gegen ihren unglücklichen Freund geweſen, getrauen wir uns kaum mit Worten auszudrücken, ob wir uns gleich davon, nach der Kenntniß ihres Character's, wohl einen ſtillen Begriff machen können, und eine ſchöne, weibliche Seele ſich in die ihrige denken und mit ihr empfinden kann.

Soviel iſt gewiß, ſie war feſt bei ſich entſchloſſen, Alles zu thun, um Werther'n zu entfernen; und wenn ſie zauderte, ſo war es eine herzliche, freundſchaftliche Schonung, weil ſie wußte, wie Viel es ihm koſten, ja, daß es ihm beinahe unmöglich ſein würde. Doch ward ſie in dieſer Zeit mehr gedrängt, Ernſt zu machen; es ſchwieg ihr Mann ganz über dieß Verhältniß, wie ſie auch immer darüber geſchwiegen hatte, und um ſo mehr war ihr angelegen, ihm durch die That zu beweiſen, wie ihre Geſinnungen der ſeinigen werth ſeien.

An demſelben Tage, als Werther den zuletzt eingeſchalteten Brief an ſeinen Freund geſchrieben, es war der Sonntag vor Weihnachten, kam er Abends zu Lotte'n, und fand ſie allein. Sie beſchäftigte ſich, einige Spielwerke in Ordnung zu bringen, die ſie ihren kleinen Geſchwiſtern zum Chriſtgeſchenke zurecht gemacht hatte. Er redete von dem Vergnügen, das die Kleinen haben würden, und von den Zeiten, da Einen die unerwartete Oeffnung der Thür und die Erſcheinung eines aufgeputzten Baumes mit Wachslichtern, Zuckerwerk und Aepfeln in paradieſiſche Entzückung ſetze. „Sie ſollen," ſagte Lotte, indem ſie ihre Verlegenheit unter ein liebes Lächeln verbarg, „Sie ſollen auch beſchert kriegen, wenn Sie recht geſchickt ſind; ein Wachsſtöckchen und noch was." — „Und was heißen Sie geſchickt ſein?" rief er aus; „wie ſoll ich ſein? wie kann ich ſein? beſte Lotte!" „Donnerstag Abend," ſagte ſie, „iſt Weihnachtsabend; da kommen die Kinder; mein Vater auch; da kriegt Jedes das Seinige, da kommen ſie auch — aber nicht eher." — Werther ſtutzte. — „Ich bitte Sie," fuhr ſie fort, „es iſt nun einmal ſo; ich bitte Sie um meiner Ruhe willen, es kann nicht, es kann nicht ſo bleiben!" — Er wendete ſeine Augen von ihr, und ging in der Stube auf und ab, und murmelte das: „Es kann nicht ſo bleiben," zwiſchen den Zähnen. Lotte, die den ſchrecklichen Zuſtand fühlte, worein ihn dieſe Worte verſetzt hatten, ſuchte durch allerlei Fragen ſeine Gedanken abzuleiten, aber vergebens. „Nein, Lotte," rief er aus, „ich werde Sie nicht wieder ſehen!" „Warum Das?" verſetzte ſie; „Werther, Sie können, Sie müſſen uns wiederſehen, nur mäßigen Sie ſich. O, warum mußten Sie mit dieſer Heftigkeit, dieſer unbezwinglich haftenden Leidenſchaft für Alles, was Sie einmal anfaſſen, geboren werden! Ich bitte Sie," fuhr ſie fort, indem ſie ihn bei der Hand nahm, „mäßigen Sie ſich! Ihr Geiſt, Ihre Wiſſenſchaften, Ihre Talente, was bieten die Ihnen für mannigfaltige Ergetzungen dar? Sei'n Sie ein Mann! wenden Sie dieſe traurige Anhänglichkeit von einem Geſchöpf, das Nichts thun kann, als Sie bedauern!" — Er knirſchte mit den Zähnen, und ſah ſie düſter an. Sie hielt ſeine Hand. „Nur einen Augenblick ruhigen Sinn, Werther!" ſagte ſie. „Fühlen Sie nicht, daß Sie ſich betrügen, ſich mit Willen zu Grunde richten!

Warum denn mich, Werther? just mich, das Eigenthum eines Andern? just Das? Ich fürchte, ich fürchte, es iſt nur die Unmöglichkeit, mich zu beſitzen, die Ihnen dieſen Wunſch ſo reizend macht.“ Er zog ſeine Hand aus der ihrigen, indem er ſie mit einem ſtarren, unwilligen Blick anſah. „Weiſe!“ rief er, „ſehr weiſe! Hat vielleicht Albert dieſe Anmerkung gemacht? Politiſch! ſehr politiſch!“ — „Es kann ſie Jeder machen,“ verſetzte ſie darauf. „Und ſollte denn in der weiten Welt kein Mädchen ſein, das die Wünſche Ihres Herzens erfüllte? Gewinnen Sie's über ſich, ſuchen Sie darnach; und ich ſchwöre Ihnen, Sie werden ſie finden; denn ſchon lange ängſtet mich, für Sie und uns, die Einſchränkung, in die Sie ſich dieſe Zeit her ſelbſt gebannt haben. Gewinnen Sie es über ſich! Eine Reiſe wird Sie, muß Sie zerſtreuen! Suchen Sie, finden Sie einen werthen Gegenſtand Ihrer Liebe, und kehren Sie zurück, und laſſen Sie uns zuſammen die Seligkeit einer wahren Freundſchaft genießen!“

„Das könnte man,“ ſagte er mit einem kalten Lachen, „drucken laſſen, und allen Hofmeiſtern empfehlen. Liebe Lotte! laſſen Sie mir noch ein klein wenig Ruh'; es wird Alles werden!“ — „Nur Das, Werther, daß Sie nicht eher kommen, als Weihnachtsabend!“ — Er wollte antworten, und Albert trat in die Stube. Man bot ſich einen freſtigen: Guten Abend, und ging verlegen im Zimmer neben einander auf und nieder. Werther fing einen unbedeutenden Discurs an, der bald aus war, Albert deßgleichen, der ſodann ſeine Frau nach gewiſſen Aufträgen fragte; und als er hörte, ſie ſeien noch nicht ausgerichtet, ihr einige Worte ſagte, die Werther'n kalt, ja gar hart vorkamen. Er wollte gehen, er konnte nicht, und zauderte bis Acht, da ſich denn ſein Unmuth und Unwillen immer vermehrte, bis der Tiſch gedeckt wurde, und er Hut und Stock nahm. Albert lud ihn zu bleiben, er aber, der nur ein unbedeutendes Compliment zu hören glaubte, dankte kalt dagegen und ging weg.

Er kam nach Hauſe, nahm ſeinem Burſchen, der ihm leuchten wollte, das Licht aus der Hand, und ging allein in ſein Zimmer, weinte laut, redete aufgebracht mit ſich ſelbſt, ging heftig die Stube auf und ab, und warf ſich endlich in ſeinen Kleidern auf's Bette, wo ihn der Bediente fand, der es gegen Elf wagte, hineinzugehen, um zu fragen, ob er dem Herrn die Stiefeln ausziehen ſollte; das er denn zuließ, und dem Bedienten verbot, den andern Morgen in's Zimmer zu kommen, bis er ihn rufen würde.

Montags früh, den einundzwanzigſten December, ſchrieb er folgenden Brief an Lotte'n, den man nach ſeinem Tode verſiegelt auf ſeinem Schreibtiſche gefunden und ihr überbracht hat, und den ich ablagweiſe hier einrücken will, ſo wie aus den Umſtänden erhellet, daß er ihn geſchrieben habe.

„Es iſt beſchloſſen, Lotte, ich will ſterben; und Das ſchreibe ich Dir ohne romantiſche Ueberſpannung, gelaſſen, an dem Morgen des Tages, an dem ich Dich zum letzten Male ſehen werde. Wenn Du Dieſes lieſeſt, meine Beſte, deckt ſchon das kühle Grab die erſtarrten Reſte des Unruhigen, Unglücklichen, der für die letzten Augenblicke ſeines Lebens keine größere Süßigkeit weiß, als ſich mit Dir zu unterhalten! Ich habe eine ſchreckliche Nacht gehabt, und ach! eine wohlthätige Nacht. Sie iſt es, die meinen Entſchluß befeſtigt, beſtimmt hat: ich will ſterben! Wie ich mich geſtern von Dir riß, in der fürchterlichen Empörung meiner Sinne, wie ſich alles Das nach meinem Herzen drängte, und mein hoffnungsloſes, freudeleeres Daſein neben Dir in gräßlicher Kälte mich anpackte: — ich erreichte kaum mein Zimmer; ich warf mich außer mir auf meine Kniee, und, o Gott! Du gewährteſt mir das letzte Labſal der bitterſten Thränen! Tauſend Anſchläge, tauſend Ausſichten wütheten durch meine Seele, und zuletzt ſtand er da, feſt, ganz, der letzte, einzige Gedanke: ich will ſterben! — Ich legte mich nieder, und Morgens, in der Ruhe des Erwachens, ſteht er noch feſt, noch ganz ſtark in meinem Herzen: ich will ſterben! — Es iſt nicht Verzweiflung, es iſt Gewißheit, daß ich ausgetragen habe, und daß ich mich opfre für Dich! Ja, Lotte! warum ſollte ich es verſchweigen? Eins von uns Dreien muß hinweg, und Das will ich ſein! O, meine Beſte! in dieſem zerriſſenen Herzen iſt es wüthend herumgeſchlichen, oft — Deinen Mann zu erwerben! — Dich! — mich! — So ſei es! Wenn Du hinaufſteigſt auf den Berg, an einem ſchönen Sommerabende, dann erinnere Dich meiner, wie ich ſo oft das Thal heraufkam, und dann blicke nach dem Kirchhofe hinüber nach meinem Grabe, wie der Wind das hohe Gras im Scheine der ſinkenden Sonne hin und her wiegt. — Ich war ruhig, da ich anfing; nun, nun weine ich wie ein Kind, da alles Das ſo lebhaft um mich wird.“ —

Gegen zehn Uhr rief Werther ſeinem Bedienten, und unter dem Anziehen ſagte er ihm, wie er in einigen Tagen verreiſen würde; er ſolle daher die Kleider ausklopfen und Alles zum Einpacken zurecht machen; auch gab er ihm Befehl, überall Conto's zu fordern, einige ausgeliehene Bücher abzuholen, und einigen Armen, denen er wöchentlich Etwas zu geben gewohnt

war, ihr Zugetheiltes auf zwei Monate voraus zu bezahlen.

Er ließ ſich das Eſſen auf die Stube bringen, und nach Tiſche ritt er hinaus zum Amtmanne, den er nicht zu Hauſe antraf. Er ging tiefſinnig im Garten auf und ab, und ſchien noch zuletzt alle Schwermuth der Erinnerung auf ſich häufen zu wollen.

Die Kleinen ließen ihn nicht lange in Ruhe; ſie verfolgten ihn, ſprangen an ihm hinauf, erzählten ihm, daß, wenn Morgen und wieder Morgen, und noch ein Tag wäre, ſie die Chriſtgeſchenke bei Lotte'n holten, und erzählten ihm Wunder, die ſich ihre kleine Einbildungskraft verſprach. „Morgen!“ rief er aus, „und wieder Morgen! und noch ein Tag!“ — und küßte ſie Alle herzlich, und wollte ſie verlaſſen, als ihm der Kleine noch Etwas in das Ohr ſagen wollte. Der verrieth ihm, die großen Brüder hätten ſchöne Neujahrswünſche geſchrieben, ſo groß! und einen für den Papa, für Albert'en und Lotte'n einen, und auch einen für Herrn Werther; die wollten ſie am Neujahrstage früh überreichen. Das übermannte ihn; er ſchenkte Jedem Etwas, ſetzte ſich zu Pferde, ließ den Alten grüßen, und ritt mit Thränen in den Augen davon.

Gegen fünf kam er nach Hauſe, befahl der Magd nach dem Feuer zu ſehen und es bis in die Nacht zu unterhalten. Den Bedienten hieß er Bücher und Wäſche unten in den Koffer packen und die Kleider einnähen. Darauf ſchrieb er wahrſcheinlich folgenden Abſatz ſeines letzten Briefes an Lotte'n:

„Du erwarteſt mich nicht! Du glaubſt, ich würde gehorchen, und erſt Weihnachtsabend Dich wiederſehn? O, Lotte! heut oder nie mehr! Weihnachtsabend hältſt Du dieſes Papier in Deiner Hand, zitterſt und benetzeſt es mit Deinen lieben Thränen. Ich will, ich muß! O, wie wohl iſt es mir, daß ich entſchloſſen bin.“

Lotte war indeß in einen ſonderbaren Zuſtand gerathen. Nach der letzten Unterredung mit Werther'n hatte ſie empfunden, wie ſchwer es ihr fallen werde, ſich von ihm zu trennen, was er leiden würde, wenn er ſich von ihr entfernen ſollte.

Es war wie im Vorübergehn in Albert's Gegenwart geſagt worden, daß Werther vor Weihnachtsabend nicht wieder kommen werde, und Albert war zu einem Beamten in der Nachbarſchaft geritten, mit dem er Geſchäfte abzuthun hatte, und wo er über Nacht aufbleiben mußte.

Sie ſaß nun allein, keins von ihren Geſchwiſtern war um ſie; ſie überließ ſich ihren Gedanken, die ſtille über ihren Verhältniſſen herumſchweiften. Sie ſah ſich nun mit dem Mann auf ewig verbunden, deſſen Liebe und Treue ſie kannte, dem ſie von Herzen zugethan war, deſſen Ruhe, deſſen Zuverläſſigkeit recht vom Himmel dazu beſtimmt zu ſein ſchien, daß eine wackere Frau das Glück ihres Lebens darauf gründen ſollte; ſie fühlte, was er ihr und ihren Kindern auf immer ſein würde. Auf der andern Seite war ihr Werther ſo theuer geworden; gleich von dem erſten Augenblick ihrer Bekanntſchaft an hatte ſich die Uebereinſtimmung ihrer Gemüther ſo ſchön gezeigt; der lange dauernde Umgang mit ihm, ſo manche durchlebten Situationen hatten einen unauslöſchlichen Eindruck auf ihr Herz gemacht. Alles, was ſie Intereſſantes fühlte und dachte, war ſie gewohnt, mit ihm zu theilen, und ſeine Entfernung drohete in ihr ganzes Weſen eine Lücke zu reißen, die nicht wieder ausgefüllt werden konnte. O, hätte ſie ihn in dem Augenblick zum Bruder umwandeln können! Wie glücklich wäre ſie geweſen! — Hätte ſie ihn einer ihrer Freundinnen verheirathen dürfen, hätte ſie hoffen können, auch ſein Verhältniß gegen Albert ganz wieder herzuſtellen!

Sie hatte ihre Freundinnen der Reihe nach durchgedacht, und fand bei einer jeglichen Etwas auszuſetzen, fand keine, der ſie ihn gegönnt hätte.

Ueber allen dieſen Betrachtungen fühlte ſie erſt tief, ohne es ſich deutlich zu machen, daß ihr herzliches, heimliches Verlangen ſei, ihn für ſich zu behalten, und ſagte ſich daneben, daß ſie ihn nicht behalten könne, behalten dürfe; ihr reines, ſchönes, ſonſt ſo leichtes und leicht ſich helfendes Gemüth empfand den Druck einer Schwermuth, dem die Ausſicht zum Glück verſchloſſen iſt. Ihr Herz war gepreßt, und eine trübe Wolke lag über ihrem Auge.

So war es halb Sieben geworden, als ſie Werther'n die Treppe heraufkommen hörte, und ſeinen Tritt, ſeine Stimme, die nach ihr fragte, bald erkannte. Wie ſchlug ihr Herz, und wir dürfen faſt ſagen zum erſten Mal, bei ſeiner Ankunft! Sie hätte ſich gern vor ihm verläugnen laſſen; und als er hereintrat, rief ſie ihm mit einer Art von leidenſchaftlicher Verwirrung entgegen: „Sie haben nicht Wort gehalten.“ — „Ich habe Nichts verſprochen,“ war ſeine Antwort. „So hätten Sie wenigſtens meiner Bitte Statt geben ſollen,“ verſetzte ſie; „ich bat Sie um unſrer Beider Ruhe.“

Sie wußte nicht recht, was ſie ſagte, ebenſo wenig, was ſie that, als ſie nach einigen Freundinnen ſchickte, um nicht mit Werther n allein

zu ſein. Er legte einige Bücher hin, die er gebracht hatte, fragte nach andern, und ſie wünſchte, bald daß ihre Freundinnen kommen, bald daß ſie wegbleiben möchten. Das Mädchen kam zurück und brachte die Nachricht, daß ſich Beide entſchuldigen ließen.

Sie wollte das Mädchen mit ihrer Arbeit in das Nebenzimmer ſitzen laſſen; dann beſann ſie ſich wieder anders. Werther ging in der Stube auf und ab; ſie trat an's Clavier und ſang eine Menuet an; ſie wollte nicht ſtocken. Sie nahm ſich zuſammen, und ſetzte ſich gelaſſen zu Werther'n, der ſeinen gewöhnlichen Platz auf dem Canapee eingenommen hatte.

„Haben Sie Nichts zu leſen?“ ſagte ſie. Er hatte Nichts! „Da drin' in meiner Schublade,“ fing ſie an, „liegt Ihre Ueberſetzung einiger Geſänge Oſſian's; ich habe ſie noch nicht geleſen, denn ich hoffte immer, ſie von Ihnen zu hören; aber ſeither hat ſich's nicht finden, nicht machen wollen.“ Er lächelte, holte die Lieder; ein Schauer überfiel ihn, als er ſie in die Hände nahm, und die Augen ſtunden ihm voll Thränen, als er hineinſah. Er ſetzte ſich nieder und las.

„Stern der dämmernden Nacht, ſchön funkelſt Du in Weſten, hebſt Dein ſtrahlend' Haupt aus Deiner Wolke, wandelſt ſtattlich Deinen Hügel hin. Wornach blickt Du auf die Heide? Die ſtürmenden Winde haben ſich gelegt; von ferne kommt des Gießbachs Murmeln; rauſchende Wellen ſpielen am Felſen ferne; das Geſumme der Abendfliegen ſchwärmt über's Feld. Wornach ſieh'ſt Du, ſchönes Licht? Aber Du lächelſt und geh'ſt; freudig umgeben Dich die Wellen und baden Dein liebliches Haar. Lebe wohl, ruhiger Strahl! Erſcheine, Du herrliches Licht von Oſſian's Seele!“

„Und es erſcheint in ſeiner Kraft. Ich ſehe meine geſchiedenen Freunde; ſie ſammeln ſich auf Lora, wie in den Tagen, die vorüber ſind. Fingal kommt wie eine feuchte Nebelſäule; um ihn ſind ſeine Helden und, ſiehe! die Barden des Geſanges: Graner Lüin! Stattlicher Ryno! Alpin, lieblicher Sänger! und Du, ſanftklagende Minona! — Wie verändert ſeid Ihr, meine Freunde, ſeit den feſtlichen Tagen auf Selma, da wir wetteten um die Ehre des Geſanges, wie Frühlingslüfte den Hügel hin wechſelnd bewegt das ſchwach liſpelnde Gras!“

„Da trat Minona hervor in ihrer Schönheit, mit niedergeſchlagenem Blick und thränenvollem Auge; ſchwer floß ihr Haar im wogichten Winde, der von dem Hügel her blies. — Dichter ward's in der Seele der Helden, als ſie die liebliche Stimme erhub; denn oft hatten ſie das Grab Salgar's geſehen, oft die kaltere Wohnung der weißen Colma. Colma, verlaſſen auf dem Hügel mit der harmoniſchen Stimme; Salgar versprach zu kommen; aber ringsum zog ſich die Nacht. Höret Colma's Stimme, da ſie auf dem Hügel allein ſaß.“

Colma.

„Es iſt Nacht! — ich bin allein, verloren auf dem ſtürmiſchen Hügel. Der Wind ſauſt im Gebirge. Der Strom heult den Felſen hinab. Keine Hütte ſchützt mich vor dem Regen, mich Verlaſſne auf dem ſtürmiſchen Hügel.“

„Tritt, o Mond, aus Deinen Wolken! Erſcheinet, Sterne der Nacht! Leite mich irgend ein Strahl zu dem Orte, wo meine Liebe ruht, von den Beſchwerden der Jagd, ſein Bogen neben ihm abgeſpannt, ſeine Hunde ſchnaubend um ihn! Aber hier muß ich ſitzen allein auf dem Felſen des verwachſenen Stroms. Der Strom und der Sturm ſauſt; ich höre nicht die Stimme meines Geliebten.“

„Warum zaudert mein Salgar? Hat er ſein Wort vergeſſen? — Da iſt der Felſ und der Baum, und hier der rauſchende Strom! Mit einbrechender Nacht verſprachſt Du hier zu ſein. Ach, wohin hat ſich mein Salgar verirrt? Mit Dir wollt' ich fliehen, verlaſſen Vater und Bruder! die Stolzen! Lange ſind unſere Geſchlechter Feinde, aber wir ſind keine Feinde, o Salgar!“

„Schweig' eine Weile, o Wind! ſtill' eine kleine Weile, o Strom, daß meine Stimme klinge durch's Thal, daß mein Wanderer mich höre! Salgar! ich bin's, die ruft! Hier iſt der Baum und der Felſ! Salgar! mein Lieber! hier bin ich; warum zauderſt Du, zu kommen?“

„Sieh', der Mond erſcheint, die Fluth glänzt im Thale, die Felſen ſtehen grau, den Hügel hinauf; aber ich ſeh' ihn nicht auf der Höhe, ſeine Hunde vor ihm her verkündigen nicht ſeine Ankunft. Hier muß ich ſitzen allein.“

„Aber wer ſind, die dort unten liegen auf der Heide? — Mein Geliebter? Mein Bruder? — Redet, o meine Freunde! Sie antworten nicht. Wie geängſtet iſt meine Seele! Ach, ſie ſind todt! Ihre Schwerter roth vom Gefechte! O, mein Bruder, mein Bruder! warum haſt Du meinen Salgar erſchlagen? O, mein Salgar! warum haſt Du meinen Bruder erſchlagen? Ihr war't mir Beide ſo lieb! O, Du warſt ſchön an dem Hügel unter Tauſenden! Du warſt ſchrecklich in der Schlacht. Antwortet mir! hört meine Stimme, meine Geliebten! Aber, ach! ſie ſind ſtumm! ſtumm auf ewig! kalt, wie die Erde, iſt ihr Buſen!“

„O, von dem Felſen des Hügels, von dem Gipfel des ſtürmenden Berges, redet, Geiſter der Todten! redet, mir ſoll es nicht grauſen! — Wohin ſeid Ihr zur Ruhe gegangen? In welcher Gruft des Gebirges ſoll ich Euch finden! —

Ihr ſchwebt, ihr Geiſter, neben mir,
Antwortet mir, wenn ihr mich hört!

Er ſchlägt das Buch auf und erblickt das Zeichen des Makrokosmus.

Ha! welche Wonne fließt, in dieſem Blick,
Auf einmal mir durch alle meine Sinnen?
Ich fühle junges, heil'ges Lebensglück,
Neuglühend mir durch Nerv' und Adern rinnen.
War es ein Gott, der dieſe Zeichen ſchrieb,
Die mir das innre Toben ſtillen,
Das arme Herz mit Freude füllen,
Und, mit geheimnißvollem Trieb,
Die Kräfte der Natur ring's um mich her enthüllen?
Bin ich ein Gott? Mir wird ſo licht!
Ich ſchau' in dieſen reinen Zügen
Die wirkende Natur vor meiner Seele liegen.
Jetzt erſt erkenn' ich was der Weiſe ſpricht:
„Die Geiſterwelt iſt nicht verſchloſſen;
„Dein Sinn iſt zu, dein Herz iſt todt!
„Auf bade, Schüler, unverdroſſen
„Die ird'ſche Bruſt im Morgenroth!"

Keine ſchwache Stimme vernehme ich im Winde, keine wehende Antwort im Sturme des Hügels."

„Ich ſitze in meinem Jammer, ich harre auf den Morgen in meinen Thränen. Wühlet das Grab, Ihr Freunde der Todten, aber ſchließt es nicht, bis ich komme. Mein Leben ſchwindet wie ein Traum; wie ſollt' ich zurück bleiben? Hier will ich wohnen mit meinen Freunden, an dem Strome des klingenden Felſens. — Wenn's Nacht wird auf dem Hügel, und Wind kommt über die Heide, ſoll mein Geiſt im Winde ſeyn und trauern den Tod meiner Freunde. Der Jäger hört mich auf ſeiner Laude, fürchtet meine Stimme und liebt ſie; denn ſüß ſoll meine Stimme ſeyn um meine Freunde; ſie waren mir Beide ſo lieb!"

„Das war Dein Geſang, o Minona, Thormon's ſanft erröthende Tochter. Unſere Thränen floſſen um Colma, und unſere Seele ward bänger."

„Ullin trat auf mit der Harfe, und gab uns Alpin's Geſang. — Alpin's Stimme war freundlich, Nyno's Seele ein Feuerſtrahl. Aber ſchon ruhten ſie im engen Hauſe, und ihre Stimme war verhallet in Selma. Einſt kehrte Ullin zurück von der Jagd, ehe die Helden noch fielen. Er hörte ihren Wettergeſang auf dem Hügel. Ihr Lied iſt ſanft, aber traurig. Sie klagten Morar's Fall, des erſten der Helden. Seine Seele war wie Fingal's Seele, ſein Schwert wie das Schwert Oscars. — Aber er fiel, und ſein Vater jammerte, und ſeiner Schweſter Augen waren voll Thränen, Minona's Augen waren voll Thränen, der Schweſter des herrlichen Morar's. Sie trat zurück vor Ullin's Geſang, wie der Mond in Weſten, der den Sturmregen vorausſieht und ſein ſchönes Haupt in eine Wolke verbirgt. — Ich ſchlug die Harfe mit Ullin zum Geſange des Jammers."

Nyno.

„Vorbei ſind Wind und Regen; der Mittag iſt ſo heiter, die Wolken theilen ſich. Fliehend beſcheint den Hügel die unbeſtändige Sonne. Röthlich fließt der Strom des Berges im Thale hin. Süß iſt Dein Murmeln, Strom; doch ſüßer die Stimme, er bejammert den Todten. Sein Haupt iſt vor Alter gebeugt und roth ſein thränendes Auge. Alpin! trefflicher Sänger! warum allein auf dem ſchweigenden Hügel? — warum jammerſt Du, wie ein Windſtoß im Walde, wie eine Welle am ſteinen Geſtade?"

Alpin.

„Meine Thränen, Nyno, ſind für den Todten, meine Stimme für die Bewohner des Grabes. Schlank biſt Du auf dem Hügel, ſchön unter den Söhnen der Heide! Aber Du mußt fallen wie Morar, und auf Deinem Grabe der Trauernde ſitzen. Die Hügel werden Dich vergeſſen, Deine Bogen in der Halle liegen ungeſpannt."

„Du warſt ſchnell, o Morar, wie ein Reh auf dem Hügel, ſchrecklich wie die Nachtfeuer am Himmel. Dein Grimm war ein Sturm, Dein Schwert in der Schlacht wie Wetterleuchten über der Heide, Deine Stimme gleich dem Waldſtrome nach dem Regen, dem Donner auf ſteinen Hügeln. Manche fielen vor Deinem Arm; die Flamme Deines Grimmes verzehrte ſie. Aber wenn Du wiederkehreſt vom Kriege, wie friedlich war Deine Stimme! Dein Angeſicht war gleich der Sonne nach dem Gewitter, gleich dem Monde in der ſchweigenden Nacht, ruhig Deine Bruſt, wie der See, wenn ſich des Windes Brauſen gelegt hat."

„Eng iſt nun Deine Wohnung! kurzer Deine Stätte! mit drei Schritten meſſ' ich Dein Grab. O, Du, der Du ehe ſo groß warſt! Vier Steine mit moosigen Häuptern ſind Dein einziges Gedächtniß, ein entblätterter Baum, langes Gras, das im Winde wispelt, deuten dem Auge des Jägers das Grab des mächtigen Morar's. Keine Mutter haſt Du, Dich zu beweinen, kein Mädchen mit Thränen der Liebe; todt iſt, die Dich gebar, geſtalten die Tochter von Morglan."

„Wer auf ſeinem Stabe iſt Das? Wer iſt es, deſſen Haupt weiß iſt vor Alter, deſſen Augen roth ſind von Thränen? Es iſt Dein Vater, o Morar! der Vater keines Sohnes außer Dir. Er hörte von Deinem Ruf in der Schlacht; er hörte von zerſtobenen Feinden; er hörte Morar's Ruhm! Ach! Nichts von ſeiner Wunde? Weine, Vater Morar's! weine! aber Dein Sohn hört Dich nicht. Tief iſt der Schlaf der Todten, niedrig ihr Kiſſen von Staube. Nimmer achtet er auf die Stimme, nie erwacht er auf Deinen Ruf. O, wann wird es Morgen im Grabe, zu bieten dem Schlummerer: Erwache!"

„Lebe wohl! Ehrlicher der Menſchen, Du Eroberer im Felde! Aber nimmer wird Dich das Feld ſehen, nimmer der düſtere Wald leuchten vom Glanze Deines Stahls! Du hinterließeſt keinen Sohn, aber der Geſang ſoll Deinen Namen erhalten, künftige Zeiten ſollen von Dir hören, hören von dem gefallenen Morar."

„Laut war die Trauer der Helden, am Lautеſten Armin's berſtender Seufzer. Ihn erinnerte es an den Tod ſeines Sohnes; er fiel in den Tagen der Jugend. Carmor ſaß nahe bei dem Helden, der Fürſt des hallenden Malmal. Warum ſchluchzet der Seufzer Armin's? ſprach er; was iſt hier zu weinen? Klagt nicht Lied und Geſang, die Seele zu ſchmelzen und zu ergetzen? Sie ſind wie ſanfter Nebel, der ſich

gend vom See auf's Thal sprüht, und die blühenden Blumen füllet das Naß; aber die Sonne kommt wieder in ihrer Kraft, und der Nebel ist gezagen. Warum bist Du so jammervoll, Armin, Herrscher des seenumflossenen Gorma?"

„Jammervoll! Wohl Das bin ich, und nicht gering die Ursache meines Weh's. — Carmor, Du verlorst keinen Sohn, verlorst keine blühende Tochter; Colgar, der Tapfere lebt, und Amira, die Schönste der Mädchen. Die Zweige Deines Hauses blühen, o Carmer; aber Armin ist der Letzte seines Stammes. Finster ist Dein Bett, o Daura! dumpf ist dein Schlaf im Grabe. — Wann erwachst Du mit Deinen Gesängen, mit Deiner melodischen Stimme? Auf! Ihr Winde des Herbstes! auf! stürmt über die finstere Heide! Waldströme, brauft! heult, Ströme im Gipfel der Eichen! Wandle durch gebrochene Wolken, o Mond, zeige wechselnd Dein bleiches Gesicht! Erinn're mich der schrecklichen Nacht, da meine Kinder umkamen, da Arindal, der Mächtige, fiel; Daura, die Liebe, verging."

„Daura, meine Tochter, Du warst schön! schön wie der Mond auf den Hügeln von Jura, weiß, wie der gefallene Schnee; süß, wie die athmende Luft! Arindal, Dein Bogen war stark, Dein Speer schnell auf dem Felde, Dein Blick wie Nebel auf der Welle, Dein Schild eine Feuerwolke im Sturme!"

„Armar, berühmt im Kriege, kam und warb um Daura's Liebe; sie widerstand nicht lange. Schön waren die Hoffnungen ihrer Freunde."

„Erath, der Sohn Odgall's, grollte; denn sein Bruder lag erschlagen von Armar's. Er kam in einen Schiffer verkleidet. Schön war sein Nachen auf der Welle, weiß seine Locken vor Alter, ruhig sein ernstes Gesicht. Schönste der Mädchen, sagte er, liebliche Tochter von Armin, dort am Felsen, nicht fern in der See, dort wartet Armar auf Daura; ich komme, seine Liebe zu führen über die rollende See."

„Sie folgt' ihm und rief nach Armar; Nichts antwortete, als die Stimme des Felsens. Armar! mein Lieber! mein Lieber! warum ängstest Du mich so? Höre, Sohn Arnath's! höre! Daura ist's, die Dich ruft!"

„Erath, der Verräther, stieß' lachend zum Lande. Sie erhob ihre Stimme, rief nach ihrem Vater und Bruder: Arindal! Armin! Ist Keiner, seine Daura zu retten?"

„Ihre Stimme kam über die See. Arindal, mein Sohn, stieg vom Hügel herab, rauh in der Beute der Jagd; seine Pfeile rasselten an seiner Seite, seinen Bogen trug er in der Hand, fünf schwarzgraue Doggen waren um ihn. Er sah den kühnen Erath am Ufer, faßte und band ihn an die Eiche, fest umflocht er seine Hüften; der Gefesselte fühlte mit Aechzen die Winde."

„Arindal betritt die Wellen in seinem Boote, Daura herüberzubringen. Armar kam in seinem Grimme, drückt' ab den grau befiederten Pfeil; er klang, er sank in Dein Herz, o Arindal, mein Sohn! Statt Erath, des Verräthers, kamst Du um; das Boot erreichte den Felsen; er sank d'ran nieder und starb. Zu Deinen Füßen floß Deines Bruders Blut; weich war Dein Jammer, o Daura!"

„Die Wellen zerschmetterten das Boot. Armar stürzte sich in die See, seine Daura zu retten oder zu sterben. Schnell stürmte ein Stoß vom Hügel in die Wellen; er sank und hob sich nicht wieder."

„Allein auf dem seebespülten Felsen hörte ich die Klagen meiner Tochter. Viel und laut war ihr Schreien; doch konnte sie ihr Vater nicht retten. Die ganze Nacht stand ich am Ufer, ich sah sie im schwachen Strahle des Mondes, die ganze Nacht hörte ich ihr Schreien; laut war der Wind, und der Regen schlug scharf nach der Seite des Berges. Ihre Stimme ward schwach, ehe der Morgen erschien, sie starb weg, wie die Abendluft zwischen dem Grase der Felsen. Beladen mit Jammer starb sie und ließ Armin allein! Dahin ist meine Stärke im Kriege, gefallen mein Stolz unter den Mädchen."

„Wenn die Stürme des Berges kommen, wenn der Nord die Wellen hoch hebt, sitze ich am schallenden Ufer, schaue nach dem schrecklichen Felsen. Oft im sinkenden Monde sehe ich die Geister meiner Kinder; halbdämmernd wandeln sie zusammen in trauriger Eintracht."

Ein Strom von Thränen, der aus Lotte'ns Augen brach und ihrem gepreßten Herzen Luft machte, hemmte Werther's Gesang. Er warf das Papier hin, faßte ihre Hand und weinte die bittersten Thränen. Lotte ruhte auf der andern und verbarg ihre Augen in's Schnupftuch. Die Bewegung Beider war fürchterlich. Sie fühlten ihr eig'nes Elend in dem Schicksale der Edeln, fühlten es zusammen, und ihre Thränen vereinigten sich. Die Lippen und Augen Werther's glühten an Lotte'ns Arme; ein Schauer überfiel sie; sie wollte sich entfernen, und Schmerz und Antheil lagen betäubend wie Blei auf ihr. Sie athmete, sich zu erholen, und bat ihn schluchzend, fortzufahren, bat mit der ganzen Stimme des Himmels! Werther zitterte, sein Herz wollte bersten, er hob das Blatt auf und las halbgebrochen:

„Warum weckst Du mich, Frühlingsluft? Du buhlst und sprichst: Ich bethaue mit Tropfen des Himmels! Aber die Zeit meines Welkens ist nahe, nahe der Sturm, der meine Blätter herabstört! Morgen wird der Wanderer kommen, kommen der mich sah in meiner Schönheit,

ringsum wird ſein Auge im Felde mich ſuchen, und wird mich nicht finden." —

Die ganze Gewalt dieſer Worte fiel über den Unglücklichen. Er warf ſich vor Lotte'n nieder in der vollſten Verzweiflung, faßte ihre Hände, drückte ſie in ſeine Augen, wider ſeine Stirn, und ihr ſchien eine Ahnung ſeines ſchrecklichen Vorhabens durch die Seele zu fliegen. Ihre Sinnen verwirrten ſich, ſie drückte ſeine Hände, drückte ſie wider ihre Bruſt, neigte ſich mit einer wehmüthigen Bewegung zu ihm, und ihre glühenden Wangen berührten ſich. Die Welt verging ihnen. Er ſchlang ſeine Arme um ſie her, preßte ſie an ſeine Bruſt, und deckte ihre zitternden, ſtammelnden Lippen mit wüthenden Küſſen. „Werther!" rief ſie mit erſtickter Stimme, ſich abwendend, „Werther!" und drückte mit ſchwacher Hand ſeine Bruſt von der ihrigen; „Werther!" rief ſie mit dem gefaßten Tone des edelſten Gefühles. Er widerſtand nicht, ließ ſie aus ſeinen Armen, und warf ſich unſinnig vor ſie hin. Sie riß ſich auf, und in ängſtlicher Verwirrung, bebend zwiſchen Liebe und Zorn, ſagte ſie: „Das iſt das letzte Mal, Werther! Sie ſehn mich nicht wieder." — Und mit dem vollſten Blicke der Liebe auf den Elenden eilte ſie in's Nebenzimmer und ſchloß hinter ſich zu. Werther ſtreckte ihr die Arme nach, getraute ſich nicht, ſie zu halten. Er lag an der Erde, den Kopf auf dem Canapee, und in dieſer Stellung blieb er über eine halbe Stunde, bis ihn ein Geräuſch zu ſich ſelbſt rief. Es war das Mädchen, das den Tiſch decken wollte. Er ging im Zimmer auf und ab, und da er ſich wieder allein ſah, ging er zur Thüre des Cabinet's und rief mit leiſer Stimme: „Lotte! Lotte! nur noch ein Wort! ein Lebewohl!" — Sie ſchwieg. Er harrte und bat und harrte; dann riß er ſich weg und rief: „Lebewohl! Lotte! auf ewig lebe wohl!"

Er kam an's Stadtthor. Die Wächter, die ihn ſchon gewohnt waren, ließen ihn ſtillſchweigend hinaus. Es ſtiebte zwiſchen Regen und Schnee, und erſt gegen Eilfe klopfte er wieder. Sein Diener bemerkte, als Werther nach Hauſe kam, daß ſeinem Herrn der Hut fehlte. Er getraute ſich nicht, Etwas zu ſagen, entkleidete ihn; Alles war naß. Man hat nachher den Hut auf einem Felſen, der an dem Abhange des Hügels in's Thal ſteht, gefunden, und es iſt unbegreiflich, wie er ihn in einer finſtern, feuchten Nacht, ohne zu ſtürzen, erſtiegen hat.

Er legte ſich zu Bette und ſchlief lange. Der Bediente fand ihn ſchreibend, als er ihm den andern Morgen auf ſein Rufen den Caffee brachte. Er ſchrieb Folgendes am Briefe an Lotte'n:

„Zum letzten Male denn, zum letzten Male ſchlage ich dieſe Augen auf. Sie ſollen, ach! die Sonne nicht mehr ſehen; ein trüber, neblichter Tag hält ſie bedeckt. So traure denn, Natur! Dein Sohn, Dein Freund, Dein Geliebter naht ſich ſeinem Ende. Lotte! Das iſt ein Gefühl ohne Gleichen, und doch kommt es dem dämmernden Traum am nächſten, zu ſich zu ſagen: das iſt der letzte Morgen. Der letzte! Lotte, ich habe keinen Sinn für das Wort: der letzte! Stehe ich nicht da in meiner ganzen Kraft, und morgen liege ich ausgeſtreckt und ſchlaff am Boden. Sterben! Was heißt Das? Siehe, wir träumen, wenn wir vom Tode reden. Ich habe Manchen ſterben ſehen; aber ſo eingeſchränkt iſt die Menſchheit, daß ſie für ihres Daſeins Anfang und Ende keinen Sinn hat. Jetzt noch mein, Dein! Dein, o Geliebte! Und einen Augenblick — getrennt, geſchieden — vielleicht auf ewig? — Nein, Lotte, nein — Wie kann ich vergehen? wie kannſt Du vergehen? Wir ſind ja! — Vergehen! — Was heißt Das? Das iſt wieder ein Wort! ein leerer Schall! ohne Gefühl für mein Herz. — Todt, Lotte! eingeſcharrt der kalten Erde, ſo eng! ſo finſter! — Ich hatte eine Freundinn, die mein Alles war meiner hülfloſen Jugend; ſie ſtarb und ich folgte ihrer Leiche, und ſtand an dem Grabe, wie ſie den Sarg hinunterließen, und die Seile ſchnurrend unter ihm weg und wieder herauf ſchnellten, dann die erſte Schaufel hinunterſcholterte und die ängſtliche Lade einen dumpfen Ton wiedergab, und dumpfer und immer dumpfer, und endlich bedeckt war! Ich ſtürzte neben das Grab hin — ergriffen, erſchüttert, geängſtet, zerriſſen mein Innerſtes, aber ich wußte nicht, wie mir geſchah — wie mir geſchehen wird — Sterben! Grab! ich verſtehe die Worte nicht!

O, vergib mir! vergib mir! Geſtern! Es hätte der letzte Augenblick meines Lebens ſein ſollen! O, Du Engel! zum erſten Male, zum erſten Male ganz ohne Zweifel durch mein Innerſtes durchglühte mich das Wonnegefühl: Sie liebt mich! Sie liebt mich! Es brennt noch auf meinen Lippen das heilige Feuer, das von den Deinigen ſtrömte; neue warme Wonne iſt in meinem Herzen. Vergib mir! vergib mir!

Ach, ich wußte, daß Du mich liebteſt, wußte es an den erſten ſeelenvollen Blicken, an dem erſten Händedruck; und doch, wenn ich wieder weg war, wenn ich Albert'en an Deiner Seite ſah, verzagte ich wieder in fieberhaften Zweifeln.

Erinnerſt Du Dich der Blumen, die Du mir ſchickteſt, als Du in jener fatalen Geſellſchaft mir kein Wort ſagen, keine Hand reichen konnteſt? O, ich habe die halbe Nacht davor gekniet, und ſie verſegelten mir Deine Liebe.

Aber, ach! dieſe Eindrücke gingen vorüber, wie das Gefühl der Gnade ſeines Gottes allmälig wieder aus der Seele des Gläubigen weicht, die ihm mit ganzer Himmelsfülle in heiligen, ſichtbaren Zeichen gereicht ward.

Alles Das iſt vergänglich, aber keine Ewigkeit ſoll das glühende Leben auslöſchen, das ich geſtern auf Deinen Lippen genoß, das ich in mir fühle! Sie liebt mich! Dieſer Arm hat ſie umfaßt, dieſe Lippen haben auf ihren Lippen gezittert, dieſer Mund hat an dem ihrigen geſtammelt. Sie iſt mein! Du biſt mein! ja, Lotte, auf ewig!

Und was iſt Das, daß Albert Dein Mann iſt? Mann! Das wäre denn für dieſe Welt — und für dieſe Welt Sünde, daß ich Dich liebe, daß ich Dich aus ſeinen Armen in die meinigen reißen möchte? Sünde? Gut, und ich ſtrafe mich dafür; ich habe ſie in ihrer ganzen Himmelswonne geſchmeckt, dieſe Sünde, habe Lebensbalſam und Kraft in mein Herz geſaugt. Du biſt von dieſem Augenblicke mein! mein, o Lotte! Ich gehe voran! gehe zu meinem Vater, zu Deinem Vater. Dem will ich's klagen, und er wird mich tröſten, bis Du kommſt, und ich fliege Dir entgegen, und faſſe Dich und bleibe bei Dir vor dem Angeſichte des Unendlichen in ewigen Umarmungen.

Ich träume nicht, ich wähne nicht. Nahe am Grabe wird mir es heller. Wir werden ſein! wir werden uns wieder ſehen! Deine Mutter ſehen! ich werde ſie ſehen, werde ſie finden. ach, und vor ihr mein ganzes Herz ausſchütten! Deine Mutter, Dein Ebenbild."

Gegen Eilfe fragte Werther ſeinen Bedienten, ob wohl Albert zurückgekommen ſei? Der Bediente ſagte: „Ja, er habe deſſen Pferd dahinführen ſehen." Darauf gibt ihm der Herr ein offenes Zettelchen, des Inhalts:

„Wollen Sie mir wohl zu meiner vorhabenden Reiſe Ihre Piſtolen leihen? Leben ſie recht wohl!"

Die liebe Frau hatte die letzte Nacht wenig geſchlafen; was ſie gefürchtet hatte, war entſchieden, auf eine Weiſe entſchieden, die ſie weder ahnen noch fürchten konnte. Ihr ſonſt ſo rein und leicht fließendes Blut war in einer fieberhaften Empörung, tauſenderlei Empfindungen zerrütteten das ſchöne Herz. War es das Feuer von Werther's Umarmungen, das ſie in ihrem Buſen fühlte? War es Unwille über ſeine Verwegenheit? War es eine unmuthige Vergleichung ihres gegenwärtigen Zuſtandes mit jenen Tagen ganz unbefangener, freier Unſchuld und ſorgloſen Zutrauens zu ſich ſelbſt? Wie ſollte ſie ihrem Manne entgegengehen; wie ihm eine Scene bekennen, die ſie ſo gut geſtehen durfte, und die ſie ſich doch zu geſtehen nicht getraute? Sie hatten ſo lange gegen einander geſchwiegen, und ſollte ſie die Erſte ſein, die das Stillſchweigen bräche und eben zur unrechten Zeit ihrem Gatten eine ſo unerwartete Entdeckung machte? Schon fürchtete ſie, die bloße Nachricht von Werther's Beſuch werde ihm einen unangenehmen Eindruck machen, und nun gar dieſe unerwartete Cataſtrophe! Konnte ſie wohl hoffen, daß ihr Mann ſie ganz im rechten Lichte ſehen, ganz ohne Vorurtheil aufnehmen würde; und konnte ſie wünſchen, daß er in ihrer Seele leſen möchte? Und doch wieder, konnte ſie ſich verſtellen gegen den Mann, vor dem ſie immer wie ein cryſtallhelles Glas offen und frei geſtanden, und dem ſie keine ihrer Empfindungen jemals verheimlicht noch verheimlichen können? Eins und das Andere machte ihr Sorgen und ſetzte ſie in Verlegenheit; und immer kehrten ihre Gedanken wieder zu Werther'n, der für ſie verloren war, den ſie nicht laſſen konnte, den ſie leider! ſich ſelbſt überlaſſen mußte, und dem, wenn er ſie verloren hatte, Nichts mehr übrig blieb.

Wie ſchwer lag jetzt, was ſie ſich in dem Augenblick nicht deutlich machen konnte, die Stockung auf ihr, die ſich unter ihnen feſtgeſetzt hatte! So verſtändige, ſo gute Menſchen fingen wegen gewiſſer heimlicher Verſchiedenheiten unter einander zu ſchweigen an, Jedes dachte ſeinem Recht und dem Unrechte des Andern nach, und die Verhältniſſe verwickelten und verhetzten ſich dergeſtalt, daß es unmöglich ward, den Knoten eben in dem critiſchen Momente, von dem Alles abhing, zu löſen. Hätte eine glückliche Vertraulichkeit ſie früher wieder einander näher gebracht, wäre Liebe und Nachſicht wechſelsweiſe unter ihnen lebendig worden und hätte ihre Herzen aufgeſchloſſen, vielleicht wäre unſer Freund noch zu retten geweſen.

Noch ein ſonderbarer Umſtand kam dazu. Werther hatte, wie wir aus ſeinen Briefen wiſſen, nie ein Geheimniß daraus gemacht, daß er ſich dieſe Welt zu verlaſſen ſehnte. Albert hatte ihn oft beſtritten; auch war zwiſchen Lotte'n und ihrem Mann manchmal die Rede davon geweſen. Dieſer, wie er einen entſchiedenen Widerwillen gegen die That empfand, hatte auch gar oft mit einer Art von Empfindlichkeit, die ſonſt ganz außer ſeinem Character lag, zu erkennen gegeben, daß er an dem Ernſt eines ſolchen Vorſatzes ſehr zu zweifeln Urſach finde; er hatte ſich ſogar darüber einigen Scherz erlaubt, und ſeinen Unglauben Lotte'n mitgetheilt. Dieß beruhigte ſie zwar von einer Seite, wenn ihre Gedanken ihr das traurige

Bild vorführten; von der andern aber fühlte sie sich auch dadurch gehindert, ihrem Manne die Besorgnisse mitzutheilen, die sie in dem Augenblicke quälten.

Albert kam zurück, und Lotte ging ihm mit einer verlegenen Hastigkeit entgegen; er war nicht heiter, sein Geschäft war nicht vollbracht; er hatte an dem benachbarten Amtmanne einen unbiegsamen, kleinlichen Menschen gefunden. Der üble Weg auch hatte ihn verdrießlich gemacht.

Er fragte, ob Nichts vorgefallen sei, und sie antwortete mit Uebereilung: Werther sei gestern Abends da gewesen. Er fragte, ob Briefe gekommen, und er erhielt zur Antwort, daß einige Briefe und Pakete auf seiner Stube lägen. Er ging hinüber und Lotte blieb allein. Die Gegenwart des Mannes, den sie liebte und ehrte, hatte einen neuen Eindruck in ihr Herz gemacht. Das Andenken seiner Edelmuths, seiner Liebe und Güte hatte ihr Gemüth mehr beruhigt; sie fühlte einen heimlichen Zug, ihm zu folgen; sie nahm ihre Arbeit und ging auf sein Zimmer, wie sie mehr zu thun pflegte. Sie fand ihn beschäftigt, die Pakete zu erbrechen und zu lesen. Einige schienen nicht das Angenehmste zu enthalten. Sie that einige Fragen an ihn, die er kurz beantwortete, und sich an den Pult stellte, zu schreiben.

Sie waren auf diese Weise eine Stunde neben einander gewesen, und es ward immer dunkler in Lotte's Gemüth. Sie fühlte, wie schwer es ihr werden würde, ihrem Mann, auch wenn er bei dem besten Humor wäre, Das zu entdecken, was ihr auf dem Herzen lag; sie verfiel in eine Wehmuth, die ihr um desto ängstlicher ward, als sie solche zu verbergen und ihre Thränen zu verschlucken suchte.

Die Erscheinung von Werther's Knaben setzte sie in die größte Verlegenheit; er überreichte Albert'en das Zettelchen, der sich gelassen nach seiner Frau wendete und sagte: „Gib ihm die Pistolen.“ „Ich lasse ihm glückliche Reise wünschen,“ sagte er zum Jungen. Das fiel auf sie wie ein Donnerschlag; sie schwankte aufzustehen, sie wußte nicht, wie ihr geschah. Langsam ging sie nach der Wand, zitternd nahm sie das Gewehr herunter, putzte den Staub ab und zauderte, und hätte noch lange gezögert, wenn nicht Albert durch einen fragenden Blick sie gedrängt hätte. Sie gab das unglückliche Werkzeug dem Knaben, ohne ein Wort vorbringen zu können, und als Der zum Hause hinaus war, machte sie ihre Arbeit zusammen, ging in ihr Zimmer, in dem Zustande der unaussprechlichsten Ungewißheit. Ihr Herz weissagte ihr alle Schrecknisse. Bald war sie im Begriffe, sich zu den Füßen ihres Mannes zu werfen, ihm Alles zu entdecken, die Geschichte des gestrigen Abends, ihre Schuld und ihre Ahnungen; dann sah sie wieder keinen Ausgang des Unternehmens; am Wenigsten konnte sie hoffen, ihren Mann zu einem Gange nach Werther'n zu bereden. Der Tisch ward gedeckt, und eine gute Freundinn, die nur Etwas zu fragen kam, gleich gehen wollte — und blieb, machte die Unterhaltung bei Tische erträglich; man zwang sich, man redete, man erzählte, man vergaß sich.

Der Knabe kam mit den Pistolen zu Werther'n, der sie ihm mit Entzücken abnahm, als er hörte, Lotte habe sie ihm gegeben. Er ließ sich Brod und Wein bringen, hieß den Knaben zu Tische gehen, und setzte sich nieder zu schreiben.

„Sie sind durch Deine Hände gegangen; Du hast den Staub davon gewischt; ich küsse sie tausend Mal; Du hast sie berührt! Und Du, Geist des Himmels, begünstigst meinen Entschluß! — und Du, Lotte, reichst mir das Werkzeug, Du, von deren Händen ich den Tod zu empfangen wünschte, und ach! nun empfange. O, ich habe meinen Jungen ausgefragt! Du zittertest, als Du sie ihm reichtest; Du sagtest kein Lebewohl! — Wehe! wehe! kein Lebewohl! — Solltest Du Dein Herz für mich verschlossen haben, um des Augenblicks willen, der mich ewig an Dich befestigte? Lotte, kein Jahrtausend vermag den Eindruck auszulöschen; und ich fühle es, Du kannst Den nicht hassen, der so für dich glüht!“

Nach Tische hieß er den Knaben Alles vollends einpacken, zerriß viele Papiere, ging aus und brachte noch kleine Schulden in Ordnung. Er kam wieder nach Hause, ging wieder aus vor's Thor, ungeachtet des Regens, in den gräflichen Garten, schweifte weiter in der Gegend umher, und kam mit anbrechender Nacht zurück und schrieb.

„Wilhelm, ich habe zum letzten Male Feld und Wald und den Himmel gesehen. Lebe wohl auch Du! Liebe Mutter, verzeiht mir! Tröste sie, Wilhelm! Gott segne Euch! Meine Sachen sind alle in Ordnung. Lebt wohl! Wir sehn uns wieder und freudiger!“

„Ich habe Dir übel gelohnt, Albert, und Du vergibst mir. Ich habe den Frieden Deines Hauses gestört, ich habe Mißtrauen zwischen Euch gebracht. Lebe wohl! Ich will es enden. O, daß Ihr glücklich wär't durch meinen Tod! Albert! Albert! mache den Engel glücklich! Und so wohne Gottes Segen über Dir!“

Er kramte den Abend noch viel in seinen Papieren, zerriß Vieles und warf es in den

Ofen, verſiegelte einige Päcke mit Adreſſen an Wilhelm. Sie enthielten kleine Aufſätze, abgeriſſene Gedanken, deren ich verſchiedene geſehn habe. Und nachdem er um zehn Uhr Feuer hatte nachlegen und ſich eine Flaſche Wein geben laſſen, ſchickte er den Bedienten, deſſen Kammer wie auch die Schlafzimmer der Hausleute weit hinten hinaus waren, zu Bette, der ſich dann in ſeinen Kleidern niederlegte, um frühe bei der Hand zu ſein; denn ſein Herr hatte geſagt, die Poſtpferde würden vor Sechſe vor's Haus kommen.

Nach Eilfe.

„Alles iſt ſo ſtill um mich her, und ſo ruhig meine Seele. Ich danke Dir, Gott, daß Du dieſen letzten Augenblicken dieſe Wärme, dieſe Kraft ſchenkeſt!

Ich trete an das Fenſter, meine Beſte! — und ſehe, und ſehe noch durch die ſtürmenden, vorüberfliehenden Wolken einzelne Sterne des ewigen Himmels! Nein, Ihr werdet nicht fallen! Der Ewige trägt Euch an ſeinem Herzen, und mich. Ich ſehe die Deichſelſterne des Wagens, des liebſten unter allen Geſtirnen. Wenn ich Nachts von Dir ging, wie ich aus Deinem Thore trat, ſtand er gegen mir über. Mit welcher Trunkenheit habe ich ihn oft geſehen; oft mit aufgehobenen Händen ihn zum Zeichen, zum heiligen Merkſteine meiner gegenwärtigen Seligkeit gemacht! Und noch — O Lotte, was erinnert mich nicht an Dich! Umgibſt Du mich nicht; und habe ich nicht, gleich einem Kinde, ungenügſam allerlei Kleinigkeiten zu mir gerriſſen, die Du, Heilige, berührt hatteſt!

Liebes Schattenbild! Ich vermache Dir es zurück, Lotte, und bitte dich, es zu ehren. Tauſend, tauſend Küſſe habe ich darauf gedrückt, tauſend Grüße ihm zugewinkt, wenn ich ausging oder nach Hauſe kam.

Ich habe Deinen Vater in einem Zettelchen gebeten, meine Leiche zu ſchützen. Auf dem Kirchhofe ſind zwei Lindenbäume, hinten in der Ecke nach dem Felde zu; dort wünſche ich zu ruhen. Er kann, er wird Das für ſeinen Freund thun. Bitte ihn auch. Ich will frommen Chriſten nicht zumuthen, ihren Körper neben einen armen Unglücklichen zu legen. Ach, ich wollte, Ihr begrübt mich am Wege, oder im einſamen Thale, daß Prieſter und Levit vor dem bezeichneten Steine ſich ſegnend vorübergingen und der Samariter eine Thräne weinte!

Hier, Lotte! Ich ſchaudre nicht, den kalten, ſchrecklichen Kelch zu faſſen, aus dem ich den Taumel des Todes trinken ſoll! Du reichteſt mir ihn, und ich zage nicht. Alle! alle! — ſo ſind alle die Wünſche und Hoffnungen meines Lebens erfüllt! So kalt, ſo ſtarr an der ehernen Pforte des Todes anzuklopfen!

Daß ich des Glückes hätte theilhaftig werden können, für Dich zu ſterben! Lotte, für Dich mich hinzugeben! Ich wollte muthig, ich wollte freudig ſterben, wenn ich Dir die Ruhe, die Wonne Deines Lebens wieder ſchaffen könnte. Aber ach! Dies ward nur wenigen Edeln gegeben, ihr Blut für die Ihrigen zu vergießen, und durch ihren Tod ein neues, hundertfältiges Leben ihren Freunden anzufachen!

In dieſen Kleidern, Lotte, will ich begraben ſein; Du haſt ſie berührt, geheiligt; ich habe auch Deinen Vater darum gebeten. Meine Seele ſchwebt über dem Sarge. Man ſoll meine Taſchen nicht unterſuchen. Dieſe blaßrothe Schleife, die Du am Buſen hatteſt, als ich Dich zum erſten Male unter Deinen Kindern fand! — O, küſſe ſie tauſend Mal und erzähle ihnen das Schickſal ihres unglücklichen Freundes! Die Lieben, ſie wimmeln um mich! Ach, wie ich mich an Dich ſchloß; ſeit dem erſten Augenblicke Dich nicht laſſen konnte! — Dieſe Schleife ſoll mit mir begraben werden! An meinem Geburtstage ſchenkteſt Du mir ſie! Wie ich das Alles verſchlang! — Ach, ich dachte nicht, daß mich der Weg hierher führen ſollte! — — Sei ruhig! ich bitte Dich, ſei ruhig! —

Sie ſind geladen — Es ſchlägt Zwölfe! So ſei es denn! — Lotte! Lotte, lebe wohl! lebe wohl!"

Ein Nachbar ſah den Blitz vom Pulver und hörte den Schuß fallen; da aber Alles ſtille blieb, achtete er nicht weiter darauf.

Morgens um Sechſe tritt der Bediente herein mit dem Lichte. Er findet ſeinen Herrn an der Erde, die Piſtole und Blut. Er ruft, er faßt ihn an. Keine Antwort! Er röchelte nur noch. Er läuft nach den Aerzten, nach Albert'en. Lotte hört die Schelle ziehen; ein Zittern ergreift alle ihre Glieder. Sie weckt ihren Mann; ſie ſtehen auf; der Bediente bringt heulend und ſtotternd die Nachricht; Lotte ſinkt ohnmächtig vor Albert'en nieder.

Als der Medicus zu dem Unglücklichen kam, fand er ihn an der Erde ohne Rettung; der Puls ſchlug, die Glieder waren alle gelähmt. Ueber dem rechten Auge hatte er ſich durch den Kopf geſchoſſen, das Gehirn war herausgetrieben. Man ließ ihm zum Ueberfluß eine Ader am Arme, das Blut lief, er holte noch immer Athem.

Aus dem Blut auf der Lehne des Seſſels konnte man ſchließen, er habe ſitzend vor dem Schreibtiſche die That verübt; dann iſt er heruntergeſunken, hat ſich convulſiviſch um den Stuhl herum gewälzt. Er lag gegen das Fenſter

entkräftet auf dem Rücken, war in völliger Kleidung, geſtiefelt, im blauen Frack mit gelber Weſte.

Das Haus, die Nachbarſchaft, die Stadt kam in Aufruhr. Albert trat herein. Werther'n hatte man auf das Bette gelegt, die Stirn verbunden; ſein Geſicht ſchien wie eines Todten, er rührte kein Glied. Die Lunge röchelte noch fürchterlich, bald ſchwach, bald ſtärker; man erwartete ſein Ende.

Von dem Weine hatte er nur ein Glas getrunken. Emilia Galotti lag auf dem Pulte aufgeſchlagen.

Von Albert'd Beſtürzung, von Lotte'ns Jammer laſt mich Nichts ſagen.

Der alte Amtmann kam auf die Nachricht hereingeſprengt, er küßte den Sterbenden unter den heißeſten Thränen. Seine älteſten Söhne kamen bald nach ihm zu Fuße, ſie knien neben dem Bette nieder im Ausdrucke des unbändigſten Schmerzens, küſſten ihm die Hände und den Mund, und der älteſte, den er immer am Meiſten geliebt, hing an ſeinen Lippen, bis er verſchieden war und man den Knaben mit Gewalt wegriß. Um Zwölfe Mittags ſtarb er. Die Gegenwart des Amtmannes und ſeine Anſtalten tuſchten einen Auflauf. Nachts gegen Eilfe ließ er ihn an die Stätte begraben, die er ſich erwählt hatte. Der Alte folgte der Leiche und die Söhne; Albert vermocht's nicht. Man fürchtete für Lotte'ns Leben. Handwerker trugen ihn. Kein Geiſtlicher hat ihn begleitet.

Wilhelm Meiſter's Lehrjahre.

Erſtes Buch.

Erſtes Capitel.

Das Schauſpiel dauerte ſehr lange. Die alte Barbara trat einige Male an's Fenſter und horchte, ob die Kutſchen nicht raſſeln wollten. Sie erwartete Mariane'n, ihre ſchöne Gebieterinn, die heute im Nachſpiele, als junger Officier gekleidet, das Publicum entzückte, mit größerer Ungeduld als ſonſt, wenn ſie ihr nur ein mäßiges Abendeſſen vorzuſetzen hatte; dieß Mal ſollte ſie mit einem Paket überraſcht werden, das Norberg, ein junger, reicher Kaufmann, mit der Poſt geſchickt hatte, um zu zeigen, daß er auch in der Entfernung ſeiner Geliebten gedenke.

Barbara war als alte Dienerinn, Vertraute, Rathgeberinn, Unterhändlerinn und Haushälterinn im Beſitz des Rechtes, die Siegel zu eröffnen, und auch dieſen Abend konnte ſie ihrer Neugierde um ſo weniger widerſtehen, als ihr die Gunſt des freigebigen Liebhabers mehr als ſelbſt Mariane'n am Herzen lag. Zu ihrer größten Freude hatte ſie in dem Paket ein feines Stück Neſſeltuch und die neueſten Bänder für Mariane'n, für ſich aber ein Stück Cattun, Halstücher und ein Röllchen Geld gefunden. Mit welcher Neigung, welcher Dankbarkeit erinnerte ſie ſich des abweſenden Norberg's! Wie lebhaft nahm ſie ſich vor, auch bei Mariane'n ſeiner im Beſten zu gedenken, ſie zu erinnern, was ſie ihm ſchuldig ſei, und, was er von ihrer Treue hoffen und erwarten müſſe.

Das Neſſeltuch, durch die Farbe der halbaufgerollten Bänder belebt, lag wie ein Chriſtgeſchenk auf dem Tiſchchen; die Stellung der Lichter erhöhte den Glanz der Gabe; Alles war in Ordnung, als die Alte den Tritt Mariane'ns auf der Treppe vernahm und ihr entgegeneilte. Aber wie ſehr verwundert trat ſie zurück, als das weibliche Officierchen, ohne auf die Liebkoſungen zu achten, ſich an ihr vorbeidrängte, mit ungewöhnlicher Haſt und Bewegung in das Zimmer trat, Federhut und Degen auf den Tiſch warf, unruhig auf und nieder ging und den feierlich angezündeten Lichtern keinen Blick gönnte!

Was haſt Du, Liebchen? rief die Alte verwundert aus. Um's Himmelswillen, Töchterchen, was gibt's? Sieh' hier dieſe Geſchenke! Von wem können ſie ſein, als von Deinem zärtlichſten Freunde? Norberg ſchickt Dir das Stück Mouſſelin zum Nachtkleide; bald iſt er ſelbſt da; er ſcheint mir eifriger und freigebiger als jemals.

Die Alte kehrte ſich um, und wollte die Gaben, womit er auch ſie bedacht, vorweiſen, als Mariane, ſich von den Geſchenken wegwendend, mit Leidenſchaft ausrief: Fort! Fort! heute will ich Nichts von allem Dieſem hören. Ich habe Dir gehorcht; Du haſt es gewollt, es ſei ſo! Wenn Norberg zurückkehrt, bin ich wieder ſein, bin ich Dein; mache mit mir, was Du willſt; aber bis dahin will ich mein ſein; und hätteſt Du tauſend Zungen, Du ſollteſt mir meinen Vorſatz nicht ausreden. Dieſes ganze Mein will ich Dem geben, der mich liebt und Den ich liebe. Keine Geſchicht' Ich will mich dieſer Leidenſchaft überlaſſen, als wenn ſie ewig dauern ſollte.

Der Alten fehlte es nicht an Gegenvorſtellungen und Gründen; doch da ſie in fernem Wortwechſel heftig und bitter ward, ſprang Mariane auf ſie los und faßte ſie bei der Bruſt. Die Alte lachte überlaut. Ich werde ſorgen müſſen, rief ſie aus, daß ſie wieder bald in lange Kleider kommt, wenn ich meines Lebens ſicher ſein will. Fort, zieht Euch aus! Ich hoffe, das Mädchen wird mir abbitten, was mir der flüchtige Junker Leid's zugefügt hat; herunter mit dem Rock und immer ſo fort Alles herunter! es iſt eine unbequeme Tracht, und für Euch gefährlich, wie ich merke; die Achſelbänder begeiſtern Euch.

Die Alte hatte Hand an ſie gelegt; Mariane riß ſich los. Nicht ſo geſchwind! rief ſie aus: ich habe noch heute Beſuch zu erwarten.

Das iſt nicht gut, verſetzte die Alte. Doch nicht den jungen, zärtlichen, unbefiederten Kaufmannsſohn? Eben Den, verſetzte Mariane.

Es ſcheint, als wenn die Großmuth Eu're herrſchende Leidenſchaft werden wollte, erwiederte die Alte ſpottend; Ihr nehmt Euch der Unmündigen, der Unvermögenden mit großem Eifer an. Es muß reizend ſein, als unerzogene Geberinn angebetet zu werden.

Spotte, wie Du willſt. Ich lieb' ihn! ich

lieb' ihn! Mit welchem Entzücken sprech' ich zum ersten Mal diese Worte aus! Das ist diese Leidenschaft, die ich so oft vorgestellt habe, von der ich keinen Begriff hatte. Ja, ich will mich ihm um den Hals werfen; ich will ihn fassen, als wenn ich ihn ewig halten wollte! Ich will ihm meine ganze Liebe zeigen, seine Liebe in ihrem ganzen Umfang genießen. —

Mäßigt Euch, sagte die Alte gelassen: mäßigt Euch! Ich muß Eu're Freude durch ein Wort unterbrechen: Norberg kommt! in vierzehn Tagen kommt er! Hier ist sein Brief, der die Geschenke begleitet hat.

Und wenn mir die Morgensonne meinen Freund rauben sollte, will ich mir's verbergen! — Vierzehn Tage! Welche Ewigkeit! In vierzehn Tagen, was kann da nicht vorfallen; was kann sich da nicht verändern!

Wilhelm trat herein. Mit welcher Lebhaftigkeit flog sie ihm entgegen! mit welchem Entzücken umschlang er die rothe Uniform! drückte er das weiße Atlaß-Westchen an seine Brust! Wer wagte, hier zu beschreiben; wem geziemt es, die Seligkeit zweier Liebenden auszusprechen! Die Alte ging murrend bei Seite; wir entfernen uns mit ihr und lassen die Glücklichen allein.

Zweites Capitel.

Als Wilhelm seine Mutter des andern Morgens begrüßte, eröffnete sie ihm, daß der Vater sehr verdrießlich sei, und ihm den täglichen Besuch des Schauspiels nächstens untersagen werde. Wenn ich gleich selbst, fuhr sie fort, manchmal gern in's Theater gehe, so möchte ich es doch oft verwünschen, da meine häusliche Ruhe durch Deine unmäßige Leidenschaft zu diesem Vergnügen gestört wird. Der Vater wiederholt immer, wozu es nur nütze sei? Wie man seine Zeit so verderben könne.

Ich habe es auch schon von ihm hören müssen, versetzte Wilhelm, und habe ihm vielleicht zu hastig geantwortet. Aber um's Himmelswillen, Mutter! ist denn Alles unnütz, was uns nicht unmittelbar Geld in den Beutel bringt, was uns nicht den allernächsten Besitz verschafft? Hatten wir in dem alten Hause nicht Raum genug, und war es nöthig, ein neues zu bauen? Verwendet der Vater nicht jährlich einen ansehnlichen Theil seines Handelsgewinnes zur Verschönerung der Zimmer. Diese seidenen Tapeten, diese Englischen Mobilien, sind sie nicht auch unnütz? Könnten wir uns nicht mit geringern begnügen? Wenigstens bekenne ich, daß mir diese gestreiften Wände, diese hundert Mal wiederholten Blumen, Schnörkel, Körbchen und Figuren einen durchaus unangenehmen Eindruck machen. Sie kommen mir höchstens vor, wie unser Theater-Vorhang. Aber wie anders ist's, vor diesem zu sitzen! Wenn man noch so lange warten muß, so weiß man doch, er wird in die Höhe gehen, und wir werden die mannigfaltigsten Gegenstände sehen, die uns unterhalten, aufklären und erheben.

Mach' es nur mäßig, sagte die Mutter: der Vater will auch Abends unterhalten sein; und dann glaubt er, es zerstreue Dich, und am Ende trag' ich, wenn er verdrießlich wird, die Schuld. Wie oft mußte ich mir das verwünschte Puppenspiel vorwerfen lassen, das ich Euch vor zwölf Jahren zum heiligen Christ gab, und das Euch zuerst Geschmack am Schauspiel beibrachte!

Schelten Sie das Puppenspiel nicht, lassen Sie sich Ihre Liebe und Vorsorge nicht gereuen! Es waren die ersten vergnügten Augenblicke, die ich in dem neuen leeren Hause genoß; ich sehe es diesen Augenblick noch vor mir, ich weiß, wie sonderbar es mir vorkam, als man uns, nach Empfang der gewöhnlichen Christgeschenke, vor einer Thüre niedersitzen hieß, die aus einem andern Zimmer herein ging. Sie eröffnete sich, allein nicht wie sonst zum Hin- und Wiederlaufen; der Eingang war durch eine unerwartete Festlichkeit ausgefüllt. Es baute sich ein Portal in die Höhe, das von einem mystischen Vorhang verdeckt war. Erst standen wir Alle von Ferne; und wie unsre Neugierde größer ward, um zu sehen, was wohl Blinkendes und Rasselndes sich hinter der halb durchsichtigen Hülle verbergen möchte, wies man Jedem sein Stühlchen an und gebot uns, in Geduld zu warten.

So saß nun Alles und war still; eine Pfeife gab das Signal, der Vorhang rollte in die Höhe und zeigte eine hochroth gemalte Aussicht in den Tempel. Der Hohepriester Samuel erschien mit Jonathan, und ihre wechselnden wunderlichen Stimmen kamen mir höchst ehrwürdig vor. Kurz darauf betrat Saul die Scene, in großer Verlegenheit über die Impertinenz des schwerlöthigen Kriegers, der ihn und die Seinigen herausgefordert hatte. Wie wohl ward es mir daher, als der zwerggestaltete Sohn Isai mit Schäferstab, Hirtentasche und Schleuder hervorhüpfte und sprach: „Großmächtigster König und Herr Herr! es entfalle Keinem der Muth um deßwillen; wenn Ihro Majestät mir erlauben wollen, so will ich hingehen und mit dem gewaltigen Riesen in den Streit treten.“ — Der erste Act war geendet und die Zuschauer höchst begierig zu sehen, was nun weiter vorgehen sollte. Jedes wünschte, die Musik möchte nur bald aufhören. Endlich ging der Vorhang wieder in die Höhe. David weihte das Fleisch des Ungeheuers den Vögeln unter dem Himmel und den Thieren auf dem Felde; der Philister

sprach Hohn, stampfte viel mit beiden Füßen, fiel endlich wie ein Klotz und gab der ganzen Sache einen herrlichen Anschlag. Wie dann nachher die Jungfrauen sangen: Saul hat Tausend geschlagen, David aber zehn Tausend! der Kopf des Riesen vor dem kleinen Ueberwinder hergetragen wurde, und er die schöne Königstochter zur Gemahlinn erhielt, verdroß es mich doch bei aller Freude, daß der Glücks-Prinz so zwergmäßig gebildet sei. Denn nach der Idee des großen Goliath und kleinen David hatte man nicht verfehlt, Beide recht charakteristisch zu machen. Ich bitte Sie, wo sind die Puppen hingekommen? Ich habe versprochen, sie einem Freunde zu zeigen, dem ich viel Vergnügen machte, indem ich ihn neulich von diesem Kinderspiel unterhielt.

Es wundert mich nicht, daß Du Dich dieser Dinge so lebhaft erinnerst; denn Du nahmst gleich den größten Antheil daran. Ich weiß, wie Du mir das Büchlein entwendetest und das ganze Stück auswendig lerntest; ich wurde es erst gewahr, als Du eines Abends Dir einen Goliath und David von Wachs machtest, sie Beide gegen einander pereziren ließest, dem Riesen endlich einen Stoß gabst und sein unförmliches Haupt auf einer großen Stecknadel mit wächsernem Griff dem kleinen David in die Hand klebtest. Ich hatte damals so eine herzliche mütterliche Freude über Dein gutes Gedächtniß und Deine pathetische Rede, daß ich mir sogleich vornahm, Dir die hölzerne Truppe nun selbst zu übergeben. Ich dachte damals nicht, daß es mir so manche verdrießliche Stunde machen sollte.

Lassen Sie sich's nicht gereuen, versetzte Wilhelm; denn es haben uns diese Scherze manche vergnügte Stunde gemacht.

Und mit Diesem erbat er sich die Schlüssel, eilte, fand die Puppen und war einen Augenblick in jene Zeiten versetzt, wo sie ihm noch belebt schienen, wo er sie durch die Lebhaftigkeit seiner Stimme, durch die Bewegung seiner Hände zu beleben glaubte. Er nahm sie mit auf seine Stube und verwahrte sie sorgfältig.

Drittes Capitel.

Wenn die erste Liebe, wie ich allgemein behaupten höre, das Schönste ist, was ein Herz früher oder später empfinden kann: so müssen wir unsern Helden dreifach glücklich preisen, daß ihm gegönnt ward, die Wonne dieser einzigen Augenblicke in ihrem ganzen Umfange zu genießen. Nur wenig Menschen werden so vorzüglich begünstigt, indeß die meisten von ihren frühern Empfindungen nur durch eine harte Schule geführt werden, in welcher sie, nach einem kümmerlichen Genuß, gezwungen sind, ihren besten Wünschen entsagen, und Das, was ihnen als höchste Glückseligkeit vorschwebte, für immer entbehren zu lernen.

Auf den Flügeln der Einbildungskraft hatte sich Wilhelm's Begierde zu dem reizenden Mädchen erhoben; nach einem kurzen Umgange hatte er ihre Neigungen gewonnen, er fand sich im Besitz einer Person, die er so sehr liebte, ja verehrte: denn sie war ihm zuerst in dem günstigen Lichte theatralischer Vorstellung erschienen, und seine Leidenschaft zur Bühne verband sich mit der ersten Liebe zu einem weiblichen Geschöpfe. Seine Jugend ließ ihn reiche Freuden genießen, die von einer lebhaften Dichtung erhöht und erhalten wurden. Auch der Zustand seiner Geliebten gab ihrem Betragen eine Stimmung, welche seinen Empfindungen sehr zu Hülfe kam; die Furcht, ihr Geliebter möchte ihre übrigen Verhältnisse vor der Zeit entdecken, verbreitete über sie einen liebenswürdigen Anschein von Sorge und Scham; ihre Leidenschaft für ihn war lebhaft, selbst ihre Unruhe schien ihre Zärtlichkeit zu vermehren; sie war das lieblichste Geschöpf in seinen Armen.

Als er aus dem ersten Taumel der Freude erwachte, und auf sein Leben und seine Verhältnisse zurückblickte, erschien ihm Alles neu, seine Pflichten heiliger, seine Liebhabereien lebhafter, seine Kenntnisse deutlicher, seine Talente kräftiger, seine Vorsätze entschiedener. Es ward ihm daher leicht, eine Einrichtung zu treffen, um den Vorwürfen seines Vaters zu entgehen, seine Mutter zu beruhigen und Mariane's Liebe ungestört zu genießen. Er verrichtete des Tags seine Geschäfte pünctlich, entsagte gewöhnlich dem Schauspiel, war Abends bei Tische unterhaltend, und schlich, wenn Alles zu Bette war, in seinen Mantel gehüllt, sachte zu dem Garten hinaus, und eilte, alle Länders und Leanders im Busen, unaufhaltsam zu seiner Geliebten.

Was bringen Sie? fragte Mariane, als er eines Abends ein Bündel hervorwies, das die Alte, in Hoffnung angenehmer Geschenke, sehr aufmerksam betrachtete. Sie werden es nicht errathen, versetzte Wilhelm.

Wie verwunderte sich Mariane, wie entsetzte sich Barbara, als die aufgebundene Serviette einen verworrenen Haufen spannenlanger Puppen sehen ließ. Mariane lachte laut, als Wilhelm die verworrenen Drähte auseinander zu wickeln und jede Figur einzeln vorzuzeigen bemühet war. Die Alte schlich verdrießlich bei Seite.

Es bedarf nur einer Kleinigkeit, um zwei Liebende zu unterhalten, und so vergnügten sich unsre Freunde diesen Abend auf's Beste.. Die

Er beschaut das Zeichen.

Wie alles sich zum Ganzen webt!
Eins in dem andern wirkt und lebt!
Wie Himmelskräfte auf und nieder steigen
Und sich die goldnen Eimer reichen!
Mit segenduftenden Schwingen
Vom Himmel durch die Erde dringen,
Harmonisch all das All durchklingen!

Welch Schauspiel! aber ach! ein Schauspiel nur!
Wo faß' ich dich, unendliche Natur?
Euch Brüste, wo? Ihr Quellen alles Lebens,
An denen Himmel und Erde hängt,
Dahin die welke Brust sich drängt —
Ihr quellt, ihr tränkt, und schmacht' ich so vergebens?

Er schlägt unwillig das Buch um, und erblickt das Zeichen des Erdgeistes.

Wie anders wirkt dieß Zeichen auf mich ein!
Du, Geist der Erde, bist mir näher;
Schon fühl' ich meine Kräfte höher,

kleine Truppe wurde gemuſtert, jede Figur genau betrachtet und belacht. König Saul im ſchwarzen Sammetrocke mit der goldenen Krone wollte Mariane'n gar nicht gefallen; er ſehe ihr, ſagte ſie, zu ſteif und pedantiſch aus. Deſto beſſer behagte ihr Jonathan, ſein glattes Kinn, ſein gelb und rothes Kleid und der Turban. Auch wußte ſie ihn gar artig am Drathe hin und her zu drehen, ließ ihn Reverenzen machen und Liebeserklärungen herſagen. Dagegen wollte ſie dem Propheten Samuel nicht die mindeſte Aufmerkſamkeit ſchenken; wenn ihr gleich Wilhelm das Bruſtſchildchen anpries und erzählte, daß der Schittertaffet des Leibrocks von einem alten Kleide der Großmutter genommen ſei. David war ihr zu klein und Goliath zu groß; ſie hielt ſich an ihren Jonathan. Sie wußte ihm ſo artig zu thun und zuletzt ihre Liebkoſungen von der Puppe auf unſern Freund herüberzutragen, daß auch dieß Mal wieder ein geringes Spiel die Einleitung glücklicher Stunden ward.

Aus der Schlafſucht ihrer zärtlichen Träume wurden ſie durch einen Lärm geweckt, welcher auf der Straße entſtand. Mariane rief der Alten, die, nach ihrer Gewohnheit und fleißig, die veränderlichen Materialien der Theater-Garderobe zum Gebrauch des nächſten Stückes anzupaſſen beſchäftigt war. Sie gab die Auskunft, daß eben eine Geſellſchaft luſtiger Geſellen aus dem Italiäner-Keller nebenan herauskomme, wo ſie bei friſchen Auſtern, die eben angekommen, des Champagners nicht geſchont hätten.

Schade, ſagte Mariane, daß es uns nicht früher eingefallen iſt. Wir hätten uns auch was zu Gute thun ſollen.

Es iſt wohl noch Zeit, verſetzte Wilhelm und reichte der Alten einen Louisd'or hin: verſchafft Sie uns, was wir wünſchen, ſo ſoll Sie's mit genießen.

Die Alte war behend, und in kurzer Zeit ſtand ein artig beſtellter Tiſch mit einer wohlgeordneten Collation vor den Liebenden. Die Alte mußte ſich dazu ſetzen; man aß, trank und ließ ſich's wohl ſein.

In ſolchen Fällen fehlt es nie an Unterhaltung. Mariane nahm ihren Jonathan wieder vor, und die Alte wußte das Geſpräch auf Wilhelm's Lieblings-Materie zu wenden. Sie haben uns ſchon ein Mal, ſagte ſie, von der erſten Aufführung eines Puppenſpiels am Weihnachtsabend unterhalten; es war luſtig zu hören. Sie wurden eben unterbrochen, als das Ballet angehen ſollte. Nun kennen wir das herrliche Perſonal, das jene großen Wirkungen hervorbrachte.

Ja, ſagte Mariane: erzähle uns weiter, wie war Dir's zu Muthe?

Es iſt eine ſchöne Empfindung, liebe Mariane, verſetzte Wilhelm, wenn wir uns alter Zeiten und alter unſchädlicher Irrthümer erinnern, beſonders wenn es in einem Augenblick geſchieht, da wir eine Höhe glücklich erreicht haben, von welcher wir uns umſehen und den zurückgelegten Weg überſchauen können. Es iſt ſo angenehm, ſelbſtzufrieden ſich mancher Hinderniſſe zu erinnern, die wir oft mit einem peinlichen Gefühle für unüberwindlich hielten, und Dasjenige, was wir jetzt entwickelt ſind, mit Dem zu vergleichen, was wir damals unentwickelt waren. Aber unausſprechlich glücklich fühl' ich mich jetzt, da ich in dieſem Augenblicke mit Dir von dem Vergangenen rede, weil ich zugleich vorwärts in das reizende Land ſchaue, das wir zuſammen Hand in Hand durchwandern können.

Wie war es mit dem Ballet? fiel die Alte ihm ein. Ich fürchte, es iſt nicht Alles abgelaufen, wie es ſollte.

O ja, verſetzte Wilhelm: ſehr gut! Von jenen wunderlichen Sprüngen der Mohren und Mohrinnen, Schäfer und Schäferinnen, Zwerge und Zwerginnen iſt mir eine dunkle Erinnerung auf mein ganzes Leben geblieben. Nun fiel der Vorhang, die Thüre ſchloß ſich und die ganze kleine Geſellſchaft eilte wie betrunken und taumelnd zu Bette; ich weiß aber wohl, daß ich nicht einſchlafen konnte, daß ich noch Etwas erzählt haben wollte, daß ich noch viele Fragen that, und daß ich nur ungern die Wärterinn entließ, die uns zur Ruhe gebracht hatte.

Den andern Morgen war leider das magiſche Gerüſte wieder verſchwunden, der myſtiſche Schleier weggehoben, man ging durch jene Thüre wieder frei aus einer Stube in die andere, und ſo viel Abenteuer hatten keine Spur zurückgelaſſen. Meine Geſchwiſter liefen mit ihren Spielſachen auf und ab, ich allein ſchlich hin und her, es ſchien mir unmöglich, daß da nur zwei Thürpfoſten ſein ſollten, wo geſtern ſo viel Zauberei geweſen war. Ach, wer eine verlor'ne Liebe ſucht, kann nicht unglücklicher ſein, als ich mir damals ſchien.

Ein freudetrunkener Blick, den er auf Mariane'n warf, überzeugte ſie, daß er nicht fürchtete, jemals in dieſen Fall kommen zu können.

Viertes Capitel.

Mein einziger Wunſch war nunmehr, fuhr Wilhelm fort, eine zweite Aufführung des Stücks zu ſehen. Ich lag der Mutter an, und dieſe ſuchte zu einer gelegenen Stunde den Vater zu bereden; allein ihre Mühe war vergebens. Er behauptete, nur ein ſeltenes Vergnügen könne bei den Menſchen einen Werth haben,

Kinder und Alte wüßten nicht zu schätzen, was ihnen Gutes täglich begegnete.

Wir hätten auch noch lange, vielleicht bis wieder Weihnachten, warten müssen, hätte nicht der Erbauer und heimliche Director des Schauspiels selbst Lust gefühlt, die Vorstellung zu wiederholen und dabei in einem Nachspiele einen ganz frisch fertig gewordenen Hanswurst zu produciren.

Ein junger Mann von der Artillerie, mit vielen Talenten begabt, besonders in mechanischen Arbeiten geschickt, der dem Vater während des Bauens viele wesentliche Dienste geleistet hatte und von ihm reichlich beschenkt worden war, wollte sich am Christfeste der kleinen Familie dankbar erzeigen, und machte dem Hause seines Gönners ein Geschenk mit diesem ganz eingerichteten Theater, das er ehemals in müßigen Stunden zusammengebaut, geschnitzt und gemalt hatte. Er war es, der mit Hülfe eines Bedienten selbst die Puppen regierte und mit verstellter Stimme die verschiedenen Rollen hersagte. Ihm ward nicht schwer, den Vater zu bereden, der einem Freunde aus Gefälligkeit zugestand, was er seinen Kindern aus Ueberzeugung abgeschlagen hatte. Genug, das Theater ward wieder aufgestellt, einige Nachbarskinder gebeten und das Stück wiederholt.

Hatte ich das erste Mal die Freude der Ueberraschung und des Staunens, so war zum zweiten Male die Wollust des Aufmerkens und Forschens groß. Wie Das zugehe, war jetzt mein Anliegen. Daß die Puppen nicht selbst redeten, hatte ich mir schon das erste Mal gesagt; daß sie sich nicht von selbst bewegten, vermuthete ich auch; aber warum das Alles doch so hübsch war, und es doch so aussah, als wenn sie selbst redeten und sich bewegten, und wo die Lichter und die Leute sein möchten: diese Räthsel beunruhigten mich um desto mehr, je mehr ich wünschte, zugleich unter den Bezauberten und Zauberern zu sein, zugleich meine Hände verdeckt im Spiel zu haben und als Zuschauer die Freude der Illusion zu genießen.

Das Stück war zu Ende; man machte Vorbereitungen zum Nachspiel; die Zuschauer waren aufgestanden und schwatzten durcheinander. Ich drängte mich näher an die Thüre und hörte inwendig am Klappern, daß man mit Aufräumen beschäftigt sei. Ich hub den untern Teppich auf und guckte zwischen dem Gestelle durch. Meine Mutter bemerkte es und zog mich zurück; allein ich hatte doch so viel gesehen, daß man Freunde und Feinde, Saul und Goliath und wie sie Alle heißen mochten, in einen Schiebkasten packte, und so erhielt meine halbbefriedigte Neugierde frische Nahrung. Dabei hatte ich zu meinem größten Erstaunen den Lieutenant im Heiligthume sehr geschäftig erblickt. Nunmehr konnte mich der Hanswurst, so sehr er mit seinen Absätzen klapperte, nicht unterhalten. Ich verlor mich in tiefes Nachdenken und war nach dieser Entdeckung ruhiger und unruhiger als vorher. Nachdem ich Etwas erfahren hatte, kam es mir erst vor, als ob ich gar Nichts wisse, und ich hatte Recht: denn es fehlte mir der Zusammenhang, und darauf kommt doch eigentlich Alles an.

Fünftes Capitel.

Die Kinder haben, fuhr Wilhelm fort, in wohleingerichteten und geordneten Häusern eine Empfindung, wie ungefähr Ratten und Mäuse haben mögen: sie sind aufmerksam auf alle Ritzen und Löcher, wo sie zu einem verbotenen Naschwerk gelangen können; sie genießen es mit einer solchen verstohl'nen, wollüstigen Furcht, die einen großen Theil des kindischen Glücks ausmacht.

Ich war vor allen meinen Geschwistern aufmerksam, wenn irgend ein Schlüssel stecken blieb. Je größer die Ehrfurcht war, die ich für die verschlossenen Thüren in meinem Herzen herumtrug, an denen ich Wochen und Monate lang vorbeigehen mußte, und in die ich nur manchmal, wenn die Mutter das Heiligthum öffnete, um Etwas heraus zu holen, einen verstohl'nen Blick that; desto schneller war ich, einen Augenblick zu benutzen, den mich die Nachlässigkeit der Wirthschafterinnen manchmal treffen ließ.

Unter allen Thüren war, wie man leicht erachten kann, die Thüre der Speisekammer diejenige, auf die meine Sinne am Schärfsten gerichtet waren. Wenig ahnungsvolle Freuden des Lebens glichen der Empfindung, wenn mich meine Mutter manchmal hineinrief, um ihr Etwas herausztragen zu helfen, und ich dann einige gedörrte Pflaumen entweder ihrer Güte oder meiner List zu danken hatte. Die aufgehäuften Schätze übereinander umfingen meine Einbildungskraft mit ihrer Fülle; und selbst der wunderliche Geruch, den so mancherlei Spezereien durcheinander aushauchten, hatte so eine leckere Wirkung auf mich, daß ich niemals versäumte, so oft ich in der Nähe war, mich wenigstens an der eröffneten Atmosphäre zu weiden. Dieser merkwürdige Schlüssel blieb eines Sonntag Morgens, da die Mutter von dem Geläute übereilt ward, und das ganze Haus in einer tiefen Sabbathstille lag, stecken. Kaum hatte ich es bemerkt, als ich etliche Male sachte an der Wand hin und her ging, mich endlich still und fein andrängte, die Thüre öffnete und mich mit einem Schritt in der Nähe so vieler langgewünschter Glückseligkeit fühlte. Ich besah

Kästen, Stöcke, Schachteln, Büchsen, Gläser mit einem schnellen, zweifelnden Blicke, was ich wählen und nehmen sollte, griff endlich nach den vielgeliebten, gewelkten Pflaumen, versah mich mit einigen getrockneten Aepfeln, und nahm genügsam noch eine eingemachte Pomeranzen-Schale dazu; mit welcher Beute ich meinen Weg wieder rückwärts glitschen wollte, als mir ein Paar neben einander stehende Kasten in die Augen fielen, aus deren einem Drähte, oben mit Häkchen versehen, durch den übel verschlossenen Schieber herausbingen. Ahnungsvoll fiel ich darüber her; und mit welcher überirdischen Empfindung entdeckte ich, daß darin meine Helden- und Freudenwelt aufeinandergepackt sei. Ich wollte die Obersten aufheben, betrachten, die Untersten hervorziehen; allein gar bald verwirrte ich die leichten Drähte, kam darüber in Unruhe und Bangigkeit, besonders da die Köchinn in der benachbarten Küche einige Bewegungen machte, daß ich Alles, so gut ich konnte, zusammendrückte, den Kasten zuschob, nur ein geschriebenes Büchelchen, worin die Comödie von David und Goliath aufgezeichnet war, das oben aufgelegen hatte, zu mir steckte, und mich mit dieser Beute leise die Treppe hinauf in eine Dachkammer rettete.

Von der Zeit an wandte ich alle verstohlenen einsamen Stunden darauf, mein Schauspiel wiederholt zu lesen, es auswendig zu lernen, und mir in Gedanken vorzustellen, wie herrlich es sein müßte, wenn ich auch die Gestalten dazu mit meinen Fingern beleben könnte. Ich ward darüber in meinen Gedanken selbst zum David und Goliath. In allen Winkeln des Bodens, der Ställe, des Gartens, unter allerlei Umständen, studirte ich das Stück ganz in mich hinein, ergriff alle Rollen und lernte sie auswendig, nur daß ich mich meist an den Platz der Hauptheiden zu setzen pflegte, und die Uebrigen wie Trabanten nur im Gedächtnisse mitlaufen ließ. So lagen mir die großmüthigen Reden David's, mit denen er den übermüthigen Riesen Goliath herausforderte, Tag und Nacht im Sinne; ich murmelte sie oft vor mich hin, Niemand gab Acht darauf, als der Vater, der manchmal einen solchen Ausruf bemerkte, und bei sich selbst das gute Gedächtniß seines Knaben pries, der von so wenigem Zuhören so mancherlei habe behalten können.

Hierdurch ward ich immer verwegener, und recitirte eines Abends das Stück zum größten Theile vor meiner Mutter, indem ich mir einige Wachsklümpchen zu Schauspielern bereitete. Sie merkte auf, drang in mich, und ich gestand.

Glücklicher Weise fiel diese Entdeckung in die Zeit, da der Lieutenant selbst den Wunsch geäußert hatte, mich in diese Geheimnisse einweihen zu dürfen. Meine Mutter gab ihm sogleich Nachricht von dem unerwarteten Talente ihres Sohnes, und er wußte nun einzuleiten, daß man ihm ein Paar Zimmer im obersten Stocke, die gewöhnlich leer standen, überließ, in deren einem wieder die Zuschauer sitzen, in dem andern die Schauspieler sein, und das Proscenium abermals die Oeffnung der Thüre ausfüllen sollte. Der Vater hatte seinem Freunde das Alles zu veranstalten erlaubt, er selbst schien nur durch die Finger zu sehen, nach dem Grundsatze: man müsse den Kindern nicht merken lassen, wie lieb man sie habe, sie grüßen immer zu weit um sich; er meinte, man müsse bei ihren Freuden ernst scheinen, und sie ihnen manchmal verderben, damit ihre Zufriedenheit sie nicht übermäßig und übermüthig mache.

Sechstes Capitel.

Der Lieutenant schlug nunmehr das Theater auf, und besorgte das Uebrige. Ich merkte wohl, daß er die Woche mehrmals zu ungewöhnlicher Zeit in's Haus kam, und vermuthete die Absicht. Meine Begierde wuchs unglaublich, da ich wohl fühlte, daß ich vor Sonnabends keinen Theil an Dem, was zubereitet wurde, nehmen durfte. Endlich erschien der gewünschte Tag. Abends um fünf Uhr kam mein Führer, und nahm mich mit hinauf. Zitternd vor Freude trat ich hinein, und erblickte auf beiden Seiten des Gestelles die herabhängenden Puppen in der Ordnung, wie sie auftreten sollten; ich betrachtete sie sorgfältig, stieg auf den Tritt, der mich über das Theater erhob, so daß ich nun über der kleinen Welt schwebte. Ich sah nicht ohne Ehrfurcht zwischen die Brettchen hinunter, weil die Erinnerung, welche herrliche Wirkung das Ganze von außen thue, und das Gefühl, in welche Geheimnisse ich eingeweiht sei, mich umfaßten. Wir machten einen Versuch, und es ging gut.

Den andern Tag, da eine Gesellschaft Kinder geladen war, hielten wir uns trefflich, außer daß ich in dem Feuer der Action meinen Jonathan fallen ließ, und genöthigt war, mit der Hand hinunter zu greifen und ihn zu holen; ein Zufall, der die Illusion sehr unterbrach, ein großes Gelächter verursachte und mich unsäglich kränkte. Auch schien dieses Versehn dem Vater sehr willkommen zu sein, der das große Vergnügen, sein Söhnchen so fähig zu sehen, wohlbedächtig nicht an den Tag gab, nach geendigtem Stücke sich gleich an die Fehler hing, und sagte, es wäre recht artig gewesen, wenn nur Dieß oder Das nicht versagt hätte.

Mich kränkte Das innig, ich war traurig für den Abend, hatte aber am kommenden Morgen

allen Verdruß ſchon wieder verſchlafen, und war in dem Gedanken ſelig, daß ich, außer jenem Unglück, trefflich geſpielt habe. Dazu kam der Beifall der Zuſchauer, welche durchaus behaupteten: obgleich der Lieutenant in Abſicht der groben und feinen Stimme ſehr viel gethan habe, ſo perorire er doch meiſt zu affectirt und ſteif; dagegen ſpreche der neue Anfänger ſeinen David und Jonathan vortrefflich; beſonders lobte die Mutter den freimüthigen Ausdruck, wie ich den Goliath herausgefordert und dem Könige den beſcheidenen Sieger vorgeſtellt habe.

Nun blieb zu meiner größten Freude das Theater aufgeſchlagen; und da der Frühling herbeikam, und man ohne Feuer beſtehen konnte, lag ich in meinen Frei- und Spielſtunden in der Kammer, und ließ die Puppen wacker durcheinander ſpielen. Oft lud ich meine Geſchwiſter und Cameraden hinauf; wenn ſie aber auch nicht kommen wollten, war ich allein oben. Meine Einbildungskraft brütete über der kleinen Welt, die gar bald eine andere Geſtalt gewann.

Ich hatte kaum das erſte Stück, wozu Theater und Schauſpieler geſchaffen und geſtempelt waren, etliche Mal aufgeführt, als es mir ſchon keine Freude mehr machte. Dagegen waren mir unter den Büchern des Großvaters die Deutſche Schaubühne und verſchiedene Italieniſch-deutſche Opern in die Hände gekommen, in die ich mich ſehr vertiefte und jedes Mal nur erſt vorne die Perſonen überrechnete, und dann ſogleich, ohne Weiteres, zur Aufführung des Stückes ſchritt. Da mußte nun König Saul in ſeinem ſchwarzen Sammetkleide den Ehanmigrem, Cato und Darius ſpielen; wobei zu bemerken iſt, daß die Stücke niemals ganz, ſondern meiſtentheils nur die fünften Acte, wo es an ein Todſtechen ging, aufgeführt wurden.

Auch war es natürlich, daß mich die Oper mit ihren mannigfaltigen Veränderungen und Abenteuern mehr als Alles anziehen mußte. Ich fand darin ſtürmiſche Meere, Götter, die in Wolken herabkommen, und, was mich vorzüglich glücklich machte, Blitze und Donner. Ich half mir mit Pappe, Farbe und Papier, wußte gar trefflich Nacht zu machen; der Blitz war fürchterlich anzuſehen, nur der Donner gelang nicht immer; doch Das hatte ſoviel nicht zu ſagen. Auch fand ſich in den Opern mehr Gelegenheit, meinen David und Goliath anzubringen, welches im regelmäßigen Drama gar nicht angehen wollte. Ich fühlte täglich mehr Anhänglichkeit für das enge Plätzchen, wo ich ſo manche Freude genoß; und ich geſtehe, daß der Geruch, den die Puppen aus der Speiſekammer an ſich gezogen hatten, nicht wenig dazu beitrug.

Die Decorationen meines Theaters waren nunmehr in ziemlicher Vollkommenheit; denn, daß ich von Jugend auf ein Geſchick gehabt hatte, mit dem Cirkel umzugehen, Pappe auszuſchneiden und Bilder zu illuminiren, kam mir jetzt wohl zu Statten. Um deſto weher that es mir, wenn mich gar oft das Perſonal an der Ausführung großer Sachen hinderte.

Meine Schweſtern, indem ſie ihre Puppen aus- und ankleideten, erregten in mir den Gedanken, meinen Helden auch nach und nach bewegliche Kleider zu verſchaffen. Man trennte ihnen die Läppchen vom Leibe, ſetzte ſie, ſo gut man konnte, zuſammen, ſparte ſich etwas Geld, kaufte neues Band und Flittern, bettelte ſich manches Stückchen Taft zuſammen, und ſchaffte nach und nach eine Theater-Garderobe an, in welcher beſonders die Reifröcke für die Damen nicht vergeſſen waren.

Die Truppe war nun wirklich mit Kleidern für das größte Stück verſehen, und man hätte denken ſollen, es würde nun erſt recht eine Aufführung der andern folgen; aber es ging mir, wie es den Kindern öfter zu gehen pflegt: ſie faſſen weite Plane, machen große Anſtalten, auch wohl einige Verſuche, und es bleibt Alles zuſammen liegen. Dieſes Fehlers muß ich mich anklagen. Die größte Freude lag bei mir in der Erfindung und in der Beſchäftigung der Einbildungskraft. Dieß oder jenes Stück intereſſirte mich um irgend einer Scene willen, und ich ließ gleich wieder neue Kleider dazu machen. Ueber ſolchen Anſtalten waren die urſprünglichen Kleidungsſtücke meiner Helden in Unordnung gerathen und verſchleppt worden, daß alſo nicht einmal das erſte große Stück mehr aufgeführt werden konnte. Ich überließ mich meiner Phantaſie, probirte und bereitete ewig, baute tauſend Luftſchlöſſer, und ſpürte nicht, daß ich den Grund des kleinen Gebäudes zerſtört hatte.

Während dieſer Erzählung hatte Mariane alle ihre Freundlichkeit gegen Wilhelm aufgeboten, um ihre Schläfrigkeit zu verbergen. So ſcherzhaft die Begebenheit von einer Seite ſchien, ſo war ſie ihr doch zu einfach, und die Betrachtungen dabei zu ernſthaft. Sie ſetzte zärtlich ihren Fuß auf den Fuß des Geliebten, und gab ihm ſcheinbare Zeichen ihrer Aufmerkſamkeit und ihres Beifalls. Sie trank aus ſeinem Glaſe, und Wilhelm war überzeugt, es ſei kein Wort ſeiner Geſchichte auf die Erde gefallen. Nach einer kleinen Pauſe rief er aus: es iſt nun an Dir, Mariane, mir auch Deine erſten jugendlichen Freuden mitzutheilen. Noch waren wir immer zu ſehr mit dem Gegen-

wärtigen beſchäftigt, als daß wir uns wechſelſeitig um unſere vorige Lebensweiſe hätten bekümmern können. Sage mir: unter welchen Umſtänden biſt Du erzogen? Welche ſind die erſten lebhaften Eindrücke, deren Du Dich erinnerſt?

Dieſe Fragen würden Mariane'n in große Verlegenheit geſetzt haben, wenn ihr die Alte nicht ſogleich zu Hülfe gekommen wäre. Glauben Sie denn, ſagte das kluge Weib, daß wir auf Das, was uns früh begegnet, ſo aufmerkſam ſind, daß wir ſo artige Begebenheiten zu erzählen haben, und, wenn wir ſie zu erzählen hätten, daß wir der Sache auch ein ſolches Geſchick zu geben wüßten?

Als wenn es Deſſen bedürfte! rief Wilhelm aus. Ich liebe dieſes zärtliche, gute, liebliche Geſchöpf ſo ſehr, daß mich jeder Augenblick meines Lebens verdrießt, den ich ohne ſie zugebracht habe. Laß mich wenigſtens durch die Einbildungskraft Theil an Deinem vergangenen Leben nehmen! Erzähle mir Alles; ich will Dir Alles erzählen. Wir wollen uns, wo möglich, täuſchen, und jene für die Liebe verlornen Zeiten wieder zu gewinnen ſuchen.

Wenn Sie ſo eifrig darauf beſtehen, können wir Sie wohl befriedigen, ſagte die Alte. Erzählen Sie uns nur erſt, wie Ihre Liebhaberei zum Schauſpiele nach und nach gewachſen ſei, wie Sie ſich geübt, wie Sie ſo glücklich zugenommen haben, daß Sie nunmehr für einen guten Schauſpieler gelten können? Es hat Ihnen dabei gewiß nicht an luſtigen Begebenheiten gemangelt. Es iſt nicht der Mühe werth, daß wir uns zur Ruhe legen; ich habe noch eine Flaſche in Reſerve; und wer weiß, ob wir bald wieder ſo ruhig und zufrieden zuſammenſitzen!

Mariane ſchaute mit einem traurigen Blick nach ihr auf, den Wilhelm nicht bemerkte, und in ſeiner Erzählung fortfuhr.

Siebentes Capitel.

Die Zerſtreuungen der Jugend, da meine Geſpannſchaft ſich zu vermehren anfing, thaten dem einſamen, ſtillen Vergnügen Eintrag. Ich war wechſelsweiſe bald Jäger, bald Soldat, bald Reiter, wie es unſere Spiele mit ſich brachten; doch hatte ich immer darin einen kleinen Vorzug vor den Andern, daß ich im Stande war, ihnen die nöthigen Geräthſchaften ſchicklich anzubilden. So waren die Schwerter meiſtens aus meiner Fabrik; ich verzierte und vergoldete die Schilde, und ein geheimer Inſtinct ließ mich nicht ruhen, bis ich unſere Miliz in's Antike umgeſchaffen hatte. Helme wurden verfertiget, mit papiernen Büſchen geſchmückt, Schilde, ſogar Harniſche wurden gemacht; Arbeiten, bei denen die Bedienten im Hauſe, die etwa Schneider waren, und die Nätherinnen manche Nadel zerbrachen.

Einen Theil meiner jungen Geſellen ſah ich nun wohlgerüſtet; die übrigen wurden auch nach und nach, doch geringer, ausſtaffirt, und es kam ein ſtattliches Corps zuſammen. Wir marſchirten in Höfen und Gärten, ſchlugen uns brav auf die Schilde und auf die Köpfe; es gab manche Mißhelligkeit, die aber bald beigelegt war.

Dieſes Spiel, das die Andern ſehr unterhielt, war kaum etliche Mal getrieben worden, als es mich ſchon nicht mehr befriedigte. Der Anblick ſo vieler gerüſteten Geſtalten mußte in mir nothwendig die Ritter-Ideen aufreizen, die ſeit einiger Zeit, da ich in das Leſen alter Romane gefallen war, meinen Kopf anfüllten.

Das befreite Jeruſalem, davon mir Koppe'ns Ueberſetzung in die Hände fiel, gab meinen herumſchweifenden Gedanken endlich eine beſtimmte Richtung. Ganz konnte ich zwar das Gedicht nicht leſen; es waren aber Stellen, die ich auswendig wußte, deren Bilder mich umſchwebten. Beſonders feſſelte mich Chlorinde mit ihrem ganzen Thun und Laſſen. Die Mannweiblichkeit, die ruhige Fülle ihres Daſeins thaten mehr Wirkung auf den Geiſt, der ſich zu entwickeln anfing, als die gemachten Reize Armide'ns, ob ich gleich ihren Garten nicht verachtete.

Aber hundert und hundert Mal, wenn ich Abends auf dem Altan, der zwiſchen den Giebeln des Hauſes angebracht iſt, ſpazirte, über die Gegend hinſah, und von der hinabgewichenen Sonne ein zitternder Schein am Horizont heraufdämmerte, die Sterne hervortraten, aus allen Winkeln und Tiefen die Nacht hervordrang, und der klingende Ton der Grillen durch die feierliche Stille ſchrillte, ſagte ich mir die Geſchichte des traurigen Zweikampfs zwiſchen Tancred' und Chlorinden vor.

So ſehr ich, wie billig, von der Partei der Chriſten war, ſtand ich doch der heidniſchen Heldinn mit ganzem Herzen bei, als ſie unternahm, den großen Thurm der Belagerer anzuzünden. Und wie nun Tancred dem vermeinten Krieger in der Nacht begegnet, unter der düſtern Hülle der Streit beginnt, und ſie gewaltig kämpfen — ich konnte nie die Worte ausſprechen:

Allein das Lebenslicht Chlorinde's iſt nun voll,
Und ihre Stunde kommt, in der ſie ſterben ſoll:

daß mir nicht die Thränen in die Augen kamen, die reichlich floſſen, wie der unglückliche Liebhaber ihr das Schwert in die Bruſt ſtößt, der Sinkenden den Helm löſ't, ſie erkennt, und zur Taufe bebend das Waſſer holt.

Aber wie ging mir das Herz über, wenn in dem bezauberten Walde Tancred'ens Schwert den Baum trifft, Blut nach dem Hiebe fließt, und eine Stimme ihm in die Ohren tönt, daß er auch hier Chlorinden verwunde, daß er vom Schicksal bestimmt sei, Das, was er liebt, überall unwissend zu verletzen!

Es bemächtigte sich die Geschichte meiner Einbildungskraft so, daß sich mir, was ich von dem Gedichte gelesen hatte, dunkel zu einem Ganzen in der Seele bildete, von dem ich dergestalt eingenommen war, daß ich es auf irgend eine Weise vorzustellen gedachte. Ich wollte Tancred'en und Reinald'en spielen, und fand dazu zwei Rüstungen ganz bereit, die ich schon gefertigt hatte. Die eine von dunkelgrauem Papier mit Schuppen sollte den ernsten Tancred, die andere von Silber- und Goldpapier den glänzenden Reinald zieren. In der Lebhaftigkeit meiner Vorstellung erzählte ich Alles meinen Gespannen, die davon ganz entzückt wurden, und nur nicht wohl begreifen konnten, daß das Alles aufgeführt, und zwar von ihnen aufgeführt werden sollte.

Diesen Zweifeln half ich mit vieler Leichtigkeit ab. Ich disponirte gleich über ein Paar Zimmer in eines benachbarten Gespielen Haus, ohne zu berechnen, daß die alte Tante sie nimmermehr hergeben würde; ebenso war es mit dem Theater, wovon ich auch keine bestimmte Idee hatte, außer daß man es auf Balken setzen, die Coulissen von getheilten Spanischen Wänden hinstellen und zum Grund ein großes Tuch nehmen müsse. Woher aber die Materialien und Geräthschaften kommen sollten, hatte ich nicht bedacht.

Für den Wald fanden wir eine gute Auskunft: wir gaben einem alten Bedienten aus einem der Häuser, der nun Förster geworden war, gute Worte, daß er uns junge Birken und Fichten schaffen möchte, die auch wirklich geschwinder, als wir hoffen konnten, herbeigebracht wurden. Nun aber fand man sich in großer Verlegenheit, wie man das Stück, eh' die Bäume verdorrten, zu Stande bringen könne. Da war guter Rath theuer! Es fehlte an Platz, am Theater, an Vorhängen. Die Spanischen Wände waren das Einzige, was wir hatten.

In dieser Verlegenheit gingen wir wieder den Lieutenant an, dem wir eine weitläufige Beschreibung von der Herrlichkeit machten, die es geben sollte. So wenig er uns begriff, so behülflich war er, schob in eine kleine Stube, was sich von Tischen im Hause und der Nachbarschaft nur finden wollte, aneinander, stellte die Wände darauf, machte eine hintere Aussicht von grünen Vorhängen, die Bäume wurden auch gleich mit in die Reihe gestellt.

Indessen war es Abend geworden; man hatte die Lichter angezündet; die Mägde und Kinder saßen auf ihren Plätzchen; das Stück sollte angehn; die ganze Heldenschaar war angezogen. Nun spürte aber Jeder zum ersten Mal, daß er nicht wisse, was er zu sagen habe. In der Hitze der Erfindung, da ich ganz von meinem Gegenstande durchdrungen war, hatte ich vergessen, daß doch Jeder wissen müsse, was und wo er es zu sagen habe; und in der Lebhaftigkeit der Ausführung war es den Uebrigen auch nicht beigefallen; sie glaubten, sie würden sich leicht als Helden darstellen, leicht so handeln und reden können, wie die Personen, in deren Welt ich sie versetzt hatte. Sie standen Alle erstaunt, fragten sich einander, was zuerst kommen sollte. Und ich, der ich mich als Tancred'en vornean gedacht hatte, fing, allein auftretend, einige Verse aus dem Heldengedichte herzusagen an. Weil aber die Stelle gar zu bald in's Erzählende überging, und ich in meiner eig'nen Rede endlich als dritte Person vorkam, auch der Gottfried, von dem die Sprache war, nicht herauskommen wollte, so mußte ich unter großem Gelächter der Zuschauer eben wieder abziehen; ein Unfall, der mich tief in der Seele kränkte. Verunglückt war die Expedition; die Zuschauer saßen da und wollten Etwas sehen. Gekleidet waren wir; ich raffte mich zusammen, und entschloß mich kurz und gut, David und Goliath zu spielen. Einige der Gesellschaft hatten ehemals das Puppenspiel mit mir aufgeführt; Alle hatten es oft gesehn. Man theilte die Rollen aus; es versprach Jeder sein Bestes zu thun, und ein kleiner, drolliger Junge malte sich einen schwarzen Bart, um, wenn ja eine Lücke einfallen sollte, sie als Hanswurst mit einer Posse auszufüllen, eine Anstalt, die ich, als dem Ernste des Stückes zuwider, sehr ungern geschehen ließ. Doch schwur ich mir, wenn ich nur einmal aus dieser Verlegenheit gerettet wäre, mich nie als mit der größten Ueberlegung an die Vorstellung eines Stücks zu wagen.

Achtes Capitel.

Mariane, vom Schlafe überwältigt, lehnte sich an ihren Geliebten, der sie fest an sich drückte und in seiner Erzählung fortfuhr, indeß die Alte den Ueberrest des Weins mit gutem Bedachte genoß.

Die Verlegenheit, sagte er, in der ich mich mit meinen Freunden befunden hatte, indem wir ein Stück, das nicht existirte, zu spielen unternahmen, war bald vergessen. Meiner

Leidenschaft, jeden Roman, den ich las, jede Geschichte, die man mich lehrte, in einem Schauspiele darzustellen, konnte selbst der unbiegsamste Stoff nicht widerstehen. Ich war völlig überzeugt, daß Alles, was in der Erzählung ergetzte, vorgestellt eine viel größere Wirkung thun müsse; Alles sollte vor meinen Augen, Alles auf der Bühne vorgehen. Wenn uns in der Schule die Weltgeschichte vorgetragen wurde, zeichnete ich mir sorgfältig aus, wo Einer auf eine besondere Weise erstochen oder vergiftet wurde, und meine Einbildungskraft sah über Exposition und Verwickelung hinweg, und eilte dem interessanten fünften Acte zu. So fing ich auch wirklich an, einige Stücke von hinten hervor zu schreiben, ohne daß ich auch nur bei einem einzigen bis zum Anfange gekommen wäre.

Zu gleicher Zeit las ich, theils aus eig'nem Antrieb, theils auf Veranlassung meiner guten Freunde, welche in den Geschmack gekommen waren, Schauspiele aufzuführen, einen ganzen Wust theatralischer Productionen durch, wie sie der Zufall mir in die Hände führte. Ich war in den glücklichen Jahren, wo uns noch Alles gefällt, wo wir in der Menge und Abwechslung unsere Befriedigung finden. Leider aber ward mein Urtheil noch auf eine andere Weise bestochen. Die Stücke gefielen mir besonders, in denen ich zu gefallen hoffte, und es waren wenige, die ich nicht in dieser angenehmen Täuschung durchlas; und meine lebhafte Vorstellungskraft, da ich mich in alle Rollen denken konnte, verführte mich, zu glauben, daß ich auch alle darstellen würde; gewöhnlich wählte ich daher bei der Austheilung diejenigen, welche sich gar nicht für mich schicken, und, wenn es nur einiger Maßen angehn wollte, wohl gar ein Paar Rollen.

Kinder wissen bei'm Spiele aus Allem Alles zu machen: ein Stab wird zur Flinte, ein Stückchen Holz zum Degen, jedes Bündelchen zur Puppe, und jeder Winkel zur Hütte. In diesem Sinne entwickelte sich unser Privat-Theater. Bei der völligen Unkenntniß unserer Kräfte unternahmen wir Alles, bemerkten kein qui pro quo, und waren überzeugt, Jeder müsse uns dafür nehmen, wofür wir uns gaben. Leider ging Alles einen so gemeinen Gang, daß mir nicht einmal eine merkwürdige Albernheit zu erzählen übrig bleibt. Erst spielten wir die wenigen Stücke durch, in welchen nur Mannspersonen auftraten; dann verkleideten wir Einige aus unsern Mitteln, und zogen zuletzt die Schwestern mit in's Spiel. In einigen Häusern hielt man es für eine nützliche Beschäftigung und lud Gesellschaften darauf. Unser Artillerie-Lieutenant verließ uns auch hier nicht. Er zeigte uns, wie wir kommen und gehen, declamiren und gesticuliren sollten; allein er erntete für seine Bemühung meistens wenig Dank, indem wir die theatralischen Künste schon besser als er zu verstehen glaubten.

Wir verfielen gar bald auf das Trauerspiel; denn wir hatten oft sagen hören und glaubten selbst, es sei leichter, eine Tragödie zu schreiben und vorzustellen, als im Lustspiele vollkommen zu sein. Auch fühlten wir uns bei'm ersten tragischen Versuche ganz in unserm Elemente; wir suchten uns der Höhe des Standes, der Vortrefflichkeit der Charactere durch Steifheit und Affectation zu nähern, und hinkten uns durchaus nicht wenig; allein vollkommen glücklich waren wir nur, wenn wir recht rasen, mit den Füßen stampfen und uns wohl gar vor Wuth und Verzweiflung auf die Erde werfen durften.

Knaben und Mädchen waren in diesen Spielen nicht lange beisammen, als die Natur sich zu regen und die Gesellschaft sich in verschiedene kleine Liebesgeschichten zu theilen anfing, da denn meistentheils Comödie in der Comödie gespielt wurde. Die glücklichen Paare drückten sich hinter den Theater-Wänden die Hände auf das Zärtlichste; sie verschwammen in Glückseligkeit, wenn sie einander, so behübscht und aufgeschmückt, recht idealisch vorkamen, indeß gegenüber die unglücklichen Nebenbuhler sich vor Neid verzehrten, und mit Trotz und Schadenfreude allerlei Unheil anrichteten.

Diese Spiele, obgleich ohne Verstand unternommen und ohne Anleitung durchgeführt, waren doch nicht ohne Nutzen für uns. Wir übten unser Gedächtniß und unsern Körper, und erlangten mehr Geschmeidigkeit im Sprechen und Betragen, als man sonst in so frühen Jahren gewinnen kann. Für mich aber war jene Zeit besonders Epoche; mein Geist richtete sich ganz nach dem Theater, und ich fand kein größer' Glück, als Schauspiele zu lesen, zu schreiben und zu spielen.

Der Unterricht meiner Lehrer dauerte fort; man hatte mich dem Handelsstand gewidmet, und zu unserm Nachbar auf das Comptoir gethan; aber eben zu selbiger Zeit entfernte sich mein Geist nur gewaltsamer von Allem, was ich für ein niedriges Geschäft halten mußte. Der Bühne wollte ich meine ganze Thätigkeit widmen, auf ihr mein Glück und meine Zufriedenheit finden.

Ich erinnere mich noch eines Gedichtes, das sich unter meinen Papieren finden muß, in welchem die Muse der tragischen Dichtkunst und eine andere Frauengestalt, in der ich das Gewerbe personificirt hatte, sich um meine werthe Person recht wacker zanken. Die Erfindung

iſt gemein und ich erinnere mich nicht, ob die Verſe etwas taugen; aber Ihr ſollt es ſehen, um der Furcht, des Abſcheues, der Liebe und der Leidenſchaft willen, die darin herrſchen. Wie ängſtlich hatte ich die alte Hausmutter geſchildert mit dem Rocken im Gürtel, mit Schlüſſeln an der Seite, Brillen auf der Naſe, immer fleißig, immer in Unruhe, zänkiſch und haushälteriſch, kleinlich und beſchwerlich! Wie kümmerlich beſchrieb ich den Zuſtand Deſſen, der ſich unter ihre Ruthe bücken und ſein knechtiſches Tagewerk im Schweiße des Angeſichtes verdienen ſollte!

Wie anders trat Jene dagegen auf! Welche Erſcheinung ward ſie dem bekümmerten Herzen! Herrlich gebildet, in ihrem Weſen und Betragen als eine Tochter der Freiheit anzuſehen. Das Gefühl ihrer ſelbſt gab ihr Würde ohne Stolz; ihre Kleider ziemten ihr, ſie umhüllten jedes Glied, ohne es zu zwängen, und die reichlichen Falten des Stoffes wiederholten, wie ein tauſendfaches Echo, die reizenden Bewegungen der Göttlichen. Welch ein Contraſt! Und auf welche Seite ſich mein Herz wandte, kannſt Du leicht denken. Auch war Nichts vergeſſen, um meine Muſe kenntlich zu machen. Kronen und Dolche, Ketten und Masken, wie ſie mir meine Vorgänger überliefert hatten, waren ihr auch hier zugetheilt. Der Wettſtreit war heftig; die Reden beider Perſonen contraſtirten gehörig, da man im vierzehnten Jahre gewöhnlich das Schwarze und Weiße recht nahe an einander zu malen pflegt. Die Alte redete, wie es einer Perſon geziemt, die eine Stecknadel aufhebt, und Jene, wie eine, die Königreiche verſchenkt. Die warnenden Drohungen der Alten wurden verſchmäht; ich ſah die mir verſprochenen Reichthümer ſchon mit dem Rücken an; enterbt und nackt übergab ich mich der Muſe, die mir ihren gold'nen Schleier zuwarf und meine Blöße bedeckte.

Hätte ich denken können, o meine Geliebte! rief er aus, indem er Mariane'n feſt an ſich drückte, daß eine ganz andere, eine lieblichere Gottheit kommen, mich in meinem Vorſatz ſtärken, mich auf meinem Wege begleiten würde; welch eine ſchönere Wendung würde mein Gedicht genommen haben, wie intereſſant würde nicht der Schluß deſſelben geworden ſein! Doch es iſt kein Gedicht, es iſt Wahrheit und Leben, was ich in Deinen Armen finde; laß uns das ſüße Glück mit Bewußtſein genießen!

Durch den Druck ſeines Armes, durch die Lebhaftigkeit ſeiner erhöhten Stimme war Mariane erwacht, und verdarg durch Liebkoſungen ihre Verlegenheit: denn ſie hatte auch nicht ein Wort von dem letzten Theile ſeiner Erzählung vernommen, und es iſt zu wünſchen, daß unſer Held für ſeine Lieblingsgeſchichten aufmerkſamere Zuhörer künftig finden möge.

Neuntes Capitel.

So brachte Wilhelm ſeine Nächte im Genuſſe vertraulicher Liebe, ſeine Tage in Erwartung neuer ſeliger Stunden zu. Schon zu jener Zeit, als ihn Verlangen und Hoffnung zu Mariane'n hinzog, fühlte er ſich wie neu belebt, er fühlte, daß er ein anderer Menſch zu werden beginne; nun war er mit ihr vereinigt, die Befriedigung ſeiner Wünſche ward eine reizende Gewohnheit. Sein Herz ſtrebte, den Gegenſtand ſeiner Leidenſchaft zu veredeln, ſein Geiſt, das geliebte Mädchen mit ſich empor zu heben. In der kleinſten Abweſenheit ergriff ihn ihr Andenken. War ſie ihm ſonſt nothwendig geweſen, ſo war ſie ihm jetzt unentbehrlich, da er mit allen Banden der Menſchheit an ſie geknüpft war. Seine reine Seele fühlte, daß ſie die Hälfte, mehr als die Hälfte ſeiner ſelbſt ſei. Er war dankbar und hingegeben ohne Grenzen.

Auch Mariane konnte ſich eine Zeit lang täuſchen; ſie theilte die Empfindung ſeines lebhaften Glücks mit ihm. Ach, wenn nur nicht manchmal die kalte Hand des Vorwurfs ihr über das Herz gefahren wäre! Selbſt an dem Buſen Wilhelm's war ſie nicht ſicher davor, ſelbſt unter den Flügeln ſeiner Liebe. Und wenn ſie nun gar wieder allein war, und aus den Wolken, in denen ſeine Leidenſchaft ſie emportrug, in das Bewußtſein ihres Zuſtandes herabſank, dann war ſie zu bedauern. Denn Leichtſinn kam ihr zu Hülfe, ſo lange ſie in niedriger Verworrenheit lebte, ſich über ihre Verhältniſſe betrog, oder vielmehr ſie nicht kannte; da erſchienen ihr die Vorfälle, denen ſie ausgeſetzt war, nur einzeln: Vergnügen und Verdruß löſ'ten ſich ab, Demüthigung wurde durch Eitelkeit und Mangel oft durch augenblicklichen Ueberfluß vergütet; ſie konnte Noth und Gewohnheit ſich als Geſetz und Rechtfertigung anführen, und ſo lange ließen ſich alle Empfindungen von Stunde zu Stunde, von Tag zu Tage abſchütteln. Nun aber hatte das arme Mädchen ſich Augenblicke in eine beſſere Welt hinüber gerückt gefühlt, hatte, wie von oben herab, aus Licht und Freude in's Oede, Verworfene ihres Lebens herunter geſehen, hatte gefühlt, welche elende Creatur ein Weib iſt, das mit dem Verlangen nicht zugleich Liebe und Ehrfurcht einflößt, und fand ſich äußerlich und innerlich um Nichts gebeſſert. Sie hatte Nichts, was ſie aufrichten konnte. Wenn ſie in ſich blickte und ſuchte, war es in ihrem Geiſte leer, und ihr Herz hatte keinen Widerhalt. Je

traurigen dieſer Zuſtand war, deſto heftiger ſchloß ſich ihre Neigung an den Geliebten feſt; ja die Leidenſchaft wuchs mit jedem Tage, wie die Gefahr, ihn zu verlieren, mit jedem Tage näher rückte.

Dagegen ſchwebte Wilhelm glücklich in höhern Regionen, ihm war auch eine neue Welt aufgegangen, aber reich an herrlichen Ausſichten. Kaum ließ das Uebermaß der erſten Freude nach, ſo ſtellte ſich Das hell vor ſeine Seele, was ihn bisher dunkel durchwühlt hatte. Sie iſt Dein! Sie hat ſich Dir hingegeben! Sie, das geliebte, geſuchte, angebetete Geſchöpf, Dir auf Treu und Glauben hingegeben; aber ſie hat ſich keinem Undankbaren überlaſſen. Wo er ſtand und ging, redete er mit ſich ſelbſt; ſein Herz floß beſtändig über, und er ſagte ſich in einer Fülle von prächtigen Worten die erhabenſten Geſinnungen vor. Er glaubte den hellen Wink des Schickſals zu verſtehen, das ihm durch Mariane'n die Hand reichte, ſich aus dem ſtockenden, ſchleppenden, bürgerlichen Leben heraus zu reißen, aus dem er ſchon ſo lange ſich zu retten gewünſcht hatte. Seines Vaters Haus, die Seinigen zu verlaſſen, ſchien ihm etwas Leichtes. Er war jung und neu in der Welt, und ſein Muth, in ihren Weiten nach Glück und Befriedigung zu rennen, durch die Liebe erhöht. Seine Beſtimmung zum Theater war ihm nunmehr klar; das hohe Ziel, das er ſich vorgeſteckt ſah, ſchien ihm näher, indem er an Mariane'ns Hand hinſtrebte, und in ſelbſtgefälliger Beſcheidenheit erblickte er in ſich den trefflichen Schauſpieler, den Schöpfer eines künftigen National-Theater's, nach dem er ſo vielfältig hatte ſeufzen hören. Alles, was in den innerſten Winkeln ſeiner Seele bisher geſchlummert hatte, wurde rege. Er bildete aus den vielerlei Ideen mit Farben der Liebe ein Gemälde auf Nebelgrund, deſſen Geſtalten freilich ſehr in einander floſſen, dafür aber auch das Ganze eine deſto reizendere Wirkung that.

Zehntes Capitel.

Er ſaß nun zu Hauſe, kramte unter ſeinen Papieren und rüſtete ſich zur Abreiſe. Was nach ſeiner bisherigen Beſtimmung ſchmeckte, ward bei Seite gelegt; er wollte bei ſeiner Wanderung in die Welt auch von jeder unangenehmen Erinnerung frei ſein. Nur Werke des Geſchmacks, Dichter und Kritiker, wurden als bekannte Freunde unter die Erwählten geſtellt; und da er bisher die Kunſtrichter ſehr wenig genutzt hatte, ſo erneuerte ſich ſeine Begierde nach Belehrung, als er ſeine Bücher wieder durchſah und fand, daß die theoretiſchen Schriften noch meiſt unaufgeſchnitten waren. Er hatte ſich, in der völligen Ueberzeugung von der Nothwendigkeit ſolcher Werke, viele davon angeſchafft, und mit dem beſten Willen in keines auch nur bis in die Hälfte ſich hinein leſen können.

Dagegen hatte er ſich deſto eifriger an Beiſpiele gehalten und in allen Arten, die ihm bekannt worden waren, ſelbſt Verſuche gemacht.

Werner trat herein, und als er ſeinen Freund mit den bekannten Heften beſchäftigt ſah, rief er aus: Biſt Du ſchon wieder über dieſen Papieren? Ich wette, Du haſt nicht die Abſicht, Eins oder das Andere zu vollenden! Du ſtehſt ſie durch und wieder durch, und beginnſt allenfalls etwas Neues.

Zu vollenden iſt nicht die Sache des Schülers, es iſt genug, wenn er ſich übt. —

Aber doch fertig macht, ſo gut er kann.

Und doch ließe ſich wohl die Frage aufwerfen: ob man nicht eben gute Hoffnung von einem jungen Menſchen faſſen könne, der bald gewahr wird, wenn er etwas Ungeſchicktes unternommen hat, in der Arbeit nicht fortfährt und an Etwas, das niemals einen Werth haben kann, weder Mühe noch Zeit verſchwenden mag.

Ich weiß wohl, es war nie Deine Sache, Etwas zu Stande zu bringen. Du warſt immer müde, ehe es zur Hälfte kam. Da Du noch Director unſers Puppenſpiels warſt, wie oft wurden neue Kleider für die Zwerggeſellſchaft gemacht, neue Decorationen ausgeſchnitten! Bald ſollte dieſes, bald jenes Trauerſpiel aufgeführt werden, und höchſtens gabſt Du ein Mal den fünften Act, wo Alles recht bunt durcheinander ging und die Leute ſich erſtachen.

Wenn Du von jenen Zeiten ſprechen willſt: wer war denn Schuld, daß wir die Kleider, die unſern Puppen angepaßt und auf den Leib feſt genäht waren, heruntertrennen ließen, und den Aufwand einer weitläufigen und unnützen Garderobe machten? Warſt Du's nicht, der immer ein neues Stück Band zu verhandeln hatte, der meine Liebhaberei anzufeuern und zu nützen wußte?

Werner lachte und rief aus: Ich erinnere mich immer noch mit Freuden, daß ich von Euern theatraliſchen Feldzügen Vortheil zog, wie Lieferanten vom Kriege. Als Ihr Euch zur Befreiung Jeruſalem's rüſtetet, machte ich auch einen ſchönen Preſt, wie ehemals der Venetianer im ähnlichen Falle. Ich finde Nichts vernünftiger in der Welt, als von den Thorheiten Anderer Vortheil zu ziehen.

Ich weiß nicht, ob es nicht ein edleres Vergnügen wäre, die Menſchen von ihren Thorheiten zu heilen.

Wie ich ſie kenne, möchte Das wohl ein eitles Beſtreben ſein. Es gehört ſchon Etwas

dazu, wenn ein einziger Menſch klug und reich werden ſoll, und meiſtens wird er es auf Unkoſten der Andern.

Es fällt mir eben recht der Jüngling am Scheidewege in die Hände, verſetzte Wilhelm, indem er ein Heft aus den übrigen Papieren herauszog: Das iſt doch fertig geworden, es mag übrigens ſein wie es will. &c

Leg' es bei Seite, wirf es in's Feuer! verſetzte Werner. Die Erfindung iſt nicht im Geringſten lebenswürdig; ſchon vormals ärgerte mich dieſe Compoſition genug und zog Dir den Unwillen des Vaters zu. Es mögen ganz artige Verſe ſein; aber die Vorſtellungsart iſt grundfalſch. Ich erinnere mich noch Deines perſonificirten Gewerbes, Deiner zuſammengeſchrumpften, erbärmlichen Sibylle. Du magſt das Bild in irgend einem elenden Kramladen aufgeſchnappt haben. Von der Handlung hatteſt Du damals keinen Begriff; ich wüßte nicht, weſſen Geiſt ausgebreiteter wäre, ausgebreiteter ſein müßte, als der Geiſt eines ächten Handelsmannes. Welchen Ueberblick verſchafft uns nicht die Ordnung, in der wir unſere Geſchäfte führen! Sie läßt uns jeder Zeit das Ganze überſchauen, ohne daß wir nöthig hätten, uns durch das Einzelne verwirren zu laſſen. Welche Vortheile gewährt die doppelte Buchhaltung dem Kaufmanne! Es iſt eine der ſchönſten Erfindungen des menſchlichen Geiſtes und ein jeder gute Haushalter ſollte ſie in ſeiner Wirthſchaft einführen.

Verzeih' mir, ſagte Wilhelm lächelnd, Du fängſt von der Form an, als wenn Das die Sache wäre; gewöhnlich vergeßt Ihr aber auch über Euerm Addiren und Balanciren das eigentliche Facit des Lebens.

Leider ſiehſt Du nicht, mein Freund, wie Form und Sache hier nur Eins iſt, Eins ohne das Andere nicht beſtehen könnte? Ordnung und Klarheit vermehrt die Luſt zu ſparen und zu erwerben. Ein Menſch, der übel haushält, befindet ſich in der Dunkelheit ſehr wohl; er mag die Poſten nicht gerne zuſammenrechnen, die er ſchuldig iſt. Dagegen kann einem guten Wirthe Nichts angenehmer ſein, als ſich alle Tage die Summe ſeines wachſenden Glückes zu ziehen. Selbſt ein Unfall, wenn er ihn verdrießlich überraſcht, erſchreckt ihn nicht; denn er weiß ſogleich, was für erworbene Vortheile er auf die andere Wagſchale zu legen hat. Ich bin überzeugt, mein lieber Freund, wenn Du nur ein Mal einen rechten Geſchmack an unſern Geſchäften finden könnteſt, ſo würdeſt Du Dich überzeugen, daß manche Fähigkeiten des Geiſtes auch dabei ihr freies Spiel haben können.

Es iſt möglich, daß mich die Reiſe, die ich vorhabe, auf andere Gedanken bringt.

O gewiß! Glaube mir, es fehlt Dir nur der Anblick einer großen Thätigkeit, um Dich auf immer zu dem Unſern zu machen; und wenn Du zurückkommſt, wirſt Du Dich gern zu Denen geſellen, die durch alle Arten von Spedition und Speculation einen Theil des Geldes und Wohlbefin[illegible], das in der Welt ſeinen nothwendigen Kreislauf führt, an ſich zu reißen wiſſen. Wirf einen Blick auf die natürlichen und künſtlichen Producte aller Welttheile, betrachte, wie ſie wechſelsweiſe zur Nothdurft geworden ſind. Welch eine angenehme, geiſtreiche Sorgfalt iſt es, Alles, was in dem Augenblicke am Meiſten geſucht wird und doch bald fehlt, bald ſchwer zu haben iſt, zu kennen; Jedem, was er verlangt, leicht und ſchnell zu verſchaffen, ſich vorſichtig in Vorrath zu ſetzen, und den Vortheil jedes Augenblickes dieſer großen Circulation zu genießen! Dieß iſt, dünkt mich, was Jedem, der Kopf hat, eine große Freude machen wird.

Wilhelm ſchien nicht abgeneigt, und Werner fuhr fort. Beſuche nur erſt ein Paar große Handelsſtädte, ein Paar Häfen, und Du wirſt gewiß mit fortgeriſſen werden. Wenn Du ſiehſt, wie viele Menſchen beſchäftiget ſind, wenn Du ſiehſt, wo ſo Manches herkommt, wo es hingeht, ſo wirſt Du es gewiß auch mit Vergnügen durch Deine Hände gehen ſehen. Die geringſte Waare ſiehſt Du im Zuſammenhange mit dem ganzen Handel, und eben darum hältſt Du Nichts für gering, weil Alles die Circulation vermehrt, von welcher Dein Leben ſeine Nahrung zieht.

Werner, der ſeinen richtigen Verſtand in dem Umgange mit Wilhelm ausbildete, hatte ſich gewöhnt, auch an ſein Gewerbe, an ſeine Geſchäfte mit Erhebung der Seele zu denken, und glaubte immer, daß er es mit mehrerem Rechte thue, als ſein ſonſt verſtändiger und geſchätzter Freund, der, wie es ihm ſchien, auf das Unreellſte von der Welt einen ſo großen Werth und das Gewicht ſeiner ganzen Seele legte. Manchmal dachte er, es könne gar nicht fehlen, dieſer falſche Enthuſiasmus müſſe zu überwältigen und ein ſo guter Menſch auf den rechten Weg zu bringen ſein. In dieſer Hoffnung fuhr er fort: Es haben die Großen dieſer Welt ſich der Erde bemächtigt, ſie leben in Herrlichkeit und Ueberfluß. Der kleinſte Raum unſers Welttheils iſt ſchon in Beſitz genommen, jeder Beſitz befeſtiget; Aemter und andere bürgerliche Geſchäfte tragen wenig ein; wo gibt es nun noch einen rechtmäßigern Erwerb, eine billigere Eroberung, als den Handel? Haben die Fürſten dieſer Welt die Flüſſe, die Wege, die Häfen in ihrer Gewalt, und nehmen von Dem, was durch und vorbei geht, einen

Schon glüh' ich wie von neuem Wein.
Ich fühle Muth, mich in die Welt zu wagen,
Der Erde Weh, der Erde Glück zu tragen,
Mit Stürmen mich herum zu ſchlagen,
Und in des Schiffbruchs Knirſchen nicht zu
zagen.
Es wölkt ſich über mir —
Der Mond verbirgt ſein Licht —
Die Lampe ſchwindet!
Es dampft! — Es zucken rothe Strahlen
Mir um das Haupt — Es weht
Ein Schauer vom Gewölb' herab
Und faßt mich an!
Ich fühl's, du ſchwebſt um mich, erflehter
Geiſt!
Enthülle dich!
Ha! wie's in meinem Herzen reißt!
Zu neuen Gefühlen
All meine Sinnen ſich erwühlen!
Ich fühle ganz mein Herz dir hingegeben!
Du mußt! du mußt! und koſtet' es mein
Leben!

ſtarken Gewinn; ſollen wir nicht mit Freuden die Gelegenheit ergreifen, und durch unſere Thätigkeit auch Zeit von jenen Artikeln nehmen, die theils das Bedürfniß, theils der Uebermuth den Menſchen unentbehrlich macht! Und ich kann Dir verſichern, wenn Du nur Deine dichteriſche Einbildungskraft anwenden wollteſt, ſo könnteſt Du meine Göttinn als eine unüberwindliche Siegerinn der Deinigen kühn entgegenſtellen. Sie fährt freilich lieber den Oelzweig als das Schwert; Dolch und Ketten kennt ſie gar nicht: aber Kronen theilet ſie auch ihren Lieblingen aus, die, es ſei ohne Verachtung Jener geſagt, von ächtem aus der Quelle geſchöpftem Golde und von Perlen glänzen, die ſie aus der Tiefe des Meeres durch ihre immer geſchäftigen Diener geholt hat.

Wilhelm'en verdroß dieſer Ausfall ein wenig, doch verbarg er ſeine Empfindlichkeit; denn er erinnerte ſich, daß Werner auch ſeine Apoſtrophen mit Gelaſſenheit anzuhören pflegte. Uebrigens war er billig genug, um gerne zu ſehen, wenn Jeder von ſeinem Handwerk auf's Beſte dachte; nur mußte man ihm das ſeinige, dem er ſich mit Leidenſchaft gewidmet hatte, unangefochten laſſen.

Und Dir, rief Werner aus, der Du an menſchlichen Dingen ſo herzlichen Antheil nimmſt, was wird es Dir für ein Schauſpiel ſein, wenn Du das Glück, das muthige Unternehmungen begleitet, vor Deinen Augen den Menſchen wirſt gewähren ſehen! Was iſt reizender, als der Anblick eines Schiffes, das von einer glücklichen Fahrt wieder anlangt, das von einem reichen Fange frühzeitig zurückkehrt! Nicht der Verwandte, der Bekannte, der Theilnehmer allein, ein jeder fremde Zuſchauer wird hingeriſſen, wenn er die Freude ſieht, mit welcher der eingeſperrte Schiffer an's Land ſpringt, noch ehe ſein Fahrzeug es ganz berührt, ſich wieder frei fühlt, und nunmehr Das, was er dem falſchen Waſſer entzogen, der getreuen Erde anvertrauen kann. Nicht in Zahlen allein, mein Freund, erſcheint uns der Gewinn; das Glück iſt die Gottheit der lebendigen Menſchen, und um ihre Gunſt maßhaft zu empfinden, muß man leben und Menſchen ſehen, die ſich recht lebendig bemühen und recht ſinnlich genießen.

Eilftes Capitel.

Es iſt nun Zeit, daß wir auch die Väter unſerer beiden Freunde näher kennen lernen; ein Paar Männer von ſehr verſchiedener Denkungsart, deren Geſinnungen aber darin übereinkamen, daß ſie den Handel für das edelſte Geſchäft hielten, und Beide höchſt aufmerkſam auf jeden Vortheil waren, den ihnen irgend eine Spe-

culation bringen konnte. Der alte Meiſter hatte gleich nach dem Tode ſeines Vaters eine koſtbare Sammlung von Gemälden, Zeichnungen, Kupferſtichen und Antiquitäten in's Geld geſetzt, ſein Haus nach dem neueſten Geſchmacke von Grund aus aufgebaut und meublirt, und ſein übriges Vermögen auf alle mögliche Weiſe geltend gemacht. Einen anſehnlichen Theil davon hatte er dem alten Werner in die Handlung gegeben, der als ein thätiger Handelsmann berühmt war, und deſſen Speculationen gewöhnlich durch das Glück begünſtigt wurden. Nichts wünſchte aber der alte Meiſter ſo ſehr, als ſeinem Sohne Eigenſchaften zu geben, die ihm ſelbſt fehlten, und ſeinen Kindern Güter zu hinterlaſſen, auf deren Beſitz er den größten Werth legte. Zwar empfand er eine beſondere Neigung zum Prächtigen, zu Dem, was in die Augen fällt, das aber auch zugleich einen innern Werth und eine Dauer haben ſollte. In ſeinem Hauſe mußte Alles ſolid und maſſiv ſein, der Vorrath reichlich, das Silbergeſchirr ſchwer, das Tafel-Service koſtbar; dagegen waren die Gäſte ſelten; denn eine jede Mahlzeit ward ein Feſt, das ſowohl wegen der Koſten als wegen der Unbequemlichkeit nicht oft wiederholt werden konnte. Sein Haushalt ging einen gelaſſenen und einförmigen Schritt, und Alles, was ſich darin bewegte und erneuerte, war gerade Das, was Niemanden einigen Genuß gab.

Ein ganz entgegengeſetztes Leben führte der alte Werner in einem dunkeln und finſtern Hauſe. Hatte er ſeine Geſchäfte in der engen Schreibſtube am kralen Pulte vollendet, ſo wollte er gut eſſen, und wo möglich noch beſſer trinken; auch konnte er das Gute nicht allein genießen: neben ſeiner Familie mußte er ſeine Freunde, alle Fremde, die nur mit ſeinem Hauſe in einiger Verbindung ſtanden, immer bei Tiſche ſehen. Seine Stühle waren kral; aber er lud täglich Jemanden ein, darauf zu ſitzen. Die guten Speiſen zogen die Aufmerkſamkeit der Gäſte auf ſich, und Niemand bemerkte, daß ſie in gemeinem Geſchirr aufgetragen wurden. Sein Keller hielt nicht viel Wein, aber der ausgetrunkene ward gewöhnlich durch einen beſſern erſetzt.

So lebten die beiden Väter, welche öfter zuſammenkamen, ſich wegen gemeinſchaftlicher Geſchäfte beratſchlagten und eben heute die Verlobung Wilhelm's in Handelsangelegenheiten beſchloſſen.

Er mag ſich in der Welt umſehen, ſagte der alte Meiſter, und zugleich unſere Geſchäfte an fremden Orten betreiben; man kann einem jungen Menſchen keine größere Wohlthat erweiſen, als wenn man ihn zeitig in die Beſtimmung ſeines Lebens einweiht. Ihr Sohn iſt

von ſeiner Expedition ſo glücklich zurückgekommen, hat ſeine Geſchäfte ſo gut zu machen gewußt, daß ich recht neugierig bin, wie ſich der meinige beträgt; ich fürchte, er wird mehr Lehrgeld geben als der Ihrige.

Der alte Meiſter, welcher von ſeinem Sohne und deſſen Fähigkeiten einen großen Begriff hatte, ſagte dieſe Worte in Hoffnung, daß ſein Freund ihm widerſprechen und die vortrefflichen Gaben des jungen Mannes herausſtreichen ſollte. Allein hierin betrog er ſich; der alte Werner, der in practiſchen Dingen Niemanden traute als Dem, den er geprüft hatte, verſetzte gelaſſen: Man muß Alles verſuchen; wir können ihn eben denſelben Weg ſchicken, wir geben ihm eine Vorſchrift, wornach er ſich richtet; es ſind verſchiedene Schulden einzucaſſiren, alte Bekanntſchaften zu erneuern, neue zu machen. Er kann auch die Speculation, mit der ich Sie neulich unterhielt, befördern helfen; denn ohne genaue Nachrichten an Ort und Stelle zu ſammeln, läßt ſich dabei wenig thun.

Er mag ſich vorbereiten, verſetzte der alte Meiſter, und ſobald als möglich aufbrechen. Wo nehmen wir ein Pferd für ihn her, das ſich zu dieſer Expedition ſchickt?

Wir werden nicht weit darnach ſuchen. Ein Krämer in H***, der uns noch Einiges ſchuldig aber ſonſt ein guter Mann iſt, hat mir eins an Zahlungsſtatt angeboten; mein Sohn kennt es, es ſoll ein recht brauchbares Thier ſein.

Er mag es ſelbſt holen, mag mit dem Poſtwagen hinüberfahren, ſo iſt er übermorgen bei Zeiten wieder da. Man macht ihm indeſſen den Mantelſack und die Briefe zurechte, und ſo kann er zu Anfang der künftigen Woche aufbrechen.

Wilhelm wurde gerufen, und man machte ihm den Entſchluß bekannt. Wer war froher als er, da er die Mittel zu ſeinem Vorhaben in ſeinen Händen ſah, da ihm die Gelegenheit ohne ſein Mitwirken zubereitet wurden! So groß war ſeine Leidenſchaft, ſo rein ſeine Ueberzeugung, er handle vollkommen recht, ſich dem Drucke ſeines bisherigen Lebens zu entziehen, und einer neuen edlern Bahn zu folgen, daß ſein Gewiſſen ſich nicht im Mindeſten regte, keine Sorge in ihm entſtand, ja daß er vielmehr dieſen Betrug für heilig hielt. Er war gewiß, daß ihn Eltern und Verwandte in der Folge für dieſen Schritt preiſen und ſegnen ſollten; er erkannte den Wink eines leitenden Schickſals an dieſen zuſammentreffenden Umſtänden.

Wie lang ward ihm die Zeit bis zur Nacht, bis zur Stunde, in der er ſeine Geliebte wieder ſehen ſollte! Er ſaß auf ſeinem Zimmer und überdachte ſeinen Reiſeplan, wie ein künſtlicher Dieb oder Zauberer in der Gefangenſchaft manchmal die Füße aus den feſtgeſchloſſenen Ketten herauszieht, um die Ueberzeugung bei ſich zu nähren, daß ſeine Rettung möglich, ja noch näher ſei, als kurzſichtige Wächter glauben.

Endlich ſchlug die nächtliche Stunde; er entfernte ſich aus ſeinem Hauſe, ſchüttelte allen Druck ab und wandelte durch die ſtillen Gaſſen. Auf dem großen Platze hob er ſeine Hände gen Himmel, fühlte Alles hinter und unter ſich; er hatte ſich von Allem los gemacht. Nun dachte er ſich in den Armen ſeiner Geliebten, dann wieder mit ihr auf dem blendenden Theater-Gerüſte; er ſchwebte in einer Fülle von Hoffnungen, und nur manchmal erinnerte ihn der Ruf des Nachtwächters, daß er noch auf dieſer Erde wandle.

Seine Geliebte kam ihm an der Treppe entgegen, und wie ſchön! wie lieblich! In dem neuen weißen Negligé empfing ſie ihn; er glaubte ſie noch nie ſo reizend geſehen zu haben. So weihte ſie das Geſchenk des abweſenden Liebhabers in den Armen des gegenwärtigen ein, und mit wahrer Leidenſchaft verſchwendete ſie den ganzen Reichthum ihrer Liebkoſungen, welche ihr die Natur eingab, welche die Kunſt ſie gelehrt hatte, an ihren Liebling, und man frage, ob er ſich glücklich, ob er ſich ſelig fühlte?

Er entdeckte ihr, was vorgegangen war, und ließ ihr im Allgemeinen ſeinen Plan, ſeine Wünſche ſehen. Er wolle unterkommen ſuchen, ſie alsdann abholen; er hoffe, ſie werde ihm ihre Hand nicht verſagen. Das arme Mädchen aber ſchwieg, verbarg ihre Thränen und drückte den Freund an ihre Bruſt, der, ob er gleich ihr Verſtummen auf das Günſtigſte auslegte, doch eine Antwort gewünſcht hätte, beſonders da er ſie zuletzt auf das Beſcheidenſte, auf das Freundlichſte fragte: ob er ſich denn nicht Vater glauben dürfe? Aber auch darauf antwortete ſie nur mit einem Seufzer, einem Kuſſe.

Zwölftes Capitel.

Den andern Morgen erwachte Mariane nur zu neuer Betrübniß; ſie fand ſich ſehr allein, mochte den Tag nicht ſehen, blieb im Bette und weinte. Die Alte ſetzte ſich zu ihr, ſuchte ihr einzureden, ſie zu tröſten, aber es gelang ihr nicht, das verwundete Herz ſo ſchnell zu heilen. Nun war der Augenblick nahe, dem das arme Mädchen wie dem letzten ihres Lebens entgegengeſehen hatte. Konnte man ſich auch in einer ängſtlichern Lage fühlen? Ihr Geliebter entfernte ſich, ein unbequemer Liebhaber drohte zu kommen, und das größte Unheil ſtand bevor, wenn Beide, wie es leicht möglich war, ein Mal zuſammentreffen ſollten.

Beruhige Dich, Liebchen, rief die Alte: verweine mir Deine ſchönen Augen nicht! Iſt es denn ein ſo großes Unglück, zwei Liebhaber zu beſitzen? Und wenn Du auch Deine Zärtlichkeit nur dem Einen ſchenken kannſt, ſo ſei wenigſtens dankbar gegen den Andern, der, nach der Art, wie er für Dich ſorgt, gewiß Dein Freund genannt zu werden verdient.

Es ahnte meinem Geliebten, verſetzte Mariane dagegen mit Thränen, daß uns eine Trennung bevorſtehe; ein Traum hat ihm entdeckt, was wir ihm ſo ſorgfältig zu verbergen ſuchen. Er ſchlief ſo ruhig an meiner Seite. Auf ein Mal höre ich ihn ängſtliche, unverneymliche Töne ſtammeln. Mir wird bange, und ich wecke ihn auf. Ach! mit welcher Liebe, mit welcher Zärtlichkeit, mit welchem Feuer umarmt' er mich! O Mariane! rief er aus, welchem ſchrecklichen Zuſtande haſt Du mich entriſſen! Wie ſoll ich Dir danken, daß Du mich aus dieſer Höhle befreit haſt? Mir träumte, fuhr er fort, ich befände mich, entfernt von Dir, in einer unbekannten Gegend; aber Dein Bild ſchwebte mir vor; ich ſah Dich auf einem ſchönen Hügel, die Sonne beſchien den ganzen Platz; wie reizend kamſt Du mir vor! Aber es währte nicht lange, ſo ſah ich Dein Bild hinuntergleiten, immer hinuntergleiten; ich ſtreckte meine Arme nach Dir aus, ſie reichten nicht durch die Ferne. Immer ſank Dein Bild und näherte ſich einem großen See, der am Fuße des Hügels weit ausgebreitet lag, eher ein Sumpf als ein See. Auf ein Mal gab Dir ein Mann die Hand; er ſchien Dich hinaufführen zu wollen, aber leitete Dich ſeitwärts, und ſchien Dich nach ſich zu ziehen. Ich rief, da ich Dich nicht erreichen konnte, ich hoffte Dich zu warnen. Wollte ich gehen, ſo ſchien der Boden mich feſtzuhalten; konnt' ich gehen, ſo hinderte mich das Waſſer, und ſogar mein Schreien erſtickte in der beklemmten Bruſt. — So erzählte der Arme, indem er ſich von ſeinem Schrecken an meinem Buſen erholte und ſich glücklich pries, einen fürchterlichen Traum durch die ſeligſte Wirklichkeit verdrängt zu ſehen.

Die Alte ſuchte ſo viel möglich durch ihre Preſſa die Poeſie ihrer Freundinn in's Gebiet des gemeinen Lebens herunterzuleiten, und bediente ſich dabei der guten Art, welche Vogelſtellern zu gelingen pflegt, indem ſie durch ein Pfeifchen die Töne derjenigen nachzuahmen ſuchen, welche ſie bald und häufig in ihrem Garne zu ſehen wünſchen. Sie lobte Wilhelm'en, rühmte ſeine Geſtalt, ſeine Augen, ſeine Liebe. Das arme Mädchen hörte ihr gerne zu, ſtand auf, ließ ſich ankleiden und ſchien ruhiger. Mein Kind, mein Liebchen, fuhr die Alte ſchmeichelnd fort, ich will Dich nicht betrüben, nicht beleidigen, ich denke Dir nicht Dein Glück zu rauben. Darfſt Du meine Abſicht verkennen und haſt Du vergeſſen, daß ich jeder Zeit mehr für Dich als für mich geſorgt habe? Sag' mir nur, was Du willſt; wir wollen ſchon ſehen, wie wir es ausführen.

Was kann ich wollen? verſetzte Mariane; ich bin elend, auf mein ganzes Leben elend; ich liebe ihn, der mich liebt, ſehe, daß ich mich von ihm trennen muß, und weiß nicht, wie ich es überleben kann. Norberg kommt, dem wir unſere ganze Exiſtenz ſchuldig ſind, den wir nicht entbehren können. Wilhelm iſt ſehr eingeſchränkt, er kann Nichts für mich thun.

Ja, er iſt unglücklicher Weiſe von jenen Liebhabern, die Nichts als ihr Herz bringen, und eben dieſe haben die meiſten Prätenſionen.

Spotte nicht! der Unglückliche denkt ſein Haus zu verlaſſen, auf das Theater zu gehen, mir ſeine Hand anzubieten.

Leere Hände haben wir ſchon viere.

Ich habe keine Wahl, fuhr Mariane fort, entſcheide Du! Stoße mich da oder dort hin, nur wiſſe noch Eins: wahrſcheinlich trag' ich ein Pfand im Buſen, das uns noch mehr an einander feſſeln ſollte; Du bedenke und entſcheide, wen ſoll ich laſſen, wem ſoll ich folgen?

Nach einigem Stillſchweigen rief die Alte: daß doch die Jugend immer zwiſchen den Extremen ſchwankt! Ich finde Nichts natürlicher, als Alles zu verbinden, was uns Vergnügen und Vortheil bringt. Liebſt Du den Einen, ſo mag der Andere bezahlen; es kommt nur darauf an, daß wir klug genug ſind, ſie Beide aus einander zu halten.

Mache was Du willſt, ich kann Nichts denken; aber folgen will ich.

Wir haben den Vortheil, daß wir den Eigenſinn des Director's, der auf die Sitten ſeiner Truppe ſtolz iſt, verſchützen können. Beide Liebhaber ſind ſchon gewohnt, heimlich und vorſichtig zu Werke zu gehen. Zur Stunde und Gelegenheit will ich ſorgen; nur mußt Du hernach die Rolle ſpielen, die ich Dir vorſchreibe. Wer weiß, welcher Umſtand uns hilft? Käme Norberg nur jetzt, da Wilhelm entfernt iſt! Wer wehrt Dir, in den Armen des Einen an den Andern zu denken? Ich wünſche Dir zu einem ſchönen Glück; er ſoll einen reichen Vater haben.

Mariane war durch dieſe Vorſtellungen nur für kurze Zeit gebeſſert. Sie konnte ihren Zuſtand nicht in Harmonie mit ihrer Empfindung, ihrer Ueberzeugung bringen; ſie wünſchte dieſe ſchmerzlichen Verhältniſſe zu vergeſſen, und tauſend kleine Umſtände mußten ſie jeden Augenblick daran erinnern.

Dreizehntes Capitel.

Wilhelm hatte indeſſen die kleine Reiſe vollendet, und überreichte, da er ſeinen Handelsfreund nicht zu Hauſe fand, das Empfehlungsſchreiben der Gattinn des Abweſenden. Aber auch Dieſe gab ihm auf ſeine Fragen wenig Beſcheid; ſie war in einer heftigen Gemüthsbewegung und das ganze Haus in großer Verwirrung.

Es währte jedoch nicht lange, ſo vertraute ſie ihm (und es war auch nicht zu verheimlichen), daß ihre Stieftochter mit einem Schauſpieler davon gegangen ſei, mit einem Menſchen, der ſich von einer kleinen Geſellſchaft vor Kurzem losgemacht, ſich im Orte aufgehalten und im Franzöſiſchen Unterricht gegeben habe. Der Vater, außer ſich vor Schmerz und Verdruß, ſei in's Land gelaufen, um die Flüchtigen verfolgen zu laſſen. Sie ſchalt ihre Tochter heftig, ſchmähte den Liebhaber, ſo daß an Beiden nichts Lebenswürdiges übrig blieb; beklagte mit vielen Worten die Schande, die dadurch auf die Familie gekommen, und ſetzte Wilhelm'en in nicht geringe Verlegenheit, der ſich und ſein heimliches Verhaben durch dieſe Sibylle gleichſam mit prophetiſchem Geiſte voraus getadelt und geſtraft ſähe. Noch ſtärkern und innigern Antheil mußte er aber an den Schmerzen des Vaters nehmen, der aus dem Amte zurückkam, mit ſtiller Trauer und halben Worten ſeine Expedition der Frau erzählte, und, indem er, nach eingeſehenem Briefe, das Pferd Wilhelm'en vorführen ließ, ſeine Zerſtreuung und Verwirrung nicht verbergen konnte.

Wilhelm gedachte ſogleich das Pferd zu beſteigen und ſich aus einem Hauſe zu entfernen, in welchem ihm, unter den gegebenen Umſtänden, unmöglich wohl werden konnte; allein der gute Mann wollte den Sohn eines Hauſes, dem er ſo viel ſchuldig war, nicht unbewirthet und ohne ihn eine Nacht unter ſeinem Dache behalten zu haben, entlaſſen.

Unſer Freund hatte ein trauriges Abendeſſen eingenommen, eine unruhige Nacht ausgeſtanden, und eilte früh Morgens, ſobald als möglich, ſich von Leuten zu entfernen, die, ohne es zu wiſſen, ihn mit ihren Erzählungen und Aeußerungen auf das Empfindlichſte gequält hatten.

Er ritt langſam und nachdenkend die Straße hin, als er auf ein Mal eine Anzahl bewaffneter Leute durch's Feld kommen ſah, die er an ihren langen und weiten Röcken, großen Aufſchlägen, uniformlichen Hüten und plumpen Gewehren, an ihrem treuherzigen Gange und dem bequemen Tragen ihres Körpers ſogleich für ein Commando Land-Miliz erkannte. Unter einer alten Eiche hielten ſie ſtille, ſetzten ihre Flinten nieder, und lagerten ſich bequem auf dem Raſen, um eine Pfeife zu rauchen. Wilhelm verweilte bei ihnen, und ließ ſich mit einem jungen Menſchen, der zu Pferde herbeikam, in ein Geſpräch ein. Er mußte die Geſchichte der beiden Entflohenen, die ihm nur zu ſehr bekannt war, leider noch ein Mal und zwar mit Bemerkungen, die weder dem jungen Paare noch den Eltern ſonderlich günſtig waren, vernehmen. Zugleich erfuhr er, daß man hierher gekommen ſei, die jungen Leute wirklich in Empfang zu nehmen, die in dem benachbarten Städtchen eingeholt und angehalten worden waren. Nach einiger Zeit ſah man von Ferne einen Wagen herbeikommen, der von einer Bürgerwache mehr lächerlich als fürchterlich umgeben war. Ein uniformlicher Stadtſchreiber ritt voraus, und complimentirte mit dem gegenſeitigen Actuarius (denn Das war der junge Mann, mit dem Wilhelm geſprochen hatte) an der Grenze mit großer Gewiſſenhaftigkeit und wunderlichen Geberden, wie es etwa Geiſt und Zauberer, der Eine inner-, der Andere außerhalb des Kreiſes, bei gefährlichen nächtlichen Operationen thun mögen.

Die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer war indeß auf den Bauerwagen gerichtet, und man betrachtete die armen Verirrten nicht ohne Mitleiden, die auf ein Paar Bündlein Stroh bei einander ſaßen, ſich zärtlich anblickten und die Umſtehenden kaum zu bemerken ſchienen. Zufälliger Weiſe hatte man ſich genöthigt geſehen, ſie von dem letzten Dorfe auf eine ſo unſchickliche Art fortzubringen, indem die alte Kutſche, in welcher man die Schöne transportirte, zerbrochen war. Sie erbat ſich bei dieſer Gelegenheit die Geſellſchaft ihres Freundes, den man, in der Ueberzeugung, er ſei auf einem capitalen Verbrechen betreffen, bis dahin mit Ketten beſchwert nebenher gehen laſſen. Dieſe Ketten trugen denn freilich nicht wenig bei, den Anblick der zärtlichen Gruppe intereſſanter zu machen, beſonders weil der junge Mann ſich mit vielem Anſtand bewegte, indem er wiederholt ſeiner Geliebten die Hände küßte.

Wir ſind ſehr unglücklich! rief ſie den Umſtehenden zu; aber nicht ſo ſchuldig, wie wir ſcheinen. So belohnen grauſame Menſchen treue Liebe, und Eltern, die das Glück ihrer Kinder gänzlich vernachläſſigen, reißen ſie mit Ungeſtüm aus den Armen der Freude, die ſich ihrer nach langen, trüben Tagen bemächtigte!

Indeß die Umſtehenden auf verſchiedene Weiſe ihre Theilnahme zu erkennen gaben, hatten die Gerichte ihre Ceremonien abſolvirt; der Wagen ging weiter, und Wilhelm, der an dem Schickſal der Verirrten großen Theil nahm, eilte auf

dem Fußſteige voraus, um mit dem Amtmanne, noch ehe der Zug ankäme, Bekanntſchaft zu machen. Er erreichte aber kaum das Amthaus, wo Alles in Bewegung und zum Empfang der Flüchtlinge bereit war, als ihn der Actuarius einholte, und durch eine umſtändliche Erzählung, wie Alles gegangen, beſonders aber durch ein weitläufiges Lob ſeines Pferdes, das er erſt geſtern vom Juden getauſcht, jedes andere Geſpräch verhinderte.

Schon hatte man das unglückliche Paar außen am Garten, der durch eine kleine Pforte mit dem Amthauſe zuſammenhing, abgeſetzt und ſie in der Stille hineingeführt. Der Actuarius nahm über dieſe ſchonende Behandlung von Wilhelm'en ein aufrichtiges Lob an, ob er gleich eigentlich dadurch nur das vor dem Amthauſe verſammelte Volk necken und ihm das angenehme Schauſpiel einer gedemüthigten Mitbürgerinn entziehen wollte.

Der Amtmann, der von ſolchen außerordentlichen Fällen kein ſonderlicher Liebhaber war, weil er meiſtentheils dabei einen und den andern Fehler machte, und für den beſten Willen gewöhnlich von fürſtlicher Regierung mit einem derben Verweiſe belohnt wurde, ging mit ſchweren Schritten nach der Amtsſtube, wohin ihm der Actuarius, Wilhelm und einige angeſehene Bürger folgten.

Zuerſt ward die Schöne vorgeführt, die ohne Frechheit, gelaſſen und mit Bewußtſein ihrer ſelbſt hereintrat. Die Art, wie ſie gekleidet war und ſich überhaupt betrug, zeigte, daß ſie ein Mädchen ſei, die Etwas auf ſich halte. Sie fing auch, ohne gefragt zu werden, über ihren Zuſtand nicht unſchicklich zu reden an.

Der Actuarius gebot ihr zu ſchweigen, und hielt ſeine Feder über dem gebrochenen Blatte. Der Amtmann ſetzte ſich in Faſſung, ſah ihn an, räuſperte ſich und fragte das arme Kind, wie ihr Name heiße und wie alt ſie ſei.

Ich bitte Sie, mein Herr, verſetzte ſie, es muß mir gar wunderbar vorkommen, daß Sie mich um meinen Namen und mein Alter fragen, da Sie ſehr gut wiſſen, wie ich heiße und daß ich ſo alt wie Ihr älteſter Sohn bin. Was Sie von mir wiſſen wollen und was Sie wiſſen müſſen, will ich gern ohne Umſchweife ſagen.

Seit meines Vaters zweiter Heirath werde ich zu Hauſe nicht zum Beſten gehalten. Ich hätte einige hübſche Partien thun können, wenn nicht meine Stiefmutter, aus Furcht vor der Ausſtattung, ſie zu vereiteln gewußt hätte. Nun habe ich den jungen Melina kennen lernen, ich habe ihn lieben müſſen; und da wir die Hinderniſſe vorausſahen, die unſerer Verbindung im Wege ſtanden, entſchloſſen wir uns, mit einander in der weiten Welt ein Glück zu ſuchen, das uns zu Hauſe nicht gewährt ſchien. Ich habe Nichts mitgenommen, als was mein eigen war; wir ſind nicht als Diebe und Räuber entflohen, und mein Geliebter verdient nicht, daß er mit Ketten und Banden belegt herumgeſchleppt werde. Der Fürſt iſt gerecht, er wird dieſe Härte nicht billigen. Wenn wir ſtrafbar ſind, ſo ſind wir es nicht auf dieſe Weiſe.

Der alte Amtmann kam hierüber doppelt und dreifach in Verlegenheit. Die gnädigſten Anputzer ſammten ihm ſchon um den Kopf, und die geläufige Rede des Mädchens hatte ihm den Entwurf des Protocoll's gänzlich zerrüttet. Das Uebel wurde noch größer, als ſie bei wiederholten ordentlichen Fragen ſich nicht weiter einlaſſen wollte, ſondern ſich auf Das, was ſie eben geſagt, ſtandhaft berief.

Ich bin keine Verbrecherinn, ſagte ſie. Man hat mich auf Strehbändeln zur Schande hierher geführt; es iſt eine höhere Gerechtigkeit, die uns wieder zu Ehren bringen ſoll.

Der Actuarius hatte indeſſen immer die Worte nachgeſchrieben und flüſterte dem Amtmanne zu: er ſolle nur weiter gehen; ein förmliches Protocoll würde ſich nachher ſchon verfaſſen laſſen.

Der Alte nahm wieder Muth und fing nun an, nach den ſüßen Geheimniſſen der Liebe mit dürren Worten und in herzebrachten, trockenen Formeln ſich zu erkundigen.

Wilhelm'en ſtieg die Röthe in's Geſicht, und die Wangen der artigen Verbrecherinn belebten ſich gleichfalls durch die reizende Farbe der Schamhaftigkeit. Sie ſchwieg und ſtockte, bis die Verlegenheit ſelbſt zuletzt ihren Muth zu erhöhen ſchien.

Sei'n Sie verſichert, rief ſie aus, daß ich ſtark genug ſein würde, die Wahrheit zu bekennen, wenn ich auch gegen mich ſelbſt ſprechen müßte; ſollte ich nun zaudern und ſtocken, da ſie mir Ehre macht? Ja, ich habe ihn von dem Augenblicke an, da ich ſeiner Neigung und ſeiner Treue gewiß war, als meinen Ehemann angeſehen; ich habe ihm Alles gerne gegönnt, was die Liebe fordert und was ein überzeugtes Herz nicht verſagen kann. Machen Sie nun mit mir, was Sie wollen. Wenn ich einen Augenblick zu geſtehen zauderte, ſo war die Furcht, daß mein Bekenntniß für meinen Geliebten ſchlimme Folgen haben könnte, allein daran Urſache.

Wilhelm faßte, als er ihr Geſtändniß hörte, einen hohen Begriff von den Geſinnungen des Mädchens, indeß ſie die Gerichtsperſonen für eine freche Dirne erkannten, und die gegenwärtigen Bürger Gott dankten, daß dergleichen Fälle in ihren Familien entweder nicht vorgekommen oder nicht bekannt geworden waren.

Wilhelm verſetzte ſeine Mariane in dieſem

Augenblicke vor den Richterſtuhl, legte ihr noch ſchwere Worte in den Mund, ließ ihre Aufrichtigkeit noch herzlicher und ihr Bekenntniß noch edler werden. Die heftigſte Leidenſchaft, beiden Liebenden zu helfen, bemächtigte ſich ſeiner. Er verbarg ſie nicht und bat den zaudernden Amtmann heimlich, er möchte doch der Sache ein Ende machen, es ſei ja Alles ſo klar als möglich und bedürfe keiner weitern Unterſuchung.

Dieſes half ſo viel, daß man das Mädchen abtreten, dafür aber den jungen Menſchen, nachdem man ihm vor der Thüre die Feſſeln abgenommen hatte, hereinkommen ließ. Dieſer ſchien über ſein Schickſal mehr nachdenkend. Seine Antworten waren geſetzter, und wenn er von einer Seite weniger heroiſche Freimüthigkeit zeigte, ſo empfahl er ſich hingegen durch Beſtimmtheit und Ordnung ſeiner Ausſage.

Da auch dieſes Verhör geendigt war, welches mit dem vorigen in Allem übereinſtimmte, nur daß er, um das Mädchen zu ſchonen, hartnäckig läugnete, was ſie ſelbſt ſchon bekannt hatte, ließ man auch ſie endlich wieder vortreten, und es entſtand zwiſchen Beiden eine Scene, welche ihnen das Herz unſers Freundes gänzlich zu eigen machte.

Was vor in Romanen und Comödien vorzugehen pflegt, ſah er hier in einer unangenehmen Gerichtsſtube vor ſeinen Augen: den Streit wechſelſeitiger Großmuth, die Stärke der Liebe im Unglück.

Iſt es denn alſo wahr, ſagte er bei ſich ſelbſt, daß die ſchüchterne Zärtlichkeit, die vor dem Auge der Sonne und der Menſchen ſich verbirgt und nur in abgeſonderter Einſamkeit, in tiefem Geheimniſſe zu genießen wagt, wenn ſie durch einen feindſeligen Zufall hervorgeſchleppt wird, ſich alsdann muthiger, ſtärker, tapferer zeigt, als andere brauſende und großthuende Leidenſchaften?

Zu ſeinem Troſte ſchloß ſich die ganze Handlung noch ziemlich bald. Sie wurden Beide in leidliche Verwahrung genommen, und wenn es möglich geweſen wäre, ſo hätte er noch dieſen Abend das Frauenzimmer zu ihren Eltern hinübergebracht; denn er ſetzte ſich feſt vor, hier ein Mittelsmann zu werden und die glückliche und anſtändige Verbindung beider Liebenden zu befördern.

Er erbat ſich von dem Amtmanne die Erlaubniß, mit Melina allein zu reden, welche ihm denn auch ohne Schwierigkeit verſtattet wurde.

Vierzehntes Capitel.

Das Geſpräch der beiden neuen Bekannten wurde gar bald vertraut und lebhaft. Denn als Wilhelm dem niedergeſchlagenen Jüngling ſein Verhältniß zu den Eltern des Frauenzimmers entdeckte, ſich zum Mittler anbot und ſelbſt die beſten Hoffnungen zeigte, erheiterte ſich das traurige und ſorgenvolle Gemüth des Gefangenen; er fühlte ſich ſchon wieder befreit, mit ſeinen Schwiegereltern verſöhnt, und es war nun von künftigem Erwerb und Unterkommen die Rede.

Darüber werden Sie doch nicht in Verlegenheit ſein, verſetzte Wilhelm; denn Sie ſcheinen mir beiderſeits von der Natur beſtimmt, in dem Stande, den Sie gewählt haben, Ihr Glück zu machen. Eine angenehme Geſtalt, eine wohlklingende Stimme, ein gefühlvolles Herz! Können Schauſpieler beſſer ausgeſtattet ſein? Kann ich Ihnen mit einigen Empfehlungen dienen, ſo wird es mir viel Freude machen.

Ich danke Ihnen von Herzen, verſetzte der Andere; aber ich werde wohl ſchwerlich davon Gebrauch machen können; denn ich denke, wo möglich, nicht auf das Theater zurückzukehren.

Daran thun Sie ſehr übel, ſagte Wilhelm nach einer Pauſe, in welcher er ſich von ſeinem Erſtaunen erholt hatte; denn er dachte nicht anders, als daß der Schauſpieler, ſobald er mit ſeiner jungen Gattinn befreit worden, das Theater aufſuchen werde. Es ſchien ihm eben ſo natürlich und nothwendig, als daß der Froſch das Waſſer ſucht. Nicht einen Augenblick hatte er daran gezweifelt und mußte nun zu ſeinem Erſtaunen das Gegentheil erfahren.

Ja, verſetzte der Andere, ich habe mir vorgenommen, nicht wieder auf das Theater zurückzukehren, vielmehr eine bürgerliche Bedienung, ſie ſei auch, welche ſie wolle, anzunehmen, wenn ich nur eine erhalten kann.

Das iſt ein ſonderbarer Entſchluß, den ich nicht billigen kann; denn ohne beſondere Urſache iſt es niemals rathſam, die Lebensart, die man ergriffen hat, zu verändern, und überdieß wüßte ich keinen Stand, der ſo viel Annehmlichkeiten, ſo viel reizende Ausſichten darböte, als den eines Schauſpielers.

Man ſieht, daß Sie keiner geweſen ſind, verſetzte Jener.

Darauf ſagte Wilhelm: Mein Herr, wie ſelten iſt der Menſch mit dem Zuſtande zufrieden, in dem er ſich befindet! Er wünſcht ſich immer den ſeines Nächſten, auf welchem ſich dieſer gleichfalls herumſetzt.

Indeß bleibt doch ein Unterſchied, verſetzte Melina, zwiſchen dem Schlimmen und dem Schlimmern; Erfahrung, nicht Ungeduld, macht mich ſo handeln. Iſt wohl irgend ein Stückchen Brod kümmerlicher, unſicherer und mühſeliger in der Welt? Beinahe wäre es ebenſo gut, vor den Thüren zu betteln. Was hat man von dem Neide ſeiner Mitgenoſſen und der Partei-

keit des Directors, von der veränderlichen Laune des Publicums's auszuhalten! Wahrhaftig, man muß ein Faß haben wie ein Bär, der in Gesellschaft von Affen und Hunden an der Kette herumgeführt und geprügelt wird, um bei dem Tone eines Dudelsacks vor Kindern und Pöbel zu tanzen.

Wilhelm dachte Allerlei bei sich selbst, was er jedoch dem guten Menschen nicht in's Gesicht sagen wollte. Er ging also nur von Ferne mit dem Gespräch um ihn herum. Jener ließ sich desto aufrichtiger und weitläufiger heraus. — Thäte es nicht Noth, sagte er, daß ein Director jedem Stadtrathe zu Füßen fiele, um nur die Erlaubniß zu haben, vier Wochen zwischen der Messe ein Paar Gretchen mehr an einem Orte circuliren zu lassen. Ich habe den unsrigen, der sonst ein guter Mann war, oft bedauert, wenn er mir gleich zu anderer Zeit Ursache zu Mißvergnügen gab. Ein guter Actor steigert ihn, die schlechten kann er nicht los werden; und wenn er seine Einnahme einiger Maßen der Ausgabe gleichsetzen will, so ist es dem Publicum gleich zu viel, das Haus steht leer und man muß, um nur nicht gar zu Grunde zu gehen, mit Schaden und Kummer spielen. Nein, mein Herr! da Sie sich unsrer, wie Sie sagen, annehmen mögen, so bitte ich Sie, sprechen Sie auf das Ernstlichste mit den Eltern meiner Geliebten! Man versorge mich hier, man gebe mir einen kleinen Schreiber- oder Einnehmerdienst, und ich will mich glücklich schätzen.

Nachdem sie noch einige Worte gewechselt hatten, schied Wilhelm mit dem Versprechen, Morgen ganz früh die Eltern anzusprechen und zu sehen, was er ausrichten könne. Kaum war er allein, so mußte er sich in folgenden Ausrufungen Luft machen: Unglücklicher Mensch, nicht in Deinem Stande, sondern in Dir liegt das Armselige, über das Du nicht Herr werden kannst! Welcher Mensch in der Welt, der ohne innern Beruf ein Handwerk, eine Kunst oder irgend eine Lebensart ergriffe, müßte nicht wie Du seinen Zustand unerträglich finden? Wer mit einem Talente zu einem Talente geboren ist, findet in demselben sein schönstes Dasein! Nichts ist auf der Erde ohne Beschwerlichkeit! Nur der innre Trieb, die Lust, die Liebe helfen uns Hindernisse überwinden, Wege bahnen, und uns aus dem engen Kreise, worin sich Andere kümmerlich ängstigen, emporheben. Dir sind die Bretter Nichts als Bretter, und die Rollen was einem Schulknaben sein Pensum ist. Die Zuschauer siehst Du an, wie sie sich selbst an Werkeltagen verkommen. Dir könnte es also sittlich einerlei sein, hinter einem Pult über linirten Büchern zu sitzen, Zinsen einzutragen und Acste herauszurechnen. Du fühlst nicht das zusammenbrennende, zusammentreffende Ganze, das allein durch den Geist erfunden, begriffen und ausgeführt wird; Du fühlst nicht, daß in dem Menschen ein besserer Funke lebt, der, wenn er keine Nahrung erhält, wenn er nicht gereizt wird, von der Asche täglicher Bedürfnisse und Gleichgiltigkeit tiefer bedeckt und doch so spät und fast nie erstickt wird. Du fühlst in Deiner Seele keine Kraft, ihn aufzuwiegeln, in Deinem eignen Herzen keinen Reichthum, um dem erweckten Nahrung zu geben. Der Hunger treibt Dich; die Unbequemlichkeiten sind Dir zuwider, und es ist Dir verborgen, daß in jedem Stande die Feinde innern, die nur mit Freudigkeit und Gleichmuth zu überwinden sind. Du thust wohl, Dich in jene Grenzen einer gemeinen Stelle zu setzen; denn welche würdest Du wohl ausfüllen, die Geist und Muth verlangt! Gib einem Soldaten, einem Staatsmanne, einem Geistlichen Deine Gesinnungen, und mit eben so viel Recht wird er sich über das Kümmerliche seines Standes beschweren können. Ja, hat es nicht sogar Menschen gegeben, die von allem Lebensgefühl so ganz verlassen waren, daß sie das ganze Leben und Wesen der Sterblichen für ein Nichts, für ein kummervolles und staubgleiches Dasein erklärt haben? Regten sich lebendig in Deiner Seele die Gestalten wirkender Menschen, wärmte Deine Brust ein theilnehmendes Feuer, verbreitete sich über Deine ganze Gestalt die Stimmung, die aus dem Innersten kommt, wären die Töne Deiner Kehle, die Worte Deiner Lippen sichtlich anzuhören, fühltest Du Dich genug in Dir selbst, so würdest Du Dir gewiß Ort und Gelegenheit aufsuchen, Dich in Andern fühlen zu können.

Unter solchen Worten und Gedanken hatte sich unser Freund ausgekleidet und stieg mit einem Gefühle des innigsten Behagens zu Bette. Ein ganzer Roman, was er an der Stelle des Unwürdigen, morgenden Tages thun würde, entwickelte sich in seiner Seele; angenehme Phantasien begleiteten ihn in das Reich des Schlafes sanft hinüber, und überließen ihn den ihren Geschwistern, den Träumen, die ihn mit offenen Armen aufnahmen und das ruhende Haupt unsers Freundes mit dem Vorbilde des Himmels umgaben.

Am frühen Morgen war er schon wieder erwacht, und dachte seiner vorstehenden Unterhandlung nach. Er kehrte in das Haus der verlassnen Eltern zurück, wo man ihn mit Verwunderung aufnahm. Er trug sein Anbringen bescheiden vor, und fand gar bald mehr und weniger Schwierigkeiten, als er vermuthet hatte. Geschehen war es einmal, und wenn gleich außerordentlich strenge und harte Leute sich

gegen das Vergangene und Nichtzuändernde mit Gewalt zu ſetzen, und das Uebel dadurch zu vermehren pflegen, ſo hat dagegen das Geſchehene auf die Gemüther der Meiſten eine unwiderſtehliche Gewalt, und was unmöglich ſchien, nimmt ſogleich, als es geſchehen iſt, neben dem Gemeinen ſeinen Platz ein. Es war alſo bald ausgemacht, daß der Herr Melina die Tochter heirathen ſollte; dagegen ſollte ſie wegen ihrer Unart kein Heirathsgut mitnehmen und verſprechen, das Vermächtniß einer Tante noch einige Jahre, gegen geringe Intereſſen, in des Vaters Händen zu laſſen. Der zweite Punct, wegen einer bürgerlichen Verſorgung, fand ſchon größere Schwierigkeiten. Man wollte das ungerathene Kind nicht vor Augen ſehen; man wollte die Verbindung eines hergelaufenen Menſchen mit einer ſo angeſehenen Familie, welche ſogar mit einem Superintendenten verwandt war, ſich durch die Gegenwart nicht beſtändig aufrücken laſſen; man konnte eben ſo wenig hoffen, daß die fürſtlichen Collegien ihm eine Stelle anvertrauen würden. Beide Eltern waren gleich ſtark dagegen, und Wilhelm, der ſehr eifrig dafür ſprach, weil er dem Menſchen, den er gering ſchätzte, die Rückkehr auf das Theater nicht gönnte und überzeugt war, daß er eines ſolchen Glücks nicht werth ſei, konnte mit allen ſeinen Argumenten Nichts ausrichten. Hätte er die geheimen Triebfedern gekannt, ſo würde er ſich die Mühe gar nicht gegeben haben, die Eltern überreden zu wollen. Denn der Vater, der ſeine Tochter gerne bei ſich behalten hätte, haßte den jungen Menſchen, weil ſeine Frau ſelbſt ein Auge auf ihn geworfen hatte, und dieſe konnte in ihrer Stieftochter eine glückliche Nebenbuhlerinn nicht vor Augen leiden. Und ſo mußte Melina wider ſeinen Willen mit ſeiner jungen Braut, die ſchon größere Luſt bezeigte, die Welt zu ſehen und ſich der Welt ſehen zu laſſen, noch einigen Tagen abreiſen, um bei irgend einer Geſellſchaft ein Unterkommen zu finden.

Fünfzehntes Capitel.

Glückliche Jugend! Glückliche Zeiten des erſten Liebebedürfniſſes! Der Menſch iſt dann wie ein Kind, das ſich am Ecke ſtundenlang ergetzt, die Unkoſten des Geſprächs allein trägt und mit der Unterhaltung wohl zufrieden iſt, wenn der unſichtbare Gegenpart auch nur die letzten Sylben der ausgerufenen Worte wiederholt.

So war Wilhelm in den frühern, beſonders aber in den ſpätern Zeiten ſeiner Leidenſchaft für Marianen, als er den ganzen Reichthum ſeines Gefühls auf ſie hinübertrug und ſich dabei als einen Bettler anſah, der von ihren Almoſen lebte. Und wie uns eine Gegend verzierender, ja allein reizend vorkommt, wenn ſie von der Sonne beſchienen wird, ſo war auch Alles in ſeinen Augen verſchönert und verherrlicht, was ſie umgab, was ſie berührte.

Wie oft ſtand er auf dem Theater hinter den Wänden, wenn er ſich das Privilegium von dem Director erbeten hatte! Dann war freilich die perſpectiviſche Magie verſchwunden, aber die viel mächtigere Zauberei der Liebe fing erſt an zu wirken. Stundenlang konnte er am ſchmutzigen Lichtwagen ſtehen, den Qualm der Unſchlittlampen einziehen, nach der Geliebten hinausblicken und, wenn ſie wieder hereintrat und ihn freundlich anſah, ſich, in Wonne verloren, dicht an dem Bolken- und Latteugerippe in einen paradieſiſchen Zuſtand verſetzt fühlen. Die ausgeſtopften Lämmchen, die Waſſerfälle von Zindel, die papp'nen Roſenſtöcke und die einſeitigen Strohhütten erregten in ihm liebliche, dichteriſche Bilder kraftet Schäferwelt. Sogar die in der Nähe höflich erſcheinenden Tänzerinnen waren ihm nicht immer zuwider, weil ſie auf einem Brete mit ſeiner Vielgeliebten ſtanden. Und ſo iſt es gewiß, daß Liebe, welche Roſenlauben, Myrthenwäldchen und Mondſchein erſt beleben muß, auch ſogar Hobelſpänen und Papierſchnitzeln einen Anſchein belebter Naturen geben kann. Sie iſt eine ſo ſtarke Würze, daß ſelbſt ſchale und ekle Brühen davon ſchmackhaft werden.

Solch einer Würze bedurft' es freilich, um jenen Zuſtand leidlich, ja in der Folge angenehm zu machen, in welchem er gewöhnlich ihre Stube, ja gelegentlich ſie ſelbſt antraf.

In einem feinen Bürgerhauſe erzogen, wo Ordnung und Reinlichkeit das Element, worin er athmete, und indem er von ſeines Vaters Prunkliebe einen Theil geerbt hatte, wußte er, in den Knabenjahren, ſein Zimmer, das er als ſein kleines Reich anſah, ſtattlich auszuſtaffiren. Seine Bettvorhänge waren in große Falten aufgezogen und mit Quaſten befeſtigt, wie man Thronen vorzuſtellen pflegt; er hatte ſich einen Teppich in der Mitte des Zimmers und einen feinern auf den Tiſch anzuſchaffen gewußt; ſeine Bücher und Geräthſchaften legte und ſtellte er faſt mechaniſch ſo, daß ein Niederländiſcher Maler gute Gruppen zu ſeinen Stillleben hätte herausnehmen können. Eine weiße Mütze hatte er wie einen Turban zurecht gebunden, und die Ermel ſeines Schlafrocks nach Orientaliſchem Coſtüme kurz ſtutzen laſſen. Doch gab er hierzu die Urſache an, daß die langen weiten Ermel ihn im Schreiben hinderten. Wenn er Abends ganz allein war und nicht mehr fürchten durfte, geſtört zu werden, trug er gewöhnlich eine ſeidene Schärpe um den Leib, und er ſah manchmal

einen Dolch, den er ſich aus einer alten Rüſtkammer zugeeignet, in den Gürtel geſteckt und ſo die ihm zugetheilten tragiſchen Rollen memorirt und probirt, ja in eben dem Sinne ſein Gebet kniend auf dem Teppich verrichtet haben.

Wie glücklich pries er daher in jenen Zeiten den Schauſpieler, den er im Beſitz ſo mancher majeſtätiſchen Kleider, Rüſtungen und Waffen und in ſteter Uebung eines edeln Betragens ſah, deſſen Geiſt einen Spiegel des Herrlichſten und Prächtigſten, was die Welt an Verhältniſſen, Geſinnungen und Leidenſchaften hervorgebracht, darzuſtellen ſchien! Ebenſo dachte ſich Wilhelm auch das häusliche Leben eines Schauſpielers als eine Reihe von würdigen Handlungen und Beſchäftigungen, davon die Erſcheinung auf dem Theater die äußerſte Spitze ſei, etwa wie ein Silber, das vom Läuterfeuer lange herumgetrieben worden, endlich farbig ſchön vor den Augen des Arbeiters erſcheint und ihm zugleich andeutet, daß das Metall nunmehr von allen fremden Zuſätzen gereiniget ſei.

Wie ſehr ſtutzte er daher Anfangs, wenn er ſich bei ſeiner Geliebten befand und durch den glücklichen Nebel, der ihn umgab, nebenaus auf Tiſche, Stühle und Boden ſah. Die Trümmer eines augenblicklichen, leichten und falſchen Putzes lagen, wie das glänzende Kleid eines abgeſchuppten Fiſches, zerſtreut in wilder Unordnung durcheinander. Die Werkzeuge menſchlicher Reinlichkeit, als Kämme, Seife, Tücher, waren mit den Spuren ihrer Beſtimmung gleichfalls nicht verdeckt. Muſik, Noten und Schuhe, Wäſche und italieniſche Blumen, Etuis, Haarnadeln, Schminktöpfchen und Bänder, Bücher und Strohhüte, Alles verſchmähte die Nachbarſchaft des Andern, Alle waren durch ein gemeinſchaftliches Element, durch Puder und Staub, vereinigt. Jedoch da Wilhelm in ihrer Gegenwart wenig von allem Andern bemerkte, ja vielmehr ihm Alles, was ihr gehörte, ſie berührt hatte, lieb werden mußte, ſo fand er zuletzt in dieſer verworrenen Wirthſchaft einen Reiz, den er in ſeiner ſtattlichen Prunkerdrehung niemals empfunden hatte. Es war ihm — wenn er hier ihre Schnürbruſt wegnahm, um zum Clavier zu kommen, dort ihre Mütze auf's Bette legte, um ſich ſetzen zu können, wenn ſie ſelbſt mit unbefangener Freimüthigkeit manches Natürliche, das man ſonſt gegen einen Andern aus Anſtand zu verheimlichen pflegt, vor ihm nicht zu verbergen ſuchte — es war ihm, ſag' ich, als wenn er ihr mit jedem Augenblicke näher würde, als wenn eine Gemeinſchaft zwiſchen ihnen durch unſichtbare Bande befeſtigt würde.

Nicht ebenſo leicht konnte er die Aufführung der übrigen Schauſpieler, die er bei ſeinen erſten Beſuchen manchmal bei ihr antraf, mit ſeinen Begriffen vereinigen. Geſchäftig im Müßiggange, ſchienen ſie an ihren Beruf und Zweck am Wenigſten zu denken; über den poetiſchen Werth eines Stückes hörte er ſie niemals reden, und weder richtig noch unrichtig darüber urtheilen; es war immer nur die Frage: Was wird das Stück machen? Iſt es ein Zugſtück? Wie lange wird es ſpielen? Wie oft kann es wohl gegeben werden? — und was Fragen und Bemerkungen dieſer Art mehr waren. Dann ging es gewöhnlich auf den Director los, daß er mit der Gage zu karg und beſonders gegen den Einen und den Andern ungerecht ſei; dann auf das Publicum, daß es mit ſeinem Beifall ſelten den rechten Mann belohne, daß das Deutſche Theater ſich täglich verbeſſere, daß der Schauſpieler nach ſeinen Verdienſten immer mehr geehrt werde und nicht genug geehrt werden könne. Dann ſprach man viel von Caffee-Häuſern und Weingärten, und was daſelbſt vorgefallen, wie viel irgend ein Camerad Schulden habe und Abzug leiden müſſe, von Diſproportion der wöchentlichen Gage, von Cabalen einer Gegenpartei; wobei denn doch zuletzt die große und verdiente Aufmerkſamkeit des Publicum's wieder in Betracht kam, und der Einfluß des Theater's auf die Bildung einer Nation und der Welt nicht vergeſſen wurde.

Alle dieſe Dinge, die Wilhelm'en ſonſt ſchon manche unruhige Stunde gemacht hatten, kamen ihm gegenwärtig wieder in's Gedächtniß, als ihn ſein Pferd langſam nach Hauſe trug und er die verſchiedenen Vorfälle, die ihm begegnet waren, überlegte. Die Bewegung, welche durch die Flucht eines Mädchens in eine gute Bürger-Familie, ja in ein ganzes Städtchen gekommen war, hatte er mit Augen geſehen; die Scenen auf der Landſtraße und im Amthauſe, die Geſinnungen Melina's, und was ſonſt noch vorgegangen war, ſtellten ſich ihm wieder dar, und brachten ſeinen lebhaften, verdrängenden Geiſt in eine Art von ſorglicher Unruhe, die er nicht lange ertrug, ſondern ſeinem Pferde die Sporen gab und nach der Stadt zueilte.

Allein auch auf dieſem Wege konnte er neuen Unannehmlichkeiten entgegen. Werner, ſein Freund und vermuthlicher Schwager, wartete auf ihn, um ein ernſthaftes, bedeutendes und unerwartetes Geſpräch mit ihm anzufangen.

Werner war einer von den geprüften, in ihrem Daſein beſtimmten Leuten, die man gewöhnlich kalte Leute zu nennen pflegt, weil ſie bei Anläſſen weder ſchnell noch ſtürmiſch aufloderu; auch war ſein Umgang mit Wilhelm'en ein anhaltender Zwiſt, wodurch ſich ihre Liebe aber nur feſter knüpfte; denn ungeachtet ihrer

verſchiedenen Denkungsart fand Jeder ſeine Rechnung bei dem Andern. Werner that ſich darauf Etwas zu Gute, daß er dem vortrefflichen, obgleich gelegentlich ausſchweifenden Geiſt Wilhelm's mitunter Zügel und Gebiß anzulegen ſchien, und Wilhelm fühlte oft einen herrlichen Triumph, wenn er ſeinen bedächtlichen Freund in warmer Aufwallung mit ſich fortnahm. So übte ſich Einer an dem Andern; ſie wurden gewohnt, ſich täglich zu ſehen, und man hätte ſagen ſollen, das Verlangen, einander zu finden, ſich mit einander zu beſprechen, ſei durch die Unmöglichkeit, einander verſtändlich zu werden, vermehrt worden. Im Grunde aber gingen ſie doch, weil ſie Beide gute Menſchen waren, neben einander, mit einander nach einem Ziel, und konnten niemals begreifen, warum denn Keiner den Andern auf ſeine Geſinnung reduciren könne.

Werner bemerkte ſeit einiger Zeit, daß Wilhelm's Beſuche ſeltner wurden, daß er in Lieblings-Materien kurz und zerſtreut abbrach, daß er ſich nicht mehr in lebhafte Ausbildung ſeltſamer Vorſtellungen vertiefte, an welcher ſich freilich ein freies, in der Gegenwart des Freundes Ruhe und Zufriedenheit findendes Gemüth am Sicherſten erkennen läßt. Der pünctliche und bedächtige Werner ſuchte Anfangs den Fehler in ſeinem eigenen Betragen, bis ihn einige Stadtgeſpräche auf die rechte Spur brachten und einige Unvorſichtigkeiten Wilhelm's ihn der Gewißheit näher führten. Er ließ ſich auf eine Unterſuchung ein, und entdeckte gar bald, daß Wilhelm vor einiger Zeit eine Schauſpielerinn öffentlich beſucht, mit ihr auf dem Theater geſprochen und ſie nach Hauſe gebracht habe; er wäre troſtlos geweſen, wenn ihm auch die nächtlichen Zuſammenkünfte bekannt geworden wären; denn er hörte, daß Mariane ein verführeriſches Mädchen ſei, die ſeinen Freund wahrſcheinlich um's Geld bringe und ſich noch nebenher von dem unwürdigſten Liebhaber unterhalten laſſe.

Sobald er ſeinen Verdacht, ſo viel möglich, zur Gewißheit erhoben, beſchloß er einen Angriff auf Wilhelm'en, und war mit allen Anſtalten völlig in Bereitſchaft, als Dieſer eben, verdrießlich und verſtimmt, von ſeiner Reiſe zurückkam.

Werner trug ihm noch denſelben Abend Alles, was er wußte, erſt gelaſſen, dann mit dem dringenden Ernſte einer wohldenkenden Freundſchaft vor, ließ keinen Zug unbeſtimmt und gab ſeinem Freunde alle die Bitterkeiten zu koſten, die ruhige Menſchen an Liebende mit jugendhafter Schadenfreude ſo freigebig auszuſpenden pflegen. Aber, wie man ſich denken kann, richtete er wenig aus. Wilhelm verſetzte mit inniger Bewegung, doch mit großer Sicherheit: Du kennſt das Mädchen nicht! Der Schein iſt vielleicht nicht zu ihrem Vortheil, aber ich bin ihrer Treue und Tugend ſo gewiß als meiner Liebe.

Werner beharrte auf ſeiner Anklage und erbot ſich zu Beweiſen und Zeugen. Wilhelm verwarf ſie und entfernte ſich von ſeinem Freunde verdrießlich und erſchüttert, wie Einer, dem ein ungeſchickter Zahnarzt einen ſchadhaften feſtſitzenden Zahn gefaßt und vergebens daran gerückt hat.

Höchſt unbehaglich fand ſich Wilhelm, das ſchöne Bild Mariane's erſt durch die Grillen der Reiſe, dann durch Werner's Unfreundlichkeit in ſeiner Seele getrübt und beinahe entſtellt zu ſehen. Er griff zum ſicherſten Mittel, ihm die völlige Klarheit und Schönheit wieder herzuſtellen, indem er Nachts auf den gewöhnlichen Wegen zu ihr eilte. Sie empfing ihn mit lebhafter Freude; denn er war bei ſeiner Ankunft vorbei geritten; ſie hatte ihn dieſe Nacht erwartet, und es läßt ſich denken, daß alle Zweifel bald aus ſeinem Herzen vertrieben wurden. Ja, ihre Zärtlichkeit ſchien ſein ganzes Vertrauen wieder auf, und er erzählte ihr, wie ſehr ſich das Publicum, wie ſehr ſich ſein Freund an ihr verſündiget.

Mancherlei lebhafte Geſpräche führten ſie auf die erſten Zeiten ihrer Bekanntſchaft, deren Erinnerung eine der ſchönſten Unterhaltungen zweier Liebenden bleibt. Die erſten Schritte, die uns in den Irrgarten der Liebe bringen, ſind ſo angenehm, die erſten Anſichten ſo reizend, daß man ſie gar zu gern in ſein Gedächtniß zurückruft. Jeder Theil ſucht einen Vorzug vor dem andern zu behalten, er habe früher, uneigennütziger geliebt, und Jedes wünſcht in dieſem Wettſtreite lieber überwunden zu werden, als zu überwinden.

Wilhelm wiederholte Mariane'n, was ſie ſchon ſo oft gehört hatte, daß ſie bald ſeine Aufmerkſamkeit von dem Schauſpiel ab und auf ſich allein gezogen habe, daß ihre Geſtalt, ihr Spiel, ihre Stimme ihn gefeſſelt; wie er zuletzt nur die Stücke, in denen ſie geſpielt, beſucht habe, wie er endlich auf's Theater gleichſam ſei, oft, ohne von ihr bemerkt zu werden, neben ihr geſtanden habe. Dann ſprach er mit Entzücken von dem glücklichen Abende, an dem er eine Gelegenheit gefunden, ihr eine Gefälligkeit zu erzeigen und ein Geſpräch einzuleiten.

Mariane dagegen wollte nicht Wort haben, daß ſie ihn ſo lange nicht bemerkt hätte; ſie behauptete, ihn ſchon auf dem Spaziergange geſehen zu haben, und bezeichnete ihm zum Beweis das Kleid, das er am ſelbigen Tage angehabt; ſie behauptete, daß er ihr damals

Er faßt das Buch und spricht das Zeichen des Geistes geheimnißvoll aus. Es zuckt eine röthliche Flamme, der Geist erscheint in der Flamme.

Geist.

Wer ruft mir?

Faust abgewendet.

Schreckliches Gesicht!

Geist.

Du hast mich mächtig angezogen,
An meiner Sphäre lang gesogen,
Und nun —

Faust.

Weh! ich ertrag' dich nicht!

Geist.

Du flehst erathmend mich zu schauen,
Meine Stimme zu hören, mein Antlitz zu sehn,
Mich neigt dein mächtig Seelenflehn,
Da bin ich! — Welch erbärmlich Grauen
Faßt Übermenschen dich! Wo ist der Seele
Ruf?

vor Allen Andern gefallen und daß ſie ſeine Bekanntſchaft gewünſcht habe.

Wie gern glaubte Wilhelm das Alles! Wie gern ließ er ſich überreden, daß ſie zu ihm, als er ſich ihr genähert, durch einen unwiderſtehlichen Zug hingeführt worden, daß ſie abſichtlich zwiſchen die Couliſſen neben ihn getreten ſei, um ihn näher zu ſehen und Bekanntſchaft mit ihm zu machen, und daß ſie zuletzt, da ſeine Zurückhaltung und Blödigkeit nicht zu überwinden geweſen, ihm ſelbſt Gelegenheit gegeben und ihn gleichſam genöthigt habe, ein Glas Limonade herbeizuholen.

Unter dieſem lieberollen Wettſtreit, den ſie durch alle kleine Umſtände ihres kurzen Roman's verfolgten, verginnen ihnen die Stunden ſehr ſchnell, und Wilhelm verließ völlig beruhigt ſeine Geliebte, mit dem feſten Vorſatze, ſein Verhaben unverzüglich in's Werk zu richten.

Sechszehntes Capitel.

Was zu ſeiner Abreiſe nöthig war, hatten Vater und Mutter beſorgt; nur einige Kleinigkeiten, die an der Equipage fehlten, verzögerten ſeinen Aufbruch auf einige Tage. Wilhelm benutzte die Zeit, um an Mariane'n einen Brief zu ſchreiben, wodurch er die Angelegenheit endlich zur Sprache bringen wollte, über welche ſie ſich mit ihm zu unterhalten bisher immer vermieden hatte. Folgender Maßen lautete der Brief:

„Unter der lieben Hülle der Nacht, die mich ſonſt in Deinen Armen bedeckte, ſitze ich und denke und ſchreibe an Dich, und was ich ſinne und treibe, iſt nur um Deinetwillen. O, Mariane! mir, dem Glücklichſten unter den Männern, iſt es wie einem Bräutigam, der ahnungsvoll, welch' eine neue Welt ſich in ihm und durch ihn entwickeln wird, auf den feſtlichen Teppichen ſteht, und, während der heiligen Ceremonien, ſich gedankenvoll lüſtern vor die geheimnißreichen Vorhänge verſetzt, woher ihm die Lieblichkeit der Liebe entgegenſäuſelt.

Ich habe über mich gewonnen, Dich in einigen Tagen nicht zu ſehen, es war leicht, in Hoffnung einer ſolchen Entſchädigung, ewig mit Dir vereint zu ſein, ganz der Deinige zu bleiben! Soll ich wiederholen, was ich wünſche? Und doch iſt es nöthig; denn es ſcheint, als haben Du mich bisher nicht verſtanden.

Wie oft habe ich mit leiſen Tönen der Treue, die, weil ſie Alles zu halten wünſcht, wenig zu ſagen wagt, an Deinem Herzen geforſcht nach dem Verlangen einer ewigen Verbindung. Verſtanden haſt Du mich gewiß; denn in Deinem Herzen muß eben der Wunſch keimen. Vernommen haſt Du mich in jedem Kuſſe, in der anſchmiegenden Ruhe jener glücklichen Abende. Da lernt' ich Deine Beſcheidenheit kennen, und wie vermehrte ſich meine Liebe! Wo eine Andere ſich künſtlich betragen hätte, um durch überlaßnen Sonnenſchein einen Entſchluß in dem Herzen ihres Liebhabers zur Reife zu bringen, eine Erklärung hervorzulocken und ein Verſprechen zu beſiegeln, eben da zieheſt Du Dich zurück, ſchließeſt die halbgeöffnete Bruſt Deines Geliebten wieder zu, und ſuchſt durch eine anſcheinende Gleichgiltigkeit Deine Beſtimmung zu verbergen; aber ich verſtehe Dich! Weich ein Elender müßte ich ſein, wenn ich an dieſen Zeichen die reine, uneigennützige, nur für den Freund beſorgte Liebe nicht erkennen wollte! Vertraue mir und ſei ruhig! Wir gehören einander an, und Keins von Beiden verläßt oder verliert Etwas, wenn wir für einander leben.

Nimm ſie hin, dieſe Hand! feierlich noch dieß überflüſſige Zeichen! Alle Freuden der Liebe haben wir empfunden, aber es ſind neue Seligkeiten in dem beſtätigten Gedanken der Dauer. Frage nicht, wie? Sorge nicht! Das Schickſal ſorgt für die Liebe, und um ſo gewiſſer, da Liebe genügſam iſt.

Mein Herz hat ſchon lange meiner Eltern Haus verlaſſen; es iſt bei Dir, wie mein Geiſt auf der Bühne ſchwebt. O meine Geliebte! Iſt wohl einem Menſchen ſo gewähret, ſeine Wünſche zu verbieten, wie mir? Kein Schritt kommt in meine Augen, und wie eine ewige Morgenröthe ſteigt Deine Liebe und Dein Glück vor mir auf und ab.

Kaum, daß ich mich halte, nicht aufzufahren, zu Dir hinzueile und mir Deine Einwilligung erzwinge, und gleich morgen früh weiter in die Welt nach meinem Ziele hinſtrebe! — Nein, ich will mich bezwingen! Ich will nicht unbeſonnen thörichte, verwegene Schritte thun, mein Plan iſt entworfen, und ich will ihn ruhig ausführen.

Ich bin mit Director Serlo bekannt; meine Reiſe geht gerade zu ihm; er hat vor einem Jahre oft ſeinen Leuten Etwas von meiner Lebhaftigkeit und Freude am Theater gewünſcht, und ich werde ihm gewiß willkommen ſein; denn bei Ihrer Truppe möchte ich aus mehr als einer Urſache nicht eintreten; auch ſpielt Serlo ſo weit von hier, daß ich Anfangs meinen Schritt verbergen kann. Einen leidlichen Unterhalt finde ich da gleich; ich ſehe mich in dem Publico um, lerne die Geſellſchaft kennen und hole Dich nach.

Mariane, Du ſiehſt, was ich über mich gewinnen kann, um Dich gewiß zu haben; denn Dich ſo lange nicht zu ſehen, Dich in der weiten

Welt zu wiſſen, recht lebhaft darf ich mir's nicht denken. Wenn ich mir dann aber wieder Deine Liebe vorſtelle, die mich vor Allem ſichert, wenn Du meine Bitte nicht verſchmähſt, ehe wir ſcheiden, und Du mir Deine Hand vor dem Prieſter reichſt, ſo werde ich ruhig gehen. Es iſt nur eine Formel unter uns, aber eine ſo ſchöne Formel, der Segen des Himmels zu dem Segen der Erde. In der Nachbarſchaft, im Ritterſchaftlichen, geht es leicht und heimlich zu.

Für den Anfang habe ich Geld genug. Wir wollen theilen; es wird für uns Beide hinreichen; ehe Das verzehrt iſt, wird der Himmel weiter helfen.

Ja, Liebſte, es iſt mir gar nicht bange! Was mit ſoviel Fröhlichkeit begonnen wird, muß ein glückliches Ende erreichen. Ich habe nie gezweifelt, daß man ſein Fortkommen in der Welt finden könne, wenn es Einem Ernſt iſt, und ich fühle Muth genug, für Zwei, ja für Mehrere einen reichlichen Unterhalt zu gewinnen. Die Welt iſt undankbar, ſagen Viele; ich habe noch nicht gefunden, daß ſie undankbar ſei, wenn man auf die rechte Art Etwas für ſie zu thun weiß. Mir glüht die ganze Seele bei dem Gedanken, endlich ein Mal aufzutreten und den Menſchen in das Herz hineinzureden, was ſie ſich ſo lange zu hören ſehnen. Wie tauſend Mal iſt es freilich mir, der ich von der Herrlichkeit des Theater's ſo eingenommen bin, bang durch die Seele gegangen, wenn ich die Elendeſten geſehen habe, ſich einbilden, ſie könnten uns ein treffliches Wort an's Herz reden! Ein Ton, der durch die Flöte gezwungen wird, klingt viel beſſer und reiner; es iſt unerhört, wie ſich viele Burſche in ihrer groben Ungeſchicklichkeit verſündigen.

Das Theater hat oft einen Streit mit der Kanzel gehabt; ſie ſollten, dünkt mich, nicht miteinander hadern. Wie ſehr wäre zu wünſchen, daß an beiden Orten nur durch edle Menſchen Gott und Natur verherrlicht würden! Es ſind keine Träume, meine Liebſte! Wie ich an Deinem Herzen habe fühlen können, daß Du in Liebe biſt: ſo ergreife ich auch den glänzenden Gedanken und ſage — ich will's nicht ausſagen, aber hoffen will ich, daß wir einſt als ein Paar gute Geiſter den Menſchen erſcheinen werden, ihre Herzen aufzuſchließen, ihre Gemüther zu beruhigen und ihnen himmliſche Genüſſe zu bereiten, ſo gewiß wir an Deinem Buſen Freuden gewährt waren, die immer himmliſch genannt werden müſſen, weil wir uns in jenen Augenblicken aus uns ſelbſt gerückt, über uns ſelbſt erhaben fühlten.

Ich kann nicht ſchließen; ich habe ſchon zu viel geſagt und weiß nicht, ob ich Dir ſchon Alles geſagt habe, Alles, was Dich angeht; denn die Bewegung des Blutes, das ſich in meinem Herzen bricht, ſind keine Worte vermögend, auszudrücken.

Nimm dieſes Blatt indeß, meine Liebe! Ich habe es wieder durchgeleſen und finde, daß ich von vorne anfangen ſollte; doch enthält es Alles, was Du zu wiſſen nöthig haſt, was Dir Vorbereitung iſt, wenn ich bald mit Fröhlichkeit der ſüßen Liebe an Deinen Buſen zurückkehre. Ich komme mir vor, wie ein Gefangener, der in einem Kerker lauſchend ſeine Feſſeln abfeilt. Ich ſage gute Nacht meinen ſorglos ſchlafenden Eltern! — Lebe wohl, Geliebte! Lebe wohl! Für dieß Mal ſchließ' ich; die Augen ſind mir zwei, drei Mal zugefallen; es iſt ſchon tief in der Nacht."

Siebenzehntes Capitel.

Der Tag wollte nicht endigen, als Wilhelm, ſeinen Brief ſchön gefaltet in der Taſche, ſich zu Mariane'n hinſehnte; auch war es kaum düſter geworden, als er ſich, wider ſeine Gewohnheit, nach ihrer Wohnung hinſichtlich. Sein Plan war: ſich auf die Nacht anzumelden, ſeine Geliebte auf kurze Zeit wieder zu verlaſſen, ihr, eh' er wegginge, den Brief in die Hand zu drücken, und bei ſeiner Rückkehr in tiefer Nacht ihre Antwort, ihre Einwilligung zu erhalten oder durch die Macht ſeiner Liebkoſungen zu erzwingen. Er flog in ihre Arme und konnte ſich an ihrem Buſen kaum wieder faſſen. Die Lebhaftigkeit ſeiner Empfindungen verbarg ihm Anfangs, daß ſie nicht wie ſonſt mit Herzlichkeit antwortete; doch konnte ſie einen ängſtlichen Zuſtand nicht lange verbergen; ſie ſchützte eine Krankheit, eine Unpäßlichkeit vor; ſie beklagte ſich über Kopfweh, ſie wollte ſich auf den Vorſchlag, daß er heute Nacht wieder kommen wolle, nicht einlaſſen. Er ahnte nichts Böſes, drang nicht weiter in ſie, fühlte aber, daß es nicht die Stunde ſei, ihr ſeinen Brief zu übergeben. Er behielt ihn bei ſich, und da verſchiedene ihrer Bewegungen und Reden ihn auf eine höfliche Weiſe wegzugehen nöthigten, ergriff er im Taumel ſeiner ungenügſamen Liebe eines ihrer Halstücher, ſteckte es in die Taſche, und verließ wider Willen ihre Lippen und ihre Thüre. Er ſchlich nach Hauſe, konnte aber auch da nicht lange bleiben, kleidete ſich um und ſuchte wieder die freie Luft.

Als er einige Straßen auf- und abgegangen war, begegnete ihm ein Unbekannter, der nach einem gewiſſen Gaſthofe fragte; Wilhelm erbot ſich, ihm das Haus zu zeigen; der Fremde erkundigte ſich nach dem Namen der Straße, nach den Beſitzern verſchiedener großen Gebäude, vor denen ſie vorbeigingen, ſodann nach

einigen Polizeieinrichtungen der Stadt, und ſie waren in einem ganz intereſſanten Geſpräch begriffen, als ſie am Thore des Wirthshauſes ankamen. Der Fremde nöthigte ſeinen Führer, hineinzutreten und ein Glas Punſch mit ihm zu trinken; zugleich gab er ſeinen Namen an und ſeinen Geburtsort, auch die Geſchäfte, die ihn hierher gebracht hätten, und erſuchte Wilhelm'en um ein gleiches Vertrauen. Dieſer verſchwieg eben ſo wenig ſeinen Namen als ſeine Wohnung.

Sind Sie nicht ein Enkel des alten Meiſters, der die ſchöne Kunſtſammlung beſaß? fragte der Fremde.

Ja, ich bin's. Ich war zehn Jahre, als der Großvater ſtarb, und es ſchmerzte mich lebhaft, dieſe ſchönen Sachen verkaufen zu ſehen.

Ihr Vater hat eine große Summe Geldes dafür erhalten.

Sie wiſſen alſo davon?

O ja, ich habe dieſen Schatz noch in Ihrem Hauſe geſehen. Ihr Großvater war nicht bloß ein Sammler; er verſtand ſich auf die Kunſt; er war in einer ſehr glücklichen Zeit in Italien geweſen, und hatte Schätze von dort mit zurückgebracht, welche jetzt um keinen Preis mehr zu haben wären. Er beſaß treffliche Gemälde von den beſten Meiſtern; man konnte kaum ſeinen Augen, wenn man ſeine Handzeichnungen durchſah; unter ſeinen Marmorn waren einige unſchätzbare Fragmente; von Bronzen beſaß er eine ſehr inſtructive Suite. So hatte er auch ſeine Münzen für Kunſt und Geſchichte zweckmäßig geſammelt; ſeine wenigen geſchnittenen Steine verdienten alles Lob. Auch war das Ganze gut aufgeſtellt, wenn gleich die Zimmer und Säle des alten Hauſes nicht ſymmetriſch gebaut waren.

Sie können denken, was wir Kinder verloren, als alle die Sachen herunternommen und eingepackt wurden. Es waren die erſten traurigen Zeiten meines Lebens. Ich weiß noch, wie leer uns die Zimmer vorkamen, als wir die Gegenſtände nach und nach verſchwinden ſahen, die uns von Jugend auf unterhalten hatten, und die wir ebenſo unveränderlich hielten, als das Haus und die Stadt ſelbſt.

Wenn ich nicht irre, ſo gab Ihr Vater das gelöſ'te Capital in die Handlung eines Nachbars, mit dem er eine Art Geſellſchaftshandel einging.

Ganz richtig! Und ihre geſellſchaftlichen Speculationen ſind ihnen wohl gelückt; ſie haben in dieſen zwölf Jahren ihr Vermögen ſehr vermehrt, und ſind Beide nur deſto heftiger auf den Erwerb geſtellt; auch hat der alte Werner einen Sohn, der ſich viel beſſer zu dieſem Handwerke ſchickt als ich.

Es that mir leid, daß dieſer Ort eine ſolche Zierde verloren hat, als das Cabinet Ihres Großvaters war. Ich ſah es noch kurz vorher, ehe es verkauft wurde, und ich darf wohl ſagen: ich war Urſache, daß der Kauf zu Stande kam. Ein reicher Edelmann, ein großer Liebhaber, der aber bei ſo einem wichtigen Handel ſich nicht allein auf ſein eigen' Urtheil verließ, hatte mich herbeigeſchickt und verlangte meinen Rath. Sechs Tage beſah ich das Cabinet, und am ſiebenten rieth ich meinem Freunde, die ganze geforderte Summe ohne Anſtand zu bezahlen. Sie waren als ein munterer Knabe oft um mich herum; Sie erklärten mir die Gegenſtände der Gemälde und wußten überhaupt das Cabinet recht gut anzuzeigen.

Ich erinnere mich einer ſolchen Perſon, aber in Ihnen hätte ich ſie nicht wieder erkannt.

Es iſt auch ſchon eine geraume Zeit, und wir verändern uns doch mehr oder weniger. Sie hatten, wenn ich mich recht erinnere, ein Lieblingsbild darunter, von dem Sie mich gar nicht wegkaufen wollten.

Ganz richtig! Es ſtellte die Geſchichte vor, wie der kranke Königsſohn ſich über die Braut ſeines Vaters in Liebe verzehrt.

Es war eben nicht das beſte Gemälde, nicht gut zuſammengeſetzt, von keiner ſonderlichen Farbe, und die Ausführung durchaus manirirt.

Das verſtand ich nicht und verſteh' es noch nicht, der Gegenſtand iſt es, der mich an einem Gemälde reizt; nicht die Kunſt.

Da ſchien Ihr Großvater anders zu denken; denn der größte Theil ſeiner Sammlung beſtand aus trefflichen Sachen, in denen man immer das Verdienſt ihres Meiſters bewunderte, ſie mochten vorſtellen, was ſie wollten; auch hing dieſes Bild in dem äußerſten Vorſaale, zum Zeichen, daß er es wenig ſchätzte.

Da war es eben, wo wir Kinder immer ſpielen durften, und wo dieſes Bild einen unauslöſchlichen Eindruck auf mich machte, den mir ſelbſt Ihre Kritik, die ich übrigens verehre, nicht auslöſchen könnte, wenn wir auch jetzt vor dem Bilde ſtunden. Wie jammert mich, wie jammert mich noch ein Jüngling, der die ſüßen Triebe, das ſchönſte Erbtheil, das uns die Natur gab, in ſich verſchließen und das Feuer, das ihn und Andere erwärmen und beleben ſollte, in ſeinem Weſen verbergen muß, ſo daß ſein Innerſtes unter ungeheuren Schmerzen verzehrt wird! Wie bedaure ich die Unglückliche, die ſich einem Andern widmen ſoll, wenn ihr Herz ſchon den würdigen Gegenſtand eines wahren und reinen Verlangens gefunden hat!

Dieſe Geſichte ſind freilich ſehr weit von jenen Betrachtungen entfernt, unter denen ein Kunſtliebhaber die Werke großer Meiſter an

zuſehen pflegt; wahrſcheinlich würde Ihnen aber, wenn das Cabinet ein Eigenthum Ihres Hauſes geblieben wäre, nach und nach der Sinn für die Werke ſelbſt aufgegangen ſein, ſo daß Sie nicht immer nur ſich ſelbſt und Ihre Neigung in den Kunſtwerken geſehen hätten.

Gewiß that mir der Verkauf des Cabinet's gleich ſehr leid, und ich habe es auch in reifern Jahren öfters vermißt; wenn ich aber bedenke, daß es gleichſam ſo ſein mußte, um eine Liebhaberei, um ein Talent in mir zu entwickeln, die weit mehr auf mein Leben wirken ſollten, als jene leblosen Bilder je gethan hätten: ſo beſchwichtige ich mich dann gern, und verehre das Schickſal, das mein Beſtes und eines Jeden Beſtes einzuleiten weiß.

Leider höre ich ſchon wieder das Wort Schickſal von einem jungen Manne ausſprechen, der ſich eben in einem Alter befindet, wo man gewöhnlich ſeinen lebhaften Neigungen den Willen höherer Weſen unterzuſchieben pflegt!

So glauben Sie kein Schickſal? keine Macht, die über uns waltet und Alles zu unſerm Beſten lenkt?

Es iſt hier die Rede nicht von meinem Glauben, noch der Ort, auszulegen, wie ich mir Dinge, die uns Allen unbegreiflich ſind, einiger Maßen denkbar zu machen ſuche; hier iſt nur die Frage, welche Vorſtellungsart zu unſerm Beſten gereicht. Das Gewebe dieſer Welt iſt aus Nothwendigkeit und Zufall gebildet; die Vernunft des Menſchen ſtellt ſich zwiſchen Beide, und weiß ſie zu beherrſchen; ſie behandelt das Nothwendige als den Grund ihres Daſeins; das Zufällige weiß ſie zu lenken, zu leiten und zu nutzen; und um, indem ſie feſt und unerſchütterlich ſteht, verdient der Menſch ein Gott der Erde genannt zu werden. Wehe Dem, der ſich von Jugend auf gewöhnt, in dem Nothwendigen etwas Willkürliches finden zu wollen, der dem Zufälligen eine Art von Vernunft zuſchreiben möchte, welcher zu folgen ſogar eine Religion ſei. Heißt das etwas weiter, als ſeinem eigenen Verſtande entſagen, und ſeinen Neigungen unbedingten Raum geben? Wir bilden uns ein, frewm zu ſein, indem wir ohne Ueberlegung hinſchlendern, und durch angenehme Zufälle determiniren laſſen, und endlich dem Reſultate eines ſolchen ſchwankenden Lebens den Namen einer göttlichen Führung geben.

Waren Sie niemals in dem Falle, daß ein kleiner Umſtand Sie veranlaßte, einen gewiſſen Weg einzuſchlagen, auf welchem bald eine gefällige Gelegenheit Ihnen entgegenkam und eine Reihe von unerwarteten Vorfällen Sie endlich an's Ziel brachte, daß Sie ſelbſt noch kaum in's Auge gefaßt hatten? Sollte Das nicht Ergebenheit in das Schickſal, Zutrauen zu einer ſolchen Leidenſchaft einflößen?

Mit dieſen Geſinnungen könnte kein Mädchen ihre Tugend, Niemand ſein Geld im Beutel behalten; denn es gibt Anläſſe genug, Beides los zu werden. Ich kann mich nur über den Menſchen freuen, der weiß, was ihm und Andern nütze iſt, und ſeine Willkür zu beſchränken arbeitet. Jeder hat ſein eigen' Glück unter den Händen, wie der Künſtler eine rohe Materie, die er zu einer Geſtalt umbilden will. Aber es iſt mit dieſer Kunſt wie mit allen: nur die Fähigkeit dazu wird uns angeboren, ſie will gelernt und ſorgfältig ausgeübt ſein.

Dieſes und Mehreres wurde noch unter ihnen abgehandelt; endlich trennten ſie ſich, ohne daß ſie einander ſonderlich überzeugt zu haben ſchienen; doch beſtimmten ſie auf den folgenden Tag einen Ort der Zuſammenkunft.

Wilhelm ging noch einige Straßen auf und nieder; er hörte Clarinetten, Waldhörner und Flagette; es ſchwoll ſein Buſen. Durchreiſende Spielleute machten eine angenehme Nacht-Muſik. Er ſprach mit ihnen, und um ein Stück Geld folgten ſie ihm zu Mariane's Wohnung. Hohe Bäume zierten den Platz vor ihrem Hauſe; darunter ſtellte er ſeine Sänger; er ſelbſt ruhte auf einer Bank in einiger Entfernung, und überließ ſich ganz den ſchwebenden Tönen, die in der ſchönen Nacht um ihn ſäuſelten. Unter den holden Sternen hingeſtreckt, war ihm ſein Daſein wie ein gold'ner Traum. — Sie hört auch dieſe Flöten, ſagt' er in ſeinem Herzen, ſie fühlt, weſſen Andenken, weſſen Liebe die Nacht wohlklingend macht; auch in der Entfernung ſind wir durch dieſe Melodien zuſammengebunden, wie in jeder Entfernung durch die feinſte Stimmung der Liebe. Ach! zwei liebende Herzen, ſie ſind wie zwei Magnet-Uhren; was in der einen ſich regt, muß auch die andere mit bewegen; denn es iſt nur Eine, was in beiden wirkt, eine Kraft, die ſie durchgeht. Kann ich in ihren Armen eine Möglichkeit fühlen, mich von ihr zu trennen? Und doch, ich werde frei von ihr ſein, werde einen Heilort für unſere Liebe ſuchen, und werde ſie immer mit mir haben.

Wie oft iſt mir's geſchehen, daß ich, abweſend von ihr, in Gedanken an ſie verloren, ein Buch, ein Kleid oder ſonſt etwas berührte, und glaubte, ihre Hand zu fühlen: ſo ganz war ich mit ihrer Gegenwart umkleidet. Und jener Augenblicke mich zu erinnern, die das Licht des Tages wie das Auge des kalten Zuſchauers ſcheuen, die zu genießen Götter den ſchmerzlichen Zuſtand der reinen Seligkeit zu verlaſſen ſich entſchließen dürften! — Mich zu erinnern? — Als wenn man den Rauſch des Taumelkelchs in der Erinnerung erneuern könnte, der unſere Sinne,

von himmliſchen Banden umſtrickt, aus aller ihrer Faſſung reißt. — Und ihre Geſtalt — — Er verlor ſich im Andenken an ſie; ſeine Ruhe ging in Verlangen über; er umfaßte einen Baum, kühlte ſeine heiße Wange an der Rinde, und die Winde der Nacht ſaugten begierig den Hauch auf, der aus dem reinen Buſen bewegt hervordrang. Er fühlte nach dem Halstuch, das er von ihr mitgenommen hatte; es war vergeſſen, es hatte im vorigen Kleide. Seine Lippen lechzten, ſeine Glieder zitterten vor Verlangen.

Die Muſik hörte auf, und es war ihm, als wär' er aus dem Elemente gefallen, in dem ſeine Empfindungen bisher emporgetragen worden. Seine Unruhe vermehrte ſich, da ſeine Gefühle nicht mehr von den ſanften Tönen genährt und gelindert wurden. Er legte ſich auf ihre Schwelle nieder, und war ſchon mehr beruhigt. Er küßte den meſſingenen Ring, womit man an ihre Thüre pochte; er küßte die Schwelle, über die ihre Füße aus und ein gingen, und erwarmte ſie durch das Feuer ſeiner Bruſt. Dann ſaß er wieder eine Weile ſtille und dachte ſie hinter ihren Vorhängen, im weißen Nachtkleide, mit dem rothen Band um den Kopf, in ſüßer Ruhe, und dachte ſich ſelbſt ſo nahe zu ihr hin, daß ihm verkam, ſie möchte nun von ihm träumen. Seine Gedanken waren lieblich, wie die Geiſter der Dämmerung; Ruhe und Verlangen wechſelten in ihm; die Liebe lief mit ſchaudernder Hand tauſendfältig über alle Saiten ſeiner Seele; es war, als wenn der Geiſt der Sphären über ihm ſüße Hände, um die leiſen Melodien ſeines Herzens zu belauſchen.

Hätte er den Hauptſchlüſſel bei ſich gehabt, der ihm ſonſt Mariane's Thüre öffnete, er würde ſich nicht gehalten haben, würde in's Heiligthum der Liebe eingedrungen ſein. Doch er entfernte ſich langſam, ſchwankte halb träumend unter den Bäumen hin, wollte nach Hauſe und war immer wieder umgewendet; endlich als er's über ſich vermochte, ging und an der Ecke noch ein Mal zurückſah, kam es ihm vor, als wenn Mariane's Thüre ſich öffnete und eine dunkle Geſtalt ſich heraus bewegte. Er war zu weit, um deutlich zu ſehen, und eh' er ſich faßte und recht umſah, hatte ſich die Erſcheinung ſchon in der Nacht verloren; nur ganz weit glaubte er ſie wieder an einem weißen Hauſe vorbei ſtreifen zu ſehen. Er ſtand und klingte, und ehe er ſich ermannte und nacheilte, war das Phantom verſchwunden. Wohin ſollt' er ihm folgen? Welche Straße hatte den Menſchen eingenommen, wenn es einer war?

Wie Einer, dem der Arzt die Gegend in einem Winkel erhellte, gleich darauf mit geblendeten Augen die vorigen Geſtalten, den Zuſammenhang der Theile in der Entfernung vergebens ſucht, ſo war's vor ſeinen Augen, ſo war's in ſeinem Herzen. Und wie ein Gerücht der Mitternacht, das ungeheure Schrecken erzeugt, in folgenden Augenblicken der Faſſung für ein Kind des Schreckens gehalten wird, und die fürchterliche Erſcheinung Zweifel ohne Ende in der Seele zurückläßt: ſo war auch Wilhelm in der größten Unruhe, als er, an einen Eckſtein gelehnt, die Hälfte des Morgens und das Geſchrei der Hähne nicht achtete, bis die frühen Gewerbe lebendig zu werden anfingen und ihn nach Hauſe trieben.

Er hatte, wie er zurückkam, das unerwartete Blendwerk mit den tröſtlichſten Gründen beinahe aus der Seele vertrieben; doch die ſchöne Stimmung der Nacht, an die er jetzt auch nur wie an eine Erſcheinung zurückdachte, war auch dahin. Sein Herz zu letzen, ein Siegel ſeinem wiederkehrenden Glauben aufzudrücken, nahm er das Halstuch aus der vorigen Taſche. Das Rauſchen eines Zettels, der herauskam, zog ihm das Tuch von den Lippen; er hob auf und las:

„So hab' ich Dich tief, feiner Narre! Was war Dir auch geſtern? Heute Nacht komm' ich zu Dir. Ich glaube wohl, daß Dir's leid that, von hier wegzugehen; aber habe Geduld, auf die Meſſe komm' ich Dir nach. Höre, thu' mir nicht wieder die ſchwarzgrünbraune Jacke an; Du ſiehſt drin aus wie die Hexe von Endor. Hab' ich Dir nicht das weiße Negligé darum geſchickt, daß ich ein weißes Schäfchen in meinen Armen haben will? Schick' mir Deine Zettel immer durch die alte Sphäre; die hat der Teufel ſelbſt zur Zeit beſtellt."

Zweites Buch.

Erſtes Capitel.

Jeder, der mit lebhaften Kräften vor unſern Augen eine Abſicht zu erreichen ſtrebt, kann, wir mögen ſeinen Zweck loben oder tadeln, ſich unſre Theilnahme verſprechen; ſobald aber die Sache entſchieden iſt, wenden wir unſer Auge ſogleich von ihm weg; Alles, was gerundet, was abgethan da liegt, kann unſre Aufmerkſamkeit keineswegs feſſeln, beſonders wenn wir ſchon ſchon vor der Unternehmung einen übeln Ausgang vorhergeſehen haben.

Deßwegen ſollen unſre Leſer nicht umſtändlich mit dem Jammer und der Noth unſers verunglückten Freundes, in die er gerieth, als er ſeine Hoffnungen und Wünſche auf eine ſo unerwartete Weiſe zerſtört ſah, unterhalten werden. Wir überſpringen vielmehr einige Jahre

und ſuchen ihn erſt da wieder auf, wo wir ihn in einer Art von Thätigkeit und Genuß zu finden hoffen, wenn wir vorher nur kürzlich ſo viel, als zum Zuſammenhang der Geſchichte nöthig iſt, vorgetragen haben.

Die Peſt oder ein böſes Fieber raſen in einem geſunden, vollſaftigen Körper, den ſie anfallen, ſchneller und heftiger, und ſo ward der arme Wilhelm unvermuthet von einem unglücklichen Schickſale überwältigt, daß in einem Augenblicke ſein ganzes Weſen zerrüttet war. Wie wenn von ungefähr unter der Zurüſtung ein Feuerwerk in Brand geräth, und die künſtlich gebohrten und gefüllten Hülſen, die, nach einem gewiſſen Plane geordnet und abgebrannt, prächtig abwechſelnde Feuerbilder in die Luft zeichnen ſollten, unordentlich und gefährlich durcheinander ziſchen und ſauſen: ſo gingen auch jetzt in ſeinem Buſen Glück und Hoffnung, Wolluſt und Freuden, Wirkliches und Geträumtes auf ein Mal ſcheitend durcheinander. In ſolchen wüſten Augenblicken erſtarrt der Freund, der zur Rettung hinzu eilt, und Dem, den es trifft, iſt es eine Wohlthat, daß ihn die Sinne verlaſſen.

Tage des lauten, ewig wiederkehrenden und mit Vorſatz erneuerten Schmerzes folgten darauf; doch ſind auch dieſe für eine Gnade der Natur zu achten. In ſolchen Stunden hatte Wilhelm ſeine Geliebte noch nicht ganz verloren; ſeine Schmerzen waren unermüdet erneuerte Verſuche, das Glück, das ihm aus der Seele entfloh, noch feſtzuhalten, die Möglichkeit deſſelben in der Vorſtellung wieder zu erhaſchen, ſeinen auf immer abgeſchiedenen Freuden ein kurzes Nachleben zu verſchaffen. Wie man einen Körper, ſo lange die Verweſung dauert, nicht ganz todt nennen kann, ſo lange die Kräfte, die vergebens noch ihren alten Beſtimmungen zu wirken ſuchen, an der Zerſtörung der Theile, die ſie ſonſt belebten, ſich abarbeiten; nur dann, wenn ſich Alles an einander aufgerieben hat, wenn wir das Ganze in gleichgiltigen Stand geriegt ſehen: dann entſteht das erbärmliche, leere Gefühl des Todes in uns, nur durch den Athem des Ewiglebenden zu erquicken.

In einem ſo neuen, ganzen, lieblichen Gemüthe war viel zu zerreißen, zu zerſtören, zu ertödten, und die ſchnellheilende Kraft der Jugend gab ſelbſt der Gewalt des Schmerzes neue Nahrung und Heftigkeit. Der Streich hatte ſein ganzes Daſein an der Wurzel getroffen. Werner, aus Neid ſein Vertrauter, griff voll Eifer zu Feuer und Schwert, um einer verhaßten Leidenſchaft, dem Ungeheuer, in's innerſte Leben zu dringen. Die Gelegenheit war ſo glücklich, das Zeugniß ſo bei der Hand; und wie viel Geſchichten und Erzählungen wußt' er nicht zu ungen! Er trieb's mit ſolcher Heftigkeit und Grauſamkeit Schritt vor Schritt, ließ dem Freunde nicht das Labſal des mindeſten augenblicklichen Betruges, vertrat ihm jeden Schlupfwinkel, in welchen er ſich vor der Verzweiflung hätte retten können, daß die Natur, die ihren Liebling nicht wollte zu Grunde gehen laſſen, ihn mit Krankheit anfiel, um ihm von der andern Seite Luft zu machen.

Ein lebhaftes Fieber mit ſeinem Gefolge, den Arzeneien, der Ueberſpannung und der Mattigkeit; dabei die Bemühungen der Familie, die Liebe der Mitgeber'nen, die durch Mangel und Bedürfniſſe ſich erſt recht fühlbar macht, waren ſo viele Zerſtreuungen eines veränderten Zuſtandes und eine kümmerliche Unterhaltung. Erſt als er wieder beſſer wurde, das heißt, als ſeine Kräfte erſchöpft waren, ſah Wilhelm mit Entſetzen in den qualvollen Abgrund eines dürren Elendes hinab, wie man in den ausgebrannten hohlen Becher eines Vulcan's hinunterblickt.

Nunmehr machte er ſich ſelbſt die bitterſten Vorwürfe, daß er, nach ſo großem Verluſt, noch einen ſchmerzenloſen, ruhigen, gleichgiltigen Augenblick haben könne. Er verachtete ſein eigen' Herz und ſehnte ſich nach dem Labſal des Jammers und der Thränen.

Um dieſe wieder in ſich zu erwecken, brachte er vor ſein Andenken alle Scenen des vergangenen Glücks. Mit der größten Lebhaftigkeit malte er ſie ſich aus, ſtrebte wieder in ſie hinein; und wenn er ſich zur möglichſten Höhe hinaufgearbeitet hatte, wenn ihm der Sonnenſchein voriger Tage wieder die Glieder zu beleben, den Buſen zu heben ſchien, ſah er rückwärts auf den ſchrecklichen Abgrund, labte ſein Auge an der zerſchmetternden Tiefe, warf ſich hinunter und erzwang von der Natur die bitterſten Schmerzen. Mit ſo wiederholter Grauſamkeit zerriß er ſich ſelbſt; denn die Jugend, die ſo reich an eingeſchöpften Kräften iſt, weiß nicht, was ſie verſchwendet, wenn ſie dem Schmerz, den ein Verluſt erregt, noch ſo viele erzwungene Leiden zugeſellt, als wollte ſie dem Verlornen dadurch noch erſt einen rechten Werth geben. Auch war er ſo überzeugt, daß dieſer Verluſt der einzige, der erſte und der letzte ſei, den er in ſeinem Leben empfinden könne, daß er jeden Troſt verabſcheute, der ihm dieſe Leiden als endlich verzuſtellen unternahm.

Zweites Capitel.

Gewöhnt, auf dieſe Weiſe ſich ſelbſt zu quälen, griff er nun auch das Uebrige, was ihm nach der Liebe und mit der Liebe die größten Freuden

und Hoffnungen gegeben hatte, ſein Talent als Dichter und Schauſpieler, mit hämiſcher Kritik von allen Seiten an. Er ſah in ſeinen Arbeiten Nichts als eine geiſtloſe Nachahmung einiger hergebrachten Formen, ohne innern Werth; er wollte darin nur ſteife Schul-Exercitien erkennen, denen es an jedem Funken von Naivetät, Wahrheit und Begeiſterung fehle. In ſeinen Gedichten fand er nur ein monotones Saitenſpiel, in welchem, durch einen armſeligen Reim zuſammen gehalten, ganz gemeine Gedanken und Empfindungen ſich hinſchleppten, und ſo benahm er ſich auch jede Ausſicht, jede Luſt, die ihn von dieſer Seite noch allenfalls hätte wieder aufrichten können.

Seinem Schauſpieler-Talente ging es nicht beſſer. Er ſchalt ſich, daß er nicht früher die Eitelkeit entdeckt, die allein dieſer Anmaßung zum Grunde gelegen. Seine Figur, ſein Gang, ſeine Bewegung und Declamation mußten herhalten; er ſprach ſich jede Art von Vorzug, jedes Verdienſt, das ihn über das Gemeine emporgehoben hätte, entſchieden ab, und vermehrte ſeine ſtumme Verzweiflung dadurch auf den höchſten Grad. Denn, wenn es hart iſt, der Liebe eines Weibes zu entſagen, ſo iſt die Empfindung nicht weniger ſchmerzlich, von dem Umgange der Muſen ſich los zu reißen, ſich ihrer Gemeinſchaft auf immer unwürdig zu erklären, und auf den ſchönſten und nächſten Beifall, der auf der Perſon, unſerm Betragen, auf der Stimme öffentlich gegeben wird, Verzicht zu thun.

So hatte ſich denn unſer Freund völlig losgeriſſen und ſich zugleich mit großem Eifer den Handelsgeſchäften gewidmet. Zum Erſtaunen ſeines Freundes und zur größten Zufriedenheit ſeines Vaters war Niemand auf dem Comptoir und der Börſe, im Laden und Gewölbe thätiger als er; Correſpondenz und Rechnungen und was ihm aufgetragen wurde, beſorgte und verrichtete er mit größtem Fleiß und Eifer, freilich nicht mit dem heitern Fleiße, der zugleich dem Geſchäftigen Beluſtigung iſt, wenn wir Dasjenige, wenn wir geboten ſind, mit Ordnung und Folge verrichten, ſondern mit dem ſtillen Fleiße der Pflicht, der den beſten Vorſatz zum Grunde hat, der durch Ueberzeugung genährt und durch ein inneres Selbſtgefühl belohnt wird, der aber doch oft, ſelbſt dann, wenn ihm das ſchönſte Bewußtſein die Krone reicht, einen verdrängenden Seufzer kaum zu erſticken vermag.

Auf dieſe Weiſe hatte Wilhelm eine Zeit lang ſehr emſig fortgelebt und ſich überzeugt, daß jene harte Prüfung vom Schickſale zu ſeinem Beſten veranſtaltet werden. Er war froh, auf dem Wege des Lebens ſich bei Zeiten, obgleich unfreundlich genug, gewarnt zu ſehen, anſtatt daß Andere ſpäter und ſchwerer die Mißgriffe büßen, wenn ſie ein jugendlicher Dämon verleitet hat. Denn gewöhnlich wehrt ſich der Menſch ſo lange als er kann, den Thoren, den er im Buſen hegt, zu verabſchieden, einen Hauptirrthum zu bekennen und eine Wahrheit einzugeſtehen, die ihn zur Verzweiflung bringt.

So entſchloſſen er war, ſeinen liebſten Vorſtellungen zu entſagen, ſo war doch einige Zeit nöthig, um ihn von ſeinem Unglücke völlig zu überzeugen. Endlich aber hatte er jede Hoffnung der Liebe, des poetiſchen Hervorbringens und der perſönlichen Darſtellung mit triftigen Gründen ſo ganz in ſich vernichtet, daß er Muth faßte, alle Spuren ſeiner Thorheit, Alles, was ihn irgend noch daran erinnern könnte, völlig auszulöſchen. Er hatte daher an einem ſchönen Abende ein Kaminfeuer angezündet und hatte ein Reliquien-Käſtchen hervor, in welchem ſich hundertlei Kleinigkeiten fanden, die er in bedeutenden Augenblicken von Mariane's erhalten oder derſelben geraubt hatte. Jede vertrocknete Blume erinnerte ihn an die Zeit, da ſie noch friſch in ihren Haaren blühte; jedes Zeichen an die glückliche Stunde, wenn ſie ihn dadurch einlud; jede Schleife an den lieblichen Nachklang ſeines Hauptes, ihren ſchönen Buſen. Mußte nicht auf dieſe Weiſe jede Empfindung, die er ſchon lange getödtet glaubte, ſich wieder zu bewegen anfangen? Mußte nicht die Leidenſchaft, über die er, abgeſchieden von ſeiner Geliebten, Herr geworden war, in der Gegenwart dieſer Kleinigkeiten wieder mächtig werden? Denn wir merken erſt, wie traurig und unangenehm ein trüber Tag iſt, wenn ein einziger durchdringender Sonnenblick uns den anmuthenden Glanz einer heitern Stunde darſtellt.

Nicht ohne Bewegung ſah er daher dieſe ſo lange bewahrten Heiligthümer nach einander in Rauch und Flamme vor ſich aufgehen. Einige Mal hielt er zaudernd inne, und hatte noch eine Perlenſchnur und ein fleur'net Halstuch übrig, als er ſich entſchloß, mit den dichteriſchen Verſuchen ſeiner Jugend das abrauchende Feuer wieder anzufriſchen.

Bis jetzt hatte er Alles ſorgfältig aufgehoben, was ihm von der früheren Entwickelung ſeines Geiſtes an und aus der Ferne geflossen war. Noch lagen ſeine Schriften, in Bündel gebunden, auf dem Boden des Koffers, wohin er ſie gepackt hatte, als er ſie auf ſeiner Flucht mitzunehmen hoffte. Wie ganz anders eröffnete er ſie jetzt, als er ſie damals zuſammen band!

Wenn wir einen Brief, den wir unter gewiſſen Umſtänden geſchrieben und geſiegelt haben, der aber den Freund, an den er gerichtet war, nicht antrifft, ſondern wieder zu uns zurück gebracht wird, nach einiger Zeit eröffnen, überfällt uns eine ſonderbare Empfindung, indem wir unſre

eig'nes Siegel erbrochen und uns mit unserm veränderten Selbst wie mit einer dritten Person unterhalten. Ein ähnliches Gefühl ergriff mit Heftigkeit unsern Freund, als er das erste Paket eröffnete und die zertheilten Hefte in's Feuer warf, die eben gewaltsam aufloderten, als Werner herein trat, sich über die lebhafte Flamme verwunderte und fragte, was hier vorgehe.

Ich gebe einen Beweis, sagte Wilhelm, daß es mit Ernst sei, ein Handwerk aufzugeben, wozu ich nicht geboren ward, und mit diesen Worten warf er das zweite Paket in das Feuer. Werner wollte ihn abhalten; allein es war geschehen.

Ich sehe nicht ein, wie Du zu diesem Extrem kommst, sagte Dieser. Warum sollen denn nun diese Arbeiten, wenn sie nicht vortrefflich sind, gar vernichtet werden?

Weil ein Gedicht entweder vortrefflich sein oder gar nicht existiren soll; weil Jeder, der keine Anlage hat, das Beste zu leisten, sich der Kunst enthalten und sich vor jeder Verführung dazu ernstlich in Acht nehmen sollte. Denn freilich regt sich in jedem Menschen ein gewisses unbestimmtes Verlangen, Dasjenige, was er sieht, nachzuahmen; aber dieses Verlangen beweist gar nicht, daß auch die Kraft in uns wohne, mit Dem, was wir unternehmen, zu Stande zu kommen. Sieh' nur die Knaben an, wie sie jedes Mal, so oft Seiltänzer in der Stadt gewesen, auf allen Planken und Balken hin und wieder gehen und balanciren, bis ein anderer Reiz sie wieder zu einem ähnlichen Spiele hinzieht. Hast Du es nicht in dem Zirkel unsrer Freunde bemerkt? So oft sich ein Virtuose hören läßt, finden sich immer Einige, die sogleich dasselbe Instrument zu lernen anfangen. Wie Viele irren auf diesem Wege herum! Glücklich, wer den Fehlschluß von seinen Wünschen auf seine Kräfte bald gewahr wird!

Werner widersprach; die Unterredung ward lebhaft, und Wilhelm konnte nicht ohne Bewegung die Argumente, mit denen er sich selbst so oft gequält hatte, gegen seinen Freund wiederholen. Werner behauptete, es sei nicht vernünftig, ein Talent, zu dem man nur einiger Maßen Neigung und Geschick habe, deswegen, weil man es niemals in der größten Vollkommenheit ausüben werde, ganz aufzugeben. Es finde sich ja so manche leere Zeit, die man dadurch ausfüllen, und nach und nach etwas hervorbringen könne, wodurch wir uns und Andern ein Vergnügen bereiten.

Unser Freund, der hierin ganz anderer Meinung war, fiel ihm sogleich ein und sagte mit großer Lebhaftigkeit:

Wie sehr irrst Du, lieber Freund, wenn Du glaubst, daß ein Werk, dessen erste Vorstellung die ganze Seele füllen muß, in unterbrochenen, zusammengegeizten Stunden könne hervorgebracht werden! Nein, der Dichter muß ganz sich, ganz in seinen geliebten Gegenständen leben. Er, der vom Himmel innerlich auf das Köstlichste begabt ist, der einen sich immer selbst vermehrenden Schatz im Busen bewahret, er muß auch von außen ungestört mit seinen Schätzen in der süßen Glückseligkeit leben, die ein Reicher vergebens mit aufgehäuften Gütern um sich hervorzubringen sucht. Sieh' die Menschen an, wie sie nach Glück und Vergnügen rennen! Ihre Wünsche, ihre Mühe, ihr Geld jagen rastlos, und wonach? Nach Dem, was der Dichter von der Natur erhalten hat, nach dem Genuß der Welt, nach dem Mitgefühl seiner selbst in Andern, nach einem harmonischen Zusammensein mit vielen, oft unvereinbaren Dingen.

Was beunruhigt die Menschen, als daß sie ihre Begriffe nicht mit den Sachen verbinden können, daß der Genuß sich ihnen unter den Händen wegflicht, daß das Gewünschte zu spät kommt, und daß alles Erreichte und Erlangte auf ihr Herz nicht die Wirkung thut, welche die Begierde uns in der Ferne ahnen läßt. Gleichsam wie einen Gott hat das Schicksal den Dichter über dieses Alles hinüber gesetzt. Er sieht das Gewirre der Leidenschaften, Familien und Reiche sich zwecklos bewegen; er sieht die unauflöslichen Räthsel der Mißverständnisse, denen oft nur ein einsylbiges Wort zur Entwickelung fehlt, unsäglich verderbliche Verwirrungen verursachen. Er fühlt das Traurige und das Freudige jedes Menschenschicksals mit. Wenn der Weltmensch in einer abzehrenden Melancholie über großen Verlust seine Tage hinschleicht, oder in ausgelassener Freude seinem Schicksale entgegen geht, so schreitet die empfängliche, leicht bewegliche Seele des Dichters wie die wandelnde Sonne von Nacht zu Tag fort, und mit leisen Uebergängen stimmt seine Harfe zu Freude und Leid. Eingeboren auf dem Grund seines Herzens, wächst die schöne Blume der Weisheit hervor, und wenn die Andern wachend träumen und von ungeheuern Vorstellungen aus allen ihren Sinnen gängstiget werden, so lebt er den Traum des Lebens als ein Wachender, und das Seltenste, was geschieht, ist ihm zugleich Vergangenheit und Zukunft. Und so ist der Dichter zugleich Lehrer, Wahrsager, Freund der Götter und der Menschen. Wie, willst Du, daß er zu einem kümmerlichen Gewerbe herunter steige? Er, der wie ein Vogel gebaut ist, um die Welt zu überschweben, auf hohen Gipfeln zu nisten und seine Nahrung von Knospen und Früchten, einen Zweig mit dem andern leicht verwechselnd, zu nehmen, er sollte zugleich wie

der Stier am Pflug ziehen, wie der Hund ſich auf eine Fährte gewöhnen oder, vielleicht gar an die Kette geſchloſſen, einen Meierhof durch ſein Bellen ſchern?

Werner hatte, wie man ſich denken kann, mit Verwunderung zugehört. Wenn nur auch die Menſchen, fiel er ihm ein, wie die Vögel gemacht wären, und, ohne daß ſie ſpinnen und weben, holdſelige Tage in beſtändigem Genuß zubringen könnten! Wenn ſie nur auch bei Ankunft des Winters ſich ſo leicht in ferne Gegenden begeben könnten, dem Mangel auszuweichen und ſich vor dem Froſte zu ſichern!

So haben die Dichter in Zeiten gelebt, wo das Ehrwürdige mehr erkannt ward, rief Wilhelm aus, und ſo ſollten ſie immer leben. Genugſam in ihrem Innerſten ausgeſtattet, bedurften ſie wenig von außen; die Gabe, ſchöne Empfindungen, herrliche Bilder den Menſchen in ſüßen, ſich an jeden Gegenſtand anſchmiegenden Worten und Melodien mitzutheilen, bezauberte von jeher die Welt, und war für den Begabten ein reichliches Erbtheil. An der Könige Höfen, an den Tiſchen der Reichen, vor den Thüren der Verliebten horchte man auf ſie, indem ſich das Ohr und die Seele für alles Andere verſchließ, wie man ſich ſelig preiſt und entzückt ſtille ſteht, wenn aus den Gebüſchen, durch die man wandelt, die Stimme der Nachtigall gewaltig rührend hervordringt. Sie fanden eine gaſtfreie Welt, und ihr niedrig ſcheinender Stand erhöhte ſie nur deſto mehr. Der Held lauſchte ihren Geſängen, und der Ueberwinder der Welt huldigte einem Dichter, weil er fühlte, daß ohne dieſen ſein ungeſehenes Daſein nur wie ein Sturmwind vorüberfahren würde; der Liebende wünſchte ſein Verlangen und ſeinen Genuß ſo tauſendfach und ſo harmoniſch zu fühlen, als ihn die beſeelte Lippe zu ſchildern verſtand, und ſelbſt der Reiche kannte ſeine Beſitzthümer, ſeine Abgötter nicht mit eigenen Augen ſo lebhaft ſehen, als ſie ihm vom Glanz des allen Werth fühlenden und erhöhenden Geiſtes beleuchtet erſchienen. Ja, wer hat, wenn Du willſt, Götter gebildet, uns zu ihnen erheben, ſie zu uns hernieder gebracht, als der Dichter?

Mein Freund, verſetzte Werner nach einigem Nachdenken, ich habe ſchon oft bedauert, daß Du Das, was Du ſo lebhaft fühlſt, mit Gewalt aus Deiner Seele zu verbannen ſtrebſt. Ich müßte mich ſehr irren, wenn Du nicht beſſer thätſt, Dir ſelbſt einiger Maßen nachzugeben, als Dich durch die Widerſprüche eines ſo harten Entſagens aufzureiben und Dir mit der einen unſchuldigen Freude den Genuß aller übrigen zu entziehen.

Darf ich Dir's geſtehen, mein Freund, verſetzte der Andere, und wirſt Du mich nicht lächerlich finden, wenn ich Dir bekenne, daß jene Bilder mich noch immer verfolgen, ſo ſehr ich ſie fliehe, und daß, wenn ich mein Herz unterſuche, alle frühern Wünſche feſt, ja noch feſter als ſonſt darin haften? Doch was bleibt mir Unglücklichem gegenwärtig übrig? Ach, wer mir vorausgeſagt hätte, daß die Arme meines Geiſtes ſo bald zerſchmettert werden ſollten, mit denen ich in's Unendliche griff und mit denen ich doch gewiß ein Großes zu umfaſſen hoffte, wer mir Das vorausgeſagt hätte, würde mich zur Verzweiflung gebracht haben. Und noch jetzt, da das Gericht über mich ergangen iſt, jetzt, daß ich Die verloren habe, die anſtatt einer Gottheit mich zu meinen Wünſchen hinüber führen ſollte: was bleibt mir übrig, als mich den bitterſten Schmerzen zu überlaſſen? O mein Bruder, fuhr er fort, ich läugne nicht: ſie war mir bei meinen heimlichen Anſchlägen der Knoten, an den eine Strickleiter befeſtigt iſt; gefährlich hoffend ſchwebt der Abenteurer in der Luft, das Eiſen bricht, und er liegt zerſchmettert am Fuße ſeiner Wünſche. Es iſt auch nun für mich kein Troſt, keine Hoffnung mehr! Ich werde, rief er aus, indem er aufſprang, von dieſen unglückſeligen Papieren keines übrig laſſen. Er faßte abermals ein Paar Hefte an, riß ſie auf und warf ſie in's Feuer. Werner wollte ihn abhalten; aber vergebens. Laß mich! rief Wilhelm, was ſollen dieſe elenden Blätter? Für mich ſind ſie weder Stufe noch Aufmunterung mehr. Sollen ſie übrig bleiben, um mich bis an's Ende meines Lebens zu peinigen? Sollen ſie vielleicht einmal der Welt zum Geſpötte dienen, anſtatt Mitleiden und Schauer zu erregen? Weh' über mich und über mein Schickſal! Nun verſtehe ich erſt die Klagen der Dichter, der aus Noth weiſe gewordenen Traurigen. Wie lange hielt ich mich für unzerſtörbar, für unverwundlich! Und, ach, nun ſeh' ich, daß ein tiefer, früher Schade nicht wieder aufwachen, ſich nicht wieder herſtellen kann; ich fühle, daß ich ihn mit in's Grab nehmen muß! Nein, keinen Tag des Lebens ſoll der Schmerz von mir weichen, der mich noch zuletzt umbringt, und auch ihr Andenken ſoll bei mir bleiben, mit mir leben und ſterben, das Andenken der Unwürdigen — ach, mein Freund! wenn ich von Herzen reden ſoll — der gewiß nicht ganz Unwürdigen! Ihr Stand, ihre Schickſale haben ſie tauſend Mal bei mir entſchuldigt. Ich bin zu grauſam geweſen; Du haſt mich in Deine Kälte, in Deine Härte unbarmherzig eingeweiht, meine zerrütteten Sinne gefangen gehalten und mich verhindert, Das für ſie und für mich zu thun, was ich uns Beiden ſchuldig war. Wer weiß, in welchen Zuſtand ich ſie verſetzt habe, und erſt nach und nach fällt mir's auf's Gewiſſen, in

welcher Verzweiflung, in welcher Hülfloſigkeit ich ſie verließ! War's nicht möglich, daß ſie ſich entſchuldigen konnte? War's nicht möglich? Wie viel Mißverſtändniſſe können die Welt verwirren, wie vielUmſtände können dem größten Fehler Vergebung erflehen? — Wie oft denke ich mir ſie, in der Stille für ſich hinweg, auf ihren Ellenbogen geſtützt! — Das iſt, ſagt ſie, die Treue, die Liebe, die er mir zuſchwur: mit dieſem unſanften Schlag das ſchöne Leben zu endigen, das uns verband! — Er brach in einen Strom von Thränen aus, indem er ſich mit dem Geſichte auf den Tiſch warf und die übergebliebenen Papiere benetzte.

Werner ſtand in der größten Verlegenheit dabei. Er hatte ſich dieſes raſche Auflodern der Leidenſchaft nicht vermuthet. Etliche Mal wollte er ſeinem Freunde in die Rede fallen, etliche Mal das Geſpräch wo anders hinlenken, vergebens; er widerſtand dem Strome nicht. Auch hier übernahm die ausdauernde Freundſchaft wieder ihr Amt. Er ließ den heftigſten Anfall des Schmerzes vorüber, indem er durch ſeine ſtille Gegenwart eine aufrichtige, reine Theilnehmung am Beſten ſehen ließ, und ſo blieben ſie dieſen Abend, Wilhelm in's ſtille Nachgefühl des Schmerzes verſenkt, und der Andere erſchreckt durch den neuen Ausbruch einer Leidenſchaft, die er lange bemerket und durch guten Rath und eifriges Zureden überwältigt zu haben glaubte.

Drittes Capitel.

Nach ſolchen Rückfällen pflegte Wilhelm meiſt nur deſto eifriger ſich den Geſchäften und der Thätigkeit zu widmen, und es war der beſte Weg, dem Labyrinthe, das ihn wieder anzulocken ſuchte, zu entfliehen. Seine gute Art, ſich gegen Fremde zu betragen, ſeine Leichtigkeit, faſt in allen lebenden Sprachen Correſpondenz zu führen, gaben ſeinem Vater und deſſen Handelsfreunde immer mehr Hoffnung und tröſteten ſie über die Krankheit, deren Urſache ihnen nicht bekannt geworden war, und über die Pauſe, die ihren Plan unterbrochen hatte. Man beſchloß Wilhelm's Abreiſe zum zweiten Mal, und wir finden ihn auf ſeinem Pferde, den Mantelſack hinter ſich, erheitert durch freie Luft und Bewegung, dem Gebirge ſich nähern, wo er einige Aufträge ausrichten ſollte.

Er durchſtrich langſam Thäler und Berge, mit der Empfindung des größten Vergnügens. Ueberhangende Felſen, rauſchende Waſſerbäche, bewachſene Wände, tiefe Gründe ſah er hier zum erſten Mal, und doch hatten ſeine früh'ſten Jugendträume ſchon in ſolchen Gegenden geſchwebt. Er fühlte ſich bei dieſem Anblicke wieder verjüngt; alle erduldeten Schmerzen waren aus ſeiner Seele weggewaſchen, und mit völliger Heiterkeit ſagte er ſich Stellen aus verſchiedenen Gedichten, beſonders aus dem Paſtor fido vor, die an dieſen einſamen Plätzen ſchaarenweiſ ſeinem Gedächtniſſe zufloſſen. Auch erinnerte er ſich mancher Stellen aus ſeinen eigenen Liedern, die er mit einer beſondern Zufriedenheit recitirte. Er belebte die Welt, die vor ihm lag, mit allen Geſtalten der Vergangenheit, und jeder Schritt in die Zukunft war ihm voll Ahnung wichtiger Handlungen und merkwürdiger Begebenheiten.

Mehrere Menſchen, die aufeinander folgend hinter ihm herkamen, an ihm mit einem Gruße vorbei gingen, und den Weg in's Gebirge durch ſteile Fußpfade eilig fortſetzten, unterbrachen einige Mal ſeine ſtille Unterhaltung, ohne daß er jedoch aufmerkſam auf ſie geworden wäre. Endlich geſellte ſich ein geſprächiger Gefährte zu ihm und erzählte die Urſache der ſtarken Pilgerſchaft.

Zu Hochdorf, ſagte er, wird heute Abend eine Comödie gegeben, wozu ſich die ganze Nachbarſchaft verſammelt

Wie! rief Wilhelm, in dieſen einſamen Gebirgen, zwiſchen dieſen undurchdringlichen Wäldern hat die Schauſpielkunſt einen Weg gefunden und ſich einen Tempel aufgebaut, und ich muß zu ihrem Feſte wallfahrten?

Sie werden ſich noch mehr wundern, ſagte der Andere, wenn Sie hören, durch wen das Stück aufgeführt wird. Es iſt eine große Fabrik in dem Orte, die viel Leute ernährt. Der Unternehmer, der ſo zu ſagen von aller menſchlichen Geſellſchaft entfernt lebt, weiß ſeine Arbeiter im Winter nicht beſſer zu beſchäftigen, als daß er ſie veranlaßt hat, Comödie zu ſpielen. Er leidet keine Karten unter ihnen und wünſcht ſie auch ſonſt von rohen Sitten abzuhalten. So bringen ſie die langen Abende zu, und heute, da des Alten Geburtstag iſt, geben ſie ihm zu Ehren eine beſondere Feſtlichkeit.

Wilhelm kam zu Hochdorf an, wo er übernachten ſollte, und ſtieg bei der Fabrik ab, deren Unternehmer auch als Schuldner auf ſeiner Liſte ſtand.

Als er ſeinen Namen nannte, rief der Alte verwundert aus: Ei, mein Herr, ſind Sie der Sohn des braven Mannes, dem ich ſo viel Dank und bis jetzt noch Geld ſchuldig bin? Ihr Herr Vater hat ſo viel Geduld mit mir gehabt, daß ich ein Böſewicht ſein müßte, wenn ich nicht eilig und fröhlich bezahlte. Sie kommen eben zur rechten Zeit, um zu ſehen, daß es mir Ernſt iſt.

Er rief ſeine Frau herbei, welche eben ſo erfreut war, den jungen Mann zu ſehen; ſie ver-

Wo iſt die Bruſt, die eine Welt in ſich erſchuf,
Und trug, und hegte? Die mit Freudebeben
Erſchwoll, ſich uns, den Geiſtern, gleich zu heben?
Wo biſt du, Fauſt, deß Stimme mir erklang?
Der ſich an mich mit allen Kräften drang?
Biſt du es? der, von meinem Hauch umwittert,
In allen Lebenstiefen zittert,
Ein furchtſam weggekrümmter Wurm!

Fauſt.

Soll ich dir, Flammenbildung, weichen?
Ich bin's, bin Fauſt, bin deines gleichen!

Geiſt.

In Lebensfluthen, im Thatenſturm
Wall' ich auf und ab,
Webe hin und her!
Geburt und Grab,
Ein ewiges Meer,
Ein wechſelnd Weben,
Ein glühend Leben,

ſicherte, daß er ſeinem Vater gleiche, und bedauerte, daß ſie ihn wegen der vielen Fremden die Nacht nicht beherbergen könne.

Das Geſchäft war klar und bald berichtigt; Wilhelm ſteckte ein Röllchen Gold in die Taſche, und wünſchte, daß ſeine übrigen Geſchäfte auch ſo leicht gehen möchten.

Die Stunde des Schauſpiels kam heran; man erwartete nur noch den Oberforſtmeiſter, der endlich auch anlangte, mit einigen Jägern eintrat und mit der größten Verehrung empfangen wurde.

Die Geſellſchaft wurde nunmehr in's Schauſpielhaus geführt, wozu man eine Scheune eingerichtet hatte, die gleich am Garten lag. Haus und Theater waren, ohne ſonderlichen Geſchmack, munter und artig genug angelegt. Einer von den Malern, die auf der Fabrik arbeiteten, hatte bei dem Theater in der Reſidenz gehandlangt, und hatte nun Wald, Straße und Zimmer, freilich etwas roh, hingeſtellt. Das Stück hatten ſie von einer herumziehenden Truppe gelernt und nach ihrer eignen Weiſe zurecht geſchnitten. Sowie es war, unterhielt es. Die Intrigue, daß zwei Liebhaber ein Mädchen ihrem Vormunde und wechſelsweiſe ſich ſelbſt entreißen wollen, brachte allerlei intereſſante Situationen hervor. Es war das erſte Stück, das unſer Freund nach einer ſo langen Zeit wieder ſah; er machte mancherlei Betrachtungen. Es war voller Handlung, aber ohne Schilderung wahrer Charactere. Es gefiel und ergetzte. So ſind die Anfänge aller Schauſpielkunſt. Der rohe Menſch iſt zufrieden, wenn er nur Etwas vorgehen ſieht; der Gebildete will empfinden, und Nachdenken iſt nur dem ganz Ungebildeten angenehm.

Den Schauſpielern hätte er hie und da gerne nachgeholfen; denn es fehlte nur wenig, ſo hätten ſie um Vieles beſſer ſein können.

In ſeinen ſtillen Betrachtungen ſtörte ihn der Tabaksdampf, der immer ſtärker und ſtärker wurde. Der Oberforſtmeiſter hatte bald nach Anfang des Stücks ſeine Pfeife angezündet, und nach und nach nahmen ſich Mehrere dieſe Freiheit heraus. Auch machten die großen Hunde dieſes Herrn ſchlimme Auftritte. Man hatte ſie zwar ausgeſperrt; allein ſie fanden bald den Weg zur Hinterthüre herein, liefen auf das Theater, tanzten wider die Acteurs, und geſellten ſich endlich durch einen Sprung über das Orcheſter zu ihrem Herrn, der den erſten Platz im Parterre eingenommen hatte.

Zum Nachſpiel ward ein Opfer dargebracht. Ein Portrait, das den Alten in ſeinem Bräutigamskleide vorſtellte, ſtand auf einem Altar, mit Kränzen behangen. Alle Schauſpieler huldigten ihm in demüthigſten Stellungen. Das jüngſte Kind trat, weiß gekleidet, hervor, und hielt eine Rede in Verſen, wodurch die ganze Familie und ſogar der Oberforſtmeiſter, der ſich dabei an ſeine Kinder erinnerte, zu Thränen bewegt wurde. So endigte ſich das Stück, und Wilhelm konnte nicht umhin, das Theater zu beſteigen, die Actricen in der Nähe zu beſehen, ſie wegen ihres Spiels zu loben und ihnen auf die Zukunft einigen Rath zu geben.

Die übrigen Geſchäfte unſers Freundes, die er nach und nach in größern und kleinern Gebirgsorten verrichtete, liefen nicht alle ſo glücklich, noch ſo vergnügt ab. Manche Schuldner baten um Aufſchub, manche waren unhöflich, manche läugneten. Nach ſeinem Auftrage ſollte er Einige verklagen; er mußte einen Advocaten aufſuchen, dieſen inſtruiren, ſich vor Gericht ſtellen, und was dergleichen verdrießliche Geſchäfte noch mehr waren.

Eben ſo ſchlimm erging es ihm, wenn man ihm eine Ehre erzeigen wollte. Nur wenig Leute fand er, die ihn einiger Maßen unterrichten konnten; Wenige, mit denen er in ein nützliches Handelsverhältniß zu kommen hoffte. Da nun auch unglücklicher Weiſe Regentage einfielen, und eine Reiſe zu Pferd in dieſen Gegenden mit unerträglichen Beſchwerden verknüpft war, ſo dankte er dem Himmel, als er ſich dem flachen Lande wieder näherte, und am Fuße des Gebirges, in einer ſchönen und fruchtbaren Ebene, an einem ſanften Fluſſe, im Sonnenſcheine, ein heiteres Landſtädtchen liegen ſah, mit welchem er zwar keine Geſchäfte hatte, aber eben deßwegen ſich entſchloß, ein Paar Tage daſelbſt zu verweilen, um ſich und ſeinem Pferde, das von dem ſchlimmen Wege ſehr gelitten hatte, einige Erholung zu verſchaffen.

Viertes Capitel.

Als er in einem Wirthshauſe auf dem Markte abtrat, ging es darin ſehr luſtig, wenigſtens ſehr lebhaft zu. Eine große Geſellſchaft Seiltänzer, Springer und Gaukler, die einen ſtarken Mann bei ſich hatten, waren mit Weib und Kindern eingezogen und machten, indem ſie ſich auf eine öffentliche Erſcheinung bereiteten, einen Lärm über den andern. Bald ſtritten ſie mit dem Wirthe, bald unter ſich ſelbſt; und wenn ihr Zank unleidlich war, ſo waren die Aeußerungen ihres Vergnügens ganz und gar unerträglich. Unſchlüſſig, ob er gehen oder bleiben ſollte, ſtand er unter dem Thore und ſah den Arbeitern zu, die auf dem Platze ein Gerüſt aufzuſchlagen anfingen.

Ein Mädchen, das Roſen und andere Blumen herumtrug, bot ihm ihren Korb dar, und

er kaufte ſich einen ſchönen Strauß, den er mit Liebhaberei anders band und mit Zufriedenheit betrachtete, als das Fenſter eines, an der Seite des Platzes ſtehenden, andern Gaſthauſes ſich aufthat, und ein wohlgebildetes Frauenzimmer ſich an demſelben zeigte. Er konnte ungeachtet der Entfernung bemerken, daß eine angenehme Heiterkeit ihr Geſicht belebte. Ihre blonden Haare fielen nachläſſig aufgelöſ't um ihren Nacken; ſie ſchien ſich nach dem Fremden umzuſehen. Einige Zeit darauf trat ein Knabe, der eine Friſir-Schürze umgegürtet und ein weißes Jäckchen anhatte, aus der Thüre jenes Hauſes, ging auf Wilhelm'en zu, begrüßte ihn und ſagte: das Frauenzimmer am Fenſter läßt ſie fragen, ob Sie ihr nicht einen Theil der ſchönen Blumen abtreten wollen? — Sie ſtehn ihr alle zu Dienſten, verſetzte Wilhelm, indem er dem leichten Boten das Bouquet überreichte, und zugleich der Schönen ein Compliment machte, welches ſie mit einem freundlichen Gegengruß erwiederte und ſich vom Fenſter zurückzog.

Nachdenkend über dieſes artige Abenteuer, ging er nach ſeinem Zimmer die Treppe hinauf, als ein junges Geſchöpf ihm entgegenſprang, das ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Ein kurzes, ſeid'nes Weſtchen mit geſchlitzten Spaniſchen Ermeln, knappe lange Beinkleider mit Puffen ſtanden dem Kinde gar artig. Lange ſchwarze Haare waren in Locken und Zöpfen um den Kopf gekräuſelt und gewunden. Er ſah die Geſtalt mit Verwunderung an, und konnte nicht mit ſich einig werden, ob er ſie für einen Knaben oder für ein Mädchen erklären ſollte. Doch entſchied er ſich bald für das Letzte und hielt ſie auf, da ſie bei ihm vorbeikam, bot ihr einen guten Tag, und fragte ſie, wem ſie angehöre, ob er ſchon leicht ſehen konnte, daß ſie ein Glied der ſpringenden und tanzenden Geſellſchaft ſein müſſe. Mit einem ſcharfen, ſchwarzen Seitenblick ſah ſie ihn an, indem ſie ſich von ihm losmachte und in die Küche lief, ohne zu antworten.

Als er die Treppe hinaufkam, fand er auf dem weiten Vorſaale zwei Mannsperſonen, die ſich im Fechten übten, oder vielmehr ihre Geſchicklichkeit an einander zu verſuchen ſchienen. Der Eine war offenbar von der Geſellſchaft, die ſich im Hauſe befand, der Andere hatte ein weniger wildes Anſehn. Wilhelm ſah ihnen zu, und hatte Urſache, ſie Beide zu bewundern; und als nicht lange darauf der ſchwarzbärtige, nervige Streiter den Kampfplatz verließ, bot der Andere, mit vieler Artigkeit, Wilhelm'en das Rapier an.

Wenn Sie einen Schüler, verſetzte Dieſer in die Lehre nehmen wollen, ſo bin ich wohl zufrieden, mit Ihnen einige Gänge zu wagen. Sie fochten zuſammen, und obgleich der Fremde dem Ankömmling weit überlegen war, ſo war er doch höflich genug, zu verſichern, daß Alles nur auf Uebung ankomme; und wirklich hatte Wilhelm auch gezeigt, daß er früher von einem guten und gründlichen Deutſchen Fechtmeiſter unterrichtet worden war.

Ihre Unterhaltung ward durch das Getöſe unterbrochen, mit welchem die bunte Geſellſchaft aus dem Wirthshauſe zog, um die Stadt von ihrem Schauſpiel zu benachrichtigen, und auf ihre Künſte begierig zu machen. Einem Tambour folgte der Entrepreneur zu Pferde, hinter ihm eine Tänzerin auf einem ähnlichen Gerippe, die ein Kind vor ſich hielt, das mit Bändern und Flittern wohl herausgeputzt war. Darauf kam die übrige Truppe zu Fuß, wovon einige auf ihren Schultern Kinder, in abenteuerlichen Stellungen, leicht und bequem daher trugen, unter denen die junge, ſchwarzköpfige, köſtere Geſtalt Wilhelm's Aufmerkſamkeit auf's Neue erregte.

Pagliaſſo lief unter der andringenden Menge drollig hin und her, und theilte mit ſehr begreiflichen Späßen, indem er bald ein Mädchen küßte, bald einen Knaben pritſchte, ſeine Zettel aus, und erweckte unter dem Volke eine unüberwindliche Begierde, ihn näher kennen zu lernen.

In den gedruckten Anzeigen waren die mannigfaltigen Künſte der Geſellſchaft, beſonders eines Monſieur Narciß und der Demoiſelle Landrinette herausgeſtrichen, welche Beide, als Hauptperſonen, die Klugheit gehabt hatten, ſich von dem Zuge zu enthalten, ſich dadurch ein vornehmeres Anſehn zu geben und größere Neugier zu erwecken.

Während des Zuges hatte ſich auch die ſchöne Nachbarinn wieder am Fenſter ſehen laſſen, und Wilhelm hatte nicht verfehlt, ſich bei ſeinem Geſellſchafter nach ihr zu erkundigen. Dieſer, den wir einſtweilen Laertes nennen wollen, erbot ſich, Wilhelm'en zu ihr hinüber zu begleiten. Ich und das Frauenzimmer, ſagte er lächelnd, ſind ein Paar Trümmer einer Schauſpielergeſellſchaft, die vor Kurzem hier ſcheiterte. Die Anmuth des Orts hat uns bewogen, einige Zeit hier zu bleiben, und unſ're wenige geſammelte Baarſchaft in Ruhe zu verzehren, indeß ein Freund ausgezogen iſt, ein Unterkommen für ſich und uns zu ſuchen.

Laertes begleitete ſogleich ſeinen neuen Bekannten zu Philine'ns Thüre, wo er ihn einen Augenblick ſtehen ließ, um in einem benachbarten Laden Zuckerwerk zu holen. Sie werden mir es gewiß danken, ſagte er, indem er zurück

kam, daß ich Ihnen dieſe artige Bekanntſchaft verſchaffe.

Das Frauenzimmer kam ihnen auf ein Paar leichten Pantöffelchen mit hohen Abſätzen aus der Stube entgegen getreten. Sie hatte eine ſchwarze Mantille über ein weißes Negligé geworfen, das, eben weil es nicht ganz reinlich war, ihr ein häusliches und bequemes Anſehn gab; ihr kurzes Röckchen ließ die niedlichſten Füße von der Welt ſehen.

Sei'n Sie mir willkommen! rief ſie Wilhelm'en zu, und nehmen Sie meinen Dank für die ſchönen Blumen. Sie führte ihn mit der einen Hand in's Zimmer, indem ſie mit der andern den Strauß an die Bruſt drückte. Als ſie ſich niedergeſetzt hatten und in gleichgiltigen Geſprächen begriffen waren, denen ſie eine reizende Wendung zu geben wußte, ſchüttete ihr Laertes gebrannte Mandeln in den Schooß, von denen ſie ſogleich zu naſchen anfing. Sehen Sie, welch ein Kind dieſer junge Menſch iſt! rief ſie aus: er wird Sie überreden wollen, daß ich eine große Freundinn von ſolchen Näſchereien ſei, und er iſt's, der nicht leben kann, ohne irgend etwas Leckeres zu genießen.

Laſſen Sie uns nur geſtehn, verſetzte Laertes, daß wir hierin, wie in Mehrerm, einander gern Geſellſchaft leiſten. Zum Beiſpiel, ſagte er, es iſt heute ein ſehr ſchöner Tag; ich dächte, wir führen ſpaziren und nähmen unſer Mittagsmahl auf der Mühle. — Recht gern, ſagte Philine; wir müſſen unſerm neuen Bekannten eine kleine Veränderung machen. Laertes ſprang fort; denn er ging niemals, und Wilhelm wollte einen Augenblick nach Hauſe, um ſeine Haare, die von der Reiſe noch verworren ausſahen, in Ordnung bringen zu laſſen. Das können Sie hier! ſagte ſie, rief ihren kleinen Diener, nöthigte Wilhelm'en auf die artigſte Weiſe, ſeinen Rock auszuziehen, ihren Pudermantel anzulegen und ſich in ihrer Gegenwart friſiren zu laſſen. Man muß ja keine Zeit verſäumen, ſagte ſie; man weiß nicht, wie lange man noch beiſammen bleibt.

Der Knabe, mehr trotzig und unwillig als ungeſchickt, benahm ſich nicht zum Beſten, rauſte Wilhelm'en und ſchien ſobald nicht fertig werden zu wollen. Philine verwies ihm einige Mal ſeine Unart, ſtieß ihn endlich ungeduldig hinweg und jagte ihn zur Thüre hinaus. Nun übernahm ſie ſelbſt die Bemühung, und kräuſelte die Haare unſers Freundes mit großer Leichtigkeit und Zierlichkeit, ob ſie gleich auch nicht zu eilen ſchien, und bald Dieſes bald Jenes an ihrer Arbeit auszuſetzen hatte, indem ſie nicht vermeiden konnte, mit ihren Knieen die ſeinigen zu berühren, und Strauß und Buſen ſo nahe an ſeine Lippen zu bringen, daß er mehr als ein Mal in Verſuchung geſetzt ward, einen Kuß darauf zu drücken.

Als Wilhelm mit einem kleinen Pudermeſſer ſeine Stirne gereinigt hatte, ſagte ſie zu ihm: Stecken Sie es ein, und gedenken Sie meiner dabei. Es war ein artiges Meſſer; der Griff von eingelegtem Stahl zeigte die freundlichen Worte: Gedenkt mein. Wilhelm ſteckte es zu ſich, dankte ihr, und bat um die Erlaubniß, ihr ein kleines Gegengeſchenk machen zu dürfen.

Nun war man fertig geworden. Laertes hatte die Kutſche gebracht, und nun begann eine ſehr luſtige Fahrt. Philine warf jedem Armen, der ſie anbettelte, etwas zum Schlage hinaus, indem ſie ihm zugleich ein munteres und freundliches Wort zurief.

Sie waren kaum auf der Mühle angekommen und hatten ein Eſſen beſtellt, als eine Muſik vor dem Hauſe ſich hören ließ. Es waren Bergleute, die, zu Zither und Triangel, mit lebhaften und grellen Stimmen, verſchiedene artige Lieder vortrugen. Es dauerte nicht lange, ſo hatte eine herbeiſtrömende Menge einen Kreis um ſie geſchloſſen, und die Geſellſchaft nickte ihnen ihren Beifall aus den Fenſtern zu. Als ſie dieſe Aufmerkſamkeit geſehen, erweiterten ſie ihren Kreis und ſchienen ſich zu ihrem wichtigſten Stückchen vorzubereiten. Nach einer Pauſe trat ein Bergmann mit einer Hacke hervor, und ſtellte, indeß die Andern eine ernſthafte Melodie ſpielten, die Handlung des Schürfens vor.

Es währte nicht lange, ſo trat ein Bauer aus der Menge, und gab Jenem pantomimiſch drohend zu verſtehen, daß er ſich von hier hinwegbegeben ſolle. Die Geſellſchaft war darüber verwundert, und erkannte erſt den in einen Bauer verkleideten Bergmann, als er den Mund aufthat, und in einer Art von Recitativ den Andern ſchalt, daß er wage, auf ſeinem Acker zu handtiren. Jener kam nicht aus der Faſſung, ſondern fing an, den Landmann zu belehren, daß er Recht habe, hier einzuſchlagen, und gab ihm dabei die erſten Begriffe vom Bergbau. Der Bauer, der die fremde Terminologie nicht verſtand, that allerlei alberne Fragen, worüber die Zuſchauer, die ſich klüger fühlten, ein herzliches Gelächter aufſchlugen. Der Bergmann ſuchte ihn zu berichten, und bewies ihm den Vortheil, der zuletzt auch auf ihn fließe, wenn die materiellen Schätze des Landes herausgewühlt würden. Der Bauer, der Jenem zuerſt mit Schlägen gedroht hatte, ließ ſich nach und nach beſänftigen, und ſie ſchieden als gute Freunde von einander; beſonders aber zog ſich der Bergmann auf die honorabelſte Art aus dieſem Streite.

Wir haben, ſagte Wilhelm bei Tiſche, an dieſem kleinen Dialog das lebhafteſte Beiſpiel, wie nützlich allen Ständen das Theater ſein könnte, wie vielen Vortheil der Staat ſelbſt daraus ziehen müßte, wenn man die Handlungen, Gewerbe und Unternehmungen der Menſchen von ihrer guten, lobenswürdigen Seite und in dem Geſichtspuncte auf das Theater brächte, aus welchem ſie der Staat ſelbſt ehren und ſchützen muß. Jetzt ſtellen wir nur die lächerliche Seite der Menſchen dar; der Luſtſpieldichter iſt gleichſam nur ein hämiſcher Controleur, der auf die Fehler ſeiner Mitbürger überall ein wachſames Auge hat und froh zu ſein ſcheint, wenn er ihnen Eins anhängen kann. Sollte es nicht eine angenehme und würdige Arbeit für einen Staatsmann ſein, den natürlichen, wechſelſeitigen Einfluß aller Stände zu überſchauen und einen Dichter, der Humor genug hätte, bei ſeinen Arbeiten zu leiten? Ich bin überzeugt, es könnten auf dieſem Wege manche ſehr unterhaltende, zugleich nützliche und luſtige Stücke erſonnen werden.

So viel ich, ſagte Laertes, überall, wo ich herumgeſchwärmt bin, habe bemerken können, weiß man nur zu verbieten, zu hindern und abzulehnen; ſelten aber zu gebieten, zu befördern und zu belohnen. Man läßt Alles in der Welt gehn, bis es ſchädlich wird; dann gärmt man und ſchlägt d'rein.

Laßt mir den Staat und die Staatsleute weg, ſagte Philine, ich kann mir ſie nicht anders als in Perrücken vorſtellen, und eine Perrücke, es mag ſie aufhaben, wer da will, erregt in meinen Fingern eine krampfhafte Bewegung; ich möchte ſie gleich dem ehrwürdigen Herrn herunternehmen, in der Stube herumſpringen und den Kahlkopf auslachen.

Mit einigen lebhaften Geſängen, welche ſie ſehr ſchön vortrug, ſchnitt Philine das Geſpräch ab, und trieb zu einer ſchnellen Rückfahrt, damit man die Künſte der Seiltänzer am Abende zu ſehen nicht verſäumen möchte. Drollig, bis zur Ausgelaſſenheit, ſetzte ſie ihre Freigebigkeit gegen die Armen auf dem Heimwege fort, indem ſie zuletzt, da ihr und ihren Reiſegefährten das Geld ausging, einem Mädchen ihren Strohhut und einem alten Weibe ihr Halstuch zum Schlage hinaus warf.

Philine lud beide Begleiter zu ſich in ihre Wohnung, weil man, wie ſie ſagte, aus ihren Fenſtern das öffentliche Schauſpiel beſſer als im andern Wirthshauſe ſehen könne.

Als ſie ankamen, fanden ſie das Gerüſt aufgeſchlagen und den Hintergrund mit aufgehängten Teppichen geziert. Die Schwungbreter waren ſchon gelegt, das Schlappſeil an die Pfoſten befeſtigt, und das ſtraffe Seil über die Bühne gezogen. Der Platz war ziemlich mit Volk gefüllt und die Fenſter mit Zuſchauern einiger Art beſetzt.

Pagliaſſ bereitete erſt die Verſammlung mit einigen Albernheiten, worüber die Zuſchauer immer zu lachen pflegen, zur Aufmerkſamkeit und guten Laune vor. Einige Kinder, deren Körper die ſeltſamſten Verrenkungen darſtellten, erregten bald Verwunderung, bald Grauſen, und Wilhelm konnte ſich des tiefen Mitleidens nicht enthalten, als er das Kind, an dem er beim erſten Anblicke Theil genommen, mit einiger Mühe die ſonderbaren Stellungen hervorbringen ſah. Doch bald erregten die luſtigen Springer ein lebhaftes Vergnügen, wenn ſie erſt einzeln, dann hintereinander und zuletzt alle zuſammen ſich vorwärts und rückwärts in der Luft überſchlugen. Ein lautes Händeklatſchen und Jauchzen erſcholl aus der ganzen Verſammlung.

Nun aber ward die Aufmerkſamkeit auf einen ganz andern Gegenſtand gewendet. Die Kinder, eins nach dem andern, mußten das Seil betreten, und zwar die Lehrlinge zuerſt, damit ſie durch ihre Uebungen das Schauſpiel verlängerten, und die Schwierigkeit der Kunſt in's Licht ſetzten. Es zeigten ſich auch einige Männer und erwachſene Frauensperſonen mit ziemlicher Geſchicklichkeit; allein es war noch nicht Monſieur Narciß, noch nicht Demoiſelle Landrinette.

Endlich traten auch Dieſe aus einer Art von Zelt hinter aufgeſpannten rothen Vorhängen hervor, und erfüllten durch ihre angenehme Geſtalt und zierlichen Putz die bisher glücklich genährte Hoffnung der Zuſchauer. Er, ein munteres Bürſchchen von mittlerer Größe, ſchwarzen Augen und einem ſtarken Haarzopf; ſie, nicht minder wohl und kräftig gebildet; Beide zeigten ſich nach einander auf dem Seile mit leichten Bewegungen, Sprüngen und ſeltſamen Poſituren. Ihre Leichtigkeit, ſeine Verwegenheit, die Genauigkeit, womit Beide ihre Kunſtſtücke ausführten, erhöhten mit jedem Schritt und Sprung das allgemeine Vergnügen. Der Anſtand, womit ſie ſich betrugen, die anſcheinenden Bemühungen der Andern um ſie gaben ihnen das Anſehn, als wenn ſie Herr und Meiſter der ganzen Truppe wären, und Jedermann hielt ſie des Ranges werth.

Die Begeiſterung des Volks theilte ſich den Zuſchauern an den Fenſtern mit, die Damen ſahen unverwandt nach Narciſſe'n, die Herren nach Landrinette'n. Das Volk jauchzte, und das feinere Publicum enthielt ſich nicht des Klatſchens; kaum daß man noch über Pagliaſſen lachte. Wenige nur ſchlichen ſich weg, als

Einige von der Truppe, um Geld zu ſammeln, ſich mit zinnernen Tellern durch die Menge drängten.

Sie haben ihre Sache, dünkt mich, gut gemacht, ſagte Wilhelm zu Philinen, die bei ihm am Fenſter lag; ich bewundere ihren Verſtand, womit ſie auch geringe Kunſtſtückchen, nach und nach zur rechten Zeit angebracht, gelten zu machen wußten, und wie ſie aus der Ungeſchicklichkeit ihrer Kinder und aus der Virtuoſität ihrer Beſten ein Ganzes zuſammen arbeiteten, das erſt unſre Aufmerkſamkeit erregte und dann uns auf das Angenehmſte unterhielt.

Das Volk hatte ſich nach und nach verlaufen, und der Platz war leer geworden, indeß Philine und Laertes über die Geſtalt und Geſchicklichkeit Narciſſe'ns und Landrinette'ns in Streit geriethen und ſich wechſelsweiſe neckten. Wilhelm ſah das wunderbare Kind auf der Straße bei andern ſpielenden Kindern ſtehen, machte Philine'n darauf aufmerkſam, die ſogleich, nach ihrer lebhaften Art, dem Kinde rief und winkte, und da es nicht kommen wollte, ſingend die Treppe hinunter klapperte und es heraufführte.

Hier iſt das Räthſel, rief ſie, als ſie das Kind zur Thüre hereinzog. Es blieb am Eingang ſtehen, eben als wenn es gleich wieder hinausſchlüpfen wollte, legte die rechte Hand vor die Bruſt, die linke vor die Stirn und bückte ſich tief. Fürchte Dich nicht, liebe Kleine, ſagte Wilhelm, indem er auf ſie losging. Sie ſah ihn mit unſichern Blick an und trat einige Schritte näher.

Wie nennſt Du Dich? fragte er. — Sie heißen mich Mignon. — Wie viele Jahre haſt Du? — Es hat ſie Niemand gezählt. — Wer war dein Vater? — Der große Teufel iſt todt.

Nun Das iſt wunderlich genug! rief Philine aus. Man fragte ſie noch Einiges; ſie brachte ihre Antworten in einem gebrochenen Deutſch und mit einer ſonderbar feierlichen Art vor; dabei legte ſie jedes Mal die Hände an Bruſt und Haupt und neigte ſich tief.

Wilhelm konnte ſie nicht genug anſehen. Seine Augen und ſein Herz wurden unwiderſtehlich von dem geheimnißvollen Zuſtande dieſes Weſens angezogen. Er ſchätzte ſie zwölf bis dreizehn Jahre; ihr Körper war gut gebaut, nur daß ihre Glieder einen ſtärkern Wuchs verſprachen oder einen zurückgehaltenen ankündigten. Ihre Bildung war nicht regelmäßig, aber auffallend; ihre Stirne geheimnißvoll, ihre Naſe außerordentlich ſchön, und der Mund, ob er ſchon für ihr Alter zu ſehr geſchloſſen ſchien, und ſie manchmal mit den Lippen nach einer Seite zuckte, noch immer treuherzig und reizend genug. Ihre bräunliche Geſichtsfarbe konnte man durch die Schminke kaum erkennen. Dieſe Geſtalt prägte ſich Wilhelm'en ſehr tief ein; er ſah ſie noch immer tief an, ſchwieg und vergaß der Gegenwärtigen über ſeinen Betrachtungen. Philine weckte ihn aus ſeinem Halbtraume, indem ſie dem Kinde etwas übriggebliebenes Zuckerwerk reichte, und ihm ein Zeichen gab, ſich zu entfernen. Es machte ſeinen Bückling, wie eben, und fuhr blitzſchnell zur Thüre hinaus.

Als die Zeit nunmehr herbeikam, daß unſere neuen Bekannten ſich für dieſen Abend trennen ſollten, redeten ſie vorher noch eine Spazierfahrt auf den morgenden Tag ab. Sie wollten abermals an einem andern Orte, auf einem benachbarten Jägerhauſe, ihr Mittagsmahl einnehmen. Wilhelm ſprach dieſen Abend noch Manches zu Philine'ns Lobe, worauf Laertes nur kurz und leichtſinnig antwortete.

Den andern Morgen, als ſie ſich abermals eine Stunde im Fechten geübt hatten, gingen ſie nach Philine'ns Gaſthofe, vor welchem ſie die beſtellte Kutſche ſchon hatten anfahren ſehen. Aber wie verwundert war Wilhelm, als die Kutſche verſchwunden, und wie noch mehr, als Philine nicht zu Hauſe anzutreffen war! Sie hatte ſich, ſo erzählte man, mit ein Paar Fremden, die dieſen Morgen angekommen waren, in den Wagen geſetzt und war mit ihnen davongefahren. Unſer Freund, der ſich in ihrer Geſellſchaft eine angenehme Unterhaltung verſprochen hatte, konnte ſeinen Verdruß nicht verbergen. Dagegen lachte Laertes, und rief: So gefällt ſie mir! Das ſieht ihr ganz ähnlich! Laſſen Sie uns nur gerade nach dem Jagdhauſe gehen; ſie mag ſein, wo ſie will, wir wollen ihretwegen unſere Promenade nicht verſäumen.

Als Wilhelm unterwegs dieſe Inconſequenz des Betragens zu tadeln fortfuhr, ſagte Laertes: Ich kann nicht inconſequent finden, wenn Jemand ſeinem Character treu bleibt. Wenn ſie ſich Etwas vornimmt oder Jemandem Etwas verſpricht, ſo geſchieht es nur unter der ſtillſchweigenden Bedingung, daß es ihr auch bequem ſein werde, den Vorſatz auszuführen oder ihr Verſprechen zu halten. Sie verſchenkt gern, aber man muß immer bereit ſein, ihr das Geſchenkte wiederzugeben.

Dies iſt ein ſeltſamer Character, verſetzte Wilhelm.

Nichts weniger als ſeltſam, nur daß ſie keine Heuchlerinn iſt. Ich liebe ſie deßwegen, ja ich bin ihr Freund, weil ſie mir das Geſchlecht ſo rein darſtellt, das ich zu haſſen ſo viel Urſache habe. Sie iſt mir die wahre Eva.

die Stammmutter des weiblichen Geschlechts; so sind Alle, nur wollen sie es nicht Wort haben.

Unter mancherlei Gesprächen, in welchen Laertes seinen Haß gegen das weibliche Geschlecht sehr lebhaft ausdrückte, ohne jedoch die Ursache davon anzugeben, waren sie in den Wald gekommen, in welchen Wilhelm sehr verstimmt eintrat, weil die Aeußerungen des Laertes ihm die Erinnerung an sein Verhältniß zu Mariane'n wieder lebendig gemacht hatten. Sie fanden nicht weit von einer beschatteten Quelle, unter herrlichen alten Bäumen, Philine'n allein an einem steinernen Tische sitzen. Sie sang ihnen ein lustiges Liedchen entgegen, und als Laertes nach ihrer Gesellschaft fragte, rief sie aus: Ich habe sie schön angeführt; ich habe sie zum Besten gehabt, wie sie es verdienten. Schon unterwegs setzte ich ihre Freigebigkeit auf die Probe, und da ich bemerkte, daß sie von den kargen Näschern waren, nahm ich mir gleich vor, sie zu bestrafen. Nach unserer Ankunft fragten sie den Kellner, was zu haben sei: der mit der gewöhnlichen Geläufigkeit seiner Zunge Alles, was da war, und mehr als da war, hererzählte. Ich sah ihre Verlegenheit; sie blickten einander an, stotterten und fragten nach dem Preise. Was bedenken Sie sich lange? rief ich aus: die Tafel ist das Geschäft eines Frauenzimmers; lassen Sie mich dafür sorgen. Ich fing darauf an, ein prunkvolles Mittagsmahl zu bestellen, wozu noch Manches durch Boten aus der Nachbarschaft geholt werden sollte. Der Kellner, den ich durch ein Paar schiefe Mäuler zum Vertrauten gemacht hatte, half mir endlich, und so haben wir sie durch die Vorstellung eines herrlichen Gastmahls dergestalt geängstigt, daß sie sich kurz und gut zu einem Spaziergange in den Wald entschlossen, von dem sie wohl schwerlich zurückkommen werden. Ich habe eine Viertelstunde auf meine eigene Hand gelacht und werde lachen, so oft ich an die Gesichter denke. Bei Tische erinnerte sich Laertes an ähnliche Fälle; sie kamen in den Gang, lustige Geschichten, Mißverständnisse und Prellereien zu erzählen.

Ein junger Mann von ihrer Bekanntschaft aus der Stadt kam mit einem Buche durch den Wald geschlichen, setzte sich zu ihnen und rühmte den schönen Platz. Er machte sie auf das Rieseln der Quelle, auf die Bewegung der Zweige, auf die einfallenden Lichter und auf den Gesang der Vögel aufmerksam. Philine sang ein Liedchen vom Kukuk, welches dem Ankömmling nicht zu behagen schien; er empfahl sich bald.

Wenn ich nur Nichts mehr von Natur und Naturscenen hören sollte, rief Philine aus, als er weg war; es ist Nichts unerträglicher, als sich das Vergnügen vorrechnen zu lassen, das man genießt. Wenn schön Wetter ist, geht man spatziren, wie man tanzt, wenn aufgespielt wird. Wer mag aber nur einen Augenblick an die Musik, wer an's schöne Wetter denken? Der Tänzer interessirt uns, nicht die Violine, und in ein Paar schöne schwarze Augen zu sehen, thut einem Paar blauen Augen gar zu wohl. Was sollen dagegen Quellen und Brunnen und alte morsche Linden! Sie sah, indem sie so sprach, Wilhelm'en, der ihr gegenübersaß, mit einem Blick in die Augen, dem er nicht wehren konnte, wenigstens bis an die Thüre seines Herzens vorzudringen.

Sie haben Recht, versetzte er mit einiger Verlegenheit, der Mensch ist dem Menschen das Interessanteste, und sollte ihn vielleicht ganz allein interessiren. Alles Andere, was uns umgibt, ist entweder nur Element, in dem wir leben, oder Werkzeug, dessen wir uns bedienen. Je mehr wir uns dabei aufhalten, je mehr wir darauf merken und Theil daran nehmen, [illegible] schwächer wird das Gefühl unsers eigenen Werthes und das Gefühl der Gesellschaft. Die Menschen, die einen großen Werth auf Gärten, Gebäude, Kleider, Schmuck oder irgend ein Besitzthum legen, sind wenigen gesellig und gefällig; sie verlieren die Menschen aus den Augen, welche zu erfreuen und zu versammeln nur sehr Wenigen glückt. Sehn wir es nicht auch auf dem Theater? Ein guter Schauspieler macht uns bald eine elende, unsichtliche Decoration vergessen, da hingegen das schönste Theater den Mangel an guten Schauspielern erst recht fühlbar macht.

Nach Tische setzte Philine sich in das beschattete hohe Gras. Ihre beiden Freunde mußten ihr Blumen in Menge herbeischaffen. Sie wand sich einen vollen Kranz, und setzte ihn auf; sie sah unglaublich reizend aus. Die Blumen reichten noch zu einem andern hin; auch den flocht sie, indem sich beide Männer neben sie setzten. Als er unter allerlei Scherz und Aufspielungen fertig geworden war, drückte sie ihn Wilhelm'en mit der größten Anmuth auf's Haupt und rückte ihn mehr als ein Mal anders, bis er recht zu sitzen schien. Und ich werde, wie es scheint, leer ausgehen, sagte Laertes.

Mit Nichten, versetzte Philine. Ihr sollt Euch keineswegs beklagen. Sie nahm ihren Kranz vom Haupte und setzte ihn Laertes auf.

Wären wir Nebenbuhler, sagte Dieser, so würden wir sehr heftig streiten können, welchen von Beiden Du am Meisten begünstigst.

Da wär't Ihr rechte Thoren, versetzte sie, indem sie sich zu ihm hinüberbog und ihm den Mund zum Kuß reichte, sich aber sogleich

umwendete, ihren Arm um Wilhelm'en ſchlang und einen lebhaften Kuß auf ſeine Lippen drückte. Welcher ſchmeckt am Beſten? fragte ſie neckiſch.

Wunderlich! rief Laertes. Es ſcheint, als wenn ſo Etwas niemals nach Wermuth ſchmecken könne.

So wenig, ſagte Philine, als irgend eine Gabe, die Jemand ohne Neid und Eigennutz genießt. Nun hätte ich, rief ſie aus, noch Luſt, eine Stunde zu tanzen, und dann müſſen wir wohl wieder nach unſern Springern ſehen.

Man ging nach dem Hauſe und fand Muſik daſelbſt. Philine, die eine gute Tänzerinn war, belebte ihre beiden Geſellſchafter. Wilhelm war nicht ungeſchickt, allein es fehlte ihm an einer künſtlichen Uebung. Seine beiden Freunde nahmen ſich vor, ihn zu unterrichten.

Man verſpätete ſich. Die Seiltänzer hatten ihre Künſte ſchon zu produciren angefangen. Auf dem Platze hatten ſich viele Zuſchauer eingefunden; doch war unſern Freunden, als ſie ausſtiegen, ein Getümmel merkwürdig, das eine große Anzahl Menſchen nach dem Thore des Gaſthofes, in welchem Wilhelm eingekehrt war, hingezogen hatte. Wilhelm ſprang hinüber, um zu ſehen, was es ſei, und mit Entſetzen erblickte er, als er ſich durch's Volk drängte, den Herrn der Seiltänzergeſellſchaft, der das intereſſante Kind bei den Haaren aus dem Hauſe zu ſchleppen bemüht war und mit einem Peitſchenſtiel unbarmherzig auf den kleinen Körper losſchlug.

Wilhelm fuhr wie ein Blitz auf den Mann zu und faßte ihn bei der Bruſt. Laß das Kind los! ſchrie er wie ein Raſender, oder Einer von uns bleibt hier auf der Stelle. Er faßte zugleich den Kerl mit einer Gewalt, die nur der Zorn geben kann, bei der Kehle, daß Dieſer zu erſticken glaubte, das Kind losließ und ſich gegen den Angreifenden zu vertheidigen ſuchte. Einige Leute, die mit dem Kinde Mitleiden fühlten, aber Streit anzufangen nicht gewagt hatten, fielen dem Seiltänzer ſogleich in die Arme, entwaffneten ihn und drohten ihm mit vielen Schimpfreden. Dieſer, der ſich jetzt nur auf die Waffen ſeines Mundes reducirt ſah, fing gräßlich zu drohen und zu fluchen an: die faule, nutzige Creatur wolle ihre Schuldigkeit nicht thun; ſie verweigere den Eiertanz zu tanzen, den er dem Publico verſprochen habe; er wolle ſie todtſchlagen, und es ſolle ihn Niemand daran hindern. Er ſuchte ſich loszumachen, um das Kind, das ſich unter der Menge verkrochen hatte, aufzuſuchen. Wilhelm hielt ihn zurück, und rief: Du ſollſt nicht eher dieſes Geſchöpf weder ſehen noch berühren, bis Du vor Gericht Rechenſchaft gibſt, wo Du es geſtohlen haſt; ich werde Dich auf's Aeußerſte treiben; Du ſollſt mir nicht entgehen. Dieſe Rede, welche Wilhelm in der Hitze, ohne Gedanken und Abſicht, aus einem dunkeln Gefühl oder, wenn man will, aus Inſpiration ausgeſprochen hatte, brachte den wüthenden Menſchen auf ein Mal zur Ruhe. Er rief: Was hab' ich mit der nutzigen Creatur zu ſchaffen! Zahlen Sie mir, was mich ihre Kleider koſten, und Sie mögen ſie behalten; wir wollen dieſen Abend noch einig werden. Er eilte darauf, die unterbrochene Vorſtellung fortzuſetzen, und die Unruhe des Publicum's durch einige bedeutende Kunſtſtücke zu befriedigen.

Wilhelm ſuchte nunmehr, da es ſtille geworden war, nach dem Kinde, das ſich aber nirgends fand. Einige wollten es auf dem Boden, Andere auf den Dächern der benachbarten Häuſer geſehen haben. Nachdem man es aller Orten geſucht hatte, mußte man ſich beruhigen und abwarten, ob es nicht von ſelbſt wieder herbeikommen wolle.

Indeß war Narciß nach Hauſe gekommen, welchen Wilhelm über die Schickſale und die Herkunft des Kindes befragte. Dieſer wußte nichts davon; denn er war nicht lange bei der Geſellſchaft, erzählte dagegen mit großer Leichtigkeit und vielem Leichtſinne ſeine eigenen Schickſale. Als ihm Wilhelm zu dem großen Beifall Glück wünſchte, deſſen er ſich zu erfreuen hatte, äußerte er ſich ſehr gleichgiltig darüber. Wir ſind gewohnt, ſagte er, daß man über uns lacht und unſere Künſte bewundert; aber wir werden durch den außerordentlichen Beifall um Nichts gebeſſert. Der Entrepreneur zahlt uns und mag ſehen, wie er zurechte kömmt. Er beurlaubte ſich darauf und wollte ſich eilig entfernen.

Auf die Frage, wo er ſo ſchnell hin wolle, lächelte der junge Menſch und geſtand, daß ſeine Figur und Talente ihm einen ſolidern Beifall zugezogen, als der des großen Publicum's ſei. Er habe von einigen Frauenzimmern Botſchaft erhalten, die ſehr eifrig verlangten, ihn näher kennen zu lernen, und er fürchte, mit den Beſuchen, die er abzulegen habe, vor Mitternacht kaum fertig zu werden. Er fuhr fort mit der größten Aufrichtigkeit ſeine Abenteuer zu erzählen, und hätte die Namen, Straßen und Häuſer angezeigt, wenn nicht Wilhelm eine ſolche Indiſcretion abgelehnt und ihn höflich entlaſſen hätte.

Laertes hatte indeſſen Laurinette'n unterhalten und verſicherte, ſie ſei vollkommen würdig, ein Weib zu ſein und zu bleiben.

Nun ging die Unterhandlung mit dem Entrepreneur wegen des Kindes an, das unſerm Freunde für dreißig Thaler überlaſſen wurde,

gegen welche der ſchwarzhärtige, heftige Italiäner ſeine Anſprüche völlig abtrat, von der Herkunft des Kindes aber weiter Nichts bekennen wollte, als daß er ſolches nach dem Tode ſeines Bruders, den man, wegen ſeiner außerordentlichen Geſchicklichkeit, den großen Teufel genannt, zu ſich genommen habe.

Der andere Morgen ging meiſt mit Aufſuchen des Kindes hin. Vergebens durchkroch man alle Winkel des Hauſes und der Nachbarſchaft; es war verſchwunden, und man fürchtete, es möchte in ein Waſſer geſprungen ſein oder ſich ſonſt ein Leids angethan haben.

Philine's Reize konnten die Unruhe unſers Freundes nicht ableiten. Er brachte einen traurigen, nachdenklichen Tag zu. Auch des Abends, da Springer und Tänzer alle ihre Kräfte aufboten, um ſich dem Publico auf's Beſte zu empfehlen, konnte ſein Gemüth nicht erheitert und zerſtreut werden.

Durch den Zulauf aus benachbarten Ortſchaften hatte die Anzahl der Menſchen außerordentlich zugenommen, und ſo wälzte ſich auch der Schneeball des Beifalls zu einer ungeheuern Größe. Der Sprung über die Degen und durch das Faß mit papiernen Böden machte eine große Senſation. Der ſtarke Mann ließ zum allgemeinen Grauſen, Entſetzen und Erſtaunen, indem er ſich mit dem Kopf und den Füßen auf ein Paar aufeinander geſchobene Stühle legte, auf ſeinen hohlſchwebenden Leib einen Ambos heben und auf demſelben, von einigen wackern Schmiedegeſellen, ein Hufeiſen fertig ſchmieden.

Auch war die ſogenannte Hercules-Stärke, da eine Reihe Männer, auf den Schultern einer erſten Reihe ſtehend, abermals Frauen und Jünglinge trägt, ſo daß zuletzt eine lebendige Pyramide entſteht, deren Spitze ein Kind, auf den Kopf geſtellt, als Knopf und Wetterfahne ziert, in dieſen Gegenden noch nie geſehen worden, und endigte würdig das ganze Schauſpiel. Narciß und Landrinette ließen ſich in Tragſeſſeln auf den Schultern der übrigen durch die vornehmſten Straßen der Stadt unter lautem Freudengeſchrei des Volks tragen. Man warf ihnen Bänder, Blumenſträuße und ſeidene Tücher zu und drängte ſich, ſie ins Geſicht zu faſſen. Jedermann ſchien glücklich zu ſein, ſie anzuſehn und von ihnen eines Blicks gewürdigt zu werden.

Welcher Schauſpieler, welcher Schriftſteller, zu welcher Menſch überhaupt würde ſich nicht auf dem Gipfel ſeiner Wünſche ſehen, wenn er durch irgend ein edles Wort oder eine gute That einen ſo allgemeinen Eindruck hervorbrächte? Welche köſtliche Empfindung müßte es ſein, wenn man gute, edle, der Menſchheit würdige Gefühle ebenſo ſchnell durch einen electriſchen Schlag ausbreiten, ein ſolches Entzücken unter dem Volke erregen könnte, als dieſe Leute durch ihre körperliche Geſchicklichkeit gethan haben; wenn man der Menge das Mitgefühl alles Menſchlichen geben, wenn man ſie mit der Vorſtellung des Glücks und Unglücks, der Weisheit und Thorheit, ja des Unſinns und der Albernheit entzünden, erſchüttern und ihr ſtockendes Innere in freie, lebhafte und reine Bewegung ſetzen könnte! So ſprach unſer Freund, und da weder Philine noch Laertes geſtimmt ſchienen, einen ſolchen Discurs fortzuſetzen, unterhielt er ſich allein mit dieſen Lieblingsbetrachtungen, als er bis ſpät in die Nacht um die Stadt ſpazirte, und ſeinen alten Wunſch, das Gute, Edle, Große durch das Schauſpiel zu verſinnlichen, wieder einmal mit aller Lebhaftigkeit und aller Freiheit einer losgebundenen Einbildungskraft verfolgte.

Fünftes Capitel.

Des andern Tages, als die Seiltänzer mit großem Geräuſch abgezogen waren, fand ſich Mignon ſogleich wieder ein, und trat hinzu, als Wilhelm und Laertes ihre Fechtübungen auf dem Saale fortſetzten. Wo haſt Du geſteckt? fragte Wilhelm freundlich: Du haſt uns viel Sorge gemacht. Das Kind antwortete Nichts und ſah ihn an. Du biſt nun unſer, rief Laertes; wir haben Dich gekauft. — Was haſt Du bezahlt? fragte das Kind ganz trocken. — Hundert Ducaten, verſetzte Laertes; wenn Du ſie wieder gibſt, kannſt Du frei ſein. — Das iſt wohl viel? fragte das Kind. — O ja, Du magſt Dich nur gut aufführen! — Ich will dienen, verſetzte ſie.

Von dem Augenblicke an merkte ſie genau, was der Kellner den beiden Freunden für Dienſte zu leiſten hatte, und litt ſchon des andern Tages nicht mehr, daß er in's Zimmer kam. Sie wollte Alles ſelbſt thun, und machte auch ihre Geſchäfte, zwar langſam und mitunter unbehülflich, doch genau und mit großer Sorgfalt.

Sie ſtellte ſich oft an ein Gefäß mit Waſſer, und wuſch ihr Geſicht mit ſo großer Emſigkeit und Heftigkeit, daß ſie ſich faſt die Backen aufrieb, bis Laertes durch Fragen und Necken erfuhr, daß ſie die Schminke von ihren Wangen auf alle Weiſe loszuwerden ſuche, und über dem Eifer, womit ſie es that, die Röthe, die ſie durch's Reiben hervorgebracht hatte, für die hartnäckigſte Schminke halte. Man bedeutete ſie, und ſie ließ ab, und nachdem man wieder zur Ruhe gekommen war, zeigte ſich eine ſchöne braune, obgleich nur von wenigem Roth erhöhte Geſichtsfarbe.

Durch die frevelhaften Reize Philine'ns, durch die geheimnißvolle Gegenwart des Kindes, mehr als er sich selbst gestehen durfte, unterhalten, brachte Wilhelm verschiedene Tage in dieser sonderbaren Gesellschaft zu, und rechtfertigte sich bei sich selbst durch eine fleißige Uebung in der Fecht- und Tanzkunst, wozu er so leicht nicht wieder Gelegenheit zu finden glaubte.

Nicht wenig verwundert, und gewissermaßen erfreut war er, als er eines Tages Herrn und Frau Melina ankommen sah, welche, gleich nach dem ersten frohen Gruße, sich nach der Directrice und den übrigen Schauspielern erkundigten und mit großem Schrecken vernahmen, daß Jene sich schon lange entfernt habe, und Diese bis auf Wenige zerstreut seien.

Das junge Paar hatte sich nach ihrer Verbindung, zu der, wie wir wissen, Wilhelm behülflich gewesen, an einigen Orten nach Engagement umgesehen, keines gefunden und war endlich in dieses Städtchen gewiesen worden, wo einige Personen, die ihnen unterwegs begegneten, ein gutes Theater gesehen haben wollten.

Philine'n wollte Madam Melina, und Herr Melina dem lebhaften Laertes, als sie Bekanntschaft machten, keineswegs gefallen. Sie wünschten die neuen Ankömmlinge gleich wieder los zu sein, und Wilhelm konnte ihnen keine günstigen Gesinnungen beibringen, ob er ihnen gleich wiederholt versicherte, daß es recht gute Leute seien.

Eigentlich war auch das bisherige lustige Leben unsrer drei Abenteuer durch die Erweiterung der Gesellschaft auf mehr als eine Weise gestört; denn Melina fing im Wirthshause (er hatte in eben demselben, in welchem Philine wohnte, Platz gefunden) gleich zu markten und zu quängeln an. Er wollte für weniges Geld besseres Quartier, reichlichere Mahlzeit und promptere Bedienung haben. In kurzer Zeit machten Wirth und Kellner verdrießliche Gesichter, und wenn die Andern, um froh zu leben, sich Alles gefallen ließen und nur geschwind bezahlten, um nicht länger an Das zu denken, was schon verzehrt war: so mußte die Mahlzeit, die Melina regelmäßig sogleich berichtigte, jederzeit von vorn wieder durchgenommen werden, so daß Philine ihn, ohne Umstände, ein wiederkäuendes Thier nannte.

Noch verhaßter war Madam Melina dem lustigen Mädchen. Diese junge Frau war nicht ohne Bildung, doch fehlte es ihr gänzlich an Geist und Seele. Sie declamirte nicht übel, und wollte immer declamiren; allein man merkte bald, daß es nur eine Wort-Declamation war, die auf einzelnen Stellen haftete, und die Empfindung des Ganzen nicht ausdrückte. Bei diesem Allem war sie nicht leicht Jemandem, besonders Männern, unangenehm. Vielmehr schrieben ihr Diejenigen, die mit ihr umgingen, gewöhnlich einen schönen Verstand zu; denn sie war, was ich mit einem Wort eine Unempfinderinn nennen möchte; sie wußte einem Freunde, um dessen Achtung ihr zu thun war, mit einer besondern Aufmerksamkeit zu schmeicheln, in seine Ideen so lange als möglich einzugehen, sobald sie aber ganz über ihren Horizont waren, mit Etwas eine solche neue Erscheinung aufzunehmen. Sie verstand zu sprechen und zu schweigen, und ob sie gleich kein tückisches Gemüth hatte, mit großer Vorsicht aufzupassen, wo des Andern schwache Seite sein möchte.

Sechstes Capitel.

Melina hatte sich indessen nach den Trümmern der vorigen Direction genau erkundigt. Sowohl Decorationen als Garderobe waren an einige Handelsleute versetzt, und ein Notarius hatte den Auftrag von der Directrice erhalten, unter gewissen Bedingungen, wenn sich Liebhaber fänden, in den Verkauf aus freier Hand zu willigen. Melina wollte die Sachen besehen und zog Wilhelm'en mit sich. Dieser empfand, als man ihnen die Zimmer eröffnete, eine gewisse Neigung dazu, die er sich jedoch selbst nicht gestand. In so einem schlechten Zustande auch die geklecksten Decorationen waren, so wenig scheinbar auch Türkische und Heidnische Kleider, alte Carricatur-Röcke für Männer und Frauen, Kutten für Zauberer, Juden und Pfaffen sein mochten: so konnt' er sich doch der Empfindung nicht erwehren, daß er die glücklichsten Augenblicke seines Lebens in der Nähe eines ähnlichen Trödelkrams gefunden hatte. Hätte Melina in sein Herz sehen können, so würde er ihm eifriger zugesetzt haben, eine Summe Geldes auf die Befreiung, Aufstellung und neue Belebung dieser zerstreuten Glieder zu einem schönen Ganzen herzugeben. Welch ein glücklicher Mensch, rief Melina aus, könnte ich sein, wenn ich nur zweihundert Thaler besäße, um zum Anfange den Besitz dieser ersten theatralischen Bedürfnisse zu erlangen! Wie bald wollt' ich ein kleines Schauspiel beisammen haben, das uns in dieser Stadt, in dieser Gegend, gewiß sogleich ernähren sollte! Wilhelm schwieg, und Beide verließen nachdenklich die wieder eingesperrten Schätze.

Melina hatte von dieser Zeit an keinen andern Discurs, als Projecte und Vorschläge, wie man ein Theater einrichten und dabei seinen Vortheil finden könnte. Er suchte Phi-

line'n und Laertes zu intereſſiren, und man that Wilhelm'en Vorſchläge, Geld herzuſchießen und Sicherheit dagegen anzunehmen. Dieſem fiel aber erſt bei dieſer Gelegenheit recht auf, daß er hier ſo lange nicht hätte verweilen ſollen; er entſchuldigte ſich und wollte Anſtalten machen, ſeine Reiſe fortzuſetzen.

Indeſſen war ihm Mignon's Geſtalt und Weſen immer reizender geworden. In allem ſeinem Thun und Laſſen hatte das Kind etwas Sonderbares. Es ging die Treppe weder auf noch ab, ſondern ſprang; es ſtieg auf den Geländern der Gänge weg, und eh' man ſich's verſah, ſaß es oben auf dem Schranke, und blieb eine Weile ruhig. Auch hatte Wilhelm bemerkt, daß es für Jeden eine beſondere Art von Gruß hatte. Ihn grüßte ſie, ſeit einiger Zeit, mit über die Bruſt geſchlagenen Armen. Manche Tage war ſie ganz ſtumm, zu Zeiten antwortete ſie mehr auf verſchiedene Fragen, immer ſonderbar, doch ſo, daß man nicht unterſcheiden konnte, ob es Witz oder Unkenntniß der Sprache war, indem ſie ein gebrochenes mit Franzöſiſch und Italiäniſch durchflochtenes Deutſch ſprach. In ſeinem Dienſte war das Kind unermüdet und früh mit der Sonne auf; es verlor ſich dagegen Abends zeitig, ſchlief in einer Kammer auf der nackten Erde, und war durch Nichts zu bewegen, ein Bette oder einen Strohſack anzunehmen. Er fand ſie oft, daß ſie ſich wuſch. Auch ihre Kleider waren reinlich, obgleich Alles faſt doppelt und dreifach an ihr geflickt war. Man ſagte Wilhelm'en auch, daß ſie alle Morgen ganz früh in die Meſſe gehe, wohin er ihr ein Mal folgte, und ſie in der Ecke der Kirche mit dem Roſenkranze knieen und andächtig beten ſah. Sie bemerkte ihn nicht, er ging nach Hauſe, machte ſich vielerlei Gedanken über dieſe Geſtalt und konnte ſich bei ihr nichts Beſtimmtes denken.

Neues Andringen Melina's um eine Summe Geldes, zur Auslöſung der mehrerwähnten Theater-Geräthſchaften, beſtimmte Wilhelm'en noch mehr, an ſeine Abreiſe zu denken. Er wollte den Seinigen, die lange Nichts von ihm gehört hatten, noch mit dem heutigen Poſttage ſchreiben; er fing auch wirklich einen Brief an Werner'n an, und war mit Erzählung ſeiner Abenteuer, wobei er, ohne es ſelbſt zu bemerken, ſich mehrmal von der Wahrheit entfernt hatte, ſchon ziemlich weit gekommen, als er, zu ſeinem Verdruß, auf der hintern Seite des Briefblatts ſchon einige Verſe geſchrieben fand, die er für Madam Melina aus ſeiner Schreibtafel zu copiren angefangen hatte. Unwillig zerriß er das Blatt und verſchob die Wiederholung ſeines Bekenntniſſes auf den nächſten Poſttag.

Siebentes Capitel.

Unſ're Geſellſchaft befand ſich abermals beiſammen, und Philine, die auf jedes Pferd, das vorbeikam, auf jeden Wagen, der anfuhr, äußerſt aufmerkſam war, rief mit großer Lebhaftigkeit: Unſer Pedant! Da kommt unſer allerliebſter Pedant! Wen mag er bei ſich haben? Sie rief und winkte zum Fenſter hinaus, und der Wagen hielt ſtille.

Ein kümmerlich armer Teufel, den man an ſeinem verſchabten, graulich braunen Rocke und an ſeinen übelconditionirten Unterkleidern für einen Magiſter, wie ſie auf Academien zu vermodern pflegen, hätte halten ſollen, ſtieg aus dem Wagen, und entblößte, indem er Philine'n zu grüßen den Hut abthat, eine übelgepuderte, aber übrigens ſehr ſteife Perrücke, und Philine warf ihm hundert Kußhände zu.

Sowie ſie ihre Glückſeligkeit fand, einen Theil der Männer zu lieben und ihre Liebe zu genießen, ſo war das Vergnügen nicht viel geringer, das ſie ſich ſo oft als möglich gab, die Uebrigen, die ſie eben in dieſem Augenblicke nicht liebte, auf eine ſehr leichtfertige Weiſe zum Beſten zu haben.

Ueber den Lärm, womit ſie dieſen alten Freund empfing, vergaß man auf die Uebrigen zu achten, die ihm nachfolgten. Doch glaubte Wilhelm die zwei Frauenzimmer und einen ältlichen Mann, der mit ihnen hereintrat, zu kennen. Auch entdeckte ſich's bald, daß er ſie alle drei vor einigen Jahren bei der Geſellſchaft, die in ſeiner Vaterſtadt ſpielte, mehrmals geſehen hatte. Die Töchter waren ſeit der Zeit herangewachſen; der Alte aber hatte ſich wenig verändert. Dieſer ſpielte gewöhnlich die gutmüthigen, polternden Alten, wovon das Deutſche Theater nicht leer wird, und die man auch im gemeinen Leben nicht ſelten antrifft. Denn da es der Character unſ'rer Landsleute iſt, das Gute ohne viel Prunk zu thun und zu leiſten, ſo denken ſie ſelten daran, daß es auch eine Art gebe, das Rechte mit Zierlichkeit und Anmuth zu thun, und verfallen vielmehr, von einem Geiſte des Widerſpruchs getrieben, leicht in den Fehler, durch ein mürriſches Weſen ihre liebſte Tugend im Contraſte darzuſtellen.

Solche Rollen ſpielte unſer Schauſpieler ſehr gut, und er ſpielte ſie ſo oft und ausſchließlich, daß er darüber eine ähnliche Art ſich zu betragen im gemeinen Leben angenommen hatte.

Wilhelm gerieth in große Bewegung, ſobald er ihn erkannte; denn er erinnerte ſich, wie oft er dieſen Mann neben ſeiner geliebten Mariane auf dem Theater geſehen hatte; er hörte ihn noch ſchelten, er hörte ihre ſchmeichelnde Stimme, mit der ſie ſeinem rauhen Weſen in manchen Rollen zu begegnen hatten

So schaff' ich am sausenden Webstuhl der Zeit,
Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid.

Faust.

Der du die weite Welt umschweifst,
Geschäftiger Geist, wie nah' fühl' ich mich dir!

Geist.

Du gleichst dem Geist, den du begreifst,
Nicht mir!

Verschwindet.

Faust zusammenstürzend.

Nicht dir!
Wem denn?
Ich Ebenbild der Gottheit!
Und nicht einmal dir!

Es klopft.

O Tod! ich kenn's — das ist mein Famulus —
Es wird mein schönstes Glück zu nichte!
Daß diese Fülle der Gesichte
Der trockne Schleicher stören muß!

Die erſte lebhafte Frage an die neuen Ankömmlinge, ob ein Unterkommen auswärts zu finden und zu hoffen ſei, ward leider mit Nein beantwortet, und man mußte vernehmen, daß die Geſellſchaften, bei denen man ſich erkundigt, beſetzt und einige davon ſogar in Sorgen ſeien, wegen des bevorſtehenden Krieges auseinander gehen zu müſſen. Der polternde Alte hatte mit ſeinen Töchtern, aus Verdruß und Liebe zur Abwechſelung, ein vortheilhaftes Engagement aufgegeben, hatte mit dem Pedanten, den er unterwegs antraf, einen Wagen gemiethet, um hierher zu kommen, wo denn auch, wie ſie fanden, guter Rath theuer war.

Die Zeit, in welcher ſich die Uebrigen über ihre Angelegenheiten ſehr lebhaft unterhielten, brachte Wilhelm nachdenklich zu. Er wünſchte den Alten allein zu ſprechen, wünſchte und fürchtete von Mariane'n zu hören, und befand ſich in der größten Unruhe.

Die Artigkeiten der neuangekommenen Frauenzimmer konnten ihn nicht aus ſeinem Traume reißen; aber ein Wortwechſel, der ſich erhub, machte ihn aufmerkſam. Es war Friedrich, der blonde Knabe, der Philine'n aufzuwarten pflegte, ſich aber dieß Mal lebhaft widerſetzte, als er den Tiſch decken und Eſſen herbeiſchaffen ſollte. Ich habe mich verpflichtet, rief er aus, Ihnen zu dienen, aber nicht allen Menſchen aufzuwarten. Sie geriethen darüber in heftigen Streit. Philine beſtand darauf, er habe ſeine Schuldigkeit zu thun, und als er ſich hartnäckig widerſetzte, ſagte ſie ihm ohne Umſtände, er könnte gehn, wohin er wolle.

Glauben Sie etwa, daß ich mich nicht von Ihnen entfernen könne? rief er aus, ging trotzig weg, machte ſeinen Bündel zuſammen, und eilte ſogleich zum Hauſe hinaus. Geh, Mignon, ſagte Philine, und ſchaff' uns, was wir brauchen; ſag' es dem Kellner, und hilf aufwarten!

Mignon trat vor Wilhelm hin, und fragte in ihrer laconiſchen Art: Soll ich, darf ich? und Wilhelm verſetzte: Thu', mein Kind, was Mademoiſelle Dir ſagt.

Das Kind beſorgte Alles und wartete den ganzen Abend mit großer Sorgfalt den Gäſten auf. Nach Tiſche ſuchte Wilhelm mit dem Alten einen Spaziergang allein zu machen; es gelang ihm, und nach mancherlei Fragen, wie es ihm bisher gegangen, wendete ſich das Geſpräch auf die ehemalige Geſellſchaft, und Wilhelm wagte zuletzt nach Mariane'n zu fragen.

Sagen Sie mir Nichts von dem abſcheulichen Geſchöpf! rief der Alte; ich habe verſchworen, nicht mehr an ſie zu denken. Wilhelm erſchrack über dieſe Aeußerung, war aber noch in größerer Verlegenheit, als der Alte fortfuhr, auf ihre Leichtfertigkeit und Liederlichkeit zu ſchmälen. Wie gern hätte unſer Freund das Geſpräch abgebrochen! Allein er mußte nun einmal die polternden Ergießungen des wunderlichen Mannes aushalten.

Ich ſchäme mich, fuhr Dieſer fort, daß ich ihr ſo geneigt war. Doch hätten Sie das Mädchen näher gekannt, Sie würden mich gewiß entſchuldigen. Sie war ſo artig, natürlich und gut, ſo gefällig und in jedem Sinne leidlich. Nie hätt' ich mir vorgeſtellt, daß Frechheit und Undank die Hauptzüge ihres Character's ſein ſollten.

Schon hatte ſich Wilhelm gefaßt gemacht, das Schlimmſte von ihr zu hören, als er auf ein Mal mit Verwunderung bemerkte, daß der Ton des Alten milder wurde, ſeine Rede endlich ſtockte und er ein Schnupftuch aus der Taſche nahm, um die Thränen zu trocknen, die zuletzt ſeine Rede unterbrachen.

Was iſt Ihnen? rief Wilhelm aus. Was gibt Ihren Empfindungen auf ein Mal eine ſo entgegengeſetzte Richtung? Verbergen Sie mir es nicht; ich nehme an dem Schickſal dieſes Mädchens mehr Antheil, als Sie glauben; nur laſſen Sie mich Alles wiſſen.

Ich habe wenig zu ſagen, verſetzte der Alte, indem er wieder in ſeinen ernſtlichen, verdrießlichen Ton überging: ich werde es ihr nie vergeben, was ich um ſie geduldet habe. Sie hatte, fuhr er fort, immer ein gewiſſes Zutrauen zu mir; ich liebte ſie wie meine Tochter, und hatte, da meine Frau noch lebte, den Entſchluß gefaßt, ſie zu mir zu nehmen, und ſie aus den Händen der Alten zu retten, von deren Anleitung ich mir nicht viel Gutes verſprach. Meine Frau ſtarb; das Project zerſchlug ſich.

Gegen das Ende des Aufenthalts in Ihrer Vaterſtadt, es ſind nicht gar drei Jahre, merkte ich ihr eine ſichtbare Traurigkeit an; ich fragte ſie, aber ſie wich aus. Endlich machten wir uns auf die Reiſe. Sie fuhr mit mir in einem Wagen, und ich bemerkte, was ſie mir auch bald geſtand, daß ſie guter Hoffnung ſei und in der größten Furcht ſchwebe, von unſerm Director verſtoßen zu werden. Auch dauerte es nur kurze Zeit, ſo machte er die Entdeckung, kündigte ihr den Contract, der ohnedieß nur auf ſechs Wochen ſtand, ſogleich auf, zahlte, was ſie zu fordern hatte, und ließ ſie, aller Vorſtellungen ungeachtet, in einem kleinen Städtchen, in einem ſchlechten Wirthshauſe zurück.

Der Henker hole alle liederlichen Dirnen! rief der Alte mit Verdruß, und beſonders dieſe, die mir ſo manche Stunde meines Lebens verdorben hat! Was ſoll ich lange erzählen, wie ich mich ihrer angenommen, was ich für ſie

gethan, was ich an ſie gehängt, wie ich auch in der Abweſenheit für ſie geſorgt habe! Ich wollte lieber mein Geld in den Teich werfen und meine Zeit hinbringen, rendige Hunde zu erziehen, als nur jemals wieder auf ſo ein Geſchöpf die mindeſte Aufmerkſamkeit wenden. Was war's? Im Anfang erhielt ich Dankſagungsbriefe, Nachricht von einigen Orten ihres Aufenthalts, und zuletzt kein Wort mehr, nicht einmal Dank für das Geld, das ich ihr zu ihren Wochen geſchickt hatte. O die Verſtellung und der Leichtſinn der Weiber iſt ſo recht zuſammengepaart, um ihnen ein bequemes Leben und einem ehrlichen Kerl manche verdrießliche Stunde zu ſchaffen!

Achtes Capitel.

Man denke ſich Wilhelm's Zuſtand, als er von dieſer Unterredung nach Hauſe kam. Alle ſeine alten Wunden waren wieder aufgeriſſen, und das Gefühl, daß ſie ſeiner Liebe nicht ganz unwürdig geweſen, wieder lebhaft geworden; denn in dem Intereſſe des Alten, in dem Lobe, daß er ihr wider Willen geben mußte, war unſerm Freunde ihre ganze Liebenswürdigkeit wieder erſchienen; ja ſelbſt die heftige Anklage des leidenſchaftlichen Mannes enthielt Nichts, was ſie vor Wilhelm's Augen hätte herabſetzen können. Denn Dieſer bekannte ſich ſelbſt als Mitſchuldigen ihrer Vergehungen, und ihr Schweigen zuletzt ſchien ihm nicht tadelhaft; er machte ſich vielmehr nur traurige Gedanken darüber, ſah ſie als Wöchnerinn, als Mutter in der Welt ohne Hülfe herumirren, wahrſcheinlich mit ſeinem eigenen Kinde herumirren, Vorſtellungen, welche das ſchmerzlichſte Gefühl in ihm erregten.

Mignon hatte auf ihn gewartet, und leuchtete ihm die Treppe hinauf. Als ſie das Licht niedergeſetzt hatte, bat ſie ihn, zu erlauben, daß ſie ihm heute Abend mit einem Kunſtſtücke aufwarten dürfe. Er hätte es lieber verbeten, beſonders da er nicht wußte, was es werden ſollte. Allein er konnte dieſem guten Geſchöpfe Nichts abſchlagen. Nach einer kurzen Zeit trat ſie wieder herein. Sie trug einen Teppich unter dem Arme, den ſie auf der Erde ausbreitete. Wilhelm ließ ſie gewähren. Sie brachte darauf vier Lichter, ſtellte eins auf jeden Zipfel des Teppichs. Ein Körbchen mit Eiern, das ſie darauf holte, machte die Abſicht deutlicher. Künſtlich abgemeſſen ſchritt ſie nunmehr auf dem Teppich hin und her, und legte in gewiſſen Maßen die Eier auseinander; dann rief ſie einen Menſchen, herein, der im Hauſe aufwartete und die Violine ſpielte. Er trat mit ſeinem Inſtrument in die Ecke; ſie verband ſich die Augen, gab das Zeichen, und fing zugleich mit der Muſik, wie ein aufgezogenes Räderwerk, ihre Bewegungen an, indem ſie Tact und Melodie mit dem Schlage der Caſtagnetten begleitete.

Behende, leicht, raſch, genau führte ſie den Tanz. Sie trat ſo ſcharf und ſo ſicher zwiſchen die Eier hinein, bei den Eiern nieder, daß man jeden Augenblick dachte, ſie müſſe eins zertreten oder bei ſchnellen Wendungen das andere fortſchleudern. Mit Nichten! Sie berührte keines, ob ſie gleich mit allen Arten von Schritten, engen und weiten, ja ſogar mit Sprüngen, und zuletzt halb knieend ſich durch die Reihen durchwand.

Unaufhaltſam, wie ein Uhrwerk, lief ſie ihren Weg, und die ſonderbare Muſik gab dem immer wieder von vorne anfangenden und losrauſchenden Tanze bei jeder Wiederholung einen neuen Stoß. Wilhelm war von dem ſonderbaren Schauſpiele ganz hingeriſſen; er vergaß ſeiner Sorgen, folgte jeder Bewegung der geliebten Creatur und war verwundert, wie in dieſem Tanze ſich ihr Character vorzüglich entwickelte.

Streng, ſcharf, trocken, heftig, und in ſanften Stellungen mehr feierlich als angenehm, zeigte ſie ſich. Er empfand, was er ſchon für Mignon gefühlt, in dieſem Augenblicke auf ein Mal. Er ſehnte ſich, dieſes verlaſſene Weſen an Kindesſtatt ſeinem Herzen einzuverleiben, es in ſeine Arme zu nehmen und mit der Liebe eines Vaters Freude des Lebens in ihm zu erwecken.

Der Tanz ging zu Ende; ſie rollte die Eier mit den Füßen ſachte zuſammen auf ein Häufchen, ließ keines zurück, beſchädigte keines, und ſtellte ſich dazu, indem ſie die Binde von den Augen nahm und ihr Kunſtſtück mit einem Bücklinge endigte.

Wilhelm dankte ihr, daß ſie ihm den Tanz, den er zu ſehen gewünſcht, ſo artig und unvermuthet vorgetragen habe. Er ſtreichelte ſie und bedauerte, daß ſie ſich's habe ſo ſauer werden laſſen. Er verſprach ihr ein neues Kleid, worauf ſie heftig antwortete: Deine Farbe! Auch Das verſprach er ihr, ob er gleich nicht deutlich wußte, was ſie darunter meine. Sie nahm die Eier zuſammen, den Teppich unter den Arm, fragte, ob er noch Etwas zu befehlen habe, und ſchwang ſich zur Thüre hinaus.

Von dem Muſikus erfuhr er, daß ſie ſich ſeit einiger Zeit viele Mühe gegeben, ihm den Tanz, welcher der bekannte Fandango war, ſo lange vorzuſingen, bis er ihn habe ſpielen können. Auch habe ſie ihm für ſeine Bemühungen etwas Geld angeboten, das er aber nicht nehmen wollen.

Neuntes Capitel.

Nach einer unruhigen Nacht, die unser Freund theils wachend, theils von schweren Träumen geängstigt, zubrachte, in denen er Mariane'n bald in aller Schönheit, bald in kümmerlicher Gestalt, jetzt mit einem Kinde auf dem Arm, bald desselben beraubt sah, war der Morgen kaum angebrochen, als Mignon schon mit einem Schneider hereintrat. Sie brachte graues Tuch und blauen Taffet, und erklärte nach ihrer Art, daß sie ein neues Westchen und Schifferhosen, wie sie solche an den Knaben in der Stadt gesehen, mit blauen Aufschlägen und Bändern haben wolle.

Wilhelm hatte seit dem Verlust Mariane'ns alle muntern Farben abgelegt. Er hatte sich an das Grau, an die Kleidung der Schatten, gewöhnt, und nur etwa ein himmelblaues Futter oder ein kleiner Kragen von dieser Farbe belebte einiger Maßen jene stille Kleidung. Mignon, begierig, seine Farbe zu tragen, trieb den Schneider, der in Kurzem die Arbeit zu liefern versprach.

Die Tanz- und Fechtstunden, die unser Freund heute mit Laertes nahm, wollten nicht zum Besten glücken. Auch wurden sie bald durch Melina's Ankunft unterbrochen, der umständlich zeigte, wie jetzt eine kleine Gesellschaft beisammen sei, mit welcher man schon Stücke genug aufführen könne. Er erneuerte seinen Antrag, daß Wilhelm einiges Geld zum Etablissement vorstrecken solle, wobei Dieser abermals seine Unentschiedenheit zeigte.

Philine und die Mädchen kamen bald hierauf mit Lachen und Lärmen herein. Sie hatten sich abermals eine Spatirfahrt ausgedacht; denn Veränderung des Orts und der Gegenstände war eine Lust, nach der sie sich immer sehnten. Täglich an einem andern Orte zu essen war ihr höchster Wunsch. Dieß Mal sollte es eine Wasserfahrt werden.

Das Schiff, womit sie die Krümmungen des angenehmen Flusses hinunterfahren wollten, war schon durch den Pedanten bestellt. Philine trieb, die Gesellschaft zauderte nicht und war bald eingeschifft.

Was fangen wir nun an? sagte Philine, indem sich Alle auf die Bänke niedergelassen hatten.

Das Kürzeste wäre, versetzte Laertes, wir extemporirten ein Stück. Nehme Jeder eine Rolle, die seinem Character am Angemessensten ist, und wir wollen sehen, wie es uns gelingt.

Fürtrefflich! sagte Wilhelm; denn in einer Gesellschaft, in der man sich nicht verstellt, in welcher Jedes nur seinem Sinne folgt, kann Anmuth und Zufriedenheit nicht lange wohnen; und wo man sich immer verstellt, dahin kommen sie gar nicht. Es ist also nicht übel gethan, wir geben uns die Verstellung gleich von Anfang zu und sind nachher unter der Maske so aufrichtig, als wir wollen.

Ja, sagte Laertes; deßwegen geht sich's so angenehm mit Weibern um, die sich niemals in ihrer natürlichen Gestalt sehen lassen.

Das macht, versetzte Madam Melina, sie nicht so eitel sind, wie die Männer, weil sich einbilden, sie seien schon immer liebenswürdig genug, wie sie die Natur hervorgebracht hat.

Indessen war man zwischen angenehmen Büschen und Hügeln, zwischen Gärten und Weinbergen hingefahren, und die jungen Frauenzimmer, besonders aber Madam Melina, drückten ihr Entzücken über die Gegend aus. Letztere fing sogar an, ein artiges Gedicht von der beschreibenden Gattung über eine ähnliche Naturscene feierlich herzusagen; allein Philine unterbrach sie, und schlug ein Gesetz vor, daß sich Niemand unterfangen solle, von einem unbelebten Gegenstande zu sprechen; sie setzte vielmehr den Vorschlag zur extemporirten Comödie mit Eifer durch. Der polternde Alte sollte einen pensionirten Officier, Laertes einen vacirenden Fechtmeister, der Pedant einen Juden vorstellen, sie selbst wolle eine Tyrolerinn machen, und überließ den Uebrigen, sich ihre Rollen zu wählen. Man sollte fingiren, als ob sie eine Gesellschaft weltfremder Menschen seien, die so eben auf einem Marktschiffe zusammenkomme.

Sie fing sogleich mit dem Juden ihre Rolle zu spielen an, und eine allgemeine Heiterkeit verbreitete sich.

Man war nicht lange gefahren, als der Schiffer stille hielt, um mit Erlaubniß der Gesellschaft noch Jemanden einzunehmen, der am Ufer stand und gewinkt hatte.

Das ist eben noch, was wir brauchten, rief Philine: ein blinder Passagier fehlte noch der Reisegesellschaft.

Ein wohlgebildeter Mann stieg in das Schiff, den man an seiner Kleidung und seiner ehrwürdigen Miene wohl für einen Geistlichen hätte nehmen können. Er begrüßte die Gesellschaft, die ihm nach ihrer Weise dankte und ihn bald mit ihrem Scherz bekannt machte. Er nahm darauf die Rolle eines Landgeistlichen an, die er zur Verwunderung Aller auf das Artigste durchsetzte, indem er bald ermahnte, bald Histörchen erzählte, einige schwache Seiten blicken ließ, und sich doch im Respect zu erhalten wußte.

Indessen hatte Jeder, der nur ein einziges Mal aus seinem Character herausgegangen war,

ein Pfand geben müssen. Philine hatte sie mit großer Sorgfalt gesammelt, und besonders den geistlichen Herrn mit vielen Küssen bei der künftigen Einlösung bedroht, ob er gleich selbst nie in Strafe genommen ward. Melina dagegen war völlig ausgeplündert; Hemdenknöpfe und Schnallen, und Alles, was Bewegliches an seinem Leibe war, hatte Philine zu sich genommen; denn er wollte einen reisenden Engländer vorstellen, und konnte auf keine Weise in seine Rolle hineinkommen.

Die Zeit war indeß auf das Angenehmste vergangen; Jedes hatte seine Einbildungskraft und seinen Witz auf's Möglichste angestrengt, und Jedes seine Rolle mit angenehmen und unterhaltenden Scherzen ausstaffirt. So kam man an dem Ort an, wo man sich den Tag über aufhalten wollte, und Wilhelm gerieth mit dem Geistlichen, wie wir ihn, seinem Aussehn und seiner Rolle nach, nennen wollen, auf dem Spaziergange bald in ein interessantes Gespräch.

Ich finde diese Uebung, sagte der Unbekannte, unter Schauspielern, ja in Gesellschaft von Freunden und Bekannten, sehr nützlich. Es ist die beste Art, die Menschen aus sich heraus und durch einen Umweg wieder in sich hinein zu führen. Es sollte bei jeder Truppe eingeführt sein, daß sie sich manchmal auf diese Weise üben müßte; und das Publicum würde gewiß dabei gewinnen, wenn alle Monate ein nicht geschriebenes Stück aufgeführt würde, worauf sich freilich die Schauspieler in mehrern Proben müßten vorbereitet haben.

Man dürfte sich, versetzte Wilhelm, ein extemporirtes Stück nicht als ein solches denken, das aus dem Stegreife sogleich componirt würde, sondern als ein solches, wovon zwar Plan, Handlung und Scenen-Eintheilung gegeben wären, dessen Ausführung aber dem Schauspieler überlassen bliebe.

Ganz richtig, sagte der Unbekannte; und eben was diese Ausführung betrifft, würde ein solches Stück, sobald die Schauspieler nur einmal im Gang wären, außerordentlich gewinnen: nicht die Ausführung durch Worte; denn durch diese muß freilich der überlegende Schriftsteller seine Arbeit zieren, sondern die Ausführung durch Geberden und Mienen, Ausrufungen und was dazu gehört, kurz, das stumme, halblaute Spiel, welches nach und nach bei uns ganz verloren zu gehen scheint. Es sind wohl Schauspieler in Deutschland, deren Körper Das zeigt, was sie denken und fühlen, die durch Schweigen, Zaudern, durch Winke, durch zarte, anmuthige Bewegungen des Körpers eine Rede vorzubereiten und die Pausen des Gespräches durch eine gefällige Pantomime mit dem Ganzen zu verbinden wissen; aber eine Uebung, die einem glücklichen Naturell zu Hülfe käme und es lehrte, mit dem Schriftsteller zu wetteifern, ist nicht so im Ganze, als es zum Troste Derer, die das Theater besuchen, wohl zu wünschen wäre.

Sollte aber nicht, versetzte Wilhelm, ein glückliches Naturell, als das Erste und Letzte, einen Schauspieler, wie jeden andern Künstler, ja vielleicht wie jeden Menschen, allein zu einem so hochaufgesteckten Ziele bringen?

Das Erste und Letzte, Anfang und Ende möchte es wohl sein und bleiben; aber in der Mitte dürfte dem Künstler Manches fehlen, wenn nicht Bildung Das erst aus ihm macht, was er sein soll und zwar frühe Bildung; denn vielleicht ist Derjenige, dem man Genie zuschreibt, übler daran als Der, der nur gewöhnliche Fähigkeiten besitzt; denn Jener kann leichter verbildet und viel heftiger auf falsche Wege gestoßen werden, als Dieser.

Aber versetzte Wilhelm, wird das Genie sich nicht selbst retten, die Wunden, die es sich geschlagen, selbst heilen?

Mit Nichten, versetzte der Andere, oder wenigstens nur nothdürftig; denn Niemand glaube die ersten Eindrücke der Jugend überwinden zu können. Ist er in einer löblichen Freiheit, umgeben von schönen und edeln Gegenständen, in dem Umgange mit guten Menschen aufgewachsen, haben ihn seine Meister Das gelehrt, was er zuerst wissen mußte, um das Uebrige leichter zu begreifen; hat er gelernt, was er nie zu verlernen braucht; wurden seine ersten Handlungen so geleitet, daß er das Gute künftig leichter und bequemer vollbringen kann, ohne sich irgend Etwas abgewöhnen zu müssen: so wird dieser Mensch ein reineres, vollkommneres und glücklicheres Leben führen, als ein Anderer, der seine ersten Jugendkräfte im Widerstand und im Irrthum zugesetzt hat. Es wird so viel von Erziehung gesprochen und geschrieben, und ich sehe nur wenig Menschen, die den einfachen aber großen Begriff, der alles Andere in sich schließt, fassen und in die Ausführung übertragen können.

Das mag wohl wahr sein, sagte Wilhelm; denn jeder Mensch ist beschränkt genug, den andern zu seinem Ebenbild erziehen zu wollen. Glücklich sind Diejenigen daher, deren sich das Schicksal annimmt, das Jeden nach seiner Weise erzieht!

Das Schicksal, versetzte lächelnd der Andere, ist ein vornehmer, aber theurer Hofmeister. Ich würde mich immer lieber an die Vernunft eines menschlichen Meisters halten. Das Schicksal, für dessen Weisheit ich alle Ehrfurcht trage, mag an dem Zufall, durch den es wirkt,

ein sehr ungelenkes Organ haben. Denn selten scheint dieser genau und rein auszuführen, was Jenes beschlossen hatte.

Sie scheinen einen sehr sonderbaren Gedanken auszusprechen, versetzte Wilhelm.

Mit Nichten! Das Meiste, was in der Welt begegnet, rechtfertigt meine Meinung. Zeigen viele Begebenheiten im Anfange nicht einen großen Sinn, und gehen die meisten nicht auf etwas Albernes hinaus?

Sie wollen scherzen.

Und ist es nicht, fuhr der Andere fort, mit Dem, was einzelnen Menschen begegnet, ebenso? Gesetzt, das Schicksal hätte Einen zu einem guten Schauspieler bestimmt (und warum sollt' es uns nicht auch mit guten Schauspielern versorgen!), unglücklicher Weise führte der Zufall aber den jungen Mann in ein Puppenspiel, wo er sich früh nicht enthalten könnte, an etwas Abgeschmacktem Theil zu nehmen, etwas Albernes leidlich, wohl gar interessant zu finden, und so die jugendlichen Eindrücke, welche nie verlöschen, denen wir eine gewisse Anhänglichkeit nie entziehen können, von einer falschen Seite zu empfangen.

Wie kommen Sie auf's Puppenspiel? fiel ihm Wilhelm mit einiger Bestürzung ein.

Es war nur ein unwillkürliches Beispiel; wenn es Ihnen nicht gefällt, so nehmen wir ein anderes. Gesetzt, das Schicksal hätte Einen zu einem großen Maler bestimmt, und dem Zufall beliebte es, seine Jugend in schmutzige Hütten, Ställe und Scheunen zu verstoßen: glauben Sie, daß ein solcher Mann sich jemals zur Reinlichkeit, zum Adel, zur Freiheit der Seele erheben werde? Mit je lebhafterem Sinn er das Unreine in seiner Jugend angefaßt und nach seiner Art veredelt hat, desto gewaltsamer wird es sich in der Folge seines Lebens an ihm rächen, indem es sich, inzwischen daß er es zu überwinden suchte, mit ihm auf's Innigste verbunden hat. Wer früh in schlechter, unbedeutender Gesellschaft gelebt hat, wird sich, wenn er auch später eine bessere haben kann, immer nach jener zurücksehnen, deren Eindruck ihm, zugleich mit der Erinnerung jugendlicher, nur selten zu wiederholender Freuden, geblieben ist.

Man kann denken, daß unter diesem Gespräch sich nach und nach die übrige Gesellschaft entfernt hatte. Besonders war Philine gleich vom Anfang auf die Seite getreten. Man kam durch einen Seitenweg zu ihnen zurück. Philine brachte die Pfänder hervor, welche auf allerlei Weise gelöst werden mußten, wobei der Fremde sich durch die artigsten Erfindungen und durch eine ungezwungene Theilnahme der ganzen Gesellschaft, und besonders den Frauenzimmern, sehr empfahl, und so flossen die Stunden des Tages unter Scherzen, Singen, Küssen und allerlei Neckereien auf das Angenehmste vorbei.

Zehntes Capitel.

Als sie sich wieder nach Hause begeben wollten, sahen sie sich nach ihrem Geistlichen um; allein er war verschwunden und an keinem Orte zu finden.

Es ist nicht artig von dem Manne, der sonst viel Lebensart zu haben scheint, sagte Madam Melina, eine Gesellschaft, die ihn so freundlich aufgenommen, ohne Abschied zu verlassen.

Ich habe mich die ganze Zeit her schon besonnen, sagte Laertes, wo ich diesen sonderbaren Mann schon ehemals möchte gesehen haben. Ich war eben im Begriff, ihn beim Abschiede darüber zu befragen.

Mir ging es ebenso, versetzte Wilhelm, und ich hätte ihn gewiß nicht entlassen, bis er uns etwas Näheres von seinen Umständen entdeckt hätte. Ich müßte mich sehr irren, wenn ich ihn nicht schon irgendwo gesprochen hätte.

Und doch könntet Ihr Euch, sagte Philine, darin wirklich irren. Dieser Mann hat eigentlich nur das falsche Ansehen eines Bekannten, weil er aussieht wie ein Mensch, und nicht wie Hans oder Kunz.

Was soll Das heißen? sagte Laertes. Sehen wir nicht auch aus wie Menschen?

Ich weiß, was ich sage, versetzte Philine, und wenn Ihr mich nicht begreift, so laßt's gut sein. Ich werde nicht am Ende noch gar meine Worte auslegen sollen.

Zwei Kutschen fuhren vor. Man lobte die Sorgfalt des Laertes, der sie bestellt hatte. Philine nahm neben Madam Melina, Wilhelm'en gegenüber, Platz, und die Uebrigen richteten sich ein so gut sie konnten. Laertes selbst ritt auf Wilhelm's Pferde, das auch mit herausgekommen war, nach der Stadt zurück.

Philine saß kaum in dem Wagen, als sie artige Lieder zu singen und das Gespräch auf Geschichten zu lenken wußte, von denen sie behauptete, daß sie mit Glück dramatisch behandelt werden könnten. Durch diese kluge Wendung hatte sie gar bald ihren jungen Freund in seine beste Laune gesetzt, und er componirte aus dem Reichthum seines lebendigen Bildervorraths sogleich ein ganzes Schauspiel mit allen seinen Acten, Scenen, Characteren und Verwickelungen. Man fand für gut, einige Arien und Gesänge einzuflechten; man dichtete sie, und Philine, die in Alles einging, paßte ihnen gleich bekannte Melodien an und sang sie aus dem Stegreife.

Sie hatte eben heute ihren ſchönen, ſehr ſchönen Tag; ſie wußte mit allerlei Neckereien unſern Freund zu beleben; es ward ihm wohl, wie es ihm lange nicht geweſen war.

Seitdem ihn jene grauſame Entdeckung von der Seite Mariane's geriſſen hatte, war er dem Gelübde treu geblieben, ſich vor der zuſammenſchlagenden Falle einer weiblichen Umarmung zu hüten, das treuloſe Geſchlecht zu meiden, ſeine Schmerzen, ſeine Neigung, ſeine ſüßen Wünſche in ſeinem Buſen zu verſchließen. Die Gewiſſenhaftigkeit, womit er dieß Gelübde beobachtete, gab ſeinem ganzen Weſen eine geheime Nahrung; und da ſein Herz nicht ohne Theilnehmung bleiben konnte, ſo ward eine liebevolle Mittheilung nun zum Bedürfniſſe. Er ging wieder wie von dem erſten Jugendnebel begleitet umher, ſeine Augen faßten jeden reizenden Gegenſtand mit Freuden auf, und wie war ſein Urtheil über eine liebenswürdige Geſtalt ſchonender geweſen. Wie gefährlich ihm in einer ſolchen Lage das verwegene Mädchen werden mußte, läßt ſich leider nur zu gut einſehen.

Zu Hauſe fanden ſie auf Wilhelm's Zimmer ſchon Alles zum Empfange bereit, die Stühle zu einer Vorleſung zurechte geſtellt und den Tiſch in die Mitte geſetzt, auf welchem der Punſchnapf ſeinen Platz nehmen ſollte.

Die Deutſchen Ritterſtücke waren damals eben neu, und hatten die Aufmerkſamkeit und Neigung des Publicum's an ſich gezogen. Der alte Polterer hatte eines dieſer Art mitgebracht, und die Vorleſung war beſchloſſen worden. Man ſetzte ſich nieder, Wilhelm bemächtigte ſich des Exemplar's und fing zu leſen an.

Die gharawiſchen Ritter, die alten Borgen, die Treuherzigkeit, Rechtlichkeit und Redlichkeit, beſonders aber die Unabhängigkeit der handelnden Perſonen wurden mit großem Beifall aufgenommen. Der Vorleſer that ſein Möglichſtes und die Geſellſchaft kam außer ſich. Zwiſchen dem zweiten und dritten Act kam der Punſch in einem großen Napfe, und da in dem Stücke ſelbſt ſehr viel getrunken und angeſtoßen wurde, ſo war nichts natürlicher, als daß die Geſellſchaft bei jedem ſolchen Falle ſich lebhaft an den Platz der Helden verſetzte, gleichfalls anklingte und die Gaſtfreundſchaft unter den handelnden Perſonen hochleben ließ.

Jedermann war von dem Feuer des edelſten National-Geiſtes entzündet. Wie ſehr gefiel es dieſer Deutſchen Geſellſchaft, ſich, ihrem Character gemäß, auf eigenem Grund und Boden poetiſch zu ergehen! Beſonders thaten die Gewölbe und Keller, die verfallenen Schlöſſer, das Moos und die hohlen Bäume, über Alles aber die nächtlichen Zigeuner-Scenen und das heimliche Gericht eine ganz unglaubliche Wirkung. Jeder Schauſpieler ſah nun, wie er bald in Helm und Harniſch, jede Schauſpielerinn, wie ſie mit einem großen ſchwebenden Kragen ihre Deutſchheit vor dem Publico produciren werde. Jeder wollte ſich ſogleich einen Namen aus dem Stücke oder aus der Deutſchen Geſchichte zueignen, und Madam Melina betheuerte, Sohn oder Tochter, wenn ſie Hoffnung hatte, nicht anders als Adelbert oder Mathilde taufen zu laſſen.

Gegen den fünften Act ward der Beifall lärmender und lauter; ja zuletzt, als der Held wirklich ſeinem Unterdrücker entging, und der Tyrann geſtraft wurde, war das Entzücken ſo groß, daß man ſchwur, man habe nie ſo glückliche Stunden gehabt. Melina, den der Trank begeiſtert hatte, war der Lauteſte, und da der zweite Punſchnapf geleert war und Mitternacht herannahte, ſchwor Laertes hoch und theuer, es ſei kein Menſch würdig, an dieſe Gläſer jemals wieder eine Lippe zu ſetzen, und warf mit dieſer Betheurung ſein Glas hinter ſich und durch die Scheiben auf die Gaſſe hinaus. Die Uebrigen folgten ſeinem Beiſpiele, und ungeachtet der Proteſtationen des herbeieilenden Wirthes wurde der Punſchnapf ſelbſt, der nach einem ſolchen Feſte durch nothdürftiges Getränk nicht wieder entweiht werden ſollte, in tauſend Stücke geſchlagen. Philine, der man ihren Rauſch am Wenigſten anſah, indeß die beiden Mädchen nicht in den anſtändigſten Stellungen auf dem Canape lagen, reizte die Andern mit Schadenfreude zum Lärm. Madam Melina recitirte einige erhabene Gedichte, und ihr Mann, der im Rauſche nicht ſehr liebenswürdig war, fing an auf die ſchlechte Bereitung des Punſches zu ſchelten, verſicherte, daß er ein Feſt ganz anders einzurichten verſtehe, und ward zuletzt, als Laertes Stillſchweigen gebot, immer gröber und lauter, ſo daß Dieſer, ohne ſich lange zu bedenken, ihm die Scherben des Napfs an den Kopf warf und dadurch den Lärm nicht wenig vermehrte.

Indeſſen war die Schauwache herbeigekommen und verlangte in's Haus eingelaſſen zu werden. Wilhelm, vom Leſen ſehr erhitzt, obgleich nur wenig getrunken, hatte genug zu thun, um mit Beihülfe des Wirths die Leute durch Geld und gute Worte zu befriedigen und die Glieder der Geſellſchaft in ihren mißlichen Umſtänden nach Hauſe zu ſchaffen. Er war ſich, als er zurückkam, vom Schlafe überwältigt, voller Unmuth, unausgekleidet auf's Bette und Nichts glich der unangenehmen Empfindung, als er des andern Morgens die Augen aufſchlug, und mit trübem Blick auf die Verwüſtungen des vergangenen Tages, den Unrath

und die bösen Wirkungen benahm, die ein geistreiches, lebhaftes und wohlgemeintes Dichterwerk hervorgebracht hatte.

Elftes Capitel.

Nach einem kurzen Bedenken rief er sogleich den Wirth herbei, und ließ sowohl den Schaden als die Zeche auf seine Rechnung schreiben. Zugleich vernahm er nicht ohne Verdruß, daß sein Pferd von Lartes gestern bei dem Hereinreiten dergestalt angegriffen worden, daß es wahrscheinlich, wie man zu sagen pflegt, verschlagen habe, und daß der Schmied wenig Hoffnung zu seinem Aufkommen gebe.

Ein Geschenk von Philine's, den sie ihm aus ihrem Beutel zuwarf, versetzte ihn dagegen wieder in einen heitern Zustand, und er ging sogleich in den nächsten Laden, um ihr ein kleines Geschenk, das er ihr gegen das Federmesser noch schuldig war, zu kaufen; und wir müssen bekennen, er hielt sich nicht in den Grenzen eines proportionirten Gegengeschenks. Er kaufte ihr nicht allein ein Paar sehr modische Ohrringe, sondern nahm dazu noch einen Hut und Halstuch und einige andere Kleinigkeiten, die er sie den ersten Tag hatte verschwenderisch wegwerfen sehen.

Madam Melina, die ihm eben, als er seine Gaben überreichte, zu beobachten kam, suchte noch vor Tische eine Gelegenheit, ihn sehr ernstlich über die Empfindung für dieses Mädchen zur Rede zu setzen, und er war nun in Verlegenheit, als er Nichts weniger denn diese Verweise zu verdienen glaubte. Er schwur hoch und theuer, daß es ihm keineswegs einzufallen sei, sich an diese Person, deren ganzen Wandel er wohl kenne, zu wenden; er entschuldigte sich, so gut er konnte, über sein freundliches und artiges Betragen gegen sie, befriedigte aber Madam Melina auf keine Weise, vielmehr ward diese immer verdrießlicher, da sie bemerken mußte, daß die Schmeichelei, wodurch sie sich eine Art von Neigung unsers Freundes erworben hatte, nicht hinreiche, diesen Beifall gegen die Angriffe einer lebhaften, jüngern und glücklichern begabten Natur zu vertheidigen.

Ihren Mann fanden sie gleichfalls, da sie zu Tische kamen, bei sehr ehrlich Homer, und er fing schon an, ihn über Kleinigkeiten anzulassen, als der Wirth hereintrat und einen Harfenspieler anmeldete. Sie werden, sagte er, gewiß Vergnügen an der Musik und an den Gesängen dieses Mannes haben; es kann sich Niemand, der ihn hört, enthalten, ihn zu bewundern und ihm etwas Weniges mitzutheilen.

Lassen Sie ihn weg, versetzte Melina; ich bin Nichts weniger als gestimmt, einen Leiermann zu hören, und wir haben abenteuerliche Sänger unter uns, die gern Etwas verdienten. Er begleitete diese Worte mit einem tückischen Seitenblicke, den er auf Philine warf. Sie verstand ihn und war gleich bereit, zu seinem Verdruß, den angemeldeten Sänger zu beschützen. Sie wendete sich zu Wilhelmen, und sagte: Sollen wir den Mann nicht hören; lassen wir Nichts thun, um uns aus der erbärmlichen Langeweile zu retten?

Melina wollte ihr antworten, und der Streit wäre lebhafter geworden, wenn nicht Wilhelm den im Augenblick hereintretenden Mann begrüßt und ihn herbeigewinkt hätte.

Die Gestalt dieses seltsamen Gastes setzte die ganze Gesellschaft in Erstaunen, und er hatte schon von einem Stuhle Besitz genommen, ehe Jemand ihn zu fragen oder sonst Etwas vorzubringen das Herz hatte. Sein kahler Scheitel war von wenig grauen Haaren umkränzt; große blaue Augen blickten kaum unter langen, weißen Augenbrauen hervor. An eine wohlgebildete Nase schloß sich ein langer weißer Bart an, ohne die gräßliche Lippe zu bedecken, und ein langes dunkelbraunes Gewand umhüllte den schlanken Körper vom Halse bis zu den Füßen; und so saß er auf der Harfe, die er vor sich genommen hatte, zu präludiren an.

Die angenehmen Töne, die er aus dem Instrumente hervorlockte, erheiterten gar bald die Gesellschaft.

Ihr pflegt auch zu singen, guter Alter? sagte Philine.

Geht uns Etwas, das Herz und Geist zugleich mit den Sinnen ergetze, sagte Wilhelm. Das Instrument sollte nur die Stimme begleiten; denn Melodien, Klänge und Läufe ohne Worte und Sinn, scheinen mir Schmetterlingen oder schönen bunten Vögeln ähnlich zu sein, die in der Luft vor unsern Augen herumschweben, die wir allenfalls haschen und uns zueignen möchten; da sich der Gesang dagegen wie ein Mensch gen Himmel hebt und das bessere Ich in uns ihn zu begleiten anreizt.

Der Alte sah Wilhelmen an, stimmte in die Höhe, that einige Griffe auf der Harfe, und begann sein Lied. Es enthielt ein Lob auf den Gesang, pries das Glück der Sänger, und ermahnte die Menschen, sie zu ehren. Er trug das Lied mit soviel Leben und Wahrheit vor, daß es schien, als hätte er es in diesem Augenblicke und bei diesem Anlasse gedichtet. Wilhelm enthielt sich kaum, ihm um den Hals zu fallen; nur die Furcht, ein lautes Gelächter zu erregen, zog ihn auf seinen Stuhl zurück; denn die Uebrigen machten schon halblaut einige

allerne Anmerkungen, und ſtritten, ob es ein Poſſe oder ein Jude ſei.

Als man nach dem Verfaſſer des Liedes fragte, gab er keine beſtimmte Antwort; nur verſicherte er, daß er reich an Geſängen ſei; und wünſche nur, daß ſie gefallen möchten. Der größte Theil der Geſellſchaft war fröhlich und freudig, ja ſelbſt Melina nach ſeiner Art offen geworden; und indem man untereinander ſchwatzte und ſcherzte, fing der Alte das Lob des geſelligen Lebens auf das Geiſtreichſte zu ſingen an. Er pries Einigkeit und Gefälligkeit mit einſchmeichelnden Tönen. Auf ein Mal ward ſein Geſang trocken, rauh und verworren, als er gehäſſige Verſchloſſenheit, kurzſinnige Feindſchaft und gefährlichen Zwieſpalt bedauerte, und gern warf jede Seele dieſe unbequemen Feſſeln ab, als er, auf den Flügen einer verdrängenden Melodie getragen, die Friedensſtifter pries und das Glück der Seelen, die ſich wiederfinden, ſang.

Kaum hatte er geendigt, als ihm Wilhelm zurief: Wer Du auch ſeieſt, der Du, als ein hilfreicher Schutzgeiſt, mit einer ſegnenden und belebenden Stimme, zu uns kommſt, nimm meine Verehrung und meinen Dank, fühle, daß wir Alle Dich bewundern, und vertrau' uns, wenn Du Etwas bedarfſt!

Der Alte ſchwieg, ließ erſt ſeine Finger über die Saiten ſchleichen, dann griff er ſie ſtärker an, und ſang:

„Was hör' ich draußen vor dem Thor,
Was auf der Brücke ſchallen?
Laßt den Geſang an unſerm Ohr
Im Saale widerhallen!"
Der König trank't, der Page lief
Der Knabe kam, der König rief:
„Bring' ihn herein, den Alten."

„Gegrüßet ſeid Ihr, hohen Herr'n,
Gegrüßt Ihr, ſchöne Damen!
Welch reicher Himmel! Stern bei Stern!
Wer kennet ihre Namen?
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
Schließt, Augen, Euch: hier iſt nicht Zeit,
Euch Staunens zu ergetzen."

Der Sänger drückt' die Augen ein
Und ſchlug die vollen Töne;
Der Ritter ſchaute mürdig drein
Und in den Becher die Schöne
Der König, dem das Lied gefiel,
Hieß ihm, zum Lohne für ſein Spiel,
Eine gold'ne Kette reichen.

„Die gold'ne Kette gib mir nicht,
Die Kette gib den Rittern,
Der deren Adel im Angeſicht
Der Freude Zähren ſplittern.
Gieb ſie dem Kanzler, den Du haſt,
Und laß ihn noch die gold'ne Laſt
Zu andern Laſten tragen.

Ich ſinge, wie der Vogel ſingt,
Der in den Zweigen wohnet,
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ihm Lohn, der reichlich lohnet.
Doch darf ich bitten, bitt' ich Euch:
Laß einen Trunk des beſten Weins
In meinem Glaſe bringen.

Er ſetzt es an, er trank es aus:
O Trunk der ſüßen Labe!
O, drei Mal hochbegnadet Haus,
Wo Tugt iſt deine Gabe!
Erquickt's Euch wohl, ſo denkt an mich,
Und danket Gott ſo warm, als ich
Für dieſen Trunk Euch danke."

Da der Sänger nach geendigtem Liede ein Glas Wein, das für ihn eingeſchenkt daſtand, ergriff und es mit freundlicher Miene, ſich gegen ſeine Wohlthäter wendend, austrank, entſtand eine allgemeine Freude in der Verſammlung. Man klatſchte und rief ihm zu, es möge dieſes Glas zu ſeiner Geſundheit, zur Stärkung ſeiner alten Glieder gereichen. Er ſang noch einige Romanzen, und erregte immer mehr Munterkeit in der Geſellſchaft.

Kannſt Du die Melodie, Alter, rief Philine: „der Schäfer putzte ſich zum Tanz?"

O ja, verſetzte er; wenn Sie das Lied ſingen und aufführen wollen, an mir ſoll es nicht fehlen.

Philine ſtand auf und ſtellte ſich fertig. Der Alte begann die Melodie, und ſie ſang ein Lied, das wir unſern Leſern nicht mittheilen können, weil ſie es vielleicht abgeſchmackt oder wohl gar unanſtändig finden könnten.

Inzwiſchen hatte die Geſellſchaft, die immer heiterer geworden war, noch manche Flaſche Wein ausgetrunken, und fing an ſehr laut zu werden. Da aber unſerm Freunde die böſen Folgen ihrer Luſt noch in friſchem Andenken ſchwebten, ſuchte er abzubrechen, ſtellte dem Alten für ſeine Bemühung eine reichliche Belohnung in die Hand; die Andern thaten auch Etwas; man ließ ihn abtreten und ruhen, und verſprach ſich auf den Abend eine wiederholte Freude von ſeiner Geſchicklichkeit.

Als er hinweg war, ſagte Wilhelm zu Philine: Ich kann zwar in Ihrem Leibgeſange weder ein dichteriſches noch ſittliches Verdienſt finden; doch wenn Sie mit eben der Naivetät, Eigenheit und Zierlichkeit etwas Schickliches auf dem Theater jemals aufführen, ſo wird Ihnen allgemeiner lebhafter Beifall gewiß zu Theil werden.

Ja, ſagte Philine, es müßte eine recht angenehme Empfindung ſein, ſich am Eiſe zu wärmen.

Ueberhaupt, ſagte Wilhelm, wie ſehr beſchämt dieſer Mann manchen Schauſpieler! Haben Sie bemerkt, wie richtig der dramatiſche Ausdruck ſeiner Romanzen war? Gewiß, es lehrte mehr Darſtellung in ſeinem Geſang, als in unſern beſten Perſonen auf der Bühne; man ſollte die Vollziehung mancher Stücke eher für

eine Erzählung halten und dieſen muſikaliſchen Erzählungen eine ſinnliche Gegenwart zuſchreiben.

Sie ſind ungerecht! verſetzte Laertes: ich gebe mich weder für einen großen Schauſpieler noch Sänger; aber Das weiß ich, daß, wenn die Muſik die Bewegungen des Körpers leitet, ihnen Leben gibt, und ihnen zugleich das Maß vorſchreibt; wenn Declamation und Ausdruck ſchon von dem Lehrmeiſter auf mich übergetragen werden: ſo bin ich ein ganz anderer Menſch, als wenn ich im proſaiſchen Drama das Alles erſt erſinnen, und Takt und Declamation mir erſt erfinden ſoll, worin mich noch dazu jeder Mitſpielende ſtören kann.

So viel weiß ich, ſagte Melina, daß uns dieſer Mann in einem Punkte gewiß beſchämt, und zwar in einem Hauptpunkte. Die Stärke ſeiner Talente zeigt ſich in dem Nutzen, den er davon zieht. Uns, die wir vielleicht bald in Verlegenheit ſein werden, wo wir eine Mahlzeit hernehmen, bewegt er, unſere Mühigkeit mit ihm zu theilen. Er weiß uns bei Geld, das wir anwenden könnten, um uns in einige Verfaſſung zu ſetzen, durch ein Liedchen aus der Taſche zu locken. Es ſcheint ſo angenehm zu ſein, das Geld zu verſchleudern, womit man ſich und Andern eine Exiſtenz verſchaffen könnte.

Das Geſpräch bekam durch dieſe Bemerkung nicht die angenehmſte Wendung. Wilhelm, auf den der Vorwurf eigentlich gerichtet war, antwortete mit einiger Leidenſchaft, und Melina, der ſich eben nicht der größten Feinheit befliß, brachte zuletzt ſeine Beſchwerden mit ziemlich trockenen Worten vor. Es ſind nun ſchon vierzehn Tage, ſagte er, daß wir das hier verpfändete Theater und die Garderobe beſchen haben, und Beides könnten wir für eine ſehr leidliche Summe haben. Sie machten mir damals Hoffnung, daß Sie mir ſoviel creditiren würden, und bis jetzt habe ich noch nicht geſehen, daß Sie die Sache weiter betrieben oder ſich einem Entſchluß genähert hätten. Greifen Sie damit zu, ſo wären wir jetzt im Gange. Ihre Pflicht, zu verreiſen, haben Sie auch noch nicht angetreten; und Geld ſchienen Sie mir viele Zeit über auch nicht geſpart zu haben; wenigſtens gibt es Perſonen, die immer Gelegenheit zu verſchaffen wiſſen, daß es geſchwinder wegehe.

Dieſer nicht ganz ungerechte Vorwurf traf unſern Freund. Er verſetzte Einiges darauf mit Lebhaftigkeit, ja mit Heftigkeit, und ergriff, da die Geſellſchaft aufſtand und ſich zerſtreute, die Thüre, indem er nicht undeutlich zu erkennen gab, daß er ſich nicht länger mehr bei ſo unfreundlichen und unbilligen Menſchen aufhalten möge. Er eilte verdrießlich hinunter, ſich auf eine ſteinerne Bank zu ſetzen, die vor dem Thore ſeines Gaſthofs ſtand, und bemerkte nicht, daß er halb aus Luſt, halb aus Verdruß mehr als gewöhnlich getrunken hatte.

Zwölftes Capitel.

Nach einer kurzen Zeit, die er, beunruhigt von mancherlei Gedanken, ſtehend und vor ſich hinſehend zugebracht hatte, ſchlenderte Philine langſam zur Hausthüre heraus, ſetzte ſich zu ihm, ja man dürfte beinahe ſagen, auf ihn, ſo nahe rückte ſie an ihn heran, lehnte ſich auf ſeine Schultern, ſpielte mit ſeinen Locken, ſtreichelte ihn und gab ihm die beſten Worte von der Welt. Sie bat ihn, er möchte ja bleiben und ſie nicht in der Geſellſchaft allein laſſen, in der ſie vor Langerweile ſterben müßte; ſie könne nicht mehr mit Melina unter einem Dache aushalten, und habe ſich deswegen herüber quartirt.

Vergebens ſuchte er ſie abzuweiſen, ihr begreiflich zu machen, daß er länger weder bleiben könne noch dürfe. Sie ließ mit Bitten nicht ab, ja unvermuthet ſchlang ſie ihren Arm um ſeinen Hals und küßte ihn mit dem lebhafteſten Ausdrucke des Verlangens.

Sind Sie toll, Philine? rief Wilhelm aus, indem er ſich losmachen ſuchte, die öffentliche Straße zum Zeugen ſolcher Liebkoſungen zu machen, die ich auf keine Weiſe verdiene! Laſſen Sie mich los, ich kann nicht und ich werde nicht bleiben.

Und ich werde Dich feſthalten, ſagte ſie, und ich werde Dich hier auf öffentlicher Gaſſe ſo lange küſſen, bis Du mir verſprichſt, was ich wünſche. Ich lache mich zu Tode, fuhr ſie fort; nach dieſer Vertraulichkeit halten mich die Leute gewiß für Deine Frau von vier Wochen, und die Ehemänner, die eine ſo unmuthige Scene ſehen, werden mich ihren Weibern als ein Muſter einer kindiſch unbefangenen Zärtlichkeit anpreiſen.

Eben gingen einige Leute vorbei, und ſie liebkoſte ihn auf das Unmuthigſte, und er, um kein Scandal zu geben, war gezwungen, die Rolle des geduldigen Ehemannes zu ſpielen. Dann ſchnitt ſie den Leuten Geſichter im Rücken, und trieb mit Uebermuth allerhand Ungezogenheiten, bis er zuletzt verſprechen mußte, noch heute und morgen und übermorgen zu bleiben.

Sie ſind ein rechter Stock! ſagte ſie darauf, indem ſie von ihm abließ, und ich eine Thörin, daß ich ſo viel Freundlichkeit an Sie verſchwende. Sie ſtand verdrießlich auf, und ging einige Schritte; dann kehrte ſie lachend zurück, und rief: Ich glaube eben, daß ich darum ſo Dich

verwirrt bin, ich will nur gehen und meinen Strickstrumpf holen, daß ich Etwas zu thun habe. Bleibe ja, damit ich den steinernen Mann auf der steinernen Bank wieder finde.

Dieß Mal that sie ihm Unrecht; denn so sehr er sich von ihr zu enthalten strebte, so würde er doch in diesem Augenblicke, hätte er sich mit ihr in einer einsamen Laube befunden, ihre Liebkosungen wahrscheinlich nicht unerwiedert gelassen haben.

Sie ging, nachdem sie ihm einen leichtfertigen Blick zugeworfen, in das Haus. Er hatte keinen Beruf, ihr zu folgen, vielmehr hatte ihr Betragen einen neuen Widerwillen in ihm erregt; doch hob er sich, ohne selbst recht zu wissen warum, von der Bank, um ihr nachzugehen.

Er war eben im Begriff, in die Thüre zu treten, als Melina herbeikam, ihn bescheiden anredete, und ihn wegen einiger im Wortwechsel zu hart ausgesprochenen Ausdrücke um Verzeihung bat. Sie nehmen mir nicht übel, fuhr er fort, wenn ich in dem Zustande, in dem ich mich befinde, mich vielleicht zu ängstlich bezeige; aber die Sorge für eine Frau, vielleicht bald für ein Kind, verhindert mich von einem Tag zum andern, ruhig zu leben und meine Zeit mit dem Genuß angenehmer Empfindungen hinzubringen, wie Ihnen noch erlaubt ist. Ueberdenken Sie, und wenn es Ihnen möglich ist, so setzen Sie mich in den Besitz der theatralischen Geräthschaften, die sich hier vorfinden. Ich werde nicht lange ihr Schuldner und Ihnen dafür ewig dankbar bleiben.

Wilhelm, der sich ungern auf der Schwelle aufgehalten sah, über die ihn eine unwiderstehliche Neigung in diesem Augenblicke zu Philine's hinüberzog, sagte mit einer überraschten Zerstreuung und eilfertigen Gutmüthigkeit: Wenn ich Sie dadurch glücklich und zufrieden machen kann, so will ich mich nicht länger bedenken. Gehn Sie hin, machen Sie Alles richtig. Ich bin bereit, noch diesen Abend oder morgen früh das Geld zu zahlen. Er gab hierauf Melina'n die Hand zur Bekräftigung seines Versprechens und war sehr zufrieden, als er ihn eilig über die Strasse weggehen sah; leider aber wurde er von seinem Eindringen in's Haus zum zweiten Mal, und auf eine unangenehmere Weise zurückgehalten.

Ein junger Mensch mit einem Bündel auf dem Rücken kam eilig die Strasse her und trat zu Wilhelm'en, der ihn gleich für Friedrich'en erkannte.

Da bin ich wieder! rief er aus, indem er seine grossen blauen Augen freudig umher und hinauf an alle Fenster gehen ließ, wo Menschen

Der Henker mag es länger in der Welt aushalten, ohne sie zu sehen.

Der Wirth, der eben dazugetreten war, versetzte: Sie ist eben, und mit wenigen Sprüngen war er die Treppe hinauf, und Wilhelm blieb auf der Schwelle wie eingewurzelt stehen. Er hätte in den ersten Augenblicken den Jungen bei den Haaren rückwärts die Treppe herunterreißen mögen; dann hemmte der heftige Krampf einer gewaltsamen Eifersucht auf ein Mal den Lauf seiner Lebensgeister und seiner Ideen, und da er sich nach und nach von seiner Erstarrung erholte, überfiel ihn eine Unruhe, ein Unbehagen, dergleichen er in seinem Leben noch nicht empfunden hatte.

Er ging auf seine Stube, und fand Mignon mit Schreiben beschäftigt. Das Kind hatte sich eine Zeit her mit grossem Fleiße bemüht, Alles, was es auswendig wußte, zu schreiben, und hatte seinem Herrn und Freund das Geschriebene zu corrigiren gegeben. Sie war unermüdet, und faßte gut; aber die Buchstaben blieben ungleich und die Linien krumm. Auch hier schien ihr Körper dem Geiste zu widersprechen. Wilhelm, dem die Aufmerksamkeit des Kindes, wenn er ruhigen Sinnes war, große Freude machte, achtete dieß Mal wenig auf Das, was sie ihm zeigte; sie fühlte es, und betrübte sich darüber nur desto mehr, als sie glaubte, dieß Mal ihre Sache recht gut gemacht zu haben.

Wilhelm's Unruhe trieb ihn auf den Gängen des Hauses auf und ab, und bald wieder an die Hausthüre. Ein Reiter sprengte vor, der ein gutes Ansehn hatte, und bei gesetzten Jahren noch viel Munterkeit verrieth. Der Wirth eilte ihm entgegen, reichte ihm als einem bekannten Freunde die Hand und rief: Ei, Herr Stallmeister, seht man Sie auch ein Mal wieder!

Ich will nur hier füttern, versetzte der Fremde; ich muß gleich hinüber auf das Gut, um in der Geschwindigkeit Allerlei einrichten zu lassen. Der Graf kömmt morgen mit seiner Gemahlinn; sie werden sich eine Zeit lang drüben aufhalten, um den Prinzen von *** auf das Beste zu bewirthen, der in dieser Gegend wahrscheinlich sein Haupt-Quartier aufschlägt.

Es ist Schade, daß Sie nicht bei uns bleiben können, versetzte der Wirth: wir haben gute Gesellschaft. Der Reitknecht, der nachgeritten, nahm dem Stallmeister das Pferd ab, der sich unter der Thüre mit dem Wirth unterhielt und Wilhelm'en von der Seite ansah.

Dieser, da er merkte, daß von ihm die Rede sei, begab sich weg, und ging einige Strassen auf und ab.

Wagner im Schlafrocke und der Nachtmütze, eine Lampe in der Hand. Faust wendet sich unwillig.

Wagner.

Verzeiht! ich hör' euch deklamiren;
Ihr las't gewiß ein Griechisch Trauerspiel?
In dieser Kunst möcht' ich was profitiren,
Denn heut zu Tage wirkt das viel.
Ich hab' es öfters rühmen hören,
Ein Kommödiant könnt' einen Pfarrer lehren.

Faust.

Ja, wenn der Pfarrer ein Kommödiant ist;
Wie das denn wohl zu Zeiten kommen mag.

Wagner.

Ach! wenn man so in sein Museum gebannt ist,
Und sieht die Welt kaum einen Feiertag,
Kaum durch ein Fernglas, nur von weiten,
Wie soll man sie durch Überredung leiten?

Faust.

Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen.

Dreizehntes Capitel.

In der verdrießlichen Unruhe, in der er ſich befand, fiel ihm ein, den Alten aufzuſuchen, durch deſſen Harfe er die böſen Geiſter zu verſcheuchen hoffte. Man wies ihn, als er nach dem Manne fragte, an ein ſchlechtes Wirthshaus in einem entfernten Winkel des Städtchens, und in demſelben die Treppe hinauf, bis auf den Boden, wo ihm der ſüße Harfenklang aus einer Kammer entgegen ſchallte. Es waren herzrührende, klagende Töne, von einem traurigen, ängſtlichen Geſange begleitet. Wilhelm ſchlich an die Thüre, und da der gute Alte eine Art von Phantaſie vorfing, und wenige Strophen theils ſingend, theils recitirend immer wiederholte, konnte der Horcher, nach einer kurzen Aufmerkſamkeit, ungefähr Folgendes verſtehen:

Wer nie ſein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf ſeinem Bette weinend ſaß,
Der kennt Euch nicht, Ihr himmliſchen Mächte!

Ihr führet ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen ſchuldig werden,
Dann überlaßt Ihr ihn der Pein;
Denn alle Schuld rächt ſich auf Erden.

Die wehmüthige, herzliche Klage drang tief in die Seele des Hörers. Es ſchien ihm, als ob der Alte manchmal von Thränen gehindert würde, fortzufahren; dann klangen die Saiten allein, bis ſich wieder die Stimme leiſe in gebrochenen Lauten dareinmiſchte. Wilhelm ſtand an dem Pfoſten; ſeine Seele war tief gerührt; die Trauer des Unbekannten ſchloß ſein beklommenes Herz auf; er widerſtand nicht dem Mitgefühl, und konnte und wollte die Thränen nicht zurückhalten, die des Alten herzliche Klage endlich auch aus ſeinen Augen hervorlockte. Alle Schmerzen, die ſeine Seele drückten, löſten ſich zu gleicher Zeit auf; er überließ ſich ihnen ganz, ſtieß die Kammerthüre auf und ſtand vor dem Alten, der ein ſchlechtes Bette, den einzigen Hausrath dieſer armſeligen Wohnung, zu ſeinem Sitze zu nehmen genöthigt geweſen.

Was haſt Du mir für Empfindungen rege gemacht, guter Alter! rief er aus: Was, was in meinem Herzen ſtockte, haſt Du losgelöſt; laß Dich nicht ſtören, ſondern fahre fort, indem Du Deine Leiden lindereſt, einen Freund glücklich zu machen. Der Alte wollte aufſtehen und Etwas reden; Wilhelm verhinderte ihn daran, denn er hatte zu Mittage bemerkt, daß der Mann mager ſprach; er ſetzte ſich vielmehr zu ihm auf den Strohſack nieder.

Der Alte trocknete ſeine Thränen, und ſagte mit einem freundlichen Lächeln: wie kommen Sie hierher? Ich wollte Ihnen dieſen Abend wieder aufwarten.

Wir ſind hier ruhiger, verſetzte Wilhelm; ſage mir, was Du willſt, was zu Deiner Laye paßt, und thue nur, als ob ich gar nicht hier wäre. Es ſcheint mir, als ob Du heute nicht irren könnteſt. Ich finde Dich ſehr glücklich, daß Du Dich in der Einſamkeit ſo angenehm beſchäftigen und unterhalten kannſt, und, da Du überall ein Fremdling biſt, in Deinem Herzen die angenehmſte Bekanntſchaft findeſt.

Der Alte blickte auf ſeine Saiten, und nachdem er ſanft präludirt hatte, ſtimmte er an und ſang:

Wer ſich der Einſamkeit ergibt,
Ach, der iſt bald allein!
Ein Jeder lebt, ein Jeder ſtirbt
Und läßt ihn ſeiner Pein.

Ja, laßt mich meiner Qual!
Und kann ich nur ein Mal
Recht einſam ſein,
Dann bin ich nicht allein.

Es ſchleicht ein Liebender lauſchend ſacht
Um ſeine Freundin allein?
Sie überſchleicht bei Tag und Nacht
Mich Einſamen die Pein.

Mich Einſamen die Qual
Ach, werd' ich erſt einmal
Einſam im Grabe ſein,
Da läßt ſie mich allein!

Wir würden zu weitläufig werden und doch die Anmuth der ſeltſamen Unterredung nicht ausdrücken können, die unſer Freund mit dem abenteuerlichen Fremden hielt. Auf Alles, was der Jüngling zu ihm ſagte, antwortete der Alte mit der feinſten Uebereinſtimmung durch Anklänge, die alle verwandten Empfindungen rege machten und der Einbildungskraft ein weites Feld eröffneten.

Wer einer Verſammlung frommer Menſchen, die ſich, abgeſondert von der Kirche, reiner, herzlicher und geiſtreicher zu erbauen glauben, beigewohnt hat, wird ſich auch einen Begriff von der gegenwärtigen Scene machen können; er wird ſich erinnern, wie der Vorſteher ſeinen Worten den Werth eines Geſanges anzupaſſen weiß, der die Seele dahin erhebt, wohin der Redner wünſcht, daß ſie ihren Flug nehmen möge, wie bald darauf ein Anderer aus der Gemeinde, in einer andern Melodie, den Vers eines andern Liedes hinzufügt, und an dieſen wieder ein Dritter einen dritten anknüpft, wodurch die verwandten Ideen der Lieder, aus denen ſie entlehnt ſind, zwar erregt werden, jede Stelle aber durch die neue Verbindung neu und individuell wird, als wenn ſie in dem Augenblicke erfunden worden wäre; wodurch denn aus einem bekannten Kreiſe von Ideen, und bekannten Liedern und Sprüchen, für dieſe beſondere Geſellſchaft, für dieſen Augenblick ein eigenes Ganzes entſteht, durch

deſſen Genuß ſie beſteht, gekützelt und erquickt wird. So erkannte der Alte ſeinen Gaſt, indem er, durch bekannte und unbekannte Lieder und Stellen, nahe und ferne Gefühle, wachende und ſchlummernde, angenehme und ſchmerzliche Empfindungen in eine Circulation brachte, von der in dem gegenwärtigen Zuſtande unſers Freundes das Beſte zu hoffen war.

Vierzehntes Capitel.

Denn wirklich fing er auf dem Rückwege über ſeine Lage lebhafter, als bisher geſchehen, zu denken an, und war mit dem Vorſatze, ſich aus derſelben herauszureißen, nach Hauſe gelangt, als ihm der Wirth ſogleich im Vertrauen eröffnete, daß Mademoiſelle Philine an dem Stallmeiſter des Grafen eine Eroberung gemacht habe, der, nachdem er ſeinen Auftrag auf dem Gute ausgerichtet, in höchſter Eile zurückgekommen ſei und ein gutes Abendeſſen oben auf ihrem Zimmer mit ihr verzehre.

In eben dieſem Augenblicke trat Melina mit dem Notarius herein; ſie gingen zuſammen auf Wilhelm's Zimmer, wo Dieſer, wiewohl mit einigem Zaudern, ſeinem Verſprechen Genüge leiſtete, dreihundert Thaler, auf Wechſel, an Melina auszahlte, welche Dieſer ſogleich dem Notarius übergab, und dagegen das Document über den geſchloſſenen Kauf der ganzen theatraliſchen Geräthſchaft erhielt, welche ihm morgen früh übergeben werden ſollte.

Kaum waren ſie auseinander gegangen, als Wilhelm ein entſetzliches Geſchrei in dem Hauſe vernahm. Er hörte eine jugendliche Stimme, die, zornig und drohend, durch ein unmäßiges Weinen und Heulen durchbrach. Er hörte dieſe Wehklage von oben herunter, an ſeiner Stube vorbei, nach dem Hausplatze eilen.

Als die Neugierde unſern Freund herunter lockte, fand er Friedrich'en in einer Art von Raſerei. Der Knabe weinte, knirſchte, ſtampfte, drohte mit geballten Fäuſten und ſtellte ſich ganz ungebärdig vor Zorn und Verdruß. Mignon ſtand gegenüber und ſah mit Verwunderung zu, und der Wirth erklärte einigen Maßen dieſe Erſcheinung.

Der Knabe ſei nach ſeiner Ankunft, da ihn Philine gut aufgenommen, zufrieden, luſtig und munter geweſen, habe geſungen und geſprungen bis zur Zeit, da der Stallmeiſter mit Philine'n Bekanntſchaft gemacht. Nun habe das Mittelding zwiſchen Kind und Jüngling angefangen, ſeinen Verdruß zu zeigen, die Thüren zuzuſchlagen, und auf und nieder zu rennen. Philine habe ihm befohlen, heute Abend bei Tiſche aufzuwarten, worüber er nur noch mürriſcher und trotziger geworden; endlich habe er eine Schüſſel mit Ragout, anſtatt ſie auf den Tiſch zu ſetzen, zwiſchen Mademoiſelle und den Gaſt, die ziemlich nahe zuſammengeſeſſen, hineingeworfen, worauf ihm der Stallmeiſter ein Paar tüchtige Ohrfeigen gegeben und ihn zur Thüre hinausgeſchmiſſen. Er, der Wirth, habe darauf die beiden Perſonen ſodann heilen, deren Kleider ſehr übel zugerichtet geweſen.

Als der Knabe die gute Wirkung ſeiner Rache vernahm, fing er laut zu lachen an, indem ihm noch immer die Thränen an den Backen herunterliefen. Er freute ſich einige Zeit herzlich, bis ihm der Schimpf, den ihm der Stärkere angethan, wieder einfiel, da er denn von Neuem zu heulen und zu toben anfing.

Wilhelm ſtand nachdenklich und beſchämt vor dieſer Scene. Er ſah ſein eigenes Innerſtes, mit ſtarken und übertriebenen Zügen dargeſtellt; auch er war von einer unüberwindlichen Eiferſucht entzündet; auch er, wenn ihn der Wohlſtand nicht zurückgehalten hätte, würde gern ſeine wilde Laune befriedigt, gern, mit tückiſcher Schadenfreude, den geliebten Gegenſtand verletzt und ſeinen Nebenbuhler aufgefordert haben; er hätte die Menſchen, die nun zu ſeinem Verdruſſe da zu ſein ſchienen, vertilgen mögen.

Laertes, der auch herbeigekommen war, und die Geſchichte vernommen hatte, beſtärkte ſchelmiſch den aufgebrachten Knaben, als dieſer betheuerte und ſchwur: der Stallmeiſter müſſe ihm Satisfaction geben, er habe noch keine Beleidigung auf ſich ſitzen laſſen; weigere ſich der Stallmeiſter, ſo werde er ſich zu rächen wiſſen.

Laertes war hier grade in ſeinem Fache. Er ging ernſthaft hinauf, den Stallmeiſter im Namen des Knaben herauszufordern.

Das iſt luſtig, ſagte Dieſer; einen ſolchen Spaß hätte ich mir heute Abend kaum vorgeſtellt. Sie gingen hinunter, und Philine folgte ihnen. Mein Sohn, ſagte der Stallmeiſter zu Friedrich'en, Du biſt ein braver Junge, und ich weigere mich nicht, mit Dir zu fechten; nur da die Ungleichheit unſerer Jahre und Kräfte die Sache ohnehin etwas abenteuerlich macht, ſo ſchlage ich ſtatt anderer Waffen ein Paar Rapiere vor; wir wollen die Knöpfe mit Kreide beſtreichen, und wer dem Andern den erſten oder die meiſten Stöße auf den Rock zeichnet, ſoll für den Ueberwinder gehalten, und von dem andern mit dem beſten Weine, der in der Stadt zu haben iſt, tractirt werden.

Laertes entſchied, daß dieſer Vorſchlag angenommen werden könnte; Friedrich gehorchte ihm als ſeinem Lehrmeiſter. Die Rapiere kamen herbei, Philine ſetzte ſich hin, ſtrickte und ſah beiden Kämpfern mit großer Gemüthsruhe zu.

Der Stallmeiſter, der ſehr gut focht, war gefällig genug, ſeinen Gegner zu ſchonen, und ſich einige Kratzerchen auf den Rock bringen zu laſſen, worauf ſie ſich umarmten und Wein herbeigeſchafft wurde. Der Stallmeiſter wußte Friedrich's Herkunft und ſeine Geſchichte wiſſen, der dem ein Mährchen erzählte, das er ſchon oft wiederholt hatte, und mit dem wir ein ander Mal unſere Leſer bekannt zu machen gedenken.

In Wilhelm's Seele verwandelte indeſſen dieſer Zweikampf die Darſtellung ſeiner eigenen Gefühle: denn er konnte ſich nicht läugnen, daß er das Rapier, ja lieber noch einen Degen ſelbſt gegen den Stallmeiſter zu führen wünſchte, wenn er ſchon einſah, daß ihm Dieſer in der Fechtkunſt weit überlegen ſei. Doch würdigte er Philine'n nicht eines Blicks, hütete ſich vor jeder Aeußerung, die ſeine Empfindung hätte verrathen können, und eilte, nachdem er einige Mal auf die Geſundheit der Kämpfer Beſcheid gethan, auf ſein Zimmer, wo ſich tauſend unangenehme Gedanken auf ihn zudrängten.

Er erinnerte ſich der Zeit, in der ſein Geiſt durch ein unbedingtes, hoffnungreiches Streben emporgehoben wurde, wo er in dem lebhaften Genuſſe aller Art, wie in einem Elemente ſchwamm. Es ward ihm deutlich, wie er jetzt in ein unbeſtimmtes Schleudern gerathen war, in welchem er nur noch ſchlürfend koſtete, was er ſonſt mit vollen Zügen eingeſogen hatte; aber deutlich konnte er nicht ſehen, welches unüberwindliche Bedürfniß ihm die Natur zum Geſetz gemacht hatte, und wie ſehr dieſes Bedürfniß durch Umſtände nur gereizt, halb befriedigt und irregeführt worden war.

Es darf alle Niemanden wundern, wenn er bei Betrachtung ſeines Zuſtandes, und indem er ſich aus demſelben herauszudenken arbeitete, in die größte Verwirrung gerieth. Es war nicht genug, daß er durch ſeine Freundſchaft zu Laertes, durch ſeine Neigung zu Philine'n, durch ſeinen Antheil an Mignon, länger als billig an einem Orte und in einer Geſellſchaft feſtgehalten wurde, in welcher er ſeine Lieblingsneigung hegen, gleichſam verſtohlen ſeine Wünſche befriedigen und, ohne ſich einen Zweck vorzuſetzen, ſeinen alten Träumen nachhängen konnte. Aus dieſen Verhältniſſen ſich loszureißen und gleich zu ſcheiden, glaubte er Kraft genug zu beſitzen. Nun hatte er aber vor wenigen Augenblicken ſich mit Melina in ein Geſchäft eingelaſſen; er hatte den rätſelhaften Alten kennen lernen, welchen zu entziffern er eine unbeſchreibliche Begierde fühlte. Allein auch dadurch ſich nicht zurückhalten zu laſſen, war er nach lang hin und her gewendeten Gedanken entſchloſſen oder glaubte wenigſtens entſchloſſen zu ſein. Ich muß fort, rief er aus, ich will fort! Er warf ſich in einen Seſſel und war ſehr bewegt. Mignon trat herein und fragte, ob ſie ihn aufwickeln dürfe? Sie kam ihm gelegen; es ſchmerzte ſie tief, daß er ſie heute ſo kurz abgefertigt hatte.

Nichts iſt rührender, als wenn eine Liebe, die ſich im Stillen genährt, eine Treue, die ſich im Verborgenen befeſtigt hat, endlich Dem, der ihrer bisher nicht werth geweſen, zur rechten Stunde nahe kommt und ihm offenbar wird. Die lange und ſtreng verſchloſſene Knoſpe war reif, und Wilhelm's Herz konnte nicht empfänglicher ſein.

Sie ſtand vor ihm und ſah ſeine Unruhe. — Herr! rief ſie aus, wenn Du unglücklich biſt, was ſoll Mignon werden? — Liebes Geſchöpf, ſagte er, indem er ihre Hände nahm, Du biſt auch mit unter meinen Schmerzen! — Ich muß fort. — Sie ſah ihm in die Augen, die von verhaltenen Thränen blinkten, und knüpfte mit Heftigkeit vor ihr wieder. Er beſreite ihre Hände; ſie legte ihr Haupt auf ſeine Knie und war ganz ſtill. Er ſpielte mit ihren Haaren und war freundlich. Sie blieb lange ruhig. Endlich fühlte er an ihr eine Art Zucken, das ganz ſachte anfing und ſich durch alle Glieder wechſelnd verbreitete. — Was iſt Dir Mignon? rief er aus, was iſt Dir? — Sie richtete ihr Köpfchen auf und ſah ihn an, fuhr auf ein Mal nach dem Herzen, wie mit einer Geberde, welche Schmerzen verbeißt. Er hob ſie auf, und ſie ſaß auf ſeinem Schooß; er drückte ſie an ſich und küßte ſie. Sie antwortete durch keinen Händedruck, durch keine Bewegung. Sie hielt ihr Herz feſt, und auf ein Mal that ſie einen Schrei, der mit krampfigen Bewegungen des Körpers begleitet war. Sie fuhr auf und ſaß auch ſogleich, wie an allen Gelenken gebrochen, vor ihm nieder. Es war ein gräßlicher Anblick! — Mein Kind! rief er aus, indem er ſie aufhob und feſt umarmte, mein Kind, was iſt Dir! — Die Zuckung dauerte fort, die vom Herzen ſich den ſchlotternden Gliedern mittheilte; ſie hing nun in ſeinen Armen. Er ſchloß ſie an ſein Herz und benetzte ſie mit ſeinen Thränen. Auf ein Mal ſchien ſie wieder angeſpannt, wie Eins, das den höchſten körperlichen Schmerz erträgt; und bald mit einer neuen Heftigkeit wurden alle ihre Glieder wieder lebendig, und ſie warf ſich ihm, wie ein Raſender, der zuſchlägt, um den Hals, indem in ihrem Innerſten wie ein gewaltiger Riß geſchah, und in dem Augenblicke floß ein Strom von Thränen aus ihren geſchloſſenen Augen in ſeinen Buſen. Er hielt ſie feſt. Sie weinte, und keine Zunge ſpricht die Gewalt dieſer Thränen aus. Ihre langen Haare waren zurückgegangen, und ſtrömten von der Weinenden

wieder, und ihr ganzes Weſen ſchien in einen Bach von Thränen wunderbarlich dahinzuſchmelzen. Ihre ſtarren Glieder wurden gelinder, es ergoß ſich ihr Innerſtes, und in der Verzweiflung des Augenblickes fürchtete Wilhelm, ſie werde in ſeinen Armen zerſchmelzen, und er Nichts von ihr übrig behalten. Er hielt ſie nur feſter und feſter. — Mein Kind, rief er aus, mein Kind! Du biſt ja mein, wenn Dich das Wort tröſten kann. Du biſt mein! Ich werde Dich behalten, Dich nicht verlaſſen! — Ihre Thränen floſſen noch immer. — Endlich richtete ſie ſich auf. Eine weiche Heiterkeit glänzte von ihrem Geſichte. — Mein Vater! rief ſie, Du willſt mich nicht verlaſſen! willſt mein Vater ſein! — Ich bin Dein Kind!

Sanft ſang vor der Thüre die Harfe an zu klingen; der Alte brachte ſeine herzlichſten Lieder dem Freunde zum Abendopfer, der, ſein Kind immer feſter in Armen haltend, des reinſten unbeſchreiblichſten Glückes genoß.

Drittes Buch.

Erſtes Capitel.

Kennſt Du das Land, wo die Citronen blüh'n,
Im dunklen Laub die Gold-Orangen glüh'n,
Ein ſanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte ſtill und hoch der Lorbeer ſteht,
Kennſt Du es wohl?
Dahin! Dahin
Möcht' ich mit Dir, o mein Geliebter, zieh'n!

Kennſt Du das Haus, auf Säulen ruht ſein Dach,
Es glänzt der Saal, es ſchimmert das Gemach,
Und Marmorbilder ſteh'n und ſeh'n mich an:
Was hat man Dir, Du armes Kind, gethan?
Kennſt Du es wohl?
Dahin! Dahin
Möcht' ich mit Dir, o mein Beſchützer, zieh'n!

Kennſt Du den Berg und ſeinen Wolkenſteg?
Das Maulthier ſucht im Nebel ſeinen Weg,
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut,
Es ſtürzt der Fels und über ihn die Fluth;
Kennſt Du ihn wohl?
Dahin! Dahin
Geht unſer Weg! O Vater, ich mag zieh'n!

Als Wilhelm des Morgens ſich nach Mignon im Hauſe umſah, fand er ſie nicht, hörte aber, daß ſie früh mit Melina ausgegangen ſei, welcher ſich, um die Garderobe und die übrigen Theater-Gerathſchaften zu übernehmen, bei Zeiten aufgemacht hatte.

Nach Verlauf einiger Stunden hörte Wilhelm Muſik vor ſeiner Thüre. Er glaubte anfänglich, der Harfenſpieler ſei ſchon wieder zugegen: allein er unterſchied bald die Töne einer Zither; und die Stimme, welche zu ſingen anfing, war Mignon's Stimme. Wilhelm öffnete die Thüre, das Kind trat herein und ſang das Lied, das wir ſo eben aufgezeichnet haben.

Melodie und Ausdruck gefielen unſerm Freunde beſonders, ob er gleich die Worte nicht alle verſtehen konnte. Er ließ ſich die Strophen wiederholen und erklären, ſchrieb ſie auf und überſetzte ſie in's Deutſche. Aber die Originalität der Wendungen konnte er nur von ferne nachahmen; die kindliche Unſchuld des Ausdrucks verſchwand, indem die gebrochene Sprache übereinſtimmend und das Unzuſammenhängende verbunden ward. Auch konnte der Reiz der Melodie mit Nichts verglichen werden.

Sie ſang jeden Vers feierlich und prächtig an, als ob ſie auf etwas Sonderbares aufmerkſam machen, als ob ſie etwas Wichtiges vortragen wollte. Bei der dritten Zeile ward der Geſang dumpfer und düſterer; das: kennſt Du es wohl? drückte ſie geheimnißvoll und bedächtig aus; in dem: dahin! dahin! lag eine unwiderſtehliche Sehnſucht, und ihr: Laß uns zieh'n! wußte ſie, bei jeder Wiederholung, dergeſtalt zu modificiren, daß es bald bittend und dringend, bald treibend und vielverſprechend war.

Nachdem ſie das Lied zum zweiten Mal geendigt hatte, hielt ſie einen Augenblick inne, ſah Wilhelm'en ſcharf an und fragte: Kennſt Du das Land? — Es muß wohl Italien gemeint ſein, verſetzte Wilhelm; woher haſt Du das Liedchen? — Italien! ſagte Mignon bedeutend: gehſt Du nach Italien, ſo nimm mich mit; es friert mich hier. — Biſt Du ſchon dort geweſen, liebe Kleine, fragte Wilhelm. — Das Kind war ſtill und Nichts weiter aus ihm zu bringen.

Melina, der hereinkam, beſah die Zither und freute ſich, daß ſie ſchon ſo hübſch zurecht gemacht ſei. Das Inſtrument war ein Inventarien-Stück der alten Garderobe. Mignon hatte ſich's dieſen Morgen ausgebeten; der Harfenſpieler bezog es ſogleich, und das Kind entwickelte bei dieſer Gelegenheit ein Talent, was man an ihm bisher noch nicht kannte.

Melina hatte ſchon die Garderobe mit allem Zugehör übernommen; einige Glieder des Stadtraths verſprachen ihm gleich die Erlaubniß, einige Zeit im Orte zu ſpielen. Mit frohem Herzen und erheitertem Geſichte kam er nunmehr wieder zurück. Er ſchien ein ganz anderer Menſch zu ſein; denn er war ſanft, höflich gegen Jedermann, ja zuvorkommend und einnehmend. Er wünſchte ſich Glück, daß er nunmehr ſeine Freunde, die bisher verlegen und müßig geweſen, werde beſchäftigen und auf eine Zeit lang engagiren können, wobei er zugleich bedauerte, daß er freilich zum Anfange nicht im Stande ſei, die vortrefflichen Subjecte, die das Glück ihm zugeführt, nach ihren Fähigkeiten

und Talenten zu belohnen, da er ſeine Schuld einem ſo großmüthigen Freunde, als Wilhelm ſich gezeigt habe, vor allen Dingen abtragen müſſe.

Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, ſagte Melina zu ihm, welche Freundſchaft Sie mir erzeigen, indem Sie mir zur Direction eines Theaters verhelfen. Denn als ich Sie antraf, befand ich mich in einer ſehr wunderlichen Lage. Sie erinnern ſich, wie lebhaft ich Ihnen bei unſerer erſten Bekanntſchaft meine Neigung gegen das Theater ſehen ließ, und doch mußte ich mich, ſobald ich verheirathet war, aus Liebe zu meiner Frau, welche ſich viel Freude und Beifall verſprach, nach einem Engagement umſehen. Ich fand keins, wenigſtens kein beſtändiges, dagegen aber, glücklicher Weiſe, einige Geſchäftsmänner, die eben in außerordentlichen Fällen Jemanden brauchen konnten, der mit der Feder umzugehen wußte, franzöſiſch verſtand und im Rechnen nicht ganz unerfahren war. So ging es mir eine Zeit lang recht gut; ich ward leidlich bezahlt, ſchaffte mir Manches an und meine Verhältniſſe machten mir keine Schande. Allein die außerordentlichen Aufträge meiner Gönner gingen zu Ende, an eine dauerhafte Verſorgung war nicht zu denken, und meine Frau verlangte nur deſto eifriger nach dem Theater, leider zu einer Zeit, wo ihre Umſtände nicht die vortheilhafteſten ſind, um ſich dem Publicum mit Ehren darzuſtellen. Nun, hoffe ich, ſoll die Anſtalt, die ich durch Ihre Hülfe einrichten werde, für mich und die Meinigen ein guter Anfang ſein, und ich verdanke Ihnen mein künftiges Glück, es werde auch wie es wolle.

Wilhelm hörte dieſe Aeußerungen mit Zufriedenheit an, und die ſämmtlichen Schauſpieler waren gleichfalls mit den Erklärungen des neuen Director's ſo ziemlich zufrieden, freuten ſich heimlich, daß ſich ſo ſchnell ein Engagement zeige, und waren geneigt, für den Anfang mit einer geringen Gage vorlieb zu nehmen, weil die Meiſten Dasjenige, was ihnen ſo unverhofft angeboten wurde, als einen Zuſchuß anſahen, auf den ſie vor Kurzem noch nicht Rechnung machen konnten. Melina war im Begriff, dieſe Diſpoſition zu benutzen, ſuchte auf eine geſchickte Weiſe Jeden beſonders zu ſprechen, und hatte bald den Einen auf dieſe, den Andern auf eine andere Weiſe zu bereden gewußt, daß ſie die Contracte geſchwind abzuſchließen geneigt waren, über das neue Verhältniß kaum nachdachten und ſich ſchon geſichert glaubten, mit ſechswöchentlicher Aufkündigung wieder loskommen zu können.

Nun ſollten die Bedingungen in gehörige Form gebracht werden, und Melina dachte ſchon an die Stücke, mit denen er zuerſt das Publicum anlocken wollte, als ein Courier dem Stallmeiſter die Ankunft der Herrſchaft verkündigte, und dieſer die untergelegten Pferde vorzuführen befahl.

Bald darauf fuhr der hochbepackte Wagen, von deſſen Bocke zwei Bedienten herunterſprangen, vor dem Gaſthauſe vor, und Philine war nach ihrer Art am Erſten bei der Hand und ſtellte ſich unter die Thüre.

Wer iſt Sie? fragte die Gräfinn im Hereintreten.

Eine Schauſpielerinn, Ihro Excellenz zu dienen, war die Antwort, indem der Schalk mit einem gar frommen Geſichte und demüthigen Geberden ſich neigte und der Dame den Rock küßte.

Der Graf, der noch einige Perſonen umherſtehen ſah, die ſich gleichfalls für Schauſpieler ausgaben, erkundigte ſich nach der Stärke der Geſellſchaft, nach dem letzten Orte ihres Aufenthalts und ihrem Directer. Wenn es Franzoſen wären, ſagte er zu ſeiner Gemahlinn, könnten wir dem Prinzen eine unerwartete Freude machen und ihm bei uns ſeine Lieblingsunterhaltung verſchaffen.

Es käme darauf an, verſetzte die Gräfinn, ob wir nicht dieſe Leute, wenn ſie ſchon unglücklicher Weiſe nur Deutſche ſind, auf dem Schloß, ſo lange der Fürſt bei uns bleibt, ſpielen ließen. Sie haben doch wohl einige Geſchicklichkeit. Eine große Societät läßt ſich am Beſten durch ein Theater unterhalten, und der Baron würde ſie ſchon zuſtutzen.

Unter dieſen Worten gingen ſie die Treppe hinauf, und Melina präſentirte ſich eben als Director. Auf Er ſeine Leute zuſammen, ſagte der Graf, und ſtell' Er ſie mir vor, damit ich ſehe, was an ihnen iſt. Ich will auch zugleich die Liſte von den Stücken ſehen, die ſie allenfalls aufführen könnten.

Melina eilte mit einem tiefen Bückinge aus dem Zimmer und kam bald mit den Schauſpielern zurück. Sie drückten ſich vor und hinter einander; die Einen präſentirten ſich ſchlecht, aus großer Begierde, zu gefallen, und die Andern nicht beſſer, weil ſie ſich leichtſinnig karikirten. Philine bezeigte der Gräfinn, die außerordentlich gnädig und freundlich war, alle Ehrfurcht; der Graf muſterte indeß die Uebrigen. Er fragte einen Jeden nach ſeinem Fache, und äußerte gegen Melina, daß man ſtreng auf Fächer halten müſſe, welchen Ausſpruch Dieſer in der größten Devotion aufnahm.

Der Graf bemerkte ſodann einem Jeden, worauf er beſonders zu ſtudiren, was er an ſeiner Figur und Stellung zu beſſern habe, zeigte ihnen einleuchtend, worin es den Deutſchen

immer fehle, und ließ ſo außerordentliche Kenntniſſe ſehen, daß Alle in der größten Demuth vor ſo einem erleuchteten Kenner und erlauchten Beſchützer ſtanden, und kaum Athem zu holen ſich getrauten.

Wer iſt der Menſch dort in der Ecke? fragte der Graf, indem er nach einem Subjecte ſah, das ihm noch nicht vorgeſtellt worden war, und eine hag're Figur nahte ſich in einem abgetragenen, auf dem Ellbogen mit Fleckchen beſetzten Rocke; eine kümmerliche Perrücke bedeckte das Haupt des demüthigen Clienten.

Dieſer Menſch, den wir ſchon aus dem vorigen Buche als Philinen's Liebling kennen, pflegte gewöhnlich Pedanten, Magiſter und Poeten zu ſpielen und meiſtens die Rolle zu übernehmen, wenn Jemand Schläge kriegen oder begoſſen werden ſollte. Er hatte ſich gewiſſe kriechende, lächerliche, furchtſame Bücklinge angewöhnt, und ſeine ſtockende Sprache, die zu ſeinen Rollen paßte, machte die Zuſchauer lachen, ſo daß er immer noch als ein brauchbares Glied der Geſellſchaft angeſehen wurde, beſonders da er übrigens ſehr dienſtfertig und gefällig war. Er nahte ſich auf ſeine Weiſe dem Grafen, neigte ſich vor Demſelben und beantwortete jede Frage auf die Art, wie er ſich in ſeinen Rollen auf dem Theater zu geberden pflegte. Der Graf ſah ihn mit gefälliger Aufmerkſamkeit und mit Ueberlegung eine Zeit lang an; alsdann rief er, indem er ſich zu der Gräfinn wendete: Mein Kind, betrachte mir dieſen Mann genau; ich hoffe faſt, das iſt ein großer Schauſpieler oder kann es werden. Der Menſch machte von ganzem Herzen einen allerunterſten Bückling, ſo daß der Graf laut über ihn lachen mußte, und ausrief: Er macht ſeine Sachen excellent! Ich wette, dieſer Menſch kann ſpielen, was er will, und es iſt Schade, daß man ihn bisher zu nichts Beſſerm gebraucht hat.

Ein ſo außerordentlicher Vorzug war für die Uebrigen ſehr kränkend; nur Melina empfand Nichts davon, er gab vielmehr dem Grafen vollkommen recht, und verſetzte mit ehrfurchtsvoller Miene: Ach ja, es hat wohl ihm und Mehrern von uns nur ein ſolcher Kenner und eine ſolche Bewunderung gefehlt, wie wir ſie gegenwärtig an Ew. Excellenz gefunden haben!

Iſt Das die ſämmtliche Geſellſchaft? ſagte der Graf.

Es ſind einige Glieder abweſend, verſetzte der kluge Melina; und überhaupt könnten wir, wenn wir nur Unterſtützung fänden, ſehr bald aus der Nachbarſchaft verzählig ſein.

Indeſſen ſagte Philine zur Gräfinn: Es iſt noch ein recht hübſcher junger Mann eben, der ſich gewiß bald zum erſten Liebhaber qualifiziren würde.

Warum läßt er ſich nicht ſehen? verſetzte die Gräfinn.

Ich will ihn holen, rief Philine, und eilte zur Thüre hinaus.

Sie fand Wilhelm'en noch mit Mignon beſchäftigt, und beredete ihn, mit herunter zu gehen. Er folgte ihr mit einigem Unwillen, doch trieb ihn die Neugier; denn da er von vornehmen Perſonen hörte, war er voll Verlangen, ſie näher kennen zu lernen. Er trat in's Zimmer, und ſeine Augen begegneten ſogleich den Augen der Gräfinn, die auf ihn gerichtet waren. Philine zog ihn zu der Dame, indeß der Graf ſich mit den Uebrigen beſchäftigte. Wilhelm neigte ſich, und gab auf verſchiedene Fragen, welche die reizende Dame an ihn that, nicht ohne Verwirrung Antwort. Ihre Schönheit, Jugend, Anmuth, Zierlichkeit und feines Betragen machten den angenehmſten Eindruck auf ihn, um ſo mehr, da ihre Reden und Geberden mit einer gewiſſen Schamhaftigkeit, ja man dürfte ſagen, Verlegenheit begleitet waren. Auch dem Grafen ward er vorgeſtellt, der aber wenig Acht auf ihn hatte, ſondern zu ſeiner Gemahlinn an's Fenſter trat, und ſie um Etwas zu fragen ſchien. Man konnte bemerken, daß ihre Meinung auf das Lebhafteſte mit der ſeinigen übereinſtimmte, ja daß ſie ihn eifrig zu bitten und ihn in ſeiner Geſinnung zu beſtärken ſchien.

Er kehrte ſich darauf bald zu der Geſellſchaft, und ſagte: Ich kann mich gegenwärtig nicht aufhalten, aber ich will einen Freund zu Euch ſchicken; und wenn Ihr billige Bedingungen macht und Euch recht viel Mühe geben wollt, ſo bin ich nicht abgeneigt, Euch auf dem Schloſſe ſpielen zu laſſen.

Alle bezeigten ihre große Freude darüber, und beſonders küßte Philine mit der größten Lebhaftigkeit der Gräfinn die Hände.

Sieht Sie Kleine, ſagte die Dame, indem ſie dem leichtfertigen Mädchen die Backen klopfte: ſieht Sie, mein Kind, da kommt Sie wieder zu mir; ich will ſchon mein Verſprechen halten; Sie muß ſich nur beſſer anziehen. Philine entſchuldigte ſich, daß ſie wenig auf ihre Garderobe zu verwenden habe, und ſogleich befahl die Gräfinn ihren Kammerfrauen, einen engliſchen Hut und ein ſeidenes Halstuch, die leicht auszupacken waren, herauszugeben. Nun putzte die Gräfinn ſelbſt Philinen an, die fortfuhr, ſich mit einer ſcheinheiligen, unſchuldigen Miene gar artig zu geberden und zu betragen.

Der Graf bot ſeiner Gemahlinn die Hand und führte ſie hinunter. Sie grüßte die ganze Geſellſchaft im Vorbeigehen freundlich und kehrte ſich nochmals gegen Wilhelm'en um, indem ſie

mit der huldreichſten Miene zu ihm ſagte: Wir ſehen uns bald wieder.

Die glückliche Ausſichten belebten die ganze Geſellſchaft; Jeder ließ nunmehr ſeinen Hoffnungen, Wünſchen und Einbildungen freien Lauf, ſprach von den Rollen, die er ſpielen, von dem Beifall, den er erhalten wollte. Melina überlegte, wie er noch geſchwind, durch einige Vorſtellungen, den Einwohnern des Städtchens etwas Geld abnehmen und zugleich die Geſellſchaft in Athem ſetzen könne, indeß Andere in die Küche gingen, um ein beſſeres Mittageſſen zu beſtellen, als man ſonſt einzunehmen gewohnt war.

Zweites Capitel.

Nach einigen Tagen kam der Baron, und Melina empfing ihn nicht ohne Furcht. Der Graf hatte ihn als einen Kenner angekündigt, und es war zu beſorgen, er werde gar bald die ſchwache Seite des kleinen Hauſens entdecken und einſehen, daß er keine formirte Truppe vor ſich habe, indem ſie kaum ein Stück gehörig beſetzen konnten; allein ſowohl der Director als die ſämmtlichen Glieder waren bald aus aller Sorge, da ſie an dem Baron einen Mann fanden, der mit dem größten Enthuſiasmus das vaterländiſche Theater betrachtete, dem ein jeder Schauſpieler und jede Geſellſchaft willkommen und erfreulich war. Er begrüßte ſie Alle mit Feierlichkeit, pries ſich glücklich, eine deutſche Bühne ſo unverwuthet anzutreffen, mit ihr in Verbindung zu kommen und die vaterländiſchen Muſen in das Schloß ſeiner Verwandten einzuführen. Er brachte bald darauf ein Heft aus der Taſche, in welchem Melina die Punkte des Contractes zu erblicken hoffte, allein es war ganz etwas Anderes. Der Baron hatte ſie, ein Drama, das er ſelbſt verfertigt, und das er von ihnen geſpielt zu ſehen wünſchte, mit Aufmerkſamkeit anzuhören. Willig ſchloſſen ſie einen Kreis und waren erfreut, mit ſo geringen Koſten ſich in den Beſitz eines ſo nothwendigen Mannes beſchlagen zu können, obgleich ein Jeder nach der Dicke des Heftes übermäßig lange Zeit befürchtete. Auch war es wirklich ſo; das Stück war in fünf Akten geſchrieben und von der Art, die gar kein Ende nimmt.

Der Held war ein vornehmer, tugendhafter, großmüthiger und dabei verkannter und verfolgter Mann, der aber denn doch zuletzt den Sieg über ſeine Feinde davontrug, über welche ſodann die ſtrengſte poetiſche Gerechtigkeit ausgeübt werden wäre, wenn er ihnen nicht auf der Stelle verziehen hätte.

Indem dieſes Stück vorgetragen wurde, hatte jeder Zuhörer Mann genug, an ſich ſelbſt zu denken, und ganz ſachte aus der Demuth, zu der er ſich noch vor Kurzem geneigt fühlte, zu einer glücklichen Selbſtgefälligkeit emporzuſteigen, und von da aus die angenehmſten Ausſichten in die Zukunft zu überſchauen. Diejenigen, die keine ihnen angemeſſene Rolle in dem Stück fanden, erklärten es bei ſich für ſchlecht und hielten den Baron für einen unglücklichen Autor; dagegen die Andern eine Stelle, bei der ſie befriedigt zu werden hofften, mit dem größten Lobe zur möglichſten Zufriedenheit des Verfaſſers verſetzten.

Mit dem Declamiren waren ſie geſchwind fertig. Melina wußte zu ſeinem Vortheil mit dem Baron den Contract abzuſchließen und ihn vor den übrigen Schauſpielern geheim zu halten.

Ueber Wilhelm'en ſprach Melina den Baron im Vorbeigehen und verſicherte, daß er ſich ſehr gut zum Theater-Dichter qualificire und zum Schauſpieler ſelbſt keine übeln Anlagen habe. Der Baron machte ſogleich mit ihm als einem Collegen Bekanntſchaft, und Wilhelm producirte einige kleine Stücke, die nebſt wenigen Reliquien an jenem Tage, als er den größten Theil ſeiner Arbeiten in Feuer aufgehen ließ, durch einen Zufall gerettet worden. Der Baron lobte ſowohl die Stücke als den Vortrag, nahm als bekannt an, daß er mit hinüber auf das Schloß kommen würde, verſprach, bei ſeinem Abſchiede, Allen die beſte Aufnahme, bequeme Wohnung, gutes Eſſen, Beifall und Geſchenke, und Melina ſetzte noch die Verſicherung eines beſtimmten Taſchengeldes hinzu.

Man kann denken, in welche gute Stimmung durch dieſen Beſuch die Geſellſchaft geſetzt war, indem ſie ſtatt eines ängſtlichen und nichtigen Zuſtandes auf ein Mal Ehre und Belohnung vor ſich ſah. Sie machten ſich ſchon zum Voraus auf jene Rechnung luſtig, und Jeder hielt für unſchicklich, nur noch irgend einen Groſchen Geld in der Taſche zu behalten.

Wilhelm ging indeß mit ſich zu Rathe, ob er die Geſellſchaft auf das Schloß begleiten ſolle, und fand in mehr als einem Sinne räthlich, dahin zu gehen. Melina hoffte bei dieſem vortheilhaften Engagement ſeine Schuld wenigſtens zum Theil abtragen zu können, und unſer Freund, der auf Menſchenerkenntniß ausging, wollte die Gelegenheit nicht verſäumen, die große Welt näher kennen zu lernen, in der er viele Aufſchlüſſe über das Leben, über ſich ſelbſt und die Kunſt zu erlangen hoffte. Dabei durfte er ſich nicht geſtehen, wie ſehr er wünſche, der ſchönen Gräfinn wieder näher zu kommen. Er ſuchte ſich vielmehr im Allgemeinen zu überzeugen, welchen großen Vortheil ihm die nähere Kenntniß der vornehmen und reichen Welt

bringen würde. Er machte seine Betrachtungen über den Grafen, die Gräfin, den Baron, über die Sicherheit, Bequemlichkeit und Anmuth ihres Vertrages, und rief, als er allein war, mit Entzücken aus:

Drei Mal glücklich sind Diejenigen zu preisen, die ihre Geburt sogleich über die untern Stufen der Menschheit hinaushebt; die durch jene Verhältnisse, in welchen sich manche gute Menschen die ganze Zeit ihres Lebens abängstigen, nicht durchzugehen, auch nicht ein Mal darin als Gäste zu verweilen brauchen! Allgemein und richtig muß ihr Blick auf dem höhern Standpuncte werden, leicht ein jeder Schritt ihres Lebens! Sie sind von Geburt an gleichsam in ein Schiff gesetzt, um bei der Ueberfahrt, die wir Alle machen müssen, sich des günstigen Windes zu bedienen und den widrigen abzuwarten, anstatt daß Andere nur für ihre Person schwimmend sich abarbeiten, vom günstigen Winde wenig Vortheil genießen, und im Sturme mit halb erschöpften Kräften untergehen. Welche Bequemlichkeit, welche Leichtigkeit gibt ein angeborenes Vermögen! Und wie sicher bliebet ein Handel, der auf ein gutes Capital gegründet ist, so daß nicht jeder mißlungene Versuch sogleich in Unthätigkeit versetzt! Wer kann den Werth und Unwerth irdischer Dinge besser kennen, als der sie zu genießen von Jugend auf im Falle war; und wer kann seinen Geist früher auf das Nothwendige, das Nützliche, das Wahre leiten, als der sich von so vielen Irrthümern in einem Alter überzeugen muß, wo es ihm an Kräften nicht gebricht, ein neues Leben anzufangen!

So rief unser Freund allen Denjenigen Glück zu, die sich in den höhern Regionen befanden; aber auch Denen, die sich einem solchen Kreise nähern, und diesen Quellen schöpfen können, und pries seinen Genius, der Anstalt machte, auch ihn diese Stufen hinaufzuführen.

Indessen mußte Melina, nachdem er lange sich den Kopf zerbrochen, wie er, nach dem Verlangen des Grafen und nach seiner eigenen Ueberzeugung, die Gesellschaft in Fächer eintheilen und einem Jeden seine bestimmte Mitwirkung übertragen wollte, zuletzt, da es an die Ausführung kam, sehr zufrieden sein, wenn er bei einem so geringen Personal die Schauspieler willig fand, sich nach Möglichkeit in diese oder jene Rollen zu schicken. Doch übernahm gewöhnlich Laertes die Liebhaber, Philine die Kammermädchen; die beiden jungen Frauenzimmer theilten sich in die naiven und zärtlichen Liebhaberinnen, der alte Polterer ward am Besten gespielt. Melina selbst glaubte als Chevalier auftreten zu dürfen; Madam Melina wußte, zu ihrem größten Verdruß, in das Fach der jungen Frauen, ja sogar der zärtlichen Mütter übergehen; und weil in den neuern Stücken nicht leicht mehr ein Pedant oder Poet, wenn er auch vorkommen sollte, lächerlich gemacht wird, so mußte der bekannte Günstling des Grafen nunmehr die Präsidenten und Minister spielen, weil diese gewöhnlich als Bösewichter vorgestellt und im fünften Acte übel behandelt werden. Eben so suchte Melina mit Vergnügen als Kammerjunker oder Kammerherr die Freiheiten ein, welche ihm von biedern Deutschen Männern hergebrachter Maßen in mehrern beliebten Stücken aufgedrungen wurden, weil er sich doch bei dieser Gelegenheit artig herausziehen konnte, und das Air eines Hofmannes, das er vollkommen zu besitzen glaubte, angenehmen die Erlaubniß hatte.

Es dauerte nicht lange, so kamen von verschiedenen Gegenden mehrere Schauspieler herbeigereiset, welche ohne sonderliche Prüfung angenommen, aber auch ohne sonderliche Bedingungen festgehalten wurden.

Wilhelm, den Melina vergebens einige Mal zu einer Liebhaberrolle zu bereden suchte, nahm sich der Sache mit vielem guten Willen an, ohne daß unser neuer Director seine Bemühungen im Mindesten anerkannte; vielmehr glaubte Dieser, mit seiner Würde auch alle nöthige Einsicht überkommen zu haben; besonders war das Streichen eine seiner angenehmen Beschäftigungen, wodurch er ein jedes Stück auf das gehörige Zeitmaß herunterzusetzen wußte, ohne irgend eine andere Rücksicht zu nehmen. Er hatte viel Zulauf; das Publicum war sehr zufrieden; und die geschmacklosen Einwohner des Städtchens behaupteten, daß das Theater in der Residenz keineswegs so gut als das ihre bestellt sei.

Drittes Capitel.

Endlich kam die Zeit herbei, daß man sich zur Ueberfahrt schicken, die Kutschen und Wagen erwarten sollte, die unsere ganze Truppe nach dem Schlosse des Grafen hinüberzuführen bereit waren. Schon zum Voraus fielen große Streitigkeiten vor, wer mit dem Andern fahren, wie man sitzen sollte. Die Ordnung und Eintheilung ward endlich nur mit Mühe ausgemacht und festgesetzt, doch leider ohne Wirkung. Zur bestimmten Stunde kamen weniger Wagen als man erwartet hatte, und man mußte sich einrichten. Der Baron, der zu Pferde nicht lange hinterdrein folgte, gab zur Ursache an, daß im Schlosse Alles in großer Bewegung sei, weil nicht allein der Fürst einige Tage früher eintreffen werde, als man geglaubt, sondern weil

auch unerwarteter Besuch schon gegenwärtig angelangt sei; der Platz gehe sehr zusammen; sie würden auch deßwegen nicht so gut logiren, als man es ihnen vorher bestimmt habe, welches ihm außerordentlich leid thue.

Man theilte sich in die Wagen, so gut es gehen wollte, und da leidlich Wetter und das Schloß nur einige Stunden entfernt war, machten sich die Lustigsten lieber zu Fuße auf den Weg, als daß sie die Nöthigen der Kutschen hätten abwarten sollen. Die Caravane zog mit Freudengesichtern aus, zum ersten Mal ohne Sorgen, wie der Wirth zu bezahlen sei. Das Schloß des Grafen stand ihnen wie ein Feengebäude vor der Seele; sie waren die glücklichsten und fröhlichsten Menschen von der Welt, und Jeder knüpfte unterwegs an diesen Tag, nach seiner Art zu denken, ein Aeihe von Glück, Ehre und Wohlstand.

Ein starker Regen, der unerwartet einfiel, konnte sie nicht aus diesen angenehmen Empfindungen reißen; da er aber immer anhaltender und stärker wurde, spürten Viele von ihnen eine ziemliche Unbequemlichkeit. Die Nacht kam herbei, und erwünschter konnte ihnen Nichts erscheinen, als der durch alle Stockwerke erleuchtete Palast des Grafen, der ihnen von einem Hügel entgegenglänzte, so daß sie die Fenster zählen konnten.

Als sie näher kamen, sahen sie auch alle Fenster der Seitengebäude erhellet. Ein Jeder dachte bei sich, welches wohl sein Zimmer werden möchte, und die Weiber begnügten sich beschieden mit einer Stube in der Mansarde oder den Alkoven.

Nun fuhren sie durch das Dorf und am Wirthshause vorbei. Wilhelm ließ halten, um dort abzusteigen; allein der Wirth versicherte, daß er ihm nicht den geringsten Raum anweisen könne. Der Herr Graf habe, weil unerwartete Gäste angekommen, sogleich das ganze Wirthshaus besprochen, an allen Zimmern stehe schon seit gestern mit Kreide deutlich angeschrieben, wer darin wohnen solle. Wider seinen Willen mußte also unser Freund mit der übrigen Gesellschaft zum Schloßthore hineinfahren.

Um die Köchenfeuer in einem Seitengebäude sahen sie geschäftige Köche sich hin und her bewegen und waren durch diesen Anblick schon erquickt; eilig kamen Bediente mit Lichtern auf die Treppe des Hauptgebäudes gesprungen, und das Herz der guten Wanderer quoll über diesen Aussichten auf. Wie sehr verwunderten sie sich dagegen, als sich dieser Empfang in ein entsetzliches Fluchen auflöste. Die Bedienten schimpften auf die Fuhrleute, daß sie hier hereingefahren seien: sie sollten umwenden, tief man, und wieder hinaus nach dem alten Schlosse zu; hier sei kein Raum für diese Gäste! Einem so unfreundlichen und unerwarteten Bescheide fügten sie noch allerlei Spöttereien hinzu, und lachten sich unter einander aus, daß sie durch diesen Irrthum in den Regen gesprengt werden. Es goß noch immer; keine Sterne standen am Himmel und nun wurde die Gesellschaft durch einen holperichten Weg zwischen zwei Mauern in das alte hintere Schloß gezogen, welches unbewohnt dastand, seit der Vater des Grafen das vordere gebaut hatte. Theils im Hofe, theils unter einem langen, gewölbten Thorwege hielten die Wagen still, und die Fuhrleute, Vorspanner aus dem Dorfe, spannten aus und ritten ihrer Wege.

Da Niemand zum Empfange der Gesellschaft sich zeigte, stiegen sie aus, riefen, suchten vergebens! Alles blieb finster und stille. Der Wind blies durch das hohe Thor, und gruselich waren die alten Thürme und Höfe, worin sie kaum die Gestalten in der Finsterniß unterschieden. Sie fluchten und schauerten; die Frauen fürchteten sich; die Kinder fingen an zu weinen; ihre Ungeduld vermehrte sich mit jedem Augenblicke, und ein so schlechter Glückswechsel, auf den Niemand vorbereitet war, brachte sie Alle ganz und gar aus der Fassung.

Da sie jeden Augenblick erwarteten, daß Jemand kommen und ihnen aufschließen werde; da bald Regen, bald Sturm sie täuschte und sie mehr als ein Mal den Tritt des erwünschten Schließregis zu hören glaubten: blieben sie eine lange Zeit unmuthig und rathlos; es fiel Keinem ein, in das neue Schloß zu gehen und dort mitleidige Seelen um Hülfe anzurufen. Sie konnten nicht begreifen, wo ihr Freund, der Baron, geblieben sei, und waren in einer höchst beschwerlichen Lage.

Endlich kamen wirklich Menschen an, und man erkannte an ihren Stimmen jene Fußgänger, die auf dem Wege hinter den Fahrenden zurückgeblieben waren. Sie erzählten, daß der Baron mit dem Pferde gestürzt sei, sich am Fuße stark beschädigt habe, und daß man auch sie, da sie im Schlosse nachgefragt, mit Ungestüm hierher gewiesen habe.

Die ganze Gesellschaft war in der größten Verlegenheit; man rathschlagte, was man thun sollte, und konnte keinen Entschluß fassen. Endlich sah man von Weitem einer Laterne kommen und hörte frischen Athem; allein die Hoffnung einer baldigen Erlösung verschwand auch wieder, indem die Erscheinung näher kam und deutlich ward. Ein Reitknecht leuchtete dem bekannten Stallmeister des Grafen vor, und Dieser erkundigte sich, als er näher kam, sehr eifrig nach Mademoiselle Philine's.

Sie war kaum aus dem übrigen Haufen hervorgetreten,

als er ihr ſehr dringend anbot, ſie in das neue Schloß zu führen, wo ein Plätzchen für ſie bei den Kammerjungfern der Gräfin bereitet ſei. Sie beſann ſich nicht lange, das Anerbieten dankbar zu ergreifen, faßte ihn bei dem Arme und wollte, da ſie den Andern ihren Koffer empfohlen, mit ihm fortreiten; allein man trat ihnen in den Weg, fragte, bat, beſchwor den Stallmeiſter, daß er endlich, um nur mit ſeiner Schönen fortzukommen, Alles verſprach und verſicherte, in Kurzem ſolle das Schloß eröffnet und ſie auf das Beſte einquartirt werden. Bald darauf ſahen ſie den Schein ſeiner Laterne verſchwinden und hofften lange vergebens auf das erwünſchte Licht, das ihnen endlich nach vielem Warten, Schelten und Schmähen erſchien und ſie mit einigem Troſte und Hoffnung belebte.

Ein alter Hausknecht eröffnete die Thüre des alten Gebäudes, in das ſie mit Gewalt eindrangen. Ein Jeder ſorgte nun für ſeine Sachen, ſie abzupacken, ſie herumzuſchaffen. Das Meiſte war, wie die Perſonen ſelbſt, tüchtig durchweicht. Bei dem Einen Lichte ging Alles ſehr langſam. Im Gebäude ſtieß man ſich, ſtürzte, fiel. Man bat um mehr Lichter; man bat um Feuerung. Der einfältige Hausknecht ließ mit grauer Noth ſeine Laterne da, ging und kam nicht wieder.

Nun fing man an das Haus zu durchſuchen; die Thüren aller Zimmer waren offen; große Oefen, gewirkte Tapeten, eingelegte Fußböden waren von ſeiner vorigen Pracht noch übrig, von anderm Hausgeräthe aber nichts zu finden, kein Tiſch, kein Stuhl, kein Spiegel, kaum einige angebrannte leere Bettſtellen, aller Schmuckes und aller Nothwendigen beraubt. Die naſſen Koffer und Mantelſäcke wurden zu Sitzen gewählt; ein Theil der müden Wanderer bequemte ſich auf den Fußboden; Wilhelm hatte ſich auf einige Stufen gelegt, Mignon lag auf ſeinem Knie; das Kind war unruhig, und auf eine Frage, was ihm fehlte? antwortete es: Mich hungert! Er fand Nichts bei ſich, um das Verlangen des Kindes zu ſtillen; die übrige Geſellſchaft hatte jeden Vorrath vom aufgezehrt, und er mußte die arme Creatur ohne Erquickung laſſen. Er blieb bei dem ganzen Verfalle unthätig, ſtill in ſich gekehrt: denn er war ſehr verdrießlich und grimmig, daß er nicht auf ſeinem Sinne beſtanden und bei dem Werthhauſe abgebogen ſei, wenn er auch auf dem oberſten Boden hätte ſein Lager nehmen ſollen.

Die Uebrigen geberdeten ſich Jeder nach ſeiner Art. Einige hatten einen Haufen alten Gerölls in einen ungeheuren Kamin des Saals geſchafft und zündeten mit großem Jauchzen den Scheiterhaufen an. Unglücklicher Weiſe ward auch dieſe Hoffnung, ſich zu trocknen und zu wärmen, auf das Schrecklichſte getäuſcht, denn dieſer Kamin ſtand nur zur Zierde da und war von oben herein vermauert; der Dampf trat ſchnell zurück und erfüllte auf ein Mal die Zimmer; das dürre Holz ſchlug praſſelnd in Flammen auf, und auch die Flamme ward herausgetrieben; der Zug, der durch die zerbrochenen Fenſterſcheiben drang, gab ihr eine unſichere Richtung; man fürchtete das Schloß anzuzünden, mußte das Feuer untereinander ziehen, austreten, dämpfen; der Rauch vermehrte ſich, der Zuſtand wurde unerträglicher; man kam der Verzweiflung nahe.

Wilhelm war vor dem Rauch in ein entferntes Zimmer gewichen, wohin ihm bald Mignon folgte und einen wohlgekleideten Bedienten, der eine hohe, helbrennende, doppelt eingefaßte Laterne trug, hereinführte. Dieſer wendete ſich an Wilhelm'en, und indem er ihm auf einem ſchön porcellanenen Teller Confect und Früchte überreichte, ſagte er: Dieß ſchickt Ihnen das junge Frauenzimmer von drüben, mit der Bitte, zur Geſellſchaft zu kommen; ſie läßt ſagen, ſetzte der Bediente mit einer leichtfertigen Miene hinzu, es gehe ihr ſehr wohl, und ſie möchte ihre Zufriedenheit mit ihren Freunden zu theilen.

Wilhelm erwartete Nichts weniger als dieſen Antrag; denn er hatte Philine'n, ſeit dem Abenteuer der ſteinernen Bank, mit entſchiedener Verachtung begegnet, und war ſo feſt entſchloſſen, keine Gemeinſchaft mehr mit ihr zu machen, daß er im Begriff ſtand, die ſüße Gabe wieder zurückzuſchicken, als ein bittender Blick Mignon's ihn vermochte, ſie anzunehmen und im Namen des Kindes höflich zu danken; die Einladung ſchlug er ganz aus. Er bat den Bedienten, einige Sorge für die angekommene Geſellſchaft zu haben, und erkundigte ſich nach dem Baron. Dieſer lag zu Bette, hatte aber ſchon, ſo viel der Bediente zu ſagen wußte, einem Andern Auftrag gegeben, für die eiend Beherbergten zu ſorgen.

Der Bediente ging und hinterließ Wilhelm'en eine von ſeinen Lichtern. Das dieſer in Ermangelung eines Leuchters auf das Fenſtergeſims ſtellen mußte, und nun wenigſtens bei ſeinen Betrachtungen die vier Wände des Zimmers erhellt ſah. Denn es währte noch lange, ehe die Andern trge wurden, die andere Hälfte zur Ruhe bringen ſollten. Nach und nach kamen Lichter, jedoch ohne Leuchter; dann einige Stühle, eine Stunde darauf Deckbetten, dann Kiſſen; Alles wohl durchnäßt, und es war ſchon weit über Mitternacht, als endlich Strohſäcke und Matratzen herbeigeſchafft wurden, die, wenn man ſie zuerſt gehabt hätte, höchſtwillkommen geweſen wären.

Wenn es nicht aus der Seele dringt,
Und mit urkräftigem Behagen
Die Herzen aller Hörer zwingt,
Sitzt ihr nur immer! leimt zusammen,
Braut ein Ragout von andrer Schmaus,
Und blas't die kümmerlichen Flammen
Aus eurem Aschenhäufchen aus!
Bewund'rung von Kindern und Affen,
Wenn euch darnach der Gaumen steht.
Doch werdet ihr nie Herz zu Herzen schaffen,
Wenn es euch nicht von Herzen geht.

Wagner.

Allein der Vortrag macht des Redners Glück;
Ich fühl' es wohl, noch bin ich weit zurück.

Faust.

Such' Er den redlichen Gewinn!
Sey Er kein schellenlauter Thor!
Es trägt Verstand und rechter Sinn
Mit wenig Kunst sich selber vor;
Und wenn's euch Ernst ist was zu sagen,
Ist's nöthig Worten nachzujagen?

In der Zwischenzeit war auch Etwas von Essen und Trinken angelangt, das ohne viele Eilfe genossen wurde, ob es gleich einem sehr unordentlichen Anblick ähnlich sah, und von der Achtung, die man für die Gäste hatte, kein sonderliches Zeugniß ablegte.

Viertes Capitel.

Durch die Unart und den Uebermuth einiger leichtfertigen Gesellen vermehrte sich die Unruhe und das Uebel der Nacht, indem sie sich einander neckten, aufforderten und sich wechselsweise allerlei Streiche spielten. Der andere Morgen brach an, unter Lauten Klagen über ihren Freund, den Baron, daß er sie so gestört und ihnen ein ganz anderes Bild von der Ordnung und Bequemlichkeit, in die sie kommen würden, gemacht habe. Doch zur Verwunderung und Trost erschien in aller Frühe der Graf selbst mit einigen Bedienten, und erkundigte sich nach ihrem Befinden. Er war sehr entrüstet, als er hörte, wie übel es ihnen ergangen, und der Baron, der geflissentlich verheimlichte, verklagte den Haushofmeister, wie befehlswidrig er sich bei dieser Gelegenheit gezeigt, und glaubte ihm ein rechtes Bad angerichtet zu haben.

Der Graf befahl sogleich, daß Alles in seiner Gegenwart zur möglichsten Bequemlichkeit der Gäste geordnet werden sollte. Darauf kamen einige Officiere, die von den Actricen sogleich Kundschaft nahmen, und der Graf ließ sich die ganze Gesellschaft vorstellen, redete einen Jeden bei seinem Namen an und mischte einige Scherze in die Unterredung, daß Alle über einen so gnädigen Herrn ganz entzückt waren. Endlich mußte Wilhelm auch an die Reihe, an den sich Mignon anhing. Wilhelm entschuldigte sich, so gut er konnte, über seine Freiheit; der Graf hingegen schien seine Gegenwart als bekannt anzunehmen.

Ein Herr, der neben dem Grafen stand, den man für einen Officier hielt, ob er gleich keine Uniform anhatte, sprach besonders mit unserm Freunde und zeichnete sich vor allen Andern aus. Starke hellblaue Augen leuchteten unter einer hohen Stirne hervor; nachlässig waren seine blonden Haare aufgeschlagen, und seine mittlere Statur zeigte ein sehr markirtes, festes und bestimmtes Maß. Seine Fragen waren lebhaft, und er schien sich auf Alles zu verstehen, wonach er fragte.

Wilhelm erkundigte sich nach diesem Manne bei dem Baron, der aber nicht viel Gutes von ihm zu sagen wußte. Er habe den Character als Major, sei eigentlich der Günstling des Prinzen, verstehe dessen geheimste Geschäfte und werde für besser rechten Arm gehalten, so man habe Ursache, zu glauben, er sei sein natürlicher Sohn. In Frankreich, England, Italien sei er mit Gesandtschaften gewesen; er werde überall sehr distinguirt, und Das mache ihn einbildisch; er wähne, die Deutsche Litteratur aus dem Grunde zu kennen, und erlaube sich allerlei schale Späßereien gegen dieselbe. Er, der Baron, vermeide alle Unterredung mit ihm, und Wilhelm werde wohl thun, sich auch von ihm entfernt zu halten; denn am Ende gebe er Jedermann Etwas ab. Man nenne ihn Jarno, wisse aber nicht recht, was man aus dem Namen machen solle.

Wilhelm hatte darauf Nichts zu sagen; denn er empfand gegen den Fremden, so er gleich etwas Kaltes und Abstoßendes hatte, eine gewisse Neigung.

Die Gesellschaft wurde in dem Schlosse eingetheilt und Melina befahl sehr streng: sie sollten sich anmuthig ordentlich halten; diesseuro sollten besonders wohnen, und Jeder nur auf seine Actien, auf die Kunst sein Augenmerk und seine Neigung richten. Es fehlte Vorschriften und Gesetze, die auf vielen Puncten bestanden, an alle Thüren. Die Summe der Strafgelder war bestimmt, die ein jeder Uebertreter in eine gemeine Büchse entrichten sollte.

Diese Verordnungen wurden wenig geachtet. Junge Officiere gingen aus und ein, ignorirten nicht eben auf das Feinste mit den Actricen, hatten die Actrice zum Besten und verwirrten die ganze kleine Polizei-Ordnung, noch ehe sie Wurzel fassen konnte. Man jagte sich durch die Zimmer, versteckte sich, verdeckte sich. Melina, der Anfangs einigen Ernst zeigen wollte, ward mit allerlei Muthwillen auf das Aeußerste gebracht, und als er bald darauf der Graf holen ließ, um den Platz zu sehen, wo das Theater aufgerichtet werden sollte, ward das Uebel nur immer ärger. Die jungen Herren ersannen sich allerlei blutte Späße; durch Hülfe einiger Actrice wurden sie noch plumper, und es schien, als wenn das ganze alte Schloß vom wüthenden Heere belagert sei; auch endigte der Unfug nicht eher, als bis man zur Tafel ging.

Der Graf hatte Melina'n in einen großen Saal geführt, der noch zum alten Schlosse gehörte, durch eine Galerie mit dem neuen verbunden war, und worin ein kleines Theater sehr wohl aufgebaut werden konnte. Daselbst zeigte der einsichtsvolle Hausherr, wie er Alles wolle eingerichtet haben.

Nun ward die Arbeit in großer Eile vorgenommen, das Theater-Gerüste aufgeschlagen und aufgeputzt, was man von Decorationen in dem Gebäude hatte und brauchen konnte, angewendet, und das Uebrige mit Hülfe einiger geschickten Leute des Grafen verfertigt. Wilhelm gab

ſelbſt mit an, half die Perſpective beſtimmen, die Umriſſe abſchneiden, und war höchſt beſchäftigt, daß es nicht unſchicklich werden ſollte. Der Graf, der öfters dazu kam, war ſehr zufrieden damit, zeigte, wie ſie Dies, was ſie wirklich thaten, eigentlich machen ſollten, und ließ dabei ungemeine Kenntniſſe jeder Kunſt ſehen.

Nun fing das Proben recht ernſtlich an, wenn ſie auch Raum und Muße genug gehabt hätten, wenn ſie nicht von den vielen anweſenden Fremden immer geſtört worden wären. Denn es kamen täglich neue Gäſte an, und ein Jeder wollte die Geſellſchaft in Augenſchein nehmen.

Fünftes Capitel.

Der Baron hatte Wilhelm'en einige Tage mit der Hoffnung hingehalten, daß er der Gräfinn noch beſonders vorgeſtellt werden ſollte. — Ich habe, ſagte er, dieſer vortrefflichen Dame ſoviel von Ihren geiſtreichen und empfindungsvollen Briefen erzählt, daß Sie nicht erwarten kann, Sie zu ſprechen und ſich Eins und das Andere vorleſen zu laſſen. Halten Sie ſich zu gefaßt, auf den erſten Wink hinüber zu kommen; denn bei dem nächſten ruhigen Morgen werden Sie gewiß gerufen werden. Er bezeichnete ihm darauf das Nachſpiel, welches er zuerſt vorleſen ſollte, wodurch er ſich ganz beſonders empfehlen würde. Die Dame bedaure gar ſehr, daß er zu einer ſolchen unruhigen Zeit eingetroffen ſei und ſich mit der übrigen Geſellſchaft in dem alten Schloſſe ſchlecht behelfen müſſe. —

Mit großer Sorgfalt nahm darauf Wilhelm das Stück vor, womit er ſeinen Eintritt in die große Welt machen ſollte. Du haſt, ſagte er, bisher im Stillen für Dich gearbeitet, nur von einzelnen Freunden Beifall erhalten; Du haſt eine Zeit lang ganz an Deinem Talente verzweifelt, und Du mußt immer noch in Sorgen ſein, ob Du denn auch auf dem rechten Wege biſt und ob Du ſoviel Talent als Neigung zum Theater haſt. Vor den Ohren ſolcher geübten Kenner, in Cabinette, wo keine Illuſion Statt findet, iſt der Verſuch weit gefährlicher als anderwärts, und ich möchte doch auch nicht gerne zurückbleiben, dieſen Genuß an meine vorigen Freuden knüpfen und die Hoffnung auf die Zukunft erweitern.

Er nahm darauf einige Stücke durch, las ſie mit der größten Aufmerkſamkeit, correigirte hier und da, recitirte ſie ſich laut vor, um auch in Sprache und Ausdruck recht gewandt zu ſein, und ſtrich Dasjenige, welches er am Meiſten geübt, womit er die größte Ehre einzuärnten glaubte, in die Taſche, als es an einem Morgen hieß, vor die Gräfinn gefordert wurde.

Der Baron hatte ihm verſichert, ſie würde allein mit einer guten Freundinn ſein. Als er in das Zimmer trat, kam die Baroneſſe von C*** ihm mit vieler Freundlichkeit entgegen, freute ſich, ſeine Bekanntſchaft zu machen, und präſentirte ihn der Gräfinn, die ſich eben friſiren ließ und ihn mit freundlichen Worten und Blicken empfing, neben deren Stuhl er aber leider Philine'n knieen und allerlei Albernheiten machen ſah. — Das ſchöne Kind, ſagte die Baroneſſe, hat uns Verſchiedenes vorgeſungen. Endige Sie doch das angefangene Liedchen, damit wir Nichts davon verlieren. —

Wilhelm hörte das Mädchen mit großer Geduld an, indem er die Entfernung des Friſeurs wünſchte, ehe er ſeine Vorleſung anfangen wollte. Man bot ihm eine Taſſe Chocolate an, wozu ihm die Baroneſſe ſelbſt den Zwieback reichte. Dem ungeachtet ſchmeckte ihm das Frühſtück nicht; denn er wünſchte zu lebhaft, der ſchönen Gräfinn irgend Etwas vorzuleſen, was ſie intereſſirte, wodurch er ihr gefallen könnte. Nach Philine war ihm nur zu ſehr im Wege, die ihm als Zuhörerinn oft ſchon unbequem geweſen war. Er ſah mit Schmerzen dem Friſeur auf die Hände und hoffte in jedem Augenblick mehr auf die Vollendung des Baues.

Indeſſen war der Graf hereingetreten und erzählte von den heut zu erwartenden Gäſten, von der Eintheilung des Tages, und was ſonſt etwa Häusliches vorkommen möchte. Da er hinausging, ließen einige Officiere bei der Gräfinn um die Erlaubniß bitten, ihr, weil ſie noch vor Tafel wegreiten müßten, aufwarten zu dürfen. Der Kammerdiener war indeſſen fertig geworden, und ſie ließ die Herren hereinkommen.

Die Baroneſſe gab ſich inzwiſchen Mühe, unſern Freund zu unterhalten und ihm viele Achtung zu bezeigen, die er mit Ehrfurcht, obgleich etwas zerſtreut, annahm. Er fühlte manchmal nach dem Manuſcripte in der Taſche, hoffte auf jeden Augenblick, und faſt wollte ſeine Geduld reißen, als ein Galanterie-Händler hereingelaſſen wurde, der ſeine Perlen, Ketten, Schachteln unbarmherzig eine nach der andern eröffnete, und jede Sorte ſeiner Waaren mit einer dieſem Geſchlechte eignen Zudringlichkeit vorwies.

Die Geſellſchaft vermehrte ſich. Die Baroneſſe ſah Wilhelm'en an, und ſprach leiſe mit der Gräfinn; er bemerkte es, ohne die Abſicht zu verſtehen, die ihm endlich zu Hauſe klar wurde, als er ſich nach einer ängſtlich und vergebens durchharrten Stunde wegbegab. Er fand ein ſchönes Engliſches Portefeuille in der Taſche.

Die Baronesse hatte es ihm heimlich beizustecken gewußt, und gleich darauf folgte der Graf kleiner Mohr, der ihm eine artig geflochtene Weste überbrachte, ohne recht deutlich zu sagen, woher sie komme.

Sechstes Capitel.

Das Gemisch der Empfindungen von Verdruß und Dankbarkeit verdarb ihm den ganzen Rest des Tages, bis er gegen Abend wieder Beschäftigung fand, indem Melina ihm eröffnete, der Graf habe von einem Versteckspiele gesprochen, das dem Prinzen zu Ehren, den Tag seiner Ankunft, aufgeführt werden sollte. Er wünschte darin die Eigenschaften dieses großen Helden und Menschenfreundes personificirt haben. Diese Tugenden sollten mit einander auftreten, sein Lob verkündigen und zuletzt seine Büste mit Blumen- und Lorbeerkränzen umwinden, wobei sein verzogener Name mit dem Fürstenhute durchscheinend glänzen sollte. Der Graf habe ihm aufgegeben, für die Verification und übrige Einrichtung dieses Stückes zu sorgen, und er hoffe, daß ihm Wilhelm, dem es etwas Leichtes sei, hierin gerne beistehen werde.

Wie! rief Dieser verdrießlich aus, haben wir Nichts als Portraite, verzogene Namen und allegorische Figuren, um einen Fürsten zu ehren, der nach meiner Meinung ein ganz anderes Lob verdient! Wie kann es einem vernünftigen Manne schmeicheln, sich in Effigie aufgestellt und seinen Namen auf geöltem Papiere schimmern zu sehen! Ich fürchte sehr, die Allegorien würden, besonders bei unserer Garderobe, zu manchen Zweideutigkeiten und Späßen Anlaß geben. Wollen Sie das Stück machen oder machen lassen, so kann ich Nichts dawider haben, nur bitte ich, daß ich damit verschont bleibe.

Melina entschuldigte sich, es sei nur die ungefähre Angabe des Herrn Grafen, der ihnen übrigens ganz überlasse, wie sie das Stück arrangiren wollten. Herzlich gerne, versetzte Wilhelm, trage ich Etwas zum Vergnügen dieser vortrefflichen Herrschaft bei, und meine Muse hat noch kein so angenehmes Geschäft gehabt, als zum Lob eines Fürsten, der soviel Verehrung verdient, auch nur stammelnd sich hören zu lassen. Ich will der Sache nachdenken; vielleicht gelingt es mir, unsere kleine Truppe so zu stellen, daß wir doch wenigstens einigen Effect machen.

Von diesem Augenblicke kam Wilhelm eifrig dem Auftrage nach. Ehe er einschlief, hatte er Alles schon ziemlich geordnet, und den andern Morgen, bei früher Zeit, war der Plan fertig, die Scenen entworfen, zu sehen einige der vernommenen Stellen und Gesänge in Verse und zu Papiere gebracht.

Wilhelm eilte Morgens gleich, den Baron wegen gewisser Umstände zu sprechen, und legte ihm seinen Plan vor. Diesem gefiel er sehr wohl; doch bezeigte er einige Verwunderung; denn er hatte den Grafen gestern Abend von einem ganz andern Stücke sprechen hören, welches nach seiner Angabe in Verse gebracht werden sollte.

Es ist mir nicht wahrscheinlich, versetzte Wilhelm, daß es die Absicht des Herrn Grafen gewesen sei, gerade das Stück, so wie er es Melina'n angegeben, fertigen zu lassen. Wenn ich nicht irre, so wollte er uns bloß durch einen Fingerzeig auf den rechten Weg weisen. Der Liebhaber und Kenner zeigt dem Künstler an, was er wünscht, und überläßt ihm alsdann die Sorge, das Werk hervorzubringen.

Mit Nichten, versetzte der Baron; der Herr Graf versteht sich darauf, daß das Stück so und nicht anders, wie er es angegeben, aufgeführt werde. Das ihrige hat freilich eine entfernte Aehnlichkeit mit seiner Idee, und wenn wir es durchsetzen und ihn von seinen ersten Gedanken abbringen wollen, so müssen wir es durch die Damen bewirken. Vorzüglich wird die Baronesse dergleichen Operationen meisterhaft anzulegen; es wird die Frage sein, ob ihr der Plan so gefällt, daß sie sich der Sache annehmen mag und dann wird es gewiß gehen.

Wir brauchen ohnedieß die Hülfe der Damen, sagte Wilhelm; denn es möchte unser Personale und unsere Garderobe zu der Ausführung nicht hinreichen. Ich habe auf einige hübsche Kinder gerechnet, die im Hause hin und wieder laufen und die dem Kammerdiener und dem Hausbereiter zugehören.

Darauf ersuchte er den Baron, die Damen mit seinem Plane bekannt zu machen. Dieser kam bald zurück und brachte die Nachricht, sie wollten ihn selbst sprechen. Heute Abend, wenn die Herren sich zum Spiele setzten, das ohnedieß wegen der Ankunft eines gewissen Generals ernsthafter werden würde als gewöhnlich, wollten sie sich unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit in ihr Zimmer zurückziehen, er sollte durch die geheime Treppe eingeführt werden und könne alsdann seine Sache auf das Beste vertragen. Diese Art von Geheimniß gebe der Angelegenheit einen neuen erhöhten Reiz, und die Baronesse besonders scheine sich wie ein Kind auf dieses Rendezvous, und mehr noch darauf, daß es heimlich und geschickt gegen den Willen des Grafen unternommen werden sollte.

Gegen Abend, um die bestimmte Zeit, ward Wilhelm abgeholt und mit Verdeckt durch

geführt. Die Art, mit der ihm die Baroneſſe in einem kleinen Cabinettchen entgegenkam, erinnerte ihn einen Augenblick an vorige glückliche Zeiten. Sie brachte ihn in das Zimmer der Gräfinn, und nun ging es an ein Fragen, an ein Unterſuchen. Er legte ſeinen Plan mit der möglichſten Wärme und Lebhaftigkeit vor, ſo daß die Damen dafür ganz eingenommen wurden, und unſere Leſer werden erlauben, daß wir ſie auch in der Kürze damit bekannt machen.

In einer ländlichen Scene ſollten Kinder das Stück mit einem Tanze eröffnen, der jenes Spiel vorſtellte, wo Eins herum gehen und dem Andern einen Platz abgewinnen muß. Darauf ſollten ſie mit andern Scherzen abwechſeln und zuletzt zu einem immer wiederkehrenden Reihentanze ein fröhliches Lied ſingen. Darauf ſollte der Harfner mit Mignon herbeikommen, Neugierde erregen und mehrere Landleute herbeilocken; der Alte ſollte verſchiedene Lieder zum Lobe des Friedens, der Ruhe, der Freude ſingen und Mignon darauf den Liertanz tanzen.

In dieſer unſchuldigen Freude werden ſie durch eine kriegeriſche Muſik geſtört und die Geſellſchaft von einem Trupp Soldaten überfallen. Die Mannsperſonen ſetzen ſich zur Wehre und werden überwunden; die Mädchen fliehen und werden eingeholt. Es ſcheint Alles im Getümmel zu Grunde zu gehen, als eine Perſon, über deren Beſtimmung der Dichter noch ungewiß war, herbeikommt und durch die Nachricht, daß der Heerführer nicht weit ſei, die Ruhe wieder herſtellt. Hier wird der Character des Helden mit den ſchönſten Zügen geſchildert, mitten unter den Waffen Sicherheit verſprochen, dem Uebermuth und der Gewaltthätigkeit Schranken geſetzt. Es wird ein allgemeines Feſt zu Ehren des großmüthigen Heerführers begangen.

Die Damen waren mit dem Plane ſehr zufrieden; nur behaupteten ſie, es müſſe nothwendig etwas Allegoriſches in dem Stücke ſein, um es dem Herrn Grafen angenehm zu machen. Der Baron that den Vorſchlag, den Anführer der Soldaten als den Genius der Zwietracht und der Gewaltthätigkeit zu bezeichnen, zuletzt aber müſſe Minerva herbeikommen, ihm Feſſeln anzulegen, Nachricht von der Ankunft des Helden zu geben und deſſen Lob zu preiſen. Die Baroneſſe übernahm das Geſchäft, den Grafen zu überzeugen, daß der von ihm angegebene Plan, nur mit einiger Veränderung, ausgeführt werden ſei; dabei verlangte ſie ausdrücklich, daß am Ende des Stücks nothwendig die Büſte, der verzogene Namen und der Fürſtenhut erſcheinen müßten, weil ſonſt alle Unterhandlung vergeblich ſein würde.

Wilhelm, der ſich ſchon im Geiſte vorgeſtellt hatte, wie ſein er ſeinen Helden aus dem Munde der Minerva preiſen wollte, gab nur nach langem Widerſtande in dieſem Puncte nach; allein er fühlte ſich auf eine ſehr angenehme Weiſe gezwungen. Die ſchönen Augen der Gräfinn und ihr liebenswürdiges Betragen hätten ihn gar leicht bewogen, auch auf die ſchönſte und angenehmſte Empfindung, auf die ſo erwünſchte Einheit einer Compoſition und auf alle ſchicklichen Details Verzicht zu thun und gegen ſein poetiſches Gewiſſen zu handeln. Ebenſo ſtand auch ſeinem bürgerlichen Gewiſſen ein harter Kampf bevor, indem bei beſtimmterer Austheilung der Rollen die Damen ausdrücklich darauf beſtanden, daß er mitſpielen müſſe.

Laertes hatte zu ſeinem Theil den gewaltthätigen Kriegsgott erhalten. Wilhelm ſollte den Anführer der Landleute vorſtellen, der einige ſehr artige und gefühlvolle Verſe zu ſagen hatte. Nachdem er ſich eine Zeit lang geſträubt, mußte er ſich endlich doch ergeben; beſonders fand er keine Entſchuldigung, da die Baroneſſe ihm vorſtellte, die Schaubühne hier auf dem Schloſſe ſei ohnedem nur als ein Geſellſchafts-Theater anzuſehen, auf dem ſie gern, wenn man nur eine ſchickliche Einleitung machen könnte, mitzuſpielen wünſchte. Darauf entließen die Damen unſern Freund mit vieler Freundlichkeit. Die Baroneſſe verſicherte ihm, daß er ein unvergleichlicher Menſch ſei und begleitete ihn bis an die kleine Treppe, wo ſie ihm mit einem Händedruck gute Nacht gab.

Siebentes Capitel.

Begeiſtert durch den aufrichtigen Antheil, den die Frauenzimmer an der Sache nahmen, ward der Plan, der ihm durch die Erzählung gegenwärtiger geworden war, ganz lebendig. Er brachte den größten Theil der Nacht und den andern Morgen mit der ſorgfältigſten Verfaſſung des Dialog's und der Lieder zu.

Er war ſo ziemlich fertig, als er in das neue Schloß gerufen wurde, wo er hörte, daß die Herrſchaft, die eben frühſtückte, ihn ſprechen wollte. Er trat in den Saal; die Baroneſſe kam ihm wieder zuerſt entgegen, und unter dem Vorwande, als wenn ſie ihm einen guten Morgen bieten wollte, lispelte ſie heimlich zu ihm: Sagen Sie Nichts von Ihrem Stücke, als was Sie gefragt werden.

Ich höre, rief ihm der Graf zu, Sie ſind recht fleißig und arbeiten an meinem Vorſpiele, das ich zu Ehren des Prinzen geben will. Ich billige, daß Sie eine Minerva darin anbringen wollen, und ich denke bei Zeiten darauf, wie

die Göttinn zu kleiden iſt, damit man nicht gegen das Coſtüme verſtößt. Ich laſſe deßwegen aus meiner Bibliothek alle Bücher herbeibringen, worin ſich das Bild derſelben befindet.

In eben dem Augenblicke traten einige Bediente mit groſſen Körben voll Bücher allerlei Format's in den Saal.

Montfaucon, die Sammlungen antiker Statuen, Gemmen und Münzen, alle Arten mythologiſcher Schriften wurden aufgeſchlagen und die Figuren verglichen. Aber auch daran war es noch nicht genug! Des Grafen vortreffliches Gedächtniß ſtellte ihm alle Minerven vor, die etwa noch auf Titelkupfern, Vignetten oder ſonſt vorkommen mochten. Es mußte deßhalb ein Buch nach dem andern aus der Bibliothek herbeigeſchafft werden, ſo daß der Graf zuletzt in einem Haufen von Büchern ſaß. Endlich, da ihm keine Minerva mehr einfiel, rief er mit Lachen aus: Ich wette wetten, daß nun keine Minerva mehr in der ganzen Bibliothek ſei und es möchte wohl das erſte Mal vorkommen, daß eine Bücherſammlung ſo ganz und gar des Bildes ihrer Schutzgöttin entbehren muß.

Die ganze Geſellſchaft freute ſich über den Einfall, und beſonders Jarno, der den Grafen immer mehr Bücher herbeizuſchaffen gereizt hatte, lachte ganz unmäßig.

Nunmehr, ſagte der Graf, indem er ſich zu Wilhelm wendete, iſt es eine Hauptſache, welche Göttinn meinen Sie? Minerva oder Pallas, die Göttinn des Kriegs oder der Künſte?

Sollte es nicht am Schicklichſten ſein, Ew. Excellenz, verſetzte Wilhelm, wenn man hierüber ſich nicht beſtimmt ausdrückte, und ſie, eben weil ſie in der Mythologie eine doppelte Perſon ſpielt, auch hier in doppelter Qualität erſcheinen ließe? Sie meldet einen Krieger an, aber nur um das Volk zu beruhigen; ſie preiſt einen Helden, indem ſie ſeine Menſchlichkeit erhebt; ſie überwindet die Gewaltthätigkeit und ſtellt die Freude und Ruhe unter dem Volke wieder her.

Die Baroneſſe, der es bange wurde, Wilhelm möchte ſich verrathen, ſchob geſchwinde den Leibſchneider der Gröſſinn dazwiſchen, der ſeine Meinung abgeben mußte, wie ein ſolcher antiker Rock auf das Beſte gefertigt werden könnte. Dieſer Mann, in Masken-Arbeiten erfahren, wußte die Sache leicht zu machen, und da Madam Melina, ungeachtet ihrer hohen Schwangerſchaft, die Rolle der himmliſchen Jungfrau übernommen hatte, ſo wurde er angewieſen, ihr das Maß zu nehmen, und die Gröſſinn bezeichnete, wiewohl mit einigem Unwillen ihrer Kammerjungfern die Kleider aus der Garderobe, welche dazu verſchnitten werden ſollten.

Auf eine geſchickte Weiſe wußte die Baroneſſe Wilhelm'en wieder bei Seite zu ſchaffen, und ließ ihn bald darauf wiſſen, ſie habe die übrigen Sachen auch beſorgt. Sie ſchickte ihm zugleich den Muſicus, der des Grafen Haus-Capelle dirigirte, damit Dieſer theils die nothwendigen Stücke componiren, theils ſchickliche Melodien aus dem Muſik-Vorrathe dazu ausſuchen ſollte. Nunmehr ging Alles nach Wunſche; der Graf fragte dem Stücke nicht weiter nach, ſondern war hauptſächlich mit der tranſparenten Decoration beſchäftigt, welche am Ende des Stücks die Zuſchauer überraſchen ſollte. Seine Erfindung und die Geſchicklichkeit ſeines Conditor's brachten zuſammen wirklich eine recht angenehme Erleuchtung zuwege. Denn auf ſeinen Reiſen hatte er die größten Feierlichkeiten dieſer Art geſehen, viele Kupfer und Zeichnungen mitgebracht, und wußte, was dazu gehörte, mit vielem Geſchmacke anzugeben.

Unterdeſſen endete Wilhelm ſein Stück, gab einem Jeden ſeine Rolle, übernahm die ſeinige; und der Muſicus, der ſich zugleich ſehr gut auf den Tanz verſtand, richtete das Ballet ein, und ſo ging Alles zum Beſten.

Nur ein unerwartetes Ereigniß legte ſich in den Weg, das ihm eine böſe Lücke zu machen drohte. Er hatte ſich den größten Effect von Mignon's Eiertanze verſprochen, und wie erſtaunt war er daher, als das Kind ihm, mit ſeiner gewöhnlichen Trockenheit, abſichtlich zu tanzen, verſicherte, es ſei nunmehr ſein und werde nicht mehr auf das Theater gehen! Er ſuchte es durch allerlei Zureden zu bewegen, und ließ nicht eher ab, als bis es bitterlich zu weinen anfing, ihm zu Füßen fiel und rief: Lieber Vater! bleib auch Du von den Brettern! Er merkte nicht auf dieſen Wink, und ſann, wie er durch eine andere Wendung die Scene intereſſant machen wollte.

Philine, die eins von den Landmädchen machte und in dem Reihentanz die einzelne Stimme ſingen und die Verſe dem Chore zubringen ſollte, freute ſich recht ausgelaſſen darauf. Uebrigens ging es ihr vollkommen nach Wunſche: ſie hatte ihr beſonderes Zimmer, war immer um die Gröſſinn, die ſie mit ihren Affenpoſſen unterhielt, und dafür täglich Etwas geſchenkt bekam. Ein Kleid zu dieſem Stücke wurde auch für ſie zurechte gemacht; und weil ſie von einer leichten nachahmenden Natur war, ſo hatte ſie ſich bald aus dem Umgange der Damen ſoviel gemerkt, als ſich für ſie ſchickte, und war in kurzer Zeit voll Lebensart und guten Betragens geworden. Die Sorgfalt des Stallmeiſters nahm mehr zu als ab; und da

die Officiere auch ſtark auf ſie eindrangen, und ſie ſich in einem ſo reichlichen Elemente befand, fiel es ihr ein, auch ein Mal die Spröde zu ſpielen und auf eine geſchickte Weiſe ſich in einem gewiſſen vornehmen Anſehen zu üben. Kalt und fein, wie ſie war, kannte ſie in acht Tagen die Schwächen des ganzen Hauſes, daß, wenn ſie abſichtlich hätte verfahren können, ſie gar leicht ihr Glück würde gemacht haben. Allein auch hier bediente ſie ſich ihres Vortheils nur, um ſich zu beluſtigen, um ſich einen guten Tag zu machen und impertinent zu ſein; wo ſie merkte, daß es ohne Gefahr geſchehen konnte.

Die Rollen waren gelernt; eine Hauptprobe des Stücks ward befohlen; der Graf wollte dabeiſein, und ſeine Gemahlinn fing an zu ſorgen, wie er es aufnehmen möchte. Die Baroneſſe berief Wilhelm'en heimlich, und man zeigte, je näher die Stunde herbeirückte, immer mehr Verlegenheit; denn es war doch eben ganz und gar Nichts von der Idee des Grafen übrig geblieben. Jarno, der eben hereintrat, wurde in das Geheimniß gezogen. Es freute ihn herzlich, und er war geneigt, ſeine guten Dienſte den Damen anzubieten. Es wäre gar ſchlimm, ſagte er, gnädige Frau, wenn Sie ſich aus dieſer Sache nicht heraushelfen wollten; doch auf alle Fälle will ich im Hinterhalte liegen bleiben. Die Baroneſſe erzählte hierauf, wie ſie bisher dem Grafen das ganze Stück, aber nur immer ſtellenweiſe und ohne Ordnung erzählt habe, daß er alſo auf jedes Einzelne vorbereitet ſei; nur ſtehe er freilich in Gedanken, das Ganze werde mit ſeiner Idee zuſammentreffen. Ich will mich, ſagte ſie, heute Abend in der Probe zu ihm ſetzen und ihn zu zerſtreuen ſuchen. Den Conditor habe ich auch ſchon vorgehabt, daß er ja die Decorationen am Ende recht ſchön mache, dabei aber doch etwas Geringes ſcheinen läßt.

Ich wüßte einen Hof, verſetzte Jarno, wo wir ſo thätige und kluge Freunde brauchten, als Sie ſind. Wenn es heute Abend mit Ihren Künſten nicht mehr ſein, ſo winken Sie mir, und ich will den Grafen herausholen und ihn nicht eher wieder hineinlaſſen, bis Minerva auftritt und von der Illumination bald Succurs zu hoffen iſt. Ich habe ihm ſchon ſeit einigen Tagen Etwas zu eröffnen, das ſeinen Vetter betrifft, und das ich noch immer aus Urſachen aufgeſchoben habe. Es wird ihm auch Das eine Diſtraction geben, und zwar nicht die angenehmſte.

Einige Geſchäfte hinderten den Grafen, bei'm Anfange der Probe zu ſein; dann unterhielt ihn die Baroneſſe. Jarno's Hülfe war gar nicht nöthig. Denn indem der Graf genug zurechtzuweiſen, zu verbeſſern und anzuordnen hatte, vergaß er ſich ganz und gar darüber; und da Frau Melina zuletzt nach ſeinem Sinne ſprach und die Illumination gut ausfiel, bezeugte er ſich vollkommen zufrieden. Erſt als Alles vorbei war und man zum Spiele ging, ſchien ihm der Unterſchied aufzufallen, und er fing an nachzudenken, ob denn das Stück auch wirklich von ſeiner Erfindung ſei. Auf einen Wink fiel nun Jarno aus ſeinem Hinterhalte hervor; der Abend verging; die Nachricht, daß der Prinz wirklich komme, beſtätigte ſich; man ritt einige Mal aus, die Vorhut in der Nachbarſchaft campiren zu ſehen; das Haus war voll Lärmen und Unruhe; und unſere Schauſpieler, die nicht immer zum Beſten von den unwilligen Bedienten verſorgt wurden, mußten, ohne daß Jemand ſonderlich ſich ihrer erinnerte, in dem alten Schloſſe ihre Zeit in Erwartungen und Uebungen zubringen.

Achtes Capitel.

Endlich war der Prinz angekommen. Die Generalität, die Stabs-Officiere und das übrige Gefolge, das zu gleicher Zeit eintraf, die vielen Menſchen, die theils zum Beſuche, theils geſchäftswegen einſprachen, machten das Schloß einem Bienenſtocke ähnlich, der eben ſchwärmen will. Jedermann drängte ſich herbei, den vortrefflichen Fürſten zu ſehen, und Jedermann bewunderte ſeine Leutſeligkeit und Herablaſſung; Jedermann erſtaunte in dem Helden und Heerführer zugleich den gefälligſten Hofmann zu erblicken.

Alle Hausgenoſſen mußten nach Ordre des Grafen bei der Ankunft des Fürſten auf ihrem Poſten ſein; kein Schauſpieler durfte ſich blicken laſſen, weil der Prinz mit den vorbereiteten Feierlichkeiten überraſcht werden ſollte; und ſo ſchien er auch des Abends, als man ihn in den großen, wohlerleuchteten und mit gewirkten Tapeten des vorigen Jahrhunderts ausgezierten Saal führte, ganz und gar nicht auf ein Schauſpiel, vielweniger auf ein Vorſpiel zu ſeinem Lobe, vorbereitet zu ſein. Alles lief auf das Beſte ab, und die Truppe mußte nach veränderter Vorſtellung herbei und ſich dem Prinzen zeigen, der Jeden auf die freundlichſte Weiſe Etwas zu fragen, Jedem auf die gefälligſte Art Etwas zu ſagen wußte. Wilhelm als Autor mußte beſonders vortreten, und ihm ward gleichfalls ſein Theil Beifall zugeſprochen.

Nach dem Vorſpiele fragte Niemand ſonderlich; in einigen Tagen war es, als wenn nichts Dergleichen wäre aufgeführt worden, außer daß Jarno mit Wilhelm'en gelegentlich davon ſprach und es ſehr verſtändig lobte; nur

ſetzte er hinzu: Es iſt Schade, daß Sie mit hohlen Nüſſen um hohle Nüſſe ſpielen. — Mehrere Tage lag Wilhelm'en dieſer Ausdruck im Sinne; er wußte nicht, wie er ihn auslegen, noch was er daraus nehmen ſollte.

Unterdeſſen ſpielte die Geſellſchaft jeden Abend ſo gut, als ſie es nach ihren Kräften vermochte, und that das Mögliche, um die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer auf ſich zu ziehen. Ein unverdienter Beifall munterte ſie auf, und in ihrem alten Schleife glaubten ſie nun wirklich, eigentlich um ihretwillen dränge ſich die große Verſammlung herbei, nach ihren Vorſtellungen ziehe ſich die Menge der Fremden, und ſie ſeien der Mittelpunct, um den und um deſswillen ſich Alles drehe und bewege.

Wilhelm allein bemerkte zu ſeinem großen Verdruſſe gerade das Gegentheil. Denn obgleich der Prinz die erſten Vorſtellungen, von Anfange bis zu Ende, auf ſeinem Seſſel ſitzend, mit der größten Gewiſſenhaftigkeit abwartete, ſo ſchien er ſich doch nach und nach auf eine gute Weiſe davon zu dispenſiren. Gerade Diejenigen, welche Wilhelm im Geſpräche als die Verſtändigſten gefunden hatte, Jarno an ihrer Spitze, brachten nur flüchtige Augenblicke im Theater-Saale zu, übrigens ſaßen ſie im Vorzimmer, ſpielten oder ſchienen ſich von Geſchäften zu unterhalten.

Wilhelm'en verdroß gar ſehr, bei ſeinen anhaltenden Bemühungen des erwünſchteſten Beifalls zu entbehren. Bei der Auswahl der Stücke, der Abſchrift der Rollen, den häufigen Proben, und was ſonſt nur immer vorkommen konnte, ging er Melina'n eifrig zur Hand. Der ihn denn auch, ſeine eigene Unzulänglichkeit im Stillen fühlend, zuletzt gewähren ließ. Die Rollen memorirte Wilhelm mit Fleiß, und trug ſie mit Wärme und Lebhaftigkeit und mit ſo viel Anſtand vor, als die wenige Bildung erlaubte, die er ſich ſelbſt gegeben hatte.

Die fortgeſetzte Theilnahme des Baron's benahm indeß der übrigen Geſellſchaft jeden Zweifel, indem er ſie verſicherte, daß ſie die größten Effecte hervorbringe, beſonders indem ſie eins ſeiner eigenen Stücke aufführte; nur bedauerte er, daß der Prinz eine ausſchließende Neigung für das Franzöſiſche Theater habe, daß ein Theil ſeiner Leute hingegen, worunter ſich Jarno beſonders auszeichne, den Ungeheuern der Engliſchen Bühne einen leidenſchaftlichen Vorzug gebe.

War nun auf dieſe Weiſe die Kunſt unſerer Schauſpieler nicht auf das Beſte bemerkt und bewundert, ſo waren dagegen ihre Perſonen den Zuſchauern und Zuſchauerinnen nicht völlig gleichgiltig. Wir haben ſchon oben angezeigt, daß die Schauſpielerinnen gleich von Anfang die Aufmerkſamkeit junger Officiere erregten; allein ſie waren in der Folge glücklicher und machten wichtigere Eroberungen. Doch wir ſchweigen davon und bemerken nur, daß Wilhelm der Gräfinn von Tag zu Tag intereſſanter vorkam, ſowie auch in ihm eine ſtille Neigung gegen ſie aufzukeimen anfing. Sie konnte, wenn er auf dem Theater war, die Augen nicht von ihm abwenden, und er ſchien bald nur allein gegen ſie gerichtet zu ſpielen und zu recitiren. Sich wechſelſeitig anzuſehen, war ihnen ein unausſprechliches Vergnügen, dem ſich ihre harmloſen Seelengang überließen, ohne lebhaftere Wünſche zu nähren oder für irgend eine Folge beſorgt zu ſein.

Wie über einen Fluß hinüber, der ſie ſcheidet, zwei feindliche Vorpoſten ſich ruhig und luſtig zuſammen beſprechen, ohne an den Krieg zu denken, in welchem ihre beiderſeitigen Parteien begriffen ſind: ſo wechſelte die Gräfinn mit Wilhelm bedeutende Blicke, über die ungeheure Kluft der Geburt und des Standes hinüber, und Jedes glaubte an ſeiner Seite ſicher ſeinen Empfindungen nachhängen zu dürfen.

Die Baroneſſe hatte ſich indeſſen den Laertes ausgeſucht, der ihr als ein wackerer, munterer Jüngling beſonders gefiel, und der, ſo ſehr Weiberfeind er war, doch ein vorbeigehendes Abenteuer nicht verſchmähte, und wirklich dieß Mal wider Willen durch die Leutſeligkeit und das einnehmende Weſen der Baroneſſe gefeſſelt worden wäre, hätte ihm der Baron zufällig nicht einen guten, oder, wenn man will, einen ſchlimmen Dienſt erzeigt, indem er ihn mit den Geſinnungen dieſer Dame näher bekannt machte.

Denn als Laertes ſie einſt laut rühmte, und ſie allen Andern ihres Geſchlechts vorzog, verſetzte der Baron ſcherzend: Ich merke ſchon, wie die Sachen ſtehen, unſere liebe Freundinn hat wieder Einen für ihre Stätte gewonnen. Dieſes unglückliche Gleichniß, das nur zu klar auf die gefährlichen Liebkoſungen einer Circe deutete, verdroß Laertes über die Maßen, und er konnte dem Baron nicht ohne Aergerniß zuhören, der ohne Barmherzigkeit fortfuhr:

Jeder Fremde glaubt, daß er der Erſte ſei, dem ein ſo angenehmes Betragen gelte; aber er irrt gewaltig; denn wir Alle ſind ein Mal auf dieſem Wege herumgeführt worden; Mann, Jüngling oder Knabe, er ſei wer er ſei, muß ſich eine Zeit lang ihr ergeben, ihr anhängen und ſich mit Sehnſucht um ſie bemühen.

Den Glücklichen, der eben, in die Gärten einer Zauberinn hineintretend, von allen Seligkeiten eines künſtlichen Frühlings empfangen wird, kann Nichts unangenehmer überraſchen, als wenn ihm, deſſen Ohr ganz auf den Geſang der

Nachtigall lauſcht, irgend ein verwandelter Vorfahr unvermuthet entgegengrunzt.

Lartes ſchämte ſich nach dieſer Entdeckung recht von Herzen, daß ihn ſeine Eitelkeit nochmals verleitet habe, von irgend einer Frau auch nur im Mindeſten gut zu denken. Er vernachläſſigte ſie nunmehr völlig, hielt ſich zu dem Stallmeiſter, mit dem er fleißig focht und auf die Jagd ging; bei Proben und Vorſtellungen aber ſich betrug, als wenn Dieß bloß eine Nebenſache wäre.

Der Graf und die Gräfinn ließen manchmal Morgens Einige von der Geſellſchaft rufen, da Jeder denn immer Philine'n unverdientes Glück zu beneiden Urſache fand. Der Graf hatte ſeinen Liebling, den Pedanten, oft Stunden lang bei ſeiner Toilette. Dieſer Menſch ward nach und nach bekleidet, und bis auf Uhr und Doſe equipirt und ausgeſtattet.

Auch wurde die Geſellſchaft manchmal ſammt und ſonders nach Tafel vor die hohen Herrſchaften gefordert. Sie ſchätzten ſich es zur größten Ehre und bemerkten es nicht, daß man zu eben derſelben Zeit durch Jäger und Bediente eine Anzahl Hunde hereinbringen und Pferde im Schloßhofe vorführen ließ.

Man hatte Wilhelm'en geſagt, daß er ja gelegentlich des Prinzen Liebling, Racine, loben, und dadurch auch von ſich eine gute Meinung erwecken ſolle. Er fand dazu an einem ſolchen Nachmittage Gelegenheit, da er auch mit vorgefordert worden war, und der Prinz ihn fragte, ob er auch fleißig die großen franzöſiſchen Theater-Schriftſteller leſe, darauf ihm denn Wilhelm mit einem ſehr lebhaften Ja antwortete. Er bemerkte nicht, daß der Fürſt, ohne ſeine Antwort abzuwarten, ſchon im Begriff war, ſich weg und zu jemand Andern zu wenden; er faßte ihn vielmehr ſogleich und trat ihm beinah in den Weg, indem er fortfuhr: Er ſchätze das franzöſiſche Theater ſehr hoch, und leſe die Werke der großen Meiſter mit Entzücken; beſonders habe er zu wahrer Freude gehört, daß der Fürſt den großen Talenten eines Racine völlige Gerechtigkeit widerfahren laſſe. Ich kann es mir vorſtellen, fuhr er fort, wie vornehme und erhabene Perſonen einen Dichter ſchätzen müſſen, der die Zuſtände ihrer höhern Verhältniſſe ſo vortrefflich und richtig ſchildert. Corneille hat, wenn ich ſo ſagen darf, große Menſchen dargeſtellt, und Racine vornehme Perſonen. Ich kann mir, wenn ich ſeine Stücke leſe, immer den Dichter denken, der an einem glänzenden Hofe lebt, einen großen König vor Augen hat, mit den Beſten umgeht und in die Geheimniſſe der Menſchheit eindringt, wie ſteifes hinter koſtbar gewirkten Tapeten verborgen. Wenn ich ſeinen Britannicus, ſeine Berenice ſtudire, ſo kommt es mir wirklich vor, ich ſei am Hofe, ſei in das Große und Kleine dieſer Wohnungen der irdiſchen Götter geweiht, und ich ſehe, durch die Augen eines feinfühlenden Franzoſen, Könige, die eine ganze Nation anbetet, Hofleute, die von viel Tauſenden beneidet werden, in ihrer natürlichen Geſtalt mit ihren Fehlern und Schwerzen. Die Anecdote, daß Racine ſich zu Tode gegrämt habe, weil Ludwig der Vierzehnte ihn nicht mehr angeſehen, ihn ſeine Unzufriedenheit fühlen zu laſſen, iſt mir ein Schlüſſel zu all ſeinen Werken, und es iſt unmöglich, daß ein Dichter von ſo großen Talenten, deſſen Leben und Tod an den Augen eines Königs hängt, nicht auch Stücke ſchreiben ſollte, die des Beifalls eines Königs und eines Fürſten werth ſeien.

Jarno war herbeigetreten und hörte unſerm Freunde mit Bewunderung zu; der Fürſt, der nicht geantwortet und nur mit einem gefälligen Blicke ſeinen Beifall gezeigt hatte, wandte ſich ſeitwärts, obgleich Wilhelm, dem es noch unbekannt war, daß es nicht anſtändig ſei, unter ſolchen Umſtänden einen Diſcurs fortzuſetzen und eine Materie erſchöpfen zu wollen, noch gerne mehr geſprochen und dem Fürſten gezeigt hätte, daß er nicht ohne Nutzen und Gefühl ſeinen Lieblingsdichter geleſen.

Haben Sie denn niemals, ſagte Jarno, indem er ihn bei Seite nahm, ein Stück von Shakeſpeare'n geſehen?

Nein, verſetzte Wilhelm: denn ſeit der Zeit, daß ſie in Deutſchland bekannter geworden ſind, bin ich mit dem Theater unbekannt worden, und ich weiß nicht, ob ich mich freuen ſoll, daß ſich zufällig eine alte jugendliche Liebhaberei und Beſchäftigung gegenwärtig wieder erneuerte. Indeſſen hat mich Alles, was ich von jenen Stücken gehört, nicht neugierig gemacht, ſolche ſeltſame Ungeheuer näher kennen zu lernen, die über alle Wahrſcheinlichkeit, allen Wohlſtand hinauszuſchreiten ſcheinen.

Ich will Ihnen denn doch rathen, verſetzte Jener, einen Verſuch zu machen; es kann Nichts ſchaden, wenn man auch das Seltſame mit eigenen Augen ſieht. Ich will Ihnen ein Paar Theile borgen, und Sie können Ihre Zeit nicht beſſer anwenden, als wenn Sie ſich gleich von Allem losmachen, und in der Einſamkeit Ihrer alten Wohnung in die Zauberlaterne dieſer unbekannten Welt ſehen. Es iſt ſündlich, daß Sie Ihre Stunden verderben, dieſe Affen menſchlicher auszuputzen und dieſe Hunde tanzen zu lehren. Nur Eins bedinge ich mir aus, daß Sie ſich an die Form nicht ſtoßen; das Uebrige kann ich Ihrem richtigen Gefühle überlaſſen.

Die Pferde ſtanden vor der Thür, und Jarno ſetzte ſich mit einigen Cavalieren auf, um ſich mit der Jagd zu erluſtigen. Wilhelm ſah ihm

traurig nach. Er hätte gern mit dieſem Manne noch Vieles geſprochen, der ihm, wiewohl auf eine unfreundliche Art, neue Ideen gab, Ideen, deren er bedurfte.

Der Menſch kommt manchmal, indem er ſich einer Entwickelung ſeiner Kräfte, Fähigkeiten und Begriffe nähert, in eine Verlegenheit, aus der ihm ein guter Freund leicht helfen könnte. Er gleicht einem Wanderer, der nicht weit von der Herberge in's Waſſer fällt; griffe Jemand ſogleich zu, riſſe ihn an's Land, ſo wäre es um ein Mal naß werden gethan, anſtatt daß er ſich auch wohl ſelbſt, aber am jenſeitigen Ufer heraushilft, und einen beſchwerlichen, weiten Umweg nach ſeinem beſtimmten Ziele zu machen hat.

Wilhelm fing an zu wittern, daß es in der Welt anders zugehe, als er es ſich gedacht. Er ſah das wichtige und bedeutungsvolle Leben der Vornehmen und Großen in der Nähe, und verwunderte ſich, wie einen leichten Anſtand ſie ihm zu geben wußten. Ein Heer auf dem Marſche, ein fürſtlicher Held an ſeiner Spitze, ſo viele mitwirkende Krieger, ſo viele zudringende Verehrer erhöhten ſeine Einbildungskraft. In dieſer Stimmung erhielt er die verſprochenen Bücher, und in Kurzem, wie man es vermuthen kann, ergriff ihn der Strom jenes großen Genius und führte ihn einem unabſehlichen Meere zu, worin er ſich gar bald völlig verga& und verlor.

Neuntes Capitel.

Das Verhältniß des Baron's zu den Schauſpielern hatte ſeit ihrem Aufenthalte im Schloſſe verſchiedene Veränderungen erlitten. Im Anfange gereichte es zu beiderſeitiger Zufriedenheit: denn indem der Baron das erſte Mal in ſeinem Leben eines ſeiner Stücke, mit denen er ein Geſellſchafts-Theater ſchon beſetzt hatte, in Händen wirklicher Schauſpieler und auf dem Wege zu einer anſtändigen Vorſtellung ſah, war er von dem beſten Humor, bewies ſich freigebig, und kaufte bei jedem Galanterie-Händler, deren ſich manche einfanden, kleine Geſchenke für die Schauſpielerinnen, und wußte den Schauſpielern manche Bouteille Champagner extra zu verſchaffen,; dagegen gaben ſie ſich auch mit ſeinen Stücken alle Mühe, und Wilhelm ſparte keinen Fleiß, die herrlichen Reden des vortrefflichen Helden, deſſen Rolle ihm zugefallen war, auf das Genaueſte zu memoriren.

Indeſſen hatten ſich doch auch nach und nach einige Mißhelligkeiten eingeſchlichen. Die Vorliebe des Baron's für gewiſſe Schauſpieler wurde von Tag zu Tag merklicher, und nothwendig mußte Dieß die übrigen verdrießen. Er erhob ſeine Günſtlinge ganz ausſchließlich und brachte dadurch Eiferſucht und Uneinigkeit unter die Geſellſchaft. Melina, der ſich bei ſtreitigen Fällen ehedem nicht zu helfen wußte, befand ſich in einem ſehr unangenehmen Zuſtande. Die Geprieſenen nahmen das Lob an, ohne ſonderlich dankbar zu ſein, und die Zurückgeſetzten ließen auf allerlei Weiſe ihren Verdruß ſpüren, und wußten ihrem erſt hoch verehrten Gönner den Aufenthalt unter ihnen auf eine oder die andere Weiſe unangenehm zu machen; ja es war ihrer Schadenfreude keine geringe Nahrung, als ein gewiſſes Gedicht, deſſen Verfaſſer man nicht kannte, im Schloſſe viele Bewegung verurſachte. Bisher hatte man ſich immer, doch auf eine ziemlich feine Weiſe, über den Umgang des Baron's mit den Comödianten aufgehalten; man hatte allerlei Geſchichten auf ihn gebracht, gewiſſe Vorfälle ausgeputzt und ihnen eine luſtige und intereſſante Geſtalt gegeben. Zuletzt fing man an zu erzählen: es entſtehe eine Art von Handwerksneid zwiſchen ihm und einigen Schauſpielern, die ſich auch einbildeten, Schriftſteller zu ſein, und auf dieſe Sage gründete ſich das Gedicht, von welchem wir ſprachen, und welches lautete, wie folgt:

Ich armer Teufel, Herr Baron,
Beneide Sie um Ihren Stand,
Um Ihren Platz so nah' am Thron,
Und um manch' ſchön' Stück Adelland,
Um Ihres Vaters ſelig Schloß,
Um ſeine Waldbahn und Reichsſ.

Mich armen Teufel, Herr Baron,
Beneiden Sie, wenn es ſcheint,
Weil die Natur zum Knaben ſchon
Mit mir es mütterlich gemeint.
Ich werk mit leichtem Muth und Kopf
Zwar arm, doch nicht ein armer Tropf.

Nun höchſt' ich, lieber Herr Baron,
Wie ſtehen's Beide, wie wir ſind:
Sie bleiben des Herrn Vaters Sohn,
Und ich bleib' meiner Mutter Kind.
Wir leben ohne Neid und Haß,
Begehren nicht des Andern Liſt.
Sie kennen Platz auf dem Parnaß,
Und kennen ich in dem Capitol.

Die Stimmen über dieſes Gedicht, das in einigen faſt unleſerlichen Abſchriften ſich in verſchiedenen Händen befand, waren ſehr getheilt; auf den Verfaſſer aber wußte Niemand zu muthmaßen, und als man mit einiger Schadenfreude ſich darüber zu ergetzen anfing, erklärte ſich Wilhelm ſehr dagegen.

Wir Deutſchen, rief er aus, verdienten, daß unſere Muſen in der Verachtung blieben, in der ſie ſo lange geſchmachtet haben, da wir nicht Männer von Stande zu ſchätzen wiſſen, die ſich mit unſerer Litteratur auf irgend eine Weiſe abgeben mögen. Geburt, Stand und Vermögen ſtehen in keinem Widerſpruch mit Genie und Geſchmack; Das haben uns fremde Nationen gelehrt, welche unter ihren beſten Köpfen eine große Anzahl Edelleute zählen. War es bisher

in Deutſchland ein Wunder, wenn ein Mann von Geburt ſich den Wiſſenſchaften widmete; wurden bisher nur wenige berühmte Namen durch ihre Neigung zu Kunſt und Wiſſenſchaft noch berühmter; ſtiegen dagegen Manche aus der Dunkelheit hervor und traten wie unbekannte Sterne an den Horizont: ſo wird Das nicht immer ſo ſein; und wenn ich mich nicht ſehr irre, ſo iſt die erſte Claſſe der Nation auf dem Wege, ſich ihrer Vortheile auch zu Erringung des ſchönſten Kranzes der Muſen in Zukunft zu bedienen. Es iſt mir daher Nichts unangenehmer, als wenn ich nicht allein den Bürger oft über den Edelmann, der die Muſen zu ſchätzen weiß, ſpotten, ſondern auch Perſonen von Stande ſelbſt, mit unüberlegter Laune und niemals zu billigender Schadenfreude, Ihresgleichen von einem Wege abſchrecken ſehe, auf dem einen Jeden Ehre und Zufriedenheit erwartet.

Es ſchien die letzte Aeußerung gegen den Grafen gerichtet zu ſein, von welchem Wilhelm gehört hatte, daß er das Gedicht wirklich gut finde. Freilich war dieſem Herrn, der immer auf ſeine Art mit dem Baron zu ſcherzen pflegte, ein ſolcher Anlaß ſehr erwünſcht, ſeinen Verwandten auf alle Weiſe zu plagen. Jedermann hatte ſeine eigenen Muthmaßungen, wer der Verfaſſer des Gedichtes ſein könnte; und der Graf, der ſich nicht gern im Scharfſinn von Jemandem übertroffen ſah, fiel auf einen Gedanken, den er ſogleich zu beſchwören bereit war: das Gedicht könnte ſich nur von ſeinem Pedanten herſchreiben, der ein ſehr feiner Burſche ſei, und an dem er ſchon lange ſo etwas poetiſches Genie gemerkt habe. Um ſich ein rechtes Vergnügen zu machen, ließ er deßwegen an einem Morgen dieſen Schauſpieler rufen, der ihm in Gegenwart der Gräfinn, der Baroneſſe und Jarno's das Gedicht nach ſeiner Art vorleſen mußte, und dafür Lob, Beifall und ein Geſchenk einerntete, und die Frage des Grafen, ob er nicht ſonſt noch einige Gedichte von frühern Zeiten beſitze, mit Klugheit abzulehnen wußte. So kam der Pedant zum Rufe eines Dichters, eines Witzlings, und in den Augen Derer, die dem Baron günſtig waren, eines Pasquillanten und ſchlechten Menſchen. Von der Zeit an applaudirte ihm der Graf nur immer mehr, er mochte ſeine Rolle ſpielen, wie er wollte, ſo daß der arme Menſch zuletzt aufgeblaſen, ja beinahe verrückt wurde und darauf ſann, gleich Philine'n ein Zimmer im Schloſſe zu beziehen.

Wäre dieſer Plan ſogleich zu vollführen geweſen, ſo möchte er einen großen Unfall vermieden haben. Denn als er eines Abends ſpät nach dem alten Schloſſe ging und in dem dunkeln, engen Wege herumtappte, ward er auf ein Mal angefaßt, von einigen Perſonen feſtgehalten, indeſſen andere auf ihn wacker losſchlugen und ihn im Finſtern ſo zerdroſchen, daß er beinahe liegen blieb und nur mit Mühe zu ſeinen Cameraden hinaufkroch, die, ſo ſehr ſie ſich entrüſtet ſtellten, über dieſen Unfall ihre heimliche Freude kühlten und ſich kaum des Lachens erwehren konnten, als ſie ihn ſo wohl durchwalkt und ſeinen neuen braunen Rock über und über weiß, als wenn er mit Müllern Händel gehabt, beſtäubt und befleckt ſahen.

Der Graf, der ſogleich hiervon Nachricht erhielt, brach in einen unbeſchreiblichen Zorn aus. Er behandelte dieſe That als das größte Verbrechen, qualificirte ſie zu einem beleidigten Burgfrieden, und ließ durch ſeinen Gerichtshalter die ſtrengſte Inquiſition vernehmen. Der weißbeſtaubte Rock ſollte eine Hauptanzeige geben. Alles, was nur irgend mit Puder und Mehl im Schloſſe zu ſchaffen haben konnte, wurde mit in die Unterſuchung gezogen, jedoch vergebens.

Der Baron verſicherte bei ſeiner Ehre feierlich: jene Art zu ſcherzen habe ihm freilich ſehr mißfallen, und das Betragen des Herrn Grafen ſei nicht das freundſchaftlichſte geweſen, aber er habe ſich darüber hinauszuſetzen gewußt, und an dem Unfall, der dem Poeten oder Pasquillanten, wie man ihn nennen wolle, begegnet, habe er nicht den mindeſten Antheil.

Die übrigen Bewegungen der Fremden und die Unruhe des Hauſes brachten bald die ganze Sache in Vergeſſenheit, und der unglückliche Günſtling mußte das Vergnügen, fremde Federn eine kurze Zeit getragen zu haben, theuer bezahlen.

Unſere Truppe, die regelmäßig alle Abende fortſpielte, und im Ganzen ſehr wohl gehalten wurde, fing nun an, je beſſer es ihr ging, deſto größere Anforderungen zu machen. In kurzer Zeit war ihnen Eſſen, Trinken, Aufwartung, Wohnung zu gering, und ſie lagen ihrem Beſchützer, dem Baron, an, daß er für ſie beſſer ſorgen und ihnen zu dem Genuſſe und der Bequemlichkeit, die er ihnen verſprochen, doch endlich verhelfen ſolle. Ihre Klagen wurden lauter, und die Bemühungen ihres Freundes, ihnen genug zu thun, immer fruchtloſer.

Wilhelm kam indeſſen, außer in Proben und Spielſtunden, wenig mehr zum Vorſcheine. In einem der hinterſten Zimmer verſchloſſen, wozu nur Mignon und dem Harfner der Zutritt gerne verſtattet wurde, lebte und webte er in der Shakeſpeare'ſchen Welt, ſo daß er außer ſich Nichts kannte noch empfand.

Man erzählt von Zauberern, die durch magiſche Formeln eine ungeheuere Menge allerlei

Ja, eure Reden, die so blinkend sind,
In denen ihr der Menschheit Schnitzel kräu-
selt,
Sind unerquicklich, wie der Nebelwind,
Der herbstlich durch die dürren Blätter säu-
selt!

Wagner.

Ach Gott! die Kunst ist lang;
Und kurz ist unser Leben.
Mir wird, bey meinem kritischen Bestreben,
Doch oft um Kopf und Busen bang'.
Wie schwer sind nicht die Mittel zu erwerben,
Durch die man zu den Quellen steigt!
Und eh' man nur den halben Weg erreicht,
Muß wohl ein armer Teufel sterben.

Faust.

Das Pergament, ist das der heil'ge Brunnen,
Woraus ein Trunk den Durst auf ewig stillt?
Erquickung hast du nicht gewonnen,
Wenn sie dir nicht aus eigner Seele quillt.

geiſtiger Geſtalten in ihre Stube herbeizuziehen. Die Beſchwörungen ſind ſo kräftig, daß ſie bald den Raum des Zimmers ausfüllen, und die Geiſter, bis an den kleinern gezogenen Kreis hinangedrängt, um denſelben und über dem Haupte des Meiſters in ewig drehender Verwandlung ſich bewegend vermehren. Jeder Winkel iſt vollgepfropft und jedes Geſims beſetzt. Eier dehnen ſich aus und Rieſengeſtalten ziehen ſich in Pilze zuſammen. Unglücklicher Weiſe hat der Schwarzkünſtler das Wort vergeſſen, womit er dieſe Geiſterfluth wieder zur Ebbe bringen könnte. — So ſaß Wilhelm, und mit unbekannter Bewegung wurden tauſend Empfindungen und Fähigkeiten in ihm rege, von denen er keinen Begriff und keine Ahnung gehabt hatte. Nichts konnte ihn aus dieſem Zuſtande reißen, und er war ſehr unzufrieden, wenn irgend Jemand zu kommen Gelegenheit nahm, um ihn von Dem, was auswärts vorging, zu unterhalten.

So merkte er kaum auf, als man ihm die Nachricht brachte, es ſollte in dem Schloßhofe eine Execution vorgehen und ein Knabe geſtäupt werden, der ſich eines nächtlichen Einbruchs verdächtig gemacht habe, und da er den Rock eines Perückenmachers trage, wahrſcheinlich mit unter den Meuchlern geweſen ſei. Der Knabe läugne zwar auf das Hartnäckigſte, und man könne ihn deßwegen nicht förmlich beſtrafen, wolle ihm aber als einem Vagabunden einen Denkzettel geben und ihn weiter ſchicken, weil er einige Tage in der Gegend herumgeſchwärmt ſei, ſich des Nachts in den Mühlen aufgehalten, endlich eine Leiter an eine Gartenmauer angelehnt habe und herübergeſtiegen ſei.

Wilhelm fand an dem ganzen Handel Nichts ſonderlich merkwürdig, als Mignon haſtig hereinkam und ihm verſicherte, der Gefangene ſei Friedrich, der ſich ſeit den Händeln mit dem Stallmeiſter von der Geſellſchaft und aus unſern Augen verloren hatte.

Wilhelm, den der Knabe intereſſirte, machte ſich eilends auf, und fand im Schloßhofe ſchon Zurüſtungen. Denn der Graf liebte die Feierlichkeit auch in dergleichen Fällen. Der Knabe wurde herbeigebracht: Wilhelm trat dazwiſchen und bat, daß man inne halten möchte, indem er den Knabe kenne, und vorher erſt Verſchiedenes ſeinetwegen anzubringen habe. Er hatte Mühe, mit ſeinen Vorſtellungen durchzudringen, und erhielt endlich die Erlaubniß, mit dem Delinquenten allein zu ſprechen. Dieſer verſicherte, von dem Ueberfalle, bei dem ein Veteran ſollte gemißhandelt worden ſein, wiſſe er gar Nichts. Er ſei nur um das Schloß herumgeſtreift und des Nachts herumgeſchlichen, um Philine's aufzuſuchen, deren Schlafzimmer er ausgekundſchaftet gehabt und es auch gewiß würde getroffen haben, wenn er nicht unterweges aufgefangen worden wäre.

Wilhelm, der, zur Ehre der Geſellſchaft, das Verhältniß nicht gerne entdecken wollte, eilte zu dem Stallmeiſter und bat ihn, nach ſeiner Kenntniß der Perſonen und des Hauſes, dieſe Angelegenheit zu vermitteln und den Knaben zu befreien.

Dieſer launige Mann erdachte, unter Wilhelm's Beiſtand, eine kleine Geſchichte, daß der Knabe zur Truppe gehört habe, von ihr entlaufen ſei, doch wieder gewünſcht, ſich bei ihr einzufinden und aufgenommen zu werden. Er habe deßwegen die Abſicht gehabt, bei Nachtzeit einige ſeiner Gönner aufzuſuchen und ſich ihnen zu empfehlen. Man bezeugte übrigens, daß er ſich ſonſt gut aufgeführt; die Damen miſchten ſich darein, und er ward entlaſſen.

Wilhelm nahm ihn auf, und er war nunmehr die dritte Perſon der wunderbaren Familie, die Wilhelm ſeit einiger Zeit als ſeine eigene anſah. Der Alte und Mignon nahmen den Wiederkehrenden freundlich auf, und alle Drei verbanden ſich nunmehr, ihrem Freunde und Beſchützer aufmerkſam zu dienen und ihm etwas Angenehmes zu erzeigen.

Zehntes Capitel.

Philine wußte ſich nun täglich beſſer bei den Damen einzuſchmeicheln. Wenn ſie zuſammen allein waren, leitete ſie meiſtentheils das Geſpräch auf die Männer, welche kamen und gingen, und Wilhelm war nicht der Letzte, mit dem man ſich beſchäftigte. Dem klugen Mädchen blieb es nicht verborgen, daß er einen tiefen Eindruck auf das Herz der Gräfinn gemacht habe; ſie erzählte daher von ihm, was ſie wußte und nicht wußte; hütete ſich aber, irgend Etwas vorzubringen, das man zu ſeinem Nachtheil hätte deuten können, und rühmte dagegen ſeinen Edelmuth, ſeine Freigebigkeit und beſonders ſeine Sittſamkeit im Betragen gegen das weibliche Geſchlecht. Alle übrigen Fragen, die an ſie geſchahen, beantwortete ſie mit Klugheit, und als die Baroneſſe die zuneigende Neigung ihrer ſchönen Freundinn bemerkte, war auch ihr dieſe Entdeckung ſehr willkommen. Denn ihre Verhältniſſe zu mehrern Männern, beſonders in dieſen letztern Tagen zu Zorne, blieben der Gräfinn nicht verborgen, deren feine Seele einen ſolchen Leichtſinn nicht ohne Mißbilligung und ohne ſanften Tadel bemerken konnte.

Auf dieſe Weiſe hatte die Baroneſſe ſowohl als Philine, Jede ein beſonderes Intereſſe, unſern Freund der Gräfinn näher zu bringen, und Philine hoffte noch überdieß, bei Gelegenheit

wieder für sich zu arbeiten, und die verlorene Gunst des jungen Mannes sich, wo möglich, wieder zu erwerben.

Eines Tags, als der Graf mit der übrigen Gesellschaft auf die Jagd geritten war, und man die Herren erst den andern Morgen zurückerwartete, ersann sich die Baronesse einen Scherz, der völlig in ihrer Art war; denn sie liebte die Verkleidungen und kam, um die Gesellschaft zu überraschen, bald als Bauernmädchen, bald als Page, bald als Jägerbursche zum Vorschein. Sie gab sich dadurch das Ansehen einer kleinen Fee, die überall, und gerade da, wo man sie am Wenigsten vermuthet, gegenwärtig ist. Nichts glich ihrer Freude, wenn sie unerkannt eine Zeit lang die Gesellschaft bedient oder sonst unter ihr gewandelt hatte, und sie sich zuletzt auf eine scherzhafte Weise zu entdecken wußte.

Gegen Abend ließ sie Wilhelm'en auf ihr Zimmer fordern, und da sie eben noch Etwas zu thun hatte, sollte Philine ihn vorbereiten.

Er kam und fand, nicht ohne Verwunderung, statt der gnädigen Frauen, das leichtfertige Mädchen im Zimmer. Sie begegnete ihm mit einer gewissen zutraulichen Freimüthigkeit, in der sie sich bisher geübt hatte, und nöthigte ihn dadurch gleichfalls zur Höflichkeit.

Zuerst scherzte sie im Allgemeinen über das gute Glück, das ihn verfolge, und ihn auch, wie sie wohl merke, gegenwärtig hierhergebracht habe; sodann warf sie ihm auf eine angenehme Art sein Betragen vor, womit er sie bisher gequält habe, schalt und beschuldigte sich selbst, gestand, daß sie sonst wohl so seine Begegnung verdient, machte eine so aufrichtige Beschreibung ihres Zustandes, den sie den vorigen nannte, und setzte hinzu, daß sie sich selbst verachten müsse, wenn sie nicht fähig wäre, sich zu ändern und sich seiner Freundschaft werth zu machen.

Wilhelm war über diese Rede betroffen. Er hatte zu wenig Kenntniß der Welt, um zu wissen, daß eben ganz leichtsinnige und der Besserung unfähige Menschen sich oft am Lebhaftesten anklagen, ihre Fehler mit großer Freimüthigkeit bekennen und bereuen, ob sie gleich nicht die mindeste Kraft in sich haben, von dem Wege zurückzutreten, auf den eine übermüthige Natur sie hinreißt. Er konnte daher nicht unfreundlich gegen die zierliche Sünderin bleiben; er ließ sich mit ihr in ein Gespräch ein und vernahm von ihr den Vorschlag zu einer sonderbaren Verkleidung, womit man die schöne Gräfinn zu überraschen gedachte.

Er fand dabei einiges Bedenken, das er Philine'n nicht verhehlte; allein die Baronesse, welche in dem Augenblick hereintrat, ließ ihm keine Zeit zum Zweifeln übrig, sie zog ihn vielmehr mit sich fort, indem sie versicherte, es sei eben die rechte Stunde.

Es war dunkel geworden, und sie führte ihn in die Garderobe des Grafen, ließ ihn seinen Rock ausziehen und in den seid'nen Schlafrock des Grafen hineinschlüpfen, setzte ihm darauf die Mütze mit dem rothen Bande auf, führte ihn in's Cabinet und hieß ihn sich in den großen Sessel setzen und ein Buch nehmen, zündete die arganische Lampe selbst an, die vor ihm stand, und unterrichtete ihn, was er zu thun und was er für eine Rolle zu spielen habe.

Man werde, sagte sie, der Gräfinn die unvermuthete Ankunft ihres Gemahls und seine üble Laune ankündigen; sie werde kommen, einige Mal im Zimmer auf und ab gehen, sich alsdann auf die Lehne des Sessels setzen, ihren Arm auf seine Schultern legen und einige Worte sprechen. Er solle seine Ehemannsrolle so lange und so gut als möglich spielen; wenn er sich aber endlich entdecken müßte, so solle er höflich artig und galant sein.

Wilhelm saß nun unruhig genug in dieser wunderlichen Maske; der Vorschlag hatte ihn überrascht, und die Ausführung eilte der Ueberlegung zuvor. Schon war die Baronesse wieder zum Zimmer hinaus, als er erst bemerkte, wie gefährlich der Posten war, den er eingenommen hatte. Er läugnete sich nicht, daß die Schönheit, die Jugend, die Anmuth der Gräfinn einigen Eindruck auf ihn gemacht hatten; allein da er seiner Natur nach von aller leeren Galanterie weit entfernt war, und ihm seine Grundsätze einen Gedanken an ernsthaftere Unternehmungen nicht erlaubten, so war er wirklich in diesem Augenblicke in nicht geringer Verlegenheit. Die Furcht, der Gräfinn zu mißfallen oder ihr mehr als billig zu gefallen, war gleich groß bei ihm.

Jeder weibliche Reiz, der jemals auf ihn gewirkt hatte, zeigte sich wieder vor seiner Einbildungskraft. Mariane erschien ihm im weißen Morgenkleide und flehte um sein Andenken. Philine's Liebenswürdigkeit, ihre schönen Haare und ihr einschmeichelndes Betragen waren durch ihre neueste Gegenwart wieder wirksam geworden; doch Alles trat wie hinter den Flor der Entfernung zurück, wenn er sich die edle, blühende Gräfinn dachte, deren Arm er in wenig Minuten an seinem Halse fühlen sollte, deren unschuldige Liebkosungen er zu erwiedern aufgefordert war.

Die sonderbare Art, wie er aus dieser Verlegenheit sollte gezogen werden, ahnete er freilich nicht. Denn wie groß war sein Erstaunen, ja sein Schrecken, als hinter ihm die Thür sich aufthat, und er bei dem ersten verstohl'nen Blick in den Spiegel den Grafen ganz deutlich

erblickte, der mit einem Lichte in der Hand hereintrat. Sein Zweifel, was er zu thun habe, ob er ſitzen bleiben oder aufſtehen, fliehen, bekennen, läugnen oder um Vergebung bitten ſolle, dauerte nur einige Augenblicke. Der Graf, der unbeweglich in der Thür ſtehen geblieben war, trat zurück und machte ſie ſachte zu. In dem Moment ſprang die Baroneſſe zur Seitenthür herein, löſchte die Lampe aus, riß Wilhelm'en vom Stuhle, und zog ihn nach ſich in das Cabinet. Geſchwind warf er den Schlafrock ab, der ſogleich wieder ſeinen gewöhnlichen Platz erhielt. Die Baroneſſe nahm Wilhelm's Rock über den Arm, und eilte mit ihm durch einige Stuben, Gänge und Verſchläge in ihr Zimmer, wo Wilhelm, nachdem ſie ſich erholt hatte, von ihr vernahm: ſie ſei zu der Gräfin gekommen, um ihr die erdichtete Nachricht von der Ankunft des Grafen zu bringen. Ich weiß es ſchon, ſagte die Gräfin: was mag wohl begegnet ſein? Ich habe ihn ſo eben zum Seitenthor hereinreiten ſehen. Erſchrocken ſei die Baroneſſe ſogleich auf des Grafen Zimmer gelaufen, um ihn abzuholen.

Unglücklicher Weiſe ſind Sie zu ſpät gekommen! rief Wilhelm aus; der Graf war vorhin im Zimmer und hat mich ſitzen ſehen.

Hat er Sie erkannt?

Ich weiß es nicht. Er ſah mich im Spiegel, ſowie ich ihn, und eh' ich wußte, ob es ein Geſpenſt oder er ſelbſt war, trat er ſchon wieder zurück und drückte die Thüre hinter ſich zu.

Die Verlegenheit der Baroneſſe vermehrte ſich, als ein Bedienter ſie zu rufen kam und anzeigte, der Graf befinde ſich bei ſeiner Gemahlinn. Mit ſchwerem Herzen ging ſie hin, und fand den Grafen zwar ſtill und in ſich gekehrt, aber in ſeinen Aeußerungen milder und freundlicher als gewöhnlich. Sie wußte nicht, was ſie denken ſollte. Man ſprach von den Vorfällen der Jagd und den Urſachen ſeiner frühern Zurückkunft. Das Geſpräch ging bald aus. Der Graf ward ſtille, und beſonders mußte der Baroneſſe auffallen, als er nach Wilhelm fragte, und den Wunſch äußerte, man möchte ihn rufen laſſen, damit er Etwas vorleſe.

Wilhelm, der ſich im Zimmer der Baroneſſe wieder angekleidet und einiger Maßen erholt hatte, kam nicht ohne Sorgen auf den Befehl herbei. Der Graf gab ihm ein Buch, aus welchem er eine abenteuerliche Novelle nicht ohne Beklemmung verlas. Sein Ton hatte etwas Unſicheres, Zitterndes, das glücklicher Weiſe dem Inhalt der Geſchichte gemäß war. Der Graf gab einige Mal freundliche Zeichen des Beifalls, und lobte den beſondern Ausdruck der Vorleſung, da er zuletzt unſern Freund entließ.

Eilftes Capitel.

Wilhelm hatte kaum einige Stücke Shakeſpeare's geleſen, als ihre Wirkung auf ihn ſo ſtark ward, daß er weiter fortzufahren nicht im Stande war. Seine ganze Seele gerieth in Bewegung. Er ſuchte Gelegenheit, mit Jarno zu ſprechen, und konnte ihm nicht genug für die verſchaffte Freude danken.

Ich habe es wohl vorausgeſehen, ſagte Dieſer, daß Sie gegen die Trefflichkeit des außerordentlichſten und wunderbarſten aller Schriftſteller nicht unempfindlich bleiben würden.

Ja, rief Wilhelm aus, ich erinnere mich nicht, daß ein Buch, ein Menſch oder irgend eine Begebenheit des Lebens ſo große Wirkungen auf mich hervorgebracht hätte, als die köſtlichen Stücke, die ich durch Ihre Gütigkeit habe kennen lernen. Sie ſcheinen ein Werk eines himmliſchen Genius zu ſein, der ſich den Menſchen nähert, um ſie mit ſich ſelbſt auf die gelindeſte Weiſe bekannt zu machen. Es ſind keine Gedichte! Man glaubt vor den aufgeſchlagenen, ungeheuern Büchern des Schickſals zu ſtehen, in denen der Sturmwind des bewegteſten Lebens ſauſ't und ſie mit Gewalt raſch hin und wieder blättert. Ich bin über die Stärke und Zartheit, über die Gewalt und Ruhe ſo erſtaunt und außer aller Faſſung gebracht, daß ich nur mit Sehnſucht auf die Zeit warte, da ich mich in einem Zuſtande befinden werde, weiter zu leſen.

Bravo, ſagte Jarno, indem er unſerm Freunde die Hand reichte und ſie ihm drückte: ſo wollte ich es haben; und die Folgen, die ich hoffe, werden gewiß auch nicht ausbleiben!

Ich wünſchte, verſetzte Wilhelm, daß ich Ihnen Alles, was gegenwärtig in mir vorgeht, entdecken könnte. Alle Vorgefühle, die ich jemals über Menſchheit und ihre Schickſale gehabt, die mich von Jugend auf, mir ſelbſt unbemerkt, begleiteten, finde ich in Shakeſpeare's Stücken erfüllt und entwickelt. Es ſcheint, als wenn er uns alle Räthſel offenbarte, ohne daß man doch ſagen kann: hier oder da iſt das Wort der Auflöſung. Seine Menſchen ſcheinen natürliche Menſchen zu ſein, und ſie ſind es doch nicht. Dieſe geheimnißvollſten und zuſammengeſetzteſten Geſchöpfe der Natur handeln vor uns in ſeinen Stücken, als wenn ſie Uhren wären, deren Zifferblatt und Gehäuſe man von Cryſtall gebildet hätte; ſie zeigten noch ihre Beſtimmung den Lauf der Stunden an, und man kann zugleich das Räder- und Federwerk erkennen, das ſie treibt. Dieſe wenigen Blicke, die ich in Shakeſpeare's Welt gethan, reizen mich mehr als irgend etwas Anderes, in der wirklichen Welt ſchnellere Fortſchritte vorwärts

zu thun, mich in die Fluth der Schicksale zu mischen, die über sie verhängt sind, und dereinst, wenn es mir glücken sollte, aus dem großen Meere der wahren Natur wenige Becher zu schöpfen, und sie von der Schaubühne dem lechzenden Publicum meines Vaterlandes auszuspenden.

Wie freut mich die Gemüthsverfassung, in der ich Sie sehe! versetzte Jarno, und legte dem bewegten Jüngling die Hand auf die Schulter. Lassen Sie den Vorsatz nicht fahren, in ein thätiges Leben überzugehen, und eilen Sie, die guten Jahre, die Ihnen gegönnt sind, wacker zu nutzen. Kann ich Ihnen behülflich sein, so geschieht es von ganzem Herzen. Noch habe ich nicht gefragt, wie Sie in diese Gesellschaft gekommen sind, für die Sie weder geboren noch erzogen sein können. Soviel hoffe ich und sehe ich, daß Sie sich herausehnen. Ich weiß Nichts von Ihrer Herkunft, von Ihren häuslichen Umständen; überlegen Sie, was Sie mir vertrauen wollen. Soviel kann ich Ihnen nur sagen, die Zeiten des Krieges, in denen wir leben, können schnelle Wechsel des Glückes hervorbringen. Mögen Sie Ihre Kräfte und Talente unserm Dienste widmen, Mühe, und wenn es Noth thut, Gefahr nicht scheuen, so habe ich eben jetzo eine Gelegenheit, Sie an einen Platz zu stellen, den eine Zeit lang bekleidet zu haben Sie in der Folge nicht gereuen wird. Wilhelm konnte seinen Dank nicht genug ausdrücken und war willig, seinem Freunde und Beschützer die ganze Geschichte seines Lebens zu erzählen.

Sie hatten sich unter diesem Gespräche weit in den Park verloren, und waren auf die Landstraße, welche durch denselben ging, gekommen. Jarno stand einen Augenblick still und sagte: Bedenken Sie meinen Vorschlag; entschließen Sie sich; geben Sie mir in einigen Tagen Antwort, und schenken Sie mir ihr Vertrauen. Ich versich're Sie, es ist mir bisher unbegreiflich gewesen, wie Sie sich mit solchem Volke haben gemein machen können. Ich hab' es oft mit Ekel und Verdruß gesehen, wie Sie, um nur einiger Maßen leben zu können, Ihr Herz an einen herumziehenden Bänkelsänger und an ein albernes, zwitterhaftes Geschöpf hängen mußten.

Er hatte noch nicht ausgeredet, als ein Officier zu Pferde eilends herankam, dem ein Reitknecht mit einem Handpferd folgte. Jarno rief ihm einen lebhaften Gruß zu. Der Officier sprang vom Pferde; Beide umarmten sich und unterhielten sich miteinander, indem Wilhelm, bestürzt über die letzten Worte seines kriegerischen Freundes, in sich gekehrt an der Seite stand. Jarno durchblätterte einige Papiere, die ihm der Ankommende überreicht hatte; Dieser aber ging auf Wilhelm'en zu, reichte ihm die Hand und rief mit Emphase: Ich treffe Sie in einer würdigen Gesellschaft; folgen Sie dem Rathe Ihres Freundes, und erfüllen Sie dadurch zugleich die Wünsche eines Unbekannten, der herzlichen Theil an Ihnen nimmt. Er sprach's, umarmte Wilhelm'en, drückte ihn mit Lebhaftigkeit an seine Brust. Zu gleicher Zeit trat Jarno herbei und sagte zu dem Fremden: Es ist am Besten, ich reite gleich mit Ihnen hinein; so können Sie die nöthigen Ordres erhalten, und Sie reiten noch vor Nacht wieder fort. Beide schwangen sich darauf zu Pferde, und überließen unsern verwunderten Freund seinen eigenen Betrachtungen.

Die letzten Worte Jarno's klangen noch in seinen Ohren. Ihm war unerträglich, das Paar menschlicher Wesen, das ihm unschuldiger Weise seine Neigung abgewonnen hatte, durch einen Mann, den er so sehr verehrte, so tief heruntergesetzt zu sehen. Die sonderbare Umarmung des Officiers, den er nicht kannte, machte wenig Eindruck auf ihn; sie beschäftigte seine Neugierde und Einbildungskraft einen Augenblick; aber Jarno's Reden hatten sein Herz getroffen; er war tief verwundet, und nun brach er auf seinem Rückwege gegen sich selbst in Vorwürfe aus, daß er nur einen Augenblick die hartherzige Kälte Jarno's, die ihm aus den Augen heraussehe und aus allen seinen Geberden spreche, habe verkennen und vergessen mögen. — Nein, rief er aus, Du bildest Dir nur ein, Du abgestorbener Weltmann, daß Du ein Freund sein könntest! Alles, was Du mir anbieten magst, ist der Empfindung nicht werth, die mich an diese Unglücklichen bindet. Welch ein Glück, daß ich noch bei Zeiten entdecke, was ich von Dir zu erwarten hätte!

Er schloß Mignon, die ihm entgegen kam, in die Arme, und rief aus: Nein, uns soll Nichts trennen, Du gutes, kleines Geschöpf! Die scheinbare Klugheit der Welt soll mich nicht vermögen, Dich zu verlassen, noch zu vergessen, was ich Dir schuldig bin.

Das Kind, dessen heftige Liebkosungen er sonst abzulehnen pflegte, erfreute sich dieses unerwarteten Ausdrucks der Zärtlichkeit, und ging sich so fest an ihn, daß er es nur mit Mühe zuletzt los werden konnte.

Seit dieser Zeit gab er mehr auf Jarno's Handlungen Acht, die ihm nicht alle lobenswürdig schienen; ja es kam wohl Manches vor, das ihm durchaus mißfiel. So hatte er zum Beispiel starken Verdacht, das Gedicht auf den Baron, welches der arme Pedant so theuer hatte bezahlen müssen, sei Jarno's Arbeit. Da nun Dieser in Wilhelm's Gegenwart über den Vorfall gescherzt hatte, glaubte unser

Freund, hierin das Zeichen eines höchst verdorbenen Herzens zu erkennen; denn was konnte boshafter sein, als einen Unschuldigen, dessen Leiden man verursacht, zu verspotten und weder an Genugthuung noch Entschädigung zu denken? Gern hätte Wilhelm sie selbst veranlaßt; denn er war durch einen sehr sonderbaren Zufall den Thätern jener nächtlichen Mißhandlung auf die Spur gekommen.

Man hatte ihm bisher immer zu verbergen gewußt, daß einige junge Officiere, im untern Saale des alten Schlosses, mit einem Theile der Schauspieler und Schauspielerinnen ganze Nächte auf eine lustige Weise zubrachten. Eines Morgens, als er nach seiner Gewohnheit früh aufgestanden, kam er von ungefähr in das Zimmer und fand die jungen Herren, die eine höchst sonderbare Toilette zu machen im Begriff stunden. Sie hatten in einen Napf mit Wasser Kreide eingerieben und trugen den Teig mit einer Bürste auf ihre Westen und Beinkleider, ohne sie auszuziehen, und stellten also die Reinlichkeit ihrer Garderobe auf das Schnellste wieder her. Unserm Freunde, der sich über diese Handgriffe wunderte, fiel der weißbestäubte und besteckte Rock des Pedanten ein; der Verdacht wurde um so viel stärker, als er erfuhr, daß einige Verwandte des Barons sich unter der Gesellschaft befänden.

Um diesem Verdacht näher auf die Spur zu kommen, suchte er die jungen Herren mit einem kleinen Frühstücke zu beschäftigen. Sie waren sehr lebhaft und erzählten viele lustige Geschichten. Der Eine besonders, der eine Zeit lang auf Werbung gestanden, wußte nicht genug die List und Thätigkeit seines Hauptmanns zu rühmen, der alle Arten von Menschen an sich zu ziehen und Jeden nach seiner Art zu überlisten verstand. Umständlich erzählte er, wie junge Leute von gutem Hause und sorgfältiger Erziehung durch allerlei Vorspiegelungen einer anständigen Versorgung betrogen worden, und lachte herzlich über die Gimpel, denen es im Anfange so wohlgethan habe, sich von einem angesehenen, tapfern, klugen und freigebigen Officier geschätzt und hervorgezogen zu sehen.

Wie segnete Wilhelm seinen Genius, der ihm so unvermuthet den Abgrund zeigte, dessen Rande er sich unschuldiger Weise genähert hatte! Er sah nun in Jarno nichts als den Werber; die Umarmung des fremden Officiers war ihm leicht erklärlich. Er verabscheute die Gesinnungen dieser Männer, und vermied von dem Augenblicke mit irgend Jemandem, der eine Uniform trug, zusammenzukommen; und so wäre ihm die Nachricht, daß die Armee weiter vorwärtsrücke, sehr angenehm gewesen, wenn er nicht zugleich hätte fürchten müssen, aus der Nähe seiner schönen Freundinn, vielleicht auf immer, verbannt zu werden.

Zwölftes Capitel.

Inzwischen hatte die Baroneſſe mehrere Tage, von Sorgen und einer unbefriedigten Neugierde gepeinigt, zugebracht. Denn das Betragen des Grafen seit jenem Abenteuer war ihr ein völliges Räthsel. Er war ganz aus seiner Manier herausgegangen; von seinen gewöhnlichen Scherzen hörte man keinen. Seine Forderungen an die Gesellschaft und an die Bedienten hatten sehr nachgelassen. Von Pedanterie und gebieterischem Wesen merkte man wenig; vielmehr war er still und in sich gekehrt, jedoch schien er heiter und wirklich ein anderer Mensch zu sein. Bei Vorlesungen, zu denen er zuweilen Anlaß gab, wählte er ernsthafte, oft religiöse Bücher, und die Baroneſſe lebte in beständiger Furcht, es möchte hinter dieser anscheinenden Ruhe sich ein geheimer Groll verbergen, ein stiller Vorsatz, den Frevel, den er so zufällig entdeckt, zu rächen. Sie entschloß sich daher, Jarno zu ihrem Vertrauten zu machen, und sie konnte es um so mehr, als sie mit ihm in einem Verhältnisse stand, in dem man sich sonst wenig zu verbergen pflegt. Jarno war seit kurzer Zeit ihr entschiedener Freund; doch waren sie klug genug, ihre Neigung und ihre Freuden vor der lärmenden Welt, die sie umgab, zu verbergen. Nur den Augen der Gräfinn war dieser neue Roman nicht entgangen; und höchst wahrscheinlich suchte die Baroneſſe ihre Freundinn gleichfalls zu beschäftigen, um den stillen Vorwürfen zu entgehen, welche sie denn doch manchmal von jener edeln Seele zu erdulden hatte.

Kaum hatte die Baroneſſe ihrem Freunde die Geschichte erzählt, als er lachend ausrief: Da glaubt der Alte gewiß, sich selbst gesehen zu haben! Er fürchtet, daß ihm diese Erscheinung Unglück, ja vielleicht gar den Tod bedeute, und nun ist er zahm geworden, wie alle die Halbmenschen, wenn sie an die Auflösung denken, welcher Niemand entgangen ist noch entgehen wird. Nur stille! Da ich hoffe, daß er noch lange leben soll, so wollen wir ihn bei dieser Gelegenheit wenigstens so formiren, daß er seiner Frau und seinen Hausgenossen nicht mehr zur Last sein soll.

Sie fingen nun, sobald es nur schicklich war, in Gegenwart des Grafen an, von Ahnungen, Erscheinungen und Dergleichen zu sprechen. Jarno spielte den Zweifler, seine Freundinn gleichfalls, und sie trieben es so weit, daß der Graf endlich Jarno bei Seite nahm, ihm seine Freigeisterei verwies und ihn, durch sein eigenes Beispiel, von der Möglichkeit und Wirklichkeit solcher Geschich-

ten zu überzeugen ſuchte. Jarno ſpielte den Betroffenen, Zweifelnden und endlich den Ueberzeugten, machte ſich aber gleich darauf in ſtiller Nacht mit ſeiner Freundinn deſto luſtiger über den ſchwachen Weltmann, der nun auf ein Mal von ſeinen Unarten durch einen Voyanz bekehrt worden, und der nur noch deßwegen zu leben ſei, weil er mit ſo vieler Faſſung ein bevorſtehendes Unglück, ja vielleicht gar den Tod, erwarte.

Auf die natürlichſte Folge, welche dieſe Erſcheinung hätte haben können, möchte er doch wohl nicht gefaßt ſein, rief die Baroneſſe mit ihrer gewöhnlichen Munterkeit, zu der ſie, ſobald ihr eine Sorge vom Herzen genommen war, gleich wieder übergehen konnte. Jarno ward reichlich belohnt, und man ſchmiedete neue Anſchläge, den Grafen noch mehr hitze zu machen und die Neigung der Gräfinn zu Wilhelm noch mehr zu reizen und zu beſtärken.

In dieſer Abſicht erzählte man der Gräfinn die ganze Geſchichte, die ſich zwar Anfangs unwillig darüber zeigte, aber ſeit der Zeit nachdenklicher ward, und in ruhigen Augenblicken jene Scene, die ihr zubereitet war, zu bedenken, zu verfolgen und auszumalen ſchien.

Die Anſtalten, welche nunmehr von allen Seiten getroffen wurden, ließen keinen Zweifel mehr übrig, daß die Armeen bald vorrücken und der Prinz zugleich ſein Haupt-Quartier verändern würde; ja es hieß, da der Graf zugleich auch das Gut verlaſſen und wieder nach der Stadt zurückkehren werde. Unſere Schauſpieler konnten ſich alſo leicht die Nativität ſtellen; doch nur der einzige Melina nahm ſeine Maßregeln darnach, die Andern ſuchten nur noch von dem Augenblicke ſoviel als möglich das Vergnüglichſte zu erhaſchen.

Wilhelm war indeſſen auf ſeine eigene Weiſe beſchäftigt. Die Gräfinn hatte von ihm die Abſchrift ſeiner Stücke verlangt, und er ſah dieſen Wunſch der liebenswürdigen Frau als die ſchönſte Belohnung an.

Ein junger Autor, der ſich noch nicht gedruckt geſehen, wendet in einem ſolchen Falle die größte Aufmerkſamkeit auf eine reinliche und zierliche Abſchrift ſeiner Werke. Es iſt gleichſam das goldene Zeitalter der Autorſchaft; man ſieht ſich in jene Jahrhunderte verſetzt, in denen die Preſſe noch nicht die Welt mit ſo viel unnützen Schriften überſchwemmt hatte; wo nur würdige Geiſtes-Producte abgeſchrieben und von den edelſten Menſchen verwahrt wurden; und wie leicht begeht man alsdann den Fehlſchluß, daß ein ſorgfältig abgezirkeltes Manuſcript auch ein würdiges Geiſtes-Product ſei, werth, von einem Kenner und Beſchützer beſeſſen und aufgeſtellt zu werden.

Man hatte zu Ehren des Prinzen, der nun in Kurzem abgehen ſollte, noch ein großes Gaſtmahl angeſtellt. Viele Damen aus der Nachbarſchaft waren geladen und die Gräfinn hatte ſich bei Zeiten angezogen. Sie hatte dieſen Tag ein reicheres Kleid angelegt, als ſie ſonſt zu thun gewohnt war. Friſur und Aufſatz waren geſuchter; ſie war mit allen ihren Juwelen geſchmückt. Ebenſo hatte die Baroneſſe das Mögliche gethan, um ſich mit Pracht und Geſchmack anzukleiden.

Philine, als ſie merkte, daß den beiden Damen in Erwartung ihrer Gäſte die Zeit zu lang wurde, ſchlug vor, Wilhelm'en kommen zu laſſen, der ſein fertiges Manuſcript zu überreichen und noch einige Kleinigkeiten vorzuleſen wünſche. Er kam und erſtaunte im Hereintreten über die Geſtalt, über die Anmuth der Gräfinn, die durch ihren Putz nur ſichtbarer geworden waren. Er las nach dem Befehle der Damen, allein ſo zerſtreut und ſchlecht, daß, wenn die Zuhörerinnen nicht ſo nachſichtig geweſen wären, ſie ihn gar bald würden entlaſſen haben.

So oft er die Gräfinn anblickte, ſchien es ihm, als wenn ein electriſcher Funke ſich vor ſeinen Augen zeigte; er wußte zuletzt nicht mehr, wo er Athem zu ſeiner Recitation hernehmen ſollte. Die ſchöne Dame hatte ihm immer gefallen; aber jetzt ſchien es ihm, als ob er nie etwas Vollkommneres geſehen hätte, und von den tauſenderlei Gedanken, die ſich in ſeiner Seele kreuzten, mochte ungefähr Folgendes der Inhalt ſein.

Wie thöricht lehnen ſich doch ſo viele Dichter und ſogenannte gefühlvolle Menſchen gegen Putz und Pracht auf, und verlangen nur in einfachen, der Natur angewieſenen Kleidern die Frauen alles Standes zu ſehen! Sie ſchelten den Putz, ohne zu bedenken, daß es der arme Putz nicht iſt, der uns mißfällt, wenn wir eine häßliche oder minder ſchöne Perſon reich und ſonderbar gekleidet erblicken; aber ich wollte alle Kenner der Welt hier verſammeln und ſie fragen, ob ſie wünſchten etwas von dieſen Falten, von dieſen Bändern und Spitzen, von dieſen Puffen, Locken und leuchtenden Steinen wegzunehmen? Würden ſie nicht fürchten, den angenehmen Eindruck zu ſtören, der ihnen hier ſo willig und natürlich entgegen kommt? Ja, natürlich darf ich wohl ſagen! Wenn Minerva ganz gerüſtet aus dem Haupte des Jupiter entſprang, ſo ſcheinet dieſe Göttinn in ihrem vollen Putze aus irgend einer Blume mit leichtem Fuße hervorgetreten zu ſein.

Er ſah ſie oft im Leſen an, als wenn er dieſen Eindruck ſich auf ewig einprägen wollte, und las einige Mal falſch, ohne darüber in Verwirrung zu gerathen, ob er gleich ſonſt über die

Verwechselung eines Wortes oder Buchstabens als über einen leidigen Schandfleck einer ganzen Vorlesung verzweifeln konnte.

Ein falscher Lärm, als wenn die Gäste anfahren kämen, machte der Vorlesung ein Ende; die Baronesse ging weg, und die Gräfinn, im Begriff, ihren Schreibtisch zuzumachen, der noch offen stand, ergriff ein Ringkästchen und steckte noch einige Ringe an die Finger. Wir werden uns bald trennen, sagte sie, indem sie ihre Augen auf das Kästchen heftete. Nehmen Sie ein Andenken von einer guten Freundinn, die Nichts lebhafter wünscht, als daß es Ihnen wohl gehen möge. Sie nahm darauf einen Ring heraus, der unter einem Crystall ein schön von Haaren geflochtenes Schild zeigte, und mit Steinen besetzt war. Sie überreichte ihn Wilhelm'en, der, als er ihn annahm, Nichts zu sagen und Nichts zu thun wußte, sondern wie eingewurzelt in den Boden da stand. Die Gräfinn schloß den Schreibtisch zu und setzte sich auf ihren Sopha.

Und ich soll leer ausgehen, sagte Philine, indem sie zur rechten Hand der Gräfinn niederkniete. Seht nur den Menschen, der zur Unzeit so viele Worte im Munde führt, und jetzt nicht einmal eine armselige Danksagung herstammeln kann. Frisch, mein Herr, thun Sie wenigstens pantomimisch ihre Schuldigkeit, und wenn Sie heute selbst Nichts zu erstunden wissen, so ahmen Sie mir wenigstens nach.

Philine ergriff die rechte Hand der Gräfinn und küßte sie mit Lebhaftigkeit. Wilhelm stürzte auf seine Kniee, faßte die Linke, und drückte sie an seine Lippen. Die Gräfinn schien verlegen, aber ohne Widerwillen.

Ach, rief Philine aus, so viel Schmuck hab' ich wohl schon gesehen, aber noch nie eine Dame, so würdig, ihn zu tragen! Welche Armbänder! — aber auch welche Hand! Welcher Halsschmuck! — aber auch welche Brust!

Stille, Schmeichlerinn! rief die Gräfinn.

Stellt denn das den Herrn Grafen vor? sagte Philine, indem sie auf ein reiches Medaillon deutete, das die Gräfinn an kostbaren Ketten an der linken Seite trug.

Er ist als Bräutigam gemalt, versetzte die Gräfinn.

War er denn damals so jung? fragte Philine: Sie sind ja nur erst, wie ich weiß, wenige Jahre verheirathet.

Diese Jugend kommt auf die Rechnung des Malers, versetzte die Gräfinn.

Es ist ein schöner Mann, sagte Philine. Doch sollte wohl niemals, fuhr sie fort, indem sie die Hand auf das Herz der Gräfinn legte, in diese verborgene Kapsel sich ein ander' Bild eingeschlichen haben?

Du bist sehr verwegen, Philine! rief sie aus: ich habe Dich verzogen. Laß mich so Etwas nicht zum zweiten Mal hören.

Wenn Sie zürnen, bin ich unglücklich, rief Philine, sprang auf und eilte zur Thüre hinaus.

Wilhelm hielt die schönste Hand noch in seinen Händen. Er sah unverwandt auf das Armschloß, das, zu seiner größten Verwunderung, die Anfangsbuchstaben seiner Namen in brillantenen Zügen sehen ließ.

Besitz' ich, fragte er bescheiden, in dem kostbaren Ringe denn wirklich Ihre Haare?

Ja, versetzte sie mit halber Stimme; dann nahm sie sich zusammen, und sagte, indem sie ihm die Hand drückte: Stehen Sie auf und leben Sie wohl!

Hier steht mein Name, rief er aus, durch den sonderbarsten Zufall! Er zeigte auf das Armschloß.

Wie? rief die Gräfinn: es ist die Chiffer einer Freundinn.

Es sind die Anfangsbuchstaben meines Namens. Vergessen Sie meiner nicht. Ihr Bild steht unauslöschlich in meinem Herzen. Leben Sie wohl, lassen Sie mich fliehen!

Er küßte ihre Hand und wollte aufstehn; aber wie im Traum das Seltsamste aus dem Seltsamsten sich entwickelnd uns überrascht, so hielt er, ohne zu wissen, wie es geschah, die Gräfinn in seinen Armen, ihre Lippen ruhten auf den seinigen, und ihre wechselseitigen lebhaften Küsse gewährten ihnen eine Seligkeit, die wie nur aus dem ersten aufbrausenden Schaum des frisch eingeschenkten Bechers der Liebe schlürfen.

Ihr Haupt ruhte auf seiner Schulter, und der zerdrückten Locken und Bänder ward nicht gedacht. Sie hatte ihren Arm um ihn geschlungen; er umfaßte sie mit Lebhaftigkeit und drückte sie wiederholend an seine Brust. O, daß ein solcher Augenblick nicht Ewigkeiten währen kann; und wehe dem irdischen Geschick, das auch unsern Freunden diese kurzen Augenblicke unterbrach!

Wie erschrak Wilhelm, wie betäubt fuhr er aus einem glücklichen Traume auf, als die Gräfinn sich auf ein Mal mit einem Schrei von ihm losriß und mit der Hand nach ihrem Herzen fuhr!

Er stand betäubt vor ihr da; sie hielt die andere Hand vor die Augen, und rief nach einer Pause: entfernen Sie sich, eilen Sie!

Er stand noch immer.

Verlassen Sie mich, rief sie; und indem sie die Hand von den Augen nahm und ihn mit einem unbeschreiblichen Blicke ansah, setzte sie mit der lieblichsten Stimme hinzu: fliehen Sie mich, wenn Sie mich lieben.

Wilhelm war aus dem Zimmer, und wieder auf seiner Stube, eh' er wußte, wo er sich befand.

Die Unglücklichen! Welche sonderbare Warnung des Zufalls oder der Schickung riß sie auseinander!

Viertes Buch.

Erstes Capitel.

Laertes stand nachdenklich am Fenster und blickte, auf seinen Arm gestützt, in das Feld hinaus. Philine schlich über den großen Saal herbei, lehnte sich auf den Freund und verspottete sein ernsthaftes Ansehen.

Lache nur nicht, versetzte er: es ist abscheulich, wie die Zeit vergeht, wie Alles sich verändert und ein Ende nimmt! Sieh' nur: hier stand vor Kurzem noch ein schönes Lager. Wie lustig sahen die Zelte aus, wie lebhaft ging es darin zu! Wie sorgfältig bewachte man den ganzen Bezirk! Und nun ist Alles auf ein Mal verschwunden. Nur kurze Zeit werden das zertretene Stroh und die eingegrabenen Kochlöcher noch eine Spur zeigen; dann wird Alles bald umgepflügt sein, und die Gegenwart so vieler tausend rüstiger Menschen in dieser Gegend wird nur noch in den Köpfen einiger alten Leute spuken.

Philine fing an zu singen, und zog ihren Freund zu einem Tanze in den Saal. Laß uns, rief sie, da wir der Zeit nicht nachlaufen können, wenn sie vorüber ist, sie wenigstens als eine schöne Göttinn, indem sie bei uns vorbeizieht, fröhlich und zierlich verehren.

Sie hatten kaum einige Wendungen gemacht, als Madam Melina durch den Saal ging. Philine war boshaft genug, sie gleichfalls zum Tanze einzuladen und sie dadurch an die Mißgestalt zu erinnern, in welche sie durch ihre Schwangerschaft versetzt war.

Wenn ich nur, sagte Philine hinter ihrem Rücken, keine Frau mehr guter Hoffnung sehen sollte!

Sie hofft doch, sagte Laertes.

Aber es kleidet sie so häßlich. Hast Du die vordere Wackelfalte des verkürzten Rocks gesehen, die immer vorauspazirt, wenn sie sich bewegt? Sie hat gar keine Art noch Geschick, sich nur ein Bißchen zu mustern und ihren Zustand zu verbergen.

Laß nur, sagte Laertes, die Zeit wird ihr schon zu Hülfe kommen.

Es wäre doch immer hübscher, rief Philine, wenn man die Kinder von den Bäumen schüttelte.

Der Baron trat herein und sagte ihnen etwas Freundliches im Namen des Grafen und der Gräfinn, die ganz früh abgereist waren, und machte ihnen einige Geschenke. Er ging darauf zu Wilhelm'en, der sich im Nebenzimmer mit Mignon beschäftigte. Das Kind hatte sich sehr freundlich und zuthätig bezeigt, nach Wilhelm's Eltern, Geschwistern und Verwandten gefragt und ihn dadurch an seine Pflicht erinnert, den Seinigen von sich einige Nachricht zu geben.

Der Baron brachte ihm, nebst einem Abschiedsgruße von den Herrschaften, die Versicherung, wie sehr der Graf mit ihm, seinem Spiele, seinen poetischen Arbeiten und seinen theatralischen Bemühungen zufrieden gewesen sei. Er zog darauf zum Beweis dieser Gesinnung einen Beutel hervor, durch dessen schönes Gewebe die reizende Farbe neuer Goldstücke durchschimmerte; Wilhelm trat zurück und weigerte sich, ihn anzunehmen.

Sehen Sie, fuhr der Baron fort, diese Gabe als einen Ersatz für Ihre Zeit, als eine Erkenntlichkeit für Ihre Mühe, nicht als eine Belohnung Ihres Talents an. Wenn uns dieses einen guten Namen und die Neigung der Menschen verschafft, so ist billig, daß wir durch Fleiß und Anstrengung zugleich die Mittel erwerben, unsere Bedürfnisse zu befriedigen, da wir doch einmal nicht ganz Geist sind. Wären wir in der Stadt, wo Alles zu finden ist, so hätte man diese kleine Summe in eine Uhr, einen Ring oder sonst Etwas verwandelt; nun gebe ich aber den Zauberstab unmittelbar in Ihre Hände; schaffen Sie sich ein Kleinod dafür, das Ihnen am Liebsten und am Dienlichsten ist, und verwahren Sie es zu unserm Andenken. Dabei halten Sie ja den Beutel in Ehren. Die Damen haben ihn selbst gestrickt, und ihre Absicht war, durch das Gefäß dem Inhalt die annehmlichste Form zu geben.

Vergeben Sie, versetzte Wilhelm, meiner Verlegenheit und meinem Zweifel, dieses Geschenk anzunehmen. Es vernichtet gleichsam das Wenige, was ich gethan habe, und hindert das freie Spiel einer glücklichen Erinnerung. Geld ist eine schöne Sache, wo Etwas abgethan werden soll, und ich wünschte nicht, in dem Andenken Ihres Hauses so ganz abgethan zu sein.

Das ist nicht der Fall, versetzte der Baron; aber indem Sie selbst zart empfinden, werden Sie nicht verlangen, daß der Graf sich völlig als Ihren Schuldner denken soll, ein Mann, der seinen größten Ehrgeiz darin setzt, aufmerksam und gerecht zu sein. Ihm ist nicht entgangen, welche Mühe Sie sich gegeben, und wie Sie seinen Absichten ganz Ihre Zeit gewidmet haben; ja er weiß, daß Sie, um gewisse Anstalten zu beschleunigen, Ihr eigenes Geld nicht schonten. Wie will ich wieder vor ihm erscheinen, wenn ich ihn nicht versichern kann,

daß ſeine Erkenntlichkeit Ihnen Vergnügen gemacht hat?

Wenn ich nur an mich ſelbſt denken, wenn ich nur meinen eigenen Empfindungen folgen dürfte, verſetzte Wilhelm, würde ich mich, ungeachtet aller Gründe, hartnäckig weigern, dieſe Gabe, ſo ſchön und ehrenvoll ſie iſt, anzunehmen; aber ich läugne nicht, daß ſie mich in dem Augenblicke, in dem ſie mich in Verlegenheit ſetzt, aus einer Verlegenheit reißt, in der ich mich bisher gegen die Meinigen befand, und die mir manchen ſtillen Kummer verurſachte. Ich habe ſowohl mit dem Gelde als mit der Zeit, von denen ich Rechenſchaft zu geben habe, nicht zum Beſten haushalten; nun wird es mir durch den Edelmuth des Herrn Grafen möglich, den Meinigen getroſt von dem Glücke Nachricht zu geben, zu dem mich dieſer ſonderbare Seitenweg geführt hat. Ich opf're die Delicateſſe, die uns wie ein zartes Gewiſſen bei ſolchen Gelegenheiten warnt, einer höhern Pflicht auf, und um meinem Vater muthig unter die Augen treten zu können, ſteh' ich beſchämt vor den Ihrigen.

Es iſt ſonderbar, verſetzte der Baron, welch ein wunderlich' Bedenken man ſich macht, Geld von Freunden und Gönnern anzunehmen, von denen man jede andere Gabe mit Dank und Freude empfangen würde. Die menſchliche Natur hat mehr ähnliche Eigenheiten, ſolche Scrupel gern zu erzeugen und ſorgfältig zu nähren.

Iſt es nicht das Nämliche mit allen Ehrenpuncten? fragte Wilhelm.

Ach ja, verſetzte der Baron, und andern Vorurtheilen! Wir wollen ſie nicht ausjäten, um nicht vielleicht edle Pflanzen zugleich mit auszurauſen. Aber mich freut immer, wenn einzelne Perſonen fühlen, über was man ſich hinausſetzen kann und ſoll, und ich denke mit Vergnügen an die Geſchichte des geiſtreichen Dichters, der für ein Hof-Theater einige Stücke verfertigte, welche den ganzen Beifall des Monarchen erhielten. Ich muß ihn anſehnlich belohnen, ſagte der großmüthige Fürſt; man forſche an ihm, ob ihm irgend ein Kleinod Vergnügen macht, oder ob er nicht verſchmäht, Geld anzunehmen. Nach ſeiner ſcherzhaften Art antwortete der Dichter dem abgeordneten Hofmann: Ich danke lebhaft für die gnädigen Geſinnungen; und da der Kaiſer alle Tage Geld von uns nimmt, ſo ſehe ich nicht ein, warum ich mich ſchämen ſollte, Geld von ihm anzunehmen.

Der Baron hatte kaum das Zimmer verlaſſen, als Wilhelm eifrig die Baarſchaft zählte, die ihm ſo unvermuthet und, wie er glaubte, ſo unverdient zugekommen war. Es ſchien, als ob ihm der Werth und die Würde des Geldes, die uns in ſpätern Jahren erſt fühlbar werden, ahnungsweiſe zum erſten Mal entgegenblickten, als die ſchönen blinkenden Stücke aus dem zierlichen Beutel hervorrollten. Er machte ſeine Rechnung und fand, daß er, beſonders da Melina den Vorſchuß ſogleich wieder zu bezahlen verſprochen hatte, eben ſoviel, ja noch mehr in Caſſa habe, als an jenem Tage, da Philine ihm den erſten Strauß abfordern ließ. Mit heimlicher Zufriedenheit blickte er auf ſein Talent, mit einem kleinen Stolze auf das Glück, das ihn geleitet und begleitet hatte. Er ergriff nunmehr mit Zuverſicht die Feder, um einen Brief zu ſchreiben, der auf ein Mal die Familie aus aller Verlegenheit und ſein bisheriges Betragen in das beſte Licht ſetzen ſollte. Er vermied eine eigentliche Erzählung, und ließ nur in bedeutenden und myſtiſchen Ausdrücken Dasjenige, was ihm begegnet ſein könnte, errathen. Der gute Zuſtand ſeiner Caſſe, der Erwerb, den er ſeinem Talent ſchuldig war, die Gunſt der Großen, die Neigung der Frauen, die Bekanntſchaft in einem weiten Kreiſe, die Ausbildung ſeiner körperlichen und geiſtigen Anlagen, die Hoffnung für die Zukunft bildeten ein ſolches wunderliches Luftgemälde, daß Fata Morgana ſelbſt es nicht ſeltſamer hätte durcheinander wirken können.

In dieſer glücklichen Exaltation fuhr er fort, nachdem der Brief geſchloſſen war, ein langes Selbſtgeſpräch zu unterhalten, in welchem er den Inhalt des Schreibens recapitulirte und ſich eine thätige und würdige Zukunft ausmalte. Das Beiſpiel ſo vieler edeln Krieger hatte ihn angefeuert, die Shakeſpeare'ſche Dichtung hatte ihm eine neue Welt eröffnet, und von den Lippen der ſchönen Gräfinn hatte er ein unausſprechliches Feuer in ſich geſogen. Das Alles konnte, Das ſollte nicht ohne Wirkung bleiben.

Der Stallmeiſter kam und fragte, ob ſie mit Einpacken fertig ſeien. Leider hatte, außer Melina, noch Niemand daran gedacht. Nun ſollte man eilig aufbrechen. Der Graf hatte verſprochen, die ganze Geſellſchaft einige Tagereiſen weit transportiren zu laſſen; die Pferde waren eben bereit und konnten nicht lange entbehrt werden. Wilhelm fragte nach ſeinem Koffer; Madam Melina hatte ſich ihn zu Nutze gemacht; er verlangte nach ſeinem Gelde, Herr Melina hatte es ganz unten in den Koffer mit großer Sorgfalt gepackt. Philine ſagte: Ich habe in dem meinigen noch Platz, nahm Wilhelm's Kleider und befahl Mignon, das Uebrige nachzubringen. Wilhelm mußte es, nicht ohne Widerwillen, geſchehen laſſen.

Indem man auspackte und Alles zubereitete, ſagte Melina: Es iſt mir verdrießlich, daß wir wie Seiltänzer und Marktſchreier reiſen; ich

wünſchte, daß Mignon Weiderkleider anzöge, und daß der Harfenſpieler ſich noch geſchwinde den Bart ſcheren ließe. Mignon hielt ſich feſt an Wilhelm und ſagte mit großer Lebhaftigkeit: Ich bin ein Knabe; ich will kein Mädchen ſein! Der Alte ſchwieg, und Philine machte bei dieſer Gelegenheit über die Eigenheit des Grafen, ihres Beſchützers, einige luſtige Anmerkungen. Wenn der Harfner ſeinen Bart abſchneidet, ſagte ſie, ſo mag er ihn nur ſorgfältig auf Band nähen und bewahren, daß er ihn gleich wieder vornehmen kann, ſobald er dem Herrn Grafen irgendwo in der Welt begegnet; denn dieſer Bart allein hat ihm die Gnade dieſes Herrn verſchafft.

Als man in ſie drang und eine Erklärung dieſer ſonderbaren Aeußerung verlangte, ließ ſie ſich folgender Geſtalt vernehmen: Der Graf glaubt, daß es zur Illuſion ſehr viel beitrage, wenn der Schauſpieler auch im gemeinen Leben ſeine Rolle fortſpielt und ſeinen Character ſoutenirt; deßwegen war er dem Pedanten ſo günſtig, und er fand, es ſei recht geſcheidt, daß der Harfner ſeinen falſchen Bart nicht allein des Abends auf dem Theater, ſondern auch beſtändig bei Tag trage, und freute ſich ſehr über das natürliche Anſehen der Maskerade.

Als die Andern über dieſen Irrthum und über die ſonderbaren Meinungen des Grafen ſpotteten, ging der Harfner mit Wilhelm bei Seite, nahm von ihm Abſchied und bat mit Thränen, ihn ja ſogleich zu entlaſſen. Wilhelm redete ihm zu und verſicherte, daß er ihn gegen Jedermann ſchützen werde, daß ihm Niemand ein Haar krümmen, viel weniger ohne ſeinen Willen abſchneiden ſolle.

Der Alte war ſehr bewegt und in ſeinen Augen glühte ein ſonderbares Feuer. Nicht dieſer Anlaß treibt mich hinweg, rief er aus; ſchon lange mache ich mir ſtille Vorwürfe, daß ich um Sie bleibe. Ich ſollte nirgends verweilen; denn das Unglück ereilt mich und beſchädigt Die, die ſich zu mir geſellen. Fürchten Sie Alles, wenn Sie mich nicht entlaſſen, aber fragen Sie mich nicht; ich gehöre nicht mir zu; ich kann nicht bleiben.

Wem gehörſt Du an? Wer kann eine ſolche Gewalt über Dich ausüben?

Mein Herr, laſſen Sie mir mein ſchauervolles Geheimniß, und geben Sie mich los! Die Rache, die mich verfolgt, iſt nicht des irdiſchen Richters; ich gehöre einem unerbittlichen Schickſale; ich kann nicht bleiben, und ich darf nicht!

In dieſem Zuſtande, in dem ich Dich ſehe, werde ich Dich gewiß nicht laſſen.

Es iſt Hochverrath an Ihnen, mein Wohlthäter, wenn ich zaud're. Ich bin ſicher bei Ihnen, aber Sie ſind in Gefahr. Sie wiſſen nicht, wen Sie in Ihrer Nähe hegen. Ich bin ſchuldig, aber unglücklicher als ſchuldig. Meine Gegenwart verſcheucht das Glück, und die gute That wird ohnmächtig, wenn ich dazu trete. Flüchtig und unſtet ſollt' ich ſein, daß mein unglücklicher Genius mich nicht einholet, der mich nur langſam verfolgt und nur dann ſich merken läßt, wenn ich mein Haupt niederlegen und ruhen will. Dankbarer kann ich mich nicht bezeigen, als wenn ich Sie verlaſſe.

Sonderbarer Menſch! Du kannſt mir das Vertrauen in Dich ſo wenig nehmen, als die Hoffnung, Dich glücklich zu ſehen. Ich will in die Geheimniſſe Deines Aberglaubens nicht eindringen; aber wenn Du ja in Ahnung wunderbarer Verknüpfungen und Vorbedeutungen lebſt: ſo ſage ich Dir zu Deinem Troſt und zu Deiner Aufmunterung: geſelle Dich zu meinem Glücke, und wir wollen ſehen, welcher Genius der ſtärkſte iſt, Dein ſchwarzer oder mein weißer!

Wilhelm ergriff dieſe Gelegenheit, um ihm noch mancherlei Tröſtliches zu ſagen; denn es hatte ſchon ſeit einiger Zeit in ſeinem wunderbaren Begleiter einen Menſchen zu ſehen geglaubt, der durch Zufall oder Schickung eine große Schuld auf ſich geladen hat und nun die Erinnerung derſelben immer mit ſich fortſchleppt. Noch vor wenigen Tagen hatte Wilhelm ſeinen Geſang behorcht und folgende Zeilen wohl bemerkt:

Ihm färbt der Morgenſonne Licht
Den reinen Horizont mit Flammen,
Und über ſeinem ſchuld'gen Haupte bleicht
Das ſchöne Bild der ganzen Welt zuſammen.

Der Alte mochte nun ſagen, was er wollte, ſo hatte Wilhelm immer ein ſtärker' Argument, wußte Alles zum Beſten zu kehren und zu wenden, wußte ſo brav, ſo herzlich und tröſtlich zu ſprechen, daß der Alte ſelbſt wieder aufzuleben und ſeinen Grillen zu entſagen ſchien.

Zweites Capitel.

Melina hatte Hoffnung, in einer kleinen aber wohlhabenden Stadt mit ſeiner Geſellſchaft unterzukommen. Schon befanden ſie ſich an dem Orte, wohin ſie die Pferde des Grafen gebracht hatten, und ſahen ſich nach andern Wagen und Pferden um, mit denen ſie weiter zu kommen hofften. Melina hatte den Transport übernommen und zeigte ſich, nach ſeiner Gewohnheit, übrigens ſehr karg. Dagegen hatte Wilhelm die ſchönen Ducaten der Gräfin in der Taſche, auf deren fröhliche Verwendung er das größte Recht zu haben glaubte, und ſehr leicht vergaß er, daß er ſie in der ſtattlichen Bilanz, die er den Seinigen zuſchickte, ſchon ſehr ruhmredig aufgeführt hatte.

Wagner.

Verzeiht! es ist ein groß Ergetzen,
Sich in den Geist der Zeiten zu versetzen;
Zu schauen, wie vor uns ein weiser Mann gedacht,
Und wie wir's dann zuletzt so herrlich weit gebracht.

Faust.

O ja, bis an die Sterne weit!
Mein Freund, die Zeiten der Vergangenheit
Sind uns ein Buch mit sieben Siegeln.
Was ihr den Geist der Zeiten heißt,
Das ist im Grund der Herren eigner Geist,
In dem die Zeiten sich bespiegeln.
Da ist's dann wahrlich oft ein Jammer!
Man läuft euch bey dem ersten Blick davon.
Ein Kehrichtfaß und eine Rumpelkammer,
Und höchstens eine Haupt- und Staatsaction,
Mit trefflichen, pragmatischen Maximen,
Wie sie den Puppen wohl im Munde ziemen!

Sein Freund Shakespear, den er mit großer Freude auch als seinen Pathen anerkannte, und sich nur um solcher Wilhelm nennen ließ, hatte ihm einen Prinzen bekannt gemacht, der sich unter geringer, ja sogar schlechter Gesellschaft eine Zeit lang aufhält, und, ungeachtet seiner edeln Natur, an der Rohheit, Unschicklichkeit und Albernheit solcher ganz sinnlichen Bursche sich ergetzt. Höchst willkommen war ihm das Ideal, womit er seinen gegenwärtigen Zustand vergleichen konnte, und der Selbstbetrug, wozu er eine fast unüberwindliche Neigung spürte, ward ihm dadurch außerordentlich erleichtert.

Er fing nun an über seine Kleidung nachzudenken. Er fand, daß ein Wamschen, über das man im Nothfall einen kurzen Mantel würfe, für einen Wanderer eine sehr angemessene Tracht sei. Lange gestrickte Beinkleider und ein Paar Schnürstiefeln schienen die wahre Tracht eines Fußgängers. Dann verschaffte er sich eine schöne seid'ne Schärpe, die er zuerst unter dem Vorwande, den Leib warm zu halten, umband; dagegen befreite er seinen Hals von der Knechtschaft einer Binde und ließ sich einige Streifen Nesseltuch an's Hemde heften, die aber etwas breit geriethen und das völlige Ansehen eines antiken Kragens erhielten. Das schöne seidene Halstuch, das gerettete Andenken Mariane's, lag nur locker geknüpft unter der nesseltuch'nen Krause. Ein runder Hut mit einem bunten Bande und einer großen Feder machte die Maskerade vollkommen.

Die Frauen bethenerten, diese Tracht kleide ihm vorzüglich gut. Philine stellte sich ganz bezaubert darüber und bat sich seine schönen Haare aus, die er, um dem natürlichen Ideal nur desto näher zu kommen, unbarmherzig abgeschnitten hatte. Sie empfahl sich dadurch nicht übel, und unser Freund, der durch seine Freigebigkeit sich das Recht erworben hatte, auf Prinz Harry's Manier mit den Uebrigen umzugehen, kam bald selbst in den Geschmack, einige tolle Streiche anzugeben und zu befördern. Man focht, man tanzte, man erfand allerlei Spiele, und in der Fröhlichkeit des Herzens genoß man des leiblichen Weins, den man angetroffen hatte, in starkem Maße, und Philine lauerte in der Unterhaltung dieser Lebensart dem spröden Helden auf, für den sein guter Genius Sorge tragen möge.

Eine vorzügliche Unterhaltung, mit der sich die Gesellschaft besonders ergetzte, bestand in einem extemporirten Spiel, in welchem sie ihre bisherigen Gönner und Wohlthäter nachahmten und durchzogen. Einige unter ihnen hatten sich sehr gut die Eigenheiten des äußern Anstandes verschied'ner vornehmer Personen gemerkt, und die Nachbildung Derselben ward von der übrigen Gesellschaft mit dem größten Beifall aufgenommen; und als Philine aus dem geheimen Archiv ihrer Erfahrungen einige besondere Liebeserklärungen, die an sie geschehen waren, vorbrachte, wußte man sich vor Lachen und Schadenfreude kaum zu lassen.

Wilhelm schalt ihre Undankbarkeit; allein man setzte ihm entgegen, daß sie Das, was sie dort erhalten, genugsam abverdient, und daß überhaupt das Betragen gegen so verdienstvolle Leute, wie sie sich zu sein rühmten, nicht das beste gewesen sei. Nun beschwerte man sich, mit wie wenig Achtung man ihnen begegnet, wie sehr man sie zurückgesetzt habe. Das Spotten, Necken und Nachahmen ging wieder an, und man ward immer bitterer und ungerechter.

Ich wünschte, sagte Wilhelm darauf, daß durch Eu're Aeußerungen weder Neid noch Eigenliebe durchschiene, und daß Ihr jene Personen und ihre Verhältnisse aus dem rechten Gesichtspuncte betrachtetet. Es ist eine eigne Sache, schon durch die Geburt auf einen erhabenen Platz in der menschlichen Gesellschaft gesetzt zu sein. Wem ererbte Reichthümer eine vollkommene Leichtigkeit des Daseins verschafft haben, wer sich, wenn ich mich so ausdrücken darf, von allem Beiwesen der Menschheit, von Jugend auf, reichlich umgeben findet, gewöhnt sich meist, diese Güter als das Erste und Größte zu betrachten, und der Werth einer von der Natur schön ausgestatteten Menschheit wird ihm nicht so deutlich. Das Betragen der Vornehmen gegen Geringere, und auch unter einander, ist nach äußern Vorzügen abzumessen; sie erlauben Jedem seinen Titel, seinen Rang, seine Kleider und Equipage, nur nicht seine Verdienste geltend zu machen.

Diesen Worten gab die Gesellschaft einen unmäßigen Beifall. Man fand abscheulich, daß der Mann von Verdienst immer zurückstehen müsse, und daß in der großen Welt keine Spur von natürlichem und herzlichem Umgang zu finden sei. Sie kamen besonders über diesen letzten Punct aus dem Hundertsten in's Tausendste.

Scheltet sie nicht darüber, rief Wilhelm aus, bedauert sie vielmehr! Denn von jenem Glück, das wir als das höchste erkennen, das aus dem innern Reichthum der Natur fließt, haben sie selten eine erhöhte Empfindung. Nur uns Armen, die wir wenig oder Nichts besitzen, ist es gegönnt, das Glück der Freundschaft in reichem Maße zu genießen. Wir können unsere Geliebten weder durch Gnade erheben, noch durch Gunst befördern, noch durch Geschenke beglücken. Wir haben Nichts als uns selbst. Dieses ganze Selbst müssen wir hingeben und, wenn es einigen Werth haben soll, dem Freunde das Gut auf

ewig versichern. Welch ein Gewinn, welch ein Glück für den Geber und Empfänger! In welchen seligen Zustand versetzt uns die Treue! Sie gibt dem vorübergehenden Menschlichen eine himmlische Gewißheit; sie macht das Haupt-Kapital unsers Reichthums aus.

Mignon hatte sich schon unter diesen Worten genähert, schlang ihre zarten Arme um ihn und blieb, mit dem Köpfchen an seine Brust gelehnt, stehen. Er legte die Hand auf des Kindes Haupt, und fuhr fort: Wie leicht wird es einem Gerben, die Gemüther zu gewinnen! Wie leicht eignet er sich die Herzen zu. Ein gefälliges, bezeugtes, nur einiger Maßen menschliches Betragen thut Wunder, und wie viele Mittel hat er, die einmal erworbenen Geister festzuhalten! Und kommt Alles fein'rer, wird Alles schwerer; und wie natürlich ist es, daß wir auf Das, was wir erwerben und leisten, einen größern Werth legen! Welche rührenden Beispiele von treuen Dienern, die sich für ihre Herren aufopferten! Wie schön hat uns Shakespeare Züge geschildert! Die Treue ist in diesem Falle ein Verstehen einer edeln Seele, einem Gebieter gleich zu werden. Durch fortdauernde Anhänglichkeit und Liebe wird der Diener seinem Herrn gleich, der ihn sonst nur als einen bezahlten Sclaven ansehen berechtigt ist. Ja, diese Tugenden sind nur für den geringern Stand; er kann sie nicht entbehren, und sie kleiden ihn schön. Wer sich leicht losknüpfen kann, wird so leicht versucht, sich auch der Schicklichkeit zu überheben. Ja, in diesem Sinne glaube ich behaupten zu können, daß ein Verräther wohl Freunde haben, aber nicht Freund sein könne.

Mignon drückte sich immer fester an ihn.

Nun gut, versetzte Einer aus der Gesellschaft: wir brauchen Ihre Freundschaft nicht, und haben sie niemals verlangt. Nur sollten Sie sich besser auf Künste verstehen, die Sie doch beschützen sollen. Wenn wir am Leben gelitten haben, hat uns Niemand zugehört; Alles war lauter Theilnehmen. Wenn man gütig war, der gefiel, und wenn man Dem nicht gütig, der zu gefallen verdiente. Es war nicht erlaubt, wie oft das Ueberne und Absichtliche Aufmerksamkeit und Beifall auf sich zog.

Wenn ich abrechne, versetzte Wilhelm, was Schadenfreude und Irrthum gewirken mag, so denk' ich, es geht in der Kunst, wie in der Liebe. Wie will der Weltmann bei seinem getheilten Leben die Innigkeit erhalten, in der ein Künstler bleiben muß, wenn er etwas Vollkommenes hervorbringen soll, und vielleicht Demjenigen nicht fremd sein darf, der einen solchen Vortheil am Werke nehmen will, wie der Künstler ihn wünscht und hofft!

Glaubt mir, meine Freunde, es ist mit den Talenten wie mit der Tugend: man muß sie um ihrer selbst willen lieben oder sie ganz aufgeben. Und doch werden sie Beide nicht anders erkannt und beurtheilt, als wenn man sie, gleich einem gefährlichen Geheimniß, im Verborgenen üben kann.

Unterdessen, bis ein Kenner uns aufsucht, kann man Hungers sterben, rief Einer aus der Ecke.

Nicht eben sogleich, versetzte Wilhelm. Ich habe gesehen, in Lange Einer lebt und sich nährt, findet er immer seine Nahrung, und wenn sie auch gleich nicht die reichlichste ist. Und weshalb habt Ihr Euch denn zu beschweren? Sind wir nicht ganz unvermuthet, eben da es mit uns am Schlimmsten aussah, gut aufgenommen und bewirthet worden? Und jetzt, da es uns noch an Nichts gebricht, läßt es uns denn ein, Etwas zu unserer Uebung zu thun und nur einigen Maßen weiter zu streben? Wir treiben fremde Dinge und entfernen, den Schulknaben ähnlich, Alles, was uns nur an unsere Lectionen erinnern könnte.

Wahrhaftig, sagte Philine, es ist unerträglich! Laßt uns ein Stück wählen; wir wollen es auf der Stelle spielen. Jeder muß sein Möglichstes thun, als wenn er vor dem größten Parterre stünde.

Man überlegte nicht lange; das Stück ward bestimmt. Es war eines derer, die damals in Deutschland großen Beifall fanden, und nun verschollen sind. Einige pfiffen eine Symphonie; Jeder besann sich schnell auf seine Rolle; man fing an und spielte mit der größten Aufmerksamkeit das Stück durch, und wirklich über Erwartung gut. Man applaudirte sich wechselsweise; man hatte sich selbst so wohl gehalten.

Als sie fertig waren, empfanden sie die ein angenehmes Vergnügen, theils über ihre wohlgerathene Zeit, theils weil Jeder besonders mit sich zufrieden sein konnte. Wilhelm ließ sich weitläufig zu ihrem Lobe heraus und ihre Unterhaltung war heiter und fröhlich.

Ihr sollt sehen, rief unser Freund, wie weit wir kommen müßten, wenn wir unsere Uebungen auf diese Art fortsetzten und nicht blos auf Vollendigkeiten, Proben und Späße uns mechanisch, nicht und handwerksmäßig einübten. Wie viel mehr Lob würden wir Künstler; wie sehr ergetzen sie sich; wie gern sind sie, wenn sie gemeinschaftlich ihre Neigungen vernehmen! Wie sind sie bemüht, ihre Instrumente übereinzustimmen; wie genau halten sie Takt; wie gut wissen sie die Stärke und Schwäche der Tone auszudrücken! Keinem fällt es ein, sich bei dem Spiele eines Andern durch ein verletzendes Mißvergnügen über zu machen. Jeder sucht in dem Spiel und Singen

des Componisten zu spielen, und Jeder Das, was ihm aufgetragen ist, es mag viel oder wenig sein, gut auszuführen. Sollten wir nicht ebenso genau und ebenso geschwind zu Werke gehen, da wir eine Kunst treiben, die noch viel zarter, als jede Art von Musik ist, da wir die gewöhnlichsten und seltensten Aeußerungen der Menschheit nachmachen und ergreifend darzustellen berufen sind? Kann Etwas abscheulicher sein, als in den Proben zu faseln und sich bei der Vorstellung auf Laune und gut Glück zu verlassen? Wir sollten unser größtes Glück und Vergnügen darein setzen, mit einander übereinzustimmen, um uns wechselsweise zu gefallen, und auch nur insofern den Beifall des Publikum's zu schätzen, als wir ihn uns gleichsam unter einander schon selbst garantirt hätten. Warum ist der Tanz Meister seiner Orchester's gewisser, als der Director seines Schauspiels? Weil dort Jeder sich seines Mißgriffs, der das äußere Ohr beleidigt, schämen muß. Aber wie selten hab' ich einen Schauspieler verzeihliche und unverzeihliche Mißgriffe, durch die das innere Ohr so schmerzlich beleidigt wird, anerkennen und sich ihrer schämen sehen! Ich wünschte nur, daß das Theater so schmal wäre, als der Draht einer Seiltänzerin, damit sich kein Ungeschickter hinauf wagte, anstatt daß jetzt ein Jeder sich Fähigkeit genug fühlt, darauf zu paradiren.

Die Gesellschaft nahm diese Apostrophe gut auf, indem Jeder überzeugt war, daß nicht von ihm die Rede sein könne, da er sich noch von Kurzem nicht den Betrügen so gut gehalten. Man kam vielmehr überein, daß man in dem Sinne, wie man angefangen, auf dieser Reise und künftig, wenn man zusammenbliebe, eine gründliche Beurtheilung nicht abwenden lassen. Man fand nur, daß weil Vieles eine Sache der guten Laune und des freien Willens sei, so müsse sich eigentlich kein Director dazwischen. Man nahm sich vor, machte an, daß unter guten Menschen die republikanische Form die beste sei; man behauptete, das Amt eines Director's müsse herumgehen; er müsse von Allen gewählt werden, und eine Art von kleinem Senat ihm jederzeit beigesetzt bleiben. Sie waren so von diesem Gedanken eingenommen, daß sie wünschten, ihn gleich in's Werk zu richten.

Ich habe Nichts dagegen, sagte Melina, wenn Ihr auf der Reise einen solchen Versuch machen wollt; ich suspendire meine Directorschaft ganz, bis wir wieder an Ort und Stelle kommen. Ich hoffe, dabei zu lernen und manche Aufgaben der kleinen Republik über dem Interesse's Theaters aufzuklären. Nur ganz man sehr behutsam zu Werke, wie man die Form des neuen Staates auf's Beste einrichten wolle.

Es ist ein wunderliches Reich, sagte Laertes; wir werden wenigstens keine Gerechtigkeiten haben.

Man schritt sogleich zur Sache, und erwählte Wilhelm'en zum ersten Director. Der Senat ward bestellt; die Frauen erhielten Sitz und Stimme; man schlug Gesetze vor, man verwarf, man genehmigte. Die Zeit ging unvermerkt unter diesem Spiele vorüber, und weil man sie angenehm zubrachte, glaubte man auch wirklich, etwas Nützliches gethan und durch die neue Form eine neue Aussicht für die vaterländische Bühne eröffnet zu haben.

Drittes Capitel.

Wilhelm hoffte manches, da er die Gesellschaft in so guter Disposition sah, sich auch mit ihr über das dichterische Verdienst der Stücke unterhalten zu können. Es ist nicht genug, sagte er zu ihnen, als sie den andern Tages wieder zusammenkamen, daß der Schauspieler ein Stück nur so obenhin ansehe, dasselbe nach dem ersten Eindrucke beurtheile, und ohne Prüfung sein Gefallen oder Mißfallen daran zu erkennen gebe. Dieß ist dem Zuhörer wohl erlaubt, der gerührt und unterhalten sein, aber eigentlich nicht urtheilen will. Der Schauspieler dagegen soll von dem Stücke und von den Ursachen seines Lobes und Tadels Rechenschaft geben können: und wie will er Das, wenn er nicht in den Sinn seines Autor's, wenn er nicht in die Absichten desselben einzudringen versucht? Ich habe den Fehler, ein Stück aus einer Rolle zu beurtheilen, eine Rolle nur an sich und nicht im Zusammenhange mit dem Stücke zu betrachten, an mir selbst in vielen Fällen so lebhaft bemerkt, daß ich Euch das Beispiel erzählen will, wenn Ihr mir ein geneigtes Gehör gönnen wollt.

Ihr kennt Shakespeare's unvergleichlichen Hamlet aus einer Vorlesung, die Euch schon auf dem Schlosse das größte Vergnügen machte. Wir legten uns vor, das Stück zu spielen, und ich hatte, ohne zu wissen, was ich that, die Rolle des Prinzen übernommen; ich glaubte sie zu fassen, indem ich sie las. Die köstlichen Stellen, die Selbstgespräche und jene Monologe zu memoriren, in denen Recht der Seele, Erhebung des Geistes und Lebhaftigkeit seines Spieltriebes haben, wo das bewegte Gemüth sich in einem gebildetsten Medium darstellen kann.

Auch glaubte ich recht in den Geist der Rolle einzudringen, wenn ich durch die innere Schwermuth gleichsam selbst auf mich nähme, und unter diesem Druck meinem Wahnsinn durch das seltsamste Labyrinth in manchen Launen und Grillen durchsetzen zu folgen suchte. Ich memorirte ich

und so übte ich mich, und glaubte nach und nach mit meinem Helden zu einer Person zu werden.

Allein je weiter ich kam, desto schwerer ward mir die Vorstellung des Ganzen, und mir schien zuletzt fast unmöglich, zu einer Uebersicht zu gelangen. Nun ging ich das Stück in einer umständlichen Folge durch, und auch da wollte mir leider Manches nicht passen. Bald schienen sich die Charaktere, bald der Ausdruck zu widersprechen, und ich verzweifelte fast, einen Ton zu finden, in welchem ich meine ganze Rolle mit allen Abweichungen und Schattirungen vortragen könnte. In diesen Irrgängen bemühte ich mich lange vergebens, bis ich mich endlich auf einem ganz besondern Wege meinem Ziele zu nähern hoffte.

Ich suchte jetzt Epoen auf, die sich von dem Charakter Hamlet's in früher Zeit vor dem Tode seines Vaters zeigte; ich bemerkte, was unabhängig von dieser traurigen Begebenheit, unabhängig von dem nachfolgenden schrecklichen Ereignisse, dieser interessante Jüngling gewesen war, und was er ohne sie vielleicht geworden wäre.

Zart und edel entsprossen, wuchs die königliche Blume, unter den sonnigsten Einflüssen der Majestät, hervor; der Begriff des Rechts und der sittlichen Würde, das Gefühl des Guten und Anständigen mit dem Bewußtsein der Höhe seiner Geburt entwickelten sich zugleich in ihm. Er war ein Fürst, ein geborner Fürst, und wünschte zu regieren, nur damit der Gute ungehindert gut sein möchte. Angenehm von Gestalt, gestützt von Rittern, geliebt von Herren und, sollte er das Muster der Jugend sein und die Freude der Welt werden.

Ohne irgend eine hervorstechende Leidenschaft war seine Liebe zu Ophelie's ein stilles Vergnügen dieser Uebereinstimmung; sein Eifer zu ritterlichen Uebungen war nicht ganz ursprünglich; vielmehr mußte diese Lust durch das Lob, das man dem Talente beilegte, gehäuft und erst Ihr werden; unterhielt konnte er die Aeltlichen und wußte die Rache zu schätzen, die ein aufrichtiges Gemüth an dem offnen Feinde eines Freundes genießt. Bis auf einen gewissen Grad hatte er zu Künsten und Wissenschaften das Gute und Schöne erkennen und würdigen gelernt; das Abgeschmackte war ihm zuwider; und wenn in seiner zarten Seele der Haß auffloimmen konnte, so war es nur eben so viel, als nöthig ist, um verächtliche und falsche Schlinge zu verachten und spöttisch mit ihnen zu spielen. Er war gelassen in seinem Wesen, in seinem Betragen einfach, weder im Widerspruch behaglich, noch allzu begierig nach Beistimmung. Eine ausgebreitete Gastfreundschaft schien er auch bei Hofe fortzusetzen. Er hielt mehr Hochachtung der Leute als des Herzens, was ein guter Gesellschafter, nachsichtig, bescheiden, besorgt und kannte eine Beleidigung vergeben und vergessen; aber niemals konnte er sich mit Dem versöhnen, der die Grenzen des Rechten, des Guten, des Anständigen überschritt.

Wenn wir das Stück wieder zusammen lesen werden, könnt Ihr beurtheilen, ob ich auf dem rechten Wege bin. Wenigstens hoffte ich, meine Meinung durchaus mit Stellen belegen zu können.

Man gab der Schilderung Lotten Beifall; man glaubte voraussehen, daß sich nun die Handelsweise Hamlet's gut gut werde erklären lassen; man freute sich über diese Art, in den Geist des Schriftstellers einzudringen. Jeder nahm sich vor, auch irgend ein Stück auf diese Art zu studiren und den Sinn des Verfassers zu entwickeln.

Viertes Capitel.

Nun einige Tage mußte die Gesellschaft an dem Orte liegen bleiben, und sogleich zeigten sich für verschiedene Glieder derselben nicht unangenehme Abenteuer; besonders aber ward Laertes von einer Dame angezogen, die in der Nachbarschaft ein Gut hatte, gegen die er sich aber äußerst kalt, ja unartig betrug, und darüber von Philine's viele Spöttereien erdulden mußte. Sie ergriff die Gelegenheit, unserm Freunde die unglückliche Liebesgeschichte zu erzählen, über die der arme Jüngling dem ganzen weiblichen Geschlechte feind geworden war. Wer wird ihm übel nehmen, rief sie aus, daß er ein Geschlecht haßt, das ihm so übel mitgespielt hat und ihm alle Uebel, die sonst Männer von Weibern zu befürchten haben, in einem sehr concentrirten Tranke zu verschlucken gab? Stellen Sie sich vor: binnen vierundzwanzig Stunden war er Liebhaber, Bräutigam, Ehemann, Hahnrei, Patient und Wittwer! Ich wüßte nicht, wie man's Einem bitter machen wollte.

Laertes lief halb lachend, halb verdrießlich zur Stube hinaus; und Philine fing in ihrer allerliebsten Art die Geschichte zu erzählen an, wie Laertes als ein junger Mensch von achtzehn Jahren, eben als er bei einer Theater-Gesellschaft eingetroffen, ein schönes vierzehnjähriges Mädchen gefunden, die eben mit ihrem Vater, der sich mit dem Prinzipat entzweit, abgezogen Willens gewesen. Er habe sich aus dem Gespräche deutlich vernehmen, dem Vater alle möglichen Vorstellungen gethan zu haben, und endlich versprochen, das Mädchen zu heirathen. Nach einigen angenehmen Stunden der Bewunderung sei er gerührt worden, habe eine gleiche Nacht als

Hermann gebracht, darauf habe ihn seine Frau des andern Morgens, als er in der Probe gewesen, nach Standesgebühr mit einem Hörnerschmuck beehrt; weil er aber aus allzu großer Zärtlichkeit viel zu früh nach Hause geeilt, habe er leider einen ältern Liebhaber an seiner Stelle gefunden, habe mit unsinniger Leidenschaft drein geschlagen, Liebhaber und Vater herausgefordert und sei mit einer leidlichen Wunde davon gekommen. Vater und Tochter seien darauf noch in der Nacht abgereist, und er sei leider auf eine begreifliche Weise verwundet zurück geblieben! Sein Unglück habe ihn zu dem schrecklichen Feldscheerer von der Welt gelockt, und der Arme sei leider mit schwarzen Zähnen und triefenden Augen aus diesen Abenteuer geschieden! Er sei zu bedauern, weil er übrigens der braufe Junge sei, den Niemand Erheben trage. Beiläufig, sagte sie, thut es mir leid, daß der arme Narr nun die Weiber haßt: denn wer die Weiber haßt, wie kann Der leben?

Melina unterbrach sie, mit der Nachricht, daß Alles zum Transport völlig bereit sei, und daß sie morgen früh abfahren könnten. Er überreichte ihnen eine Prospektion, wie sie fahren sollten.

Wenn mich ein guter Freund auf den Scherz nimmt, sagte Philine, so bin ich zufrieden, daß wir eng und erbärmlich fahren: übrigens ist mir Alles einerlei.

Es thut Nichts, sagte Laertes, der auch herbei kam.

Es ist verdrießlich! sagte Wilhelm, und eilte weg. Er sandte sie sein Geld nach einer gar bequemen Manier, den Melina verlangt hatte. Eine andere Eintheilung war gemacht, und man freute sich, bequem abreisen zu können, als die bedenkliche Nachricht einlief: daß auf dem Wege, den sie nehmen wollten, sich ein Frei-Corps sehen lasse, von dem man nicht viel Gutes erwartete.

An dem Orte selbst war man sehr auf diese Leitung aufmerksam, wenn sie gleich vor schwankend und zweideutig war. Nach der Lesung der Briefen schien es unmöglich, daß ein feindliches Corps sich habe verschleichen, aber daß ein freundliches so weit habe zurückbleiben können. Jedermann war einig, anderer Gefälligkeit die Gefahr, die auf sie wartete, nicht gefährlich zu beschreiben und ihr einen andern Weg anzurathen.

Die Pferden waren darüber in Unruhe und Furcht gesetzt, und als nach der neuen republikanischen Form die thätlichen Glieder des Staats zusammengerufen wurden, um über diesen andersartigen Fall zu berathschlagen, waren sie fast einstimmig der Meinung, daß man das Uebel vermeiden und am Orte bleiben, aber ihm entweichen und einen andern Weg erwählen müsse.

Nur Wilhelm, von Furcht nicht eingenommen, hielt für schimpflich, einen Plan, in den man mit soviel Ueberlegung eingegangen war, nunmehr auf ein bloßes Gerücht aufzugeben. Er sprach ihnen Muth ein, und seine Gründe waren männlich und überzeugend.

Noch sagte er, ist es Nichts als ein Gerücht; und wie viele dergleichen entstehen im Kriege! Verständige Leute sagen, daß der Fall höchst unwahrscheinlich, ja beinah unmöglich sei. Sollten wir uns in einer so wichtigen Sache bloß durch ein so ungewisses Gerücht bestimmen lassen? Die Route, welche uns der Herr Graf angegeben hat, auf die unser Paß lautet, ist die kürzeste, und wir haben auf selbiger den besten Weg. Sie führt uns nach der Stadt, wo Ihr Bekanntschaften, Freunde vor Euch seht, und eine gute Aufnahme zu hoffen habt. Der Umweg bringt uns auch dahin, aber in welche schlimmen Wege verwickelt er uns, wie weit führt er uns ab! Können wir Hoffnung haben, uns in der spätern Jahrszeit wieder herauszufinden, und was für Zeit und Geld werden wir nothwendig verspillieren! Er sagte noch viel, und trug die Sache von so mancherlei verschiedenen Seiten vor, daß ihre Furcht sich verringerte und ihr Muth zunahm. Er wußte ihnen soviel von der Mannszucht der regelmäßigen Truppen vorzusagen, und ihnen die Maßregeln und das hergebrachte Verfahren so wahrscheinlich zu schildern, und selbst die Gefahr so dichtend und lustig darzustellen, daß alle Gemüther aufgeheitert wurden.

Laertes war vom ersten Moment an auf seiner Seite und versicherte, daß er nicht wanken noch weichen werde. Der alte Veteran sann wenigstens einige übereinstimmende Anekdote in seiner Manier. Philine lachte sie Alle zusammen aus, und die Madam Melina, die, ihrer hohen Schwangerschaft ungeachtet, ihre natürliche Herhaftigkeit nicht verloren hatte, den Vorschlag herzlich fand: so konnte Melina, der denn freilich auf dem nächsten Wege, auf den er angetragen hatte, viel zu hören hoffte, nicht widerstehen, und man willigte in den Vorschlag von ganzem Herzen.

Nun fing man an, sich auf alle Fälle zur Vertheidigung einzurichten. Man kaufte große Hirschfänger, und ging sie an wohlgepflasterten Mauern über die Schultern. Wilhelm steckte noch überdieß ein Paar Terzerole in den Gürtel; Laertes hatte ehedem eine gute Pistole bei sich, und man machte sich mit einer hohen Feierlichkeit auf den Weg.

Den zweiten Tag übrigen die Schalente, die der Gegend wohl kundig waren, rie: Sie würden

auf einem waldigen Bergplatze Mittagsruhe halten, weil das Dorf weit abgelegen sei, und man bei guten Tagen gern diesen Weg nähme.

Die Witterung war schön, und Jedermann stimmte leicht in den Vorschlag ein. Wilhelm eilte zu Fuß durch das Gebirge voraus, und aber seine sonderbare Gestalt mußte Jeder, der ihm begegnete, stutzig werden. Er eilte mit schnellen und zufriedenen Schritten den Wald hinauf; Laertes ging hinter ihm d'rein; nur die Frauen ließen sich in den Wagen fortschleppen. Mignon lief gleichfalls nebenher, Holz auf den Hirschfänger, den man ihr, als die Gesellschaft sich bewaffnete, nicht abschlagen konnte. Um ihren Hut hatte sie die Perlenschnur gewunden, die Wilhelm von Marianen als Reliquien übrig behalten hatte. Friedrich, der Blonde, trug die Flinte des Laertes; der Harfner hatte das friedlichste Ansehen. Sein langes Kleid war in den Gürtel gesteckt, und so ging er freier. Er stützte sich auf einen knotigen Stab; sein Instrument war bei den Wagen zurückgeblieben.

Nachdem sie nicht ganz ohne Beschwerlichkeit die Höhe erstiegen, erkannten sie zugleich den angezeigten Platz an den schönen Buchen, die ihn umgaben und bedeckten. Eine große, sanft abhängige Waldwiese lud zum Bleiben ein; eine eingefaßte Quelle bot die lieblichste Erquickung dar, und es zeigte sich an der andern Seite durch Lichtungen und Waldrücken eine ferne, schöne und hoffnungsreiche Aussicht. Da lagen Dörfer und Mühlen in den Gründen, Städtchen in der Ebene, und ferne in der Ferne einzelnstehende Berge machten die Aussicht noch hoffnungsvoller, indem sie nur wie eine sanfte Begrenzung derselben waren.

Die ersten Ankommenden nahmen Besitz von der Gegend, ruhten im Schatten aus, machten ein Feuer an und erwarteten geschäftig, indem die übrige Gesellschaft, welche nach und nach herbeikam, und den Platz, das schöne Wetter, die ausnehmend schöne Gegend mit einem Worte begrüßte.

Fünftes Capitel.

Hatte man oft zwischen vier Wänden gute und fröhliche Stunden gemeinsam genossen, so war man natürlich noch viel aufgeweckter hier, wo die Freiheit des Himmels und die Schönheit der Gegend jedes Gemüth zu reinigen schien. Alle schlossen sich einander näher; Alle wünschten in einem so angenehmen Beisammensein ihr ganzes Leben hinzubringen. Man bewunderte die Jäger, Rehe und Hirschkuh, Kuh, die ihr Heil in diesen glücklichen Augenblicken erhielt, aber Alles aber pries man die reizende Wirthschaft eines Zigeuner-Hauses. Man beneidete die wunderlichen Gesellen, die in seligem Müßiggange alle abenteuerlichen Reize der Natur zu genießen berechtigt sind; man freute sich, ihnen einigen Maßen ähnlich zu sein.

Indessen hatten die Frauen angefangen, Erdäpfel zu heben und die mitgebrachten Speisen auszupacken und zu bereiten. Einige Köpfe standen bei'm Feuer; gruppenweise lagerte sich die Gesellschaft unter den Bäumen und Büschen. Ihre seltsamen Kleidungen und die mancherlei Waffen gaben ihr ein fremdes Ansehen. Die Pferde wurden bei Seite gestattet; und wenn man die Kutschen hätte verstecken wollen, so wäre der Anblick dieser kleinen Heerde bis zur Illusion romantisch gewesen.

Wilhelm genoß ein wie gewünschtes Vergnügen. Er konnte hier eine wandernde Colonie und sich als Anführer derselben denken. In diesem Sinne unterhielt er sich mit einem Jeden, und bildete den Wahn des Moments so poetisch als möglich aus. Die Gesichter der Gesellschaft erheiterten sich; man aß, trank und jubilirte, und bekannte wiederholt, niemals schönere Augenblicke erlebt zu haben.

Nicht lange kann das Vergnügen zugenommen, als bei den jungen Leuten die Thätigkeit erwachte. Wilhelm und Laertes griffen zu den Rapieren, und fingen dieß Mal in theatralischer Weise ihre Uebungen an. Sie wollten den Zweikampf darstellen, in welchem Hamlet und sein Gegner ein so tragisches Ende nehmen. Beide Freunde waren überzeugt, daß man in dieser wichtigen Scene nicht, wie es wohl auf Theatern zu geschehen pflegt, nur ungeschickt hin und wieder fechten dürfe: sie hofften ein Muster darzustellen, wie man, bei der Aufführung, auch dem Kenner der Fechtkunst ein würdiges Schauspiel zu geben habe. Man schloß einen Kreis um sie her; Beide fochten mit Eifer und Einsicht; das Interesse der Zuschauer wuchs mit jedem Gange.

Auf ein Mal aber fiel im nächsten Buche ein Schuß, und gleich darauf noch einer, und die Gesellschaft sah erschrocken auseinander. Bald erblickte man bewaffnete Leute, die auf den Ort zudrangen, wo die Pferde nicht weit von den bepackten Kutschen ihr Futter einnahmen.

Ein allgemeiner Schrei entsetzte das weibliche Geschlechte; unsere Helden warfen die Rapiere weg, griffen nach den Pistolen, eilten den Räubern entgegen, und forderten, unter lebhaften Verhängen, Rechenschaft des Unternehmens.

Als man ihnen kaum mit ein Paar Wortes-Schüssen antwortete, drückte Wilhelm seine Pistole auf einen Kerl ab, der den

Wagen erſtiegen hatte und die Stricke des Gepäckes auseinander ſchnitt. Wohlgetroffen ſtürzte er ſogleich herunter; Laertes hatte auch nicht fehl geſchoſſen, und beide Freunde zogen beherzt ihre Seitengewehre, als ein Theil der räuberiſchen Bande mit Flinchen und Gebrüll auf ſie losbrach, einige Schüſſe auf ſie that und ſich mit blinkenden Säbeln ihrer Kühnheit entgegenſetzte. Unſere jungen Helden hielten ſich tapfer; ſie riefen ihren übrigen Geiſtern zu und muſterten ſie zu einer allgemeinen Vertheidigung auf. Bald aber verlor Wilhelm den Anblick des Lichtes, und das Bewußtſeyn Beſſen, was vorging. Von einem Schuß, der ihn zwiſchen der Bruſt und dem linken Arm verwundete, von einem Hieb, der ihm den Hut ſpaltete, und faſt bis auf die Hirnſchale durchdrang, betäubt, fiel er nieder und mußte das unglückliche Ende des Ueberfalls nur erſt in der Folge aus der Erzählung vernehmen.

Als er die Augen wieder aufſchlug, befand er ſich in der wunderbarſten Lage. Das Erſte, was ihm durch die Dämmerung, die noch vor ſeinen Augen lag, entgegen blickte, war das Geſicht Philine's, das ſich über das ſeine herüberneigte. Er fühlte ſich ſchwach, und da er, um ſich emporzurichten, eine Bewegung machte, fand er ſich in Philine's Schooß, in den er auch wieder zurückſank. Sie ſaß auf dem Raſen, hatte den Kopf des noch ohnmächtigen Jünglings leiſe an ſich gedrückt, und ihm in ihren Armen, ſoviel ſie konnte, ein ſanftes Lager bereitet. Mignon kniete mit zerfetzten blutigen Hoſen an ſeinen Füßen und umfaßte ſie mit vielen Thränen.

Als Wilhelm ſeine blutigen Kleider anſah, fragte er mit zitternder Stimme, wo er ſich befinde, und ihn und den Andern begegnet ſey? Philine bat ihn, ruhig zu bleiben; die Uebrigen, ſagte ſie, ſeien alle in Sicherheit, und Niemand als er und Laertes verwundet. Weiter wollte ſie Nichts erzählen, und bat ihn inſtändig, er möchte ſich ruhig halten, weil ſeine Wunden nur ſchlecht und an der Oberfläche ſeien. Er reichte Mignon die Hand und beruhigte ſich nach der Urſache der blutigen Fetzen des Kindes, das er auch verwundet glaubte.

Um ihn zu beruhigen, erzählte Philine: Dieſes gutherzige Geſchöpf, da es ſeinen Freund verwundet geſehen, habe ſich in der Geiſtesabweſenheit auf Nichts beſonnen, um das Blut zu ſtillen, es habe ſeine eigenen Haare, die um den Kopf gefloſſen, genommen, um die Wunden zu heften, habe aber bald von dem vergeblichen Unternehmen abſtehen müſſen. Nachher verband man ihn mit Schwamm und Moos; Philine hatte dazu ihr Halstuch hergegeben.

Wilhelm bemerkte, daß Philine mit dem Rücken gegen ihren Koffer ſaß, der noch ganz wohl verſchloſſen und unbeſchädigt ausſah. Er fragte, ob die Andern auch ſo glücklich geweſen, ihre Habſeligkeiten zu retten? Sie antwortete mit Achſelzucken und einem Blick auf die Wieſe, wo zerbrochene Kaſten, zerſchlagene Koffer, zerſchnittene Mantelſäcke und eine Menge leerer Geräthſchaften zerſtreut hin und wieder lagen. Kein Menſch war auf dem Platze zu ſehen, und die wunderliche Gruppe fand ſich in dieſer Einſamkeit allein.

Wilhelm erkühnte ſich immer mehr, als er wiſſen wollte: die übrigen Männer, die allenfalls noch Widerſtand hätten thun können, waren gleich in Schrecken geſetzt und bald überwältigt; ein Theil floh, ein Theil ſah mit Entſetzen dem Unfalle zu. Die Fahrenden, die ſich noch wegen ihrer Pferde am hartnäckigſten gehalten hatten, wurden niedergeworfen und gebunden, und in Kurzem war Alles rein ausgeplündert und weggeſchleppt. Die beherzigten Reiſenden ſagen, ſobald die Sorge für ihr Leben vorüber war, ihren Verluſt zu bejammern an, eilten, mit möglichſter Geſchwindigkeit, dem benachbarten Dorfe zu, ſchafften den leicht verwundeten Laertes mit ſich und brachten von wenige Ueberreſte ihrer Beſitzthümer davon. Der Hartherr hatte ſein beſchädigtes Fuhrwerk an einen Baum gelehnt, und war mit nach dem Orte geeilt, einen Wundarzt aufzuſuchen und ſeinem für todt zurückgelaſſenen Gaſtfreunde nach Möglichkeit beizuſtehen.

Sechſtes Capitel.

Unſere drei verwegenſten Wanderer blieben indeß noch eine Zeit lang in ihrer ſeltſamen Lage; Niemand eilte ihnen zu Hülfe. Der Abend kam herbei, die Nacht drohte hereinzubrechen; Philine's Geſchäftigkeit fing an in Unruhe überzugehen; Mignon lief hin und wieder, und die Ungeduld des Kindes nahm mit jedem Augenblick zu. Endlich, da ihnen die Wahl gewährt ward und Menſchen ſich ihnen näherten, denkt ſie ein neues Schrecken. Sie hörten ganz deutlich einen Trupp Pferde in dem Wege heranſtürmen, den auch ſie zurückgelegt hatten, und fürchteten, daß abermals eine Anzahl ungebetener Gäſte ihrer Habſeligkeiten begehren möchte, um Nachleſe zu halten.

Wie angenehm wurden ſie dagegen überraſcht, als ihnen auf den Pferden, auf einem Schimmel reitend, ein Frauenzimmer zu Geſichte kam, die von einem jüdiſchen Herrn und einigen Andern begleitet wurde! Reitknechte, Bedienten und ein Trupp Packpferde folgten nach.

Philine, die zu dieſer Erſcheinung große Augen machte, war ſchon im Begriff, zu rufen und die

ſchöne Amazone am Hölle angeſehen, als dieſe ihren erſtaunt ihre Augen nach der wunderbaren Gruppe wendete, ſogleich ihr Pferd lenkte, herumritt und bitte hielt. Sie erkundigte ſich eifrig nach dem Verwundeten, deſſen Lage, in dem Schooße der leichtſinnigen Samariterin, ihr höchſt ſonderbar vorgekommen ſeyn.

Ist es Ihr Mann? fragte ſie Philine'n. Es iſt nur ein guter Freund, verſetzte Dieſe mit einem Ton, der Wilhelm'en höchſt zuwider war. Er hatte ſeine Augen auf die ſanften, hohen, ſüßen, ehrlichwerdenden Geſichtszüge der Verwundeten geheftet; er glaubte ein edles Intereſſe und Liebenswürdigkeit gefehen zu haben. Ein weiter Mantelüberwurf verbarg ihm ihre Geſtalt; ſie hatte ihn, wie es ſchien, gegen die Unbilde der kühlen Abendluft von einem ihrer Gefährten gelangt.

Die Reiter waren indeß auch näher gekommen. Einige ſtiegen ab; die Dame that ein Gleiches und fragte, mit menſchenfreundlicher Theilnehmung, nach allen Umſtänden des Unfalls, der die Reiſenden betroffen hatte, beſonders aber nach den Wunden des hingeſtreckten Jünglings. Darauf wandte ſie ſich ſchnell um, und ging mit einem alten Herrn feinmärts nach den Wagen, welche langſam den Berg heraufkamen und auf dem Wachtplatz hielt hielten.

Nachdem die junge Dame eine kurze Zeit am Schlage der einen Kutſche geſtanden und ſich mit den Vorkommenden unterhalten hatte, ſtieg ein Mann von anſehnlicher Geſtalt heraus, den ſie zu unſerm verwundeten Helden führte. Da dem Fräulein, daß er in der Hand hatte, auch an der leidenden Leiche mit Sachkenntniß erkannte man ihn bald für einen Wundarzt. Seine Manieren waren mehr rauh als einnehmend, doch ſeine Hand leicht, und ſeine Hülfe willkommen.

Er unterſuchte genau, erklärte, ſeine Wunde ſei gefährlich, er wolle ſie auf der Stelle verbinden, allein ſchon wäre man den Kranken in das nächſte Dorf bringen.

Die Beiſorgniß der jungen Dame ſchienen ſich zu vermehren. Sehen Sie nun, ſagte ſie, nachdem ſie einige Mal hin und her gegangen war und den alten Herrn wieder herbeigeführt, ſehen Sie, wie man ihn zugerichtet hat! Und leidet er nicht um unſertwillen! Wilhelm hörte dieſe Worte und verſtand ſie nicht. Sie ging unruhig hin und wieder; es ſchien, als könnte ſie ſich nicht von dem Anblick des Verwundeten losreißen, und als fürchtete ſie zugleich den Wundarzt zu verlieren, wenn ſie ihn ſehen würde, zu der Zeit, da man ihn, wiewohl mit Mühe, zu entkleiden anfing. Der Chirurgus ſchnitt eben den andern Ermel auf, als der alte Herr hinzutrat und ihr, mit einem ernſthaften Ton, die Nothwendigkeit, ihre Reiſe fortzuſetzen, vorhielt. Wilhelm hatte ſeine Augen auf ſie gerichtet und war von ihren Blicken ſo eingenommen, daß er kaum hörte, was mit ihm vorging.

Philine war indeſſen aufgeſtanden, um der gnädigen Dame die Hand zu küſſen. Als ſie voneinander traten, glaubte unſer Freund nie einen ſolchen Adel geſehen zu haben. Philine war ihm noch nie in einem ſo vortheilhaften Lichte erſchienen. Sie hatte, wie es ihr vorkam, ſich jener edeln Natur nicht nahen, noch weniger ſie berühren.

Die Dame fragte Philine'n Verſchiedenes, aber leiſe. Endlich kehrte ſie ſich zu dem alten Herrn, der noch immer neben dabei ſtand, und ſagte: Lieber Oheim, darf ich auf Ihre Koſten freigebig ſein? Sie zog ſogleich den Ueberrock aus, und ihre Miene, ihr dem Verwundeten und Unbekleideten hinzugehen, war nicht zu verkennen.

Wilhelm, den der heilſame Blick ihrer Augen bisher feſtgehalten hatte, war nun, als der Ueberrock fiel, von ihrer ſchönen Geſtalt überraſcht. Sie trat näher heran und legte den Rock ſanft über ihn. In dieſem Augenblicke, da er den Mund öffnen und einige Worte des Dankes ſammeln wollte, wirkte der lebhafte Eindruck ihrer Gegenwart ſo ſonderbar auf ſeine ſchon angegriffenen Sinne, daß es ihm auf ein Mal verkam, als ſei ihr Haupt mit Strahlen umgeben, und über ihr ganzes Weſen verbreite ſich nach und nach ein glänzender Duft. Der Chirurgus verdarb ihm eben unſanfter, indem er die Angſt, welche in der Wunde ſaß, herausgepreßte Maſſe machte. Die Heilige verſchwand vor den Augen des Hinſinkenden; er verlor alles Bewußtſein, und als er wieder zu ſich kam, waren Reiter und Wagen, der Chirurg ſammt ihren Begleitern verſchwunden.

Siebentes Capitel.

Nachdem unſer Freund verbunden und angekleidet war, eilte der Chirurgus weg, eben als der Poſtreiſende mit einer Menge Pferden herankam. Die bereiteten eilig und abgehauenen Aeſten und eingeflochtenem Reiſig eine Trage, legten den Verwundeten darauf und brachten ihn unter Anführung eines erfahrnen Jägers, den die Herrſchaft zurückgelaſſen hatte, ſachte den Berg hinunter. Der Patient, der ſich in ſich gekehrt, trug ſein leidendes Inneres; einige Worte Philinens, die ſich Koſter, ſie tröſtete mit einem Pfiffchen auch; Wilhelm ſprang bald voraus, daß ſie Ein

durch Reich und Arm, und blickte ſehnlich nach ihrem kranken Beſitzer hinüber.

Dieſer lag in ſeinen warmen Ueberrock gehüllt ruhig auf der Bahre. Eine electriſche Wärme ſchien aus der ſeinen Weſen in ſeinen Körper überzugehen; genug, er fühlte ſich in die behaglichſte Empfindung verſetzt. Die ſchöne Weiblichkeit des Kleides hatte mächtig auf ihn gewirkt. Er ſah noch den Rock von ihren Schultern fallen, die edelſte Geſtalt, von Strahlen umgeben, vor ſich ſtehen, und ſeine Seele eilte der Verſchwundenen durch Felſen und Wälder auf dem Fuße nach.

Nur mit ſinkender Nacht kam der Zug im Dorfe vor dem Wirthshauſe an, in welchem ſich die übrige Geſellſchaft befand und verwunderungsvoll den unerwarteten Verluſt beklagte. Die einzige kleine Stube des Hauſes war von Menſchen vollgepfropft: Einige lagen auf der Streue, Andere hatten die Bänke eingenommen, Einige ſich hinter den Ofen gedrückt, und Frau Meiona erwartete, in einer benachbarten Kammer, ängſtlich ihre Niederkunft. Der Schrecken hatte ſie beſchleunigt, und unter dem Beiſtande der Wirthinn, einer jungen, unerfahrnen Frau, konnte man wenig Gutes erwarten.

Als die neuen Ankömmlinge hereingelaſſen zu werden verlangten, entſtand ein allgemeines Murren. Man behauptete nun, daß man allein auf Wilhelm's Rath, unter ſeiner beſondern Anführung, dieſen gefährlichen Weg unternommen und ſich dieſem Unfall ausgeſetzt habe. Man warf die Schuld des übeln Ausgangs auf ihn, widerſetzte ſich an der Thüre ſeinem Eintritt und bedrängte ihn: er möge anderswo unterkommen ſuchen. Philine's begegnete man noch ſchonend; der Harfenſpieler und Mignon mußten auch das Ihrige leiden.

Nicht lange hörte der Jäger, dem die Beſorge für die Verlaſſenen von ſeiner hohen Herrſchaft endlich anheimgeſtellt war, dem Streite mit Gelaſſenheit zu; er ſuchte mit Lindheit und Troſten auf die Geſellſchaft los, gebot ihnen zuſammenzurücken und den Nothleidenden Platz zu machen. Man fing an ſich zu beſchämen. Er bereitete Wilhelmen einen Platz auf einem Leiterwagen, den er in eine Ecke ſtellt; Philine lief ihren Koffer daneben ſtellen und ſetzte ſich darauf. Jeder drückte ſich, ſo gut er konnte, und der Jäger begab ſich weg, um zu ſehen, ob er nicht ein beſſeres Quartier für das Ehepaar ausmachen könne.

Kaum war er fort, als der Unwille wieder laut zu werden anfing, und ein Vorwurf den andern folgte. Jedermann erzählte und erhöhte ſeinen Verluſt, man ſchalt die Verwegenheit, durch die man in dieſes eingedrungen, man verhöhnte ſogar die Schadenfreude nicht, die man über die Wunden unſers Freundes empfand; man verhöhnte Philine's und wollte ihr die Art und Weiſe, wie ſie ihren Koffer gerettet, zum Verbrechen machen. Aus allerlei Begebenheiten und Stichworten hätte man ſchließen ſollen, ſie habe ſich während der Plünderung und Niederlage um die Gunſt des Anführers der Bande bemüht, und habe ihn — wer weiß, durch welche Künſte und Gefälligkeiten — vermocht, ihren Koffer freizugeben. Man wollte ſie eine ganze Weile vermißt haben. Sie antwortete Nichts und klapperte nur mit den großen Schlüſſeln ihres Koffers, um ihre Reiche recht von ihrer Gegenwart zu überzeugen und die Verzweiflung des Haufens durch ihr eigenes Glück zu vermehren.

Achtes Capitel.

Wilhelm, ob er gleich durch den ſtarken Verluſt des Blutes ſchwach und nach der Erſcheinung jenes hülfreichen Engels mild und linde geworden war, konnte ſich doch zuletzt des Verdruſſes über die harten und ungerechten Reden nicht enthalten, welche bei ſeinem Stillſchweigen von der unzufriedenen Geſellſchaft immer erneuert wurden. Endlich fühlte er ſich geſtärkt genug, um ſich aufzurichten und ihnen die Unart vorzuhalten, mit der ſie ihren Freund und Helfer behandelten. Er hob ſein verbundenes Haupt in die Höhe und ſang, indem er ſich mit einiger Mühe hielt und gegen die Wand lehnte, folgendes Geſtalt zu reden an:

Ich vergebe dem Schmerze, den Jeder über ſeinen Verluſt empfindet, daß Ihr mich in einem Augenblicke beleidigt, wo Ihr mich beklagen ſollet, daß Ihr mir widerſteht und mich von Euch ſtoßt, das erſte Mal, da ich Hülfe von Euch erwarten könnte. Für die Dienſte, die ich Euch erwieſen, für die Gefälligkeiten, die ich Euch erwieſen, habe ich mich durch Eure Dank, durch Eure freundſchaftliches Betragen höchſt genugſam belohnt gefunden. Verhindert mich nicht, zuletzt mein Gewicht nicht, zurückzugeben und zu überdenken, was ich für Euch gethan habe; dieſe Betrachtung würde mir nur peinlich werden. Der Zufall hat mich zu Euch geführt, Wohlthäter und eine heimliche Neigung haben mich bei Euch gehalten. Ich nahm an Eurem Unheilen, an Eurem Vergnügungen Theil; meine wenigen Kenntniſſe waren zu Eurem Dienſte. Seht Ihr mir jetzt auf eine billige Weiſe den kleinſten Schuld, der uns betroffen hat: ſo erinnert Ihr Euch nicht, daß der erſte Vorſchlag, dieſen Weg zu nehmen, von meinen Lippen kam, daß Euch Böſes geſchah, und daß gut von Jedem als von mir gethan worden iſt. Wäre meine

Mann gar bald vollwandt, so würde sich Jeder wegen des guten Einfalls loben, daß er diesen Weg angerathen, daß er ihn vorgezogen; er würde sich unsrer Ueberlegungen und seiner entgegnenden Stimmenmehrheit mit Freuden erinnern; jetzt macht Ihr mich allein verantwortlich; Ihr zwingt mir eine Schuld auf, die ich willig übernehmen wollte, wenn mich das reinste Bewußtsein nicht frei spräche, ja wenn ich mich nicht auf Euch selbst berufen könnte. Habt Ihr gegen mich Etwas zu sagen, so bringt es ordentlich vor, und ich werde mich zu vertheidigen wissen; habt Ihr nichts Gegründetes anzugeben, so schweigt und quält mich nicht, jetzt da ich der Ruhe so äußerst bedürftig bin.

Statt aller Antwort fingen die Mädchen an, abermals zu weinen und ihren Verlust unendlich zu erzählen; Melina war ganz außer Fassung: denn er hatte freilich am Meisten und mehr, als wir denken können, eingebüßt. Wie ein Rasender klatschte er in den engen Raume hin und her, stieß den Kopf wider die Wand, fluchte und schalt auf das Unvernünftige; und da man ganz zu gleicher Zeit die Wirthinn und der Kammer trat, mit der Nachricht, daß seine Frau mit einem jüdischen Liebe niedergekommen, erlaubte er sich die heftigsten Ausbrüche, und einstimmig mit ihm heulte, schrie, brummte und klimmte Alles durcheinander.

Wilhelm, der zugleich von mitleidiger Theilnahme an ihrem Zustande und von Verdruß über ihre unartige Gesinnung bis in sein Innerstes bewegt war, fühlte, angeachtet der Schwäche seines Körpers, die ganze Kraft seiner Seele lebendig. Halt, rief er aus, muß ich Euch verachten, so bedauert Ihr auch sein mögt. Kein Unglück berechtigt uns, einen Unschuldigen mit Vorwürfen zu beladen; habe ich Theil an diesem falschen Schritte, so habe ich auch meinen Theil. Ich liege verwundet hier; und wenn die Geistlichkeit verloren hat, so verliere ich das Meiste. Was an Garderobe gerettet werden, und zu Verbindungen zu Grunde gegangen war, mein: denn Sie, Herr Melina, haben mich noch nicht bezahlt, und ich spreche Sie von dieser Forderung hiemit völlig frei.

Sie haben gut schreien, rief Melina, was Niemand widersprechen wird. Ihr Geld lag in meiner Frau Koffer, und es ist Ihre Schuld, daß es Ihnen verloren geht. Wer, o! wenn Das Weib wäre! — Er fing auf's Neue zu klagen, zu schmälen und zu schreien an. Jedermann erinnerte sich der schönen Kinder und der Garderobe des Ersten, der Schalen, Uhren, Dosen, Felle, welche Melina von dem Kunstreuter so glücklich gehandelt hatte. Jedem seine eigenen, obgleich viel geringern Schätze haben wieder so viel Beredsamkeit, man blickte mit Verdruß auf Philine's Koffer; man gab Wilhelm'en zu verstehen, er habe mehrlich nicht übel gethan, sich mit dieser Schönen zu assoziiren und durch ihr Glück auch seine Habseligkeiten zu retten.

Glaubt Ihr denn, rief er endlich aus, daß ich einen Pfennig haben werde, so lange Ihr lebt, und ist es wohl das erste Mal, daß ich in der Noth mit Euch redlich theile? Man öffne den Koffer, und was mein ist, will ich zum allgemeinen Behelfe niederlegen.

Es ist mein Koffer, sagte Philine, und ich werde ihn nicht eher aufmachen, bis es mir beliebt. Ihre Habe Herrn, die ich Ihnen aufgehoben, können wenig betragen, und wenn sie an die redlichsten Juden verkauft werden. Denken Sie an sich, was Ihre Heilung kosten, und Ihnen in einem fremden Lande begegnen kann.

Sie werden mir, Philine, verzeihen, Wilhelm, Nichts verschließen, was mein ist, und das Wenige wird mir auf der ersten Verlegenheit retten. Allein der Mensch besitzt noch Manches, womit er seinen Freunden beistehen kann, das eben nicht klingende Münze zu sein braucht. Alles, was in mir ist, soll diesen Unglücklichen gewidmet sein, die gewiß, wenn sie wieder zu sich selbst kommen, ihr gegenwärtiges Betragen bereuen werden. Ja, sehe es fort, ich fühle, daß Ihr bedürft, und was ich vermag, will ich Euch leisten. Schaltet mit Eurer Habseligkeit, als wäre sie Euch für diesen Augenblick, nehmet an, was ich Euch verspreche! Wer will die Zulage im Namen Aller von mir empfangen?

Hier streckte er seine Hand aus, und rief: ich verspreche, daß ich nicht eher von Euch weichen, Euch nicht eher verlassen will, als bis ein Jeder seinen Verlust doppelt und dreifach ersetzt sieht, bis Ihr den Zustand, in dem Ihr Euch, durch meine Schuld es wollte, befindet, völlig vergessen und mit einem glücklichern vertauscht habt.

Er hielt seine Hand noch immer ausgestreckt, und Niemand wollte sie fassen. Ich verspreche es noch ein Mal, rief er aus, indem er auf sein Knie niedersank. Wir blieben stille; sie waren beschämt, aber nicht gerührt, und Philine auf ihrem Koffer sprach, indem sie Alle, die sie in ihrer Tasche gefunden hatte.

Neuntes Capitel.

Der Jäger kam mit einigen Leuten zurück und machte Anstalt, den Verwundeten wegzuschaffen. Er hatte den Plan der Gesellschaft, das Theater aufzuheben; Philine's Koffer ward hingetragen, und sie folgte mit natürlichem Anstand. Wilhelm lief voraus, und da der Freund im Wirthshause anlangte, ward ihm ein weites Zimmer, das schon lange Zeit als

Wagner.

Allein die Welt! des Menſchen Herz und Geiſt!
Möcht' jeglicher doch was davon erkennen.

Fauſt.

Ja, was man ſo erkennen heißt!
Wer darf das Kind bey'm rechten Namen nennen?
Die wenigen, die was davon erkannt,
Die thöricht g'nug ihr volles Herz nicht wahrten,
Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt.
Ich bitt' euch, Freund, es iſt tief in der Nacht,
Wir müſſen's dießmal unterbrechen.

Wagner.

Ich hätte gern bis morgen früh gewacht,
Um ſo gelehrt mit euch mich zu beſprechen.

Gast- und Ehrenbette bereit stand, eingegeben. Hier bemerkte man erst, daß die Wunde aufgegangen war und stark geblutet hatte. Man mußte für einen neuen Verband sorgen. Der Kranke verfiel in ein Fieber; Philine wartete ihn treulich, und als die Müdigkeit sie übermeisterte, löste sie der Harfenspieler ab; Mignon war, mit dem festen Vorsatz zu wachen, in einer Ecke eingeschlafen.

Des Morgens, als Wilhelm sich ein wenig erholt hatte, erfuhr er von dem Jäger, daß die Herrschaft, die schon gestern zu Hülfe gekommen sei, vor Kurzem ihre Güter verlassen habe, um den Kriegsbewegungen auszuweichen und sich bis zum Frieden in einer ruhigern Gegend aufzuhalten. Er nannte den sittlichen Herrn und seine Nichte, zeigte den Ort an, wohin sie sich zuerst begeben, erklärte Wilhelm'en, wie das Fräulein ihm eingebunden, für die Verlassenen Sorge zu tragen.

Der herbeieilende Wundarzt unterbrach die lebhaften Danksagungen, in welche sich Wilhelm gegen den Jäger ergoß, machte eine umständliche Beschreibung der Wunden, versicherte, daß sie leicht heilen würden, wenn der Patient sich ruhig hielte und sich abwartete.

Nachdem der Jäger weggeritten war, erzählte Philine, daß er ihr einen Beutel mit zwanzig Louisd'or zurückgelassen, daß er dem Geistlichen ein Douceur für die Wohnung gegeben und die Cur-Kosten für den Chirurgus bei ihm niedergelegt habe. Sie gelte durchaus für Wilhelm's Frau, introducirte sich ein für alle Mal bei ihm in dieser Qualität, und werde nicht zugeben, daß er sich nach einer andern Wartung umsehe.

Philine, sagte Wilhelm, ich bin Ihnen bei dem Unfall, der uns begegnet ist, schon manchen Dank schuldig geworden und ich wünschte nicht, meine Verbindlichkeiten gegen Sie vermehrt zu sehen. Ich bin vorsichtig, so lange Sie um mich sind; denn ich weiß Nichts, womit ich Ihnen die Mühe vergelten kann. Geben Sie mir meine Sachen, die Sie in Ihrem Koffer gerettet haben, heraus; schließen Sie sich an die übrige Gesellschaft an; suchen Sie ein oder Quartier; nehmen Sie meinen Dank und die gelt'ne Uhr als eine kleine Erkenntlichkeit und verlassen Sie mich; Ihre Gegenwart beunruhigt mich mehr, als Sie glauben.

Sie lachte ihn in's Gesicht, als er geendigt hatte. Du bist ein Thor, sagte sie, Du wirst nicht klug werden. Ich weiß besser, was Dir gut ist; ich werde bleiben, ich werde mich nicht von der Stelle rühren. Mit dem Dank der Mädchen habe ich niemals gerechnet, will auch auf Deinen nicht; und wenn ich Dich lieb habe, was geht's Dich an?

Sie blieb, und hatte sich bald bei dem Pfarrer und seiner Familie eingeschmeichelt, indem sie immer lustig war, Jedem Etwas zu schenken, Jedem nach dem Sinne zu reden wußte, und dabei immer that, was sie wollte. Wilhelm befand sich nicht übel; der Chirurgus, ein unwissender, aber nicht ungeschickter Mensch, ließ die Natur walten, und so war der Patient bald auf dem Wege der Besserung. Sehnlich wünschte Dieser, sich wieder hergestellt zu sehen, um seine Plane, seine Wünsche eifrig verfolgen zu können.

Unaufhörlich rief er sich jene Begebenheit zurück, welche einen unauslöschlichen Eindruck auf sein Gemüth gemacht hatte. Er sah die schöne Amazone rettend aus den Büschen hervorkommen; sie näherte sich ihm, stieg ab, ging hin und wieder, und bemühte sich um seinetwillen. Er sah das umhüllende Kleid von ihren Schultern fallen; ihr Gesicht, ihre Gestalt glänzend verschwinden. Alle seine Jugendträume knüpften sich an dieses Bild. Er glaubte nunmehr die edle heldenmüthige Ophelia mit eigenen Augen gesehen zu haben: ihm fiel der kranke Königssohn wieder ein, an dessen Lager die schöne theilnehmende Prinzessin mit stiller Verschwiegenheit verweilt.

Sollten nicht, sagte er manchmal im Stillen zu sich selbst, und in der Jugend wie im Schlafe, die Bilder zukünftiger Schicksale umschweben und unserm unbefangenen Auge ahnungsvoll sichtbar werden? Sollten die Keime Dessen, was uns begegnen wird, nicht schon von der Hand des Schicksals ausgestreut, sollte nicht ein Vorgefühl der Früchte, die wir einst zu brechen hoffen, möglich sein?

Sein Krankenlager gab ihm Zeit, jene Scene tausend Mal zu wiederholen. Tausend Mal rief er den Klang jener süßen Stimme zurück; und wie bewunderte er Philine's, die jene hülfreiche Hand geführt hatte! Oft kam ihm die Geschichte wie ein Traum vor, und er würde sie für ein Mährchen gehalten haben, wenn nicht das Kleid zurückgeblieben wäre, das ihm die Gewißheit der Erscheinung versicherte.

Mit der größten Sorgfalt für dieses Gewand war das lebhafteste Verlangen verbunden, sich damit zu bekleiden. Sobald er aufstand, warf er es über und beleuchtete den ganzen Tag, es möchte durch einen Flecken oder auf sonst eine Weise beschädigt werden.

Zehntes Capitel.

Laertes beichtete seinem Freund. Er war bei jener lebhaften Scene im Wirthshause nicht gegenwärtig gewesen; denn er lag in einer obern Kammer. Ueber seinen Verlust war er sehr gerührt, und hielt sich mit seinem geistlichen

was thäte? Er erzählte verschiedene Aehnliche Züge von der Gesellschaft; besonders gab er Frau Melina Schuld: sie beweine den Verlust ihrer Tochter nur deswegen, weil sie nicht das altdeutsche Vergnügen haben könne, eine Mechtilde taufen zu lassen. Was ihren Mann betreffe, so offenbare sich's nun, daß er viel Geld bei sich gehabt und auch schon damals des Vorschusses, den er Wilhelm'en abgelockt, keineswegs bedurft habe. Melina wollte nunmehr mit dem nächsten Postwagen abgehen, und werde von Wilhelm'en ein Empfehlungsschreiben an seinen Freund, den Director Serlo, verlangen, bei dessen Gesellschaft er, weil die eigene Unternehmung gescheitert, wo unterzukommen hoffe.

Mignon war einige Tage sehr still gewesen, und als man in sie drang, gestand sie endlich, daß ihr rechter Arm verrenkt sei. Das hast Du Deiner Verwegenheit zu danken, sagte Philine und erzählte: wie das Kind im Gefechte seinen Hirschfänger gezogen, wie, als es seinen Freund in Gefahr gesehen, wacker auf die Freibeuter zugehauen habe. Endlich sei es bei'm Arme ergriffen und auf die Seite geschleudert worden. Man schalt auf sie, daß sie das Uebel nicht eher entdeckt habe; doch merkte man wohl, daß sie sich vor dem Chirurgus gescheut, der sie bisher immer für einen Knaben gehalten hatte. Man suchte das Uebel zu heben, und sie mußte den Arm in der Binde tragen. Hierüber war sie auf's Neue empfindlich, weil sie den besten Theil der Pflege und Wartung ihres Freundes Philine'n überlassen mußte, und die angenehme Sclaverei zeigte sich nur um desto zärtlicher und aufmerksamer.

Eines Morgens, als Wilhelm erwachte, fand er sich mit ihr in einer sonderbaren Nähe. Er war auf seinem weiten Lager in der Unruhe des Schlafs ganz an die hintere Seite gerutscht. Philine lag quer über den vordern Theil hingestreckt; sie schien auf dem Bette sitzend und lesend eingeschlafen zu sein. Ein Buch war ihr aus der Hand gefallen; sie war zurück und mit dem Kopf nah' an seiner Brust gesunken, über die sich ihre blonden aufgelöst den Hause in Wellen ausbreiteten. Die Umgebung des Schlafs erhöhte mehr als Kunst und Vorsatz ihre Reize; eine kindliche ueberlabte Ruhe schwebte über ihrem Gesichte. Er sah sie eine Zeit lang an, und schien sich selbst über das Vergnügen zu tadeln, womit es ihn erfüllt, und wir wissen nicht, ob er seinen Zustand sogenau oder tadelte, der ihm Ruhe und Mäßigung zur Pflicht machte. Er hatte sie eine Zeit lang aufmerksam betrachtet, als sie sich zu regen anfing. Er schloß die Augen sachte zu; doch konnte er nicht unterlassen, zu blinzen und nach ihr zu sehen, als sie sich wieder gerecht setzte und wegging, nach dem Frühstück zu fragen.

Nach und nach hatten sich nun die sämmtlichen Schauspieler bei Wilhelm'en gemeldet, hatten Empfehlungsschreiben und Reisegeld, mehr oder weniger munter und ungestüm, gefordert und immer mit Widerwillen Philine'ns erhalten. Vergebens stellte sie ihrem Freunde vor, daß der Jäger auch diesen Leuten eine ansehnliche Summe zurückgelassen, daß man ihn nur zum Besten habe. Vielmehr kamen sie darüber in einen lebhaften Zwist, und Wilhelm behauptete nunmehr ein für alle Mal, daß sie sich gleichfalls an die übrige Gesellschaft anschließen und ihr Glück bei Serlo versuchen sollte.

Nur einige Augenblicke verließ sie ihr Gleichmuth, dann erholte sie sich schnell wieder und rief: wenn ich nur meinen Glauben wieder hätte, so wollt' ich mich um Euch Alle Nichts kümmern. Sie meinte Friedrich'en, der sich vom Wahnsinne verloren und nicht wieder gezeigt hatte.

Des andern Morgens brachte Mignon die Nachricht an's Bette: daß Philine in der Nacht abgereist sei; im Nebenzimmer habe sie Alles, was ihm gehöre, sehr ordentlich zusammengelegt. Er empfand ihre Abwesenheit; er hatte an ihr eine treue Wärterinn, eine muntere Gesellschafterinn verloren; er war nicht mehr gewohnt, allein zu sein. Allein Mignon füllte die Lücke bald wieder aus.

Seitdem jene leichtfertige Schöne in ihren freundlichen Bemühungen den Verwundeten umgab, hatte sich die Kleine nach und nach zurückgezogen und war stille für sich geblieben; nun aber, da sie wieder freies Feld gewann, trat sie mit Aufmerksamkeit und Liebe hervor, war eifrig, ihm zu dienen, und munter, ihn zu unterhalten.

Elftes Capitel.

Mit lebhaften Schritten näherte er sich der Besserung; er hoffte nun in wenig Tagen seine Reise antreten zu können. Er wollte nicht etwa planlos ein schlenderndes Leben fortsetzen, sondern zweckmäßige Schritte sollten künftig seine Bahn bezeichnen. Zuerst wollte er die hülfreiche Herrschaft aufsuchen, um seine Dankbarkeit an den Tag zu legen, alsdann zu seinem Freunde, dem Director, eilen, um für die vereinigte Gesellschaft auf das Beste zu sorgen, und zugleich die Handelsfreunde, an die er mit Briefen versehen war, besuchen, und die ihm aufgetragenen Geschäfte verrichten. Er machte sich Hoffnung, daß ihm das Glück wie vorher auch künftig beistehen und Thätigkeit verschaffen werde, durch eine glückliche Speculation den Verlust

zu erfreuen und die Lücke seiner Casse wieder auszufüllen.

Das Verlangen, seine Aetterlein wieder zu sehen, wuchs mit jedem Tage. Um seine Reise-Route zu bestimmen, ging er mit dem Geistlichen zu Rathe, der schöne geographische und statistische Kenntnisse hatte und eine artige Bücher- und Kartensammlung besaß. Man suchte nach dem Orte, den die edle Familie während des Kriegs zu ihrem Sitz erwählt hatte; man suchte Nachrichten von ihr selbst auf; allein der Ort war in keiner Geographie, auf keiner Karte zu finden, und die genealogischen Handbücher sagten Nichts von einer solchen Familie.

Wilhelm wurde unruhig; und als er seine Bekümmerniß laut werden ließ, entdeckte ihm der Harfenspieler: er habe Ursache zu glauben, daß der Jäger, es sei aus welcher Ursache es wolle, den wahren Namen verschwiegen habe.

Wilhelm, der nun einmal sich in der Nähe der Schönen glaubte, hoffte einige Nachricht von ihr zu erhalten, wenn er den Harfenspieler abschicke; aber auch diese Hoffnung ward getäuscht. So sehr der Alte sich auch erkundigte, konnte er doch auf keine Spur kommen. In jenen Tagen waren verschiedene lebhafte Bewegungen und unerwartete Durchmärsche in diesen Gegenden vorgefallen; Niemand hatte auf die reisende Gesellschaft besonders Acht gegeben, so daß der ausgesendete Bote, um nicht für einen Jüdischen Spion angesehen zu werden, wieder zurückgehen und ohne Deilblatt vor seinem Herrn und Freund erscheinen mußte. Er legte strenge Rechenschaft ab, wie er den Auftrag auszurichten gesucht, und was bemüht, allen Verdacht einer Nachlässigkeit von sich zu entfernen. Er suchte auf alle Weise Wilhelm's Beunruhigung zu lindern, besann sich auf Alles, was er von dem Jäger erfahren hatte, und brachte mancherlei Muthmaßungen vor, wobei denn endlich ein Umstand verlaut, warum Wilhelm einige räthselhafte Worte der schönen Verschwundenen deuten konnte.

Die räuberische Bande nämlich hatte nicht der wandernden Truppe, sondern jener Herrschaft aufgepaßt, bei der sie mit Recht viele Geld- und Kostbarkeiten vermuthete, und von deren Zug sie genaue Nachricht mußte gehabt haben. Man wußte nicht, ob man die That einem Frei-Corps, ob man sie Marodeurs oder Räubern zuschreiben sollte. Genug, zum Glücke der Fremdlinge und Armen sprengt auf den Platz gekommen und hatten das Schicksal erbeutet, das Jenen zubereitet war. Darauf bezogen sich die Worte des jungen Manns, deren sich Wilhelm noch gar wohl erinnerte. Denn er war vergnügt und glücklich sein konnte, daß ein verschlagener Genius ihn zum Retter bestimmt hatte, eine vollkommene Sterbliche zu retten, so war er dagegen nahe an der Verzweiflung, da ihm, sie wiederzufinden, sie wiederzusehen, wenigstens für den Augenblick alle Hoffnung verschwunden war.

Was diese sonderbare Bewegung in ihm vermehrte, war die Aehnlichkeit, die er zwischen der Gräfin und der schönen Unbekannten entdeckt zu haben glaubte. Sie glichen sich, wie sich Schwestern gleichen mögen, deren keine die jüngere noch die ältere genannt werden darf; denn sie scheinen Zwillinge zu sein.

Die Erinnerung an die liebenswürdige Gräfin war ihm unerträglich süß. Er rief sich ihr Bild vor allzugern wieder in's Gedächtniß. Aber nun trat die Gestalt der edeln Amazone gleich dazwischen; eine Erscheinung verwandelte sich in die andere, ohne daß er im Stande gewesen wäre, diese oder jene festzuhalten.

Wie wunderbar mußte ihm daher die Aehnlichkeit ihrer Handschriften sein; denn er verwahrte ein reizendes Lied von der Hand der Gräfin in seiner Schreibtafel, und in dem Ueberrock hatte er ein Zettelchen gefunden, worin man sich mit viel göttlicher Sorgfalt nach dem Befinden eines Oheims erkundigte.

Wilhelm war überzeugt, daß seine Aetterlein dieses Billet geschrieben, daß es auf der Reise in einem Wirthshause und einem Zimmer in das andere geschickt und von dem Oheim in die Tasche gesteckt worden sei. Er hielt beide Handschriften gegen einander; und wenn die zierlich gestellten Buchstaben der Gräfin ihm fest so sehr gefallen hatten, so fand er in den spitzigen, aber freien Zügen der Unbekannten eine unaussprechlich süßsrohe Harmonie. Das Billet enthielt Nichts, und schon die Züge schienen ihn, sowie ehemals die Gegenwart der Schönen zu erheben.

Er verfiel in eine wehmüthige Schwärmerei; und wie einstmals mit seinen Empfindungen war das Lied, das eben in dieser Gegend Mignon und der Harfner als ein mannigfaltiges Duett mit dem herzlichsten Wohllaute sangen:

Sechstes Capitel.

Die sonderbaren Andeutungen des lieben Schutzgeistes, endlich unsern Freund auf irgend einen Weg zu führen, nährten und verwebten die Wünsche, die er vorher empfunden hatte. Eine heimliche Gluth schlich in seinen Adern; bestimmte und unbestimmte Gegenstände wechselten in seiner Seele und erregten ein entleintes Verlangen. Bald wünschte er sich ein Roß, bald Flügel, und indem es ihm unmöglich schien, hierbey zu beharren, sah er sich erst um, wohin er denn eigentlich begehre.

Der Faden seines Schicksals hatte sich so sonderbar verwebet; er wünschte die seltsamen Knoten aufgelöst oder zerschnitten zu sehen. Oft, wenn er ein Pferd traben oder einen Wagen rollen hörte, schaute er eilig zum Fenster hinaus, in der Hoffnung, es würde Jemand sein, der ihn aufsuchte und, wäre es auch nur durch Zufall, ihm Nachricht, Gewißheit und Freude brächte. Er erzählte sich Geschichten vor, wie sein Freund Werner in diese Gegend kommen und ihn überraschen könnte, daß Mariane vielleicht erscheinen dürfte. Der Ton eines jeden Posthorns setzte ihn in Bewegung. Melina sollte von seinem Schicksale Nachricht geben, vermöglich aber sollte der Jäger wieder kommen und ihn zu jener angebeteten Schönheit einladen.

Von allem Diesem geschah leider Nichts, und er mußte zuletzt wieder mit sich allein bleiben; und indem er das Vergangene wieder durchnahm, ward ihm ein Umstand, je mehr er ihn berachtete und beleuchtete, immer wichtiger und merkwürdiger. Es war seine vermeintliche Herzensfähigkeit, an die er ohne Verdruß nicht denken konnte. Denn ob es gleich am Abend jenes bösen Tages sich vor der Gesellschaft so gewaltig herausgestrichen hatte, so konnte er sich doch selbst seine Schuld nicht verbergen. Er schrieb sich vielmehr in heuchlerischen Augenblicken den ganzen Vorfall allein zu.

Die Gegenwärtige lügt und betrügt unsere Augenblicke oft weit weniger, als sie sind, erscheinen. Er hatte das Vertrauen auf sich sehr gemacht, den Willen der Uebrigen gelenkt und war, von Unerfahrenheit und Kühnheit geleitet, vorangegangen, es ergriff sie eine Gefahr, der sie nicht gewachsen waren. Laute und stille Verwünschungen verfolgten ihn; und wenn er der irregeführten Gesellschaft nach dem empfindlichen Verluste zugelegt hatte, sie nicht zu verlassen, bis er ihnen das Verlorene mit Wucher ersetzt hätte, so hatte er sich über eine neue Verlegenheit zu beklagen, wenn er ein allgemein aufgeschrecktes Uebel auf seine Schultern zu nehmen sich vermaß. Auch erwarb er sich, daß er durch Verlegenheit und Drang des Augenblicks ein solches Versprechen gethan hatte; bald stand er wieder, daß jener gutmüthige Hinterhalt seiner Hand, die Niemand annehmen würdige, nur eine leichte Förmlichkeit sei gegen das Gelübde, das sein Herz gethan hatte. Er sann auf Mittel, ihnen wohlthätig und nützlich zu sein, und fand alle Mittel, seine Reise zu Ende zu beschleunigen. Er packte nunmehr seine Sachen zusammen und eilte, ohne seine völlige Genesung abzuwarten, ohne auf den Rath des Vaters und Wundarztes zu hören, in der wunderbaren Geschäftigkeit Wilhelm's und des Alten, der Nachlässigkeit zu entfliehen, in der ihn sein Schicksal abermals nur zu lange gehalten hatte.

Dreizehntes Capitel.

Serlo empfing ihn mit offenen Armen und lief ihm entgegen: Seh' ich Sie? Umarm' ich Sie wieder? Sie haben sich wenig oder nicht geändert. Ist Ihre Liebe zur edelsten Kunst noch immer so stark und lebendig? Sie sehr erfreut' ich mich über Ihre Ankunft, daß ich selbst das Mißtrauen nicht mehr fühle, das Ihre letzten Briefe bei mir erregt haben.

Wilhelm bat dringend um eine nähere Erklärung.

Sie haben sich, versetzte Serlo, gegen mich nicht wie ein alter Freund betragen; Sie haben mich wie einen großen Herrn behandelt, dem man mit gutem Gewissen unbrauchbare Leute empfehlen darf. Unser Schicksal hängt von der Meinung des Publicums ab, und ich fürchte, daß Ihr Herr Melina mit den Seinigen schwerlich bei uns wohl aufgenommen werden dürfte.

Wilhelm wollte Etwas zu ihren Gunsten sprechen, aber Serlo fing an, eine so unbarmherzige Schilderung von ihnen zu machen, daß unser Freund sehr gelitten war, als ein Frauenzimmer in das Zimmer trat, das Gespräch unterbrach, und ihm sogleich als Schwester Aurelia von seinem Freunde vorgestellt ward. Sie empfing ihn auf das freundschaftlichste, und ihre Unterhaltung war so angenehm, daß er nicht einmal einen entschiedenen Zug des Zimmers gewahr wurde, der ihrem geistreichen Gesicht noch ein besonderes Interesse gab.

Zum ersten Mal seit langer Zeit fand sich Wilhelm wieder in seinem Elemente. Bei seinen Gesprächen hatte er sonst nur nothdürftig gültige Zuhörer gefunden, da er gegenwärtig mit Künstlern und Kennern zu sprechen das Glück hatte, die ihn nicht allein vollkommen verstanden, sondern die auch sein Gespräch belebend erweiterten. Wie verschieden ging nun die ernsten Gelde durch! Wie

welcher Sicherheit beurtheilte man sie! Wie mußte man das Urtheil des Publicums zu prüfen und zu schätzen! In welcher Geschwindigkeit lidte man einander auf!

Nun mußte sich, bei Wilhelm's Vorliebe für Shakespeare's, das Gespräch nothwendig auf diesen Schriftsteller lenken. Er zeigte die lebhafteste Hoffnung auf die Epoche, welche diese vortrefflichen Stücke in Deutschland machen müßten, und bald brachte er seinen Hamlet vor, der ihn so sehr beschäftigt hatte.

Serlo versicherte, daß er das Stück längst, wenn es nur möglich gewesen wäre, gegeben hätte, daß er gern die Rolle des Polonius übernehmen wolle. Dann setzte er mit Lächeln hinzu: Lob Ophelie's haben sich wohl auch, wenn wir nur erst den Prinzen haben.

Wilhelm bemerkte nicht, daß Serlo's dieser Scherz des Verdrusses zu mißfallen schien; er wurde vielmehr noch seiner Art weitläufig und lehrreich, in welchem Sinne er den Hamlet gespielt haben wolle. Er legte ihnen die Resultate umständlich dar, mit welchen wir ihn oben beschäftigt gesehn, und gab sich alle Mühe, seine Meinung annehmlich zu machen, so viel Zweifel auch Serlo gegen seine Hypothese erregte. Nun gut, sagte Dieser zuletzt; wir geben Ihnen Alles zu; was wollen Sie weiter daraus erklären?

Vieles, Alles, versetzte Wilhelm. Denken Sie sich einen Prinzen, wie ich ihn geschildert habe, dessen Vater unvermuthet stirbt. Ehrgeiz und Herrschsucht sind nicht die Leidenschaften, die ihn treiben; er hatte sich's gefallen lassen, Sohn eines Königs zu sein; aber nun ist er erst genöthigt, auf den Abstand aufmerksamer zu werden, der den König vom Unterthanen scheidet. Das Recht zur Krone war nicht erblich, und doch hätte ein längeres Leben seines Vaters die Ansprüche seines einzigen Sohnes mehr befestigt und die Hoffnung zur Krone gesichert. Dagegen sieht er sich nun durch seinen Oheim, ungeachtet scheinbarer Versprechungen, vielleicht auf immer ausgeschlossen; er fühlt sich nun so arm an Gaben, an Gütern, und fremd in Dem, was er von Jugend auf als sein Eigenthum betrachten konnte. Hier nimmt sein Gemüth die erste traurige Richtung. Er fühlt, daß er nicht mehr, ja nicht so viel ist als jeder Edelmann; er gibt sich für einen Diener eines Jeden; er ist nicht höflich, nicht herablassend, nein, herabgelassen und bedürftig.

Nach seinem innigen Zustande blickt er nur wie nach einem verschwundenen Traume. Vererbend, daß sein Oheim ihn aufmuntern, ihm seine Lage aus einem andern Gesichtspunkte zeigen will; die Erscheinung seines Vaters verläßt ihn nie.

Der zweite Schritt, der ihn tief, verletzte tiefer; drohte noch mehr. Es ist die Heirath seiner Mutter. Ihm, einem treuen und zärtlichen Sohne, blieb, da sein Vater starb, eine Mutter noch übrig; er hoffte in Gesellschaft seiner hinterlassenen edeln Mutter die Heldengestalt jener großen Abgeschiedenen zu verehren; aber auch seine Mutter verliert er, und es ist schlimmer, als wenn sie ihm der Tod geraubt hätte. Das zuverlässige Weib, das sich ein wohlgerathenes Kind so gern von seinen Eltern macht, verschwindet; bei dem Todten ist keine Hülfe, und an der Lebendigen kein Halt. Sie ist auch ein Weib, und unter dem allgemeinen Gebrechlichkeitsnamen, Schwachheit, ist auch sie begriffen.

Nun erst fühlt er sich recht gedrängt, nun erst verwaist, und kein Glück der Welt kann ihm wieder ersetzen, was er verloren hat. Nicht traurig, nicht nachdenklich von Natur, wird ihm Trauer und Nachdenken zur schweren Bürde. So sehen wir ihn auftreten. Ich glaube nicht, daß ich Etwas in das Stück hineinlege oder einen Zug übertreibe.

Serlo sah seine Schwester an und sagte: Habe ich Dir ein falsches Bild von unserm Freunde gemacht? Er singt gut an und wird uns noch Manches vorerzählen und viel überreden. Wilhelm schwur hoch und theuer, daß er nicht überreden, sondern überzeugen wolle, und bat nur noch um einen Augenblick Geduld.

Denken Sie sich, fuhr er fort, diesen Jüngling, diesen Fürstensohn recht lebhaft, vergegenwärtigen Sie sich seine Lage, und dann betrachten Sie ihn, wenn er erblickt, die Gestalt seines Vaters erscheine; sehen Sie ihn bei in der schrecklichen Nacht, wenn der abgeschiedene Geist selbst vor ihm auftritt. Ein ungeheures Entsetzen ergreift ihn; er redet die Wundergestalt an, sieht sie winken, folgt und hört. Die schreckliche Anklage wider seinen Oheim entdeckt in seinem Ohren. Rachforderung zur Rache und die dringende wiederholte Bitte: Gedenke Dich meiner!

Und da der Geist verschwunden ist, wen sehen wir vor uns stehen? Einen jungen Helden, der noch Rache schnaubt? Einen geborenen Fürsten, der sich glücklich schätzt, gegen den Usurpator seines Thrones aufgerufen zu werden? Nein! Staunen und Entsetzen überfällt den Gelassenen, er wird bitter gegen die Lächelnden Bösewichter, schwört, den Abgeschiedenen nicht zu vergessen, und schließt mit dem bekannten Seufzer: die Zeit ist aus dem Gelenke; wehe mir, daß ich geboren ward, sie wieder einzurichten!

In diesen Worten, däucht mich, liegt der Schlüssel zu Hamlet's ganzem Betragen, und wir ist deutlich, daß Shakespeare jene schönere wollen: eine große That auf eine Seele gelegt, die der That nicht gewachsen ist. Und in diesem Sinne

ſind' ich das Stück durchgängig gearbeitet. Hier wird ein Eichbaum in ein köſtliches Gefäß gepflanzt, das vor lieblicher Blumen in ſeinem Schooß hätte aufnehmen ſollen; die Wurzel dehnt aus; das Gefäß wird zerrichtet.

Ein ſchönes, reines, edles, höchſt moraliſches Weſen, ohne die ſinnliche Stärke, die den Helden macht, geht unter einer Laſt zu Grunde, die es weder tragen noch abwerfen kann; jede Pflicht iſt ihm heilig, dieſe zu ſchwer. Das Unmögliche wird von ihm gefordert, nicht das Unmögliche an ſich, ſondern Das, was ihm unmöglich iſt. Wie er ſich windet, dreht, ängſtigt, vor- und zurückwirkt, immer erinnert wird, ſich immer erinnert und zuletzt faſt ſeinen Zweck aus dem Sinne verliert, ohne doch jemals wieder frei zu werden!

Vierzehntes Capitel.

Verſchiedene Perſonen traten herein, die das Geſpräch unterbrachen. Es waren Bürgersleute, die ſich bei Gerte gewöhnlich ein Mal die Woche zu einem kleinen Concerte verſammelten. Er ſtritte die Mufik ſehr und behauptete, daß ein Schauſpieler ohne dieſe Liebe niemals zu einem deutlichen Begriff und Gefühl ſeiner eigenen Kunſt gelangen könne. Sowie man viel leichter und anſtändiger agire, wenn die Geberden durch eine Melodie begleitet und geleitet werden, ſo müſſe der Schauſpieler ſich auch ſeine proſaiſche Rolle gleichſam im Sinne componiren, daß er ſie nicht etwa eintönig nach ſeiner individuellen Art und Weiſe hinſudele, ſondern ſie in gehöriger Abwechſelung nach Tact und Maß behandle.

Aurelie ſchien an Wilm, was vorging, wenig Antheil zu nehmen, ſintemahl ſie zuletzt unſern Freund in ein Seitenzimmer, und indem ſie an's Fenſter trat und den geſtirnten Himmel anſchaute, ſagte ſie zu ihm: Sie ſind uns Manches über Hamlet ſchuldig geblieben; ich will zwar nicht neugierig ſein, und wünſche, daß mein Bruder auch mit anderen möge, was Sie uns noch zu ſagen haben; doch laſſen Sie mich Ihre Gedanken über Ophelien hören.

Von ihr läßt ſich nicht viel ſagen, verſetzte Wilhelm; denn nur mit wenig Meiſterzügen iſt ihr Charakter vollendet. Ihr ganzes Weſen ſchwebt in reiner ſüßer Sinnlichkeit. Ihre Neigung zu dem Prinzen, auf deſſen Hand ſie Anſpruch machen darf, ſchöpft ſie aus der Quelle; das gute Herz überläßt ſich in ganz ſeinem Verlangen, daß Vater und Bruder beide fürchten, beide gewahren und mißbilligen müſſen. Der Wahnſinn, wie der leichte Flor auf ihrem Buſen, kann die Bewegung ihres Herzens nicht verbergen, er wird vielmehr ein Verräther dieſer leiſen Bewegung. Ihre Einbildungskraft iſt angeregt, ihre ſtille Beſcheidenheit athmet eine liebevolle Begierde; und ſollte die begünſtigte Gelegenheit das Pförtchen öffnen, ſo würde die Frucht ſogleich herabfallen.

Und nun, ſagte Aurelie, wenn ſie ſich verlaſſen ſieht, verlobt und verſchmäht, wenn in der Seele ihres wahnſinnigen Geliebten ſich das Höchſte zum Tiefſten umwendet, und er ihr, ſtatt des ſüßen Bechers der Liebe, den bittern Kelch der Leiden hinreicht —

Ihr Herz bricht, rief Wilhelm aus, das ganze Gerüſt ihres Daſeins rückt aus ſeinen Fugen, der Tod ihres Vaters ſtürmt herein, und das ſchöne Gebäude ſtürzt völlig zuſammen.

Wilhelm hatte nicht bemerkt, mit welchem Antheil Aurelie die letzten Worte ausſprach. Nur auf das Kunſtwerk, deſſen Zuſammenhang und Vollkommenheit gerichtet, hörte er nicht, daß ſeine Freundinn eine ganz andere Wirkung empfand, nicht, daß ein eigener tiefer Schmerz durch dieſe dramatiſchen Schattenbilder in ihr lebhaft erregt ward.

Noch immer hatte Aurelie ihr Haupt, von ihren Armen unterſtützt, und ihre Augen, die ſich mit Thränen füllten, gen Himmel gewendet. Endlich hielt ſie nicht länger ihren verborgenen Schmerz zurück; ſie faßte des Freundes beide Hände und rief, indem er erſtaunt vor ihr ſtand: Verzeihen Sie, verzeihen Sie einem gedrängten Herzen! Die Geſellſchaft ſtändet und preßt mich zuſammen; vor meinem unbarmherzigen Bruder muß ich mich zu verbergen ſuchen; nun hat Ihre Gegenwart alle Bande aufgelöſt. Mein Freund! fuhr ſie fort, ſeit einem Augenblicke ſind wir erſt bekannt, und ſchon werden Sie mein Vertrauter. Sie konnte die Worte kaum ausſprechen und ſank an ſeine Schulter. Denken Sie nicht übler von mir, ſagte ſie ſtändernd, daß ich mich Ihnen ſo ſchnell eröffne, daß Sie mich ſo ſchwach ſehen. Seien Sie, bleiben Sie mein Freund; ich verdiene es! Er redete ihr auf das Herzlichſte zu; umſonſt! Ihre Thränen floſſen und erſtickten ihre Worte.

In dieſem Augenblicke trat Gerte ſehr unwillkommen herein, und ſehr unerwartet Philine, die er bei der Hand führt. Hier iſt Ihre Freundinn, ſagte er zu ihr; er wird ſich freuen, Sie zu begrüßen.

Wie! rief Wilhelm erſtaunt, muß ich Sie hier ſehen! Mit einem beſchämenden, gezwungenen Weſen ging ſie auf ihn los, hieß ihn willkommen, rühmte Gerte's Güte, der ſie ohne ihr Verdienſt, bloß in Hoffnung, daß ſie ſich bilden werde, unter ſeine treffliche Truppe aufgenommen habe. Sie that dabei gegen Wilhelm

freundlich, doch mit einer ehrerbietigen Entfernung.

Diese Verstellung währte aber nicht länger, als bis Beide zugegen waren. Denn als Aurelie, ihren Schmerz zu verbergen, wegging, und Serlo abgerufen ward, ist Philine erst recht gegen nach den Thüren, ob Beide auch gewiß fort seien; dann hüpfte sie wie thöricht in der Stube herum, setzte sich an die Erde und wollte vor Lachen ersticken. Dann sprang sie auf, schmeichelte unserm Freunde und stellte sich über alle Maßen, daß sie so lang gewesen sei, vernachgehen, das Terrain zu recognoscieren und sich einzurichten.

Hier geht es bunt zu, sagte sie, gerade sowie mir's recht ist. Aurelie hat einen unglücklichen Liebeshandel mit einem Edelmanne gehabt, der ein prächtiger Mensch sein muß, und den ich selbst wohl ein Mal sehen möchte. Er hat ihr ein Andenken hinterlassen, aber ich möchte mich sehr irren. Es läuft da ein Knabe herum, ungefähr von drei Jahren, schön wie die Sonne; der Papa mag allerliebst sein. Ich kann sonst die Kinder nicht leiden, aber dieser Junge lernt mich. Ich habe ihr nachgerechnet. Der Tod ihres Mannes, die neue Bekanntschaft, das Alles bei Kinder, Alles trifft zusammen.

Nun ist der Freund seiner Wege gegangen; seit einem Jahre sieht er sie nicht mehr. Sie ist darüber außer sich und unsterblich. Die Närrin! — Der Bruder hat unter der Truppe eine Tänzerin, mit der er schön thut, ein Mädchen, mit der er vertraut ist, in der Stadt noch einige Frauen, denen er aufwartet, und nun sieh' ich auch auf der Liste. Der Narr! — Wenn übrigens Alles still bleibt, so werden wir morgen hören. Und nun noch ein Mährchen von Philine'n, das Du kennst; die Exposition ist in Dich verliebt. Sie schwur, daß es wahr sei, und betheuerte, daß es ein rechter Spaß sei. Sie hat Wilhelm'en inständig, er möchte sich in Aurelie'n verlieben, dann werde die Hetze erst recht angehen. Sie läuft ihrem Ungetreuen, Du ehe, ich Dir auch bei Beiden mit nach. Wenn Dich nicht eine Lust auf ein halbes Jahr gibt, so will ich an der rothen Epistel sterben, die ich zu diesem vierfach verschlungenen Romane hinzuwirft. Sie hat ihn, er möchte ihr den Handel nicht verderben, und ihr soviel Währung bezeigen, als sie durch ihr schmeichlerisches Betragen verdienen wollte.

Fünfzehntes Capitel.

Den nächsten Morgen gedachte Wilhelm Madam Melina zu besuchen; er fand sie nicht zu Hause, fragte nach den übrigen Gliedern der wandernden Gesellschaft und erfuhr: Philine habe sie zum Frühstück eingeladen. Und Mignon eilte er hin und traf sie Alle sehr aufgeräumt und getröstet. Das lange Geheimniß hatte sie versammelt, sie mit Chocolate bewirthet und ihnen zu verstehen gegeben, auch sei nicht alle Aussicht verspertt; sie hoffe durch ihren Einfluß den Direktor zu überzeugen, wie vortheilhaft es ihm sei, so geschickte Leute in seine Gesellschaft aufzunehmen. Sie hörten ihr aufmerksam zu, schlürften eine Tasse nach der andern hinunter, fanden das Mädchen gar nicht übel und nahmen sich vor, das Beste von ihr zu reden.

Glauben Sie denn, sagte Wilhelm, der mit Philine'n allein geblieben war, daß Serlo sich noch entschließen werde, unsere Gesellschaft zu behalten? Mit Nichten, versetzte Philine, es ist mir auch gar Nichts daran gelegen; ich wollte, sie wären je eher je lieber fort! Den einzigen Laertes wünscht' ich zu behalten; die Uebrigen wollen wir schon nach und nach bei Seite bringen.

Hierauf gab sie ihrem Freunde zu verstehen, daß sie gewiß überzeugt sei, er werde unmöglich sein Talent nicht länger vergraben, sondern unter Direction eines Serlo auf's Theater gehen. Sie kannte die Ordnung, den Geschmack, den Geist, der hier herrsche, nicht genug rühmen; sie sprach so schmeichelnd zu unserm Freunde, so schmeichelhaft von seinen Talenten, daß sein Herz und seine Einbildungskraft sich ebenso sehr diesem Vorschlage näherten, als sein Verstand und seine Vernunft sich davon entfernten. Er verbarg seine Neigung vor sich selbst und vor Philine'n, und brachte einen nachdenkenden Tag zu, an dem er sich nicht entschließen konnte, zu seinem Handelscorrespondenten zu gehen und die Briefe, die dort für ihn liegen möchten, abzuholen. Denn, ob er sich gleich die Ursache der Seinigen viele Zeit über verhehlen konnte, so scheute er sich doch, ihre Sorgen und Vorwürfe unmittelbar zu erfahren, um so mehr, da er sich einen großen und reinen Genuß diesen Abend von der Aufführung eines neuen Stücks versprach.

Serlo hatte sich geweigert, ihn bei der Probe zuzulassen. Sie müssen mich, sagte er, erst von der besten Seite kennen lernen, eh' wir zugeben, daß Sie mich in die Karte sehen.

Mit der größten Zufriedenheit wohnte aber auch unser Freund den Abend darauf der Vorstellung bei. Es war das erste Mal, daß er ein Theater in solcher Vollkommenheit sah. Man kannte sämmtlichen Schauspielern vortreffliche Gaben, glückliche Anlagen und einen hohen und klaren Begriff von ihrer Kunst zu, und doch waren sie einander nicht gleich; aber sie hielten und trugen sich wechselsweise, stimmten einander an, und waren in ihrem ganzen Spiele sehr bestimmt und genau. Man fühlte bald, daß Serlo die Seele des Ganzen war, und er spielte sich sehr zu seinem Vortheil auf. Eine

heitere Laune, eine gemäßigte Lebhaftigkeit, ein bestimmter Anstand des Schicklichen bei einer großen Gabe der Nachahmung, mußte man an ihm, wie er auf's Theater trat, wie er den Mund öffnete, bewundern. Die innere Behaglichkeit seiner Person schien sich über alle Zuhörer auszubreiten, und die geistreiche Art, mit der er die feinsten Schattirungen der Rollen leicht und geläufig ausdrückte, erweckte um so viel mehr Freude, als er die Kunst zu verbergen wußte, die er sich durch eine anhaltende Uebung eigen gemacht hatte.

Seine Schwester Aurelie blieb nicht hinter ihm, und erhielt noch größeren Beifall, indem sie die Gemüther der Menschen rührte, die er zu erheitern und zu erfreuen so sehr im Stande war.

Nach einigen Tagen, die auf eine angenehme Weise zugebracht wurden, verlangte Aurelie nach unserm Freund. Er eilte zu ihr und fand sie auf dem Canape liegen; sie schien am Kopfweh zu leiden, und ihr ganzes Wesen konnte eine fieberhafte Bewegung nicht verbergen. Ihr Auge erheiterte sich, als sie den Hereintretenden erblickt. Vergeben Sie! rief sie ihm entgegen; das Zutrauen, das Sie mir einflößten, hat mich schwach gemacht. Bisher konnt' ich mich mit meinen Schmerzen im Stillen unterhalten, ja sie gaben mir Stärke und Trost; nun haben Sie, — ich weiß nicht, wie es zugegangen ist, — die Pforte der Verschwiegenheit geöffnet, und Sie werden nun selbst wider Willen Theil an dem Kampfe nehmen, den ich gegen mich selbst führe.

Wilhelm antwortete ihr freundlich und verbindlich. Er versicherte, daß ihr Bild und ihre Schmerzen ihm beständig vor der Seele geschwebt, daß er sie von ihr Vertrauen bitte, daß er sich ihr zum Freunde widme.

Indem er so sprach, wandten seine Augen von dem Knaben ungezogen, der vor ihr auf der Erde saß und allerlei Spielwerk durcheinander warf. Er merkte, wie Philine ihm angegeben, angeblich drei Jahre alt sein, und Wilhelm verstand nun erst, warum das leichtsinnige, in ihren Vorsätzen stets schwebende Mädchen den Knaben der Sonne verglichen. Denn nun die offnen Augen und das volle Gesicht kräftigten sich die schönsten goldnen Locken; an einer blendend weißen Stirne zeigten sich zarte, dunkle, kraftgebogene Augenbrauen, und die lebhafte Farbe des Scharlachs glänzte auf seinen Wangen. Sehen Sie sich zu mir, sagte Aurelie, Sie kehrte das glückliche Kind mit Verwunderung an. Gewiß, ich habe es mit Freuden auf meine Arme genommen, ich herzte es mit Zärtlichkeit. Nur kann ich auch recht an ihm den Stich meiner Schmerzen erneuern; denn sie lassen mich den Werth einer solchen Gabe nur desto empfinden.

Erlauben Sie mir, fuhr sie fort, daß ich nun auch von mir und meinem Schicksale rede; denn es ist mir sehr daran gelegen, daß Sie mich nicht verkennen. Ich glaubte einige gelassene Augenblicke zu haben, darum ließ ich Sie rufen; Sie sind nun da, und ich habe meinen Faden verloren.

Ein verlassen Geschöpf mehr in der Welt! werden Sie sagen. Sie sind ein Mann und denken: wie geberdet sie sich bei einem nothwendigen Uebel, das gewisser als der Tod über einem Weibe schwebt, bei der Untreue eines Mannes, die Adrian! — O mein Freund, wäre mein Schicksal gemein, ich wollte gern gemeinem Uebel entgehen; aber es ist so außerordentlich; warum kann ich's Ihnen nicht im Spiegel zeigen, warum nicht Jemand' auftragen, es Ihnen zu erzählen! O wäre, wäre ich verlassen, überrascht und dann verlassen, dann müßte in der Verzweiflung noch Trost sein! Aber ich bin weit schlimmer daran, ich habe mich selbst hintergangen, mich selbst wider Wissen betrogen; Das ist's, was ich mir niemals verzeihen kann.

Bei edeln Gesinnungen, wie die Ihrigen sind, versetzte der Freund, können Sie nicht ganz unglücklich sein.

Und wissen Sie, wem ich meine Gesinnung schuldig bin? sagte Aurelie; der allerschlechtesten Erziehung, durch die jemals ein Mädchen hätte verdorben werden sollen, dem schlimmsten Beispiele, um Sinne und Neigung zu verführen.

Nach dem frühzeitigen Tode meiner Mutter brachte ich die schönsten Jahre der Entwickelung bei einer Tante zu, die sich zum Gesetz machte, die Gesetze der Ehrbarkeit zu verachten. Blindlings überließ sie sich einer jeden Neigung, sie mochte über den Gegenstand gebieten oder sein Sclave sein, wenn sie nur im wilden Genusse ihrer selbst vergessen konnte.

Was mußten wir Kinder mit dem reinen und deutlichen Blick der Unschuld und der Jugend von dem sündlichen Geschlechte machen! Ungezogen, dringend, dreist, ungeschickt war Jeder, den sie herbeireizte; wie satt, übermüthig, leer und abgeschmackt dagegen, sobald er seiner wilden Wünsche Befriedigung gefunden hatte! So hab' ich diese Frau Jahre lang unter dem Gebote der schlechtesten Menschen erniedrigt gesehen; was für Begegnung mußte sie erdulden, und mit welcher Stirne wußte sie sich in ihr Schicksal zu finden, ja mit welcher Art diese schändlichen Zustände zu tragen!

So lernte ich Ihr Geschlecht kennen, mein Freund; und wie rein dachte ich es, da ich zu bemerken schien, daß selbst solche Männer, die Verachtung gegen das weibliche Geschlecht, jedem guten

Gefühl zu entlagen ſchienen, zu dem ſie die Natur ſonſt noch mehr fähig gemacht haben!

Leider wußt' ich auch bei ſolchen Gelegenheiten viel traurige Erfahrungen über mein eigen' Geſchlecht machen; und wahrhaftig, als Mädchen von ſechzehn Jahren war ich klüger als ich jetzt bin, jetzt, da ich mich ſelbſt kaum verſtehe! Warum ſind wir ſo klug, wenn wir jung ſind, ſo klug, um immer thörichter zu werden!

Der Knabe machte Lärm, Aurelie ward ungeduldig und klingelte. Ein altes Weib kam herein, ihn wegzuholen. Haſt Du noch immer Zahnweh? ſagte Aurelie zu der Alten, die den Backen verbunden hatte. Faſt unerträglich, verſetzte Diese mit dumpfer Stimme, hob den Knaben auf, der gerne mitgegangen ſchien, und brachte ihn weg.

Kaum war das Kind bei Seite, als Aurelie bitterlich zu weinen anfing. Ich kann Nichts als jammern und klagen, rief ſie aus, und ich ſchäme mich, wie ein armer Wurm vor Ihnen zu liegen. Meine Beſonnenheit iſt ſchon weg, und ich kann nicht mehr erzählen. Sie bückte ſich und ſchwieg. Ihr Freund, der nichts Allgemeines ſagen wollte und nichts Beſonderes zu ſagen wußte, drückte ihre Hand und ſah ſie eine Zeit lang an. Endlich nahm er in der Verlegenheit ein Buch auf, das er vor ſich auf dem Tiſchchen liegen fand; es waren Shakeſpeare's Werke, und Hamlet aufgeſchlagen.

Serlo, der eben zur Thür hereinkam, nach dem Befinden ſeiner Schweſter fragte, ſchaute in das Buch, das unſer Freund in der Hand hielt und rief aus: Sind' ich Sie wieder über Ihrem Hamlet? Eben recht! Es ſind mir gar manche Zweifel aufgeſtoßen, die das ganzes Stück, das Sie dem Stücke ſo gerne geben möchten, ſehr zu vermindern ſcheinen. Haben doch die Engländer ſelbſt bekannt, daß das Haupt-Intereſſe ſich mit dem dritten Act ſchließe, daß die zwei letzten Acte nur kümmerlich das Ganze zuſammenſpielten; und es iſt doch wahr, das Stück will gegen das Ende weder gehen noch ſtehen.

Es iſt ſehr möglich, ſagte Wilhelm, daß einige Stücke einer Nation, der jenes Meiſterſtück aufgewachſen hat, durch Vortheile und Vorzüglichkeit auf falſche Urtheile geleitet werden; aber Das kann und mag nicht hindern, mit eigenen Augen zu ſehen und gerecht zu ſein. Ich bin weit entfernt, den Plan dieſes Stücks zu loben, ich glaube vielmehr, daß ſein größter erſtaunen werden ſei, ja, er iſt nicht erſtaunen, er iſt ſo.

Wie wollen Sie Das verſtehen? ſagte Serlo.

Ich will Nichts verſtehen, verſetzte Wilhelm; ich will Ihnen nur verſichern, was ich mir bei

Aurelie hob ſich von ihrem Kiſſen auf, ſtützte ſich auf ihre Hand und ſah unſerm Freund an, der mit der größten Verſicherung, daß er Recht habe, alſo zu reden fortfuhr: Es gefällt uns ſo wohl, es ſchmeichelt ſo ſehr, wenn wir einen Helden ſehen, der durch ſich ſelbſt handelt, der liebt und haßt, wenn es ihm ſein Herz gebietet, der unternimmt und ausführt, alle Hinderniſſe überwindet und zu einem großen Zwecke gelangt. Geſchichtſchreiber und Dichter möchten uns gerne überreden, daß ein ſo ſchönes Loos dem Menſchen fallen könne. Hier werden wir anders belehrt; der Held hat ſeinen Plan, aber das Stück iſt planvoll. Hier wird nicht etwa nach einer kurz und eigenſinnig durchgeführten Idee von Recht ein Uebergewicht befeſtigt, nein, es geſchieht eine ungeheure That, ſie wälzt ſich in ihren Folgen fort, reißt Unſchuldige mit; der Verbrecher ſcheint dem Abgrunde, der ihm beſtimmt iſt, ausweichen zu wollen, und kürzt hiezu eben da, wo er ſeinen Weg glücklich anzulaufen gedenkt. Denn Das iſt die Eigenſchaft der Sittenloſigkeit, daß ſie auch Böſes über den Unſchuldigen, wie der guten Handlung, daß ſie viele Vortheile auch über den Unverdienten ausbreitet, ohne daß der Urheber von Beiden oft weder beſtraft noch belohnt wird. Hier in unſerm Stücke, wie wunderbar! Das Fegefeuer ſendet ſeinen Geiſt und ſeinen Rache, aber vergebens. Alle Umſtände kommen zuſammen und treiben die Rache, vergebens! Weder Irdiſches noch Unterirdiſches kann gelingen, weil dem Schickſal allein verhaften iſt. Die Gerichtsſtunde kommt. Der Böſe fällt mit dem Guten, ein Verbrechen wird weggenommen, und das andere ſpricht ſich.

Nach einer Pauſe, in der ſie einander anſahen, nahm Serlo das Wort: Sie machen der Vorleſung Ihres ſonderbaren Examinanden, indem Sie den Dichter erheben, und dann ſcheinen Sie mir wieder zu Ehren Ihres Dichters, mir Vorwürfe zu machen über die Verleihung, ihm Endzweck und Plan unterzuſchieben, an die er nicht gedacht hat.

Sechzehntes Capitel.

Laſſen Sie mich, ſagte Aurelie, auch eine Frage thun. Ich habe Ophelien's Rolle nicht ausgeleſen, ich bin gekommen damit zu gethane war, ſie unter gewiſſen Umſtänden zu ſpielen. Aber ſagen Sie mir, hätte der Dichter ſeiner Wahnſinnigen nicht andere Liedchen unterlegen ſollen? Könnte man nicht Fragmente aus melancholiſchen Balladen wählen? Muß ſolche Zweideutigkeiten und ſchlechte Witzchen in den Mund dieſer edeln Mädchens?

Liebe Freundin, verſetzte Wilhelm, ich kann

auch hier nicht ein Jota nachgeben. Auch in dieſen Sonderbarkeiten, auch in dieſer anſcheinenden Unſchicklichkeit liegt ein groſſer Sinn: wiſſen wir doch gleich zu Anfange des Stücks, womit das Gemüth des guten Kindes beſchäftigt iſt. Stille lebte ſie vor ſich hin, aber kaum verbarg ſie ihre Sehnſucht, ihre Wünſche. Heimlich klangen die Töne der Liebenswürdigkeit in ihrer Seele: und wie oft mag ſie verſucht haben, gleich einer unvorſichtigen Wärterinn, ihre Sinnlichkeit zur Ruhe zu ſingen mit Liedchen, die ſie nur mehr wach halten muſten! Zuletzt, da ihr jede Gewalt über ſich ſelbſt entriſſen iſt, da ihr Herz auf der Zunge ſchwebt, wird dieſe Zunge ihre Verrätherinn, und in der Unſchuld des Wahnſinns ergetzt ſie ſich, vor König und Königinn, an dem Nachklange ihrer geliebten, loſen Lieder: vom Mädchen, das gewonnen ward; vom Mädchen, das zum Knaben ſchleicht, und ſo weiter.

Er hatte noch nicht ausgeredet, als auf ein Mal eine wunderbare Scene vor ſeinen Augen entſtand, die er ſich auf keine Weiſe erklären konnte.

Serlo war einige Mal in der Stube auf und ab gegangen, ohne daß er irgend eine Abſicht merken lieſs. Auf ein Mal trat er an Aurelie'ns Pugtiſch, griff ſchnell nach Etwas, das darauf lag, und eilte mit ſeiner Beute der Thür zu. Aurelie bemerkte kaum ſeine Handlung, als ſie aufſuhr, ſich ihm in den Weg warf, ihn mit unglaublicher Leidenſchaft angrif, und geſchickt genug war, ein Ende des geraubten Gegenſtandes zu faſſen. Sie zogen und balgten ſich ſehr hartnäckig, drehten und wanden ſich lebhaft mit einander herum; er lachte, ſie ereiferte ſich, und als Wilhelm hinzueilte, ſie auseinander zu bringen und zu beſänftigen, ſah er auf ein Mal Aurelie'n mit einem bloſſen Dolch in der Hand auf die Seite ſpringen, indem Serlo die Scheide, die ihm zurückgeblieben war, verdrieſslich auf den Boden warf. Wilhelm trat erſtaunt zurück und ſeine ſtumme Verwunderung ſchien noch der Urſache zu fragen, warum ein ſo ſonderbarer Streit über einen ſo wunderbaren Hausrath habe unter ihnen entſtehen können.

Sie ſollen, ſprach Serlo, Schiedsrichter zwiſchen uns Beiden ſein. Was hat ſie mit dem ſcharfen Stahle zu thun? Laſſen Sie ſich ihn zeigen. Dieſer Dolch ziemt keiner Schauſpielerinn; ſpitz und ſcharf wie Nadel und Meſſer! Zu was die Poſſe? Heftig, wie ſie iſt, that ſie ſich noch einmal vor ungefähr ein Leides. Ich habe einen inwendigen Haſs gegen ſolche Sonderbarkeiten: ein ernſtlicher Gedanke dieſer Art iſt toll, und ein ſo gefährliches Spielwerk iſt abgeſchmackt.

Ich habe ihn wieder! rief Aurelie, indem ſie die blanke Klinge in die Höhe hielt: ich will meinen treuen Freund nun beſſer verwahren. Verzeih' mir, rief ſie aus, indem ſie den Stahl küſte, daſs ich Dich ſo vernachläſſigt habe!

Serlo ſchien im Ernſte böſe zu werden. — Nimm es, wie Du willſt, Bruder, fuhr ſie fort; kannſt Du denn wiſſen, ob mir nicht etwa unter dieſer Form ein köſtlicher Talismann beſcheert iſt; ob ich nicht Hülfe und Rath zur ſchlimmſten Zeit bei ihm finde; muſs denn Alles ſchädlich ſein, was gefährlich ausſieht?

Dergleichen Reden, in denen kein Sinn iſt, können mich toll machen! ſagte Serlo, und verlieſs mit heimlichem Grimme das Zimmer. Aurelie verwahrte den Dolch ſorgfältig in der Scheide und ſteckte ihn zu ſich. Laſſen Sie uns das Geſpräch fortſetzen, das der unglückliche Bruder geſtört hat, fiel ſie ein, als Wilhelm einige Fragen über den ſonderbaren Streit unterbrach.

Ich muſs Ihre Schilderung Ophelie'ns nicht gelten laſſen, fuhr ſie fort: ich will die Abſicht des Dichters nicht verkennen; nur kann ich ſie mehr bedauern, als mit ihr empfinden. Nun aber erlauben Sie mir eine Betrachtung, zu der Sie mir in der kurzen Zeit oft Gelegenheit gegeben haben. Mit Bewunderung bemerke ich an Ihnen den tiefen und richtigen Blick, mit dem ſie Dichtung, und beſonders dramatiſche Dichtung, beurtheilen; die tiefſten Abgründe der Erfindung ſind Ihnen nicht verborgen, und die feinſten Züge der Ausführung ſind Ihnen bemerkbar. Ohne die Gegenſtände jemals in der Natur erblickt zu haben, erkennen Sie die Wahrheit im Bilde; es ſcheint eine Vorempfindung der ganzen Welt in Ihnen zu liegen, welche durch die harmoniſche Berührung der Dichtkunſt erregt und entwickelt wird. Denn wahrhaftig, fuhr ſie fort, von Außen kommt Nichts zu Sie hinein; ich habe nicht leicht Jemanden geſehen, der die Menſchen, mit denen er lebt, ſo wenig kennt, ſo von Grund aus verkennt, wie Sie! Erlauben Sie mir, es zu ſagen: wenn man Sie Ihren Shakeſpear erklären hört, glaubt man, Sie könnten eben aus dem Rathe der Götter und hätten zugehört, wie man ſich daſelbſt berede, Menſchen zu bilden; wenn Sie dagegen mit Leuten umgehen, ſey' ich in Ihnen gleich das erſte, groſſgebor'ne Kind der Schöpfung, das mit ſonderlicher Verwunderung und erbaulicher Gutmüthigkeit Löwen und Affen, Schafe und Elephanten anſtaunt und ſie treuherzig als Seinesgleichen anſpricht, weil ſie eben auch da ſind und ſich bewegen.

Der Ihnen meines ſchätzbaren Werthes werthe Freundinn, verſetzte er, iſt mir ſtumm lästig, und ich wette Ihnen tauſend, wenn Sie

Faust.

Wie nur dem Kopf nicht alle Hoffnung schwindet,
Der immerfort an schalem Zeuge klebt,
Mit gier'ger Hand nach Schätzen gräbt,
Und froh ist, wenn er Regenwürmer findet!

mir über die Welt zu mehrerer Klarheit verhelfen wollen. Ich habe von Jugend auf die Augen meines Geistes mehr nach Innen als nach Außen gerichtet, und da ist es sehr natürlich, daß ich den Menschen bis auf einen gewissen Grad habe kennen lernen, ohne die Menschen im Mindesten zu verstehen und zu begreifen.

Gewiß, sagte Aurelie, ich hatte Sie Anfangs in Verdacht, als wollten Sie uns zum Besten haben, da Sie von den Leuten, die Sie meinem Bruder zugeschickt haben, so manches Gute sagten, wenn ich Ihre Briefe mit den Verdiensten dieser Menschen zusammenhielt.

Die Bemerkung Aurelie's, so wahr sie sein mochte, und so gern ihr Freund diesen Mangel bei sich gestand, führte doch etwas Drückendes, ja sogar Beleidigendes mit sich, daß er still ward und sich zusammennahm, theils um keine Empfindlichkeit merken zu lassen, theils in seinem Busen nach der Wahrheit dieses Vorwurfs zu forschen.

Sie dürfen nicht darüber betreten sein, fuhr Aurelie fort: zum Lichte des Verstandes können wir immer gelangen, aber die Fülle des Herzens kann uns Niemand geben. Sind Sie zum Künstler bestimmt, so können Sie diese Dunkelheit und Unschuld nicht lange genug bewahren, sie ist die schöne Hülle über der jungen Knospe; Unglücks genug, wenn wir zu früh herausgetrieben werden! Gewiß, es ist gut, wenn wir Die nicht immer kennen, für die wir arbeiten.

O, ich war auch einmal in diesem glücklichen Zustande, als ich mit dem höchsten Begriff von mir selbst und meiner Nation die Bühne betrat! Was waren die Deutschen nicht in meiner Einbildung; was konnten sie nicht sein? Zu dieser Nation sprach ich, über die mich ein kleines Gerüst erhob, von welcher mich eine Reihe Lampen trennte, deren Glanz und Dampf mich hinderte, die Gegenstände vor mir genau zu unterscheiden. Wie willkommen war mir der Klang des Beifalls, der aus der Menge herauf tönte; wie dankbar nahm ich das Geschenk an, das mir einstimmig von so vielen Händen dargebracht wurde! Lange wiegte ich mich so hin; wie ich wirkte, wirkte die Menge wieder auf mich zurück; ich war mit meinem Publikum in dem besten Verstehen; ich glaubte eine vollkommene Harmonie zu fühlen, und jederzeit die Edelsten und Besten der Nation vor mir zu sehen.

Unglücklicher Weise war es nicht die Schauspielerinn allein, deren Talent und Kunst die Theater-Freude interessirte; sie machten auch Ansprüche an das junge, lebhafte Mädchen. Sie gaben mir nicht unbemerkt zu verstehen, daß meine Pflicht sei, die Empfindungen, die ich in ihnen rege gemacht, auch persönlich mit ihnen zu theilen. Leider war Das nicht meine Sache; ich wünschte ihre Gemüther zu erheben, aber an Das, was sie ihr Herz nannten, hatte ich nicht den mindesten Anspruch; und nun machen mir alle Stände, Alter und Charactere, einer um den andern, zu Last, und Nichts war mir verdrießlicher, als daß ich mich nicht, wie ein anderes ehrliches Mädchen, in mein Zimmer verschließen und so mir manche Mühe ersparen konnte.

Die Männer zeigten sich meist, wie ich sie bei meiner Laune zu sehen gewohnt war, und sie würden mir auch dieß Mal nur wieder Ekel erregt haben, wenn mich nicht ihre Eigenheiten und Albernheiten unterhalten hätten. Da ich nicht vermeiden konnte, sie bald auf dem Theater, bald an öffentlichen Orten, bald zu Hause zu sehen, nahm ich mir vor, sie Alle auszulauern, und mein Bruder half mir wacker dazu. Und wenn Sie denken, daß vom beweglichen Ladendiener und dem eingebildeten Kaufmannssohn bis zum gewandten, abwiegenden Weltmann, dem kühnen Soldaten und dem raschen Prinzen Alle nach und nach bei mir vorbeigegangen sind, und Jeder nach seiner Art seinen Roman anzuknüpfen gedachte: so werden Sie mir verzeihen, wenn ich mir einbildete, mit meiner Nation ziemlich bekannt zu sein.

Den phantastisch aufgeputzten Studenten, den demüthig, stolz verlegenen Gelehrten, den schwatzhaften, grundsamen Domherrn, den steifen, zusammengesetzten Geschäftsmann, den derben Landbaron, den freundlich, glattplatten Hofmann, den jungen, auf den Pabst schmähenden Geistlichen, den gelassenen, sowie den schnellen und thätig spekulirenden Kaufmann: Alle habe ich in Bewegung gesehen, und bei'm Himmel! Wenige fanden sich darunter, die mir nur ein gemeines Interesse einzuflößen im Stande gewesen wären; vielmehr war es mir äußerst verdrießlich, den Beifall der Thoren im Einzelnen, mit Beschwerlichkeit und Langeweile einzusaugen, der mir im Ganzen so wohl behagt hatte, den ich mir im Großen so gerne zueignete.

Wenn ich über mein Spiel ein vernünftiges Compliment erwartete; wenn ich hoffte, sie sollten einen Autor loben, den ich hochschätzte, so machten sie eine allgemeine Bemerkung über die andere und nannten ein abgeschmacktes Stück, in welchem sie wünschten, mich spielen zu sehen. Wenn ich in der Geschäftigkeit herum horchte, ob nicht etwa ein edler, geistreicher witziger Zug nachklinge und zur rechten Zeit wieder zum Vorschein käme, konnte ich selten eine Spur vernehmen. Ein Pfeifer, der vorgekommen war, wenn ein Schauspieler sich versprach oder irgend

einen Provincialism' hören ließ. Das waren die wichtigen Punkte, an denen sie sich festhielten, von denen sie nicht loskommen konnten. Ich wußte zuletzt nicht, wohin ich mich wenden sollte; sie dünkten sich zu klug, sich unterhalten zu lassen, und sie glaubten mich wundersam zu unterhalten, wenn sie an mir herumtästscheiten. Ich fing an, sie Alle von Herzen zu verachten, und es war mir eben, als wenn die ganze Nation sich recht vorsätzlich bei mir durch ihre Abgesandten habe prostituiren wollen. Sie kam mir im Ganzen so sinklich vor, so übel erzogen, so schlecht unterrichtet, so leer von gefälligen Weisen, so geschmacklos. Oft rief ich auch: es kann doch kein Deutscher einen Schuh zuschnallen, der es nicht von einer fremden Nation gelernt hat.

Sie sehen, wie verblendet, wie hypochondrisch ungerecht ich war, und je länger es währte, desto mehr nahm meine Krankheit zu. Ich hätte mich umbringen können; allein ich verfiel auf ein ander Extrem: ich verheirathete mich, oder vielmehr ich ließ mich verheirathen. Mein Bruder, der das Theater übernommen hatte, wünschte sehr, einen Gehülfen zu haben. Seine Wahl fiel auf einen jungen Mann, der mir nicht zuwider war, dem Alles mangelte, was mein Bruder besaß, Genie, Leben, Geist und rasches Wesen; an dem sich aber auch Alles fand, was Jenem abging: Liebe zur Ordnung, Fleiß, eine köstliche Gabe, haushzuhalten und mit Geld umzugehen.

Er ist mein Mann geworden, ohne daß ich weiß, wie; wir haben zusammen gelebt, ohne daß ich recht weiß, warum. Genug, unsere Sachen gingen gut! Wir nahmen viel ein, davon war die Thätigkeit meines Bruders Ursache; wir kamen gut aus, und Das war das Verdienst meines Mannes. Ich dachte nicht mehr an Welt und Nation. Mit der Welt hatte ich Nichts zu theilen, und den Begriff von Nation hatte ich verloren. Wenn ich aufstand, that ich's, um zu leben; ich öffnete den Mund nur, weil ich nicht schweigen durfte, weil ich doch herausgekommen war, um zu reden.

Doch, daß ich es nicht zu arg mache, eigentlich hatte ich mich ganz in die Pflicht meines Bruders ergeben; ihm war um Beifall und Geld zu thun; denn, unter uns, er hört sich gerne loben und braucht viel. Ich spielte nun nicht mehr nach meinem Gefühl, nach meiner Ueberzeugung, sondern, wie er mich anwies; und wenn ich es ihm zu Danke gemacht hatte, war ich zufrieden. Er richtete sich nach allen Schwächen des Publicums: es ging Geld ein; er konnte nach seiner Weise leben, und wir hatten gute Tage mit ihm.

Ich war indessen in einen handwerksmäßigen Schlendrian gefallen. Ich zog meine Tage ohne Freude und Antheil hin; meine Ehe war kinderlos und dauerte nur kurze Zeit. Mein Mann ward krank; seine Kräfte nahmen sichtbar ab; die Sorge für ihn unterbrach meine allgemeine Gleichgültigkeit. In diesen Tagen machte ich eine Bekanntschaft, mit der ein neues Leben für mich anfing, ein neues und schnelleres; denn es wird bald zu Ende sein.

Sie schwieg eine Zeit lang still, dann fuhr sie fort: Auf ein Mal stockt meine geschwätzige Laune, und ich getraue mir den Mund nicht weiter aufzuthun. Lassen Sie mich ein wenig ausruhen; Sie sollen nicht weggehen, ohne ausführlich all' mein Unglück zu wissen. Rufen Sie doch indessen Mignon herein und hören, was sie will.

Das Kind war während Aurelie'ns Erzählung einige Mal im Zimmer gewesen. Da man bei seinem Eintritt leiser sprach, war es wieder weggeschlichen, saß auf dem Saale still und wartete. Als man sie wieder hereinkommen hieß, brachte sie ein Buch mit, das man bald an Form und Einband für einen kleinen geographischen Atlas erkannte. Sie hatte bei dem Pfarrer unterwegs mit großer Verwunderung die ersten Landkarten gesehen, ihn viel darüber gefragt und sich, so weit es gehen wollte, unterrichtet. Ihr Verlangen, Etwas zu lernen, schien durch diese neue Bekanntschaft noch viel lebhafter zu werden. Sie bat Wilhelm'en inständig, ihr das Buch zu kaufen. Sie habe dem Bildermann ihre großen silbernen Schnallen dafür eingesetzt und wolle sie, weil es heute Abend so spät geworden, morgen früh wieder einlösen. Es ward ihr bewilligt, und sie fing nun an, Dasjenige, was sie wußte, theils herzusagen, theils nach ihrer Art die wunderlichsten Fragen zu thun. Man konnte auch hier wieder bemerken, daß bei einer großen Anstrengung sie nur schwer und mühsam begriff. So war auch ihre Hauptsorge, mit der sie sich viele Mühe gab, Sie sprach noch immer sehr gebrochen Deutsch; und nun, wenn sie den Mund zum Singen aufthat, wenn sie die Zither rührte, schien sie sich des einzigen Organs zu bedienen, wodurch sie ihr Innerstes aufschließen und mittheilen konnte.

Wir müssen, da wir gegenwärtig von ihr sprechen, auch der Vertraulichkeit gedenken, in die sie seit einiger Zeit unsern Freund öfters versetzte. Wenn sie kam oder ging, guten Morgen, oder gute Nacht sagte, schlug sie ihn so fest in ihre Arme und küßte ihn mit solcher Inbrunst, daß ihm die Heftigkeit dieser ausserordentlichen Natur oft angst und bange machte. Die zunehmende Lebhaftigkeit schien sich in ihrem Betragen täglich zu vermehren, und ihr ganzes Wesen bewegte sich in einer unruhigen Stille. Sie konnte nicht

sein, ohne einen Bindfaden in den Händen zu drehen, ein Tuch zu knoten, Papier oder Hölzchen zu kauen. Jedes ihrer Spiele schien nur eine innere, heftige Erschütterung abzuleiten. Das Einzige, was ihr einige Heiterkeit zu geben schien, war die Nähe des kleinen Felix, mit dem sie sich sehr artig abzugeben wußte.

Aurelie, die nach einiger Ruhe gestimmt war, sich mit ihrem Freunde über einen Gegenstand, der ihr so sehr am Herzen lag, endlich zu erklären, ward über die Beharrlichkeit des Kleinen dieß Mal ungeduldig und gab ihr zu verstehen, daß sie sich wegbegeben sollte; und man mußte sie endlich, da Alles nicht helfen wollte, ausdrücklich und wider ihren Willen fortschicken.

Jetzt aber niemals, sagte Aurelie, muß ich Ihnen den Rest meiner Geschichte erzählen. Wäre mein zärtlich geliebter, ungerechterFreund nur wenige Meilen von hier, ich würde sagen: setzen Sie sich zu Pferde, suchen Sie auf irgend eine Weise Bekanntschaft mit ihm: und wenn Sie zurückkehren, so haben Sie mir gewiß verziehen und bedauern mich von Herzen. Jetzt kann ich Ihnen nur mit Worten sagen, wie liebenswürdig er war, und wie sehr ich ihn liebte.

Eben zu der kritischen Zeit, da ich für die Tage meines Mannes besorgt sein mußte, lernt' ich ihn kennen. Er war eben aus Amerika zurückgekommen, wo er in Gesellschaft einiger Franzosen mit vieler Distinction unter den Fahnen der Vereinigten Staaten gedient hatte.

Er begegnete mir mit einem gelind neuen Anstande, mit einer oft neuen Gutmüthigkeit, sprach über mich selbst, meine Lage, mein Spiel, wie ein alter Bekannter, so theilnehmend und so deutlich, daß ich mich zum ersten Mal freuen konnte, meine Existenz in einem andern Wesen so klar wieder zu erkennen. Seine Urtheile waren richtig, ohne absprechend, treffend, ohne lieblos zu sein. Er zeigte keine Härte, und sein Muthwille war zugleich gefällig. Er schien des guten Glücks bei Frauen gewohnt zu sein; Das machte mich aufmerksam. Er war keineswegs schmeichelnd und aufdringend; Das machte mich sorglos.

In der Stadt ging er mit Wenigen um, war meist zu Pferde, besuchte seine vielen Bekannten in der Gegend und besorgte die Geschäfte seines Hauses. Kam er zurück, so flog er bei mir ab, behandelte meinen immer kränkeren Mann mit warmer Sorge, schaffte dem Leidenden durch einen geschickten Arzt Linderung, und wie er zu Allem, was mich betraf, Theil nahm, ließ er mich auch an seinem Schicksale Theil nehmen. Er erzählte mir die Geschichte seiner Campagne, seiner ausdauernden Neigung zum Soldaten-Stande, seine Familien-Verhältnisse; er vertraute mir seine gegenwärtigen Verschlingungen. Genug, er hatte nichts Geheimes vor mir; er entwickelte mir sein Innerstes, ließ mich in die verborgensten Winkel seiner Seele sehen; ich lernte seine Fähigkeiten, seine Leidenschaften kennen. Es war das erste Mal in meinem Leben, daß ich einen herzlichen, geistreichen Umgang genoß. Ich war von ihm angezogen, von ihm hingerissen, eh' ich über mich selbst Betrachtungen anstellen konnte.

Inzwischen verlor ich meinen Mann, ungefähr — wie ich ihn genommen hatte. Die Last der theatralischen Geschäfte fiel nun ganz auf mich. Mein Bruder, unverbesserlich auf dem Theater, war in der Haushaltung niemals nütze; ich besorgte Alles und studirte dabei meine Rollen fleißiger als jemals. Ich spielte wieder wie vor Alters, ja mit ganz anderer Kraft und neuem Leben, zwar durch ihn und um seinetwillen; doch nicht immer gelang es mir zum Besten, wenn ich meinen edeln Freund im Schauspiel wußte; aber einige Mal beobachte er mich, und wie angenehm mich sein unverwachter Beifall überraschte, können Sie denken.

Gewiß, ich bin ein seltsames Geschöpf! Bei jeder Rolle, die ich spielte, war es mir eigentlich nur immer zu Muthe, als wenn ich ihn lebte und zu seinen Ehren spräche; denn Das war die Stimmung meines Herzens, die Worte mochten übrigens sein, wie sie wollten. Wußt' ich ihn unter den Zuhörern, so gewann ich mich nicht, mit der ganzen Gewalt zu sprechen, eben als wenn ich ihm meine Liebe, mein Leb nicht gerade in's Gesicht aussprechen wollte: war er abwesend, dann hatte ich freies Spiel; ich that mein Bestes mit einer gewissen Ruhe, mit einer unbeschreiblichen Zufriedenheit. Der Beifall freute mich wieder; und wenn ich dem Publicum Vergnügen machte, hätte ich immer zugleich hinzusetzen mögen: Das seid Ihr ihm schuldig!

Ja, mir war wie durch ein Wunder das Verhältniß zum Publicum, zur ganzen Nation verändert. Sie erschien mir auf ein Mal wieder in dem vortheilhaftesten Lichte, und ich erkannte recht über meine bisherige Verblendung.

Wie unverständig, sagt' ich oft zu mir selbst, war es, als Du ehemals auf eine Nation schaltest, eben weil es eine Nation ist! Müßten denn können denn einzelne Menschen so interessant sein? Keineswegs! Es fragt sich, ob unter der großen Masse einer Menge von Anlagen, Kräften und Fähigkeiten vorhanden sei, die durch günstige Umstände entwickelt, durch vorzügliche Menschen zu einem gemeinschaftlichen Zweck geleitet werden können. Ich freute mich nun, so wenig hervorstechende Originalität unter meinen Landsleuten zu finden, ich freute mich, daß sie eine Richtung von außen anzunehmen nicht verschmähten, ich freute mich, einen Vorzug gefunden zu haben.

Lacher — Lassen Sie mich meinen Freund mit

ſeinem geliebten Vornamen nennen — hatte mir immer die Deutſchen von der Seite der Tapferkeit vorgeſtellt und mir gezeigt, daß keine bravere Nation in der Welt ſei, wenn ſie recht geführt werde, und ich ſchämte mich, an die erſte Eigenſchaft eines Volks niemals gedacht zu haben. Ihm war die Geſchichte bekannt, und mit den meiſten verdienſtvollen Männern ſeines Zeitalters ſtand er in Verhältniſſen. So jung er war, hatte er ein Auge auf die hervorkeimende hoffnungsvolle Jugend ſeines Vaterlandes, auf die ſtillen Arbeiten in ſo vielen Fächern beſchäftigter und thätiger Männer. Er ließ mich einen Ueberblick über Deutſchland thun, was es ſei, und was es ſein könne, und ich ſchämte mich, eine Nation nach der verworrenen Menge beurtheilt zu haben, die ſich in eine Theater-Garderobe drängen mag. Er machte mir's zur Pflicht, auch in meinem Fache wahr, geiſtreich und belebend zu ſein. Nun ſchien ich mir ſelbſt inſpiriert, ſo oft ich auf das Theater trat. Mittelmäßige Stellen wurden zu Gold in meinem Munde; und hätte mir damals ein Dichter zweckmäßig beigeſtanden, ich hätte die wunderbarſten Wirkungen hervorgebracht.

So lebte die junge Witwe Monate lang fort. Er konnte mich nicht entbehren, und ich war höchſt unglücklich, wenn er außen blieb. Er zeigte mir die Briefe ſeiner Verwandten, ſeiner vortrefflichen Schweſter. Er nahm an den kleinſten Umſtänden meiner Verhältniſſe Theil; inniger, vollkommener iſt keine Einigkeit zu denken. Der Name der Liebe ward nicht genannt. Er ging und kam, kam und ging — und nun, mein Freund, es iſt hohe Zeit, daß Sie auch gehen.

Siebenzehntes Capitel.

Wilhelm konnte nun nicht länger den Beſuch bei ſeinen Handelsfreunden aufſchieben. Er ging nicht ohne Verlegenheit dahin; denn er wußte, daß er Briefe von den Seinigen daſelbſt anzutreffen werde. Er fürchtete ſich vor den Vorwürfen, die ſie enthalten möchten; wahrſcheinlich hatte man auch dem Handelshauſe Nachricht von der Verlegenheit gegeben, in der man ſich ſeinetwegen befand. Er ſchenkte ſich, nach ſo vielen ritterlichen Abenteuern, vor dem ſchülerhaften Anſehen, in dem er erſcheinen würde, und nahm ſich vor, nicht trotzig zu thun, und auf dieſe Weiſe ſeine Verlegenheit zu verbergen.

Allein zu ſeiner großen Verwunderung und Zufriedenheit ging Alles ſehr gut und leidlich ab.

In dem großen, lebhaften und beſchäftigten Comptoir hatte man kaum Zeit, ſeine Briefe aufzuſuchen; ſeines längern Ausbleibens ward nur im Vorbeigehen gedacht. Und als er die Briefe ſeines Vaters und ſeines Freundes Werner eröffnete, fand er ſie ſämmtlich ſehr leidlichen Inhalts. Der Alte, in Hoffnung eines weitläufigen Journal's, deſſen Führung er dem Sohne beim Abſchiede ſorgfältig empfohlen, und wozu er ihm ein tabellariſches Schema mitgegeben, ſchien über das Stillſchweigen der erſten Zeit ziemlich beruhigt, ſowie er ſich nur über das Räthſelhafte des erſten und einzigen, vom Schloſſe des Grafen noch abgeſandten Briefes beſchwerte. Werner ſcherzte nur auf ſeine Art, erzählte luſtige Stadtgeſchichten und bat ſich Nachricht von Freunden und Bekannten aus, die Wilhelm nunmehr in der großen Handelsſtadt häufig würde kennen lernen. Unſer Freund, der außerordentlich erfreut war, um einen ſo wohlfeilen Preis los zu kommen, antwortete ſogleich in einigen ſehr muntern Briefen und verſprach dem Vater ein ausführliches Reiſe-Journal, mit allen verlangten geographiſchen, ſtatiſtiſchen und mercantiliſchen Bemerkungen. Er hatte Vieles auf der Reiſe geſehen und hoffte, daraus ein leidliches Heft zuſammenſchreiben zu können. Er merkte nicht, daß er beinah' in eben dem Falle war, in dem er ſich befand, als er, um ein Schauſpiel, das weder geſchrieben, noch weniger memorirt war, aufzuführen, Lichter angezündet und Zuſchauer herbeigerufen hatte. Als er daher wirklich anfing, an ſeine Compoſition zu gehen, ward er leider gewahr, daß er von Empfindungen und Gedanken, von manchen Erfahrungen des Herzens und Geiſtes ſprechen und erzählen konnte, nur nicht von äußern Gegenſtänden, denen er, wie er nun merkte, nicht die mindeſte Aufmerkſamkeit geſchenkt hatte.

In dieſer Verlegenheit kamen die Kenntniſſe ſeines Freundes Lothario ihm gut zu Statten. Die Gewohnheit hatte beide jungen Leute, ſo unähnlich ſie ſich waren, zuſammen verbunden, und Jener war, bei allen ſeinen Fehlern, mit ſeinen Sonderbarkeiten wirklich ein intereſſanter Menſch. Mit einer heitern, glücklichen Sinnlichkeit begabt, hätte er alt werden können, ohne über ſeinen Zuſtand irgend nachzudenken. Nun hatte ihm aber ſein Unglück und ſeine Krankheit das reine Gefühl der Jugend geraubt, und ihm dagegen einen Blick auf die Verglänglichkeit, auf das Zerbröckelte unſeres Daſeins eröffnet. Daraus war eine launige, rhapſodiſche Art, über die Gegenſtände zu denken oder vielmehr ihre unmittelbaren Eindrücke zu äußern, entſtanden. Er war nicht gern allein, trieb ſich auf allen Caffe-Häuſern, an allen Wirthstiſchen herum, und wenn er ja zu Hauſe blieb, waren Reiſebeſchreibungen ſeine Lieblinge, ja ſeine einzige Lectüre. Dieſe konnte er nun, da er eine große Leih-Bibliothek fand, nach Wunſch befriedigen, und half ſpäter die halbe Welt in ſeinem guten Gedächtniſſe.

Wie leicht konnte es daher ſeinem Freunde

Muth einſprechen, als Dieſer ihm den völligen Mangel an Vorrath zu der von ihm ſo feierlich verſprochenen Relation entdeckte! Da wollen wir ein Kunſtſtück machen, ſagte Jener, das Seinesgleichen nicht haben ſoll.

Iſt nicht Deutſchland von einem Ende zum andern durchreiſ't, durchſtreift, durchzogen, durchkrochen und durchflogen? Und hat nicht jeder Deutſche Reiſende den herrlichen Vortheil, ſich ſeine großen oder kleinen Ausgaben vom Publicum wieder erſtatten zu laſſen? Gib mir nur Deine Reiſe-Route, ehe Du zu uns kamſt; das Andere weiß ich. Die Quellen und Hülfsmittel zu Deinem Werke will ich Dir aufſuchen; an Quadrat-Meilen, die nicht gemeſſen ſind, und an Volksmenge, die nicht gezählt iſt, müſſen wir's nicht fehlen laſſen. Die Einkünfte der Länder nehmen wir aus Taſchenbüchern und Tabellen, die, wie bekannt, die zuverläſſigſten Documente ſind. Darauf gründen wir unſere politiſchen Räſonnements; an Seitenblicken auf die Regierungen ſoll's nicht fehlen. Ein Paar Fürſten beſchreiben wir als wahre Väter des Vaterlandes, damit man uns deſto eher glaubt, wenn wir einigen Andern Etwas anhängen; und wenn wir nicht geraden durch den Wohnort einiger berühmten Leute durchreiſen, ſo begegnen wir ihnen in einem Wirthshauſe, laſſen ſie uns im Vertrauen das allerneuſte Zeug ſagen. Beſonders vergeſſen wir nicht, eine Liebesgeſchichte mit irgend einem noblen Mädchen auf das Unmuthigſte einzuflechten; und es ſoll ein Werk geben, das nicht allein Vater und Mutter mit Entzücken erfüllen ſoll, ſondern das Dir auch jeder Buchhändler mit Vergnügen bezahlt.

Man ſchritt zum Werke, und beide Freunde hatten viel Luſt an ihrer Arbeit, indeß Wilhelm Abends im Schauſpiel und in dem Umgange mit Serlo und Aurelien die größte Zufriedenheit fand, und ſeine Ideen, die nur zu lange ſich in einem engen Kreiſe herumgedreht hatten, täglich weiter ausbreitete.

Achtzehntes Capitel.

Nicht ohne das größte Intereſſe vernahm er ſtückweiſe den Lebenslauf Serlo's; denn es war nicht die Art dieſes ſeltnen Mannes, vertraulich zu ſein und über irgend Etwas im Zuſammenhange zu ſprechen. Er war, man darf ſagen, auf dem Theater geboren und geſäugt. Schon als ſtummes Kind mußte er durch ſeine bloße Gegenwart die Zuſchauer rühren, weil auch ſchon damals die Verfaſſer dieſe natürlichen und unſchuldigen Hülfsmittel kannten, und ſein erſtes Weinen und Lachen, Drohen in heftigen Stücken ihm ſchon den größten Beifall gewann, ehe er wußte, was das Händeklatſchen bedeute. Als Knabe kam er, zitternd, mehr als ein Mal, im Flügelkleide herunter, entwickelte ſich als Harlekin aus dem Ei, und machte als kleines Eſſenkehrer ſchon früh die artigſten Streiche.

Leider mußte er den Beifall, den er an glänzenden Abenden erhielt, in den Zwiſchenzeiten ſehr theuer bezahlen! Sein Vater, überzeugt, daß nur durch Schläge die Aufmerkſamkeit der Kinder erregt und feſtgehalten werden könne, pflegte ihn bei'm Einſtudiren einer jeden Rolle zu abgemeſſenen Zeiten; nicht, weil das Kind ungeſchickt war, ſondern damit es ſich deſto gewiſſer und anhaltender geſchickt zeigen möge. So gab man ehemals, indem ein Gregorlein geſetzt wurde, den umſtehenden Kindern tüchtige Ohrfeigen, und die älteſten Leute erinnern ſich noch genau des Ortes und der Stelle. Er wuchs heran und zeigte außerordentliche Fähigkeiten des Geiſtes und Fertigkeiten des Körpers, und dabei eine große Biegſamkeit ſowohl in ſeiner Vorſtellungsart als in Handlungen und Geberden. Seine Nachahmungsgabe überſtieg allen Glauben. Schon als Knabe ahmte er Perſonen nach, ſo daß man ſie zu ſehen glaubte, ob ſie ihm ſchon an Geſtalt, Alter und Weſen völlig unähnlich und unter einander verſchieden waren. Dabei fehlte es ihm nicht an der Gabe, ſich in die Welt zu ſchicken; und ſobald er ſich einiger Maßen ſeiner Kräfte bewußt war, fand er Nichts natürlicher, als ſeinem Vater zu entfliehen, der, wie die Vernunft des Knaben zunahm und ſeine Geſchicklichkeit ſich vermehrte, ihnen noch durch harte Behandlung nachzuhelfen für nöthig fand.

Wie glücklich fühlte ſich der loſe Knabe nun in der freien Welt, da ihm ſeine Talentſtückgelüſte offenbar eine gute Aufnahme verſchaffen! Sein guter Stern führte ihn zuerſt in der Faſtnachtszeit in ein Kloſter, wo er, weil eben der Vater, der die Umgänge zu beſorgen und durch geiſtliche Moderaden die chriſtliche Gemeinde zu erregen hatte, geſtorben war, als ein hülfreicher Schutzengel auftrat. Auch übernahm er ſogleich die Rolle Gabriel's in der Verkündigung und mißfiel dem hübſchen Mädchen nicht, die als Maria ſeinen obligaten Gruß, mit äußerlicher Demuth und innerlichem Stolze, ſehr zierlich aufnahm. Er ſpielte darauf intereſſante in den Myſterien die wichtigſten Rollen und wußte ſich nicht wenig, da er redlich gar als Heiland der Welt verſpottet, geſchlagen und ans Kreuz geheftet wurde.

Einige Kriegsluſtige machten bei dieſer Gelegenheit ihre Rollen gar zu natürlich ſpielen; daher er ſie, um ſich auf die ſchicklichſte Weiſe an ihnen zu rächen, bei Gelegenheit des jüngſten Gerichts in die prächtigſten Kleider von Kaiſern und Königen ſteckte, und ihnen in dem Augen-

blicke, da sie, mit ihren Rollen sehr wohl zufrieden, auch in dem Himmel allen Andern vorauszugehen den Schritt nahmen, unvermuthet in Teufelsgestalt begegnete, und sie mit der Ofengabel, zur herzlichsten Erbauung sämmtlicher Zuschauer und Bettler, weidlich durchdrosch und unbarmherzig zurück in die Grube stürzte, wo sie sich von einem hervorbrechenden Feuer auf's Uebelste empfangen sahen.

Er war klug genug, einzusehen, daß die getrübten Häupter sein freches Unternehmen nicht wohl vermerken, und selbst vor seinem privilegirten Anklager- und Schergen-Amte keinen Respect haben würden; er machte sich daher, noch ehe das tausendjährige Reich anging, in aller Stille davon, und ward in einer benachbarten Stadt von einer Gesellschaft, die man damals Kinder der Freude nannte, mit offenen Armen aufgenommen. Es waren verständige, geistreiche, lebhafte Menschen, die wohl einsahen, daß die Summe unserer Existenz, durch Vernunft dividirt, niemals rein aufgehe, sondern daß immer ein wunderlicher Bruch übrig bleibe. Diesen hinderlichen und, wenn er sich in die ganze Masse vertheilt, gefährlichen Bruch suchten sie zu bestimmten Zeiten vorsetzlich loszuwerden. Sie waren einen Tag der Woche recht ausführlich Narren, und strafen an demselben wechselseitig durch allegorische Vorstellungen, was sie während der übrigen Tage an sich und andern Närrisches bemerkt hatten. War diese Art gleich roher als eine Folge von Ausbildung, in welcher der sittliche Mensch sich täglich zu bemerken, zu warnen und zu strafen pflegt, so war sie doch lustiger und sicherer: denn indem man einen gewissen Scheeßnarren nicht verleugnete, so tractirte man ihn auch nur für Das, was er war, anstatt daß er auf dem andern Wege durch Hülfe des Selbstbetrugs oft im Hause zur Herrschaft gelangt, und die Vernunft zur heimlichen Knechtschaft zwingt, die sich einbildet, ihn lange verjagt zu haben. Die Narren-Maske ging in der Gesellschaft herum, und Jedem war erlaubt, sie an seinem Tage, mit eigenen oder fremden Attributen, characteristisch aufzuputzen. In der Carnevals-Zeit nahm man sich die größte Freiheit und wetteiferte mit der Bemühung der Geistlichen, das Volk zu unterhalten und anzuziehen. Die feierlichen und allegorischen Aufzüge von Tugenden und Lastern, Künsten und Wissenschaften, Welttheilen und Jahrszeiten verdunkelten dem Volke eine Menge Begriffe und gaben ihm Ideen entfernter Gegenstände; und so waren diese Scherze nicht ohne Nutzen, da von einer andern Seite die geistlichen Mummereien nur einen abgeschmackten Aberglauben noch mehr befestigten.

Der junge Serlo war auch hier wieder ganz in seinem Elemente; eigentliche Erfindungskraft hatte er nicht, dagegen aber das größte Geschick, was er vor sich fand, zu nutzen, zurecht zu stellen und scheinbar zu machen. Seine Einfälle, seine Nachahmungsgabe, ja sein beißender Witz, den er wenigstens einen Tag in der Woche völlig frei, selbst gegen seinen Wohlthäter, üben durfte, machte ihn der ganzen Gesellschaft werth, ja unentbehrlich.

Doch trieb ihn seine Unruhe bald aus dieser vortheilhaften Lage in andere Gegenden seines Vaterlandes, wo er wieder eine neue Schule durchzugehen hatte. Er kam in den gebildeten, aber auch bildlosen Theil von Deutschland, wo es zur Verehrung des Guten und Schönen zwar nicht an Wahrheit, aber oft an Geist gebricht; er konnte mit seinen Masken Nichts mehr ausrichten; er mußte suchen, auf Herz und Gemüth zu wirken. Nur kurze Zeit hielt er sich bei kleinen und großen Gesellschaften auf und merkte, bei dieser Gelegenheit, sämmtlichen Stücken und Schauspielern ihre Eigenheiten ab. Die Monotonie, die damals auf dem Deutschen Theater herrschte, den alternden Fall und Klang der Alexandriner, den geschraubtplatten Dialog, die Trockenheit und Gemeinheit der unmittelbaren Sittenprediger hatte er bald gefaßt und zugleich bemerkt, was röhrte und gefiel.

Nicht eine Rolle der gangbaren Stücke, sondern die ganzen Stücke hatten leicht in seinem Gedächtniß und zugleich der eigenthümliche Ton des Schauspielers, der sie mit Beifall vorgetragen hatte. Nun kam er zufälliger Weise auf seinen Streifereien, da ihm das Geld völlig ausgegangen war, zu dem Einfall, allein ganze Stücke, besonders auf Edelhöfen und in Dörfern, vorzustellen und sich dadurch überall sogleich Unterhalt und Nacht-Quartier zu verschaffen. In jeder Scheune, jedem Zimmer und Garten war sein Theater gleich aufgeschlagen; mit einem scheinischen Ernst und anscheinenden Enthusiasmus wußte er die Einbildungskraft seiner Zuschauer zu gewinnen, ihre Sinne zu täuschen, und vor ihren offenen Augen einen alten Schrank zu einer Burg, und einen Fächer zum Dolche umzuschaffen. Seine Jugendwärme ersetzte den Mangel einer tiefen Gefühls; seine Heftigkeit schien Stärke, und seine Schmeicheleien Zärtlichkeit. Diejenigen, die das Theater schon kannten, erinnerte er an Alles, was sie gesehen und gehört hatten, und in den Uebrigen erregte er eine Ahnung von etwas Wunderbarem und den Wunsch, näher damit bekannt zu werden. Was an einem Orte Wirkung that, verfehlte er nicht am andern zu wiederholen, und hatte die herzlichste Schadenfreude, wenn er alle Menschen,

auf gleiche Weise, aus dem Stegreife, zum Beſten haben konnte.

Bei ſeinem lebhaften, freien und durch Nichts gehinderten Geiſt verbeſſerte er ſich, indem er Rollen und Stücke oft wiederholte, ſehr geſchwind. Bald recitirte und ſpielte er dem Sinne gemäßer, als die Muſter, die er Anfangs nur nachgeahmt hatte. Auf dieſem Wege kam er nach und nach dazu, natürlich zu ſpielen und doch immer verſtellt zu ſein. Er ſchien hingeriſſen und lauerte auf den Effect, und ſein größter Stolz war, die Menſchen ſtufenweiſe in Bewegung zu ſetzen. Selbſt das tolle Handwerk, das er trieb, nöthigte ihn bald, mit einer gewiſſen Mäßigung zu verfahren, und ſo lernte er, theils gezwungen, theils aus Inſtinct, Dasjenige ſo wenig Schauſpieler einen Begriff zu haben ſcheinen, mit Organ und Geberden ökonomiſch zu ſein.

So wußte er ſelbſt rohe und unſtreitbare Menſchen zu bändigen und für ſich zu intereſſiren. Da er überall mit Nahrung und Obdach zufrieden war, jedes Geſchenk dankbar annahm, das man ihm reichte, ja manchmal gar das Geld, wenn er deſſen nach ſeiner Meinung genug hatte, ausſchlug: ſo ſchickte man ihn mit Empfehlungsſchreiben einander zu; und ſo wanderte er eine ganze Zeit von einem Edelhofe zum andern, wo er manches Vergnügen erregte, manches genoß und nicht ohne die angenehmſten und artigſten Abenteuer blieb.

Bei der innerlichen Kälte ſeines Gemüthes liebte er eigentlich Niemand'; bei der Klarheit ſeines Blicks konnte er Niemand' achten; denn er ſah nur immer die äußern Eigenheiten der Menſchen, und trug ſie in ſeine mimiſche Sammlung ein. Dabei aber war ſeine Selbſtigkeit äußerſt beleidigt, wenn er nicht Jedem gefiel und wenn er nicht überall Beifall erregte. Wie dieſer zu erlangen ſei, darauf hatte er nach und nach ſo genau Acht gegeben und hatte ſeinen Sinn ſo geſchärft, daß er nicht allein bei ſeinen Darſtellungen, ſondern auch im gemeinen Leben nicht mehr anders als ſchmeicheln konnte. Und ſo arbeitete ſeine Gemüthsart, ſein Talent und ſeine Lebensart dergeſtalt wechſelsweiſe gegen einander, daß er ſich unvermerkt zu einem vollkommnen Spieler ausgebildet ſah. Ja, durch eine ſeltſam ſcheinende, aber ganz natürliche Wirkung und Gegenwirkung ging, durch Einſicht und Uebung, ſeine Recitation, Declamation und ſein Geberdenſpiel zu einer hohen Stufe von Wahrheit, Freiheit und Offenheit, indem er im Leben und Umgang immer heimlicher, künſtlicher, ja verſtellt und ängſtlich zu werden ſchien.

Von ſeinen Schickſalen und Abenteuern ſprechen wir vielleicht an einem andern Orte und bemerken hier nur ſoviel: daß er in ſpätern Zeiten, da er ſchon ein gemachter Mann, im Beſitz von entſchiedenem Namen und in einer ſehr guten, obgleich nicht feſten Lage war, ſich angewöhnt hatte, im Geſpräch auf eine feine Weiſe theils ironiſch, theils ſpöttiſch den Sophiſten zu machen, und dadurch faſt jede ernſthafte Unterhaltung zu zerſtören. Beſonders gebrauchte er dieſe Manier gegen Wilhelm, ſobald Dieſer, wie es ihm oft begegnete, ein allgemeines, theoretiſches Geſpräch anzuknüpfen Luſt hatte. Deſſen ungeachtet waren ſie ſehr gern beiſammen, indem durch ihre beiderſeitige Denkart die Unterhaltung lebhaft werden mußte. Wilhelm wünſchte, Alles aus den Begriffen, die er gefaßt hatte, zu entwickeln, und wollte die Kunſt in einem Zuſammenhange behandelt haben. Er wollte ausgeſprochene Regeln feſtſetzen, beſtimmen, was recht, ſchön und gut ſei, und was Beifall verdiene; genug, er behandelte Alles auf das Ernſtlichſte. Serlo hingegen nahm die Sache ſehr leicht; und indem er niemals direct auf eine Frage antwortete, wußte er durch eine Geſchichte oder einen Schwank die artigſte und vergnüglichſte Erläuterung beizubringen und die Geſellſchaft zu unterrichten, indem er ſie erheiterte.

Neunzehntes Capitel.

Indem nun Wilhelm auf dieſe Weiſe ſehr angenehme Stunden zubrachte, befanden ſich Melina und die Uebrigen in einer deſto verdrießlichern Lage. Sie erſchienen unſerm Freunde manchmal wie böſe Geiſter, und machten ihm nicht bloß durch ihre Gegenwart, ſondern auch oft durch ſkandaliſche Geſchichten und bittere Reden einen verdrießlichen Augenblick. Serlo hatte ſie nicht einmal zu Gaſtrollen gelaſſen, geſchweige, daß er ihnen Hoffnung zum Engagement gemacht hätte, und hatte deſſen ungeachtet nach und nach ihre ſämmtlichen Fähigkeiten kennen gelernt. So oft ſich Schauſpieler bei ihm gefällig verſammelten, hatte er die Gewohnheit, leſen zu laſſen und manchmal ſelbſt mitzuleſen. Er nahm Stücke vor, die noch gegeben werden ſollten, die lange nicht gegeben waren, und zwar meiſtens nur theilweiſe. So ließ er auch, nach einer erſten Aufführung, Stellen, bei denen er Etwas zu erinnern hatte, wiederholen, vermehrte dadurch die Einſicht der Schauſpieler und verſtärkte ihre Sicherheit, den rechten Punct zu treffen. Und wie ein geringer, aber richtiger Verſtand mehr als ein verworrenes und ungeläutertes Genie zur Zufriedenheit Anderer wirken kann, ſo erhob er mittelmäßige Talente, durch die deutliche Einſicht, die er ihnen unmerklich verſchaffte, zu

einer bewunderungswürdigen Fähigkeit. Nicht wenig trug dazu bei, daß er auch Gedichte sehen ließ und in ihnen das Gefühl jenes Reizes erhielt, den ein wohlvorgetragener Rhythmus in unserer Seele erregt, anstatt daß man bei andern Gesellschaften schon anfing, nur diejenige Prosa vorzutragen, wozu einem Jeden der Schnabel gewachsen war.

Bei solchen Gelegenheiten hatte er auch die sämmtlichen angekommenen Schauspieler kennen lernen, Das, was sie waren und was sie werden konnten, beurtheilt, und sich in der Stille vorgenommen, von ihren Talenten, bei einer Revolution, die seiner Gesellschaft drohete, sogleich Vortheil zu ziehen. Er ließ die Sache eine Weile auf sich beruhen, lehnte alle Interessenen Wilhelm's für sie mit Achselzucken ab, bis er seine Zeit ersah und seinem jungen Freunde ganz unerwartet den Vorschlag that: er solle doch selbst bei ihm auf's Theater gehen, und unter dieser Bedingung wolle er auch die Uebrigen engagiren.

Die Leute müssen also doch so unbrauchbar nicht sein, wie Sie mir solche bisher geschildert haben, versetzte ihm Wilhelm, wenn sie jetzt auf ein Mal zusammen angenommen werden können, und ich dächte, ihre Talente müßten auch ohne mich dieselbigen bleiben.

Serlo eröffnete ihm darauf, unter dem Siegel der Verschwiegenheit, seine Lage: wie sein erster Liebhaber Miene mache, ihn bei der Erneuerung des Contract's zu steigern, und wie er nicht gesinnt sei, ihm nachzugeben, besonders da die Gunst des Publicum's gegen ihn so groß nicht mehr sei. Ließe er Diesen gehen, so würde sein ganzer Anhang ihm folgen, wodurch denn die Gesellschaft einige gute, aber auch einige mittelmäßige Glieder verlöre. Hierauf zeigte er Wilhelm'en, was er dagegen an ihm, an Laerten, dem alten Polterer, und selbst an Frau Melina zu gewinnen hoffe. Ja, er versprach dem armen Pedanten als Juden, Minister, und überhaupt als Bösewichte einen entschiedenen Beifall zu verschaffen.

Wilhelm hörte und vernahm den Vortrag nicht ohne Unruhe; und nur, um Etwas zu sagen, versetzte er, nachdem er tief Athem geholt hatte: Sie sprechen auf eine sehr freundliche Weise nur von dem Guten, was Sie an uns finden und von uns hoffen; wie steht es denn aber mit den schwachen Seiten aus, die Ihrem Scharfsinne gewiß nicht entgangen sind?

Die wollen wir bald durch Fleiß, Uebung und Nachdenken zu starken Seiten machen, versetzte Serlo. Es ist unter Euch Allen, die Ihr denn doch nur Naturalisten und Pfuscher seid, Keiner, der nicht mehr oder weniger Hoffnung von sich gäbe; denn soviel ich Alle beurtheilen kann, so ist kein einziger Stock darunter, und Stöcke allein sind die Unverbesserlichen, sie mögen nun aus Eigendünkel, Dummheit oder Hypochondrie ungelenk und unbiegsam sein.

Serlo legte darauf mit wenigen Worten die Bedingungen dar, die er machen könne und wolle, bat Wilhelm'en um schleunige Entscheidung und verließ ihn in nicht geringer Unruhe.

Bei der mechanischen und gleichsam nur zum Scherz unternommenen Arbeit jener fingirten Reisebeschreibung, die er mit Laerten zusammensetzte, war er auf die Zustände und das tägliche Leben der wirklichen Welt aufmerksamer geworden, als er sonst gewesen war. Er begriff jetzt selbst erst die Absicht des Vaters, als er ihm die Führung des Journal's so lebhaft empfohlen. Er fühlte zum ersten Male, wie angenehm und nützlich es sein könne, sich zur Mittelsperson so vieler Gewerbe und Bedürfnisse zu machen, und bis in die tiefsten Gebirge und Wälder des festen Landes Leben und Thätigkeit verbreiten zu helfen. Die lebhafte Handelsstadt, in der er sich befand, gab ihm bei der Unruhe des Laertes, der ihn überall mit herumschleppte, den anschaulichsten Begriff eines großen Mittelpunctes, woher Alles ausfließt und wohin Alles zurückkehrt, und es war das erste Mal, daß sein Geist im Anschauen dieser Art von Thätigkeit sich wirklich ergetzte. In diesem Zustande hatte ihm Serlo den Antrag gethan, und seine Wünsche, seine Neigung, sein Zutrauen auf ein angebornes Talent, und seine Verpflichtung gegen die hülflose Gesellschaft wieder rege gemacht.

Da steh' ich nun, sagte er zu sich selbst, abermals am Scheidewege zwischen den beiden Frauen, die mir in meiner Jugend erschienen. Die Eine sieht nicht mehr so kümmerlich aus, wie damals, und die Andere nicht so prächtig. Der Einen wie der Andern zu folgen, fühlst Du eine Art von innerem Beruf, und von beiden Seiten sind die äußern Anlässe stark genug; es scheint Dir unmöglich, Dich zu entscheiden; Du wünschest, daß irgend ein Uebergewicht von Außen Deine Wahl bestimmen möge; und doch, wenn Du Dich recht untersuchst, so sind es nur äußere Umstände, die Dir eine Neigung zu Gewerb, Erwerb und Besitz einflößen; aber Dein innerstes Bedürfniß ergreift und nährt den Mensch, die Anlagen, die in Dir zum Guten und Schönen ruhen mögen, sie seien körperlich oder geistig, immer mehr zu entwickeln und auszubilden. Und muß ich nicht das Schicksal verehren, das mich ohne mein Zuthun hierher an das Ziel aller meiner Wünsche führt? Geschieht nicht Alles, was ich mir ehemals ausgedacht und vorgesetzt, nun gefällig ohne mein Mitwirken? Sonderbar genug!

Der Menſch ſcheint mit Nichts vertrauter zu ſein, als mit ſeinen Hoffnungen und Wünſchen, die er lange im Herzen nährt und bewahrt, und doch, wenn ſie ihm nun begegnen, wenn ſie ſich ihm gleichſam aufdringen, erkennt er ſie nicht und weicht vor ihnen zurück. Alles, was ich mir ſeit jener unglücklichen Nacht, die mich von Mariane'n entfernte, nur träumen ließ, ſteht vor mir, und bietet ſich mir ſelbſt an. Hierher wollte ich flüchten und bin ſachte hergeleitet worden; bei Serlo wollte ich unterzukommen ſuchen, er ſucht nun mich, und bietet mir Bedingungen an, die ich als Anfänger nie erwarten konnte. War es denn dieß Liebe zu Mariane'n, die mich an's Theater feſſelte, oder war es Liebe zur Kunſt, die mich an das Mädchen feſtknüpfte? War jene Ausſicht, jener Ausweg nach der Bühne dieß einem unordentlichen, unruhigen Menſchen willkommen, der ein Leben fortzuſetzen wünſchte, das ihm die Verhältniſſe der bürgerlichen Welt nicht geſtatteten, oder war es Alles anders, reiner, würdiger? Und was ſollte Dich bewegen können, Deine damaligen Geſinnungen zu ändern? Haſt Du nicht vielmehr bisher ſelbſt unwiſſend Deinen Plan verfolgt? Iſt nicht jetzt der letzte Schritt noch mehr zu billigen, da keine Nebenabſichten dabei im Spiele ſind, und da Du zugleich ein feierlich gegebenes Wort halten und Dich auf eine edle Weiſe von einer ſchweren Schuld befreien kannſt?

Alles, was in ſeinem Herzen und ſeiner Einbildungskraft ſich bewegte, wechſelte nun auf das Lebhafteſte gegen einander ab. Daß er ſeine Mignon behalten könne, daß er den Harfner nicht zu verlaſſen brauche, war kein kleines Gewicht auf der Wagſchale, und doch ſchwankte ſie noch hin und wieder, als er ſeine Freundinn Aurelie gewohnter Weiſe zu beſuchen ging.

Zwanzigſtes Capitel.

Er fand ſie auf ihrem Ruhebette; ſie ſchien ſtille. Glauben Sie noch, morgen ſpielen zu können? fragte er. O ja, verſetzte ſie lebhaft; Sie wiſſen, daran hindert mich Nichts. — Wenn ich nur ein Mittel wüßte, den Beifall unſers Partners von mir abzulenken; ſie meinen es gut und werden mich noch umbringen. Vorgeſtern dacht' ich, das Herz möchte mir zerſpringen! Sonſt kannt' ich es wohl leiden, wenn ich mir ſelbſt gefiel; wenn ich lange ſtudirt und mich vorbereitet hatte, dann freute ich mich, wenn das willkommene Zeichen, wenn es gelungen, von allen Enden widertönte. Jetzo lag' ich nicht, was ich will, nicht, wie ich's will; ich werde hingeriſſen, ich verwirre mich, und mein Spiel macht einen weit größern Eindruck. Der Beifall wird lauter, und ich heule: Möchtet Ihr, was Euch entzückt! Die dunkeln, heftigen, unbeſtimmten Anklänge rühren Euch, zwingen Euch Bewunderung ab, und Ihr fühlt nicht, daß es die Schmerzenstöne der Unglücklichen ſind, der Ihr Euer Wohlwollen geſchenkt habt.

Heute früh hab' ich gelernt, jetzt wiederholt und verſucht. Ich bin müde, zerbrochen, und morgen geht es wieder von vorn an. Morgen Abend ſoll geſpielt werden. So ſchlepp' ich mich hin und her; es iſt mir langweilig, aufzuſtehen, und verdrießlich, zu Bette zu gehen. Alles macht einen ewigen Cirkel in mir. Dann treten die leidigen Tröſtungen vor mir auf; dann werf' ich ſie weg und verwünſche ſie. Ich will mich nicht ergeben, nicht der Nothwendigkeit ergeben — warum ſoll Das nothwendig ſein, was mich zu Grunde richtet? Könnte es nicht auch anders ſein? Ich muß es eben bezahlen, daß ich eine Deutſche bin; es iſt der Character der Deutſchen, daß ſie über Allem ſchwer werden, daß Alles über ihnen ſchwer wird.

O, meine Freundinn, fiel Wilhelm ein, könnten Sie doch aufhören, ſelbſt den Dolch zu ſchärfen, mit dem Sie mich unabläſſig verwunden! Bleibt Ihnen denn Nichts? Iſt denn Ihre Jugend, Ihre Geſtalt, Ihre Gewandtheit, ſind Ihre Talente Nichts? Wenn Sie ein Gut ohne Ihr Verſchulden verloren haben, müſſen Sie denn alles Uebrige hinterdrein werfen? Iſt Das auch nothwendig?

Sie ſchwieg einige Augenblicke, dann fuhr ſie auf: Ich weiß es wohl, daß es Zeitverderb iſt; Nichts als Zeitverderb iſt die Liebe! Was hätte ich nicht thun können, thun ſollen! Nun iſt Alles rein zu Nichts geworden. Ich bin ein armes, verliebtes Geſchöpf, Nichts als verliebt! Haben Sie Mitleiden mit mir, bei Gott, ich bin ein armes Geſchöpf!

Sie verſank in ſich, und nach einer kurzen Pauſe rief ſie heftig aus: Ihr ſeid gewohnt, daß ſich Euch Alles an den Hals wirft. Nein, Ihr könnt es nicht fühlen; kein Mann iſt im Stande, den Werth eines Weibes zu fühlen, das ſich zu ehren weiß! Bei allen heiligen Engeln, bei allen Bildern der Seligkeit, die ſich ein reines, gutmüthiges Herz erſchafft, es iſt nichts Himmliſcheres, als ein weibliches Weſen, das ſich dem geliebten Manne hingibt! Wie ſind kalt, ſtolz, hoch, klar, klug, wenn wir verdienen, Weiber zu heißen, und alle dieſe Vorzüge legen wir Euch zu Füßen, ſobald wir lieben, ſobald wir beſſen, Gegenliebe zu erwerben. O, wie hab' ich mein ganzes Daſein ſo mit Wiſſen und Willen weggeworfen! Aber nun will ich auch verzweifeln, abſcheulich verzweifeln. Es ſoll kein Blutstropfen in mir ſein, der nicht gebraucht wird, keine Faſer, die ich nicht zerreißen will. Lächeln Sie nur, lachen

Sie nur über den theatraliſchen Aufwand von Leidenſchaft!

Fern war von unſerm Freunde jede Anwandlung des Lachens. Der entſetzliche, halb natürliche, halb erzwungene Zuſtand ſeiner Freundinn peinigte ihn nur zu ſehr. Er empfand die Foltern der unglücklichen Aufſpannung mit; ſein Gehirn zerrüttete ſich, und ſein Blut war in einer fieberhaften Bewegung.

Sie war aufgeſtanden und ging in der Stube hin und wieder. Ich ſage mir Alles vor, rief ſie aus, warum ich ihn nicht lieben ſollte. Ich weiß auch, daß er es nicht werth iſt; ich wende mein Gemüth ab, dahin und dorthin, beſchäftige mich, wie es nur gehen will. Bald nehm' ich eine Rolle vor, wenn ich ſie auch nicht zu ſpielen habe; ich übe die alten, die ich durch und durch kenne, fleißiger und fleißiger, in's Einzelne, und übe und übe — mein Freund, mein Vertrauter, welche entſetzliche Arbeit iſt es, ſich mit Gewalt von ſich ſelbſt zu entfernen! Mein Verſtand leidet, mein Gehirn iſt ſo angeſpannt; um mich vom Wahnſinne zu retten, überlaſſ ich mich wieder dem Gefühle, daß ich ihn liebe. — Ja, ich liebe ihn, ich liebe ihn! rief ſie unter tauſend Thränen, ich liebe ihn, und ſo will ich ſterben.

Er faßte ſie bei der Hand, und bat ſie auf das Inſtändigſte, ſich nicht ſelbſt aufzureiben. O, ſagte er, wie ſonderbar iſt es, daß dem Menſchen nicht allein ſo manches Unmögliche, ſondern auch ſo manches Mögliche verſagt iſt! Sie waren nicht beſtimmt, ein treues Herz zu finden, das Ihre ganze Glückſeligkeit würde gemacht haben. Ich war dazu beſtimmt, das ganze Heil meines Lebens an eine Unglückliche feſtzuknüpfen, die ich durch die Schwere meiner Treue wie ein Rohr zu Boden zog, ja vielleicht gar zerbrach.

Er hatte Aurelie'n ſeine Geſchichte mit Marianen vertraut und konnte ſich alſo jetzt darauf beziehen. Sie ſah ihm ſtarr in die Augen und fragte: Können Sie ſagen, daß Sie noch niemals ein Weib betrogen, daß Sie keiner mit leichtſinniger Galanterie, mit frevelhafter Betheurung, mit herzlodernden Schwüren ihre Gunſt abzuſchmeicheln geſucht?

Das kann ich, verſetzte Wilhelm, und zwar ohne Anmaßlichkeit; denn mein Leben war ſehr einfach, und ich bin ſelten in die Verſuchung gerathen, zu verſuchen. Und welche Warnung, meine ſchöne, meine edle Freundinn, iſt mir der traurige Zuſtand, in den ich Sie verſetzt ſehe! Nehmen Sie ein Gelübde von mir, das meinem Herzen ganz angemeſſen iſt, das durch die Rührung, die Sie mir einflößen, ſich bei mir zur Epoche und Form beſtimmt und durch dieſen Augenblick geheiligt wird: jeder flüchtigen Neigung will ich widerſtehen und ſelbſt die ernſthaftern in meinem Buſen bewahren; kein weibliches Geſchöpf ſoll ein Bekenntniß der Liebe von meinen Lippen vernehmen, dem ich nicht mein ganzes Leben widmen kann!

Sie ſah ihn mit einer wilden Gleichgiltigkeit an und entfernte ſich, als er ihr die Hand reichte, um einige Schritte. Es iſt Nichts daran gelegen! rief ſie: ſoviel Weiberthränen mehr oder weniger, die See wird darum doch nicht wachſen. Doch, fuhr ſie fort, unter Tauſenden Eine gerettet, das iſt doch Etwas, unter Tauſenden einen Redlichen gefunden, Das iſt anzunehmen! Wiſſen Sie auch, was Sie verſprechen?

Ich weiß es, verſetzte Wilhelm lächelnd und hielt ſeine Hand hin.

Ich nehm' es an, verſetzte ſie, und machte eine Bewegung mit ihrer Rechten, ſo daß er glaubte, ſie würde die ſeine faſſen; aber ſchnell fuhr ſie in die Taſche, riß den Dolch blitzgeſchwind heraus und fuhr mit Sorge und Schneide ihm raſch über die Hand weg. Er zog ſie ſchnell zurück, aber ſchon lief das Blut herunter.

Man muß Euch Männer ſcharf zeichnen, wenn Ihr merken ſollt, rief ſie mit einer wilden Heiterkeit aus, die bald in eine haſtige Geſchäftigkeit überging. Sie nahm ihr Schnupftuch und umwickelte ſeine Hand damit, um das erſte hervordringende Blut zu ſtillen. Verzeihen Sie einer Halbwahnſinnigen, rief ſie aus, und laſſen Sie ſich dieſe Tropfen Bluts nicht reuen. Ich bin verſöhnt; ich bin wieder bei mir ſelber. Auf meinen Knieen will ich Abbitte thun; laſſen Sie mir den Troſt, Sie zu heilen!

Sie eilte nach ihrem Schranke, holte Leinwand und einiges Geräth, ſtillte das Blut und beſah die Wunde ſorgfältig. Der Schnitt ging durch den Ballen gerade unter dem Daumen, theilte die Lebenslinie und lief gegen den kleinen Finger aus. Sie verband ihn ſtill und mit einer nachdenklichen Bedeutſamkeit in ſich gekehrt. Er fragte einige Mal: Beſte, wie konnten Sie Ihren Freund verletzen?

Still, erwiederte ſie, indem ſie den Finger auf den Mund legte: ſtill!

Fünftes Buch.

Erſtes Capitel.

So hatte Wilhelm zu ſeinen zwei kaum geheilten Wunden abermals eine friſche dritte, die ihm nicht wenig unbequem war. Aurelie wußte nicht zuzugeben, daß er ſich eines Wundarztes bediente; ſie ſelbſt verband ihn unter

Faust. Mephistopheles.

Faust.

— — — — — — —

Und was der ganzen Menschheit zugetheilt ist,
Will ich in meinen innern Selbst genießen,
Mit meinem Geist das Höchst' und Tiefste greifen,
Ihr Wohl und Weh auf meinen Busen häufen,
Und so mein eigen Selbst zu Ihrem Selbst erweitern,
Und, wie sie selbst, am End' auch ich zerscheitern.

allerlei wunderlichen Reden, Ceremonien und Sprüchen, und ſetzte ihn dadurch in eine ſehr peinliche Lage. Doch nicht er allein, ſondern alle Perſonen, die ſich in ihrer Nähe befanden, litten durch ihre Unruhe und Sonderbarkeit, Niemand aber mehr als der kleine Felix. Das lebhafte Kind war unter einem ſolchen Druck höchſt ungeduldig und zeigte ſich immer unartiger, je mehr ſie es tadelte und zurecht wies.

Der Knabe gefiel ſich in gewiſſen Eigenheiten, die man auch Unarten zu nennen pflegt, und die ſie ihm keineswegs nachzuſehen gedachte. Er trank, zum Beiſpiel, lieber aus der Flaſche als aus dem Glaſe, und offenbar ſchmeckten ihm die Speiſen aus der Schüſſel beſſer als von dem Teller. Eine ſolche Unſchicklichkeit wurde nicht überſehen, und wenn er nun gar die Thür aufließ oder zuſchlug und, wenn ihm Etwas befohlen wurde, entweder nicht von der Stelle wich oder ungeſtüm davon rannte, ſo mußte er eine große Lection anhören, ohne daß er darauf je einige Beſſerung hätte ſpüren laſſen. Vielmehr ſchien die Neigung zu Unarten ſich täglich mehr zu verlieren; in ſeinem Tone war nichts Zärtliches, wenn er ſie Mutter nannte, er hing vielmehr leidenſchaftlich an der alten Amme, die ihm denn freilich allen Willen ließ.

Aber auch Dieſe war ſeit einiger Zeit ſo krank geworden, daß man ſie aus dem Hauſe in ein ſtilles Quartier bringen mußte; und Felix hätte ſich ganz allein geſehen, wäre nicht Mignon auch ihm als ein liebevoller Schutzgeiſt erſchienen. Auf das Artigſte unterhielten ſich beide Kinder mit einander; ſie lehrte ihn kleine Lieder, und er, der ein ſehr gutes Gedächtniß hatte, recitirte ſie oft zur Verwunderung der Zuhörer. Auch wollte ſie ihm die Landkarten erklären, mit denen ſie ſich noch immer ſehr abgab, wobei ſie jedoch nicht mit der beſten Methode verfuhr. Denn eigentlich ſchien ſie bei den Ländern kein beſonderes Intereſſe zu haben, als ob ſie kalt oder warm ſeien. Von den Welt-Polen, von dem ſchrecklichen Eiſe daſelbſt, und von der zunehmenden Wärme, je mehr man ſich von ihnen entfernte, wußte ſie ſehr gut Rechenſchaft zu geben. Wenn Jemand reiſte, fragte ſie nur, ob er nach Norden oder nach Süden gehe, und bemühte ſich, die Wege auf ihren kleinen Karten aufzufinden. Beſonders wenn Wilhelm von Reiſen ſprach, war ſie ſehr aufmerkſam und ſchien ſich immer zu betrüben, ſobald das Geſpräch auf eine andere Materie überging. So wenig man ſie bereden konnte, eine Rolle zu übernehmen, oder auch nur, wenn geſpielt wurde, auf das Theater zu gehen, ſo gern und fleißig lernte ſie Oden und Lieder auswendig und ertrug, wenn ſie ein ſolches Gedicht, gewöhnlich von der ernſten und feierlichen Art, oft unvermuthet wie aus dem Stegreife declamirte, bei Jedermann Erſtaunen.

Serlo, der auf jede Spur eines aufkeimenden Talentes zu achten gewohnt war, ſuchte ſie aufzumuntern; am Meiſten empfahl ſie ſich ihm durch einen ſehr artigen, mannigfaltigen und manchmal ſelbſt muntern Geſang, und auf eben dieſem Wege hatte ſich der Harfenſpieler ſeine Gunſt erworben.

Serlo, ohne ſelbſt Genie zur Muſik zu haben oder irgend ein Inſtrument zu ſpielen, wußte ihren hohen Werth zu ſchätzen; er ſuchte ſich ſo oft als möglich dieſen Genuß, der mit keinem andern verglichen werden kann, zu verſchaffen. Er hatte wöchentlich ein Mal Concert, und nun hatte ſich ihm durch Mignon, den Harfenſpieler und Laertes, der auf der Violine nicht ungeſchickt war, eine wunderliche, kleine Haus-Capelle gebildet.

Er pflegte zu ſagen: Der Menſch iſt ſo geneigt, ſich mit dem Gemeinſten abzugeben; Geiſt und Sinne ſtumpfen ſich ſo leicht gegen die Eindrücke des Schönen und Vollkommenen ab, daß man die Fähigkeit, es zu empfinden, bei ſich auf alle Weiſe erhalten ſollte. Denn einen ſolchen Genuß kann Niemand ganz entbehren, und nur die Ungewohnheit, etwas Gutes zu genießen, iſt Urſache, daß viele Menſchen ſchon am Albernen und Abgeſchmackten, wenn es nur neu iſt, Vergnügen finden. Man ſollte, ſagte er, alle Tage wenigſtens ein kleines Lied hören, ein gutes Gedicht leſen, ein treffliches Gemälde ſehen, und wenn es möglich zu machen wäre, einige vernünftige Worte ſprechen.

Bei dieſen Geſinnungen, die Serlo gewiſſer Maßen natürlich waren, konnte es den Perſonen, die ihn umgaben, nicht an angenehmer Unterhaltung fehlen. Mitten in dieſem vergnüglichen Zuſtande brachte man Wilhelmen eines Tages einen ſchwarzgeſiegelten Brief. Werner's Pedtſchaft deutete auf eine traurige Nachricht, und er erſchrak nicht wenig, als er den Tod ſeines Vaters nur mit einigen Worten angezeigt fand. Nach einer unerwarteten, kurzen Krankheit war er aus der Welt gegangen und hatte ſeine häuslichen Angelegenheiten in der beſten Ordnung hinterlaſſen.

Dieſe unvermuthete Nachricht traf Wilhelmen im Innerſten. Er fühlte tief, wie unempfindlich man oft Freunde und Verwandte, ſo lange ſie ſich mit uns des irdiſchen Aufenthaltes erfreuen, vernachläſſigt, und nur dann erſt die Verſäumniß bereut, wenn das ſchöne Verhältniß wenigſtens für dieß Mal aufgehoben iſt. Auch konnte der Schmerz über das zeitige Abſterben des braven Mannes nur durch das Gefühl gelindert werden, daß er auf der Welt wenig

geliebt, und durch die Ueberzeugung, daß er wenig genossen habe.

Wilhelm's Gedanken wandten sich nun bald auf seine eigenen Verhältnisse, und er fühlte sich nicht wenig beunruhigt. Der Mensch kann in keine gefährlichere Lage versetzt werden, als wenn durch äußere Umstände eine große Veränderung seines Zustandes bewirkt wird, ohne daß seine Art, zu empfinden und zu denken, darauf vorbereitet ist. Es gibt alsdann eine Epoche ohne Epoche, und es entsteht nur ein desto größerer Widerspruch, je weniger der Mensch bemerkt, daß er zu dem neuen Zustande noch nicht ausgebildet sei.

Wilhelm sah sich in einem Augenblicke frei, in welchem er mit sich selbst noch nicht einig werden konnte. Seine Gesinnungen waren edel, seine Absichten lauter und seine Vorsätze schienen nicht verwerflich. Das Alles durfte er sich mit einigem Zutrauen selbst bekennen; allein er hatte Gelegenheit genug gehabt, zu bemerken, daß es ihm an Erfahrung fehle, und er legte daher auf die Erfahrung Anderer und auf die Resultate, die sie daraus mit Ueberzeugung ableiteten, einen übermäßigen Werth, und kam dadurch nur immer mehr in die Irre. Was ihm fehlte, glaubte er am Ersten zu erwerben, wenn er alles Denkwürdige, was ihm in Büchern und im Gespräch vorkommen mochte, zu erhalten und zu sammeln unternähme. Er schrieb daher fremde und eigene Meinungen und Ideen, ja ganze Gespräche, die ihm interessant waren, auf, und hielt leider auf diese Weise das Falsche so gut als das Wahre fest, blieb viel zu lange an einer Idee, ja man möchte sagen, an einer Scatenz hängen, und verließ dabei seine natürliche Denk- und Handelsweise, indem er oft fremden Lichtern als Leitsternen folgte. Aurelie'ns Bitterkeit und seines Freundes Laertes kalte Verachtung der Menschen bestachen öfter, als billig war, sein Urtheil. Niemand aber war ihm gefährlicher gewesen als Jarno, ein Mann, dessen heller Verstand von gegenwärtigen Dingen ein richtiges, strenges Urtheil fällte, dabei aber den Fehler hatte, daß er diese einzelnen Urtheile mit einer Art von Allgemeinheit aussprach, da doch die Aussprüche des Verstandes eigentlich nur ein Mal, und zwar in dem bestimmtesten Falle, gelten, und schon unrichtig werden, wenn man sie auf den nächsten anwendet.

So entfernte sich Wilhelm, indem er mit sich selbst einig zu werden strebte, immer mehr von der heilsamen Einheit, und bei dieser Verwirrung ward es seinen Leidenschaften um so leichter, alle Zurüstungen zu ihrem Vortheil zu gebrauchen, und ihn über Das, was er zu thun hatte, nur noch mehr zu verwirren.

Serlo benutzte die Todespost zu seinem Vortheil, und wirklich hatte er auch täglich immer mehr Ursache, an eine andere Einrichtung seines Schauspiels zu denken. Er mußte entweder seine alten Contracte erneuern, wozu er keine große Lust hatte, indem mehrere Mitglieder, die sich für unentbehrlich hielten, täglich unleidlicher wurden; oder er mußte, wohin auch sein Wunsch ging, der Gesellschaft eine ganz neue Gestalt geben.

Ohne selbst in Wilhelm'en zu dringen, regte er Aurelie'n und Philine'n auf; und die übrigen Gesellen, die sich nach Engagement sehnten, ließen unserm Freunde gleichfalls keine Ruhe, so daß er mit ziemlicher Verlegenheit an einem Scheidewege stand. Wer hätte gedacht, daß ein Brief von Werner'n, der ganz im entgegengesetzten Sinne geschrieben war, ihn endlich zu einer Entschließung hindrängen sollte! Wir lassen nur den Eingang weg und geben übrigens das Schreiben mit weniger Veränderung.

Zweites Capitel.

„— So war es und so muß es denn auch wohl recht sein, daß Jeder bei jeder Gelegenheit seinem Gewerbe nachgeht und seine Thätigkeit zeigt. Der gute Alte war kaum verschieden, als auch in der nächsten Viertelstunde schon Nichts mehr nach seinem Sinne im Hause geschah. Freunde, Bekannte und Verwandte drängten sich zu, besonders aber alle Menschenarten, die bei solchen Gelegenheiten Etwas zu gewinnen haben. Man brachte, man trug, man zahlte, schrieb und rechnete; die Einen holten Wein und Kuchen, die Andern tranken und aßen; Niemanden sah ich aber ernsthafter beschäftigt, als die Weiber, indem sie die Trauer aussuchten.

Du wirst mir also verzeihen, mein Lieber, wenn ich bei dieser Gelegenheit auch an meinen Vortheil dachte, mich Deiner Schwester so hülfreich und thätig als möglich zeigte, und ihr, sobald es nur einiger Maßen schicklich war, begreiflich machte, daß es nunmehr unsere Sache sei, eine Verbindung zu beschleunigen, die unsere Väter aus allzugroßer Umständlichkeit bisher verzögert hatten.

Nun mußt Du aber ja nicht denken, daß es uns eingefallen sei, das große leere Haus in Besitz zu nehmen. Wir sind bescheidener und vernünftiger; unsern Plan sollst Du hören. Deine Schwester zieht nach der Heirath gleich in unser Haus herüber, und sogar auch Deine Mutter mit.

Wie ist Das möglich? wirst Du sagen; Ihr habt ja selbst in dem Neste kaum Platz. Das ist eben die Kunst, mein Freund! Die geschickte Einrichtung macht Alles möglich, und Du glaubst

nicht, wie viel Platz man findet, wenn man wenig Raum braucht. Das große Haus verkaufen wir, wozu sich sogleich eine gute Gelegenheit darbietet; das daraus gelöſ'te Geld soll hundertfältige Zinsen tragen.

Ich hoffe, Du bist damit einverstanden, und wünsche, daß Du Nichts von den unfruchtbaren Liebhabereien Deines Vaters und Großvaters geerbt haben mögest. Dieser setzte seine höchste Glückseligkeit in eine Anzahl unscheinbarer Kunstwerke, die Niemand, ich darf wohl sagen Niemand, mit ihm genießen konnte; Jener lebte in einer kostbaren Einrichtung, die er Niemand mit sich genießen ließ. Wir wollen es anders machen, und ich hoffe Deine Beistimmung.

Es ist wahr, ich selbst behalte in unserm ganzen Hause keinen Platz als den an meinem Schreibe-Pulte, und noch seh' ich nicht ab, wo man künftig eine Wiege hinsetzen will; aber dafür ist der Raum außer dem Hause desto größer. Die Caffeehäuser und Clubs für den Mann, die Spatziergänge und Spatzierfahrten für die Frau, und die schönen Lustörter auf dem Lande für Beide. Dabei ist der größte Vortheil, daß auch unser runder Tisch ganz besetzt ist, und es dem Vater unmöglich wird, Freunde zu sehen, die sich nur desto leichtfertiger über ihn aufhalten, je mehr er sich Mühe gegeben hat, sie zu bewirthen.

Nur nichts Ueberflüssiges im Hause! nur nicht zu viel Möbeln, Geräthschaften, nur keine Kutsche und Pferde! Nichts als Geld, und dann auf eine vernünftige Weise jeden Tag gethan, was Dir beliebt. Nur keine Garderobe, immer das Neueste und Beste auf dem Leibe; der Mann mag seinen Rock abtragen und die Frau den ihrigen vertrödeln, sobald er nur einiger Maßen aus der Mode kömmt. Es ist mir Nichts unerträglicher, als so ein alter Kram von Besitzthum. Wenn man mir den kostbarsten Edelstein schenken wollte, mit der Bedingung, ihn täglich am Finger zu tragen, ich würde ihn nicht annehmen; denn wie läßt sich bei einem todten Capital nur irgend eine Freude denken? Das ist also mein lustiges Glaubensbekenntniß: seine Geschäfte verrichten, Geld geschafft, sich mit den Seinigen lustig gemacht, und um die übrige Welt sich nicht mehr bekümmert, als insofern man sie nutzen kann.

Nun wirst Du aber sagen: wie ist denn in Euerm sauberen Plane an mich gedacht? Wo soll ich unterkommen, wenn Ihr mir das väterliche Haus verkauft, und in dem Eurigen nicht der mindeste Raum übrig bleibt?

Das ist freilich der Hauptpunct, Brüderchen, und auf den werde ich Dir gleich dienen können, wenn ich Dir vorher das gebührende Lob über Deine vortrefflich angewendete Zeit werde ertheilet haben.

Sage nur, wie hast Du es angefangen, in so wenig Wochen ein Kenner aller nützlichen und interessanten Gegenstände zu werden? Soviel Fähigkeiten ich an Dir kenne, hätte ich Dir doch solche Aufmerksamkeit und solchen Fleiß nicht zugetraut. Dein Tagebuch hat uns überzeugt, mit welchem Nutzen Du die Reise gemacht hast; die Beschreibung der Eisen- und Kupferhämmer ist vortrefflich und zeigt von vieler Einsicht in die Sache. Ich habe sie ehemals auch besucht; aber meine Relation, wenn ich sie dagegen halte, steht sehr stümpermäßig aus. Der ganze Brief über die Leinwand-Fabrication ist lehrreich und die Anmerkung über die Concurrenz sehr treffend. An einigen Orten hast Du Fehler in der Addition gemacht, die jedoch sehr verzeihlich sind.

Was aber mich und meinen Vater am Meisten und Höchsten freut, sind Deine gründlichen Einsichten in die Bewirthschaftung und besonders in der Verbesserung der Feldgüter. Wir haben Hoffnung, ein großes Gut, das in Sequestration liegt, in einer sehr fruchtbaren Gegend zu erkaufen. Wir wenden das Geld, das wir aus dem väterlichen Hause lösen, dazu an; ein Theil wird geborgt, und ein Theil kann stehen bleiben; und wir rechnen auf Dich, daß Du dahin ziehst, den Verbesserungen vorstehst, und so kann, um nicht viel zu sagen, das Gut in einigen Jahren um ein Drittel an Werth steigen; man verkauft es wieder, sucht ein größeres, verbessert und handelt wieder, und dazu bist Du der Mann. Unsere Federn sollen indeß zu Hause nicht müßig sein, und wir wollen uns bald in einen beneidenswerthen Zustand versetzen.

Jetzt lebe wohl! genieße das Leben auf der Reise und ziehe hin, wo Du es vergnüglich und nützlich findest. Vor dem ersten halben Jahre bedürfen wir Deiner nicht; Du kannst Dich also nach Belieben in der Welt umsehen; denn die beste Bildung findet ein gescheidter Mensch auf Reisen. Lebe wohl, ich freue mich, so nahe mit Dir verbunden, auch nunmehr im Geist der Thätigkeit mit Dir vereint zu werden."

So gut dieser Brief geschrieben war, und soviel ökonomische Wahrheiten er enthalten mochte, mißfiel er doch Wilhelm'en auf mehr als einer Weise. Das Lob, das er über seine kunstreichen statistischen, technologischen und naturalischen Kenntnisse erhielt, war ihm ein stiller Vorwurf, und das Ideal, das ihm sein Schwager vom Glück des bürgerlichen Lebens verzeichnete, reizte ihn keineswegs; vielmehr war er durch einen heimlichen Geist des Widerspruchs mit Heftigkeit auf die entgegengesetzte Seite getrieben. Er überzeugte sich, daß er nur auf dem Theater die Bildung, die er sich zu geben wünschte, vollenden könne, und schien in seinem Entschluße nur desto mehr bestärkt zu werden, je lebhafter

Werner, ohne es zu wiſſen, ſein Gegner geworden war. Er faßte darauf alle ſeine Argumente zuſammen und beſtätigte bei ſich ſeine Meinung nur um deſto mehr, je mehr er Urſache zu haben glaubte, ſie dem klugen Werner in einem günſtigen Lichte darzuſtellen, und auf dieſe Weiſe entſtand eine Antwort, die wir gleichfalls einrücken.

Drittes Capitel.

„Dein Brief iſt ſo wohl geſchrieben, und ſo geſcheidt und klug gedacht, daß ſich Nichts mehr dazu ſetzen läßt. Du wirſt mir aber verzeihen, wenn ich ſage, daß man gerade das Gegentheil davon meinen, behaupten und thun, und doch auch recht haben kann. Deine Art, zu ſein und zu denken, geht auf einen unbeſchränkten Beſitz und auf eine leichte, luſtige Art zu genießen hinaus, und ich brauche Dir kaum zu ſagen, daß ich daran Nichts, was mich reizte, finden kann.

Zuerſt muß ich Dir leider bekennen, daß mein Tagebuch aus Noth, um meinem Vater gefällig zu ſein, mit Hülfe eines Freundes aus mehrern Büchern zuſammengeſchrieben iſt, und daß ich wohl die darin enthaltenen Sachen und noch mehrere dieſer Art weiß, aber keineswegs verſtehe, noch mich damit abgeben mag. Was hilft es mir, gutes Eiſen zu fabriciren, wenn mein eigenes Inneres voller Schlacken iſt, und was, ein Landgut in Ordnung zu bringen, wenn ich mit mir ſelber uneins bin?

Daß ich Dir's mit einem Worte ſage, mich ſelbſt, ganz wie ich da bin, auszubilden, Das war dunkel von Jugend auf mein Wunſch und meine Abſicht. Noch hege ich eben dieſe Geſinnungen, nur daß mir die Mittel, die mir es möglich machen werden, etwas deutlicher ſind. Ich habe mehr Welt geſehen, als Du glaubſt, und ſie beſſer benutzt, als Du denkſt. Schenke deßwegen Dem, was ich ſage, einige Aufmerkſamkeit, wenn es gleich nicht ganz nach Deinem Sinne ſein ſollte.

Wäre ich ein Edelmann, ſo wäre unſer Streit bald abgethan; da ich aber nur ein Bürger bin, ſo muß ich einen eigenen Weg nehmen, und ich wünſche, daß Du mich verſtehen mögeſt. Ich weiß nicht, wie es in fremden Ländern iſt; aber in Deutſchland iſt nur dem Edelmann eine gewiſſe allgemeine, wenn ich ſagen darf, perſonelle, Ausbildung möglich. Ein Bürger kann ſich Verdienſt erwerben und zur höchſten Noth ſeinen Geiſt ausbilden; ſeine Perſönlichkeit geht aber verloren, er mag ſich ſtellen, wie er will. Indem es dem Edelmann, der mit den Vornehmſten umgeht, zur Pflicht wird, ſich ſelbſt einen vornehmen Anſtand zu geben; indem dieſer Anſtand, da ihm weder Thür noch Thor verſchloſſen iſt, zu einem freien Anſtand wird, da er mit ſeiner Figur, mit ſeiner Perſon, es ſei bei Hofe oder bei der Armee, bezahlen muß: ſo hat er Urſache, Etwas auf ſie zu halten, und zu zeigen, daß er Etwas auf ſie hält. Eine gewiſſe feierliche Grazie bei gewöhnlichen Dingen, eine Art von leichtſinniger Zierlichkeit bei ernſthaften und wichtigen kleidet ihn wohl, weil er ſehen läßt, daß er überall im Gleichgewicht ſteht. Er iſt eine öffentliche Perſon, und je ausgebildeter ſeine Bewegungen, je ſonorer ſeine Stimme, je gehaltner und gemeßner ſein ganzes Weſen iſt, deſto vollkommner iſt er. Wenn er gegen Hohe und Nied're, gegen Freunde und Verwandte immer eben Derſelbe bleibt, ſo iſt Nichts an ihm auszuſetzen, man darf ihn nicht anders wünſchen. Er ſei kalt, aber verſtändig; verſtellt, aber klug. Wenn er ſich äußerlich in jedem Momente ſeines Lebens zu beherrſchen weiß, ſo hat Niemand eine weitere Forderung an ihn zu machen, und alles Uebrige, was er an und um ſich hat, Fähigkeit, Talent, Reichthum, Alles ſcheinen nur Zugaben zu ſein.

Nun denke Dir irgend einen Bürger, der an jene Vorzüge nur einigen Anſpruch zu machen gedächte; durchaus muß es ihm mißlingen, und er müßte deſto unglücklicher werden, je mehr ſein Naturell ihm zu jener Art zu ſein Fähigkeit und Trieb gegeben hätte.

Wenn der Edelmann im gemeinen Leben gar keine Grenzen kennt; wenn man aus ihm Könige oder königähnliche Figuren erſchaffen kann: ſo darf er überall mit einem ſtillen Bewußtſein vor Seinesgleichen treten; er darf überall vorwärtsdringen, anſtatt daß dem Bürger Nichts beſſer anſteht, als das reine, ſtille Gefühl der Grenzlinie, die ihm gezogen iſt. Er darf nicht fragen: was biſt Du? ſondern nur: was haſt Du? welche Einſicht, welche Kenntniß, welche Fähigkeit, wieviel Vermögen? Wenn der Edelmann durch die Darſtellung ſeiner Perſon Alles gibt, ſo gibt der Bürger durch ſeine Perſönlichkeit Nichts und ſoll Nichts geben. Jener darf und ſoll ſcheinen; Dieſer ſoll nur ſein, und was er ſcheinen will, iſt lächerlich und abgeſchmackt. Jener ſoll thun und wirken, Dieſer ſoll leiſten und ſchaffen; er ſoll einzelne Fähigkeiten ausbilden, um brauchbar zu werden, und es wird ſchon vorausgeſetzt, daß in ſeinem Weſen keine Harmonie ſei, noch ſein dürfe, weil er, um ſich auf eine Weiſe brauchbar zu machen, alles Uebrige vernachläſſigen muß.

An dieſem Unterſchiede iſt nicht etwa die Anmaßung der Edelleute und die Nachgiebigkeit der Bürger, ſondern die Verfaſſung der Geſellſchaft ſelbſt Schuld; es ſich darin einmal Etwas ändern wird und was ſich ändern wird, beläuft ſich wenig; genug, ich habe, wie

die Sachen jetzt ſtehen, an mich ſelbſt zu denken, und wie ich mich ſelbſt und Das, was mir ein unerläßliches Bedürfniß iſt, rette und erreiche.

Ich habe nun einmal gerade zu jener harmoniſchen Ausbildung meiner Natur, die mir meine Geburt verſagt, eine unwiderſtehliche Neigung. Ich habe, ſeit ich Dich verlaſſen, durch Leibesübung viel gewonnen; ich habe viel von meiner gewöhnlichen Verlegenheit abgelegt und ſtelle mich ſo ziemlich dar. Ebenſo habe ich meine Sprache und Stimme ausgebildet, und ich darf ohne Eitelkeit ſagen, daß ich in Geſellſchaften nicht mißfalle. Nun läugne ich Dir nicht, daß mein Trieb täglich unüberwindlicher wird, eine öffentliche Perſon zu ſein, und in einem weitern Kreiſe zu gefallen und zu wirken. Dazu kömmt meine Neigung zur Dichtkunſt und zu Allem, was mit ihr in Verbindung ſteht, und das Bedürfniß, meinen Geiſt und Geſchmack auszubilden, damit ich nach und nach auch bei dem Genuß, den ich nicht entbehren kann, nur das Gute wirklich für gut und das Schöne für ſchön halte. Du ſiehſt wohl, daß Alles für mich nur auf dem Theater zu finden iſt, und daß ich mich in dieſem einzigen Elemente nach Wunſch rühren und ausbilden kann. Auf den Brettern erſcheint der gebildete Menſch ſo gut perſönlich in ſeinem Glanz, als in den obern Claſſen; Geiſt und Körper müſſen bei jeder Bewegung gleichen Schritt gehen, und ich werde da ſo gut ſein und ſcheinen können, als irgend anderswo. Suche ich daneben noch Beſchäftigungen, ſo gibt es dort mechaniſche Quälereien genug, und ich kann meiner Geduld tägliche Uebung verſchaffen.

Diſputire mit mir nicht darüber; denn eh' Du mir ſchreibſt, iſt der Schritt ſchon geſchehen. Wegen der herrſchenden Vorurtheile will ich meinen Namen verändern, weil ich mich ohnehin ſchäme, als Meiſter aufzutreten. Lebe wohl! Unſer Vermögen iſt in ſo guter Hand, daß ich mich darum gar nicht bekümmere; was ich brauche, verlange ich gelegentlich von Dir. Es wird nicht viel ſein; denn ich hoffe, daß mich meine Kunſt auch nähren ſoll."

Der Brief war kaum abgeſchickt, als Wilhelm auf der Stelle Wort hielt und zu Serlo's und der Uebrigen großen Verwunderung ſich auf ein Mal erklärte: daß er ſich zum Schauſpieler widme und einen Contract auf billige Bedingungen eingehen wolle. Man war hierüber bald einig; denn Serlo hatte ſchon früher ſich erklärt, daß Wilhelm und die Uebrigen damit gar wohl zufrieden ſein konnten. Die ganze verunglückte Geſellſchaft, mit der wir uns ſo lange unterhalten haben, ward auf ein Mal angenommen, ohne daß jedoch, außer etwa Laertes, ſich Einer gegen Wilhelm'en dankbar erzeigt hätte. Wie ſie ohne Zutrauen gefordert hatten, ſo empfingen ſie ohne Dank. Die Meiſten wollten lieber ihre Anſtellung dem Einfluſſe Philine'ns zuſchreiben, und richteten ihre Dankſagungen an ſie. Indeſſen wurden die ausgefertigten Contracte unterſchrieben, und durch eine unerklärliche Verknüpfung von Ideen entſtand vor Wilhelm's Einbildungskraft, in dem Augenblicke, als er ſeinen fingirten Namen unterzeichnete, das Bild jenes Waldplatzes, wo er verwundet in Philine'ns Schooß gelegen. Auf einem Schimmel kam die liebenswürdige Amazone aus den Büſchen, nahte ſich ihm und ſtieg ab. Ihr menſchenfreundliches Bemühen hieß ſie gehen und kommen; endlich ſtand ſie vor ihm. Das Kleid fiel von ihren Schultern; ihr Geſicht, ihre Geſtalt fing an zu glänzen, und ſie verſchwand. So ſchrieb er ſeinen Namen nur mechaniſch hin, ohne zu wiſſen, was er that, und fühlte erſt, nachdem er unterzeichnet hatte, daß Mignon an ſeiner Seite ſtand, ihn am Arm hielt und ihm die Hand leiſe wegzuziehen verſucht hatte.

Viertes Capitel.

Eine der Bedingungen, unter denen Wilhelm ſich auf's Theater begab, war von Serlo nicht ohne Einſchränkung zugeſtanden worden. Jener verlangte, daß Hamlet ganz und unzerſtückt aufgeführt werden ſollte, und Dieſer ließ ſich das wunderliche Begehren inſofern gefallen, als es *möglich* ſein würde. Nun hatten ſie hierüber bisher manchen Streit gehabt; denn was möglich oder nicht möglich ſei, und was man von dem Stück weglaſſen könne, ohne es zu zerſtücken, darüber waren Beide ſehr verſchiedener Meinung. Wilhelm befand ſich noch in den glücklichen Zeiten, da man nicht begreifen kann, daß an einem geliebten Mädchen, an einem verehrten Schriftſteller irgend Etwas mangelhaft ſein könne. Unſere Empfindung von ihnen iſt ſo ganz, ſo mit ſich ſelbſt übereinſtimmend, daß wir uns auch in ihnen eine ſolche vollkommene Harmonie denken müſſen. Serlo hingegen ſonderte gern und beinah' zu viel; ſein ſcharfer Verſtand wollte in einem Kunſtwerke gewöhnlich nur ein mehr oder weniger unvollkommenes Ganze erkennen. Er glaubte, ſowie man die Stücke finde, habe man wenig Urſache, mit ihnen ſo gar bedächtig umzugehen, und ſo mußte auch Shakeſpeare, ſo mußte beſonders Hamlet Vieles leiden.

Wilhelm wollte gar nicht hören, wenn Jener von der Abſonderung der Spreu von dem Weizen ſprach. Es iſt nicht Spreu und Weizen durch einander, rief Dieſer; es iſt ein Stamm, Aeſte, Zweige, Blätter, Knospen, Blüthen und Früchte. Iſt nicht Eins mit dem Andern und durch das

Andere? Jener behauptete, man bringe nicht den ganzen Stamm auf den Tisch; der Künstler müsse gold'ne Aepfel in silbernen Schalen seinen Gästen reichen. Sie erschöpften sich in Gleichnissen, und ihre Meinungen schienen sich immer weiter von einander zu entfernen.

Gar verzweifeln wollte unser Freund, als Serlo ihm einst nach langem Streit das einfachste Mittel anrieth, sich kurz zu resolviren, die Feder zu ergreifen und in dem Trauerspiele, was eben nicht gehen wolle noch könne, abzustreichen, mehrere Personen in eine zu drängen; und wenn er mit dieser Art noch nicht bekannt genug sei oder noch nicht Herz genug dazu habe, so solle er ihm die Arbeit überlassen, und er wolle bald fertig sein.

Das ist nicht unserer Abrede gemäß, versetzte Wilhelm. Wie können Sie bei soviel Geschmack so leichtsinnig sein?

Mein Freund, rief Serlo aus, Sie werden es auch schon werden. Ich kenne das Abscheuliche dieser Manier nur zu wohl, die vielleicht noch auf keinem Theater in der Welt Statt gefunden hat. Aber wo ist auch eins so verwahrlos't, als das unsere? Zu dieser ekelhaften Verstümmelung zwingen uns die Autoren, und das Publicum erlaubt sie. Wie viel Stücke haben wir denn, die nicht über das Maß des Personal's, der Decorationen und Theater-Mechanik, der Zeit, des Dialog's und der physischen Kräfte des Acteur's hinausschritten? Und doch sollen wir spielen, und immer spielen und immer neu spielen. Sollen wir uns dabei nicht unsers Vortheils bedienen, da wir mit zerstückelten Werken ebenso viel ausrichten als mit ganzen? Setzt uns das Publicum doch selbst in den Vortheil! Wenig Deutsche, und vielleicht nur wenige Menschen aller neuern Nationen, haben Gefühl für ein ästhetisches Ganze; sie loben und tadeln nur stellenweise; sie entzücken sich nur stellenweise; und für wen ist Das ein größeres Glück als für den Schauspieler, da das Theater immer nur ein gestoppeltes und gestückeltes Wesen bleibt?

Ist! versetzte Wilhelm; aber muß es denn auch so bleiben; muß denn Alles bleiben, was ist? Ueberzeugen Sie mich ja nicht, daß Sie Recht haben; denn keine Macht in der Welt würde mich bewegen können, einen Contract zu halten, den ich nur im größten Irrthum geschlossen hätte.

Serlo gab der Sache eine lustige Wendung und ersuchte Wilhelmen, ihre ältern Gespräche über Hamlet nochmals zu bedenken, und selbst die Mittel zu einer glücklichen Bearbeitung zu ersinnen.

Nach einigen Tagen, die er in der Einsamkeit zugebracht hatte, kam Wilhelm mit frohem Blicke zurück. Ich müßte mich sehr irren, rief er aus, wenn ich nicht gefunden hätte, wie dem Ganzen zu helfen ist; ja ich bin überzeugt, daß Shakespeare es selbst so würde gemacht haben, wenn sein Genie nicht auf die Hauptsache so sehr gerichtet, und nicht vielleicht durch die Novellen, nach denen er arbeitete, verführt worden wäre.

Lassen Sie hören, sagte Serlo, indem er sich gravitätisch auf's Canapé setzte; ich werde ruhig aufhorchen, aber auch desto strenger richten.

Wilhelm versetzte: Mir ist nicht bange; hören Sie nur. Ich unterscheide, nach der genauesten Untersuchung, nach der reiflichsten Ueberlegung, in der Composition dieses Stücks zweierlei: das Erste sind die großen, innern Verhältnisse der Personen und der Begebenheiten, die mächtigen Wirkungen, die aus den Characteren und Handlungen der Haupt-Figuren entstehen, und diese sind einzeln vortrefflich, und die Folge, in der sie aufgestellt sind, unverbesserlich. Sie können durch keine Art von Behandlung zerstört, ja kaum verunstaltet werden. Diese sind's, die Jedermann zu sehen verlangt, die Niemand anzutasten wagt, die sich tief in die Seele eindrücken, und die man, wie ich höre, beinahe alle auf das Deutsche Theater gebracht hat. Nur hat man, wie ich glaube, darin gefehlt, daß man das Zweite, was bei diesem Stück zu bemerken ist, ich meine die äußern Verhältnisse der Personen, wodurch sie von einem Orte zum andern gebracht, oder auf diese und jene Weise durch gewisse zufällige Begebenheiten verbunden werden, für allzu unbedeutend angesehen, nur im Vorbeigehn davon gesprochen oder sie gar weggelassen hat. Freilich sind diese Fäden nur dünn und lose, aber sie gehen doch durch's ganze Stück, und halten zusammen, was sonst aus einander fiele, auch wirklich aus einander fällt, wenn man sie wegschneidet und ein Uebriges gethan zu haben glaubt, daß man die Enden stehen läßt.

Zu diesen äußern Verhältnissen zähle ich die Unruhen in Norwegen, den Krieg mit dem jungen Fortinbras, die Gesandtschaft an den alten Oheim, den geschlichteten Zwist, den Zug des jungen Fortinbras nach Polen und seine Rückkehr am Ende; ingleichen die Rückkehr des Horatio von Wittenberg, die Lust Hamlet's, dahin zu gehen, die Reise des Laertes nach Frankreich, seine Rückkunft, die Verschickung Hamlet's nach England, seine Gefangenschaft bei'm Seeräuber, der Tod der beiden Höflinge auf den Urias-Brief: alles Dieses sind Umstände und Begebenheiten, die einen Roman weit und breit machen können, die aber der Einheit dieses Stücks, in dem besonders der Held keinen Plan hat, auf das Aeußerste schaden und höchst fehlerhaft sind.

So höre ich Sie einmal gerne! rief Serlo.

Fallen Sie mir nicht ein, verſetzte Wilhelm; Sie möchten mich nicht immer loben. Dieſe Fehler ſind wie flüchtige Stützen eines Gebäudes, die man nicht wegnehmen darf, ohne vorher eine feſte Mauer unterzuziehen. Mein Vorſchlag iſt alſo, an jenen erſten, großen Situationen gar nicht zu rühren, ſondern ſie ſowohl im Ganzen als Einzelnen möglichſt zu ſchonen; aber dieſe äußern, einzelnen, zerſtreuten und zerſtreuenden Motive alle auf ein Mal wegzuwerfen und ihnen ein einziges zu ſubſtituiren.

Und Das wäre? fragte Serlo, indem er ſich aus ſeiner ruhigen Stellung aufhob.

Es liegt auch ſchon im Stücke, erwiederte Wilhelm, nur mache ich den rechten Gebrauch davon. Es ſind nur Unruhen in Norwegen. Hier haben Sie meinen Plan zur Prüfung.

Nach dem Tode des alten Hamlet werden die erſt eroberten Norweger unruhig. Der dortige Statthalter ſchickt ſeinen Sohn Horatio, einen alten Schulfreund Hamlet's, der aber an Tapferkeit und Lebensklugheit allen Andern vorgelaufen iſt, nach Dänemark, auf die Ausrüſtung der Flotte zu dringen, welche unter dem neuen, der Schwelgerei ergebenen König nur ſaumſelig von Statten geht. Horatio kennt den alten König; denn er hat ſeinen letzten Schlachten beigewohnt, hat bei ihm in Gnaden geſtanden; und die erſte Geiſter-Scene wird dadurch nicht verlieren. Der neue König gibt ſodann dem Horatio Audienz und ſchickt den Laertes nach Norwegen mit der Nachricht, daß die Flotte bald anlanden werde, indeß Horatio den Auftrag erhält, die Rüſtung derſelben zu beſchleunigen; dagegen will die Mutter nicht einwilligen, daß Hamlet, wie er wünſchte, mit Horatio zur See gehe.

Gott ſei Dank! rief Serlo, ſo werden wir auch Wittenberg und die hohe Schule los, die immer ein leidiger Anſtoß war. Ich finde Ihren Gedanken recht gut; denn außer den zwei einzigen fernen Bildern, Norwegen und der Flotte, braucht der Zuſchauer ſich Nichts zu denken; das Uebrige ſieht er Alles; das Uebrige geht Alles vor, anſtatt daß ſonſt ſeine Einbildungskraft in der ganzen Welt herumgejagt würde.

Sie ſehen leicht, verſetzte Wilhelm, wie ich nunmehr auch das Uebrige zuſammenhalten kann. Wenn Hamlet dem Horatio die Miſſethat ſeines Stiefvaters entdeckt, ſo räth ihm Dieſer, mit nach Norwegen zu gehen, ſich der Armee zu verſichern und mit gewaffneter Hand zurückzukehren. Da Hamlet dem König und der Königinn zu gefährlich wird, haben ſie kein näheres Mittel, ihn los zu werden, als ihn nach der Flotte zu ſchicken, und ihm Roſenkranz und Güldenſtern zu Beobachtern mitzugeben; und da indeß Laertes zurückkommt, ſoll dieſer bis zum Meuchelmord erhitzte Jüngling ihm nachgeſchickt werden. Die Flotte bleibt wegen ungünſtigen Windes liegen; Hamlet kehret nochmals zurück, ſeine Wanderung über den Kirchhof kann vielleicht glücklich motivirt werden, ſein Zuſammentreffen mit Laertes in Ophelie'ns Grabe iſt ein großer unentbehrlicher Moment. Hierauf mag der König bedenken, daß es beſſer ſei, Hamlet auf der Stelle los zu werden; das Feſt der Abreiſe, der ſcheinbaren Verſöhnung mit Laertes wird nun feierlich begangen, wobei man Ritterſpiele hält und auch Hamlet und Laertes fechten. Ohne die vier Leichen kann ich das Stück nicht ſchließen; es darf Niemand übrig bleiben. Hamlet gibt, da nun das Wahlrecht des Volks wieder eintritt, ſeine Stimme ſterbend dem Horatio.

Nur geſchwind, verſetzte Serlo, ſetzen Sie ſich hin und arbeiten das Stück aus; die Idee hat völlig meinen Beifall; nur daß die Luft nicht verraucht.

Fünftes Capitel.

Wilhelm hatte ſich ſchon lange mit einer Ueberſetzung Hamlet's abgegeben; er hatte ſich dabei der geiſtvollen Wieland'ſchen Arbeit bedient, durch die er überhaupt Shakeſpeare'n zuerſt kennen lernte. Was in derſelben ausgelaſſen war, fügte er hinzu, und ſo war er im Beſitz eines vollſtändigen Exemplar's in dem Augenblicke, da er mit Serlo über die Behandlung ſo ziemlich einig geworden war. Er fing nun an, nach ſeinem Plane auszuheben und einzuſchieben, zu trennen und zu verbinden, zu verändern und oft wiederherzuſtellen; denn ſo zufrieden er auch mit ſeiner Idee war, ſo ſchien ihm doch bei der Ausführung immer, daß das Original nur verdorben werde.

Sobald er fertig war, las er es Serlo und der übrigen Geſellſchaft vor. Sie bezeugten ſich ſehr zufrieden damit; beſonders machte Serlo manche günſtige Bemerkung.

Sie haben, ſagte er unterm Andern, ſehr richtig empfunden, daß äußere Umſtände dieſes Stück begleiten, aber einfacher ſein müſſen, als ſie uns der große Dichter gegeben hat. Was außer dem Theater vorgeht, was der Zuſchauer nicht ſieht, was er ſich verſtellen muß, iſt wie ein Hintergrund, vor dem die ſpielenden Figuren ſich bewegen. Die große einfache Ausſicht auf die Flotte und Norwegen wird dem Stück ſehr gut thun; nähme man ſie ganz weg, ſo iſt es nur eine Familien-Scene, und der große Begriff, daß hier ein ganzes königliches Haus durch innere Verbrechen und Unſchicklichkeiten zu Grunde geht, wird nicht in ſeiner

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 18645/471

Würde dargestellt. Bliebe aber jener Hintergrund selbst mannigfaltig beweglich, confus, so thäte er dem Eindrucke der Figuren Schaden.

Wilhelm nahm nun wieder die Partie Shakespeare's und zeigte, daß er für Insulaner geschrieben habe, für Engländer, die selbst im Hintergrunde nur Schiffe und Seereisen, die Küste von Frankreich und Calais zu sehen gewohnt sind, und daß, was Jenen etwas ganz Gewöhnliches sei, uns schon zerstreue und verwirre.

Serlo mußte nachgeben, und Beide stimmten darin überein, daß, da das Stück nun einmal auf das Deutsche Theater solle, dieser ernstere, einfachere Hintergrund für unsere Vorstellungsart am Besten werde.

Die Rollen hatte man schon früher ausgetheilt; den Polonius übernahm Serlo; Aurelie Ophelie'n; Laertes war durch seinen Namen schon bezeichnet; ein junger, unterseßter, munterer, neuangekommener Jüngling erhielt die Rolle des Horatio; nur wegen des Königs und des Geistes war man in einiger Verlegenheit. Für beide Rollen war nur der alte Polterer da. Serlo schlug den Pedanten zum Könige vor, wogegen Wilhelm aber auf's Aeußerste protestirte. Man konnte sich nicht entschließen.

Ferner hatte Wilhelm in seinem Stücke die beiden Rollen von Rosenkranz und Güldenstern stehen lassen. Warum haben Sie diese nicht in eine verbunden? fragte Serlo; diese Abbreviatur ist doch so leicht gemacht.

Gott bewahre mich vor solchen Verkürzungen, die zugleich Sinn und Wirkung aufheben! versetzte Wilhelm. Das, was diese beiden Menschen sind und thun, kann nicht durch einen vorgestellt werden. In solchen Kleinigkeiten zeigt sich Shakespeare's Größe. Dieses leise Auftreten, dieses Schmiegen und Biegen, dieß Jasagen, Streicheln und Schmeicheln, diese Behendigkeit, dieß Schwenzeln, diese Allheit und Leerheit, diese rechtliche Schurkerei, diese Unfähigkeit, wie kann sie durch einen Menschen ausgedruckt werden? Es sollten ihrer wenigstens ein Dutzend sein, wenn man sie haben könnte; denn sie sind dieß in Gesellschaft Etwas, sie sind die Gesellschaft; und Shakespeare war sehr bescheiden und weise, daß er nur zwei solche Repräsentanten auftreten ließ. Ueberdieß brauche ich sie in meiner Bearbeitung als ein Paar, das mit dem einen, guten, trefflichen Horatio contrastirt.

Ich verstehe Sie, sagte Serlo, und wir können uns helfen. Den Einen geben wir Elmire'n (so nannte man die älteste Tochter des Polterers); es kann nicht schaden, wenn sie gut aussehen, und ich will die Puppen putzen und dressiren, daß es eine Lust sein soll.

Philine freute sich außerordentlich, daß sie die Herzoginn in der kleinen Comödie spielen sollte. Das will ich so natürlich machen, rief sie aus, wie man in der Geschwindigkeit einen Zweiten heirathet, nachdem man den Ersten ganz außerordentlich geliebt hat. Ich hoffe mir den größten Beifall zu erwerben, und jeder Mann soll wünschen, der Dritte zu werden.

Aurelie machte ein verdrießliches Gesicht bei diesen Aeußerungen; ihr Widerwille gegen Philine'n nahm mit jedem Tage zu.

Es ist recht Schade, sagte Serlo, daß wir kein Ballet haben, sonst sollten Sie mir mit Ihrem ersten und zweiten Manne ein Pas de deux tanzen, und der Alte sollte nach dem Tact einschlafen, und Ihre Füßchen und Wädchen würden sich dort hinten auf dem Kinder-Theater ganz allerliebst ausnehmen.

Von meinen Wädchen wissen Sie ja wohl nicht viel, versetzte sie schnippisch, und was meine Füßchen betrifft, rief sie, indem sie schnell unter den Tisch reichte, ihre Pantöffelchen herauf holte und neben einander vor Serlo hinstellte: hier sind die Stelzchen, und ich gebe Ihnen auf, niedlichere zu finden.

Es war Ernst! sagte er, als er die zierlichen Halbschuhe betrachtete. Gewiß, man konnte nicht leicht etwas Artiger's sehen.

Sie waren Pariser-Arbeit; Philine hatte sie von der Gräfinn zum Geschenk erhalten, einer Dame, deren schöner Fuß berühmt war.

Ein reizender Gegenstand! rief Serlo; das Herz hüpft mir, wenn ich sie ansehe.

Welche Verzuckungen! sagte Philine.

Es geht Nichts über ein Paar Pantöffelchen von so feiner schöner Arbeit, rief Serlo; doch ist ihr Klang noch reizender, als ihr Anblick. Er hub sie auf und ließ sie einige Mal hinter einander wechselsweise auf den Tisch fallen.

Was soll Das heißen? Nur wieder her damit! rief Philine.

Darf ich sagen, versetzte er mit verstellter Bescheidenheit und schalkhaftem Ernst: wir andern Junggesellen, die wir Nachts meist allein sind, und uns doch wie and're Menschen fürchten und im Dunkeln uns nach Gesellschaft sehnen, besonders in Wirthshäusern und fremden Orten, wo es nicht ganz geheuer ist, wir finden es gar tröstlich, wenn ein gutherziges Kind uns Gesellschaft und Beistand leisten will. Es ist Nacht; man liegt im Bette; es rascheit; man schaudert; die Thüre thut sich auf; man erkennt ein liebes, pisperndes Stimmchen; es schlicht was herbei; die Vorhänge rauschen, klipp! klapp! die Pantoffeln fallen, und husch! man ist nicht mehr allein. Ach, der liebe, der einzige Klang, wenn die Absätzchen auf den Boden aufschlagen! Je zierlicher sie sind, je feiner klingt's. Man spreche mir von Philomele'n, von rauschenden Bächen,

vom Säuſeln der Winde, und von Allem, was je geſungen und geküſſen worden iſt, ich halte mich an das Klipp! Klapp! — Klipp! Klapp! iſt das ſchönſte Thema zu einem Rondeau, das man immer wieder von vorne zu hören wünſcht.

Philine nahm ihm die Pantoffeln aus den Händen und ſagte: Wie ich ſie krumm getreten habe! Sie ſind mir viel zu weit. Dann ſpielte ſie damit und rieb die Sohlen gegen einander. Was das heiß wird! rief ſie aus, indem ſie die eine Sohle flach an die Wange hielt, dann wieder rieb und ſie gegen Serlo hinreichte. Er war gutmüthig genug, nach der Wärme zu fühlen, und Klipp! Klapp! rief ſie, indem ſie ihm einen derben Schlag mit dem Abſatz verſetzte, daß er ſchreiend die Hand zurückzog. Ich will Euch lehren, bei meinen Pantoffeln was anders denken, ſagte Philine lachend.

Und ich will Dich lehren, alte Leute wie Kinder anführen! rief Serlo dagegen, ſprang auf, faßte ſie mit Heftigkeit und raubte ihr manchen Kuß, deren jeden ſie ſich mit ernſtlichem Widerſtreben gar künſtlich abzwingen ließ. Ueber dem Balgen fielen ihre langen Haare herunter und wickelten ſich um die Gruppe, der Stuhl fiel an den Boden, und Aurelie, die von dieſem Unweſen innerlich beleidigt war, ſtand mit Verdruß auf.

Sechſtes Capitel.

Obgleich bei der neuen Bearbeitung Hamlet's manche Perſonen wegfallen waren, ſo blieb die Anzahl derſelben doch immer noch groß genug, und faſt wollte die Geſellſchaft nicht hinreichen.

Wenn das ſo fort geht, ſagte Serlo, wird unſer Souffleur auch noch aus dem Loche hervorſteigen müſſen, unter uns wandeln und zur Perſon werden.

Schon oft habe ich ihn an ſeiner Stelle bewundert, verſetzte Wilhelm.

Ich glaube nicht, daß es einen vollkommenern Einheiſer gibt, ſagte Serlo. Kein Zuſchauer wird ihn jemals hören; wir auf dem Theater verſtehen jede Sylbe. Er hat ſich gleichſam ein eigen' Organ dazu gemacht und iſt wie ein Genius, der uns in der Noth vernehmlich zuflüſtert. Er fühlt, welchen Theil ſeiner Rolle der Schauſpieler vollkommen inne hat, und ahnet von Weitem, wenn ihn das Gedächtniß verlaſſen will. In einigen Fällen, da ich die Rolle kaum überſehen konnte, da er ſie mir Wort für Wort vorſagte, ſpielte ich ſie mit Glück; nur hat er Sonderbarkeiten, die jeden Andern unbrauchbar machen würden: er nimmt ſo herzlichen Antheil an den Stücken, daß er pathetiſche Stellen nicht eben declamirt, aber doch affectvoll recitirt. Mit dieſer Unart hat er mich mehr als ein Mal irre gemacht.

Sowie er mich, ſagte Aurelie, mit einer andern Sonderbarkeit einſt an einer ſehr gefährlichen Stelle ſtecken ließ.

Wie war das bei ſeiner Aufmerkſamkeit möglich? fragte Wilhelm.

Er wird, verſetzte Aurelie, bei gewiſſen Stellen ſo gerührt, daß er heiße Thränen weint und einige Augenblicke ganz aus der Faſſung kommt; und es ſind eigentlich nicht die ſogenannten rührenden Stellen, die ihn in dieſen Zuſtand verſetzen; es ſind, wenn ich mich deutlich ausdrücke, die ſchönen Stellen, aus welchen der reine Geiſt des Dichters gleichſam aus hellen, offenen Augen hervorſieht, Stellen, bei denen wir Andern uns nur höchſtens freuen, und worüber viele Tauſende wegſehen.

Und warum erſcheint er mit dieſer zarten Seele nicht auf dem Theater?

Ein heiſeres Organ und ein ſteifes Betragen ſchließen ihn von der Bühne, und ſeine hypochondriſche Natur von der Geſellſchaft aus, verſetzte Serlo. Wie viel Mühe habe ich mir gegeben, ihn an mich zu gewöhnen! aber vergebens. Er lieſt vortrefflich, wie ich nicht wieder habe leſen hören; Niemand hält wie er, die zarte Grenzlinie zwiſchen Declamation und affectvoller Recitation.

Gefunden! rief Wilhelm, gefunden! welch eine glückliche Entdeckung! Nun haben wir den Schauſpieler, der uns die Stelle vom rauhen Pyrrhus recitiren ſoll.

Man muß ſo viel Leidenſchaft haben wie Sie, verſetzte Serlo, um Alles zu ſeinem Endzwecke zu nutzen.

Gewiß, ich war in der größten Sorge, rief Wilhelm, daß vielleicht dieſe Stelle wegbleiben müßte, und das ganze Stück würde dadurch gelähmt werden.

Das kann ich doch nicht einſehen, verſetzte Aurelie.

Ich hoffe, Sie werden bald meiner Meinung ſein, ſagte Wilhelm. Shakeſpeare führt die ankommenden Schauſpieler zu einem doppelten Endzweck herein. Erſt macht der Mann, der den Tod des Priamus mit ſoviel eigener Rührung declamirt, tiefen Eindruck auf den Prinzen ſelbſt; er ſchärft das Gewiſſen des jungen, ſchwankenden Mannes; und ſo wird dieſe Scene das Präludium zu jener, in welcher das kleine Schauſpiel ſo große Wirkung auf den König thut. Hamlet fühlt ſich durch den Schauſpieler beſchämt, der an fremden, an fingirten Leiden ſo großen Theil nimmt; und der Gedanke, auf eben die Weiſe einen Verſuch auf das Gewiſſen ſeines Stiefvaters zu machen, wird dadurch bei ihm ſogleich erregt. Welch ein herr-

Mephistopheles.

O glaube mir, der manche tausend Jahre
An dieser harten Speise kaut,
Daß in der Wieg' und auf der Bahre
Kein Mensch den alten Sauerteig verdaut!
Glaub' unser einem, dieses Ganze
Ist nur für einen Gott gemacht;
Er findet sich in einem ew'gen Glanze,
Uns hat er in die Finsterniß gebracht,
Und euch taugt einzig Tag und Nacht.

Faust.

Allein ich will!

Mephistopheles.

Das läßt sich hören!
Doch nur vor Einem ist mir bang';
Die Zeit ist kurz, die Kunst ist lang.
Ich dächt' ihr ließet euch belehren.
Associirt euch mit einem Poeten,
Laßt den Herrn in Gedanken schweifen,
Und alle edle Qualitäten
Auf euren Ehren-Scheitel häufen,

licher Monolog iſt's, der den zweiten Act ſchließt! Wie freue ich mich darauf, ihn zu recitiren:

„O! welch ein Schurke, welch ein niedriger Sclave bin ich! — Iſt es nicht ungeheuer, daß dieſer Schauſpieler hier, nur durch Erdichtung, durch einen Traum von Leidenſchaft, ſeine Seele ſo nach ſeinem Willen zwingt, daß ihre Wirkung ſein ganzes Geſicht entfärbt: — Thränen im Auge! Verwirrung im Betragen! Gebrochene Stimme! Sein ganzes Weſen von einem Gefühl durchdrungen! und das Alles um Nichts — um Hecuba! — Was iſt Hecuba für ihn oder er für Hecuba, daß er um ſie weinen ſollte?“

Wenn wir nur unſern Mann auf das Theater bringen könnten! ſagte Aurelie.

Wir müſſen, verſetzte Serlo, ihn nach und nach hineinführen. Bei den Proben mag er die Stelle leſen, und wir ſagen, daß wir einen Schauſpieler, der ſie ſpielen ſoll, erwarten, und ſo ſehen wir, wie wir ihm näher kommen.

Nachdem ſie darüber einig waren, wendete ſich das Geſpräch auf den Geiſt. Wilhelm konnte ſich nicht entſchließen, die Rolle des lebenden Königs dem Pedanten zu überlaſſen, damit der Polterer den Geiſt ſpielen könne, und meinte vielmehr, daß man noch einige Zeit warten ſollte, indem ſich doch noch einige Schauſpieler gemeldet hätten, und ſich unter ihnen der rechte Mann finden könnte.

Man kann ſich daher denken, wie verwundert Wilhelm war, als er, unter der Adreſſe ſeines Theater-Namens, Abends folgendes Billet mit wunderbaren Zügen, verſiegelt, auf ſeinem Tiſche fand!

„Du biſt, o ſonderbarer Jüngling, wir wiſſen es, in großer Verlegenheit. Du findeſt kaum Menſchen zu Deinem Hamlet, geſchweige Geiſter. Dein Eifer verdient ein Wunder; Wunder können wir nicht thun, aber etwas Wunderbares ſoll geſchehen. Haſt Du Vertrauen, ſo ſoll zur rechten Stunde der Geiſt erſcheinen! Habe Muth und bleibe gefaßt! Es bedarf keiner Antwort; Dein Entſchluß wird uns bekannt werden.“

Mit dieſem ſeltſamen Blatte eilte er zu Serlo zurück, der es las und wieder las, und endlich mit bedenklicher Miene verſicherte: die Sache ſei von Wichtigkeit; man müſſe wohl überlegen, ob man es wagen dürfe und könne. Sie ſprachen Vieles hin und wieder; Aurelie war ſtill und lächelte von Zeit zu Zeit; und als nach einigen Tagen wieder davon die Rede war, gab ſie nicht undeutlich zu verſtehen, daß ſie es für einen Scherz von Serlo halte. Sie bat Wilhelm'en, völlig außer Sorge zu ſein und den Geiſt geduldig zu erwarten.

Ueberhaupt war Serlo von dem beſten Humor; denn die abgehenden Schauſpieler gaben ſich alle mögliche Mühe, gut zu ſpielen, damit man ſie ja recht vermiſſen ſollte, und von der Neugierde auf die neue Geſellſchaft konnte er auch die beſte Einnahme erwarten.

Sogar hatte der Umgang Wilhelm's auf ihn einigen Einfluß gehabt. Er fing an, mehr über Kunſt zu ſprechen; denn er war am Ende doch ein Deutſcher, und dieſe Nation gibt ſich gern Rechenſchaft von Dem, was ſie thut. Wilhelm ſchrieb ſich manche ſolche Unterredung auf; und wir werden, da die Erzählung hier nicht ſo oft unterbrochen werden darf, denjenigen unſerer Leſer, die ſich dafür intereſſiren, ſolche dramaturgiſche Verſuche bei einer andern Gelegenheit vorlegen.

Beſonders war Serlo eines Abends ſehr luſtig, als er von der Rolle des Polonius ſprach, wie er ſie zu faſſen gedachte. Ich verſpreche, ſagte er, dieß Mal einen recht würdigen Mann zum Beſten zu geben; ich werde die gehörige Ruhe und Sicherheit, Leerheit und Bedeutſamkeit, Unehmlichkeit und geſchmackloſes Weſen, Freiheit und Aufpaſſen, treuherzige Schalkheit und erlogene Wahrheit, da wo ſie hin gehören, recht zierlich aufſtellen. Ich will einen ſolchen grauen, redlichen, ausdauernden, der Zeit dienenden Halbſcheim auf's Allerhöflichſte vorſtellen und vortragen, und dazu ſollen mir die etwas rohen und groben Pinſelſtriche unſers Autor's gute Dienſte leiſten. Ich will reden wie ein Buch, wenn ich mich vorbereitet habe, und wie ein Thor, wenn ich bei guter Laune bin. Ich werde abgeſchmackt ſein, um Jedem nach dem Maule zu reden, und immer ſo fein, es nicht zu merken, wenn mich die Leute zum Beſten haben. Nicht leicht habe ich eine Rolle mit ſolcher Luſt und Schalkheit übernommen.

Wenn ich nur auch von der meinigen ſoviel hoffen könnte, ſagte Aurelie. Ich habe weder Jugend noch Weichheit genug, um mich in dieſen Character zu finden. Nur Eins weiß ich leider: daß Gefühl, daß Ophelie'n den Kopf verrückt, wird mich nicht verlaſſen.

Wir wollen es ja nicht ſo genau nehmen, ſagte Wilhelm: denn eigentlich hat mein Wunſch, den Hamlet zu ſpielen, mich, bei allem Studium des Stücks, auf's Aeußerſte irre geführt. Je mehr ich mich in die Rolle ſtudire, deſto mehr ſehe ich, daß in meiner ganzen Geſtalt kein Zug der Phyſiognomie iſt, wie Shakeſpeare ſeinen Hamlet aufſtellt. Wenn ich es recht überlege, wie genau in der Rolle Alles zuſammenhängt, ſo getraue ich mir kaum, eine leidliche Wirkung hervorzubringen.

Sie treten mit großer Gewiſſenhaftigkeit in

Ihre Laufbahn, verſetzte Serlo. Der Schauſpieler ſchickt ſich in die Rolle, wie er kann, und die Rolle richtet ſich nach ihm, wie ſie muß. Wie hat aber Shakeſpeare ſeinen Hamlet vorgezeichnet? Iſt er Ihnen denn ſo ganz unähnlich?

Zuvörderſt iſt Hamlet blond, erwiederte Wilhelm.

Das heiß' ich weit geſucht, ſagte Aurelie. Woher ſchließen Sie Das?

Als Däne, als Nordländer iſt er blond von Hauſe aus und hat blaue Augen.

Sollte Shakeſpeare daran gedacht haben?

Beſtimmt ſind' ich es nicht ausgedrückt, aber in Verbindung mit andern Stellen ſcheint es mir unwiderſprechlich. Ihm wird das Fechten ſauer; der Schweiß läuft ihm vom Geſichte, und die Königinn ſpricht: Er iſt fett; laßt ihn zu Athem kommen! Kann man ſich ihn da anders als blond und wohlbehäglich vorſtellen; denn braune Leute ſind in ihrer Jugend ſelten in dieſem Falle. Paßt nicht auch ſeine ſchwankende Melancholie, ſeine weiche Trauer, ſeine thätige Unentſchloſſenheit beſſer zu einer ſolchen Geſtalt, als wenn Sie ſich einen ſchlanken, braunlockigen Jüngling denken, von dem man mehr Entſchloſſenheit und Behendigkeit erwartet?

Sie verderben mir die Imagination, rief Aurelie, weg mit Ihrem fetten Hamlet! ſtellen Sie uns ja nicht Ihren wohlbeleibten Prinzen vor! Geben Sie uns lieber irgend ein Quiproquo, das uns reizt, das uns rührt. Die Intention des Autor's liegt uns nicht ſo nahe, als unſer Vergnügen, und wir verlangen einen Reiz, der uns homogen iſt.

Siebentes Capitel.

Einen Abend ſtritt die Geſellſchaft, ob der Roman oder das Drama den Vorzug verdiene? Serlo verſicherte, es ſei ein vergeblicher, mißverſtandener Streit; Beide könnten in ihrer Art vortrefflich ſein, nur müßten ſie ſich in den Grenzen ihrer Gattung halten.

Ich bin ſelbſt noch nicht ganz im Klaren darüber, verſetzte Wilhelm.

Wer iſt es auch, ſagte Serlo, und doch wäre es der Mühe werth, daß man der Sache näher kämt.

Sie ſprachen viel herüber und hinüber, und endlich war Folgendes ungefähr das Reſultat ihrer Unterhaltung:

Im Roman wie im Drama ſehen wir menſchliche Natur und Handlung. Der Unterſchied beider Dichtungsarten liegt nicht bloß in der äußern Form, nicht darin, daß die Perſonen in dem einen ſprechen, und daß in dem andern gewöhnlich von ihnen erzählt wird. Leider viele Dramen ſind nur dialogiſirte Romane, und es wäre nicht unmöglich, ein Drama in Briefen zu ſchreiben.

Im Roman ſollen vorzüglich Geſinnungen und Begebenheiten vorgeſtellt werden; im Drama Characiere und Thaten. Der Roman muß langſam gehen, und die Geſinnungen der Haupt-Figur müſſen, es ſei, auf welche Weiſe es wolle, das Vordringen des Ganzen zur Entwickelung aufhalten. Das Drama ſoll eilen, und der Character der Haupt-Figur muß ſich nach dem Ende drängen und nur aufgehalten werden. Der Roman-Held muß leidend, wenigſtens nicht im hohen Grade wirkend ſein; von dem dramatiſchen verlangt man Wirkung und That. Grandiſon, Clariſſe, Pamela, der Landprieſter von Wakefield, Tom Jones ſelbſt ſind, wo nicht leidende, doch retardirende Perſonen, und alle Begebenheiten werden gewiſſer Maßen nach ihren Geſinnungen gemodelt. Im Drama modelt der Held Nichts nach ſich, Alles widerſteht ihm, und er räumt und rückt die Hinderniſſe aus dem Wege oder unterliegt ihnen.

So vereinigte man ſich auch darüber, daß man dem Zufall im Roman gar wohl ſein Spiel erlauben könne, daß er aber immer durch die Geſinnungen der Perſonen gelenkt und geleitet werden müſſe; daß hingegen das Schickſal, das die Menſchen, ohne ihr Zuthun, durch unzuſammenhängende äußere Umſtände zu einer unvorhergeſehenen Cataſtrophe hindrängt, nur im Drama Statt habe; daß der Zufall wohl pathetiſche, niemals aber tragiſche Situationen hervorbringen dürfe; das Schickſal hingegen müſſe immer fürchterlich ſein, und werde im höchſten Sinne tragiſch, wenn es ſchuldige und unſchuldige, von einander unabhängige Thaten in eine unglückliche Verknüpfung bringt.

Dieſe Betrachtungen führten wieder auf den wunderlichen Hamlet und auf die Eigenheiten dieſes Stücks. Der Held, ſagte man, hat eigentlich auch nur Geſinnungen; es ſind nur Begebenheiten, die zu ihm ſtoßen, und deßwegen hat das Stück etwas von dem Gedehnten des Roman's; weil aber das Schickſal den Plan gezeichnet hat, weil das Stück von einer fürchterlichen That ausgeht, und der Held immer vorwärts zu einer fürchterlichen That gedrängt wird, ſo iſt es im höchſten Sinne tragiſch und leidet keinen andern als einen tragiſchen Ausgang.

Nun ſollte Leſeprobe gehalten werden, welche Wilhelm eigentlich als ein Feſt anſah. Er hatte die Rollen vorher collationirt, daß alſo von dieſer Seite kein Anſtoß ſein konnte. Die ſämmtlichen Schauſpieler waren mit dem Stücke bekannt, und er ſuchte ſie nur, ehe ſie anfingen, von der Wichtigkeit einer Leſeprobe zu über-

zeugen. Wie man von jedem Musicus verlange, daß er, bis auf einen gewissen Grad, vom Blatte spielen könne, so solle auch jeder Schauspieler, ja jeder wohlerzogene Mensch, sich üben, vom Blatte zu lesen; einem Drama, einem Gedicht, einer Erzählung sogleich ihren Character abzugewinnen und sie mit Fertigkeit vorzutragen. Alles Memoriren helfe Nichts, wenn der Schauspieler nicht vorher in den Geist und Sinn des guten Schriftstellers eingedrungen sei; der Buchstabe könne Nichts wirken.

Serlo versicherte, daß er jeder andern Probe, ja der Hauptprobe nachsehen wolle, sobald der Leseprobe ihr Recht widerfahren sei; denn gewöhnlich, sagte er, ist Nichts lustiger, als wenn Schauspieler von Studiren sprechen; es kommt mir ebenso vor, als wenn die Freimaurer von Arbeiten reden.

Die Probe lief nach Wunsch ab, und man kann sagen, daß der Ruhm und die gute Einnahme der Gesellschaft sich auf diese wenigen wohlangewandten Stunden gründete.

Sie haben wohlgethan, mein Freund, sagte Serlo, nachdem sie wieder allein waren, daß Sie unsern Mitarbeitern so ernstlich zusprachen, wenn ich gleich fürchte, daß sie Ihre Wünsche schwerlich erfüllen werden.

Wie so? versetzte Wilhelm.

Ich habe gefunden, sagte Serlo, daß so leicht man der Menschen Imagination in Bewegung setzen kann, so gern sie sich Mährchen erzählen lassen, ebenso selten ist es, eine Art von productiver Imagination bei ihnen zu finden. Bei den Schauspielern ist Dieses sehr auffallend. Jeder ist sehr wohl zufrieden, eine schöne, lobenswürdige, brillante Rolle zu übernehmen; selten aber thut Einer mehr, als sich mit Selbstgefälligkeit an die Stelle des Helden setzen, ohne sich im Mindesten zu bekümmern, ob ihn auch Jemand dafür halten werde. Aber mit Lebhaftigkeit zu umfassen, was sich der Autor bei'm Stück gedacht hat, was man von seiner Individualität hingeben müsse, um einer Rolle genug zu thun, wie man durch eigene Ueberzeugung, man sei ein ganz anderer Mensch, den Zuschauer gleichfalls zur Ueberzeugung hinreiße, wie man, durch eine innere Wahrheit der Darstellungskraft, diese Bretter in Tempel, die Pappen in Wälder verwandelt, ist Wenigen gegeben. Diese innere Stärke des Geistes, wodurch allein der Zuschauer getäuscht wird, diese erlogene Wahrheit, die ganz allein Wirkung hervorbringt, wodurch ganz allein die Illusion erzielt wird, wer hat davon einen Begriff?

Lassen Sie uns daher ja nicht zu sehr auf Geist und Empfindung dringen! Das sicherste Mittel ist, wenn wir unsern Freunden mit Gelassenheit zuerst den Sinn des Buchstabens erklären und ihnen den Verstand eröffnen. Wer Anlage hat, eilt alsdann selbst dem geistreichen und empfindungsvollen Ausdrucke entgegen; und wer sie nicht hat, wird wenigstens niemals ganz falsch spielen und recitiren. Ich habe aber bei Schauspielern, sowie überhaupt, keine schlimmere Anmaßung gefunden, als wenn Jemand Ansprüche an Geist macht, so lange ihm der Buchstabe noch nicht deutlich und geläufig ist.

Achtes Capitel.

Wilhelm kam zur ersten Theater-Probe sehr zeitig und fand sich auf den Brettern allein. Das Local überraschte ihn und gab ihm die wunderbarsten Erinnerungen. Die Wald- und Dorf-Decoration stand genau so, wie auf der Bühne seiner Vaterstadt; auch bei einer Probe, als ihm an jenem Morgen Mariane lebhaft ihre Liebe bekannte und ihm die erste glückliche Nacht zusagte. Die Bauernhäuser glichen sich auf dem Theater wie auf dem Lande; die wahre Morgensonne beschien, durch einen halb-offenen Fensterladen hereinfallend, einen Theil der Bank, die neben der Thüre schlecht befestigt war; nur leider schien sie nicht wie damals auf Mariane'ns Schooß und Busen. Er setzte sich nieder, dachte dieser wunderbaren Uebereinstimmung nach und glaubte zu ahnen, daß er sie vielleicht auf diesem Platze bald wieder sehen werde. Ach, und es war weiter Nichts, als daß ein Nachspiel, zu welchem diese Decoration gehörte, damals auf dem Deutschen Theater sehr oft gegeben wurde.

In diesen Betrachtungen störten ihn die übrigen ankommenden Schauspieler, mit denen zugleich zwei Theater- und Garderoben-Freunde hereintraten und Wilhelm'en mit Enthusiasmus begrüßten. Der Eine war gewisser Maßen an Madam Melina attachirt; der Andere aber ein ganz reiner Freund der Schauspielkunst, und Beide von der Art, wie sich jede gute Gesellschaft Freunde wünschen sollte. Man wußte nicht zu sagen, ob sie das Theater mehr kannten oder liebten. Sie liebten es zu sehr, um es recht zu kennen; sie kannten es genug, um das Gute zu schätzen und das Schlechte zu verbannen. Aber bei ihrer Neigung war ihnen das Mittelmäßige nicht unerträglich, und der herrliche Genuß, mit dem sie das Gute vor und nach kosteten, war über allen Ausdruck. Das Mechanische machte ihnen Freude, das Geistige entzückte sie, und ihre Neigung war so groß, daß auch eine zerstückelte Probe sie in eine Art von Illusion versetzte. Die Mängel schienen ihnen jederzeit in die Ferne zu treten; das Gute berührte sie wie ein naher Gegenstand: kurz, sie waren Liebhaber, wie sie sich der Künstler in seinem Fache wünscht. Ihre liebste Wanderung war von den

den Coulissen in's Parterre, vom Parterre in die Coulissen, ihr angenehmster Aufenthalt in der Garderobe, ihre emsigste Beschäftigung an der Stellung, Kleidung, Recitation und Declamation der Schauspieler Etwas zuzustutzen, ihr lebhaftestes Gespräch über den Effect, den man hervorgebracht hatte, und ihre beständigste Bemühung, den Schauspieler aufmerksam, thätig und genau zu erhalten, ihm Etwas zu Gute oder zu Liebe zu thun, und, ohne Verschwendung, der Gesellschaft manchen Genuß zu verschaffen. Sie hatten sich Beide das ausschliessende Recht verschafft, bei Proben und Aufführungen auf dem Theater zu erscheinen. Sie waren, was die Aufführung Hamlet's betraf, mit Wilhelm'en nicht bei allen Stellen einig; hie und da gab er nach, meistens aber behauptete er seine Meinung, und im Ganzen diente diese Unterhaltung sehr zur Bildung seines Geschmacks. Er ließ die beiden Freunde sehen, wie sehr er sie schätze; und sie dagegen weissagten Nichts weniger von diesen vereinten Bemühungen, als eine neue Epoche für's Deutsche Theater.

Die Gegenwart dieser beiden Männer war bei den Proben sehr nützlich. Besonders überzeugten sie unsere Schauspieler, daß man bei der Probe Stellung und Action, wie man sie bei der Aufführung zu zeigen gedenke, immerfort mit der Rede verbinden und Alles zusammen durch Gewohnheit mechanisch vereinigen müsse. Besonders mit den Händen solle man ja bei der Probe einer Tragödie keine gemeine Bewegung vornehmen; ein tragischer Schauspieler, der in der Probe Tabak schnupft, mache sie immer bange; denn höchst wahrscheinlich werde er an einer solchen Stelle, bei der Aufführung, die Prise vermissen. Ja, sie hielten dafür, daß Niemand in Stiefeln probiren solle, wenn die Rolle in Schuhen zu spielen sei. Nichts aber, versicherten sie, schmerze sie mehr, als wenn die Frauenzimmer in den Proben ihre Hände in die Rockfalten versteckten.

Ausserdem ward durch das Zureden dieser Männer noch etwas sehr Gutes bewirkt, daß nämlich alle Mannspersonen exerciren lernten. Da so viele Militär-Rollen vorkommen, sagten sie, sieht Nichts betrübter aus, als Menschen, die nicht die mindeste Dressur zeigen, in Hauptmanns- und Majors-Uniform auf dem Theater herumschwanken zu sehen.

Wilhelm und Laertes waren die Ersten, die sich der Pädagogik eines Unterofficier's unterwarfen, und setzten dabei ihre Fechtübungen mit grosser Anstrengung fort.

So viel Mühe gaben sich beide Männer mit der Ausbildung einer Gesellschaft, die sich so glücklich zusammengefunden hatte. Sie sorgten für die künftige Zufriedenheit des Publicum's, indeß sich Dieses über ihre entschiedene Liebhaberei gelegentlich aufhielt. Man wußte nicht, wie viel Ursache man hatte, ihnen dankbar zu sein, besonders da sie nicht versäumten, den Schauspielern oft den Hauptpunct einzuschärfen, daß es nämlich ihre Pflicht sei, laut und vernehmlich zu sprechen. Sie fanden hierbei mehr Widerstand und Unwissen, als sie Anfangs gedacht hatten. Die Meisten wollten so gehört sein, wie sie sprachen, und Wenige bemühten sich, so zu sprechen, daß man sie hören könnte. Einige schoben den Fehler auf's Gebäude, Andere sagten, man könne doch nicht schreien, wenn man natürlich, heimlich oder zärtlich zu sprechen habe.

Unsere Theater-Freunde, die eine unsägliche Geduld hatten, suchten auf alle Weise diese Verwirrung zu lösen, diesem Eigensinne beizukommen. Sie sparten weder Gründe noch Schmeicheleien, und erreichten doch ihren Endzweck, wobei ihnen das gute Beispiel Wilhelm's besonders zu statten kam. Er bat sich aus, daß sie sich bei den Proben in die entferntesten Ecken setzen und sobald sie ihn nicht vollkommen verstünden, mit dem Schlüssel auf die Bank pochen möchten. Er articulirte gut, sprach gemäßigt aus, steigerte den Ton stufenweise, und überschrie sich nicht in den heftigsten Stellen. Die pochenden Schlüssel hörte man bei jeder Probe weniger; nach und nach ließen sich die Andern dieselbe Operation gefallen, und man konnte hoffen, daß das Stück endlich in allen Winkeln des Hauses von Jedermann würde verstanden werden.

Man sieht aus diesem Beispiel, wie gern die Menschen ihren Zweck nur auf ihre eigene Weise erreichen möchten, wie viel Noth man hat, ihnen begreiflich zu machen, was sich eigentlich von selbst versteht, und wie schwer es ist, Denjenigen, der Etwas zu leisten wünscht, zur Erkenntniß der ersten Bedingungen zu bringen, unter denen sein Verhaben allein möglich wird.

Neuntes Capitel.

Man fuhr nun fort, die nöthigen Anstalten zu Decorationen und Kleidern, und was sonst erforderlich war, zu machen. Ueber einige Scenen und Stellen hatte Wilhelm besondere Grillen, denen Serlo nachgab, theils in Rücksicht auf den Contract, theils aus Ueberzeugung und weil er hoffte, Wilhelm'en durch diese Gefälligkeit zu gewinnen, und in der Folge desto mehr nach seinen Absichten zu lenken.

So sollte z. B. König und Königinn bei der ersten Audienz auf dem Throne sitzend erscheinen, die Hofleute an den Seiten und Hamlet unbe-

deutend unter ihnen stehen. Hamlet, sagte er, muß sich ruhig verhalten; seine schwarze Kleidung unterscheidet ihn schon genug. Er muß sich eher verbergen als zum Vorschein kommen. Nur dann, wenn die Audienz geendigt ist, wenn der König mit ihm als Sohn spricht, dann mag er herbeitreten und die Scene ihren Gang gehen.

Noch eine Hauptschwierigkeit machten die beiden Gemälde, auf die sich Hamlet in der Scene mit seiner Mutter so heftig bezieht. Wir sollen, sagte Wilhelm, in Lebensgröße beide im Grunde des Zimmers neben der Hauptthür sichtbar sein, und zwar muß der alte König in völliger Rüstung, wie der Geist, auf eben der Seite hängen, wo Dieser hervortritt. Ich wünsche, daß die Figur mit der rechten Hand eine befehlende Stellung annehme, etwas gewandt sei und gleichsam über die Schulter sehe, damit sie dem Geiste völlig gleiche, in dem Augenblicke, da dieser zur Thüre hinausgeht. Es wird eine sehr große Wirkung thun, wenn in diesem Augenblick Hamlet nach dem Geiste und die Königinn nach dem Bilde sieht. Der Stiefvater mag dann im königlichen Ornat, doch unscheinbarer als Jener, vorgestellt werden.

So gab es noch verschiedene Puncte, von denen wir zu sprechen vielleicht Gelegenheit haben.

Sind Sie auch unerbittlich, daß Hamlet am Ende sterben muß? fragte Serlo.

Wie kann ich ihn am Leben erhalten, sagte Wilhelm, da ihn das ganze Stück zu Tode drückt? Wir haben ja schon so weitläufig darüber gesprochen.

Aber das Publicum wünscht ihn lebendig.

Ich will ihm gern jeden andern Gefallen thun, nur dieß Mal ist's unmöglich. Wir wünschen auch, daß ein braver, nützlicher Mann, der an einer chronischen Krankheit stirbt, noch länger leben möge. Die Familie weint und beschwört den Arzt, der ihn nicht halten kann: und so wenig als Dieser einer Naturnothwendigkeit zu widerstehen vermag, so wenig können wir einer anerkannten Kunstnothwendigkeit gebieten. Es ist eine falsche Nachgiebigkeit gegen die Menge, wenn man ihnen die Empfindungen erregt, die sie haben wollen, und nicht, die sie haben sollen.

Wer das Geld bringt, kann die Waare nach seinem Sinne verlangen.

Gewisser Maßen; aber ein großes Publicum verdient, daß man es achte, daß man es nicht wie Kinder, denen man das Geld abnehmen will, behandle. Man bringe ihm nach und nach, durch das Gute, Gefühl und Geschmack für das Gute bei, und es wird sein Geld mit doppeltem Vergnügen einlegen, weil ihm der Verstand, ja die Vernunft selbst bei dieser Ausgabe Nichts vorzuwerfen hat. Man kann ihm schmeicheln wie einem geliebten Kinde, schmeicheln, um es zu bessern, um es künftig aufzuklären; nicht wie einem Vornehmen und Reichen, um den Irrthum, den man nutzt, zu verewigen.

So handelten sie noch Manches ab, das sich besonders auf die Frage bezog: was man noch etwa an dem Stücke verändern dürfe, und was unberührt bleiben müsse? Wir lassen uns hierauf nicht weiter ein, sondern legen vielleicht künftig die neue Bearbeitung Hamlet's selbst demjenigen Theile unserer Leser vor, der sich etwa dafür interessiren könnte.

Zehntes Capitel.

Die Hauptprobe war vorbei; sie hatte übermäßig lange gedauert. Serlo und Wilhelm fanden noch Manches zu besorgen; denn ungeachtet der vielen Zeit, die man zur Vorbereitung verwendet hatte, waren doch sehr nothwendige Anstalten bis auf den letzten Augenblick verschoben worden.

So waren z. B. die Gemälde der beiden Könige noch nicht fertig, und die Scene zwischen Hamlet und seiner Mutter, von der man einen so großen Effect hoffte, sah noch sehr mager aus, indem weder der Geist noch sein gemaltes Ebenbild dabei gegenwärtig war. Serlo scherzte bei dieser Gelegenheit und sagte: Wir wären doch im Grunde recht übel angeführt, wenn der Geist ausbliebe, die Wache wirklich mit der Luft fechten, und unser Souffleur aus der Coulisse den Vortrag des Geistes suppliren müßte.

Wir wollen den wunderbaren Freund nicht durch unsern Unglauben verscheuchen, versetzte Wilhelm; er kommt gewiß zur rechten Zeit, und wird uns so gut als die Zuschauer überraschen.

Gewiß, rief Serlo, ich werde froh sein, wenn das Stück morgen gegeben ist: es macht uns mehr Umstände, als ich geglaubt habe.

Aber Niemand in der Welt wird froher sein als ich, wenn das Stück morgen gespielt ist, versetzte Philine, so wenig mich meine Rolle drückt. Denn immer und ewig von einer Sache reden zu hören, wobei doch Nichts weiter herauskommt als eine Repräsentation, die, wie so viele hundert andere, vergessen werden wird, dazu will meine Geduld nicht hinreichen. Macht doch in Gottes Namen nicht so viel Umstände! Die Gäste, die vom Tische aufstehen, haben nachher an jedem Gerichte was auszusetzen; ja wenn man sie zu Hause reden hört, so ist es ihnen kaum begreiflich, wie sie eine solche Noth haben ausstehen können.

Lassen Sie mich Ihr Gleichniß zu meinem

Vortheile brauchen, ſchönes Kind, verſetzte Wilhelm. Bedenken Sie, was Natur und Kunſt, was Handel, Gewerke und Gewerbe zuſammen ſchaffen müſſen, bis ein Gaſtmahl gegeben werden kann. Wie viel Jahre muß der Hirſch im Walde, der Fiſch im Fluß oder Meere zubringen, bis er unſre Tafel zu beſetzen würdig iſt; und was hat die Hausfrau, die Köchinn nicht Alles in der Küche zu thun! Mit welcher Nachläſſigkeit ſchlürft man die Sorge des entfernteſten Winzers, des Schiffers, des Kellermeiſters bei'm Nachtiſche hinunter, als müſſe es nur ſo ſein. Und ſollten deßwegen alle dieſe Menſchen nicht arbeiten, nicht ſchaffen und bereiten; ſollte der Hausherr das Alles nicht ſorgfältig zuſammen bringen und zuſammenhalten, weil am Ende der Genuß nur vorübergehend iſt? Aber kein Genuß iſt vorübergehend: denn der Eindruck, den er zurücklaßt, iſt bleibend; und was man mit Fleiß und Anſtrengung thut, theilt dem Zuſchauer ſelbſt eine verborgene Kraft mit, von der man nicht wiſſen kann, wie weit ſie wirkt.

Mir iſt Alles einerlei, verſetzte Philine; nur muß ich auch dieß Mal erfahren, daß Männer immer im Widerſpruch mit ſich ſelbſt ſind. Bei all' Eu'rer Gewiſſenhaftigkeit, den großen Autor nicht verſtümmeln zu wollen, laßt Ihr doch den ſchönſten Gedanken aus dem Stücke.

Den ſchönſten? rief Wilhelm.

Gewiß den ſchönſten, auf den ſich Hamlet ſelbſt was zu Gute thut.

Und Der wäre? rief Serlo.

Wenn Sie eine Perrücke aufhätten, verſetzte Philine, würde ich ſie ihnen ganz ſäuberlich abnehmen: denn es ſcheint nöthig, daß man Ihnen das Verſtändniß eröffne.

Die Andern dachten nach, und die Unterhaltung ſtockte. Man war aufgeſtanden; es war ſchon ſpät; man ſchien auseinander gehen zu wollen. Als man ſo unentſchloſſen daſtand, fing Philine ein Liedchen auf eine ſehr zierliche und gefällige Melodie zu ſingen an.

Singet nicht in Trauertönen
Von der Einſamkeit der Nacht;
Mein, ſie iſt, o holde Schönen,
Nur Geſelligkeit gemacht!

Wie das Weib dem Mann gegeben,
Als die ſchönſte Hälfte war,
Iſt die Nacht das beſte Leben,
Und die ſchönſte Hälfte zwar.

Könnt Ihr Euch des Tages freuen,
Der nur Freuden unterbricht?
Er iſt gut, ſich zu zerſtreuen;
Zu was Anderm taugt er nicht.

Aber wenn in nächt'ger Stunde
Euſer Lampe Dämm'rung ſtießt,
Und vom Mund zum nahen Munde
Scherz und Liebe ſich ergießt:

Wenn der raſche, kecke Knabe,
Der ſonſt wild und feurig eilt,
Oft bei einer kleinen Gabe
Hinter leichtem Spitzen weilt:

Wenn die Nachtigall Verliebten
Liebevoll ein Liedchen ſingt,
Das Gefang'nen und Betrübten
Nur wie Ach und Wehe klingt:

Mit wie leichtem Herzensregen
Horchet Ihr der Glocke nicht,
Die mit zweifelhaft bedächt'gen Schlägen
Ruh' und Sicherheit verſpricht!

Darum an dem langen Tage
Merke Dir es, liebe Braut:
Jeder Tag hat ſeine Plage
Und die Nacht hat ihre Luſt.

Sie machte eine leichte Verbeugung, als ſie geendigt hatte, und Serlo rief ihr ein lautes Bravo zu. Sie ſprang zur Thür hinaus und eilte mit Gelächter fort. Man hörte ſie die Treppe hinunter ſingen und mit den Abſätzen klappern.

Serlo ging in das Seitenzimmer, und Aurelie blieb vor Wilhelm'en, der ihr eine gute Nacht wünſchte, noch einige Augenblicke ſtehen und ſagte:

Wie ſie mir zuwider iſt, recht meinem innern Weſen zuwider, bis auf die kleinſten Zufälligkeiten! Die rechte, braune Augenwimper bei den blonden Haaren, die der Bruder ſo reizend findet, mag ich gar nicht anſehn, und die Schramme auf der Stirne hat mir ſo was Widriges, ſo was Niedriges, daß ich immer zehn Schritte von ihr zurücktreten möchte. Sie erzählte neulich als einen Scherz, ihr Vater habe ihr in ihrer Kindheit einen Teller an den Kopf geworfen, davon ſie noch das Zeichen trage. Wohl iſt ſie recht an Augen und Stirne gezeichnet, daß man ſich vor ihr hüten möge.

Wilhelm antwortete Nichts, und Aurelie ſchien mit mehr Unwillen fortzufahren:

Es iſt mir beinahe unmöglich, ein freundliches höfliches Wort mit ihr zu reden, ſo ſehr haſſe ich ſie, und doch iſt ſie ſo anſchmiegend. Ich wollte, wir wären ſie los. Auch Sie, mein Freund, haben eine gewiſſe Gefälligkeit gegen dieſes Geſchöpf, ein Betragen, das mich in der Seele kränkt, eine Aufmerkſamkeit, die an Achtung grenzt, und die ſie, bei Gott, nicht verdient!

Wie ſie iſt, bin ich ihr Dank ſchuldig, verſetzte Wilhelm; ihre Aufführung iſt zu tadeln; ihrem Character muß ich Gerechtigkeit widerfahren laſſen.

Character! rief Aurelie: glauben Sie, daß ſo eine Creatur einen Character hat? O Ihr Männer, daran erkenne ich Euch! Solcher Frauen ſeid Ihr werth!

Sollten Sie mich im Verdacht haben, meine Freundinn? verſetzte Wilhelm. Ich will von

jeder Minute Rechenschaft geben, die ich mit ihr zugebracht habe.

Nun, nun, sagte Aurelie, es ist spät, wir wollen nicht streiten! Alle wie Einer, Einer wie Alle! Gute Nacht, mein Freund! gute Nacht, mein seiner Paradiesvogel!

Wilhelm fragte, wie er zu diesem Ehrentitel komme?

Ein ander' Mal, versetzte Aurelie, ein ander' Mal. Man sagt, sie hätten keine Füße, sie schwebten in der Luft, und nährten sich vom Aether. Es ist aber ein Mährchen, fuhr sie fort, eine poetische Fiction. Gute Nacht; laßt Euch was Schönes träumen, wenn Ihr Glück habt.

Sie ging in ihr Zimmer und ließ ihn allein; er eilte auf das seinige.

Halb unwillig ging er auf und nieder. Der scherzende, aber entschied'ne Ton Aurelie'ns hatte ihn beleidigt: er fühlte tief, wie Unrecht sie ihm that. Philine konnte er nicht widrig, nicht unhold begegnen; sie hatte Nichts gegen ihn verbrochen, und dann fühlte er sich so fern von jeder Neigung zu ihr, daß er recht stolz und standhaft vor sich selbst bestehen konnte.

Eben war er im Begriff, sich auszuziehen, nach seinem Lager zu gehen und die Vorhänge aufzuschlagen, als er zu seiner größten Verwunderung ein Paar Frauen-Pantoffeln vor dem Bett erblickte; der eine stand, der andere lag. Es waren Philinen's Pantoffeln, die er nur zu gut erkannte; er glaubte auch eine Unordnung an den Vorhängen zu sehen, ja es schien, als bewegten sie sich; er stand und sah mit unverwandten Augen hin.

Eine neue Gemüthsbewegung, die er für Verdruß hielt, versetzte ihm den Athem; und nach einer kurzen Pause, in der er sich erholt hatte, rief er gefaßt:

Stehen Sie auf, Philine! Was soll Das heißen? Wo ist Ihre Klugheit, Ihr gutes Betragen? Sollen wir morgen das Mährchen des Hauses werden?

Es rührte sich Nichts.

Ich scherze nicht, fuhr er fort; diese Neckereien sind bei mir übel angewandt.

Kein Laut! Keine Bewegung!

Entschlossen und unmuthig ging er endlich auf das Bette zu und riß die Vorhänge von einander. Stehen Sie auf, sagte er, wenn ich Ihnen nicht das Zimmer diese Nacht überlassen soll.

Mit großem Erstaunen fand er sein Bette leer, die Kissen und Decken in schönster Ruhe. Er sah sich um, suchte nach, suchte Alles durch und fand keine Spur von dem Schalk. Hinter dem Bette, dem Ofen, den Schränken war Nichts zu sehen; er suchte emsiger und emsiger; ja, ein boshafter Zuschauer hätte glauben mögen, er suche, um zu finden.

Kein Schlaf stellte sich ein; er setzte die Pantoffeln auf seinen Tisch, ging auf und nieder, blieb manchmal bei dem Tische stehen, und ein schelmischer Genius, der ihn belauschte, will versichern: er habe sich einen großen Theil der Nacht mit den allerliebsten Stelzchen beschäftigt; er habe sie mit einem gewissen Interesse angesehen, behandelt, damit gespielt, und sich erst gegen Morgen in seinen Kleidern auf's Bette geworfen, wo er unter den seltsamsten Phantasien einschlummerte.

Und wirklich schlief er noch, als Serlo hereintrat und rief: Wo sind sie? Noch im Bette? Unmöglich! Ich suche Sie auf dem Theater, wo noch so Mancherlei zu thun ist.

Elftes Capitel.

Vor- und Nachmittag verflossen eilig. Das Haus war schon voll und Wilhelm eilte, sich anzuziehen. Nicht mit der Behaglichkeit, mit der er die Maske zum ersten Mal anprobirte, konnte er sie gegenwärtig anlegen; er zog sich an, um fertig zu werden. Als er zu den Frauen in's Versammlungszimmer kam, beriefen sie ihn einstimmig, daß Nichts recht sitze; der schöne Federbusch sei verschoben, die Schnalle passe nicht; man fing wieder an aufzutrennen, zu nähen, zusammenzustecken. Die Symphonie ging an, Philine hatte etwas gegen die Krause einzuwenden, Aurelie viel an dem Mantel auszusetzen. Laßt mich, Ihr Kinder, rief er, diese Nachlässigkeit wird mich erst recht zum Hamlet machen. Die Frauen ließen ihn nicht los und fuhren fort zu putzen. Die Symphonie hatte aufgehört und das Stück war angegangen. Er besah sich im Spiegel, drückte den Hut tiefer in's Gesicht und erneuerte die Schminke.

In diesem Augenblicke stürzte Jemand herein und rief: der Geist! der Geist!

Wilhelm hatte den ganzen Tag nicht Zeit gehabt, an die Hauptsorge zu denken, ob der Geist auch kommen werde. Nun war sie ganz weggenommen, und man hatte die wunderlichste Gastrolle zu erwarten. Der Theater-Meister kam und fragte über Dieses und Jenes; Wilhelm hatte nicht Zeit, sich nach dem Gespenst umzusehen, und eilte nur, sich am Throne einzufinden, wo König und Königinn, schon von ihrem Hofe umgeben, in aller Herrlichkeit glänzten; er hörte nur noch die letzten Worte des Horatio, der über die Erscheinung des Geistes ganz verwirrt sprach, und fast seine Rolle vergessen zu haben schien.

Der Zwischenvorhang ging in die Höhe, und er sah das volle Haus vor sich. Nachdem Horatio

ſeine Rede gehalten und vom Könige abgefertigt war, drängte er ſich an Hamlet, und als ob er ſich ihm, dem Prinzen, präſentire, ſagte er: Der Teufel ſteckt in dem Harniſche! Er hat uns alle in Furcht gejagt.

In der Zwiſchenzeit ſah man nur zwei große Männer in weißen Mänteln und Capuzen in den Couliſſen ſtehen, und Wilhelm, dem in der Zerſtreuung, Unruhe und Verlegenheit der erſte Monolog, wie er glaubte, mißglückt war, trat, ob ihn gleich ein lebhafter Beifall beim Abgehen begleitete, in der ſchauerlichen dramatiſchen Winternacht wirklich recht unbehaglich auf. Doch nahm er ſich zuſammen und ſprach die ſo zweckmäßig angebrachte Stelle, über das Schmauſen und Trinken der Nord-Länder, mit der gehörigen Gleichgiltigkeit, vergaß, ſowie die Zuſchauer, darüber des Geiſtes, und erſchrac wirklich, als Horatio ausrief: Seht her, es kommt! Er fuhr mit Heftigkeit herum, und die edle, große Geſtalt, der leiſe, unhörbare Tritt, die leichte Bewegung in der ſchwerſcheinenden Rüſtung, machten einen ſo ſtarken Eindruck auf ihn, daß er wie verſteinert daſtand, und nur mit halber Stimme: Ihr Engel und himmliſchen Geiſter, beſchützt uns! anrufen konnte. Er ſtarrte ihn an, holte einige Mal Athem, und brachte die Anrede an den Geiſt ſo verwirrt, zerſtückt und gezwungen vor, daß die größte Kunſt ſie nicht ſo trefflich hätte ausdrücken können.

Seine Ueberſetzung dieſer Stelle kam ihm ſehr zu ſtatten. Er hatte ſich nahe an das Original gehalten, deſſen Wortſtellung ihm die Verfaſſung eines überraſchten, erſchreckten, von Entſetzen ergriffenen Gemüths einzig auszudrücken ſchien.

„Sei Du ein guter Geiſt, ſei ein verdammter Kobold, bringe Düfte des Himmels mit Dir oder Dämpfe der Hölle; ſei Gutes oder Böſes Dein Beginnen: Du kommſt in einer ſo würdigen Geſtalt, ja ich rede mit Dir, ich nenne Dich Hamlet, König, Vater, o antworte mir!“—

Man ſpürte im Publico die größte Wirkung. Der Geiſt winkte; der Prinz folgte ihm unter dem lauteſten Beifall.

Das Theater verwandelte ſich, und als ſie auf den entfernten Platz kamen, hielt der Geiſt unvermuthet inne und wandte ſich um; dadurch kam ihm Hamlet etwas zu nahe zu ſtehen. Mit Verlangen und Neugierde ſah Wilhelm ſogleich zwiſchen das niedergelaſſene Viſir hinein, konnte aber nur tiefliegende Augen neben einer wohlgebildeten Naſe erblicken. Furchtſam ausſpähend ſtand er vor ihm; allein als die erſten Töne aus dem Helme hervordrangen, als eine wohlklingende, nur ein wenig rauhe Stimme ſich in den Worten hören ließ: Ich bin der Geiſt Deines Vaters! — trat Wilhelm einige Schritte ſchaudernd zurück, und das ganze Publicum ſchauderte. Die Stimme ſchien Jedermann bekannt, und Wilhelm glaubte eine Aehnlichkeit mit der Stimme ſeines Vaters zu bemerken. Dieſe wunderbaren Empfindungen und Erinnerungen, die Neugierde, den ſeltſamen Freund zu entdecken, und die Sorge, ihn zu beleidigen, ſelbſt die Unſchicklichkeit, ihm als Schauſpieler in dieſer Situation zu nahe zu treten, bewegten Wilhelm'en nach entgegengeſetzten Seiten. Er veränderte während der langen Erzählung des Geiſtes ſeine Stellung ſo oft, ſchien ſo unbeſtimmt und verlegen, ſo aufmerkſam und ſo zerſtreut, daß ſein Spiel eine allgemeine Bewunderung, ſowie der Geiſt ein allgemeines Entſetzen erregte. Dieſer ſprach mehr mit einem tiefen Gefühl des Verdruſſes, als des Jammers, aber eines geiſtigen, langſamen und unüberſehlichen Verdruſſes. Es war der Mißmuth einer großen Seele, die von allem Irdiſchen getrennt iſt, und doch unendlichen Leiden unterliegt. Zuletzt verſank der Geiſt, aber auf eine ſonderbare Art: denn ein leichter, grauer, durchſichtiger Flor, der wie ein Dampf aus der Verſenkung zu ſteigen ſchien, legte ſich über ihn weg und zog ſich mit ihm hinunter.

Nun kamen Hamlet's Freunde zurück und ſchworen auf das Schwert. Da war der alte Maulwurf ſo geſchäftig unter der Erde, daß er ihnen, wo ſie auch ſtehen mochten, immer unter den Füßen rief: Schwört! und ſie, als ob der Boden unter ihnen brennte, ſchnell von einem Ort zum andern eilten. Auch erſchien da, wo ſie ſtanden, jedes Mal eine kleine Flamme aus dem Boden, vermehrte die Wirkung, und hinterließ bei allen Zuſchauern den tiefſten Eindruck.

Nun ging das Stück unaufhaltſam ſeinen Gang fort, Nichts mißglückte, Alles gerieth; das Publicum bezeigte ſeine Zufriedenheit; die Luſt und der Muth der Schauſpieler ſchien mit jeder Scene zuzunehmen.

Zwölftes Capitel.

Der Vorhang fiel und der lebhafteſte Beifall erſcholl aus allen Ecken und Enden. Die vier fürſtlichen Leichen ſprangen behend in die Höhe und umarmten ſich vor Freuden. Polonius und Ophelia kamen auch aus ihren Gräbern hervor und hörten noch mit lebhaftem Vergnügen, wie Horatio, als er zum Ankündigen heraustrat, auf das Heftigſte beklatſcht wurde. Man wollte ihn zu keiner Anzeige eines andern Stücks laſſen, ſondern begehrte mit Ungeſtüm die Wiederholung des heutigen.

Nun haben wir gewonnen, rief Serlo, aber

auch heute Abend kein vernünftig' Wort mehr; alles kommt auf den ersten Eindruck an. Man soll ja keinem Schauspieler übel nehmen, wenn er bei seinem Debüt vorsichtig und eigensinnig ist.

Der Cassier kam und überreichte ihm eine schwere Casse. Wir haben gut debütirt, rief er aus, und das Vorurtheil wird uns zu Statten kommen. Wo ist denn nun das versprochene Abendessen? Wir dürfen es uns heute schmecken lassen.

Sie hatten ausgemacht, daß sie in ihren Theaterkleidern beisammen bleiben und sich selbst ein Fest feiern wollten. Wilhelm hatte unternommen, das Local, und Madam Melina das Essen zu besorgen.

Ein Zimmer, worin man sonst zu malen pflegte, war auf's Beste gesäubert, mit allerlei kleinen Decorationen umstellt und so herausgeputzt worden, daß es halb einem Garten, halb einem Säulengange ähnlich sah. Beim Hereintreten wurde die Gesellschaft von dem Glanz vieler Lichter geblendet, die einen feierlichen Schein durch den Dampf des süßesten Räucherwerks, das man nicht gespart hatte, über eine wohl geschmückte und bestellte Tafel verbreiteten. Mit Ausrufungen lobte man die Anstalten und nahm wirklich mit Anstand Platz; es schien, als wenn eine königliche Familie im Geisterreiche zusammenkäme. Wilhelm saß zwischen Aurelie'n und Madam Melina; Serlo zwischen Philine'n und Elmire'n; Niemand war mit sich selbst noch mit seinem Platze unzufrieden.

Die beiden Theater-Freunde, die sich gleichfalls eingefunden hatten, vermehrten das Glück der Gesellschaft. Sie waren einige Mal während der Vorstellung auf die Bühne gekommen, und konnten nicht genug von ihrer eigenen und von des Publicum's Zufriedenheit sprechen; nunmehr ging's aber an's Besondere; Jedes ward für seinen Theil reichlich belohnt.

Mit einer unglaublichen Lebhaftigkeit ward ein Verdienst nach dem andern, eine Stelle nach der andern herausgehoben. Dem Souffleur, der bescheiden am Ende der Tafel saß, ward ein großes Lob über seinen rauhen Pyrrhus; die Fechtübung Hamlet's und Laertes konnte man nicht genug erheben; Ophelien's Trauer war über allen Ausdruck schön und erhaben; von Polonius Spiel durfte man gar nicht sprechen; jeder Gegenwärtige hörte sein Lob in dem Andern und durch ihn.

Aber auch der abwesende Geist nahm seinen Theil Lob und Bewunderung hinweg. Er hatte die Rolle mit einem sehr glücklichen Organ und in einem großen Sinne gesprochen, und man wunderte sich am Meisten, daß er von Allem, was bei der Gesellschaft vorgegangen war, unterrichtet schien. Er glich völlig dem gemalten Bilde, als wenn er dem Künstler gestanden hätte; und die Theater-Freunde konnten nicht genug rühmen, wie schauerlich es ausgesehen habe, als er unfern von dem Gemälde hervorgetreten und vor seinem Ebenbilde vorbeigeschritten sei. Wahrheit und Irrthum habe sich dabei so sonderbar vermischt, und man habe wirklich sich überzeugt, daß die Königinn die eine Gestalt nicht sehe. Madam Melina ward bei dieser Gelegenheit sehr gelobt, daß sie bei dieser Stelle in die Höhe nach dem Bilde gestarrt, indeß Hamlet wieder auf den Geist gewiesen.

Man erkundigte sich, wie das Gespenst habe hereinschleichen können, und erfuhr vom Theater-Meister, daß zu einer hintern Thüre, die sonst immer mit Decorationen versetzt sei, diesen Abend aber, weil man den Gothischen Saal gebraucht, frei geworden, zwei große Figuren in weißen Mänteln und Capuzen hereingekommen, die man von einander nicht unterscheiden können, und so seien sie nach geendigtem dritten Act wahrscheinlich auch wieder hinausgegangen.

Serlo lobte besonders an ihm, daß er nicht so schneidermäßig gejammert und sogar am Ende eine Stelle, die einem so großen Helden besser zieme, seinen Sohn zu betrauern, angebracht habe. Wilhelm hatte sie im Gedächtniß behalten und versprach, sie in's Manuscript nachzutragen.

Man hatte in der Freude des Gastmahls nicht bemerkt, daß die Kinder und der Harfenspieler fehlten; bald aber machten sie eine sehr angenehme Erscheinung. Denn sie traten zusammen herein; sehr abenteuerlich ausgeputzt: Felix schlug den Triangel, Mignon das Tambourin und der Alte hatte die schwere Harfe umgehangen und spielte sie, indem er sie vor sich trug. Sie zogen um den Tisch und sangen allerlei Lieder. Man gab ihnen zu essen, und die Gäste glaubten den Kindern eine Wohlthat zu erzeigen, wenn sie ihnen so viel süßen Wein gäben, als sie nur trinken wollten; denn die Gesellschaft selbst hatte die köstlichen Flaschen nicht geschont, welche diesen Abend, als ein Geschenk der Theater-Freunde, in einigen Körben angekommen waren. Die Kinder sprangen und sangen fort, und besonders war Mignon ausgelassen, wie man sie niemals gesehen. Sie schlug das Tambourin mit aller möglichen Zierlichkeit und Lebhaftigkeit, indem sie bald mit druckendem Finger auf dem Felle schnell hin und her schnurrte, bald mit dem Rücken der Hand, bald den Knöcheln darauf pochte, ja mit abwechselnden Rhythmen das Pergament bald wider die Kniee, bald wider den Kopf schlug, bald

ſchüttelnd die Schellen allein klingen ließ, und ſo aus dem einfachſten Inſtrumente gar verſchiedene Töne hervorlockte. Nachdem ſie lange gelärmt hatten, ſetzten ſie ſich in einen Lehnſeſſel, der gerade Wilhelm'en gegenüber am Tiſche leer geblieben war.

Bleibt von dem Seſſel weg, rief Serlo, er ſteht vermuthlich für den Geiſt da; wenn er kommt, kann's Euch übel gehen.

Ich fürchte ihn nicht, rief Mignon; kommt er, ſo ſtehen wir auf. Es iſt mein Oheim; er thut mir Nichts zu leide. Dieſe Rede verſtand Niemand, als wer wußte, daß ſie ihren vermeintlichen Vater den großen Teufel genannt hatte.

Die Geſellſchaft ſah einander an, und ward noch mehr in dem Verdacht beſtärkt, daß Serlo um die Erſcheinung des Geiſtes wiſſe. Man ſchwatzte und trank, und die Mädchen ſahen von Zeit zu Zeit furchtſam nach der Thüre.

Die Kinder, die, in dem großen Seſſel ſitzend, nur wie Pulcinell-Puppen aus dem Kaſten, über den Tiſch hervorragten, fingen an, auf dieſe Weiſe ein Stück aufzuführen. Mignon machte den ſchnarrenden Ton ſehr artig nach, und ſie ließen zuletzt die Köpfe dergeſtalt zuſammen und auf die Tiſchkante, wie es eigentlich nur Holzpuppen aushalten können. Mignon ward bis zur Wuth luſtig, und die Geſellſchaft, ſo ſehr ſie Anfangs über den Scherz gelacht hatte, mußte zuletzt Einhalt thun. Aber wenig half das Zureden; denn nun ſprang ſie auf und tanzte, die Schellentrommel in der Hand, um den Tiſch herum. Ihre Haare flogen, und indem ſie den Kopf zurück und alle ihre Glieder gleichſam in die Luft warf, ſchien ſie einer Ménade ähnlich, deren wilde und beinah unmögliche Stellungen uns auf alten Monumenten noch oft in Erſtaunen ſetzen.

Durch das Talent der Kinder und ihren Lärm aufgereizt, ſuchte Jedermann zur Unterhaltung der Geſellſchaft Etwas beizutragen. Die Frauenzimmer ſangen einige Canons; Laertes ließ eine Nachtigall hören, und der Pedant gab ein Concert pianiſſimo auf der Maultrommel. Indeſſen ſpielten die Nachbarn und Nachbarinnen allerlei Spiele, wobei ſich die Hände begegnen und vermiſchen, und es fehlte manchem Paare nicht am Ausdruck einer hoffnungsvollen Zärtlichkeit. Madam Melina beſonders ſchien eine lebhafte Neigung zu Wilhelm'en nicht zu verhehlen. Es war ſpät in der Nacht, und Aurelie, die faſt allein noch Herrſchaft über ſich behalten hatte, ermahnte die Uebrigen, indem ſie aufſtand, auseinander zu gehen.

Serlo gab noch zum Abſchied ein Feuerwerk, indem er mit dem Munde, auf eine faſt unbegreifliche Weiſe, den Ton der Raketen, Schwärmer und Feuerräder nachzuahmen wußte. Man durfte die Augen nur zumachen, ſo war die Täuſchung vollkommen. Indeſſen war Jedermann aufgeſtanden, und man reichte den Frauenzimmern den Arm, ſie nach Hauſe zu führen. Wilhelm ging zuletzt mit Aurelie'n. Auf der Treppe begegnete ihnen der Theater-Meiſter, und ſagte: Hier iſt der Schleier, worin der Geiſt verſchwand. Er iſt an der Verſenkung hängen geblieben und wir haben ihn eben gefunden. Eine wunderbare Reliquie! rief Wilhelm, und nahm ihn ab.

In dem Augenblicke fühlte er ſich am linken Arme ergriffen und zugleich einen ſehr heftigen Schmerz. Mignon hatte ſich verſteckt gehabt, hatte ihn angefaßt und ihn in den Arm gebiſſen. Sie fuhr an ihm die Treppe hinunter und verſchwand.

Als die Geſellſchaft in die freie Luft kam, merkte faſt Jedes, daß man für dieſen Abend des Guten zu viel genoſſen hatte. Ohne Abſchied zu nehmen, verlor man ſich auseinander.

Wilhelm hatte kaum ſeine Stube erreicht, als er ſeine Kleider abwarf und nach ausgelöſchtem Licht in's Bett eilte. Der Schlaf wollte ſogleich ſich ſeiner bemeiſtern; allein ein Geräuſch, das in ſeiner Stube hinter dem Ofen zu entſtehen ſchien, machte ihn aufmerkſam. Eben ſchwebte vor ſeiner erhitzten Phantaſie das Bild des geharniſchten Königs; er richtete ſich auf, das Geſpenſt anzureden, als er ſich von zarten Armen umſchlungen, ſeinen Mund mit lebhaften Küſſen verſchloſſen, und eine Bruſt an der ſeinigen fühlte, die er wegzuſtoßen nicht Muth hatte.

Dreizehntes Capitel.

Wilhelm fuhr des andern Morgens mit einer unbehaglichen Empfindung in die Höhe, und fand ſein Bette leer. Von dem nicht völlig ausgeſchlafenen Rauſche war ihm der Kopf böſe, und die Erinnerung an den unbekannten nächtlichen Beſuch machte ihn unruhig. Sein erſter Verdacht fiel auf Philine'n, und doch ſchien der liebliche Körper, den er in ſeine Arme geſchloſſen hatte, nicht der ihre geweſen zu ſein. Unter lebhaften Liebkoſungen war unſer Freund an der Seite dieſes ſeltſamen, ſtummen Beſuches eingeſchlafen und nun war weiter keine Spur mehr davon zu entdecken. Er ſprang auf, und indem er ſich anzog, fand er ſeine Thüre, die er ſonſt zu verriegeln pflegte, nur angelehnt, und wußte ſich nicht zu erinnern, ob er ſie geſtern Abend zugeſchloſſen hatte.

Am Wunderbarſten aber erſchien ihm der Schleier des Geiſtes, den er auf ſeinem Bette fand. Er hatte ihn mit heraufgebracht und wahrſcheinlich ſelbſt dahin geworfen. Es war

Des Löwen Muth,
Des Hirsches Schnelligkeit,
Des Italiäners feuriz Blut,
Des Nordens Dau'rbarkeit.
Laßt ihn euch das Geheimniß finden,
Großmuth und Argliſt zu verbinden,
Und euch mit warmen Jugendtrieben
Nach einem Plane zu verlieben.
Möchte ſelbſt ſelch einen Herren kennen,
Würd' ihn Herr Mikrokosmus nennen.

Fauſt.

Was bin ich denn, wenn es nicht möglich iſt
Der Menſchheit Kronen zu erringen,
Nach der ſich alle Sinne dringen?

Mephiſtopheles.

Du biſt am Ende — was du biſt.
Seh' dir Perrücken auf von Millionen Locken,
Seh' deinen Fuß auf ellenhohe Socken,
Du bleibſt doch immer was du biſt.

ein grauer Flor, an deſſen Saum er eine Schrift mit ſchwarzen Buchſtaben geſtickt ſah. Er entfaltete ſie und las die Worte: Zum erſten und letzten Mall flieh! Jüngling, flieh! Er war betroffen und wußte nicht, was er ſagen ſollte.

In eben dem Augenblick trat Mignon herein und brachte ihm das Frühſtück. Wilhelm erſtaunte über den Anblick des Kindes, ja man kann ſagen, er erſchrak. Sie ſchien dieſe Nacht größer geworden zu ſein; ſie trat mit einem hohen, edeln Anſtand vor ihn hin und ſah ihm ſehr ernſthaft in die Augen, ſo daß er den Blick nicht ertragen konnte. Sie rührte ihn nicht an, wie ſonſt, da ſie gewöhnlich ihm die Hand drückte, ſeine Wange, ſeinen Mund, ſeinen Arm, oder ſeine Schulter küßte, ſondern ging, nachdem ſie ſeine Sachen in Ordnung gebracht, ſtillſchweigend wieder fort.

Die Zeit einer angeſetzten Leſeprobe kam nun herbei; man verſammelte ſich und Alle waren durch das geſtrige Feſt verſtimmt. Wilhelm nahm ſich zuſammen, ſo gut er konnte, um nicht gleich Anfangs gegen ſeine ſo lebhaft gepredigten Grundſätze zu verſtoßen. Seine große Uebung half ihm durch; denn Uebung und Gewohnheit müſſen in jeder Kunſt die Lücken ausfüllen, welche Genie und Laune ſo oft laſſen würden.

Eigentlich aber konnte man bei dieſer Gelegenheit die Bemerkung recht wahr finden, daß man keinen Zuſtand, der länger dauern, ja der eigentlich ein Beruf, eine Lebensweiſe werden ſoll, mit einer Feierlichkeit anfangen dürfe. Man feire nur, was glücklich vollendet iſt; alle Ceremonien zum Anfange erſchöpfen Luſt und Kräfte, die das Streben hervorbringen und uns bei einer fortgeſetzten Mühe beiſtehen ſollen. Unter allen Feſten iſt das Hochzeitfeſt das unſchicklichſte; keines ſollte mehr in Stille, Demuth und Hoffnung begangen werden, als dieſes.

So ſchlich der Tag nun weiter, und Wilhelm'en war noch keiner jemals ſo alltäglich vorgekommen. Statt der gewöhnlichen Unterhaltung Abends fing man zu gähnen an; das Intereſſe an Hamlet war erſchöpft und man fand eher unbequem, daß er des folgenden Tages zum zweiten Mal vorgeſtellt werden ſollte. Wilhelm zeigte den Schleier des Geiſtes vor; man mußte daraus ſchließen, daß er nicht wieder kommen werde. Serlo war beſonders dieſer Meinung; er ſchien mit den Rathſchlägen der wunderbaren Geſtalt ſehr vertraut zu ſein; dagegen ließen ſich aber die Worte: Flieh! Jüngling, flieh! nicht erklären. Wie konnte Serlo mit Jemanden einſtimmen, der den vorzüglichſten Schauſpieler ſeiner Geſellſchaft zu entfernen die Abſicht zu haben ſchien.

Nothwendig war es nunmehr, die Rolle des Geiſtes dem Polterer und die Rolle des Königs dem Pedanten zu geben. Beide erklärten, daß ſie ſchon einſtudirt ſeien; und es war kein Wunder; denn bei den vielen Proben und der weitläufigen Behandlung dieſes Stücks waren Alle ſo damit bekannt geworden, daß ſie ſämmtlich gar leicht mit den Rollen hätten wechſeln können. Da probirte man Einiges in der Geſchwindigkeit; und als man ſpät genug auseinander ging, flüſterte Philine beim Abſchiede Wilhelm'en leiſe zu: Ich muß meine Pantoffeln holen; Du ſchiebſt doch den Riegel nicht vor? Dieſe Worte ſetzten ihn, als er auf ſeine Stube kam, in ziemliche Verlegenheit; denn die Vermuthung, daß der Gaſt der vorigen Nacht Philine geweſen, ward dadurch beſtärkt, und wir ſind auch genöthigt, uns zu dieſer Meinung zu ſchlagen, beſonders da wir die Urſachen, welche ihn hierüber zweifelhaft machten und ihm einen andern, ſonderbaren Argwohn einflößen mußten, nicht entdecken können. Er ging unruhig einige Mal in ſeinem Zimmer auf und ab, und hatte wirklich den Riegel noch nicht vorgeſchoben.

Auf ein Mal ſtürzte Mignon in das Zimmer, faßte ihn an und rief: Meiſter! Rette das Haus! Es brennt! Wilhelm ſprang vor die Thüre und ein gewaltiger Rauch drängte ſich die obere Treppe herunter ihm entgegen. Auf der Gaſſe hörte man ſchon das Feuergeſchrei, und der Harfenſpieler kam, ſein Inſtrument in der Hand, durch den Rauch athemlos die Treppe herunter. Aurelie ſtürzte aus ihrem Zimmer und warf den kleinen Felix in Wilhelm's Arme.

Retten Sie das Kind! rief ſie; wir wollen nach dem Uebrigen greifen.

Wilhelm, der die Gefahr nicht für ſo groß hielt, gedachte zuerſt nach dem Urſprunge des Brandes hinzudringen, um ihn vielleicht noch im Anfange zu erſticken. Er gab dem Alten das Kind und befahl ihm, die ſteinerne Wendeltreppe hinunter, die durch ein kleines Gartengewölbe in den Garten führte, zu eilen und mit den Kindern im Freien zu bleiben. Mignon nahm ein Licht, ihm zu leuchten. Wilhelm bat darauf Aurelie'n, ihre Sachen auf eben dieſem Wege zu retten. Er ſelbſt drang durch den Rauch hinauf; aber vergebens ſetzte er ſich der Gefahr aus. Die Flamme ſchien von dem benachbarten Hauſe herüber zu dringen und hatte ſchon das Holzwerk des Bodens und eine leichte Treppe gefaßt; Andere, die zur Rettung herbeieilten, litten, wie er, von Qualm und Feuer. Doch ſprach er ihnen Muth ein und rief nach Waſſer; er beſchwor ſie, der Flamme nur Schritt vor Schritt zu weichen, und verſprach bei ihnen zu bleiben. In dieſem Augenblick

drang Mignon herauf und rief: Meiſter! Rette Deinen Felix! Der Alte iſt raſend! der Alte bringt ihn um! Wilhelm ſprang, ohne ſich zu beſinnen, die Treppe hinab und Mignon folgte ihm an den Ferſen.

Auf den letzten Stufen, die in's Gartengewölbe führten, blieb er mit Entſetzen ſtehen. Große Bündel Stroh und Reisholz, die man daſelbſt aufgehäuft hatte, brannten mit heller Flamme; Felix lag am Boden und ſchrie; der Alte ſtand mit niedergeſenktem Haupte ſeitwärts an der Wand. Was machſt Du, Unglücklicher? rief Wilhelm. Der Alte ſchwieg; Mignon hatte den Felix aufgehoben, und ſchleppte mit Mühe den Knaben in den Garten, indeß Wilhelm das Feuer auseinander zu zerren und zu dämpfen ſtrebte, aber dadurch nur die Gewalt und Lebhaftigkeit der Flamme vermehrte. Endlich mußte er mit verbrannten Augenwimpern und Haaren auch in den Garten fliehen, indem er den Alten mit durch die Flamme riß, der ihm mit verſengtem Barte unwillig folgte.

Wilhelm eilte ſogleich, die Kinder im Garten zu ſuchen. Auf der Schwelle eines entfernten Luſthäuschens fand er ſie, und Mignon that ihr Möglichſtes, den Kleinen zu beruhigen. Wilhelm nahm ihn auf den Schooß, fragte ihn, befühlte ihn und konnte nichts Zuſammenhängendes aus beiden Kindern herausbringen.

Indeſſen hatte das Feuer gewaltſam mehrere Häuſer ergriffen und erhellte die ganze Gegend. Wilhelm beſah das Kind bei'm rothem Schein der Flamme; er konnte keine Wunde, kein Blut, ja keine Beule wahrnehmen. Er betaſtete es überall; es gab kein Zeichen von Schmerz von ſich; es beruhigte ſich vielmehr nach und nach, und fing an ſich über die Flamme zu verwundern, ja ſich über die ſchönen, der Ordnung nach, wie eine Illumination, brennenden Sparren und Gebälke zu erfreuen.

Wilhelm dachte nicht an die Kleider und was er ſonſt verloren haben konnte; er fühlte ſtark, wie werth ihm dieſe beiden menſchlichen Geſchöpfe ſeien, die er einer ſo großen Gefahr entronnen ſah. Er drückte den Kleinen mit einer ganz neuen Empfindung an ſein Herz und wollte auch Mignon mit freudiger Zärtlichkeit umarmen, die es aber ſanft ablehnte, ihn bei der Hand nahm und ſie feſtſpielt.

Meiſter, ſagte ſie (noch niemals, als dieſen Abend, hatte ſie ihm dieſen Namen gegeben; denn Anfangs pflegte ſie ihn Herr und nachher Vater zu nennen), Meiſter! wir ſind einer großen Gefahr entronnen; Dein Felix war am Tode.

Durch viele Fragen erfuhr endlich Wilhelm, daß der Harfenſpieler, als ſie in das Gewölbe gekommen, ihr das Licht aus der Hand geriſſen und das Stroh ſogleich angezündet habe. Darauf habe er den Felix niedergeſetzt, mit wunderlichen Geberden die Hände auf des Kindes Kopf gelegt und ein Meſſer gezogen, als wenn er ihn opfern wolle. Sie ſei zugeſprungen und habe ihm das Meſſer aus der Hand geriſſen; ſie habe geſchrieen, und Einer vom Hauſe, der einige Sachen nach dem Garten zu gerettet, ſei ihr zu Hülfe gekommen; Der müſſe aber in der Verwirrung wieder weggegangen ſein, und den Alten und das Kind allein gelaſſen haben.

Zwei bis drei Häuſer ſtanden in vollen Flammen. In den Garten hatte ſich Niemand retten können, wegen des Brandes im Gartengewölbe. Wilhelm war verlegen wegen ſeiner Freunde, weniger wegen ſeiner Sachen. Er getraute ſich nicht, die Kinder zu verlaſſen, und ſah das Unglück ſich immer vergrößern.

Er brachte einige Stunden in einer kläglichen Lage zu. Felix war auf ſeinem Schooße eingeſchlafen, Mignon lag neben ihm und hielt ſeine Hand feſt. Endlich hatten die getroffenen Anſtalten dem Feuer Einhalt gethan. Die ausgebrannten Gebäude ſtürzten zuſammen; der Morgen kam herbei; die Kinder fingen an zu frieren, und ihm ſelbſt ward in ſeiner leichten Kleidung der fallende Thau faſt unerträglich. Er führte ſie zu den Trümmern des zuſammengeſtürzten Gebäudes, und ſie fanden neben einem Kohlen- und Aſchenhaufen eine ſehr behagliche Wärme.

Der anbrechende Tag brachte nun alle Freunde und Bekannte nach und nach zuſammen. Jedermann hatte ſich gerettet; Niemand hatte viel verloren.

Wilhelm's Koffer fand ſich auch wieder, und Serlo trieb, als es gegen zehn Uhr ging, zur Probe von Hamlet, wenigſtens einiger Scenen, die mit neuen Schauſpielern beſetzt waren. Er hatte darauf noch einige Debatten mit der Polizei. Die Geiſtlichkeit verlangte: daß nach einem ſolchen Strafgerichte Gottes das Schauſpielhaus geſchloſſen bleiben ſollte, und Serlo behauptete: daß theils zum Erſatz Deſſen, was er dieſe Nacht verloren, theils zur Aufheiterung der erſchreckten Gemüther, die Aufführung eines intereſſanten Stückes mehr als jemals am Platze ſei. Dieſe letzte Meinung drang durch, und das Haus war gefüllt. Die Schauſpieler ſpielten mit ſeltenem Feuer und mit mehr leidenſchaftlicher Freiheit, als das erſte Mal. Die Zuſchauer, deren Gefühl durch die ſchreckliche nächtliche Scene erhöht und durch die Langeweile eines zerſtreuten und verderbenen Tages noch mehr auf eine intereſſante Unterhaltung geſpannt war, hatten mehr Empfänglichkeit für das Außerordentliche. Der größte Theil waren neue, durch den Ruf des Stücks herbeigezogene

Zuschauer, bis keine Vergleichung mit dem ersten Abend anstellen konnten. Der Polterer spielte ganz im Sinne des unbekannten Geistes, und der Pedant hatte seinem Vorgänger gleichfalls gut aufgepaßt; daneben kam ihm seine Erbärmlichkeit sehr zu Statten, daß ihm Hamlet wirklich nicht Unrecht that, wenn er ihn, trotz seines Purpur-Mantels und Hermelin-Kragens, einen zusammengeflickten Lumpenkönig schalt.

Sonderbarer als er war vielleicht Niemand zum Throne gelangt; und obgleich die Uebrigen, besonders aber Philine, sich über seine neue Würde äußerst lustig machten, so ließ er doch merken, daß der Graf, als ein großer Kenner, Das und noch vielmehr von ihm bei'm ersten Anblick vorausgesagt habe; dagegen ermahnte ihn Philine zur Demuth und versicherte: sie werde ihm gelegentlich die Rockärmel pudern, damit er sich jener unglücklichen Nacht im Schlosse erinnern und die Krone mit Bescheidenheit tragen möge.

Vierzehntes Capitel.

Man hatte sich in der Geschwindigkeit nach Quartieren umgesehen, und die Gesellschaft war dadurch sehr zerstreut worden. Wilhelm hatte das Lusthaus in dem Garten, bei dem er die Nacht zugebracht, liebgewonnen; er erhielt leicht die Schlüssel dazu und richtete sich daselbst ein; da aber Aurelie in ihrer neuen Wohnung sehr eng war, mußte er den Felix bei sich behalten, und Mignon wollte den Knaben nicht verlassen.

Die Kinder hatten ein artiges Zimmer in dem ersten Stocke eingenommen, Wilhelm hatte sich in dem untern Saale eingerichtet. Die Kinder schliefen, aber er konnte keine Ruhe finden.

Neben dem anmuthigen Garten, den der eben aufgegangene Vollmond herrlich erleuchtete, standen die traurigen Ruinen, von denen hier und da noch Dampf aufstieg; die Luft war angenehm und die Nacht außerordentlich schön. Philine hatte, bei'm Herausgehen aus dem Theater, ihn mit dem Ellenbogen angestrichen und ihm einige Worte zugelispelt, die er aber nicht verstanden hatte. Er war verwirrt und verdrießlich, und wußte nicht, was er erwarten oder thun sollte. Philine hatte ihn einige Tage gemieden und ihm nur diesen Abend wieder ein Zeichen gegeben. Leider war nun die Thüre verbrannt, die er nicht zuschließen sollte, und die Pantöffelchen waren in Rauch aufgegangen. Wie die Schöne in den Garten kommen wollte, wenn es ihre Absicht war, wußte er nicht. Er wünschte sie nicht zu sehen, und doch hätte er sich gar zu gern mit ihr erklären mögen.

Was ihm aber noch schwerer auf dem Herzen lag, war das Schicksal des Harfenspielers, den man nicht wieder gesehen hatte. Wilhelm fürchtete, man würde ihn beim Aufräumen todt unter dem Schutte finden. Wilhelm hatte gegen Jedermann den Verdacht verborgen, den er hegte, daß der Alte Schuld an dem Brande sei. Denn er kam ihm zuerst von dem brennenden und rauchenden Boden entgegen, und die Verzweiflung im Gartengewölbe schien die Folge eines solchen unglücklichen Ereignisses zu sein. Doch war es bei der Untersuchung, welche die Polizei sogleich anstellte, wahrscheinlich geworden, daß nicht in dem Hause, wo sie wohnten, sondern in dem dritten davon der Brand entstanden sei, der sich auch sogleich unter den Dächern weggeschlichen hatte.

Wilhelm überlegte das Alles in einer Laube stehend, als er in einem nahen Gange Jemanden schleichen hörte. An dem traurigen Gesange, der sogleich angestimmt ward, erkannte er den Harfenspieler. Das Lied, das er sehr wohl verstehen konnte, enthielt den Trost eines Unglücklichen, der sich dem Wahnsinne ganz nahe fühlt. Leider hat Wilhelm davon nur die letzte Strophe behalten.

An die Thüren will ich schleichen,
Still und sittsam will ich stehen,
Fromme Hand wird Nahrung reichen,
Und ich werde weiter gehn.
Jeder wird sich glücklich scheinen,
Wenn mein Blick vor ihm erscheint,
Eine Thräne wird er weinen,
Und ich weiß nicht, was er weint.

Unter diesen Worten war er an die Gartenthüre gekommen, die nach einer entlegenen Straße ging; er wollte, da er sie verschlossen fand, an den Spalieren übersteigen; allein Wilhelm hielt ihn zurück und redete ihn freundlich an. Der Alte bat ihn, aufzuschließen, weil er fliehen wolle und müsse. Wilhelm stellte ihm vor: daß er wohl aus dem Garten, aber nicht aus der Stadt könne, und zeigte ihm, wie sehr er sich durch einen solchen Schritt verdächtig mache; allein vergebens! Der Alte bestand auf seinem Sinne. Wilhelm gab nicht nach und drängte ihn endlich halb mit Gewalt in's Gartenhaus, schloß sich daselbst mit ihm ein und führte ein wunderbares Gespräch mit ihm, das wir aber, um unsere Leser nicht mit unzusammenhängenden Ideen und ängstlichen Empfindungen zu quälen, lieber verschweigen als ausführlich mittheilen.

Fünfzehntes Capitel.

Aus der großen Verlegenheit, worin sich Wilhelm befand, was er mit dem unglücklichen Alten beginnen sollte, der so deutliche Spuren

des Wahnſinns zeigte, riß ihn Laertes noch am ſelbigen Morgen. Dieſer, der nach ſeiner alten Gewohnheit überall zu ſein pflegte, hatte auf dem Caffeehaus einen Mann geſehen, der vor einiger Zeit die heftigſten Anfälle von Melancholie erduldete. Man hatte ihn einem Landgeiſtlichen anvertraut, der ſich ein beſonderes Geſchäft daraus machte, dergleichen Leute zu behandeln. Auch dieß Mal war es ihm gelungen; noch war er in der Stadt, und die Familie des Wiederhergeſtellten erzeigte ihm große Ehre.

Wilhelm eilte ſogleich, den Mann aufzuſuchen, vertraute ihm den Fall und ward mit ihm einig. Man wußte unter gewiſſen Vorwänden ihm den Alten zu übergeben. Die Scheidung ſchmerzte Wilhelm'en tief, und nur die Hoffnung, ihn wieder hergeſtellt zu ſehen, konnte ſie ihm einiger Maßen erträglich machen; ſo ſehr war er gewohnt, den Mann um ſich zu ſehen und ſeine geiſtreichen und herzlichen Töne zu vernehmen. Die Harfe war mit verbrannt; man ſuchte eine andere, die man ihm auf die Reiſe mitgab.

Auch hatte das Feuer die kleine Garderobe Mignon's verzehrt; und als man ihr wieder etwas Neues ſchaffen wollte, that Aurelie den Vorſchlag, daß man ſie doch endlich als Mädchen kleiden ſolle.

Nun gar nicht! rief Mignon aus, und beſtand mit großer Lebhaftigkeit auf ihrer alten Tracht, worin man ihr denn auch willfahren mußte.

Die Geſellſchaft hatte nicht viel Zeit, ſich zu beſinnen; die Vorſtellungen gingen ihren Gang.

Wilhelm horchte oft in's Publicum, und nur ſelten kam ihm eine Stimme entgegen, wie er ſie zu hören wünſchte, ja öfters vernahm er, was ihn betrübte oder verdroß. So erzählte zum Beiſpiel, gleich nach der erſten Aufführung Hamlet's, ein junger Menſch mit großer Lebhaftigkeit, wie zufrieden er an jenem Abend im Schauſpielhauſe geweſen. Wilhelm lauſchte und hörte, zu ſeiner großen Beſchämung, daß der junge Mann zum Verdruß ſeiner Hintermänner den Hut aufbehalten und ihn hartnäckig das ganze Stück hindurch nicht abgethan hatte, welcher Heldenthat er ſich mit dem größten Vergnügen erinnerte.

Ein Anderer verſicherte: Wilhelm habe die Rolle des Laertes ſehr gut geſpielt; hingegen mit dem Schauſpieler, der den Hamlet unternommen, könne man nicht ebenſo zufrieden ſein. Dieſe Verwechſelung war nicht ganz unnatürlich; denn Wilhelm und Laertes glichen ſich, wiewohl in einem ſehr entfernten Sinne.

Ein Dritter lobte ſein Spiel, beſonders in der Scene mit der Mutter, auf's Lebhafteſte, und bedauerte uns, daß eben in dieſem feurigen Augenblick ein weißes Band unter der Weſte hervorgeſehen habe, wodurch die Illuſion äußerſt geſtört worden ſei.

In dem Innern der Geſellſchaft gingen indeſſen allerlei Veränderungen vor. Philine hatte ſeit jenem Abend nach dem Brande Wilhelm'en auch nicht das geringſte Zeichen einer Annäherung gegeben. Sie hatte, wie es ſchien, vorſätzlich, ein entfernteres Quartier gemiethet, vertrug ſich mit Elmire'n und kam ſeltener zu Serlo, womit Aurelie wohl zufrieden war. Serlo, der ihr immer gewogen blieb, beſuchte ſie manchmal, beſonders da er Elmire'n bei ihr zu finden hoffte, und nahm eines Abends Wilhelm'en mit ſich. Beide waren im Hereintreten ſehr verwundert, als ſie Philine'n in dem zweiten Zimmer in den Armen eines jungen Officier's ſahen, der eine rothe Uniform und weiße Unterkleider anhatte, deſſen abgewendetes Geſicht ſie aber nicht ſehen konnten. Philine kam ihren beſuchenden Freunden in das Vorzimmer entgegen und verſchloß das andere. Sie überraſchen mich bei einem wunderbaren Abenteuer! rief ſie aus.

So wunderbar iſt es nicht, ſagte Serlo: laſſen Sie uns den hübſchen, jungen, beneidenswerthen Freund ſehen; Sie haben uns ohnedem ſchon ſo zugeſtutzt, daß wir nicht eiferſüchtig ſein dürfen.

Ich muß Ihnen dieſen Verdacht noch eine Zeit lang laſſen, ſagte Philine ſcherzend; doch kann ich Sie verſichern, daß es nur eine gute Freundinn iſt, die ſich einige Tage unbekannt bei mir aufhalten will. Sie ſollen ihre Schickſale künftig erfahren, ja vielleicht das intereſſante Mädchen ſelbſt kennen lernen, und ich werde wahrſcheinlich alsdann Urſache haben, meine Beſcheidenheit und Nachſicht zu üben; denn ich fürchte, die Herren werden über ihre neue Bekanntſchaft ihre alte Freundinn vergeſſen.

Wilhelm ſtand verſteinert da; denn gleich bei'm erſten Augenblick hatte ihn die rothe Uniform an den ſo ſehr geliebten Rock Mariane'ns erinnert; es war ihre Geſtalt; es waren ihre blonden Haare; nur ſchien ihm der gegenwärtige Officier etwas größer zu ſein.

Um des Himmels willen! rief er aus: laſſen Sie uns mehr von Ihrer Freundinn wiſſen; laſſen Sie uns das verkleidete Mädchen ſehen! Wir ſind nun ein Mal Theilnehmer des Geheimniſſes; wir wollen verſprechen, wir wollen ſchweren; aber laſſen Sie uns das Mädchen ſehen!

O wie er im Feuer iſt! rief Philine: nur gelaſſen, nur geduldig; heute wird einmal Nichts daraus!

So laſſen Sie uns nur ihren Namen wiſſen! rief Wilhelm.

Das wäre alsdann ein ſchönes Geheimniß, verſetzte Philine.

Wenigſtens nur den Vornamen.

Wenn Sie ihn rathen, meinetwegen. Drei Mal dürfen Sie rathen, aber nicht öfter; Sie könnten mich ſonſt durch den ganzen Calender durchführen.

Gut, ſagte Wilhelm: Cäcilie alſo?

Nichts von Cäcilien!

Henriette?

Keineswegs! Nehmen Sie ſich in Acht! Ihre Neugierde wird aufſchlafen müſſen.

Wilhelm zauderte und zitterte; er wollte ſeinen Mund aufthun, aber die Sprache verſagte ihm. Mariane? ſtammelte er endlich, Mariane!

Bravo! rief Philine, getroffen! indem ſie ſich nach ihrer Gewohnheit auf dem Abſatze herumdrehte.

Wilhelm konnte kein Wort hervorbringen, und Serlo, der ſeine Gemüthsbewegung nicht bemerkte, fuhr fort, in Philine'n zu dringen, daß ſie die Thüre öffnen ſollte.

Wie verwundert waren daher Beide, als Wilhelm auf ein Mal heftig ihre Neckerei unterbrach, ſich Philine'n zu Füßen warf und ſie mit dem lebhafteſten Ausdrucke der Leidenſchaft bat und beſchwor. Laſſen Sie mich das Mädchen ſehen, rief er aus: ſie iſt mein; es iſt meine Mariane! Sie, nach der ich mich alle Tage meines Lebens geſehnt habe, ſie, die mir noch immer ſtatt aller andern Weiber in der Welt iſt! Gehen Sie wenigſtens zu ihr hinein, ſagen Sie ihr, daß ich hier bin, daß der Menſch hier iſt, der ſeine erſte Liebe und das ganze Glück ſeiner Jugend an ſie knüpfte. Er will ſich rechtfertigen, daß er ſie unfreundlich verließ; er will ſie um Verzeihung bitten; er will ihr vergeben, was ſie auch gegen ihn begangen haben mag; er will ſogar keine Anſprüche an ſie mehr machen, wenn er ſie nur noch ein Mal ſehen kann, wenn er nur ſehen kann, daß ſie lebt und glücklich iſt!

Philine ſchüttelte den Kopf und ſagte: Mein Freund, reden Sie leiſe! Betrügen wir uns nicht; und iſt das Frauenzimmer wirklich Ihre Freundinn, ſo müſſen wir ſie ſchonen; denn ſie vermuthet keineswegs, Sie hier zu ſehen. Ganz andere Angelegenheiten führen ſie hierher; und Das wiſſen Sie doch; man möchte oft lieber ein Geſpenſt als einen alten Liebhaber zur unrechten Zeit vor Augen ſehen. Ich will ſie fragen; ich will ſie vorbereiten, und wir wollen überlegen, was zu thun iſt. Ich ſchreibe Ihnen morgen ein Billet, zu welcher Stunde Sie kommen ſollen, oder ob Sie kommen dürfen. Gehorchen Sie mir pünctlich; denn ich ſchwöre, Niemand ſoll gegen meinen und meiner Freundinn Willen dieſes liebenswürdige Geſchöpf mit Augen ſehen. Meine Thüren werde ich beſſer verſchloſſen halten, und mit Axt und Beil werden Sie mich nicht beſuchen wollen.

Wilhelm beſchwor ſie; Serlo redete ihr zu. Vergebens! Beide Freunde mußten zuletzt nachgeben, das Zimmer und das Haus räumen. Welche unruhige Nacht Wilhelm zubrachte, wird ſich Jedermann denken. Wie langſam die Stunden des Tages dahinzogen, in denen er Philine'ns Billet erwartete, läßt ſich begreifen. Unglücklicher Weiſe mußte er ſelbigen Abend ſpielen; er hatte niemals eine größere Pein ausgeſtanden. Nach geendigtem Stücke eilte er zu Philine'n, ohne nur zu fragen, ob er eingeladen worden. Er fand ihre Thüre verſchloſſen und die Hausleute ſagten: Mademoiſelle ſei heute früh mit einem jungen Officier weggefahren; ſie habe zwar geſagt, daß ſie in einigen Tagen wiederkomme, man glaube es aber nicht, weil ſie Alles bezahlt und ihre Sachen mitgenommen habe.

Wilhelm war außer ſich über dieſe Nachricht. Er eilte zu Laertes, und ſchlug ihm vor, ihr nachzuſetzen, und es koſte, was es wolle, über ihren Begleiter Gewißheit zu erlangen. Laertes dagegen verwies ſeinem Freunde ſeine Leidenſchaft und Leichtgläubigkeit. Ich will wetten ſagte er, es iſt Niemand anders als Friedrich. Der Junge iſt von gutem Hauſe, ich weiß es recht wohl; er iſt unſinnig in das Mädchen verliebt, und hat wahrſcheinlich ſeinen Verwandten ſo viel Geld abgelockt, daß er wieder eine Zeit lang mit ihr leben kann.

Durch dieſe Einwendungen ward Wilhelm nicht überzeugt, doch zweifelhaft. Laertes ſtellte ihm vor, wie unwahrſcheinlich das Mährchen ſei, das Philine ihnen vorgeſpiegelt hatte; wie Figur und Haar ſehr gut auf Friedrich'en paſſe; wie ſie bei zwölf Stunden Vorſprung ſo leicht nicht einzuholen ſein würden, und hauptſächlich wie Serlo keinen von ihnen Beiden bei'm Schauſpiele entbehren könne.

Durch alle dieſe Gründe wurde Wilhelm endlich nur ſo weit gebracht, daß er Verzicht darauf that, ſelbſt nachzuſetzen. Laertes wußte noch in ſelbiger Nacht einen tüchtigen Mann zu ſchaffen, dem man den Auftrag geben konnte. Es war ein geſetzter Mann, der mehrern Herrſchaften auf Reiſen als Courier und Führer gedient hatte, und eben jetzt ohne Beſchäftigung ſtille lag. Man gab ihm Geld; man unterrichtete ihn von der ganzen Sache, mit dem Auftrage, daß er die Flüchtlinge aufſuchen und einholen, ſie alsdann nicht aus den Augen laſſen und die Freunde ſogleich, wo und wie er ſie

ſtände, benachrichtigen ſolle. Er ſetzte ſich in derſelbigen Stunde zu Pferde und ritt dem zweideutigen Paare nach; und Wilhelm war durch dieſe Anſtalt wenigſtens einiger Maßen beruhigt.

Sechszehntes Capitel.

Die Entfernung Philine'ns machte keine auffallende Senſation weder auf dem Theater noch im Publico. Es war ihr mit Allem wenig Ernſt; die Frauen haßten ſie durchgängig, und die Männer hätten ſie lieber unter vier Augen als auf dem Theater geſehen; und ſo war ihr ſchönes und für die Bühne ſelbſt glückliches Talent verloren. Die übrigen Glieder der Geſellſchaft gaben ſich deſto mehr Mühe; Madam Melina beſonders that ſich durch Fleiß und Aufmerkſamkeit ſehr hervor. Sie merkte, wie ſonſt, Wilhelm'en ſeine Grundſätze ab, richtete ſich nach ſeiner Theorie und ſeinem Beiſpiel, und hatte zeither ein ich weiß nicht was in ihrem Weſen, das ſie intereſſanter machte. Sie erlangte bald ein richtiges Spiel und gewann den natürlichen Ton der Unterhaltung vollkommen, und den der Empfindung bis auf einen gewiſſen Grad. Sie wußte ſich in Serlo's Launen zu ſchicken, und befliß ſich des Singens, ihm zu Gefallen, worin ſie auch bald ſo weit kam, als man deſſen zur geſelligen Unterhaltung bedarf.

Durch einige neuangenommene Schauſpieler ward die Geſellſchaft noch vollſtändiger, und indem Wilhelm und Serlo Jeder in ſeiner Art wirkte, Jener bei jedem Stücke auf den Sinn und Ton des Ganzen drang, Dieſer die einzelnen Theile gewiſſenhaft durcharbeitete, belebte ein lobenswürdiger Eifer auch die Schauſpieler, und das Publicum nahm an ihnen einen lebhaften Antheil.

Wir ſind auf einem guten Wege, ſagte Serlo einſt, und wenn wir ſo fortfahren, wird das Publicum auch bald auf dem rechten ſein. Man kann die Menſchen ſehr leicht durch tolle und unſchickliche Darſtellungen irre machen; aber man lege ihnen das Vernünftige und Schickliche auf eine intereſſante Weiſe vor, ſo werden ſie gewiß darnach greifen.

Was unſerm Theater hauptſächlich fehlt, und warum weder Schauſpieler noch Zuſchauer zur Beſinnung kommen, iſt, daß es darauf im Ganzen zu bunt ausſieht, und daß man nirgends eine Grenze hat, woran man ſein Urtheil anlehnen könnte. Es ſcheint mir kein Vortheil zu ſein, daß wir unſer Theater gleichſam zu einem unendlichen Naturſchauplatze ausgeweitet haben; doch kann jetzt weder Director noch Schauſpieler ſich in die Enge ziehen, bis vielleicht der Geſchmack der Nation in der Folge den rechten Kreis ſelbſt bezeichnet. Eine jede gute Societät exiſtirt nur unter gewiſſen Bedingungen, ſo auch ein gutes Theater. Gewiſſe Manieren und Redensarten, gewiſſe Gegenſtände und Arten des Betragens müſſen ausgeſchloſſen ſein. Man wird nicht ärmer, wenn man ſein Hausweſen zuſammenzieht.

Sie waren hierüber mehr oder weniger einig oder uneinig. Wilhelm und die Meiſten waren auf der Seite des Engliſchen, Serlo und einige auf der Seite des Franzöſiſchen Theater's.

Man ward einig, in leeren Stunden, deren ein Schauſpieler leider ſo viele hat, in Geſellſchaft die berühmteſten Schauſpiele beider Theater durchzugehen; und das Beſte und Nachahmungswerthe derſelben zu bemerken. Man machte auch wirklich einen Anfang mit einigen Franzöſiſchen Stücken. Aurelie entfernte ſich jedes Mal, ſobald die Vorleſung anging. Anfangs hielt man ſie für krank; einſt aber fragte ſie Wilhelm darüber, dem es aufgefallen war.

Ich werde bei keiner ſolchen Vorleſung gegenwärtig ſein, ſagte ſie; denn wie ſoll ich hören und urtheilen, wenn mir das Herz zerriſſen iſt? Ich haſſe die Franzöſiſche Sprache von ganzer Seele.

Wie kann man einer Sprache feind ſein, rief Wilhelm aus, der man den größten Theil ſeiner Bildung ſchuldig iſt, und der wir noch viel ſchuldig werden müſſen, ehe unſer Weſen eine Geſtalt gewinnen kann?

Es iſt kein Vorurtheil, verſetzte Aurelie: ein unglücklicher Eindruck, eine verhaßte Erinnerung an meinen treuloſen Freund hat mir die Luſt an dieſer ſchönen und ausgebildeten Sprache geraubt. Wie ich ſie jetzt von ganzem Herzen haſſe! Während der Zeit unſerer freundſchaftlichen Verbindung ſchrieb er Deutſch, und welch ein herzliches, wahres, kräftiges Deutſch! Nun da er mich los ſein wollte, fing er an Franzöſiſch zu ſchreiben, das vorher manchmal nur im Scherze geſchehen war. Ich fühlte, ich merkte, was es bedeuten ſollte. Was er in ſeiner Mutterſprache zu ſagen erröthete, konnte er nun mit gutem Gewiſſen hinſchreiben. Zu Reſervationen, Halbheiten und Lügen iſt es eine treffliche Sprache; ſie iſt eine perfide Sprache! Ich finde, Gott ſei Dank! kein Deutſches Wort, um perfid in ſeinem ganzen Umfange auszudrücken. Unſer armſeliges treulos iſt ein unſchuldiges Kind dagegen. Perfid iſt treulos mit Genuß, mit Uebermuth und Schadenfreude. O, die Ausbildung einer Nation iſt zu beneiden, die ſo feine Schattirungen in einem Worte auszudrücken weiß! Franzöſiſch iſt recht die Sprache der Welt, werth, die allgemeine Sprache zu ſein, damit ſie ſich nur Alle untereinander recht betriegen und belügen können! Seine Frau-

zösischen Briefe ließen sich noch immer gut genug lesen. Wenn man sich's einbilden wollte, klangen sie warm und selbst leidenschaftlich; doch, genau besehen, waren es Phrasen, vermaledeite Phrasen! Er hatte mir alle Freude an der ganzen Sprache, an der französischen Litteratur, selbst an dem schönen und köstlichen Ausdruck edler Seelen in dieser Mundart verdorben; mich schaudert, wenn ich ein Französisches Wort höre!

Auf diese Weise konnte sie Stunden lang fortfahren, ihren Unmuth zu zeigen und jede andere Unterhaltung zu unterbrechen oder zu verstimmen. Serlo machte früher oder später ihren launischen Aeußerungen mit einiger Bitterkeit ein Ende; aber gewöhnlich war für diesen Abend das Gespräch zerstört.

Ueberhaupt ist es leider der Fall, daß Alles, was durch mehrere zusammentreffende Menschen und Umstände hervorgebracht werden soll, keine lange Zeit sich vollkommen erhalten kann. Von einer Theater-Gesellschaft so gut wie von einem Reiche, von einem Cirkel Freunde so gut wie von einer Armee, läßt sich gewöhnlich der Moment angeben, wenn sie auf der höchsten Stufe ihrer Vollkommenheit, ihrer Uebereinstimmung, ihrer Zufriedenheit und Thätigkeit standen. Oft aber verändert sich schnell das Personal; neue Glieder treten hinzu; die Personen passen nicht mehr zu den Umständen, die Umstände nicht mehr zu den Personen; es wird Alles anders; und was vorher verbunden war, fällt nunmehr bald auseinander. So konnte man sagen, daß Serlo's Gesellschaft eine Zeit lang so vollkommen war, als irgend eine Deutsche sich hätte rühmen können. Die meisten Schauspieler standen an ihrem Platze; Alle hatten genug zu thun, und Alle thaten gern, was zu thun war. Ihre persönlichen Verhältnisse waren leidlich, und Jedes schien in seiner Kunst viel zu versprechen, weil Jedes die ersten Schritte mit Feuer und Munterkeit that. Bald aber entdeckte sich, daß ein Theil doch nur Automaten waren, die nur Das erreichen konnten, wohin man ohne Gefühl gelangen kann; und bald mischten sich die Leidenschaften dazwischen, die gewöhnlich jeder guten Einrichtung im Wege stehen und Alles so leicht auseinander zerren, was vernünftige und wohldenkende Menschen zusammenzuhalten wünschen.

Philine'ns Abgang war nicht so unbedeutend, als man Anfangs glaubte. Sie hatte mit großer Geschicklichkeit Serlo zu unterhalten und die Uebrigen mehr oder weniger zu reizen gewußt. Sie ertrug Aurelie'ns Heftigkeit mit großer Geduld, und ihr eigenstes Geschäft war, Wilhelm'en zu schmeicheln. So war sie eine Art von Bindungsmittel für's Ganze, und ihr Verlust mußte bald fühlbar werden.

Serlo konnte ohne eine kleine Liebschaft nicht leben. Elmire, die in wenig Zeit herangewachsen und, man könnte beinahe sagen, schön geworden war, hatte schon lange seine Aufmerksamkeit erregt, und Philine war klug genug, diese Leidenschaft, die sie merkte, zu begünstigen. Man muß sich, pflegte sie zu sagen, bei Zeiten auf's Kuppeln legen; es bleibt uns doch weiter Nichts übrig, wenn wir alt werden. Dadurch hatten sich Serlo und Elmire dergestalt genähert, daß sie nach Philine's Abschiede bald einig wurden; und der kleine Roman interessirte sie Beide, um so mehr, als sie ihn vor dem Alten, der über eine solche Unregelmäßigkeit keinen Scherz verstanden hätte, geheim zu halten alle Ursache hatten. Elmire's Schwester war mit im Verständniß, und Serlo mußte beiden Mädchen daher Vieles nachsehen. Eine ihrer größten Untugenden war eine unmäßige Nascherei, ja, wenn man will, eine unleidliche Gefräßigkeit, worin sie Philine's keineswegs glichen, die dadurch einen neuen Schein von Liebenswürdigkeit erhielt, daß sie gleichsam nur von der Luft lebte, sehr wenig aß, und nur den Schaum eines Champagner-Glases mit der größten Zierlichkeit wegschlürfte.

Nun aber mußte Serlo, wenn er seiner Schönen gefallen wollte, das Frühstück mit dem Mittagessen verbinden, und an dieses durch ein Vesper-Brod das Abendessen anknüpfen. Dabei hatte Serlo einen Plan, dessen Ausführung ihn beunruhigte. Er glaubte eine gewisse Neigung zwischen Wilhelm'en und Aurelie'n zu entdecken, und wünschte sehr, daß sie ernstlich werden möchte. Er hoffte den ganzen mechanischen Theil der Theater-Wirthschaft Wilhelm'en aufzubürden und an ihm, wie an seinem ersten Schwager, ein treues und fleißiges Werkzeug zu finden. Schon hatte er ihm nach und nach den größten Theil der Besorgung unmerklich übertragen; Aurelie führte die Casse, und Serlo lebte wieder wie in frühern Zeiten ganz nach seinem Sinne. Doch war Etwas, was sowohl ihn als seine Schwester heimlich kränkte.

Das Publicum hat eine eigene Art, gegen öffentliche Menschen von anerkanntem Verdienste zu verfahren; es fängt nach und nach an, gleichgiltig gegen sie zu werden, und begünstigt viel geringere aber neu erscheinende Talente; es macht an Jene übertriebene Forderungen, und läßt sich von Diesen Alles gefallen.

Serlo und Aurelie hatten Gelegenheit genug, hierüber Betrachtungen anzustellen. Die neuen Ankömmlinge, besonders die jungen und wohlgebildeten, hatten alle Aufmerksamkeit, allen

Beifall auf ſich gezogen, und beide Geſchwiſter mußten die meiſte Zeit, nach ihren eifrigſten Bemühungen, ohne den willkommenen Klang der zuſammenſchlagenden Hände abtreten. Freilich kamen dazu noch beſondere Urſachen. Aurelie'ns Stolz war auffallend, und von ihrer Verachtung des Publicum's waren Viele unterrichtet. Serlo ſchmeichelte zwar Jedermann im Einzelnen, aber ſeine ſpitzen Reden über das Ganze waren doch auch öfters herumgetragen und wiederholt worden. Die neuen Glieder hingegen waren theils fremd und unbekannt, theils jung, liebenswürdig und hülfsbedürftig, und hatten alſo auch ſämmtlich Gönner gefunden.

Nun gab es auch bald innerliche Unruhen und manches Mißvergnügen. Denn kaum bemerkte man, daß Wilhelm die Beſchäftigung eines Regiſſeur's übernommen hatte: ſo fingen die meiſten Schauſpieler um deſto mehr an, unartig zu werden, als er nach ſeiner Weiſe etwas mehr Ordnung und Genauigkeit in das Ganze zu bringen wünſchte, und beſonders darauf beſtand, daß alles Mechaniſche vor allen Dingen pünctlich und ordentlich gehen ſolle.

In kurzer Zeit war das Verhältniß, das wirklich eine Zeit lang idealiſch gehalten hatte, ſo gemein, als man es nur irgend bei einem herumreiſenden Theater finden mag. Und leider in dem Augenblicke, als Wilhelm durch Mühe, Fleiß und Anſtrengung ſich mit allen Erforderniſſen des Metier's bekannt gemacht und ſeine Perſon ſowohl als ſeine Geſchäftigkeit vollkommen dazu gebildet hatte, ſchien es ihm endlich in trüben Stunden, daß dieſes Handwerk weniger, als irgend ein anderes, den nöthigen Aufwand von Zeit und Kräften verdiene. Das Geſchäft war läſtig und die Belohnung gering. Er hätte jedes andere lieber übernommen, bei dem man doch, wenn es vorbei iſt, der Ruhe des Geiſtes genießen kann, als dieſes, wo man nach überſtandenen mechaniſchen Mühſeligkeiten noch durch die höchſte Anſtrengung des Geiſtes und der Empfindung erſt das Ziel ſeiner Thätigkeit erreichen ſoll. Er mußte die Klagen Aurelie'ns über die Verſchwendung des Bruders hören; er mußte die Winke Serlo's mißverſtehen, wenn Dieſer ihn zu einer Heirath mit der Schweſter von ferne zu leiten ſuchte. Er hatte dabei ſeinen Kummer zu verbergen, der ihn auf das Tiefſte drückte, indem der nach dem zweideutigen Officier fortgeſchickte Bote nicht zurückkam, auch Nichts von ſich hören ließ, und unſer Freund daher ſeine Mariane zum zweiten Mal verloren zu haben fürchten mußte.

Zu eben dieſer Zeit fiel eine allgemeine Trauer ein, wodurch man genöthigt ward, das Theater auf einige Wochen zu ſchließen. Er ergriff dieſe Zwiſchenzeit, um jenen Geiſtlichen zu beſuchen, bei welchem der Harfenſpieler in der Koſt war. Er fand ihn in einer angenehmen Gegend; und das Erſte, was er in dem Pfarrhofe erblickte, war der Alte, der einem Knaben auf ſeinem Inſtrumente Lection gab. Er bezeugte viel Freude, Wilhelm'en wieder zu ſehen, ſtand auf und reichte ihm die Hand und ſagte: Sie ſehen, daß ich in der Welt doch noch zu Etwas nütze bin. Sie erlauben, daß ich fortfahre; denn die Stunden ſind eingetheilt.

Der Geiſtliche begrüßte Wilhelm'en auf das Freundlichſte und erzählte ihm, daß der Alte ſich ſchon recht gut anlaſſe und daß man Hoffnung zu ſeiner völligen Geneſung habe.

Ihr Geſpräch fiel natürlich auf die Methode, Wahnſinnige zu curiren.

Außer dem Phyſiſchen, ſagte der Geiſtliche, hat uns oft unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg legt und worüber ich einen denkenden Arzt zu Rathe ziehe, finde ich die Mittel vom Wahnſinne zu heilen ſehr einfach. Es ſind eben dieſelben, wodurch man geſunde Menſchen hindert, wahnſinnig zu werden. Man errege ihre Selbſtthätigkeit; man gewöhne ſie an Ordnung; man gebe ihnen einen Begriff, daß ſie ihr Sein und Schickſal mit ſo Vielen gemein haben; daß das außerordentliche Talent, das größte Glück und das höchſte Unglück nur kleine Abweichungen von dem Gewöhnlichen ſind: ſo wird ſich kein Wahnſinn einſchleichen, und wenn er da iſt, nach und nach wieder verſchwinden. Ich habe des alten Mannes Stunden eingetheilt; er unterrichtet einige Kinder auf der Harfe; er hilft im Garten arbeiten und iſt ſchon viel heiterer. Er wünſcht, von dem Kohle zu genießen, den er pflanzt, und wünſcht meinen Sohn, dem er die Harfe auf den Todesfall geſchenkt hat, recht emſig zu unterrichten, damit ſie der Knabe ja auch brauchen könne. Als Geiſtlicher ſuche ich ihm über ſeine wunderbaren Scrupel nur wenig zu ſagen; aber ein thätiges Leben führt ſo viele Ereigniſſe herbei, daß er bald fühlen muß, daß jede Art von Zweifel nur durch Wirkſamkeit gehoben werden kann. Ich gehe ſachte zu Werke; wenn ich ihm aber noch ſeinen Bart und ſeine Kutte wegnehmen kann, ſo habe ich viel gewonnen: denn es bringt uns Nichts näher dem Wahnſinn, als wenn wir uns vor Andern auszeichnen, und Nichts erhält ſo ſehr den gemeinen Verſtand, als im allgemeinen Sinne mit vielen Menſchen zu leben. Wie Vieles iſt leider nicht in unſerer Erziehung und in unſern bürgerlichen Einrichtungen, wodurch wir uns und unſere Kinder zur Tollheit vorbereiten!

Wilhelm verweilte bei dieſem vernünftigen Manne einige Tage, und erfuhr die intereſſanteſten Geſchichten nicht allein von verrückten Menſchen, ſondern auch von ſolchen, die man

für klug, ja für weise zu halten pflegt, und deren Eigenthümlichkeiten nahe an den Wahnsinn grenzen.

Dreifach belebt aber war die Unterhaltung, als der Medicus eintrat, der den Geistlichen, seinen Freund, öfters zu besuchen und ihm bei seinen menschenfreundlichen Bemühungen beizustehen pflegte. Es war ein ältlicher Mann, der bei einer schwächlichen Gesundheit viele Jahre in Ausübung der edelsten Pflichten zugebracht hatte. Er war ein großer Freund vom Landleben und konnte fast nicht anders, als in freier Luft sein; dabei war er äußerst gesellig und thätig, und hatte seit vielen Jahren eine besondere Neigung, mit allen Landgeistlichen Freundschaft zu stiften. Jedem, an dem er eine nützliche Beschäftigung kannte, suchte er auf alle Weise beizustehen; Andern, die noch unbestimmt waren, suchte er eine Liebhaberei einzureden; und da er zugleich mit den Edelleuten, Amtmännern und Gerichtshaltern in Verbindung stand, so hatte er in Zeit von zwanzig Jahren sehr viel im Stillen zur Cultur mancher Zweige der Landwirthschaft beigetragen, und Alles, was dem Felde, Thieren und Menschen ersprießlich ist, in Bewegung gebracht, und so die wahrste Aufklärung befördert. Für den Menschen, sagte er, sei nur das Eine ein Unglück, wenn sich irgend eine Idee bei ihm festsetze, die keinen Einfluß in's thätige Leben habe oder ihn wohl gar vom thätigen Leben abziehe. Ich habe, sagte er, gegenwärtig einen solchen Fall an einem vornehmen und reichen Ehepaar, wo mir bis jetzt noch alle Kunst mißglückt ist; fast gehört der Fall in Ihr Fach, lieber Pater, und dieser junge Mann wird ihn nicht weiter erzählen.

In der Abwesenheit eines vornehmen Mannes verkleidete man, mit einem nicht ganz lobenswürdigen Scherze, einen jungen Menschen in die Hauskleidung dieses Herrn. Seine Gemahlinn sollte dadurch angeführt werden; und ob man mir es gleich nur als eine Posse erzählt hat, so fürchte ich doch sehr, man hatte die Absicht, die edle, liebenswürdige Dame vom rechten Wege abzuleiten. Der Gemahl kommt unvermuthet zurück, tritt in sein Zimmer, glaubt sich selbst zu sehen, und fällt von der Zeit an in eine Melancholie, in der er die Ueberzeugung nährt, daß er bald sterben werde.

Er überläßt sich Personen, die ihm mit religiösen Ideen schmeicheln, und ich sehe nicht, wie er abzuhalten ist, mit seiner Gemahlinn unter die Herrenhuter zu gehen, und den größten Theil seines Vermögens, da er keine Kinder hat, seinen Verwandten zu entziehen.

Mit seiner Gemahlinn? rief Wilhelm, den diese Erzählung nicht wenig erschreckt hatte, ungestüm aus.

Und leider, versetzte der Arzt, der in Wilhelm's Ausrufung nur eine menschenfreundliche Theilnahme zu hören glaubte, ist diese Dame mit einem noch tiefern Kummer behaftet, der ihr eine Entfernung von der Welt nicht widerlich macht. Eben dieser junge Mensch nimmt Abschied von ihr; sie ist nicht vorsichtig genug, eine aufkeimende Neigung zu verbergen; er wird kühn, schließt sie in seine Arme, und drückt ihr das große mit Brillanten besetzte Portrait ihres Gemahls gewaltsam wider die Brust. Sie empfindet einen heftigen Schmerz, der nach und nach vergeht, erst eine kleine Röthe und dann keine Spur zurück läßt. Ich bin als Mensch überzeugt, daß sie sich Nichts weiter vorzuwerfen hat; ich bin als Arzt gewiß, daß dieser Druck keine übeln Folgen haben werde; aber sie läßt sich nicht ausreden, es sei eine Verhärtung da, und wenn man ihr durch das Gefühl den Wahn benehmen will, so behauptet sie, nur in diesem Augenblick sei Nichts zu fühlen; sie hat sich fest eingebildet, es werde dieses Uebel mit einem Krebsschaden sich endigen und so ihre Jugend, ihre Liebenswürdigkeit für sie und Andere völlig verloren.

Ich Unglückseliger! rief Wilhelm, indem er sich vor die Stirne schlug und aus der Gesellschaft in's Feld lief. Er hatte sich noch nie in einem solchen Zustande befunden.

Der Arzt und der Geistliche, über diese seltsame Entdeckung höchlich erstaunt, hatten Abends genug mit ihm zu thun, als er zurückkam und bei dem umständlichern Bekenntniß dieser Begebenheiten sich auf's Lebhafteste anklagte. Beide Männer nahmen den größten Antheil an ihm, besonders da er ihnen seine übrige Lage nun auch mit schwarzen Farben der augenblicklichen Stimmung malte.

Den andern Tag ließ sich der Arzt nicht lange bitten, mit ihm nach der Stadt zu gehen, um ihm Gesellschaft zu leisten und Aurelie'n, die ihr Freund in bedenklichen Umständen zurückgelassen hatte, wo möglich, Hülfe zu verschaffen.

Sie fanden sie auch wirklich schlimmer, als sie vermutheten. Sie hatte eine Art von überspringendem Fieber, dem um so weniger beizukommen war, als sie die Anfälle nach ihrer Art vorsätzlich unterhielt und verstärkte. Der Fremde ward nicht als Arzt eingeführt, und betrug sich sehr gefällig und klug. Man sprach über den Zustand ihres Körpers und ihres Geistes, und der neue Freund erzählte manche Geschichten, wie Personen, ungeachtet einer solchen Kränklichkeit, ein hohes Alter erreichen könnten; Nichts aber sei schädlicher in solchen Fällen, als eine vorsätzliche Erneuerung leidenschaftlicher Empfindungen. Besonders verbarg er nicht, daß er diejenigen Personen sehr glücklich gefunden habe,

die bei einer nicht ganz herzuſtellenden kränklichen Anlage wahrhaft religiöſe Geſinnungen bei ſich zu nähren beſtimmt geweſen wären. Er ſagte Das auf eine ſehr beſcheidene Weiſe und gleichſam hiſtoriſch, und verſprach dabei ſeinen neuen Freunden eine ſehr intereſſante Lectüre an einem Manuſcript zu verſchaffen, das er aus den Händen einer nunmehr abgeſchiedenen, vortrefflichen Freundinn erhalten habe. Es iſt mir unendlich werth, ſagte er, und ich vertraue Ihnen das Original ſelbſt an. Nur der Titel iſt von meiner Hand: Bekenntniſſe einer ſchönen Seele.

Ueber diätetiſche und mediciniſche Behandlung der unglücklichen aufgeſpannten Aurelie vertraute der Arzt Wilhelm'en noch ſeinen beſten Rath, verſprach zu ſchreiben und, wo möglich, ſelbſt wiederzukommen.

Inzwiſchen hatte ſich in Wilhelm's Abweſenheit eine Veränderung vorbereitet, die er nicht vermuthen konnte. Wilhelm hatte während der Zeit ſeiner Regie das ganze Geſchäft mit einer gewiſſen Freiheit und Liberalität behandelt, vorzüglich auf die Sache geſehen, und beſonders bei Kleidungen, Decorationen und Requiſiten Alles reichlich und anſtändig angeſchafft, auch, um den guten Willen der Leute zu erhalten, ihrem Eigennutze geſchmeichelt, da er ihnen durch edlere Motive nicht beikommen konnte; und er fand ſich hierzu um ſo mehr berechtigt, als Serlo ſelbſt keine Anſprüche machte, ein genauer Wirth zu ſein, den Glanz ſeines Theater's gerne leben hörte und zufrieden war, wenn Aurelie, welche die ganze Haushaltung führte, nach Abzug aller Koſten, verſicherte, daß ſie keine Schulden habe, und noch ſoviel hergab, als nöthig war, die Schulden abzutragen, die Serlo unterdeſſen durch außerordentliche Freigebigkeit gegen ſeine Schönen und ſonſt etwa auf ſich geladen haben mochte.

Melina, der indeſſen die Garderobe beſorgte, hatte, kalt und heimtückiſch, wie er war, der Sache im Stillen zugeſehen und wußte, bei der Entfernung Wilhelm's und bei der zunehmenden Krankheit Aurelie'ns, Serlo fühlbar zu machen, daß man eigentlich mehr einnehmen, weniger ausgeben, und entweder etwas zurücklegen oder doch am Ende nach Willkür noch luſtiger leben könne. Serlo hörte Das gern, und Melina wagte ſich mit ſeinem Plane hervor.

Ich will, ſagte er, nicht behaupten, daß einer von den Schauſpielern gegenwärtig zu viel Gage hat; es ſind verdienſtvolle Leute und ſie würden an jedem Orte willkommen ſein; allein für die Einnahme, die ſie uns verſchaffen, erhalten ſie doch zu viel. Mein Vorſchlag wäre, eine Oper einzurichten; und was das Schauſpiel betrifft, ſo muß ich Ihnen ſagen: Sie ſind der Mann, allein ein ganzes Schauſpiel auszumachen. Müſſen Sie jetzt nicht ſelbſt erfahren, daß man Ihre Verdienſte verkennt? Nicht, weil Ihre Mitſpieler vortrefflich, ſondern weil ſie gut ſind, läßt man Ihrem außerordentlichen Talente keine Gerechtigkeit mehr widerfahren.

Stellen Sie ſich, wie wohl ſonſt geſchehen iſt, nur allein hin; ſuchen Sie mittelmäßige, ja, ich darf ſagen, ſchlechte Leute für geringe Sage an ſich zu ziehen; ſtutzen Sie das Volk, wie Sie es ſo ſehr verſtehen, im Mechaniſchen zu, wenden Sie das Uebrige an die Oper, und Sie werden ſehen, daß Sie mit derſelben Mühe und mit denſelben Koſten mehr Zufriedenheit erregen und zugleich mehr Geld als bisher gewinnen werden.

Serlo war zu ſehr geſchmeichelt, als daß ſeine Einwendungen einige Stärke hätten haben ſollen. Er geſtand Melina'n gerne zu, daß er bei ſeiner Liebhaberei zur Muſik längſt ſo Etwas gewünſcht habe; doch ſehe er freilich ein, daß die Neigung des Publicum's dadurch noch mehr auf Abwege geleitet, und daß bei ſo einer Vermiſchung eines Theater's, das nicht recht Oper, nicht recht Schauſpiel ſei, nothwendig der Ueberreſt von Geſchmack an einem beſtimmten und ausführlichen Kunſtwerk ſich völlig verlieren müſſe.

Melina ſcherzte nicht ganz fein über Wilhelm's pedantiſche Ideale dieſer Art, über die Anmaßung, das Publicum zu bilden, ſtatt ſich von ihm bilden zu laſſen; und Beide vereinigten ſich mit großer Ueberzeugung, daß man nur Geld einnehmen, reich werden oder ſich luſtig machen ſolle, und verbargen ſich kaum, daß ſie nur jener Perſonen los zu ſein wünſchten, die ihrem Plane im Wege ſtanden. Melina bedauerte, daß die ſchwächliche Geſundheit Aurelien's ihr kein langes Leben verſpreche, dachte aber gerade das Gegentheil. Serlo ſchien zu beklagen, daß Wilhelm nicht Sänger ſei, und gab dadurch zu verſtehen, daß er ihn für bald entbehrlich hatte. Melina trat mit einem ganzen Regiſter von Erſparniſſen, die zu machen ſeien, hervor, und Serlo ſah in ihm ſeinen erſten Schwager dreifach erſetzt. Sie fühlten wohl, daß ſie ſich über dieſe Unterredung das Geheimniß zuzuſagen hatten, wurden dadurch nur noch mehr aneinander geknüpft und nahmen Gelegenheit, insgeheim über Alles, was vorkam, ſich zu beſprechen, was Aurelie und Wilhelm unternahmen, zu tadeln und ihr neues Project in Gedanken immer mehr auszuarbeiten.

So verſchwiegen auch Beide über ihren Plan ſein mochten, und ſo wenig ſie durch Worte ſich verriethen, ſo waren ſie doch nicht politiſch genug, in dem Betragen ihre Geſinnungen zu verbergen. Melina widerſetzte ſich Wilhelm'en in manchen

Faust.

Ich fühl's, vergebens hab' ich alle Schätze
Des Menschengeist's auf mich herbeygerafft,
Und wenn ich mich am Ende niedersetze,
Quillt innerlich doch keine neue Kraft;
Ich bin nicht um ein Haar breit höher,
Bin dem Unendlichen nicht näher.

Mephistopheles.

Mein guter Herr, ihr seht die Sachen,
Wie man die Sachen eben sieht;
Wir müssen das gescheidter machen,
Eh' uns des Lebens Freude flieht.
Was Henker! freylich Händ und Füße,
Und Kopf und H —— die sind dein;
Doch alles was ich frisch genieße,
Ist das drum weniger mein?
Wenn ich sechs Hengste zahlen kann,
Sind ihre Kräfte nicht die meine?
Ich renne zu und bin ein rechter Mann,
Als hätt' ich vier und zwanzig Beine.
Drum frisch! laß alles Sinnen seyn,

Zügen, die in seinem Kreise lagen, und Serlo, der niemals glimpflich mit seiner Schwester umgegangen war, ward nur bitterer, je mehr ihre Kränklichkeit zunahm, und je mehr sie bei ihren ungleichen, leidenschaftlichen Launen Schonung verdient hätte.

Zu eben dieser Zeit nahm man Emilie Galotti vor. Dieses Stück war sehr glücklich besetzt, und Alle konnten in dem beschränkten Kreise dieses Trauerspiels die ganze Mannigfaltigkeit ihres Spiels zeigen. Serlo war als Marinelli an seinem Platze, Odoardo ward sehr gut vorgetragen, Madam Melina spielte die Mutter mit vieler Einsicht, Elmire zeichnete sich in der Rolle Emilien's zu ihrem Vortheil aus, Laertes trat als Appiani mit vielem Anstand auf, und Wilhelm hatte ein Studium von mehrern Monaten auf die Rolle des Prinzen verwendet. Bei dieser Gelegenheit hatte er, sowohl mit sich selbst als mit Serlo und Aurelie'n, die Frage oft abgehandelt: welch ein Unterschied sich zwischen einem edeln und vornehmen Betragen zeige, und inwiefern jenes in diesem, dieses aber nicht in jenem enthalten zu sein brauche?

Serlo, der selbst als Marinelli den Hofmann rein, ohne Caricatur vorstellte, äußerte über diesen Punct manchen guten Gedanken. Der vornehme Anstand, sagte er, ist schwer nachzuahmen, weil er eigentlich negativ ist, und eine lange anhaltende Uebung voraussetzt. Denn man soll nicht etwa in seinem Benehmen Etwas darstellen, das Würde anzeigt: denn leicht fällt man dadurch in ein förmliches, steifes Wesen; man soll vielmehr nur Alles vermeiden, was unwürdig, was gemein ist; man soll sich nie vergessen, immer auf sich und Andere Acht haben, sich Nichts vergeben, Andern nicht zu viel, nicht zu wenig thun, durch Nichts gerührt scheinen, durch Nichts bewegt werden, sich niemals übereilen, sich in jedem Momente zu fassen wissen, und so ein äußeres Gleichgewicht erhalten, innerlich mag es stürmen wie es will. Der edle Mensch kann sich in Momenten vernachlässigen, der vornehme nie. Dieser ist wie ein sehr wohlgekleideter Mann: er wird sich nirgends anlehnen, und Jedermann wird sich hüten, an ihn zu streichen; er unterscheidet sich vor Andern, und doch darf er nicht allein stehen bleiben; denn wie in jeder Kunst, also auch in dieser, soll zuletzt das Schwerste mit Leichtigkeit ausgeführt werden. So soll der Vornehme, ungeachtet aller Absonderung, immer mit Andern verbunden scheinen, nirgends steif, überall gewandt sein, immer als der Erste erscheinen, und sich nie als ein Solcher aufdringen.

Man sieht also, daß man, um vornehm zu scheinen, wirklich vornehm sein müsse; man sieht, warum Frauen im Durchschnitt sich eher dieses Ansehen geben können als Männer, warum Hofleute und Soldaten am Schnellsten zu diesem Anstande gelangen.

Wilhelm verzweifelte nun fast an seiner Rolle; allein Serlo half ihm wieder auf, indem er ihm über das Einzelne die feinsten Bemerkungen mittheilte, und ihn dergestalt ausstattete, daß er bei der Aufführung, wenigstens in den Augen der Menge, einen recht feinen Prinzen darstellte.

Serlo hatte versprochen, ihm nach der Vorstellung die Bemerkungen mitzutheilen, die er noch allenfalls über ihn machen würde; allein ein unangenehmer Streit zwischen Bruder und Schwester hinderte jede critische Unterhaltung. Aurelie hatte die Rolle der Orsina auf eine Weise gespielt, wie man sie wohl niemals wieder sehen wird. Sie war mit der Rolle überhaupt sehr bekannt, und hatte sie in den Proben gleichgiltig behandelt; bei der Aufführung selbst aber zog sie, möchte man sagen, alle Schleusen ihres individuellen Kummers auf, und es ward dadurch eine Darstellung, wie sie sich kein Dichter in dem ersten Feuer der Erfindung hätte denken können. Ein unmäßiger Beifall des Publicum's belohnte ihre schmerzlichen Bemühungen, aber sie lag auch halb ohnmächtig in einem Sessel, als man sie nach der Aufführung aufsuchte.

Serlo hatte schon über ihr übertriebenes Spiel, wie er es nannte, und über die Entblößung ihres innersten Herzens vor dem Publicum, das doch mehr oder weniger mit jener fatalen Geschichte bekannt war, seinen Unwillen zu erkennen gegeben, und, wie er es im Zorn zu thun pflegte, mit den Zähnen geknirscht und mit den Füßen gestampft. Laßt sie, sagte er, als er sie von den Uebrigen umgeben in dem Sessel fand; sie wird noch ehestens ganz nackt auf das Theater treten, und dann wird erst der Beifall recht vollkommen sein.

Undankbarer! rief sie aus, Unmenschlicher! Man wird mich bald nackt dahin tragen, wo kein Beifall mehr zu unsern Ohren kommt! Mit diesen Worten sprang sie auf und eilte nach der Thüre. Die Magd hatte versäumt, ihr den Mantel zu bringen; die Portechaise war nicht da; es hatte geregnet und ein sehr rauher Wind zog durch die Straßen. Man redete ihr vergebens zu; denn sie war übermäßig erhitzt; sie ging vorsetzlich langsam und lobte die Kühlung, die sie recht begierig einzusaugen schien. Kaum war sie zu Hause, als sie vor Heiserkeit kaum ein Wort mehr sprechen konnte; sie gestand aber nicht, daß sie im Nacken und den Rücken hinab eine völlige Steifigkeit fühlte. Nicht lange, so überfiel sie eine Art von Lähmung der Zunge, so daß sie ein Wort für's andere sprach. Man brachte sie zu Bette; durch häufig angewandte

Mittel legte ſich ein Uebel, indem ſich das andere zeigte. Das Fieber ward ſtark und ihr Zuſtand [illegible]lich.

Den andern Morgen hatte ſie eine ruhige Stunde. Sie ließ Wilhelm rufen und übergab ihm einen Brief. Dieſes Blatt, ſagte ſie, wartet ſchon lange auf dieſen Augenblick. Ich fühle, daß das Ende meines Lebens bald herannaht; verſprechen Sie mir, daß Sie es ſelbſt abgeben und daß Sie durch wenige Worte mein Leiden an dem Ungetreuen rächen wollen. Er iſt nicht fühllos, und wenigſtens ſoll ihn mein Tod einen Augenblick ſchmerzen.

Wilhelm übernahm den Brief, indem er ſie jedoch tröſtete und den Gedanken des Todes von ihr entfernen wollte.

Nein, verſetzte ſie; benehmen Sie mir nicht meine nächſte Hoffnung. Ich habe ihn lange erwartet und will ihn freudig in die Arme ſchließen.

Kurz darauf kam das vom Arzt verſprochene Manuſcript an. Sie erſuchte Wilhelm'en, ihr daraus vorzuleſen; und die Wirkung, die es that, wird der Leſer am Beſten beurtheilen können, wenn er ſich mit dem folgenden Buche bekannt gemacht hat. Das heftige und trotzige Weſen unſrer armen Freundinn ward auf ein Mal gelindert. Sie nahm den Brief zurück und ſchrieb einen andern, wie es ſchien, in ſehr ſanfter Stimmung; auch forderte ſie Wilhelm'en auf, ihren Freund, wenn er irgend durch die Nachricht ihres Todes betrübt werden ſollte, zu tröſten, ihn zu verſichern, daß ſie ihm verziehen habe, und daß ſie ihm alles Glück wünſche.

Von dieſer Zeit an war ſie ſehr ſtill und ſchien ſich nur mit wenigen Ideen zu beſchäftigen, die ſie ſich aus dem Manuſcript eigen zu machen ſuchte, woraus ihr Wilhelm von Zeit zu Zeit vorleſen mußte. Die Abnahme ihrer Kräfte war nicht ſichtbar, und unvermuthet fand ſie Wilhelm eines Morgens todt, als er ſie beſuchen wollte.

Bei der Achtung, die er für ſie gehabt, und bei der Gewohnheit, mit ihr zu leben, war ihm ihr Verluſt ſehr ſchmerzlich. Sie war die einzige Perſon, die es eigentlich gut mit ihm meinte, und die Kälte Serlo's in der letzten Zeit hatte er nur allzu ſehr gefühlt. Er eilte daher, die aufgetragene Botſchaft auszurichten, und wünſchte ſich auf einige Zeit zu entfernen. Von der andern Seite war für Melina dieſe Abreiſe ſehr erwünſcht: denn Dieſer hatte ſich bei der weitläuftigen Correſpondenz, die er unterhielt, gleich mit einem Sänger und einer Sängerinn eingelaſſen, die das Publicum einſtweilen durch Zwiſchenſpiele zur künftigen Oper vorbereiten ſollten. Der Verluſt Aurelien's und Wilhelm's Entfernung ſollten auf dieſe Weiſe in der erſten Zeit übertragen werden, und unſer Freund war mit Allem zufrieden, was ihm ſeinen Urlaub auf einige Wochen erleichterte.

Er hatte ſich eine ſonderbar wichtige Idee von ſeinem Auftrage gemacht. Der Tod ſeiner Freundinn hatte ihn tief gerührt; und da er ſie ſo frühzeitig von dem Schauplatze abtreten ſah, mußte er nothwendig gegen Den, der ihr Leben verkürzt und dieſes kurze Leben ihr ſo qualvoll gemacht, feindſelig geſinnt ſein.

Ungeachtet der letzten gelinden Worte der Sterbenden, nahm er ſich doch vor, bei Ueberreichung des Briefs ein ſtrenges Gericht über den ungetreuen Freund ergehen zu laſſen; und da er ſich nicht einer zufälligen Stimmung vertrauen wollte, dachte er an eine Rede, die in der Ausarbeitung pathetiſcher als billig ward. Nachdem er ſich völlig von der guten Compoſition ſeines Aufſatzes überzeugt hatte, machte er, indem er ihn auswendig lernte, Anſtalt zu ſeiner Abreiſe. Mignon war bei'm Einpacken gegenwärtig und fragte ihn, ob er nach Süden oder nach Norden reiſe? Und als ſie das Letzte von ihm erfuhr, ſagte ſie: So will ich Dich hier wieder erwarten. Sie bat ihn um die Perlenſchnur Mariane'ns, die er dem lieben Geſchöpf nicht verſagen konnte; das Halstuch hatte ſie ſchon. Dagegen ſteckte ſie ihm den Schleier des Geiſtes in den Mantelſack, ob er ihr gleich ſagte, daß ihm dieſer Flor zu keinem Gebrauch ſei.

Melina übernahm die Regie, und ſeine Frau verſprach, auf die Kinder ein mütterliches Auge zu haben, von denen ſich Wilhelm ungern losriß. Felix war ſehr luſtig bei'm Abſchiede; und als man ihn fragte: was er wolle mitgebracht haben, ſagte er: Höre! bringe mir einen Vater mit. Mignon nahm den Scheidenden bei der Hand, und indem ſie, auf die Zehen gehoben, ihm einen treuherzigen und lebhaften Kuß, doch ohne Zärtlichkeit, auf die Lippen drückte, ſagte ſie: Meiſter! vergiß uns nicht und komm' bald wieder.

Und ſo laſſen wir unſern Freund unter tauſend Gedanken und Empfindungen ſeine Reiſe antreten, und zeichnen hier noch zum Schluſſe ein Gedicht auf, das Mignon mit großem Ausdruck einige Mal recitirt hatte, und das wir früher mitzutheilen durch den Drang ſo mancher ſonderbaren Ereigniſſe verhindert wurden.

Heiß mich nicht reden, heiß mich ſchweigen,
Denn mein Geheimniß iſt mir Pflicht;
Ich möchte Dir mein ganzes Inn're zeigen,
Allein das Schickſal will es nicht.

Zur rechten Zeit vertreibt der Sonne Lauf
Die finſt're Nacht, und ſie muß ſich erhellen;
Der harte Fels ſchließt ſeinen Buſen auf,
Mißgeunt der Erde nicht die Lebensquellen

Ein Jeder sucht im Arm des Freundes Ruh',
Dort kann die Brust in Klagen sich ergießen:
Allein ein Schwur drückt mir die Lippen zu,
Und nur ein Gott vermag sie aufzuschließen.

Sechstes Buch.

Bekenntnisse einer schönen Seele.

Bis in mein achtes Jahr war ich ein ganz gesundes Kind, weiß mich aber von dieser Zeit so wenig zu erinnern, als von dem Tage meiner Geburt. Mit dem Anfang des achten Jahres bekam ich einen Blutsturz, und in dem Augenblick war meine Seele ganz Empfindung und Gedächtniß. Die kleinsten Umstände dieses Zufalls stehen mir noch vor Augen, als hätte er sich gestern ereignet.

Während des neunmonatlichen Krankenlagers, das ich mit Geduld aushielt, ward, sowie mich dünkt, der Grund zu meiner ganzen Denkart gelegt, indem meinem Geiste die ersten Hülfsmittel gereicht wurden, sich nach seiner eigenen Art zu entwickeln.

Ich litt und liebte; Das war die eigentliche Gestalt meines Herzens. In dem heftigsten Husten und abmattenden Fieber war ich stille wie eine Schnecke, die sich in ihr Haus zieht; sobald ich ein wenig Luft hatte, wollte ich etwas Angenehmes fühlen, und da mir aller übrige Genuß versagt war, suchte ich mich durch Augen und Ohren schadlos zu halten. Man brachte mir Puppenwerk und Bilderbücher; und wer Sie an meinem Bette haben wollte, mußte mir Etwas erzählen.

Von meiner Mutter hörte ich die biblischen Geschichten gern an; der Vater unterhielt mich mit Gegenständen der Natur. Er besaß ein artiges Cabinet. Davon brachte er gelegentlich eine Schublade nach der andern herunter, zeigte mir die Dinge und erklärte sie mir nach der Wahrheit. Getrocknete Pflanzen und Insecten und manche Arten von anatomischen Präparaten, Menschenhaut, Knochen, Mumien und Dergleichen kamen auf das Krankenbette der Kleinen; Vögel und Thiere, die er auf der Jagd erlegte, wurden mir vorgezeigt, ehe sie nach der Küche gingen; und damit doch auch der Fürst der Welt eine Stimme in dieser Versammlung erhielte, erzählte mir die Tante Liebesgeschichten und Feenmährchen. Alles ward angenommen und Alles faßte Wurzel. Ich hatte Stunden, in denen ich mich lebhaft mit dem unsichtbaren Wesen unterhielt; ich weiß noch einige Verse, die ich der Mutter damals in die Feder dictirte.

Oft erzählte ich dem Vater wieder, was ich von ihm gelernt hatte. Ich nahm nicht leicht eine Arzenei, ohne zu fragen: wo wachsen die Dinge, aus denen sie gemacht ist? wie sehen sie aus? wie heißen sie? Aber die Erzählungen meiner Tante waren auch nicht auf einen Stein gefallen. Ich dachte mich in schöne Kleider und begegnete den allerliebsten Prinzen, die nicht ruhen noch rasten konnten, bis sie wußten, wer die unbekannte Schöne war. Ein ähnliches Abenteuer mit einem reizenden kleinen Engel, der in weißem Gewand und goldenen Flügeln sich sehr um mich bemühte, setzte ich so lange fort, daß meine Einbildungskraft sein Bild fast bis zur Erscheinung erhöhte.

Nach Jahresfrist war ich ziemlich wieder hergestellt; aber es war mir aus der Kindheit nichts Wildes übrig geblieben. Ich konnte nicht einmal mit Puppen spielen; ich verlangte nach Wesen, die meine Liebe erwiederten. Hunde, Katzen und Vögel, dergleichen mein Vater von allen Arten ernährte, vergnügten mich sehr; aber was hätte ich nicht gegeben, ein Geschöpf zu besitzen, das in einem der Mährchen meiner Tante eine sehr wichtige Rolle spielte? Es war ein Schäfchen, das von einem Bauernmädchen in dem Walde aufgefangen und ernährt worden war; aber in diesem artigen Thiere stak ein verwünschter Prinz, der sich endlich wieder als schöner Jüngling zeigte und seine Wohlthäterinn durch seine Hand belohnte. So ein Schäfchen hätte ich gar zu gerne besessen!

Nun wollte sich aber keines finden; und da Alles neben mir so ganz natürlich zuging, mußte mir nach und nach die Hoffnung auf einen so köstlichen Besitz fast vergehen. Unterdessen tröstete ich mich, indem ich solche Bücher las, in denen wunderbare Begebenheiten beschrieben wurden. Unter allen war mir der christliche Deutsche Hercules der liebste; die andächtige Liebesgeschichte war ganz nach meinem Sinne. Begegnete seiner Valiska irgend Etwas, und es begegneten ihr grausame Dinge: so betete er erst, eh' er ihr zu Hülfe eilte, und die Gebete standen ausführlich im Buche. Wie wohl gefiel mir Das! Mein Hang zu dem Unsichtbaren, den ich immer auf eine dunkle Weise fühlte, ward dadurch nur vermehrt; denn ein für alle Mal sollte Gott auch mein Vertrauter sein.

Als ich weiter heranwuchs, las ich, der Himmel weiß was, Alles durcheinander; aber die Römische Octavia behielt vor Allen den Preis. Die Verfolgungen der ersten Christen, in einen Roman gekleidet, erregten bei mir das lebhafteste Interesse.

Nun fing die Mutter an, über das stete Lesen zu schmälen; der Vater nahm ihr zu Liebe mir einen Tag die Bücher aus der Hand und gab sie mir den andern Tag wieder. Sie war klug genug, zu bemerken, daß hier Nichts auszurichten

war, und drang nur darauf, daß auch die Bibel ebenso fleißig gelesen wurde. Auch dazu ließ ich mich nicht treiben, und ich las die heiligen Bücher mit vielem Antheil. Dabei war meine Mutter immer sorgfältig, daß keine verführerischen Bücher in meine Hände kämen, und ich selbst würde jede schändliche Schrift aus der Hand geworfen haben; denn meine Prinzen und Prinzessinnen waren alle äußerst tugendhaft, und ich wußte übrigens von der natürlichen Geschichte des menschlichen Geschlechts mehr, als ich merken ließ, und hatte es meistens aus der Bibel gelernt. Bedenkliche Stellen hielt ich mit Worten und Dingen, die mir vor Augen kamen, zusammen, und brachte bei meiner Wißbegierde und Combinationsgabe die Wahrheit glücklich heraus. Hätte ich von Hexen gehört, so hätte ich auch mit der Hexerei bekannt werden müssen.

Meiner Mutter und dieser Wißbegierde hatte ich es zu danken, daß ich bei dem heftigen Hang zu Büchern doch kochen lernte; aber dabei war Etwas zu sehen. Ein Huhn, ein Ferkel aufzuschneiden, war für mich ein Fest. Dem Vater brachte ich die Eingeweide, und er redete mit mir darüber, wie mit einem jungen Studenten, und pflegte mich oft mit inniger Freude seinen mißrathenen Sohn zu nennen.

Nun war das zwölfte Jahr zurückgelegt. Ich lernte Französisch, Tanzen und Zeichnen, und erhielt den gewöhnlichen Religionsunterricht. Bei dem letzten wurden manche Empfindungen und Gedanken in mir rege, aber Nichts, was sich auf meinen Zustand bezogen hätte. Ich hörte gern von Gott reden; ich war stolz darauf, besser als Meinesgleichen von ihm reden zu können; ich las nun mit Eifer, manche Bücher, die mich in den Stand setzten, von Religion zu schwatzen, aber nie fiel es mir ein, zu denken, wie es denn mit mir stehe, ob meine Seele so gestaltet sei, ob sie einem Spiegel gleiche, von dem die ewige Sonne widerglänzen könnte; Das hatte ich ein für alle Mal schon vorausgesetzt.

Französisch lernte ich mit vieler Begierde. Mein Sprachmeister war ein wackerer Mann. Er war nicht ein leichtsinniger Empiriker, nicht ein trockener Grammatiker; er hatte Wissenschaften, er hatte die Welt gesehen. Zugleich mit dem Sprachunterricht sättigte er meine Wißbegierde auf mancherlei Weise. Ich liebte ihn so sehr, daß ich seine Ankunft immer mit Herzklopfen erwartete. Das Zeichnen fiel mir nicht schwer, und ich würde es weiter gebracht haben, wenn mein Meister Kopf und Kenntnisse gehabt hätte; er hatte aber nur Hände und Uebung.

Tanzen war Anfangs nur meine geringste Freude; mein Körper war zu empfindlich und ich lernte nur in der Gesellschaft meiner Schwester. Durch den Einfall unsers Tanzmeisters, allen seinen Schülern und Schülerinnen einen Ball zu geben, ward aber die Lust zu dieser Uebung ganz anders belebt.

Unter vielen Knaben und Mädchen zeichneten sich zwei Söhne des Hof-Marschalls aus: der Jüngste so alt wie ich, der Andere zwei Jahre älter, Kinder von einer solchen Schönheit, daß sie nach dem allgemeinen Geständniß Alles übertrafen, was man je von schönen Kindern gesehen hatte. Auch ich hatte sie kaum erblickt, so sah ich Niemanden mehr vom ganzen Haufen. In dem Augenblicke tanzte ich mit Aufmerksamkeit und wünschte schön zu tanzen. Wie es kam, daß auch diese Knaben unter allen andern mich vorzüglich bemerkten? Genug, in der ersten Stunde waren wir die besten Freunde; und die kleine Lustbarkeit ging noch nicht zu Ende, so hatten wir schon ausgemacht, wo wir uns nächstens wieder sehen wollten. Eine große Freude für mich! Aber ganz entzückt war ich, als Beide den andern Morgen, Jeder in einem galanten Billet, das mit einem Blumenstrauß begleitet war, sich nach meinem Befinden erkundigten. So fühlte ich nie mehr, wie ich da fühlte! Artigkeiten wurden mit Artigkeiten, Briefchen mit Briefchen erwiedert. Kirche und Promenaden wurden von nun an zu Rendezvous; unsere jungen Bekannten luden uns schon jederzeit zusammen ein: wir aber waren schlau genug, die Sache dergestalt zu verdecken, daß die Eltern nicht mehr davon einsahen, als wir für gut hielten.

Nun hatte ich auf ein Mal zwei Liebhaber bekommen. Ich war für Keinen entschieden; sie gefielen mir Beide, und wir stunden auf's Beste zusammen. Auf ein Mal ward der Aeltere sehr krank; ich war selbst schon oft sehr krank gewesen, und wußte den Leidenden durch Uebersendung mancher Artigkeiten und für einen Kranken schicklicher Leckerbissen zu erfreuen, daß seine Eltern die Aufmerksamkeit dankbar erkannten, der Bitte des lieben Sohns Gehör gaben, und mich sammt meinen Schwestern, sobald er nur das Bette verlassen hatte, zu ihm einluden. Die Zärtlichkeit, womit er mich empfing, war nicht kindisch, und von dem Tage an war ich für ihn entschieden. Er warnte mich gleich, vor seinem Bruder gehelm zu sein; allein das Feuer war nicht mehr zu verbergen, und die Eifersucht des Jüngern machte den Roman vollkommen. Er spielte uns tausend Streiche; mit Lust vernichtete er unsere Freude, und vermehrte dadurch die Leidenschaft, die er zu zerstören suchte.

Nun hatte ich denn wirklich das gewünschte Schätzchen gefunden, und diese Leidenschaft hatte

wie ſonſt eine Krankheit, die Wirkung auf mich, daß ſie mich ſtill machte und mich von der ſchwärmenden Freude zurückzog. Ich war einſam und gerührt, und Gott fiel mir wieder ein. Er blieb mein Vertrauter, und ich weiß wohl, mit welchen Thränen ich für den Knaben, der fortkränkelte, zu beten anhielt.

Soviel Kindiſches in dem Vorgang war, ſoviel trug er zur Bildung meines Herzens bei. Unſerm franzöſiſchen Sprachmeiſter mußten wir täglich, ſtatt der ſonſt gewöhnlichen Ueberſetzung, Briefe von unſerer eigenen Erfindung ſchreiben. Ich brachte meine Liebesgeſchichte unter dem Namen Phyllis und Damon zu Markte. Der Alte ſah bald durch, und um mich treuherzig zu machen, lobte er meine Arbeit gar ſehr. Ich wurde immer kühner, ging offenherzig heraus und war bis in's Detail der Wahrheit getreu. Ich weiß nicht mehr, bei welcher Stelle er einſt Gelegenheit nahm, zu ſagen: Wie Das artig, wie Das natürlich iſt! Aber die gute Phyllis mag ſich in Acht nehmen; es kann bald ernſthaft werden!

Mich verdroß, daß er die Sache nicht ſchon für ernſthaft hielt, und fragte ihn piquirt, was er unter ernſthaft verſtehe. Er ließ ſich nicht zwei Mal fragen, und erklärte ſich ſo deutlich, daß ich meinen Schrecken kaum verbergen konnte. Doch da ſich gleich darauf bei mir der Verdruß einſtellte, und ich ihm übel nahm, daß er ſolche Gedanken hegen könne, faßte ich mich, wollte meine Schöne rechtfertigen und ſagte mit feuerrothen Wangen: aber mein Herr, Phyllis iſt ein ehrbares Mädchen!

Nun war er boshaft genug, mich mit meiner ehrbaren Heldinn aufzuziehen, und, indem wir Franzöſiſch ſprachen, mit dem „honnête“ zu ſpielen, um die Ehrbarkeit der Phyllis durch alle Bedeutungen durchzuführen. Ich fühlte das Lächerliche und war äußerſt verwirrt. Er, der mich nicht furchtſam machen wollte, brach ab, brachte aber das Geſpräch bei andern Gelegenheiten wieder auf die Bahn. Schauſpiele und kleine Geſchichten, die ich bei ihm las und überſetzte, gaben ihm oft Anlaß, zu zeigen, was für ein ſchwacher Schutz die ſogenannte Tugend gegen die Aufforderungen eines Affect's ſei. Ich widerſprach nicht mehr, ärgerte mich aber immer heimlich, und ſeine Anmerkungen wurden mir zur Laſt.

Mit meinem guten Damen kam ich auch nach und nach aus aller Verbindung. Die Chicanen des Jüngern hatten unſern Umgang zerriſſen. Nicht lange Zeit darauf ſtarben beide blühende Jünglinge. Es that mir weh'; aber bald waren ſie vergeſſen.

Phyllis wuchs nun ſchnell heran, war ganz geſund und fing an, die Welt zu ſehen. Der Erb-Prinz vermählte ſich und trat bald darauf nach dem Tode ſeines Vaters die Regierung an. Hof und Stadt waren in lebhafter Bewegung. Nun hatte meine Neugierde mancherlei Nahrung. Nun gab es Comödien, Bälle und was ſich daran anſchließt, und ob uns gleich die Eltern, ſoviel als möglich, zurückhielten, ſo mußte man doch bei Hof, wo ich eingeführt war, erſcheinen. Die Fremden ſtrömten herbei, in allen Häuſern war große Welt, an uns ſelbſt waren einige Cavaliere empfohlen und andere introducirt, und bei meinem Oheim waren alle Nationen anzutreffen.

Mein ehrlicher Mentor fuhr fort, mich auf eine beſcheidene und doch treffende Weiſe zu warnen, und ich nahm es immer heimlich übel. Ich war keineswegs von der Wahrheit ſeiner Behauptung überzeugt, und vielleicht hatte ich auch damals Recht, vielleicht hatte er Unrecht, die Frauen unter allen Umſtänden für ſo ſchwach zu halten; aber er redete zugleich ſo zudringlich, daß mir einſt bange wurde, er möchte Recht haben, da ich denn ſehr lebhaft zu ihm ſagte: weil die Gefahr ſo groß und das menſchliche Herz ſo ſchwach iſt, ſo will ich Gott bitten, daß er mich bewahre.

Die naive Antwort ſchien ihn zu freuen; er lobte meinen Vorſatz. Aber es war bei mir Nichts weniger als ernſtlich gemeint! Dieß Mal war es nur ein leeres Wort; denn die Empfindungen für den Unſichtbaren waren bei mir faſt ganz verloſchen. Der große Schwarm, mit dem ich umgeben war, zerſtreute mich und riß mich wie ein ſtarker Strom mit fort. Es waren die leerſten Jahre meines Lebens. Tage lang von Nichts zu reden, keinen geſunden Gedanken zu haben und nur zu ſchwärmen: Das war meine Sache. Nicht einmal der geliebten Bücher wurde gedacht. Die Leute, mit denen ich umgeben war, hatten keine Ahnung von Wiſſenſchaften; es waren Deutſche Hofleute, und dieſe Claſſe hatte damals nicht die mindeſte Cultur.

Ein ſolcher Umgang, ſollte man denken, hätte mich an den Rand des Verderbens führen müſſen. Ich lebte in ſinnlicher Munterkeit nur ſo hin; ich ſammelte mich nicht; ich betete nicht; ich dachte nicht an mich noch an Gott; aber ich ſeh' es als eine Führung an, daß mir keiner von den vielen ſchönen, reichen und wohlgekleideten Männern gefiel. Sie waren liederlich und verſteckten es nicht; Das ſchreckte mich zurück. Ihr Geſpräch zierten ſie mit Zweideutigkeiten; Das beleidigte mich, und ich hielt mich kalt gegen ſie; ihre Unart überſtieg manchmal allen Glauben, und ich erlaubte mir, grob zu ſein.

Ueberdieß hatte mir mein Alter einmal vertraulich eröffnet, daß mit den meiſten dieſer leidigen Burſche nicht allein die Tugend, ſon-

dern auch die Geſundheit eines Mädchens in Gefahr ſei. Nun graute mir erſt vor ihnen, und ich war ſchon beſorgt, wenn mir Einer auf irgend eine Weiſe zu nahe kam. Ich hütete mich vor Gläſern und Taſſen wie vor dem Stuhle, von dem einer aufgeſtanden war. Auf dieſe Weiſe war ich moraliſch und phyſiſch ſehr iſolirt, und alle die Artigkeiten, die ſie mir ſagten, nahm ich ſteif für ſchuldigen Weihrauch auf.

Unter den Fremden, die ſich damals bei uns aufhielten, zeichnete ſich ein junger Mann beſonders aus, den wir im Scherz Narciß nannten. Er hatte ſich in der diplomatiſchen Laufbahn guten Ruf erworben, und hoffte bei verſchiedenen Veränderungen, die an unſerm neuen Hofe vorgingen, vortheilhaft placirt zu werden. Er ward mit meinem Vater bald bekannt, und ſeine Kenntniſſe und ſein Betragen öffneten ihm den Weg in eine geſchloſſene Geſellſchaft der würdigſten Männer. Mein Vater ſprach viel zu ſeinem Lobe, und ſeine ſchöne Geſtalt hätte noch mehr Eindruck gemacht, wenn ſein ganzes Weſen nicht eine Art von Selbſtgefälligkeit gezeigt hätte. Ich hatte ihn geſehen, dachte gut von ihm, aber wir hatten uns nie geſprochen.

Auf einem großen Balle, auf dem er ſich auch befand, tanzten wir eine Menuet zuſammen; auch Das ging ohne nähere Bekanntſchaft ab. Als die heftigen Tänze angingen, die ich meinem Vater zu Liebe, der für meine Geſundheit beſorgt war, zu vermeiden pflegte, begab ich mich in ein Nebenzimmer, und unterhielt mich mit ältern Freundinnen, die ſich zum Spiele geſetzt hatten.

Narciß, der eine Weile mit herumgeſprungen war, kam auch ein Mal in das Zimmer, in dem ich mich befand, und fing, nachdem er ſich von einem Naſenbluten, das ihn bei'm Tanzen überfiel, erholt hatte, mit mir über Mancherlei zu ſprechen an. Binnen einer halben Stunde war der Diſcurs ſo intereſſant, ob ſich gleich keine Spur von Zärtlichkeit d'rein miſchte, daß wir nun Beide das Tanzen nicht mehr vertragen konnten. Wir wurden bald von den Andern darüber geneckt, ohne daß wir uns dadurch irre machen ließen. Den andern Abend konnten wir unſer Geſpräch wieder anknüpfen und ſchonten unſere Geſundheit ſehr.

Nun war die Bekanntſchaft gemacht. Narciß wartete mir und meinen Schweſtern auf, und nun fing ich erſt wieder an, gewahr zu werden, was ich Alles wußte, worüber ich gedacht, was ich empfunden hatte, und worüber ich mich im Geſpräche auszudrücken verſtand. Mein neuer Freund, der von jeher in der beſten Geſellſchaft geweſen war, hatte außer dem hiſtoriſchen und politiſchen Fache, das er ganz überſah, ſehr ausgebreitete litterariſche Kenntniſſe, und ihm blieb nichts Neues, beſonders was in Frankreich herauskam, unbekannt. Er brachte und ſendete mir manch angenehmes Buch; doch Das mußte geheimer als ein verbotenes Liebesverſtändniß gehalten werden. Man hatte die gelehrten Weiber lächerlich gemacht, und man wollte auch die unterrichteten nicht leiden, wahrſcheinlich weil man für unhöflich hielt, ſoviel unwiſſende Männer beſchämen zu laſſen. Selbſt mein Vater, dem dieſe neue Gelegenheit, meinen Geiſt auszubilden, ſehr erwünſcht war, verlangte ausdrücklich, daß dieſes litterariſche Commerz ein Geheimniß bleiben ſollte.

So währte unſer Umgang beinahe Jahr und Tag, und ich konnte nicht ſagen, daß Narciß auf irgend eine Weiſe Liebe oder Zärtlichkeit gegen mich geäußert hätte. Er blieb artig und verbindlich, aber zeigte keinen Affect; vielmehr ſchien der Reiz meiner jüngſten Schweſter, die damals außerordentlich ſchön war, ihn nicht gleichgiltig zu laſſen. Er gab ihr im Scherze allerlei freundliche Namen aus fremden Sprachen, deren mehrere er ſehr gut ſprach, und deren eigenthümliche Redensarten er gern in's Deutſche Geſpräch miſchte. Sie erwiederte ſeine Artigkeiten nicht ſonderlich; ſie war von einem andern Fädchen gebunden; und da ſie überhaupt ſehr raſch und er empfindlich war, ſo wurden ſie nicht ſelten über Kleinigkeiten uneins. Mit der Mutter und den Tanten wußte er ſich gut zu halten, und ſo war er nach und nach ein Glied der Familie geworden.

Wer weiß, wie lange wir noch auf dieſe Weiſe fortgelebt hätten, wären durch einen ſonderbaren Zufall unſere Verhältniſſe nicht auf ein Mal verändert worden! Ich ward mit meinen Schweſtern in ein gewiſſes Haus gebeten, wohin ich nicht gerne ging. Die Geſellſchaft war zu gemiſcht und es fanden ſich dort oft Menſchen, wo nicht vom rohſten, doch vom plattſten Schlage mit ein. Dieß Mal war Narciß auch mit geladen, und um ſeinetwillen war ich geneigt, hinzugehen; denn ich war doch gewiß, Jemanden zu finden, mit dem ich mich auf meine Weiſe unterhalten konnte. Schon bei Tafel hatten wir Manches auszuſtehen; denn einige Männer hatten ſtark getrunken; nach Tiſche ſollten und mußten Pfänder geſpielt werden. Es ging dabei ſehr rauſchend und lebhaft zu. Narciß hatte ein Pfand zu löſen; man gab ihm auf, der ganzen Geſellſchaft Etwas in's Ohr zu ſagen, das Jedermann angenehm wäre. Er mochte ſich bei meiner Nachbarinn, der Frau eines Hauptmanns, zu lange verweilen. Auf ein Mal gab ihm Dieſer eine Ohrfeige, daß mir, die ich gleich daran ſaß, der Puder in die Augen flog. Als ich die Augen ausgewiſcht und mich vom Schrecken einiger Maßen erholt hatte

sah ich beide Männer mit bloßen Degen. Narciß blutete, und der Andere, außer sich von Wein, Zorn und Eifersucht, konnte kaum von der ganzen übrigen Gesellschaft zurückgehalten werden. Ich nahm Narciß'en bei'm Arm und führte ihn zur Thüre hinaus eine Treppe hinauf in ein anderes Zimmer; und weil ich meinen Freund vor seinem tollen Gegner nicht sicher glaubte, riegelte ich die Thüre sogleich zu.

Wir hielten Beide die Wunde nicht für ernsthaft; denn wir sahen nur einen leichten Hieb über die Hand. Bald aber wurden wir einen Strom von Blut, der den Rücken hinunterfloß, gewahr, und es zeigte sich eine große Wunde auf dem Kopfe. Nun ward mir bange. Ich eilte auf den Vorplatz, um nach Hülfe zu schicken, konnte aber Niemand' ansichtig werden; denn Alles war unten geblieben, den rasenden Menschen zu bändigen. Endlich kam eine Tochter des Hauses heraufgesprungen, und ihre Munterkeit ängstigte mich nicht wenig, da sie sich über den tollen Spectakel und über die verfluchte Comödie fast zu Tode lachen wollte. Ich bat sie dringend, mir einen Wundarzt zu schaffen, und sie, nach ihrer wilden Art, sprang gleich die Treppe hinunter, selbst einen zu holen.

Ich ging wieder zu meinem Verwundeten, band ihm mein Schnupftuch um die Hand, und ein Halstuch, das an der Thüre hing, um den Kopf. Er blutete noch immer heftig; der Verwundete erblaßte und schien in Ohnmacht zu sinken. Niemand war in der Nähe, der mir hätte beistehen können; ich nahm ihn sehr ungezwungen in den Arm und suchte ihn durch Streicheln und Schmeicheln aufzumuntern. Es schien die Wirkung eines geistigen Heilmittels zu thun; er blieb bei sich, aber saß todtenbleich da.

Nun kam endlich die thätige Hausfrau, und wie erschrack sie, als sie den Freund in dieser Gestalt in meinen Armen liegen und uns alle Beide mit Blut überströmt sah! Denn Niemand hatte sich vorgestellt, daß Narciß verwundet sei; Alle meinten, ich habe ihn glücklich hinausgebracht.

Nun war Wein, wohlriechendes Wasser und was nur erquicken und erfrischen konnte, im Ueberfluß da; nun kam auch der Wundarzt, und ich hätte wohl abtreten können; allein Narciß hielt mich fest bei der Hand, und ich wäre, ohne gehalten zu werden, stehen geblieben. Ich fuhr während des Verbandes fort, ihn mit Wein anzustreichen und achtete es wenig, daß die ganze Gesellschaft nunmehr umherstand. Der Wundarzt hatte geendigt; der Verwundete nahm einen stummen verbindlichen Abschied von mir und wurde nach Hause getragen.

Nun führte mich die Hausfrau in ihr Schlafzimmer; sie mußte mich ganz auskleiden, und ich darf nicht verschweigen, daß ich, da man sein Blut von meinem Körper abwusch, zum ersten Mal zufällig im Spiegel gewahr wurde, daß ich mich auch ohne Hülle für schön halten durfte. Ich konnte keines meiner Kleidungsstücke wieder anziehen; und da die Personen im Hause alle kleiner oder stärker waren als ich, so kam ich in einer seltsamen Verkleidung zum größten Erstaunen meiner Eltern nach Hause. Sie waren über meinen Schrecken, über die Wunden des Freundes, über den Unsinn des Hauptmanns, über den ganzen Vorfall äußerst verdrießlich. Wenig fehlte, so hätte mein Vater selbst, seinen Freund auf der Stelle zu rächen, den Hauptmann herausgefordert. Er schalt die anwesenden Herren, daß sie ein solches meuchlerisches Beginnen nicht auf der Stelle gahndet; denn es war nur zu offenbar, daß der Hauptmann sogleich, nachdem er geschlagen, den Degen gezogen und Narciß'en von hinten verwundet habe; der Hieb über die Hand war erst geführt worden, als Narciß selbst zum Degen griff. Ich war unbeschreiblich alterirt und afficirt; oder wie soll ich es ausdrücken? Der Affect, der im tiefsten Grunde des Herzens ruhte, war auf ein Mal losgebrochen, wie eine Flamme, welche Luft bekömmt. Und wenn Lust und Freude sehr geschickt sind, die Liebe zuerst zu erzeugen und im Stillen zu nähren: so wird sie, die von Natur herzhaft ist, durch den Schrecken am Leichtesten angetrieben, sich zu entscheiden und zu erklären. Man gab dem Töchterchen Arznei ein und legte es zu Bette. Mit dem frühesten Morgen eilte mein Vater zu dem verwundeten Freund, der an einem starken Wundfieber recht krank darniederlag.

Mein Vater sagte mir wenig von Dem, was er mit ihm geredet hatte, und suchte mich wegen der Folgen, die dieser Vorfall haben könnte, zu beruhigen. Es war die Rede, ob man sich mit einer Abbitte begnügen könne, ob die Sache gerichtlich werden müsse, und was Dergleichen mehr war. Ich kannte meinen Vater zu wohl, als daß ich ihm geglaubt hätte, daß er diese Sache ohne Zweikampf geendigt zu sehen wünschte. Allein ich blieb still; denn ich hatte von meinem Vater früh gelernt, daß Weiber in solche Händel sich nicht zu mischen hätten. Uebrigens schien es nicht, als wenn zwischen den beiden Freunden Etwas vorgefallen wäre, das mich betroffen hätte; doch bald vertraute mein Vater den Inhalt seiner weitern Unterredung meiner Mutter. Narciß, sagte er, sei äußerst gerührt von meinem geleisteten Beistand, habe ihn umarmt, sich für meinen ewigen Schuldner erklärt, bezeigt, er verlange kein Glück, wenn er es nicht mit mir theilen sollte; er habe sich die Erlaubniß aus-

gebeten, ihn als Vater anſehen zu dürfen. Mama ſagte mir das Alles treulich wieder, hänzte aber die wohlmeinende Erinnerung daran: auf ſo Etwas, das in der erſten Bewegung geſagt werden, dürfe man ſo ſehr nicht achten. Ja freilich, antwortete ich mit angenommener Kälte und fühlte, der Himmel weiß was und wie viel dabei.

Narciß blieb zwei Monate krank, konnte wegen der Wunde an der rechten Hand nicht einmal ſchreiben, bezeigte mir aber inzwiſchen ſein Andenken durch die verbindlichſte Aufmerkſamkeit. Alle dieſe mehr als gewöhnlichen Höflichkeiten hielt ich mit Dem, was ich von der Mutter erfahren hatte, zuſammen, und beſtändig war mein Kopf voller Grillen. Die ganze Stadt unterhielt ſich von der Begebenheit. Man ſprach mit mir davon in einem beſondern Tone; man zog Folgerungen daraus, die, ſo ſehr ich ſie abzulehnen ſuchte, mir immer ſehr nahe gingen. Was vorher Tändelei und Gewohnheit geweſen war, ward nun Ernſt und Neigung. Die Unruhe, in der ich lebte, war um ſo heftiger, je ſorgfältiger ich ſie vor allen Menſchen zu verbergen ſuchte. Der Gedanke, ihn zu verlieren, erſchreckte mich, und die Möglichkeit einer nähern Verbindung machte mich zittern. Der Gedanke des Eheſtandes hat für ein halbklinges Mädchen gewiß etwas Schreckhaftes.

Durch dieſe heftigen Erſchütterungen ward ich wieder an mich ſelbſt erinnert. Die bunten Bilder eines zerſtreuten Lebens, die mir ſonſt Tag und Nacht vor den Augen ſchwebten, waren auf ein Mal weggeblaſen. Meine Seele fing wieder an ſich zu regen; allein die ſehr unterbrochene Bekanntſchaft mit dem unſichtbaren Freunde war ſo leicht nicht wieder hergeſtellt. Wir blieben noch immer in ziemlicher Entfernung; es war wieder Etwas, aber gegen ſonſt ein großer Unterſchied.

Ein Zweikampf, worin der Hauptmann ſtark verwundet wurde, war vorüber, ohne daß ich Etwas davon erfahren hatte; und die öffentliche Meinung war in jedem Sinne auf der Seite meines Geliebten, der endlich wieder auf dem Schauplatze erſchien. Vor allen Dingen ließ er ſich mit verbundenem Haupt und eingewickelter Hand in unſer Haus tragen. Wie klopfte mir das Herz bei dieſem Beſuche! Die ganze Familie war gegenwärtig; es blieb auf beiden Seiten nur bei allgemeinen Dankſagungen und Höflichkeiten; doch fand er Gelegenheit, mir einige geheime Zeichen ſeiner Zärtlichkeit zu geben, wodurch meine Unruhe nur zu ſehr vermehrt ward. Nachdem er ſich völlig wieder erholt, beſuchte er uns den ganzen Winter auf eben den Fuß wie ehemals, und bei allen leiſen Zeichen von Empfindung und Liebe, die er mir gab, blieb Alles unerörtert.

Auf dieſe Weiſe ward ich in ſteter Uebung gehalten. Ich konnte mich keinem Menſchen vertrauen, und von Gott war ich zu weit entfernt. Ich hatte Dieſen während vier wilder Jahre ganz vergeſſen; nun dachte ich dann und wann wieder an ihn, aber die Bekanntſchaft war erkaltet; es waren nur Cerimonien-Viſiten, die ich ihm machte; und da ich überdieß, wenn ich vor ihm erſchien, immer ſchöne Kleider anlegte, meine Tugend, Ehrbarkeit und Vorzüge, die ich vor Andern zu haben glaubte, ihm mit Zufriedenheit verwies, ſo ſchien er mich in dem Schmucke gar nicht zu bemerken.

Ein Höfling würde, wenn ſein Fürſt, von dem er ſein Glück erwartet, ſich ſo gegen ihn betrüge, ſehr beunruhigt werden; mir aber war nicht übel dabei zu Muthe. Ich hatte, was ich brauchte, Geſundheit und Bequemlichkeit; wollte ſich Gott mein Andenken gefallen laſſen, ſo war es gut; wo nicht, ſo glaubte ich doch, meine Schuldigkeit gethan zu haben.

So dachte ich freilich damals nicht von mir; aber es war doch die wahrhafte Geſtalt meiner Seele. Meine Geſinnungen zu ändern und zu reinigen, waren aber auch ſchon Anſtalten gemacht.

Der Frühling kam heran, und Narciß beſuchte mich unangemeldet zu einer Zeit, da ich ganz allein zu Hauſe war. Nun erſchien er als Liebhaber und fragte mich, ob ich ihm mein Herz und, wenn er eine ehrenvolle, wohlbeſoldete Stelle erhielte, auch dereinſt meine Hand ſchenken wollte?

Man hatte ihn zwar in unſere Dienſte genommen; allein Anfangs hielt man ihn, weil man ſich vor ſeinem Ehrgeiz fürchtete, mehr zurück, als daß man ihn ſchnell emporgehoben hätte; und ließ ihn, weil er eigenes Vermögen hatte, bei einer kleinen Beſoldung.

Bei aller meiner Neigung zu ihm wußte ich, daß er der Mann nicht war, mit dem man ganz gerade handeln konnte. Ich nahm mich daher zuſammen und verwies ihn an meinen Vater, an deſſen Einwilligung er nicht zu zweifeln ſchien, und mit mir erſt auf der Stelle einig ſein wollte. Endlich ſagte ich Ja, indem ich die Beiſtimmung meiner Eltern zur nothwendigen Bedingung machte. Er ſprach alsdann mit Beiden förmlich; ſie zeigten ihre Zufriedenheit; man gab ſich das Wort auf den bald zu hoffenden Fall, daß man ihn weiter avanciren werde. Schweſtern und Tanten wurden davon benachrichtigt, und ihnen das Geheimniß auf das Strengſte anbefohlen.

Nun war aus einem Liebhaber ein Bräutigam geworden. Die Verſchiedenheit zwiſchen Beiden

zeigte ſich ſehr groß. Könnte Jemand die Liebhaber aller wohldenkenden Mädchen in Bräutigame verwandeln, ſo wäre es eine große Wohlthat für unſer Geſchlecht, ſelbſt wenn auf dieſes Verhältniß keine Ehe erfolgen ſollte. Die Liebe zwiſchen beiden Perſonen nimmt dadurch nicht ab, aber ſie wird vernünftiger. Unzählige kleine Thorheiten, alle Coketterien und Launen fallen gleich hinweg. Aeußert nun der Bräutigam, daß wir ihm in einer Morgenhaube beſſer als in dem ſchönſten Aufſatze gefallen, dann wird einem wohldenkenden Mädchen gewiß die Friſur gleichgiltig; und es iſt Nichts natürlicher, als daß er auch ſolid denkt, und lieber ſich eine Hausfrau, als der Welt eine Puppe zu bilden wünſcht. Und ſo geht es durch alle Fächer durch.

Hat ein ſolches Mädchen dabei das Glück, daß ihr Bräutigam Verſtand und Kenntniſſe beſitzt, ſo lernt ſie mehr, als hohe Schulen und fremde Länder geben können. Sie nimmt nicht nur alle Bildung gern an, die er ihr gibt, ſondern ſie ſucht ſich auch auf dieſem Wege ſo immer weiter zu bringen. Die Liebe macht vieles Unmögliche möglich, und endlich geht die dem weiblichen Geſchlecht ſo nöthige und anſtändige Unterwerfung ſogleich an; der Bräutigam herrſcht nicht wie der Ehemann; er bittet nur, und ſeine Geliebte ſucht ihm abzumerken, was er wünſcht, um es noch eher zu vollbringen, als er bittet.

So hat mich die Erfahrung gelehrt, was ich nicht um Vieles wiſſen möchte. Ich war glücklich, wahrhaft glücklich, wie man es in der Welt ſein kann, das heißt, auf kurze Zeit.

Ein Sommer ging unter dieſen ſtillen Freuden hin. Narciß gab mir nicht die mindeſte Gelegenheit zu Beſchwerden. Er ward mir immer lieber; meine ganze Seele hing an ihm; Das wußte er wohl und wußte es zu ſchätzen. Inzwiſchen entſpann ſich aus anſcheinenden Kleinigkeiten Etwas, das unſerm Verhältniſſe nach und nach ſchädlich wurde.

Narciß ging als Bräutigam mit mir um, und nie wagte er es, das von mir zu begehren, was uns noch verboten war. Allein über die Grenzen der Tugend und Sittſamkeit waren wir ſehr verſchiedener Meinung. Ich wollte ſicher gehen und erlaubte durchaus keine Freiheit, als welche ebenfalls die ganze Welt hätte wiſſen dürfen. Er, an Näſchereien gewöhnt, fand dieſe Diät ſehr ſtreng; hier ſetzte es nun beſtändigen Widerſpruch; er lobte mein Verhalten und ſuchte meinen Entſchluß zu untergraben.

Mir fiel das ernſthafte meines alten Sprachmeiſters wieder ein, und zugleich das Hülfsmittel, das ich damals dagegen angegeben hatte.

Mit Gott war ich wieder ein wenig bekannter geworden. Er hatte mir ſo einen lieben Bräutigam gegeben, und dafür wußte ich ihm Dank. Die irdiſche Liebe ſelbſt concentrirte meinen Geiſt und ſetzte ihn in Bewegung, und meine Beſchäftigung mit Gott widerſprach ihr nicht. Ganz natürlich klagte ich ihm, was mich bange machte, und bemerkte nicht, daß ich ſelbſt Das, was mich bange machte, wünſchte und begehrte. Ich kam mir ſehr ſtark vor und betete nicht etwa: Bewahre mich vor Verſuchung! Ueber die Verſuchung war ich meinen Gedanken nach, weit hinaus. In dieſem loſen Flitterſchmuck eig'ner Tugend erſchien ich dreiſt vor Gott; er ſtieß mich nicht weg; auf die geringſte Bewegung zu ihm hinterließ er einen ſanften Eindruck in meiner Seele, und dieſer Eindruck bewegte mich, ihn immer wieder aufzuſuchen.

Die ganze Welt war mir außer Narciß'en todt; Nichts hatte außer ihm einen Reiz für mich. Selbſt meine Liebe zum Putz hatte nur den Zweck, ihm zu gefallen; wußte ich, daß er mich nicht ſah, ſo konnte ich keine Sorgfalt darauf wenden. Ich tanzte gern; wenn er aber nicht dabei war, ſo ſchien mir, als wenn ich die Bewegung nicht vertragen könnte. Auf ein brillantes Feſt, bei dem er nicht zugegen war, konnte ich mir weder etwas Neues anſchaffen, noch das Alte der Mode gemäß abſtutzen. Einer war mir ſo lieb als der Andere, doch möchte ich lieber ſagen, Einer ſo läſtig als der Andere. Ich glaubte meinen Abend recht gut zugebracht zu haben, wenn ich mir mit ältern Perſonen ein Spiel ausmachen konnte, wozu ich ſonſt nicht die mindeſte Luſt hatte; und wenn ein alter guter Freund mich etwa ſcherzhaft darüber aufzog, lächelte ich vielleicht das erſte Mal den ganzen Abend. So ging es mit Promenaden und allen geſellſchaftlichen Vergnügungen, die ſich nur denken laſſen.

Ich hatt' ihn einzig mir erkoren;
Ich ſchien mir nur für ihn geboren,
Begehrte Nichts als ſeine Gunſt.

So war ich oft in der Geſellſchaft einſam, und die völlige Einſamkeit war mir meiſtens lieber. Allein mein geſchäftiger Geiſt konnte weder ſchlafen noch träumen; ich fühlte und dachte, und erlangte nach und nach eine Fertigkeit, von meinen Empfindungen und Gedanken mit Gott zu reden. Da entwickelten ſich Empfindungen anderer Art in meiner Seele, die jenen nicht widerſprachen. Denn meine Liebe zu Narciß war dem ganzen Schöpfungsplane gemäß und ſtieß nirgend gegen meine Pflichten an. Sie widerſprachen ſich nicht und waren doch unendlich verſchieden. Narciß war das einzige Bild, das mir vorſchwebte, auf das ſich meine ganze Liebe bezog; aber das andere Gefühl bezog ſich auf kein Bild und war unausſprechlich

angenehm. Ich habe es nicht mehr und kann es mir nicht mehr geben.

Mein Geliebter, der sonst alle meine Geheimnisse wußte, erfuhr Nichts hiervon. Ich merkte bald, daß er anders dachte; er gab mir öfters Schriften, die Alles, was man Zusammenhang mit dem Unsichtbaren heißen kann, mit leichten und schweren Waffen bestritten. Ich las die Bücher, weil sie von ihm kamen, und wußte am Ende kein Wort von allem Dem, was darin gestanden hatte.

Ueber Wissenschaften und Kenntnisse ging es auch nicht ohne Widerspruch ab; er machte es wie alle Männer, spottete über gelehrte Frauen und bildete unaufhörlich an mir. Ueber alle Gegenstände, die Rechtsgelehrsamkeit ausgenommen, pflegte er mit mir zu sprechen; und indem er mir Schriften von allerlei Art beständig zubrachte, wiederholte er oft die bedenkliche Lehre: daß ein Frauenzimmer sein Wissen heimlicher halten müsse, als der Calvinist seinen Glauben im catholischen Lande; und indem ich wirklich auf eine ganz natürliche Weise vor der Welt mich nicht klüger und unterrichteter als sonst zu zeigen pflegte, war er der Erste, der gelegentlich der Eitelkeit nicht widerstehen konnte, von meinen Vorzügen zu sprechen.

Ein berühmter und damals wegen seines Einflusses, seiner Talente und seines Geistes sehr geschätzter Weltmann fand an unserm Hofe großen Beifall. Er zeichnete Narcissen besonders aus und hatte ihn beständig um sich. Sie stritten auch über die Tugend der Frauen. Narciß vertraute mir weitläufig ihre Unterredung; ich blieb mit meinen Anmerkungen nicht dahinten, und mein Freund verlangte von mir einen schriftlichen Aufsatz. Ich schrieb ziemlich geläufig Französisch; ich hatte bei meinem Alten einen guten Grund gelegt. Die Correspondenz mit meinem Freunde war in dieser Sprache geführt, und eine feinere Bildung konnte man überhaupt damals nur aus Französischen Büchern nehmen. Mein Aufsatz hatte dem Grafen gefallen; ich mußte einige kleine Lieder hergeben, die ich vor Kurzem gedichtet hatte. Genug, Narciß schien sich auf seine Geliebte ohne Rückhalt etwas zu Gute zu thun, und die Geschichte endigte zu seiner großen Unzufriedenheit mit einer geistreichen Epistel in Französischen Versen, die ihm der Graf bei seiner Abreise zusandte, worin ihres freundschaftlichen Streites gedacht war, und mein Freund am Ende glücklich gepriesen wurde, daß er nach so manchen Zweifeln und Irrthümern in den Armen einer reizenden und tugendhaften Gattinn was Tugend sei am Sichersten erfahren würde.

Dieses Gedicht ward mir vor Allen und dann aber auch fast Jedermann gezeigt, und Jeder dachte dabei, was er wollte. So ging es in mehrern Fällen, und so mußten alle Fremden, die er schätzte, in unserm Hause bekannt werden.

Eine gräfliche Familie hielt sich wegen unsers geschickten Arztes eine Zeit lang hier auf. Auch in diesem Hause war Narciß wie ein Sohn gehalten; er führte mich daselbst ein, und fand bei diesen würdigen Personen eine angenehme Unterhaltung für Geist und Herz, und selbst die gewöhnlichen Zeitvertreibe der Gesellschaft schienen in diesem Hause nicht so leer wie anderwärts. Jedermann wußte, wie wir zusammen standen; man behandelte uns, wie es die Umstände mit sich brachten, und ließ das Hauptverhältniß unberührt. Ich erwähne dieser einen Bekanntschaft, weil sie in der Folge meines Lebens manchen Einfluß auf mich hatte.

Nun war fast ein Jahr unserer Verbindung verstrichen, und mit ihm war auch unser Frühling dahin. Der Sommer kam, und Alles wurde ernsthafter und heißer.

Durch einige unerwartete Todesfälle waren Aemter erledigt, auf die Narciß Anspruch machen konnte. Der Augenblick war nahe, in dem sich mein ganzes Schicksal entscheiden sollte; und indeß Narciß und alle Freunde sich bei Hofe die möglichste Mühe gaben, gewisse Eindrücke, die ihm ungünstig waren, zu vertilgen, und ihm den erwünschten Platz zu verschaffen, wendete ich mich mit meinem Anliegen zu dem unsichtbaren Freunde. Ich ward so freundlich aufgenommen, daß ich gern wiederkam. Ganz frei gestand ich meinen Wunsch, Narciß möchte zu der Stelle gelangen; allein meine Bitte war nicht ungestüm, und ich forderte nicht, daß es um meines Gebets willen geschehen sollte.

Die Stelle ward durch einen viel geringern Concurrenten besetzt. Ich erschrack heftig über die Zeitung, und eilte in mein Zimmer, das ich fest hinter mir zumachte. Der erste Schmerz löste sich in Thränen auf; der nächste Gedanke war: es ist aber doch nicht von ungefähr geschehen; und sogleich folgte die Entschließung, es mir recht wohl gefallen zu lassen, weil auch dieses anscheinende Uebel zu meinem wahren Besten gereichen würde. Nun drangen die sanftesten Empfindungen, die alle Wolken des Kummers zertheilten, herbei; ich fühlte, daß sich mit dieser Hülfe Alles ausstehen ließ. Ich ging heiter zu Tische, zum Erstaunen meiner Hausgenossen.

Narciß hatte weniger Kraft als ich, und ich mußte ihn trösten. Auch in seiner Familie begegneten ihm Widerwärtigkeiten, die ihn sehr drückten, und bei dem wahren Vertrauen, das unter uns Statt hatte, vertraute er mir Alles. Seine Negociationen, in fremde Dienste zu gehen, waren auch nicht glücklicher; Alles fügte

Und g'rad' mit in die Welt hinein.
Ich sag' es dir: ein Kerl, der speculiert,
Ist wie ein Thier, auf einer Heide
Von einem bösen Geist im Kreis herum ge-
führt,
Und rings umher liegt schöne grüne Weide.

Faust.

Wie fangen wir das an?

Mephistopheles.

Wir gehen eben fort.
Was ist das für ein Marterort?
Was heißt das für ein Leben führen,
Sich und die Jungens ennüyieren?
Laß du das dem Herrn Nachbar Wanst!
Was willst du dich das Stroh zu dreschen
plagen?
Das beste, was du wissen kannst,
Darfst du den Buben doch nicht sagen.
Gleich hör' ich einen auf dem Gange!

ich tief um ſeinet- und meinetwillen, und Alles trug ich zuletzt an den Ort, wo mein Anliegen ſo wohl aufgenommen wurde.

Je ſanfter dieſe Erfahrungen waren, deſto öfter ſuchte ich ſie zu erneuern, und den Troſt immer da, wo ich ihn ſo oft gefunden hatte; allein ich fand ihn nicht immer: es war mir wie Einem, der ſich an der Sonne wärmen will, und dem Etwas im Wege ſteht, das Schatten macht. Was iſt Das? fragte ich mich ſelbſt. Ich ſpürte der Sache eifrig nach, und bemerkte deutlich, daß Alles von der Beſchaffenheit meiner Seele abhing. Wenn die nicht ganz in der geradeſten Richtung zu Gott gekehrt war, ſo blieb ich kalt; ich fühlte ſeine Rückwirkung nicht und konnte ſeine Antwort nicht vernehmen. Nun war die zweite Frage: Was verhindert dieſe Richtung? Hier war ich in einem weiten Feld und verwickelte mich in eine Unterſuchung, die beinahe das ganze zweite Jahr meiner Lebensgeſchichte fortdauerte. Ich hätte ſie früher endigen können; denn ich kam bald auf die Spur; aber ich wollte es nicht geſtehen, und ſuchte tauſend Ausflüchte.

Ich fand ſehr bald, daß die gerade Richtung meiner Seele durch thörichte Zerſtreuung und Beſchäftigung mit unwürdigen Sachen geſtört werde; das Wie und Wo war mir bald klar genug. Nun aber wie herauskommen in einer Welt, wo Alles gleichgiltig oder toll iſt? Gern hätte ich die Sache an ihren Ort geſtellt ſein laſſen, und hätte auf Gerathewohl hingelebt wie andere Leute auch, die ich ganz wohlauf ſah. Allein ich durfte nicht; mein Inneres widerſprach mir zu oft. Wollte ich mich der Geſellſchaft entziehen und meine Verhältniſſe verändern, ſo konnte ich nicht. Ich war nun ein Mal in einen Kreis hineingeſperrt; gewiſſe Verbindungen konnte ich nicht los werden, und in der mir ſo angelegenen Sache drängten und häuften ſich die Fatalitäten. Ich legte mich oft mit Thränen zu Bette, und ſtand nach einer ſchlafloſen Nacht auch wieder ſo auf; ich bedurfte einer kräftigen Unterſtützung, und die verlieh mir Gott nicht, wenn ich mit der Schellenkappe herumlief.

Nun ging es an ein Abwiegen aller und jeder Handlungen; Tanzen und Spielen wurden am Erſten in Unterſuchung genommen. Nie iſt Etwas für oder gegen dieſe Dinge geredet, gedacht oder geſchrieben worden, das ich nicht aufſuchte, beſprach, las, erwog, vermehrte, verwarf, und mich unerhört herumplagte. Unterließ ich dieſe Dinge, ſo war ich gewiß, Narciſſen zu beleidigen; denn er fürchtete ſich äußerſt vor dem Lächerlichen, das uns der Anſchein ängſtlicher Gewiſſenhaftigkeit vor der Welt gibt. Weil ich nun Das, was ich für Thorheit, für ſchädliche Thorheit hielt, nicht einmal aus Geſchmack, ſondern bloß um ſeinetwillen that, ſo wurde mir Alles entſetzlich ſchwer.

Ohne unangenehme Weitläufigkeiten und Wiederholungen würde ich die Bemühungen nicht darſtellen können, welche ich anwendete, um jene Handlungen, die mich nun einmal zerſtreuten und meinen innern Frieden ſtörten, ſo zu zernichten, daß dabei mein Herz für die Einwirkungen des unſichtbaren Weſens offen bliebe, und wie ſchmerzlich ich empfinden mußte, daß der Streit auf dieſe Weiſe nicht beigelegt werden könne. Denn ſobald ich mich in das Gewand der Thorheit kleidete, blieb es nicht bloß bei der Maske, ſondern die Narrheit durchdrang mich ſogleich durch und durch.

Darf ich hier das Geſetz einer bloß hiſtoriſchen Darſtellung überſchreiten, und einige Betrachtungen über Dasjenige machen, was in mir vorging? Was konnte Das ſein, das meinen Geſchmack und meine Sinnesart ſo änderte, daß ich im zweiundzwanzigſten Jahre, ja früher, kein Vergnügen an Dingen fand, die Leute von dieſem Alter unſchuldig beluſtigen können? Warum waren ſie mir nicht unſchuldig? Ich darf wohl antworten: eben weil ſie mir nicht unſchuldig waren, weil ich nicht, wie andere Meinesgleichen, unbekannt mit meiner Seele war. Nein, ich mußte aus Erfahrungen, die ich ungeſucht erlangt hatte, daß es höhere Empfindungen gebe, die uns ein Vergnügen wahrhaft gewährten, das man vergebens bei Luſtbarkeiten ſucht, und daß in dieſen höhern Freuden zugleich ein geheimer Schatz zur Stärkung im Unglück aufbewahrt ſei.

Aber die geſelligen Vergnügungen und Zerſtreuungen der Jugend mußten doch nothwendig einen ſtarken Reiz für mich haben, weil es mir nicht möglich war, ſie zu thun, als thäte ich ſie nicht. Wie Manches könnte ich jetzt mit großer Kälte thun, wenn ich nur wollte, was mich damals irre machte, ja Meiſter über mich zu werden drohte. Hier konnte kein Mittelweg gehalten werden: ich mußte entweder die reizenden Vergnügungen oder die erquickenden innerlichen Empfindungen entbehren.

Aber ſchon war der Streit in meiner Seele ohne mein eigentliches Bewußtſein entſchieden. Wenn auch Etwas in mir war, das ſich nach den ſinnlichen Freuden hinſehnte, ſo konnte ich ſie doch nicht mehr genießen. Wer den Wein noch ſo ſehr liebt, Dem wird alle Luſt zum Trinken vergehen, wenn er ſich bei vollen Fäſſern in einem Keller befände, in welchem die verdorbene Luft ihn zu erſticken drohete. Reine Luft iſt mehr als Wein; Das fühlte ich nur zu lebhaft; und es hätte gleich vom Anfang an wenig Ueberlegung bei mir gekoſtet, das Gute

dem Reizenden vorzuziehen, wenn mich die Furcht, Narciſſe'ns Gunſt zu verlieren, nicht abgehalten hätte. Aber da ich endlich nach tauſendfältigem Streit, nach immer wiederholter Betrachtung, auch ſcharfe Blicke auf das Band warf, das mich an ihn feſthielt, entdeckte ich, daß es nur ſchwach war, daß es ſich zerreißen laſſe. Ich erkannte auf ein Mal, daß es nur eine Glasglocke ſei, die mich in den luftleeren Raum ſperrte; nur noch ſoviel Kraft, ſie entzwei zu ſchlagen, und du biſt gerettet!

Gedacht, gewagt! Ich zog die Maske ab und handelte jedes Mal, wie mir's um's Herz war. Narciſſen hatte ich immer zärtlich lieb; aber das Thermometer, das vorher im heißen Waſſer geſtanden, hing nun an der natürlichen Luft; es konnte nicht höher ſteigen, als die Atmoſphäre warm war.

Unglücklicher Weiſe erkältete ſie ſich ſehr. Narciß fing an, ſich zurückzuziehen und fremd zu thun; Das ſtand ihm frei; aber mein Thermometer fiel, ſowie er ſich zurückzog. Meine Familie bemerkte es: man befragte mich, man wollte ſich verwundern. Ich erklärte mit männlichem Trotz, daß ich mich bisher genug aufgeopfert habe, daß ich bereit ſei, noch ferner und bis an's Ende meines Lebens alle Widerwärtigkeiten mit ihm zu theilen; daß ich aber für meine Handlungen völlige Freiheit verlange, daß mein Thun und Laſſen von meiner Ueberzeugung abhängen müſſe; daß ich zwar niemals eigenſinnig auf meiner Meinung beharren, vielmehr jede Gründe gerne anhören wolle, aber da es mein eig'nes Glück betreffe, müſſe die Entſcheidung von mir abhängen, und keine Art von Zwang würde ich dulden. So wenig das Räſonnement des größten Arztes mich bewegen würde, eine, ſonſt vielleicht ganz geſunde und von Vielen ſehr geliebte Speiſe zu mir zu nehmen, ſobald mir meine Erfahrung bewieſe, daß ſie mir jeder zeit ſchädlich ſei, wie ich den Gebrauch des Caffee's zum Beiſpiel anführen könnte, ſo wenig und noch viel weniger würde ich mir irgend eine Handlung, die mich verwirrte, als für mich moraliſch zuträglich aufdemonſtriren laſſen.

Da ich mich ſo lange im Stillen vorbereitet hatte, ſo waren mir die Debatten hierüber eher angenehm als verdrießlich. Ich machte meinem Herzen Luft und fühlte den ganzen Werth meines Entſchluſſes. Ich wich nicht ein Haar breit; und wem ich nicht kindlichen Reſpect ſchuldig war, Der wurde derb abgefertigt. In meinem Hauſe ſiegte ich bald. Meine Mutter hatte von Jugend auf ähnliche Geſinnungen; nur waren ſie bei ihr nicht zur Reife gediehen. Keine Noth hatte ſie gedrängt und den Muth, ihre Ueberzeugung durchzuſetzen, erhöht. Sie freute ſich, durch mich ihre ſtillen Wünſche erfüllt zu ſehen. Die jüngere Schweſter ſchien ſich an mich anzuſchließen; die zweite war aufmerkſam und ſtill. Die Tante hatte am Meiſten einzuwenden. Die Gründe, die ſie vorbrachte, ſchienen ihr unwiderleglich, und waren es auch, weil ſie ganz gemein waren. Ich war endlich genöthigt, ihr zu zeigen, daß ſie in keinem Sinne eine Stimme in dieſer Sache habe, und ſie ließ nur ſelten merken, daß ſie auf ihrem Sinne verharre. Auch war ſie die Einzige, die dieſe Begebenheit von Nahem anſah und ganz ohne Empfindung blieb. Ich thue ihr nicht zu viel, wenn ich ſage, daß ſie kein Gemüth und die eingeſchränkteſten Begriffe hatte.

Der Vater benahm ſich ganz ſeiner Denkart gemäß. Er ſprach Weniges, aber öfter mit mir über die Sache, und ſeine Gründe waren verſtändig, und als ſeine Gründe unwiderleglich; nur das tiefe Gefühl meines Rechts gab mir Stärke, gegen ihn zu diſputiren. Aber bald veränderten ſich die Scenen; ich mußte an ſein Herz Anſpruch machen. Gedrängt von ſeinem Verſtande, brach ich in die affectvollſten Vorſtellungen aus. Ich ließ meiner Zunge und meinen Thränen freien Lauf. Ich zeigte ihm, wie ſehr ich Narciſſen liebte, und welchen Zwang ich mir ſeit zwei Jahren angethan hatte, wie gewiß ich ſei, daß ich recht handle, daß ich bereit ſei, dieſe Gewißheit mit dem Verluſt des geliebten Bräutigams und anſcheinenden Glücks, ja wenn es nöthig wäre, mit Hab' und Gut zu verſiegeln; daß ich lieber mein Vaterland, Eltern und Freunde verlaſſen, und mein Brod in der Fremde verdienen, als gegen meine Einſichten handeln wolle. Er verbarg ſeine Rührung, ſchwieg einige Zeit ſtille und erklärte ſich endlich öffentlich für mich.

Narciß vermied ſeit jener Zeit unſer Haus, und nun gab mein Vater die wöchentliche Geſellſchaft auf, in der ſich Dieſer befand. Die Sache machte Aufſehn bei Hofe und in der Stadt. Man ſprach darüber, wie gewöhnlich in ſolchen Fällen, an denen das Publicum heftigen Antheil zu nehmen pflegt, weil es verwöhnt iſt, auf die Entſchließungen ſchwacher Gemüther einigen Einfluß zu haben. Ich kannte die Welt genug und wußte, daß man oft von eben den Perſonen über Das getadelt wird, wozu man ſich durch ſie hat bereden laſſen, und auch ohne Das würden mir bei meiner innern Verfaſſung alle ſolche vorübergehende Meinungen ſo gut als gar nicht geweſen ſein.

Dagegen verſagte ich mir nicht, meiner Neigung zu Narciſſen nachzuhängen. Er war mir unſichtbar geworden, und mein Herz hatte ſich nicht gegen ihn geändert. Ich liebte ihn zärtlich, gleichſam auf das Neue und viel geſetzter

als vorher. Wollte er meine Ueberzeugung nicht stören, so war ich die seine; ohne diese Bedingung hätte ich ein Königreich mit ihm ausgeschlagen. Mehrere Monate lang trug ich diese Empfindungen und Gedanken mit mir herum; und da ich mich endlich still und stark genug fühlte, um ruhig und gesetzt zu Werke zu gehen, so schrieb ich ihm ein höfliches, nicht zärtliches Billet, und fragte ihn, warum er nicht mehr zu mir komme?

Da ich seine Art kannte, sich selbst in geringern Dingen nicht gern zu erklären, sondern stillschweigend zu thun, was ihm gut dünchte, so drang ich gegenwärtig mit Vorsatz in ihn. Ich erhielt eine lange und wie mir schien abgeschmackte Antwort, in einem weitläufigen Styl und unbedeutenden Phrasen: daß er ohne bessere Stellen sich nicht einrichten und mir seine Hand anbieten könne, daß ich am Besten wisse, wie hinderlich es ihm bisher gegangen, daß er glaube, ein so lang fortgesetzter, fruchtloser Umgang könne meiner Renommée schaden, ich würde ihm erlauben, sich in der bisherigen Entfernung zu halten. Sobald er im Stande wäre, mich glücklich zu machen, würde ihm das Wort, das er mir gegeben, heilig sein.

Ich antwortete ihm auf der Stelle: da die Sache aller Welt bekannt sei, möge es zu spät sein, meine Renommée zu menagiren, und für diese wären mir mein Gewissen und meine Unschuld die sichersten Bürgen; ihm aber gebe ich hiermit sein Wort ohne Bedenken zurück, und wünschte, daß er dabei sein Glück finden möchte. In eben dieser Stunde erhielt ich eine kurze Antwort, die im Wesentlichsten mit der ersten völlig gleichlautend war. Er blieb dabei, daß er nach erhaltener Stelle bei mir anfragen würde, ob ich sein Glück mit ihm theilen wollte.

Mir hieß Das nun soviel als Nichts gesagt. Ich erklärte meinen Verwandten und Bekannten, die Sache sei abgethan, und sie war es auch wirklich. Denn als er neun Monate hernach auf das Erwünschteste befördert wurde, ließ er mir seine Hand nochmals antragen, freilich mit der Bedingung, daß ich als Gattinn eines Mannes, der ein Haus machen müßte, meine Gesinnungen würde zu ändern haben. Ich dankte höflich und eilte mit Herz und Sinn von dieser Geschichte weg, wie man sich aus dem Schauspielhaus heraussehnt, wenn der Vorhang gefallen ist. Und da er kurze Zeit darauf, wie es ihm nun sehr leicht war, eine reiche und ansehnliche Partie gefunden hatte, und ich ihn nach seiner Art glücklich wußte, so war meine Beruhigung ganz vollkommen.

Ich darf nicht mit Stillschweigen übergehen, daß einige Mal, noch ehe er eine Bedienung erhielt, auch nachher, ansehnliche Heirathsanträge an mich gethan wurden, die ich aber ganz ohne Bedenken ausschlug, so sehr Vater und Mutter mehr Nachgiebigkeit von meiner Seite gewünscht hätten.

Nun schien mir nach einem stürmischen März und April das schönste Mai-Wetter beschceert zu sein. Ich genoß bei einer guten Gesundheit eine unbeschreibliche Gemüthsruhe; ich mochte mich umsehen, wie ich wollte, so hatte ich bei meinem Verluste noch gewonnen. Jung und voll Empfindung, wie ich war, dünchte mir die Schöpfung tausend Mal schöner als vorher, da ich Gesellschaften und Spiele haben mußte, damit mir die Weile in dem schönen Garten nicht zu lang wurde. Da ich mich einmal meiner Frömmigkeit nicht schämte, so hatte ich Herz, meine Liebe zu Künsten und Wissenschaften nicht zu verbergen. Ich zeichnete, malte, las und fand Menschen genug, die mich unterstützten; statt der großen Welt, die ich verlassen hatte, oder vielmehr, die mich verließ, bildete sich eine kleinere um mich her, die weit reicher und unterhaltender war. Ich hatte eine Neigung zum gesellschaftlichen Leben, und ich läugne nicht, daß mir, als ich meine ältern Bekanntschaften aufgab, vor der Einsamkeit graute. Nun fand ich mich hinlänglich, ja vielleicht zu sehr entschädigt. Meine Bekanntschaften wurden erst recht weitläufig, nicht nur mit Einheimischen, deren Gesinnungen mit den meinigen übereinstimmten, sondern auch mit Fremden. Meine Geschichte war ruchbar geworden, und es waren viele Menschen neugierig, das Mädchen zu sehen, die Gott mehr schätzte, als ihren Bräutigam. Es war damals überhaupt eine gewisse religiöse Stimmung in Deutschland bemerkbar. In mehrern fürstlichen und gräflichen Häusern war eine Sorge für das Heil der Seele lebendig. Es fehlte nicht an Edelleuten, die gleiche Aufmerksamkeit hegten, und in den geringern Ständen war durchaus diese Gesinnung verbreitet.

Die gräfliche Familie, deren ich oben erwähnt, zog mich nun näher an sich. Sie hatte sich indessen verstärkt, indem sich einige Verwandten in die Stadt gewendet hatten. Diese schätzbaren Personen suchten meinen Umgang, wie ich den ihrigen. Sie hatten große Verwandtschaft, und ich lernte in diesem Hause einen großen Theil der Fürsten, Grafen und Herren des Reichs kennen. Meine Gesinnungen waren Niemandem ein Geheimniß, und man mochte sie ehren oder auch nur schonen, so erlangte ich doch meinen Zweck und blieb ohne Anfechtung.

Noch auf eine andere Weise sollte ich wieder in die Welt geführt werden. Zu eben der Zeit verweilte ein Stiefbruder meines Vaters, der

und ſonſt nur im Vorbeigehen beſucht hatte, länger bei uns. Er hatte die Dienſte ſeines Hofes, wo er geehrt und von Einfluß war, nur deßwegen verlaſſen, weil nicht Alles nach ſeinem Sinne ging. Sein Verſtand war richtig und ſein Character ſtreng, und er war darin meinem Vater ſehr ähnlich; nur hatte Dieſer dabei einen gewiſſen Grad von Weichheit, wodurch ihm leichter ward, in Geſchäften nachzugeben und Etwas gegen ſeine Ueberzeugung nicht zu thun, aber geſchehen zu laſſen, und den Unwillen darüber alsdann entweder in der Stille für ſich oder vertraulich mit ſeiner Familie zu verkochen. Mein Oheim war um Vieles jünger, und ſeine Selbſtſtändigkeit ward durch ſeine äußern Umſtände nicht wenig beſtätigt. Er hatte eine ſehr reiche Mutter gehabt, und hatte von ihren nahen und fernen Verwandten noch ein großes Vermögen zu hoffen; er bedurfte keines fremden Zuſchuſſes, anſtatt daß mein Vater bei ſeinem mäßigen Vermögen durch Beſoldung an den Dienſt feſt geknüpft war.

Noch unbiegſamer war mein Oheim durch häusliches Unglück geworden. Er hatte eine liebenswürdige Frau und einen hoffnungsvollen Sohn früh verloren, und er ſchien von der Zeit an Alles von ſich entfernen zu wollen, was nicht von ſeinem Willen abhing.

In der Familie ſagte man ſich gelegentlich mit einiger Selbſtgefälligkeit in die Ohren, daß er wahrſcheinlich nicht wieder heirathen werde, und daß wir Kinder uns ſchon als Erben ſeines großen Vermögens anſehen könnten. Ich achtete nicht weiter darauf; allein das Betragen der Uebrigen ward nach dieſen Hoffnungen nicht wenig geſtimmt. Bei der Feſtigkeit ſeines Character's hatte er ſich gewöhnt, in der Unterredung Niemand zu widerſprechen, vielmehr die Meinung eines Jeden freundlich anzuhören, und die Art, wie ſich Jeder eine Sache dachte, noch ſelbſt durch Argumente und Beiſpiele zu erheben. Wer ihn nicht kannte, glaubte ſtets, mit ihm einerlei Meinung zu ſein; denn er hatte einen überwiegenden Verſtand und konnte ſich in alle Vorſtellungsarten verſetzen. Mit mir ging es ihm nicht ſo glücklich; denn hier war von Empfindungen die Rede, von denen er gar keine Ahnung hatte; und ſo ſchonend, theilnehmend und verſtändig er mit mir über meine Geſinnungen ſprach, ſo war es mir doch auffallend, daß er von Dem, worin der Grund aller meiner Handlungen lag, offenbar keinen Begriff hatte.

So geheim er übrigens war, entdeckte ſich doch der Endzweck ſeines ungewöhnlichen Aufenthalts bei uns nach einiger Zeit. Er hatte, wie man endlich bemerken konnte, ſich unter uns die jüngſte Schweſter auserſehen, um ſie nach ſeinem Sinne zu verheirathen und glücklich zu machen; und gewiß, ſie konnte nach ihren körperlichen und geiſtigen Gaben, beſonders wenn ſich ein anſehnliches Vermögen noch mit auf die Schale legte, auf die erſten Partien Anſpruch machen. Seine Geſinnungen gegen mich gab er gleichfalls pantomimiſch zu erkennen, indem er mir den Platz einer Stifts-Dame verſchaffte, wovon ich ſehr bald auch die Einkünfte zog.

Meine Schweſter war mit ſeiner Fürſorge nicht ſo zufrieden und nicht ſo dankbar wie ich. Sie entdeckte mir eine Herzensangelegenheit, die ſie bisher ſehr meiſtlich verborgen hatte; denn ſie fürchtete wohl, was auch wirklich geſchah, daß ich ihr auf alle mögliche Weiſe die Verbindung mit einem Manne, der ihr nicht hätte gefallen ſollen, widerrathen würde. Ich that mein Möglichſtes, und es gelang mir. Die Abſichten des Oheims waren zu ernſthaft und zu deutlich, und die Ausſicht für meine Schweſter, bei ihrem Weltſinne, zu reizend, als daß ſie nicht eine Neigung, die ihr Verſtand ſelbſt mißbilligte, aufzugeben Kraft hätte haben ſollen.

Da ſie nun den ſanften Leitungen des Oheims nicht mehr wie bisher auswich, ſo war der Grund zu ſeinem Plane bald gelegt. Sie ward Hof-Dame an einem benachbarten Hofe, wo er ſie einer Freundinn, die als Oberhofmeiſterinn in großem Anſehn ſtand, zur Aufſicht und Ausbildung übergeben konnte. Ich begleitete ſie zu dem Orte ihres neuen Aufenthaltes. Wir konnten Beide mit der Aufnahme, die wir erfuhren, ſehr zufrieden ſein, und manchmal mußte ich über die Perſon, die ich nun als Stifts-Dame, als junge und fromme Stifts-Dame, in der Welt ſpielte, heimlich lächeln.

In frühern Zeiten würde ein ſolches Verhältniß mich ſehr verwirrt, ja mir vielleicht den Kopf verrückt haben; nun aber war ich bei Allem, was mich umgab, ſehr gelaſſen. Ich ließ mich in großer Stille ein Paar Stunden friſiren, putzte mich und dachte Nichts dabei, als daß ich in meinem Verhältniſſe dieſe Gala-Livrée anzuziehen ſchuldig ſei. In den angefüllten Sälen ſprach ich mit Allen und Jeden, ohne daß mir irgend eine Geſtalt oder ein Weſen einen ſtarken Eindruck zurückgelaſſen hätte. Wenn ich wieder nach Hauſe kam, waren müde Beine meiſt alles Gefühl, was ich mit zurückbrachte. Meinem Verſtande nützten die vielen Menſchen, die ich ſah; und als Muſter aller menſchlichen Tugenden, eines guten und edeln Betragens, lernte ich einige Frauen, beſonders die Oberhofmeiſterinn, kennen, unter der meine Schweſter ſich zu bilden das Glück hatte.

Doch fühlte ich bei meiner Rückkunft nicht ſo glückliche körperliche Folgen von dieſer Reiſe. Bei der größten Enthaltſamkeit und der genaue-

sten Dikt war ich doch nicht, wie sonst Herr von meiner Zeit und meinen Kräften. Nahrung, Bewegung, Aufstehn und Schlafengehn, Ankleiden und Ausfahrer hing nicht, wie zu Hause, von meinem Willen und meinem Empfinden ab. Im Laufe des geselligen Kreises darf man nicht stocken, ohne unhöflich zu sein, und Alles, was nöthig war, leistete ich gern, weil ich es für Pflicht hielt, weil ich wußte, daß es bald vorüber gehen würde, und weil ich mich gesunder als jemals fühlte. Dessen ungeachtet mußte dieses fremde, unruhige Leben auf mich stärker, als ich fühlte, gewirkt haben. Denn kaum war ich zu Hause angekommen und hatte meine Eltern mit einer befriedigenden Erzählung erfreut, so überfiel mich ein Blutsturz, der, ob er gleich nicht gefährlich war und schnell vorüberging, doch lange Zeit eine merkliche Schwäche hinterließ.

Hier hatte ich nun wieder eine neue Lection aufzusagen. Ich that es freudig. Nichts fesselte mich an die Welt, und ich war überzeugt, daß ich hier das Rechte niemals finden würde, und so war ich in dem heitersten und ruhigsten Zustande, und ward, indem ich Verzicht auf's Leben gethan hatte, bei'm Leben erhalten.

Eine neue Prüfung hatte ich auszustehen, da meine Mutter mit einer drückenden Beschwerde überfallen wurde, die sie noch fünf Jahre trug, ehe sie die Schuld der Natur bezahlte. In dieser Zeit gab es manche Uebung. Oft, wenn ihr die Bangigkeit zu stark wurde, ließ sie uns des Nachts Alle vor ihr Bette rufen, um wenigstens durch unsere Gegenwart zerstreut, wo nicht gebessert zu werden. Schwerer, ja kaum zu tragen, war der Druck, als mein Vater auch elend zu werden anfing. Von Jugend auf hatte er öfters heftige Kopfschmerzen, die aber auf's Längste nur sechsunddreißig Stunden anhielten. Nun aber wurden sie bleibend, und wenn sie auf einen hohen Grad stiegen, so zerriß der Jammer mir das Herz. Bei diesen Stürmen fühlte ich meine körperliche Schwäche am Meisten, weil sie mich hinderte, meine heiligsten, liebsten Pflichten zu erfüllen, oder mir doch ihre Ausübung äußerst beschwerlich machte.

Nun konnte ich mich prüfen, ob auf dem Wege, den ich eingeschlagen, Wahrheit oder Phantasie sei, ob ich vielleicht nur nach Andern gedacht, oder ob der Gegenstand meines Glaubens eine Realität habe, und zu meiner größten Unterstützung fand ich immer das Letztere. Die gerade Richtung meines Herzens zu Gott, den Umgang mit den beloved ones *) hatte ich gesucht und gefunden, und Das war, was mir Alles erleichterte. Wie ein Wanderer in den Schatten, so eilte meine Seele nach diesem Schutzort, wenn mich Alles von außen drückte, und kam niemals leer zurück.

In der neuern Zeit haben einige Verfechter der Religion, die mehr Eifer als Gefühl für dieselben zu haben scheinen, ihre Mitgläubigen aufgefordert, Beispiele von wirklichen Gebetserhörungen bekannt zu machen, wahrscheinlich, weil sie sich Brief und Siegel wünschten, um ihren Gegnern recht diplomatisch und juristisch zu Leibe zu gehen. Wie unbekannt muß ihnen das wahre Gefühl sein, und wie wenig ächte Erfahrungen mögen sie sich selbst gemacht haben.

Ich darf sagen, ich kam nie leer zurück, wenn ich unter Druck und Noth Gott gesucht hatte. Es ist unendlich Viel gesagt, und doch kann und darf ich nicht mehr sagen. So wichtig jede Erfahrung in dem critischen Augenblicke für mich war, so matt, so unbedeutend, unwahrscheinlich würde die Erzählung werden, wenn ich einzelne Fälle anführen wollte. Wie glücklich war ich, daß tausend kleine Vorgänge zusammen, so gewiß als das Athemholen Zeichen meines Lebens ist, mir bewiesen, daß ich nicht ohne Gott auf der Welt sei! Er war mir nahe; ich war vor ihm. Das ist's, was ich mit gefliſſentlicher Vermeidung aller theologischen System-Sprache mit größter Wahrheit sagen kann.

Wie sehr wünschte ich, daß ich mich auch damals ganz ohne System befunden hätte; aber wer kommt früh zu dem Glücke, sich seines eigenen Selbst, ohne fremde Formen, in reinem Zusammenhang bewußt zu sein? Nun war es Ernst mit meiner Seligkeit. Bescheiden vertraute ich fremdem Ansehn; ich ergab mich völlig dem Halischen Bekehrungssystem, und mein ganzes Wesen wollte auf keine Weise hinpassen.

Nach diesem Lehrplan muß die Veränderung des Herzens mit einem tiefen Schrecken über die Sünde anfangen; das Herz muß in dieser Noth bald mehr bald weniger die verschuldete Strafe erkennen und den Vorschmack der Hölle kosten, der die Lust der Sünde verbittert. Endlich muß man eine sehr merkliche Versicherung der Gnade fühlen, die aber im Fortgange sich oft versteckt und mit Ernst wieder gesucht werden muß.

Das Alles traf bei mir weder nahe noch ferne zu. Wenn ich Gott aufrichtig suchte, so ließ er sich finden, und hielt mir von vergangenen Dingen Nichts vor. Ich sah hintennach wohl ein, wo ich unwürdig gewesen, und wußte auch, wo ich es noch war; aber die Erkenntniß meiner Gebrechen war ohne alle Angst. Nicht einen Augenblick ist mir eine Furcht vor der Hölle *angekommen*, ja die Idee eines bösen Geistes und eines Straf- und Quälortes nach

*) Theuersten.

dem Tode konnte keineswegs in dem Kreiſe meiner Ihren Platz finden. Ich fand die Menſchen, die ohne Gott lebten, deren Herz dem Vertrauen und der Liebe gegen den Unſichtbaren zugeſchloſſen war, ſchon ſo unglücklich, daß eine Hölle und äußere Strafen mir eher für ſie eine Linderung zu verſprechen, als eine Schärfung der Strafe zu drohen ſchienen. Ich durfte nur Menſchen auf dieſer Welt anſehen, die gehäſſigen Gefühlen in ihrem Innern Raum geben, die ſich gegen das Gute von irgend einer Art verſtocken und ſich und Andern das Schlechte aufdringen wollen, die lieber bei Tage die Augen zuſchließen, um nur behaupten zu können, die Sonne gebe keinen Schein von ſich — wie über allen Ausdruck ſchienen mir dieſe Menſchen elend! Wer hätte eine Hölle ſchaffen können, um ihren Zuſtand zu verſchlimmern!

Dieſe Gemüthsbeſchaffenheit blieb mir, einen Tag wie den andern, zehn Jahre lang. Sie erhielt ſich durch viele Proben, auch am ſchmerzhaften Sterbebette meiner geliebten Mutter. Ich war offen genug, um bei dieſer Gelegenheit meine heitere Gemüthsverfaſſung frommen, aber ganz ſchuldgerechten Leuten nicht zu verbergen, und ich mußte darüber manchen freundſchaftlichen Verweis erdulden. Man meinte mir eben zur rechten Zeit vorzuſtellen, welchen Ernſt man anzuwenden hätte, um in geſunden Tagen einen guten Grund zu legen.

An Ernſt wollte ich es auch nicht fehlen laſſen. Ich ließ mich für den Augenblick überzeugen und wäre um mein Leben gern traurig und voll Schrecken geweſen. Wie verwundert war ich aber, da es ein für alle Mal nicht möglich war! Wenn ich an Gott dachte, war ich heiter und vergnügt; auch bei meiner lieben Mutter ſchmerzensvollem Ende graute mir vor dem Tode nicht. Doch lernte ich Vieles und ganz andere Sachen, als meine unberufenen Lehrmeiſter glaubten, in dieſen großen Stunden.

Nach und nach ward ich an den Einſichten ſo mancher hochberühmten Leute zweifelhaft und verwahrte meine Bekanntſchaften in der Stille. Eine gewiſſe Freundin, der ich erſt zuviel eingeräumt hatte, wollte ſich immer in meine Angelegenheiten mengen; auch von Dieſer war ich genöthigt, mich loszumachen, und einſt ſagte ich ihr ganz entſchieden: ſie ſolle ohne Mühe bleiben; ich brauche ihren Rath nicht; ich kenne meinen Gott und wolle ihn ganz allein zum Führer haben. Sie fand ſich ſehr beleidigt, und ich glaube, ſie hat mir's nie ganz verziehen.

Dieſer Entſchluß, mich dem Rathe und der Einwirkung meiner Freunde in geiſtlichen Sachen zu entziehen, hatte die Folge, daß ich auch in äußerlichen Verhältniſſen meinen eigenen Weg zu gehen Muth gewann. Ohne den Beiſtand meines treuen unſichtbaren Führers hätte es mir übel gerathen können, und noch muß ich über dieſe weiſe und glückliche Leitung erſtaunen. Niemand wußte eigentlich, worauf es bei mir ankam, und ich wußte es ſelbſt nicht.

Das Ding, das noch nie erklärte, böſe Ding, das uns von dem Weſen trennt, dem wir das Leben verdanken, von dem Weſen, aus dem Alles, was Leben genannt werden ſoll, ſich unterhalten muß, das Ding, das man Sünde nennt, kannte ich noch gar nicht.

In dem Umgange mit dem unſichtbaren Freunde fühlte ich den ſüßeſten Genuß aller meiner Lebenskräfte. Das Verlangen, dieſes Glück immer zu genießen, war ſo groß, daß ich gern unterließ, was dieſen Umgang ſtörte, und hierin war die Erfahrung mein beſter Lehrmeiſter. Allein es ging mir wie Kranken, die keine Arznei haben und ſich mit der Diät zu helfen ſuchen. Es thut Etwas, aber lange nicht genug.

In der Einſamkeit konnte ich nicht immer bleiben, ob ich gleich in ihr das beſte Mittel gegen die mir ſo eigene Zerſtreuung der Gedanken fand. Kam ich nachher in Getümmel, ſo machte es einen deſto größern Eindruck auf mich. Mein eigentlichſter Vortheil beſtand darin, daß die Liebe zur Stille herrſchend war, und ich mich am Ende immer dahin wieder zurückzog. Ich erkannte, wie in einer Art von Dämmerung, mein Elend und meine Schwäche, und ich ſuchte mir dadurch zu helfen, daß ich mich ſchonte, daß ich mich nicht ausſetzte.

Sieben Jahre lang hatte ich meine bisherige Vorſicht ausgeübt. Ich hielt mich nicht für ſchlimm und fand meinen Zuſtand wünſchenswerth. Ohne ſonderbare Umſtände und Verhältniſſe wäre ich auf dieſer Stufe ſtehen geblieben, und ich kam nur auf einem ſonderbaren Wege weiter. Gegen den Rath aller meiner Freunde knüpfte ich ein neues Verhältniß an. Ihre Einwendungen machten mich Anfangs ſtutzig. Sogleich wandte ich mich an meinen unſichtbaren Führer; und da Dieſer es mir vergönnte, ging ich ohne Bedenken auf meinem Wege fort.

Ein Mann von Geiſt, Herz und Talenten hatte ſich in der Nachbarſchaft angekauft. Unter den Fremden, die ich kennen lernte, war auch er und ſeine Familie. Wir ſtimmten in unſern Sitten, Hausverfaſſungen und Gewohnheiten ſehr überein, und konnten uns daher bald an einander anſchließen.

Philo, ſo will ich ihn nennen, war ſchon in gewiſſen Jahren und meinem Vater, deſſen Kräfte abzunehmen anfingen, in gewiſſen Geſchäften von der größten Nothhülfe. Er ward bald der innige Freund unſers Hauſes; und da er, wie er ſagte, an mir eine Perſon fand, die nicht das

Ausschweifende und Leere der großen Welt, und nicht das Trockene und Aengstliche der Stillen im Lande habe, so waren wir bald vertraute Freunde. Er war mir sehr angenehm und sehr brauchbar.

Ob ich gleich nicht die mindeste Anlage noch Neigung hatte, mich in weltliche Geschäfte zu mischen und irgend einen Einfluß zu suchen, so hörte ich doch gerne davon, und wußte gern, was in der Nähe und Ferne vorging. Von weltlichen Dingen liebte ich, mir eine gefühllose Deutlichkeit zu verschaffen; Empfindung, Innigkeit, Neigung bewahrte ich für meinen Gott, für die Meinigen und für meine Freunde.

Diese Letzten waren, wenn ich so sagen darf, auf meine neue Verbindung mit Philo eifersüchtig, und hatten dabei von mehr als einer Seite Recht, wenn sie mich hierüber warnten. Ich litt viel in der Stille; denn ich konnte selbst ihre Einwendungen nicht ganz für leer oder eigennützig halten. Ich war von jeher gewohnt, meine Einsichten unterzuordnen, und doch wollte dieß Mal meine Ueberzeugung nicht nach. Ich flehte zu meinem Gott, auch hier mich zu warnen, zu hindern, zu leiten; und da mich hierauf mein Herz nicht abmahnte, so ging ich meinen Pfad getrost fort.

Philo hatte im Ganzen eine entfernte Aehnlichkeit mit Narcissen; nur hatte eine fromme Erziehung sein Gefühl mehr zusammengehalten und belebt. Er hatte weniger Eitelkeit, mehr Character; und wenn Jener in weltlichen Geschäften fein, genau, anhaltend und unermüdlich war, so war Dieser klar, scharf, schnell, und arbeitete mit einer unglaublichen Leichtigkeit. Durch ihn erfuhr ich die innersten Verhältnisse fast aller der vornehmen Personen, deren Aeußeres ich in der Gesellschaft hatte kennen lernen, und ich war froh, von meiner Warte dem Getümmel von Weitem zuzusehen. Philo konnte mir Nichts mehr verhehlen; er vertraute mir nach und nach seine äußern und innern Verbindungen. Ich fürchtete für ihn; denn ich sah gewisse Umstände und Verwickelungen voraus, und das Uebel kam schneller, als ich vermuthet hatte; denn er hatte mit gewissen Bekenntnissen immer zurückgehalten, und auch zuletzt entdeckte er mir nur soviel, daß ich das Schlimmste vermuthen konnte.

Welche Wirkung hatte Das auf mein Herz! Ich gelangte zu Erfahrungen, die mir ganz neu waren. Ich sah mit unbeschreiblicher Wehmuth einen Agathon, der, in den Hainen von Delphi erzogen, das Lehrgeld noch schuldig war, und es nun mit schweren rückständigen Zinsen abzahlte, und dieser Agathon war mein genau verbundener Freund. Meine Theilnahme war lebhaft und vollkommen; ich litt mit ihm, und wir befanden uns Beide in dem sonderbarsten Zustande.

Nachdem ich mich lange mit seiner Gemüthsverfassung beschäftigt hatte, wendete sich meine Betrachtung auf mich selbst. Der Gedanke, Du bist nicht besser als er, stieg wie eine kleine Wolke vor mir auf, breitete sich nach und nach aus, und verfinsterte meine ganze Seele.

Nun dachte ich nicht mehr bloß, Du bist nicht besser als er; ich fühlte es und fühlte es so, daß ich es nicht noch ein Mal fühlen möchte; und es war kein schneller Uebergang. Mehr als ein Jahr mußte ich empfinden, daß, wenn mich eine unsichtbare Hand nicht umschränkt hätte, ich ein Girard, ein Cartouche, ein Damiens, und welches Ungeheuer man nennen will, hätte werden können: die Anlage dazu fühlte ich deutlich in meinem Herzen. Gott, welche Entdeckung!

Hatte ich nun bisher die Wirklichkeit der Sünde in mir durch die Erfahrung nicht einmal auf das Leiseste gewahr werden können, so war mir jetzt die Möglichkeit derselben in der Ahnung auf's Schrecklichste d[illegible]lich geworden; und doch kannte ich das Uebel n[illegible]ht, ich fürchtete es nur; ich fühlte, daß ich schuldig sein könnte, und hatte mich nicht anzuklagen.

So tief ich überzeugt war, daß eine solche Geistesbeschaffenheit, wofür ich die meinige anerkennen mußte, sich nicht zu einer Vereinigung mit dem höchsten Wesen, die ich nach dem Tode hoffte, schicken könne, so wenig fürchtete ich, in eine solche Trennung zu gerathen. Bei allem Bösen, das ich in mir entdeckte, hatte ich ihn lieb, und haßte, was ich fühlte, ja ich wünschte es noch ernstlicher zu haßen, und mein ganzer Wunsch war, von dieser Krankheit und dieser Anlage zur Krankheit erlöst zu werden; und ich war gewiß, daß mir der große Arzt seine Hülfe nicht versagen würde.

Die einzige Frage war: was heilt diesen Schaden? Tugendübungen? An die konnte ich nicht einmal denken; denn zehn Jahre hatte ich schon mehr als nur bloße Tugend geübt, und die nun erkannten Greuel hatten dabei tief in meiner Seele verborgen gelegen. Hätten sie nicht auch wie bei David losbrechen können, als er Bathseba erblickte; und war er nicht auch ein Freund Gottes, und war ich nicht im Innersten überzeugt, daß Gott mein Freund sei?

Sollte es also wohl eine unvermeidliche Schwäche der Menschheit sein? Müssen wir uns nun gefallen lassen, daß wir irgend ein Mal die Herrschaft unserer Neigung empfinden, und bleibt uns bei dem besten Willen nichts Anderes übrig, als den Fall, den wir gethan, zu verabscheuen, und bei einer ähnlichen Gelegenheit wieder zu fallen?

Aus der Sittenlehre konnte ich keinen Trost

schöpfen. Weder ihre Strenge, wodurch sie unsere Neigung meistern will, noch ihre Gefälligkeit, mit der sie unsere Neigungen zu Tugenden machen möchte, konnte mir genügen. Die Grundbegriffe, die mir der Umgang mit dem unsichtbaren Freunde eingeflößt hatte, hatten für mich schon einen viel entschiedenern Werth.

Indem ich einst die Lieder studirte, welche David nach jener häßlichen Catastrophe gedichtet hatte, war mir sehr auffallend, daß er das in ihm wohnende Böse schon in dem Stoff, woraus er geworden war, erblickte; daß er aber entsündigt sein wollte, und daß er auf das Dringendste um ein reines Herz flehte.

Wie nun aber dazu zu gelangen? Die Antwort aus den symbolischen Büchern wußte ich wohl; es war mir auch eine Bibelwahrheit, daß das Blut Jesu Christi uns von allen Sünden reinige. Nun aber bemerkte ich erst, daß ich diesen so oft wiederholten Spruch noch nie verstanden hatte. Die Fragen: Was heißt Das? Wie soll Das zugehen? arbeiteten Tag und Nacht in mir sich durch. Endlich glaubte ich bei einem Schimmer zu sehen, daß Das, was ich suchte, in der Menschwerdung des ewigen Worts, durch das Alles und auch wir erschaffen sind, zu suchen sei. Daß der Uranfängliche sich in die Tiefen, in denen wir stecken, die er durchschaut und umfaßt, einstmal als Bewohner begeben habe, durch unser Verhältniß von Stufe zu Stufe, von der Empfängniß und Geburt bis zu dem Grabe, durchgegangen sei, daß er durch diesen sonderbaren Umweg wieder zu den lichten Höhen aufzusteigen, wo wir auch wohnen sollten, um glücklich zu sein: Das ward mir, wie in einer dämmernden Ferne, offenbart.

O, warum müssen wir, um von solchen Dingen zu reden, Bilder gebrauchen, die nur äußere Zustände anzeigen! Wo ist vor ihm etwas Hohes oder Tiefes, etwas Dunkles oder Helles? Wir nur haben ein Oben und Unten, einen Tag und eine Nacht. Und eben darum ist er uns ähnlich geworden, weil wir sonst keinen Theil an ihm haben könnten.

Wie können wir aber an dieser unschätzbaren Wohlthat Theil nehmen? Durch den Glauben, antwortet uns die Schrift. Was ist denn Glauben? Die Erzählung einer Begebenheit für wahr halten, was kann mir Das helfen? Ich muß mir ihre Wirkungen, ihre Folgen zueignen können. Dieser zueignende Glaube muß ein eigener, dem natürlichen Menschen ungewöhnlicher Zustand des Gemüths sein.

Nun, Allmächtiger, so schenke mir Glauben! — flehte ich einst in dem größten Druck des Herzens. Ich lehnte mich auf einen kleinen Tisch, an dem ich saß, und verbarg mein bethränktes Gesicht in meinen Händen. Hier war ich in der Lage, in der man sein muß, wenn Gott auf unser Gebet achten soll, und in der man selten ist.

Ja, wer nur schildern könnte, was ich da fühlte! Ein Zug brachte meine Seele nach dem Kreuze hin, an dem Jesus einst erblaßte; ein Zug war es, ich kann es nicht anders nennen, demjenigen völlig gleich, wodurch unsere Seele zu einem abwesenden Geliebten geführt wird, ein Annahen, das vermuthlich viel wesentlicher und wahrhafter ist, als wir vermuthen. So nahte meine Seele dem Menschgewordenen und am Kreuz Gestorbenen, und in dem Augenblicke wußte ich, was Glauben war.

Das ist Glauben! sagte ich, und sprang wie halb erschreckt in die Höhe. Ich suchte nun meiner Empfindung, meines Anschauens gewiß zu werden, und in Kurzem war ich überzeugt, daß mein Geist eine Fähigkeit, sich aufzuschwingen, erhalten habe, die ihm ganz neu war.

Bei diesen Empfindungen verlassen uns die Worte. Ich konnte sie ganz deutlich von aller Phantasie unterscheiden; sie waren ganz ohne Phantasie, ohne Bild, und gaben doch eben die Gewißheit eines Gegenstandes, auf den sie sich bezogen, als die Einbildungskraft, indem sie uns die Züge eines abwesenden Geliebten vormalt.

Als das erste Entzücken vorüber war, bemerkte ich, daß mir dieser Zustand der Seele schon vorher bekannt gewesen; allein ich hatte ihn nie in dieser Stärke empfunden. Ich hatte ihn niemals festhalten, nie zu eigen behalten können. Ich glaube überhaupt, daß jede Menschenseele ein und das andere Mal davon Etwas empfunden hat. Ohne Zweifel ist er Das, was einem Jeden lehrt, daß ein Gott ist.

Mit dieser mich ehemals von Zeit zu Zeit nur anwandelnden Kraft war ich bisher sehr zufrieden gewesen; und wäre mir nicht durch sonderbare Schickung seit Jahr und Tag die unerwartete Plage widerfahren, wäre nicht dabei mein Können und Vermögen bei mir selbst außer allen Credit gekommen, so wäre ich vielleicht mit jenem Zustande immer zufrieden geblieben.

Nun aber hatte ich seit jenem großen Augenblicke Flügel bekommen. Ich konnte mich über Das, was mich vorher betrübte, aufschwingen, wie ein Vogel singend über den schnellsten Strom ohne Mühe fliegt, vor welchem das Hündchen ängstlich bellend stehen bleibt.

Meine Freude war unbeschreiblich, und ob ich gleich Niemand' Etwas davon entdeckte, so merkten doch die Meinigen eine ungewöhnliche Heiterkeit an mir, ohne begreifen zu können, was die Ursache meines Vergnügens wäre. Hätte ich doch immer geschwiegen, und die reine Stimmung in meiner Seele zu erhalten gesucht!

Hätte ich mich doch nicht durch Umſtände verleiten laſſen, mit meinem Geheimniſſe hervorzutreten! Dann hätte ich mir abermals einen großen Umweg erſparen können.

Da in meinem vorhergehenden zehnjährigen Chriſtenlauf dieſe nothwendige Kraft nicht in meiner Seele war, ſo hatte ich mich in dem Fall anderer redlichen Leute auch befunden: ich hatte mir dadurch geholfen, daß ich die Phantaſie immer mit Bildern erfüllte, die einen Bezug auf Gott hatten; und auch Dieſes iſt ſchon wahrhaft nützlich; denn ſchädliche Bilder und ihre böſen Folgen werden dadurch abgehalten. Sodann ergreift unſere Seele oft ein und das andere von den geiſtigen Bildern, und ſchwingt ſich ein wenig damit in die Höhe, wie ein junger Vogel von einem Zweige auf den andern flattert. So lange man nichts Beſſeres hat, iſt doch dieſe Uebung nicht ganz zu verwerfen.

Auf Gott zielende Bilder und Eindrücke verſchaffen uns kirchliche Anſtalten, Glocken, Orgeln und Geſänge, und beſonders die Vorträge unſerer Lehrer. Auf ſie war ich ganz unſäglich begierig; keine Witterung, keine körperliche Schwäche hielt mich ab, die Kirchen zu beſuchen, und nur das ſonntägige Geläute konnte mir auf meinem Krankenlager einige Ungeduld verurſachen. Unſern Oberhofprediger, der ein trefflicher Mann war, hörte ich mit großer Neigung; auch ſeine Collegen waren mir werth, und ich wußte die goldenen Aepfel des göttlichen Wortes auch aus irdenen Schalen unter gemeinem Obſte herauszufinden. Den öffentlichen Uebungen wurden alle mögliche Privat-Erbauungen, wie man ſie nennt, hinzugefügt, und auch dadurch nur Phantaſie und feinere Sinnlichkeit genährt. Ich war ſo an dieſen Gang gewöhnt; ich reſpectirte ihn ſo ſehr, daß mir auch jetzt nichts Höheres einfiel. Denn meine Seele hat nur Fühlhörner, und keine Augen; ſie taſtet nur und ſieht nicht; ach! daß ſie Augen bekäme und ſchauen dürfte!

Auch jetzt ging ich voll Verlangen in die Predigten; aber ach, wie geſchah mir! Ich fand Das nicht mehr, was ich ſonſt gefunden. Dieſe Prediger kumpften ſich die Zähne an den Schalen ab, indeſſen ich den Kern genoß. Ich mußte ihrer nun bald müde werden; aber mich an Den allein zu halten, den ich doch zu finden wußte, dazu war ich zu verwöhnt. Bilder wollte ich haben, äußere Eindrücke bedurfte ich, und glaubte ein reines geiſtiges Bedürfniß zu fühlen.

Philo's Eltern hatten mit der Herrnhutiſchen Gemeinde in Verbindung geſtanden; in ſeiner Bibliothek fanden ſich auch viele Schriften des Grafen. Er hatte mit mir einige Mal ſehr klar und billig darüber geſprochen, und mich erſucht, einige dieſer Schriften durchzublättern, und wäre es auch nur, um ein pſychologiſches Phänomen kennen zu lernen. Ich hielt den Grafen für einen gar zu argen Ketzer; ſo ließ ich auch das Ebersdorfer-Geſangbuch bei mir liegen, das mir der Freund in ähnlicher Abſicht gleichſam aufgedrungen hatte.

In dem völligen Mangel aller äußern Ermunterungsmittel ergriff ich, wie von ungefähr, das gedachte Geſangbuch, und fand zu meinem Erſtaunen wirklich Lieder darin, die, freilich unter ſehr ſeltſamen Formen, auf Dasjenige zu deuten ſchienen, was ich fühlte: die Originalität und Naivität der Ausdrücke zog mich an. Eigene Empfindungen ſchienen auf eine eigene Weiſe ausgedrückt; keine Schul-Terminologie erinnerte an etwas Steifes oder Gemeines. Ich ward überzeugt, die Leute fühlten, was ich fühlte, und ich fand mich nun ſehr glücklich, ein ſolches Verſchen in's Gedächtniß zu faſſen und mich einige Tage damit zu tragen.

Seit jenem Augenblick, in welchem mir das Wahre geſchenkt worden war, verfloſſen auf dieſe Weiſe ungefähr drei Monate. Endlich faßte ich den Entſchluß, meinem Freunde Philo Alles zu entdecken und ihn um die Mittheilung jener Schriften zu bitten, auf die ich nun über die Maßen neugierig geworden war. Ich that es auch wirklich, ungeachtet mir ein Etwas im Herzen ernſtlich davon abrieth.

Ich erzählte Philo die ganze Geſchichte umſtändlich, und da er ſelbſt darin eine Hauptperſon war, da meine Erzählung auch für ihn die ſtrengſte Bußpredigt enthielt, war er äußerſt betroffen und gerührt. Er zerfloß in Thränen. Ich freute mich, und glaubte, auch bei ihm ſei eine völlige Sinnesänderung bewirkt worden.

Er verſorgte mich mit allen Schriften, die ich nur verlangte, und nun hatte ich überflüſſige Nahrung für meine Einbildungskraft. Ich machte große Fortſchritte in der Zinzendorf'ſchen Art, zu denken und zu ſprechen. Man glaube nicht, daß ich die Art und Weiſe des Grafen nicht auch gegenwärtig zu ſchätzen wiſſe; ich laſſe ihm gern Gerechtigkeit widerfahren; er iſt kein leerer Phantaſt; er ſpricht von großen Wahrheiten meiſt in einem kühnen Fluge der Einbildungskraft, und die ihn geſchmäht haben, wußten ſeine Eigenſchaften weder zu ſchätzen, noch zu unterſcheiden.

Ich gewann ihn unbeſchreiblich lieb. Wäre ich mein eigener Herr geweſen, ſo hätte ich gewiß Vaterland und Freunde verlaſſen, wäre zu ihm gezogen; unfehlbar hätten wir uns verſtanden, und ſchwerlich hätten wir uns lange vertragen.

Dank ſei meinem Genius, der mich damals in meiner häuslichen Verfaſſung ſo eingeſchränkt hielt! Es war ſchon eine große Reiſe, wenn

ich nur in den Hausgarten gehen konnte. Die Pflege meines alten und schwächlichen Vaters machte mir Arbeit genug, und in den Erholungsstunden war die edle Phantasie mein Zeitvertreib. Der einzige Mensch, den ich sah, war Philo, den mein Vater sehr liebte, dessen offenes Verhältniß zu mir aber durch die letzte Erklärung einiger Maßen gelitten hatte. Bei ihm war die Rührung nicht tief gedrungen; und da ihm einige Versuche, in meiner Sprache zu reden, nicht gelungen waren, so vermied er diese Materie um so leichter, als er durch seine ausgebreiteten Kenntnisse immer neue Gegenstände des Gespräches herbeizuführen wußte.

Ich war also eine Herrnhuthische Schwester auf meine eigene Hand, und hatte diese neue Wendung meines Gemüths und meiner Neigungen besonders vor dem Oberhofprediger zu verbergen, den ich als meinen Beichtvater zu schätzen sehr Ursache hatte, und dessen große Verdienste auch gegenwärtig durch seine äußerste Abneigung gegen die Herrnhuthische Gemeinde in meinen Augen nicht geschmälert wurden. Leider sollte dieser würdige Mann an mir und Andern viele Betrübniß erleben!

Er hatte vor mehreren Jahren auswärts einen Cavalier als einen redlichen, frommen Mann kennen lernen, und war mit ihm als Einem, der Gott ernstlich suchte, in einem ununterbrochenen Briefwechsel geblieben. Wie schmerzhaft war es daher für seinen geistlichen Führer, als dieser Cavalier sich in der Folge mit der Herrnhuthischen Gemeinde einließ, und sich lange unter den Brüdern aufhielt; wie angenehm dagegen, als sein Freund sich mit den Brüdern wieder entzweite, in der Nähe zu wohnen sich entschließ, und sich seiner Leitung auf's Neue völlig zu überlassen schien!

Nun wurde der Neuangekommene gleichsam im Triumph allen besonders geliebten Schäfchen des Oberhirten vorgestellt. Nur in unser Haus ward er nicht eingeführt, weil mein Vater Niemand mehr zu sehen pflegte. Der Cavalier fand große Approbation; er hatte das Gesittete des Hofs und das Einnehmende der Gemeinde, dabei viel schöne, natürliche Eigenschaften, und ward bald der große Heilige für Alle, die ihn kennen lernten, worüber sich sein geistlicher Gönner äußerst freute. Leider war Jener nur über äußere Umstände mit der Gemeinde brouillirt und im Herzen noch ganz Herrnhuther. Er hing zwar wirklich an der Realität der Sache; allein auch ihm war das Tändelwerk, das der Graf darum gehängt hatte, höchst angemessen. Er war an jene Vorstellungs- und Redensarten nun einmal gewöhnt; und wenn er sich nunmehr vor seinem alten Freunde sorgfältig verbergen mußte, so war es ihm desto nothwendiger, sobald er ein Häufchen vertrauter Personen um sich erblickte, mit seinen Versen, Litaneien und Bilderchen hervorzurücken; und er fand, wie man denken kann, großen Beifall.

Ich wußte von der ganzen Sache Nichts, und tändelte auf meine eigene Art fort. Lange Zeit blieben wir uns unbekannt.

Einst besuchte ich, in einer freien Stunde, eine kranke Freundinn. Ich traf mehrere Bekannte dort an und merkte bald, daß ich sie in einer Unterredung gestört hatte. Ich ließ mir Nichts merken, erblickte aber, zu meiner großen Verwunderung, an der Wand einige Herrnhuthische Bilder, in zierlichen Rahmen. Ich faßte geschwind, was in der Zeit, da ich nicht im Hause gewesen, vorgegangen sein mochte, und bewillkommte diese neue Erscheinung mit einigen angemessenen Versen.

Man denke sich das Erstaunen meiner Freundinnen. Wir erklärten uns und waren auf der Stelle einig und vertraut.

Ich suchte nun öfter Gelegenheit, auszugehn. Leider fand ich sie nur alle drei bis vier Wochen, ward mit dem adelichen Apostel und nach und nach mit der ganzen heimlichen Gemeinde bekannt. Ich besuchte, wenn ich konnte, ihre Versammlungen, und bei meinem geselligen Sinn war es mir unendlich angenehm, Das von Andern zu vernehmen und Andern mitzutheilen, was ich bisher nur in und mit mir selbst ausgearbeitet hatte.

Ich war nicht so eingenommen, daß ich nicht bemerkt hätte, wie nur wenige den Sinn der zarten Worte und Ausdrücke fühlten, und wie sie dadurch auch nicht mehr, als ehemals durch die kirchlich-symbolische Sprache, gefördert waren. Dessen ungeachtet ging ich mit ihnen fort und ließ mich nicht irre machen. Ich dachte, daß ich nicht zur Untersuchung und Herzensprüfung berufen sei. War ich doch auch durch manche unschuldige Uebung zum Bessern vorbereitet worden. Ich nahm meinen Theil hinweg, drang, wo ich zur Rede kam, auf den Sinn, der bei so zarten Gegenständen eher durch Worte versteckt als angedeutet wird, und ließ übrigens mit stiller Verträglichkeit einen Jeden nach seiner Art gewähren.

Auf diese ruhigen Zeiten des heimlichen, geselschaftlichen Genusses folgten bald die Stürme öffentlicher Streitigkeiten und Widerwärtigkeiten, die am Hofe und in der Stadt große Bewegungen erregten, und ich möchte beinahe sagen, manches Scandal verursachten. Der Zeitpunct war gekommen, in welchem unser Oberhofprediger, dieser große Widersacher der Herrnhuthischen Gemeinde, zu seiner gesegneten Demüthigung entdecken sollte, daß seine besten und sonst anhänglichsten Zuhörer sich sämmtlich

Faust.

Mir ist's nicht möglich ihn zu sehn.

Mephistopheles.

Der arme Knabe wartet lange,
Der darf nicht ungetröstet gehn.
Komm, gib mir deinen Rock und Mütze;
Die Maske muß mir köstlich stehn.

Er kleidet sich um.

Nun überlaß es meinem Witze!
Ich brauche nur ein Viertelstündchen Zeit;
Indessen mache dich zur schönen Fahrt bereit!

Faust ꝛc.

Mephistopheles in Fausts langem Kleide;

Verachte nur Vernunft und Wissenschaft,
Des Menschen allerhöchste Kraft,
Laß nur in Blend- und Zauberwerken
Dich von dem Lügengeist bestärken,
So hab' ich dich schon unbedingt —
Ihm hat das Schicksal einen Geist gegeben,
Der ungebändigt immer vorwärts dringt,
Und dessen übereiltes Streben

auf die Seite der Gemeinde neigten. Er war äußerst gekränkt, vergaß im ersten Augenblicke alle Mäßigung und konnte in der Folge sich nicht, selbst wenn er gewollt hätte, zurückziehn. Es gab heftige Debatten, bei denen ich glücklicher Weise nicht genannt wurde, da ich nur ein zufälliges Mitglied der so sehr verhaßten Zusammenkünfte war, und unser eifriger Führer meinen Vater und meinen Freund in bürgerlichen Angelegenheiten nicht entbehren konnte. Ich erhielt meine Neutralität mit stiller Zufriedenheit; denn mich von solchen Empfindungen und Gegenständen selbst mit wohlwollenden Menschen zu unterhalten, war mir schon verdrießlich, wenn sie den tiefsten Sinn nicht fassen konnten, und nur auf der Oberfläche verweilten. Nun aber gar über das mit Widersachern zu streiten, worüber man sich kaum mit Freunden verstand, schien mir unnütz, ja verderblich. Denn bald konnte ich bemerken, daß liebevolle, edle Menschen, die in diesem Falle ihr Herz von Widerwillen und Haß nicht rein halten konnten, gar bald zur Ungerechtigkeit übergingen und, um eine äußere Form zu vertheidigen, ihr bestes Innerste beinahe zerstörten.

So sehr auch der würdige Mann in diesem Falle Unrecht haben mochte, und so sehr man mich auch gegen ihn aufzubringen suchte, konnte ich ihm doch niemals eine herzliche Achtung versagen. Ich kannte ihn genau; ich konnte mich in seine Art, diese Sachen anzusehen, mit Billigkeit versetzen. Ich hatte niemals einen Menschen ohne Schwäche gesehen; nur ist sie auffallender bei vorzüglichen Menschen. Wir wünschen und wollen nun ein für alle Mal, daß Die, die so sehr privilegirt sind, auch gar keinen Tribut, keine Abgaben zahlen sollen. Ich ehrte ihn als einen vorzüglichen Mann, und hoffte den Einfluß meiner stillen Neutralität, wo nicht zu einem Frieden, doch zu einem Waffenstillstande zu nutzen. Ich weiß nicht, was ich bewirkt hätte; Gott faßte die Sache kürzer und nahm ihn zu sich. Bei seiner Bahre weinten Alle, die noch kurz vorher um Worte mit ihm gestritten hatten. Seine Rechtschaffenheit, seine Gottesfurcht hatte niemals Jemand bezweifelt.

Auch ich mußte um diese Zeit das Puppenwerk aus den Händen legen, das mir durch diese Streitigkeiten gewissen Maßen in einem andern Lichte erschienen war. Der Oheim hatte seine Plane auf meine Schwester in der Stille durchgeführt. Er stellte ihr einen jungen Mann von Stande und Vermögen als ihren Bräutigam vor, und zeigte sich in einer reichlichen Aussteuer, wie man es von ihm erwarten konnte. Mein Vater willigte mit Freuden ein; die Schwester war frei und vorbereitet, und veränderte gerne ihren Stand. Die Hochzeit wurde auf des Oheims Schloß ausgerichtet; Familie und Freunde waren eingeladen, und wir kamen Alle mit heiterm Geiste.

Zum ersten Mal in meinem Leben erregte mir der Eintritt in ein Haus Bewunderung. Ich hatte wohl oft von des Oheims Geschmack, von seinem Italienischen Baumeister, von seinen Sammlungen und seiner Bibliothek reden hören; ich verglich aber das Alles mit Dem, was ich schon gesehen hatte, und machte mir ein sehr buntes Bild davon in Gedanken. Wie verwundert war ich daher über den ernsten und harmonischen Eindruck, den ich beim Eintritt in das Haus empfand, und der sich in jedem Saal und Zimmer verstärkte! Hatte Pracht und Zierath mich sonst nur zerstreut, so fühlte ich mich hier gesammelt und auf mich selbst zurückgeführt. Auch in allen Anstalten zu Feierlichkeiten und Festen erregten Pracht und Würde ein stilles Gefallen, und es war mir ebenso unbegreiflich, daß ein Mensch das Alles hätte erfinden und anordnen können, als daß Mehrere sich vereinigen könnten, um in einem so großen Sinne zusammenzuwirken. Und bei dem Allem schienen der Wirth und die Seinigen so natürlich; es war keine Spur von Steifheit noch von leerem Ceremoniel zu bemerken.

Die Trauung selbst war unvermuthet auf eine herzliche Art eingeleitet; eine vortreffliche Vocal-Musik überraschte uns, und der Geistliche wußte dieser Ceremonie alle Feierlichkeit der Wahrheit zu geben. Ich stand neben Philo, und statt mir Glück zu wünschen, sagte er mit einem tiefen Seufzer: Als ich die Schwester sah die Hand hingeben, war mir's, als ob man mich mit siedheißem Wasser begossen hätte. Warum? fragte ich. Es ist mir allezeit so, wenn ich eine Copulation ansehe, versetzte er. Ich lachte über ihn, und habe nachher oft genug an seine Worte zu denken gehabt.

Die Heiterkeit der Gesellschaft, worunter viel junge Leute waren, schien noch ein Mal so glänzend, indem Alles, was uns umgab, würdig und ernsthaft war. Aller Hausrath, Tafelzeug, Service und Tischaufsätze stimmten zu dem Ganzen, und wenn mir sonst die Baumeister mit den Conditoren aus einer Schule entsprungen zu sein schienen, so war hier Conditor und Tafeldecker bei dem Architecten in die Schule gegangen.

Da man mehrere Tage zusammenblieb, hatte der geistige und verständige Wirth für die Unterhaltung der Gesellschaft auf das Mannigfaltigste gesorgt. Ich wiederholte hier nicht die traurige Erfahrung, die ich so oft in meinem Leben gehabt hatte, wie übel eine große gemischte Gesellschaft sich befinde, die sich selbst

überlaſſen, zu den allgemeinſten und ſchalſten Zeitvertreiben greifen muß, damit ja eher die guten als die ſchlechten Subjecte Mangel der Unterhaltung fühlen.

Ganz anders hatte es der Oheim veranſtaltet. Er hatte zwei bis drei Marſchälle, wenn ich ſie ſo nennen darf, beſtellt. Der Eine hatte für die Freuden der jungen Welt zu ſorgen: Tänze, Spatzierfahrten, kleine Spiele waren von ſeiner Erfindung und ſtanden unter ſeiner Direction; und da junge Leute gern im Freien leben und die Einflüſſe der Luft nicht ſcheuen, ſo war ihnen der Garten und der große Gartenſaal übergeben, an den zu dieſem Endzwecke noch einige Galerien und Pavillons angebaut waren, zwar nur von Brettern und Leinwand, aber in ſo edlen Verhältniſſen, daß man nur an Stein und Marmor dabei erinnert ward.

Wie ſelten iſt eine Fete, wobei Derjenige, der die Gäſte zuſammenberuft, auch die Schuldigkeit empfindet, für ihre Bedürfniſſe und Bequemlichkeiten auf alle Weiſe zu ſorgen!

Jagd- und Spiel-Partien, kurze Promenaden, Gelegenheiten zu vertraulichen, einſamen Geſprächen waren für die ältern Perſonen bereitet, und Derjenige, der am Früheſten zu Bette ging, war auch gewiß am Weiteſten von allem Lärm einquartirt.

Durch dieſe gute Ordnung ſchien der Raum, in dem wir uns befanden, eine kleine Welt zu ſein, und doch, wenn man uns bei Nahem betrachtete, war das Schloß nicht groß, und man würde ohne genaue Kenntniß deſſelben und ohne den Geiſt des Wirthes wohl ſchwerlich ſo viele Leute darin beherbergt, und Jeden nach ſeiner Art bewirthet haben.

So angenehm uns der Anblick eines wohlgeſtalteten Menſchen iſt, ſo angenehm iſt uns eine ganze Einrichtung, aus der uns die Gegenwart eines verſtändigen, vernünftigen Weſens fühlbar wird. Schon in ein reinliches Haus zu kommen, iſt eine Freude, wenn es auch ſonſt geſchmacklos gebauet und verziert iſt; denn es zeigt uns die Gegenwart wenigſtens von einer Seite gebildeter Menſchen. Wie doppelt angenehm iſt es uns alſo, wenn aus einer menſchlichen Wohnung uns der Geiſt einer höhern, obgleich auch nur ſinnlichen Cultur entgegenſpricht!

Mit vieler Lebhaftigkeit ward mir Dieſes auf dem Schloſſe meines Oheims anſchaulich. Ich hatte Vieles von Kunſt gehört und geleſen; Philo ſelbſt war ein großer Liebhaber von Gemälden, und hatte eine ſchöne Sammlung, auch ich ſelbſt hatte viel gezeichnet; aber theils war ich zu ſehr mit meinen Empfindungen beſchäftigt und trachtete nur das Eine, was Noth iſt, erſt recht in's Reine zu bringen, theils ſchienen doch alle die Sachen, die ich geſehen hatte, mich wie die übrigen weltlichen Dinge zu zerſtreuen. Nun war ich zum erſten Mal durch etwas Aeußerliches auf mich ſelbſt zurückgeführt, und ich lernte den Unterſchied zwiſchen dem natürlichen, vortrefflichen Geſang der Nachtigall und einem vierſtimmigen Halleluja aus gefühlvollen Menſchenkehlen zu meiner größten Verwunderung erſt kennen.

Ich verbarg meine Freude über dieſe neue Anſchauung meinem Oheim nicht, der, wenn alles Andere in ſein Theil gegangen war, ſich mit mir beſonders zu unterhalten pflegte. Er ſprach mit großer Beſcheidenheit von Dem, was er beſaß und hervorgebracht hatte, mit großer Sicherheit von dem Sinne, in dem es geſammelt und aufgeſtellt worden war, und ich konnte wohl merken, daß er mit Schonung für mich redete, indem er nach ſeiner alten Art das Gute, wovon er Herr und Meiſter zu ſein glaubte, Demjenigen unterzuordnen ſchien, was nach meiner Ueberzeugung das Rechte und Beſte war.

Wenn wir uns, ſagte er einmal, als möglich denken können, daß der Schöpfer der Welt ſelbſt die Geſtalt ſeiner Creatur angenommen, und auf ihre Art und Weiſe ſich eine Zeit lang auf der Welt befunden habe: ſo muß uns dieſes Geſchöpf ſchon unendlich vollkommen erſcheinen, weil ſich der Schöpfer ſo innig damit vereinigen konnte. Es muß alſo in dem Begriff des Menſchen kein Widerſpruch mit dem Begriff der Gottheit liegen, und wenn wir auch oft eine gewiſſe Unähnlichkeit und Entfernung von ihr empfinden, ſo iſt es doch um deſto mehr unſere Schuldigkeit, nicht immer wie der Advocat des böſen Geiſtes nur auf die Blößen und Schwächen unſerer Natur zu ſehen, ſondern eher alle Vollkommenheiten aufzuſuchen, wodurch wir die Anſprüche unſerer Gottähnlichkeit beſtätigen können.

Ich lächelte und verſetzte: Beſchämen Sie mich nicht zu ſehr, lieber Oheim, durch die Gefälligkeit, in meiner Sprache zu reden! Das, was Sie mir zu ſagen haben, iſt für mich von ſo großer Wichtigkeit, daß ich es in Ihrer eigenſten Sprache zu hören wünſchte, und ich will alsdann, was ich mir davon nicht ganz zueignen kann, ſchon zu überſetzen ſuchen.

Ich werde, ſagte er darauf, auch auf meine eigenſte Weiſe, ohne Veränderung des Tons, fortfahren können. Des Menſchen größtes Verdienſt bleibt wohl, wenn er die Umſtände, ſoviel als möglich, beſtimmt, und ſich ſo wenig als möglich, von ihnen beſtimmen läßt. Das ganze Weltweſen liegt vor uns, wie ein großer Steinbruch vor dem Baumeiſter, der nur dann den Namen verdient, wenn er aus dieſen zu-

fälligen Naturmassen ein in seinem Geiste entsprungenes Urbild mit der größten Oeconomie, Zweckmäßigkeit und Festigkeit zusammenstellt. Alles außer uns ist nur Element, ja ich darf wohl sagen, auch Alles an uns; aber tief in uns liegt diese schöpferische Kraft, die Das zu erschaffen vermag, was sein soll, und uns nicht ruhen und rasten läßt, bis wir es außer uns oder an uns, auf eine oder die andere Weise, dargestellt haben. Sie, liebe Nichte, haben vielleicht das beste Theil erwählt; Sie haben Ihr sittliches Wesen, Ihre tiefe, liebevolle Natur mit sich selbst und mit dem höchsten Wesen übereinstimmend zu machen gesucht, indeß wir Andern wohl auch nicht zu tadeln sind, wenn wir den sinnlichen Menschen in seinem Umfange zu kennen und thätig in Einheit zu bringen suchen.

Durch solche Gespräche wurden wir nach und nach vertrauter, und ich erlangte von ihm, daß er mit mir, ohne Condescendenz, wie mit sich selbst sprach. Glauben Sie nicht, sagte der Oheim zu mir, daß ich Ihnen schmeichle, wenn ich Ihre Art zu denken und zu handeln lobe. Ich verehre den Menschen, der deutlich weiß, was er will, unablässig vorschreitet, die Mittel zu seinem Zwecke kennt und sie zu ergreifen und zu brauchen weiß; inwiefern sein Zweck groß oder klein sei, Lob oder Tadel verdiene, Das kommt bei mir erst nachher in Betrachtung. Glauben Sie mir, meine Liebe, der größte Theil des Unheils und Dessen, was man bös in der Welt nennt, entsteht bloß, weil die Menschen zu nachlässig sind, ihre Zwecke recht kennen zu lernen, und wenn sie solche kennen, ernsthaft darauf loszuarbeiten. Sie kommen mir vor wie Leute, die den Begriff haben, es könne und müsse ein Thurm gebauet werden, und die doch an den Grund nicht mehr Steine und Arbeit verwenden, als man allenfalls einer Hütte unterschlüge. Hätten Sie, meine Freundinn, deren höchstes Bedürfniß war, mit Ihrer innern sittlichen Natur in's Reine zu kommen, anstatt der großen und kühnen Aufopferungen, sich zwischen Ihrer Familie, einem Bräutigam, vielleicht einem Gemahl nur so hin beholfen, Sie würden, in einem ewigen Widerspruch mit sich selbst, niemals einen zufriedenen Augenblick genossen haben.

Sie brauchen, versetzte ich hier, das Wort Aufopferung, und ich habe manchmal gedacht, wie wir einer höhern Absicht, gleichsam wie einer Gottheit, das Geringere zum Opfer darbringen, ob es uns schon am Herzen liegt, wie man ein geliebtes Schaf für die Gesundheit eines verehrten Vaters gern und willig zum Altar führen würde.

Was es auch sei, versetzte er, der Verstand oder die Empfindung, das uns Eins für das Andere hingeben, Eins vor dem Andern wählen heißt, so ist Entschiedenheit und Folge, nach meiner Meinung, das Verehrungswürdigste am Menschen. Man kann die Waare und das Geld nicht zugleich haben; und Der ist ebenso übel daran, dem es immer nach der Waare gelüstet, ohne daß er das Herz hat, das Geld hinzugeben, als Der, den der Kauf reut, wenn er die Waare in Händen hat. Aber ich bin weit entfernt, die Menschen deßhalb zu tadeln; denn sie sind eigentlich nicht Schuld, sondern die verwickelte Lage, in der sie sich befinden, und in der sie sich nicht zu regieren wissen. So werden Sie, zum Beispiel, im Durchschnitt, weniger üble Wirthe auf dem Lande als in den Städten finden, und wieder in kleinen Städten weniger als in großen; und warum? Der Mensch ist zu einer beschränkten Lage geboren; einfache, nahe, bestimmte Zwecke vermag er einzusehen, und er gewöhnt sich, die Mittel zu benutzen, die ihm gleich zur Hand sind; sobald er aber in's Weite kommt, weiß er weder was er will, noch was er soll, und es ist ganz einerlei, ob er durch die Menge der Gegenstände zerstreut, oder ob er durch die Höhe und Würde derselben außer sich gesetzt werde. Es ist immer sein Unglück, wenn er veranlaßt wird, nach Etwas zu streben, mit dem er sich durch eine regelmäßige Selbstthätigkeit nicht verbinden kann.

Fürwahr, fuhr er fort, ohne Ernst ist in der Welt Nichts möglich, und unter Denen, die wir gebildete Menschen nennen, ist eigentlich wenig Ernst zu finden; sie gehen, ich möchte sagen, gegen Arbeiten und Geschäfte, gegen Künste, ja gegen Vergnügungen nur mit einer Art von Selbstvertheidigung zu Werke; man lebt, wie man ein Pack Zeitungen liest, nur damit man sie los werde, und es fällt mir dabei jener junge Engländer in Rom ein, der Abends, in einer Gesellschaft, sehr zufrieden erzählte, daß er doch heute sechs Kirchen und zwei Galerien bei Seite gebracht habe. Man will mancherlei wissen und kennen, und gerade Das, was Einen am Wenigsten angeht, und man bemerkt nicht, daß kein Hunger dadurch gestillt wird, wenn man nach der Luft schnappt. Wenn ich einen Menschen kennen lerne, frage ich sogleich: womit beschäftigt er sich? und wie? und in welcher Folge? und mit der Beantwortung der Frage ist auch mein Interesse an ihm auf zeitlebens entschieden.

Sie sind, lieber Oheim, versetzte ich darauf, vielleicht zu strenge, und entziehen manchem guten Menschen, dem Sie nützlich sein könnten, Ihre hülfreiche Hand.

Ist es Dem zu verdenken, antwortete er,

der ſo lange vergebens an ihnen und um ſie gearbeitet hat? Wie ſehr leidet man nicht in der Jugend von Menſchen, die uns zu einer angenehmen Luſt-Partie einzuladen glauben, wenn ſie uns in die Geſellſchaft der Danaiden oder des Siſyphus zu bringen verſprechen! Gott ſei Dank! Ich habe mich von ihnen losgemacht; und wenn einer unglücklicher Weiſe in meinen Kreis kommt, ſuche ich ihn auf die höflichſte Art hinaus zu complimentiren: denn gerade von dieſen Leuten hört man die bitterſten Klagen über den verworrenen Lauf der Welthändel, über die Seichtigkeit der Wiſſenſchaften, über den Leichtſinn der Künſtler, über die Leerheit der Dichter und was Alles noch mehr iſt. Sie bedenken am Wenigſten, daß eben ſie ſelbſt und die Menge, die ihnen gleich iſt, gerade das Buch nicht leſen würden, das geſchrieben wäre, wie ſie es fordern, daß ihnen die ächte Dichtung fremd ſei, und daß ſelbſt ein gutes Kunſtwerk nur durch Vorurtheil ihren Beifall erlangen könne. Doch laſſen Sie uns abbrechen; es iſt hier keine Zeit, zu ſchelten noch zu klagen.

Er leitete meine Aufmerkſamkeit auf die verſchiedenen Gemälde, die an der Wand aufgehängt waren; mein Auge hielt ſich an die, deren Anblick reizend oder deren Gegenſtand bedeutend war; er ließ es eine Weile geſchehen, dann ſagte er: Sinnen Sie nun auch dem Genius, der dieſe Werke hervorgebracht hat, einige Aufmerkſamkeit. Gute Gemüther ſehen ſo gerne den Finger Gottes in der Natur; warum ſollte man nicht auch der Hand ſeines Nachahmers einige Betrachtung ſchenken? Er machte mich ſodann auf unſcheinbare Bilder aufmerkſam, und ſuchte mir begreiflich zu machen, daß eigentlich die Geſchichte der Kunſt allein uns den Begriff von dem Werth und der Würde eines Kunſtwerks geben könne, daß man erſt die beſchwerlichen Stufen des Mechanismus und des Handwerks, an denen der fähige Menſch ſich Jahrhunderte lang hinauf arbeitet, kennen müſſe, um zu begreifen, wie es möglich ſei, daß das Genie auf dem Gipfel, bei deſſen bloßem Anblick uns ſchwindelt, ſich frei und fröhlich bewege.

Er hatte in dieſem Sinne eine ſchöne Reihe zuſammengebracht, und ich konnte mich nicht enthalten, als er mir ſie auslegte, die moraliſche Bildung hier wie im Gleichniſſe vor mir zu ſehen. Als ich ihm meine Gedanken äußerte, verſetzte er: Sie haben vollkommen Recht, und wir ſehen daraus, daß man nicht wohl thut, der ſittlichen Bildung einſam, in ſich ſelbſt verſchloſſen, nachzuhängen; vielmehr wird man finden, daß Derjenige, deſſen Geiſt nach einer moraliſchen Cultur ſtrebt, alle Urſache hat, ſeine feinere Sinnlichkeit zugleich mit auszubilden, damit er nicht in Gefahr komme, von ſeiner moraliſchen Höhe herab zu gleiten, indem er ſich den Lockungen einer regelloſen Phantaſie übergibt und in den Fall kommt, ſeine edlere Natur durch Vergnügen an geſchmackloſen Tändeleien, wo nicht an etwas Schlimmerm, herabzuwürdigen.

Ich hatte ihn nicht in Verdacht, daß er auf mich ziele, aber ich fühlte mich getroffen, wenn ich zurückdachte, daß unter den Liedern, die mich erbauet hatten, manches abgeſchmackte mochte geweſen ſein, und daß die Bildchen, die ſich an meine geiſtlichen Ideen anſchloſſen, wohl ſchwerlich vor den Augen des Oheims würden Gnade gefunden haben.

Philo hatte ſich indeſſen öfters in der Bibliothek aufgehalten und fühete mich nunmehr auch in ſelbiger ein. Wir bewunderten die Auswahl und dabei die Menge der Bücher. Sie waren in jedem Sinne geſammelt; denn es waren beinahe auch nur ſolche darin zu finden, die uns zur deutlichen Erkenntniß führen oder uns zur rechten Ordnung anweiſen; die uns entweder rechte Materialien geben, oder uns von der Einheit unſers Geiſtes überzeugen.

Ich hatte in meinem Leben unſäglich geleſen, und in gewiſſen Fächern war mir faſt kein Buch unbekannt; um deſto angenehmer war mir's, hier von der Ueberſicht des Ganzen zu ſprechen, und Lücken zu bemerken, wo ich ſonſt nur eine beſchränkte Verwirrung oder eine unendliche Ausdehnung geſehen hatte.

Zugleich machten wir die Bekanntſchaft eines ſehr intereſſanten ſtillen Mannes. Er war Arzt und Naturforſcher, und ſchien mehr zu den Penaten als zu den Bewohnern des Hauſes zu gehören. Er zeigte uns das Naturalien-Cabinet, das, wie die Bibliothek, in verſchloſſenen Glasſchränken zugleich die Wände des Zimmers verzierte und den Raum veredelte, ohne ihn zu verengen. Hier erinnerte ich mich mit Freuden meiner Jugend, und zeigte meinem Vater mehrere Gegenſtände, die er ehemals auf das Krankenbette ſeines kaum in die Welt blickenden Kindes gebracht hatte. Dabei verhehlte der Arzt ſo wenig als bei folgenden Unterredungen, daß er ſich mir in Abſicht auf religiöſe Geſinnungen nähere, lobte dabei den Oheim außerordentlich wegen ſeiner Toleranz und Schätzung von Allem, was den Werth und die Einheit der menſchlichen Natur anzeigt und befördere; nur verlange er freilich von allen andern Menſchen ein Gleiches und pflege Nichts ſo ſehr als individuellen Dünkel und ausſchließende Beſchränktheit zu verdammen oder zu haſſen.

Seit der Trauung meiner Schweſter ſah dem Oheim die Freude aus den Augen, und er ſprach

verſchiedene Mal mit mir über Das, was er für ſie und ihre Kinder zu thun denke. Er hatte ſchöne Güter, die er ſelbſt bewirthſchaftete und die er in dem beſten Zuſtande ſeinen Neffen zu übergeben hoffte. Wegen des kleinen Gutes, auf dem wir uns befanden, ſchien er beſondere Gedanken zu hegen. Ich werde es, ſagte er, nur einer Perſon überlaſſen, die zu kennen, zu ſchätzen und zu genießen weiß, was es enthält, und die einſieht, wie ſehr ein Reicher und Vornehmer, beſonders in Deutſchland, Urſache habe, etwas Muſtermäßiges aufzuſtellen.

Schon war der größte Theil der Gäſte nach und nach verflogen; wir bereiteten uns zum Abſchied und glaubten die letzte Scene der Feierlichkeit erlebt zu haben, als wir auf's Neue durch ſeine Aufmerkſamkeit, uns ein würdiges Vergnügen zu machen, überraſcht wurden. Wir hatten ihm das Entzücken nicht verbergen können, das wir fühlten, als bei meiner Schweſter Trauung ein Chor Menſchenſtimmen ſich, ohne alle Begleitung irgend eines Inſtrument's, hören ließ. Wir legten es ihm nahe genug, uns das Vergnügen noch ein Mal zu verſchaffen; er ſchien nicht darauf zu merken. Wie überraſcht waren wir daher, als er eines Abends zu uns ſagte: die Tanzmuſik hat ſich entfernt; die jungen, flüchtigen Freunde haben uns verlaſſen; das Ehepaar ſelbſt ſieht ſchon ernſthafter aus als vor einigen Tagen, und in einer ſolchen Epoche von einander zu ſcheiden, da wir uns vielleicht nie, wenigſtens anders wiederſehen, regt uns zu einer feierlichen Stimmung, die ich nicht edler nähren kann, als durch eine Muſik, deren Wiederholung Sie ſchon früher zu wünſchen ſchienen.

Er ließ durch das indeß verſtärkte und im Stillen noch mehr geübte Chor uns vier- und achtſtimmige Geſänge vortragen, die uns, ich darf wohl ſagen, wirklich einen Vorſchmack der Seligkeit gaben. Ich hatte bisher nur den frommen Geſang gekannt, in welchem gute Seelen oft mit heiſerer Kehle, wie die Waldvöglein, Gott zu loben glauben, weil ſie ſich ſelbſt eine angenehme Empfindung machen: dann die eitle Muſik der Concerte, in denen man allenfalls zur Bewunderung eines Talent's, ſelten aber auch nur zu einem vorübergehenden Vergnügen hingeriſſen wird. Nun vernahm ich eine Muſik aus dem tiefſten Sinne der trefflichſten menſchlichen Naturen entſprungen, die durch beſtimmte und geübte Organe in harmoniſcher Einheit wieder zum tiefſten, beſten Sinne des Menſchen ſprach, und ihn wirklich in dieſem Augenblicke ſeine Gottähnlichkeit lebhaft empfinden ließ. Alles waren Lateiniſche, geiſtliche Geſänge, die ſich, wie Juwelen, in dem goldenen Ringe einer geſitteten weltlichen Geſellſchaft ausnahmen, und mich, ohne Anforderung einer ſogenannten Erbauung, auf das Geiſtigſte erhoben und glücklich machten.

Bei unſerer Abreiſe wurden wir Alle auf das Edelſte beſchenkt. Mir überreichte er das Ordenskreuz meines Stiftes, kunſtmäßiger und ſchöner gearbeitet und emaillirt, als man es ſonſt zu ſehen gewohnt war. Es hing an einem großen Brillanten, wodurch es zugleich an das Band befeſtigt wurde, und den er als den edelſten Stein einer Naturalien-Sammlung anzuſehen hat.

Meine Schweſter zog nun mit ihrem Gemahl auf ſeine Güter; wir Andern kehrten Alle nach unſern Wohnungen zurück und ſchienen uns, was unſere äußern Umſtände anbetraf, in ein ganz gemeines Leben zurückgekehrt zu ſein. Wir waren wie aus einem Freudeſaal auf die platte Erde geſetzt und mußten uns wieder nach unſerer Weiſe benehmen und behelfen.

Die ſonderbaren Erfahrungen, die ich in jenem neuen Kreiſe gemacht hatte, ließen einen ſchönen Eindruck bei mir zurück; doch blieb er nicht lange in ſeiner ganzen Lebhaftigkeit, obgleich der Oheim ihn zu unterhalten und zu erneuern ſuchte, indem er mir, von Zeit zu Zeit, von ſeinen beſten und gefälligſten Kunſtwerken zuſandte, und wenn ich ſie lange genug genoſſen hatte, wieder mit andern vertauſchte.

Ich war zu ſehr gewohnt, mich mit mir ſelbſt zu beſchäftigen, die Angelegenheiten meines Herzens und meines Gemüthes in Ordnung zu bringen, und mich davon mit ähnlich geſinnten Perſonen zu unterhalten, als daß ich mit Aufmerkſamkeit ein Kunſtwerk hätte betrachten ſollen, ohne bald auf mich ſelbſt zurückzukehren. Ich war gewohnt, ein Gemälde und einen Kupferſtich nur anzuſehen wie die Buchſtaben eines Buchs. Ein ſchöner Druck gefällt wohl; aber wer wird ein Buch des Druckes wegen in die Hand nehmen? So ſollte mir auch eine bildliche Darſtellung Etwas ſagen; ſie ſollte mich belehren, rühren, beſſern; und der Oheim mochte in ſeinen Briefen, mit denen er ſeine Kunſtwerke erläuterte, reden, was er wollte, ſo blieb es mit mir doch immer beim Alten.

Doch mehr als meine eigene Natur zogen mich äußere Begebenheiten, die Veränderungen in meiner Familie, von ſolchen Betrachtungen, ja eine Weile von mir ſelbſt ab; ich mußte dulden und wirken, mehr als meine ſchwachen Kräfte zu ertragen ſchienen.

Meine ledige Schweſter war bisher mein rechter Arm geweſen; geſund, ſtark und unbeſchreiblich gütig hatte ſie die Beſorgung der Haushaltung über ſich genommen, wie mich die perſönliche Pflege des alten Vaters beſchäftigte. Es überfällt ſie ein Catarrh, woraus eine

Bruſtkrankheit wird, und in drei Wochen liegt ſie auf der Bahre; ihr Tod ſchlug mir Wunden, deren Narben ich jetzt noch nicht gerne anſehe.

Ich lag krank zu Bette, ehe ſie noch beerdigt war; der alte Schaden auf meiner Bruſt ſchien aufzuwachen; ich huſtete heftig und war ſo heiſer, daß ich keinen lauten Ton hervorbringen konnte.

Die verheirathete Schweſter kam vor Schrecken und Betrübniß zu früh in die Wochen. Mein alter Vater fürchtete, ſeine Kinder und die Hoffnung ſeiner Nachkommenſchaft auf ein Mal zu verlieren; ſeine gerechten Thränen vermehrten meinen Jammer; ich flehte zu Gott um Herſtellung einer leidlichen Geſundheit, und bat ihn nur, mein Leben bis nach dem Tode des Vaters zu friſten. Ich genas und war nach meiner Art wohl, konnte wieder meine Pflichten, obgleich nur auf eine kümmerliche Weiſe, erfüllen.

Meine Schweſter ward wieder guter Hoffnung. Mancherlei Sorgen, die in ſolchen Fällen der Mutter anvertraut werden, wurden mir mitgetheilt. Sie lebte nicht ganz glücklich mit ihrem Manne; Das ſollte dem Vater verborgen bleiben; ich mußte Schiedsrichter ſein, und konnte es um ſo eher, da mein Schwager Zutrauen zu mir hatte und Beide wirklich gute Menſchen waren, nur daß Beide, anſtatt einander nachzuſehen, mit einander rechteten und aus Begierde, völlig mit einander übereins zu leben, niemals einig werden konnten. Nun lernte ich auch die weltlichen Dinge mit Ernſt angreifen und Das ausüben, was ich ſonſt nur geſungen hatte.

Meine Schweſter gebar einen Sohn; die Unpäßlichkeit meines Vaters verhinderte ihn nicht, zu ihr zu reiſen. Bei'm Anblick des Kindes war er unglaublich heiter und froh, und bei der Taufe erſchien er mir gegen ſeine Art wie begeiſtert, ja ich möchte ſagen, als ein Genius mit zwei Geſichtern. Mit dem einen blickte er freudig vorwärts in jene Regionen, in die er bald einzugehen hoffte; mit dem andern auf das neue, hoffnungsvolle irdiſche Leben, das in dem Knaben entſprungen war, der von ihm abſtammte. Er ward nicht müde, auf dem Rückwege mich von dem Kinde zu unterhalten, von ſeiner Geſtalt, ſeiner Geſundheit und dem Wunſche, daß die Anlagen dieſes neuen Weltbürgers glücklich ausgebildet werden möchten. Seine Betrachtungen hierüber dauerten fort, als wir zu Hauſe anlangten, und erſt nach einigen Tagen bemerkte man eine Art Fieber, das ſich nach Tiſch, ohne Froſt, durch eine etwas ermattende Hitze äußerte. Er legte ſich jedoch nicht nieder, fuhr des Morgens aus und verſah treulich ſeine Amtsgeſchäfte, bis ihn endlich anhaltende, ernſthafte Symptome davon abhielten.

Nie werde ich die Ruhe des Geiſtes, die Klarheit und Deutlichkeit vergeſſen, womit er die Angelegenheiten ſeines Hauſes, die Beſorgung ſeines Begräbniſſes, als wie das Geſchäft eines Andern, mit der größten Ordnung vornahm.

Mit einer Heiterkeit, die ihm ſonſt nicht eigen war, und die bis zu einer lebhaften Freude ſtieg, ſagte er zu mir: Wo iſt die Todesfurcht hingekommen, die ich ſonſt noch wohl empfand? Sollt' ich zu ſterben ſcheuen? Ich habe einen gnädigen Gott; das Grab erweckt mir kein Grauen; ich habe ein ewiges Leben.

Mir die Umſtände ſeines Todes zurückzurufen, der bald darauf erfolgte, iſt in meiner Einſamkeit eine meiner angenehmſten Unterhaltungen, und die ſichtbaren Wirkungen einer höhern Kraft dabei wird mir Niemand wegräſonniren.

Der Tod meines lieben Vaters veränderte meine bisherige Lebensart. Aus dem ſtrengſten Gehorſam, aus der größten Einſchränkung kam ich in die größte Freiheit, und ich genoß ihrer wie einer Speiſe, die man lange entbehrt hat. Sonſt war ich ſelten zwei Stunden außer dem Hauſe; nun verlebte ich kaum einen Tag in meinem Zimmer. Meine Freunde, bei denen ich ſonſt nur abgeriſſene Beſuche machen konnte, wollten ſich meines anhaltenden Umgangs, ſowie ich mich des ihrigen, erfreuen; öfters wurde ich zu Tiſche geladen, Spazierfahrten und kleine Luſtreiſen kamen hinzu, und ich blieb nirgends zurück. Als aber der Cirkel durchlaufen war, ſah ich, daß das unſchätzbare Glück der Freiheit nicht darin beſteht, daß man Alles thut, was man thun mag, und wozu uns die Umſtände einladen, ſondern daß man Das ohne Hinderniß und Rückhalt, auf dem geraden Wege thun kann, was man für recht und ſchicklich hält, und ich war alt genug, in dieſem Falle ohne Lehrgeld zu der ſchönen Ueberzeugung zu gelangen.

Was ich mir nicht verſagen konnte, war, ſobald als nur möglich, den Umgang mit den Gliedern der Herrnhuthiſchen Gemeinde fortzuſetzen und feſter zu knüpfen, und ich eilte, eine ihrer nächſten Einrichtungen zu beſuchen; aber auch da fand ich keineswegs, was ich mir vorgeſtellt hatte. Ich war ehrlich genug, meine Meinung merken zu laſſen, und man ſuchte mir hinwieder beizubringen: dieſe Verfaſſung ſei gar Nichts gegen eine ordentlich eingerichtete Gemeinde. Ich konnte mir Das gefallen laſſen; doch hätte nach meiner Ueberzeugung der wahre Geiſt aus einer kleinen ſo gut als aus einer großen Anſtalt hervorblicken ſollen.

Einer ihrer Biſchöfe, der gegenwärtig war, ein unmittelbarer Schüler des Grafen, be-

fahren aufbewahrt, sich selbst und seine Kinder von leidlichen Meistern malen lassen; auch war meine Mutter und ihre Verwandten nicht vergessen worden. Wir kannten die Charactere der ganzen Familie genau, und da wir sie oft unter einander verglichen hatten, so suchten wir nun bei den Kindern die Aehnlichkeiten des Aeußern und Innern wieder auf. Der älteste Sohn meiner Schwester schien seinem Großvater, väterlicher Seite, zu gleichen, von dem ein jugendliches Bild sehr gut gemalt in der Sammlung unsers Oheims aufgestellt war; auch liebte er wie Jener, der sich immer als ein braver Offizier gezeigt hatte, nichts so sehr als das Gewehr, womit er sich immer, so oft er mich besuchte, beschäftigte. Denn mein Vater hatte einen sehr schönen Gewehrschrank hinterlassen, und der Kleine hatte nicht eher Ruhe, bis ich ihm ein Paar Pistolen und eine Jagdflinte schenkte, und bis er herausgebracht hatte, wie ein Deutsches Schloß aufzuziehen sei. Uebrigens war er in seinen Handlungen und seinem ganzen Wesen nichts weniger als rauh, sondern vielmehr sanft und verständig.

Die älteste Tochter hatte meine ganze Neigung gefesselt, und es mochte wohl daher kommen, weil sie mir ähnlich sah, und weil sie sich von allen Vieren am Meisten zu mir hielt. Aber ich kann wohl sagen, je genauer ich sie beobachtete, da sie heranwuchs, desto mehr beschämte sie mich, und ich konnte das Kind nicht ohne Bewunderung, ja ich darf beinahe sagen, nicht ohne Verehrung ansehen. Man sah nicht leicht eine edlere Gestalt, ein ruhiger' Gemüth und eine immer so gleiche, auf keinen Gegenstand eingeschränkte Thätigkeit. Sie war keinen Augenblick ihres Lebens unbeschäftigt, und jedes Geschäft ward unter ihren Händen zur würdigen Handlung. Alles schien ihr gleich, wenn sie nur Das verrichten konnte, was in der Zeit und am Platz war, und eben so konnte sie ruhig, ohne Ungeduld, bleiben, wenn sich Nichts zu thun fand. Diese Thätigkeit, ohne Bedürfniß einer Beschäftigung, habe ich in meinem Leben nicht wieder gesehen. Unnachahmlich war von Jugend auf ihr Betragen gegen Nothleidende und Hülfsbedürftige. Ich gestehe gern, daß ich niemals das Talent hatte, mit aus der Wohlthätigkeit ein Geschäft zu machen; ich war nicht karg gegen Arme, ja ich gab oft in meinem Verhältnisse zu viel dahin, aber gewisser Maßen kaufte ich mich nur los, und es mußte mir Jemand angeboren sein, wenn er mir meine Sorgfalt abgewinnen wollte. Gerade das Gegentheil lobe ich an meiner Nichte. Ich habe sie niemals einem Armen Geld geben sehen, und was sie von mir zu diesem Endzweck erhielt, verwandelte sie immer erst in das nächste Bedürfniß. Niemals erschien sie mir liebenswürdiger, als wenn sie meine Kleider- und Wäschschränke plünderte; immer fand sie etwas, das ich nicht trug und nicht brauchte, und diese alten Sachen zusammenzuschneiden und sie irgend einem zerlumpten Kinde anzupassen, war ihre größte Glückseligkeit.

Die Gesinnungen ihrer Schwester zeigten sich schon anders; sie hatte Vieles von der Mutter, versprach schon frühe sehr zierlich und reizend zu werden, und scheint ihr Versprechen halten zu wollen; sie ist sehr mit ihrem Aeußern beschäftigt und wußte sich, von früher Zeit an, auf eine in die Augen fallende Weise zu putzen und zu tragen. Ich erinnere mich noch immer, mit welchem Entzücken sie sich als ein kleines Kind im Spiegel besah, als ich ihr die schönen Perlen, die mir meine Mutter hinterlassen hatte, und die sie von ungefähr bei mir fand, umbinden mußte.

Wenn ich diese verschiedenen Neigungen betrachtete, war es mir angenehm zu denken, wie meine Besitzungen, nach meinem Tode, unter sie zerfallen und durch sie wieder lebendig werden würden. Ich sah die Jagdflinten meines Vaters schon wieder auf dem Rücken des Neffen im Felde herumwandeln, und aus seiner Jagdtasche schon wieder Hühner heraufallen: ich sah meine sämmtliche Garderobe, bei der Oster-Confirmation, lauter kleinen Mädchen angepaßt, aus der Kirche herauskommen, und mit meinen besten Stoffen ein sittsames Bürgermädchen an ihrem Brauttage geschmückt; denn zu Ausstattung solcher Kinder und ehrbarer armer Mädchen hatte Natalie eine besondere Neigung, ob sie gleich, wie ich hier bemerken muß, selbst keine Art von Liebe, und wenn ich so sagen darf, kein Bedürfniß einer Anhänglichkeit an ein sichtbares oder unsichtbares Wesen, wie es sich bei mir in meiner Jugend so lebhaft gezeigt hatte, auf irgend eine Weise merken ließ.

Wenn ich nun dachte, daß die Jüngste an eben demselben Tage meine Perlen und Juwelen nach Hofe tragen werde, so sah ich mit Ruhe meine Besitzungen, wie meinen Körper, den Elementen wieder gegeben.

Die Kinder wachsen heran, und sind zu meiner Zufriedenheit gesunde, schöne und wackere Geschöpfe. Ich ertrage es mit Geduld, daß der Oheim sie von mir entfernt hält, und sehe sie, wenn sie in der Nähe oder auch wohl gar in der Stadt sind, selten.

Ein wunderbarer Mann, den man für einen Französischen Geistlichen hält, ohne daß man recht von seiner Herkunft unterrichtet ist, hat die Aufsicht über die sämmtlichen Kinder, welche an verschiedenen Orten erzogen werden und bald hier bald da in der Kost sind.

Ich konnte Anfangs keinen Plan in dieser

Erziehung ſehen, bis mir mein Arzt zuletzt eröffnete: der Oheim habe ſich durch den Abbé überzeugen laſſen, daß, wenn man an der Erziehung des Menſchen Etwas thun wolle, müſſe man ſehen, wohin ſeine Neigungen und Wünſche gehen? Sodann müſſe man ihn in die Lage verſetzen, jene ſobald als möglich zu befriedigen, dieſe ſobald als möglich zu erreichen, damit der Menſch, wenn er ſich geirret habe, früh genug ſeinen Irrthum gewahr werde, und wenn er Das getroffen hat, was für ihn paßt, deſto eifriger daran halte und ſich deſto emſiger fortbilde. Ich wünſche, daß dieſer ſonderbare Verſuch gelingen möge; bei ſo guten Naturen iſt es vielleicht möglich.

Aber Das, was ich nicht an dieſen Erziehern billigen kann, iſt, daß ſie Alles von den Kindern zu entfernen ſuchen, was ſie zu dem Umgange mit ſich ſelbſt und mit dem unſichtbaren, einzigen treuen Freunde führen könne. Ja, es verdrießt mich oft von dem Oheim, daß er mich deßhalb für die Kinder für gefährlich hält. Im Practiſchen iſt doch kein Menſch tolerant! Denn wer auch verſichert, daß er Jedem ſeine Art und Weſen gerne laſſen wolle, ſucht doch immer Diejenigen von der Thätigkeit auszuſchließen, die nicht ſo denken wie er.

Dieſe Art, die Kinder von mir zu entfernen, betrübte mich deſto mehr, je mehr ich von der Realität meines Glaubens überzeugt ſein kann. Warum ſollte er nicht einen göttlichen Urſprung, nicht einen wirklichen Gegenſtand haben, da er ſich im Practiſchen ſo wirkſam erweiſet? Werden wir durch's Practiſche doch unſers eigenen Daſeins ſelbſt erſt recht gewiß, warum ſollten wir uns nicht auch auf eben dem Wege von jenem Weſen überzeugen können, das uns zu allem Guten die Hand reicht?

Daß ich immer vorwärts, nie rückwärts gehe; daß meine Handlungen immer mehr der Idee ähnlich werden, die ich mir von der Vollkommenheit gemacht habe; daß ich täglich mehr Leichtigkeit fühle, Das zu thun, was ich für recht halte, ſelbſt bei der Schwäche meines Körpers, der mir ſo manchen Dienſt verſagte: läßt ſich das Alles aus der menſchlichen Natur, deren Verderben ich ſo tief eingeſehen habe, erklären? Für mich nun einmal nicht.

Ich erinnere mich kaum eines Gebotes; Nichts erſcheint mir in Geſtalt eines Geſetzes; es iſt ein Trieb, der mich leitet und mich immer recht führet; ich folge mit Freiheit meinen Geſinnungen und weiß ſo wenig von Einſchränkung als von Reue. Gott ſei Dank, daß ich erkenne, wem ich dieſes Glück ſchuldig bin und daß ich an dieſe Vorzüge nur mit Demuth denken darf! Denn niemals werde ich in Gefahr kommen, auf mein eigenes Können und Vermögen ſtolz zu werden, da ich ſo deutlich erkannt habe, welch Ungeheuer in jedem menſchlichen Buſen, wenn eine höhere Kraft uns nicht bewahrt, ſich erzeugen und ernähren könne.

Siebentes Buch.

Erſtes Capitel.

Der Frühling war in ſeiner völligen Herrlichkeit erſchienen; ein frühzeitiges Gewitter, das den ganzen Tag gedrohet hatte, ging ſtürmiſch an den Bergen nieder; der Regen zog nach dem Lande; die Sonne trat wieder in ihrem Glanze hervor, und auf dem grauen Grunde erſchien der herrliche Bogen. Wilhelm ritt ihm entgegen und ſah ihn mit Wehmuth an. Ach! ſagte er zu ſich ſelbſt, erſcheinen uns denn eben die ſchönſten Farben des Lebens nur auf dunkelm Grunde? Und müſſen Tropfen fallen, wenn wir entzückt werden ſollen? Ein heiterer Tag iſt wie ein grauer, wenn wir ihn ungerührt anſehen; und was kann uns rühren, als die ſtille Hoffnung, daß die angeborene Neigung unſers Herzens nicht ohne Gegenſtand bleiben werde? Uns rührt die Erzählung jeder guten That, uns rührt das Anſchauen jedes harmoniſchen Gegenſtandes; wir fühlen dabei, daß wir nicht ganz in der Fremde ſind, wir wähnen einer Heimath näher zu ſein, nach der unſer Beſtes, Innerſtes ungeduldig hinſtrebt.

Inzwiſchen hatte ihn ein Fußgänger eingeholt, der ſich zu ihm geſellte, mit ſtarkem Schritte neben dem Pferde blieb und, nach einigen gleichgiltigen Reden, zu dem Reiter ſagte: Wenn ich mich nicht irre, ſo muß ich Sie irgendwo ſchon geſehen haben.

Ich erinnere mich Ihrer auch, verſetzte Wilhelm; haben wir nicht zuſammen eine luſtige Waſſerfahrt gemacht? — Ganz recht! erwiederte der Andere.

Wilhelm betrachtete ihn genauer und ſagte nach einigem Stillſchweigen: Ich weiß nicht, was für eine Veränderung mit Ihnen vorgegangen ſein mag; damals hielt ich Sie für einen lutheriſchen Landgeiſtlichen und jetzt ſehen Sie mir eher einem catholiſchen ähnlich.

Heute betrügen Sie ſich wenigſtens nicht, ſagte der Andere, indem er den Hut abnahm und die Tonſur ſehen ließ. Wo iſt denn Ihre Geſellſchaft hingekommen? Sind Sie noch lange bei Ihr geblieben?

Länger als billig: denn leider, wenn ich an jene Zeit zurückdenke, die ich mit ihr zugebracht habe, ſo glaube ich in ein unendliches Leere zu ſehen; es iſt mir Nichts davon übrig geblieben.

Darin irren Sie ſich; Alles, was uns begegnet, läßt Spuren zurück, Alles trägt unmerklich zu unſerer Bildung bei; doch es iſt gefährlich, ſich davon Rechenſchaft geben zu wollen. Wir werden dabei entweder ſtolz und läſſig, oder niedergeſchlagen und kleinmüthig, und Eins iſt für die Folge ſo hinderlich als das Andere. Das Sicherſte bleibt immer, nur das Nächſte zu thun, was vor uns liegt; und Das iſt jetzt, fuhr er mit einem Lächeln fort, daß wir eilen, in's Quartier zu kommen.

Wilhelm fragte, wie weit noch der Weg nach Lotario's Gut ſei? Der Andere verſetzte, daß es hinter dem Berge liege. Vielleicht treffe ich Sie dort an, fuhr er fort; ich habe nur in der Nachbarſchaft noch Etwas zu beſorgen. Leben Sie ſo lange wohl! Und mit dieſen Worten ging er einen ſteilen Pfad, der ſchneller über den Berg hinüber zu führen ſchien.

Ja wohl hat er recht! ſagte Wilhelm vor ſich, indem er weiter ritt: an das Nächſte ſoll man denken; und für mich iſt wohl jetzt nichts Näheres, als der traurige Auftrag, den ich ausrichten ſoll. Laß ſehen, ob ich die Rede noch ganz im Gedächtniß habe, die den grauſamen Freund beſchämen ſoll.

Er fing darauf an, ſich dieſes Kunſtwerk vorzuſagen; es fehlte ihm auch nicht eine Sylbe, und je mehr ihm ſein Gedächtniß zu Statten kam, deſto mehr wuchs ſeine Leidenſchaft und ſein Muth. Aurelie'ns Leiden und Tod waren lebhaft vor ſeiner Seele gegenwärtig.

Geiſt meiner Freundinn! rief er aus, umſchwebe mich! und wenn es Dir möglich iſt, ſo gib mir ein Zeichen, daß Du beſänftigt, daß Du verſöhnt ſei'ſt!

Unter dieſen Worten und Gedanken war er auf die Höhe des Berges gekommen, und ſah an deſſen Abhang, an der andern Seite, ein wunderliches Gebäude liegen, das er ſogleich für Lotario's Wohnung hielt. Ein altes, unregelmäßiges Schloß, mit einigen Thürmen und Giebeln, ſchien die erſte Anlage dazu geweſen zu ſein; allein noch unregelmäßiger waren die neuen Angebäude, die theils nah, theils in einiger Entfernung davon errichtet, mit dem Hauptgebäude durch Galerien und bedeckte Gänge zuſammenhingen. Alle äußere Symmetrie, jedes architectoniſche Anſehen ſchien dem Bedürfniß der innern Bequemlichkeit aufgeopfert zu ſein. Keine Spur von Wall und Graben war zu ſehen, ebenſo wenig als von künſtlichen Gärten und großen Alleen. Ein Gemüſe- und Baumgarten drang bis an die Häuſer hinan, und kleine nutzbare Gärten waren ſelbſt in den Zwiſchenräumen angelegt. Ein heiteres Dörfchen lag in einiger Entfernung; Gärten und Felder ſchienen durchaus in dem beſten Zuſtande.

In ſeine eigenen leidenſchaftlichen Betrachtungen vertieft, ritt Wilhelm weiter, ohne viel über Das, was er ſah, nachzudenken, ſtellte ſein Pferd in einem Gaſthofe ein und eilte, nicht ohne Bewegung, nach dem Schloſſe zu.

Ein alter Bedienter empfing ihn an der Thüre, und berichtete ihm mit vieler Gutmüthigkeit, daß er heute wohl ſchwerlich vor den Herrn kommen werde; der Herr habe viel Briefe zu ſchreiben und ſchon einige ſeiner Geſchäftsleute abweiſen laſſen. Wilhelm ward dringender, und endlich mußte der Alte nachgeben und ihn melden. Er kam zurück, und führte Wilhelm'en in einen großen, alten Saal. Dort erſuchte er ihn, ſich zu gedulden, weil der Herr vielleicht noch eine Zeit lang ausbleiben werde. Wilhelm ging unruhig auf und ab, und warf einige Blicke auf die Ritter und Frauen, deren alte Abbildungen an der Wand umherhingen; er wiederholte den Anfang ſeiner Rede, und ſie ſchien ihm in Gegenwart dieſer Harniſche und Kragen erſt recht am Platz. So oft er Etwas rauſchen hörte, ſetzte er ſich in Poſitur, um ſeinen Gegner mit Würde zu empfangen, ihm erſt den Brief zu überreichen und ihn dann mit den Waffen des Vorwurfs anzufallen.

Mehrmals war er ſchon getäuſcht worden und fing wirklich an, verdrießlich und verſtimmt zu werden, als endlich aus einer Seitenthür ein wohlgebildeter Mann, in Stiefeln und einem ſchlichten Ueberrocke, heraustrat. Was bringen Sie mir Gutes? ſagte er mit freundlicher Stimme zu Wilhelm'en; verzeihen Sie, daß ich Sie habe warten laſſen.

Er faltete, indem er Dieſes ſprach, einen Brief, den er in der Hand hielt. Wilhelm, nicht ohne Verlegenheit, überreichte ihm das Blatt Aurelie'ns und ſagte: Ich bringe die letzten Worte einer Freundinn, die Sie nicht ohne Rührung leſen werden.

Lotario nahm den Brief und ging ſogleich in das Zimmer zurück, wo er, wie Wilhelm recht gut durch die offene Thüre ſehen konnte, erſt noch einige Briefe ſiegelte und überſchrieb, dann Aurelie'ns Brief eröffnete und las. Er ſchien das Blatt einige Mal durchgeriſſen zu haben, und Wilhelm, obgleich ſeinem Gefühl nach die pathetiſche Rede zu dem natürlichen Empfang nicht recht paſſen wollte, nahm ſich doch zuſammen, ging auf die Schnelle los und wollte ſeinen Spruch beginnen, als eine Tapeten-Thüre des Cabinet's ſich öffnete, und der Geiſtliche hereintrat.

Ich erhalte die wunderlichſte Depeſche von der Welt, rief Lotario ihm entgegen; verzeihen Sie mir, fuhr er fort, indem er ſich gegen Wil-

Der Erde Freuden überſpringt.
Den ſchlepp' ich durch das wilde Leben,
Durch flache Unbedeutenheit,
Er ſoll mir zappeln, ſtarren, kleben,
Und ſeiner Unerſättlichkeit
Soll Speiſ' und Trank vor gier'gen Lippen ſchweben;
Er wird Erquickung ſich umſonſt erflehn,
Und hätt' er ſich auch nicht dem Teufel übergeben,
Er müßte doch zu Grunde gehn!

Ein Schüler tritt auf.

Schüler.

Ich bin allhier erſt kurze Zeit,
Und komme voll Ergebenheit,
Einen Mann zu ſprechen und zu kennen,
Den alle mir mit Ehrfurcht nennen.

Mephiſtopheles.

Eure Höflichkeit erfreut mich ſehr!
Ihr ſeht einen Mann wie andre mehr.
Habt ihr euch ſonſt ſchon umgethan?

helm'en wandte, wenn ich in diesem Augenblicke nicht gestimmt bin, mich mit Ihnen weiter zu unterhalten. Sie bleiben heute Nacht bei uns! und Sie sorgen für unsern Gast, Abbé, daß ihm Nichts abgeht.

Mit diesen Worten machte er eine Verbeugung gegen Wilhelm'en; der Geistliche nahm unsern Freund bei der Hand, der nicht ohne Widerstreben folgte.

Stillschweigend gingen sie durch wunderliche Gänge und kamen in ein gar artiges Zimmer. Der Geistliche führte ihn ein und verließ ihn ohne weitere Entschuldigung. Bald darauf erschien ein munterer Knabe, der sich bei Wilhelm'en als seine Bedienung ankündigte und das Abendessen brachte, bei der Aufwartung von der Ordnung des Hauses, wie man zu frühstücken, zu speisen, zu arbeiten und sich zu vergnügen pflegte, Manches erzählte, und besonders zu Lotharios Ruhm gar Vieles vorbrachte.

So angenehm auch der Knabe war, so suchte ihn Wilhelm doch bald loszuwerden. Er wünschte allein zu sein; denn er fühlte sich in seiner Lage äußerst gedrückt und beklommen. Er machte sich Vorwürfe, seinen Vorsatz so schlecht vollführt, seinen Auftrag nur halb ausgerichtet zu haben. Bald nahm er sich vor, den andern Morgen das Versäumte nachzuholen, bald ward er gewahr, daß Lotharios Gegenwart ihn zu ganz andern Gefühlen stimmte. Das Haus, worin er sich befand, kam ihm auch so wunderbar vor; er wußte sich in seine Lage nicht zu finden. Er wollte sich ausziehen und öffnete seinen Mantelsack; mit seinen Nachtsachen brachte er zugleich den Schleier des Geistes hervor, den Mignon eingepackt hatte. Der Anblick vermehrte seine traurige Stimmung. Flieh! Jüngling, flieh! rief er aus. Was soll das mystische Wort heißen? was fliehen? wohin fliehen? Weit besser hätte der Geist mir zurufen: Kehre in Dich selbst zurück! Er betrachtete die Englischen Kupfer, die an der Wand in Rahmen hingen; gleichgiltig sah er über die Meisten hinweg, endlich fand er auf dem einen ein unglücklich strandendes Schiff vorgestellt; ein Vater mit seinen schönen Töchtern erwartete den Tod von den hereindringenden Wellen. Das eine Frauenzimmer schien Aehnlichkeit mit jener Amazone zu haben: ein unaussprechliches Mitleiden ergriff unsern Freund; er fühlte ein unwiderstehliches Bedürfniß, seinem Herzen Luft zu machen, Thränen drangen aus seinem Auge, und er konnte sich nicht wieder erholen, bis ihn der Schlaf überwältigte.

Sonderbare Traumbilder erschienen ihm gegen Morgen. Er fand sich in einem Garten, den er als Knabe öfters besucht hatte, und sah mit Vergnügen die bekannten Alleen, Hecken und Blumenbeete wieder; Mariane begegnete ihm, er sprach liebevoll mit ihr und ohne Erinnerung irgend eines vergangenen Mißverhältnisses. Gleich darauf trat sein Vater zu ihnen, im Hauskleide; und mit vertraulicher Miene, die ihm selten war, hieß er den Sohn zwei Stühle aus dem Gartenhause holen, nahm Mariane'n bei der Hand und führte sie nach einer Laube.

Wilhelm eilte nach dem Gartensaale, fand ihn aber ganz leer, nur sah er Aurelie'n an dem entgegengesetzten Fenster stehen. Er ging, sie anzureden, allein sie blieb unverwandt, und ob er sich gleich neben sie stellte, konnte er doch ihr Gesicht nicht sehen. Er blickte zum Fenster hinaus und sah, in einem fremden Garten, viele Menschen beisammen, von denen er einige sogleich erkannte. Frau Melina saß unter einem Baum und spielte mit einer Rose, die sie in der Hand hielt; Laertes stand neben ihr und zählte Geld aus einer Hand in die andere. Mignon und Felix lagen im Grase, Jene ausgestreckt auf dem Rücken, Dieser auf dem Gesichte. Philine trat hervor, und klatschte über den Kindern in die Hände; Mignon blieb unbeweglich, Felix sprang auf und floh vor Philine'n. Erst lachte er im Laufen, als Philine ihn verfolgte; dann schrie er ängstlich, als der Harfenspieler mit großen, langsamen Schritten ihm nachging. Das Kind lief gerade auf einen Teich los; Wilhelm eilte ihm nach, aber zu spät; das Kind lag im Wasser! Wilhelm stand wie eingewurzelt. Nun sah er die schöne Amazone an der andern Seite des Teichs; sie streckte ihre rechte Hand gegen das Kind aus und ging am Ufer hin; das Kind durchstrich das Wasser in gerader Richtung auf den Finger zu, und folgte ihr nach, wie sie ging; endlich reichte sie ihm ihre Hand und zog es aus dem Teiche. Wilhelm war indessen näher gekommen; das Kind brannte über und über, und es fielen feurige Tropfen von ihm herab. Wilhelm war noch besorgter; doch die Amazone nahm schnell einen weißen Schleier vom Haupte und bedeckte das Kind damit. Das Feuer war sogleich gelöscht. Als sie den Schleier aufhob, sprangen zwei Knaben hervor, die zusammen muthwillig hin und her spielten, als Wilhelm mit der Amazone Hand in Hand durch den Garten ging und in der Entfernung seinen Vater und Mariane'n in einer Allee spazieren sah, die mit hohen Bäumen den ganzen Garten zu umgeben schien. Er richtete seinen Weg auf Beide zu und machte mit seiner schönen Begleiterinn den Durchschnitt des Gartens, als auf ein Mal der blonde Friedrich ihnen in den Weg trat und sie mit großem Gelächter und allerlei Possen aufhielt. Sie wollten deßungeachtet ihren Weg weiter fortsetzen; da eilte er weg und lief auf jenes entfernte Paar zu; der Vater und Ma-

riane ſchienen vor ihm zu fliehen, er lief nur deſto ſchneller, und Wilhelm ſah Jene faſt im Fluge durch die Allee hinſchweben. Natur und Neigung forderten ihn auf, Jenen zu Hülfe zu kommen, aber die Hand der Amazone hielt ihn zurück. Wie gern ließ er ſich halten! Mit dieſer gemiſchten Empfindung wachte er auf und fand ſein Zimmer ſchon von der hellen Sonne erleuchtet.

Zweites Capitel.

Der Knabe lud Wilhelm'en zum Frühſtück ein; Dieſer fand den Abbé ſchon im Saale; Lothario, hieß es, ſei ausgeritten; der Abbé war nicht ſehr geſprächig und ſchien eher nachdenklich zu ſein; er fragte nach Aurelien's Tode und hörte mit Theilnahme der Erzählung Wilhelm's zu. Ach! rief er aus, wem es lebhaft und gegenwärtig iſt, welche unendliche Operationen Natur und Kunſt machen müſſen, bis ein gebildeter Menſch daſteht, wer ſelbſt ſoviel als möglich an der Bildung ſeiner Mitbrüder Theil nimmt, der möchte verzweifeln, wenn er ſieht, wie freventlich ſich oft der Menſch zerſtört und ſo oft in den Fall kommt, mit oder ohne Schuld, zerſtört zu werden. Wenn ich Das bedenke, ſo ſcheint mir das Leben ſelbſt eine ſo zufällige Gabe, daß ich Jeden loben möchte, der ſie nicht höher als billig ſchätzt.

Er hatte kaum ausgeſprochen, als die Thüre mit Heftigkeit ſich aufriß, ein junges Frauenzimmer hereinſtürzte und den alten Bedienten, der ſich ihr in den Weg ſtellte, zurückſtieß. Sie eilte gerade auf den Abbé zu und konnte, indem ſie ihn bei dem Arm faßte, vor Weinen und Schluchzen kaum die wenigen Worte hervorbringen: Wo iſt er? Wo habt Ihr ihn? Es iſt eine entſetzliche Verrätherei! Geſteht nur! Ich weiß, was vorgeht! Ich will ihm nach! Ich will wiſſen, wo er iſt.

Beruhigen Sie ſich, mein Kind, ſagte der Abbé mit angenommener Gelaſſenheit: kommen Sie auf Ihr Zimmer; Sie ſollen Alles erfahren; nur müſſen Sie hören können, wenn ich Ihnen erzählen ſoll. Er bot ihr die Hand an, im Sinne, ſie wegzuführen. Ich werde nicht auf mein Zimmer gehen, rief ſie aus; ich haſſe die Wände, zwiſchen denen Ihr mich ſchon ſo lange gefangen haltet! Und doch habe ich Alles erfahren: der Obriſt hat ihn herausgefordert; er iſt hinausgeritten, ſeinen Gegner aufzuſuchen und vielleicht jetzt eben in dieſem Augenblicke — es war mir etliche Mal, als hörte ich ſchießen. Laſſen Sie anſpannen und fahren Sie mit mir, oder ich fülle das Haus, das ganze Dorf mit meinem Geſchrei.

Sie eilte unter den heftigſten Thränen nach dem Fenſter; der Abbé hielt ſie zurück und ſuchte vergebens, ſie zu beſänftigen.

Man hörte einen Wagen fahren; ſie riß das Fenſter auf: Er iſt todt! rief ſie, da bringen ſie ihn. — Er ſteigt aus! ſagte der Abbé. Sie ſehen, er lebt! — Er iſt verwundet, verſetzte ſie heftig, ſonſt käm' er zu Pferde! Sie führen ihn! Er iſt gefährlich verwundet! Sie rannte zur Thüre hinaus und die Treppe hinunter; der Abbé eilte ihr nach und Wilhelm folgte ihnen; er ſah, wie die Schöne ihrem heraufkommenden Geliebten begegnete.

Lotharie lehnte ſich auf ſeinen Begleiter, welchen Wilhelm ſogleich für ſeinen alten Schaffner Jarno erkannte, ſprach dem troſtloſen Frauenzimmer gar liebreich und freundlich zu; und indem er ſich auch auf ſie ſtützte, kam er die Treppe langſam herauf; er grüßte Wilhelm'en und ward in ſein Cabinet geführt.

Nicht lange darauf kam Jarno wieder heraus und trat zu Wilhelm'en: Sie ſind, wie es ſcheint, ſagte er, prädeſtinirt, überall Schauſpieler und Theater zu finden; wir ſind eben in einem Drama begriffen, das nicht ganz luſtig iſt.

Ich freue mich, verſetzte Wilhelm, Sie in dieſem ſonderbaren Augenblicke wiederzufinden; ich bin verwundert, erſchrocken, und Ihre Gegenwart macht mich gleich ruhig und gefaßt. Sagen Sie mir, hat es Gefahr? Iſt der Baron ſchwer verwundet? — Ich glaube nicht, verſetzte Jarno.

Nach einiger Zeit trat der junge Wundarzt aus dem Zimmer. Nun, was ſagen Sie, rief ihm Jarno entgegen — Daß es ſehr gefährlich ſteht, verſetzte Dieſer, und ſteckte einige Inſtrumente in ſeine lederne Taſche zuſammen.

Wilhelm betrachtete das Band, das von der Taſche herunterhing; er glaubte es zu kennen. Lebhafte, widerſprechende Farben, ein ſeltſames Muſter, Gold und Silber in wunderlichen Figuren, zeichneten dieſes Band vor allen Bändern der Welt aus. Wilhelm war überzeugt, die Inſtrumenten-Taſche des alten Chirurgus vor ſich zu ſehen, der ihn in jenem Walde verbunden hatte; und die Hoffnung, nach ſo langer Zeit wieder eine Spur ſeiner Amazone zu finden, ſchlug wie eine Flamme durch ſein ganzes Weſen.

Wo haben Sie die Taſche her? rief er aus. Wem gehörte ſie vor Ihnen? Ich bitte, ſagen Sie mir's. — Ich habe ſie in einer Auction gekauft, verſetzte Jener; was kümmert's mich, wem ſie angehörte? Mit dieſen Worten entfernte er ſich, und Jarno ſagte: wenn dieſem jungen Menſchen nur ein wahres Wort aus dem Munde ginge! So hat er alſo dieſe Taſche nicht erfunden? verſetzte Wilhelm. — So wenig, als es Gefahr mit Lotharie hat, antwortete Jarno.

Wilhelm ſtand in ein vielfaches Nachdenken verſenkt, als Jarno ihn fragte, wie es ihm zeither gegangen ſei? Wilhelm erzählte ſeine Geſchichte im Allgemeinen; und als er zuletzt von Aurelie'ns Tod und von ſeiner Botſchaft geſprochen hatte, rief Jener aus: es iſt doch ſonderbar, ſehr ſonderbar!

Der Abbé trat aus dem Zimmer, winkte Jarno zu, an ſeiner Statt hineinzugehen, und ſagte zu Wilhelm'en: der Baron läßt Sie erſuchen, hier zu bleiben, einige Tage die Geſellſchaft zu vermehren und zu ſeiner Unterhaltung unter dieſen Umſtänden beizutragen. Haben Sie nöthig, Etwas an die Ihrigen zu beſtellen, ſo ſoll Ihr Brief gleich beſorgt werden; und damit Sie dieſe wunderbare Begebenheit verſtehen, von der Sie Augenzeuge ſind, muß ich Ihnen erzählen, was eigentlich kein Geheimniß iſt. Der Baron hatte ein kleines Abenteuer mit einer Dame, das mehr Aufſehen machte, als billig war, weil ſie den Triumph, ihn einer Nebenbuhlerinn entriſſen zu haben, allzu lebhaft genießen wollte. Leider fand er nach einiger Zeit bei ihr nicht die nämliche Unterhaltung! Er vermied ſie; allein bei ihrer heftigen Gemüthsart war es ihr unmöglich, ihr Schickſal mit geſetztem Muthe zu tragen. Bei einem Balle gab es einen öffentlichen Bruch; ſie glaubte ſich äußerſt beleidigt und wünſchte, gerächt zu werden; kein Ritter fand ſich, der ſich ihrer angenommen hätte, bis endlich ihr Mann, von dem ſie ſich lange getrennt hatte, die Sache erfaßte und ſich ihrer annahm, den Baron herausforderte und heute verwundete; doch iſt der Obriſt, wie ich höre, noch ſchlimmer dabei gefahren.

Von dieſem Augenblicke an ward unſer Freund im Hauſe, als gehöre er zur Familie, behandelt.

Drittes Capitel.

Man hatte einige Mal dem Kranken vorgeleſen; Wilhelm leiſtete dieſen kleinen Dienſt mit Freuden. Lydie kam nicht vom Bette hinweg; ihre Sorgfalt für den Verwundeten verſchlang alle ihre übrige Aufmerkſamkeit; aber heute ſchien auch Lotharie zerſtreut, ja er bat, daß man nicht weiter leſen möchte.

Ich fühle heute ſo lebhaft, ſagte er, wie thöricht der Menſch ſeine Zeit verſtreichen läßt! Wie Manches habe ich mir vorgenommen, wie Manches durchdacht, und wie zaudert man nicht bei ſeinen beſten Verſätzen! Ich habe die Vorſchläge über die Veränderungen geleſen, die ich auf meinen Gütern machen will, und ich kann ſagen, ich freue mich vorzüglich dieſer wegen, daß die Kugel keinen gefährlichern Weg genommen hat.

Lydie ſah ihn zärtlich, ja mit Thränen in den Augen an, als wollte ſie fragen, ob denn ſie, ob ſeine Freunde nicht auch Antheil an der Lebensfreude fordern könnten? Jarno dagegen verſetzte: Veränderungen, wie Sie vorhaben, werden billig erſt von allen Seiten überlegt, bis man ſich dazu entſchließt.

Lange Ueberlegungen, verſetzte Lotharie, zeigen gewöhnlich, daß man den Punct nicht im Auge hat, von dem die Rede iſt, übereilte Handlungen, daß man ihn gar nicht kennt. Ich überſehe ſehr deutlich, daß ich in vielen Stücken, bei der Wirthſchaft meiner Güter, die Dienſte meiner Landleute nicht entbehren kann, und daß ich auf gewiſſen Rechten ſtrack und ſtreng halten muß; ich ſehe aber auch, daß andere Befugniſſe mir zwar vortheilhaft, aber nicht ganz unentbehrlich ſind, ſo daß ich davon meinen Leuten auch was gönnen kann. Man verliert nicht immer, wenn man entbehrt. Nutze ich nicht meine Güter weit beſſer als mein Vater? Werde ich meine Einkünfte nicht noch höher treiben? Und ſoll ich dieſen wachſenden Vortheil allein genießen? Soll ich Dem, der mit mir und für mich arbeitet, nicht auch in dem Seinigen Vortheile gönnen, die uns erweiterte Kenntniſſe, die uns eine verrückende Zeit darbietet?

Der Menſch iſt nun einmal ſo! rief Jarno, und table mich nicht, wenn ich mich auch in dieſer Eigenheit ertappe; der Menſch begehrt Alles an ſich zu reißen, um nur nach Belieben damit ſchalten und walten zu können; das Geld, das er nicht ſelbſt ausgibt, ſcheint ihm ſelten wohl angewendet.

O ja! verſetzte Lotharie, wir könnten Manches vom Capital entbehren, wenn wir mit den Intereſſen weniger willkürlich umgingen.

Das Einzige, was ich zu erinnern habe, ſagte Jarno, und warum ich nicht rathen kann, daß Sie eben jetzt die Veränderungen machen, wodurch Sie wenigſtens im Augenblicke verlieren, iſt, daß Sie ſelbſt noch Schulden haben, deren Abzahlung Sie einengt. Ich würde rathen, Ihren Plan aufzuſchieben, bis Sie völlig im Reinen wären.

Und indeſſen einer Kugel oder einem Dachziegel zu überlaſſen, ob er die Reſultate meines Lebens und meiner Thätigkeit auf immer vernichten wollte! O, mein Freund, fuhr Lotharie fort: Das iſt ein Hauptfehler gebildeter Menſchen, daß ſie Alles an eine Idee, wenig oder Nichts an einen Gegenſtand wenden mögen. Wozu habe ich Schulden gemacht? Warum habe ich mich mit meinem Oheim entzweit, meine Geſchwiſter ſo lange ſich ſelbſt überlaſſen, als um einer Idee willen? In America glaubte ich zu wirken, über dem Meere glaubte ich

nützlich und nothwendig zu ſein; war eine Handlung nicht mit tauſend Gefahren umgeben, ſo ſchien ſie mir nicht bedeutend, nicht würdig. Wie anders ſeh' ich jetzt die Dinge, und wie iſt mir das Nächſte ſo werth, ſo theuer geworden!

Ich erinnere mich wohl des Briefes, verſetzte Jarno, den ich noch über das Meer erhielt. Sie ſchreiben mir: ich werde zurückkehren und in meinem Hauſe, in meinem Baumgarten, mitten unter den Meinigen ſagen: hier oder nirgend iſt America!

Ja, mein Freund, und ich wiederhole noch immer Daſſelbe; und doch ſcheint es mir zugleich, daß ich hier nicht ſo thätig wie dort bin. Zu einer gewiſſen gleichen, fortdauernden Gegenwart brauchen wir nur Verſtand, und wir werden auch nur zu Verſtand, ſo daß mir das Außerordentliche, was jeder gleichgiltige Tag von uns fordert, nicht mehr ſehen, und wenn wir es erkennen, doch tauſend Entſchuldigungen haben, es nicht zu thun. Ein verſtändiger Menſch iſt viel für ſich, aber für's Ganze iſt er wenig.

Wir wollen, ſagte Jarno, dem Verſtande nicht zu nahe treten, und bekennen, daß das Außerordentliche, was geſchieht, meiſtens thöricht iſt.

Ja und zwar eben deßwegen, weil die Menſchen das Außerordentliche außer der Ordnung thun. So gibt mein Schwager ſein Vermögen, inſofern er es veräußern kann, der Brüdergemeinde, und glaubt ſeiner Seele Heil dadurch zu befördern; hätte er einen geringen Theil ſeiner Einkünfte aufgeopfert, ſo hätte er viel glückliche Menſchen machen, und ſich und ihnen einen Himmel auf Erden ſchaffen können. Selten ſind unſere Aufopferungen thätig; wir thun gleich Verzicht auf Das, was wir wegzugeben. Nicht entſchloſſen, ſondern verzweifelt entſagen wir Dem, was wir beſitzen. Dieſe Tage, ich geſteh' es, ſchwebt mir der Graf immer vor Augen, und ich bin feſt entſchloſſen, Das aus Ueberzeugung zu thun, wozu ihn ein ängſtlicher Wahn treibt; ich will meine Geneſung nicht abwarten. Hier ſind die Papiere; ſie dürfen nur in's Reine gebracht werden. Nehmen Sie den Gerichtshalter dazu, unſer Gaſt hilft Ihnen auch; Sie wiſſen ſo gut als ich, worauf es ankommt, und ich will hier geneſend oder ſterbend dabei bleiben und ausrufen: hier oder nirgend iſt Herrnhut!

Als Lydie ihren Freund von ſterben reden hörte, ſtürzte ſie vor ſeinem Bette nieder, hing an ſeinen Armen und weinte bitterlich. Der Wundarzt kam herein; Jarno gab Wilhelm'en die Papiere, und nöthigte Lydie'n, ſich zu entfernen.

Um's Himmels willen! rief Wilhelm, als ſie in dem Saal allein waren, was iſt das mit dem Grafen? Welch ein Graf iſt Das, der ſich unter die Brüdergemeine begibt?

Den Sie ſehr wohl kennen, verſetzte Jarno. Sie ſind das Geſpenſt, das ihn in die Arme der Frömmigkeit jagt; Sie ſind der Böſewicht, der ſein artiges Weib in einen Zuſtand verſetzt, in dem ſie erträglich findet, ihrem Manne zu folgen.

Und ſie iſt Lothario's Schweſter? rief Wilhelm.

Nicht anders.

Und Lothario weiß — ?

Alles.

O, laſſen Sie mich fliehen! rief Wilhelm aus: wie kann ich vor ihm ſtehen? Was kann er ſagen?

Daß Niemand einen Stein gegen den Andern aufheben ſoll, und daß Niemand lange Reden componiren ſoll, um die Leute zu beſchämen, er müßte ſie denn vor dem Spiegel halten wollen.

Auch Das wiſſen Sie?

Wie Manches Andere! verſetzte Jarno lächelnd. Doch dieß Mal, fuhr er fort, werde ich Sie ſo leicht nicht wie das vorige Mal loslaſſen, und vor meinem Werbegeiſt haben Sie ſich auch nicht mehr zu fürchten. Ich bin kein Soldat mehr, und auch als Soldat hätte ich Ihnen dieſen Argwohn nicht einflößen ſollen. Seit der Zeit, daß ich Sie nicht geſehen habe, hat ſich Vieles geändert. Nach dem Tode meines Fürſten, meines einzigen Freundes und Wohlthäters, habe ich mich aus der Welt und aus allen weltlichen Verhältniſſen herausgeriſſen. Ich beförderte gern, was vernünftig war, verſchwieg nicht, wenn ich Etwas abgeſchmackt fand, und man hatte immer von meinem unruhigen Kopf und von meinem böſen Maule zu reden. Das Menſchenpack fürchtet ſich vor Nichts mehr, als vor dem Verſtande; vor der Dummheit ſollten ſie ſich fürchten, wenn ſie begriffen, was fürchten iſt; aber jener iſt unbequem, und man muß ihn bei Seite ſchaffen; dieſe iſt nur verderblich, und Das kann man abwarten. Doch es mag hingehen: ich habe zu leben; und von meinem Plane ſollen Sie weiter hören. Sie ſollen Theil daran nehmen, wenn Sie mögen; aber ſagen Sie mir: wie iſt es Ihnen ergangen? Ich ſehe, ich fühle Ihnen an, auch Sie haben ſich verändert. Wie ſteht's mit Ihrer alten Grille, etwas Schönes und Gutes in Geſellſchaft von Zigeunern hervorzubringen?

Ich bin geſtraft genug! rief Wilhelm aus: erinnern Sie mich nicht, woher ich komme und wohin ich gehe. Man ſpricht viel von Theater; aber wer nicht ſelbſt darauf war, kann ſich keine Vorſtellung davon machen. Wie völlig dieſe Menſchen mit ſich ſelbſt unbekannt ſind, wie ſie

ihr Geschäft ohne Nachdenken treiben, wie ihre Anforderungen ohne Grenzen sind, davon hat man keinen Begriff. Nicht allein will Jeder der Erste, sondern auch der Einzige sein; Jeder möchte gerne alle Uebrigen ausschließen, und sieht nicht, daß er mit ihnen zusammen kaum Etwas leistet; Jeder dünkt sich wunder original zu sein, und ist unfähig, sich in Etwas zu finden, was außer dem Schlendrian ist; dabei eine immerwährende Unruhe nach etwas Neuem. Mit welcher Heftigkeit wirken sie gegen einander! Und nur die kleinlichste Eigenliebe, der beschränkteste Eigennutz macht, daß sie sich mit einander verbinden. Vom wechselseitigen Betragen ist gar die Rede nicht; ein ewiges Mißtrauen wird durch heimliche Tücke und schändliche Reden unterhalten; wer nicht liederlich lebt, lebt albern. Jeder macht Anspruch auf die unbedingteste Achtung, Jeder ist empfindlich gegen den mindesten Tadel. Das hat er selbst Alles schon besser gewußt! Und warum hat er denn immer das Gegentheil gethan? Immer bedürftig und immer ohne Zutrauen, scheint es, als wenn sie sich vor Nichts so sehr fürchteten, als vor Vernunft und gutem Geschmack, und Nichts so sehr zu erhalten suchten, als das Majestäts-Recht ihrer persönlichen Willkür.

Wilhelm holte Athem, um seine Litanei noch weiter fortzusetzen, als ein unmäßiges Gelächter Jarno's ihn unterbrach. Die armen Schauspieler! rief er aus, warf sich in einen Sessel und lachte fort: die armen, guten Schauspieler! Wissen Sie denn, mein Freund, fuhr er fort, nachdem er sich einiger Maßen wieder erholt hatte, daß Sie nicht das Theater, sondern die Welt beschrieben haben, und daß ich Ihnen aus allen Ständen genug Figuren und Handlungen zu Ihren harten Pinselstrichen finden wollte? Verzeihen Sie mir; ich muß wieder lachen, daß Sie glaubten, diese schönen Qualitäten seien nur auf die Bretter gebannt.

Wilhelm faßte sich; denn wirklich hatte ihn das unbändige und unzeitige Gelächter Jarno's verdrossen. Sie können, sagte er, Ihren Menschenhaß nicht ganz verbergen, wenn Sie behaupten, daß diese Fehler allgemein seien.

Und es zeugt von Ihrer Unbekanntschaft mit der Welt, wenn Sie diese Erscheinungen dem Theater so hoch anrechnen. Wahrhaftig, ich verzeihe dem Schauspieler jeden Fehler, der aus dem Selbstbetrug und aus der Begierde zu gefallen entspringt; denn wenn er sich und Andern nicht Etwas scheint, so ist er Nichts. Zum Schein ist er berufen: er muß den augenblicklichen Beifall hoch schätzen; denn er erhält keinen andern Lohn. Er muß zu glänzen suchen; denn deßwegen steht er da.

Sie erlauben, versetzte Wilhelm, daß ich von meiner Seite wenigstens lächle. Nie hätte ich geglaubt, daß Sie so billig, so nachsichtig sein könnten.

Nein, bei Gott! Dieß ist mein völliger, wohlbedachter Ernst. Alle Fehler des Menschen verzeih' ich dem Schauspieler; keine Fehler des Schauspielers verzeih' ich dem Menschen. Lassen Sie mich meine Klaglieder hierüber nicht anstimmen; sie würden heftiger klingen als die Ihrigen.

Der Chirurgus kam aus dem Cabinet, und auf Befragen, wie sich der Kranke befinde, sagte er mit lebhafter Freundlichkeit: Recht sehr wohl; — ich hoffe, ihn bald völlig wieder hergestellt zu sehen. Sogleich eilte er zum Saal hinaus, und erwartete Wilhelm's Frage nicht, der schon den Mund öffnete, sich nochmals und dringender nach der Brieftasche zu erkundigen. Das Verlangen, von seiner Amazone Etwas zu erfahren, gab ihm Vertrauen zu Jarno; er entdeckte ihm seinen Fall und bat ihn um seine Beihülfe. Sie wissen so viel, sagte er: sollten Sie nicht auch Das erfahren können?

Jarno war einen Augenblick nachdenkend, dann sagte er zu seinem jungen Freunde: Sein Sie ruhig, und lassen Sie sich weiter Nichts merken; wir wollen der Schönen schon auf die Spur kommen. Jetzt beunruhigt mich nur Lothario's Zustand; die Sache sieht gefährlich. Das sagt mir die Freundlichkeit und der gute Trost des Wundarztes. Ich hätte Lydie'n schon gern weggeschafft, denn sie nützt hier gar Nichts; aber ich weiß nicht, wie ich es anfangen soll. Heute Abend, hoff' ich, soll unser alter Medicus kommen, und dann wollen wir weiter rathschlagen.

Viertes Capitel.

Der Medicus kam; es war der gute, alte, kleine Arzt, den wir schon kennen, und dem wir die Mittheilung des interessanten Manuscript's verdanken. Er besuchte vor allen Dingen den Verwundeten, und schien mit dessen Befinden keineswegs zufrieden. Dann hatte er mit Jarno eine lange Unterredung; doch ließen sie Nichts merken, als sie Abends zu Tische kamen.

Wilhelm begrüßte ihn auf's freundlichste, und erkundigte sich nach seinem Harfenspieler. — Wir haben noch Hoffnung, den Unglücklichen zurechte zu bringen, versetzte der Arzt. — Dieser Mensch war eine traurige Zugabe zu Ihrem eingeschränkten und wunderlichen Leben, sagte Jarno. Wie ist es ihm weiter ergangen? Lassen Sie mich es wissen.

Nachdem man Jarno's Neugierde befriedigt hatte, fuhr der Arzt fort: Nie habe ich ein Gemüth in einer so sonderbaren Lage gesehen.

Seit vielen Jahren hat er an Nichts, was außer ihm war, den mindesten Antheil genommen, ja fast auf Nichts gemerkt; bloß in sich gekehrt betrachtete er sein hohles, leeres Ich, das ihm als ein unermeßlicher Abgrund erschien. Wie rührend war es, wenn er von diesem traurigen Zustande sprach! Ich sehe Nichts vor mir, Nichts hinter mir, rief er aus, als eine unendliche Nacht, in der ich mich in der schrecklichsten Einsamkeit befinde; kein Gefühl bleibt mir, als das Gefühl meiner Schuld, die doch auch nur wie ein entferntes unförmliches Gespenst sich rückwärts sehen läßt. Doch da ist keine Höhe, keine Tiefe, kein Vor noch Zurück, kein Wort drückt diesen immer gleichen Zustand aus. Manchmal ruf' ich in der Noth dieser Gleichgiltigkeit: Ewig! ewig! mit Heftigkeit aus, und dieses seltsame, unbegreifliche Wort ist hell und klar gegen die Finsterniß meines Zustandes. Kein Strahl einer Gottheit erscheint mir in dieser Nacht; ich weine meine Thränen alle mir selbst und um mich selbst. Nichts ist mir grausamer als Freundschaft und Liebe; denn sie allein locken mir den Wunsch ab, daß die Erscheinungen, die mich umgeben, wirklich sein möchten. Aber auch diese beiden Gespenster sind nur aus dem Abgrunde gestiegen, um mich zu ängstigen und um mir zuletzt auch das theure Bewußtsein dieses ungeheuern Daseins zu rauben.

Sie sollten ihn hören, fuhr der Arzt fort, wenn er in vertraulichen Stunden auf diese Weise sein Herz erleichtert; mit der größten Rührung habe ich ihm einige Mal zugehört. Wenn sich ihm Etwas aufdringt, das ihn nöthigt, einen Augenblick zu gestehen, eine Zeit sei vergangen: so scheint er wie erstaunt, und dann verwirft er wieder die Veränderung an den Dingen als eine Erscheinung der Erscheinungen. Eines Abends sang er ein Lied über seine grauen Haare; wir saßen Alle um ihn her und weinten.

O, schaffen Sie es mir! rief Wilhelm aus.

Haben Sie denn aber, fragte Jarno. Nichts entdeckt von Dem, was er sein Verbrechen nennt, nicht die Ursache seiner sonderbaren Tracht, sein Betragen bei'm Brande, seine Wuth gegen das Kind?

Nur durch Muthmaßungen können wir seinem Schicksale näher kommen; ihn unmittelbar zu fragen, würde gegen unsere Grundsätze sein. Da wir wohl merken, daß er catholisch erzogen ist, haben wir geglaubt, ihm durch eine Beichte Linderung zu verschaffen; aber er entfernt sich auf eine sonderbare Weise jedes Mal, wenn wir ihn dem Geistlichen näher zu bringen suchen. Daß ich aber Ihren Wunsch, Etwas von ihm zu wissen, nicht ganz unbefriedigt lasse, will ich Ihnen wenigstens unsere Vermuthungen entdecken. Er hat seine Jugend in dem geistlichen Stande zugebracht; daher scheint er sein langes Gewand und seinen Bart erhalten zu wollen. Die Freuden der Liebe blieben ihm die größte Zeit seines Lebens unbekannt. Erst spät mag eine Verirrung mit einem sehr nahe verwandten Frauenzimmer, es mag ihr Tod, der einem unglücklichen Geschöpfe das Dasein gab, sein Gehirn völlig zerrüttet haben.

Sein größter Wahn ist, daß er überall Unglück bringe, und daß ihm der Tod durch einen unschuldigen Knaben bevorstehe. Erst fürchtete er sich vor Mignon, eh' er wußte, daß es ein Mädchen war; nun ängstigte ihn Felix, und da er das Leben bei allem seinem Elend natürlich liebt, scheint seine Abneigung gegen das Kind daher entstanden zu sein.

Was haben Sie denn zu seiner Besserung für Hoffnung? fragte Wilhelm.

Es geht langsam vorwärts, versetzte der Arzt, aber doch nicht zurück. Seine bestimmten Beschäftigungen treibt er fort; und wir haben ihn gewöhnt, die Zeitungen zu lesen, die er jetzt immer mit großer Begierde erwartet.

Ich bin auf seine Lieder neugierig, sagte Jarno.

Davon werde ich Ihnen verschiedene geben können, sagte der Arzt. Der älteste Sohn des Geistlichen, der seinem Vater die Predigten nachzuschreiben gewohnt ist, hat manche Strophe, ohne von dem Alten bemerkt zu werden, aufgezeichnet und mehrere Lieder nach und nach zusammengezeigt.

Den andern Morgen kam Jarno zu Wilhelm'en und sagte ihm: Sie müssen uns einen Gefallen thun; Lydie muß einige Zeit entfernt werden; ihre heftige und, ich darf wohl sagen, unbequeme Liebe und Leidenschaft hindert des Baron's Genesung. Seine Wunde verlangt Ruhe und Gelassenheit, eh sie gleich bei seiner guten Natur nicht gefährlich ist. Sie haben gesehen, wie ihn Lydie mit stürmischer Sorgfalt, unbezwinglicher Angst und nie versiegenden Thränen quält, und — genug, setzte er nach einer Pause, mit einem Lächeln hinzu, der Medicus verlangt ausdrücklich, daß sie das Haus auf einige Zeit verlassen solle. Wir haben ihr eingebildet, eine sehr gute Freundinn halte sich in der Nähe auf, verlange sie zu sehen und erwarte sie jeden Augenblick. Sie hat sich bereden lassen, zu dem Gerichtshalter zu fahren, der nur zwei Stunden von hier wohnt. Dieser ist unterrichtet und wird herzlich bedauern, daß Fräulein Therese so eben weggefahren sei; er wird wahrscheinlich machen, daß man sie noch einholen könne, Lydie wird ihr nacheilen, und, wenn das Glück gut ist

wird ſie von einem Orte zum andern geführt werden. Zuletzt, wenn ſie darauf beſteht, wieder umzukehren, darf man ihr nicht widerſprechen; man muß die Nacht zu Hülfe nehmen; der Kutſcher iſt ein geſcheidter Kerl, mit dem man noch Abrede nehmen muß. Sie ſetzen ſich zu ihr in den Wagen, unterhalten ſie und dirigiren das Abenteuer.

Sie geben mir einen ſonderbaren und bedenklichen Auftrag, verſetzte Wilhelm: wie ängſtlich iſt die Gegenwart einer gekränkten, treuen Liebe! — und ich ſoll ſelbſt das Werkzeug dazu ſein? Es iſt das erſte Mal in meinem Leben, daß ich Jemanden auf dieſe Weiſe hintergehe; denn ich habe immer geglaubt, daß es uns zu weit führen könne, wenn wir ein Mal um des Guten und Nützlichen willen zu betrügen anfangen.

Können wir doch Kinder nicht anders erziehen, als auf dieſe Weiſe, verſetzte Jarno.

Bei Kindern möchte es noch hingehen, ſagte Wilhelm, indem wir ſie ſo zärtlich lieben und offenbar überſetzen; aber bei Unſersgleichen, für die uns nicht immer das Herz ſo laut um Schonung anruft, möchte es oft gefährlich werden. Doch glauben Sie nicht, fuhr er nach einem kurzen Nachdenken fort, daß ich deßwegen dieſen Auftrag ablehne. Bei der Ehrfurcht, die mir Ihr Verſtand einflößt, bei der Neigung, die ich für Ihren trefflichen Freund fühle, bei dem lebhaften Wunſch, ſeine Genеſung, durch welche Mittel ſie auch möglich ſei, zu befördern, mag ich mich gerne ſelbſt vergeſſen. Es iſt nicht genug, daß man ſein Leben für einen Freund wagen könne, man muß auch im Nothfall ſeine Ueberzeugung für ihn verläugnen. Unſere liebſte Leidenſchaft, unſere beſten Wünſche ſind wir für ihn aufzuopfern ſchuldig. Ich übernehme den Auftrag, ob ich gleich ſchon die Qual vorausſehe, die ich von Lydie's Thränen, von ihrer Verzweiflung werde zu erdulden haben.

Dagegen erwartet Sie auch keine geringe Belohnung, verſetzte Jarno, indem Sie Fräulein Thereſe'n kennen lernen, ein Frauenzimmer, wie es ihrer wenige gibt; ſie beſchämt hundert Männer, und ich möchte ſie eine wahre Amazone nennen, wenn andere nur als artige Hermaphroditen in dieſer zweideutigen Kleidung herumgehen.

Wilhelm war betreffen; er hoffte in Thereſe'n ſeine Amazone wieder zu finden, um ſo mehr, als Jarno, von dem er einige Auskunft verlangte, kurz abbrach und ſich entfernte.

Die neue, nahe Hoffnung, jene verehrte und geliebte Geſtalt wieder zu ſehen, brachte in ihm die ſonderbarſten Bewegungen hervor. Er hielt nunmehr den Auftrag, der ihm gegeben worden war, für ein Werk einer ausdrücklichen Schickung; und der Gedanke, daß er ein armes Mädchen von dem Gegenſtande ihrer aufrichtigſten und heftigſten Liebe hinterliſtig zu entfernen im Begriff war, erſchien ihm nur im Vorübergehen, wie der Schatten eines Vogels über die erleuchtete Erde wegfliegt.

Der Wagen ſtand vor der Thüre; Lydie zauderte einen Augenblick, hineinzuſteigen. Grüßt Euern Herrn nochmals, ſagte ſie zu dem alten Bedienten; vor Abend bin ich wieder zurück. Thränen ſtanden ihr im Auge, als ſie im Fortfahren ſich nochmals umwendete. Sie kehrte ſich darauf zu Wilhelm'en, nahm ſich zuſammen und ſagte: Sie werden an Fräulein Thereſe'n eine ſehr intereſſante Perſon finden. Mich wundert, wie ſie in dieſe Gegend kommt; denn Sie werden wohl wiſſen, daß ſie und der Baron ſich heftig liebten. Ungeachtet der Entfernung war Lothario oft bei ihr; ich war damals um ſie; es ſchien, als ob ſie nur für einander leben würden. Auf ein Mal aber zerſchlug ſich's, ohne daß ein Menſch begreifen konnte, warum. Er hatte mich kennen lernen, und ich läugne nicht, daß ich Thereſe'n herzlich beneidete, daß ich meine Neigung zu ihm kaum verbarg, und daß ich ihn nicht zurückſtieß, als er auf ein Mal mich ſtatt Thereſe'n zu wählen ſchien. Sie betrug ſich gegen mich, wie ich es nicht beſſer wünſchen konnte, ob es gleich beinahe ſcheinen mußte, als hätte ich ihr einen ſo werthen Liebhaber geraubt. Aber auch wie viel tauſend Thränen und Schmerzen hat mich dieſe Liebe ſchon gekoſtet! Erſt ſahen wir uns nur zuweilen an dritten Orte verſtohlen, aber lange konnte ich das Leben nicht ertragen; nur in ſeiner Gegenwart war ich glücklich, ganz glücklich! Fern von ihm hatte ich kein trockenes Auge, keinen ruhigen Pulsſchlag. Einſt verzog er mehrere Tage; ich war in Verzweiflung, machte mich auf den Weg und überraſchte ihn hier. Er nahm mich liebevoll auf; und wäre nicht dieſer unglückſelige Handel dazwiſchen gekommen, ſo hätte ich ein himmliſches Leben geführt; und was ich ausgeſtanden habe, ſeitdem er in Gefahr iſt, ſeitdem er leidet, ſag' ich nicht, und noch in dieſem Augenblicke mache ich mir lebhafte Vorwürfe, daß ich mich nur einen Tag von ihm habe entfernen können.

Wilhelm wollte ſich eben näher nach Thereſe'n erkundigen, als ſie bei dem Gerichtshalter verfuhren, der an den Wagen kam und von Herzen bedauerte, daß Fräulein Thereſe ſchon abgefahren ſei. Er bot den Reiſenden ein Frühſtück an, ſagte aber zugleich, der Wagen würde noch im nächſten Dorfe einzuholen ſein. Man entſchloß ſich, nachzufahren, und der Kutſcher ſäumte nicht; man hatte ſchon einige Dörfer zurückgelegt und Niemanden an-

getroffen. Lydie beſtand nun darauf, man ſolle umkehren; der Kutſcher fuhr zu, als verſtünde er es nicht. Endlich verlangte ſie es mit größter Heftigkeit; Wilhelm rief ihm zu und gab ihm das verabredete Zeichen. Der Kutſcher erwiederte: Wir haben nicht nöthig, denſelben Weg zurückzufahren; ich weiß einen nähern, der zugleich viel bequemer iſt. Er fuhr nun ſeitwärts durch einen Wald und über lange Triften weg. Endlich, da kein bekannter Gegenſtand zum Vorſchein kam, geſtand der Kutſcher, er ſei unglücklicher Weiſe irregefahren, wolle ſich aber bald wieder zurechte finden, indem er dort ein Dorf ſehe. Die Nacht kam herbei, und der Kutſcher machte ſeine Sache ſo geſchickt, daß er überall fragte und nirgends die Antwort abwartete. So fuhr man die ganze Nacht; Lydie ſchlief kein Auge; bei Mondſchein fand ſie überall Aehnlichkeiten, und immer verſchwanden ſie wieder. Morgens ſchienen ihr die Gegenſtände bekannt, aber deſto unerwarteter. Der Wagen hielt vor einem kleinen, artig gebauten Landhauſe ſtille; ein Frauenzimmer trat aus der Thüre und öffnete den Schlag. Lydie ſah ſie ſtarr an, ſah ſich um, ſah ſie wieder an und lag ohnmächtig in Wilhelm's Armen.

Fünftes Capitel.

Wilhelm ward in ein Manſard-Zimmerchen geführt; das Haus war neu und ſo klein, als es beinah nur möglich war, äußerſt reinlich und ordentlich. In Thereſe'n, die ihn und Lydie'n an der Kutſche empfangen hatte, fand er ſeine Amazone nicht; es war ein anderes, ein himmelweit von ihr unterſchiedenes Weſen. Wohlgebaut, ohne groß zu ſein, bewegte ſie ſich mit viel Lebhaftigkeit, und ihren hellen, blauen, offenen Augen ſchien Nichts verborgen zu bleiben, was vorging.

Sie trat in Wilhelm's Stube und fragte, ob er Etwas bedürfe? Verzeihen Sie, ſagte ſie, daß ich Sie in ein Zimmer logire, das der Oelgeruch noch unangenehm macht; mein kleines Haus iſt eben fertig geworden, und Sie weihen dieſes Stübchen ein, das meinen Gäſten beſtimmt iſt. Wären Sie nur bei einem angenehmern Anlaß hier! Die arme Lydie wird uns keine guten Tage machen, und überhaupt müſſen Sie vorlieb nehmen; meine Köchin iſt mir eben zur ganz unrechten Zeit aus dem Dienſt gelaufen, und ein Knecht hat ſich die Hand zerquetſcht. Es thäte noth, ich verrichtete Alles ſelbſt, und am Ende, wenn man ſich darauf einrichtete, müßte es auch gehen. Man iſt mit Niemandem mehr geplagt als mit den Dienſtboten; es will Niemand dienen, nicht einmal ſich ſelbſt.

Sie ſagte noch Manches über verſchiedene Gegenſtände, überhaupt ſchien ſie gern zu ſprechen. Wilhelm fragte nach Lydie'n, ob er das gute Mädchen nicht ſehen und ſich bei ihr entſchuldigen könnte?

Das wird jetzt nicht bei ihr wirken, verſetzte Thereſe; die Zeit entſchuldigt, wie ſie tröſtet. Worte ſind in beiden Fällen von wenig Kraft. Lydie will Sie nicht ſehen. — Laſſen Sie mir ihn ja nicht vor die Augen kommen, rief ſie, als ich ſie verließ; ich möchte an der Menſchheit verzweifeln! So ein ehrlich' Geſicht, ſo ein offenes Betragen und dieſe heimliche Tücke! Lotharie iſt ganz bei ihr entſchuldigt; auch ſagt er in einem Briefe an das gute Mädchen: „Meine Freunde beredeten mich, meine Freunde nöthigten mich.“ Zu Dieſen rechnet Lydie! Sie auch und verdammt Sie mit den Uebrigen.

Sie erzeigt mir zu viel Ehre, indem ſie mich ſchilt, verſetzte Wilhelm; ich darf an die Freundſchaft dieſes trefflichen Mannes noch keinen Anſpruch machen, und ich bin dieß Mal nur ein unſchuldiges Werkzeug. Ich will meine Handlung nicht loben; genug, ich konnte ſie thun! Es war von der Geſundheit, es war von dem Leben eines Mannes die Rede, den ich höher ſchätzen muß, als irgend Jemanden, den ich vorher kannte. O, welch ein Mann iſt der, Fräulein! und welche Menſchen umgeben ihn! In dieſer Geſellſchaft habe ich, ſo darf ich wohl ſagen, zum erſten Mal ein Geſpräch geführt; zum erſten Mal kam mir der eigenſte Sinn meiner Worte aus dem Munde eines Andern reichhaltiger, voller und in einem größern Umfang wieder entgegen; was ich ahnete, ward mir klar, und was ich meinte, lernte ich anſchauen. Leider war dieſer Genuß erſt durch allerlei Sorgen und Grillen, dann durch den unangenehmen Auftrag unterbrochen. Ich übernahm ihn mit Ergebung; denn ich hielt für Schuldigkeit, ſelbſt mit Aufopferung meines Gefühls dieſem trefflichen Kreiſe von Menſchen meinen Einſtand abzutragen.

Thereſe hatte unter dieſen Worten ihren Gaſt ſehr freundlich angeſehen. O, wie ſüß iſt es, rief ſie aus, ſeine eigene Ueberzeugung aus einem fremden Munde zu hören! Wie werden wir nur erſt dann recht mit ſelbſt, wenn uns ein Anderer vollkommen Recht gibt! Auch ich denke über Lotharie vollkommen wie Sie; nicht Jedermann läßt ihm Gerechtigkeit widerfahren; dafür ſchwärmen aber auch alle Die für ihn, die ihn näher kennen; und das ſchmerzliche Gefühl, das ſich in meinem Herzen zu ſeinem Andenken miſcht, kann mich nicht abhalten, täglich an ihn zu denken. Ein Seufzer erweiterte

ihre Bruſt, indem ſie Dieſes ſagte, und in ihrem rechten Auge blinkte eine ſchöne Thräne. Glauben Sie nicht, fuhr ſie fort, daß ich ſo weich, ſo leicht zu rühren bin! Es iſt nur das Auge, das weint. Ich hatte eine kleine Warze am untern Augenlied; man hat mir ſie glücklich abgebunden; aber das Auge iſt ſeit der Zeit immer ſchwach geblieben, der geringſte Anlaß drängt mir eine Thräne hervor. Hier ſaß das Wärzchen; Sie ſehen keine Spur mehr davon.

Er ſah keine Spur, aber er ſah ihr in's Auge; es war klar wie Cryſtall; er glaubte bis auf den Grund ihrer Seele zu ſehen.

Wir haben, ſagte ſie, nun das Loſungswort unſerer Verbindung ausgeſprochen; laſſen Sie uns ſobald als möglich mit einander völlig bekannt werden. Die Geſchichte des Menſchen iſt ſein Character. Ich will Ihnen erzählen, wie es mir ergangen iſt; ſchenken Sie mir ein kleines Vertrauen, und laſſen Sie uns auch in der Ferne verbunden bleiben. Die Welt iſt ſo leer, wenn man nur Berge, Flüſſe und Städte darin denkt; aber hie und da Jemanden zu wiſſen, der mit uns übereinſtimmt, mit dem wir auch ſtillſchweigend fortleben, Das macht uns dieſes Erdenrund erſt zu einem bewohnten Garten.

Sie eilte fort und verſprach, ihn bald zum Spaziergange abzuholen. Ihre Gegenwart hatte ſehr angenehm auf ihn gewirkt; er wünſchte ihr Verhältniß zu Lothario zu erfahren. Er ward gerufen; ſie kam ihm aus ihrem Zimmer entgegen.

Als ſie die enge und beinah ſteile Treppe einzeln hinuntergehen mußten, ſagte ſie: Das könnte Alles weiter und breiter ſein, wenn ich auf das Anerbieten Ihres großmüthigen Freundes hätte hören wollen; doch um ſeiner werth zu bleiben, muß ich Das an mir erhalten, was mich ihm ſo werth machte. Wo iſt der Verwalter? fragte ſie, indem ſie die Treppe völlig herunterkam. Sie müſſen nicht denken, fuhr ſie fort, daß ich ſo reich bin, um einen Verwalter zu brauchen; die wenigen Aecker meines Freigütchens kann ich wohl ſelbſt beſtellen. Der Verwalter gehört meinem neuen Nachbar, der das ſchöne Gut gekauft hat, das ich in- und auswendig kenne. Der gute, alte Mann liegt krank am Podagra; ſeine Leute ſind in dieſer Gegend neu, und ich helfe ihnen gerne, ſich einrichten.

Sie machten einen Spaziergang durch Aecker, Wieſen und einige Baumgärten. Thereſe bedeutete den Verwalter in Allem; ſie konnte ihm von jeder Kleinigkeit Rechenſchaft geben, und Wilhelm hatte Urſache genug, ſich über ihre Kenntniß, ihre Beſtimmtheit und über die Gewandtheit, wie ſie in jedem Falle Mittel anzugeben wußte, zu verwundern. Sie hielt ſich nirgends auf, eilte immer zu den bedeutenden Puncten, und ſo war die Sache bald abgethan. Grüßt Euern Herrn, ſagte ſie, als ſie den Mann verabſchiedete; ich werde ihn ſobald als möglich beſuchen und wünſche vollkommene Beſſerung. Da könnte ich nun auch, ſagte ſie mit Lächeln, als er weg war, bald reich und vielhabend werden; denn mein guter Nachbar wäre nicht abgeneigt, mir ſeine Hand zu geben.

Der Alte mit dem Podagra? rief Wilhelm; ich wüßte nicht, wie Sie in Ihren Jahren zu ſo einem verzweifelten Entſchluß kommen könnten? — Ich bin auch gar nicht verſucht! verſetzte Thereſe. Wohlhabend iſt Jeder, der Dem, was er beſitzt, vorzuſtehen weiß; vielhabend zu ſein, iſt eine läſtige Sache, wenn man es nicht verſteht.

Wilhelm zeigte ſeine Verwunderung über ihre Wirthſchaftskenntniſſe. — Entſchiedene Neigung, frühe Gelegenheit, äußerer Antrieb und eine fortgeſetzte Beſchäftigung in einer nützlichen Sache machen in der Welt noch viel mehr möglich, verſetzte Thereſe; und wenn Sie erſt erfahren werden, was mich dazu belebt hat, ſo werden Sie ſich über das ſonderbar ſcheinende Talent nicht mehr verwundern.

Sie ließ ihn, als ſie zu Hauſe anlangten, in ihrem kleinen Garten, in welchem er ſich kaum herumdrehen konnte; ſo eng waren die Wege, und ſo reichlich war Alles bepflanzt. Er mußte lächeln, als er über den Hof zurückkehrte; denn da lag das Bauholz ſo accurat gefügt, geſpalten und geſchränkt, als wenn es ein Theil des Gebäudes wäre und immer ſo liegen bleiben ſollte. Rein ſtanden alle Gefäße an ihren Plätzen; das Häuschen war weiß und roth angeſtrichen und luſtig anzuſehen. Was das Handwerk hervorbringen kann, das keine ſchönen Verhältniſſe kennt, aber für Bedürfniß, Dauer und Heiterkeit arbeitet, ſchien auf dem Platze vereinigt zu ſein. Man brachte ihm das Eſſen auf ſein Zimmer, und er hatte Zeit genug, Betrachtungen anzuſtellen. Beſonders fiel ihm auf, daß er nun wieder eine ſo intereſſante Perſon kennen lernte, die mit Lotharie in einem nahen Verhältniſſe geſtanden hatte. Billig iſt es, ſagte er zu ſich ſelbſt, daß ſo ein trefflicher Mann auch treffliche Weiberſeelen an ſich ziehe! Wie weit verbreitet ſich die Wirkung der Männlichkeit und Würde! Wenn nur Andere nicht ſo ſehr dabei zu kurz kämen! Ja, geſtehe Dir nur Deine Furcht. Wenn Du vereinſt Deine Amazone wieder antrifft, dieſe Geſtalt aller Geſtalten, Du findeſt ſie, trotz aller Deiner Hoffnungen und Träume,

zu Deiner Beſchämung und Demüthigung doch noch am Ende — als ſeine Braut.

Sechſtes Capitel.

Wilhelm hatte einen unruhigen Nachmittag nicht ganz ohne Langeweile zugebracht, als ſich gegen Abend ſeine Thüre öffnete, und ein junger, artiger Jägerburſche mit einem Gruße hereintrat. Wollen wir nun ſpatziren gehen? ſagte der junge Menſch, und in dem Augenblicke erkannte Wilhelm Thereſe'n an ihren ſchönen Augen.

Verzeihen Sie mir dieſe Maskerade, fing ſie an; denn leider iſt es jetzt nur Maskerade. Doch da ich Ihnen ein Mal von der Zeit erzählen ſoll, in der ich mich ſo gerne in dieſer Welt ſah, will ich mir auch jene Tage auf alle Weiſe vergegenwärtigen. Kommen Sie! Selbſt der Platz, an dem wir ſo oft von unſern Jagden und Spatziergängen ausruhten, ſoll dazu beitragen.

Sie gingen, und auf dem Wege ſagte Thereſe zu ihrem Begleiter: Es iſt nicht billig, daß Sie mich allein reden laſſen; ſchon wiſſen Sie genug von mir, und ich weiß noch nicht das Mindeſte von Ihnen; erzählen Sie mir indeſſen Etwas von ſich, damit ich Muth bekomme, Ihnen auch meine Geſchichte und meine Verhältniſſe vorzulegen. Leider hab' ich, verſetzte Wilhelm, Nichts zu erzählen als Irrthümer auf Irrthümer, Verirrungen auf Verirrungen, und ich wüßte nicht, wem ich die Verworrenheiten, in denen ich mich befand und befinde, lieber verberge als Ihnen. Ihr Blick und Alles, was Sie umgibt, Ihr ganzes Weſen und Ihr Betragen zeigt mir, daß Sie ſich Ihres vergangenen Lebens freuen können, daß Sie auf einem ſchönen, reinen Wege in einer ſchönen Folge gegangen ſind, daß Sie keine Zeit verloren, daß Sie ſich Nichts vorzuwerfen haben.

Thereſe lächelte und verſetzte: Wir müſſen abwarten, ob Sie auch noch ſo denken, wenn Sie meine Geſchichte hören. Sie gingen weiter, und unter einigen allgemeinen Geſprächen fragte ihn Thereſe: Sind Sie frei? — Ich glaube es zu ſein, verſetzte er, aber ich wünſche es nicht. — Gut! ſagte ſie; Das deutet auf einen complicirten Roman und zeigt mir, daß Sie auch Etwas zu erzählen haben.

Unter dieſen Worten ſtiegen ſie den Hügel hinan und lagerten ſich bei einer großen Eiche, die ihren Schatten weit umher verbreitete. Hier, ſagte Thereſe, unter dieſem Deutſchen Baume will ich Ihnen die Geſchichte eines Deutſchen Mädchens erzählen; hören Sie mich geduldig an.

Mein Vater war ein wohlhabender Edelmann dieſer Provinz, ein heiterer, klarer, thätiger, wackerer Mann, ein zärtlicher Vater, ein redlicher Freund, ein trefflicher Wirth, an dem ich nur den einzigen Fehler kannte, daß er gegen eine Frau zu nachſichtig war, die ihn nicht zu ſchätzen wußte. Leider muß ich Das von meiner eigenen Mutter ſagen! Ihr Weſen war dem ſeinigen ganz entgegengeſetzt. Sie war raſch, unbeſtändig, ohne Neigung weder für ihr Haus noch für mich, ihr einziges Kind; verſchwenderiſch, aber ſchön, geiſtreich, voller Talente, das Entzücken eines Cirkels, den ſie um ſich zu verſammeln wußte. Freilich war ihre Geſellſchaft niemals groß oder blieb es nicht lange. Dieſer Cirkel beſtand meiſt aus Männern; denn keine Frau befand ſich wohl neben ihr, und noch weniger konnte ſie das Verdienſt irgend eines Weibes kennen. Ich glich meinem Vater an Geſtalt und Geſinnungen. Wie eine junge Ente gleich das Waſſer ſucht, ſo waren von der erſten Jugend an die Küche, die Vorrathskammern, die Scheunen und Böden mein Element. Die Ordnung und Reinlichkeit des Hauſes ſchien, ſelbſt da ich noch ſpielte, mein einziger Inſtinct, mein einziges Augenmerk zu ſein. Mein Vater freute ſich darüber und gab meinem kindiſchen Beſtreben ſtufenweiſe die zweckmäßigſten Beſchäftigungen; meine Mutter dagegen liebte mich nicht und verhehlte es keinen Augenblick.

Ich wuchs heran; mit den Jahren vermehrte ſich meine Thätigkeit und die Liebe meines Vaters zu mir. Wenn wir allein waren, auf die Felder gingen, wenn ich ihm die Rechnungen durchſehen half, dann konnte ich ihm recht anfühlen, wie glücklich er war. Wenn ich ihm in die Augen ſah, ſo war es, als wenn ich in mich ſelbſt hineinſähe; denn eben die Augen waren es, die mich ihm vollkommen ähnlich machten. Aber nicht eben der Muth, nicht eben den Ausdruck beſaß er in der Gegenwart meiner Mutter; er entſchuldigte mich gelind, wenn ſie mich heftig und ungerecht tadelte; er nahm ſich meiner an, nicht als wenn er mich beſchützen, ſondern als wenn er meine guten Eigenſchaften nur entſchuldigen könnte. So ſetzte er auch keiner von ihren Neigungen Hinderniſſe entgegen; ſie fing an, mit größter Leidenſchaft ſich auf das Schauſpiel zu werfen; ein Theater ward erbauet; an Männern fehlte es nicht von allen Altern und Geſtalten, die ſich mit ihr auf der Bühne darſtellten, an Frauen hingegen mangelte es oft. Lydie, ein artiges Mädchen, das mit mir erzogen worden war, und das gleich in ihrer erſten Jugend reizend zu werden verſprach, mußte die zweiten Rollen übernehmen, und eine alte Kammerfrau die Mütter und Tanten vorſtellen, indeß meine Mutter ſich die erſten Liebhaberinnen, Heldinnen und Schäferinnen aller Art vorbehielt. Ich kann Ihnen

Schüler.

Ich bitt' euch, nehmt euch meiner an.
Ich komme mit allem guten Muth,
Leidlichem Geld und frischem Blut,
Meine Mutter wollte mich kaum entfernen,
Möchte gern 'was rechts hieraußen lernen.

Mephistopheles.

Da seyd ihr eben recht am Ort.

Schüler.

Aufrichtig, möchte schon wieder fort:
In diesen Mauern, diesen Hallen,
Will es mir keineswegs gefallen.
Es ist ein gar beschränkter Raum,
Man sieht nichts grünes, keinen Baum,
Und in den Sälen, auf den Bänken,
Vergeht mir Hören, Sehn und Denken.

Mephistopheles.

Das kommt nur auf Gewohnheit an.
So nimmt ein Kind der Mutter Brust
Nicht gleich im Anfang willig an,

gar nicht sagen, wie lächerlich mir es vorkam, wenn die Menschen, die ich alle recht gut kannte, sich verkleidet hatten, da droben standen, und für etwas Anderes, als sie waren, gehalten sein wollten. Ich sah immer nur meine Mutter und Lydien, diesen Baron und jenen Secretär, sie mochten nun als Fürsten und Grafen oder als Bauern erscheinen, und ich konnte nicht begreifen, wie sie mir zumuthen wollten zu glauben, daß es ihnen wohl oder wehe sei, daß sie verliebt oder gleichgiltig, geizig oder freigebig seien, da ich doch meist von dem Gegentheile genau unterrichtet war. Deßwegen blieb ich auch sehr selten unter den Zuschauern; ich putzte ihnen immer die Lichter, damit ich nur Etwas zu thun hatte, besorgte das Abendessen und hatte des andern Morgens, wenn sie noch lange schliefen, schon ihre Garderobe in Ordnung gebracht, die sie des Abends gewöhnlich über einander geworfen zurückließen.

Meiner Mutter schien diese Thätigkeit ganz recht zu sein, aber ihre Neigung konnte ich nicht erwerben; sie verachtete mich, und ich weiß noch recht gut, daß sie mehr als ein Mal mit Bitterkeit wiederholte: Wenn die Mutter so ungewiß sein könnte als der Vater, so würde man wohl schwerlich diese Magd für meine Tochter halten. Ich läugne nicht, daß ihr Betragen mich nach und nach ganz von ihr entfernte; ich betrachtete ihre Handlungen wie die Handlungen einer fremden Person; und da ich gewohnt war, wie ein Falke das Gesinde zu beobachten; denn, im Vorbeigehen gesagt, darauf beruht eigentlich der Grund aller Haushaltung: so fielen mir natürlich auch die Verhältnisse meiner Mutter und ihrer Gesellschaft auf. Es ließ sich wohl bemerken, daß sie nicht alle Männer mit ebendenselben Augen ansah; ich gab schärfer Acht und bemerkte bald, daß Lydie Vertraute war und bei dieser Gelegenheit selbst mit einer Leidenschaft bekannter wurde, die sie von ihrer ersten Jugend an so oft vorgestellt hatte. Ich wußte alle ihre Zusammenkünfte, aber ich schwieg, und sagte meinem Vater Nichts, den ich zu betrüben fürchtete; endlich aber ward ich dazu genöthigt. Manches konnten sie nicht unternehmen, ohne das Gesinde zu bestechen. Dieses fing an mir zu trotzen, die Anordnungen meines Vaters zu vernachlässigen und meine Befehle nicht zu vollziehen; die Unordnungen, die daraus entstanden, waren mir unerträglich; ich entdeckte, ich klagte Alles meinem Vater.

Er hörte mich gelassen an. Gutes Kind! sagte er zuletzt mit Lächeln, ich weiß Alles; sei ruhig, ertrag' es mit Geduld; denn es ist nur um deinetwillen, daß ich es leide.

Ich war nicht ruhig, ich hatte keine Ruhe. Ich schalt meinen Vater im Stillen; denn ich glaubte nicht, daß er um irgend einer Ursache willen so Etwas zu dulden brauche; ich bestand auf der Ordnung, und ich war entschlossen, die Sache auf's Aeußerste kommen zu lassen.

Meine Mutter war reich von sich, verzehrte aber doch mehr, als sie sollte, und Dieß gab, wie ich wohl merkte, manche Erklärung zwischen meinen Eltern. Lange war der Sache nicht geholfen, bis die Leidenschaften meiner Mutter selbst eine Art von Entwickelung hervorbrachten.

Der erste Liebhaber ward auf eine eclatante Weise ungetreu; das Haus, die Gegend, ihre Verhältnisse waren ihr zuwider. Sie wollte auf ein anderes Gut ziehen; da war es ihr zu einsam: sie wollte nach der Stadt; da galt sie nicht genug. Ich weiß nicht, was Alles zwischen ihr und meinem Vater vorging; genug, er entschloß sich endlich unter Bedingungen, die ich nicht erfuhr, in eine Reise, die sie nach dem südlichen Frankreich thun wollte, einzuwilligen.

Wir waren nun frei und lebten wie im Himmel; ja ich glaube, daß mein Vater Nichts verloren hat, wenn er ihre Gegenwart auch schon mit einer ansehnlichen Summe abkaufte. Alles unnütze Gesinde ward abgeschafft, und das Glück schien unsere Ordnung zu begünstigen; wir hatten einige sehr gute Jahre, Alles gelang nach Wunsch. Aber leider dauerte dieser frohe Zustand nicht lange; ganz unvermuthet ward mein Vater von einem Schlagflusse befallen, der ihm die rechte Seite lähmte und den reinen Gebrauch der Sprache benahm. Man mußte Alles errathen, was er verlangte; denn er brachte nie das Wort hervor, das er im Sinne hatte. Sehr ängstlich waren mir daher manche Augenblicke, in denen er mit mir ausdrücklich allein sein wollte; er deutete mit heftiger Geberde, daß Jedermann sich entfernen sollte; und wenn wir uns allein sahen, war er nicht im Stande, das rechte Wort hervorzubringen. Seine Ungeduld stieg auf's Aeußerste, und sein Zustand betrübte mich im innersten Herzen. So viel schien mir gewiß, daß er mir Etwas zu vertrauen hatte, das mich besonders anging. Welches Verlangen fühlt' ich nicht, es zu erfahren! Sonst konnt' ich ihm Alles an den Augen ansehen; aber jetzt war es vergebens! Selbst seine Augen sprachen nicht mehr. Nur soviel war mir deutlich: er wollte Nichts, er begehrte Nichts; er strebte nur, mir Etwas zu entdecken, das ich leider nicht erfuhr. Sein Uebel wiederholte sich; er ward bald darauf ganz unthätig und unfähig; und nicht lange, so war er todt.

Ich weiß nicht, wie sich bei mir der Gedanke festgesetzt hatte, daß er irgendwo einen Schatz niedergelegt habe, den er mir nach seinem Tode lieber als meiner Mutter gönnen wollte; ich

ſuchte ſchon bei ſeinen Lebzeiten nach, allein ich fand Nichts; nach ſeinem Tode ward Alles verſiegelt. Ich ſchrieb meiner Mutter und bat ihr an, als Verwalter im Hauſe zu bleiben; ſie ſchlug es aus und ich mußte das Gut räumen. Es kam ein wechſelſeitiges Teſtament zum Vorſchein, wodurch ſie im Beſitz und Genuß von Allem, und ich, wenigſtens ihre ganze Lebenszeit über, von ihr abhängig blieb. Nun glaubte ich erſt recht die Winke meines Vaters zu verſtehn; ich bedauerte ihn, daß er ſo ſchwach geweſen war, auch nach ſeinem Tode ungerecht gegen mich zu ſein. Denn einige meiner Freunde wollten ſogar behaupten, es ſei beinah nicht beſſer, als ob er mich enterbt hätte, und verlangten, ich ſollte das Teſtament angreifen, wozu ich mich aber nicht entſchließen konnte. Ich verehrte das Andenken meines Vaters zu ſehr; ich vertraute dem Schickſal, ich vertraute mir ſelbſt.

Ich hatte mit einer Dame in der Nachbarſchaft, die große Güter beſaß, immer in gutem Verhältniſſe geſtanden; ſie nahm mich mit Vergnügen auf, und es ward mir leicht, bald ihrer Haushaltung vorzuſtehn. Sie lebte ſehr regelmäßig und liebte die Ordnung in Allem, und ich half ihr treulich in dem Kampf mit Verwalter und Geſinde. Ich bin weder geizig noch mißgünſtig, aber wir Weiber beſtehn überhaupt viel ernſthafter als ſelbſt ein Mann darauf, daß Nichts verſchleudert werde. Jeder Unterſchleif iſt uns unerträglich; wir wollen, daß Jeder nur genieße, inſofern er dazu berechtigt iſt.

Nun war ich wieder in meinem Elemente und trauerte ſtill über den Tod meines Vaters. Meine Beſchützerinn war mit mir zufrieden; nur ein kleiner Umſtand ſtörte meine Ruhe. Lydie kam zurück; meine Mutter war grauſam genug, das arme Mädchen abzuſtoßen, nachdem ſie aus dem Grunde verdorben war. Sie hatte bei meiner Mutter gelernt, Leidenſchaften als Beſtimmung anzuſehen; ſie war gewöhnt, ſich in Nichts zu mäßigen. Als ſie unvermuthet wieder erſchien, nahm meine Wohlthäterinn auch ſie auf; ſie wollte mir an die Hand gehn und konnte ſich in Nichts ſchicken.

Um dieſe Zeit kamen die Verwandten und künftigen Erben meiner Dame oft in's Haus und beluſtigten ſich mit der Jagd. Auch Lothario war manchmal mit ihnen; ich bemerkte gar bald, wie ſehr er ſich vor allen Andern auszeichnete, jedoch ohne die mindeſte Beziehung auf mich ſelbſt. Er war gegen Alle höflich, und bald ſchien Lydie ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen. Ich hatte immer zu thun und war ſelten bei der Geſellſchaft; in ſeiner Gegenwart ſprach ich weniger als gewöhnlich: denn ich will nicht läugnen, daß eine lebhafte Unterhaltung von jeher mir die Würze des Lebens war. Ich ſprach mit meinem Vater gern viel über Alles, was begegnete. Was man nicht beſpricht, bedenkt man nicht recht. Keinem Menſchen hatte ich jemals lieber zugehört als Lotharin, wenn er von ſeinen Reiſen, von ſeinen Feldzügen erzählte. Die Welt lag ihm ſo klar, ſo offen da, wie mir die Gegend, in der ich gewirthſchaftet hatte. Ich hörte nicht etwa die wunderlichen Schickſale des Abenteurers, die übertriebenen Halbwahrheiten eines beſchränkten Reiſenden, der immer nur ſeine Perſon an die Stelle des Landes ſetzt, wovon er uns ein Bild zu geben verſpricht; er erzählte nicht, er führte uns an die Orte ſelbſt; ich habe nicht leicht ein ſo reines Vergnügen empfunden.

Aber unausſprechlich war meine Zufriedenheit, als ich ihn eines Abends über die Frauen reden hörte. Das Geſpräch machte ſich ganz natürlich; einige Damen aus der Nachbarſchaft hatten uns beſucht und über die Bildung der Frauen die gewöhnlichen Geſpräche geführt. Man ſei ungerecht gegen unſer Geſchlecht, hieß es; die Männer wollten alle höhere Cultur für ſich behalten; man wolle uns zu keinen Wiſſenſchaften zulaſſen, man verlange, daß wir nur Tändelpuppen oder Haushälterinnen ſein ſollten. Lotharin ſprach wenig zu all' Dieſem; als aber die Geſellſchaft kleiner ward, ſagte er auch hierüber offen ſeine Meinung. Es iſt ſonderbar, rief er aus, daß man es dem Manne verargt, der eine Frau an die höchſte Stelle ſetzen will, die ſie einzunehmen fähig iſt: und welche iſt höher als das Regiment des Hauſes? Wenn der Mann ſich mit äußern Verhältniſſen quält, wenn er die Beſitzthümer herbeiſchaffen und beſchützen muß, wenn er ſogar an der Staatsverwaltung Antheil nimmt, überall von Umſtänden abhängt und, ich möchte ſagen, Nichts regiert, indem er zu regieren glaubt, immer nur politiſch ſein muß, wo er gern vernünftig wäre, verſteckt, wo er offen, falſch, wo er redlich zu ſein wünſchte; wenn er um des Zieles willen, das er nie erreicht, das ſchönſte Ziel, die Harmonie mit ſich ſelbſt, in jedem Augenblicke aufgeben muß: indeſſen herrſcht eine vernünftige Hausfrau im Innern wirklich und macht einer ganzen Familie jede Thätigkeit, jede Zufriedenheit möglich. Was iſt das höchſte Glück des Menſchen, als daß wir Das ausführen, was wir als recht und gut einſehen; daß wir wirklich Herren über die Mittel zu unſern Zwecken ſind? Und wo ſollen, wo können unſere nächſten Zwecke liegen, als innerhalb des Hauſes? Alle immer wiederkehrenden, unentbehrlichen Bedürfniſſe, wo erwarten wir, wo fordern wir ſie, als da, wo wir aufſtehn und uns niederlegen, wo Küche

und Keller und jede Art von Vorrath für uns und die Unserigen immer bereit sein soll? Welche regelmäßige Thätigkeit wird erfordert, um diese immer wiederkehrende Ordnung in einer unverrückten, lebendigen Folge durchzuführen! Wie wenig Männern ist es gegeben, gleichsam als ein Gestirn regelmäßig wiederzukehren und dem Tage sowie der Nacht vorzustehn, sich ihre häuslichen Werkzeuge zu bilden, zu pflanzen und zu erndten, zu verwahren und auszuspenden, und den Kreis immer mit Ruhe, Liebe und Zweckmäßigkeit zu durchwandeln! Hat ein Weib einmal diese innere Herrschaft ergriffen, so macht sie den Mann, den sie liebt, erst allein dadurch zum Herrn; ihre Aufmerksamkeit erwirbt alle Kenntnisse, und ihre Thätigkeit weiß sie alle zu benutzen. So ist sie von Niemandem abhängig und verschafft ihrem Manne die wahre Unabhängigkeit, die häusliche, die innere: Das, was er besitzt, sichert er gesichert; Das, was er erwirbt, gut benutzt, und so kann er sein Gemüth nach großen Gegenständen wenden, und, wenn das Glück gut ist, Das dem Staate sein, was seiner Gattinn zu Hause so wohl ansteht.

Er machte darauf eine Beschreibung, wie er sich eine Frau wünsche. Ich ward roth; denn er beschrieb mich, wie ich leibte und lebte. Ich genoß im Stillen meinen Triumph, um so mehr, da ich aus allen Umständen sah, daß er mich persönlich nicht gemeint hatte, daß er mich eigentlich nicht kannte. Ich erinnere mich keiner angenehmern Empfindung in meinem ganzen Leben, als daß ein Mann, den ich so sehr schätzte, nicht meiner Person, sondern meiner innersten Natur den Vorzug gab. Welche Belohnung fühlte ich! Welche Aufmunterung war mir geworden!

Als sie weg waren, sagte meine würdige Freundinn lächelnd zu mir: Schade, daß die Männer oft denken und reden, was sie doch nicht zur Ausführung kommen lassen; sonst wäre eine treffliche Partie für meine liebe Therese geradezu gefunden! Ich scherzte über ihre Aeußerung und fügte hinzu, daß zwar der Verstand der Männer sich nach Haushälterinnen umsehe, daß aber ihr Herz und ihre Einbildungskraft sich nach andern Eigenschaften sehne, und daß wir Haushälterinnen eigentlich gegen die liebenswürdigen und reizenden Mädchen keinen Wettstreit aushalten können. Diese Worte sagte ich Lydie'n zum Gehör: denn sie verbarg nicht, daß Lothario großen Eindruck auf sie gemacht habe, und auch er schien bei jedem neuen Besuche immer aufmerksamer auf sie zu werden. Sie war arm, sie war nicht von Stande, sie konnte an keine Heirath mit ihm denken; aber sie konnte der Wonne nicht widerstehen, zu reizen und gereizt zu werden. Ich hatte nie geliebt und liebte auch jetzt nicht; allein ob es mir schon unendlich angenehm war, zu sehen, wohin meine Natur von einem so verehrten Manne gestellt und gerechnet werde, muß ich doch nicht läugnen, daß ich damit nicht ganz zufrieden war. Ich wünschte nun auch, daß er mich kennen, daß er persönlich Antheil an mir nehmen möchte. Es entstand bei mir dieser Wunsch, ohne irgend einen bestimmten Gedanken, was daraus folgen könnte.

Der größte Dienst, den ich meiner Wohlthäterinn leistete, war, daß ich die schönen Waldungen ihrer Güter in Ordnung zu bringen suchte. In diesen köstlichen Besitzungen, deren großen Werth Zeit und Umstände immer vermehren, ging es leider nur immer nach dem alten Schlendrian fort; nirgends war Plan und Ordnung und des Stehlens und des Unterschleifs kein Ende. Manche Berge standen öde, und einen gleichen Wuchs hatten nur noch die ältesten Schläge. Ich beging Alles mit einem geschickten Forstmann, ich ließ die Waldungen messen, ich ließ schlagen, säen, pflanzen, und in kurzer Zeit war Alles im Gange. Ich hatte mir, um leichter zu Pferde fortzukommen und auch zu Fuße nirgends gehindert zu sein, Mannskleider machen lassen; ich war an vielen Orten, und man fürchtete mich überall.

Ich hörte, daß die Gesellschaft junger Freunde mit Lothario wieder ein Jagen angestellt hatte; zum ersten Mal in meinem Leben fiel mir's ein, zu *scheinen* oder, daß ich mir nicht unrecht thue, in den Augen des trefflichen Mannes für Das zu gelten, was ich war. Ich zog meine Mannskleider an, nahm die Flinte auf den Rücken und ging mit unserm Jäger hinaus, um die Gesellschaft an der Grenze zu erwarten. Sie kam; Lothario kannte mich nicht gleich. Einer von den Neffen meiner Wohlthäterinn stellte mich ihm als einen geschickten Forstmann vor, scherzte über meine Jugend und trieb sein Spiel zu meinem Lobe so lange, bis endlich Lothario mich erkannte. Der Neffe secundirte meine Absicht, als wenn wir es abgeredet hätten. Umständlich erzählte er und dankbar, was ich für die Güter der Tante und also auch für ihn gethan hatte.

Lothario hörte mit Aufmerksamkeit zu, unterhielt sich mit mir, fragte nach allen Verhältnissen der Güter und der Gegend; und ich war froh, meine Kenntnisse vor ihm ausbreiten zu können; ich bestand in meinem Examen sehr gut, ich legte ihm einige Vorschläge zu gewissen Verbesserungen zur Prüfung vor; er billigte sie, erzählte mir ähnliche Beispiele und verstärkte meine Gründe durch den Zusammenhang, den er ihnen gab. Meine Zufriedenheit wuchs mit jedem Augenblick. Aber glücklicher Weise wollte

ich nur gekannt, wollte nicht geliebt ſein: denn — wir kamen nach Hauſe und ich bemerkte mehr als ſonſt, daß die Aufmerkſamkeit, die er Lydie'n bezeigte, eine heimliche Neigung zu verrathen ſchien. Ich hatte meinen Endzweck erreicht und war doch nicht ruhig: er zeigte von dem Tage an eine wahre Achtung und ein ſchönes Vertrauen gegen mich; er redete mich in Geſellſchaft gewöhnlich an, fragte mich um meine Meinung und ſchien beſonders in Haushaltungsſachen das Zutrauen zu mir zu haben, als wenn ich Alles wiſſe. Seine Theilnahme munterte mich außerordentlich auf; ſogar wenn von allgemeiner Landes-Oeconomie und von Finanzen die Rede war, zog er mich ins Geſpräch, und ich ſuchte in ſeiner Abweſenheit mehr Kenntniſſe von der Provinz, ja von dem ganzen Lande zu erlangen. Es ward mir leicht; denn es wiederholte ſich nur im Großen, was ich im Kleinen ſo genau wußte und kannte.

Er kam von dieſer Zeit an öfter in unſer Haus. Es ward, ich kann wohl ſagen, von Allem geſprochen, aber gewiſſer Maßen ward unſer Geſpräch zuletzt immer öconomiſch, wenn auch nur im uneigentlichen Sinne. Was der Menſch durch conſequente Anwendung ſeiner Kräfte, ſeiner Zeit, ſeines Geldes, ſelbſt durch geringſcheinende Mittel für ungeheure Wirkungen hervorbringen könne, darüber ward viel geſprochen.

Ich widerſtand der Neigung nicht, die mich zu ihm zog, und ich fühlte leider nur zu bald, wie ſehr, wie herzlich, wie rein und aufrichtig meine Liebe war, da ich immer mehr zu bemerken glaubte, daß ſeine öftern Beſuche Lydie'n und nicht mir galten. Sie wenigſtens war auf das Lebhafteſte davon überzeugt; ſie machte mich zu ihrer Vertrauten, und dadurch fand ich mich noch einiger Maßen getröſtet. Das, was ſie ſo ſehr zu ihrem Vortheil auslegte, fand ich keinesweges bedeutend; von der Abſicht einer ernſthaften, dauernden Verbindung zeigte ſich keine Spur; um ſo deutlicher ſah ich den Hang des leidenſchaftlichen Mädchens, um jeden Preis die Seinige zu werden.

So ſtanden die Sachen, als mich die Frau vom Hauſe mit einem unvermutheten Antrag überraſchte. Lothario, ſagte ſie, bietet Ihnen ſeine Hand an und wünſcht Sie in ſeinem Leben immer zur Seite zu haben. Sie verbreitete ſich über meine Eigenſchaften und ſagte mir, was ich ſo gerne anhörte: daß Lothario überzeugt ſei, in mir die Perſon gefunden zu haben, die er ſo lange gewünſcht hatte.

Das höchſte Glück war nun für mich erreicht: ein Mann verlangte mich, den ich ſo ſehr ſchätzte, bei dem und mit dem ich eine völlige, freie, ausgebreitete, nützliche Wirkung meiner angeborenen Neigung, meines durch Uebung erworbenen Talents vor mir ſah; die Summe meines ganzen Daſeins ſchien ſich in's Unendliche vermehrt zu haben. Ich gab meine Einwilligung; er kam ſelbſt, er ſprach mit mir allein, er reichte mir ſeine Hand, er ſah mir in die Augen, er umarmte mich und drückte einen Kuß auf meine Lippen; es war der erſte und letzte. Er vertraute mir ſeine ganze Lage, was ihn ſein Americaniſcher Feldzug gekoſtet, welche Schulden er auf ſeine Güter geladen, wie er ſich mit ſeinem Großoheim einiger Maßen darüber entzweit habe, wie dieſer würdige Mann für ihn zu ſorgen denke, aber freilich auf ſeine eigene Art: er wolle ihm eine reiche Frau geben, da einem wohldenkenden Manne doch nur mit einer haushältiſchen gedient ſei; er hoffe durch ſeine Schweſter den Alten zu bereden. Er legte mir den Zuſtand ſeines Vermögens, ſeine Plane, ſeine Ausſichten vor, und erbat ſich meine Mitwirkung. Nur bis zur Einwilligung ſeines Oheims ſollte es ein Geheimniß bleiben.

Kaum hatte er ſich entfernt, ſo fragte mich Lydie, ob er etwa von ihr geſprochen habe. Ich ſagte nein, und machte ihr Langeweile mit Erzählung von öconomiſchen Gegenſtänden. Sie war unruhig, mißlaunig, und ſein Betragen, als er wiederkam, verbeſſerte ihren Zuſtand nicht.

Doch ich ſehe, daß die Sonne ſich zu ihrem Untergange neigt! Es iſt Ihr Glück, mein Freund; Sie hätten ſonſt die Geſchichte, die ich mir ſo gerne ſelbſt erzähle, mit allen ihren kleinen Umſtänden durchhören müſſen. Laſſen Sie mich eilen; wir nahen einer Epoche, bei der nicht gut zu verweilen iſt!

Lothario machte mich mit ſeiner trefflichen Schweſter bekannt, und Dieſe wußte mich auf eine ſchickliche Weiſe beim Oheim einzuführen. Ich gewann den Alten; er willigte in unſere Wünſche, und ich kehrte mit einer glücklichen Nachricht zu meiner Wohlthäterinn zurück. Die Sache war im Hauſe nun kein Geheimniß mehr; Lydie erfuhr ſie, ſie glaubte etwas Unmögliches zu vernehmen. Als ſie endlich daran nicht mehr zweifeln konnte, verſchwand ſie auf ein Mal, und man wußte nicht, wohin ſie ſich verloren hatte.

Der Tag unſerer Verbindung nahte heran; ich hatte ihn ſchon oft um ſein Bildniß gebeten und ich erinnerte ihn, eben als er wegreiten wollte, nochmals an ſein Verſprechen. Sie haben vergeſſen, ſagte er, mir das Gehäuſe zu geben, worinnen Sie es gefaßt wünſchen. Es war ſo: ich hatte ein Geſchenk von einer Freundinn, das ich ſehr werth hielt. Von ihren Haaren war ein verzogener Name unter dem äußern Glaſe befeſtigt; inwendig blieb ein leeres

Elfenbein, worauf eben ihr Bild gemalt werden ſollte, als ſie mir unglücklicher Weiſe durch den Tod entriſſen wurde. Lotharie's Neigung beglückte mich in dem Augenblicke, da ihr Verluſt mir noch ſehr ſchmerzhaft war, und ich wünſchte die Lücke, die ſie mir in ihrem Geſchenk zurückgelaſſen hatte, durch das Bild meines Freundes auszufüllen.

Ich eile nach meinem Zimmer, hole mein Schmuckkäſtchen und eröffne es in ſeiner Gegenwart; kaum ſieht er hinein, ſo erblickt er ein Medaillon mit dem Bilde eines Frauenzimmers; er nimmt es in die Hand, betrachtet es mit Aufmerkſamkeit und fragt haſtig: Wen ſoll dieß Portrait vorſtellen? — Meine Mutter, verſetzte ich. — Hätt' ich doch geſchworen, rief er aus, es ſei das Portrait einer Frau von Saint Alban, die ich vor einigen Jahren in der Schweiz antraf. Es iſt einerlei Perſon, verſetzte ich lächelnd, und Sie haben alſo Ihre Schwiegermutter, ohne es zu wiſſen, kennen gelernt. Saint Alban iſt der romantiſche Name, unter dem meine Mutter reiſ't; ſie befindet ſich unter demſelben noch gegenwärtig in Frankreich.

Ich bin der unglücklichſte aller Menſchen! rief er aus, indem er das Bild in das Käſtchen zurückwarf, ſeine Augen mit der Hand bedeckte und zugleich das Zimmer verließ. Er warf ſich auf ſein Pferd; ich lief auf den Balcon und rief ihm nach; er kehrte ſich um, warf mir eine Hand zu, entfernte ſich eilig — und ich habe ihn nicht wieder geſehen.

Die Sonne ging unter; Thereſe ſah mit unverwandtem Blick in die Gluth, und ihre beiden ſchönen Augen füllten ſich mit Thränen.

Thereſe ſchwieg und legte auf ihres neuen Freundes Hände ihre Hand; er küßte ſie mit Theilnehmung, ſie trocknete ihre Thränen und ſtand auf. Laſſen Sie uns zurückgehen, ſagte ſie, und für die Unſerigen ſorgen!

Das Geſpräch auf dem Wege war nicht lebhaft; ſie kamen zur Gartenthüre herein und ſahen Lydie'n auf einer Bank ſitzen; ſie ſtand auf, wich ihnen aus und begab ſich in's Haus zurück; ſie hatte ein Papier in der Hand, und zwei kleine Mädchen waren bei ihr. Ich ſehe, ſagte Thereſe, ſie trägt ihren einzigen Troſt, den Brief Lotharie's, noch immer bei ſich. Ihr Freund verſpricht ihr, daß ſie gleich, ſobald er ſich wohl befindet, wieder an ſeiner Seite leben ſoll; er bittet ſie, ſo lange ruhig bei mir zu verweilen. An dieſen Worten hängt ſie, mit dieſen Zeilen tröſtet ſie ſich, aber ſeine Freunde ſind übel bei ihr angeſchrieben.

Indeſſen waren die beiden Kinder herangekommen, begrüßten Thereſe'n und gaben ihr Rechenſchaft von Allem, was in ihrer Abweſenheit im Hauſe vorgegangen war. Sie ſehen hier noch einen Theil meiner Beſchäftigung, ſagte Thereſe. Ich habe mit Lotharie's trefflicher Schweſter einen Bund gemacht; wir erziehen eine Anzahl Kinder gemeinſchaftlich: ich bilde die lebhaften und dienſtfertigen Haushälterinnen, und ſie übernimmt Diejenigen, an denen ſich ein ruhigeres und feineres Talent zeigt; denn es iſt billig, daß man auf jede Weiſe für das Glück der Männer und der Haushaltung ſorge. Wenn Sie meine edle Freundinn kennen lernen, ſo werden Sie ein neues Leben anfangen; ihre Schönheit, ihre Güte macht ſie der Anbetung einer ganzen Welt würdig. Wilhelm getraute ſich nicht zu ſagen, daß er leider die ſchöne Gräfinn ſchon kenne, und daß ihn ſein vorübergehendes Verhältniß zu ihr auf ewig ſchmerzen werde; er war ſehr zufrieden, daß Thereſe das Geſpräch nicht fortſetzte, und daß ihre Geſchäfte ſie in das Haus zurückzugehen nöthigten. Er befand ſich nun allein, und die letzte Nachricht, daß die junge, ſchöne Gräfinn auch ſchon genöthigt ſei, durch Wohlthätigkeit den Mangel an eigenem Glück zu erſetzen, machte ihn äußerſt traurig; er fühlte, daß es bei ihr nur eine Nothwendigkeit war, ſich zu zerſtreuen und an die Stelle eines frohen Lebensgenuſſes die Hoffnung fremder Glückſeligkeit zu ſetzen. Er pries Thereſe'n glücklich, daß ſelbſt bei jener unerwarteten traurigen Veränderung keine Veränderung in ihr ſelbſt vorzugehen brauchte. Wie glücklich iſt Der über Alles, rief er aus, der, um ſich mit dem Schickſal in Einigkeit zu ſetzen, nicht ſein ganzes vorhergehendes Leben wegzuwerfen braucht!

Thereſe kam auf ſein Zimmer, und bat um Verzeihung, daß ſie ihn ſtöre. Hier in dem Wandſchrank, ſagte ſie, ſteht meine ganze Bibliothek; es ſind eher Bücher, die ich nicht wegwerfe, als die ich aufhebe. Lydie verlangt ein geiſtliches Buch; es findet ſich wohl auch eins und das andere darunter. Die Menſchen, die das ganze Jahr weltlich ſind, bilden ſich ein, ſie müßten zur Zeit der Noth geiſtlich ſein; ſie ſehen alles Gute und Sittliche wie eine Arzenei an, die man mit Widerwillen zu ſich nimmt, wenn man ſich ſchlecht befindet; ſie ſehen in einem Geiſtlichen, einem Sittenlehrer nur einen Arzt, den man nicht geſchwind genug aus dem Hauſe loswerden kann; ich aber geſtehe gern, ich habe vom Sittlichen den Begriff als von einer Diät, die eben dadurch nur Diät iſt, wenn ich ſie zur Lebensregel mache, wenn ich ſie das ganze Jahr nicht außer Augen laſſe.

Sie ſuchten unter den Büchern und fanden einige ſogenannte Erbauungsſchriften. Die Zuflucht zu dieſen Büchern, ſagte Thereſe, hat Lydie von meiner Mutter gelernt: Schauſpiele und Romane waren ihr Leben, ſo lange der

Liebhaber treu blieb; ſeine Entfernung brachte ſogleich dieſe Bücher wieder in Credit. Ich kann überhaupt nicht begreifen, fuhr ſie fort, wie man hat glauben können, daß Gott durch Bücher und Geſchichten zu uns ſpreche. Wem die Welt nicht unmittelbar eröffnet, was ſie für ein Verhältniß zu ihm hat, wem ſein Herz nicht ſagt, was er ſich und Andern ſchuldig iſt, der wird es wohl ſchwerlich aus Büchern erfahren, die eigentlich nur geſchickt ſind, unſern Irrthümern Namen zu geben.

Sie ließ Wilhelm'en allein, und er brachte ſeinen Abend mit Reviſion der kleinen Bibliothek zu; ſie war wirklich bloß durch Zufall zuſammengekommen.

Thereſe blieb die wenigen Tage, die Wilhelm bei ihr verweilte, ſich immer gleich; ſie erzählte ihm die Folgen ihrer Begebenheit in verſchiedenen Abſätzen ſehr umſtändlich. Ihrem Gedächtniß war Tag und Stunde, Platz und Name gegenwärtig, und wir ziehen, was unſern Leſen zu wiſſen nöthig iſt, hier in's Kurze zuſammen.

Die Urſache von Lothario's raſcher Entfernung ließ ſich leider leicht erklären: er war Thereſe'ns Mutter auf ihrer Reiſe begegnet; ihre Reize zogen ihn an, ſie war nicht karg gegen ihn, und nun entfernte ihn dieſes unglückliche, ſchnell vorübergegangene Abenteuer von der Verbindung mit einem Frauenzimmer, das die Natur ſelbſt für ihn gebildet zu haben ſchien. Thereſe blieb in dem reinen Kreiſe ihrer Beſchäftigung und ihrer Pflicht. Man erfuhr, daß Lydie ſich heimlich in der Nachbarſchaft aufgehalten habe. Sie war glücklich, als die Heirath, obgleich aus unbekannten Urſachen, nicht vollzogen wurde; ſie ſuchte ſich Lothario zu nähern, und es ſchien, daß er mehr aus Verzweiflung als aus Neigung, mehr überraſcht als mit Ueberlegung, mehr aus Langerweile als aus Vorſatz ihren Wünſchen begegnet ſei.

Thereſe war ruhig darüber; ſie machte keine weitern Anſprüche auf ihn; und ſelbſt wenn er ihr Gatte geweſen wäre, hätte ſie vielleicht Muth genug gehabt, ein ſolches Verhältniß zu ertragen, wenn es nur ihre häusliche Ordnung nicht geſtört hätte; wenigſtens äußerte ſie oft, daß eine Frau, die das Hausweſen recht zuſammenhalte, ihrem Manne jede kleine Phantaſie nachſehen und von ſeiner Rückkehr jederzeit gewiß ſein könne.

Thereſe'ns Mutter hatte bald die Angelegenheiten ihres Vermögens in Unordnung gebracht; ihre Tochter mußte es entgelten, denn ſie erhielt wenig von ihr; die alte Dame, Thereſe'ns Beſchützerinn, ſtarb, hinterließ ihr das kleine Freigut und ein artiges Capital zum Vermächtniß. Thereſe wußte ſich ſogleich in den engen Kreis zu finden; Lothario bot ihr ein beſſeres Beſitzthum an, Jarno machte den Unterhändler, ſie ſchlug es aus. Ich will, ſagte ſie, im Kleinen zeigen, daß ich werth war, das Große mit ihm zu theilen; aber Das behalte ich mir vor, daß, wenn der Zufall mich um meiner oder Anderer willen in Verlegenheit ſetzt, ich zuerſt zu meinem werthen Freund, ohne Bedenken, die Zuflucht nehmen könne.

Nichts bleibt weniger verborgen und ungenutzt als zweckmäßige Thätigkeit. Kaum hatte ſie ſich auf ihrem kleinen Gute eingerichtet, ſo ſuchten die Nachbarn ſchon ihre nähere Bekanntſchaft und ihren Rath, und der neue Beſitzer der angrenzenden Güter gab nicht undeutlich zu verſtehen, daß es nur auf ſie ankomme, ob ſie ſeine Hand annehmen und Erbe des größten Theils ſeines Vermögens werden wolle. Sie hatte ſchon gegen Wilhelm'en dieſes Verhältniſſes erwähnt und ſcherzte gelegentlich über Heirathen und Mißheirathen mit ihm.

Es gibt, ſagte ſie, den Menſchen Nichts mehr zu reden, als wenn einmal eine Heirath geſchieht, die ſie nach ihrer Art eine Mißheirath nennen können; und doch ſind die Mißheirathen viel gewöhnlicher als die Heirathen; denn es ſteht leider nach einer kurzen Zeit mit den meiſten Verbindungen gar mißlich aus. Die Vermiſchung der Stände durch Heirathen verdienen nur inſofern Mißheirathen genannt zu werden, als der einen Theil an der angebornen, angewohnten und gleichſam nothwendig gewordenen Exiſtenz des andern keinen Theil nehmen kann. Die verſchiedenen Claſſen haben verſchiedene Lebensweiſen, die ſie nicht mit einander theilen noch verwechſeln können, und Das iſt's, warum Verbindungen dieſer Art beſſer nicht geſchloſſen werden; aber Ausnahmen, und recht glückliche Ausnahmen, ſind möglich. So iſt die Heirath eines jungen Mädchens mit einem bejahrten Manne immer mißlich, und doch habe ich ſie recht gut ausſchlagen ſehen. Für mich kenne ich nur eine Mißheirath, wenn ich feiern und repräſentiren müßte; ich wollte lieber jedem ehrbaren Pächterſohn aus der Nachbarſchaft meine Hand geben.

Wilhelm gedachte nunmehr zurückzukehren, und bat ſeine Freundinn, ihm noch ein Abſchiedswort bei Lydie'n zu verſchaffen. Das leidenſchaftliche Mädchen ließ ſich bewegen: er ſagte ihr einige freundliche Worte; ſie verſetzte: Den erſten Schmerz habe ich überwunden; Lothario wird mir ewig theuer ſein; aber ſeine Freunde kenne ich: es iſt mir leid, daß er ſo umgeben iſt! Der Abbé wäre fähig, wegen einer Grille die Menſchen in Noth zu laſſen oder ſie gar hineinzuſtürzen; der Arzt möchte gern Alles in's Gleiche bringen; Jarno hat kein Gemüth,

und Sie — wenigſtens keinen Character! Fahren Sie nur ſo fort, und laſſen Sie ſich als Werkzeug dieſer drei Menſchen brauchen; man wird Ihnen noch manche Execution auftragen. Lange, wie iſt es recht wohl bekannt, war ihnen meine Gegenwart zuwider; ich hatte ihr Geheimniß nicht entdeckt, aber ich hatte beobachtet, daß ſie ein Geheimniß verbargen. Wozu dieſe verſchloſſenen Zimmer, dieſe wunderlichen Gänge? Warum kann Niemand zu dem großen Thurm gelangen? Warum verbannten ſie mich, ſo oft ſie nur konnten, in meine Stube? Ich will geſtehen, daß Eiferſucht zuerſt mich auf dieſe Entdeckung brachte; ich fürchtete eine glückliche Nebenbuhlerinn ſei irgendwo verſteckt. Nun glaube ich Das nicht mehr; ich bin überzeugt, daß Lothario mich liebt, daß er es redlich mit mir meint, aber ebenſo gewiß bin ich überzeugt, daß er von ſeinen künſtlichen und falſchen Freunden betrogen wird. Wenn Sie ſich um ihn verdient machen wollen, wenn Ihnen verziehen werden ſoll, was ſie an mir verbrochen haben, ſo befreien Sie ihn aus den Händen dieſer Menſchen. Doch was hoffe ich! Ueberreichen Sie ihm dieſen Brief; wiederholen Sie, was er enthält: daß ich ihn ewig lieben werde, daß ich mich auf ſein Wort verlaſſe. Ach! rief ſie aus, indem ſie aufſtand und am Halſe Thereſe'ns weinte: er iſt von meinen Feinden umgeben, ſie werden ihn zu bereden ſuchen, daß ich ihm Nichts aufgeopfert habe. O der beſte Mann mag gerne hören, daß er jedes Opfers werth iſt, ohne dafür dankbar ſein zu dürfen!

Wilhelm's Abſchied von Thereſe'n war heiterer; ſie wünſchte ihn bald wiederzuſehen. Sie kennen mich ganz, ſagte ſie: Sie haben mich immer reden laſſen; es iſt das nächſte Mal Ihre Pflicht, meine Aufrichtigkeit zu erwiedern.

Auf ſeiner Rückreiſe hatte er Zeit genug, dieſe neue, helle Erſcheinung lebhaft in der Erinnerung zu betrachten. Welch ein Zutrauen hatte ſie ihm eingeflößt! Er dachte an Mignon und Felix, wie glücklich die Kinder unter einer ſolchen Aufſicht werden könnten; dann dachte er an ſich ſelbſt und fühlte, welche Wonne es ſein müſſe, in der Nähe eines ſo ganz klaren, menſchlichen Weſens zu leben. Als er ſich dem Schloß näherte, fiel ihm der Thurm mit den vielen Gängen und Seitengebäuden mehr als ſonſt auf; er nahm ſich vor, bei der nächſten Gelegenheit Jarno oder den Abbé darüber zur Rede zu ſtellen.

Siebentes Capitel.

Als Wilhelm nach dem Schloſſe kam, fand er den edeln Lothario auf dem Wege der völligen Beſſerung; der Arzt und der Abbé waren nicht zugegen, Jarno allein war geblieben. In kurzer Zeit ritt der Geneſende ſchon wieder aus, bald allein, bald mit ſeinen Freunden. Sein Geſpräch war ernſthaft und gefällig, ſeine Unterhaltung belehrend und erquickend; oft bemerkte man Spuren einer zarten Zuhörbarkeit, ob er ſie gleich zu verbergen ſuchte, und, wenn ſie ſich wider ſeinen Willen zeigte, beinah zu mißbilligen ſchien.

So war er eines Abends ſtill bei Tiſche, ob er gleich heiter ausſah.

Sie haben heute gewiß ein Abenteuer gehabt, ſagte endlich Jarno, und zwar ein angenehmes?

Wie Sie ſich auf Ihre Leute verſtehen! verſetzte Lothario. Ja, es iſt mir ein ſehr angenehmes Abenteuer begegnet. Zu einer andern Zeit hätte ich es vielleicht nicht ſo reizend gefunden, als dieß Mal, da es mich ſo empfänglich antraf. Ich ritt gegen Abend jenſeit des Waſſers durch die Dörfer, einen Weg, den ich oft genug in frühern Jahren beſucht hatte. Mein körperliches Leiden muß mich mürber gemacht haben, als ich ſelbſt glaubte: ich fühlte mich weich und, bei wieder auflebenden Kräften, wie neu geboren. Alle Gegenſtände erſchienen mir in eben dem Lichte, wie ich ſie in frühern Jahren geſehen hatte, alle ſo lieblich, ſo anmuthig, ſo reizend, wie ſie mir lange nicht erſchienen ſind. Ich merkte wohl, daß es Schwachheit war, ich ließ mir ſie aber ganz wohl gefallen, ritt ſachte hin, und es wurde mir ganz begreiflich, wie Menſchen eine Krankheit lieb gewinnen können, welche uns zu ſüßen Empfindungen ſtimmt. Sie wiſſen vielleicht, was mich ehemals ſo oft dieſen Weg führte?

Wenn ich mich recht erinnere, verſetzte Jarno, ſo war es ein kleiner Liebeshandel, der ſich mit der Tochter eines Pächters entſponnen hatte.

Man dürfte es wohl einen großen nennen, verſetzte Lothario; denn wir hatten uns Beide ſehr lieb, recht im Ernſt und auch ziemlich lange. Zufälliger Weiſe traf heute Alles zuſammen, mir die erſten Zeiten unſerer Liebe recht lebhaft darzuſtellen. Die Knaben ſchüttelten eben wieder Maikäfer von den Bäumen, und das Laub der Eſchen war eben nicht weiter als an dem Tage, da ich ſie zum erſten Mal ſah. Nun war es lange, daß ich Margarethe'n nicht geſehen habe; denn ſie iſt weit weg verheirathet; nur hörte ich zufällig, ſie ſei mit ihren Kindern vor wenigen Wochen gekommen, ihren Vater zu beſuchen.

So war ja wohl dieſer Spazirritt nicht ſo ganz zufällig?

Ich läugne nicht, ſagte Lothario, daß ich ſie anzutreffen wünſchte. Als ich nicht weit von dem Wohnhaus war, ſah ich ihren Vater vor

der Thüre ſtyen; ein Kind von ungefähr einem Jahre ſtand bei ihm. Als ich mich näherte, ſah eine Frauensperſon ſchnell oben zum Fenſter heraus, und als ich gegen die Thüre kam, hörte ich Jemanden die Treppe herunterſpringen. Ich dachte gewiß, ſie ſei es, und, ich will's nur geſtehen, ich ſchmeichelte mir, ſie habe mich erkannt, und ſie komme mir eilig entgegen. Aber wie beſchämt war ich, als ſie zur Thüre herausſprang, das Kind, dem die Pferde näher kamen, anfaßte und in das Haus hineintrug! Es war mir eine unangenehme Empfindung, und nur wurde meine Eitelkeit ein wenig getröſtet, als ich, wie ſie hinweg eilte, an ihrem Nacken und an dem freiſtehenden Ohr eine merkliche Röthe zu ſehen glaubte.

Ich hielt ſtill und ſprach mit dem Vater, und ſchielte indeſſen an den Fenſtern herum, ob ſie ſich nicht hier oder da blicken ließe; allein ich bemerkte keine Spur von ihr. Fragen wollt' ich auch nicht, und ſo ritt ich vorbei. Mein Verdruß wurde durch Verwunderung einiger Maßen gemildert: denn ob ich gleich kaum das Geſicht geſehen hatte, ſo ſchien ſie mir faſt gar nicht verändert, und zehn Jahre ſind doch eine Zeit! ja ſie ſchien mir jünger, ebenſo ſchlank, ebenſo leicht auf den Füßen, der Hals, wo möglich, noch zierlicher als vorher, ihre Wange ebenſo leicht der liebenswürdigen Röthe empfänglich, dabei Mutter von ſechs Kindern, vielleicht noch von mehrern. Es paßte dieſe Erſcheinung ſo gut in die übrige Zauberwelt, die mich umgab, daß ich um ſo mehr mit einem verjüngten Gefühl weiter ritt, und an dem nächſten Walde erſt umkehrte, als die Sonne im Untergehen war. So ſehr mich auch der fallende Thau an die Vorſchrift des Arztes erinnerte, und es wohl räthlicher geweſen wäre, gerade nach Hauſe zu kehren, ſo nahm ich doch wieder meinen Weg nach der Seite des Pachthofes zurück. Ich bemerkte, daß ein weibliches Geſchöpf in dem Garten auf und nieder ging, der mit einer leichten Hecke umzogen iſt. Ich ritt auf dem Fußpfade nach der Hecke zu, und ich fand mich eben nicht weit von der Perſon, nach der ich verlangte.

Ob mir gleich die Abendſonne in den Augen lag, ſah ich doch, daß ſie ſich am Zaune beſchäftigte, der ſie nur leicht bedeckte. Ich glaubte meine alte Geliebte zu erkennen. Da ich an ſie kam, hielt ich ſtill, nicht ohne Regung des Herzens. Einige hohe Zweige wilder Roſen, die eine leiſe Luft hin und her wehte, machten mir ihre Geſtalt undeutlich. Ich redete ſie an und fragte, wie ſie lebe. Sie antwortete mir mit halber Stimme: Ganz wohl. Indeß bemerkte ich, daß ein Kind hinter dem Zaune beſchäftigt war, Blumen auszureißen, und nahm die Gelegenheit, ſie zu fragen, wo denn ihre übrigen Kinder ſeien. Es iſt nicht mein Kind, ſagte ſie. Das wäre früh! Und in dieſem Augenblicke ſchickte ſich's, daß ich durch die Zweige ihr Geſicht genau ſehen konnte, und ich wußte nicht, was ich zu der Erſcheinung ſagen ſollte. Es war meine Geliebte und war es nicht. Faſt jünger, faſt ſchöner, als ich ſie vor zehn Jahren gekannt hatte. Sind Sie denn nicht die Tochter des Pächters? fragte ich halb verwirrt. Nein, ſagte ſie, ich bin ihre Muhme.

Aber Sie gleichen einander ſo außerordentlich, verſetzte ich.

Das ſagt Jedermann, der ſie vor zehn Jahren gekannt hat.

Ich fuhr fort, ſie Verſchiedenes zu fragen; mein Irrthum war mir angenehm, ob ich ihn gleich ſchon entdeckt hatte. Ich konnte mich von dem lebendigen Bilde voriger Glückſeligkeit, das vor mir ſtand, nicht losreißen. Das Kind hatte ſich indeſſen von mir entfernt und war, Blumen zu ſuchen, nach dem Teiche gegangen. Sie nahm Abſchied und eilte dem Kinde nach.

Indeſſen hatte ich doch erfahren, daß meine alte Geliebte noch wirklich in dem Hauſe ihres Vaters ſei, und indem ich ritt, beſchäftigte ich mich mit Muthmaßungen, ob ſie ſelbſt oder die Muhme das Kind vor den Pferden geſchert habe. Ich wiederholte mir die ganze Geſchichte mehrmals im Sinne, und ich wüßte nicht leicht, daß irgend Etwas angenehmer auf mich gewirkt hätte. Aber ich fühle wohl, ich bin noch krank, und wir wollen den Doctor bitten, daß er uns von dem Ueberreſte dieſer Stimmung erlöſe.

Es pflegt in vertraulichen Bekanntſchaften anmuthiger Liebesbegebenheiten wie mit Geſpenſtergeſchichten zu gehen: iſt nur erſt eine erzählt, ſo fließen die übrigen von ſelbſt zu.

Unſere kleine Geſellſchaft fand in der Rückerinnerung vergangener Zeiten manchen Stoff dieſer Art: Lothario hatte am Meiſten zu erzählen. Jarno's Geſchichten trugen alle einen eigenen Character, und was Wilhelm zu geſtehen hatte, wiſſen wir ſchon. Indeſſen war ihm bange, daß man ihn an die Geſchichte mit der Gräfinn erinnern möchte; allein Niemand dachte derſelben auch nur auf die entfernteſte Weiſe.

Es iſt wahr, ſagte Lothario, angenehmer kann keine Empfindung in der Welt ſein, als wenn das Herz nach einer gleichgiltigen Pauſe ſich der Liebe zu einem neuen Gegenſtande wieder öffnet; und doch wollt' ich dieſem Glück für mein Leben entſagt haben, wenn mich das Schickſal mit Thereſe'n hätte verbinden wollen. Man iſt nicht immer Jüngling, und man ſollte nicht immer Kind ſein. Dem Manne, der die Welt kennt, der weiß, was er darin zu thun, was er von ihr zu hoffen hat, was kann ihm erwünſchter

ſein, als eine Gattinn zu finden, die überall mit ihm wirkt, und die ihm Alles vorzubereiten weiß; deren Thätigkeit Dasjenige annimmt, was die ſeinige liegen laſſen muß; deren Geſchäftigkeit ſich nach allen Seiten verbreitet, wenn die ſeinige nur einen geraden Weg fortgehen darf! Welchen Himmel hatte ich mir mit Thereſe'n geträumt! Nicht den Himmel eines ſchwärmeriſchen Glücks, ſondern eines ſichern Lebens auf der Erde: Ordnung im Glück, Muth im Unglück, Sorge für das Geringſte, und eine Seele, fähig, das Größte zu faſſen und wieder fahren zu laſſen. O! ich ſah in ihr gar wohl die Anlagen, deren Entwickelung wir bewundern, wenn wir in der Geſchichte Frauen ſehen, die uns weit vorzüglicher als alle Männer erſcheinen: dieſe Klarheit über die Umſtände, dieſe Gewandtheit in allen Fällen, dieſe Sicherheit im Einzelnen, wodurch das Ganze ſich immer ſo gut befindet, ohne daß ſie jemals daran zu denken ſcheinen! Sie können wohl, fuhr er fort, indem er ſich lächelnd gegen Wilhelm'en wendete, mir verzeihen, wenn Thereſe mich Aurelie'n entführte: mit Jener konnte ich ein heiteres Leben hoffen, da bei Dieſer auch nicht an eine glückliche Stunde zu denken war.

Ich läugne nicht, verſetzte Wilhelm, daß ich mit großer Bitterkeit im Herzen gegen Sie hierher gekommen bin, und daß ich mir vorgenommen hatte, Ihr Betragen gegen Aurelie'n ſehr ſtreng zu tadeln.

Auch verdient es Tadel, ſagte Lotario: ich hätte meine Freundſchaft zu ihr nicht mit dem Gefühl der Liebe verwechſeln ſollen; ich hätte nicht an die Stelle der Achtung, die ſie verdiente, eine Neigung eindrängen ſollen, die ſie weder erregen, noch erhalten konnte. Ach, ſie war nicht liebenswürdig, wenn ſie liebte, und Das iſt das größte Unglück, das einem Weibe begegnen kann!

Es ſei d'rum, erwiederte Wilhem; wir können nicht immer das Tadelnswerthe vermeiden, nicht vermeiden, daß unſere Geſinnungen und Handlungen auf eine ſonderbare Weiſe von ihrer natürlichen und guten Richtung abgelenkt werden; aber gewiſſe Pflichten ſollten wir niemals aus den Augen ſetzen. Die Aſche der Freundinn ruhe ſanft; wir wollen, ohne uns zu ſchelten und ſie zu tadeln, mitleidig Blumen auf ihr Grab ſtreuen! Aber bei dem Grabe, in welchem die unglückliche Mutter ruht, laſſen Sie mich fragen, warum Sie ſich des Kindes nicht annehmen, eines Sohnes, deſſen ſich Jedermann erfreuen würde, und den Sie ganz und gar zu vernachläſſigen ſcheinen. Wie können Sie, bei Ihren reinen und zarten Gefühlen, das Herz eines Vaters gänzlich verläugnen? Sie haben dieſe ganze Zeit noch mit keiner Sylbe an das köſtliche Geſchöpf gedacht, von deſſen Anmuth ſoviel zu erzählen wäre.

Von wem reden Sie? verſetzte Lotario; ich verſtehe Sie nicht.

Von wem anders, als von Ihrem Sohne, dem Sohne Aurelie'ns, dem ſchönen Kinde, dem zu ſeinem Glücke Nichts fehlt, als daß ein zärtlicher Vater ſich ſeiner annimmt?

Sie irren ſehr, mein Freund, rief Lotario: Aurelie hatte keinen Sohn, am wenigſten von mir; ich weiß von keinem Kinde, ſonſt würde ich mich deſſen mit Freuden annehmen; aber auch im gegenwärtigen Falle will ich gern das kleine Geſchöpf als eine Verlaſſenſchaft von ihr anſehen und für ſeine Erziehung ſorgen. Hat ſie ſich denn irgend Etwas merken laſſen, daß der Knabe ihr, daß er mir zugehöre?

Nicht daß ich mich erinnere, ein ausdrückliches Wort von ihr gehört zu haben; es war aber einmal ſo angenommen, und ich habe nicht einen Augenblick daran gezweifelt.

Ich kann, fiel Jarno ein, einigen Aufſchluß hierüber geben. Ein altes Weib, das Sie oft müſſen geſehen haben, brachte das Kind zu Aurelie'n; ſie nahm es mit Leidenſchaft auf und hoffte ihre Leiden durch ſeine Gegenwart zu lindern; auch hat es ihr manchen vergnügten Augenblick gemacht.

Wilhelm war durch dieſe Entdeckung ſehr unruhig geworden; er gedachte der guten Mignon neben dem ſchönen Felix auf das Lebhafteſte; er zeigte ſeinen Wunſch, die beiden Kinder aus der Lage, in der ſie ſich befanden, herauszuziehen.

Wir wollen damit bald fertig ſein, verſetzte Lotario. Das wunderliche Mädchen übergeben wir Thereſe'n; ſie kann unmöglich in beſſere Hände gerathen; und was den Knaben betrifft, den, dächt ich, nähmen Sie ſelbſt zu ſich: denn was ſogar die Frauen an uns ungebildet zurücklaſſen, Das bilden die Kinder aus, wenn wir uns mit ihnen abgeben.

Ueberhaupt dächte ich, verſetzte Jarno, Sie entſagten kurz und gut dem Theater, zu dem Sie doch einmal kein Talent haben.

Wilhelm war betroffen; er mußte ſich zuſammennehmen; denn Jarno's harte Worte hatten ſeine Eigenliebe nicht wenig verletzt. Wenn Sie mich davon überzeugen, verſetzte er mit gezwungenem Lächeln, ſo werden Sie mir einen Dienſt erweiſen, ob es gleich nur ein trauriger Dienſt iſt, wenn man uns aus einem Lieblingstraume aufſchüttelt.

Ohne viel weiter darüber zu reden, verſetzte Jarno, möchte ich Sie nur antreiben, erſt die Kinder zu holen; das Uebrige wird ſich ſchon geben.

Ich bin bereit dazu, verſetzte Wilhelm: ich

bin unruhig und neugierig, ob ich nicht von dem Schicksal des Knaben etwas Näheres entdecken kann; ich verlange das Mädchen wiederzusehen, das sich mit so vieler Eigenheit an mich geschlossen hat.

Man ward einig, daß er bald abreisen sollte.

Den andern Tag hatte er sich dazu vorbereitet; das Pferd ward gesattelt; nur wollte er noch von Lotharios Abschied nehmen. Als die Essenzeit herbeikam, setzte man sich wie gewöhnlich zu Tische, ohne auf den Hausherrn zu warten; er kam erst spät und setzte sich zu ihnen.

Ich wollte wetten, sagte Jarno, Sie haben heute Ihr zärtliches Herz wieder auf die Probe gestellt; Sie haben der Begierde nicht widerstehen können, Ihre ehemalige Geliebte wiederzusehen.

Errathen! versetzte Lothario.

Lassen Sie uns hören, sagte Jarno: wie ist es abgelaufen? Ich bin äußerst neugierig.

Ich läugne nicht, versetzte Lothario, daß mir das Abenteuer mehr als billig auf dem Herzen lag; ich faßte daher den Entschluß, nochmals hinzureiten und die Person wirklich zu sehen, deren verjüngtes Bild mir eine so angenehme Illusion gemacht hatte. Ich stieg schon in einiger Entfernung vom Hause ab und ließ die Pferde bei Seite führen, um die Kinder nicht zu stören, die vor dem Thore spielten. Ich ging in das Haus, und von ungefähr kam sie mir entgegen; denn sie war es selbst; und ich erkannte sie ungeachtet der großen Veränderung wieder. Sie war stärker geworden und schien größer zu sein; ihre Anmuth blickte durch ein gesetztes Wesen hindurch, und ihre Munterkeit war in ein stilles Nachdenken übergegangen. Ihr Kopf, den sie sonst so leicht und frei trug, hing ein wenig gesenkt, und leise Falten waren über ihre Stirne gezogen.

Sie schlug die Augen nieder, als sie mich sah, aber keine Röthe verkündigte eine innere Bewegung des Herzens. Ich reichte ihr die Hand; sie gab mir die ihrige. Ich fragte nach ihrem Manne: er war abwesend; nach ihren Kindern: sie trat an die Thüre und rief sie herbei; alle kamen und versammelten sich um sie. Es ist Nichts reizender, als eine Mutter zu sehen mit einem Kinde auf dem Arme, und Nichts ehrwürdiger, als eine Mutter unter vielen Kindern. Ich fragte nach dem Namen der Kleinen, um doch nur Etwas zu sagen; sie bat mich, hineinzutreten und auf ihren Vater zu warten. Ich nahm es an; sie führte mich in die Stube, wo ich beinahe noch Alles auf dem alten Platze fand, und — sonderbar! die schöne Mahme, ihr Ebenbild, saß auf eben dem Schemel hinter dem Spinnrocken, wo ich meine Geliebte in eben der Gestalt so oft gefunden hatte. Ein kleines Mädchen, das seiner Mutter vollkommen glich, war uns nachgefolgt; und so fand ich in der sonderbarsten Gegenwart, zwischen der Vergangenheit und Zukunft, wie in einem Orangen-Walde, wo in einem kleinen Bezirk Blüthen und Früchte stufenweis neben einander leben. Die Mahme ging hinaus, einige Erfrischung zu holen; ich gab dem ehemals so geliebten Geschöpfe die Hand und sagte zu ihr: Ich habe eine rechte Freude, Sie wieder zu sehen. — Sie sind sehr gut, mir Das zu sagen, versetzte sie; aber auch ich kann Ihnen versichern, daß ich eine unaussprechliche Freude habe. Wie oft habe ich mir gewünscht, Sie nur noch ein Mal in meinem Leben wiederzusehen; ich habe es in Augenblicken gewünscht, die ich für meine letzten hielt! Sie sagte Das mit einer gesetzten Stimme, ohne Rührung, mit jener Natürlichkeit, die mich ehemals so sehr an ihr entzückte. Die Mahme kam wieder, ihr Vater dazu — und ich überlasse Euch zu denken, mit welchem Herzen ich blieb, und mit welchem ich entfernte.

Achtes Capitel.

Wilhelm hatte auf seinem Wege nach der Stadt die edeln weiblichen Geschöpfe, die er kannte und von denen er gehört hatte, im Sinne; ihre sonderbaren Schicksale, die wenig Erfreuliches enthielten, waren ihm schmerzlich gegenwärtig. Ach! rief er aus, arme Mariane! was werde ich noch von Dir erfahren müssen? Und Dich, herrliche Amazone, edler Schutzgeist, dem ich soviel schuldig bin, dem ich überall zu begegnen hoffe, und den ich leider nirgends finde, in welchen traurigen Umständen treff' ich Dich vielleicht, wenn Du mir einst wieder begegnest!

In der Stadt war Niemand von seinen Bekannten zu Hause; er eilte auf das Theater, er glaubte sie in der Probe zu finden. Alles war still; das Haus schien leer; doch sah er einen Laden offen. Als er auf die Bühne kam, fand er Aurelie'ns alte Dienerin beschäftigt, Leinwand zu einer neuen Decoration zusammenzunähen; es fiel nur soviel Licht herein, als nöthig war, ihre Arbeit zu erhellen. Felix und Mignon saßen neben ihr auf der Erde; Beide hielten ein Buch; und indem Mignon laut las, sagte ihr Felix alle Worte nach, als wenn er die Buchstaben kennte, als wenn er auch zu lesen verstände.

Die Kinder sprangen auf und begrüßten den Ankommenden; er umarmte sie auf's Zärtlichste, und führte sie näher zu der Alten. Bist Du es, sagte er zu ihr mit Ernst, die dieses Kind Aurelie'n zugeführt hatte? Sie sah von

Doch bald ernährt es ſich mit Luſt.
So wird's euch an der Weisheit Brüſten
Mit jedem Tage mehr gelüſten.

Schüler.

An ihrem Hals will ich mit Freuden hangen;
Doch ſagt mir nur, wie kann ich hingelangen?

Mephiſtopheles.

Erklärt euch, eh' ihr weiter geht,
Was wählt ihr für eine Facultät?

Schüler.

Ich wünſchte recht gelehrt zu werden,
Und möchte gern, was auf der Erden
Und in den Himmel iſt, erfaſſen,
Die Wiſſenſchaft und die Natur.

Mephiſtopheles.

Da ſeyd ihr auf der rechten Spur,
Doch müßt ihr euch nicht zerſtreuen laſſen.

Schüler.

Ich bin dabey mit Seele und Leib;
Doch freylich würde mir behagen

ihrer Arbeit auf und wendete ihr Geſicht zu ihm; er ſah ſie in vollem Lichte, erſchrack, trat einige Schritte zurück; es war die alte Barbara.

Wo iſt Mariane? rief er aus. — Weit von hier, verſetzte die Alte.

Und Felix? . . .

Iſt der Sohn dieſes unglücklichen, nur allzu zärtlich liebenden Mädchens. Möchten Sie niemals empfinden, was Sie uns gekoſtet haben! Möchte der Schatz, den ich Ihnen überliefere, Sie ſo glücklich machen, als er uns unglücklich gemacht hat!

Sie ſtand auf, um wegzugehen. Wilhelm hielt ſie feſt. Ich denke Ihnen nicht zu entlaufen, ſagte ſie; laſſen Sie mich ein Document holen, das Sie erfreuen und ſchmerzen wird. Sie entfernte ſich, und Wilhelm ſah den Knaben mit einer ängſtlichen Freude an; er durfte ſich das Kind noch nicht zueignen. Er iſt Dein, rief Mignon, er iſt Dein, und drückte das Kind an Wilhelm's Knie.

Die Alte kam und überreichte ihm einen Brief. Hier ſind Mariane's letzte Worte, ſagte ſie.

Sie iſt todt! rief er aus.

Todt! ſagte die Alte; möchte ich Ihnen doch alle Vorwürfe erſparen können!

Ueberraſcht und verwirrt erbrach Wilhelm den Brief; er hatte aber kaum die erſten Worte geleſen, als ihn ein bitterer Schmerz ergriff; er ließ den Brief fallen, ſtürzte auf eine Raſenbank und blieb eine Zeit lang liegen. Mignon bemühte ſich um ihn. Indeſſen hatte Felix den Brief aufgehoben und gerade ſeine Geſpielinn ſo lange, bis dieſe nachgab, und zu ihm kniete und ihm vorlas. Felix wiederholte die Worte, und Wilhelm war genöthigt, ſie zwei Mal zu hören. „Wenn dieſes Blatt jemals zu Dir kommt, ſo betraure Deine unglückliche Geliebte. Deine Liebe hat ihr den Tod gegeben. Der Knabe, deſſen Geburt ich nur einige Tage überlebe, iſt Dein; ich ſterbe Dir treu, ſo ſehr der Schein auch gegen mich ſprechen mag; mit Dir verlor ich Alles, was mich an das Leben feſſelte. Ich ſterbe zufrieden, da man mir verſichert, das Kind ſei geſund und werde leben. Höre die alte Barbara, verzeih' ihr, lieb' weiß und vergiß mich nicht!"

Weich ein ſchmerzlicher und noch zu ſeinem Troſt halb räthſelhafter Brief, deſſen Inhalt ihm erſt recht fühlbar ward, da ihn die Kinder ſtockend und ſtammelnd vortrugen und wiederholten.

Da haben Sie es nun! rief die Alte, ohne abzuwarten, bis er ſich erholt hatte; danken Sie dem Himmel, daß, nach dem Verluſte einer ſo guten Mädchens, Ihnen noch ein ſo vortreffliches Kind übrig bleibt! Nichts wird Ihrem Schmerze gleichen, wenn Sie vernehmen, wie das gute Mädchen Ihnen bis an's Ende treu geblieben, wie unglücklich ſie geworden iſt, und was ſie Ihnen Alles aufgeopfert hat.

Laß mich den Becher des Jammers und der Freuden, rief Wilhelm aus, auf ein Mal trinken! Ueberzeuge mich, ja überrede mich nur, daß ſie ein gutes Mädchen war, daß ſie meine Achtung wie meine Liebe verdiente, und überlaß mich dann meinen Schmerzen über ihren unerſetzlichen Verluſt!

Es iſt jetzt nicht Zeit, verſetzte die Alte; ich habe zu thun und wünſchte nicht, daß man uns beiſammen fände. Laſſen Sie es ein Geheimniß ſein, daß Felix Ihnen angehört; ich hätte über meine bisherige Verpflegung zu viel Vorwürfe von der Geſellſchaft zu erwarten. Mignon verräth uns nicht, ſie iſt gut und verſchwiegen.

Ich wußte es lange und ſagte Nichts, verſetzte Mignon. — Wie iſt es möglich? rief die Alte — Woher? fiel Wilhelm ein.

Der Geiſt hat mir's geſagt.

Wo? wo?

Im Gewölbe, da der Alte das Meſſer zog, rief mir's zu: Raſe ſeinen Vater, und da ſtieß Du mir ein.

Wer rief denn?

Ich weiß nicht, im Herzen, im Kopfe, ich war ſo angſt, ich zitterte, ich betete, da rief's und ich verſtand's.

Wilhelm drückte ſie an ſein Herz, umfaßte ihr Felix und entfernte ſich. Er bemerkte erſt zuletzt, daß ſie viel blaſſer und magerer geworden war, als er ſie verlaſſen hatte. Madame Melina fand er von ſeinen Bekannten zuerſt; ſie begrüßte ihn auf's Freundlichſte. O, daß Sie doch Alles, rief ſie aus, bei uns haben möchten, wie Sie wünſchten!

Ich zweifle daran, ſagte Wilhelm, und erwarte es nicht. Geſtehen Sie es nur: man hat alle Anſtalten gemacht, mich entbehren zu können.

Warum ſind Sie auch weggegangen? verſetzte die Freundinn.

Man kann die Erfahrung nicht früh genug machen, wie entbehrlich man in der Welt iſt. Welche wichtige Perſonen glauben wir zu ſein! Wir denken allein den Kreis zu beleben, in welchem wir wirken; in unſerer Abweſenheit muß, bilden wir uns ein, Leben, Nahrung und Athem ſtocken; und die Lücke, die entſteht, wird kaum bemerkt; ſie füllt ſich ſo geſchwind wieder aus, ja ſie wird oft nur der Platz, wo nicht für etwas Beſſeres, doch für etwas Angenehmeres.

Und die Leiden unſerer Freunde bringen wir nicht in Anſchlag?

Auch unſere Freunde thun wohl, wenn ſie ſich bald finden, wenn ſie ſich ſagen: Da, wo Du biſt, da, wo Du bleibſt, wirke, was Du kannſt,

ſei thätig und gefällig, und laß Dir die Gegenwart heiter ſein.

Bei näherer Erkundigung fand Wilhelm, was er vermuthet hatte: die Oper war eingerichtet und zog die ganze Aufmerkſamkeit des Publicum's an ſich. Seine Rollen waren inzwiſchen durch Laertes und Horatio beſetzt worden, und Beide lockten den Zuſchauern einen weit lebhaftern Beifall ab, als er jemals hatte erlangen können.

Laertes trat herein, und Madame Melina rief aus: Sehn Sie hier dieſen glücklichen Menſchen, der bald ein Capitaliſt oder, Gott weiß, was werden wird! Wilhelm umarmte ihn und ſchätzte ein vortreffliches feines Tuch an ſeinem Rocke; ſeine übrige Kleidung war einfach, aber Alles vom beſten Zeuge.

Löſen Sie mir das Räthſel! rief Wilhelm aus.

Es iſt noch Zeit genug, verſetzte Laertes, um zu erfahren, daß mir mein Hin- und Herlaufen nunmehr bezahlt wird, daß ein Patron eines großen Handelshauſes von meiner Unruhe, meinen Kenntniſſen und Bekanntſchaften Vortheil zieht und mir einen Theil davon ablöſt; ich wollte viel d'rum geben, wenn ich mir dabei auch Zutrauen gegen die Weiber erwärben könnte: denn es iſt eine hübſche Nichte im Hauſe, und ich merke wohl, wenn ich wollte, könnte ich bald ein gemachter Mann ſein.

Sie wiſſen wohl noch nicht, ſagte Madame Melina, daß ſich indeſſen auch unter uns eine Heirath gemacht hat? Serlo iſt wirklich mit der ſchönen Elmire öffentlich getraut, da der Vater ihre heimliche Vertraulichkeit nicht gut heißen wollte.

So unterhielten ſie ſich über Manches, was ſich in ſeiner Abweſenheit zugetragen hatte, und er konnte gar wohl bemerken, daß er, dem Geiſt und dem Sinne der Geſellſchaft nach, wirklich längſt verabſchiedet war.

Mit Ungeduld erwartete er die Alte, die ihm tief in der Nacht ihren ſonderbaren Beſuch angekündigt hatte. Sie wollte kommen, wenn Alles ſchlief, und verlangte ſolche Vorbereitungen, eben als wenn das jüngſte Mädchen ſich zu einem Geliebten ſchleichen wollte. Er las indeß Mariane'ns Brief wohl hundert Mal durch, las mit unausſprechlichem Entzücken das Wort Treue von ihrer geliebten Hand und mit Entſetzen die Ankündigung ihres Todes, deſſen Annäherung ſie nicht zu fürchten ſchien.

Mitternacht war vorbei, als Etwas an der halboffnen Thüre rauſchte und die Alte mit einem Körbchen hereintrat. Ich ſoll Euch, ſagte ſie, die Geſchichte unſerer Leiden erzählen, und ich muß erwarten, daß Ihr ungerührt dabei ſitzt, daß Ihr nur, um Euere Neugierde zu befriedigen, mich ſo ſorgſam erwartet, und daß Ihr Euch jetzt, wie damals, in Eure kalte Eigenliebe hüllet, wenn uns das Herz bricht. Aber ſeht her! So brachte ich an jenem glücklichen Abend die Champagner-Flaſche hervor; ſo ſtellte ich drei Gläſer auf den Tiſch, und ſo fingt Ihr an, uns mit gutmüthigen Kindergeſchichten zu täuſchen und einzuſchläfern, wie ich Euch jetzt mit traurigen Wahrheiten aufklären und wach erhalten muß.

Wilhelm wußte nicht, was er ſagen ſollte, als die Alte wirklich den Stöpſel ſpringen ließ und die drei Gläſer vollſchenkte.

Trinkt! rief ſie, nachdem ſie ihr ſchäumendes Glas ſchnell ausgeleert hatte; trinkt! eh' der Geiſt verraucht! Dieſes dritte Glas ſoll zum Andenken meiner unglücklichen Freundinn ungenoſſen verſchäumen. Wie roth waren ihre Lippen, als ſie Euch damals Beſcheid that! Ach! und nun auf ewig verblaßt und erſtarrt!

Sibylle! Furie! rief Wilhelm aus, indem er aufſprang und mit der Fauſt auf den Tiſch ſchlug, welch ein böſer Geiſt beſitzt und treibt Dich? Für wen hältſt Du mich, daß Du denkſt, die einfachſte Geſchichte von Mariane'ns Tod und Leiden werde mich nicht empfindlich genug kränken, daß Du noch ſolche hämiſche Kunſtgriffe brauchſt, um meine Marter zu ſchärfen? Geht Deine unerſättliche Völlerei ſo weit, daß Du beim Todtenmahle ſchwelgen mußt, ſo trink und rede! Ich habe Dich von jeher verabſcheut, und noch kann ich mir Mariane'n nicht unſchuldig denken, wenn ich Dich, ihre Geſellſchafterinn, nur anſehe.

Gemach, mein Herr! verſetzte die Alte: Sie werden mich nicht aus meiner Faſſung bringen. Sie ſind uns noch ſehr verſchuldet, und von einem Schuldner läßt man ſich nicht übel begegnen. Aber Sie haben recht, auch meine einfachſte Erzählung iſt Strafe genug für Sie. So hören Sie denn den Kampf und den Sieg Mariane'ns, um die Ihrige zu bleiben.

Die Meinige? rief Wilhelm aus, welch ein Märchen willſt Du beginnen?

Unterbrechen Sie mich nicht, fiel ſie ein, hören Sie mich, und dann glauben Sie, was Sie wollen; es iſt ohnedem jetzt ganz einerlei. Haben Sie nicht am letzten Abend, als Sie bei uns waren, ein Billet gefunden und mitgenommen.

Ich fand das Blatt erſt, als ich es mitgenommen hatte; es war in das Halstuch verwickelt, das ich aus inbrünſtiger Liebe ergriff und zu mir ſteckte.

Was enthielt das Papier?

Die Ausſichten eines verdrießlichen Liebhabers, in der nächſten Nacht beſſer als geſtern aufgenommen zu werden. Und daß man ihm Wort gehalten hat, habe ich mit meinen eigenen

Augen gesehen; denn er schlich früh vor Tage aus Eurem Hause hinweg.

Sie können ihn gesehen haben; aber was bei uns vorging, wie traurig Mariane diese Nacht, wie verdrießlich ich sie zubrachte, Das werden Sie erst jetzt erfahren. Ich will ganz aufrichtig sein, weder läugnen noch beschönigen, daß ich Mariane'n beredete, sich einem gewissen Norberg zu ergeben; sie folgte, ja ich kann sagen, sie gehorchte mir mit Widerwillen. Er war reich, er schien verliebt, und ich hoffte, er werde beständig sein. Gleich darauf mußte er seine Reise machen, und Mariane lernte Sie kennen. Was hatte ich da nicht auszustehen! was zu hindern! was zu erdulden! O! rief sie manchmal, hättest Du meiner Jugend, meiner Unschuld nur noch vier Wochen geschont, so hätte ich einen würdigen Gegenstand meiner Liebe gefunden, ich wäre seiner würdig gewesen, und die Liebe hätte Das mit einem ruhigen Bewußtsein geben dürfen, was ich jetzt wider Willen verkauft habe! Sie überließ sich ganz ihrer Neigung, und ich darf nicht fragen, ob Sie glücklich waren. Ich hatte eine uneingeschränkte Gewalt über ihren Verstand; denn ich kannte alle Mittel, ihre kleinen Neigungen zu befriedigen. Ich hatte keine Macht über ihr Herz; denn niemals billigte sie, was ich für sie that, wozu ich sie bewegte, wenn ihr Herz widersprach: nur der unbezwinglichen Noth gab sie nach, und die Noth erschien ihr bald sehr drückend. In den ersten Zeiten ihrer Jugend hatte es ihr an Nichts gemangelt; ihre Familie verlor durch eine Verwickelung von Umständen ihr Vermögen; das arme Mädchen war an mancherlei Bedürfnisse gewöhnt, und ihrem kleinen Gemüth waren gewisse gute Grundsätze eingeprägt, die sie unruhig machten, ohne ihr viel zu helfen. Sie hatte nicht die mindeste Gewandtheit in weltlichen Dingen, sie war unschuldig im eigentlichen Sinne; sie hatte keinen Begriff, daß man kaufen könne, ohne zu bezahlen; für Nichts war ihr mehr bange, als wenn sie schuldig war; sie hätte immer lieber gegeben als genommen, und nur eine solche Lage machte es möglich, daß sie genöthigt ward, sich selbst hinzugeben, um eine Menge kleiner Schulden loszuwerden.

Und hättest Du, fuhr Wilhelm auf, sie nicht retten können!

O ja, versetzte die Alte, mit Hunger und Noth, mit Kummer und Entbehrung, und darauf war ich niemals eingerichtet.

Abscheuliche, niederträchtige Kupplerinn! so hast Du das unglückliche Geschöpf geopfert? so hast Du sie Deiner Kaste, Deinem unersättlichen Heißhunger hingegeben?

Ihr thätet besser, Euch zu mäßigen und mit Schimpfreden inne zu halten, versetzte die Alte. Wenn Ihr schimpfen wollt, so geht in Eu're großen, vornehmen Häuser: da werdet Ihr Mütter finden, die recht ängstlich besorgt sind, wie sie für ein liebenswürdiges, himmlisches Mädchen den allerabscheulichsten Menschen auffinden wollen, wenn er nur zugleich der reichste ist. Setzt das arme Geschöpf vor seinem Schicksale zittern und beben und nirgends Trost finden, als bis ihr irgend eine erfahrne Freundinn begreiflich macht, daß sie durch den Ehestand das Recht erwerbe, über ihr Herz und ihre Person nach Gefallen disponiren zu können.

Schweig! rief Wilhelm: glaubst Du denn, daß ein Verbrechen durch das andere entschuldigt werden könne? Erzähle, ohne weitere Anmerkungen zu machen!

So hören Sie, ohne mich zu tadeln! Mariane ward wider meinen Willen die Ihre. Bei diesem Abenteuer habe ich mir wenigstens Nichts vorzuwerfen. Norberg kam zurück; er eilte, Mariane'n zu sehen, die ihn kalt und verdrießlich aufnahm und ihm nicht einen Kuß erlaubte. Ich brauchte meine ganze Kunst, um ihr Betragen zu entschuldigen; ich ließ ihn merken, daß ein Beichtvater ihr das Gewissen geschärft habe, und daß man ein Gewissen, so lange es spricht, respectiren müsse. Ich brachte ihn dahin, daß er ging, und versprach ihm, mein Bestes zu thun. Er war reich und roh, aber er hatte einen Grund von Gutmüthigkeit und liebte Mariane'n auf das Aeußerste. Er versprach mir Geduld, und ich arbeitete desto lebhafter, um ihn nicht zu sehr zu prüfen. Ich hatte mit Mariane'n einen harten Stand; ich überredete sie, ja ich kann sagen, ich zwang sie endlich durch die Drohung, daß ich sie verlassen würde, an ihren Liebhaber zu schreiben und ihn auf die Nacht einzuladen. Sie kamen und rafften zufälliger Weise seine Antwort in dem Halstuch auf, Ihre unvermuthete Gegenwart hatte mir ein böses Spiel gemacht. Kaum waren Sie weg, so ging die Qual von Neuem an; sie schwur, daß sie Ihnen nicht untreu werden könne, und war so leidenschaftlich, so außer sich, daß sie mir ein herzliches Mitleid ablockte. Ich versprach ihr endlich, daß ich auch diese Nacht Norberg'en beruhigen und ihn unter allerlei Vorwänden entfernen wollte; ich bat sie, zu Bette zu gehen, allein sie schien mir nicht zu trauen; sie blieb angezogen und schlief zuletzt, bewegt und aufgeweint wie sie war, in ihren Kleidern ein.

Norberg kam, und ich suchte ihn abzuhalten, ich stellte ihm ihre Gewissensbisse, ihre Reue mit den schwärzesten Farben vor; er wünschte sie nur zu sehen, und ich ging in das Zimmer, um sie vorzubereiten; er schritt mir nach, und wir traten Beide zu gleicher Zeit vor ihr Bette. Sie erwachte, sprang mit Wuth auf und entriß

sich unsern Armen: sie beschwor und bat, sie flehte, drohte und verschwor, daß sie nicht nachgeben würde. Sie war unvorsichtig genug, über ihre wahre Leidenschaft einige Worte fallen zu lassen, die der arme Norberg im geistlichen Sinne deuten mußte. Endlich verließ er sie, und sie schloß sich ein. Ich behielt ihn noch lange bei mir, und sprach mit ihm über ihren Zustand, daß sie guter Hoffnung sei, und daß man das arme Mädchen schonen müsse. Er fühlte sich so stolz auf seine Vaterschaft; er freute sich so sehr auf einen Knaben, daß er Alles einging, was sie von ihm verlangte, und daß er versprach, lieber einige Zeit zu verreisen, als seine Geliebte zu ängstigen und ihr durch diese Gemüthsbewegungen zu schaden. Mit diesen Gesinnungen schlich er Morgens früh von mir weg, und Sie, mein Herr, wenn Sie Schildwache gestanden haben, so hätte es zu Ihrer Glückseligkeit Nichts weiter bedurft, als in den Busen ihres Nebenbuhlers zu sehen, den Sie so begünstigt, so glücklich hielten, und dessen Erscheinung Sie zur Verzweiflung brachte.

Redest Du wahr? sagte Wilhelm.

So wahr, sagte die Alte, als ich noch hoffe, Sie zur Verzweiflung zu bringen.

Ja gewiß, Sie würden verzweifeln, wenn ich Ihnen das Bild unsers nächsten Morgens recht lebhaft darstellen könnte. Wie heiter wachte sie auf! wie freundlich rief sie mich herein! wie lebhaft dankte sie mir! wie herzlich drückte sie mich an ihren Busen! Nun, sagte sie, indem sie lächelnd vor den Spiegel trat, darf ich mich wieder an mir selbst, mich an meiner Gestalt freuen, da ich wieder mir, da ich meinem einzig geliebten Freund angehöre. Wie ist es so süß, überwunden zu haben! welch eine himmlische Empfindung ist es, seinem Herzen zu folgen! Wie dank' ich Dir, daß Du Dich meiner angenommen, daß Du Deine Klugheit, Deinen Verstand auch einmal zu meinem Vortheil angewendet hast! Steh' bei mir bei, und ersinne, was mich ganz glücklich machen kann!

Ich gab ihr nach, ich wollte sie nicht reizen, ich schmeichelte ihrer Hoffnung, und sie liebkoste mich auf das Anmuthigste. Entfernte sie sich einen Augenblick vom Fenster, so mußte ich Wache stehen: denn Sie sollten nun ein für alle Mal vorbeigehen; man wollte sie wenigstens sehen. So ging der ganze Tag unruhig hin. Nachts, zur gewöhnlichen Stunde, erwarteten wir Sie ganz gewiß. Ich paßte schon an der Treppe; die Zeit ward mir lang; ich ging wieder zu ihr hinein. Ich fand sie zu meiner Verwunderung in ihrer Officiers-Tracht; sie sah unglaublich heiter und reizend aus. Verdien' ich nicht, sagte sie, heute in Manntracht zu erscheinen? Habe ich mich nicht brav gehalten? Mein Geliebter soll mich heute wie das erste Mal sehen; ich will ihn so zärtlich und mit mehr Freiheit an mein Herz drücken als damals: denn bin ich jetzt nicht vielmehr die Seine, als damals, da mich ein edler Entschluß noch nicht frei gemacht hatte? Aber, fügte sie nach einigem Nachdenken hinzu, noch hab' ich nicht ganz gewonnen, noch muß ich erst das Aeußerste wagen, um seiner werth, um seines Besitzes gewiß zu sein; ich muß ihm Alles entdecken, meinen ganzen Zustand offenbaren und ihm alsdann überlassen, ob er mich behalten oder verstoßen will. Diese Scene bereite ich ihm, bereite ich mir zu; und wäre sein Gefühl mich zu verstoßen fähig, so würde ich alsdann ganz wieder mir selbst angehören, ich würde in meiner Strafe meinen Trost finden und Alles erdulden, was das Schicksal mir auferlegen wollte.

Mit diesen Gesinnungen, mit diesen Hoffnungen, mein Herr, erwartete Sie das liebenswürdige Mädchen; Sie kamen nicht. O! wie soll ich den Zustand des Wartens und Hoffens beschreiben? Ich sehe Dich noch vor mir, mit welcher Liebe, mit welcher Inbrunst Du von dem Manne sprachst, dessen Grausamkeit Du noch nicht erfahren hattest!

Gute, liebe Barbara, rief Wilhelm, indem er aufsprang und die Alte bei der Hand faßte: es ist nun genug der Verstellung, genug der Vorbereitung! Dein gleichgiltiger, Dein ruhiger, Dein zufriedener Ton hat Dich verrathen. Gib mir Mariane'n wieder! sie lebt, sie ist in der Nähe. Nicht umsonst hast Du diese späte, einsame Stunde zu Deinem Besuche gewählt; nicht umsonst hast Du mich durch diese entzückende Erzählung vorbereitet. Wo hast Du sie? Wo verbirgst Du sie? Ich glaube Dir Alles; ich verspreche Dir, Alles zu glauben, wenn Du mir sie zeigst, wenn Du sie meinen Armen wieder gibst. Ihren Schatten habe ich schon im Finge gesehen; laß mich sie wieder in meine Arme fassen! Ich will vor ihr auf den Knieen liegen; ich will sie um Verzeihung bitten; ich will ihr zu ihrem Kampfe, zu ihrem Siege über sich und Dich Glück wünschen; ich will ihr meinen Hohn zuführen. Komm! Wo hast Du sie versteckt? Laß sie, laß mich nicht länger in Ungewißheit! Dein Endzweck ist erreicht. Wo hast Du sie verborgen? Komm, daß ich sie mit diesem Licht beleuchte; daß ich wieder ihr holdes Angesicht sehe!

Er hatte die Alte vom Stuhl aufgezogen; sie sah ihn starr an; die Thränen stürzten ihr aus den Augen, und ein ungeheurer Schmerz ergriff sie. Welch ein unglücklicher Irrthum, rief sie aus, läßt Sie noch einen Augenblick hoffen! — Ja, ich habe sie verborgen, aber unter die Erde; weder das Licht der Sonne

noch eine vertrauliche Kerze wird ihr holdes Angeſicht jemals wieder erleuchten. Führen Sie den guten Felix an ihr Grab und ſagen ſie ihm: Da liegt Deine Mutter, die Dein Vater ungehört verdammt hat. Das liebe Herz ſchlägt nicht mehr vor Ungeduld, Sie zu ſehen; nicht etwa in einer benachbarten Kammer wartet ſie auf den Ausgang meiner Erzählung oder meines Mährchens; die dunkle Kammer hat ſie aufgenommen, wohin kein Bräutigam folgt, woraus man keinem Geliebten entgegengeht.

Sie warf ſich auf die Erde an einem Stuhl nieder und weinte bitterlich; Wilhelm war zum erſten Male völlig überzeugt, daß Mariane todt ſei, er befand ſich in einem traurigen Zuſtande. Die Alte richtete ſich auf; ich habe Ihnen weiter Nichts zu ſagen, rief ſie und warf ein Paket auf den Tiſch. Hier dieſe Briefſchaften mögen völlig Ihre Grauſamkeit beſtätigen; leſen Sie dieſe Blätter mit trockenen Augen durch, wenn es Ihnen möglich iſt! Sie ſchlich leiſe fort, und Wilhelm hatte dieſe Nacht das Herz nicht, die Briefkaſche zu öffnen; er hatte ſie ſelbſt Mariane'n geſchenkt; er wußte, daß ſie jedes Blättchen, das ſie von ihm erhalten hatte, ſorgfältig darin aufhob. Den andern Morgen vermochte er es über ſich; er löſ'te das Band, und es fielen ihm kleine Zettelchen, mit Bleiſtift von ſeiner eigenen Hand geſchrieben, entgegen und riefen ihm jede Situation, von dem erſten Tage ihrer anmuthigen Bekanntſchaft bis zu dem letzten ihrer grauſamen Trennung, wieder herbei. Allein nicht ohne die lebhafteſten Schmerzen durchlas er eine kleine Sammlung von Billeten, die an ihn geſchrieben waren, und die, wie er aus dem Inhalt ſah, von Wernern waren zurückgewieſen worden.

Keines meiner Blätter hat bis zu Dir durchdringen können; mein Bitten und Flehen hat Dich nicht erreicht; daß Du ſelbſt dieſe grauſamen Befehle gegeben? Soll ich Dich nie wieder ſehen? Noch ein Mal verſuch' ich es, ich bitte Dich: komm, o komm! ich verlange Dich nicht zu behalten, wenn ich Dich nur noch ein Mal an mein Herz drücken kann.

Wenn ich ſonſt bei Dir ſaß, Deine Hände hielt, Dir in die Augen ſah, und mit vollem Herzen der Liebe und des Zutrauens zu Dir ſagte: Lieber, lieber, guter Mann! Das hörteſt Du ſo gern; ich mußt' es Dir ſo oft wiederholen; ich wiederhole es noch ein Mal: Lieber, lieber, guter Mann, ſei gut wie Du warſt, komm und laß mich nicht in meinem Elende verderben!

Du hältſt mich für ſchuldig; ich bin es auch, aber nicht, wie Du denkſt. Komm, damit ich nur den einzigen Troſt habe, von Dir ganz gekannt zu ſein; es gehe mir nachher, wie es wolle.

Nicht um meinetwillen allein, auch um Dein' ſelbſt willen flehe ich Dich an, zu kommen. Ich fühle die unerträglichen Schmerzen, die Du leideſt, indem Du mich flehſt; komm, daß unſere Trennung weniger grauſam werde! Ich war vielleicht nie Deiner würdig, als eben in dem Augenblick, da Du mich in ein grenzenloſes Elend zurückſtößeſt.

Bei Allem, was heilig iſt, bei Allem, was ein menſchliches Herz rühren kann, ruf' ich Dich an! Es iſt um eine Seele, es iſt um ein Leben zu thun, um zwei Leben, von denen Dir eins ewig theuer ſein muß. Dein Argwohn wird auch Das nicht glauben, und doch werde ich es in der Stunde des Todes ausſprechen: Das Kind, das ich unter dem Herzen trage, iſt Dein. Seitdem ich Dich liebe, hat kein Anderer mir auch nur die Hand gedrückt; o, daß Deine Liebe, daß Deine Rechtſchaffenheit die Gefährten meiner Jugend geweſen wären!

Du willſt mich nicht hören? So muß ich denn zuletzt wohl verſtummen, aber dieſe Blätter ſollen nicht untergehen; vielleicht können ſie noch zu Dir ſprechen, wenn das Leichentuch ſchon meine Lippe bedeckt, und wenn die Stimme Deiner Reue nicht mehr zu meinem Ohre reichen kann! Durch mein trauriges Leben bis an den letzten Augenblick wird Das mein einziger Troſt ſein: daß ich ohne Schuld gegen Dich war, wenn ich mich auch nicht unſchuldig nennen durfte.

Wilhelm konnte nicht weiter; er überließ ſich ganz ſeinem Schmerz, aber auch mehr war er bedrängt, als Laertes hereintrat, dem er ſeine Empfindungen zu verbergen ſuchte. Dieſer brachte einen Beutel mit Ducaten hervor, zählte und rechnete, und verſicherte Wilhelm'en: es ſei nichts Schöneres in der Welt, als wenn man eben auf dem Wege ſei, reich zu werden; es könne uns alsdann Nichts ſtören oder aufhalten. Wilhelm erinnerte ſich ſeines Traums und lächelte; aber zugleich dachte er auch mit Schaudern, daß in jenem Traumgeſichte Mariane ihn verlaſſen, um ſeinem verſtorbenen Vater zu folgen, und daß Beide zuletzt wie Geiſter ſchwebend ſich um den Garten bewegt hatten.

Laertes riß ihn aus ſeinem Nachdenken und führte ihn auf ein Caffeehaus, wo ſich ſogleich mehrere Perſonen um ihn verſammelten, die ihn ſonſt gern auf dem Theater geſehen hatten; ſie freuten ſich ſeiner Gegenwart, bedauerten

aber, daß er, wie ſie hörten, die Bühne verlaſſen wolle; ſie ſprachen ſo beſtimmt und vernünftig von ihm und ſeinem Spiele, von dem Grade ſeines Talents, von ihren Hoffnungen, daß Wilhelm nicht ohne Rührung zuletzt ausrief: O, wie unendlich werth wäre mir dieſe Theilnahme vor wenig Monaten geweſen! Wie beſchämend und wie erfreuend! Niemals hätte ich mein Gemüth ſo ganz von der Bühne abgewendet, und niemals wäre ich ſo weit gekommen, am Publico zu verzweifeln.

Dazu ſollte es überhaupt nicht kommen, ſagte ein ältlicher Mann, der hervortrat; das Publicum iſt groß; wahrer Verſtand und wahres Gefühl ſind nicht ſo ſelten als man glaubt; nur muß der Künſtler niemals einen unbedingten Beifall für Das, was er hervorbringt, verlangen; denn eben der unbedingte iſt am wenigſten werth, und den bedingten wollen die Herren nicht gerne. Ich weiß wohl, im Leben wie in der Kunſt muß man mit ſich zu Rathe gehen, wenn man Etwas thun und hervorbringen ſoll; wenn es aber gethan oder vollendet iſt, ſo darf man mit Aufmerkſamkeit nur Viele hören, und man kann ſich mit einiger Uebung aus dieſen vielen Stimmen gar bald ein ganzes Urtheil zuſammenſetzen; denn Diejenigen, die uns dieſe Mühe erſparen könnten, halten ſich meiſt ſtille genug.

Das ſollten ſie eben nicht, ſagte Wilhelm. Ich habe ſo oft gehört, daß Menſchen, die ſelbſt über gute Werke ſchwiegen, doch beklagten und bedauerten, daß geſchwiegen wird.

So wollen wir heute laut werden, rief ein junger Mann. Sie müſſen mit uns ſpeiſen, und wir wollen Alles einholen, was wir Ihnen und manchmal der guten Aurelie ſchuldig geblieben ſind.

Wilhelm lehnte die Einladung ab und begab ſich zu Madame Melina, die er wegen der Kinder ſprechen wollte, indem er ſie von ihr wegzunehmen gedachte.

Das Geheimniß der Alten war nicht zum Beſten bei ihm verwahrt. Er verrieth ſich, als er den ſchönen Felix wieder aufhitzig ward. O, mein Kind! rief er aus, mein liebes Kind! Er hub ihn auf und drückte ihn an ſein Herz. Vater! Was haſt Du mir mitgebracht, rief das Kind? Mignon ſah Beide an, als wenn ſie warnen wollte, ſich nicht zu verrathen.

Was iſt Das für eine neue Erſcheinung? ſagte Madame Melina. Man ſuchte die Kinder bei Seite zu bringen, und Wilhelm, der der Alten das ſtrengſte Geheimniß nicht ſchuldig zu ſein glaubte, entdeckte ſeiner Freundin das ganze Verhältniß. Madame Melina ſah ihn lächelnd an. O, über die leichtgläubigen Männer! rief ſie aus: wenn nur Etwas auf ihrem Wege iſt, ſo kann man es ihnen ſehr leicht aufbürden; aber dafür ſehen ſie ſich auch ein andermal weder rechts noch links um, und wiſſen Nichts zu ſchätzen, als was ſie vorher mit dem Stempel einer willkürlichen Leidenſchaft bezeichnet haben. Sie konnte einen Seufzer nicht unterdrücken; und wenn Wilhelm nicht ganz blind geweſen wäre, ſo hätte er eine nie ganz beſiegte Neigung in ihrem Betragen erkennen müſſen.

Er ſprach nunmehr mit ihr von den Kindern, wie er Felix bei ſich zu behalten und Mignon auf das Land zu thun gedächte. Frau Melina, ob ſie ſich gleich ungerne von Beiden zugleich trennte, fand doch den Vorſchlag gut, ja nothwendig. Felix verwilderte bei ihr, und Mignon ſchien einer freien Luft und anderer Verhältniſſe zu bedürfen; das gute Kind war kränklich und konnte ſich nicht erholen.

Laſſen Sie ſich nicht irren, fuhr Madame Melina fort, daß ich einige Zweifel, ob Ihnen der Knabe wirklich zugehöre, leichtſinnig geäußert habe. Der Alten iſt freilich wenig zu trauen; doch wer Unwahrheit zu ſeinem Nutzen erfindet, kann auch einmal wahr reden, wenn ihm die Wahrheiten nützlich ſcheinen. Aurelie'n hatte die Alte vorgeſpielt, Felix ſei ein Sohn Lotharios'; und die Eigenheit haben wir Weiber, daß wir die Kinder unſerer Liebhaber recht herzlich lieben, wenn wir ſchon die Mutter nicht kennen oder ſie von Herzen haſſen. Felix kam hereingeſprungen; ſie drückte ihn an ſich, mit einer Lebhaftigkeit, die ihr ſonſt nicht gewöhnlich war.

Wilhelm eilte nach Hauſe und beſtellte die Alte, die ihn, jedoch nicht eher als in der Dämmerung, zu beſuchen verſprach; er empfing ſie verdrießlich, und ſagte zu ihr: Es iſt nichts Schändlicheres in der Welt, als ſich auf Lügen und Mährchen einzurichten! Schon haſt Du viel Böſes damit geſtiftet, und jetzt, da Dein Wort das Glück meines Lebens entſcheiden könnte, jetzt ſteh' ich zweifelhaft und wage nicht das Kind in meine Arme zu ſchließen, deſſen ungetrübter Beſitz mich äußerſt glücklich machen würde. Ich kann Dich, ſchändliche Creatur, nicht ohne Haß und Verachtung anſehen!

Euer Betragen kommt mir, wenn ich aufrichtig reden ſoll, verſetzte die Alte, ganz unerträglich vor. Und wenn's nun Euer Sohn nicht wäre, ſo iſt es das ſchönſte, angenehmſte Kind von der Welt, das man gern für jeden Preis kaufen möchte, um es nur immer um ſich zu haben. Iſt es nicht werth, daß Ihr Euch ſeiner annehmt? Verdiene ich für meine Sorgfalt, für meine Mühe mit ihm nicht einen kleinen Unterhalt für mein künftiges Leben. O! Ihr Herren, denen Nichts abgeht, Ihr habt gut reden

Wahrheit und Geradheit reden; aber wie eine arme Creatur, deren geringſtem Bedürfniß Nichts entgegenkommt, die in ihren Verlegenheiten keinen Freund, keinen Rath, keine Hülfe ſieht, wie die ſich durch die ſelbſtiſchen Menſchen durchdrücken und im Stillen darben muß — davon würde Manches zu ſagen ſein, wenn Ihr hören wolltet und könntet! Haben Sie Mariane'ns Briefe geleſen? Es ſind dieſelben, die ſie zu jener unglücklichen Zeit ſchrieb. Vergebens ſuchte ich mich Ihnen zu nähern, vergebens Ihnen dieſe Blätter zuzuſtellen; Ihr grauſamer Schwager hatte Sie ſo umlagert, daß alle Liſt und Klugheit vergebens war, und zuletzt, als er mir und Mariane'n mit dem Gefängniß drohte, mußte ich wohl alle Hoffnung aufgeben. Trifft nicht Alles mit Dem überein, was ich erzählt habe? Und ſegt nicht Norberg's Brief die ganze Geſchichte außer allen Zweifel?

Was für ein Brief? fragte Wilhelm.

Haben Sie ihn nicht in der Brieftaſche gefunden? verſetzte die Alte.

Ich habe noch nicht Alles durchleſen.

Geben Sie nur die Brieftaſche her; auf dieſes Document kommt Alles an. Norberg's unglückliches Billet hat die traurige Verwirrung gemacht; ein anderes von ſeiner Hand mag auch den Knoten löſen, inſofern am Faden noch Etwas gelegen iſt. Sie nahm ein Blatt aus der Brieftaſche; Wilhelm erkannte jene verhaßte Hand; er nahm ſich zuſammen und las.

„Sag' mir nur, Mädchen, wie vermagſt Du Das über mich? Hätt ich doch nicht geglaubt, daß eine Göttinn ſelbſt mich zum ſeufzenden Liebhaber umſchaffen könnte! Anſtatt mir mit offenen Armen entgegenzueilen, ziehſt Du Dich zurück; man hätte es wahrhaftig für Abſcheu nehmen können, wie Du Dich betrugſt. Iſt's erlaubt, daß ich die Nacht mit der alten Barbara auf einem Koffer in einer Kammer zubringen mußte? Und mein geliebtes Mädchen war nur zwei Thüren davon. Es iſt zu toll, ſag' ich Dir! Ich habe verſprochen, Dir einige Bedenkzeit zu laſſen, nicht gleich in Dich zu dringen, und ich möchte raſend werden über jede verlorene Viertelſtunde. Habe ich Dir nicht geſchenkt, was ich wußte und konnte? Zweifelſt Du noch an meiner Liebe? Was willſt Du haben? ſag' es mir! Es ſoll Dir an Nichts fehlen. Ich wollte, der Poſſe müßte verſtummen und verblinden, der Dir ſolches Zeug in den Kopf geſetzt hat. Mußteſt Du auch gerade an ſo Einen kommen! Es gibt ſo viele, die jungen Leuten Etwas nachzuſehen wiſſen. Genug, ich ſage Dir, es muß anders werden, in ein Paar Tagen muß ich Antwort wiſſen; denn ich gehe bald wieder weg, und wenn Du nicht wieder freundlich und gefällig biſt, ſo ſollſt Du mich nicht wieder ſehen!“ . . .

In dieſer Art ging der Brief noch lange fort, drehte ſich zu Wilhelm's ſchmerzlicher Zufriedenheit immer um denſelben Punct herum, und zeugte für die Wahrheit der Geſchichte, die er von Barbara vernommen hatte. Ein zweites Blatt bewies deutlich, daß Mariane auch in der Folge nicht nachgegeben hatte, und Wilhelm vernahm aus dieſen und mehreren Papieren, nicht ohne tiefen Schmerz, die Geſchichte des unglücklichen Mädchens bis zur Stunde ihres Todes.

Die Alte hatte den rohen Menſchen nach und nach zahm gemacht, indem ſie ihm den Tod Mariane'ns meldete und ihm den Glauben ließ, als wenn Felix ſein Sohn ſei: er hatte ihr einige Mal Geld geſchickt, das ſie aber für ſich behielt, da ſie Aurelie'n die Sorge für des Kindes Erziehung aufgeſchwatzt hatte. Aber leider dauerte dieſer heimliche Erwerb nicht lange! Norberg hatte durch ein wildes Leben den größten Theil ſeines Vermögens verzehrt, und wiederholte Liebesgeſchichten ſein Herz gegen ſeinen erſten, eingebildeten Sohn verhärtet.

So wahrſcheinlich das Alles lautete, und ſo ſchön es zuſammentraf, traute Wilhelm doch noch nicht, ſich der Freude zu überlaſſen; er ſchien ſich vor einem Geſchenke zu fürchten, das ihm ein böſer Genius darreichte.

Ihre Zweifelſucht, ſagte die Alte, die ſeine Gemüthsbeſtimmung errieth, kann nur die Zeit heilen. Sehen Sie das Kind als ein fremdes an, und geben Sie deſto genauer auf ihn Acht, bemerken Sie ſeine Gaben, ſeine Natur, ſeine Fähigkeiten; und wenn Sie nicht nach und nach ſich ſelbſt wiedererkennen, ſo müſſen Sie ſchlechte Augen haben. Denn Das verſichere ich Sie: wenn ich ein Mann wäre, mir ſollte Niemand ein Kind unterſchieben; aber es iſt ein Glück für die Weiber, daß die Männer in dieſen Fällen nicht ſo ſcharfſichtig ſind.

Nach allem Dieſem ſetzte ſich Wilhelm mit der Alten auseinander; er wollte den Felix mit ſich nehmen, ſie ſollte Mignon zu Thereſe'n bringen, und hernach eine kleine Preußen, die er ihr verſprach, wo ſie wollte, verzehren.

Er ließ Mignon rufen, um ſie auf dieſe Veränderung vorzubereiten. — Meiſter! ſagte ſie, behalte mich bei Dir; es wird mir wohl thun und weh!

Er ſtellte ihr vor, daß ſie nun herangewachſen ſei, und daß doch Etwas für ihre weitere Bildung gethan werden müſſe. — Ich bin gebildet genug, verſetzte ſie, um zu lieben und zu trauern!

Er machte ſie auf ihre Geſundheit aufmerk-

ſam, daß ſie eine anhaltende Sorgfalt und die Leitung eines geſchickten Arztes bedürfe. — Warum ſoll man für mich ſorgen, ſagte ſie, da ſoviel zu ſorgen iſt?

Nachdem er ſich viele Mühe gegeben, ſie zu überzeugen, daß er ſie jetzt nicht mitnehmen könne, daß er ſie zu Perſonen bringen wolle, wo er ſie öfters ſehen werde, ſchien ſie von allem Dem Nichts gehört zu haben. Du willſt mich nicht bei Dir? ſagte ſie. Vielleicht iſt es beſſer, ſchicke mich zum alten Harfenſpieler; der arme Mann iſt ſo allein.

Wilhelm ſuchte ihr begreiflich zu machen, daß der Alte gut aufgehoben ſei. — Ich ſehne mich jede Stunde nach ihm, verſetzte das Kind.

Ich habe aber nicht bemerkt, ſagte Wilhelm, daß Du ihm ſo geneigt ſei'ſt, als er noch mit uns lebte.

Ich fürchtete mich vor ihm, wenn er wachte; ich konnte nur ſeine Augen nicht ſehen: aber wenn er ſchlief, ſetzte ich mich gerne zu ihm; ich wehrte ihm die Fliegen und konnte mich nicht ſatt an ihm ſehen. O, er hat mir in ſchrecklichen Augenblicken beigeſtanden. Es weiß Niemand, was ich ihm ſchuldig bin. Hätt' ich nur den Weg gewußt; ich wäre ſchon zu ihm gelaufen!

Wilhelm ſtellte ihr die Umſtände weitläufig vor, und ſagte: ſie ſei ſo ein vernünftiges Kind; ſie möchte doch auch dieß Mal ſeinen Wünſchen folgen! — Die Vernunft iſt grauſam, verſetzte ſie; das Herz iſt beſſer. Ich will hingehen, wohin Du willſt, aber laß mir Deinen Felix.

Nach vielem Hin- und Wiederreden war ſie immer auf ihrem Sinne geblieben, und Wilhelm mußte ſich zuletzt entſchließen, die beiden Kinder der Alten zu übergeben und ſie zuſammen an Fräulein Thereſe zu ſchicken. Es ward ihm Das um ſo leichter, als er ſich noch immer fürchtete, den ſchönen Felix ſich als ſeinen Sohn zuzueignen. Er nahm ihn auf den Arm und trug ihn herum: das Kind mochte gern vor den Spiegel gehoben ſein, und, ohne es ſich zu geſtehen, trug Wilhelm ihn gern vor den Spiegel, und ſuchte dort Aehnlichkeiten zwiſchen ſich und dem Kinde aufzuſpähen. Ward es ihm dann einen Augenblick recht wahrſcheinlich, ſo drückte er den Knaben an ſeine Bruſt, aber auf ein Mal, erſchreckt durch den Gedanken, daß er ſich betrügen könne, ſetzte er das Kind nieder und ließ es hinlaufen. O! rief er aus, wenn ich mir dieſes unſchätzbare Gut zueignen könnte, und es würde mir dann entriſſen, ſo wäre ich der unglücklichſte aller Menſchen!

Die Kinder waren weggeſchafft, und Wilhelm wollte nun ſeinen ſtündlichen Beſuch vom Theater nehmen, als er fühlte, daß er ſchon abgeſchieden ſei und nur zu gehen brauchte. Mariane war nicht mehr; ſeine zwei Schutzgeiſter hatten ſich entfernt, und ſeine Gedanken eilten ihnen nach. Der ſchöne Knabe ſchwebte wie eine reizende, ungewiſſe Erſcheinung vor ſeiner Einbildungskraft; er ſah ihn, an Thereſe's Hand, durch Felder und Wälder laufen, in der freien Luft und neben einer freien und heitern Begleiterinn ſich bilden; Thereſe war ihm noch viel werther geworden, ſeitdem er das Kind in ihrer Geſellſchaft dachte. Selbſt als Zuſchauer im Theater erinnerte er ſich ihrer mit Lächeln; beinahe war er in ihrem Falle, die Vorſtellungen machten ihm keine Illuſion mehr.

Serlo und Melina waren äußerſt höflich gegen ihn, ſobald ſie merkten, daß er an ſeinen vorigen Platz keinen weitern Anſpruch machte. Ein Theil des Publicum's wünſchte ihn nochmals auftreten zu ſehen; es wäre ihm unmöglich geweſen; und bei der Geſellſchaft wünſchte es Niemand, als allenfalls Frau Melina.

Er nahm nun wirklich Abſchied von dieſer Freundinn; er war gerührt und ſagte: Wenn doch der Menſch ſich nicht vermeſſen wollte, irgend Etwas für die Zukunft zu verſprechen! Das Geringſte vermag er nicht zu halten, geſchwiege wenn ſein Vorſatz von Bedeutung iſt. Wie ſchäme ich mich, wenn ich denke, was ich Ihnen Allen zuſammen in jener unglücklichen Nacht verſprach, da wir beraubt, krank, verletzt und verwundet in eine elende Schenke zuſammengedrängt waren! Wie erhöhte damals das Unglück meinen Muth, und welchen Schatz glaubte ich in meinem guten Willen zu finden; nun iſt aus allem Dem Nichts, gar Nichts geworden! Ich verlaſſe Sie als Ihr Schuldner, und mein Glück iſt, daß man mein Verſprechen nicht mehr achtete, als es werth war, und daß Niemand mich jemals deßhalb gemahnt hat.

Sei'n Sie nicht ungerecht gegen ſich ſelbſt, verſetzte Frau Melina; wenn Niemand erkennt, was Sie für uns gethan haben, ſo werde ich es nicht verkennen; denn unſer ganzer Zuſtand wäre völlig anders, wenn wir Sie nicht beſeſſen hätten. Geht es doch unſern Vorſätzen wie unſern Wünſchen. Sie ſehen ſich gar nicht mehr ähnlich, wenn ſie ausgeführt, wenn ſie erfüllt ſind, und wir glauben Nichts gethan, Nichts verlangt zu haben.

Sie werden, verſetzte Wilhelm, durch Ihre freundſchaftliche Auflegung mein Gewiſſen nicht beruhigen, und ich werde mir immer als Ihr Schuldner erſcheinen.

Es iſt auch wohl möglich, daß Sie es ſind, verſetzte Madame Melina, nur nicht auf die Art, wie Sie es denken. Wir rechnen uns zur Schande, ein Verſprechen nicht zu erfüllen, das wir mit dem Munde gethan haben. O, wenn

Freund, ein guter Mensch verspricht durch seine Gegenwart nur immer zu viel! Das Vertrauen, das er hervorlockt, die Neigung, die er einflößt, die Hoffnungen, die er erregt, sind unendlich; er wird und bleibt ein Schuldner, ohne es zu wissen. Leben Sie wohl! Wenn unsere äußern Umstände sich unter Ihrer Leitung recht glücklich hergestellt haben, so entsteht in meinem Innern durch Ihren Abschied eine Lücke, die sich so leicht nicht wieder ausfüllen wird.

Wilhelm schrieb vor seiner Abreise aus der Stadt noch einen weitläuftigen Brief an Werner'n. Sie hatten zwar einige Briefe gewechselt, aber weil sie nicht einig werden konnten, hörten sie zuletzt auf zu schreiben. Nun hatte sich Wilhelm wieder genähert; er war im Begriff, Dasjenige zu thun, was Jener so sehr wünschte; er konnte sagen: Ich verlasse das Theater und verbinde mich mit Männern, deren Umgang mich, in jedem Sinne, zu einer reinen und sichern Thätigkeit führen muß. Er erkundigte sich nach seinem Vermögen, und es schien ihm nunmehr sonderbar, daß er so lange sich nicht darum bekümmert hatte. Er wußte nicht, daß es die Art aller Menschen sei, denen an ihrer innern Bildung viel gelegen ist, daß sie die äußern Verhältnisse ganz und gar vernachlässigen. Wilhelm hatte sich in diesem Falle befunden; er schien nunmehr zum ersten Mal zu merken, daß er äußerer Hülfsmittel bedürfe, um nachhaltig zu wirken. Er reiste fort mit einem ganz andern Sinn, als das erste Mal; die Aussichten, die sich ihm zeigten, waren reizend, und er hoffte auf seinem Wege etwas Frohes zu erleben.

Neuntes Capitel.

Als er nach Lotharios Gut zurückkam, fand er eine große Veränderung. Jarno kam ihm entgegen mit der Nachricht, daß der Oheim gestorben; daß Lothario hingegangen sei, die hinterlassenen Güter in Besitz zu nehmen. Sie kommen eben zur rechten Zeit, sagte er, um mir und dem Abbé beizustehn. Lothario hat uns den Handel um wichtige Güter in unserer Nachbarschaft aufgetragen; es war schon lange vorbereitet, und nun finden wir Geld und Credit eben zur rechten Stunde. Das Einzige war dabei bedenklich, daß ein auswärtiges Handelshaus auch schon auf dieselben Güter Absicht hatte; nun sind wir kurz und gut entschlossen, mit Jenem gemeine Sache zu machen; denn sonst hätten wir uns ohne Noth und Vernunft hinaufgetrieben. Wir haben, so scheint es, mit einem klugen Manne zu thun. Nun machen wir Calcul's und Anschläge; auch muß ökonomisch überlegt werden, wie wir die Güter theilen können, so daß Jeder ein schönes Besitzthum erhält. Es wurden Wilhelm'en die Papiere vorgelegt; man besah die Felder, Wiesen Schlösser; und obgleich Jarno und der Abbé die Sache sehr gut zu verstehen schienen, so wünschte Wilhelm doch, daß Fräulein Therese von der Gesellschaft sein möchte.

Sie brachten mehrere Tage mit diesen Arbeiten zu, und Wilhelm hatte kaum Zeit, seine Abenteuer und seine zweifelhafte Vaterschaft den Freunden zu erzählen, die eine ihm so wichtige Begebenheit gleichgiltig und leichtsinnig behandelten.

Er hatte bemerkt, daß sie manchmal in vertrauten Gesprächen, bei Tische und auf Spaziergängen, auf ein Mal inne hielten, ihren Worten eine andere Wendung gaben, und dadurch wenigstens anzeigten, daß sie unter sich Manches abzuthun hatten, das ihm verborgen sei. Er erinnerte sich an Das, was Lydie gesagt hatte, und glaubte um so mehr daran, als eine ganze Seite des Schlosses vor ihm immer unzugänglich gewesen war. Zu gewissen Galerien und besonders zu dem alten Thurm, den er von außen recht gut kannte, hatte er bisher vergebens Weg und Eingang gesucht.

Eines Abends sagte Jarno zu ihm: Wir können Sie nun so sicher als den Unsern ansehen, daß es unnöthig wäre, wenn wir Sie nicht tiefer in unsere Geheimnisse einführten. Es ist gut, daß der Mensch, der erst in die Welt tritt, viel von sich halte, daß er sich viele Vorzüge zu erwerben denke, daß er Alles möglich zu machen suche; aber wenn seine Bildung auf einem gewissen Grade steht, dann ist es vortheilhaft, wenn er sich in einer größern Masse verlieren lernt, wenn er lernt, um Anderer willen zu leben und seiner selbst in einer pflichtmäßigen Thätigkeit zu vergessen. Da lernt er erst sich selbst kennen; denn das Handeln eigentlich vergleicht uns mit Andern. Sie sollen bald erfahren, welch eine kleine Welt sich in Ihrer Nähe befindet, und wie gut Sie in dieser kleinen Welt gekannt sind; morgen früh, vor Sonnenaufgang, sein Sie angezogen und bereit.

Jarno kam zur bestimmten Stunde und führte ihn durch bekannte und unbekannte Zimmer des Schlosses, dann durch einige Galerien, und sie gelangten endlich vor eine große alte Thüre, die stark mit Eisen beschlagen war. Jarno pochte; die Thüre that sich ein wenig auf, so daß eben ein Mensch hineinschlüpfen konnte. Jarno schob Wilhelm'en hinein, ohne ihm zu folgen. Dieser fand sich in einem dunkeln und engen Behältnisse, es war finster um ihn; und als er einen Schritt vorwärts gehen wollte, stieß er schon wider. Eine nicht ganz unbekannte Stimme rief ihm zu: Tritt herein! Und nun

bemerkte er erſt, daß die Seiten des Raumes, in dem er ſich befand, nur mit Teppichen behangen waren, durch welche ein ſchwaches Licht hindurch ſchimmerte. Tritt herein! rief es nochmals; er hob den Teppich auf und trat hinein.

Der Saal, in dem er ſich nunmehr befand, ſchien ehemals eine Capelle geweſen zu ſein; anſtatt des Altars ſtand ein großer Tiſch auf einigen Stufen, mit einem grünen Teppich behangen, darüber ſchien ein zugezogener Vorhang ein Gemälde zu bedecken; an den Seiten waren ſchön gearbeitete Schränke mit feinen Drathgittern verſchloſſen, wie man ſie in Bibliotheken zu ſehen pflegt, nur ſah er anſtatt der Bücher viele Rollen aufgeſtellt. Niemand befand ſich in dem Saal; die aufgehende Sonne fiel durch die farbigen Fenſter Wilhelm'en gerade entgegen und begrüßte ihn freundlich.

Setze Dich! rief eine Stimme, die von dem Altar her zu kommen ſchien. Wilhelm ſetzte ſich auf einen kleinen Armſtuhl, der wider den Verſchlag des Eingangs ſtand; es war kein anderer Sitz im ganzen Zimmer, er mußte ſich darein ergeben, ob ihn ſchon die Morgenſonne blendete; der Seſſel ſtand feſt, er konnte nur die Hand vor die Augen halten.

Indem eröffnete ſich, mit einem kleinen Geräuſche, der Vorhang über dem Altar, und zeigte, innerhalb eines Rahmens, eine leere, dunkle Oeffnung. Es trat ein Mann hervor in gewöhnlicher Kleidung, der ihn begrüßte, und zu ihm ſagte: Sollten Sie mich nicht wieder erkennen? Sollten Sie, unter andern Dingen, die Sie wiſſen möchten, nicht auch zu erfahren wünſchen, wo die Kunſtſammlung Ihres Großvaters ſich gegenwärtig befindet? Erinnern Sie ſich des Gemäldes nicht mehr, das Ihnen ſo reizend war? Wo mag der kranke Königsſohn wohl jetzo ſchmachten? — Wilhelm erkannte leicht den Fremden, der, in jener bedeutenden Nacht, ſich mit ihm im Gaſthauſe unterhalten hatte. Vielleicht, fuhr Dieſer fort, können wir jetzt über Schickſal und Character eher einig werden.

Wilhelm wollte eben antworten, als der Vorhang ſich wieder raſch zuſammenzog. Sonderbar! ſagte er bei ſich ſelbſt, ſollen zufällige Ereigniſſe einen Zuſammenhang haben? Und Das, was wir Schickſal nennen, ſollte es bloß Zufall ſein? Wo mag ſich meines Großvaters Sammlung befinden? Und warum erinnert man mich in dieſen feierlichen Augenblicken daran?

Er hatte nicht Zeit, weiter zu denken; denn der Vorhang öffnete ſich wieder, und ein Mann ſtand vor ſeinen Augen, den er ſogleich für den Landgeiſtlichen erkannte, der mit ihm und der luſtigen Geſellſchaft jene Waſſerfahrt gemacht hatte; er glich dem Abbé, ob er gleich nicht dieſelbe Perſon ſchien. Mit einem heitern Geſichte und einem würdigen Ausdruck fing der Mann an: nicht vor Irrthum zu bewahren, iſt die Pflicht des Menſchenerziehers; ſondern den Irrenden zu leiten, ja ihn ſeinen Irrthum aus vollen Bechern ausſchlürfen zu laſſen, Das iſt Weisheit der Lehrer. Wer ſeinen Irrthum nur koſtet, hält lange damit Haus; er freuet ſich Deſſen als eines ſeltenen Glücks; aber wer ihn ganz erſchöpft, der muß ihn kennen lernen, wenn er nicht wahnſinnig iſt. Der Vorhang ſchloß ſich abermals, und Wilhelm hatte Zeit, nachzudenken. Von welchem Irrthum kann der Mann ſprechen? ſagte er zu ſich ſelbſt, als von dem, der mich mein ganzes Leben verfolgt hat, daß ich da Bildung ſuchte, wo keine zu finden war, daß ich mir einbildete, ein Talent erwerben zu können, zu dem ich nicht die geringſte Anlage hatte.

Der Vorhang riß ſich ſchneller auf; ein Officier trat hervor und ſagte nur im Vorbeigehen: Lernen Sie die Menſchen kennen, zu denen man Zutrauen haben kann! Der Vorhang ſchloß ſich, und Wilhelm brauchte ſich nicht lange zu beſinnen, um dieſen Officier für denjenigen zu erkennen, der ihn in des Grafen Park umarmt hatte und Schuld geweſen war, daß er Jarno für einen Werber hielt. Wie Dieſer hierhergekommen, und wer er ſei, war Wilhelm'en völlig ein Räthſel. — Wenn ſo viele Menſchen an Dir Theil nahmen, Deinen Lebensweg kannten und wußten, was darauf zu thun ſei, warum führten ſie Dich nicht ſtrenger? warum nicht ernſter? warum begünſtigten ſie Deine Spiele, anſtatt Dich davon wegzuführen?

Rechte nicht mit uns! rief eine Stimme: Du biſt gerettet und auf dem Wege zum Ziel. Du wirſt keine Deiner Thorheiten bereuen und keine zurückwünſchen; kein glücklicheres Schickſal kann einem Menſchen werden! Der Vorhang riß ſich von einander, und in voller Rüſtung ſtand der alte König von Dänemark in dem Raume. Ich bin der Geiſt Deines Vaters, ſagte das Bildniß, und ſcheide getroſt, da meine Wünſche für Dich, mehr als ich ſie ſelbſt begriff, erfüllt ſind. Steile Gegenden laſſen ſich nur durch Umwege erklimmen, auf der Ebene führen gerade Wege von einem Ort zum andern. Lebe wohl, und gedenke mein', wenn Du genieſſeſt, was ich Dir vorbereitet habe!

Wilhelm war äußerſt betroffen, er glaubte die Stimme ſeines Vaters zu hören, und doch war ſie es auch nicht; er befand ſich durch die Gegenwart und die Erinnerung in der verworrenſten Lage.

Nicht lange konnte er nachdenken, als der Abbé hervortrat und ſich hinter den grünen Tiſch ſtellte. Treten Sie herbei! rief er ſeinem

Ein wenig Freyheit und Zeitvertreib
An schönen Sommerfeiertagen.

Mephistopheles.

Gebraucht der Zeit, sie geht so schnell von hinnen,
Doch Ordnung lehrt euch Zeit gewinnen.
Mein theurer Freund, ich rath' euch drum
Zuerst Collegium Logicum.
Da wird der Geist auch wohl dressirt,
In Spanische Stiefeln eingeschnürt,
Daß er bedächtiger so fort an
Hinschleiche die Gedankenbahn,
Und nicht etwa die kreuz und quer
Irrlichtelire hin und her.
Dann lehret man euch manchen Tag,
Daß, was ihr sonst auf einen Schlag
Getrieben, wie Essen und Trinken frey,
Eins! Zwey! Drey! dazu nöthig sey.
Zwar ist's mit der Gedanken-Fabrik
Wie mit einem Weber-Meisterstück,
Wo Ein Tritt tausend Fäden regt,

verwunderten Freunde zu. Er trat herbei und stieg die Stufen hinan. Auf dem Teppiche lag eine kleine Rolle. Hier ist Ihr Lehrbrief, sagte der Abbé; beherzigen Sie ihn; er ist von wichtigem Inhalt. Wilhelm nahm ihn auf, öffnete ihn und las:

Lehrbrief.

Die Kunst ist lang, das Leben kurz, das Urtheil schwierig, die Gelegenheit flüchtig. Handeln ist leicht, Denken schwer; nach dem Gedanken handeln unbequem. Aller Anfang ist heiter; die Schwelle ist der Platz der Erwartung. Der Knabe staunt, der Eindruck bestimmt ihn; er lernt spielend, der Ernst überrascht ihn. Die Nachahmung ist uns angeboren, der Nachzuahmende wird nicht leicht erkannt. Selten wird das Treffliche gefunden, seltener geschätzt. Die Höhe reizt uns, nicht die Stufen; den Gipfel im Auge wandeln wir gerne auf der Ebene. Nur ein Theil der Kunst kann gelehrt werden; der Künstler braucht sie ganz. Wer sie halb kennt, ist immer irre und redet viel; wer sie ganz besitzt, mag nur thun und redet selten oder spät. Jene haben keine Geheimnisse und keine Kraft, ihre Lehre ist wie gebackenes Brod schmackhaft und sättigend für einen Tag; aber Mehl kann man nicht säen, und die Saatfrüchte sollen nicht vermahlen werden. Die Worte sind gut, sie sind aber nicht das Beste. Das Beste wird nicht deutlich durch Worte. Der Geist, aus dem wir handeln, ist das Höchste. Die Handlung wird nur vom Geiste begriffen und wieder dargestellt. Niemand weiß, was er thut, wenn er recht handelt; aber des Unrechten sind wir uns immer bewußt. Wer bloß mit Zeichen wirkt, ist ein Pedant, ein Heuchler oder ein Pfuscher. Es sind ihrer Viel', und es wird ihnen wohl zusammen. Ihr Geschwätz hält den Schüler zurück, und ihre beharrliche Mittelmäßigkeit ängstigt die Besten. Des ächten Künstlers Lehre schließt den Sinn auf; denn wo die Worte fehlen, spricht die That. Der ächte Schüler lernt aus dem Bekannten das Unbekannte entwickeln und nähert sich dem Meister.

Genug! rief der Abbé, das Uebrige zu seiner Zeit. Jetzt sehen Sie sich in jenen Schränken um.

Wilhelm ging hin und las die Aufschriften der Rollen. Er fand mit Verwunderung Lothario's Lehrjahre, Jarno's Lehrjahre und seine eigenen Lehrjahre daselbst aufgestellt, unter vielen andern, deren Namen ihm unbekannt waren.

Darf ich hoffen, in diese Rollen einen Blick zu werfen?

Es ist für Sie nunmehr in diesem Zimmer Nichts verschlossen.

Darf ich eine Frage thun?

Ohne Bedenken! und Sie können entscheidende Antwort erwarten, wenn es eine Angelegenheit betrifft, die Ihnen zunächst am Herzen liegt und am Herzen liegen soll.

Gut denn! Ihr sonderbaren und weisen Menschen, deren Blick in soviel Geheimnisse dringt, könnt Ihr mir sagen, ob Felix wirklich mein Sohn ist? —

Heil Ihnen über diese Frage! rief der Abbé, indem er vor Freuden die Hände zusammenschlug: Felix ist Ihr Sohn! Bei dem Heiligsten, was unter uns verborgen liegt, schwör' ich Ihnen, Felix ist Ihr Sohn! — und der Gesinnung nach war seine abgeschiedene Mutter Ihrer nicht unwerth! Empfangen Sie das liebliche Kind aus unserer Hand; kehren Sie sich um, und wagen Sie es, glücklich zu sein.

Wilhelm hörte ein Geräusch hinter sich, er kehrte sich um und sah ein Kindergesicht schalkhaft durch die Teppiche des Eingangs hervorgucken, es war Felix. Der Knabe versteckte sich sogleich scherzend, als er gesehen wurde. Komm hervor! rief der Abbé! Er kam gelaufen; sein Vater stürzte ihm entgegen, nahm ihn in die Arme und drückte ihn an sein Herz. Ja, ich fühl's, rief er aus, Du bist mein! Welche Gabe des Himmels habe ich meinen Freunden zu verdanken! Wo kommst Du her, mein Kind, gerade in diesem Augenblick?

Fragen Sie nicht, sagte der Abbé. Heil Dir, junger Mann! Deine Lehrjahre sind vorüber; die Natur hat Dich losgesprochen.

Achtes Buch.

Erstes Capitel.

Felix war in den Garten gesprungen, Wilhelm folgte ihm mit Entzücken; der schönste Morgen zeigte jeden Gegenstand mit neuen Reizen, und Wilhelm genoß den heitersten Augenblick. Felix war neu in der freien und herrlichen Welt, und sein Vater nicht viel bekannter mit den Gegenständen, nach denen der Kleine wiederholt und unermüdet fragte. Sie gesellten sich endlich zum Gärtner, der die Namen und den Gebrauch mancher Pflanzen hererzählen mußte; Wilhelm sah die Natur durch ein neues Organ, und die Neugierde, die Wißbegierde des Kindes ließen ihn erst fühlen, welch ein schwaches Interesse er an den Dingen außer sich genommen hatte, wie wenig er kannte und wußte. An diesem Tage, dem

vergnügtesten seines Lebens, schien auch seine eigene Bildung erst anzufangen; er fühlte die Nothwendigkeit, sich zu belehren, indem er zu lehren aufgefordert ward.

Jarno und der Abbé hatten sich nicht wieder sehen lassen, Abends kamen sie und brachten einen Fremden mit. Wilhelm ging ihm mit Erstaunen entgegen, er traute seinen Augen nicht; es war Werner, der gleichfalls einen Augenblick anstand, ihn anzuerkennen. Beide umarmten sich auf's Zärtlichste, und Beide konnten nicht verbergen, daß sie sich wechselsweise verändert fanden. Werner behauptete, sein Freund sei größer, stärker, gerader, in seinem Wesen gebildeter und in seinem Betragen angenehmer geworden. — Etwas von seiner alten Treuherzigkeit vermiß' ich, setzte er hinzu. — Sie wird sich auch schon wieder zeigen, wenn wir uns nur von der ersten Verwunderung erholt haben, sagte Wilhelm.

Es fehlte viel, daß Werner einen gleich vortheilhaften Eindruck auf Wilhelm'en gemacht hätte. Der gute Mann schien eher zurück als vorwärts gegangen zu sein. Er war viel magerer, als ehemals; sein spitzes Gesicht schien feiner, seine Nase länger zu sein; seine Stirn und sein Scheitel waren von Haaren entblößt; seine Stimme hell, heftig und schreiend, und seine eingedrückte Brust, seine vorfallenden Schultern, seine farblosen Wangen ließen keinen Zweifel übrig, daß ein arbeitsamer Hypochondrist gegenwärtig sei.

Wilhelm war bescheiden genug, um sich über diese große Veränderung sehr mäßig zu erklären, da der Andere hingegen seiner freundschaftlichen Freude völligen Lauf ließ. Wahrhaftig! rief er aus, wenn Du Deine Zeit schlecht angewendet und, wie ich vermuthe, Nichts gewonnen hast, so bist Du doch indessen ein Persönchen geworden, das sein Glück machen kann und muß; verschleudere und verschleudere nur auch Das nicht wieder: Du sollst mir mit dieser Figur eine reiche und schöne Erbin erkaufen. — Du wirst doch, versetzte Wilhelm lächelnd, Deinen Character nicht verläugnen! Kaum findest Du nach langer Zeit Deinen Freund wieder, so siehst Du ihn schon als eine Waare, als einen Gegenstand Deiner Speculation an, mit dem sich Etwas gewinnen läßt.

Jarno und der Abbé schienen über diese Erkennung keinesweges verwundert, und ließen beide Freunde sich nach Belieben über das Vergangene und Gegenwärtige ausbreiten. Werner ging um seinen Freund herum, drehte ihn hin und her, so daß er ihn fast verlegen machte. Nein! nein! rief er aus, so was ist mir noch nicht vorgekommen, und doch weiß ich wohl, daß ich mich nicht betrüge. Deine Augen sind tiefer, Deine Stirn ist breiter, Deine Nase feiner und Dein Mund liebreicher geworden. Seht nur einmal, wie er steht! wie das Alles paßt und zusammenhängt! Wie doch das Faullenzen gedeihet! Ich armer Teufel dagegen — er besah sich im Spiegel — wenn ich diese Zeit her nicht recht viel Geld gewonnen hätte, so wäre doch auch gar Nichts an mir.

Werner hatte Wilhelm's letzten Brief nicht empfangen; ihre Handlung war das fremde Haus, mit welchem Lothario die Güter in Gemeinschaft zu kaufen die Absicht hatte. Dieses Geschäft führte Werner'n hierher; er hatte keine Gedanken, Wilhelm'en auf seinem Wege zu finden. Der Gerichtshalter kam, die Papiere wurden vorgelegt, und Werner fand die Vorschläge billig. Wenn Sie es mit diesem jungen Manne, wie es scheint, gut meinen, sagte er, so sorgen Sie selbst dafür, daß unser Theil nicht verkürzt werde; es soll von meinem Freunde abhängen, ob er das Gut annehmen und einen Theil seines Vermögens daran wenden will. Jarno und der Abbé versicherten, daß es dieser Erinnerung nicht bedürfe. Man hatte die Sache kaum im Allgemeinen verhandelt, als Werner sich nach einer Partie Lombre sehnte, wozu sich denn auch gleich der Abbé und Jarno mit hinsetzten; er war es nun einmal so gewohnt, er konnte des Abends ohne Spiel nicht leben.

Als die beiden Freunde nach Tische allein waren, befragten und besprachen sie sich sehr lebhaft über Alles, was sie sich mitzutheilen wünschten. Wilhelm rühmte seine Lage und das Glück seiner Aufnahme unter so trefflichen Menschen. Werner dagegen schüttelte den Kopf und sagte: Man sollte doch auch Nichts glauben, als was man mit Augen sieht! Mehr als ein dienstfertiger Freund hat mir versichert, Du lebtest mit einem liederlichen jungen Edelmann, führtest ihm Schauspielerinnen zu, hülfest ihm sein Geld durchbringen und seist Schuld, daß er mit seinen sämmtlichen Anverwandten gespannt sei. — Es würde mich um meiner und um der guten Menschen willen verdrießen, daß wir so verkannt werden, versetzte Wilhelm, wenn mich nicht meine theatralische Laufbahn mit jeder übeln Nachrede verschont hätte. Wie sollten die Menschen unsere Handlungen beurtheilen, die ihnen nur einzeln und abgerissen erscheinen, wovon sie das Wenigste sehen, weil Gutes und Böses im Verborgenen geschieht, und eine gleichgiltige Erscheinung meistens nur an den Tag kommt! Bringt man ihnen doch Schauspieler und Schauspielerinnen auf erhöhte Bretter, zündet von allen Seiten Licht an; das ganze Werk ist in wenig Stunden abgeschlossen; und

doch weiß selten Jemand eigentlich, was er daraus machen soll.

Nun ging es an ein Fragen nach der Familie, nach den Jugendfreunden und der Vaterstadt. Werner erzählte mit großer Hast Alles, was sich verändert hatte, und was noch bestand und geschah. Die Frauen im Hause, sagte er, sind vergnügt und glücklich; es fehlt nie an Geld. Die eine Hälfte der Zeit bringen sie zu, sich zu putzen, und die andere Hälfte, sich gepunzt sehen zu lassen. Haushälterisch sind sie soviel, als billig ist. Meine Kinder lassen sich zu gescheidten Jungen an. Ich sehe sie im Geiste schon sitzen und schreiben und rechnen, laufen, handeln und treiben; einem Jeden soll, sobald als möglich, ein eigenes Gewerbe eingerichtet werden; und was unser Vermögen betrifft, daran sollst Du Deine Lust sehen. Wenn wir mit den Gütern in Ordnung sind, mußt Du gleich mit nach Hause: denn es sieht doch aus, als wenn Du mit einiger Vernunft in die menschlichen Unternehmungen eingreifen könntest. Deine neuen Freunde sollen gepriesen sein, da sie Dich auf den rechten Weg gebracht haben. Ich bin ein närrischer Teufel und merke erst, wie lieb ich Dich habe, da ich mich nicht satt an Dir sehen kann, daß Du so wohl und so gut aussiehst. Das ist doch noch eine andere Gestalt, als das Portrait, das Du einmal an die Schwester schicktest und worüber im Hause großer Streit war. Mutter und Tochter fanden den jungen Herrn allerliebst, mit offnem Halse, halbfreier Brust, großer Krause, herumhängendem Haar, rundem Hut, kurzem Westchen und schlotternden langen Hosen, indessen ich behauptete, das Costüm sei nur noch zwei Finger breit vom Hanswurst. Nun siehst Du doch aus wie ein Mensch; nur fehlt der Zopf, in den ich Deine Haare einzubinden bitte: sonst hält man Dich denn doch einmal unterwegs als Juden an und fordert Zoll und Geleite von Dir.

Felix war indessen in die Stube gekommen und hatte sich, als man auf ihn nicht achtete, auf's Canapé gelegt, und war eingeschlafen. Was ist Das für ein Wurm? fragte Werner. Wilhelm hatte in dem Augenblick den Muth nicht, die Wahrheit zu sagen, noch Lust, eine doch immer zweideutige Geschichte einem Manne zu erzählen, der von Natur Nichts weniger als gläubig war.

Die ganze Gesellschaft begab sich nunmehr auf die Güter, um sie zu besehen und den Handel abzuschließen, Wilhelm ließ seinen Felix nicht von der Seite, und freute sich, um des Knaben willen, recht lebhaft des Besitzes, dem man entgegensah. Die Lüsternheit des Kindes nach den Kirschen und Beeren, die bald reif werden sollten, erinnerten ihn an die Zeit seiner Jugend und an die vielfache Pflicht des Vaters, den Seinigen den Genuß vorzubereiten, zu verschaffen und zu erhalten. Mit welchem Interesse betrachtete er die Baumschulen und die Gebäude! Wie lebhaft sann er darauf, das Vernachlässigte wieder herzustellen und das Verfallene zu erneuern! Er sah die Welt nicht mehr wie ein Zugvogel an, ein Gebäude nicht mehr für eine geschwind zusammengestellte Laube, die vertrocknet, ehe man sie verläßt. Alles, was er anzulegen gedachte, sollte dem Knaben entgegenwachsen, und Alles, was er herstellte, sollte eine Dauer auf einige Geschlechter haben. In diesem Sinne waren seine Lehrjahre geendigt, und mit dem Gefühl des Vaters hatte er auch alle Tugenden eines Bürgers erworben. Er fühlte es, und seiner Freude konnte Nichts gleichen. O, der unnöthigen Strenge der Moral, rief er aus, da die Natur uns auf ihre liebliche Weise zu Allem bildet, was wir sein sollen! O, der seltsamen Anforderung der bürgerlichen Gesellschaft, die uns erst verwirrt und mißleitet, und dann mehr als die Natur selbst von uns fordert! Wehe jeder Art von Bildung, welche die wirksamsten Mittel wahrer Bildung zerstört und uns auf das Ende hinweist, anstatt uns auf dem Wege selbst zu beglücken!

So Manches er auch in seinem Leben schon gesehen hatte, so schien ihm doch die menschliche Natur erst durch die Beobachtung des Kindes deutlich zu werden. Das Theater war ihm, wie die Welt, nur als eine Menge ausgeschnittener Würfel vorgekommen, deren jeder einzeln auf seiner Oberfläche bald mehr bald weniger bedeutet, und die allenfalls zusammengezählt eine Summe machen. Hier im Kinde lag ihm, konnte man sagen, ein einzelner Würfel vor, auf dessen vielfachen Seiten der Werth und der Unwerth der menschlichen Natur so deutlich eingegraben war.

Das Verlangen des Kindes nach Unterscheidung wuchs mit jedem Tage. Da es einmal erfahren hatte, daß die Dinge Namen haben, so wollte es auch die Namen von Allem hören; es glaubte nicht anders, als sein Vater müsse Alles wissen, quälte ihn oft mit Fragen und gab ihm Anlaß, sich nach Gegenständen zu erkundigen, denen er sonst wenig Aufmerksamkeit gewidmet hatte. Auch der eingeborne Trieb, die Herkunft und das Ende der Dinge zu erfahren, zeigte sich frühe bei dem Knaben. Wenn er fragte, wo der Wind herkomme und wo die Flamme hinkomme, war dem Vater seine eigene Beschränkung erst recht lebendig; er wünschte zu erfahren, wie weit sich der Mensch mit seinen Gedanken wagen, und wovon er hoffen dürfe, sich und Andern jemals Rechenschaft zu geben. Die Heftigkeit des Kindes, wenn es irgend

einem lebendigen Weſen Unrecht geſchehen ſah, erfreute den Vater höchlich, als das Zeichen eines trefflichen Gemüths. Das Kind ſchlug heftig nach dem Küchenmädchen, das einige Tauben abgeſchnitten hatte. Dieſer ſchöne Begriff wurde denn freilich bald wieder zerſtört, als er den Knaben fand, der ohne Barmherzigkeit Fröſche todt ſchlug und Schmetterlinge zerrupfte. Es erinnerte ihn dieſer Zug an ſo viele Menſchen, die höchſt gerecht erſcheinen, wenn ſie ohne Leidenſchaft ſind und die Handlungen Anderer beobachten.

Dieſes angenehme Gefühl, daß der Knabe ſo einen ſchönen und wahren Einfluß auf ſein Daſein habe, ward einen Augenblick geſtört, als Wilhelm in Kurzem bemerkte, daß wirklich der Knabe mehr ihn als er den Knaben erziehe. Er hatte an dem Kinde Nichts auszuſetzen, er war nicht im Stande, ihm eine Richtung zu geben, die es nicht ſelbſt nahm, und ſogar die Unarten, gegen die Aurelie ſo viel gearbeitet hatte, waren, ſo ſchien es, nach dem Tode dieſer Freundinn alle wieder in ihre alten Rechte getreten. Noch machte das Kind die Thüre niemals hinter ſich zu; noch wollte es ſeinen Teller nicht abeſſen, und ſein Behagen war niemals größer, als wenn man ihm nachſah, daß es den Biſſen unmittelbar aus der Schüſſel nehmen, das volle Glas ſtehen laſſen und aus der Flaſche trinken konnte. So war es auch ganz allerliebſt, wenn es ſich mit einem Buche in die Ecke ſetzte und ſehr ernſthaft ſagte: Ich muß das gelehrte Zeug ſtudiren! ob es gleich die Buchſtaben noch lange weder unterſcheiden konnte noch wollte.

Bedachte nun Wilhelm, wie wenig er bisher für das Kind gethan hatte, wie wenig er zu thun fähig ſei, ſo entſtand eine Unruhe in ihm, die ſein ganzes Glück aufzuwiegen im Stande war. Sind wir Männer denn, ſagte er zu ſich, ſo ſelbſtiſch geboren, daß wir unmöglich für ein Weſen außer uns Sorge tragen können? Bin ich mit dem Knaben nicht eben auf dem Wege, auf dem ich mit Mignon war? Ich zog das liebe Kind an, ſeine Gegenwart ergetzte mich, und dabei hab' ich es auf's Grauſamſte vernachläſſigt. Was that ich zu ſeiner Bildung, nach der es ſo ſehr ſtrebte? Nichts! Ich überließ es ſich ſelbſt und allen Zufälligkeiten, denen es, in einer ungebildeten Geſellſchaft, nur ausgeſetzt ſein konnte; und dann für dieſen Knaben, der Dir ſo merkwürdig war, ehe er Dir ſo werth ſein konnte, hat Dich denn Dein Herz getrieben, auch nur jemals das Geringſte für ihn zu thun? Es iſt nicht mehr Zeit, daß Du Deine eigenen Jahre und die Jahre Anderer vergeudeſt; nimm Dich zuſammen und denke, was Du für Dich und die guten Geſchöpfe zu thun haſt, welche Natur und Neigung ſo feſt an Dich knüpfte.

Eigentlich war dieſes Selbſtgeſpräch nur eine Einleitung, ſich zu bekennen, daß er ſchon gedacht, geſorgt, geſucht und gewählt hatte; er konnte nicht länger zögern, ſich es ſelbſt zu geſtehen. Nach oft vergebens wiederholtem Schmerz über den Verluſt Mariane'ns fühlte er nur zu deutlich, daß er eine Mutter für den Knaben ſuchen müſſe, und daß er ſie nicht ſicherer als in Thereſe'n finden werde. Er kannte dieſes vortreffliche Frauenzimmer ganz. Eine ſolche Gattinn und Gehülfinn ſchien die einzige zu ſein, der man ſich und die Seinen anvertrauen könnte. Ihre edle Neigung zu Lotharis machte ihm keine Bedenklichkeit. Sie waren durch ein ſonderbares Schickſal auf ewig getrennt; Thereſe hielt ſich für frei und hatte von einer Heirath zwar mit Gleichgiltigkeit, doch als von einer Sache geſprochen, die ſich von ſelbſt verſteht.

Nachdem er lange mit ſich zu Rathe gegangen war, nahm er ſich vor, ihr von ſich zu ſagen, ſoviel er nur wußte. Sie ſollte ihn kennen lernen, wie er ſie kannte, und er fing nun an, ſeine eigene Geſchichte durchzudenken; ſie ſchien ihm an Begebenheiten ſo leer und im Ganzen jedes Bekenntniß ſo wenig zu ſeinem Vortheil, daß er mehr als ein Mal von dem Vorſatz abzuſtehn im Begriff war. Endlich entſchloß er ſich, die Rolle ſeine Lehrjahre aus dem Thurme von Jarno zu verlangen. Dieſer ſagte: Es iſt eben zur rechten Zeit; und Wilhelm erhielt ſie.

Es iſt eine ſchauderhafte Empfindung, wenn ein edler Menſch, mit Bewußtſein, auf dem Puncte ſteht, wo er über ſich ſelbſt aufgeklärt werden ſoll. Alle Uebergänge ſind Criſen, und iſt eine Criſe nicht Krankheit? Wie ungern tritt man nach einer Krankheit vor den Spiegel! Die Beſſerung fühlt man, und man ſieht nur die Wirkung des vergangenen Uebels. Wilhelm war indeſſen vorbereitet genug; die Umſtände hatten ſchon lebhaft genug zu ihm geſprochen; ſeine Freunde hatten ihn eben nicht geſchont; und wenn er gleich das Pergament mit einiger Haſt aufrollte, ſo ward er doch immer ruhiger, je weiter er las. Er fand die umſtändliche Geſchichte ſeines Lebens in großen, ſcharfen Zügen geſchildert; weder einzelne Begebenheiten, noch beſchränkte Empfindungen verwirrten ſeinen Blick; allgemeine, liebevolle Betrachtungen gaben ihm Fingerzeige, ohne ihn zu beſchämen, und er ſah zum erſten Mal ſein Bild außer ſich, zwar nicht, wie im Spiegel, ein zweites Selbſt, ſondern wie im Portrait ein anderes Selbſt: man bekennt ſich zwar nicht zu allen Zügen, aber man freut ſich, daß ein denkender Geiſt uns ſo hat faſſen, ein großes Talent uns ſo hat darſtellen wollen, daß ein Bild von Dem, was wir waren, noch beſteht, und daß es länger als wir ſelbſt dauern kann.

Wilhelm beſchäftigte ſich nunmehr, indem alle Umſtände durch dieß Manuſcript in ſein Gedächtniß zurückkamen, die Geſchichte ſeines Lebens für Thereſe'n aufzuſetzen, und er ſchämte ſich faſt, daß er gegen ihre großen Tugenden Nichts aufzuſtellen hatte, was eine zweckmäßige Thätigkeit beweiſen konnte. So umſtändlich er in dem Aufſatze war, ſo kurz faßte er ſich in dem Briefe, den er an ſie ſchrieb; er bat ſie um ihre Freundſchaft, um ihre Liebe, wenn's möglich wäre; er bot ihr ſeine Hand an und bat ſie um baldige Entſcheidung.

Nach einigem innerlichen Streit, ob er dieſe wichtige Sache noch erſt mit ſeinen Freunden, mit Jarno und dem Abbé berathen ſolle, entſchied er ſich zu ſchweigen. Er war zu feſt entſchloſſen; die Sache war für ihn zu wichtig, als daß er ſie noch hätte dem Urtheil des vernünftigſten und beſten Mannes unterwerfen mögen; ja ſogar brauchte er die Vorſicht, ſeinen Brief auf der nächſten Poſt ſelbſt zu beſtellen. Vielleicht hatte ihm der Gedanke, daß er in ſo vielen Umſtänden ſeines Lebens, in denen er frei und im Verborgenen zu handeln glaubte, beobachtet, ja ſogar geleitet worden war, wie ihm aus der geſchriebenen Rolle nicht undeutlich erſchien, eine Art von unangenehmer Empfindung gegeben, und nun wollte er, wenigſtens zu Thereſe'ns Herzen, rein vom Herzen reden und ihrer Entſchließung und Entſcheidung ſein Schickſal ſchuldig ſein, und ſo machte er ſich kein Gewiſſen, ſeine Wächter und Aufſeher in dieſem wichtigen Puncte wenigſtens zu umgehen.

Zweites Capitel.

Kaum war der Brief abgeſendet, als Lothario zurückkam. Jedermann freute ſich, die vorbereiteten wichtigen Geſchäfte abgeſchloſſen und bald geendigt zu ſehen, und Wilhelm erwartete mit Verlangen, wie ſo viele Fäden theils neu geknüpft, theils aufgelöſ't, und nun ſein eigenes Verhältniß auf die Zukunft beſtimmt werden ſollte. Lotharios begrüßte ſie Alle auf's Beſte: er war völlig wieder hergeſtellt und heiter; er hatte das Anſehen eines Mannes, der weiß, was er thun ſoll, und dem in Allem, was er thun will, Nichts im Wege ſteht.

Wilhelm konnte ihm ſeinen herzlichen Gruß nicht zurückgeben. Dieß iſt, mußte er zu ſich ſelbſt ſagen, der Freund, der Geliebte, der Bräutigam Thereſe'ns, an deſſen Statt Du Dich einzudrängen denkſt. Glaubſt Du denn jemals einen ſolchen Eindruck auszulöſchen oder zu verbannen? — Wäre der Brief noch nicht fort geweſen, er hätte vielleicht nicht gewagt, ihn abzuſenden. Glücklicher Weiſe war der Wurf ſchon gethan; vielleicht war Thereſe ſchon entſchieden; nur die Entfernung deckte noch eine glückliche Vollendung mit ihrem Schleier. Gewinn und Verluſt mußten ſich bald entſcheiden. Er ſuchte ſich durch alle dieſe Betrachtungen zu beruhigen, und doch waren die Bewegungen ſeines Herzens beinahe fieberhaft. Nur wenig Aufmerkſamkeit konnte er auf das wichtige Geſchäft wenden, woran gewiſſer Maßen das Schickſal ſeines ganzen Vermögens hing. Ach, wie unbedeutend erſcheint dem Menſchen in leidenſchaftlichen Augenblicken Alles, was ihn umgibt, Alles, was ihm angehört!

Zu ſeinem Glücke behandelte Lotharios die Sache groß, und Werner mit Leichtigkeit. Dieſer hatte bei ſeiner heftigen Begierde zum Erwerb eine lebhafte Freude über den ſchönen Beſitz, der ihm oder vielmehr ſeinem Freunde werden ſollte. Lotharios von ſeiner Seite ſchien ganz andere Betrachtungen zu machen. Ich kann mich nicht ſowohl über einen Beſitz freuen, ſagte er, als über die Rechtmäßigkeit deſſelben.

Nun, bei'm Himmel! rief Werner, wird denn dieſer unſer Beſitz nicht regelmäßig genug?

Nicht ganz! verſetzte Lotharios.

Geben wir denn nicht unſer baares Geld dafür?

Recht gut! ſagte Lotharios; auch werden Sie Dasjenige, was ich zu erinnern habe, vielleicht für einen leeren Scrupel halten. Mir kommt kein Beſitz ganz rechtmäßig, ganz rein vor, als der dem Staate ſeinen ſchuldigen Theil abträgt.

Wie? ſagte Werner, ſo wollten Sie alſo lieber, daß unſere frei gekauften Güter ſteuerbar wären?

Ja, verſetzte Lotharios, bis auf einen gewiſſen Grad: denn durch dieſe Gleichheit mit allen übrigen Beſitzungen entſteht ganz allein die Sicherheit des Beſitzes. Was hat der Bauer in den neuern Zeiten, wo ſo viele Begriffe ſchwankend werden, für einen Hauptanlaß, den Beſitz des Edelmanns für weniger gegründet anzuſehen, als den ſeinigen? Nur den, daß Jener nicht belaſtet iſt und auf ihn laſtet.

Wie wird es aber mit den Zinſen unſers Capital's ausſehen? verſetzte Werner.

Um Nichts ſchlimmer, ſagte Lotharios, wenn uns der Staat gegen eine billige, regelmäßige Abgabe das Lehns-Hocus-Pocus erlaſſen, und uns mit unſern Gütern nach Belieben zu ſchalten erlauben wollte, daß wir ſie nicht in ſo großen Maſſen zuſammenhalten müßten, daß wir ſie unter unſere Kinder gleicher vertheilen könnten, um alle in eine lebhafte, freie Thätigkeit zu verſetzen, ſtatt ihnen nur die beſchränkten und beſchränkenden Vorrechte zu hinterlaſſen, welche zu genießen wir immer die Geiſter unſerer Vorfahren hervorrufen müſſen. Wie viel glücklicher wären Männer und Frauen, wenn ſie

mit freien Augen umherſehen und bald ein würdiges Mädchen, bald einen trefflichen Jüngling, ohne andere Rückſichten, durch ihre Wahl erheben könnten! Der Staat würde mehr, vielleicht beſſere Bürger haben, und nicht ſo oft um Köpfe und Hände verlegen ſein.

Ich kann Sie verſichern, ſagte Werner, daß ich in meinem Leben nie an den Staat gedacht habe; meine Abgaben, Zölle und Geleite habe ich nur ſo bezahlt, weil es einmal hergebracht iſt.

Nun, ſagte Lotharie, ich hoffe, Sie noch zum guten Patrioten zu machen: denn wie Der nur ein guter Vater iſt, der bei Tiſche erſt ſeinen Kindern vorlegt, ſo iſt Der nur ein guter Bürger, der vor allen andern Ausgaben Das, was er dem Staate zu entrichten hat, zurücklegt.

Durch ſolche allgemeine Betrachtungen wurden ihre beſondern Geſchäfte nicht aufgehalten, vielmehr beſchleunigt. Als ſie ziemlich damit zu Stande waren, ſagte Lotharie zu Wilhelmen: Ich muß Sie nun an einen Ort ſchicken, wo Sie nöthiger ſind als hier; meine Schweſter läßt Sie erſuchen, ſobald als möglich zu ihr zu kommen; der arme Mignon ſcheint ſich zu verzehren, und man glaubt, Ihre Gegenwart könnte vielleicht noch dem Uebel Einhalt thun. Meine Schweſter ſchickte mir dieſes Billet noch nach, woraus Sie ſehen können, wie viel ihr daran gelegen iſt. Lotharie überreichte ihm ein Blättchen. Wilhelm, der ſchon in der größten Verlegenheit zugehört hatte, erkannte ſogleich an dieſen flüchtigen Bleiſtiftzügen die Hand der Gräfin und wußte nicht, was er antworten ſollte.

Nehmen Sie Felix mit, ſagte Lotharie, damit die Kinder ſich untereinander aufheitern. Sie müßten morgen früh bei Zeiten weg; der Wagen meiner Schweſter, in welchem meine Leute hergefahren ſind, iſt noch hier; ich gebe Ihnen Pferde bis auf halben Weg; dann nehmen Sie Poſt. Leben Sie recht wohl, und richten viele Grüße von mir aus! Sagen Sie dabei meiner Schweſter: ich werde ſie bald wieder ſehen, und ſie ſoll ſich überhaupt auf einige Gäſte vorbereiten. Der Freund unſers Großoheims, der Marcheſe Cipriani, iſt auf dem Wege, hierherzukommen; er hoffte, den alten Mann noch am Leben anzutreffen, und ſie wollten ſich zuſammen an der Erinnerung früherer Verhältniſſe ergetzen und ſich ihrer gemeinſamen Kunſtliebhaberei erfreuen. Der Marcheſe war viel jünger als mein Oheim, und verdankte ihm den beſten Theil ſeiner Bildung; wir müſſen Alles aufbieten, um einigermaßen die Lücke auszufüllen, die er finden wird, und Das wird am Beſten durch eine größere Geſellſchaft geſchehen.

Lotharie ging darauf mit dem Abbé in ſein Zimmer; Jarno war vorher weggeritten. Wilhelm eilte auf ſeine Stube; er hatte Niemanden, dem er ſich vertrauen, Niemanden, durch den er einen Schritt, vor dem er ſich ſo ſehr fürchtete, hätte abwenden können. Der kleine Diener kam und erſuchte ihn, einzupacken, weil ſie noch dieſe Nacht aufbinden wollten, um mit Anbruch des Tages wegzufahren. Wilhelm wußte nicht, was er thun ſollte; endlich rief er aus: Du willſt nur machen, daß Du aus dieſem Hauſe kommſt; unterwegs überlegſt Du, was zu thun iſt, und bleibſt ebenfalls auf der Hälfte des Weges liegen. ſchickſt einen Boten zurück, ſchreibſt, was Du ihr nicht zu ſagen getrau'ſt, und dann mag es werden, was will. Ungeachtet dieſes Entſchluſſes brachte er eine ſchlafloſe Nacht zu; nur ein Blick auf den ſo ſchön ruhenden Felix gab ihm einige Erquickung. O! rief er aus, wer weiß, was noch für Prüfungen auf mich warten; wer weiß, wie ſehr mich begangene Fehler noch quälen, wie oft mir gute und vernünftige Plane für die Zukunft mißlingen ſollen! Aber dieſen Schatz, den ich einmal beſitze, erhalte mir, Du erbittliches oder unerbittliches Schickſal! Wäre es möglich, daß dieſer beſte Theil von mir ſelbſt von mir zerſtört, daß dieſes Herz von meinem Herzen geriſſen werden könnte, ſo lebe wohl Verſtand und Vernunft, lebe wohl, jede Sorgfalt und Vorſicht, verſchwinde, Du Trieb zur Erhaltung! Alles, was uns vom Thiere unterſcheidet, verliere ſich! Und wenn es nicht erlaubt iſt, ſeine traurigen Tage freiwillig zu endigen, ſo hebe ein frühzeitiger Wahnſinn das Bewußtſein auf, ehe der Tod, der es auf immer zerſtört, die lange Nacht herbeiführt!

Er faßte den Knaben in ſeine Arme, küßte ihn, drückte ihn an ſich und benetzte ihn mit reichlichen Thränen. Das Kind wachte auf; ſein helles Auge, ſein freundlicher Blick rührten den Vater auf's Innigſte. Welche Scene ſteht mir bevor! rief er aus, wenn ich Dich der ſchönen, unglücklichen Gräfin vorſtellen ſoll, wenn ſie Dich an ihren Buſen drückt, den Dein Vater ſo tief verletzt hat! Muß ich nicht fürchten, ſie ſtößt Dich wieder von ſich mit einem Schrei, ſobald Deine Berührung ihren wahren oder eingebildeten Schmerz erneuert!

Der Kutſcher ließ ihm nicht Zeit, weiter zu denken oder zu wählen; er nöthigte ihn vor Tage in den Wagen. Nun wickelte er ſeinen Felix wohl ein; der Morgen war kalt aber heiter; das Kind ſah zum erſten Mal in ſeinem Leben die Sonne aufgehn. Sein Erſtaunen über den erſten, feurigen Blick, über die wachſende Gewalt des Lichts, ſeine Freude und ſeine wunderlichen Bemerkungen erfreuten den Vater, und ließen ihn einen Blick in das Herz thun.

vor welchem die Sonne über einem reinen, ſüßen See emporſteigt und ſchwebt.

In einer kleinen Stadt ſpannte der Kutſcher aus und ritt zurück. Wilhelm nahm ſogleich ein Zimmer in Beſitz und fragte ſich nun, ob er bleiben oder vorwärts gehen ſolle? In dieſer Unentſchloſſenheit wagte er das Blättchen wieder hervorzunehmen, das er bisher nochmals anzuſehen ſich nicht getraut hatte; es enthielt folgende Worte: Schicke mir Deinen jungen Freund ja bald; Mignon hat ſich dieſe beiden letzten Tage eher verſchlimmert. So traurig dieſe Gelegenheit iſt, ſo ſoll mich's doch freuen, ihn kennen zu lernen.

Die letzten Worte hatte Wilhelm beim erſten Blick nicht bemerkt. Er erſchrack darüber, und war ſogleich entſchieden, daß er nicht gehen wollte. Wie? rief er aus, Lothario, der das Verhältniß weiß, hat ihr nicht eröffnet, wer ich bin? Sie erwartet nicht mit geſetztem Gemüth einen Bekannten, den ſie lieber nicht wieder ſähe; ſie erwartet einen Fremden, und ich trete hinein! Ich ſehe ſie zurückſchaudern, ich ſehe ſie erröthen! Nein, es iſt mir unmöglich, dieſer Scene entgegenzugehen! So eben wurden die Pferde herausgeführt und eingeſpannt; Wilhelm war entſchloſſen, abzupacken und hier zu bleiben. Er war in der größten Bewegung. Als er ein Mädchen zur Treppe heraufkommen hörte, die ihm anzeigen wollte, daß Alles fertig ſei, ſann er geſchwind auf eine Urſache, die ihn hier zu bleiben nöthigte, und ſeine Augen ruhten ohne Aufmerkſamkeit auf dem Billet, das er in der Hand hielt. Um Gotteswillen! rief er aus, was iſt Das? das iſt nicht die Hand der Gräfinn, es iſt die Hand der Amazone!

Das Mädchen trat herein, bat ihn herunterzukommen, und führte Felix mit ſich fort. Iſt es möglich? rief er aus; iſt es wahr? was ſoll ich thun? bleiben und abwarten und aufklären? oder eilen? eilen und mich einer Entwickelung entgegenſtürzen? Du biſt auf dem Wege zu ihr und kannſt zaudern? Dieſen Abend ſollſt Du ſie ſehen, und willſt Dich freiwillig in's Gefängniß einſperren! Es iſt ihre Hand, ja ſie iſt's! Dieſe Hand beruft Dich; ihr Wagen iſt angeſpannt, Dich zu ihr zu führen; nun löſt ſich das Räthſel; Lothario hat zwei Schweſtern. Er weiß mein Verhältniß zu der Einen; wie viel ich der Andern ſchuldig bin, iſt ihm unbekannt. Auch ſie weiß nicht, daß der verwundete Wagabund, der ihr, wo nicht ſein Leben, doch ſeine Geſundheit verdankt, in dem Hauſe ihres Bruders ſo unverdient gütig aufgenommen worden iſt.

Felix, der ſich unten im Wagen ſchaukelte, rief: Vater, komm! o komm; ſieh die ſchönen Wolken, die ſchönen Farben! Ja, ich komme, rief Wilhelm, indem er die Treppe hinunterſprang, und alle Erſcheinungen des Himmels, die Du gutes Kind noch ſehr bewunderſt, ſind Nichts gegen den Anblick, den ich erwarte!

Im Wagen ſitzend, rief er nun alle Verhältniſſe in ſein Gedächtniß zurück. So iſt alſo auch dieſe Natalie die Freundinn Thereſe's! Welch' eine Entdeckung, welche Hoffnung und welche Ausſichten! Wie ſeltſam, daß die Furcht, von der einen Schweſter reden zu hören, mir das Daſein der andern ganz und gar verbergen konnte! Mit welcher Freude ſah er ſeinen Felix an. Er hoffte für den Knaben wie für ſich die beſte Aufnahme.

Der Abend kam heran; die Sonne war untergegangen; der Weg nicht der beſte; der Poſtillon fuhr langſam; Felix war eingeſchlafen und neue Sorgen und Zweifel ſtiegen in dem Buſen unſers Freundes auf. Von welchem Wahn, von welchen Einfällen wirſt Du beherrſcht! ſagte er zu ſich ſelbſt; eine ungewiſſe Aehnlichkeit der Handſchrift macht Dich auf ein Mal ſicher und gibt Dir Gelegenheit, das wunderbarſte Mährchen auszudenken. Er nahm das Billet wieder vor, und bei dem abgehenden Tageslicht glaubte er wieder, die Handſchrift der Gräfinn zu erkennen; ſeine Augen wollten im Einzelnen nicht wiederfinden, was ihm ſein Herz im Ganzen auf ein Mal geſagt hatte. — So ziehen Dich denn doch dieſe Pferde zu einer ſchrecklichen Scene! Wer weiß, ob ſie Dich nicht in wenig Stunden ſchon wieder zurückführen werden? Und wenn Du ſie nur noch allein antrafeſt; aber vielleicht iſt ihr Gemahl gegenwärtig, vielleicht die Baroneſſe! Wie verändert werde ich ſie finden? Werde ich vor ihr auf den Füßen ſtehen können?

Nur eine ſchwache Hoffnung, daß er ſeiner Amazone entgegengehe, konnte manchmal durch die trüben Vorſtellungen durchblicken. Es war Nacht geworden; der Wagen raſſelte in einen Hof hinein und hielt ſtill; ein Bedienter, mit einer Wachsfackel, trat aus einem prächtigen Portal hervor und kam die breiten Stufen hinunter, bis an den Wagen. Sie werden ſchon lange erwartet, ſagte er, indem er das Leder aufſchlug. Wilhelm, nachdem er ausgeſtiegen war, nahm den ſchlafenden Felix auf den Arm, und der erſte Bediente rief einem zweiten, der mit einem Lichte in der Thür ſtand: Führe den Herrn gleich zur Baroneſſe.

Blitzſchnell fuhr Wilhelm'en durch die Seele: Welch ein Glück, es ſei vorſätzlich oder zufällig! die Baroneſſe iſt hier! ich ſoll ſie zuerſt ſehen! Wahrſcheinlich ſchläft die Gräfinn ſchon! Ihr guten Geiſter heißt, daß der Augenblick der größten Verlegenheit leidlich vorübergehe!

Er trat in das Haus, und fand ſich an dem

ernſthafteſten, ſeinem Gefühle nach, dem heiligſten Orte, den er je betreten hatte. Eine herabhängende, blendende Laterne erleuchtete eine breite, ſanfte Treppe, die ihm entgegenſtand, und ſich oben bei'm Umwenden in zwei Theile theilte. Marmorne Statuen und Büſten ſtanden auf Piedeſtalen und in Niſchen geordnet; einige ſchienen ihm bekannt. Jugendeindrücke verlöſchen nicht, auch in ihren kleinſten Theilen. Er erkannte eine Muſe, die ſeinem Großvater gehört hatte, zwar nicht an ihrer Geſtalt und an ihrem Werth, doch an einem reſtaurirten Arme und an den neueingeſetzten Stücken des Gewandes. Es war, als wenn er ein Mährchen erlebte. Das Kind ward ihm ſchwer; er zauderte auf den Stufen, und kniete nieder, als ob er es bequemer faſſen wollte. Eigentlich aber bedurfte er einer augenblicklichen Erholung; er konnte kaum ſich wieder aufheben. Der vorleuchtende Bediente wollte ihm das Kind abnehmen; er konnte es nicht von ſich laſſen. Darauf trat er in den Vorſaal, und zu ſeinem noch größern Erſtaunen erblickte er das wohlbekannte Bild vom kranken Königsſohn an der Wand. Er hatte kaum Zeit, einen Blick darauf zu werfen; der Bediente nöthigte ihn durch ein Paar Zimmer in ein Cabinet. Dort, hinter einem Lichtſchirme, der ſie beſchattete, ſaß ein Frauenzimmer und las. O, daß ſie es wäre! ſagte er zu ſich ſelbſt in dieſem entſcheidenden Augenblick. Er ſetzte das Kind nieder, das aufzuwachen ſchien, und dachte ſich der Dame zu nähern; aber das Kind ſank ſchlaftrunken zuſammen; das Frauenzimmer ſtand auf und kam ihm entgegen. Die Amazone war's! Er konnte ſich nicht halten, ſtürzte auf ſeine Kniee nieder und rief aus: Sie iſt's! Er faßte ihre Hand und küßte ſie mit unendlichem Entzücken. Das Kind lag zwiſchen ihnen Beiden auf dem Teppich und ſchlief ſanft.

Felix ward auf das Canapé gebracht; Natalie ſetzte ſich zu ihm; ſie hieß Wilhelm'en auf den Seſſel ſitzen, der zunächſt daberſtand. Sie bot ihm einige Erfriſchungen an, die er anſchlug, indem er nur beſchäftigt war, ſich zu verſichern, daß ſie es ſei, und ihre, durch den Lichtſchirm beſchatteten Züge genau wiederzuſehen, und ſicher wieder zu erkennen. Sie erzählte ihm von Mignon's Krankheit im Allgemeinen: daß das Kind von wenigen, tiefen Empfindungen nach und nach aufgezehrt werde; daß es bei ſeiner großen Reizbarkeit, die es verberge, von einem Krampf an ſeinem armen Herzen oft heftig und gefährlich leide; daß dieſes erſte Organ des Lebens, bei unvermutheten Gemüthsbewegungen, manchmal plötzlich ſtille ſtehe, und keine Spur der heilſamen Lebensregung in dem Weſen des guten Kindes gefühlt werden könne. Sei dieſer ängſtliche Krampf vorbei, ſo äußere ſich die Kraft der Natur wieder in gewaltſamen Pulſen, und ängſtige das Kind nunmehr durch Uebermaß, wie es vorher durch Mangel gelitten habe.

Wilhelm erinnerte ſich einer ſolchen krampfhaften Scene, und Natalie bezog ſich auf den Arzt, der weiter mit ihm über die Sache ſprechen und die Urſache, warum man den Freund und Wohlthäter des Kindes gegenwärtig herbeigerufen, umſtändlicher vorlegen würde. Eine ſonderbare Veränderung, fuhr Natalie fort, werden Sie an ihr finden; ſie geht nunmehr in Frauenkleidern, vor denen ſie ſonſt einen ſo großen Abſcheu zu haben ſchien.

Wie haben Sie Das erreicht? fragte Wilhelm.

Wenn es wünſchenswerth war, ſo ſind wir es nur dem Zufall ſchuldig. Hören Sie, wie es zugegangen iſt. Sie wiſſen vielleicht, daß ich immer eine Anzahl junger Mädchen um mich habe, deren Geſinnungen ich, indem ſie neben mir aufwachſen, zum Guten und Rechten zu bilden wünſche. Aus meinem Munde hören ſie Nichts, als was ich ſelber für wahr halte; doch kann ich und will ich nicht hindern, daß ſie nicht auch von Andern Manches vernehmen, was als Irrthum, als Vorurtheil in der Welt ging und gäbe iſt. Fragen ſie mich darüber, ſo ſuche ich, ſoviel nur immer möglich iſt, jene fremden, ungehörigen Begriffe irgendwo an einen richtigen anzuknüpfen, um ſie dadurch, wo nicht nützlich, doch unſchädlich zu machen. Schon ſeit einiger Zeit hatten meine Mädchen, aus dem Munde der Bauerkinder, gar Manches von Engeln, vom Knechte Ruprecht, vom heiligen Chriſte vernommen, die zu gewiſſen Zeiten in Perſon erſcheinen, gute Kinder beſchenken und unartige beſtrafen ſollten. Sie hatten eine Vermuthung, daß es verkleidete Perſonen ſein müßten, worin ich ſie denn auch beſtärkte, und, ohne mich viel auf Deutungen einzulaſſen, mir vornahm, ihnen bei der erſten Gelegenheit ein ſolches Schauſpiel zu geben. Es fand ſich eben, daß der Geburtstag von Zwillingsſchweſtern, die ſich immer ſehr gut betragen hatten, nahe war; ich verſprach, daß ihnen dieß Mal ein Engel die kleinen Geſchenke bringen ſollte, die ſie ſo wohl verdient hätten. Sie waren äußerſt geſpannt auf dieſe Erſcheinung. Ich hatte mir Mignon zu dieſer Rolle ausgeſucht, und ſie ward an dem beſtimmten Tage in ein langes, leichtes, weißes Gewand anſtändig gekleidet. Es fehlte nicht an einem goldenen Gürtel um die Bruſt und an einem gleichen Diadem in den Haaren. Anfangs wollte ich die Flügel weglaſſen; doch beſtanden die Frauenzimmer, die ſie anputzten

auf ein Paar groſser, goldener Schwingen, an denen ſie recht ihre Kunſt zeigen wollten. So trat, mit einer Lilie in der einen Hand und mit einem Körbchen in der andern, die wunderſame Erſcheinung in die Mitte der Mädchen, und überraſchte mich ſelbſt. Da kommt der Engel! ſagte ich. Die Kinder traten alle wie zurück; endlich rieſen ſie aus: Es iſt Mignon! — und getrauten ſich doch nicht, dem wunderſamen Bilde näher zu treten.

Hier ſind Euere Gaben, ſagte ſie, und reichte das Körbchen hin. Man verſammelte ſich um ſie; man betrachtete, man befühlte, man befragte ſie.

Biſt Du ein Engel? fragte das eine Kind.

Ich wollte, ich wär' es! — verſetzte Mignon.

Warum trägſt Du eine Lilie?

So rein und offen ſollte mein Herz ſein, dann wär' ich glücklich!

Wie iſt's mit den Flügeln? Laß ſie ſehen!

Sie ſtellen ſchönere vor, die noch nicht entfaltet ſind.

Und ſo antwortete ſie bedeutend auf jede unſchuldige, leichte Frage. Als die Neugierde der kleinen Geſellſchaft befriedigt war, und der Eindruck dieſer Erſcheinung ſtumpf zu werden anfing, wollte man ſie wieder auskleiden. Sie verwehrte es, nahm ihre Cither, ſetzte ſich hier auf dieſen hohen Schreibtiſch hinauf und ſang ein Lied mit unglaublicher Anmuth.

So laßt mich ſcheinen, bis ich werde;
Zieht mir das weiße Kleid nicht aus!
Ich eile von der ſchönen Erde
Hinab in jenes feſte Haus.

Dort ruh' ich eine kleine Stille,
Dann kleidet ſich der friſche Blick;
Ich laſſe dann die reine Hülle,
Den Gürtel und den Kranz zurück.

Und jene himmliſchen Geſtalten,
Sie fragen nicht nach Mann und Weib,
Und keine Kleider, keine Falten
Umgeben den verklärten Leib.

Zwar leb' ich ohne Sorg' und Mühe,
Doch fühlt' ich tiefen Schmerz genung;
Vor Kummer altert' ich zu frühe:
Macht mich auf ewig wieder jung!

Ich entſchlief ſogleich, fuhr Natalie fort, ihr das Kleid zu laſſen und ihr noch einige der Art anzuſchaffen, in denen ſie nun auch geht, und in denen, wie es mir ſcheint, ihr Weſen einen ganz andern Ausdruck hat.

Da es ſchon ſpät war, entließ Natalie den Ankömmling, der nicht ohne einige Bangigkeit ſich von ihr trennte. Iſt ſie verheirathet oder nicht? dachte er bei ſich ſelbſt. Er hatte gefürchtet, ſo oft ſich Etwas regte, eine Thür möchte ſich aufthun und der Gemahl hereintreten. Der Bediente, der ihn in ſein Zimmer entließ, entfernte ſich ſchneller, als er Muth gefaßt hatte, nach dieſem Verhältniß zu fragen.

Die Unruhe hielt ihn noch eine Zeit lang wach, und er beſchäftigte ſich, das Bild der Amazone mit dem Bilde ſeiner neuen gegenwärtigen Freundinn zu vergleichen. Sie wollten noch nicht mit einander zuſammenfließen; Jenes hatte er ſich gleichſam geſchaffen, und Dieſes ſchien faſt ihn umfaſſen zu wollen.

Drittes Capitel.

Den andern Morgen, da noch Alles ſtill und ruhig war, ging er, ſich im Hauſe umzuſehen. Es war die reinſte, ſchönſte, würdigſte Baukunſt, die er geſehen hatte. Iſt doch wahre Kunſt, rief er aus, wie gute Geſellſchaft: ſie nöthigt uns auf die angenehmſte Weiſe, das Maß zu erkennen, nach dem und zu dem unſer Innerſtes gebildet iſt! Unglaublich angenehm war der Eindruck, den die Statuen und Büſten ſeines Großvaters auf ihn machten. Mit Verlangen eilte er dem Bilde vom kranken Königsſohn entgegen, und noch immer fand er es reizend und rührend. Der Bediente öffnete ihm verſchiedene andere Zimmer; er fand eine Bibliothek, eine Naturalien-Sammlung, ein phyſicaliſches Cabinet. Er fühlte ſich ſo fremd vor allen dieſen Gegenſtänden. Felix war indeſſen erwacht und ihm nachgeſprungen; der Gedanke, wie und wann er Thereſe'ns Brief erhalten werde, machte ihm Sorge; er fürchtete ſich vor dem Anblick Mignon's, gewiſſer Maßen vor dem Anblick Natalie'ns. Wie ungleich war ſein gegenwärtiger Zuſtand mit jenen Augenblicken, als er den Brief an Thereſe'n geſiegelt hatte und mit frohem Muth ſich ganz einem ſo edeln Weſen hingab!

Natalie ließ ihn zum Frühſtück einladen. Er trat in ein Zimmer, in welchem verſchiedene reinlich gekleidete Mädchen, alle, wie es ſchien, unter zehn Jahren, einen Tiſch zurechte machten, indem eine ähnliche Perſon verſchiedene Arten von Getränken hereinbrachte.

Wilhelm beſchaute ein Bild, das über dem Canapé hing, mit Aufmerkſamkeit; er mußte es für das Bild Natalie'ns erkennen, ſo wenig es ihm genugthun wollte. Natalie trat herein, und die Aehnlichkeit ſchien ganz zu verſchwinden. Zu ſeinem Troſte hatte es ein Ordenskreuz an der Bruſt, und er ſah ein gleiches an der Bruſt Natalie'ns.

Ich habe das Portrait hier angeſehen, ſagte er zu ihr, und mich verwundert, wie ein Maler zugleich ſo wahr und ſo falſch ſein kann. Das Bild gleicht Ihnen im Allgemeinen ſehr gut, und doch ſind es weder Ihre Züge noch Ihr Character.

Es iſt vielmehr zu verwundern, verſetzte Natalie, daß es ſoviel Aehnlichkeit hat; denn es

iſt gar mein Bild nicht; es iſt das Bild einer Tante, die mir noch in ihrem Alter glich, da ich erſt ein Kind war. Es iſt gemalt, als ſie ungefähr meine Jahre hatte, und bei'm erſten Anblick glaubt Jedermann, mich zu ſehen. Sie hätten dieſe treffliche Perſon kennen ſollen! Ich bin ihr ſoviel ſchuldig. Eine ſehr ſchwache Geſundheit, vielleicht zu viel Beſchäftigung mit ſich ſelbſt, und dabei eine ſittliche und religiöſe Aengſtlichkeit ließen ſie Das der Welt nicht ſein, was ſie unter andern Umſtänden hätte werden können. Sie war ein Licht, das nur wenigen Freunden und mir beſonders leuchtete.

Wäre es möglich verſetzte Wilhelm, der ſich einen Augenblick beſonnen hatte, indem nun auf ein Mal ſo vielerlei Umſtände ihm zuſammentreffend erſchienen: wäre es möglich, daß jene ſchöne, herrliche Seele, deren ſtille Bekenntniſſe auch mir mitgetheilt worden ſind, Ihre Tante ſei?

Sie haben das Heft geleſen? fragte Natalie.

Ja! verſetzte Wilhelm, mit der größten Theilnahme und nicht ohne Wirkung auf mein ganzes Leben. Was mir am Meiſten aus dieſer Schrift entgegenleuchtete, war, ich möchte ſo ſagen, die Reinheit des Daſeins, nicht allein ihrer ſelbſt, ſondern auch alles Deſſen, was ſie umgab, dieſe Selbſtſtändigkeit ihrer Natur und die Unmöglichkeit, Etwas in ſich aufzunehmen, was mit der edeln, lieberollen Stimmung nicht harmoniſch war.

So ſind Sie, verſetzte Natalie, billiger, ja ich darf wohl ſagen, gerechter gegen dieſe ſchöne Natur, als manche Andere, denen man auch dieſes Manuſcript mitgetheilt hat. Jeder gebildete Menſch weiß, wie ſehr er an ſich und Andern mit einer gewiſſen Rohheit zu kämpfen hat; wie viel ihm ſeine Bildung koſtet, und wie ſehr er doch in gewiſſen Fällen nur an ſich ſelbſt denkt und vergißt, was er Andern ſchuldig iſt. Wie oft macht der gute Menſch ſich Vorwürfe, daß er nicht zart genug gehandelt habe! Und doch, wenn nun eine ſchöne Natur ſich allzu zart, ſich allzu gewiſſenhaft bildet, ja, wenn man will, ſich überbildet, für Dieſe kommt keine Duldung, keine Nachſicht in der Welt zu ſein. Dennoch ſind die Menſchen dieſer Art außer uns, was die Ideale im Innern ſind, Vorbilder, nicht zum Nachahmen, ſondern zum Nachſtreben. Man lacht über die Reinlichkeit der Holländerinnen, aber wäre Freundin Thereſe, was ſie iſt, wenn ihr nicht eine ähnliche Ideе in ihrem Hausweſen immer vorſchwebte?

So habe ich alſo, rief Wilhelm aus, in Thereſe's Freundin jene Natalie vor mir, an welcher das Herz jener köſtlichen Verwandten hing, jene Natalie, die von Jugend an ſo theilnehmend, ſo liebevoll und hülfreich war! Nur aus einem ſolchen Geſchlecht konnte eine ſolche Natur entſtehen! Welch eine Ausſicht eröffnet ſich vor mir, da ich auf ein Mal Ihre Voreltern und den ganzen Kreis, dem Sie angehören, überſchaue!

Ja! verſetzte Natalie, Sie könnten in einem gewiſſen Sinne nicht beſſer von uns unterrichtet ſein, als durch den Aufſatz unſerer Tante; freilich hat ihre Neigung zu mir ſie zu viel Gutes von dem Kinde ſagen laſſen. Wenn man von einem Kinde redet, ſpricht man niemals den Gegenſtand, immer nur ſeine Hoffnungen aus.

Wilhelm hatte indeſſen ſchnell überdacht, daß er nun auch von Lothario's Herkunft und früher Jugend unterrichtet ſei; die ſchöne Gräfin erſchien ihm als Kind mit den Perlen ihrer Tante um den Hals; auch er war dieſen Perlen ſo nahe geweſen, als ihre zarten, lieberollen Lippen ſich zu den ſeinigen herunter neigten; er ſuchte dieſe ſchönen Erinnerungen durch andere Gedanken zu entfernen. Er lief die Bekanntſchaften durch, die ihm jene Schrift verſchafft hatte. So bin ich denn, rief er aus, in dem Hauſe des würdigen Oheims! Es iſt kein Haus, es iſt ein Tempel, und Sie ſind die würdige Prieſterinn, ja der Genius ſelbſt; ich werde mich des Eindrucks von geſtern Abend zeitlebens erinnern, als ich hereintrat, und die alten Kunſtbilder der früheſten Jugend wieder vor mir ſtanden. Ich erinnerte mich der mitleidigen Marmorbilder in Mignon's Lied; aber dieſe Bilder hatten über mich nicht zu trauern, ſie ſahen mich mit hohem Ernſt an und ſchloſſen meine früheſte Zeit unmittelbar an dieſen Augenblick. Dieſen unſern alten Familien-Schatz, dieſe Lebensfreude meines Großvaters, finde ich hier, zwiſchen ſo vielen andern würdigen Kunſtwerken aufgeſtellt; und mich, den die Natur zum Liebling dieſes guten, alten Mannes gemacht hatte, mich Unwürdigen, finde ich nun auch hier, o Gott! in welchen Verbindungen, in welcher Geſellſchaft!

Die weibliche Jugend hatte nach und nach das Zimmer verlaſſen, um ihren kleinen Beſchäftigungen nachzugehn. Wilhelm, der mit Natalien allein geblieben war, mußte ihr ſeine letzten Worte deutlicher erklären. Die Entdeckung, daß ein ſchätzbarer Theil der aufgeſtellten Kunſtwerke ſeinem Großvater angehört hatte, gab eine ſehr heitere, geſellige Stimmung. Sowie er durch jenes Manuſcript mit dem Hauſe bekannt worden war, ſo fand er ſich nun auch gleichſam in ſeinem Erbtheile wieder. Nun wünſchte er Mignon zu ſehen; die Freundinn bat ihn, ſich noch ſo lange zu gedulden, bis der Arzt, der in die Nachbarſtadt zu einem Kranken gerufen worden, wieder zurückkäme. Man kann leicht denken, daß es derſelbe kleine, thätige

Die Schifflein herüber hinüber ſchießen,
Die Fäden ungeſehen fließen,
Ein Schlag tauſend Verbindungen ſchlägt:
Der Philoſoph der tritt herein,
Und beweiſ't euch, es müßt' ſo ſeyn.
Das Erſt' wär' ſo, das Zweyte ſo,
Und drum das Dritt' und Vierte ſo;
Und wenn das Erſt' und Zweyt' nicht wär',
Das Dritt' und Vierte wär' nimmermehr.
Das preiſen die Schüler aller Orten,
Sind aber keine Weber geworden.
Wer will was lebendig's erkennen und beſchreiben,
Sucht erſt den Geiſt heraus zutreiben,
Dann hat er die Theile in ſeiner Hand,
Fehlt leider! nur das geiſtige Band.
Encheiresin naturae nennt's die Chimie!
Spottet ihrer ſelbſt, und weiß nicht wie.

Schüler.

Kann euch nicht eben ganz verſtehen.

Mann war, den wir ſchon kennen, und deſſen auch die Bekenntniſſe einer ſchönen Seele erwähnen.

Da ich mich, fuhr Wilhelm fort, mitten in jenem Familien-Kreis befinde, ſo iſt ja wohl der Abbé, deſſen jene Schrift erwähnt, auch der wunderbare, unerklärliche Mann, den ich in dem Hauſe Ihres Bruders, nach den ſeltſamſten Ereigniſſen, wiedergefunden habe? Vielleicht geben Sie mir einige nähere Aufſchlüſſe über ihn?

Natalie verſetzte: Ueber ihn wäre Vieles zu ſagen; wovon ich am Genaueſten unterrichtet bin, iſt der Einfluß, den er auf unſere Erziehung gehabt hat. Er war, wenigſtens eine Zeit lang, überzeugt, daß die Erziehung ſich nur an die Neigung anſchließen müſſe; wie er jetzt denkt, kann ich nicht ſagen. Er behauptete: Das Erſte und Letzte am Menſchen ſei Thätigkeit, und man könne Nichts thun, ohne die Anlage dazu zu haben, ohne den Inſtinct, der uns dazu treibe. Man gibt zu, pflegte er zu ſagen, daß Poeten geboren werden; man gibt es bei allen Künſten zu, weil man muß, und weil jene Wirkungen der menſchlichen Natur kaum ſcheinbar nachgeäfft werden können; aber wenn man es genau betrachtet, ſo wird jede auch nur die geringſte Fähigkeit uns angeboren, und es gibt keine unbeſtimmte Fähigkeit. Nur unſere zweideutige, zerſtreute Erziehung macht die Menſchen ungewiß; ſie erregt Wünſche, ſtatt Triebe zu treiben, und anſtatt den wirklichen Anlagen aufzuhelfen, richtet ſie das Streben nach Gegenſtänden, die ſo oft mit der Natur, die ſich nach ihnen bemüht, nicht übereinſtimmen. Ein Kind, ein junger Menſch, die auf ihrem eigenen Wege irre gehen, ſind mir lieber als Manche, die auf fremdem Wege recht wandeln. Finden Jene, entweder durch ſich ſelbſt oder durch Anleitung, den rechten Weg, das iſt den, der ihrer Natur gemäß iſt, ſo werden ſie ihn nie verlaſſen, anſtatt daß dieſe jeden Augenblick in Gefahr ſind, ein fremdes Joch abzuſchütteln und ſich einer unbedingten Freiheit zu übergeben.

Es iſt ſonderbar, ſagte Wilhelm, daß dieſer merkwürdige Mann auch an mir Theil genommen und mich, wie es ſcheint, nach ſeiner Weiſe, wo nicht geleitet, doch wenigſtens eine Zeit lang in meinen Irrthümern geſtärkt hat. Wie er es künftig verantworten will, daß er, in Verbindung mit Mehrern, mich gleichſam zum Beſten hatte, muß ich wohl mit Geduld erwarten.

Ich habe mich nicht über dieſe Grille, wenn ſie eine iſt, zu beklagen, ſagte Natalie; denn ich bin freilich unter meinen Verwandten am Beſten dabei gefahren. Auch ſeh' ich nicht, wie mein Bruder Lothario hätte ſchöner ausgebildet werden können: nur hätte vielleicht meine gute Schweſter, die Gräfinn, anders behandelt werden ſollen; vielleicht hätte man ihrer Natur etwas mehr Ernſt und Stärke einflößen können. Was aus Bruder Friedrich werden ſoll, läßt ſich gar nicht denken; ich fürchte, er wird das Opfer dieſer pädagogiſchen Verſuche werden.

Sie haben noch einen Bruder? rief Wilhelm.

Ja! verſetzte Natalie, und zwar eine ſehr luſtige, leichtfertige Natur; und da man ihn nicht abgehalten hatte, in der Welt herumzufahren, ſo weiß ich nicht, was aus dieſem loſen, lockern Weſen werden ſoll. Ich habe ihn ſeit langer Zeit nicht geſehen. Das Einzige beruhigt mich, daß der Abbé, und überhaupt die Geſellſchaft meines Bruders, jederzeit unterrichtet ſind, wo er ſich aufhält und was er treibt.

Wilhelm war eben im Begriff, Natalie's Gedanken ſowohl über dieſe Paroderen zu erforſchen, als auch über die geheimnißvolle Geſellſchaft von ihr Aufſchlüſſe zu begehren, als der Medicus hereintrat und nach dem erſten Willkommen ſogleich von Mignon's Zuſtande zu ſprechen anfing.

Natalie, die darauf den Felix bei der Hand nahm, ſagte: ſie wolle ihn zu Mignon führen und das Kind auf die Erſcheinung ſeines Freundes vorbereiten.

Der Arzt war nunmehr mit Wilhelm'en allein und fuhr fort: Ich habe Ihnen wunderbare Dinge zu erzählen, die Sie kaum vermuthen. Natalie läßt uns Raum, damit wir freier von Dingen ſprechen können, die, ob ich ſie gleich nur durch ſie ſelbſt erfahren konnte, doch in ihrer Gegenwart ſo frei nicht abgehandelt werden dürften. Die ſonderbare Natur des guten Kindes, von dem jetzt die Rede iſt, beſteht beinah nur aus einer tiefen Sehnſucht; das Verlangen, ihr Vaterland wiederzuſehen, und das Verlangen nach Ihnen, mein Freund, ich möchte ich faſt ſagen, das einzige Irdiſche an ihr; Beides greift nur in eine unendliche Ferne; beide Gegenſtände liegen unerreichbar vor dieſem einzigen Gemüth. Sie mag in der Gegend von Mailand zu Hauſe ſein und iſt in ſehr früher Jugend, durch eine Geſellſchaft Seiltänzer, ihren Eltern entführt worden. Näheres kann man von ihr nicht erfahren, theils weil ſie zu jung war, um Ort und Namen genau angeben zu können, beſonders aber, weil ſie einen Schwur gethan hat, keinem lebendigen Menſchen ihre Wohnung und Herkunft näher zu bezeichnen. Denn eben jene Leute, die ſie in der Irre fanden, und denen ſie ihre Wohnung ſo genau beſchrieb, mit ſo dringenden Bitten ſie nach Hauſe zu führen, nahmen ſie nur deſto eiliger mit ſich fort, und ſchleppten Nachts in

der Herberge, da ſie glaubten, das Kind ſchlafe ſchon, über den guten Fang und betheuerten, daß es den Weg zurück nicht wiederfinden ſollte. Da überfiel das arme Geſchöpf eine gräßliche Verzweiflung, in der ihm zuletzt die Mutter Gottes erſchien und es verſicherte, daß ſie ſich ſeiner annehmen wolle. Es ſchwur darauf bei ſich ſelbſt einen heiligen Eid, daß ſie künftig Niemandem mehr vertrauen, Niemandem ihre Geſchichte erzählen und in der Hoffnung einer unmittelbaren, göttlichen Hülfe leben und ſterben wolle. Selbſt Dieſes, was ich Ihnen hier erzähle, hat ſie Natalie'n nicht ausdrücklich vertraut; unſere werthe Freundinn hat es aus einzelnen Aeußerungen, aus Liedern und kindlichen Unbeſonnenheiten, die gerade Das verrathen, was ſie verſchweigen wollen, zuſammengereiht.

Wilhelm konnte ſich nunmehr manches Lied, manches Wort dieſes guten Kindes erklären. Er bat ſeinen Freund auf's Dringendſte, ihm ja Nichts vorzuenthalten, was ihm von den ſonderbaren Geſängen und Bekenntniſſen des einzigen Weſens bekannt worden ſei.

O! ſagte der Arzt, bereiten Sie ſich auf ein ſonderbares Bekenntniß, auf eine Geſchichte, an der Sie, ohne ſich zu erinnern, viel Antheil haben, die, wie ich fürchte, für Tod und Leben dieſes guten Geſchöpfs entſcheidend iſt.

Laſſen Sie mich hören, verſetzte Wilhelm, ich bin äußerſt ungeduldig!

Erinnern Sie ſich, ſagte der Arzt, eines geheimen, nächtlichen, weiblichen Beſuchs nach der Aufführung des Hamlet's?

Ja, ich erinnere mich Deſſen wohl! rief Wilhelm beſchämt, aber ich glaubte nicht, in dieſem Augenblicke daran erinnert zu werden.

Wiſſen Sie, wer es war?

Nein! Sie erſchrecken mich! um's Himmels willen, doch nicht Mignon? Wer war's, ſagen Sie mir's.

Ich weiß es ſelbſt nicht.

Wie nicht Mignon?

Nein, gewiß nicht! aber Mignon war im Begriff, ſich zu Ihnen zu ſchleichen, und mußte, aus einem Winkel, mit Entſetzen ſehen, daß eine Nebenbuhlerinn ihr zuvorkam.

Eine Nebenbuhlerinn! rief Wilhelm aus, reden Sie weiter; Sie verwirren mich ganz und gar.

Sein Sie froh, ſagte der Arzt, daß Sie dieſe Reſultate ſo ſchnell von mir erfahren können. Natalie und ich, die wir doch nur einen entfernteren Antheil nehmen, wir waren genug gequält, bis wir den verworrenen Zuſtand dieſes guten Weſens, dem wir zu helfen wünſchten, nur ſo deutlich einſehen konnten. Durch leichtſinnige Reden Philine'ns und der andern Mädchen, durch ein gewiſſes Liedchen aufmerkſam gemacht, war ihr der Gedanke ſo reizend geworden, eine Nacht bei dem Geliebten zuzubringen, ohne daß ſie dabei Etwas weiter als eine vertrauliche glückliche Ruhe zu denken wußte. Die Neigung für Sie, mein Freund, war in dem guten Herzen ſchon lebhaft und gewaltſam; in Ihren Armen hatte das gute Kind ſchon von manchem Schmerz ausgeruht; ſie wünſchte ſich nun dieſes Glück in ſeiner ganzen Fülle. Bald nahm ſie ſich vor, Sie freundlich darum zu bitten; bald hielt ſie ein ähnlicher Schauder wieder davon zurück. Endlich gab ihr der luſtige Abend und die Stimmung des häufig genoſſenen Weins den Muth, das Wageſtück zu verſuchen und ſich jene Nacht bei Ihnen einzuſchleichen. Schon war ſie voraus gelaufen, um ſich in der unverſchloſſenen Stube zu verbergen; allein als ſie eben die Treppe hinaufgekommen war, hörte ſie ein Geräuſch; ſie verbarg ſich, und ſah ein weißes, weibliches Weſen in Ihr Zimmer ſchleichen. Sie kamen ſelbſt bald darauf, und ſie hörte den großen Riegel zuſchieben.

Mignon empfand unerhörte Qual; alle die heftigen Empfindungen einer leidenſchaftlichen Eiferſucht miſchten ſich zu dem unerkannten Verlangen einer dunkeln Begierde und griffen die halb entwickelte Natur gewaltſam an. Ihr Herz, das bisher vor Sehnſucht und Erwartung lebhaft geſchlagen hatte, fing auf ein Mal an zu ſtocken, und drückte wie eine bleierne Laſt ihren Buſen; ſie konnte nicht zu Athem kommen, ſie wußte ſich nicht zu helfen, ſie hörte die Harfe des Alten, eilte zu ihm unter das Dach und brachte die Nacht zu ſeinen Füßen unter entſetzlichen Zuckungen hin.

Der Arzt hielt einen Augenblick inne, und da Wilhelm ſtille ſchwieg, fuhr er fort: Natalie hat mir verſichert: es habe ſie in ihrem Leben Nichts ſo erſchreckt und angegriffen, als der Zuſtand des Kindes bei dieſer Erzählung; ja unſere edle Freundinn machte ſich Vorwürfe, daß ſie durch ihre Fragen und Anleitungen dieſe Bekenntniſſe hervorgelockt, und durch die Erinnerung die lebhaften Schmerzen des guten Mädchens ſo grauſam erneuert habe.

Das gute Geſchöpf, ſo erzählte mir Natalie, war kaum auf dieſem Puncte ſeiner Erzählung, oder vielmehr ſeiner Antworten auf meine dringenden Fragen, als es auf ein Mal vor mir niederſtürzte, und, mit der Hand am Buſen, über den wiederkehrenden Schmerz jener ſchrecklichen Nacht ſich beklagte. Es wand ſich wie ein Wurm an der Erde, und ich mußte alle meine Faſſung zuſammennehmen, um die Mittel, die mir für Geiſt und Körper unter dieſen Um-

ſtänden bekannt waren, zu denken und anzuwenden.

Sie ſetzen mich in eine bängliche Lage, rief Wilhelm, indem Sie mich, eben im Augenblicke, da ich das liebe Geſchöpf wiederſehen ſoll, mein vielfaches Unrecht gegen daſſelbe ſo lebhaft fühlen laſſen. Soll ich ſie ſehen, warum nehmen Sie mir den Muth, ihr mit Freiheit entgegenzutreten? Und ſoll ich Ihnen geſtehen: da ihr Gemüth ſo geſtimmt iſt, ſo ſeh' ich nicht ein, was meine Gegenwart helfen ſoll? Sind Sie als Arzt überzeugt, daß jene doppelte Sehnſucht ihre Natur ſoweit untergraben hat, daß ſie ſich vom Leben abzuſcheiden denkt, warum ſoll ich durch meine Gegenwart ihre Schmerzen erneuern und vielleicht ihr Ende beſchleunigen?

Mein Freund! verſetzte der Arzt, wo wir nicht helfen können, ſind wir doch ſchuldig zu lindern; und wie ſehr die Gegenwart eines geliebten Gegenſtandes der Einbildungskraft ihre zerſtörende Gewalt nimmt und die Sehnſucht in ein ruhiges Schauen verwandelt, davon habe ich die richtigſten Beiſpiele. Alles mit Maß und Ziel! Denn ebenſo kann die Gegenwart eine verlöſchende Leidenſchaft wieder anfachen. Sehen Sie das gute Kind, betragen Sie ſich freundlich, und laſſen Sie uns abwarten, was daraus entſteht.

Natalie kam eben zurück, und verlangte, daß Wilhelm ihr zu Mignon folgen ſollte. Sie ſcheint mit Felix'en ganz glücklich zu ſein und wird den Freund, hoffe ich, gut empfangen. Wilhelm folgte nicht ohne einiges Widerſtreben; er war tief gerührt von Dem, was er vernommen hatte, und fürchtete eine leidenſchaftliche Scene. Als er hereintrat ergab ſich gerade das Gegentheil.

Mignon im langen, weißen Frauengewande, theils mit lockigen, theils aufgebundenen, reichen, braunen Haaren, ſaß, hatte Felix'en auf dem Schooße und drückte ihn an ihr Herz; ſie ſah völlig aus wie ein abgeſchiedener Geiſt, und der Knabe wie das Leben ſelbſt; es ſchien, als wenn Himmel und Erde ſich umarmten. Sie reichte Wilhelm'en lächelnd die Hand, und ſagte: Ich danke Dir, daß Du mir das Kind wieder bringſt; ſie hatten ihn, Gott weiß wie, entführt, und ich konnte nicht leben ſeither. So lange mein Herz auf der Erde noch Etwas bedarf, ſoll Dieſer die Lücke ausfüllen.

Die Ruhe, womit Mignon ihren Freund empfangen hatte, verſetzte die Geſellſchaft in große Zufriedenheit. Der Arzt verlangte, daß Wilhelm ſie öfters ſehen, und daß man ſie ſowohl körperlich als geiſtig im Gleichgewicht erhalten ſollte. Er ſelbſt entfernte ſich und verſprach in kurzer Zeit wieder zu kommen.

Wilhelm konnte nun Natalie'n in ihrem Kreiſe beobachten: man hätte ſich nichts Beſſeres gewünſcht, als neben ihr zu leben. Ihre Gegenwart hatte den reinſten Einfluß auf junge Mädchen und Frauenzimmer von verſchiedenem Alter, die theils in ihrem Hauſe wohnten, theils aus der Nachbarſchaft ſie mehr oder weniger zu beſuchen kamen.

Der Gang Ihres Lebens, ſagte Wilhelm einmal zu ihr, iſt wohl immer ſehr gleich geweſen? Denn die Schilderung, die Ihre Tante von Ihnen als Kind macht, ſcheint, wenn ich nicht irre, noch immer zu paſſen. Sie haben ſich, man fühlt es Ihnen wohl an, nie verwirrt. Sie waren nie genöthigt, einen Schritt zurückzuthun.

Das bin ich meinem Oheim und dem Abbé ſchuldig, verſetzte Natalie, die meine Eigenheiten ſo gut zu beurtheilen wußten. Ich erinnere mich von Jugend an kaum eines lebhaftern Eindrucks, als daß ich überall die Bedürfniſſe der Menſchen ſah und ein unüberwindliches Verlangen empfand, ſie auszugleichen. Das Kind, das noch nicht auf ſeinen Füßen ſtehen konnte, der Alte, der ſich nicht mehr auf den ſeinigen erhielt, das Verlangen einer reichen Familie nach Kindern, die Unfähigkeit einer armen, die ihrigen zu erhalten, jedes ſtille Verlangen nach einem Gewerbe, den Trieb zu einem Talente, die Anlagen zu hundert kleinen, nothwendigen Fähigkeiten: dieſe überall zu entdecken, ſchien mein Auge von der Natur beſtimmt. Ich ſah, worauf mich Niemand aufmerkſam gemacht hatte; ich ſchien aber auch nur geboren, um Das zu ſehen. Die Reize der lebloſen Natur, für die ſo viele Menſchen äußerſt empfänglich ſind, hatte keine Wirkung auf mich, beinah noch weniger die Reize der Kunſt; meine angenehmſte Empfindung war und iſt es noch, wenn ſich mir ein Mangel, ein Bedürfniß in der Welt darſtellte, ſogleich im Geiſte einen Erſatz, ein Mittel, eine Hülfe aufzufinden.

Sah ich einen Armen in Lumpen, ſo fielen mir die überflüſſigen Kleider ein, die ich in den Schränken der Meinigen hatte hängen ſehen; ſah ich Kinder, die ſich ohne Sorgfalt und ohne Pflege verzehrten, ſo erinnerte ich mich dieſer oder jener Frau, der ich, bei Reichthum und Bequemlichkeit, Langeweile abgemerkt hatte; ſah ich viele Menſchen in einem engen Raume eingeſperrt, ſo dachte ich, ſie müßten in die großen Zimmer mancher Häuſer und Paläſte einquartirt werden. Dieſe Art zu ſehen war bei mir ganz natürlich, ohne die mindeſte Reflexion, ſo daß ich darüber als Kind das wunderlichſte Zeug von der Welt machte, und mehr als ein Mal, durch die ſeltſamſten Anträge, die Menſchen in Verlegenheit ſetzte. Noch eine

Eigenheit war es, daß ich das Geld nur mit Mühe und ſpät als ein Mittel, die Bedürfniſſe zu befriedigen, anſehen konnte; alle meine Wohlthaten beſtanden in Naturalien, und ich weiß, daß oft genug über mich gelacht worden iſt. Nur der Abbé ſchien mich zu verſtehen: er kam mir überall entgegen; er machte mich mit mir ſelbſt, mit dieſen Wünſchen und Neigungen bekannt und lehrte mich, ſie zweckmäßig befriedigen.

Haben Sie denn, fragte Wilhelm, bei der Erziehung Ihrer kleinen weiblichen Welt auch die Grundſätze jener ſonderbaren Männer angenommen? Laſſen Sie denn auch jede Natur ſich ſelbſt ausbilden? Laſſen Sie denn auch die Ihrigen ſuchen und irren, Mißgriffe thun, ſich glücklich am Ziele finden oder unglücklich in die Irre verlieren?

Nein! ſagte Natalie; dieſe Art, mit Menſchen zu handeln, würde ganz gegen meine Geſinnungen ſein. Wer nicht im Augenblick hilft, ſcheint mir nie zu helfen; wer nicht im Augenblicke Rath gibt, nie zu rathen. Ebenſo nöthig ſcheint es mir, gewiſſe Geſetze auszuſprechen und den Kindern einzuſchärfen, die dem Leben einen gewiſſen Halt geben. Ja, ich möchte beinah' behaupten: es ſei beſſer, nach Regeln zu irren, als zu irren, wenn uns die Willkür unſerer Natur hin und her treibt; und wie ich die Menſchen ſehe, ſcheint mir in ihrer Natur immer eine Lücke zu bleiben, die nur durch ein entſchieden ausgeſprochenes Geſetz ausgefüllt werden kann.

So iſt alſo Ihre Handlungsweiſe, ſagte Wilhelm, völlig von jener verſchieden, welche unſere Freunde beobachten?

Ja, verſetzte Natalie; Sie können aber hieraus die unglaubliche Toleranz jener Männer ſehen, daß ſie eben auch mich, auf meinem Wege, gerade deßwegen, weil es mein Weg iſt, keineswegs ſtören, ſondern mir in Allem, was ich nur wünſchen kann, entgegenkommen.

Einen umſtändlichern Bericht, wie Natalie mit ihren Kindern verfuhr, verſparen wir auf eine andere Gelegenheit.

Mignon verlangte oft, in der Geſellſchaft zu ſein, und man vergönnte es ihr um ſo lieber, als ſie ſich nach und nach wieder an Wilhelm'en zu gewöhnen, ihr Herz gegen ihn aufzuſchließen und überhaupt heiterer und lebensluſtiger zu werden ſchien. Sie hing ſich bei'm Spazierengehen, da ſie leicht müde war, gern an ſeinen Arm. Nun, ſagte ſie, Mignon klettert und ſpringt nicht mehr, und doch fühlt er noch immer die Begierde, über die Gipfel der Berge wegzuſpazieren, von einem Hauſe auf's andere, von einem Baume auf den andern zu ſchreiten. Wie bewundernswerth ſind die Vögel, beſonders wenn ſie ſo artig und vertraulich ihre Neſter bauen.

Es ward nun bald zur Gewohnheit, daß Mignon ihren Freund mehr als ein Mal in den Garten lud. War Dieſer beſchäftigt, oder nicht zu finden, ſo mußte Felix die Stelle vertreten, und wenn das gute Mädchen in manchen Augenblicken ganz von der Erde los ſchien, ſo hielt ſie ſich in andern gleichſam wieder feſt an Vater und Sohn, und ſchien eine Trennung von Dieſen mehr als Alles zu fürchten.

Natalie ſchien nachdenklich. Wir haben gewünſcht, durch Ihre Gegenwart, ſagte ſie, das arme, gute Herz wieder aufzuſchließen; ob wir wohl gethan haben, weiß ich nicht. Sie ſchwieg und ſchien zu erwarten, daß Wilhelm Etwas ſagen ſollte. Auch fiel ihm ein, daß durch ſeine Verbindung mit Thereſe'n Mignon unter den gegenwärtigen Umſtänden auf's Aeußerſte gekränkt werden müſſe; allein er getraute ſich in ſeiner Ungewißheit nicht, von dieſem Vorhaben zu ſprechen; er vermuthete nicht, daß Natalie davon unterrichtet ſei.

Ebenſo wenig konnte er mit Freiheit des Geiſtes die Unterredung verfolgen, wenn ſeine edle Freundinn von ihrer Schweſter ſprach, ihre guten Eigenſchaften rühmte und ihren Zuſtand bedauerte. Er war nicht wenig verlegen, als Natalie ihm ankündigte, daß er die Gräfinn bald hier ſehen werde. Ihr Gemahl, ſagte ſie, hat nun keinen andern Sinn, als den abgeſchiedenen Grafen in der Gemeinde zu erſetzen, durch Einſicht und Thätigkeit dieſe große Anſtalt zu unterſtützen und weiter aufzubauen. Er kommt mit ihr zu uns, um eine Art von Abſchied zu nehmen; er wird nachher die verſchiedenen Orte beſuchen, wo die Gemeinde ſich niedergelaſſen hat; man ſcheint ihn nach ſeinen Wünſchen zu behandeln, und faſt glaub' ich, er wagt mit meiner armen Schweſter eine Reiſe nach America, um ja ſeinem Vorgänger recht ähnlich zu werden; und da er einmal ſchon beinah' überzeugt iſt, daß ihm nicht viel fehle, ein Heiliger zu ſein, ſo mag ihm der Wunſch manchmal vor der Seele ſchweben, wo möglich zuletzt auch noch als Märtyrer zu glänzen.

Viertes Capitel.

Oft genug hatte man bisher von Fräulein Thereſe geſprochen, oft genug ihrer im Vorbeigehen erwähnt, und faſt jedes Mal war Wilhelm im Begriff, ſeiner neuen Freundinn zu bekennen, daß er jenem trefflichen Frauenzimmer ſein Herz und ſeine Hand angeboten habe. Ein gewiſſes Gefühl, das er ſich nicht erklären konnte, hielt ihn zurück; er zauderte ſo lange, bis endlich Natalie ſelbſt mit dem

himmlischen, bescheidenen, heitern Lächeln, das man an ihr zu sehen gewohnt war, zu ihm sagte: So muß ich denn doch zuletzt das Stillschweigen brechen und mich in Ihr Vertrauen gewaltsam eindrängen! Warum machen Sie mir ein Geheimniß, mein Freund, aus einer Angelegenheit, die Ihnen so wichtig ist, und die mich selbst so nahe angeht? Sie haben meiner Freundinn Ihre Hand angeboten; ich mische mich nicht ohne Beruf in diese Sache; hier ist meine Legitimation! hier ist der Brief, den sie Ihnen schreibt, den sie durch mich Ihnen sendet.

Einen Brief von Therese'n! rief er aus.

Ja mein Herr; und Ihr Schicksal ist entschieden, Sie sind glücklich! Lassen Sie mich Ihnen und meiner Freundinn Glück wünschen!

Wilhelm verstummte und sah vor sich hin. Natalie sah ihn an; sie bemerkte, daß er blaß ward. Ihre Freude ist stark, fuhr sie fort; sie nimmt die Gestalt des Schreckens an, sie raubt Ihnen die Sprache. Mein Antheil ist darum nicht weniger herzlich, weil er mich noch zum Worte kommen läßt. Ich hoffe, Sie werden dankbar sein; denn ich darf Ihnen sagen: mein Einfluß auf Therese'ns Entschließung war nicht gering; sie fragte mich um Rath, und sonderbarer Weise, waren Sie eben hier; ich konnte die wenigen Zweifel, die meine Freundinn noch hegte, glücklich besiegen; die Boten gingen lebhaft hin und wieder; hier ist ihr Entschluß! hier ist die Entwickelung! Und nun sollen Sie alle ihre Briefe lesen; Sie sollen in das schöne Herz Ihrer Braut einen freien, reinen Blick thun.

Wilhelm entfaltete das Blatt, das sie ihm unversiegelt überreichte; es enthielt die freundlichen Worte:

„Ich bin die Ihre, wie ich bin und wie Sie mich kennen. Ich nenne Sie den Meinen, wie Sie sind und wie ich Sie kenne. Was an uns selbst, was an unsern Verhältnissen der Ehestand verändert, werden wir durch Vernunft, fremden Muth und guten Willen zu übertragen wissen. Da uns keine Leidenschaft, sondern Neigung und Zutrauen zusammenführt, so wagen wir weniger als tausend Andere. Sie verzeihen mir gewiß, wenn ich mich manchmal meines alten Freundes herzlich erinnere; dafür will ich Ihren Sohn als Mutter an meinen Busen drücken. Wollen Sie mein kleines Haus sogleich mit theilen, so sind wir Herr und Meister; indessen wird der Gutskauf abgeschlossen. Ich wünschte, daß dort keine neue Einrichtung ohne mich gemacht würde, um sogleich zu zeigen, daß ich das Zutrauen verdiene, das Sie mir schenken. Leben Sie wohl, lieber, lieber Freund! geliebter Bräutigam, verehrter Gatte! Therese drückt Sie an ihre Brust mit Hoffnung und Lebensfreude. Meine Freundinn wird Ihnen mehr, wird Ihnen Alles sagen."

Wilhelm, dem dieses Blatt seine Therese wieder völlig vergegenwärtigt hatte, war auch wieder völlig zu sich selbst gekommen. Unter dem Lesen wechselten die schnellsten Gedanken in seiner Seele. Mit Entsetzen fand er lebhafte Spuren einer Neigung gegen Natalie'n in seinem Herzen; er schalt sich, er erklärte jeden Gedanken der Art für Unsinn, er stellte sich Therese'n in ihrer ganzen Vollkommenheit vor, er las den Brief wieder, er ward heiter, oder vielmehr er erhielt sich soweit, daß er heiter scheinen konnte. Natalie legte ihm die gewechselten Briefe vor, aus denen wir einige Stellen ausziehen wollen.

Nachdem Therese ihren Bräutigam nach ihrer Art geschildert hatte, fuhr sie fort:

„So stelle ich mir den Mann vor, der mir jetzt seine Hand anbietet. Wie er von sich selbst denkt, wirst Du künftig aus den Papieren sehen, in welchen er sich mir ganz offen beschreibt; ich bin überzeugt, daß ich mit ihm glücklich sein werde."

„Was den Stand betrifft, so weißt Du, wie ich von jeher darüber gedacht habe. Einige Menschen fühlen die Mißverhältnisse der äußern Zustände fürchterlich und können sie nicht übertragen. Ich will Niemanden überzeugen, sowie ich nach meiner Ueberzeugung handeln will. Ich denke kein Beispiel zu geben, wie ich doch nicht ohne Beispiel handle. Mich ängstigen nur die innern Mißverhältnisse, ein Gefäß, das sich zu Dem, was es enthalten soll, nicht schickt; viel Prunk und wenig Genuß, Reichthum und Geiz, Adel und Rohheit, Jugend und Pedanterei, Bedürfniß und Ceremonien: diese Verhältnisse waren's, die mich nicht vernichten könnten, die Welt mag sie stempeln und schätzen, wie sie will."

„Wenn ich hoffe, daß wir zusammenpassen werden, so gründe ich meinen Ausspruch vorzüglich darauf, daß er Dir, liebe Natalie, die ich so unendlich schätze und verehre, daß er Dir ähnlich ist. Ja, er hat von Dir das edle Suchen und Streben nach dem Bessern, wodurch wir das Gute, das wir zu finden glauben, selbst hervorbringen. Wie oft habe ich Dich nicht im Stillen getadelt, daß Du diesen oder jenen Menschen anders behandeltest, daß Du in diesem oder jenem Fall Dich anders betragst, als ich würde gethan haben! Und doch zeigte der Ausgang meist, daß Du recht hattest. Wenn wir, sagtest Du, die Menschen nur nehmen, wie sie sind, so machen wir sie schlechter; wenn wir sie behandeln, als wären sie, was

ſie ſein ſollten, ſo bringen wir ſie dahin, wohin ſie zu bringen ſind. Ich kann weder ſo ſehen noch handeln, Das weiß ich recht gut. Einſicht, Ordnung, Zucht, Befehl, Das iſt meine Sache. Ich erinnere mich noch wohl, was Jarno ſagte: Thereſe dreſſirt ihre Zöglinge, Natalie bildet ſie. Ja, er ging ſoweit, daß er mir einſt die drei ſchönen Eigenſchaften: Glaube, Liebe, und Hoffnung, völlig abſprach. Statt des Glaubens, ſagte er, hat ſie die Einſicht, ſtatt der Liebe die Beharrlichkeit, und ſtatt der Hoffnung das Zutrauen. Auch ich will Dir gerne geſtehen, eh' ich Dich kannte, kannte ich nichts Höheres in der Welt, als Klarheit und Klugheit; nur Deine Gegenwart hat mich überzeugt, belehrt, überwunden, und Deiner Thränen, hohen Seele tret' ich gerne den Rang ab. Auch meinen Freund verehre ich in ebendemſelben Sinn; ſeine Lebensbeſchreibung iſt ein ewiges Suchen und Nichtfinden; aber nicht das leere Suchen, ſondern das wunderbare, gutmüthige Suchen begabt ihn; er wähnt, man könne ihm Das geben, was nur von ihm kommen kann. So, meine Liebe, ſchadet mir auch dieß Mal meine Klarheit Nichts! Ich kenne meinen Gatten beſſer, als er ſich ſelbſt kennt, und ich achte ihn nur um deſto mehr. Ich ſehe ihn, aber ich überſehe ihn nicht, und alle meine Einſicht reicht nicht hin zu ahnen, was er wirken kann. Wenn ich an ihn denke, vermiſcht ſich ſein Bild immer mit dem Deinigen, und ich weiß nicht, wie ich es werth bin, zwei ſolchen Menſchen anzugehören. Aber ich will es werth ſein dadurch, daß ich meine Pflicht thue, dadurch, daß ich erfülle, was man von mir erwarten und hoffen kann."

„Ob ich Lotharios gedenke? Lebhaft und täglich. Ihn kann ich in der Geſellſchaft, die mich im Geiſte umgibt, nicht einen Augenblick miſſen. O, wie bedaure ich den trefflichen Mann, der durch einen Jugendfehler mit mir verwandt iſt, daß die Natur ihn Dir ſo nahe gewollt hat! Wahrlich ein Weſen, wie Du, wäre ſeiner mehr werth als ich! Die könnt' ich, Dir müßt ich ihn abtreten. Laß uns ihm ſein, was nur möglich iſt, bis er eine würdige Gattinn findet und auch dann laß uns zuſammen ſein und zuſammen bleiben.

Was werden nun aber unſere Freunde ſagen? begann Natalie. — Ihr Bruder weiß Nichts davon? — Nein! ſo wenig als die Ihrigen; die Sache iſt dieß Mal nur unter uns Weibern verhandelt worden. Ich weiß nicht, was Lydie Thereſe'n für Grillen in den Kopf geſetzt hat; ſie ſcheint dem Abbé und Jarno zu mißtrauen. Lydie hat ihr gegen gewiſſe geheime Verbindungen und Plane, von denen ich wohl im Allgemeinen weiß, in die ich aber niemals einzudringen gedachte, wenigſtens einigen Argwohn eingeflößt, und bei dieſem entſcheidenden Schritt ihres Lebens wollte ich Niemanden als mir einigen Einfluß verſtatten. Mit meinem Bruder war ſie ſchon früher übereingekommen, daß ſie ſich wechſelsweiſe ihre Heirath nur melden, ſich darüber nicht zu Rathe ziehen wollten.

Natalie ſchrieb nun einen Brief an ihren Bruder; ſie lud Wilhelm'en ein, einige Worte dazu zu ſetzen; Thereſe hatte ſie darum gebeten. Man wollte eben ſiegeln, als Jarno ſich unvermuthet anmelden ließ. Auf's Freundlichſte ward er empfangen; auch ſchien er ſehr munter und ſcherzhaft, und konnte endlich nicht unterlaſſen zu ſagen: Eigentlich komme ich hierher, um Ihnen eine ſehr wunderbare, doch angenehme Nachricht zu bringen; ſie betrifft unſere Thereſe. Sie haben uns manchmal getadelt, ſchöne Natalie, daß wir uns um ſo Vieles bekümmern; nun aber ſehen Sie, wie gut es iſt, überall ſeine Spione zu haben. Rathen Sie und laſſen Sie uns einmal Ihre Sagacität ſehen!

Die Selbſtgefälligkeit, womit er dieſe Worte ausſprach, die ſchalkhafte Miene, womit er Wilhelm'en und Natalien anſah, überzeugten Beide, daß ihr Geheimniß entdeckt ſei. Natalie antwortete lächelnd: Wir ſind viel künſtlicher, als Sie denken; wir haben die Auflöſung des Räthſels, noch ehe es uns aufgegeben wurde, ſchon zu Papiere gebracht.

Sie überreichte ihm mit dieſen Worten den Brief an Lotharien und war zufrieden, der kleinen Ueberraſchung und Beſchämung, die man ihnen zugedacht hatte, auf dieſe Weiſe zu begegnen. Jarno nahm das Blatt mit einiger Verwunderung, überlief es nur, ſtaunte, ließ es aus der Hand ſinken, und ſah ſie Beide mit großen Augen, mit einem Ausdruck der Ueberraſchung, ja des Entſetzens an, den man auf ſeinem Geſichte nicht gewohnt war. Er ſagte kein Wort.

Wilhelm und Natalie waren nicht wenig betroffen. Jarno ging in der Stube auf und ab. Was ſoll ich ſagen? rief er aus, oder ſoll ich's ſagen? Es kann kein Geheimniß bleiben; die Verwirrung iſt nicht zu vermeiden. Alſo denn Geheimniß gegen Geheimniß! Ueberraſchung gegen Ueberraſchung! Thereſe iſt nicht die Tochter ihrer Mutter! Das Hinderniß iſt gehoben: ich komme hierher, ſie zu bitten, das edle Mädchen zu einer Verbindung mit Lotharien vorzubereiten.

Jarno ſah die Beſtürzung der beiden Freunde, welche die Augen zur Erde niederſchlugen. Dieſer Fall iſt einer von denen, ſagte er, die ſich in Geſellſchaft am Schönſten erzählen laſſen. Was Jedes dabei zu denken hat, denkt es am

Besten in der Einsamkeit; ich wenigstens erbitte mir auf eine Stunde Urlaub. Er eilte in den Garten; Wilhelm folgte ihm mechanisch, aber in der Ferne.

Nach Verlauf einer Stunde fanden sie sich wieder zusammen. Wilhelm nahm das Wort und sagte: Sonst, da ich ohne Zweck und Plan leicht, ja leichtfertig lebte, kamen mir Freundschaft, Liebe, Neigung, Zutrauen mit offenen Armen entgegen, ja sie drängten sich zu mir; jetzt, da es Ernst wird, scheint das Schicksal mit mir einen andern Weg zu nehmen. Der Entschluß, Therese'n meine Hand anzubieten, ist vielleicht der erste, der ganz rein aus mir selbst kommt. Mit Ueberlegung machte ich meinen Plan; meine Vernunft war völlig damit einig, und durch die Zusage des trefflichen Mädchens wurden alle meine Hoffnungen erfüllt. Nun drückt das sonderbarste Geschick meine ausgestreckte Hand nieder. Therese reicht mir die ihrige von ferne, wie im Traume; ich kann sie nicht fassen, und das schöne Bild verläßt mich auf ewig. So lebe denn wohl, Du schönes Bild! und Ihr Bilder der reichsten Glückseligkeit, die Ihr Euch darum her versammelt!

Er schwieg einen Augenblick still, sah vor sich hin, und Jarno wollte reden. Lassen Sie mich doch noch Etwas sagen, fiel Wilhelm ihm ein; denn um mein ganzes Geschick wird ja doch dieß Mal das Loos geworfen. In diesem Augenblick kommt mir der Eindruck zu Hülfe, den Lothario's Gegenwart bei'm ersten Anblick mir einprägte, und der mir beständig geblieben ist. Dieser Mann verdient jede Art von Neigung und Freundschaft, und ohne Aufopferung läßt sich keine Freundschaft denken. Um seinetwillen war es mir leicht, ein unglückliches Mädchen zu bethören, um seinetwillen soll mir möglich werden, der würdigsten Braut zu entsagen. Gehen Sie hin, erzählen Sie ihm die sonderbare Geschichte und sagen Sie ihm, wozu ich bereit bin.

Jarno versetzte hierauf: In solchen Fällen, halte ich dafür, ist schon Alles gethan, wenn man sich nur nicht übereilt. Lassen Sie uns keinen Schritt ohne Lothario's Einwilligung thun! Ich will zu ihm; erwarten Sie meine Zurückkunft oder seine Briefe ruhig.

Er ritt weg und hinterließ die beiden Freunde in der größten Wehmuth. Sie hatten Zeit, sich diese Begebenheiten auf mehr als eine Weise zu wiederholen und ihre Bemerkungen darüber zu machen. Nun fiel es ihnen erst auf, daß sie diese wunderbare Erklärung so gerade von Jarno angenommen und sich nicht um die andern Umstände erkundigt hatten. Ja Wilhelm wollte sogar einigen Zweifel hegen; aber aufs Höchste stieg ihr Erstaunen, ja ihre Verwirrung, als den andern Tag ein Bote von Therese'n ankam, der folgenden sonderbaren Brief an Natalie'n mitbrachte:

„So seltsam es auch scheinen mag, so muß ich doch meinem vorigen Briefe sogleich noch einen nachsenden und Dich ersuchen, mir meinen Bräutigam eilig zu schicken. Er soll mein Gatte werden, was man auch für Plane macht, mir ihn zu rauben. Gib ihm inliegenden Brief! Nur vor keinem Zeugen, es mag gegenwärtig sein, wer will."

Der Brief an Wilhelm'en enthielt Folgendes:

„Was werden Sie von Ihrer Therese denken, wenn sie auf ein Mal, leidenschaftlich, auf eine Verbindung dringt, die der ruhigste Verstand nur eingeleitet zu haben schien. Lassen Sie sich durch Nichts abhalten, gleich nach dem Empfang des Briefes abzureisen. Kommen Sie, lieber, lieber Freund, nun dreifach Geliebter, da man mir Ihren Besitz rauben oder wenigstens erschweren will!"

Was ist zu thun? rief Wilhelm aus, als er diesen Brief gelesen hatte.

Noch in keinem Fall, versetzte Natalie, nach einigem Nachdenken, hat mein Herz und mein Verstand so geschwiegen, als in diesem; ich wüßte Nichts zu thun, sowie ich Nichts zu rathen weiß.

Wäre es möglich, rief Wilhelm mit Heftigkeit aus, daß Lothario selbst Nichts davon wüßte, oder wenn er davon weiß, daß er mit uns das Spiel versteckter Plane wäre? Hat Jarno, nachdem er unsern Brief gesetzen, das Mährchen aus dem Stegreife erfunden? Würde er uns was Ander's gesagt haben, wenn wir nicht zu voreilig gewesen wären? Was kann man wollen? Was für Absichten kann man haben? Was kann Therese für einen Plan meinen? Ja, es läßt sich nicht läugnen, Lothario ist von geheimen Wirkungen und Verbindungen umgeben! Ich habe selbst erfahren, daß man thätig ist, daß man sich in einem gewissen Sinne um die Handlungen, um die Schicksale mehrerer Menschen bekümmert und sie zu leiten weiß. Von den Endzwecken dieser Geheimnisse verstehe ich Nichts; aber die neueste Absicht, mir Therese'n zu entreißen, sehe ich nur allzu deutlich. Auf einer Seite malt man mir das mögliche Glück Lothario's, vielleicht nur zum Scheine, vor; auf der andern sehe ich meine Geliebte, meine verehrte Braut, die mich an ihr Herz ruft. Was soll ich thun? Was soll ich unterlassen?

Nur ein wenig Geduld! sagte Natalie; nur eine kurze Bedenkzeit! In dieser sonderbaren Verlegenheit weiß ich nur soviel, daß wir Das, was unwiederbringlich ist, nicht übereilen sollen. Gegen ein Mährchen, gegen einen künstlichen

Plan ſtören. Beharrlichkeit und Klugheit muß bei; es muß ſich bald aufklären, ob die Sache wahr, oder ob ſie erfunden iſt. Hat mein Bruder Hoffnung, ſich mit Thereſe'n zu verbinden, ſo wäre es grauſam, ihm ein Glück auf ewig zu entreißen, in dem Augenblicke, da es ihm ſo freundlich erſcheint. Laſſen Sie uns nur abwarten, ob er Etwas davon weiß, ob er ſelbſt glaubt, ob er ſelbſt hofft.

Dieſen Gründen ihres Raths kam glücklicher Weiſe ein Brief von Lothario zu Hülfe: Ich ſchicke Jarno nicht wieder zurück, ſchrieb er; von meiner Hand eine Zeile iſt Dir mehr, als die umſtändlichſten Worte eines Boten. Ich bin gewiß, daß Thereſe nicht die Tochter ihrer Mutter iſt, und ich kann die Hoffnung, ſie zu beſitzen, nicht aufgeben, bis ſie auch überzeugt iſt und alsdann zwiſchen mir und dem Freunde mit ruhiger Ueberlegung entſcheidet. Laß ihn, ich bitte Dich, nicht von Deiner Seite! Das Glück, das Leben eines Bruders hängt davon ab. Ich verſpreche Dir, dieſe Ungewißheit ſoll nicht lange dauern.

Sie ſehen, wie die Sache ſteht, ſagte ſie freundlich zu Wilhelm'en; geben Sie mir Ihr Ehrenwort, nicht aus dem Hauſe zu gehen.

Ich gehe es! rief er aus, indem er ihr die Hand reichte; ich will dieſes Haus wider Ihren Willen nicht verlaſſen. Ich danke Gott und meinem guten Geiſt, daß ich dieß Mal geleitet werde, und zwar von Ihnen.

Natalie ſchrieb Thereſe'n den ganzen Verlauf und erklärte, daß ſie ihren Freund nicht von ſich laſſen werde; ſie ſchickte zugleich Lotharios Brief mit.

Thereſe antwortete: „Ich bin nicht wenig verwundert, daß Lothario ſelbſt überzeugt iſt; denn gegen ſeine Schweſter wird er ſich nicht auf dieſen Grad verſtellen. Ich bin verdrießlich, ſehr verdrießlich. Es iſt beſſer, ich ſage Nichts weiter. Im Beſten iſt's, ich komme zu Dir, wenn ich nur erſt die arme Lydie untergebracht habe, mit der man grauſam umgeht. Ich fürchte, wir ſind Alle betrogen und werden ſo betrogen, um nie ins Klare zu kommen. Wenn der Freund meinen Sinn hätte, ſo entſchlügſte er Dir doch und würfe ſich an das Herz ſeiner Thereſe, die ihm dann Niemand entreißen ſollte; aber ich, fürchte ich, ſoll ihn verlieren und Lotharion nicht wieder gewinnen. Dieſem entreißt man Lydie'n, indem man ihm die Hoffnung, mich beſitzen zu können, von weitem zeigt. Ich will Nichts weiter ſagen; die Verwirrung wird noch größer werden. Ob nicht indeſſen die ſchönſten Verhältniſſe ſo verſchoben, ſo untergraben und ſo zerrüttet werden, daß auch dann, wenn Alles im Klaren ſein wird, doch nicht wieder zu helfen iſt, mag die Zeit lehren. Reißt ſich mein Freund nicht los, ſo komme ich in wenigen Tagen, um ihn bei Dir aufzuſuchen und feſtzuhalten. Du wunderſt Dich, wie dieſe Leidenſchaft ſich Deiner Thereſe bemächtiget hat. Es iſt keine Leidenſchaft, es iſt Ueberzeugung, daß, da Lothario nicht mein werden konnte, dieſer neue Freund das Glück meines Lebens machen wird. Sag' ihm Das, im Namen des kleinen Knaben, der mit ihm unter der Eiche ſaß und ſich ſeiner Theilnahme freute! Sag' ihm Das, im Namen Thereſe'ns, die ſeinem Antrage mit einer herzlichen Offenheit entgegenkam! Mein erſter Traum, wie ich mit Lotharion leben würde, iſt weit von meiner Seele weggerückt; der Traum, wie ich mit meinem neuen Freunde zu leben gedachte, ſteht noch ganz gegenwärtig vor mir. Achtet man mich ſo wenig, daß man glaubt, es ſei ſo was Leichtes, Dieſen mit Jenem aus dem Stegreiſe wieder umzutauſchen?"

Ich verlaſſe mich auf Sie, ſagte Natalie zu Wilhelm'en, indem ſie ihm den Brief Thereſe'ns gab; Sie entfliehen mir nicht. Bedenken Sie, daß Sie das Glück meines Lebens in Ihrer Hand haben! Mein Daſein iſt mit dem Daſein meines Bruders ſo innig verbunden und verwurzelt, daß er keine Schmerzen fühlen kann, die ich nicht empfinde, keine Freude, die nicht auch mein Glück macht. Ja, ich kann wohl ſagen, daß ich allein durch ihn empfunden habe, daß das Herz gerührt und erhoben, daß auf der Welt Freude, Liebe und ein Gefühl ſein kann, das über alles Bedürfniß hinaus befriedigt.

Sie hielt inne, Wilhelm nahm ihre Hand und rief: O, fahren Sie fort! es iſt die rechte Zeit zu einem wahren, wechſelſeitigen Vertrauen; wir haben nie nöthiger gehabt, uns genauer zu kennen.

Ja, mein Freund! ſagte ſie lächelnd mit ihrer ruhigen, ſanften, unbeſchreiblichen Heiterkeit; es iſt vielleicht nicht außer der Zeit, wenn ich Ihnen ſage, daß Alles, was uns ſo manches Buch, was uns die Welt als Liebe nennt und zeigt, mir immer nur als ein Mährchen erſchienen ſei.

Sie haben nicht geliebt? rief Wilhelm aus.

Nie oder immer! verſetzte Natalie.

Fünftes Capitel.

Sie waren unter dieſem Geſpräch im Garten auf- und abgegangen; Natalie hatte verſchiedene Blumen von ſeltſamer Geſtalt gebrochen, die Wilhelm'en völlig unbekannt waren und nach deren Namen er fragte.

Sie vermuthen wohl nicht, ſagte Natalie, für wen ich dieſen Strauß pflücke? Er iſt für meinen Oheim beſtimmt, dem wir einen Beſuch machen wollen. Die Sonne ſcheint ebenſo lieb-

haft nach dem Saale der Vergangenheit: ich muß sie diesen Augenblick hineinführen, und ich gehe niemals hin, ohne einige von den Blumen, die mein Oheim besonders begünstigte, mitzubringen. Er war ein sonderbarer Mann und der eigensten Eindrücke fähig. Für gewisse Pflanzen und Thiere, für gewisse Menschen und Gegenden, ja sogar zu einigen Steinarten hatte er eine entschiedene Neigung, die selten erklärlich war. Wenn ich nicht, pflegte er oft zu sagen, mir von Jugend auf so sehr widerstanden hätte; wenn ich nicht gestrebt hätte, meinen Verstand in's Weite und Allgemeine auszubilden: so wäre ich der beschränkteste und unerträglichste Mensch geworden; denn Nichts ist unerträglicher, als abgeschnittene Eigenheit an Demjenigen, von dem man eine reine, gehörige Thätigkeit fordern kann. Und doch mußte er selbst gestehen, daß ihm gleichsam Leben und Athem ausgehen würde, wenn er sich nicht von Zeit zu Zeit nachsähe und sich erlaubte, das mit Leidenschaft zu genießen, was er eben nicht immer leiden und entschuldigen konnte. Meine Schuld ist es nicht, sagte er, wenn ich meine Triebe und meine Vernunft nicht völlig habe in Einstimmung bringen können. Bei solchen Gelegenheiten pflegte er meist über mich zu scherzen und zu sagen: Natalie's kann man bei Leibesleben selig preisen, da ihre Natur Nichts fordert, als was die Welt wünscht und braucht.

Unter diesen Worten waren sie wieder in das Hauptgebäude gelangt. Sie führte ihn durch einen geräumigen Gang auf eine Thüre zu, vor der zwei Sphinxe von Granit lagen. Die Thüre selbst war auf Aegyptische Weise oben ein wenig enger als unten, und ihre ehernen Flügel bereiteten zu einem ernsthaften, ja zu einem schauerlichen Anblick vor. Wie angenehm ward man daher überrascht, als diese Erwartung sich in die reinste Heiterkeit auflöste, indem man in einen Saal trat, in welchem Kunst und Leben jede Erinnerung an Tod und Grab aufhoben! An die Wände waren verhältnißmäßige Bogen vertieft, in denen größere Sarcophagen standen; in den Pfeilern dazwischen sah man kleinere Oeffnungen, mit Aschenkästchen und Gefäßen geschmückt; die übrigen Flächen der Wände und des Gewölbes sah man regelmäßig abgetheilt, und zwischen heitern und mannigfaltigen Einfassungen, Kränzen und Zierathen heitere und bedeutende Gestalten in Feldern von verschiedener Größe gemalt. Die architectonischen Glieder waren mit dem schönen gelben Marmor, der in's Röthliche hinüberblickt, bekleidet; hellblaue Streifen von einer glücklichen chemischen Composition ahmten den Lasurstein nach und gaben, indem sie gleichsam in einem Gegensatz das Auge befriedigten, dem Ganzen Einheit und Verbindung. Alle diese Pracht und Zierde stellte sich in reinen architectonischen Verhältnissen dar, und so schien Jeder, der hineintrat, über sich selbst erhoben zu sein, indem er durch die zusammentreffende Kunst erst erfuhr, was der Mensch sei und was er sein könne.

Der Thüre gegenüber sah man auf einem prächtigen Sarcophagen das Marmorbild eines würdigen Mannes, an ein Polster gelehnt. Er hielt eine Rolle vor sich und schien mit stiller Aufmerksamkeit darauf zu blicken. Sie war so gerichtet, daß man die Worte, die sie enthielt, bequem lesen konnte. Es stand darauf: Gedenke zu leben.

Natalie, indem sie einen verwelkten Strauß wegnahm, legte den frischen vor das Bild des Oheims; denn er selbst war in der Figur vorgestellt, und Wilhelm glaubte sich noch der Züge des alten Herrn zu erinnern, den er damals im Walde gesehen hatt. — Hier brachten wir manche Stunde zu, sagte Natalie, bis dieser Saal fertig war. In seinen letzten Jahren hatte er einige geschickte Künstler an sich gezogen, und seine beste Unterhaltung war, die Zeichnungen und Cartone zu diesen Gemälden auszusinnen und bestimmen zu helfen.

Wilhelm konnte sich nicht genug der Gegenstände freuen, die ihn umgaben. Welch ein Leben, rief er aus, in diesem Saale der Vergangenheit! Man könnte ihn ebenso gut den Saal der Gegenwart und der Zukunft nennen. So war Alles, und so wird Alles sein! Nichts ist vergänglich als der Eine, der genießt und anschaut. Hier dieses Bild der Mutter, die ihr Kind an's Herz drückt, wird viele Generationen glücklicher Mütter überleben. Nach Jahrhunderten vielleicht erfreut sich ein Vater dieses bärtigen Mannes, der seinen Ernst ablegt und sich mit seinem Sohne neckt. So verschämt wird durch alle Zeiten die Braut sitzen und bei ihren stillen Wünschen noch bedürfen, daß man sie tröste, daß man ihr zurede; so ungeduldig wird der Bräutigam auf der Schwelle pochen, ob er hereintreten darf.

Wilhelm's Augen schweiften auf unzählige Bilder umher. Vom ersten frohen Triebe der Kindheit, jedes Glied im Spiele nur zu brauchen und zu üben, bis zum ruhigen, abgeschiedenen Ernste des Greises, konnte man in schöner lebendiger Folge sehen, wie der Mensch seine angeborne Neigung und Fähigkeit besitzt, ohne sie zu brauchen und zu nutzen. Von dem ersten zarten Selbstgefühle, wenn das Mädchen verweilt, den Krug aus dem klaren Wasser wieder heraufzuheben, und indessen ihr Bild gefällig betrachtet, bis zu jenen hohen Feierlichkeiten, wenn Könige und Völker zu Zeugen ihrer Ver-

bindungen die Götter am Altare anrufen, zeigte ſich Alles bedeutend und kräftig.

Es war eine Welt, es war ein Himmel, der den Beſchauenden an dieſer Stätte umgab, und außer den Gedanken, welche jene gebildeten Geſtalten erregten, außer den Empfindungen, welche ſie einflößten, ſchien noch etwas Anderes gegenwärtig zu ſein, wovon der ganze Menſch ſich angegriffen fühlte. Auch Wilhelm bemerkte es, ohne ſich davon Rechenſchaft geben zu können. Was iſt Das? rief er aus, das, unabhängig von aller Bedeutung, frei von allem Mitgefühl, das uns menſchliche Begebenheiten und Schickſale einflößen, ſo ſtark und zugleich ſo anmuthig auf mich zu wirken vermag? Es ſpricht aus dem Ganzen, es ſpricht aus jedem Theile mich an, ohne daß ich Jenes begreifen, ohne daß ich Dieſe mir beſonders zueignen könnte! Welchen Zauber übt' ich in dieſen Flächen, dieſen Linien, dieſen Höhen und Breiten, dieſen Maſſen und Farben! Was iſt es, daß dieſe Figuren, auch nur obenhin betrachtet, ſchon als Zierath ſo erfreulich macht! Ja ich fühle, man könnte hier verweilen, ruhen, Alles mit den Augen faſſen, ſich glücklich finden und ganz etwas Anderes fühlen und denken als Das, was vor Augen ſteht.

Und gewiß! — könnten wir beſchreiben, wie glücklich Alles eingetheilt war, wie an Ort und Stelle durch Verbindung oder Gegenſatz, durch Einförmigkeit oder Mannichfalt, Alles beſtimmt, ſo und nicht anders erſchien, als es erſcheinen ſollte, und eine ſo vollkommene als deutliche Wirkung hervorbrachte: ſo würden wir den Leſer an einen Ort verſetzen, von dem er ſich ſobald nicht zu entfernen wünſchte.

Vier große marmorne Candelaber ſtanden in den Ecken des Saals, vier kleinere in der Mitte um einen ſehr ſchön gearbeiteten Sarcophag, der ſeiner Größe nach eine junge Perſon von mittlerer Geſtalt konnte enthalten haben.

Natalie blieb bei dieſem Monumente ſtehen, und indem ſie die Hand darauf legte, ſagte ſie: Mein guter Oheim hatte große Vorliebe zu dieſem Werke des Alterthums. Er ſagte manchmal: Nicht allein die erſten Blüthen ſollen ab, die Ihr da oben in jenen kleinen Räumen verwahren könnt, ſondern auch Früchte, die, am Zweige hängend, uns noch lange die ſchönſte Hoffnung geben, indeß ein heimlicher Wurm ihre frühere Reife und ihre Zerſtörung vorbereitet. Ich fürchte, fuhr ſie fort, er hat auf das liebe Mädchen geweiſſagt, das ſich unſerer Pflege nach und nach zu entziehen und zu dieſer ruhigen Wohnung zu neigen ſcheint.

Als ſie im Begriff waren, vorzugehn, ſagte Natalie: Ich muß Sie noch auf Etwas aufmerkſam machen. Bemerken Sie dieſe halbrunden Oeffnungen in der Höhe auf beiden Seiten! Hier können die Chöre der Sänger verborgen ſtehen; und dieſe ehernen Zierathen unter dem Geſimſe dienen, die Teppiche zu befeſtigen, die nach der Verordnung meines Oheims bei jeder Beſtattung aufgehängt werden ſollen. Er konnte nicht ohne Muſik, beſonders nicht ohne Geſang leben, und hatte dabei die Eigenheit, daß er die Sänger nicht ſehen wollte. Er pflegte zu ſagen: Das Theater verwöhnt uns gar zu ſehr: die Muſik dient dort nur gleichſam dem Auge; ſie begleitet die Bewegungen, nicht die Empfindungen. Bei Oratorien und Concerten ſtört uns immer die Geſtalt des Muſicus; die wahre Muſik iſt allein für's Ohr; eine ſchöne Stimme iſt das Allgemeinſte, was ſich denken läßt, und indem das eingeſchränkte Individuum, das ſie hervorbringt, ſich vor's Auge ſtellt, zerſtört es den reinen Effect jener Allgemeinheit. Ich will Jeden ſehen, mit dem ich reden ſoll; denn es iſt ein einzelner Menſch, deſſen Geſtalt und Character die Rede werth oder unwerth macht; hingegen wer mir ſingt, ſoll unſichtbar ſein; ſeine Geſtalt ſoll mich nicht beſtechen oder irre machen. Hier ſpricht nur ein Organ zum Organe, nicht der Geiſt zum Geiſte, nicht eine tauſendfältige Welt zum Auge, nicht ein Himmel zum Menſchen. Ebenſo wollte er auch bei Inſtrumental-Muſiken die Orcheſter ſoviel als möglich verſteckt haben, weil man durch die mechaniſchen Bemühungen und durch die nothdürftigen, immer ſeltſamen Geberden der Inſtrumenten-Spieler ſo ſehr zerſtreut und verwirrt werde. Er pflegte daher eine Muſik nicht anders als mit zugeſchloſſenen Augen anzuhören, um ſein ganzes Daſein auf den einzigen, reinen Genuß des Ohrs zu concentriren.

Sie wollten eben den Saal verlaſſen, als ſie die Kinder in dem Garten heftig laufen und den Felix rufen hörten: Mein, ich! mein, ich!

Mignon warf ſich zuerſt zur geöffneten Thüre herein; ſie war außer Athem, und konnte kein Wort ſagen; Felix, noch in einiger Entfernung, rief: Mutter Thereſe iſt da! Die Kinder hatten, ſo ſchien es, die Nachricht zu überbringen, einen Wettlauf angeſtellt. Mignon lag in Natalie's Armen; ihr Herz pochte gewaltſam.

Böſes Kind, ſagte Natalie, iſt Dir nicht alle heftige Bewegung unterſagt? Sieh', wie Dein Herz ſchlägt!

Laß es brechen! ſagte Mignon, mit einem tiefen Seufzer; es ſchlägt ſchon zu lange.

Man hatte ſich von dieſer Verwirrung, von dieſer Art von Beſtürzung kaum erholt, als Thereſe hereintrat. Sie flog auf Natalie'n zu, umarmte ſie und das gute Kind. Dann wendete ſie ſich zu Wilhelm'n, ſah ihn mit ihren

Mephistopheles.

Das wird nächstens schon besser gehen,
Wenn ihr lernt alles reduciren
Und gehörig klassificiren.

Schüler.

Mir wird von allem dem so dumm,
Als ging' mir ein Mühlrad im Kopf herum.

Mephistopheles.

Nachher vor allen andern Sachen
Müßt ihr euch' an die Metaphysik machen!
Da seht, daß ihr tiefsinnig faßt,
Was in des Menschen Hirn nicht paßt;
Für, was drein geht und nicht drein geht,
Ein prächtig Wort zu Diensten steht.
Doch vorerst dieses halbe Jahr
Nehmt ja der besten Ordnung wahr.
Fünf Stunden habt ihr jeden Tag;
Seyd drinne mit dem Glockenschlag!
Habt euch vorher wohl präparirt,
Paragraphos wohl einstudirt,

klaren Augen an und ſagte: Nun, mein Freund, wie ſteht es? Sie haben ſich doch nicht irre machen laſſen? Er that einen Schritt gegen ſie; ſie ſprang auf ihn zu und hing an ſeinem Halſe. O meine Thereſe! rief er aus.

Mein Freund! mein Geliebter! mein Gatte! ja auf ewig die Deine! rief ſie unter den lebhafteſten Küſſen.

Felix zog ſie am Rocke und rief: Mutter Thereſe, ich bin auch da! Natalie ſtand und ſah vor ſich hin; Mignon fuhr auf ein Mal mit der linken Hand nach dem Herzen, und indem ſie den Arm heftig ausſtreckte, fiel ſie mit einem Schrei zu Natalie's Füßen vor todt nieder.

Der Schrecken war groß; keine Bewegung des Herzens noch des Pulſes war zu ſpüren. Wilhelm nahm ſie auf ſeinen Arm und trug ſie eilig hinauf; der ſchlotternde Körper hing über ſeine Schultern. Die Gegenwart des Arztes gab wenig Troſt; er und der junge Wundarzt, den wir ſchon kennen, bemühten ſich vergebens. Das liebe Geſchöpf war nicht in's Leben zurückzurufen.

Natalie winkte Thereſe'n. Dieſe nahm ihren Freund bei der Hand und führte ihn aus dem Zimmer. Er war ſtumm und ohne Sprache, und hatte den Muth nicht, ihren Augen zu begegnen. So ſaß er neben ihr auf dem Canapé, auf dem er Natalie'n zuerſt angetroffen hatte. Er dachte mit großer Schnelle eine Reihe von Schickſalen durch, aber vielmehr er dachte nicht, er ließ Das auf ſeine Seele wirken, was er nicht entfernen konnte. Es gibt Augenblicke des Lebens, in welchen die Begebenheiten, gleich geſtaltenden Webeſchiffchen, vor uns ſich hin und wieder bewegen, und unaufhaltſam ein Gewebe vollenden, das wir mehr oder weniger ſelbſt geſponnen und angelegt haben. Mein Freund, ſagte Thereſe! mein Geliebter! indem ſie das Stillſchweigen unterbrach, und ihn bei der Hand nahm, laß uns dieſen Augenblick feſt zuſammen halten, wie wir noch öfters, vielleicht in ähnlichen Fällen werden zu thun haben. Dieß ſind die Ereigniſſe, welche zu ertragen man zu Zweien in der Welt ſein muß. Bedenke, mein Freund; fühle, daß Du nicht allein biſt; zeige, daß Du Deine Thereſe liebſt, zuerſt dadurch, daß Du Deine Schmerzen ihr mittheilſt! Sie umarmte ihn und ſchloß ihn ſanft an ihren Buſen; er faßte ſie in ſeine Arme und drückte ſie mit Heftigkeit an ſich. Das arme Kind, rief er aus, ſuchte in traurigen Augenblicken Schutz und Zuflucht an meinem unſichern Buſen; laß die Sicherheit des Deinigen mir in dieſer ſchrecklichen Stunde zu Gute kommen. Sie hielten ſich feſt umſchloſſen; er fühlte ihr Herz an ſeinem Buſen ſchlagen, aber in ſeinem Geiſte war es öde und leer; nur die Bilder Mignon's und Natalie's ſchwebten wie Schatten vor ſeiner Einbildungskraft.

Natalie trat herein. Gib uns Deinen Segen! rief Thereſe; laß uns in dieſem traurigen Augenblicke vor Dir verbunden ſein! — Wilhelm hatte ſein Geſicht an Thereſe's Halſe verborgen; er war glücklich genug, weinen zu können. Er hörte Natalie'n nicht kommen; er ſah ſie nicht; nur bei dem Klang ihrer Stimme verdoppelten ſich ſeine Thränen. — Was Gott zuſammenfügt, will ich nicht ſcheiden! — ſagte Natalie lächelnd; aber verbinden kann ich Euch nicht und kann nicht leben, daß Schmerz und Neigung die Erinnerung an meinen Bruder völlig aus Euern Herzen zu verbannen ſcheint. Wilhelm riß ſich bei dieſen Worten aus den Armen Thereſe's. Wo wollen Sie hin? riefen beide Frauen. Laſſen Sie mich das Kind ſehen, rief er aus, das ich getödtet habe! Das Unglück, das wir mit Augen ſehen, iſt geringer, als wenn unſere Einbildungskraft das Uebel gewaltſam in unſer Gemüth einſenkt; laſſen Sie uns den abgeſchiedenen Engel ſehen! Seine heitere Miene wird uns ſagen, daß ihm wohl iſt! — Da die Freundinnen den bewegten Jüngling nicht abhalten konnten, folgten ſie ihm; aber der gute Arzt, der mit dem Chirurgus ihnen entgegen kam, hielt ſie ab, ſich der Verblichenen zu nähern, und ſagte: Halten Sie ſich von dieſem traurigen Gegenſtande entfernt, und erlauben Sie mir, daß ich den Reſten dieſes ſonderbaren Weſens, ſoviel meine Kunſt vermag, einige Dauer gebe. Ich will die ſchöne Kunſt, einen Körper nicht allein zu balſamieren, ſondern ihm auch ein lebendiges Anſehn zu erhalten, bei dieſem geliebten Geſchöpfe ſogleich anwenden. Da ich ihren Tod vorausſah, habe ich alle Anſtalten gemacht, und mit dieſem Gehülfen hier ſoll mir's gelingen. Erlauben Sie mir noch einige Tage Zeit, und verlangen Sie das liebe Kind nicht wieder zu ſehen, bis wir es in den Saal der Vergangenheit gebracht haben.

Der junge Chirurgus hatte jene merkwürdige Inſtrumenten-Taſche wieder in Händen. Von wem kann er ſie wohl haben? fragte Wilhelm den Arzt. Ich kenne ſie ſehr gut, verſetzte Natalie; er hat ſie von ſeinem Vater, der Sie damals im Walde verband.

O, ſo habe ich mich nicht geirrt, rief Wilhelm; ich erkannte das Band ſogleich! Treten Sie mir es ab! Es brachte mich zuerſt wieder auf die Spur von meiner Wohlthäterin. Wie viel Wohl und Wehe überdauert nicht ein ſolches lebloſes Weſen! Bei wie viel Schmerzen war dieß Band nicht ſchon gegenwärtig und ſeine Fäden halten noch immer! Wie vieler Menſchen letzten Augenblick hat es ſchon begleitet, und ſeine Farben ſind noch nicht verblichen! Es war

gegenwärtig in einem der schönsten Augenblicke meines Lebens, da ich verwundet auf der Erde lag; und Ihre hülfreiche Gestalt vor mir erschien, als das Kind mit blutigen Hagren, mit der zärtlichsten Sorgfalt für mein Leben besorgt war, dessen frühzeitigen Tod wir nun beweinen.

Die Freunde hatten nicht lange Zeit, sich über diese traurige Begebenheit zu unterhalten, und Fräulein Therese'n über das Kind und über die wahrscheinliche Ursache seines unerwarteten Todes aufzuklären; denn es wurden Fremde gemeldet, die, als sie sich zeigten, keineswegs fremd waren. Lothario, Jarno, der Abbé traten herein. Natalie ging ihrem Bruder entgegen; unter den Uebrigen entstand ein augenblickliches Stillschweigen. Therese sagte lächelnd zu Lotharion: Sie glaubten wohl kaum, mich hier zu finden; wenigstens ist es eben nicht räthlich, daß wir uns in diesem Augenblick aufsuchen; indessen sei'n Sie mir nach einer so langen Abwesenheit herzlich begrüßt!

Lothario reichte ihr die Hand und versetzte: Wenn wir einmal leiden und entbehren sollen, so mag es immerhin auch in der Gegenwart des geliebten, wünschenswerthen Gutes geschehen. Ich verlange keinen Einfluß auf Ihre Entschließung; und mein Vertrauen auf Ihr Herz, auf Ihren Verstand und reinen Sinn ist noch immer so groß, daß ich Ihnen mein Schicksal und das Schicksal meines Freundes ganz in die Hände lege.

Das Gespräch wendete sich sogleich zu allgemeinen, ja man darf sagen, zu unbedeutenden Gegenständen. Die Gesellschaft trennte sich bald zum Spazierengehen in einzelne Paare. Natalie war mit Lotharion, Therese mit dem Abbé gegangen, und Wilhelm war mit Jarno auf dem Schlosse geblieben.

Die Erscheinung der drei Freunde in dem Augenblick, da Wilhelm'en ein schwerer Schmerz auf der Brust lag, hatte, statt ihn zu zerstreuen, seine Laune gereizt und verschlimmert; er war verdrießlich und argwöhnisch, und konnte und wollte es nicht verhehlen, als Jarno ihn über sein mürrisches Stillschweigen zur Rede setzte. Was braucht's da weiter? rief Wilhelm aus. Lotharion kommt mit seinen Beiständen; und es wäre wunderbar, wenn jene geheimnißvollen Mächte des Thurms, die immer so geschäftig sind, jetzt nicht auf uns wirken und, ich weiß nicht, was für einen seltsamen Zweck mit und an uns ausführen sollten! So viel ich diese heiligen Männer kenne, scheint es jederzeit ihre löbliche Absicht, das Verbundene zu trennen und das Getrennte zu verbinden. Was daraus für ein Gewebe entstehen kann, mag wohl unsern unheiligen Augen ewig ein Räthsel bleiben.

Sie sind verdrießlich und bitter, sagte Jarno; Das ist recht schön und gut. Wenn Sie nur erst einmal recht böse werden, wird es noch besser sein.

Dazu kann auch Rath werden, versetzte Wilhelm; und ich fürchte sehr, daß man Lust hat, meine angebor'ne und angebildete Geduld dieß Mal auf's Aeußerste zu reizen.

So möchte ich Ihnen denn doch, sagte Jarno, indessen, bis wir sehen, wo unsere Geschichten hinaus wollen, Etwas von dem Thurme erzählen, gegen den Sie ein großes Mißtrauen zu hegen scheinen.

Es steht bei Ihnen, versetzte Wilhelm, wenn Sie es auf meine Zerstreuung hin wagen wollen. Mein Gemüth ist so vielfach beschäftigt, daß ich nicht weiß, ob es diesen würdigen Abenteuern den schuldigen Theil nehmen kann.

Ich lasse mich, sagte Jarno, durch Ihre angenehme Stimmung nicht abschrecken, Sie über diesen Punct aufzuklären. Sie halten mich für einen gescheidten Kerl, und Sie sollen mich auch noch für einen ehrlichen halten, und was mehr ist, dieß Mal hab' ich Auftrag. — Ich wünschte, versetzte Wilhelm, Sie sprächen aus eig'ner Bewegung und aus gutem Willen, mich aufzuklären; und da ich Sie nicht ohne Mißtrauen hören kann, warum soll ich Sie anhören? — Wenn ich jetzt nichts Besseres zu thun habe, sagte Jarno, als Mährchen zu erzählen, so haben Sie ja auch wohl Zeit, ihnen einige Aufmerksamkeit zu widmen; vielleicht sind Sie dazu geneigter, wenn ich Ihnen gleich Anfangs sage: Alles, was Sie im Thurme gesehen haben, sind eigentlich nur noch Reliquien von einem jugendlichen Unternehmen, bei dem es Anfangs den meisten Eingeweihten großer Ernst war, und über das nun Alle gelegentlich nur lächeln.

Also mit diesen würdigen Zeichen und Werken spielt man nur, rief Wilhelm aus; man führt uns mit Feierlichkeit an einen Ort, der uns Ehrfurcht einflößt; man läßt uns die wunderbarsten Erscheinungen sehen; man gibt uns Noten voll herrlicher, geheimnißreicher Sprüche, davon wir freilich das Wenigste verstehn; man eröffnet uns, daß wir bisher Lehrlinge waren; man spricht uns los, und wir sind so klug wie vorher. — Haben Sie das Pergament nicht bei der Hand? fragte Jarno; es enthält viel Gutes: denn jene allgemeinen Sprüche sind nicht aus der Luft gegriffen; freilich scheinen sie Demjenigen leer und dunkel, der sich keiner Erfahrung dabei erinnert. Geben Sie mir den sogenannten Lehrbrief doch, wenn er in der Nähe ist. — Gewiß ganz nah! — versetzte Wilhelm; so ein Amulet sollte man immer auf der Brust tragen. — Nun, sagte Jarno lächelnd:

Wer weiß, ob der Inhalt nicht einmal in Ihrem Kopf und Herzen Platz findet?

Jarno blickte hinein und überlief die erste Hälfte mit den Augen. Diese, sagte er, bezieht sich auf die Ausbildung des Kunstsinnes, wovon Andere sprechen mögen; die zweite handelt vom Leben, und da bin ich besser zu Hause.

Er fing darauf an, Stellen zu lesen, sprach dazwischen und knüpfte Anmerkungen und Erzählungen mit ein. Die Neigung der Jugend zum Geheimniß, zu Ceremonien und großen Worten ist außerordentlich, und oft ein Zeichen einer gewissen Tiefe des Characters. Man will in diesen Jahren sein ganzes Wesen, wenn auch nur dunkel und unbestimmt, ergriffen und berührt fühlen. Der Jüngling, der Vieles ahnet, glaubt in einem Geheimnisse viel zu finden, in ein Geheimniß viel legen und durch dasselbe wirken zu müssen. In diesen Gesinnungen bestärkte der Abbé eine junge Gesellschaft, theils nach seinen Grundsätzen, theils aus Neigung und Gewohnheit, da er wohl ehemals mit einer Gesellschaft in Verbindung stand, die selbst viel im Verborgenen gewirkt haben mochte. Ich konnte mich am Wenigsten in dieses Wesen finden. Ich war älter als die Andern; ich hatte von Jugend auf klar gesehen, und wünschte in allen Dingen Nichts als Klarheit; ich hatte kein anderes Interesse, als die Welt zu kennen, wie sie war, und steckte mit dieser Liebhaberei die übrigen besten Gefährten an; und fast hätte darüber unsere ganze Bildung eine falsche Richtung genommen; denn wir fingen an, nur die Fehler der Andern und ihre Beschränkung zu sehen, und uns selbst für treffliche Wesen zu halten. Der Abbé kam uns zu Hülfe und lehrte uns, daß man die Menschen nicht beobachten müsse, ohne sich für ihre Bildung zu interessiren, und daß man sich selbst eigentlich nur in der Thätigkeit zu beobachten und zu erlauschen im Stande sei. Er rieth uns, jene ersten Formen der Gesellschaft beizubehalten; es blieb daher etwas Gesetzliches in unsern Zusammenkünften; man sah wohl die ersten mystischen Eindrücke auf die Einrichtung des Ganzen; nachher nahm es, wie durch ein Gleichniß, die Gestalt eines Handwerks an, das sich bis zur Kunst erhob. Daher kamen die Benennungen von Lehrlingen, Gehülfen und Meistern. Wir wollten mit eigenen Augen sehen und uns ein eigenes Archiv unserer Weltkenntniß bilden; daher entstanden die vielen Confessionen, die wir theils selbst schrieben, theils wozu wir Andere veranlaßten, und aus denen nachher die Lehrjahre zusammengesetzt wurden. Nicht allen Menschen ist es eigentlich um ihre Bildung zu thun; Viele wünschen nur so ein Hausmittel zum Wohlbefinden, Recepte zum Reichthum und zu jeder Art von Glückseligkeit. Alle Diese, die nicht auf ihre Füße gestellt sein wollten, wurden mit Mystificationen und anderm Hocus-Pocus theils aufgehalten, theils bei Seite gebracht. Wir sprachen nach unserer Art nur Diejenigen los, die lebhaft fühlten und deutlich bekannten, wozu sie geboren seien, und die sich genug geübt hatten, um, mit einer gewissen Fröhlichkeit und Leichtigkeit, ihren Weg zu verfolgen.

So haben Sie sich mit mir sehr übereilt, versetzte Wilhelm: denn was ich kann, will oder soll, weiß ich gerade seit jenem Augenblick am Allerwenigsten. — Wir sind ohne Schuld in diese Verwirrung gerathen; das gute Glück mag uns wieder heraushelfen. Indessen hören Sie nur: Derjenige, an dem viel zu entwickeln ist, wird später über sich und die Welt aufgeklärt. Es sind nur Wenige, die den Sinn haben und zugleich zur That fähig sind. Der Sinn erweitert, aber lähmt; die That belebt, aber beschränkt.

Ich bitte Sie, fiel Wilhelm ein, lesen Sie mir von diesen wunderlichen Worten Nichts mehr! Diese Phrasen haben mich schon verwirrt genug gemacht. — So will ich bei der Erzählung bleiben, sagte Jarno, indem er die Rolle halb zuwickelte und nur manchmal einen Blick hineinthat. Ich selbst habe der Gesellschaft und den Menschen am Wenigsten genutzt. Ich bin ein sehr schlechter Lehrmeister; es ist mir unerträglich, zu sehen, wenn Jemand ungeschickte Versuche macht; einem Irrenden muß ich gleich zurufen, und wenn es ein Nachtwandler wäre, den ich in Gefahr sähe, geraden Weges den Hals zu brechen. Darüber hatte ich nun immer meine Noth mit dem Abbé, der behauptet, der Irrthum könne nur durch das Irren geheilt werden. Auch über Sie haben wir uns oft gestritten; er hatte Sie besonders in Gunst genommen, und es will schon Etwas heißen, in dem hohen Grade seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Sie müssen mir nachsagen, daß ich Ihnen, wo ich Sie antraf, die reine Wahrheit sagte. — Sie haben mich wenig geschont, sagte Wilhelm, und Sie scheinen Ihren Grundsätzen treu zu bleiben. — Was ist denn da zu schonen, versetzte Jarno, wenn ein junger Mensch von mancherlei guten Anlagen eine ganz falsche Richtung nimmt? — Verzeihen Sie, sagte Wilhelm, Sie haben mir streng genug alle Fähigkeit zum Schauspieler abgesprochen; ich gestehe Ihnen, daß, ob ich gleich dieser Kunst ganz entsagt habe, ich mich doch unmöglich bei mir selbst dazu für ganz unfähig erklären kann. — Und bei mir, sagte Jarno, ist es doch so rein entschieden, daß, wer sich nur selbst spielen kann, kein Schauspieler ist. Wer sich nicht dem Sinn

und der Gestalt nach in viele Gestalten verwandeln kann, verdient nicht diesen Namen. So haben Sie, zum Beispiel, den Hamlet und einige andere Rollen recht gut gespielt, bei denen Ihr Character, Ihre Gestalt und die Stimmung des Augenblicks Ihnen zu Gute kamen. Das wäre nun für ein Liebhaber-Theater und für einen Jeden gut genug, der keinen andern Weg vor sich sähe. Man soll sich, fuhr Jarno fort, indem er auf die Rolle sah, vor einem Talente hüten, das man in Vollkommenheit auszuüben nicht Hoffnung hat. Man mag es darin so weit bringen, als man will, so wird man doch immer zuletzt, wenn uns einmal das Verdienst des Meisters klar wird, den Verlust von Zeit und Kräften, die man auf eine solche Pfuscherei gewendet hat, schmerzlich bedauern.

Lesen Sie Nichts! sagte Wilhelm; ich bitte Sie inständig: sprechen Sie fort; erzählen Sie mir; klären Sie mich auf! Und so hat also der Abbé mir zum Hamlet geholfen, indem er einen Geist herbeischaffte? — Ja, denn er versicherte, daß es der einzige Weg sei, Sie zu heilen, wenn Sie heilbar wären. — Und darum ließ er mir den Schirier zurück und hieß mich fliehen? Ja, er heftete sogar mit der Vorstellung des Hamlet's Ihre ganze Lust geheftet sein. Sie würden nachher das Theater nicht wieder betreten, behauptete er; ich glaubte das Gegentheil und behielt recht. Wir spielten noch selbigen Abend nach der Vorstellung darüber. — Und Sie haben mich also spielen sehen? — O gewiß! — Und wer stellte denn den Geist vor? — Das kann ich selbst nicht sagen, entweder der Abbé oder sein Zwillingsbruder; doch glaub' ich Dieser; denn er ist um ein Weniges größer. — Sie haben also auch Geheimnisse untereinander? — Freunde können und müssen Geheimnisse vor einander haben; sie sind einander doch kein Geheimniß.

Es verwirrt mich schon das Andenken dieser Verworrenheit. Klären Sie mich über den Mann auf, dem ich soviel schuldig bin, und dem ich soviel Vorwürfe zu machen habe.

Was ihn uns so schätzbar macht, versetzte Jarno, was ihm gewissermaßen die Herrschaft über uns Alle erhält, ist der freie und scharfe Blick, den ihm die Natur über alle Kräfte, die im Menschen nur wohnen, und wovon sich jede in ihrer Art ausbilden läßt, gegeben hat. Die meisten Menschen, selbst die vorzüglichen, sind nur beschränkt; Jeder schätzt gewisse Eigenschaften an sich und andern; nur die begünstigt er, nur die will er ausgebildet wissen. Ganz entgegengesetzt wirkt der Abbé; er hat Sinn für Alles, Lust an Allem, es zu erkennen und zu befördern. Da muß ich doch wieder in die Rolle sehen, fuhr Jarno fort: Nur alle Menschen machen die Menschheit aus, nur alle Kräfte zusammengenommen die Welt. Diese sind unter sich oft im Widerstreit, und indem sie sich zu zerstören suchen, hält sie die Natur zusammen und bringt sie wieder hervor. Von dem geringsten thierischen Handwerkstriebe bis zur höchsten Ausübung der geistigen Kunst, vom Lallen und Jauchzen des Kindes bis zur trefflichen Aeußerung des Redners und Sängers, vom ersten Balgen der Knaben bis zu den ungeheuern Anstalten, wodurch Länder erhalten und erobert werden, vom leichtesten Wohlwollen und der flüchtigsten Liebe bis zur heftigsten Leidenschaft und zum ernstesten Bunde, von dem reinsten Gefühl der sinnlichen Gegenwart bis zu den leisesten Ahnungen und Hoffnungen der entferntesten geistigen Zukunft: alles Das und weit mehr liegt im Menschen und muß ausgebildet werden; aber nicht in einem, sondern in vielen. Jede Anlage ist wichtig und sie muß entwickelt werden. Wenn Einer nur das Schöne, der Andere nur das Nützliche befördert, so machen Beide zusammen erst einen Menschen aus. Das Nützliche befördert sich selbst; denn die Menge bringt es hervor, und Alle können's nicht entbehren; das Schöne muß befördert werden; denn Wenige stellen's dar, und Viele bedürfen's.

Halten Sie inne! rief Wilhelm, ich habe das Alles gelesen. — Nur noch einige Zeilen! versetzte Jarno; hier finde ich den Abbé ganz wieder: Eine Kraft beherrscht die andere, aber keine kann die andere bilden; in jeder Anlage liegt auch allein die Kraft, sich zu vollenden; Das verstehen so wenig Menschen, die doch lehren und wirken wollen. — Und ich verstehe es auch nicht, versetzte Wilhelm. — Sie werden über diesen Text den Abbé noch oft genug hören; und so lassen Sie uns nur immer recht deutlich sehen und festhalten, was an uns ist, und was wir an uns ausbilden können; lassen Sie uns gegen die Andern gerecht sein! denn wir sind nur insofern zu achten, als wir zu schätzen wissen. Um Gotteswillen, keine Sentenzen weiter! Ich fühle, sie sind ein schlechtes Heilmittel für ein verwundetes Herz. Sagen Sie mir lieber, mit Ihrer grausamen Bestimmtheit, was Sie von mir erwarten, und wie und auf welche Weise Sie mich aufopfern wollen. — Jeden Verdacht, ich versichere Sie, werden Sie uns künftig abbitten. Es ist Ihre Sache, zu prüfen und zu wählen, und die unsere, Ihnen beizustehen. Der Mensch ist nicht eher glücklich, als bis sein unbedingtes Streben sich selbst seine Begrenzung bestimmt. Nicht an mich halten Sie sich, sondern an den Abbé; nicht an sich denken Sie, sondern an Das, was Sie umgibt. Lernen Sie zum Beispiel Lothario's Trefflichkeit einsehen: wie sein Ueberblick und

ſeine Thätigkeit unzertrennlich mit einander verbunden ſind; wie er immer im Fortſchreiten iſt; wie er ſich ausbreitet und jeden mit fortreißt. Er führt, wo er auch ſei, eine Welt mit ſich, ſeine Gegenwart belebt und feuert an. Sehen Sie unſern guten Medicus dagegen! Es ſcheint gerade die entgegengeſetzte Natur zu ſein. Wenn Jener nur in's Ganze und auch in die Ferne wirkt, ſo richtet Dieſer ſeinen hellen Blick nur auf die nächſten Dinge; er verſchafft mehr die Mittel zur Thätigkeit, als daß er die Thätigkeit hervorbrächte und belebte; ſein Handeln ſieht einem guten Wirthſchaften vollkommen ähnlich; ſeine Wirkſamkeit iſt ſtill, indem er einen Jeden in ſeinem Kreis befördert; ſein Wiſſen iſt ein beſtändiges Sammeln und Ausſpenden, ein Nehmen und Mittheilen im Kleinen. Vielleicht könnte Lothario in einem Tage zerſtören, woran dieſer Jahre lang gebaut hat; aber vielleicht theilt auch Lothario, in einem Augenblick, Andern die Kraft mit, das Zerſtörte hundertfältig wieder herzuſtellen. — Es iſt ein trauriges Geſchäft, ſagte Wilhelm, wenn man über die reinen Vorzüge der Andern in einem Augenblicke denken ſoll, da man mit ſich ſelbſt uneins iſt; ſolche Betrachtungen ſtehen dem ruhigen Manne wohl an, nicht Dem, der von Leidenſchaft und Ungewißheit bewegt iſt. — Ruhig und vernünftig zu betrachten, iſt zu keiner Zeit ſchädlich; und indem wir uns gewöhnen, über die Vorzüge Anderer zu denken, ſtellen ſich die unſern unvermerkt ſelbſt an ihren Platz, und jede falſche Thätigkeit, wozu uns die Phantaſie lockt, wird alsdann gern von uns aufgegeben. Befreien Sie, wo möglich, Ihren Geiſt von allem Argwohn und aller Aengſtlichkeit! Dort kommt der Abbé: ſei'n Sie ja freundlich gegen ihn, bis Sie noch mehr erfahren, wie viel Dank Sie ihm ſchuldig ſind! Der Schalk! Da geht er zwiſchen Natalie'n und Thereſe'n; ich wollte wetten, er denkt ſich was aus. Sowie er überhaupt gern ein wenig das Schickſal ſpielt, ſo läßt er auch nicht von der Liebhaberei, manchmal eine Heirath zu ſtiften.

Wilhelm, deſſen leidenſchaftliche und verdrießliche Stimmung durch alle die klugen und guten Worte Jarno's nicht verbeſſert worden war, fand höchſt unbelicat, daß ſein Freund, gerade in dieſem Augenblick, eines ſolchen Verhältniſſes erwähnte, und ſagte, zwar lächelnd, doch nicht ohne Bitterkeit: Ich dächte, man überließe die Liebhaberei, Heirathen zu ſtiften, Perſonen, die ſich lieb haben.

Sechſtes Capitel.

Die Geſellſchaft hatte ſich eben wieder begegnet, und unſere Freunde ſahen ſich genöthigt, das Geſpräch abzubrechen. Nicht lange, ſo ward ein Courier gemeldet, der einen Brief in Lotharios eigene Hände übergeben wollte. Der Mann ward vorgeführt; er ſah rüſtig und tüchtig aus; ſein Livree war ſehr reich und geſchmackvoll. Wilhelm glaubte ihn zu kennen, und er irrte ſich nicht; es war derſelbe Mann, den er damals Philine'n und der vermeinten Mariane nachgeſchickt hatte, und der nicht wieder zurückgekommen war. Eben wollte er ihn anreden, als Lotharios, der den Brief geleſen hatte, ernſthaft und faſt verdrießlich fragte: Wie heißt ſein Herr?

Das iſt unter allen Fragen, verſetzte der Courier mit Beſcheidenheit, auf die ich am Wenigſten zu antworten weiß: ich hoffe, der Brief wird das Nöthige vermelden; mündlich iſt mir Nichts aufgetragen.

Es ſei, wie ihm ſei, verſetzte Lotharios mit Lächeln; da ſein Herr das Zutrauen zu mir hat, mir ſo haſenfüßig zu ſchreiben, ſo ſoll er uns willkommen ſein. Er wird nicht lange auf ſich warten laſſen, verſetzte der Courier mit einer Verbeugung und entfernte ſich.

Vernehmet nur, ſagte Lotharios, die tolle, abgeſchmackte Botſchaft. „Da unter allen Gäſten", ſo ſchreibt der Unbekannte, „ein guter Homer der angenehmſte Gaſt ſein ſoll, wenn er ſich einſtellt, und ich denſelben als Reiſegefährten beſtändig mit mir herumführe, ſo bin ich überzeugt, der Beſuch, den ich Ew. Gnaden und Liebden zugedacht habe, wird nicht übel vermerkt werden; vielmehr hoffe ich, mit der ſämmtlichen hohen Familie vollkommener Zufriedenheit anzulangen, und gelegentlich mich wieder zu entfernen, der ich mich, und ſo weiter Graf von Schneckenfuß."

Das iſt eine neue Familie, ſagte der Abbé.

Es mag ein Vicariats-Graf ſein, verſetzte Jarno.

Das Geheimniß iſt leicht zu errathen, ſagte Natalie; ich wette, es iſt Bruder Friedrich, der uns ſchon ſeit dem Tode des Oheims mit einem Beſuche kneift.

Getroffen! ſchöne und weiſe Schweſter, rief Jemand aus einem nahen Buſche, und zugleich trat ein angenehmer, heiterer, junger Mann hervor; Wilhelm konnte ſich kaum eines Schreies enthalten. Wie? rief er, unſer blonder Schelm, der ſoll mir auch hier noch erſcheinen? Friedrich ward aufmerkſam, ſah Wilhelm'en an und rief: Wahrlich, weniger erſtaunt wär' ich geweſen, die berühmten Pyramiden, die doch in Aegypten ſo feſt ſtehen, oder das Grab des Königs Mauſolus, das, wie man mir verſichert hat, gar nicht mehr exiſtirt, hier in dem Garten meines Oheims zu finden, als Euch, meinen alten

Freund und vielfachen Wohlthäter! Seid mir besonders und schönstens gegrüßt!

Nachdem er ringsherum Alles bewillkommt und geküßt hatte, sprang er wieder auf Wilhelm'en los und rief: Haltet mir ihn ja warm, diesen Helden, Heerführer und dramatischen Philosophen! Ich habe ihn bei unserer ersten Bekanntschaft schlecht, ja, ich darf wohl sagen, mit der Hechel frisirt, und er hat mir doch nachher eine tüchtige Tracht Schläge erspart. Er ist großmüthig wie Scipio, freigebig wie Alexander, gelegentlich auch verliebt, doch ohne seinen Nebenbuhler zu hassen. Nicht etwa, daß er seinen Feinden Kohlen auf's Haupt sammelte, welches, wie man sagt, ein schlechter Dienst sein soll, den man Jemanden erzeigen kann; nein, er schickt vielmehr den Freunden, die ihm sein Mädchen entführen, gute und treue Diener nach, damit ihr Fuß an keinen Stein stoße.

In diesem Geschmack fuhr er unaufhaltsam fort, ohne daß Jemand ihm Einhalt zu thun im Stande gewesen wäre; und da Niemand in dieser Art ihm erwiedern konnte, so behielt er das Wort ziemlich allein. Verwundert Euch nicht, rief er aus, über meine große Belesenheit in heiligen und Profan-Scribenten; Ihr sollt erfahren, wie ich zu diesen Kenntnissen gelangt bin. Man wollte von ihm wissen, wie es ihm gehe, wo er herkomme: allein er konnte vor lauter Sittensprüchen und alten Geschichten nicht zur deutlichen Erklärung gelangen.

Natalie sagte leise zu Therese'n: Seine Art von Lustigkeit thut mir wehe; ich wollte wetten, daß ihm dabei nicht wohl ist.

Da Friedrich, außer einigen Späßen, die ihm Jarno erwiederte, keinen Anklang für seine Possen in der Gesellschaft fand, sagte er: Es bleibt mir Nichts übrig, als mit der ernsthaften Familie auch ernsthaft zu werden; und weil mir, unter solchen bedenklichen Umständen, sogleich meine sämmtliche Schuldenlast schwer auf die Seele fällt, so will ich mich kurz und gut zu einer General-Beichte entschließen, wo Ihr aber, meine werthen Herren und Damen, Nichts vernehmen sollt. Dieser edle Freund hier, dem schon Einiges von meinem Leben und Thun bekannt ist, soll es allein erfahren, um so mehr, als er allein darnach zu fragen einige Ursache hat. Wäret Ihr nicht neugierig, zu wissen, fuhr er gegen Wilhelm'en fort, wie und wo? wer? wann und warum? Wie steht's mit der Conjugation des Griechischen Verbi Phileo, Philesa und mit den Derivativis dieses allerliebsten Zeitwortes aus?

Somit nahm er Wilhelm'en beim Arme, führte ihn fort, indem er ihn auf alle Weise drückte und küßte.

Kaum war Friedrich auf Wilhelm's Zimmer gekommen, als er im Fenster ein Pudermesser liegen fand, mit der Inschrift: Gedenke mein. Ihr hebt Euere werthen Sachen gut auf! sagte er; wahrlich, das ist Philine'ns Pudermesser, das sie Euch jenen Tag schenkte, als ich Euch so gerauft hatte. Ich hoffe, Ihr habt des schönen Mädchens fleißig dabei gedacht, und versichere Euch, sie hat Euch auch nicht vergessen; und wenn ich nicht jede Spur von Eifersucht schon lange aus meinem Herzen verbannt hätte, so würde ich Euch nicht ohne Neid ansehen.

Reden Sie Nichts mehr von diesem Geschöpfe, versetzte Wilhelm. Ich läugne nicht, daß ich den Eindruck ihrer anzenehmen Gegenwart lange nicht los werden konnte; aber Das war auch Alles.

Pfui! schämt Euch! rief Friedrich: wer wird eine Geliebte verläugnen? Und Ihr habt sie so complet geliebt, als man es nur wünschen konnte. Es verging kein Tag, daß Ihr dem Mädchen nicht Etwas schenktet; und wenn der Deutsche schenkt, liebt er gewiß. Es blieb mir Nichts übrig, als sie Euch zuletzt wegzuputzen, und dem rothen Officierchen ist es denn auch endlich geglückt.

Wie? Sie waren der Officier, den wir bei Philine'n antrafen, und mit dem sie wegreis'te?

Ja, versetzte Friedrich, den Sie für Mariane'n hielten. Wir haben genug über den Irrthum gelacht.

Welche Grausamkeit, rief Wilhelm, mich in einer solchen Ungewißheit zu lassen!

Und noch dazu den Courier, den Sie uns nachschickten, gleich in Dienste zu nehmen, versetzte Friedrich. Es ist ein tüchtiger Kerl, und ist diese Zeit nicht von unserer Seite gekommen. Und das Mädchen lieb' ich noch immer so rasend, wie jemals. Wie hat sie's ganz eigens angethan, daß ich mich ganz nahezu in einem mythologischen Falle befinde und alle Tage befürchte, verwandelt zu werden.

Sagen Sie mir nur, fragte Wilhelm: wo haben Sie Ihre ausgebreitete Gelehrsamkeit her? Ich höre mit Verwunderung der seltsamen Manier zu, die Sie angenommen haben, immer mit Beziehung auf alte Geschichten und Fabeln zu sprechen.

Auf die lustigste Weise, sagte Friedrich, bin ich gelehrt und zwar sehr gelehrt worden. Philine ist nun bei mir; wir haben einem Pachter das alte Schloß eines Rittergutes abgemiethet, worin wir wie die Lebe'de, auf's Lustigste leben. Dort haben wir eine zwar compendiöse, aber doch ausgesuchte Bibliothek gefunden, enthaltend eine Bibel in Folio, Gottfried's Chronik, zwei Bände Theatrum Europaeum, die Acerra Philologica, Seyphii Schriften und

noch einige minder wichtige Bücher. Nun hatten wir denn doch, wenn wir ausgetobt hatten, manchmal Langeweile; wir wollten lesen, und ehe wir's uns versahen, ward unsere Weile noch länger. Endlich hatte Philine den herrlichen Einfall, die sämmtlichen Bücher auf einem großen Tisch aufzuschlagen; wir setzten uns gegen einander und lasen gegen einander, und immer nur stellenweise, aus einem Buch wie aus dem andern. Das war nun eine rechte Lust! Wir glaubten wirklich in guter Gesellschaft zu sein, wo man für unschicklich hält, irgend eine Materie zu lange fortsetzen oder wohl gar gründlich erörtern zu wollen; wir glaubten in lebhafter Gesellschaft zu sein, wo Keins das Andere zum Wort kommen läßt. Diese Unterhaltung geben wir uns regelmäßig alle Tage und werden dadurch nach und nach so gelehrt, daß wir uns selbst darüber verwundern. Schon finden wir nichts Neues mehr unter der Sonne; zu Allem bietet uns unsere Wissenschaft einen Beleg an. Wir variiren diese Art, uns zu unterrichten, auf gar vielerlei Weise. Manchmal lesen wir nach einer alten verdorbenen Sanduhr, die in einigen Minuten ausgelaufen ist. Schnell dreht sie das Andere herum, und fängt aus einem Buche zu lesen an; und kaum ist wieder der Sand im untern Glase, so beginnt das Andere schon wieder seinen Spruch, und so studiren wir wirklich auf wahrhaft academische Weise, nur daß wir kürzere Stunden haben und unsere Studien äußerst mannigfaltig sind.

Diese Tollheit begreife ich wohl, sagte Wilhelm, wenn einmal so ein lustiges Paar beisammen ist; wie aber das lockere Paar so lange beisammen bleiben kann, das ist mir nicht so bald begreiflich.

Das ist, rief Friedrich, eben das Glück und das Unglück; Philine darf sich nicht sehen lassen; sie mag sich selbst nicht sehen, sie ist guter Hoffnung. Unförmlicher und lächerlicher ist Nichts in der Welt als sie. Noch kurz, ehe ich wegging, kam sie zufälliger Weise vor den Spiegel. Pfui Teufel, sagte sie, und wendete das Gesicht ab, die leibhafte Frau Melina! das garstige Bild! Man sieht doch ganz niederträchtig aus!

Ich muß gestehen, versetzte Wilhelm lächelnd, daß es ziemlich comisch sein mag, Euch als Vater und Mutter beisammen zu sehen.

Es ist ein recht närrischer Streich, sagte Friedrich, daß ich noch zuletzt als Vater gelten soll. Sie behauptet's und die Zeit trifft auch. Anfangs machte mich der verwünschte Besuch, den sie Euch nach dem Hamlet abgestattet hatte, ein wenig irre.

Was für ein Besuch?

Ihr werdet das Andenken daran doch nicht ganz und gar verschlafen haben? Das allerliebste, fühlbare Gespenst jener Nacht, wenn Ihr's noch nicht wißt, war Philine. Die Geschichte war mir freilich eine harte Mitgift; doch wenn man sich so Etwas nicht mag gefallen lassen, so muß man gar nicht lieben. Die Vaterschaft beruht überhaupt nur auf der Ueberzeugung; ich bin überzeugt, und also bin ich Vater. Da seht Ihr, daß ich die Logik auch am rechten Orte zu brauchen weiß. Und wenn das Kind sich nicht gleich nach der Geburt auf der Stelle zu Tode lacht, so kann es, wo nicht ein nützlicher, doch angenehmer Weltbürger werden.

Indessen die Freunde sich auf diese lustige Weise von leichtfertigen Gegenständen unterhielten, hatte die übrige Gesellschaft ein ernsthaftes Gespräch angefangen. Kaum hatten Friedrich und Wilhelm sich entfernt, als der Abbé die Freunde unvermerkt in einen Gartensaal führte und, als sie Platz genommen hatten, seinen Vortrag begann.

Wir haben, sagte er, im Allgemeinen behauptet, daß Fräulein Therese nicht die Tochter ihrer Mutter sei; es ist nöthig, daß wir uns hierüber auch nun im Einzelnen erklären. Hier ist die Geschichte, die ich sodann auf alle Weise zu belegen und zu beweisen mich erbiete.

Frau von *** lebte die ersten Jahre ihres Ehestandes mit ihrem Gemahl in dem besten Vernehmen; nur hatten sie das Unglück, daß die Kinder, zu denen einige Mal Hoffnung war, todt zur Welt kamen, und bei dem dritten die Aerzte der Mutter beinahe den Tod verkündigten, und ihn bei einem folgenden als ganz unvermeidlich weissagten. Man war genöthigt, sich zu entschließen; man wollte das Ehebund nicht aufheben; man befand sich, bürgerlich genommen, zu wohl. Frau von *** suchte in der Ausbildung ihres Geistes, in einer gewissen Repräsentation, in den Freuden der Eitelkeit eine Art von Entschädigung für das Mutterglück, das ihr versagt war. Sie sah ihrem Gemahl mit sehr viel Heiterkeit nach, als er Neigung zu einem Frauenzimmer faßte, welche die ganze Haushaltung versah, eine schöne Gestalt und einen sehr soliden Character hatte. Frau von *** bot nach kurzer Zeit einer Einrichtung selbst die Hände, nach welcher das gute Mädchen sich Therese'ns Vater überließ, in der Besorgung des Hauswesens fortfuhr und gegen die Frau vom Hause fast noch mehr Dienstfertigkeit und Ergebung als vorher bezeigte.

Nach einiger Zeit erklärte sie sich guter Hoffnung, und die beiden Eheleute kamen bei dieser Gelegenheit, obwohl aus ganz verschiedenen Anlässen, auf einerlei Gedanken. Herr von *** wünschte das Kind seiner Geliebten als sein rechtmäßiges im Hause einzuführen, und Frau von ***, verdrießlich, daß durch die Indiscretion

ihres Arztes ihr Zuſtand in der Nachbarſchaft hatte verlauten wollen, dachte durch ein untergeſchobenes Kind ſich wieder in Anſehen zu ſetzen, und durch eine ſolche Nachgiebigkeit ein Uebergewicht im Hauſe zu erhalten, das ſie unter den übrigen Umſtänden zu verlieren fürchtete. Sie war zurückhaltender als ihr Gemahl; ſie merkte ihm ſeinen Wunſch ab und wußte, ohne ihm entgegenzugehen, eine Erklärung zu erleichtern. Sie machte ihre Bedingungen und erhielt faſt Alles, was ſie verlangte; und ſo entſtand das Teſtament, worin ſo wenig für das Kind geſorgt zu ſein ſchien. Der alte Arzt war geſtorben; man wendete ſich an einen jungen, thätigen, geſcheidten Mann; er ward gut belohnt, und er konnte ſelbſt eine Ehre darin ſuchen, die Unſchicklichkeit und Uebereilung ſeines abgeſchiedenen Collegen in's Licht zu ſetzen und zu verbeſſern. Die wahre Mutter willigte nicht ungern ein; man ſpielte die Verſtellung ſehr gut; Thereſe kam zur Welt und wurde einer Stiefmutter zugeeignet, indeß ihre wahre Mutter ein Opfer dieſer Verſtellung ward, indem ſie ſich zu früh wieder herauswagte, ſtarb und den guten Mann troſtlos hinterließ.

Frau von *** hatte indeſſen ganz ihre Abſicht erreicht; ſie hatte vor den Augen der Welt ein liebenswürdiges Kind, mit dem ſie übertrieben paradirte; ſie war zugleich eine Nebenbuhlerinn losgeworden, deren Verhältniß ſie denn doch mit neidiſchen Augen anſah, und deren Einfluß ſie, für die Zukunft wenigſtens, heimlich fürchtete; ſie überhäufte das Kind mit Zärtlichkeit, und wußte ihren Gemahl in vertraulichen Stunden durch eine ſo lebhafte Theilnahme an ſeinem Verluſt dergeſtalt an ſich zu ziehen, daß er ſich ihr, man kann wohl ſagen, ganz ergab, ſein Glück und das Glück ſeines Kindes in ihre Hände legte, und kaum kurze Zeit vor ſeinem Tode, und noch gewiſſer Maßen nur durch ſeine erwachſene Tochter, wieder Herr im Hauſe ward. Das war, ſchöne Thereſe, das Geheimniß, das Ihnen Ihr kranker Vater wahrſcheinlich ſo gern entdeckt hätte; Das iſt's, was ich Ihnen jetzt, eben da der junge Freund, der durch die ſonderbarſte Verknüpfung von der Welt Ihr Bräutigam geworden iſt, in der Geſellſchaft fehlt, umſtändlich vorlegen wollte. Hier ſind die Papiere, die auf's Strengſte beweiſen, was ich behauptet habe. Sie werden daraus zugleich erfahren, wie lange ich ſchon dieſer Entdeckung auf der Spur war, und wie ich doch erſt jetzt zur Gewißheit kommen konnte; wie ich nicht wagte, meinem Freund Etwas von der Möglichkeit des Glücks zu ſagen, da es ihn zu tief gekränkt haben würde, wenn dieſe Hoffnung zum zweiten Male verſchwunden wäre. Sie werden Lydie's Argwohn begreifen; denn ich geſtehe gern, daß ich die Neigung unſers Freundes zu dieſem guten Mädchen keineswegs begünſtigte, ſeitdem ich ſeiner Verbindung mit Thereſe'n wieder entgegenſah.

Niemand erwiederte Etwas auf dieſe Geſchichte. Die Frauenzimmer gaben die Papiere nach einigen Tagen zurück, ohne derſelben weiter zu erwähnen.

Man hatte Mittel genug in der Nähe, die Geſellſchaft, wenn ſie beiſammen war, zu beſchäftigen; auch bot die Gegend ſo manche Reize dar, daß man ſich gern darin theils einzeln, theils zuſammen, zu Pferde, zu Wagen oder zu Fuße umſah. Jarno richtete, bei einer ſolchen Gelegenheit, ſeinen Auftrag an Wilhelm'en aus, legte ihm die Papiere vor, ſchien aber weiter keine Entſchließung von ihm zu verlangen.

In dieſem höchſt ſonderbaren Zuſtand, in dem ich mich befinde, ſagte Wilhelm darauf, brauche ich Ihnen nur Das zu wiederholen, was ich ſogleich Anfangs, in Gegenwart Natalie'ns, und gewiß mit einem reinen Herzen, geſagt habe: Lothario und ſeine Freunde können jede Art von Entſagung von mir fordern; ich lege Ihnen hiermit alle meine Anſprüche an Thereſe'n in die Hand; verſchaffen Sie mir dagegen meine förmliche Entlaſſung. O, es bedarf, mein Freund, keines großen Bedenkens, mich zu entſchließen! Schon dieſe Tage hab' ich gefühlt, daß Thereſe Mühe hat, nur einen Schein der Lebhaftigkeit, mit der ſie mich hier zuerſt begrüßte, zu erhalten. Ihre Neigung iſt mir entwendet, oder vielmehr, ich habe ſie nie beſeſſen.

Solche Fälle möchten ſich wohl beſſer nach und nach, unter Schweigen und Erwarten, aufklären, verſetzte Jarno, als durch vieles Reden, wodurch immer eine Art von Verlegenheit und Gährung entſteht.

Ich dächte vielmehr, ſagte Wilhelm, daß gerade dieſer Fall der ruhigſten und der reinſten Entſcheidung fähig ſei. Man hat mir ſo oft den Vorwurf des Zauderns und der Ungewißheit gemacht; warum will man jetzt, da ich entſchloſſen bin, geradezu einen Fehler, den man an mir tadelte, gegen mich ſelbſt begehen? Gibt ſich die Welt nur darum ſoviel Mühe, uns zu bilden, um uns ſpäter zu laſſen, daß ſie ſich nicht bilden mag? Ja, glauben Sie mir recht bald das heitere Gefühl, ein Mißverhältniß losgeworden, in das ich mit den reinſten Geſinnungen von der Welt gerathen bin!

Ungeachtet dieſer Bitte vergingen einige Tage, in denen er Nichts von dieſer Sache hörte, noch auch eine weitere Veränderung an ſeinen Freunden bemerkte; die Unterhaltung war vielmehr bloß allgemein und gleichgiltig.

Siebentes Capitel.

Einſt ſaßen Natalie, Jarno und Wilhelm zuſammen, und Natalie begann: Sie ſind nachdenklich, Jarno; ich kann es Ihnen ſchon einige Zeit abmerken.

Ich bin es, verſetzte der Freund, und ich ſehe ein wichtiges Geſchäft vor mir, das bei uns ſchon lange vorbereitet iſt und jetzt nothwendig angegriffen werden muß. Sie wiſſen ſchon Etwas im Allgemeinen davon, und ich darf wohl vor unſerm jungen Freunde davon reden, weil es auf ihn ankommen ſoll, ob er Theil daran zu nehmen Luſt hat. Sie werden mich nicht lange mehr ſehen; denn ich bin im Begriff, nach America überzuſchiffen.

Nach America, verſetzte Wilhelm lächelnd; ein ſolches Abenteuer hätte ich nicht von Ihnen erwartet, noch weniger, daß Sie mich zum Gefährten auserſehen würden.

Wenn Sie unſern Plan ganz kennen, verſetzte Jarno, ſo werden Sie ihm einen beſſern Namen geben und vielleicht für ihn eingenommen werden. Hören Sie mich an. Man darf nur ein wenig mit den Welthändeln bekannt ſein, um zu bemerken, daß uns große Veränderungen bevorſtehen, und daß die Beſitzthümer beinah' nirgends mehr recht ſicher ſind.

Ich habe keinen deutlichen Begriff von den Welthändeln, fiel Wilhelm ein, und habe mich erſt vor Kurzem um meine Beſitzthümer bekümmert. Vielleicht hätte ich wohl gethan, ſie mir noch länger aus dem Sinne zu ſchlagen, da ich bemerken muß, daß die Sorge für ihre Erhaltung ſo hypochondriſch macht.

Hören Sie mich aus, ſagte Jarno: die Sorge geziemt dem Alter, damit die Jugend eine Zeit lang ſorglos ſein könne. Das Gleichgewicht in den menſchlichen Handlungen kann leider nur durch Gegenſätze hergeſtellt werden. Es iſt gegenwärtig Nichts weniger als räthlich, nur an einem Orte zu beſitzen, nur einem Platze ſein Geld anzuvertrauen; und es iſt wieder ſchwer, an vielen Orten Aufſicht darüber zu führen; wir haben uns deßwegen etwas Anderes ausgedacht: aus unſerm alten Thurm ſoll eine Societät ausgehen, die ſich in alle Theile der Welt ausbreiten, in die man aus jedem Theile der Welt eintreten kann. Wir aſſecuriren uns unter einander, unſere Exiſtenz, auf den einzigen Fall, daß eine Staats-Revolution den Einen oder den Andern von ſeinen Beſitzthümern völlig vertreibe. Ich gehe nun hinüber nach America, um die guten Verhältniſſe zu benutzen, die ſich unſer Freund bei ſeinem dortigen Aufenthalt gemacht hat. Der Abbé will nach Rußland gehen, und Sie ſollen die Wahl haben, wenn Sie ſich an uns anſchließen wollen, ob Sie Lothario in Deutſchland beiſtehen oder mit mir gehen wollen. Ich dächte, Sie wählten das Letzte; denn eine große Reiſe zu thun, iſt für einen jungen Mann äußerſt nützlich.

Wilhelm nahm ſich zuſammen und antwortete: Der Antrag iſt aller Ueberlegung werth; denn mein Wahlſpruch wird doch nächſtens ſein: je weiter weg, je beſſer. Sie werden mich, hoffe ich, mit Ihrem Plane näher bekannt machen. Es kann von meiner Unbekanntſchaft mit der Welt herrühren; mir ſcheinen aber einer ſolchen Verbindung ſich unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenzuſetzen.

Davon ſich die meiſten nur dadurch heben werden, verſetzte Jarno, daß unſer bis jetzt nur wenig ſind, redliche, geſcheidte und entſchloſſene Leute, die einen gewiſſen, allgemeinen Sinn haben, aus dem allein der geſellige Sinn entſtehen kann.

Friedrich, der bisher nur zugehört hatte, verſetzte darauf: Und wenn Ihr mir ein gutes Wort gebt, gehe ich auch mit.

Jarno ſchüttelte den Kopf.

Nun, was habt Ihr an mir auszuſetzen? fuhr Friedrich fort. Bei einer neuen Colonie werden auch junge Coloniſten erfordert, und Die bringe ich gleich mit; auch luſtige Coloniſten, Das verſichere ich Euch. Und dann wüßte ich noch ein gutes, junges Mädchen, das hierüben nicht mehr am Platz iſt, die ſüße, reizende Lydie. Wo ſoll das arme Kind mit ſeinem Schmerz und Jammer hin, wenn ſie ihn nicht gelegentlich in die Tiefe des Meeres werfen kann, und wenn ſich nicht ein braver Mann ihrer annimmt? Ich dächte, mein Jugendfreund, da Ihr doch im Ganze ſeid, Verlaſſene zu tröſten, Ihr entſchließt Euch; Jeder nähme ſein Mädchen unter den Arm, und wir folgten dem alten Herrn.

Dieſer Antrag verdroß Wilhelm'en. Er antwortete mit verſtellter Ruhe: Weiß ich doch nicht einmal, ob ſie frei iſt; und da ich überhaupt im Werben nicht glücklich zu ſein ſcheine, ſo möchte ich einen ſolchen Verſuch nicht machen.

Natalie ſagte darauf: Bruder Friedrich, Du glaubſt, weil Du für Dich ſo leichtſinnig handelſt, auch für Andere gelte Deine Geſinnung. Unſer Freund verdient ein weibliches Herz, das ihm ganz angehöre, das nicht an ſeiner Seite von fremden Erinnerungen bewegt werde; nur mit einem höchſt vernünftigen und reinen Character, wie Thereſe'ns, war ein Wageſtück dieſer Art zu rathen.

Was Wageſtück! rief Friedrich: in der Liebe iſt Alles Wageſtück. Unter der Laube oder vor dem Altar, mit Umarmungen oder goldenen Ringen, bei'm Geſange der Heimchen oder bei

Trompeten und Pauken, es iſt Alles nur ein Wageſtück, und der Zufall thut Alles.

Ich habe immer geſehen, verſetzte Natalie, daß unſere Grundſätze nur ein Supplement zu unſern Exiſtenzen ſind. Wir hängen unſern Fehlern gar zu gern das Gewand eines giltigen Geſetzes um. Sieh nur Acht, welchen Weg Dich die Schöne noch führen wird, die Dich auf eine ſo gewaltſame Weiſe angezogen hat und feſthält.

Sie iſt ſelbſt auf einem ſehr guten Wege, verſetzte Friedrich, auf dem Wege zur Heiligkeit. Es iſt freilich ein Umweg, aber deſto luſtiger und ſcherzer; Maria von Magdala iſt ihn auch gegangen, und wer weiß, wie viel Andere! Ueberhaupt, Schweſter, wenn von Liebe die Rede iſt, ſollteſt Du Dich gar nicht d'rein miſchen. Ich glaube, Du heirathſt nicht eher, als bis irgendwo eine Braut fehlt, und Du gibſt Dich alsdann, nach Deiner gewohnten Sutherzigkeit, auch als Supplement irgend einer Exiſtenz hin. Alſo laß uns nur jetzt mit dieſem Seelenkäufer da unſern Handel ſchließen und über unſere Reiſegeſellſchaft einig werden.

Sie kommen mit Ihren Vorſchlägen zu ſpät, ſagte Jarno; für Lydie'n iſt geſorgt.

Und wie? fragte Friedrich.

Ich habe ihr ſelbſt meine Hand angeboten, verſetzte Jarno.

Alter Herr, ſagte Friedrich, da macht Ihr einen Streich, zu dem man, wenn man ihn als ein Subſtantivum betrachtet, verſchiedene Adjectiva, und folglich, wenn man ihn als Subject betrachtet, verſchiedene Prädicate finden könnte.

Ich muß aufrichtig geſtehen, verſetzte Natalie, es iſt ein gefährlicher Verſuch, ſich ein Mädchen zuzueignen, in dem Augenblicke, da ſie aus Liebe zu einem Andern verzweifelt.

Ich habe es gewagt, verſetzte Jarno; ſie wird unter einer gewiſſen Bedingung mein. Und, glauben Sie mir, es iſt in der Welt Nichts ſchätzbarer als ein Herz, das der Liebe und der Leidenſchaft fähig iſt. Ob es geliebt habe? ob es noch liebe? darauf kommt es nicht an. Die Liebe, mit der ein Anderer geliebt wird, iſt mir beinah reizender als die, mit der ich geliebt werden könnte; ich ſehe die Kraft, die Gewalt eines ſchönen Herzens, ohne daß die Eigenliebe mir den reinen Anblick trübt.

Haben Sie Lydie'n in dieſen Tagen ſchon geſprochen? verſetzte Natalie.

Jarno nickte lächelnd; Natalie ſchüttelte den Kopf und ſagte, indem ſie aufſtand: Ich weiß gar nicht mehr, was ich aus Euch machen ſoll; aber mich ſollt Ihr gewiß nicht irre machen.

Sie wollte ſich eben entfernen, als der Abbé mit einem Brief in der Hand hereintrat und zu ihr ſagte: Bleiben Sie! Ich habe hier einen Vorſchlag, bei dem Ihr Rath willkommen ſein wird. Der Marheſe, der Freund Ihres verſtorbenen Oheims, den wir ſeit einiger Zeit erwarten, muß in dieſen Tagen hier ſein. Er ſchreibt mir, daß ihm doch die Deutſche Sprache nicht ſo geläufig ſei, als er geglaubt; daß er eines Geſellſchafters bedürfe, der ſie vollkommen nebſt einigem Andern beſitze. Da er mehr wünſche, in wiſſenſchaftliche als politiſche Verbindungen zu treten, ſo ſei ihm ein ſolcher Dolmetſcher unentbehrlich. Ich wüßte Niemanden geſchickter dazu, als unſern jungen Freund. Er kennt die Sprache, iſt ſonſt in Vielem unterrichtet; und es wird für ihn ſelbſt ein großer Vortheil ſein, in ſo guter Geſellſchaft und unter ſo vortheilhaften Umſtänden Deutſchland zu ſehen. Wer ſein Vaterland nicht kennt, hat keinen Maßſtab für fremde Länder. Was ſagen Sie, meine Freunde? Was ſagen Sie, Natalie?

Niemand wußte gegen den Antrag Etwas einzuwenden; Jarno ſchien ſeinen Vorſchlag, nach America zu reiſen, ſelbſt als kein Hinderniß anzuſehn, indem er ohnehin nicht ſogleich aufbrechen würde; Natalie ſchwieg, und Friedrich führte verſchiedene Sprüchwörter über den Nutzen des Reiſens an.

Wilhelm war über dieſen neuen Vorſchlag im Herzen ſo entrüſtet, daß er es kaum verbergen konnte. Er ſah eine Verabredung, ihn baldmöglichſt loszuwerden, nur gar zu deutlich; und was das Schlimmſte war, man ließ ſie ſo offenbar, ſo ganz ohne Schonung ſehen. Auch der Verdacht, den Lydie bei ihm erregt, Alles, was er ſelbſt erfahren hatte, wurde wieder auf's Neue vor ſeiner Seele lebendig; und die natürliche Art, wie Jarno ihm Alles auseinandergelegt hatte, ſchien ihm auch nur eine künſtliche Darſtellung zu ſein.

Er nahm ſich zuſammen und antwortete: Dieſer Antrag verdient allerdings eine reifliche Ueberlegung.

Eine geſchwinde Entſchließung möchte nöthig ſein, verſetzte der Abbé.

Dazu bin ich jetzt nicht gefaßt, antwortete Wilhelm. Wir können die Ankunft des Mannes abwarten und dann ſehen, ob wir zuſammen paſſen. Eine Hauptbedingung aber muß man zum Voraus eingehen, daß ich meinen Felix mitnehmen und ihn überall mit hinführen darf.

Dieſe Bedingung wird ſchwerlich zugeſtanden werden, verſetzte der Abbé.

Und ich ſehe nicht, rief Wilhelm aus, warum ich mir von irgend einem Menſchen ſollte Bedingungen vorſchreiben laſſen, und warum ich, wenn ich ein Mal mein Vaterland ſehen will, einen Italiener zur Geſellſchaft brauche?

Damit ihr nachher beſſer ſeht,
Daß er nichts ſagt, als was im Buche ſteht;
Doch euch des Schreibens ja befleißt,
Als dictirt' euch der Heilig' Geiſt!

Schüler.

Das ſollt ihr mir nicht zweymal ſagen!
Ich denke mir wie viel es nützt;
Denn, was man ſchwarz auf weiß beſitzt,
Kann man getroſt nach Hauſe tragen.

Mephiſtopheles.

Doch wählt mir eine Facultät!

Schüler.

Zur Rechtsgelehrſamkeit kann ich mich nicht bequemen.

Mephiſtopheles.

Ich kann es euch ſo ſehr nicht übel nehmen,
Ich weiß wie es um dieſe Lehre ſteht.
Es erben ſich Geſetz' und Rechte,
Wie eine ew'ge Krankheit, fort,

Weil ein junger Mensch, versetzte der Abbé mit einem gewissen imponirenden Ernste, immer Ursache hat, sich anzuschließen.

Wilhelm, der wohl merkte, daß er länger an sich zu halten nicht im Stande sei, da sein Zustand nur durch die Gegenwart Natalie's noch einiger Maßen gelindert ward, ließ sich hierauf mit einiger Hast vernehmen: Man vergönne mir nur noch kurze Bedenkzeit, und ich vermuthe, es wird sich geschwind entscheiden, ob ich Ursache habe, mich weiter anzuschließen, oder ob nicht vielmehr Herz und Klugheit mir unwiderstehlich gebieten, mich von so mancherlei Banden loszureißen, die mir eine ewige, elende Gefangenschaft drohen.

So sprach er mit einem lebhaft bewegten Gemüth. Ein Blick auf Natalie'n beruhigte ihn einiger Maßen, indem sich in diesem leidenschaftlichen Augenblick ihre Gestalt und ihr Werth nur desto tiefer bei ihm eindrückten.

Ja, sagte er zu sich selbst, indem er sich allein fand, gestehe Dir nur, Du liebst sie, und Du fühlst wieder, was es heiße, wenn der Mensch mit allen Kräften lieben kann. So liebte ich Mariane'n und ward so schrecklich an ihr irre; ich liebte Philine'n und mußte sie verachten. Aurelie'n achtete ich, und konnte sie nicht lieben; ich verehrte Therese'n, und die väterliche Liebe nahm die Gestalt einer Neigung zu ihr an; und jetzt, da in Deinem Herzen alle Empfindungen zusammentreffen, die den Menschen glücklich machen sollten, jetzt bist Du genöthigt, zu fliehen! Ach! warum muß sich zu diesen Empfindungen, zu diesen Erkenntnissen das unüberwindliche Verlangen des Besitzes gesellen? Und warum richten, ohne Besitz, eben diese Empfindungen, diese Ueberzeugungen jede andere Art von Glückseligkeit völlig zu Grunde? Werde ich künftig der Sonne und der Welt, der Gesellschaft oder irgend eines Glücksgutes genießen? Wirst Du nicht immer zu Dir sagen: Natalie ist nicht da! Und doch wird leider Natalie Dir immer gegenwärtig sein! Schließest Du die Augen, so wird sie sich Dir darstellen; öffnest Du sie, so wird sie vor allen Gegenständen hinschweben, wie die Erscheinung, die ein blendendes Bild im Auge zurückläßt. War nicht schon früher die schnell vorübergegangene Gestalt der Amazone Deiner Einbildungskraft immer gegenwärtig? Und Du hattest sie nur gesehen; Du kanntest sie nicht. Nun, da Du sie kennst, da Du ihr so nahe warst, da sie so vielen Antheil an Dir gezeigt hat: nun sind ihre Eigenschaften so tief in Dein Gemüth geprägt, als ihr Bild jemals in Deine Sinne. Aengstlich ist es, immer zu suchen, aber viel ängstlicher, gefunden zu haben und verlassen zu müssen. Wornach soll ich in der Welt nun weiter fragen? Wornach soll ich mich weiter umsehen? Welche Gegend, welche Stadt verwahrt einen Schatz, der diesem gleich ist? Und ich soll reisen, um nur immer das Geringere zu finden? Ist denn das Leben bloß wie eine Rennbahn, wo man sogleich schnell wieder umkehren muß, wenn man das äußerste Ende erreicht hat? Und steht das Gute, das Vortreffliche nur wie ein festes, unverrücktes Ziel da, von dem man sich ebenso schnell mit raschen Pferden wieder entfernen muß, als man es erreicht zu haben glaubt, anstatt daß jeder Andere, der nach irdischen Waaren strebt, sie sich in den verschiedenen Himmelsgegenden oder wohl gar auf der Messe und dem Jahrmarkt anschaffen kann?

Komm, lieber Knabe! rief er seinem Sohn entgegen, der eben daher gesprungen kam, sei und bleibe Du mir Alles! Du warst mir zum Ersatz Deiner geliebten Mutter gegeben; Du solltest mir die zweite Mutter ersetzen, die ich Dir bestimmt hatte, und nun hast Du noch die größere Lücke auszufüllen: beschäftige mein Herz, beschäftige meinen Geist mit Deiner Schönheit, Deiner Liebenswürdigkeit, Deiner Wißbegierde und Deinen Fähigkeiten!

Der Knabe war mit einem neuen Spielwerke beschäftigt; der Vater suchte es ihm besser, ordentlicher, zweckmäßiger einzurichten; aber in dem Augenblicke verlor auch das Kind die Lust daran. Du bist ein wahrer Mensch! rief Wilhelm aus; komm, mein Sohn! komm, mein Bruder, laß uns in der Welt zwecklos hinspielen, so gut wir können!

Sein Entschluß, sich zu entfernen, das Kind mit sich zu nehmen, und sich an den Gegenständen der Welt zu zerstreuen, war nun sein fester Vorsatz. Er schrieb an Werner'n, ersuchte ihn um Geld und Creditbriefe, und schickte Friedrich's Courier mit dem geschärften Auftrage weg, bald wieder zu kommen. So sehr er gegen die übrigen Freunde auch verstimmt war, so rein blieb sein Verhältniß zu Natalie'n. Er vertraute ihr seine Absicht; auch sie nahm für bekannt an, daß er gehen könne und müsse; und wenn ihn auch gleich diese scheinbare Gleichgiltigkeit an ihr schmerzte, so beruhigte ihn doch ihre gute Art und ihre Gegenwart vollkommen. Sie rieth ihm, verschiedene Städte zu besuchen, um dort einige ihrer Freunde und Freundinnen kennen zu lernen. Der Courier kam zurück, brachte, was Wilhelm verlangt hatte, obgleich Werner mit diesem neuen Ausflug nicht zufrieden zu sein schien. Meine Hoffnung, daß Du vernünftig werden würdest, schrieb Dieser, ist nun wieder eine gute Weile hinausgeschoben. Wo schweift Ihr nun Alle zusammen herum? Und wo bleibt denn das Frauenzim-

mer, zu deſſen wirthſchaftlichem Beiſtande Du mir Hoffnung machteſt? Auch die übrigen Freunde ſind nicht gegenwärtig; dem Gerichtshalter und mir iſt das ganze Geſchäft aufgewälzt. Ein Glück, daß er eben ein ſo guter Rechtsmann iſt, als ich ein Finanz-Mann bin, und daß wir Beide Etwas zu ſchleppen gewohnt ſind! Lebe wohl! Deine Ausſchweifungen ſollen Dir verziehen ſein, da doch ohne ſie unſer Verhältniß in dieſer Gegend nicht hätte ſo gut werden können."

Was das Aeußere betraf, hätte er nun immer abreiſen können; allein ſein Gemüth war noch durch zwei Hinderniſſe gebunden. Man wollte ihm ein für alle Mal Mignon's Körper nicht zeigen, als bei den Exequien, welche der Abbé zu halten gedachte, zu welcher Feierlichkeit noch nicht Alles bereit war. Auch war der Arzt, durch einen ſonderbaren Brief des Landgeiſtlichen, abgerufen worden. Es betraf den Harfenſpieler, von deſſen Schickſalen Wilhelm näher unterrichtet ſein wollte.

In dieſem Zuſtande fand er weder bei Tag noch bei Nacht Ruhe der Seele oder des Körpers. Wenn Alles ſchlief, ging er in dem Hauſe hin und her. Die Gegenwart der alten bekannten Kunſtwerke zog ihn an und ſtieß ihn ab. Er konnte Nichts, was ihn umgab, weder ergreifen noch laſſen; Alles erinnerte ihn an Alles; er überſah den ganzen Ring ſeines Lebens; nur lag er leider zerbrochen vor ihm, und ſchien ſich auf ewig nicht ſchließen zu wollen! Dieſe Kunſtwerke, die ſein Vater verkauft hatte, ſchienen ihm ein Symbol, daß auch er von einem ruhigen und gründlichen Beſitz des Wünſchenswerthen in der Welt theils ausgeſchloſſen, theils deſſelben durch eigene oder fremde Schuld beraubt werden ſollte. Er verlor ſich ſoweit in dieſen ſonderbaren und traurigen Betrachtungen, daß er ſich ſelbſt manchmal wie ein Geiſt vorkam und, ſelbſt wenn er die Dinge außer ſich befühlte und betaſtete, ſich kaum des Zweifels erwehren konnte, ob er denn auch wirklich lebe und da ſei.

Nur der lebhafte Schmerz, der ihn manchmal ergriff, daß er alles das Gefundene und Wiedergefundene ſo ſerventlich und doch ſo nothwendig verlaſſen müſſe; nur ſeine Thränen gaben ihm das Gefühl ſeines Daſeins wieder. Vergebens rief er ſich den glücklichen Zuſtand, in dem er ſich doch eigentlich befand, vor's Gedächtniß. So iſt denn Alles Nichts, rief er aus, wenn das Eine fehlt, das dem Menſchen Alles Uebrige werth iſt!

Der Abbé verkündigte der Geſellſchaft die Ankunft des Markeſe. Sie ſind zwar, wie es ſcheint, ſagte er zu Wilhelm'en, mit Ihrem Knaben allein abzureiſen entſchloſſen; lernen Sie jedoch wenigſtens dieſen Mann kennen, der Ihnen, wie Sie ihn auch unterwegs antreffen, auf alle Fälle nützlich ſein kann. Der Markeſe erſchien; es war ein Mann noch nicht hoch in Jahren, eine von den wohlgeſtalteten, gefälligen Lombardiſchen Figuren. Er hatte als Jüngling mit dem Oheim, der ſchon um Vieles älter war, bei der Armee, dann in Geſchäften Bekanntſchaft gemacht; ſie hatten nachher einen großen Theil von Italien zuſammen durchreiſ't; und die Kunſtwerke, die der Markeſe hier wieder fand, waren zum großen Theil in ſeiner Gegenwart und unter manchen glücklichen Umſtänden, deren er ſich noch wohl erinnerte, gekauft und angeſchafft worden.

Der Italiener hat überhaupt ein tieferes Gefühl für die hohe Würde der Kunſt als andere Nationen; Jeder, der nur irgend Etwas treibt, will Künſtler, Meiſter und Profeſſor heißen und bekennt wenigſtens durch dieſe Titelſucht, daß es nicht genug ſei, nur Etwas durch Ueberlieferung zu erhaſchen oder durch Uebung irgend eine Gewandtheit zu erlangen; er geſteht, daß Jeder vielmehr über Das, was er thut, auch fähig ſein ſolle zu denken, Grundſätze aufzuſtellen, und die Urſachen, warum Dieſes oder Jenes zu thun ſei, ſich ſelbſt und Andern deutlich zu machen.

Der Fremde ward gerührt, ſo ſchöne Beſitzthümer ohne den Beſitzer wieder zu finden, und erfreut, den Geiſt ſeines Freundes aus den vortrefflichen Hinterlaſſenen ſprechen zu hören. Sie gingen die verſchiedenen Werke durch und fanden eine große Behaglichkeit, ſich einander verſtändlich machen zu können. Der Markeſe und der Abbé führten das Wort; Natalie, die ſich wieder in die Gegenwart ihres Oheims verſetzt fühlte, wußte ſich ſehr gut in ihre Meinungen und Geſinnungen zu finden; Wilhelm mußte ſich's in theatraliſche Terminologie überſetzen, wenn er Etwas davon verſtehen wollte. Man hatte Noth, Friedrich's Scherze in Schranken zu halten. Jarno war ſelten zugegen.

Bei der Betrachtung, daß vortreffliche Kunſtwerke in der neuern Zeit ſo ſelten ſeien, ſagte der Markeſe: Es läßt ſich nicht leicht denken und überſehen, was die Umſtände für den Künſtler thun müſſen; und dann ſind bei dem größten Genie, bei dem entſchiedenſten Talente noch immer die Forderungen unendlich, die er an ſich ſelbſt zu machen hat, unſäglich der Fleiß, der zu ſeiner Ausbildung nöthig iſt. Wenn nun die Umſtände wenig für ihn thun; wenn er bemerkt, daß die Welt ſehr leicht zu befriedigen iſt, und ſelbſt nur einen leichten, gefälligen, behaglichen Schein begehrt: ſo wäre es zu verwundern, wenn nicht Bequemlichkeit und Eigenliebe ihn bei dem Mittelmäßigen feſt hielten;

es wäre seltsam, wenn er nicht lieber für Modewaaren Geld und Lob eintauschen, als den rechten Weg wählen sollte, der ihn mehr oder weniger zu einem kümmerlichen Märtyrerthum führt. Deßwegen bieten die Künstler unserer Zeit nur immer an, um niemals zu geben. Sie wollen immer reizen, um niemals zu befriedigen; Alles ist nur angedeutet, und man findet nirgends Grund noch Ausführung. Man darf aber auch nur eine Zeit lang ruhig in einer Galerie verweilen und beobachten, nach welchen Kunstwerken sich die Menge zieht, welche gepriesen und welche vernachlässigt werden, so hat man wenig Lust an der Gegenwart und für die Zukunft wenig Hoffnung.

Ja, versetzte der Abbé, und so bilden sich Liebhaber und Künstler wechselsweise; der Liebhaber sucht nur einen allgemeinen, unbestimmten Genuß; das Kunstwerk soll ihm ungefähr wie ein Naturwerk behagen und die Menschen glauben, die Organe, ein Kunstwerk zu genießen, bildeten sich ebenso von selbst aus, wie die Zunge und der Gaum; man urtheile über ein Kunstwerk, wie über eine Speise. Sie begreifen nicht, was für einer andern Cultur es bedarf, um sich zum wahren Kunstgenusse zu erheben. Das Schwerste finde ich die Art von Absonderung, die der Mensch in sich selbst bewirken muß, wenn er sich überhaupt bilden will; deßwegen finden wir soviel einseitige Culturen, wovon doch jede sich anmaßt, über das Ganze abzusprechen.

Was Sie da sagen, ist mir nicht ganz deutlich, sagte Jarno, der eben hinzutrat.

Auch ist es schwer, versetzte der Abbé, sich in der Kürze hierüber bestimmt zu erklären. Ich sage nur soviel: sobald der Mensch an mannigfaltige Thätigkeit oder mannigfaltigen Genuß Anspruch macht, so muß er auch fähig sein, mannigfaltige Organe an sich gleichsam unabhängig von einander auszubilden. Wer Alles und Jedes in seiner ganzen Menschheit thun oder genießen will; wer Alles außer sich zu einer solchen Art von Genuß verknüpfen will, Der wird seine Zeit nur mit einem ewig unbefriedigten Streben hinbringen. Wie schwer ist es, was so natürlich scheint, eine gute Natur, ein treffliches Gemälde an und für sich zu beschauen, den Gesang um des Gesangs willen zu vernehmen, den Schauspieler im Schauspieler zu bewundern, sich eines Gebäudes um seiner eigenen Harmonie und seiner Dauer willen zu erfreuen! Nun sieht man aber meist die Menschen entschiedene Werke der Kunst geradezu behandeln, als wenn es ein weicher Thon wäre. Nach ihren Neigungen, Meinungen und Grillen soll sich der gebildete Marmor sogleich wieder ummodeln, das festgemauerte Gebäude sich ausdehnen oder zusammenziehen; ein Gemälde soll lehren, ein Schauspiel bessern, und Alles soll Alles werden. Eigentlich aber, weil die meisten Menschen selbst formlos sind, weil sie sich und ihrem Wesen selbst keine Gestalt geben können, so arbeiten sie, den Gegenständen ihre Gestalt zu nehmen, damit ja Alles loser und lockerer Stoff werde, wenn sie auch gehören. Alles reduciren sie zuletzt auf den sogenannten Effect, Alles ist relativ: und so wird auch Alles relativ, außer dem Unsinn und der Abgeschmacktheit, die denn auch ganz absolut regieren.

Ich verstehe Sie, versetzte Jarno, oder vielmehr ich sehe wohl ein, wie Das, was Sie sagen, mit den Grundsätzen zusammenhängt, an denen Sie so fest halten; ich kann es aber mit den armen Teufeln von Menschen unmöglich so genau nehmen. Ich kenne freilich ihrer genug, die sich bei den größten Werken der Kunst und der Natur sogleich ihres armseligsten Bedürfnisses erinnern, ihr Gewissen und ihre Moral mit in die Oper nehmen, ihre Liebe und Haß vor einem Säulengange nicht ablegen, und das Beste und Größte, was ihnen von außen gebracht werden kann, in ihrer Vorstellungsart erst möglichst verkleinern müssen, um es mit ihrem kümmerlichen Wesen nur einiger Maßen verbinden zu können.

Achtes Capitel.

Am Abend lud der Abbé zu den Exequien Mignon's ein. Die Gesellschaft begab sich in den Saal der Vergangenheit, und fand denselben auf das Sonderbarste erhellt und ausgeschmückt. Mit himmelblauen Teppichen waren die Wände fast von oben bis unten bekleidet, so daß nur Sockel und Fries hervorschienen. Auf den vier Candelabern in den Ecken brannten große Wachsfackeln, und so nach Verhältniß, auf den vier kleinern, die den mittlern Sarcophag umgaben. Neben diesem standen vier Knaben, himmelblau mit Silber gekleidet, und schienen einer Figur, die auf dem Sarcophag ruhte, mit breiten Fächern und Straußenfedern Luft zuzuwehn. Die Gesellschaft setzte sich, und zwei unsichtbare Chöre fingen mit holdem Gesang an zu fragen: Wen bringt Ihr uns zur stillen Gesellschaft? Die vier Kinder antworteten mit lieblicher Stimme: Einen müden Gespielen bringen wir Euch; laßt ihn unter Euch ruhen, bis das Janchzen himmlischer Geschwister ihn dereinst wieder aufweckt.

Chor.

Erstling der Jugend in unserm Kreise, sei willkommen! mit Trauer willkommen! Dir folge kein Knabe, kein Mädchen nach! Nur das Alter nahe sich willig und gelassen der stillen Halle,

und in ernſter Geſellſchaft ruhe das liebe, liebe Kind!

Knaben.

Ach! wie ungern brachten wir ihn her! Ach! und er ſoll hier bleiben! Laßt uns auch bleiben; laßt uns weinen, weinen an ſeinem Sarge!

Chor.

Seht die mächtigen Flügel doch an! Seht das leichte, reine Gewand! Wie blinkt die goldene Binde vom Haupt! Seht die ſchöne, die würdige Ruh'!

Knaben.

Ach, die Flügel heben ſie nicht; im leichten Spiele flattert das Gewand nicht mehr; als wir mit Roſen kränzten ihr Haupt, blickte ſie hold und freundlich nach uns!

Chor.

Schaut mit den Augen des Geiſtes hinan! In Euch lebe die bildende Kraft, die das Schönſte, das Höchſte hinauf über die Sterne das Leben trägt!

Knaben.

Aber ach, wir vermiſſen ſie hier; in den Gärten wandelt ſie nicht, ſammelt der Wieſe Blumen nicht mehr! Laßt uns weinen; wir laſſen ſie hier! Laßt uns weinen und bei ihr bleiben!

Chor.

Kinder, kehret in's Leben zurück! Eu're Thränen trockne die friſche Luft, die um das ſchlängelnde Waſſer ſpielt. Entflieht der Nacht! Tag und Luft und Dauer iſt das Loos der Lebendigen.

Knaben.

Auf, wir kehren in's Leben zurück! Gebe der Tag uns Arbeit und Luſt, bis der Abend uns Ruhe bringt und der nächtliche Schlaf uns erquickt!

Chor.

Kinder, eilet in's Leben hinaus! In der Schönheit reinem Gewande begegn' Euch die Liebe mit himmliſchem Blick und dem Kranz der Unſterblichkeit!

Die Knaben waren ſchon fern; der Abbé ſtand von ſeinem Seſſel auf und trat hinter den Sarg. Es iſt die Verordnung, ſagte er, des Mannes, der dieſe ſtille Wohnung bereitet hat, daß jeder neue Ankömmling mit Feierlichkeit empfangen werden ſoll. Nach ihm, dem Erbauer dieſes Hauſes, dem Errichter dieſer Stätte, haben wir zuerſt einen jungen Fremdling hierhergebracht, und ſo faßt ſchon dieſer kleine Raum zwei ganz verſchiedene Opfer der ſtrengen, willkürlichen und unerbittlichen Todesgöttinn. Nach beſtimmten Geſetzen treten wir in's Leben ein; die Tage ſind gezählt, die uns zum Anblicke des Lichts reif machen, aber für die Lebensdauer iſt kein Geſetz. Der ſchwächſte Lebensfaden zieht ſich in unerwartete Länge und den ſtärkſten zerſchneidet gewaltſam die Scheere einer Parze, die ſich in Widerſprüchen zu gefallen ſcheint. Von dem Kinde, das wir hier beſtatten, wiſſen wir wenig zu ſagen. Noch iſt uns unbekannt, woher es kam; ſeine Eltern kennen wir nicht, und die Zahl ſeiner Lebensjahre vermuthen wir nur. Sein tiefes, verſchloſſenes Herz ließ uns ſeine innerſten Angelegenheiten kaum errathen; Nichts war deutlich an ihm, Nichts offenbar, als die Liebe zu dem Manne, der es aus den Händen eines Barbaren rettete. Dieſe zärtliche Neigung, dieſe lebhafte Dankbarkeit ſchien die Flamme zu ſein, die das Oel ihres Lebens aufzehrte; die Geſchicklichkeit des Arztes konnte das ſchöne Leben nicht erhalten; die ſorgfältigſte Freundſchaft vermochte nicht, es zu friſten. Aber wenn die Kunſt den ſcheidenden Geiſt nicht zu feſſeln vermochte, ſo hat ſie alle ihre Mittel angewandt, den Körper zu erhalten und ihn der Vergänglichkeit zu entziehen. Eine balſamiſche Maſſe iſt durch alle Adern gedrungen, und färbt nun an der Stelle des Bluts die ſo früh verblichenen Wangen. Treten Sie näher, meine Freunde, und ſehen Sie das Wunder der Kunſt und Sorgfalt!

Er hub den Schleier auf, und das Kind lag in ſeinen Engelkleidern, wie ſchlafend, in der angenehmſten Stellung. Alle traten herbei, und bewunderten dieſen Schein des Lebens. Nur Wilhelm blieb in ſeinem Seſſel ſitzen; er konnte ſich nicht faſſen. Was er empfand, durfte er nicht denken, und jeder Gedanke ſchien ſeine Empfindung zerſtören zu wollen.

Die Rede war um des Marheſe willen Franzöſiſch geſprochen worden. Dieſer trat mit den Andern herbei, und betrachtete die Geſtalt mit Aufmerkſamkeit. Der Abbé fuhr fort: Mit einem heiligen Vertrauen war auch dieſes gute, gegen die Menſchen ſo verſchloſſene Herz beſtändig zu ſeinem Gott gewendet. Die Demuth, ja eine Neigung, ſich äußerlich zu erniedrigen, ſchien ihm angeboren. Mit Eifer hieng es an der catholiſchen Religion, in der es geboren und erzogen war. Oft äußerte ſie den ſtillen Wunſch, auf geweihtem Boden zu ruhen, und wir haben, nach den Gebräuchen der Kirche, dieſes marmorne Behältniß und die wenige Erde geweihet, die in ihrem Kopfkiſſen verborgen iſt. Mit welcher Inbrunſt küßte ſie in ihren letzten Augenblicken das Bild des Gekreuzigten, das auf ihren zarten Armen mit vielen hundert Puncten ſehr zierlich abgebildet ſteht! Er ſtreifte

zugleich, indem er Das ſagte, ihren rechten Arm auf, und ein Crucifix, von verſchiedenen Buchſtaben und Zeichen begleitet, ſah man blaulicht auf der weißen Haut.

Der Markeſe betrachtete dieſe neue Erſcheinung ganz in der Nähe. O Gott! rief er aus, indem er ſich aufrichtete und ſeine Hände gen Himmel hob, armes Kind! Unglückliche Nichte! finde ich Dich hier wieder! Welche ſchmerzliche Freude, Dich, auf die wir ſchon lange Verzicht gethan hatten, dieſen guten, lieben Körper, den wir lange im See einen Raub der Fiſche glaubten, hier wieder zu finden, zwar todt, aber erhalten! Ich wohne Deiner Beſtattung bei, die ſo herrlich durch ihr Aeußeres, und noch herrlicher durch die guten Menſchen wird, die Dich zu Deiner Ruheſtätte begleiten! Und wenn ich werde reden können, ſagte er mit gebrochener Stimme, werde ich Ihnen danken.

Die Thränen verhinderten ihn, Etwas weiter hervorzubringen. Durch den Druck einer Feder verſenkte der Abbé den Körper in die Tiefe des Marmors. Vier Jünglinge, gekleidet wie jene Knaben, traten hinter den Teppichen hervor, hoben den ſchweren, ſchön verzierten Deckel auf den Sarg, und ſangen zugleich ihren Geſang an.

Die Jünglinge.

Wohl verwahrt iſt nun der Schatz, das ſchöne Gebild der Vergangenheit! Hier im Marmor ruht es unverzehrt; auch in Euerm Herzen lebt es, wirkt es fort, Schreitet, ſchreitet in's Leben zurück! Nehmet den heiligen Ernſt mit hinaus; denn der Ernſt, der heilige, macht allein das Leben zur Ewigkeit.

Das unſichtbare Chor fiel in die letzten Worte mit ein, aber Niemand von der Geſellſchaft vernahm die ſtärkenden Worte, Jedes war zu ſehr mit den wunderbaren Entdeckungen und ſeinen eigenen Empfindungen beſchäftigt. Der Abbé und Natalie führten den Markeſe, Wilhelm'en Thereſe und Lothario hinaus; und erſt als der Geſang ihnen völlig verhallte, fielen die Schmerzen, die Betrachtungen, die Gedanken, die Neugierde ſie mit aller Gewalt wieder an, und ſehnlich wünſchten ſie ſich in jenes Element wieder zurück.

Neuntes Capitel.

Der Markeſe vermied, von der Sache zu reden, hatte aber heimliche und lange Geſpräche mit dem Abbé. Er erbat ſich, wenn die Geſellſchaft beiſammen war, öfters Muſik; man ſorgte gern dafür, weil Jedermann zufrieden war, des Geſprächs überhoben zu ſein. So lebte man einige Zeit fort, als man bemerkte, daß er Anſtalt zur Abreiſe mache. Eines Tages ſagte er zu Wilhelm'en: Ich verlange nicht, die Reſte des guten Kindes zu beunruhigen; es bleibe an dem Orte zurück, wo es geliebt und gelitten hat: aber ſeine Freunde müſſen mir verſprechen, mich in ſeinem Vaterlande, an dem Platze zu beſuchen, wo das arme Geſchöpf geboren und erzogen wurde; ſie müſſen die Säulen und Statuen ſehen, von denen ihm noch eine dunkle Idee übrig geblieben iſt.

Ich will Sie in die Buchten führen, wo ſie ſo gern die Steinchen zuſammenlas. Sie werden ſich, lieber junger Mann, der Dankbarkeit einer Familie nicht entziehen, die Ihnen ſoviel ſchuldig iſt! Morgen reiſe ich weg. Ich habe dem Abbé die ganze Geſchichte vertraut; er wird ſie Ihnen wieder erzählen; er konnte mir verzeihen, wenn mein Schmerz mich unterbrach, und er wird als ein Dritter die Begebenheit mit mehr Zuſammenhang vortragen. Wollen Sie mir noch, wie der Abbé verſchlug, auf meiner Reiſe durch Deutſchland folgen, ſo ſind Sie willkommen. Laſſen Sie Ihren Knaben nicht zurück; bei jeder kleinen Unbequemlichkeit, die er uns macht, wollen wir uns Ihrer Vorſorge für meine arme Nichte wieder erinnern.

Noch ſelbigen Abend ward man durch die Ankunft der Gräfinn überraſcht. Wilhelm bebte an allen Gliedern, als ſie hereintrat, und ſie, obgleich vorbereitet, hielt ſich an ihrer Schweſter, die ihr bald einen Stuhl reichte. Wie ſonderbar einfach war ihr Anzug, und wie verändert ihre Geſtalt! Wilhelm durfte kaum auf ſie hinblicken; ſie begrüßte ihn mit Freundlichkeit, und einige allgemeine Worte konnten ihre Geſinnung und Empfindungen nicht verbergen. Der Markeſe war bei Zeiten zu Bette gegangen, und die Geſellſchaft hatte noch keine Luſt, ſich zu trennen; der Abbé brachte ein Manuſcript hervor. Ich habe, ſagte er, ſogleich die ſonderbare Geſchichte, wie ſie mir anvertraut wurde, zu Papiere gebracht. Wo man am Wenigſten Dinte und Feder ſparen ſoll, Das iſt beim Aufzeichnen einzelner Umſtände merkwürdiger Begebenheiten. Man unterrichtete die Gräfinn, wovon die Rede ſei, und der Abbé las:

Meinen Vater, ſagte der Markeſe, muß ich, ſoviel ich in der Welt auch geſehen habe, immer für einen der wunderbarſten Menſchen halten. Sein Character war edel und gerade, ſeine Ideen weit und, man darf ſagen, groß: er war ſtreng gegen ſich ſelbſt; in allen ſeinen Planen fand man eine unbeſtechliche Folge, an allen ſeinen Handlungen eine ununterbrochene Schrittmäßigkeit. So gut ſich daher von einer Seite mit ihm umgehen und ein Geſchäft verhandeln ließ, ſo wenig konnte er, um eben dieſer Eigenſchaften willen, ſich in die Welt finden, da er vom Staate, von ſeinen Nachbarn,

von Kindern und Geſinde die Beobachtung aller der Geſetze forderte, die er ſich ſelbſt auferlegt hatte. Seine mäßigſten Forderungen wurden übertrieben durch ſeine Strenge, und er konnte nie zum Genuß gelangen, weil Nichts auf die Weiſe entſtand, wie er ſich's gedacht hatte. Ich habe ihn in dem Augenblick, da er einen Palaſt bauete, einen Garten anlegte, ein großes, neues Gut in der ſchönſten Lage erwarb, innerlich mit dem ernſteſten Ingrimm überzeugt geſehen, das Schickſal habe ihn verdammt, entbehrlam zu ſein und zu dulden. In ſeinem Aeußerlichen beobachtete er die größte Würde; wenn er ſcherzte, zeigte er nur die Ueberlegenheit ſeines Verſtandes; es war ihm unerträglich, getadelt zu werden; und ich habe ihn nur ein Mal in meinem Leben ganz außer aller Faſſung geſehen, da er hörte, daß man von einer ſeiner Anſtalten wie von etwas Lächerlichem ſprach. In eben dieſem Geiſte hatte er über ſeine Kinder und ſein Vermögen disponirt. Mein älteſter Bruder ward als ein Mann erzogen, der künftig große Güter zu beſitzen hatte. Ich ſollte den geiſtlichen Stand ergreifen, und der jüngſte Soldat werden. Ich war lebhaft, feurig, thätig, ſchnell, zu allen körperlichen Uebungen geſchickt. Der Jüngſte ſchien zu einer Art von ſchwärmeriſcher Ruhe geneigter, den Wiſſenſchaften, der Muſik und der Dichtkunſt ergeben. Nur nach dem härteſten Kampf, nach der völligſten Ueberzeugung der Unmöglichkeit gab der Vater, wiewohl mit Widerwillen, nach, daß wir unſern Beruf umtauſchen dürften; und ob er gleich jeden von uns Beiden zufrieden ſah, ſo konnte er ſich doch nicht d'rein finden und verſicherte, daß nichts Gutes daraus entſtehen werde. Je älter er ward, deſto abgeſchnittener fühlte er ſich von aller Geſellſchaft. Er lebte zuletzt faſt ganz allein. Nur ein alter Freund, der unter den Deutſchen gedient, im Feldzuge ſeine Frau verloren und eine Tochter mitgebracht hatte, die ungefähr zehn Jahr alt war, blieb ſein einziger Umgang. Dieſer kaufte ſich ein artiges Gut in der Nachbarſchaft, ſah meinen Vater zu beſtimmten Tagen und Stunden der Woche, in denen er auch manchmal ſeine Tochter mitbrachte. Er widerſprach meinem Vater niemals, der ſich zuletzt völlig an ihn gewöhnte und ihn als den einzigen erträglichen Geſellſchafter duldete. Nach dem Tode unſers Vaters merkten wir wohl, daß dieſer Mann von unſerm Alten trefflich ausgeſtattet worden war, und ſeine Zeit nicht umſonſt zugebracht hatte; er erweiterte ſeine Güter; ſeine Tochter konnte eine ſchöne Mitgift erwarten. Das Mädchen wuchs heran und war von ſonderbarer Schönheit; mein älterer Bruder ſcherzte oft mit mir, daß ich mich um ſie bewerben ſollte.

Indeſſen hatte Bruder Auguſtin im Kloſter ſeine Jahre in dem ſonderbarſten Zuſtande zugebracht; er überließ ſich ganz dem Genuß einer heiligen Schwärmerei, jenen halb geiſtigen halb phyſiſchen Empfindungen, die, wie ſie ihn eine Zeit lang in den dritten Himmel erhoben, bald darauf in einen Abgrund von Ohnmacht und leeres Elend verſunken ließen. Bei meines Vaters Lebzeiten war an keine Veränderung zu denken; und was hätte man wünſchen oder vorſchlagen ſollen? Nach dem Tode unſers Vaters beſuchte er uns fleißig; ſein Zuſtand, der uns im Anfang jammerte, ward nach und nach um Vieles erträglicher; denn die Vernunft hatte geſiegt. Allein je ſicherer ſie ihm völlige Zufriedenheit und Heilung auf dem reinen Wege der Natur verſprach, deſto lebhafter verlangte er von uns, daß wir ihn von ſeinen Gelübden befreien ſollten; er gab zu verſtehen, daß ſeine Abſicht auf Sperata, unſere Nachbarinn, gerichtet ſei.

Mein älterer Bruder hatte zu viel durch die Härte unſers Vaters gelitten, als daß er ungerührt bei dem Zuſtande des Jüngſten hätte bleiben können. Wir ſprachen mit dem Beichtvater unſerer Familie, einem alten würdigen Manne, entdeckten ihm die doppelte Abſicht unſers Bruders und baten ihn, die Sache einzuleiten und zu befördern. Wider ſeine Gewohnheit zögerte er, und als endlich unſer Bruder in uns drang, und wir die Angelegenheit dem Geiſtlichen lebhafter empfahlen, mußte er ſich entſchließen, uns die ſonderbare Geſchichte zu entdecken.

Sperata war unſere Schweſter, und zwar ſowohl von Vater als Mutter; Neigung und Sinnlichkeit hatten den Mann in ſpätern Jahren nochmals überwältigt, in welchen das Recht der Ehegatten ſchon verloſchen zu ſein ſcheint.

Ueber einen ähnlichen Fall hatte man ſich kurz vorher in der Gegend luſtig gemacht, und mein Vater, um ſich nicht gleichfalls dem Lächerlichen auszuſetzen, beſchloß dieſe ſpäte, geſetzmäßige Frucht der Liebe mit eben der Sorgfalt zu verheimlichen, als man ſonſt die frühern zufälligen Früchte der Neigung zu verbergen pflegt. Unſere Mutter kam heimlich nieder; das Kind wurde auf's Land gebracht, und der alte Hausfreund, der nebſt dem Beichtvater allein um das Geheimniß wußte, ließ ſich leicht bereden, ſie für ſeine Tochter auszugeben. Der Beichtvater hatte ſich nur ausbedungen, im äußerſten Fall das Geheimniß entdecken zu dürfen. Der Vater war geſtorben; das zarte Mädchen lebte unter der Aufſicht einer alten Frau: wir wußten, daß Geſang und Muſik unſern Bruder ſchon bei ihr eingeführt hatten; und da er uns wiederholt aufforderte, ſeine alten Bande zu trea-

nen, um das neue zu knüpfen, so war es nöthig, ihn, sobald als möglich von der Gefahr zu unterrichten, in der er schwebte.

Er sah uns mit wilden, verachtenden Blicken an. Spart Euere unwahrscheinlichen Mährchen, rief er aus, für Kinder und leichtgläubige Thoren! Mir werdet Ihr Sperata'n nicht vom Herzen reißen; sie ist mein. Verläugnet sogleich Euer schreckliches Gespenst, das mich nur vergebens ängstigen würde! Sperata ist nicht meine Schwester, sie ist mein Weib! — Er beschrieb uns mit Entzücken, wie ihn das himmlische Mädchen aus dem Zustande der unnatürlichen Absonderung von den Menschen in das wahre Leben geführt, wie beide Gemüther, gleich beiden Kehlen zusammenstimmten, und wie er alle seine Leiden und Verirrungen segnete, weil sie ihn von allen Frauen bis dahin entfernt gehalten, und weil er nun ganz und gar sich dem liebenswürdigsten Mädchen ergeben könne. Wir entsetzten uns über die Entdeckung; uns jammerte sein Zustand: wir wußten uns nicht zu helfen; er versicherte uns mit Heftigkeit, daß Sperata ein Kind von ihm im Busen trage. Unser Beichtvater that Alles, was ihm seine Pflicht eingab, aber dadurch ward das Uebel nur schlimmer. Die Verhältnisse der Natur und der Religion, der sittlichen Rechte und der bürgerlichen Gesetze wurden von meinem Bruder auf's Heftigste durchgefochten. Nichts schien ihm heilig, als das Verhältniß zur Sperata; Nichts schien ihm würdig, als der Name Vater und Gattinn. Diese allein, rief er aus, sind der Natur gemäß; alles Andere sind Grillen und Meinungen. Sah es nicht edle Völker, die eine Heirath mit der Schwester billigten? Nennt Euere Götter nicht, rief er aus, Ihr braucht die Namen nie, als wenn Ihr uns bethören, uns von dem Wege der Natur abführen und die edelsten Triebe durch schändlichen Zwang zu Verbrechen entstellen wollt. Zur größten Verwirrung des Geistes, zum schändlichsten Mißbrauche des Körpers nöthigt ihr die Schlachtopfer, die Ihr lebendig begrabt.

Ich darf reden; denn ich habe gelitten, wie Keiner, von der höchsten, süßesten Fülle der Schwelgerei bis zu den fürchterlichen Wüsten der Ohnmacht, der Leerheit, der Vernichtung und Verzweiflung, von den höchsten Ahnungen überirdischer Wesen, bis zu dem völligsten Unglauben, dem Unglauben an mir selbst. Allen diesen entsetzlichen Bodensatz des am Rande schmeichelnden Kelchs habe ich ausgetrunken, und mein ganzes Wesen war bis in sein Innerstes vergiftet. Nun, da mich die gütige Natur durch ihre größten Gaben, durch die Liebe, wieder geheilt hat; da ich an dem Busen eines himmlischen Mädchens wieder fühle, daß ich bin, daß sie ist, daß wir Ein's sind, daß aus dieser lebendigen Verbindung ein Drittes entstehen und uns entgegenlächeln soll: nun eröffnet ihr die Flammen Eu're Höllen, Eu're Fegefeuer, die nur eine kranke Einbildungskraft versengen können, und stellt sie dem lebhaften, wahren, unzerstörlichen Genuß der reinen Liebe entgegen! Begegnet uns unter jenen Cypressen, die ihre ernsthaften Gipfel gen Himmel wenden; besucht uns an jenen Spalieren, wo die Citronen und Pomeranzen neben uns blühn, wo die zierliche Myrthe uns ihre zarten Blumen darreicht: und dann wagt es, uns mit Euern trüben, grauen, von Menschen gesponnenen Netzen zu ängstigen!

So bestand er lange Zeit auf einem hartnäckigen Unglauben unserer Erzählung; und zuletzt, da wir ihm die Wahrheit derselben betheuerten; da sie ihm der Beichtvater selbst versicherte, ließ er sich doch dadurch nicht irre machen, vielmehr rief er aus: Fragt nicht den Wiederhall Eu're Kreuzgänge, nicht Euer vermodertes Pergament, nicht Eu're verschränkten Grillen und Verordnungen! Fragt die Natur und Euer Herz! Sie wird Euch lehren, vor was Ihr zu schaudern habt; sie wird Euch mit dem strengsten Finger zeigen, worüber sie ewig und unwiderruflich ihren Fluch ausspricht. Seht die Lilien an! Entspringt nicht Gatte und Gattinn auf einem Stengel? Verbindet Beide nicht die Blume, die Beide gebar? Und ist die Lilie nicht das Bild der Unschuld, und ihre geschwisterliche Vereinigung nicht fruchtbar? Wenn die Natur verabscheut, so spricht sie es laut aus; das Geschöpf, das nicht sein soll, kann nicht werden; das Geschöpf, das falsch lebt, wird früh zerstört. Unfruchtbarkeit, kümmerliches Dasein, frühzeitiges Zerfallen, Das sind ihre Flüche, die Kennzeichen ihrer Strenge. Nur durch unmittelbare Folgen straft sie. Da seht um Euch her; und was verboten, was verflucht ist, wird Euch in die Augen fallen. In der Stille des Klosters und im Geräusche der Welt sind tausend Handlungen geheiligt und geehrt, auf denen ihr Fluch ruht. Auf bequemem Müßiggang so gut als überstrengte Arbeit, auf Willkür und Ueberfluß, wie auf Noth und Mangel, sieht sie mit traurigen Augen nieder; zur Mäßigkeit ruft sie; wahr sind alle ihre Verhältnisse, und ruhig alle ihre Wirkungen. Wer gelitten hat, wie ich, hat das Recht, frei zu sein. Sperata ist mein; nur der Tod soll mir sie nehmen. Wie ich sie behalten kann; wie ich glücklich werden kann: Das ist Eu're Sorge! Jetzt gleich geh' ich zu ihr, um mich nicht wieder von ihr zu trennen.

Er wollte nach dem Schiffe, um zu ihr überzusetzen; wir hielten ihn ab und baten ihn, daß er keinen Schritt thun möchte, der die schreck-

lichſten Folgen haben könnte. Er ſollte überlegen, daß er nicht in der freien Welt ſeiner Gedanken und Vorſtellungen, ſondern in einer Verfaſſung lebe, deren Geſetze und Verhältniſſe die Unbezwinglichkeit eines Naturgeſetzes angenommen haben. Wir mußten dem Beichtvater verſprechen, daß wir den Bruder nicht aus den Augen, noch weniger aus dem Schloſſe laſſen wollten; darauf ging er weg und verſprach, in einigen Tagen wieder zu kommen. Was wir vorausgeſehen hatten, traf ein; der Verſtand hatte unſern Bruder ſtark gemacht, aber ſein Herz war weich; die frühern Eindrücke der Religion wurden lebhaft, und die entſetzlichſten Zweifel bemächtigten ſich ſeiner. Er brachte zwei fürchterliche Tage und Nächte zu; der Beichtvater kam ihm wieder zu Hülfe, umſonſt! Der ungebundene, freie Verſtand ſprach ihn los; ſein Gefühl, ſeine Religion, alle gewohnten Begriffe erklärten ihn für einen Verbrecher.

Eines Morgens fanden wir ſein Zimmer leer; ein Blatt lag auf dem Tiſche, worin er uns erklärte, daß er, da wir ihn mit Gewalt gefangen hielten, berechtigt ſei, ſeine Freiheit zu ſuchen; er entfliehe, er gehe zu Sperata, er hoffe mit ihr zu entkommen; er ſei auf Alles gefaßt, wenn man ſie trennen wolle.

Wir erſchracken nicht wenig; allein der Beichtvater bat uns ruhig zu ſein. Unſer armer Bruder war nahe genug beobachtet worden: die Schiffer, anſtatt ihn überzuſetzen, führten ihn in ſein Kloſter. Ermüdet von einem vierzigſtündigen Wachen ſchlief er ein, ſobald ihn der Kahn im Mondenſchein ſchaukelte, und erwachte nicht früher, als bis er ſich in den Händen ſeiner geiſtlichen Brüder ſah; er erholte ſich nicht eher, als bis er die Kloſterpforte hinter ſich zuſchlagen hörte.

Schmerzlich gerührt von dem Schickſal unſers Bruders, machten wir unſerm Beichtvater die lebhafteſten Vorwürfe; allein dieſer ehrwürdige Mann wußte uns bald mit den Gründen des Wundarztes zu überreden, daß unſer Mitleid für den armen Kranken tödtlich ſei; er handle nicht aus eigener Willkür, ſondern auf Befehl des Biſchofs und des hohen Rathes. Die Abſicht war: alle öffentliche Aergerniß zu vermeiden, und den traurigen Fall mit dem Schleier einer geheimen Kirchenzucht zu verdecken. Sperata ſollte geſchont werden; ſie ſollte nicht erfahren, daß ihr Geliebter zugleich ihr Bruder ſei. Sie ward einem Geiſtlichen anempfohlen, dem ſie vorher ſchon ihren Zuſtand vertraut hatte. Man wußte ihre Schwangerſchaft und Niederkunft zu verbergen. Sie war als Mutter in dem kleinen Geſchöpfe ganz glücklich. Sowie die meiſten unſerer Mädchen, konnte ſie weder ſchreiben, noch Geſchriebenes leſen; ſie gab daher dem Vater Aufträge, was er ihrem Geliebten ſagen ſollte. Dieſer glaubte, den frommen Betrug einer ſäugenden Mutter ſchuldig zu ſein; er brachte ihr Nachrichten von unſerm Bruder, den er niemals ſah, ermahnte ſie in ſeinem Namen zur Ruhe, bat ſie, für ſich und das Kind zu ſorgen und wegen der Zukunft Gott zu vertrauen.

Sperata war von Natur zur Religioſität geneigt. Ihr Zuſtand, ihre Einſamkeit vermehrten dieſen Zug; der Geiſtliche unterhielt ihn, um ſie nach und nach auf eine ewige Trennung vorzubereiten. Kaum war das Kind entwöhnt, kaum glaubte er ihren Körper ſtark genug, die ängſtlichſten Seelenleiden zu ertragen: ſo fing er an, das Vergehen ihr mit ſchrecklichen Farben vorzumalen, das Vergehen, ſich einem Geiſtlichen ergeben zu haben, das er als eine Art von Sünde gegen die Natur, als einen Inceſt behandelte; denn er hatte den ſonderbaren Gedanken, ihre Reue jener Reue gleich zu machen, die ſie empfunden haben würde, wenn ſie das wahre Verhältniß ihres Fehltritts erfahren hätte. Er brachte dadurch ſoviel Jammer und Kummer in ihr Gemüth; er erhöhte die Idee der Kirche und ihres Oberhauptes ſo ſehr vor ihr; er zeigte ihr die ſchrecklichen Folgen für das Heil aller Seelen, wenn man in ſolchen Fällen nachgeben und die Straffälligen durch eine rechtmäßige Verbindung noch gar belohnen wolle; er zeigte ihr, wie heilſam es ſei, einen ſolchen Fehler in der Zeit abzubüßen und dafür dereinſt die Krone der Herrlichkeit zu erwerben: daß ſie endlich wie eine arme Sünderinn ihren Nacken dem Beil willig darreichte und inſtändig bat, daß man ſie auf ewig von unſerm Bruder entfernen möchte. Als man ſoviel von ihr erlangt hatte, ließ man ihr, doch unter einer gewiſſen Aufſicht, die Freiheit, bald in ihrer Wohnung, bald in dem Kloſter zu ſein, je nachdem ſie es für gut hielte.

Ihr Kind wuchs heran und zeigte bald eine ſonderbare Natur. Es konnte ſehr früh laufen und ſich mit aller Geſchicklichkeit bewegen; es ſang bald ſehr artig und lernte die Cither gleichſam von ſich ſelbſt. Nur mit Worten konnte es ſich nicht ausdrücken; und es ſchien das Hinderniß mehr in ſeiner Denkungsart als in den Sprachwerkzeugen zu liegen. Die arme Mutter fühlte indeſſen ein trauriges Verhältniß zu dem Kinde; die Behandlung des Geiſtlichen hatte ihre Vorſtellungsart ſo verwirrt, daß ſie, ohne wahnſinnig zu ſein, ſich in den ſeltſamſten Zuſtänden befand. Ihr Vergehen ſchien ihr immer ſchrecklicher und ſtrafbarer zu werden; das oft wiederholte Gleichniß des Geiſtlichen vom Inceſt hatte ſich ſo tief bei ihr eingeprägt, daß ſie einen ſolchen Abſcheu empfand, als wenn

ihr das Verhältniß selbst bekannt gewesen wäre. Der Beichtvater dünkte sich nicht wenig über das Kunststück, wodurch er das Herz eines unglücklichen Geschöpfes zerriß. Jämmerlich war es anzusehen, wie die Mutterliebe, die über das Dasein des Kindes sich so herzlich zu erfreuen geneigt war, mit dem schrecklichen Gedanken stritt, daß dieses Kind nicht da sein sollte. Bald stritten diese beiden Gefühle zusammen, bald war der Abscheu über die Liebe gewaltig.

Man hatte das Kind schon lange von ihr weggenommen und zu guten Leuten unten am See gegeben; und in der mehrern Freiheit, die es hatte, zeigte sich bald seine besondere Lust zum Klettern. Die höchsten Gipfel zu ersteigen, auf den Rändern der Schiffe wegzulaufen, und den Seiltänzern, die sich manchmal in dem Orte sehen ließen, die wunderlichsten Kunststücke nachzumachen, war ein natürlicher Trieb.

Um das Alles leichter zu üben, liebte sie, mit den Knaben die Kleider zu wechseln; und ob es gleich von ihren Pflegeltern höchst unanständig und unzulässig gehalten wurde, so ließen wir ihr doch soviel als möglich nachsehen. Ihre wunderlichen Wege und Sprünge führten sie manchmal weit; sie verirrte sich, sie blieb aus und kam immer wieder. Meistentheils, wenn sie zurückkehrte, setzte sie sich unter die Säulen des Portals vor einem Landhause in der Nachbarschaft; man suchte sie nicht mehr, man erwartete sie. Dort schien sie auf den Stufen auszuruhen; dann lief sie in den großen Saal, besah die Statuen; und wenn man sie nicht besonders aufhielt, eilte sie nach Hause.

Zuletzt ward denn doch unser Hoffen getäuscht und unsere Nachsicht bestraft. Das Kind blieb aus, man fand seinen Hut auf dem Wasser schwimmen, nicht weit von dem Orte, wo ein Gießbach sich in den See stürzt. Man vermuthete, daß es bei seinem Klettern zwischen den Felsen verunglückt sei; bei allem Nachforschen konnte man den Körper nicht finden.

Durch das unvorsichtige Geschwätz ihrer Gesellschafterinnen erfuhr Sperata bald den Tod ihres Kindes; sie schien ruhig und heiter, und gab nicht undeutlich zu verstehen, sie freue sich, daß Gott das arme Geschöpf zu sich genommen und so bewahrt habe, ein größeres Unglück zu erdulden oder zu stiften.

Bei dieser Gelegenheit kamen alle Mährchen zur Sprache, die man von unsern Wassern zu erzählen pflegte. Es hieß: der See üffe alle Jahre ein unschuldiges Kind haben; er leide keinen todten Körper, und werfe ihn früh oder spät an's Ufer, ja sogar das letzte Knöchelchen, wenn es zu Grunde gesunken sei, müsse wieder heraus. Man erzählte die Geschichte einer untröstlichen Mutter, deren Kind im See ertrunken sei, und die Gott und seine Heiligen angerufen habe, ihr nur wenigstens die Gebeine zum Begräbniß zu gönnen; der nächste Sturm habe den Schädel, der folgende den Rumpf an's Ufer gebracht, und nachdem Alles beisammen gewesen, habe sie sämmtliche Gebeine in einem Tuche zur Kirche getragen; aber, o Wunder! als sie in den Tempel getreten, sei das Paket immer schwerer geworden, und endlich als sie es auf die Stufen des Altars gelegt, habe das Kind zu schreien angefangen und sich zu Jedermanns Erstaunen aus dem Tuche losgemacht; nur ein Knöchelchen des kleinen Fingers an der rechten Hand habe gefehlt, welches denn die Mutter nachher noch sorgfältig aufgesucht und gefunden, das denn auch noch zum Gedächtniß unter andern Reliquien in der Kirche aufgehoben werde.

Auf die arme Mutter machten diese Geschichten großen Eindruck; ihre Einbildungskraft fühlte einen neuen Schwung und begünstigte die Empfindung ihres Herzens. Sie nahm an, daß das Kind nunmehr für sich und seine Eltern abgebüßt habe; daß Fluch und Strafe, die bisher auf ihnen geruht, nunmehr gänzlich gehoben sei; daß es nur darauf ankomme, die Gebeine des Kindes wieder zu finden, um sie nach Rom zu bringen: so würde das Kind auf den Stufen des großen Altars der Peterskirche wieder, mit seiner schönen frischen Haut umgeben, vor dem Volke dastehn. Es werde mit seinen eigenen Augen wieder Vater und Mutter schauen, und der Papst, von der Einstimmung Gottes und seiner Heiligen überzeugt, werde unter dem lauten Zuruf des Volks den Eltern die Sünde vergeben, sie lossprechen und sie verbinden.

Nun waren ihre Augen und ihre Sorgfalt immer nach dem See und dem Ufer gerichtet. Wenn Nachts im Mondglanz sich die Wellen umschlangen, glaubte sie, jeder blinkende Schaum treibe ihr Kind hervor; es mußte zum Scheine Jemand hinablaufen, um es am Ufer aufzufangen.

So war sie auch des Tages unermüdet an den Stellen, wo das kiesige Ufer flach in die See ging; sie sammelte in ein Körbchen alle Knochen, die sie fand. Niemand durfte ihr sagen, daß es Thierknochen seien; die großen begrub sie, die kleinen hub sie auf. In dieser Beschäftigung lebte sie unablässig fort. Der Geistliche, der durch die unerlaubte Ausübung seiner Pflicht ihren Zustand verursacht hatte, nahm sich auch ihrer aus allen Kräften an. Durch seinen Einfluß ward sie in der Gegend für eine Entzückte, nicht für eine Verrückte gehalten; man stand mit gefalteten Händen, wenn sie vorbeiging, und die Kinder küßten ihr die Hand.

Ihrer alten Freundinn und Begleiterinn war von dem Beichtvater die Schuld, die sie bei der unglücklichen Verbindung beider Personen gehabt haben mochte, nur unter der Bedingung erlassen, daß sie unablässig treu ihr ganzes künftiges Leben die Unglückliche begleiten solle, und sie hat mit einer bewundernswürdigen Geduld und Gewissenhaftigkeit ihre Pflichten bis zuletzt ausgeübt.

Wir hatten unterdessen unsern Bruder nicht aus den Augen verloren; weder die Aerzte noch die Geistlichkeit seines Klosters wollten uns erlauben, vor ihm zu erscheinen: allein um uns zu überzeugen, daß es ihm nach seiner Art wohl gehe, konnten wir ihn, so oft wir wollten, in dem Garten, in den Kreuzgängen, ja durch ein Fenster an der Decke seines Zimmers belauschen.

Nach vielen schrecklichen und sonderbaren Epochen, die ich übergehe, war er in einem seltsamen Zustand der Ruhe des Geistes und der Unruhe des Körpers gerathen. Er saß fast niemals, als wenn er seine Harfe nahm und darauf spielte, da er sie denn meistens mit Gesang begleitete. Uebrigens war er immer in Bewegung und in Allem äußerst lenksam und folgsam; denn alle seine Leidenschaften schienen sich in der einzigen Furcht des Todes aufgelöst zu haben. Man konnte ihn zu Allem in der Welt bewegen, wenn man ihm mit einer gefährlichen Krankheit oder mit dem Tode drohte.

Außer dieser Sonderbarkeit, daß er unermüdet im Kloster hin und her ging und nicht undeutlich zu verstehen gab, daß es noch besser sein würde, über Berg und Thäler so zu wandeln, sprach er auch von einer Erscheinung, die ihn gewöhnlich ängstigte. Er behauptete nämlich, daß bei seinem Erwachen, zu jeder Stunde der Nacht, ein schöner Knabe unten an seinem Bette stehe und ihm mit einem blanken Messer drohe. Man versetzte ihn in ein anderes Zimmer; allein er behauptete, auch da, und zuletzt sogar an andern Stellen des Klosters, stehe der Knabe im Hinterhalt. Sein Auf- und Abwandeln ward unruhiger; ja man erinnerte sich nachher, daß er in der Zeit öfter als sonst an dem Fenster gestanden und über den See hinüber gesehen habe.

Unsere arme Schwester indessen schien von dem einzigen Gedanken, von der beschränkten Beschäftigung nach und nach aufgerieben zu werden, und unser Arzt schlug vor, man sollte ihr nach und nach unter ihre übrigen Gebeine die Knochen eines Kinder-Skelet's mischen, um dadurch ihre Hoffnung zu vermehren. Der Versuch war zweifelhaft; doch schien wenigstens soviel dabei gewonnen, daß man sie, wenn alle Theile beisammen wären, von dem ewigen Suchen abbringen und ihr zu einer Reise nach Rom Hoffnung machen könnte.

Es geschah, und ihre Begleiterinn vertauschte unmerklich die ihr anvertrauten Reste mit den gefundenen, und eine unglaubliche Wonne verbreitete sich über die arme Kranke, als die Theile sich nach und nach zusammen fanden, und man diejenigen bezeichnen konnte, die noch fehlten. Sie hatte mit großer Sorgfalt jeden Theil, wo er hingehörte, mit Fäden und Bändern befestigt; sie hatte, wie man die Körper der Heiligen zu ehren pflegt, mit Seide und Stickerei die Zwischenräume ausgefüllt.

So hatte man die Glieder zusammenkommen lassen; es fehlten nur wenige der äußern Enden. Eines Morgens, als sie noch schlief, und der Medicus gekommen war, nach ihrem Befinden zu fragen, nahm die Alte die verehrten Reste aus dem Kästchen weg, das in der Schlafkammer stand, um dem Arzte zu zeigen, wie sich die gute Kranke beschäftige. Kurz darauf hörte man sie aus dem Bette springen; sie hob das Tuch auf und fand das Kästchen leer. Sie warf sich auf ihre Kniee; man kam und hörte ihr freudiges, inbrünstiges Gebet. Ja, es ist wahr! rief sie aus; es war kein Traum, es ist wirklich! Freuet Euch, meine Freunde, mit mir! Ich habe das gute, schöne Geschöpf wieder lebendig gesehen. Es stand auf und warf den Schleier von sich; sein Glanz erleuchtete das Zimmer, seine Schönheit war verklärt; es konnte den Boden nicht betreten, ob es gleich wollte. Leicht ward es emporgehoben und konnte mir nicht ein Mal seine Hand reichen. Da rief es mich zu sich und zeigte mir den Weg, den ich gehen soll. Ich werde ihm folgen, und bald folgen, ich fühl' es, und es wird mir so leicht um's Herz. Mein Kummer ist verschwunden, und schon das Anschauen meines wieder Auferstandenen hat mir einen Vorschmack der himmlischen Freude gegeben.

Von der Zeit an war ihr ganzes Gemüth mit den heitersten Aussichten beschäftigt; auf keinen irdischen Gegenstand richtete sie ihre Aufmerksamkeit mehr; sie genoß nur wenige Speisen, und ihr Geist machte sich nach und nach von den Banden des Körpers los. Auch fand man sie zuletzt unvermuthet erblaßt und ohne Empfindung; sie öffnete die Augen nicht wieder; sie war, was wir todt nennen.

Der Ruf ihrer Vision hatte sich bald unter das Volk verbreitet; und das ehrwürdige Ansehn, das sie in ihrem Leben genoß, verwandelte sich nach ihrem Tode schnell in den Gedanken, daß man sie sogleich für selig, ja für heilig halten müsse.

Als man sie zu Grabe bestatten wollte, drängten sich viele Menschen mit [illegible]

Sie schleppen vom Geschlecht sich zum Geschlechte,
Und rücken sacht von Ort zu Ort.
Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage;
Weh dir, daß du ein Enkel bist!
Vom Rechte, das mit uns geboren ist,
Von dem ist leider! nie die Frage.

Schüler.

Mein Abscheu wird durch euch vermehrt,
O glücklich der, den ihr belehrt!
Fast möcht' ich nun Theologie studiren.

Mephistopheles.

Ich wünschte nicht euch irre zu führen.
Was diese Wissenschaft betrifft,
Es ist so schwer den falschen Weg zu meiden,
Es liegt in ihr so viel verborgnes Gift,
Und von der Arzeney ist's kaum zu unterscheiden.
Am besten ist's auch hier, wenn ihr nur Einen hört,
Und auf des Meisters Worte schwört.

Heftigkeit hinzu; man wollte ihre Hand, man wollte wenigstens ihr Kleid berühren. In dieser leidenschaftlichen Erhöhung fühlten verschiedene Kranke die Uebel nicht, von denen sie sonst gequält wurden; sie hielten sich für geheilt, sie bekannten's, sie priesen Gott und seine neue Heilige. Die Geistlichkeit war genöthigt, den Körper in eine Capelle zu stellen; das Volk verlangte Gelegenheit, seine Andacht zu verrichten; der Zudrang war unglaublich; die Bergbewohner, die ohnedieß zu lebhaften, religiösen Gefühlen gestimmt sind, drangen aus ihren Thälern herbei; die Andacht, die Wunder, die Anbetung vermehrten sich mit jedem Tage. Die bischöflichen Verordnungen, die einen solchen neuen Dienst einschränken und nach und nach niederschlagen sollten, konnten nicht zur Ausführung gebracht werden; bei jedem Widerstand war das Volk heftig und gegen jeden Ungläubigen bereit, in Thätlichkeiten auszubrechen. Wandelte nicht auch, riefen sie, der heilige Borromäus unter unsern Vorfahren? Erlebte seine Mutter nicht die Wonne seiner Seligsprechung? Hat man nicht durch jenes große Bildniß auf dem Felsen bei Arona uns seine geistige Größe sinnlich vergegenwärtigen wollen? Leben die Seinigen nicht noch unter uns? Und hat Gott nicht zugesagt, unter einem gläubigen Volke seine Wunder stets zu erneuern!

Als der Körper nach einigen Tagen keine Zeichen der Fäulniß von sich gab, und eher weißer und gleichsam durchsichtig ward, erhöhte sich das Zutrauen der Menschen immer mehr, und es zeigten sich unter der Menge verschiedene Curen, die der aufmerksame Beobachter selbst nicht erklären und auch nicht geradezu als Betrug aussprechen konnte. Die ganze Gegend war in Bewegung, und wer nicht selbst kam, hörte wenigstens eine Zeit lang von nichts Anderm reden.

Das Kloster, worin mein Bruder sich befand, erscholl so gut als die übrige Gegend von diesen Wundern, und man nahm sich um so weniger in Acht, in seiner Gegenwart davon zu sprechen, als er sonst auf Nichts aufzumerken pflegte, und sein Verhältniß Niemanden bekannt war. Dieß Mal schien er aber mit großer Genauigkeit gehört zu haben; er führte seine Flucht mit solcher Schlauheit aus, daß niemals Jemand hat begreifen können, wie er aus dem Kloster herausgekommen sei. Man erfuhr nachher, daß er sich mit einer Anzahl Wallfahrer übersetzen lassen, und daß er die Schiffer, die weiter nichts Verkehrtes an ihm wahrnahmen, nur um die größte Sorgfalt gebeten, daß das Schiff nicht umschlagen möchte. Tief in der Nacht kam er in jene Capelle, wo seine unglückliche Geliebte von ihrem Leiden ausruhte; nur wenig Andächtige knieten in den Winkeln, ihre alte Freundinn saß zu ihren Häupten; er trat hinzu und grüßte sie, und fragte: wie sich ihre Gebieterinn befände. Ihr seht es, versetzte Diese nicht ohne Verlegenheit. Er blickte den Leichnam nur von der Seite an. Nach einigem Zaudern nahm er ihre Hand. Erschreckt von der Kälte, ließ er sie sogleich wieder fahren; er sah sich unruhig um und sagte zu der Alten: Ich kann jetzt nicht bei ihr bleiben; ich habe noch einen sehr weiten Weg zu machen; ich will aber zur rechten Zeit schon wieder da sein. Sag' ihr Das, wenn sie aufwacht.

So ging er hinweg; wir wurden nur spät von diesem Vorgange benachrichtigt. Man forschte nach, wo er hingekommen sei, aber vergebens! Wie er sich durch Berge und Thäler durchgearbeitet haben mag, ist unbegreiflich. Endlich nach langer Zeit fanden wir in Graubünden eine Spur von ihm wieder, allein zu spät, und sie verlor sich bald. Wir vermutheten, daß er nach Deutschland sei; allein der Krieg hatte solche schwache Fußstapfen gänzlich verwischt.

Zehntes Capitel.

Der Abbé hörte zu lesen auf, und Niemand hatte ohne Thränen zugehört. Die Gräfinn brachte ihr Tuch nicht von den Augen; zuletzt stand sie auf und verließ mit Natalie'n das Zimmer. Die Uebrigen schwiegen, und der Abbé sprach: Es entsteht nun die Frage, ob man den guten Markese soll abreisen lassen, ohne ihm unser Geheimniß zu entdecken. Denn wer zweifelt wohl einen Augenblick daran, daß Augustin und unser Harfenspieler eine Person ist? Ueberlegen wir, was zu thun sei, sowohl um des unglücklichen Mannes als der Familie willen. Mein Rath wäre, Nichts zu übereilen, abzuwarten, was uns der Arzt, den wir eben von dort zurück erwarten, für Nachrichten bringt.

Jedermann war derselben Meinung, und der Abbé fuhr fort: Eine andere Frage, die vielleicht schneller abzuthun ist, entsteht zu gleicher Zeit. Der Markese ist unglaublich gerührt über die Gastfreundschaft, die seine arme Nichte bei uns, besonders bei unserm jungen Freunde gefunden hat. Ich habe ihm die ganze Geschichte umständlich, ja wiederholt erzählen müssen, und er zeigte seine lebhafteste Dankbarkeit. Der junge Mann, sagte er, hat ausgeschlagen, mit mir zu reisen, ehe er das Verhältniß kannte, das unter uns besteht. Ich bin ihm nun kein Fremder mehr, von dessen Art zu sein und von dessen Laune er etwa nicht gewiß wäre; ich bin sein Verbundener, wenn Sie wollen, sein Verwandter; und da sein Knabe, den er nicht

zurücklassen wollte, erst das Hinderniß war, das ihn abhielt, sich zu mir zu gesellen, so lassen Sie jetzt dieses Kind zum schönern Bande werden, das uns nur desto fester an einander knüpft. Ueber die Verbindlichkeit, die ich nun schon habe, sei er mir noch auf der Reise nützlich; er kehre mit mir zurück. Mein älterer Bruder wird ihn mit Freuden empfangen. Er verschmähe die Erbschaft seines Pflegekindes nicht: denn nach einer geheimen Abrede unsers Vaters mit seinem Freunde ist das Vermögen, das er seiner Tochter zugewendet hatte, wieder an uns zurückgefallen; und wir wollen dem Wohlthäter unserer Nichte gewiß Das nicht vorenthalten, was er verdient hat.

Thereſe nahm Wilhelm'en bei der Hand und sagte: Wir erleben abermals hier so einen schönen Fall, daß uneigennütziges Wohlthun die höchsten und schönsten Zinsen bringt. Folgen Sie diesem sonderbaren Ruf, und indem Sie sich um den Markese doppelt verdient machen, eilen Sie einem schönen Lande entgegen, das Ihre Einbildungskraft und Ihr Herz mehr als ein Mal an sich gezogen hat.

Ich überlasse mich ganz meinen Freunden und ihrer Führung, sagte Wilhelm; es ist vergebens in dieser Welt, nach eigenem Willen zu streben. Was ich festzuhalten wünschte, muß ich fahren lassen, und eine unverdiente Wohlthat drängt sich mir auf.

Mit einem Druck auf Thereſe'ns Hand machte Wilhelm die seinige los. Ich überlasse Ihnen ganz, sagte er zu dem Abbé, was Sie über mich beschließen; wenn ich meinen Felix nicht von mir zu lassen brauche, so bin ich zufrieden, überall hinzugehn, und Alles, was man für recht hält, zu unternehmen.

Auf diese Erklärung entwarf der Abbé sogleich seinen Plan; man solle, sagte er, den Markese abreisen lassen; Wilhelm solle die Nachricht des Arztes abwarten, und alsdann, wenn man überlegt habe, was zu thun sei, könne Wilhelm mit Felix'en nachreisen. So bedeutete er auch den Markese, unter einem Vorwand, daß die Einrichtungen des jungen Freundes zur Reise ihn nicht abhalten möchten, die Merkwürdigkeiten der Stadt unterdessen zu besehn. Der Markese ging ab, nicht ohne wiederholte lebhafte Versicherung seiner Dankbarkeit, wovon die Geschenke, die er zurückließ, und die aus Juwelen, geschnittenen Steinen und gestickten Stoffen bestanden, einen genugsamen Beweis gaben.

Wilhelm war nun auch völlig reisefertig, und man war um so mehr verlegen, daß keine Nachrichten von dem Arzte kommen wollten; man befürchtete, dem armen Harfenspieler möchte ein Unglück begegnet sein, zu eben der Zeit, als man hoffen konnte, ihn durchaus in einen bessern Zustand zu versetzen. Man schickte den Courier fort, der kaum weggeritten war, als am Abend der Arzt mit einem Fremden hereintrat, dessen Gestalt und Wesen bedeutend, ernsthaft und auffallend war, und den Niemand kannte. Beide Ankömmlinge schwiegen eine Zeit lang still; endlich ging der Fremde auf Wilhelm'en zu, reichte ihm die Hand und sagte: Kennen Sie Ihren alten Freund nicht mehr? Es war die Stimme des Harfenspielers; aber von seiner Gestalt schien keine Spur übrig geblieben zu sein. Er war in der gewöhnlichen Tracht eines Reisenden, reinlich und anständig gekleidet; sein Bart war verschwunden; seinen Locken sah man einige Kunst an, und was ihn eigentlich ganz unkenntlich machte, war, daß an seinem bedeutenden Gesichte die Züge des Alters nicht mehr erschienen. Wilhelm umarmte ihn mit der lebhaftesten Freude; er ward den Andern vorgestellt und betrug sich sehr vernünftig, und wußte nicht, wie bekannt er der Gesellschaft noch vor Kurzem geworden war. Sie werden Geduld mit einem Menschen haben, fuhr er mit großer Gelassenheit fort, der, so erwachsen er auch aussieht, nach einem langen Leiden erst wie ein unerfahrnes Kind in die Welt tritt. Diesem wackern Mann bin ich schuldig, daß ich wieder in einer menschlichen Gesellschaft erscheinen kann.

Man hieß ihn willkommen, und der Arzt veranlaßte sogleich einen Spaziergang, um das Gespräch abzubrechen, und in's Gleichgiltige zu lenken.

Als man allein war, gab der Arzt folgende Erklärung: Die Genesung dieses Mannes ist uns durch den sonderbaren Zufall geglückt. Wir hatten ihn lange, nach unserer Ueberzeugung, moralisch und physisch behandelt; es ging auch bis auf einen gewissen Grad ganz gut; allein die Todesfurcht war noch immer groß bei ihm, und seinen Bart und sein langes Kleid wollte er uns nicht aufopfern; übrigens nahm er mehr Theil an den weltlichen Dingen, und seine Gesänge schienen wie seine Vorstellungsart wieder dem Leben sich zu nähern. Sie wissen, welch ein sonderbarer Brief des Geistlichen mich von hier abrief. Ich kam; ich fand unsern Mann ganz verändert: er hatte freiwillig seinen Bart hergegeben; er hatte erlaubt, seine Locken in eine hergebrachte Form zuzuschneiden; er verlangte gewöhnliche Kleider und schien auf ein Mal ein anderer Mensch geworden zu sein. Wir waren neugierig, die Ursache dieser Verwandlung zu erforschen, und wagten doch nicht, uns mit ihm selbst darüber einzulassen; endlich entdeckten wir zufällig die sonderbare Verwandtniß. Ein Glas flüssiges Opium fehlte in der

Haus-Apotheke des Geistlichen; man hielt für nöthig, die strengste Untersuchung anzustellen; Jedermann suchte sich des Verdachtes zu erwehren; es gab unter den Hausgenossen heftige Scenen. Endlich trat dieser Mann auf und gestand, daß er es besitze; man fragte ihn, ob er davon genommen habe. Er sagte nein! fuhr aber fort: Ich danke diesem Besitz die Wiederkehr meiner Vernunft. Es hängt von Euch ab, mir dieses Fläschchen zu nehmen, und Ihr werdet mich ohne Hoffnung in meinen alten Zustand wieder zurückfallen sehen. Das Gefühl, daß es wünschenswerth sei, die Leiden dieser Erde durch den Tod geendigt zu sehen, brachte mich zuerst auf den Weg der Genesung; bald darauf entstand der Gedanke, sie durch einen freiwilligen Tod zu endigen, und ich nahm in dieser Absicht das Glas hinweg; die Möglichkeit, sogleich die großen Schmerzen auf ewig aufzuheben, gab mir Kraft, die Schmerzen zu ertragen, und so habe ich, seitdem ich den Talisman besitze, mich durch die Nähe des Todes wieder in das Leben zurückgedrängt. Sorgt nicht, sagte er, daß ich Gebrauch davon mache, sondern entschließt Euch, als Kenner des menschlichen Herzens, mich, indem Ihr mir die Unabhängigkeit vom Leben zugesteht, erst vom Leben recht abhängig zu machen. Nach reiflicher Ueberlegung drangen wir nicht weiter in ihn, und er führt nun in einem festen, geschliffenen Glasfläschchen dieses Gift als das sonderbarste Gegengift bei sich.

Man unterrichtete den Arzt von Allem, was indessen entdeckt worden war, und man beschloß gegen Augustin das tiefste Stillschweigen zu beobachten. Der Abbé nahm sich vor, ihn nicht von seiner Seite zu lassen, und ihn auf dem guten Wege, den er betreten hatte, fortzuführen.

Indessen sollte Wilhelm die Reise durch Deutschland mit dem Marchese vollenden. Schien es möglich, Augustin'en eine Neigung zu seinem Vaterlande wieder einzuflößen, so wollte man seinen Verwandten den Zustand entdecken, und Wilhelm sollte ihn den Seinigen wieder zuführen.

Dieser hatte nun alle Anstalten zu seiner Reise gemacht, und wenn es im Anfang wunderbar schien, daß Augustin sich freute, als er vernahm, wie sein alter Freund und Wohlthäter sich sogleich wieder entfernen sollte, so entdeckte doch der Abbé bald den Grund dieser seltsamen Gemüthsbewegung. Augustin konnte seine alte Furcht, die er vor Felix hatte, nicht überwinden, und wünschte den Knaben je eher je lieber entfernt zu sehen.

Nun waren nach und nach so viele Menschen angekommen, daß man sie im Schloß und in den Seitengebäuden kaum alle unterbringen konnte, um so mehr, da man nicht gleich Anfangs auf den Empfang so vieler Gäste die Einrichtung gemacht hatte. Man frühstückte, man speis'te zusammen, und hätte sich gern beredet, man lebe in einer vergnüglichen Uebereinstimmung, wenn schon in der Stille die Gemüther sich gewisser Maßen auseinander sehnten. Therese war manchmal mit Lotario, noch öfter allein ausgeritten; sie hatte in der Nachbarschaft schon alle Landwirthe und Landwirthinnen kennen lernen; es war ihr Haushaltungs-Princip, und sie mochte nicht unrecht haben, daß man mit Nachbarn und Nachbarinnen im besten Vernehmen und immer in einem ewigen Gefälligkeitswechsel stehen müsse. Von einer Verbindung zwischen ihr und Lotario schien gar die Rede nicht zu sein; die beiden Schwestern hatten sich viel zu sagen, der Abbé schien den Umgang des Harfenspielers zu suchen, Jarno hatte mit dem Arzt öftere Conferenzen, Friedrich hielt sich an Wilhem'en, und Felix war überall, wo es ihm gut ging. So vereinigten sich auch meistentheils die Paare auf dem Spaziergang, indem die Gesellschaft sich trennte, und wenn sie zusammen sein mußten, so nahm man geschwind seine Zuflucht zur Musik, um Alle zu verbinden, indem man Jeden sich selbst wiedergab.

Unversehens vermehrte der Graf die Gesellschaft, seine Gemahlinn abzuholen, und, wie es schien, einen feierlichen Abschied von seinen weltlichen Verwandten zu nehmen. Jarno eilte ihm bis an den Wagen entgegen, und als der Ankommende fragte, was er für Gesellschaft finde? so sagte Jener in einem Anfall von toller Laune, die ihn immer ergriff, sobald er den Grafen gewahr ward: Sie finden den ganzen Adel der Welt zusammen, Markesen, Marqui's, Milord's und Baronen, es hat nur noch an einem Grafen gefehlt. So ging man die Treppe hinauf, und Wilhelm war die erste Person, die ihm im Versaal entgegenkam. Mylord! sagte der Graf zu ihm auf Französisch, nachdem er ihn einen Augenblick betrachtet hatte, ich freue mich sehr, Ihre Bekanntschaft unvermuthet zu erneuern; denn ich müßte mich sehr irren, wenn ich Sie nicht im Gefolge des Prinzen sollte in meinem Schlosse gesehen haben. — Ich hatte das Glück, Ew. Excellenz damals aufzuwarten, versetzte Wilhelm, nur erzeigen Sie mir zu viel Ehre, wenn Sie mich für einen Engländer und zwar vom ersten Range halten, ich bin ein Deutscher, und — zwar ein sehr braver junger Mann, fiel Jarno sogleich ein. Der Graf sah Wilhelm'en lächelnd an, und wollte eben Etwas erwiedern, als die übrige Gesellschaft herbeikam und ihn auf's Freundlichste begrüßte. Man entschuldigte sich, daß man ihm nicht sogleich ein anständiges Zimmer

anweisen könne, und versprach den nöthigen Raum ungesäumt zu verschaffen.

Ei, ei! sagte er lächelnd, ich sehe wohl, daß man dem Zufalle überlassen hat, den Fourier-Zettel zu machen; mit Vorsicht und Einrichtung, wie viel ist da nicht möglich! Jetzt bitte ich Euch, rühret mir keinen Pantoffel vom Platze; denn sonst, seh' ich wohl, gibt es eine große Unordnung. Jedermann wird unbequem wohnen, und Das soll Niemand um meinetwillen wo möglich auch nur eine Stunde. Sie waren Zeuge, sagte er zu Jarno, und auch Sie, Meister, indem er sich zu Wilhelm'en wandte, wie viele Menschen ich damals auf meinem Schlosse bequem untergebracht habe. Man gebe mir die Liste der Personen und Bedienten, man zeige mir an, wie Jedermann gegenwärtig einquartirt ist, ich will einen Dislocationsplan machen, daß mit der wenigsten Bemühung Jedermann eine geräumige Wohnung finde, und das noch Platz für einen Gast bleiben soll, der sich zufälliger Weise bei uns einstellen könnte.

Jarno machte sogleich den Adjutanten des Grafen, verschaffte ihm alle nöthigen Notizen, und hatte nach seiner Art den größten Spaß, wenn er den alten Herrn mitunter irre machen konnte. Dieser gewann aber bald einen großen Triumph. Die Einrichtung war fertig; er ließ in seiner Gegenwart die Namen über alle Thüren schreiben, und man konnte nicht läugnen, daß mit wenig Umständen und Veränderungen der Zweck völlig erreicht war. Auch hatte es Jarno unter Anderm so geleitet, daß die Personen, die in dem gegenwärtigen Augenblick ein Interesse aneinander nahmen, zusammen wohnten.

Nachdem Alles eingerichtet war, sagte der Graf zu Jarno: Helfen Sie mir auf die Spur wegen des jungen Mannes, den Sie da Meister nennen, und der ein Deutscher sein soll. Jarno schwieg still; denn er wußte recht gut, daß der Graf einer von den Leuten war, die, wenn sie fragen, eigentlich belehren wollen; auch fuhr Dieser, ohne Antwort abzuwarten, in seiner Rede fort: Sie hatten mir ihn damals vorgestellt, und im Namen des Prinzen bestens empfohlen. Wenn seine Mutter auch eine Deutsche war, so halte ich dafür, daß sein Vater ein Engländer ist, und zwar von Stande; wer wollte das englische Blut alles berechnen, das seit dreißig Jahren in deutschen Adern herumfließt! Ich will weiter nicht darauf dringen, Ihr habt immer solche Familien-Geheimnisse; doch mir wird man in solchen Fällen Nichts aufbinden. Darauf erzählte er noch Verschiedenes, was damals mit Wilhelm'en auf seinem Schloß vorgegangen sein sollte, wozu Jarno gleichfalls schwieg, obgleich der Graf ganz irrig war und Wilhelm'en mit einem jungen Engländer in des Prinzen Gefolge mehr als ein Mal verwechselte. Der gute Herr hatte in frühern Zeiten ein vortreffliches Gedächtniß gehabt, und war noch immer stolz darauf, sich der geringsten Umstände seiner Jugend erinnern zu können; nun bestimmte er aber mit eben der Gewißheit wunderbare Combinationen und Fabeln als wahr, die ihm bei zunehmender Schwäche seines Gedächtnisses seine Einbildungskraft einmal vorgespiegelt hatte. Uebrigens war er sehr mild und gefällig geworden und seine Gegenwart wirkte recht günstig auf die Gesellschaft. Er verlangte, daß man etwas Nützliches zusammen lesen sollte, ja sogar gab er manchmal kleine Spiele an, die er, wo nicht mitspielte, doch mit großer Sorgfalt dirigirte; und da man sich über seine Herablassung verwunderte, sagte er: es sei die Pflicht eines Jeden, der sich in Hauptsachen von der Welt entferne, daß er in gleichgiltigen Dingen sich ihr desto mehr gleichstelle.

Wilhelm hatte unter diesen Spielen mehr als einen häuslichen und verdrießlichen Augenblick. Der leichtsinnige Friedrich ergriff manche Gelegenheit, um eine Neigung Wilhelm's gegen Natalien zu deuten. Wie konnte er darauf fallen? Wodurch war er dazu berechtigt? Und mußte nicht die Gesellschaft glauben, daß, weil Beide viel mit einander umgingen, Wilhelm ihm eine so unvorsichtige und unglückliche Confidenz gemacht habe?

Eines Tages waren sie bei einem solchen Scherze heiterer als gewöhnlich, als Augustin auf ein Mal zur Thüre, die er aufriß, mit gräßlicher Geberde hereinstürzte; sein Angesicht war blaß, sein Auge wild; er schien reden zu wollen; die Sprache versagte ihm. Die Gesellschaft entsetzte sich; Lothario und Jarno, die eine Rückkehr des Wahnsinns vermutheten, sprangen auf ihn los und hielten ihn fest. Stotternd und dumpf, dann heftig und gewaltsam sprach und rief er: Nicht mich haltet, eilt! helft! Rettet das Kind! Felix ist vergiftet.

Sie ließen ihn los; er eilte zur Thüre hinaus, und voll Entsetzen drängte sich die Gesellschaft ihm nach. Man rief nach dem Arzte; Augustin richtete seine Schritte nach dem Zimmer des Abbé's; man fand das Kind, das erschrocken und verlegen schien, als man ihm schon von Weitem zurief: Was hast Du angefangen?

Lieber Vater! rief Felix, ich habe nicht aus der Flasche, ich habe aus dem Glase getrunken; ich war so durstig.

Augustin schlug die Hände zusammen, rief: Er ist verloren! — drängte sich durch die Umstehenden, und eilte davon.

Sie fanden ein Glas Mandelmilch auf dem Tische stehen und eine Caraffine daneben, die

über die Hälfte leer war. Der Arzt kam; er erfuhr, was man wußte, und sah mit Entsetzen das wohlbekannte Fläschchen, worin sich das flüssige Opium befunden hatte, leer auf dem Tische liegen; er ließ Essig herbeischaffen und rief alle Mittel seiner Kunst zu Hülfe.

Natalie ließ den Knaben in ein Zimmer bringen; sie bemühte sich ängstlich um ihn. Der Abbé war fortgerannt, Augustin'en aufzusuchen und einige Aufklärungen von ihm zu erbringen. Ebenso hatte sich der unglückliche Vater vergebens bemüht und fand, als er zurückkam, auf allen Gesichtern Bangigkeit und Sorge. Der Arzt hatte indessen die Mandelmilch im Glase untersucht; es entdeckte sich die stärkste Beimischung von Opium. Das Kind lag auf dem Ruhebette und schien sehr krank; es bat den Vater, daß man ihm nur nichts mehr einflößen, daß man es nur nicht mehr quälen möchte. Lothario hatte seine Leute ausgeschickt und war selbst weggeritten, um der Flucht Augustin's auf die Spur zu kommen. Natalie saß bei dem Kinde; es flüchtete auf ihren Schooß und bat sie flehentlich um Schutz, flehentlich um ein Stückchen Zucker; der Essig sei gar zu sauer! Der Arzt gab es zu; man müsse das Kind, das in der entsetzlichsten Bewegung war, einen Augenblick ruhen lassen; sagte er, es sei Alles Mögliche geschehen; er wolle das Mögliche thun. Der Graf trat mit einigem Unwillen, wie es schien, herbei; er sah ernst, ja feierlich aus, legte die Hände auf das Kind, blickte gen Himmel und blieb einige Augenblicke in dieser Stellung. Wilhelm, der trostlos in einem Sessel lag, sprang auf, warf einen Blick voll Verzweiflung auf Natalie'n und ging zur Thüre hinaus.

Kurz darauf verließ auch der Graf das Zimmer.

Ich begreife nicht, sagte der Arzt nach einiger Pause, daß sich auch nicht die geringste Spur eines gefährlichen Zustandes am Kinde zeigt. Auch nur mit einem Schluck muß es eine ungeheure Dosis Opium zu sich genommen haben, und nun finde ich an seinem Pulse keine weitere Bewegung, als die ich meinen Mitteln und der Furcht zuschreiben kann, in die wir das Kind versetzt haben.

Bald darauf trat Jarno mit der Nachricht herein, daß man Augustin auf dem Oberboden in seinem Blute gefunden habe; ein Schermesser habe neben ihm gelegen; wahrscheinlich habe er sich die Kehle abgeschnitten. Der Arzt eilte fort und begegnete den Leuten, welche den Körper die Treppe herunterbrachten. Er ward auf ein Bett gelegt und genau untersucht; der Schnitt war in die Luftröhre gegangen; auf einen starken Blutverlust war eine Ohnmacht gefolgt; doch ließ sich bald bemerken, daß noch Leben, daß noch Hoffnung übrig sei. Der Arzt brachte den Körper in die rechte Lage, fügte die getrennten Theile zusammen; und legte den Verband auf. Die Nacht ging Allen schlaflos und sorgenvoll vorüber. Das Kind wollte sich nicht von Natalie'n trennen lassen. Wilhelm saß vor ihr auf einem Schemel; er hatte die Füße des Knaben auf seinem Schooße, Kopf und Brust lagen auf dem ihrigen; so theilten sie die angenehme Last und die schmerzlichen Sorgen, und verharrten, bis der Tag anbrach, in der unbequemen und traurigen Lage; Natalie hatte Wilhelm'en ihre Hand gegeben; sie sprachen kein Wort, sahen auf das Kind, und sahen einander an. Lothario und Jarno saßen am andern Ende des Zimmers, und führten ein sehr bedeutendes Gespräch, das wir gern, wenn uns die Begebenheiten nicht zu sehr drängten, unsern Lesern hier mittheilen würden. Der Knabe schlief sanft, erwachte am frühen Morgen ganz heiter, sprang auf und verlangte ein Butterbrod.

Sobald Augustin sich einiger Maßen erholt hatte, suchte man einige Aufklärung von ihm zu erhalten. Man erfuhr nicht ohne Mühe, und nur nach und nach: daß, als er bei der unglücklichen Dislocation des Grafen in ein Zimmer mit dem Abbé versetzt worden, er das Manuscript und darin seine Geschichte gefunden habe; sein Entsetzen sei ohne gleichen gewesen, und er habe sich nun überzeugt, daß er nicht länger leben dürfe; sogleich habe er seine gewöhnliche Zuflucht zum Opium genommen, habe es in ein Glas Mandelmilch geschüttet, und habe doch, als er es an den Mund gesetzt, geschaudert; darauf habe er es stehen lassen, um nochmals durch den Garten zu laufen und die Welt zu sehen, bei seiner Zurückkunft habe er das Kind gefunden, eben beschäftigt, das Glas, woraus es getrunken, wieder voll zu gießen.

Man hat den Unglücklichen, ruhig zu sein; er faßte Wilhelm'en krampfhaft bei der Hand: Ach! sagte er, warum habe ich Dich nicht längst verlassen, ich wußte wohl, daß ich den Knaben tödten würde, und er mich. Der Knabe lebt! sagte Wilhelm. Der Arzt, der aufmerksam zugehört hatte, fragte Augustin'en, ob alles Getränke vergiftet gewesen? Nein! versetzte er, nur das Glas. So hat durch den glücklichsten Zufall, rief der Arzt, das Kind aus der Flasche getrunken! Ein guter Genius hat seine Hand geführt, daß es nicht nach dem Tode griff, der so nahe zubereitet stand! Nein! nein! rief Wilhelm mit einem Schrei, indem er die Hände vor die Augen hielt, wie fürchterlich ist diese Aussage! Ausdrücklich sagte das Kind, daß es nicht aus der Flasche, sondern aus dem Glase getrunken habe. Seine Gesundheit ist nur ein

Schein; es wird uns unter den Händen wegſterben. Er eilte fort, der Arzt ging hinunter und fragte, indem er das Kind liebkoſ'te: Nicht wahr, Felix, Du haſt aus der Flaſche getrunken und nicht aus dem Glaſe? Das Kind fing an zu weinen. Der Arzt erzählte Natalie'n im Stillen, wie ſich die Sache verhalte; auch ſie bemühte ſich vergebens, die Wahrheit von dem Kinde zu erfahren, es weinte nur heftiger, und ſo lange, bis es einſchlief.

Wilhelm wachte bei ihm, die Nacht verging ruhig. Den andern Morgen fand man Auguſtin'en todt in ſeinem Bette; er hatte die Aufmerkſamkeit ſeiner Wärter durch eine ſcheinbare Ruhe betrogen, den Verband ſtill aufgelöſ't, und ſich verblutet. Natalie ging mit dem Kinde ſpazieren; es war munter, wie in ſeinen glücklichſten Tagen. Du biſt doch gut, ſagte Felix zu ihr, Du zankſt nicht, Du ſchlägſt mich nicht, ich will Dir's nur ſagen: ich habe aus der Flaſche getrunken! Mutter Aurelie ſchlug mich immer auf die Finger, wenn ich nach der Caravine griff, der Vater ſah ſo bös aus, ich dachte, er würde mich ſchlagen.

Mit beflügelten Schritten eilte Natalie zu dem Schloſſe, Wilhelm kam ihr, noch voller Sorgen, entgegen. Glücklicher Vater! rief ſie laut, indem ſie das Kind aufhob und es ihm in die Arme warf, da haſt Du Deinen Sohn! Er hat aus der Flaſche getrunken, ſeine Unart hat ihn gerettet.

Man erzählte den glücklichen Ausgang dem Grafen, der aber nur mit lächelnder, ſtiller, beſcheidener Gewißheit zuhörte, mit der man den Irrthum guter Menſchen ertragen mag. Jarno, aufmerkſam auf Alles, konnte dieß Mal eine ſolche hohe Selbſtgenügſamkeit nicht erklären, bis er endlich nach manchen Umſchweifen erfuhr: der Graf ſei überzeugt, das Kind habe wirklich Gift genommen, er habe es aber durch ſein Gebet und durch das Auflegen ſeiner Hände wunderbar am Leben erhalten. Nun beſchloß er auch, ſogleich wegzugehen; gepackt war bei ihm Alles wie gewöhnlich in einem Augenblicke, und bei'm Abſchiede faßte die ſchöne Gräfinn Wilhelm's Hand, ehe ſie noch die Hand der Schweſter losließ, drückte alle vier Hände zuſammen, kehrte ſich ſchnell um, und ſtieg in den Wagen.

Soviel ſchreckliche und wunderbare Begebenheiten, die ſich eine über die andere drängten, zu einer ungewohnten Lebensart nöthigten, und Alles in Unordnung und Verwirrung ſetzten, hatten eine Art von fieberhafter Schwingung in das Haus gebracht. Die Stunden des Schlafens und Wachens, des Eſſens, Trinkens und geſelligen Zuſammenſeins waren verrückt und umgekehrt. Außer Thereſe'n war Niemand in ſeinem Gleiſe geblieben; die Männer ſuchten durch geiſtige Getränke ihre gute Laune wieder herzuſtellen, und, indem ſie ſich eine künſtliche Stimmung gaben, entfernten ſie die natürliche, die allein uns wahre Heiterkeit und Thätigkeit gewährt.

Wilhelm war durch die heftigſten Leidenſchaften bewegt und zerrüttet; die unvermutheten und ſchreckhaften Anfälle hatten ſein Innerſtes ganz aus aller Faſſung gebracht, einer Leidenſchaft zu widerſtehen, die ſich des Herzens ſo gewaltſam bemächtigt hatte. Felix war ihm wieder gegeben, und doch ſchien ihm Alles zu fehlen; die Briefe von Werner'n mit den Anweiſungen waren da; ihm mangelte Nichts zu ſeiner Reiſe, als der Muth, ſich zu entfernen. Alles drängte ihn zu dieſer Reiſe. Er konnte vermuthen, daß Lothario und Thereſe nur auf ſeine Entfernung warteten, um ſich trauen zu laſſen. Jarno war wider ſeiner Gewohnheit ſtill, und man hätte beinahe ſagen können, er habe Etwas von ſeiner gewöhnlichen Heiterkeit verloren. Glücklicher Weiſe half der Arzt unſerm Freunde einiger Maßen aus der Verlegenheit, indem er ihn für krank erklärte und ihm Arznei gab.

Die Geſellſchaft kam immer Abends zuſammen, und Friedrich, der ausgelaſſene Menſch, der gewöhnlich mehr Wein als billig trank, bemächtigte ſich des Geſprächs, und brachte nach ſeiner Art, mit hundert Citaten und eulenſpiegelhaften Anſpielungen die Geſellſchaft zum Lachen, und ſetzte ſie auch nicht ſelten in Verlegenheit, indem er laut zu denken ſich erlaubte.

An die Krankheit ſeines Freundes ſchien er gar nicht zu glauben. Einſt, als ſie Alle beiſammen waren, rief er aus: Wie nennt Ihr das Uebel, Doctor, das unſern Freund angefallen hat? Paßt hier keiner von den dreitauſend Namen, mit denen Ihr Euere Unwiſſenheit ausputzt? An ähnlichen Beiſpielen wenigſtens hat es nicht gefehlt. Es kommt, fuhr er mit einem emphatiſchen Tone fort, ein ſolcher Caſus in der Aegyptiſchen oder Babyloniſchen Geſchichte vor.

Die Geſellſchaft ſah einander an und lächelte.

Wie hieß der König? rief er aus, und hielt einen Augenblick inne. Wenn Ihr mir nicht einhelfen wollt, fuhr er fort, ſo werde ich mir ſelbſt zu helfen wiſſen. Er riß die Thürflügel auf und wies nach dem großen Bilde im Vorſaal. Wie heißt der Ziegenbart mit der Krone dort, der ſich am Fuße des Bettes um ſeinen kranken Sohn abhärmt? Wie heißt die Schöne, die hereintritt und in ihren ſittſamen Schelmenaugen Gift und Gegengift zugleich führt? Wie heißt der Pfuſcher von Arzt, dem erſt in dieſem Augenblicke ein Licht aufgeht, der das erſte Mal in ſeinem Leben Gelegenheit findet, ein ver-

künftiges Recept zu verordnen, eine Arznei zu reichen, die aus dem Grunde curirt, und die eben so wohlschmeckend als heilsam ist?

In diesem Tone fuhr er fort zu schwadroniren. Die Gesellschaft nahm sich so gut als möglich zusammen, und verbarg ihre Verlegenheit hinter einem gezwungenen Lächeln. Eine leichte Röthe überzog Natalie'ns Wangen und verrieth die Bewegungen ihres Herzens. Glücklicher Weise ging sie mit Jarno auf und nieder; als sie an die Thüre kam, schritt sie mit einer klugen Bewegung hinaus, einige Mal in dem Vorsaale hin und wieder, und ging sodann auf ihr Zimmer.

Die Gesellschaft war still. Friedrich fing an zu tanzen und zu singen.

O, Ihr werdet Wunder sehn!
Was geschehn ist, ist geschehn;
Was gesagt ist, ist gesagt.
Es' es tagt
Sollt Ihr Wunder sehn.

Therese war Natalie'n nachgegangen; Friedrich zog den Arzt vor das grosse Gemälde, hielt eine lächerliche Lobrede auf die Medicin und schlich davon.

Lothario hatte bisher in einer Fenstervertiefung gestanden und sah, ohne sich zu rühren, in den Garten hinunter. Wilhelm war in der schrecklichsten Lage. Selbst da er sich nun mit seinem Freunde allein sah, blieb er eine Zeit lang still; er überlief mit flüchtigem Blick seine Geschichte und sah zuletzt mit Schaudern auf seinen gegenwärtigen Zustand; endlich sprang er auf und rief: bin ich Schuld an Dem, was vorgeht, an Dem, was mir und Ihnen begegnet, so strafen Sie mich! Zu meinen übrigen Leiden entziehen Sie mir Ihre Freundschaft, und lassen Sie mich ohne Trost in die weite Welt hinausgehen, in der ich mich lange hätte verlieren sollen! Sehen Sie aber in mir das Opfer einer grausamen, zufälligen Verwickelung, aus der ich mich herauszuwinden unfähig war, so geben Sie mir die Versicherung Ihrer Liebe, Ihrer Freundschaft auf eine Reise mit, die ich nicht länger verschieben darf. Es wird eine Zeit kommen, wo ich Ihnen werde sagen können, was diese Tage in mir vorgegangen ist. Vielleicht leide ich eben jetzt diese Strafe, weil ich mich Ihnen nicht früh genug entdeckte, weil ich gezaudert habe, mich Ihnen ganz zu zeigen, wie ich bin; Sie hätten mir beigestanden, Sie hätten mir zur rechten Zeit losgeholfen. Aber und abermal gehen mir die Augen über mich selbst auf, immer zu spät und immer umsonst. Wie sehr verdiente ich die Strafrede Jarno's! Wie glaubte ich sie gefaßt zu haben! Wie hoffte ich sie zu nutzen, ein neues Leben zu gewinnen! Konnte ich's? Sollte ich's? Vergebens klagen wir Menschen uns selbst, vergebens das Schicksal an! Wir sind elend und zum Elend bestimmt, und es ist nicht völlig einerlei, ob eigene Schuld, höherer Einfluß oder Zufall, Tugend oder Laster, Weisheit oder Wahnsinn uns in's Verderben stürzen? Leben Sie wohl! Ich werde keinen Augenblick länger in dem Hause verweilen, in welchem ich das Gastrecht, wider meinen Willen, so schrecklich verletzt habe. Die Indiscretion Ihres Bruders ist unverzeihlich; sie treibt mein Unglück auf den höchsten Grad; sie macht mich verzweifeln.

Und wenn nun, versetzte Lothario, indem er ihn bei der Hand nahm, Ihre Verbindung mit meiner Schwester die geheime Bedingung wäre, unter welcher sich Therese entschlossen hat, mir ihre Hand zu geben? Eine solche Entschädigung hat Ihnen das edle Mädchen zugedacht; sie schwur, daß dieses doppelte Paar an einem Tage zum Altare gehen sollte. Sein Verstand hat mich gewählt, sagte sie; sein Herz fordert Natalie'n, und mein Verstand wird seinem Herzen zu Hülfe kommen. Wir wurden einig, Natalie'n und Sie zu beobachten; wir machten den Abbé zu unserm Vertrauten, dem wir versprechen mußten, keinen Schritt zu dieser Verbindung zu thun, sondern Alles seinen Gang gehen zu lassen. Wir haben es gethan. Die Natur hat gewirkt, und der tolle Bruder hat nur die reife Frucht abgeschüttelt. Lassen Sie uns, da wir einmal so wunderbar zusammenkommen, nicht ein gemeines Leben führen; lassen Sie uns zusammen auf eine würdige Weise thätig sein! Unglaublich ist es, was ein gebildeter Mensch für sich und Andere thun kann, wenn er, ohne herrschen zu wollen, das Gemüth hat, Vormund von Vielen zu sein, sie leitet, Dasjenige zur rechten Zeit zu thun, was sie doch Alle gerne thun möchten, und sie zu ihren Zwecken führt, die sie meist recht gut im Auge haben, und nur die Wege dazu verfehlen. Lassen Sie uns hierauf einen Bund schließen; es ist keine Schwärmerei, es ist eine Idee, die recht gut ausführbar ist, und die öfters, nur nicht immer mit klarem Bewußtsein, von guten Menschen ausgeführt wird. Meine Schwester Natalie ist hiervon ein lebhaftes Beispiel. Unerreichbar wird immer die Handlungsweise bleiben, welche die Natur dieser schönen Seele vorgeschrieben hat. Ja, sie verdient diesen Ehrennamen vor vielen Andern, mehr, wenn ich sagen darf, als unsere edle Tante selbst, die zu der Zeit, als unser guter Arzt jenes Manuscript so rubricirte, die schönste Natur war, die wir in unserm Kreise kannten. Indeß hat Natalie sich entwickelt, und die Menschheit freut sich einer solchen Erscheinung.

Er wollte weiter reden, aber Friedrich sprang

mit großem Geſchrei herein. Welch einen Kranz verdien' ich? rief er aus; und wie werdet Ihr mich belohnen? Myrthen, Lorbeer, Epheu, Eichenlaub, das Friſcheſte, das Ihr finden könnt, windet zuſammen, ſo viel Verdienſte habt Ihr in mir zu krönen. Natalie iſt Dein! Ich bin der Zauberer, der dieſen Schatz gehoben hat.

Er ſchwärmt, ſagte Wilhelm, und ich gehe.

Haſt Du Auftrag? ſagte der Baron, indem er Wilhelm'en feſthielt.

Aus eigener Macht und Gewalt, verſetzte Friedrich, auch von Gottes Gnaden, wenn Ihr wollt. So war ich Freiersmann; ſo bin ich jetzt Geſandter: ich habe an der Thüre gehorcht; ſie hat ſich ganz dem Abbé entdeckt.

Unverſchämter! ſagte Lothario; wer heißt Dich horchen?

Wer heißt ſie, ſich einzuſchließen? verſetzte Friedrich; ich hörte Alles ganz genau; Natalie war ſehr bewegt. In der Nacht, da das Kind ſo krank ſchien und halb auf ihrem Schooße ruhte, als Du troſtlos vor ihr ſaßeſt und die geliebte Bürde mit ihr theilteſt, that ſie das Gelübde: wenn das Kind ſtürbe, Dir ihre Liebe zu bekennen und Dir ſelbſt die Hand anzubieten. Jetzt, da das Kind lebt, warum ſoll ſie ihre Geſinnung verändern? Was man einmal ſo verſpricht, hält man unter jeder Bedingung. Nun wird der Pfaffe kommen und Wunder denken, was er für Neuigkeiten bringt.

Der Abbé trat in's Zimmer. Wir wiſſen Alles, rief Friedrich ihm entgegen; macht es kurz; denn Ihr kommt bloß um der Formalität willen; zu weiter Nichts werden die Herren verlangt.

Er hat gehorcht, ſagte der Baron. — Wie ungezogen! rief der Abbé.

Nun geſchwind! verſetzte Friedrich: wie ſteht's mit den Ceremonien aus? Die laſſen ſich an den Fingern herzählen; Ihr müßt reiſen; die Einladung des Marheſe kommt Euch herrlich zu Statten. Seid Ihr nur einmal über die Alpen, ſo findet ſich zu Hauſe Alles; die Menſchen wiſſen's Euch Dank, wenn Ihr etwas Wunderliches unternehmt; Ihr verſchafft ihnen eine Unterhaltung, die ſie nicht zu bezahlen brauchen. Es iſt eben, als wenn Ihr eine Freiredoute gäbt; es können alle Stände daran Theil nehmen.

Ihr habt Euch freilich mit ſolchen Volksfeſten ſchon ſehr um's Publicum verdient gemacht, verſetzte der Abbé, und ich komme, ſo ſcheint es, heute nicht mehr zum Wort.

Iſt nicht Alles, wie ich's ſage, verſetzte Friedrich, ſo belehrt uns eines Beſſern. Kommt herüber, kommt herüber! Wir müſſen ſie ſehen und uns freuen.

Lotharie umarmte ſeinen Freund und führte ihn zu der Schweſter; ſie kam mit Thereſe'n ihm entgegen; Alles ſchwieg.

Nicht gezaudert! rief Friedrich. In zwei Tagen könnt Ihr reiſefertig ſein. Wie meint Ihr, Freund! fuhr er fort, indem er ſich zu Wilhelm'en wendete; als wir Bekanntſchaft machten, als ich Euch den ſchönen Strauß abforderte, wer konnte denken, daß Ihr jemals eine ſolche Blume aus meiner Hand empfangen würdet?

Erinnern Sie mich nicht in dieſem Augenblicke des höchſten Glücks an jene Zeiten!

Deren Ihr Euch nicht ſchämen ſollet, ſo wenig man ſich ſeiner Abkunft zu ſchämen hat. Die Zeiten waren gut, und ich muß lachen, wenn ich Dich anſehe: Du kommſt mir vor, wie Saul, der Sohn Kis, der ausging, ſeines Vaters Eſelinnen zu ſuchen, und ein Königreich fand.

Ich kenne den Werth eines Königreichs nicht, verſetzte Wilhelm, aber ich weiß, daß ich ein Glück erlangt habe, das ich nicht verdiene, und das ich mit Nichts in der Welt vertauſchen möchte.

Noten und Erläuterungen.

1.

Ueber Goethe's Werther.

Gotthold Ephraim Lessing.

Haben Sie tausend Dank für das Vergnügen, welches Sie mir durch Mittheilung des Goethe'schen Roman's gemacht haben. Wenn aber ein so warmes Product nicht mehr Unheil als Gutes stiften soll, meinen Sie nicht, daß es noch eine kleine kalte Schlußrede haben müßte? Ein Paar Winke hinterher, wie Werther zu einem so abenteuerlichen Character gekommen; wie ein anderer Jüngling, dem die Natur eine ähnliche Anlage gegeben, sich davor zu bewahren habe. Glauben Sie wohl, daß je ein römischer oder griechischer Jüngling sich so, und darum, das Leben genommen? Gewiß nicht. Die wußten sich vor der Schwärmerei der Liebe ganz anders zu sichern; und zu Socrates Zeiten würde man eine solche ἡ ἐρωτικὴ μανία, welche τὸ γελοῖον ἅπαν ἐφεῖναι antreibt, nur kaum einem Mädelchen verziehen haben. Solche kleingroße, verächtlich schätzbare Originale hervorzubringen, war nur der christlichen Erziehung vorbehalten, die ein körperliches Bedürfniß so schön in eine geistige Vollkommenheit zu verwandeln weiß. Also, lieber Goethe, noch ein Capitelchen zum Schlusse; und je cynischer, je besser! —

Lessing's Briefe vom Jahr 1774.

Christoph Martin Wieland.

Nicht Leiden in dem Sinne, wie sonst die Roman-Helden zu Wasser und zu Lande tausend Zähnlichkeiten auszustehen hatten, sondern ein Gemälde eines innern Seelenkampfes, wie Der nur entwerfen kann, der den Schöpfer des „Hamlet" und „Othello" studirt hat. — Hier, in einer langen Reihe von Briefen, können wir den Character nach allen seinen kleinen Bestimmungen so durchschauen, daß wir ihn selbst an den Rand des Abgrundes begleiten. Und der Dichter hat ihn wie Pygmalion's Bildsäule so beseelt, daß wir ihn vor Augen zu sehen glauben, und kein einziger Zug von ihm unkenntlich bleibt. Einen einzelnen Selbstmörder rechtfertigen, und auch nicht rechtfertigen, sondern nur zum Gegenstande des Mitleids zu machen; in seinem Beispiele zu zeigen, daß ein allzu weiches Herz und eine feurige Phantasie oft sehr verderbliche Gaben sind: heißt keine Apologie des Selbstmords schreiben. Dennoch ist dieser gewöhnliche Fehlschluß auch bei diesem Buche gemacht worden, unerachtet der Verfasser ausdrücklich die Erzählung nur Denen zum Trosse empfiehlt, die aus Geschick oder eigener Schuld keinen bessern finden können. Unzufriedenheit mit dem Schicksale ist eine der allgemeinen Leidenschaften, und daher sympathisirt hier Jeder, zumal da Werther's liebenswürdige Schwärmerei und wallendes Herz Jeden anstecken müssen. Außer der Kunst des Verfassers, die Nüancen aller Leidenschaften zu treffen, verdient die populäre Philosophie Lob, womit er sein ganzes Werk durchwürzt hat. „Ich will das Gegenwärtige genießen, und das Vergangene soll mir vergangen sein", und hundert solche Maximen, die aus Werther's nicht misantropischem, sondern bewegtem Herzen fließen, machen mehr Eingang, als die strotzenden Predigten unserer täglichen Romane.

Der Deutsche Mercur. 1774. B. VI. S. 238. ff.

Christian Garve.

Erster Brief.

Breslau, den 19. November 1774.

Ich habe die „Leiden des jungen Werther's" gelesen, und sie haben auf mich den größten Eindruck gemacht, den irgend ein Buch dieser Art seit langer Zeit gemacht hat. Dieses Einzige ist schon ein großes Verdienst des Werkes in meinen Augen, weil ich so lange fast durch keine andere Leiden als durch meine eigenen stark gerührt worden bin und weil diese Rüh-

rung bei fremder Noth etwas so Angenehmes und Befriedigendes für die Seele ist. Ich habe also bisher noch gar nicht daran gedacht, was dieses Buch auf andere Gemüther für Wirkung thun könne. Auf mich hat es diese gethan: erstlich, daß ich von wirklicher Hochachtung, Liebe und Mitleiden gegen den jungen Menschen eingenommen worden bin, der eine so edle Seele, eine so lebhafte Empfindungskraft und einen so tiefdringenden Verstand ganz in einen einzigen Gegenstand versenkte, und in demselben verzehrte. Sodann bin ich mit ihm in seine Lotte verliebt worden, so wenig ich auch noch von ihr weiß. Aber das Wenige ist etwas sehr Gutes und seine Leidenschaft steckt an. Endlich habe ich, bei der Voraussetzung, daß der Fond der Geschichte wahr sei, mich damit getröstet, daß nicht bloß Muth und Gottesvergessenheit, sondern Liebe gegen ein anderes Geschöpf, mit zu heftiger Begierde nach einer höhern Vollkommenheit verbunden, seinen letzten ausschweifenden Schritt hervorgebracht hat.

Daß in dem Verfasser kein gemeiner Geist wohnt, Das erkenne ich, wie ich glaube, mit Gewißheit. Und von einem Solchen wird unser Vaterland mit der Zeit immer mehr reife und genießbare Früchte zu erwarten haben.

Briefe von Christian Garve an Christian Felix Weiße. Breslau, 1803. Thl. 1. S. 86. ff.

Zweiter Brief.

Auch für mich ist der Character des jungen Werther's äußerst interessant gewesen. Ich sympathisire sehr mit seinen Empfindungen über das Schicksal der Menschheit, über das Leben und den immerwährenden Tod der Natur, über die Dunkelheit und den Reichthum in den Vorstellungen der Zukunft und der Ferne, um derentwillen beide uns so reizend scheinen, dahingegen sie bei der Nähe dem Gewohnten ganz gleich sind, weil unsere Eingeschränktheit dieselbe bleibt, und wir nicht das Alte und das Gegenwärtige zugleich umfassen, sondern immer in einem gleich engen Kreise stehen. — Sonst sind Werther's Empfindungen allerdings überspannt: er verachtet einen niedrigern Grad von Empfindlichkeit, die dabei wirklich sehr weit und richtig sein kann, mit eben dem tadelhaften Stolze, womit der große Gelehrte den minder Belesenen zu verachten pflegt. Er hat nicht allgemeines Menschengefühl. Das Eine sind ihm Schurken und Teufel, das Andere Engel. Aber, wenn ich ihm auch nicht in Empfindungen folgen kann, die von einem Temperamente abhangen, das dem meinigen durchaus entgegen ist, so kann ich doch begreifen, wie Das so in einer Seele Statt gefunden hat, und ich sehe die wahren, mir auch bekannten Eindrücke der Natur nur mit dem mir fremden Gepräge einer andern Organisation und anderer Sinne.

Die „Leiden des jungen Werther's" haben mich auf den Verfasser viel aufmerksamer gemacht, als Alles, was er vorher geschrieben. Das ist, glaube ich, einer der Schriftsteller, die auf unsere Zeitgenossen viel Einfluß haben werden. Er hat Herz, Verstand, Dreistigkeit; Gunst beim Publicum und Begierde zu herrschen. —

Sie befragen mich wegen meiner Gedanken über den Selbstmord. Nach meiner Einsicht kommt dabei Alles auf die eine Betrachtung an: daß der Mensch in wichtigen Dingen, die nicht von ihm herkommen, nicht durch ihn geordnet und erhalten werden, ihm nicht einmal recht bekannt sind, den Lauf der Natur durch unwiederbringliche Veränderungen so wenig als möglich stören müsse. Diese Betrachtung wird noch stärker für Den, der eben diesen nicht von ihm herkommenden, von ihm nicht eingerichteten Dingen, den verständigsten, größten, mächtigsten, besten Geist zum Urheber, Anordner und Aufseher gibt. Indem er sich dem Lauf der Natur überläßt, vertraut er sein Schicksal der höchsten Einsicht an; indem er diesen Lauf stört, bringt er Wirkungen hervor, die zunächst von seiner Blindheit und Unwissenheit abhangen. Ich weiß nicht, sagt Werther selbst, was Das heißt: Leben, Sterben. Ich weiß es, bei Gott! auch nicht. Aber wie kann ich es also wagen, meine Hand in diese Dunkelheit auszustrecken, und dort Streiche zu versetzen, die mein Auge nicht absieht!

Ich weiß, daß man diesen Satz zu weit ausdehnen, und auch die Aufopferung eines Gliedes, die Verrichtung irgend eines andern Theils der Natur für unerlaubt halten könnte. Aber der gesunde Verstand findet die Unterschiede den Augenblick, die durch Philosophie nur schwer und langsam entwickelt werden.

Ich sehe nämlich in dem großen Universum, in dem ich bin und fortlebe, eine Sphäre, die für meine Erkenntniß, Beurtheilung und Activität bestimmt ist. Da findet Kunst, Wissenschaft, Erfahrung der Folgen, Verbesserung der Mittel, mit einem Worte, eine Absicht und ein Entwurf, Statt. So weit als diese Erkenntniß der Folgen reicht, so weit darf ich auch eigene Einrichtungen und Veränderungen in der Natur machen. Ich sehe ab, wo Das hinauslaufen wird, wenn ich mir den Arm glücklich ablösen lasse; ich werde mit einem Arm fortleben, und im Zustande und Genusse der Menschheit, obgleich mit Unbequemlichkeit und Schmerzen, verharren. Aber wenn ich mich

Im Ganzen — haltet euch an Worte!
Dann geht ihr durch die ſichre Pforte
Zum Tempel der Gewißheit ein.

Schüler.

Doch ein Begriff muß bey dem Worte ſeyn.

Mephiſtopheles.

Schon gut! Nur muß man ſich nicht allzu ängſtlich quälen,
Denn eben wo Begriffe fehlen,
Da ſtellt ein Wort zur rechten Zeit ſich ein.
Mit Worten läßt ſich trefflich ſtreiten,
Mit Worten ein Syſtem bereiten,
An Worte läßt ſich trefflich glauben,
Von einem Wort läßt ſich kein Jota rauben.

Schüler.

Verzeiht, ich halt' euch auf mit vielen Fragen,
Allein, ich muß euch noch bemüh'n.
Wollt ihr mir von der Medicin
Nicht auch ein kräftig Wörtchen ſagen?
Drey Jahr' iſt eine kurze Zeit,
Und, Gott! das Feld iſt gar zu weit

umbringe! Ja, da weiß ich Nichts mehr von meinem Selbst; ich weiß keine der Folgen, die der Schuß in's Gehirn auf mein denkendes und wollendes Wesen hervorbringen wird. Leben und Tod kann also nicht zu meiner Sphäre gehören. Es ist die höhere Sphäre des Geistes, der mich geboren werden, wachsen, leben und sterben läßt; der Alles weiß, was vor mir war, weiß, was nach mir sein wird; der einen Plan und Hülfsmittel hat, die eher anfangen und weiter reichen als mein Leben.

Doch, etwas Anderes ist, untersuchen, ob es der Natur des Menschen und der Dinge gemäß, Das heißt, erlaubt sei, sich zu erwerben; etwas Anderes die Frage, wie ein Mensch, der durch Unglück und Leidenschaft dazu getrieben wird, abgehalten, wie der noch nicht unglückliche, aber sehr empfindliche und schwermüthige Mensch davor bewahret werden soll? Ohne Zweifel nur durch Verhütung der Leidenschaft selbst.

Und Das ist ein neuer Grund wider den Selbstmord. Der Zustand der Seele, in welchem man dazu fähig ist, ist alle Mal ein zerrütteter, verdorbener Zustand. Keine Wahrheit in dem Anblick der Dinge; keine Richtigkeit in der Schätzung derselben; keine Voraussetzung einer oft nahen Zukunft; keinen Nebenblick auf das Umstehende: eine unglückliche Vereinigung aller Seelenkräfte auf einen einzigen schwarzen Punct!

Dies macht bei Werther'n einen Theil seiner Schuld aus, daß er diese Einschränkung und Concentration seiner ganzen großen Empfindsamkeit auf jeden kleinen Gegenstand für ein Verdienst hält, sich darin mehr und mehr übt, und Alles, was seine Aufmerksamkeit auf mehr wichtige Objecte ziehen könnte, für Zerstreuung, für Abhaltung von dem Streben nach Vollkommenheit ansieht. Daher auch sein Stolz; der sonst mit der Liebe gegen die geringsten Menschen, und selbst gegen Pflanzen und Insecten, die er zu seiner vorzüglichsten Eigenschaft macht, so wenig bestehen kann. Wenn er einsam die Natur betrachtet, so denkt er an sein Selbst nur insoferne, als er Aehnlichkeit damit gewahr wird; diese findet er auch in den unbeträchtlichsten Dingen, und füllt auf sie mit der vollen Denkungs- und Empfindungskraft seiner Seele. Tritt er aber in die menschliche Gesellschaft ein, ja so kömmt die unendlich stärkere Vorstellung seines Selbst zurück, und er empfindet nur die Unterschiede, nicht mehr die Aehnlichkeiten der Andern, besonders je näher ihm diese Andern an Stande und äußern Vorzügen sind. Hat er einen oder wenige Menschen gefunden, die diese Schwierigkeit, in sein Herz zu dringen, überwinden und ihm schätzbar werden, so häuft er auf diese in seiner Einbildung alle Vollkommenheiten zusammen, die er den übrigen Menschen entzieht. Er verachtet und meidet diese Uebrigen so sehr, daß es ihm unmöglich wird, das Gute und Schätzbare, welches er bei näherer Bekanntschaft gewiß an ihnen finden würde, zu entdecken.

Indem er also auf der einen Seite die Natur im Ganzen, und bis in ihre gemeiniglich von uns völlig vergessenen und vernachlässigten Werke, lebendig, schön und interessant findet, so findet er auf der andern Seite, gerade in dem wichtigsten Theil der Schöpfung, unter den Menschen, sehr Wenige seiner Achtung und Liebe würdig. Hier sind ihm Alle unter seiner Vorstellung und Erwartung, so wie jene Dinge seine Vorstellung übertreffen. Aus dieser Lage des Gemüths entsteht zuerst Hang zur Einsamkeit und zu bloßem ungeselligen Nachdenken; zweitens Mangel an öftern angenehmen und das Gemüth erheiternden Eindrücken, die aus der Achtung und Liebe gegen Andere entspringen; drittens Haß und Widerwillen dieser Andern gegen Den, von dem sie sich so unbillig verachtet sehen, ohne daß sie seine größern Vollkommenheiten kennten oder Genuß davon hätten; viertens gegenseitiger verstärkter Abscheu auf Seiten des Stolzen. Und nun lassen Sie so ein Herz, das gegen die todte Natur empfindlich, gegen die Menschen erbittert, gleichgiltig oder stolz ist, lassen Sie es nun noch von einer heftigen Liebe angegriffen werden, und darin unglücklich sein: was bleibt wohl übrig? Einen einzigen Menschen hatte der Unglückliche nun gefunden, der ihm recht werth war; dieser Mensch ist dahin. Unter dem übrigen großen Haufen besinnt er sich auf nichts so Schätzbares, das ihm diesen Verlust erträglich machen könnte. Er weiß, er wird nicht von ihnen geliebt. Die einsame, todte, stille Natur scheint ihm viel edler und größer. So wird also die ganze Empfindlichkeit des Herzens darauf gespannt, das menschliche Leben, so wie wir es jetzt haben, zu hassen, und nur die Existenz der Natur zu lieben, mit der wir uns im Tode zu vereinigen scheinen.

Man hat „die Leiden Werther's" hie und da für ein gefährliches Buch gehalten, das zum Selbstmord verführte. Ihre Gedanken hierüber sind richtig. Zum Selbstmord wird man schwerlich verführt. Aber dennoch kann es nie ganz gleichgiltig sein, was für Meinungen über diesen Punct der Mensch bei sich festgesetzt hat; ob solche, die die Leidenschaft begünstigen, oder solche, die sich ihr entgegensetzen, und sie, wo nicht ersticken, doch aufhalten. Und wenn Dieses ist, so war es freilich Unrecht, die spitzfindigsten Scheingründe für die That mit aller Stärke der Beredtsamkeit vorzutragen, indeß die wahren Gründe dawider übergangen oder ungeschickt

verfochten wurden. Jede That iſt aus einem doppelten Geſichtspuncte zu betrachten: aus dem einen, wenn ſie begangen worden iſt; aus dem andern, wenn ſie begangen werden ſoll. Beide Geſichtspuncte ſind wichtig. Wer mir die ganze Entſtehungsart einer verwerflichen Handlung zeigt; wer mir aus dem Character, aus der Lage des Menſchen die Gründe derſelben entwickelt; wer mir die Fehlſchlüſſe, die irrigen Grundſätze aufdeckt, denen gemäß er verfahren iſt: Der verdient meinen aufrichtigſten Dank; denn er befördert meine Kenntniß des Menſchen, meine Duldſamkeit, meine Klugheit. Aber nie muß er dabei den andern Geſichtspunct vergeſſen; Das heißt, er muß nie die Fehlſchlüſſe als Fehlſchlüſſe, die irrigen Begriffe als irrig, die falſchen Gründe als falſch, und die daher entſpringenden verwerflichen Handlungen als wirklich verwerflich zeigen. Dieſes nicht gethan oder nicht genug gethan zu haben, iſt wohl der größte Vorwurf, den man dem Verfaſſer der „Leiden Werther's“ machen kann, und gegen den er ſich vielleicht am Wenigſten rechtfertigen ließe.

Der Philoſoph für die Welt. Von J. J. Engel. Berlin, 1775. 8. Th. I. St. 3.

Auszug aus der Berichtigung der Geſchichte des jungen Werther's. Frankfurt und Leipzig, 1775.

Die in dem angezeigten Buch enthaltenen Vorfälle haben ſich ohne Ausnahme in Wezlar und nahe bei Wezlar zugetragen. Sie ſind bis auf einige veränderte Umſtände ſo erfolgt, als man ſie lieſet. Der Brunnen, der gleich im Anfang beſchrieben wird, liegt hart am Wilhacher-Thor, welches den Namen von ihm führet. Wahlheim, iſt das Dorf Garbenheim, welches kaum eine halbe Stunde von Wezlar entlegen iſt. In einer gleichen Entfernung auf dem ſogenannten Jägerhauſe iſt der angezeigte Ball gehalten worden. Der Amtmann S..., oder vielmehr der Amtmann B..f, wohnt nicht außerhalb der Stadt, ſondern im Deutſchen Hauſe zu Wezlar. Die kleinen Reiſen des jungen Werther's, im zweiten Theil, ſind, wie der ganze erſte Theil, des Verfaſſers eigene Geſchichte. Werther hat das erwähnte Haus des Amtmanns vielleicht gar nicht oder doch ſelten beſucht.

Die Familie des Amtmanns iſt noch zahlreicher, als der Verfaſſer ſie anzieht. Charlotte, die zweite, nicht die älteſte Tochter dieſes rechtſchaffenen Mannes, iſt ſchlank, blond, mit blauen Augen, naiv und ſonſt liebenswürdig. Schon im fünfzehnten Jahre war ſie mit dem Bremiſchen Geſandtſchafts-Secretär Ke..r verſprochen, der ſie, als er Archiv-Secretär zu Hannover geworden, nach dem Tode des jungen Werther's, geheirathet hat. Dieſer Mann hat einen ſehr guten bürgerlichen Character, gründliche Wiſſenſchaften und bekümmert ſich wenig um den jetzigen Weltlauf. Er und Werther haben wohl keine andere Verbindung, als den gemeinſchaftlichen Beruf gehabt. Der Zufall, wahrſcheinlich bloß dadurch verurſacht, daß Ke..r dem ſchon beſchränkten Gedächtniß des zerſtreuten Werther's zuerſt ſich darſtellte, hat ihm einen entfernten Antheil an der letzten Geſchichte unſers Helden gegeben. Dieſer ließ von ihm ein paar Piſtolen, unter dem Vorwand einer Reiſe, holen; und mit einer derſelben gab er ſich den Tod.

Der Secretär Ke..r iſt demnach Derjenige, der unter dem Namen Albert vorkommt, welchen er doch zuletzt mit dem geheimen Secretär He..l, von dem ich bald reden werde, theilet. Man würde aber dem guten Ke..r Unrecht thun, wenn man ihn bloß nach dieſer Schilderung beurtheilte. Albert mußte alle Mal verlieren, wenn ſein Mitbuhler intereſſant werden ſollte.

Ob der Verfaſſer das Alles für Charlotte'n und ſie wieder für ihn ſo Vieles gefühlt, als das Werk zu verrathen ſcheinet, iſt mir unbekannt. Es ſcheint auch unwahrſcheinlich, und ich hoffe nicht, daß Ke..r hierüber unruhig iſt.

Dieſes vorausgeſetzt, ſchreite ich zu der wahren Geſchichte des jungen Werther's, den Inhalt des zweiten Theils. Er war der einzige Sohn eines noch lebenden verdienſtvollen Vaters, und kam gleich als Geſandtſchafts-Secretär nach Wezlar, welchen Poſten er ungefähr ein Jahr hindurch, bis zu ſeinem Tode, verſah. Der Character dieſes jungen Menſchen iſt wenig bekannt geworden. Nur mit Zweien, dem geheimen Canzlei-Secretär Ri..r zu Hannover, und, nach deſſen Abreiſe von Wezlar, mit dem Freiherrn von Ki..g, der damals ſeinen Proceß bei dem Kammergericht ſollicitirte, hat er vertrauten Umgang gehabt. Der Herr von Ki..g verachtet als Philoſoph die Thorheiten und den Pomp der Welt und findet in den Wiſſenſchaften ſeine Ergetzung. Ein gemeinſchaftlicher Hang zur Litteratur und Einſamkeit verband ihn mit dem jungen Werther. Ihre übrigen Neigungen und Wünſche waren, dem Anſchein nach, ſehr verſchieden.

So viel ich ſchließen kann, iſt nicht die Aemſigkeit, ſondern die Ehrbegierde, Werther's Leidenſchaft geweſen. Der Tiefſinn und die Zurückhaltung entfernten ihn von weitläuftigen

Bekanntſchaften. Lange beſchäftigte ihn der Gedanke des Selbſtmords, deſſen Rechtmäßigkeit er bei jeder Gelegenheit vertheidigte.

Er beſuchte das Haus des geheimen Secretärs H..., von der Pfälziſchen Geſandtſchaft, der die liebenswürdigſte Frau hat. An einem Ort, wo Jeder Liebe fühlt, oder doch des Tons wegen zu fühlen vorgibt, konnte Werther dem Verdacht nicht entgehen, daß die Zärtlichkeit den ſonſt Einſamen zu dieſen Beſuchen anfeuere. Ich weiß nicht, ob er wirklich gegen jene Schönheit empfindlich geworden: Das kann ich aber behaupten, daß die Frau H... durch eine unbeſcholtene Tugend eben ſo ſchätzbar iſt, als durch ihre Reize. Man hat dennoch geſagt, daß die Eiferſucht des Mannes, durch fremde Leute in Bewegung geſetzt, ihn endlich dahin vermocht, ſich Werther's fernere Beſuche zu verbitten. Ich glaube Dieſes nicht; aber wenn der Vorfall ſich auch dem Gerücht gemäß verhielte, ſo hat er zu dem Tode unſers Helden nicht mitgewirkt.

Mehr mögen die Verdrießlichkeiten, die ihm ſein Beruf zu Wege brachte, die nähere Urſache deſſelben ſein. Da der ſtörriſche Character des Geſandten, mit dem er zu thun hatte, bekannt genug iſt, ſo überlaſſe ich Jedem das freie Urtheil, inwiefern der Abriß dem Original gleiche.

Ich habe nie gehört, daß unſer Held die Vertraulichkeit des Grafen C... geſucht oder erhalten habe. Der Vorfall, der S. 27 erzählt wird, hat ſich bei dem Präſidenten, Grafen von B..., gleich nach Werther's Ankunft zu Wezlar, unter Umſtänden, von denen die Beſchreibung abweicht, ereignet. Die hämiſche Freude der Neider und das Bedauern der Freunde hat unſer Held wohl nicht ſo ſtark gefühlt, als die Briefe es vorgeben, da er wenig in öffentliche Geſellſchaften gekommen iſt.

Die Liebe des Fräuleins von B..., die ſo geſchildert wird, daß man ein Fräulein von H... darunter verſtehen muß, iſt nur eine Verſchönerung der Geſchichte. Es wird zwar erzählt, daß ein gewiſſes Fräulein, nicht die von H..., durch die Vorzüge unſers Werther's gerührt, ihm nicht abgeneigt geweſen ſei. Aber man weiß, daß er dagegen gleichgiltig war.

Werther's Tod erfolgte nicht um Weihnachten, ſondern bald nach Michaelis. Die Beſchreibung deſſelben iſt, die Briefe ausgenommen, die bei der Veränderung der Umſtände von ſelbſt wegfallen, richtig. Selbſt die Kleidung, in der man den Verwundeten fand, iſt in dem Buch, der Wahrheit gemäß, angezeigt. Der Amtmann B..f konnte, wenn er wirklich Werther's vertrauter Freund geweſen, der Beſchaffenheit der Umſtände nach, ſeine Beerdigung nicht beſorgen. Dieſe Sorge kam dem Geſandten zu. Jedoch fühlten der Amtmann und ſeine Familie, wie jeder Rechtſchaffene, bei dem traurigen Vorfall die ganze Härte des Looſes der Menſchheit. Sie beklagten den Sterbenden [illegible], ob [illegible] gleich auch nicht den entfernteſten Einfluß in ſein Schickſal gehabt hatten. Der guten Seele unſers Ke..r hat der Umſtand Leiden verurſacht, daß, wider ſein Vermuthen, ſein Eigenthum, eine Piſtole, der Vollbringung eines ſo furchtbaren Entſchluſſes zum unglücklichen Werkzeug diente. Den geheimen Secretär H... überſtrömte das ganze Gefühl einer Freundſchaft, der, in einer ſo erſchütternden Lage, da man ſich ſelbſt für den Freund aufopfern zu können begehrt, jedes Mittel fehlt, ſein Leiden zu mindern. Nach dem Bedienten und Friſeur des jungen Werther's war der Baron Schl...h der Erſte, der ihn in ſeinem Todeskampf ſah. Der Fühlende ſann nach Rettungsmitteln, das Auge voll edler Zähren über das tragiſche Verhängniß eines Jünglings, der mit ihm aufwuchs. Bald kamen Andere; unter ihnen Solche, welche die außerordentliche Scene gleichgiltiger zu betrachten vermochten; bis die Reihe auch Diejenigen herbeibrachte, die hier unzeitige Lehren gaben, und über die Feigheit, die ſie vor dem Selbſtmord ſichert, eine mächtige Zufriedenheit fühlten.

Man könnte noch eine Anecdote anführen, die dem Verfaſſer entweder unbekannt geblieben oder entfallen ſein muß. Da ſie aber der Perſon Desjenigen, der die Beerdigung einrichtete, nachtheilig ſein möchte, ſo will man ſie aus Menſchenliebe und Beſcheidenheit unterdrücken.

Volkslieder aus dem Jahre 1775.

Lotte an Werther's Grabe.

Ausgelitten haſt Du, ausgerungen,
Armer Jüngling, Deinen Todeskreis.
Abgeblutet die Beleidigungen
Und gebüßt für Deine Zärtlichkeit.
Und warum? — bloß weil ich Dir gefallen?
Hätt' mich doch Dein Auge nie erblickt!
Hätt' nur niemals von den Mädchen allen,
Das verlobte Mädchen Dich entzückt.

Jede Freude, meiner Seele Frieden
Iſt dahin, und ohne Wiederkehr!
Glück und Ruhe ſind von mir geſchieden,
Und mein Albert liebt mich auch nicht mehr.
Einſam wein' ich an der Raſenſtelle,
Wo uns oft der ſpäte Mond belauſcht!
Jammernd irr' ich an der Silberquelle,
Die uns lieblich Wonne zugerauſcht.

Bis zum Lager, wo ich träum' und leide,
Quälen Schrecken meine Phantaſie!
Blutig wandelſt Du im Silberkleide,
Mit den Waffen, die ich ſelbſt Dir lieh.
Dann erwach' ich bebend und erſticke
Noch den Seufzer, der mir ſchon entrann;
Bis ich, weg von Albert's finſterm Blicke,
Mich zu Deinem Grabe ſtehlen kann.

Hier am Grabe füllt mich heil'ger Schauer;
Jetzt noch trauert die Natur um Dich.
Roſen pflanzt' ich an des Kirchhofs Mauer,
Doch die Roſen, ſieh'! ſie blühen nicht.
Heilige, mit frommen, kalten Herzen,
Gehn vorüber und verdammen Dich!
Ich alleine fühle Deine Schmerzen,
Theures Opfer! und beweine Dich.

Werde weinen noch am letzten Tage,
Wenn der Richter uns're Thaten wiegt,
Und nun offen, auf der furchtbar'n Wage,
Deine Schuld und meine Liebe liegt.
Dann wird Lotte jenen ſüßen Trieben
Gern begegnen, die ſie hier verwarf;
Vor den Engeln ihren Werther lieben,
Wo ihr Albert nicht mehr zürnen darf.

O! dann drängt' Dich zu des Thrones Stufen,
Neben mich, an Albert's Seite hin!
Dann wird ſelbſt: verſöhnt! verſöhnt! erufen,
Ich vergeb' ihm; Gott! verſchone ihn.
Und der Richter wird Verſöhnung winken,
Ruh' empfängſt Du nach der langen Pein,
Und in jener Freudenlaube trinken
Wir die Seligkeit des Himmels ein.

Albert an Lottchen.

Trage ſtandhaft alle Deine Leiden,
Liebſte Lotte! und ſei unverzagt,
Wenn das Schickſal Dir die größten Freuden
Dieſes Lebens ſo wie mir verſagt.
Sieh', auch hier in dieſem edeln Herzen,
Das von einer ſchnöden Welt Nichts weiß,
Wohnet Schwermuth, wohnen Gram und Schmerzen
Und die größte Unzufriedenheit.

Ach! ich ſuche Troſt und finde keinen,
Nicht im Hain und auf der grünen Flur;
Ach! vergebens fleht und hört mein Weinen
Der allweiſe Schöpfer der Natur.
O! warum, warum muß ich alleine,
Wie ein Sünder tief gebeuget gehn,
Und auf dieſer ganzen Erde keine
Einz'ge Freude für mich blühen ſehn?

Du, mein Kind, Du biſt der Quell der Thränen,
Die mein Auge oft im Stillen weint;
All' mein Kummer, all' mein banges Sehnen,
Beſte Lotte, liegt bei Dir vereint.
Viele böſe, wenig gute Tage
Sind mein Loos, ſeit ich geworden bin;
Doch jetzt ſchleicht kein Tag ohn' Gram und Plage
Für mich Unglückſeligſten dahin.

Schluß.

Wie wenn ein Traum meine ganze Seele füllt, wo am ſchönſten Sommermorgen die Natur in ihrem gefälligſten Kleide vor mir über wandelt und Sympathie in meiner Bruſt erweckt, und zu noch reizendern Freuden mein innerſtes Gefühl ſtimmet; dann ein holdes Mädchen dieſe reizendern Freuden mir gewährt, bis vom Nectar-Taumel — als wäre ich Jupiter's Tiſchgenoß geweſen — mir Thüren und Berg, und — Himmel und Erde ſchwankten, — — und dann mit dem ſchnellſten Hinſturz dieſe Thüre und Berg und — Himmel und Erde über mir — unter mir — hinſänken, und Schrecken und Entſetzen mich anſchauderten: — — ſo, vortrefflicher Goethe, — ſo, Kenner des menſchlichen Herzens, war es mir, als ich „Werther's Leiden" las. Welch ein vortreffliches Ganze, wie ſo ſchön in allen Theilen, und ſie alle, wie ſo vortrefflich geordnet! Wie einfach die Geſchichte, und doch wie belebt Alles, wie voller Handlung — innerer Geiſtershandlung — in Werther's Seele! — Und wie ſo ſehr Alles für das Herz, für den geiſtigern Sinn des innern, ſtärkern Gefühls! Und welch eine Steigerung in der Erweckung dieſes Gefühls, wie natürlich der Fortgang, ſtets mit demſelben Schritt, mit welchem die Natur geht. Erſt Scenen der lachenden Natur, und in ihnen einen gefühlvollen Jüngling, Kenner und Nachahmer der ſchönen Natur, der uns zur Sympathie fortreißt. Dann ländliche Scenen, Werther'n mitten unter unſchuldigen Kindern und Landleuten. Dann — ihn unter rauſchenden Freuden, auf einem ländlichen Feſte. Und nun — Werther und Lotte! und hier — erſt aufmerkſames Bemerken, warmes Gefühl; dann Liebe, Enthuſiasmus, Begrenzung alles Glücks auf die Liebe dieſer Einzigen — aber doch noch Entſchloſſenheit, dieſe Einzige zu verlaſſen, die er nicht beſitzen konnte — dann Trennung, aber bald wieder Rückkehr, und nun alles überſtrömender Enthuſiasmus, Taumel der Liebe, Schwinden des Himmels, der Erde, und endlich — Gott! wohin kann die Liebe führen! — wem ſchaudert's nicht? — Jünglinge, hört es! fühlt es! — endlich — Selbſtmord!

Wollt' ich Alles sagen, was ich bei diesem vortrefflichen Buche gedacht, bewundert, empfunden, untersucht habe: so müßt' ich ein drei Mal so starkes Buch schreiben, als es „Werther's Leiden" sind. Wollt' ich nur alles Das sagen, was dieser vortreffliche Roman als Regel, als Muster für unsre Roman-Schreiber enthält: so müßt' ich doch noch immer ein Buch schreiben.

Auf welche Abwege würden uns nicht unsere gewöhnlichen Roman-Schreiber geführt haben, wenn sie die Geschichte Werther's hätten schreiben sollen; was hätte nicht Alles geschehen müssen, um uns recht viel Schönes von Lotte'n sagen zu können, um Werther'n zurückzubringen, um — tausenderlei andere Dinge noch hereinzuschleppen. Aber das Alles war für den Menschenkenner Goethe zu klein, zu fremd. Alles dreht sich um Werther's Character, jeder Vorfall ward nur durch seinen Character, so wie er gerade zu der Zeit war, möglich und bestimmt, und alle diese Vorfälle flossen zu eben der Quelle zurück, um den Character des Jünglings gerade auf den Punct zu bringen, der das Ende seines Lebens macht. Alles Andere lebt und webt nur in ihm und durch ihn. Alle andern Personen von Lotte'n bis auf den unglücklichen Wahnsinnigen im grünen Rocke sind nur angesetzte Schrauben, die Werther's Character bis *dahin* herauf heben, in die Lage bringen sollten, daß nun der Jüngling nothwendig und unaufhaltsam den schaudervollen schrecklichen Fall thun mußte, der jeden Jüngling aus dem Traume aufschrecken sollte. Und welch eine Sprache! daß sie schön ist, so schön ist, als je ein Deutscher schrieb, ist noch immer das Wenigste, was ich daran bewundere; Das aber fordert meine ganze Bewunderung, daß auch sie ganz individuell ist — bloß Ausbruch der Empfindungen, wie sie nur Werther haben konnte. Ich erwarte es, daß mir ein anderes Beispiel von irgend einem Deutschen Schriftsteller gezeigt werde, wo diese Kunst bis zu einer solchen Höhe getrieben worden. Auch Wieland hat es so nicht gethan.

So weit hatt' ich geschrieben, als mir ein warnender Freund kam. Trauen Sie, sagte er, der glänzenden Oberfläche nicht zu viel, dahinter ist Todtengebein. Es liegt ein Gift in dem Buche, das schreckliche Wirkungen haben kann. Sie sind jetzt noch im Taumel, trauen dem Verfasser zu sehr nur eine gute Absicht zu. Lesen Sie es noch ein Mal und Sie werden sehn, es ist eine *Apologie des Selbstmordes*.

Davon habe ich Nichts bemerkt, sagte ich, Nichts empfunden. Aber wenn das des Verfassers Absicht gewesen wäre, dacht' ich, so wär' es, so schön es ist, ein abscheuliches Buch, wär' ein süßes Gift, worüber die Polizei wachen müßte. Wohl, setzt' ich hinzu, ich will es noch ein Mal lesen. Ich las es, aber ich fand diese Vertheidigung, diese Beförderung des Selbstmordes nicht. Es ist wahr, was der Verfasser hier auszuführen sucht, der Mensch kann bis dahin gebracht werden, daß bei ihm der Entschluß zum Selbstmorde Krankheit ist, daß er ihm nothwendig wird. Aber diese Nothwendigkeit gründet sich immer nur darauf, daß er nach und nach bei einer für jeden Eindruck offenen Seele seinem Character diese besondere unglückliche Stimmung geben ließ. Also was folgt nun aus der Idee des Verfassers? — ich denke nichts Anderes, als die nöthige — und darum noch desto nöthigere Lehre für jeden Jüngling, der sich mit starkgespannten Nerven fühlt, wachsam über die *ersten* Wirkungen auf sein Herz zu sein, die ihn bis dahin bringen könnten. Das ist die Seite, von der allein ich den moralischen Theil dieses Buchs, nach allen Warnungen, noch immer nur ansehen kann. Und ich denke, Das ist eine sehr gute Seite. Predige ich denn dadurch die Wollust, wenn ich behaupte, der Taumel der Seele könne einem Menschen von diesem Gifte so stark werden, daß ihm dies Laster nothwendig werde? Ich denke nein! Wohl aber zeige ich dem Jüngling die Gefahr der ersten Schritte, und dem alten Wollüstling einen Abgrund, in den er, noch einen Schritt weiter, unfehlbar fallen wird. Und ich irre sehr, oder diese mir sehr wichtige Moral hat in „Werther's Leiden" eine doppelte Stärke, das Beispiel ist doppelt warnend, weil Werther's Liebe so viel Geistiges, so viel Menschliches hat, und nach ihrer ganzen Oberfläche unschuldig ist. Also, Jüngling, siehst Du es hier, daß auch eine solche so sehr menschliche Liebe selbst für den sonst edeldenkenden, wie jedes Uebergewicht der Sinnlichkeit, in Abgründe führt. Zwar sagt Werther zu seiner Vertheidigung viel, was zugleich als eine Vertheidigung des Selbstmordes überhaupt angesehen werden könnte. Aber welch ein Thor, der die Beschönigungen seines Verhaltens in dem Munde eines Roman-helden, der, so ein guter Mensch er ist, doch immer noch ein sinnlicher Mensch ist, zu seiner Moral machen kann. Soll Das die Gefahr sein, so hat die Polizei nicht über *dies* Buch, sondern vielmehr über *solche* Thoren zu wachen, um *ihnen* keinen Roman, auch den besten nicht, in die Hände fallen zu lassen, weil — sie Thoren sind. Ueberhaupt ist es drollicht genug, Leuten ein solches Buch wegzureißen, denen man recht angelegentlich die Bücher der Maccabäer in die Hände spielt, in denen Jeder *eine eigentliche Apologie des Selbstmordes* finden kann und wird. Doch kann ich es nicht verhehlen, zwei Stellen dieser Art wünschte ich selbst weg-

oder gemäßigt, den ganzen Brief vom 12. August und den Schluß des Briefs vom 30. November. Die letzte Stelle hat zu wenig Sagendes, und doch so viel Eindringliches für den Unwissenden. Die erste tadle ich nicht aus dieser, noch, insofern es nur Werther's Gedanken sind, aus irgend einer andern moralischen Ursache. Aber anderweit hab' ich Vieles dawider. Die Gelegenheit zu allem dem Raisonnement ist vom Zaun gebrochen, und — unnatürlich dazu. Auch ist hier ein Sprung in der Fortführung des Characters des Helden, der die ganze schöne Anordnung des Plans unterbricht. Feste Gewißheit durfte jetzt noch nicht in Werther's Seele sein, nur Zweifel, aufkeimende Maximen wären hier am rechten Ort gewesen. Sonst war Werther schon am Ziele, oder es bedurfte nur noch äußerer Umstände, die nun noch den Entschluß forderten, der schon lange reif war. Aber so wird alles Folgende nur Handlung; die außer Werther'n vorging, bleibt nicht mehr innere Handlung, die seinen Character, seine Maximen auf den Punct hinhob, den das Ganze forderte, so sehen wir nicht mehr das Werden dieser Maximen, und dieser ganzen Denkart Werther's, sehen höchstens nur aus den bereits reifen Maximen Entschluß werden — und gewiß, Das war weniger, als der Verfasser nach der ganzen Anlage vor unsere Augen werden lassen wollte. Und überdem verliert Werther dadurch in Absicht unserer Beurtheilung seines ganzen folgenden Verhaltens. Wir sehn ihn hier schon früh auf einer Anhöhe, von der er alle Gefahren und alle Schrecken seines übrigen Wegs übersieht, und weiß und behauptet, daß man, eine Strecke weiter, denselben nicht mehr entgehen könne, und nun noch diese Strecke rasch und taumelnd fortgeht. Wir sehn ihn an einem durchreißenden Damme stehn, er weiß es, daß er noch — aber bald nicht mehr — dämmen kann, und doch legt er keine Hand an. Warum ließ der Verfasser ihm die Gefahr nicht lieber ganz unbekannt bleiben? Es wäre ja Das auch dem menschlichen Schicksal viel gemäßer. Man sage nicht: Werther spricht hier nur allgemein, er dachte Das nicht als sein Schicksal, er schreibt ja selbst an seinem Sterbetage: „Ach, ich dachte nicht, daß mich der Weg hierher führen sollte!" Eben deßwegen, weil er Das schrieb, dursten, denk' ich, die Grundsätze von Anfang nicht so fest sein. Werther ist ein zu philosophischer und zugleich ein zu feuriger Kopf, als daß wir uns seine Maximen so todt, so ohne Anwendung denken könnten.

Werden nicht manche Leser herzlich über des Recensenten moralische Vorlesung lachen? Es sei, ich kann es ihnen nicht wehren. Aber sie sollen es mir auch nicht wehren, Dieß für viele Leser als sehr nöthig zu halten; sollen mir noch mehr — den Wunsch — nicht wehren, daß das Buch eine zurechtweisende Vorrede haben möchte. Sie würde zwar den bessern Lesern sehr unnütz gewesen sein, aber wir haben wirklich noch schwächere Leser, als man denken sollte.

Magazin der Deutschen Critik. Th. I. S. 61. ff.; herausgegeben von Herrn Schirach. Halle, bei J. J. Gebauer. 1775. B. IV.

Aus der Iris, von J. G. Jacobi.

Wer Gefühl hat, und fühlt, was Werther fühlte, Dem verschwinden die Gedanken, wie leichte Nebel vor Sonnenfeuer, wenn er's hieß anzeigen soll. Das Herz ist Einem so voll davon, und der ganze Kopf ein Gefühl von Thräne. O Menschenleben, welche Gluth und Qual und Wonne vermagst Du in Dich zu fassen! Da liegt er im Kirchhof unter den zwei Linden im hohen Grase, tief ist sein Schlaf, niedrig sein Kissen von Staub; und o, wann wird es Morgen im Grabe, zu bieten dem Schlummerer: Erwache! Armer Werther! Unglücklichere Lotte!

Ich hoffte nicht, als ich die vorhergehende Einleitung schrieb, daß ich nach ihr unsern Leserinnen eine solche Schrift anzeigen würde. Die reinsten Quellen des stärksten Gefühls von Liebe und Leben in Allem fließen in lebendigen Bächen in unentweihter Heiligkeit darinnen; und auch dann noch, wenn es bis zur höchsten Leidenschaft anströmt. Jede Leserinn nehme sie in einer glücklichen stillen Stunde in die Hand, wenn die Ebbe der Seele wieder Fluth geworden ist. Die Geschichte davon ist so einfach und natürlich, als eine sein kann; nicht Roman, sondern allein Darstellung der Leiden des jungen Werther's aus seinem ganzen Wesen bis aus dem Mittelpunct des Herzens heraus.

Es sind einige Briefe darin, die unter das Vortrefflichste gehören, was das starkfühlende Herz der stärksten Geister je hervorgebracht hat. An vielen Stellen läßt Werther den Petrarca unter sich, in dessen Gedichten man alles heftige Leiden und heilige Entzücken von Liebe vereinigt findet, was vor und nach ihm empfunden worden ist; und so brennende Wonnegluth hat die Seele des St. Preux nicht durchglüht.

Doch, es verdrießt mich, daß ich so von einem Buche reden muß, wo alles Lebendige Gestalt hat. Wer hat zum Beispiele jemals so viel Vergnügen bei einem Kindergemälde, und wenn es von dem größten Meister gewesen wäre, empfunden?

Welche Landſchaften voll Leben! und welch himmliſches Gewächs in ſeiner Vollkommenheit iſt Lotte! Sagt ſie nicht mehr für das Herz, als Plato bei ſeinen tiefſinnigſten und erhabenſten Beweiſen von der Unſterblichkeit des Menſchen? Wer kann vor Empfindung Etwas über den Geſang der Minona und Ullins und die Klagen Armin's ſagen, wenn er auch nur einen Schatten von den Gefühlen des Barden dabei hat! Dieſe Schwere läßt ſich nicht aus der Sphäre des Herzens winden.

Für diejenigen Damen, die das edle, volle Herz des unglücklichen Werther's bei Lotte'n für zu jugendliche unwahrſcheinliche Schüchternheit, und ſeinen Selbſtmord mit einigen Philoſophen für unmöglich halten, iſt das Büchlein nicht geſchrieben. Die Andern werden's vielleicht, wie ich, zu den wenig einzelnen Büchern legen, die ſie des Jahrs mehr als ein Mal leſen.

Habe warmen, herzlichen Dank, guter Genius, der Du, „Werther's Leiden" den edeln Seelen zum Geſchenke gabſt.

Iris von Johann Georg Jacobi. Düſſeldorf, 1775. B. I. S. 167. ff.

Aus dem Almanach der Deutſchen Muſen von 1775.

Eine Sammlung characteriſtiſcher, empfindſamer und rührender Briefe, die man Herrn Goethe beilegen würde, wenn ſie ihm auch das Meßverzeichniß nicht zuſchriebe. Die nach und nach anwachſende Leidenſchaft eines vernünftigen Selbſtmörders, die Schilderung eines in Empfindungen und Raiſonnements gleich außerordentlichen Menſchen, die erhabene Simplicität in Erzählungen und Beſchreibungen, die von den gewöhnlichen Künſteleien der Roman-Schreiber weit entfernt iſt, ſo viel Wahrheit und Natur, als kaum ohne wirkliche Originale möglich ſcheint, ſo warme Sprache können nur von dem Manne kommen, der ſo gut unſer Goldſmith als unſer Shakeſpeare werden kann.

Leipzig, im Schwickert'ſchen Verlage.

Einfall, nach der Leſung der „Leiden des jungen Werther's."

Daß Werther, unbeglückt mit Lotte'ns ewiger Gunſt
Sich tödtete, davon läßt ſich der Grund entdecken;
Doch ihn vom Tode aufzuwecken,
Das iſt geheimnißvolle Kunſt.

Aus den Poeſien, nach verſchiedenem Maß und Gewicht, mit angehängten critiſchen Urkunden. Berlin, bei Decker, 1775.

Von Leonhardi (vormaliger Churheſſiſcher Geſandter).

Im Jahre 1799 befand ich mich in Holſtein. Es war eben ein Kauffahrer aus Oſtindien nahe bei Glückſtadt angekommen, und ich ging, dieſes Schiff von vorzüglicher Größe zu beſehen. In des Capitäns Cajüte fand ich mehrere chineſiſche Gemälde, „Werther's Leiden" vorſtellend. Es verdiente Dieß wohl öffentlich mitgetheilt zu werden, da Herr von Goethe wohl der einzige Deutſche iſt, dem eine ſolche Ehre widerfuhr.

Aus der Vorrede zum dritten Bande des Lexicon's Deutſcher Dichter und Proſaiſten. Herausgegeben von Carl Heinrich Jördens. Leipzig, Weidmann, 1808.

Aus der litterariſchen Reiſe durch Deutſchland 1786.

Auf ein Mal erſchien „Werther"; Dieſem lief allgemeiner Beifall entgegen; beſonders machte er eine unbeſchreibliche Senſation bei dem jüngern, mithin bei dem größten Theile des leſenden Publicum's. Aber auch alle übrigen Jahre, Stände und Geſchlechter, vom Kammermädchen bis zur Fürſtinn, vom Philoſophen bis zum Kutſcher, fanden hier Nahrung. Kenner und Nichtkenner ward befriedigt. Der Philoſoph erhielt ein Feld zu Unterſuchungen über einen Gegenſtand, den noch Niemand ſo kühn behandelt hatte als der junge, ſcharfſichtige Schriftſteller; der Dichter bewunderte das vollendete Gemälde des Helden, ſeines Herzens, ſeiner Empfindungen, ſeiner Leidenſchaften; der Menſchenkenner eben Dieß; der Theolog ward nicht minder zum Böſen oder zum Guten durch ihn beſchäftigt, und endlich der Jüngling und das Mädchen — was ſehen Die lieber, als die Leidenſchaft, die der Hebel der ganzen Geſchichte war? So fand Alles ſeine Rechnung, und Niemand legte das Buch ungeleſen aus den Händen.

Abermals ein Heer von Nachahmern! Sie hielten ſich wiederum an den Rock, nicht an den Mann. Sie hatten geſehen, daß ſeine Manier durch das genaue Detail der Empfindungen und Leidenſchaften des Helden ihren

meiſten Beifall erhalten hatte; ſie hatten bemerkt, daß das traurige Ende deſſelben eine außerordentliche Wirkung gethan hatte — und nun, was für eine allgemeine Niederlage traf nun die Liebhaber und Liebhaberinnen! Wer von der Liebe nicht aufgezehrt wurde, ſchoß ſich eine Ladung Blei in's Gehirn; wer ſich vor Pulver fürchtete, erſäufte ſich; ein Anderer ſtarb am Blutſturz; ein Dritter im Tollhauſe, und ein Vierter lief einem begünſtigten Nebenbuhler in den Degen, — kurz, unſere Roman-Schreiber ließen kein Mittel unverſucht, ihren Leuten vom Leben zum Tode zu helfen. —

Litterariſche Reiſe durch Deutſchland. Leipzig, 1786. 8. Heft II. S. 66, 73. ff.

Carl Auguſt Küttner.

Nicht leicht hat Einer ſo ſchnell und allgemein die Bewunderung ſeiner Nation auf ſich gelenkt, als Goethe; dieſer außerordentliche Kopf, in dem alle Gaben des Witzes und der Phantaſie, mit einer unbezwinglichen Neigung zum Sonderbaren und Neuen, vereiniget ſcheinen. Sein Verdienſt, als Schriftſteller, läßt ſich allein aus dem „Leiden Werther's", einem rührenden Roman, und dem Schauſpiele „Götz von Berlichingen" beſtimmen. In jenen beiden Werken finden ſich Schönheiten zuſammen, die kein mittelmäßiger Kopf hervorzubringen vermag: hier die vollendete, rauhe Mannsſprache, alter Deutſcher Sinn und einfältige Sitte. Im Werther wieder Fülle des Gefühls, feine dichteriſche Behandlung, ſchaudervolle Cataſtrophen, Geiſt, Leben und Wärme. Mit Thränen, recht vom Herzen erpreßt, begleiten wir den unglücklichen Jüngling, Schritt vor Schritt, durch alle traurigen Auftritte ſeiner letzten Tage; wir lieben und leiden mit ihm. Seine reizbare Empfindſamkeit, ſein warmes, liebekrankes Herz, ſein natürlicher Trübſinn, der zuletzt in Schwermuth übergeht: Alles macht ſeinen Character und ſeine Schickſale für unſere Herzen wichtig und anziehend! — In der That, ein reizendes Buch! — Einige bigotte Zeloten haben es für eine offenbare Apologie des Selbſtmordes ausgeſchrie'n, Andere von eben ſo ſtumpfen Sinnen haben den Character des Jünglings durchaus übertrieben gefunden; aber das ganze Deutſche leſende Publicum hat für den Ruhm des Verfaſſers entſchieden, und Goethe, der Seelenmaler, iſt ein Lieblings-Autor unſers Decenniums geworden! —

Characterе Deutſcher Dichter und Proſaiſten. Berlin, 1781. 8. Th. II. S. 513. ff.

Aus dem Berlin'ſchen Archiv der Deutſchen Litteratur und ihres Geſchicks.

„Werther's Leiden" erwarben ſich die Theilnahme aller Stände, jedes Alters, und beider Geſchlechter. Briten, Wälſche, Franzoſen und Söhne des Nordens überſetzten und laſen ſie mit Entzücken. Ihre Welt iſt ſo ausgebreitet als die Empfindungen der Liebe. Man hat ihnen die Wahrheit ihrer Schilderungen zum Verbrechen anrechnen wollen. Der Vorwurf iſt befremdlich. Wie? Das, was iſt, ſollte nicht geſagt werden dürfen? Gefühle, die in unſerm Blute liegen, deren ſich der Edelſte eben deßwegen am Wenigſten überheben kann, weil er der Edelſte iſt, weil die Natur ſie zum ſüßeſten Erſatz des Unglücks, leben zu müſſen, beſtimmte, die aber ſo leicht in Verirrung ausarten und Unheil erzeugen, wären keiner warnenden Darſtellung erlaubt, und würden am Beſten bekämpft, wenn der Unbefangene, welcher ſich plötzlich durch ſie umſchlungen fühlt, von keinem Beiſpiel gehört hätte, daß ein anderer zu ſpät erwachter Schlummerer auf den gefährlichſten Wellen Schiffbruch gelitten habe? Ich erſtaune vor dieſem Heiſcheſatz. Aber der junge Schiffer, den der Dichter vorzeichnet, iſt ſo ſchön in ſeiner Stärke, der Spiegel des Meeres ſo glatt, die Fläche ſo lieblich, das Geplätſcher der Wellen ſo lockend, die rothen Wolken, welche den Sturm verkünden, ſo glänzend! Nun denn? Sind ſie etwa anders in der Natur? Soll man ihnen Schrecken borgen, ehe denn es Zeit iſt, damit der Gefährdete, den, in aller Kraft ſeiner jugendlichen Mannheit, ein ſolcher Anblick verleitet, ſich vor dem Verderben einhülle, ſich ſchmeichle: Dein Anfang iſt ſchöner, Dein Ende kann nicht ſein wie das Ende Werther's? Aber Werther ſtirbt nicht ohne Größe, er bleibt liebenswürdig in ſeinem Falle; dieſes Faus, dieſes Unglücks wäre kein gemeiner Menſch fähig geweſen! Doch ſtirbt er, und dieſer ungemeine Menſch macht die Qual ſeiner Freunde und ſeiner Mutter, zerſtört ihren Frieden und den ſeinigen. Wer dadurch nicht belehrt wird, wem ſolche Schritte nachahmungswürdig ſcheinen, auf Den hat die Vernunft ihre Rechte verloren, von Dem läßt ſich wohl, ohne Unbilligkeit, vorausſetzen, daß die Kunſt richtig zu ſehn und zu folgern ihm von jeher verſagt geweſen ſei. Das Bäumchen, welches jeder Hauch zerknickt, war nie gemacht, in der freien Luft zu ſtehn. Sollte Der leben können, der nicht zu leben wußte? Oder iſt ein Gegenſtand der Liebe, wie Goethe ihn aufſtellt, etwa ſo wunderſelten, daß mancher empfängliche Jüngling die Zeit ſeiner erwachenden Gefühle ſicher durchbringen könnte, ohne daß ihm ein Mädchen aufſtieße,

welches damit zu vergleichen wäre? Iſt es eine Heloiſe, Clariſſe, Clementine? Nichts weniger! Jede Stadt, jedes Dorf, jede Reihe von Häuſern, manche einzelne Wohnung ſchließt einen ſolchen Schatz in ſich. Ein nur nicht ungebildetes, geſundes, frohmüthiges, gutherziges Geſchöpf, in den Jahren, wie ſie Jede erlebt, die zur Gattinn heranreift. Und dieſes Naturkind verrückt, nach oft erprobter Weiſe, einem Manne den Kopf, der in jedem ihrer, Dank der Menſchheit! nicht eben ſo ſeltenen als allgemein gefälligen Vorzüge eine Befriedigung ſeiner dringend werdenden Bedürfniſſe erblickt; dem die Unmöglichkeit ihres Beſitzes den Werth deſſelben um Vieles vertheuert; den die Fülle ſeiner Einbildungskraft vermag, ihr Reize beizulegen, welche eine Schöpfung ſeiner eigenen trunkenen Seele ſind. Der Mann iſt mehr als gewöhnlich. Deſto beſſer und eindruckwirkender. Zu den Bewegungsgründen ſeiner Schwermuth geſellt ſich gekränkter Stolz. Ihre Uebermacht wird dadurch wahrſcheinlicher. Schwermuth und Frohſinn ſind zwei Pflanzen, die jede Faſer ihrer Beſtandtheile ausdehnen, um von allen Seiten Nahrung einzuziehn. Er ſinkt tiefer und tiefer. Aus Wohlwollen wird Eigenliebe, aus Zuneigung Begierde, aus Frömmigkeit Läſterung. Mordgedanken ſteigen in ihm auf. Ein roher Menſch, der, in einer niedrigen Volks-Claſſe, gleichen Anſprüchen mit minderer Verfeinerung nachgeht, vollführt eine That, welche in Werther's Seele nur bis zur ſchauerlichen Eingebung gedieh, und Dieſer erfährt, daß alle Ergießungen ſeiner innigen Beredſamkeit nicht hinreichen, Jenen zu entſchuldigen. — Dieſer letzte Pinſelſtrich, dieſes unentbehrlich ſcheinende Gegenbild und Uebermaß der Qualen Werthers, iſt ein merkwürdiger Zuſatz der ſpätern Hand. Eine neue Beſchämung des ſo ſchlecht gegründeten Vorurtheils, das dem Meiſter unterſagen will, ein Werk, welches dem Leſer ſchon genügte, zu ſeiner innern höhern Befriedigung zu vollenden. — Stück- und ruckweiſe endete Werther mit ſeiner Anhänglichkeit an die Welt, endlich endet er mit ſeinem Leben. Das Buch von ihm enthält eine Sammlung fürchterlicher Wahrheiten, die entweder ganz verſchwiegen, oder auf dieſe Weiſe geſagt werden mußten. Da ſich Jenes nicht mit Gründen wünſchen läßt, ſo iſt es höchſt erwünſcht, daß Dieſes geſchah.

Ein Mann, deſſen hingeworfenſte Aeußerung Aufmerkſamkeit und Ehrerbietung verdient, hat irgendwo die Bemerkung hinterlaſſen: ein Grieche würde auf dieſen Gegenſtand ſo viel Gewicht nicht gelegt haben. Es thut mir leid, die eigentlichen Ausdrücke jener Bemerkung nicht auffinden zu können, weil Der, welcher ſie vorbrachte, ſo äußerſt beſtimmt in ſeinen Ausdrücken iſt. Hat mein Gedächtniß ihren Sinn recht gefaßt, ſo trifft der Tadel mehr das Jahrhundert als den Dichter. Was Jenem wichtig iſt, darf Dieſem nicht unwichtig ſcheinen. Soll ihm aber die Schuld beigemeſſen werden, er habe durch die Lebhaftigkeit ſeiner Darſtellung Etwas erſt wichtig gemacht, das es ſonſt nicht geweſen ſein würde, ſo ſcheint die Erfahrung dieſer Angabe zu widerſprechen. Auch möchte, im Ganzen genommen, unſer Zeitalter, bei der Vertauſchung ſeiner Art zu lieben gegen die Griechiſche, ſchwerlich gewinnen.

Seiner Züge der Menſchenkunde enthält das Gemälde von Werther ſo viel, daß man bei jedesmaliger neuen Anſicht deſſelben auf neue ſtößt, und jeder Zuſchauer Etwas für ſeine Stimmung findet. Dem, welcher jetzt die ſeinige an den Tag zu legen wagt, fiel einer beſonders auf. In ihrem erſten Aufkeimen weckt die Liebe eine zarte Empfänglichkeit für Schönheiten der Natur und Kunſt. Wie das Fünkchen zur Flamme wird, erleuchtet und erhellt ihr Glanz Alles um ſich her, und führt wohl gar zu Entdeckungen. Aber im ſtürmiſchen Brande verſchont ſie auch Nichts, was ſich ihr nähert, und die Fackel des Geſchmacks zerſchmilzt und erliſcht vor ihrer Gluth. Werther iſt Maler und Dichter, mit ſeinen Sinnen wenigſtens, wenn ihn auch das lebhafte Gefühl der Kunſthöhe zur Kunſtübung verdroſſen macht. Er kann ſich ohne Mittelsmann mit dem Homer unterhalten und das Vergnügen, welches ihm Dieſer gewährt, iſt ſo unverholen, daß ihm ſeine Freundinn kein verbindlicheres Geſchenk darzubringen weiß, als eine Taſchenausgabe des ewigen Sängers. Da aber die um ihn verſammelten Wolken loszubrechen bereit ſind, hat Oſſian den Homer in ſeiner Seele verdrängt. Macpherſon's Oſſian! Der Zug entſcheidet. Welche Zerrüttung muß das Gemüth erduldet haben, das den reinſten Urquell aller menſchlichen Wahrheit und Schöne um nachgemachte, ungleiche, zuſammengeſtückte Dichterglieder hingeben mag? Kann auch die gutmüthigſte Vorliebe das ſchlechtgeſponnene Gewebe ſchottiſcher Täuſchung, die Vermiſchung widerſprechender Theile, die Waltung eines dem Jahrhunderte des angeblichen Urhebers nicht eigenthümlichen Geiſtes, und ſogar die Nachahmung vollverſchiedener Dichter verkennen? Muß ſie ſich nicht entweder mit kritiſcher Vermuthungskunſt quälen, um Stellen auszuſondern, an denen ſie ſich mit gutem Gewiſſen ergetzen darf? oder dafern ſie das Ganze, gleichviel woher es komme, hintereinander fortleſen will, lernt ſie nicht bald, an der Einförmigkeit und häufigen ſchwachverlarvten Wieder-

holung Deſſen, was, einzeln genommen, gut iſt, die ſeichte Dürftigkeit dieſes immer wieder aufgepumpten Röhrenwaſſers von dem reichen Ueberfluß des unerſchöpflichen Homeriſchen Felſenſtroms unterſcheiden? Ja, hätten uns die verzehrenden Jahrhunderte von Dieſem Nichts übrig gelaſſen als die Antwort des Hippolochiden, ſie allein wöge, in ihrem gediegenen Golde, das ganze corinthiſche Erz der keltiſchen Trümmer auf. Und Werther? — Du biſt verloren, Unglücklicher! Ich ſehe, daß Du nicht mehr zu retten biſt! —

Flüchtiger Anblick der Deutſchen Litteratur. Berlin'ſches Archiv der Zeit und ihres Geſchmacks. Berlin, 1793. 8. B. I. S. 360 — 372.

Aus der Parallele zwiſchen „Werther" und „Ardinghello".

Als „Werther's Leiden" im Publico erſchienen, welch ein Tumult entſtand! Drangen nicht von allen Seiten Verdammungsurtheile hervor? und noch ſchweigt über „Ardinghello" — jede Feder.

Wer kann Werther'n wenigſtens eben ſo hohen Geiſt, eben ſo inniges Gefühl für Natur, bildende Kunſt und Schönheit, als Ardinghello beſitzt, abſprechen? Aber der Erſtere mordet Albert'en nicht, um in Lotte'ns Reizen ſchwelgen und ſie dann verlaſſen zu können. Er ehrt die Unſchuld und die Tugend ſeiner Lotte, kämpft lange, ſeine Leidenſchaft zu beſiegen, und ſtirbt am Ende für eine unglückliche Liebe, wovon er ſich nicht mehr loswinden kann. Und Lotte — mit welcher Größe der Seele weiß ſie den Mann, den ſie zu lieben ſich nicht mehr läugnen kann, ihrer Pflicht, den Pflichten, die ſie ihrem Gatten ſchuldig iſt, aufzuopfern. Wie bald weiß ſie ſich aus den Armen des Unglücklichen loszureißen, in die ſie ein zu lange ſich ſelbſt verſchwiegenes Geſtändniß ihrer Liebe zu ihm, dieſes Mitleid mit ſeinem Zuſtande und Ahnung des fürchterlichen Ausganges von alle Dem gebracht hatte. Und da ſie ſich nun losgeriſſen hat, mit welcher Standhaftigkeit weigert ſie Werther'n den letzten Abſchiedsblick. Man betrachte dagegen den Wollüſtling, den Weichling — Ardinghello. Er kennt keine Freiheit, als diejenige, ungeſtraft jede Leidenſchaft, ſowie ſie in ihm erwacht, zu befriedigen. Er kennt keine Liebe, als die mit nackten Geſtalten ſchwelgt. Selbſt der Funke von Edelmuth, der in ihm aufloderte, als er für einen würdigen Mann auf den Liebesgenuß von deſſen Geliebte Verzicht that, iſt er, da die Letztere darüber wahnſinnig wird, nun edel genug, zu bereuen und zu verwünſchen. Man werfe einen unterſuchenden Blick auf all' die Mädchen und Weiber, die wir als Gegenſtände ſeiner Liebe, als die Blüthen ſeines genußvollen Syſtems kennen lernen. Sind es nicht ſchwache, wollüſtige Geſchöpfe, die in jeder Rückſicht eben ſo weit unter einer Lotte, als der Schweizer unter dem frugalen Manne ſtehen.

Ardinghello darf ſich weder in Abſicht auf geſchilderte Charactere und Scenen, noch in Betracht der geäußerten Grundſätze mit „Werther's Leiden" meſſen, und doch ſchweigt über Jenen — jede Feder. Geſchähe es aus Gleichgiltigkeit, wie tief müßte dann ſeit einem Jahrzehend die Moralität unter uns herabgeſunken ſein! — Werther „predigt den Selbſtmord." Seine Gründe können höchſtens den Entſchluß in einigen dem Wahnſinne bereits nahen Unglücklichen reifen. Nicht ſo Ardinghello.

C. Ph. Moritz.

„Werther's Leiden" hielt er (Reiſer) für ein Werk, das unter allen, was die neuere Dichtkunſt ſchuf, der Griechiſchen Einfalt, Würd' und Wahrheit am Nächſten komme, und doch, wie mitten aus dem täglichen Leben herausgehoben, von unſerer Welt und unſern Sitten ein dauernder Abdruck ſei. Dieſe Erzählung ward die einzige noch wahre mögliche Epopee unſerer Zeiten.

„Götz von Berlichingen" war ihm unſer erſtes Original-Drama, wo alles Große, Edle und Schöne aus der Barbarei der mittlern Zeiten, ſich von dem Gröbern, Unedeln und Gemeinen ſondernd, und immer näher aneinanderrückend, zuletzt ein täuſchendes Ganze bildet und ein heller Spiegel des großen Lebens der Natur in allen Zweigen wird.

Reiſer glaubte, in einem jeden Meiſterwerke, der Wiſſenſchaft ſowohl als der Kunſt, müſſe ſich ein gewiſſer Punct auffinden laſſen, von welchem aus man die Zweckmäßigkeit des Ganzen allein zu beurtheilen im Stande ſei. In dieſem Punct mußten alle Theile, wie die Radien eines Cirkels in dem Mittelpunct betrachtet, ſich nur als nothwendig, ihrem Weſen und ihren Stellungen nach, darſtellen.

Dieſen Punct zu finden, hielt er freilich in manchen Fällen für ſehr ſchwer, und nur mit vieler Mühe hatte es ihm bei einigen Werken geglückt.

In „Werthers Leiden" fand er ihn in dem Briefe, wo Dieſer an ſeinen Freund ſchreibt:

„Es hat ſich vor meiner Seele wie ein Vorhang weggezogen, und der Schauplatz des unend-

Wenn man einen Fingerzeig nur hat,
Läßt sich's schon eher weiter fühlen.

Mephistopheles für sich.

Ich bin des trocknen Tons nun satt,
Muß wieder recht den Teufel spielen.

Laut.

Der Geist der Medicin ist leicht zu fassen;
Ihr durchstudirt die groß' und kleine Welt,
Um es am Ende gehn zu lassen,
Wie's Gott gefällt.
Vergebens daß ihr ringsum wissenschaftlich schweift,
Ein jeder lernt nur was er lernen kann.
Doch der den Augenblick ergreift,
Das ist der rechte Mann.
Ihr seyd noch ziemlich wohl gebaut,
An Kühnheit wird's euch auch nicht fehlen,
Und wenn ihr euch nur selbst vertraut,
Vertrauen euch die andern Seelen.
Besonders lernt die Weiber führen;
Es ist ihr ewig Weh und Ach

lichen Lebens verwandelt sich vor mir in den Abgrund des ewig offnen Grabes. Kannst Du sagen: Das ist! da Alles vorübergeht?" u. s. w.

Hier fängt die Catastrophe an: das Auge des Unglücklichen ist getrübt. Wenn das Thal um ihn dampft, und er im hohen Grase am fallenden Bache liegt, fühlt er nicht mehr, wie sonst, die Gegenwart des Allmächtigen, der uns nach seinem Bilde schuf, das Wehen des Alliebenden, der uns, in ewiger Wonne schwebend, trägt und erhält. Es hat sich ein Vorhang vor seine Seele gezogen. Er sieht in der herrlichen Natur Nichts als ein verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer. Er muß nun fallen! —

Aus Anton Reiser.

Ueber die Nichtigkeit des menschlichen Lebens z. B. ist so viel gepredigt worden, daß dieser Gedanke dadurch ganz alltäglich und gewöhnlich geworden ist; wie hebt er sich aber wieder, wenn Alles, was über diesen Gegenstand nur gesagt werden kann, so nahe zusammengedrängt wird, daß die Sprache gleichsam sich selber ihre Grenze bezeichnet, wo sie über gewisse Dinge verstummen muß, wenn nicht Alles, was sie noch ferner darüber sagen will, bloß eine matte Wiederhohlung Desjenigen sein soll, was schon gesagt ist.

Wir beobachten also in dem folgenden Beispiele, wie der so oft wiederholte Gedanke, daß das Leben des Menschen nur ein Traum sei, allmälig ein neues Interesse erhält, jemehr man sieht, daß es dem Schriftsteller nicht sowohl darum zu thun war, etwas Schönes oder Auffallendes zu sagen, als vielmehr seine innersten Gefühle, wo möglich, auszusprechen.

„Daß das Leben des Menschen nur ein Traum sei, ist Manchem schon so vorgekommen, und auch mit mir zieht dieß Gefühl immer herum."

Hier ist Alles ungeschmückt; die Darstellung hebt mit dem unwillkürlichen Ausbruch der Empfindung an, welchen nun das Nachdenken sich zu entwickeln strebt, bis es, über seiner vergeblichen Anstrengung ermüdend, den Versuch ganz aufgibt, und gleichsam sich selber in den Traum, woraus es sich empor arbeiten wollte, wieder zurücksinken läßt.

Es ist gleichsam ein wiederholter Ansatz der Denkkraft, der Sache näher zu kommen, bis zuletzt die Unmöglichkeit, weiter zu dringen, den Gedanken hemmt, und die Sprache verstummen läßt.

„Wenn ich die Einschränkung so ansehe, in welche die thätigen und forschenden Kräfte des Menschen eingesperrt sind;"

Ansatz:

„wenn ich sehe, wie alle Wirksamkeit darauf hinausläuft, sich die Befriedigung von Bedürfnissen zu verschaffen, die wieder keinen Zweck haben, als unsere arme Existenz zu verlängern;"

Ansatz:

„und denn, daß alle Beruhigung über gewisse Puncte des Nachforschens nur eine träumende Resignation ist, da man sich die Wände, zwischen denen man gefangen sitzt, mit bunten Gestalten und lichten Aussichten bemalt; —"

Hemmung:

„Das Alles, Wilhelm, macht mich stumm."

Das letztere Bild, welches die undurchdringliche Scheidewand darstellt, wo unser Denken aufhört, und auf welcher Alles, was wir jenseits zu sehen glauben, nur täuschende Bilder diesseits sind, ist auch das Letzte, was die Sprache von dem Gedanken, der hier nun seine Endschaft erreicht hat, ausdrücken kann; wo Alles, was nun noch folgen könnte, bloß eine matte Wiederholung des Vorhergehenden sein müßte, welches nun eben durch den vielsagenden Schluß: dieß Alles, Wilhelm, macht mich stumm, weit lebhafter bezeichnet wird, als es auf irgend eine andere Art hätte bezeichnet werden können.

In einer Anweisung zur Beredsamkeit, nach dem gewöhnlichen Zuschnitt, würde man diese wiederholte Gedankenanstrengung oder Gedankenansatz mit der plötzlichen Hemmung auch wohl bald zu den Rede-Figuren zählen, und ihr einen eigenen Namen geben, ohne zu erwägen, daß der Schriftsteller wahrlich an keine Rede-Figur dachte, da er diesen Gedanken so wahr und innig, aus der Tiefe seiner Empfindung niederschrieb; und daß die ganze schöne Bildung des Ausdrucks eben dadurch entstanden ist, weil der Schriftsteller die ganze Aufmerksamkeit seiner Seele nur auf die Entwickelung seiner Empfindung richtete, und deßwegen, weil ihm um die Sache zu thun war, so wenig Worte wie möglich brauchte, um die Aufmerksamkeit nicht zu zerstreuen.

Da nun der Gedanke nach außen zu sich auf allen Seiten beschränkt findet, so kehrt er in sich selbst zurück; und als er sich auch da gehemmt sieht, erliegt die Denkkraft in ihrer Anstrengung; und dieß Erliegen der Denkkraft selbst macht nun hier den schönsten und wahrsten Schluß des Gedankens aus, indem er ihn am vollständigsten darstellt, weil er seine Grenzen bezeichnet.

Anſatz:

„Ich kehre in mich ſelbſt zurück, und finde eine Welt.“

Hemmung:

„Wieder mehr in Ahnung und dunkler Begier, als in Darſtellungen und lebendiger Kraft.“

Hemmung:

„Und da ſchwimmt Alles vor meinen Sinnen, und ich lächle dann ſo träumend weiter in die Welt.“

Hiemit iſt nun erſchöpft, was über den Gegenſtand, daß das Leben des Menſchen nur ein Traum ſei, gedacht und geſagt werden kann. Und Dieß kann nur ein Mal ſo ſchön und wahr geſagt werden. Wer Dieß nun nachahmen und eben Dasſelbe anders ſagen wollte, würde es ſchlechter ſagen müſſen, weil hier die Schönheit des Ausdrucks gerade darin beſteht, daß Alles ſo und nicht anders aufeinander folgen kann, wie es wirklich folgt; und daß dieſe Folge gar nicht zufällig, ſondern in der Natur der Sache gegründet iſt.

Daß bei dem wahren Ausdruck die Lippe verſtummt, wo die Denkkraft nicht weiter vordringen kann, iſt nicht zufällig, ſondern nothwendig, und wenn dieß Verſtummen geradezu ſelbſt mit ausgedrückt wird, ſo hat der Ausdruck eben dadurch ſeine höchſte Wahrheit erhalten. — Man ſieht deutlich, daß es dem Schriftſteller nicht um Worte, ſondern um die Sache zu thun iſt, weil er da lieber ſchweigt, wo die Fortſetzung von Worten leer ſein würde.

Daß aber der von außen gehemmte Gedanke, der nicht ruhen kann, zuletzt noch in ſich ſelbſt zurückgedrängt wird, iſt ebenfalls nothwendig, und da er auch hier nichts Fertiges und Vollendetes findet, worauf das Uebrige abzumeſſen könnte, ſo hört das Denken auf, — aber das Leben dauert fort. —

„Und da ſchwimmt Alles vor meinen Sinnen, und ich lächle dann ſo träumend weiter in die Welt.“

Der Begriff von der Macht des Ausdrucks iſt wohl nirgends erhabener ausgeſprochen, und dieſer Ausſpruch zu gleicher Zeit durch die herrlichſte Probe erwieſen worden, als in dem folgenden poetiſchen Gemälde von Goethe, das in der beſchreibenden Gattung immer ein unerreichbares Muſter bleiben wird.

Die Vorbereitung zu dieſem Gemälde macht das unverhaltene, geradezu bezeichnete Selbſtgefühl des Malers:

„Ich könnte jetzt nicht zeichnen, nicht einen Strich, und bin nie ein größerer Maler geweſen, als in dieſen Augenblicken.“

Hier iſt die höchſte Naivität und Einfalt des Ausdrucks, der auf ein Mal Alles ſagt, was in der Seele des Dichters ſchlummerte, welcher, ehe er noch ſein Gemälde zu entwerfen anhebt, es ſchon in ſeiner ganzen Kraft und Fülle in ſeinem Buſen fühlt, und dieß Gefühl zuerſt ausſpricht, dem er nun den Beweis unmittelbar hinzufügt, indem er ſich, den wunderbaren Eindruck, welchen die umgebende Natur auf ihn macht, zu entwickeln und ſeine innigſten Empfindungen, durch den harmoniſchen Silbenfall und den bedeutendſten Klang der Worte, ſich ſelber und dem Leſer vernehmbar zu machen ſucht.

„Wenn das liebe Thal um mich dampft, und die hohe Sonne an die Oberfläche der undurchdringlichen Finſterniß meines Waldes ruht, und nur einzelne Strahlen ſich in das innere Heiligthum ſtehlen, und ich dann im hohen Graſe am fallenden Bache liege, und näher an der Erde tauſend Gräschen mir merkwürdig werden; wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwiſchen Halmen, die unzähligen Geſtalten der Würmchen, der Mückchen, näher an meinem Herzen fühle, und fühle die Gegenwart des Allmächtigen, der uns nach ſeinem Bilde ſchuf, das Wehen des Alliebenden, der uns, in ewiger Wonne ſchwebend, trägt und erhält; mein Freund, wenn's dann um mein Auge dämmert, und die Welt um mich her und Himmel ganz in meiner Seele ruht, wie die Geſtalt einer Geliebten: dann ſehn' ich mich oft und denke: ach, könnteſt Du dem Papier Das einhauchen, was ſo voll, ſo warm in meiner Seele lebt, daß es würde der Spiegel Deiner Seele, ſo wie Deine Seele iſt der Spiegel des lebendigen Gottes!“

Was nun dieſem, ſo wie andern Naturgemälden dieſes Dichters einen ſo hohen Reiz gibt, ſcheint vorzüglich die Kunſt oder Wahl zu ſein, womit die einzelnen Züge geſtellt und geordnet ſind, daß ſie ſich, wie von ſelber, zu einem vollendeten Ganzen bilden.

Zuerſt wird mit wenigen Zügen ein Umriß um das Bild entworfen, dann ſenkt ſich die Darſtellung von ihrer Höhe immer tiefer bis zu dem kleinſten Geſichtskreiſe des Auges, zu dem Grashalm am Boden nieder; je tiefer ſich die Darſtellung niederſenkt, jemehr das Bild ſich im Kleinen ausmalt, deſto inniger und lebhafter wird die Empfindung, die dann gleichſam aus ihrem Mittelpuncte ſich wieder erhebt, und die Darſtellung wieder ſteigen läßt, ſowie ſie vorher ſich niederſenkte, bis zuletzt ein großer Umriß ſich wieder um das Ganze zieht, und eine das Ganze umfaſſende Empfindung zuletzt das Bild vollendet.

Umriß.

„Wenn das liebe Thal um mich dampft,

und die hohe Sonne an der Oberfläche der undurchdringlichen Finsterniß meines Waldes ruht,"

Niedersenkung.

„und nur einzelne Strahlen sich in das innere Heiligthum stehlen,"

Niedersenkung.

„und ich dann im hohen Grase am fallenden Bache liege,"

Niedersenkung.

„und näher an der Erde tausend Gräschen mir merkwürdig werden;"

Niedersenkung.

„wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwischen Halmen, die unzähligen Gestalten der Würmchen, der Mückchen näher an meinem Herzen fühle,"

Erhebung.

„und fühle die Gegenwart des Allmächtigen, der uns nach seinem Bilde schuf,"

Erhebung.

„das Wehen des Alliebenden, der uns, in ewiger Wonne schwebend, trägt und erhält:"

Großer Umriß.

„mein Freund, wenn's dann um meine Augen dämmert, und die Welt um mich her und Himmel ganz in meiner Seele ruht, wie die Gestalt einer Geliebten:"

Vollendung.

„dann sehn' ich mich oft und denke: ach, könntest Du dem Papier Das einhauchen, was so voll, so warm in meiner Seele lebt, daß es würde der Spiegel Deiner Seele, wie Deine Seele ist der Spiegel des lebendigen Gottes!"

Das Bild schließt sich wie es anhub, mit dem unmittelbaren Ausdruck der Empfindung:

Anfang.

„Ich bin nie ein größerer Maler gewesen, als in diesen Augenblicken" — —

Schluß.

„Könntest Du dem Papier Das einhauchen, was so voll, so warm in Deiner Seele lebt!"

Gerade mit diesem Wunsche und mit jenem Selbstgefühl zusammengenommen, ist hier der Ausdruck der getreueste Spiegel der Seele, welchen vielleicht je eine Feder entworfen hat; und möge dieß Bild einem Jeden, der Empfindungen an den Schönheiten der Natur erkünstelt und Gefühle aussprechen will, die er nicht hat, zur Verzweiflung aufgestellt sein!

Denn Das sieht ein Jeder wohl ein, daß der Dichter, als er sein Gemälde entwarf, nicht an Umriß, Niedersenkung, Erhebung oder Vollendung dachte, sondern, daß nur durch das Bestreben, treu und wahr seine Empfindung auszusprechen, jener Umriß, jenes harmonische Fallen und Steigen, und jene reizende Vollendung sich bildete.

Denn Schönheit und Wahrheit sind unzertrennlich miteinander verknüpft.

Die höchste Wahrheit des Ausdrucks bildet ihn auch schön, weil sie ihn der Natur nachbildet. Und alles Bestreben nach Schönheit des Ausdrucks wird vergeblich sein, wenn das Bestreben nach Treue und Wahrheit ihm nicht vorangegangen ist; wenn die Seele nicht sorgsam auf den innern Einklang gelauscht hat, durch welchen sie mit der umgebenden Natur zusammenstimmen, allein das Herz bewegen kann.

Dieß ist jene Sehnsucht, dem Papier unmittelbar einzuhauchen, was in der Seele lebendig dasteht, und unter dem Buchstaben nur zu leicht verschwindet.

Das Auge schaut umher und durchwandelt die Gegend. —

Es heftet sich auf den Boden und beschränkt sich auf den Fleck, wo es den Grashalm unterscheidet. —

Es blicket wieder auf, und spiegelt Himmel und Erde. —

Es gibt nichts Erhabeneres als die Nebeneinanderstellung dieser Erscheinungen der Natur in ihrem größten und in ihrem kleinsten Umfange.

Und die Malerei vom Großen in's Kleine, vom Weiten und Fernen in's Nahe und Enge ist so sehr der Natur gemäß, daß sie durch die Täuschung der perspectivischen Darstellung die Natur selbst zu sein scheint.

Die Schönheit und Wahrheit im Ausdruck aber muß wohl vorzüglich darin ihren Grund haben, daß einer sich mit einer gewissen Ruhe der Seele den Eindrücken der schönen Natur überläßt, und die Folge derselben durch die Darstellungssucht bei ihm nicht unterbrochen wird.

Denn eben diese ununterbrochene Folge der Eindrücke macht, daß das Bild wegen seiner täuschenden Aehnlichkeit mit der Natur uns in Bewunderung und Erstaunen versetzt.

Wer nun aber eine solche Ruhe der Seele besitzt, bei Dem fehlet es gemeiniglich an Darstellungstrieb oder Kraft, und wer Diese hat, bei Dem findet sich selten der erforderliche Grad von Ruhe der Seele; darum kann es nur wenige Dichter geben.

Der Darstellungstrieb muß sich dem ruhigen Eindruck unterordnen und die glücklichen Momente abwarten; dazu gehört eine große Kraft der Seele, die in solchen Augenblicken immer wachsam sein muß, daß über dem Verlangen

nach der ſchönen Darſtellung die Wahrheit der Empfindung nicht verloren gehe, und wiederum über dem Vergnügen an der Empfindung ſelber die Darſtellung nicht vergeſſen werde.

Die wahre Darſtellung iſt daher gewiſſer Maßen ein Ringen mit der Natur, die doch immer mächtiger iſt, und ſich von dem menſchlichen Geiſte weder in Worte noch Umriſſe bringen läßt; daher kömmt denn auch noch der allerwahreſte Zug zu dem Gemälde unſers Dichters:

„ich gehe darüber zu Grunde, ich erliege unter der Gewalt der Herrlichkeit dieſer Erſcheinungen.“

Den Zuſtand, welcher zu einem Abdrucke der Seele, wo der Darſtellungstrieb der Empfindung niemals vorgreift, erfordert wird, ſchildert der Dichter in der folgenden Stelle, welche der nächſten Vorbereitung zu ſeinem Gemälde noch vorangeht:

„Eine wunderbare Heiterkeit hat meine ganze Seele eingenommen, gleich den ſüßen Frühlingsmorgen, die ich mit ganzem Herzen genieße. Ich bin ſo allein, und freue mich meines Lebens, in dieſer Gegend, die für ſolche Seelen geſchaffen iſt, wie die meine. Ich bin ſo glücklich, mein Beſter, ſo ganz in dem Gefühl von ruhigem Daſein verſunken, daß meine Kunſt darunter leidet.“

Hierauf folgt nun eben die Stelle:

„ich könnte jetzt nicht zeichnen, nicht einen Strich, und bin niemals ein größerer Maler geweſen, als in dieſen Augenblicken.“

Unter der Fülle des Genuſſes leidet wirklich die Kunſt, und indem der Darſtellungstrieb dem Genuß untergeordnet iſt, ſo ſtrebt er, um gleichſam den Genuß nicht zu lange zu unterbrechen, nach dem leichteſten und unmittelbarſten Ausdruck durch die Sprache; die Umriſſe verwandeln ſich in Worte; der Zeichner oder Maler wird zum Dichter. —

Man wird nicht leicht ein Werk der Poeſie finden, wo der Darſtellungstrieb ſelber ſich ſo getreu mit dargeſtellt hätte, als in dieſem poetiſchen Gemälde, in welchem gleichſam das Innerſte der Seele ſich darzulegen ſtrebt.

Sehen wir nun auf das Gemälde ſelbſt zurück, ſo finden wir, daß der Dichter die Folge in demſelben nicht ungeſtraft hätte verändern dürfen; denn weil es nicht wie ein wirkliches Gemälde auf ein Mal daſteht, ſo beruht hier das Meiſte auf der Folge, in welcher der Dichter die Eindrücke in der Seele des Leſers entſtehen läßt.

Es wäre unmaleriſch geweſen, wenn der erſte Umriß weggelaſſen wäre, und der Dichter gleich angefangen hätte:

„wenn ich im hohen Graſe am fallenden Bache liege“ u. ſ. w.

Das Bild muß aus der Ferne der Einbildungskraft und Empfindung immer näher kommen, und nicht umgekehrt aus der Nähe ſich entfernen.

Erſt ſeine Lage und dann die Eindrücke zu beſchreiben, iſt lange nicht ſo darſtellend, als erſt die Eindrücke und dann die Lage zu ſchildern, welche durch die Eindrücke und Umgebung erſt Intereſſe erhält.

Derjenige wird die Natur am Beſten beſchreiben, wer ſie ſo empfindet, daß ſie mit ihm ſelber gleichſam ein Ganzes ausmacht, indem er ſich in ſie verſenkt, und mit ihr auf das Innigſte verwebt fühlt; eine ſolche innige Anſchließung deuten die folgenden ſchönen Züge an:

„wenn das liebe Thal um mich dampft“ —

„an der undurchdringlichen Oberfläche meines Waldes, —

— „und die Welt um mich her und der Himmel ganz in meiner Seele ruht, wie die Geſtalt einer Geliebten“ —

Was für ein reines Organ und was für ein beſſer, ausgebildeter Spiegel der Seele aber wird zu einer ſolchen Beſchreibung vorausgeſetzt. In den Augenblicken, wo eine ſolche Beſchreibung glücken ſoll, muß das einzelne Selbſtbewußtſein ſich gleichſam in dem Mitbewußtſein des großen Ganzen der Natur verlieren, wenn das denkende und empfindende Organ durchſtrömt wird.

Von einer ſolchen Stimmung der Seele, die ſchon da ſein muß, ehe man noch an die Darſtellung denkt, kann eine ſolche Schilderung nur die Folge ſein.

Wer eine ſolche Darſtellung verſucht, ohne daß ein ſolcher Zuſtand vorhergegangen iſt, der muß eben ſo unwahr werden, wie Einer, der bei ganz gemeinen und gewöhnlichen Schickſalen dennoch einen Roman von ſeinem Leben erzählen wollte.

Die Wahrheit der Empfindung aber haucht jedem einzelnen Ausdruck Leben ein und macht, daß Wort und Bild ſich immer entgegen kommen;

„das dampfende Thal“

„die hohe Sonne“ —

„die undurchdringliche Oberfläche der Finſterniß des Waldes“ —

„die einzelnen Strahlen, die ſich in das innere Heiligthum ſtehlen“ —

„der Dichter im hohen Graſe am fallenden Bache liegend“ —

Jeder einzelne Zug in dem Gemälde tritt mit lebendigen Farben, im frischen Glanze hervor; und die Folge der Worte selber hat eine Art von Zauberkraft, weil der folgende Eindruck den vorhergehenden niemals stört oder verdrängt, sondern vielmehr mit ihm eins wird, so daß zuletzt Alles ineinandersteht und der Eindruck eines Gemäldes wirklich in der Seele hervorgebracht wird.

Deutsche Monatsschrift. Berlin, bei Friedr. Vieweg. 1792. B. I. S. 245 ff.

Wenn der physische Begriff das Ganze umfaßt, so hebt er sich über den moralischen empor, der ihm zum Gleichniß dient, wie in dem folgenden Beispiele, aus dem schon angeführten Gemälde von Goethe:

„Wenn Erd' und Himmel ganz in meiner Seele ruht, wie die Gestalt einer Geliebten." —

Hier wird durch das Bild dem Unermeßlichen ein bestimmter Umfang gegeben, wodurch es zu einem Gegenstande des Anschauens und der Empfindung wird. — Das Bild wird hier selber zum Gedanken, der durch dasselbe erst seine Vollendung erhält. —

Das erhabene Gefühl, womit der Geist des Menschen die große Natur umfaßt, konnte nicht kürzer und lebhafter bezeichnet werden, als durch die Vergleichung mit jener Empfindung, welche durch die geliebten Züge eines menschlichen Antlitzes in der Seele hervorgebracht wird.

Dieß Gefühl konnte gewiß nicht schöner ausgedrückt werden, als durch die Zusammenstellung dieses großen Ganzen der Natur, mit der zarten Bildung des Antlitzes, worin es sich verjüngt, und aus den sanften Zügen uns vertraulich entgegen lächelt. —

Unter die Ausnahmen, wo das Gleichniß umgekehrt ist, und eben deßwegen eine ganz besondere Wirkung auf die Seele macht, gehört auch die folgende Stelle von Goethe:

„Wenn ich zu meinem Fenster hinaus an den fernen Hügel sehe, wie die Morgensonne über ihn her den Nebel durchbricht und den stillen Wiesengrund bescheint, und der sanfte Fluß zwischen seinen entblätterten Weiden sich zu mir herschlängelt; o, wenn da diese herrliche Natur so starr vor mir steht, wie ein lackirt Bildchen" — —

Sonst vergleicht man das Bild mit der Natur, indem man die Gegenstände durch den Ausdruck belebt und z. B. sagt: der Fluß tanzt auf dem Gemälde, die Berge dämmern in der Ferne.

Hier ist die Natur selbst mit dem Bilde verglichen, um dem zu großen Ganzen, das die Einbildungskraft gern umfassen will, einen kleinen und besondern Umfang zu geben, und den malerischen Eindruck davon durch einen zusammenfassenden Ausdruck zu bezeichnen.

Durch dieß Gleichniß ist der sinnliche Eindruck von der umgebenden Welt bis zu dem Bilde auf dem Nebhäntchen zurück geführt, und aus der innersten Imagination durch den treffendsten Ausdruck wieder dargestellt.

In einem der Briefe in Werther's Leiden erzählt der Verfasser von einer alten adelichen Dame:

„In ihrer Jugend soll sie schön gewesen sein, und ihr Leben so weggegaukelt, erst mit ihrem Eigensinn manchen armen Jungen gequält, und in reifern Jahren sich unter den Gehorsam eines alten Officiers gedukt haben," u. s. w.

Das provinzielle Wort ducken bezeichnet die freiwillige Erniedrigung gegen das vorhergehende stolze Emporragen so nachdrücklich und malerisch, daß der ganze Ausdruck dadurch an Lebhaftigkeit gewinnt, weil mehrere Nebenbegriffe dadurch herbeigezogen werden, welche durch Ausdrücke aus der gewöhnlichen Büchersprache unberührt geblieben wären.

Wenn es z. B. hieße: in reifern Jahren soll sie sich unter den Gehorsam eines alten Officiers begeben haben, oder gedemüthigt haben, so würde der erste Ausdruck zu wenig, und der andere zu viel sagen, und der ganze Ausdruck wäre für die lauwigte Art der Darstellung zu kalt oder zu ernsthaft geworden.

Kurz, einem Jeden wird sein Gefühl sagen, daß der provinzielle Ausdruck hier gerade an seiner rechten Stelle steht, und daß es Schade sein würde, wenn er aus der Büchersprache verbannt sein sollte; da er überdem wegen der Aehnlichkeit mit tauchen allgemein verständlich ist, und sich das Bild des Schwanenhalses, der sich einzieht und verkürzt, bei diesem Worte von selber darstellt.

In einem andern dieser Briefe heißt es, da von einer Sache die Rede ist, die leicht zum Stadtgeschwätz werden konnte:

„Und nun sagte sie noch alle dazu, was weiter würde geträtscht werden, und die schlechten Kerls alle darüber triumphiren würden." u. s. w.

Es ist hier mit einer Art von Unwillen und Aerger von dem zu besorgenden Stadtgeschwätz die Rede; der Unwille aber greift vorzüglich gern nach provinziellen Ausdrücken, um sich durch dieselben lebhafter auszuschütten, als es oft durch die Büchersprache geschehen kann.

Nun ist der Ausdruck trätschen, welcher so viel sagt, als: ein Gerede gleichsam aneinander treiben, es auf eine unausstehliche Weise in die Länge ziehen, und gar nicht damit auf-

hören können, schon durch seinen Klang male-risch und darstellend, und bezeichnet auf eine lebhaftere Weise, als irgend ein Wort in der Bücherſprache, Verachtung und Unwillen gegen das ſich verbreitende Geſchwätz, welches dieſen Ausdruck gleichſam nachahmend abbildet. —

Als Werther ſeinen Geburtsort beſucht hatte, ſchreibt er an ſeinen Freund:

„Ich hatte beſchloſſen, auf dem Markte zu wohnen, gleich neben unſerm alten Hauſe. Im Vorbeigehen bemerkte ich, daß die Schulſtube, wo ein ehrlich' altes Weib unſere Kindheit zuſammengepfercht hatte, in einen Kram verwandelt war," u. ſ. w.

Die provinciellen Ausdrücke haben größtentheils die beſondere Eigenſchaft, daß ſie durch ihren Laut ſchon bezeichnend ſind; dieß iſt auch der Fall bei dem Worte zuſammenpferchen, welches den ſtärkſten Grad des Zuſammendrängens und Zuſammenpreſſens, der mit Gewaltſamkeit verknüpft iſt, durch die Anhäufung der hart ausgeſtoßenen Conſonante nachdrücklich bezeichnet.

Durch einen mißverſtandenen Begriff von Verfeinerung der Sprache ſind dergleichen Wörter nach und nach ausgeſchloſſen worden, weil man ſie für die edlere geſittete Sprache gleichſam für zu nachdrücklich und bezeichnend hielt. Um das Grobe zu vermeiden, verfiel man in's Fade, und es war hohe Zeit, daß einige unter den Deutſchen Schriftſtellern, denen man Genie und Geſchmack gewiß nicht abſprechen konnte, ſich zuerſt über dieſen affectirten Wortekel hinwegſetzten, und ſich der nachdrucksvollen Provincialismen, die ſelber ſchon durch ihren Klang die Sache bezeichnen, dreiſt bedienten; beſonders da, wo es ihnen Bedürfniß war, den leidenſchaftlichen Ausdruck in der eigentlichen Umgangsſprache lebendig darzuſtellen.

So erzählt Werther in einem der vorhergehenden Briefe ſeinem Freunde, wie Lotte einen alten Prediger beſucht:

„Sie lief hin zu ihm, nöthigte ihn, ſich niederzuſetzen, indem ſie ſich zu ihm ſetzte; brachte viel Grüße von ihrem Vater, herzte ſeinen garſtigen, ſchmutzigen, jüngſten Buben, das Quakelchen ſeines Alters u. ſ. w."

Der provinzielle Ausdruck Quackelei anſtatt Tändelei, iſt allgemein bekannt; er bezeichnet das Kindiſche, Spielende im höchſten Grade; Quakelchen, ein Kind, womit der Alte gleichſam wieder kindiſch wird, iſt daher ein ſo bedeutungsvoller Ausdruck, als man ihn in der Bücherſprache gewiß nicht findet. Von den Ausdrücken: die Freude ſeines Alters, und die Tändelei ſeines Alters, hätte der erſte Ausdruck zu viel und der andere zu wenig geſagt, und die Lebhaftigkeit des Begriffes wäre verloren gegangen.

Das Diminutivum mildert wieder den Begriff des Verächtlichen, der ſonſt mit dem Ausdruck quakeln verknüpft iſt, und Quakelchen iſt alſo in jeder Rückſicht ein Wort, das in dieſer Ideen-Verbindung und Darſtellung unentbehrlich war und mit einem Begriff verknüpft iſt, den kein anderes Wort ſo treffend und artig bezeichnet hätte.

Vorleſungen über den Styl von Carl Philipp Moritz. Berlin, bei Friedr. Vieweg, 1793. Th. I. S. 25. ff.

Adam Heinrich Müller.

Der Roman, mit dem Goethe zuerſt die Augen der Nation auf ſich zog, und der ſichtbar die ganze Direction des Deutſchen Geiſtes änderte, „Werther's Leiden", ſtellte die große Diſſonanz der Zeit mit erſchütternder und zerreißender Kraft vor dem Vaterlande auf. Es iſt, als wenn der Genius der Harmonie durch einen zerſchneidenden Accord ſeine Ankunft verkündigte, als wenn der Schmerz ſich erſt in ſeinem Umfange, in ſeiner ganzen anſcheinenden Hoffnungsloſigkeit hätte offenbaren, als wenn das Problem in der ergebenern Paradoxie eines Naturgemäldes von tiefſinniger Wahrheit hätte erſcheinen müſſen, um das große Muſter verſöhnender und vermittelnder Kraft, das Goethe aufgeſtellt, zu Stande zu bringen. Denen, die es ein Kunſtwerk nennen mochten, hat Goethe zuerſt durch ſeine eigenen ſpätern Werke widerſprochen. Unverſöhnt mit dem Schickſal wird der Held von dem Zwieſpalt des Ideals und der Convenienz verzehrt. In dem Gegenſtande ſeiner Leidenſchaft verbergen ſich wie in eine große Myſterie alle Zwecke ſeines Lebens. Religion, Poeſie, alle ewigen Güter ſeines Daſeins, gehn nacheinander in der einen, endlichen Geſtalt unter, die mit immer größerer Bitterkeit ihm verſagt wird. Nichts kommt ihm zu Hülfe: der unerbittliche Dichter zündet Flammen über Flammen in ſeinem Buſen an, läßt ihn verzehren und verlöſchen. Der blüthenreiche Stamm, der ſich einſt ſo ſtolz an Griechiſcher Klarheit ſonnte, erſtirbt allmälig; Oſſian verdrängt den Homer; nordiſcher Nebel und Sturm entblättert, erſtickt und vernichtet ihn.

Franz Horn.

In den „Leiden Werther's" beſitzen wir den erſten ſentimentalen Roman aller Zeit-

hunderte, unübertreffbar für alle folgenden Zeiten. Es iſt ein einziger Frühling, der hier zerſtört wird, eine vollſtändige Welt, die hier unterſinkt: und jeder Zuſatz wäre Fehler, ſowie jede Verminderung. Wer da gemeint hat, es ſeien Einzelnheiten wenigſtens in dieſem Werk veraltert, der muß nicht minder annehmen, daß auch das Menſchliche ſelbſt veralten und daß das Ewigwahre falſch werden könne. Solches Urtheil ſei fern.

Tale tuum nobis carmen, divine poëta,
Quale sopor fessis in gramine, quale per aestum,
Dulcis aquae saliente sitim restinguere rivo.
Virgil.

Geſchichte und Critik der Deutſchen Poeſie und Beredſamkeit. Von Franz Horn. Berlin, 1805. 8. S. 206. ff.

Friedrich von Schiller.

An den bisherigen Beiſpielen hat man geſehen, wie der ſentimentaliſche Dichtergeiſt einen natürlichen Stoff behandelt; man könnte aber auch intereſſirt ſein, zu wiſſen, wie der naive Dichtergeiſt mit einem ſentimentaliſchen Stoff verfähret. Völlig neu und von einer ganz eigenen Schwierigkeit ſcheint dieſe Aufgabe zu ſein, da in der alten und naiven Welt ein ſolcher Stoff ſich nicht vorfand, in der neuen aber der Dichter dazu fehlen möchte. Dennoch hat ſich das Genie auch dieſe Aufgabe gemacht, und auf eine bewunderswürdig glückliche Weiſe aufgelöſ't. Ein Character, der mit glühender Empfindung ein Ideal umfaßt, und die Wirklichkeit fliehet, um nach einem weſenloſen Unendlichen zu ringen, der, was er in ſich ſelbſt unaufhörlich zerſtört, unaufhörlich außer ſich ſucht, dem nur ſeine Träume das Reelle, ſeine Erfahrungen ewig nur Schranken ſind, der endlich in ſeinem eigenen Daſein nur eine Schranke ſieht, und auch dieſe, wie billig iſt, noch einreißt, um zu der wahren Realität durchzudringen — dieſes gefährliche Extrem des ſentimentaliſchen Character's iſt der Stoff eines Dichters geworden, in welchem die Natur getreuer und reiner als in irgend einem andern wirkt, und der ſich unter modernen Dichtern vielleicht am Wenigſten von der ſinnlichen Wahrheit der Dinge entfernt.

Es iſt intereſſant, zu ſehen, mit welchem glücklichen Inſtinct Alles, was dem ſentimentaliſchen Character Nahrung gibt, in „Werther" zuſammengedrängt iſt; ſchwärmeriſche unglückliche Liebe, Empfindſamkeit für Natur, Religionsgefühle, philoſophiſcher Contemplations-Geiſt, endlich, um Nichts zu vergeſſen, die düſtere, geſtaltloſe, ſchwermüthige Oſſian'ſche Welt. Rechnet man dazu, wie wenig empfehlend, ja wie feindlich die Wirklichkeit dagegen geſtellt iſt, und wie von außen her Alles ſich vereinigt, den Sequäſten in ſeine Ideal-Welt zurückzudrängen, ſo ſieht man keine Möglichkeit, wie ein ſolcher Character aus einem ſolchen Kreiſe ſich hätte retten können. In dem „Taſſo" des nämlichen Dichters kehrt der nämliche Gegenſatz, wiewohl in verſchiedenen Characteren, zurück; ſelbſt in ſeinem neueſten Roman theilt ſich, ſo wie in jenem erſten, der poetiſirende Geiſt dem nüchternen Gemeinſinn, das Ideale dem Wirklichen, die ſubjective Vorſtellungsweiſe der objectiven — aber mit welcher Verſchiedenheit — entgegen: ſogar im „Fauſt" treffen wir den nämlichen Gegenſatz, freilich, wie auch der Stoff Dieß erforderte, auf beiden Seiten ſehr vergrobert und materialiſirt wieder an; es verlohnte wohl der Mühe, eine pſychologiſche Entwickelung dieſes in vier ſo verſchiedene Arten ſpecificirten Character's zu verurſachen. —

Ueber naive und ſentimentaliſche Dichtung. Die Horen. 1795.

Jean Paul Friedrich Richter.

Die Landſchaften der Alten ſind mehr plaſtiſch, der Neuern mehr muſicaliſch, oder, was am Beſten iſt, Beides. Goethe's zwei Landſchaften im „Werther" werden als ein Doppelſtern und Doppel-Chor durch alle Zeiten glänzen und tönen. Es gibt Gefühle der Menſchenbruſt, welche unausſprechlich bleiben, bis man die ganze körperliche Nachbarſchaft der Natur, worin ſie wie Düfte entſtanden, als Wörter zu ihrer Beſchreibung braucht; und ſo findet man es in Goethe, Jacobi und Herder. Auch Heinſe und Tieck, Jener mehr plaſtiſch, Dieſer mehr muſicaliſch, griffen ſo in die unzähligen Saiten der Welt hinein, und rührten gerade diejenigen an, welche ihr Herz anklönen.

Vorſchule der Aeſthetik, von Jean Paul. Hamburg, 1804. Drei Thl. 8. S. 81, 73, 137 ꝛc.

2.

Ueber „Wilhelm Meiſter's Lehrjahre“. *)

Ueber Goethe's Chriſtenthum und „die Bekenntniſſe einer ſchönen Seele“.

Anklage und Vertheidigung.

Dabei muß ich doch ſtehen bleiben, darauf muß ich doch immer wieder zurückkommen, ſagte Dr. Gregorius: Goethe iſt ein großer, hochbegabter Dichter, in der Form unübertrefflich und nach dem Inhalte ein unvergleichlicher Naturdichter, ein Dichter alles Deſſen, was da iſt; er weiß die tiefſten Saiten des natürlichen Menſchen, das zarteſte Beben der Empfindung, Alles, was ſich im Reiche der Natur und der natürlichen Menſchenſeele entdecken läßt, mit wenigen Zaubertönen zur Stelle zu bringen; aber hier iſt ihm auch durch ſein eigenes Leben ſeine Grenze geſteckt: das reinſittliche Gebiet iſt ihm zu herbe, das Leben in der Idee, das Chriſtenthum mit ſeiner innerlichen Erneuerung und Wiedergeburt, ſind Sphären, die ihm fremd geblieben ſind, die ihn kalt gelaſſen haben, die ihn abſtoßen; er ſchließt mit der Natur ab; alles Uebernatürliche iſt ihm überſchwenglich, das Ueberſinnliche unzugänglich, das Sollen unbehaglich.

Nach Ihrer Schilderung, erwiederte der Baron Braudenſtein, gehört Goethe recht eigentlich jener Denkweiſe an, welche in ſeine Zeit fällt, und ſich Tranſcendental-Philoſophie nannte, welche darin beſteht, daß ſie uns jeden Schritt in das Jenſeits als eine Ueberſchreitung zu verleiden ſucht. Und doch hat er ſich ſein ganzes Leben hindurch ſolcher Beſchränkung entgegengeſtellt, indem er das Unendliche, das Jenſeitige, die Idee für wirklich und zugänglich erklärte und überall wirklich fand. Aber eine Verſicherung iſt wenigſtens ſo gut wie die andere, und ſo kann ich auf die Ihrige auch nur wiederholen, was ich ſchon ein Mal in einer andächtigen Geſellſchaft und zwar in Beziehung auf die falſchen „Wanderjahre“ auszuſprechen gewagt habe, und was Tieck ſchon längſt der geſammten Deutſchen Leſewelt verrathen hat. „Es kann als ein Frevel gegen dieſen großen Mann erſcheinen, wenn man es nicht lieber lächerlich nennen will, daß man ihm ſo ſchulmeiſternd mit Glaubensfragen nahe rückt, weil — weil er nicht in ein für alle Mal fertigen chriſtlichen Redensarten ſeine Lection aufſagt, daß man Immoralität und Mangel an Idee ſeinen Werken vorwirft, weil“ — weil er kein Weib, wie es ſein ſoll, aus dem Stegreiſe erdichtet hat. Doch damals habe ich mich vielleicht in dem hitzigen Verlaufe des Geſprächs noch derber ausgedrückt, aber Ihnen darf ich dieſe Fortſetzung erſparen.

Und doch repräſentirt der Verfaſſer der falſchen „Wanderjahre“, ſo lenkte Gregorius ſanft ein, eine bedeutende Stimme des Publicums, welche auch nicht überhört werden darf.

Es iſt die Menge, fiel Braudenſtein raſch ein, die Menge, welche durch ihre Acclamationen nur bekundet hat, daß ſie ihren großen Dichter auch da nicht verſtanden, wo ſie ihm laut zujauchzte. Aber ich falle ſchon wieder in meinen alten Fehler.

Jedenfalls urtheilen Sie über die Menge ſo hart, als dieſe über Goethe. Dieſe Menge hat auch jetzt wieder einen achtungswerthen Vertreter gefunden. Kennen Sie auch die ſüßen, mildchriſtlichen Liebesklagen, die erſt nach Goethe's Tode laut geworden ſind, kennen Sie Albert Knapp's Stanzen „auf Goethe's Hingang am 28. März 1832“?

Allerdings kenne ich dieſes Gedicht und den Dichter deſſelben, deſſen geiſtliche Lieder und Gedichte mich oft erbaut, erweckt, erhoben haben. Auf den Flügeln ſeines frommen Geſanges habe ich ihm mit Freuden folgen können, wenn er die milde Kraft des Glaubens walten läßt, oder wenn er die matte, ſeichte Irrlehre des Unglaubens mit der Geißel der Satyre ſtraft.

Und was ſagen Sie zu dieſem Sterbeliede, welches alle Verdienſte des Dichters mit voller Begeiſterung würdigt, und über ſeine Mängel, über den Mangel an dem Einen, was Noth thut, — nicht richtet, ſondern klaget — und betet? Lob und Tadel in gleich würdiger Sinnesweiſe, in gleich edler Sprache. Aber meine Frage war, was Sie zu dieſem Hymnus meinen?

Sie behaupteten vorhin, verſetzte Braudenſtein, indem er ſich möglichſt zu faſſen ſuchte, in Goethe's Natur eine gewiſſe Grenze zu finden, die ich, wenigſtens in dieſer Beziehung, an dieſem großen Dichter nicht finde, nicht anerkenne; denn Das iſt eben ſeine Größe, daß ſein Geiſtesleben da erſt angeht, wo Sie es abgeſchloſſen finden, weil Sie das Uebernatürliche, das Ideale an ihm vermiſſen. Warum es von ſo Vielen vermißt wird, traue ich mir

*) S. über „Wilhelm Meiſter's Lehrjahre“ auch 22 Bd., „Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe“.

erklären zu können: das Uebernatürliche bemerken wir nicht mehr, wenn es zur Natur geworden iſt, und das Ideale ſteht nicht mehr im Gegenſatze zur Wirklichkeit, wenn das Leben des Geiſtes ſelbſt wirklich wird.

Aber Das bemerke ich nur im Vorbeigehen; denn um Ihre Frage zu beantworten, halte ich mich zunächſt an die Grenze, die Sie in Goethe finden. Wie Sie in ihm eine Grenze finden, woran gewiß nicht zu zweifeln iſt, wenn Sie ſie auch zu eng gezogen haben ſollten, ſo iſt doch gewiß auch in andern Menſchen eine ſolche Grenze zu finden. Ja, ich möchte unbedenklich behaupten, daß in irgend einer Beziehung, nach irgend einer Seite hin jeder Menſch borniert iſt. Es ſcheint jedem Menſchen irgendwo eine Grenze geſteckt zu ſein, die er ohne Sünde nicht überſchreiten kann, und die man oft erſt ſelbſt kennen lernt, wenn man drüber hinaus will. Knapp hat ſeine dermalige Grenze in dieſen Urtheilen über Goethe überſchritten: denn Goethe iſt, daß ich die Tautologie des geiſtlichen Sängers wiederhole, „zu hoch für Jeden, der ihn nicht verſteht“. Darum ſcheint mir auch das Lob, welches dieſer Hymnus aus Leibeskräften an Goethe verſchwendet, wie erkünſtelt, geſchraubt; es iſt überhaupt nur da, es wird nur vorausgeſchickt, um den nachfolgenden Tadel höflich einzuleiten.

Es wird erſt nach allen Seiten gerühmt, daß der große Dichter, mehr als Einer, der lebendigen Natur in's Herz geſehen, daß er die Schöpfung in ihrem unendlichen Reichthume ſo tief verſtanden, ſo bildneriſch erfaſſet; aber es wird auch beklagt, daß er den Schöpfer nicht darin gefunden.

O, ſprach ich trauernd, daß Du, ſchöpfungstrunken,
Mit ihm, dem Schöpfungseinen, Dich nicht vereinſt!
Mit Deines Genius Juwelen-Funken
Der Welt Geheimniß aufzuhellen meinſt!

Die Verſe reimen ſich freilich nach dem äuſſern Laute, bemerkte Brandenſtein, und man konnte an der zurückgehaltenen, gedämpften Stimme merken, daß es innerlich mächtig brauſete, — ja, die Verſe reimen ſich, aber nach dem Sinne enthalten ſie einen puren Widerſpruch, eine Ungereimtheit. Und hiermit bricht der geiſtliche Dichter ſelbſt entweder ſeinem Lobe oder ſeinem Tadel den Stab. Denn entweder hat Goethe die Schöpfung wirklich nach ihrer innerſten Wahrheit verſtanden: dann muß er auch den Schöpfer, welcher dieſe innerſte Wahrheit iſt, erkannt und mit und in ſeinem Werke geprieſen haben; oder er hat den Schöpfer nicht erkannt, zu keiner Gemeinſchaft mit ihm ſich erheben laſſen: dann kann er aber auch des Schöpfers Werk nicht treulich nach der Natur nachgebildet, nicht bildneriſch aufgefaßt haben. Der geiſtliche Dichter ſingt ja ſelbſt:

Die Erde iſt ſchön, doch nimm hinweg den Himmel,
Schauen verret ihr des Lebens beſte Kraft ꝛc.

und das verhöhnte Weltkind ſingt eigentlich in ſeiner Weiſe Daſſelbe:

Wird nur erſt der Himmel heiter,
Tauſend zählt Ihr, und noch weiter.

Iſt ihm nun der Himmel und das Licht des Himmels dunkel geblieben, wie ſollte doch der irdiſche Dichter in ſeinen Bildnereien die Erde ſo lichthell und treu mit allen ihren Schätzen habe darſtellen können?

Was in dieſer Art Goethe geleiſtet hat, verſetzte der Doctor, das verdankt er allerdings einer Gottesgabe, wie auch in dieſem Gedicht wörtlich geſagt iſt, nur daß er das ihm anvertraute Gut nicht als ein ſolches Gnadengeſchenk erkannt und gebraucht hat. Darum iſt auch der Nachdruck darauf gelegt, daß Goethe nur ſeinem Genius vertraut, nur ſeines Genius Juwelen-Funken funkeln läßt.

Du wollteſt göttlich ſchweben
Im eignen Licht.

Aber wenn Goethe wirklich in ſo gottloſe Eigenmacht und Selbſtgerechtigkeit verfallen iſt, erwiederte Brandenſtein, ſo müßte ſein Werk die Ohnmacht dieſes eigenen von dem göttlichen Lichte getrennten, von keinem zufließenden Oele genährten, kümmerlich verlöſchenden Lichtfunkens bezeugen; und dennoch preiſet der geiſtliche Sänger ſelbſt in dithyrambiſchem Uebermaße die hinreißende Macht dieſes weltlichen Genius. Wenn der Verſtorbene die ihm anvertraute Gottesgabe wirklich ſo gemißbraucht und verwahrloſet hat, wie iſt es denn zu erwarten, daß ſeines Geiſtes Lichtgewalt glänzen werde, ſo lange noch ein Morgenſtrahl entbrennt, oder daß ſeine Herrlichkeit, wie dieſer Hymnus ein ander Mal verſichert, uns ewig ſchön bleiben werde, da er doch gleichzeitig nach der Wahrheit bekennet:

Wer ihn, den Herrn, verſchmäht, dem weiten ſeine Lenze:
Er überfliegt nicht des Verderbens Grenze.

Iſt Das nicht ein vollkommener Widerſpruch? Aber Dem ſei, wie ihm wolle. Wodurch erweiſet denn nun das ernſte Klagelied ſolche ſchwere, ſchwere Anklage?

Der Doctor beſann ſich einen Augenblick, dann verſetzte er: Darüber hat ſich ja das Lied ſelbſt offen und unzweideutig ausgeſprochen.

Warum, o Sänger, blieb Du ſo ferne
Von Deinem Herrn, dem hellen Morgenſterne?

Warum den Herrlichſten mit ſeinem Werke
Haſt Du bedungen? gleich als wär' er Nichts,
Die Schönheit ſuchteſt Du an jedem Orte,
Nur nicht im Strahle ſeines Angeſichts!

Und doch behauptet dieser geistliche Dichter, erwiederte Brandenstein, daß jener weltliche Dichter die Schönheit nicht bloß gesucht, sondern auch gefunden, daß sie ihm urbildlich vorgeschwebt, daß er sich in ihrem Born gespiegelt. Wo ist aber die Schönheit anders zu finden, als im Strahle seines Angesichts? Denn der Strahl seines Angesichts ist der Urborn der Schönheit. Und wie reimt es sich zu dem irdischen Sinne des Hingegangenen, wenn der Letztere singet und lehret, „wie jedes Einzelwesen in sich den Urton der Vollendung trägt?"

Der geistliche Dichter bekennet, selbst erst von seinem hingegangenen Meister diesen Urton ahnen und kennen gelernt zu haben. Und unter diesem Urtone der Vollendung, der nach dem Sänger und seinem Meister in jedem Individuum ruht und seiner Entwickelung harret, unter diesem Urtone der Vollendung, auf den der Hingegangene überall hindeutet, den er überall sucht und anerkennet, ist doch nichts Anderes zu verstehen, als der in jeder Menschenbrust schlummernde Lebensfunke des göttlichen Ebenbildes.

Und doch ist dieser Meister nichts mehr und nichts weniger gewesen, als ein irdischer, weltlicher Mensch? Wie reimt sich Das zusammen? So viel ist aber gewiß, daß ein bloß irdischer, weltlicher Mensch kein wirklicher Dichter sein kann. Zur Poesie gehört Himmel und Erde, Licht und Farbe: es ist keine Dichtung ohne Wahrheit und keine Wahrheit ohne Gott.

Doch darüber sind wir längst einig; wir dürfen uns für verbunden ansehen gegen alle diejenigen Verehrer des Dichters, welche mit unerhörter Dreistigkeit behaupten, daß die Poesie von Religion und Sittlichkeit unabhängig sei und damit Nichts zu schaffen habe. Schon Plato hat die Unzertrennlichkeit des Schönen, Guten und Wahren gelehrt.

Darauf lassen Sie uns nur immer von Neuem einschlagen, versetzte der Doctor. Es thut Noth, daß wir uns erst der Einheit, eines gemeinschaftlichen Gegensatzes gegen Andere bewußt werden, um uns über einen Gegensatz unter uns selbst verständigen zu können. Ohne eine wesentliche Einigkeit im Grunde ist auch kein gründlicher Streit möglich. Aber Das sind nicht unsere einzigen Gegner, die Poesie und Religion, als zwei ganz verschiedene Gebiete, schroff von einander trennen, als hätte sich jede Seite von der andern losgesagt. Es sind auch Viele, welche sich etwas Religion und Moral in der Poesie gefallen lassen oder aus allerlei Gründen sogar erheischen, aber dennoch von Christo nach der Schrift entweder überhaupt oder wenigstens in dem Gebiete der Poesie durchweg Nichts wissen wollen. Dazu ist er Vielen bald zu hoch, wiewohl er sich zu uns erniedrigt hat, und zu allen Dingen nütze ist und allezeit bei uns sein will, um Alles zu durchdringen. Aber den Meisten ist der arme Menschensohn nicht vornehm genug. Es sind ihrer noch Viele, die das Heidenthum in der Poesie verehren, und nicht bloß Griechenland über Deutschland erheben, sondern auch den Apollo von Belvedere anbeten, während sie Den ignoriren, der in Knechtsgestalt erschienen ist. Von ihm gilt allenfalls dieses Beides: Er hatte keine Gestalt noch Schöne, und war doch der Allerschönste unter den Menschenkindern.

Und wie in keinem Andern Heil ist, — es ist auch den Menschen kein anderer Name gegeben, in dem wir selbst selig werden — so ist es auch in Beziehung auf die Poesie wahr, daß wir ohne ihn Nichts thun können.

Die Frage nach unserer Seelen Seligkeit, so stimmte Brandenstein ein, und nach dem Wesen der Poesie liegen jedenfalls nicht so weit auseinander, als Viele wähnen. Seligkeit bestehet in der Nähe bei Gott: und am nächsten kommt Gott dem Menschen in seiner Menschwerdung, nach welchem die Menschen selbst außer dem allgemeinen Menschennamen auch noch den besondern Namen der Christen bekommen haben. Und wenn nun die Seligkeit in der Nähe Gottes, daß wir seinen Geist vernehmen, bestehet, und die höchste Seligkeit die Anschauung Gottes ist, was ist die Poesie? Sie ist in allen ihren Arten und Graden, in ihrer Unmittelbarkeit und in ihrer Vermittelung, wenn sie ächt ist, immer nichts Anderes als Erhebung zu Gott, wozu eben Gottes Herablassung gehört.

Es ist noch eine Seite, in welcher wir ebenfalls gemeinschaftlich einer weit verbreiteten Aesthetik entgegenstehen, und diese Seite bezieht sich näher auf Goethe. Dieser hat viele Verehrer, welche in der Deutschen Litteratur Nichts vor und Nichts nach Goethe anerkennen, worüber er in die Luft zu stehen kommt, oder wie ein Deus ex machina aus der Luft herunterfällt. Gegen Solche stehen wir gewiß für einen Mann. Aber freilich, es gibt einen Punkt, wo wir desto entschiedener auseinander gehen. Lassen Sie uns bei unserm Texte bleiben.

Unser Text, hier nahm Brandenstein wieder das Wort, unser Text betraf das Christenthum Goethe's. Wenn ihm dieses Christenthum wirklich fehlt, so hatte ich behauptet, so fehlt ihm auch die Poesie. Aber die weitere Frage war, ob denn Goethe wirklich seines Herrn mit keinem Worte gedacht habe? Und warum er, dessen Mund von Allem, was das Herz erfüllt, überfließet, nur allein von Dem geschwiegen,

So tauſendfach
Aus Einem Puncte zu curiren,
Und wenn ihr halbweg ehrbar thut,
Dann habt ihr ſie all' unter'm Hut.
Ein Titel muß ſie erſt vertraulich machen,
Daß eure Kunſt viel Künſte überſteigt,
Zum Willkomm' tappt ihr dann nach allen Siebenſachen,
Um die ein andrer viele Jahre ſtreicht,
Verſteht das Pülslein wohl zu drücken,
Und faſſet ſie, mit feurig ſchlauen Blicken,
Wohl um die ſchlanke Hüfte frey,
Zu ſeh'n, wie feſt geſchnürt ſie ſey.

Schüler.

Das ſieht ſchon beſſer aus! Man ſieht doch wo und wie.

Mephiſtopheles.

Grau, theurer Freund, iſt alle Theorie,
Und grün des Lebens goldner Baum.

der die Steine beredt machen kann, wenn die kalten Menschen schweigen?

Und es ist wahr, wer kann es läugnen? geistliche Oden, Kirchenlieder, Erbauungsschriften, Moralitäten hat er nicht zu Stande gebracht. Direct passet auch Nichts von seinen Schriften dazu. Hat er doch nicht ein Mal ein regelrechtes Trauerspiel zu schreiben vermocht, welches mit irgend einem Geschicke direct auf das Theater gebracht werden könnte? So sind auch die zartesten, süßesten Liebestöne, in welchen eine überschwengliche Poesie der Wehmuth und Sehnsucht, des Schmerzes und des Friedens ausströmt, in dieser ihrer Subjectivität zu einer allgemeinen Erbauung nicht geeignet: es sind Kinder des Augenblicks, leichte Hauche vorüberschwebender Stimmung. Wer kann sie festhalten, ohne daß der Geist entschlüpft? Darum berufe ich mich auch nicht auf das Deutsche Gesangbuch, in welchem ein solches Lied Platz gefunden hat; denn ich möchte diese Aufnahme selbst nicht vertreten, nicht gut heißen. Aber ist denn ein Dichter darum unchristlich, dichtet er uns darum zu Heiden, weil er keine christlichen Lieder, keine Passions-Betrachtungen zu schreiben berufen gewesen; sind denn Schriftsteller darum Heiden zu nennen, weil sich unter ihren Werken keine geistlichen Schriften aufweisen lassen? Hier möchte ich an das Wort eines Mannes erinnern, der nicht selten mit dem Spottnamen eines Pietisten oder Mystikers belegt wird, weil er an den wahrhaftigen Gott in Christo glaubt. „Wer nicht durch Shakespeare oder Goethe oder durch die Größe der alten Welt oft zum Knieen gebracht wurde und recht innig, recht treu, recht kindlich das ganze Geschlecht liebgewonnen, dem Gott so Großes anvertraute; wer, einseitig schmähend, Alles vom Teufel ableitet, was nicht in der Form des Christenthums hervortritt; wer sich fremd und mürrisch abwendet von aller Freude und in jeder Heiterkeit eine Sünde, in jeder Anmuth eine Verführung sieht: — der kennt noch nicht den hellen Tag der segenstrichen Liebe."

Dennoch wird behauptet, daß in allen Goethe'schen Dichtungen mit keinem Worte des Heilandes gedacht sei. Das ist in der That dreist genug.

Da könnte ich nun an einzelne kleine zerstreute Lieder christlichen Inhalts erinnern, unter vielen andern z. B. an die wenigen Zeilen aus Carlsbad über Nepomuk's Vorabend, — denn was ist es denn, das den Stern zu Sternen zieht? — oder an die Oster-Lieder in „Faust", an Gretchen's Buße und Glauben zur Rechtfertigung, oder an jenen Brief, von seinem Geburtstage datirt, in den so schnöde verschrienen, so ärgerlich mißverstandenen „Leiden des jungen Werther", oder an jenen Pastoral-Brief über die allgemeine Erlösung durch Christum, an seine zwo biblischen Fragen, an seine Erklärung der drei christlichen Glaubens-Artikel in den „Wanderjahren", an die religiösen Betrachtungen über die Sacramente in seiner Biographie, an seine frühzeitige und lange fortgesetzte Beschäftigung mit dem alten Testamente, wenn auch manche Aeußerung darüber die Probe nicht besteht, oder an jenen wunderbaren Friedenshauch, der ihm einst auf sicilischem Meere vom See Tiberias herüber anwehte, an seinen Umgang mit Fräulein von Klettenberg, mit der Fürstinn Gallizin, mit Lavater und Stilling, an seine Verehrung und Liebe zu Hamann; denn in allen diesen ihm so werthen Verhältnissen hat er den Inhalt anerkannt, beherzigt, wenn er sich auch in freiern Formen zu bewegen berufen war; oder an jene zwei große Unternehmungen, die der Dichter mit Liebe aufgefaßt, durchdacht, skizzirt, aber Angesichts der Größe seiner Aufgabe nicht ausgeführt hat, während freilich manche christlicher scheinende Dichter bald damit fertig gewesen sein würden, an die Geheimnisse und an das Epos von dem „ewigen Juden". Aber, wie gesagt, ich will nicht an solche Einzelnheiten erinnern; denn ich finde in seinen Werken überall einen Hauch von dem Geiste des Herrn, wenn er auch nicht genannt wird, denn der Name wird allerdings in zarter Liebe und Scheu verschwiegen. Nur aus solcher Quelle konnte die durchgehende Geheimlehre von der Herrschaft des Geistes über Leib und Seele, das Mysterium von der Entsagung, Selbstbeschränkung, Selbstverläugnung entspringen, woran die höchste Blüthe des Heidenthums in der „Braut von Corinth", und in der „Helena" zur Verzweiflung kommt und zu Grunde geht, während sich aus der Asche das Christenthum erhebt und zur Freudigkeit des Sieges hindurch dringt. Darum sehen wir in den „Wahlverwandtschaften" das heile Gesetz des Geistes an dem blinden Naturgeiste, die Heiligkeit der Ehe am Gegentheile hervortreten, und in der „natürlichen Tochter" die Ehe über Stand und Neigung, dem Kreuze und gemeinschaftlichen Leiden zu Ehren, den Sieg davon tragen. Darum wird in den „Wahlverwandtschaften" wie in „Werther's Leiden" das Naturleben so reizend und verführerisch, an so glücklich begabten Personen, — in seinem Ausgange zum Verderben geschildert, damit das Uebernatürliche den Sieg gewinne. Die Sünde besteht hier bloß in dem Gedanken, welcher sie leidet und hegt: aber sie führt doch zum Verderben. Auf die Sünde folgt ihr Sold, nämlich der Tod: mit dem im Gedanken verletzten Gesetze sehen wir

Leben und Lebensglück zusammenbrechen; unter einer Leidenschaft müssen zur Buße und Läuterung so viele schöne Gaben des Geistes und Herzens zu Grunde gehen. Das ist das Gericht Gottes, wenn auch nicht das letzte. Aber uns ist Das Alles noch nicht hart genug, während Dante, der strenge, ernste, fromme Sittenrichter, bei dem Leiden Francesco's und Paolo's, welches auf unbereute Schuld folgt, in Ohnmacht sinkt. Wiederum sehen wir in den „Lehr- und Wanderjahren" nach langen Umwegen das aufblühende Mädchen aus dem Schooße einer pietistischen Erziehung deren Inhalt als das endliche Resultat aller Lebensweisheit retten und bewahren. Am Ende der eigenen Laufbahn des Dichters sehen wir auch Faust's Irrwege zum Ende gelangen und alle Sünde gesühnt, das Verlorene wieder gefunden oder wenigstens zum Ergreifen wieder nahe gebracht. Es ist wohl zu merken, daß in dieser großen Dichtung nur die leise Hoffnung, ob etwa der Sünder noch über dieses Leben hinaus erretibar sei, ausgesprochen ist. Auch an Faust ist mehr die Errettbarkeit der unermeßlichen Gnade Gottes in Christo und seiner Freiheit, zuzugreifen, offen gelassen, als daß die völlige Rettung dargestellt sei. Und wer die in Zerknirschung sich äußernde Buße vermißt, der frage sich wohl, ob sich die Buße und der Glaube nicht auch auf eine ungewöhnliche Weise erweisen und statt in dem rückwärts sehenden Schmerze, gelegentlich in dem vorwärts dringenden Streben Luft bekommen könne. Aber wehe Dem, der in solcher Lehre ein Ruhekissen für die Sünde findet! Wir müssen den Dichter selbst beklagen, wenn ihm hierunter zuweilen etwas Menschliches begegnet sein sollte. Das ist aber nicht zu beklagen, sondern anzuerkennen, daß er sich in der wirklichen Welt bewegt, daß er sich auch in der Welt der Sünde ergehet, weil er dazu gehört, weil sie nach oben weiset.

Hier kommen Sie gerade auf den Punct, versetzte Gregorius, wo ihn der geistliche Sänger angreift: Goethe bewegt sich nur allzu gern in dieser Welt der Sünde, welche er mit den reizendsten Farben an unsern Augen vorüberführt. Ist das die Weise des Christen?

Wo liegt die Wahrheit? Nicht im Kreis der Menge,
Die trauernd sich nach eitlen Schemen kehret;
Im Haus der Sünde wird es ihr zu enge,
Das Stumm und zürnend sie vorüberfahret

Und solche inhaltleere, prunkende Redensarten, versetzte Brandenstein, es thut mir wahrhaft leid, daß ich es sagen muß, solche schillernde Reime sollten uns täuschen können, weil sie selbst einen liebenswerthen Christen übereilt haben, der da weiß und zu seinem einzigen Troste überzeugt ist, daß die ewige Wahrheit leibhaftig und persönlich in diese Welt der Sünde herniedergekommen ist und mit Zöllnern und Sündern gelebt und gegessen hat, mit Sündern gelitten hat und gestorben ist, daß die Wahrheit nicht stumm und zürnend an der Sünde vorüberfährt, sondern liebend in unser armes Fleisch und Blut einkehrt und so laut predigt, daß die Steine selbst reden würden, wenn die Menschen davon schweigen könnten.

Aber vergessen Sie nur nicht, fiel Gregorius ein, daß Derselbige, der mit den Zöllnern und Sündern ißt, Pharisäer, Zuhörer und Apostel schilt und straft, oder wie er stumm über die Grenze entweicht und die Sünder verläßt, oder wie er die Apostel ermahnt, aus dem Hause der Sünde zu gehen und den Staub von den Füßen zu schütteln, oder wie er alle Christen ermahnen läßt, von den Unreinen sich abzusondern. Es ist die Liebe, die ihn hier und dort dringet und treibet. Darum trifft Ihre Rüge höchstens einen Ausdruck in Knapp's Gedichte, welcher vielleicht verfehlt zu nennen sein dürfte, aber für Goethe spricht es doch nicht; oder wollen Sie es wagen, hier eine Vergleichung hervorzuheben? Ist es Liebe zu den Sündern, oder Liebe zur Sünde, was ihn so zauberisch süß im Hause der Sünde singen heißt?

Zunächst spreche ich von der Wahrheit selbst, welche nicht stolz und stumm die Sünde stehen läßt, wie sie steht, sondern liebend sie tilgt, welche im Hause der Sünde weilt, um laut gegen sie zu predigen, deren Zorn selbst die Liebe ist, und die Liebe fährt nicht vorüber. Wenn nun der Herr selbst im Hause der Sünde weilet, wie sollte doch der Sünder für Sünder zu vornehm sein. Auch Goethe gehört unter die Jünger des Herrn; ich vertheidige ihn auch nur so weit, als er seinen Meister erkennt.

Wahrlich, der Dichter, den wir so häufig weltlich nennen hören, er hat die Sünde und Weltlust in allen Weisen geschildert, aber um die Tugend zu preisen. Es zeigt von wenig Einsicht, es ist unverständig, zu sagen, daß er ohne Hephata

Der Thorheit Schwindel tausendfach gefördert,
Und schweigend in der Schweiger Buch gemördert.

Daß er uns die Sünde so reizend malt, Das dienet zu besserer Kenntniß ihrer Art, zur Vorsicht, zur Warnung: sie erscheint nur zu oft in dem englischen Lichtgewande arglosser Unschuld und liebenswürdiger Freundlichkeit. Darum finden wir auch die Sünde mit ihren Folgen an besonders begabten Personen, denen Niemand solche Verirrung zugetraut hätte, und in den sittlichsten Lebensverhältnissen. Das heißt nichts Anderes als: wer stehet, der sehe wohl zu, daß er nicht falle.

Daß er unter den Sündern und in den un-

vollkommenen Verhältnissen dieser Welt so gern verweilt? Er zeigt uns den Sünder, wie er ist, auch in seiner Liebenswürdigkeit; denn in jedem Sünder ist noch etwas Anderes als Sünde, und Das ist es, wodurch er eben so liebenswürdig wird. Hierauf beruhet ja die Lehre von der Toleranz, welche Goethe Zeit seines Lebens gepredigt hat; hierauf gründet sich die Hoffnung, daß am Ende durch Christum Allen werde geholfen werden, die Hoffnung, womit der Dichter zuerst in die Schranken seiner langen Lebenslaufbahn eingetreten ist.

Dagegen wird Niemand behaupten, daß er die Sünde selbst in lüsternen Bildern und mit subjectivem Wohlgefallen uns nahe bringe: sie endet ja immer mit Verderben. Was uns daran ergetzen mag, ist nicht die Sünde, sondern das Gute, was sich im wunderlichsten Widerspruche mit ihr vermischt, was sie verkehrt und doch noch durchschimmern läßt. Liegt doch allem Bösen und Verkehrten ein wahres, gesundes Lebensverhältniß zum Grunde! —

Auf gleiche Weise verhält es sich mit den Vorwürfen der Sattheit, des Stolzes und der Ueberhebung: mit dem Aufrücken bedauernswerther Fehltritte, mit der Anklage eines lüsternen Sinnes, welcher die sinnliche Natur vergöttere und Nichts über ihr anerkenne. Hat er nicht immerfort gestrebt, nie geschlossen, oft geändert? Hat ihn nicht die Sehnsucht nach der Wahrheit, der Durst nach weiterer Entwickelung unablässig begleitet? Es gehört gewiß eine große Portion stürmischer Schwindelei und trauriger Befangenheit dazu, die gleichmäßige Geduld seines Strebens für vornehme Sattheit zu erklären.

So hat er selbst an der Titanischen Vermessenheit des Prometheus, an dem überspanntesten Uebermuthe des Erdenwurms die Stellung, welche dem Menschen ziemt, und hiermit seine Würde und seine Niedrigkeit dargestellt und Demuth gepredigt. Nur Wahnsinn kann meinen, daß im Prometheus das Ideal eines Menschen hat dargestellt werden sollen, nur die Schwachheit kann verlangen, daß Goethe in derselben Form, welche seinem theuern Stilling eignete, seine Demuth, seine Beugung, sein gebrochenes Herz aussprechen soll.

Und wenn Ihr ihm Italien mit seinen Gold-Orangen, und Rom und immer wieder Rom und Venedig vorwerfet, warum übersehet Ihr denn in den Briefen aus Rom die offenen, liebenswürdigen Bekenntnisse seiner moralischen Gebrechlichkeit, seine Reue und Klage, seine rührenden Wünsche reiner und geläuterter nach Hause zurück zu kommen? Habt Ihr denn nur Augen für seine Fehler und Schwächen, nicht ein Mal Augen für sein Verhalten im Straucheln, noch weniger für sein Aufstehen? Cäsar stehet nicht allein anders, er fällt auch anders als ein Sclave.

Wenn Salomo schreibt und wiederholet: Es ist Alles ganz eitel, so wird geklagt, daß es Goethe nicht auch gesagt, wiewohl er über die Vanitas vanitatum im leisesten Muthwillen ein unvergleichlich tiefes Lied hat hören lassen, nur daß es wegen seiner Vieldeutigkeit und Tiefe nicht gefaßt oder gemißdeutet zu werden pflegt. Und warum wird es uns so schwer, das kleine Gedicht zu fassen, in welchem der Dichter Angesichts aller Nichtigkeit zu der heitersten Herrschaft darüber sich erhebt? Es schauert und graut uns, in die grundlosen Tiefen des Nichts herabzusteigen, weil es uns nur Nichts ist, während der Dichter im Nichts den Anfang und das Werden erkennet. Aber wer sich nicht als Nichts erkennen lernt, der lernt auch nicht die Menschenwürde erkennen, die von Gott kommt, der Alles ist und selbst Mensch geworden ist, um sich den Menschen mitzutheilen. Und wer wieder in Allem nur Eitelkeit und Nichtigkeit findet, wer vor lauter Ueberschwenglichkeit die ewige Idee in der sinnlichen Erscheinung nicht zu erkennen vermag. Der findet auch über derselben nur ein kümmerliches Schattenbild davon. Wenn es gleichwohl darauf ankommt, über Eitelkeit und Vergänglichkeit der Welt zu klagen, so sind auch Anacreon und Horaz religiöser, als Goethe; von Pindar und Sophocles ist es ohnehin gesagt. Ja, nach diesem Maßstabe sind Anacreon und Horaz auch noch religiöser als Salomo, sie sprechen noch viel mehr von der Hinfälligkeit alles Irdischen. Aber ich fürchte, daß hier nicht bloß unser Goethe, sondern ein viel Größerer, nämlich Salomo selbst, mißverstanden werde. Salomo sagt: es ist Alles ganz eitel, nur ein Hauch des Geistes, aber die Erde bleibt ewig; er setzt hinzu: es ist Nichts neu, denn was kommt ist schon gewesen; es vergehet Alles, es verändert die Form; darum vergehet Nichts, denn was vergehet, das kommt wieder, der Staub gehet zur Erde und die Erde bleibt ewiglich, und der Geist gehet zu Gott, der ihn gegeben hat, und was Gott thut und gibt, Das stehet da. Summa, er predigt von der Vergänglichkeit des Alten, von dem ewigen Wechsel im Werden, von dem Bestande im Wechsel, und unser Deutscher Dichter hat ihm mehr als ein Lied darüber nachgesungen; ein Lied über die Dauer im Wandel, ein Lied über die Ruhe im Grabe. Es ist wahr, es hat unserm Dichter allerliebst auf der lieben Erde gefallen, und er hat es auch bekannt, daß er sich nicht wie sein Freund Werther frech [illegible]hinweg begeben werde, aber Salomo sagt auch: die Erde ist ewig.

Ihr lieben Gegner Eures großen Deutschen

Dichters, ich schließe die Besten von Euch ein, Diejenigen, welche Glauben halten, Ihr, die Ihr Euern christlichen Glauben durch ihn gefährdet fürchtet, Ihr tadelt wohl auch dieses an ihm, als wenn er manchen Bibelspruch bald mißgedeutet, bald leichtfertig angewendet, oder verkehrt, oder dem Mephistopheles in den Mund gelegt hätte. Ihr bedenkt nicht, daß wirklich mancher Mephistopheles das Wort Gottes im Munde führt und verkehrt; Ihr bedenkt nicht, daß auch dießfalls mancher Anstoß durch nähere Verständigung über Sinn und Zusammenhang verschwinden würde; aber hütet Euch doch wenigstens selbst und sehet Euch wohl vor, daß Ihr nicht selbst ein und das andere Bibelwort falsch verstehet, und leset den Prediger Salomonis noch ein Mal, wenn er von der Eitelkeit der Welt redet; er schreibt auch: „Sei nicht allzu gerecht und sei nicht allzu weise.“ — Und hier sind wir wirklich an der rechten Quelle angekommen; aus dieser Quelle müssen wir alle schöpfen, und Goethe hat es auch nicht unterlassen; die Bibel erklärt er als die Grundlage seiner gesammten Bildung.

Es könnte befremden, daß Sie nicht auch an die schöne Seele appellirten, sagte Gregorius, denn in ihr hat ja Ihr Dichterkönig dem christlichen Glaubensleben ein Ehrendenkmal, aber auch — einen Grabstein setzen wollen, und darum kann ich mir wohl denken, warum Sie sich auf dieses zweideutige Monument nicht beziehen wollen. Es ist zu unverkennbar, daß dieser frommen christgläubigen Tante die thätige Nichte vorgezogen wird, an welcher Nichts als pure Tugend, aber von der Liebe zu Gott, von einer Anhänglichkeit an das unsichtbare Wesen keine Spur zu merken ist: nur zu deutlich wird dem Glauben und Beten das eigene Wirken und Arbeiten vorgezogen. Darum konnte auch der werthe christliche Sänger sinnen und fragen:

Die schöne Seele wußt' um seinen Segen:
Dein schönst Geschick, gewann er auch ein Dort?

Es ist allerdings nicht zu verkennen, erwiederte Brandenstein, daß Goethe in der schönen Seele nicht die höchste Vollendung des christlichen Glaubenslebens gefunden und dargestellt hat. Aber die Wahrheit des Inhalts hat er auch in der Entwickelungsstufe anerkannt und dargestellt, ja, was noch mehr ist, selbst erlebt. Ohne innere Erfahrung, ohne eigene Theilnahme hätte er diese Gemüthsstellung nicht so zeichnen können, wie er sie geschildert hat. Wohl mögen in dem Bilde einige Züge verfehlt sein: im Ganzen ist es getroffen, das Bild ist um so lebendiger, als diese Erscheinung zum großen Theile von der Sprache entkleidet ist, in der es sich leicht äußerlich kenntlich machen und täuschend nachmalen läßt. Eine solche äußere Treue, welche ein gewöhnliches Bild dieser Art bezeichnen könnte, scheint der Dichter, als das Unwesentliche, absichtlich vermieden zu haben; es war ihm ein wirklicher Ernst, das Innere, das Wesen dieser geistlichen Richtung in ihrer Unabhängigkeit von der äußern Zuthat darzustellen. So vermied die zarte Hand des Malers mit schonender Vorsicht jeden Zug, der am Aeußerlichen hängen bleibt und darüber das Wesentliche verwischt, der nach Befinden zur Caricatur hätte umschlagen können.

In dieser Darstellung zeigt sich aber die christliche Frommigkeit nicht allein in ihrer Unabhängigkeit von einer stereotypischen Sprache, — wodurch sie lebensvoller und eigenthümlicher wird, — sondern auch in der Befreiung von manchen andern unwesentlichen Einseitigkeiten. Wir finden nichts oder nicht viel von der einseitigen Erhebung eines einzelnen Moments der Wahrheit über die andern; und so geschieht es, daß diese schöne Individualität zu einer reineren Harmonie sich erhebt, ohne jedoch der Sphäre entrückt zu werden, welche in ihrer Wesentlichkeit dargestellt werden sollte, wiewohl sie auf der Grenze zu weiterer Entwickelung steht. Indem aber alle nicht nothwendig damit verbundenen Mängel abgestreift sind, zeigt sich das wesentlich Unvollkommene dieser Sphäre, die subjective Beschaulichkeit und Innerlichkeit, welche nicht aus sich hervorkommt, und nur in sich hinein, aber nicht aus sich heraus zu leben versteht, eine ungesunde Absonderung von der Welt, zu welcher jedes Individuum als Glied gehört, eine individuelle Stellung, welche wenigstens nicht für alle Christen ist, daneben ein übernatürlicher Umgang mit Gott, welcher nie recht zur Natur werden will, so daß die Hingabe an ihn sich ihrer stets bewußt bleibt. Darüber bleibt sie zwischen oben und unten schweben, weil sie unten Nichts findet, und doch nicht ganz davon loskommen kann, aber auch eben so wenig oben ausdauern kann. Nur in dieser Beziehung verdient Natalie, wie Lothario behauptet, den Ehrennamen einer schönen Seele noch mehr, als die edle Tante; Natalie ist auf derselben Grundlage zu weiterer Entwickelung und Durchbildung gelangt, das Uebernatürliche ist ihr zur Natur und der Glaube zur Thätigkeit geworden, so daß sie keine Art von Liebe, keine Anhänglichkeit an ein sichtbares oder unsichtbares Wesen sich merken ließ. Aber sie scheint damit wieder nur zu viel und mit der Schale auch einen Kern abgestreift zu haben, wie wir an der Lebensführung des ausgebrannten Mädchens abnehmen können; Natalie ist ohne Zweifel noch nicht am Ende ihrer geistigen Entwickelung.

Am Ende bleibt es zwar auch dabei, daß das Menschenleben amphibisch ist, aber darum braucht es nicht unstät und unruhig hin und her zu schwanken; andererseits darf es sich auch nicht in dem niedern Elemente verfesten; dagegen kommt es ohne Gefahr eines Stillestandes in's Gleichgewicht, wenn gegen das Uebergewicht, welches dem Himmels-Pole zukommt, dem Erden-Pole seine derzeitige Geltung angerechnet und mit in die Wagschale gelegt wird.

Sie halten sich sehr im Allgemeinen, versetzte Gregorius, Sie äußern auch gute, christliche Hoffnungen zu Natalien, deren Handelsweise nach meiner bisherigen Ansicht in eigenen Werken besteht und aller realen Grundlage entbehrt. Aber lassen Sie uns doch bei der schönen Seele stehen bleiben. Es sei Ihnen unbedingt zugegeben, daß sie dem Herrn in Schwachheit dient, daß noch Vieles an ihr mangelt. Aber worin besteht denn eigentlich der ewige Inhalt dieser Erscheinung, die bleibende Wahrheit dieser Entwickelungsstufe; wo findet sich der Mittelpunct, in welchem der Verfasser dieser Bekenntnisse den ewigen Kern des Christenthums anerkennt?

Zunächst müssen wir wohl, antwortete Brandenstein, den allmäligen, stetigen Fortgang, die Stufenfolge der Entwickelung beachten, wodurch die schöne Seele zu der ihr gemäßen Ausbildung, zur Erreichung ihrer allgemeinen und individuellen Bestimmung gelangt. Der Anfang ist ein harmloser, unschuldiger Glaube an das übersinnliche Wesen, ein Rapport zu dem Unsichtbaren, der, durch frühzeitige Krankheit geweckt, nach einem vertrauten Umgang mit Gott strebt und durch das Gebet dazu gelangt. Hierin besteht die wahre Freude ihrer Seele, hieraus schöpft sie Nahrung für ihren Geist, alles Andere ist nicht für sie. Dieser Umgang wird gestört, sobald das Herz zwischen Gott und Welt sich theilt; er wird ganz unterbrochen, wenn die Welt den Sieg gewinnt, aber auch durch Hingabe wieder hergestellt, und nach zeitweisen Unterbrechungen immer wieder gefördert; er gewinnt zugleich immer mehr an Inhalt und Bestimmtheit, sowohl aus der Bibel, als aus der Erfahrung. Aber das eigentliche Geheimniß der Christlichen Offenbarung war damit noch nicht erschlossen, es war immer noch eine äußere „Bibelwahrheit, daß das Blut Jesu Christi uns von allen Sünden reinige". Sie für wahr halten, galt der lieben Seele lange für Glauben, aber weiter meinte sie davon Nichts zu haben. Aber später entdeckt sie, erst an Andern, dann an sich selbst, die Sünde im Herzen, welche auch ohne That da ist, das Ungeheuer, das in jedem menschlichen Busen schläft und nur durch eine höhere Kraft überwunden werden kann. Nun fühlt sie das Bedürfniß der Entsündigung; nun tritt ihr jene Bibellehre als Antwort entgegen, aber sie bemerkt nun auch, daß sie diesen so oft wiederholten Bibelspruch noch nie verstanden habe. Doch wir können sie ja selbst weiter hören. Es war das Geheimniß der Erlösung und Versöhnung durch Christi Tod am Kreuze, wozu sie die Erklärung suchte:

„Die Fragen: was heißt Das? wie soll Das zugehen? arbeiteten Tag und Nacht in mir sich durch, endlich glaubte ich bei einem Schimmer zu sehen, daß Das, was ich suchte, in der Menschwerdung des ewigen Wortes, durch das Alles und auch wir erschaffen sind, zu suchen sei. Daß der Anfängliche sich in die Tiefen, in denen wir stecken, die er durchschaut und umfaßt, einstmals als Bewohner begeben habe, durch unser Verhältniß von Stufe zu Stufe, von der Empfängniß und Geburt bis zu dem Grabe durchgegangen sei, daß er durch diesen sonderbaren Umweg wieder zu den lichten Höhen aufgestiegen, wo wir wohnen sollten, um glücklich zu sein: Das ward mir wie in einer dämmernden Ferne offenbaret.

Wie können wir aber an dieser unschätzbaren Wohlthat Theil nehmen? Durch den Glauben, antwortet die Schrift. Was ist denn Glauben? Die Erzählung einer Begebenheit für wahr halten, was kann mir das helfen? ich muß mir ihre Wirkungen, ihre Folgen zueignen können. Dieser zueignende Glaube muß ein eigener, dem natürlichen Menschen ungewöhnlicher Zustand des Gemüths sein.

Nun, Allmächtiger, so schenke mir Glauben, flehte ich einst in dem größten Druck des Herzens. Ich lehnte mich auf einen kleinen Tisch, an dem ich saß, und verbarg mein beklemmtes Gesicht in meinen Händen. Hier war ich in der Lage, in der man sein muß, wenn Gott auf unser Gebet achten soll, und in der man selten ist.

Ja, wer nun schildern könnte, was ich da fühlte. Ein Zug brachte meine Seele nach dem Kreuze hin, an dem Jesus einst erblaßte: ein Zug war es, ich kann es nicht anders nennen, demjenigen völlig gleich, wodurch unsere Seele zu einem al Lesenden Geliebten geführt wird, ein Zunahen, das vermuthlich viel wesentlicher und wahrhafter ist, als wir meinen. So nahte meine Seele dem Menschgewordenen und am Kreuze Verstorbenen, und in dem Augenblicke wußte ich, was Glauben war.

Bei diesen Empfindungen verlassen uns die Worte: ich konnte sie ganz deutlich von aller Phantasie unterscheiden. — —

Als das erste Entzücken vorüber war, bemerkte ich, daß mir dieser Zustand der Seele schon vorher bekannt gewesen; allein ich hatte

ihn nie in dieſer Stärke empfunden. Ich hatte ihn niemals feſthalten, nie zu eigen behalten können. Ich glaube überhaupt, daß jede Menſchenſeele ein und das andere Mal davon Etwas empfunden hat." —

Siehe, da iſt der Kern des Chriſtenthums: es iſt die Wahrheit von der Erlöſung der Menſchen durch den Gottmenſchen. Dieſe Wahrheit können wir uns nicht eher zueignen, bis wir an die Menſchwerdung Gottes glauben. So gewiß die Sünde in der verſchuldeten Entfernung von Gott beſteht, ſo gewiß beſteht die Entſündigung in der Gemeinſchaft des Menſchen mit Gott, welche nur durch die in der Menſchwerdung des Wortes realiſirte Gemeinſchaft Gottes mit dem Menſchen bewirkt werden kann. Wie könnte ſich der Menſch das Mittlerverdienſt Chriſti zueignen, wenn nicht in Chriſto Gott Menſch geworden und dadurch ſich uns zugeeignet hätte? Gott ſtieg in das Elend der Menſchen leibhaftig herab, auf daß die Menſchen in die Herrlichkeit Gottes heraufſteigen können. Er erniedrigte ſich zur Gemeinſchaft mit uns, um uns zur Gemeinſchaft mit ſich zu erheben. Siehe, Das iſt nach Goethe der Kern des Chriſtenthums, hierin liegt für den Menſchen die Bedingung zur Aneignung göttlicher Gnade.

Gregorius ſäumte nicht, zu wiederholen, was ſchon oft geſagt worden iſt. Vergeſſen Sie nur nicht, ſagte er, daß wir die Bekenntniſſe der ſchönen Seele vor uns haben: es iſt ja nicht Goethe, welcher ſpricht. Aber ich gebe auch zu, daß er in dieſen Anſichten eine gewiſſe Wahrheit, in der ſchönen Seele dieſen eigenthümlichen Zug, dieſe beſondere Beſtimmung, und in jeder Beſtimmung eines jeden Individuums eine anzuerkennende Stellung zum Univerſum beherzigt. Worin findet er aber ſeine Stellung?

Seine Stellung zum Univerſum, erwiederte Braudenſtein, hat allerdings mehr mit der Welt zu thun, in der er mehr findet, als Andere. Aber alle dieſe unterſchiedenen Stellungen und Verhältniſſe ruhen auf einem gemeinſamen Grunde und dieſer Grund iſt kein anderer als die Offenbarung Gottes an die Menſchen von der Wiederherſtellung der Gemeinſchaft, in welcher alle Weſen ihre Beſtimmung, ihren Beruf und ihren Frieden finden. Zu dieſem ſelig machenden Glauben bekennet ſich auch Goethe; denn wer ſo weit in das Geheimniß der Menſchwerdung Gottes hinein geſehen, der kann nicht wieder zurück. Dieſer Glaube iſt die unerſchöpfliche Quelle all ſeiner Begeiſterung, ohne dieſe Quelle wär' er nicht der Dichter, der er iſt. Er iſt der Saulus, welcher Paulus geworden. Gewiß, er war ſehr erwicht, als er nicht mehr läugnen konnte, ſondern der ewigen Liebe Gottes überführt wurde, „die ſich in das Elend der Welt miſchte und auch elend ward, damit das Elend der Welt mit ihr herrlich gemacht werde".

Hier hielt Braudenſtein inne, er wartete auf Antwort, Einwurf oder Nachhülfe zu weiterer Anregung. Gregorius hatte aufmerkſam zugehört, er war ſeinem Freunde ſchrittweiſe gefolgt, zuletzt konnte er ſich des Lächelns nicht enthalten; aber er hatte dennoch nicht Alles verſtanden. Er merkte auch, woher es kam, er mußte ſich ſelbſt bekennen, daß er Goethe's Schriften nicht gründlich und vollſtändig genug kannte; er hatte ſehr viele gar nicht, andere nur flüchtig oder nur ein Mal geleſen; jetzt fühlte er dieſe Lücke doppelt. Er mußte ſich geſtehen, daß der Hingegangene vielleicht Manches fünfzig Jahre mit ſich herum getragen, worüber ihm zu richten ein Augenblick genügt.

Darüber entſtand eine kurze Stockung in der Unterhaltung, wie ſie Freunde untereinander zur Sammlung, zur freieren Gedankenbewegung in der Stille zu lieben und zu pflegen gewohnt ſind. Endlich ſagte der Doctor: Es wäre zu wünſchen, daß Sie Das alles einmal näher auseinander ſetzten, umſtändlicher belegten, einzelner ausführten, oder wenigſtens hier und da einen Stein des Anſtoßes, der nach dem erſten Anſchein Aergerniß erregen muß, aus dem Wege zu räumen ſuchten. Denn die laute Stimme, die ſich gegen Ihren Dichter erhebt, iſt doch auch zu hören, ſie kommt zum großen Theile von wirklichen lieben Chriſten, die wir mit Liebe umfaſſen und im Bewußtſein der Glaubensgemeinſchaft als Brüder begrüßen. Wir wollen lieber den großen Dichter um Chriſti willen, als den Herrn um des Dichters willen laſſen; lehren Sie uns, Beides vereinigen; wer würde nicht gern in einem bewunderten Menſchen ein Glied in dem Reiche Gottes begrüßen!

Braudenſtein ſtutzte, aber er beſann ſich ſogleich wieder; er ſagte: Eine ausführliche Demonſtration zu Goethe's Ehrenrettung würde ſchwerlich überzeugen. Iſt doch ſogleich der Gemeinplatz zur Hand, daß es Goethe ſelbſt nicht ſo gemeint habe, daß er wohl ſelbſt darüber lächeln würde, wenn ihm ſeine Sittlichkeit, das höhere Geiſtesleben, bibliſches Chriſtenthum von ſeinen chriſtlichen Verehrern untergeſchoben würde. Die Subjectivität macht ſo zweifelhaft, daß ſie ſich überall zu begegnen fürchtet, und in ſolchen Urtheilen nicht den Dichter ſelbſt, ſondern ſubjective Anſichten auf ihn übergetragen ſieht. Zur Verſtändigung können dagegen am Beſten ſeine Schriften ſelbſt dienen, ſie zeugen am Lauteſten von ihm und für ihn. Allein leider werden ſie oft von denſelben Ver-

senen unsterblich genannt, welche sie wie ephemere Flugschriften behandeln und lesen; oft ist ein Anstoß, ein Mißverständniß hinreichend, sie wegzuwerfen und alles Weiterlesen zu verschwören. Darum ist Nichts zu thun, als zum Lesen, zu wiederholter, eigener Prüfung einzuladen; aber es gehört noch Eins dazu, nämlich so viel Selbstverläugnung, um nach Befunden vorgefaßte Meinungen aufgeben, ein Mal aufgesprochene Urtheile widerrufen zu können.

Es sind ja auch nicht sowohl einzelne Sünden, die ihm aufgerückt werden, bemerkte Gregorius, sondern Das ist die Hauptklage, daß es ihm am Sündenschmerze, an dem Glauben, der die Sünde tilgt und das Leben heiligt, an dem Ernste der Tugend gefehlt habe.

Sagen Sie es nur offen heraus, fiel Brandenstein ein, sein ganzes Leben wird als ein Sündenleben im Unglauben, als ein düsterer Sündenschlaf mit wenigen Momenten eines vorübergehenden Dämmerscheins, als ein schwerer Traum angesehen, in dem man sich dann und wann ein Mal regt, als würde man erwachen, aber ohne wirklich aufzuwachen. Und was bleibt dann auch weiter übrig, wenn das Licht des Offenbarungsglaubens fehlt, und die Weckstimme des innern Sittenrichters verstummt oder nicht zum Worte kommen kann?

Warum vergißt man die Empfänglichkeit des Verstorbenen für die Bestrebungen des denkenden und des thätigen Glaubens, seine Aufmerksamkeit auf die tiefschriftliche Richtung eines Daub; seinen Verkehr mit dem Dr. Knapp in Halle über das Missions-Wesen, und seine religiös-sittliche Theilnahme daran?

Wer schildert, ich frage noch ein Mal, wer schildert die Sünde kräftiger, als der Dichter, der auch dießfalls schon in den „Mitschuldigen" sich biblisch hat vernehmen lassen? Ist es nicht der Sündenschmerz, an dem Gretchen und Ottilie sterben, wenn auch nach ihrem Tode Jene als Büßerinn zu Gnaden angenommen und Diese, gleich vielen Mitschwestern, von der staunenden Menge als Heilige verehrt wird?

Oder woher kommt dem Dichter die Ruhe der Seele und der Friede des Lebens bei aller Unruhe des Herzens, bei allem Elende der Welt, woher anders, als aus dem Glauben an die Erlösung, Versöhnung und Wiederbringung, in welcher sich auch Faust's Ende verklärt, die schöne Lilie aus der Verzauberung erwacht und das Kind mit dem Löwen spielt?

Aber wer traut vollends diesem Weltmenschen, diesem Lebemann eine Uebung in der Selbstverläugnung, im Entbehren und in der Entsagung zu? Und doch liegt eben hierin der Grundstein seiner sittlichen Höhe, die Manche Kälte nennen. Es ist auch wohl auf ihn die Erfahrung angewendet worden, daß es auf Bergen kalt sei; es ist nur hinzuzusetzen, daß es uns auch auf dem Vesuv und Aetna äußerlich kalt anwehet. Aber er ist auch darin ein Held, daß er, obwohl oft mit großer Mühe, der Herr seiner Empfindungen bleibt. Und wie der Dichter nach Horaz sich schweigend offenbart, so ist es auch die Art der Sittlichkeit, sich nicht selbst zu nennen und zu loben, darum bleibt sie Denen unverständlich, welche an die Tugend nicht glauben, wenn sie sich nicht in salbungsvollen Redensarten verkündigt; Andern verräth sie sich eben schweigend. Unsern Dichter könnte aber schon der einzige unvergleichliche Hymnus: „Edel sei der Mensch, hülfreich und gut ꝛc." auch in sittlicher Beziehung rechtfertigen, und der Sinn dieses Liedes zieht sich für Die, welche ihn verfolgen können, wie ein Goldfaden, durch alle seine Werke, durch die, welche mit Schwarz auf Weiß vor uns haben, und durch die, welche nicht geschrieben sind, welche sein Leben bilden.

Aber bei vielen seiner Leser thäte es Noth, daß er zu allen einzelnen Lebensverhältnissen, welche er schildert, seine Billigung und Mißbilligung und andere moralische Nutzanwendungen unumwunden hinzugefügt, daß er seinen Schildereien und Bildern Auf-, In-, Ueber- und Unterschriften angehangen, und die einzelnen Personen mit Zetteln, welche ihnen zum Munde herausstehen, deutlich versehen und markirt hätte. Und doch würde auch Das nicht ausgereicht haben; denn der Dichter hat es wirklich hinterdrein an solchen authentischen Selbsterläuterungen über „Werther's Leiden", über die „Wahlverwandtschaften" und andere Aergernisse nicht fehlen lassen, und die Mißverständnisse über Sinn und Tendenz sind doch nach wie vor geblieben.

So pflegen auch Diejenigen, welche meinem Heiden die Sittlichkeit absprechen, folgerichtiger Weise auch die höhere, geistige Liebe an ihm zu vermissen. Aber ich bitte Euch, wenn Ihr's mit Händen greifen wollt, leset doch wenigstens die Elegie in der „Trilogie der Leidenschaft", leset, was er dort von der reinen Liebe und von dem Verhältnisse dieser Liebe zu dem Frieden, den Gott gibt, und zu dem frommen Glauben, der in der Hingabe des Herzens an Gott besteht, in den zartesten Tönen seines Saitenspieles singet und klaget. Aber was hilft das Lesen und Hören, ohne Augen und Ohren, und was helfen Augen und Ohren, wenn der Wille fehlt? — —

Hier endete Brandenstein, sein Enthusiasmus für seinen Dichter, sein Eifer gegen dessen Widersacher hatte sein Recht gehabt. Dorothea drückte ihm die Hand, sie war mitten im Er-

ſprüche herzugetreten. Aber ihre Schwägerinn, welche ſie begleitete, ſchlug ſich unbedenklich auf Knapp's Seite. Doch ſtreiten mag ich darüber nicht, ſetzte ſie hinzu, und am Wenigſten mit Männern, und mit meinem Herrn Bruder, dem Enthuſiaſten, vollends gar nicht. Nur ſo viel weiß ich, daß ich mir zu einem Spaziergange durch Wald und Flur, zu einem Ausfluge durch Natur und Menſchenwelt keinen beſſern Wegweiſer wünſchen könnte, als den jungen und den alten Wolfgang, und wie ſüß iſt das Accompagnement ſeiner Lieder, wie lehrreich ſein Umgang, wie liebenswürdig ſein Verhalten! Aber in geiſtlichen Sachen, in den Angelegenheiten unſers Seelenheils, in Allem, was mir wie jeder Menſchenſeele das Wichtigſte, das Heiligſte und Theuerſte iſt, da kann ich ſein Geleite nicht brauchen. Und wenn er mir auch ſeinen Arm bieten wollte, wiewohl er zu ſolcher Seelſorge ſich niemals beſonders bereitwillig gezeigt hat, — Du müßteſt mir denn die „Harzreiſe" dafür anrechnen wollen, — aber geſetzt, er verſtände ſich dazu, mir auch dazu ſeinen Arm zu bieten, ich müßte ihn dennoch höflichſt ablehnen. Und zum Sterben — zum Sterben könnte ich ihn vollends gar nicht brauchen; denn dazu gehört mehr, als die Liebenswürdigkeit, die er manchmal äußert, und die Ruhe des Friedens, nach der er ſich zuweilen ſehnt.

Brandenſtein lächelte: es war ja ſeine Schweſter, die ſich ihm mädchenhaft exponirte. Thue Das nur, Emilie, wer wollte Dir's verdenken? in der Sterbeſtunde denke ich auch nicht gerade, wiewohl ich's nicht wiſſen und nicht beſtimmen kann, an Eduard und Ottilie zu denken, ob ſie gleich für alle Zeiten einen Sittenſpiegel und, nach des Dichters eigenen Bekenntniſſen, den Commentar zu Matthäus V, 28 enthalten. So denke ich mich auch ſterbend nicht mehr aus Goethe's „Farbenlehre" zu erbauen, wiewohl ſie das treueſte Naturbild zur Erklärung der heiligen Dreieinigkeit darſtellt,*) deren ſelige Anſchauung mir alsdann bevorſteht.

Doch ich kann auch Das nicht beſtimmen. Der Menſch denkt, Gott lenkt. Aber ich will es zugeben: zu ſpecieller Seelſorge ſind überhaupt ſeine Schriften nicht beſtimmt. Außerdem gehe ich aber weiter mit ihm als Du. Denn ich habe ſeine hohe, reine Seele, ſeine ungeſchminkte, geſunde Sittlichkeit klar erkannt. Darum verdenke ich Dir's aber nicht, wenn Du ſpröder biſt. Wenn ein Mädchen einem Jünglinge die Hand, einem Manne den Arm verſagt, ſo iſt damit kein Tadel, keine Anklage, keine Verdammung ausgeſprochen, ſondern nur eine zufällige, ſubjective Stellung, welche auf eine Idioſyncraſie hinausläuft.

Uebrigens möchte ich, ſagte Dorothea, meine liebe Schwägerinn wenigſtens daran erinnern, daß eine edle große Königinn in den herben Tagen bittern Leidens, in den ſchweren Stunden des Schmerzes um Land und Leute, um viele, viele Menſchen, in einer Zeit, wo aller irdiſcher Glanz vor der Noth des Lebens, vor der Vergänglichkeit dieſer Welt erbleichet, an einem Liede ſich aufrichtete, welches wir ihm verdanken, und er hat es auch wieder Einem zu verdanken.

Die Töne ſind ſo einfach, die Gedanken ſo bekannt und heimiſch, als hätten wir ſie ſchon ſonſt wo gehört.

Wer nie ſein Brod mit Thränen aß,
Die kummervollen Nächte
Auf ſeinem Bette weinend ſaß,
Der kennt Euch nicht, Ihr himmliſchen Mächte!

Oder ſage mir doch, meine liebe Emilie, wo die Gemüthsverfaſſung, welche zum Gebete treibt, welche alles eigene Wähnen und Wollen aufgibt und Gott befiehlt und auf ſein Zeichen wartet, treuer, lebendiger, ergreifender geſchildert iſt, als in der „natürlichen Tochter"? —

Ach, wenn wir doch nur die Augen aufthun wollten, ſo ſchloß Dorothea, indem ihr die Augen vor Wehmuth übergingen, ach! wenn wir doch nur die Augen aufthun wollten, die zum Aufthun beſtimmt ſind, wir könnten an jedem Menſchen, auch an dem geringſten, wie an dem beſten oder größten, Dreierlei erkennen: das Ebenbild Gottes, nach dem jeder Menſch erſchaffen iſt; die Entſtellung des Menſchen durch die Sünde, und den mehr oder minder verborgenen, mehr oder minder geförderten Keim zur Wiederherſtellung des göttlichen Ebenbildes nach dem Bilde Chriſti.

*) Dante Parad. XXXIII.

Lithogr. v. Studer

1 See Wahlverwandtschaften II: Theil III: Cap.

J. W. v. Goethe's

sämmtliche Werke.

Wohlfeile Volksausgabe.

Vollständig in zwölf Bänden.

Mit

Kupfern, dem lithographirten Bildniß des Verfassers, critischen Uebersichten und erläuternden Anmerkungen zu jedem Band;

sowie

Goethe's Briefwechsel

mit Schiller, Forster, Zelter u. s. w. im Auszuge enthaltend.

Sechster Band.

Enthält:

Wilhelm Meister's Wanderjahre oder die Entsagenden. Die Mitschuldigen.

Bibliothek der
Landesregierung

im Verlag vom Litterator-Comptoir.

1837.

Schüler.

Ich schwör' euch zu, mir ist's als wie ein Traum.
Dürft' ich euch wohl ein andermal beschwören,
Von eurer Weisheit auf den Grund zu hören?

Mephistopheles.

Was ich vermag, soll gern geschehn.

Schüler.

Ich kann unmöglich wieder gehn,
Ich muß euch noch mein Stammbuch überreichen.
Gönn' eure Gunst mir dieses Zeichen!

Mephistopheles.

Sehr wohl.

Er schreibt und gibt's.

Schüler liest.

Eritis sicut Deus scientes bonum et malum.

Macht's ehrerbiethig zu und empfiehlt sich.

g
41 f

Bibliothek der
Goethegesellschaft.

Wilhelm Meiſter's Wanderjahre

oder

die Entſagenden.

Erſtes Buch.

Erſtes Capitel.

Die Flucht nach Aegypten

Im Schatten eines mächtigen Felſens ſaß Wilhelm an grauſer, bedeutender Stelle, wo ſich der ſteile Gebirgsweg um eine Ecke herum ſchnell nach der Tiefe wendete. Die Sonne ſtand noch hoch und erleuchtete die Gipfel der Fichten in den Felſengründen zu ſeinen Füßen. Er bemerkte eben Etwas in ſeine Schreibtafel, als Felix, der umhergeklettert war, mit einem Stein in der Hand zu ihm kam. Wie nennt man dieſen Stein? ſagte der Knabe.

Ich weiß nicht, verſetzte Wilhelm.

Iſt Das wohl Gold, was darin ſo glänzt? ſagte Jener.

Es iſt kein's! verſetzte Dieſer: und ich erinnere mich, daß es die Leute Katzengold nennen.

Katzengold! ſagte der Knabe lächelnd: und warum?

Wahrſcheinlich, weil es falſch iſt und man die Katzen auch für falſch hält.

Das will ich mir merken, ſagte der Sohn, und ſteckte den Stein in die lederne Reiſetaſche, brachte jedoch ſogleich Etwas Anderes hervor und fragte: Was iſt Das? Eine Frucht, verſetzte der Vater, und nach den Schuppen zu urtheilen, ſollte ſie mit den Tannenzapfen verwandt ſein. — Das ſieht nicht aus wie ein Zapfen; es iſt ja rund. — Wir wollen den Jäger fragen; die kennen den ganzen Wald und alle Früchte, wiſſen zu ſäen, zu pflanzen und zu warten; dann laſſen ſie die Stämme wachſen und groß werden, wie ſie können. — Die Jäger wiſſen Alles: geſtern zeigte mir der Bote, wie ein Hirſch über den Weg gegangen ſei; er rief mich zurück und ließ mich die Fährte bemerken, wie er es nannte. Ich war darüber weggeſprungen; nun aber ſah ich deutlich ein Paar Klauen eingedrückt; es mag ein großer Hirſch geweſen ſein. — Ich hörte wohl, wie Du den Boten ausfragteſt. — Der wußte viel, und iſt doch kein Jäger. Ich aber will ein Jäger werden. Es iſt gar zu ſchön, den ganzen Tag im Walde zu ſein und die Vögel zu hören, zu wiſſen, wie ſie heißen, wo ihre Neſter ſind, wie man die Eier aushebt oder die Jungen; wie man ſie füttert, und wei man die Alten fängt: Das iſt gar zu luſtig.

Kaum war Dieſes geſprochen, ſo zeigte ſich den ſchroffen Weg herab eine ſonderbare Erſcheinung. Zwei Knaben, ſchön wie der Tag, in farbigen Jäckchen, die man eher für aufgebundene Hemdchen gehalten hätte, ſprangen Einer nach dem Andern herunter, und Wilhelm fand Gelegenheit, ſie näher zu betrachten, als ſie vor ihm ſtutzten und einen Augenblick ſtill hielten. Um des Aelteſten Haupt bewegten ſich reiche blonde Locken, auf welche man zuerſt blicken mußte, wenn man ihn ſah; und dann zogen ſeine klarblauen Augen den Blick an ſich, der ſich mit Gefallen über ſeine ſchöne Geſtalt verlor. Der Zweite, mehr einen Freund als einen Bruder vorſtellend, war mit braunen und ſchlichten Haaren geziert, die ihm über die Schultern herabhingen, und wovon der Widerſchein ſich in ſeinen Augen zu ſpiegeln ſchien.

Wilhelm hatte nicht Zeit, dieſe beiden ſonderbaren und in der Wildniß ganz unerwarteten Weſen näher zu betrachten, indem er eine männliche Stimme vernahm, welche um die Felsecke herum ernſt aber freundlich herabrief: Warum ſteht Ihr ſtille? verſperrt uns den Weg nicht!

Wilhelm ſah aufwärts; und hatten ihn die Kinder in Verwunderung geſetzt, ſo erfüllte ihn Das, was ihm jetzt zu Augen kam, mit Erſtaunen. Ein derber, tüchtiger, nicht allzu großer, junger Mann, leicht geſchürzt, von brauner Haut und ſchwarzen Haaren, trat kräftig und ſorgfältig den Felsweg herab, indem er hinter ſich einen Eſel führte, der erſt ſein wohlgenährtes und wohlgeputztes Haupt zeigte, dann aber, die ſchöne Laſt, die er trug, ſehen ließ. Ein ſanftes, liebenswürdiges Weib ſaß auf einem großen,

wohl beschlagenen Sattel; in einem blauen Mantel, der sie umgab, hielt sie ein Wochenkind, das sie an ihre Brust drückte und mit unbeschreiblicher Lieblichkeit betrachtete. Dem Führer ging's wie den Kindern: er stutzte einen Augenblick, als er Wilhelmen erblickte. Das Thier verzögerte seinen Schritt; aber der Abstieg war zu jäh; die Vorüberziehenden konnten nicht anhalten, und Wilhelm sah sie mit Verwunderung hinter der vorstehenden Felswand verschwinden.

Nichts war natürlicher, als daß ihn dieses seltsame Gesicht aus seinen Betrachtungen riß.

Neugierig stand er auf und blickte von seiner Stelle nach der Tiefe hin, ob er sie nicht irgend wieder hervorkommen sähe. Und eben war er im Begriff, hinabzusteigen und die sonderbaren Wanderer zu begrüßen, als Felix herauskam und sagte: „Vater, darf ich nicht mit diesen Kindern in ihr Haus? Sie wollen mich mitnehmen. Du sollst auch mitgehen, hat der Mann zu mir gesagt! Komm! dort unten halten sie."

„Ich will mit ihnen reden," versetzte Wilhelm.

Er fand sie auf einer Stelle, wo der Weg weniger abhängig war, und verschlang mit den Augen die wunderlichen Bilder, die seine Aufmerksamkeit so sehr an sich gezogen hatten. Erst jetzt war es ihm möglich, noch einen und den andern besondern Umstand zu bemerken. Der junge, rüstige Mann hatte wirklich eine Polir-Axt auf der Schulter und ein langes schwankes, eisernes Winkelmaß. Die Kinder trugen große Schilfbüschel, als wenn es Palmen wären; und wenn sie von dieser Seite den Engeln glichen, so schleppten sie auch wieder kleine Körbchen mit Eßwaaren und glichen dadurch den täglichen Boten, wie sie über das Gebirg hin- und herzugehen pflegen. Auch hatte die Mutter, als er sie näher betrachtete, unter dem blauen Mantel ein röthliches, zartgefärbtes Unterkleid, so daß unser Freund die Flucht nach Aegypten, die er so oft gemalt gesehen, mit Verwunderung hier vor seinen Augen wirklich finden mußte.

Man begrüßte sich, und indem Wilhelm vor Erstaunen und Aufmerksamkeit nicht zu Wort kommen konnte, sagte der junge Mann: „Unsere Kinder haben in diesem Augenblicke schon Freundschaft gemacht. Wollt Ihr mit uns, um zu sehen, ob auch zwischen den Erwachsenen ein gutes Verhältniß entstehen könne?"

Wilhelm bedachte sich ein wenig und versetzte dann: „Der Anblick Eures kleinen Familien-Zuges erregt Vertrauen und Neigung, und, daß ich's nur gleich gestehe, eben sowohl Neugierde und ein lebhaftes Verlangen, Euch näher kennen zu lernen. Denn im ersten Augenblicke möchte man bei sich die Frage aufwerfen: ob Ihr wirkliche Wanderer oder ob Ihr nur Geister seid, die sich ein Vergnügen daraus machen, dieses unwirthbare Gebirg durch angenehme Erscheinungen zu beleben."

„So kommt mit in unsere Wohnung," sagte Jener. „Kommt mit!" riefen die Kinder, indem sie den Felix schon mit sich fortzogen. „Kommt mit!" sagte die Frau, indem sie ihre liebenswürdige Freundlichkeit von dem Säugling ab auf den Fremdling wendete.

Ohne sich zu bedenken, sagte Wilhelm: „Es thut mir leid, daß ich Euch nicht sogleich folgen kann. Wenigstens diese Nacht noch muß ich oben auf dem Grenzhause zubringen. Mein Mantelsack, meine Papiere, Alles liegt noch oben, ungepackt und unbesorgt. Damit ich aber Wunsch und Willen beweise, Euerer freundlichen Einladung genug zu thun, so gebe ich Euch meinen Felix zum Pfande mit. Morgen bin ich bei Euch. Wie weit ist's hin."

„Vor Sonnenuntergang erreichen wir noch unsere Wohnung," sagte der Zimmermann, „und von dem Grenzhause habt Ihr nur noch anderthalb Stunden. Euer Knabe vermehrt unsern Haushalt für diese Nacht; morgen erwarten wir Euch."

Der Mann und das Thier setzten sich in Bewegung. Wilhelm sah seinen Felix mit Behagen in so guter Gesellschaft; er konnte ihn mit den lieben Engelein vergleichen, gegen die er kräftig abstach. Für seine Jahre war er nicht groß, aber stämmig, von breiter Brust und kräftigen Schultern; in seiner Natur war ein eigenes Gemisch von Herrschen und Dienen; er hatte schon einen Palmzweig und ein Körbchen ergriffen, womit er Beides auszusprechen schien. Schon drehte der Zug abermals um eine Felswand zu verschwinden, als sich Wilhelm zusammennahm und nachrief: „Wie soll ich Euch aber erfragen?"

„Fragt nur nach Sanct Joseph!" erscholl es aus der Tiefe, und die ganze Erscheinung war hinter den blauen Schattenwänden verschwunden. Ein frommer, mehrstimmiger Gesang tönte verhallend aus der Ferne, und Wilhelm glaubte die Stimme seines Felix zu unterscheiden.

Er stieg aufwärts und verspätete sich dadurch den Sonnenuntergang. Das himmlische Gestirn, das er mehr denn ein Mal verloren hatte, erleuchtete ihn wieder, als er höher trat, und noch war es Tag, als er an seiner Herberge anlangte. Nochmals erfreute er sich der großen Gebirgsaussicht, und zog sich sodann auf sein Zimmer zurück, wo er sogleich die Feder ergriff und einen Theil der Nacht mit Schreiben zubrachte.

Wilhelm an Natalien.

Nun iſt endlich die Höhe erreicht, die Höhe des Gebirgs, das eine mächtigere Trennung zwiſchen uns ſetzen wird, als der ganze Landraum bisher. Für mein Gefühl iſt man noch immer in der Nähe ſeiner Lieben, ſo lange die Ströme von uns zu ihnen laufen. Heute kann ich mir noch einbilden, der Zweig, den ich in den Waldbach werfe, könnte füglich zu ihr hinabſchwimmen, könnte in wenigen Tagen vor Ihrem Garten landen; und ſo ſendet unſer Geiſt ſeine Bilder, das Herz ſeine Gefühle bequemer abwärts. Aber drüben, fürchte ich, ſtellt ſich eine Scheidewand der Einbildungskraft und der Empfindung entgegen. Doch iſt Das vielleicht nur eine voreilige Beſorglichkeit; denn es wird wohl auch drüben nicht anders ſein als hier. Was könnte von Dir ſcheiden, von Dir, der ich auf ewig mich geeignet bin, wenn gleich ein wunderſames Geſchick mich von Dir trennt und mir den Himmel, dem ich ſo nahe ſtand, unerwartet zudeckt! Ich hatte Zeit, mich zu faſſen, und doch hätte keine Zeit hingereicht, mir dieſe Faſſung zu geben, hätte ich ſie nicht aus Deinem Munde gewonnen, von Deinen Lippen in jenem entſcheidenden Moment. Wie hätte ich mich losreißen können, wenn der dauerhafte Faden nicht geſponnen wäre, der uns für die Zeit und für die Ewigkeit verbinden ſoll! Doch ich darf ja von allem Dem nicht reden. Deine zarten Gebote will ich nicht übertreten; auf dieſem Gipfel ſei es das letzte Mal, daß ich das Wort Trennung vor Dir ausſpreche. Mein Leben ſoll eine Wanderſchaft werden. Sonderbare Pflichten des Wanderers habe ich auszuüben und ganz eigene Prüfungen zu beſtehen. Wie lächle ich manchmal, wenn ich die Bedingungen durchleſe, die mir der Verein, die ich mir ſelbſt vorſchrieb! Manches wird gehalten, Manches übertreten; aber ſelbſt bei der Uebertretung dient mir dieß Blatt, dieſes Zeugniß von meiner letzten Beichte, meiner letzten Abſolution, ſtatt eines gebietenden Gewiſſens, und ich lenke wieder ein. Ich hüte mich, und meine Fehler ſtürzen ſich nicht mehr wie ein Gebirgswaſſer einer über den andern.

Doch will ich Dir gern geſtehen, daß ich oft diejenigen Lehrer und Menſchenführer bewundere, die ihren Schülern nur äußere mechaniſche Pflichten auflegen. Sie machen ſich's und der Welt leicht. Denn gerade dieſen Theil meiner Verbindlichkeiten, der mir erſt der beſchwerlichſte, der wunderlichſte ſchien, dieſen beobachte ich am Bequemſten, am Liebſten.

Nicht über drei Tage ſoll ich unter einem Dache bleiben. Keine Herberge ſoll ich verlaſſen, ohne daß ich mich wenigſtens eine Meile von ihr entferne. Dieſe Gebote ſind wahrhaft geeignet, meine Jahre zu Wanderjahren zu machen und zu verhindern, daß auch nicht die geringſte Verſuchung des Anſiedelns bei mir ſich finde.

Dieſer Bedingung habe ich mich bisher genau unterworfen, ja mich der gegebenen Erlaubniß nicht einmal bedient. Hier iſt eigentlich das erſte Mal, daß ich ſtille halte, das erſte Mal, daß ich die dritte Nacht in demſelben Bette ſchlafe. Von hier ſende ich Dir manches bisher Vernommene, Beobachtete, Geſparte, und dann geht es morgen früh auf der andern Seite hinab, fürerſt zu einer wunderbaren Familie, zu einer heiligen Familie, möchte ich wohl ſagen, von der Du in meinem Tagebuche mehr finden wirſt. Jetzt lebe wohl, und lege dieſes Blatt mit dem Gefühl aus der Hand, daß es nur Eins zu ſagen habe, nur Eines ſagen und wiederholen möchte, aber es nicht ſagen, nicht wiederholen will, bis ich das Glück habe, wieder zu Deinen Füßen zu liegen und auf Deinen Händen mich über alle das Entbehren auszuweinen.

Mignon.

Es iſt eingepackt. Der Bote ſchnürt den Mantelſack und das Reſt. Noch iſt die Sonne nicht aufgegangen, die Nebel dampfen aus allen Gründen; aber der obere Himmel iſt heiter. Wir ſteigen in die düſtere Tiefe hinab, die ſich auch bald über unſerm Haupte erhellen wird. Laß mich mein letztes Ach zu Dir hinüberſenden! Laß meinen letzten Blick zu Dir ſich noch mit einer unwillkürlichen Thräne füllen! Ich bin entſchieden und entſchloſſen. Du ſollſt keine Klagen von mir hören; Du ſollſt nur hören, was dem Wanderer begegnet. Und doch kreuzen ſich, indem ich ſchließen will, nochmals tauſend Gedanken, Wünſche, Hoffnungen und Vorſätze. Glücklicher Weiſe treibt man mich hinweg. Der Bote ruft, und der Wirth räumt ſchon wieder auf in meiner Gegenwart, eben als wenn ich hinweg wäre, wie gefühlloſe, unvorſichtige Erben vor dem Abſcheidenden die Anſtalten, ſich in Beſitz zu ſetzen, nicht verbergen.

Zweites Capitel.

Sanct Joſephs der Zweite.

Schon hatte der Wanderer, ſeinem Boten auf dem Fuße folgend, ſteile Felſen hinter und über ſich gelaſſen; ſchon durchſtrichen ſie ein ſanfteres Mittelgebirg und eilten durch manchen wohlbeſtandenen Wald, durch manchen freundlichen Wieſengrund, immer vorwärts, bis ſie ſich endlich an einem Abhange befanden, und in ein ſorgfältig bebautes, von Hügeln rings umſchloſſenes Thal hinabſchauten. Ein großes, halb in Trümmern liegendes, halb wohlerhaltenes Kloſtergebäude zog ſogleich die Aufmerk-

samkeit an sich. „Dieß ist Sanct Joseph," sagte der Bote: „Jammerschade für die schöne Kirche! Seht nur, wie ihre Säulen und Pfeiler durch Gebüsch und Bäume noch so wohl erhalten durchsehen, ob sie gleich schon viele hundert Jahre in Schutt liegt."

„Die Klostergebäude hingegen", versetzte Wilhelm, „sehe ich, sind noch wohl erhalten." „Ja," sagte der Andere, „es wohnt ein Schaffner daselbst, der die Wirthschaft besorgt, die Zinsen und Zehnten einnimmt, welche man weit und breit hierher zu zahlen hat."

Unter diesen Worten waren sie durch das offene Thor in den geräumigen Hof gelangt, der, von ernsthaften, wohlerhaltenen Gebäuden umgeben, sich als Aufenthalt einer ruhigen Sammlung ankündigte. Seinen Felix mit den Engeln von gestern sah er sogleich beschäftigt, um einen Tragkorb, den eine rüstige Frau vor sich gestellt hatte; sie waren im Begriff, Kirschen zu handeln; eigentlich aber feilschte Felix, der immer etwas Geld bei sich führte. Nun machte er sogleich als Gast den Wirth, spendete reichliche Früchte an seine Gespielen, selbst dem Vater war die Erquickung angenehm mitten in diesen unfruchtbaren Moorwäldern, wo die farbigen glänzenden Früchte noch ein Mal so schön erschienen. Sie trage solche weit herauf aus einem großen Garten, bemerkte die Verkäuferinn, um den Preis annehmlich zu machen, der den Käufern etwas zu hoch geschienen hatte. Der Vater werde bald zurückkommen, sagten die Kinder; er solle nur einstweilen in den Saal gehen und dort ausruhen.

Wie verwundert war jedoch Wilhelm, als die Kinder ihn zu dem Raume führten, den sie den Saal nannten! Gleich aus dem Hofe ging es zu einer großen Thür hinein, und unser Wanderer fand sich in einer sehr reinlichen, wohlerhaltenen Capelle, die aber, wie er wohl sah, zum häuslichen Gebrauch des täglichen Lebens eingerichtet war. An der einen Seite stand ein Tisch, ein Sessel, mehrere Stühle und Bänke, an der andern Seite ein wohlgeschnitztes Gerüst mit bunter Töpferwaare, Krügen und Gläsern. Es fehlte nicht an einigen Truhen und Kisten, und so ordentlich Alles war, doch nicht an dem Einladenden des häuslichen, täglichen Lebens. Das Licht fiel von hohen Fenstern an der Seite herein. Was aber die Aufmerksamkeit des Wanderers am meisten erregte, waren farbige, auf die Wand gemalte Bilder, die unter den Fenstern in ziemlicher Höhe, wie Teppiche, um drei Theile der Capelle herumreichten, und bis auf ein Getäfel herabgingen, das die übrige Wand bis zur Erde bedeckte. Die Gemälde stellten die Geschichte des heiligen Joseph vor. Hier sah man ihn mit seiner Zimmerarbeit beschäftigt; hier begegnete er Marie'n, und eine Lilie sproßte zwischen Beiden aus dem Boden, indem einige Engel sie lauschend umschwebten. Hier wird er getraut; es folgt der englische Gruß. Hier sitzt er mißmuthig zwischen angefangener Arbeit, läßt die Axt ruhen und sinnt darauf, seine Gattinn zu verlassen. Zunächst erscheint ihm aber der Engel im Traum, und seine Lage ändert sich. Mit Andacht betrachtet er das neugeborne Kind im Stalle zu Bethlehem und betet es an. Bald darauf folgt ein wundersam schönes Bild. Man sieht mancherlei Holz gezimmert; eben soll es zusammengesetzt werden, und zufälliger Weise bilden ein Paar Stücke ein Kreuz. Das Kind ist auf dem Kreuze eingeschlafen; die Mutter sitzt daneben und betrachtet es mit inniger Liebe, und der Pflegevater hält mit der Arbeit inne, um den Schlaf nicht zu stören. Gleich darauf folgt die Flucht nach Aegypten. Sie erregte bei dem beschauenden Wanderer ein Lächeln, indem er die Wiederholung des gestrigen lebendigen Bildes hier an der Wand sah.

Nicht lange war er seinen Betrachtungen überlassen, so trat der Wirth herein, den er sogleich als den Führer der heiligen Caravane wieder erkannte. Sie begrüßten sich auf's herzlichste, mancherlei Gespräche folgten; doch Wilhelm's Aufmerksamkeit blieb auf die Gemälde gerichtet. Der Wirth merkte das Interesse seines Gastes und sing lächelnd an: „Gewiß, Ihr bewundert die Uebereinstimmung dieses Gebäudes mit seinen Bewohnern, die Ihr gestern kennen lerntet! Sie ist aber vielleicht noch sonderbarer, als man vermuthen sollte: das Gebäude hat eigentlich die Bewohner gemacht; denn wenn das Leblose lebendig ist, so kann es auch wohl Lebendiges hervorbringen."

„O ja!" versetzte Wilhelm: „Es sollte mich wundern, wenn der Geist, der vor Jahrhunderten in dieser Bergöde so gewaltig wirkte und einen so mächtigen Körper von Gebäuden, Besitzungen und Rechten an sich zog, und dafür mannigfaltige Bildung in der Gegend verbreitete; es sollte mich wundern, wenn er nicht auch aus diesen Trümmern noch seine Lebenskraft auf ein lebendiges Wesen ausübte. Laßt uns jedoch nicht im Allgemeinen verharren; macht mich mit Eurer Geschichte bekannt, damit ich erfahre, wie es möglich war, daß ohne Spielerei und Anmaßung die Vergangenheit sich wieder in Euch darstellt und Das, was vorüberging, abermals herantritt."

Eben als Wilhelm belehrende Antwort von den Lippen seines Wirthes erwartete, rief eine freundliche Stimme im Hofe den Namen Joseph. Der Wirth hörte darauf und ging nach der Thür.

Alſo heißt er auch Joſeph! ſagte Wilhelm zu ſich ſelbſt. Das iſt doch ſonderbar genug und doch eben nicht ſo ſonderbar, als daß er ſeinen Heiligen im Leben darſtellt. Er blickte zu gleicher Zeit nach der Thüre, und ſah die Mutter Gottes von geſtern mit dem Manne ſprechen. Sie trennten ſich endlich; die Frau ging nach der gegenüberſtehenden Wohnung. „Marie!“ rief er ihr nach: „nur noch ein Wort!“ Alſo heißt ſie auch Marie: es fehlt nicht viel, ſo fühle ich mich achtzehnhundert Jahre zurückverſetzt.“ Er dachte ſich das ernſthaft eingeſchloſſene Thal, in dem er ſich befand, die Trümmer und die Stille, und eine wunderſam alterthümliche Stimmung überfiel ihn. Es war Zeit, daß der Wirth und die Kinder hereintraten. Die Letztern forderten Wilhelm'en zu einem Spaziergang auf, indeß der Wirth noch einigen Geſchäften vorſtehen wollte. Nun ging es durch die Ruinen des ſäulenreichen Kirchengebäudes, deſſen hohe Giebel und Wände ſich in Wind und Wetter zu befeſtigen ſchienen, indeſſen ſich ſtarke Bäume von Alters her auf den breiten Mauerrücken eingewurzelt hatten und in Geſellſchaft von mancherlei Gras, Blumen und Moos kühn in der Luft hängende Gärten vorſtellten. Sanfte Wieſenpfade führten einen lebhaften Bach hinan, und von einiger Höhe konnte der Wanderer nun das Gebäude nebſt ſeiner Lage mit ſo mehr Intereſſe überſchauen, als ihm deſſen Bewohner immer merkwürdiger geworden, und durch die Harmonie mit ihrer Umgebung ſeine lebhafteſte Neugier erregt hatten.

Man kehrte zurück, und fand in dem frommen Saal einen Tiſch gedeckt. Obenan ſtand ein Lehnſeſſel, in den ſich die Hausfrau niederließ. Neben ſich hatte ſie einen hohen Korb ſtehen, in welchem das kleine Kind lag; den Vater ſodann zur linken Hand und Wilhelm'en zur rechten. Die drei Kinder beſetzten den untern Raum des Tiſches. Eine alte Magd brachte ein wohlzubereitetes Eſſen. Speiſe- und Trinkgeſchirr deuteten gleichfalls auf vergangene Zeit. Die Kinder gaben Anlaß zur Unterhaltung, indeſſen Wilhelm die Geſtalt und das Betragen ſeiner heiligen Wirthinn nicht genugſam beobachten konnte.

Nach Tiſche zerſtreute ſich die Geſellſchaft; der Wirth führte ſeinen Gaſt an eine ſchattige Stelle der Ruine, wo man von einem erhöhten Platze die angenehme Ausſicht das Thal hinab vollkommen vor ſich hatte, und die Berghöhen des untern Landes mit ihren fruchtbaren Abhängen und waldigen Rücken hintereinander hinausgeſchoben ſah. „Es iſt billig,“ ſagte der Wirth, „daß ich Ihre Neugierde befriedige, um ſo mehr, als ich an Ihnen fühle, daß Sie im Stande ſind, auch das Wunderliche ernſthaft zu nehmen, wenn es auf einem ernſten Grunde beruht. Dieſe geiſtliche Anſtalt, von der Sie noch die Reſte ſehen, war der heiligen Familie gewidmet, und vor Alters als Wallfahrt wegen mancher Wunder berühmt. Die Kirche war der Mutter und dem Sohne geweiht. Sie iſt ſchon ſeit mehreren Jahrhunderten zerſtört. Die Capelle, dem heiligen Pflegevater gewidmet, hat ſich erhalten, ſo auch der brauchbare Theil der Kloſtergebäude. Die Einkünfte bezieht ſchon ſeit geraumen Jahren ein weltlicher Fürſt, der ſeinen Schaffner hier oben hält, und der bin ich, Sohn des vorigen Schaffners, der gleichfalls ſeinem Vater in dieſer Stelle nachfolgte.

Der heilige Joſeph, obgleich jede kirchliche Verehrung hier oben lange aufgehört hatte, war gegen unſere Familie ſo wohlthätig geweſen, daß man ſich nicht verwundern darf, wenn man ſich beſonders gut gegen ihn geſinnt fühlte; und daher kam es, daß man mich in der Taufe Joſeph nannte, dadurch gewiſſer Maßen meine Lebensweiſe beſtimmte. Ich wuchs heran, und wenn ich mich zu meinem Vater geſellte, indem er die Einnahme beſorgte, ſo ſchloß ich mich eben ſo gern, ja noch lieber, an meine Mutter an, welche nach Vermögen gern austheilte und durch ihren guten Willen und durch ihre Wohlthaten im ganzen Gebirge bekannt und geliebt war. Sie ſchickte mich bald da, bald dort hin, bald zu bringen, bald zu beſtellen, bald zu beſorgen, und ich fand mich ſehr leicht in dieſe Art von frommem Gewerbe.

Ueberhaupt hat das Gebirgleben etwas Menſchlicheres als das Leben auf dem flachen Lande. Die Bewohner ſind einander näher; wenn man will, auch ferner; die Bedürfniſſe gering, aber dringender. Der Menſch iſt mehr auf ſich geſtellt, ſeinen Händen, ſeinen Füßen muß er vertrauen lernen. Der Arbeiter, der Bote, der Laſtträger, alle vereinigen ſich in einer Perſon; auch ſteht Jeder dem Andern näher, begegnet ihm öfter und lebt mit ihm in einem gemeinſamen Treiben.

Da ich noch jung war und meine Schultern nicht viel zu ſchleppen vermochten, fiel ich darauf, einen kleinen Eſel mit Körben zu verſehen und vor mir her die ſteilen Fußpfade hinauf und hinab zu treiben. Der Eſel iſt im Gebirg kein ſo verächtlich' Thier als im flachen Lande, wo der Knecht, der mit Pferden pflügt, ſich für beſſer hält als den andern, der den Acker mit Ochſen umreißt. Und ich ging um ſo mehr ohne Bedenken hinter meinem Thier her, als ich in der Capelle früh bemerkt hatte, daß es zu der Ehre gelangt war, Gott und ſeine Mutter zu tragen. Doch war dieſe Capelle damals nicht in dem Zuſtande,

in welchem sie sich gegenwärtig befindet. Sie ward als ein Schuppen, ja fast wie ein Stall behandelt. Brennholz, Stangen, Geräthschaften, Tonnen und Leitern, und was man nur wollte, war übereinander geschoben. Glücklicher Weise, daß die Gemälde so hoch stehen und die Täfelung Etwas aushält! Aber schon als Kind erfreute ich mich besonders, über alles das Gehölz hin und her zu klettern und die Bilder zu betrachten, die mir Niemand recht auslegen konnte. Genug, ich wußte, daß der Heilige, dessen Leben oben gezeichnet war, mein Pathe sei, und ich erfreute mich an ihm, als ob er mein Onkel gewesen wäre. Ich wuchs heran; und weil es eine besondere Bedingung war, daß Der, welcher an das einträgliche Schaffneramt Anspruch machen wollte, ein Handwerk ausüben mußte: so sollte ich, dem Willen meiner Eltern gemäß, welche wünschten, daß künftig diese gute Pfründe auf mich erben möchte, ein Handwerk lernen, und zwar ein solches, das zugleich hier oben in der Wirthschaft nützlich wäre.

Mein Vater war Böttcher und schaffte Alles, was von dieser Arbeit nöthig war, selbst, woraus ihm und dem Ganzen großer Vortheil erwuchs. Allein ich konnte mich nicht entschließen, ihm darin nachzufolgen. Mein Verlangen zog mich unwiderstehlich nach dem Zimmerhandwerke, wovon ich das Arbeitszeug so umständlich und genau, von Jugend auf, neben meinem Heiligen gemalt gesehen. Ich erklärte meinen Wunsch; man war mir nicht entgegen, um so weniger, als bei so mancherlei Baulichkeiten der Zimmermann oft von uns in Anspruch genommen ward, ja, bei einigem Geschick und Liebe zu feinerer Arbeit, besonders in Waldgegenden, die Tischler- und sogar die Schnitzerkünste ganz nahe liegen. Und was mich noch mehr in meinen höhern Aussichten bestärkte, war jenes Gemälde, das leider nunmehr ganz verloschen ist. Sobald Sie wissen, was es vorstellen soll, so werden Sie sich's entziffern können, wenn ich Sie nachher davor führe. Dem heiligen Joseph war nichts Geringeres aufgetragen, als einen Thron für den König Herodes zu machen. Zwischen zwei gegebenen Säulen soll der Prachtsitz aufgeführt werden. Joseph nimmt sorgfältig das Maß von Breite und Höhe und arbeitet einen köstlichen Königsthron. Aber wie erstaunt ist er, wie verlegen, als er den Prachtsessel herbeischafft! Er findet sich zu hoch und nicht breit genug. Mit König Herodes war, wie bekannt, nicht zu spaßen; der fromme Zimmermeister ist in der größten Verlegenheit. Das Christkind, gewohnt, ihn überall zu begleiten, ihm in kindlich demüthigem Spiel die Werkzeuge nachzutragen, bemerkt seine Noth und ist gleich mit Rath und That bei der Hand. Das Wunderkind verlangt vom Pflegevater: er solle den Thron an der einen Seite fassen; es greift in die andere Seite des Schnitzwerks, und Beide fangen an zu ziehen. Sehr leicht und bequem, als wär' er von Leder, zieht sich der Thron in die Breite, verliert verhältnißmäßig an der Höhe und paßt ganz vortrefflich an Ort und Stelle, zum größten Troste des beruhigten Meisters und zur vollkommenen Zufriedenheit des Königs.

Jener Thron war in meiner Jugend noch recht gut zu sehen, und an den Resten der einen Seite werden Sie bemerken können, daß am Schnitzwerk Nichts gespart war, das freilich dem Maler leichter fallen mußte, als es dem Zimmermann gewesen wäre, wenn man es von ihm verlangt hätte.

Hieraus zog ich aber keine Bedenklichkeit, sondern ich erblickte das Handwerk, dem ich mich gewidmet hatte, in einem so ehrenvollen Lichte, daß ich nicht erwarten konnte, bis man mich in die Lehre that; welches um so leichter auszuführen war, als in der Nachbarschaft ein Meister wohnte, der für die ganze Gegend arbeitete und mehrere Gesellen und Lehrbursche beschäftigen konnte. Ich blieb also in der Nähe meiner Eltern und setzte gewissermaßen mein voriges Leben fort, indem ich Feierstunden und Feiertage zu den wohlthätigen Botschaften, die mir meine Mutter aufzutragen fortfuhr, verwendete."

Die Heimsuchung.

„So vergingen einige Jahre," fuhr der Erzähler fort; „ich begriff die Vortheile des Handwerks sehr bald, und mein Körper, durch Arbeit ausgebildet, war im Stande, Alles zu übernehmen, was dabei gefordert wurde. Nebenher versah ich meinen alten Dienst, den ich der guten Mutter, oder vielmehr Kranken und Nothdürftigen, leistete. Ich zog mit meinem Thier durch's Gebirg, vertheilte die Ladung pünctlich und nahm von Krämern und Kaufleuten rückwärts mit, was uns hier oben fehlte. Mein Meister war zufrieden mit mir und meine Eltern auch. Schon hatte ich das Vergnügen, auf meinen Wanderungen manches Haus zu sehen, das ich mit aufgeführt, das ich verziert hatte. Denn besonders dieses letzte Einkerben der Balken, dieses Einschneiden von gewissen, einfachen Formen, dieses Einbrennen zierender Figuren, dieses Rothmalen einiger Vertiefungen, wodurch ein hölzernes Berghaus den so lustigen Anblick gewährt: solche Künste waren mir besonders übertragen, weil ich mich am besten auf der Sache zog, der ich immer den Thron Herodes und seine Zierathen im Sinne hatte.

Unter den hülfsbedürftigen Personen, für die meine Mutter eine vorzügliche Sorge trug, standen besonders junge Frauen oben an, die sich guter Hoffnung befanden, wie ich nach und nach wohl merken konnte, ob man schon in solchen Fällen die Botschaften gegen mich geheimnißvoll zu behandeln pflegte. Ich hatte dabei niemals einen unmittelbaren Auftrag, sondern Alles ging durch ein gutes Weib, welches nicht fern das Thal hinab wohnte und Frau Elisabeth genannt wurde. Meine Mutter, selbst in der Kunst erfahren, die so Manchen gleich bei'm Eintritt in das Leben zum Leben rettet, stand mit Frau Elisabeth in fortdauernd gutem Vernehmen, und ich mußte oft von allen Seiten hören, daß mancher unserer rüstigen Bergbewohner diesen beiden Frauen sein Dasein zu danken habe. Das Geheimniß, womit mich Elisabeth jederzeit empfing, die bündigen Antworten auf meine räthselhaften Fragen, die ich selbst nicht verstand, erregten mir sonderbare Ehrfurcht für sie und ihr Haus, das höchst reinlich war, schien mir eine Art von kleinem Heiligthume vorzustellen.

Indessen hatte ich durch meine Kenntnisse und Handwerksthätigkeit in der Familie einen ziemlichen Einfluß gewonnen. Wie mein Vater als Böttcher für den Keller gesorgt hatte, so sorgte ich nun für Dach und Fach, und verbesserte manchen schadhaften Theil der alten Gebäude. Besonders wußte ich einige verfallene Scheuern und Remisen für den häuslichen Gebrauch wieder nutzbar zu machen; und kaum war Dieses geschehen, als ich meine geliebte Caserne zu räumen und zu reinigen anfing. In wenigen Tagen war sie in Ordnung, fast wie Ihr sie sehet; wobei ich mich bemühte, die fehlenden oder beschädigten Theile des Täfelwerks dem Ganzen gleich wieder herzustellen. Auch sollte Ihr diese Flügelthüren des Eingangs wohl für alt genug halten; sie sind aber von meiner Arbeit. Ich habe mehrere Jahre zugebracht, sie in ruhigen Stunden zu schnitzen, nachdem ich sie vorher aus starken eichenen Bohlen im Ganzen tüchtig zusammengefügt hatte. Was bis zu dieser Zeit von Gemälden nicht beschädigt oder verloschen war, hat sich auch noch erhalten und ich half dem Glasmeister bei einem neuen Bau, mit der Bedingung, daß er bunte Fenster herstellte.

Hatten jene Bilder und die Gedanken an das Leben der Heiligen meine Einbildungskraft beschäftigt, so drückte sich das Alles nur lebhafter bei mir ein, als ich den Raum wieder für ein Heiligthum ansehen, darin, besonders zur Sommerzeit, verweilen, und über Das, was ich sah oder vermuthete, mit Muße nachdenken konnte. Es lag eine unwiderstehliche Neigung in mir, diesem Heiligen nachzufolgen; und da sich ähnliche Begebenheiten nicht leicht herbeirufen ließen, so wollte ich wenigstens von unten auf anfangen, ihm zu gleichen: wie ich denn wirklich durch den Gebrauch des lastbaren Thiers schon lange begonnen hatte. Das kleine Geschöpf, dessen ich mich bisher bedient, wollte mir nicht mehr genügen; ich suchte mir einen viel stattlichern Träger aus, sorgte für einen wohlgebauten Sattel, der zum Reiten wie zum Packen gleich bequem war. Ein paar neue Körbe wurden angeschafft, und ein Netz von bunten Schnüren, Flocken und Quasten, mit klingenden Metallstiften untermischt, zierte den Hals des langhrigen Geschöpfs, das sich nun bald neben seinem Musterbilde an der Wand zeigen durfte. Niemanden fiel ein, über mich zu spotten, wenn ich in diesem Aufzuge durch's Gebirge kam: denn man erlaubt ja gern der Wohlthätigkeit eine wunderliche Außenseite.

Indessen hatte sich der Krieg, oder vielmehr die Folge desselben, unserer Gegend genähert, indem verschiedene Mal gefährliche Rotten von verlaufenem Gesindel sich versammelten und hie und da manche Gewaltthätigkeit, manchen Muthwillen ausübten. Durch die gute Anstalt der Land-Miliz, durch Streifungen und augenblickliche Wachsamkeit wurde dem Uebel bald gesteuert; doch verfiel man zu geschwind wieder in Sorglosigkeit, und ehe man sich's versah, brachen wieder neue Uebelthaten hervor.

Lange war es in unserer Gegend still gewesen, und ich zog mit meinem Saumrosse ruhig die gewohnten Pfade, bis ich eines Tages über die frischbesäete Waldblöße kam und an dem Rande des Hegegrabens eine weibliche Gestalt sitzend, oder vielmehr liegend fand. Sie schien zu schlafen oder ohnmächtig zu sein. Ich bemühte mich um sie, und als sie ihre schönen Augen aufschlug und sich in die Höhe richtete, rief sie mit Lebhaftigkeit aus: „Wo ist er? Habt Ihr ihn gesehen?" Ich fragte: „Wen?" Sie versetzte: „Meinen Mann!" Bei ihrem höchst jugendlichen Ansehen, war mir diese Antwort unerwartet; doch fuhr ich nur um desto lieber fort, ihr beizustehen und sie meiner Theilnahme zu versichern. Ich vernahm, daß die beiden Reisenden sich wegen der beschwerlichen Fuhrwege von ihrem Wagen entfernt gehabt, um einen nähern Fußweg einzuschlagen. In der Nähe seien sie von Bewaffneten überfallen worden; ihr Mann habe sich fechtend entfernt; sie habe ihm nicht weit folgen können und sei an dieser Stelle liegen geblieben; sie wisse nicht, wie lange. Sie bitte mich inständig, sie zu verlassen und ihrem Manne nachzueilen. Sie richtete sich auf ihre Füße, und die schönste, liebenswürdigste Gestalt stand vor mir; doch konnte ich

leicht bemerken, daß sie sich in einem Zustande befinde, in welchem sie die Beihülfe meiner Mutter und der Frau Elisabeth bald bedürfen möchte. Wir stritten uns eine Weile: denn ich verlangte, sie erst in Sicherheit zu bringen; sie verlangte zuerst Nachricht von ihrem Manne. Sie wollte sich von seiner Spur nicht entfernen, und alle meine Vorstellungen hätten vielleicht nicht gefruchtet, wenn nicht eben ein Commando unserer Miliz, welche durch die Nachricht von neuen Uebelthaten rege geworden war, sich durch den Wald her bewegt hätte. Diese wurden unterrichtet, mit ihnen das Nöthige verabredet, der Ort des Zusammentreffens bestimmt und so für dieß Mal die Sache geschlichtet. Geschwind versteckte ich meine Körbe in eine benachbarte Höhle, die mir schon öfters zur Niederlage gedient hatte, richtete meinen Sattel zum bequemen Sitz und hob, nicht ohne eine sonderbare Empfindung, die schöne Last auf mein williges Thier, das die gewohnten Pfade sogleich von selbst zu finden wußte und mir Gelegenheit gab, nebenher zu gehen.

Ihr denkt, ohne daß ich es weitläufig beschreibe, wie wunderlich mir zu Muthe war. Was ich so lange gesucht, hatte ich wirklich gefunden. Es war mir, als wenn ich träumte, und dann gleich wieder, als ob ich aus einem Traume erwachte. Diese himmlische Gestalt, wie ich sie gleichsam in der Luft schweben und vor den grünen Bäumen sich her bewegen sah, kam mir jetzt wie ein Traum vor, der durch jene Bilder in der Capelle sich in meiner Seele erzeugte. Bald schienen mir jene Bilder nur Träume gewesen zu sein, die sich hier in eine schöne Wirklichkeit auflösten. Ich fragte sie Manches; sie antwortete mir sanft und gefällig, wie es einer anständig Betrübten ziemt. Oft bat sie mich, wenn wir auf eine entblößte Höhe kamen, stille zu halten, mich umzusehen, zu horchen. Sie bat mich mit solcher Anmuth, mit einem solchen tiefwandschenden Blick unter ihren langen, schwarzen Augenwimpern hervor, daß ich Alles thun mußte, was nur möglich war; ja, ich erkletterte eine freistehende, hohe, astlose Fichte. Nie war mir dieses Kunststück meines Handwerks willkommener gewesen; nie hatte ich mit mehr Zufriedenheit von ähnlichen Gipfeln, bei Festen und Jahrmärkten, Bänder und seidene Tücher heruntergeholt. Doch kam ich dieses Mal leider ohne Ausbeute; auch oben sah und hörte ich Nichts. Endlich rief sie selbst mir, herabzukommen, und winkte gar lebhaft mit der Hand; ja, als ich endlich bei m Herabgleiten mich in ziemlicher Höhe losließ und herunterſprang, that sie einen Schrei, und eine süße Freundlichkeit verbreitete sich über ihr Gesicht, da sie mich unbeschädigt vor sich sah.

Was soll ich Euch lange von den hundert Aufmerksamkeiten unterhalten, womit ich ihr den ganzen Weg über angenehm zu werden, sie zu zerstreuen suchte! Und wie könnte ich es auch! Denn Das ist eben die Eigenschaft der wahren Aufmerksamkeit, daß sie im Augenblick das Nichts zu Allem macht. Für mein Gefühl waren die Blumen, die ich ihr brach, die fernen Gegenden, die ich ihr zeigte, die Berge, die Wälder, die ich ihr nannte, soviel kostbare Schätze, die ich ihr zuzueignen dachte, um mich mit ihr in Verhältniß zu setzen, wie man es durch Geschenke zu thun sucht.

Schon hatte sie mich für das ganze Leben gewonnen, als wir in dem Orte vor der Thüre jener guten Frau anlangten, und ich schon eine schmerzliche Trennung vor mir sah. Nochmals durchlief ich ihre ganze Gestalt, und als meine Augen an den Fuß herabkamen, bückte ich mich, als wenn ich Etwas am Gurte zu thun hätte, und küßte den niedlichsten Schuh, den ich in meinem Leben gesehen hatte, doch ohne daß sie es merkte. Ich half ihr herunter, sprang die Stufen hinauf und rief in die Hausthüre: Frau Elisabeth, Ihr werdet heimgesucht! Die Gute trat hervor, und ich sah über die Schultern zum Hause hinaus, wie das schöne Wesen die Stufen heraufstieg, mit anmuthiger Trauer und innerlichem schmerzlichem Selbstgefühl, dann meine würdige Alte freundlich umarmte, und sich von ihr in das bessere Zimmer leiten ließ. Sie schlossen sich ein, und ich stand bei meinem Esel vor der Thür, wie Einer, der kostbare Waaren abgeladen hat und wieder ein eben so armer Treiber ist als vorher."

Der Lilienknabe.

Ich zauderte noch, mich zu entfernen; denn ich war unschlüssig, was ich thun sollte, als Frau Elisabeth unter die Thüre trat und mich ersuchte, meine Mutter zu ihr zu berufen, alsdann umherzugehen und, wo möglich, von dem Manne Nachricht zu geben. Marie läßt Euch gar sehr darum ersuchen, sagte sie. Kann ich sie nicht noch ein Mal selbst sprechen? versetzte ich. Das geht nicht an, sagte Frau Elisabeth; und wir trennten uns. In kurzer Zeit erreichte ich unsere Wohnung; meine Mutter war bereit, noch diesen Abend hinabzugehen und der jungen Fremden hülfreich zu sein. Ich eilte nach dem Lande hinunter und hoffte, bei dem Amtmann die sichersten Nachrichten zu erhalten. Allein er war noch selbst in Ungewißheit, und weil er mich [illegible]nte, ließ er mich die Nacht bei ihm verweilen. Sie ward mir unendlich lang, und immer hatte ich die schöne Gestalt vor Augen, wie sie auf dem Thiere schwankte und so schmerz-

haft freundlich zu mir herunterſah. Jeden Augenblick hoffte ich auf Nachricht. Ich gönnte und wünſchte dem guten Ehemann das Leben, und doch mochte ich ſie mir ſo gern als Witwe denken. Das ſtreifende Commando fand ſich nach und nach zuſammen, und nach mancherlei abwechſelnden Gerüchten zeigte ſich endlich die Gewißheit, daß der Wagen gerettet, der unglückliche Gatte aber an ſeinen Wunden in dem benachbarten Dorfe geſtorben ſei. Auch vernahm ich, daß nach der frühern Abrede Einige gegangen waren, dieſe Trauerbotſchaft der Frau Eliſabeth zu verkündigen. Alſo hatte ich dort Nichts mehr zu thun noch zu leiſten, und doch trieb mich eine unendliche Ungeduld, ein unermeßliches Verlangen durch Berg und Wald wieder vor ihre Thüre. Es war Nacht, das Haus verſchloſſen; ich ſah Licht in den Zimmern, ich ſah Schatten ſich an den Vorhängen bewegen, und ſo ſaß ich gegenüber auf einer Bank, immer im Begriff anzuklopfen und immer von mancherlei Betrachtungen zurückgehalten.

Jedoch, was erzähle ich umſtändlich weiter, was eigentlich kein Intereſſe hat? Genug, auch am folgenden Morgen nahm man mich nicht in's Haus auf. Man wußte die traurige Nachricht, man bedurfte meiner nicht mehr: man ſchickte mich zu meinem Vater, an meine Arbeit; man antwortete nicht auf meine Fragen; man wollte mich los ſein.

Acht Tage hatte man es ſo mit mir getrieben, als mich endlich Frau Eliſabeth hereinrief. Aretet lachte auf, mein Freund, ſagte ſie: aber kommt getroſt näher! Sie führte mich in ein reinliches Zimmer, wo ich in der Ecke durch halbgeöffnete Bettvorhänge meine Schöne aufrecht ſitzen ſah. Frau Eliſabeth trat zu ihr, gleichſam um mich zu melden, hub Etwas vom Bette auf und brachte mir's entgegen, in das weißeſte Zeug gewickelt den ſchönſten Knaben. Frau Eliſabeth hielt ihn gerade zwiſchen mich und die Mutter, und auf der Stelle fiel mir der Lilienſtengel ein, der ſich auf dem Bilde zwiſchen Maria und Joſeph, als Zeuge eines reinen Verhältniſſes, aus der Erde hebt. Von dem Augenblicke an war mir aller Druck vom Herzen genommen; ich war meiner Sache, ich war meines Glücks gewiß. Ich konnte mit Freiheit zu ihr treten, mit ihr ſprechen, ihr himmliſches Auge ertragen, den Knaben auf den Arm nehmen und ihm einen herzlichen Kuß auf die Stirn drücken.

Wie danke ich Euch für Euere Neigung zu dieſem verwaiſ'ten Kinde! ſagte die Mutter. — Unbedachtſam und lebhaft rief ich aus: Es iſt keine Waiſe mehr, wenn Ihr wollt!

Frau Eliſabeth, klüger als ich, nahm mir das Kind ab und wußte mich zu entfernen.

Noch immer dient mir das Andenken jener Zeit zur glücklichſten Unterhaltung, wenn ich unſere Berge und Thäler zu durchwandern genöthigt bin. Noch weiß ich mir den kleinſten Umſtand zurückzurufen, womit ich Euch jedoch, wie billig, verſchone. Wochen gingen vorüber: Maria hatte ſich erholt; ich konnte ſie öfter ſehen; mein Umgang mit ihr war eine Folge von Dienſten und Aufmerkſamkeiten. Ihre Familien-Verhältniſſe erlaubten ihr einen Wohnort nach Belieben. Erſt verweilte ſie bei Frau Eliſabeth; dann beſuchte ſie uns, meiner Mutter und mir für ſo vielen und freundlichen Beiſtand zu danken. Sie gefiel ſich bei uns, und ich ſchmeichelte mir, es geſchehe zum Theil um meinetwillen. Was ich jedoch ſo gern geſagt hätte und nicht zu ſagen wagte, kam auf eine ſonderbare und liebliche Weiſe zur Sprache, als ich ſie in die Capelle führte, die ich ſchon damals zu einem wohnbaren Saal umgeſchaffen hatte. Ich zeigte und erklärte ihr die Bilder, eins nach dem andern, und entwickelte dabei die Pflichten eines Pflegevaters auf eine ſo lebendige, herzliche Weiſe, daß ihr die Thränen in die Augen traten und ich mit meiner Bilderdeutung nicht zu Ende kommen konnte. Ich glaubte ihrer Neigung gewiß zu ſein, ob ich gleich nicht ſtolz genug war, das Andenken ihres Mannes ſo ſchnell auslöſchen zu wollen. Das Geſetz verpflichtet die Witwen zu einem Trauerjahre, und gewiß iſt eine ſolche Epoche, die den Wechſel aller irdiſchen Dinge in ſich begreift, einem fühlenden Herzen nöthig, um die ſchmerzlichen Eindrücke eines großen Verluſtes zu mildern. Man ſieht die Blumen welken und die Blätter fallen, aber man ſieht auch Früchte reifen und neue Knospen keimen. Das Leben gehört den Lebendigen an, und wer lebt, muß auf Wechſel gefaßt ſein.

Ich ſprach nun mit meiner Mutter über die Angelegenheit, die mir ſo ſehr am Herzen lag. Sie entdeckte mir hierauf, wie ſchmerzlich Marie'n der Tod ihres Mannes geweſen, und wie ſie ſich ganz allein durch den Gedanken, daß ſie für das Kind leben müſſe, wieder aufgerichtet habe. Meine Neigung war den Frauen nicht unbekannt geblieben, und ſchon hatte ſich Marie an die Vorſtellung gewöhnt, mit uns zu leben. Sie verweilte noch eine Zeit lang in der Nachbarſchaft; dann zog ſie zu uns herauf, und wir verlebten noch eine Weile in dem frömmſten und glücklichſten Brautſtande. Endlich verbanden wir uns. Jenes erſte Gefühl, das uns zuſammengeführt hatte, verlor ſich nicht. Die Pflichten und Freuden des Pflegevaters und Vaters vereinigten ſich; und ſo überſchritt zwar unſere kleine Familie, indem ſie ſich vermehrte, ihr Vorbild an Zahl der Perſonen, aber die

Mephiſtopheles.

Folg' nur dem alten Spruch und meiner Muh-
me der Schlange,
Dir wird gewiß einmal bey deiner Gottähn-
lichkeit bange!

Fauſt tritt auf.

Fauſt.

Wohin ſoll es nun gehn?

Mephiſtopheles.

Wohin es dir gefällt.
Wir ſehn die kleine, dann die große Welt.
Mit welcher Freude, welchem Nutzen,
Wirſt du den Curſum durchſchmarutzen!

Fauſt.

Allein mit meinem langen Bart
Fehlt mir die leichte Lebensart.
Es wird mir der Verſuch nicht glücken;
Ich wußte nie mich in die Welt zu ſchicken.
Vor andern fühl' ich mich ſo klein;
Ich werde ſtets verlegen ſeyn.

Tugenden jenes Musterbildes an Treue und Reinheit der Gesinnungen wurden von uns heilig bewahrt und geübt. Und so erhalten wir auch mit freundlicher Gewohnheit den äußern Schein, zu dem wir zufällig gelangt, und der so gut zu unserm Innern paßt: denn ob wir gleich alle gute Fußgänger und rüstige Träger sind, so bleibt das lastbare Thier doch immer in unserer Gesellschaft, um eine oder die andere Bürde fortzubringen, wenn uns ein Geschäft oder Besuch durch diese Berge und Thäler nöthigt. Wie Ihr uns gestern angetroffen habt, so kennt uns die ganze Gegend, und wir sind stolz darauf, daß unser Wandel von der Art ist, um jenen heiligen Namen und Gestalten, zu deren Nachahmung wir uns bekennen, keine Schande zu machen."

Drittes Capitel.

Wilhelm an Natalie.

So eben schließe ich eine angenehme, halb wunderbare Geschichte, die ich für Dich aus dem Munde eines wackern Mannes aufgeschrieben habe. Wenn es nicht ganz seine Worte sind, wenn ich hie und da meine Gesinnungen, bei Gelegenheit der seinigen, ausgedrückt habe, so war es bei der Verwandtschaft, die ich hier mit ihm fühlte, ganz natürlich. Jene Verehrung seines Weibes, gleicht sie nicht derjenigen, die ich für Dich empfinde? Und hat nicht selbst das Zusammentreffen dieser beiden Liebenden etwas Aehnliches mit dem unserigen? Daß er aber glücklich genug ist, neben dem Thiere herzugehen, das die doppelt schöne Bürde trägt; daß er mit seinem Familien-Zug Abends in das alte Klosterthor einbringen kann; daß er unzertrennlich von seiner Geliebten, von den Seinigen ist: darüber darf ich ihn wohl im Stillen beneiden. Dagegen darf ich nicht einmal mein Schicksal beklagen, weil ich Dir zugesagt habe, zu schweigen und zu dulden, wie Du es auch übernommen hast.

Gar manchen schönen Zug des Zusammenseins dieser frommen und heitern Menschen muß ich übergehen; denn wie ließe sich Alles schreiben! Einige Tage sind mir angenehm vergangen, aber der dritte mahnt mich nun, auf meinen weitern Weg bedacht zu sein.

Mit Felix'en hatte ich heute einen kleinen Handel; denn er wollte fast mich nöthigen, einen meiner guten Vorsätze zu übertreten, die ich Dir angelobt habe. Ein Fehler, ein Unglück, ein Schicksal ist mir's nun einmal, daß sich, ehe ich mich's versehe, die Gesellschaft um mich vermehrt, daß ich mir eine neue Bürde aufladе, an der ich nachher zu tragen und zu schleppen habe. Nun soll auf meiner Wanderschaft kein Dritter uns ein beständiger Geselle werden. Wir wollen und sollen zu Zwei sein und bleiben, und eben schien sich ein neues, eben nicht erfreuliches, Verhältniß anknüpfen zu wollen.

Zu den Kindern des Hauses, mit denen Felix sich spielend diese Tage her ergetzte, hatte sich ein kleiner, munterer, armer Junge gesellt, der sich eben brauchen und mißbrauchen ließ, wie es gerade das Spiel mit sich brachte, und sich sehr geschwind bei Felix'en in Gunst setzte. Und ich merkte schon an allerlei Aeußerungen, daß Dieser sich einen Gespielen für den nächsten Weg auserkoren hatte. Der Knabe ist hier in der Gegend bekannt, wird wegen seiner Munterkeit überall geduldet und empfängt gelegentlich ein Almosen. Mir aber gefiel er nicht, und ich ersuchte den Hausherrn, ihn zu entfernen. Das geschah auch, aber Felix ward unwillig darüber, und es gab eine kleine Scene.

Bei dieser Gelegenheit machte ich eine Entdeckung, die mir angenehm war. In der Ecke der Capelle oder des Saals stand ein Kasten mit Steinen, welchen Felix, der seit unserer Wanderung durch's Gebirg eine seltsame Neigung zum Gestein bekommen, eifrig hervorzog und durchsuchte. Es waren schöne, in die Augen fallende Dinge darunter. Unser Wirth sagte: Das Kind könne sich auslesen, was es wolle. Es sei dieses Gestein überblieben von einer großen Masse, die ein Freund vor Kurzem von hier weggesendet. Er nannte ihn Montan, und Du kannst denken, daß ich mich freute, diesen Namen zu hören, unter dem einer von unsern besten Freunden reist, dem wir so Manches schuldig sind. Indem ich nach Zeit und Umständen fragte, kann ich hoffen, ihn auf meiner Wanderung bald zu treffen.

Die Nachricht, daß Montan sich in der Nähe befinde, hatte Wilhelm'en nachdenklich gemacht. Er überlegte, daß es nicht bloß dem Zufall überlassen sei, ob er einen so werthen Freund wieder sehen solle, und erkundigte sich daher bei seinem Wirthe, ob man nicht wisse, wohin dieser Reisende seinen Weg gerichtet habe. Niemand hatte davon nähere Kenntniß, und schon war Wilhelm entschlossen, seine Wanderung nach dem ersten Plane fortzusetzen, als Felix ausrief: „Wenn der Vater nicht so eigen wäre, wir wollten Montan'en schon finden." Auf welche Weise? fragte Wilhelm. Felix versetzte: Der kleine Fitz sagte gestern: er wolle den Herrn wohl aufspüren, der schöne Steine bei sich habe und sich auch gut darauf verstände. Nach einigem Hin- und Widerreden entschloß sich Wilhelm zuletzt, den Versuch zu machen und dabei auf den verdächtigen Knaben desto mehr

nicht zu geben. Dieſer war bald gefunden und brachte, da er vernahm, worauf es abgeſehen ſei, Schlegel und Eiſen und einen tüchtigen Hammer nebſt einem Säckchen mit, und lief in ſeiner bergmänniſchen Tracht munter voraus.

Der Weg ging ſeitwärts abermals bergauf. Die Kinder ſprangen mit einander von Fels zu Fels, über Stock und Stein, über Bach und Quelle; und ohne einen Pfad vor ſich zu haben, drang Fitz, bald rechts bald links blickend, eilig hinauf. Da Wilhelm und beſonders der bepackte Bote nicht ſo ſchnell folgten, ſo machten die Knaben den Weg mehrmals vor- und rückwärts und ſangen und pfiffen. Die Geſtalt einiger fremden Bäume erregte die Aufmerkſamkeit des Felix, der nunmehr mit den Lerchen- und Zirbelbäumen zuerſt Bekanntſchaft machte und von den wunderbaren Genzianen angezogen ward. Und ſo fehlte es der beſchwerlichen Wanderung von einer Stelle zur andern nicht an Unterhaltung.

Der kleine Fitz ſtand auf ein Mal ſtill und horchte. Er winkte die Andern herbei: „Hört Ihr pochen?“ ſprach er. „Es iſt der Schall eines Hammers, den ein Fels wirft.“ — „Wir hören's,“ verſetzten die Andern. — „Das iſt Montan!“ ſagte er, „oder Jemand, der uns von ihm Nachricht geben kann.“ — Als ſie dem Schalle nachgingen, der ſich von Zeit zu Zeit wiederholte, trafen ſie auf eine Waldblöße und ſahen einen ſteilen, hohen, nackten Felſen über Alles hervorragen, die hohen Wälder ſelbſt tief unter ſich laſſend. Auf dem Gipfel erblickten ſie eine Perſon. Sie ſtand zu entfernt, um erkannt zu werden. Sogleich machten ſich die Kinder auf, die ſchroffen Pfade zu erklettern. Wilhelm folgte mit einiger Beſchwerlichkeit, ja Gefahr: denn wer zuerſt einen Felſen hinaufſteigt, geht immer ſicherer, weil er ſich die Gelegenheit ausſucht; Einer, der nachfolgt, ſieht nur, wohin Jener gelangt iſt, aber nicht wie. Die Knaben erreichten bald den Gipfel, und Wilhelm vernahm ein lautes Freudengeſchrei. „Es iſt Jarno,“ rief Felix ſeinem Vater entgegen, und Jarno trat ſogleich an eine ſchroffe Stelle, reichte ſeinem Freunde die Hand und zog ihn aufwärts. Sie umarmten und bewillkommten ſich in der freien Himmelsluft mit Entzücken.

Kaum aber hatten ſie ſich losgelaſſen, als Wilhelmen ein Schwindel überfiel, nicht ſowohl um ſeinetwillen, als weil er die Kinder über dem ungeheuern Abgrunde hängen ſah. Jarno bemerkte es und hieß Alle ſogleich niederſitzen. „Es iſt Nichts natürlicher,“ ſagte er, „als daß uns vor einem großen Anblick ſchwindelt, vor dem wir uns unerwartet befinden, um zugleich unſere Kleinheit und unſere Größe zu fühlen. Aber es iſt ja überhaupt kein ächter Genuß als da, wo man erſt ſchwindeln muß.“

„Sind denn Das da unten die großen Berge, über die wir geſtiegen ſind?“ fragte Felix. „Wie klein ſehen ſie aus! Und hier“, fuhr er fort, indem er ein Stückchen Stein vom Gipfel löſ'te, „iſt ja ſchon das Katzengold wieder; das iſt ja wohl überall?“ — Es iſt weit und breit,“ verſetzte Jarno; „und da Du nach ſolchen Dingen fragſt, ſo merke Dir, daß Du gegenwärtig auf dem älteſten Gebirge, auf dem früheſten Geſtein dieſer Welt ſitzeſt.“ — „Iſt denn die Welt nicht auf ein Mal gemacht?“ fragte Felix. — „Schwerlich,“ verſetzte Montan: „gut Ding will Weile haben.“ — „Da unten iſt alſo wieder anderes Geſtein,“ ſagte Felix, „und dort wieder anderes!“ indem er von den nächſten Bergen auf die entferntern und ſo in die Ebene hinabwies.

Es war ein ſehr ſchöner Tag und Jarno ließ ſie die herrliche Ausſicht im Einzelnen betrachten. Noch ſtanden hie und da mehrere Gipfel, dem ähnlich, worauf ſie ſich befanden. Ein mittleres Gebirg ſchien heranzuſtreben, aber erreichte noch lange die Höhe nicht. Weiter hinaus verflächte es ſich immer mehr; doch zeigten ſich wieder ſeltſam vorſpringende Geſtalten. Endlich wurden auch in der Ferne die Seen, die Flüſſe ſichtbar und eine fruchtreiche Gegend ſchien ſich wie ein Meer auszubreiten. Zog ſich der Blick wieder zurück, ſo drang er in ſchauerliche Tiefen, von Waſſerfällen durchrauſcht, labyrinthiſch mit einander zuſammenhängend.

Felix ward des Fragens nicht müde und Jarno gefällig genug, ihm jede Frage zu beantworten, wobei jedoch Wilhelm zu bemerken glaubte, daß der Lehrer nicht durchaus wahr und aufrichtig ſei. Daher, als die unruhigen Knaben weiter kletterten, ſagte Wilhelm zu ſeinem Freunde: „Du haſt mit dem Kinde über dieſe Sachen nicht geſprochen, wie Du mit Dir ſelber darüber ſprichſt.“ — „Das iſt auch eine ſtarke Forderung,“ verſetzte Jarno. „Spricht man ja mit ſich ſelbſt nicht immer, wie man denkt, und es iſt Pflicht, Andern nur Dasjenige zu ſagen, was ſie aufnehmen können. Der Menſch verſteht Nichts, als was ihm gemäß iſt. Die Kinder, an der Gegenwart feſtzuhalten, ihnen eine Benennung, eine Bezeichnung zu überliefern, iſt das Beſte, was man thun kann. Sie fragen ohnehin früh genug nach den Urſachen.

„Es iſt ihnen nicht zu verdenken,“ verſetzte Wilhelm. „Die Mannigfaltigkeit der Gegenſtände verwirrt Jeden, und es iſt bequemer, anſtatt ſie zu entwickeln, geſchwind zu fragen: woher und wohin?“ — „Und doch kann man,“ ſagte Jarno, „da Kinder die Gegenſtände nur

oberflächlich ſehen, mit ihnen vom Werden und vom Zweck auch nur oberflächlich reden.“ — „Die meiſten Menſchen,“ erwiederte Wilhelm, „bleiben lebenslänglich in dieſem Falle und erreichen nicht jene herrliche Epoche, in der uns das Faßliche gemein und öfters vorkommt.“ — „Man kann ſie wohl herrlich nennen,“ verſetzte Jarno; „denn es iſt ein Mittelzuſtand zwiſchen Verzweiflung und Vergötterung. Daß uns bei dem Knaben verharren,“ ſagte Wilhelm, „der mir nun vor Allem angelegen iſt: Er hat nun einmal Freude an dem Geſchäft gewonnen, ſeitdem wir auf der Reiſe ſind. Kannſt Du mir nicht zuviel mittheilen, daß ich ihm, wenigſtens auf eine Zeit, genug thue?“ — „Das geht nicht an,“ ſagte Jarno. „In einem jeden neuen Kreiſe muß man zuerſt wieder als Kind anfangen, leidenſchaftliches Intereſſe auf die Sache werfen, ſich erſt an der Schale freuen, bis man zu dem Kerne zu gelangen das Glück hat.“

„So ſage mir denn,“ verſetzte Wilhelm, „wie biſt Du zu dieſen Kenntniſſen und Einſichten gelangt; denn es iſt doch ſo lange noch nicht her, daß wir auseinander gingen?“ — „Mein Freund,“ verſetzte Jarno, „wir mußten uns reſigniren, wo nicht für immer, doch für eine gute Zeit. Das Erſte, was einem tüchtigen Menſchen unter ſolchen Umſtänden einfällt, iſt ein neues Leben zu beginnen. Neue Gegenſtände ſind ihm nicht genug: dieſe taugen nur zur Zerſtreuung; er fordert ein neues Ganze und ſtellt ſich gleich in deſſen Mitte.“ — „Warum denn aber“, fiel Wilhelm ihm ein, „gerade dieſes Allerſeltſamſte, dieſe einſamſte aller Neigungen?“ — „Eben deßhalb,“ rief Jarno, weil ſie einſiedleriſch iſt. Die Menſchen wollte ich meiden. Ihnen iſt nicht zu helfen, und ſie hindern uns, daß man ſich ſelbſt hilft. Sind ſie glücklich, ſo ſoll man ſie in ihren Albernheiten gewähren laſſen; ſind ſie unglücklich, ſo ſoll man ſie retten, ohne dieſe Albernheiten anzutaſten; und Niemand fragt jemals, ob Du glücklich oder unglücklich biſt.“ — „Es ſteht noch nicht ſo ganz ſchlimm mit ihnen,“ verſetzte Wilhelm lächelnd. — „Ich will Dir Dein Glück nicht abſprechen,“ ſagte Jarno. „Wandere nur hin, Du zweiter Diogenes! Laß Dein Lämpchen am hellen Tage nicht verlöſchen! Dort hinabwärts liegt eine neue Welt vor Dir; aber ich will wetten, es geht darin zu, wie in der alten hinter uns. Wenn Du nicht kuppeln und Schulden bezahlen kannſt, ſo biſt Du unter ihnen Nichts nütze.“ — „Unterhaltender ſcheinen ſie mir doch,“ verſetzte Wilhelm, „als Deine ſtarren Felſen.“ — „Keineswegs!“ verſetzte Jarno: „denn dieſe ſind wenigſtens nicht zu begreifen.“ — „Du ſuchſt eine Ausrede,“ verſetzte Wilhelm; „denn es iſt nicht in Deiner Art, Dich mit Dingen abzugeben, die keine Hoffnung übrig laſſen, ſie zu begreifen. Sei aufrichtig und ſage mir, was Du an dieſen kalten und ſtarren Liebhabereien gefunden haſt?“ — „Das iſt ſchwer von jeder Liebhaberei zu ſagen, beſonders von dieſer.“ Dann beſann er ſich einen Augenblick und ſprach: „Buchſtaben mögen eine ſchöne Sache ſein, und doch ſind ſie unzulänglich, die Töne auszudrücken; Töne können wir nicht entbehren und doch ſind ſie bei Weitem nicht hinreichend, den eigentlichen Sinn verlauten zu laſſen; am Ende kleben wir am Buchſtaben und am Ton, und ſind nicht beſſer daran, als wenn wir ſie ganz entbehrten; was wir mittheilen, was uns überliefert wird, iſt immer nur das Gemeinſte, der Mühe gar nicht werth.“

„Du willſt mir ausweichen,“ ſagte der Freund; „denn was ſoll Das zu dieſen Felſen und Zacken?“ — „Wenn ich nun aber,“ verſetzte Jener, „eben dieſe Spalten und Riſſe als Buchſtaben behandelte, ſie zu entziffern ſuchte, ſie zu Worten bildete und ſie fertig zu leſen lernte, hätteſt Du Etwas dagegen?“ — „Nein; aber es ſcheint mir ein weitläufiges Alphabet.“ — „Enger, als Du denkſt; man muß es nur kennen lernen wie ein anderes auch. Die Natur hat nur eine Schrift, und ich brauche mich nicht mit ſo vielen Krizeleien herumzuſchleppen. Hier darf ich nicht fürchten, wie wohl geſchieht, wenn ich mich lange und liebevoll mit einem Pergament abgegeben habe, daß ein ſcharfer Criticus kommt und mir verſichert: das Alles ſei nur untergeſchoben.“ — Lächelnd verſetzte der Freund: „Und doch wird man auch hier Deine Lesarten ſtreitig machen.“ — „Eben deßwegen“, ſagte Jener, „rede ich mit Niemanden darüber und mag auch mit Dir eben, weil ich Dich liebe, das ſchlechte Zeug von den Worten nicht weiter wechſeln und betrieglich austauſchen.“

Viertes Capitel.

Beide Freunde waren, nicht ohne Sorgfalt und Mühe, herabgeſtiegen, um die Kinder zu erreichen, die ſich unten an einem ſchattigen Orte gelagert hatten. Faſt eifriger als der Mundvorrath wurden die geſammelten Steinmuſter von Montan'en und Felix'en ausgepackt. Der Letztere hatte viel zu fragen, der Erſtere viel zu benennen. Felix freute ſich, daß Jener die Namen von Allen wiſſe, und behielt ſie ſchnell im Gedächtniß. Endlich brachte er noch einen hervor und fragte: „Wie heißt denn dieſer?“ Montan betrachtete ihn mit Verwunderung und ſagte: „Wo habt Ihr den her?“ Fitz antwortete ſchnell: „Ich habe ihn

gefunden; er iſt aus dieſem Lande;" — „Er iſt nicht aus dieſer Gegend," verſetzte Montan. — Felix freute ſich, den überlegenen Mann in einigem Zweifel zu ſehen. — „Du ſollſt einen Ducaten haben," ſagte Montan, „wenn Du mich an die Stelle bringſt, wo er anſteht." — „Der iſt leicht zu verdienen," verſetzte Fitz; „aber nicht gleich." — „So bezeichne mir den Ort genau, daß ich ihn gewiß finden kann. Das iſt aber unmöglich: denn es iſt ein Kreuzſtein, der von St. Jacob in Compoſtell kommt, und den ein Fremder verloren hat, wenn Du ihn nicht gar entwendet haſt, da er ſo wunderbar ausſieht."— „Gebt Euern Ducaten", ſagte Fitz, „dem Reiſegefährten in Verwahrung, und ich will aufrichtig bekennen, wo ich den Stein her habe. In der verfallenen Kirche zu St. Joſeph befindet ſich ein gleichfalls verfallener Altar. Unter den auseinander gebrochenen obern Steinen deſſelben entdeckte ich eine Schicht von dieſem Geſtein, das jenen zur Grundlage diente, und ſchlug davon ſo viel herunter, als ich haben konnte. Wälzte man die obern Steine weg, ſo würde gewiß noch viel davon zu finden ſein."

„Nimm Dein Goldſtück," verſetzte Montan; „Du verdienſt es für dieſe Entdeckung. Sie iſt artig genug. Man freut ſich mit Recht, wenn die lebloſe Natur ein Gleichniß Deſſen, was wir lieben und verehren, hervorbringt. Sie erſcheint uns in Geſtalt einer Sybille, die ein Zeugniß Deſſen, was von Ewigkeit her beſchloſſen iſt und erſt in der Zeit wirklich werden ſoll, zum Voraus niederlegt. Hierauf als auf eine wundervolle, heilige Schicht, hatten die Prieſter ihren Altar gegründet."

Wilhelm, der eine Zeit lang zugehört und bemerkt hatte, daß manche Benennung, manche Bezeichnung wiederkam, wiederholte ſeinen ſchon früher geäußerten Wunſch, daß Montan ihm ſoviel mittheilen möge, als er zum erſten Unterricht des Knaben nöthig hätte. — „Gib Das auf," verſetzte Montan. „Es iſt Nichts ſchrecklicher als ein Lehrer, der nicht mehr weiß, als die Schüler allenfalls wiſſen ſollen. Wer Andere lehren will, kann wohl oft das Beſte verſchweigen, was er weiß, aber er darf nicht halbwiſſend ſein." — „Wo ſind denn aber ſo vollkommene Lehrer zu finden?" — „Die trifft Du ſehr leicht," verſetzte Montan. — „Wo denn?" ſagte Wilhelm mit einigem Unglauben. — „Da, wo die Sache zu Hauſe iſt, die Du lernen willſt," verſetzte Montan. „Den beſten Unterricht zieht man aus vollſtändiger Umgebung. Lernſt Du nicht fremde Sprachen in den Ländern am Beſten, wo ſie zu Hauſe ſind; wo nur dieſe und keine andere Dein Ohr berührt?" — „Und ſo wärſt Du", fragte Wilhelm, „zwiſchen den Gebirgen zur Kenntniß der Gebirge gelangt?" — „Das verſteht ſich." — „Ohne mit Menſchen umzugehen?" fragte Wilhelm. — „Wenigſtens nur mit Menſchen," verſetzte Jener, „die bergartig waren. Da, wo Pygmäen, angereizt durch Metall-Adern, den Fels durchwühlen, das Innere der Erde zugänglich machen und auf alle Weiſe die ſchwerſten Aufgaben zu löſen ſuchen, da iſt der Ort, wo der wißbegierige Denkende ſeinen Platz nehmen ſoll. Er ſieht handeln, thun, läßt geſchehen und erfreut ſich des Geglückten und Mißglückten. Was nützt, iſt nur ein Theil des Bedeutenden; um einen Gegenſtand ganz zu beſitzen, zu beherrſchen, muß man ihn um ſein ſelbſt willen ſtudiren. Indem ich aber vom Höchſten und Letzten ſpreche, wozu man ſich erſt ſpät durch vieles und reiches Gewahrwerden emporhebt, ſeh' ich die Knaben vor uns; bei denen klingt es ganz anders. Jede Art von Thätigkeit möchte das Kind ergreifen, weil Alles leicht ausſieht, was vortrefflich ausgeübt wird. Aller Anfang iſt ſchwer! Das mag in einem gewiſſen Sinne wahr ſein; allgemeiner aber kann man ſagen: Aller Anfang iſt leicht, und die letzten Stufen werden am Schwerſten und Seltenſten erſtiegen."

Wilhelm, der indeſſen nachgedacht hatte, ſagte zu Montan'en: „Sollteſt Du wirklich zu der Ueberzeugung gegriffen haben, daß die ſämmtlichen Thätigkeiten, wie in der Ausübung, ſo auch im Unterrichte zu ſondern ſeien?" — „Ich weiß mir nichts Anderes noch Beſſeres," erwiederte Jener. „Was der Menſch leiſten ſoll, muß ſich als ein zweites Selbſt von ihm ablöſen; und wie könnte Das möglich ſein, wäre ſein erſtes Selbſt nicht ganz davon durchdrungen?" — „Man hat aber doch eine vielſeitige Bildung für vortheilhaft und nothwendig gehalten." — „Sie kann es auch ſein zu ihrer Zeit," verſetzte Jener; „Vielſeitigkeit bereitet eigentlich nur das Element vor, worin der Einſeitige wirken kann, dem eben jetzt genug Raum gegeben iſt. Ja, es iſt jetzo die Zeit der Einſeitigkeiten; wohl Dem, der es begreift, für ſich und Andere in dieſem Sinne wirkt! Bei gewiſſen Dingen verſteht ſich's durchaus und ſogleich. Uebe Dich zum tüchtigen Violiniſten und ſei verſichert, der Capellmeiſter wird Dir Deinen Platz im Orcheſter mit Gunſt anweiſen. Mache ein Organ aus Dir und erwarte, was für eine Stelle Dir die Menſchheit im allgemeinen Leben wohlmeinend zugeſtehen werde. Laß uns abbrechen! Wer es nicht glauben will, Der gehe ſeinen Weg; auch Der gelingt zuweilen; ich aber ſage: Von unten hinauf zu dienen, iſt überall nöthig. Sich auf ein Handwerk zu beſchränken, iſt das Beſte. Für den geringſten Kopf wird es immer ein Handwerk,

für den beſſern eine Kunſt, und der beſte, wenn er Eins thut, thut er Alles, oder, um weniger paradox zu ſein, in dem Einen, was er recht thut, ſteht er das Gleichniß von Allem, was recht gethan wird.“

Dieſes Geſpräch, das wir nur ſkizzenhaft wiederliefern, verzog ſich bis Sonnenuntergang, der, ſo herrlich er war, doch die Geſellſchaft nachdenken ließ, wo man die Nacht zubringen wollte. — „Unter Dach wüßte ich Euch nicht zu führen,“ ſagte Fiz; „wollt Ihr aber bei einem guten alten Köhler an warmer Stätte die Nacht verſitzen oder verliegen, ſo ſeid Ihr willkommen.“ Und ſo folgten ſie ihm Alle durch wunderſame Pfade zum ſtillen Ort, wo ſich ein Jeder bald einheimiſch fühlen ſollte.

In der Mitte eines beſchränkten Waldraums lag dampfend und wärmend der wohlgewölbte Kohlenmeiler, an der Seite die Hütte von Tannenreißern, ein helles Feuerchen daneben. Man ſetzte ſich; man richtete ſich ein. Die Kinder waren ſogleich um die Köhlersfrau geſchäftig, welche, gaſtfreundlich bemüht, erhitzte Brodſchnitten mit Butter zu tränken und durchziehen zu laſſen, köſtlich fette Biſſen den hungrig Lüſternen bereitete.

Indeß nun darauf die Knaben durch die kaum erhellten Fichtenſtämme Verſteckens ſpielten, wie Wölfe heulten, wie Hunde bellten, ſo daß auch wohl ein herzhafter Wanderer darüber hätte erſchrecken mögen, beſprachen ſich die Freunde vertraulich über ihre Zuſtände. Nun aber gehörte zu den ſonderbaren Pflichten der Entſagenden auch die: daß ſie, zuſammentreffend, weder vom Vergangenen noch Künftigen ſprechen durften; nur das Gegenwärtige ſollte ſie beſchäftigen.

Jarno, der von bergmänniſchen Unternehmungen und den dazu erforderlichen Kenntniſſen und Thatfähigkeiten den Sinn voll hatte, trug Wilhelm'en auf das Genaueſte und Vollſtändigſte mit Leidenſchaft vor, was er ſich Alles in beiden Welttheilen von ſolchen Kunſteinſichten und Fertigkeiten verſpreche; wovon ſich jedoch der Freund, der immer nur im menſchlichen Herzen den wahren Schatz geſucht, kaum einen Begriff machen konnte, vielmehr zuletzt lächelnd erwiederte: „So ſtehſt Du ja mit Dir ſelbſt im Widerſpruch, indem Du erſt in Deinen ältern Tagen Dasjenige zu treiben anfängſt, wozu man von Jugend auf ſollte eingeleitet ſein.“ — „Keineswegs!“ erwiederte Jener: „denn eben, daß ich in meiner Kindheit bei einem liebenden Oheim, einem hohen Bergbeamten, erzogen wurde, daß ich mit den Pochjungen groß geworden bin, auf dem Berggraben mit ihnen kleine Rindenſchiffchen niederfahren ließ, Das hat mich zurück in dieſen Kreis geführt, wo ich mich nun wieder behaglich und vergnügt fühle. Schwerlich kann dieſer Köhlerdampf Dir zuſagen wie mir, der ich ihn von Kindheit auf als Weihrauch einzuſchlürfen gewohnt bin. Ich habe viel in der Welt verſucht und immer Dasſelbe gefunden: in der Gewohnheit ruht das einzige Behagen des Menſchen; ſelbſt das Unangenehme, woran wir uns gewöhnten, vermiſſen wir ungern. Ich quälte mich ein Mal gar lange mit einer Wunde, die nicht heilen wollte; und als ich endlich genas, war es mir höchſt unangenehm, als der Chirurg ausblieb, ſie nicht mehr verband und das Frühſtück nicht mehr mit mir einnahm.“

„Ich möchte aber doch,“ verſetzte Wilhelm, „meinem Sohn einen freiern Blick über die Welt verſchaffen, als ein beſchränktes Handwerk zu geben vermag. Man umgrenze den Menſchen, wie man wolle, ſo ſchaut er doch zuletzt in ſeiner Zeit umher; und wie kann er die begreifen, wenn er nicht einiger Maßen weiß, was vorgegangen iſt? Und müßte er nicht mit Erſtaunen in jeden Gewürzladen eintreten, wenn er keinen Begriff von den Ländern hätte, woher dieſe unentbehrlichen Seltenheiten bis zu ihm gekommen ſind?“

„Wozu die Umſtände?“ verſetzte Jarno; „leſe er die Zeitungen wie jeder Philiſter, und trinke Caffee wie jede alte Frau. Wenn Du es aber doch nicht laſſen kannſt und auf eine vollkommene Bildung ſo verſeſſen biſt, ſo begreif' ich nicht, wie Du ſo blind ſein kannſt, wie Du noch lange ſuchen magſt, wie Du nicht ſiehſt, daß Du Dich ganz in der Nähe einer vortrefflichen Erziehungsanſtalt befindeſt.“ — „In der Nähe!“ ſagte Wilhelm und ſchüttelte den Kopf. — „Freilich,“ verſetzte Jener: „was ſiehſt Du hier?“ — „Wo denn?“ — „Grad' hier vor der Naſe.“ Jarno ſtreckte ſeinen Zeigefinger aus und deutete und rief ungeduldig: „Was iſt denn Das?“ — Nun denn!“ ſagte Wilhelm, „ein Kohlenmeiler; aber was ſoll Das hierzu?“ — „Gut! endlich! ein Kohlenmeiler! Wie verfährt man, um ihn anzurichten?“ — „Man ſtellt Scheite an und über einander.“ — „Wenn Das gethan iſt, was geſchieht ferner?“ — „Wie mir ſcheint,“ ſagte Wilhelm, „willſt Du auf Socratiſche Weiſe mir die Ehre anthun, mir begreiflich zu machen, mich bekennen zu laſſen, daß ich äußerſt abſurd und dickſtirnig ſei.“

„Keineswegs!“ verſetzte Jarno: „fahre fort, mein Freund, pünctlich zu antworten. Alſo! was geſchieht nun, wenn der regelmäßige Holzſtoß dicht und doch luftig geſchichtet worden?“ — „Nun denn! man zündet ihn an.“ — Und wenn er nun durchaus entzündet iſt, wenn die Flamme durch jede Ritze durchſchlägt, wie beträgt man ſich? Läßt man's fortbrennen?“ — Keines-

wegs! Man deckt eilig mit Rasen und Erde, mit Kohlengestübe und was man bei der Hand hat, die durch und durchdringende Flamme zu." — „Um sie auszulöschen?" — Keineswegs! um sie zu dämpfen." — „Und also läßt man ihr soviel Luft als nöthig, daß sich Alles mit Gluth überziehe, damit Alles recht gahr werde. Alsdann verschließt man jede Ritze, verhindert jeden Ausbruch, damit ja Alles nach und nach in sich selbst verlösche, verkohle, verkühle, zuletzt auseinander gezogen, als verkäufliche Waare an Schmied und Schlosser, an Bäcker und Koch abgelassen und, wenn es zu Nutzen und Frommen der lieben Christenheit genugsam gedient, als Asche von Wäscherinnen und Seifensiedern verbraucht werde."

„Nun," versetzte Wilhelm lachend: „in Bezug auf dieses Gleichniß, wie siehst Du Dich denn an?" „Das ist nicht schwer zu sagen," erwiederte Jarno; „ich halte mich für einen alten Kohlenkorb tüchtig buchener Kohlen; dabei aber erlaub' ich mir die Eigenheit, mich nur um mein' selbst willen zu verbrennen, deßwegen ich denn den Leuten gar wunderlich vorkomme." — „Und mich?" sagte Wilhelm, „wie wirst Du mich behandeln?" — „Jetzt besonders", sagte Jarno, „seh' ich Dich an, wie einen Wanderstab, der die wunderliche Eigenschaft hat, in jeder Ecke zu grünen, wo man ihn hinstellt, nirgends aber Wurzel zu fassen. Nun male Dir das Gleichniß weiter aus und lerne begreifen, wenn weder Förster noch Gärtner, weder Köhler noch Tischler, noch irgend ein Handwerker aus Dir Etwas zu machen weiß."

Unter solchem Gespräch nun zog Wilhelm, ich weiß nicht, zu welchem Gebrauch, Etwas aus dem Busen, das halb wie eine Brieftasche, halb wie ein Besteck aussah, und von Montan als ein Altbekanntes angesprochen wurde. Unser Freund läugnete nicht, daß er es als eine Art von Fetisch bei sich trage, in dem Aberglauben, sein Schicksal hange gewissermaßen von dessen Besitz ab.

Was es aber gewesen, dürfen wir an dieser Stelle dem Leser noch nicht vertrauen, soviel aber müssen wir sagen, daß hieran sich ein Gespräch anknüpfte, dessen Resultate sich endlich dahin ergaben, daß Wilhelm bekannte: wie er schon längst genöthigt sei, einem gewissen besondern Geschäft, einer ganz eigentlich nützlichen Kunst sich zu widmen, vorausgesetzt, Montan werde sich bei den Verbündeten dahin verwenden, daß die lästigste aller Lebensbedingungen, nicht länger als drei Tage an einem Orte zu verweilen, baldigst aufgehoben und ihm vergönnt werde, sich zu Erreichung seines Zweckes da oder dort, wie es ihm belieben möge, sich aufzuhalten. Dieß versprach Montan zu bewirken, nachdem Jener feierlich angelobt hatte, die vertraulich ausgesprochene Absicht unablässig zu verfolgen, und den ein Mal gefaßten Vorsatz auf das Treulichste festzuhalten.

Dieses Alles ernstlich durchsprechend und einander unablässig erwiederend, waren sie von ihrer Nachtstätte, wo sich eine wunderlich verdächtige Gesellschaft nach und nach versammelt hatte, bei Tagesanbruch aus dem Wald auf eine Blöße gekommen, an der sie einiges Wild antrafen, das besonders dem fröhlich auffassenden Felix viel Freude machte. Man bereitete sich zum Scheiden; denn hier deuteten die Pfade nach verschiedenen Himmelsgegenden. Fitz ward nun über die verschiedenen Richtungen befragt, der aber zerstreut schien und gegen seine Gewohnheit verworrene Antworten gab.

„Du bist überhaupt ein Schelm," sagte Jarno; „diese Männer heute Nacht, die sich um uns herum setzten, kanntest Du alle. Es waren Holzhauer und Bergleute, Das mochte hingehen; aber die letzten halt' ich für Schmuggler, für Wilddiebe; und der Lange, ganz Letzte, der immer Zeichen in den Sand schrieb und den die Andern mit einiger Achtung behandelten, war gewiß ein Schatzgräber, mit dem Du unter der Decke spielst."

„Es sind Alles gute Leute," ließ Fitz sich darauf vernehmen; „sie nähren sich kümmerlich; und wenn sie manchmal Etwas thun, was die Andern verbieten, so sind es arme Teufel, die sich selbst Etwas erlauben müssen, nur um zu leben."

Eigentlich aber war der kleine schelmische Junge, da er Vorbereitungen der Freunde sich zu trennen bemerkte, nachdenklich: er überlegte sich Etwas im Stillen; denn er stand zweifelhaft, welchem von beiden Theilen er folgen sollte. Er berechnete seinen Vortheil: Vater und Sohn gingen leichtsinnig mit dem Silber um, Jarno aber gar mit dem Golde; Diesen nicht loszulassen, hielt er für's Beste. Daher ergriff er sogleich eine dargebotene Gelegenheit, und als im Scheiden Jarno zu ihm sagte: „Nun, wenn ich nach St. Joseph komme, will ich sehen, ob Du ehrlich bist; ich werde den Kreuzstein und den verfallenden Altar suchen." „Ihr werdet Nichts finden," sagte Fitz, „und ich werde doch ehrlich bleiben; der Stein ist dorther, aber ich habe sämmtliche Stücke weggeschafft und sie hier oben verwahrt. Es ist ein kostbares Gestein; ohne dasselbe läßt sich kein Schatz heben; man bezahlt mir ein kleines Stück gar theuer. Ihr hattet ganz recht; daher kam meine Bekanntschaft mit dem hagern Manne."

Nun gab es neue Verhandlungen; Fitz verpflichtete sich an Jarno, gegen einen nochmaligen Ducaten, in mäßiger Entfernung ein tüchtiges

Stück dieses seltenen Mineral's zu verschaffen, wogegen er den Gang nach dem Riesenschloß abrieth, weil aber dennoch Felix darauf bestand, dem Boten einschärfte, die Reisenden nicht zu tief hineinzulassen; denn Niemand finde sich aus diesen Höhlen und Klüften jemals wieder heraus. Man schied, und Fitz versprach zu guter Zeit in den Hallen des Riesenschlosses wieder einzutreffen.

Der Bote schritt voran, die Beiden folgten: Jener war aber kaum den Berg eine Strecke hinaufgestiegen, als Felix bemerkte: man gehe nicht den Weg, auf welchen Fitz gedeutet habe. Der Bote versetzte jedoch: „Ich muß es besser wissen; denn erst in diesen Tagen hat ein gewaltiger Sturm die nächste Waldstrecke niedergestürzt; die kreuzweis über einander geworfenen Bäume versperren diesen Weg: folgt mir; ich bring' Euch an Ort und Stelle." Felix verkürzte sich den beschwerlichen Pfad durch lebhaften Schritt und Sprung von Fels zu Fels, und freute sich über sein erworbenes Wissen, daß er nun von Granit zu Granit hüpfe.

Und so ging es aufwärts, bis er endlich auf zusammengestürzten, schwarzen Säulen stehen blieb und auf ein Mal das Riesenschloß vor Augen sah. Wände von Säulen ragten auf einem einsamen Gipfel hervor, geschlossene Säulenwände bildeten Pforten an Pforten, Gänge nach Gängen. Endlich warnte der Bote, sich nicht hinein zu verlieren; und an einem sonnigen, über weite Aussicht gebietenden Flecke die Aschenspur seiner Vorgänger bemerkend, war er geschäftig, ein prasselndes Feuer zu unterhalten. Indem er nun an solchen Stellen eine frugale Kost zu bereiten schon gewohnt war, und Wilhelm in der himmelweiten Aussicht von der Gegend nähere Erkundigung einzog, durch die er zu wandern gedachte, war Felix verschwunden; er mußte sich in die Höhle verloren haben; auf Rufen und Pfeifen antwortete er nicht und kam nicht wieder zum Vorschein.

Wilhelm aber, der, wie es einem Pilger ziemt, auf manche Fälle vorbereitet war, brachte aus seiner Jagdtasche einen Knaul Bindfaden hervor, band ihn sorgfältig fest und vertraute sich dem leitenden Zeichen, an dem er seinen Sohn hineinzuführen schon die Absicht gehabt hatte. So ging er vorwärts und ließ von Zeit zu Zeit sein Pfeifchen erschallen, lange vergebens. Endlich aber erklang aus der Tiefe ein schneidender Pfiff, und bald darauf schaute Felix am Boden aus einer Kluft des schwarzen Gesteines hervor. „Bist Du allein?" lispelte bedenklich der Knabe. — „Ganz allein!" versetzte der Vater. — „Reiche mir Scheite! reiche mir Knittel!" sagte der Knabe, empfing sie und verschwand, nachdem er ängstlich gerufen hatte: „Laß Niemand in die Höhle!" Nach einiger Zeit aber tauchte er wieder auf, forderte noch längeres und stärkeres Holz. Der Vater harrte sehnlich auf die Lösung dieses Räthsels. Endlich erhub sich der Verwegene schnell aus der Spalte und brachte ein Kästchen mit, nicht größer als ein kleiner Octav-Band, von prächtigem altem Ansehn; es schien von Gold zu sein, mit Schmelz geziert. „Stecke es zu Dir, Vater, und laß es Niemanden sehn!" Er erzählte darauf mit Hast, wie er, aus innerm, geheimem Antrieb, in jene Spalte gekrochen sei und unten einen dämmerhellen Raum gefunden habe. In demselben stand, wie er sagte, ein großer, eiserner Kasten, zwar nicht verschlossen, dessen Deckel jedoch nicht zu erheben, kaum zu lüften war. Um nun darüber Herr zu werden, habe er die Knittel verlangt, um sie theils als Stützen unter den Deckel zu stellen, theils als Keile dazwischen zu schieben; zuletzt habe er den Kasten zwar leer, in einer Ecke desselben jedoch das Prachtbüchlein gefunden. Sie versprachen sich deshalb beiderseits ein tiefes Geheimniß.

Mittag war vorüber; Etwas hatte man genossen; Fitz war noch nicht, wie er versprochen, gekommen; Felix aber, besonders unruhig, sehnte sich von dem Orte weg, wo der Schatz irdischer oder unterirdischer Forderung ausgesetzt schien. Die Säulen kamen ihm schwärzer, die Höhlen tiefer vor. Ein Geheimniß war ihm aufgeladen, ein Besitz, – rechtmäßig oder unrechtmäßig? sicher oder unsicher? Die Ungeduld trieb ihn von der Stelle; er glaubte, die Sorge los zu werden, wenn er den Platz veränderte.

Sie schlugen den Weg ein nach jenen ausgedehnten Gütern des großen Landbesitzers, von dessen Reichthum und Sonderbarkeiten man ihnen soviel erzählt hatte. Felix sprang nicht mehr wie am Morgen, und alle drei gingen Stunden lang vor sich hin. Einige Mal wollt' er das Kästchen sehn; der Vater, auf den Boden hindeutend, wies ihn zur Ruhe. Nun war er voll Verlangen, Fitz möge kommen. Dann scheute er sich wieder vor dem Schelmen; bald pfiff er, um ein Zeichen zu geben; dann reute ihn schon, es gethan zu haben; und so dauerte das Schwanken immerfort, bis Fitz endlich sein Pfeifchen aus der Ferne hören ließ. Er entschuldigte sein Ausbleiben vom Riesenschlosse; er habe sich mit Jorno verspätet; der Windbruch habe ihn gehindert; dann forschte er genau, wie es ihnen zwischen Säulen und Höhlen gegangen sei, wie tief sie vorgedrungen? Felix erzählte ihm ein Mährchen über das andere, halb übermüthig, halb verlegen; er sah den Vater lächelnd an, zupfte ihn verstohlen und that alles Mögliche, um an den Tag zu geben, daß er heimlich besitze und daß er sich verhehle.

Sie waren endlich auf einen Fahrweg gelangt, der sie bequem zu jenen Besitzthümern hinführen sollte; Fitz aber behauptete, einen nähern und bessern Weg zu kennen, auf welchem der Bote sie nicht begleiten wollte, und den geraden, breiten, eingeschlagenen Weg vor sich hinging. Die beiden Wanderer vertrauten dem losen Jungen und glaubten wohl gethan zu haben; denn nun ging es steil den Berg hinab, durch einen Wald der hoch- und schlankstämmigsten Lerchenbäume, der, immer durchsichtiger werdend, ihnen zuletzt die schönste Besitzung, die man sich nur denken kann, im klarsten Sonnenlichte sehen ließ.

Ein großer Garten, nur der Fruchtbarkeit, wie es schien, gewidmet, lag, obgleich mit Obstbäumen reichlich ausgestattet, offen vor ihren Augen, indem er regelmäßig, in mancherlei Abtheilungen, einen, zwar im Ganzen abhängigen, doch aber mannigfaltig bald erhöhten, bald vertieften Boden bedeckte. Mehrere Wohnhäuser lagen darin zerstreut, so daß der Raum verschiedenen Besitzern anzugehören schien, der jedoch, wie Fitz versicherte, von einem einzigen Herrn beherrscht und benutzt ward. Ueber den Garten hinaus erblickten sie eine unabsehbare Landschaft, reichlich bebaut und bepflanzt. Sie konnten See'n und Flüsse deutlich unterscheiden.

Sie waren den Berg hinab immer näher gekommen und glaubten nun, sogleich im Garten zu sein, als Wilhelm stutzte und Fitz seine Schadenfreude nicht verbarg: denn eine jähe Kluft am Fuße des Berges that sich vor ihnen auf und zeigte gegenüber eine bisher verborgene, hohe Mauer, schroff genug von außen, obgleich von innen durch das Erdreich völlig ausgefüllt. Ein tiefer Graben trennte sie also von dem Garten, in den sie unmittelbar hineinsahen. — „Wir haben noch hinüber einen ziemlichen Umweg zu machen," sagte Fitz, „wenn wir die Straße, die hineinführt, erreichen wollen. Doch weiß ich auch einen Eingang von dieser Seite, wo wir um ein Gutes näher gehen. Die Gewölbe, durch die das Regenwasser bei Regengüssen in den Garten geregelt hineinstürzt, öffnen sich hier; sie sind hoch und breit genug, daß man mit ziemlicher Bequemlichkeit hindurchkommen kann." Als Felix von Gewölben hörte, konnte er vor Begierde sich nicht lassen, diesen Eingang zu betreten. Wilhelm folgte den Kindern, und sie stiegen zusammen die ganz trocken liegenden, hohen Stufen dieser Zuleitungsgewölbe hinunter. Sie befanden sich bald im Hellen, bald im Dunkeln, je nachdem von Seitenöffnungen her das Licht hereinfiel, oder von Pfeilern und Wänden aufgehalten ward. Endlich gelangten sie auf einen ziemlich gleichen Fleck und schritten langsam vor, als auf ein Mal in ihrer Nähe ein Schuß fiel, zu gleicher Zeit sich zwei verborgene Eisengitter schlossen und von beiden Seiten einsperrten. Zwar nicht die ganze Gesellschaft, nur Wilhelm und Felix waren gefangen. Denn Fitz, als der Schuß fiel, sprang sogleich rückwärts, und das zuschlagende Gitter faßte nur seinen weiten Ermel; er aber, sehr geschwind das Jäckchen abwerfend, war entflohen, ohne sich einen Augenblick aufzuhalten.

Die beiden Eingekerkerten hatten kaum Zeit, sich von ihrem Erstaunen zu erholen, als sie Menschenstimmen vernahmen, welche sich langsam zu nähern schienen. Bald darauf traten Bewaffnete mit Fackeln an die Gitter und neugierigen Blicks, was sie für einen Fang möchten gethan haben. Sie fragten zugleich, ob man sich gutwillig ergeben wolle. — „Hier kann von keinem Ergeben die Rede sein," versetzte Wilhelm; „wir sind in Eurer Gewalt. Eher haben wir Ursache zu fragen, ob Ihr uns schonen wollt. Die einzige Waffe, die wir bei uns haben, liefere ich Euch aus," und mit diesen Worten reichte er seinen Hirschfänger durch's Gitter; dieses öffnete sich sogleich, man führte ganz gelassen die Ankömmlinge mit sich vorwärts; und als man sie einen Wendelstieg hinaufgebracht hatte, befanden sie sich bald an einem seltsamen Orte; es war ein geräumiges, reinliches Zimmer, durch kleine unter dem Gesimse hergehende Fenster erleuchtet, die, ungeachtet der starken Eisenstäbe, Licht genug verbreiteten. Für Sitze, Schlafstellen und was man allenfalls sonst in einer mäßigen Herberge verlangen könnte, war gesorgt, und es schien, Dem, der sich hier befand, Nichts als die Freiheit zu fehlen.

Wilhelm hatte sich bei seinem Eintritt sogleich niedergesetzt und überdachte den Zustand; Felix hingegen, nachdem er sich von dem Erstaunen erholt hatte, brach in eine unglaubliche Wuth aus. Diese steilen Wände, diese hohen Fenster, diese festen Thüren, diese Abgeschlossenheit, diese Einschränkung war ihm ganz neu. Er sah sich um, er rannte hin und her, stampfte mit den Füßen, weinte, rüttelte an den Thüren, schlug mit den Fäusten dagegen, ja er war im Begriff, mit dem Schädel dawider zu rennen, hätte nicht Wilhelm ihn gefaßt und mit Kraft festgehalten.

„Besinn' Dich nur ganz gelassen, mein Sohn," fing der Vater an; „denn Ungeduld und Gewalt helfen uns nicht aus dieser Lage. Das Geheimniß wird sich aufklären; aber ich müßte mich höchlich irren, oder wir sind in keine schlechten Hände gefallen. Betrachte diese Inschriften: „Dem Unschuldigen Befreiung und Ersatz, dem Verführten Mitleiden, dem Schuldigen ahnende Gerechtigkeit." Alles Dieses zeigt uns an, daß diese Anstalten Werke der Nothwendig-

keit, nicht der Grausamkeit sind. Der Mensch hat nur allzu sehr Ursache, sich vor dem Menschen zu schützen. Der Mißwollenden gibt es gar Viele, der Mißthätigen nicht Wenige, und um zu leben, wie sich's gehört, ist nicht genug, immer wohlzuthun."

Felix hatte sich zusammengenommen, warf sich aber sogleich auf eine der Lagerstätten, ohne weiteres Aeußern noch Erwiedern. Der Vater ließ nicht ab und sprach ferner: „Laß Dir diese Erfahrung, die Du so früh und unschuldig machst, ein lebhaftes Zeugniß bleiben, in welchem und in was für einem vollkommenen Jahrhunderte Du geboren bist. Welchen Weg mußte nicht die Menschheit machen, bis sie dahin gelangte, auch gegen Schuldige gelind, gegen Verbrecher schonend, gegen Unmenschliche menschlich zu sein! Gewiß waren es Männer göttlicher Natur, die Dieß zuerst lehrten, die ihr Leben damit zubrachten, die Ausübung möglich zu machen und zu beschleunigen. Des Schönen sind die Menschen selten fähig, öfter des Guten; und wie hoch müssen wir daher Diejenigen halten, die Diese [illegible] Aufopferungen zu befördern suchten!"

Diese tröstlich belehrenden Worte, welche die Absicht der einschließenden Uebung völlig rein ausdrückten, hatte Felix nicht vernommen; er lag im tiefsten Schlafe, schöner und frischer als je; denn eine Leidenschaft, wie sie ihn sonst nicht leicht ergriff, hatte sein ganzes Innerste auf die vollen Wangen hervorgetrieben. Ihn mit Gefälligkeit beschauend, stand der Vater, als ein wohlgebildeter junger Mann hereintrat, der, nachdem er den Ankömmling einige Zeit freundlich angesehen, anfing, ihn über die Umstände zu befragen, die ihn auf den ungewöhnlichen Weg und in diese Falle geführt hätten. Wilhelm erzählte die Begebenheit ganz schlicht, überreichte ihm einige Papiere, die seine Person aufzuklären dienten, und berief sich auf den Boten, der nun bald auf dem ordentlichen Wege, von einer andern Seite anlangen müsse. Als dieses Alles so weit im Klaren war, ersuchte der Beamte seinen Gast, ihm zu folgen. Felix war nicht zu erwecken; die Untergebenen trugen ihn daher auf der tüchtigen Matratze, wie ehemals den unbewußten Ilyß, in die freie Luft.

Wilhelm folgte dem Beamten in ein schönes Gartenzimmer, wo Erfrischungen aufgesetzt wurden, die er gewiß genießen sollte; indessen Jener ging, an höherer Stelle Bericht abzustatten. Als Felix, erwachend, ein gedecktes Tischchen, Obst, Wein, Zwieback und zugleich die Heiterkeit der offen stehenden Thüre bemerkte, ward es ihm ganz wunderlich zu Muthe. Er läuft hinaus, er kehrt zurück, er glaubt geträumt zu haben, und hatte bald bei so guter Kost und so angenehmer Umgebung den vorhergegangenen Schrecken und alle Bedrängniß, wie einen schweren Traum am hellen Morgen, vergessen.

Der Bote war angelangt, der Beamte kam mit ihm und einem andern ältlichen noch freundlichern Manne zurück, und die Sache klärte sich folgender Gestalt auf. Der Herr dieser Besitzung, im höhern Sinne wohlthätig, daß er Alles um sich her zum Thun und Schaffen aufregte, hatte aus seinen unendlichen Baumschulen, seit mehrern Jahren, fleißigen und sorgfältigen Anbauern die jungen Stämme umsonst, Nachlässigen um einen gewissen Preis, und Denen, die damit handeln wollten, gleichfalls, doch um einen billigen, überlassen. Aber auch diese beiden Klassen forderten umsonst, was die Würdigen umsonst erhielten; und da man ihnen nicht nachgab, suchten sie die Stämme zu entwenden. Auf mancherlei Weise war es ihnen gelungen. Dieses verdroß den Besitzer um so mehr, da nicht allein die Baumschulen geplündert, sondern auch durch Uebereilung verderbt worden waren. Man hatte Spur, daß sie durch die Wasserleitung hereingekommen, und deßhalb eine solche Gitterfalle mit einem Selbstschuß eingerichtet, der aber nur als Zeichen gelten sollte. Der kleine Knabe hatte sich unter mancherlei Vorwänden im Garten sehen lassen; und es war Nichts natürlicher, als daß er aus Kühnheit und Schelmerei die Fremden einen Weg führen wollte, den er früher zu anderm Zwecke ausgefunden. Man hätte gewünscht, seiner habhaft zu werden; indessen wurde sein Wämschen unter andern gerichtlichen Gegenständen aufgehoben.

Fünftes Capitel.

Auf dem Wege nach dem Schlosse fand unser Freund zu seiner Verwunderung Nichts, was einem ältern Lustgarten oder einem modernen Park ähnlich gewesen wäre; gradlinig gepflanzte Fruchtbäume, Gemüsefelder, große Strecken mit Heilkräutern bestellt, und was nur irgend brauchbar konnte geachtet werden, überfah er auf sanft abhängiger Fläche mit einem Blicke. Ein von hohen Linden umschatteter Platz breitete sich würdig als Vorhalle des ländlichen Gebäudes; eine lange daranstoßende Allee, gleichen Wuchses und Würde, gab zu jeder Stunde des Tags Gelegenheit, im Freien zu verkehren und zu lustwandeln. Eintretend in das Schloß, fand er die Wände der Hausflur auf eine eigene Weise bekleidet; große geographische Abbildungen aller vier Welttheile fielen ihm in die Augen; stattliche Treppenwände waren gleichfalls mit Abrissen einzelner Reiche geschmückt, und, in den Hauptsaal ein-

gelaſſen, fand er ſich umgeben von Proſpecten der merkwürdigſten Städte, oben und unten eingefaßt von landſchaftlicher Nachbildung der Gegenden, worin ſie gelegen ſind; Alles kunſtreich dargeſtellt, ſo daß die Einzelnheiten, deutlich in die Augen fielen und zugleich ein ununterbrochener Bezug durchaus bemerkbar blieb.

Der Hausherr, ein kleiner, lebhafter Mann von Jahren, bewillkommte den Gaſt und fragte, ohne weitere Einleitung, gegen die Wände deutend: ob ihm vielleicht eine dieſer Städte bekannt ſei, und ob er daſelbſt jemals ſich aufgehalten. Von Manchem konnte nun der Freund auslangende Rechenſchaft geben und beweiſen, daß er mehrere Orte nicht allein geſehen, ſondern auch ihre Zuſtände und Eigenheiten gar wohl zu bemerken gewußt.

Der Hausherr klingelte und befahl einZimmer den beiden Ankömmlingen anzuweiſen, auch ſie ſpäter zum Abendeſſen zu führen; Dieß geſchah denn auch. In einem großen Erdſaale entgegneten ihm zwei Frauenzimmer, wovon die Eine mit großer Heiterkeit zu ihm ſprach: „Sie finden hier kleine Geſellſchaft, aber gute: ich, die jüngere Nichte, heiße Herſilie; Dieſe, meine ältere Schweſter, nennt man Juliette: die beiden Herren ſind Vater und Sohn, Beamte, die Sie kennen, Hausfreunde, die alles Vertrauens genießen, das ſie verdienen. Setzen wir uns! Die beiden Frauenzimmer nahmen Wilhelm'en in die Mitte; die Beamten ſaßen an beiden Enden, Felix an der andern langen Seite, wo er ſich ſogleich Herſilie'n gegenüber gerückt hatte und kein Auge von ihr verwendete.

Nach vorläufigem, allgemeinem Geſpräch ergriff Herſilie Gelegenheit, zu ſagen: „Damit der Fremde deſto ſchneller mit uns vertraut und in unſere Geſellſchaft eingeweiht werde, muß ich bekennen, daß bei uns viel geleſen wird, und daß wir uns, aus Zufall, Neigung, auch wohl Widerſpruchsgeiſt in die verſchiedenen Litteraturen getheilt haben. Der Oheim iſt für's Italieniſche; die Dame hier nimmt es nicht übel, wenn man ſie für eine vollendete Engländerinn hält; ich aber halte mich an die Franzoſen, ſofern ſie heiter und zierlich ſind. Hier, Amtmann Papa, erfreut ſich des Deutſchen Alterthums, und der Sohn mag denn, wie billig, dem neuern, jüngern ſeinen Antheil zuwenden. Hiernach werden Sie uns beurtheilen, hiernach Theil nehmen, einſtimmen oder ſtreiten; in jedem Sinne werden Sie willkommen ſein. Und in dieſem Sinne belebte ſich auch die Unterhaltung.

Indeſſen war die Richtung der feurigen Blicke des ſchönen Felix Herſilie'n keineswegs entgangen: ſie fühlte ſich überraſcht und geſchmeichelt, und ſendete ihm die vorzüglichſten Biſſen, die er freudig und dankbar empfing. Nun aber, als er bei'm Nachtiſch über einen Teller Aepfel zu ihr hinſah, glaubte ſie in den reizenden Früchten ebenſo viel Rivale zu erblicken. Gedacht, gethan; ſie faßte einen Apfel und reichte ihn dem heranwachſenden Abenteurer über den Tiſch hinüber; Dieſer, haſtig zugreifend, fing ſogleich zu ſchälen an; unverwandt aber nach der reizenden Nachbarinn hinblickend, ſchnitt er ſich tief in den Daumen. Das Blut floß lebhaft; Herſilie ſprang auf, bemühte ſich um ihn, und als ſie das Blut geſtillt, ſchloß ſie die Wunde mit engliſchem Waſſer aus ihrem Beſteck. Indeſſen hatte der Knabe ſie angefaßt und wollte ſie nicht loslaſſen; die Störung ward allgemein, die Tafel aufgehoben und man bereitete ſich zu ſcheiden.

„Sie leſen doch auch vor Schlafengehen?“ ſagte Herſilie zu Wilhelm, „ich ſchicke Ihnen ein Manuſcript, eine Ueberſetzung aus dem Franzöſiſchen von meiner Hand, und Sie ſollen ſagen, ob Ihnen viel Artigeres vorgekommen iſt. Ein verrücktes Mädchen tritt auf! Das möchte keine ſonderliche Empfehlung ſein. Aber wenn ich jemals närriſch werden möchte, wie mir manchmal die Luſt ankommt, ſo wär' es auf dieſe Weiſe.“

Die pilgernde Thörinn.

Herr von Revanne, ein reicher Privat-Mann, beſitzt die ſchönſten Ländereien ſeiner Provinz. Nebſt Sohn und Schweſter bewohnt er ein Schloß, das eines Fürſten würdig wäre; und in der That, wenn ſein Park, ſeine Waſſer, ſeine Pachtungen, ſeine Manufacturen, ſein Hauswesen auf ſechs Meilen umher die Hälfte der Einwohner ernähren, ſo iſt er durch ſein Anſehn und durch das Gute, das er ſtiftet, wirklich ein Fürſt.

Vor einigen Jahren ſpazirte er an den Mauern ſeines Park's hin auf der Heerſtraße und ihm gefiel, in einem Luſtwäldchen auszuruhen, wo der Reiſende gern verweilt. Hochſtämmige Bäume ragen über junges, dichtes Gebüſch; man iſt vor Wind und Sonne geſchützt; ein ſauber gefaßter Brunnen ſendet ſeine Waſſer über Wurzeln, Steine und Raſen. Der Spazirende hatte, wie gewöhnlich, Buch und Flinte bei ſich. Nun verſuchte er zu leſen, öfters durch Geſang der Vögel, manchmal durch Wanderſchritte angenehm abgezogen und zerſtreut.

Ein ſchöner Morgen war im Vorrücken, als jung und liebenswürdig ein Frauenzimmer ſich gegen ihn her bewegte. Sie verließ die Straße, indem ſie ſich Ruhe und Erquickung an dem friſchen Orte zu verſprechen ſchien, wo er ſich befand. Sein Buch fiel ihm aus den Händen, überraſcht wie er war. Die Pilgerinn mit den

Mephistopheles.

Mein guter Freund, das wird sich alles geben,
Sobald du dir vertraust, sobald weißt du zu leben.

Faust.

Wie kommen wir denn aus dem Haus?
Wo hast du Pferde, Knecht und Wagen?

Mephistopheles.

Wir breiten nur den Mantel aus,
Der soll uns durch die Lüfte tragen.
Du nimmst bey diesem kühnen Schritt
Nur keinen großen Bündel mit.
Ein Bißchen Feuerluft, die ich bereiten werde,
Hebt uns behend von dieser Erde.
Und sind wir leicht, so geht es schnell hinauf;
Ich gratulire dir zum neuen Lebenslauf.

ſchönſten Augen von der Welt und einem Geſicht, durch Bewegung angenehm belebt, zeichnete ſich an Körperbau, Gang und Anſtand dergeſtalt aus, daß er unwillkürlich von ſeinem Platze aufſtand und nach der Straße blickte, um das Gefolge kommen zu ſehen, das er hinter ihr vermuthete. Dann zog die Geſtalt abermals, indem ſie ſich edel gegen ihn verbeugte, ſeine Aufmerkſamkeit an ſich, und ehrerbietig erwiederte er den Gruß. Die ſchöne Reiſende ſetzte ſich an den Rand des Quells, ohne ein Wort zu ſagen und mit einem Seufzer.

„Seltſame Wirkung der Sympathie!“ rief Herr von Revanne, als er mir die Begebenheit erzählte: „dieſer Seufzer ward in der Stille von mir erwiedert. Ich blieb ſtehen, ohne zu wiſſen, was ich ſagen oder thun ſollte. Meine Augen waren nicht hinreichend, dieſe Vollkommenheiten zu faſſen. Ausgeſtreckt wie ſie lag, auf einen Ellbogen gelehnt, es war die ſchönſte Frauengeſtalt, die man ſich denken konnte! Ihre Schuhe gaben mir zu eignen Betrachtungen Anlaß; ganz beſtaubt deuteten ſie auf einen langen zurückgelegten Weg; und doch waren ihre ſeidenen Strümpfe ſo blank, als wären ſie eben unter dem Glättſtein hervorgegangen. Ihr aufgezogenes Kleid war nicht zerdrückt; ihre Haare ſchienen Roſen Morgen erſt gelockt; feines Weißzeug, feine Spitzen; ſie war angezogen, als wenn ſie zum Balle gehen ſollte. Auf eine Landſtreicherinn deutete Nichts an ihr, und doch war ſie's, aber eine beklagenswerthe, eine verehrungswürdige.“

„Zuletzt benutzte ich einige Augenblicke, die ſie auf mich warf, ſie zu fragen, ob ſie allein reiſe. „Ja, mein Herr,“ ſagte ſie; „ich bin allein auf der Welt.“ — „Wie, Madam, Sie ſollten ohne Eltern, ohne Bekannte ſein?“ — „Das wollte ich eben nicht ſagen, mein Herr. Eltern hab' ich und Bekannte genug; aber keine Freunde.“ — „Daran,“ fuhr ich fort, „können Sie wohl unmöglich Schuld ſein. Sie haben eine Geſtalt und gewiß auch ein Herz, denen ſich viel vergeben läßt.“

„Sie fühlte die Art von Vorwurf, den mein Compliment verbarg, und ich mochte mir einen guten Begriff von ihrer Erziehung. Sie öffnete gegen mich zwei himmliſche Augen vom vollkommenſten, reinſten Blau, durchſichtig und glänzend; hierauf ſagte ſie mit edelm Tone: Sie könne es es einem Ehrenmanne, wie ich zu ſein ſcheine, nicht verdenken, wenn er ein junges Mädchen, das er allein auf der Landſtraße treffe, einiger Maßen verdächtig halte: ihr ſei Das ſchon öfter entgegen geweſen; aber, ob ſie gleich fremd ſei, obgleich Niemand das Recht habe, ſie auszuforſchen, ſo bitte ſie doch, zu glauben, daß die Urſache ihrer Reiſe mit der gewiſſenhafteſten Ehrbarkeit beſtehen könne. Urſachen, von denen ſie Niemandem Rechenſchaft ſchuldig ſei, nöthigten ſie, ihre Schmerzen in der Welt umherzuführen. Sie habe gefunden, daß die Gefahren, die man für ihr Geſchlecht befürchte, nur eingebildet ſeien, und daß die Ehre eines Weibes, ſelbſt unter Straßenräubern, nur bei Schwäche des Herzens und der Grundſätze Gefahr laufe.“

„Uebrigens gehe ſie nur zu Stunden und auf Wegen, wo ſie ſich ſicher glaube, ſpreche nicht mit Jedermann und verweile manchmal an ſchicklichen Orten, wo ſie ihren Unterhalt erwerben könne durch Dienſtleiſtung in der Art, wonach ſie erzogen worden. Hier ſank ihre Stimme, ihre Augenlieder neigten ſich und ich ſah einige Thränen ihre Wangen herabfallen.“

„Ich verſetzte darauf, daß ich keineswegs an ihrem guten Herkommen zweifle, ſo wenig als einem achtungswerthen Betragen. Ich bedaure ſie nur, daß irgend eine Nothwendigkeit ſie zu dienen zwinge, da ſie ſo werth ſcheine, Diener zu finden; und daß ich, ungeachtet einer lebhaften Neugierde, nicht weiter in ſie dringen wolle, vielmehr mich durch ihre nähere Bekanntſchaft zu überzeugen wünſche, daß ſie überall für ihren Ruf eben ſo beſorgt ſei als für ihre Tugend. Dieſe Worte ſchienen ſie abermals zu verletzen; denn ſie antwortete: Namen und Vaterland verberge ſie, eben um des Ruf's willen, der denn doch am Ende meiſtentheils weniger Wirkliches als Muthmaßliches enthalte. Biete ſie ihre Dienſte an, ſo weiſe ſie Zeugniſſe der letzten Häuſer vor, wo ſie Etwas geleiſtet habe, und verhehle nicht, daß ſie über Vaterland und Familie nicht befragt ſein wolle. Darauf beſtimme man ſich und ſtelle dem Himmel oder ihrem Worte die Unſchuld ihres ganzen Lebens und ihre Redlichkeit anheim.“

Aeußerungen dieſer Art ließen keine Geiſtesverwirrung bei der ſchönen Abenteurerinn anwohnen. Herr von Revanne, der einen ſolchen Entſchluß, in die Welt zu laufen, nicht gut begreifen konnte, vermuthete nun, daß man ſie vielleicht gegen ihre Neigung habe verheirathen wollen. Hernach fiel er darauf, ob es nicht etwa gar Verzweiflung aus Liebe ſei; und, wunderlich genug, wie es aber mehr zu gehen pflegt, indem er ihr Liebe für einen Andern zutraute, verliebte er ſich ſelbſt und fürchtete, ſie möchte weiter reiſen. Er konnte ſeine Augen nicht von dem ſchönen Geſicht wegwenden, das von einem grünen Halblichte verſchönert war. Niemals zeigte, wenn es je Nymphen gab, auf den Raſen ſich eine ſchönere hingeſtreckt, und die etwas romanhafte Art dieſer Zuſammenkunft verbreitete einen Reiz, dem er nicht zu widerſtehen vermochte.

Ohne daher die Sache viel näher zu betrachten, bewog Herr von Revanne die schöne Unbekannte, sich nach dem Schlosse führen zu lassen. Sie macht keine Schwierigkeit; sie geht mit und zeigt sich als eine Person, der die große Welt bekannt ist. Man bringt Erfrischungen, welche sie annimmt, ohne falsche Höflichkeit und mit dem anmuthigsten Dank. In Erwartung des Mittagessens zeigt man ihr das Haus. Sie bemerkt nur, was Auszeichnung verdient, es sei an Möbeln, Malerei, oder es betreffe die schickliche Eintheilung der Zimmer. Sie findet eine Bibliothek; sie kennt die guten Bücher, und spricht darüber mit Geschmack und Bescheidenheit. Kein Geschwätz, keine Verlegenheit. Bei Tafel ein ebenso edles und natürliches Betragen und den liebenswürdigsten Ton der Unterhaltung. Soweit ist Alles verständig in ihrem Gespräch, und ihr Character scheint so liebenswürdig wie ihre Person.

Nach der Tafel machte sie ein kleiner muthwilliger Zug noch schöner, und indem sie sich an Fräulein Revanne mit einem Lächeln wendet, sagt sie: es sei ihr Brauch, ihr Mittagsmahl durch eine Arbeit zu bezahlen, und so oft es ihr an Geld fehle, Nähnadeln von den Wirthinnen zu verlangen. Erlauben Sie, fügte sie hinzu, daß ich eine Blume auf einem ihrer Stickrahmen lasse, damit Sie künftig bei deren Anblick der armen Unbekannten sich erinnern mögen. Fräulein von Revanne versetzte darauf: daß es ihr sehr leid thue, keinen aufgezogenen Grund zu haben und deßhalb das Vergnügen, ihre Geschicklichkeit zu bewundern, entbehren müsse. Alsbald wendete die Pilgerin ihren Blick auf das Clavier. So will ich denn, sagte sie, mit Wundmünze abtragen, wie es auch ja sonst schon die Art umherstreifender Sänger war. Sie versuchte das Instrument mit zwei oder drei Vorspielen, die eine sehr geübte Hand ankündigten. Man zweifelte nicht mehr, daß sie ein Frauenzimmer von Stande sei, ausgestattet mit allen liebenswürdigen Geschicklichkeiten. Zuerst war ihr Spiel aufgeweckt und glänzend; dann ging sie zu ernsten Tönen über, zu Tönen einer tiefen Trauer, die man zugleich in ihren Augen erblickte. Sie netzten sich mit Thränen, ihr Gesicht verwandelte sich, ihre Finger hielten an; aber auf ein Mal überraschte sie Jedermann, indem sie ein muthwilliges Lied, mit der schönsten Stimme von der Welt, lustig und lächerlich vorbrachte. Da man in der Folge Ursache hatte, zu glauben, daß diese burleske Romanze sie Etwas näher angehe, so verzeiht man mir wohl, wenn ich sie hier einschalte.

Woher im Mantel so geschwinde,
Da kaum der Tag im Osten graut?
Hat wohl der Freund bei'm scharfen Winde
Auf einer Mondfahrt sich erbaut?

Wer hat ihm seinen Hut genommen?
Mag er mit Willen kahlköpf gehn?
Wie ist er in den Wald gekommen
Auf den beschneiten, wilden Höh'n?

Gar wunderlich von warmer Stätte,
Wo er sich besserm Spaß verspracht,
Und wenn er nicht den Mantel hätte,
Wie gräßlich wäre seine Schmach!
So hat ihn jener Schalk betrogen
Und ihm das Bündel abgepackt:
Der arme Freund ist ausgezogen,
Beinah' wie Adam bloß und nackt.

Warum auch ging er solche Wege
Nach jenem Apfel voll Gefahr,
Der freilich schön im Morgenlichte
Wie sonst im Paradiese war!
Er wird den Scherz nicht leicht erneuen;
Er drückte schnell sich auf dem Haus,
Und bricht auf ein Mal nun im Freien
In bitt're, laute Klagen aus:

Ich lag in ihren Feuerblicken
Doch seine Seele von Verrath!
Sie schien mit mir sich zu entzücken,
Und sann auf solche schwarze That!
Konnt' ich in ihren Armen träumen,
Wie mordrisch der Busen schlug?
Sie hieß den raschen Amor säumen,
Und günstig war er uns genug. —

Sich meiner Liebe zu erfreuen,
Der Nacht, die nie ein Ende nahm,
Und erst die Mutter anzuschreien,
Jetzt eben als der Morgen kam!
Da drang ein Dutzend Anverwandten
Herein, ein wahrer Menschenstrom!
Da kamen Brüder, guckten Tanten,
Da stand ein Vetter und ein Ohm!

Das war ein Toben, war ein Wüthen!
Ein Jeder schien ein and'res Thier.
Da forderten sie Kranz und Blüthen
Mit gräßlichem Geschrei von mir.
Was bringt Ihr Alle, wie von Sinnen,
Auf den unschuld'gen Jüngling ein!
Denn solche Schätze zu gewinnen,
Da muß man viel bedender sein.

Weiß Amor seinem schönen Spiele
Doch immer zeitig nachzugehn:
Er tödt fürwahr nicht in der Mühle
Die Blumen sechzehn Jahre stehn.
Da raubten sie das Kleiderbündel
Und wußten auch den Mantel noch.
Wie war so viel verfluchte Gesindel
Im engen Hause sich versteckt!

Da sprang ich auf und tobt' und fluchte.
Gewiß, kaum Alle [illegible];
Ich sah noch ein Mal die Verruchte,
Und ach, sie war noch immer schön!
Sie Alle wichen meinem Grimme:
Doch flog noch manches wilde Wort:
So macht' ich mich mit Donnerstimme
[illegible] aus der Hölle fort.

Man soll Euch Mädchen auf dem Lande
Wie Mädchen aus den Städten sieh'n!
So lasset doch den Frau'n von Stande
Die Lust, die Diener aufzureih'n.
Doch seid Ihr auch von den Gestalten,
Und kennt Ihr keine zarte Pflicht:
So ändert immer die Gestalten,
Doch sie verrathen müßt Ihr nicht

So sang er in der Winterstunde,
Wo nicht ein armes Hälmchen grünt.
Ich lache seiner tiefen Wunde;
Denn wirklich ist sie wohlverdient.

So geht es Jedem, der am Tage
Sein edles Liebchen frech betrügt,
Und Nachts, mit allzu kühner Wage,
Zu Amor's falscher Mühle kriecht.

Wohl war es bedenklich, daß sie sich auf eine solche Weise vergessen konnte, und dieser Ausfall mochte für ein Anzeichen eines Kopfes gelten, der sich nicht immer gleich war. „Aber", sagte mir Herr von Revanne, „auch wir vergaßen alle Betrachtungen, die wir hätten machen können; ich weiß nicht, wie es zuging. Uns mußte die unaussprechliche Anmuth, womit sie diese Possen vorbrachte, bestochen haben. Sie spielte neckisch, aber mit Einsicht. Ihre Finger gehorchten ihr vollkommen, und ihre Stimme war wirklich bezaubernd. Da sie geendigt hatte, erschien sie so gesetzt wie vorher, und wir glaubten, sie habe nur den Augenblick der Verbannung erheitern wollen."

„Bald darauf bat sie um die Erlaubniß, ihren Weg wieder anzutreten; aber auf meinen Wink sagte meine Schwester: wenn sie nicht zu eilen hätte und die Bewirthung ihr nicht mißfiele, so würde es uns ein Fest sein, sie mehrere Tage bei uns zu sehen. Ich dachte, ihr eine Beschäftigung anzubieten, da sie sich's einmal gefallen ließ, zu bleiben. Doch diesen ersten Tag und den folgenden führten wir sie nur umher. Sie verläugnete sich nicht einen Augenblick: sie war die Vernunft, mit aller Anmuth begabt. Ihr Geist war fein und treffend, ihr Gedächtniß so wohl ausgeziert und ihr Gemüth so schön, daß sie gar oft unsere Bewunderung erregte und alle unsere Aufmerksamkeit festhielt. Dabei kannte sie die Gesetze eines guten Betragens und übte sie gegen einen Jeden von uns, nicht weniger gegen einige Freunde, die uns besuchten, so vollkommen aus, daß wir nicht mehr wußten, wie wir jene Sonderbarkeiten mit einer solchen Erziehung vereinigen sollten."

„Ich wagte wirklich nicht mehr, ihr Dienstvorschläge für mein Haus zu thun. Meine Schwester, der sie angenehm war, hielt es gleichfalls für Pflicht, das Zartgefühl der Unbekannten zu schonen. Zusammen besorgten sie die häuslichen Dinge, und hier ließ sich das gute Kind öfters bis zur Handarbeit herunter und wußte sich gleich darauf in Alles zu schicken, was höhere Anordnung und Berechnung erheischte."

„In kurzer Zeit stellte sie eine Ordnung her, die wir bis jetzt im Schlosse gar nicht vermißt hatten. Sie war eine sehr verständige Haushälterinn; und da sie damit angefangen hatte, bei uns mit und an Tafel zu speu, so zog sie sich nicht etwa aus falscher Bescheidenheit zurück, sondern speis'te mit uns ohne Bedenken fort; aber sie rührte keine Karte, kein Instrument an, als bis sie die übernommenen Geschäfte zu Ende gebracht hatte."

„Nun muß ich freilich gestehen, daß mich das Schicksal dieses Mädchens innigst zu rühren anfing. Ich bedauerte die Eltern, die wahrscheinlich eine solche Tochter sehr vermißten; ich seufzte, daß so sanfte Tugenden, so viele Eigenschaften verloren gehen sollten. Schon lebte sie mehrere Monate mit uns, und ich hoffte, das Vertrauen, das wir ihr einzuflößen suchten, würde zuletzt das Geheimniß auf ihre Lippen bringen. War es ein Unglück, wir konnten helfen; war es ein Fehler, so ließ sich hoffen, unsere Vermittelung, unser Zeugniß würden ihr Vergebung eines vorübergehenden Irrthums verschaffen können; aber alle unsere Freundschaftsversicherungen, unsere Bitten selbst waren unwirksam. Bemerkte sie die Absicht, einige Aufklärung von ihr zu gewinnen, so versteckte sie sich hinter allgemeine Sittensprüche, um sich zu rechtfertigen, ohne uns zu belehren. Zum Beispiel, wenn wir von ihrem Unglücke sprachen: „Das Unglück," sagte sie, „fällt über Gute und Böse. Es ist eine wirksame Arzneі, welche die guten Säfte zugleich mit den übeln angreift."

„Suchten wir die Ursache ihrer Flucht aus dem väterlichen Hause zu entdecken: „Wenn das Reh flieht," sagte sie lächelnd, „so ist es darum nicht schuldig." Fragten wir, ob sie Verfolgungen erlitten: „Das ist das Schicksal mancher Mädchen von guter Geburt, Verfolgungen zu erfahren und auszuhalten. Wer über eine Beleidigung weint, Dem werden mehrere begegnen." Aber wie hatte sie sich entschließen können, ihr Leben der Rohheit der Menge auszusetzen oder es wenigstens manchmal ihrem Erbarmen zu verdanken? Darüber lachte sie wieder und sagte: „Dem Armen, der den Reichen bei Tafel begrüßt, fehlt es nicht an Verstand." Einmal, als die Unterhaltung sich zum Scherze neigte, sprachen wir ihr von Liebhabern und fragten sie: ob sie den frostigen Helden ihrer Romanze nicht kenne. Ich weiß noch recht gut, dieses Wort schien sie zu durchbohren. Sie öffnete gegen mich ein Paar Augen, so ernst und streng, daß die meinigen einen solchen Blick nicht aushalten konnten; und so oft man auch nachher von Liebe sprach, so konnte man erwarten, die Anmuth ihres Wesens und die Lebhaftigkeit ihres Geistes getrübt zu sehen. Gleich fiel sie in ein Nachdenken, das wir für Gram hielten, und das doch wohl nur Schmerz war. Doch blieb sie im Ganzen munter; nur ohne große Lebhaftigkeit, edel, ohne sich ein Ansehn zu geben, gerade, ohne Offenherzigkeit, zurückgezogen, ohne Aengstlichkeit, eher duldsam als sanftmüthig, und mehr erkenntlich als herzlich, ohne

Liebkosungen und Höflichkeiten. Gewiß war es ein Frauenzimmer, gebildet, einem großen Hause vorzustehen, und schien sie nicht älter als einundzwanzig Jahre."

„So zeigte sich diese junge, unerklärliche Person, die mich ganz eingenommen hatte, binnen zwei Jahren, die es ihr gefiel, bei uns zu verweilen, bis sie mit einer Thorheit schloß, die viel seltsamer ist, als ihre Eigenschaften ehrwürdig und glänzend waren. Mein Sohn, jünger als ich, wird sich trösten können; was mich betrifft, so fürchte ich schwach genug zu sein, sie immer zu vermissen."

„Nun will ich die Thorheit eines verständigen Frauenzimmers erzählen, um zu zeigen, daß Thorheit oft Nichts weiter sei, als Vernunft unter einem andern Aeußern. Es ist wahr: man wird einen seltsamen Widerspruch finden zwischen dem edeln Character der Pilgerinn und der comischen List, deren sie sich bediente; aber man kennt ja schon zwei ihrer Ungleichheiten: die Pilgerschaft selbst und das Lied."

Es ist wohl deutlich, daß Herr von Revanne in die Unbekannte verliebt war. Nun mochte er sich freilich auf sein fünfzigjähriges Gesicht nicht verlassen, ob er schon so frisch und wacker aussah als ein Dreißiger; vielleicht aber hoffte er durch seine reine, kindliche Gesundheit zu gefallen, durch die Güte, Heiterkeit, Sanftmuth, Großmuth seines Characters; vielleicht auch durch sein Vermögen, ob er gleich zart genug gesinnt war, um zu fühlen, daß man Das nicht erkauft, was keinen Preis hat.

Aber der Sohn von der andern Seite, liebenswürdig, zärtlich, feurig, ohne sich mehr als sein Vater zu bedenken, stürzte sich über Hals und Kopf in das Abenteuer. Erst suchte er vorsichtig die Unbekannte zu gewinnen, die ihm durch seines Vaters und seiner Tante Lob und Freundschaft erst recht werth geworden. Er bewährte sich aufrichtig um ein liebenswürdiges Weib, die seiner Leidenschaft weit über den gegenwärtigen Zustand erhöht schien. Ihre Strenge mehr als ihr Verdienst und ihre Schönheit entflammte ihn; er wagte zu reden, zu unternehmen, zu versprechen.

Der Vater, ohne es selbst zu wollen, gab seiner Bewerbung immer ein etwas väterliches Ansehn. Er kannte sich, und als er seinen Rival erkannt hatte, hoffte er nicht über ihn zu siegen, wenn er nicht zu Mitteln greifen wollte, die einem Manne von Grundsätzen nicht geziemen. Dessen ungeachtet verfolgte er seinen Weg, ob ihm gleich nicht unbekannt war, daß Güte, ja Vermögen selbst, nur Reizungen sind, denen sich ein Frauenzimmer mit Vorbedacht hingibt, die jedoch unwirksam bleiben, sobald Liebe sich mit den Reizen und in Begleitung der Jugend zeigt. Auch mochte Herr von Revanne noch andere Fehler, die er später bereute. Bei einer hochachtungsvollen Freundschaft sprach er von einer dauerhaften, geheimen, gesetzmäßigen Verbindung. Er beklagte sich auch wohl und sprach das Wort Undankbarkeit aus. Gewiß kannte er Die nicht, die er liebte, als er eines Tages zu ihr sagte: daß viele Wohlthäter Uebles für Gutes zurück erhielten. Ihm antwortete die Unbekannte mit Geradheit: „Viele Wohlthäter möchten ihren Begünstigten sämmtliche Rechte gern abhandeln für eine Linse."

Die schöne Fremde, in die Bewerbung zweier Gegner verwickelt, durch unbekannte Beweggründe geleitet, scheint keine andere Absicht gehabt zu haben, als sich und Andern alberne Streiche zu ersparen, indem sie in diesen bedenklichen Umständen einen wunderlichen Ausweg ergriff. Der Sohn drängte mit der Kühnheit seines Alters und drohte, wie gebräuchlich, sein Leben der Unerbittlichen aufzuopfern. Der Vater, etwas weniger unvernünftig, war doch ebenso dringend; aufrichtig Beide. Dieses liebenswürdige Wesen hätte sich hier wohl eines verdienten Zustandes versichern können; denn beide Herren von Revanne betheuern, ihre Absicht sei gewesen, sie zu heirathen.

Aber an dem Beispiele dieses Mädchens mögen die Frauen lernen, daß ein redliches Gemüth, hätte sich auch der Geist durch Eitelkeit oder wirklichen Wahnsinn verirrt, die Herzenswunden nicht unterhält, die es nicht heilen will. Die Pilgerinn fühlte, daß sie auf einem äußersten Puncte stehe, wo es ihr wohl nicht leicht sein würde, sich lange zu vertheidigen. Sie war in der Gewalt zweier Liebenden, welche jede Zudringlichkeit durch die Reinheit ihrer Absichten entschuldigen konnten, indem sie im Sinne hatten, ihre Verwegenheit durch ein feierliches Bündniß zu rechtfertigen. So war es, und so begriff sie es.

Sie konnte sich hinter Fräulein von Revanne verschanzen; sie unterließ es, ohne Zweifel aus Schonung, aus Achtung für ihre Wohlthäter. Sie kommt nicht aus der Fassung; sie erdenkt ein Mittel, Jedermann seine Tugend zu erhalten, indem sie die ihrige bezweifeln läßt: sie, wahnsinnig vor Treue, die ihr Liebhaber gewiß nicht verdient, wenn er nicht alle die Aufopferungen fühlt, und sollten sie ihm auch unbekannt bleiben.

Eines Tages, als Herr von Revanne die Freundschaft, die Dankbarkeit, die sie ihm bezeigte, etwas zu lebhaft erwiederte, nahm sie auf ein Mal ein ernstes Wesen an, das ihm auffiel. „Ihre Güte, mein Herr, ängstigt mich; und lassen Sie mich aufrichtig entdecken, warum. Ich fühle wohl, nur Ihnen bin ich meine ganze

Dankbarkeit schuldig; aber freilich —" „Grausames Mädchen!" sagte Herr von Revanne, „ich verstehe Sie. Mein Sohn hat Ihr Herz gerührt." — „Ach! mein Herr, dabei ist es nicht geblieben. Ich kann nur durch meine Verwirrung ausdrücken —" „Wie? Mademoiselle, Sie wären —" „Ich denke wohl ja," sagte sie, indem sie sich tief verneigte und eine Thräne vortrachte; denn niemals fehlt es Frauen an einer Thräne bei ihren Schalkheiten, niemals an einer Entschuldigung ihres Unrechts.

So verliebt Herr von Revanne war, so mußte er doch diese neue Art von unschuldiger Aufrichtigkeit unter dem Mutterhäubchen bewundern, und er fand die Verneigung sehr am Platze. — „Aber, Mademoiselle, Das ist mir ganz unbegreiflich —" „Mir auch, sagte sie, und ihre Thränen flossen reichlicher. Sie flossen so lange, bis Herr von Revanne, am Schluß eines sehr verdrießlichen Nachdenkens, mit ruhiger Miene das Wort wieder aufnahm und sagte: „Dieß klärt mich auf! Ich sehe, wie lächerlich meine Forderungen sind. Ich mache Ihnen keine Vorwürfe, und als einzige Strafe für den Schmerz, den Sie mir verursachen, verspreche ich Ihnen von seinem Erbtheile soviel als nöthig ist, um zu erfahren, ob er Sie so sehr liebt als ich." — „Ach, mein Herr, erbarmen Sie sich meiner Unschuld und sagen ihm Nichts davon."

Verschwiegenheit fordern, ist nicht das Mittel, sie zu erlangen. Nach diesen Schritten erwartete nun die unbekannte Schöne, ihren Liebhaber voll Verdruß und höchst aufgebracht vor sich zu sehen. Bald erschien er mit einem Blicke, der niederschmetternde Worte verkündigte. Doch er stockte und konnte Nichts weiter hervorbringen, als: „Wie? Mademoiselle, ist es möglich?" — „Nun was denn, mein Herr?" sagte sie mit einem Lächeln, das bei einer solchen Gelegenheit zum Verzweifeln bringen kann. — „Wie? was denn? Sehen Sie, Mademoiselle; Sie sind mir ein schönes Wesen! Aber wenigstens sollte man rechtmäßige Kinder nicht enterben; es ist schon genug, sie anzuklagen. Ja, Mademoiselle, ich durchdringe Ihr Complott mit meinem Vater. Sie gaben mir Beide einen Sohn und es ist mein Bruder, Das bin ich gewiß!"

Mit einer derselben ruhigen und heitern Stirne antwortete ihm die schöne Kastinge: „Von Nichts sind Sie gewiß; es ist weder Ihr Sohn, noch Ihr Bruder. Die Knaben sind böseartig; ich habe keinen gewollt; es ist ein armes Mädchen, das ich weiter führen will, weiter, ganz weit von den Menschen, den Bösen, den Thoren und den Ungetreuen."

Darauf, ihrem Herzen Luft machend: „Leben Sie wohl!" fuhr sie fort, „leben Sie wohl, lieber Revanne! Sie haben von Natur ein redliches Herz; erhalten Sie die Grundsätze der Aufrichtigkeit. Diese sind nicht gefährlich bei einem gegründeten Reichthum. Seien Sie gut gegen Arme. Wer die Bitte bekümmerter Unschuld verachtet, wird einst selbst bitten und nicht erhört werden. Wer sich kein Bedenken macht, das Bedenken eines schutzlosen Mädchens zu verachten, wird das Opfer werden von Frauen ohne Bedenken. Wer nicht fühlt, was ein ehrbares Mädchen empfinden muß, wenn man um sie wirbt, Der verdient, sie nicht zu erhalten. Wer gegen alle Vernunft, gegen die Absichten, gegen den Plan seiner Familie, zu Gunsten seiner Leidenschaften, Entwürfe schmiedet, verdient, die Früchte seiner Leidenschaft zu entbehren und der Achtung seiner Familie zu ermangeln. Ich glaube wohl, Sie haben mich aufrichtig geliebt; aber, mein lieber Revanne! die Katze weiß wohl, wem sie den Bart leckt; und werden Sie jemals der Geliebte eines würdigen Weibes, so erinnern Sie sich der Mühle des Ungetreuen. Lernen Sie an meinem Beispiel, sich auf die Standhaftigkeit und Verschwiegenheit Ihrer Geliebten verlassen. Sie wissen, ob ich untreu bin; ihr Vater weiß es auch. Ich gedachte durch die Welt zu rennen und mich allen Gefahren auszusetzen. Gewiß, diejenigen sind die größten, die mich in diesem Hause betrogen. Aber weil Sie jung sind, sage ich es Ihnen allein und im Vertrauen: Männer und Frauen sind nur mit Willen ungetreu; und Das will' ich dem Freunde von der Mühle beweisen, der mich vielleicht wieder sieht, wenn sein Herz rein genug sein wird, zu vermissen, was er verloren hat."

Der junge Revanne hörte noch zu, da sie schon ausgesprochen hatte. Er stand wie vom Blitz getroffen; Thränen öffneten zuletzt seine Augen, und in dieser Rührung lief er zur Tante, zum Vater, ihnen zu sagen: Mademoiselle gehe weg, Mademoiselle sei ein Engel oder vielmehr ein Dämon, herumirrend in der Welt, um alle Herzen zu peinigen. Aber die Pilgerinn hatte sich gut vorgesehen, daß man sie nicht wieder fand. Und als Vater und Sohn sich erklärt hatten, zweifelte man nicht mehr an ihrer Unschuld, ihren Talenten, ihrem Wahnsinn. So viel Mühe sich auch Herr von Revanne seit der Zeit gegeben, war es ihm doch nicht gelungen, sich die mindeste Aufklärung über diese schöne Person zu verschaffen, die so flüchtig wie die Engel und so liebenswürdig erschienen war.

Sechstes Capitel.

Nach einer langen und gründlichen Ruhe, deren die Wanderer wohl bedürfen mochten,

ſprang Felix lebhaft aus dem Bette und eilte, ſich anzuziehen; der Vater glaubte zu bemerken, mit mehr Sorgfalt als bisher. Nichts ſaß ihm knapp noch nett genug; auch hätte er Alles neuer und friſcher gewünſcht. Er ſprang nach dem Garten und haſchte unterwegs nur Etwas von der Verkoſt, die der Diener für die Gäſte brachte, weil erſt nach einer Stunde die Frauenzimmer im Garten erſcheinen würden.

Der Diener war gewohnt, die Fremden zu unterhalten, und Manches im Hauſe vorzuzeigen; ſo auch führte er unſern Freund in eine Gallerie, worin bloß Portraite aufgehangen und geſtellt waren; alles Perſonen, die im achtzehnten Jahrhundert gewirkt hatten, eine große und herrliche Geſellſchaft; Gemälde, ſowie Büſten, wo möglich, von trefflichen Meiſtern. Sie finden, ſagte der Cuſtode, in dem ganzen Schloß kein Bild, das, auch nur von ferne, auf Religion, Ueberlieferung, Mythologie, Legende oder Fabel hindeutete; unſer Herr will, daß die Einbildungskraft nur gefördert werde, um ſich das Wahre zu vergegenwärtigen. Wir fabeln ſo genug, pflegt er zu ſagen, als daß wir dieſe gefährliche Eigenſchaft unſers Geiſtes durch äußere reizende Mittel noch ſteigern ſollten.

Die Frage Wilhelm's: wenn man ihm aufwarten könne? ward durch die Nachricht beantwortet: der Herr ſei, nach ſeiner Gewohnheit, ganz früh weggeritten. Er pflege zu ſagen: Aufmerkſamkeit iſt das Leben! Sie werden dieſe und andere Sprüche, in denen er ſich beſpiegelt, in den Feldern über den Thüren eingeſchrieben ſehen, wie wir z. B. gleich antreffen: Vom Nützlichen durch's Wahre zum Schönen.

Die Frauenzimmer hatten ſchon unter den Linden das Frühſtück bereitet; Felix eulenſpiegelte um ſie her und trachtete in allerlei Thorheiten und Verwegenheiten ſich hervorzuthun, eine Ermahnung, einen Verweis von Herſilie's zu erhalten. Nun ſuchten die Schweſtern durch Aufrichtigkeit und Mittheilung das Vertrauen des ſchweigſamen Gaſtes, der ihnen gefiel, zu gewinnen; ſie erzählten von einem werthen Vetter, der, drei Jahre abweſend, zunächſt erwartet werde, von einer würdigen Tante, die, unſerm in ihrem Schloſſe wohnend, als ein Schutzgeiſt der Familie zu betrachten ſei. In krankem Verfall des Körpers, in blühender Geſundheit des Geiſtes, war ſie geſchildert, als wenn die Stimme einer unſichtbar gewordenen Ur-Sibylle reine göttliche Worte über die menſchlichen Dinge ganz einfach ausſpräche.

Der neue Gaſt lenkte nun Geſpräch und Frage auf die Gegenwart. Er wünſchte den edeln Oheim in ſeiner entſchiedenen Thätigkeit gerne näher zu kennen; er gedachte des angedeuteten Wegs vom Nützlichen durch's Wahre zum Schönen und ſuchte die Worte auf ſeine Weiſe auszulegen, das ihm denn ganz gut gelang und Juliette's Beifall zu erwerben das Glück hatte.

Herſilie, die bisher lächelnd ſchweigſam geblieben, verſetzte dagegen: „Wir Frauen ſind in einem beſondern Zuſtande. Die Maximen der Männer hören wir immerfort wiederholen, ja wir müſſen ſie in gold'nen Buchſtaben über unſern Häuptern ſehen, und doch wüßten wir Mädchen im Stillen das Umgekehrte zu ſagen, das auch gölte, wie es gerade hier der Fall iſt. Die Schöne findet Verehrer, auch Freier, und endlich wohl gar einen Mann; dann gelangt ſie zum Wahren, das nicht immer höchſt erfreulich ſein mag, und wenn ſie klug iſt, widmet ſie ſich dem Nützlichen, ſorgt für Haus und Kinder und verharrt dabei. So habe ich's wenigſtens oft gefunden. Wir Mädchen haben Zeit, zu beobachten, und da finden wir meiſt, was wir nicht ſuchten."

Ein Bote vom Oheim traf ein mit der Nachricht, daß ſämmtliche Geſellſchaft auf ein nahes Jagdhaus zu Tiſche geladen ſei, man könne hin reiten und fahren. Herſilie erwählte zu reiten. Felix bat inſtändig, man möge ihm auch ein Pferd geben. Man kam überein, Juliette ſollte mit Wilhelm'en fahren, und Felix als Page ſeinen erſten Auftritt der Dame ſeines jungen Herzens zu verdanken haben.

Indeſſen fuhr Juliette mit dem neuen Freunde durch eine Reihe von Anlagen, welche ſämmtlich auf Nutzen und Genuß hindeuteten; ja die unzähligen Fruchtbäume machten zweifelhaft, ob das Obſt Alles verzehrt werden könne.

„Sie ſind durch ein ſo wunderliches Vorzimmer in unſere Geſellſchaft getreten und finden Manches wirklich Seltſame und Sonderbare, ſo daß ich vermuthen darf, Sie wünſchen einen Zuſammenhang von allem Vielem zu wiſſen. Alles beruht auf Geiſt und Sinn meines trefflichen Oheims. Die kräftigen Mannsjahre dieſes Edeln fielen in die Zeit der Peccaterie und Filangieri; die Maximen einer allgemeinen Menſchlichkeit wirkten damals nach allen Seiten. Dieß Allgemeine jedoch bildete ſich der ſtrebende Geiſt, der ſtrenge Character nach Geſinnungen aus, die ſich ganz auf's Practiſche bezogen. Er verhehlte uns nicht, wie er jenen liberalen Wahlſpruch: „Den Meiſten das Beſte" nach ſeiner Art verwandelt und „Vielen das Erwünſchte" zugedacht. Die Meiſten laſſen ſich nicht finden noch kennen, was das Beſte ſei, noch weniger ausmitteln. Viele jedoch ſind immer um uns her: was ſie wünſchen, erfahren wir; was ſie wünſchen ſollten, überlegen wir; und ſo läßt ſich denn immer Bedeutendes thun

und schaffen. In diesem Sinne, fuhr sie fort, ist Alles, was Sie hier sehen, gepflanzt, gebaut, eingerichtet, und zwar um eines ganz nahen, leicht faßlichen Zweckes willen; alles Dieß geschah dem großen, nahen Gebirg zu Liebe."

„Der treffliche Mann, Kraft und Vermögen haltend, sagte zu sich selbst: Keinem Kinde da droben soll es an einer Kirsche, an einem Apfel fehlen, wornach sie mit Recht so lüstern sind; der Hausfrau soll es nicht an Kohl noch an Rüben, oder sonst einem Gemüse im Topf ermangeln, damit dem unseligen Kartoffelgenuß nur einiger Maßen das Gleichgewicht gehalten werde. In diesem Sinne, auf diese Weise sucht er zu leisten, wozu ihm sein Besitzthum Gelegenheit gibt, und so haben sich seit manchen Jahren Träger und Trägerinnen gebildet, welche das Obst in die tiefsten Schlichten des Felsgebirges verläßlich hintragen."

„Ich habe selbst davon genossen wie ein Kind," versetzte Wilhelm; „da, wo ich dergleichen nicht anzutreffen hoffte, zwischen Tannen und Felsen, überraschte mich weniger ein reiner Frostton als ein erquicklich frisches Obst. Die Gaben des Geistes sind überall zu Hause, die Geschenke der Natur über den Erdboden sparsam ausgetheilt."

„Ferner hat unser Würdiger von entfernten Orten Manches den Gebirgen näher gebracht; in diesen Gebäuden am Fuße hin finden Sie Salz aufgespeichert und Gewürze vorräthig. Für Tabak und Branntwein läßt er Andere sorgen; dieß seien keine Bedürfnisse, sagt er, sondern Gelüste, und da würden sich schon Unterhändler genug finden."

Angelangt am bestimmten Orte, einem geräumigen Försterhause im Walde, fand sich die Gesellschaft zusammen und bereits eine kleine Tafel gedeckt. „Setzen wir uns," sagte Herstlie; „hier steht zwar der Stuhl des Oheims, aber gewiß wird er nicht kommen, wie gewöhnlich. Es ist mir gewissermaßen lieb, daß unser neuer Gast, wie ich höre, nicht lange bei uns verweilen wird: denn es müßte ihm verdrießlich sein, unser Personal kennen zu lernen; es ist das ewig in Romanen und Schauspielen wiederholte: ein wunderlicher Oheim, eine sanfte und eine muntere Nichte, eine kluge Tante, Handgenossen nach bekannter Art; und klärt nun gar der Wetter wieder, so lernte er einen phantastischen Reisenden kennen, der vielleicht einen noch sonderbarern Gesellen mitbrächte, und so wäre das leidige Stück erfunden und in Wirklichkeit gesetzt."

„Die Eigenheiten des Oheims haben wir zu ehren," versetzte Juliette; „sie sind Niemandem zur Last, gereichen vielmehr Jedermann zur Bequemlichkeit; eine bestimmte Tagesstunde ist ihm nun einmal verdrießlich, seltsam, daß er sie einhält, wie er denn versichert: eine der schönsten Erfindungen neuerer Zeit sei das Speisen nach der Charte."

Unter manchen andern Gesprächen kamen sie auch auf die Neigung des werthen Mannes, überall Inschriften zu belieben. „Meine Schwester," sagte Herstlie, „weiß sie sämmtlich auszulegen; mit dem Custode versteht sie's um die Wette. Ich aber finde, daß man sie alle umkehren kann, und daß sie alsdann ebenso wahr sind, und vielleicht noch mehr." „Ich läugne nicht," versetzte Wilhelm, „es sind Sprüche darunter, die sich in sich selbst zu vernichten scheinen; so sah ich z. B. sehr auffallend angeschrieben: „Besitz und Gemeingut." Heben sich diese beiden Begriffe nicht auf?"

Herstlie fiel ein: „Dergleichen Inschriften, scheint es, hat der Oheim von den Orientalen genommen, die an allen Wänden die Sprüche des Coran's mehr verehren als verstehen." Juliette, ohne sich irren zu lassen, erwiderte auf obige Frage: „Umschreiben Sie die wenigen Worte, so wird der Sinn alsobald hervorleuchten."

Nach einigen Zwischenreden fuhr Julie fort, weiter aufzuklären, wie es gemeint sei. Jeder suche den Besitz, der ihm von der Natur, von dem Schicksal gegönnt war, zu würdigen, zu erhalten, zu steigern; er greife mit allen seinen Fertigkeiten soweit umher, als er zu reichen fähig ist; immer aber denke er dabei, wie er Andere daran will Theil nehmen lassen: denn nur insofern werden die Vermögenden geschätzt, als Andere durch sie genießen.

Indem man sich nun nach Beispielen umsah, fand sich der Freund erst in seinem Fache; man wetteiferte, man überbot sich, um jene Lacunischen Worte recht wahr zu finden. Warum, hieß es, verehrt man den Fürsten, als weil er einen Jeden in Thätigkeit setzen, fördern, begünstigen und seiner absoluten Gewalt gleichsam theilhaft machen kann? Warum schaut Alles nach dem Reichen, als weil er, der Bedürftigste, überall Theilnehmer an seinem Ueberflusse wünscht. Warum beneiden alle Menschen den Dichter? Weil seine Natur die Mittheilung nöthig macht, ja die Mittheilung selbst ist. Der Musiker ist glücklicher als der Maler; er spendet willkommene Gaben aus, persönlich unmittelbar, anstatt daß der Letzte nur gibt, wenn die Gabe sich von ihm absonderte.

Nun hieß es ferner im Allgemeinen: Jede Art von Besitz soll der Mensch festhalten; er soll sich zum Mittelpunct machen, von dem das Gemeingut ausgehen kann; er muß Egoist sein; um nicht Egoist zu werden, zusammenhalten, damit er spenden könne. Was soll es heißen:

Beſitz und Gut an die Armen zu geben? Löblicher iſt, ſich für ſie als Verwalter betragen. Dieß iſt der Sinn der Worte, Beſitz und Gemeingut; das Capital ſoll Niemand angreifen, die Intereſſen werden ohnehin im Wellaufe ſchen Jedermann angehören.

Man hatte, wie ſich im Gefolg des Geſprächs ergab, dem Oheim vorgeworfen, daß ihm ſeine Güter nicht einträgen, was ſie ſollten. Er verſetzte dagegen: „Das Mindere der Einnahme betrachte ich als Ausgabe, die mir Vergnügen macht, indem ich Andern dadurch das Leben erleichtere; ich habe nicht einmal die Mühe, daß dieſe Spende durch mich durchgeht und ſo ſetzt ſich Alles wieder in's Gleiche."

Dergeſtalt unterhielten ſich die Frauenzimmer mit dem neuen Freunde gar vielſeitig, und bei immer wachſendem, gegenſeitigem Vertrauen ſprachen ſie über einen zunächſt erwarteten Vetter.

„Wir halten ſein wunderliches Betragen für abgeredet mit dem Oheim. Er läßt ſeit einigen Jahren Nichts von ſich hören, ſendet anmuthige, ſeinen Aufenthalt verblümt andeutende Geſchenke, ſchreibt nun auf ein Mal ganz aus der Nähe, will aber nicht eher zu uns kommen, bis wir ihm von unſern Zuſtänden Nachricht geben. Dieß Betragen iſt nicht natürlich; was auch dahinter ſtecke, wir müſſen es vor ſeiner Rückkehr erfahren. Heute Abend geben wir Ihnen ein Heft Briefe, woraus das Weitere zu erſehen iſt." Herſilie ſetzte hinzu: „Geſtern machte ich Sie mit einer thörichten Landläuferinn bekannt, heute ſollen Sie von einem verrückten Reiſenden vernehmen." — „Gethan es nur," fügte Juliette hinzu, „dieſe Mittheilung iſt nicht ohne Abſicht."

Herſilie fragte ſo eben etwas ungeduldig, wo der Nachtiſch bleibe; als die Meldung geſchah, der Oheim erwarte die Geſellſchaft, mit ihm die Nachkoſt in der großen Laube zu genießen. Auf dem Heimwege bemerkte man eine Feldküche, die ſehr emſig ihre blank gereinigten Caſſerolen, Schüſſeln und Teller klapperend einzupacken beſchäftigt war. In einer geräumigen Laube fand man den alten Herrn an einem runden, großen, friſchgedeckten Tiſch, auf welchem ſo eben die ſchönſten Früchte, willkommenes Backwerk und die beſten Süßigkeiten, indem ſich Jene niederſetzten, reichlich aufgetragen wurden. Auf die Frage des Oheims: was bisher begegnet, womit man ſich unterhalten? fiel Herſilie vorſchnell ein: „Unſer guter Gaſt hätte wohl über Ihre Laconiſchen Inſchriften verwirrt werden können, wäre ihm Juliette nicht durch einen fortlaufenden Commentar zu Hülfe gekommen." „Du haſt es immer mit Juliette'n zu thun," verſetzte der Oheim; „ſie iſt ein wack'res Mädchen, das noch Etwas lernen und begreifen mag." — „Ich möchte Vieles gern vergeſſen, was ich weiß, und was ich begriffen habe, iſt auch nicht viel werth," verſetzte Herſilie in Heiterkeit.

Hierauf nahm Wilhelm das Wort und ſagte bedächtig: „Kurzgefaßte Sprüche jeder Art weiß ich zu ehren, beſonders wenn ſie mich anregen, das Entgegengeſetzte zu überſchauen und in Uebereinſtimmung zu bringen." „Ganz richtig," erwiederte der Oheim, „hat doch der vernünftige Mann in ſeinem ganzen Leben noch keine andere Beſchäftigung gehabt."

Indeſſen beſetzte ſich die Tafelrunde nach und nach, ſo daß Spätere kaum Platz fanden. Die beiden Amtleute waren gekommen, Jäger, Pferdebändiger, Gärtner, Förſter und Andere, denen man nicht gleich ihren Beruf anſehen konnte. Jeder hatte Etwas von dem letzten Augenblick zu erzählen und mitzutheilen, das ſich der alte Herr gefallen ließ, auch wohl durch theilnehmende Fragen hervorrief, zuletzt aber aufſtand und die Geſellſchaft, die ſich nicht rühren ſollte, begrüßend, mit den beiden Amtleuten ſich entfernte. Das Obſt hatten ſich Alle, das Zuckerwerk die jungen Leute, wenn ſie auch ein wenig wild ausſahen, gar wohl ſchmecken laſſen. Einer nach dem Andern ſtand auf, begrüßte die Bleibenden, und ging davon.

Die Frauenzimmer, welche bemerkten, daß der Gaſt auf Das, was vorging, mit einiger Verwunderung Acht gab, erklärten ſich folgender Maßen: „Sie ſehen hier abermals die Wirkung der Eigenheiten unſers trefflichen Oheims: er behauptet: keine Erfindung des Jahrhunderts verdiene mehr Bewunderung, als daß man in Gaſthäuſern, an beſondern kleinen Tiſchen nach der Charte ſpeiſen könne. Sobald er Dieß gewahr werden, habe er für ſich und Andere dieß auch in ſeiner Familie einzuführen geſucht. — Wenn er vom beſten Humor iſt, mag er gern die Schreckniſſe eines Familien-Tiſches lebhaft ſchildern, wo Jedes Glied, mit fremden Gedanken beſchäftigt, ſich niederſetzt, ungern ißt, in Zerſtreuung ſpricht, muffig ſchweigt, und wenn gar das Unglück kleine Kinder herauführt, mit augenblicklicher Pädagogik, die unzeitigſte Mißſtimmung hervorbringt. So manches Uebel, ſagte er, muß man tragen; von dieſem habe ich mich zu befreien gewußt. Selten erſcheint er an unſerm Tiſche und beſetzt den Stuhl nur augenblicklich, der für ihn leer ſteht. Seine Feldküche führt er mit ſich umher, ſpeiſt gewöhnlich allein; Andere mögen für ſich ſorgen. Wenn er aber einmal Frühſtück, Nachtiſch oder ſonſt Erfriſchung anbietet, dann verſammeln ſich alle zerſtreuten Angehörigen, genießen das Beſcheerte, wie Sie geſehen haben. Das macht

ihm Vergnügen; aber Niemand darf kommen, der nicht Appetit mitbringt; Jeder muß aufstehen, der sich gelabt hat; und nur so ist er gewiß, immer von Genießenden umgeben zu sein. Will man die Menschen ergetzen, hörte ich ihn sagen, so muß man ihnen Das zu verleihen suchen, was sie selten oder nie zu erlangen im Falle sind.

Auf dem Rückwege brachte ein unerwarteter Schlag die Gesellschaft in eine Gemüthsbewegung. Herstlie sagte zu dem neben ihr reitenden Felix: „Sieh dort, was mögen Das für Blumen sein? Sie decken die ganze Sommerseite des Hügels; ich hab' sie noch nie gesehen.“ Sogleich regte Felix sein Pferd an, sprengte auf die Stelle los und war im Zurückkommen mit einem ganzen Büschel blühender Kronen, die er von Weitem schüttelte, als er auf ein Mal mit dem Pferde verschwand. Er war in einen Graben gestürzt. Sogleich ließen sich zwei Reiter von der Gesellschaft ab, nach dem Puncte hinsprengend. Wilhelm wollte aus dem Wagen; Juliette verbat es; „Hülfe ist schon bei ihm, und unser Gesetz ist in solchen Fällen, daß nur der Helfende sich von der Stelle regen darf.“ Herstlie hielt ihr Pferd an: „Ja wohl,“ sagte sie, „Leibärzte braucht man nur selten, Wundärzte jeden Augenblick.“ Schon sprengte Felix mit verbundenem Kopfe wieder heran, die blühende Beute festhaltend und hoch emporzeigend. Mit Selbstgefälligkeit reichte er den Strauß seiner Herrinn zu, dagegen gab ihm Herstlie ein buntes, leichtes Halstuch. „Die weiße Binde kleidet Dich nicht,“ sagte sie, „diese wird schon lustiger aussehen.“ Und so kamen sie zwar beruhigt, aber theilnehmender gestimmt nach Hause.

Es war spät geworden; man trennte sich in Eile; der hier folgende Briefwechsel aber erhielt freundlicher Hoffnung morgenden Wiedersehens unsern Freund noch einige Stunden nachdenklich und wach.

Lenardo an die Tante.

Endlich erhalten Sie nach drei Jahren den ersten Brief von mir, liebe Tante, unserer Abrede gemäß, die freilich wunderlich genug war. Ich wollte die Welt sehen und mich ihr hingeben, und wollte für diese Zeit meine Heimath vergessen, von der ich kam, zu der ich wieder zurückzukehren hoffte. Den ganzen Eindruck wollte ich behalten, und das Einzelne sollte mich in die Ferne nicht irre machen. Indessen sind die nöthigen Lebenszeichen von Zeit zu Zeit hin und her gegangen. Ich habe Geld erhalten, und Ihre Gaben für meine Nichten sind Ihnen indessen zur Austheilung überliefert worden. An den überschickten Waaren konnten Sie sehen, wie und wo ich mich befand. An den Weinen hat der Onkel meinen jedesmaligen Aufenthalt gewiß herausgekostet; dann die Spitzen, die Quodlibet's, die Stahlwaaren haben meinen Weg, durch Brabant über Paris nach London, für die Frauenzimmer bezeichnet; und so werde ich auf Ihren Schreib-, Näh- und Theetischen, an Ihren Negligé's und Festkleidern gar manches Merkzeichen finden, woran ich meine Reiseerzählung knüpfen kann. Sie haben mich begleitet, ohne von mir zu hören, und sind vielleicht nicht einmal neugierig, Etwas weiter zu erfahren. Mir hingegen ist höchst nöthig, durch Ihre Güte zu vernehmen, wie es in dem Kreise steht, in den ich wieder einzutreten im Begriff bin. Ich möchte wirklich aus der Fremde wie ein Fremder hineinkommen, der, um angenehm zu sein, sich erst erkundigt, was man in dem Hause will und mag, und sich nicht einbildet, daß man ihn, wegen seiner schönen Augen oder Haare, gerade nach seiner eigenen Weise empfangen müsse. Schreiben Sie mir daher vom guten Onkel, von den lieben Nichten, von sich selbst, von unsern Verwandten, nähern und fernern, auch von alten und neuen Bedienten. Genug, lassen Sie Ihre geübte Feder, die Sie für Ihren Neffen so lange nicht eingetaucht, auch ein Mal zu seinen Gunsten auf dem Papiere hinmalen. Ihr unterrichtendes Schreiben soll zugleich mein Creditiv sein, mit dem ich mich einstelle, sobald ich es erhalten habe. Es hängt also von Ihnen ab, mich in Ihren Armen zu sehen. Man verändert sich viel weniger, als man glaubt, und die Zustände bleiben sich auch meistens sehr ähnlich. Nicht, was sich verändert hat, sondern was geblieben ist, was allmälig zu- und abnahm, will ich auf ein Mal wieder erkennen und mich selbst in einem bekannten Spiegel wieder erblicken. Grüßen Sie herzlich alle die Unserigen und glauben Sie, daß in der wunderlichen Art meines Außenbleibens und Zurückkommens soviel Wärme enthalten sei, als manchmal nicht in steter Theilnahme und lebhafter Mittheilung. Tausend Grüße Jedem und Allen!

Nachschrift. Versäumen Sie nicht, beste Tante, mir auch von unsern Geschäftsmännern ein Wort zu sagen, wie es mit unsern Gerichtshaltern und Pachtern steht! Was ist mit Valerine'n geworden, der Tochter des Pachters, den unser Onkel kurz vor meiner Abreise, zwar mit Recht, aber doch, dünkt mich, mit ziemlicher Härte austrieb? Sie sehen, ich erinnere mich noch mancher Umstände; ich weiß wohl noch Alles. Ueber das Vergangene sollen Sie mich examiniren, wenn Sie mir das Gegenwärtige mitgetheilt haben.

Die Tante an Julietten.

Endlich, liebe Kinder, ein Brief von dem dreijährigen Schweiger. Was doch die wunderlichen Menschen wunderlich sind! Er glaubt, seine Waaren und Zeichen seien so gut als ein einziges gutes Wort, das der Freund dem Freunde sagen oder schreiben kann. Er bildet sich wirklich ein, im Vorschuß zu stehen, und will nun von unserer Seite Das zuerst geleistet haben, was er uns von der seinigen so hart und unfreundlich versagte. Was sollen wir thun? Ich für meinen Theil würde gleich in einem langen Brief seinen Wünschen entgegenkommen, wenn sich mein Kopfweh nicht anmeldete, das mich gegenwärtiges Blatt kaum zu Ende schreiben läßt. Wir verlangen ihn Alle zu sehen. Uebernehmt, meine Lieben, doch das Geschäft! Bin ich hergestellt, ehe Ihr geendet habt, so will ich das Meinige beitragen. Wählt Euch die Personen und die Verhältnisse, wie Ihr sie am Liebsten beschreibt. Theilt Euch darein. Ihr werdet Alles besser machen als ich selbst. Der Bote bringt mir doch von Euch ein Wort zurück?

Julietta an die Tante.

Wir haben gleich gelesen, überlegt und sagen mit den Boten unsere Meinung, Jede insonders, wenn wir erst zusammen versichert seien, daß wir nicht so gutmüthig sind, wie unsere liebe Tante gegen den immer verzogenen Neffen. Nachdem er seine Karten drei Jahre vor uns verborgen gehalten hat und noch verborgen hält, sollen wir die unsrigen auflegen und ein offenes Spiel gegen ein verdecktes spielen? Das ist keineswegs billig, und doch mag es hingehen; denn der Feinste betrügt sich oft, gerade weil er zuviel sichert. Nur über die Art und Weise sind wir nicht einig, was und wie man's ihm senden soll. Zu schreiben, wie man über die Seinigen denkt, Das ist für uns wenigstens eine wunderliche Aufgabe. Gewöhnlich denkt man über sie nur in diesem oder jenem Falle, wenn sie Einem besonders Vergnügen oder Verdruß machen. Uebrigens läßt Jeder den Andern gewähren. Sie könnten es allein, liebe Tante; denn Sie haben die Einsicht und die Billigkeit zugleich! Herlitie, die, wie Sie wissen, leicht zu entzünden ist, hat mir in der Geschwindigkeit die ganze Familie aus dem Stegreife in's Lustige recensirt; ich wollte, daß es auf dem Papier stünde, um Ihnen selbst bei Ihren Uebeln ein Lächeln abzugewinnen, aber nicht, daß man es ihm schickte. Mein Vorschlag ist jedoch, ihm unsere Correspondenz dieser drei Jahre mitzutheilen; da mag er sich durchlesen, wenn er Muth hat, oder mag kommen, um zu sehen, was er nicht lesen mag. Ihre Briefe an mich, liebe Tante, sind in der besten Ordnung und stehen gleich zu Befehl. Dieser Meinung tritt Herlitie nicht bei; sie entschuldigt sich mit der Unordnung ihrer Papiere u. s. w., wie sie Ihnen selbst sagen wird.

Herlitie an die Tante.

Ich will und muß sehr kurz sein, liebe Tante; denn der Bote zeigt sich unartig ungeduldig. Ich finde es eine übermäßige Gutmüthigkeit und gar nicht am Platz, Lenarde unsere Briefe mitzutheilen. Was braucht er zu wissen, was wir Gutes von ihm gesagt haben; was braucht er zu wissen, was wir Böses von ihm sagten, um aus dem Letzten noch mehr als dem Ersten herauszufinden, daß wir ihm gut sind! Halten Sie ihn kurz, ich bitte Sie. Es ist so was Abgemessenes und Anmaßliches in dieser Forderung, in diesem Betragen, wie es die Herren meistens haben, wenn sie aus fremden Ländern kommen. Sie halten die daheim Gebliebenen immer nicht für voll. Entschuldigen Sie sich mit Ihrem Kopfweh. Er wird schon kommen; denn wenn er nicht käme, so warten wir noch ein wenig. Vielleicht fällt es ihm alsdann ein, auf eine sonderbare, geheime Weise sich bei uns zu introduciren, uns unerkannt kennen zu lernen, und was nicht Alles in den Plan eines so klugen Mannes eingreifen könnte. Das müßte doch hübsch und wunderbar sein! Das dürfte allerlei Verhältnisse hervorbringen, die bei einem so diplomatischen Eintritt in seine Familie, wie er ihn jetzt vorhat, sich unmöglich entwickeln können.

Der Bote! der Bote! Ziehen Sie Ihre alten Leute besser, oder schicken Sie junge. Diesem ist weder mit Schmeichelei, noch mit Wein beizukommen. Leben Sie tausend Mal wohl!

Nachschrift um Nachschrift. Sagen Sie mir, was will der Vetter in seiner Nachschrift mit Valerine'n. Diese Frage ist mir doppelt aufgefallen. Es ist die einzige Person, die er mit Namen nennt. Wir Andern sind ihm Nichten, Tanten, Geschäftsträger; keine Personen, sondern Rubriken. Valerine, die Tochter unsers Gerichtshalters! Freilich ein blondes, schönes Kind, das dem Herrn Vetter vor seiner Abreise mag in die Augen geleuchtet haben. Sie ist verheirathet, gut und glücklich; Das brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Aber er weiß es so wenig, als er sonst Etwas von uns weiß. Vergessen Sie ja nicht, ihm in einer Nachschrift zu melden: Valerine sei täglich schöner geworden und habe auch deßhalb eine sehr gute Partie gethan. Sie sei die Frau eines reichen Gutsbesitzers; verheirathet sei die schöne Blon-

Auerbachs Keller in Leipzig.

Zeche luſtiger Geſellen.

Froſch.

Will keiner trinken? keiner lachen?
Ich will euch lehren Geſichter machen!
Ihr ſeyd ja heut wie naſſes Stroh,
Und brennt ſonſt immer lichterloh.

Brander.

Das liegt an dir; du bringſt ja nichts herbey,
Nicht eine Dummheit, keine Sauerey.

Froſch

gießt ihm ein Glas Wein über den Kopf.

Da haſt du beydes.

dine. Machen Sie es ihm recht deutlich. Nun aber, liebe Tante, iſt Das noch nicht Alles. Wie er ſich der blonden Schönheit ſo genau erinnern und ſie mit der Tochter des liederlichen Pachters, einer wilden Hummel von Brünette, verwechſeln kann, die Nachbine hieß, und die, wer weiß, wohin gerathen iſt, Das bleibt mir völlig unbegreiflich und intriguirt mich ganz beſonders. Denn es ſcheint doch, der Herr Vetter, der ſein gutes Gedächtniß rühmt, verwechſelt Namen und Perſonen auf eine ſonderbare Weiſe. Vielleicht fühlt er dieſen Mangel und will das Erloſchene durch Ihre Schilderung wieder auffriſchen. Halten Sie ihn kurz, ich bitte Sie; aber ſuchen Sie zu erfahren, wie es mit den Valerine'n und Nachbine'n ſteht, und was für Ihnen, Trinen vielleicht noch alle ſich in ſeiner Einbildungskraft erhalten haben, indeſſen die Etien und Jlien daraus verſchwunden ſind. Der Bote! Der verwünſchte Bote!

Die Tante den Nichten.

(Dictirt.)

Was ſoll man ſich viel verſtellen gegen Die, mit denen man ſein Leben zuzubringen hat! Lenardo, mit allen ſeinen Eigenheiten, verdient Zutrauen. Ich ſchicke ihm Euere beiden Briefe; daraus lernt er Euch kennen, und ich hoffe, wir Andern werden unbewußt eine Gelegenheit ergreifen, uns auch nächſtens ebenſo vor ihm darzuſtellen. Lebet wohl! Ich leide ſehr.

Herſilie an die Tante.

Was ſoll man ſich viel verſtellen gegen Die, mit denen man ſein Leben zubringt. Lenardo iſt ein verzogener Neffe. Es iſt abſcheulich, daß Sie ihm unſere Briefe ſchicken. Er wird uns daraus nicht kennen lernen, und ich wünſche wir nur Gelegenheit, mich nächſtens von einer andern Seite darzuſtellen. Sie machen Andere viel leiden, indem Sie leiden und blind ſind. Baldige Beſſerung Ihrer Leiden! Ihrer Liebe iſt nicht zu helfen.

Die Tante an Herſilie.

Dein letztes Zettelchen hätte ich auch mit an Lenardo eingepackt, wenn ich überhaupt bei dem Vorſatz geblieben wäre, den mir meine incorrigible Meinung, mein Leiden und die Bequemlichkeit eingegeben hatten. Euere Briefe ſind nicht fort.

Wilhelm an Natalie'n

Der Menſch iſt ein geſelliges, geſprächiges Weſen; ſeine Luſt iſt groß, wenn er Fähigkeiten ausübt, die ihm gegeben ſind, und wenn auch weiter Nichts dabei herauskäme. Wie oft beklagt man ſich in Geſellſchaft, daß Einer den Andern nicht zum Worte kommen läßt! und ebenſo kann man ſagen, daß Einer den Andern nicht zum Schreiben kommen ließe, wenn nicht das Schreiben gewöhnlich ein Geſchäft wäre, das man einſam und allein abthun muß.

Wieviel die Menſchen ſchreiben, davon hat man gar keinen Begriff. Von Dem, was davon gedruckt wird, will ich gar nicht reden, ob es gleich ſchon genug iſt. Was aber an Briefen und Nachrichten und Geſchichten, Anecdoten, Beſchreibungen von gegenwärtigen Zuſtänden einzelner Menſchen, in Briefen und größern Aufſätzen in der Stille circulirt, davon kann man ſich eine Vorſtellung machen, wenn man in gebildeten Familien eine Zeit lang lebt, wie es mir jetzt geht. In der Sphäre, in der ich mich gegenwärtig befinde, bringt man beinahe ſoviel Zeit zu, ſeinen Verwandten und Freunden Dasjenige mitzutheilen, womit man ſich beſchäftigt, als man Zeit ſich zu beſchäftigen ſelbſt hatte. Dieſe Bemerkung, die ſich mir ſeit einigen Tagen aufdringt, mache ich um ſo lieber, als mir die Schreibſeligkeit meiner neuen Freunde Gelegenheit verſchafft, ihre Verhältniſſe geſchwind und nach allen Seiten hin kennen zu lernen. Man vertraut mir; man gibt mir einen Pack Briefe, ein Paar Hefte Reiſe-Journale, die Confeſſionen eines Gemüths, das noch nicht mit ſich ſelbſt einig iſt, und ſo bin ich in Kurzem überall zu Hauſe. Ich kenne die nächſte Geſellſchaft; ich kenne die Perſonen, deren Bekanntſchaft ich machen werde, und weiß von ihnen beinahe mehr als ſie ſelbſt, weil ſie denn doch in ihren Zuſtänden befangen ſind und ich an ihnen vorbeiſchwebe, immer an Deiner Hand, mich mit Dir über Alles beſprechend. Auch iſt es meine erſte Bedingung, ehe ich ein Vertrauen annehme, daß ich Dir Alles mittheilen dürfe. Hier alſo einige Briefe, die Dich in den Kreis einführen werden, in dem ich mich gegenwärtig herumdrehe, ohne mein Gelübde zu brechen aber zu umgehen.

Siebentes Capitel.

Am früheſten Morgen fand ſich unſer Freund allein in der Gallerie, und ergetzte ſich an ſo mancher bekannten Geſtalt; über die Unbekannten gab ihm ein vorgefundener Catalog den erwünſchten Aufſchluß. Das Portrait wie die Biographie haben ein ganz eigenes Intereſſe; der bedeutende Menſch, den man ſich ohne Umgebung nicht denken kann, tritt einzeln abgeſondert heraus, und ſtellt ſich vor uns wie vor einen Spiegel: ihm ſollen wir entſchiedener

Aufmerkſamkeit zuwenden; wir ſollen uns ausſchließlich mit ihm beſchäftigen, wie er behaglich vor dem Spiegelglas mit ſich beſchäftiget iſt. Ein Feldherr iſt es, der jetzt das ganze Heer repräſentirt, hinter den ſo Kaiſer als Könige, für die er kämpft, in's Treffen zurücktreten. Der gewandte Hofmann ſteht vor uns, eben als wenn er uns den Hof machte; wir denken nicht an die große Welt, für die er ſich eigentlich ſo anmuthig ausgebildet hat. Ueberraſchend war ſodann unſerm Beſchauer die Aehnlichkeit mancher längſt vorübergegangenen mit lebendigen, ihm bekannten und leibhaftig geſehenen Menſchen, ja Aehnlichkeit mit ihm ſelbſt! Und warum ſollten ſich nur Zwillings-Menſchen aus e i n e r Mutter entwickeln? Hatte die große Mutter der Götter und Menſchen nicht auch das gleiche Gebild aus ihrem fruchtbaren Schooße gleichzeitig oder in Pauſen hervorbringen können?

Endlich durfte denn auch der gefühlvolle Beſchauer ſich nicht läugnen, daß manches anziehende, mancher Abneigung erweckende Bild vor ſeinen Augen vorüberſchwebe.

In ſolchem Betrachten überraſchte ihn der Hausherr, mit dem er ſich über dieſe Gegenſtände freimüthig unterhielt und hiernach deſſen Gunſt immer mehr zu gewinnen ſchien. Denn er ward freundlich in die innern Zimmer geführt vor die köſtlichſten Bilder bedeutender Männer des ſechszehnten Jahrhunderts in vollſtändiger Gegenwart, wie ſie für ſich lebten und lebten, ohne ſich etwa im Spiegel oder im Zuſchauer zu beſchauen, ſich ſelbſt gelaſſen und genügend und durch ihr Daſein wirkend, nicht durch irgend ein Wollen oder Vornehmen.

Der Hausherr, zufrieden, daß der Gaſt eine ſo reich herangebrachte Vergangenheit vollkommen zu ſchätzen wußte, ließ ihn Handſchriften ſehen von manchen Perſonen, über die ſie vorher in der Gallerie geſprochen hatten, zuletzt Reliquien, von denen man gewiß war, daß der frühere Beſitzer ſich ihrer bedient, ſie berührt hatte.

„Dies iſt meine Art von Poeſie“, ſagte der Hausherr lächelnd. „Meine Einbildungskraft muß ſich an Etwas feſthalten; ich mag kaum glauben, daß es Etwas geweſen ſei, was nicht noch da iſt. Ueber ſolche Heiligthümer vergangener Zeit ſuche ich mir die ſtrengſten Zeugniſſe zu verſchaffen; ſind ſie nicht aufzunehmen. Am Schärfſten werden ſchriftliche Ueberlieferungen geprüft: denn ich glaube wohl, daß der Mönch die Chronik geſchrieben hat; wovon er aber zeugt, daran glaube ich ſelten.“ Zuletzt legte er Wilhelm'en ein weißes Blatt vor mit Erſuchen um einige Zeilen, doch ohne Unterſchrift; worauf der Gaſt durch eine Tapeten-Thüre ſich in den Saal entlaſſen und an der Seite des Cuſtos fand.

„Es freut mich,“ ſagte Dieſer, „daß Sie unſerm Herrn werth ſind: ſchon daß Sie zu dieſer Thüre herauskommen, iſt ein Beweis davon. Wiſſen Sie aber, wofür er Sie hält? Er glaubt einen practiſchen Pädagogen an Ihnen zu ſehen; den Knaben vermuthet er von vornehmem Hauſe, Ihrer Führung anvertraut, um mit rechtem Sinn ſogleich in die Welt und ihre mannigfaltigen Zuſtände nach Grundſätzen frühzeitig eingeweiht zu werden.“ „Er thut mir zu viel Ehre an,“ ſagte der Freund, „doch will ich das Wort nicht vergebens gehört haben.“

Bei'm Frühſtück, wo er ſeinen Felix ſchon um die Frauenzimmer beſchäftigt fand, eröffneten ſie ihm den Wunſch: er möge, da er nun einmal nicht zu halten ſei, ſich zu der edeln Tante Macarie begeben und vielleicht von da zum Vetter, um das wunderliche Zaudern aufzuklären. Er werde dadurch zugleich zum Gliede ihrer Familie, erzeige ihnen Allen einen entſchiedenen Dienſt und trete mit Lenardo ohne große Vorbereitung in ein zutrauliches Verhältniß.

Er jedoch verſetzte dagegen: „Wohin Sie mich ſenden, begebe ich mich gern; ich ging aus, zu ſchauen und zu denken, bei Ihnen habe ich mehr erfahren und gelernt, als ich hoffen durfte, und bin überzeugt, auf dem nächſten eingeleiteten Wege werde ich mehr, als ich erwarten kann, gewahr werden und lernen.“

„Und Du artiger Taugenichts! Was wirſt denn Du lernen?“ fragte Hilarie, worauf der Knabe ſehr keck erwiederte: „Ich lerne ſchreiben, damit ich Dir einen Brief ſchicken kann, und reiten wie Keiner, damit ich immer gleich wieder bei Dir bin.“ Hierauf ſagte Hilarie bedenklich: „Mit meinen zeitbetagten Verehrern hat es mit niemals recht glücken wollen, es ſcheint, daß die folgende Generation mich nächſtens entſchädigen will.“

Nun aber empfanden wir mit unſerm Freunde, wie ſchmerzlich die Stunde des Abſchieds herannaht, und mögen uns gern von den Eigenheiten ſeines trefflichen Wirthes, von den Seltſamkeiten des außerordentlichen Mannes einen deutlichen Begriff machen. Um ihn aber nicht falſch zu beurtheilen, müſſen wir auf das Herkommen, auf das Herankommen dieſer ſchon zu hohen Jahren gelangten würdigen Perſon unſere Aufmerkſamkeit richten. Was wir anfragen konnten, iſt Folgendes:

Sein Großvater lebte als thätiges Glied einer Geſandtſchaft in England, gerade in den letzten Jahren des William Penn. Das hohe Wohlwollen, die reinen Abſichten, die unverrückte Thätigkeit eines ſo vorzüglichen Mannes, der

Conflict, in den er deshalb mit der Welt gerieth; die Gefahren und Bedrängniſſe, unter denen der Edle zu erliegen ſchien, erregten in dem empfänglichen Geiſte des jungen Mannes ein entſchiedenes Intereſſe; er verbräderte ſich mit der Angelegenheit und zog endlich ſelbſt nach America. Der Vater unſers Herrn iſt in Philadelphia geboren, und Beide rühmten ſich, beigetragen zu haben, daß eine allgemeine freiere Religionsübung in den Colonien Statt fand.

Hier entwickelte ſich die Maxime, daß eine in ſich abgeſchloſſene, in Sitten und Religion übereinſtimmende Nation vor aller fremden Einwirkung, aller Neuerung ſich wohl zu hüten habe; daß aber da, wo man auf friſchem Boden viele Glieder von allen Seiten her zuſammenberufen will, möglichſt unbedingte Thätigkeit in Erwerb und freier Spielraum der allgemein ſittlichen und religiöſen Vorſtellungen zu vergönnen ſei.

Der lebhafte Trieb nach America im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts war groß, indem ein Jeder, der ſich diesſeits einiger Maßen unbequem fand, ſich drüben in Freiheit zu ſetzen hoffte; dieſer Trieb ward genährt durch wünſchenswerthe Beſitzungen, die man erlangen konnte, ehe ſich noch die Bevölkerung weiter nach Weſten verbreitete. Ganze ſogenannte Grafſchaften ſtanden noch zu Kauf an der Grenze des bewohnten Landes, auch der Vater unſers Herrn hatte ſich dort bedeutend angeſiedelt.

Wie aber in den Söhnen ſich oft ein Widerſpruch hervorthut gegen väterliche Geſinnungen, ſo zeigte ſich's auch hier. Unſer Hausherr, als Jüngling nach Europa gelangt, fand ſich hier ganz anders; dieſe unſchätzbare Cultur, ſeit mehrern tauſend Jahren entſprungen, gewachſen, ausgebreitet, gedämpft, gedrückt, nie ganz erdrückt, wieder aufathmend, ſich neu belebend und, nach wie vor, in unendlichen Thätigkeiten hervortretend, gab ihm ganz andere Begriffe, wohin die Menſchheit gelangen kann. Er zog vor, an den großen unüberſehlichen Vortheilen ſein Antheil hinzunehmen und lieber in der großen, geregelt thätigen Maſſe mitwirkend ſich zu verlieren, als drüben über dem Meere, um Jahrhunderte verſpätet, den Orpheus und Lycurg zu ſpielen; er ſagte: „Ueberall bedarf der Menſch Geduld; überall muß er Rückſicht nehmen; und ich will mich doch lieber mit meinem Könige abfinden, daß er mir dieſe oder jene Gerechtſame zugeſtehe, lieber mich mit meinen Nachbarn vergleichen, daß ſie mir gewiſſe Beſchränkungen erlaſſen, wenn ich ihnen von einer andern Seite nachgebe, als daß ich mich mit den Irokeſen herumſchlage, um ſie zu vertreiben, oder ſie durch Contracte betrüge, um ſie zu verdrängen aus ihren Sümpfen, wo man von Mosquito's zu Tode gepeinigt wird."

Er übernahm die Familien-Güter, wußte ſie freiſinnig zu behandeln, ſie wirthſchaftlich einzurichten, weite, wundy ſcheinende Nachbar-Diſtricte klüglich anzuſchließen und ſo ſich innerhalb der cultivirten Welt, die in einem gewiſſen Sinne auch gar oft eine Wildniß genannt werden kann, ein mäßiges Gebiet zu erwerben und zu bilden, das für die beſchränkten Zuſtände immer noch utopiſch genug iſt.

Religionsfreiheit iſt daher in dieſem Bezirk natürlich; der öffentliche Cultus wird als ein freies Bekenntniß angeſehen, daß man in Leben und Tod zuſammen gehöre; hiernach aber wird ſehr darauf geſehen, daß Niemand ſich abſondere.

Man wird in den einzelnen Anſiedelungen mäßig große Gebäude gewahr; Dieß iſt der Raum, den der Grundbeſitzer jeder Gemeinde ſchuldig iſt: hier kommen die Aelteſten zuſammen, um ſich zu berathen; hier verſammeln ſich die Glieder, um Belehrung und fromme Ermunterung zu vernehmen. Aber auch zu heiterm Ergetzen iſt dieſer Raum beſtimmt; hier werden die hochzeitlichen Tänze geführt und der Feiertag mit Muſik geſchloſſen.

Hierauf kann uns die Natur ſelbſt ſähren. Bei gewöhnlich heiterer Witterung ſehen wir unter derſelben Linde die Aelteſten im Rath, die Gemeine zur Erbauung und die Jugend im Tanze ſich ſchwenkend. Auf ernſtem Lebensgrunde zeigt ſich das Heilige ſo ſchön: Ernſt und Heiligkeit mäßigen die Luſt; und nur durch Mäßigung erhalten wir uns.

Iſt die Gemeinde anderes Sinnes und wohlhabend genug, ſo ſteht es ihr frei, verſchiedene Baulichkeiten den verſchiedenen Zwecken zu widmen.

Wenn aber dieß Alles auf's Oeffentliche und Gemeinſam-Sittliche berechnet iſt, ſo bleibt die eigentliche Religion ein Innerſtes, ja Individuelles; denn ſie hat ganz allein mit dem Gewiſſen zu thun; dieſes ſoll erregt, ſoll beſchwichtigt werden: erregt, wenn es ſtumpf, unthätig, unwirkſam dahinbrütet; beſchwichtigt, wenn es durch ewige Unruhe das Leben zu verbittern droht. Denn es iſt ganz nahe mit der Sorge verwandt, die in den Kummer überzugehen droht, wenn wir uns oder Andern durch eigene Schuld ein Uebel zugezogen haben.

Da wir aber zu Betrachtungen, wie ſie hier gefordert werden, nicht immer aufgelegt ſind, auch nicht immer aufgeregt ſein mögen, ſo iſt hiezu der Sonntag beſtimmt, wo Alles, was den Menſchen drückt, in religiöſer, ſittlicher, geſelliger, ökonomiſcher Beziehung zur Sprache kommen muß.

„Wenn Sie eine Zeit lang bei uns blieben,“ ſagte Juliette, „ſo würde auch unſer Sonntag Ihnen nicht mißfallen. Uebermorgen früh würden Sie eine große Stille bemerken; Jeder bleibt einſam und widmet ſich einer vorgeſchriebenen Betrachtung. Der Menſch iſt ein beſchränktes Weſen; unſere Beſchränkung zu überdenken, iſt der Sonntag gewidmet. Sind es körperliche Leiden, die wir im Lebenstaumel der Woche vielleicht gering achteten, ſo müſſen wir am Anfang der neuen alſobald den Arzt aufſuchen; iſt unſere Beſchränkung ökonomiſch und ſonſt bürgerlich, ſo ſind unſere Beamten verpflichtet, ihre Sitzungen zu halten; iſt es geiſtig, ſittlich, was uns verdüſtert, ſo haben wir uns an einen Freund, an einen Wohldenkenden zu wenden, deſſen Rath, deſſen Einwirkung zu erbitten: genug, es iſt das Geſetz, daß Niemand eine Angelegenheit, die ihn beunruhigt oder quält, in die neue Woche hinübernehmen dürfe. Von drückenden Pflichten kann uns nur die gewiſſenhafteſte Ausübung befreien; und was gar nicht aufzulöſen iſt, überlaſſen wir zuletzt Gott, als dem allbedingenden und allbefreienden Weſen. Auch der Oheim ſelbſt unterläßt nicht ſolche Prüfung; es ſind ſogar Fälle, wo er mit uns vertraulich über eine Angelegenheit geſprochen hat, die er im Augenblick nicht überwinden konnte; am Meiſten aber beſpricht er ſich mit unſerer edeln Tante, die er von Zeit zu Zeit beſuchend aufgeht. Auch pflegt er Sonntag Abends zu fragen, ob Alles rein gebeichtet und abgethan worden. Sie ſehen hieraus, daß wir alle Sorgfalt anwenden, um nicht in ihren Orden, nicht in die Gemeinſchaft der Entſagenden aufgenommen zu werden.“

„Es iſt ein ſauberes Leben!“ rief Herſilie; „denn ich mich alle acht Tage reſignire, ſo habe ich es freilich bei Zweihundert und fünfundſiebzigen zu Gute.“

Vor dem Abſchiede jedoch erhielt unſer Freund von dem jüngern Beamten ein Paket mit beiliegendem Schreiben, aus welchem wir folgende Stelle ausheben:

„Mir will ſcheinen, daß bei jeder Nation ein anderer Sinn verwalte, deſſen Befriedigung ſie allein glücklich macht, und Dieß bemerkt man ja ſchon an verſchiedenen Menſchen. Der Eine, der ſein Ohr mit vollen, anmuthig geregelten Tönen gelabt, Geiſt und Seele dadurch angeregt wünſcht, denkt er mir's, wenn ich ihm das trefflichſte Gemälde vor Augen ſtelle? Ein Gemäldefreund will ſchauen; er wird ablehnen, durch Gedicht oder Roman ſeine Einbildungskraft erregen zu laſſen. Wer iſt denn ſo begabt, daß er vielſeitig genießen könne?

Sie aber, verehrtergehender Freund, ſind mir als ein Solcher erſchienen, und wenn Sie die Nettigkeit einer vornehm-reichen franzöſiſchen Umgebung zu ſchätzen wußten, ſo hoffe ich, Sie werden die einfache, treue Redlichkeit Deutſcher Zuſtände nicht verſchmähen, und mir verzeihen, wenn ich nach meiner Art und Denkweiſe nach Herkommen und Stellung kein anmuthigeres Bild habe, als wie ſie uns der Deutſche Mittelſtand in ſeinen reinen Häuslichkeiten ſehen läßt.

Laſſen Sie ſich's gefallen und gedenken mein!“

Achtes Capitel.

Wer iſt der Verräther?

„Nein! nein!“ rief er aus, als er heftig und eilig in's angewieſene Schlafzimmer trat und das Licht niederſetzte: „nein! es iſt nicht möglich! Aber wohin ſoll ich mich wenden? Das erſte Mal denk' ich anders als er, das erſte Mal empfinde ich, will ich anders. — O mein Vater! Könnteſt Du unſichtbar gegenwärtig ſein, mich durch und durch ſchauen, Du würdeſt Dich überzeugen, daß ich noch Derſelbe bin, immer der treue, gehorſame, liebevolle Sohn! — Nein zu ſagen! des Vaters liebſtem, lange gehegtem Wunſch zu widerſtreben! wie ſoll ich's offenbaren? wie ſoll ich's ausdrücken? Nein, ich kann Julie'n nicht heirathen! — Indem ich's ausſpreche, erſchrecke ich. Und wie ſoll ich vor ihn treten, es ihm eröffnen, dem guten, lieben Vater! Er blickt mich ſtaunend an und ſchweigt; er ſchüttelt den Kopf; der einſichtige, lange gelehrte Mann weiß keine Worte zu finden. Weh' mir! — O, ich wüßte wohl, wem ich dieſe Pein, dieſe Verlegenheit vertraute, wen ich vor zum Fürſprecher ausgriffe: aus Allen Dich, Lucinde! Und Dir möchte ich zuerſt ſagen, wie ich Dich liebe, wie ich mich Dir hingebe und Dich flehentlich bitte, vertritt mich! Und kannſt Du mich lieben, willſt Du mein ſein, ſo vertritt uns Beide.“

Dieſes kurze, herzlich leidenſchaftliche Selbſtgeſpräch aufzuklären, wird es aber viele Worte koſten.

Profeſſor N. zu N. hatte einen einzigen Knaben von wunderſamer Schönheit, den er, bis in das achte Jahr, der Vorſorge ſeiner Gattinn, der würdigſten Frau überließ; dieſe leitete die Stunden und Tage des Kindes zum Leben, Lernen und zu allem guten Betragen. Sie ſtarb, und im Augenblicke fühlte der Vater, daß er dieſe Sorgfalt perſönlich nicht weiter fortſetzen könne. Vorher war Alles Uebereinkunft zwiſchen den Eltern; ſie arbeiteten auf einen Zweck, beſchloſſen zuſammen für die nächſte Zeit, was zu thun ſei, und die Mutter verſtand Alles weislich auszuführen. Doppelt und dreifach war nun die Sorge des Witwers,

welcher wohl wußte und täglich vor Augen sah, daß für Schur der Professoren auf Academien selbst nur durch ein Wunder eine glückliche Bildung zu hoffen sei.

In dieser Verlegenheit wendete er sich an seinen Freund, den Oberamtmann zu R., mit dem er schon frühere Plane näherer Familien-Verbindungen durchgesprochen hatte. Dieser wußte zu rathen und zu helfen, daß der Sohn in eine der guten Lehranstalten aufgenommen wurde, die in Deutschland blühten, und worin für den ganzen Menschen, für Leib, Seele und Geist möglichst gesorgt ward.

Untergebracht war nun der Sohn; der Vater jedoch fand sich gar zu allein, seiner Gattinn beraubt, der lieblichen Gegenwart des Knaben entfremdet, den er, ohne selbsteigenes Bemühen, so erwünscht heraufgebildet gesehen. Auch hier kam die Freundschaft des Oberamtmanns zu Statten; die Entfernung ihrer Wohnorte verschwand vor der Neigung, der Lust, sich zu bewegen, sich zu zerstreuen. Hier fand nun der verwaiſ'te Gelehrte in einem gleichfalls mutterlosen Familien-Kreis zwei schöne, verschiedenartig liebenswürdige Töchter herangewachsen; wo denn beide Väter sich immer mehr und mehr bestärkten in dem Gedanken, in der Aussicht, ihre Häuser dereinst auf's Erfreulichste verbunden zu sehen.

Sie lebten in einem glücklichen Fürstenlande; der tüchtige Mann war seiner Stelle lebenslänglich gewiß und ein gewünschter Nachfolger wahrscheinlich. Nun sollte, nach einem verständigen Familien- und Ministerial-Plan, sich Lucidor zu dem wichtigen Posten des künftigen Schwiegervaters bilden. Dieß gelang ihm auch von Stufe zu Stufe. Man versäumte Nichts, ihm alle Kenntniß zu überliefern, alle Thätigkeiten an ihm zu entwickeln, deren der Staat jeder Zeit bedarf die Pflege des strengen, gerichtlichen Rechts, des läßlichern, wo Klugheit und Gewandtheit dem Ausübenden zur Hand geht; der Calcul zum Tagesgebrauch, die höhern Uebersichten nicht ausgeschlossen, aber Alles unmittelbar am Leben, wie es gewiß und unausbleiblich zu gebrauchen wäre.

In diesem Sinne hatte Lucidor seine Schuljahre vollbracht und ward nun durch Vater und Gönner zur Academie vorbereitet. Er zeigte das schönste Talent zu Allem und verdankte der Natur auch noch das seltene Glück, aus Liebe zum Vater, aus Ehrfurcht für den Freund, seine Fähigkeiten gerade dahin lenken zu wollen, wohin man deutete, erst aus Gehorsam, dann aus Ueberzeugung. Auf eine auswärtige Academie ward er gesendet und ging daselbst, sowohl nach eigener brieflicher Rechenschaft, als nach Zeugniß seiner Lehrer und Aufseher, den Gang, der ihn zum Ziele führen sollte. Nur konnte man nicht billigen, daß er in einigen Fällen zu ungeduldig brav gewesen. Der Vater schüttelte hierüber den Kopf, der Oberamtmann nickte. Wer hätte sich nicht einen solchen Sohn gewünscht?

Indessen wuchsen die Töchter heran, Julie und Lucinde. Jene, die jüngere, neckisch, lieblich, unstät, höchst unterhaltend; die Andere zu bezeichnen schwer, weil sie in Geradheit und Reinheit Dasjenige darstellte, was wir an allen Frauen wünschenswerth finden. Man besuchte sich wechselseitig, und im Hause des Professor's fand Julie die unerschöpflichste Unterhaltung.

Geographie, die er durch Topographie zu beleben wußte, gehörte zu seinem Fach; und sobald Julie nur einen Band gewahr werden, dergleichen aus der Homann'schen Officin eine ganze Reihe dastanden, so wurden sämmtliche Städte gemustert, beurtheilt, vorgezogen oder zurückgewiesen; alle Häfen besonders erlangten ihre Gunst; andere Städte, welche nur einiger Maßen ihren Beifall erhalten wollten, mußten sich mit viel Thürmen, Kuppel und Minareten fleißig hervorheben.

Der Vater ließ sie wochenlang bei dem geprüften Freunde; sie nahm wirklich zu an Wissenschaft und Einsicht und kannte so ziemlich die bewohnte Welt nach Hauptbezügen, Puncten und Orten. Auch war sie auf Trachten fremder Nationen sehr aufmerksam; und wenn ihr Pflegvater manchmal scherzhaft fragte: ob ihr denn von den vielen jungen, hübschen Leuten, die da vor dem Fenster hin und wiederzogen, nicht Einer oder der Andere wirklich gefalle, so sagte sie: „Ja freilich, wenn er recht seltsam aussieht!“ — Da nun unsere jungen Studirenden es niemals daran fehlen lassen, so hatte sie oft Gelegenheit, an Einem oder dem Andern Theil zu nehmen; sie erinnerte sich an ihm irgend einer fremden National-Tracht, versicherte jedoch zuletzt, es müsse wenigstens ein Grieche, völlig nationell aufstaffirt, herbeikommen, wenn sie ihm vorzügliche Aufmerksamkeit widmen sollte; deßwegen sie sich auch auf die Leipziger Messe wünschte, wo Dergleichen auf der Straße zu sehen wären.

Nach seinen trockenen und manchmal verdrießlichen Arbeiten hatte nun unser Lehrer keine glücklichern Augenblicke, als wenn er sie scherzend unterrichtete und dabei heimlich triumphirte, sich eine so liebenswürdige, immer unterhaltene, immer unterhaltende Schwiegertochter zu erziehen. Die beiden Väter waren übrigens einverstanden, daß die Mädchen Nichts von der Absicht vermuthen sollten; auch Lucidor'n hielt man sie verborgen.

So waren Jahre vergangen, wie sie denn gar leicht vergehen. Lucidor stellte sich dar,

vollendet, alle Prüfungen bestehend, selbst zur Freude der obern Vorgesetzten, die Nichts mehr wünschten, als die Hoffnung alter, würdiger, begünstigter, gunstwerther Diener mit gutem Gewissen erfüllen zu können.

Und so war denn die Angelegenheit mit ordnungsgemäßem Schritt endlich dahin gediehen, daß Lucidor, nachdem er sich in untergeordneten Stellen musterhaft betragen, nunmehr einen gar vortheilhaften Sitz nach Verdienst und Wunsch erlangen sollte, gerade mittewegs zwischen der Academie und dem Oberamtmann gelegen.

Der Vater sprach nunmehr mit dem Sohn von Julie'n, auf die er bisher nur hingedeutet hatte, als von dessen Braut und Gattinn, ohne weitern Zweifel und Bedingung, das Glück preisend, sich ein lebendiges Kleinod sich angeeignet zu haben. Er sah seine Schwiegertochter im Geiste schon wieder von Zeit zu Zeit bei sich, mit Karten, Planen und Städtebildern beschäftigt; der Sohn dagegen erinnerte sich des allerliebsten, heitern Wesens, das ihn, zu kindlicher Zeit, durch Neckerei wie durch Freundlichkeit immer ergetzt hatte. Nun sollte Lucidor zu dem Oberamtmann hinüberreiten, die herangewachsene Schöne näher betrachten, sich einige Wochen, zu Gewohnheit und Bekanntschaft, mit dem Gesammthause ergehen. Würden die jungen Leute, wie zu hoffen, bald einig, so sollte man's melden; der Vater würde sogleich erscheinen, damit ein feierliches Verlöbniß das gehoffte Glück für ewig sicher stelle.

Lucidor kommt an; er wird freundlichst empfangen, ein Zimmer ihm angewiesen: er richtet sich ein und erscheint. Da findet er denn, außer den uns schon bekannten Familien-Gliedern, noch einen halberwachsenen Sohn, verzogen, geradezu, aber gescheidt und gutmüthig, so daß, wenn man ihn für den lustigen Rath nehmen wollte, er gar nicht übel zum Ganzen paßte. Dann gehörte zum Haus ein sehr alter, aber gesunder, frohmüthiger Mann, still, fein, klug, anliebend, nun hie und da anheilend. Gleich nach Lucidor'n kam noch ein Fremder hinzu, nicht mehr jung, von bedeutendem Ansehen, würdig, lebensgewandt und durch Kenntniß der weitesten Weltgegenden höchst unterhaltend. Sie hießen ihn Antoni.

Julie empfing ihren angekündigten Bräutigam schicklich, aber zuvorkommend; Lucinde dagegen machte die Ehre des Hauses, wie Jene ihrer Person. So verging der Tag ausgezeichnet angenehm für Alle, nur für Lucidor'n nicht; er, ohnehin schweigsam, mußte von Zeit zu Zeit, um nicht gar zu verstummen, sich fragend verhalten; wobei denn Niemand zum Vortheil erscheint.

Zerstreut war er durchaus; denn er hatte vom ersten Augenblick an nicht Abneigung, noch Widerwillen, aber Entfremdung gegen Julie'n gefühlt: Lucinde dagegen zog ihn an, daß er zitterte, wenn sie ihn mit ihren vollen, reinen, ruhigen Augen ansah.

So bedrängt erreichte er den ersten Abend sein Schlafzimmer und ergoß sich in jenem Monolog, mit dem wir begonnen haben. Um aber auch diesen zu erklären, und wie die Heftigkeit einer solchen Redefülle zu Demjenigen paßt, was wir schon von ihm wissen, wird eine kurze Mittheilung nöthig.

Lucidor war von tiefem Gemüth und hatte meist etwas Anderes im Sinn, als was die Gegenwart erheischte, deßwegen Unterhaltung und Gespräch ihm nie recht glücken wollte; er fühlte Das und wurde schweigsam, außer wenn von bestimmten Fächern die Rede war, die er durchstudirt hatte, davon ihm jeder Zeit zu Diensten stand, was er bedurfte. Dazu kam, daß er, früher auf der Schule, später auf der Universität, sich an Freunden betrogen und seinen Herzenserguß unglücklich vergeudet hatte; jede Mittheilung war ihm daher bedenklich; Bedenken aber hebt jede Mittheilung auf. Zu seinem Vater war er nur gewohnt, unisono zu sprechen; und sein volles Herz ergoß sich daher in Monologen, sobald er allein war.

Den andern Morgen hatte er sich zusammengenommen, und wäre doch beinahe außer Fassung gerückt, als ihm Julie noch freundlicher, heiterer und freier entgegenkam. Sie wußte viel zu fragen, nach seinen Land- und Wasserfahrten, wie er, als Student, mit dem Ränzchen auf'm Rücken die Schweiz durchstreift und durchstiegen, ja über die Alpen gekommen. Da wollte sie nun von der schönen Insel, auf dem großen südlichen See, Vieles wissen; rückwärts aber mußte der Rhein, von seinem ersten Ursprung an, erst durch höchst unerfreuliche Gegenden begleitet werden, und so hinabwärts durch manche Abwechselung, wo es denn freilich zuletzt, zwischen Mainz und Koblenz, noch der Mühe werth ist, den Fluß ehrenvoll aus seiner letzten Beschränkung in die weite Welt in's Meer zu entlassen.

Lucidor fühlte sich hiebei sehr erleichtert, erzählte gern und gut, so daß Julie entzückt ausrief: So was müsse man selbander sehen! Worüber denn Lucidor abermals erschrak, weil er darin eine Anspielung auf ihr gemeinsames Wandern durchs Leben zu spüren glaubte.

Von seiner Erzählerpflicht jedoch wurde er bald abgelöst; denn der Fremde, den sie Antoni hießen, verdunkelte gar geschwind alle Bergquellen, Felsufer, eingezwängte, freigelassene Flüsse: nun hier ging's unmittelbar nach

Genua; Livorno lag nicht weit, das Intereſſanteſte im Laufe nahm man auf den Raub ſo mit; Neapel mußte man, ehe man ſtürbe, geſehen haben; dann aber blieb freilich Conſtantinopel noch übrig, das doch auch nicht zu verſäumen ſei. Die Beſchreibung, die Antoni von der weiten Welt machte, riß die Einbildungskraft Aller mit ſich fort, ob er gleich weniger Feuer darein zu legen hatte. Julie, ganz außer ſich, war aber noch keineswegs befriedigt; ſie fühlte noch Luſt nach Alexandrien, Cairo, beſonders aber zu den Pyramiden, von denen ſie ziemlich ausreichende Kenntniſſe durch ihres vermuthlichen Schwiegervaters Unterricht gewonnen hatte.

Lucidor, des nächſten Abends (er hatte kaum die Thüre angezogen, das Licht noch nicht niedergeſetzt) rief aus: „Nun beſinne Dich denn! es iſt Ernſt. Du haſt viel Ernſtes gelernt und durchdacht; was ſoll denn Rechtsgelehrſamkeit, wenn Du jetzt nicht gleich als Rechtsmann handelſt? Siehe Dich als einen Bevollmächtigten an, vergiß Dich ſelbſt und thue, was Du für Andere zu thun ſchuldig wärſt. Es verſchaft ſich auf's fürchterlichſte! Der Fremde iſt offenbar um Lucinde's Willen da; ſie bezeigt ihm die ſchönſten, edelſten, geſellig häuslichen Aufmerkſamkeiten; die kleine Närrinn möchte mit Jedem durch die Welt laufen, für Nichts und wieder Nichts. Ueberdieß noch iſt ſie ein Schalk; ihr Antheil an Städten und Ländern iſt eine Poſſe, wodurch ſie uns zum Schweigen bringt. Warum aber ſehe ich dieſe Sache ſo verwirrt und verſchränkt an? Iſt der Oberamtmann nicht ſelbſt der verſtändigſte, der einſichtigſte, liebevollſte Vermittler? Du wißt ihm zu ſagen, wie Du fühlſt und denkſt, und er wird mitdenken, wenn auch nicht mitfühlen. Er vermag Alles über den Vater. Und iſt nicht Eine wie die Andere ſeine Tochter? Was will denn der Anton Reiſer mit Lucinde'n, die für das Haus geboren iſt, um glücklich zu ſein und Glück zu ſchaffen: heftet ſich doch das zauberiſche Queckſilber an den ewigen Juden; Das wird eine allerliebſte Partie werden.

Des Morgens ging Lucidor feſten Entſchluſſes hinab, mit dem Vater zu ſprechen und ihn deßhalb in bekannten freien Stunden unverzüglich anzugehen. Wie groß war ſein Schmerz, ſeine Verlegenheit, als er vernahm: der Oberamtmann, in Geſchäften verreiſ't, werde erſt übermorgen zurück erwartet! Julie ſchien heute ſo recht ganz ihren Reiſetag zu haben; ſie hielt ſich an den Weltwanderer und überließ mit einigen Scherzreden, die ſich auf Häuslichkeit bezogen, Lucidor'n an Lucinde'n. Hatte der Freund vorher das edle Mädchen aus gewiſſer Ferne geſehen, nach einem allgemeinen Eindruck, und ſich ſchon herzlichſt angeeignet, ſo mußte er in der nächſten Nähe Alles doppelt und dreifach entdecken, was ihn erſt im Allgemeinen anzog.

Der gute alte Hausfreund, an der Stelle des abweſenden Vaters, that ſich nun hervor; auch er hatte geliebt, geliebt und war, nach manchen Quetſchungen des Lebens, noch endlich an der Seite des Jugendfreundes aufgefriſcht und wohlbehalten. Er belebte das Geſpräch und verbreitete ſich beſonders über Verirrungen in der Wahl eines Gatten, erzählte merkwürdige Beiſpiele von zeitiger und verſpäteter Erklärung. Lucinde erſchien in ihrem völligen Glanze: ſie geſtand, daß im Leben das Zufällige jeder Art, und ſo auch in Verbindungen das Allerbeſte bewirken könne; doch ſei es ſchöner, herzerhebender, wenn der Menſch ſich ſagen dürfe: er ſei ſein Glück ſich ſelbſt, der ſtillen, ruhigen Ueberzeugung ſeines Herzens, einem edeln Vorſatz und raſchen Entſchluſſe ſchuldig geworden. Lucidor'n ſtanden die Thränen in den Augen, als er Beifall gab, worauf die Frauenzimmer ſich bald entfernten. Der alte Vorſitzende mochte ſich in Wechſelgeſchichten gerne ergehen, und ſo verbreitete ſich die Unterhaltung in heitere Beiſpiele, die jedoch unſern Helden ſo nahe berührten, daß nur ein ſo rein gebildeter Jüngling nicht herauszubrechen über ſich gewinnen konnte; Das geſchah aber, als er allein war.

„Ich habe mich gehalten!“ rief er aus: „mit ſolcher Verwirrung will ich meinen guten Vater nicht kränken; ich habe an mich gehalten: denn ich ſehe in dieſem würdigen Hausfreunde den Stellvertretenden beider Väter. Zu ihm will ich reden, ihm Alles entdecken; er wird's gewiß vermitteln und hat beinahe ſchon ausgeſprochen, was ich wünſche. Sollte er im einzelnen Falle ſcheiten, was er überhaupt billigt? Morgen früh ſuche ich ihn auf; ich muß dieſem Drange Luft machen.“

Beim Frühſtück fand ſich der Greis nicht ein; er hatte, hieß es, geſtern Abend zu viel geſprochen, zu lange geſeſſen und einige Tropfen Wein über Gewohnheit getrunken. Man erzählte viel zu ſeinem Lobe, und zwar gerade ſolche Reden und Handlungen, die Lucidor'n zur Verzweiflung brachten, daß er ſich nicht ſogleich an ihn gewendet. Dieſes unangenehme Gefühl ward nur geſchärft, als er vernahm, bei ſolchen Anfällen laſſe der gute Alte ſich manchmal in acht Tagen gar nicht ſehen.

Ein ländlicher Aufenthalt hat für geſelliges Zuſammenſein gar große Vortheile, beſonders wenn die Verwirrenden ſich als denkende, fühlende Perſonen, mehrere Jahre veranlaßt gefunden, der natürlichen Anlage ihrer Umgebung zu Hülfe zu kommen. So war es hier geglückt. Der Oberamtmann, erſt unverheirathet, dann

in einer langen, glücklichen Ehe, ſelbſt vermögend, an einem einträglichen Poſten, hatte nach eigenem Blick und Einſicht, nach Liebhaberei ſeiner Frau, ja zuletzt nach Wünſchen und Grillen ſeiner Kinder erſt größere und kleinere, abgeſonderte Anlagen beſorgt und begünſtigt, welche mit Gefühl allmälig durch Pflanzungen und Wege verbunden, eine allerliebſte, verſchiedentlich abweichende, characteriſtiſche Scenen-Folge dem Durchwandelnden darſtellten. Eine ſolche Wallfahrt ließen denn auch unſere jungen Familien-Glieder ihren Gaſt antreten, wie man ſeine Anlagen dem Fremden gerne vorzeigt, damit er Das, was uns gewöhnlich geworden, auffallend erblicke und den günſtigen Eindruck davon für immer behalte.

Die nächſte, ſowie die fernere Gegend war zu beſcheidenen Anlagen und eigentlich ländlichen Einzelnheiten höchſt geeignet. Fruchtbare Hügel wechſelten mit wohlbewäſſerten Wieſengründen, ſo daß das ganze von Zeit zu Zeit zu ſehen war, ohne flach zu ſein; und wenn Grund und Boden vorzüglich dem Nutzen gewidmet erſchienen, ſo war doch das Anmuthige, das Reizende nicht ausgeſchloſſen.

An die Haupt- und Wirthſchaftsgebäude fügten ſich Luſt-, Obſt- und Gratsgärten, aus denen man ſich unverſehens in ein Hölzchen verlor, das ein breiter, fahrbarer Weg auf und ab, hin und wieder durchſchlängelte. Hier in der Mitte war, auf der bedeutendſten Höhe, ein Saal erbaut, mit anſtoßenden Gemächern. Wer zur Hauptthüre hereintrat ſah im großen Spiegel die günſtigſte Ausſicht, welche die Gegend nur gewähren mochte, und kehrte ſich geſchwind wieder um, an der Wirklichkeit von dem unerwarteten Bilde Erholung zu nehmen; denn das Herankommen war künſtlich genug eingerichtet und Alles klüglich verdeckt, was Ueberraſchung bewirken ſollte. Niemand trat herein, ohne daß er von dem Spiegel zur Natur und von der Natur zum Spiegel ſich nicht gern hin und wieder gewendet hätte.

Am ſchönſten, heiterſten, längſten Tage einmal auf dem Wege, hielt man einen ſinnigen Flurzug um und durch das Ganze. Hier wurde das Abendplätzchen der guten Mutter bezeichnet, wo eine herrliche Buche ringsumher ſich freien Raum gehalten hatte. Bald nachher wurde Lucinde's Morgenandacht von Julie'n halb neckiſch angedeutet, in der Nähe eines Waſſerchens zwiſchen Pappeln und Erlen, an hinabſtreichenden Wieſen, hinaufziehenden Aeckern. Es war nicht zu beſchreiben, wie hübſch! Schon überall glaubte man es geſehen zu haben, aber nirgends in ſeiner Einfalt ſo bedeutend und ſo willkommen. Dagegen zeigte der Junker, auch halb wider Willen Julien's, die kleinlichen Lauben und kindiſchen Gärtchenanſtalten, die, nächſt einer vertraulich gelegenen Mühle, kaum noch zu bemerken; ſie ſchrieben ſich aus einer Zeit her, wo Julie, etwa in ihrem zehnten Jahre, ſich in den Kopf geſetzt hatte, Müllerinn zu werden und, nach dem Abgang der beiden alten Leute, ſelbſt einzutreten und ſich einen braven Mühlknappen auszuſuchen.

Das war zu einer Zeit, rief Julie, wo ich noch Nichts von Städten wußte, die an Flüſſen liegen oder gar am Meer, von Genua Nichts u. ſ. w. Ihr guter Vater, Lucidor, hat mich bekehrt; ſeit der Zeit komm' ich nicht leicht hierher. Sie ſetzte ſich neckiſch auf ein Bänkchen, das ſie kaum noch trug, unter einen Holunderſtrauch, der ſich zu tief gebeugt hatte. „Pfui, über's Hucken!" rief ſie, ſprang auf und lief mit dem luſtigen Bruder voran.

Das zurückgebliebene Paar unterhielt ſich verſtändig, und in ſolchen Fällen nähert ſich der Verſtand auch wohl dem Gefühl. — Abwechſelnd einfache, natürliche Gegenſtände zu durchwandern, mit Ruhe zu betrachten, wie der verſtändige, kluge Menſch ihnen Etwas abzugewinnen weiß, wie die Einſicht in's Vorhandene, zum Gefühl ſeiner Bedürfniſſe ſich geſellend, Wunder thut, um die Welt erſt bewohnbar zu machen, dann zu bevölkern und endlich gar zu übervölkern: Das Alles konnte hier im Einzelnen zur Sprache kommen. Lucinde gab von Allem Rechenſchaft und konnte, ſo beſcheiden ſie war, nicht verbergen, daß die bequemlich angenehmen Verbindungen entfernter Partien ihr Werk ſeien, unter Angabe, Leitung oder Vergünſtigung einer verehrten Mutter.

Da ſich aber denn doch der längſte Tag endlich zum Abend bequemt, ſo mußte man auf Rückkehr denken; und als man auf einen angenehmen Umweg ſann, verlangte der luſtige Bruder: man ſolle den kürzern, obgleich nicht erfreulichen, wohl gar beſchwerlichern Weg einſchlagen. „Denn", rief er aus, Ihr habt mit Euern Anlagen und Anſchlägen geprahlt, wie Ihr die Gegend für maleriſche Augen und für zärtliche Herzen verſchönert und verbeſſert; laßt mich aber auch zu Ehren kommen."

Nun mußte man über geackerte Stellen und holprichte Pfade, ja wohl auch auf zufällig hingeworfenen Steinen über Moorflecke wandern und ſah ſchon in einer gewiſſen Ferne allerlei Maſchinen-Werk verworren aufgethürmt. Näher betrachtet, war ein großer Luſt- und Spielplatz, nicht ohne Verſtand, mit einem gewiſſen Volksſinn eingerichtet. Und ſo ſtanden hier, in gehörigen Entfernungen zuſammengeordnet, das große Schaukelrad, wo die Auf- und Abſteigenden immer gleich horizontal ruhig ſitzen bleiben, andere Schaukeleien, Schwungſeile, Luſthebel

Kegel und Zeltenbahnen und was nur Alles erdacht werden kann, um auf einem großen Triftraum eine Menge Menschen verschiedentlichst und gleichmäßig zu beschäftigen und zu erlustigen. „Dieß", rief er aus, „ist meine Erfindung, meine Anlage! Und obgleich der Vater das Geld und ein gescheidter Kerl den Kopf dazu hergab, so hätte doch, ohne mich, den Ihr oft unvernünftig nennt, Verstand und Geld sind nicht zusammen gefunden."

So heiter gestimmt kamen alle vier mit Sonnenuntergang wieder nach Hause. Antoni fand sich ein; die Kleine jedoch, die an diesem bewegten Tage noch nicht genug hatte, ließ einspannen und fuhr über Land zu einer Freundin, in Verzweiflung, sie seit zwei Tagen nicht gesehen zu haben. Die vier Zurückgebliebenen fühlten sich verlegen, ehe man sich's versah, und es ward sogar ausgesprochen, daß des Vaters Ausbleiben die Angehörigen beunruhige. Die Unterhaltung fing an zu stocken, als auf ein Mal der lustige Junker aufsprang und gar bald mit einem Buch zurückkam, sich zum Vorlesen erbietend. Lucinde enthielt sich nicht, zu fragen, wie er auf den Einfall komme, den er seit einem Jahre nicht gehabt; worauf er munter versetzte: „Mir fällt Alles zur rechten Zeit ein; Dessen könnt Ihr Euch nicht rühmen. Er las eine Folge ächter Mährchen, die den Menschen aus sich selbst hinausführen, seinen Wünschen schmeicheln und ihn jede Bedingung vergessen machen, zwischen welche wir, selbst in den glücklichsten Momenten, doch immer noch eingeklemmt sind.

„Was beginn ich nun!" rief Lucidor, als er sich endlich allein fand: „die Stunde drängt; zu Antoni hab' ich kein Vertrauen; er ist weltfremd; ich weiß nicht, wer er ist, wie er in's Haus kommt, noch was er will; um Lucinde'n scheint er sich zu bemühen, und was könnte ich daher von ihm hoffen? Mir bleibt Nichts übrig, als Lucinde'n selbst anzugehen; sie muß es wissen, sie zuerst. Dieß war ja mein erstes Gefühl; warum lassen wir uns auf Klugheitswege verleiten! Das Erste soll nun das Letzte sein, und ich hoffe zum Ziel zu gelangen."

Sonnabend Morgen ging Lucidor, zeitig angekleidet, in seinem Zimmer auf und ab, was er Lucinde'n zu sagen hätte hin und her bedenkend, als er eine Art von scherzhaftem Streit vor seiner Thüre vernahm, die auch alsobald aufging. Da schob der lustige Junker einen Knaben vor sich hin, mit Caffee und Backwerk für den Gast; er selbst trug kalte Küche und Wein. „Du sollst vorangehen," rief der Junker: „denn der Gast muß zuerst bedient werden; ich bin gewohnt, mich selbst zu bedienen. Mein Freund! heute komme ich etwas früh und tumultuarisch; genießen wir unser Frühstück in Ruhe und dann wollen wir sehen, was wir anfangen; denn von der Gesellschaft haben wir wenig zu hoffen. Die Kleine ist von ihrer Freundin noch nicht zurück; Diese müssen gegen einander wenigstens alle vierzehn Tage ihr Herz ausschütten, wenn es nicht springen soll. Sonnabend ist Lucinde ganz unbrauchbar; sie liefert dem Vater pünctlich ihre Haushaltungsrechnung. Da hab' ich mich auch einmischen sollen; aber Gott bewahre mich! Wenn ich weiß, was eine Sache kostet, so schmeckt mir kein Bissen. Gäste werden auf Morgen erwartet; der Alte hat sich noch nicht wieder in's Gleichgewicht gestellt; Antoni ist auf die Jagd; wir wollen das Gleiche thun.

Flinten, Taschen und Hunde waren bereit, als sie in den Hof kamen, und nun ging es an den Feldern weg, wo denn doch allenfalls ein junger Hase und ein armer gleichgiltiger Vogel geschossen wurde. Indessen besprach man sich von häuslichen und gegenwärtig geselligen Verhältnissen. Antoni ward genannt, und Lucidor versehlte nicht, sich nach ihm zu erkundigen. Der lustige Junker, mit einiger Selbstgefälligkeit, versicherte: jenen wunderlichen Mann, so geheimnißvoll er auch thue, habe er schon durch und durch geblickt. „Er ist," fuhr er fort, „gewiß der Sohn aus einem reichen Handelshause, das gerade in dem Augenblick fallirte, als er, in der Fülle seiner Jugend, Theil an großen Geschäften mit Kraft und Munterkeit zu nehmen, daneben aber die sich reichlich darbietenden Genüsse zu theilen gedachte. Von der Höhe seiner Hoffnungen heruntergestürzt, raffte er sich zusammen und leistete, Andern dienend, Dasjenige, was er für sich und die Seinigen nicht mehr bewirken konnte. So durchreis'te er die Welt, lernte sie und ihren wechselseitigen Verkehr auf's Genaueste kennen und vergaß dabei seines Vortheils nicht. Unermüdete Thätigkeit und erprobte Redlichkeit brachten und erhielten ihm von Vielen ein unbedingtes Vertrauen. So erwarb er sich aller Orten Bekannte und Freunde, ja es läßt sich gar wohl merken, daß sein Vermögen so weit in der Welt umher vertheilt ist, als seine Bekanntschaft reicht, weßhalb denn auch seine Gegenwart in allen vier Theilen der Welt von Zeit zu Zeit nöthig ist."

Umständlicher und naiver hatte dieß der lustige Junker erzählt und so manche possenhafte Bemerkung eingeschlossen, eben als wenn er sein Mährchen recht weitläufig auszuspinnen gedächte.

„Wie lange steht er nicht schon mit meinem Vater in Verbindung! Die meinen, ich sehe Nichts, weil ich mich um Nichts bekümmere; aber eben deßwegen seh' ich's nur desto besser,

weil mich's Nichts angeht. Vieles Geld hat er bei meinem Vater niedergelegt, der es wieder sicher und vortheilhaft unterbrachte. Erst gestern steckte er dem Alten ein Juwelen-Kästchen zu; einfacher, schöner und kostbarer hab' ich Nichts gesehen, obgleich nur mit einem Blick; denn es wird verheimlicht. Wahrscheinlich soll es der Braut zu Vergnügen, Lust und künftiger Sicherheit verehrt werden. Antoni hat sein Vertrauen auf Lucinde'n gesetzt! Wenn ich sie aber zusammen sehe, kann ich sie nicht für ein wohl assortirtes Paar halten. Die Aeltliche wäre besser für ihn; ich glaube, auch sie nimmt ihn lieber als die Aelteste; sie blickt auch wirklich manchmal nach dem alten Knasterbart so munter und theilnehmend hinüber, als wenn sie sich mit ihm in den Wagen setzen und auf und davon fliegen wolle." Lucidor faßte sich zusammen; er wußte nicht, was zu erwiedern wäre; Alles, was er vernahm, hatte seinen innerlichen Beifall. Der Junker fuhr fort: „Ueberhaupt hat das Mädchen eine verkehrte Neigung zu alten Leuten; ich glaube, sie hätte Ihren Vater so frisch weg geheirathet, wie den Sohn."

Lucidor folgte seinem Gefährten, wo ihn Dieser auch über Stock und Stein hinführte; Beide vergaßen die Jagd, die ohnehin nicht ergiebig sein konnte, wo, gut aufgenommen, der eine Freund sich mit Essen, Trinken und Schwätzen unterhielt, der andere aber in Gedanken und Ueberlegungen sich versenkte, wie er die gemachte Entdeckung für sich und seinen Vortheil benutzen möchte.

Lucidor hatte nach allen diesen Erzählungen und Eröffnungen soviel Vertrauen zu Antoni gewonnen, daß er gleich bei'm Eintritt in den Hof nach ihm fragte und in den Garten eilte, wo er zu finden sein sollte. Er durchstrich die sämmtlichen Gänge des Parks bei heiterer Abendsonne; umsonst! Nirgends eine Seele war zu sehen; endlich trat er in die Thüre des großen Saals und, wundersam genug, die untergehende Sonne, aus dem Spiegel zurückscheinend, blendete ihn dergestalt, daß er die beiden Personen, die auf dem Canapé saßen, nicht erkennen, wohl aber unterscheiden konnte, daß einem Frauenzimmer von einer neben ihr sitzenden Mannsperson die Hand sehr feurig geküßt wurde. Wie groß war daher sein Entsetzen, als er bei hergestellter Augenruhe Lucinde'n und Antoni vor sich sahe! Er hätte versinken mögen, stand aber wie eingewurzelt, als ihn Lucinde freundlichst und unbefangen willkommen hieß, zurückte und ihn bat, zu ihrer rechten Seite zu sitzen. Unbewußt ließ er sich nieder, und wie sie ihn anredete, nach dem heutigen Tage sich erkundigte, Vergebung bat häuslicher Abhaltungen, da konnte er ihre Stimme kaum ertragen. Antoni stand auf und empfahl sich; Lucinde, als sie, sich gleichfalls erhebend, den Zurückgebliebenen zum Spaziergang einlud. Neben ihr hergehend war er schweigsam und verlegen; auch sie schien beunruhigt; und wenn er nur einiger Maßen bei sich gewesen wäre, so hätte ihm ein tiefes Athemholen verrathen müssen, daß sie herzliche Seufzer zu verbergen habe. Sie beurlaubte sich zuletzt, als sie sich dem Hause näherten; er aber wandte sich, erst langsam, dann heftig gegen das Freie. Der Park war ihm zu eng; er eilte durch's Feld, nur die Stimme seines Herzens vernehmend, ohne Sinn für die Schönheiten des vollkommensten Abends. Als er sich allein sah und seine Gefühle sich im beruhigenden Thränenerguß Luft machten, rief er aus:

„Schon einige Mal im Leben, aber nie so grausam, habe ich den Schmerz empfunden, der mich nun ganz elend macht; wenn das gewünschteste Glück endlich Hand in Hand, Arm an Arm zu uns tritt und zugleich sein Scheiden für ewig ankündet. Ich saß bei ihr, ging neben ihr; das bewegte Kleid berührte mich, und ich hatte sie schon verloren! Zähle Dir Das nicht vor, dreh' sie Dir's nicht auf, schweig und entschließe Dich!"

Er hatte sich selbst den Mund verboten; er schwieg und sann, durch Felder, Wiesen und Busch, nicht immer auf den wegsamsten Pfaden hinschreitend. Nun, als er spät in sein Zimmer trat, hielt er sich nicht und rief: „Morgen früh bin ich fort; solch einen Tag will ich nicht wieder erleben."

Und so warf er sich angekleidet auf's Lager. — Glückliche, gesunde Jugend! Er schlief schon; die abmüdende Bewegung des Tages hatte ihm die süßeste Nachtruhe verdient. Aus tröstlichen Morgenträumen jedoch weckte ihn die allerfrühste Sonne; es war eben der längste Tag, der ihm überlang zu werden drohte. Wenn er die Anmuth des beruhigenden Abendgestirns gar nicht empfunden, so fühlte er die aufregende Schönheit des Morgens nur, um zu verzweifeln. Er sah die Welt so herrlich als je; seinen Augen war sie es noch; sein Inneres aber widersprach; Das gehörte ihm Alles nicht mehr an; er hatte Lucinde'n verloren.

Neuntes Capitel.

Der Mantelsack war schnell gepackt, den er wollte liegen lassen; seinen Brief schrieb er dazu; nur mit wenig Worten sollte sein Ausbleiben vom Tisch, vielleicht auch vom Abend, durch den Reitknecht entschuldigt werden, den er ohnehin aufwecken mußte. Diesen aber fand er unten, schon vor dem Stalle, mit großen

Brander.

Doppelt Schwein!

Frosch.

Ihr wollt' es ja, man soll es seyn!

Siebel.

Zur Thür hinaus wer sich entzweyt!
Mit offner Brust singt Runda, saust und schreyt!
Auf! Holla! ho!

Altmayer.

Weh mir, ich bin verloren!
Baumwolle her! der Kerl sprengt mir die Ohren.

Siebel.

Wenn das Gewölbe wiederschallt,
Fühlt man erst recht des Basses Grundgewalt.

Frosch.

Eo recht, hinaus mit dem der etwas übel nimmt!
A! tara lara da!

Schritten auf- und abgehend. „Sie wollen doch nicht reiten?“ rief der ſonſt gutmüthige Menſch mit einigem Verdruß. „Ihnen darf ich es wohl ſagen, aber der junge Herr wird alle Tage unerträglicher. Hatte er ſich doch geſtern in der Gegend herumgetrieben, daß man glauben ſollte, er danke Gott, einen Sonntagmorgen zu ruhen. Kommt er nicht heute früh vor Tag, rumort im Stalle und, wie ich aufſpringe, ſattelt und zäumt er Ihr Pferd, iſt durch keine Vorſtellung abzuhalten; er ſchwingt ſich d'rauf, und ruft: „Bedenke nur das gute Werk, das ich thue! Dieß Geſchöpf geht immer nur gelaſſen einen juriſtiſchen Trab; ich will ſehen, daß ich ihn zu einem raſchen Lebens-Galopp anrege.“ — Er ſagte ungefähr ſo und verführte andere wunderliche Reden.

Lucidor war doppelt und dreifach betroffen; er liebte das Pferd, als ſeinem eigenen Character, ſeiner Lebensweiſe zuſagend; ihn verdroß, das gute, verſtändige Geſchöpf in den Händen eines Wildfangs zu wiſſen. Sein Plan war zerſtört, ſeine Abſicht, zu einem Univerſitäts-Freunde, mit dem er in froher, herzlicher Verbindung gelebt, in dieſer Criſe zu flüchten. Das alte Zutrauen war erwacht, die dazwiſchen liegenden Meilen wurden nicht gerechnet; er glaubte ſchon bei dem wohlwollenden, verſtändigen Freunde Rath und Linderung zu finden. Dieſe Ausſicht war nun abgeſchnitten; doch ſie war's nicht, wenn er es wagte, auf friſchen Wanderfüßen, die ihm zu Gebote ſtanden, ſein Ziel zu erreichen.

Vor allen Dingen ſuchte er nun aus dem Park in's freie Feld, auf den Weg, der ihn zum Freunde führen ſollte, zu gelangen. Er war ſeiner Richtung nicht ganz gewiß, als ihm, linker Hand, über dem Gebüſch hervorragend, auf wunderlichem Zimmerwerk, die Einſiedelei, aus der man ihm früher ein Geheimniß gemacht hatte, in die Augen fiel, und er, jedoch zu ſeiner größten Verwunderung, auf der Gallerie unter dem Chineſiſchen Dache den guten Alten, der einige Tage für krank gehalten worden, munter um ſich blickend erſchaute. Dem freundlichſten Gruße, der dringenden Einladung, heraufzukommen, widerſtand Lucidor mit Ausflüchten und eiligen Geberden. Nur Theilnahme für den guten Alten, der, die ſteile Treppe ſchwankenden Tritts heruntereilend, herabzuſtürzen drohte, konnte ihn vermögen, entgegenzugehen und ſodann ſich hinaufziehen zu laſſen. Mit Verwunderung betrat er das anmuthige Gälchen; es hatte nur drei Fenſter gegen das Land, eine allerliebſte Ausſicht; die übrigen Wände waren verziert, oder vielmehr verdeckt von hundert und aber hundert Bildniſſen, in Kupfer geſtochen, allenfalls auch gezeichnet, auf die Wand neben einander in gewiſſer Ordnung aufgeklebt, durch farbige Säume und Zwiſchenräume geſondert.

„Ich begünſtige Sie, mein Freund, wie nicht Jeden; Dieß iſt das Heiligthum, in dem ich meine letzten Tage vergnüglich zubringe. Hier erhol' ich mich von allen Fehlern, die mich die Geſellſchaft begehen läßt: hier bring' ich meine Diät-Fehler wieder in's Gleichgewicht.“

Lucidor beſah ſich das Ganze und, in der Geſchichte wohl erfahren, ſah er alsbald klar, daß eine hiſtoriſche Neigung zu Grunde liege.

„Hier oben in der Friſe“, ſagte der Alte, „finden Sie die Namen vortrefflicher Männer aus der Urzeit, dann aus der nähern auch nur die Namen; denn wie ſie ausgeſehen, möchte ſchwerlich auszumitteln ſein. Hier aber im Hauptfelde geht eigentlich mein Leben an, hier ſind die Männer, die ich noch nennen gehört als Knabe. Denn etwa fünfzig Jahre bleibt der Name vorzüglicher Menſchen in der Erinnerung des Volks, weiterhin verſchwindet er oder wird mährchenhaft. — Obgleich von Deutſchen Eltern, bin ich in Holland geboren, und für mich iſt Wilhelm von Oranien, als Statthalter und König von England, der Urvater aller ordentlichen Männer und Helden.

„Nun ſehen Sie aber Ludwig den Vierzehnten, gleich neben ihm, als weicher“ — Wie gern hätte Lucidor den guten Alten unterbrochen, wenn es ſich geſchickt hätte, wie es ſich nun, den Erzählenden, wohl ziemen mag! Denn ihn bedrohte die neue und neueſte Geſchichte, wie ſich an den Bildern Friedrich's des Großen und ſeiner Generale, nach denen er hinſchielte, gar wohl bemerken ließ.

Ehrte nun auch der gute Jüngling die lebendige Theilnahme des Alten an ſeiner nächſten Vor- und Mitzeit, konnten ihm einzelne individuelle Züge und Anſichten als intereſſant nicht entgehen: ſo hatte er doch auf Academien ſchon die neuere und neueſte Geſchichte gehört, und was man einmal gehört hat, glaubt man für immer zu wiſſen. Sein Sinn ſtand in die Ferne, er hörte nicht, er ſah kaum, und war eben im Begriff, auf die ungeſchickteſte Weiſe zur Thüre hinaus und die lange, fatale Treppe hinunterzupoltern, als ein Händeklatſchen von unten heftig zu vernehmen war.

Indeſſen ſich Lucidor zurückhielt, fuhr der Kopf des Alten zum Fenſter hinaus, und von unten ertönte eine wohlbekannte Stimme: „Kommen Sie herunter, um's Himmelswillen, aus Ihrem hiſtoriſchen Bilderſaal, alter Herr! Schließen Sie Ihre Faſten und helfen mir unſern jungen Freund begütigen — wenn er's erfährt. Lucidor's Pferd hab' ich etwas unvernünftig angegriffen; es hat ein Eiſen verloren, und ich

mußte es ſtehen laſſen. Was wird er ſagen? Es iſt doch gar zu abſurd, wenn man abſurd iſt.“

„Kommen Sie herauf,“ ſagte der Alte und wendete ſich herein zu Lucidor'n. „Nun, was ſagen Sie?“ Lucidor ſchwieg und der wilde Junker trat herein. Das Hin- und Wiederreden gab eine lange Scene; genug, man beſchloß, den Reitknecht ſogleich hinzuſchicken, um für das Pferd Sorge zu tragen.

Den Greis zurücklaſſend, eilten beide junge Leute nach dem Hauſe, wohin ſich Lucidor nicht ganz unwillig ziehen ließ, es mochte daraus werden, was wollte; wenigſtens war in dieſen Mauern der einzige Wunſch ſeines Herzens eingeſchloſſen. In ſolchem verzweifelten Falle vermiſſen wir ohnehin den Beiſtand unſers freien Willens und fühlen uns erleichtert für einen Augenblick, wenn von irgend woher Beſtimmung und Nöthigung eingreift. Jedoch fand er ſich, da er ſein Zimmer betrat, in dem wunderlichſten Zuſtande, eben als wenn Jemand in ein Gaſthofsgemach, das er ſo eben verließ, unerwünſcht wieder einzukehren genöthigt iſt, weil ihm eine Achſe gebrochen.

Der luſtige Junker machte ſich nun über den Mantelſack, um Alles recht ordentlich auszupacken; vorzüglich legte er zuſammen, was von feſtlichen Kleidungsſtücken, obgleich reiſemäßig, vorhanden war; er nöthigte Lucidor'n, Schuh und Strümpfe anzuziehen, richtete deſſen volkkrauſe, braune Locken zurecht und putzte ihn auf's Beſte heraus. Sodann rief er, hinwegtretend, unſern Freund und ſein Machwerk vom Kopf bis zum Fuße beſchauend: „Nun ſeht Ihr doch, Freundchen, einem Menſchen gleich, der einigen Anſpruch auf hübſche Kinder macht, und ernſthaft genug dabei, um ſich nach einer Braut umzuſehn. Nur einen Augenblick! und Ihr ſollt erfahren, wie ich mich hervorzuthun weiß, wenn die Stunde ſchlägt. Das hab' ich Officieren abgelernt, nach denen die Mädchen immer ſchielen, und da hab' ich mich zu einer gewiſſen Soldateſca ſelbſt enrollirt, und nun ſehen ſie mich auch an, weil Keine weiß, was ſie aus mir machen ſoll. Da entſteht nun aus dem Hin- und Herſehen, aus Verwunderung und Aufmerkſamkeit, oft etwas gar Artiges, das, wär' es auch nicht dauerhaft, doch werth iſt, daß man ihm den Augenblick gönne.“

„Aber nun kommen Sie, Freund, und erweiſen Sie mir den gleichen Dienſt! Wenn Sie mich Stück für Stück in meine Hülle ſchlüpfen ſehen, ſo werden Sie Witz und Erfindungsgabe dem leichtfertigen Knaben nicht abſprechen.“

Nun zog er den Freund mit ſich fort, durch lange weitläufige Gänge des alten Schloſſes. „Ich habe mich,“ rief er aus, „ganz hingebettet. Ohne mich verbergen zu wollen, bin ich gern allein; denn man kann's den Andern doch nicht recht machen.“

Sie kamen an der Canzlei vorbei, eben als ein Diener heraustrat und ein Urvaterſchreibzeug, ſchwarz, groß und vollſtändig heraustrug; Papier war auch nicht vergeſſen.

„Ich weiß ſchon, was da wieder gekleckſt werden ſoll,“ rief der Junker; „geh hin und laß mir den Schlüſſel. Thun Sie einen Blick hinein, Lucidor! Es unterhält Sie wohl, bis ich angezogen bin. Einem Rechtsfreund iſt ein ſolches Locale nicht verhaßt wie einem Stallverwandten;“ und ſo ſchob er Lucidor'n in den Gerichtsſaal.

Der Jüngling fühlte ſich ſogleich in einem bekannten anſprechenden Elemente: die Erinnerung der Tage, wo er, auf's Geſchäft erpicht, an ſolchem Tiſche ſaß, hörend und ſchreibend ſich übte. Auch blieb ihm nicht verborgen, daß hier eine alte ſtattliche Haus-Capelle zum Dienſte der Themis, bei veränderten Religionsbegriffen, verwandelt ſei. In den Repoſturen fand er Rubriken und Acten, ihm früher bekannt; er hatte ſelbſt in dieſen Angelegenheiten, von der Hauptſtadt her, gearbeitet. Einen Fascikel aufſchlagend, fiel ihm ein Reſcript in die Hände, das er ſelbſt mundirt, ein anderes, wovon er der Concipient geweſen. Handſchrift und Papier, Canzei-Siegel und des Vorſitzenden Unterſchrift: Alles rief ihm jene Zeit eines rechtlichen Strebens jugendlicher Hoffnung hervor. Und wenn er ſich dann umſah und den Seſſel des Oberamtmanns erblickte, ihm zugedacht und beſtimmt, einen ſo ſchönen Platz, einen ſo würdigen Wirkungskreis, den er zu verſchmähen, zu entbehren Gefahr lief: das Alles bedrängte ihn doppelt und dreifach, indem die Geſtalt Lucinde'ns zu gleicher Zeit ſich von ihm zu entfernen ſchien.

Er wollte das Freie ſuchen, fand ſich aber gefangen. Der wunderliche Freund hatte, leichtſinnig oder ſchalkhaft, die Thüre verſchloſſen hinter ſich gelaſſen; doch blieb unſer Freund nicht lange in dieſer peinlichen Beklemmung; denn der Andere kam wieder, entſchuldigte ſich und erregte wirklich guten Humor durch ſeine ſeltſame Gegenwart. Eine gewiſſe Verwegenheit der Farben und des Schnitts ſeiner Kleidung war durch natürlichen Geſchmack gedämpft; wie wir ja ſelbſt tatouirten Indiern einen gewiſſen Beifall nicht verſagen. „Denke“, rief er aus, „ſoll uns die Langeweile vergangener Tage vergütet werden; gute Freunde, muntere Freunde ſind angekommen, hübſche Mädchen, neckiſche, verliebte Weſen, und dann auch mein Vater, und Wunder über Wunder! Ihr Vater auch.

Das wird ein Fest werden; Alles ist im Saale schon versammelt beim Frühstück."

Lucidor'n war's auf ein Mal zu Muthe, als wenn er in tiefe Nebel hineinsähe, alle die angemeldeten bekannten und unbekannten Gestalten erschienen ihm gespenstig; doch sein Character, in Begleitung eines reinen Herzens, hielt ihn aufrecht; in wenigen Secunden fühlte er sich schon Allen gewachsen. Nun folgte er dem eilenden Freunde, mit festem Tritt, fest entschlossen, abzuwarten, es geschehe, was da wolle, sich zu erklären, es entstehe, was da wolle.

Und doch war er auf der Schwelle des Saals betroffen. In einem großen Halbkreis, rings an den Fenstern umher, entdeckte er sogleich seinen Vater neben dem Oberamtmann, beide stattlich angezogen. Die Schwestern, Antoni und sonst noch Bekannte und Unbekannte überfah er mit einem Blick, der ihm trübe werden wollte. Schwankend näherte er sich seinem Vater, der ihn höchst freundlich willkommen hieß, jedoch mit einer gewissen Förmlichkeit, die ein vertrauendes Annähern kaum begünstigte. Vor so vielen Personen stehend, suchte er sich für den Augenblick einen schicklichen Platz; er hätte sich neben Lucinde'n stellen können; aber Julie, dem gespannten Anstand zuwider, machte eine Wendung, daß er zu ihr treten mußte; Antoni blieb neben Lucinde'n.

In diesem bedeutenden Momente fühlte sich Lucidor abermals als Beauftragten, und gestählt von seiner ganzen Rechtswissenschaft, rief er sich jene schöne Maxime zu seinen eigenen Gunsten heran: wir sollen anvertraute Geschäfte der Fremden wie unsere eigenen behandeln; warum nicht die unserigen in eben dem Sinne? — In Geschäftsverträgen wohl geübt, durchlief er schnell, was er zu sagen habe. Indessen schien die Gesellschaft, in einem förmlichen Halbcirkel gebildet, ihn zu überflügeln. Den Inhalt seines Vortrags kannte er wohl, den Anfang konnte er nicht finden. Da bemerkte er, in einer Ecke aufgetischt, das große Tintenfaß, Canzlei-Verwandte dabei; der Oberamtmann machte eine Bewegung, seine Rede vorzubereiten; Lucidor wollte ihm zuvorkommen, und in demselben Augenblicke drückte Julie ihm die Hand. Dieß brachte ihn aus aller Fassung; er überzeugte sich, daß Alles entschieden, Alles für ihn verloren sei.

Nun war an gegenwärtigen sämmtlichen Lebensverhältnissen, diesen Familien-Verbindungen, Gesellschafts- und Anstandsbezügen Nichts mehr zu schonen; er sah vor sich hin, entzog seine Hand Julie'n und war so schnell zur Thüre hinaus, daß die Versammlung ihn unversehens vermißte und er sich selbst draußen nicht wieder finden konnte.

Scheu vor dem Tageslichte, das im höchsten Glanze über ihn herabschien, die Blicke begegnender Menschen vermeidend, aufsuchende fürchtend, schritt er vorwärts und gelangte zu dem großen Gartensaal. Dort wollten ihm die Kniee versagen; er stürzte hinein und warf sich trostlos auf den Sopha unter dem Spiegel, mitten in der sittlich bürgerlichen Gesellschaft in solcher Verworrenheit befangen, die sich wogenhaft um ihn, in ihm hin und her schlug. Sein vergangenes Dasein kämpfte mit dem gegenwärtigen; es war ein gräulicher Augenblick.

Und so lag er eine Zeit, mit dem Gesichte in das Kissen versenkt, auf welchem gestern Lucinde'ns Arm geruht hatte. Ganz in seinen Schmerz versunken, fuhr er, sich berührt fühlend, schnell in die Höhe, ohne die Annäherung irgend einer Person gespürt zu haben. Da erblickt er Lucinde'n, die ihm nahe stand.

Vermuthend, man habe sie gesendet, ihn abzuholen, ihr aufgetragen, ihn mit schicklichen schwesterlichen Worten in die Gesellschaft, seinem widerlichen Schicksal entgegenzuführen, rief er aus: „Sie hätte man nicht senden müssen, Lucinde; denn Sie sind es, die mich von dort vertrieb; ich kehre nicht zurück! Geben Sie mir, wenn Sie irgend eines Mitleids fähig sind, schaffen Sie mir Gelegenheit und Mittel zur Flucht. Denn, damit Sie von mir zeugen können, wie unmöglich es sei, mich zurückzubringen, so nehmen Sie den Schlüssel zu meinem Betragen, das Ihnen und Allen wahnsinnig vorkommen muß. Hören Sie den Schwur, den ich mir im Innern gethan und den ich unauflöslich laut wiederhole: nur mit Ihnen wollt' ich leben, meine Jugend nutzen, genießen, und so das Alter im treuen, redlichen Anlauf. Dieß aber sei so fest und sicher als irgend Etwas, was vor dem Altar je geschworen worden, was ich jetzt schwöre, indem ich Sie verlasse, der bedauernswürdigste aller Menschen."

Er machte eine Bewegung, zu entschlüpfen, ihr, die so gedrängt vor ihm stand, aber sie faßte ihn sanft in ihren Arm. — „Was machen Sie!" rief er aus. — „Lucidor!" rief sie, „nicht zu bedauern, wie Sie wohl wähnen; Sie sind mein, ich die Ihre; ich halte Sie in meinen Armen; zaudern Sie nicht, die Ihrigen um mich zu schlagen. Ihr Vater ist Alles zufrieden; Antoni heirathet meine Schwester." Erstaunt zog er sich von ihr zurück. „Das wäre wahr?" Lucinde lächelte und nickte; er entzog sich ihren Armen. „Lassen Sie mich noch ein Mal in der Ferne sehen, was so nah, so nächst mir angehören soll!" Er faßte ihre Hände, Blick in Blick! „Lucinde, sind Sie mein?" — Sie versetzte: „Nun ja doch!" die süßesten Thränen in dem treuesten Auge; er umschlang

ſie und warf ſein Haupt hinter das ihre, hing wie am Uferfelſen ein Schiffbrüchiger; der Boden bebte noch unter ihm. Nun aber ſein entzückter Blick, ſich wieder öffnend, fiel in den Spiegel. Da ſah er ſie in ſeinen Armen, ſich von den ihren umſchlungen; er blickte wieder und wieder hin. Solche Gefühle begleiten den Menſchen durch's ganze Leben. Zugleich ſah er auch auf der Spiegelfläche die Landſchaft, die ihm geſtern ſo gräulich und ahnungvoll erſchienen war, glänzender und herrlicher als je; und ſich in ſolcher Stellung, auf ſolchem Hintergrunde! Genugſame Vergeltung aller Leiden!

„Wir ſind nicht allein,“ ſagte Lucinde; und kaum hatte er ſich von ſeinem Entzücken erholt, ſo erſchienen geputzte und bekränzte Mädchen und Knaben, Kränze tragend, den Ausgang verſperrend. „Das ſollte Alles anders werden,“ rief Lucinde; „wie artig war es eingerichtet, und nun geht's tumultuariſch durcheinander!“ Ein munterer Marſch tönte von Weitem, und man ſah die Geſellſchaft, den breiten Weg her, feierlich heiter heranziehen. Er zauderte, entgegenzugehen, und ſchien ſeiner Schritte nur an ihrem Arm gewiß; ſie blieb neben ihm, die feierliche Scene des Wiederſehens, des Danks für eine ſchon vollendete Vergebung von Augenblick zu Augenblick erwartend.

Anders war's jedoch von den launiſchen Göttern beſchloſſen; eines Poſthorns luſtig ſchmetternder Ton, von der Gegenſeite, ſchien den ganzen Anſtand in Verwirrung zu ſetzen. „Wer mag kommen?“ rief Lucinde. Lucidor'n ſchauderte vor einer fremden Gegenwart, und auch der Wagen ſchien ganz fremd. Eine zweiſitzige, neue, ganz neuſte Reiſe-Chaiſe! Sie fuhr an den Saal an. Ein ausgezeichneter, anſtändiger Knabe ſprang hinten herunter, öffnete den Schlag, aber Niemand ſtieg heraus; die Chaiſe war leer; der Knabe ſtieg hinein; mit einigen geſchickten Handgriffen warf er die Spriegel zurück; und ſo war in einem Nu das niedlichſte Gebäude zur luſtigſten Spazir-Fahrt vor den Augen aller Anweſenden bereitet, die indeſſen herankamen. Antoni, den Uebrigen voreilend, führte Julie'n zu dem Wagen. „Verſuchen Sie,“ ſprach er, „ob Ihnen dieß Fuhrwerk gefallen kann, um darin mit mir auf den beſten Wegen durch die Welt zu rollen; ich werde Sie keinen andern führen, und wo es irgend Noth thut, wollen wir uns zu helfen wiſſen. Ueber das Gebirg ſollen uns Saumroſſe tragen, und den Wagen dazu.“

„Sie ſind allerliebſt!“ rief Julie. Der Knabe trat heran und zeigte mit Taſchenſpielergewandtheit alle Bequemlichkeiten, kleine Vortheile und Behendigkeiten des ganzen leichten Baues.

„Auf der Erde weiß ich keinen Dank,“ rief Julie; „nur auf dieſem kleinen beweglichen Himmel, aus dieſer Wolke, in die Sie mich erheben, will ich Ihnen herzlich danken.“ Sie war ſchon eingeſprungen, ihm Blick und Kußhand freundlich zuwerfend. „Gegenwärtig dürfen Sie noch nicht zu mir herein; da iſt aber ein Anderer, den ich auf dieſer Probefahrt mitzunehmen gedenke; er hat auch noch eine Probe zu beſtehen.“ Sie rief nach Lucidor'n, der, eben mit Vater und Schwiegervater in ſtummer Unterhaltung begriffen, ſich gern in das leichte Fuhrwerk nöthigen ließ, da er ein unausweichlich' Bedürfniß fühlte, nur einen Augenblick auf irgend eine Weiſe ſich zu zerſtreuen. Er ſaß neben ihr; ſie rief dem Poſtilion zu, wie er fahren ſolle. Flugs entfernten ſie ſich, in Staub gehüllt, aus den Augen der verwundert Nachſchauenden.

Julie ſetzte ſich recht feſt und bequem in's Eckchen. — „Rücken Sie nun auch dorthin, Herr Schwager, daß wir uns recht bequem in die Augen ſehen.“

Lucidor. Sie empfinden meine Verwirrung, meine Verlegenheit; ich bin noch immer wie im Traume; helfen Sie mir heraus.

Julie. Sehen Sie die hübſchen Bauersleute, wie ſie freundlich grüßen! Bei Ihrem Hierſein ſind Sie ja nicht in's obere Dorf gekommen. Alles wohlhabende Leute, die mir alle gewogen ſind. Es iſt Niemand zu reich, dem man nicht ein Mal wohlwollend einen bedeutenden Dienſt erweiſen könnte. Dieſen Weg, den wir ſo bequem fahren, hat mein Vater angelegt und auch dieſes Gute geſtiftet.

Lucidor. Ich glaub' es gern und geb' es zu; aber was ſollen die Aeußerlichkeiten gegen die Verworrenheit meines Innern!

Julie. Nur Geduld, ich will Ihnen die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit zeigen; nun ſind wir oben! Wie klar das ebene Land gegen das Gebirg hinliegt! Alle dieſe Dörfer verdanken meinem Vater gar viel, und Mutter und Töchtern wohl auch. Die Flur jenes Städtchens macht erſt die Grenze.

Lucidor. Ich finde Sie in einer wunderlichen Stimmung; Sie ſcheinen nicht recht zu ſagen, was Sie ſagen wollten.

Julie. Nun ſehen Sie hier links hinunter, wie ſchön ſich das Alles entwickelt! Die Kirche mit ihren hohen Linden, das Amthaus mit ſeinen Pappeln hinter dem Dorfhügel her. Auch die Gärten liegen vor uns und der Park.

Der Poſtilion fuhr ſchärfer.

Julie. Jenen Saal dort droben kennen Sie; er ſieht ſich von hier aus ebenſo gut an, wie die Gegend von dort her. Hier am Baume wird gehalten; nun gerade hier ſpiegeln wir uns oben

in der großen Glasfläche: man ſieht uns dort recht gut; wir aber können uns nicht erkennen. — Fahre zu! — Dort haben ſich vor Kurzem wahrſcheinlich ein Paar Leute näher beſpiegelt und, ich müßte mich ſehr irren, mit großer, wechſelſeitiger Zufriedenheit.

Lucidor verdrießlich, erwiederte Nichts; ſie fuhren eine Zeit lang ſtillſchweigend vor ſich hin; es ging ſehr ſchnell. „Hier", ſagte Julie, „fängt der ſchlechte Weg an; um den mögen Sie ſich einmal verdient machen. Eh' es hinabgeht, ſchauen Sie noch hinüber; die Buche meiner Mutter ragt mit ihrem herrlichen Gipfel über Alles hervor. „Du fährſt", ſuhr ſie zum Kutſchenden fort, „den ſchlechten Weg hin; wir nehmen den Fußpfad durch's Thal und ſind eher drüben wie Du." Im Ausſteigen rief ſie aus: „Das geſtehen Sie doch, der ewige Jude, der unruhige Anton Reiſer, weiß auch ſeine Wallfahrten bequem genug einzurichten für ſich und ſeine Genoſſen; es iſt ein ſehr ſchöner, bequemer Wagen."

Und ſo war ſie auch ſchon den Hügel drunten; Lucidor folgte ſinnend und fand ſie auf einer wohlgelegenen Bank ſitzend; es war Lucinde'ns Plätzchen. Sie lud ihn zu ſich.

Julie. Nun ſitzen wir hier und gehen einander Nichts an; Das hat denn doch ſo ſein ſollen! Das kleine Queckſilber wollte Ihnen gar nicht anſtehen. Nicht lieben konnten Sie ein ſolches Weſen; verhaßt war es Ihnen.

Lucidor's Verwunderung nahm zu.

Julie. Aber freilich Lucinde! Sie iſt der Inbegriff aller Vollkommenheiten, und die niedliche Schweſter war ein für alle Mal ausgeſtochen. Ich ſeh' es, auf Ihren Lippen ſchwebt die Frage: wer uns ſo genau unterrichtet hat?

Lucidor. Es ſteckt ein Verrath dahinter! —

Julie. Ja wohl, ein Verräther iſt im Spiele!

Lucidor. Nennen Sie ihn.

Julie. Der iſt bald entlarvt. Sie ſelbſt! — Sie haben die löbliche oder unlöbliche Gewohnheit, mit ſich ſelbſt zu reden; und da will ich denn in unſer aller Namen bekennen, daß wir Sie wechſelweiſe behorcht haben.

Lucidor (aufſpringend). Eine ſaubere Gaſtfreundſchaft, auf dieſe Weiſe den Fremden eine Falle zu ſtellen!

Julie. Keineswegs; wir dachten nicht daran, Sie zu belauſchen, ſo wenig als irgend einen Andern. Sie wiſſen, Ihr Bett ſteht in einem Verſchlag der Wand; von der Gegenſeite geht ein anderer herein, der gewöhnlich nur zu häuslicher Niederlage dient. Da hatten wir einigt Tage vorher unſern Alten genöthigt, zu ſchlafen, weil wir für ihn in ſeiner abgelegenen Einſiedelei viele Sorge trugen; nun fuhren Sie gleich den erſten Abend mit einem ſolchen leidenſchaftlichen Monolog in's Zeug, deſſen Inhalt er uns den andern Morgen angelegentlichſt entdeckte.

Lucidor hatte nicht Luſt, ſie zu unterbrechen. Er entfernte ſich.

Julie (aufgeſtanden ihm folgend). Wie war uns mit dieſer Erklärung gedient! Denn ich geſtehe gern: wenn Sie mir auch nicht gerade zuwider waren, ſo blieb doch der Zuſtand, der mich erwartete, mir keineswegs wünſchenswerth. Frau Oberamtmännin zu ſein, welche ſchreckliche Lage! Einen tüchtigen, braven Mann zu haben, der den Leuten Recht ſprechen ſoll und vor lauter Recht nicht zur Gerechtigkeit kommen kann, der es weder nach oben noch unten recht macht, und, was das Schlimmſte iſt, ſich ſelbſt nicht! Ich weiß, was meine Mutter ausgeſtanden hat von der Unbeſtechlichkeit, Unerſchütterlichkeit meines Vaters. Endlich, leider nach ihrem Tod! — ging ihm eine gewiſſe Mildigkeit auf; er ſchien ſich in die Welt zu finden, an ihr ſich auszugleichen, die er ſich bisher vergeblich bekämpft hatte.

Lucidor (höchſt unzufrieden über den Vorfall, ärgerlich über die leichtſinnige Behandlung, ſtand ſtill). Für den Scherz eines Abends mochte Das hingehen; aber eine ſolche beſchämende Myſtification Tage und Nächte lang gegen einen unbefangenen Gaſt zu verüben, iſt nicht verzeihlich.

Julie. Wir Alle haben uns in die Schuld getheilt; wir haben Sie Alle behorcht; ich aber allein büße die Schuld des Horchens.

Lucidor. Alle! deſto unverzeihlicher! Und wie konnten Sie mich, den Tag über, ohne Beſchämung anſehen, den Sie des Nachts ſchmählich unerlaubt überliſteten? Doch ich ſehe jetzt ganz deutlich mit einem Blick, daß Ihre Tagesanſtalten nur darauf berechnet waren, mich zum Beſten zu haben. Eine löbliche Familie! Und wo bleibt die Gerechtigkeitsliebe Ihres Vaters? — und Lucinde! —

Julie. Und Lucinde! — Was war Das für ein Ton! Nicht wahr, Sie wollten ſagen: wie tief es Sie ſchmerzt, von Lucinde'n übel zu denken, Lucinde'n mit uns Allen in eine Claſſe zu werfen?

Lucidor. Lucinde'n begreif' ich nicht.

Julie. Sie wollen ſagen: dieſe reine, edle Seele, dieſes ruhig gefaßte Weſen, die Güte, das Wohlwollen ſelbſt, dieſe Frau, wie ſie ſein ſollte, verbindet ſich mit einer leichtſinnigen Geſellſchaft, mit einer überhinfahrenden Schweſter, einem verzogenen Jungen und gewiſſen geheimnißvollen Perſonen! Das iſt unbegreiflich!

Lucidor. Ja wohl iſt Das unbegreiflich!

Julie. So begreifen Sie es denn! Lucin-

de'n, wie uns Allen, waren die Hände gebunden. Hätten Sie die Verlegenheit bemerken können, wie ſie ſich kaum zurückhielt, Ihnen Alles zu offenbaren, Sie würden ſie doppelt und dreifach lieben, wenn nicht jede wahre Liebe an und für ſich zehn- und hundertfach wäre; auch verſichere ich Sie: uns Allen iſt der Spaß am Ende zu lang' geworden.

Lucidor. Warum endigten Sie ihn nicht?

Julie. Das iſt nun auch aufzuklären. Nachdem ihr erſter Monolog dem Vater bekannt geworden und er gar bald bemerken konnte, daß alle ſeine Kinder Nichts gegen einen ſolchen Tauſch einzuwenden hätten, ſo entſchloß er ſich, alſobald zu Ihrem Vater zu reiſen. Die Wichtigkeit des Geſchäfts war ihm bedenklich. Ein Vater allein fühlt den Reſpect, den man einem Vater ſchuldig iſt. — Er muß es zuerſt wiſſen, ſagte der meine, um nicht etwa hinterdrein, wenn wir einig ſind, eine ärgerlich erzwungene Zuſtimmung zu geben. Ich kenne ihn genau; ich weiß, wie er einen Gedanken, eine Neigung, einen Vorſatz feſthält; und es iſt mir bange genug. Er hat ſich Julie'n, ſeine Karten und Proſpecte ſo zuſammen gedacht, daß er ſich ſchon vornahm, das Alles zuletzt hierher zu ſtiften, wenn der Tag käme, wo das junge Paar ſich hier niederließe, und Ort und Stelle ſo leicht nicht verändern könnte: da wollt' er alle Ferien uns zuwenden und was er für Liebes und Gutes im Sinne hatte. Er muß zuerſt erfahren, was die Natur uns für einen Streich geſpielt, da noch Nichts eigentlich erklärt, noch Nichts entſchieden iſt. Hierauf nahm er uns Allen den feierlichſten Handſchlag ab, daß wir Sie beobachten und, es geſchehe, was da wolle, Sie hinhalten ſollten. Wie ſich die Rückreiſe verzögert, wie es Kunſt, Mühe und Beharrlichkeit gekoſtet, Ihres Vaters Einwilligung zu erlangen, Das mögen Sie von ihm ſelbſt hören. Genug, die Sache iſt abgethan; Lucinde iſt Ihnen gegönnt. —

Und ſo waren Beide, vom erſten Sitze lebhaft ſich entfernend, unterwegs anhaltend, immer fortſprechend, und langſam weiter gehend, über die Wieſen hin, auf die Erhöhung gekommen, an einen andern wohlgebahnten Kunſtweg. Der Wagen fuhr ſchnell heran; Augenblicks machte ſie ihren Nachbar aufmerkſam auf ein ſeltſames Schauſpiel. Die ganze Maſchinerie, worauf ſich der Bruder ſoviel zu Gute that, war belebt und bewegt; ſchon führten die Räder eine Menſchenzahl auf und nieder; ſchon wogten die Schaukeln; Maſtbäume wurden erklettert; und was man nicht Alles für kühnen Schwung und Sprung über den Häuptern einer unzählbaren Menge gewagt ſah! Alles Das hatte der Junker in Bewegung geſetzt, damit nach der Tafel die Gäſte fröhlich unterhalten würden. „Du fährſt uns durch's untere Dorf," rief Julie, „die Leute wollen mir wohl, und ſie ſollen ſehen, wie wohl es mir geht."

Das Dorf war öde; die Jüngern ſämmtlich hatten ſchon den Luſtplatz erreilt; alte Männer und Frauen zeigten ſich, durch das Poſthorn erregt, an Thür und Fenſtern; Alles grüßte, ſegnete, rief: „O! das ſchöne Paar!"

Julie. Nun da haben Sie's! Wir hätten am Ende doch wohl zuſammengepaßt; es kann Sie noch reuen.

Lucidor. Jetzt aber, liebe Schwägerinn! —

Julie. Nicht wahr, jetzt „lieb," da Sie mich los ſind?

Lucidor. Nur ein Wort! Auf Ihnen laſtet eine ſchwere Verantwortlichkeit; was ſollte der Händedruck, da Sie meine überſchreckliche Stellung kannten und fühlen mußten? So gründlich Boshaftes iſt mir in der Welt noch Nichts vorgekommen.

Julie. Danken Sie Gott! Nun wär's abgebüßt: Alles iſt verziehen. Ich wollte Sie nicht, Das iſt wahr: aber daß Sie mich ganz und gar nicht wollten, Das verzeiht kein Mädchen, und dieſer Händedruck war, merken Sie ſich's! für den Schalk. Ich geſtehe, es war ſchalkiſcher als billig, und ich verzeihe mir nur, indem ich Ihnen vergebe; und ſo ſei denn Alles vergeben und vergeſſen! Hier meine Hand!

Er ſchlug ein, ſie rief: Da ſind wir ſchon wieder! in unſerm Park ſchon wieder, und ſo geht's bald um die weite Welt und auch wohl zurück; wir treffen uns wieder.

Sie waren vor dem Gartenſaal ſchon angelangt; er ſchien leer; die Geſellſchaft hatte ſich, im Unbehagen, die Tafelzeit überlang verſchoben zu ſehen, zum Spaziren bewegt. Antoni aber und Lucinde traten hervor. Julie warf ſich aus dem Wagen ihrem Freund entgegen; ſie dankte in einer herzlichen Umarmung und enthielt ſich nicht der freudigſten Thränen. Des edeln Mannes Wange röthete ſich, ſeine Züge traten entfaltet hervor, ſein Auge blickte feucht, und ein ſchöner, bedeutender Jüngling erſchien aus der Hülle.

Und ſo zogen beide Paare zur Geſellſchaft, mit Gefühlen, die der ſchönſte Traum nicht zu geben vermöchte.

Zehntes Capitel.

Vater und Sohn waren, von einem Reitknecht begleitet, durch eine angenehme Gegend gekommen, als Dieſer, im Angeſicht einer hohen Mauer, die einen weiten Bezirk zu umſchließen ſchien, ſtillehaltend, bedeutete: ſie möchten nun

zu Fuße ſich dem großen Thore nähern, weil kein Pferd in dieſen Kreis eingelaſſen würde. Sie zogen die Glocke; das Thor öffnete ſich, ohne daß eine Menſchengeſtalt ſichtbar geworden wäre; und ſie gingen auf ein altes Gebäude los, das zwiſchen uralten Stämmen von Buchen und Eichen ihnen entgegenſchimmerte. Wunderbar war es anzuſehen; denn ſo alt es der Form nach ſchien, ſo war es doch, als wenn Maurer und Steinmetzen ſo eben erſt abgegangen wären; dergeſtalt neu, vollſtändig und nett erſchienen, die Fugen wie die ausgearbeiteten Verzierungen.

Der metall'ne, ſchwere Ring an einer wohlgeſchnitzten Pforte, lud ſie ein zu klopfen, welches Felix muthwillig etwas unſanft verrichtete. Auch dieſe Thüre ſprang auf, und ſie fanden zunächſt auf der Hausflur ein Frauenzimmer ſitzen von mittlerm Alter, am Stickrahmen mit einer wohlgezeichneten Arbeit beſchäftigt. Dieſe begrüßte ſogleich die Ankommenden als ſchon gemeldet, und begann ein heiteres Lied zu ſingen, worauf ſogleich aus einer benachbarten Thüre ein Frauenzimmer heraustrat, das man für die Beſchließerinn und thätige Haushälterinn, nach den Anhängſeln ihres Gürtels, ohne Weiteres zu erkennen hatte. Auch dieſe freundlich grüßend, führte die Fremden eine Treppe hinauf und eröffnete ihnen einen Saal, der ſie ernſthaft anſprach, weit, hoch, ringsum getäfelt, oben drüber eine Reihenfolge hiſtoriſcher Schilderungen. Zwei Perſonen traten ihnen entgegen, ein jüngeres Frauenzimmer und ein ältlicher Mann.

Jene hieß den Gaſt ſogleich freimüthig willkommen. „Sie ſind", ſagte ſie, „als einer der Unſern angemeldet. Wie ſoll ich Ihnen aber kurz und gut den Gegenwärtigen vorſtellen? Er iſt unſer Hausfreund im ſchönſten und weiteſten Sinne, bei Tage der belehrende Geſellſchafter, bei Nacht Aſtronom und Arzt zu jeder Stunde."

„Und ich", verſetzte Dieſer freundlich, „empfehle Ihnen dieſes Frauenzimmer, als die bei Tage unermüdet Geſchäftige, bei Nacht, wenn's Noth thut, gleich bei der Hand und immerfort die heiterſte Lebensbegleiterinn."

Angela, ſo nannte man die durch Geſtalt und Betragen einnehmende Schöne, verkündigte ſodann die Ankunft Macarie's; ein grüner Vorhang zog ſich auf, und eine ältliche, wunderwürdige Dame ward auf einem Lehnſeſſel von zwei jungen hübſchen Mädchen hereingeſchoben, wie von zwei andern ein runder Tiſch mit erwünſchtem Frühſtück. In einem Winkel der ringsumhergehenden, maſſiven eichenen Bänke waren Kiſſen gelegt; darauf ſetzten ſich die obigen Dreie, Macarie in ihrem Seſſel gegen ihnen über. Felix verzehrte ſein Frühſtück ſtehend, im Saal umher wandelnd und die ritterlichen Bilder über dem Getäfel neugierig betrachtend.

Macarie ſprach zu Wilhelm'en als einem Vertrauten; ſie ſchien ſich in geiſtreicher Schilderung ihrer Verwandten zu erfreuen; es war, als wenn ſie die innere Natur eines Jeden durch die ihn umgebende individuelle Maske durchſchaute. Die Perſonen, welche Wilhelm kannte, ſtanden wie verklärt vor ſeiner Seele; das einſichtige Wohlwollen der unſchätzbaren Frau hatte die Schaale losgelöſ't und den geſunden Kern veredelt und belebt.

Nachdem nun dieſe angenehmen Gegenſtände durch die freundlichſte Behandlung erſchöpft waren, ſprach ſie zu dem würdigen Geſellſchafter: „Sie werden von der Gegenwart dieſes neuen Freundes nicht wiederum Anlaß zu einer Entſchuldigung finden und die verſprochene Unterhaltung abermals verſpäten; er ſcheint von der Art, wohl auch daran Theil zu nehmen."

Jener aber verſetzte darauf: „Sie wiſſen, welche Schwierigkeit es iſt, ſich über dieſe Gegenſtände zu erklären; denn es iſt von nichts Wenigerm, als von dem Mißbrauch fürtrefflicher und weitanlangender Mittel die Rede."

„Ich geb' es zu," verſetzte Macarie; „denn man kommt in doppelte Verlegenheit. Spricht man von Mißbrauch, ſo ſcheint man die Würde des Mittels ſelbſt anzutaſten; denn es liegt ja immer noch in dem Mißbrauch verborgen; ſpricht man von Mittel, ſo kann man kaum zugeben, daß ſeine Gründlichkeit und Würde irgend einen Mißbrauch zulaſſe. Indeſſen, da wir unter uns ſind, Nichts feſtſetzen, Nichts nach Außen wirken, ſondern nur uns aufklären wollen, ſo kann das Geſpräch immer vorwärts gehen."

„Doch müßten wir", verſetzte der bedächtige Mann, „vorher anfragen, ob unſer neuer Freund auch Luſt habe, an einer, gewiſſer Maßen abſtruſen Materie Theil zu nehmen, und ob er nicht verzöge, in ſeinem Zimmer einer nöthigen Ruhe zu pflegen. Sollte wohl unſere Angelegenheit, außer dem Zuſammenhange, ohne Kenntniß, wie wir darauf gelangt, von ihm gern und günſtig aufgenommen werden?"

„Wenn ich Das, was Sie geſagt haben, mir durch etwas Analoges erklären möchte, ſo ſcheint es ungefähr der Fall zu ſein, wenn man die Heuchelei angreift und einen Angriffs auf die Religion beſchuldigt werden kann."

„Wir können die Analogie gelten laſſen," verſetzte der Hausfreund; „denn es iſt auch hier von einem Complex mehrerer bedeutender Menſchen, von einer hohen Wiſſenſchaft, von einer wichtigen Kunſt, und, daß ich kurz ſei, von der Mathematik die Rede."

„Ich habe," verſetzte Wilhelm, „wenn ich auch über die fremdeſten Gegenſtände ſprechen

hörte, mir immer Etwas daraus nehmen können; denn Alles, was den einen Menſchen intereſſirt, wird auch in dem andern einen Anklang finden."

„Vorausgeſetzt," ſagte Jener, „daß er ſich eine gewiſſe Freiheit des Geiſtes erworben habe; und da wir Ihnen Dieß zutrauen, ſo will ich von meiner Seite wenigſtens Ihrem Verharren nichts entgegenſtellen."

„Was aber fangen wir mit Felix'en an?" fragte Macarie, „welcher, wie ich ſehe, mit der Betrachtung jener Bilder ſchon fertig iſt und einige Ungeduld merken läßt."

„Vergönnt mir, dieſem Frauenzimmer Etwas in's Ohr zu ſagen," verſetzte Felix, raunte Angela Etwas ſtille zu, die ſich mit ihm entfernte, bald aber lächelnd zurückkam, da denn der Hausfreund folgender Maßen zu reden anfing:

„In ſolchen Fällen, wo man irgend eine Mißbilligung, einen Tadel, auch nur ein Bedenken ausſprechen ſoll, nehme ich nicht gern die Initiative; ich ſuche mir eine Autorität, bei welcher ich mich beruhigen kann, indem ich finde, daß mir ein Anderer zur Seite ſteht. Leben thu' ich ohne Bedenken; denn warum ſoll ich verſchweigen, wenn mir Etwas zuſagt? Sollte es auch meine Beſchränktheit ausdrücken, ſo hab' ich mich deren nicht zu ſchämen; tadle ich aber, ſo kann mir begegnen, daß ich etwas Fürtreffliches abweiſe, und dadurch zieh' ich mir die Mißbilligung Anderer zu, die es beſſer verſtehen; ich muß mich zurücknehmen, wenn ich aufgeklärt werde. Deßwegen bring' ich hier einiges Geſchriebene, ſogar Ueberſetzungen mit; denn ich traue in ſolchen Dingen meiner Nation ſo wenig als mir ſelbſt; eine Zuſtimmung aus der Ferne und Fremde ſcheint mir mehr Sicherheit zu geben." Er fing nunmehr nach erhaltener Erlaubniß folgender Maßen zu leſen an.

Wenn wir aber uns bewegen finden, dieſen werthen Mann nicht leſen zu laſſen, ſo werden es unſere Gönner wahrſcheinlich geneigt aufnehmen; denn was oben gegen das Verweilen Wilhelm's bei dieſer Unterhaltung geſagt worden, gilt noch mehr in dem Falle, in welchem wir uns befinden. Unſere Freunde haben einen Roman in die Hand genommen; und wenn dieſer hie und da ſchon mehr als billig didactiſch geworden, ſo finden wir doch gerathen, die Geduld unſerer Wohlwollenden nicht noch weiter auf die Probe zu ſtellen. Die Papiere, die uns vorliegen, gedenken wir an einem andern Orte abdrucken zu laſſen, und fahren dieß Mal im Geſchichtlichen ohne Weiteres fort, da wir ſelbſt ungeduldig ſind, das obwaltende Räthſel endlich aufgeklärt zu ſehen.

Enthalten können wir aber uns doch nicht ferner, Einiges zu erwähnen, was noch vor dem abendlichen Scheiden dieſer edeln Geſellſchaft zur Sprache kam. Wilhelm, nachdem er jener Vorleſung aufmerkſam zugehört, äußerte ganz unbewunden: „Hier vernehme ich von großen Naturgaben, Fähigkeiten und Fertigkeiten, und doch zuletzt, bei ihrer Anwendung, manches Bedenken. Sollte ich mich darüber in's Kurze faſſen, ſo würde ich ausrufen: große Gedanken und ein reines Herz, Das iſt's, was wir uns von Gott erbitten ſollten!"

Dieſen verſtändigen Worten Beifall gebend, löſ'te die Verſammlung ſich auf; der Aſtronom aber verſprach, Wilhelm'en in dieſer herrlichen, klaren Nacht an den Wundern des geſtirnten Himmels vollkommen Theil nehmen zu laſſen.

Nach einigen Stunden ließ der Aſtronom ſeinen Gaſt die Treppen zur Sternwarte ſich hinaufwinden, und zuletzt auf die völlig freie Fläche eines runden, hohen Thurmes heraustreten. Die heiterſte Nacht, von allen Sternen leuchtend und funkelnd, umgab den Schauenden, welcher zum erſten Male das hohe Himmelsgewölbe in ſeiner ganzen Herrlichkeit zu erblicken glaubte. Denn im gemeinen Leben, abgerechnet die ungünſtige Witterung, die uns den Glanzraum des Aethers verbirgt, hindern uns zu Hauſe bald Dächer und Giebel, auswärts bald Wälder und Felſen, am Meiſten aber überall die innern Beunruhigungen des Gemüths, die, uns alle Umſicht mehr als Nebel und Mißwetter zu verdüſtern, ſich hin und herbewegen.

Ergriffen und erſtaunt hielt er ſich beide Augen zu. Das Ungeheure hört auf, erhaben zu ſein; es überreicht unſere Faſſungskraft; es droht uns zu vernichten. „Was bin ich denn gegen das All?" ſprach er zu ſeinem Geiſte: wie kann ich ihm gegenüber, wie kann ich in ſeiner Mitte ſtehen?" Nach einem kurzen Ueberdenken jedoch fuhr er fort: „Das Reſultat unſers heutigen Abends löſ't ja auch das Räthſel gegenwärtigen Augenblicks. Wie kann ſich der Menſch gegen das Unendliche ſtellen, als wenn er alle geiſtigen Kräfte, die nach vielen Seiten hingezogen werden, in ſeinem Innerſten, Tiefſten verſammelt, wenn er ſich fragt: darfſt Du Dich in der Mitte dieſer ewig lebendigen Ordnung auch nur denken, ſobald ſich nicht gleichfalls in Dir ein Herrlichbewegtes, um einen reinen Mittelpunct kreiſend, hervorthut? Und ſelbſt wenn es Dir ſchwer würde, dieſen Mittelpunct in Deinem Buſen aufzufinden, ſo würdeſt Du ihn daran erkennen, daß eine wohlwollende, wohlthätige Wirkung von ihm ausgeht und von ihm Zeugniß gibt."

„Wer ſoll, wer kann aber auf ſein vergangenes Leben zurückblicken, ohne gewiſſer Maßen irre zu werden, da er meiſtens finden wird, daß ſein Wollen richtig, ſein Thun falſch, ſein Begehren

tadelhaft und sein Erlangen dennoch erwünscht gewesen?"

„Wie oft hast Du diese Gestirne leuchten gesehen, und haben sie Dich nicht jeder Zeit anders gefunden? Sie aber sind immer Dieselbigen und sagen immer Dasselbige: wir bezeichnen, wiederholen sie, durch unsern gesetzmäßigen Gang, Tag und Stunde; frage Dich auch, wie verhältst Du Dich zu Tag und Stunde? — Und so kann ich denn dieß Mal antworten: des gegenwärtigen Verhältnisses hab' ich mich nicht zu schämen; meine Absicht ist, einen edeln Familien-Kreis in allen seinen Gliedern erwünscht verbunden herzustellen; der Weg ist bezeichnet. Ich soll erforschen, was edle Seelen auseinander hält, soll Hindernisse wegräumen, von welcher Art sie auch seien. Dieß darfst Du vor diesen himmlischen Heerschaaren bekennen; achteten sie Deiner, sie würden zwar über Deine Beschränktheit lächeln, aber sie ehrten gewiß Deinen Vorsatz und begünstigten dessen Erfüllung."

Bei diesen Worten und Gedanken wendete er sich, umherzusehen; da fiel ihm Jupiter in die Augen, das Glücksgestirn, so herrlich leuchtend als je; er nahm das Omen als günstig auf und verharrte freudig in diesem Anschauen eine Zeit lang.

Hierauf sogleich berief ihn der Astronom, herabzukommen und ließ ihn eben dieses Gestirn durch ein vollkommenes Fernrohr, in bedeutender Größe, begleitet von seinen Monden, als ein himmlisches Wunder anschauen.

Als unser Freund lange darin versunken geblieben, wendete er sich um und sprach zu dem Sternfreunde: „Ich weiß nicht, ob ich Ihnen danken soll, daß Sie mir dieses Gestirn so über alles Maß näher gerückt. Als ich es vorhin sah, stand es im Verhältniß zu den übrigen unzähligen des Himmels und zu mir selbst; jetzt aber tritt es in meiner Einbildungskraft unverhältnißmäßig hervor, und ich weiß nicht, ob ich die übrigen Schaaren gleicher Weise heranzuführen wünschen sollte. Sie werden mich einengen, mich beängstigen."

So erging sich unser Freund nach seiner Gewohnheit weiter, und es kam bei dieser Gelegenheit manches Unerwartete zur Sprache. Auf einiges Erwiedern des Kunstverständigen versetzte Wilhelm: „Ich begreife recht gut, daß es Euch Himmelskundigen die größte Freude gewähren muß, das ungeheure Weltall nach und nach so heranzuziehen, wie ich hier den Planeten sah und sehe. Aber erlauben Sie mir, es auszusprechen: ich habe im Leben überhaupt und im Durchschnitt gefunden, daß diese Mittel, wodurch wir unsern Sinnen zu Hülfe kommen, keine sittlich günstige Wirkung auf den Menschen ausüben. Wer durch Brillen sieht hält sich für klüger, als er ist; denn sein äußerer Sinn wird dadurch mit seinem innern Urtheilsfähigkeit außer Gleichgewicht gesetzt; es gehört eine höhere Cultur dazu, deren nur vorzügliche Menschen fähig sind, inneres Wahres mit diesem von außen herangerückten Falschen einiger Maßen auszugleichen. So oft ich durch eine Brille sehe, bin ich ein anderer Mensch und gefalle mir selbst nicht; ich sehe mehr, als ich sehen sollte; die schärfer gesehene Welt harmonirt nicht mit meinem Innern, und ich lege die Gläser geschwinder wieder weg, wenn meine Neugierde, wie Dieses oder Jenes in der Ferne beschaffen sein möchte, befriedigt ist."

Auf einige scherzhafte Bemerkungen des Astronomen fuhr Wilhelm fort: „Wir werden diese Gläser so wenig als irgend ein Maschinen-Wesen aus der Welt bannen, aber dem Sittenbeobachter ist es wichtig, zu erforschen und zu wissen, woher sich Manches in die Menschheit eingeschlichen hat, worüber man sich beklagt. So bin ich z. B. überzeugt, daß die Gewohnheit, Annäherungsbrillen zu tragen, an dem Dünkel unserer jungen Leute hauptsächlich Schuld hat."

Unter diesen Gesprächen war die Nacht weit vorgerückt, worauf der im Wachen bewährte Mann seinem jungen Freunde den Vorschlag that, sich auf dem Feldbette niederzulegen und einige Zeit zu schlafen, um alsdann mit frischerm Blick die dem Aufgang der Sonne voreilende Venus, welche eben heute in ihrem vollendeten Glanze zu erscheinen verspräche, zu schauen und zu begrüßen.

Wilhelm, der sich bis auf den Augenblick recht straff und munter erhalten hatte, fühlte auf diese Anmuthung des wohlwollenden, vorsorglichen Mannes sich wirklich erschöpft; er legte sich nieder und war augenblicklich in den tiefsten Schlaf gesunken.

Geweckt von dem Sternkundigen, sprang Wilhelm auf und eilte zum Fenster: dort stannte, starrte er einen Augenblick; dann rief er enthusiastisch: „Welche Herrlichkeit! welch ein Wunder!" Andere Worte des Entzückens folgten, aber ihm blieb der Anblick immer ein Wunder, ein großes Wunder.

„Daß Ihnen dieses liebenswürdige Gestirn, das heute in Fülle und Herrlichkeit, wie selten, erscheint, überraschend entgegentreten würde, konnt' ich voraussehen; aber Das darf ich wohl aussprechen, ohne kalt gescholten zu werden: kein Wunder seh' ich, durchaus kein Wunder."

„Wie könnten Sie auch?" versetzte Wilhelm, „da ich es mitbringe, da ich es in mir trage, da ich nicht weiß, wie mir geschieht. Lassen Sie

mich noch immer ſtumm und ſtaunend hinblicken, ſodann vernehmen Sie!“ Nach einer Pauſe, fuhr er fort: „Ich lag ſanft, aber tief eingeſchlafen; da fand ich mich in den geſtrigen Saal verſetzt, aber allein. Der grüne Vorhang ging auf; Macarie'ns Seſſel bewegte ſich hervor, von ſelbſt wie ein belebtes Weſen; er glänzte golden, ihre Kleider ſchienen prieſterlich, ihr Anblick leuchtete ſanft; ich war im Begriff, mich niederzuwerfen. Wolken entwickelten ſich um ihre Füße; ſteigend hoben ſie flügelartig die heilige Geſtalt empor; an der Stelle ihres herrlichen Angeſichtes ſah ich zuletzt, zwiſchen ſich theilendem Gewölk, einen Stern blinken, der immer aufwärts getragen wurde und durch das eröffnete Deckengewölb ſich mit dem ganzen Sternhimmel vereinigte, der ſich immer zu verbreiten und Alles zu umſchließen ſchien. In dem Augenblick wecken Sie mich auf; ſchlaftrunken taumle ich nach dem Fenſter, den Stern noch lebhaft in meinem Auge, und wie ich nun hinblicke — der Morgenſtern, von gleicher Schönheit, obſchon vielleicht nicht von gleicher, ſtrahlender Herrlichkeit, wirklich vor mir! Dieſer wirkliche, da droben ſchwebende Stern ſetzt ſich an die Stelle des geträumten; er zehrt auf, was an dem erſcheinenden Herrlichen war, aber ich ſchaue doch fort und fort, und Sie ſchauen ja mit mir, was eigentlich vor meinen Augen zugleich mit dem Nebel des Schlafes hätte verſchwinden ſollen.“

Der Aſtronom rief aus: „Wunder, ja Wunder! Sie wiſſen ſelbſt nicht, welche wunderſame Rede Sie führten. Möge Dieß nicht auf den Abſchied der Herrlichen hindeuten, welcher früher oder ſpäter eine ſolche Apotheoſe beſchieden iſt!“

Den andern Morgen eilte Wilhelm, um ſeinen Felix aufzuſuchen, der ſich früh ganz in der Stille weggeſchlichen hatte, nach dem Garten, den er zu ſeiner Verwunderung durch eine Anzahl Mädchen bearbeitet ſah; Alle, wo nicht ſchön, doch Keine häßlich, Keine, die das zwanzigſte Jahr erreicht zu haben ſchien. Sie waren verſchiedentlich gekleidet, als verſchiedenen Ortſchaften angehörig, thätig, heiter, grüßend und fortarbeitend.

Ihm begegnete Angela, welche die Arbeit anzuordnen und zu beurtheilen auf und ab ging; ihr ließ der Gaſt ſeine Verwunderung über eine ſo hübſche lebensthätige Colonie vermerken. „Dieſe“, verſetzte ſie, „ſtirbt nicht aus, ändert ſich, aber bleibt immer dieſelbe. Denn mit dem zwanzigſten Jahr treten Dieſe, ſo wie die ſämmtlichen Bewohnerinnen unſerer Stiftung, in's thätige Leben, meiſtens in den Eheſtand. Alle jungen Männer der Nachbarſchaft, die ſich eine wackere Gattinn wünſchen, ſind aufmerkſam auf Dasjenige, was ſich bei uns entwickelt. Auch ſind unſere Zöglinge hier nicht etwa eingeſperrt; ſie haben ſich ſchon auf manchem Jahrmarkte umgeſehen, ſind geſehen worden, gewünſcht und verlobt; und ſo warten denn mehrere Familien ſchon aufmerkſam, wenn bei uns wieder Platz wird, um die Ihrigen einzuführen.“ Nachdem dieſe Angelegenheit beſprochen war, konnte der Gaſt ſeiner neuen Freundinn den Wunſch nicht bergen, das geſtern Abend Vorgeleſene nochmals durchzuſehen; „den Hauptſinn der Unterhaltung habe ich gefaßt,“ ſagte er, „nun möcht' ich aber auch das Einzelne, wovon die Rede war, näher kennen lernen.“

„Dieſen Wunſch zu befriedigen“, verſetzte Jene, „finde ich mich glücklicher Weiſe ſogleich in dem Falle; das Verhältniß, das Ihnen ſo ſchnell zu unſerm Innerſten gegeben ward, berechtigt mich, Ihnen zu ſagen, daß jene Papiere ſchon in meinen Händen und von mir, nebſt andern Blättern, ſorgfältig aufgehoben werden. „Meine Herrinn“, fuhr ſie fort, „iſt von der Wichtigkeit des augenblicklichen Geſprächs höchlich überzeugt; dabei gehe vorüber, ſagt ſie, was kein Buch enthält und doch wieder das Beſte, was Bücher jemals enthalten haben. Deßhalb machte ſie mir's zur Pflicht, einzelne gute Gedanken aufzubewahren, die aus einem geiſtreichen Geſpräch, wie Samenkörner aus einer vielſtigen Pflanze, hervorſpringen. Iſt man treu, ſagte ſie, das Gegenwärtige feſt zu halten, ſo wird man erſt Freude an der Ueberlieferung haben, indem wir den beſten Gedanken ſchon ausgeſprochen, das liebenswürdigſte Gefühl ſchon ausgedrückt finden. Hierdurch kommen wir zum Anſchauen jener Uebereinſtimmung, wozu der Menſch berufen iſt, wozu er ſich oft wider ſeinen Willen finden muß, da er ſich gar zu gern einbildet, die Welt fange mit ihm von vorne an.“

Angela fuhr fort, dem Gaſte weiter zu vertrauen, daß dadurch ein bedeutendes Archiv entſtanden ſei, woraus ſie in ſchlafloſen Nächten, manchmal ein Blatt Macarie'n vorleſe; bei welcher Gelegenheit denn wieder auf eine merkwürdige Weiſe tauſend Einzelnheiten hervorſpringen, eben als wenn eine Maſſe Queckſilber fällt und ſich nach allen Seiten hin in die vielfachſten unzähligen Kügelchen zertheilt.

Auf ſeine Frage: inwiefern dieſes Archiv als Geheimniß bewahrt werde? eröffnete ſie: daß allerdings nur die nächſte Umgebung davon Kenntniß habe; doch wolle ſie es wohl verantworten und ihm, da er Luſt bezeige, ſogleich einige Hefte vorlegen.

Unter dieſem Gartengeſpräche waren ſie gegen das Schloß gelangt, und in die Zimmer eines Seitengebäudes eintretend, ſagte ſie lächelnd:

Altmayer.

A! tara lara da!

Frosch.

Die Kehlen sind gestimmt.

Singt.

Das liebe, heil'ge Röm'sche Reich,
Wie hält's nur noch zusammen?

Brander.

Ein garstig Lied! Pfuy! ein politisch Lied
Ein leidig Lied! Dankt Gott mit jedem Mor-
gen,
Daß ihr nicht braucht für's Röm'sche Reich zu
sorgen!
Ich halt' es wenigstens für reichlichen Ge-
winn,
Daß ich nicht Kaiser oder Kanzler bin.
Doch muß auch uns ein Oberhaupt nicht feh-
len;
Wir wollen einen Papst erwählen.
Ihr wißt, welch eine Qualität
Den Ausschlag gibt, den Mann erhöht.

„Ich habe bei dieſer Gelegenheit Ihnen noch ein Geheimniß zu vertrauen, worauf Sie am Wenigſten vorbereitet ſind.“ Sie ließ ihn darauf durch einen Vorhang in ein Cabinet hineinblicken, wo er, freilich zu großer Verwunderung, ſeinen Felix ſchreibend an einem Tiſche ſitzen ſah und ſich nicht gleich dieſen unerwarteten Fleiß enträthſeln konnte. Bald aber ward er belehrt, als Angela ihm entdeckte, daß der Knabe jenen Augenblick ſeines Verſchwindens hiezu angewendet und erklärt, Schreiben und Reiten ſei das Einzige, wozu er Luſt habe.

Unſer Freund ward ſodann in ein Zimmer geführt, wo er in Schränken ringsum viele wohlgeordnete Papiere zu ſehen hatte. Rubriken mancher Art deuteten auf den verſchiedenſten Inhalt; Einſicht und Ordnung leuchtete hervor. Als nun Wilhelm ſolche Vorzüge pries, eignete das Verdienſt derſelben Angela dem Hausfreunde zu; die Anlage nicht allein, ſondern auch in ſchwierigen Fällen die Einſchaltung wiſſe er mit eigener Ueberſicht beſtimmt zu leiten. Darauf ſuchte ſie die geſtern vorgeleſenen Manuſcripte vor und vergönnte dem Begierigen, ſich derſelben ſowie alles Uebrigen zu bedienen, und nicht nur Einſicht davon, ſondern auch Abſchrift zu nehmen.

Hier nun mußte der Freund beſcheiden zu Werke gehen; denn es fand ſich nur allzuviel Anziehendes und Wünſchenswerthes; beſonders achtete er die Hefte kurzer, kaum zuſammenhängender Sätze, höchſt ſchätzenswerth. Reſultate waren es, die, wenn wir nicht ihre Veranlaſſung wiſſen, als parador erſcheinen, uns aber nöthigen, vermittelſt eines umgekehrten Findens und Erfindens, rückwärts zu gehen und uns die Filiation ſolcher Gedanken von weit her, von unten herauf, wo möglich, zu vergegenwärtigen. Auch Dergleichen dürfen wir aus oben angeführten Urſachen keinen Platz einräumen. Jedoch werden wir die erſte ſich darbietende Gelegenheit nicht verſäumen und am ſchicklichen Orte auch das hier Gewonnene mit Auswahl darzubringen wiſſen.

Am dritten Tage Morgens begab ſich unſer Freund zu Angela'n, und nicht ohne einige Verlegenheit ſtand er vor ihr. „Heute ſoll ich ſcheiden,“ ſprach er, „und von der trefflichen Frau, bei der ich geſtern den ganzen Tag leider nicht vorgelaſſen worden, meine letzten Aufträge erhalten. Hier nun liegt mir Etwas auf dem Herzen, auf dem ganzen innern Sinn, worüber ich aufgeklärt zu ſein wünſchte. Wenn es möglich iſt, ſo gönnen Sie mir dieſe Wohlthat!“

„Ich glaube Sie zu verſtehen,“ ſagte die Angenehme; „doch ſprechen Sie weiter.“ — „Ein wunderbarer Traum,“ fuhr er fort, „einige Worte des ernſten Himmelskundigen, ein abgeſondertes, verſchloſſenes Fach in den zugänglichen Schränken, mit der Inſchrift: Macarie'ns Eigenheiten: dieſe Veranlaſſungen geſellen ſich zu einer innern Stimme, die mir zuruft: die Bemühung um jene Himmelslichter ſei nicht etwa nur eine wiſſenſchaftliche Liebhaberei, ein Beſtreben nach Kenntniß des Sternenalls, vielmehr ſei zu vermuthen: es liege hier ein ganz eigenes Verhältniß Macarie'ns zu den Geſtirnen verborgen, das zu erkennen mir höchſt wichtig ſein mußte. Ich bin weder neugierig noch zudringlich; aber Dieß iſt ein ſo wichtiger Fall für den Geiſt- und Sinnforſcher, daß ich mich nicht enthalten kann, anzufragen: ob man zu ſo vielem Vertrauen nicht auch noch dieſes Uebermaß zu vergönnen belieben möchte?“ — „Dieſes zu gewähren bin ich berechtigt,“ verſetzte die Gefällige. „Ihr merkwürdiger Traum iſt zwar Macarie'n ein Geheimniß geblieben, aber ich habe mit dem Hausfreund Ihr ſonderbares geiſtiges Eingreifen, Ihr unvermuthetes Erfaſſen der tiefſten Geheimniſſe betrachtet und überlegt, und wir dürfen uns ermuthigen, Sie weiter zu führen. Laſſen Sie mich nun zuvörderſt gleichnißweiſe reden! Bei ſchwer begreiflichen Dingen thut man wohl, ſich auf dieſe Weiſe zu helfen.“

„Wie man von dem Dichter ſagt, die Elemente der ſittlichen Welt ſeien in ſeiner Natur innerlichſt verborgen und hätten ſich nur aus ihm nach und nach zu entwickeln, daß ihm Nichts in der Welt zum Anſchauen komme, was er nicht vorher in der Ahnung gehabt: ebenſo ſind, wie es ſcheinen will, Macarie'n die Verhältniſſe unſers Sonnen-Syſtem's von Anfang an, erſt ruhend, ſodann ſich nach und nach entwickelnd, fernerhin ſich immer deutlicher belebend, gründlich eingeboren. Erſt litt ſie an dieſen Erſcheinungen, dann vergnügte ſie ſich daran, und mit den Jahren wuchs das Entzücken. Nicht eher jedoch kam ſie hierüber zur Einheit und Beruhigung, als bis ſie den Beiſtand, den Freund gewonnen hatte, deſſen Verdienſt Sie auch ſchon genugſam kennen lernten.“

„Als Mathematiker und Philoſoph ungläubig von Anfang, war er lange zweifelhaft, ob dieſe Anſchauung nicht etwa angelernt ſei; denn Macarie mußte geſtehen, frühzeitig Unterricht in der Aſtronomie genoſſen und ſich leidenſchaftlich damit beſchäftigt zu haben. Daneben berichtete ſie aber auch: wie ſie viele Jahre ihres Lebens die innern Erſcheinungen mit dem äußern Gewahrwerden zuſammengehalten und verglichen, aber niemals hierin eine Uebereinſtimmung habe finden können.“

„Der Wiſſende ließ ſich hierauf Dasjenige, was ſie ſchaute, welches ihr nur von Zeit zu Zeit

ganz deutlich war, auf das Genaueste vertragen, ſtellte Berechnungen an und folgerte daraus, daß ſie nicht ſowohl das ganze Sonnen-Syſtem in ſich trage, ſondern daß ſie ſich vielmehr geiſtig als ein integrirender Theil darin bewege. Er verfuhr nach dieſer Vorausſetzung, und ſeine Calculs wurden auf eine unglaubliche Weiſe durch ihre Ausſagen beſtätigt."

„Soviel nur darf ich Ihnen dieß Mal vertrauen, und auch Dieſes eröffne ich nur mit der dringenden Bitte, gegen Niemanden hievon irgend ein Wort zu erwähnen. Denn ſollte nicht jeder Verſtändige und Vernünftige, bei dem reinſten Wohlwollen, dergleichen Aeußerungen für Phantaſien, für übelverſtandene Erinnerungen eines früher eingelernten Wiſſens halten und erklären? Die Familie ſelbſt weiß nichts Näheres hievon; dieſe geheimen Anſchauungen, die entzückenden Geſichte ſind es, die bei den Ihrigen als Krankheit gelten, wodurch ſie augenblicklich gehindert ſei, an der Welt und ihren Intereſſen Theil zu nehmen. Dieß, mein Freund, verwahren Sie im Stillen, und laſſen ſich auch gegen Lenardo'n Nichts merken!"

Gegen Abend ward unſer Wanderer Macarie'n nochmals vorgeſtellt; gar manches anmuthig Belehrende kam zur Sprache, davon wir Nachſtehendes auswählen.

Von Natur beſitzen wir keinen Fehler, der nicht zur Tugend, keine Tugend, die nicht zum Fehler werden könnte. Dieſe Letzten ſind gerade die bedenklichſten. Zu dieſer Betrachtung hat mir vorzüglich der wunderbare Neffe Anlaß gegeben, der junge Mann, von dem Sie in der Familie manches Seltſame gehört haben, und den ich, wie die Meinigen ſagen, mehr als billig, ſchonend und liebend behandle.

Von Jugend auf entwickelte ſich in ihm eine gewiſſe muntere, techniſche Fertigkeit, der er ſich ganz hingab und darin glücklich zu mancher Kenntniß und Meiſterſchaft fortſchritt. Späterhin war Alles, was er von Reiſen nach Hauſe ſchickte, immer das Künſtlichſte, Klügſte, Feinſte, Zarteſte von Handarbeit, auf das Land hindeutend, wo er ſich eben befand, und welches wir errathen ſollten. Hieraus möchte man ſchließen, daß er ein trockener, untheilnehmender, in Aeußerlichkeiten befangener Menſch ſei und bleibe; auch war er im Geſpräch zum Eingreifen an allgemeinen ſittlichen Betrachtungen, nicht aufgelegt, aber er beſaß im Stillen und Geheimen einen wunderbar feinen practiſchen Tact des Guten und Böſen, des Löblichen und Unlöblichen, daß ich ihn weder gegen Aeltere noch Jüngere, weder gegen Obere noch Untere jemals habe fehlen ſehen. Aber dieſe angeborne Gewiſſenhaftigkeit, ungeregelt wie ſie war, bildete ſich im Einzelnen zu Grillenhafter Schwäche; er mochte ſogar ſich Pflichten erfinden, da wo ſie nicht gefordert wurden, und ſich ganz ohne Noth irgend einmal als Schuldner bekennen.

An ſeinem ganzen Reiſeverfahren, beſonders aber an den Vorbereitungen zu ſeiner Wiederkunft, glaube ich, daß er wähnt, früher ein weibliches Weſen unſers Kreiſes verletzt zu haben, deren Schickſal ihn jetzt beunruhigt, wovon er ſich befreit und erlöſ't fühlen würde, ſobald er vernehmen könnte, daß es ihr wohl gehe; und das Weitere wird Angela mit Ihnen beſprechen. Nehmen Sie gegenwärtigen Brief und bereiten unſerer Familie ein glückliches Zuſammenfinden. Aufrichtig geſtanden: ich wünſchte ihn auf dieſer Erde nochmals zu ſehen und im Abſcheiden ihn herzlich zu ſegnen!

Eilftes Capitel.

Das nußbraune Mädchen.

Nachdem Wilhelm ſeinen Auftrag umſtändlich und genau ausgerichtet, verſetzte Lenardo mit einem Lächeln: „So ſehr ich Ihnen verbunden bin für Das, was ich durch Sie erfahre, ſo muß ich doch noch eine Frage hinzufügen. Hat Ihnen die Tante nicht am Schluß noch anempfohlen, mir eine unbedeutend ſcheinende Sache zu berichten?" Der Andere beſann ſich einen Augenblick. „Ja," ſagte er darauf, „ich entſinne mich. Sie erwähnte eines Frauenzimmers, das ſie Valerine nannte. Von dieſer ſollte ich Ihnen ſagen, daß ſie glücklich verheirathet ſei, und ſich in einem wünſchenswerthen Zuſtande befinde."

„Sie wälzen mir einen Stein vom Herzen," verſetzte Lenardo. „Ich gehe nun gern nach Hauſe zurück, weil ich nicht fürchten muß, daß die Erinnerung an dieſes Mädchen mir an Ort und Stelle zum Vorwurf gereiche."

„Es ziemt ſich nicht für mich, zu fragen, welch' Verhältniß Sie zu ihr gehabt," ſagte Wilhelm; „genug, Sie können ruhig ſein, wenn Sie auf irgend eine Weiſe an dem Schickſal des Mädchens Theil nehmen."

„Es iſt das wunderlichſte Verhältniß von der Welt," ſagte Lenardo; „keineswegs ein Liebesverhältniß, wie man ſich's denken könnte. Ich darf Ihnen wohl vertrauen und erzählen, was eigentlich keine Geſchichte iſt. Was müſſen Sie aber denken, wenn ich Ihnen ſage, daß mein zauderndes Zurückreiſen, daß die Furcht, in unſere Wohnung zurückzukehren, daß dieſe ſeltſamen Anſtalten und Fragen, wie es bei uns ausſehe, eigentlich nur zur Abſicht haben, nebenher zu erfahren, wie es mit dieſem Kinde ſtehe."

„Denn glauben Sie," fuhr er fort, „ich weiß übrigens ſehr gut, daß man Menſchen, die

man kennt, auf geraume Zeit verlassen kann, ohne sie verändert wieder zu finden, und so denke ich auch bei den Meinigen bald wieder völlig zu Hause zu sein. Um dieß einzige Wesen war es mir zu thun, dessen Zustand sich verändern mußte, und sich, Dank sei es dem Himmel! in's Bessere verändert hat."

„Sie machen mich neugierig," sagt Wilhelm; „Sie lassen mich etwas ganz Besonderes erwarten."

„Ich halte es wenigstens dafür," versetzte Lenardo, und fing seine Erzählung folgender Maßen an:

„Die herkömmliche Kreisfahrt durch das gesittete Europa in meinen Jünglingsjahren zu bestehen, war ein fester Vorsatz, den ich von Jugend auf hegte, dessen Ausführung aber ich von Zeit zu Zeit, wie es zu gehen pflegt, verzögerte. Das Nächste zog mich an, hielt mich fest, und das Entfernte verlor immer mehr seinen Reiz, jemehr ich davon las oder erzählen hörte. Doch endlich, angetrieben durch meinen Oheim, angelockt durch Freunde, die sich vor mir in die Welt hinausbegeben, ward der Entschluß gefaßt, und zwar geschwinder, ehe wir es uns Alle versahen."

„Mein Oheim, der eigentlich das Beste dazu thun mußte, um die Reise möglich zu machen, hatte sogleich kein anderes Augenmerk. Sie kennen ihn und seine Eigenheit, wie er immer nur auf Eines losgeht, und Das erst zu Stande bringt, und inzwischen alles Andere ruhen und schweigen muß, wodurch er denn freilich Vieles geleistet hat, was über die Kräfte eines Particulier's zu gehen scheint. Diese Reise kam ihm einiger Maßen unerwartet; doch wußte er sich sogleich zu fassen. Einige Bauten, die er unternommen, ja sogar angefangen hatte, wurden eingestellt; und weil er sein Erspartes niemals angreifen will, so sah er sich als ein kluger Finanz-Mann nach andern Mitteln um. Das Nächste war, ausstehende Schulden, besonders Pachtreste einzutreiben; denn auch Dieses gehörte mit zu seiner Art und Weise, daß er gegen Schuldner nachsichtig war, so lange er bis auf einen gewissen Grad selbst Nichts bedurfte. Sein Geschäftsmann erhielt die Liste; Diesem war die Ausführung überlassen. Vom Einzelnen erfuhren wir Nichts; nur hörte ich im Vorbeigehen, daß der Pachter eines unserer Güter, mit dem der Oheim lange Geduld gehabt hatte, endlich wirklich aufgetrieben, seine Cautien zu kärglichem Ersatz des Ausfalls inne behalten und das Gut anderweit verpachtet werden sollte. Es war dieser Mann von Art der Stillen im Lande, aber nicht, wie Seinesgleichen, dabei klug und thätig; wegen seiner Frömmigkeit und Güte zwar geliebt, doch wegen seiner Schwäche als Haushalter gescholten. Nach seiner Frauen Tode war eine Tochter, die man nur das nußbraune Mädchen nannte, ob sie schon rüstig und entschlossen zu werden versprach, doch viel zu jung, um entschieden einzugreifen; genug, es ging mit dem Mann rückwärts, ohne daß die Nachsicht des Onkels sein Schicksal hätte aufhalten können."

„Ich hatte meine Reise im Sinn, und die Mittel dazu mußt' ich billigen. Alles war bereit, das Packen und Lostäfen ging an, die Augenblicke drängten sich. Eines Abends durchstrich ich noch ein Mal den Park, um Abschied von den bekannten Bäumen und Sträuchen zu nehmen, als mir auf ein Mal Valerine in den Weg trat: denn so hieß das Mädchen; das Andere war nur ein Scherzname, durch ihre bräunliche Gesichtsfarbe veranlaßt. Sie trat mir in den Weg."

Lenardo hielt einen Augenblick nachdenkend inne. „Wie ist mir denn?" sagte er: „hieß sie auch Valerine? Ja doch," fuhr er fort; „doch war der Scherzname gewöhnlicher. Genug, das braune Mädchen trat mir in den Weg und bat mich dringend, für ihren Vater, für sie ein gutes Wort bei meinem Oheim einzulegen. Da ich wußte, wie die Sache stand, und ich wohl sah, daß es schwer, ja unmöglich sein würde, in diesem Augenblick Etwas für sie zu thun, so sagte ich's ihr aufrichtig, und setzte die eigne Schuld ihres Vaters in ein ungünstiges Licht."

„Sie antwortete mir darauf mit so viel Klarheit und zugleich mit so viel kindlicher Schonung und Liebe, daß sie mich ganz für sich einnahm und daß ich, wäre es meine eigene Casse gewesen, sie sogleich durch Gewährung ihrer Bitte glücklich gemacht hätte. Nun waren es aber die Einkünfte meines Oheims; es waren seine Anstalten, seine Befehle; bei seiner Denkweise, bei Dem, was bisher schon geschehen, war Nichts zu hoffen. Von jeher hielt ich ein Versprechen hochheilig. Wer Etwas von mir verlangte, setzte mich in Verlegenheit. Ich hatte mir es so angewöhnt, abzuschlagen, daß ich sogar Das nicht versprach, was ich zu halten gedachte. Diese Gewohnheit kam mir auch dieß Mal zu Statten. Ihre Gründe ruhten auf Individualität und Neigung, die meinigen auf Pflicht und Verstand, und ich läugne nicht, daß sie mir am Ende selbst zu hart vorkamen. Wir hatten schon einige Mal Dasselbe wiederholt, ohne einander zu überzeugen, als die Noth sie beredter machte, ein unvermeidlicher Untergang, den sie vor sich sah, ihr Thränen aus den Augen preßte. Ihr gefaßtes Wesen verließ sie nicht ganz; aber sie sprach lebhaft, mit Bewegung, und indem ich immer noch Kälte und Gelassenheit heuchelte, kehrte sich ihr ganzes Gemüth nach außen. Ich wünschte die Scene zu endigen; aber auf ein

Mal lag ſie zu meinen Füßen; hatte meine Hand gefaßt, geküßt, und ſah ſo gut, ſo liebenswürdig flehend zu mir herauf, daß ich mir in dem Augenblick meiner ſelbſt nicht bewußt war. Schnell ſagte ich, indem ich ſie aufhob: Ich will das Mögliche thun; beruhige Dich mein Kind; und ſo wandte ich mich nach einem Seitenwege. Thun Sie das Unmögliche! rief ſie mir nach. Ich weiß nicht mehr, was ich ſagen wollte, aber ich ſagte: Ich will, und ſtockte. Thun Sie's, rief ſie auf ein Mal, mit einem Ausdruck von himmliſcher Hoffnung. Ich grüßte ſie und eilte fort."

„Den Oheim wollte ich nicht zuerſt angehen; denn ich kannte ihn nur zu gut, daß man ihn nicht an das Einzelne erinnern durfte, wenn er ſich das Ganze vorgeſetzt hatte. Ich ſuchte den Geſchäftsträger; er war weggeritten; Gäſte kamen den Abend, Freunde, die Abſchied nehmen wollten. Man ſpielte, man ſpeiſ'te bis tief in die Nacht. Sie blieben den andern Tag, und die Zerſtreuung verwiſchte jenes Bild der dringend Bittenden. Der Geſchäftsträger kam zurück; er war geſchäftiger und überdrängter als nie. Jedermann fragte nach ihm. Er hatte nicht Zeit, mich zu hören; doch machte ich einen Verſuch, ihn feſtzuhalten; allein kaum hatte ich jenen frommen Pachter genannt, ſo wies er mich mit Lebhaftigkeit zurück: Sagen Sie dem Onkel um Gotteswillen davon Nichts, wenn Sie zuletzt nicht noch Verdruß haben wollen! Der Tag meiner Abreiſe war feſtgeſetzt; ich hatte Briefe zu ſchreiben, Gäſte zu empfangen, Beſuche in der Nachbarſchaft abzulegen. Meine Leute waren zu meiner bisherigen Bedienung hinreichend, keineswegs aber gewandt, das Geſchäft der Abreiſe zu erleichtern. Alles lag auf mir; und doch, als mir der Geſchäftsmann zuletzt in der Nacht eine Stunde gab, um unſere Geldangelegenheiten zu ordnen, wagte ich nochmals, für Valerine's Vater zu bitten."

„Lieber Baron, ſagte der bewegliche Mann, wie kann Ihnen nur ſo Etwas einfallen? Ich habe heute ohnehin mit Ihrem Oheim einen ſchweren Stand gehabt; denn was Sie nöthig haben, um ſich hier loszumachen, beläuft ſich weit höher, als wir glaubten. Dieß iſt zwar ganz natürlich, aber doch beſchwerlich. Beſonders hat der alte Herr keine Freude, wenn die Sache abgethan ſcheint und noch Manches hintennachhinkt; Das iſt nun aber oft ſo, und wir Andern müſſen es ausbaden. Ueber die Strenge, womit die ausſtehenden Schulden eingetrieben werden ſollen, hat er ſich ſelbſt ein Geſetz gemacht; er iſt darüber mit ſich einig, und man möchte ihn wohl ſchwer zur Nachſichtigkeit bewegen. Thun Sie es nicht, ich bitte Sie! Es iſt ganz vergebens."

„Ich ließ mich mit meinem Geſuch zurückſchrecken, jedoch nicht ganz. Ich drang in ihn, da doch die Ausführung von ihm abhänge, gelind und billig zu verfahren. Er verſprach Alles, nach Art ſolcher Perſonen, um für den Augenblick in Ruhe zu kommen. Er ward mich los; der Drang, die Zerſtreuung wuchs! ich ſaß im Wagen und kehrte jedem Antheil, den ich zu Hauſe haben konnte, den Rücken."

„Ein lebhafter Eindruck iſt wie eine andere Wunde; man fühlt ſie nicht, indem man ſie empfängt. Erſt ſpäter fängt ſie an zu ſchmerzen und zu eitern. Mir ging es ſo mit jener Begebenheit im Garten. So oft ich einſam, ſo oft ich unbeſchäftigt war, trat mir jenes Bild des flehenden Mädchens, mit der ganzen Umgebung, mit jedem Baum und Strauch, den Platz, wo ſie kniete, dem Weg, den ich einſchlug, mich von ihr zu entfernen, das Ganze zuſammen wie ein friſches Bild vor die Seele. Es war ein unauslöſchlicher Eindruck, der wohl von andern Bildern und Theilnahmen beſchattet, verdeckt, aber niemals vertilgt werden konnte. Immer trat er in jeder ſtillen Stunde hervor, und je länger es währte, deſto ſchmerzlicher fühlte ich die Schuld, die ich gegen meine Grundſätze, meine Gewohnheit aufgeladen hatte, obgleich nicht ausdrücklich, nur ſtotternd, zum erſten Mal in ſolchem Falle verlegen."

„Ich verfehlte nicht, in den erſten Briefen unſern Geſchäftsmann zu fragen, wie die Sache gegangen. Er antwortete dilatoriſch. Dann ſetzte er aus, dieſen Punct zu erwiedern; dann waren ſeine Worte zweideutig, zuletzt ſchwieg er ganz. Die Entfernung wuchs; mehr Gegenſtände traten zwiſchen mich und meine Heimath; ich ward zu manchen Beobachtungen, mancher Theilnahme aufgefordert; das Bild verſchwand, das Mädchen faſt bis auf den Namen. Seltener trat ihr Andenken hervor, und meine Grille, mich nicht durch Briefe, nur durch Zeichen, mit den Meinigen zu unterhalten, trug viel dazu bei, meinen frühern Zuſtand mit allen ſeinen Bedingungen beinahe verſchwinden zu machen. Nur jetzt, da ich mich dem Hauſe nähere, da ich meiner Familie, was ich bisher entbehrt, mit Zinſen zu erſtatten gedenke: jetzt überfällt mich dieſe wunderliche Reue — ich muß ſie ſelbſt wunderlich nennen — wieder mit aller Gewalt. Die Geſtalt des Mädchens miſcht ſich auf mit den Geſtalten der Meinigen, und ich fürchte Nichts mehr als zu vernehmen, ſie ſei in dem Unglück, in das ich ſie geſtoßen, zu Grunde gegangen: denn mir ſchien mein Unterlaſſen ein Handeln zu ihrem Verderben, eine Förderung ihres traurigen Schickſals. Schon tauſend Mal habe ich mir geſagt, daß dieſes

Gefühl im Grunde nur eine Schwachheit ſei; daß ich früh zu jenem Geſetz: nie zu verſprechen, nur aus Furcht der Reue, nicht aus einer edlern Empfindung getrieben worden. Und nun ſcheint ſich eben die Reue, die ich geflohen, an mir zu rächen, indem ſie dieſen Fall ſtatt tauſend ergreift, um mich zu peinigen. Dabei iſt das Bild, die Vorſtellung, die mich quält, ſo angenehm, ſo liebenswürdig, daß ich gern dabei verweile. Und denke ich daran, ſo ſcheint der Kuß, den ſie auf meine Hand gedrückt, mich noch zu brennen."

Lenardo ſchwieg, und Wilhelm verſetzte ſchnell und fröhlich: „So hätte ich Ihnen denn keinen größern Dienſt erzeigen können, als durch den Nachſatz meines Vortrags, wie manchmal in einem Poſtſcript das Intereſſanteſte des Briefes enthalten ſein kann. Zwar weiß ich nur wenig von Valerine'n; denn ich erfuhr von ihr nur im Vorbeigehen; aber gewiß iſt ſie die Gattin eines wohlhabenden Gutsbeſitzers und lebt vergnügt, wie mir die Tante noch bei'm Abſchied verſicherte."

„Schön," ſagte Lenardo; „nun hält mich Nichts ab. Sie haben mich abſolvirt, und wir wollen ſogleich zu den Meinigen, die mich ohnehin länger, als billig iſt, erwarten." Wilhelm erwiederte darauf: „Leider kann ich Sie nicht begleiten; denn eine ſonderbare Verpflichtung liegt mir ob, nirgends länger als drei Tage zu verweilen, und die Orte, die ich verlaſſe, in einem Jahr nicht wieder zu betreten! Verzeihen Sie, wenn ich den Grund dieſer Sonderbarkeit nicht ausſprechen darf!"

„Es thut mir ſehr leid," ſagte Lenardo, „daß wir Sie ſo bald verlieren, daß ich nicht auch Etwas für Sie mitwirken kann! Doch da Sie einmal auf dem Wege ſind, mir wohlzuthun, ſo könnten Sie mich ſehr glücklich machen, wenn Sie Valerine'n beſuchten, ſich von ihrem Zuſtand genau unterrichteten und mir alsdann ſchriftlich oder mündlich — der dritte Ort einer Zuſammenkunft wird ſich ſchon finden — zu meiner Beruhigung ausführliche Nachricht ertheilten."

Der Vorſchlag wurde weiter beſprochen; Valerine'ns Aufenthalt hatte man Wilhelm'en genannt. Er übernahm es, ſie zu beſuchen; ein dritter Ort wurde feſtgeſetzt, wohin der Baron kommen und auch den Felix mitbringen ſollte, der indeſſen bei den Frauenzimmern zurückgeblieben war.

Lenardo und Wilhelm hatten ihren Weg, nebeneinander reitend, auf angenehmen Wieſen unter mancherlei Geſprächen eine Zeit lang fortgeſetzt, als ſie ſich nunmehr der Fahrſtraße näherten und den Wagen des Baron's einholten, der, von ſeinem Herrn begleitet, die Heimath wieder finden ſollte. Hier wollten die Freunde ſich trennen, und Wilhelm nahm mit wenigen, freundlichen Worten Abſchied, und verſprach dem Baron nochmals baldige Nachricht von Valerine'n.

„Wenn ich bedenke," verſetzte Lenardo, „daß es nur ein kleiner Umweg wäre, wenn ich Sie begleitete, warum ſollte ich Valerine'n nicht ſelbſt aufſuchen? warum nicht ſelbſt von ihrem glücklichen Zuſtande mich überzeugen? Sie waren ſo freundlich, ſich zum Boten anzubieten; warum wollten Sie nicht mein Begleiter ſein? Denn einen Begleiter muß ich haben, einen ſittlichen Beiſtand, wie man ſich rechtliche Beiſtände nimmt, wenn man dem Gerichtshandel nicht ganz gewachſen zu ſein glaubt."

Die Einreden Wilhelm's, daß man zu Hauſe den ſo lange Abweſenden erwarte, daß es einen ſonderbaren Eindruck machen möchte, wenn der Wagen allein käme und was Dergleichen mehr war, vermochten Nichts über Lenardo'n, und Wilhelm mußte ſich zuletzt entſchließen, den Begleiter abzugeben, wobei ihm wegen der zu fürchtenden Folgen nicht wohl zu Muthe war.

Die Bedienten wurden daher unterrichtet, was ſie bei der Ankunft ſagen ſollten, und die Freunde ſchlugen nunmehr den Weg ein, der zu Valerine'ns Wohnort führte. Die Gegend ſchien reich und fruchtbar und der wahre Sitz des Landbaues. So war denn auch in dem Bezirk, welcher Valerine'ns Gatten gehörte, der Boden durchaus gut und mit Sorgfalt beſtellt. Wilhelm hatte Zeit, die Landſchaft genau zu betrachten, indem Lenardo ſchweigend neben ihm ritt. Endlich fing Dieſer an: „Ein Anderer an meiner Stelle würde ſich vielleicht Valerine'n unerkannt zu nähern ſuchen: denn es iſt immer ein peinliches Gefühl, vor die Augen Derjenigen zu treten, die man verletzt hat; aber ich will Das lieber übernehmen und den Vorwurf ertragen, den ich von ihren erſten Blicken befürchte, als daß ich mich durch Verſtummung und Unwahrheit davor ſicher ſtelle. Unwahrheit kann uns ebenſo ſehr in Verlegenheit ſetzen als Wahrheit; und wenn wir abwägen, wie oft uns Dieſe oder Jene nutzt, ſo möchte es doch immer der Mühe werth ſein, ſich ein für alle Mal dem Wahren zu ergeben. Laſſen Sie uns alſo getroſt vorwärts gehen, ich will mich nennen und Sie als meinen Freund und Geſährten einführen."

Nun waren ſie an den Gutshof gekommen, und ſtiegen in dem Bezirk deſſelben ab. Ein anſehnlicher Mann, einfach gekleidet, den ſie für einen Pächter halten konnten, trat ihnen entgegen und kündigte ſich als Herrn des Hauſes an. Lenardo nannte ſich, und der Beſitzer [illegible] ſich erfreut, ihn zu ſehen und kennen zu ler-

nen. „Was wird meine Frau ſagen,“ rief er aus, „wenn ſie den Neffen ihres Wohlthäters wieder ſieht! Nicht genug kann ſie erwähnen und erzählen, was ſie und ihr Vater Ihrem Oheim ſchuldig iſt.“

Welche ſonderbaren Betrachtungen kreuzten ſich ſchnell in Lenardo's Geiſt. Verſteckt dieſer Mann, der ſo redlich ausſieht, ſeine Bitterkeit hinter ein freundlich Geſicht und glatte Worte? Iſt er im Stande, ſeinen Vorwürfen eine ſo gefällige Außenſeite zu geben? Denn hat mein Oheim nicht dieſe Familie unglücklich gemacht, und kann es ihm unbekannt geblieben ſein? Oder, ſo dachte er ſich's mit ſchneller Hoffnung, iſt die Sache nicht ſo übel geworden, als Du denkſt? Denn eine ganz beſtimmte Nachricht haſt Du ja doch niemals gehabt. Solche Vermuthungen wechſelten hin und her, indem der Hausherr anſpannen ließ, um ſeine Gattinn holen zu laſſen, die in der Nachbarſchaft einen Beſuch machte.

„Wenn ich Sie indeſſen, bis meine Frau kommt, auf meine Weiſe unterhalten und zugleich meine Geſchäfte fortſetzen darf, ſo machen Sie einige Schritte mit mir auf's Feld und ſehen ſich um, wie ich meine Wirthſchaft betreibe; denn gewiß iſt Ihnen, als einem großen Gutsbeſitzer, Nichts angelegener, als die edle Wiſſenſchaft, die edle Kunſt des Feldbaues.“ Lenardo widerſprach nicht; Wilhelm unterrichtete ſich gern; und der Landmann hatte ſeinen Grund und Boden, den er unumſchränkt beſaß und beherrſchte, vollkommen gut inne; was er vornahm, war der Abſicht gemäß; was er ſäete und pflanzte, durchaus am rechten Orte; er wußte die Behandlung und die Urſachen ſo deutlich anzugeben, daß es ein Jeder begriff und für möglich gehalten hätte, Dasſelbe zu thun und zu leiſten: ein Wahn, in den man leicht verfällt, wenn man einem Meiſter zuſieht, dem Alles bequem von der Hand geht.

Die Fremden erzeigten ſich ſehr zufrieden und konnten Nichts als Lob und Billigung ertheilen. Er nahm es dankbar und freundlich auf, fügte jedoch hinzu: „Nun muß ich Ihnen aber auch meine ſchwache Seite zeigen, die freilich an Jedem zu bemerken iſt, der ſich einem Gegenſtand ausſchließlich ergibt.“ Er führte ſie auf ſeinen Hof, zeigte ihnen ſeine Werkzeuge, den Vorrath derſelben, ſowie den Vorrath von allem erdenklichen Geräthe und deſſen Zubehör. „Man tadelte mich oft,“ ſagte er dabei, „daß ich hierin zu weit gehe; allein ich kann mich deßhalb nicht ſchelten. Glücklich iſt Der, dem ſein Geſchäft auch zur Puppe wird, der mit demſelbigen zuletzt auch ſpielt und ſich an Dem ergetzt, was ihm ſein Zuſtand zur Pflicht macht.“

Die beiden Freunde ließen es an Fragen und Erkundigungen nicht fehlen. Beſonders erfreute ſich Wilhelm an den allgemeinen Bemerkungen, zu denen dieſer Mann aufgelegt ſchien, und verfehlte nicht, ſie zu erwidern; indeſſen Lenardo, mehr in ſich gekehrt, an dem Glück Valerine's, das er in dieſem Zuſtande für gewiß hielt, ſtillen Theil nahm, obgleich mit einem leiſen Gefühl von Unbehagen, von dem er ſich keine Rechenſchaft zu geben wußte.

Man war ſchon in's Haus zurückgekehrt, als der Wagen der Beſitzerinn vorfuhr. Man eilte ihr entgegen; aber wie erſtaunte, wie erſchrak Lenardo, als er ſie ausſteigen ſah! Sie war es nicht, es war das ausbraune Mädchen nicht, vielmehr gerade das Gegentheil: zwar auch eine ſchöne ſchlanke Geſtalt, aber blond, mit allen Vortheilen, die Blondinen eigen ſind.

Dieſe Schönheit, dieſe Anmuth erſchreckte Lenardo'n. Seine Augen hatten das braune Mädchen geſucht; nun leuchtete ihm ein ganz anderes entgegen. Auch dieſer Züge erinnerte er ſich; ihre Anrede, ihr Betragen verſetzten ihn bald aus jeder Ungewißheit: es war die Tochter des Gerichtshalters, der bei dem Oheim in großem Anſehen ſtand, deßhalb denn auch Dieſer bei der Ausſtattung viel gethan und dem neuen Paare behülflich geweſen. Dieß Alles und mehr noch wurde von der jungen Frau zum Antrittsgruße fröhlich erzählt, mit einer Freude, wie ſie die Ueberraſchung eines Wiederſehens ungezwungen äußern läßt. Ob man ſich wieder erkenne, wurde gefragt; die Veränderungen der Geſtalt wurden beredet, welche merklich genug bei Perſonen dieſes Alters gefunden werden. Valerine war immer angenehm, dann aber höchſt liebenswürdig, wenn Fröhlichkeit ſie aus dem gewöhnlichen, gleichgiltigen Zuſtande heraustrieb. Die Geſellſchaft ward geſprächig und die Unterhaltung ſo lebhaft, daß Lenardo ſich faſſen und ſeine Beſtürzung verbergen konnte. Wilhelm, dem der Freund geſchwind genug von dieſem ſeltſamen Ereigniß einen Wink gegeben hatte, that ſein Möglichſtes, um Dieſem beizuſtehen; und Valerine's kleine Eitelkeit, daß der Baron, noch ehe er die Seinigen geſehen, ſich ihrer erinnert, bei ihr eingekehrt ſei, ließ ſie auch nicht den mindeſten Verdacht ſchöpfen, daß hier eine andere Abſicht oder ein Mißgriff obwalte.

Man blieb bis tief in die Nacht beiſammen, obgleich beide Freunde nach einem vertraulichen Geſpräch ſich ſehnten, das denn auch ſogleich begann, als ſie ſich in dem Gaſtzimmer allein ſahen.

„Ich ſoll, ſo ſcheint es,“ ſagte Lenardo, „meine Qual nicht loswerden. Eine unglückliche Verwechſelung des Namens, merke ich, verdoppelt ſie. Dieſe blonde Schönheit habe ich oft mit jener Braunen, die man ſeine Schö-

heit nennen durfte, spielen sehen; ja ich trieb mich selbst mit ihnen, obgleich so Vieles älter, in den Feldern und Gärten herum. Beide machten nicht den geringsten Eindruck auf mich; ich habe nur den Namen der Einen behalten und ihn der Andern beigelegt. Nun finde ich Die, die mich Nichts angeht, nach ihrer Weise über die Maßen glücklich, indessen die Andere, wer weiß wohin, in die Welt geworfen ist."

Den folgenden Morgen waren die Freunde beinahe früher auf als die thätigen Landleute. Das Vergnügen, ihre Gäste zu sehen, hatte Valerine's gleichfalls zeitig geweckt. Sie ahnete nicht, mit welchen Gesinnungen sie zum Frühstück kamen. Wilhelm, der wohl einsah, daß ohne Nachricht von dem aufbrausenden Mädchen Lenardo sich in der peinlichsten Lage befinde, brachte das Gespräch auf frühere Zeiten, auf Gespielen, auf's Local, das er selbst kannte, auf andere Erinnerungen, so daß Valerine zuletzt ganz natürlich darauf kam, des naßbrauen Mädchens zu erwähnen und ihren Namen auszusprechen.

Kaum hatte Lenardo den Namen Nachbine gehört, so entsann er sich Dessen vollkommen; aber auch mit dem Namen kehrte das Bild jener Bittenden zurück, mit einer solchen Gewalt, daß ihm das Weitere ganz unerträglich fiel, als Valerine mit warmem Antheil die Aussöhnung des frommen Pachters, seine Resignation und seinen Auszug erzählte, und wie er sich auf seine Tochter gerichtet, die ein kleines Bündel getragen. Lenardo glaubte zu versinken. Unglücklicher und glücklicher Weise erzog sich Valerine in einer gewissen Umständlichkeit, die, Lenardo's das Herz zerreißend, ihm dennoch möglich machte, mit Beihülfe seines Gefährten, einige Fassung zu zeigen.

Man schied unter vielen, aufrichtigen Bitten des Ehepaars um baldige Wiederkunft und einer halben, gebeugten Zusage beider Gäste. Und wie dem Menschen, der sich selbst was Gutes gönnt, Alles zum Glück schlägt, so legte Valerine zuletzt das Schweigen Lenardo's, seine sichtbare Zerstreuung beim Abschied, sein hastiges Wegeilen zu ihrem Vortheil aus, und konnte sich, obgleich treue und liebevolle Gattin eines wackern Landmanns, doch nicht enthalten, an einen wieder aufwachenden oder neu entstehenden Neigung, wie sie sich's auslegte, ihres ehemaligen Gutsherrn einiges Behagen zu haben.

Nach diesem sonderbaren Ereigniß sagte Lenardo: „Daß wir, bei so schönen Hoffnungen, ganz nahe vor dem Hafen scheitern, darüber kann ich mich nur einige Momente trösten, mich nur für den Augenblick beruhigen und den Meinen entgegengehen, wenn ich betrachte, daß der Himmel Sie mir zugeführt hat, Sie, dem es bei seiner eigenthümlichen Sendung gleichgiltig ist, wohin und wozu er seinen Weg richtet. Nehmen Sie es über sich, Nachbine'n aufzusuchen und mir Nachricht von ihr zu geben. Ist sie glücklich, so bin ich zufrieden; ist sie unglücklich, so helfen Sie ihr auf meine Kosten. Handeln Sie ohne Rücksichten; sparen, schonen Sie Nichts."

„Nach welcher Weltgegend aber", sagte Wilhelm lächelnd, „hab' ich denn meine Schritte zu richten? Wenn Sie keine Ahnung haben, wie soll ich damit bezahlt sein?"

„Hören Sie!" antwortete Lenardo: „in voriger Nacht, wo Sie mich als einen Verzweifelnden rastlos auf- und abgehen sahen, wo ich leidenschaftlich in Kopf und Herzen Alles durcheinander warf: da kam ein alter Freund mir vor den Geist, ein würdiger Mann, der, ohne mich eben zu hofmeistern, auf meine Jugend großen Einfluß gehabt hat. Gern hätt' ich mir ihn, wenigstens theilweise, als Reisegefährten erbeten, wenn er nicht wunderlam durch die schönsten kunst- und altertümlichen Seltenheiten an seine Wohnung geknüpft wäre, die er nur auf Augenblicke verläßt. Dieser, weiß ich, genießt einer ausgebreiteten Bekanntschaft mit Allem, was in dieser Welt durch irgend einen edeln Faden verbunden ist; zu ihm eilen Sie, ihm erzählen Sie, wie ich es vorgetragen, und es steht zu hoffen, daß ihm sein zartes Gefühl irgend einen Ort, eine Gegend andeuten werde, wo sie zu finden sein möchte. In meiner Bedrängniß fiel es mir ein, daß der Vater des Kindes sich zu den Frommen zähle, und ich ward im Augenblick fromm genug, mich an die moralische Weltordnung zu wenden und zu bitten: sie möge sich hier, zu meinen Gunsten, einmal wunderbar gnädig offenbaren."

„Noch eine Schwierigkeit", versetzte Wilhelm, „bleibt jedoch zu lösen: wo soll ich mit meinem Felix hin? Denn auf so ganz ungewissen Wegen möcht' ich ihn nicht mit mir führen und ihn doch auch nicht gerne von mir lassen; denn mich dünkt, der Sohn entwickele sich nirgends besser, als in Gegenwart des Vaters."

„Keineswegs!" erwiderte Lenardo; „Dieß ist ein halber, väterlicher Irrthum: der Vater behält immer eine Art von despotischem Verhältniß zu dem Sohn, dessen Tugenden er nicht anerkennt und an dessen Fehlern er sich freut; deßwegen die Alten schon zu sagen pflegten: der Helden Söhne werden Taugenichtse, und ich habe mich weit genug in der Welt umgetrieben, um hierüber in's Klare zu kommen. Glücklicher Weise wird unser alter Freund, an den ich Ihnen sogleich ein eiliges Schreiben verfasse, auch hierüber die beste Auskunft geben. Als ich ihn vor

Jahren das letzte Mal sah,' erzählte er mir gar Manches von einer pädagogischen Verbindung, die ich nur für eine Art von Utopien halten konnte; es schien mir, als sei, unter dem Bilde der Wirklichkeit, eine Reihe von Ideen, Gedanken, Vorschlägen und Versätzen gemeint, die freilich zusammenhingen, aber in dem gewöhnlichen Laufe der Dinge wohl schwerlich zusammentreffen möchten. Weil ich ihn aber kenne, weil er gern durch Bilder das Mögliche und Unmögliche verwirklichen mag, so ließ ich es gut sein, und nun kommt es uns zu Gute; er weiß gerist Ihren Ort und Umstände zu bezeichnen, wem Sie Ihren Knaben getrost vertrauen und von einer weisen Leitung das Beste hoffen können."

Im Dahinreiten sich auf diese Weise unterhaltend, erblickten sie eine edle Villa, die Gebäude im ernstfreundlichen Geschmack, freien Raum und in weiter, würdiger Umgebung wohlbestandene Bäume, Thoren und Schattern aber durchaus verschlossen, Alles einsam, doch wohlerhalten anzusehen. Von einem ältlichen Manne, der sich am Eingang zu beschäftigen schien, erfuhren sie: Dieß sei das Erbtheil eines jungen Mannes, dem es von seinem, in hohem Alter erst kurz verstorbenen Vater so eben hinterlassen worden.

Auf weiteres Befragen wurden sie belehrt: dem Erben sei hier leider Alles zu fertig; er habe hier Nichts mehr zu thun, und das Vorhandene zu genießen, sei gerade nicht seine Sache, weswegen er sich denn ein Local näher am Gebirge ausgesucht, wo er für sich und seine Gesellen Wirthschaft habe und eine Art von jägerischer Einsiedelei anlegen wolle. Was den Berichtenden selbst betraf, vernahmen sie: er sei der mitgeerbte Castellan, sorge auf's Genaueste für Erhaltung und Reinlichkeit, damit irgend ein Enkel, in die Neigung und Besitzung des Großvaters eingreifend, Alles finde, wie Dieser es verlassen hat.

Nachdem sie ihren Weg einige Zeit stillschweigend fortgesetzt, begann Lenardo mit der Betrachtung, daß es die Eigenheit des Menschen sei, nur vorn anfangen zu wollen; worauf der Freund erwiderte: Dieß lasse sich wohl erklären und entschuldigen, weil doch, genau genommen, Jeder wirklich von vorn anfängt. „Sind doch", rief er aus, „Keinem die Leiden erlassen, von denen seine Vorfahren gepeinigt worden; kann man ihm verdenken, daß er von ihren Freuden Nichts wissen will?"

Lenardo versetzte hierauf: „Sie ermuthigen mich, zu gestehen, daß ich eigentlich auf Nichts gerne wirken mag, als auf Das, was ich selbst geschaffen habe. Niemals mocht' ich einen Diener, den ich nicht vom Knaben herangebildet; kein Pferd, das ich nicht selbst zugeritten. In Gefolg dieser Sinnesart will ich denn auch gern bekennen, daß ich unwiderstehlich nach ursprünglichen Zuständen hingezogen werde; daß meine Reisen durch alle hochgebildeten Länder und Völker diese Gefühle nicht abstufen können; daß meine Einbildungskraft sich über dem Meer ein Behagen sucht, und daß ein bisher vernachlässigter Familien-Besitz in jenen frischen Gegenden mich hoffen läßt, ein im Stillen gefaßter, meinen Wünschen gemäß nach und nach heranreifender Plan werde sich endlich ausführen lassen."

„Dagegen wüßt' ich Nichts einzuwenden," versetzte Wilhelm; „ein solcher Gedanke in's Neue und Unbestimmte gewendet, hat Etwas Eigenes, Großes. Nur bitt' ich zu bedenken, daß ein solches Unternehmen nur einer Gesammtheit glücken kann. Sie gehen hinüber und finden dort schon Familien-Besitzungen, wie ich weiß; die Meinigen hegen gleiche Pläne und haben sich dort schon angesiedelt. Vereinigen Sie sich mit diesen umsichtigen, klugen und kräftigen Menschen; für beide Theile muß sich dadurch das Geschäft erleichtern und erweitern."

Unter solchen Gesprächen waren die Freunde an den Ort gelangt, wo sie nunmehr scheiden sollten; Beide setzten sich nieder, zu schreiben: Lenardo empfahl seinen Freund dem oberwähnten, sonderbaren Mann; Wilhelm trug den Zustand seines neuen Lebensgenossen den Verbündeten vor, woraus, wie natürlich, ein Empfehlungsschreiben entstand, worin er zum Schluß auch seine, mit Jarno's besprochene Angelegenheit empfahl und die Gründe nochmals auseinandersetzte, warum er von der unbesonnenen Bedingung, die ihn zum ewigen Juden stempelte, bald möglichst befreit zu sein wünsche.

Beim Auswechseln dieser Briefe jedoch konnte sich Wilhelm nicht erwehren, seinem Freund nochmals gewisse Bedenklichkeiten an's Herz zu legen.

„Ich halte es", sprach er, „in meiner Lage für den wünschenswerthesten Auftrag, Sie, edler Mann, von einer Gemüthsunruhe zu befreien und zugleich ein menschliches Geschäft aus dem Elende zu retten, wenn es sich darin befinden sollte. Ein solches Ziel kann man als einen Stern ansehen, nach dem man schießt, wenn man auch nicht weiß, was man unterwegs antreffen, unterwegs begegnen werde. Doch darf ich mir dabei die Gefahr nicht läugnen, in der Sie auf jeden Fall noch immer schweben. Wären Sie nicht ein Mann, der durchaus sein Wort zu geben ablehnt, ich würde von Ihnen das Versprechen verlangen, dieses weibliche Wesen, das Ihnen so theuer zu stehen kommt, nicht wieder zu sehen, sich zu begnügen, wenn ich

Ihnen melde, daß es ihr wohl geht; es sei nun, daß ich sie wirklich glücklich finde, oder ihr Glück zu befördern im Stande bin. Da ich sie aber zu einem Versprechen weder vermögen kann noch will, so beschwöre ich Sie bei Allem, was Ihnen werth und heilig ist: sich und den Ihrigen und mir, dem neuerworbenen Freund zu Liebe, keine Annäherung, es sei, unter welchem Vorwand es wolle, zu jener Vermißten sich zu erlauben; von mir nicht zu verlangen, daß ich den Ort und die Stelle, wo ich sie finde, die Gegend, wo ich sie lasse, näher bezeichne oder gar ausspreche. Sie glauben meinem Wort, daß es ihr wohlgeht und sind losgesprochen und beruhigt."

Lenardo lächelte und versetzte: „Leisten Sie mir diesen Dienst, und ich werde dankbar sein. Was Sie thun wollen und können, sei Ihnen anheim gegeben, und mich überlassen Sie der Zeit, dem Verstande und, wo möglich, der Vernunft."

„Verzeihen Sie," versetzte Wilhelm; „wer jedoch weiß, unter welchen seltsamen Formen die Neigung bei uns einschleicht, Dem muß es bange werden, wenn er voraussieht, ein Freund könne Dasjenige wünschen, was ihm in seinen Zuständen, seinen Verhältnissen nothwendig Unglück und Verwirrung bringen müßte."

„Ich hoffe," sagte Lenardo, „wenn ich das Mädchen glücklich weiß, bin ich sie los."

Die Freunde schieden, jeder nach seiner Seite.

Zwölftes Capitel.

Auf einem kurzen und angenehmen Wege war Wilhelm nach der Stadt gekommen, wohin sein Brief lautete. Er fand sie heiter und wohlgebaut; allein ihr neues Ansehen zeigte nur allzu deutlich, daß sie kurz vorher durch einen Brand müsse gelitten haben. Die Adresse seines Briefes führte ihn zu dem letzten, kleinen, verschonten Theil, an ein Haus von alter, ernster Bauart, doch wohlerhalten und reinlichen Ansehens. Artige Fensterscheiben, wundersam gefügt, deuteten auf erfreuliche Farbenpracht von innen. Und so entsprach denn auch wirklich das Innere dem Aeußern. In saubern Räumen zeigten sich überall Geräthschaften, die schon einigen Generationen mochten gedient haben, untermischt mit wenigem Neuen. Der Hausherr empfing ihn freundlich in einem gleich angestatteten Zimmer. Diese Uhren hatten schon mancher Geburts- und Sterbestunde geschlagen, und was umherstand, erinnerte, daß Vergangenheit auch in die Gegenwart übergehen könne.

Der Ankommende gab seinen Brief ab, den der Empfänger aber, ohne ihn zu eröffnen, bei Seite legte und in einem heitern Gespräche seinen Gast unmittelbar kennen zu lernen suchte. Sie wurden bald vertraut, und als Wilhelm, gegen sonstige Gewohnheit, seine Blicke beobachtend im Zimmer umherschweifen ließ, sagte der gute Alte: „Meine Umgebung erregt Ihre Aufmerksamkeit. Sie sehen hier, wie lange Etwas dauern kann; und man muß doch auch Dergleichen sehen, zum Gegengewicht Dessen, was in der Welt so schnell wechselt und sich verändert. Dieser Theekessel diente schon meinen Eltern und war ein Zeuge unserer abendlichen Familien-Versammlungen; dieser kupferne Camin-Schirm schützt mich noch immer vor dem Feuer, das diese alte mächtige Zange anschürt; und so geht es durch Alles durch. Antheil und Thätigkeit konnt' ich daher auf gar viele andere Gegenstände wenden, weil ich mich mit der Veränderung dieser äußern Bedürfnisse, die so vieler Menschen Zeit und Kräfte wegnimmt, nicht weiter beschäftigte. Eine liebevolle Aufmerksamkeit auf Das, was der Mensch besitzt, macht ihn reich, indem er sich einen Schatz der Erinnerung an gleichgiltigen Dingen dadurch anhäuft. Ich habe einen jungen Mann gekannt, der eine Stecknadel dem geliebten Mädchen, Abschied nehmend, entwendete, den Busenstreif damit zusteckte, und diesen gehegten und gepflegten Schatz von einer großen, mehrjährigen Fahrt wieder zurückbrachte. Uns andern kleinen Menschen ist Dieß wohl als eine Tugend anzurechnen.

„Mancher bringt wohl auch", versetzte Wilhelm, „von einer so weiten, großen Reise einen Stachel im Herzen mit zurück, den er vielleicht lieber los wäre." Der Alte schien von Lenardo's Zustande Nichts zu wissen, ob er gleich den Brief inzwischen erbrochen und gelesen hatte; denn er ging zu den vorigen Betrachtungen wieder zurück. „Die Beharrlichkeit auf dem Besitz", fuhr er fort, „gibt uns in manchen Fällen die größte Energie. Diesem Eigensinn bin ich die Rettung meines Hauses schuldig. Als die Stadt brannte, wollte man auch bei mir flüchten und retten. Ich verbot's, befahl Fenster und Thüren zuzuschließen und wandte mich mit mehrern Nachbarn gegen die Flamme. Unserer Anstrengung gelang es, diesen Zipfel der Stadt aufrecht zu erhalten. Den andern Morgen stand Alles noch bei mir, wie Sie es sehen und wie es beinahe seit hundert Jahren gestanden hat." „Mit allem Dem", sagte Wilhelm, „werden Sie mir gestehen, daß der Mensch der Veränderung nicht widersteht, welche die Zeit hervorbringt." „Freilich," sagte der Alte, „aber doch der am längsten sich erhält, hat auch Etwas geleistet."

„Ja sogar über unser Dasein hinaus sind wir fähig, zu erhalten und zu sichern; wir überliefern Kenntnisse, wir übertragen Gesinnungen

so gut als Besitz; und da mir es nun vorzüglich um den Letzten zu thun ist, so hab' ich deshalb seit langer Zeit wunderliche Vorsicht gebraucht, auf ganz eigene Vorkehrungen gesonnen; nur spät aber ist mir's gelungen, meinen Wunsch erfüllt zu sehen."

„Gewöhnlich zerstreut der Sohn, was der Vater gesammelt hat, sammelt etwas Anders oder auf andere Weise. Kann man jedoch den Enkel, die neue Generation abwarten, so kommen dieselben Neigungen, dieselben Ansichten wieder zum Vorschein. Und so hab' ich denn endlich, durch Sorgfalt unserer pädagogischen Freunde, einen tüchtigen jungen Mann erworben, welcher, wo möglich, noch mehr auf hergebrachten Besitz hält, als ich selbst, und eine heftige Neigung zu wunderlichen Dingen empfindet. Mein Zutrauen hat er entschieden durch die gewaltsamen Anstrengungen erworben, womit ihm das Feuer von unserer Wohnung abzuwehren gelang; bereit und dreifach hat er den Schatz verdient, dessen Besitz ich ihm zu überlassen gedenke; ja er ist ihm schon übergeben, und seit der Zeit mehrt sich unser Vorrath auf eine wundersame Weise."

„Nicht Alles jedoch, was Sie hier sehen, ist unser. Vielmehr, wie Sie sonst bei Pfandinhabern manches fremde Juwel erblicken, so kann ich Ihnen bei uns Kostbarkeiten bezeichnen, die man, unter den verschiedenen Umständen, besserer Aufbewahrung halber, hier niedergestellt." Wilhelm gedachte des herrlichen Kästchens, das er ohnehin nicht gern auf der Reise mit sich herumführen wollte, und enthielt sich nicht, es dem Freunde zu zeigen. Der Alte betrachtete es mit Aufmerksamkeit, gab die Zeit an, wann es verfertigt sein könnte, und wies etwas Aehnliches vor. Wilhelm brachte zur Sprache: ob man es wohl eröffnen sollte? Der Alte war nicht der Meinung. „Ich glaube zwar, daß man es ohne sonderliche Beschädigung thun könne," sagte er; „allein da Sie es durch einen so wunderbaren Zufall erhalten haben, so sollten Sie daran Ihr Glück prüfen. Denn wenn Sie glücklich geboren sind, und wenn dieses Kästchen Etwas bedeutet, so muß sich gelegentlich der Schlüssel dazu finden, und gerade da, wo Sie ihn am Wenigsten erwarten." „Es gibt wohl solche Fälle," versetzte Wilhelm. „Ich habe selbst einige erlebt," erwiederte der Alte; „und hier sehen Sie den merkwürdigsten vor sich. Von diesem eisenbeinernen Crucifix besaß ich seit dreißig Jahren den Körper mit Haupt und Füßen aus einem Stücke; der Gegenstand sowohl als die herrlichste Kunst ward sorgfältig in dem kostbarsten Kästchen aufbewahrt; vor ungefähr zehn Jahren erhielt ich das dazu gehörige Kreuz mit der Inschrift, und ich ließ mich versichern, durch den geschicktesten Bildschnitzer unserer Zeit die Arme ansetzen zu lassen. Aber wie weit war der Gute hinter seinem Vorgänger zurückgeblieben! Doch es mochte stehen, mehr zu erbaulichen Betrachtungen als zu Bewunderung des Kunstfleißes."

„Nun denken Sie mein Ergetzen! Vor Kurzem erhielt ich die ersten ächten Arme, wie Sie solche, zur lieblichsten Harmonie, hier angefügt sehen; und ich, entzückt über ein so glückliches Zusammentreffen, enthalte mich nicht, die Schicksale der christlichen Religion hieran zu erkennen, die, oft genug gegliedert und zerstreut, sich doch endlich immer wieder am Kreuze zusammen finden muß."

Wilhelm bewunderte das Bild und die seltsame Fügung. „Ich werde Ihrem Rath folgen," sagte er hinzu; „bleibe das Kästchen verschlossen, bis der Schlüssel sich findet, und wenn es bis an's Ende meines Lebens liegen sollte." „Wer lange lebt," sagte der Alte, „sieht Manches versammelt und Manches auseinander fallen."

Der junge Besitzgenosse trat so eben herein, und Wilhelm erklärte seinen Vorsatz, das Kästchen ihrem Gewahrsam zu übergeben. Nun ward ein großes Buch hereingeschafft, das anvertraute Gut eingeschrieben, mit manchen beobachteten Ceremonien und Bedingungen ein Empfangschein ausgestellt, der zwar auf jeden Vorzeigenden lautete, aber nur auf ein mit dem Empfänger verabredetes, besonderes Zeichen honorirt werden sollte.

Als dieses Alles vollbracht war, überlegte man den Inhalt des Briefes: zuerst sich über das Unterkommen des guten Fritz berathend, wobei der alte Freund sich ohne Weiteres zu einigen Maximen bekannte, welche der Erziehung zum Grunde liegen sollten.

„Allem Leben, allem Thun, aller Kunst muß das Handwerk vorausgehen, welches nur in der Beschränkung erworben wird. Einen recht wissen und ausüben, gibt höhere Bildung als Halbheit im Hundertfältigen. Da, wo ich Sie hinweise, hat man alle Thätigkeiten gesondert; geübt werden die Zöglinge auf jedem Schritt, dabei erkennt man, wo seine Natur eigentlich hinstrebt, ob er sich gleich mit zerstreuten Wünschen bald da bald dorthin wendet. Weise Männer lassen den Knaben unter der Hand Dasjenige finden, was ihm gemäß ist; sie verkürzen die Umwege, durch welche der Mensch von seiner Bestimmung, nur allzu gefällig, abirren mag."

„Sodann", fuhr er fort, „darf ich hoffen: auf jenem herrlich gepflasterten Mittelpunct wird man Sie auf den Weg leiten, wo jenes gute Mädchen zu finden ist, das einen so tiefen Eindruck auf Ihren Freund machte, der

Frosch singt.

Schwing' dich auf, Frau Nachtigall,
Grüß' mir mein Liebchen zehentausend-
mal.

Siebel.

Dem Liebchen keinen Gruß! ich will davon
nichts hören!

Frosch.

Dem Liebchen Gruß und Kuß! du wirst
mir's nicht verwehren!

Singt.

Riegel auf! in stiller Nacht.
Riegel auf! der Liebste wacht.
Riegel zu! des Morgens früh.

Siebel.

Ja, singe, singe nur, und lob' und rühme sie;
Ich will zu meiner Zeit schon lachen.
Sie hat mich angeführt, dir wird sie's auch
so machen.
Zum Liebsten sey ein Kobold ihr bescheert,

den Werth eines unschuldigen, unglücklichen Geschöpfes, durch sittliches Gefühl und Betrachtung, so hoch erhöht hat, daß er dessen Dasein zum Zweck und Ziel seines Lebens zu machen genöthigt war. Ich hoffe, Sie werden ihn beruhigen können; denn die Vorsehung hat tausend Mittel, die Gefallenen zu erheben und die Niedergebeugten aufzurichten. Manchmal steht unser Schicksal aus wie ein Fruchtbaum im Winter. Wer sollte bei dem traurigen Ansehen desselben wohl denken, daß diese starren Aeste, diese nackigen Zweige im nächsten Frühjahr wieder grünen, blühen, sodann Früchte tragen könnten! Doch wir hoffen's, wir wissen's."

Zweites Buch.

Erstes Capitel.

Die Wallfahrenden hatten nach Vorschrift den Weg genommen und fanden glücklich die Grenze der Provinz, in der sie so manches Merkwürdige erfahren sollten; beim ersten Eintritt gewahrten sie sogleich der fruchtbarsten Gegend, welche an sanften Hügeln den Feldbau, auf höhern Bergen die Schafzucht, in weiten Thalflächen die Viehzucht begünstigte. Es war kurz vor der Ernte und Alles in größter Fülle; Das, was sie jedoch gleich in Verwunderung setzte, war, daß sie weder Frauen noch Männer, wohl aber durchaus Knaben und Jünglinge beschäftigt sahen, auf eine glückliche Ernte sich vorzubereiten, ja auch schon auf ein fröhliches Erntefest freundliche Anhalt zu treffen. Sie begrüßten Einen und den Andern und fragten nach dem Obern, von dessen Aufenthalt man keine Rechenschaft geben konnte. Die Adresse ihres Briefs lautete: an den Obern oder die Dreie. Auch hierin konnten sich die Knaben nicht finden; man wies die Fragenden jedoch an einen Aufseher, der eben das Pferd zu besteigen sich bereitete; sie eröffneten ihre Zwecke; des Fein Freimüthigkeit schien ihm zu gefallen, und so ritten sie zusammen die Straße hin.

Schon hatte Wilhelm bemerkt, daß in Schnitt und Farbe der Kleider eine Mannigfaltigkeit obwaltete, die der ganzen kleinen Völkerschaft ein sonderbares Ansehen gab; eben war er im Begriff, seinen Begleiter hiernach zu fragen, als noch eine wundersamere Bemerkung sich ihm aufdrängt: alle Kinder, sie mochten beschäftigt sein, wie sie wollten, ließen ihre Arbeit liegen und wendeten sich mit Bewundern, aber verschiedenen Geberden gegen die Vorbeireitenden, und es war leicht zu folgern, daß es dem Vorgesetzten galt. Die Jüngsten legten die Arme kreuzweis über die Brust und blickten seitlich gen Himmel; die Mittlern hielten die Arme auf den Rücken und schauten lächelnd zur Erde; die Dritten standen steif und muthig, die Arme niedergesenkt, wendeten sie den Kopf nach der rechten Seite und stellten sich in eine Reihe, anstatt daß Jene vereinzelt blieben, wo man sie traf.

Als man darauf Halt machte und absties, wo eben mehrere Kinder nach verschiedener Weise sich aufstellten und vor dem Vorgesetzten gewendet wurden, fragte Wilhelm nach der Bedeutung dieser Geberden. Jener sah ein und sagte munter: „Was für eine Stellung hab' ich denn einzunehmen?" „Auf alle Fälle," versetzte der Aufseher, „zuerst die Arme über die Brust und ernsthaftreich nach oben gesehen, ohne den Blick zu verwenden." Er gehorchte, doch rief er bald: „Dieß gefällt mir nicht sonderlich; ich sehe ja Nichts da droben; dauert es lange? Doch ja!" rief er freudig, „ein Paar Habichte fliegen von Westen nach Osten; Das ist wohl ein gutes Zeichen?" „Wie nach Du's aufnimmst; je nachdem Du Dich beträgst," versetzte Jener; „jetzt mische Dich unter sie, wie sie sich mischen." Er gab ein Zeichen, die Kinder verließen ihre Stellung, ergriffen ihre Beschäftigung, oder spielten wie vorher.

„Mögen und können Sie mir", sagte Wilhelm darauf, „Das, was mich hier in Verwunderung setzt, erklären? Ich sehe wohl, daß diese Geberden, diese Stellungen Grüße sind, womit man Sie empfängt." „Ganz richtig," versetzte Jener, „Grüße, die wir sogleich andeuten, auf welcher Stufe der Bildung ein jeder dieser Knaben steht."

„Dürfen Sie mir aber", versetzte Wilhelm, „die Bedeutung des Stufenganzes wohl erklären? denn daß es einer sei, läßt sich wohl einsehen." „Dieß gehört höhern, als ich bin," antwortete Jener; „soviel aber kann ich versichern, daß es nicht leere Gebräuche sind, daß vielmehr den Andern, zwar nicht die höchste, aber doch eine leitende, sittliche Bedeutung überliefert wird; zugleich aber ist Jedem geboten, für sich zu behalten und zu tragen, was man ihm als Bescheid zu ertheilen für gut findet; sie dürfen weder mit Fremden noch untereinander selbst darüber schwatzen, und so mächtig sich die Lehre hundertfältig. Außerdem hat das Geheimniß sehr große Vortheile: denn wenn man dem Menschen gleich und immer sagt, worauf Alles ankommt, so denkt er, es sei Nichts dahinter. Gewissen Geheimnissen, und wenn sie offenbar wären, muß man durch Verhüten und Schweigen Achtung erweisen; denn Dieses wirkt auf Scheu und gute Sitten."

„Ich verstehe Sie," versetzte Wilhelm, „warum

ſollten wir Das, was in körperlichen Dingen ſo nöthig iſt, nicht auch geiſtig anwenden? Vielleicht aber können Sie in einem andern Bezug meine Neugierde befriedigen. Die große Mannigfaltigkeit in Schnitt und Farbe der Kleider fällt mir auf, und doch ſehe ich nicht alle Farben, aber einige in allen ihren Abſtufungen, vom Hellſten bis zum Dunkelſten. Doch bemerke ich, daß hier keine Bezeichnung der Stufen irgend eines Alters oder Verdienſtes gemeint ſein kann, indem die kleinſten und größten Knaben untermiſcht, ſo an Schnitt als Farben gleich ſein können, aber die von gleichen Geberden im Gewand nicht mit einander übereinſtimmen.“

„Auch was Dieß betrifft,“ verſetzte der Begleitende, „darf ich mich nicht weiter auslaſſen; doch möchte ich mich ſehr irren, oder Sie werden über Alles, wie Sie nur wünſchen mögen, aufgeklärt von uns ſcheiden.“

Man verfolgte nunmehr die Spur des Chors, welche man gefunden zu haben glaubte; nun aber mußte dem Fremdling nothwendig auffallen, daß, je weiter ſie in's Land kamen, ein wohllautender Geſang ihnen immer mehr entgegentönte. Was die Knaben auch begannen, bei welcher Arbeit man ſie auch fand, immer ſangen ſie, und zwar ſchienen es Lieder jedem Geſchäft beſonders angemeſſen und in gleichen Fällen überall dieſelben. Traten mehrere Kinder zuſammen, ſo begleiteten ſie ſich wechſelsweiſe; gegen Abend fanden ſich auch Tanzende, deren Schritte durch Chöre belebt und geregelt wurden. Fehr ſtimmte vom Pferde herab mit ein und zwar nicht ganz unglücklich; Wilhelm vergnügte ſich an dieſer die Gegend belebenden Unterhaltung.

„Wahrſcheinlich“, ſo ſprach er zu ſeinem Gefährten, „wendet man viele Sorgfalt auf ſolchen Unterricht; denn ſonſt könnte dieſe Geſchicklichkeit nicht ſo weit ausgebreitet und ſo vollkommen ausgebildet ſein.“ „Allerdings,“ verſetzte Jener, „bei uns iſt der Geſang die erſte Stufe der Ausbildung; alles Andere ſchließt ſich daran und wird dadurch vermittelt. Der einfachſte Genuß, ſowie die einfachſte Lehre werden bei uns durch Geſang belebt und eingeprägt; ja ſelbſt was wir überliefern von Glaubens- und Sittenbekenntniß, wird auf dem Wege des Geſanges mitgetheilt. Andere Vortheile zu ſelbſtthätigen Zwecken verſchwiſtern ſich ſogleich: denn indem wir die Kinder üben, Töne, welche ſie hervorbringen, mit Zeichen auf die Tafel ſchreiben zu lernen und nach Anlaß dieſer Zeichen ſodann in ihrer Kehle wieder zu finden, ferner den Text darunter zu ſetzen, ſo üben ſie zugleich Hand, Ohr und Auge und gelangen ſchneller zum Recht- und Schönſchreiben, als man denkt; und da dieſes Alles zuletzt nach reinen Maßen, nach genau beſtimmten Zahlen ausgeübt und nachgebildet werden muß, ſo faßen ſie den hohen Werth der Meß- und Rechenkunſt viel geſchwinder als auf jede andere Weiſe. Deßhalb haben wir denn unter allem Denkbaren die Muſik zum Element unſerer Erziehung gewählt; denn von ihr laufen gleichgebahnte Wege nach allen Seiten.“

Wilhelm ſuchte ſich noch weiter zu unterrichten und verbarg ſeine Verwunderung nicht, daß er gar keine Inſtrumental-Muſik vernehme. „Dieſe wird bei uns nicht vernachläſſigt,“ verſetzte Jener, „aber in einem beſondern Bezirk, in das anmuthigſte Bergthal eingeſchloſſen, geübt; und da iſt denn wieder dafür geſorgt, daß die verſchiedenen Inſtrumente in auseinander liegenden Ortſchaften gepflegt werden. Beſonders die Mißtöne der Anfänger ſind in gewiſſe Einſiedeleien verwieſen, wo ſie Niemand zur Verzweiflung bringen; denn Ihr werdet ſelbſt geſtehen, daß in der wohleingerichteten bürgerlichen Geſellſchaft kaum ein tranriger Leiden zu dulden ſei, als das uns die Nachbarſchaft eines angehenden Flöten- oder Violin-Spielers aufdringt.“

„Unſere Anfänger üben, aus eigener löblicher Geſinnung, Nirmand im läſtig ſein zu wollen, freiwillig länger oder kürzer in die Wüſte, und bereiten ſich abgeſondert um das Verdienſt, der bewohnten Welt näher treten zu dürfen, weßhalb Jedem von Zeit zu Zeit ein Verſuch, herauszutreten, erlaubt wird, der ſelten mißlingt, weil wir Scham und Scheu bei dieſer, wie bei unſern übrigen Einrichtungen, gar wohl hegen und pflegen dürfen. Daß Euerm Sohn eine glückliche Stimme geworden, freut mich innigſt, für das Uebrige ſorgt ſich um deſto leichter.“

Man waren ſie an einem Ort gelangt, wo Fehr verweilen und ſich an der Umgebung prüfen ſollte, bis man zur förmlichen Annahme gereift wäre; ſchon von Weitem hörten ſie einen freudigen Geſang; es war ein Spiel, worin ſich die Knaben in der Feierſtunde dieß Mal ergingen. Ein allgemeiner Chor-Geſang erſchallt, wenn jedes Glied eines weiten Kreiſes freudig, klar und tüchtig an ſeinem Theile zuſtimmte, den Winken des Regelnden gehorchend. Dieſer überraſchte jedoch öfters die Singenden, indem er durch ein Zeichen den Chor-Geſang aufhob und irgend einen einzelnen Theilnehmenden, ihn mit dem Stäbchen berührend, aufforderte, ſogleich allein ein ſchickliches Lied dem verhallenden Ton, dem verſchwebenden Sinne anzupaſſen. Schon zeigten die Meiſten viel Gewandtheit; Einige, denen das Kunſtſtück mißlang, gaben ihr Pfand willig hin, ohne

gerade aufgericht zu werden. Jene war Kind genug, ſich gleich unter ſie zu miſchen, und zog ſich auch ſo leidlich aus der Sache. Sodann ward ihm jener erſte Gruß zugeeignet; er legte ſogleich die Hände auf die Bruſt, blickte aufwärts, und zwar mit ſo ſchnäbiſcher Miene, daß man wohl bemerken konnte, ein geheimer Sinn dabei ſei ihm noch nicht aufgegangen.

Der angenehme Ort, die gute Aufnahme, die munteren Geſpielen, Alles gefiel dem Knaben ſo wohl, daß es ihm nicht ſonderlich wehe that, ſeinen Vater abreiſen zu ſehen; doch blickte er dem weggeführten Pierre ſchmerzlicher nach; doch ließ er ſich bedeuten, da er vernahm, daß er es im gegenwärtigen Bezirk nicht behalten könne; man verſprach ihm dagegen, er ſolle, wo nicht daſſelbe, doch ein Gleiches, munter und wohlgezogen, unerwartet wiederfinden.

Da ſich der Obere nicht erreichen ließ, ſagte der Aufſeher: „Ich muß Euch nun verlaſſen, meine Geſchäfte zu verfolgen; doch will ich Euch zu den Dreien bringen, die unſern Heiligthümern vorſtehen; Euer Brief iſt auch an ſie gerichtet, und ſie zuſammen ſtellen den Obern vor.“ Wilhelm hätte gewünſcht, von den Heiligthümern im voraus zu vernehmen, Jener aber verſetzte: „die Dreie werden Euch, zu Erwiederung des Vertrauens, daß Ihr uns Euern Sohn überlaßt, nach Weisheit und Billigkeit, gewiß das Nöthigſte eröffnen. Die höheren Gegenſtände der Verehrung, die ich Heiligthümer nannte, ſind in einen beſondern Bezirk eingeſchloſſen, werden mit Nichts gemiſcht, durch Nichts geſtört; nur zu gewiſſen Zeiten des Jahres läßt man die Zöglinge, den Stufen ihrer Bildung gemäß, dort eintreten, um ſie hoheriſch und ſinnlich zu belehren, da ſie denn genugſamen Eindruck mit wegnehmen, um, bei Ausübung ihrer Pflicht, eine Zeit lang daran zu zehren.“

Nun fand Wilhelm am Thor eines mit hohen Mauern umgebenen Thalwaldes; auf ein gegebenes Zeichen eröffnete ſich die kleine Pforte, und ein ernſter, anſehnlicher Mann empfing unſern Freund. Dieſer fand ſich in einem großen, herrlich gebauten Raum, von Bäumen und Büſchen vielerlei Art beſchattet, kaum daß er ſämtliche Mauern und anſehnliche Gebäude durch dieſe dichte und hohe Naturpflanzung hindurch bemerken konnte; ein freundlicher Empfang von Dreien, die ſich nach und nach herbeifanden, löſ'te ſich endlich in ein Geſpräch auf, wozu Jeder das Seinige beitrug, deſſen Inhalt wir jedoch in der Kürze zuſammenfaſſen.

„Da Ihr uns Euern Sohn vertraut,“ ſagten ſie, „ſind wir ſchuldig, Euch tiefer in unſere Verfahren hineinblicken zu laſſen. Ihr habt manches Aeußerliche geſehen, welches nicht ſogleich ſeine Verſtändniß mit ſich führet; was davon wünſcht Ihr vor Allem aufgeſchloſſen?“

„Mancherlei, doch ſeltſame Geberden und Grüße hab' ich bemerkt, deren Bedeutung ich zu erfahren wünſchte; bei Euch beginnt ſich gewiß das Aeußere auf das Innere, und umgekehrt; laßt mich dieſen Bezug erfahren.“

„Wohlgeborne, geſunde Kinder“, verſetzten Jene, „bringen viel mit; die Natur hat Jedem Alles gegeben, was er für Zeit und Dauer nöthig hat: Dieſes zu entwickeln, iſt unſere Pflicht; übrigens entwickelt ſich's beſſer von ſelbſt. Aber Euch bringt Niemand mit auf die Welt, und doch iſt es Das, worauf Alles ankommt, damit der Menſch nach allen Seiten zu ein Menſch ſei. Könnt Ihr es ſelbſt finden, ſo ſprecht es aus.“ Wilhelm bedachte ſich eine kurze Zeit und ſchüttelte ſodann den Kopf.

Jene, nach einem anſtändigen Zaudern, verſetzten: „Ehrfurcht!“ Wilhelm ſtutzte. „Ehrfurcht!“ hieß es wiederholt. „Allen fehlt ſie, vielleicht Euch ſelbſt.“

„Dreierlei Geberden habt Ihr geſehen, und wir überliefern eine dreifache Ehrfurcht, die, wenn ſie zuſammenfließt und ein Ganzes bildet, erſt ihre höchſte Kraft und Wirkung erreicht. Das Erſte iſt Ehrfurcht vor Dem, was über uns iſt. Jene Geberde: die Arme kreuzweis über die Bruſt, einen feurigen Blick gen Himmel. Das iſt, was wir unmündigen Kindern auflegen und zugleich das Zeugniß von ihnen verlangen, daß ein Gott da droben ſei, der ſich in Eltern, Lehrern, Vorgeſetzten abbildet und offenbart. Das zweite, Ehrfurcht vor Dem, was unter uns iſt. Die auf den Rücken geſtalteten, gleichſam gebundenen Hände, der geſenkte, lächelnde Blick ſagen, daß man die Erde weiß und heiter zu betrachten habe; ſie gibt Gelegenheit zur Nahrung, ſie gewährt unſäglichen Freuden; aber unverhältnißmäßige Leiden bringt ſie. Wenn Einer ſich körperlich beſchädigt, verſchuldet oder unſchuldig; wenn ihn Anderer vorſätzlich oder zufällig verletzten; wenn das irdiſche Mißverhältniß ihm ein Leid zufügte: Das bedeutet er wohl; denn ſolche Uebel begleiten ihn ſein Leben lang. Aber auf dieſer Stufen beſchreiten wir unſere Zöglinge vollkommen, ſogleich wenn wir überzeugt ſind, daß die Lehre dieſes Grades genugſam auf ihn gewirkt habe; denn aber heißen wir ihn, ſich ermannen, gegen Cameraden gewendet und ihnen ſich nähern. Nun ſteht er ſtark und kühn, nicht etwa ſelbſtiſch vereinzelt; nur in Verbindung mit Seinesgleichen macht er Front gegen die Welt. Weiter wüßten wir Nichts hinzuzufügen.“

„Es leuchtet mir ein!“ versetzte Wilhelm; „deswegen liegt die Menge wohl so im Argen, weil sie sich nur im Element des Mißwollens und Mißredens behagt; wer sich diesem überliefert, verhält sich ganz bald gegen Gott gleichgiltig, verachtend gegen die Welt, gegen seines Gleichen gehässig; das wahre, ächte anerkennende Selbstgefühl aber zerstört sich in Dünkel und Anmaßung.“ „Erlauben Sie mir, Dessen ungeachtet,“ fuhr Wilhelm fort, „ein Einziges einzuwenden: hat man nicht von jeher die Furcht vor Völker vor mächtigen Naturerscheinungen und sonst unerklärlichen, ahnungsvollen Ereignissen für den Keim gehalten, woraus ein höheres Gefühl, eine reinere Gesinnung sich stufenweise entwickeln sollte?“ Hierauf erwiderten Jene: „Der Natur ist Furcht wohl gemäß, Ehrfurcht aber nicht; man fürchtet ein bekanntes oder unbekanntes, mächtiges Wesen; der Starke sucht es zu bekämpfen, der Schwache zu vermeiden; Beide wünschen, es loszuwerden, und fühlen sich glücklich, wenn sie es auf kurze Zeit beseitigt haben, wenn ihre Natur sich zur Freiheit und Unabhängigkeit einiger Maßen wieder herstellte. Der natürliche Mensch wiederholt diese Operation Millionen Mal in seinem Leben: von der Furcht strebt er zur Freiheit, und der Freiheit wird er in die Furcht getrieben und kommt um Nichts weiter. Sich zu fürchten ist leicht, aber beschwerlich; Ehrfurcht zu hegen ist schwer, aber bequem. Ungern entschließt sich der Mensch zur Ehrfurcht, oder vielmehr entschließt sich nie dazu; es ist ein höherer Sinn, der seiner Natur gegeben werden muß, und der sich nur bei besonders Begabtigten aus sich selbst entwickelt, die man auch deßwegen von jeher für Heilige, für Götter gehalten. Hier liegt die Würde, hier das Geschäft aller ächten Religionen, deren es auch nur diese gibt nach den Objecten, gegen welche sie ihre Andacht wenden.“

Die Männer hielten inne; Wilhelm schwieg eine Weile nachdenkend; da er in sich aber die Anmaßung nicht fühlte, den Sinn jener sonderbaren Worte zu deuten, so bat er die Würdigen, in ihrem Vortrage fortzufahren, worin sie ihm denn auch sogleich willfahrten. „Keine Religion,“ sagten sie, „die sich auf Furcht gründet, wird unter uns geachtet. Bei der Ehrfurcht, die der Mensch in sich walten läßt, kann er, indem er Ehre gibt, seine Ehre behalten; er ist nicht mit sich selbst veruneint, wie in jenem Falle. Die Religion, welche auf Ehrfurcht vor Dem, was über uns ist, beruht, nennen wir die ethnische; es ist die Religion der Völker und die erste glückliche Ablösung von einer niedern Furcht; alle sogenannten heidnischen Religionen sind von dieser Art, sie mögen übrigens Namen haben, wie sie wollen. Die zweite Religion, die sich auf jene Ehrfurcht gründet, die wir vor Dem haben, was uns gleich ist, nennen wir die philosophische: denn der Philosoph, der sich in die Mitte stellt, muß alles Höhere zu sich herab, alles Niedere zu sich herauf ziehen, und nur in diesem Mittelzustand verdient er den Namen des Weisen. Indem er nun das Verhältniß zu Seinesgleichen und also zur ganzen Menschheit, das Verhältniß zu allen übrigen irdischen Umgebungen, nothwendigen und zufälligen, durchschaut, lebt er im cosmischen Sinne allein in der Wahrheit. Nun ist aber von der dritten Religion zu sprechen, gegründet auf die Ehrfurcht vor Dem, was unter uns ist; wir nennen sie die christliche, weil sich in ihr eine solche Sinnesart am Meisten offenbart; es ist ein Factum, wozu die Menschheit gelangen konnte und mußte. Aber was gehörte dazu, die Erde nicht allein unter sich liegen zu lassen und sich auf einen höhern Geburtsort zu berufen, sondern auch Niedrigkeit und Armuth, Spott und Verachtung, Schmach und Elend, Leiden und Tod als göttlich anzuerkennen, ja Sünde selbst und Verbrechen nicht als Hindernisse, sondern als Förderniße des Heiligen zu verehren und liebzugewinnen? Hievon finden sich freilich Spuren durch alle Zeiten, aber Spur ist nicht Ziel: und da dieses einmal erreicht ist, so kann die Menschheit nicht wieder zurück; und man darf sagen, daß die christliche Religion, da sie einmal erschienen ist, nicht wieder verschwinden kann, da sie sich einmal göttlich verkörpert hat, nicht wieder aufgelöst werden mag.“

„In welcher von diesen Religionen bekennt Ihr Euch denn insbesondere?“ sagte Wilhelm. „In allen dreien, erwiderten Jene: denn sie zusammen bringen eigentlich die wahre Religion hervor; aus diesen drei Ehrfurchten entspringt die oberste Ehrfurcht, die Ehrfurcht vor sich selbst, und jene entwickeln sich abermals aus dieser, so daß der Mensch zum Höchsten gelangt, was er zu erreichen fähig ist, daß er sich selbst für das Beste halten darf, was Gott und Natur hervorgebracht haben, ja, daß er auf dieser Höhe verweilen kann, ohne durch Dünkel und Selbstheit wieder in's Gemeine gezogen zu werden.“

„Ein solches Bekenntniß, auf diese Weise entwickelt, befremdet mich nicht,“ versetzte Wilhelm; „es kommt mit Allem überein, was man im Leben hie und da vernimmt, nur daß Euch Dasjenige vereinigt, was Andere trennt.“ Hierauf versetzten Jene: „Schon wird dieses Bekenntniß von einem großen Theil der Welt ausgesprochen, doch unbewußt.“

„Wie denn und wo?“ fragte Wilhelm. „Im Stillen!“ riefen Jene laut: „denn der erste Artikel ist ethnisch und gehört allen Völkern; der

zweite christlich, für die mit Leiden Kämpfenden und in Leiden Verherrlichten; der dritte zuletzt lehrt eine begeisterte Gemeinschaft der Heiligen, welches heißt: der im höchsten Grad Guten und Weisen. Sollten daher die drei göttlichen Personen, unter deren Gleichniß und Namen solche Ueberzeugungen und Verheißungen ausgesprochen sind, nicht billiger Maßen für die höchste Einheit gelten?"

„Ich danke," versetzte Jener, „daß Ihr mir Dieses, als einem Erwachsenen, dem die drei Sinnesarten nicht fremd sind, so klar und zusammenhängend habt aussprechen wollen; und wenn ich nun zurückdenke, daß Ihr den Kindern diese hohe Lehre, erst als sinnliches Zeichen, dann mit einigem symbolischen Anklang überliefert und zuletzt die oberste Deutung ihnen entwickelt, so muß ich es höchlich billigen."

„Ganz richtig," erwiederten Jene; „nun aber müßt Ihr noch mehr erfahren, damit Ihr Euch überzeugt, daß Euer Sohn in den besten Händen sei. Doch dieß Geschäft bleibe für die Morgenstunden; ruht aus und erquickt Euch, damit Ihr uns, vergnügt und vollkommen menschlich, morgen früh in das Innere folgen könnt."

Zweites Capitel.

An der Hand des Aeltesten trat nun unser Freund durch ein ansehnliches Portal in eine runde oder vielmehr achteckige Halle, die mit Gemälden so reichlich verziert war, daß sie den Ankömmling in Erstaunen setzte. Er begriff leicht, daß Alles, was er erblickte, einen bedeutenden Sinn haben müßte, ob er sich gleich denselben nicht so geschwind entziffern konnte. Er war eben im Begriff, seinen Begleiter deshalb zu befragen, als Dieser ihn einlud, seitwärts in eine Galerie zu treten, die, an der einen Seite offen, einen geräumigen, blumenreichen Garten umgab. Die Wand trug jedoch mehr als dieser heitre, natürliche Schmuck, die Augen an sich: denn sie war durchaus gemalt, und der Ankömmling konnte nicht lange daran hergehen, ohne zu bemerken, daß die heiligen Bücher der Israeliten den Stoff zu diesen Bildern geliefert hatten.

„Es ist hier," sagte der Aeltere, „wo wir diejenige Religion überliefern, die ich Euch der Kürze wegen die ethnische genannt habe. Der Gehalt derselben findet sich in der Weltgeschichte, sowie die Hülle derselben in den Begebenheiten. An der Wiederkehr der Schicksale ganzer Völker wird sie eigentlich begriffen."

„Ihr habt," sagte Wilhelm, „wie ich sehe, dem Israelitischen Volke die Ehre erzeigt und seiner Geschichte im Grunde hiesiger Darstellung gelegt, oder vielmehr Ihr habt sie zum Gegenstande derselben gemacht." — „Wie Ihr seht," versetzte der Alte: „denn Ihr werdet bemerken, daß in den Sockeln und Friesen nicht sowohl synchronistische, als symphronistische Handlungen und Begebenheiten aufgeführt sind, indem unter allen Völkern gleichbedeutende und Gleiches deutende Nachrichten vorkommen. So erblickt Ihr hier, wenn in dem Hauptfelde Abraham von seinen Göttern in der Gestalt schöner Jünglinge besucht wird, den Zug unter den Hirten Ariel's eben in der Friese; woraus wir lernen können, daß wenn die Götter den Menschen erscheinen, sie gewöhnlich unerkannt unter ihnen wandeln."

Die Betrachtenden schritten weiter. Wilhelm fand meistens bekannte Gegenstände, jedoch lebhafter und bedeutender vorgetragen, als er sie sonst zu sehen gewohnt war. Ueber Weniges hat er sich einige Erklärung aus; wobei er sich nicht enthalten konnte, nochmals zu fragen, warum man die Israelitische Geschichte vor allen andern gewählt. Hierauf antwortete der Aeltere: „Unter allen Heidnischen Religionen, denn eine solche ist die Israelitische gleichfalls, hat Diese große Vorzüge, wovon ich nur einiger erwähnen will. Vor dem ethnischen Richterstuhle, vor dem Richterstuhl des Gottes der Völker, wird nicht gefragt, ob es die beste, die vortrefflichste Nation sei, sondern nur, ob sie dauere, ob sie sich erhalten habe. Das Israelitische Volk hat niemals viel gethan, wie es ihm seine Aufseher, Richter, Vorsteher, Propheten tausend Mal vorgeworfen haben; es besitzt wenig Tugenden und die meisten Fehler anderer Völker: aber an Selbstständigkeit, Festigkeit, Tapferkeit, und wenn alles Das nicht mehr gilt, an Zähigkeit sucht es Seinesgleichen. Es ist das beharrlichste Volk der Erde; es ist, es war, es wird sein, um den Namen Jehova durch alle Zeiten zu verherrlichen. Wir haben es daher als Musterbild aufgestellt, als Hauptbild, dem die andern nur zum Rahmen dienen."

„Es ziemt sich nicht, mit Euch zu rechten," versetzte Wilhelm, „da Ihr mich zu belehren im Stande seid. Eröffnet mir daher noch die übrigen Vortheile dieses Volks oder vielmehr seiner Geschichte, seiner Religion." — „Ein Hauptvortheil", versetzte Jener, „ist die treffliche Sammlung ihrer heiligen Bücher. Sie stehen so glücklich beisammen, daß aus den fremdesten Elementen ein täuschendes Ganze entgegentritt. Sie sind vollständig genug, um zu betrügen; fragmentarisch genug, um anzureizen; hinlänglich barbarisch, um aufzufordern; hinlänglich zart, um zu belustigen; und wie manche andere entgegengesetzte Eigenschaften sind an diesen Büchern, an diesem Buche zu rühmen!"

Die Folge der Hauptbilder sowohl, als die Verzierung der Nischen, die sie oben und unten begleiteten, gab dem Saal soviel zu denken, daß er kaum auf die bedeutenden Bemerkungen hörte, wodurch der Begleiter mehr seine Aufmerksamkeit abzuziehen, als an die Gegenstände zu fesseln schien. Indessen sagte Jener bei Gelegenheit: „Noch einen Vortheil der Israelitischen Religion muß ich hier erwähnen: daß sie ihren Gott in keine Gestalt verkörpert und uns also die Freiheit läßt, ihm eine würdige Menschengestalt zu geben, auch im Gegensatz die schlechte Abgötterei durch Thier- und Unthiergestalten zu bezeichnen."

Unser Freund hatte sich nunmehr auf einer kurzen Wanderung durch diese Hallen die Weltgeschichte wieder vergegenwärtigt; es war ihm Einiges neu in Absicht auf die Begebenheit. So waren ihm durch Zusammenstellung der Bilder, durch die Reflexionen seines Begleiters manche neue Ansichten entsprungen, und er freute sich, daß Zeit durch eine so würdige sinnliche Darstellung sich jene großen, bedeutenden, musterhaften Ereignisse für sein ganzes Leben als wirklich, und als wenn sie neben ihm lebendig gewesen wären, zueignen sollte. Er betrachtete diese Bilder zuletzt nur aus den Augen des Kindes, und in diesem Sinne war er vollkommen damit zufrieden. Und so waren die Wandelnden zu den traurigen, verworrenen Zeiten und endlich zu dem Untergang der Stadt und des Tempels, zum Mord, zur Verbannung, zur Sclaverei ganzer Massen dieser beharrlichen Nation gelangt. Ihre nachherigen Schicksale waren auf eine klare Weise allegorisch vorgestellt, da eine bildende, eine reale Darstellung derselben außer den Grenzen der edeln Kunst liegt.

Hier war die bisher durchwanderte Gallerie auf ein Mal abgeschlossen, und Wilhelm war verwundert, sich schon am Ende zu sehen. „Ich finde", sagte er zu seinem Führer, „in diesem Geschichtsgang eine Lücke. Ihr habt den Tempel Jerusalem's zerstört und das Volk entfernt, ohne den göttlichen Mann aufzuführen, der kurz vorher daselbst noch lehrte, dem sie noch kurz vorher kein Gehör geben wollten."

„Dieß zu thun, wie Ihr es verlangt, wäre ein Fehler gewesen. Das Leben dieses göttlichen Mannes, den Ihr bezeichnet, steht mit der Weltgeschichte seiner Zeit in keiner Verbindung. Es war ein Privat-Leben, seine Lehre eine Lehre für die Einzelnen. Was Völkermassen und ihren Gliedern öffentlich begegnet, gehört der Weltgeschichte, der Weltreligion, welche wir für die erste halten. Was dem Einzelnen innerlich begegnet, gehört zur zweiten Religion, zur Religion der Weisen, eine solche war die, welche Christus lehrte und übte, so lange er auf der Erde umherging. Deswegen ist hier das Aeußere abgeschlossen, und ich eröffne Euch nun das Innere."

Eine Pforte that sich auf, und sie traten in eine ähnliche Gallerie, wo Wilhelm sogleich die Bilder der zweiten heiligen Schriften erkannte. Sie schienen von einer andern Hand zu sein, als die ersten: Alles war sanfter, Gestalten, Bewegungen, Umgebung, Licht und Färbung.

„Ihr seht", sagte der Begleiter, nachdem sie an einem Theil der Bilder vorübergegangen waren, „hier weder Thaten noch Begebenheiten, sondern Wunder und Gleichnisse. Es ist hier eine neue Welt, ein neues Aeußere, anders als das vorige, und ein Inneres, das dort ganz fehlt. Durch Wunder und Gleichnisse wird eine neue Welt aufgethan. Jene machen das Gemeine außerordentlich, diese das Außerordentliche gemein." — „Ihr werdet die Gefälligkeit haben," versetzte Wilhelm, „wie diese wenigen Worte umständlicher auszulegen; denn ich fühle mich nicht geschickt, es selbst zu thun." — „Sie haben einen natürlichen Sinn," versetzte Jener, „obgleich einen tiefen. Beispiele werden ihn am Geschwindesten aufschließen. Es ist Nichts gemeiner und gewöhnlicher, als Essen und Trinken; außerordentlich dagegen, einen Trank zu verdeln, eine Speise zu vervielfältigen, daß sie für eine Unzahl hinreiche. Es ist Nichts gewöhnlicher als Krankheit und körperliche Gebrechen; aber diese durch geringe oder geringen ähnliche Mittel aufheben, lindern, ist außerordentlich, und eben daher entsteht das Wunderbare des Wunders, daß das Gewöhnliche und Außerordentliche, das Mögliche und das Unmögliche Eins werden. Bei dem Gleichnisse, bei der Parabel, ist das Umgekehrte: hier ist der Sinn, die Einsicht, der Begriff, das Hohe, das Außerordentliche, das Unerreichbare. Wenn Dieser sich in einem gemeinen, gewöhnlichen, sinnlichen Bilde verkörpert, so daß er uns als lebendig, gegenwärtig wirklich entgegentritt, daß wir ihn uns zueignen, ergreifen, festhalten, mit ihm wie mit Unsersgleichen umgehen können. Das ist denn auch eine zweite Art von Wunder und wird billig zu jenem ersten gestellt, ja vielleicht ihnen noch vorgezogen. Hier ist die lebendige Lehre ausgesprochen, die Lehre, die keinen Streit erregt; es ist keine Meinung über Das, was Recht oder Unrecht ist; es ist das Rechte oder Unrechte unwidersprechlich selbst."

Dieser Theil der Gallerie war kürzer, oder vielmehr es war nur der warme Theil der Umgebung des innern Hofes. Wenn man jedoch an dem ersten nur vorbei ging, so verweilte man hier gern; man ging gern hier auf und ab. Die Gegenstände waren nicht so auffallend,

nicht so mannigfaltig, aber desto einladender, den tiefen, stillen Sinn derselben zu erforschen. Auch kehrten die beiden Wandelnden am Ende des Ganges um, indem Wilhelm eine Bedenklichkeit äußerte, daß man eigentlich nur bis zum Abendmahle, bis zum Scheiden des Meisters von seinen Jüngern, gelangt sei. Er fragte nach dem übrigen Theil der Geschichte.

„Wir sondern", versetzte der Aelteste, „bei jedem Unterricht, bei aller Ueberlieferung sehr gerne, was nur möglich zu sondern ist; denn dadurch allein kann der Begriff des Bedeutenden bei der Jugend entspringen. Das Leben mengt und mischt ohnehin Alles durcheinander, und so haben wir auch hier das Leben jenes vortrefflichen Mannes ganz von dem Ende desselben abgesondert. Im Leben erscheint er als ein wahrer Philosoph — stoßet Euch nicht an diesem Ausdruck — als ein Weiser im höchsten Sinne. Er steht auf seinem Punkte fest; er wandelt seine Straße unverrückt, und indem er das Niedere zu sich heraufzieht, indem er die Unwissenden, die Armen, die Kranken seiner Weisheit, seines Reichthums, seiner Kraft theilhaftig werden läßt und sich deßhalb ihnen gleichzustellen scheint, so verläugnet er nicht von der andern Seite seinen göttlichen Ursprung; er weiß, sich Gott gleich zu stellen, ja sich für Gott zu erklären. Auf diese Weise setzt er von Jugend auf seine Umgebung in Erstaunen, gewinnt einen Theil derselben für sich, regt den andern gegen sich auf und zeigt Allen, denen es um eine gewisse Höhe im Lehren und Leben zu thun ist, was sie von der Welt zu erwarten haben. Und so ist sein Wandel für den edeln Theil der Menschheit noch belehrender und fruchtbarer als sein Tod: denn zu jenen Prüfungen ist Jeder, zu Diesem sind nur Wenige berufen; und damit wir Alles übergehen, was aus dieser Betrachtung folgt, so betrachtet die rührende Scene des Abendmahls. Hier läßt der Weise, wie immer, die Seinigen ganz eigentlich verwaist zurück, und indem er für die Guten besorgt ist, sättiget er zugleich mit ihnen einen Verräther, der ihn und die Bessern zu Grunde richten wird."

Mit diesen Worten eröffnete der Aelteste eine Pforte, und Wilhelm sagte, als er sich wieder in der ersten Halle des Eingangs fand: Sie hatten, wie er wohl merkte, indessen den ganzen Umkreis des Hofes durchgelegt. „Ich hoffe," sagte Wilhelm, „Ihr werdet mich an's Ende führen und bringt mich wieder zum Anfang." — „Für dieß Mal kann ich Euch weiter Nichts zeigen," sagte der Aelteste; „mehr lassen wir unsere Zöglinge nicht sehen, mehr erklären wir ihnen nicht, als was Ihr bis jetzt durchlaufen habt; das Aeußere, allgemein Weltliche einem Jeden von Jugend auf, das Innere, besonders Geistige und Herzliche, nur Denen, die mit einiger Versonnenheit heranwachsen; und das Uebrige, was des Jahrs nur ein Mal eröffnet wird, kann nur Denen mitgetheilt werden, die wir entlassen. Jene letzte Religion, die aus der Ehrfurcht vor Dem, was unter uns ist, entspringt, jene Verehrung des Widerwärtigen, Verhaßten, Fliehenswerthen geben wir einem Jeden nur ausstattungsweise in die Welt mit, damit er wisse, wo er Derzleichen zu finden hat, wenn ein solches Bedürfniß sich in ihm regen sollte. Ich lade Euch ein, nach Verlauf eines Jahres wiederzukehren, unser allgemeines Fest zu besuchen und zu sehen, wie weit Euer Sehn verwirrt gekommen; alsdann sollt auch Ihr in das Heiligthum des Schmerzes eingeweiht werden."

Erlaubt mir eine Frage," versetzte Wilhelm: „Habt Ihr denn auch, so wie Ihr das Leben dieses göttlichen Mannes als Lehr- und Musterbild aufstellt, sein Leiden, seinen Tod gleichfalls als ein Vorbild erhabener Duldung herausgehoben?" — „Auf alle Fälle," sagte der Aelteste. „Hieraus machen wir kein Geheimniß; aber wir ziehen einen Schleier über diese Leiden, eben weil wir sie so hoch verehren. Wir halten es für eine verdammungswürdige Frechheit, jenes Martergerüst und den daran leidenden Heiligen dem Anblick der Sonne auszusetzen, die ihr Angesicht verbarg, als eine rohe Welt ihr dieß Schauspiel aufdrang, mit diesen tiefen Geheimnissen, in welchen die göttliche Tiefe des Leidens verborgen liegt, zu spielen, zu tändeln, zu vergiften und nicht eher zu ruhen, bis das Würdigste gemein und abgeschmackt erscheint. Soviel sei für dieß Mal genug, um Euch über Euern Knaben zu beruhigen und völlig zu überzeugen, daß Ihr ihn auf irgend eine Art, mehr oder weniger, aber doch auf wünschenswerther Weise, gebildet und auf alle Fälle nicht verworren, schwankend und unfähig wiederfinden sollt."

Wilhelm zauderte, indem er sich die Bilder der Vorhalle besah und ihren Sinn gedeutet wünschte. „Auch Dieses", sagte der Aelteste, „bleiben wir Euch bis über's Jahr schuldig. Bei dem Unterricht, den wir in der Zwischenzeit den Kindern geben, lassen wir keine Fremden zu; aber alsdann kommt und vernehmt, was unsere besten Redner über diese Gegenstände öffentlich zu sagen für dienlich halten."

Bald nach dieser Unterredung hörte man an der kleinen Pforte pochen. Der gestrige Aufseher meldete sich, er hatte Wilhelm's Pferd vorgeführt; und so beurlaubte sich der Freund von der Dreie, welche zum Abschied ihn dem Aufseher folgender Maßen empfahl: „Dieser wird nun zu den Vertrauten gezählt, und Du ist bekannt, was Du ihm auf seine Fragen zu erwiedern hast; denn er wünscht gewiß noch über

Manches, was er bei uns sah und hörte, beichtet zu werden; Maß und Ziel ist Dir nicht verborgen."

Wilhelm hatte freilich noch einige Fragen auf dem Herzen, die er auch sogleich anbrachte. Wo sie durchritten, stellten sich die Kinder wie gestern; aber heute sah er, obgleich selten, einen und den andern Knaben, der den vorbeireitenden Aufseher nicht grüßte, von seiner Arbeit nicht aufsah und ihn unbemerkt vorüberließ. Wilhelm fragte nun nach der Ursache, und was diese Ausnahme zu bedeuten habe? Jener erwiderte darauf: „Sie ist freilich sehr bedeutungsvoll; denn es ist die höchste Strafe, die wir den Zöglingen auflegen; sie sind unwürdig erklärt, Ehrfurcht zu beweisen, und genöthigt, sich als roh und ungebildet darzustellen; sie thun aber das Möglichste, um sich aus dieser Lage zu retten, und finden sich auf's Geschwindeste in jede Pflicht. Sollte jedoch ein junges Wesen verstockt in seiner Rückkehr keine Anstalt machen, so wird es, mit einem kurzen aber bündigen Bericht, den Eltern wieder zurückgesandt. Wer sich den Gesetzen nicht fügen lernt, muß die Gegend verlassen, wo sie gelten."

Ein anderer Anblick reizte, heute wie gestern, des Wanderers Neugierde: es war Mannigfaltigkeit an Farbe und Schnitt der Zöglingskleidung; hier schien kein Stufengang obzuwalten; denn Solche, die verschieden gestuft waren, waren überein gekleidet, gleich Gestufte waren anders angezogen. Wilhelm fragte nach der Ursache dieses scheinbaren Widerspruchs. „Er löst sich", versetzte Jener, „darin auf, daß es ein Mittel ist, die Gemüther der Knaben eigens zu erforschen. Wir lassen, bei sonstiger Strenge und Ordnung, in diesem Falle eine gewisse Willkür gelten. Innerhalb des Kreises unserer Vorräthe an Tüchern und Bedeckungen dürfen die Zöglinge nach beliebiger Farbe greifen, so auch, innerhalb einer mäßigen Beschränkung, Form und Schnitt wählen. Dieß beobachten wir genau; denn an der Farbe läßt sich die Sinnesweise, an dem Schnitt die Lebensweise des Menschen erkennen. Doch macht eine besondere Eigenheit der menschlichen Natur eine genauere Vertheilung gewisser Nuancen schwierig; es ist der Nachahmungstrieb, die Neigung, sich anzuschließen. Sehr selten, daß ein Zögling auf Etwas fällt, was noch nicht dagewesen; meistens wählen sie etwas Bekanntes, was sie gerade vor sich sehen. Doch auch diese Betrachtung bleibt uns nicht unfruchtbar; durch solche Aeußerlichkeiten treten sie zu dieser oder jener Partei; sie schließen sich da oder dort an, und so zeichnen sich allgemeinere Gesinnungen aus; wir ersehen, wo Jeder sich hinneigt, welchem Beispiel er sich gleich stellt."

„Nun hat man Fälle gesehen, wo die Gemüther sich in 6 Allgemeine zeigen, wo eine Mode sich über Alle verbreiten, jede Absonderung sich zur Einheit verlieren wollte. Einer solchen Wendung suchen wir auf gelinde Weise Einhalt zu thun; wir lassen die Vorräthe ausgehen; dieses und jenes Zeug, eine und die andere Verzierung ist nicht mehr zu haben: wir schieben etwas Neues, etwas Reizendes herein, durch helle Farben und kurzen, knappen Schnitt locken wir die Munteren, durch ernste Schattirungen, bequeme, faltenreiche Tracht, die Besonnenen, und stellen so nach und nach ein Gleichgewicht her.

Denn der Uniform sind wir durchaus abgeneigt; sie verdeckt den Character und entzieht die Eigenheiten der Kinder, mehr als jede andere Vorstellung, dem Blicke der Vorgesetzten."

Unter solchen und andern Gesprächen gelangte Wilhelm an die Grenze der Provinz, und zwar an den Punct, wo sie der Wanderer, nach des alten Fremden Anweisung, verlassen sollte, um seinem eigentlichen Zweck entgegenzugehen.

Beim Lebewohl bemerkte zunächst der Aufseher: Wilhelm möge nun erwarten, bis das große Fest allen Theilnehmern auf mancherlei Weise angekündigt werde. Hierzu würden die sämmtlichen Eltern eingeladen und tüchtige Zöglinge in 6 freie, zufällige Leben entlassen. Alsdann solle er, hieß es, auch die übrigen Landschaften nach Belieben betreten, wo nach eigenen Grundsätzen der einzelne Unterricht, in vollständiger Umgebung, ertheilt und aufgefaßt wird.

Drittes Capitel.

Der Angewöhnung des werthen Publicums zu schmeicheln, welches seit geraumer Zeit Gefallen findet, sich stückweise unterhalten zu lassen, gedachten wir erst nachstehende Erzählung in mehreren Abtheilungen vorzulegen. Der innere Zusammenhang jedoch, nach Gesinnungen, Empfindungen und Ereignissen betrachtet, veranlaßte einen fortlaufenden Vortrag. Möge derselbe seinen Zweck erreichen und zugleich am Ende deutlich werden, wie die Personen dieser abgesondert scheinenden Begebenheit mit denjenigen, die wir schon kennen und lieben, auf's Innigste zusammengeflochten worden.

Der Mann von funfzig Jahren.

Der Major war in den Gasthof hereingeritten, und Hilarie, seine Nichte, stand schon, um ihn zu empfangen, außen auf der Treppe, die zum Schloß hinaufstieg. Kaum erkannte er sie; denn schon war sie wieder größer und schöner geworden. Sie flog ihm entgegen; er drückte

ſie an ſeine Bruſt mit dem Sinn eines Vaters, und ſie eilten hinauf zu ihrer Mutter.

Der Baronin, ſeiner Schweſter, war er gleichfalls willkommen, und als Hilarie ſchnell hinwegging, das Frühſtück zu bereiten, ſagte der Major freudig: „dieß Mal kann ich mich kurz faſſen und ſagen, daß unſer Geſchäft beendigt iſt. Unſer Bruder, der Ober-Marſchall, ſieht wohl ein, daß er weder mit Pächtern noch Verwaltern zurecht kommt. Er tritt bei ſeinen Lebzeiten die Güter uns und unſern Kindern ab; das Jahrgehalt, das er ſich ausbedingt, iſt freilich ſtark: aber wir können es ihm immer geben; wir gewinnen doch noch für die Gegenwart viel und für die Zukunft Alles. Die neue Einrichtung ſoll bald in Ordnung ſein. Da ich zunächſt meinen Abſchied erwarte, ſo ſehe ich doch wieder ein thätiges Leben vor mir, das uns und den Unſerigen einen entſchiedenen Vortheil bringen kann. Wir ſehen ruhig zu, wie unſere Kinder emporwachſen, und es hängt von uns, von ihnen ab, ihre Verbindung zu beſchleunigen."

„Das wäre Alles recht gut", ſagte die Baronin, „wenn ich Dir nur nicht ein Geheimniß zu entdecken hätte, das ich ſelbſt erſt gewahr worden bin. Hilarie's Herz iſt nicht mehr frei; von der Seite hat Dein Sohn wenig oder Nichts zu hoffen."

„Was ſagſt Du?" rief der Major; „iſt's möglich? Indeſſen wir uns alle Mühe geben, uns brauchbar vorzuſchein, ſo ſpielt uns die Neigung einen ſolchen Streich! Sag' mir, Liebe, ſag' mir geſchwind, wer iſt es, der das Herz Hilarie's feſſeln konnte? Oder iſt es denn auch ſchon ſo arg? Iſt es nicht vielleicht ein flüchtiger Eindruck, den man wieder auszulöſchen hoffen kann?"

„Du mußt erſt ein wenig ſinnen und rathen", verſetzte die Baronin, und vermehrte dadurch ſeine Ungeduld. Sie war ſchon auf's Höchſte geſtiegen, als Hilarie mit den Bedienten, welche das Frühſtück trugen, hereintretend eine ſchnelle Auflöſung des Räthſels unmöglich machte.

Der Major ſelbſt glaubte, das ſchöne Kind mit andern Augen anzuſehen als kurz vorher. Es war ihm beinahe, als wenn er eiferſüchtig auf den Beglückten wäre, deſſen Bild ſich in einem ſo ſchönen Gemüth hatte eindrücken können. Das Frühſtück wollte ihm nicht ſchmecken, und er bemerkte nicht, daß Alles genau ſo eingerichtet war, wie er es am Liebſten hatte, und wie er es ſonſt zu wünſchen und zu verlangen pflegte.

Ueber dieſes Schweigen und Stocken verlor Hilarie faſt ſelbſt ihre Munterkeit. Die Baronin fühlte ſich verlegen und zog ihre Tochter an's Clavier; aber ihr geiſtreiches und gefühlvolles Spiel konnte dem Major kaum einigen Beifall ablocken. Er wünſchte das ſchöne Kind und das Frühſtück je eher je lieber entfernt zu ſehen, und die Baronin mußte ſich entſchließen, aufzubrechen und ihrem Bruder einen Spaziergang in den Garten vorzuſchlagen.

Kaum waren ſie allein, ſo wiederholte der Major dringend ſeine wenige Frage; worauf ſeine Schweſter nach einer Pauſe lächelnd verſetzte: „Wenn Du den Glücklichen finden willſt, den ſie liebt, ſo brauchſt Du nicht weit zu gehen; er iſt ganz in der Nähe: Dich liebt ſie."

Der Major ſtand betroffen; dann rief er aus: „es wäre ein ſehr unzeitiger Scherz, wenn Du mich Etwas überreden wollteſt, das mich im Ernſt ſo verlegen wie unglücklich machen würde. Denn ob ich gleich Zeit brauche, mich von meiner Verwunderung zu erholen, ſo ſehe ich doch mit einem Blicke voraus, wie ſehr unſere Verhältniſſe durch ein ſo unerwartetes Ereigniß geſtört werden müßten. Das Einzige, was mich tröſtet, iſt die Ueberzeugung, daß Neigungen dieſer Art nur ſchimärisch ſind, daß ein Selbſtbetrug dahinter verborgen liegt, und daß eine ältere, gute Seele von dergleichen Irrthümern oft durch ſich ſelbſt, aber doch wenigſtens mit einiger Beihülfe verſtändiger Perſonen gleich wieder zurückkommt."

„Ich bin dieſer Meinung nicht," ſagte die Baronin; „denn nach allen Symptomen iſt es ein ſehr ernſtliches Geſchäft, von welchem Hilarie durchdrungen iſt."

„Etwas ſo Unnatürliches hätte ich ihrem natürlichen Weſen nicht zugetraut," verſetzte der Major.

„Es iſt ſo unnatürlich nicht," verſetzte die Schweſter. Aus meiner Jugend erinnere ich mich ſelbſt einer Leidenſchaft für einen ältern Mann als Du biſt. Du haſt ſechzig Jahre; Das iſt immer noch nicht gar zu viel für einen Deutſchen, wenn vielleicht andere, lebhaftere Nationen früher altern."

„Wodurch willſt Du aber Deine Vermuthung bekräftigen?" ſagte der Major.

„Es iſt keine Vermuthung; es iſt Gewißheit. Das Nähere ſollſt Du nach und nach vernehmen."

Hilarie geſellte ſich zu ihnen, und der Major fühlte ſich, wider ſeinen Willen, abermals verändert. Ihre Gegenwart däuchte ihn noch lieber und werther als vorher; ihr Betragen ſchien ihm liebevoller, und ſchon fing er an, den Worten ſeiner Schweſter Glauben beizumeſſen. Die Empfindung war bei ihm höchſt angenehm, ob er ſich gleich ſolche weder geſtehen noch erlauben wollte. Freilich war Hilarie höchſt liebenswürdig, indem ſich in ihrem Betragen die zarte

Scherz gegen einen Liebhaber und die freie Bequemlichkeit gegen einen Oheim auf das Innigste verband; denn sie liebte ihn wirklich und von ganzer Seele. Der Garten war in seiner vollen Frühlingspracht, und der Major, der so viele alte Bäume sich wieder belauben sah, konnte auch an die Wiederkehr seines eig'nen Frühlings glauben. Und wer hätte sich nicht in der Gegenwart des liebenswürdigsten Mädchens dazu verführen lassen!

So verging ihnen der Tag zusammen; alle häuslichen Epochen wurden mit der größten Gemüthlichkeit durchlebt; Abends nach Tisch setzte sich Hilarie wieder an's Clavier; der Major hörte mit andern Ohren als heute früh; eine Melodie schlang sich in die andere, ein Lied schloß sich an's andere, und kaum vermochte die Mitternacht die kleine Gesellschaft zu trennen.

Als der Major auf seinem Zimmer ankam, fand er Alles nach seiner alten, gewohnten Bequemlichkeit eingerichtet; sogar einige Kupferstiche, bei denen er gern verweilte, waren aus andern Zimmern herübergehängt; und da er einmal aufmerksam geworden war, so sah er sich bis auf jeden einzelnen kleinen Umstand versorgt und gepflegt.

Nur wenig Stunden Schlaf bedurfte er dieß Mal; seine Lebensgeister waren früh aufgeregt. Aber nun merkte er auf ein Mal, daß eine neue Ordnung der Dinge manches Unbequeme nach sich ziehe. Er hatte seinem alten Reitknecht, der zugleich die Stelle des Bedienten und Kammerdieners vertrat, seit mehreren Jahren kein böses Wort gegeben: denn Alles ging in der strengsten Ordnung seinen gewöhnlichen Gang; die Pferde waren versorgt und die Kleidungsstücke zu rechter Stunde gereinigt; aber der Herr war früher aufgestanden, und Nichts wollte passen.

Sodann gesellte sich noch ein anderer Umstand hinzu, um die Ungeduld und eine Art böser Laune des Majors zu vermehren. Sonst war ihm Alles an sich und seinem Diener recht gewesen; nun aber fand er sich, als er vor den Spiegel trat, nicht so, wie er zu sein wünschte. Einige graue Haare konnte er nicht leugnen, und von Manchen schien sich auch Etwas eingesunken zu haben. Er wichste und puderte mehr als sonst, und mußte es doch zuletzt lassen, wie es sein konnte. Auch mit der Kleidung und ihrer Sauberkeit war er nicht zufrieden. Da sollten sich immer noch Haaren auf dem Rock und noch Staub auf den Stiefeln finden. Der Alte wußte nicht, was er sagen sollte, und war erstaunt, einen so veränderten Herrn vor sich zu sehen.

Ungeachtet aller dieser Hindernisse war der Major schon früh genug im Garten. Hilarie'n, die er zu finden hoffte, fand er wirklich. Sie brachte ihm einen Blumenstrauß entgegen, und er hatte nicht den Muth, sie, wie sonst, zu küssen und an sein Herz zu drücken. Er befand sich in der angenehmsten Verlegenheit von der Welt und überließ sich seinen Gefühlen, ohne zu denken, wohin Das führen könne.

Die Baronin gleichfalls säumte nicht lange, zu erscheinen, und indem sie ihrem Bruder ein Billet wies, rief sie aus: „Du räthst nicht, wen uns dieses Blatt anzumelden kommt.“ „So entdecke es nur bald!“ versetzte der Major, und erfuhr, daß ein alter theatralischer Freund nicht weit von dem Gute vorbeireise und für einen Augenblick einzusprechen gedenke. „Ich bin neugierig, ihn wieder zu sehen,“ sagte der Major; „er ist kein Jüngling mehr, und ich höre, daß er noch immer die jungen Rollen spielt.“ — „Er muß um zehn Jahre älter sein als Du,“ versetzte die Baronin. — „Ganz gewiß,“ erwiederte der Major, „nach Allem, was ich mich erinnere.“

Es währte nicht lange, so trat ein munterer, wohlgebauter, gefälliger Mann herein. Man sah sehr bald erkannten sich die Freunde, und Erinnerungen aller Art belebten das Gespräch. Hierauf ging man zu Erzählungen, zu Fragen und zu Rechenschaft über; man machte sich wechselsweise mit den gegenwärtigen Lagen bekannt und fühlte sich bald, als wäre man nie getrennt gewesen.

Die geheime Geschichte sagt uns, daß dieser Mann, in früherer Zeit, als ein sehr schöner und angenehmer Jüngling, einer vornehmen Dame zu gefallen das Glück oder Unglück gehabt habe; daß er dadurch in große Verlegenheit und Gefahr gerathen, woraus ihn der Major eben im Augenblick, als ihn das traurigste Schicksal bedrohte, glücklich herausriß. Ewig blieb er dankbar, dem Bruder sowohl als der Schwester; denn Diese hatte durch zeitige Warnung zur Vorsicht Anlaß gegeben.

Einige Zeit vor Tische ließ man die Männer allein. Nicht ohne Bewunderung, ja gewissermaßen mit Erstaunen hatte der Major das äußere Behagen seines alten Freundes im Ganzen und Einzelnen betrachtet. Er schien gar nicht verändert zu sein; und es war kein Wunder, daß er noch immer als jugendlicher Liebhaber auf dem Theater erscheinen konnte. — „Du betrachtest mich aufmerksamer, als billig ist,“ sprach er endlich den Major an; „ich fürchte sehr, Du findest den Unterschied gegen vorige Zeit nur allzu groß.“ — „Keineswegs,“ versetzte der Major, „vielmehr bin ich voll Verwunderung. Dein Aussehen frischer und jünger zu finden als das meine, da ich doch weiß, daß Du schon ein gemachter Mann warst, als ich mit der Kühnheit eines wagehalsigen Gelb

Der mag mit ihr auf einem Kreuzweg schäkern;
Ein alter Bock, wenn er vom Blocksberg kehrt,
Mag im Galopp noch gute Nacht ihr meckern!
Ein braver Kerl von echtem Fleisch und Blut,
Ist für die Dirne viel zu gut.
Ich will von keinem Gruße wissen,
Als ihr die Fenster eingeschmissen!

Brander auf den Tisch schlagend.

Paßt auf! paßt auf! Gehorchet mir!
Ihr Herrn gesteht, ich weiß zu leben,
Verliebte Leute sitzen hier,
Und diesen muß, nach Standsgebühr,
Zur guten Nacht ich was zum Besten geben.
Gebt Acht! Ein Lied vom neu'sten Schnitt!
Und singt den Rundreim kräftig mit.

Er singt.

Es war eine Ratt' im Kellernest,
Lebte nur von Fett und Butter,
Hatte sich ein Bänzlein angemäst,
Als wie der Doctor Luther.

schnabels, Dir in gewissen Verlegenheiten beistand." — „Es ist Deine Schuld," versetzte der Andere; „es ist die Schuld aller Deinesgleichen; und ob Ihr schon darum deßhalb nicht zu schelten seid, so seid Ihr doch zu tadeln. Man denkt immer nur an's Nothwendige; man will sein und nicht scheinen. Das ist recht gut, so lange man Etwas ist. Wenn aber zuletzt das Sein mit dem Scheinen sich zu empfehlen anfängt und der Schein noch flüchtiger als das Sein ist, so merkt denn doch ein Jeder, daß er nicht übel gethan hätte, das Aeußere über dem Innern nicht ganz zu vernachlässigen." — „Du hast recht," versetzte der Major, und konnte sich fast eines Seufzers nicht enthalten. — „Vielleicht nicht ganz recht", sagte der bejahrte Jüngling; „denn freilich bei meinem Handwerke wäre es ganz unverzeihlich, wenn man das Aeußere nicht so lange aufstutzen wollte, als nur möglich ist. Ihr Andern aber habt Ursache, auf andere Dinge zu sehen, die bedeutender und nachhaltiger sind." — „Doch gibt es Gelegenheiten," sagte der Major, „wo man sich innerlich frisch fühlt und sein Aeußeres auch gar gern wieder auffrischen möchte."

Da der Aufkömmling die wahre Gemüthslage des Major's nicht ahnen konnte, so nahm er diese Aeußerung im Soldaten-Sinne und ließ sich weitläufig darüber aus: wie viel beim Militär auf's Aeußere ankomme, und wie der Offizier, der so Manches auf seine Kleidung zu wenden habe, doch auch einige Aufmerksamkeit auf Haut und Haare wenden könne.

„Es ist zum Beispiel unverantwortlich," fuhr er fort, „daß Euere Schläfe schon grau sind, daß hier und da sich Runzeln zusammenziehen, und daß Euer Scheitel kahl zu werden droht. Seht mich alten Kerl ein Mal an! betrachtet, wie ich mich erhalten habe! und das Alles ohne Hexerei und mit weit weniger Mühe und Sorgfalt, als man täglich anwendet, um sich zu beschädigen oder wenigstens Langerweile zu machen."

Der Major fand bei dieser zufälligen Unterredung zu sehr seinen Vortheil, als daß er sie so bald hätte abbrechen sollen; doch ging er leise und selbst gegen einen alten Bekannten mit Behutsamkeit zu Werke. — „Das habe ich nun leider versäumt!" rief er aus, und nachzuholen ist es nicht; ich muß mich nun schon darein ergeben, und Ihr werdet deßhalb nicht schlimmer von mir denken."

„Versäumt ist Nichts!" erwiederte Jener, „wenn Ihr andern ernsthaften Herren nur nicht so starr und steif wäret, nicht gleich einen Jeden, der sein Aeußeres bedenkt, für eitel erklären und Euch dadurch selbst die Freude verkümmern möchtet, in gefälliger Gesellschaft zu sein und selbst zu gefallen." — „Wenn es auch keine Zauberei ist," lächelte der Major, wodurch Ihr Andern Euch jung erhaltet, so ist es doch ein Geheimniß, oder wenigstens sind es Arcana, dergleichen oft in den Zeitungen gepriesen werden, von denen Ihr aber die besten herauszuproben wißt." — „Du magst im Scherz oder im Ernst reden," versetzte der Freund, „so hast Du's getroffen. Unter den vielen Dingen, die man von jeher versucht hat, um dem Aeußern einige Nahrung zu geben, das oft viel früher als das Innere abnimmt, gibt es wirklich unschätzbare, einfache sowohl als zusammengesetzte Mittel, die mir von Kunstgenossen mitgetheilt, für baares Geld oder durch Zufall überliefert und von mir selbst ausgeprobt worden. Dabei bleib' ich und verharre nun, ohne deßhalb meine weitern Forschungen aufzugeben. Soviel kann ich Dir sagen, und ich übertreibe nicht: ein Toilettenkästchen führe ich bei mir, über allen Preis! ein Kästchen, dessen Wirkungen ich wohl an Dir erproben möchte, wenn wir nur vierzehn Tage zusammen blieben."

Der Gedanke, Etwas dieser Art sei möglich, und diese Möglichkeit werde ihm gerade in dem rechten Augenblicke so zufällig nahe gebracht, erheiterte den Geist des Majors dergestalt, daß er wirklich schon frischer und munterer aussah und von der Hoffnung, Haupt und Gesicht mit seinem Herzen in Uebereinstimmung zu bringen, belebt, von der Unruhe, die Mittel dazu bald näher kennen zu lernen, in Bewegung gesetzt, bei Tische ein ganz anderer Mensch erschien, Hilarie's anmuthigen Aufmerksamkeiten getrost entgegenging und auf sie mit einer gewissen Zuversicht blickte, die ihm heute früh noch sehr fremd gewesen war.

Hatte nun durch mancherlei Erinnerungen, Erzählungen und glückliche Einfälle der theatralische Freund die einmal angeregte gute Laune zu erhalten, zu beleben und zu vermehren gewußt, so wurde der Major um so verlegener, als Jener gleich nach Tische sich zu entfernen und seinen Weg weiter fortzusetzen drohte. Auf alle Weise suchte er den Aufenthalt seines Freundes, wenigstens über Nacht, zu erleichtern, indem er Vorspann und Relais auf morgen früh aufdringlich zusagte. Genug, die heilsame Toilette sollte nicht aus dem Hause, bis man von ihrem Inhalt und Gebrauch näher unterrichtet wäre.

Der Major sah sehr wohl ein, daß hier keine Zeit zu verlieren sei, und suchte daher gleich nach Tische seinen alten Günstling allein zu sprechen. Da er das Herz nicht hatte, ganz gerade auf die Sache loszugehen, so lenkte er von Weitem dahin, indem er, das vorige Gespräch wieder auffassend, versicherte: er sei

ſeine Perſon würde gern mehr Sorgfalt auf das Aeußere verwenden, wenn nur nicht gleich die Menſchen einen Jeden, dem ſie ein ſolches Beſtreben anmerken, für eitel erklärten und ihm dadurch ſogleich wieder an der ſittlichen Achtung entzögen, was ſie ſich genöthigt fühlten, an der ſinnlichen ihm zuzugeſtehen.

„Mache mich mit ſolchen Redensarten nicht verdrießlich," verſetzte der Freund; „denn Das ſind Ausdrücke, die ſich die Geſellſchaft angewöhnt hat, ohne Etwas dabei zu denken, oder, wenn man es ſtrenger nehmen will, wodurch ſich ihre unfreundliche und mißwollende Natur ausſpricht. Wenn Du es recht genau betrachteſt: was iſt denn Das, was man oft als Eitelkeit verrufen möchte? Jeder Menſch ſoll Freude an ſich ſelbſt haben, und glücklich, wer ſie hat! Hat er ſie aber, wie kann er ſich verwehren, dieſes angenehme Gefühl merken zu laſſen? Wie ſoll er mitten im Daſein verbergen, daß er eine Freude am Daſein habe? Fände die gute Geſellſchaft, denn von der iſt doch hier allein die Rede, nur alsdann dieſe Aeußerungen tadelhaft, wenn ſie zu lebhaft werden, wenn eines Menſchen Freude an ſich und ſeinem Weſen die Andern hinderte, Freude an dem ihrigen zu haben und ſie zu zeigen, ſo wäre Nichts dabei zu erinnern, und von dieſem Uebermaß iſt auch wohl der Tadel zuerſt ausgegangen. Aber was ſoll eine wunderlich verwendete Strenge gegen etwas Unvermeidliches? Warum will man nicht eine Aeußerung läßlich und erträglich finden, die man denn mehr oder weniger ſich von Zeit zu Zeit ſelbſt erlaubt, ja, ohne die gute Geſellſchaft gar nicht exiſtiren könnte? Denn das Gefallen an ſich ſelbſt, das Verlangen, dieſes Selbſtgefühl Andern mitzutheilen, macht gefällig; das Gefühl eigener Anmuth macht anmuthig. Wollte Gott! alle Menſchen wären eitel, wären es aber mit Bewußtſein, mit Maß und im rechten Sinne: ſo würden wir in der gebildeten Welt die glücklichſten Menſchen ſein. Die Weiber, ſagt man, ſind eitel von Hauſe aus; doch es kleidet ſie, und ſie gefallen uns deſto mehr. Wie kann ein junger Menſch ſich bilden, der nicht eitel iſt? Eine leere, hohle Natur wird ſich wenigſtens einen äußern Schein zu geben wiſſen, und der tüchtige Menſch wird ſich bald von außen nach innen zu bilden. Was mich betrifft, ſo habe ich Urſache, mich auch deßhalb für den glücklichſten Menſchen zu halten, weil mein Handwerk mich berechtigt, eitel zu ſein, und weil ich, je mehr ich es bin, nur deſto mehr Vergnügen den Menſchen verſchaffe. Ich werde geliebt, wo man Andere tadelt, und habe, gerade auf dieſem Wege, das Recht und das Glück, auch in einem Alter das Publicum zu ergetzen und zu entzücken, in welchem Andere nothgedrungen vom Schauplatz abtreten oder nur mit Schmach darauf verweilen."

Der Major hörte nicht gerne den Schluß dieſer Betrachtungen. Das Wörtchen Eitelkeit, als er es vorbrachte, ſollte nur zu einem Uebergang dienen, um dem Freunde, auf eine geſchickte Weiſe, ſeinen Wunſch vorzutragen; nun fürchtete er, bei einem fortgeſetzten Geſpräch, das Ziel noch weiter verrückt zu ſehen, und eilte daher unmittelbar zum Zweck.

„Für mich", ſagte er, „wäre ich gar nicht abgeneigt, auch zu Deiner Fahne zu ſchwören, da Du es nicht für zu ſpät hältſt und glaubſt, daß ich das Verſäumte noch einiger Maßen nachholen könne. Theile mir Etwas von Deinen Tincturen, Pomaden und Balſamen mit, und ich will einen Verſuch machen."

„Mittheilungen", ſagte der Andere, „ſind ſchwerer, als man denkt. Denn hier z. B. kommt es nicht allein darauf an, daß ich Dir von meinem Fläſchchen Etwas abfülle und von den beſten Ingredienzien meiner Toilette die Hälfte zurücklaſſe; die Anwendung iſt das Schwerſte. Man kann das Ueberlieferte ſich nicht gleich zu eigen machen; wie Dieſes und Jenes paſſe, unter was für Umſtänden, in welcher Folge die Dinge zu gebrauchen ſeien: dazu gehört Uebung und Nachdenken; ja ſelbſt Dieſe wollen kaum fruchten, wenn man nicht eben zu der Sache, wovon die Rede iſt, ein angeborenes Talent hat."

„Du willſt, wie es ſcheint," verſetzte der Major, „nun wieder zurücktreten. Du machſt mir Schwierigkeiten, um Deine, freilich etwas fabelhaften Behauptungen in Sicherheit zu bringen. Du haſt nicht Luſt, mir einen Anlaß, eine Gelegenheit zu geben, Deine Worte durch die That zu prüfen."

„Durch dieſe Neckereien, mein Freund," verſetzte der Andere, „würdeſt Du mich nicht bewegen, Deinem Verlangen zu willfahren, wenn ich nicht ſelbſt ſo gute Geſinnungen gegen Dich hätte, wie ich es ja zuerſt Dir angeboten habe. Dabei bedenke, mein Freund, der Menſch hat gar eine eigene Luſt, Proſelyten zu machen, Dasjenige, was er an ſich ſchätzt, auch außer ſich in Andern zur Erſcheinung zu bringen, ſie genießen zu laſſen, was er ſelbſt genießt, und ſich in ihnen wieder zu finden und darzuſtellen. Fürwahr, wenn Dieß auch Egoismus iſt, ſo iſt er der liebenswürdigſte und lobenswürdigſte, derjenige, der uns zu Menſchen gemacht hat und uns als Menſchen erhält! Aus ihm nehme ich denn auch, abgeſehen von der Freundſchaft, die ich zu Dir hege, die Luſt, einen Schüler in der Verzögerungskunſt aus Dir zu machen. Weil man aber von dem Meiſter erwarten

kann, daß er keine Pfuscher ziehen will, so bin ich verlegen, wie wir es anfangen. Ich sagte schon: weder Specereien noch irgend eine Anweisung ist hinlänglich; die Anwendung kann nicht im Allgemeinen gelehrt werden. Dir zu Liebe und aus Lust, meine Lehre fortzupflanzen, bin ich zu jeder Aufopferung bereit. Die größte für den Augenblick will ich Dir sogleich anbieten. Ich lasse Dir meinen Diener hier, eine Art von Kammerdiener und Tausendkünstler, der, wenn er gleich nicht Alles zu bereiten weiß, nicht in alle Geheimnisse eingeweiht ist, doch die ganze Behandlung recht gut versteht und für den Anfang Dir von großem Nutzen sein wird, bis Du Dich in die Sache so hineinarbeitest, daß ich Dir die höhern Geheimnisse endlich auch offenbaren kann.

„Wie!" rief der Major, „Du hast auch Stufen und Grade Deiner Verjüngungskunst? Du hast noch Geheimnisse für die Eingeweihten?" „Ganz gewiß!" versetzte Jener. „Das müßte gar eine schlechte Kunst sein, die sich auf ein Mal fassen ließe, deren Letztes von Demjenigen gleich geschaut werden könnte, der zuerst hereintritt."

Man zauderte nicht lange; der Kammerdiener ward an den Major gewiesen, der ihn gut zu halten versprach. Die Baronin mußte Schächtelchen, Büchschen und Gläser hergeben; sie wußte nicht, wozu; die Theilung ging vor sich; man war bis in die Nacht munter und geistreich zusammen. Bei dem spätern Aufgang des Mondes fuhr der Gast hinweg und versprach, in einiger Zeit zurückzukehren.

Der Major kam ziemlich müde auf sein Zimmer. Er war früh aufgestanden, hatte sich den Tag nicht geschont und glaubte nunmehr das Bett bald zu erreichen. Allein er fand statt eines Dieners nunmehr zwei. Der alte Reitknecht zog ihn nach alter Art und Weise eilig aus; aber nun trat der neue hervor und ließ merken, daß die eigentliche Zeit, Verjüngungs- und Verschönerungsmittel anzubringen, die Nacht sei, damit in einem ruhigen Schlaf die Wirkung desto sicherer vor sich gehe. Der Major mußte sich also gefallen lassen, daß sein Haupt gesalbt, sein Gesicht bestrichen, seine Augenbrauen bepinselt und seine Lippen betupft wurden. Außerdem wurden noch verschiedene Ceremonien erfordert; sogar sollte die Nachtmütze nicht unmittelbar aufgesetzt, sondern vorher ein Netz, wo nicht gar eine feine lederne Mütze, überzogen werden.

Der Major legte sich zu Bette mit einer Art von unangenehmer Empfindung, die er jedoch sich deutlich zu machen keine Zeit hatte, indem er gar bald einschlief. Sollen wir aber in seine Seele sprechen, so fühlte er sich mumienhaft zwischen einem Kranken und einem Einbalsamirten. Allein das süße Bild Hilarie'ns, umgeben von den heitersten Hoffnungen, zog ihn bald in einen erquickenden Schlaf.

Morgens zur rechten Zeit war der Reitknecht bei der Hand. Alles, was zum Anzuge des Herrn gehörte, lag in gewohnter Ordnung auf den Stühlen, und eben war der Major im Begriff, aus dem Bette zu steigen, als der neue Kammerdiener hereintrat und lebhaft gegen eine solche Uebereilung protestirte. Man müsse ruhen, man müsse sich abwarten, wenn das Vorhaben gelingen, wenn man für so manche Mühe und Sorgfalt Freude erleben solle. Der Herr vernahm sodann, daß er in einiger Zeit aufzustehen, ein kleines Frühstück zu genießen und alsdann in ein Bad zu steigen habe, welches schon bereitet sei. Den Anordnungen war nicht auszuweichen; sie mußten befolgt werden, und einige Stunden gingen unter diesen Geschäften hin.

Der Major verkürzte die Ruhezeit nach dem Bade, dachte sich geschwind in die Kleidung zu werfen; denn er war seiner Natur nach expedit und wünschte noch überdieß Hilarie'n bald zu begegnen; aber auch hier trat ihm sein neuer Diener entgegen und machte ihm begreiflich, daß man sich durchaus abgewöhnen müsse, fertig werden zu wollen. Alles, was man thue, müsse man langsam und behaglich vollbringen, besonders aber die Zeit des Anziehens habe man als angenehme Unterhaltungsstunde mit sich selbst anzusehen.

Die Behandlungsart des Kammerdieners traf mit seinen Reden völlig überein. Dafür glaubte sich aber auch der Major wirklich besser angezogen als jemals, als er vor den Spiegel trat und sich auf das Schmuckeste herausgeputzt erblickte. Ohne viel zu fragen, hatte der Kammerdiener sogar die Uniform moderner gestutzt, indem er die Nacht auf diese Verwandlung wendete. Eine so schnell erscheinende Verjüngung gab dem Major einen besonders heitern Sinn, so daß er sich von innen und außen erfrischt fühlte und mit ungeduldigem Verlangen den Seinigen entgegenstille.

Er fand seine Schwester vor dem Stammbaume stehen, den sie hatte aufhängen lassen, weil Abends vorher zwischen ihnen von einigen Seitenverwandten die Rede gewesen, welche, theils unverheirathet, theils in fernen Landen wohnhaft, theils gar verschollen, mehr oder weniger den beiden Geschwistern oder ihren Kindern auf reiche Erbschaften Hoffnung machten. Sie unterhielten sich einige Zeit darüber, ohne des Punctes zu erwähnen, daß sich bisher alle Familien-Sorgen und Bemühungen bloß auf ihre Kinder bezogen. Durch Hilarie'ns Rei-

gung hatte ſich dieſe ganze Anſicht freilich verändert, und doch mochte weder der Major noch ſeine Schweſter in dieſem Augenblicke der Sache weiter gedenken.

Die Baronin entfernte ſich, der Major ſtand allein vor dem laconiſchen Familien-Gemälde, Hilarie trat an ihn heran, lehnte ſich kindlich an ihn, beſchaute die Tafel und fragte: wen er Alles von Dieſen gekannt habe, und wer wohl noch leben und übrig ſein möchte?

Der Major begann ſeine Schilderung von den Aelteſten, deren er ſich aus ſeiner Kindheit nur noch dunkel erinnerte. Dann ging er weiter, zeichnete die Charactere verſchiedener Väter, die Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit der Kinder mit denſelben, bemerkte, daß oft der Großvater im Enkel wieder hervortrete, ſprach gelegentlich von dem Einfluß der Weiber, die, aus fremden Familien herüber heirathend, oft den Character ganzer Stämme verändern. Er rühmte die Tugend manches Vorfahren und Seitenverwandten und verſchwieg ihre Fehler nicht. Mit Stillſchweigen überging er Diejenigen, deren man ſich hätte zu ſchämen gehabt. Endlich kam er an die unterſten Reihen. Da ſtand nun ſein Bruder, der Ober-Marſchall, er und ſeine Schweſter, und unten d'runter ſein Sohn und daneben Hilarie.

„Dieſe ſehen einander gerade genug in's Geſicht," ſagte der Major, und fügte nicht hinzu, was er im Sinne hatte. Nach einer Pauſe verſetzte Hilarie beſcheiden, halblaut und faſt mit einem Seufzer: „Und doch wird man Denjenigen niemals tadeln, der in die Höhe blickt!" Zugleich ſah ſie mit ein Paar Augen an ihn hinauf, aus denen ihre ganze Neigung hervorſprach. „Verſteh' ich Dich recht?" ſagte der Major, indem er ſich zu ihr wendete. — „Ich kann Nichts ſagen," verſetzte Hilarie lächelnd, was Sie nicht ſchon wiſſen." — „Du machſt mich zum glücklichſten Menſchen unter der Sonne!" rief er aus und fiel ihr zu Füßen. „Willſt Du mein ſein?" — „Um Gotteswillen, ſtehen Sie auf! Ich bin Dein auf ewig!"

Die Baronin trat herein. Ohne überraſcht zu ſein, ſagte ſie. — „Wäre es ein Unglück," ſagte der Major, Schweſter! „ſo iſt die Schuld Dein; als Glück wollen wir's Dir ewig verdanken."

Die Baronin hatte ihren Bruder von Jugend auf vergöttert geliebt, daß ſie ihn allen Männern vorzog, und vielleicht war ſelbſt die Neigung Hilarie'ns aus dieſer Vorliebe der Mutter, wo nicht entſprungen, doch gewiß genährt worden. Alle Drei vereinigten ſich nunmehr in einer Liebe, einem Behagen und ſo ſtoßen ſie für ſie die glücklichſten Stunden dahin. Nur wurden ſie denn doch zuletzt auch wieder die Welt um ſich her gewahr, und dieſe ſteht ſelten mit ſolchen Empfindungen im Einklang.

Nun dachte man auch wieder an den Sohn. Ihm hatte man Hilarie'n beſtimmt, das ihm ſehr wohl bekannt war. Gleich nach Beendigung des Geſchäfts mit dem Ober-Marſchall ſollte der Major ſeinen Sohn in der Garniſon beſuchen, Alles mit ihm abreden und dieſe Angelegenheiten zu einem glücklichen Ende führen. Nun war aber durch ein unerwartetes Ereigniß der ganze Zuſtand verrückt; die Verhältniſſe, die ſonſt ſich ſo freundlich ineinander ſchmiegten, ſchienen ſich nunmehr anzufeinden, und es war ſchwer vorauszuſehen, was die Sache für eine Wendung nehmen, was für eine Stimmung die Gemüther ergreifen würde.

Indeſſen mußte ſich der Major entſchließen, ſeinen Sohn aufzuſuchen, dem er ſich ſchon angemeldet hatte. Er machte ſich nicht ohne Widerwillen, nicht ohne ſonderbare Ahnung, nicht ohne Schmerz, Hilarie'n auch nur auf kurze Zeit zu verlaſſen, nach manchem Zaudern auf den Weg, ließ Reitknecht und Pferde zurück und fuhr mit ſeinem Verjüngungsdiener, den er nun nicht mehr entbehren konnte, der Stadt, dem Aufenthalte ſeines Sohnes, entgegen.

Beide begrüßten und umarmten ſich nach ſo langer Trennung auf's Herzlichſte. Sie hatten einander viel zu ſagen und ſprachen doch nicht ſogleich aus, was ihnen zunächſt am Herzen lag. Der Sohn erging ſich in Hoffnungen eines baldigen Avancement's, wogegen ihm der Vater genaue Nachricht gab, was zwiſchen den ältern Familien-Gliedern wegen des Vermögens überhaupt, wegen der einzelnen Güter und ſonſt verhandelt und beſchloſſen worden.

Das Geſpräch fing ſchon einiger Maßen an zu ſtocken, als der Sohn ſich ein Herz faßte und zu dem Vater lächelnd ſagte: „Sie behandeln mich ſehr zart, lieber Vater, und ich danke Ihnen dafür! Sie erzählen mir von Beſitzthümern und Vermögen, und erwähnen der Bedingung nicht, unter der, wenigſtens zum Theil, es mir eigen werden ſoll. Sie halten mit dem Namen Hilarie'ns zurück; Sie erwarten, daß ich ihn ſelbſt ausſpreche, daß ich mein Verlangen zu erkennen gebe, mit dem liebenswürdigen Kinde bald vereinigt zu ſein."

Der Major befand ſich bei dieſen Worten des Sohnes in großer Verlegenheit; da es aber theils ſeiner Natur, theils einer alten Gewohnheit gemäß war, den Sinn des Andern, mit dem er zu verhandeln hatte, zu erforſchen, ſo ſchwieg er und blickte den Sohn mit einem zweideutigen Lächeln an. — „Sie errathen nicht, mein Vater, was ich zu ſagen

habe," fuhr der Lieutenant fort, „und ich will es nur rasch, ein für alle Mal herausreden. Ich kann mich auf Ihre Güte verlassen, die, bei so vielfacher Sorge für mich, gewiß auch an mein wahres Glück gedacht hat. Einmal muß es gesagt sein, und so sei es gleich gesagt: Hilarie kann mich nicht glücklich machen! Ich gedenke Hilarie'n als einer liebenswürdigen Unverwandten, mit der ich zeitlebens in den freundschaftlichsten Verhältnissen stehen möchte; aber eine Andere hat meine Leidenschaft erregt, meine Neigung gefesselt. Unwiderstehlich ist dieser Hang. Sie werden mich nicht unglücklich machen."

Nur mit Mühe verbarg der Major die Heiterkeit, die sich über sein Gesicht verbreiten wollte und fragte den Sohn mit einem milden Ernst: wer denn die Person sei, welche sich seiner so gänzlich bemächtigen können? — „Sie müssen dieses Wesen sehen, mein Vater: denn sie ist so unbeschreiblich als unbegreiflich. Ich fürchte nur, Sie werden selbst von ihr hingerissen, wie Jedermann, der sich ihr nähert. Bei Gott! ich erlebe es und sehe Sie als den Rival Ihres Sohnes."

„Wer ist sie denn?" fragte der Major. „Wenn Du ihre Persönlichkeit zu schildern nicht im Stande bist, so erzähle mir wenigstens von ihren äußern Umständen; denn Diese sind doch wohl eher auszusprechen." — „Wohl, mein Vater!" versetzte der Sohn; „und doch würden auch diese äußern Umstände bei einer Andern anders sein, anders auf eine Andere wirken. Sie ist eine junge Witwe, Erbin eines alten, reichen, vor Kurzem verstorbenen Mannes, unabhängig und höchst werth, es zu sein, von Vielen umgeben, von eben so Vielen geliebt, von eben so Vielen umworben, doch wenn ich mich nicht sehr betrüge, mir von Herzen angehörig."

Mit Behaglichkeit, weil der Vater schwieg und kein Zeichen der Mißbilligung äußerte, fuhr der Sohn fort, das Betragen der schönen Witwe gegen ihn zu erzählen, jene unwiderstehliche Anmuth, jene zarten Gunstbezeigungen einzeln hervorzuheben, in denen der Vater nur die leichte Gefälligkeit einer allgemein gesuchten Frau erkennen konnte, die unter Vielen wohl irgend Einen vorzieht, ohne sich eben für ihn ganz und gar zu entscheiden. Unter jeden andern Umständen hätte er gewiß gesucht, einen Sohn, ja nur einen Freund, auf den Selbstbetrug aufmerksam zu machen, der wahrscheinlich hier obwalten könnte; aber dieß Mal war ihm selbst viel daran gelegen, wenn der Sohn sich nicht täuschen, wenn die Witwe ihn wirklich lieben und sich so schnell als möglich zu seinen Gunsten entscheiden möchte, daß er entweder kein Bedenken hatte, oder einen solchen Zweifel bei sich ablehnte, vielleicht auch nur verschwieg.

„Du setzest mich in große Verlegenheit," begann der Vater nach einiger Pause. „Die ganze Uebereinkunft zwischen den übrig gebliebenen Gliedern unsers Geschlechts beruht auf der Voraussetzung, daß Du Dich mit Hilarie'n verbindest. Heirathet sie einen Fremden, so ist die ganze, schöne, künstliche Vereinigung eines ansehnlichen Vermögens wieder aufgehoben und Du besonders in Deinem Theile nicht zum Besten bedacht. Es gäbe wohl noch ein Mittel, das aber ein wenig sonderbar klingt und wobei Du auch nicht viel gewinnen würdest: ich müßte noch in meinen alten Tagen Hilarie'n heirathen, wodurch ich Dir aber schwerlich ein großes Vergnügen machen würde."

„Das größte von der Welt!" rief der Lieutenant aus: „denn wer kann eine wahre Neigung empfinden, wer kann das Glück der Liebe genießen oder hoffen, ohne daß er dieses höchste Glück einem jeden Freund, einem Jeden gönnte, der ihm werth ist! Sie sind nicht alt, mein Vater; wie liebenswürdig ist nicht Hilarie! Und schon der vorüberschwebende Gedanke, ihr die Hand zu bieten, zeugt von einem jugendlichen Herzen, von frischer Muthigkeit. Lassen Sie uns diesen Einfall, diesen Vorschlag aus dem Stegreife ja recht gut durchsinnen und ausdenken. Dann würde ich erst recht glücklich sein, wenn ich Sie glücklich wüßte; dann würde ich mich erst recht freuen, daß Sie für die Sorgfalt, mit der Sie mein Schicksal bedacht, an sich selbst so schön und höchlich belohnt würden. Nun führe ich Sie erst muthig, zutraulich und mit recht offnem Herzen zu meiner Schönen. Sie werden meine Empfindungen billigen, weil Sie selbst fühlen; Sie werden dem Glück eines Sohnes Nichts in den Weg legen, weil Sie Ihrem eigenen Glück entgegengehen."

Mit diesen und andern dringenden Worten ließ der Sohn den Vater, der manche Bedenklichkeiten einstreuen wollte, nicht Raum gewinnen, sondern eilte mit ihm zur schönen Witwe, welche sie in einem großen wohleingerichteten Hause, umgeben von einer zwar nicht zahlreichen aber ausgesuchten Gesellschaft, in heiterer Unterhaltung antrafen. Sie war eines von den weiblichen Wesen, denen kein Mann entgeht. Mit unglaublicher Gewandtheit wußte sie den Major zum Helden dieses Abends zu machen. Die übrige Gesellschaft schien ihre Familie, der Major allein der Gast zu sein. Sie kannte seine Verhältnisse recht gut, und doch wußte sie darnach zu fragen, als wenn sie Alles erst von ihm recht erfahren wollte; und so wußte auch Jedes von der Gesellschaft schon irgend einen Antheil an dem Neuangekommenen zeigen. Der Eine wußte seinen Bruder, der Andere seine Vetter und der Dritte sonst wieder Etwas gekannt

haben, ſo daß der Major bei einem lebhaften Geſpräch ſich immer als den Mittelpunct fühlte. Auch ſaß er zunächſt bei der Schönen; ihre Augen waren auf ihn, ihr Lächeln auf ihn gerichtet; genug, er fand ſich ſo behaglich, daß er beinahe die Urſache vergaß, warum er gekommen war. Auch erwähnte ſie ſeines Sohnes kaum mit einem Worte, obgleich der junge Mann lebhaft mitſprach; er ſchien für ſie, wie die Uebrigen Alle, heute nur um des Vaters willen gegenwärtig.

Frauenzimmerliche Handarbeiten, in Geſellſchaft unternommen und ſcheinbar gleichgiltig fortgeſetzt, erhalten durch Klugheit und Anmuth oft eine wichtige Bedeutung. Unbefangen und emſig fortgeſetzt, geben ſolche Bemühungen einer Schönen das Anſehen völliger Unaufmerkſamkeit auf die Umgebung, und erregen in derſelben ein ſtilles Mißgefühl. Dann aber gleichſam wie beim Erwachen ein Wort, ein Blick verſetzt die Abweſende wieder mitten in die Geſellſchaft, ſie erſcheint als neu willkommen; legt ſie aber gar die Arbeit in den Schooß nieder, zeigt ſie Aufmerkſamkeit auf eine Erzählung, einen belehrenden Vortrag, in welchem ſich die Männer ſo gern ergehen: Dieß wird Demjenigen höchſt ſchmeichelhaft, den ſie dergeſtalt begünſtigt.

Unſere ſchöne Witwe arbeitete auf dieſe Weiſe an einer ſo prächtigen als geſchmackvollen Brieftaſche, die ſich noch überdieß durch ein größeres Format auszeichnete. Dieſe ward nun eben von der Geſellſchaft beſprochen, von dem nächſten Nachbar aufgenommen, unter großen Lobpreiſungen der Reihe nach herumgegeben, indeſſen die Künſtlerinn ſich mit dem Major von ernſten Gegenſtänden beſprach. Ein alter Hausfreund rühmte das beinahe fertige Werk mit Uebertreibung; doch als ſolches an den Major kam, ſchien ſie es, als ſeiner Aufmerkſamkeit nicht werth, von ihm ablehnen zu wollen, wogegen er auf eine verbindliche Weiſe die Verdienſte der Arbeit anzuerkennen verſtand, inzwiſchen der Hausfreund darin ein Penelopeiſch zauberhaftes Werk zu ſehen glaubte.

Man ging in den Zimmern auf und ab und geſellte ſich zufällig zuſammen. Der Lieutenant trat zu der Schönen und fragte: „Was ſagen Sie zu meinem Vater?“ Lächelnd verſetzte ſie: „Mich däucht, daß Sie ihn wohl zum Muſter nehmen könnten. Seh'n Sie nur, wie nett er angezogen iſt! Ob er ſich nicht beſſer trägt und hält als ſein lieber Sohn!“ So fuhr ſie fort, den Vater auf Unkoſten des Sohnes zu beſchreien und zu loben, und eine ſehr gemiſchte Empfindung von Zufriedenheit und Eiferſucht in dem Herzen des jungen Mannes hervorzubringen.

Nicht lange, ſo geſellte ſich der Sohn zum Vater und erzählte ihm Alles haarklein wieder. Der Vater betrug ſich nur deſto freundlicher gegen die Witwe, und ſie ſetzte ſich gegen ihn ſchon auf einen lebhaftern, vertraulichern Ton. Kurz, man kann ſagen, daß, als es zum Scheiden ging, der Major ſo gut als die Uebrigen Alle ihr und ihrem Kreiſe ſchon angehörte.

Ein ſtark einfallender Regen hinderte die Geſellſchaft, auf die Weiſe nach Hauſe zu kehren, wie ſie gekommen war. Einige Equipagen fuhren vor, in welche man die Fußgänger vertheilte; nur der Lieutenant unter dem Vorwande, man ſitze ohnehin ſchon zu enge, ließ den Vater fortfahren und blieb zurück.

Der Major, als er in ſein Zimmer trat, fühlte ſich wirklich in einer Art von Taumel, von Unſicherheit ſeiner ſelbſt, wie es Denen geht, die ſchnell aus einem Zuſtande in den entgegengeſetzten übertreten. Die Erde ſcheint ſich für Den zu bewegen, der aus dem Schiffe ſteigt, und das Licht zittert noch im Auge Deſſen, der auf ein Mal in's Finſtere tritt. So fühlte ſich der Major noch von der Gegenwart des ſchönen Weſens umgeben. Er wünſchte ſie noch zu ſehen, zu hören, ſie wiederzuſehen, wiederzuhören; und nach einiger Beſinnung verzieh er ſeinem Sohne, ja er prieſ ihn glücklich, daß er Anſprüche machen dürfe, ſoviel Vorzüge zu beſitzen.

Aus dieſen Empfindungen riß ihn der Sohn, der mit einer lebhaften Entzückung zur Thüre hereinſtürzte, den Vater umarmte und ausrief: „Ich bin der glücklichſte Menſch von der Welt!“ Nach ſolchen und ähnlichen Ausrufen kam es endlich unter Beiden zur Aufklärung. Der Vater bemerkte, daß die ſchöne Frau, im Geſpräch gegen ihn, des Sohnes auch nicht mit einer Silbe erwähnt habe. — „Das iſt eben ihre zarte, ſchweigende, halbſchweigende, halbandeutende Manier, wodurch man ſeiner Wünſche gewiß wird und ſich doch immer des Zweifels nicht ganz erwehren kann. So war ſie bisher gegen mich; aber Ihre Gegenwart, mein Vater, hat Wunder gethan. Ich geſtehe es gern, daß ich zurückblieb, um ſie noch einen Augenblick zu ſehen. Ich fand ſie in ihren erleuchteten Zimmern auf- und abgehen; denn ich weiß wohl, es iſt ihre Gewohnheit, wenn die Geſellſchaft weg iſt, darf kein Licht ausgelöſcht werden. Sie geht allein auf ihren Zauberſälen auf und ab, wenn die Geiſter entlaſſen ſind, die ſie hergebannt hat. Sie ließ den Vorwand gelten, unter deſſen Schutz ich zurückkam. Sie ſprach anmuthig, doch von gleichgiltigen Dingen. Wir gingen hin und wieder durch die offenen Thüren die ganze Reihe der Zimmer durch. Wir waren ſchon einige Male bis an's Ende gelangt, in das kleine Cabinet, das nur von einer trüben

Lampe erhellt iſt. War ſie ſchön, wenn ſie ſich unter den Kronleuchtern her bewegte, ſo war ſie es noch unendlich mehr, beleuchtet von dem ſanften Schein der Lampe. Wir waren wieder dahin gekommen und ſtanden bei'm Umkehren einen Augenblick ſtill. Ich weiß nicht, was mir die Verwegenheit abnöthigte; ich weiß nicht, wie ich es wagen konnte, mitten im gleichgiltigſten Geſpräch auf ein Mal ihre Hand zu faſſen, dieſe zarte Hand zu küſſen, ſie an mein Herz zu drücken. Man zog ſie nicht weg. Himmliſches Weſen, rief ich, verbirg Dich nicht länger vor mir! Wenn in dieſem ſchönen Herzen eine Neigung wohnt für den Glücklichen, der vor Dir ſteht, ſo verhülle ſie nicht länger, offenbare ſie, geſtehe ſie! Es iſt die ſchönſte, es iſt die höchſte Zeit! Verbanne mich, oder nimm mich in Deinen Armen auf!

Ich weiß nicht, was ich Alles ſagte; ich weiß nicht, wie ich mich geberdete. Sie entfernte ſich nicht, ſie widerſtrebte nicht, ſie antwortete nicht. Ich wagte es, ſie in meine Arme zu faſſen, ſie zu fragen, ob ſie die Meinige ſein wolle. Ich küßte ſie mit Ungeſtüm; ſie drängte mich weg. — „Ja doch, ja!“ oder ſo Etwas ſagte ſie halblaut und wie verworren. Ich entfernte mich und rief: Ich ſende meinen Vater, der ſoll für mich reden! — „Kein Wort mit ihm darüber!“ verſetzte ſie, indem ſie mir einige Schritte nachfolgte. Entfernen Sie ſich, vergeſſen Sie, was geſchehen iſt.

Was der Major dachte, wollen wir nicht entwickeln. Er ſagte jedoch zum Sohne: „Was glaubſt Du nun, was zu thun ſei? Die Sache iſt, dächt' ich, aus dem Stegreife gut genug eingeleitet, daß wir nun etwas förmlicher zu Werke gehen können, daß es vielleicht ſehr ſchicklich iſt, wenn ich mich morgen dort melde und für Dich anhalte.“ „Um Gotteswillen mein Vater!“ rief er aus: „Das hieße die ganze Sache verderben. Jenes Betragen, jener Ton, will durch keine Förmlichkeit geſtört und verſtimmt ſein. Es iſt genug mein Vater, daß Ihre Gegenwart dieſe Verbindung beſchleunigt, ohne daß Sie ein Wort ausſprechen. Ja Sie ſind es, dem ich mein Glück ſchuldig bin! Die Achtung meiner Geliebten für Sie hat jeden Zweifel beſiegt, und niemals würde der Sohn einen ſo glücklichen Augenblick gefunden haben, wenn ihn der Vater nicht vorbereitet hätte.“

Solche und ähnliche Mittheilungen unterhielten ſie tief bis in die Nacht. Sie vereinigten ſich wechſelſeitig über ihre Plane; der Major wollte nur noch der Form wegen einen Abſchiedsbeſuch machen, und ſodann ſeiner Verbindung mit Hilarie'n entgegen gehen; der Sohn ſollte die Seinige befördern und beſchleunigen, wie es möglich wäre.

Viertes Capitel.

Der ſchönen Witwe machte unſer Major einen Morgenbeſuch, um Abſchied zu nehmen und, wenn es möglich wäre, die Abſicht ſeines Sohnes mit Schicklichkeit zu fördern. Er fand ſie in zierlichſter Morgenkleidung in Geſellſchaft einer ältern Dame, die durch ein höchſt geſittetes, freundliches Weſen ihn alſobald einnahm. Die Anmuth der Jüngern, der Anſtand der Aeltern ſetzten das Paar in das wünſchenswertheſte Gleichgewicht; auch ſchien ihr wechſelſeitiges Betragen durchaus dafür zu ſprechen, daß ſie einander angehörten.

Die Jüngere ſchien eine fleißig gearbeitete, uns von geſtern ſchon bekannte Brieftaſche ſo eben vollendet zu haben; denn nach den gewöhnlichen Empfangsbegrüßungen und verbindlichen Worten eines willkommenen Erſcheinens wendete ſie ſich zur Freundinn und reichte das künſtliche Werk hin, gleichſam ein unterbrochenes Geſpräch wieder ankündigend: „Sie ſehen alſo, daß ich doch fertig geworden bin, wenn es gleich wegen manchen Zögerns und Säumens den Anſchein nicht hatte.“

„Sie kommen eben recht, Herr Major,“ ſagte die Aeltere, „unſern Streit zu entſcheiden, oder wenigſtens ſich für eine oder die andere Partei zu erklären. Ich behaupte: man fängt eine ſolche weitſchichtige Arbeit nicht an, ohne einer Perſon zu gedenken, der man ſie beſtimmt hat; man vollendet ſie nicht ohne einen ſolchen Gedanken. Beſchauen Sie ſelbſt das Kunſtwerk, denn ſo nenn' ich es billig, ob dergleichen ſo ganz ohne Zweck unternommen werden kann.“

Unſer Major mußte der Arbeit freilich allen Beifall zuſprechen. Theils geflochten, theils geſtickt, erregte ſie zugleich mit der Bewunderung das Verlangen, zu erfahren, wie ſie gemacht ſei. Die bunte Seite wallete vor, doch war auch das Gold nicht verſchmäht; genug, man wußte nicht, ob man Pracht oder Geſchmack mehr bewundern ſollte.

„Es iſt doch noch Einiges daran zu thun,“ verſetzte die Schöne, indem ſie die Schleife des umſchlingenden Bandes wieder aufzog und ſich mit dem Innern beſchäftigte. „Ich will nicht ſtreiten,“ fuhr ſie fort, „aber erzählen will ich, wie mir bei ſolchem Geſchäfte zu Muthe iſt. Als junge Mädchen werden wir gewöhnt, mit den Fingern zu tifteln und mit den Gedanken umherzuſchweifen; Beides bleibt uns, indem wir nach und nach die ſchwerſten und zierlichſten Arbeiten verfertigen lernen; und ich läugne nicht, daß ich an jede Arbeit dieſer Art immer Gedanken angeknüpft habe, an Perſonen, an Zuſtände, an Freud' und Leid. Und ſo ward mir das Angefangene werth und das Vollendete,

ich darf wohl ſagen, koſtbar. Als ein Solches nun durft' ich das Geringſte für Etwas halten; die leichteſte Arbeit gewann einen Werth, und die ſchwierigſte doch auch nur dadurch, daß die Erinnerung dabei reicher und vollſtändiger war. Freunden und Liebenden, ehrwürdigen und hohen Perſonen glaubt' ich daher Dergleichen immer anbieten zu können; ſie erkannten es auch und wußten, daß ich ihnen Etwas von meinem Eigenſten überreichte, das, vielfach und unausſprechlich, doch zuletzt zu einer angenehmen Gabe vereinigt, immer wie ein freundlicher Gruß wohlgefällig aufgenommen ward."

Auf ein ſo liebenswürdiges Bekenntniß war freilich kaum eine Erwiederung möglich; doch wußte die Freundinn dagegen Etwas in wohlklingende Worte zu fügen. Der Major aber, von jeher gewohnt, die anmuthige Weisheit Römiſcher Schriftſteller und Dichter zu ſchätzen und ihre leuchtenden Ausdrücke dem Gedächtniß einzuprägen, erinnerte ſich einiger hierher gar wohl paſſender Verſe, hütete ſich aber, um nicht als Pedant zu erſcheinen, ſie auszuſprechen oder auch ihrer nur zu erwähnen; verſuchte jedoch, um nicht ſtumm und geiſtlos zu erſcheinen, aus dem Stegreif eine proſaiſche Paraphraſe, die aber nicht recht gelingen wollte, wodurch das Geſpräch beinahe in's Stocken gerathen wäre.

Die ältere Dame griff deßhalb nach einem bei dem Eintritt des Freundes niedergelegten Buche; es war eine Sammlung von Poeſien, welche ſo eben die Aufmerkſamkeit der Freundinnen beſchäftigt. Dieß gab Gelegenheit, von Dichtkunſt überhaupt zu ſprechen; doch blieb die Unterhaltung nicht lange im Allgemeinen; denn gar bald bekannten die Frauenzimmer zutraulich, daß ſie von dem poetiſchen Talent des Major's unterrichtet ſeien. Ihnen hatte der Sohn, der ſelbſt auf den Ehren-Titel eines Dichters ſeine Abſichten nicht verbarg, von den Gedichten ſeines Vaters vorgeſprochen, auch Einiges recitirt; im Grunde, um ſich mit einer poetiſchen Herkunft zu ſchmeicheln und, wie es die Jugend gewohnt iſt, ſich für einen Vorſchreitenden, die Fähigkeiten des Vaters Steigernden Jüngling beſcheidentlich geben zu können. Der Major aber, der ſich zurückzuziehen ſuchte, da er bloß als Litterator und Liebhaber gelten wollte, ſuchte, da ihm kein Ausweg gelaſſen war, wenigſtens auszuweichen, indem er die Dichtart, in der er ſich ebenfalls geübt habe, für ſubaltern und faſt für unächt wollte angeſehen wiſſen; er konnte nicht läugnen, daß er in Demjenigen, was man beſchreibend und in einem gewiſſen Sinne belehrend nennt, einige Verſuche gemacht habe.

Die Damen, beſonders die jüngere, nahmen ſich dieſer Dichtart an; ſie ſagte: „Wenn man vernünftig und ruhig leben will, welches denn doch zuletzt eines jeden Menſchen Wunſch und Abſicht bleibt, was ſoll uns da das aufgeregte Weſen, das uns mißlich anreizt, ohne Etwas zu geben, das uns beunruhigt, um uns denn doch zuletzt uns wieder ſelbſt zu überlaſſen? Unendlich viel angenehmer iſt mir, da ich doch einmal der Dichtung nicht gern entbehren mag, jene, die mich in heitere Gegenden verſetzt, wo ich mich wieder zu erkennen glaube, mit den Grundwerth des einfachländlichen zu Gemüthe führt, mich durch buſchige Haine zum Wald, unvermerkt auf eine Höhe zum Anblick eines Landſee's hinführt, da denn auch wohl gegenüber erſt angebaute Hügel, ſodann waldgekrönte Höhen emporſteigen und die blauen Berge zum Schluß ein befriedigendes Gemälde bilden. Bringt man mir Das in klaren Rhythmen und Reimen, ſo bin ich auf meinem Sopha dankbar, daß der Dichter ein Bild in meiner Imagination entwickelt hat, an dem ich mich ruhiger erfreuen kann, als wenn ich es, nach ermüdender Wanderſchaft, vielleicht unter andern ungünſtigen Umſtänden vor Augen ſehe."

Der Major, der das verwaltende Geſpräch eigentlich nur als Mittel anſah, ſeine Zwecke zu befördern, ſuchte ſich wieder nach der lyriſchen Dichtkunſt hinzuwenden, worin ſein Sohn wirklich Löbliches geleiſtet hatte. Man widerſprach ihm nicht geradezu, aber man ſuchte ihn von dem Wege wegzuſcherzen, den er eingeſchlagen hatte, beſonders da er auf leidenſchaftliche Gedichte hinzudeuten ſchien, womit der Sohn der unvergleichlichen Dame die entſchiedene Neigung ſeines Herzens nicht ohne Kraft und Geſchick vorzutragen geſucht hatte. „Lieder der Liebenden", ſagte die ſchöne Frau, „mag ich weder vorgeleſen noch vorgeſungen; glücklich Liebende beneidet man, eh' man ſich's verſieht, und die Unglücklichen machen uns immer Langeweile."

Hierauf nahm die ältere Dame, zu ihrer beiden Freundinn gewendet, das Wort auf und ſagte: „Warum machen wir ſolche Umſchweife, verlieren die Zeit in Umſtändlichkeiten gegen einen Mann, den wir verehren und lieben? Sollen wir ihm nicht vertrauen, daß wir ſein anmuthiges Gedicht, worin er die wackere Leidenſchaft zur Jagd in allen ihren Einzelnheiten vorträgt, ſchon theilweiſe zu kennen das Vergnügen haben, und nunmehr ihn bitten, auch das Ganze nicht vorzuenthalten?" „Ihr Sohn", fuhr ſie fort, „hat uns einige Stellen mit Lebhaftigkeit aus dem Gedächtniß vorgetragen und uns neugierig gemacht, den Zuſammenhang zu ſehen." Als nun der Vater abermals auf die Talente des Sohns zurückkehren und dieſe hervorheben wollte, ließen es die Damen nicht gelten, indem ſie es für eine offenbare Ausflucht

anſprechen, um die Erfüllung ihrer Wünſche indirect abzulehnen. Er kam nicht los, bis er unbewunden verſprochen hatte, das Gedicht zu ſenden; ſodann aber nahm das Geſpräch eine Wendung, die ihn hinderte, zu Gunſten des Sohnes weiter Etwas vorzubringen, beſonders da ihm Dieſer alle Zudringlichkeit abgerathen hatte.

Da es nun Zeit ſchien, ſich zu beurlauben, und der Freund auch deßhalb einige Bewegung machte, ſprach die Schöne mit einer Art von Verlegenheit, wodurch ſie nur noch ſchöner ward, indem ſie die friſch geknüpfte Schleife der Brieftaſche ſorgfältig zurecht zupfte: „Dichter und Liebhaber ſind längſt ſchon leider im Ruf, daß ihren Verſprechen und Zuſagen nicht viel zu trauen ſei. Verzeihen Sie daher, wenn ich das Wort eines Ehrenmannes in Zweifel zu ziehen wage und deßhalb ein Pfand, einen Treupfennig, nicht verlange, ſondern gebe. Nehmen Sie dieſe Brieftaſche; ſie hat etwas Aehnliches von Ihrem Jagdgedicht; viel Erinnerungen ſind daran geknüpft; manche Zeit verging unter der Arbeit; endlich iſt ſie fertig. Bedienen Sie ſich derſelben als eines Boten, und ihre liebliche Arbeit zu überbringen.“

Bei ſolch unerwartetem Anerbieten fühlte ſich der Major wirklich betreffen; die zierliche Pracht dieſer Gabe hatte ſo gar kein Verhältniß zu Dem, was ihn gewöhnlich umgab, zu dem Uebrigen, deſſen er ſich bediente, daß er ſie ſich, obgleich dargereicht, kaum zueignen konnte: doch nahm er ſich zuſammen; und wie ſeinem Erinnern ein überliefertes Gute niemals verſagte, ſo trat eine claſſiſche Stelle alsbald ihm in's Gedächtniß. Nur wäre es pedantiſch geweſen, ſie anzuführen; doch regte ſie einen heitern Gedanken bei ihm auf, daß er aus dem Stegreife mit artiger Paraphraſe einen freundlichen Dank und ein zierliches Compliment entgegenzubringen im Falle war; und ſo ſchloß ſich denn dieſe Scene auf eine befriedigende Weiſe für die ſämmtlichen Unterredenden.

Alſo fand er ſich zuletzt nicht ohne Verlegenheit in ein angenehmes Verhältniß verflochten: er hatte zu ſenden, zu ſchreiben zugeſagt, ſich verpflichtet; und wenn ihm die Veranlaſſung einiger Maßen unangenehm fiel, ſo mußte er doch für ein Glück ſchätzen, auf eine heitere Weiſe mit dem Frauenzimmer in Verhältniß zu bleiben, das bei ihren großen Vorzügen ihm ſo nah angehören ſollte. Er ſchied alſo nicht ohne eine gewiſſe innere Zufriedenheit; denn wie ſollte der Dichter eine ſolche Aufmunterung nicht empfinden, deſſen treufleißiger Arbeit, die ſo lange unbeachtet geruht, nun ganz unerwartet eine liebenswürdige Aufmerkſamkeit zu Theil wird!

Gleich nach ſeiner Rückkehr in's Quartier ſetzte der Major ſich nieder, zu ſchreiben; ſeiner guten Schweſter Alles zu berichten; und da war Nichts natürlicher, als daß in ſeiner Darſtellung eine gewiſſe Exaltation ſich hervorthat, wie er ſie ſelbſt empfand, die aber durch das Einreden ſeines von Zeit zu Zeit ſtörenden Sohns noch mehr geſteigert wurde.

Auf die Baronin machte dieſer Brief einen ſehr gemiſchten Eindruck; denn wenn auch der Umſtand, wodurch die Verbindung des Bruders mit Hilarie'n befördert und beſchleunigt werden konnte, geeignet war, ſie ganz zufrieden zu ſtellen, ſo wollte ihr doch die ſchöne Witwe nicht gefallen, ohne daß ſie ſich deßwegen Rechenſchaft zu geben gedacht hätte. Wir machen bei dieſer Gelegenheit folgende Bemerkung:

Den Enthuſiasmus für irgend eine Frau muß man einer andern niemals anvertrauen; ſie kennen ſich untereinander zu gut, um ſich einer ſolchen ausſchließlichen Verehrung würdig zu halten. Die Männer kommen ihnen vor wie Käufer im Laden, wo der Handelsmann mit ſeinen Waaren, die er kennt, im Vortheil ſteht, auch ſie in dem beſten Lichte vorzuzeigen die Gelegenheit wahrnehmen kann; da hingegen der Käufer immer mit einer Art Unſchuld hereintritt; er bedarf der Waare, will und wünſcht ſie, und verſteht gar ſelten, ſie mit Aeußerungen zu betrachten. Jener weiß recht gut, was er gibt, Dieſer nicht immer, was er empfängt. Aber es iſt einmal im menſchlichen Leben und Umgang nicht zu ändern, ja ſo löblich als nothwendig; denn alles Begehren und Freien, alles Kaufen und Tauſchen beruht darauf.

In Gefolge ſolchen Empfindens weiſe als Betrachtens konnte die Baroneſſe weder mit der Leidenſchaft des Sohns, noch mit der günſtigen Schilderung des Vaters völlig zufrieden ſein; ſie fand ſich überraſcht von der glücklichen Wendung der Sache, doch ließ eine Ahnung wegen doppelter Ungleichheit des Alters ſich nicht abweiſen. Hilarie iſt ihr zu jung für den Bruder, die Witwe für den Sohn nicht jung genug; indeſſen hat die Sache ihren Gang genommen, der nicht aufzuhalten ſcheint. Ein frommer Wunſch, daß Alles gut gehen möge, flog mit einem leiſen Seufzer empor. Um ihr Herz zu erleichtern, nahm ſie die Feder und ſchrieb an jene menſchenkennende Freundinn, indem ſie nach einem geſchichtlichen Eingang alſo fortfuhr.

Die Art dieſer jungen verführeriſchen Witwe iſt mir nicht unbekannt; weiblichen Umgang ſcheint ſie abzulehnen und nur eine Frau um ſich zu leiden, die ihr keinen Eintrag thut, ihr ſchmeichelt und wenn ihre ſtummen Vorzüge

ſich nicht klar genug darthalten, ſie noch mit Worten und geſchickter Behandlung der Aufmerkſamkeit zu empfehlen weiß. Zuſchauer, Theilnehmer an einer ſolchen Repräſentation müſſen Männer ſein; daher entſteht die Nothwendigkeit, ſie anzuziehen, ſie feſtzuhalten. Ich denke nichts Uebels von der ſchönen Frau; ſie ſcheint anſtändig und behutſam genug; aber eine ſolche läſterne Eitelkeit opfert den Umſtänden auch wohl Etwas auf, und, was ich für das Schlimmſte halte, nicht Alles iſt reflectirt und vorſätzlich; ein gewiſſes glückliches Naturell leitet und beſchützt ſie, und Nichts iſt gefährlicher an ſo einer geborenen Cokette, als eine aus der Unſchuld entſpringende Verwegenheit."

Der Major, nunmehr auf den Gütern angelangt, widmete Tag und Stunde der Beſichtigung und Unterſuchung. Er fand ſich in dem Falle, zu bemerken, daß ein richtiger, wohlgefaßter Hauptgedanke in der Ausführung mannigfaltigen Hinderniſſen und dem Durchkreuzen ſo vieler Zufälligkeiten unterworfen iſt, in dem Grade, daß der erſte Begriff beinahe verſchwindet und für Augenblicke ganz und gar unterzugehen ſcheint, bis mitten in allen Verwirrungen dem Geiſte die Möglichkeit eines Gelingens ſich wieder darſtellt, wenn wir die Zeit als den beſten Alliirten einer unbeſiegbaren Ausdauer und die Hand bieten ſehen.

Und ſo wäre denn auch hier der traurige Anblick ſchöner, anſehnlicher, vernachläſſigter Beſitzungen durch das verſtändige Bemerken einſichtiger Oeconomen zu einem troſtloſen Zuſtande geworden, hätte man nicht zugleich vorausgeſehen, daß eine Reihe von Jahren, mit Verſtand und Redlichkeit benutzt, hinreichend ſein werde, das Abgeſtorbene zu beleben und das Stockende in Umtrieb zu verſetzen, um zuletzt durch Ordnung und Thätigkeit ſeinen Zweck zu erreichen.

Der behagliche Ober-Marſchall war angelangt, und zwar mit einem ernſten Advocaten; doch gab Dieſer dem Major weniger Beſorgniſſe als Jener, der zu den Menſchen gehörte, die keine Zwecke haben; oder, wenn ſie einen vor ſich ſehen, die Mittel dazu ablehnen. Ein täglich' und ſtündliches Behagen war ihm das unerläßliche Bedürfniß ſeines Lebens. Nach langem Zaudern ward es ihm endlich ernſt, ſeine Gläubiger loszuwerden, die Güterlaſt abzuſchütteln, die Unordnung ſeines Hausweſens in Regel zu ſetzen, eines anſtändigen, geſicherten Einkommens ohne Sorge zu genießen, dagegen aber auch nicht das Geringſte von den bisherigen Bräuchlichkeiten fahren zu laſſen.

Im Ganzen geſtand er Alles ein, was die Geſchwiſter in den ungetrübten Beſitz der Güter, beſonders auch des Hauptgutes, ſetzen ſollte; aber auf einen gewiſſen benachbarten Pavillon, in welchem er alle Jahre auf ſeinen Geburtstag die älteſten Freunde und die neueſten Bekannten einlud, ferner auf den daran gelegenen Ziergarten, der ſolchen mit dem Hauptgebäude verband, wollte er die Anſprüche nicht völlig aufgeben. Die Meubeln alle ſollten in dem Luſthauſe bleiben, die Kupferſtiche an den Wänden ſowie auch die Früchte der Spaliere ihm verſichert werden. Pfirſiche und Erdbeeren von den auserſuchteſten Sorten, Birnen und Aepfel groß und ſchmackhaft, beſonders aber eine gewiſſe Sorte grauer, kleiner Aepfel, die er ſeit vielen Jahren der Fürſtinn Witwe zu verehren gewohnt war, ſollten ihm treulich geliefert ſein. Hieran ſchloſſen ſich andere Bedingungen, wenig bedeutend, aber dem Hausherrn, Pächtern, Verwaltern, Gärtnern ungemein beſchwerlich.

Der Ober-Marſchall war übrigens von dem beſten Humor; denn da er den Gedanken nicht fahren ließ, daß Alles nach ſeinen Wünſchen, wie es ihm ſein leichtes Temperament vorgeſpiegelt hatte, ſich endlich einrichten würde: ſo ſorgte er für eine gute Tafel; machte ſich einige Stunden auf einer mühevollen Jagd die nöthige Bewegung, erzählte Geſchichten auf Geſchichten und zeigte durchaus das heiterſte Geſicht; auch ſchied er auf gleiche Weiſe, dankte dem Major zum Schluſſen, daß er ſo brüderlich verfahren; verlangte noch etwas Geld, ließ die kleinen, vorräthigen, grauen Goldäpfel, welche dieſes Jahr beſonders wohl gerathen waren, ſorgfältig einpacken und fuhr mit dieſem Schatz, den er als eine willkommene Verehrung der Fürſtinn zu überreichen gedachte, nach ihrem Witwenſitz, wo er denn auch gnädig und freundlich empfangen ward.

Der Major an ſeiner Seite blieb mit ganz entgegengeſetzten Gefühlen zurück und wäre an den Verſchränkungen, die er vor ſich fand, faſt verzweifelt, wäre ihm nicht das Gefühl zu Hülfe gekommen, das einen thätigen Mann freudig aufrichtet, wenn er das Verworrene zu löſen, das Entworrene zu genießen hoffen darf.

Glücklicher Weiſe war der Advocat ein rechtlicher Mann, der, weil er ſonſt viel zu thun hatte, dieſe Angelegenheit bald beendigte. Eben ſo glücklich ſchlug ſich ein Kammerdiener des Ober-Marſchall's hinzu, der gegen mäßige Bedingungen in dem Geſchäft mitzuwirken verſprach, wodurch man einem gedeihlichen Abſchluß entgegenwirken durfte. So angenehm aber auch Dieſes war, ſo fühlte doch der Major als ein rechtlicher Mann im Hin- und Wiederwirken bei dieſer Angelegenheit, es bedürfe gar manches Unreinen, um in's Reine zu kommen.

Wie aber den Frauen der Augenblick, wo

Die Köchinn hatt' ihr Gift geſtellt,
Da ward's ſo eng' ihr in der Welt,
Als hätte ſie Lieb' im Leibe.

Chorus jauchzend.

Als hätte ſie Lieb' im Leibe.

Brander.

Sie fuhr herum, ſie fuhr heraus,
Und ſoff aus allen Pfützen,
Zernagt', zerkratzt' das ganze Haus,
Wollte nichts ihr Wüthen nützen,
Sie thät gar manchen Ängſtesſprung,
Bald hatte das arme Thier genung,
Als hätt' es Lieb' im Leibe.

Chorus.

Als hätt' es Lieb' im Leibe.

Brander.

Sie kam für Angſt am hellen Tag
Der Küche zugelaufen,
Fiel an den Herd und zuckt' und lag,
Und thät erbärmlich ſchnaufen.

ihre bisher unbestrittene Schönheit zweifelhaft werden will, höchst peinlich ist, so wird den Männern in gewissen Jahren, obgleich noch im völligen Vigor, das leiseste Gefühl einer unzulänglichen Kraft äußerst unangenehm, ja gewissermaßen lästig.

Ein anderer eintretender Umstand jedoch, der ihn hätte beunruhigen sollen, verhalf ihm zu der besten Laune. Sein cosmetischer Kammerdiener, der ihn auch bei dieser Land-Partie nicht verlassen hatte, schien einige Zeit her einen andern Weg einzuschlagen, wozu ihn frühes Aufstehen des Major's, tägliches Ausreiten und Umhergehen desselben, sowie der Zutritt mancher Beschäftigten, auch bei der Gegenwart des Ober-Marschall's mehrerer Geschäftslosen, zu nöthigen schien. Mit allen Kleinigkeiten, die nur die Sorgfalt eines Mimen zu beschäftigen das Recht hatten, ließ er den Major schon einige Zeit verschont; aber desto strenger hielt er auf einige Hauptpuncte, welche bisher durch ein geringeres Hocus-Pocus waren verschleiert gewesen. Alles, was nicht nur den Schein der Gesundheit bezwecken, sondern was die Gesundheit selbst aufrecht erhalten sollte, ward eingeschärft, besonders aber Maß in Allem und Abwechselung nach den Vorkommenheiten, Sorgfalt sodann für Haut und Haare, für Augenbrauen und Zähne, für Hände und Nägel, für deren zierlichste Form und schicklichste Länge der Wissende schon länger gesorgt hatte. Dabei wurde Mäßigung aber und abermals in Allem, was den Menschen aus seinem Gleichgewicht zu bringen pflegt, dringend anempfohlen, worauf denn dieser Schönheitserhaltungslehrer sich seinen Abschied erbat, weil er seinem Herrn Nichts mehr nütze sei. Indeß konnte man denken, daß er sich doch wohl wieder zu seinem vorigen Patron zurückwünschen mochte, um den mannigfaltigen Verquälungen seines theatralischen Lebens fernerhin sich ergeben zu können.

Und wirklich that es dem Major sehr wohl, wieder sich selbst gegeben zu sein. Der verständige Mann braucht sich nur zu mäßigen, so ist er auch glücklich. Er mochte sich der herkömmlichen Bewegung des Reitens, der Jagd und was sich daran knüpft, wieder mit Freiheit bedienen; die Gestalt Hilarie's trat in solchen einsamen Momenten wieder freudig hervor, und er fügte sich in den Zustand des Bedürftigsten, vielleicht des anmuthigsten, der uns in dem gesitteten Kreise des Lebens gegönnt ist.

Bei einer Pause des Geschäfts, die ihm einige Freiheit ließ, eilte er auf sein Gut, wo er des Versprechens eingedenk, das er an die schöne Witwe gethan und das ihm nicht aus dem Sinne gekommen war, seine Gedichte vorsuchte, die in guter Ordnung verwahrt lagen; zu gleicher Zeit kamen ihm manche Gedenk- und Erinnerungsbücher, Auszüge bei'm Lesen alter und neuer Schriftsteller enthaltend, wieder zur Hand. Bei seiner Vorliebe für Horaz und die Römischen Dichter war das Meiste daher, und es sei ihm auf, daß die Stellen größtentheils Bedauern vergangener Zeit, verübergeschwundener Zustände und Empfindungen andeuteten. Statt vieler rücken wir die einzige Stelle hier ein:

Heu!
Quae mens est hodie, cur eadem non puero fuit?
Vel cur his animis incolumes non redeunt genae?

Wie ist heut mir doch zu Muthe,
So vergnüglich und so klar,
Da bei frischem Knabenblute
Mir so wild, so düster war.
Doch wenn mich die Jahre zwacken,
Wie auch wehmüthig ich sei,
Denk' ich jene rothen Backen,
Und ich wünsche sie herbei.

Nachdem unser Freund nun aus wohlgeordneten Papieren das Jagdgedicht gar bald herausgefunden, erfreute er sich an der sorgfältigen Reinschrift, wie er sie vor Jahren mit Lateinischen Lettern, groß Octav, zierlich verfaßt hatte. Diese köstliche Brieftasche von bedeutender Größe nahm das Werk ganz bequem auf, und nicht leicht hat ein Autor sich so prächtig eingebunden gesehen. Einige Zeilen dazu waren höchst nothwendig; Prosaisches aber kaum zulässig. Jene Stelle des Ovid fiel ihm wieder ein, und er glaubte jetzt durch eine poetische Umschreibung, sowie damals durch eine prosaische, sich am Besten aus der Sache zu ziehen. Sie hieß:

Nec factos solum ventos spectare iuvabat,
Tum quoque dum fuerunt; tantus decor adfuit arti.

Zu Deutsch:

Ich sah's in meisterlichen Händen, —
Wie denk' ich gern der schönen Zeit! —
Sich still entwickeln, dann vollenden
Da nie gesehn der Herrlichkeit
Zwar ich besitz' es gegenwärtig,
Doch seit ich nur nur stets gestehn:
Ich wollt', es wäre noch nicht fertig,
Das Machen war doch gar zu schön!

Mit diesem Uebertragenen war unser Freund nur wenige Zeit zufrieden; er tadelte, daß er das schön flectirte Verbum: *dum fierent*, in ein trauriges abstractes Substantivum verändert habe, und es verdroß ihn, bei allem Nachdenken die Stelle doch nicht verbessern zu können. Nun ward auf ein Mal seine Vorliebe zu den alten Sprachen wieder lebendig, und der Glanz des Deutschen Parnasses, auf den er doch auch im Stillen hinaufstrebte, schien ihm sich zu verdunkeln.

Endlich aber, da er dieses heitere Compliment, mit dem Ur-Texte unverglichen, noch ganz artig

fand und glauben durfte, daß ein Frauenzimmer es ganz wohl aufnehmen würde, so entſtand eine zweite Bedenklichkeit: daß, da man in Verſen nicht galant ſein kann, ohne verliebt zu ſcheinen, er dabei als künftiger Schwiegervater eine wunderliche Rolle ſpiele. Das Schlimmſte jedoch fiel ihm zuletzt ein: jene Ovid'ſchen Verſe werden von Arachne'n geſagt, einer eben ſo geſchickten als hübſchen und zierlichen Weberinn. Wurde nun aber Dieſe durch die neidiſche Minerva in eine Spinne verwandelt, ſo war es gefährlich, eine ſchöne Frau mit einer Spinne, wenn auch nur von ferne verglichen, im Mittelpuncte eines ausgebreiteten Netzes ſchwebend zu ſehen. Konnte man ſich doch unter der geiſtreichen Geſellſchaft, welche unſere Dame umgab, einen Gelehrten denken, welcher dieſe Nachbildung ausgewittert hätte. Wie ſich nun der Freund aus einer ſolchen Verlegenheit gezogen, iſt uns ſelbſt unbekannt geblieben, und wir müſſen dieſen Fall unter diejenigen rechnen, über welche die Muſen auch wohl einen Schleier zu werfen ſich die Schalkheit erlauben. Genug, das Jagdgedicht ſelbſt ward abgeſendet, von welchem wir jedoch einige Worte nachzubringen haben.

Der Leſer deſſelben befliſſt ſich an der entſchiedenen Jagdliebhaberei und Allem, was ſie begünſtigen mag; erfreulich iſt der Jahreszeitenwechſel, der ſie mannigfaltig aufruft und anregt. Die Eigenheiten ſämmtlicher Geſchöpfe, denen man nachſtrebt, die man zu erlegen geſinnt iſt; die verſchiedenen Charactere der Jäger, die ſich dieſer Luſt, dieſer Mühe hingeben; die Zufälligkeiten, wie ſie befördern oder beſchädigen: Alles war, beſonders was auf das Geflügel Bezug hatte, mit der beſten Laune dargeſtellt und mit großer Eigenthümlichkeit behandelt.

Von der Auerhahnbalz bis zum zweiten Schneefeuſtrich und von da bis zur Rabenhütte war Nichts verſäumt, Alles wohl geſehen, klar aufgenommen, leidenſchaftlich verfolgt, leicht und ſcherzhaft, oft ironiſch dargeſtellt.

Jenes elegiſche Thema klang jedoch durch das Ganze durch; es war mehr als ein Abſchied von dieſen Lebensfreuden verfaßt, wodurch es zwar einen gefühlvollen Anſtrich des heiter Durchlebten gewann und ſehr wohlthätig wirkte, aber doch zuletzt, wie jene Sinnſprüche, nach dem Genuß ein gewiſſes Leere empfinden ließ. War es das Umblättern dieſer Papiere oder ſonſt ein augenblickliches Mißbehagen, der Major fühlte ſich nicht heiter geſtimmt. Daß die Jahre, die zuerſt eine ſchöne Gabe nach der andern bringen, ſie alsdann nach und nach wieder entziehen, ſchien er auf dem Scheidepunct, wo er ſich befand, auf ein Mal lebhaft zu fühlen. Eine verſäumte Badereiſe, ein ohne Genuß verſtrichener Sommer, Mangel an ſteiger gewohnter Bewegung: Alles ließ ihn gewiſſe körperliche Unbequemlichkeiten empfinden, die er für wirkliche Uebel nahm, und ſich ungeduldiger bewies, als billig ſein mochte.

Schon einige Monate waren die ſämmtlichen Familien-Glieder ohne beſondere Nachricht von einander geblieben; der Major beſchäftigte ſich in der Reſidenz, gewiſſe Einwilligungen und Beſtätigungen ſeines Geſchäfts abſchließlich zu negociren; die Baroninn und Hilarie richteten ihre Thätigkeit auf die heiterſte, reichlichſte Ausſtattung; der Sohn, ſeiner Schönen mit Leidenſchaft dienſtpflichtig, ſchien darüber Alles zu vergeſſen. Der Winter war angekommen und umgab alle ländlichen Wohnungen mit unerfreulichen Sturmregen und frühzeitigen Finſterniſſen.

Wer heute durch eine düſtere November-Nacht ſich in der Gegend des adeligen Schloſſes verirrt hätte, und bei dem ſchwachen Lichte eines bedeckten Mondes Aecker, Wieſen, Baumgruppen, Hügel und Gebüſche düſter vor ſich liegen ſehe, auf ein Mal aber bei einer ſchnellen Wendung um eine Ecke die ganz erleuchtete Fenſterreihe eines langen Gebäudes vor ſich erblickte, er hätte gewiß geglaubt, eine feſtlich geſchmückte Geſellſchaft dort anzutreffen. Wie ſehr verwundert müßte er aber ſein, von wenigen Bedienten erleuchtete Treppen hinaufgeführt, nur drei Frauenzimmer, die Baroninn, Hilarie'n und das Kammermädchen in hellen Zimmern zwiſchen klaren Wänden, neben freundlichem Hausrath, durchaus erwärmt und behaglich, zu erblicken!

Da wir nun aber die Baroninn in einem feſtlichen Zuſtande zu überraſchen glauben, ſo iſt es nothwendig, zu bemerken, daß dieſe glänzende Erleuchtung hier nicht als außerordentlich anzuſehen ſei, ſondern zu den Eigenheiten gehöre, welche die Dame aus ihrem frühern Leben mit herübergebracht hatte. Als Tochter einer Oberhofmeiſterinn, bei Hof erzogen, war ſie gewohnt, den Winter allen übrigen Jahreszeiten vorzuziehen und den Aufwand einer ſtattlichen Erleuchtung zum Element aller ihrer Genüſſe zu machen. Zwar an Wachskerzen fehlte es niemals; aber einer ihrer älteſten Diener hatte ſo große Luſt an Künſtlichkeiten, daß nicht leicht eine neue Lampenart entdeckt wurde, die er im Schloſſe hie und da einzuführen nicht wäre bemüht geweſen, wodurch dann zwar die Erhellung mitunter lebhaft gewann, aber auch wohl gelegentlich hie und da eine partielle Finſterniß eintrat.

Die Baroninn hatte den Zuſtand einer Hofdame durch Verbindung mit einem bedeutenden Gutsbeſitzer und entſchiedenen Landwirth aus Neigung und wohlbedächtig vertauſcht, und ihr

einſichtiger Gemahl hatte, da ihr das Ländliche Anfangs nicht zuſagte, mit Einſtimmung ſeiner Nachbarn, ja nach den Anordnungen der Regierung, die Wege mehrere Meilen ringsumher ſo gut hergeſtellt, daß die nachbarlichen Verbindungen nirgends in ſo gutem Stande gefunden wurden; doch war eigentlich bei dieſer löblichen Anſtalt die Hauptabſicht, daß die Dame, beſonders zur guten Jahreszeit, überall hinrollen konnte; dagegen aber im Winter gern häuslich bei ihm verweilte, indem er durch Erleuchtung die Nacht dem Tag gleich zu machen wußte. Nach dem Tode des Gemahls gab die leidenſchaftliche Sorge für ihre Tochter genugſame Beſchäftigung, der öftere Beſuch des Bruders herzliche Unterhaltung und die gewohnte Klarheit der Umgebung ein Behagen, das einer wahren Befriedigung gleich ſah.

Den heutigen Tag war jedoch dieſe Erleuchtung recht am Platze; denn wir ſehen in einem der Zimmer eine Art von Chriſtbeſcheerung aufgeſtellt, in die Augen fallend und glänzend. Das kluge Kammermädchen hatte den Kammerdiener dahin vermocht, die Erleuchtung zu ſteigern und dabei Alles zuſammengelegt und ausgebreitet, was zur Ausſtattung Hilarie'n bisher vorgearbeitet worden, eigentlich in der liſtigen Abſicht, mehr das Fehlende zur Sprache zu bringen, als Dasjenige zu erheben, was ſchon geleiſtet war. Alles Nothwendige fand ſich, und zwar aus den feinſten Stoffen und von der zierlichſten Arbeit; auch an Willkürlichem war kein Mangel, und doch wußte Annette überall da noch eine Lücke anſchaulich zu machen, wo man ebenſo gut den ſchönſten Zuſammenhang hätte finden können. Wenn nun alles Weißzeug, ſtattlich ausgekramt, die Augen blendete, Leinwand, Mouſſelin und alle die zartern Stoffe der Art, wie ſie auch Namen haben mögen, genugſames Licht umherwarfen: ſo fehlte doch alles bunte Seidene, mit deſſen Ankauf man weislich zögerte, weil man bei ſehr veränderlicher Mode das Allerneueſte als Gipfel und Abſchluß hinzufügen wollte.

Nach dieſem heiterſten Anſchauen ſchritten ſie wieder zu ihrer gewöhnlichen, obgleich mannigfaltigen Abendunterhaltung. Die Baronin, die recht gut erkannte, was ein junges Frauenzimmer, wohin das Schickſal ſie auch führen mochte, bei einem glücklichen Aeußern auch von innen heraus anmuthig und ihre Gegenwart wünſchenswerth macht, hatte in dieſem ländlichen Zuſtande ſo viele abwechſelnde und bildende Unterhaltungen einzuleiten gewußt, daß Hilarie bei ihrer großen Jugend ſchon überall zu Hauſe ſchien; bei keinem Geſpräch ſich fremd erwies und doch dabei ihren Jahren völlig gemäß ſich erzeigte. Wie Dieß geleiſtet werden konnte, zu entwickeln, würde zu weitläufig ſein; genug, dieſer Abend war auch ein Muſterbild des bisherigen Lebens. Ein geiſtreiches Leſen, ein anmuthiges Piano-Spiel, ein lieblicher Geſang zog ſich durch die Stunden durch, zwar wie ſonſt, gefällig und regelmäßig, aber doch mit Bedeutung; man hatte einen Dritten im Sinne, einen geliebten, verehrten Mann, dem man Dieſes und ſo manches Andere zum freundlichſten Empfang verübte. Es war ein bräutliches Gefühl, das nicht nur Hilarie'n mit den ſüßeſten Empfindungen belebte; die Mutter mit feinem Sinne nahm ihren reinen Theil daran, und ſelbſt Annette, ſonſt nur klug und thätig, mußte ſich gewiſſen entfernten Hoffnungen hingeben, die ihr einen abweſenden Freund als zurückkehrend, als gegenwärtig vorſpiegelten. Auf dieſe Weiſe hatten ſich die Empfindungen aller Drei in ihrer Art liebenswürdigen Frauen mit der ſie umgebenden Klarheit, mit einer wohlthätigen Wärme, mit dem behaglichſten Zuſtande in's Gleiche geſtellt.

Fünftes Capitel.

Heftiges Pochen und Rufen an dem äußerſten Thor, Wortwechſel drohender und fordernder Stimmen, Licht und Fackelſchein im Hofe unterbrachen den zarten Geſang. Aber gedämpft war der Lärm, ehe man deſſen Urſache erfahren hatte; doch ruhig ward es nicht, auf der Treppe Geräuſch und lebhaftes Hin- und Herſprechen herauffommender Männer. Die Thüre ſprang auf ohne Meldung; die Frauen entſetzten ſich. Flavio ſtürzte herein in ſchauderhafter Geſtalt, verworrenen Hauptes, auf dem die Haare theils borſtig ſtarrten, theils vom Regen durchnäßt niederhingen; zerfetzten Kleides, wie Einer, der durch Dorn und Dickicht durchgeſtürmt; gräulich beſchmutzt, als durch Schlamm und Sumpf herangewadet.

„Mein Vater!“ rief er aus, „wo iſt mein Vater!“ Die Frauen ſtanden beſtürzt; der alte Jäger, ſein früheſter Diener und liebevollſter Pfleger, mit ihm eintretend, rief ihm zu: „Der Vater iſt nicht hier; beſänftigen Sie ſich. Hier iſt Tante, hier iſt Nichte; ſehen Sie hin!“ — „Nicht hier? Nun, ſo laßt mich weg, ihn zu ſuchen; er allein ſoll's hören; dann will ich ſterben. Laßt mich von den Lichtern weg, von dem Tag; er blendet mich, er vernichtet mich.“

Der Hausarzt trat ein, ergriff ſeine Hand, verſtändig den Puls fühlend; mehrere Bediente ſtanden ängſtlich umher. — „Was ſoll ich auf dieſen Irrſichen? Ich verderbe ſie, ich zerſtöre ſie; mein Unglück träuft auf ſie herunter; mein verworfenes Geſchick beſudelt ſie.“ — Er drängte ſich gegen die Thüre; man benutzte das Be-

ſtreben, um ihn wegzuführen und in das entfernte Gaſtzimmer zu bringen, das der Vater zu bewohnen pflegte. Mutter und Tochter ſtanden erſtarrt; ſie hatten Oreſten geſehen von Furien verfolgt, nicht durch Kunſt veredelt, in gräulicher, widerwärtiger Wirklichkeit, die im Contraſt mit einer behaglichen Glanzwohnung im klarſten Kerzenſchimmer nur deſto fürchterlicher ſchien. Erſtarrt ſahen die Frauen ſich an, und Jede glaubte in den Augen der Andern das Schreckbild zu ſehen, das ſich ſo tief in die ihrigen eingeprägt hatte.

Mit halber Beſinnung ſendete darauf die Baroninn Bedienten auf Bedienten, ſich zu erkundigen. Sie erfuhren zu einiger Beruhigung, daß man ihn auskleide, trockne, beſorge; halb gegenwärtig, halb unbewußt laſſe er Alles geſchehen. Wiederholtes Anfragen wurde zur Geduld verwieſen.

Endlich vernahmen die beängſtigten Frauen, man habe ihm zur Ader gelaſſen und ſonſt alles Beſänftigende möglichſt angewendet; er ſei zur Ruhe gebracht, man hoffe Schlaf.

Mitternacht kam heran, die Baroninn verlangte, wenn er ſchlafe, ihn zu ſehen; der Arzt widerſtand, der Arzt gab nach; Hilarie drängte ſich mit der Mutter herein. Das Zimmer war dunkel, nur eine Kerze dämmerte hinter dem grünen Schirm; man ſah wenig, man hörte Nichts; die Mutter näherte ſich dem Bette; Hilarie, ſehnſuchtsvoll, ergriff das Licht und beleuchtete den Schlafenden. So lag er abgewendet, aber ein höchſt zierliches Ohr, eine volle Wange, jetzt blaßlich, ſchienen unter den ſchon wieder ſich krauſenden Locken auf das Anmuthigſte hervor; eine ruhende Hand und ihre länglichen zartkräftigen Finger zogen den unſteten Blick an. Hilarie, leiſe athmend, glaubte ſelbſt einen leiſen Athem zu vernehmen; ſie näherte die Kerze, wie Pſyche in Gefahr, die heilſamſte Ruhe zu ſtören. Der Arzt nahm die Kerze weg und leuchtete den Frauen nach ihren Zimmern.

Wie dieſe Guten, alles Antheils würdigen Perſonen ihre nächtlichen Stunden zugebracht, iſt uns ein Geheimniß geblieben; den andern Morgen aber von früh an zeigten ſich Beide höchſt ungeduldig. Des Anfragens war kein Ende, der Wunſch, den Leidenden zu ſehen, beſcheiden, doch dringend; nur gegen Mittag erlaubte der Arzt einen kurzen Beſuch.

Die Baroninn trat hinzu; Flavio reichte die Hand hin — „Verzeihung, liebſte Tante! Einige Geduld, vielleicht nicht lange!“ — Hilarie trat hervor; auch ihr gab er die Rechte — „Gegrüßt, liebe Schweſter!“ — Das faßte ihr durch's Herz; er ließ nicht los; ſie ſahen einander an, das herrlichſte Paar, contraſtirend im ſchönſten Sinne. Des Jünglings ſchwarze, funkelnde Augen ſtimmten zu den düſtern verwirrten Locken; dagegen ſtand ſie ſcheinbar himmliſch in Ruhe, doch zu dem erſchütternden Begebniß geſellte ſich nun die ahnungsvolle Gegenwart. Die Benennung Schweſter! — ihr Allerinnerſtes war aufgeregt. Die Baroninn ſprach: „Wie geht es, lieber Neffe?“ — „Ganz leidlich, aber man behandelt mich übel!“ — „Wie ſo?“ „Da haben Sie mir Blut gelaſſen; Das iſt grauſam. Sie haben es weggeſchafft; Das iſt frech; es gehört ja nicht mein, es gehört Alles, Alles ihr.“ — Mit dieſen Worten ſchien ſich ſeine Geſtalt zu verwandeln; doch mit heißen Thränen verbarg er ſein Antlitz in's Kiſſen.

Hilarie'ns Miene zeigte der Mutter einen furchtbaren Ausdruck: es war, als wenn das liebe Kind die Pforten der Hölle vor ſich eröffnet ſähe, zum erſten Mal ein Ungeheures erblickte und für ewig. Raſch, leidenſchaftlich eilte ſie durch den Saal, warf ſich im letzten Cabinet auf den Sopha. Die Mutter folgte und fragte, was ſie leider ſchon begriff. Hilarie, wunderſam aufblickend, rief: „Das Blut, das Blut, es gehört Alles ihr, Alles ihr, und ſie iſt es nicht werth! Der Unglückſelige! der Arme!“ Mit dieſen Worten erleichterte der bitterſte Thränenſtrom das bedrängte Herz.

Wer unternähme es wohl, die aus dem Vorhergehenden ſich entwickelnden Zuſtände zu enthüllen, an den Tag zu bringen, das innere, aus dieſer erſten Zuſammenkunft den Frauen erwachſende Unheil? Auch dem Leidenden war ſie höchſt ſchädlich; ſo behauptete wenigſtens der Arzt, der zwar oft genug zu berichten und zu tröſten kam, aber ſich doch verpflichtet fühlte, alles weitere Annähern zu verbieten. Dabei fand er auch eine willige Nachgiebigkeit: die Tochter wagte nicht zu verlangen, was die Mutter nicht zugegeben hätte, und ſo gehorchte man dem Gebot des verſtändigen Mannes. Dagegen brachte er aber die beruhigende Nachricht, Flavio habe Schreibzeug verlangt, auch Einiges aufgezeichnet, es aber ſogleich neben ſich im Bette verſteckt. Nun geſellte ſich Neugierde zu der übrigen Unruhe und Ungeduld; es waren peinliche Stunden. Nach einiger Zeit brachte er jedoch ein Blättchen, von ſchöner, freier Hand, obgleich mit Haſt geſchrieben; es enthielt folgende Zeilen:

Ein Wunder iſt der arme Menſch geboren;
Zu Wundern iſt der arme Menſch verloren;
Nach welcher Dunkelnis, ſchwer entdeckten Schwelle
Durchtappen Thäter ungewiſſe Scheitel?
Dann in verdrießnen Himmelsglanz und Mittagswonne, ewiglich Nacht und Tod und Hölle.

Hier nun konnte die edle Dichtkunst abermals ihre heilenden Kräfte erweisen. Innig verschmolzen mit Musik, heilt sie alle Seelenleiden aus dem Grunde, indem sie solche gewaltig anregt, hervorruft und in auflösenden Schmerzen verflüchtigt. Der Arzt hatte sich überzeugt, daß der Jüngling bald wieder herzustellen sei; körperlich gesund, werde er schnell sich wieder froh fühlen, wenn die auf seinem Geist lastende Leidenschaft zu heben oder zu lindern wäre. Hilarie sann auf Erwiederung; sie saß am Flügel und versuchte die Zeilen des Leidenden mit Melodie zu begleiten. Es gelang ihr nicht; in ihrer Seele klang Nichts zu so tiefen Schmerzen; doch bei diesem Versuch schmeichelten Rhythmus und Reim sich dergestalt an ihre Gesinnungen an, daß sie jenem Gedicht mit lindernder Heiterkeit entgegnete, indem sie sich Zeit nahm, folgende Strophe auszubilden und abzurunden:

Mich noch so tief in Schmerz und Qual verloren,
Es hemmt Du doch zum Augenblick geboren;
Ermanne Dich zu rasch gesundem Schritte,
Komm in der Freundschaft Himmelsglanz und Hehre,
Empfinde Dich in treuer Guten Mitte,
Da sprudle Dir des Lebens heil'ge Quelle.

Der ärztliche Handfreund übernahm die Botschaft; sie gelang; schon erwiederte der Jüngling gemäßigt. Hilarie fuhr mildernd fort, und so schien man nach und nach wieder einen heitern Tag, einen freien Boden zu gewinnen; und vielleicht ist es uns vergönnt, den ganzen Verlauf dieser holden Cur gelegentlich mitzutheilen. Genug, einige Zeit verstrich in solcher Beschäftigung höchst angenehm; ein ruhiges Wiedersehen bereitete sich vor, daß der Arzt nicht länger als nöthig zu verspäten gedachte.

Indessen hatte die Baronin mit Ordnen und Zurechtlegen alter Papiere sich beschäftigt; und diese dem gegenwärtigen Zustande ganz angemessene Unterhaltung wirkte gar wundersam auf den erregten Geist. Sie sah manche Jahre ihres Lebens zurück; schwere, drohende Leiden waren vorübergegangen, deren Betrachtung den Muth für den Moment kräftigte; besonders rührte sie die Erinnerung an ein schönes Verhältniß zu Macarie'n, und zwar in bedenklichen Zuständen. Die Herrlichkeit jener einzigen Frau ward ihr wieder vor die Seele gebracht und sogleich der Entschluß gefaßt, sich auch dieß Mal an sie zu wenden; denn zu wem sonst hätte sie ihre gegenwärtigen Gefühle richten, wem sonst Furcht und Hoffnung offen bekennen sollen?

Bei dem Aufräumen fand sie aber auch unter Andern des Bruders Miniatur-Portrait und mußte über die Aehnlichkeit mit dem Sohne lächelnd seufzen. Hilarie überraschte sie in diesem Augenblick, bemächtigte sich des Bildes, und auch sie ward von jener Aehnlichkeit wundersam betroffen.

So verging einige Zeit; endlich, mit Vergünstigung des Arztes und in seinem Geleite, trat Flavio angemeldet zum Frühstück herein. Die Frauen hatten sich vor dieser ersten Erscheinung gefürchtet. Wie aber gar oft in bedeutenden, ja schrecklichen Momenten Etwas heiter, auch wohl lächerlich sich zu ereignen pflegt, so glückte es auch hier. Der Sohn kam völlig in des Vaters Kleidern; denn da von seinem Anzug Nichts zu brauchen war, so hatte man sich der Feld- und Haus-Garderobe des Major's bedient, die er zu bequemem Jagd- und Familien-Leben bei der Schwester in Verwahrung ließ. Die Baronin lächelte und nahm sich zusammen; Hilarie war, sie wußte nicht, wie, betroffen; genug, sie wendete das Gesicht weg, und dem jungen Manne wollte in diesem Augenblick weder ein herzliches Wort von den Lippen, noch eine Phrase glücken. Um nun sämmtlicher Gesellschaft aus der Verlegenheit zu helfen, begann der Arzt eine Vergleichung beider Gestalten. Der Vater sei etwas größer, hieß es, und deßhalb der Rock etwas zu lang; Dieser sei etwas breiter, deßhalb der Rock über die Schulter zu eng. Beide Mißverhältnisse gaben dieser Maskerade ein comisches Ansehen.

Durch diese Einzelnheiten jedoch kam man über das Bedenkliche des Augenblicks hinaus. Für Hilarie'n freilich blieb die Aehnlichkeit des jugendlichen Vaterbildes mit der frischen Lebensgegenwart des Sohnes unheimlich, ja beängstend.

Nun aber wünschten wir wohl den nächsten Zeitverlauf von einer zarten Frauenhand umständlich geschildert zu sehen, da wir nach eigener Art und Weise uns nur mit dem Allgemeinsten befassen dürfen. Hier muß denn nun von dem Einfluß der Dichtkunst abermals die Rede sein.

Ein gewisses Talent konnte man unserm Flavio nicht absprechen; es bedurfte jedoch nur zu sehr eines leidenschaftlich sinnlichen Anlasses, wenn etwas Vorzügliches gelingen sollte; deßwegen denn auch fast alle Gedichte, jener unwiderstehlichen Frau gewidmet, höchst eindringend und lobenswerth erschienen, und nun einer gegenwärtigen, höchst liebenswürdigen Schönen, mit enthusiastischem Ausdruck vorgelesen, nicht geringe Wirkung hervorbringen mußten.

Ein Frauenzimmer, das eine Andere leidenschaftlich geliebt sieht, bequemt sich gern zu der Rolle einer Vertrauten; sie hegt ein heimlich, kaum bewußtes Gefühl, daß es nicht unangenehm sein müßte, sich an die Stelle der Angebeteten leise gehoben zu sehen. Auch ging die Unterhaltung immer mehr und mehr in's

Bedeutende. Wechselgedichte, wie ſie der Liebende gern verfaßt, weil er ſich von ſeiner Schönen, wenn auch nur beſcheiden, halb und halb kann erwiedern laſſen, was er wünſcht und was er aus ihrem ſchönen Munde zu hören kaum erwarten dürfte: dergleichen wurden mit Hilarie'n auch wechſelsweiſe geleſen; und zwar, da es nur aus der einen Handſchrift geſchah, in welche man beiderſeits, um zu rechter Zeit einzufallen, hineinſchauen und zu dieſem Zweck Jedes das Bändchen anfaſſen müßte: ſo fand ſich, daß man, nahe ſitzend, nach und nach Perſon an Perſon, Hand an Hand immer näher rückte, und die Gelenke ſich ganz natürlich zuletzt im Verborgenen berührten.

Aber bei dieſen ſchönen Verhältniſſen, unter ſolchen daraus entſpringenden, äußerſten Annehmlichkeiten, fühlte Flavio eine ſchmerzliche Sorge, die er ſchlecht verbarg und, immerfort nach der Ankunft ſeines Vaters ſich ſehnend, zu bemerken gab, daß er Dieſem das Wichtigſte zu vertrauen habe. Dieſes Geheimniß indeß wäre, bei einigem Nachdenken, nicht ſchwer zu errathen geweſen. Jene reizende Frau mochte in einem bewegten, von dem zudringlichen Jüngling hervorgerufenen Momente den Unglücklichen entſchieden abgewieſen und die bisher hartnäckig behauptete Hoffnung aufgehoben und zerſtört haben. Eine Scene, wie Dieß zugegangen, wagten wir nicht zu ſchildern, aus Furcht, hier möchte uns die jugendliche Gluth ergreifen. Genug, er war ſo wenig bei ſich ſelbſt, daß er ſich eiligſt aus der Garniſon ohne Urlaub entfernte und, um ſeinen Vater aufzuſuchen, durch Nacht, Sturm und Regen nach dem Landgut ſeiner Tante verzweifelnd zu gelangen trachtete, wie wir ihn auch vor Kurzem haben ankommen ſehen. Die Folgen eines ſolchen Schrittes fielen ihm nun bei Rückkehr nüchterner Gedanken lebhaft auf, und er wußte, da der Vater immer länger ausblieb und er die einzige mögliche Vermittelung entbehren ſollte, ſich weder zu faſſen noch zu retten.

Wie erſtaunt und betroffen war er deßhalb, als ihm ein Brief ſeines Obriſten eingehändigt wurde, deſſen bekanntes Siegel er mit Zaudern und Bangigkeit auflöſ'te, der aber nach den freundlichſten Worten damit endigte, daß der ihm ertheilte Urlaub noch um einen Monat ſollte verlängert werden.

So unerklärlich nun auch dieſe Gunſt ſchien, ſo ward er doch dadurch von einer Laſt befreit, die ſein Gemüth faſt ängſtlicher als die verſchmähte Liebe ſelbſt zu drücken begann. Er fühlte nun ganz das Glück, bei ſeinen liebenswürdigen Verwandten ſo wohl aufgehoben zu ſein; er durfte ſich der Gegenwart Hilarie'ns erfreuen und war nach Kurzem in allen ſeinen angenehm geſelligen Eigenſchaften wieder hergeſtellt, die ihn der ſchönen Witwe ſelbſt ſowohl, als ihrer Umgebung, auf eine Zeit lang nothwendig gemacht hatten, und nur durch eine verwerfliche Forderung ihrer Hand für immer verſcheucht worden.

In ſolcher Stimmung konnte man die Ankunft des Vaters gar wohl erwarten; auch wurden ſie durch eintretende Naturereigniſſe zu einer thätigen Lebensweiſe aufgeregt. Das anhaltende Regenwetter, das ſie bisher in dem Schloß zuſammenhielt, hatte überall, in großen Waſſermaſſen niedergehend, Fluß um Fluß angeſchwellt; es waren Dämme gebrochen, und die Gegend unter dem Schloſſe lag als ein blanker See, aus welchem die Dorfſchaften, Meierhöfe größere und kleinere Beſitzthümer, zwar auf Hügeln gelegen, doch immer nur inſelartig hervorſchauten.

Auf ſolche zwar ſeltene, aber denkbare Fälle war man eingerichtet; die Hausfrau befahl, und die Diener führten aus. Nach der erſten allgemeinſten Beihülfe ward Brod gebacken, Stiere wurden geſchlachtet, Fiſcherkähne fuhren hin und her, Hülfe und Vorſorge nach allen Enden hin verbreitend. Alles fügte ſich ſchön und gut; das freundlich Gegebene ward freudig und dankbar aufgenommen; nur an einem Orte wollte man den austheilenden Gemeindevorſtehern nicht trauen: Flavio übernahm das Geſchäft und fuhr mit einem wohlbeladenen Kahn eilig und glücklich zur Stelle. Das einfache Geſchäft, einfach behandelt, gelang zum Beſten; auch entledigte ſich, weiterfahrend, unſer Jüngling eines Auftrags, den ihm Hilarie beim Scheiden gegeben. Gerade in den Zeitpunct dieſer Unglückstage war die Niederkunft einer Frau gefallen, für die ſich das ſchöne Kind beſonders intereſſirte. Flavio fand die Wöchnerinn, und brachte allgemeinen und dieſen beſondern Dank mit nach Hauſe. Dabei konnte es nun an mancherlei Erzählungen nicht fehlen. War auch Niemand umgekommen, ſo hatte man von wunderbaren Rettungen, von ſeltſamen, ſcherzhaften, ja lächerlichen Ereigniſſen viel zu ſprechen; manche nothgedrungene Zuſtände wurden intereſſant beſchrieben. Genug, Hilarie empfand auf ein Mal ein unwiderſtehliches Verlangen, gleichfalls eine Fahrt zu unternehmen, die Wöchnerinn zu begrüßen, zu beſchenken und einige heitere Stunden zu verleben.

Nach einigem Widerſtand der guten Mutter ſiegte endlich der freudige Wille Hilarie'ns, dieſes Abenteuer zu beſtehen; und wir wollen gern bekennen, in dem Laufe, die dieſe Begebenheiten uns bekannt geworden, einiger Maßen beſorgt geweſen zu ſein, es möge hier einige

Gefahr abschweben, ein Stranden, ein Umschlagen des Kahns, Lebensgefahr der Schönen, kühne Rettung von Seiten des Jünglings, um das lose geknüpfte Band noch fester zu ziehen. Aber von allem Diesem war nicht die Rede; die Fahrt lief glücklich ab; die Wöchnerinn ward besucht und beschenkt. Die Gesellschaft des Arztes blieb nicht ohne gute Wirkung; und wenn hier und da ein kleiner Anstoß sich hervorthat, wenn der Anschein eines gefährlichen Moments die Fortruderuden zu beunruhigen schien, so endete Solches nur mit neckendem Scherz, daß Eins dem Andern eine ängstliche Miene, eine größere Verlegenheit, eine furchtsame Geberde wollte abgemerkt haben. Indessen war das wechselseitige Vertrauen bedeutend gewachsen; die Gewohnheit, sich zu sehen und unter allen Umständen zusammen zu sein, hatte sich verstärkt, und die gefährliche Stellung, wo Verwandtschaft und Neigung zum wechselseitigen Annähern und Festhalten sich berechtigt glauben, ward immer bedenklicher.

Anmuthig sollten sie jedoch auf solchen Liebeswegen immer weiter und weiter verlockt werden. Der Himmel klärte sich auf; eine gewaltige Kälte, der Jahreszeit gemäß, trat ein; die Wasser gefroren, ehe sie verlaufen konnten. Da veränderte sich das Schauspiel der Welt vor allen Augen auf ein Mal; was durch Fluthen erst getrennt war, hing nunmehr durch befestigten Boden zusammen, und alsobald that sich als erwünschte Vermittlerinn die schöne Kunst hervor, welche die ersten raschen Wintertage zu verherrlichen und neues Leben in das Erstarrte zu bringen im hohen Norden erfunden worden. Die Rüstkammer öffnete sich; Jedermann suchte nach seinen gezeichneten Stahlschuhen, begierig, die reine glatte Fläche, selbst mit einiger Gefahr, als der Erste zu beschreiten. Unter den Hausgenossen fanden sich viele zu höchster Leichtigkeit Geübte; denn dieses Vergnügen ward ihnen fast jedes Jahr auf benachbarten See'n und verbindenden Canälen, dieß Mal aber in der fernhin erweiterten Fläche.

Flavio fühlte sich nun erst durch und durch gesund, und Hilarie, seit ihren frühesten Jahren von dem Oheim eingeleitet, bewies sich so lieblich als kräftig auf dem neu erschaffenen Boden; man bewegte sich lustig und lustiger bald zusammen, bald einzeln, bald getrennt, bald vereint. Scheiden und meiden, was sonst so schwer auf's Herz fällt, ward hier zum kleinen scherzhaften Frevel; man sah sich, um sich einander augenblicks wiederzufinden.

Aber innerhalb dieser Lust und Freudigkeit bewegte sich auch eine Welt des Bedürfnisses; immer waren bisher noch einige Ortschaften nur halb versorgt geblieben; eilig flogen nunmehr auf tüchtig bespannten Schlitten die nöthigsten Waaren hin und wieder; und was der Gegend noch mehr zu Gute kam, war, daß man aus manchen der vorübergehenden Hauptstraße allzu fernen Orten nunmehr schnell die Erzeugnisse des Feldbaues und der Landwirthschaft in die nächsten Magazine der Städte und kleinen Flecken bringen und von dorther aller Art Waaren zurückführen konnte. Nun war auf ein Mal eine bedrängte, den bittersten Mangel empfindende Gegend wieder befreit, wieder versorgt, durch eine glatte, dem Geschickten, dem Kühnen geöffnete Fläche verbunden.

Auch das junge Paar unterließ nicht, bei verwaltendem Vergnügen mancher Pflichten einer liebevollen Anhänglichkeit zu gedenken. Man besuchte jene Wöchnerinn, begabte sie mit allem Nothwendigen; auch Andere wurden heimgesucht: Alte, für deren Gesundheit man besorgt gewesen; Geistliche, mit denen man erbauliche Unterhaltung sittlich zu pflegen gewohnt war und sie jetzt in dieser Prüfung noch achtungswerther fand; kleinere Gutsbesitzer, die kühn genug vor Zeiten sich in gefährliche Niederungen angebaut, dieß Mal aber, durch wohlangelegte Dämme geschützt, unbeschädigt geblieben — und nach grenzenloser Angst sich ihres Daseins doppelt erfreuten. Jeder Hof, jedes Haus, jede Familie, jeder Einzelne hatte seine Geschichte; er war sich und auch wohl Andern eine bedeutende Person geworden; deßwegen fiel auch einer dem andern Erzählenden leicht in die Rede. Eilig war Jeder im Sprechen und Handeln, Kommen und Gehen; denn es blieb immer die Gefahr, ein plötzliches Thauwetter möchte den ganzen schönen Kreis glücklichen Wechselwirkens zerstören, die Wirthe bedrohen und die Gäste vom Hause abschneiden.

War man den Tag in so rascher Bewegung und dem lebhaftesten Interesse beschäftigt, so verlieh der Abend auf ganz andere Weise die angenehmsten Stunden; denn Das hat die Eislust vor allen andern körperlichen Bewegungen voraus, daß die Anstrengung nicht erhitzt und die Dauer nicht ermüdet. Sämmtliche Glieder scheinen gelenker zu werden und jedes Verwenden der Kraft neue Kräfte zu erzeugen, so daß zuletzt eine selig bewegte Ruhe über uns kommt, in der wir uns zu wiegen immerfort gelockt sind.

Heute nun konnte sich unser junges Paar von dem glatten Boden nicht loslösen; jeder Lauf gegen das erleuchtete Schloß, wo sich schon viele Gesellschaft versammelte, ward plötzlich umgewendet und eine Rückkehr in's Weite beliebt; man mochte sich nicht von einander entfernen, aus Furcht, sich zu verlieren; man faßte

ſich bei der Hand, um der Gegenwart ganz gewiß zu ſein. Am Allerſüßeſten aber ſchien die Bewegung, wenn über den Schultern die Arme verſchränkt ruhten und die zierlichen Finger unbewußt in beiderſeitigen Locken ſpielten.

Der volle Mond ſtieg zu dem glühenden Sternenhimmel herauf und vollendete das Magiſche der Umgebung. Sie ſahen ſich wieder deutlich und ſuchten wechſelſeitig in den beſchatteten Augen Erwiederung wie ſonſt, aber es ſchien anders zu ſein. Aus ihren Abgründen ſchien ein Licht hervorzublicken und anzudeuten, was der Mund weislich verſchwieg; ſie fühlten ſich Beide in einem feſtlich behaglichen Zuſtande.

Alle hochſtämmigen Weiden und Erlen an den Gräben, alles niedrige Gebüſch auf Höhen und Hügeln war deutlich geworden; die Sterne flammten, die Kälte war gewachſen, ſie fühlten Nichts davon und fuhren dem lang daher glizzernden Widerſchein des Mondes, unmittelbar dem himmliſchen Geſtirn ſelbſt entgegen. Da blickten ſie auf und ſahen im Geſtimmer des Widerſcheins die Geſtalt eines Mannes hin- und herſchweben, der ſeinen Schatten zu verfolgen ſchien und ſelbſt dunkel, vom Lichtglanz umgeben, auf ſie zuſchritt; unwillkürlich wendeten ſie ſich ab; Jemandem zu begegnen wäre widerwärtig geweſen. Sie vermieden die ſich immerfort hin und her bewegende Geſtalt und ſchienen nicht bemerkt zu ſein. Sie verfolgten ihren geraden Weg nach dem Schloſſe; doch verließ ſie auf ein Mal dieſe ruhige Faſſung; denn die Geſtalt umkreiſte mehr als ein Mal das bedrängte Paar. Zufällig hatten ſie die Schattenſeite gewonnen; Jener, vom vollen Mondglanz beleuchtet, fuhr gerade auf ſie zu; er ſtand nah vor ihnen; es war unmöglich, den Vater zu verkennen.

Hilarie, den Schritt anhaltend, verlor in Ueberraſchung das Gleichgewicht und ſtürzte zu Boden; Flavio lag zu gleicher Zeit auf einem Knie, und faßte ihr Haupt in ſeinen Schooß auf; ſie verbarg ihr Angeſicht, ſie wußte nicht, wie ihr geworden war. — „Ich hole einen Schlitten; dort unten fährt noch einer vorüber; ich hoffe, ſie hat ſich nicht beſchädigt; hier, bei dieſen hohen drei Erlen ſind' ich Euch wieder!“ ſo ſprach der Vater und war ſchon weit hinweg. Hilarie raffte ſich an dem Jüngling empor. — „Laß uns fliehen;“ rief ſie, „Das ertrag' ich nicht!“ — Sie bewegte ſich nach der Gegenſeite des Schloſſes heftig, daß Flavio ſie nur mit einiger Anſtrengung erreichte; er gab ihr die freundlichſten Worte.

Auszumalen iſt nicht die innere Geſtalt der Drei, nunmehr nächtlich auf der glatten Fläche im Mondſchein Verirrten, Verwirrten. Genug, ſie gelangten ſpät nach dem Schloſſe, das junge Paar einzeln, ſich nicht zu berühren, ſich nicht zu nähern wagend, der Vater mit dem leeren Schlitten, den er vergebens in's Weite und Breite hülfreich herumgeführt hatte. Muſik und Tanz war ſchon im Gange; Hilarie, unter dem Vorwand ſchmerzlicher Folgen eines ſchlimmen Falles, verbarg ſich in ihr Zimmer; Flavio überließ Vortanz und Anordnung ſehr gern einigen jungen Geſellen, die ſich deren bei ſeinem Außenbleiben ſchon bemächtigt hatten. Der Major kam nicht zum Vorſchein und fand es wunderlich, obgleich nicht unerwartet, ſein Zimmer wie bewohnt anzutreffen; die eigenen Kleider, Wäſche und Geräthſchaften, nur nicht ſo ordentlich, wie er's gewohnt war, umherliegend. Die Hausfrau verſah mit anſtändigem Zwang ihre Pflichten; und wie froh war ſie, als alle Gäſte, ſchicklich untergebracht, ihr endlich Raum ließen, mit dem Bruder ſich zu erklären! Es war bald gethan; doch brauchte es Zeit, ſich von der Ueberraſchung zu erholen, das Unerwartete zu begreifen, die Zweifel zu heben, die Sorge zu beſchwichtigen; an Leitung des Knechts, an Befreiung des Geiſtes war nicht ſogleich zu denken.

Unſere Leſer überzeugen ſich wohl, daß von dieſem Puncte an wir beim Vortrag unſerer Geſchichte nicht mehr darſtellend, ſondern erzählend und betrachtend verfahren müſſen, wenn wir in die Gemüthszuſtände, auf welche jetzt Alles ankommt, eindringen und ſie uns vergegenwärtigen wollen.

Wir berichten alſo zuerſt, daß der Major, ſeitdem wir ihn aus den Augen verloren, ſeine Zeit fortwährend jenem Familien-Geſchäft gewidmet, dabei aber, ſo ſchön und einfach es auch verlag, doch in manchem Einzelnen auf unerwartete Hinderniſſe traf; wie es denn überhaupt ſo leicht nicht möglich iſt, einen alten verworrenen Zuſtand zu entwickeln und die vielen verſchränkten Fäden auf einen Knaul zu winden. Da er nun deßhalb den Ort öfters verändern mußte, um bei verſchiedenen Stellen und Perſonen die Angelegenheit zu betreiben, ſo gelangten die Briefe der Schweſter nur langſam und unordentlich zu ihm. Die Verirrung des Sohnes und deſſen Krankheit erfuhr er zuerſt; dann hörte er von einem Urlaub, den er nicht begriff. Daß Hilarie'ns Neigung im Umwenden begriffen ſei, blieb ihm verborgen; denn wie hätte die Schweſter ihm davon unterrichten mögen?

Auf die Nachricht der Ueberſchwemmung beſchleunigte er ſeine Reiſe, kam jedoch erſt nach eingefallenem Froſt in die Nähe der Eisfelder, ſchaffte ſich Schlittſchuhe, ſendete Knechte und Pferde durch einen Umweg nach dem Schloſſe; und, ſich mit raſchem Lauf dorthin bewegend,

gelangte er, die erleuchteten Fenster schon von ferne schauend, in einer taglichten Nacht zum unerfreulichsten Anschauen, und war mit sich selbst in die unangenehmste Verwirrung gerathen.

Der Uebergang von innerer Wahrheit zum äußern Wirklichen ist im Contrast immer schmerzlich; und sollte Lieben und Bleiben nicht eben die Rechte haben, wie Scheiden und Meiden? Und doch, wenn sich Eins vom Andern losreißt, entsteht in der Seele eine ungeheure Kluft, in der schon manches Herz zu Grunde ging. Ja, der Wahn hat, so lange er dauert, eine unüberwindliche Wahrheit, und nur männliche, tüchtige Geister werden durch Erkennen eines Irrthums erhöht und gestärkt. Eine solche Entdeckung hebt sie über sich selbst; sie stehen über sich erhoben und blicken, indem der alte Weg versperrt ist, schnell umher nach einem neuen, um ihn alsofort frisch und muthig anzutreten.

Unzählig sind die Verlegenheiten, in welche sich der Mensch in solchen Augenblicken versetzt sieht; unzählig die Mittel, welche eine erfinderische Natur innerhalb ihrer eigenen Kräfte zu entdecken, sodann aber auch, wenn diese nicht auslangen, außerhalb ihres Bereichs freundlich anzudeuten weiß.

Zu gutem Glück jedoch war der Major durch ein halbes Bewußtsein, ohne sein Wollen und Trachten, schon auf einen solchen Fall im Tiefsten vorbereitet. Seitdem er den cosmetischen Kammerdiener verabschiedet, sich seinem natürlichen Lebensgange wieder überlassen, auf den Schein Ansprüche zu machen aufgehört hatte, empfand er sich am eigentlichen körperlichen Behagen einiger Maßen verkürzt. Er empfand das Unangenehme eines Ueberganges vom ersten Liebhaber zum zärtlichen Vater; und doch wollte diese Rolle immer mehr und mehr sich ihm aufdringen. Die Sorgfalt für das Schicksal Hilarie's ob und der Seinigen trat immer zuerst in seinen Gedanken hervor, bis das Gefühl von Liebe, von Hang, von Verlangen annähernder Gegenwart sich erst später entfaltete. Und wenn er sich Hilarie'n in seinen Armen dachte, so war es ihr Glück, was er beherzigte, das er ihr zu schaffen wünschte, mehr als die Wonne, sie zu besitzen. Ja, er mußte sich, wenn er ihres Andenkens rein genießen wollte, zuerst ihre himmlisch ausgesprochene Neigung, er mußte jenen Augenblick denken, wo sie sich ihm so unverhofft gewidmet hatte.

Nun aber, da er in klarster Nacht ein vereintes junges Paar vor sich gesehen, die Liebenswürdigste zusammenstürzend, in dem Schooße des Jünglings, Beide seiner verheißenen hülfreichen Wiederkunft nicht achtend, ihn an dem genau bezeichneten Orte nicht erwartend, verschwunden in die Nacht, und er sich selbst im düstersten Zustande überlassen: wer fühlte Das mit, und verzweifelte nicht in seiner Seele?

Die an Vereinigung gewöhnte, auf nähere Vereinigung hoffende Familie hielt sich bestürzt auseinander; Hilarie blieb hartnäckig auf ihrem Zimmer, der Major nahm sich zusammen, von seinem Sohne den frühern Hergang zu erfahren. Das Unheil war durch einen weiblichen Frevel der schönen Witwe verursacht. Um ihren bisher leidenschaftlichen Verehrer Flavio einer andern Liebenswürdigen, welche Absicht auf ihn verrieth, nicht zu überlassen, wendet sie mehr scheinbare Gunst, als billig ist, an ihn. Er, dadurch aufgeregt und ermuthigt, sucht seine Zwecke heftig bis in's Ungehörige zu verfolgen, worüber denn erst Widerwärtigkeit und Zwist, darauf ein entschiedener Bruch dem ganzen Verhältniß unwiederbringlich ein Ende macht.

Väterlicher Milde bleibt Nichts übrig, als die Fehler der Kinder, wenn sie traurige Folgen haben, zu bedauern und, wo möglich, herzustellen; gethan sie löslicher, als zu bessern war, vorüber, sie zu verzeihen und zu vergessen. Nach wenigem Bedenken und Bereden ging Flavio sodann, um an der Stelle seines Vaters Manches zu besorgen, auf die übernommenen Güter, und sollte dort bis zum Ablauf seines Urlaubs verweilen, dann sich wieder an's Regiment anschließen, welches indessen in eine andere Garnison verlegt worden.

Eine Beschäftigung mehrerer Tage war es für den Major, Briefe und Pakete zu eröffnen, welche sich während seines längern Ausbleibens bei der Schwester gehäuft hatten. Unter Anderm fand er ein Schreiben jenes cosmetischen Freundes, des wohl conservirten Schauspielers. Dieser, durch den verabschiedeten Kammerdiener benachrichtigt von dem Zustande des Majors und von dem Vorsatze, sich zu verheirathen, trug mit der besten Laune die Bedenklichkeiten vor, die man bei einem solchen Unternehmen vor Augen haben sollte; er behandelte die Angelegenheit auf seine Weise und gab zu bedenken, daß für einen Mann in gewissen Jahren das sicherste cosmetische Mittel sei, sich des schönen Geschlechts zu enthalten und einer löblichen bequemen Freiheit zu genießen. Nun zeigte der Major lächelnd das Blatt seiner Schwester, zwar scherzend, aber doch ernstlich genug auf die Wichtigkeit des Inhalts hindeutend. Auch war ihm indessen ein Gedicht eingefallen, dessen rhythmische Ausführung uns nicht gleich beigeht, dessen Inhalt jedoch durch zierliche Gleichnisse und anmuthige Wendung sich auszeichnete:

„Der späte Mond, der zur Nacht noch an-

ſtändig leuchtet, verblaßt vor der aufgehenden Sonne; der Liebeswahn des Alters verſchwindet in Gegenwart leidenſchaftlicher Jugend; die Fichte, die im Winter friſch und kräftig erſcheint, ſteht im Frühling verdünnt und mißfärbig aus neben hellaufgrünender Birke."

Wir woken jedoch weder Philoſophie noch Poeſie als die entſcheidenden Helferinnen zu einer endlichen Entſchließung hier vorzüglich preiſen; denn wie ein kleines Ereigniß die wichtigſten Folgen haben kann, ſo entſcheidet es auch oft, wo ſchwankende Geſinnungen obwalten, die Waage dieſer oder jener Seite zuneigend. Dem Major war vor Kurzem ein Vorderzahn ausgefallen und er fürchtete, den zweiten zu verlieren. An eine künſtlich ſcheinbare Wiederherſtellung war bei ſeinen Geſinnungen nicht zu denken, und mit dieſem Mangel um eine junge Geliebte zu werben, fing an, ihm ganz erniedrigend zu ſcheinen, beſonders jetzt, da er ſich mit ihr unter *einem* Dach befand. Früher oder ſpäter hätte vielleicht ein ſolches Ereigniß wenig gewirkt, gerade in dieſem Augenblicke aber trat ein ſolcher Moment ein, der einem jeden, an eine geſunde Vollſtändigkeit gewöhnten Menſchen höchſt widerwärtig begegnen muß. Es iſt ihm, als wenn der Schlußſtein ſeines organiſchen Weſens entfremdet wäre, und das übrige Gewölbe nun auch nach und nach zuſammenzuſtürzen drohte.

Wie Dem auch ſei, der Major unterhielt ſich mit ſeiner Schweſter gar bald einſichtig und verſtändig über die ſo verwirrt ſcheinende Angelegenheit; ſie mußten Beide bekennen, daß ſie eigentlich nur durch einen Umweg an's Ziel gelangt ſeien, ganz nahe daran, von dem ſie ſich zufällig durch äußern Anlaß, durch Irrthum eines unerfahrnen Kindes verleitet, unbedachtſam entfernt; ſie fanden Nichts natürlicher, als auf dieſem Wege zu verharren, eine Verbindung beider Kinder einzuleiten und ihnen ſodann jede elterliche Sorgfalt, wozu ſie ſich die Mittel zu verſchaffen gewußt, treu und unabläſſig zu widmen. Völlig in Uebereinſtimmung mit dem Bruder ging die Baronin zu Hilarie'n in's Zimmer. Dieſe ſaß am Flügel, zu eig'ner Begleitung ſingend und die eintretende Begrüßende mit heiterm Blick und Bewegung zum Anhören gleichſam einladend. Es war ein angenehmes, beruhigendes Lied, das eine Stimmung der Sängerinn ausſprach, die nicht beſſer wäre zu wünſchen geweſen. Nachdem ſie geendigt hatte, ſtand ſie auf, und ehe die ältere Bedächtige ihren Vortrag beginnen konnte, fing ſie zu ſprechen an: „Beſte Mutter! es war ſchön, daß wir über die wichtigſte Angelegenheit ſo lange geſchwiegen. Ich danke Ihnen, daß Sie bis jetzt dieſe Saite nicht berührten; nun aber iſt es wohl Zeit, ſich zu erklären, wenn es Ihnen gefällig iſt. Wie denken Sie ſich die Sache?"

Die Baroninn, höchſt erfreut über die Ruhe und Milde, zu der ſie ihre Tochter geſtimmt fand, begann ſogleich ein verſtändiges Darlegen der frühern Zeit, der Perſönlichkeit ihres Bruders und ſeiner Verdienſte; ſie gab den Eindruck zu, den der einzige Mann von Werth, der einem jungen Mädchen ſo nahe bekannt geworden, auf ein freies Herz nothwendig machen müſſe, und ſich daraus, ſtatt kindlicher Ehrfurcht und Vertrauen, gar wohl eine Neigung, die als Liebe, als Leidenſchaft ſich zeige, entwickeln könne. Hilarie hörte aufmerkſam zu und gab durch bejahende Mienen und Zeichen ihre völlige Einſtimmung zu erkennen; die Mutter ging auf den Sohn über, und Jene ließ ihre langen Augenwimpern ſinken. Und wenn die Rednerinn nicht ſo rühmliche Argumente für den Jüngern fand, als ſie für den Vater anzuführen gewußt hatte, ſo hielt ſie ſich hauptſächlich an die Aehnlichkeit Beider, an den Vorzug, den Dieſem die Jugend gebe, der zugleich, als vollkommen gattlicher Lebensgefährte gewählt, die völlige Verwirklichung des väterlichen Daſeins von der Zeit wie billig verſpräche. Auch hier ſchien Hilarie gleichſtimmig zu denken, obſchon ein etwas ernſterer Blick und ein manchmal niederſchauendes Auge eine gewiſſe, in dieſem Fall höchſt natürliche Bewegung verriethen. Auf die äußern, glücklichen, gewiſſer Maßen gebietenden Umſtände, lenkte ſich hierauf der Vortrag. Der abgeſchloſſene Vergleich, der ſchöne Gewinn für die Gegenwart, die nach manchen Seiten hin ſich erweiternden Ausſichten, Alles ward völlig der Wahrheit gemäß vor Augen geſtellt, da es zuletzt auch an Winken nicht fehlen konnte, wie Hilarie'n ſelbſt erinnerlich ſein müſſe, daß ſie früher dem mit ihr heranwachſenden Vetter, und wenn auch nur wie im Scherze, ſei verlobt geweſen. Aus alle dem Vorgeſagten zog nun die Mutter den ſich ſelbſt ergebenden Schluß, daß nun, mit ihrer und des Oheims Einwilligung, die Verbindung der jungen Leute ungeſäumt ſtattfinden könne.

Hilarie, ruhig blickend und ſprechend, erwiederte darauf: Sie könne dieſe Folgerung nicht ſogleich gelten laſſen, und führte gar ſchön und anmuthig dagegen an, was ein zartes Gemüth gewiß mit ihr gleich empfinden wird, und das wir mit Worten auszuführen nicht unternehmen.

Vernünftige Menſchen, wenn ſie etwas Verſtändiges ausgeſonnen, wie dieſe oder jene Verlegenheit zu beſeitigen wäre, dieſer oder jener Zweck zu erreichen ſein möchte, und dafür ſich alle denklichen Argumente verdeutlicht und geordnet, ſähen ſich höchſt unangenehm betroffen

Da lachte die Vergifterinn noch:
Ha! sie pfeift auf dem letzten Loch,
Als hätte sie Lieb' im Leibe.

Chorus.

Als hätte sie Lieb' im Leibe.

Siebel.

Wie sich die platten Bursche freuen!
Es ist mir eine rechte Kunst,
Den armen Ratten Gift zu streuen!

Brander.

Sie steh'n wohl sehr in deiner Gunst?

Altmayer.

Der Schmerbauch mit der kahlen Platte!
Das Unglück macht ihn zahm und mild;
Er sieht in der geschwollnen Ratte
Sein ganz natürlich Ebenbild.

wenn Diejenigen, die zu eigenem Glücke mitwirken sollten, völlig andern Sinnes gefunden werden, und aus Gründen, die tief im Herzen ruhen, sich Demjenigen widersetzen, was so löblich als nöthig ist. Man wechselte Reden, ohne sich zu überzeugen; das Verständige wollte nicht in das Gefühl eindringen, das Gefühlte wollte sich dem Nützlichen, dem Nothwendigen nicht fügen; das Gespräch erhitzte sich, die Schärfe des Verstandes traf das schon verwundete Herz, das nun nicht mehr mäßig, sondern leidenschaftlich seinen Zustand an den Tag gab, so daß zuletzt die Mutter selbst vor der Hoheit und Würde des jungen Mädchens erstaunt zurückzog, als sie mit Energie und Wahrheit das Unschickliche, ja Verbrecherische einer solchen Verbindung hervorhob.

In welcher Verwirrung die Baronin zu dem Bruder zurückkehrte, läßt sich denken; vielleicht auch, wenn gleich nicht vollkommen, nachempfunden, was der Major, der von dieser entschiedenen Weigerung im Innersten geschmeichelt, zwar hoffnungslos, aber getröstet vor der Schwester stand, sich von jener Beschämung entwunden und so dieses Ereigniß, das ihm zur zartesten Ehrensache geworden war, in seinem Innern ausgeglichen fühlte. Er verbarg diesen Zustand augenblicklich seiner Schwester und versteckte seine schmerzliche Zufriedenheit hinter eine in diesem Falle ganz natürliche Aeußerung: man müsse Nichts übereilen, sondern dem guten Kinde Zeit lassen, den eröffneten Weg, der sich nunmehr gewisser Maßen selbst verstünde, freiwillig einzuschlagen.

Nun aber können wir kaum unsern Lesern zumuthen, aus diesen ergreifenden, innern Zuständen in das Aeußere überzugehen, worauf doch jetzt soviel ankam. Indeß die Baronin ihrer Tochter alle Freiheit ließ, mit Musik und Gesang, mit Zeichnen und Sticken ihre Tage angenehm zu verbringen, auch mit Lesen und Vorlesen sich und die Mutter zu unterhalten, so beschäftigte sich der Major, bei eintretendem Frühjahr die Familien-Angelegenheiten in Ordnung zu bringen; der Sohn, der sich in der Folge als einen reichen Besitzer und, wie er gar nicht zweifeln konnte, als glücklichen Gatten Hilarie's erblickte, fühlte nun erst ein militärisches Bestreben nach Ruhm und Rang, wenn der androhende Krieg hereinbrechen sollte. Und so glaubte man in augenblicklicher Beruhigung als gewiß voraussetzen zu können, daß dieses Räthsel, welches nur noch an Eine geknüpft schien, sich bald aufhellen und auseinander legen würde.

Leider aber war in dieser anscheinenden Ruhe keine Beruhigung zu finden. Die Baronin wartete tagtäglich, aber vergebens, auf die Sinnesänderung ihrer Tochter, die zwar mit Bescheidenheit und selten, aber doch, bei entscheidendem Anlaß, mit Sicherheit zu erkennen gab: sie bleibe so fest bei ihrer Ueberzeugung, als nur Einer sein kann, dem Etwas innerlich wahr geworden, es möge nun mit der ihn umgebenden Welt im Einklang stehen oder nicht. Der Major empfand sich zwiespältig, er würde sich immer verletzt fühlen, wenn Hilarie sich wirklich für den Sohn entschiede; entschiede sie sich aber für ihn selbst, so war er ebenso überzeugt, daß er ihre Hand ausschlagen müsse.

Bedauern wir den guten Mann, dem diese Sorgen, diese Qualen wie ein beweglicher Nebel unablässig vorschwebten, bald als Hintergrund, auf welchem sich die Wirklichkeiten und Beschäftigungen des dringenden Tages hervorhoben, bald heraustretend und alles Gegenwärtige bedeckend. Ein solches Wanken und Schweben bewegte sich vor den Augen seines Geistes; und wenn ihn der fordernde Tag zu rascher, wirksamer Thätigkeit aufbot, so war es bei nächtlichem Erwachen, wo alles Widerwärtige, gestaltet und immer umgestaltet, im unerfreulichsten Kreis sich in seinem Innern umwälzte. Dieß ewig wiederkehrende Unabweisbare brachte ihn in einen Zustand, den wir fast Verzweiflung nennen dürften, weil Handeln und Schaffen, die sich sonst als Heilmittel für solche Lagen am Sichersten bewährten, hier kaum lindernd, geschweige denn befriedigend wirken wollten.

In solcher Lage erhielt unser Freund von unbekannter Hand ein Schreiben mit Einladung in das Posthaus des nahe gelegenen Städtchens, wo ein eilig Durchreisender ihn dringend zu sprechen wünschte. Er, bei seinen vielfachen Geschäfts- und Weltverhältnissen an Dergleichen gewöhnt, säumte um so weniger, als ihm die freie, flüchtige Hand einiger Maßen erinnerlich schien. Ruhig und gefaßt, nach seiner Art, begab er sich an den bezeichneten Ort, als in der bekannten, fast bäuerischen Oberstube die schöne Witwe ihm entgegentrat, schöner und anmuthiger, als er sie verlassen hatte. War es, daß unsere Einbildungskraft nicht fähig ist, das Vorzüglichste festzuhalten und völlig wieder zu vergegenwärtigen, oder hatte wirklich ein bewegterer Zustand ihr mehreren Reiz gegeben: genug, es bedurfte doppelter Fassung, sein Erstaunen, seine Verwirrung unter dem Schein allgemeinster Höflichkeit zu verbergen; er grüßte sie verbindlich mit verlegener Kälte.

„Nicht so, mein Bester!" rief sie aus, „keineswegs hab' ich Sie zwischen diese geweißten Wände, in diese höchst unedle Umgebung berufen; ein so schlechter Hausrath fordert nicht auf, sich höflich zu unterhalten. Ich befreie meine Brust von einer schweren Last, indem ich sage, bekenne: „In Ihrem Hause hab' ich

viel Unheil angerichtet." — Der Major trat stutzend zurück. — „Ich weiß Alles," fuhr sie fort, „wir brauchen uns nicht zu erklären; Sie und Hilarien, Hilarien und Flavio, ihre gute Schwester, sie Alle bedaure ich." Die Sprache schien ihr zu stocken; die herrlichsten Augenwimpern konnten hervorquellende Thränen nicht zurückhalten; ihre Wange röthete sich, sie war schöner als jemals. In äußerster Verwirrung stand der alte Mann vor ihr; ihn durchdrang eine unbekannte Rührung. „Setzen wir uns," sagte, die Augen trocknend, das allerliebste Wesen. „Verzeihen Sie mir; bedauern Sie mich; Sie sehen, wie ich bestraft bin!" Sie hielt ihr gesticktes Tuch abermals vor die Augen und verbarg, wie bitterlich sie weinte.

„Klären Sie mich auf, meine Gnädige!" sprach er mit Hast — „Nichts von gnädig!" entgegnete sie himmlisch lächelnd; „nennen Sie mich Ihre Freundinn; Sie haben keine treuere. Und also, mein Freund, ich weiß Alles, ich kenne die Lage der ganzen Familie genau, aller Gesinnungen und Leiden bin ich vertraut." — „Was konnte Sie bis auf diesen Grad unterrichten?" — „Selbstbekenntnisse. — Diese Hand wird Ihnen nicht fremd sein." Sie wies ihm einige entfaltete Briefe hin. — „Die Hand meiner Schwester, Briefe, mehrere, der nachlässigen Schrift nach, vertraute! Haben Sie je mit ihr in Verhältniß gestanden?" „Unmittelbar nicht, mittelbar seit einiger Zeit; hier die Aufschrift — An ***." „Ein neues Räthsel, an Macarie'n, die schweigsamste aller Frauen." — „Deßhalb aber doch die Vertraute, der Beichtiger aller bedrängten Seelen, aller Derer, die sich selbst verloren haben, sich wieder zu finden wünschten und nicht wissen wo." — „Gott sei Dank!" rief er aus, „daß sich eine solche Vermittelung gefunden hat. Mir wollt' es nicht ziemen, sie anzustehen. Ich segne meine Schwester, daß sie es that; denn auch mir sind Beispiele bekannt, daß jene Treffliche, im Vorhalten eines sittlich-magischen Spiegels, durch die äußere verworrene Gestalt irgend einem Unglücklichen sein rein schönes Innere gewiesen und ihn auf ein Mal erst mit sich selbst befriedigt und zu einem neuen Leben aufgefordert hat." —

„Diese Wohlthat erzeigte sie auch mir," versetzte die Schöne; und in diesem Augenblick fühlte unser Freund, wenn es ihm auch nicht klar wurde, dennoch entschieden, daß aus dieser sonst in ihrer Eigenheit abgeschlossenen, merkwürdigen Person sich ein sittlich-schönes, theilnehmendes und theilgebendes Wesen hervorthat. — „Ich war nicht unglücklich, aber unruhig," fuhr sie fort; „ich gehörte mir selbst nicht recht mehr an, und Das heißt denn doch am Ende nicht glücklich sein. Ich gefiel mir selbst nicht mehr, ich mochte mich vor dem Spiegel zurecht rücken, wie ich wollte, es schien mir immer, als wenn ich mich zu einem Masken-Ball herausputzte; aber seitdem sie mir ihren Spiegel verheißen, sein ich gewahr wurde, wie man sich von innen selbst schmücken könne, komm' ich mir wieder recht schön vor." Sie sagte Das zwischen Lächeln und Weinen, und war, man mußte es zugeben, mehr als liebenswürdig. Sie erschien achtungswerth und werth einer ewigen treuen Anhänglichkeit.

„Und nun, mein Freund, fassen wir uns kurz: hier sind die Briefe! sie zu lesen und wieder zu lesen, sich zu bedenken, sich zu bereiten, bedürften Sie allenfalls einer Stunde, mehr, wenn Sie wollen; alsdann werden mit wenigen Worten unsere Zustände sich entscheiden lassen."

Sie verließ ihn, um in dem Garten auf- und abzugehen; er entfaltete nun einen Briefwechsel der Baroninn mit Macarie'n, dessen Inhalt wir summarisch andeuten. Jene beklagt sich über die schöne Witwe. Wie eine Frau die andere ansieht und scharf beurtheilt, geht hervor. Eigentlich ist nur vom Aeußern und von Aeußerungen die Rede, nach dem Innern wird nicht gefragt.

Hierauf von Seiten Macarie'ns eine mildere Beurtheilung. Schilderung eines solchen Wesens von innen heraus. Das Aeußere erscheint, als Folge von Zufälligkeiten, kaum zu tadeln, vielleicht zu entschuldigen. Nun berichtet die Baroninn von der Raserei und Tollheit des Sohns, der wachsenden Neigung des jungen Paar's, von der Ankunft des Vaters, der entschiedenen Weigerung Hilarie'ns. Ueberall finden sich Erwiederungen Macarie'ns von reiner Billigkeit, die aus der gründlichen Ueberzeugung stammt, daß hieraus eine sittliche Besserung entstehen müsse. Sie übersendet zuletzt den ganzen Briefwechsel der schönen Frau, deren himmelschönes Innere nun hervortritt und das Aeußere zu verherrlichen beginnt. Das Ganze schließt mit einer dankbaren Erwiederung an Macarie'n.

Sechstes Capitel.

Wilhelm an Lenardo.

Endlich, theuerster Freund, kann ich sagen: sie ist gefunden, und zu Ihrer Beruhigung darf ich hinzusetzen, in einer Lage, wo für das gute Wesen Nichts weiter zu wünschen übrig bleibt. Lassen Sie mich im Allgemeinen reden. Ich schreibe noch hier an Ort und Stelle, wo ich Alles vor Augen habe, wovon ich Rechenschaft geben soll.

Häuslicher Zustand auf Frömmigkeit gegründet, durch Fleiß und Ordnung belebt und er-

halten, nicht zu eng, nicht zu weit, im glücklichen Verhältniß zu den Fähigkeiten und Kräften. Um sie her bewegt sich ein Kreislauf von Handarbeitenden im reinsten, anfänglichsten Sinne; hier ist Beschränktheit und Wirkung in die Ferne, Umsicht und Mäßigung, Unschuld und Thätigkeit. Nicht leicht habe ich mich in einer angenehmern Gegenwart gesehen, über welche eine heitere Aussicht auf die nächste Zeit und die Zukunft waltet. Dieses zusammen betrachtet, möchte wohl hinreichend sein, einen jeden Theilnehmenden zu beruhigen.

Ich darf daher in Erinnerung alles Dessen, was unter uns besprochen worden, auf das Dringendste bitten: der Freund möge es bei dieser allgemeinen Schilderung belassen, solche allenfalls in Gedanken ausmalen, dagegen aber aller weitern Nachforschung entsagen und sich dem großen Lebensgeschäfte, in das er nun wahrscheinlich vollkommen eingeweiht sein wird, auf die lebhafteste Weise widmen!

Ein Duplicat dieses Briefes sende an Herrlie'n, das andere an den Abbé, der, wie ich vermuthe, am Sichersten weiß, wo Sie zu finden sind. An diesen geprüften, im Geheimen und Offenbaren immer gleich zuverlässigen Freund schreibe ich noch Einiges, welches er mittheilen wird; besonders bitte, was mich selbst betrifft, mit Antheil zu betrachten und mit frommen, treuen Wünschen mein Vorhaben zu fördern.

Wilhelm an den Abbé.

Wenn mich nicht Alles trügt, so ist Lenardo, der höchstwerthzuschätzende, gegenwärtig in Euerer Mitte, und ich sende deßhalb das Duplicat eines Schreibens, damit es ihm sicher zugestellt werde. Möge dieser vorzügliche junge Mann in Euerm Kreis zu ununterbrochenem, bedeutendem Wirken verschlungen werden, da, wie ich hoffe, sein Inneres beruhigt ist!

Was mich betrifft, so kann ich, nach fortdauernder, thätiger Selbstprüfung, mein durch Montan'en vorlängst angebrachtes Gesuch nunmehr nur noch ernstlicher wiederholen; der Wunsch, meine Wanderjahre mit mehr Fassung und Stetigkeit zu vollenden, wird immer dringender. In sicherer Hoffnung, man würde meinen Vorstellungen Raum geben, habe ich mich durchaus vorbereitet und meine Einrichtung getroffen. Nach Vollendung des Geschäfts zu Gunsten meines edeln Freundes werde ich nun wohl meinen fernern Lebensgang unter den schon ausgesprochenen Bedingungen getrost antreten dürfen. Sobald ich auch noch eine fromme Wallfahrt zurückgelegt, gedenke ich in *** einzutreffen. An diesem Ort hoff' ich Euere Briefe zu finden und meinem innern Triebe gemäß von Neuem zu beginnen.

Siebentes Capitel.

Nachdem unser Freund vorstehende Briefe abgelassen, schritt er, durch manchen benachbarten Gebirgszug fortwandernd, immer weiter, bis die herrliche Thalgegend sich ihm eröffnete, wo er, vor Beginn eines neuen Lebensganges, so Manches abgeschlossen gedachte. Unerwartet traf er hier auf einen jungen, lebhaften Reisegefährten, durch welchen seinem Bestreben und seinem Genuß Manches zu Gunsten gereichen sollte. Er findet sich mit einem Maler zusammen, welcher, wie Dergleichen viele in der öffentlichen Welt, mehrere noch in Romanen und Dramen umherwandeln und spuken, sich dieß Mal als ein ausgezeichneter Künstler darstellte. Beide schicken sich gar bald in einander, vertrauen sich wechselseitig Neigungen, Absichten, Vorsätze; und nun wird offenbar, daß der treffliche Künstler, der aquarellirte Landschaften mit geistreicher, wohlgezeichneter und ausgeführter Staffage zu schmücken weiß, leidenschaftlich eingenommen sei von Mignon's Schicksalen, Gestalt und Wesen. Er hatte sie gar oft schon vorgestellt und begab sich nun auf die Reise, die Umgebungen, worin sie gelebt, der Natur nachzubilden; hier das liebliche Kind in glücklichen und unglücklichen Umgebungen und Augenblicken darzustellen und so ihr Bild, das in allen zarten Herzen lebt, auch dem Sinne des Auges hervorzurufen.

Die Freunde gelangen bald zum großen See; Wilhelm trachtet, die angedeuteten Stellen nach und nach aufzufinden. Ländliche Prachthäuser, weitläufige Klöster, Ueberfahrten und Buchten, Erdzungen und Landungsplätze werden gesucht, und die Wohnungen kühner und gutmüthiger Fischer so wenig als die heiter gebauten Städtchen am Ufer und Schlößchen auf benachbarten Höhen vergessen. Dieß Alles weiß der Künstler zu ergreifen, durch Beleuchten und Färben der jedes Mal geschichtlich erregten Stimmung anzueignen, so daß Wilhelm seine Tage und Stunden in durchgreifender Rührung zubrachte.

Auf mehrern Blättern war Mignon im Vordergrunde, wie sie leidet und lebte, vorgestellt, indem Wilhelm der glücklichen Einbildungskraft des Freundes durch genaue Beschreibung nachzuhelfen und das allgemeiner Gedachte in's Engere der Persönlichkeit einzufassen wußte.

Und so sah man denn das Knabenmädchen in mannigfaltiger Stellung und Bedeutung aufgeführt. Unter dem hohen Säulen-Portale des herrlichen Landhauses stand sie, nachdenklich die Statuen der Vorhalle betrachtend. Hier schaukelte sie sich plätschernd auf dem angebundenen Kahn; dort erkletterte sie den Mast und erzeigte sich als ein kühner Matrose.

Ein Bild aber that sich vor allen hervor,

welches der Künstler auf der Herreise, noch eh' er Wilhelm'en begegnet, mit allen Charactersügen sich angeeignet hatte. Mitten im rauhen Gebirg glänzt der anmuthige Scheinkuabe, von Steinfelsen umgeben, von Wasserfällen besprützt, mitten in einer schwer zu beschreibenden Horde. Vielleicht ist eine grauerliche, stille Gebirgsgeschichte nie anmuthiger und bedeutender gefaßet worden. Die bunte, zigeunerhafte Gesellschaft, roh zugleich und phantastisch, seltsam und gemein, zu locker, um Furcht einzuflößen, zu wunderlich, um Vertrauen zu erwecken. Kräftige Saumrosse schleppen, bald über Kuhpfadwege, bald eingehauene Stufen hinab, ein buntverwirrtes Gepäck, an welchem herum die sämmtlichen Instrumente einer betäubenden Musik, schlotternd aufgehängt, das Ohr mit rauhen Tönen von Zeit zu Zeit belästigen. Zwischen allem Dem das liebenswürdige Kind, in sich gekehrt ohne Trutz, unwillig ohne Widerstreben, geführt, aber nicht geschleppt. Wer hätte sich nicht des merkwürdigen, ausgeführten Bildes gefreut? Kräftig characterisirt war die grimmige Enge dieser Felsmassen, die Alles durchschneidenden schwarzen Schluchten zusammengedrängt, allen Ausgang zu hindern drohend, hätte nicht eine kühne Brücke auf die Möglichkeit, mit der übrigen Welt in Verbindung zu gelangen, hingedeutet. Auch ließ der Künstler mit klug dichtendem Wahrheitssinne eine Höhle merklich werden, die man als Naturwerkstatt mächtiger Crystalle oder als Aufenthalt einer fabelhaft furchtbaren Drachenbrut ansprechen konnte.

Nicht ohne heilige Scheu besuchten die Freunde den Palast des Marchese; der Greis war von seiner Reise noch nicht zurück; sie wurden aber auch in diesem Bezirk, weil sie sich mit geistlichen und weltlichen Behörden wohl zu benehmen wußten, freundlich empfangen und behandelt.

Die Abwesenheit des Hausherrn jedoch empfand Wilhelm sehr angenehm; denn ob er gleich den Würdigen gerne wieder gesehen und herzlich begrüßt hätte, so fürchtete er sich doch vor dessen dankbarer Freigebigkeit und vor irgend einer aufgedrungenen Belohnung jenes treuen, liebevollen Handelns, wofür er schon den zartesten Lohn dahingenommen hatte.

Und so schwammen die Freunde auf zierlichem Nachen von Ufer zu Ufer, den See in jeder Richtung durchkreuzend. In der schönsten Jahreszeit entging ihnen weder Sonnenaufgang noch Untergang und keine der tausend Schattirungen, mit denen das Himmelslicht sein Firmament und von da See und Erde freigebigst überspendet und sich im Abglanz erst vollkommen verherrlicht.

Eine üppige Pflanzenwelt, angeregt von Natur, durch Kunst gezügelt und gefördert, umgab sie überall. Schon die ersten Casinen-Wälder hatten sie wohlkommen geheißen, und nun konnten sie sich eines traurigen Mißlichen nicht enthalten, wenn sie, unter Cypressen gelagert, den Lorbeer aufsteigen, den Granatapfel sich röthen, Orangen und Citronen in Blüthe sich entfalten und Früchte zugleich aus dem dunkeln Laube hervorglühend erblickten.

Durch den frischen Genuß entstand jedoch für Wilhelm'en ein neuer Genuß. Unserm alten Freund hatte die Natur kein malerisches Auge gegeben. Empfänglich für sichtbare Schönheit nur an menschlicher Gestalt, ward er auf ein Mal gewahr: ihm sei durch einen gleichgestimmten, aber zu ganz andern Genüssen und Thätigkeiten gebildeten Freund die Umwelt aufgeschlossen.

In gesprächiger Hindeutung auf die wechselnden Herrlichkeiten der Gegend, mehr aber noch durch concentrirte Nachahmung, wurden ihm die Augen aufgethan und er von allen sonst hartnäckig gehegten Zweifeln befreit. Verdächtig waren ihm von jeher Nachbildungen Italienischer Gegenden gewesen; der Himmel schien ihm zu blau, der violette Ton reizender Fernen zwar höchst lieblich, doch unwahr, und das mancherlei frische Grün doch gar zu bunt; nun verschmolz er aber mit seinem neuen Freunde auf's Innigste und lernte, empfänglich wie er war, mit dessen Augen die Welt sehen; und indem die Natur das offenbare Geheimniß ihrer Schönheit entfaltete, mußte man nach Kunst als der würdigsten Auslegerinn unbezwingliche Sehnsucht empfinden.

Aber ganz unerwartet kam der malerische Freund ihm von einer andern Seite entgegen; Dieser hatte manchmal einen heitern Gesang angestimmt und dadurch ruhige Stunden auf weit' und breiter Wellenfahrt gar innig belebt und begleitet. Nun aber traf sich's, daß er in einem der Paläste ein ganz eigenes Saitenspiel fand, eine Laute in kleinem Format, kräftig vollklingend, bequem und tragbar; er wußte das Instrument alsbald zu stimmen, so glücklich und angenehm zu behandeln und die Gegenwärtigen so freundlich zu unterhalten, daß er, als neuer Orpheus, den sonst strengen und trockenen Cassian erweichend bezwang und ihn freundlich nöthigte, das Instrument dem Sänger auf eine Zeit lang zu überlassen, mit der Bedeutung, solches vor der Abreise treulich wiederzugeben, auch in der Zwischenzeit an irgend einem Sonn- oder Feiertage zu erscheinen, um die Familie zu erfreuen.

Ganz anders war nunmehr See und Ufer belebt; Boot und Kahn bahnten um ihre Nach-

derſchaft; ſelbſt Frucht- und Marktſchiffe verweilten in ihrer Nähe; Reihen von Menſchen zogen am Strande auf, und die Landenden ſahen ſich ſogleich von einer freyſinnigen Menge umgeben; die Scheidenden ſegneten Jedermann, zufrieden, doch ſehnſuchtsvoll.

Nun hätte zuletzt ein Dritter, die Freunde beobachtend, gar wohl bemerken können, daß die Sendung Beider eigentlich geendigt ſei, alle die auf Mignon ſich beziehenden Gegenden und Localitäten waren ſämmtlich umriſſen, theils in Licht, Schatten und Farbe geſetzt, theils in heißen Tagesſtunden treulich ausgeführet. Dieß zu leiſten, hatten ſie ſich auf eine eigene Weiſe von Ort zu Ort bewegt, weil Ihnen Wilhelm's Gelübde gar oft hinderlich war; doch wußten ſie ſolches gelegentlich zu umgehen durch die Auslegung: es gelte nur für das Land, auf dem Waſſer ſei es nicht anwendbar.

Auch fühlte Wilhelm ſelbſt, daß ihre eigentliche Abſicht erreicht ſei; aber läugnen konnte er ſich nicht, daß der Wunſch, Hilarie'n und die ſchöne Witwe zu ſehen, auch noch befriedigt werden müſſe, wenn man mit freiem Sinne dieſe Gegend verlaſſen wollte. Der Freund, dem er die Geſchichte vertraut, war nicht weniger neugierig und freute ſich ſchon, einen herrlichen Platz in einer ſeiner Zeichnungen leer und ledig zu wiſſen, den er mit den Geſtalten ſo holder Perſonen künſtleriſch zu verzieren gedachte.

Nun ſtellten ſie Kreuz- und Querfahrten an, die Puncte, wo der Fremde in dieſes Paradies einzutreten pflegt, beobachtend. Ihre Schiffer hatten ſie mit der Hoffnung, Freunde hier zu ſehen, bekannt gemacht, und nun dauerte es nicht lange, ſo ſahen ſie ein wohlverziertes Prachtſchiff heranzugleiten, worauf ſie Jagd machten und ſich nicht enthielten, ſogleich leidenſchaftlich zu entern. Die Frauenzimmer, einiger Maßen betroffen, faßten ſich ſogleich, als Wilhelm das Blättchen vorwies, und Beide den von ihnen ſelbſt vorgezeichneten Pfeil ohne Bedenken anerkannten. Die Freunde wurden alsbald zutraulich eingeladen, das Schiff der Damen zu beſteigen, welches eilig geſchah.

Und nun vergegenwärtige man ſich die Viere, wie ſie, im zierlichſten Raum, beiſammen, gegen einander überſitzen, in der ſeligſten Welt von lindem Lufthauch angeweht, auf glänzenden Wellen geſchaukelt. Man denke das weibliche Paar, wie wir ſie vor Kurzem geſchildert geſehen, das männliche, mit dem wir ſchon ſeit Wochen ein gemeinſames Reiſeleben führen; und wir ſehen ſie nach einiger Betrachtung ſämmtlich in der anmuthigſten, obgleich gefährlichſten Lage.

Für die Drei, welche ſich ſchon, willig oder unwillig, zu den Entſagenden gezählt, iſt nicht das Schwerſte zu beſorgen, der Vierte jedoch, dürfte ſich nun eilig bald in jenen Orden aufgenommen ſehen.

Nachdem man einige Mal den See durchkreuzt und auf die intereſſanteſten Localitäten, ſowohl des Ufers als der Inſeln, hingedeutet hatte, brachte man die Damen gegen den Ort, wo ſie übernachten ſollten und wo ein gemachter, für dieſe Reiſe angenommener Führer alle wünſchenswerthen Bequemlichkeiten zu beſorgen wußte. Hier war nun Wilhelm's Gelübde ein ſchicklicher aber unbequemer Ceremonien-Meiſter; denn gerade an dieſer Station hatten die Freunde vor Kurzem drei Tage zugebracht und alles Merkwürdige der Umgegend erſchöpft. Der Künſtler, welchen kein Gelübde zurückhielt, wollte die Erlaubniß erbitten, die Damen an's Land zu geleiten, die es aber ablehnten, weßwegen man ſich in einiger Entfernung vom Hafen trennte.

Kaum war der Sänger in ſein Schiff geſprungen, das ſich eilig vom Ufer entfernte, als er nach der Laute griff und jenen wunderſam klagenden Geſang, den die Venetianiſchen Schiffer von Land zu See, von See zu Land erſchallen laſſen, lieblich anzuſtimmen begann. Geübt genug zu ſolchem Vortrag, der ihm dieß Mal eigens zart und ausdrucksvoll gelang, verſtärkte er verhältnißmäßig zur wachſenden Entfernung den Ton, ſo daß man am Ufer die gleiche Nähe des Scheidenden zu hören glaubte. Er ließ zuletzt die Laute ſchweigen, ſeiner Stimme allein vertrauend, und hatte das Vergnügen zu bemerken, daß die Damen, anſtatt ſich in's Haus zurückzuziehen, am Ufer zu verweilen beliebten. Er fühlte ſich ſo begeiſtert, daß er nicht endigen konnte, auch ſelbſt als zuletzt Nacht und Entfernung das Anſchauen aller Gegenſtände entzogen, bis ihm endlich der mehrberuhigte Freund bemerklich machte, daß, wenn auch Finſterniß den Ton begünſtige, das Schiff den Kreis längſt verlaſſen habe, in welchem Derſelbe wirken könne.

Der Verabredung gemäß traf man ſich des andern Tags abermals auf offener See. Vorüberfliegend befreundete man ſich mit der ſchönen Reihe merkwürdig hingelagerter, bald reihenweis überſehbarer, bald ſich verſchiebender Anſichten, die, im Waſſer ſich gleichmäßig verdoppelnd, bei Uferfahrten das mannigfaltigſte Vergnügen gewähren. Dabei ließen denn die künſtleriſchen Nachbildungen auf dem Papier Dasjenige vermuthen und ahnen, was man auf dem heutigen Zug nicht unmittelbar gewahrte. Für alles Dieſes ſchien die ſtille Hilarie freien und ſchönen Sinn zu beſitzen.

Aber nun gegen Mittag erſchien abermals das Wunderbare; die Damen landeten allein, die Männer kreuzten vor dem Hafen. Nun ſuchte

der Sänger seiner Vortrag einer solchen Annäherung zu bequemen, wo nicht bloß von einem zart und lebhaft gebildeten, sängerischen Enthusiasten, sondern von heiterer, geselliger Zudringlichkeit irgend eine glückliche Wirkung zu hoffen wäre. Da wollte denn manchmal ein und das andere der Lieder, die wir gehörten Personen, der Liebhaber schuldig sind, über den Saiten, über den Lippen schweben; doch entschied er sich, aus wohlüberdachter Schonung, denen es selbst bedurfte, und schwärmte vielmehr in fremden Bildern und Gefühlen umher, zum Gewinn seines Vortrags, der sich nur um desto einschmeichelnder vernehmen ließ. Beide Freunde hätten, auf diese Weise den Hafen blockirend, nicht an Essen und Trinken gedacht, wenn die vorsichtigen Freundinnen nicht gute Bissen herübergesendet hätten, wozu ein begleitender Trunk ausgesuchten Weins zum Allerbesten schmeckte.

Jede Absonderung, jede Bedingung, die unsern aufkeimenden Leidenschaften in den Weg tritt, schärft sie, anstatt sie zu dämpfen; und auch dieß Mal läßt sich vermuthen, daß die kurze Abwesenheit beiden Theilen gleiche Sehnsucht erregt habe. Allerdings! man sah die Damen in ihrer blendend muntern Gondel gar bald wieder heranfahren.

Das Wort Gondel nehme man aber nicht im traurigen Venetianischen Sinne; hier bezeichnet es ein lustig', bequem gefälliges Schiff, das, hätte sich unser kleiner Kreis verborgen, immer noch geräumig genug gewesen wäre.

Einige Tage wurden so auf diese eigene Weise zwischen Begegnen und Scheiden, zwischen Trennen und Zusammensein hingebracht; im Genuß vergnüglichster Geselligkeit schwebte immer Entfernung und Entbehrung vor der bewegten Seele. In Gegenwart der neuen Freunde rief man sich die ältern zurück; vermißte man die neuen, so mußte man bekennen, daß auch Diese schon starken Anspruch an Erinnerung zu erwerben gewußt. Nur ein gefaßter, geprüfter Geist, wie unsere schöne Witwe, konnte sich zu solcher Stunde völlig im Gleichgewicht erhalten.

Hilarie's Herz war zu sehr verwundet, als daß es einen neuen, reinen Eindruck zu empfangen fähig gewesen wäre; aber wenn die Anmuth einer herrlichen Gegend uns lindernd umgibt, wenn die Milde gefühlvoller Freunde auf uns einwirkt: so kommt etwas Eigenes über Geist und Sinn, das uns Vergangenes, Abwesendes traumartig zurückruft und das Gegenwärtige, als wäre es nur Erscheinung, geistermäßig entfernt. So abwechselnd hin und wieder geschaukelt, angezogen und abgelehnt, genähert und entfernt, wallten und wogten sie verschiedene Tage.

Ohne diese Verhältnisse näher zu beurtheilen glaubte doch der gewandte, wohlersahrne Reiseführer einige Veränderung in dem ruhigen Betragen seiner Herrinnen gegen das bisherige zu bemerken; und als das Geräuschhafte dieser Zustände sich ihm endlich aufgeklärt hatte, wußte er auch hier das Erforderliche zu vermitteln. Denn als man eben die Damen abermals zu dem Platz, wo ihre Tafel bereitet war, bringen wollte, begegnete ihnen ein anderes prächtiges Schiff, das, an das übrige sich anlegend, einen gut gedeckten Tisch, mit allen Herrlichkeiten einer festlichen Tafel einladend versah; man konnte nun den Verlauf mehrerer Stunden zusammen abwarten, und erst die Nacht entschied die herkömmliche Trennung.

Glücklicher Weise hatten die männlichen Freunde, auf ihren frühern Fahrten, gerade die geschmückteste der Inseln aus einer gewissen Naturgrille zu betreten vernachlässigt und auch jetzt nicht gedacht, die dortigen, keineswegs im besten Stand erhaltenen Künsteleien den Freundinnen vorzuzeigen, ehe die herrlichen Welt-Scenen völlig erschöpft wären. Doch zuletzt ging ihnen ein ander' Licht auf! Man zog den Führer in's Vertrauen; Dieser wußte jene Fahrt sogleich zu beschleunigen, und sie hielten solche für die seligste. Nun durften sie hoffen und erwarten, nach so manchen unterbrochenen Freuden, drei volle himmlische Tage, in einem abgeschlossenen Bezirk versammelt, zuzubringen.

Hier müssen wir nun den Reiseführer besonders rühmen; er gehörte zu jenen beweglichen, thätig gewandten, welche, mehrere Herrschaften geleitend, dieselben Routen oft zurücklegen, mit Bequemlichkeiten und Unbequemlichkeiten genau bekannt, die einen zu vermeiden, die andern zu benutzen, und, ohne Hintansetzung eigenen Vortheils, ihre Patrone doch immer wohlfeiler und vergnüglicher durch's Land zu führen verstehen, als Diesen auf eigene Hand würde gelungen sein.

Zu glücklicher Zeit that sich eine lebhafte weibliche Bedienung der Frauenzimmer, zum ersten Mal entschieden, thätig hervor, so daß die schöne Witwe zur Bedingung machen konnte, die beiden Freunde möchten bei ihr als Gäste einkehren und mit mäßiger Bewirthung vorlieb nehmen. Auch hier gelang Alles zum Dünkigsten: denn der kluge Geschäftsträger hatte, bei dieser Gelegenheit wie früher, von den Empfehlungs- und Credit-Briefen der Damen so klugen Gebrauch zu machen gewußt, daß, in Abwesenheit der Besitzer, Schloß und Garten, nicht weniger die Küche, zu beliebigem Gebrauch eröffnet worden, ja sogar einige Aussicht auf den Keller blieb. Alles stimmte nun so zusammen, daß man sich gleich vom ersten Augenblick an als einheimisch, als eingeborne Herrschaft solcher Paradiese fühlen mußte.

Das ſämmtliche Gerüſt aller unſerer Anſichten wird ſogleich auf die Juki gebracht, wodurch für die Geſellſchaft große Bequemlichkeit entſtand, der größte Vortheil aber dadurch erzielt ward, indem die ſämmtlichen Portefeuille's des verſchiedenen Künſtlers, zum erſten Male aber beiſammen, ihm Gelegenheit gaben, den Weg, den er genommen, in ſtätiger Folge dem Geiſte zu vergegenwärtigen. Man nahm die Arbeit mit Entzücken auf. Nicht etwa wie Liebhaber und Künſtler ſich wechſelsweiſe präconiſiren, hier ward einem vorzüglichen Manne das gefühlteſte und einſichtigſte Lob ertheilt. Damit wir aber nicht in Verdacht gerathen, als wollten wir mit allgemeinen Phraſen Dasjenige, was wir nicht vorzeigen können, gläubigen Leſern nur unterſchieben, ſo ſehe hier das Urtheil eines Kenners, der bei jenen fraglichen ſowohl als gleichen und ähnlichen Arbeiten, mehrere Jahre nachher, bewundernd verweilte.

„Ihm gelingt, die heitere Ruhe ſtiller Seeanſichten darzuſtellen, wo anliegend freundliche Wohnungen, ſich in der klaren Fluth ſpiegelnd, gleichſam zu baden ſcheinen; Ufer, mit begrünten Hügeln umgeben, hinter denen Waldgebirge und eisige Gletſcherſtrecken aufſteigen. Der Farbenton ſolcher Scenen iſt heiter, fröhlich-klar; die Fernen mit milderndem Duft wie überzoſſen, der, nebelgrauer und einhüllender, aus durchſtrömten Gründen und Thälern hervorſteigt und ihre Windungen andeutet. Nicht minder iſt des Meiſters Kunſt zu loben in Anſichten aus Thälern, näher am Hochgebirg gelegen, wo üppig bewachſene Bergehänge niederſteigen, friſche Ströme ſich am Fuß der Felſen eilig fortwälzen.

Trefflich weiß er, in mächtig ſchattenden Bäumen des Vordergrundes, den unterſcheidenden Character verſchiedener Arten, ſo in Geſtalt des Ganzen, wie in dem Gang der Zweige, den einzelnen Partien der Blätter befriedigend anzudeuten; nicht weniger in dem auf mancherlei Weiſe nüancirten friſchen Grün, worin ſanfte Lüfte mit gelindem Hauch zu fächeln und die Lichter daher gleichſam bewegt erſcheinen.

Im Mittelgrund ermattet allmälig der lebhafte grüne Ton und vermählt ſich, auf entfernterm Berghöhen, ſchwach violett mit dem Blau des Himmels. Doch unſerm Künſtler glücken über Alles Darſtellungen höherer Alpengegenden: das einfach Große und Stille ihres Character's, die ausgedehnten Weiden am Bergehang, mit dem friſchſten Grün überkleidet, wo dunkel einzeln ſtehende Tannen aus dem Raſenteppich ragen und von hohen Felswänden ſich ſchäumende Bäche ſtürzen. Mag er die Weiden mit grasendem Rindvieh ſtaffiren oder den engen, am Felſen ſich windenden Bergpfad mit beladenen Saumpferden und Mauthirten, er gedenkt Alles gleich gut und gerecht; immer am ſchicklichen Ort, und nicht in zu großer Fülle angebracht, ſtaffirt und belebt er ſeine Bilder, ohne ihre ruhige Einſamkeit zu ſtören oder auch nur zu mindern. Die Ausführung zeugt von der leichten Meiſterhand, leicht mit wenigen kühnen Strichen und doch vollendet. Er bediente ſich [illegible] auf Papier, daher ſind ſeine Gemälde von vorzüglich dämpfendem Farbenton, heiter, aber zugleich kräftig und geſättigt.

Seine Abbildungen tiefer Felſenſchlachten, wo um und um nur todtes Geſtein ſtarrt, im Abgrund, von kühner Brücke überſprungen, der wilde Strom tobt, gefallen zwar nicht, wie die vorigen; doch ergreift uns ihre Wahrheit; wir bewundern die große Wirkung des Ganzen, durch wenige bedeutende Striche und Maſſen von Local-Farben mit dem geringſten Aufwand hervorgebracht.

Eben ſo characteriſtiſch weiß er die Gegenden des Hochgebirges darzuſtellen, wo weder Baum noch Geſträuch mehr fortkommt, ſondern nur zwiſchen Felszacken und Schneegipfeln ſonnige Flächen mit zarten Raſen ſich bedecken. So ſchön und gründuftig und einladend er dergleichen Stellen auch coloriet, ſo ſinnig hat er doch unterlaſſen, hier mit weidenden Heerden zu ſtaffiren; denn dieſe Gegenden geben nur Futter den Gemſen, und Wildheuern einen gefahrvollen Erwerb.“

Wir entfernen uns nicht von der Abſicht, unſern Leſern den Zuſtand ſolcher wilden Gegenden ſo nah als möglich zu bringen, wenn wir das eben gebrauchte Wort „Wildheuer“ mit Wenigem erklären. Man bezeichnet damit ärmere Bewohner der Hochgebirge, welche ſich unterfangen, auf Grasplätzen, die für das Vieh ſchlechterdings unzugänglich ſind, Heu zu machen. Sie erſteigen deßwegen, mit Steigehacken an den Füßen, die ſteilſten, gefährlichſten Klippen, oder laſſen ſich, wo es nöthig iſt, von hohen Felswänden an Stricken auf die beſagten Grasplätze herab. Iſt nun das Gras von ihnen geſchlagen und zu Heu getrocknet, ſo werfen ſie ſolches von den Höhen in tiefere Thalgründe herab, wo daſſelbe wieder geſammelt, an Viehbeſitzer verkauft wird, die es der vorzüglichen Beſchaffenheit wegen gern erhandeln.

Jene Bilder, die zwar einen Jeden erfreuen und anziehen müßten, betrachtete Hilarie beſonders mit großer Aufmerkſamkeit; ihre Bemerkungen gaben zu erkennen, daß ſie ſelbſt dieſem Fache nicht fremd ſei; am Wenigſten blieb dieß dem Künſtler verborgen, der ſich von

Niemandem lieber erkannt gesehen hätte, als gerade von dieser anmuthigsten aller Personen. Die ältere Freundin schwieg daher nicht länger, sondern lobte Hilarie's, daß sie mit ihrer eigenen Geschicklichkeit hervorgetreten auch dieß Mal, wie immer, zaudern; hier sei die Frage nicht: gelobt oder getadelt zu werden, sondern zu lernen. Eine schönere Gelegenheit habe sich vielleicht nicht wieder.

Nun zeigte sich erst, als sie genöthigt war, ihre Blätter vorzuweisen, welch' ein Talent hinter diesem stillen, sinnlichsten Wesen verborgen liege; die Fähigkeit war eingeboren, fleißig geübt. Sie besaß ein treues Auge, eine reinliche Hand, wie sie Frauen bei ihren sonstigen Schmuck- und Putzarbeiten zu höherer Kunst befähigt. Man bemerkte freilich Unsicherheit in den Strichen und deshalb nicht hinlänglich ausgesprochenen Character der Gegenstände, aber man bewunderte genugsam die fleißigste Ausführung: dabei jedoch das Ganze nicht auf's Vortheilhafteste gefaßt, nicht künstlerisch zurecht gerückt. Sie fürchtet, so scheint es, den Gegenstand zu entweihen, bliebe sie ihm nicht vollkommen getreu; deshalb ist sie ängstlich und verliert sich im Detail.

Nun aber fühlt sie sich durch das große, freie Talent, die dreiste Hand des Künstlers aufgeregt, erweckt, was von Sinn und Geschmack in ihr treulich schlummerte; es geht ihr auf, daß sie nur Muth fassen, einige Haupt-Maximen, die ihr der Künstler gründlich, freundlich dringend, wiederholt überlieferte, ernst und stärklich befolgen müsse. Die Sicherheit des Striches findet sich ein; sie hält sich allmälig weniger an die Theile als an's Ganze, und so schließt sich die schönste Fähigkeit unvermuthet zur Fertigkeit auf; wie eine Rosenknospe, an der wir auch Abends unbeachtend vorübergingen, Morgens mit Sonnenaufgang vor unsern Augen hervorbricht, so daß wir das lebende Zittern, das die herrliche Erscheinung dem Lichte entgegenregt, mit Augen zu schauen glauben.

Auch nicht ohne sittliche Nachwirkung war eine solche ästhetische Ausbildung geblieben: denn einen magischen Eindruck auf ein reines Gemüth bewirkt das Gewahrwerden der innigsten Dankbarkeit gegen irgend Jemanden, dem wir entscheidende Belehrung schuldig sind. Dieß Mal war es das erste frohe Gefühl, das in Hilarie's Seele nach genommener Zeit hervortrat: die herrliche Welt erst Tage lang vor sich zu sehen, und nun die auf ein Mal verliehene, vollkommenere Darstellungsgabe zu empfinden. Welche Wonne, in Zügen und Farben dem Unaussprechlichen näher zu treten! Sie fühlte sich mit einer neuen Jugend überrascht und konnte sich eine besondere Anneigung zu Jenem, dem sie dieß Glück schuldig geworden, nicht versagen.

So saßen sie neben einander; man hätte nicht unterscheiden können, wer häufiger Kunstvortheile zu überliefern, oder sie zu empfangen und aufzufassen geneigt war. Der glücklichste Wetteifer, wie er sich selten zwischen Schüler und Meister entzündet, that sich hervor. Manchmal schien der Freund auf ihr Blatt mit einem entscheidenden Zuge einwirken zu wollen; sie aber, sonst ablehnend, eilte gleich, das Gewünschte, das Nothwendige zu thun, und immer zu seinem Erstaunen.

Die schöne Witwe ging indeß mit Wilhelm'en, unter Cypressen und Pinien, bald an Trauben-, bald an Orangen-Geländern der Terrassen hin und konnte sich zuletzt nicht enthalten, den leise angedeuteten Wunsch des neuen Freundes zu erfüllen; sie mußte ihm die wundersame Verschränkung offenbaren, wodurch die Freundinnen von ihren frühern Verhältnissen getrennt, unter sich innig verbunden, in die Welt hinausgeschickt worden.

Wilhelm, der die Gabe nicht vermißte, sich Alles genau zu merken, schrieb die traurliche Erzählung später auf, und wir gedenken sie, wie er solche verfaßt und durch Herrlie'n an Natalie'n gesendet, künftig unsern Lesern mitzutheilen.

Der letzte Abend war uns herangekommen und ein hervorleuchtender, klarster Vollmond ließ den Uebergang von Tag zu Nacht nicht empfinden. Die Gesellschaft hatte sich zusammen auf einer der höchsten Terrassen gelagert, den ruhigen, von allen Seiten her erleuchteten und rings widerglänzenden See, dessen Länge sich zum Theil verbarg, seiner Breite nach ganz und klar zu überschauen.

Was man nun auch in solchen Zuständen besprechen mochte, so war doch nicht zu unterlassen, das hundertmal Besprochene, die Verzüge dieses Himmels, dieses Wassers, dieser Erde, unter dem Einfluß einer gewaltigen Sonne, eines mildern Mondes nochmals zu bereden, ja sie ausschließlich und lyrisch anzuerkennen.

Was man sich aber nicht gestand, was man sich kaum selbst bekennen mochte, war das tiefe schmerzliche Gefühl, das in jedem Busen, stärker oder schwächer, durchaus aber gleich wahr und zart sich bewegte. Das Wehgefühl des Scheidens verbreitete sich über die Gesammtheit; ein allmäliges Verstummen wollte fast ängstlich werden.

Da ermannte, da entschloß sich der Sänger, auf seinem Instrumente kräftig präludirend, uneingedenk jener frühern wohlbedachten Schonung. Ihm schwebte Mignon's Bild mit dem ersten Zartgesang des beiden Knabes vor. Leidenschaftlich über die Grenze greifen, mit schö-

[illegible] Griff die wohllingenden Saiten aufregend, begann er anzuſtimmen:

[illegible]

Hilarie ſtand erſchüttert auf und entfernte ſich, die Saiten verſchleifend; unſere [illegible] bewegte ablehnend eine Hand gegen den Sänger, indem ſie mit der andern Wilhelm's Arm ergriff. Hilarie'n folgte der verwirrte Jüngling; Wilhelm'en zog die mehr beſonnene Freundinn hinter Beiden d'rein. Und als ſie nun alle Vier im hohen Mondſchein ſich gegenüberſtanden, war die allgemeine Rührung nicht mehr zu verhehlen. Die Frauen warfen ſich einander in die Arme, die Männer umhalſ'ten ſich, und Luna ward Zeuge, der ehrlichſten, keuſchſten Thränen. Einige Beſinnung kehrte langſam erſt zurück; man ſaß ſich aneinander, ſchweigend, unter ſeltſamen Gefühlen und Wünſchen, denen doch die Hoffnung ſchon abgeſchnitten war. Nun fühlte ſich unſer Künſtler, welchen der Freund mit ſich riß, unter dem hehren Himmel in der ernſtlichen Nachtſtunde, eingeweiht in alle Schmerzen des erſten Grades der Entſagenden, welchen jene Freunde ſchon überſtanden hatten, nun aber ſich in Gefahr ſahen, abermals ſchmerzlich geprüft zu werden.

Spät hatten ſich die Jünglinge zur Ruhe begeben, und am frühen Morgen, zeitig erwachend, faßten ſie ein Herz und glaubten ſich ſtark zu einem Abſchied aus dieſem Paradieſe, erſannen mancherlei Pläne, wie ſie ohne Pflichtverletzung in der angenehmen Nähe zu verharren allenfalls möglich machten.

Ihre Vorſchläge deßhalb gedachten ſie anzubringen, als die Nachricht ſie überraſchte: ſchon bei'm früheſten Scheine des Tages ſeien die Damen abgefahren. Ein Brief von der Hand unſerer Herzenskönigin belehrte ſie des Weitern. Man konnte zweifelhaft ſein, ob mehr Verſtand oder Güte, mehr Neigung oder Freundſchaft, mehr Anerkennung des Verdienſtes oder leiſes, verſchämtes Vorurtheil darin ausgeſprochen ſei. Leider enthielt der Schluß die harte Forderung, daß man den Freundinnen weder folgen, noch ſie irgendwo aufſuchen, ja, wenn man ſich zufällig begegnete, einander freundlich ausweichen wolle!

Nun war das Paradies wie durch einen Zauberſchlag für die Freunde zur öden Wüſte gewandelt; und gewiß hätten ſie ſelbſt Geſchick, wäre ihnen in dem Augenblick klar geworden, wie ungerecht, undankbar ſie ſich auf ein Mal gegen eine ſo ſchöne, ſo merkwürdige Umgebung verhielten. Kein ſelbſtſüchtiger Hypochondriſt würde ſo ſcharf und ſcheelſüchtig den Verfall der Gebäude, die Vernachläſſigung der Mauern, das Verwildern der Thürme, den Ausübergang der Bäche, das Abſterben der Bäume, das verwirrende Vermehren der Knoſpentriebe und was noch alles Dergleichen zu bemerken wäre, gerügt und gerichtet haben. Sie faßten ſich endlich, ſo gut es ſich fügen wollte: unſer Künſtler packte ſorgfältig ſeine Arbeit zuſammen; ſie ſchifften Beide ſich ein; Wilhelm begleitete ihn bis in die obere Gegend des See's, wo Jener, nach früherer Verabredung, ſeinen Weg zu Natalie'n ſuchte, um ſie durch die ſchönen landſchaftlichen Bilder in Gegenden zu verſetzen, die ſie vielleicht ſobald nicht betreten ſollte. Berechtigt ward er zugleich, den unerwarteten Fall bekennend vorzutragen, wodurch er in die Lage gerathen, von den Bundesgliedern des Entſagens auf's Freundlichſte in die Mitte genommen und durch liebevolle Behandlung, wo nicht geheilt, doch getröſtet zu werden.

Lenardo an Wilhelm'en

Ihr Schreiben, mein Theuerſter, traf mich in einer Thätigkeit, die ich Verwirrung nennen könnte, wenn der Zweck nicht ſo groß, das Erlangen nicht ſo ſicher wäre. Die Verbindung mit den Ihrigen iſt wichtiger, als beide Theile ſich denken konnten. Darüber darf ich nicht anfangen zu ſchreiben, weil ſich gleich hervorthut, wie unüberſehbar das Ganze, wie unausſprechlich die Verknüpfung. Ihnen ohne Reden muß jetzt unſere Loſung ſein. Tauſend Dank, daß Sie mir auf ein ſo anmuthiges Geheimniß halbverſchleiert in die Ferne hindeuten. Ich gönne dem guten Weſen einen ſo einfach glücklichen Zuſtand, indeſſen mich ein Wirbel von Verſchlingungen, doch nicht ohne Leitſtern, umhertreiben wird. Der Abbé übernimmt, das Weitere zu vermelden; ich darf nur Deſſen gedenken, was fördert; die Sehnſucht verſchwindet im Thun und Wirken. Sie haben mich — und hier nicht weiter; wo genug zu ſchaffen iſt, bleibt kein Raum für Betrachtung.

Der Abbé an Wilhelm'en

Wenig hätte gefehlt, ſo wäre Ihr wohlgemeinter Brief, ganz Ihrer Abſicht entgegen, uns höchſt ſchädlich geworden. Die Schilderung der Geſundenen iſt ſo gemüthlich und reizend, daß, um ſie gleichfalls aufzufinden, der wunderliche Freund vielleicht Alles hätte ſtehen und liegen laſſen, wären unſere nunmehr verbündeten Pläne nicht ſo groß und weitausſehend. Nun aber hat er die Probe beſtanden, und es beſtätigt ſich, daß er von der wichtigen Angelegenheit völlig durchdrungen iſt und ſich von allem Andern ab- und allein dorthin gezogen fühlt.

In diesem unserm neuen Verhältniß, dessen Einleitung wir Ihnen verdanken, ergaben sich bei näherer Untersuchung, für Jene wie für uns, weit größere Vortheile, als man gedacht hätte.

Denn gerade durch eine von der Natur wenigst begünstigte Gegend, wo ein Theil der Güter gelegen ist, die ihm der Oheim abtritt, ward in der neuesten Zeit ein Canal projectirt, der auch durch unsere Besitzungen sich ziehen wird und wodurch, wenn wir uns an einander schließen, sich der Werth derselben in's Unberechenbare erhöht.

Hierbei kann er seine Hauptneigung, ganz von vorne anfangen, sehr bequem entwickeln. Zu beiden Seiten jener Wasserstraße wird unbebautes und unbewohntes Land genugsam zu finden sein; dort mögen Spinnerinnen und Weberinnen sich ansiedeln; Maurer, Zimmerleute und Schmiede sich und Jenen mäßige Werkstätten bestellen; Alles mag durch die erste Hand verrichtet werden, indessen wir Andern die verwickelten Aufgaben zu lösen unternehmen und den Umschwung der Thätigkeit zu befördern wissen.

Dieses ist also die nächste Aufgabe unsers Freundes. Aus den Gebirgen vernimmt man Klagen über Klagen, wie dort Nahrungslosigkeit überhand nehme; auch sollen jene Strecken im Uebermaß bevölkert sein. Dort wird er sich umsehen, Menschen und Zustände beurtheilen und die wahrhaft Thätigen, sich selbst und Andern Nützlichen in unsern Zug mit aufnehmen.

Ferner hab' ich von Lotharie zu berichten: er bereitet den völligen Abschluß vor. Eine Reise zu den Pädagogen hat er unternommen, um sich tüchtige Künstler, nur sehr wenige, zu erbitten. Die Künste sind das Salz der Erde; wie dieses zu den Speisen, so verhalten sich jene zu der Technik. Wir nehmen von der Kunst nicht mehr auf als nur, daß das Handwerk nicht abgeschmackt werde.

Im Ganzen wird zu jener pädagogischen Anstalt uns eine dauernde Verbindung höchst nützlich und nöthig werden. Wir müssen ihnen und dürfen an's Bilden nicht denken; aber Gebildete heranzuziehen, ist unsere höchste Pflicht.

Tausend und aber tausend Betrachtungen schließen sich hier an. Erlauben Sie mir, nach unserer alten Weise, nur noch ein allgemeines Wort, veranlaßt durch eine Stelle Ihres Briefes an Lenardo. Wir wollen der Hausfrömmigkeit das gebührende Lob nicht entziehen: auf ihr gründet sich die Sicherheit des Einzelnen, worauf zuletzt denn auch die Festigkeit und Würde beruhen mag: aber sie reicht nicht mehr hin; wir müssen den Begriff einer Weltfrömmigkeit fassen, unsere redlich menschlichen Gesinnungen in einen practischen Bezug in's Weite setzen, und nicht nur unsere Nächsten fördern, sondern zugleich die ganze Menschheit mitnehmen.

Um nun zuletzt Ihres Besuches zu erwähnen, sag' ich soviel: Montan hat es zu rechter Zeit bei uns angebracht. Der wunderliche Mann wollte durchaus nicht erklären, was Sie eigentlich vorhätten; doch gab er sein Freundeswort, daß es verständig und, wenn es gelänge, der Gesellschaft höchst nützlich sein würde. Und so ist Ihnen verziehen, daß Sie in Ihrem Schreiben gleichfalls ein Geheimniß davon machen. Genug, Sie sind von aller Beschränktheit entbunden, wie es Ihnen schon zugekommen sein sollte, wäre uns Ihr Aufenthalt bekannt gewesen. Deßhalb wiederhol' ich im Namen Aller: Ihr Zweck, ebenfalls ausgesprochen, wird im Zutrauen auf Montan'en und Sie gebilligt. Reisen Sie, halten Sie sich auf, bewegen Sie sich, verharren Sie; was Ihnen gelingt, wird recht sein. Möchten Sie sich zum nothwendigsten Glied unserer Kette bilden!

Ich lege zum Schluß ein Täfelchen bei, woraus Sie den beweglichen Mittelpunct unserer Communicationen erkennen werden. Sie finden darin vor Augen gestellt, wohin Sie zu jeder Jahreszeit Ihre Briefe zu senden haben; am Liebsten sehen wir's durch sichere Boten, deren Ihnen genugsam an mehrern Orten angedeutet sind. Ebenso finden Sie durch Zeichen bemerkt, wo Sie einen oder den andern der Unsrigen aufzusuchen haben.

Zwischenrede.

Hier aber finden wir uns in dem Falle, dem Leser eine Pause, und zwar von einigen Jahren, anzukündigen, weßhalb wir gern, wäre es mit der typographischen Einrichtung zu verknüpfen gewesen, an dieser Stelle einen Band abgeschlossen hätten.

Doch wird ja wohl auch der Raum zwischen zwei Capiteln genügen, um sich über das Maß gedachter Zeit hinwegzusetzen, da wir längst gewohnt sind, zwischen dem Sinken und Steigen des Vorhangs in unserer persönlichen Gegenwart Dergleichen geschehen zu lassen.

Wir haben in diesem zweiten Buche die Verhältnisse unserer alten Freunde bedeutend steigern gesehen und zugleich frische Bekanntschaften gewonnen; die Aussichten sind der Art, daß zu hoffen steht, es werde Allen und Jeden, wenn sie sich in's Leben zu finden wissen, ganz erwünscht gerathen. Erwarten wir alle zunächst, Einen nach dem Andern, sich verflechtend und entwindend, auf gebahnten und ungebahnten Wegen wieder zu finden.

Faust und Mephistopheles.

Mephistopheles.

Ich muß dich nun vor allen Dingen
In lustige Gesellschaft bringen,
Damit du siehst, wie leicht sich's leben läßt.
Dem Volke hier wird jeder Tag ein Fest.
Mit wenig Witz und viel Behagen
Dreht jeder sich im engen Zirkeltanz,
Wie junge Katzen mit dem Schwanz.
Wenn sie nicht über Kopfweh klagen,
So lang' der Wirth nur weiter borgt,
Sind sie vergnügt und unbesorgt.

Brander.

Die kommen eben von der Reise,
Man sieht's an ihrer wunderlichen Weise;
Sie sind nicht eine Stunde hier.

Frosch.

Wahrhaftig du hast Recht! Mein Leipzig lob' ich mir!
Es ist ein klein Paris, und bildet seine Leute.

Neuntes Capitel.

Suchen wir nun unsern sein einziger Zeit sich selbst überlassenen Freund wieder auf, so finden wir ihn, wie er, von Seiten des flachen Landes her, in die pädagogische Provinz hereintritt. Er kommt über Auen und Wiesen, umgeht auf trockenem Anger manchen kleinen See, erblickt mehr bebuschte als waldige Hügel, überall freie Umsicht über einen wenig bewegten Boden. Auf solchen Pfaden blieb ihm nicht lange zweifelhaft, er befinde sich in der pferdenährenden Region; auch gewahrte er hie und da kleinere und größere Herden dieses edeln Thiers verschiedenen Geschlechts und Alters. Auf ein Mal aber bedeckt sich der Horizont mit einer furchtbaren Staubwolke, die, eiligst näher und näher anschwellend, alle Breite des Raums völlig überdeckt, endlich aber durch frischen Seitenwind enthüllt, ihren innern Tumult zu offenbaren genöthigt ist.

In vollem Galop stürzt eine große Masse solcher edeln Thiere heran; sie werden durch reitende Hüter gelenkt und zusammengehalten. An dem Wanderer sprengt das ungeheure Gewimmel vorbei; ein schöner Knabe unter den begleitenden Hütern blickt ihn verwundert an, pariert, springt ab und umarmt den Vater.

Nun geht es an ein Fragen und Erzählen: der Sohn berichtet, daß er in der ersten Prüfungszeit viel ausgestanden, sein Pferd vermißt und auf Aeckern und Wiesen sich zu Fuß herumgetrieben; da er sich denn auch in dem stillen, mühseligen Landleben, wie er voraus protestirt, nicht sonderlich erwiesen; das Erntefest habe ihm zwar ganz wohl, das Bestellen hinterdrein, Pflügen, Graben und Abwarten, keineswegs gefallen; mit den nothwendigen und nutzbaren Hausthieren habe er sich zwar, doch immer lässig und unzufrieden, beschäftigt, bis er denn zur lebhaftern Reiterei endlich befördert worden. Das Geschäft, die Stuten und Fohlen zu hüten, sei miteinander zwar langweilig genug; indessen wenn man ein munteres Thierchen vor sich sehe, das Einen vielleicht in drei, vier Jahren lustig davon trüge, so sei es doch ein ganz anderes Wesen, als sich mit Kälbern und Ferkeln abzugeben, deren Lebenszweck dahinausgehe, wohl gefüttert und angefettet fortgeschafft zu werden.

Mit dem Wachsthum des Knaben, der sich wirklich zum Jüngling heranstreckte, seiner gesunden Haltung, einem gewissen freiheitern, um nicht zu sagen, geistreichen Gespräche, konnte der Vater wohl zufrieden sein. Beide folgten reitend nunmehr eilig der eilenden Herde, bei einsam gelegenen weitläufigen Gehöften vorüber, zu dem Ort oder Flecken, wo das große Markttag gehalten ward. Dort wälzte ein mannigfaltiges Getümmel durcheinander, und man wußte nicht zu unterscheiden, ob Waare oder Käufer mehr Staub erregten. Aus allen Landen waren hier Kaufslustige zusammen, von Seehäfen edler Abkunft, sorgfältiger Zucht sich anzueignen. Alle Sprachen der Welt glaubt man zu hören. Dazwischen tönt auch der lebhafte Schall wetteifernder Blasinstrumente, und Alles deutet auf Bewegung, Kraft und Leben.

Unser Wanderer trifft nun den vorigen, schon bekannten Aufseher wieder an, gesellt zu andern tüchtigen Männern, welche still und gleichsam unbemerkt Zucht und Ordnung zu erhalten wissen. Wilhelm, der hier abermals ein Beispiel ausschließlicher Beschäftigung und, wie ihm bei aller Breite scheint, beschränkte Lebensleitung zu bemerken glaubt, wünscht zu erfahren, wenn man die Zöglinge sonst noch zu üben pflege, um zu verhindern, daß bei so milder, gewisser Maßen roher Beschäftigung, Thiere nährend und erziehend, der Jüngling nicht selbst zum Thiere verwildere. Und so war ihm denn sehr lieb, zu vernehmen, daß gerade mit dieser gewaltsam und rauhscheinenden Bestimmung die zarteste von der Welt verknüpft sei, Sprachübung und Sprachbildung.

In dem Augenblick vermißte der Vater den Sohn an seiner Seite; er sah ihn, zwischen den Lücken der Menge durch, mit einem jungen Tabulett-Krämer über Kleinigkeiten eifrig handeln und feilschen. In kurzer Zeit sah er ihn gar nicht mehr. Als nun der Aufseher nach der Ursache einer gewissen Verlegenheit und Zerstreuung fragte und dagegen vernahm, daß es den Sohn gelte: „Lassen Sie es nur," sagte er zur Beruhigung des Vaters; „er ist unverloren; damit Sie aber sehen, wie wir die Unserigen zusammenhalten," — stieß er mit Gewalt in ein Pfeifchen, das an seinem Busen hing. In dem Augenblicke antwortete es dutzendweise von allen Seiten. Der Mann fuhr fort: „Jetzt laß ich es dabei bewenden; es ist nur ein Zeichen, daß der Aufseher in der Nähe ist und ungefähr wissen will, wie viel ihn hören. Auf ein zweites Zeichen sind sie still, aber bereiten sich, auf das dritte antworten sie und stürzen herbei. Uebrigens sind diese Zeichen auf gar mannigfaltige Weise vervielfältigt und von besonderm Nutzen."

Auf ein Mal hatte sich um sie her ein freier Raum gebildet; man konnte freier sprechen, indem man gegen die benachbarten Höhen spazirte. „In jenen Sprachübungen", fuhr der Aufsehende fort, „wurden wir dadurch bestimmt, daß aus allen Weltgegenden Jünglinge sich hier befinden. Um nun zu verhüten, daß sich nicht, wie in der Fremde zu geschehen pflegt, die

Landsleute vereinigen und, von den übrigen Nationen abgesondert, Parteien bilden, so suchen wir durch freie Sprachmittheilung sie einander zu nähern."

Am Nothwendigsten aber wird eine allgemeine Sprachübung, weil bei diesem Festmarkte jeder Fremde in seinen eigenen Tönen und Modulationen genugsame Unterhaltung, beim Festen und Markten aber alle Bequemlichkeit finden mag. Damit jedoch keine Babylonische Verwirrung, keine Verderbniß entstehe, so wird das Jahr über monatweise nur eine Sprache im Allgemeinen gesprochen; nach dem Grundsatz: daß man Nichts lernen außerhalb des Elements, welches bezwungen werden soll.

„Wir sehen unsere Schüler", sagte der Aufseher, „sämmtlich als Schwimmer an, welche, mit Verwunderung, im Elemente, das sie zu verschlingen droht, sich leichter fühlen, von ihm gehoben und getragen sind; und so ist es mit Allem, dessen sich der Mensch unterfängt."

„Zeigt jedoch einer der Unsrigen zu dieser oder jener Sprache besondere Neigung, so ist auch mitten in diesem tumultuos scheinenden Leben, das zugleich sehr viel ruhige, müßig-einsame, ja langweilige Stunden bietet, für treuen und gründlichen Unterricht gesorgt. Ihr würdet unsere reitenden Grammatiker, unter welchen sogar einige Pedanten sind, aus diesen bärtigen und unbärtigen Centauren wohl schwerlich herausfinden. Euer Fehler hat sich zum Italienischen bestimmt und da, wie Ihr schon wißt, melodischer Gesang bei unsern Anstalten durch Alles durchgreift, so sollet Ihr, in der Langweile des Häuserlebens, gar manches Lied zierlich und gefühlvoll vortragen hören. Lebensthätigkeit und Tüchtigkeit ist mit anlangendem Unterricht weit verträglicher, als man denkt."

„Da eine jede Region ihr eigenes Fest feiert, so führte man den Gast zum Bezirk der Instrumental-Musik. Dieser, an die Ebene grenzend, zeigte schon freundlich und zierlich abwechselnde Thäler, kleine schlanke Wälder, sanfte Bäche, an deren Seite hie und da ein bemoost ter Fels hervortrat. Zerstreute, umbuschte Wohnungen erblickte man auf den Hügeln; in sanften Gründen drängten sich die Häuser näher an einander. Jene anmuthig vereinzelten Hütten lagen so weit auseinander, daß weder Töne noch Mißtöne sich wechselseitig erreichen konnten.

Sie näherten sich sodann einem weiten, rings umbauten und umschatteten Raume, wo Mann an Mann gedrängt mit großer Aufmerksamkeit und Erwartung gespannt schienen. Eben als der Gast heraustrat, ward eine mächtige Symphonie aller Instrumente vollführt, deren vollständige Kraft und Zartheit er bewundern mußte.

Dem geräumig erbauten Orchester stand ein Theater zur Seite, welches zu besonderer Betrachtung Anlaß gab. Auf demselben befanden sich jüngere und ältere Schüler; Jeder hielt sein Instrument bereit, ohne zu spielen: es waren Dirigenten, die noch nicht vermochten oder nicht wagten, in's Ganze zu greifen. Mit Andacht bemerkte man, wie sie gleichsam auf dem Sprunge standen, und hörte rühmen: ein solches Fest gehe selten vorüber, ohne daß ein oder das andere Talent sich plötzlich entwickele.

Da nun auch Gesang zwischen den Instrumenten sich hervorthat, konnte kein Zweifel übrig bleiben, daß auch dieses begünstigt werde. Auf eine Frage sodann: was noch sonst für eine Bildung sich hier freundlich anschließe, vernahm der Wanderer: die Dichtkunst sei es, und zwar von der lyrischen Seite. Hier komme Alles darauf an, daß beide Künste, jede für sich und aus sich selbst, dann aber gegen und mit einander entwickelt werden. Die Schüler lernen eine wie die andere in ihrer Bedingtheit kennen, sodann wird gelehrt, wie sie sich wechselsweise bedingen und sich sodann wieder wechselseitig befreien.

Der poetischen Rhythmik stellt der Tonkünstler Tact-Eintheilung und Tact-Bewegung entgegen. Hier zeigt sich aber bald die Herrschaft der Musik über die Poesie; denn wenn diese, wie billig und nothwendig, ihre Quantitäten immer so rein als möglich im Sinne hat, so sind für den Musiker wenig Sylben entschieden lang oder kurz. Nach Belieben zerstört dieser das gewissenhafteste Verfahren des Rhythmikers, ja verwandelt sogar Prosa in Gesang, wo dann die wunderbarsten Mißlichkeiten hervortreten, und der Poet würde sich gar bald vernichtet fühlen, wüßte er nicht, von seiner Seite, durch lyrische Zartheit und Kühnheit, dem Musiker Ehrfurcht einzuflößen und neue Gefühle, bald in sanftester Folge, bald durch die raschesten Uebergänge, hervorzurufen.

Die Sänger, die man hier findet, sind meist selbst Poeten. Auch der Tanz wird in seinen Grundzügen gelehrt, damit sich alle diese Fertigkeiten über sämmtliche Regionen regelmäßig verbreiten können.

Als man den Gast über die nächste Grenze führte, sah er auf ein Mal eine ganz andere Bauart. Nicht mehr zerstreut waren die Häuser, nicht mehr hüttenartig; sie zeigten sich vielmehr regelmäßig zusammengestellt, tüchtig und schön von außen; geräumig, bequem und zierlich von innen; man ward hier einer unbeengten, wohlgebauten, der Gegend angemessenen Stadt gewahr. Hier sind bildende Kunst und die ihr

verwandten Handwerke zu Hause, und eine ganz eigene Stille herrscht über diesen Räumen.

Der bildende Künstler denkt sich zwar immer in Bezug auf Alles, was unter den Menschen lebt und webt; aber sein Geschäft ist einsam, und durch den sonderbaren Widerspruch verlangt vielleicht kein anderes so entschieden lebendige Umgebung. Hier nun bildet Jeder im Stillen, was bald für immer die Augen der Menschen beschäftigen soll; eine Feiertagsruhe waltet über dem ganzen Ort: und hätte man nicht hie und da das Picken der Steinhauer oder abgemessene Schläge der Zimmerleute vernommen, die so eben emsig beschäftigt waren, ein herrliches Gebäude zu vollenden, so wäre die Luft von keinem Ton bewegt gewesen.

Unserm Wanderer fiel der Ernst auf, die wunderbare Strenge, mit welcher sowohl Anfänger als Fortschreitende behandelt wurden; es schien, als wenn Keiner aus eigener Macht und Gewalt Etwas leistete, sondern als wenn ein geheimer Geist sie Alle durch und durch belebte, nach einem einzigen großen Ziele hinleitend. Nirgends erblickte man Entwurf und Skizze, jeder Strich war mit Bedacht gezogen; und als sich der Wanderer von dem Führer eine Erklärung des ganzen Verfahrens erbat, äußerte Dieser: die Einbildungskraft sei ohnehin ein vages, unstetes Vermögen, während das ganze Verdienst des bildenden Künstlers darin bestehe, daß er sie immer mehr bestimmen, festhalten, ja endlich bis zur Gegenwart erhöhen lerne.

Man erinnerte an die Nothwendigkeit sicherer Grundsätze in andern Künsten. Würde der Musiker einem Schüler vergönnen, wild auf den Saiten herumzugreifen, oder sich gar Intervalle nach eig'ner Lust und Belieben zu erfinden? Hier wird auffallend, daß Nichts der Willkür des Lernenden zu überlassen sei: das Element, worin er wirken soll, ist entschieden gegeben; das Werkzeug, das er zu handhaben hat, ist ihm eingehändigt; sogar die Art und Weise, wie er sich dessen bedienen soll, ich meine den Fingerwechsel, findet er vorgeschrieben, damit ein Glied dem andern aus dem Wege gehe und seinem Nachfolger den rechten Weg bereite; durch welches gesetzliche Zusammenwirken denn zuletzt allein das Unmögliche möglich wird.

Was uns aber zu strengen Forderungen, zu entschiedenen Gesetzen am Meisten berechtigt, ist: daß gerade das Genie, das angeborne Talent sie am Ersten begreift, ihnen den willigsten Gehorsam leistet. Nur das Halbvermögen wünschte gern, seine beschränkte Besonderheit an die Stelle des unbedingten Ganzen zu setzen, und seine falschen Griffe, unter Vorwand einer unbezwinglichen Originalität und Selbstständigkeit, zu beschönigen. Das lassen wir aber nicht gelten, sondern hüten unsere Schüler vor allen Mißgriffen, wodurch ein großer Theil des Lebens, ja manchmal das ganze Leben verwirrt und verpfuscht wird.

Mit dem Genie haben wir am Liebsten zu thun; denn dieses wird eben von dem guten Geiste beseelt, bald zu erkennen, was ihm nutz ist. Es begreift, daß Kunst eben darum Kunst heiße, weil sie nicht Natur ist. Es bequemt sich zum Respect, sogar vor Dem, was man conventionell nennen könnte: denn was ist Dieses anders, als daß die vorzüglichsten Menschen übereinkamen, das Nothwendige, das Unerläßliche für das Beste zu halten? Und gereicht es nicht überall zum Glück?

Zur großen Erleichterung für die Lehrer sind auch hier, wie überall bei uns, die drei Ehrfurchten und ihre Zeichen, mit einiger Abänderung, der Natur des obwaltenden Geschäfts gemäß, eingeführt und eingeprägt.

Den ferner umher geleiteten Wanderer mußte nunmehr in Verwunderung setzen, daß die Stadt sich immer zu erweitern, Straße aus Straße sich zu entwickeln schien, mannigfaltige Aussichten gewährend. Das Aeußere der Gebäude sprach ihre Bestimmung unzweideutig aus; sie waren würdig und stattlich, weniger prächtig als schön. Den edlern und ernstern in Mitte der Stadt schlossen sich die heitern gefällig an, bis zuletzt zierliche Vorstädte anmuthigen Stolz gegen das Feld sich hinzogen und endlich als Gartenwohnungen zerstreuten.

Der Wanderer konnte nicht unterlassen, hier zu bemerken, daß die Wohnungen der Musiker in der vorigen Region keineswegs an Schönheit und Raum den gegenwärtigen zu vergleichen seien, welche Maler, Bildhauer und Baumeister bewohnen. Man erwiederte ihm, Dieß liege in der Natur der Sache. Der Musicus müsse immer in sich selbst gekehrt sein, sein Innerstes ausbilden, um es nach außen zu wenden. Dem Sinne des Auges hat er nicht zu schmeicheln. Das Auge bevortheilt gar leicht das Ohr und lockt den Geist von innen nach außen. Umgekehrt muß der bildende Künstler in der Außenwelt leben und sein Inneres gleichsam unbewußt an und in dem Auswendigen manifestiren. Bildende Künstler müssen wohnen wie Könige und Götter; wie wollten sie denn sonst für Könige und Götter bauen und verzieren? Sie müssen sich zuletzt dergestalt über das Gemeine erheben, daß die ganze Volksgemeine in und an ihren Werken sich veredelt fühle.

Sodann ließ unser Freund sich ein anderes Paradoxon erklären: warum gerade in diesen festlichen, andere Regionen so belebenden, tumultuarisch erregten Tagen hier die größte

Stille herrsche und das Arbeiten nicht auch ausgesetzt werde?

Ein bildender Künstler, hieß es, bedarf keines Festes; ihm ist das ganze Jahr ein Fest. Wenn er etwas Tüchtiges geleistet hat, es steht, nach wie vor, seinem Aug' entgegen, dem Auge der ganzen Welt. Da bedarf es keiner Wiederholung, keiner neuen Anstrengung, keines frischen Gelingens, woran sich der Musiker immer abplagt, dem daher das splendideste Fest innerhalb des vollzähligsten Kreises zu gönnen ist.

Man sollte aber doch, versetzte Wilhelm, in diesen Tagen eine Ausstellung belieben, wo die dreijährigen Fortschritte der bravsten Zöglinge mit Vergnügen zu beschauen und zu beurtheilen wären.

An andern Orten, versetzte man, mag eine Ausstellung sich nöthig machen; bei uns ist sie es nicht. Unser ganzes Wesen und Sein ist Ausstellung. Sehen Sie hier die Gebäude aller Art, alle von Zöglingen aufgeführt; freilich nach hundert Mal besprochenen und durchdachten Rissen: denn der Bauende soll nicht herumtasten und versuchen; was stehen bleiben soll, muß recht stehen, und wo nicht für die Ewigkeit, doch für geraume Zeit genügen. Mag man doch immer Fehler begehen, bauen darf man keine.

Mit Bildhauern verfahren wir schon lästiger, am Lästigsten mit Malern; sie dürfen Dieß und Jenes versuchen, Beide in ihrer Art. Ihnen steht frei, in den innern, an den äußern Räumen der Gebäude, auf Plätzen sich eine Stelle zu wählen, die sie verzieren wollen. Sie machen ihren Gedanken kund; und wenn er einiger Maßen zu billigen ist, so wird die Ausführung zugestanden, und zwar auf zweierlei Weise, entweder mit Vergünstigung, früher oder später die Arbeit wegnehmen zu dürfen, wenn sie dem Künstler selbst mißfiele, oder mit Bedingung, das einmal Aufgestellte unabänderlich am Orte zu lassen. Die Meisten erwählen das Erste und behalten sich jene Erlaubniß vor, wobei sie immer am Besten berathen sind. Der zweite Fall tritt seltener ein, und man bemerkt, daß alsdann die Künstler sich weniger vertrauen, mit Gesellen und Kennern lange Conferenzen halten und dadurch wirklich schätzenswerthe, dauerwürdige Arbeiten hervorzubringen wissen.

Nach allem Diesem versäumte Wilhelm nicht, sich zu erkundigen, was für ein anderer Unterricht sich sonst noch anschließe; und man gestand ihm, daß es die Dichtkunst, und zwar die epische sei.

Doch mußte dem Freunde dieß sonderbar scheinen, als man hinzufügte: Es werde den Schülern nicht vergönnt, schon ausgearbeitete Gedichte älterer und neuerer Dichter zu lesen oder vorzutragen; ihnen wird nur eine Reihe von Motiven, Ueberlieferungen und Legenden lacconisch mitgetheilt. Nun erkennt man gar bald, an malerischer oder poetischer Ausführung, das eigene Productive des einen oder der andern Kunst gewidmeten Talents. Dichter und Bildner. Beide beschäftigen sich an einer Quelle, und Jeder sucht das Wasser nach seiner Seite, zu seinem Vortheil, hinzuleiten, um nach Erforderniß eigene Zwecke zu erreichen; welches ihm viel besser gelingt, als wenn er das schon Verarbeitete nochmals umarbeiten wollte.

Der Reisende selbst hatte Gelegenheit zu sehen, wie Das vorging. Mehrere Maler waren in einem Zimmer beschäftigt; ein munterer, junger Freund erzählte sehr ausführlich eine ganz einfache Geschichte, so daß er fast ebenso viele Worte als Jene Pinselstriche anwendete, seinen Vortrag ebenfalls auf's Runde'ste zu vollenden.

Man versicherte, daß beim Zusammenarbeiten die Freunde sich gar anmuthig unterhielten, und daß sich auf diesem Wege öfters Improvisatoren entwickelten, welche großen Enthusiasmus für die zweifache Darstellung zu erregen wußten.

Der Freund wendete nun seine Erkundigungen zur bildenden Kunst zurück. „Ihr habt", so sprach er, „keine Ausstellung, also auch wohl keine Preisaufgabe?" „Eigentlich nicht," versetzte Jener; „hier aber ganz in der Nähe können wir Euch sehen lassen, was wir für nützlicher halten."

Sie traten in einen großen, von oben glücklich erleuchteten Saal; ein weiter Kreis beschäftigter Künstler zeigte sich zuerst, aus dessen Mitte sich eine colossale Gruppe günstig aufgestellt erhob. Männliche und weibliche Kraftgestalten, in gewaltsamen Stellungen, erinnerten an jenes herrliche Gefecht zwischen Heldenjünglingen und Amazonen, wo Hoh und Feindseligkeit zuletzt sich in wechselseitig ähnlichen Beistand auflöst. Dieses merkwürdig verschlungene Kunstwerk war von jedem Puncte ringsum gleich günstig anzusehen. In einem weiten Umfang saßen und standen bildende Künstler, jeder nach seiner Weise beschäftigt; der Maler an seiner Staffelei, der Zeichner am Reißbret; Einige modellirten rund, Einige flach erhoben; ja sogar Baumeister entwarfen den Untersatz, worauf künftig ein solches Kunstwerk gestellt werden sollte. Jeder Theilnehmende verfuhr nach seiner Weise bei der Nachbildung; Maler und Zeichner entwickelten die Gruppe zur Fläche, sorgfältig jedoch, sie nicht zu zerstören, sondern soviel wie möglich beizubehalten. Ebenso wurden die flacherhobenen Arbeiten behandelt. Nur ein Einziger hatte die ganze Gruppe in kleinerem Maßstabe wiederholt, und er schien das Modell

wirklich in gewiſſen Bewegungen und Gliederlagen überraſchen zu ſehen.

Nun offenbarte ſich, Dieß ſei der Meiſter des Modells, der daſſelbe vor der Ausführung in Marmor, hier, einer nicht beurtheilenden, ſondern practiſchen Prüfung unterwarf, und in Alles, was jeder ſeiner Mitarbeiter, nach eigner Weiſe und Denkart, daran gethan, beibehalten oder verändert, genau beobachtend bei nochmaligem Durchdenken zu eigenem Vortheil anzuwenden wußte; dergeſtalt, daß zuletzt, wenn das hohe Werk, in Marmor gearbeitet, daſtehen wird, obgleich nur von Einem unternommen, angelegt und ausgeführt, doch Allen anzugehören ſcheinen möge.

Die größte Stille beherrſchte auch dieſen Raum; aber der Vorſteher erhob ſeine Stimme und rief: „Wer wäre denn hier, der uns in Gegenwart dieſes ſtationären Werkes mit trefflichen Worten die Einbildungskraft dergeſtalt erregte, daß Alles, was wir hier ſtritt ſehen, wieder flüſſig würde, ohne ſeinen Character zu verlieren, damit wir uns überzeugen, Das, was der Künſtler hier feſtgehalten, ſei auch das Würdigſte?“

Namentlich aufgefordert von Allen, verließ ein ſchöner Jüngling ſeine Arbeit und begann, heraustretend, einen ruhigen Vortrag, worin er das gegenwärtige Kunſtwerk nur zu beſchreiben ſchien; bald aber warf er ſich in die eigentliche Region der Dichtkunſt, tauchte ſich in die Mitte der Handlung und beherrſchte dieß Element zur Bewunderung; nach und nach ſteigerte ſich ſeine Darſtellung durch herrliche Declamation auf einen ſolchen Grad, daß wirklich die ſtarre Gruppe ſich um ihre Axe zu bewegen und die Zahl der Figuren daran verdoppelt und verdreifacht ſchien. Wilhelm ſtand entzückt und rief zuletzt: „wer will ſich hier noch enthalten, zum eigentlichen Geſang und zum rhythmiſchen Lied überzugehen!“

„Dieß möcht' ich verbitten,“ verſetzte der Aufſeher; „denn wenn unſer trefflicher Bildhauer aufrichtig ſein will, ſo wird er bekennen, daß ihm unſer Dichter eben darum beſchwerlich gefallen, weil beide Künſtler am Weiteſten aus einander ſtehen; dagegen wollt' ich wetten, ein und der andere Maler hat ſich gewiſſe lebendige Züge daraus angeeignet.“

„Ein ſanftes, gemüthliches Lied jedoch möcht' ich unſerm Freunde zu hören geben, eines, das Ihr ſo ernſtlieblich vortragt; es bewegt ſich über das Ganze der Kunſt und iſt mir ſelbſt, wenn ich es höre, ſtets erbaulich.“

Nach einer Pauſe, in der ſie einander zuwinkten und ſich durch Zeichen beredeten, erſcholl von allen Seiten nachfolgender, Herz und Geiſt erhebende, würdige Geſang:

Zu erfinden, zu beſchränken,
Dichter, Künſtler, eilt allein;
Darauf Weiſheit zu gewinnen,
Eine Kraft zum Ganzen ſind',
Einen eig'nen Lebenskreis,
Und die Thaten mancher Jahre
Geben Der in dem Nachbar auf.

Der Gedanke, das Entwerfen,
Die Gedanken, ihr Verein:
Eines wird das Andre hindern,
Und am Ende ſei's genug!
Wohl erfunden, klug ersonnen,
Schön gebildet, zart vollbracht —
So von jeher hat gewonnen
Künſtler kunſtreich ſeine Macht.

Wie Natur im Wiegenbilde
Einen Gott nur offenbart,
So im weiten Kunſtgebilde
Webt ein Sinn der ew'gen Art;
Dieſes iſt der Sinn der Wahrheit,
Der ſich nur mit Schönem ſchmückt,
Und getroſt der höchſten Klarheit
Hell'den Tag's entgegenblickt.

Wie beherzt in Reim und Proſe
Redner, Dichter ſich ergehn,
Soll das Ohr und Aug' der Roſe
Friſch auf Malertafel ſtehn;
Mit Geſchwiſtern reich umgeben,
Mit des Herbſtes Frucht umlegt,
Daß ſie von geheimem Leben
Offenbaren Sinn erregt.

Tauſendfach und ſchön entſtiebe
Form aus Formen Deiner Hand,
Und im Menſchenbild genieße,
Daß ein Gott ſich hergewandt.
Weich ein Werkzeug Ihr gebrauchet,
Ernſtet Euch als Brüder dar;
Und gelangweis flammt und rauchet
Opferdüfte vom Altar.

Alles Dieſes mochte Wilhelm gar wohl gelten laſſen, ob es ihm gleich ſehr paradox und, hätte er es nicht mit Augen geſehen, gar unmöglich ſcheinen mußte. Da man es ihm nun aber offen und frei in ſchöner Folge verwies und bekannt machte, ſo bedurfte es kaum einer Frage, um das Weitere zu erfahren; doch enthielt er ſich nicht, den Führenden zuletzt folgender Maßen anzureden: „Ich ſehe, hier iſt gar füglich für Alles geſorgt, was im Leben wünſchenswerth ſein mag; entdeckt mir aber auch: welche Region kann eine gleiche Sorgfalt für dramatiſche Poeſie aufweiſen, und wo könnte ich mich darüber belehren? Ich ſah mich unter allen Euern Gebäuden um und finde keines, das zu einem ſolchen Zweck beſtimmt ſein könnte.“

„Verhehlen dürfen wir nicht auf dieſe Anfrage, daß in unſerer ganzen Provinz Dergleichen nicht anzutreffen ſei; denn das Drama ſetzt eine müßige Menge, vielleicht gar einen Pöbel, voraus, dergleichen ſich bei uns nicht findet; denn ſolches Gelichter wird, wenn es nicht ſelbſt ſich unwillig entfernt, über die Grenze gebracht. Seid jedoch gewiß, daß bei unſerer allgemein wirkenden Anſtalt auch ein ſo wichtiger Punct wohl überlegt worden; keine Region aber wollte

ſich finden; überall trat ein bedeutendes Verdienſt ein. Wer unter unſern Zöglingen ſollte ſich leicht entſchließen, mit erlogener Heiterkeit oder geheucheltem Schmerz ein unnatürlich, dem Augenblick nicht angehöriges Geſicht in der Maſſe zu erregen, um dadurch ein immer mißliches Gelingen abwechſelnd hervorzubringen? Solche Gaukeleien fanden wir durchaus gefährlich und konnten ſie mit unſerm ernſten Zweck nicht vereinen.“

„Man ſagt aber doch,“ verſetzte Wilhelm, „dieſe weit um ſich greifende Kunſt befördere die übrigen ſämmtlich.“

„Keineswegs,“ erwiederte man; „ſie bedient ſich der übrigen, aber verdirbt ſie. Ich verdenke dem Schauſpieler nicht, wenn er ſich zu dem Maler geſellt; der Maler jedoch iſt in ſolcher Geſellſchaft verloren.“

„Gewiſſenlos wird der Schauſpieler, was ihm Kunſt und Leben darbietet, zu ſeinen flüchtigen Zwecken verbrauchen und mit nicht geringem Gewinn; der Maler hingegen, der vom Theater auch wieder ſeinen Vortheil ziehen möchte, wird ſich immer im Nachtheil finden und der Muſicus im gleichen Nachtheil ſein. Die ſämmtlichen Künſte kommen mit vor wie Geſchwiſter, deren die meiſten zu guter Wirthſchaft geneigt wären, eins aber, leicht geſinnt, Hab' und Gut der ganzen Familie ſich zuzueignen und zu verzehren Luſt hätte. Das Theater iſt in dieſem Falle; es hat einen zweideutigen Urſprung, den es nie ganz, weder als Kunſt noch Handwerk, noch als Liebhaberei verläugnen kann.“

Wilhelm ſah mit einem tiefen Seufzer vor ſich nieder; denn Alles auf ein Mal vergegenwärtigte ſich ihm, was er auf und an den Brettern genoſſen und gelitten hatte; er ſegnete die frommen Männer, welche ihren Zöglingen ſolche Pein zu erſparen gewußt, und aus Ueberzeugung und Grundſatz jene Gefahren aus ihrem Kreiſe gebannt.

Sein Begleiter jedoch ließ ihn nicht lange in dieſen Betrachtungen, ſondern fuhr fort: „Da es unſer höchſter und heiligſter Grundſatz iſt, keine Anlage, kein Talent zu mißleiten, ſo dürfen wir uns nicht verbergen, daß unter ſo großer Anzahl ſich eine mimiſche Naturgabe auch wohl entſchieden hervorthue; dieſe zeigt ſich aber in unwiderſtehlicher Luſt des Nachäffens fremder Charactere, Geſtalten, Bewegung, Sprache. Dieß fördern wir zwar nicht, beobachten aber den Zögling genau und bleibt er ſeiner Natur durchaus getreu, ſo haben wir uns mit großen Theatern aller Nationen in Verbindung geſetzt und ſenden einen bewährt Fähigen ſogleich dorthin, damit er wie die Enten auf dem Teiche, ſo auf den Brettern ſeinem künftigen Lebensgewerbe und Geſchmacke völlig entgegengeleitet werde.“

Wilhelm hörte Dieß mit Geduld, doch nur mit halber Ueberzeugung, vielleicht mit einigem Verdruß; denn ſo wunderlich iſt der Menſch geſinnt, daß er von dem Unwerth irgend eines geliebten Gegenſtandes zwar überzeugt ſein, ſich von ihm abwenden, ſogar ihn verabſcheuen kann, aber ihn doch nicht von Andern auf gleiche Weiſe behandelt wiſſen will; und vielleicht regt ſich der Geiſt des Widerſpruchs, der in allen Menſchen wohnt, nie lebendiger und wirkſamer, als in ſolchem Falle.

Mag doch der Redacteur dieſer Bogen hier ſelbſt geſtehen, daß er mit einigem Unwillen dieſe wunderliche Stelle durchgehen läßt. Hat er nicht auch in vielfachem Sinn mehr Leben und Kräfte, als billig, dem Theater zugewendet? Und könnte man ihn wohl überzeugen, daß Dieß ein unverzeihlicher Irrthum, eine fruchtloſe Verwöhnung geweſen?

Doch wir finden keine Zeit, ſolchen Erinnerungen und Nachgefühlen unnütz uns hinzugeben; denn unſer Freund ſieht ſich angenehm überraſcht, da ihm abermals einer von den Dreien, und zwar ein beſonders Zuſagender, vor die Augen tritt. Entgegenkommende Sanftmuth, den reinſten Seelenfrieden verkündend, theilt ſich höchſt erquicklich mit. Vertrauend konnte der Wanderer ſich nähern und fühlte ſein Vertrauen erwiedert.

Hier vernahm er nun, daß der Obere ſich gegenwärtig bei den Heiligthümern befinde, dort unterweiſe, lehre, ſegne, indeſſen die Dreie ſich vertheilt, um ſämmtliche Regionen heimzuſuchen und überall, nach genommener, tiefſter Kenntniß und Verabredung mit den untergeordneten Aufſehern, das Eingeführte weiter zu leiten, das Neubeſtimmte zu gründen und dadurch ihre hohe Pflicht treulich zu erfüllen.

Eben dieſer treffliche Mann gab ihm nun eine allgemeinere Ueberſicht ihrer innern Zuſtände und äußern Verbindungen, ſowie Kenntniß von der Wechſelwirkung aller verſchiedenen Regionen; nicht weniger ward klar, wie aus einer in die andere, nach längerer oder kürzerer Zeit, ein Zögling verſetzt werden könne. Genug, mit dem bisher Vernommenen ſtimmte Alles völlig überein. Zugleich machte die Schilderung ſeines Sohnes ihm viel Vergnügen, und der Plan, wie man ihn weiter führen wollte, mußte ſeinen ganzen Beifall gewinnen.

Zehntes Capitel.

Wilhelm wurde darauf vom Gehülfen und Aufſeher zu einem Bergfeſt eingeladen, welches zunächſt gefeiert werden ſollte. Sie erſtiegen

mit Schwierigkeit das Gebirg. Wilhelm glaubte sogar zu bemerken, daß der Führer gegen Abend sich langsamer bewegte, als würde die Finsterniß ihrem Pfad nicht noch mehr Hinderung entgegensetzen. Als aber eine tiefe Nacht sie umgab, ward ihm dieß Räthsel aufgelöst; kleine Flammen sah er aus vielen Schluchten und Thälern schwankend hervorschimmern, sich zu Linien verlängern, sich über die Gebirgshöhen herüberwälzen. Viel freundlicher, als wenn ein Vulcan sich aufthut und sein sprühendes Geröll ganze Gegenden mit Untergang bedroht, zeigte sich diese Erscheinung, und doch glühte sie nach und nach mächtiger, breiter und gedrängter, funkelte wie ein Strom von Sternen, zwar sanft und lieblich, aber doch kühn über die ganze Gegend sich verbreitend.

Nachdem nun der Geführte sich einige Zeit an der Verwunderung des Gastes ergetzt, denn ihre Gesichter und Gestalten erschienen durch das Licht aus der Ferne erhellt sowie ihr Weg, begann er zu sprechen: „Ihr seht hier freilich ein wunderliches Schauspiel; diese Lichter, die bei Tag und bei Nacht im ganzen Jahre unter der Erde leuchten und wirken und die Förderniß verstreckter, kaum erreichbarer irdischer Schätze begünstigen, diese quellen und wallen gegenwärtig aus ihren Schlünden hervor und erheitern die offenbare Nacht. Kaum gewahrte man je eine so erfreuliche Heerschau, wo das nützlichste, unterirdisch zerstreute, den Augen entzogene Geschäft sich uns in ganzer Fülle zeigt und eine große, geheime Vereinigung sichtbar macht."

Unter solchen Reden und Betrachtungen waren sie an den Ort gelangt, wo die Feuerbäche zum Flammenmeer um einen wohlerleuchteten Inselraum sich ergossen. Der Wanderer stand nunmehr in dem blendenden Kreise, wo schimmernde Lichter zu tausenden gegen die zur schwarzen Hinterwand getriebenen Träger einen ahnungsvollen Contrast bildeten. Sofort erklang die heiterste Musik zu tüchtigen Gesängen. Hohle Felsmassen zogen maschinenhaft heran und schlossen bald ein glänzendes Innere dem Auge des erfreuten Zuschauers auf. Mimische Darstellungen, und was nur einen solchen Moment der Menge erheitern kann, vereinigte sich, um eine frohe Aufmerksamkeit zugleich zu spannen und zu befriedigen.

Aber mit welcher Verwunderung ward unser Freund erfüllt, als er sich den Hauptleuten vorgestellt sah und unter ihnen, in ernster, stattlicher Tracht, Freund Jarno erblickte. „Nicht umsonst", rief Dieser aus, „habe ich meinen frühern Namen mit dem bedeutendern „Montan" vertauscht; Du findest mich hier in Berg und Kunst eingeweiht, und glücklicher in dieser Beschränkung unter und über der Erde, als sich denken läßt." — „Da wirst Du also", versetzte der Wanderer, „als ein Hocherfahrner nunmehr freigebiger sein mit Aufklärung und Unterricht, als Du es gegen mich warst auf jenen Berg- und Felsklippen." — „Keineswegs!" erwiderte Montan, „die Gebirge sind stumme Meister und machen schweigsame Schüler."

An vielen Tafeln speiste man nach dieser Feierlichkeit. Alle Gäste, die geladen oder ungeladen sich eingefunden, waren vom Handwerk, deßwegen denn auch an dem Tische, wo Montan und sein Freund sich niedergesetzt, sogleich ein ortgemäßes Gespräch entstand; es war von Gebirgen, Gängen und Lagern, von Gangarten und Metallen der Gegend ausführlich die Rede. Sodann aber verlor das Gespräch sich in's Allgemeine, und da war von nichts Geringerm die Rede, als von Erschaffung und Erhebung der Welt. Hier aber blieb die Unterhaltung nicht lange friedlich, vielmehr verwickelte sich sogleich ein lebhafter Streit.

Mehrere wollten unsere Erdgestaltung aus einer nach und nach sich senkend abnehmenden Wasserbedeckung herleiten; sie führten die Trümmer organischer Meeresbewohner auf den höchsten Bergen sowie auf flachen Hügeln zu ihrem Vortheil an. Andere, heftiger dagegen, ließen erst glühen und schmelzen, auch durchaus ein Feuer obwalten, das, nachdem es auf der Oberfläche genugsam gewirkt, zuletzt in's Tiefste zurückgezogen, sich noch immer durch die ungestüm sowohl im Meer als auf der Erde wüthenden Vulcane bethätigte, und durch successiven Auswurf und gleichfalls nach und nach überströmende Laven die höchsten Berge bildete; wie sie denn überhaupt den Andersdenkenden zu Gemüthe führten, daß ja ohne Feuer Nichts heiß werden könne, auch ein thätiges Feuer immer einen Herd voraussetze. So erfahrungsgemäß auch Dieses scheinen mochte, so waren Manche doch nicht damit zufrieden; sie behaupteten: mächtige, in dem Schooß der Erde schon völlig fertig gewordene Gebilde seien, mittelst unwiderstehlich elastischer Gewalten, durch die Erdrinde hindurch in die Höhe getrieben und zugleich in diesem Tumulte manche Theile derselben weit über Nachbarschaft und Ferne umhergestreut und zersplittert worden; sie beriefen sich auf manche Vorkommnisse, welche ohne eine solche Voraussetzung nicht zu erklären seien.

Eine vierte, wenn auch vielleicht nicht zahlreiche Partie lächelte über diese vergeblichen Bemühungen und betheuerte: gar manche Zustände dieser Erdoberfläche würden nie zu erklären sein, wofern man nicht größere und kleinere Gebirgsstrecken aus der Atmosphäre herunterfallen und weite, breite Landschaften durch

ſie bedeckt werden laſſe. Sie beriefen ſich auf größere und kleinere Felsmaſſen, welche zerſtreut in vielen Landen unbezweifelt gefunden und ſogar noch in unſern Tagen als von oben herabkörnend aufgelesen werden.

Zuletzt wollten zwei oder drei Hilfs-Götter gegen einen Zeitraum grimmiger Kälte zu Hülfe rufen und aus den höchſten Gebirgsrücken, auf weit in's Land hingeſenkten Gletſchern, gleichſam Rutſchwege, für ſchwere Urſteinmaſſen bereitet, und dieſe auf glatter Bahn, fern und ferner hinausgeſchoben im Geiſte ſehen. Sie ſollten ſich, bei eintretender Epoche des Aufthauens, niederſenken und für ewig in fremdem Boden liegen bleiben. Auch ſollte ſodann durch ſchwimmendes Treibeis der Transport ungeheurer Felsblöcke von Norden her möglich werden. Dieſe guten Leute konnten jedoch mit ihrer etwas kühlen Betrachtung nicht durchdringen. Man hielt es ungleich naturgemäßer, die Erſchaffung einer Welt mit coloſſalem Krachen und Heben, mit wildem Toben und feurigem Schleudern vorgehen zu laſſen. Da nun übrigens die Gluth des Weines ſtark mit einwirkte, ſo hätte das herrliche Feſt beinahe mit tödtlichen Händeln abgeſchloſſen.

Ganz verwirrt und verdüſtert ward es unſerm Freund zu Muthe, welcher noch von Alters her den Geiſt, der über den Waſſern ſchwebte und die hohe Fluth, welche fünfzehn Ellen über den höchſten Gebirgen geſtanden, im ſtillen Sinne hegte, und dem unter dieſen ſeltſamen Reden die ſo wohl geordnete, bewachſene, belebte Welt vor ſeiner Einbildungskraft chaotiſch zuſammenzuſtürzen ſchien.

Den andern Morgen unterließ er nicht, den ernſten Montan hierüber zu befragen, indem er anrief: „Geſtern kennt' ich Dich nicht begreifen; denn unter allen den wunderlichen Dingen und Reden hofft' ich endlich Deine Meinung und Deine Entſcheidung zu hören; an Deſſen Statt warſt Du bald auf dieſer, bald auf jener Seite, und ſuchteſt immer die Meinung Desjenigen, der da ſprach, zu verſtärken. Nun aber ſage mir ernſtlich, was Du darüber denkſt, was Du davon weißt?“ Hierauf erwiederte Montan: „Ich weiß ſoviel, wie Er, und möchte darüber gar nicht denken.“ — „Hier aber“, verſetzte Wilhelm, „ſind ſo viele widerſprechende Meinungen, und man ſagt ja: die Wahrheit liege in der Mitte.“ — „Keineswegs!“ erwiederte Montan, „in der Mitte bleibt das Problem liegen, unerforſchlich vielleicht, vielleicht auch zugänglich, wenn man es darnach anfängt.“

Nachdem nun auf dieſe Weiſe noch Einiges hin und wieder geſprochen worden, fuhr Montan vertraulich fort: „Du tadelſt mich, daß ich einem Jeden in ſeiner Meinung nachhalf, wie ſich denn für Alles noch immer ein ſchwereres Argument auffinden läßt; ich vermehrte die Verwirrung dadurch. Das iſt wahr; eigentlich aber kann ich es mit dieſem Geſchlecht nicht mehr ernſtlich nehmen. Ich habe mich durchaus überzeugt, das Leichte, und Das ſind doch unſere Ueberzeugungen, muß Jeder im tiefſten Ernſt bei ſich ſelbſt bewahren; Jeder weiß nur für ſich, was er weiß, und Das muß er geheim halten; wie er es ausſpricht, ſogleich iſt der Widerſpruch rege, und wie er ſich in Streit einläßt, kommt er in ſich ſelbſt aus dem Gleichgewicht, und ſein Beſtes wird, wo nicht vernichtet, doch geſtört.“

Durch einige Gegenrede Wilhelm's veranlaßt, erklärte Montan ſich ferner: „Wenn man einmal weiß, worauf Alles ankommt, hört man auf, geſprächig zu ſein.“ — „Worauf kommt nun aber Alles an?“ verſetzte Wilhelm haſtig. — „Das iſt bald geſagt,“ verſetzte Jener; „Denken und Thun, Thun und Denken. Das iſt die Summe aller Weisheit, von jeher anerkannt, von jeher geübt, nicht eingeſehen von einem Jeden. Beides muß wie Aus- und Einathmen ſich im Leben ewig fort hin und wieder bewegen; wie Frage und Antwort ſollte Eins ohne das Andere nicht Statt finden. Wer ſich zum Geſetz macht, was einem jeden Neugebornen der Genius des Menſchenverſtandes heimlich in's Ohr flüſtert, das Thun am Denken, das Denken am Thun zu prüfen, der kann nicht irren, und irrt er, ſo wird er ſich bald auf den rechten Weg zurückfinden.“

Montan geleitete ſeinen Freund nunmehr in dem Berg-Revier methodiſch umher, überall begrüßt von einem derben „Glück auf!“ welches ſie heiter zurückgaben. „Ich möchte wohl“, ſagte Montan, „ihnen manchmal zurufen: „Sinn auf!“ denn Sinn iſt mehr als Glück; doch die Menge hat immer Sinn genug, wenn die Obern damit begabt ſind. Weil ich nun hier, wo nicht zu befehlen, doch zu rathen habe, bemüht' ich mich, die Eigenſchaft des Gebirgs kennen zu lernen. Man ſtrebt leidenſchaftlich nach den Metallen, die es enthält. Nun habe ich mir das Vorkommen derſelben aufzuklären geſucht, und es iſt mir gelungen. Das Glück thut's nicht allein, ſondern der Sinn, der das Glück herbeiruft, um es zu regeln. Wie dieſe Gebirge hier entſtanden ſind, weiß ich nicht, will's auch nicht wiſſen; aber ich trachte täglich, ihnen ihre Eigenthümlichkeit abzugewinnen. Auf Blei und Silber iſt man erpicht, das ſie in ihrem Buſen tragen; das Wie behalt' ich für mich und gebe Veranlaſſung, das Gewünſchte zu finden. Auf mein Wort unternimmt man's verſuchsweiſe; es gelingt, und ich habe Glück. Was ich verſtehe,

versteh' ich mir; was mir gelingt, gelingt mir für Andere; und Niemand denke, daß es ihm auf diesem Wege gleichfalls gelingen könne. Sie haben mich in Verdacht, daß ich eine Wünschelruthe besitze; sie werden aber nicht, daß sie mir widersprechen, wenn ich etwas Vernünftiges vorbringe, und daß sie dadurch sich den Weg abschneiden zu dem Baum der Erkenntnisses, wo diese prophetischen Reisen zu brechen sind."

Ermuthigt an diesen Gesprächen, überzeugt, daß auch ihm durch sein bisheriges Thun und Denken geglückt, in einem weit entlegenen Fache, dem Hauptsinne nach, seines Freundes Forderungen sich gleichzustellen, gab er nunmehr Rechenschaft von der Anwendung seiner Zeit, seitdem er die Vergünstigung erlangte, die auferlegte Wanderschaft nicht nach Tagen und Stunden, sondern dem wahren Zweck einer vollständigen Ausbildung gemäß einzutheilen und zu benutzen.

Hier nun war zufälliger Weise vieles Nebend keine Noth; denn ein bedeutendes Ereigniß gab unserm Freunde Gelegenheit, sein erworbenes Talent geschickt und glücklich anzuwenden und sich der menschlichen Gesellschaft als wahrhaft nützlich zu erweisen.

Welcher Art aber Dieß gewesen, dürfen wir im Augenblicke noch nicht offenbaren, obgleich der Leser bald, noch ehe er diesen Band aus den Händen legt, davon genugsam unterrichtet sein wird.

Eilftes Capitel.

Herstlie an Wilhelm'en.

Die ganze Welt wirft mir seit langen Jahren vor, ich sei ein launig', wunderliches Mädchen. Mag ich's doch sein, so bin ich's ohne mein Verschulden. Die Leute mußten Geduld mit mir haben, und nun brauche ich Geduld mit mir selber, mit meiner Einbildungskraft, die mir Vater und Sohn, bald zusammen, bald wechselsweise, hin und wieder vor die Augen führt. Ich komme mir vor wie eine unschuldige Alcmene, die von zwei Wesen, die einander vorstellen, unablässig heimgesucht wird.

Ich habe Ihnen viel zu sagen, und doch schreibe ich Ihnen, so scheint es, nur, wenn ich ein Abenteuer zu erzählen habe; alles Uebrige ist auch abenteuerlich zwar, aber kein Abenteuer. Nun also zu dem heutigen.

Ich sitze unter den hohen Linden und mache so eben ein Briefstäschchen fertig, ein sehr zierliches, ohne deutlichst zu wissen, wer es haben soll, Vater oder Sohn, aber gewiß einer von Beiden: da kommt ein junger Tabulet-Krämer mit Körbchen und Kästchen auf mich zu, er legitimirt sich bescheiden durch einen Schein bei Beamten, daß ihm erlaubt sei, auf den Gütern zu hausiren; ich besehe seine Schächtelchen bis in die unendlichen Kleinigkeiten, deren Niemand bedarf und die Jedermann kauft aus kindischem Trieb, zu besitzen und zu vergeuden. Der Knabe scheint mich aufmerksam zu betrachten. Schöne schwarze, etwas listige Augen, wohlgezeichnete Augenbraunen, reiche Locken, blendende Zahnreihen; genug, Sie verstehen mich, etwas Orientalisches.

Er that mancherlei Fragen, auf die Personen der Familie bezüglich, denen er allenfalls Etwas anbieten dürfte; durch allerlei Wendungen weiß er es einzuleiten, daß ich mich ihm nenne. Herstlie, spricht er bescheiden, wird Herstlie verzeihen, wenn ich eine Botschaft ausrichte? Ich sehe ihn verwundert an; er zieht das kleinste Schiefertäfelchen hervor, in ein weißes Rähmchen gefaßt, wie man sie im Gebirg für die kindischen Anfänge des Schreibens zubereitet; ich nehm' es an, sehe es beschrieben und lese die mit scharfem Griffel sauber eingegrabene Inschrift:

Herr
liebt
Herstlie'n.
Der Stallmeister
kommt bald.

Ich bin betroffen, ich gerathe in Verwunderung über Das, was ich in der Hand halte, mit Augen sehe, am Meisten darüber, daß das Schicksal sich fast noch wunderlicher beweisen will, als ich selbst bin. — Was soll Das? sag' ich zu mir; und der kleine Schalk ist mir gegenwärtiger als je, ja, es ist mir, als ob sein Bild sich mir in die Augen hineinbohrte.

Nun fang' ich an zu fragen, und erhalte wunderliche, unbefriedigende Antworten; ich examinire, und erfahre Nichts; ich denke nach, und kann die Gedanken nicht recht zusammenbringen. Zuletzt verknüpf' ich aus Reden und Widerreden soviel, daß der junge Krämer auch die pädagogische Provinz durchzogen, das Vertrauen meines jungen Verehrers erworben, welcher auf ein erhandeltes Täfelchen die Inschrift geschrieben und ihm für ein Wörtchen Antwort die besten Geschenke versprochen. Er reichte mir sodann ein gleiches Täfelchen, deren er mehrere in seinem Waarenbestand vorwies, zugleich einen Griffel, wobei er so freundlich drang und bat, daß ich Beides annahm, dachte, wieder dachte, Nichts erdenken konnte, und schrieb:

Herstlie'ns
Beruf
an Fritz!
Der Stallmeister
hatte sich gut

Ich betrachtete das Geſchriebene und fühlte Verdruß über den ungeſchickten Ausdruck. Weder Zärtlichkeit, noch Geiſt, noch Witz, keine Verlegenheit, und warum? Vor einem Knaben ſtand ich, an einen Knaben ſchrieb ich; ſollte mich Das aus der Faſſung bringen? Ich glaube gar, ich ſeufzte und war eben im Begriff, das Geſchriebene wegzuwiſchen; aber Jener nahm es mir ſo zierlich aus der Hand, bat mich um irgend eine ſürſorgliche Einhüllung, und ſo geſchah's, daß ich, weiß ich doch nicht, wie's geſchah, das Täfelchen in das Brieftäſchchen ſteckte, das Band darum ſchlang, und zugeheftet dem Knaben hinreichte, der es mit Anmuth ergriff, ſich tief verneigend einen Augenblick zauderte, daß ich eben noch Zeit hatte, ihm mein Pentelchen in die Hand zu drücken, und mich ſchalt, ihm nicht genug gegeben zu haben. Er entfernte ſich ſchicklich eilend und war, als ich ihm nachblickte, ſchon verſchwunden; ich begriff nicht recht, wie.

Nun iſt es vorüber; ich bin ſchon wieder auf dem gewöhnlichen flachen Tagesboden und glaube kaum an die Erſcheinung. Hatte ich nicht das Täfelchen in der Hand? Es iſt gar zu zierlich, die Schrift gar ſchön und ſorgfältig gezogen; ich glaube, ich hätte es geküßt, wenn ich die Schrift auszulöſchen nicht fürchtete.

Ich habe mir Zeit genommen, nachdem ich Vorſtehendes geſchrieben; was ich aber auch darüber denke, will immer nicht fördern. Allerdings etwas Geheimnißvolles war in der Figur; Dergleichen ſind jetzt im Roman nicht zu entdecken, ſollten ſie uns denn auch im Leben begegnen? Angenehm und verdächtig, fremdartig, doch Vertrauen erregend; warum ſchied er auch vor aufgelöſter Verwirrung? Warum hatt' ich nicht Gegenwart des Geiſtes genug, um ihn ſchicklicher Weiſe feſtzuhalten?

Nach einer Pauſe nehm' ich die Feder abermals zur Hand, meine Bekenntniſſe fortzuſetzen. Die entſchiedene fortdauernde Neigung eines zum Jüngling heranreifenden Knaben wollte mir ſchmeicheln; da aber fiel mir ein, daß es nichts Seltenes ſei, in dieſem Alter nach älteren Frauen ſich umzuſehen. Fürwahr, es gibt eine geheimnißvolle Neigung jüngerer Männer zu älteren Frauen. Sonſt, da es mich nicht ſelbſt betraf, dachte ich darüber und wußte beſhafter Weiſe gefunden haben: es ſei eine Erinnerung an die Ammen- und Säuglingszärtlichkeit, von der ſie ſich kaum losgeriſſen haben. Jetzt ärgert's mich, mir die Sache ſo zu denken; ich erniedrige den guten Felix zur Kindheit herab, und mich ſetze ich doch auch nicht in einer vortheilhaften Stellung. Ach, welch ein Unterſchied iſt es, ob man ſich oder die Andern beurtheilt!

Zwölftes Capitel.

Wilhelm an Natalie'n.

Schon Tage geh' ich umher und kann die Feder anzulegen mich nicht entſchließen: es iſt ſo Mancherlei zu ſagen; mündlich fügte ſich wohl Ein's an's Andere, entwickelte ſich auch wohl leicht Eins aus dem Andern; laß mich daher, den Entfernten, nur mit dem Allgemeinſten beginnen; es leitet mich doch zuletzt auf's Wunderliche, was ich mitzutheilen habe.

Du haſt von dem Jüngling gehört, der, am Ufer des Meeres ſpazierend, einen Ruderpflock fand; das Intereſſe, das er daran nahm, bewog ihn, ein Ruder anzuſchaffen, als nothwendig dazu gehörend. Dieß aber war nun auch weiter Nichts nütze; er trachtete ernſtlich nach einem Kahn und gelangte dazu. Jedoch war Kahn, Ruder und Ruderpflock nicht ſonderlich fördernd: er verſchaffte ſich Segelſtangen und Segel, und ſo nach und nach, was zur Schnelligkeit und Bequemlichkeit der Schiffahrt erforderlich iſt. Durch zweckmäßiges Beſtreben gelangt er zu größerer Fertigkeit und Geſchicklichkeit; das Glück begünſtigt ihn; er ſieht ſich endlich als Herr und Patron eines größern Fahrzeugs, und ſo ſteigert ſich das Gelingen, er gewinnt Wohlhaben, Anſehen und Namen unter den Seefahrern. —

Indem ich nun Dich veranlaſſe, dieſe artige Geſchichte wieder zu leſen, muß ich bekennen, daß ſie nur im weiteſten Sinne hierher gehört, jedoch mir den Weg bahnt, Dasjenige auszudrücken, was ich vorzutragen habe. Indeſſen muß ich noch einiges Entferntere durchgehen.

Die Fähigkeiten, die in dem Menſchen liegen, laſſen ſich eintheilen in allgemeine und beſondere: die allgemeinen ſind anzuſehen als gleichgiltig ruhende Thätigkeiten, die nach Umſtänden geweckt und zufällig zu dieſem oder jenem Zweck beſtimmt werden. Die Nachahmungsgabe des Menſchen iſt allgemein; er will nachmachen, nachbilden, was er ſieht, auch ohne die mindeſten innern und äußern Mittel zum Zwecke. Natürlich iſt es daher immer, daß er leiſten will, was er leiſten ſieht; das Natürlichſte jedoch wäre, daß der Sohn des Vaters Beſchäftigung ergriffe. Hier iſt Alles beiſammen: eine vielleicht im Beſondern ſchon angeborne, in urſprünglicher Richtung entſchiedene Thätigkeit, ſodann eine folgerecht ſtufenweis fortſchreitende Uebung und ein entwickeltes Talent,

Siebel.

Für was ſiehſt du die Fremden an?

Froſch.

Laß mich nur gehn; bey einem vollen Glaſe,
Zieh' ich, wie einen Kinderzahn,
Den Burſchen leicht die Würmer aus der Naſe.
Sie ſcheinen mir aus einem edlen Haus,
Sie ſehen ſtolz und unzufrieden aus.

Brander.

Marktſchreyer ſind's gewiß, ich wette!

Altmayer.

Vielleicht!

Froſch.

Gib Acht, ich ſchraube ſie.

Mephiſtopheles zu Fauſt.

Den Teufel ſpürt das Völkchen nie,
Und wenn er ſie bey'm Kragen hätte.

Fauſt.

Seyd uns gegrüßt, ihr Herrn!

das uns nöthigte, auch alsdann auf dem eingeschlagenen Wege fortzuschreiten, wenn andere Triebe sich in uns entwickeln und uns eine freie Wahl zu einem Geschäft führen dürfte, zu dem uns die Natur weder Anlage noch Beharrlichkeit verliehen. Im Durchschnitt sind daher die Menschen am glücklichsten, die ein angebornes, ein Familien-Talent im häuslichen Kreise auszubilden Gelegenheit finden. Wir haben solche Malerstammbäume gesehen: darunter waren freilich schwache Talente; indessen lieferten sie doch etwas Brauchbares und vielleicht Besseres, als sie, bei mäßigen Naturkräften, aus eigener Wahl, in irgend einem andern Fache geleistet hätten.

Da Dieses aber auch nicht ist, was ich sagen wollte, so muß ich meinen Mittheilungen von irgend einer andern Seite näher zu kommen suchen.

Das ist nun das Traurige der Entfernung von Freunden, daß wir die Mittelglieder, die Hülfsglieder unserer Gedanken, die sich in der Gegenwart so flüchtig wie Blitze wechselseitig entwickeln und durchweben, nicht in augenblicklicher Verknüpfung und Verbindung vorführen und vortragen können. Hier also zunächst eine der frühesten Jugendgeschichten.

Wir in einer alten, ernsten Stadt erzogenen Kinder hatten die Begriffe von Straßen, Plätzen, von Mauern gefaßt, sodann auch von Wällen, dem Glacis und benachbarten ummauerten Gärten. Uns aber ein Mal, oder vielmehr sich selbst in's Freie zu führen, hatten unsere Eltern längst mit Freunden auf dem Lande eine immerfort verschobene Partie verabredet. Dringender endlich zum Pfingstfeste ward Einladung und Vorschlag, denen man nur unter der Bedingung sich fügte, Alles so einzuleiten, daß man zu Nacht wieder zu Hause sein könnte; denn außer seinem längst gewohnten Bette zu schlafen, schien eine Unmöglichkeit. Die Freuden des Tags so eng zu concentriren, war freilich schwer, zwei Freunde sollten besucht, und ihre Ansprüche auf seltene Unterhaltung befriedigt werden; indessen hoffte man, mit großer Pünctlichkeit Alles zu erfüllen.

Am dritten Feiertag, mit dem Frühesten, standen Alle munter und bereit; der Wagen fuhr zur bestimmten Stunde vor; bald hatten wir alles Beschränkende der Straßen, Thore, Brücken und Stadtgräben hinter uns gelassen; eine freie, weitausgebreitete Welt that sich vor den Unerfahrnen auf. Das durch einen Nachtregen erst erfrischte Grün der Fruchtfelder und Wiesen; das mehr oder weniger hellere der eben aufgebrochenen Strauch- und Baumknospen; das nach allen Seiten hin blendend sich verbreitende Weiß der Baumblüthe: Alles gab uns den Vorschmack glücklicher, paradiesischer Stunden.

Zu rechter Zeit gelangten wir auf die erste Station, bei einem würdigen Geistlichen. Freundlichst empfangen, konnten wir bald gewahr werden, daß die aufgehobene kirchliche Feier den Ruhe und Freiheit suchenden Gemüthern nicht entnommen war. Ich betrachtete den ländlichen Haushalt zum ersten Mal mit freudigem Antheil. Pflug und Egge, Wagen und Karren deuteten auf unmittelbare Benutzung, selbst der widrig anzuschauende Unrath schien das Unentbehrlichste im ganzen Kreise: sorgfältig war er gesammelt und gewissermaßen zierlich aufbewahrt. Doch dieser auf das Neue und doch Begreifliche gerichtete frische Blick ward gar bald auf ein Genießbares geheftet; appetitliche Kuchen, frische Milch, und sonst mancher ländliche Leckerbissen ward von uns begierig in Betracht gezogen. Eilig beschäftigten sich nunmehr die Kinder, den kleinen Hausgarten und die wirthliche Laube verlassend, in dem angrenzenden Baumstück ein Geschäft zu vollbringen, das eine alte, wohlgesinnte Tante ihnen aufgetragen hatte. Sie sollten nämlich so viel Schüsselblumen, als möglich, sammeln und solche getreulich mit zur Stadt bringen, indem die haushälterische Matrone gar allerlei gesundes Getränk daraus zu bereiten gewohnt war.

Indem wir nun in dieser Beschäftigung auf Wiesen, an Rändern und Zäunen hin und wieder liefen, gesellten sich mehrere Kinder des Dorfs zu uns, und der liebliche Duft gesammelter Frühlingsblumen schien immer erquickender und balsamischer zu werden.

Wir hatten nun schon so eine Masse Stengel und Blüthen zusammengebracht, daß wir nicht wußten, wo mit hin; man fing jetzt an die gelblichen Röhrenkronen auszupfen; denn um sie war es denn eigentlich doch nur zu thun; Jeder suchte in sein Hütchen, sein Mützchen möglichst zu sammeln.

Der ältere dieser Knaben jedoch, an Jahren wenig vor mir voraus, der Sohn des Fischers, den dieses Blumengetändel nicht zu freuen schien, ein Knabe, der mich bei seinem ersten Auftreten gleich besonders angezogen hatte, lud mich ein, mit ihm nach dem Fluß zu gehen, der, schon ansehnlich breit, in weniger Entfernung vorbeifloß. Wir setzten uns mit ein Paar Angelruthen an eine schattige Stelle, wo im tiefen, ruhig klaren Wasser gar manches Fischlein sich hin und her bewegte. Freundlich wies er mich an, warum es zu thun, wie der Köder am Angel

zu befestigen sei, und es gelang mir einige Mal hintereinander, die kleinsten dieser zarten Geschöpfe wider ihren Willen in die Luft hinauszuschnellen. Als wir nun so zusammen nebeneinander gelehnt beruhigt saßen, schien er zu langweilen und machte mich auf einen flachen Kies aufmerksam, der von unserer Seite sich in den Strom hinein erstreckte. Da sei die schönste Gelegenheit zu baden. Er könne, rief er, endlich aufspringend, der Versuchung nicht widerstehen; und ehe ich mich's versah, war er unten, ausgezogen und im Wasser.

Da er sehr gut schwamm, verließ er bald die seichte Stelle, übergab sich dem Strom und kam bis an mich in dem tiefern Wasser heran; mir war ganz wunderlich zu Muthe geworden. Grashupfer tanzten um mich her, Ameisen krabbelten heran, bunte Käfer hingen an den Zweigen und goldschimmernde Sonnenjungfern, wie er sie genannt hatte, schwebten und schwankten geisterartig zu meinen Füßen, eben als jener einen großen Krebs, zwischen Wurzeln hervorholend, ihn lustig aufzeigte, um ihn gleich wieder an den alten Ort zu bevorstehendem Fange geschickt zu verbergen. Es war umher so warm und so feucht, man sehnte sich aus der Sonne in den Schatten, aus der Schattenkühle hinab in's kühlere Wasser. Da war es denn ihm leicht, mich hinunterzulocken; eine nicht oft wiederholte Einladung fand ich unwiderstehlich und war, mit einiger Furcht vor den Eltern, wozu sich die Scheu vor dem unbekannten Elemente gesellte, in ganz wunderlicher Bewegung. Aber bald, auf dem Kies entkleidet, wagt' ich mich sachte in's Wasser, doch nicht tiefer, als es der leise abhängige Boden erlaubte; hier ließ er mich weilen, entfernte sich in dem tragenden Elemente, kam wieder; und als er sich heraufhob, sich aufrichtete, im höhern Sonnenschein sich abzutrocknen, glaubt' ich meine Augen von einer dreifachen Sonne geblendet, so schön war die menschliche Gestalt, von der ich nie einen Begriff gehabt. Er schien mich mit gleicher Aufmerksamkeit zu betrachten. Schnell angekleidet standen wir uns noch immer unverhüllt gegenüber; unsere Gemüther zogen sich an und unter den feurigsten Küssen schwuren wir eine ewige Freundschaft.

Sodann aber eilig, eilig gelangten wir nach Hause, gerade zur rechten Zeit, als die Gesellschaft den angenehmsten Fußweg durch Busch und Wald etwa anderthalb Stunden nach der Wohnung des Amtmanns antrat. Mein Freund begleitete mich; wir schienen schon unzertrennlich; als ich aber halbwegs um Erlaubniß bat, ihn mit in des Amtmanns Wohnung zu nehmen, verweigerte es die Pfarrerinn, mit stiller Bemerkung des Unschicklichen; dagegen gab sie ihm den dringenden Auftrag: er solle seinem rückkehrenden Vater ja sagen, sie müsse bei ihrer Nachhausekunft nothwendig schöne Krebse verstehen, die sie den Gästen als eine Seltenheit nach der Stadt mitgeben wolle. Der Knabe schied, versprach aber mit Hand und Mund, heute Abend an dieser Waldecke meiner zu warten.

Die Gesellschaft gelangte nunmehr zum Amthause, wo wir auch einen ländlichen Zustand antrafen, doch höherer Art. Ein durch die Schuld der übereifrigen Hausfrau sich verspätendes Mittagessen machte mich nicht ungeduldig; denn der Spaziergang in einem wohlgehaltenen Ziergarten, wohin die Tochter, etwas jünger als ich, mir den Weg begleitend, anwies, war mir höchst unterhaltend. Frühlingsblumen aller Art standen in zierlich gezeichneten Feldern, sie ausfüllend oder ihre Ränder schmückend. Meine Begleiterinn war schön, blond, sanftmüthig; wir gingen vertraulich zusammen, faßten uns bald bei der Hand und schienen nichts Besseres zu wünschen. So gingen wir an Tulpenbeeten vorüber, so an gereihten Narcissen und Jonquillen; sie zeigte mir verschiedene Stellen, wo eben die herrlichsten Hyacinthen-Glocken schon abgeblüht hatten. Dagegen war auch für die folgenden Jahreszeiten gesorgt; schon grünten die Büsche der künftigen Ranunkeln und Anemonen; die auf zahlreiche Nelkenstöcke verwendete Sorgfalt versprach den mannigfaltigsten Flor; näher aber knospete schon die Hoffnung vielblumiger Lilienstengel, gar weislich zwischen Rosen vertheilt. Und wie manche Laube versprach nicht zunächst mit Geisblatt, Jasmin, reben- und rankenartigen Gewächsen zu prangen und zu schatten!

Betracht' ich noch so viel Jahren meinen damaligen Zustand, so scheint er mir wirklich beneidenswerth. Unerwartet, in demselbigen Augenblick, ergriff mich das Vorgefühl von Freundschaft und Liebe. Denn als ich ungern Abschied nahm von dem schönen Kinde, tröstete mich der Gedanke, diese Gefühle meinem jungen Freunde zu eröffnen, zu vertrauen und seiner Theilnahme zugleich mit diesen frischen Empfindungen mich zu freuen.

Und wenn ich hier noch eine Betrachtung anknüpfe, so darf ich wohl bekennen: daß im Laufe des Lebens mir jenes erste Aufblühen der Außenwelt als die eigentliche Original-Natur vorkam, gegen die alles Uebrige, was uns nachher zu den Sinnen kommt, nur Copieen zu sein scheinen, die bei aller Annäherung an Jenes doch des

eigentlich urſprünglichen Geiſtes und Sinnes erwangeln.

Wir müßten wir verzweifeln, das Aeußere ſo kalt, ſo leblos zu erblicken, wenn nicht in unſerm Innern ſich Etwas entwickelte, das auf eine ganz andere Weiſe die Natur verherrlicht, indem es, uns ſelbſt in ihr zu verſchönern, eine ſchöpferiſche Kraft erweiſt!

Es dämmerte ſchon, als wir uns der Waldecke wieder näherten, wo der junge Freund meiner zu warten verſprochen hatte. Ich ſtrengte die Sehkraft möglichſt an, um ſeine Gegenwart zu erforſchen; als es mir nicht gelingen wollte, lief ich ungeduldig der langſam ſchreitenden Geſellſchaft voraus, rannte durch's Gebüſche hin und wieder. Ich rief, ich ängſtigte mich; er war nicht zu ſehen und antwortete nicht; ich empfand zum erſten Mal einen leidenſchaftlichen Schmerz, doppelt und vielfach.

Schon entwickelte ſich in mir die unmäßige Forderung vertraulicher Zuneigung; ſchon war es ein unwiderſtehlich' Bedürfniß, meinen Geiſt von dem Bilde jener Blondine durch Plaudern zu befreien, mein Herz von den Gefühlen zu erlöſen, die ſie in mir aufgeregt hatte. Es war voll; der Mund lispelte ſchon, um überzufließen; ich tadelte laut den guten Knaben, wegen verletzter Freundſchaft, wegen vernachläſſigter Zuſage.

Bald aber ſollten mir ſchwerere Prüfungen zugedacht ſein. Aus den erſten Häuſern des Ortes ſtürzten Weiber ſchreiend heraus; heulende Kinder folgten; Niemand gab Red' und Antwort. Von der einen Seite her um das Eckhaus ſahen wir einen Trauerzug herumziehen; er bewegte ſich langſam die lange Straße hin; es ſchien wie ein Leichenzug, aber ein vielfacher; des Tragens und Schleppens war kein Ende. Das Geſchrei dauerte fort, es vermehrte ſich, die Menge lief zuſammen. Sie ſind ertrunken, Alle ſämmtlich ertrunken! Der! Wer? Welcher? Die Mütter, die ihre Kinder um ſich ſahen, ſchienen getröſtet. Aber ein ernſter Mann trat heran und ſprach zur Pfarrerinn: „Unglücklicher Weiſe bin ich zu lange außen geblieben; ertrunken iſt Adolf ſelbfünfte, er wollte ſein Verſprechen halten und mein's.“ Der Mann, der Fiſcher ſelbſt war es, ging weiter dem Zuge nach; wir ſtanden erſchreckt und erſtarrt. Da trat ein kleiner Knabe heran, reichte einen Sack dar: „Hier die Krebſe, Frau Pfarrerinn,“ und hielt das Zeichen hoch in die Höhe. Man entſetzte ſich davor wie vor dem Schädlichſten; man fragte, man forſchte und erfuhr ſoviel: Dieſer letzte Kleine war am Ufer geblieben; er las die Krebſe auf, die ſie ihm von unten zuwarfen. Alsdann aber nach vielem Fragen und Wiederfrage- erfuhr man: Adolph mit zwei verſtändigen Knaben ſei unten am und im Waſſer hingegangen; zwei andere, jüngere, haben ſich ungebeten dazu geſellt, die durch kein Schelten und Drohen abzuhalten geweſen. Nun waren über eine ſteinige gefährliche Stelle die Erſten faſt hinaus; die Letzten gleiteten, griffen zu und zerrten immer Einer den Andern hinunter; ſo geſchah es zuletzt auch dem Vorderſten und Alle ſtürzten in die Tiefe. Adolph, als guter Schwimmer, hätte ſich gerettet; Alles aber hielt in der Angſt ſich an ihm, er ward niedergezogen. Dieſer Kleine ſodann war ſchreiend in's Dorf gelaufen, ſeinen Sack mit Krebſen feſt in den Händen. Mit andern Aufgerufenen eilte der zufällig ſpät rückkehrende Fiſcher dorthin; man hatte ſie nach und nach herausgezogen, todt gefunden und nun trug man ſie herein.

Der Pfarrherr mit dem Vater gingen bedenklich dem Gemeindehauſe zu; der volle Mond war aufgegangen und beleuchtete die Pfade des Todes; ich folgte leidenſchaftlich; man wollte mich nicht einlaſſen; ich war im ſchrecklichſten Zuſtande. Ich umging das Haus und raſtete nicht; endlich erſah ich meinen Vortheil und ſprang zum offenen Fenſter hinein.

In dem großen Saale, wo Verſammlungen aller Art gehalten werden, lagen die Unglückſeligen auf Stroh, nackt, ausgeſtreckt, glänzend weiße Leiber, auch bei düſterm Lampenſchein hervorleuchtend. Ich warf mich auf den größten, auf meinen Freund; ich wußte nicht von meinem Zuſtand zu ſagen; ich weinte bitterlich und überſchwemmte ſeine breite Bruſt mit unendlichen Thränen. Ich hatte etwas von Reiben gehört, das in ſolchem Falle hülfreich ſein ſollte; ich rieb meine Thränen ein und belog mich mit der Wärme, die ich erregte. In der Verwirrung dacht' ich ihm Athem einzublaſen, aber die Perlenreihen ſeiner Zähne waren feſt verſchloſſen, die Lippen, auf denen der Abſchiedskuß noch zu ruhen ſchien, verſagten auch das leiſeſte Zeichen der Erwiederung. An menſchlicher Hülfe verzweifelnd, wandt' ich mich zum Gebet; ich flehte, ich betete; es war mir, als wenn ich in dieſem Augenblicke Wunder thun müßte, die noch inwohnende Seele hervorzurufen, die noch in der Nähe ſchwebende wieder hineinzulocken.

Man riß mich weg; weinend, ſchluchzend ſaß ich im Wagen und vernahm kaum, was die Eltern ſagten: unſere Mutter, was ich nachher ſo oft wiederholen hörte, hatte ſich in den Willen Gottes ergeben. Ich war indeſſen eingeſchlafen und erwachte verdüſtert am ſpäten Morgen in einem räthſelhaften, verwirrten Zuſtande.

Als ich mich aber zum Frühſtück begab, fand ich Mutter, Tante und Köchin in wichtiger Berathung. Die Krebſe ſollten nicht geſotten, nicht auf den Tiſch gebracht werden; der Vater wollte eine ſo unmittelbare Erinnerung an das nächſt vergangene Unglück nicht erdulden. Die Tante ſchien ſich dieſer ſeltenen Geſchöpfe eifrigſt bemächtigen zu wollen, ſchalt aber nebenher auf mich, daß wir die Schlüſſelblumen mitzubringen verſäumt; doch ſchien ſie ſich bald hierüber zu beruhigen, als man jene lebhaft durcheinander kriechenden Mißgeſtalten ihr zu beliebiger Verfügung übergab, worauf ſie denn deren weitere Behandlung mit der Köchin verabredete.

Um aber die Bedeutung dieſer Scene klar zu machen, muß ich von dem Character und dem Weſen dieſer Frau das Nähere vermelden. Die Eigenſchaften, von denen ſie beherrſcht wurde, konnte man, ſittlich betrachtet, keineswegs rühmen; und doch brachten ſie, bürgerlich und politiſch angeſehen, manche gute Wirkung hervor. Sie war im eigentlichen Sinne geldgeizig; denn es dauerte ſie jeder baare Pfennig, den ſie aus der Hand geben ſollte, und ſah ſich überall für ihre Bedürfniſſe nach Surrogaten um, welche man umſonſt, durch Tauſch oder irgend eine Weiſe beiſchaffen konnte. So waren die Schlüſſelblumen zum Thee beſtimmt, den ſie für geſünder hielt als irgend einen Chineſiſchen. Gott habe einem jeden Land das Nothwendige verliehen, es ſei nun zur Nahrung, zur Würze, zur Arznei; man brauche ſich deßhalb nicht an fremde Länder zu wenden. So beſorgte ſie in einem kleinen Garten Alles, was nach ihrem Sinn die Speiſen ſchmackhaft mache und Kranken zuträglich wäre; ſie beſuchte keinen fremden Garten, ohne Dergleichen von da mitzubringen.

Dieſe Geſinnung und was daraus folgte, konnte man ihr ſehr gerne zugeben, da ihre emſig geſammelte Baarſchaft der Familie doch endlich zu Gute kommen ſollte; auch wußten Vater und Mutter hierin durchaus ihr nachzugeben und förderlich zu ſein.

Eine andere Leidenſchaft jedoch, eine thätige, die ſich unermüdet geſchäftig hervorthat, war der Stolz, für eine bedeutende, einflußreiche Perſon gehalten zu werden. Und ſie hatte fürwahr dieſen Ruhm ſich verdient und erreicht; denn die ſonſt unnützen, ſogar oft ſchädlichen, unter Frauen obwaltenden Klatſchereien wußte ſie zu ihrem Vortheil anzuwenden. Alles, was in der Stadt vorging, und daher auch das Innere der Familien, war ihr genau bekannt, und es ereignete ſich nicht leicht ein zweifelhafter Fall, in den ſie ſich nicht zu miſchen gewußt hätte, welches ihr um deſto mehr gelang, als ſie immer nur zu nutzen trachtete, dadurch aber ihren Ruhm und guten Namen zu ſteigern wußte. Manche Heirath hatte ſie geſchloſſen, wobei wenigſtens der eine Theil vielleicht zufrieden blieb. Was ſie aber am Meiſten beſchäftigte, war das Fördern und Befördern ſolcher Perſonen, die ein Amt, eine Anſtellung ſuchten, wodurch ſie ſich denn wirklich eine große Anzahl Clienten erwarb, deren Einfluß ſie dann wieder zu benutzen wußte.

Als Witwe eines nicht unbedeutenden Beamten, eines rechtlichen, ſtrengen Mannes, hatte ſie denn doch gelernt, wie man Diejenigen durch Kleinigkeiten gewinnt, denen man durch bedeutendes Anerbieten nicht beikommen kann.

Um aber ohne fernere Weitläufigkeit auf dem betretenen Pfade zu bleiben, ſei zunächſt bemerkt, daß ſie auf einen Mann, der eine wichtige Stelle bekleidete, ſich großen Einfluß zu verſchaffen gewußt. Er war geizig gleich ihr, und zu ſeinem Unglück eben ſo ſpeiſeluſtig und genäſchig. Ihm alſo unter irgend einem Vorwande ein ſchmackhaftes Gericht auf die Tafel zu bringen, blieb ihre erſte Sorge. Sein Gewiſſen war nicht das zarteſte; aber auch ſein Muth, ſeine Verwegenheit mußte in Anſpruch genommen werden, wenn er in bedenklichen Fällen den Widerſtand ſeiner Collegen überwinden und die Stimme der Pflicht, die ſie ihm entgegenſetzten, übertäuben ſollte.

Nun war gerade der Fall, daß ſie einen Unwürdigen begünſtigte; ſie hatte das Möglichſte gethan, ihn einzuſchieben; die Angelegenheit hatte für ſie eine günſtige Wendung genommen, und nun kamen ihr die Krebſe, dergleichen man freilich ſelten geſehen, glücklicher Weiſe zu Statten. Sie ſollten ſorgfältig gefüttert und nach und nach dem hohen Gönner, der gewöhnlich ganz allein ſehr kärglich ſpeiſ'te, auf die Tafel gebracht werden.

Uebrigens gab der unglückliche Vorfall zu manchen Geſprächen und geſelligen Bewegungen Anlaß. Mein Vater war jener Zeit einer der Erſten, der ſeine Betrachtung, ſeine Sorge über die Familie, über die Stadt hinaus zu erſtrecken durch einen allgemein wohlwollenden Geiſt getrieben war. Die großen Hinderniſſe, welche der Einimpfung der Blattern Anfangs entgegenſtanden, zu beſeitigen, war er mit verſtändigen Aerzten und Polizei-Verwandten bemüht. Größere Sorgfalt in den Hoſpitälern, menſchlichere Behandlung der Gefangenen und was ſich hieran ferner ſchließen mag, machte das Geſchäft, wo nicht ſeines Lebens, doch ſeines Leſens und Nachdenkens; wie er denn auch ſeine Ueberzeugung überall ausſprach und dadurch manches Gute bewirkte.

Er ſah die bürgerliche Geſellſchaft, welcher

Staatsform sie auch untergeordnet wäre, als einen Naturzustand an, der sein Gutes und sein Böses habe, seine gewöhnlichen Lebensläufe, abwechselnd reiche und kümmerliche Jahre, nicht weniger zufällig und unregelmäßig, Hagelschlag, Wasserfluthen und Brandschäden; das Gute sei zu ergreifen und zu nutzen, das Böse abzuwenden oder zu ertragen; Nichts aber, meinte er, sei wünschenswerther, als die Verbreitung des allgemeinen, guten Willens, unabhängig von jeder andern Bedingung.

Im Gefolg einer solchen Gemüthsart mußte er nun bestimmt werden, eine schon früher angeregte, wohlthätige Angelegenheit wieder zur Sprache zu bringen; es war die Wiederbelebung der für todt Gehaltenen, auf welche Weise sich auch die äußern Zeichen des Lebens möchten verloren haben. Bei solchen Gesprächen erhorchte ich mir nun, daß man bei jenen Kindern das Umgekehrte versucht und angewendet, ja sie gewissermaßen erst ermordet; ferner hielt man dafür, daß durch einen Aderlaß vielleicht ihnen Allen wäre zu helfen gewesen. In meinem jugendlichen Eifer nahm ich mir daher im Stillen vor: ich wollte keine Gelegenheit versäumen, Alles zu lernen, was in solchem Falle nöthig wäre, besonders das Aderlassen und was dergleichen Dinge mehr waren.

Allein wie bald nahm mich der gewöhnliche Tag mit sich fort! Das Bedürfniß nach Freundschaft und Liebe war aufgeregt; überall schaut' ich mich um, es zu befriedigen. Indessen ward Sinnlichkeit, Einbildungskraft und Geist durch das Theater übermäßig beschäftigt; wie weit ich hier geführt und verführt worden, darf ich nicht wiederholen.

Wenn ich nun aber nach dieser umständlichen Erzählung zu bekennen habe, daß ich noch immer nicht an's Ziel meiner Absicht gelangt sei, und daß ich nur durch einen Umweg dahin zu gelangen hoffen darf, was soll ich da sagen! Wie kann ich mich entschuldigen! Allenfalls hätte ich Folgendes vorzubringen: Wenn es dem Humoristen erlaubt ist, das Hunderste in's Tausendste durcheinander zu werfen; wenn er kecklich seinem Leser überläßt, Das, was allenfalls daraus zu nehmen sei, in halber Bedeutung endlich aufzufinden: sollte es dem Verständigen, dem Vernünftigen nicht zustehen, auf eine seltsam scheinende Weise ringsumher nach vielen Puncten hinzuwirken, damit man sie in einem Brennpuncte zuletzt abgezielt und zusammengefaßt erkenne, einsehen lerne, wie die verschiedensten Einwirkungen den Menschen umringend zu einem Entschluß treiben, den er auf keine andere Weise, weder aus innerm Trieb noch äußerm Anlaß, hätte ergreifen können?

Bei dem Mannigfaltigen, was mir noch zu sagen übrig bleibt, habe ich die Wahl, was ich zuerst vornehmen will; aber auch Dieß ist gleichgiltig; Du mußt Dich eben in Geduld fassen, lesen und weiter lesen; zuletzt wird denn doch auf ein Mal hervorspringen und Dir ganz natürlich scheinen, was mit einem Worte ausgesprochen, Dir höchst seltsam vorgekommen wäre, und zwar auf einen Grad, daß Du nachher diesen Einleitungen in Form von Erklärungen kaum einen Augenblick hättest schenken mögen.

Um nun aber einiger Maßen in die Nähe zu kommen, will ich mich wieder nach jenem Ruderpflock umsehen und eines Gesprächs gedenken, das ich mit unserm geprüften Freunde, Jarno, den ich unter dem Namen Montan im Gebirge fand, zu ganz besonderer Erweckung eigener Gefühle zufällig zu führen veranlaßt ward. „Die Angelegenheiten unsers Lebens haben einen geheimnißvollen Gang, der sich nicht berechnen läßt. Du erinnerst Dich gewiß jenes Bestecks, das Euer tüchtiger Wundarzt hervorzog, als Du Dich mir, wie ich verwundet im Walde hingestreckt lag, hülfreich näherteſt? Es leuchtete mir damals dergestalt in die Augen und machte einen so tiefen Eindruck, daß ich ganz entzückt war, als ich nach Jahren es in den Händen eines Jüngern wieder fand. Dieser legte keinen besondern Werth darauf; die Instrumente sämmtlich hatten sich in neuerer Zeit verbessert und waren zweckmäßiger eingerichtet, und ich erlangte jenes um desto eher, als ihm die Anschaffung eines neuen dadurch erleichtert wurde. Nun führte ich es immer mit mir, freilich zu keinem Gebrauch, aber desto sicherer zu tröstlicher Erinnerung; es war Zeuge des Augenblicks, wo mein Glück begann, zu dem ich erst durch großen Umweg gelangen sollte."

Zufällig sah es Jarno, als wir bei dem Köhler übernachteten, der es alsobald erkannte und auf meine Erklärung erwiederte: „Ich habe Nichts dagegen," sprach er, „daß man sich einen solchen Fetisch aufstellt, zur Erinnerung an manches unerwartete Gute, an bedeutende Folgen eines gleichgiltigen Umstandes; es hebt uns empor als Etwas, das auf ein Unbegreifliches deutet, erquickt uns in Verlegenheiten und ermuthigt unsere Hoffnungen; aber schöner wäre es, wenn Du Dich durch jene Werkzeuge hättest anreizen lassen, auch ihren Gebrauch zu verstehen und Dasjenige zu leisten, was sie stumm von Dir fordern."

„Laß mich bekennen," versetzte ich darauf, „daß mir Dieß hundert Mal eingefallen ist;

es regte sich in mir eine innere Stimme, die mich meinen eigentlichen Beruf hieran erkennen ließ.“ Ich erzählte ihm hierauf die Geschichte der ertrunkenen Knaben, und wie ich damals gehört, ihnen wäre zu helfen gewesen, wenn man ihnen zur Ader gelassen hätte; ich nahm mir vor, es zu lernen, doch jede Stunde löschte den Vorsatz aus.

„So ergreif ihn jetzt, versetzte Jener, „ich sehe Dich schon so lange mit Angelegenheiten beschäftigt, die des Menschen Geist, Gemüth, Herz, und wie man das Alles nennt, betreffen und sich darauf beziehen; allein was hast Du dabei für Dich und Andere gewonnen? Seelenleiden, in die wir durch Unglück oder eigene Fehler gerathen, sie zu heilen vermag der Verstand Nichts, die Vernunft wenig, die Zeit viel, entschlossene Thätigkeit hingegen Alles. Hier wirke Jeder mit und auf sich selbst; Das hast Du an Dir, hast es an Andern erfahren.“

Mit heftigen und bittern Worten, wie er gewohnt ist, setzte er mir zu und sagte manches Harte, das ich nicht wiederholen mag. Es sei Nichts der Mühe werth, schloß er endlich, zu lernen und zu leisten, als den Gesunden zu helfen, wenn er durch irgend einen Zufall verletzt sei; durch einsichtige Behandlung stelle sich die Natur leicht wieder her, die Kranken müsse man den Aerzten überlassen; Niemand aber bedürfe eines Wundarztes mehr als der Gesunde. In der Stille des Landlebens, im engsten Kreis der Familie sei er ebenso willkommen als in und nach dem Getümmel der Schlacht; in den süßesten Augenblicken wie in den bittersten und gräßlichsten; überall walte das böse Geschick grimmiger als der Tod, und eben so rücksichtslos, ja noch auf eine schmählichere, Lust und Leben verletzende Weise.

Du kennst ihn und denkst ohne Anstrengung, daß er mich so wenig als die Welt schonte. Am Stärksten aber lehnte er sich auf das Argument, das er im Namen der großen Gesellschaft gegen mich wendete. „Narrenpossen“, sagte er, „sind Euere allgemeine Bildung und alle Anstalten dazu. Daß ein Mensch Etwas ganz entschieden verstehe, vorzüglich leiste, wie nicht leicht ein Anderer in der nächsten Umgebung, darauf kommt es an, und besonders in unserm Verbande spricht es sich von selbst aus. Du bist gerade in einem Alter, wo man sich mit Verstande Etwas vorsetzt, mit Einsicht das Vorliegende beurtheilt, es von der rechten Seite angreift, seine Fähigkeiten und Fertigkeiten auf den rechten Zweck hinlenkt.“

Was soll ich nun weiter fortfahren, auszusprechen, was sich von selbst versteht! Er machte mir deutlich, daß ich Dispensation von dem so wunderlich gebotenen unsteten Leben erhalten könne; es werde jedoch schwer sein, es für mich zu erlangen. „Du bist von der Menschenart,“ sprach er, „die sich leicht an einen Ort, nicht leicht an eine Bestimmung gewöhnen. Allen Solchen wird die unstete Lebensart vorgeschrieben, damit sie vielleicht zu einer sichern Lebensweise gelangen. Willst Du Dich ernstlich dem göttlichsten aller Geschäfte widmen, ohne Wunder zu heilen und ohne Worte Wunder zu thun, so verwende ich mich für Dich.“ So sprach er hastig und fügte hinzu, was seine Beredsamkeit noch Alles für gewaltige Gründe vorzubringen wußte.

Hier nun bin ich geneigt zu enden, zunächst aber sollst Du umständlich erfahren, wie ich die Erlaubniß, an bestimmten Orten mich länger aufhalten zu dürfen, benutzt habe, wie ich in das Geschäft, wozu ich immer eine stille Neigung empfunden, mich gar bald zu fügen, mich darin auszubilden wußte. Genug! bei dem großen Unternehmen, dem Ihr entgegen geht, werd' ich als ein nützliches, als ein nöthiges Glied der Gesellschaft erscheinen und Euern Wegen, mit einer gewissen Sicherheit, mich anschließen; mit einigem Stolze; denn es ist ein löblicher Stolz, Euer werth zu sein.

Betrachtungen im Sinne der Wanderer.

Kunst, Ethisches, Natur.

Alles Gescheidte ist schon gedacht worden; man muß nur versuchen, es noch ein Mal zu denken.

Wie kann man sich selbst kennen lernen? Durch Betrachten niemals, wohl aber durch Handeln. Versuche, Deine Pflicht zu thun, und Du weißt gleich, was an Dir ist.

Was aber iſt Deine Pflicht? Die Forderung des Tages.

Die vernünftige Welt iſt als ein großes unſterbliches Individuum zu betrachten, das unaufhaltſam das Nothwendige bewirkt und dadurch ſich ſogar über das Zufällige zum Herrn macht.

Mir wird, je länger ich lebe, immer verdrießlicher, wenn ich den Menſchen ſehe, der eigentlich auf ſeiner höchſten Stelle da iſt, um der Natur zu gebieten, um ſich und die Seinigen von der gewaltthätigen Nothwendigkeit zu befreien; wenn ich ſehe, wie er aus irgend einem vorgefaßten falſchen Begriff gerade das Gegentheil thut von Dem, was er will, und ſich alsdann, weil die Anlage im Ganzen verdorben iſt, im Einzelnen kümmerlich herumpfuſchet.

Tüchtiger, thätiger Mann verdiene Dir und erwarte:

von den Großen — Gnade,
von den Mächtigen — Gunſt,
von Thätigen und
Guten — Förderung,
von der Menge — Neigung,
von dem Einzelnen — Liebe.

Die Dilettanten, wenn ſie das Möglichſte gethan haben, pflegen zu ihrer Entſchuldigung zu ſagen, die Arbeit ſei noch nicht fertig. Freilich kann ſie nie fertig werden, weil ſie nie recht angefangen ward. Der Meiſter ſtellt ſein Werk mit wenigen Strichen als fertig dar; ausgeführt oder nicht, ſchon iſt es vollendet. Der geſchickteſte Dilettant taſtet im Ungewiſſen; und wie die Ausführung wächſt, kommt die Unſicherheit der erſten Anlage immer mehr zum Vorſchein. Ganz zuletzt entdeckt ſich erſt das Verfehlte, das nicht auszugleichen iſt, und ſo kann das Werk freilich nicht fertig werden.

In der wahren Kunſt gibt es keine Vorſchule, wohl aber Vorbereitungen; die beſte jedoch iſt die Theilnahme des geringſten Schülers am Geſchäft des Meiſters. Aus Farbenreibern ſind treffliche Maler hervorgegangen.

Ein Anderes iſt die Nachäffung, zu welcher die natürliche allgemeine Thätigkeit des Menſchen durch einen bedeutenden Künſtler, der das Schwere mit Leichtigkeit vollbringt, zufällig angeregt wird.

Von der Nothwendigkeit; daß der bildende Künſtler Studien nach der Natur mache, und von dem Werthe derſelben überhaupt ſind wir genugſam überzeugt; allein wir läugnen nicht, daß es uns öfters beduͤnkt, wenn wir den Mißbrauch eines ſo löblichen Strebens gewahr werden.

Nach unſerer Ueberzeugung ſollte der junge Künſtler wenig oder gar keine Studien nach der Natur beginnen, wobei er nicht zugleich dächte, wie er jedes Blatt zu einem Ganzen abrunden, wie er dieſe Einzelnheit, in ein angenehmes Bild verwandelt, in einen Rahmen eingeſchloſſen, dem Liebhaber und Kenner gefällig anbieten möge.

Es ſteht manches Schöne iſolirt in der Welt, doch der Geiſt iſt es, der Verknüpfungen zu entdecken und dadurch Kunſtwerke hervorzubringen hat. — Die Blume gewinnt erſt ihren Reiz durch das Inſect, das ihr anhängt, durch den Thautropfen, der ſie befeuchtet, durch das Gefäß, woraus ſie allenfalls ihre letzte Nahrung zieht. Kein Buſch, kein Baum, dem man nicht durch die Nachbarſchaft eines Felſens, einer Quelle, Bedeutung geben, durch eine mäßige einfache Ferne größern Reiz verleihen könnte. So iſt es mit menſchlichen Figuren und ſo mit Thieren aller Art beſchaffen.

Der Vortheil, den ſich der junge Künſtler hierdurch verſchafft, iſt gar mannigfaltig. Er lernt denken, das Paſſende gehörig zuſammenbinden und, wenn er auf dieſe Weiſe geiſtreich componirt, wird es ihm zuletzt auch an Dem, was man Erfindung nennt, an dem Entwickeln des Mannigfaltigen aus dem Einzelnen, keineswegs fehlen können.

Thut er nun hierin der eigentlichen Kunſt-Pädagogik wahrhaft Genüge, ſo hat er noch nebenher den großen, nicht zu verachtenden Gewinn, daß er lernt, verkäufliche, dem Liebhaber anmuthige und liebliche Blätter hervorzubringen.

Eine ſolche Arbeit braucht nicht im höchſten Grade ausgeführt und vollendet zu ſein; wenn ſie gut geſehen, gedacht und fertig iſt, ſo iſt ſie für den Liebhaber oft reizender, als ein größeres ausgeführtes Werk.

Beſchaue doch jeder junge Künſtler ſeine Studien im Büchelchen und im Portefeuille, und überlege, wie viele Blätter er davon auf jene Weiſe genießbar und wünſchenswerth hätte machen können.

Es iſt nicht die Rede vom Höhern, wovon

man wohl auch ſprechen könnte, ſondern es ſoll nur als Warnung geſagt ſein, die von einem Abwege zurückruft und auf's Höhere hindeutet.

Verſuche es doch der Künſtler nur ein halb' Jahr practiſch und ſetze weder Kohle noch Pinſel an, ohne Intention, einen vorliegenden Naturgegenſtand als Bild abzuſchließen. Hat er angebornes Talent, ſo wird ſich's bald offenbaren, welche Abſicht wir bei dieſen Andeutungen im Sinne hegten.

Sage mir, mit wem Du umgeh'ſt, ſo ſage ich Dir, wer Du biſt; weiß ich, womit Du Dich beſchäftigſt, ſo weiß ich, was aus Dir werden kann.

Jeder Menſch muß nach ſeiner Weiſe denken; denn er findet auf ſeinem Wege immer ein Wahres oder eine Art von Wahrem, die ihm durch's Leben hilft, nur darf er ſich nicht gehen laſſen; er muß ſich controlliren; der bloße nackte Inſtinct geziemt nicht dem Menſchen.

Unbedingte Thätigkeit, von welcher Art ſie ſei, macht zuletzt bankerott.

In den Werken des Menſchen, wie in denen der Natur, ſind eigentlich die Abſichten vorzüglich der Aufmerkſamkeit werth.

Die Menſchen werden an ſich und Andern irre, weil ſie die Mittel als Zweck behandeln, da denn vor lauter Thätigkeit gar Nichts geſchieht oder vielleicht gar das Widerwärtige.

Was wir ausdenken, was wir vornehmen, ſollte ſchon vollkommen ſo rein und ſchön ſein, daß die Welt nur daran zu verderben hätte; wir blieben dadurch in dem Vortheil, das Verſchobene zurecht zu rücken, das Zerſtörte wieder herzuſtellen.

Ganze, Halb- und Viertelsirrthümer ſind gar ſchwer und mühſam zurecht zu legen, zu ſichten und das Wahre daran dahin zu ſtellen, wohin es gehört.

Es iſt nicht immer nöthig, daß das Wahre ſich verkörpere; ſchon genug, wenn es geiſtig umher ſchwebt und Uebereinſtimmung bewirkt, wenn es wie Glockenton erquickend durch die Lüfte wogt.

Wenn ich jüngere Deutſche Maler, ſogar ſolche, die ſich eine Zeit lang in Italien aufgehalten, befrage: warum ſie doch, beſonders in ihren Landſchaften, ſo widerwärtige, grelle Töne dem Auge darſtellen und vor aller Harmonie zu fliehen ſcheinen, ſo geben ſie wohl ganz derb und getroſt zur Antwort: ſie ſähen die Natur genau auf ſolche Weiſe.

Kant hat uns aufmerkſam gemacht, daß es eine Critik der Vernunft gebe, daß dieſes höchſte Vermögen, was der Menſch beſitzt, Urſache habe, über ſich ſelbſt zu wachen. Wie großen Vortheil uns dieſe Stimme gebracht, möge Jeder an ſich ſelbſt geprüft haben. Ich aber möchte in eben dem Sinne die Aufgabe ſtellen, daß eine Critik der Sinne nöthig ſei, wenn die Kunſt überhaupt, beſonders die Deutſche, irgend wieder ſich erholen und in einem erfreulichen Lebensſchritt vorwärts gehen ſolle.

Der zur Vernunft geborne Menſch bedarf noch großer Bildung, ſie mag ſich ihm nun durch Sorgfalt der Eltern und Erzieher, durch freiwilliges Beiſpiel, oder durch ſtrenge Erfahrung nach und nach offenbaren. Ebenſo wird zwar der *angehende* Künſtler, aber nicht der *vollendete* geboren; ſein Auge komme friſch auf die Welt, er habe glücklichen Blick für Geſtalt, Proportion, Bewegung; aber für höhere Compoſition, für Haltung, Licht, Schatten, Farben kann ihm die natürliche Anlage fehlen, ohne daß er es gewahr wird.

Iſt er nun nicht genirt, von höher ausgebildeten Künſtlern der Vor- und Mitzeit Das zu lernen, was ihm fehlt, um eigentlicher Künſtler zu ſein, ſo wird er im falſchen Begriff von bewahrter Originalität hinter ſich ſelbſt zurückbleiben; denn nicht allein Das, was mit uns geboren iſt, ſondern auch Das, was wir erwerben können, gehört uns an und wir ſind es.

Allgemeine Begriffe und großer Dünkel ſind immer auf dem Wege, entſetzliches Unglück anzurichten.

„Blaſen iſt nicht flöten; ihr müßt die Finger bewegen."

Die Botaniker haben eine Pflanzenabtheilung, die ſie Incompletae nennen; man kann eben auch ſagen, daß es incomplete, unvollſtändige Menſchen gibt. Es ſind Diejenigen, deren Sehnſucht und Streben mit ihrem Thun und Leiſten nicht proportionirt iſt.

Der geringſte Menſch kann complet ſein, wenn er ſich innerhalb der Grenzen ſeiner Fähigkeiten und Fertigkeiten bewegt; aber ſelbſt ſchöne *Vorzüge* werden verdunkelt, aufgehoben und vernichtet, wenn jenes unerläßlich ge-

forderte Ebenmaß abgeht. Dieses Unheil wird sich in der neuern Zeit noch öfter hervorthun; denn wer wird wohl den Forderungen einer durchaus gesteigerten Gegenwart, und zwar in schnellster Bewegung, genugthun können?

Nur klugthätige Menschen, die ihre Kräfte kennen und sie mit Maß und Bescheidigkeit benutzen, werden es im Weltwesen weit bringen.

Ein großer Fehler: daß man sich mehr dünkt, als man ist, und sich weniger schätzt, als man werth ist.

Es begegnet mir von Zeit zu Zeit ein Jüngling, an dem ich Nichts verändert noch gebessert wünschte: nur macht mir bange, daß ich Manchen vollkommen geeignet sehe, im Zeitstrom mit fortzuschwimmen; und hier ist's, wo ich immerfort aufmerksam machen möchte: daß dem Menschen in seinem zerbrechlichen Kahn eben deßhalb das Ruder in die Hand gegeben ist, damit er nicht der Willkür der Wellen, sondern dem Willen seiner Einsicht Folge leiste.

Wie soll nun aber ein junger Mann für sich selbst dahin gelangen, Dasjenige für tadelnswerth und schädlich anzusehen, was Jedermann treibt, billigt und fördert? Warum soll er sich nicht und sein Naturell auch dahin gehen lassen?

Für das größte Unheil unserer Zeit, die Nichts reif werden läßt, muß ich halten, daß man im nächsten Augenblick den vorhergehenden verspeis't, den Tag im Tage verthut, und so immer aus der Hand in den Mund lebt, ohne irgend Etwas vor sich zu bringen. Haben wir doch schon Blätter für sämmtliche Tageszeiten! Ein guter Kopf könnte wohl noch Eins und das Andere intercaliren. Dadurch wird Alles, was ein Jeder thut, treibt, dichtet, ja was er vorhat, in's Oeffentliche geschleppt. Niemand darf sich freuen oder leiden als zum Zeitvertreib der Uebrigen; und so springt's von Haus zu Haus, von Stadt zu Stadt, von Reich zu Reich, und zuletzt von Welttheil zu Welttheil, Alles velociferisch.

So wenig nun die Dampf-Maschinen zu dämpfen sind, so wenig ist Dieß auch im Sittlichen möglich; die Lebhaftigkeit des Handels, das Durchrauschen des Papiergelds, das Anschwellen der Schulden, um Schulden zu bezahlen: das Alles sind die ungeheuern Elemente, auf die gegenwärtig ein junger Mann gesetzt ist. Wohl ihm, wenn er von der Natur mit mäßigem, ruhigem Sinn begabt ist, um weder unverhältnißmäßige Forderungen an die Welt zu machen, noch auch von ihr sich bestimmen zu lassen!

Aber in einem jeden Kreise bedroht ihn der Tagesgeist; und Nichts ist nöthiger, als früh genug ihm die Richtung bemerklich zu machen, wohin sein Wille zu steuern hat.

Die Bedeutsamkeit der unschuldigsten Reden und Handlungen wächst mit den Jahren; und wenn ich länger um mich sehe, Den suche ich immerfort aufmerksam zu machen, welch ein Unterschied stattfinde zwischen Aufrichtigkeit, Vertrauen und Indiscretion, ja das eigentlich kein Unterschied sei, vielmehr nur ein leiser Uebergang vom Unverfänglichsten zum Schädlichsten, welcher bemerkt oder vielmehr empfunden werden müsse.

Hierauf haben wir unsern Tact zu üben; sonst laufen wir Gefahr, auf dem Wege, worauf wir uns die Gunst der Menschen erwarben, sie ganz unversehens wieder zu verscherzen. Das begreift man wohl im Laufe des Lebens von selbst, aber erst nach bezahltem, theurem Lehrgelde, das man, leider! seinen Nachkommenden nicht ersparen kann.

Das Verhältniß der Künste und Wissenschaften zum Leben ist nach Verhältniß der Stufen, worauf sie stehen, nach Beschaffenheit der Zeiten und tausend andern Zufälligkeiten sehr verschieden; deßwegen auch Niemand darüber im Ganzen leicht klug werden kann.

Poesie wirkt am Meisten im Anfang der Zustände, sie seien nun ganz roh, halb cultivirt, oder bei Abänderung einer Cultur, bei'm Gewahrwerden einer fremden Cultur, daß man also sagen kann, die Wirkung der Neuheit findet durchaus Statt.

Musik im besten Sinne bedarf weniger der Neuheit, ja vielmehr je älter sie ist, je gewohnter man sie ist, desto mehr wirkt sie.

Die Würde der Kunst erscheint bei der Musik vielleicht am Eminentesten, weil sie keinen Stoff hat, der abgerechnet werden müßte. Sie ist ganz Form und Gehalt und erhöht und veredelt Alles, was sie ausdrückt.

Die Musik ist heilig oder profan. Das Heilige ist ihrer Würde ganz gemäß, und hier hat sie die größte Wirkung auf's Leben, welche sich durch alle Zeiten und Epochen gleich bleibt. Die profane sollte durchaus heiter sein.

Eine Muſik, die den heiligen und profanen Character vermiſcht, iſt gottlos, und eine halbſchürige, welche ſchwache, jammervolle, erbärmliche Empfindungen auszudrücken Belieben findet, iſt abgeſchmackt; denn ſie iſt nicht ernſt genug, um heilig zu ſein, und es fehlt ihr der Haupt-Character des Entgegengeſetzten: die Derbheit.

Die Heiligkeit der Kirchen-Muſiken, das Heitere und Recliſche der Volks-Melodien ſind die beiden Angeln, um die ſich die wahre Muſik herumdreht. Auf dieſen beiden Puncten beweiſt ſie jederzeit eine unausbleibliche Wirkung: Andacht oder Tanz. Die Vermiſchung macht irre, die Verſchwächung wird fade; und will die Muſik ſich an Lehrgedichte oder beſchreibende u. dgl. wenden, ſo wird ſie kalt.

Plaſtik wirkt eigentlich nur auf ihrer höchſten Stufe; alles Mittlere kann wohl aus mehr denn einer Urſache imponiren, aber alle mittlern Kunſtwerke dieſer Art machen mehr irre, als daß ſie erfreuen. Die Bildhauerkunſt muß ſich daher noch ein ſtoffartiges Intereſſe ſuchen, und Das findet ſie in den Bildniſſen bedeutender Menſchen. Aber auch hier muß ſie ſchon einen hohen Grad erreichen, wenn ſie zugleich wahr und würdig ſein will.

Die Malerei iſt die läßlichſte und bequemſte von allen Künſten: die läßlichſte, weil man ihr um des Stoffes und des Gegenſtandes willen, auch da, wo ſie nur Handwerk oder kaum eine Kunſt iſt, Vieles zu Gute hält und ſich an ihr erfreut; theils weil eine techniſche, obgleich geiſtloſe Ausführung den Ungebildeten wie den Gebildeten in Verwunderung ſetzt, ſo daß ſie ſich alſo nur einiger Maßen zur Kunſt zu ſteigern braucht, um in einem höhern Grade willkommen zu ſein. Wahrheit in Farben, Oberflächen, in Beziehungen der ſichtbaren Gegenſtände aufeinander iſt ſchon angenehm; und da das Auge ohnehin gewohnt iſt, Alles zu ſehen, ſo iſt ihm eine Mißgeſtalt, und alſo auch ein Mißbild nicht ſo zuwider, als dem Ohr ein Miſton. Man läßt die ſchlechteſte Abbildung gelten, weil man noch ſchlechtere Gegenſtände zu ſehen gewohnt iſt. Der Maler darf alſo nur einiger Maßen Künſtler ſein, ſo findet er ſchon ein größeres Publicum als der Muſiker, der auf gleichem Grade ſtünde; wenigſtens kann der geringere Maler immer für ſich operiren, anſtatt daß der mindere Muſiker ſich mit Andern ſociiren muß, um durch geſellige Leiſtung einigen Effect zu thun.

Die Frage: ob man bei Betrachtung von Kunſtleiſtungen vergleichen ſolle oder nicht, möchten wir folgender Maßen beantworten: Der ausgebildete Kenner ſoll vergleichen; denn ihm ſchwebt die Idee vor, er hat den Begriff gefaßt, was geleiſtet werden könne und ſolle; der Liebhaber, auf dem Wege zur Bildung begriffen, fördert ſich am Beſten, wenn er nicht vergleicht, ſondern jedes Verdienſt einzeln betrachtet; dadurch bildet ſich Gefühl und Sinn für das Allgemeinere nach und nach aus. Das Vergleichen der Unkenner iſt eigentlich nur eine Bequemlichkeit, die ſich gern des Urtheils überheben möchte.

Wahrheitsliebe zeigt ſich darin, daß man überall das Gute zu finden und zu ſchätzen weiß.

Ein hiſtoriſches Menſchengefühl heißt ein dergeſtalt gebildetes, daß es bei Schätzung gleichzeitiger Verdienſte und Verdienſtlichkeiten auch die Vergangenheit mit in Anſchlag bringt.

Das Beſte, was wir von der Geſchichte haben, iſt der Enthuſiasmus, den ſie erregt.

Eigenthümlichkeit ruft Eigenthümlichkeit hervor.

Man muß bedenken, daß unter den Menſchen gar Viele ſind, die doch auch etwas Bedeutendes ſagen wollen, ohne productiv zu ſein, und da kommen die wunderlichſten Dinge an den Tag.

Tief und ernſtlich denkende Menſchen haben gegen das Publicum einen böſen Stand.

Wenn ich die Meinung eines Andern anhören ſoll, ſo muß ſie poſitiv ausgeſprochen werden; Problematiſches hab' ich in mir ſelbſt genug.

Der Aberglaube gehört zum Weſen des Menſchen und flüchtet ſich, wenn man ihn ganz und gar zu verdrängen denkt, in die wunderlichſten Ecken und Winkel, von wo er auf ein Mal, wenn er einiger Maßen ſicher zu ſein glaubt, wieder hervortritt.

Wir würden gar Vieles beſſer kennen, wenn wir es nicht zu genau erkennen wollten. Wird uns doch ein Gegenſtand unter einem Winkel von fünfundvierzig Graden erſt faßlich.

Microſcope und Fernröhre verwirren eigentlich den reinen Menſchenſinn.

Ich ſchweige zu Vielem ſtill; denn ich mag die Menſchen nicht irre machen; und bin wohl

Siebel.

Viel Dank zum Gegengruß.

Leise, Mephistopheles von der Seite ansehend.

Was hinkt der Kerl auf Einem Fuß?

Mephistopheles.

Ist es erlaubt uns auch zu euch zu setzen?
Statt eines guten Trunks, den man nicht haben kann,
Soll die Gesellschaft uns ergetzen.

Altmayer.

Ihr scheint ein sehr verwöhnter Mann.

Frosch.

Ihr seyd wohl spät von Rippach aufgebrochen?
Habt ihr mit Herren Hans noch erst zu Nacht gespeist?

Mephistopheles.

Heut sind wir ihn vorbey gereist;
Wir haben ihn das letztemal gesprochen.

zufrieden, wenn ſie ſich freuen da, wo ich mich ärgere.

Alles, was unſern Geiſt befreit, ohne uns die Herrſchaft über uns ſelbſt zu geben, iſt verderblich.

Das Was des Kunſtwerks intereſſirt die Menſchen mehr als das Wie; Jenes können ſie einzeln ergreifen, Dieſes im Ganzen nicht faſſen. Daher kommt das Herausheben von Stellen, wobei zuletzt, wenn man wohl aufmerkt, die Wirkung der Totalität auch nicht ausbleibt, aber Jedem unbewußt.

Die Frage: Woher hat's der Dichter? geht auch nur auf's Was, vom Wie erfährt dabei Niemand Etwas.

Einbildungskraft wird nur durch Kunſt, beſonders durch Poeſie geregelt. Es iſt Nichts fürchterlicher als Einbildungskraft ohne Geſchmack.

Das Manierirte iſt ein verfehltes Ideelle, ein ſubjectivirtes Ideelle; daher fehlt ihm das Geiſtreiche nicht leicht.

Der Philolog iſt angewieſen auf die Congruenz des geſchrieben Ueberlieferten. Ein Manuſcript liegt zum Grunde; es finden ſich in demſelben wirkliche Lücken, Schreibfehler, die eine Lücke im Sinne machen, und was ſonſt Alles an einem Manuſcript zu tadeln ſein mag. Nun findet ſich eine zweite Abſchrift, eine dritte; die Vergleichung derſelben bewirkt immer mehr, das Verſtändige und Vernünftige der Ueberlieferung gewahr zu werden. Ja er geht weiter und verlangt von ſeinem innern Sinn, daß derſelbe ohne äußere Hülfsmittel die Congruenz des Abgehandelten immer mehr zu begreifen und darzuſtellen wiſſe. Weil nun hierzu ein beſonderer Tact, eine beſondere Vertiefung in ſeinem abgeſchiedenen Autor nöthig und ein gewiſſer Grad von Erfindungskraft gefordert wird, ſo kann man dem Philologen nicht verdenken, wenn er ſich auch ein Urtheil bei Geſchmacksſachen zutraut, welches ihm jedoch nicht immer gelingen wird.

Der Dichter iſt angewieſen auf Darſtellung. Das Höchſte derſelben iſt, wenn ſie mit der Wirklichkeit wetteifert, d. h. wenn ihre Schilderungen durch den Geiſt dergeſtalt lebendig ſind, daß ſie als gegenwärtig für Jedermann gelten können. Auf ihrem höchſten Gipfel ſcheint die Poeſie ganz äußerlich; je mehr ſie ſich in's Innere zurückzieht, iſt ſie auf dem Wege zu ſinken. — Diejenige, die nur das Innere darſtellt, ohne es durch ein Aeußeres zu verkörpern, oder ohne das Aeußere durch das Innere durchfühlen zu laſſen, ſind Beides die letzten Stufen, von welchen aus ſie in's gemeine Leben hineintritt.

Die Redekunſt iſt angewieſen auf alle Vortheile der Poeſie, auf alle ihre Rechte; ſie bemächtigt ſich derſelben und mißbraucht ſie, um gewiſſe äußere, ſittliche oder unſittliche, augenblickliche Vortheile im bürgerlichen Leben zu erreichen.

Litteratur iſt das Fragment der Fragmente; das Wenigſte Deſſen, was geſchah und geſprochen worden, ward geſchrieben; vom Geſchriebenen iſt das Wenigſte übrig geblieben.

In natürlicher Wahrheit und Großheit, obgleich wild und unbehaglich ausgebildetes Talent, iſt Lord Byron, und deßwegen kaum ein anderes ihm vergleichbar.

Eigentlichſter Werth der ſogenannten Volkslieder iſt der, daß ihre Motive unmittelbar von der Natur genommen ſind. Dieſes Vortheils aber könnte der gebildete Dichter ſich auch bedienen, wenn er es verſtände.

Hierbei aber haben Jene immer Das voraus, daß natürliche Menſchen ſich beſſer auf den Laconismus verſtehen, als eigentlich Gebildete.

Shakeſpeare iſt für aufkeimende Talente gefährlich zu leſen; er nöthigt ſie, ihn zu reproduciren, und ſie bilden ſich ein, ſich ſelbſt zu produciren.

Ueber Geſchichte kann Niemand urtheilen, als wer an ſich ſelbſt Geſchichte erlebt hat. So geht es ganzen Nationen. Die Deutſchen können erſt über Litteratur urtheilen, ſeitdem ſie ſelbſt eine Litteratur haben.

Man iſt nur eigentlich lebendig, wenn man ſich des Wohlwollens Anderer freut.

Frömmigkeit iſt kein Zweck, ſondern ein Mittel, um durch die reinſte Gemüthsruhe zur höchſten Cultur zu gelangen.

Deßwegen läßt ſich bemerken, daß Diejenigen, welche Frömmigkeit als Zweck und Ziel aufſtecken, meiſtens Heuchler werden.

„Wenn man alt iſt, muß man mehr thun, als da man jung war."

Erfüllte Pflicht empfindet ſich immer noch als Schuld, weil man ſich nie ganz genug gethan.

Die Mängel erkennt nur der Liebloſe; deßhalb, um ſie einzuſehen, muß man auch liebend werden, aber nicht mehr als hierzu nöthig iſt.

Das höchſte Glück iſt das, welches unſere Mängel verbeſſert und unſere Fehler ausgleicht.

Kannſt Du leſen, ſo ſollſt Du verſtehen; kannſt Du ſchreiben, ſo mußt Du Etwas wiſſen; kannſt Du glauben, ſo ſollſt Du begreifen; wenn Du begehrſt, wirſt Du ſollen; wenn Du forderſt, wirſt Du nicht erlangen; und wenn Du erfahren biſt, ſollſt Du nutzen.

Man erkennt Niemanden an als Den, der uns nutzt. Wir erkennen den Fürſten an, weil wir unter ſeiner Firma den Beſitz geſichert ſehen. Wir gewärtigen uns von ihm Schutz gegen äußere und innere widerwärtige Verhältniſſe.

Der Bach iſt dem Müller befreundet, dem er nutzt, und er ſtürzt gern über die Räder; was hilft es ihm, gleichgiltig durch's Thal hinzuſchleichen?

Wer ſich mit reiner Erfahrung begnügt und darnach handelt, der hat Wahres genug. Das heranwachſende Kind iſt weiſe in dieſem Sinne.

Die Theorie an und für ſich iſt Nichts nütze, als inſofern ſie uns an den Zuſammenhang der Erſcheinungen glauben macht.

Alles Abſtracte wird durch Anwendung dem Menſchenverſtand genähert, und ſo gelangt der Menſchenverſtand durch Handeln und Beobachten zur Abſtraction.

Wer zu viel verlangt, wer ſich am Verwickelten erfreut, der iſt den Verirrungen ausgeſetzt.

Nach Analogien denken, iſt nicht zu ſchelten; die Analogie hat den Vortheil, daß ſie nicht abſchließt und eigentlich nichts Letztes will; dagegen die Induction verderblich iſt, die einen vorgeſetzten Zweck im Auge trägt und, auf denſelben losarbeitend, Falſches und Wahres mit ſich fortreißt.

Gewöhnliches Anſchauen, richtige Anſicht der irdiſchen Dinge, iſt ein Erbtheil des allgemeinen Menſchenverſtandes.

Reines Anſchauen des Aeußern und Innern iſt ſehr ſelten.

Es äußert ſich Jenes im practiſchen Sinn, im unmittelbaren Handeln; Dieſes ſymboliſch, vorzüglich durch Mathematik, in Zahlen und Formeln, durch Rede, uranfänglich, tropiſch, als Poeſie des Genie's, als Sprichwörtlichkeit des Menſchenverſtandes.

Das Abweſende wirkt auf uns durch Ueberlieferung. Die gewöhnliche iſt hiſtoriſch zu nennen; eine höhere, der Einbildungskraft verwandte, iſt mythiſch. Sucht man hinter Dieſer noch etwas Drittes, irgend eine Bedeutung, ſo verwandelt ſie ſich in Myſtik. Auch wird ſie leicht ſentimental, ſo daß wir uns nur, was gemüthlich iſt, aneignen.

Die Wirkſamkeiten, auf die wir achten müſſen, wenn wir wahrhaft gefördert ſein wollen, ſind:

Vorbereitende,
Begleitende,
Mitwirkende,
Nachhelfende,
Fördernde,
Verſtärkende,
Hindernde,
Nachwirkende.

Im Betrachten, wie im Handeln, iſt das Zugängliche von dem Unzugänglichen zu unterſcheiden; ohne Dieß läßt ſich im Leben wie im Wiſſen wenig leiſten.

„Le sens commun est le Genie de l'humanité."

„Der Gemeinverſtand, der als Genie der Menſchheit" gelten ſoll, muß vorerſt in ſeinen Aeußerungen betrachtet werden. Forſchen wir, wozu ihn die Menſchheit benutzt, ſo finden wir Folgendes:

Die Menſchheit iſt bedingt durch Bedürfniſſe. Sind dieſe nicht befriedigt, ſo erweiſt ſie ſich ungeduldig; ſind ſie befriedigt, ſo erſcheint ſie gleichgiltig. Der eigentliche Menſch bewegt ſich alſo zwiſchen beiden Zuſtänden; und ſeinen Verſtand, den ſogenannten Menſchenverſtand, wird er anwenden, ſeine Bedürfniſſe zu befriedigen; iſt es geſchehen, ſo hat er die Aufgabe, die Räume der Gleichgiltigkeit auszufüllen. Beſchränkt ſich Dieſes in die nächſten und nothwendigſten Grenzen, ſo gelingt es ihm auch. Erheben ſich aber die Bedürfniſſe, treten ſie aus dem Kreiſe des Gemeinen heraus, ſo iſt der Gemeinverſtand nicht mehr hinreichend, er iſt kein Genius mehr, die Region des Irthums iſt der Menſchheit aufgethan.

Es geſchieht nichts Unvernünftiges, das nicht Verſtand oder Zufall wieder in die Richte brächten; nichts Vernünftiges, das Unverſtand und Zufall nicht mißleiten könnten.

Jede große Idee, ſobald ſie in die Erſcheinung tritt, wirkt tyranniſch; daher die Vortheile, die ſie hervorbringt, ſich nur allzu bald in Nachtheile verwandeln. Man kann deßhalb eine jede Inſtitution vertheidigen und rühmen, wenn man an ihre Anfänge erinnert und darzuthun weiß, daß Alles, was von ihr im Anfange gegolten, auch jetzt noch gelte.

Leſſing, der mancherlei Beſchränkung unwillig fühlte, läßt eine ſeiner Perſonen ſagen: Niemand muß müſſen. Ein geiſtreicher, frohgeſinnter Mann ſagte: Wer will, der muß. Ein Dritter, freilich ein Gebildeter, fügte hinzu: Wer einſieht, der will auch. Und ſo glaubte man den ganzen Kreis des Erkennens, Wollens und Müſſens abgeſchloſſen zu haben. Aber im Durchſchnitt beſtimmt die Erkenntniß des Menſchen, von welcher Art ſie auch ſei, ſein Thun und Laſſen; deßwegen auch Nichts ſchrecklicher iſt, als die Unwiſſenheit handeln zu ſehen.

Es gibt zwei friedliche Gewalten: das Recht und die Schicklichkeit.

Das Recht dringt auf die Schuldigkeit, die Policei auf's Geziemende. Das Recht iſt abwägend und entſcheidend, die Policei überſchauend und gebietend. Das Recht bezieht ſich auf den Einzelnen, die Policei auf die Geſammtheit.

Die Geſchichte der Wiſſenſchaften iſt eine große Fuge, in der die Stimmen der Völker nach und nach zum Vorſchein kommen.

Man kann in den Naturwiſſenſchaften über manche Probleme nicht gehörig ſprechen, wenn man die Metaphyſik nicht zu Hülfe ruft, aber nicht jene Schul- und Wortweisheit; es iſt Dasjenige, was vor, mit und nach der Phyſik war, iſt und ſein wird.

Autorität, daß nämlich Etwas ſchon ein Mal geſchehen, geſagt oder entſchieden worden ſei, hat großen Werth; aber nur der Pedant fordert überall Autorität.

Altes Fundament ehrt man, darf aber das Recht nicht aufgeben, irgendwo wieder einmal von vorn zu gründen.

Beharre, wo Du ſteht! — Maxime, nothwendiger als je, indem einerſeits die Menſchen in große Parteien gerißen werden, ſodann aber auch jeder Einzelne nach individueller Einſicht und Vermögen ſich geltend machen will.

Man thut immer beſſer, daß man ſich g'rad' ausſpricht, wie man denkt, ohne viel beweiſen zu wollen: denn alle Beweiſe, die wir vorbringen ſind doch nur Variationen unſerer Meinungen, und die Widrigeſinnten hören weder auf das Eine noch auf das Andere.

Da ich mit der Naturwiſſenſchaft, wie ſie ſich von Tag zu Tag vorwärts bewegt, immer mehr bekannt und verwandt werde, ſo bringt ſich mir gar manche Betrachtung auf: über die Vor- und Rückſchritte, die zu gleicher Zeit geſchehen. Eines nur ſei hier ausgeſprochen: daß wir ſogar anerkannte Irrthümer aus der Wiſſenſchaft nicht los werden. Die Urſache hiervon iſt ein offenbares Geheimniß.

Einen Irrthum nenn' ich, wenn irgend ein Ereigniß falſch ausgelegt, falſch angeknüpft, falſch abgeleitet wird. Nun ereignet ſich aber im Gange des Erfahrens und Denkens, daß eine Erſcheinung folgerecht angeknüpft, richtig abgeleitet wird. Das läßt man ſich wohl gefallen, legt aber keinen beſondern Werth darauf und läßt den Irrthum ganz ruhig daneben liegen; und ich kenne ein kleines Magacin von Irrthümern, die man ſorgfältig aufbewahrt.

Da nun den Menſchen eigentlich Nichts intereſſirt als ſeine Meinung, ſo ſieht Jedermann, der eine Meinung verträgt, ſich rechts und links nach Hülfsmitteln um, damit er ſich und Andere beſtärken möge. Des Wahren bedient man ſich ſo lange es brauchbar iſt, aber leidenſchaftlich rhetoriſch ergreift man das Falſche, ſobald man es für den Augenblick nutzen, damit, als einem Hald-Argumente, blenden, als mit einem Lückenbüßer das Zerſtückelte ſcheinbar vereinigen kann. Dieſes zu erfahren, war mir erſt ein Aergerniß, dann betrübte ich mich darüber, und nun macht es mir Schadenfreude. Ich habe mir das Wort gegeben, ein ſolches Verfahren niemals wieder aufzudecken.

Jedes Exiſtirende iſt ein Analogon alles Exiſtirenden; daher erſcheint uns das Daſein immer zu gleicher Zeit geſondert und verknüpft. Folgt man der Analogie zu ſehr, ſo fällt Alles identiſch zuſammen; meidet man ſie, ſo zerſtreut ſich Alles in's Unendliche. In beiden Fällen ſtagnirt die Betrachtung, ein Mal als überlebendig, das andere Mal als getödtet.

Die Vernunft iſt auf das Werdende, der Verſtand auf das Gewordene angewieſen; jene bekümmert ſich nicht wozu? dieſer fragt nicht woher? — Sie erfreut ſich am Entwickeln; er wünſcht Alles feſtzuhalten, damit er es nutzen könne.

Es iſt eine Eigenheit dem Menſchen angeboren und mit ſeiner Natur innigſt verwebt, daß ihm zur Erkenntniß das Nächſte nicht genügt; da doch jede Erſcheinung, die wir ſelbſt gewahr werden, im Augenblick das Nächſte iſt, und wir von ihr fordern können, daß ſie ſich ſelbſt erkläre, wenn wir kräftig in ſie dringen.

Das werden aber die Menſchen nicht lernen, weil es gegen ihre Natur iſt; daher die Gebildeten es ſelbſt nicht laſſen können, wenn ſie an Ort und Stelle irgend ein Wahres erkannt haben, es nicht nur mit dem Nächſten, ſondern auch mit dem Weiteſten und Fernſten zuſammenzuhängen, woraus denn Irrthum über Irrthum entſpringt. Das nahe Phänomen hängt aber mit dem fernen nur in dem Sinne zuſammen, daß ſich Alles auf wenige große Geſetze bezieht, die ſich überall manifeſtiren.

Was iſt das Allgemeine?
Der einzelne Fall.
Was iſt das Beſondere?
Millionen Fälle.

Die Analogie hat zwei Verirrungen zu fürchten: einmal ſich dem Witz hinzugeben, wo ſie in Nichts zerfließt; die andere, ſich mit Tropen und Gleichniſſen zu umhüllen, welches jedoch weniger ſchädlich iſt.

Weder Mythologie noch Legenden ſind in der Wiſſenſchaft zu dulden. Laſſe man dieſe den Poeten, die berufen ſind, ſie zu Nutz und Freude der Welt zu behandeln. Der wiſſenſchaftliche Mann beſchränke ſich auf die nächſte klarſte Gegenwart. Wollte derſelbe jedoch gelegentlich als Rhetor auftreten, ſo ſei ihm Jenes auch nicht verwehrt.

Um mich zu retten, betrachte ich alle Erſcheinungen als unabhängig von einander und ſuche ſie gewaltſam zu iſoliren; dann betrachte ich ſie als Correlate, und ſie verbinden ſich zu einem entſchiedenen Leben. Dieß beziehe ich vorzüglich auf Natur; aber auch in Bezug auf die neueſte um uns her bewegte Weltgeſchichte iſt dieſe Betrachtungsweiſe fruchtbar.

Alles, was wir Erfinden, Entdecken im höhern Sinne nennen, iſt die bedeutende Ausübung, Bethätigung eines originalen Wahrheitsgefühles, das, im Stillen längſt ausgebildet, unverſehens mit Blitzesſchnelle zu einer fruchtbaren Erkenntniß führt. Es iſt eine aus dem Innern am Aeußern ſich entwickelnde Offenbarung, wie den Menſchen ſeine Gottähnlichkeit vorahnen läßt. Es iſt eine Syntheſe von Welt und Geiſt, welche von der ewigen Harmonie des Daſeins die ſeligſte Verſicherung gibt.

Der Menſch muß bei dem Glauben verharren, daß das Unbegreifliche begreiflich ſei, er würde ſonſt nicht forſchen.

Begreiflich iſt jedes Beſondere, das ſich auf irgend eine Weiſe anwenden läßt. Auf dieſe Weiſe kann das Unbegreifliche nützlich werden.

Es gibt eine zarte Empirie, die ſich mit dem Gegenſtand innigſt identiſch macht und dadurch zur eigentlichen Theorie wird. Dieſe Steigerung des geiſtigen Vermögens aber gehört einer hochgebildeten Zeit an.

Am Widerwärtigſten ſind die kritiſchen Beobachter und grilligen Theoriſten; ihre Verſuche ſind kleinlich und complicirt, ihre Hypotheſen abſtruſ und unfruchtbar.

Es gibt Pedanten, die zugleich Schelme ſind, und Das ſind die allerſchlimmſten.

Um zu begreifen, daß der Himmel überall blau iſt, braucht man nicht um die Welt zu reiſen.

Das Allgemeine und Beſondere faßen zuſammen; das Beſondere iſt das Allgemeine, unter verſchiedenen Bedingungen erſcheinend.

Man braucht nicht Alles ſelbſt geſehen noch erlebt zu haben; willſt Du aber dem Andern und ſeinen Darſtellungen vertrauen, ſo denke, daß Du es nun mit Dreien zu thun haſt, mit dem Gegenſtand und zwei Subjecten.

Grundeigenſchaft der lebendigen Einheit: ſich zu trennen, ſich zu vereinen, ſich in's Allgemeine zu ergehen, im Beſondern zu verharren, ſich zu verwandeln, ſich zu ſpecificiren, und wie das Lebendige unter tauſend Bedingungen ſich darthun mag, hervorzutreten und zu verſchwinden, zu ſolidesciren und zu ſchmelzen, zu erſtarren und zu fließen, ſich auszudehnen und ſich zuſammenzuziehen. Weil nun alle dieſe Wirkungen im gleichen Zeit-Moment zugleich vorgehen, ſo kann Alles und Jedes zu gleicher Zeit eintreten. Entſtehen und Vergehen, Schaffen und Ver-

nichten, Geburt und Tod, Freud und Leid; Alles wirkt durcheinander, in gleichem Sinn und gleicher Maße, deßwegen denn auch das Beſonderſte, das ſich ereignet, immer als Bild und Gleichniß des Allgemeinſten auftritt.

Iſt das ganze Daſein ein ewiges Trennen und Verbinden, ſo folgt auch, daß die Menſchen im Betrachten des vorgehenden Zuſtandes auch bald trennen, bald verbinden werden.

Als getrennt muß ſich darſtellen: Phyſik von Mathematik. Jene muß in einer entſchiedenen Unabhängigkeit beſtehen und mit allen liebenden, verehrenden, frommen Kräften in die Natur und das heilige Leben derſelben einzudringen ſuchen, ganz unbekümmert, was die Mathematik von ihrer Seite leiſtet und that. Dieſe muß ſich dagegen unabhängig von allem Aeußern erklären, ihren eigenen großen Geiſtesgang gehen und ſich ſelber reiner ausbilden, als es geſchehen kann, wenn ſie, wie bisher, ſich mit dem Vorhandenen abgibt und dieſem Etwas abzugewinnen oder anzupaſſen trachtet.

In der Naturforſchung bedarf es eines categoriſchen Imperativs ſo gut als im Sittlichen, nur bedenke man, daß man dadurch nicht am Ende, ſondern erſt am Anfang iſt.

Das Höchſte wäre, zu begreifen, daß alles Factiſche ſchon Theorie iſt. Die Bilder des Himmels offenbart uns das Grundgeſetz der Chromatik. Man ſuche nur Nichts hinter den Phänomen; ſie ſelbſt ſind die Lehre.

In den Wiſſenſchaften iſt viel Gewiſſes, ſobald man ſich von den Ausnahmen nicht irre machen läßt und die Probleme zu ehren weiß.

Wenn ich mich bei'm Ur-Phänomen zuletzt beruhige, ſo iſt es doch auch nur Reſignation; aber es bleibt ein großer Unterſchied, ob ich mich an den Grenzen der Menſchheit reſignire oder innerhalb einer hypothetiſchen Beſchränktheit meines beſonnten Individuum's.

Wenn man die Probleme des Ariſtoteles anſieht, ſo erſtaunt man über die Gabe des Bemerkens und für was Alles die Griechen Augen gehabt haben. Nun begehen ſie den Fehler der Uebereilung, da ſie von dem Phänomen unmittelbar zur Erklärung ſchreiten, wodurch denn ganz unzulängliche theoretiſche Ausſprüche zum Vorſchein kommen. Dieſes iſt jedoch der allgemeine Fehler, der noch heut zu Tage begangen wird.

Hypotheſen ſind Wiegenlieder, womit der Lehrer ſeine Schüler einlullt; der denkende, treue Beobachter lernt immer mehr ſeine Beſchränkung kennen; er ſieht: je weiter ſich das Wiſſen ausbreitet, deſto mehr Probleme kommen zum Vorſchein.

Unſer Fehler beſteht darin, daß wir am Gewiſſen zweifeln und das Ungewiſſe ſtreiten möchten. Meine Maxime bei der Naturforſchung iſt: das Gewiſſe feſtzuhalten und dem Ungewiſſen aufzupaſſen.

Läßliche Hypotheſe nenn' ich eine ſolche, die man gleichſam ſchalkhaft aufſtellt, um ſich von der ernſthaften Natur widerlegen zu laſſen.

Wie wollte Einer als Meiſter in ſeinem Fach erſcheinen, wenn er nichts Unnützes lehrte?

Das Närriſchſte iſt, daß Jeder glaubt, überliefern zu müſſen, was man gewußt zu haben glaubt.

Weil zum didactiſchen Vortrag Gewißheit verlangt wird, indem der Schüler nichts Unſicheres überliefert haben will, ſo darf der Lehrer kein Problem ſtehen laſſen und ſich etwa in einiger Entfernung da herumbewegen. Gleich muß Etwas beſtimmt ſein, (bepaalt, ſagt der Holländer) und nun glaubt man eine Weile den unbekannten Raum zu beſitzen, bis ein Anderer die Pfähle wieder austreibt, und ſogleich enger oder weiter abermals wieder beſteckt.

Lebhafte Frage nach der Urſache, Verwechſelung von Urſache und Wirkung, Beruhigung in einer falſchen Theorie ſind von großer, nicht zu entwickelnder Schädlichkeit.

Wenn Mancher ſich nicht verpflichtet fühlte, das Unwahre zu wiederholen, weil er's ein Mal geſagt hat, ſo wären es ganz and're Leute geworden.

Das Falſche hat den Vortheil, daß man immer darüber ſchwatzen kann; das Wahre muß gleich genutzt werden, ſonſt iſt es nicht da.

Wer nicht einſieht, wie das Wahre practiſch erleichtert, mag gern daran mäkeln und hökeln, damit er nur ſein irriges, mühſeliges Treiben einiger Maßen beſchönigen könne.

Die Deutſchen, und ſie nicht allein, beſitzen die Gabe, die Wiſſenſchaften unzugänglich zu machen.

Der Engländer iſt Meiſter, das Entdeckte gleich zu nutzen, bis es wieder zu neuer Entdeckung und friſcher That führt. Man frage nun, warum ſie uns überall voraus ſind.

Der denkende Menſch hat die wunderliche Eigenſchaft, daß er an die Stelle, wo das unaufgelöſ'te Problem liegt, gerne ein Phantaſie-Bild hinfabelt, das er nicht los werden kann, wenn das Problem auch aufgelöſ't und die Wahrheit am Tage iſt.

Es gehört eine eigene Geiſteswendung dazu, um das geſtaltloſe Wirkliche in ſeiner eigenſten Art zu faſſen und es von Hirngeſpinſten zu unterſcheiden, die ſich denn doch auch mit einer gewiſſen Wirklichkeit lebhaft aufdringen.

Bei Betrachtung der Natur im Großen wie im Kleinen hab' ich unausgeſetzt die Frage geſtellt: Iſt es der Gegenſtand oder biſt Du es, der ſich hier ausſpricht? Und in dieſem Sinne betrachtete ich auch Vorgänger und Mitarbeiter.

Ein jeder Menſch ſieht die fertige und geregelte, gebildete, vollkommene Welt doch nur als ein Element an, woraus er ſich eine beſondere ihm angemeſſene Welt zu erſchaffen bemüht iſt. Tüchtige Menſchen ergreifen ſie ohne Bedenken und ſuchen damit, wie es gehen will, zu gebahren; Andere zaudern an ihr herum; Einige zweifeln ſogar an ihrem Daſein.

Wer ſich von dieſer Grundwahrheit recht durchdrungen fühlte, würde mit Niemandem ſtreiten, ſondern nur die Vorſtellungsart eines andern wie ſeine eigene als ein Phänomen betrachten. Denn wir erfahren faſt täglich, daß der Eine mit Bequemlichkeit denken mag, was dem Andern zu denken unmöglich iſt, und zwar nicht etwa in Dingen, die auf Wohl und Wehe nur irgend einen Einfluß hätten, ſondern in Dingen, die für uns völlig gleichgiltig ſind.

Man weiß eigentlich Das, was man weiß, nur für ſich ſelbſt. Spreche ich mit einem Andern von Dem, was ich zu wiſſen glaube, unmittelbar glaubt er es beſſer zu wiſſen, und ich muß mit meinem Wiſſen immer wieder in mich ſelbſt zurückkehren.

Das Wahre fördert; aus dem Irrthum entwickelt ſich Nichts, er verwickelt uns nur.

Der Menſch findet ſich mitten unter Wirkungen und kann ſich nicht enthalten, nach den Urſachen zu fragen; als ein bequemes Weſen greift er nach der nächſten als der beſten und beruhigt ſich dabei; beſonders iſt Dieß die Art des allgemeinen Menſchenverſtandes.

Sieht man ein Uebel, ſo wirkt man unmittelbar heraus, d. h. man curirt unmittelbar auf's Symptom los.

Die Vernunft hat nur über das Lebendige Herrſchaft; die entſtandene Welt, mit der ſich die Geognoſie abgibt, iſt todt. Daher kann es keine Geologie geben; denn die Vernunft hat hier Nichts zu thun.

Wenn ich ein zerſtreutes Gerippe finde, ſo kann ich es zuſammenleſen und aufſtellen; denn hier ſpricht die ewige Vernunft durch ein Analogen zu mir, und wenn es das Rieſenfaultthier wäre.

Was nicht mehr entſteht, können wir uns als entſtehend nicht denken, das Entſtandene begreifen wir nicht.

Der allgemeine neuere Vulcanismus iſt eigentlich ein kühner Verſuch, die gegenwärtige unbegreifliche Welt an eine vergangene unbekannte zu knüpfen.

Gleiche oder wenigſtens ähnliche Wirkungen werden auf verſchiedene Weiſe durch Naturkräfte hervorgebracht.

Nichts iſt widerwärtiger als die Majorität: denn ſie beſteht aus wenigen kräftigen Vorgängern, aus Schelmen, die ſich accommodiren, aus Schwachen, die ſich aſſimiliren und der Maſſe, die nachtrollt, ohne nur im Mindeſten zu wiſſen, was ſie will.

Die Mathematik iſt, wie die Dialectik, ein Organ des innern höhern Sinnes; in der Ausübung iſt ſie eine Kunſt wie die Beredſamkeit. Für Beide hat Nichts Werth als die Form; der Gehalt iſt ihnen gleichgiltig. Ob die Mathematik Pfennige oder Guineen berechne, die Rhetorik Wahres oder Falſches vertheidige, iſt Beiden vollkommen gleich.

Hier aber kommt es nun auf die Natur des Menſchen an, der ein ſolches Geſchäft betreibt, eine ſolche Kunſt ausübt. Ein durchgreifender Advocat in einer gerechten Sache, ein durchdringender Mathematiker vor dem Sternenhimmel erſcheinen Beide gleich gottähnlich.

Was iſt an der Mathematik exact als die Exactheit? Und Dieſe, iſt ſie nicht eine Folge des innern Wahrheitsgefühls?

Die Mathematik vermag kein Vorurtheil wegzuheben, ſie kann den Eigenſinn nicht lindern, den Parteigeiſt nicht beſchwichtigen; Nichts von allem Sittlichen vermag ſie.

Der Mathematiker iſt nur inſofern vollkommen, als er ein vollkommener Menſch iſt, als er das Schöne des Wahren in ſich empfindet; dann erſt wird er gründlich, durchſichtig, umſichtig, rein, klar, anmuthig, ja elegant wirken. Das Alles gehört nur dazu, um La Grange ähnlich zu werden.

Nicht die Sprache an und für ſich iſt richtig, tüchtig, zierlich, ſondern der Geiſt iſt es, der ſich darin verkörpert; und ſo kommt es nicht auf einen Jeden an, ob er ſeinen Rechnungen, Reden oder Gedichten die wünſchenswerthen Eigenſchaften verleihen will; es iſt die Frage, ob ihm die Natur hierzu die geiſtigen und ſittlichen Eigenſchaften verliehen hat; die geiſtigen: das Vermögen der An- und Durchſchauung; die ſittlichen: daß er die böſen Dämonen ablehne, die ihn hindern könnten, dem Wahren die Ehre zu geben.

Das Einfache durch das Zuſammengeſetzte, das Leichte durch das Schwierige erklären zu wollen, iſt ein Unheil, das in dem ganzen Körper der Wiſſenſchaft vertheilt iſt, von den Einſichtigen wohl anerkannt, aber nicht überall eingeſtanden.

Man ſehe die Phyſik genau durch, und man wird finden, daß die Phänomene ſowie die Verſuche, worauf ſie gebaut iſt, verſchiedenen Werth haben.

Auf die primären, die Urverſuche, kommt Alles an, und das Capitel, das hierauf gebaut iſt, ſteht feſt und feſt; aber es gibt auch ſecundäre, tertiäre u. ſ. w. Geſteht man Dieſen das gleiche Recht zu, ſo verwirren ſie nur Das, was von den Erſten aufgeklärt war.

Ein großes Uebel in den Wiſſenſchaften, ja überall, entſteht daher, daß Menſchen, die kein Ideen-Vermögen haben, zu theoretiſiren ſich vermeſſen, weil ſie nicht begreifen, daß noch ſo vieles Wiſſen hierzu nicht berechtigt. Sie gehen im Anfange wohl mit einem löblichen Menſchenverſtand zu Werke, dieſer aber hat ſeine Grenzen, und wenn er ſie überſchreitet, kommt er in Gefahr, abſurd zu werden. Des Menſchenverſtandes angewieſenes Gebiet und Erbtheil iſt der Bezirk des Thuns und Handelns. Thätig wird er ſich ſelten verirren; das höhere Denken, Schließen und Urtheilen jedoch iſt nicht ſeine Sache.

Die Erfahrung nutzt erſt der Wiſſenſchaft, ſodann ſchadet ſie, weil die Erfahrung Geſetz und Ausnahme gewahr werden läßt. Der Durchſchnitt von Beiden gibt keineswegs das Wahre.

Man ſagt: zwiſchen zwei entgegengeſetzten Meinungen liege die Wahrheit mitten inne. Keineswegs! Das Problem liegt dazwiſchen, das Unſchaubare, das ewig thätige Leben in Ruhe gedacht.

Vermächtniß.

Kein Weſen kann zu Nichts zerfallen:
Das Ew'ge regt ſich fort in allen;
Am Sein erhalte Dich beglückt!
Das Sein iſt ewig; denn Geſetze
Bewahren die lebend'gen Schätze,
Aus welchen ſich das All geſchmückt.

Das Wahre war ſchon längſt gefunden,
Hat edle Geiſterſchaft verbunden;
Das alte Wahre, faß es an.
Verdank' es, Erdenſohn, dem Weiſen,
Der ihr die Sonne zu umkreiſen
Und dem Geſchwiſter wies die Bahn.

Gefaßt nun wende Dich nach innen,
Das Centrum findeſt Du da drinnen,
Worin kein Edler zweifeln mag;
Wirſt keine Regel da vermiſſen;
Denn das ſelbſtſtändige Gewiſſen
Iſt Sonne Deinem Sittentag.

Den Sinnen haſt Du dann zu trauen,
Kein Falſches laſſen ſie Dich ſchauen,
Wenn Dein Verſtand Dich wach erhält.
Mit friſchem Blick bemerke freudig,
Und wandle, ſicher wie geſchmeidig,
Durch Amen reichbegabter Welt.

Verſuche mäßig Für' und Gegen;
Vernunft ſie überall zugegen,
Wo Leben ſich des Lebens freut.
Dann iſt Vergangenheit beſtändig,
Das Künftige voraus lebendig,
Der Augenblick iſt Ewigkeit.

Und war es endlich Dir gelungen,
Und biſt Du vom Gelalt durchdrungen
Was fruchtbar iſt, allein iſt wahr;
Du prüfſt das allgemeine Walten,
Es wird nach ſeiner Weiſe ſchalten;
Gelaſſe Dich zur kleinſten Schaar.

Und wie von Alters her, im Stillen,
Ein Liebewerk, nach eig'nem Willen,
Der Philoſoph, der Dichter ſchuf:
So wird Du ſchönſte Kunſt erfinden;
Denn ehrin Seelen verbunden
Iſt wünſchenswertheſter Beruf.

Drittes Buch.

Erſtes Capitel.

Nach allem Dieſem, und was daraus erfolgen mochte, war nun Wilhelm's erſtes Anliegen, ſich den Verbündeten wieder zu nähern und mit irgend einer Abtheilung derſelben irgendwo zuſammenzutreffen. Er zog daher ſein Täfelchen zu Rath und begab ſich auf den Weg, der ihn vor andern an's Ziel zu führen verſprach. Weil er aber, den günſtigſten Punct zu erreichen, quer durch's Land gehen mußte, ſo ſah er ſich genöthigt, die Reiſe zu Fuße zu machen, und das Gepäck hinter ſich her tragen zu laſſen. Für ſeinen Gang aber ward er auf jedem Schritte reichlich belohnt, indem er unerwartet ganz allerliebſte Gegenden antraf; es waren ſolche, wie ſie das letzte Gebirg gegen die Fläche zu bildet, bebuſchte Hügel, die ſanften Abhänge haushälteriſch benutzt, alle Flächen grün, nirgends etwas Steiles, Unſruchtbares und Ungepflegtes zu ſehen. Nun gelangte er zum Hauptthale, worein die Seitenwaſſer ſich ergoſſen; auch dieſes war ſorgfältig bebaut, anmuthig überſehbar; ſchlanke Bäume bezeichneten die Krümmung des durchziehenden Fluſſes und einſtrömender Bäche; und als er die Karte, ſeinen Wegweiſer, vornahm, ſah er zu ſeiner Verwunderung, daß die gezogene Linie dieſes Thal gerade durchſchnitt und er ſich alſo vorerſt wenigſtens auf rechtem Wege befinde.

Ein altes wohlerhaltenes, zu verſchiedenen Zeiten erneuertes Schloß zeigte ſich auf einem bebuſchten Hügel; am Fuße deſſelben zog ein heiterer Flecken ſich hin mit vorſtehendem, in die Augen fallendem Wirthshaus; auf letzteres ging er zu, und ward zwar freundlich von dem Wirth empfangen, jedoch mit Entſchuldigung, daß man ihn ohne Erlaubniß einer Geſellſchaft nicht aufnehmen könne, die den ganzen Gaſthof auf einige Zeit gemiethet habe; deßwegen er alle Gäſte in die ältere, weiter hinaufliegende Herberge verweiſen müſſe. Nach einer kurzen Unterredung ſchien der Mann ſich zu bedenken und ſagte: „Zwar findet ſich jetzt Niemand im Hauſe; doch es iſt eben Sonnabend, und der Vogt kann nicht lange ausbleiben, der wöchentlich alle Rechnungen berichtigt und ſeine Beſtellungen für das Nächſte macht. Wahrlich, es iſt eine ſchickliche Ordnung unter dieſen Männern und eine Luſt, mit ihnen zu verkehren, ob ſie gleich genau ſind; denn man hat zwar keinen großen, aber einen ſichern Gewinn.“ Er hieß darauf den neuen Ankömmling in dem obern großen Verſaal ſich gedulden und, was ferner ſich ereignen möchte, abwarten.

Hier fand nun der Herantretende einen weiten ſaubern Raum, außer Bänken und Tiſchen, völlig leer; deſto mehr verwunderte er ſich, eine große Tafel über einer Thüre angebracht zu ſehen, worauf die Worte in goldenen Buchſtaben zu leſen waren: Ubi homines sunt, modo sunt; welches wir Deutſch erklären, daß da, wo Menſchen in Geſellſchaft zuſammentreten, ſogleich die Art und Weiſe, wie ſie zuſammenſein und bleiben mögen, ſich ausbilde. Dieſer Spruch gab unſerm Wanderer zu denken; er nahm ihn als gute Vorbedeutung, indem er Das hier bekräftigt fand, was er mehrmals in ſeinem Leben als vernünftig und förderſam erkannt hatte. Es dauerte nicht lange, ſo erſchien der Vogt, welcher, von dem Wirthe vorbereitet, nach einer kurzen Unterredung und keinem ſonderlichen Unterſchen ihn unter folgenden Bedingungen aufnahm: drei Tage zu bleiben, an Allem, was vorgehen möchte, ruhig Theil zu nehmen und, es geſchehe, was wolle, nicht nach der Urſache zu fragen, ſo wenig als beim Abſchied nach der Zeche. Das Alles mußte der Reiſende ſich gefallen laſſen, weil der Beauftragte in keinem Puncte nachgeben konnte.

Eben wollte der Vogt ſich entfernen, als ein Geſang die Treppe heraufſcholl; zwei hübſche junge Männer kamen heran, denen Jener durch ein einfaches Zeichen zu verſtehen gab, der Gaſt ſei aufgenommen. Ihren Geſang nicht unterbrechend, begrüßten ſie ihn freundlich, kouettirten gar anmuthig, und man konnte ſehr leicht bemerken, daß ſie völlig eingeübt und ihrer Kunſt Meiſter ſeien. Als Wilhelm die aufmerkſamſte Theilnahme bewies, ſchloſſen ſie und fragten: ob ihm nicht auch manchmal ein Lied bei ſeinen Fußwanderungen einfalle, und das er ſo vor ſich hinſinge? „Mir iſt zwar von der Natur“, verſetzte Wilhelm, „eine glückliche Stimme verſagt; aber innerlich ſcheint mir oft ein geheimer Genius etwas Rhythmiſches vorzuflüſtern, ſo daß ich mich beim Wandern jedes Mal im Tact bewege und zugleich leiſe Töne zu vernehmen glaube, wodurch denn irgend ein Lied begleitet wird, das ſich mir auf eine oder die andere Weiſe gefällig vergegenwärtigt.“

„Erinnert Ihr Euch eines ſolchen, ſo ſchreibt es uns auf,“ ſagten Jene; „wir wollen ſehen, ob wir Euern ſingenden Dämon zu begleiten wiſſen;“ er nahm hierauf ein Blatt aus ſeiner Schreibtafel und übergab ihnen Folgendes:

Wenn dem Berge zu den Hügeln,
Niederab das Thal entklingt,
Da erſtaunt es, wie von Flügeln,
Da bewegt ſich's, wie Gelang;
Nach dem ew'gen Triebe
Reget Freude, reget Muth;
Und Dein Streben, ſei's in Liebe,
Und Dein Leben ſei die That.

Nach kurzem Bedenken ertönte sogleich ein freudiger, dem Wanderschritt angemessener Zweigesang, der, bei Wiederholung und Verschränkung immer fortschreitend, den Hörenden mit hinriß; er war im Zweifel, ob Dieß seine eigene Melodie, sein früheres Thema, oder ob sie jetzt erst so angepaßt sei, daß keine andere Bewegung denkbar wäre. Die Sänger hatten sich eine Zeit lang auf diese Weise vergnüglich ergangen, als zwei tüchtige Bursche herantraten, die man an ihren Attributen sogleich für Maurer anerkannte, zwei aber, die ihnen folgten, für Zimmerleute halten mußte. Diese Viere, ihr Handwerkszeug sachte niederlegend, horchten dem Gesang und fielen bald gar sicher und entschieden in denselben mit ein, so daß eine vollständige Wandergesellschaft über Berg und Thal dem Gefühl dahinzuschreiten schien, und Wilhelm glaubte nie etwas so Anmuthiges, Herz und Sinn Erhebendes vernommen zu haben. Dieser Genuß jedoch sollte noch erhöht und bis zum Letzten gesteigert werden, als eine riesenhafte Figur, die Treppe heraufsteigend, einen starken, festen Tritt mit dem besten Willen kaum zu mäßigen im Stande war. Ein schwer bepacktes Aeff setzte er sogleich in die Ecke, sich aber auf eine Bank nieder, die zu krachen anfing, worüber die Andern lachten, ohne jedoch aus ihrem Gesang zu fallen. Sehr überrascht aber fand sich Wilhelm, als mit einer ungeheuern Baßstimme dieses Enakskind gleichfalls einzufallen begann. Der Saal schütterte, und bedeutend war es, daß er den Refrain an seinem Theile sogleich verändert und zwar dergestalt sang:

Du im Leben Nichts verschiebe;
Sei Dein Leben That um That!

Ferner konnte man denn auch gar bald bemerken, daß er das Tempo zu einem langsamern Schritt herniederziehe und die Uebrigen nöthige, sich ihm zu fügen. Als man zuletzt geschlossen und sich genugsam befriedigt hatte, warfen ihm die Andern vor, als wenn er getrachtet habe, sie irre zu machen. „Keineswegs," rief er aus: „Ihr seid es, die Ihr mich irre zu machen gedenkt; aus meinem Schritt wollt Ihr mich bringen, der gemäßigt und sicher sein muß, wenn ich mit meiner Bürde bergauf, bergab schreite und doch zuletzt zur bestimmten Stunde eintreffen und Euch befriedigen soll."

Einer nach dem Andern ging nunmehr zu dem Vogt hinein, und Wilhelm konnte wohl bemerken, daß es auf eine Abrechnung angesehen sei, wornach er sich nun nicht weiter erkundigen durfte. In der Zwischenzeit kamen ein Paar muntere schöne Knaben, eine Tafel in der Geschwindigkeit zu bereiten, mäßig mit Speise und Wein zu besetzen, worauf der herantretende Vogt sie nunmehr Alle sich mit ihm niederzulassen einlud. Die Knaben warteten auf, vergaßen sich aber auch nicht und nahmen stehend ihren Antheil dahin. Wilhelm erinnerte sich ähnlicher Scenen, da er noch unter den Schauspielern hauste; doch schien ihm die gegenwärtige Gesellschaft viel ernster, nicht zum Scherz auf Schein, sondern auf bedeutende Lebenszwecke gerichtet.

Das Gespräch der Handwerker mit dem Vogt belehrte den Gast hierüber auf's Klarste. Die vier tüchtigen jungen Leute waren in der Nähe thätig, wo ein gewaltsamer Brand die anmuthigste Landstadt in Asche gelegt hatte; nicht weniger hörte man, daß der wackere Vogt mit Anschaffung des Holzes und sonstiger Bau-Materialien beschäftigt sei, welches dem Gast um so räthselhafter vorkam, als sämmtliche Männer hier, nicht wie Einheimische, sondern wie Vorüberwandernde, sich in allem Uebrigen ankündigten. Zum Schlusse der Tafel holte St. Christoph. — so nannten sie den Riesen — ein beseitigtes, gutes Glas Wein zum Schlaftrunk, und ein heiterer Gesang hielt noch einige Zeit die Gesellschaft für das Ohr zusammen, die dem Blick bereits auseinander gegangen war; worauf denn Wilhelm in ein Zimmer geführt wurde von der anmuthigsten Lage. Der Vollmond, eine reiche Flur beleuchtend, war schon herauf und weckte ähnliche und gleiche Erinnerungen in dem Busen unsers Wanderers. Die Geister aller lieben Freunde zogen bei ihm vorüber; besonders aber war ihm Lenarde's Bild so lebendig, daß er ihn unmittelbar vor sich zu sehen glaubte. Dieß Alles gab ihm ein inniges Behagen zur nächtlichen Ruhe, als er durch den wunderlichsten Laut beinah erschreckt wäre. Es klang aus der Ferne her, und doch schien es im Hause selbst zu sein; denn das Haus zitterte manchmal wie die Balken drehnten, wenn der Ton zu seiner größten Kraft stieg. Wilhelm, der sonst ein zartes Ohr hatte, alle Töne zu unterscheiden, konnte doch sich für Nichts bestimmen; er verglich es dem Schnarren einer großen Orgelpfeife, die vor lauter Umfang keinen entschiedenen Ton von sich gibt. Ob dieses Nachtschrecken gegen Morgen nachließ, oder ob Wilhelm, nach und nach daran gewöhnt, nicht mehr dafür empfindlich war, ist schwer auszumitteln; genug, er schlief ein und ward von der aufgehenden Sonne anmuthig erweckt.

Kaum hatte ihm einer der dienenden Knaben das Frühstück gebracht, als eine Figur hereintrat, die er am Abendtische bemerkt hatte, ohne über deren Eigenschaften klar zu werden. Es war ein wohlgebauter, breitschulteriger, auch behender Mann, der sich durch

ausgekramtes Geräth als Barbier ankündigte und ſich bereitete, Wilhelm'en dieſen ſo erwünſchten Dienſt zu leiſten. Uebrigens ſchwieg er ſtill, und das Geſchäft war mit ſehr leichter Hand vollbracht, ohne daß er irgend einen Laut von ſich gegeben hätte. Wilhelm begann daher und ſprach: „Eurer Kunſt verſteht Ihr meiſterlich, und ich wüßte nicht, daß ich ein zarteres Meſſer jemals an meinen Wangen gefühlt hätte; zugleich ſcheint Ihr aber die Geſetze der Geſellſchaft genau zu beobachten.“

Schalkhaft lächelnd, den Finger auf den Mund legend, ſchlich der Schweigſame zur Thüre hinaus. „Wahrlich!“ rief ihm Wilhelm nach: „Ihr ſeid jener Rathmantel, wo nicht ſelbſt, doch wenigſtens gewiß ein Abkömmling. Es iſt Euer Glück, daß Ihr den Gegendienſt von mir nicht verlangen wollt; Ihr würdet Euch dabei ſchlecht befunden haben.“

Kaum hatte dieſer wunderliche Mann ſich entfernt, als der bekannte Vogt hereintrat, zur Tafel für dieſen Mittag eine Einladung ausrichtend, welche gleichfalls ziemlich ſeltſam klang. Das Band, ſo ſagte der Einladende ausdrücklich, heiße den Fremden willkommen, berufe denſelben zum Mittagsmahle und freue ſich der Hoffnung, mit ihm in ein näheres Verhältniß zu treten. Man erkundigte ſich ferner nach dem Befinden des Gaſtes, und wie er mit der Bewirthung zufrieden ſei, der denn von Allem, was ihm begegnet war, nur mit Lob ſprechen konnte. Freilich hätte er ſich gern bei dieſem Manne, wie vorher bei dem ſchweigſamen Barbier, nach dem entſetzlichen Ton erkundigt, der ihn dieſe Nacht, wo nicht geängſtigt, doch beunruhigt hatte; ſeines Angelöbniſſes jedoch eingedenk, enthielt er ſich jeder Frage und hoffte, ohne zudringlich zu ſein, aus Neigung der Geſellſchaft oder zufällig, noch ſeinen Wünſchen beliebt zu werden.

Als der Freund ſich allein befand, dachte er über die wunderliche Perſon erſt nach, die ihn hatte einladen laſſen, und wußte nicht recht, was er daraus machen ſollte. Einen oder mehrere Vorgeſetzte durch ein Neutrum anzukündigen, kam ihm allzu bedenklich vor. Uebrigens war es ſo ſtill um ihn her, daß er nie einen ſtillern Sonntag erlebt zu haben glaubte; er verließ das Haus, vernahm aber ein Glockengeläute und ging nach dem Städtchen zu. Die Meſſe war eben geendigt, und unter den ſich herandrängenden Einwohnern und Landleuten erblickte er drei Bekannte von geſtern, einen Zimmergeſellen, einen Maurer und einen Knaben. Später bemerkte er unter den proteſtantiſchen Gottesverehrern gerade die drei Andern. Wie die Uebrigen ihrer Andacht pflegen mochten, ward nicht bekannt; ſoviel aber getraute er ſich zu ſchließen, daß in dieſer Geſellſchaft eine entſchiedene Religionsfreiheit obwalte.

Zu Mittag kam Demſelben am Schloßthore der Vogt entgegen, ihn durch mancherlei Hallen in einen großen Vorſaal zu führen, wo er ihn niederſitzen hieß. Viele Perſonen gingen vorbei, in einen anſtoßenden Saalraum hinein. Die ſchon Bekannten waren darunter zu ſehen; ſelbſt St. Chriſtoph ſchritt vorüber; Alle grüßten den Vogt und den Ankömmling. Was dem Freund dabei am Meiſten auffiel, war, daß er nur Handwerker zu ſehen glaubte, Alle nach gewohnter Weiſe, aber höchſt reinlich gekleidet; Wenige, die er allenfalls für Canzlei-Verwandte gehalten hätte.

Als nun keine neuen Gäſte weiter zudrangen, führte der Vogt unſern Freund durch die ſtattliche Pforte in einen weitläuftigen Saal; dort war eine unüberſehbare Tafel gedeckt, an deren unterm Ende er vorbeigeführt wurde, nach oben zu, wo er drei Perſonen quer verſetzen ſah. Aber von welchem Erſtaunen ward er ergriffen, als er in die Nähe trat und Lenarde, kaum noch erkannt, ihm um den Hals fiel! Von dieſer Ueberraſchung hatte man ſich noch nicht erholt, als ein Zweiter Wilhelm'en gleichfalls feurig und lebhaft umarmte und ſich als den wunderlichen Friedrich, Natalie'ns Bruder, zu erkennen gab. Das Entzücken der Freunde verbreitete ſich über alle Gegenwärtigen; ein Freud- und Segensruf erſcholl die ganze Tafel her. Auf ein Mal aber, als man ſich geſetzt, ward Alles ſtill und das Gaſtmahl mit einer gewiſſen Feierlichkeit aufgetragen und eingenommen.

Gegen Ende der Tafel gab Lenarde ein Zeichen; zwei Sänger ſtanden auf, und Wilhelm verwunderte ſich ſehr, ſein geſtriges Lied wiederholt zu hören, das mit, der nächſten Folge wegen, hier wieder einzurücken für nöthig gehalten.

Von dem Berge zu den Hügeln,
Niederab das Thal entlang,
Da erklingt es, wie von Flügeln,
Da bewegt ſich's, wie Geſang,
Und vom unbefangnen Triebe
Folget Freude, folget Rand,
Und Dein Streben, ſei's in Liebe,
Und Dein Leben ſei die That!

Kaum hatte dieſer Zweigeſang, von einem gefällig mäßigen Chor begleitet, ſich zum Ende geneigt, als gegenüber ſich zwei andere Sänger ungeſtüm erhoben, welche mit ernſter Heftigkeit das Lied mehr umkehrten als fortſetzten, zur Verwunderung des Ankömmlings aber ſich alſo vernehmen ließen:

Dann die Bande ſind zerriſſen,
Das Vertrauen iſt verletzt;
Kann ich ſagen, kann ich wiſſen,
Welchem Zufall ausgeſetzt?

Von ſeinen Vettern wußt' er viel zu ſagen,
Viel Grüße hat er uns an jeden aufgetragen.

Er neigt ſich gegen Frosch.

Altmayer leiſe.

Da haſt du's! Der verſteht's!

Siebel.

Ein pfiffiger Patron!

Frosch.

Nun, warte nur, ich krieg' ihn ſchon.

Mephiſtopheles.

Wenn ich nicht irrte, hörten wir
Geübte Stimmen Chorus ſingen?
Gewiß, Geſang muß trefflich hier
Von dieſer Wölbung wieder klingen!

Frosch.

Seyd ihr wohl gar ein Virtues?

Mephiſtopheles.

O nein! Die Kraft iſt ſchwach, allein die Luſt iſt groß.

Ich muß ſcheiden, ich muß wandern,
Wie die Welle, traurevoll,
Fließt dem Eimer, mit dem Andern
Fort und fort mich wenden ſoll!

Der Chor, in dieſe Strophe einfallend, ward immer zahlreicher, immer mächtiger, und doch konnte man die Stimme des heiligen Chriſtoph, vom untern Ende der Tafel her, gar bald unterſcheiden. Beinahe furchtbar ſchwoll zuletzt die Trauer; ein unmuthiger Muth brachte, bei Gewandtheit der Sänger, etwas Trotzhaftes in das Ganze, daß es unſerm Freunde wie ſchauderhaft auffiel. Wirklich ſchienen Alle völlig gleichen Sinnes zu ſein, und ihr eigenes Schickſal eben kurz vor dem Aufbruche zu betrauern. Die wunderſamſten Wiederholungen, das öftere Wiederaufleben eines beinahe ermattenden Geſanges ſchien zuletzt dem Bande ſelbſt gefährlich; Lenardo ſtand auf, und Alle ſetzten ſich ſogleich nieder, den Hymnus unterbrechend. Jener begann mit freundlichen Worten: „Zwar kann ich Euch nicht tadeln, daß Ihr Euch das Schickſal, das uns Allen bevorſteht, immer vergegenwärtigt, um zu demſelben jede Stunde bereit zu ſein. Haben doch lebensmüde, bejahrte Männer den Ihrigen zugerufen: Gedenke zu ſterben! ſo dürfen wir Lebensluſtige, Jüngere wohl uns immerfort ermuntern und ermahnen mit den heitern Worten: Gedenke zu wandern! Dabei iſt aber wohlgethan, mit Maß und Heiterkeit Deſſen zu erwähnen, was man entweder willig unternimmt, oder wozu man ſich genöthigt glaubt. Ihr wißt am Beſten, was unter uns feſt ſteht und was beweglich iſt; gebt uns Dieß auch in erfreulichen, aufmunternden Tönen zu genießen, worauf denn dieſes Abſchiedsglas für dieß Mal gebracht ſei!“ Er leerte ſofort ſeinen Becher und ſetzte ſich nieder; die vier Sänger ſtanden ſogleich auf und begannen in abgeleiteten, ſich anſchließenden Tönen:

Bleibe nicht am Boden heften,
Friſch gewandt und friſch hinaus,
Kopf und Arm mit heitern Kräften,
Ueberall ſind ſie zu Haus!
Wo wir uns der Sonne freuen,
Sind wir jede Sorgen los.
Daß wir uns in ihr zerſtreuen,
Darum iſt die Welt ſo groß.

Bei dem wiederholenden Chor-Geſange ſtand Lenardo auf und mit ihm Alle; ſein Wink ſetzte die ganze Tiſchgeſellſchaft in ſingende Bewegung; die Untern zogen, St. Chriſtoph voran, paarweis zum Saale hinaus, und der angeſtimmte Wandergeſang ward immer heiterer und freier; beſonders aber nahm er ſich ſehr gut aus, als die Geſellſchaft, in den terraſſirten Schloßgarten verſammelt, von hier aus das gedrungene Thal überſah, in deſſen Fülle und Anmuth man ſich wohl gern verloren hätte. Indeſſen die Menge ſich nach Belieben hier und dorthin zerſtreute, machte man Wilhelm'en mit dem dritten Vorſtehenden bekannt. Es war der Amtmann, der das gräfliche, zwiſchen mehreren Standesherrſchaften liegende Schloß dieſer Geſellſchaft, ſo lange ſie hier zu verweilen für gut fände, einzuräumen und ihr vielfache Vortheile zu verſchaffen gewußt, dagegen aber auch, als ein kluger Mann, die Anweſenheit ſo ſeltener Gäſte zu nutzen verſtand. Denn indem er für billige Preiſe ſeine Fruchtböden auftha't und, was ſonſt noch zur Nahrung und Nothdurft erforderlich wäre, zu verſchaffen wußte, ſo wurden bei ſolcher Gelegenheit längſt vernachläſſigte Dachreihen umgelegt, Dachſtühle hergeſtellt, Mauern unterfahren, Planken gerichtet und andere Mängel auf den Grad gehoben, daß ein längſt vernachläſſigtes, in Verfall gerathenes Beſitzthum verblühender Familien den freien Anblick einer lebendig benutzten Wohnlichkeit gewährte und das Zeugniß gab: Leben ſchaffe Leben, und wer Andern nützlich ſei, auch ſie, ihm zu nutzen, in die Nothwendigkeit verſetze.

Zweites Capitel.

Herſilie an Wilhelm'en.

Mein Zuſtand kommt mir vor, wie ein Trauerſpiel des Alfieri; da die Vertrauten völlig ermangeln, ſo muß zuletzt Alles in Monologen verhandelt werden; und fürwahr, eine Correſpondenz mit Ihnen iſt einem Monolog vollkommen gleich! Denn Ihre Antworten nehmen eigentlich wie ein Echo unſere Briefe nur oberflächlich auf, um ſie verhallen zu laſſen. Haben Sie auch nur ein einzig' Mal Etwas erwidert, worauf man wieder hätte erwidern können? Parirend, ablehnend ſind Ihre Briefe! Indem ich aufſtehe, Ihnen entgegenzutreten, ſo weiſen Sie mich wieder auf den Seſſel zurück.

Vorſtehendes war ſchon einige Tage geſchrieben; nun findet ſich ein neuer Drang und Gelegenheit, Gegenwärtiges an Lenardo zu bringen; dort findet Sie's, oder man weiß Sie zu finden. Wo es Sie aber auch antreffen mag, lautet meine Rede dahin, daß wenn Sie, nach geleſenem dieſem Blatt, nicht gleich vom Sitze aufſpringen und, als frommer Wanderer, ſich eilig bei mir einfinden, ſo erklär' ich Sie für den männlichſten aller Männer, d. h. dem die liebenswürdigſte aller Eigenſchaften unſers Geſchlechts abgeht; ich verſtehe darunter die Neugierde, die mich eben in dem Augenblicke auf das Entſchiedenſte quält.

Kurz und gut! Zu Ihrem Prachtſchlößchen iſt das Schildfleichen gefunden, das darf aber

Niemand wiſſen, als ich und Sie. Wie es in meine Hände gekommen, vernehmen Sie nun.

Vor einigen Tagen empfängt unſer Gerichtshalter eine Ausfertigung von fremder Behörde, worin gefragt wird, ob nicht ein Knabe ſich zu der und der Zeit in der Nachbarſchaft aufgehalten, allerlei Streiche verübt und endlich bei einem verwegenen Unternehmen ſeine Jacke eingebüßt habe.

Wie dieſer Schelm nun bezeichnet war, blieb kein Zweifel übrig, es ſei jener Fip, von dem Felix ſo viel zu erzählen wußte und den er ſich ſo oft als Spiel-Cameraden zurückwünſchte.

Nun erbat ſich jene Stelle die benannte Kleidung, wenn ſie noch vorhanden wäre, weil der in Unterſuchung gerathene Knabe ſich darauf berufe. Von dieſer Zumuthung ſpricht nun unſer Gerichtshalter gelegentlich und zeigt das Kätzchen vor, eh' er es abſendet.

Mich treibt ein guter oder böſer Geiſt in die Bruſttaſche zu greifen; ein winzig kleines, ſtachlichtes Etwas kommt mir in die Hand; ich, die ich ſonſt ſo apprehenſiv, kitzlich und ſchreckhaft bin, ſchließe die Hand, ſchließe ſie, ſchwerze und das Kleid wird fortgeſchickt. Sogleich ergreift mich von allen Empfindungen die wunderlichſte. Beim erſten verſtohlenen Blick ſeh' ich, errath' ich, zu Ihrem Kätzchen ſei es der Schlüſſel. Nun gab es wunderliche Gewiſſenszweifel; mancherlei Scrupel flogen bei mir auf. Den Fund zu offenbaren, herzugeben, war mir unmöglich. Was ſoll es jenen Gerichten, da es dem Freunde ſo nützlich ſein kann! Dann wollte ſich mancherlei von Recht und Pflicht wieder aufthun, welche mich aber nicht überſtimmen konnten.

Da ſehen Sie nun, in was für einen Zuſtand mich die Freundſchaft verſetzt; ein ſamoſes Organ entwickelt ſich plötzlich, Ihnen zu Liebe; welch ein wunderlich' Ereigniß! Möchte Das nicht mehr als Freundſchaft ſein, was meinem Gewiſſen dergeſtalt die Wage hält? Wunderſam bin ich beunruhigt, zwiſchen Schuld und Neugier; ich mache mir hundert Grillen und Mährchen, was Alles daraus erfolgen könnte; mit Recht und Gericht iſt nicht zu ſpaßen. Herſilie, das unbefangene, gelegentlich übermüthige Weſen, in einen Criminal-Proceß verwickelt! Denn darauf geht's doch hinaus! Und was bleibt mir da übrig, als an den Freund zu denken, um deſſentwillen ich das Alles leide! Ich habe ſonſt auch an Sie gedacht, aber mit Pauſen, jetzt aber unaufhörlich; jetzt, wenn mir das Herz ſchlägt und ich an's ſiebente Gebot denke, ſo muß ich mich an Sie wenden, als den Heiligen, der das Verbrechen veranlaßt und mich auch wohl wieder entbinden kann; und ſo wird allein die Eröffnung des Kätzchens mich beruhigen. Die Neugierde wird doppelt mächtig. Kommen Sie eiligſt und bringen das Kätzchen mit. Für welchen Nichtersſtuhl eigentlich das Geheimniß gehöre, Das wollen wir unter uns ausmachen; bis dahin bleibt es unter uns; Niemand wiſſe darum, es ſei auch, wer es ſei.

Hier aber, mein Freund, nun ſchließlich zu dieſer Abbildung des Räthſels; was ſagen Sie? Erinnert es nicht an Pfeile mit Widerhaken? Gott ſei uns gnädig! Aber das Kätzchen muß zwiſchen mir und Ihnen erſt unerörtert ſtehen und dann eröffnet das Weitere ſelbſt beſehlen. Ich wollte, es fände ſich gar Nichts d'rinnen, und was ich ſonſt noch wollte, und was ich ſonſt noch Alles erzählen könnte — doch ſei Ihnen Das vorenthalten, damit Sie deſto eiliger ſich auf den Weg machen.

Und nun, mädchenhaft genug, noch eine Nachſchrift! Was geht aber mich und Sie eigentlich das Kätzchen an? Es gehört Felix'en; Der hat's entdeckt, hat ſich's zugeeignet; Den müſſen wir herbeiholen; ohne ſeine Gegenwart ſollen wir's nicht öffnen.

Und was Das wieder für Umſtände ſind! Das ſchiebt ſich und verſchiebt ſich.

Was ziehen Sie ſo in der Welt herum? Kommen Sie! bringen Sie den holden Knaben mit, den ich auch einmal wieder ſehen möchte.

Und nun geht's da wieder an, der Vater und der Sohn! Thun Sie, was Sie können, aber kommen Sie Beide!

Drittes Capitel.

Vorſtehender wunderlicher Brief war freilich ſchon lange geſchrieben und hin und wieder getragen worden, bis er endlich, der Aufſchrift gemäß, dieß Mal abgegeben werden konnte. Wilhelm nahm ſich vor, mit dem erſten Boten, deſſen Abſendung bevorſtand, freundlich, aber ablehnend zu antworten. Herſilie ſchien die Entfernung nicht zu berechnen, und er war gegenwärtig zu ernſtlich beſchäftigt, als daß ihn auch nur die mindeſte Neugierde, was in jenem Kätzchen befindlich ſein möchte, hätte reizen dürfen.

Auch gaben ihm einige Vorfälle, die den beab-

den Gliedern dieser tüchtigen Gesellschaft dargebotenen, Gelegenheit, sich meisterhaft in der von ihm ergriffenen Kunst zu beweisen. Und wie ein Wort das andere gibt, so folgt noch glücklicher eine That aus der andern; und wenn dadurch zuletzt auch wieder Worte veranlaßt werden, so sind diese um so fruchtbarer und geisterhebender. Die Unterhaltungen waren daher so belehrend als ergetzlich; denn die Freunde gaben sich wechselseitig Rechenschaft vom Gange des bisherigen Lernens und Thuns, woraus eine Bildung entstanden war, die sie wechselseitig erstaunen machte, dergestalt, daß sie sich unter einander erst selbst wieder mußten kennen lernen.

Eines Abends also fing Wilhelm seine Erzählung an: Meine Studien als Wundarzt suchte ich sogleich in einer großen Anstalt der größten Stadt, wo sie nur allein möglich wird, zu fördern; zur Anatomie, als Grund-Studium, wendete ich mich sogleich mit Eifer.

Auf eine sonderbare Weise, welche Niemand errathen würde, war ich schon in Kenntniß der menschlichen Gestalt weit vorgeschritten und zwar während meiner theatralischen Laufbahn; Alles genau besehen, spielt denn doch der körperliche Mensch da die Hauptrolle, ein schöner Mann, eine schöne Frau! Ist der Director glücklich genug, ihrer habhaft zu werden, so sind Comödien- und Tragödien-Dichter geborgen. Der losere Zustand, in dem eine solche Gesellschaft lebt, macht ihre Genossen mehr mit der eigentlichen Schönheit der unverhüllten Glieder bekannt als irgend ein anderes Verhältniß; selbst verschiedene Costüms nöthigen zur Evidenz zu bringen, was sonst herkömmlich verhüllt wird. Hiervon hätt' ich viel zu sagen, so auch von körperlichen Mängeln, welche der kluge Schauspieler an sich und Andern kennen muß, um sie, wo nicht zu verbessern, wenigstens zu verbergen; und auf diese Weise war ich vorbereitet genug, dem anatomischen Vortrag, der die äußern Theile näher kennen lehrte, eine folgerechte Aufmerksamkeit zu schenken; sowie mir denn auch die innern Theile nicht fremd waren, indem ein gewisses Vorgefühl davon mir immer gegenwärtig geblieben war. Unangenehm hindernd war bei dem Studium die immer wiederholte Klage vom Mangel der Gegenstände, über die nicht hinreichende Anzahl der verblichenen Körper, die man zu so hohen Zwecken unter das Messer wünschte. Solche, wo nicht hinreichend, doch in möglichster Zahl zu verschaffen, hatte man harte Gesetze ergehen lassen; nicht allein Verbrecher, die ihr Individuum in jedem Sinne verwirkten, sondern auch andere körperlich geistig Verwahrloste wurden in Anspruch genommen.

Mit dem Bedürfniß wuchs die Strenge und mit dieser der Widerwille des Volks, das in sittlicher und religiöser Ansicht seine Persönlichkeit und die Persönlichkeit geliebter Personen nicht aufgeben kann.

Immer weiter aber griff das Uebel, indem die verwirrende Sorge hervortrat, daß man auch sogar für die friedlichen Gräber geliebter Abgeschiedener zu fürchten habe. Kein Alter, keine Würde, weder Hohes noch Niedriges war in seiner Ruhestätte mehr sicher; der Hügel, den man mit Blumen geschmückt, die Inschriften, mit denen man das Andenken zu erhalten getrachtet, Nichts konnte gegen die einträgliche Raubsucht schützen; der schmerzlichste Abschied schien auf's Grausamste gestört; und indem man sich vom Grabe wegwendete, mußte schon die Furcht empfunden werden, die geschmückten beruhigten Glieder geliebter Personen getrennt, verschleppt und entwürdigt zu wissen.

Aber Dieses kam wiederholt und immer durchgedroschen zur Sprache, ohne daß irgend Jemand an ein Hülfsmittel gedacht hätte oder daran hätte denken können, und immer allgemeiner wurden die Beschwerden, als junge Männer, die mit Aufmerksamkeit den Lehrvortrag gehört, sich auch mit Hand und Auge von dem bisher Gesehenen und Vernommenen überzeugen und sich die so nothwendige Kenntniß immer tiefer und lebendiger der Einbildungskraft überliefern wollten.

In solchen Augenblicken entsteht eine Art von unnatürlichem wissenschaftlichem Hunger, welcher nach der widerwärtigsten Befriedigung wie nach dem Unmuthigsten und Nothwendigsten zu begehren aufregt.

Schon einige Zeit hatte ein solcher Aufschub und Aufenthalt die Wissens- und Thatlustigen beschäftigt und unterhalten, als endlich ein Fall, über den die Stadt in Bewegung gerieth, eines Morgens das Für und Wider für einige Stunden heftig hervorrief. Ein sehr schönes Mädchen, verwirrt durch unglückliche Liebe, hatte den Tod im Wasser gesucht und gefunden; die Anatomie bemächtigte sich derselbigen; vergebens war die Bemühung der Eltern, Verwandten, ja des Liebhabers selbst, der nur durch falschen Argwohn verdächtig geworden. Die obern Behörden, die so eben das Gesetz geschärft hatten, durften keine Ausnahme bewilligen; auch eilte man, so schnell als möglich die Beute zu benutzen und zur Benutzung zu vertheilen.

Wilhelm, der als nächster Aspirant gleichfalls berufen wurde, fand vor dem Sitze, dem man ihm anwies, auf einem saubern Brete, reinlich zugedeckt, eine bedenkliche Aufgabe; denn als er die Hülle wegnahm, lag der schönste weibliche Arm zu erblicken, der sich wohl jemals um den Hals eines Jünglings geschlungen hatte. Er hielt sein Besteck in der Hand und getraute

sich nicht, es zu erklären; er stand und getraute nicht, niederzukauern. Der Widerwille, dieses herrliche Naturerzeugniß noch weiter zu entstellen, stritt mit der Aufforderung, welche der wissensbegierige Mann an sich zu machen hat, und welcher sämmtliche Umherstehende Genüge leisteten.

In diesen Augenblicken trat ein ansehnlicher Mann zu ihm, den er, zwar als einen seltenen, aber immer als einen sehr aufmerksamen Zuhörer und Zuschauer bemerkt und demselben schon nachgefragt hatte; Niemand aber konnte nähere Auskunft geben; daß es ein Bildhauer sei, darin war man einig; man hielt ihn aber auch für einen Goldmacher, der in einem großen, alten Hause wohne, dessen erste Flur allein den Besuchenden oder bei ihm Beschäftigten zugänglich, die übrigen sämmtlichen Räume jedoch verschlossen seien. Dieser Mann hatte sich Wilhelmen verschiedentlich genähert, war mit ihm aus der Stunde gegangen, wobei er jedoch alle weitere Verbindung und Erklärung zu vermeiden schien.

Dieß Mal jedoch sprach er mit einer gewissen Offenheit: „Ich sehe Sie zaudern; Sie staunen das schöne Gebild an, ohne es zerstören zu können; setzen Sie sich über das Bildergefühl hinaus und folgen Sie mir.“ Hiermit deckte er den Arm wieder zu, gab dem Saaldiener einen Wink, und Beide verließen den Ort. Schweigend gingen sie neben einander her, als der Haldbekannte vor einem großen Thore stille stand, dessen Pförtchen er aufschloß und unsern Freund hineinnöthigte, der sich sodann auf einer Tenne befand, groß, geräumig, wie wir sie in alten Kaufhäusern sehen, wo die ankommenden Kisten und Ballen sogleich untergefahren werden. Hier standen Gypsabgüsse von Statuen und Büsten, auch Holzverschläge gepackt und leer. „Es sieht hier kaufmännisch aus,“ sagte der Mann; „der von hier aus mögliche Wasser-Transport ist für mich unschätzbar.“ Dieses Wort paßte nun ganz gut zu dem Gewerb eines Bildhauers; ebenso konnte Wilhelm nichts Anderes finden, als der freundliche Wirth ihn wenige Stufen hinauf in ein geräumiges Zimmer führte, das ringsumher mit Hoch- und Flachgebilden, mit größern und kleinern Figuren, Büsten und wohl auch einzelnen Gliedern der schönsten Gestalten geziert war. Mit Vergnügen betrachtete unser Freund dieß Alles und horchte gern den belehrenden Worten seines Wirthes, ob er gleich noch eine große Kluft zwischen diesen künstlerischen Arbeiten und den wissenschaftlichen Bestrebungen, von denen sie herkamen, gewahren mußte. Endlich sagte der Hausbesitzer mit einigem Ernst: „Warum ich Sie hierher führe, werden Sie leicht einsehen; diese Thüre“, fuhr er fort, indem er sich nach der Seite wandte, „liegt näher an der Saalthüre, woher wir kommen, als Sie denken mögen.“ Wilhelm trat hinein und hatte freilich zu erstaunen, als er, statt wie in den vorigen Nachbildung lebender Gestalten zu sehen, hier die Wände durchaus mit anatomischen Zergliederungen ausgestattet fand; sie mochten in Wachs oder sonstiger Masse verfertigt sein, genug, sie hatten durchaus das frische, farbige Ansehen erst kürzlich gewordener Präparate. „Hier, mein Freund,“ sagte der Künstler, „hier sehen Sie schätzenswerthe Surrogate für jene Bemühungen, die wir, mit dem Widerwillen der Welt, zu unzeitigen Augenblicken mit Ekel oft und großer Sorgfalt dem Verderben oder einem widerwärtigen Aufbewahren vorbereiten. Ich muß dieses Geschäft im tiefsten Geheimniß betreiben, denn Sie haben gewiß oft schon Männer vom Fach mit Geringschätzung davon reden hören. Ich lasse mich nicht irre machen und bereite Etwas vor, welches in der Folge gewiß von großer Einwirkung sein wird. Der Chirurg besonders, wenn er sich zum plastischen Begriff erhebt, wird der ewig fortbildenden Natur, bei jeder Verletzung, gewiß am Besten zu Hülfe kommen; den Arzt selbst würde ein solcher Begriff bei seinen Functionen erheben. Doch lassen Sie uns nicht viel Worte machen. Sie sollen in Kurzem erfahren, daß Ausdauern mehr belehrt als Eingreifen, Verbinden mehr als Trennen, Todtes beleben mehr als das Getödtete noch weiter tödten; kurz also, wollen Sie mein Schüler sein?“ Und auf Bejahung legte der Wissende dem Gaste das Knochen-Skelet eines weiblichen Arms vor, in der Stellung, wie sie jenen vor Kurzem vor sich gesehen hatten. „Ich habe“, fuhr der Meister fort, „zu bemerken gehabt, wie Sie der Wunderlehre durchaus Aufmerksamkeit schenkten und mit Recht; denn mit ihnen beginnt sich für uns das todte Knochengerassel erst wieder zu beleben. Hesekiel mußte sein Gebeinfeld sich erst auf diese Weise wieder sammeln und fügen sehen, ehe die Glieder sich regen, die Arme tasten und die Füße sich aufrichten konnten. Hier ist biegsame Masse, Stäbchen und was sonst nöthig sein möchte; nun versuchen Sie Ihr Glück.“

Der neue Schüler nahm seine Gedanken zusammen, und als er die Knochentheile näher zu betrachten anfing, sah er, daß diese künstlich von Holz geschnitzt seien. „Ich habe“, versetzte der Lehrer, „einen geschickten Mann, dessen Kunst nach Brod ging, indem die Heiligen und Märtyrer, die er zu schnitzen gewohnt war, keinen Abgang mehr fanden, ehe ich darauf geleitet, sich der Skelet-Bildung zu bemächtigen und solche im Großen wie im Kleinen naturgemäß zu befördern.“

Nun that unſer Freund ſein Beſtes und erwarb ſich den Beifall des Anleitenden. Dabei war es ihm angenehm, ſich zu erproben, wie ſtark oder ſchwach die Erinnerung ſei, und er fand zu vergnüglicher Ueberraſchung, daß ſie durch die That wieder hervorgerufen werde; er gewann Leidenſchaft für dieſe Arbeit und erſuchte den Meiſter, in ſeine Wohnung aufgenommen zu werden. Hier nun arbeitete er unabläſſig; auch waren die Knochen und Knöchelchen des Armes in kurzer Zeit gar ſchicklich verbunden. Von hier aber ſollten die Sehnen und Muskeln ausgehen, und es ſchien eine völlige Unmöglichkeit, den ganzen Körper auf dieſe Weiſe nach allen ſeinen Theilen gleichmäßig herzuſtellen. Hierbei tröſtete ihn der Lehrer, indem er die Vervielfältigung durch Abformung ſehen ließ, da denn das Nacharbeiten, das Reinbilden der Exemplare eben wieder neue Anſtrengung, neue Aufmerkſamkeit verlangte.

Alles, worein der Menſch ſich ernſtlich einläßt, iſt ein Unendliches; nur durch weiteifernde Thätigkeit weiß er ſich dagegen zu helfen; auch kam Wilhelm bald über den Zuſtand vom Gefühl ſeines Unvermögens, welches immer eine Art von Verzweiflung iſt, hinaus und fand ſich behaglich bei der Arbeit. „Es freut mich," ſagte der Meiſter, „daß Sie ſich in dieſe Verfahrungsart zu ſchicken wiſſen, und daß Sie mir ein Zeugniß geben, wie fruchtbar eine ſolche Methode ſei, wenn ſie auch von den Meiſtern des Fach's nicht anerkannt wird. Es muß eine Schule geben, und Dieſe wird ſich vorzüglich mit Ueberlieferung beſchäftigen; was bisher geſchehen iſt, ſoll auch künftig geſchehen; Das iſt gut und mag und ſoll ſo ſein. Wo aber die Schule ſteckt, Das muß man bemerken und wiſſen; das Lebendige muß man ergreifen und üben, aber im Stillen; ſonſt wird man gehindert und hindert Andere. Sie haben lebendig gefühlt und zeigen es durch That: Verbinden heißt mehr als Trennen, Nachbilden mehr als Anſehen."

Wilhelm erfuhr nun, daß ſolche Modelle im Stillen ſchon weit verbreitet ſeien; aber zu größter Verwunderung vernahm er, daß das Vorräthige eingepackt und über See gehen ſolle. Dieſer wackere Künſtler hatte ſich ſchon mit Lotharin und jenem Verwundeten in Verhältniß geſetzt; man fand die Gründung einer ſolchen Schule in jenen ſich heranbildenden Provinzen ganz beſonders am Platze, ja höchſt nothwendig, beſonders unter natürlich geſitteten, wohldenkenden Menſchen, für welche die wirkliche Zergliederung immer etwas Cannibal'ſches hat. „Geben Sie zu, daß der größte Theil von Aerzten und Wundärzten nur einen allgemeinen Eindruck des zergliederten menſchlichen Körpers in Gedanken behält und damit auszukommen glaubt, ſo werden gewiß ſolche Modelle hinreichen, die in ſeinem Geiſte nach und nach erlöſchenden Bilder wieder anzufriſchen und ihm gerade das Nöthige lebendig zu erhalten. Ja, es kommt auf Neigung und Liebhaberei an, ſo werden ſich die zarteſten Reſultate der Zergliederungskunſt nachbilden laſſen; leiſtet Dieß ja ſchon Zeichenfeder, Pinſel, und Grabſtichel."

Hier öffnete er ein Seitenſchränkchen und ließ die Geſichtsnerven auf die wunderſamſte Weiſe nachgebildet erblicken. „Dieß iſt leider", ſprach er, „das letzte Kunſtſtück eines abgeſchiedenen jungen Gehülfen, der mir die beſte Hoffnung gab, meine Gedanken durchzuführen und meine Wünſche nützlich auszubreiten.

Ueber die Einwirkung dieſer Behandlungsweiſe nach manchen Seiten hin wurde gar viel zwiſchen Beiden geſprochen; auch war das Verhältniß zur bildenden Kunſt ein Gegenſtand merkwürdiger Unterhaltung. Ein auffallendes, ſchönes Beiſpiel, wie auf dieſe Weiſe vorwärts und rückwärts zu arbeiten ſei, ergab ſich aus dieſen Mittheilungen. Der Meiſter hatte einen ſchönen Sturz eines antiken Jünglings in eine bildſame Maſſe abgegoſſen, und ſuchte nun mit Einſicht die oberſte Geſtalt von der Epiderm zu entblößen und das ſchöne Lebendige in ein reales Muskel-Präparat zu verwandeln. „Auch hier finden ſich Mittel und Zweck ſo nahe beiſammen, und ich will gern geſtehen, daß ich über den Mitteln den Zweck vernachläſſigt habe, doch nicht ganz mit eigener Schuld. Der Menſch ohne Hülle iſt eigentlich der Menſch; der Bildhauer ſteht unmittelbar an der Seite der Elohim, als ſie den unförmlichen, widerwärtigen Thon zu dem herrlichſten Gebilde umzuſchaffen wußten; ſolche göttliche Gedanken muß er hegen; dem Reinen iſt Alles rein, warum nicht die unmittelbare Abſicht Gottes in der Natur? Aber vom Jahrhundert kann man Dieß nicht verlangen; ohne Feigenblätter und Thierfelle kommt es nicht aus, und Das iſt noch Viel zu wenig. Kaum hatte ich Etwas gelernt, ſo verlangten ſie von mir würdige Männer in Schlafröcken und weiten Aermeln und zahlloſen Falten. Da wendete ich mich rückwärts, und da ich Das, was ich verſtand, nicht einmal zum Ausdruck des Schönen anwenden durfte, ſo wählte ich, nützlich zu ſein; und auch Dieß iſt von Bedeutung. Wird mein Wunſch erfüllt; wird es als brauchbar anerkannt, daß, wie in ſoviel andern Dingen, Nachbildung und das Nachgebildete der Einbildungskraft und dem Gedächtniß zu Hülfe kommen, da, wo den Menſchengeiſt eine gewiſſe Friſche verläßt: ſo wird gewiß mancher bildende Künſtler ſich, wie ich es gethan, herumwenden und

lieber Euch in die Hand arbeiten, als daß er gegen Ueberzeugung und Gefühl ein widerwärtiges Handwerk treibe."

Hieran schloß sich die Betrachtung, daß es eben schön sei, zu bemerken, wie Kunst und Technik sich immer gleichsam die Wage halten, und so nah verwandt immer eine zu der andern sich hinneigt, so daß die Kunst nicht sinken kann, ohne in lästiges Handwerk überzugehen, das Handwerk sich nicht steigern, ohne kunstreich zu werden.

Beide Personen fügten und gewöhnten sich so vollkommen an einander, daß sie sich nur ungern trennten, als es nöthig ward, um ihren eigentlichen großen Zwecken entgegenzugehen.

„Damit man aber nicht glaube," sagte der Meister, „daß wir uns von der Natur ausschließen und sie verläugnen wollen, so eröffnen wir eine frische Aussicht. Drüben über dem Meere, wo gewisse menschenwürdige Gesinnungen sich immerfort steigern, muß man endlich bei Abschaffung der Todesstrafe weitläufige Casselle, ummauerte Bezirke bauen, um den ruhigen Bürger gegen Verbrecher zu schützen und das Verbrechen nicht straflos walten und wirken zu lassen. Dort, mein Freund, in diesen traurigen Bezirken, lassen Sie uns dem Aesculap eine Capelle vorbehalten, dort, so abgeändert wie die Strafe selbst, werde unser Wissen immerfort an solchen Gegenständen erfrischt, deren Zerstückelung unser menschliches Gefühl nicht verletze, bei deren Anblick uns nicht, wie es Ihnen bei jenem schönen, unschuldigen Arm erging, das Messer in der Hand sinke und alle Wißbegierde vor dem Gefühl der Menschlichkeit ausgelöscht werde."

„Dieses", sagte Wilhelm, „waren unsere letzten Gespräche; ich sah die wohlgepackten Kisten den Fluß hinabschwimmen, ihnen die glücklichste Fahrt und uns eine gemeinsame frohe Gegenwart beim Auspacken wünschend."

Unser Freund hatte diesen Vortrag mit Geist und Enthusiasmus wie geführt so gehalten, besonders aber mit einer gewissen Lebhaftigkeit der Stimme und Sprache, die man in der neuern Zeit nicht an ihm gewohnt war. Da er jedoch am Schluß seiner Rede zu bemerken glaubte, daß Lenardo, wie zerstreut und abwesend, das Vorgetragene nicht zu verfolgen schien, Friedrich hingegen geläufelt, einige Mal beinahe den Kopf geschüttelt habe: so fiel dem zartempfindenden Menschenkenner eine so geringe Zustimmung bei der Sache, die ihm höchst wichtig schien, dergestalt auf, daß er nicht unterlassen konnte, seine Freunde deßhalb zu befragen.

Friedrich erklärte sich hierüber ganz einfach und aufrichtig, er könne das Vornehmen zwar löblich und gut, keineswegs aber für so bedeutend, am Wenigsten aber für ausführbar halten; Diese Meinung suchte er durch Gründe zu unterstützen, von der Art, wie sie Demjenigen, der für eine Sache eingenommen ist und sie durchzusetzen gedenkt, mehr, als man sich vorstellen mag, beleidigend auffällt; deßhalb denn auch unser plastischer Anatom, nachdem er einige Zeit geduldig zugehört schien, lebhaft erwiderte:

„Du hast Vorzüge, mein guter Friedrich, die Dir Niemand läugnen wird, ich am Wenigsten, aber hier sprichst Du wie gewöhnliche Menschen gewöhnlich; am Neuen sehen wir nur das Seltsame; aber im Seltenen jedoch alsobald das Bedeutende zu erblicken, dazu gehört schon mehr. Für Euch muß erst Alles in That übergehen; es muß geschehen, als möglich, als wirklich vor Augen treten, und dann laßt Ihr es auch gut sein wie etwas Anderes. Was Du vorbringst, hör ich schon zum Voraus von Unterrichteten und Laien wiederholen; von jenen aus Vorurtheil und Bequemlichkeit, von diesen aus Gleichgiltigkeit. Ein Vorhaben, wie das ausgesprochene, kann vielleicht nur in einer neuen Welt durchgeführt werden; wo der Geist Muth fassen muß, zu einem unerläßlichen Bedürfniß neue Mittel aufzusuchen, weil es an den herkömmlichen durchaus mangelt. Da regt sich die Erfindung, da gesellt sich die Kühnheit, die Beharrlichkeit der Nothwendigkeit hinzu."

„Jeder Arzt, er mag mit Heilmitteln oder mit der Hand zu Werke gehen, ist Nichts ohne die genaueste Kenntniß der äußern und innern Glieder des Menschen und es reicht keineswegs hin, auf Schulen flüchtige Kenntniß hiervon genommen, sich von Gestalt, Lage, Zusammenhang der mannigfaltigsten Theile des unerforschlichen Organismus einen oberflächlichen Begriff gemacht zu haben. Täglich soll der Arzt, dem es Ernst ist, in der Wiederholung dieses Wissens, dieses Anschauens sich zu üben, sich den Zusammenhang dieses lebendigen Wunders immer vor Geist und Auge zu erneuern alle Gelegenheit suchen. Kennte er seinen Vortheil, er würde, da ihm die Zeit zu solchen Arbeiten ermangelt, einen Anatomen in Sold nehmen, der, nach seiner Anleitung für ihn im Stillen beschäftigt, gleichsam in Gegenwart aller Verwickelungen des verflochtensten Lebens, auf die schwierigsten Fragen sogleich zu antworten verstände."

„Je mehr man Dieß einsehen wird, je lebhafter, heftiger, leidenschaftlicher wird das Studium der Zergliederung getrieben werden. Aber in eben dem Maße werden sich die Mittel ver-

mindern; die Gegenſtände, die Körper, auf die ſolche Studien zu gründen ſind, ſie werden fehlen, ſeltener, theurer werden, und ein wahrhafter Conflict zwiſchen Lebendigen und Todten wird entſtehen.

„In der alten Welt iſt alles Schicksal, wo man das Neue immer auf die alte, das Wachſende nach ſtarrer Weiſe behandeln will. Dieſer Conflict, den ich ankündige, zwiſchen Todten und Lebendigen, er wird auf Leben und Tod gehen; man wird erſchrecken; man wird unterſuchen, Geſetze geben und Nichts ausrichten. Vorſicht und Verbot helfen in ſolchen Fällen Nichts; man muß von vorn anfangen. Und Das iſt's, was mein Meiſter und ich in den neuen Zuſtänden zu leiſten hoffen, und zwar nichts Neues, es iſt ſchon da; aber Das, was jetzo Kunſt iſt, muß Handwerk werden, was im Beſondern geſchieht, muß im Allgemeinen möglich werden, und Nichts kann ſich verbreiten, als was anerkannt iſt. Unſer Thun und Leiſten muß anerkannt werden als das einzige Mittel in einer entſchiedenen Bedrängniß, welches beſonders große Städte betrogt. Ich will die Worte meines Meiſters anführen, aber merkt auf! Er ſprach eines Tages im größten Vertrauen:

„Der Zeitungsleſer findet Artikel intereſſant und luſtig beinah, wenn er von Auferſtehungsmännern erzählen hört. Erſt haben ſie die Körper in tiefem Geheimniß; dagegen ſtellt man Wächter auf: ſie kommen mit gewaffneter Schaar, um ſich ihrer Beute gewaltſam zu bemächtigen. Und das Schlimmſte zum Schlimmen wird ſich ereignen; ich darf es nicht laut ſagen: denn ich würde, zwar nicht als Mitſchuldiger, aber doch als zufällig Mitwiſſer in die gefährlichſte Unterſuchung verwickelt werden, wo man mich in jedem Fall beſtrafen möchte, weil ich die Unthat, ſobald ich ſie entdeckt hatte, den Gerichten nicht anzeigte. Ihnen geſteh ich's, mein Freund, in dieſer Stadt hat man gemordet, um den dringenden, gut bezahlenden Anatomien einen Gegenſtand zu verſchaffen. Der entſeelte Körper lag vor uns. Ich darf die Scene nicht ausmalen. Er entdeckte die Unthat, ich aber auch; wir ſahen einander an und ſchwiegen beide; wir ſahen vor uns hin und ſchwiegen und gingen an's Geſchäft. — Und Dieß iſt's, mein Freund, was mich zwiſchen Wachs und Gyps gebannt hat; Dieß iſt's, was gewiß auch Sie bei der Kunſt feſthalten wird, welche früher oder ſpäter vor allen übrigen wird geprieſen werden."

Friedrich ſprang auf, ſchlug in die Hände und wollte des Bravo-Rufens kein Ende machen, ſo daß Wilhelm zuletzt im Ernſt böſe wurde. „Bravo!" rief Jener aus, „nun erkenne ich Dich wieder! Das erſte Mal ſeit langer Zeit haſt Du wieder geſprochen wie Einer, dem Etwas wahrhaft am Herzen liegt; zum erſten Mal hat der Fluß der Rede Dich wieder fortgeriſſen; Du haſt Dich als einen Solchen erwieſen, der Etwas zu thun und es anzupreiſen im Stande iſt."

Lenardo nahm hierauf das Wort und vermittelte dieſe kleine Mißhelligkeit vollkommen. „Ich ſchien abweſend," ſprach er, „aber nur deßhalb, weil ich mehr als gegenwärtig war. Ich erinnerte mich nämlich des großen Cabinet's dieſer Art, das ich auf meinen Reiſen geſehen, und welches mich dergeſtalt intereſſirte, daß der Cuſtode, der, um nach Gewohnheit fertig zu werden, die auswendig gelernte Schnurre herzubeten anfing, gar bald, da er der Künſtler ſelber war, aus der Rolle fiel und ſich als einen kenntnißreichen Demonſtrator bewies."

„Der merkwürdige Gegenſatz im hohen Sommer, in kühlen Zimmern, bei ſchwüler Wärme brauſen, diejenigen Gegenſtände vor mir zu ſehen, denen man im ſtrengſten Winter ſich kaum zu nähern traut. Hier bietet braußen Alles der Wißbegierde. In größter Geläufigkeit und ſchönſter Ordnung zeigte er mir die Wunder des menſchlichen Baues und freute ſich, mich überzeugen zu können, daß zum erſten Anfang und zu ſpäter Erinnerung eine ſolche Anſtalt vollkommen hinreichend ſei; wobei denn einem Jeden frei bleibe, in der mittlern Zeit ſich an die Natur zu wenden und bei ſchicklicher Gelegenheit ſich um dieſen oder jenen beſondern Theil zu erkundigen. Er bat mich, ihn zu empfehlen. Denn war einem einzigen, großen, auswärtigen Muſeum habe er eine ſolche Sammlung gearbeitet; die Univerſitäten aber widerſtänden durchaus dem Unternehmen, weil die Meiſter der Kunſt wohl Profeſſoren, aber keine Proſelytiker zu bilden wüßten."

„Hiernach hielt ich denn dieſen geſchickten Mann für den Einzigen in der Welt, und nun hören wir, daß ein Anderer auf dieſelbe Weiſe bemüht iſt. Wer weiß, wo noch ein Dritter und Vierter an das Tageslicht hervortritt? Wir wollen von unſerer Seite dieſer Angelegenheit einen Anſtoß geben. Die Empfehlung muß von Außen herkommen, und in unſern neuen Verhältniſſen ſoll das nützliche Unternehmen gewiß gefördert werden."

Viertes Capitel.

Des andern Morgens bei Zeiten trat Friedrich mit einem Hefte in der Hand in Wilhelm's Zimmer, und ihm ſolches überreichend ſprach er: „Geſtern Abend hatte ich vor allen Dingen Tugenden, welche herzuzählen Ihr umſtändlich

genug war'n, nicht Raum, von mir und meinen Vorzügen zu reden, deren ich mich wohl auch zu rühmen habe und die mich zu einem würdigen Mitglied dieſer großen Caravane kempelt. Verſchont hier dieſes Heft, und Ihr werdet ein Probeſtück anerkennen."

Wilhelm überlief die Blätter mit ſchnellen Blicken und ſah, ſeſerlich angenehm, ebſchen flüchtig geſchrieben, die gehörige Relation ſeiner anatomiſchen Studien, faſt Wort vor Wort, wie er ſie abgeſtattet hatte, weshalb er denn ſeine Verwunderung nicht bergen konnte.

„Ihr wißt", erwiderte Friedrich, „das Grundgeſetz unſerer Verbindung; in irgend einem Fache muß Einer vollkommen ſein, wenn er Anſpruch auf Mitgenoſſenſchaft machen will. Nun zerbrach ich mir den Kopf, worin mir's denn gelingen könnte, und wußte Nichts aufzufinden, ſo nahe mir es auch lag, daß mich Niemand an Gedächtniß überträfe, Niemand an einer ſchnellen, leichten, leſerlichen Hand. Dieſer angenehmen Eigenſchaften erinnert Ihr Euch wohl von unſerer theatraliſchen Laufbahn her, wo wir unſer Pulver nach Sperlingen verſchoſſen, ohne daran zu denken, daß ein Schuß, vernünftiger angebracht, auch wohl einen Haſen in die Küche ſchaffe. Wie oft hab' ich nicht ohne Buch ſouflirt, wie oft in wenigen Stunden die Rollen aus dem Gedächtniß geſchrieben! Das war Euch damals recht; Ihr dachtet, es müßte ſo ſein, ich auch; und es wäre mir nicht eingefallen, wie ſehr es mir zu Statten kommen könne. Der Abbé machte zuerſt die Entdeckung; er fand, daß das Waſſer auf ſeine Mühle ſei, er verſuchte mich zu üben, und mir gelkri, was mir ſo leicht ward und einen ernſten Mann befriedigte. Und nun bin ich, wo's Noth thut, gleich eine ganze Canzlei; außerdem führen wir noch ſo eine zweihändige Rechenmaſchine bei uns, und kein Fürſt, mit noch ſo viel Beamten, iſt beſſer verſehen, als unſere Vorgeſetzten."

Heiteres Geſpräch über dergleichen Thätigkeiten führte die Gedanken auf andere Glieder der Geſellſchaft. „Sollte Ihr wohl denken," ſagte Friedrich, „daß das unnützeſte Geſchöpf von der Welt, wie es ſchien, meine Philine, das nöthigſte Glied der großen Kette werden wird; legt ihr ein Stück Tuch hin, ſtellt Männer, ſtellt Frauen ihr vor's Geſicht: ohne Maß zu nehmen, ſchneidet ſie aus dem Ganzen und weiß dabei alle Flecken und Schaden dergeſtalt zu umgehen, daß großer Vortheil daraus entſteht, und das Alles ohne Papiermaß. Ein glücklicher geiſtiger Blick lehrt ſie das Alles; ſie ſieht den Menſchen an und ſchneidet; dann mag er hingehen, wohin er will, ſie ſchneidet fort und ſchafft ihm einen Rock auf den Leib, wie angegoſſen. Doch Das wäre nicht möglich, hätte ſie nicht auch eine Nähterin herangezogen, Monton's Lucie, die nun einmal ſtill geworden iſt und ſtill bleibt, aber auch reinlich nähet wie Keine. Stich für Stich wie Perlen, wie geſtickt. Das iſt nun, was aus den Menſchen werden kann; eigentlich hängt ſoviel Unnützes um und herum, aus Gewohnheit, Neigung, Zerſtreuung und Willkür, ein Lumpenmantel zuſammengeſpettelt. Was die Natur mit uns gewollt, das Vorzüglichſte, was ſie in uns gelegt, können wir deshalb weder aufinden noch ausüben."

Allgemeine Betrachtungen über die Vortheile der geiſtigen Verbindung, die ſich ſo glücklich zuſammengefunden, eröffneten die ſchönſten Ausſichten.

Als nun Lenarde ſich hierauf zu ihnen geſellte, ward er von Wilhelm'en erſucht, auch von ſich zu ſprechen, von dem Lebensgange, den er bisher geführt, von der Art, wie er ſich und Andere gefördert, freundliche Nachricht zu ertheilen.

„Sie erinnern ſich gar wohl, mein Beſter," verſetzte Lenarde, „in welchem wunderſam leidenſchaftlichen Zuſtande Sie mich den erſten Augenblick unſerer neuen Bekanntſchaft getroffen; ich war verſunken, verſchlungen in das unverlöſchliche Verlangen, in eine unwiderſtehliche Begierde; es konnte damals nur von der nächſten Stunde die Rede ſein, vom ſchweren Leiden, das mir bereitet war, das mir ſelbſt zu ſchärfen ich mich ſo emſig erwies. Ich konnte Sie nicht bekannt machen mit meinen frühern Jugendzuſtänden, wie ich jetzt thun muß, um Sie auf den Weg zu führen, der mich hierher gebracht hat."

„Unter den frühſten meiner Fähigkeiten, die ſich nach und nach durch Umſtände entwickelten, that ſich ein gewiſſer Trieb zum Techniſchen hervor, welcher jeden Tag durch die Ungeduld genährt wurde, die man auf dem Lande fühlt, wenn man bei größern Bauten, beſonders aber bei kleinen Veränderungen, Anlagen und Heilen, ein Handwerk um's andere entbehren muß und lieber ungeſchickt und pfuſcherhaft eingreift, als daß man ſich meiſtermäßig verſpäten ließe. Zum Glück wanderte in unſerer Gegend ein Taſchenkünſtler auf und ab, der, weil er bei mir ſeine Rechnung fand, mich lieber als irgend einen Nachbar unterſtützte; er richtete mir eine Drechſelbank ein, deren er ſich bei jedem Beſuch mehr zu ſeinem Zwecke als zu meinem Unterricht zu bedienen wußte. So auch ſchaffte ich Tiſchlerwerkzeug an, und meine Neigung zu Dergleichen ward erhöht und beſeelt durch die damals laut ausgeſprochene Ueberzeugung: es könne Niemand ſich in's Leben wagen, als wenn er es im Nothfall durch Handwerksthätigkeit zu friſten verſtehe. Mein Eifer ward von den

Erziehern nach ihren eigenen Grundſätzen gebildet; ich erinnere mich kaum, daß ich je geſpielt habe; denn alle freien Stunden wurden verwendet, Etwas zu wirken und zu ſchaffen. Ja, ich darf mich rühmen, ſchon als Knabe einen geſchickten Schmied durch meine Anforderungen zum Schloſſer, Feilenhauer und Uhrmacher geſteigert zu haben."

„Das Alles zu leiſten, mußten denn freilich auch erſt die Werkzeuge erſchaffen werden, und wir litten nicht wenig an der Krankheit jener Techniker, welche Mittel und Zweck verwechſeln, lieber Zeit auf Vorbereitungen und Anlagen verwenden, als daß ſie ſich recht ernſtlich an die Ausführung hielten. Wo wir uns jedoch practiſch thätig erweiſen konnten, war bei Ausführung der Park-Anlagen, deren kein Gutsbeſitzer mehr entbehren durfte; manche Moos- und Rindenhütte, Knittelbrücken und Bänke zeugten von unſerer Emſigkeit, womit wir eine Urbanität in ihrer ganzen Roheit mitten in der gebildeten Welt darzuſtellen eifrig bemüht waren."

„Dieſer Trieb führte mich bei zunehmenden Jahren auf ernſtere Theilnahme an Allem, was der Welt ſo nöthig und in ihrer gegenwärtigen Lage ſo unentbehrlich iſt, und gab meinen mehrjährigen Reiſen ein eigentliches Intereſſe."

„Da jedoch der Menſch gewöhnlich auf dem Wege, der ihn herangebracht, fortzuwandern pflegt, ſo war ich dem Maſchinen-Weſen weniger günſtig, als der unmittelbaren Handarbeit, wo wir Kraft und Gefühl in Verbindung ausüben; deßwegen ich mich auch beſonders in ſolchen abgeſchloſſenen Kreiſen gern aufhielt, wo, nach Umſtänden, dieſe oder jene Arbeit zu Hauſe war. Dergleichen gibt jeder Vereinigung eine beſondere Eigenthümlichkeit, jeder Familie, einer kleinen aus mehreren Familien beſtehenden Völkerſchaft, den entſchiedenſten Character; man lebt in dem reinſten Gefühl eines lebendigen Ganzen."

„Dabei hatte ich mir angewöhnt, Alles aufzuzeichnen, es mit Figuren auszuſtatten und ſo, nicht ohne Ausſicht auf künftige Anwendung, meine Zeit löblich und erfreulich zuzubringen."

„Dieſe Neigung, dieſe ausgebildete Gabe bewegt' ich nun auf's Beſte bei dem wichtigen Auftrag, den mir die Geſellſchaft gab, den Zuſtand der Gebirgsbewohner zu unterſuchen und die brauchbaren Wanderluſtigen mit in unſern Zug aufzunehmen. Mögen Sie nun den ſchönen Abend, wo mich mannigfaltige Bilder drängen, mit Durchleſung eines Theils meines Tagebuchs zubringen! Ich will nicht behaupten, daß es gerade angenehm zu leſen ſei; mir ſchien es immer unterhaltend und gewiſſer Maßen unterrichtend. Doch wir beſpiegeln ja uns immer ſelbſt in Allem, was wir hervorbringen."

Fünftes Capitel.

Fenarbo's Tagebuch.

Montan, den 15

Tief in der Nacht war ich nach mühſam erſtiegener halber Gebirgshöhe eingetroffen in einer leidlichen Herberge und ſchon vor Tagesanbruch aus erquicklichem Schlaf, durch ein andauerndes Schellen- und Glockengeläute, zu meinem großen Verdruß aufgeweckt. Eine große Reihe Saumroſſe zog vorbei, eh' ich mich hätte ankleiden und ihnen zuvoreilen können. Nun erfuhr ich auch, meinen Weg antretend, gar bald, wie unangenehm und verdrießlich ſolche Geſellſchaft ſei. Das monotone Geläute betäubt die Ohren; das zu beiden Seiten weit über die Thiere hinausreichende Gepäck (ſie trugen dieß Mal große Säcke Baumwolle) ſtreift bald einerſeits an die Felſen, und wenn das Thier, um Dieſes zu vermeiden, ſich gegen die andere Seite zieht, ſo ſchwebt die Laſt über dem Abgrund, dem Zuſchauer Sorge und Schwindel erregend und, was das Schlimmſte iſt, in beiden Fällen bleibt man gehindert, an ihnen vorbeizuſchleichen und den Vortritt zu gewinnen.

Endlich gelangt' ich an der Seite auf einen freien Felſen, wo St. Chriſtoph, der mein Gepäck kräftig einhertrug, einen Mann begrüßte, welcher, ſtille daſtehend, den vorbeiziehenden Zug zu muſtern ſchien. Es war auch wirklich der Anführer; nicht nur gehörte ihm eine beträchtliche Zahl der laſttragenden Thiere, andere hatte er nebſt ihren Treibern gemiethet, ſondern er war auch Eigenthümer eines geringern Theils der Waaren; vornehmlich aber beſtand ſein Geſchäft darin, für größere Kaufleute den Transport der übrigen treulich zu beſorgen. Im Geſpräch erfuhr ich von ihm, daß Dieſes Baumwolle ſei, welche aus Macedonien und Cypern über Trieſt komme und, vom Fuße des Bergs, auf Maulthieren und Saumroſſen zu dieſen Höhen und weiter bis jenſeits des Gebirgs gebracht werde, wo Spinner und Weber in Unzahl durch Thäler und Schluchten einen großen Vertrieb geſuchter Waaren in's Ausland vorbereiteten. Die Ballen waren, bequemern Ladens wegen, theils anderthalb, theils drei Centner ſchwer, welches Letztere die volle Laſt eines Saumthiers ausmacht. Der Mann lobte die Qualität der auf dieſem Wege ankommenden Baumwolle, verglich ſie mit der von Oſt- und Weſt-Indien, beſonders mit der von Cayenne, als der bekannteſten; er ſchien von ſeinem Ge-

ſchäft ſehr gut unterrichtet, und da es mir auch nicht ganz unbekannt geblieben war, ſo gab es eine angenehme und nützliche Unterhaltung. Indeſſen war der ganze Zug vor uns verödet und ich erblickte nur mit Widerwillen, auf dem in die Höhe ſich ſchlängelnden Feldweg, die unabſehliche Reihe dieſer bepackten Geſchöpfe, hinter denen her man ſchleichen und in der heraufkommenden Sonne zwiſchen Felſen braten ſollte. Indem ich mich nun gegen meinen Boten darüber beſchwerte, trat ein unterrichteter, munterer Mann zu uns heran, der auf einem ziemlich großen Reff eine verhältnißmäßig leichte Bürde zu tragen ſchien. Man begrüßte ſich, und es war gar bald am derben Händeſchütteln zu ſehen, daß St. Chriſtoph und dieſer Ankömmling einander wohl bekannt ſeien; da erfuhr ich denn ſogleich über ihn Folgendes: Für die entfernteren Gegenden im Gebirge, woher zu Markte zu gehen für jeden einzelnen Arbeiter zu weit wäre, gibt es eine Art von untergeordnetem Handelsmann oder Sammler, welcher Garnträger genannt wird. Dieſer ſteigt nämlich durch alle Thäler und Winkel, betritt Haus für Haus, bringt den Spinnern Baumwolle in kleinen Partien, tauſcht dagegen Garn ein oder kauft es, von welcher Qualität es auch ſein möge, und überläßt es dann wieder mit einigem Profit im Größern an die unterhalb anſäſſiger Fabrikanten.

Als nun die Unbequemlichkeit, hinter den Maulthieren heraufzuſteigen, abermals zur Sprache kam, lud mich der Mann ſogleich ein, mit ihm ein Seitenthal hinaufzuſteigen, das gerade hier von dem Hauptthale ſich trennte, um die Waſſer nach einer andern Himmelsgegend hinzuführen. Der Entſchluß war bald gefaßt; und nachdem wir mit einiger Anſtrengung einen etwas ſteilen Gebirgskamm überſtiegen hatten, ſahen wir die jenſeitigen Abhänge vor uns, zuerſt höchſt unerfreulich; das Geſtein hatte ſich verändert und eine ſchiefrige Lage genommen; keine Vegetation belebte Feld und Gerölle, und man ſah ſich von einem ſchroffen Niederſturz bedroht. Quellen rieſelten von mehreren Seiten zuſammen; man kam ſogar an einem mit ſchroffen Felſen umgebenen, kleinen See vorbei. Endlich traten einzeln und dann mehr geſellig Fichten, Lärchen und Birken hervor, dazwiſchen ſodann zerſtreute ländliche Wohnungen, freilich von der kärglichſten Sorte, jede von ihren Bewohnern ſelbſt zuſammengezimmert aus verſchränkten Balken, die großen, ſchwarzen Schindeln der Dächer mit Steinen beſchwert, damit ſie der Wind nicht wegführe. Ungeachtet dieſer äußern traurigen Anſicht war der beſchränkte innere Raum doch nicht unangenehm; warm und trocken, auch reinlich gehalten, paßte er gar gut zu dem frohen Anſehen der Bewohner, bei denen man ſich alſobald ländlich geſellig fühlte.

Der Bote ſchien erwartet; auch hatte man ihm aus dem kleinen Schiebefenſter entgegen geſehen; denn er war gewohnt, wo möglich, an demſelben Wochentage zu kommen. Er handelte das Geſpinnſt ein, theilte friſche Baumwolle aus; dann ging es raſch hinabwärts, wo mehrere Häuſer in geringer Entfernung nahe ſtehen. Kaum erblickt man uns, ſo laufen die Bewohner begrüßend zuſammen, Kinder drängen ſich hinzu und werden mit einem Viertbrod, auch einer Semmel hoch erfreut. Das Behagen war überall groß und vermehrt, als ſich zeigte, daß St. Chriſtoph auch Dergleichen aufgepackt und alſo gleichfalls die Freude hatte, den kindlichſten Dank einzuerndten; um ſo angenehmer für ihn, als er ſich, wie ſein Geſelle, mit dem kleinen Volke gar wohl zu bethun wußte.

Die Alten dagegen hatten gar mancherlei Fragen bereit; vom Krieg wollte Jedermann wiſſen, der glücklicher Weiſe ſehr entfernt geführt wurde und auch näher ſolchen Gegenden kaum gefährlich geweſen wäre. Sie freuten ſich jedoch des Friedens, obgleich in Sorge wegen einer andern, drohenden Gefahr; denn es war nicht zu läugnen, das Maſchinen-Weſen vermehre ſich immer im Lande und bedrohe die arbeitſamen Hände nach und nach mit Unthätigkeit. Doch ließen ſich allerlei Troſt- und Hoffnungsgründe beibringen.

Unſer Mann wurde dazwiſchen wegen manches Lebensfalles um Rath gefragt, ja ſogar mußte er ſich nicht allein als Hausfreund, ſondern auch als Hausarzt zeigen; Wundertropfen, Salze, Balſame führte er jederzeit bei ſich.

In die verſchiedenen Häuſer eintretend, fand ich Gelegenheit, meiner alten Liebhaberei nachzuhängen und mich von der Spinner-Technik zu unterrichten. Ich ward aufmerkſam auf Kinder, welche ſich ſorgfältig und emſig beſchäftigten, die Flocken der Baumwolle auseinander zu zupfen und die Samenkörner, Splitter von den Schalen der Nüſſe, nebſt andern Unreinigkeiten wegzunehmen; ſie nennen es *erleſen*. Ich fragte, ob das nur das Geſchäft der Kinder ſei, erfuhr aber, daß es in Winterabenden auch von Männern und Andern unternommen werde.

Nöthige Spinnerinnen zogen ſodann, wie billig, meine Aufmerkſamkeit auf ſich; die Vorbereitung geſchieht folgender Maßen: Es wird die erleſene oder gereinigte Baumwolle auf die Karden, welche in Deutſchland Krämpel heißen, gleich ausgetheilt, gekardet, wodurch der Staub davon geht und die Haare der Baumwolle einerlei Richtung erhalten, dann abgenommen, zu Locken feſtgewickelt und ſo zum Spinnen am Rad zubereitet.

Altmayer.

Gebt uns ein Lied!

Mephistopheles.

Wenn ihr begehrt, die Menge.

Siebel.

Nur auch ein nagelneues Stück!

Mephistopheles.

Wir kommen erst aus Spanien zurück,
Dem schönen Land des Weins und der Gesänge.

Singt.

Es war einmal ein König,
Der hatt' einen großen Floh —

Frosch.

Horcht! Einen Floh! Habt ihr das wohl gefaßt?
Ein Floh ist mir ein saub'rer Gast.

Mephistopheles singt.

Es war einmal ein König,
Der hatt' einen großen Floh,

Man zeigte mir dabei den Unterſchied zwiſchen links und rechts gedrehtem Garn; jenes iſt gewöhnlich feiner und wird dadurch bewirkt, daß man die Saite, welche die Spindel dreht, um den Wirtel verſchränkt, wie die Zeichnung nebenbei deutlich macht (die wir leider, wie die übrigen, nicht mitgeben können).

Die Spinnende ſitzt vor dem Rade, nicht zu hoch; Mehrere hielten Daſſelbe mit übereinander gelegten Füßen in feſtem Stande, andere nur mit dem rechten Fuß, den linken zurückſetzend. Mit der rechten Hand dreht ſie die Scheibe und langt aus, ſo weit und ſo hoch ſie nur reichen kann, wodurch ſchöne Bewegungen entſtehen, und eine ſchlanke Geſtalt ſich durch zierliche Wendung des Körpers und runde Fülle der Arme gar vortheilhaft auszeichnet. Die Richtung, beſonders der letzten Spinnweiſe, gewährt einen ſehr maleriſchen Contraſt, ſo daß unſere ſchönſten Damen, an wahrem Reiz und Anmuth zu verlieren nicht fürchten dürften, wenn ſie ein Mal anſtatt der Guitarre das Spinnrad handhaben wollten.

In einer ſolchen Umgebung drängten ſich neue, eigene Gedichte mir auf; die ſchnurrenden Räder haben eine gewiſſe Beredſamkeit, die Mädchen ſingen Pſalmen, auch, obwohl ſeltener, andere Lieder.

Zeiſige und Stieglitze, in Käfigen aufgehangen, zwitſchern dazwiſchen, und nicht leicht möchte ein Bild regern Lebens gefunden werden, als in einer Stube, wo mehrere Spinnerinnen arbeiten.

Dem beſchriebenen Rädligarn iſt jedoch das Briefgarn vorzuziehen; hierzu wird die beſte Baumwolle genommen, welche längere Haare hat als die andere. Iſt ſie rein gelesen, ſo bringt man ſie, anſtatt zu krämpeln, auf Kämme, welche aus einfachen Reihen langer, ſtählerner Nadeln beſtehen, und kämmt ſie; alsdann wird das längere und feinere Theil derſelben mit einem ſtumpfen Meſſer bänderweis (das Kunſtwort heißt ein Schnitz) abgenommen, zuſammengewickelt und in eine Papierdüte gethan, und dieſe nachher an der Kunkel befeſtigt. Aus einer ſolchen Düte nun wird mit der Spindel von der Hand geſponnen, daher heißt es auch dem Briefſpinnen, und das gewonnene Garn, Briefgarn.

Dieſes Geſchäft, welches nur von ruhigen, bedächtigen Perſonen getrieben wird, gibt der Spinnerinn ein ſanftes Anſehen, als das am Rade; kleidet dieß Letztre eine große, ſchlanke Figur zum Beſten, ſo wird durch Jenes eine ruhige, zarte Geſtalt gar ſehr begünſtigt. Dergleichen verſchiedene Charactere, verſchiedenen Arbeiten zugethan, erblickte ich mehrere in einer Stube, und wußte zuletzt nicht recht, ob ich meine Aufmerkſamkeit der Arbeit oder den Arbeiterinnen zu widmen hätte.

Läugnen aber dürft' ich nicht ſodann, daß die Bergbewohnerinnen, durch die ſeltenen Gäſte aufgeregt, ſich freundlich und gefällig erwieſen. Beſonders freuten ſie ſich, daß ich mich nach Allem ſo genau erkundigte, was ſie mir verſprachen, bemerkte, ihre Geräthſchaften und einfaches Maſchinen-Werk zeichnete und hübſche Glieder mit Zierlichkeit flüchtig abſchilderte, wie hier neben zu ſehen ſein ſollte. Auch ward, als der Abend hereintrat, die vollbrachte Arbeit vorgewieſen, die vollen Spindeln in dazu beſtimmten Käſtchen bei Seite gelegt und das ganze Tagewerk ſorgfältig aufgehoben. Nun war man ſchon bekannter geworden; die Arbeit jedoch ging ihren Gang: nun beſchäftigte man ſich mit dem Haspeln und zeigte ſchon viel freier theils die Maſchine, theils die Behandlung vor, und ich ſchrieb ſorgfältig auf.

Der Haspel hat Rad und Zeiger, ſo daß ſich bei jedesmaligem Umdrehen eine Feder hebt, welche niederſchlägt, ſo oft hundert Umgänge auf den Haſpel gekommen ſind. Man nennt nun die Zahl von tauſend Umgängen einen Schneller, nach deren Gewicht die verſchiedene Feine des Garns gerechnet wird.

Rechts gedreht Garn gehen 25 bis 30 auf ein Pfund, links gedreht 60 bis 80, vielleicht auch 90. Der Umgang des Haspels wird ungefähr sieben Viertel Ellen oder etwas mehr betragen, und die ſchlanke, fleißige Spinnerinn behauptete 4 auch 5 Schneller, das wären 5000 Umgänge, alſo 8 bis 9000 Ellen Garn täglich am Rad zu ſpinnen; ſie erbot ſich zur Wette, wenn wir noch einen Tag bleiben wollten.

Darauf konnte denn doch die ſtille und beſcheidene Briefſpinnerinn es nicht ganz laſſen und verſicherte: daß ſie aus dem Pfund 120 Schneller ſpinne in verhältnißmäßiger Zeit (Briefgarnſpinnen geht nämlich langſamer als ſpinnen am Rade, wird auch beſſer bezahlt; vielleicht ſpinnt man am Rade wohl das Doppelte). Sie hatte eben die Zahl der Umgänge auf dem Haſpel voll und zeigte mir, wie nun das Ende des Fadens ein paar Mal umgeſchlagen und geknüpft werde; ſie nahm den Schneller ab, drehte ihn ſo, daß er in ſich zuſammen lief, zog das eine Ende durch das andere durch, und konnte das Geſchäft der größten Spinnerinn als abgeſchloſſen mit unſchuldiger Selbſtgefälligkeit vorzeigen.

Da nun hier weiter Nichts zu bemerken war, ſtand die Mutter auf und ſagte: „Da der junge Herr doch Alles zu ſehen wünſche, ſo wolle ſie ihm nun auch die Trockenwebere zeigen. Sie erklärte mir mit gleicher Gutmüthigkeit, indem ſie ſich an den Webersſtuhl ſetzte, wie ſie nun

dieſe Art handhabten, weil ſie eigentlich allein für grobe Cattune gelte, wo der Einſchlag trocken eingetragen und nicht ſehr dicht geſchlagen wird. Sie zeigte mir dann auch ſolche trockene Ware; dieſe iſt immer glatt, ohne Streifen und Quadrate, oder ſonſt irgend ein Abzeichen, und nur fünf bis ſechs ein halbes Viertel Elle breit.

Der Mond leuchtete vom Himmel und unſer Garnträger beſtand auf einer weitern Wallfahrt, weil er Tag und Stunde halten und überall richtig eintreffen müſſe; die Fußſteige ſeien gut und klar, beſonders bei ſolcher Nachtfackel. Wir von unſerer Seite erheiterten den Abſchied durch ſeidene Bänder und Halstücher, dergleichen Waare St. Chriſtoph ein ziemliches Paket mit ſich trug; das Geſchenk wurde der Mutter gegeben, um es an die Ihrigen zu vertheilen.

Dinkelsf., den 12., früh.

Die Wanderung durch eine herrlich klare Nacht war voll Anmuth und Erfreulichkeit; wir gelangten zu einer etwas größern Hüttenverſammlung, die man vielleicht hätte ein Dorf nennen dürfen; in einiger Entfernung davon, auf einem freien Hügel, ſtand eine Capelle, und es fing ſchon an wohnlicher und menſchlicher auszuſehen. Wir kamen an Umzäunungen vorbei, die zwar auf keine Gärten, aber doch auf ſpärlichen, ſorgfältig gehüteten Wieswachs hindeuteten.

Wir waren an einen Ort gelangt, wo neben dem Spinnen das Weben ernſtlicher getrieben wird.

Unſere geſtrige Tagereiſe, bis in die Nacht hinein verlängert, hatte die rüſtigen und jugendlichen Kräfte aufgezehrt; der Garnbote beſtieg den Heuboden, und ich war eben im Begriff, ihm zu folgen, als St. Chriſtoph mit ſeinem Neffen befahl und zur Thüre hinausging. Ich kannte ſeine löbliche Abſicht und ließ ihn gewähren.

Des andern Morgens jedoch war das Erſte, daß die Familie zuſammenlief und den Kindern ſtreng verboten ward, nicht aus der Thüre zu gehen, indem ein gräulicher Bär oder ſonſt ein Ungethüm in der Nähe ſich aufhalten müſſe; denn es habe die Nacht über von der Capelle dergeſtalt geſtöhnt und gebrummt, daß Felſen und Häuſer hier hätten erzittern mögen, und man rieth, bei unſerer heutigen längern Wanderung, wohl auf der Hut zu ſein. Wir ſuchten die guten Leute möglichſt zu beruhigen, welches in dieſer Einöde jedoch ſchwerer ſchien.

Der Garnbote erklärte nunmehr, daß er eiligſt ſein Geſchäft abthun und alsdann kommen wolle, uns abzuholen; denn wir hätten heute einen langen und beſchwerlichen Weg vor uns, weil wir nicht mehr ſo im Thale nur hinabſchleudern, ſondern einen vorgeſchobenen Gebirgsriegel mühſam überklettern würden. Ich entſchloß mich daher, die Zeit ſo gut als möglich zu nutzen und mich von unſern guten Wirthsleuten in die Verhalle des Webens einführen zu laſſen.

Beide waren ältliche Leute, in ſpätern Tagen noch mit zwei, drei Kindern geſegnet; religiöſe Gefühle und ahnungsvolle Vorſtellungen ward man in ihrer Umgebung, Thun und Reden gar bald gewahr. Ich kam gerade zum Anfang einer ſolchen Arbeit, dem Uebergang vom Spinnen zum Weben; und da ich zu keiner weitern Zerſtreuung Anlaß fand, ſo ließ ich mir das Geſchäft, wie es eben gerade im Gange war, in meine Schreibtafel gleichſam dictiren.

Die erſte Arbeit, das Garn zu leimen, war geſtern verrichtet. Man ſiedet ſolches in einem dünnen Leimwaſſer, welches aus Stärkemehl und etwas Tiſchlerleim beſteht, wodurch die Faden mehr Halt bekommen. Früh waren die Garnſtränge ſchon trocken und man bereitete ſich zu ſpulen, nämlich das Garn am Rade auf Rohrſpulen zu winden. Der alte Großvater, am Ofen ſitzend, verrichtete dieſe leichte Arbeit; ein Enkel ſtand neben ihm und ſchien begierig, das Spulrad ſelbſt zu handhaben. Indeſſen ſteckte der Vater die Spulen, um zu zetteln, auf einen mit Querſtäben abgetheilten Rahmen, ſo daß ſie ſich frei um perpendiculär ſtehende ſtarke Drähte bewegten und den Faden ablaufen ließen. Sie werden mit gröberm und feinerm Garn in der Ordnung aufgeſteckt, wie das Muſter oder vielmehr die Striche im Gewebe es erfordern. Ein Inſtrument (das Brettli), ungefähr wie ein Sistrum geſtaltet, hat Löcher auf beiden Seiten, durch welche die Faden gezogen ſind. Dieſes befindet ſich in der Rechten des Zetterers; mit der Linken faßt er die Faden zuſammen und legt ſie, hin und wieder gehend, auf den Zettelrahmen. Ein Mal von oben herunter und von unten herauf heißt ein Gang, und nach Verhältniß der Dichtigkeit und Breite des Gewebes macht man viele Gänge. Die Länge beträgt entweder 64 oder nur 32 Ellen. Beim Anfang eines jeden Ganges legt man mit den Fingern der linken Hand immer einen oder zwei Faden herauf und eben ſoviel herunter, und nennt ſolches die Riepe; ſo werden die verſchränkten Faden über die zwei oben an dem Zettelrahmen angebrachten Nägel gelegt. Dieſes geſchieht, damit der Weber die Faden in gehörig gleicher Ordnung erhalten kann. Iſt man mit dem Zetteln fertig, ſo wird das Geriepe unterbunden und dabei ein jeder Gang beſonders abgetheilt, damit ſich Nichts verwirren kann; ſodann werden mit aufgelöſtem Grünſpan am letztern Gang Male gemacht, damit der Weber das gehörige Maß wieder

bringe; endlich wird abgenommen, das Ganze in Gestalt eines großen Knäuels aufgewunden, welcher die Werfte genannt wird.

Mittwoch, den 27.

Wir waren früh vor Tage aufgebrochen und genossen eines herrlichen verspäteten Mondscheins. Die hervorbrechende Heiterkeit, die aufgehende Sonne, ließ uns ein besser bewohntes und bebautes Land sehen. Hatten wir oben, um über Bäche zu kommen, Schrittsteine oder zuweilen einen schmalen Steg, nur an der einen Seite mit Lehne versehen, angetroffen, so waren hier schon steinerne Brücken über das immer breiter werdende Wasser geschlagen, das Anmuthige wollte sich nach und nach mit dem Wilden gatten, und ein erfreulicher Eindruck ward von den sämmtlichen Wanderern empfunden.

Ueber den Berg herüber, aus einer andern Fluß-Region, kam ein schlanker, schwarzlockiger Mann hergeschritten, und rief schon von Weitem, als Einer, der gute Augen und eine tüchtige Stimme hat: „Grüß Euch Gott, Herr Gevatter Garnträger!“ Dieser ließ ihn näher herankommen; dann rief auch er mit Verwunderung: „Dank Euch Gott, Herr Gevatter Geschirrfasser! Woher des Landes? Welche unerwartete Begegnung!“ Jener antwortete herantretend: „Schon zwei Monate schreif' ich im Gebirg herum, allen guten Leuten ihr Geschirr zurecht zu machen und ihre Stühle so einzurichten, daß sie wieder eine Zeit lang ungestört fortarbeiten können.“ Hierauf sprach der Garnbote, sich zu mir wendend: „Da Ihr, junger Herr, soviel Lust und Liebe zu dem Geschäft beweis't, und Euch sorgfältig d'rum bekümmert, so kommt dieser Mann gerade zur rechten Zeit, den ich Euch in diesen Tagen schon still herbeigewünscht hatte; er würde Euch Alles besser erklärt haben als die Mädchen mit allem guten Willen; er ist Meister in seinem Geschäft und versteht, was zur Spinnerei und Weberei und Dergleichen gehört, vollkommen anzugeben, aufzuführen, zu erhalten, wieder herzustellen, wie es Noth thut und es Jeder nur wünschen mag.“

Ich besprach mich mit ihm und fand einen sehr verständigen, in gewissem Sinne gebildeten, seiner Sache völlig gewachsenen Mann, indem ich Einiges, was ich dieser Tage gelernt hatte, mit ihm wiederholte und einige Zweifel zu lösen bat; auch sagt' ich ihm, was ich gestern schon von den Anfängen der Weberei gesehen. Jener rief dagegen freudig aus: „Das ist recht erwünscht; da komm' ich gerade zur rechten Zeit, um einem so werthen, lieben Herrn über die älteste und herrlichste Kunst, die den Menschen eigentlich erst vom Thiere unterscheidet, die nöthige Auskunft zu geben. Wir gelangen heute gerade zu guten und geschickten Leuten; und ich will nicht Geschirrfasser heißen, wenn Ihr nicht sogleich das Handwerk so gut fassen sollt, wie ich selbst.“

Ihm wurde freundlicher Dank gezollt, das Gespräch mannigfaltig fortgesetzt, und wir gelangten, nach einigem Rasten und Frühstück, zu einer zwar auch unter und über einander, doch besser gebauten Häusergruppe. Er wies uns an das beste. Der Garnbote ging mit mir und St. Christoph nach Abrede zuerst hinein; sodann aber, nach den ersten Begrüßungen und einigen Scherzen, folgte der Schirrfasser, und es war auffallend, daß sein Hereintreten eine freudige Ueberraschung in der Familie hervorbrachte. Vater, Mutter, Töchter und Kinder versammelten sich um ihn; einem am Webestuhl sitzenden, wohlgebildeten Mädchen steckte das Schiffchen in der Hand, das just durch den Zettel durchfahren sollte; ebenso hielt sie auch den Tritt an, stand auf und kam später, mit langsamer Verlegenheit ihm die Hand zu reichen. Beide, der Garnbote sowohl als der Schirrfasser, setzten sich bald durch Scherz und Erzählung wieder in das alte Recht, welches Hausfreunden gebührt; und nachdem man sich eine Zeit lang gelabt, wendete sich der wackere Mann zu mir und sagte: „Sie, mein guter Herr, dürfen wir über diese Freude des Wiedersehens nicht hintansetzen; wir können noch Tage lang miteinander schnacken. Sie müssen morgen fort. Lassen wir den Herrn in das Geheimniß unserer Kunst sehen. Leinen und Zeteln kennt er; zeigen wir ihm das Uebrige vor; die Jungfrauen da sind mir ja wohl behülflich. Ich sehe, an diesem Stuhl ist man beim Aufwinden.“ Das Geschäft war der Jüngern, zu der sie traten. Die Aeltere setzte sich wieder an ihren Webestuhl und verfolgte mit stiller, liebevoller Miene ihre lebhafte Arbeit.

Ich betrachtete nun sorgfältig das Aufwinden. Zu diesem Zweck läßt man die Fäden des Zettels nach der Ordnung durch einen großen Kamm laufen, der eben die Breite des Webebaums hat, auf welchen aufgewunden werden soll; dieser ist mit einem Einschnitt versehen, worin ein rundes Stäbchen liegt, welches durch das Ende des Zettels durchgesteckt und in dem Einschnitt befestigt wird. Ein kleiner Junge oder Mädchen sitzt unter dem Webestuhle und hält den Strang des Zettels stark an, während die Weberin den Webebaum an einem Hebel gewaltsam herumdreht und zugleich Acht gibt, daß Alles in der Ordnung zu liegen komme. Wenn Alles aufgewunden ist, so werden durch die Riepe ein runder und

zwei flache Stäbe, Schienen, geſtoßen, damit ſie ſich halte, und nun beginnt das Eindrehen.

Vom alten Gewebe iſt noch etwa eine Viertelelle am zweiten Weberbaum übrig geblieben, und von dieſem laufen etwa drei Viertelellen lang die Fäden durch das Blatt in der Lade ſowohl als durch die Flügel des Geſchirrs. An dieſe Fäden nun dreht der Weber die Fäden des neuen Zeltels, einen um den andern, ſorgfältig an, und wenn er fertig iſt, wird alles Angedrehte auf ein Mal durchgezogen, ſo daß die neuen Fäden bis an den noch leeren vordern Weberbaum reichen; die abgeriſſenen Fäden werden angeknüpft, der Eintrag auf kleine Spulen gewunden, wie ſie in's Weberſchiffchen paſſen, und die letzte Vorbereitung zum Weben gemacht, nämlich geſchlichtet.

So lang der Weberſtuhl iſt, wird der Zeltel mit einem Leimwaſſer, aus Handſchuhleder bereitet, vermittelſt eingetauchter Bürſten durch und durch angefeuchtet; ſodann werden die obengedachten Schienen, die das Gewebe halten, zurückgezogen, alle Fäden auf's Genaueſte in Ordnung gelegt und Alles ſo lange mit einem an einen Stab gebundenen Gänſeflügel gefächelt, bis es trocken iſt; und nun kann das Weben begonnen und fortgeſetzt werden, bis es wieder nöthig wird, zu ſchlichten.

Das Schlichten und Fächeln iſt gewöhnlich jungen Leuten überlaſſen, welche zu dem Webergeſchäft herangezogen werden, aber in der Muße der Winterabende leiſtet ein Bruder oder ein Liebhaber der hübſchen Weberinn dieſen Dienſt, oder dieſe machen wenigſtens die kleinen Spülchen mit dem Eintragsgarn.

Feine Muſſeline werden naß gewebt, nämlich der Strang des Einſchlaggarns wird in Leimwaſſer getaucht, und naß auf die kleinen Spulen gewunden und ſogleich verarbeitet, wodurch ſich das Gewebe gleicher ſchlagen läßt und klarer erſcheint.

Donnerſtag, den 11. September.

Ich fand überhaupt etwas Geſchäftiges, unbeſchreiblich Belebtes, Häusliches, Friedliches in dem ganzen Zuſtand einer ſolchen Weberſtube. Mehrere Stühle waren in Bewegung; da gingen noch Spinn- und Spulräder, und am Ofen die Alten mit den beſuchenden Nachbar'n oder Bekannten, ſtund und traulich Geſpräche führend. Zwiſchendurch ließ ſich wohl auch Geſang hören, meiſtens Ambroſius Lobwaſſer's vierſtimmige Pſalmen, ſeltener weltliche Lieder; dann bricht auch wohl ein fröhlich ſchallendes Gelächter der Mädchen aus, wenn Vetter Jacob einen witzigen Einfall geſagt hat.

Eine recht flinke und zugleich fleißige Weberinn kann, wenn ſie Hülfe hat, allenfalls in einer Woche ein Stück von 32 Ellen nicht gar zu feine Muſſeline zu Stande bringen; es iſt aber ſehr ſelten, und bei einigen Handgeſchäften iſt Solches gewöhnlich die Arbeit von vierzehn Tagen.

Die Schönheit des Gewebes hängt vom gleichen Auftreten des Webergeſchirres ab, vom gleichen Schlag der Lade, wie auch davon, ob der Eintrag naß oder trocken geſchieht. Völlig egale und zugleich kräftige Anſpannung trägt ebenfalls bei, zu welchem Ende die Weberinn ſeiner baumwollener Tücher einen ſchweren Stein an den Nagel des vordern Weberbaums hängt. Wenn während der Arbeit das Gewebe kräftig angeſpannt wird (das Kunſtwort heißt dämmen), ſo verlängert es ſich merklich, auf 32 Ellen 1 Elle und auf 60 etwa 1½ Elle; dieſer Ueberſchuß nun gehört der Weberinn, wird ihr extra bezahlt, oder ſie hebt ſich's zu Halstüchern, Schürzen u. ſ. w. auf.

In der klarſten, ſanfteſten Mondnacht, wie ſie nur in hohen Gebirgszügen erwartet, ſaß die Familie mit ihren Gäſten vor der Hausthüre im lebhafteſten Geſpräch, Lenardo in tiefen Gedanken. Schon unter allem dem Leben und Wirken und ſo manchen handwerklichen Betrachtungen war ihm jener vom Freund Wilhelm zu ſeiner Beruhigung geſchriebene Brief wieder in's Gedächtniß gekommen. Die Worte, die er ſo oft geleſen, die Zeilen, die er mehrmals angeſchaut, ſtellten ſich wieder ſeinem innern Sinne dar. Und wie eine Lieblings-Melodie, ehe wir uns verſehen, auf ein Mal dem tiefſten Gehör leiſe hervortritt, ſo wiederholte ſich jene zarte Mittheilung in der ſtillen, ſich ſelbſt angehörigen Seele.

„Häuslicher Zuſtand, auf Frömmigkeit gegründet, durch Fleiß und Ordnung belebt und erhalten, nicht zu eng, nicht zu weit, im glücklichſten Verhältniß zu den Fähigkeiten und Kräften. Um ſie her bewegt ſich ein Kreislauf von Handarbeitenden im reinſten, anfänglichſten Sinne; hier iſt Beſchränktheit und Wirkung in die Ferne, Umſicht und Mäßigung, Unſchuld und Thätigkeit."

Aber dieß Mal mehr aufregend als beſchwichtigend war die Erinnerung; „paßt doch", ſprach er zu ſich ſelbſt, „dieſe allgemein laconiſche Beſchreibung ganz und gar auf den Zuſtand, der mich hier umgibt. Iſt nicht auch hier Friede, Frömmigkeit, ununterbrochene Thätigkeit? Nur eine Wirkung in die Ferne will mir nicht gleicher Maßen deutlich ſcheinen. Mag doch die Gute einen ähnlichen Kreis beleben, aber einen

weitern, einen beſſern; ſie mag ſich behaglich, wie dieſe hier, vielleicht noch behaglicher, finden, mit mehr Heiterkeit und Freiheit umherſchauen.

Nun aber durch ein lebhaftes, ſich ſteigerndes Geſpräch der Uebrigen aufgeregt, mehr Acht habend auf Das, was verhandelt wurde, ward ihm ein Gedanke, den er dieſe Stunden her gehegt, vollkommen lebendig. Sollte nicht eben dieſer Mann, dieſer mit Werkzeug und Geſchirr ſo meiſterhaft umgehende für unſere Geſellſchaft das nützlichſte Mitglied werden können? Er überlegte Das und Alles, wie ihm die Vorzüge dieſes gewandten Arbeiters ſchon ſtark in die Augen geleuchtet. Er lenkte daher das Geſpräch dahin und mochte zwar wie im Scherze, aber deſto unbewundener, Jenem den Antrag, ob er ſich nicht mit einer bedeutenden Geſellſchaft verbinden und den Verſuch machen wolle, über's Meer auszuwandern.

Jener entſchuldigte ſich, gleichfalls heiter betheuernd, daß es ihm hier wohlgehe, daß er auch Beſſeres erwarte; in dieſer Landesart ſei er geboren, darin gewöhnt, weit und breit bekannt und überall vertraulich aufgenommen. Ueberhaupt werde man in dieſen Thälern keine Neigung zur Auswanderung finden; keine Noth ängſtige ſie, und ein Gebirg halte ſeine Leute feſt.

„Deßwegen wundert's mich," ſagte der Gaſtbote, „daß es heißen will: Frau Suſanne werde den Factor heirathen, ihr Beſitzthum verkaufen und mit ſchönem Geld über's Meer ziehen." Auf Befragen erfuhr unſer Freund: es ſei eine junge Witwe, die in guten Umſtänden ein reichliches Gewerbe mit den Erzeugniſſen des Gebirges betreibe, wovon ſich der wandernde Reiſende morgen gleich ſelbſt überzeugen könne, indem man auf dem eingeſchlagenen Wege zeitig bei ihr eintreffen werde. „Ich habe ſie ſchon verſchiedentlich nennen hören", verſetzte Lenardo, als belebend und wohlthätig in dieſem Thale und verſäumte, nach ihr zu fragen."

„Gehen wir aber zur Ruhe," ſagte der Gaſtbote, „um den morgenden Tag, der heiter zu werden verſpricht, von früh auf zu nutzen."

Hier endigte das Manuſcript, und als Wilhelm nach der Fortſetzung verlangte, hatte er zu erfahren, daß ſie gegenwärtig nicht in den Händen der Freunde ſei. Sie war, ſagte man, an Makarie'n geſendet, welche gewiſſe Verwickelungen, deren darin gedacht worden, durch Geiſt und Liebe ſchlichten und bedenkliche Verknüpfungen auflöſen ſolle. Der Freund mußte ſich dieſe Unterbrechung gefallen laſſen und ſich bereiten, an einem geſelligen Abend, in heiterer Unterhaltung, Vergnügen zu finden.

Sechſtes Capitel.

Als der Abend herbeikam und die Freunde in einer weitumherſchauenden Laube ſaßen, trat eine anſehnliche Figur auf die Schwelle, welche unſer Freund ſogleich für den Barbier von heute früh erkannte. Auf einen tiefen, ſummen Bückling des Mannes erwiederte Lenardo: „Ihr kommt, wie immer, ſehr gelegen und werdet nicht ſäumen, uns mit Eurem Talent zu erfreuen." „Ich kann Ihnen wohl", fuhr er, zu Wilhelm'en gewendet, fort, „Einiges von der Geſellſchaft erzählen, deren Band zu ſein ich mich rühmen darf. Niemand tritt in unſern Kreis, als wer gewiſſe Talente aufzuweiſen hat, die zum Nutzen oder Vergnügen einer jeden Geſellſchaft dienen würden. Dieſer Mann iſt ein derber Wundarzt, der in bedenklichen Fällen, wo Entſchluß und körperliche Kraft gefordert wird, ſeinem Meiſter trefflich an der Seite zu ſtehen bereit iſt. Was er als Barbierkünſtler leiſtet, davon können Sie ihm ſelbſt ein Zeugniß geben. Hierdurch iſt er uns eben ſo nöthig als willkommen. Da nun aber dieſe Beſchäftigung gewöhnlich eine große und oft läſtige Geſchwätzigkeit mit ſich führt, ſo hat er ſich zu eig'ner Bildung eine Bedingung gefallen laſſen; wie denn Jeder, der unter uns leben will, ſich von einer gewiſſen Seite bedingen muß, wenn ihm nach andern Seiten hin die größere Freiheit gewährt iſt. Dieſer alſo hat nun auf die Sprache Verzicht gethan, inſofern etwas Gewöhnliches oder Zufälliges durch ſie ausgedrückt wird; daraus aber hat ſich ihm ein anderes Rede-Talent entwickelt, welches abſichtlich, klug und erfreulich wirkt, die Gabe des Erzählens nämlich.

„Sein Leben iſt reich an wunderlichen Erfahrungen, die er ſonſt zu ungelegener Zeit ſchwatzend zerſplitterte, nun aber, durch Schweigen genöthigt, im ſtillen Sinne wiederholt und ordnet. Hiermit verbindet ſich denn die Einbildungskraft und verleiht dem Geſchehenen Leben und Bewegung. Mit beſonderer Kunſt und Geſchicklichkeit weiß er wahrhafte Mährchen und mährchenhafte Geſchichten zu erzählen, wodurch er oft zur ſchicklichen Stunde uns gar ſehr ergetzt, wenn ihm die Zunge durch mich gelöſ't wird; wie ich denn gegenwärtig ihne, und ihm zugleich das Lob ertheile, daß er ſich in genauer Zeit, ſeitdem ich ihn kenne, noch niemals wiederholt hat. Nun hoff' ich, daß er auch dieß Mal, unſerm theuern Gaſt zu Lieb' und Ehren, ſich beſonders hervorthun werde."

Ueber das Geſicht des Rothmantels verbreitete ſich eine geiſtreiche Heiterkeit und er fing ungeſäumt folgender Maßen zu ſprechen an.

Die neue Meluſine.

Hochverehrte Herren! Da mir bekannt iſt, daß Sie vorläufige Reden und Einleitungen nicht beſonders lieben, ſo will ich ohne Weiteres verſichern, daß ich dieß Mal vorzüglich gut zu beſtehen hoffe. Von mir ſind zwar ſchon gar manche wahrhafte Geſchichten zu hoher und allſeitiger Zufriedenheit ausgegangen; heute aber darf ich ſagen, daß ich eine zu erzählen habe, welche die bisherigen weit übertrifft, und die, wiewohl ſie mir ſchon vor einigen Jahren begegnet iſt, mich noch immer in der Erinnerung unruhig macht, ja ſogar eine endliche Entwickelung hoffen läßt. Sie möchte ſchwerlich Ihresgleichen finden.

Vorerſt ſei geſtanden, daß ich meinen Lebenswandel nicht immer ſo eingerichtet, um der nächſten Zeit, ja des nächſten Tages ganz ſicher zu ſein. Ich war in meiner Jugend kein guter Wirth und fand mich oft in mancherlei Verlegenheit. Einſt nahm ich mir eine Reiſe vor, die mir guten Gewinn verſchaffen ſollte; aber ich machte meinen Zuſchnitt ein wenig zu groß, und nachdem ich ſie mit Extra-Poſt angefangen und ſodann auf der ordinären eine Zeit lang fortgeſetzt hatte, fand ich mich zuletzt genöthigt, dem Ende derſelben zu Fuße entgegenzugehen.

Als ein lebhafter Burſche hatte ich von jeher die Gewohnheit, ſobald ich in ein Wirthshaus kam, mich nach der Wirthinn oder auch nach der Köchinn umzuſehen und mich ſchmeichleriſch gegen ſie zu bezeigen, wodurch denn meine Zeche meiſtens vermindert wurde.

Eines Abends, als ich in das Poſthaus eines kleinen Städtchens trat und eben nach meiner hergebrachten Weiſe verfahren wollte, raſſelte gleich hinter mir ein ſchöner zweiſpänniger Wagen, mit vier Pferden beſpannt, an der Thüre vor. Ich wendete mich um und ſah ein Frauenzimmer allein, ohne Kammerfrau, ohne Bedienten. Ich eilte ſogleich, ihr den Schlag zu eröffnen und zu fragen, ob ſie Etwas zu befehlen habe. Bei'm Ausſteigen zeigte ſich eine ſchöne Geſtalt, und ihr liebenswürdiges Geſicht war, wenn man es näher betrachtete, mit einem kleinen Zug von Traurigkeit geſchmückt. Ich fragte nochmals, ob ich ihr in Etwas dienen könne. — „O ja!“ ſagte ſie, „wenn Sie mir mit Sorgfalt das Käſtchen, das auf dem Sitze ſteht, herausheben und hinauftragen wollen; aber ich bitte gar ſehr, es recht fleißig zu tragen und im Mindeſten nicht zu bewegen oder zu rütteln.“ — Ich nahm das Käſtchen mit Sorgfalt; ſie verſchloß den Kutſchenſchlag; wir ſtiegen zuſammen die Treppe hinauf, und ſie ſagte dem Geſinde, daß ſie dieſe Nacht hier bleiben würde.

Nun waren wir allein in dem Zimmer; ſie ließ mich das Käſtchen auf den Tiſch ſetzen, der an der Wand ſtand, und als ich an einigen ihrer Bewegungen merkte, daß ſie allein zu ſein wünſchte, empfahl ich mich, indem ich ihr ehrerbietig aber feurig die Hand küßte.

„Beſtellen Sie das Abendeſſen für uns Beide,“ ſagte ſie darauf; und es läßt ſich denken, mit welchem Vergnügen ich dieſen Auftrag ausrichtete, wobei ich denn zugleich in meinem Uebermuth Wirthinn und Geſinde kaum über die Achſel anſah. Mit Ungeduld erwartete ich den Augenblick, der mich endlich wieder zu ihr führen ſollte. Es war aufgetragen; wir ſetzten uns gegen einander über; ich labte mich zum erſten Mal ſeit geraumer Zeit an einem guten Eſſen und zugleich an einem ſo erwünſchten Anblick; ja mir kam es vor, als wenn ſie mit jeder Minute ſchöner würde.

Ihre Unterhaltung war angenehm; doch ſuchte ſie Alles abzulehnen, was ſich auf Neigung und Liebe bezog. Es ward abgeräumt; ich zauderte, ich ſuchte allerlei Kunſtgriffe, mich ihr zu nähern, aber vergebens; ſie hielt mich durch eine gewiſſe Würde zurück, der ich nicht widerſtehen konnte, ja ich mußte wider meinen Willen zeitig genug von ihr ſcheiden.

Nach einer meiſt durchwachten und unruhig durchträumten Nacht war ich früh auf, erkundigte mich, ob ſie Pferde beſtellt habe; ich hörte Nein, und ging in den Garten, ſah ſie angekleidet am Fenſter ſtehen und eilte zu ihr hinauf. Als ſie mir ſo ſchön und ſchöner als geſtern entgegenkam, regte ſich auf ein Mal in mir eine Neigung, Schalkheit; ich ſtürzte auf ſie zu, und faßte ſie in meine Arme. „Engliſches, unwiderſtehliches Weſen!“ rief ich aus: „Verzeih, aber es iſt unmöglich!“ Mit unglaublicher Gewandtheit entzog ſie ſich meinen Armen, und ich hatte ihr nicht ein Mal einen Kuß auf die Wange drücken können. — „Halten Sie ſolche Ausbrüche einer plötzlichen, leidenſchaftlichen Neigung zurück, wenn Sie ein Glück nicht verſcherzen wollen, das Ihnen ſehr nahe liegt, das aber erſt nach einigen Prüfungen ergriffen werden kann.“

„Forderer, was Du willſt, engliſcher Geiſt!“ rief ich aus, „aber bringe mich nicht zur Verzweifelung.“ Sie verſetzte lächelnd: „wollen Sie ſich meinem Dienſte widmen, ſo hören Sie die Bedingungen! Ich komme hierher, eine Freundinn zu beſuchen, bei der ich einige Tage zu verweilen gedenke; indeſſen wünſche ich, daß mein Wagen und dieß Käſtchen weiter gebracht werden. Wollen Sie es übernehmen? Sie haben dabei Nichts zu thun, als das Käſtchen mit Behutſamkeit in und aus dem Wagen zu heben, ſich daneben zu ſetzen und jede Sorge dafür zu tragen. Kommen Sie in ein Wirthshaus, ſo wird es auf einen Tiſch geſtellt, in eine beſon-

dere Stube, in der Sie weder wohnen noch ſchlafen dürfen. Sie verſchließen die Zimmer jedes Mal mit dieſem Schlüſſel, der alle Schlöſſer auf- und zuſchließt und dem Schloſſe die beſondere Eigenſchaft gibt, daß es Niemand in der Zwiſchenzeit zu eröffnen im Stande iſt."

Ich ſah ſie an; mir ward ſonderbar zu Muthe; ich verſprach, Alles zu thun, wenn ich hoffen könnte, ſie bald wieder zu ſehen, und wenn ſie mir dieſe Hoffnung mit einem Kuß beſiegelte. Sie that es, und von dem Augenblicke an war ich ihr ganz leibeigen geworden. Ich ſollte nun die Pferde beſtellen, ſagte ſie. Wir beſprachen den Weg, den ich nehmen, die Orte, wo ich mich aufhalten und ſie erwarten ſollte. Sie drückte mir zuletzt einen Beutel mit Gold in die Hand, und ich meine Lippen auf ihre Hände. Sie ſchien gerührt bei'm Abſchied, und ich wußte ſchon nicht mehr, was ich that oder thun ſollte.

Als ich von meiner Beſtellung zurückkam, fand ich die Stubenthür verſchloſſen. Ich verſuchte gleich meinen Hauptſchlüſſel, und er machte ſein Probeſtück vollkommen. Die Thüre ſprang auf; ich fand das Zimmer leer; nur das Käſtchen ſtand auf dem Tiſche, wo ich es hingeſtellt hatte.

Der Wagen war vorgefahren; ich trug das Käſtchen ſorgfältig hinunter und ſetzte es neben mich. Die Wirthinn fragte: „Wo iſt denn die Dame?" Ein Kind antwortete: „Sie iſt in die Stadt gegangen." Ich begrüßte die Leute und fuhr wie im Triumph von hinnen, der ich geſtern Abend mit beſtaubten Gamaſchen hier angekommen war. Daß ich nun bei guter Muße dieſe Geſchichte hin und her überlegte, das Geld zählte, mancherlei Entwürfe machte und immer gelegentlich nach dem Käſtchen ſchielte, können Sie leicht denken. Ich fuhr nun ſtracks vor mich hin, ſtieg mehrere Stationen nicht aus und raſtete nicht, bis ich zu einer anſehnlichen Stadt gelangt war, wohin ſie mich beſchieden hatte. Ihre Befehle wurden ſorgfältig beobachtet, das Käſtchen in ein beſonderes Zimmer geſtellt, und ein Paar Wachslichter daneben angezündet, wie ſie auch verordnet hatte. Ich verſchloß das Zimmer, richtete mich in dem meinigen ein und that mir etwas zu Gute.

Eine Weile konnte ich mich mit dem Andenken an ſie beſchäftigen, aber gar bald wurde mir die Zeit lang. Ich war nicht gewohnt, ohne Geſellſchaft zu leben; dieſe fand ich bald an Wirthstafeln und an öffentlichen Orten nach meinem Sinne. Mein Geld fing bei dieſer Gelegenheit an zu ſchmelzen, und verlor ſich eines Abends völlig aus meinem Beutel, als ich mich unvorſichtig einem leidenſchaftlichen Spiel überlaſſen hatte. Auf meinem Zimmer angekommen, war ich außer mir. Vom Gelde entblößt, mit dem Anſehen eines reichen Mannes eine tüchtige Zeche erwartend, ungewiß, ob und wann meine Schöne ſich wieder zeigen würde, war ich in der größten Verlegenheit. Doppelt ſehnte ich mich nach ihr, und glaubte nun gar nicht mehr, ohne ſie und ohne ihr Geld leben zu können.

Nach dem Abendeſſen, das mir gar nicht geſchmeckt hatte, weil ich es dieß Mal einſam zu genießen genöthigt worden, ging ich in dem Zimmer lebhaft auf und ab, ſprach mit mir ſelbſt, verwünſchte, warf mich auf den Boden, zerraufte mir die Haare und erzeigte mich ganz ungeberdig. Auf ein Mal höre ich in dem verſchloſſenen Zimmer nebenan eine leiſe Bewegung, und kurz nachher an der wohlverwahrten Thüre pochen. Ich raffe mich zuſammen, greife nach dem Hauptſchlüſſel, aber die Flügelthüren ſpringen von ſelbſt auf, und im Schein jener brennenden Wachslichter kommt mir meine Schöne entgegen. Ich werfe mich ihr zu Füßen, küſſe ihr Kleid, ihre Hände; ſie hebt mich auf; ich wage nicht, ſie zu umarmen, kaum ſie anzuſehen; doch geſtehe ich ihr aufrichtig und reuig meinen Fehler. — „Er iſt zu verzeihen," ſagte ſie, „nur verhütet Ihr leider Euer Glück und meines. Ihr müßt nun abermals eine Strecke in die Welt hineinfahren, ehe wir uns wieder ſehen." „Hier iſt noch mehr Geld," ſagte ſie, „und hinreichend, wenn Ihr einiger Maßen haushalten wollt. Hat Euch aber dieß Mal Wein und Spiel in Verlegenheit geſetzt, ſo hütet Euch nun vor Wein und Weibern, und laßt mich auf ein fröhliches Wiederſehen hoffen."

Sie trat über ihre Schwelle zurück; die Flügel ſchlugen zuſammen; ich pochte, ich bat; aber Nichts ließ ſich weiter hören. Als ich den andern Morgen die Zeche verlangte, lächelte der Kellner und ſagte: „So wiſſen wir doch, warum Ihr Euere Thüren auf eine ſo künſtliche und unbegreifliche Weiſe verſchließt, daß kein Hauptſchlüſſel ſie öffnen kann. Wir vermutheten bei Euch viel Geld und Koſtbarkeiten; nun aber haben wir den Schatz zur Treppe hinuntergehen ſehen, und auf alle Weiſe ſchien er würdig, wohl verwahrt zu werden."

Ich erwiederte Nichts dagegen, zahlte meine Rechnung und ſtieg mit meinem Käſtchen in den Wagen. Ich ſahe nun wieder in die Welt hinein mit dem feſteſten Vorſatz, auf die Warnung meiner geheimnißvollen Freundinn künftig zu achten. Doch war ich kaum abermals in einer großen Stadt angelangt, ſo ward ich bald mit liebenswürdigen Frauenzimmern bekannt, von denen ich mich durchaus nicht losreißen konnte. Sie ſchienen mir ihre Gunſt theuer anrechnen zu wollen; denn indem ſie mich immer in einiger Entfernung hielten, verleiteten ſie mich zu einer

Ausgabe nach der andern; und da ich nur ſuchte, ihr Vergnügen zu befördern, dachte ich abermals nicht an meinen Beutel, ſondern zahlte und ſpendete immerfort, ſowie es eben vorkam. Wie groß war daher meine Verwunderung und mein Vergnügen, als ich nach einigen Wochen bemerkte, daß die Fülle des Beutels noch nicht abgenommen hatte, ſondern daß er noch ſo rund und ſtrotzend war wie Anfangs! Ich wollte mich dieſer ſchönen Eigenſchaft näher verſichern, ſetzte mich hin, zu zählen, merkte mir die Summe genau und fing nun an, mit meiner Geſellſchaft luſtig zu leben, wie vorher. Da fehlte es nicht an Land- und Waſſerfahrten, an Tanz, Geſang und andern Vergnügungen. Nun bedurfte es aber keiner großen Aufmerkſamkeit, um gewahr zu werden, daß der Beutel wirklich abnahm, eben als wenn ich ihm durch mein verwünſchtes Zählen die Tugend, unzählbar zu ſein, entwendet hätte. Indeſſen war das Freudenleben einmal im Gange und konnte nicht zurück, und doch war ich mit meiner Baarſchaft bald am Ende. Ich verwünſchte meine Lage, ſchalt auf meine Freundinn, die mich ſo in Verſuchung geführt hatte, nahm es ihr übel auf, daß ſie ſich nicht wieder ſehen laſſen, ſagte mich im Aerger von allen Pflichten gegen ſie los und nahm mir vor, das Käſtchen zu öffnen, ob vielleicht in demſelben einige Hülfe zu finden ſei. Denn war es gleich nicht ſchwer genug, um Geld zu enthalten, ſo konnten doch Juwelen darin ſein, und auch dieſe wären mir ſehr willkommen geweſen. Ich war im Begriff, den Vorſatz auszuführen, doch verſchob ich ihn auf die Nacht, um die Operation recht ruhig vorzunehmen, und eilte zu einem Bankett, das eben angeſagt war. Da ging es denn wieder hoch her, und wir waren durch Wein und Trompetenſchall mächtig aufgeregt, als mir der unangenehme Streich paſſirte, daß bei'm Nachtiſche ein älterer Freund meiner liebſten Schönheit, von Reiſen kommend, unvermuthet hereintrat, ſich zu ihr ſetzte und ohne große Umſtände ſeine alten Rechte geltend zu machen ſuchte. Daraus entſtand nun bald Unwille, Hader und Streit; wir zogen vom Leder, und ich ward mit mehrern Wunden halbtodt nach Hauſe getragen.

Der Chirurgus hatte mich verbunden und verlaſſen; es war ſchon tief in der Nacht, mein Wärter eingeſchlafen; die Thür des Seitenzimmers ging auf; meine geheimnißvolle Freundinn trat herein und ſetzte ſich zu mir an's Bette. Sie fragte nach meinem Befinden; ich antwortete nicht; denn ich war matt und verdrießlich. Sie fuhr fort, mit vielem Antheil zu ſprechen, rieb mir die Schläfe mit einem gewiſſen Balſam, ſo daß ich mich geſchwind und entſchieden geſtärkt fühlte, ſo geſtärkt, daß ich mich erzürnen und ſie entſchelten konnte. In einer heftigen Rede warf ich alle Schuld meines Unglücks auf ſie, auf die Leidenſchaft, die ſie mir eingeflößt, auf ihr Erſcheinen, ihr Verſchwinden, auf die Langeweile, auf die Sehnſucht, die ich empfinden mußte. Ich ward immer heftiger und heftiger, als wenn mich ein Fieber anfiele, und ich ſchwur ihr zuletzt, daß, wenn ſie nicht die Meinige ſein, mir dieß Mal nicht angehören und ſich mit mir verbinden wolle, ſo verlange ich nicht länger zu leben; worauf ich entſchiedene Antwort forderte. Als ſie zaudernd mit einer Erklärung zurückhielt, gerieth ich ganz außer mir, riß den doppelten und dreifachen Verband von den Wunden, mit der entſchiedenen Abſicht, mich zu verbluten. Aber wie erſtaunte ich, als ich meine Wunden alle geheilt, meinen Körper ſchmuck und glänzend und ſie in meinen Armen fand!

Nun waren wir das glücklichſte Paar von der Welt. Wir baten einander wechſelſeitig um Verzeihung und wußten ſelbſt nicht recht warum. Sie verſprach nun, mit mir weiter zu reiſen; und bald ſaßen wir neben einander im Wagen, das Käſtchen gegen uns über, am Platze der dritten Perſon. Ich hatte deſſelben niemals gegen ſie erwähnt; auch jetzt fiel mir's nicht ein, davon zu reden, ob es uns gleich vor den Augen ſtand, und wir durch eine ſtillſchweigende Uebereinkunft Beide dafür ſorgten, wie es etwa die Gelegenheit geben mochte; nur daß ich es immer in und aus dem Wagen hob und mich wie vormals mit dem Verſchluß der Thüren beſchäftigte.

So lange noch Etwas im Beutel war, hatte ich immerfort bezahlt; als es mit meiner Baarſchaft zu Ende ging, ließ ich ſie es merken. — „Dafür iſt leicht Rath geſchafft," ſagte ſie, und deutete auf ein Paar kleine Taſchen, oben an der Seite des Wagens angebracht, die ich früher wohl bemerkt, aber nicht gebraucht hatte. Sie griff in die eine und zog einige Goldſtücke heraus, ſowie aus der andern einige Silbermünzen, und zeigte mir dadurch die Möglichkeit, jeden Aufwand, wie es uns beliebte, fortzuſetzen. So reiſ'ten wir von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, waren unter uns und mit Andern froh, und ich dachte nicht daran, daß ſie mich wieder verlaſſen könnte, um ſo weniger, als ſie ſich ſeit einiger Zeit entſchieden guter Hoffnung befand, wodurch unſere Heiterkeit und unſere Liebe nur noch vermehrt wurde. Aber eines Morgens fand ich ſie leider nicht mehr; und weil mir der Aufenthalt ohne ſie verdrießlich war, machte ich mich mit meinem Käſtchen wieder auf den Weg, verſuchte die Kraft beider Taſchen und fand ſie noch immer bewährt.

Die Reiſe ging glücklich von Statten; und wenn ich bisher über mein Abenteuer weiter nicht nachdenken mögen, weil ich eine ganz natürliche Entwickelung der wunderſamen Begebenheiten erwartete, ſo ereignete ſich doch gegenwärtig Etwas, wodurch ich in Erſtaunen, in Sorgen, ja in Furcht geſetzt wurde. Weil ich, um von der Stelle zu kommen, Tag und Nacht zu reiſen gewohnt war, ſo geſchah es, daß ich oft im Finſtern fuhr und es in meinem Wagen, wenn die Laternen zufällig ausgingen, ganz dunkel war. Einmal bei ſo finſterer Nacht war ich eingeſchlafen, und als ich erwachte, ſah ich den Schein eines Lichtes an der Decke meines Wagens. Ich beobachtete denſelben und fand, daß er aus dem Käſtchen hervorbrach, das einen Riß zu haben ſchien, eben als wäre es durch die heiße und trockene Witterung der eingetretenen Sommerzeit geſprungen. Meine Gedanken an die Juwelen wurden wieder rege; ich vermuthete, daß ein Carfunkel im Käſtchen liege und wünſchte darüber Gewißheit zu haben. Ich rückte mich, ſo gut ich konnte, zurecht, ſo daß ich mit dem Auge unmittelbar den Riß berührte. Aber wie groß war mein Erſtaunen, als ich in ein von Lichtern wohl erhelltes, mit viel Geſchmack, ja Koſtbarkeit meublirtes Zimmer hineinſah, gerade ſo, als hätte ich durch die Oeffnung eines Gewölbes in einen königlichen Saal hinabgeſehn! Zwar konnte ich nur einen Theil des Raums beobachten, der mich auf das Uebrige ſchließen ließ. Ein Camin-Feuer ſchien zu brennen, neben welchem ein Lehnſeſſel ſtand. Ich hielt den Athem an mich und fuhr fort zu beobachten. Indem kam von der andern Seite des Saals ein Frauenzimmer mit einem Buch in den Händen, die ich ſogleich für meine Frau erkannte, obſchon ihr Bild nach dem allerkleinſten Maßſtabe zuſammengezogen war. Die Schöne ſetzte ſich in den Seſſel an's Camin, um zu leſen, legte die Brände mit der niedlichſten Feuerzange zurecht, wobei ich deutlich bemerken konnte, daß allerliebſte kleine Weſen ſei ebenfalls guter Hoffnung. Nun fand ich mich aber genöthigt, meine unbequeme Stellung einiger Maßen zu verrücken, und bald darauf, als ich wieder hineinſehen und mich überzeugen wollte, daß es kein Traum geweſen, war das Licht verſchwunden, und ich blickte in eine leere Finſterniß.

Wie erſtaunt, ja erſchrocken ich war, läßt ſich begreifen. Ich machte mir tauſend Gedanken über dieſe Entdeckung und konnte doch eigentlich Nichts denken. Darüber ſchlief ich ein, und als ich erwachte, glaubte ich eben nur geträumt zu haben; doch fühlte ich mich von meiner Schönen einiger Maßen entfremdet; und indem ich das Käſtchen nur deſto ſorgfältiger trug, wußte ich nicht, ob ich ihre Wiedererſcheinung in völliger Menſchengröße wünſchen oder fürchten ſollte.

Nach einiger Zeit trat denn wirklich meine Schöne gegen Abend in weißem Kleide herein; und da es eben im Zimmer dämmerte, ſo kam ſie mir länger vor, als ich ſie ſonſt zu ſehen gewohnt war, und ich erinnerte mich, gehört zu haben, daß alle vom Geſchlecht der Nixen und Undinen bei einbrechender Nacht an Länge gar merklich zunähmen. Sie flog wie gewöhnlich in meine Arme, aber ich konnte ſie nicht recht frohmüthig an meine beklemmte Bruſt drücken.

„Mein Liebſter," ſagte ſie, „ich fühle nun wohl an Deinem Empfang, was ich leider ſchon weiß! Du haſt mich in der Zwiſchenzeit geſehn; Du biſt von dem Zuſtand unterrichtet, indem ich mich zu gewiſſen Zeiten befinde; Dein Glück und das meinige iſt hierdurch unterbrochen, ja es ſteht auf dem Puncte, ganz vernichtet zu werden. Ich muß Dich verlaſſen, und weiß nicht, ob ich Dich jemals wieder ſehen werde." Ihre Gegenwart, die Anmuth, mit der ſie ſprach, entfernte ſogleich faſt jede Erinnerung jenes Geſichtes, das mir ſchon bisher nur als ein Traum vorgeſchwebt hatte. Ich empfing ſie mit Lebhaftigkeit, überzeugte ſie von meiner Leidenſchaft, verſicherte ihr meine Unſchuld, erzählte ihr das Zufällige der Entdeckung; genug, ich that ſoviel, daß ſie ſelbſt beruhigt ſchien und mich zu beruhigen ſuchte.

„Prüfe Dich genau," ſagte ſie, „ob dieſe Entdeckung Deiner Liebe nicht geſchadet habe; ob Du vergeſſen kannſt, daß ich in zweierlei Geſtalten mich neben Dir befinde; ob die Verringerung meines Weſens nicht auch Deine Neigung vermindern werde."

Ich ſah ſie an; ſchöner war ſie als jemals, und ich dachte bei mir ſelbſt: iſt es denn ein ſo großes Unglück, eine Frau zu beſitzen, die von Zeit zu Zeit eine Zwergin wird, ſo daß man ſie im Käſtchen herumtragen kann? Wäre es nicht viel ſchlimmer, wenn ſie zur Rieſin würde und ihren Mann in den Kaſten ſteckte? Meine Heiterkeit war zurückgekehrt. Ich hätte ſie um Alles in der Welt nicht fahren laſſen. — „Beſtes Herz!" verſetzte ich, „laß uns bleiben und ſein, wie wir geweſen ſind. Könnten wir's Beide denn herrlicher finden; Bediene Dich Deiner Bequemlichkeit, und ich verſpreche Dir das Käſtchen nur deſto ſorgfältiger zu tragen. Wie ſollte das Niedlichſte, was ich in meinem Leben geſehn, einen ſchlimmen Eindruck auf mich machen? Wie glücklich würden die Liebhaber ſein, wenn ſie ſolche Miniatur-Bilder beſitzen könnten! Und am Ende war es auch nur ein ſolches Bild, eine kleine Taſchenſpielerei. Du prüfſt und neckſt mich; Du ſollſt aber ſehen, wie ich mich halten werde."

„Die Sache iſt ernſthafter, als Du denkſt,“ ſagte die Schöne: „indeſſen bin ich recht wohl zufrieden, daß Du ſie leicht nimmſt; denn für uns Beide kann noch immer die heiterſte Folge werden. Ich will Dir vertrauen und von meiner Seite das Mögliche thun; nur verſprich mir, dieſer Entdeckung niemals vorwurfsweiſe zu gedenken. Dazu füg' ich noch eine Bitte recht inſtändig: nimm Dich vor Wein und Zorn mehr als jemals in Acht!“

Ich verſprach, was ſie begehrte; ich hätte zu und immer zu verſprochen; doch ſie wendete ſelbſt das Geſpräch, und Alles war im vorigen Gleiſe. Wir hatten nicht Urſache, den Ort unſers Aufenthaltes zu verändern; die Stadt war groß, die Geſellſchaft vielfach, die Jahreszeit veranlaßte manches Land- und Gartenfeſt.

Bei allen ſolchen Freuden war meine Frau ſehr gern geſehen, ja von Männern und Frauen lebhaft verlangt. Ein gutes, einſchmeichelndes Betragen, mit einer gewiſſen Hoheit verknüpft, machte ſie Jedermann lieb und ehrenwerth. Ueberdieß ſpielte ſie herrlich die Laute und ſang dazu, und alle geſelligen Nächte mußten durch ihr Talent gekrönt werden.

Ich will nur geſtehen, daß ich mir aus der Muſik niemals viel habe machen können, ja ſie hatte vielmehr auf mich eine unangenehme Wirkung. Meine Schöne, die mir Das bald abgemerkt hatte, ſuchte mich daher niemals, wenn wir allein waren, auf dieſe Weiſe zu unterhalten; dagegen ſchien ſie ſich in Geſellſchaft zu entſchädigen, wo ſie denn gewöhnlich eine Menge Bewunderer fand.

Und nun, — warum ſollte ich es läugnen? — unſere letzte Unterredung, ungeachtet meines beſten Willens, war doch nicht vermögend geweſen, die Sache ganz bei mir abzuthun; vielmehr hatte ſich meine Empfindungsweiſe gar ſeltſam geſtimmt, ohne daß ich mir es vollkommen bewußt geweſen wäre. Da brach eines Abends in großer Geſellſchaft der verhaltene Unmuth los; und mir entſprang daraus der allergrößte Nachtheil.

Wenn ich es jetzt recht bedenke, ſo liebte ich nach jener unglücklichen Entdeckung meine Schönheit viel weniger, und nun ward ich eiferſüchtig auf ſie, was mir vorher gar nicht eingefallen war. Abends bei Tafel, wo wir ſchräg gegen einander über in ziemlicher Entfernung ſaßen, befand ich mich ſehr wohl mit meinen beiden Nachbarinnen, ein Paar Frauenzimmern, die mir ſeit einiger Zeit reizend geſchienen hatten. Unter Scherz und Liebesreden ſparte man des Weines nicht, indeſſen von der andern Seite ein Paar Muſik-Freunde ſich meiner Frau bemächtigt hatten und die Geſellſchaft zu Geſängen, einzelnen und chormäßigen, aufzumuntern und anzuführen wußten. Darüber fiel ich in böſe Laune; die beiden Kunſtliebhaber ſchienen zudringlich; der Geſang machte mich ärgerlich; und als man gar von mir auch eine Solo-Strophe begehrte, ſo wurde ich wirklich aufgebracht, leerte den Becher und ſetzte ihn ſehr unſanft nieder.

Durch die Anmuth meiner Nachbarinnen fühlte ich mich ſogleich zwar wieder gemildert, aber es iſt eine böſe Sache um den Aerger, wenn er einmal auf dem Wege iſt. Er kochte heimlich fort, obgleich Alles mich hätte ſollen zur Freude, zur Nachgiebigkeit ſtimmen. Im Gegentheil wurde ich nur noch tückiſcher, als man eine Laute brachte und meine Schöne ihren Geſang zur Bewunderung aller Uebrigen begleitete. Unglücklicher Weiſe erbat man ſich eine allgemeine Stille. Alſo auch ſchwatzen ſollte ich nicht mehr, und die Töne thaten mir in den Zähnen weh. War es nun ein Wunder, daß endlich der kleinſte Funke die Mine zündete?

Eben hatte die Sängerinn ein Lied unter dem größten Beifall geendigt, als ſie nach mir, und wahrſcheinlich recht liebevoll, herüberſah. Leider drangen die Blicke nicht bei mir ein. Sie bemerkte, daß ich einen Becher Wein hinunterſchlang und einen neu anfüllte. Mit dem rechten Zeigefinger winkte ſie mir lieblich drohend. „Bedenken Sie, daß es Wein iſt!“ ſagte ſie nicht lauter, als daß ich es hören konnte. — „Waſſer iſt für die Nixen!“ rief ich aus. — „Meine Damen,“ ſagte ſie zu meinen Nachbarinnen, „kränzen Sie den Becher mit aller Anmuth, daß er nicht zu oft leer werde.“ — „Sie werden ſich doch nicht meiſtern laſſen!“ ziſchelte mir die Eine in's Ohr! — „Was will der Zwerg!“ rief ich aus, mich heftiger geberdend, wodurch ich den Becher umſtieß. — „Hier iſt viel verſchüttet!“ rief die Wunderſchöne, that einen Griff in die Saiten, als wollte ſie die Aufmerkſamkeit der Geſellſchaft auf dieſer Störung wieder auf ſich heranziehen. Es gelang ihr wirklich, um ſo mehr, als ſie aufſtand, aber nur, als wenn ſie ſich das Spiel bequemer machen wollte und zu präludiren fortfuhr.

Als ich den rothen Wein über das Tiſchtuch fließen ſah, kam ich wieder zu mir ſelbſt. Ich erkannte den großen Fehler, den ich begangen hatte, und war recht innerlich zerknirſcht. Zum erſten Mal ſprach die Muſik mich an; die erſte Strophe, die ſie ſang, war ein freundlicher Abſchied an die Geſellſchaft, wie ſie ſich noch zuſammen fühlen konnte. Bei der folgenden Strophe floß die Societät gleichſam auseinander; Jeder fühlte ſich einzeln, abgeſondert, Niemand glaubte ſich mehr gegenwärtig. Aber was ſoll ich denn von der letzten Strophe ſagen?

Den liebt' er gar nicht wenig,
Als wie seinen eignen Sohn.
Da rief er seinen Schneider,
Der Schneider kam heran.
Da miß dem Junker Kleider,
Und miß ihm Hosen an.

Brander.

Vergeßt nur nicht dem Schneider einzuschärfen,
Daß er mir auf's genauste mißt,
Und daß, so lieb sein Kopf ihm ist,
Die Hosen keine Falten werfen!

Mephistopheles.

In Sammet und in Seide
War er nun angethan,
Hatte Bänder auf dem Kleide,
Hatt' auch ein Kreuz daran,
Und war sogleich Minister,
Und hatt' einen großen Stern.
Da wurden seine Geschwister
Bey Hof' auch große Herrn.

Sie war allein an mich gerichtet, die Stimme der gekränkten Liebe, die von Unmuth und Uebermuth Abſchied nimmt.

Stumm führte ich ſie nach Hauſe und erwartete mir nichts Gutes. Doch kaum waren wir in unſer Zimmer gelangt, als ſie ſich höchſt freundlich und anmuthig, ja ſogar ſchalkhaft erwies und mich zum glücklichſten aller Menſchen machte.

Des andern Morgens ſagte ich ganz getroſt und liebevoll: „Du haſt ſo manchmal durch gute Geſellſchaft aufgefordert, geſungen, ſo zum Beiſpiel geſtern Abend das rührende Abſchiedslied; ſinge nun auch einmal mir zu Liebe ein hübſches, fröhliches Willkommen in dieſer Morgenſtunde, damit es uns werde, als wenn wir uns zum erſten Mal kennen lernten.“

„Das vermag ich nicht, mein Freund,“ verſetzte ſie mit Ernſt. „Das Lied von geſtern Abend bezog ſich auf unſere Scheidung, die nun ſogleich vor ſich gehen muß: denn ich kann Dir nur ſagen, die Beleidigung gegen Verſprechen und Schwur hat für uns Beide die ſchlimmſten Folgen; Du verſcherzeſt ein großes Glück, und auch ich muß meinen liebſten Wünſchen entſagen.“

Als ich nun hierauf in ſie drang und bat, ſie möchte ſich näher erklären, verſetzte ſie: „Das kann ich leider wohl; denn es iſt doch um mein Bleiben bei Dir gethan! Vernimm alſo, was ich Dir lieber bis in die ſpäteſten Zeiten verborgen hätte. Die Geſtalt, in der Du mich im Käſtchen erblickteſt, iſt mir wirklich angeboren und natürlich: denn ich bin aus dem Stamm des Königs Eckwald, des mächtigen Fürſten der Zwerge, von dem die wahrhafte Geſchichte ſo Vieles meldet. Unſer Volk iſt noch immer wie vor Alters thätig und geſchäftig und auch daher leicht zu regieren. Du mußt Dir aber nicht vorſtellen, daß die Zwerge in ihrer Arbeit zurückgeblieben ſind. Sonſt waren Schwerte, die den Feind verfolgten, wenn man ſie ihm nachwarf, unſichtbar und geheimnißvoll bindende Ketten, undurchdringliche Schilder und dergleichen ihre berühmteſten Arbeiten. Jetzt aber beſchäftigen ſie ſich hauptſächlich mit Sachen der Bequemlichkeit und des Putzes, und übertreffen darin alle andern Völker der Erde. Du würdeſt erſtaunen, wenn Du unſere Werkſtätten und Waarenlager hindurchgehen ſollteſt. Dieß wäre nun Alles gut, wenn nicht bei der ganzen Nation überhaupt, vorzüglich aber bei der königlichen Familie, ein beſonderer Umſtand einträte.“

Da ſie einen Augenblick inne hielt, erſuchte ich ſie um fernere Eröffnung dieſer wunderſamen Geheimniſſe, worin ſie mir denn auch ſogleich willfahrte.

„Es iſt bekannt,“ ſagte ſie, „daß Gott, ſobald er die Welt erſchaffen hatte, ſo daß alles Erdreich trocken war und das Gebirg mächtig und herrlich daſtand, daß Gott, ſage ich, ſogleich vor allen Dingen die Zwerglein erſchuf, damit auch vernünftige Weſen wären, welche ſeine Wunder im Innern der Erde auf Gängen und Klüften anſtaunen und verehren könnten. Ferner iſt bekannt, daß dieſes kleine Geſchlecht ſich nachmals erhoben und ſich die Herrſchaft der Erde anzumaßen gedacht, weßhalb denn Gott die Drachen erſchaffen, um das Gezwerge ins Gebirg zurückzudrängen. Weil aber die Drachen ſich in den großen Höhlen und Spalten ſelbſt einzuniſten und dort zu wohnen pflegten, auch viele derſelben Feuer ſpieen und manch anderes Wüſte begingen: ſo wurde dadurch den Zwerglein gar große Noth und Kummer bereitet, dergeſtalt, daß ſie nicht mehr wußten, wo aus noch ein, und ſich daher zu Gott dem Herrn gar demüthiglich und flehentlich wendeten, auch ihn im Gebet anriefen, er möchte doch dieſes unſaubere Drachenvolk wieder vertilgen. Ob er nun aber gleich nach ſeiner Weisheit ſein Geſchöpf zu zerſtören nicht beſchließen mochte, ſo ging ihm doch der armen Zwerglein große Noth dermaßen zu Herzen, daß er alſobald die Rieſen erſchuf, welche die Drachen bekämpfen und wo nicht ausrotten, doch wenigſtens vermindern ſollten.“

„Als nun aber die Rieſen ſo ziemlich mit den Drachen fertig geworden, ſtieg ihnen gleichfalls der Muth und Dünkel, weßwegen ſie gar manches Frevle, beſonders auch gegen die guten Zwerglein, verübten, welche denn abermals in ihrer Noth ſich zu dem Herrn wandten, der ſodann aus ſeiner Machtgewalt die Ritter ſchuf, welche die Rieſen und Drachen bekämpfen und mit den Zwerglein in guter Eintracht leben ſollten. Damit war denn das Schöpfungswerk von dieſer Seite beſchloſſen, und es findet ſich, daß nachher Rieſen und Drachen ſowie die Ritter und Zwerge immer zuſammengehalten haben. Daraus kannſt Du nun erſehen, mein Freund, daß wir von dem älteſten Geſchlecht der Welt ſind, welches uns zwar zu Ehren gereicht, doch aber auch großen Nachtheil mit ſich führt.“

„Da nämlich auf der Welt Nichts ewig beſtehen kann, ſondern Alles, was einmal groß geweſen, klein werden und abnehmen muß, ſo ſind auch wir in dem Falle, daß wir ſeit Erſchaffung der Welt immer abnehmen und kleiner werden; vor allem Andern aber die königliche Familie, welche wegen ihres reinen Blutes dieſem Schickſal am Erſten unterworfen iſt. Deßhalb haben unſere weiſen Meiſter ſchon vor vielen Jahren den Ausweg erdacht, daß von Zeit zu Zeit eine Prinzeſſin aus dem königlichen Hauſe heraus in's Land geſendet werde, um ſich mit einem ehrſamen Ritter zu vermählen, damit

das Zwergengeschlecht wieder angefrischt und vom gänzlichen Verfall gerettet sei.“

Indessen meine Schöne diese Worte ganz treuherzig vorbrachte, sah ich sie bedenklich an, weil es schien, als ob sie Lust habe, mir Etwas aufzubinden. Was ihre niedliche Herkunft betraf, daran hatte ich weiter keinen Zweifel; aber daß sie mich anstatt eines Ritters ergriffen hatte, Das machte mir einiges Mißtrauen, indem ich mich denn doch zu wohl kannte, als daß ich hätte glauben sollen, meine Vorfahren seien von Gott unmittelbar erschaffen worden.

Ich verbarg Verwunderung und Zweifel und fragte sie freundlich: „Aber sage mir, mein liebes Kind, wie kommst Du zu dieser großen und ansehnlichen Gestalt? Denn ich kenne wenig Frauen, die sich Dir an prächtiger Bildung vergleichen können.“ — „Das sollst Du erfahren,“ versetzte meine Schöne. „Es ist von jeher im Rath der Zwergenkönige hergebracht, daß man sich so lange als möglich vor jedem außerordentlichen Schritt in Acht nehme, welches ich denn auch ganz natürlich und billig finde. Man hätte vielleicht noch lange gezaudert, eine Prinzessin wieder einmal in das Land zu senden, wenn nicht mein nachgeborner Bruder so klein ausgefallen wäre, daß ihn die Wärterinnen sogar aus den Windeln verloren haben und man nicht weiß, wo er hingekommen ist. Bei diesem in den Jahrbüchern ganz unerhörten Falle versammelte man die Weisen, und kurz und gut, der Entschluß ward gefaßt, mich auf die Freite zu schicken.“

„Der Entschluß!“ rief ich aus; „Das ist wohl Alles schön und gut. Man kann sich entschließen; man kann Etwas beschließen; aber einem Zwerglein diese Göttergestalt zu geben, wie haben Euere Weisen Dieß zu Stande gebracht?“

„Es war auch schon von unsern Ahnherren vorgesehen. In dem königlichen Schatze lag ein ungeheurer goldener Fingerring. Ich spreche jetzt von ihm, wie er mir vorkam, da er mir, als einem Kinde, ehemals an seinem Orte gezeigt wurde; denn es ist derselbe, den ich hier am Finger habe; und nun ging man folgender Gestalt zu Werke. Man unterrichtete mich von Allem, was bevorstehe, und belehrte mich, was ich zu thun und zu lassen habe.“

„Ein köstlicher Palast, nach dem Muster des liebsten Sommeraufenthalts meiner Eltern, wurde verfertigt: ein Hauptgebäude, Seitenflügel und was man nur wünschen kann. Er stand am Eingang einer großen Felskluft und verzierte sie auf's Beste. An dem bestimmten Tage zog der Hof dorthin und meine Eltern mit mir. Die Armee paradirte und vierundzwanzig Priester trugen auf einer köstlichen Bahre, nicht ohne Beschwerlichkeit, den wundervollen Ring. Er ward an die Schwelle des Gebäudes gelegt, gleich innerhalb, wo man über sie hindurchtritt. Manche Ceremonien wurden begangen, und nach einem herzlichen Abschiede schritt ich zum Werke. Ich trat hinzu, legte die Hand an den Ring und fing sogleich merklich zu wachsen an. In wenig Augenblicken war ich zu meiner gegenwärtigen Größe gelangt, worauf ich den Ring sogleich an den Finger steckte. Nun im Nu verschlossen sich Fenster, Thür und Thore, die Seitenflügel zogen sich in's Hauptgebäude zurück, statt des Palastes stand ein Kästchen neben mir, das ich sogleich aufhob und mit mir forttrug, nicht ohne ein angenehmes Gefühl, so groß und stark zu sein, zwar immer noch ein Zwerg gegen Bäume und Berge, gegen Ströme wie gegen Landstrecken, aber doch immer schon ein Riese gegen Gras und Kräuter, besonders aber gegen die Ameisen, mit denen wir Zwerge nicht immer in gutem Verhältniß stehen und deßwegen oft von ihnen geplagt werden.

„Wie es mir auf meiner Wallfahrt erging, ehe ich Dich fand, davon hätte ich viel zu erzählen. Genug, ich prüfte Manchen, aber Niemand als Du schien mir werth, den Stamm des herrlichen Edwald zu erneuern und zu verewigen.“

Bei allen diesen Erzählungen wackelte mir mitunter der Kopf, ohne daß ich ihn gerade geschüttelt hätte. Ich that verschiedene Fragen, worauf ich aber keine sonderlichen Antworten erhielt, vielmehr zu meiner größten Betrübniß erfuhr, daß sie nach Dem, was begegnet, nothwendig zu ihren Eltern zurückkehren müsse. Sie hoffe zwar wieder zu mir zu kommen, doch jetzt habe sie sich unvermeidlich zu stellen, weil sonst für sie sowie für mich Alles verloren wäre. Die Beutel würden bald aufhören zu zahlen, und was sonst noch Alles daraus entstehen könnte.

Da ich hörte, daß uns das Geld ausgehen dürfte, fragte ich nicht weiter, was sonst noch geschehen möchte. Ich zuckte die Achseln; ich schwieg und sie schien mich zu verstehen.

Wir packten zusammen und setzten uns in den Wagen, das Kästchen gegen uns über, dem ich aber noch Nichts von einem Palast ansehen konnte. So ging es mehrere Stationen fort. Postgeld und Trinkgeld wurden aus den Täschchen rechts und links bequem und reichlich bezahlt, bis wir endlich in eine gebirgige Gegend gelangten und kaum abgestiegen waren, als meine Schöne vorausging und ich auf ihr Geheiß mit dem Kästchen folgte. Sie führte mich auf ziemlich steilen Pfaden zu einem engen Wiesengrund, durch welchen sich eine klare

Quelle bald stürzte, bald laufend schlängelte. Da zeigte sie mir eine erhöhte Fläche, hieß mich das Kästchen niedersetzen und sagte: „Lebe wohl! Du findest den Weg gar leicht zurück; gedenke mein, ich hoffe Dich wiederzusehen!“

In diesem Augenblick war mir's, als wenn ich sie nicht verlassen könnte. Sie hatte gerade wieder ihren schönen Tag oder, wenn Ihr wollt, ihre schöne Stunde. Mit einem so lieblichen Wesen allein, auf grüner Matte, zwischen Gras und Blumen, von Felsen beschränkt, vom Wasser umrauscht, welches Herz wäre da wohl fühllos geblieben! Ich wollte sie bei der Hand fassen, sie umarmen; aber sie stieß mich zurück und bedrohte mich, obwohl noch immer liebreich genug, mit großer Gefahr, wenn ich mich nicht sogleich entfernte.

„Ist denn gar keine Möglichkeit,“ rief ich aus, „daß ich bei Dir bleibe, daß Du mich bei Dir behalten könntest? Ich begleitete diese Worte mit so jämmerlichen Geberden und Tönen, daß sie gerührt schien und nach einigem Bedenken mir gestand, eine Fortdauer unserer Verbindung sei nicht ganz unmöglich. Wer war glücklicher als ich! Meine Zudringlichkeit, die immer lebhafter ward, nöthigte sie endlich, mit der Sprache herauszurücken und mir zu entdecken, daß wenn ich mich entschlösse, mit ihr so klein zu werden, als ich sie schon gesehen, so könnte ich auch jetzt bei ihr bleiben, in ihre Wohnung, in ihr Reich, zu ihrer Familie mit übertreten. Dieser Vorschlag gefiel mir nicht ganz, doch konnte ich mich einmal in diesem Augenblick nicht von ihr losreißen; und an's Wunderbare seit geraumer Zeit schon gewöhnt, zu raschen Entschlüssen aufgelegt, schlug ich ein und sagte, sie möchte mit mir machen, was sie wolle.

Sogleich mußte ich den kleinen Finger meiner rechten Hand ausstrecken; sie stützte den ihrigen dagegen, zog mit der linken Hand den goldenen Ring ganz leise sich ab und ließ ihn herüber an meinen Finger laufen. Kaum war Dieß geschehen, so fühlte ich einen gewaltigen Schmerz am Finger, der Ring zog sich zusammen und folterte mich entsetzlich. Ich that einen gewaltigen Schrei und griff unwillkürlich um mich her nach meiner Schönen, die aber verschwunden war. Wie mir indessen zu Muthe gewesen, dafür wüßte ich keinen Ausdruck zu finden; auch bleibt mir Nichts übrig zu sagen, als daß ich mich sehr bald in kleiner Person neben meiner Schönen in einem Walde von Grashalmen befand. Die Freude des Wiedersehens nach einer kurzen und doch so seltsamen Trennung oder, wenn Ihr wollt, einer Wiedervereinigung ohne Trennung, übersteigt alle Begriffe. Ich fiel ihr um den Hals, sie erwiederte meine Liebkosungen, und das kleine Paar fühlte sich so glücklich als das große.

Mit einiger Unbequemlichkeit stiegen wir nunmehr an einem Hügel hinauf; denn die Matte war für uns beinah' ein undurchdringlicher Wald geworden. Doch gelangten wir endlich auf eine Blöße; und wie erstaunt war ich, dort eine große geregelte Masse zu sehen, die ich doch bald für das Kästchen, in dem Zustand, wie ich es hingesetzt hatte, wieder erkennen mußte.

„Gehe hin, mein Freund, und klopfe mit dem Ringe nur an; Du wirst Wunder sehen,“ sagte meine Geliebte. Ich trat hinzu und hatte kaum angepocht, so erlebte ich wirklich das größte Wunder. Zwei Seitenflügel bewegten sich hervor und zugleich fielen wie Schuppen und Späne verschiedene Theile herunter, da mir denn Thüren, Fenster, Säulengänge und Alles, was zu einem vollständigen Palaste gehört, auf ein Mal zu Gesichte kamen.

Wer einen künstlichen Schreibtisch von Röntgen gesehen hat, wo mit einem Zug viele Federn und Ressorts in Bewegung kommen, Pult und Schreibzeug, Brief- und Geldfächer sich auf ein Mal oder kurz nach einander entwickeln, Der wird sich eine Vorstellung machen können, wie sich jener Palast entfaltete, in welchen mich meine süße Begleiterinn nunmehr hineinzog. In dem Hauptsaal erkannte ich sogleich das Camin, das ich ehemals von oben gesehen, und den Sessel, worauf sie gesessen. Und als ich über mich blickte, glaubte ich wirklich noch Etwas von dem Sprunge in der Kuppel zu bemerken, durch den ich hereingeschaut hatte. Ich verschone Euch mit Beschreibung des Uebrigen; genug, Alles war geräumig, köstlich und geschmackvoll. Kaum hatte ich mich von meiner Verwunderung erholt, als ich von fern eine militärische Musik vernahm. Meine schöne Hälfte sprang vor Freuden auf und verkündigte mir mit Entzücken die Ankunft ihres Herrn Vaters. Hier traten wir unter die Thüre und schauten, wie aus einer ansehnlichen Felskluft ein glänzender Zug sich bewegte. Soldaten, Bediente, Haus-Officianten und ein glänzender Hofstaat folgten hinter einander. Endlich erblickte man ein goldenes Gedränge und in demselben den König selbst. Als der ganze Zug vor dem Palast aufgestellt war, trat der König mit seiner nächsten Umgebung heran. Seine zärtliche Tochter eilte ihm entgegen; sie riß mich mit sich fort; wir warfen uns ihm zu Füßen; er hob mich sehr gnädig auf; und als ich vor ihn zu stehen kam, bemerkte ich erst, daß ich freilich in dieser kleinen Welt die ansehnlichste Statur hatte. Wir gingen zusammen nach dem Palaste, da mich der König in Gegenwart seines ganzen Hofes mit einer wohl studirten Rede, worin er seine Ueberraschung, uns hier zu finden, ausdrückte, zu bewillkommen geruhte,

mich als ſeinen Schwiegerſohn erkannte und die Trauungs-Ceremonie auf Morgen anſetzte.

Wie ſchrecklich ward mir auf ein Mal zu Muthe, als ich von Heirath reden hörte! Denn ich fürchtete mich bisher davor faſt mehr als vor der Muſik ſelbſt, die mir doch ſonſt das Verhaßteſte auf Erden ſchien. Diejenigen, die Muſik machen, pflegte ich zu ſagen, ſtehen doch wenigſtens in der Einbildung, untereinander einig zu ſein und in Uebereinſtimmung zu wirken; denn wenn ſie lange genug geſtimmt und uns die Ohren mit allerlei Mißtönen zerriſſen haben, ſo glauben ſie feſt und feſt, die Sache ſei nunmehr auf's Reine und ein Inſtrument paſſe genau zum andern. Der Capell-Meiſter ſelbſt iſt in dieſem glücklichen Wahn, und nun geht es freudig los, unterdeß uns Andern immerfort die Ohren gellen. Bei dem Eheſtand hingegen iſt Dieß nicht einmal der Fall; denn ob er gleich nur ein Duett iſt und man doch denken ſollte, zwei Stimmen, ja zwei Inſtrumente müßten einiger Maßen übereingeſtimmt werden können, ſo trifft es doch ſelten zu; denn wenn der Mann einen Ton angibt, ſo nimmt ihn die Frau gleich höher; da geht es denn aus dem Kammer- in den Chor-Ton und immer ſo weiter hinauf, daß zuletzt die blaſenden Inſtrumente ſelbſt nicht folgen können. Und alſo, da mir die harmoniſche Muſik zuwider bleibt, ſo iſt mir noch weniger zu verdenken, daß ich die disharmoniſche gar nicht leiden kann.

Von allen Feſtlichkeiten, worunter der Tag hinging, mag und kann ich nicht erzählen; denn ich achtete gar wenig darauf. Das koſtbare Eſſen, der köſtliche Wein, Nichts wollte mir ſchmecken. Ich ſann und überlegte, was ich zu thun hätte. Doch da war nicht viel auszuſinnen. Ich entſchloß mich, als es Nacht wurde, kurz und gut, auf und davon zu gehen und mich irgendwo zu verbergen. Auch gelangte ich glücklich zu einer Steinritze, in die ich mich hineinzwängte und ſo gut als möglich verbarg. Mein erſtes Bemühen darauf war, den unglücklichen Ring vom Finger zu ſchaffen, welches jedoch mir keineswegs gelingen wollte, vielmehr mußte ich fühlen, daß er immer enger ward, ſobald ich ihn abzuziehen gedachte, worüber ich heftige Schmerzen litt, die aber ſogleich nachließen, ſobald ich von meinem Vorhaben abſtand.

Frühmorgens wach' ich auf — denn meine kleine Perſon hatte ſehr gut geſchlafen — und wollte mich eben weiter umſetzen, als es über mir wie zu regnen anfing. Es fiel nämlich durch Gras, Blätter und Blumen wie Sand und Grus in Menge herunter; allein wie entſetzte ich mich, als Alles um mich her lebendig ward und ein unendliches Ameiſenheer über mich niederſtürzte! Kaum wurden ſie mich gewahr, als ſie mich von allen Seiten angriffen, und ob ich mich gleich wacker und muthig genug vertheidigte, doch zuletzt auf ſolche Weiſe zudeckten, kneipten und peinigten, daß ich froh war, als ich mir zurufen hörte, ich ſolle mich ergeben. Ich ergab mich wirklich und gleich, worauf denn eine Ameiſe von anſehnlicher Statur ſich mit Höflichkeit, ja mit Ehrfurcht näherte und ſich ſogar meiner Gunſt empfahl. Ich vernahm, daß die Ameiſen Alliirte meines Schwiegervaters geworden, und daß er ſie im gegenwärtigen Fall aufgerufen und verpflichtet, mich herbeizuſchaffen. Nun war ich Kleiner in den Händen von noch Kleinern. Ich ſah der Trauung entgegen und mußte noch Gott danken, wenn mein Schwiegervater nicht zürnte, wenn meine Schöne nicht verdrießlich geworden.

Laßt mich nun von allen Ceremonien ſchweigen; genug, wir waren verheirathet. So luſtig und munter es jedoch bei uns herging, ſo fanden ſich Deſſen ungeachtet einſame Stunden, in denen man zum Nachdenken verleitet wird, und mir begegnete, was mir noch niemals begegnet war; was aber und wie, Das ſollt Ihr vernehmen.

Alles um mich her war meiner gegenwärtigen Geſtalt und meinen Bedürfniſſen völlig gemäß; die Flaſchen und Becher einem kleinen Trinker wohl proportioniet, ja wenn man will, verhältnißmäßig beſſeres Maß als bei uns. Meinem kleinen Gaumen ſchmeckten die zarten Biſſen vortrefflich; ein Kuß von dem Mündchen meiner Gattinn war gar zu reizend, und ich läugne nicht, die Neuheit machte mir dieſe Verhältniſſe höchſt angenehm. Dabei hatte ich jedoch leider meinen vorigen Zuſtand nicht vergeſſen. Ich empfand in mir einen Maßſtab voriger Größe, welches mich unruhig und unglücklich machte. Nun begriff ich zum erſten Mal, was die Philoſophen unter ihren Idealen verſtehen möchten, wodurch die Menſchen ſo gequält ſein ſollen. Ich hatte ein Ideal von mir ſelbſt und erſchien mir manchmal im Traum wie ein Rieſe. Genug, die Frau, der Ring, die Zwergen-Figur, ſo viele andere Bande machten mich ganz und gar unglücklich, daß ich auf meine Befreiung im Ernſt zu denken begann.

Weil ich überzeugt war, daß der ganze Zauber in dem Ring verborgen liege, ſo beſchloß ich ihn abzufeilen. Ich entwendete deßhalb dem Hof-Juwelier einige Feilen. Glücklicher Weiſe war ich links, und ich hatte in meinem Leben niemals etwas rechts gemacht. Ich hielt mich tapfer an die Arbeit; ſie war nicht gering; denn das goldene Reifchen, ſo dünn es ausſah, war in dem Verhältniß dichter geworden, als es ſich aus ſeiner erſten Größe zuſammengezogen hatte. Alle freien Stunden wendete ich unbe-

achtet an dieſes Geſchäft und war klug genug, als das Metall bald durchgefeilt war, vor die Thüre zu treten. Das war mir gerathen: denn auf ein Mal ſprang der goldene Reif mit Gewalt vom Finger, und meine Figur ſchoß mit ſolcher Heftigkeit in die Höhe, daß ich wirklich an den Himmel zu ſtoßen glaubte, und auf alle Fälle die Kuppel unſers Sommer-Palaſtes durchgeſtoßen, ja das ganze Sommergebäude durch meine friſche Unbehülflichkeit zerſtört haben würde.

Da ſtand ich nun wieder, freilich um ſo Vieles größer, allein, wie mir vorkam, auch um Vieles dümmer und unbehülflicher. Und als ich mich aus meiner Betäubung erholt, ſah ich die Schatulle neben mir ſtehen, die ich ziemlich ſchwer fand, als ich ſie aufhob und den Fußpfad hinunter nach der Station trug, wo ich denn gleich einſpannen und fortfahren ließ. Unterwegs machte ich ſogleich den Verſuch mit den Täſchchen an beiden Seiten. An der Stelle des Geldes, welches aufgegangen ſchien, fand ich ein Schlüſſelchen; es gehörte zur Schatulle, in welcher ich einen ziemlichen Erſatz fand. So lange Das vorhielt, bediente ich mich des Wagens, nachher wurde dieſer verkauft, um mich auf dem Poſtwagen fortzubringen. Die Schatulle ſchlug ich zuletzt los, weil ich immer dachte, ſie ſollte ſich noch ein Mal füllen; und ſo kam ich denn endlich, obgleich durch einen ziemlichen Umweg, wieder an den Herd zur Köchinn, wo Ihr mich zuerſt habt kennen lernen.

Siebentes Capitel.

Herſilie an Wilhelm.

Bekanntſchaften, wenn ſie ſich auch gleichgiltig ankündigen, haben oft die wichtigſten Folgen, und nun gar die Ihrige, die gleich von Anfang nicht gleichgiltig war. Der wunderliche Schlüſſel kam in meine Hände als ein ſeltſames Pfand; nun beſitze ich das Käſtchen auch. Schlüſſel und Käſtchen; was ſagen Sie dazu? Was ſoll man dazu ſagen? Hören Sie, wie's zuging.

Ein junger, feiner Mann läßt ſich bei meinem Oheim melden und erzählt, daß der curioſe Antiquitäten-Krämer, der mit Ihnen lange in Verbindung geſtanden, vor Kurzem geſtorben ſei, und ihm die ganze merkwürdige Verlaſſenſchaft übertragen, zugleich aber zur Pflicht gemacht habe, alles fremde Eigenthum, was eigentlich nur depoſirt ſei, unverzüglich zurückzugeben. „Eigenes Gut beunruhige Niemanden; denn man habe den Verluſt allein zu ertragen; fremdes Gut jedoch zu bewahren, habe er ſich nur in beſondern Fällen erlaubt; ihm wolle er dieſe Laſt nicht aufbürden, ja er verbiete ihm in väterlicher Liebe und Autorität, ſich damit zu befaſſen.“ Und hiermit zog er das Käſtchen hervor, das, wenn ich es ſchon aus der Beſchreibung kannte, mir doch ganz vorzüglich in die Augen fiel.

Der Oheim, nachdem er es von allen Seiten beſehen, gab es zurück und ſagte: „Auch er habe es ſich zur Pflicht gemacht, in gleichem Sinne zu handeln und ſich mit keiner Antiquität, ſie ſei auch noch ſo ſchön und wunderbar, zu belaſten, wenn er nicht wiſſe, wem ſie früher angehört und was für eine hiſtoriſche Merkwürdigkeit damit zu verknüpfen ſei. Nun zeige dieſes Käſtchen weder Buchſtaben noch Ziffer, weder Jahrzahl noch ſonſt eine Andeutung, woraus man den frühern Beſitzer oder Künſtler errathen könne; es ſei ihm alſo völlig unnütz und ohne Intereſſe.

Der junge Mann ſtand in großer Verlegenheit und fragte nach einigem Beſinnen, ob er nicht erlauben wolle, ſolches bei ſeinen Gerichten niederzulegen? Der Oheim lächelte, wandte ſich zu mir und ſprach: „Das wäre ein hübſches Geſchäft für Dich, Herſilie; Du haſt ja auch allerlei Schmuck und zierliche Koſtbarkeiten, leg' es dazu; denn ich wollte wetten, der Freund, der Dir nicht gleichgiltig blieb, kommt gelegentlich wieder und holt es ab.“

Das muß ich nun ſo hinſchreiben, wenn ich treu erzählen will, und ſodann muß ich bekennen: ich ſah das Käſtchen mit neidiſchen Augen an, und eine gewiſſe Habſucht bemächtigte ſich meiner. Wie wider'te, das herrliche, dem holden Felix vom Schickſal zugedachte Schatzkäſtlein in dem alteiſernen, verroſteten Depoſiten-Kaſten der Gerichtsſtube zu wiſſen. Wünſchelruthenartig zog ſich die Hand darnach; mein Bißchen Vernunft hielt ſie zurück. Ich hatte ja den Schlüſſel; Das durfte ich nicht entdecken; nun ſollte ich mir die Qual anthun, das Schloß uneröffnet zu laſſen, oder mich der unbefugten Kühnheit hingeben, es aufzuſchließen! Allein, ich weiß nicht, war es Wunſch oder Ahnung, ich ſtellte mir vor, Sie kämen, kämen bald, wären ſchon da, wenn ich auf mein Zimmer träte; genug, es war mir ſo wunderlich, ſo ſeltſam, ſo confus, wie es mir immer geht, wenn ich aus meiner gleichmüthigen Heiterkeit herausgenöthigt werde. Ich ſage Nichts weiter, beſchreibe nicht, entſchuldige nicht; genug, hier liegt das Käſtchen vor mir in meiner Schatulle, der Schlüſſel daneben; und wenn Sie eine Art von Herz und Gemüth haben, ſo denken Sie, wie mir zu Muthe iſt, wie viele Leidenſchaften ſich in mir herumkämpfen, wie ich Sie herwünſche, auch wohl Felix dazu, daß es ein Ende werde, wenigſtens daß eine Deutung vorgehe, was damit gemeint ſei mit dieſem wunder-

baren Finden, Wiederfinden, Trennen und Vereinigen. Und ſollte ich auch nicht aus aller Verlegenheit gerettet werden, ſo wünſche ich wenigſtens ſehnlichſt, daß dieſe ſich aufklären, ſich endige, wenn mir auch, wie ich fürchte, etwas Schlimmeres begegnen ſollte.

Achtes Capitel.

Unter den Papieren, die uns zur Redaction vorliegen, finden wir einen Schwank, den wir ohne weitere Vorbereitung hier einſchalten, weil unſere Angelegenheiten immer ernſthafter werden und für dergleichen Unregelmäßigkeiten fernerhin keine Stelle finden möchten.

Im Ganzen möchte dieſe Erzählung dem Leſer nicht unangenehm ſein, wie ſie St. Chriſtoph am heitern Abend einem Kreiſe verſammelter luſtiger Geſellen vortrug.

Die gefährliche Wette.

Es iſt bekannt, daß die Menſchen, ſobald es ihnen einiger Maßen wohl und nach ihrem Sinne geht, alſobald nicht wiſſen, was ſie vor Uebermuth anfangen ſollen; und ſo hatten denn auch muthige Studenten die Gewohnheit, während der Ferien ſchaarenweis das Land zu durchziehen und nach ihrer Art Suiten zu reißen, welche freilich nicht immer die beſten Folgen hatten. Sie waren gar verſchiedener Art, wie ſie das Burſchenleben zuſammenführt und bindet. Ungleich von Geburt und Wohlhabenheit, Geiſt und Bildung, aber alle geſellig in einem heitern Sinne miteinander ſich fortbewegend und treibend. Mich aber wählten ſie oft zum Geſellen; denn wenn ich ſchwerere Laſten trug, als einer von ihnen, ſo mußten ſie mir denn auch den Ehren-Titel eines großen Suitier's ertheilen und zwar hauptſächlich deßhalb, weil ich ſeltener, aber deſto kräftiger meine Poſſen trieb, wovon denn Folgendes ein Zeugniß geben mag.

Wir hatten auf unſern Wanderungen ein angenehmes Bergdorf erreicht, das bei einer abgeſchiedenen Lage den Vortheil einer Poſt-Station und in großer Einſamkeit ein Paar hübſche Mädchen zu Bewohnerinnen hatte. Man wollte ausruhen, die Zeit verſchleudern, verliebeln, eine Weile wohlfeiler leben und deßhalb mehr Geld vergeuden.

Es war gerade nach Tiſch, als Einige ſich im erhöhten, Andere im erniedrigten Zuſtand befanden. Die Einen lagen und ſchliefen ihren Rauſch aus; die Andern hätten ihn gern auf irgend eine muthwillige Weiſe ausgelaſſen. Wir hatten ein Paar große Zimmer im Seitenflügel nach dem Hof. Eine ſchöne Equipage, die mit vier Pferden herein-poſſelte, zog uns an die Fenſter. Die Bedienten ſprangen vom Bock und halfen einem Herrn von ſtattlichem, vornehmen Anſehen heraus, der ungeachtet ſeiner Jahre noch rüſtig genug auftrat. Seine große, wohlgebildete Naſe fiel mir zuerſt in's Geſicht, und ich weiß nicht, was für ein böſer Geiſt mich anhauchte, ſo daß ich in einem Augenblick den tollſten Plan erfand und ihn, ohne weiter zu denken, ſogleich auszuführen begann.

„Was dünkt Euch von dieſem Herrn?“ fragte ich die Geſellſchaft. „Er ſieht aus,“ verſetzte der Eine, „als ob er nicht mit ſich ſpaſſen laſſe.“ „Ja ja,“ ſagte der Andere, „er hat ganz das Anſehen ſo eines vornehmen Rühr mich nicht an.“ „Und Deſſen ungeachtet,“ erwiederte ich ganz getroſt, „was wettet Ihr, ich will ihn bei der Naſe zupfen, ohne daß mir deßhalb etwas Uebles widerfahre; ja ich will mir ſogar dadurch einen gnädigen Herrn an ihm verdienen?“

„Wenn Du es leiſteſt,“ ſagte Rauſbold, „ſo zahlt Dir Jeder einen Louisd'or.“ — „Laſſiren Sie das Geld für mich ein,“ rief ich aus: „auf Sie verlaſſe ich mich.“ — „Ich möchte lieber einem Löwen ein Haar von der Schnauze raufen,“ ſagte der Kleine. — „Ich habe keine Zeit zu verlieren,“ verſetzte ich und ſprang die Treppe hinunter.

Bei dem erſten Anblick des Fremden hatte ich bemerkt, daß er einen ſehr ſtarken Bart hatte und vermuthete, daß Keiner von ſeinen Leuten raſiren könne. Nun begegnete ich dem Kellner und fragte: „Hat der Fremde nicht nach einem Barbier gefragt?“ „Freilich!“ verſetzte der Kellner, „und es iſt eine rechte Noth. Der Kammerdiener des Herrn iſt ſchon zwei Tage zurückgeblieben. Der Herr will ſeinen Bart abſolut los ſein, und unſer einziger Barbier — wer weiß, — wo er in die Nachbarſchaft hingegangen?“

„So meldet mich an,“ verſetzte ich; „führt mich als Bartſcherer bei dem Herrn nur ein, und Ihr werdet Ehre mit mir einlegen.“ Ich nahm das Raſier-Zeug, das ich im Hauſe fand, und folgte dem Kellner.

Der alte Herr empfing mich mit großer Gravität, beſah mich von oben bis unten, als ob er meine Geſchicklichkeit aus mir herausphyſiognomiren wollte. „Verſteht Er ſein Handwerk?“ ſagte er zu mir.

„Ich ſuche Meinesgleichen,“ verſetzte ich, „ohne mich zu rühmen.“ Auch war ich meiner Sache gewiß; denn ich hatte früh die edle Kunſt getrieben und war beſonders deßwegen berühmt, weil ich mit der linken Hand raſirte.

Das Zimmer, in welchem der Herr ſeine Toilette machte, ging nach dem Hof und war gerade ſo gelegen, daß unſere Freunde füglich

hereinsehen konnten, besonders wenn die Fenster offen waren. An gehöriger Vorrichtung fehlte Nichts mehr. Der Patron hatte sich gesetzt und das Tuch vorgenommen. Ich trat ganz bescheidentlich vor ihn hin und sagte: „Excellenz! Mir ist bei Ausübung meiner Kunst das Besondere vorgekommen, daß ich die gemeinen Leute besser und zu mehrerer Zufriedenheit rasirt habe, als die Vornehmen. Darüber habe ich denn lange nachgedacht und die Ursache bald da, bald dort gesucht, endlich aber gefunden, daß ich's in freier Luft viel besser mache, als in verschlossenen Zimmern. Wollten Ew. Excellenz deßhalb erlauben, daß ich die Fenster aufmache, so würden Sie den Effect zu eigener Zufriedenheit gar bald empfinden." Er gab es zu; ich öffnete das Fenster, gab meinen Freunden einen Wink und fing an, den starken Bart mit großer Anmuth einzuseifen. Eben so behend und leicht strich ich das Stoppelfeld vom Boden weg, wobei ich nicht versäumte, als es an die Oberlippe kam, meinen Gönner bei der Nase zu fassen, und sie merklich herüber und hinüber zu biegen, wobei ich mich so zu stellen wußte, daß die Wettenden zu ihrem größten Vergnügen erkennen und bekennen mußten, ihre Seite habe verloren.

Sehr stattlich bewegte sich der alte Herr gegen den Spiegel: man sah, daß er sich mit einiger Gefälligkeit betrachtete, und wirklich, es war ein sehr schöner Mann. Dann wendete er sich zu mir mit einem feurigen, schwarzen aber freundlichen Blick und sagte: „Er verdient, mein Freund, vor vielen Seinesgleichen gelobt zu werden, denn ich bemerke an ihm weit weniger Unarten, als an Andern. So fährt er nicht zwei, drei Mal über dieselbige Stelle, sondern es ist mit einem Strich gethan; auch streicht er nicht, wie Mehrere thun, sein Schermesser in der flachen Hand ab und führt den Unrath nicht der Person über die Nase. Besonders aber ist seine Geschicklichkeit der linken Hand zu bewundern. Hier ist Etwas für seine Mühe, fuhr er fort, indem er mir einen Gulden reichte. Nur Eines merk' Er sich: daß man Leute von Stande nicht bei der Nase faßt. Wird er diese bäurische Sitte künftig vermeiden, so kann er wohl noch in der Welt sein Glück machen."

Ich verneigte mich tief, versprach alles Mögliche, bat ihn, bei allenfallsiger Rückkehr mich wieder zu beehren, und eilte, was ich konnte, zu unsern jungen Gesellen, die mir zuletzt ziemlich Angst gemacht hatten. Denn sie verführten ein solches Gelächter und ein solches Geschrei, sprangen wie toll in der Stube herum, klatschten und riefen, weckten die Schlafenden, und erzählten die Begebenheit immer mit neuem Lachen und Toben, daß ich selbst, als ich in's Zimmer trat, die Fenster vor allen Dingen zumachte und sie um Gotteswillen bat, ruhig zu sein, endlich aber mitlachen mußte, über das Aussehen einer närrischen Handlung, die ich mit so vielem Ernste durchgeführt hatte.

Als nach einiger Zeit sich die tobenden Wellen des Lachens einiger Maßen gelegt hatten, hielt ich mich für glücklich; die Goldstücke hatte ich in der Tasche und den wohlverdienten Gulden dazu, und ich hielt mich für ganz wohl ausgestattet, welches mir um so erwünschter war, als die Gesellschaft beschlossen hatte, des andern Tages auseinander zu gehen. Aber uns war nicht bestimmt, mit Zucht und Ordnung zu scheiden. Die Geschichte war zu reizend, als daß man sie hätte bei sich behalten können; so sehr ich auch gebeten und beschworen hatte, nur bis zur Abreise des alten Herrn keinen Mund zu halten. Einer bei uns, der Zahrige genannt, hatte ein Liebesverständniß mit der Tochter des Hauses. Sie kamen zusammen, und Gott weiß, ob er sie nicht besser zu unterhalten wußte: genug, er erzählt ihr den Spaß, und so wollten sie sich nun zusammen todt lachen. Dabei blieb es nicht, sondern das Mädchen brachte die Mähre lachend weiter, und so mochte sie endlich noch kurz vor Schlafengehen an den alten Herrn gelangen.

Wir saßen ruhiger als sonst; denn es war den Tag über genug getobt worden, als auf ein Mal der kleine Kellner, der uns sehr zugethan war, hereinsprang und rief: „Rettet Euch, man wird Euch todtschlagen!" Wir fuhren auf und wollten mehr wissen; er aber war schon zur Thüre wieder hinaus. Ich sprang auf und schob den Nachtriegel vor; schon aber hörten wir an der Thüre pochen und schlagen, ja wir glaubten zu hören, daß sie durch eine Axt gespalten werde. Maschinenmäßig zogen wir uns in's zweite Zimmer zurück; Alle waren verstummt; „wir sind verrathen," rief ich aus, „der Teufel hat uns bei der Nase!"

Raufbold griff nach seinem Degen; ich zeigte hier abermals meine Riesenkraft, und schob ohne Beihülfe eine schwere Commode vor die Thüre, die glücklicher Weise hereinwärts ging. Doch hörten wir schon das Gepolter im Vorzimmer und die heftigsten Schläge an unsere Thüre.

Der Baron schien entschieden, sich zu vertheidigen; wiederholt aber rief ich ihm und den Uebrigen zu: „Rettet Euch! hier sind Schläge zu fürchten, nicht allein aber Beschimpfung, das Schlimmere für den Edelgebornen." Das Mädchen stürzte herein, dieselbe, die uns verrathen hatte, nun verzweifelnd, ihren Liebhaber in Todesgefahr zu wissen. „Fort, fort!" rief

ſie und faßte ihn an; „fort, fort!“ ich bring' Euch über Böden, Scheunen und Gänge. Kommt Alle, der Letzte zieht die Leiter nach.“

Alles ſtürzte nun zur Hinterthüre hinaus; ich hob noch einen Koffer auf die Kiſte, um die ſchon hereinbrechenden Füllungen der belagerten Thüre zurückzuſchieben und feſtzuhalten. Aber meine Beharrlichkeit, mein Trotz wollte mir verderblich werden.

Als ich den Uebrigen nacheilen konnte, fand ich die Leiter ſchon aufgezogen und ſah alle Hoffnung, mich zu retten, gänzlich verſperrt. Da ſteh' ich nun, ich, der eigentliche Verbrecher, der ich mit heiler Haut, mit ganzen Knochen zu entrinnen ſchon aufgab. Und wer weiß — doch laßt mich immer dort in Gedanken ſtehen, da ich jetzt hier gegenwärtig Euch das Mährchen vorerzählen kann. Nur vernehmt noch, daß dieſe verwegene Suite ſich in ſchlechte Folgen verlor.

Der alte Herr, tief gekränkt von Verhöhnung ohne Rache, zog ſich's zu Gemüthe, und man behauptet, dieſes Ereigniß habe ſeinen Tod zur Folge gehabt, wo nicht unmittelbar, doch mitwirkend. Sein Sohn, den Thätern auf die Spur zu gelangen trachtend, erfuhr unglücklicher Weiſe die Theilnahme des Baron's, und erſt nach Jahren hierüber ganz klar, forderte er dieſen heraus, und eine Wunde, ihn, den ſchönen Mann, entſtellend, ward ärgerlich für das ganze Leben. Auch ſeinem Gegner verdarb dieſer Handel einige ſchöne Jahre, durch zufällig ſich anſchließende Ereigniſſe.

Da nun jede Fabel eigentlich Etwas lehren ſoll, ſo iſt Euch Allen, wohin die gegenwärtige gemeint ſei, wohl überklar und deutlich.

Neuntes Capitel.

Der höchſt bedeutende Tag war angebrochen; heute ſollten die erſten Schritte zur allgemeinen Fortwanderung eingeleitet werden; heut' ſollte ſich's entſcheiden, wer denn wirklich in die Welt hinausgehen, oder wer lieber dieſſeits, auf dem zuſammenhängenden Boden der alten Erde verweilen und ſein Glück verſuchen wolle.

Ein munteres Lied erſcholl in allen Straßen des heiteren Fleckens; Maſſen thaten ſich zuſammen, die einzelnen Glieder eines jeden Handwerks ſchloſſen ſich aneinander an, und ſo zogen ſie, unter einſtimmigem Geſang, nach einer durch das Loos entſchiedenen Ordnung in den Saal.

Die Vorgeſetzten, wie wir Lenardo, Friedrich'en und den Amtmann bezeichnen wollen, waren eben im Begriff, ihnen zu folgen und den gebührenden Platz einzunehmen, als ein Mann von einnehmendem Weſen zu ihnen trat und ſich die Erlaubniß ausbat, an der Verſammlung Theil nehmen zu können. Ihm wäre Nichts abzuſchlagen geweſen, ſo geſittet, zuvorkommend und freundlich war ſein Betragen, wodurch eine impoſante Geſtalt, welche ſowohl nach der Armee als dem Hofe und dem geſelligen Leben hindeutete, ſich höchſt anmuthig erwies. Er trat mit den Uebrigen hinein; man überließ ihm einen Ehrenplatz; Alle hatten ſich geſetzt; Lenardo blieb ſtehen und fing folgender Maßen zu reden an:

„Betrachten wir, meine Freunde, des feſten Landes bewohnteſte Provinzen und Reiche, ſo finden wir überall, wo ſich nutzbarer Boden hervorthut, denſelben bebaut, bepflanzt, geregelt, verſchönt und in gleichem Verhältniß gewünſcht, in Beſitz genommen, befeſtigt und vertheidigt. Da überzeugen wir uns denn von dem hohen Werth des Grundbeſitzes, und ſind genöthigt, ihn als das Erſte, das Beſte anzuſehen, was dem Menſchen werden könne. Finden wir nun, bei näherer Anſicht, Eltern- und Kinderliebe, innige Verbindung der Flur- und Stadtgenoſſen, ſomit auch das allgemeine patriotiſche Gefühl unmittelbar auf den Boden gegründet, dann erſcheint uns jenes Ergreifen und Behaupten des Raums, im Großen und Kleinen, immer bedeutender und ehrwürdiger. Ja, ſo hat es die Natur gewollt! Ein Menſch, auf der Scholle geboren, wird ihr durch Gewohnheit angehörig; Beide verwachſen miteinander, und zugleich knüpfen ſich die ſchönſten Bande. Wer möchte denn wohl die Grundfeſte alles Daſeins widerwärtig berühren, Werth und Würde ſo ſchöner, einziger Himmelsgabe verkennen?“

„Und doch darf man ſagen: wenn Das, was der Menſch beſitzt, von großem Werth iſt, ſo muß man Demjenigen, was er thut und leiſtet, noch einen größern zuſchreiben. Wir mögen daher bei völligem Ueberſchauen den Grundbeſitz als einen kleinern Theil der uns verliehenen Güter betrachten. Die meiſten und höchſten derſelben beſtehen aber eigentlich im Beweglichen und in Demjenigen, was durch's bewegte Leben gewonnen wird.“

„Hiernach uns umzuſehen, werden wir Jüngern beſonders genöthigt; denn hätten wir auch die Luſt, zu bleiben und zu verharren, von unſern Vätern geerbt, ſo finden wir uns doch tauſendfältig aufgefordert, die Augen vor weiterer Aus- und Umſicht keineswegs zu verſchließen. Eilen wir deßhalb ſchnell an's Meeresufer und überzeugen uns mit einem Blick, welch' unermeßliche Räume der Thätigkeit offen ſtehen, und bekennen wir, ſchon bei dem bloßen Gedanken uns ganz anders aufgeregt.“

„Doch in ſolche grenzenloſe Weiten wollen

wir uns nicht verlieren, ſondern unſere Aufmerkſamkeit dem zuſammenhängenden, weiten, breiten Boden ſo mancher Länder und Reiche zuwenden. Dort ſehen wir große Strecken des Landes von Nomaden durchzogen, deren Städte beweglich, deren lebendig nährender Herdenbeſitz überall hinzuleiten iſt. Wir ſehen ſie inmitten der Wüſte, auf großen, grünen Weideplätzen wie in erwünſchten Häfen vor Anker liegen. Solche Bewegung, ſolches Wandern wird ihnen zur Gewohnheit, zum Bedürfniß; endlich betrachten ſie die Oberfläche der Welt, als wäre ſie nicht durch Berge gedämmt, nicht von Flüſſen durchzogen; haben wir doch den Nord-Oſten geſehen ſich gegen Süd-Weſten bewegen, ein Volk das andere vor ſich hertreiben, Herrſchaft und Grundbeſitz durchaus verändert."

„Von übervölkerten Gegenden her wird ſich Ebendaſſelbe in dem großen Weltlauf noch mehrmals ereignen. Was wir von Fremden zu erwarten haben, wäre ſchwer zu ſagen; wunderſam aber iſt es, daß durch eigene Uebervölkerung wir uns einander innerlich drängen und, ohne Noth abzuwarten, daß wir vertrieben werden, uns ſelbſt vertreiben, das Urtheil der Verbannung gegen einander ſelbſt ausſprechend."

„Hier iſt nun Zeit und Ort, ohne Verdruß und Mißmuth in unſerm Buſen einer gewiſſen Beweglichkeit Raum zu geben, die ungeduldige Luſt nicht zu unterdrücken, die uns antreibt, Platz und Ort zu verändern. Doch was wir auch ſinnen und verhaben, geſchehe nicht aus Leidenſchaft, noch aus irgend einer andern Nöthigung, ſondern aus einer dem beſten Rath entſprechenden Ueberzeugung."

„Man hat geſagt und wiederholt: „Wo mir's wohl geht, iſt mein Vaterland!" Doch wäre dieſer tröſtliche Spruch noch beſſer ausgedrückt, wenn es hieße: „Wo ich nütze, iſt mein Vaterland!" Zu Hauſe kann Einer unnütz ſein, ohne daß es eben ſogleich bemerkt wird; außen in der Welt iſt der Unnütze gar bald offenbar. Wenn ich nun ſage: „Trachte Jeder, überall ſich und Andern zu nutzen, ſo iſt Dieß nicht etwa Lehre noch Rath, ſondern der Ausſpruch des Lebens ſelbſt."

„Nun beſchaue man den Erdball und laſſe das Meer vorerſt unbeachtet; man laſſe ſich von dem Schiffsgewimmel nicht mit fortreißen und heefte den Blick auf das feſte Land und ſtaune, wie es mit einem ſich wimmelnd durchkreuzenden Ameiſengeſchlecht übergoſſen iſt. Hierzu hat Gott der Herr ſelbſt Anlaß gegeben, indem er, den babyloniſchen Thurmbau verhindernd, das Menſchengeſchlecht in alle Welt zerſtreute. Laſſet uns ihn darum preiſen; denn dieſer Segen iſt auf alle Geſchlechter übergegangen!"

„Bemerket nun mit Heiterkeit, wie ſich alle Jugend ſogleich in Bewegung ſetzt. Da ihr der Unterricht weder im Hauſe noch an der Thüre geboten wird, eilt ſie alſobald nach Ländern und Städten, wohin ſie der Ruf des Wiſſens und der Weisheit verlockt; nach empfangener, ſchneller, mäßiger Bildung fühlt ſie ſich ſogleich getrieben, weiter in der Welt umherzuſchauen, ob ſie da oder dort irgend eine nutzbare Erfahrung, zu ihren Zwecken behülflich, auffinden und erhaſchen könne. Mögen ſie denn ihr Glück verſuchen! Wir aber gedenken ſogleich vollendeter, ausgezeichneter Männer, jener edeln Naturforſcher, die jeder Beſchwerlichkeit, jeder Gefahr wiſſentlich entgegengehen, um der Welt die Welt zu eröffnen und durch das Unwegſamſte hindurch Pfad und Bahn zu bereiten."

„Sehet aber auch auf glatten Heerſtraßen Staub auf Staub in langen Wolkenzügen emporgeregt, die Spur bezeichnend bequemer, überpackter Wagen, worin Vornehme, Reiche und ſo manche Andere dahinrollen, deren verſchiedene Denkweiſe und Abſicht Poeſie uns gar zierlich auseinander ſetzt."

„Möge nun aber der wackere Handwerker ihnen zu Fuße getroſt nachſchauen, dem das Vaterland zur Pflicht machte, fremde Geſchicklichkeit ſich anzueignen und nicht eher, als bis ihm Dieß gelungen, an den väterlichen Herd zurückzukehren. Häufiger aber begegnen wir auf unſern Wegen Marktenden und Handelnden. Ein kleiner Krämer ſogar darf nicht verſäumen, von Zeit zu Zeit ſeine Bude zu verlaſſen, Meſſen und Märkte zu beſuchen, um ſich dem Großhändler zu nähern und ſeinen kleinen Vortheil am Beiſpiel, an der Theilnahme des Grenzenloſen zu ſteigern. Aber noch unruhiger durchkreuzt ſich einzeln, zu Pferde, auf allen Haupt- und Nebenſtraßen die Menge Derer, die auf unſern Beutel auch gegen unſer Wollen Anſpruch zu machen befliſſen ſind. Muſter aller Art und Preisverzeichniſſe verfolgen uns in Stadt- und Landhäuſern, und wohin wir uns auch flüchten mögen, geſchäftig überraſchen ſie uns, Gelegenheit bietend, welche ſelbſt aufzuſuchen Niemand in den Sinn gekommen wäre. Was ſoll ich aber nun von dem Volke ſagen, das den Segen des ewigen Wanderns vor allen andern ſich zueignet, und durch ſeine bewegliche Thätigkeit die Ruhenden zu überliſten und die Mitwanderaden zu überſchreiten verſteht? Wir dürfen weder Gutes noch Böſes von ihnen ſprechen; nichts Gutes, weil ſich unſer Bund vor ihnen hütet; nichts Böſes, weil der Wanderer jeden Begegnenden freundlich zu behandeln, wechſelſeitigen Vortheils eingedenk, verpflichtet iſt."

„Nun aber vor allen Dingen haben wir der

ſämmtlichen Künſtler mit Theilnahme zu gedenken; denn ſie ſind auch durchaus in die Weltbewegung mitverflochten. Wandert nicht der Maler, mit Staffelei und Palette, von Geſicht zu Geſicht; und werden ſeine Kunſtgenoſſen nicht bald da, bald dorthin berufen, weil überall zu bauen und zu bilden iſt? Lebhafter jedoch ſchreitet der Muſiker daher; denn er iſt es eigentlich, der für ein neues Ohr neue Ueberraſchung, für einen friſchen Sinn friſches Erſtaunen bereitet. Die Schauſpieler ſodann, wenn ſie gleich Theſpis Wagen verſchmähen, ziehen doch noch immer in kleinern Chören umher, und ihre bewegliche Welt iſt an jeder Stelle behend genug aufgebaut. Ebenſo verändern ſie einzeln, ſogar ernſte, vortheilhafte Verbindungen aufgebend, gern den Ort mit dem Orte, wozu ein geſteigertes Talent mit zugleich geſteigertem Bedürfniß Anlaß und Vorwand gibt. Hierzu bereiten ſie ſich gewöhnlich dadurch vor, daß ſie kein bedeutendes Bretergerüſt des Vaterlandes unbeſtiegen laſſen."

„Hiernach werden wir ſogleich gemahnt, auf den Lehrſtand zu ſehen. Dieſen findet Ihr gleichfalls in fortdauernder Bewegung; ein Katheder um das andere wird betreten und verlaſſen, um den Samen einiger Bildung ja nach allen Seiten hin reichlich auszuſpenden. Emſiger aber, und weiter ausgreifend ſind jene frommen Seelen, die das Heil den Völkern zu bringen ſich durch alle Welttheile zerſtreuen. Dagegen pilgern Andere, ſich das Heil abzuholen; ſie ziehen zu ganzen Schaaren nach geweihter, wunderthätiger Stelle, dort zu ſuchen und zu empfangen, was ihrem Innern zu Hauſe nicht verliehen ward."

„Wenn uns nun Dieſe ſämmtlich nicht in Verwunderung ſetzen, weil ihr Thun und Laſſen ohne Wandern meiſt nicht denkbar wäre, ſo ſollten wir Diejenigen, die ihren Fleiß dem Boden widmen, doch wenigſtens an denſelben gefeſſelt halten. Keineswegs! Auch ohne Beſitz läßt ſich Benutzung denken, und wir ſehen den eifrigen Landwirth eine Flur verlaſſen, die ihm als Zeitpächter Vortheil und Freude mehrere Jahre gewährt hat; ungeduldig forſcht er nach gleichen oder größern Vortheilen, es ſei nah oder fern. Ja ſogar der Eigenthümer verläßt ſeinen erſt gerodeten Neubruch, ſobald er ihn durch Cultur einem weniger gewandten Beſitzer erſt angenehm gemacht hat; auf's Neue dringt er in die Wüſte, macht ſich abermals in Wäldern Platz, zur Belohnung jenes erſten Bemühens, einen doppelt und dreifach größern Raum, auf dem er vielleicht auch nicht zu beharren gedenkt."

„Laſſen wir ihn dort mit Bären und anderm Gethier ſich herumſchlagen und kehren in die gebildete Welt zurück, wo wir es auch keineswegs beruhigter antreffen. Irgend ein großes, geregeltes Reich beſchaue man, wo der Fähigſte ſich als den Beweglichſten denken muß; nach dem Winke des Fürſten, nach Anordnung des Staatsraths wird der Brauchbare von einem Ort zum andern verſetzt. Auch ihm gilt unſer Zuruf: Suchet überall zu nützen; überall ſeid Ihr zu Hauſe. Sehen wir aber bedeutende Staatsmänner, obwohl ungern, ihren hohen Poſten verlaſſen, ſo haben wir Urſache, ſie zu bedauern, da wir ſie weder als Auswanderer noch als Wanderer anerkennen dürfen; nicht als Auswanderer, weil ſie einen wünſchenswerthen Zuſtand entbehren, ohne daß irgend eine Ausſicht auf beſſere Zuſtände ſich auch nur ſcheinbar eröffnete; nicht als Wanderer, weil ihnen anderer Orten auf irgend eine Weiſe nützlich zu ſein ſelten vergönnt iſt."

„In einem eigenen Wanderleben jedoch iſt der Soldat berufen; ſelbſt im Frieden wird ihm bald dieſer, bald jener Poſten angewieſen; für's Vaterland nah oder fern zu ſtreiten, muß er ſich immer beweglich erhalten; und nicht nur für's unmittelbare Heil, ſondern auch nach dem Sinne der Völker und Herrſcher wendet er ſeinen Schritt allen Welttheilen zu, und nur Wenigen iſt es vergönnt, ſich hie oder da anzuſiedeln. Wie nun bei dem Soldaten die Tapferkeit als erſte Eigenſchaft obenanſteht, ſo wird ſie doch ſtets mit der Treue verbunden gedacht, deßhalb wir denn gewiſſe, wegen ihrer Zuverläſſigkeit gerühmte Völker, aus der Heimath gerufen, weltlichen und geiſtlichen Regenten als Leibwache dienen ſehen."

„Noch eine ſehr bewegliche, dem Staat unentbehrliche Claſſe erblicken wir in jenen Geſchäftsmännern, welche von Hof zu Hofe geſandt, Fürſten und Miniſter umlagern und die ganze bewohnte Welt mit unſichtbaren Fäden überkreuzen. Auch Deren iſt keiner an Ort und Stelle auch nur einen Augenblick ſicher; im Frieden ſendet man die Tüchtigſten von einer Weltgegend zur andern; im Kriege, dem ſiegenden Heere nachziehend, dem flüchtigen die Wege bahnend, ſind ſie immer eingerichtet, einen Ort um den andern zu verlaſſen, deßhalb ſie auch jederzeit einen großen Vorrath von Abſchiedskarten mit ſich führen."

„Haben wir uns nun bisher auf jedem Schritt zu ehren gewußt, indem wir die vorzüglichſte Maſſe thätiger Menſchen als unſere Geſellen und Schickſalsgenoſſen angeſprochen, ſo ſtehet Euch, theure Freunde, zum Abſchluß noch die höchſte Gunſt bevor, indem Ihr Euch mit Kaiſern, Königen und Fürſten verbrüdert findet. Denken wir zuerſt ſegnend jenes edeln kaiſerlichen Wanderers Hadrian, welcher zu Fuß, an

Und Herrn und Frau'n am Hofe,
Die waren sehr geplagt,
Die Königinn und die Zofe
Gestochen und genagt,
Und durften sie nicht knicken,
Und weg sie jucken nicht.
Wir knicken und ersticken
Doch gleich wenn einer sticht.

Chorus jauchzend.

Wir knicken und ersticken
Doch gleich wenn einer sticht.

Frosch.

Bravo! Bravo! das war schön!

Siebel.

So soll es jedem Floh ergehn!

Brander.

Spitzt die Finger und packt sie fein!

Altmayer.

Es lebe die Freyheit! Es lebe der Wein!

der Spitze ſeines Heers, den bewohnten, ihm unterworfenen Erdkreis durchſchritt und ihn ſo erſt vollkommen in Beſitz nahm. Denken wir mit Schaudern der Eroberer, jener gewaffneten Wanderer, gegen die kein Widerſtreit helfen, Mauer und Bollwerk harmloſe Völker nicht ſchirmen konnte; begleiten wir endlich mit redlichem Bedauern jene unglücklichen, vertriebenen Fürſten, die, von dem Gipfel der Höhe herabſteigend, nicht einmal in die beſcheidene Hütte thätiger Wanderer aufgenommen werden könnten."

„Da wir uns nun alles Dieſes einander vergegenwärtigt und aufgeklärt, ſo wird kein beſchränkter Trübſinn, keine leidenſchaftliche Dunkelheit über uns walten. Die Zeit iſt vorüber, wo man abenteuerlich in die weite Welt rannte; durch die Bemühungen wiſſenſchaftlicher, weislich beſchreibender, künſtleriſch nachbildender Weltumreiſer ſind wir überall bekannt genug, daß wir ungefähr wiſſen, was zu erwarten ſei."

„Doch kann zu einer vollkommenen Klarheit der Einzelne nicht gelangen. Unſere Geſellſchaft aber iſt darauf gegründet, daß Jeder in ſeinem Maße, nach ſeinen Zwecken aufgeklärt werde. Hat irgend Einer ein Land im Sinne, wohin er ſeine Wünſche richtet, ſo ſuchen wir ihm das Einzelne deutlich zu machen, was im Ganzen ſeiner Einbildungskraft vorſchwebte; uns wechſelſeitig einen Ueberblick der bewohnten und bewohnbaren Welt zu geben, iſt die angenehmſte, höchſt belohnende Unterhaltung."

„In ſolchem Sinne nun dürfen wir uns in einem Weltbunde begriffen anſehen. Einfach groß iſt der Gedanke, leicht die Ausführung durch Verſtand und Kraft. Einheit iſt allmächtig; deßhalb keine Spaltung, kein Widerſtreit unter uns! Inſofern wir Grundſätze haben, ſind ſie uns Allen gemein. Der Menſch, ſo ſagen wir, lerne, ſich ohne dauernden, äußern Bezug zu denken; er ſuche das Folgerechte nicht an den Umſtänden, ſondern in ſich ſelbſt; dort wird er's finden, mit Liebe hegen und pflegen. Er wird ſich ausbilden und einrichten, daß er überall zu Hauſe ſei. Wer ſich dem Nothwendigſten widmet, geht überall am Sicherſten zum Ziel; Andere hingegen, das Höhere, Zartere ſuchend, haben ſchon in der Wahl des Weges vorſichtiger zu ſein. Doch, was der Menſch auch ergreife und handhabe, der Einzelne iſt ſich nicht hinreichend; Geſellſchaft bleibt eines wackern Mannes höchſtes Bedürfniß. Alle brauchbaren Menſchen ſollen in Bezug untereinander ſtehen, wie ſich der Bauherr nach dem Architecten und dieſer nach Maurer und Zimmermann umſieht."

„Und ſo iſt denn Allen bekannt, wie und auf welche Weiſe unſer Bund geſchloſſen und gegründet ſei. Niemand ſehen wir unter uns, der nicht zweckmäßig ſeine Thätigkeit jeden Augenblick üben könnte, der nicht verſichert wäre, daß er überall, wohin Zufall, Neigung, ja Leidenſchaft ihn führen könnte, ſich immer wohl empfohlen, aufgenommen und gefördert, ja von Unglücksfällen möglichſt wieder hergeſtellt finden werde."

„Zwei Pflichten ſodann haben wir auf's Strengſte übernommen: jeden Gottesdienſt in Ehren zu halten; denn ſie ſind alle mehr oder weniger im Credo verfaßt; ferner alle Regierungsformen gleichfalls gelten zu laſſen und, da ſie ſämmtlich eine zweckmäßige Thätigkeit fordern und befördern, innerhalb einer jeden uns, auf wie lange es auch ſei, nach ihrem Wollen und Wunſch zu bemühen. Schließlich halten wir's für Pflicht, die Sittlichkeit ohne Pedanterei und Strenge zu üben und zu fördern, wie es die Ehrfucht vor uns ſelbſt verlangt, welche aus den drei Ehrfurchten entſpringt, zu denen wir uns ſämmtlich bekennen, auch Alle in dieſe höhere, allgemeine Weisheit, Einige ſogar von Jugend auf eingeweiht zu ſein das Glück und die Freude haben. Dieſes Alles haben wir in der feierlichen Trennungsſtunde nochmals bedenken, erklären, vernehmen und anerkennen, auch mit einem traulichen Lebewohl beſiegeln wollen.

Bleibe nicht am Boden heften,
Frisch gewagt und frisch hinaus!
Drei und Zehn mit heitern Kräften,
Ueberall ſind ſie zu Haus;
Wo wir uns bei Sonne freuen,
Sind wir jede Sorge los.
Daß wir uns in ihr zerſtreuen,
Darum iſt die Welt ſo groß."

Zehntes Capitel.

Unter dem Schlußgeſange richtete ſich ein großer Theil der Anweſenden raſch empor und zog, paarweiſe geordnet, mit weit umherklingendem Schalle den Saal hinaus. Lenardo, ſich niederſetzend, fragte den Gaſt: ob er ſein Anliegen hier öffentlich vorzutragen gedenke oder eine beſondere Sitzung verlange. Der Fremde ſtand auf, begrüßte die Geſellſchaft, und begann folgende Rede:

„Hier iſt es, gerade in ſolcher Verſammlung, wo ich mich vorerſt ohne Weiteres zu erklären wünſche. Dieſe hier in Ruhe verbliebenen, dem Anblick nach ſämmtlich wackere Männer geben ſchon durch ein ſolches Verharren deutlich Wunſch und Abſicht zu erkennen, dem vaterländiſchen Grund und Boden auch fernerhin angehören zu wollen. Sie ſind mir Alle freundlich gegrüßt! denn ich darf erklären: daß ich ihnen ſämmtlich, wie ſie ſich hier ankündigen, ein hinreichen-

des Tagewerk auf mehrere Jahre anzubieten im Fall bin. Ich wünsche jedoch, aber erst nach kurzer Frist, eine nochmalige Zusammenkunft, weil es nöthig ist, vor allen Dingen den würdigen Vorstehern, welche bisher diese wackern Leute zusammenhielten, meine Angelegenheit vertraulich zu offenbaren, und sie von der Zuverlässigkeit meiner Sendung zu überzeugen. Sodann aber will es sich ziemen, mich mit den Verharrenden im Einzelnen zu besprechen, damit ich erfahre, mit welchen Leistungen sie mein stattliches Anerbieten zu erwiedern gedenken."

Hierauf begehrte Leonardo einige Frist, die nöthigsten Geschäfte des Augenblicks zu besorgen; und nachdem diese bestimmt war, richtete sich die Masse der Uebriggebliebenen anständig in die Höhe, gleichfalls paarweise unter einem mäßig geselligen Gesang aus dem Saale sich entfernend.

Odoard entdeckte sodann den zurückbleibenden beiden Führern seine Absichten und Vorsätze und legitimirte seine Berechtigung. Nun konnte er aber mit so vorzüglichen Menschen in fernerer Unterhaltung von dem Geschäft nicht Rechenschaft geben, ohne des menschlichen Grundes zu gedenken, worauf das Ganze eigentlich beruhe. Wechselseitige Erklärungen und Bekenntnisse tiefer Herzensangelegenheiten entfalteten sich hieraus bei fortgesetztem Gespräch. Bis tief in die Nacht blieb man zusammen und verwickelte sich immer unentwirrbarer in die Labyrinthe menschlicher Gesinnungen und Schicksale. Hier nun fand sich Odoard bewogen, nach und nach von den Angelegenheiten seines Geistes und Herzens fragmentarische Rechenschaft zu geben, deßhalb denn auch von diesem Gespräche uns freilich nur unvollständige und unbefriedigende Kenntniß zugekommen. Doch sollen wir auch hier Friedrich's glücklichem Talent des Auffassens und Festhaltens die Vergegenwärtigung interessanter Scenen verdanken, sowie einige Aufklärung über den Lebensgang eines vorzüglichen Mannes, der uns zu interessiren anfängt, wenn es auch nur Andeutungen wären Desjenigen, was in der Folge vielleicht ausführlicher und im Zusammenhange mitzutheilen ist.

Nicht zu weit.

Es schlug zehn in der Nacht, und so war denn zur verabredeten Stunde Alles bereit: im bekränzten Stübchen zu Vieren eine geräumige, artige Tafel gedeckt, mit feinem Nachtisch und Zuckerzierlichkeiten zwischen blinkenden Leuchtern und Blumen bestellt. Wie freuten sich die Kinder auf diese Nachtfest; denn sie sollten mit zu Tische sitzen! Indessen schlichen sie umher, geputzt und maskirt, und, weil Kinder nicht zu entfesseln sind, erschienen sie als die niedlichsten Zwillings-Genien. Der Vater berief sie zu sich und sie sagten das Festgespräch, zu ihrer Mutter Geburtstag gedichtet, bei weniger Nachhülfe gar schicklich her.

Die Zeit verstrich; von Viertel- zu Viertelstunde enthielt die gute Alte sich nicht, des Freundes Ungeduld zu vermehren. Mehrere Lampen, sagte sie, seien auf der Treppe dem Erlöschen ganz nahe; ausgesuchte Lieblingsspeisen der Gefeierten könnten übergahr werden; so sei es zu befürchten. Die Kinder, aus Langerweile, fingen erst unartig an, und aus Ungeduld wurden sie unerträglich. Der Vater nahm sich zusammen, und doch wollte die angewohnte Gelassenheit ihm nicht zu Gebote stehen; er horchte sehnsüchtig auf die Wagen; einige rasselten unaufgehalten vorbei; ein gewisses Aergerniß wollte sich regen. Zum Zeitvertreib forderte er noch eine Repetition von den Kindern; Diese, im Ueberdruß unachtsam, zerstreut und ungeschickt, sprachen falsch; keine Geberde war mehr richtig; sie übertrieben wie Schauspieler, die Nichts empfinden. Die Pein des guten Mannes wuchs mit jedem Momente, bald eilf Uhr war vorüber; das Weitere zu schildern, überlassen wir ihm selbst.

„Die Glocke schlug eilfe; meine Ungeduld war bis zur Verzweiflung gesteigert; ich hoffte nicht mehr, ich fürchtete. Nun war mir bange, sie möchte hereintreten, mit ihrer gewöhnlichen, leichten Anmuth sich flüchtig entschuldigen, versichern, daß sie sehr müde sei, und sich betragen, als würfe sie mir vor, ich beschränke ihre Freuden. In mir kehrte sich Alles um und um, und gar Vieles, was ich Jahre her geduldet, lastete wiederkehrend auf meinem Geiste. Ich fing an, sie zu hassen; ich wußte kein Betragen zu denken, wie ich sie empfangen sollte. Die guten Kinder, wie Engelchen herausgeputzt, schliefen ruhig auf dem Sopha. Unter meinen Füßen brannte der Boden; ich begriff, ich verstand mich nicht; und mir blieb Nichts übrig, als zu fliehen, bis nur die nächsten Augenblicke überstanden wären. Ich eilte, leicht und festlich angezogen, wie ich war, nach der Hausthüre. Ich weiß nicht, was ich der guten Alten für einen Vorwand hinstotterte; sie drang mir einen Ueberrock zu, und ich fand mich auf der Straße in einem Zustande, den ich seit langen Jahren nicht empfunden hatte. Gleich dem jüngsten, leidenschaftlichen Menschen, der nicht wo ein, noch aus weiß, rannt' ich die Gassen hin und wieder. Ich hätte das freie Feld gewonnen, aber ein kalter, feuchter Wind blies streng und widerwärtig genug, um meinen Verdruß zu begrenzen."

Wir haben, wie an dieser Stelle auffallend

zu bemerken iſt, die Rechte des epiſchen Dichters uns anmaßend, einen geneigten Leſer nur allzu ſchnell in die Mitte leidenſchaftlicher Darſtellung geriſſen. Wir ſehen einen bedeutenden Mann in häuslicher Verwirrung, ohne von ihm Etwas weiter erfahren zu haben; deßhalb wir denn für den Augenblick, um nur einiger Maßen den Zuſtand aufzuklären, uns zu der guten Alten geſellen, herkend, was ſie allenfalls vor ſich hin, bewegt und verlegen, leiſe murmeln oder laut ausrufen möchte.

„Ich hab' es längſt gedacht; ich habe es vorausgeſagt; ich habe die gnädige Frau nicht geſchont, ſie öfter gewarnt; aber es iſt ſtärker wie ſie. Wenn der Herr ſich des Tags auf der Canzlei, in der Stadt, auf dem Lande ſich in Geſchäften abmüdet, ſo findet er Abends ein leeres Haus oder Geſellſchaft, die ihm nicht zuſagt. Sie kann es nicht laſſen. Wenn ſie nicht immer Menſchen, Männer um ſich ſieht; wenn ſie nicht hin- und wiederfährt, ſich aus- und umziehen kann, iſt es, als wenn ihr der Athem ausginge. Heute an ihrem Geburtstag fährt ſie früh auf's Land. Gut! wir machen indeß hier Alles zurecht; ſie verſpricht heilig um neun Uhr zu Hauſe zu ſein; wir ſind bereit. Der Herr überhört die Kinder ein auswendig gelerntes, artiges Gedicht; ſie ſind herausgeputzt; Lampen und Lichter, Geſottenes und Gebratenes, an gar Nichts fehlt es, aber ſie kommt nicht. Der Herr hat viel Gewalt über ſich, er verbirgt ſeine Ungeduld; ſie bricht aus. Er entfernt ſich aus dem Hauſe ſo ſpät. Warum, iſt offenbar; aber wohin? Ich habe ihr oft mit Nebenbuhlerinnen gedroht, ehrlich und redlich. Bisher hab' ich am Herrn Nichts bemerkt; eine Schöne paßt ihm längſt auf, bemüht ſich um ihn. Wer weiß, wie er bisher gekämpft hat! Nun bricht's los; dieß Mal treibt ihn die Verzweiflung, ſeinen guten Willen nicht anerkannt zu ſehen, bei Nacht aus dem Hauſe; da geh' ich Alles verlieren. Ich ſagt' es ihr mehr als ein Mal, ſie ſolle es nicht zu weit treiben."

Suchen wir den Freund nun wieder auf und hören ihn ſelber.

„In dem angeſehenſten Gaſthofe ſah' ich unten Licht, klopfte am Fenſter und fragte den herausſchauenden Kellner mit bekannter Stimme: ob nicht Fremde angekommen oder angemeldet ſeien. Schon hatte er das Thor geöffnet, verneinte Beides und bat mich hereinzutreten. Ich fand es meiner Lage gemäß, das Mährchen fortzuſetzen, erſuchte ihn um ein Zimmer, das er mir gleich im zweiten Stock einräumte; der erſte ſollte, wie er meinte, für die erwarteten Fremden bleiben. Er eilte, Einiges zu veranſtalten; ich ließ es geſchehen und verbürgte mich für die Zeche. So weit war's verdorben; ich aber fiel wieder in meine Schmerzen zurück, vergegenwärtigte mir Alles und Jedes, erhöhte und milderte, ſchalt mich und ſuchte mich zu faſſen, zu beſänftigen: ließe ſich doch morgen früh Alles wieder einleiten; ich dachte mir ſchon den Tag abermals im gewohnten Gange; dann aber kämpfte ſich auf's Neue der Verdruß unbändig hervor: ich hatte nie geglaubt, daß ich ſo unglücklich ſein könne."

An dem edeln Manne, den wir hier ſo unerwartet über einen geringſcheinenden Vorfall in leidenſchaftlicher Bewegung ſehen, haben unſere Leſer gewiß ſchon in dem Grade Theil genommen, daß ſie nähere Nachricht von ſeinen Verhältniſſen zu erhalten wünſchen. Wir benutzen die Pauſe, die hier in das nächtliche Abenteuer eintritt, indem er ſtumm und heftig in dem Zimmer auf- und abgehen fortfährt.

Wir lernen Odoard'en als den Sprößling eines alten Hauſes kennen, auf welchen durch eine Folge von Generationen die edelſten Vorzüge vererbt worden. In der Militär-Schule gebildet, ward ihm ein gewandter Anſtand zu eigen, der, mit den löblichſten Fähigkeiten verbunden, ſeinem Betragen eine ganz beſondere Anmuth verlieh. Ein kurzer Hofdienſt lehrte ihn die äußern Verhältniſſe hoher Perſönlichkeiten gar wohl einſehen; und als er nun hierauf, durch früh erworbene Gunſt einer geſandtſchaftlichen Sendung angeſchloſſen, die Welt zu ſehen und fremde Höfe zu kennen Gelegenheit hatte, ſo that ſich die Klarheit ſeiner Auffaſſung und glückliches Gedächtniß des Vergangenen bis auf's Genaueſte, beſonders aber ein guter Wille zu Unternehmungen aller Art auf's Baldigſte hervor. Die Leichtigkeit des Ausdrucks in manchen Sprachen, bei einer freien und nicht aufdringlichen Perſönlichkeit, führten ihn von einer Stufe zur andern; er hatte Glück bei allen diplomatiſchen Sendungen, weil er das Wohlwollen der Menſchen gewann und ſich dadurch in den Vortheil ſetzte, Mißhelligkeiten zu ſchlichten, beſonders auch die beiderſeitigen Intereſſen bei gerechter Erwägung vorliegender Gründe zu befriedigen wußte.

Einen ſo vorzüglichen Mann ſich anzueignen, war der erſte Miniſter bedacht; er verheirathete ihm ſeine Tochter, ein Frauenzimmer von der heiterſten Schönheit und gewandt in allen höhern, geſelligen Tugenden. Allein wie dem Laufe aller menſchlichen Glückſeligkeit ſich je ein Mal ein Damm entgegenſtellt, der ihn irgendwo zurückdrängt, ſo war es auch hier der Fall. An dem fürſtlichen Hofe wurde Prinzeſſin Sophronie als Mündel erzogen, ſie, der letzte Zweig ihres Hauſes, deren Vermögen und Anforderungen, wenn auch Land und Leute an den Oheim zurückfielen, noch immer bedeutend genug blieben,

weßhalb man ſie denn, um weitläufige Erörterungen zu vermeiden, an den Erbprinzen, der freilich viel jünger war, zu verheirathen wünſchte.

Odoard kam in Verdacht einer Neigung zu ihr; man fand, er habe ſie in einem Gedichte unter dem Namen Aurora allzu leidenſchaftlich gefeiert; hierin gefiel ſich eine Unvorſichtigkeit von ihrer Seite, indem ſie mit eigener Charakter-Stärke gewiſſen Neckereien ihrer Geſpielinnen trotzig entgegnete: ſie müßte keine Augen haben, wenn ſie für ſolche Vorzüge blind ſein ſollte.

Durch ſeine Heirath wurde nun wohl ein ſolcher Verdacht beſchwichtigt, aber durch heimliche Gegner dennoch im Stillen fortgenährt und gelegentlich wieder aufgeregt.

Die Staats- und Erbſchaftsverhältniſſe, ob man ſie gleich ſo wenig als möglich zu berühren ſuchte, kamen doch manchmal zur Sprache. Der Fürſt nicht ſowohl als kluge Räthe hielten es durchaus für nöthig, die Angelegenheit fernerhin ruhen zu laſſen, während die ſtillen Anhänger der Prinzeſſin ſie abgethan und dadurch die edle Dame in größerer Freiheit zu ſehen wünſchten, beſonders da der benachbarte alte König, Sophronie's verwandt und günſtig, noch am Leben ſei und ſich zu väterlicher Einwirkung gelegentlich bereit erwieſen habe.

Odoard kam in Verdacht, bei einer bloß ceremoniellen Sendung dorthin, das Geſchäft, das man verfolgen wollte, wieder in Anregung gebracht zu haben. Die Widerſacher bedienten ſich dieſes Vorfalls, und der Schwiegervater, den er von ſeiner Unſchuld überzeugt hatte, mußte ſeinen ganzen Einfluß anwenden, um ihm eine Art von Statthalterſchaft in einer entfernten Provinz zu erwirken. Er fand ſich glücklich daſelbſt; alle ſeine Kräfte konnte er in Thätigkeit ſetzen; es war Nothwendiges, Nützliches, Gutes, Schönes, Großes zu thun; er konnte Dauerndes leiſten, ohne ſich aufzuopfern, anſtatt daß man in jenen Verhältniſſen, gegen ſeine Ueberzeugung ſich mit Vorübergehendem beſchäftigend, gelegentlich ſelbſt zu Grunde geht.

Nicht ſo empfand es ſeine Gattinn, welche nur in größern Cirkeln ihre Exiſtenz fand und ihm nur ſpäter nothgedrungen folgte. Er betrug ſich ſo ſchonend als möglich gegen ſie und begünſtigte alle Surrogate ihrer bisherigen Glückſeligkeit, des Sommers Land-Partien in der Nachbarſchaft, im Winter ein Liebhaber-Theater, Bälle und was ſie ſonſt einzuleiten beliebte. Ja er beförderte einen Hausfreund, einen Fremden, der ſich ſeit einiger Zeit eingefädelt hatte, ob er ihm gleich keineswegs gefiel, da er ihm durchaus, bei ſeinem klaren Blick auf Menſchen, eine gewiſſe Falſchheit anzuſehen glaubte.

Von allem Dieſem, was wir anſprechen, mag in dem gegenwärtigen betrübten Augenblick Einiges dunkel und trübe, ein Anderes klar und deutlich ihm vor der Seele vorübergegangen ſein. Genug, wenn wir nach dieſer vertraulichen Eröffnung, zu der Friedrich's gutes Gedächtniß den Stoff mitgetheilt, uns abermals zu ihm wenden, ſo finden wir ihn wieder in dem Zimmer heftig auf- und abgehend, durch Geberden und manche Ausrufungen einen innern Kampf offenbarend.

„In ſolchen Gedanken war ich heftig im Zimmer auf- und abgegangen; der Kellner hatte mir eine Taſſe Bouillon gebracht, deren ich ſehr bedurfte; denn über die ſorgfältigen Anſtalten, dem Feſt zu Liebe, hatte ich Nichts zu mir genommen, und ein köſtlich' Abendeſſen ſtand unberühret zu Hauſe. In dem Augenblick hörten wir ein Poſthorn ſehr angenehm die Straße herauf. Der kommt aus dem Gebirge, ſagte der Kellner. Wir fuhren an's Fenſter und ſahen beim Schein zweier hellleuchtenden Wagenlaternen vierſpännig, wohlbepackt vorfahren einen Herrſchaftswagen. Die Bedienten ſprangen vom Bocke: „Da ſind ſie!“ rief der Kellner, und eilte nach der Thüre. Ich hielt ihn feſt, ihm einzuſchärfen, er ſolle ja Nichts ſagen, daß ich da ſei, nicht verrathen, daß Etwas beſtellt worden; er verſprach's und ſprang davon.“

„Indeſſen hatte ich verſäumt, zu beobachten, wer ausgeſtiegen ſei, und eine neue Ungeduld bemächtigte ſich meiner; mir [illegible], der Kellner ſäume allzu lange, mir Nachricht zu geben. Endlich vernahm ich von ihm, die Gäſte ſeien Frauenzimmer, eine ältliche Dame von würdigem Anſehen, eine mittlere von unglaublicher Anmuth, ein Kammermädchen, wie man ſie nur wünſchen möchte. „Sie ſtag an“, ſagte er, „mit Deichen, ſahr fort mit Schmeicheln und ſei, als ich ihr ſchon that, in ein heiter ſchwätziſches Weſen, das ihr wohl das Natürlichſte ſein mochte.“

„Gar ſchnell bemerkte ich“, fährt er fort, „die allgemeine Verwunderung, mich ſo alert und das Haus zu ihrem Empfang ſo bereit zu finden, die Zimmer erleuchtet, die Kamine brennend. Sie machten ſich's bequem; im Saale fanden ſie ein kaltes Abendeſſen; ich bot Bouillon an, die ihnen willkommen ſchien.“

Nun ſaßen die Damen bei Tiſche; die ältere ſpeiſte kaum, die ſchöne Liebliche gar nicht; das Kammermädchen, das ſie Lucie nannten, ließ ſich's wohl ſchmecken und erhob dabei die Vorzüge des Gaſthofs, erfreute ſich der hellen Kerzen, des feinen Tafelzeug's, des Porzellan's und aller Geräthſchaften. Am folgenden Zimmer hatte ſie ſich ſchon ausgewärmt und fragte nun den wieder eintretenden Kellner, ob man hier denn immer ſo bereit ſei, zu jeder Stunde des Tags und der Nacht unvermuthet aufzu-

mende Gäste zu bewirthen? Dem jungen, gewandten Burschen ging es in diesem Falle wie Kindern, die wohl das Geheimniß verschweigen, aber, daß etwas Geheimes ihnen vertraut sei, nicht verbergen können. Erst antwortete er zweideutig, annähernd sodann, und zuletzt, durch die Lebhaftigkeit der Zofe, durch Hin- und Wiederreden in die Enge getrieben, gestand er: es sei ein Bedienter, es sei ein Herr gekommen, sei fortgegangen, wiedergekommen; zuletzt aber entfuhr es ihm, der Herr sei wirklich oben und gehe beunruhigt auf und ab. Die junge Dame sprang auf, die Andern folgten. Es sollte ein alter Herr sein, meinten sie haſtig; der Kellner versicherte dagegen, er sei jung. Nun zweifelten sie wieder; er betheuerte die Wahrheit seiner Aussage. Die Verwirrung, die Unruhe vermehrte sich. Es müsse der Oheim sein, versicherte die Schöne; es sei nicht in seiner Art, erwiederte die Aeltere. Niemand als er habe wissen können, daß sie in dieser Stunde hier eintreffen würden, versetzte Jene behartlich. Der Kellner aber betheuerte fort und fort, es sei ein junger, ansehnlicher, kräftiger Mann. Lucie schwur dagegen auf den Oheim: dem Schalk, dem Kellner sei nicht zu trauen; er widerspreche sich schon eine halbe Stunde.

Nach allem Diesem mußte der Kellner hinauf, dringend zu bitten, der Herr möge doch ja eilig herunterkommen, dabei auch zu drohen, die Damen würden heraufsteigen und selbst danken. „Es ist ein Wirrwarr ohne Grenzen," fuhr der Kellner fort; „ich begreife nicht, warum Sie zaudern, sich sehen zu lassen; man hält Sie für einen alten Oheim, den man wieder zu umarmen leidenschaftlich verlangt. Gehen Sie hinunter, ich bitte! Sind denn Das nicht die Personen, die Sie erwarteten? Verschmähen Sie ein allerliebstes Abenteuer nicht muthwillig; sehens- und hörenswerth ist die junge Schöne; es sind die anständigsten Personen. Eilen Sie hinunter, sonst rücken sie Ihnen wahrlich auf die Stube."

Leidenschaft erzeugt Leidenschaft. Bewegt wie er war, sehnte er sich nach etwas Anderm, Fremdem. Er stieg hinab, in Hoffnung, mit den Ankömmlingen in heiterm Gespräch zu erklären, aufzuklären; fremde Zustände zu gewahren, sich zu zerstreuen; und doch war es ihm, als ging er einem bekannten, ahnungsvollen Zustand entgegen. Nun stand er vor der Thüre; die Damen, die des Oheims Tritt zu hören glaubten, eilten ihm entgegen; er trat ein. Welch' ein Zusammentreffen! Welch' ein Anblick! Die sehr Schöne that einen Schrei und warf sich der Aeltern um den Hals; der Freund erkannte sie Beide, erschrack zurück; dann drängt' es ihn vorwärts; er lag zu ihren Füßen und berührte ihre Hand, die er sogleich wieder lechzend, mit dem bescheidensten Kuß. Die Sylben: Un-to-tal erstarben auf seinen Lippen.

Wenden wir unsern Blick nunmehr nach dem Hause unsers Freundes, so finden wir daselbst ganz eigene Zustände. Die gute Alte wußte nicht, was sie thun oder lassen sollte; sie unterhielt die Lampen des Vorhauses und der Treppe. Das Essen hatte sie vom Feuer gehoben; Einiges war unwiederbringlich verdorben. Die Kammerjungfer war bei den schlafenden Kindern geblieben und hatte die vielen Kerzen der Zimmer gehütet, so ruhig und geduldig als jene verdrießlich hin- und herfahrend.

Endlich rollte der Wagen vor; die Dame stieg aus und vernahm, ihr Gemahl sei vor einigen Stunden abgerufen worden. Die Treppe hinaufsteigend, schien sie von der festlichen Erleuchtung keine Kenntniß zu nehmen. Nun erfuhr die Alte von einem Bedienten, ein Unglück sei unterwegs begegnet, der Wagen in einen Graben geworfen worden, und was Alles nachher sich ereignet.

Die Dame trat in's Zimmer: „Was ist Das für eine Maskerade?" sagte sie, auf die Kinder deutend. „Es hätte Ihnen viel Vergnügen gemacht," versetzte die Jungfer, „wären Sie einige Stunden früher angekommen." Die Kinder, aus dem Schlafe gerüttelt, sprangen auf und begannen, als sie die Mutter vor sich sahen, ihren eingelernten Spruch. Von beiden Seiten verlegen, ging es eine Weile; dann, ohne Aufmunterung und Nachhülfe kam es zum Stecken; endlich brach es völlig ab und die guten Kleinen wurden mit einigen Liebkosungen zu Bette geschickt. Die Dame sah sich allein, warf sich auf den Sopha und brach in bittere Thränen aus.

Doch es wird nun ebenfalls nothwendig, von der Dame selbst und von Dem, wie es scheint, übel abgelaufenen ländlichen Feste nähere Nachricht zu geben. Albertine war eine von den Frauenzimmern, denen man unter vier Augen Nichts zu sagen hätte, die man aber sehr gern in großer Gesellschaft sieht. Dort erscheinen sie als wahre Zierden des Ganzen und als Reizmittel in jedem Augenblick einer Stockung. Ihre Anmuth ist von der Art, daß sie, um sich zu äußern, sich bequem darzuthun, einen gewissen Raum braucht; ihre Wirkungen verlangen ein größeres Publicum, sie bedürfen eines Elements, das sie trägt, das sie nöthigt, anmuthig zu sein; gegen den Einzelnen wissen sie sich kaum zu betragen.

Auch hatte der Hausfreund bloß dadurch ihre Gunst und erhielt sich darin, weil er Bewegung auf Bewegung einzuleiten und immer fort, wenn auch keinen großen, doch einen heitern Kreis im Treiben zu erhalten wußte. Bei Rollenaustheilungen wählte er sich die zärtlichen Väter

und mußte durch ein anſtändiges, altklinges Benehmen über die jüngern erſten, zweiten und dritten Liebhaber ſich ein Uebergewicht zu verſchaffen.

Florine, Weſtgerinn eines bedeutenden Rittergutes in der Nähe, Winters in der Stadt wohnend, verpflichtet gegen Odoard'en, deſſen haushälteriſche Einrichtung zufälliger-, aber glücklicher Weiſe ihrem Landgut höchlich zu Gute kam und den Ertrag deſſelben in der Folge bedeutend zu vermehren die Ausſicht gab, bezog Sommers ihr Landgut und machte es zum Schauplatze vielfacher anſtändiger Vergnügungen. Geburtstage beſonders wurden niemals verabſäumt und mannigfaltige Feſte veranſtaltet.

Florine war ein munteres, neckiſches Weſen, wie es ſchien, nirgends anhänglich, auch keine Anhänglichkeit fordernd noch verlangend. Leidenſchaftliche Tänzerinn, ſchätzte ſie die Männer nur, inſofern ſie ſich gut im Tacte bewegten; ewig rege Geſellſchafterinn, hielt ſie Denjenigen unerträglich, der auch nur einen Augenblick vor ſich hinſah und nachzudenken ſchien; übrigens als heitere Liebhaberinn, wie ſie in jedem Stück, jeder Oper nöthig ſind, ſich gar anmuthig darſtellend, weßhalb denn zwiſchen ihr und Albertinen, welche die Anſtändigen ſpielte, ſich nie ein Mißſtreit hervorthat.

Den eintretenden Geburtstag in guter Geſellſchaft zu feiern, war aus der Stadt und aus dem Lande umher die beſte Geſellſchaft eingeladen. Einen Tanz, ſchon nach dem Frühſtück begonnen, ſetzte man nach der Tafel fort; die Bewegung zog ſich in die Länge; man fuhr zu ſpät ab, und von der Nacht auf ſchlimmem Wege, doppelt ſchlimm, weil er eben gebeſſert wurde, ehe man's dachte, ſchon überraſcht, verfah's der Kutſcher und warf in einen Graben. Unſere Schöne mit Florine'n und dem Hausfreunde ſäßen ſich in ſchlimmer Verwickelung; der Letzte wußte ſich ſchnell herauszuwinden; dann über den Wagen ſich biegend, rief er: „Florine, wo biſt Du?“ Albertine glaubte zu träumen; er faßte hinein und zog Florine'n, die oben lag, ohnmächtig hervor, bemühte ſich um ſie und trug ſie endlich auf kräftigem Arm den wiedergefundenen Weg hin. Albertine ſaß noch im Wagen; Kutſcher und Bediente halfen ihr heraus, und, geſtützt auf den Letzten, ſuchte ſie weiter zu kommen. Der Weg war ſchlimm, ihr Tanzſchuhe nicht günſtig; obgleich von dem Burſchen unterſtützt, ſtrauchelte ſie jeden Augenblick aber im Innern ſah es noch wilder, noch wüſter aus. Wie ihr geſchah, wußte ſie nicht, begriff ſie nicht.

Allein als ſie in's Wirthshaus trat, in der kleinen Stube Florine'n auf dem Bette, die Wirthinn und Lenardo um ſie beſchäftigt ſah, ward ſie ihres Unglücks gewiß. Ein geheimes Verhältniß zwiſchen dem unſeligen Freund und der verrätheriſchen Freundinn offenbarte ſich blitzſchnell auf ein Mal; ſie mußte ſehen, wie Dieſe, die Augen aufſchlagend, ſich dem Freund um den Hals warf, mit der Wonne einer neu wiederauflebenden, zärtlichſten Anneigung; wie die ſchwarzen Augen wieder glänzten, eine friſche Röthe die blaßlichen Wangen auf ein Mal wieder jugend färbte; wirklich ſah ſie verjüngt, reizend, allerliebſt aus.

Albertine ſtand vor ſich hinſchauend, einzeln, kaum bemerkt; Jene erholten ſich, nahmen ſich zuſammen, der Schade war geſchehen man war denn doch genöthigt, ſich wieder in den Wagen zu ſetzen; und in der Höhle ſelbſt könnten widerwärtig Geſtunte, Verrathene mit Verräthern ſo eng nicht zuſammengepackt ſein.

Elftes Capitel.

Lenardo ſowohl als Odoard waren einige Tage ſehr lebhaft beſchäftigt, Jener, die Abreiſenden mit allem Nöthigen zu verſehen, Dieſer, ſich mit den Bleibenden bekannt zu machen, ihre Fähigkeiten zu beurtheilen, um ſie von ſeinen Zwecken hinreichend zu unterrichten. Indeſſen blieb Friedrich'en und unſerem Freunde Raum und Ruhe zu ſtiller Unterhaltung. Wilhelm ließ ſich den Plan im Allgemeinen vorzeichnen; und da man mit Landſchaft und Gegend genugſam vertraut geworden, auch die Hoffnung beſprochen war, in einem ausgedehnten Gebiete eine große Anzahl Bewohner entwickelt zu ſehen: ſo wendete ſich das Geſpräch, wie natürlich, zuletzt auf Das, was Menſchen eigentlich zuſammenhält; auf Religion und Sitte. Hierüber konnte denn der heitere Friedrich hinreichende Auskunft geben; und wir würden wohl Dank verdienen, wenn wir das Geſpräch in ſeinem Laufe mittheilen könnten, das durch Frag' und Antwort, durch Einwendung und Berichtigung ſich gar lieblich durchſchlang und in mannigfaltigem Schwanken zu dem eigentlichen Zweck gefällig hinbewegte. Indeſſen dörfen wir uns ſo lange nicht aufhalten und geben lieber gleich die Reſultate, als daß wir uns verpflichteten, ſie erſt nach und nach in dem Geiſte unſerer Leſer hervortreten zu laſſen. Folgendes ergab ſich, als die Quinteſſenz Deſſen, was verhandelt wurde: Daß der Menſch in's Unvermeidliche ſich füge; darauf dringen alle Religionen; jede ſucht auf ihre Weiſe mit dieſer Aufgabe fertig zu werden.

Die Chriſtliche hilft durch Glaube, Liebe, Hoffnung gar anmuthig noch; daraus entſteht denn die Geduld, ein ſüßes Gefühl, welch eine ſchätzbare Gabe das Daſein bleibe, auch wenn

ihm, anſtatt des gewünſchten Genuſſes, das widerwärtigſte Leiden aufgebärdet wird. An dieſer Religion halten wir feſt, aber auf eine eigene Weiſe; wir unterrichten unſere Kinder von Jugend auf von den großen Vortheilen, die ſie uns gebracht hat; dagegen von ihrem Urſprung, von ihrem Verlauf geben wir zuletzt Rechenſchaft. Alsdann wird uns der Urheber erſt lieb und werth, und alle Nachricht, die ſich auf ihn bezieht, wird heilig. In dieſem Sinne, den man vielleicht pedantiſch nennen mag, aber doch als folgerecht anerkennen muß, dulden wir keinen Juden unter uns; denn wie ſollten wir ihm den Antheil an der höchſten Cultur verſagen, deren Urſprung und Herkommen er verläugnet?

Hiervon iſt unſere Sittenlehre ganz abgeſondert; ſie iſt rein thätig und wird in den wenigen Geboten begriffen: Mäßigung im Willkürlichen, Emſigkeit im Nothwendigen. Nun mag ein Jeder dieſe laconiſchen Worte nach ſeiner Art im Lebensgange benutzen, und er hat einen ergiebigen Text zu grenzenloſer Ausführung.

Der größte Reſpect wird Allen eingeprägt für die Zeit, als für die höchſte Gabe Gottes und der Natur und die aufmerkſame Begleiterinn des Daſeins. Die Uhren ſind bei uns vervielfältigt und deuten ſämmtlich mit Zeiger und Schlag die Viertelſtunden an, und um ſolche Zeichen möglichſt zu vervielfältigen, geben die in unſerm Lande errichteten Telegraphen, wenn ſie ſonſt nicht beſchäftigt ſind, den Lauf der Stunden bei Tag und bei Nacht an, und zwar durch eine ſehr geiſtreiche Vorrichtung.

Unſere Sittenlehre, die alſo ganz practiſch iſt, bringt nun hauptſächlich auf Beſonnenheit, und dieſe wird durch Eintheilung der Zeit, durch Aufmerkſamkeit auf jede Stunde höchlich gefördert. Etwas muß gethan ſein in jedem Moment, und wie wollt' es geſchehen, achtete man nicht auf das Werk wie auf die Stunde?

In Betracht, daß wir erſt anfangen, legen wir großes Gewicht auf die Familien-Kreiſe. Den Hausvätern und Hausmüttern denken wir große Verpflichtungen zuzutheilen; die Erziehung wird bei uns um ſo leichter, als Jeder für ſich ſelbſt Knechte und Mägde, Diener und Dienerinnen ſtellen muß.

Gewiſſe Dinge freilich müſſen nach einer gewiſſen gleichförmigen Einheit gebildet werden: Leſen, Schreiben, Rechnen mit Leichtigkeit der Maſſe zu überliefern, übernimmt der Abbé; ſeine Methode erinnert an den wechſelsweiſen Unterricht, doch iſt ſie geiſtreicher; eigentlich aber kommt Alles darauf an, zu gleicher Zeit Lehrer und Schüler zu bilden.

Aber auch eines wechſelſeitigen Unterrichts will ich erwähnen; der Uebung, angegriffen und ſich zu vertheidigen. Hier iſt Lothario in ſeinem Felde; ſeine Manövers haben etwas Aehnliches von unſern Feldjägern; doch kann er nicht anders als original ſein.

Hierbei bemerke ich, daß wir im bürgerlichen Leben keine Glocken, im ſoldatiſchen keine Trommeln haben; dort, wie hier, iſt Menſchenſtimme, verbunden mit Blas-Inſtrumenten, hinreichend. Das Alles iſt ſchon da geweſen und iſt noch da; die ſchickliche Anwendung beſtehen aber iſt dem Geiſt überlaſſen, der es auch allenfalls wohl erfunden hätte.

„Das größte Bedürfniß eines Staats iſt Das einer muthigen Obrigkeit;" und daran ſoll es dem Unſerigen nicht fehlen; wir Alle ſind ungeduldig, das Geſchäft anzutreten, munter und überzeugt, daß man einfach anfangen müſſe. So denken wir nicht an Juſtiz, aber wohl an Policei. Ihr Grundſatz wird kräftig ausgeſprochen: Niemand ſoll dem Andern unbequem ſein; wer ſich unbequem erweiſt, wird beſeitigt, bis er begreift, wie man ſich anſtellt, um geduldet zu werden. Iſt etwas Lebloſes, Unvernünftiges in dem Falle, ſo wird Dieß gleichmäßig bei Seite gebracht.

In jedem Bezirk ſind drei Policei-Directoren, die alle acht Stunden wechſeln, ſchichtweiſe, wie im Bergwerk, das auch nicht ſtillſtehen darf, und einer unſerer Männer wird bei Nachtzeit vorzüglich bei der Hand ſein.

Sie haben das Recht, zu ermahnen, zu tadeln, zu ſchelten und zu beſeitigen; finden ſie es nöthig, ſo rufen ſie mehr oder weniger Geſchwor'ne zuſammen. Sind die Stimmen gleich, ſo entſcheidet der Vorſitzende nicht, ſondern es wird das Loos gezogen, weil man überzeugt iſt, daß bei gegen einander ſtehenden Meinungen es immer gleichgiltig iſt, welche befolgt wird.

Wegen der Majorität haben wir ganz eigene Gedanken; wir laſſen ſie freilich gelten im nothwendigen Weltlauf, im höhern Sinne haben wir aber nicht viel Zutrauen auf ſie. Doch darüber darf ich mich nicht weiter auslaſſen.

Fragt man nach der höhern Obrigkeit, die Alles lenkt, ſo findet man ſie niemals an einem Orte; ſie geht beſtändig umher, um Gleichheit in den Hauptſachen zu erhalten und in läßlichen Dingen einem Jeden ſeinen Willen zu geſtatten. Iſt Dieß doch ſchon einmal im Lauf der Geſchichte da geweſen: die Deutſchen Kaiſer zogen umher, und dieſe Einrichtung iſt dem Sinne freier Staaten am Allergemäßeſten. Wir dächten uns vor einer Hauptſtadt, ob wir ſchon den Punct in unſern Feſtungen ſehen, wo ſich die größte Anzahl von Menſchen zuſammenhalten wird. Dieß aber verheimlichen wir, Dieß

mag nach und nach, und wird noch früh genug entſtehen.

Dieſes ſind im Allgemeinſten die Puncte, über die man meiſtens einig iſt; doch werden ſie bei'm Zuſammentreten von mehrern oder wenigern Gliedern immer wieder auf's Neue durchgeſprochen. Die Hauptſache wird aber ſein, wenn wir uns an Ort und Stelle befinden. Den neuen Zuſtand, der aber dauern ſoll, ſpricht eigentlich das Geſetz aus. Unſere Strafen ſind gelind; Ermahnung darf ſich Jeder erlauben, der ein gewiſſes Alter hinter ſich hat; mißbilligen und ſcheiten nur der anerkannte Aelteſte; beſtrafen nur eine zuſammenberufene Zahl.

Man bemerkt, daß ſtrenge Geſetze ſich ſehr bald abſtumpfen und nach und nach loſer werden, weil die Natur immer ihre Rechte behauptet. Wir haben läßliche Geſetze, um nach und nach ſtrenger werden zu können: unſere Strafen beſtehen vorerſt in Abſonderung von der bürgerlichen Geſellſchaft, gelinder, entſchiedener, kürzer und länger nach Befund. Wächſt nach und nach der Beſitz der Staatsbürger, ſo zwackt man ihnen auch davon ab, weniger oder mehr, wie ſie verdienen, daß man ihnen von dieſer Seite wehe thue.

Allen Gliedern des Bundes iſt davon Kenntniß gegeben, und bei angeſtelltem Examen hat ſich gefunden, daß Jeder von den Hauptpuncten auf ſich ſelbſt die ſchicklichſte Anwendung macht. Die Hauptſache bleibt nur immer, daß wir die Vortheile der Cultur mit hinübernehmen und die Nachtheile zurücklaſſen. Branntweinſchenken und Leſe-Bibliotheken werden bei uns nicht geduldet; wie wir uns aber gegen Fläſchchen und Bücher verhalten, will ich lieber nicht eröffnen: dergleichen Dinge müßen gethan ſein, wenn man ſie beurtheilen ſoll.

Und in eben dieſem Sinne hält der Gaſtwirt und Ordner dieſer Papiere mit andern Anordnungen zurück, welche unter der Geſellſchaft ſelbſt noch als Probleme circuliren, und welche zu verſuchen man vielleicht an Ort und Stelle nicht räthlich findet; um deſto weniger Beifall dürfte man ſich verſprechen, wenn man derſelben hier umſtändlich erwähnen wollte.

Zwölftes Capitel.

Die zu Oberhof's Vortrag angeſetzte Zeit war gekommen, welcher, nachdem Alles verſammelt und beruhigt war, folgender Maßen zu reden begann: „Das bedeutende Werk, an welchem Theil zu nehmen ich dieſe Maſſe wackerer Männer eingeladen habe, iſt Ihnen nicht ganz unbekannt; denn ich habe ja ſchon im Allgemeinen mit Ihnen davon geſprochen. Aus meinen Erklärungen geht hervor, daß in der alten Welt ſo gut wie in der neuen, Räume ſind, welche einen beſſern Anbau bedürfen, als ihnen bisher zu Theil ward. Dort hat die Natur große, weite Strecken ausgebreitet, wo ſie unberührt und eingewildert liegt, daß man ſich kaum getraut, auf ſie loszugehen und ihr einen Kampf anzubieten. Und doch iſt es leicht für den Entſchloſſenen, ihr nach und nach die Wüſteneien abzugewinnen und ſich eines fruchtreichen Beſitzes zu verſichern. In der alten Welt iſt es das Umgekehrte. Hier iſt überall ein theilweiſer Beſitz ſchon ergriffen, mehr oder weniger, durch unendliche Zeit das Recht dazu geheiligt; und wenn dort das Grenzenloſe als unüberwindlicher Hinderniß erſcheint, ſo ſetzt hier das einfach Begrenzte beinahe noch ſchwerer zu überwindende Hinderniſſe entgegen. Der Natur iſt durch Ewigkeit der Menſchen, durch Gewalt oder Ueberredung zu obſiegen."

„Wird der einzelne Beſitz von der ganzen Geſellſchaft für heilig geachtet, ſo iſt er es dem Beſitzer noch mehr. Gewohnheit, jugendliche Eindrücke, Achtung für Vorhaben, Abneigung gegen den Nachbar und hunderterlei Dinge ſind es, die den Beſitzer ſtarr und gegen jede Veränderung widerwillig machen. Je älter dergleichen Zuſtände ſind, je verflochtener, je geheilter, deſto ſchwieriger wird es, das Allgemeine durchzuſetzen, daß, indem es dem Einzelnen Etwas nähme, dem Ganzen und durch Rück- und Mitwirkung auch Jedem wieder unerwartet zu Gute käme."

„Schon mehrere Jahre ſteh' ich im Namen meines Fürſten einer Provinz vor, die, von ſeinen Staaten getrennt, lange nicht ſo, wie es möglich wäre, benutzt wird. Eben dieſe Abgeſchloſſenheit oder Eingeſchloſſenheit, wenn man will, hindert, daß bisher keine Anſtalt ſich treffen ließ, die den Bewohnern Gelegenheit gegeben hätte, Das, was ſie vermögen, nach außen zu verbreiten, und von außen zu empfangen, was ſie bedürfen."

„Mit unumſchränkter Vollmacht gebot ich in dieſem Lande. Manches Gute war zu thun, aber doch immer nur ein Beſchränktes; dem Beſſern waren überall Riegel vorgeſchoben, und das Wünſchenswerthere ſchien in einer andern Welt zu liegen."

„Ich hatte keine andere Verpflichtung, als gut Haus zu halten. Was iſt leichter als Das! Ebenſo leicht iſt es, Mißbräuche zu beſeitigen, menſchlicher Fähigkeiten ſich zu bedienen, den Beſtehſamen nachzuhelfen. Dieß Alles ließ ſich mit Verſtand und Gewalt recht bequem leiſten; dieß Alles that ich gewiſſer Maßen von ſelbſt. Aber wohin beſonders meine Aufmerkſamkeit, meine Sorge ſich richtete, Dieß waren die Nachbarn, die nicht mit gleichen Gaben

nungen, am Wenigſten mit gleicher Ueberzeugung, ihre Landestheile regierten und regieren ließen.“

„Beinahe hätte ich mich reſignirt und mich innerhalb meiner Lage am Beſten gehalten und das Herkömmliche ſo gut als es ſich thun ließ benutzt; aber ich bemerkte auf ein Mal, das Jahrhundert komme mir zu Hülfe. Jüngere Beamte wurden in der Nachbarſchaft angeſtellt; ſie hegten gleiche Geſinnungen, aber freilich nur im Allgemeinen wohlwollend, und pflichteten nach und nach meinen Planen zu allſeitiger Verbindung um ſo eher bei, als mich das Loos traf, die größern Aufopferungen zuzugeſtehen, ohne daß gerade Jemand merkte, auch der größere Vortheil neige ſich auf meine Seite.“

„So ſind nun unſer Drei über anſehnliche Landesſtrecken zu gebieten befugt; unſere Fürſten und Miniſter ſind von der Redlichkeit und Nützlichkeit unſerer Vorſchläge überzeugt; denn es gehört freilich mehr dazu, ſeinen Vortheil im Großen als im Kleinen zu überſehen. Hier zeigt uns immer die Nothwendigkeit, was wir zu thun und zu laſſen haben, und da iſt denn ſchon genug, wenn wir dieſen Maßſtab an's Gegenwärtige legen; dort aber ſollen wir eine Zukunft erſchaffen; und wenn auch ein durchdringender Geiſt den Plan dazu fände, wie kann er hoffen, Andere darin einſtimmend zu ſehen?“

„Noch würde Dieß dem Einzelnen nicht gelingen; die Zeit, welche die Geiſter frei macht, öffnet zugleich ihren Blick in's Weitere, und im Weitern läßt ſich das Größere leicht erkennen, und ein's der ſtärkſten Hinderniſſe menſchlicher Handlungen wird leichter zu entfernen. Dieſes beſteht nämlich darin, daß die Menſchen wohl über die Zwecke einig werden, viel ſeltener aber über die Mittel, dahin zu gelangen. Denn das wahre Beſte hebt uns über uns ſelbſt hinaus und leuchtet uns vor wie ein Stern; die Wahl der Mittel aber ruft uns in uns ſelbſt zurück, und da wird der Einzelne gerade, wie er war, und fühlt ſich ebenſo iſolirt, als hätt' er vorher nicht in's Ganze geſtimmt.“

„Hier alſo haben wir zu wiederholen: das Jahrhundert muß uns zu Hülfe kommen, die Zeit an die Stelle der Vernunft treten, und in einem erweiterten Herzen der höhere Vortheil den niedern verdrängen.“

„Hier ſei es genug; und wär' es zu viel für den Augenblick, in der Folge werd' ich einen jeden Theilnehmer daran erinnern. Genaue Vermeſſungen ſind geſchehen, die Straßen bezeichnet, die Puncte beſtimmt, wo man die Gaſthöfe und in der Folge vielleicht die Dörfer heranrückt. Zu aller Art von Thätigkeiten iſt Gelegenheit, zu Nothwendigkeit vorhanden. Treffliche Bauwerkſtätten und Techniker bereiten Alles vor; Riſſe und Anſchläge ſind gefertigt; die Abſicht iſt, größere und kleinere Accorde abzuſchließen, und ſo mit genauer Controle die bereitliegenden Geldſummen, zur Verwunderung des Mutterlandes, zu verwenden; da wir denn der ſchönſten Hoffnung leben, es werde ſich eine vereinte Thätigkeit nach allen Seiten von nun an entwickeln.“

„Worauf ich nun aber die ſämmtlichen Theilnehmer aufmerkſam zu machen habe, weil es vielleicht auf ihre Entſchließung Einfluß haben könnte, iſt die Einrichtung, die Geſtalt, in welche wir alle Mitwirkenden vereinigen und ihnen eine würdige Stellung unter ſich und gegen die übrige bürgerliche Welt zu ſchaffen gedenken.“

„Sobald wir jenen bezeichneten Boden betreten, werden die Handwerke ſogleich für Künſte erklärt und durch die Benennung „freye Künſte“ von den „freien“ entſchieden getrennt und abgeſondert. Dieß Mal kann hier nur von ſolchen Beſchäftigungen die Rede ſein, welche den Anſtand ſich zur Angelegenheit machen; die ſämmtlichen hier anweſenden Männer, jung und alt, bekennen ſich zu dieſer Claſſe.“

„Zählen wir ſie her in der Folge, wie ſie den Bau in die Höhe richten und nach und nach zur Wohnbarkeit befördern.“

„Die Steinmetzen nenn' ich voraus, welche den Grund und Schein vollkommen bearbeiten, den ſie mit Beihülfe der Maurer am rechten Ort in der genaueſten Bezeichnung niederſenken. Die Maurer folgen hierauf, die auf den ſtreng unterſuchten Grund das Gegenwärtige und Zukünftige wohl befeſtigen. Früher oder ſpäter bringt der Zimmermann ſeine vorbereiteten Contignationen herbei, und ſo ſteigt nach und nach das Beabſichtigte in die Höhe. Den Dachdecker rufen wir eilig herbei; im Innern bedürfen wir des Tiſchers, Glaſers, Schloſſers; und wenn ich den Tüncher zuletzt nenne, ſo geſchieht es, weil er mit ſeiner Arbeit zur verſchiedenſten Zeit eintreten kann, um zuletzt dem Ganzen in- und auswendig einen gefälligen Schein zu geben. Manchen Hülfsarbeiten gedenk' ich nicht, nur die Hauptlinie verfolgend.“

„Die Stufen von Lehrling, Geſell und Meiſter müſſen auf's Strengſte beobachtet werden; auch können in dieſen viele Abſtufungen gelten, aber Prüfungen können nicht ſorgfältig genug ſein. Wer heraustritt, weiß, daß er ſich einer ſtrengen Kunſt ergiebt, und er darf keine läßlichen Forderungen von ihr erwarten; ein einziges Glied, das in einer großen Kette bricht, vernichtet das Ganze. Bei großen Unternehmungen, wie bei großen Gelagen, muß der Leichtſinn verbannt ſein.“

„Gerade hier muß die ſtrenge Kunſt der freien zum Muſter dienen und ſie zu beſchämen

machten. Sehen wir die sogenannten freien Künste an, die doch eigentlich in einem höhern Sinne zu nehmen und zu nennen sind, so findet man, daß es ganz gleichgiltig ist, ob sie gut oder schlecht betrieben werden. Die schlechteste Statue steht auf ihren Füßen wie die beste; eine gemalte Figur schreitet mit verzeichneten Füßen gar munter vorwärts, ihre mißgestalteten Arme greifen gar kräftig zu; die Figuren stehen nicht auf dem richtigen Plan und der Boden fällt deswegen nicht zusammen. Bei der Musik ist es noch auffallender; die gellende Fiedel einer Dorfschenke erregt die wackern Glieder auf's Kräftigste, und wir haben die unschicklichsten Kirchen-Musiken gehört, bei denen der Gläubige sich erbaute. Wollt Ihr nun gar auch die Poesie zu den freien Künsten rechnen, so werdet Ihr freilich sehen, daß diese kaum weiß, wo sie eine Grenze finden soll. Und doch hat jede Kunst ihre innern Gesetze, deren Nichtbeobachtung aber der Menschheit keinen Schaden bringt; dagegen die strengen Künste dürfen sich Nichts erlauben. Den freien Künstler darf man loben; man kann an seinen Vorzügen Gefallen finden, wenn gleich seine Arbeit bei näherer Untersuchung nicht Stich hält."

„Betrachten wir aber die beiden, sowohl die freien als strengen Künste, in ihren vollkommensten Zuständen, so hat sich diese vor Pedanterei und Bockbeuteiei, jene vor Gedankenlosigkeit und Pfuscherei zu hüten. Wer sie zu leiten hat, wird hierauf aufmerksam machen; Mißbräuche und Mängel werden dadurch verhütet werden."

„Ich wiederhole mich nicht; denn unser ganzes Leben wird eine Wiederholung des Gesagten sein. Ich bemerke nur noch Folgendes: Wer sich einer strengen Kunst ergibt, muß sich ihr für's Leben widmen. Bisher nannte man sie Handwerk, ganz angemessen und richtig; die Bekenner sollten mit der Hand wirken, und die Hand, soll sie Das, so muß ein eigenes Leben sie beseelen, sie muß eine Natur für sich sein, ihre eig'nen Gedanken, ihren eig'nen Willen haben, und Das kann sie nicht auf vierteil Meile."

Nachdem der Redende mit hinzugefügten guten Worten geschlossen hatte, richteten die sämmtlichen Anwesenden sich auf, und die Gewerke, andacht abzuziehen, bildeten einen regelmäßigen Kreis vor der Tafel der anerkannten Obern. Odoard reichte den Sämmtlichen ein gedrucktes Blatt umher, wovon sie, nach einer bekannten Melodie, mäßig munter ein gutmüthiges Lied sangen:

Bleiben, Bleben, Bleben, Bleiben,
Gut bestimmt dem Tadel zum Gleich.
Wo wir Vorzüglichst betreiben
Ist der wenigste Bereich.

Die zu fliegen wird ein Verlangen,
Wer gehorchet, der verdient es:
Heil' ein hohes Vaterland.
Heil dem Lehrer! Heil dem Band!

Du vertheilest Kraft und Würde,
Und erwägst es ganz genau,
Gibst dem Alten Ruh' und Würde,
Jünglingen Geschäft und Frau.
Wechselseitiges Vertrauen
Wird ein traulich' Häuschen bauen,
Schließen Hof und Gartenraum,
Auch der Nachbarschaft vertrau'n.

Wo an wohlgebahnten Straßen
Man in neuer Schenke weilt,
Wo dem Fremdling reicher Maßen
Labetrunk in zugetheilt,
Siedeln wir uns an mit Andern.
Eilet, eilet, einzuwandern
In das hohe Vaterland.
Heil Dir Führer! Heil Dir Band!

Dreizehntes Capitel.

Eine vollkommene Stille schloß sich an diese lebhafte Bewegung der vergangenen Tage. Die drei Freunde blieben allein gegen einander über stehen und es ward gar bald merkbar, daß zwei von ihnen, Lenardo und Friedrich, von einer sonderbaren Unruhe bewegt wurden; sie verbargen nicht, daß Beide ungeduldig seien, für ihren Theil in der Abreise von diesem Orte sich gehindert zu sehen. Sie erwarteten einen Boten, hieß es, und es kam indessen nichts Verdrießliches, nichts Entscheidendes zur Sprache.

Endlich kommt der Bote, ein bedeutendes Paket überbringend, worüber sich Friedrich sogleich herwirft, um es zu eröffnen. Lenardo hält ihn ab und spricht: „Laß es unberührt; leg' es vor uns nieder auf den Tisch. Wir wollen es ansehen, denken und vermuthen, was es enthalten möge. Denn unser Schicksal ist seiner Bestimmung näher; und wenn wir nicht selbst Herren darüber sind; wenn es von dem Verstande, von den Empfindungen Anderer abhängt, ein Ja oder Nein, ein Sie oder Sie zu erwarten ist: dann ziemt es, ruhig zu stehen, sich zu fassen, sich zu fragen, ob man es erdulden würde, als wenn es ein sogenanntes Gottesurtheil wäre, wo uns anbefiegt ist, die Vernunft gefangen zu nehmen."

„Du bist nicht so gelassen, als Du scheinen willst," versetzte Friedrich; „bleibe deswegen allein mit Deinen Geheimnissen und schalte darüber nach Belieben; mich berühren sie auf alle Fälle nicht; aber laß mich indeß diesem alten geprüften Freunde den Inhalt offenbaren und die zweifelhaften Zustände vorlegen, die wir ihm schon so lange verheimlicht haben." Mit diesen Worten riß er unsern Freund mit sich weg, und schon unterwegs rief er aus: „Sie ist gefunden, längst gefunden! und es ist nur die Frage, wie es mit ihr werden soll."

Mephiſtopheles.

Ich tränke gern ein Glas, die Freyheit hoch zu ehren,
Wenn eure Weine nur ein Bißchen beſſer wären.

Siebel.

Wir mögen das nicht wieder hören.

Mephiſtopheles.

Ich fürchte nur der Wirth beſchweret ſich,
Sonſt gäb' ich dieſen werthen Gäſten
Aus unſerm Keller 'was zum Beſten.

Siebel.

Nur immer her, ich nehm's auf mich.

Froſch.

Schafft ihr ein gutes Glas, ſo wollen wir euch loben.
Nur gebt nicht gar zu kleine Proben;
Denn wenn ich judiciren ſoll,
Verlang' ich auch das Maul recht voll.

„Das wußt' ich ſchon," ſagte Wilhelm; „denn Freunde offenbaren einander gerade Das am Deutlichſten, was ſie einander verſchweigen; die letzte Stelle des Tagebuchs, wo ſich Lenardo gerade mitten im Gebirg des Briefes erinnert, den ich ihm ſchrieb, rief mir in der Einbildungskraft im ganzen Umgange des Geiſtes und Gefühls jenes gute Weſen hervor; ich ſah ihn ſchon mit dem nächſten Morgen ſich ihr nähern, ſie anerkennen, und was daraus mochte gefolgt ſein. Da will ich denn aber aufrichtig geſtehen, daß nicht Neugierde, ſondern ein redlicher Antheil, den ich ihr gewidmet habe, mich über Euer Schweigen und Zurückhalten beunruhigte."

„Und in dieſem Sinne", rief Friedrich, „biſt Du gerade bei dieſem angekommenen Paket hauptſächlich mit intereſſirt; der Verſtoß des Tagebuchs war an Macarie's geſandt, und man wollte Dir durch die Erzählung das ernſt-anmuthige Ereigniß nicht verkümmern. Nun ſollſt Du's auch gleich haben; Lenardo hat gewiß indeſſen ausgepackt, und Das braucht er nicht zu ſeiner Aufklärung."

Friedrich ſprang hiermit nach alter Art hinweg, ſprang wieder herbei und brachte das verſprochene Heft. „Nun muß ich aber auch erfahren," rief er, „was aus uns werden wird." Hiermit war er wieder entſprungen, und Wilhelm las:

Lenardo's Tagebuch.

Fortſetzung.

Freitag, den 27.

Da man heute nicht ſäumen durfte, um zeitig zu Frau Suſanne zu gelangen, ſo frühſtückte man eilig mit der ganzen Familie, dankte mit verſteckten Glückwünſchen, und hinterließ dem Geſchirrloſſer, welcher zurückblieb, die den Jungfrauen zugedachten Geſchenke, etwas reichlicher und bräutlicher als die vorgeſtrigen, ſie ihm heimlich zuſchiebend, worüber der gute Mann ſich ſehr erfreut zeigte.

Dieß Mal war der Weg früh zurückgelegt; nach einigen Stunden erblickten wir in einem ruhigen, nicht allzu weiten, flachen Thale, deſſen eine ſeitige Seite, von Weiden des klaren See's leicht beſpült, ſich widerſpiegelte, wohl und anſtändig gebaute Häuſer, um welche ein beſſerer, ſorgfältig gepflegter Boden, bei ſonniger Lage, einiges Gartenwerk begünſtigte. In das Haupthaus durch den Gaſtboten eingeführt und Frau Suſannen vorgeſtellt, fühlte ich Etwas ganz Eigenes, als ſie uns freundlich anſprach und verſicherte: es ſei ihr ſehr angenehm, daß wir Freitags kämen, als dem ruhigſten Tage der Woche, da Donnerstags Abends die gefertigte Waare zum See und in die Stadt geführt werde. Dem einfallenden Gaſtboten, welcher ſagte: „Die bringt wohl Daniel jederzeit hinunter!" verſetzte ſie: „Gewiß; er verſieht das Geſchäft ſo löblich und treu, als wenn es ſein eigenes wäre." „Iſt doch auch der Unterſchied nicht groß," verſetzte Jener, übernahm einige Aufträge von der freundlichen Wirthin und eilte, ſeine Geſchäfte in den Seitenthälern zu vollbringen, verſprach in einigen Tagen wieder zu kommen und mich abzuholen.

Mir war indeſſen ganz wunderlich zu Muthe; mich hatte gleich beim Eintritt eine Ahnung befallen, daß es die Erſehnte ſei; beim längern Hinblick war ſie es wieder nicht, konnte es nicht ſein, und doch beim Wegblicken, oder wenn ſie ſich umkehrte, war ſie es wieder; eben wie im Traum Erinnerung und Phantaſie ihr Weſen gegen einander treiben.

Einige Spinnerinnen, die mit ihrer Wochenarbeit gezögert hatten, brachten ſie nach; die Herrinn, mit freundlicher Ermahnung zum Fleiße, markirte mit ihnen, überließ aber, um ſich mit dem Gaſt zu unterhalten, das Geſchäft an zwei Mädchen, welche ſie Gretchen und Lieschen nannte, und welche ich um deſto aufmerkſamer betrachtete, als ich vorherſehen wollte, wie ſie mit der Schilderung des Geſchäftsführers allenfalls zuſammentreffen. Dieſe beiden Figuren machten mich ganz irre und zerſtörten alle Aehnlichkeit zwiſchen der Geſuchten und der Hausfrau.

Aber ich beobachtete dieſe nur deſto genauer, und ſie ſchien mir allerdings das würdigſte, liebenswürdigſte Weſen von Allen, die ich auf meiner Gebirgsreiſe erblickte. Schon war ich von dem Gewerbe unterrichtet genug, um mit ihr über das Geſchäft, welches ſie gut verſtand, mit Kenntniß ſprechen zu können; meine einſichtige Theilnahme erfreute ſie ſehr. Und als ich fragte: woher ſie ihre Baumwolle beziehe, deren großen Transport über's Gebirg ich vor einigen Tagen geſehen, ſo erwiederte ſie, daß eben dieſer Transport ihr einen anſehnlichen Vorrath mitgebracht. Der Lage ihres Wohnorts ſei auch deßhalb ſo glücklich, weil der nach dem See hinunterführende Hauptſtraße etwa nur eine Viertelſtunde ihres Thals hinabwärts vorbeigehe, wo ſie denn entweder in Perſon oder durch einen Factor die ihr von Zürich beſtimmten und abverlangten Waaren in Empfang nehme, wie denn das vorgeſtern auch geſchehen.

Sie ließ uns den neuen Freund in einen großen luftigen Keller hinaufſteigen, wo der Vorrath aufgehoben wird, damit die Baumwolle nicht zu ſehr austrockne, an Gewicht verliere und weniger geſchmeidig werde. Dann fand ich auch, was ich ſchon im Einzelnen kannte, mei-

ſtrutheils hier verſammelt; ſie deutete nach und nach auf Dorf und Feld, und ich nahm verſtändigen Antheil. Indeſſen wurde ſie ſtiller; aus ihren Fragen konnt' ich errathen, ſie vermuthe, daß ich vom Handwerk ſei. Denn ſie ſagte: da die Baumwolle ſo eben angekommen, ſo erwarte ſie nun bald einen Commis oder Theilnehmer der Zwickau-Handlung, der nach einer beſchriebenen Muſter ihres Zuſtandes die ſchuldige Geldpoſt abholen werde; dieſe liege bereit für einen Jeden, welcher ſich legitimiren könne.

Einiger Maßen verlegen ſuchte ich auszuweichen und blickte ihr nach, als ſie eben Einiges auszuordnen durch's Zimmer ging; ſie erſchien mir wie Penelope unter den Mägden.

Sie kehrt zurück, und mich däucht, es ſei was Eigenes in ihr vorgegangen. — „Sie ſind denn nicht vom Kaufmannsſtande?“ ſagte ſie, „ich weiß nicht, woher mir das Vertrauen kommt, und wie ich mich unterfangen mag, das Ihrige zu verlangen; erdringen will ich's nicht, aber gönnen Sie mir's, wie es Ihnen um's Herz iſt.“ Dabei ſah mich ein fremdes Geſicht mit ſo ganz bekannten, erkennenden Augen an, daß ich mich ganz durchdrungen fühlte und mich kaum zu faſſen wußte. Meine Ahnen, mein Verſtand wollten mir verlaſſen, als man ſie glücklicher Weiſe ſehr eilig abrief. Ich konnte mich erholen, meinen Vorſatz ſtärken, ſo lang als möglich an mich zu halten; denn es ſchwebte mir vor, als wenn abermals ein unſeliges Verhältniß mich bedrohe.

Gretchen, ein geſetztes, freundliches Kind, fühlte mich ab, mir die käuflichen Gewerbe vorzuzeigen; ſie that es verſtändig und ruhig; ich ſchrieb, um ihr Aufmerkſamkeit zu bezeigen, was ſie mir vorſagte, in meine Schreibtafel, wo es noch heut zum Zeugniß eines bloß mechaniſchen Verfahrens; denn ich hatte ganz Anderes im Sinne. Es lautet folgender Maßen:

„Der Eintrag von getreuer ſowohl als gezogener Weberei gehört, je nachdem das Muſter es erfordert, mit weißem, loſe gedrehtem, ſogenanntem Moggengarn, mitunter auch mit türkiſchroth gefärbtem, deßgleichen mit blauen Garnen, welche ebenfalls zu Streifen und Blumen verbraucht werden.

„Beim Scheeren iſt das Gewebe auf Walzen gewunden, die einen tiſchförmigen Rahmen bilden, um welchen der mehrere arbeitende Perſonen ſtehn.“

Lieschen, die unter den Scheerenden geſeſſen, ſteht auf, geeilt ſich zu uns, ich geſchäftig darein zu reden, und zwar auf eine Weiſe, um Jene durch Widerſpruch vor izo zu machen; und als ich Gretchen Deſſen ungeachtet mehr Aufmerkſamkeit beweiſ, ſo ſahe Lieschen umher, um Etwas zu holen, zu bringen, und ſtreifte dabei, ohne durch die Enge des Raums genöthigt zu ſein, mit ihrem zarten Ellbogen zwei Mal merklich bedeutend an meinem Arm hin, welches mir nicht ſonderlich gefallen wollte.

Die gute Schöne (ſie verdient überhaupt, beſonders aber alsdann ſo zu heißen, wenn man ſie mit den Uebrigen vergleicht) hatte mich in den Garten ab, wo mir der Abendſonne genießen ſollten, eh' ſie ſich hinter das Gebirg verſteckte. Ein Lächeln ſchwebte um ihre Lippen, wie es wohl erſcheint, wenn man etwas Erfreuliches zu ſagen zaudert; auch mir war es in dieſer Verlegenheit gar lieblich zu Muthe. Wir gingen neben einander her; ich getraute mir nicht, ihr die Hand zu reichen, ſo gern ich's gethan hätte; wir ſchienen uns Beide vor Worten und Zeichen zu fürchten, wodurch der glückliche Bund nur allzubald in's Gemeine offenbar werden könnte. Sie zeigte mir einige Blumenköpfe, worin ich ſtark aufgekeimte Baumwollenſtauden erkannte. — „So nähren und pflegen wir die für unſer Geſchäft unnützen, ja widerwärtigen Samenkörner, die mit der Baumwolle einen ſo weiten Weg zu uns machen. Es geſchieht aus Dankbarkeit, und es iſt ein eigen' Vergnügen, Dasjenige lebendig zu ſehen, deſſen abgeſtorbene Reſte unſer Daſein belebt. Sie ſehen hier den Anfang, die Mitte iſt Ihnen bekannt, und heute Abend, wenn's Glück gut iſt, einen erfreulichen Abſchluß.“

„Wir, als Fabricanten, ſelbſt oder ein Factor bringen unſere die Woche über eingegangene Waare Donnerstag Abends in das Marktſchiff und langen ſo, in Geſellſchaft von Andern, die gleiches Geſchäft treiben, mit dem früheſten Morgen am Freitag in der Stadt an. Hier trägt nun ein Jeder ſeine Waare zu den Kaufleuten, die im Großen handeln, und ſucht ſie ſo gut als möglich abzuſetzen, nimmt auch wohl den Bedarf von roher Baumwolle allenfalls an Zahlungsſtatt.“

„Aber nicht allein den Bedarf an rohen Stoffen für die Fabrication nebſt dem baaren Verdienſt holen die Marktleute in der Stadt, ſondern ſie verſehen ſich auch mit allerlei andern Dingen zum Bedürfniß und Vergnügen. Wo Einer aus der Familie in die Stadt zu Markte gefahren, da ſind Erwartungen, Hoffnungen und Wünſche, ja ſogar oft Angſt und Furcht rege. Es entſteht Sturm und Gewitter, und man iſt beſorgt, das Schiff nehme Schaden! Die Gewinnſüchtigen harren und mögten erfahren, wie der Verkauf der Waaren ausgefallen, und berechnen ſchon im voraus die Summe des reinen Erwerbs; die Neugierigen warten auf die Neuigkeiten aus der Stadt, die Putzliebenden auf die Kleidungsſtücke oder

Modeſachen, die der Reiſende etwa mitzubringen Auftrag hatte; die Leſern endlich und beſonders die Kinder auf die Schwaben, und wenn es auch nur Semmeln wären."

„Die Abfahrt aus der Stadt verzieht ſich gewöhnlich bis gegen Abend; dann belebt ſich der See allmälig und die Schiffe gleiten ſegelnd, oder durch die Kraft der Ruder getrieben, über ſeine Fläche hin; Jedes bemüht ſich, dem Andern vorzukommen; und Die, denen es gelingt, verhöhnen wohl ſcherzend Die, welche zurückzubleiben ſich genöthigt ſehen."

„Es iſt ein erfreuliches, ſchönes Schauſpiel um die Fahrt auf dem See, wenn der Spiegel deſſelben mit den anliegenden Gebirgen vom Abendroth erleuchtet ſich warm und allmälig tiefer und tiefer ſchattirt, die Sterne ſichtbar werden, die Abendglocken ſich hören laſſen, in den Dörfern am Ufer ſich Lichter entzünden, im Waſſer widerſcheinend, dann der Mond aufgeht und ſeinen Schimmer über die kaum bewegte Fläche ſtreut. Das reiche Gelände flieht vorüber, Dorf um Dorf, Gehöft um Gehöft bleiben zurück; endlich, in die Nähe der Heimath gekommen, wird in ein Horn geſtoßen, und ſogleich ſieht man im Berg hier und dort Lichter erſcheinen, die ſich nach dem Ufer herabbewegen; ein jedes Haus, das einen Angehörigen im Schiffe hat, ſendet Jemanden, um das Gepäck tragen zu helfen."

„Wir liegen höher hinauf, aber Jedes von uns hat oft genug dieſe Fahrt mitbeſtanden, und was das Geſchäft betrifft, ſo ſind wir Alle von gleichem Intereſſe."

Ich hatte ihr mit Verwunderung zugehört, wie gut und ſchön ſie das Alles ſprach, und konnte mich der offenen Bemerkung nicht enthalten: wie ſie in dieſer rauhen Gegend, bei einem ſo mechaniſchen Geſchäft zu ſolcher Bildung habe gelangen können. Sie verſetzte, mit einem allerliebſten, bewahrt ſchalkhaften Lächeln vor ſich hinſehend: „Ich bin in einer ſchönern und freundlichern Gegend geboren, wo vorzügliche Menſchen herrſchten und hauſen; und ob ich gleich als Kind noch wild und unbändig erwies, ſo war doch der Einfluß geiſtreicher Beſitzer auf ihre Umgebung unverkennbar. Die größte Wirkung jedoch auf ein junges Weſen that eine fromme Erziehung, die ein gewiſſes Gefühl des Rechtlichen und Schicklichen, als von Allgegenwart göttlicher Liebe getragen, in mir entwickelte. Wir wanderten aus," fuhr ſie fort — das feine Lächeln verließ ihren Mund, eine unterdrückte Thräne füllte das Auge — „wir wanderten weit, weit von einer Gegend zur andern, durch fromme Fingerzeige und Empfehlungen geleitet; endlich gelangten wir hierher, in dieſe höchſt thätige Gegend. Das Haus, worin Sie mich finden, war von gleichgeſinnten Menſchen bewohnt; man nahm uns traulich auf; mein Vater ſprach dieſelbe Sprache, in demſelben Sinn; wir ſchienen bald zur Familie zu gehören."

„In allen Haus- und Handwerksgeſchäften griff ich tüchtig ein, und Alles, über welches Sie mich nun gebieten ſehen, habe ich ſtufenweiſe gelernt, geübt und vollbracht. Der Sohn des Hauſes, wenig Jahre älter als ich, wohlgebaut und ſchön von Anſehn, gewann mich lieb und machte mich zu ſeiner Vertrauten. Er war von tüchtiger und zugleich feiner Natur; die Frömmigkeit, wie ſie im Hauſe geübt wurde, fand bei ihm keinen Eingang, ſie genügte ihm nicht; er las heimlich Bücher, die er ſich in der Stadt zu verſchaffen wußte, von der Art, die dem Geiſt eine allgemeinere, freiere Richtung geben; und da er bei mir gleichen Trieb, gleiches Naturell vermerkte, ſo war er bemüht, nach und nach mir Dasjenige mitzutheilen, was ihn ſo innig beſchäftigte. Endlich, da ich in Alles einging, hielt er nicht länger zurück, mir ſein ganzes Geheimniß zu eröffnen, und wir waren wirklich ein ganz wunderliches Paar, welches auf einſamen Spaziergängen ſich nur von ſolchen Grundſätzen unterhielt, welche den Menſchen ſelbſtſtändig machen, und deſſen wahrhaftes Neigungsverhältniß nur darin zu beſtehen ſchien, einander wechſelſeitig in ſolchen Geſinnungen zu beſtärken, wodurch die Menſchen ſonſt von einander völlig entfernt werden."

Ob ich gleich ſie nicht ſcharf anſah, ſondern nur von Zeit zu Zeit wie zufällig aufblickte, bemerkt' ich doch mit Verwunderung und Antheil, daß ihre Geſichtszüge durchaus den Sinn ihrer Worte zugleich ausdrückten. Nach einem augenblicklichen Stillſchweigen erheiterte ſich ihr Geſicht: „Ich muß", ſagte ſie, „auf Ihre Hauptfrage ein Bekenntniß thun, und damit Sie meine Wortkargheit, die manchmal nicht ganz natürlich ſcheinen möchte, ſich beſſer erklären können."

„Leider mußten wir Beide uns vor den Uebrigen verſtellen; und ob wir gleich uns ſehr hüteten, nicht zu lügen und im groben Sinne falſch zu ſein, ſo waren wir es doch im zartern, indem wir, den vielbeſuchten Brüder- und Schweſterverſammlungen nicht beizuwohnen, niemals Entſchuldigung finden konnten. Weil wir aber dabei gar Manches gegen unſere Ueberzeugung hören mußten, ſo ließ er mich ſehr bald begreifen und einſehen, daß nicht Alles von freiem Herzen gehe, ſondern daß viel Wortkram, Bilder, Gleichniſſe, herkömmliche Redensarten und wiederholt anklingende Zeilen ſich immerfort wie um eine gemeinſame Achſe herumdrehten. Ich merkte nun

beſſer auf und machte mir die Sprache ſo zu eigen, daß ich allenfalls eine Rede ſo gut als irgend ein Vorſteher hätte halten wollen. Erſt ergetzte der Gute ſich daran; endlich beim Ueberdruß ward er ungeduldig, daß ich, ihn zu beſchwichtigen, den entgegengeſetzten Weg einſchlug, ihm nur deſto aufmerkſamer zuhörte, ihm ſeinen herzlich treuen Vortrag wohl acht Tage ſpäter wenigſtens mit annähernder Freiheit und nicht ganz unähnlichem, geiſtigem Weſen zu wiederholen wußte."

„So wuchs unſer Verhältniß zum innigſten Bande und eine Leidenſchaft zu irgend einem erkennbaren Wahren, Guten, ſowie zu möglicher Ausübung deſſelben war eigentlich, was uns vereinigte."

„Indem ich nun bedenke, was Sie veranlaßt haben mag, zu einer ſolchen Erzählung mich zu bewegen, ſo war es meine lebhafte Beſchreibung vom glücklich vollbrachten Markttage. Verwundern Sie ſich darüber nicht; denn gerade war es eine ſolche, herzliche Betrachtung ſolcher und erhabener Natur-Scenen, was mich und meinen Bräutigam in ruhigen und geſchäftloſen Stunden am Schönſten unterhielt. Treffliche vaterländiſche Dichter hatten das Gefühl in uns erregt und genährt; Haller's Alpen, Geßner's Idyllen, Kleiſt's Frühling wurden oft von uns wiederholt, und wir betrachteten die uns umgebende Welt bald von ihrer anmuthigen, bald von ihrer erhabenen Seite."

„Noch gern erinnere ich mich, wie wir Beide, ſcharf- und weitſichtig, uns um die Wette und oft haſtig auf die bedeutenden Erſcheinungen der Erde und des Himmels aufmerkſam zu machen ſuchten, einander vorzeichen und zu überbieten trachteten. Dieß war die ſchönſte Erholung, nicht nur vom täglichen Geſchäft, ſondern auch von jenen ernſten Geſprächen, die uns oft nur zu tief in unſer eigenes Innere verſenkten und uns dort zu beunruhigen drohten."

„In dieſen Tagen kehrte ein Reiſender bei uns ein, wahrſcheinlich unter erborgtem Namen; wir bringen nicht weiter in ihn, da er ſogleich durch ſein Weſen uns Vertrauen einflößt, da er ſich im Ganzen höchſt ſittlich benimmt, ſowie außerdem aufmerkſam in unſern Verſammlungen. Von meinem Freund in den Gebirgen umhergeführt, zeigt er ſich ernſt, einſichtig und kenntnißreich. Auch ich geſelle mich zu ihren ſittlichen Unterhaltungen, wo Alles nach und nach zur Sprache kommt, was einem innern Menſchen bedeutend werden kann. Da bemerkt er denn gar bald in unſerer Denkweiſe in Bezug auf die göttlichen Dinge einen Schwankenden. Die religiöſen Ausdrücke waren uns trivial geworden; der Kern, den ſie enthalten ſollten, war uns entfallen. Da lernt er uns die Gefahr unſers Zuſtandes bemerken: wie bedenklich die Entfernung vom Ueberlieferten ſein müſſe, an welches von Jugend auf ſich ſoviel angeſchloſſen: ſie ſei höchſt gefährlich bei der Unvollſtändigkeit beſonders des eigenen Innern. Freilich eine täglich und ſtündlich durchgeführte Frömmigkeit werde zuletzt nur Zeitvertreib, und wirke wie eine Art von Policei auf den äußern Anſtand, aber nicht mehr auf den tiefen Sinn; das einzige Mittel dagegen ſei, aus eigener Bruſt ſittlich gleichgeltende, gleichwirkſame, gleichberuhigende Geſinnungen hervorzurufen."

„Die Eltern hatten unſere Verbindung ſtillſchweigend vorausgeſetzt, und ich weiß nicht, wie es geſchah, die Gegenwart des neuen Freundes beſchleunigte die Verlobung; es ſchien ſein Wunſch, dieſe Beſtätigung unſers Glücks in dem ſtillen Kreiſe zu feiern, da er denn auch mit anhören mußte, wie der Vorſteher die Gelegenheit ergriff, uns an den Biſchof von Lauſitzen und an die große Gefahr der Lauheit, die man uns wollte angemerkt haben, zu erinnern. Wir beſprachen noch einige Mal dieſe Gegenſtände, und er ließ uns ein hierauf bezügliches Blatt zurück, welches ich oft in der Folge wieder anzuſehen Urſache fand."

„Er ſchied nunmehr, und es war, als wenn mit ihm alle guten Geiſter gewichen wären. Die Bemerkung iſt nicht neu, wie die Erſcheinung eines vorzüglichen Menſchen in irgend einem Cirkel Epoche macht und bei ſeinem Scheiden eine Lücke ſich zeigt, in die ſich öfters ein zufälliges Unheil hineindrängt. Und nun laſſen Sie mich einen Schleier über das Nächſtfolgende werfen. Durch einen Zufall ward meines Verlobten koſtbares Leben, ſeine herrliche Geſtalt plötzlich zerſtört; er wendete kunſthaft ſeine letzten Stunden daran, ſich mit mir Troſtloſen verbunden zu ſehen und mir die Rechte an ſeinem Erbtheil zu ſichern. Was aber dieſen Fall den Eltern um ſo ſchmerzlicher machte, war, daß ſie kurz vorher eine Tochter verloren hatten und ſich nun, im eigentlichſten Sinne, verwaiſt ſahen, worüber ihr zartes Gemüth dergeſtalt ergriffen wurde, daß ſie ihr Leben nicht lange friſteten. Sie gingen den lieben Ihrigen bald nach, und mich ereilte noch ein anderes Unheil, daß mein Vater, vom Schlag gerührt, zwar noch ſinnliche Kenntniß von der Welt, aber weder geiſtige noch körperliche Thätigkeit gegen dieſelbe behalten hat. Und ſo bedurfte ich denn freilich jener Selbſtſtändigkeit in der größten Noth und Verwirrung, in der ich mich, glückliche Verbindung und treuer Mitleben hoffend, frühzeitig gerüſtet und noch vor Kurzem durch die rein belebenden

Worte des geheimnißvollen Durchreisenden recht eigentlich gestärkt hatte."

„Doch darf ich nicht undankbar sein, da mir in diesem Zustand noch ein tüchtiger Gehülfe geblieben ist, der als Factor alles Das besorgt, was in solchen Geschäften als Pflicht männlicher Thätigkeit erscheint. Kommt er heut' Abend aus der Stadt zurück, und Sie haben ihn kennen gelernt, so erfahren Sie mein wunderbares Verhältniß zu ihm."

Ich hatte Manches dazwischen gesprochen und durch beifälligen, vertraulichen Antheil ihr Herz immer mehr aufzuschließen und ihre Rede im Fluß zu erhalten getrachtet. Ich vermied nicht, Dasjenige ganz nahe zu berühren, was noch nicht völlig ausgesprochen war; auch sie rückte immer näher zu, und wir waren so weit, daß bei der geringsten Veranlassung das offenbare Geheimniß in's Wort getreten wäre.

Sie stand auf und sagte: „Lassen Sie uns zum Vater gehen!" Sie eilte voraus, und ich folgte ihr langsam; ich schüttelte den Kopf über die wundersame Lage, in der ich mich befand. Sie ließ mich in eine hintere, sehr reinliche Stube treten, wo der gute Alte unbeweglich im Sessel saß. Er hatte sich wenig verändert. Ich ging auf ihn zu; er sah mich erst starr, dann mit lebhaftern Augen an; seine Züge erheiterten sich; er suchte die Lippen zu bewegen, und als ich die Hand hinreichte, seine ruhende zu fassen, ergriff er die meine von selbst, drückte sie und sprang auf, die Arme gegen mich ausstreckend. „O Gott!" rief er, „der Junker Lenardo! Er ist's, er ist es selbst!" Ich konnte mich nicht enthalten, ihn an mein Herz zu schließen. Er sank in den Stuhl zurück; die Tochter eilte hinzu, ihm beizustehen; auch sie rief: „Er ist's! Sie sind es, Lenardo!"

Die jüngere Nichte war hereingekommen; sie führten den Vater, der auf ein Mal wieder gehen konnte, der Kammer zu, und, gegen mich gewendet, sprach er ganz deutlich: „Wie glücklich, glücklich! bald sehen wir uns wieder!"

Ich stand, von mich heraschauend und denkend; Marie'chen kam zurück und reichte mir ein Blatt mit dem Vermelden: es sei dasselbige, wovon gesprochen. Ich erkannte sogleich Wilhelm's Handschrift, sowie vorhin seine Person aus der Beschreibung mir entgegengetreten war; mancherlei fremde Geschäfte schwirrten um mich her, es war eine eigene Bewegung im Vorhause. Und dann ist es ein widerwärtiges Gefühl, aus dem Enthusiasmus einer reinen Wiedererkennung, aus der Ueberzeugung dankbaren Erinnerns der Anerkennung einer wunderbaren Lebensfolge, und was alles Warmes und Schönes dabei in uns entwickelt werden mag, auf ein Mal zu der schroffen Wirklichkeit einer zerstreuten Alltäglichkeit zurückgeführt zu werden.

Dieß Mal war der Freitag Abend überhaupt nicht so heiter und lustig, wie er sonst wohl sein mochte; der Factor war nicht mit dem Marktschiff aus der Stadt zurückgekehrt; er meldete nur in einem Briefe, daß ihn Geschäfte erst morgen oder übermorgen zurückgehen ließen; er werde mit anderer Gelegenheit kommen, auch alles Bestellte und Versprochene mitbringen. Die Nachbarn, welche Jung' und Alt' in Erwartung, wie gewöhnlich, zusammengekommen waren, machten verdrießliche Gesichter; Liesbeth besonders, die ihm entgegengegangen war, schien sehr übler Laune.

Ich hatte mich in mein Zimmer geflüchtet, das Blatt in der Hand haltend, ohne hineinzusehen; denn es hatte mir schon heimlichen Verdruß gemacht, aus jener Erzählung zu vernehmen, daß Wilhelm die Verbindung beschleunigt habe. „Alle Freunde sind so, alle sind Diplomaten; statt unser Vertrauen redlich zu erwiedern, folgen sie ihren Ansichten, durchkreuzen unsere Wünsche und mißleiten unser Schicksal!" So rief ich aus; doch kam ich bald von meiner Ungerechtigkeit zurück, gab dem Freunde recht, besonders die jetzige Stellung bedenkend, und enthielt mich nicht weiter, das Folgende zu lesen.

Jeder Mensch findet sich, von den frühesten Momenten seines Lebens an, erst unbewußt, dann halb, endlich ganz bewußt; immerfort findet er sich bedingt, begrenzt in seiner Stellung. Weil aber Niemand Zweck und Ziel seines Daseins kennt, vielmehr das Geheimniß desselben von höchster Hand verborgen wird: so tastet er nur, greift zu, läßt fahren, steht still, bewegt sich, sondert und übereilt sich, und auf wie mancherlei Weise denn alle Irrthümer entstehen, die uns verwirren.

Sogar der Besonnenste ist im täglichen Weltleben genöthigt, klug für den Augenblick zu sein, und gelangt deßwegen im Allgemeinen zu keiner Klarheit. Selten weiß er sicher, wohin er sich in der Folge wenden und was er eigentlich zu thun und zu lassen habe.

Glücklicher Weise sind alle diese und noch hundert andere wundersame Fragen durch Euern unaufhaltsam thätigen Lebensgang beantwortet. Fahrt fort in unmittelbarer Beachtung der Pflicht des Tages und prüft dabei die Reinheit Eures Herzens und die Sicherheit Eures Geistes. Wenn Ihr sodann in freier Stunde aufathmet und Euch zu erheben Raum findet, so

gewinnt Ihr Euch gewiß eine richtige Stellung gegen das Erhabene, dem wir uns auf jede Weise verehrend hingugeben, jedes Ereigniß mit Ehrfurcht zu betrachten und eine höhere Leitung darin zu erkennen haben.

Sonnabend, den 20.

Vertieft in Gedanken, auf deren wunderlichen Irrgängen mich eine fühlende Seele theilnehmend gern begleiten wird, war ich mit Tagesanbruch am See auf- und abspazirt; die Hausfrau — ich fühlte mich zufrieden, sie nicht als Wittwe denken zu dürfen — zeigte sich erwünscht erst am Fenster, dann an der Thüre; sie erzählte mir: der Vater habe gut geschlafen, sei heiter aufgewacht und habe mit deutlichen Worten eröffnet, daß er im Bette bleiben, mich heute nicht, morgen aber erst nach dem Gottesdienste zu sehen wünsche, wo er sich gewiß recht gestärkt fühlen werde. Sie sagte mir darauf, daß sie mich heute viel werde allein lassen; es sei für sie ein sehr beschäftigter Tag, kam herunter und gab mir Rechenschaft davon.

Ich hörte ihr zu, nur um sie zu hören; dabei überzeugt' ich mich, daß sie von der Sache durchdrungen, davon als einer herkömmlichen Pflicht angezogen und mit Willen beschäftigt schien. Sie sagte fort: „Es ist gewöhnlich und eingerichtet, daß das Gewebe gegen das Ende der Woche fertig sei und am Sonnabend Nachmittag zu dem Verlagsherrn getragen werde, der solches durchsieht, mißt und wägt, um zu erforschen, ob die Arbeit ordentlich und fehlerfrei, auch ob ihm an Gewicht und Maß das Gehörige eingeliefert worden, und wenn Alles richtig befunden ist, sodann den verabredeten Webelohn bezahlt. Meinerseits ist nun er bemüht, das gewebte Stück von allen etwa anhängenden Fäden und Knoten zu reinigen, solches auf's Zierlichste zu legen, die schönste, fehlerfreiste Seite oben vor's Auge zu bringen und so die Waare höchst annehmlich zu machen."

Indessen kamen aus dem Gebirg viele Weberinnen, ihre Waare in's Haus tragend, worunter ich auch die erblickte, welche unserm Geschirrfasser beschäftigte. Sie dankte mir gar lieblich für das zurückgelassene Geschenk und erzählte mit Anmuth: „der Herr Geschirrfasser sei bei ihnen, arbeite heute an ihrem leerstehenden Webestuhl und habe ihr beim Abschied verkündet: was er an ihm thue, solle Frau Susanne gleich der Arbeit ansehen." Darauf ging sie, wie die Uebrigen, in's Haus und ich konnte mich nicht enthalten, die liebe Wirthin zu fragen: „Um's Himmels Willen! wie kommen Sie zu dem wunderlichen Namen?" — „Es ist", versetzte sie, der dritte, den man mir aufbürdet; ich ließ es gerne zu, weil meine Schwiegereltern es wünschten; denn es war der Name ihrer verstorbenen Tochter, an deren Stelle sie mich eintreten ließen, und der Name bleibt doch immer der schönste, lebendigste Stellvertreter der Person." Darauf versetzte ich: „Ein vierter ist schon gefunden; ich würde Sie Gutschöne nennen, insofern es von mir abhinge." Sie machte eine gar liebliche demüthige Verbeugung und wußte ihr Entzücken über die Genesung des Vaters mit der Freude, mich wieder zu sehen, so zu verbinden und zu steigern, daß ich in meinem Leben nichts Schmeichelhafteres und Erfreulicheres glaubte gehört und gefühlt zu haben.

Die schöne Gute, doppelt und dreifach in's Haus zurückgerufen, übergab mich einem verständigen, unterrichteten Manne, der mir die Merkwürdigkeiten des Gebirgs zeigen sollte. Wir gingen zusammen bei schönstem Wetter durch reich abwechselnde Gegenden. Aber man überzeugt sich wohl, daß weder Fels noch Wald, noch Wasserfurz, noch weniger Mühlen und Schmiedewerkstatt, sogar künstlich genug in Holz arbeitende Familien mir irgend eine Aufmerksamkeit abgewinnen konnten. Indessen war der Wandergang für den ganzen Tag angelegt; der Vater trug ein feines Frühstück im Ränzel, zu Mittag fanden wir ein gutes Essen im Zechenhause eines Bergwerks, wo Niemand recht aus mir klug werden konnte, indem tüchtigen Menschen Nichts leidiger vorkommt, als ein leeres, Theilnahme heuchelndes Antheilnehmen.

Am Wenigsten aber begriff mich der Bote, an welchen eigentlich der Gastträger mich gewiesen hatte mit großem Lob meiner schönen technischen Kenntnisse und des besondern Interesses an solchen Dingen. Auch von meinem vielen Aufschreiben und Bemerken hatte jener gute Mann erzählt, worauf sich denn der Bergmann gleichfalls eingerichtet hatte. Lange wartete mein Begleiter, daß ich meine Schreibtafel hervorholen sollte, nach welcher er denn auch endlich, einiger Maßen ungeduldig, fragte.

Sonntag, den 21.

Mittag kam beinahe herbei, eh' ich die Freundin wieder aufsichtig werden konnte. Der Handgottesdienst, bei dem sie mich nicht gegenwärtig wünschte, war indessen gehalten; der Vater hatte demselben beigewohnt und, die erbaulichsten Worte deutlich und vernehmlich sprechend, alle Anwesenden und sie selbst bis zu den herzlichsten Thränen gerührt. „Es waren", sagte sie, „bekannte Sprüche, Reime, Ausdrücke und Wendungen, die ich hundert Mal gehört und als an hohlen Klängen mich

gedogert hatte; dieß Mal floſſen ſie aber ſo herzlich zuſammengeſchmolzen, ruhig glühend, von Schlacken rein, wie wir das erweichte Metall in der Rinne hinfließen ſehen. Es war mir angſt und bange, er möchte ſich in dieſen Ergießungen aufzehren, jedoch ließ er ſich ganz munter zu Bette führen; er wollte ſachte ſich ſammeln und den Saft, ſobald er ſich Kraft genug fühle, zu ſich rufen laſſen."

Nach Tiſche ward unſer Geſpräch lebhafter und vertraulicher; aber eben deßhalb konnte ich mehr empfinden und bemerken, daß ſie Etwas zurückhielt, daß ſie mit beunruhigenden Gedanken kämpfte, wie es ihr auch nicht ganz gelang, ihr Geſicht zu erheitern. Nachdem ich hin und her verſucht, ſie zur Sprache zu bringen, ſo geſtand ich aufrichtig, daß ich ihr eine gewiſſe Schwermuth, einen Ausdruck von Sorge anzuſehen glaubte; ſeien es häusliche oder Handelsbedrängniſſe, ſie ſolle ſich mir eröffnen; ich wäre reich genug, eine alte Schuld ihr auf jede Weiſe abzutragen.

Sie verneinte lächelnd, daß Dieß der Fall ſei. „Ich habe," fuhr ſie fort, „wie Sie zuerſt hereintraten, einen von denen Herren zu ſehen geglaubt, die mir in Trieſt Credit machen, und war mit mir ſelbſt wohl zufrieden, als ich mein Geld vorräthig wußte, man machte die ganze Summe oder einen Theil verlangen. Was mich aber drückt, iſt doch eine Handelsſorge, leider nicht für den Augenblick, nein, für alle Zukunft! Das überhandnehmende Maſchinen-Weſen quält und ängſtigt mich; es wälzt ſich heran wie ein Gewitter, langſam, langſam; aber es hat ſeine Richtung genommen, es wird kommen und treffen. Schon mein Gatte war von dieſem traurigen Gefühl durchdrungen. Man denkt daran, man ſpricht davon, und weder Denken noch Reden kann Hülfe bringen. Und wer möchte ſich ſolche Schreckniſſe gern vergegenwärtigen! Denken Sie, daß viele Thäler ſich durch's Gebirg ſchlingen, wie das, wodurch Sie herabkamen; noch ſchwebt Ihnen das hübſche frohe Leben vor, das Sie dieſe Tage her dort geſehen, wovon Ihnen die geputzte Menge allſeitig andringend geſtern das erfreulichſte Zeugniß gab: denken Sie, wie Das nach und nach zuſammenſinken, abſterben, die Oede, durch Jahrhunderte belebt und bevölkert, wieder in ihre uralte Einſamkeit zurückfallen werde."

„Hier bleibt nur ein doppelter Weg, einer ſo traurig wie der andere; entweder ſelbſt das Neue zu ergreifen und das Verderben zu beſchleunigen, oder aufzubrechen, die Beſten und Würdigſten mit ſich fort zu ziehen und ein günſtigeres Schickſal jenſeits der Meere zu ſuchen. Eins wie das Andere hat ſein Bedenken; aber wer hilft uns die Gründe abwägen, die uns beſtimmen ſollen? Ich weiß recht gut, daß man in der Nähe mit dem Gedanken umgeht, ſelbſt Maſchinen zu errichten und die Nahrung der Menge an ſich zu reißen. Ich kann Niemandem verdenken, daß er ſich für ſeinen eigenen Nächſten hält; aber ich käme mir verächtlich vor, ſollt' ich dieſe guten Menſchen plündern und ſie zuletzt arm und hülflos wandern ſehen; und wandern müſſen ſie früh oder ſpät. Sie ahnen, ſie wiſſen, ſie ſagen es, und Niemand entſchließt ſich zu irgend einem heilſamen Schritte. Und doch, woher ſoll der Entſchluß kommen? Wird er nicht Jedermann eben ſo ſehr erſchwert als mir."

„Mein Bräutigam war mit mir entſchloſſen zum Auswandern; er beſprach ſich oft über Mittel und Wege, ſich hier loszuwinden. Er ſah ſich nach den Beſſern um, die man um ſich verſammeln, mit denen man gemeine Sache machen, die man an ſich heranziehen, mit ſich fortziehen könnte; wie ſehnten uns, mit vielleicht allzu jugendlicher Hoffnung, in ſolche Gegenden, wo Dasjenige für Pflicht und Recht gelten könnte, was hier ein Verbrechen wäre. Nun bin ich im entgegengeſetzten Falle: der redliche Gehülfe, der mir nach meines Gatten Tode geblieben, trefflich in jedem Sinne, mit freundſchaftlich liebevoll anhänglich, er iſt ganz der entgegengeſetzten Meinung."

„Ich muß Ihnen von ihm ſprechen, eh' Sie ihn geſehen haben; lieber hätt' ich es nachher gethan, weil die perſönliche Gegenwart gar manches Räthſel aufſchließt. Ging ihr von gleichem Alter wie mein Gatte, ſchloß er ſich als kleiner, armer Knabe an den wohlhabenden, wohlwollenden Geſpielen, an die Familie, an das Haus, an das Gewerbe; ſie wuchſen zuſammen heran und hielten zuſammen, und doch waren es zwei ganz verſchiedene Naturen; der Eine freigebig und mittheilend, der Andere in früherer Jugend gedrückt, verſchloſſen, den geringſten ergriffenen Beſitz feſthaltend, zwar ſorgender Geſinnung, aber mehr an ſich als an Andere denkend."

„Ich weiß recht gut, daß er von den erſten Zeiten her ein Auge auf mich richtete, er durfte es wohl; denn ich war ärmer als er; doch hielt er ſich zurück, ſobald er die Neigung des Freundes zu mir bemerkte. Durch anhaltenden Fleiß, Thätigkeit und Treue machte er ſich bald zum Mitgenoſſen des Gewerbes. Mein Gatte hatte heimlich den Gedanken, bei unſerer Auswanderung Dieſen hier einzuſetzen und ihm das Zurückgelaſſene anzuvertrauen. Bald nach dem Tode des Trefflichen näherte er ſich mir, und vor einiger Zeit verſicherte er mich, daß er ſich um meine Hand bewerbe. Nun tritt aber der

doppelt wunderlicher Umſtand ein, daß er ſich von jeher gegen das Auswandern erklärte und dagegen eifrig betreibt, wir ſollen auch Maſchinen anlegen. Seine Gründe freilich ſind dringend; denn in unſern Gebirgen hauſet ein Mann, der, wenn er unſere einfachern Werkzeuge verachtläßigend, zuſammengeſetztere ſich bauen wollte, uns zu Grunde richten könnte. Dieſer in ſeinem Fache ſehr geſchickte Mann — wir nennen ihn den Geſchirrfaſſer — iſt einer wohlhabenden Familie in der Nachbarſchaft anhänglich, und man darf wohl glauben, daß er im Sinne hat, von jenen ſteigenden Erfindungen für ſich und ſeine Begünſtigten nützlichen Gebrauch zu machen. Gegen die Gründe meines Gehülfen iſt Nichts einzuwenden; denn ſchon iſt gewiſſer Maßen zu viel Zeit verſäumt; und gewinnen Jene den Vorrang, ſo müſſen wir, und zwar mit Unſatten, doch das Gleiche thun. Dieſes iſt, was mich ängſtigt und quält; Das iſt's, was Sie mir, theuerſter Mann, als einen Schutzengel erſcheinen läßt."

Ich hatte wenig Tröſtliches hierauf zu erwiedern; ich mußte den Fall ſo verwickelt finden, daß ich mir Bedenkzeit ausbat. Sie aber fuhr fort: „Ich habe noch Manches zu eröffnen, damit meine Lage Ihnen noch mehr wunderſam erſcheine. Der junge Mann, dem ich perſönlich nicht abgeneigt bin, der mir aber keineswegs meinen Gatten erſetzen, noch meine eigentliche Neigung erwerben würde — ſie ſeufzte, indem ſie Dieß ſprach — wird ſeit einiger Zeit entſchieden dringender; ſeine Vorträge ſind ſo liebevoll als verſtändig. Die Nothwendigkeit, meine Hand ihm zu reichen, die Unthunlichkeit, an eine Auswanderung zu denken und darüber das einzige wahre Mittel der Selbſterhaltung zu verſäumen, ſind nicht zu widerlegen, und es ſcheint ihm mein Widerſtreben, meine Grille des Auswanderns ſo wenig mit meinem übrigen haushälteriſchen Sinn übereinzuſtimmen, daß ich bei einem letzten, etwas heftigen Geſpräch die Vermuthung bemerken konnte, meine Neigung müſſe wo anders ſein." — Sie brachte das Letzte nur mit einigem Stocken hervor und blickte vor ſich nieder.

Was mir bei dieſen Worten durch die Seele fuhr, denke Jeder; und doch, bei blitzſchnell nachfahrender Ueberlegung, wußt' ich fühlen, daß jedes Wort die Verwirrung nur vermehren würde. Doch ward ich zugleich, ſo vor ihr ſtehend, mir deutlich bewußt, daß ich ſie im höchſten Grade liebgewonnen habe, und nun Alles, was in mir von vernünftiger, verſtändiger Kraft übrig war, aufzuwenden hatte, um ihr nicht ſogleich meine Hand anzubieten. Mag ſie doch, dachte ich, Alles hinter ſich laſſen, wenn ſie mir folgt! Doch die Leiden vergangener Jahre hielten mich zurück. Sollt Du eine neue falſche Hoffnung hegen, um lebenslänglich daran zu büßen?

Wir hatten Beide eine Zeit lang geſchwiegen, als Lieschen, die ich nicht hatte herankommen ſehen, überraſchend vor uns trat und die Erlaubniß verlangte, auf dem nächſten Hammerwerke dieſen Abend zuzubringen. Ohne Bedenken ward es gewährt. Ich hatte mich indeſſen zuſammengenommen und fing an im Allgemeinen zu erzählen: wie ich auf meinen Reiſen das Alles längſt herankommen geſehen; wie Trieb und Nothwendigkeit des Auswanderns jeden Tag ſich vermehre; doch bleibe Dieß immer das Gefährlichſte. Unvorbereitetes Wegeilen bringe unglückliche Wiederkehr; kein anderes Unternehmen bedürfe ſoviel Vorſicht und Leitung, als ein ſolches. Dieſe Betrachtung war ihr nicht fremd; ſie hatte viel über alle Verhältniſſe gedacht, aber zuletzt ſprach ſie mit einem tiefen Seufzer: „Ich habe dieſe Tage Ihres Hierſeins immer gehofft, durch vertrauliche Erzählung Troſt zu gewinnen: aber ich fühle mich öder geſtellt als vorher, ich fühle recht tief, wie unglücklich ich bin." Sie hob den Blick nach mir, aber die aus den ſchönen, guten Augen aufquellenden Thränen zu verbergen, wendete ſie ſich um und entfernte ſich einige Schritte.

Ich will mich nicht entſchuldigen, aber der Wunſch, dieſe herrliche Seele, wo nicht zu tröſten, doch zu zerſtreuen, gab mir den Gedanken ein, ihr von der wunderſamen Vereinigung mehrerer Wandernden und Scheidenden zu ſprechen, in die ich ſchon ſeit einiger Zeit getreten war. Unverſehens hatte ich ſchon ſo weit mich herausgelaſſen, daß ich kaum hätte zurückhalten können, als ich gewahrte, wie unvorſichtig mein Vertrauen geweſen ſein mochte. Sie beruhigte ſich, kannte, erheiterte, entfaltete ihr ganzes Weſen und fragte mit ſolcher Neigung und Klugheit, daß ich ihr nicht mehr antworten, daß ich ihr Alles bekennen mußte.

Gretchen trat vor und ſagte: wir möchten zum Vater kommen! Das Mädchen ſah ſehr nachdenklich und verdrießlich. Zur Weggehenden ſagte die ſchöne Gute: „Lieschen hat Urlaub für heut Abend; beſorge Du die Geſchäfte." — „Ihr hättet ihn nicht geben ſollen," verſetzte Gretchen; „ſie ſtiftet nichts Gutes; Ihr ſeht dem Schalk mehr nach als billig, vertraut ihr mehr, als recht iſt. Eben jetzt erfahr' ich: ſie hat ihm geſtern einen Brief geſchrieben; Euer Geſpräch hat ſie belauſcht; jetzt geht ſie ihm entgegen."

Ein Knab, das indeſſen beim Vater geblieben war, bat mich zu eilen; der gute Mann

ſei unruhig. Wir traten hinein; heiter, ja verklärt, ſaß er aufrecht im Bette. „Kinder,“ ſagte er, „ich habe dieſe Stunden im anhaltenden Gebet vollbracht; keiner von allen Dank- und Lobgeſängen David's iſt von mir unberührt geblieben, und ich füge hinzu, aus eigenem Sinne mit geſtärktem Glauben: Warum hofft der Menſch nur in die Nähe? Da muß er handeln und ſich helfen; in die Ferne ſoll er hoffen und Gott vertrauen.“ Er faßte Levardo's Hand und ſo die Hand der Tochter, und beide in einander legend, ſprach er: „Das ſoll kein irdiſches, es ſoll ein himmliſches Band ſein; wie Bruder und Schweſter liebt, vertraut, nützt und heilt einander, ſo unerläßlich, wie Euch Gott helfe!“ Als er Dieß geſagt, ſank er zurück mit himmliſchem Lächeln und war heimgegangen. Die Tochter ſtürzte vor dem Bett nieder, Levardo neben ſie; ihre Wangen berührten ſich, ihre Thränen vereinigten ſich auf ſeiner Hand.

Der Schöffe rennt in dieſem Augenblick herein, erſtarrt über der Scene. Mit wildem Blick, die ſchwarzen Locken ſchüttelnd, ruft der wohlgeſtaltete Jüngling: „Er iſt todt, in dem Augenblick, da ich ſeine wiederhergeſtellte Sprache dringend anrufen wollte, mein Schickſal, das Schickſal ſeiner Tochter zu entſcheiden, des Weſens, das ich nächſt Gott am Meiſten liebe, dem ich ein geſundes Herz wünſchte, ein Herz, das den Werth meiner Neigung ſchätzen könnte. Für mich iſt ſie verloren, ſie kniet neben einem Andern! Hat er Euch eingeſegnet? Geſteht's nur!“

Das herrliche Weſen war indeſſen aufgeſtanden; Levardo hatte ſich erhoben und erholt. Sie ſprach: „Ich erkenne Euch nicht mehr, den ſanften, frommen, auf ein Mal ſo verwilderten Mann; wißt Ihr doch, wie ich Euch danke, wie ich von Euch denke!

„Von Danken und Denken iſt hier die Rede nicht,“ verſetzte Jener gefaßt; „hier handelt ſich's vom Glück oder Unglück meines Lebens. Dieſer fremde Mann macht mich beſorgt; wie ich ihn anſehe, getrau' ich mich nicht, ihn aufzuwiegen; frühere Rechte zu verdrängen, frühe Verbindungen zu löſen vermag ich nicht.“

„Sobald Du wieder in Dich ſelbſt zurücktreten kannſt,“ ſagte die Gute, ſchöner als je, „wenn mit Dir zu ſprechen iſt wie ſonſt und immer: ſo will ich Dir ſagen, Dir betheuern, bei den irdiſchen Reſten meines verklärten Vaters, daß ich zu dieſem Herrn und Freunde kein ander' Verhältniß habe, als das Du kennen, billigen und theilen kannſt, und deſſen Du Dich erfreuen mußt.“

Levardo ſchauderte bis tief in's Innerſte; alle Drei ſtanden ſtill, ſtumm und nachdenkend eine Weile. Der Jüngling nahm zuerſt das Wort und ſagte: „Der Augenblick iſt von zu großer Bedeutung, als daß er nicht entſcheidend ſein ſollte. Es iſt nicht aus dem Stegreif, was ich ſpreche; ich habe Zeit gehabt zu denken; alſo vernehmt: „Die Urſache, Deine Hand mir zu verweigern, war meine Weigerung, Dir zu folgen, wenn Du aus Noth oder Grille wandern würdeſt. Hier alſo erklär' ich feierlich vor dieſem giltigen Zeugen, daß ich Deinem Auswandern kein Hinderniß in den Weg legen, vielmehr es befördern und Dir überall hin folgen will. Gegen dieſe mir nicht abgenöthigte, ſondern nur durch die ſeltſamen Umſtände beſchleunigte Erklärung verlang' ich aber im Augenblick Deine Hand.“ Er reichte ſie hin, ſtand feſt und ſicher da; die beiden Andern wichen überraſcht, unwillkürlich zurück.

„Es iſt ausgeſprochen,“ ſagte der Jüngling, ruhig, mit einer gewiſſen frommen Hoheit: „Das ſollte geſchehen; es iſt zu unſer aller Beſtem; Gott hat es gewollt. Aber damit Du nicht denkſt, es ſei Uebereilung und Grille, ſo wiſſe nur: ich hatte Dir zu Lieb auf Berg und Felſen Verzicht gethan und eben jetzt in der Stadt Alles eingeleitet, um nach Deinem Willen zu leben. Nun aber geh' ich allein; Du wirſt mir die Mittel dazu nicht verſagen; Du behältſt noch immer genug übrig, um es hier zu verlieren, wie Du fürchteſt, und wie Du Recht haſt zu fürchten. Denn ich habe mich endlich auch überzeugt: der künſtliche, werkthätige Schein hat ſich in's obere Thal gewendet; dort legt er Maſchinen an; Du wirſt ihn alle Raſt-ung an ſich ziehen ſehen; vielleicht reiſt Du, und nur allzu bald, einem treuen Freund zurück, den Du vertreibſt.“

Peinlicher haben nicht leicht drei Menſchen ſich gegenübergeſtanden, alle zuſammen in Furcht, ſich einander zu verlieren, und im Augenblick nicht wiſſend, wie ſie ſich wechſelſeitig erhalten ſollten.

Leidenſchaftlich entſchloſſen, ſtürzte der Jüngling zur Thüre hinaus. Auf ihres Vaters erkaltete Bruſt hatte die ſchöne Gute ihre Hand gelegt: „in die Nähe ſoll man nicht hoffen,“ rief ſie aus, „aber in die Ferne! Das war ſein letzter Segen. Vertrauen wir Gott, Jeder ſich ſelbſt und dem Andern, ſo wird ſich's wohl fügen!“

Vierzehntes Capitel.

Unſer Freund las mit großem Antheil das Vorgelegte, mußte aber zugleich geſtehen, er habe ſchon beim Schluß des vorigen Heftes geahnt, ja vermuthet, das gute Weſen ſei entdeckt worden. Die Beſchreibung der ſchroffen Gebirgsgegend habe ihn zuerſt in jene Zuſtände

verſetzt; beſonders aber ſei er durch die Ahnung Leonardo's in jener Mondennacht, ſo auch durch die Wiederholung der Worte ſeines Briefes auf die Spur geleitet worden. Friedrich, dem er das Alles umſtändlich vortrug, ließ ſich es auch ganz wohl gefallen.

Hier aber wird die Pflicht des Mittheilens, Darſtellens, Ausführens und Zuſammenziehens immer ſchwieriger. Wer fühlt nicht, daß wir uns dieß Mal dem Ende nähern, wo die Furcht, in Umſtändlichkeiten zu verweilen, mit dem Wunſche, Nichts völlig unerörtert zu laſſen, uns in Zwieſpalt verſetzt! Durch die eben angekommene Depeſche wurden wir zwar von Manchem unterrichtet; die Briefe jedoch und die vielfachen Beilagen enthielten verſchiedene Dinge, gerade nicht von allgemeinem Intereſſe. Wir ſind alſo geſonnen, Dasjenige, was wir damals gewußt und erfahren, ferner auch Das, was ſpäter zu unſerer Kenntniß kam, zuſammenzufaſſen und in dieſem Sinne das übernommene ernſte Geſchäft eines treuen Referenten getroſt abzuſchließen.

Vor allen Dingen haben wir daher zu berichten, daß Lothario mit Julie'n, ſeiner Gemahlinn, und Natalie'n, die ihren Bruder nicht von ſich laſſen wollte, in Begleitung des Abbé's ſchon wirklich zur See gegangen ſind. Unter günſtigen Vorbedeutungen reiſ'ten ſie ab, und hoffentlich bläht ein fördernder Wind ihre Segel. Die einzige unangenehme Empfindung, eine wahre ſittliche Trauer, nehmen ſie mit: daß ſie Macarie'n vorher nicht ihren Beſuch abſtatten konnten. Der Umweg war zu groß, das Unternehmen zu bedeutend; ſchon warf man ſich einige Zögerung vor und mußte ſelbſt eine heilige Pflicht der Nothwendigkeit aufopfern.

Wir aber, an unſerer erzählenden und darſtellenden Seite, ſollten dieſe theuern Perſonen, die uns früher ſo viele Neigung abgewonnen, nicht in ſo weite Entfernung ziehen laſſen, ohne von ihrem bisherigen Vornehmen und Thun nähere Nachricht ertheilt zu haben, beſonders da wir ſo lange nichts Ausführliches von ihnen vernommen. Gleichwohl unterlaſſen wir Dieſes, weil ihr bisheriges Geſchäft ſich nur vorbereitend auf das große Unternehmen bezog, auf welches wir ſie losſteuern ſehen. Wir leben jedoch in der Hoffnung, ſie vereint in voller geregelter Thätigkeit, den wahren Werth ihrer verſchiedenen Charactere offenbarend, vergnüglich wieder zu finden.

Juliette, die flonige Gute, deren wir uns wohl noch erinnern, hatte geheirathet, einen Mann nach dem Herzen des Oheims, durchaus in ſeinem Sinne mit- und fortwirkend. Juliette war in der letzten Zeit viel um die Tante, wo manche Derjenigen zuſammentrafen, auf die ſie wohlthätigen Einfluß gehabt; nicht nur Solche, die dem feſten Lande gewidmet bleiben, auch Solche, die über See zu gehen gedenken. Leonardo hingegen hatte ſchon früher mit Friedrich'en Abſchied genommen; die Mittheilung durch Boten war unter Dieſen deſto lebhafter.

Vermißte man alſo in dem Verzeichniſſe der Gäſte jene edeln Obengenannten, ſo waren doch manche bedeutende, uns ſchon näher bekannte Perſonen darauf zu finden. Hilarie kam mit ihrem Gatten, der nun als Hauptmann und entſchieden reicher Gutsbeſitzer auftrat. Sie, in ihrer großen Anmuth und Liebenswürdigkeit, gewann ſich hier wie überall gar gern Verzeihung einer allzu großen Leichtigkeit, von Intereſſe zu Intereſſe übergehend zu wechſeln, deren wir ſie im Lauf der Erzählung ſchuldig gefunden. Beſonders die Männer rechneten es ihr nicht hoch an. Einen dergleichen Fehler, wenn es einer iſt, finden ſie nicht anſtößig, weil ein Jeder wünſchen und hoffen mag, auch an die Reihe zu kommen.

Silvie, ihr Gemahl, rüſtig, munter und liebenswürdig genug, ſchien vollkommen ihre Neigung zu feſſeln; ſie mochte ſich das Vergangene ſelbſt verziehen haben; auch fand Macarie keinen Anlaß, Deſſen zu erwähnen. Ein der immer leidenſchaftliche Dichter, bat ſich aus, beim Abſchiede ein Gedicht verleſen zu dürfen, welches er zu Ehren ihrer und ihrer Umgebung in den wenigen Tagen ihres Hierſeins verfaßte. Man ſah ihn oft im Freien auf- und abgehen, nach einigem Stillſtand, mit bewegter Geberde wieder vorwärts ſchreitend, in die Schreibtafel ſchreiben, ſtreichen und wieder ſchreiben. Nun aber ſchien er es für vollendet zu halten, als er durch Angela jenen Wunſch zu erkennen gab.

Die gute Dame, obgleich ungern, verſtand ſich hierzu; und es ließ ſich allenfalls anhören, ob man gleich dadurch weiter Nichts erfuhr, als was man ſchon wußte, Nichts fühlte, als was man ſchon gefühlt hatte. Indeſſen war denn doch der Vortrag leicht und gefällig, Wendung und Reime mitunter neu, wenn man es auch hätte im Ganzen etwas kürzer wünſchen mögen. Zuletzt übergab er Daſſelbe auf gerändertes Papier ſehr ſchön geſchrieben, und man ſchied mit vollkommener wechſelſeitiger Zufriedenheit.

Dieſes Paar, welches von einer bedeutenden, wohlgenutzten Reiſe nach Süden zurückgekommen war, um den Vater, den Major, vom Hauſe abzulöſen, der mit jener Unwiderſtehlichen, die nun ſeine Gemahlinn geworden, auch Etwas von der paradieſiſchen Luft zu einiger Erquickung einathmen wollte.

Altmayer leise.

Sie sind vom Rheine, wie ich spüre.

Mephistopheles.

Schafft einen Bohrer an.

Brander.

Was soll mit dem geschehn?
Ihr habt doch nicht die Fässer vor der Thüre?

Altmayer.

Dahinten hat der Wirth ein Körbchen Werkzeug stehn.

Mephistopheles nimmt den Bohrer.

Zu Frosch.

Nun sagt, was wünschet ihr zu schmecken?

Frosch.

Wie meint ihr das? Habt ihr so mancherley?

Mephistopheles.

Ich stell' es einem jeden frey.

Dieſe Beiden kamen denn auch, im Wechſel, und ſowie überall hatte bei Macarie'n die Merkwürdige auch vorzügliche Gunſt, welche ſich beſonders darin erwies, daß die Dame in den innern Zimmern und allein empfangen wurde, welche Geneigtheit auch nachher dem Major zu Theil ward. Dieſer empfahl ſich darauf als gebildeter Militär, guter Haus- und Landwirth, Litteratur-Freund, ſogar als Lehrdichter beifallswürdig, und fand bei dem Aſtronomen und ſonſtigen Hausgenoſſen guten Eingang.

Auch von unſerm alten Herrn, dem würdigen Oheim, ward er beſonders ausgezeichnet, welcher, in mäßiger Ferne wohnend, dieß Mal mehr, als er ſonſt pflegte, obgleich nur für Stunden, herüberkam, aber keine Nacht, auch bei angebotener größten Bequemlichkeit, zu bleiben bewogen werden konnte.

Bei ſolchen kurzen Zuſammenkünften war ſeine Gegenwart jedoch höchſt erfreulich, weil er ſodann, als Welt- und Hofmann, nachgiebig und vermittelnd auftreten wollte; wobei denn ſogar ein Hauch von ariſtocratiſcher Pedanterie nicht unangenehm empfunden wurde. Ueberdem ging dieß Mal ſein Behagen von Grund aus; er war glücklich, wie wir uns Alle fühlen, wenn wir mit verſtändig vernünftigen Leuten Wichtiges zu verhandeln haben. Das umfaſſende Geſchäft war völlig im Gange; es bewegte ſich ſtetig mit geſtoßener Verabredung.

Hiervon nur die Haupt-Momente. Es iſt drüben über dem Meere, von ſeinen Vorfahren her, Eigenthümer. Was Das heißen wolle, möge der Kenner dortiger Angelegenheiten, da es uns hier zu weit führen müßte, ſeinen Freunden näher erklären. Dieſe wichtigen Beſitzungen waren bisher verpachtet und trugen, bei mancherlei Unannehmlichkeiten, wenig ein. Die Geſellſchaft, die wir genugſam kennen, iſt nun berechtigt, dort Beſitz zu nehmen, mitten in der vollkommenſten bürgerlichen Einrichtung, von da ſie als einflußreiches Staatsglied ihren Vortheil erſehen und ſich in die noch unangebaute Wüſte fern verbreiten kann. Hier nun will ſich Friedrich mit Lenardo beſonders hervorthun, um zu zeigen, wie man eigentlich von vorne beginnen und einen Naturweg einſchlagen könne.

Kaum hatten ſich die Genannten von ihrem Aufenthalte höchſt zufrieden entfernt, ſo waren dagegen Gäſte ganz anderer Art angemeldet und doch auch willkommen. Wir erwarteten wohl kaum, Philine'n und Lucie'n an ſo heiliger Stätte auftreten zu ſehen; und doch kamen ſie an. Der zunächſt in den Gebirgen noch immer weilende Montan ſollte ſie hier abholen und auf dem nächſten Wege zur See bringen. Beide wurden von Haushälterinnen, Schaffnerinnen, ſonſt angeſtellten und mitwohnenden Frauen ſehr gut aufgenommen; Philine brachte ein Paar allerliebſte Kinder mit und zeichnete ſich, bei einer einfachen, ſehr reizenden Kleidung, aus durch das Sonderbare, daß ſie vom blumig geſtickten Gürtel herab an langer ſilberner Kette eine mäßig große Engliſche Scheere trug, mit der ſie manchmal, gleichſam als wollte ſie ihrem Geſpräch einigen Nachdruck geben, in die Luft ſchnitt und ſchnippte und durch einen ſolchen Act die ſämmtlichen Anweſenden erheiterte, worauf denn bald die Frage folgte: ob es denn in einer ſo großen Familie Nichts zuzuſchneiden gebe. Und da fand ſich denn, daß, erwünſcht für eine ſolche Thätigkeit, ein Paar Bräute ſollten ausgeſtattet werden. Sie ſieht hierauf die Landestracht an, läßt die Mädchen vor ſich auf- und abgehen und ſchneidet immer zu, wobei ſie aber, mit Geiſt und Geſchmack verfahrend, ohne dem Character einer ſolchen Tracht Etwas zu benehmen, das eigentlich ſtockende Barbariſche derſelben mit einer Anmuth zu vermitteln weiß, ſo gelind, daß die Bekleideten ſich und Andern beſſer gefallen und die Plumpigkeit überwinden, man möge von dem Herkömmlichen doch abgewichen ſein.

Hier kam nun Lucie, die mit gleicher Fertigkeit, Zierlichkeit und Schnelle zu nähen verſtand, vollkommen zu Hülfe, und man durfte hoffen, mit dem übrigen weiblichen Beiſtand, die Bräute ſchneller, als man gedacht hatte, herausgeputzt zu ſehen. Dabei durften ſich dieſe Mädchen nicht lange entfernen; Philine beſchäftigte ſich mit ihnen bis auf's Kleinſte und behandelte ſie wie Puppen oder Theater-Statiſten. Gehäufte Bänder und ſonſtiger in der Nachbarſchaft üblicher Feſtſchmuck wurde ſchicklich vertheilt, und ſo erreichte man zuletzt, daß dieſe tüchtigen Körper und hübſchen Figuren, ſonſt durch barbariſche Pedanterei zugedeckt, nunmehr zu einiger Evidenz gelangten, wobei alle Derbheit doch immer zu einiger Anmuth herausgeſtutzt erſchien.

Allzu thätige Perſonen werden aber doch in einem gleichmäßigen geregelten Zuſtande läſtig. Philine war mit ihrer gefräßigen Scheere in die Zimmer gerathen, wo die Vorräthe zu Kleidern für die große Familie, in Stoffen aller Art, zur Hand lägen. Da fand ſie nun in der Ausſicht, das Alles zu zerſchneiden, die größte Glückſeligkeit. Man mußte ſie wirklich daraus entfernen und die Thüren feſt verſchließen; denn ſie kannte weder Maß noch Ziel. Angela wollte wirklich deßhalb nicht als Braut behandelt ſein, weil ſie ſich vor einer ſolchen Zuſchneiderinn fürchtete; überhaupt ließ ſich das Verhältniß zwiſchen Beiden keineswegs glücklich einleiten. Doch hiervon kann erſt ſpäter die Rede ſein.

Montan, länger als man gedacht hatte, zauderte zu kommen, und Philine drang darauf, Macarie'n vorgestellt zu werden. Es geſchah, weil man ſie alsdann um deſto eher loszuwerden hoffte, und es war merkwürdig genug, die beiden Sünderinnen zu den Füßen der Heiligen zu ſehen. Zu beiden Seiten lagen ſie ihr an den Knieen. Philine zwiſchen ihren zwei Kindern, die ſie lebhaft anmuthig niederdrückte; mit gewohnter Heiterkeit ſprach ſie: „Ich liebe meinen Mann, meine Kinder, beſchäftige mich gern für ſie, auch für Andere; das Uebrige verzeih'ſt Du!“ Macarie größte ſie ſegnend; ſie entfernte ſich mit anſtändiger Beugung.

Lucie lag von der linken Seite her der Heiligen mit dem Geſicht auf dem Schooße, weinte bitterlich und konnte kein Wort ſprechen; Macarie, ihre Thränen auffaſſend, klopfte ihr auf die Schulter als beſchwichtigend; dann küßte ſie ihr Haupt zwiſchen den geſcheiteten Haaren, wie es vor ihr lag, dräufig und wiederholt in frommer Abſicht.

Lucie richtete ſich auf, erſt auf ihre Kniee, dann auf die Füße und ſchaute zu ihrer Wohlthäterinn mit reiner Heiterkeit. „Wie geſchieht mir!“ ſagte ſie, „wie iſt mir! Der ſchwere läſtige Druck, der mir, wo nicht alle Beſinnung, doch alles Ueberlegen raubte, er iſt auf ein Mal von meinem Haupte aufgehoben; ich kann nun frei in die Höhe ſehen, meine Gedanken in die Höhe richten und“, ſetzte ſie nach dieſem Athemholen hinzu, „ich glaube, mein Herz will auch.“ In dieſem Augenblicke eröffnete ſich die Thüre und Montan trat herein, wie öfters der allzu lang Erwartete plötzlich und unverhofft erſcheint. Lucie ſchritt munter auf ihn zu, umarmte ihn freudig, und indem ſie ihn vor Macarie'n führte, rief ſie aus: „Er ſoll erfahren, was er dieſer Göttlichen ſchuldig iſt, und ſich mit mir dankend niederwerfen!“

Montan, betroffen und gegen ſeine Gewohnheit gewiſſer Maßen verlegen, ſagte mit edler Verbeugung gegen die würdige Dame: „Es ſcheint ſehr viel zu ſein; denn ich werde Dich ihr ſchuldig. Es iſt das erſte Mal, daß Du mir offen und liebevoll entgegenkommſt, das erſte Mal, daß Du mich an's Herz drückſt, ob ich es gleich längſt verdiente.“

Hier nun müſſen wir vertraulich eröffnen: daß Montan Lucie'n von ihrer frühen Jugend an geliebt, daß der einnehmendere Lothario ſie ihm entführt, er aber ihr und dem Freunde treu geblieben und ſie ſich endlich, vielleicht zu nicht geringer Verwunderung unſerer früheren Leſer, als Gattinn zugeeignet habe.

Dieſe Drei zuſammen, welche ſich in der Europäiſchen Geſellſchaft doch nicht ganz behaglich fühlen mochten, mäßigten kaum den Ausdruck ihrer Freude, wenn von den dort erwarteten Zuſtänden die Rede war. Die Scheere Philine'ns zuckte ſchon; denn man gedachte ſich das Monopol vorzubehalten, dieſe neuen Colonien mit Kleidungsſtücken zu verſorgen. Philine beſchrieb den großen Tuch- und Leinwandvorrath ſehr artig und ſchnitt in die Luft, die Ernte für Sichel und Senſe, wie ſie ſagte, ſchon vor ſich ſehend.

Lucie dagegen, erſt durch jene glücklichen Segnungen zu theilnehmender Liebe wieder auferwacht, ſah im Geiſte ſchon ihre Schülerinnen ſich in's Hundertfache vermehren und ein ganzes Volk von Hausfrauen zu Genauigkeit und Zierlichkeit eingeleitet und aufgeregt. Auch der ernſte Montan hat die dortige Bergfülle an Blei, Kupfer, Eiſen und Steinkohlen dergeſtalt vor Augen, daß er all' ſein Wiſſen und Können manchmal nur für ängſtlich taſtendes Verſuchen erklären möchte, um erſt dort in eine reiche, belohnende Ernte muthig einzugreifen.

Daß Montan ſich mit unſerm Aſtronomen bald verſtehen würde, war vorauszuſehen. Die Geſpräche, die ſie in Gegenwart Macarie'ns führten, waren höchſt anziehend; wir finden aber nur Weniges davon niedergeſchrieben, indem Angela ſeit einiger Zeit bei'm Zuhören minder aufmerkſam und bei'm Aufzeichnen nachläſſiger geworden war. Auch mochte ihr Manches zu allgemein und für ein Frauenzimmer nicht faßlich genug vorkommen. Wir ſchalten daher nur einige der in jene Tage gehörigen Aeußerungen hier vorübergehend ein, die, nicht einmal von ihrer Hand geſchrieben, uns zugekommen ſind.

Bei dem Studiren der Wiſſenſchaften, beſonders deren, welche die Natur behandeln, iſt die Unterſuchung ſo nöthig als ſchwer: ob Das, was und von Alters her überliefert und von unſern Vorfahren für giltig geachtet worden, auch wirklich zuverläſſig ſei, in dem Grade, daß man darauf fernerhin ſicher fortbauen möge, oder ob ein herkömmliches Bekenntniß nur ſtationär geworden und deßhalb mehr einen Stillſtand als einen Fortſchritt veranlaſſe. Ein Kennzeichen fördert dieſe Unterſuchung, wenn nämlich das Angenommene lebendig und in das thätige Beſtreben einwirkend und fördernd geweſen und geblieben.

Im Gegenſatze ſteht die Prüfung des Neuen, wo man zu fragen hat: ob das Angenommene wirklicher Gewinn oder nur modiſche Uebereinſtimmung ſei? Denn eine Meinung von energiſchen Männern aufgefaßt, verbreitete ſich contagiös über die Menge, und dann heißt ſie herrſchend — eine Anmaßung, die für den treuen Forſcher gar keinen Sinn ausſpricht. Staat und Kirche mögen allenfalls Urſache finden, ſich

für herrſchend zu erklären: denn Die haben es mit der widerſpenſtigen Maſſe zu thun; und wenn nur Ordnung gehalten wird, ſo iſt es ganz einerlei, durch welche Mittel. Aber in den Wiſſenſchaften iſt die abſoluteſte Freiheit nöthig; denn da wirkt man nicht für heut und morgen, ſondern für eine unendlich vorſchreitende Zeitenreihe.

Gewinnt aber auch in der Wiſſenſchaft das Falſche die Oberhand, ſo wird doch immer eine Minorität für das Wahre übrig bleiben; und wenn ſie ſich in einen einzigen Geiſt zurückzöge, ſo hätte Das Nichts zu ſagen. Er wird im Stillen, im Verborgenen fortwaltend wirken, und eine Zeit wird kommen, wo man nach ihm und ſeinen Ueberzeugungen fragt, oder wo dieſe ſich, bei verbreitetem allgemeinem Licht, auch wieder hervorwagen dürfen.

Was jedoch weniger allgemein, obgleich unbegreiflich und wunderſeltſam, zur Sprache kam, war die gelegentliche Eröffnung Montan's, daß ihm bei ſeinen gebirg'ſchen und bergmänn'ſchen Unterſuchungen eine Perſon zur Seite gehe, welche ganz wunderſame Eigenſchaften und einen ganz eigenen Bezug auf Alles habe, was man Geſtein, Mineral, ja ſogar, was man überhaupt Element nennen könne. Sie fühle nicht bloß eine große Einwirkung der unterirdiſch fließenden Waſſer, metalliſcher Lager und Gänge, ſowie der Steinkohlen, und was Dergleichen in Maſſen beiſammen ſein möchte, ſondern, was wunderbarer ſei, ſie befinde ſich anders und wieder anders, ſobald ſie nur den Boden wechſele. Die verſchiedenen Gebirgsarten übten auf ſie einen beſondern Einfluß, worüber er ſich mit ihr, ſeitdem er eine, zwar wunderliche, aber doch anklingende Sprache einzuleiten gewußt, recht gut verſtändigen und ſie im Einzelnen prüfen könne, da ſie denn auf eine merkwürdige Weiſe die Probe beſtehe, indem ſie ſowohl chemiſche als phyſiſche Elemente durch's Gefühl gar wohl zu unterſcheiden wiſſe, ja ſogar ſchon durch den Anblick das Schwerere von dem Leichtern unterſcheide. Dieſe Perſon, über deren Geſchlecht er ſich nicht näher erklären wollte, habe er mit den abreiſenden Freunden vorausgeſchickt, und hoffe zu ſeinen Zwecken in den nunterſuchten Gegenden ſehr viel von ihr.

Dieſes Vertrauen Montan's eröffnete das ſtrenge Herz des Aſtronomen, welcher ſodann, mit Macarie'ns Vergünſtigung, auch ihm das Verhältniß derſelben zum Welt-Syſtem offenbarte. Durch nachherige Mittheilungen des Aſtronomen ſind wir in dem Fall, wo nicht Genugſames, doch das Hauptſächliche ihrer Unterhaltungen über ſo wichtige Puncte mitzutheilen.

Bewundern wir indeſſen die Behutſamkeit der hier eintretenden Fälle bei der größten Verſchiedenheit. Der eine Freund, um nicht ein Timon zu werden, hatte ſich in die tiefſten Klüfte der Erde verſenkt, und auch dort wohl er gewahr, daß in der Menſchennatur was Analoges zum Starren und Rohen vorhanden ſei; dem Andern gab von der Gegenſeite der Geiſt Macarie'ns ein Beiſpiel, daß, wie dort das Verbleiben, hier das Entfernen wohlbegabten Naturen eigen ſei, daß man weder nöthig habe, bis zum Mittelpunct der Erde zu dringen, noch ſich über die Grenzen unſers Sonnen-Syſtem's hinaus zu entfernen, ſondern ſchon gemächlich beſchäftigt und vorzüglich auf That aufmerkſam gemacht und zu ihr berufen werde. An und in dem Boden findet man für die höchſten irdiſchen Bedürfniſſe das Material, eine Welt des Stoffes, den höchſten Fähigkeiten des Menſchen zur Bearbeitung übergeben; aber auf jenem geiſtigen Wege werden immer Theilnahme, Liebe, geregelte freie Wirkſamkeit gefunden. Dieſe beiden Welten gegen einander zu bewegen, ihre beiderſeitigen Eigenſchaften in der vorübergehenden Lebenserſcheinung zu manifeſtiren, Das iſt die höchſte Geſtalt, wozu ſich der Menſch auszubilden hat.

Hierauf ſchloſſen beide Freunde einen Bund und nahmen ſich vor, ihre Erfahrungen allenfalls auch nicht zu verheimlichen, weil Derjenige, der ſie als einem Roman wohl ziemende Mährchen belächeln könnte, ſie doch immer als ein Gleichniß des Wünſchenswertheſten betrachten dürfte.

Der Abſchied Montan's und ſeiner Frauenzimmer folgte bald hierauf; und wenn man ihn mit Lucie'n noch gern gehalten hätte, ſo war doch die allzu unruhige Philine mehreren an Ruhe und Sitte gewohnten Frauenzimmern, beſonders aber der edeln Angela beſchwerlich, wozu ſich noch beſondere Umſtände hinzufügten, welche die Unbehaglichkeit vermehrten.

Schon oben hatten wir zu bemerken, daß Angela nicht wie ſonſt die Pflicht des Aufmerkens und Aufzeichnens erfüllte, ſondern anderwärts beſchäftigt ſchien. Um dieſe Anomalie an einer der Ordnung dergeſtalt ergebenen und in den reinſten Kreiſen ſich bewegenden Perſon zu erklären, ſind wir genöthigt, einen neuen Mitſpieler in dieſes vielumfaſſende Drama noch zuletzt einzuführen.

Unſer alter geprüfter Handelsfreund Werner mußte ſich bei zunehmenden, ja gleichſam in's Unendliche ſich vermehrenden Geſchäften noch friſchen Gehülfen umſehen, welche er nicht ohne vorläufige beſondere Prüfung näher an ſich anſchloß. Einen Solchen ſendet er nun an Macarie'n, um wegen Auszahlung der bedeutenden Summen zu unterhandeln, welche dieſe Dame aus ihrem großen Vermögen dem neuen Unter-

nehmen, beſonders in Rückſicht auf Lenardo, ihren Liebling, zuzuwenden beſchloß und erklärte. Gedachter junger Mann, nunmehr Werner's Gehülfe und Geſelle, ein friſcher, natürlicher Jüngling und eine Wundererſcheinung, empfiehlt ſich durch ein eig'nes Talent, durch eine grenzenloſe Fertigkeit im Kopfrechnen, wie überall, ſo beſonders bei den Unternehmern, wie ſie jetzt zuſammenwirken, da ſie ſich durchaus mit Zahlen im manigfaltigſten Sinne einer Geſellſchaftsrechnung beſchäftigen und ausgleichen müſſen. Sogar in der täglichen Societät, wo beim Hin- und Wiederreden über weltliche Dinge von Zahlen, Summen und Ausgleichungen die Rede iſt, muß ein Solcher höchſt willkommen mit einwirken. Ueberdem ſpielte er den Flügel höchſt anmuthig, wo ihm der Calcul und ein liebenswürdiges Naturell, verbunden und vereint, äußerſt wünſchenswerth zu Hülfe kommen. Die Töne fließen ihm leicht und harmoniſch zuſammen; manchmal aber deutet er an, daß er auch wohl in tiefern Regionen zu Hauſe wäre und ſo wird er höchſt anziehend, wenn er gleich wenig Worte macht und kaum irgend etwas Gefühltes aus ſeinen Geſprächen durchblickt. Auf alle Fälle iſt er jünger als ſeine Jahre; man möchte beinahe etwas Kindliches an ihm finden. Wie es übrigens auch mit ihm ſei: er hat Angela's Gunſt gewonnen, ſie die ſeinige, zu Macarie's größter Zufriedenheit; denn ſie hatte längſt gewünſcht, das edle Mädchen verheirathet zu ſehen.

Dieſe jedoch, immer bedeutend und fühlend, wie ſchwer ihre Stelle zu beſetzen ſein werde, hatte wohl ſchon irgend ein liebevolles Anerbieten abgelehnt, vielleicht ſogar einer ſtillen Neigung Gewalt angethan; ſeitdem aber eine Nachfolgerinn denkbar, ja gewiſſer Maßen ſchon beſtimmt worden, ſcheint ſie, von einem wohlgefälligen Eindruck überraſcht, ihm bis zur Leidenſchaft nachgegeben zu haben.

Wir aber kommen nunmehr in den Fall, das Wichtigſte zu eröffnen, indem ja Alles, worüber ſeit ſo mancher Zeit die Rede geweſen, ſich nach und nach aufgebildet, aufgelöſ't und wieder geſtaltet hatte. Entſchieden iſt alſo auch nunmehr, daß die ſchöne Gute, ſonſt das aufbrauſende Mädchen genannt, ſich Macarie'n zur Seite füge. Der im Allgemeinen vorgelegte, auch von Lenardo ſchon gebilligte Plan iſt ſeiner Ausführung ganz nah; alle Theilnehmenden ſind einig; die ſchöne Gute übergibt dem Gehülfen ihr ganzes Beſitzthum. Er heirathet die zweite Tochter jener arbeitſamen Familie und wird Schwager des Schirmfaſſers. Hierdurch wird die vollkommene Einrichtung einer neuen Fabrication durch Local und Zuſammenwirkung frei, und die Bewohner des arbeitsluſtigen Thales werden auf eine andere lebhaftere Weiſe beſchäftigt.

Dadurch wird die Liebenswürdige frei; ſie tritt bei Macarie'n an die Stelle von Angela, welche mit jenem jungen Manne ſchon verlobt iſt. Hiermit wäre Alles für den Augenblick berichtet; was nicht entſchieden werden kann, bleibt im Schweben.

Nun aber verlangt die ſchöne Gute, daß Wilhelm ſie abhole; gewiſſe Umſtände ſind noch zu berichtigen, und ſie legt bloß einen großen Werth darauf, daß er Das, was er doch eigentlich angefangen, auch vollende. Er entdeckte ſie zuerſt, und ein wunderſam Geſchick trieb Lenardo auf ſeine Spur; und nun ſoll er, ſo wünſcht ſie, ihr den Abſchied von dort erleichtern und ſo die Freude, die Beruhigung empfinden, einen Theil der verſchränkten Schickſalsfäden ſelbſt wieder aufgefaßt und angeknüpft zu haben.

Nun aber müſſen wir, um das Geiſtliche, das Gemüthliche zu einer Art von Vollſtändigkeit zu bringen, auch ein Geheimeres offenbaren, und zwar Folgendes: Lenardo hatte über eine nähere Verbindung mit der ſchönen Guten niemals das Mindeſte geäußert; im Laufe der Unterhandlungen aber, bei dem vielen Hin- und Wiederſenden, war denn doch auf die zarte Weiſe an ihr geforſcht worden, wie ſie dieß Verhältniß anſehe, und was ſie, wenn es zur Sprache käme, allenfalls zu thun geneigt wäre. Aus ihrem Erwiedern konnte man ſich ſoviel zuſammenſetzen: ſie fühle ſich nicht werth, einer ſolchen Neigung, wie der ihres edeln Freundes, durch Hingebung ihres getheilten Selbſt zu antworten. Ein Wohlwollen der Art verdiene die ganze Seele, das ganze Vermögen eines weiblichen Weſens; Dieß aber könne ſie nicht anbieten. Das Andenken ihres Bräutigams, ihres Gatten und der wechſelſeitigen Einigung Beider ſei noch ſo lebhaft in ihr, nehme noch ihr ganzes Weſen dergeſtalt völlig ein, daß für Liebe und Leidenſchaft kein Raum gedenkbar, auch ihr nur das reinſte Wohlwollen und in dieſem Falle die vollkommenſte Dankbarkeit übrig bleibe. Man beruhigte ſich hierbei, und da Lenardo die Angelegenheit nicht berührt hatte, war es auch nicht nöthig, hierüber Auskunft und Antwort zu geben.

Einige allgemeine Betrachtungen werden hoffentlich hier am rechten Orte ſtehen. Das Verhältniß ſämmtlicher vorübergehender Perſonen zu Macarie'n war vertraulich und ehrfurchtsvoll; alle fühlten die Gegenwart eines höhern Weſens, und doch blieb in ſolcher Gegenwart einem Jeden die Freiheit, ganz in ſeiner eigenen Natur zu erſcheinen. Jeder zeigt ſich, wie er iſt, mehr als je vor Eltern und Freunden, mit einer gewiſſen Zuverſicht; denn er war gelockt

und veranlaßt, nur das Gute, das Beſte, was an ihm war, an den Tag zu geben, daher beinahe eine allgemeine Zufriedenheit entſtand.

Verſchweigen aber können wir nicht, daß durch dieſe gewiſſer Maßen zerſtreuenden Zuſtände Macarie mit der Lage Lenardo's beſchäftigt blieb; ſie äußerte ſich auch darüber gegen ihre Nächſten, gegen Angela und den Aſtronomen. Lenardo's Inneres glaubten ſie deutlich vor ſich zu ſehen: er iſt für den Augenblick beruhigt; der Gegenſtand ſeiner Liebe wird höchſt glücklich. Macarie hatte für die Zukunft auf jeden Fall geſorgt. Nun hatte er das große Geſchäft muthig anzutreten und zu beginnen, das Uebrige dem Folgegang und Schickſal zu überlaſſen. Dabei konnte man vermuthen, daß er in jenen Unternehmungen hauptſächlich geſtärkt ſei durch den Gedanken, ſie dereinſt, wenn er Fuß gefaßt, hinüberzurufen, wo nicht gar ſelbſt abzuholen.

Allgemeiner Bemerkungen konnte man hierbei ſich nicht enthalten. Man beachtete näher den ſeltenen Fall, der ſich hier hervorthat: Leidenſchaft aus Gewiſſen. Man gedachte zugleich anderer Beiſpiele einer wunderſamen Umbildung einmal gefaßter Eindrücke, der geheimnißvollen Entwickelung angeborner Neigung und Sehnſucht. Man bedauerte, daß in ſolchen Fällen wenig zu rathen ſei, würde es aber höchſt räthlich finden, ſich möglichſt klar zu halten, und dieſem oder jenem Hang nicht unbedingt nachzugeben.

Zu dieſem Puncte aber gelangt, können wir der Verſuchung nicht widerſtehen, ein Blatt aus unſern Archiven mitzutheilen, welches Macarie'n betrifft und die beſondere Eigenſchaft, die ihrem Geiſte ertheilt ward. Leider iſt dieſer Aufſatz erſt lange Zeit, nachdem der Inhalt mitgetheilt worden, aus dem Gedächtniß geſchrieben und nicht, wie es in einem ſo merkwürdigen Fall wünſchenswerth wäre, für ganz authentiſch anzuſehen. Dem ſei aber, wie ihm wolle, ſo wird hier ſchon ſoviel mitgetheilt, um Nachdenken zu erregen und Aufmerkſamkeit zu empfehlen, ob nicht irgendwo ſchon etwas Aehnliches oder ſich Annäherndes bemerkt und verzeichnet worden.

Fünfzehntes Capitel.

Macarie befindet ſich zu unſerm Sonnen-Syſtem in einem Verhältniß, welches man auszuſprechen kaum wagen darf. Im Geiſte, der Seele, der Einbildungskraft hegt ſie, ſchaut ſie es nicht nur, ſondern ſie macht gleichſam einen Theil deſſelben; ſie ſieht ſich in jenen himmliſchen Kreiſen mit fortgezogen, aber auf eine ganz eigene Art; ſie wandelt ſeit ihrer Kindheit um die Sonne, und zwar, wie nun entdeckt iſt, in einer Spirale, ſich immer mehr vom Mittelpunct entfernend und nach den äußern Regionen hinkreiſend.

Wenn man annehmen darf, daß die Weſen, inſofern ſie körperlich ſind, nach dem Centrum, inſofern ſie geiſtig ſind, nach der Peripherie ſtreben, ſo gehört unſere Freundinn zu den geiſtigſten; ſie ſcheint nur geboren, um ſich von dem Irdiſchen zu entbinden, um die nächſten und fernſten Räume des Daſeins zu durchdringen. Dieſe Eigenſchaft, ſo herrlich ſie iſt, ward ihr doch ſeit den früheſten Jahren als eine ſchwere Aufgabe verliehen. Sie erinnert ſich von Klein' auf ihr inneres Selbſt als von leuchtenden Weſen durchdrungen, von einem Licht erhellt, welchem ſogar das helle Sonnenlicht Nichts anhaben konnte. Oft ſah ſie zwei Sonnen, eine innere nämlich, und eine außen am Himmel, zwei Monde, wovon der äußere in ſeiner Größe bei allen Phaſen ſich gleich blieb, der innere ſich immer mehr und mehr verminderte.

Dieſe Gabe zog ihren Antheil ab von gewöhnlichen Dingen, aber ihre trefflichen Eltern wendeten Alles auf ihre Bildung; alle Fähigkeiten wurden an ihr lebendig, alle Thätigkeiten wirkſam, dergeſtalt, daß ſie allen äußern Verhältniſſen zu genügen wußte, und, indem ihr Herz, ihr Geiſt ganz von überirdiſchen Geſichten erfüllt war, doch ihr Thun und Handeln immerfort dem Edelſten, Sittlichen gemäß blieb. Wie ſie heranwuchs überall hülfreich, unaufhaltſam in großen und kleinen Dienſten, wandelte ſie wie ein Engel Gottes auf Erden, indem ihr geiſtiges Ganze ſich zwar um die Weltſonne, aber nach dem Ueberweltlichen in ſtätig zunehmenden Kreiſen bewegte.

Die Ueberfülle dieſes Zuſtandes ward einiger Maßen dadurch gemildert, daß es auch in ihr zu tagen und zu nachten ſchien, da ſie denn, bei gedämpftem innerm Licht, äußere Pflichten auf das Treuſte zu erfüllen ſtrebte, bei friſch aufleuchtendem Innern ſich der ſeligſten Ruhe hingab. Ja, ſie will bemerkt haben, daß eine Art von Wolken ſie von Zeit zu Zeit umſchwebten, und ihr den Anblick der himmliſchen Geneſſen auf eine Zeit lang umdämmerten, eine Epoche, die ſie ſtets zu Wohl und Freude ihrer Umgebungen zu benutzen wußte.

So lange ſie die Anſchauungen geheim hielt, gehörte viel dazu, ſie zu ertragen; was ſie davon offenbarte, wurde nicht anerkannt oder mißdeutet; ſie ließ es daher in ihrem langen Leben nach außen als Krankheit gelten, und ſo ſpricht man in der Familie noch immer davon; zuletzt aber hat ihr das gute Glück den Mann zugeführt, den Ihr bei uns ſeht, als Arzt, Mathematiker und Aſtronom gleich ſchätzbar, durchaus

ein edler Menſch, der ſich jedoch erſt eigentlich aus Neugierde zu ihr heranfand. Als ſie aber Vertrauen gegen ihn gewann, ihm nach und nach ihre Zuſtände beſchrieben, das Gegenwärtige an's Vergangene angeſchloſſen und in die Ereigniſſe einen Zuſammenhang gebracht hatte, ward er ſo von der Erſcheinung eingenommen, daß er ſich nicht mehr von ihr trennen konnte, ſondern Tag vor Tag ſtets tiefer in das Geheimniß einzudringen trachtete.

Im Anfange, wie er nicht undeutlich zu verſtehen gab, hielt er es für Täuſchung; denn ſie läugnete nicht, daß von der erſten Jugend an ſie ſich um die Stern- und Himmelskunde fleißig bekümmert habe, daß ſie darin wohl unterrichtet worden und keine Gelegenheit verſäumt, ſich durch Maſchinen und Bücher den Weltbau immer mehr zu verſinnlichen: deßhalb er ſich denn nicht ausreden ließ, es ſei eingelernt; die Wirkung einer in hohem Grad geregelten Einbildungskraft, der Einfluß des Gedächtniſſes ſei zu vermuthen, eine Mitwirkung der Urtheilskraft, beſonders aber eines verſteckten Calculs.

Er iſt ein Mathematiker und alſo hartnäckig, ein heller Geiſt und alſo ungläubig; er wehrte ſich lange, bemerkte jedoch, was ſie angab, genau, ſuchte der Folge verſchiedener Jahre beizukommen, hielt ſich beſonders an die neueſten mit dem gegenſeitigen Stande der Himmelslichter übereintreffenden Angaben, und rief endlich aus: „Nun, warum ſollte Gott und die Natur nicht auch eine lebendige Armillar-Sphäre, ein geiſtiges Räderwerk erſchaffen und einrichten, daß es, wie ja die Uhren uns täglich und ſtündlich leiſten, dem Gang der Geſtirne von ſelbſt auf eigene Weiſe zu folgen im Stande wäre.

Hier aber wagen wir nicht, weiter zu gehen; denn das Unglaubliche verliert ſeinen Werth, wenn man es näher im Einzelnen beſchauen will. Doch ſagen wir ſoviel: Dasjenige, was zur Grundlage der anzuſtellenden Berechnungen diente, war Folgendes: ihr, der Seherinn, erſchien unſere Sonne in der Viſion um Vieles kleiner, als ſie ſolche bei Tage erblickte; auch gab eine ungewöhnliche Stellung dieſes höhern Himmelslichtes im Thierkreiſe Anlaß zu Folgerungen.

Dagegen entſtanden Zweifel und Irrungen, weil die Schauende ein und das andere Geſtirn andeutete, als gleichfalls in dem Zodiak erſcheinend, von denen man aber am Himmel Nichts gewahr werden konnte. Es mochten die damals noch unentdeckten, kleinen Planeten ſein. Denn aus andern Angaben ließ ſich ſchließen, daß ſie, längſt über die Bahn des Mars hinaus, der Bahn des Jupiter ſich nähere. Offenbar hatte ſie eine Zeit lang dieſen Planeten, es wäre ſchwer zu ſagen, in welcher Entfernung, mit Staunen in ſeiner ungeheuern Herrlichkeit betrachtet und das Spiel ſeiner Monde um ihn her geſchaut; hernach aber ihn auf die wunderſeltſamſte Weiſe als abnehmenden Mond geſehen, und zwar ungewendet, wie uns der wachſende Mond erſcheint. Daraus wurde geſchloſſen, daß ſie ihn von der Seite ſehe und wirklich im Begriff ſei, über deſſen Bahn hinauszuſchreiten und in dem unendlichen Raum dem Saturn entgegenzuſtreben. Dorthin folgt ihr keine Einbildungskraft; aber wir hoffen, daß eine ſolche Entelechie ſich nicht ganz aus unſerm Sonnen-Syſtem entfernen, ſondern wenn ſie an die Grenze deſſelben gelangt iſt, ſich wieder zurückſehnen werde, um zu Gunſten unſerer Urenkel in das irdiſche Leben und Wohlthun wieder einzuwirken.

Indem wir nun dieſe ätheriſche Dichtung, Verzeihung hoffend, hiemit beſchließen, wenden wir uns wieder zu jenen terreſtriſchen Mährchen, wovon wir oben eine vorübergehende Andeutung gegeben.

Montan hatte mit dem größten Anſchein von Ehrlichkeit angegeben: jene wunderbare Perſon, welche mit ihren Gefühlen den Unterſchied der irdiſchen Stoffe ſo wohl zu bezeichnen wiſſe, ſei ſchon mit den erſten Wanderern in die weite Ferne gezogen, welches jedoch dem Aufmerkſamen durchaus hätte ſollen unwahrſcheinlich dünken. Denn wie wollte Montan und Seinesgleichen eine ſo bereite Wünſchelruthe von der Seite gelaſſen haben? Auch ward kurz nach ſeiner Abreiſe durch Hin- und Wiederreden und ſonderbare Erzählungen der untern Hausbedienten hierüber ein Verdacht allmälig rege. Philine nämlich und Lucie hatten eine Dritte mitgebracht, unter dem Vorwand, es ſei eine Dienerinn, wozu ſie ſich aber gar nicht zu ſchicken ſchien; wie ſie denn auch bei'm Aus- und Ankleiden der Herrinnen niemals gefordert wurde. Ihre einfache Tracht kleidete den derben wohlgebauten Körper gar ſchicklich, deutete aber, ſowie die ganze Perſon, auf etwas Ländliches. Ihr Betragen, ohne roh zu ſein, zeigte keine geſellige Bildung, wovon die Kammermädchen immer die Carricatur darzuſtellen pflegen. Auch fand ſie gar bald unter der Dienerſchaft ihren Platz; ſie geſellte ſich zu den Garten- und Feldgenoſſen, ergriff den Spaten und arbeitete für Zwei bis Drei. Nahm ſie den Rechen, ſo flog er auf das Geſchickteſte über das aufgewühlte Erdreich, und die weiteſte Fläche glich einem wohlgebauten Beete. Uebrigens hielt ſie ſich ſtill und gewann gar bald die allgemeine Gunſt. Sie erzählten ſich von ihr: man habe ſie oft das Werkzeug niederlegen und querfeldein über Stock und Steine ſpringen ſehen, auf eine ver-

ſteckte Quelle zu, wo ſie ihren Durſt gelöſcht. Dieſen Gebrauch habe ſie täglich wiederholt, indem ſie von irgend einem Puncte aus, wo ſie geſtanden, immer ein oder das andere rein ausfließende Waſſer zu finden gewußt, wenn ſie deſſen bedurfte.

Und ſo war denn doch für Montan's Angeben ein Zeugniß zurückgeblieben, der wahrſcheinlich, um läſtige Verſuche und unzulängliches Probiren zu vermeiden, die Gegenwart einer ſo merkwürdigen Perſon vor ſeinen edeln Wirthen, welche ſonſt wohl ein ſolches Zutrauen verdient hätten, zu verheimlichen beſchloß. Wir aber wollen, was uns bekannt geworden, auch unvollſtändig, wie es vorliegt, mitgetheilt haben, um forſchende Männer auf ähnliche Fälle, die ſich vielleicht öfter, als man glaubt, durch irgend eine Andeutung hervorthun, freundlich aufmerkſam zu machen.

Sechszehntes Capitel.

Der Amtmann jenes Schloſſes, das wir noch vor Kurzem durch unſere Wanderer belebt geſehen, von Natur thätig und gewandt, den Vortheil ſeiner Herrſchaft und ſeinen eignen immer vor Augen habend, ſaß nunmehr vergnügt, Rechnungen und Berichte auszufertigen, wodurch er die ſeinem Bezirk während der Anweſenheit jener Gäſte zugegangenen großen Vortheile mit einiger Selbſtgefälligkeit vorzutragen und auseinander zu ſetzen ſich bemühte. Allein Dieſes war nach ſeiner eigenen Ueberzeugung nur das Geringſte; er hatte bemerkt, was für große Wirkungen von thätigen, geſchickten, freiſinnigen und kühnen Menſchen ausgehen. Die Einen hatten Abſchied genommen, über das Meer zu ſetzen, die Andern, um auf dem feſten Lande ihr Unterkommen zu finden; nun ward er noch ein drittes, heimliches Verhältniß gewahr, wovon er alſobald Nutzen zu ziehen den Entſchluß faßte.

Bei'm Abſchied zeigte ſich, was man hätte vorausſagen und wiſſen können, daß von den jungen, rüſtigen Männern ſich gar mancher mit den hübſchen Kindern des Dorfs und der Gegend mehr oder weniger befreundet hatte. Nur Einige bewieſen Muth genug, als Odoardo mit den Seinigen abging, ſich als entſchieden Bleibende zu erklären; von Lenardo's Auswanderern war keiner geblieben, aber von dieſen Letztern betheuerten verſchiedene, in kurzer Zeit zurückkehren und ſich anſiedeln zu wollen, wenn man ihnen einiger Maßen ein hinreichendes Auskommen und Sicherheit für die Zukunft gewähren könne.

Der Amtmann, welcher die ſämmtliche Perſönlichkeit und die häuslichen Umſtände ſeiner ihm untergebenen kleinen Völkerſchaft ganz genau kannte, lachte heimlich als ein wahrer Egoiſt über das Ereigniß, daß man ſo große Anſtalten und Aufwand machte, um über dem Meer und im Mittellande ſich frei und thätig zu erweiſen, und doch dabei ihm, der auf ſeiner Hufe ganz ruhig geſeſſen, gerade die größten Vortheile zu Haus und Hof bringe, und ihm Gelegenheit gebe, einige der Vorzüglichſten zurückzuhalten und bei ſich zu verſammeln. Seine Gedanken, ausgeweitet durch die Gegenwart, fanden Nichts natürlicher, als daß Liberalität, wohl angewendet, gar löbliche, nützliche Folgen habe. Er faßte ſogleich den Entſchluß, in ſeinem kleinen Bezirk etwas Aehnliches zu unternehmen. Glücklicher Weiſe waren wohlhabende Einwohner dieß Mal gleichſam genöthigt, ihre Töchter den allzu frühen Gatten geſetzmäßig zu überlaſſen. Der Amtmann machte ihnen einen ſolchen bürgerlichen Unfall als ein Glück begreiflich; und da es wirklich ein Glück war, daß gerade die in dieſem Sinne brauchbarſten Handwerker das Loos getroffen hatte, ſo hielt es nicht ſchwer, die Einleitung zu einer Meubelfabrik zu machen, die ohne weitläufigen Raum und ohne große Umſtände nur Geſchicklichkeit und hinreichendes Material verlangt. Das Letzte verſprach der Amtmann; Frauen, Raum und Verlag gaben die Bewohner, und Geſchicklichkeit brachten die Einwandernden mit.

Das Alles hatte der gewandte Geſchäftsmann ſchon im Stillen, bei Anweſenheit und im Tumult der Menge, gar wohl überdacht und konnte daher, ſobald es um ihn ruhig ward, gleich zum Werke ſchreiten.

Ruhe, aber freilich eine Art Todtenruhe, war nach Verlauf dieſer Zeit über die Straßen des Orts, über den Hof des Schloſſes gekommen, als unſern rechnenden und berechnenden Geſchäftsmann ein hereinſprengender Reiter aufrief und aus ſeiner ruhigen Faſſung brachte. Des Pferdes Huf klappte freilich nicht; es war nicht beſchlagen. Aber der Reiter, der von der Decke herabſprang — er ritt ohne Sattel und Steigbügel, auch bändigte er das Pferd nur durch eine Trenſe — er rief laut und ungeduldig nach den Bewohnern, nach den Gäſten, und war leidenſchaftlich verwundert, Alles ſo ſtill und todt zu finden.

Der Amtsdiener wußte nicht, was er aus dem Ankömmling machen ſollte; auf einen entſtandenen Wortwechſel kam der Amtmann ſelbſt hervor und wußte auch weiter Nichts zu ſagen, als daß Alles weggezogen ſei. — „Wohin?“ war die Frage des jungen, lebendigen Ankömmlings. — Mit Gelaſſenheit bezeichnete der Amtmann den Weg Lenardo's und Odoardo's, auch eines dritten, problematiſchen Mannes, den ſie

theils Wilhelm, theils Meister genannt hätten. Dieser habe sich auf dem einige Meilen entfernten Flusse eingeschifft; er fahre hinab, erst seinen Sohn zu besuchen und alsdann ein wichtiges Geschäft weiter zu verfolgen.

Schon hatte der Jüngling sich wieder auf's Pferd geschwungen und Kenntniß genommen von dem nächsten Wege zum Flusse hin, als er schon wieder zum Thor hinausstürzte und so eilig davon flog, daß dem Amtmann, der oben aus seinen Fenstern nachschaute, kaum ein verfliegender Staub anzudeuten schien, daß der verwirrte Reiter den rechten Weg genommen habe.

Nur eben war der letzte Staub in der Ferne verflogen, und unser Amtmann wollte sich wieder zu seinem Geschäft niedersetzen, als zum obern Schloßthor ein Fußbote hereingesprungen kam und ebenfalls nach der Gesellschaft fragte, der noch etwas Nachträgliches zu überbringen er eilig abgesendet worden. Er hatte für sie ein größeres Paket, daneben aber auch einen einzelnen Brief, adressirt an Wilhelm'en, genannt Meister, der dem Ueberbringer von einem jungen Frauenzimmer besonders auf die Seele gebunden und dessen baldige Bestellung eifrigst eingeschärft worden war. Leider konnte auch Diesem kein anderer Bescheid werden, als daß er das Nest leer finde und daher seinen Weg eiligst fortsetzen müsse, wo er sie entweder sämmtlich anzutreffen oder eine weitere Anweisung zu finden hoffen dürfte.

Den Brief aber selbst, den wir unter den vielen uns anvertrauten Papieren gleichfalls vorgefunden, dieses wie, als höchst bedeutend, nicht zurückhalten. Er war von Herrlie'n, einem so wunderbaren als liebenswürdigen Frauenzimmer, welches in unsern Mittheilungen nur selten erscheint, aber bei jedesmaligem Auftreten gewiß jeden Geistreichen, Feinfühlenden unwiderstehlich angezogen hat. Auch ist das Schicksal, das sie betreffe, wohl das sonderbarste, das einem zarten Gemüthe widerfahren kann.

Siebenzehntes Capitel.

Herrlie'n an Wilhelm'en.

Ich saß denkend und wußte nicht zu sagen, was ich dachte. Ein denkendes Nichtdenken wandelt mich aber manchmal an; es ist eine Art von empfundener Gleichgiltigkeit. Ein Pferd springt in den Hof und weckt mich aus meiner Ruhe; die Thüre springt auf und Felix tritt herein im jugendlichsten Glanze wie ein kleiner Apoll. Er eilt auf mich zu, will mich umarmen; ich weise ihn zurück. Er scheint gleichgiltig, bleibt in einiger Entfernung, und in ungetrübter Heiterkeit preist er mir das Pferd an, das ihn hergetragen, erzählt von seinen Uebungen, von seinen Freuden umständlich und vertraulich. Die Erinnerung an ältere Geschichten bringt uns auf das Prachtkästchen; er weiß, daß ich's habe und verlangt es zu sehen. Ich gebe nach; es war unmöglich zu versagen. Er betrachtet's, erzählt umständlich, wie er es entdeckt; ich verwirre mich und verrathe, daß ich den Schlüssel besitze. Nun steigt seine Neugier auf's Höchste; auch den will er sehen, nur von ferne. Dringender und liebenswürdiger bitten konnte man Niemanden sehen; er bittet wie betend, kniet und bittet mit so feurigen, holden Augen, mit so süßen, schmeichelnden Worten, und so war ich wieder verführt. Ich zeigte das Wundergeheimniß von Weitem, aber schnell faßte er meine Hand und entriß ihn, und sprang muthwillig zur Seite um einen Tisch herum.

„Ich habe Nichts vom Kästchen noch vom Schlüssel!" rief er aus; „Dein Herz wünscht' ich zu öffnen, daß es sich mir aufthäte, mir entgegenkäme, mich an sich drückte, mir vergönnte, es an meine Brust zu drücken." Er war unendlich schön und liebenswürdig, und wie ich auf ihn zugehen wollte, schob er das Kästchen auf dem Tisch immer vor sich hin; schon faßt der Schlüssel drinne; er drohte umzudrehen und drehte wirklich. Das Schlüsselchen war abgebrochen, die äußere Hälfte fiel auf den Tisch.

Ich war verwirrter, als man sein kann und sein sollte. Er benützt meine Unaufmerksamkeit, läßt das Kästchen stehen, fährt auf mich los und faßt mich in die Arme. Ich rang vergebens; seine Augen näherten sich den meinigen, und es ist was Schönes, sein eigenes Bild im liebenden Auge zu erblicken. Ich sah's zum ersten Mal, als er seinen Mund lebhaft auf den meinigen drückte. Ich will's nur gestehen: ich gab ihm seine Küsse zurück; es ist doch sehr schön, einen Glücklichen zu machen. Ich riß mich los; die Kluft, die uns trennt, erschien mir nur zu deutlich. Statt mich zu fassen, überschritt ich das Maß; ich stieß ihn zürnend weg; meine Verwirrung gab mir Muth und Verstand. Ich bedrohte, ich schalt ihn, befahl ihm, nie wieder vor mir zu erscheinen; er glaubte meinem wahrhaften Ausdruck. „Gut!" sagte er, „so reit' ich in die Welt, bis ich umkomme." Er warf sich auf sein Pferd und sprengte weg. Noch halb träumend will ich das Kästchen verwahren; die Hälfte des Schlüssels lag abgebrochen; ich befand mich in doppelter und dreifacher Verlegenheit.

O, Männer! o, Menschen! Werdet Ihr denn niemals die Vernunft fortpflanzen? War es nicht an dem Vater genug, der soviel Unheil anrichtete, bedurft' es noch des Sohn's, um uns unauflöslich zu verwirren?

Dieſe Bekenntniſſe lagen eine Zeit lang bei mir, nun tritt ein ſonderbarer Umſtand ein, den ich melden muß, der Obiges aufklärt und verdüſtert.

Ein alter, dem Oheim ehrenwerther Goldſchmied und Juwelen-Händler trifft ein, zeigt ſeltſame, antiquariſche Schätze vor; ich werde veranlaßt, das Käſtchen zu bringen; er betrachtet den abgebrochenen Schlüſſel und zeigt, was man bisher überſehen hatte, daß der Bruch nicht rauh, ſondern glatt ſei; durch Berührung faſſen die beiden Enden einander an. Er zieht den Schlüſſel ergänzt heraus; ſie ſind magnetiſch verbunden, halten einander feſt, aber ſchließen nur dem Eingeweihten. Der Mann tritt in einige Entfernung; das Käſtchen ſpringt auf, daß er gleich wieder zudrückt: an ſolche Geheimniſſe ſei nicht gut rühren, meinte er.

Meinen unerklärlichen Zuſtand vergegenwärtigen Sie ſich, Gott ſei Dank, gewiß nicht; denn wie wollte man außerhalb der Verwirrung die Verwirrung erkennen! Das bedeutende Käſtchen ſteht vor mir, den Schlüſſel, der nicht ſchließt, hab' ich in der Hand. Jenes wollt' ich gern uneröffnet laſſen, wenn dieſer mir nur die nächſte Zukunft aufſchlöße.

Um mich bekümmern Sie ſich eine Weile ja nicht, aber was ich inſtändig bitte, flehe, dringend empfehle: forſchen Sie nach Felix'en; ich habe vergebens umhergeſandt, um die Spuren ſeines Weges aufzufinden. Ich weiß nicht, ob ich den Tag ſegnen oder fürchten ſoll, der uns wieder zuſammenführt.

Endlich, endlich! verlangt der Bote ſeine Abfertigung: man hat ihn lange genug hier aufgehalten; er ſoll die Wanderer mit wichtigen Depeſchen ereilen. In dieſer Geſellſchaft wird er Sie ja auch wohl finden, oder man wird ihn zurecht weiſen. Ich unterdeß werde nicht beruhigt ſein.

Achtzehntes Capitel.

Nun gleitete der Kahn, beſchienen von heißer Mittagsſonne, den Fluß hinab; gelinde Lüfte kühlten den erwärmten Aether, ſanfte Ufer zu beiden Seiten gewährten einen zwar einfachen, doch behaglichen Anblick. Das Kornfeld näherte ſich dem Strome, und ein guter Boden trat ſo nah heran, daß ein rauſchendes Waſſer, auf irgend eine Stelle ſich hinwerfend, das lockere Erdreich gewaltig angegriffen, fortgeriſſen und ſteile Abhänge von bedeutender Höhe ſich gebildet hatten.

Ganz oben, auf dem ſcharfen Rande einer ſolchen Steile, wo ſonſt der Leinpfad mochte hergegangen ſein, ſah der Freund einen jungen Mann heraustraben, gut gebaut, von kräftiger Geſtalt. Kaum aber wollte man ihn ſchärfer in's Auge faſſen, als der dort überhangende Raſen losbricht und jener Unglückliche jählings, Pferd über Mann unter, in's Waſſer ſtürzt. Hier war nicht Zeit zu denken: wie und warum? Die Schiffer fuhren pfeilſchnell dem Strudel zu und hatten im Augenblick die ſchöne Beute gefaßt. Entſeelt ſcheinend lag der holde Jüngling im Schiffe, und nach kurzer Ueberlegung fuhren die gewandten Männer einem Kieswerdicht zu, das ſich mitten im Fluß gebildet hatte. Landen, den Körper an's Ufer heben, ausziehen und abtrocknen war Eins; noch aber kein Zeichen des Lebens zu bemerken, die holde Blume hingeſenkt in ihren Armen!

Wilhelm griff ſogleich nach der Lanzette, die Ader des Arms zu öffnen; das Blut ſprang reichlich hervor, und mit der ſchlängelnd anſpielenden Welle vermiſcht, folgte es gekreiſeltem Strome nach. Das Leben kehrte wieder; kaum hatte der liebevolle Wundarzt nur Zeit, die Binde zu befeſtigen, als der Jüngling ſich ſchon muthvoll auf ſeine Füße ſtellte, Wilhelm'en ſcharf anſah und rief: „Wenn ich leben ſoll, ſo ſei es mit Dir!" Mit dieſen Worten fiel er dem erkennenden und erkannten Retter um den Hals und weinte bitterlich. So ſtanden ſie feſt umſchlungen, wie Caſtor und Pollux, Brüder, die ſich auf dem Wechſelwege vom Orcus zum Licht begegnen.

Man bat ihn, ſich zu beruhigen. Die wackern Männer hatten ſchon ein bequemes Lager halb ſonnig, halb ſchattig unter leichten Büſchen und Zweigen bereitet; hier lag er nun auf den väterlichen Mantel hingeſtreckt der holdeſte Jüngling; braune Locken, ſchnell getrocknet, rollten ſich ſchon wieder auf; er lächelte beruhigt und ſchlief ein. Mit Gefallen ſah unſer Freund auf ihn herab, indem er ihn zudeckte. — „Wirſt Du doch immer auf's Neue hervorgebracht, herrlich' Ebenbild Gottes!" rief er aus, „und wirſt ſogleich wieder beſchädigt, verletzt von Innen oder von Außen." — Der Mantel fiel über ihn her; eine gemäßigte Sonnengluth durchwärmte die Glieder ſanft und innigſt; ſeine Wangen rötheten ſich geſund; er ſchien ſchon völlig wieder hergeſtellt.

Die thätigen Männer, einer guten, geglückten Handlung und des zu erwartenden, reichlichen Lohn's zum Voraus ſich erfreuend, hatten auf dem heißen Kies die Kleider des Jünglings ſchon ſo gut als getrocknet, um ihn beim Erwachen ſogleich wieder in den geſellig anſtändigſten Zuſtand zu verſetzen.

Aus Macarie's Archiv.

Die Geheimniſſe der Lebenspfade darf und kann man nicht offenbaren; es gibt Steine des Anſtoßes, über die ein jeder Wanderer ſtolpern muß. Der Poet aber deutet auf die Stelle hin.

Es wäre nicht der Mühe werth, ſiebenzig Jahre alt zu werden, wenn alle Weisheit der Welt Thorheit wäre vor Gott.

Das Wahre iſt gottähnlich; es erſcheint nicht unmittelbar: wir müſſen es aus ſeinen Manifeſtationen errathen.

Der ächte Schüler lernt aus dem Bekannten das Unbekannte entwickeln und nähert ſich dem Meiſter.

Aber die Menſchen vermögen nicht leicht, aus dem Bekannten das Unbekannte zu entwickeln; denn ſie wiſſen nicht, daß ihr Verſtand eben ſolche Künſte, wie die Natur treibt.

Denn die Götter lehren uns, ihr eigenſtes Werk nachahmen; doch wiſſen wir nur, was wir thun, erkennen aber nicht, was wir nachahmen.

Alles iſt gleich, Alles ungleich, Alles nützlich und ſchädlich, ſprechend und ſtumm, vernünftig und unvernünftig. Und was man von einzelnen Dingen bekennt, widerſpricht ſich öfters.

Denn das Geſetz haben die Menſchen ſich ſelbſt auferlegt, ohne zu wiſſen, über was ſie Geſetze gaben; aber die Natur haben alle Götter geordnet.

Was nun die Menſchen geſetzt haben, Das will nicht paſſen, es mag recht oder unrecht ſein; was aber die Götter ſetzen, Das iſt immer am Platz, recht oder unrecht.

Ich aber will zeigen, daß die bekannten Künſte der Menſchen natürlichen Begebenheiten gleich ſind, die offenbar oder geheim vorgehen.

Von der Art iſt die Weiſſagekunſt. Sie erkennet aus dem Offenbaren das Verborgene, aus dem Gegenwärtigen das Zukünftige, aus dem Todten das Lebendige und den Sinn des Sinnloſen.

So erkennt der Unterrichtete immer recht die Natur des Menſchen; und der Ununterrichtete ſieht ſie bald ſo, bald ſo an, und Jeder ahmt ſie nach ſeiner Weiſe nach.

Wenn ein Mann mit einem Weibe zuſammentrifft und ein Knabe entſteht, ſo wird aus etwas Bekanntem ein Unbekanntes. Dagegen wenn der dunkle Geiſt des Knaben die deutlichen Dinge in ſich aufnimmt, ſo wird er zum Mann und lernt aus dem Gegenwärtigen das Zukünftige erkennen.

Das Unſterbliche iſt nicht dem ſterblichen Lebenden zu vergleichen, und doch iſt auch das bloß Lebende verſtändig. So weiß der Magen recht gut, wenn er hungert und durſtet.

So verhält ſich die Wahrſagekunſt zur menſchlichen Natur. Und beide ſind dem Einſichtsvollen immer recht; dem Beſchränkten aber erſcheinen ſie bald ſo, bald ſo.

In der Schmiede erweicht man das Eiſen, indem man das Feuer anbläſt und dem Stabe ſeine überflüſſige Nahrung nimmt; iſt er aber rein geworden, dann ſchlägt man ihn und zwingt ihn, und durch die Nahrung eines fremden Waſſers wird er wieder ſtark. Das widerfährt auch dem Menſchen von ſeinem Lehrer.

Da wir überzeugt ſind, daß Derjenige, der die intellectuelle Welt beſchaut und des wahrhaften Intellects Schönheit gewahr wird, auch wohl ihren Vater, der über allen Sinn erhaben iſt, bemerken könne, ſo verſuchen wir denn nach Kräften einzuſehen, und für uns ſelbſt auszudrücken — inſofern ſich Dergleichen deutlich machen läßt — auf welche Weiſe wir die Schönheit des Geiſtes und der Welt anzuſchauen vermögen.

Nehmet an daher: zwei ſteinerne Maſſen ſeien nebeneinander geſtellt, deren eine roh und ohne künſtliche Bearbeitung geblieben, die andere aber durch die Kunſt zur Statue, einer menſchlichen oder göttlichen, ausgebildet worden. Wäre es eine göttliche, ſo möchte ſie eine Grazie oder Muſe vorſtellen, wäre es eine menſchliche, ſo dürfte es nicht ein beſonderer Menſch ſein, vielmehr irgend einer, den die Kunſt aus allem Schönen verſammelte.

Altmayer zu Frosch.

Aha! du fängst schon an die Lippen abzulecken.

Frosch.

Gut, wenn ich wählen soll, so will ich Rheinwein haben.
Das Vaterland verleiht die allerbesten Gaben.

Mephistopheles

indem er an dem Platz, wo Frosch sitzt, ein Loch in den Tischrand bohrt.

Verschafft ein wenig Wachs, die Pfropfen gleich zu machen.

Altmayer.

Ach das sind Taschenspielersachen.

Mephistopheles zu Brander.

Und ihr?

Brander.

Ich will Champagner Wein,
Und recht mussirend soll er seyn!

Auch wird aber der Stein, der durch die Kunst zur schönen Gestalt gebracht worden, alsobald schön erscheinen; doch nicht, weil er Stein ist, denn sonst würde die andere Masse gleichfalls für schön gelten, sondern daher, daß er eine Gestalt hat, welche die Kunst ihm ertheilte.

Die Materie aber hatte eine solche Gestalt nicht, sondern diese war in dem Erfindenden früher, als sie zum Stein gelangte. Sie war jedoch in dem Künstler nicht, weil er Augen und Hände hatte, sondern weil er mit der Kunst begabt war.

Also war in der Kunst noch eine weit größere Schönheit; denn nicht die Gestalt, die in der Kunst ruhet, gelangt in den Stein, sondern dorten bleibt sie, und es gehet indessen eine andere geringere hervor, die nicht rein in sich selbst verharret, noch auch wie sie der Künstler wünschte, sondern insofern der Stoff der Kunst gehorchte.

Wenn aber die Kunst Dasjenige, was sie ist und besitzt, auch hervorbringt, und das Schöne nach der Vernunft hervorbringt, nach welcher sie immer handelt, so ist sie fürwahr diejenige, die mehr und wahrer eine größere und trefflichere Schönheit der Kunst besitzt, vollkommener als Alles, was nach Außen hervortritt.

Denn indem die Form, in die Materie hervorschreitend, schon ausgedehnt wird, so wird sie schwächer als jene, welche in Einem verharret. Denn was in sich eine Entfernung erduldet, tritt von sich selbst weg: Stärke von Stärke, Wärme von Wärme, Kraft von Kraft; so auch Schönheit von Schönheit. Daher muß das Wirkende trefflicher sein als das Gewirkte. Denn nicht die Ur-Musik macht den Musiker, sondern die Musik, und die übersinnliche Musik bringt die Musik in sinnlichem Ton hervor.

Wollte aber Jemand die Künste verachten, weil sie der Natur nachahmen, so läßt sich darauf antworten: daß die Naturen auch manches Andere nachahmen; daß ferner die Künste nicht Das geradezu nachahmen, was man mit Augen siehet, sondern auf jenes Vernünftige zurückgehen, aus welchem die Natur bestehet und wornach sie handelt.

Ferner bringen auch die Künste Vieles aus sich selbst hervor und fügen anderseits Manches hinzu, was der Vollkommenheit abgehet, indem sie die Schönheit in sich selbst haben. So konnte Phidias den Gott bilden, ob er gleich nichts sinnlich Erblickliches nachahmte, sondern sich einen Solchen in den Sinn faßte, wie Zeus selbst erscheinen würde, wenn er unsern Augen begegnen möchte.

Man kann den Idealisten alter und neuer Zeit nicht verargen, wenn sie so lebhaft auf Beherzigung des Einen dringen, woher Alles entspringt und worauf Alles wieder zurückzuführen wäre. Denn freilich ist das belebende und ordnende Princip in der Erscheinung vergestalt bedrängt, daß es sich kaum zu retten weiß. Allein wir verfallen uns an der andern Seite wieder, wenn wir das Formende und die höhere Form selbst in eine vor unserm äußern und innern Sinn verschwindende Einheit zurückdrängen.

Wir Menschen sind auf Ausdehnung und Bewegung angewiesen; diese beiden allgemeinen Formen sind es, in welchen sich alle übrigen Formen, besonders die sinnlichen, offenbaren. Eine geistige Form wird aber keineswegs verkürzt, wenn sie in der Erscheinung hervortritt, vorausgesetzt, daß ihr Hervortreten eine wahre Zeugung, eine wahre Fortpflanzung sei. Das Gezeugte ist nicht geringer als das Zeugende, ja es ist der Vortheil lebendiger Zeugung, daß das Gezeugte vortrefflicher sein kann als das Zeugende.

Dieses weiter auszuführen und vollkommen anschaulich, ja, was mehr ist, durchaus practisch zu machen, würde von wichtigem Belang sein. Eine umständliche, folgerechte Ausführung aber möchte den Hörern übergroße Aufmerksamkeit zumuthen.

Was Einem angehört, wird man nicht los, und wenn man es wegwerfe.

Die neueste Philosophie unserer westlichen Nachbarn gibt ein Zeugniß, daß der Mensch, er geberde sich, wie er wolle, und so auch ganze Nationen, immer wieder zum Angebornen zurückkehren. Und wie wollte Das anders sein, da ja Dieses seine Natur und Lebensweise bestimmt.

Die Franzosen haben dem Materialismus entsagt und den Urahnungen etwas mehr Geist und Leben zuerkannt; sie haben sich vom Sensualismus losgemacht und den Tiefen der menschlichen Natur eine Entwickelung aus sich selbst eingestanden; sie lassen in ihr eine productive Kraft gelten und suchen nicht alle Kunst aus Nachahmung eines gewahrgewordenen Aeußern zu erklären. In solchen Richtungen mögen sie beharren.

Eine eclectiſche Philoſophie kann es nicht geben, wohl aber eclectiſche Philoſophen.

Ein Eclectiker aber iſt ein Jeder, der aus Dem, was ihn umgibt, aus Dem, was ſich um ihn ereignet, ſich Dasjenige aneignet, was ſeiner Natur gemäß iſt; und in dieſem Sinne gilt Alles, was Bildung und Fortſchreitung heißt, theoretiſch oder practiſch genommen.

Zwei eclectiſche Philoſophen könnten demnach die größten Widerſacher werden, wenn ſie, antagoniſtiſch geboren, jeder von ſeiner Seite ſich aus allen überlieferten Philoſophien Dasjenige aneignete, was ihm gemäß wäre. Sehe man doch nur um ſich her, ſo wird man immer finden, daß jeder Menſch auf dieſe Weiſe verfährt und deßhalb nicht begreift, warum er Andere nicht zu ſeiner Meinung bekehren kann.

Sogar iſt es ſelten, daß Jemand im höchſten Alter ſich ſelbſt hiſtoriſch wird, und daß ihm die Mitlebenden hiſtoriſch werden, ſo daß er mit Niemandem mehr controvertiren mag noch kann.

Beſieht man es genauer, ſo findet ſich, daß dem Geſchichtſchreiber ſelbſt die Geſchichte nicht leicht hiſtoriſch wird; denn der jedesmalige Schreiber ſchreibt immer nur ſo, als wenn er damals ſelbſt dabei geweſen wäre, nicht aber, was vormals war und damals bewegte. Der Chroniken-Schreiber ſelbſt deutet nur mehr oder weniger auf die Beſchränktheit, auf die Eigenheiten ſeiner Stadt, ſeines Kloſters wie ſeines Zeitalters.

Verſchiedene Sprüche der Alten, die man ſich öfters zu wiederholen pflegt, hatten eine ganz andere Bedeutung, als man ihnen in ſpätern Zeiten geben möchte.

Das Wort: Es ſolle kein mit der Geometrie Unbekannter, der Geometrie Fremder, in die Schule des Philoſophen treten, heißt nicht etwa: man ſolle ein Mathematiker ſein, um ein Weltweiſer zu werden.

Geometrie iſt hier in ihren erſten Elementen gedacht, wie ſie uns im Euklid vorliegt, und wie wir ſie einen jeden Anfänger beginnen laſſen. Alsdann aber iſt ſie die vollkommenſte Vorbereitung, ja Einleitung, in die Philoſophie.

Wenn der Knabe zu begreifen anfängt, daß einem ſichtbaren Puncte ein unſichtbarer verborgen müſſe, daß der nächſte Weg zwiſchen zwei Puncten ſchon als Linie gedacht werde, ehe ſie mit dem Bleiſtift auf's Papier gezogen wird, ſo fühlt er einen gewiſſen Stolz, ein Behagen, und nicht mit Unrecht; denn ihm iſt die Quelle alles Denkens aufgeſchloſſen; Idee und Verwirklichtes, potentia et actu, iſt ihm klar geworden: der Philoſoph entdeckt ihm nichts Neues; dem Geometer war von ſeiner Seite der Grund alles Denkens aufgegangen.

Nehmen wir ſodann das bedeutende Wort vor: Erkenne Dich ſelbſt, ſo müſſen wir es nicht im aſcetiſchen Sinne auslegen. Es iſt keineswegs die Heautognoſie unſerer modernen Hypochondriſten, Humoriſten und Heautontimorumenen damit gemeint; ſondern es heißt ganz einfach: gib einiger Maßen Acht auf Dich ſelbſt; nimm Notiz von Dir ſelbſt, damit Du gewahr werdeſt, wie Du zu Deinesgleichen und der Welt zu ſtehen kommſt. Hierzu bedarf es keiner pſychologiſchen Quälereien; jeder tüchtige Menſch weiß und erfährt, was es heißen ſoll; es iſt ein guter Rath, der einem Jeden practiſch zum größten Vortheil gedeiht.

Man denke ſich das Große der Alten, vorzüglich der Socrates'ſchen Schule, daß ſie Quelle und Richtſchnur alles Lebens und Thuns vor Augen ſtellt, nicht zu leerer Speculation, ſondern zu Leben und That auffordert.

Wenn nun unſer Schulunterricht immer auf das Alterthum hinweiſt, das Studium der Griechiſchen und Lateiniſchen Sprache fördert, ſo können wir uns Glück wünſchen, daß dieſe zu einer höhern Cultur ſo nöthigen Studien niemals rückgängig werden.

Wenn wir uns dem Alterthum gegenüberſtellen und es ernſtlich in der Abſicht anſchauen, uns daran zu bilden, ſo gewinnen wir die Empfindung, als ob wir erſt eigentlich zu Menſchen würden.

Der Schulmann, indem er Lateiniſch zu ſchreiben und zu ſprechen verſucht, kommt ſich höher und vornehmer vor, als er ſich in ſeinem Alltagsleben dünken darf.

Der für dichteriſche und bildneriſche Schöpfungen empfänglichere Geiſt fühlt ſich, dem Alterthum

gegenüber, in den anmuthigſt ideellen Naturzuſtand verſetzt; und noch auf den heutigen Tag haben die Homer'ſchen Geſänge die Kraft, uns wenigſtens für Augenblicke von der furchtbaren Laſt zu befreien, welche die Ueberlieferung von mehrern tauſend Jahren auf uns gewälzt hat.

Wie Sokrates den ſittlichen Menſchen zu ſich berief, damit dieſer ganz einfach einiger Maßen über ſich ſelbſt aufgeklärt würde, ſo traten Plato und Ariſtoteles gleichfalls als befugte Individuen vor die Natur; der Eine, mit Geiſt und Gemüth ſich ihr anzueignen, der Andere, mit Forſcherblick und Methode ſie für ſich zu gewinnen. Und ſo iſt denn auch jede Annäherung, die ſich uns im Ganzen und Einzelnen an dieſe Drei möglich macht, das Ereigniß, was wir am Freudigſten empfinden, und was, unſere Bildung zu befördern, ſich jederzeit kräftig erweiſt.

Um ſich aus der grenzenloſen Vielfachheit, und Zerſtückelung und Verwickelung der modernen Naturlehre wieder in's Einfache zu retten, muß man ſich immer die Frage vorlegen: Wie würde ſich Plato gegen die Natur, wie ſie uns jetzt in ihrer größern Mannigfaltigkeit, bei aller gründlichen Einheit, erſcheinen mag, benommen haben?

Denn wir glauben überzeugt zu ſein, daß wir auf demſelben Wege bis zu den letzten Verzweigungen der Erkenntniß organiſch gelangen, und von dieſem Grund aus die Gipfel eines jeden Wiſſens uns nach und nach aufbauen und befeſtigen können. Wie uns hierbei die Thätigkeit des Zeitalters fördert und hindert, iſt freilich eine Unterſuchung, die wir jeden Tag anſtellen müſſen, wenn wir nicht das Nützliche abweiſen und das Schädliche aufnehmen wollen.

Man rühmt das achtzehnte Jahrhundert, daß es ſich hauptſächlich mit Analyſe abgegeben; dem neunzehnten bleibt nun die Aufgabe: die falſchen obwaltenden Syntheſen zu entdecken und deren Inhalt auf's Neue zu analyſiren.

Es gibt nur zwei wahre Religionen, die eine, die das Heilige, das in und um uns wohnt, ganz formlos, die andere, die es in der ſchönſten Form anerkennt und anbetet. Alles, was dazwiſchen liegt, iſt Götzendienſt.

Es iſt nicht zu läugnen, daß der Geiſt ſich durch die Reformation zu befreien ſuchte; die Aufklärung über Griechiſches und Römiſches Alterthum brachte den Wunſch, die Sehnſucht nach einem freiern, anſtändigern und geſchmackvollern Leben, hervor. Sie wurde aber nicht wenig dadurch begünſtigt, daß das Herz in einen gewiſſen einfachen Naturſtand zurückzukehren und die Einbildungskraft ſich zu concentriren trachtete.

Aus dem Himmel wurden auf ein Mal alle Heiligen vertrieben, und von einer göttlichen Mutter mit einem zarten Kinde Sinne, Gedanken, Gemüth auf den Erwachſenen, ſittlich Wirkenden, ungerecht Leidenden gerichtet, welcher ſpäter als Halbgott verklärt, als wirklicher Gott anerkannt und verehrt wurde.

Er ſtand vor einem Hintergrunde, wo der Schöpfer das Weltall ausgebreitet hatte; von ihm ging eine geiſtige Wirkung aus; ſeine Leiden eignete man ſich als Beiſpiel zu, und ſeine Verklärung war das Pfand für eine ewige Dauer.

Sowie der Weihrauch einer Kohle Leben erfriſchet, ſo erfriſchet das Gebet die Hoffnungen des Herzens.

Ich bin überzeugt, daß die Bibel immer ſchöner wird, je mehr man ſie verſteht, d. h., je mehr man einſieht und anſchaut, daß jedes Wort, das wir allgemein auffaſſen und im Beſondern auf uns anwenden, nach gewiſſen Umſtänden, nach Zeit- und Ortsverhältniſſen einen eigenen, beſondern, unmittelbar individuellen Bezug gehabt hat.

Genau beſehen, haben wir uns noch alle Tage zu reformiren und gegen Andere zu proteſtiren, wenn auch nicht in religiöſem Sinne.

Wir haben das unabweichliche, täglich zu erneuernde, grundernſtliche Beſtreben: das Wort mit dem Empfundenen, Geſchauten, Gedachten, Erfahrenen, Imaginirten, Vernünftigen möglichſt unmittelbar zuſammentreffend zu erfaſſen.

Jeder prüfe ſich, und er wird finden, daß Dieß viel ſchwerer ſei, als man denken möchte; denn leider ſind dem Menſchen die Worte gewöhnlich Surrogate. Er denkt und weiß es meiſtentheils beſſer, als er ſich ausſpricht.

Verharren wir aber in dem Beſtreben: das Falſche, Ungehörige, Unzulängliche, was ſich

in uns und Andern entwickeln oder einschleichen könnte, durch Klarheit und Redlichkeit auf das Möglichste zu beseitigen!

Mit den Jahren steigern sich die Prüfungen.

Wo ich aufhören muß, sittlich zu sein, habe ich keine Gewalt mehr.

Censur und Preßfreiheit werden immerfort miteinander kämpfen. Censur fordert und übt der Mächtige, Preßfreiheit verlangt der Mindere. Jener will weder in seinen Planen noch seiner Thätigkeit durch vorlautes, widersprechendes Wesen gehindert, sondern gehorcht sein; Jene wollten ihre Gründe aussprechen, den Ungehorsam zu legitimiren. Dieses wird man überall geltend finden.

Doch muß man auch hier bemerken, daß der Schwächere, der leidende Theil, gleichfalls auf seine Weise die Preßfreiheit zu unterdrücken sucht, und zwar in dem Falle, wenn er conspirirt und nicht verrathen sein will.

Man wird nie betrogen; man betriegt sich selbst.

Wir brauchen in unserer Sprache ein Wort, das wie Kindheit sich zu Kind verhält, so das Verhältniß Volkheit zum Volke ausdrückt. Der Erzieher muß die Kindheit hören, nicht das Kind. Der Gesetzgeber und Regent die Volkheit, nicht das Volk. Jene spricht immer Dasselbe aus, ist vernünftig, beständig, rein und wahr; Dieses weiß niemals vor lauter Wollen, was es will. Und in diesem Sinne soll und kann das Gesetz der allgemein ausgesprochene Wille der Volkheit sein; ein Wille, den die Menge niemals ausspricht, den aber der Verständige vernimmt, und den der Vernünftige zu befriedigen weiß und der Gute gern befriedigt.

Welches Recht wir zum Regiment haben, darnach fragen wir nicht — wir regieren. Ob das Volk ein Recht habe, uns abzusetzen, darum bekümmern wir uns nicht; — wir hüten uns nur, daß es nicht in Versuchung komme, es zu thun.

Wenn man den Tod abschaffen könnte, dagegen hätten wir Nichts; die Todesstrafen abzuschaffen, wird schwer halten. Geschieht es, so rufen wir sie gelegentlich wieder zurück.

Wenn sich die Societät des Rechtes begibt, die Todesstrafe zu verfügen, so tritt die Selbsthülfe unmittelbar wieder hervor; die Blutrache klopft an die Thüre.

Alle Gesetze sind von Alten und Männern gemacht. Junge und Weiber wollen die Ausnahme, Alte die Regel.

Der Verständige regiert nicht, aber der Verstand; nicht der Vernünftige, sondern die Vernunft.

Wen Jemand lobt, Dem stellt er sich gleich.

Es ist nicht genug, zu wissen, man muß auch anwenden; es ist nicht genug, zu wollen, man muß auch thun.

Es gibt keine patriotische Kunst und keine patriotische Wissenschaft. Beide gehören, wie alles hohe Gute, der ganzen Welt an, und können nur durch allgemeine, freie Wechselwirkung aller zugleich Lebenden, in steter Rücksicht auf Das, was uns vom Vergangenen übrig und bekannt ist, gefördert werden.

Wissenschaften entfernen sich im Ganzen immer vom Leben und kehren nur durch einen Umweg wieder dahin zurück.

Denn sie sind eigentlich Compendien des Lebens; sie bringen die äußern und innern Erfahrungen in's Allgemeine, in einen Zusammenhang.

Das Interesse an ihnen wird im Grunde nur in einer besondern Welt, in der wissenschaftlichen erregt; denn daß man auch die übrige Welt dazu beruft und ihr davon Notiz gibt, wie es in der neuern Zeit geschieht, ist ein Mißbrauch und bringt mehr Schaden als Nutzen.

Nur durch eine erhöhte Praxis sollten die Wissenschaften auf die äußere Welt wirken; denn eigentlich sind sie alle esoterisch und können nur durch Verbessern irgend eines Thuns exoterisch werden. Alle übrige Theilnahme führt zu Nichts.

Die Wissenschaften, auch in ihrem innern Kreise betrachtet, werden mit augenblicklichem, jedesmaligem Interesse behandelt. Ein starker Anstoß, besonders von etwas Neuem und Un-

erhörtem oder wenigſtens mächtig Gefördertem, erregt eine allgemeine Theilnahme, die Jahre lang dauern kann, und die beſonders in den letzten Zeiten ſehr fruchtbar geworden iſt.

Ein bedeutendes Factum, ein genialer Aperçu beſchäftigt eine ſehr große Anzahl Menſchen, erſt nur um es zu kennen, dann um es zu erkennen, dann es zu bearbeiten und weiter zu führen.

Die Menge fragt bei einer jeden neuen bedeutenden Erſcheinung, was ſie nütze, und ſie hat nicht Unrecht; denn ſie kann bloß durch den Nutzen den Werth einer Sache gewahr werden.

Die wahren Weiſen fragen, wie ſich die Sache verhalte in ſich ſelbſt und zu andern Dingen, unbekümmert um den Nutzen, d. h., um die Anwendung auf das Bekannte und zum Leben Nothwendige, welche ganz andere Geiſter, ſcharfſinnige, lebensluſtige, techniſch geübte und gewandte ſchon finden werden.

Die Afterweiſen ſuchen von jeder neuen Entdeckung nur ſo geſchwind als möglich für ſich einigen Vortheil zu ziehen, indem ſie einen eiteln Ruhm, bald in Fortpflanzung, bald in Vermehrung, bald in Verbeſſerung, geſchwinder Beſitznahme, vielleicht gar durch Präoccupation zu erwerben ſuchen, und durch ſolche Unreifheiten die wahre Wiſſenſchaft unſicher machen und verwirren, ja ihre ſchönſte Folge, die practiſche Blüthe derſelben, offenbar verkümmern.

Das ſchädlichſte Vorurtheil iſt, daß irgend eine Art Naturunterſuchung mit dem Bann belegt werden könne.

Jeder Forſcher muß ſich durchaus anſehen als Einer, der zu einer Jury berufen iſt. Er hat nur darauf zu achten, inwiefern der Vortrag vollſtändig ſei und durch klare Belege aneinander geſetzt. Er faßt hiernach ſeine Ueberzeugung zuſammen und gibt ſeine Stimme, es ſei nun, daß ſeine Meinung mit der des Referenten übereintreffe oder nicht.

Dabei bleibt er eben ſo beruhigt, wenn ihm die Majorität beiſtimmt, als wenn er ſich in der Minorität befindet; denn er hat das Seinige gethan, er hat ſeine Ueberzeugung ausgeſprochen, er iſt nicht Herr über die Geiſter, noch über die Gemüther.

In der wiſſenſchaftlichen Welt haben aber dieſe Geſinnungen niemals gelten wollen; durchaus iſt es auf Herrſchen und Beherrſchen angeſehen; und weil ſehr wenige Menſchen eigentlich ſelbſtſtändig ſind, ſo zieht die Menge den Einzelnen nach ſich.

Die Geſchichte der Philoſophie, der Wiſſenſchaften, der Religion: Alles zeigt, daß die Meinungen maſſenweis ſich verbreiten, immer aber diejenige den Vorrang gewinnt, welche faßlicher, d. h., dem menſchlichen Geiſte in ſeinem gemeinen Zuſtande gemäß und bequem iſt. Ja Derjenige, der ſich in höherm Sinne ausgebildet, kann immer vorausſetzen, daß er die Majorität gegen ſich habe.

Wäre die Natur in ihren lebloſen Anfängen nicht ſo gründlich ſtereometriſch, wie wollte ſie zuletzt zum unberechenbaren und unermeßlichen Leben gelangen?

Der Menſch an ſich ſelbſt, inſofern er ſich ſeiner geſunden Sinne bedient, iſt der größte und genaueſte phyſicaliſche Apparat, den es geben kann; und Das iſt eben das größte Unheil der neuern Phyſik, daß man die Experimente gleichſam vom Menſchen abgeſondert hat, und bloß in Dem, was künſtliche Inſtrumente zeigen, die Natur erkennen, ja was ſie leiſten kann, dadurch beſchränken und beweiſen will.

Eben ſo iſt es mit dem Berechnen. — Es iſt Vieles wahr, was ſich nicht berechnen läßt, ſowie ſehr Vieles, was ſich nicht bis zum entſchiedenen Experimente bringen läßt.

Dafür ſteht ja aber der Menſch ſo hoch, daß ſich das ſonſt Undarſtellbare in ihm darſtellt. Was iſt denn eine Saite und alle mechaniſche Theilung derſelben gegen das Ohr des Muſikers; ja man kann ſagen: was ſind die elementaren Erſcheinungen der Natur ſelbſt gegen den Menſchen, der ſie alle erſt bändigen und modificiren muß, um ſie ſich einiger Maßen aſſimiliren zu können.

Es iſt von einem Experiment zu viel gefordert, wenn es Alles leiſten ſoll. Konnte man doch die Electricität erſt nur durch Reiben darſtellen, deren höchſte Erſcheinung jetzt durch bloße Berührung hervorgebracht wird.

Wie man der Franzöſiſchen Sprache niemals den Vorzug ſtreitig machen wird, als ausgebildete Hof- und Weltſprache ſich immer mehr

aus- und fortbildend zu wirken, so wird es Niemandem einfallen, das Verdienst der Mathematiker gering zu schätzen, welches sie, in ihrer Sprache, die wichtigsten Angelegenheiten verhandelnd, sich um die Welt erwerben, indem sie Alles, was der Zahl und dem Maß im höchsten Sinne unterworfen ist, zu regeln, zu bestimmen und zu entscheiden wissen.

Jeder Denkende, der seinen Calender ansieht, nach seiner Uhr blickt, wird sich erinnern, wem er diese Wohlthaten schuldig ist. Wenn man sie aber auch auf ehrfurchtsvolle Weise in Zeit und Raum gewähren läßt, so werden sie erkennen, daß wir Etwas gewahr werden, was weit darüber hinausgeht, welches Allen angehört und ohne welches sie selbst weder ihm noch wirken könnten: Idee und Liebe.

Wer weiß Etwas von Electricität, sagte ein heiterer Naturforscher, als wenn er im Finstern eine Katze streichelt oder Blitz und Donner neben ihm niederleuchten und rasseln? Wie viel und wie wenig weiß er alsdann davon?

Lichtenberg's Schriften können wir uns als der wunderbarsten Wünschelruthe bedienen; wo er einen Spaß macht, liegt ein Problem verborgen.

In den großen, leeren Weltraum zwischen Mars und Jupiter legte er auch einen heitern Einfall. Als Kant sorgfältig bewiesen hatte, daß die beiden genannten Planeten Alles aufgezehrt und sich zugeeignet hätten, was nur in diesen Räumen zu finden gewesen von Materie, sagte Jener scherzhaft, nach seiner Art: „Warum sollte es nicht auch unsichtbare Welten geben?" — Und hat er nicht vollkommen wahr gesprochen? Sind die neu entdeckten Planeten nicht der ganzen Welt unsichtbar, außer den wenigen Astronomen, denen wir auf Wort und Rechnung glauben müssen?

Einer neuen Wahrheit ist Nichts schädlicher, als ein alter Irrthum.

Die Menschen sind durch die unendlichen Bedingungen des Erscheinens dergestalt obruirt, daß sie das eine Urbedingende nicht gewahren können.

„Wenn Reisende ein sehr großes Ergetzen auf ihren Bergkletttereien empfinden, so ist für mich etwas Barbarisches, ja Gottloses in dieser Leidenschaft: Berge geben uns wohl den Begriff von Naturgewalt, nicht aber von Wohlthätigkeit der Vorsehung. Zu welchem Gebrauch sind sie wohl dem Menschen? Unternimmt er, dort zu wohnen, so wird im Winter eine Schneelawine, im Sommer ein Bergrutsch sein Haus begraben oder fortschieben; seine Herden schwemmt der Gießbach weg, seine Kornscheuern die Windstöße. Macht er sich auf den Weg, so ist jeder Aufstieg die Qual des Sysiphus, jeder Niedersteig der Sturz Vulcans; sein Pfad ist täglich von Steinen verschüttet, der Gießbach unwegsam für Schifffahrt; finden auch seine Zwergherden nothdürftige Nahrung, oder sammelt er sie ihnen kärglich, entweder die Elemente entreißen sie ihm oder wilde Bestien. Er führt ein einsam, kümmerlich' Pflanzenleben, wie das Moos auf einem Grabstein, ohne Bequemlichkeit und ohne Gesellschaft. Und diese Zickzackkämme, diese widerwärtigen Felsenwände, diese ungestalteten Granit-Pyramiden, welche die schönsten Weltbreiten mit den Schrecknissen des Nordpol's bedecken, wie sollte sich ein wohlwollender Mann daran gefallen und ein Menschenfreund sie preisen!"

Auf diese heitere Paraderie eines würdigen Mannes wäre zu sagen, daß, wenn es Gott und der Natur gefallen hätte, den Urgebirgsknoten von Nubien durchaus nach Westen bis an das große Meer zu entwickeln und fortzusetzen, ferner diese Gebirgsreihe einige Mal von Norden nach Süden zu durchschneiden, sodann Thäler entstanden sein würden, worin gar mancher Urvater Abraham ein Canaan, mancher Albert Julius eine Felsenburg würde gefunden haben, wo denn seine Nachkommen leicht mit den Sternen rivalisirend sich hätten vermehren können.

Steine sind stumme Lehrer; sie machen den Beobachter stumm, und das Beste, was man von ihnen lernt, ist nicht mitzutheilen.

Was ich recht weiß, weiß ich nur mir selbst; ein ausgesprochenes Wort fördert selten, es erregt meistens Widerspruch, Stocken und Stillstehen.

Die Crystallographie, als Wissenschaft betrachtet, gibt zu ganz eigenen Ansichten Anlaß. Sie ist nicht productiv, sie ist nur sie selbst und hat keine Folgen, besonders nunmehr, da man so manche isomorphische Körper angetroffen hat, die sich ihrem Gehalte nach ganz verschieden erweisen. Da sie eigentlich nirgends anwendbar ist, so hat sie sich in dem hohen Grade in

ſich ſelbſt ausgebildet. Sie gibt dem Geiſt eine gewiſſe beſchränkte Befriedigung und iſt in ihren Einzelnheiten ſo mannigfaltig, daß man ſie unerſchöpflich nennen kann, deswegen ſie auch vorzügliche Menſchen ſo entſchieden und lange an ſich feſt hält.

Etwas mönchiſch Hageſtolzenartiges hat die Cryſtallographie, und iſt daher ſich ſelbſt genug. Von practiſcher Lebenseinwirkung iſt ſie nicht; denn die köſtlichſten Erzeugniſſe ihres Gebiets, die cryſtalliniſchen Edelſteine, müſſen erſt zugeſchliffen werden, ehe wir unſere Frauen damit ſchmücken können.

Ganz das Entgegengeſetzte iſt von der Chemie zu ſagen, welche von der ausgebreitetſten Anwendung und von dem grenzenloſeſten Einfluß auf's Leben ſich erweiſt.

Der Begriff vom Entſtehen iſt uns ganz und gar verſagt; daher wir, wenn wir Etwas werden ſehen, denken, daß es ſchon da geweſen ſei; deßhalb kommt das Syſtem der Einſchachtelung uns begreiflich vor.

Wie manches Bedeutende ſieht man aus Theilen zuſammenſetzen! Man betrachte die Werke der Baukunſt; man ſieht Manches ſich regel- und unregelmäßig anhäufen. Daher iſt uns der atomiſtiſche Begriff nah und bequem zur Hand; deßhalb wir uns nicht ſcheuen, ihn auch in organiſchen Fällen anzuwenden.

Wer den Unterſchied des Phantaſtiſchen und Ideellen, des Geſetzlichen und Hypothetiſchen nicht zu faſſen weiß, der iſt als Naturforſcher in einer übeln Lage.

Es gibt Hypotheſen, wo Verſtand und Einbildungskraft ſich an die Stelle der Idee ſetzen.

Man thut nicht wohl, ſich allzu lange im Abſtracten aufzuhalten. Das Cioterische ſchadet nur, indem es ereteriſch zu werden trachtet. Leben wird am Beſten durch's Lebendige belehrt.

Für die vorzüglichſte Frau wird diejenige gehalten, welche ihren Kindern den Vater, wenn er abgeht, zu erſetzen im Stande wäre.

Der unſchätzbare Vortheil, welchen die Ausländer gewinnen, indem ſie unſere Litteratur erſt jetzt gründlich ſtudiren, iſt der, daß ſie über die Entwickelungskrankheiten, durch die wir nun ſchon beinahe während dem Laufe des Jahrhunderts durchgehen mußten, auf ein Mal weggehoben werden und, wenn das Glück gut iſt, ganz eigentlich daran ſich auf das Wünſchenswertheſte ausbilden.

Wo die Franzoſen des achtzehnten Jahrhunderts zerſtörend ſind, iſt Wieland neckend.

Das poetiſche Talent iſt dem Bauer ſo gut gegeben, wie dem Ritter; es kommt nur darauf an, daß Jeder ſeinen Zuſtand ergreife und ihn nach Würden behandle.

„Was ſind Tragödien anders als verſtärkte Paſſionen ſolcher Leute, die ſich aus den äußern Dingen, ich weiß nicht, was machen.“

Das Wort Schule, wie man es in der Geſchichte der bildenden Kunſt nimmt, wo man von einer Florentiniſchen, Römiſchen und Venetianiſchen Schule ſpricht, wird ſich künftighin nicht mehr auf das Deutſche Theater anwenden laſſen. Es iſt ein Ausdruck, deſſen man ſich vor dreißig, vierzig Jahren vielleicht noch bedienen konnte, wo unter beſchränktern Umſtänden ſich eine natur- und kunſtgemäße Ausbildung noch denken ließ. Denn, genau geſehen, gilt auch in der bildenden Kunſt das Wort Schule nur von den Anfängen; denn ſobald ſie treffliche Männer hervorgebracht hat, wirkt ſie alſobald in die Weite. Giotto beweiſt ſeinen Einfluß über Frankreich und Spanien; Niederländer und Deutſche lernen von den Italienern und erwerben ſich mehr Freiheit in Geiſt und Sinn, anſtatt daß die Südländer von ihnen eine glücklichere Technik und die genaueſte Ausführung von Norden her gewinnen.

Das Deutſche Theater befindet ſich in der Schluß-Epoche, wo eine allgemeine Bildung dergeſtalt verbreitet iſt, daß ſie keinem einzelnen Orte mehr angehören, von keinem beſondern Puncte mehr ausgehen kann.

Der Grund aller theatraliſchen Kunſt, wie einer jeden andern, iſt das Wahre, das Naturgemäße. Je bedeutender Dieſes iſt, auf je höherm Puncte Dichter und Schauſpieler es zu faſſen verſtehen, eines deſto höhern Ranges wird ſich die Bühne zu rühmen haben. Hierbei gereicht es Deutſchland zu einem großen Gewinn, daß der Vortrag trefflicher Dichtung

allgemeiner geworden iſt und auch außerhalb des Theater's ſich verbreitet hat.

Auf der Recitation ruht alle Declamation und Mimik. Da nun beim Vorleſen jene ganz allein zu beachten und zu üben iſt, ſo bleibt offenbar, daß Vorleſungen die Schule des Wahren und Natürlichen bleiben müſſen, wenn Männer, die ein ſolches Geſchäft übernehmen, von dem Werth, von der Würde ihres Berufs durchdrungen ſind.

Shakeſpeare und Calderon haben ſolchen Vorleſungen einen glänzenden Eingang gewährt; jedoch bedenke man immer dabei, ob nicht hier gerade das impoſante Fremde, das bis zum Unwahren geſteigerte Talent der Deutſchen Ausbildung ſchädlich werden müſſe!

Eigenthümlichkeit des Ausdrucks iſt Anfang und Ende aller Kunſt. Nun hat aber eine jede Nation eine von dem allgemeinen Eigenthümlichen der Menſchheit abweichende, beſondere Eigenheit, die uns zwar anfänglich widerſtreben mag, aber zuletzt, wenn wir's uns gefallen ließen, wenn wir uns derſelben hingäben, unſere eigene characteriſtiſche Natur zu überwältigen und zu erdrücken vermöchte.

Wie viel Falſches Shakeſpeare und beſonders Calderon über uns gebracht, wie dieſe zwei großen Lichter des poetiſchen Himmels für uns zu Irrlichtern geworden, mögen die Litteratoren der Folgezeit hiſtoriſch bemerken.

Eine völlige Gleichſtellung mit dem Spaniſchen Theater kann ich nirgends billigen. Der herrliche Calderon hat ſoviel Conventionelles, daß einem redlichen Verehrer ſchwer wird, das große Talent des Dichters durch die Theater-Etiquette durchzuerkennen. Und bringt man ſo Etwas irgend einem Publicum, ſo ſetzt man bei demſelben immer guten Willen voraus, daß es geneigt ſei, auch das Weltfremde zuzugeben, ſich an ausländiſchem Sinn, Ton und Rhythmus zu ergetzen, und aus Dem, was ihm eigentlich gemäß iſt, eine Zeit lang herauszugehen.

Yorik Sterne war der ſchönſte Geiſt, der je gewirkt hat; wer ihn lieſt, fühlt ſich ſogleich frei und ſchön; ſein Humor iſt unnachahmlich, und nicht jeder Humor befreit die Seele.

„Mäßigkeit und klarer Himmel ſind Apollo und die Muſen."

Das Geſicht iſt der edelſte Sinn; die andern vier belehren uns nur durch die Organe des Tacts: wir hören, wir fühlen, riechen und betaſten Alles durch Berührung; das Geſicht aber ſteht unendlich höher, verfeint ſich über die Materie und nähert ſich den Fähigkeiten des Geiſtes.

Setzten wir uns an die Stelle anderer Perſonen, ſo würden Eiferſucht und Haß wegfallen, die wir ſo oft gegen ſie empfinden; und ſetzten wir Andere an unſere Stelle, ſo würde Stolz und Einbildung gar ſehr abnehmen.

Nachdenken und Handeln verglich Einer mit Rahel und Lea; die Eine war anmuthiger, die Andere fruchtbarer.

Nichts im Leben, außer Geſundheit und Tugend, iſt ſchätzenswerther als Kenntniß und Wiſſen; auch iſt Nichts ſo leicht zu erreichen und ſo wohlfeil zu erhandeln; die ganze Arbeit iſt, ruhig ſein, und die Ausgabe Zeit, die wir nicht retten, ohne ſie auszugeben.

Könnte man Zeit wie baares Geld bei Seite legen, ohne ſie zu benutzen, ſo wäre Dieß eine Art von Entſchuldigung für den Müßiggang der halben Welt, aber keine völlige; denn es wäre ein Haushalt, wo man von dem Hauptſtamm lebte, ohne ſich um die Intereſſen zu bemühen.

Neuere Poeten thun viel Waſſer in die Tinte.

Unter mancherlei wunderlichen Albernheiten der Schulen kommt mir keine ſo vollkommen lächerlich vor, als der Streit über die Aechtheit alter Schriften, alter Werke. Iſt es denn der Autor oder die Schrift, die wir bewundern oder tadeln? Es iſt immer nur der Autor, den wir vor uns haben. Was kümmern uns die Namen, wenn wir ein Geiſteswerk auslegen?

Wer will behaupten, daß wir Virgil oder Homer vor uns haben, indem wir die Worte leſen, die ihm zugeſchrieben werden? Aber die Schreiber haben wir vor uns, und was haben wir weiter nöthig? Und ich denke fürwahr: die Gelehrten, die in dieſer unweſentlichen Sache ſo genau zu Werke gehen, ſcheinen mir nicht weiſer als ein ſehr ſchönes Frauenzimmer, das mich einmal mit möglichſt ſüßem Lächeln be-

fragte, wer denn der Autor von Shakespeare's Schauspielen gewesen sei.

Es ist besser, das geringste Ding von der Welt zu thun, als eine halbe Stunde für gering halten.

Muth und Bescheidenheit sind die unzweideutigsten Tugenden; denn sie sind von der Art, daß Heuchelei sie nicht nachahmen kann; auch haben sie die Eigenschaft gemein, sich beide durch dieselbe Farbe auszudrücken.

Unter allem Diebsgesindel sind die Narren die Schlimmsten: sie rauben Euch Beides, Zeit und Stimmung.

Uns selbst zu achten — leitet unsere Sittlichkeit; Andere zu schätzen — regiert unser Betragen.

Kunst und Wissenschaft sind Worte, die man so oft braucht und deren genauer Unterschied selten verstanden wird; man gebraucht oft Eins für das Andere.

Auch gefallen mir die Definitionen nicht, die man davon gibt. Vergleichen fand ich irgendwo Wissenschaft mit Witz, Kunst mit Humor. Hierin sah' ich mehr Einbildungskraft als Philosophie; es gibt uns wohl einen Begriff von dem Unterschied Beider, aber keinen von dem Eigenthümlichen einer Jeden.

Ich denke, Wissenschaft könnte man die Kenntniß des Allgemeinen nennen, das abgezogene Wissen; Kunst dagegen wäre Wissenschaft, zur That verwendet; Wissenschaft wäre Vernunft, und Kunst ihr Mechanismus, deßhalb man sie auch practische Wissenschaft nennen könnte. Und so wäre denn endlich Wissenschaft das Theorem, Kunst das Problem.

Vielleicht wird man mir einwenden: „Man hält die Poesie für Kunst, und doch ist sie nicht mechanisch.“ Aber ich läugne, daß sie eine Kunst sei; auch ist sie keine Wissenschaft. Künste und Wissenschaften erreicht man durch Denken, Poesie nicht; denn diese ist Eingebung; sie war in der Seele empfangen, als sie sich zuerst regte. Man sollte sie weder Kunst noch Wissenschaft nennen, sondern Genius.

Auch jetzt im Augenblick sollte jeder Gebildete Goethe's Werke wieder zur Hand nehmen, damit auch das neunzehnte Jahrhundert erführe, was wir ihm schuldig sind, und einsähe, was wir ihm schuldig werden können.

In dem Erfolg der Litteratoren wird das frühere Wirksame verdunkelt und das daraus entsprungene Gewirkte nimmt überhand, deßwegen man wohlthut, von Zeit zu Zeit wieder zurückzublicken. Was an uns Original ist, wird am Besten erhalten und belebt, wenn wir unsere Altvordern nicht aus den Augen verlieren.

Möge das Studium der Griechischen und Römischen Litteratur immerfort die Basis der höhern Bildung bleiben.

Chinesische, Indische, Aegyptische Alterthümer sind immer nur Curiositäten; es ist sehr wohlgethan, sich und die Welt damit bekannt zu machen; zu sittlicher und ästhetischer Bildung aber werden sie uns wenig fruchten.

Der Deutsche kennt keine größere Gefahr, als sich mit und an seinen Nachbarn zu steigern; es ist vielleicht keine Nation geeigneter, sich aus sich selbst zu entwickeln, deßwegen es ihr zum größten Vortheil gereichte, daß die Außenwelt von ihr so gut Notiz nahm.

Sehen wir unsere Litteratur über ein halbes Jahrhundert zurück, so finden wir, daß Nichts um der Fremden willen geschehen ist.

Daß Friedrich, der Große, aber gar Nichts von ihnen wissen wollte, Das verdroß die Deutschen doch, und sie thaten das Möglichste, als Etwas vor ihm zu erscheinen.

Jetzt, da sich eine Welt-Litteratur einleitet, hat, genau besehen, der Deutsche am Meisten zu verlieren; er wird wohl thun, dieser Warnung nachzudenken.

Auch einsichtige Menschen bemerken nicht, daß sie Dasjenige erklären wollen, was Grunderfahrungen sind, bei denen man sich beruhigen müßte.

Doch mag Dieß auch vortheilhaft sein, sonst unterließe man das Forschen allzu früh.

Wer sich von nun an nicht auf eine Kunst oder Handwerk legt, der wird übel d'ran sein. Das Wissen fördert nicht mehr bei dem schnellen

Umtriebe der Welt: bis man von Allem Notiz genommen hat, [illegible] man ſich ſelbſt.

Eine allgemeine Ausbildung bringt uns jetzt die Welt ohnehin auf; wir brauchen uns deßhalb darum nicht weiter zu bemühen; das Beſondere müſſen wir uns zueignen.

Die größten Schwierigkeiten liegen da, wo wir ſie nicht ſuchen.

Lorenz Sterne war geboren 1713, ſtarb 1768. Um ihn zu begreifen, darf man die ſittliche und kirchliche Bildung ſeiner Zeit nicht unbeachtet laſſen; dabei hat man wohl zu bedenken, daß er Lebensgenoſſe Warburton's geweſen.

Eine freie Seele, wie die ſeine, kommt in Gefahr, frech zu werden, wenn nicht ein edles Wohlwollen das ſittliche Gleichgewicht herſtellt.

Bei leichter Auffaßbarkeit entwickelte ſich Alles von innen bei ihm heraus; durch beſtändigen Conflict unterſchied er das Wahre vom Falſchen, hielt am Erſten feſt und verhielt ſich gegen das Andere rückſichtslos.

Er [illegible] einen entſchiedenen Haß gegen Ernſt, weil er didactiſch und dogmatiſch iſt und gar leicht pedantiſch wird, wogegen er den entſchiedenſten Abſcheu hegte; daher ſeine Abneigung gegen Terminologie.

Bei den vielfachſten Studien und Lectüre entdeckte er überall das Unzulängliche und Lächerliche.

Schnelldenken nennt er die Unmöglichkeit, über einen ernſten Gegenſtand zwei Minuten zu denken.

Dieſer ſchnelle Wechſel von Ernſt und Scherz, von Antheil und Gleichgiltigkeit, von Leid und Freude faſt in dem Irländiſchen Charakter liegen.

Sagacität und Penetration ſind bei ihm grenzenlos.

Seine Heiterkeit, Genügſamkeit, Duldſamkeit auf der Reiſe, wo dieſe Eigenſchaften am Meiſten geprüft werden, finden nicht leicht Ihresgleichen.

Es ſetzt uns der Anblick einer freien Seele dieſer Art ergetzt, ebenſo ſehr werden wir gerade in dieſem Fall erinnert, daß wir von allem Dem, wenigſtens von dem Meiſten, was uns entzückt, Nichts in uns aufnehmen dürfen.

Das Element der Lüderlichkeit, in dem er ſich ſo gemüthlich und flonig benimmt, würde vielen Andern zum Verderben gereichen.

Das Verhältniß zu ſeiner Frau wie zur Welt iſt betrachtenswerth. „Ich habe mein Elend nicht wie ein weiſer Mann benutzt,“ ſagt er irgendwo.

Er ſcherzt gar anmuthig über die Widerſprüche, die ſeinen Zuſtand zweideutig machen.

„Ich kann das Predigen nicht vertragen; ich glaube, ich habe in meiner Jugend mich daran übergeſſen.“

Er iſt in Nichts ein Muſter und in Allem ein Anreger und Erwecker.

„Unſer Antheil an öffentlichen Angelegenheiten iſt auch nur Philiſterei.“

„Nichts iſt höher zu ſchätzen, als der Werth des Tages.“

Percunt, qui, ante nos, nostra dixerunt!

So wunderlich könnte nur Derjenige ſprechen, der ſich einbildete, ein Autochthon zu ſein. Wer ſich's zur Ehre hält, von vernünftigen Vorfahren abzuſtammen, wird ihnen doch wenigſtens eben ſoviel Anerkennung zugeſtehn, als ihr [illegible]

Die originellſten Autoren der neueſten Zeit ſind es nicht deßwegen, weil ſie etwas Neues hervorbringen, ſondern allein, weil ſie fähig ſind, dergleichen Dinge zu ſagen, als wenn ſie vorher niemals wären gelegt geweſen.

Daher iſt das ſchönſte Zeichen der Originalität, wenn man einen empfangenen Gedanken dergeſtalt fruchtbar zu entwickeln weiß, daß Niemand leicht, wie viel in ihm verborgen liege, gefunden hätte.

Viele Gedanken heben ſich erſt aus der allgemeinen Cultur hervor, wie die Blüthen aus

Mephistopheles

bohrt, einer hat indessen die Wachspfropfen gemacht und verstopft.

Brander.

Man kann nicht stets das Fremde meiden,
Das Gute liegt uns oft so fern.
Ein echter Deutscher Mann mag keinen Franzosen leiden,
Doch ihre Weine trinkt er gern.

Siebel

indem sich Mephistopheles seinem Platze nähert.

Ich muß gestehn, den sauren mag ich nicht,
Gebt mir ein Glas vom echten süßen!

Mephistopheles bohrt.

Euch soll sogleich Tokayer fließen.

Altmayer.

Mein, Herren, seht mir in's Gesicht!
Ich seh' es ein, ihr habt uns nur zum Besten.

den grünen Zweigen. Zur Roſenzeit ſieht man Roſen überall blühen.

Eigentlich kommt Alles auf die Geſinnungen an; wo dieſe ſind, treten auch die Gedanken hervor, und nachdem ſie ſind, ſind auch die Gedanken.

„Nichts wird leicht ganz unparteiiſch wieder dargeſtellt.“ Man könnte ſagen: hiervon mache der Spiegel eine Ausnahme; und doch ſehen wir unſer Angeſicht niemals ganz richtig darin; ja der Spiegel kehrt unſere Geſtalt um, und macht unſere linke Hand zur rechten. Dieß mag ein Bild ſein für alle Betrachtungen über uns ſelbſt.

Im Frühling und Herbſt denkt man nicht leicht an's Canin-Fieber, und doch geſchieht es, daß wenn wir gelüſtig an einem vorbeigehen, wir das Gefühl, das es mittheilt, ſo angenehm finden, daß wir ihm wohl nachhängen mögen. Dieß möchte mit jeder Verſuchung analog ſein.

„Sei nicht ungeduldig, wenn man Deine Argumente nicht gelten läßt.“

Wer lange in bedeutenden Verhältniſſen lebt, Dem begegnet freilich nicht Alles, was dem Menſchen begegnen kann, aber doch das Analoge, und vielleicht Einiges, was ohne Beiſpiel war.

Im erſten Weinhaus war's, wo ich beſchaute,
Wie Schädel Schädeln angereihet prahlten;
Die alte Zeit, gedacht ich, die ergraute
Sie ſtehn im Reih' geſchwommt, die ſonſt ſich haßten;
Und derbe Knochen, die ſich tödtlich ſchlugen,
Sie liegen kreuzweis, jahm allhier zu raſten,
Entrodte Schulterblätter, was ſie trugen,
Fragt Niemand mehr, und herrlich that ge Gliedern
Die Hand, der Fuß, zerſtreut aus Lebensfugen
Ihr Müden alle laßt vergebend nieder;
Nicht Ruh' im Grabe ließ man Euch, vertrieben
Seid Ihr heraus zum lichten Tage wieder,
Und Niemand kann die dürre Schale lieben,
Weich herrlich eben Korn ſie auch bewahrte.
Doch mir, Adepten, war die Schrift geſchrieben,
Die heil'gen Sinn nicht Jedem offenbarte,
Mit ich inmitten ſolcher Garben Menge
Unſchätzbar herrlich ein Gebein gewahrte,
Daß in des Raumes Niederkluft' und Enge
Ich frei und wärmefühlend mich erquickte,
Als ob ein Lebensquell dem Tod entſtrömte.
Wie mich geheimnisvoll die Form entzückte,
Die gottgedachte Spur, die ſich erhalten!
Ein Bild, der mich an jenes Meer entrückte,
Das Eurhend ſtrömt geſteigerte Geſtalten!
Geheim' Gefühl, Unalut-Sprache ſpendend,
Wie bin ich werth, Dich in der Hand zu halten,
Dich, höchſten Schatz, auf Mutter Erdenn entwendend,
Und in die freie Luft, zu freiem Sinnen,
Zum Sonnenlicht entrückig hin mich wendend!
Was kann der Menſch im Leben mehr gewinnen,
Als daß ſich Geiſt-Natur ihm offenbare,
Wie ſie das Hohe lieht zu Hauf verrinnen,
Wie ſie das Geiſterzeugte hell bewahre?

(Der Beſchluß folgt.)

Die Wahlverwandtſchaften.

Ein Roman.

Erſter Theil.

Erſtes Capitel.

Eduard — ſo nennen wir einen reichen Baron im beſten Mannesalter — Eduard hatte in ſeiner Baumſchule die ſchönſte Stunde eines April-Nachmittags zugebracht, um friſch erhaltene Pfropfreiſer auf junge Stämme zu bringen. Sein Geſchäft war eben vollendet; er legte die Geräthſchaften in das Futteral zuſammen und betrachtete ſeine Arbeit mit Vergnügen, als der Gärtner hinzutrat und ſich an dem theilnehmenden Fleiße des Herrn ergötzte.

Haſt Du meine Frau nicht geſehen? fragte Eduard, indem er ſich weiter zu gehen anſchickte.

Drüben in den neuen Anlagen, verſetzte der Gärtner. Die Mooshütte wird heute fertig, die ſie an der Felswand, dem Schloſſe gegenüber, gebaut hat. Alles iſt recht ſchön geworden und muß Ew. Gnaden gefallen. Man hat einen vortrefflichen Anblick: unten das Dorf, ein wenig rechter Hand die Kirche, über deren Thurmſpitze man faſt hinwegſieht; gegenüber das Schloß und die Gärten.

Ganz recht, verſetzte Eduard; einige Schritte von hier konnte ich die Leute arbeiten ſehen.

Dann, fuhr der Gärtner fort, öffnet ſich rechts das Thal, und man ſieht über die reichen Baumgruppen in eine heitere Ferne. Der Steig die Felſen hinauf iſt gar hübſch angelegt. Die gnädige Frau verſteht es; man arbeitet unter ihr mit Vergnügen.

Geh' zu ihr, ſagte Eduard, und erſuche ſie, auf mich zu warten. Sage ihr, ich wünſche die neue Schöpfung zu ſehen und mich daran zu erfreuen.

Der Gärtner entfernte ſich eilig, und Eduard folgte bald.

Dieſer ging um die Terraſſen hinunter, muſterte, im Vorbeigehen, Gewächshäuſer und Treibebeete, bis er an's Waſſer, dann über einen Steg an den Ort kam, wo ſich der Pfad nach den Anlagen in zwei Arme theilte. Den einen, der über den Kirchhof ziemlich gerade nach der Felswand hinging, ließ er liegen, um den andern einzuſchlagen, der ſich links etwas weiter durch anmuthiges Gebüſch ſachte hinaufwand; da, wo beide zuſammentrafen, ſetzte er ſich für einen Augenblick auf einer wohlangebrachten Bank nieder, betrat ſodann den figürlichen Steig, und ſah ſich durch allerlei Treppen und Abſätze auf dem ſchmalen, bald mehr, bald weniger ſteilen Wege endlich zur Mooshütte geleitet.

An der Thüre empfing Charlotte ihren Gemahl und ließ ihn vergnügt umherſehen, daß er durch Thür und Fenſter die verſchiedenen Bilder, welche die Landſchaft gleichſam im Rahmen zeigten, auf einen Blick überſehen konnte. Er freute ſich daran, in Hoffnung, daß der Frühling bald Alles noch reichlicher beleben würde. Nur Eines habe ich zu erinnern, ſetzte er hinzu: die Hütte ſcheint mir etwas zu eng.

Für uns Beide doch geräumig genug, verſetzte Charlotte.

Nun freilich, ſagte Eduard, [illegible] iſt auch wohl auch Platz.

Warum nicht? verſetzte Charlotte, und auch für ein Viertel. Für größere Geſellſchaft müßten wir ſchon andere Stellen bereiten.

Da wir denn ungeſtört hier allein ſind, ſagte Eduard, und ganz ruhigen, heitern Sinnes, ſo muß ich Dir geſtehen, daß ich ſchon einige Zeit Etwas auf dem Herzen habe, was ich Dir vertrauen muß und möchte, und nicht dazu kommen kann.

Ich habe Dir ſo Etwas angemerkt, verſetzte Charlotte.

Und ich will nur geſtehen, fuhr Eduard fort, wenn mich der Poſtbote morgen früh nicht drängte, wenn wir uns nicht heut entſchließen müßten, ich hätte vielleicht noch länger geſchwiegen.

Was ist es denn, fragte Charlotte freundlich entgegenkommend.

Es betrifft unsern Freund, den Hauptmann, antwortete Eduard. Du kennst die traurige Lage, in die er, wie so mancher Andere, ohne sein Verschulden gesetzt ist. Wie schmerzlich muß es einem Manne von seinen Kenntnissen, seinen Talenten und Fertigkeiten sein, sich außer Thätigkeit zu sehen und — ich will nicht lange zurückhalten mit Dem, was ich für ihn wünsche: ich möchte, daß wir ihn auf einige Zeit zu uns nähmen.

Das ist wohl zu überlegen und von mehr als einer Seite zu betrachten, versetzte Charlotte.

Meine Ansichten bin ich bereit, Dir mitzutheilen, entgegnete ihr Eduard. In seinem letzten Briefe herrscht ein bitter Ausdruck des tiefsten Mißmuthes; nicht daß es ihm an irgend einem Bedürfniß fehle; denn er weiß sich durchaus zu beschränken, und für das Nothwendige habe ich gesorgt. Auch drückt es ihn nicht, Etwas von mir anzunehmen; denn wir sind unsere Lebzeit über einander wechselseitig soviel schuldig geworden, daß wir nicht berechnen können, wie unser Credit und Debit sich gegeneinander verhalte — daß er geschäftslos ist, Das ist eigentlich seine Qual. Das Vielfache, was er an sich ausgebildet hat, zu Anderer Nutzen täglich und stündlich zu gebrauchen, ist ganz allein sein Vergnügen, ja seine Leidenschaft. Und nun die Hände in den Schooß zu legen oder noch weiter zu studiren, so weitere Geschicklichkeit zu verschaffen, da er Das nicht brauchen kann, was er in vollem Maße besitzt — genug, liebes Kind, es ist eine peinliche Lage, deren Qual er doppelt und dreifach in seiner Einsamkeit empfindet.

Ich dachte doch, sagte Charlotte, ihm wären von verschiedenen Orten Anerbietungen geschehen. Ich hatte selbst um seinetwillen an manche thätige Freunde und Freundinnen geschrieben, und, soviel ich weiß, blieb Dieß auch nicht ohne Wirkung.

Ganz recht, versetzte Eduard; aber selbst diese verschiedenen Gelegenheiten, diese Anerbietungen machen ihm neue Qual, neue Unruhe. Keines von den Verhältnissen ist ihm gemäß. Er soll nicht wirken; er soll sich aufopfern, seine Zeit, seine Neigungen, seine Art zu sein, und Das ist ihm unmöglich. Je mehr ich das Alles betrachte, je mehr ich es fühle, desto lebhafter wird der Wunsch, ihn bei uns zu sehen.

Es ist recht schön und liebenswürdig von Dir, versetzte Charlotte, daß Du des Freundes Zustand mit soviel Theilnahme bedenkst; allein erlaube mir, Dich aufzufordern, auch Deiner, auch unser zu gedenken.

Das habe ich gethan, entgegnete ihr Eduard. Wir können von seiner Nähe uns nur Vortheil und Annehmlichkeit versprechen. Von dem Aufwande will ich nicht reden, der auf alle Fälle gering für mich wird, wenn er zu uns zieht; besonders wenn ich zugleich bedenke, daß uns seine Gegenwart nicht die mindeste Unbequemlichkeit verursacht. Auf dem rechten Flügel des Schlosses kann er wohnen, und alles Andere findet sich. Wie viel wird ihm dadurch geleistet, und wie manches Angenehme wird uns durch seinen Umgang, so wie mancher Vortheil! Ich hätte längst eine Abtheilung des Gutes und der Gegend gewünscht; er wird sie besorgen und leiten. Deine Absicht ist, selbst die Güter künftig zu verwalten, sobald die Jahre der gegenwärtigen Pächter verflossen sind. Wie bedenklich ist ein solches Unternehmen? In wie manchen Verkenntnissen kann er uns nicht verhelfen? Ich fühle nur zu sehr, daß mir ein Mann dieser Art abgeht. Die Landleute haben die rechten Kenntnisse; ihre Mittheilungen aber sind confus und nicht ehrlich. Die Studirten aus der Stadt und von den Academien sind wohl klar und ordentlich, aber es fehlt an der unmittelbaren Einsicht in die Sache. Vom Freunde kann ich mir Beides versprechen; und kann entspringen noch hundert andere Verhältnisse daraus, die ich mir alle gern verspreche, die auch auf Dich Bezug haben, und wovon ich viel Gutes voraussehe. Nun danke ich Dir, daß Du mich freundlich angehört hast; jetzt sprich aber auch recht frei und unbändlich, und sage mir Alles, was Du zu sagen hast; ich will Dich nicht unterbrechen.

Recht gut, versetzte Charlotte: so will ich gleich mit einer allgemeinen Bemerkung anfangen. Die Männer denken mehr auf das Einzelne, auf das Gegenwärtige, und Das mit Recht, weil sie zu thun, zu wirken berufen sind; die Weiber hingegen mehr auf Das, was im Leben zusammenhängt, und Das mit gleichem Rechte, weil ihr Schicksal, das Schicksal ihrer Familien, an diesem Zusammenhange geknüpft ist, und auch gerade dieses Zusammenhängende von ihnen gefordert wird. Laß uns deßwegen einen Blick auf unser gegenwärtiges, auf unser vergangenes Leben werfen, und Du wirst mir eingestehen, daß die Berufung des Hauptmanns nicht so ganz mit unsern Verhältnissen, unsern Planen, unsern Einrichtungen zusammentrifft.

Mag ich doch so gern unserer frühesten Verhältnisse gedenken! Wir liebten einander als junge Leute recht herzlich; wir wurden getrennt: Du von mir, weil Dein Vater, aus wie zu thätigender Begierde des Besitzes, Dich mit einer ziemlich ältern, reichen Frau verband; ich von Dir, weil ich, ohne sonderliche Aussichten,

einem wohlhabenden, nicht geliebten aber geachteten Manne meine Hand reichen mußte. Wir wurden wieder frei; Du früher, indem Dich Dein Mütterchen im Besitz eines großen Vermögens ließ; ich später, eben zu der Zeit, da Du von Reisen zurückkamst. So sonderbar wir uns wieder. Wir freuten uns der Erinnerung, wir liebten die Erinnerung, wir konnten ungestört zusammenleben. Du drangst auf eine Verbindung; ich willigte nicht gleich ein: denn da wir ungefähr von denselben Jahren sind, so bin ich als Frau wohl älter geworden, Du nicht als Mann. Zuletzt wollte ich Dir nicht versagen, was Du für Dein einziges Glück zu halten schienst. Du wolltest von allen Lasten, die Du bei Hof, im Militär, auf Reisen erlebt hattest, Dich an meiner Seite erholen, zur Besinnung kommen, des Lebens genießen, aber auch nur mit mir allein. Meine einzige Tochter that ich in Pension, wo sie sich freilich mannigfaltiger entwickelt, als bei einem stätigen Aufenthalte geschehen konnte; und nicht sie allein, auch Ottilie'n, meine liebe Nichte, that ich dorthin, die vielleicht zur häuslichen Gehülfin unter meiner Anleitung zu Deinen Heranwachsen wäre. Das Alles geschah mit Deiner Einstimmung, bloß damit wir uns selbst leben, bloß damit wir das recht so sehnlich gewünschte, endlich recht ungestörte Glück ungestört genießen möchten. So haben wir unseren stillen Aufenthalt angetreten. Ich überrasche Dich Innere, Du das Aeußere und was in's Ganze geht. Meine Einrichtung ist gemacht. Dir in Allem entgegenzukommen, nur für Dich allein zu leben; laß uns wenigstens eine Zeit lang versuchen, wie sehr wir auf diese Weise mit einander auskommen.

Da das Zusammenhängende, wie Du sagst, eigentlich Euer Element ist, versetzte Eduard: so muß man Euch freilich nicht in einer Folge reden hören, aber sich entschließen, Euch Recht zu geben, und Du sollst auch Recht haben bis auf den heutigen Tag. Die Anlage, die wir bis jetzt zu unserm Leben gemacht haben, ist von guter Art; sollen wir aber Nichts weiter daraus bauen, und soll sich Nichts weiter daraus entwickeln? Was ich im Garten liebe, Du im Park, soll Das nur für Einsiedler gethan sein?

Recht gut! versetzte Charlotte, recht wohl! Nur daß wir nichts Fremdes herzubringen. Gestatte, daß unsere Vorlage, auch was die Unterhaltung betrifft, sich gewisser Maßen nur auf unser beiderseitiges Zusammensein beziehen. Du wolltest zuerst die Tagebücher Deiner Reise mir in ordentlicher Folge mittheilen, bei dieser Gelegenheit so manches dahin Gehörige von Papieren in Ordnung bringen, und unter meiner Theilnahme, mit meiner Behülfe, aus diesen aufgehäuften, aber verworrenen Heften und Blättern ein für uns und Andere erfreuliches Ganze zusammenstellen. Ich versprach Dir, an der Abschrift zu helfen, und wir dachten es uns so bequem, so artig, so gemüthlich und heimlich, die Welt, die wir zusammen nicht sehen sollten, in der Erinnerung zu durchreisen. Ja, der Anfang ist schon gemacht. Denn hast Du die Abende Deine Hefte wieder vorgenommen, begleitest mich am Clavier; und an Besuchen aus der Nachbarschaft und in die Nachbarschaft fehlt es uns nicht. Ich wenigstens habe mir aus allem Diesem den ersten wahrhaft fröhlichen Sommer zusammengebaut, den ich in meinem Leben zu genießen dachte.

Wenn mir nur nicht, versetzte Eduard, indem er sich die Stirne rieb, bei allem Dem, was Du mir so liebevoll und verständig wiederholst, immer der Gedanke beigienge, durch die Gegenwart des Hauptmanns würde Nichts gestört, ja vielmehr Alles leichtsinnig und neu belebt. Auch er hat einen Theil meiner Wanderungen mitgemacht; auch er hat Manches, und in verschiedenem Sinne, sich angemerkt: wir bringen Alles zusammen, und allsdann würde es erst ein hübsches Ganze werden.

So laß mich denn Dir aufrichtig gestehen, entgegnete Charlotte mit einiger Heftigkeit, daß diesem Vorhaben mein Gefühl widerspricht, daß eine Ahnung mir nichts Gutes weissagt.

Auf diese Weise wärest Ihr Frauen wohl unüberwindlich, versetzte Eduard: erst verständig, daß man nicht widersprechen kann; hierauf, daß man sich gern hingibt; gründlich, daß man Euch nicht weh thun mag; abermals, daß man erschrickt.

Ich bin nicht abergläubisch, versetzte Charlotte, und gebe Nichts auf dunkle Vorbedeutungen, insofern sie nur solche wären; aber es sind meistentheils unbewußte Erinnerungen glücklicher und unglücklicher Folgen, die wir an eigenen oder fremden Handlungen erlebt haben. Nichts ist bedeutender in jedem Zustande, als die Zusammenkunft eines Dritten. Ich habe Freunde gesehen, Geschwister, Liebende, Gatten, deren Verhältniß durch den zufälligen oder gewählten Hinzutritt einer neuen Person ganz und gar verändert, deren Lage völlig umgekehrt wurde.

Das kann wohl geschehen, versetzte Eduard, bei Menschen, die nur dunkel vor sich hin leben, nicht bei Solchen, die, schon durch Erziehung aufgeklärt, sich mehr bewußt sind.

Das Bewußtsein, mein Liebster, entgegnete Charlotte, ist keine hinlängliche Waffe, ja manchmal eine gefährliche für Den, der sie führt; und aus diesem Allem tritt wenigstens soviel hervor, daß wir uns ja nicht überreden sollen. Gönne mir noch einige Tage; entscheide nicht!

Wie die Sache steht, erwiderte Eduard, werden wir uns auch nach mehreren Tagen immer ähnlich sehen. Die Gründe für und dagegen haben wir wechselsweise vorgebracht; es kommt auf den Entschluß an, und da wär' es wirklich das Beste, wir gäben ihn dem Loos anheim.

Ich weiß, versetzte Charlotte, daß Du in zweifelhaften Fällen gerne wettest oder würfelst; bei einer so ernsthaften Sache hingegen würde ich Dieß für einen Irrthum halten.

Was soll ich aber dem Hauptmann schreiben? rief Eduard aus: denn ich muß mich gleich hinsetzen.

Einen ruhigen, vernünftigen, trößlichen Brief, sagte Charlotte.

Das heißt soviel wie keinen, versetzte Eduard.

Und doch ist es in manchen Fällen, versetzte Charlotte, nothwendig und freundlich, lieber Nichts zu schreiben, als nicht zu schreiben.

Zweites Capitel.

Eduard fand sich allein auf seinem Zimmer, und wirklich hatte die Wiederholung seiner Lebensschicksale aus dem Munde Charlotte's, die Vergegenwärtigung ihres beiderseitigen Zustandes, ihrer Verlage ihn lebhaftes Gemüth angenehm aufgeregt. Er hatte sich in ihrer Nähe, in ihrer Gesellschaft so glücklich gefühlt, daß es ihn einen freundlichen, theilnehmenden, aber ruhigen und auf Nichts bedeutenden Brief an den Hauptmann anstellte. Als er aber zum Schreibzeug ging und den Brief des Freundes aufnahm, um ihn nochmals durchzulesen, trat ihm sogleich wieder der traurige Zustand des trefflichen Mannes entgegen; alle Empfindungen, die ihn diese Tage gepeinigt hatten, wachten wieder auf, und es schien ihm unmöglich, seinen Freund einer so ängstlichen Lage zu überlassen.

Sich Etwas zu versagen, war Eduard nicht gewohnt. Von Jugend auf, das einzige, verzogene Kind reicher Eltern, die ihn zu einer erwünschten, aber höchst verdrießlichen Heirath mit einer viel ältern Frau zu bereden wußten, denn Dieser auch auf alle Weise verzärtelt, indem sie sein gutes Betragen gegen sie durch die größte Freigebigkeit zu erwidern suchte, nach ihrem baldigen Tode sein eigener Herr, auf Reisen unaufhaltsam, jeder Abwechslung, jeder Veränderung mächtig, nichts Unternommenes wollend, aber Viel und Vielerlei wollend, freimüthig, wohlthätig, brav, ja tapfer im Fall — was konnte in der Welt seinen Wünschen entgegenstehen!

Bisher war Alles nach seinem Sinne gegangen; auch zum Besitz Charlotte's war er gelangt, den er sich durch eine hartnäckige, ja romanenhafte Treue doch zuletzt erworben hatte; und nun fühlte er sich zum ersten Mal widersprochen, zum ersten Mal gehindert, eben da er seinen Jugendfreund an sich heranziehen, ihn ganz seines Daseins gleichsam absichern wollte. Er war verdrießlich, ungeduldig, nahm einige Mal die Feder und legte sie wieder, weil er nicht einig mit sich werden konnte, was er schreiben sollte. Gegen die Wünsche seiner Frau wollte er nicht, noch ihrem Verlangen konnte er nicht; unruhig, wie er war, hätte er einen ruhigen Brief schreiben, es wäre ihm ganz unmöglich gewesen. Das Natürlichste war, daß er Aufschub suchte. Mit wenig Worten bat er seinen Freund um Verzeihung, daß er diese Tage nicht geschrieben, daß er heut' nicht vernünftig schreibe, und versprach für nächstens ein bedeutenderes, ein beruhigendes Blatt.

Charlotte benutzte den andern Tag, auf einem Spaziergang nach derselben Stelle, die Gelegenheit, das Gespräch wieder anzuknüpfen, vielleicht in der Ueberzeugung, daß man einen Verlust nicht besser abkämpfen kann, als wenn man ihn öfters durchspricht.

Eduard war diese Unterredung erwünscht. Er äußerte sich nach seiner Weise freundlich und angenehm; denn wenn er, einsichtsvoll, wie er war, leicht entbehrte, wenn sein lebhaftes Begehren schwierig wird, wenn seine Persönlichkeit unerträglich machen konnte: so wußte doch alle seine Aeußerungen durch eine vollkommene Schmiegsamkeit seines Wesens dergestalt gemildert, daß man ihn immer noch liebenswürdig finden mußte, wenn man ihn auch lästig fand.

Auf eine solche Weise brachte er Charlotte's vielen Worten erst in die heiterste Laune, dann durch anmuthige Gesprächswendungen ganz aus der Fassung, so daß sie zuletzt ausrief: Du willst gewiß, daß ich Dir, was ich dem Ehemann versagte, dem Liebhaber zugestehen soll.

Mein Freund, mein Bester, sagte sie sehr ernst, sollst Du gewahr werden, daß Deine Wünsche, die sinnlichen Lebhaftigkeiten, womit Du sie ausdrückst, mich nicht angreifen, mich nicht anders wohin bringen. Sie nöthigen mich zu einem Geständniß. Ich habe Dir bisher auch Etwas verborgen. Ich befinde mich in einer ähnlichen Lage wie Du, und habe mir schon eben die Gewalt angethan, die ich Dir nun über Dich selbst zumuthe.

Das hör' ich gern, sagte Eduard; ich merke wohl, im Ehestand muß man sich manchmal fassen; denn dadurch erlangt man was von einander.

Nun sollst Du alles erfahren, sagte Charlotte, daß es mir mit Ottilie's geht, wie Dir mit dem Hauptmann. Höchst ungern weiß ich das liebe Kind in der Residenz, wo sie sich in sehr bedenklichen Verhältnissen befindet. Wenn Luciane,

meine Tochter, die für die Welt geboren ist, sich dort für die Welt bildet, wenn sie Sprachen, Geschichtliches und was sonst von Kenntnissen ihr mitgetheilt wird, sowie ihre Arien und Variationen vom Blatte wegspielt; wenn bei einer lebhaften Natur und bei einem glücklichen Gedächtniß sie, man möchte wohl sagen, Alles vergißt und im Augenblicke sich an Alles erinnert; wenn sie durch Freiheit des Betragens, Anmuth im Tanze, sittliche Bescheidenheit des Gesprächs sich vor Allen auszeichnet, und durch ein angeborenes herrschendes Wesen sich zur Königin des kleinen Kreises macht; wenn die Vorsehung dieser Anstalt so als eine kleine Gottheit aufsteht, die von erst unter ihren Händen recht gedeiht, die ihr Ehre machen, Zutrauen erwerben und einen Zufluß von andern jungen Personen verschaffen wird; wenn die ersten Seiten ihrer Briefe und Monatsberichte immer vor Hoffnung sind über die Vortrefflichkeit eines solchen Kindes, das sich dann nicht gut in meine Preise zu theilen wird: so ist dagegen, was sie schließlich von Ottilie erwähnt, nur immer Entschuldigung und Entschuldigung, daß ein Mädchen sich nicht entwickeln, keine Fähigkeiten und keine Fertigkeiten zeigen wolle. Das Wenige, was sie doch nachbringt, ist gleichsam wie mit Widerwillen, weil sie in diesem lieben Kinde den ganzen Charakter ihrer Mutter, meiner verstorbenen Freundin, gewahr werde, die sie schon mit entwickelt hat und deren Tochter sie gern, wenn sie Erziehung oder Vollendung sein könnte, zu einem herrlichen Geschöpf heranbilden wollte.

Da es aber einmal nicht in meiner Art ist, und man an seinen Lieblingsneigungen nicht soviel ändern und bessern, nicht immer mit Rath an sie herantreten soll, so trug ich Dir's lieber, ja ich übernahm die unangenehme Empfindung, wenn meine Tochter, welche recht gut weiß, daß die arme Ottilie ganz von uns abhängt, sich ihrer Vortheile allenmählig gegen sie bedient und unsere Mißbilligung dadurch gewissen Maßen vernichtet.

Doch wer ist so gebildet, daß er nicht seine Vorzüge gegen Andere manchmal auf eine gefährliche Weise geltend machte? Wer sieht so hoch, daß er unter einem solchen Druck nicht manchmal leiden möchte? Durch viele Personen wächst Ottilie an Werth; aber indem ich den gegenwärtigen Zustand recht deutlich einsehe, habe ich mir Mühe gegeben, Sie anderweitig unterzubringen. Endlich ist mir eine Botschaft kommen, und alsdann will ich nicht zaudern. Sie sehen es mir an, mein Freund. Die Stille, wir tragen beiderseits dieselben Sorgen in einem treuen, freundschaftlichen Herzen. Laß uns sie gemeinsam tragen, da sie sich nicht gegen einander aufheben.

Wir sind wunderliche Menschen, sagte Eduard lächelnd. Wenn wir uns Etwas, das uns Sorge macht, aus unserer Gegenwart verbannen können, da glauben wir schon, man sei es abgethan. Im Ganzen können wir Vieles aufopfern, aber uns im Einzelnen herausgeben, ist eine Forderung, der wir selten gewachsen sind. So war meine Mutter. So lange ich als Knabe oder Jüngling bei ihr lebte, konnte sie der angstlichsten Besorgniß nicht los werden. Verspätete ich mich bei einem Ausritt, so mußte mir ein Unglück begegnet sein; besorgte mich ein Regenschauer, so war das Fieber mir gewiß. Ich versteckte, ich entfernte mich von ihr, und nun schien ich ihr kaum ausgeathmet.

Betrachten wir es genauer, sagte er fort, so handeln wir Beide thöricht und verantwortlich, zwei der edelsten Naturen, die unser Herz so nahe angehen, im Kommen und im Denken zu hindern, nur um uns kleiner Gefühle zu entledigen. Wenn Dich nicht [illegible] stimmen sollte, was will man zu unserm Thun Ottilie's, Lieb mit Liebe, Freundschaft mit Treue Anderes sagen, als daß der Versuch gemacht ist!

Es möchte auch so wenig sein, sagte Charlotte bedenklich, wenn die Gefahr für uns allein wäre. Glaubst Du denn aber, daß es räthlich sei, den Hauptmann mit Ottilie's als Hausgenossen zu lassen, einen Mann ungefähr in seinen besten Jahren, in den Jahren — daß ich Dir's nicht Schmeichelhaftes von gerade unter die Augen sage — wo der Mann erst liebenswürdig und erst der Liebe werth wird, und ein Mädchen von Ottilie's Eigenheit!

Ich weiß doch nicht, versetzte Eduard, wie Du Ottilie's so hoch stellen kannst! Nur kürzlich erklärte ich mir's, daß sie Deine Neigung zu ihrer Mutter geerbt hat. Deshalb ist sie, Das ist wahr, und ich muß es mir auch gefallen lassen, daß der Hauptmann mich auf sie aufmerksam machte, als wir vor einem Jahre zusammen auf sie mit Dir bei Deinem Laute saßen. Deshalb ist sie, beiläufig gesagt, hübsch; aber ich wußte doch nicht, daß sie den mindesten Eindruck auf mich gemacht hätte.

Das schlechte an Dir, sagte Charlotte; denn ich war so gegenwärtig, und es war gleich viel jünger ist als ich, so hatte doch die Gegenwart der edlern Impression in zwei Augen ein Recht, daß Du aber die aufblühende, versprechende Schönheit hintansetzest. Es scheint auch Dein Fall in Deiner Art zu sein, deßhalb ich so gern das Leben mit Dir theile.

Charlotte, so zutraulich sie zu sprechen schien, verschwieg doch Etwas. Sie hatte nämlich kürzlich von Ottilien's geschickterem Eduard Ottilie's ähnlich verglichen, um Beide zu nöthigen, Letzterer eine so große Partie zu-

zuwenden; denn an ſich ſelbſt, in Bezug auf Eduard, dachte ſie nicht mehr. Der Hauptmann war auch angewieſen, Eduard'en aufmerkſam zu machen; aber Dieſer, der ſeine frühe Liebe zu Charlotte'n hartnäckig im Sinne behielt, ſah weder rechts noch links, und war nur glücklich in dem Gefühl, daß es möglich ſei, einer ſo lebhaft gewünſchten und durch eine Reihe von Ereigniſſen ſcheinbar auf immer verſagten Gattin endlich doch theilhaft zu werden.

Eben ſtand das Ehepaar im Begriff, die neuen Anlagen herunter nach dem Schloſſe zu gehen, als ein Bedienter ihnen haſtig entgegenflog und mit lachendem Munde ſich ſchon von weiten herauf vernehmen ließ. „Kommen Ew. Gnaden doch ja ſchnell herüber! Herr Mittler iſt in den Schloßhof geſprengt. Er hat uns alle zuſammengeſchrieen: wir ſollen Sie aufſuchen, wir ſollen Sie fragen, ob es Noth thue? Ob es Noth thut, rief er uns nach: hört Ihr? aber geſchwind, geſchwind!

Der drollige Mann! rief Eduard aus! kommt er nicht gerade zur rechten Zeit, Charlotte? Geſchwind zurück! befahl er dem Bedienten: ſage ihm: es thue Noth, ſehr Noth! Er ſoll nur abſteigen. Verſorgt ſein Pferd, führet ihn in den Saal, ſetzt ihm ein Frühſtück vor; wir kommen gleich.

Laß uns den nächſten Weg nehmen, ſagte er zu ſeiner Frau, und ſchlug den Pfad über den Kirchhof ein, den er ſonſt zu vermeiden pflegte. Aber wie verwundert war er, als er fand, daß Charlotte auch hier für das Gefühl geſorgt habe. Mit möglichſter Schonung der alten Denkmäler hatte ſie Alles ſo zu vergleichen und zu ordnen gewußt, daß es ein angenehmer Raum erſchien, auf dem das Auge und die Einbildungskraft gerne verweilten.

Nach dem älteſten Stein hatte ſie ſeine Ehre gepflanzt. Den Jahren nach waren ſie an der Mauer aufgerichtet, eingefügt oder ſonſt angebracht; der hohe Sockel der Kirche ſelbſt war damit mannigfaltig und geziert. Eduard fühlte ſich ſonderbar überraſcht, wie er durch die kleine Pforte hereintrat; er drückte Charlotte'n die Hand, und im Auge ſtand ihm eine Thräne.

Aber der nördliche Gaſt verſcheuchte ſie gleich. Denn dieſer hatte ſeine Ruh im Schloß gehabt, war herumſtreichs durch's Dorf bis an das Kirchhoftheor geritten, wo er hielt und ſeinen Freunden entgegenrief: „Ihr habt mich doch nicht zum Weſen? Thut's wirklich Noth, ſo bleibe ich zu Mittage hier. Haltet mich nicht auf: ich habe heute noch viel zu thun.“

Da Ihr Euch ſo weit bemüht habt, rief ihm Eduard entgegen, ſo reitet noch vollends herein; wir kommen an einem erquicklichen Orte zuſammen, und ſeht, wie ſchön Charlotte dieſe Trauer ausgeſchmückt hat.

„Hier herein,“ rief der Reiter, „komm' ich weder zu Pferde, noch zu Wagen, noch zu Fuße. Dieſe da ruhen in Frieden; mit ihnen habe ich Nichts zu ſchaffen. Gefallen muß ich mir's laſſen, wenn man mich einmal die Füße voran hereinſchleppt. Alſo iſt's Ernſt?“

Ja, rief Charlotte, recht ernſt! Es iſt das erſte Mal, daß wir unſern Gatten in Noth und Verwirrung ſind, woraus wir uns nicht zu helfen wiſſen.

Ihr ſeht nicht darnach aus, verſetzte er: doch will ich's glauben. Führet Ihr mich an, ſo laß ich Euch künftig ſtecken. Folgt geſchwinde nach; meinem Pferde mag die Erholung zu gut kommen.

Bald fanden ſich die Drei im Saale zuſammen; das Eſſen ward aufgetragen, und Mittler erzählte von ſeinen heutigen Thaten und Vorhaben. Dieſer ſeltſame Mann war früherhin Geiſtlicher geweſen und hatte ſich bei einer raſtloſen Thätigkeit in ſeinem Amte dadurch ausgezeichnet, daß er alle Streitigkeiten, ſowohl die häuslichen, als die nachbarlichen, erſt der einzelnen Bewohner, ſodann ganzer Gemeinden und mehrerer Gutsbeſitzer, zu ſchlichten und zu ſchlichten wußte. So lange er im Dienſte war, hatte ſich kein Ehepaar ſcheiden laſſen, und die Landes-Collegien wurden mit keinen Händeln und Proceſſen von derther behelligt. Wie nöthig ihm die Rechtskunde ſei, ward er zeitig gewahr. Er warf ſein ganzes Studium darauf, und fühlte ſich bald den geſchickteſten Advocaten gewachſen. Sein Wirkungskreis dehnte ſich wunderbar aus, und man war im Begriff, ihn nach der Reſidenz zu ziehen, um Das von oben herein zu vollenden, was er von unten herauf begonnen hatte, als er einen anſehnlichen Lotterie-Gewinn that, ſich ein mäßiges Gut kaufte, es verpachtete und zum Mittelpunct ſeiner Wirkſamkeit machte, mit dem feſten Vorſatz, aber vielmehr nach alter Gewohnheit und Neigung, in ſeinem Hauſe zu vermitteln, wo Nichts zu ſchlichten und Nichts zu heilen wäre. Diejenigen, die auf Namensbedeutungen abergläubiſch ſind, behaupten, der Name Mittler habe ihn genöthigt, dieſe ſeltſamſte aller Beſtimmungen zu ergreifen.

Der Nachtiſch war aufgetragen, als der Gaſt ſeine Wirthe endlich vermochte, nicht weiter mit ihren Entdeckungen zurückzuhalten, weil er gleich nach dem Eſſen fort müſſe. Die beiden Eheleute machten nunmehr ihre Bekenntniſſe; aber kaum hatte er den Sinn der Sache vernommen, als er verdrießlich vom Tiſche aufſtand, an's Fenſter ſprang und ſein Pferd zu ſatteln befahl.

„Entweder Ihr kennt mich nicht,“ rief er aus, „Ihr verkennt mich nicht, oder Ihr ſeid ſehr

bothalt. Ist denn hier Streit, ist denn hier eine Hülfe nöthig? Glaubt Ihr, daß ich in der Welt bin, um Rath zu geben? Das ist das dümmste Handwerk, das Einer treiben kann. Rathe sich Jeder selbst und thue, was er nicht lassen kann. Gerath es gut, so freue er sich seiner Weisheit und seines Glücks; läuft's übel ab, dann bin ich bei der Hand. Wer ein Uebel los sein will, der weiß immer, was er will; wer was Besseres weiß, als er hat, der ist ganz staarblind — Ja ja! lacht nur — er spielt Blindekuh, er erhascht vielleicht; aber was! Thut, was Ihr wollt: es ist ganz einerlei! Nehmt die Freunde zu Euch, laßt sie weg: Alles einerlei! Das Vernünftigste habe ich mißlingen sehen, das Abgeschmackteste gelingen. Zerbrecht Euch die Köpfe nicht, und wenn's auf eine oder die andere Weise übel abläuft, zerbrecht sie Euch auch nicht. Schickt nur noch mir, und Euch soll geholfen sein. Bis dahin Euer Diener!"

Und so schwang er sich auf's Pferd, ohne den Coffee abzuwarten.

Hier seht Ihr, sagte Charlotte, wie wenig eigentlich ein Dritter suchtet, wenn es zwischen zwei nahverbundenen Personen nicht ganz im Gleichgewicht steht. Gegenwärtig sind wir doch wohl noch vertrauter und angenehmer, wenn's möglich ist, als vorher.

Beide Gatten würden auch wohl noch eine Zeit lang geschwankt haben, wäre nicht ein Brief des Hauptmanns im Wechsel gegen Eduard's letzten angekommen. Er hatte sich entschlossen, einen der ihm angebotenen Plätzen anzunehmen, ob sie ihm gleich keineswegs genug war. Er sollte mit vornehmen und reichen Leuten die Langeweile theilen, indem man auf ihn das Zutrauen setzte, daß er sie vertreiben würde.

Eduard überlas das ganze Verhältniß recht deutlich und malte es noch recht scharf aus. Wollen wir unsern Freund in einem solchen Zustande wissen? rief er: Du kannst nicht so grausam sein, Charlotte!

Der wunderliche Mann, unser Mittler, versetzte Charlotte, hat am Ende doch Recht. Wir solche Unternehmungen bei Mißgriffe. Was daraus werden kann, sieht kein Mensch voraus. Solche neue Verhältniß können fruchtbar sein an Glück und an Unglück, ohne daß wir uns dabei Vortheil oder Theil vorher deutlich entdecken können. Ich fühle mich nicht stark genug, Dir länger zu widerstehen. Laß uns den Versuch machen! Das Einzige, was ich Dich bitte: es ist nur auf kurze Zeit angesehen! Erlaube mir, daß ich mich thätiger als bisher für ihn verwende, und meinen Einfluß, meine Verbindungen eifrig benutze und aufrege, ihm eine Stelle zu verschaffen, die ihm nach seiner Weise einige Befriedigung gewähren kann.

Eduard versicherte seine Gattin auf die anmuthigste Weise der lebhaftesten Dankbarkeit. Er eilte mit freiem, frohem Gemüth, seinem Freunde Nachricht schriftlich zu thun. Charlotte mußte in einer Nachschrift ihren Beifall eigenhändig hinzufügen, ihre freundschaftlichen Bitten mit den seinen vereinigen. Sie schrieb mit gemalter Feder geläufig und verbindlich, aber doch mit einer Art von Hast, die ihr sonst nicht gewöhnlich war; und was ihr nicht leicht begegnete, sie vermehrte das Papier zuletzt mit einem Tintenfleck, der sie ärgerlich machte und nur größer wurde, indem sie ihn wegwischen wollte.

Eduard scherzte darüber, und weil noch Platz war, fügte er eine zweite Nachschrift hinzu: der Freund sollte aus diesen Zeichen die Ungeduld sehen, womit er erwartet werde, und nach der Eile, womit der Brief geschrieben, die Eilfertigkeit seiner Reise einrichten.

Der Bote war fort, und Eduard glaubte seine Dankbarkeit nicht überzeugender ausdrücken zu können, als indem er aber und abermals darauf bestand: Charlotte sollte sogleich Otilie'n auf der Pianoforte spielen lassen.

Sie hat zu Anfang und mußte diesen Abend bei Eduard die Lust zu einer musikalischen Unterhaltung aufzuregen. Charlotte spielte sehr gut Clavier; Eduard nicht ebenso bequem die Flöte; denn ob er sich gleich zu Zeiten viel Mühe gegeben hatte, so war ihm doch nicht die Geduld, die Ausdauer verliehen, die zur Ausbildung eines solchen Talentes gehört. Er führte deshalb seine Partie sehr ungleich aus, einige Stellen gut, nur vielleicht zu geschwind; bei andern wieder hielt er an, weil sie ihm nicht geläufig waren, und so wär' es für jeden Andern schwer gewesen, ein Duett mit ihm durchzubringen. Aber Charlotte wußte sich darein zu finden; sie hielt an und ließ sich wieder von ihm forttreiben, und verfah also die doppelte Pflicht einer guten Concertmeisterin und einer klugen Hausfrau, die im Ganzen immer das Maß zu erhalten wissen, wenn auch die einzelnen Passagen nicht immer im Tact bleiben sollten.

Drittes Capitel.

Der Hauptmann kam. Er hatte einen sehr verständigen Brief vorausgeschickt, der Charlotte's völlig beruhigte. So viel Deutlichkeit über sich selbst, so viel Klarheit über seinen eigenen Zustand, über den Zustand seiner Freunde, gab eine heitere und fröhliche Aussicht.

Die Unterhaltungen der ersten Stunden waren, wie unter Freunden zu geschehen pflegt, die sich eine Zeit lang nicht gesehen haben, oft

haft, ja faſt erſchöpfend. Gegen Abend veranlaßte Charlotte einen Spaziergang auf die neuen Anlagen. Der Hauptmann gefiel ſich ſehr in der Gegend und bemerkte jede Schönheit, welche durch die neuen Wege erſt ſichtbar und genießbar geworden. Er hatte ein gebildet Auge und dabei ein genügſames; und ob er gleich das Wünſchenswerthe ſehr wohl kannte, machte er doch nicht, wie es öfters zu geſchehen pflegt, Perſonen, die ihn in dem Ihrigen herumführten, dadurch einen übeln Humor, daß er mehr verlangte, als die Umſtände zuließen, oder auch wohl gar an etwas Vollkommneres erinnerte, das er anderswo geſehen.

Als ſie die Moshütte erreichten, fanden ſie ſolche auf das Luſtigſte ausgeſchmückt, zwar nur mit künſtlichen Blumen und Wintergrün, doch darunter ſo ſchöne Büſchel natürlichen Weizens und anderer Feld- und Baumfrüchte angebracht, daß ſie dem Kunſtſinn der Anordnenden zur Ehre gereichten. Obſchon mein Mann nicht liebt, daß man ſeinen Geburts- oder Namenstag feiere, ſo wird er mir doch heute nicht verargen, einem dreifachen Feſte dieſe wenigen Kränze zu widmen.

Ein dreifaches? rief Eduard. Ganz gewiß! verſetzte Charlotte: unſers Freundes Ankunft behandeln wir billig als ein Feſt; und dann habt Ihr Beide wohl nicht daran gedacht, daß heute Euer Namenstag iſt. Heißt nicht einer Otto ſo gut als der andere?

Beide Freunde reichten ſich die Hände über den kleinen Tiſch. Da erinnerſt mich, ſagte Eduard, an dieſes jugendliche Freundſchaftsſtück. Als Kinder hießen wir Beide ſo; doch als wir in der Penſion zuſammenlebten und manche Irrung daraus entſtand, ſo trat ich ihm freiwillig dieſen hübſchen lacedämoniſchen Namen ab.

„Wobei Du denn doch nicht gar zu großmüthig warſt," ſagte der Hauptmann; „denn ich erinnere mich recht wohl, daß Dir der Name Eduard beſſer gefiel, wie er denn auch von angenommenen Lippen ausgeſprochen, einen beſonders guten Klang hat."

Nun ſaßen ſie alſo zu Dreien um dasſelbe Tiſchchen, wo Charlotte ſo eifrig gegen die Ankunft des Gaſtes geſprochen hatte. Eduard, in ſeiner Zufriedenheit, wollte die Gattinn nicht an jene Stunden erinnern; doch enthielt er ſich nicht, zu ſagen: für ein Viertes wäre auch noch recht gut Platz.

Waldhörner ließen ſich in dieſem Augenblick vom Schloß herüber vernehmen, bejahten gleichſam und bekräftigten die guten Geſinnungen und Wünſche der beiſammen verweilenden Freunde. Stillſchweigend hörten ſie zu, indem Jedes in ſich ſelbſt zurückkehrte und ſein eigenes Glück in ſo ſchöner Verbindung doppelt empfand.

Eduard unterbrach die Pauſe zuerſt, indem er aufſtand und vor die Moshütte hinaustrat. Laß uns, ſagte er zu Charlotte'n, den Freund gleich völlig auf die Höhe führen, damit er nicht glaube, dieſes beſchränkte Thal nur ſei unſer Erbgut und Aufenthalt; der Blick wird oben freier und die Bruſt erweitert ſich.

So müſſen wir dieß Mal noch, verſetzte Charlotte, den alten, etwas beſchwerlichen Fußpfad erklimmen; doch, hoffe ich, ſollen meine Stufen und Steige nächſtens bequemer bis ganz hinauf leiten.

Und ſo gelangte man denn über Felſen, durch Buſch und Geſträuch zur letzten Höhe, die zwar keine Fläche, doch fortlaufende, fruchtbare Rücken bildete. Dorf und Schloß hinterwärts waren nicht mehr zu ſehen. In der Tiefe erblickte man ausgebreitete Teiche; drüben bewachſene Hügel, an denen ſie ſich hinzogen; endlich ſteile Felſen, welche ſenkrecht den letzten Waſſerſpiegel entſchieden bekränzten und ihre bedeutenden Formen auf der Oberfläche deſſelben abbildeten. Dort in der Schlucht, wo ein ſtarker Bach den Teichen zufiel, lag eine Mühle halb verſteckt, die mit ihren Umgebungen als ein freundliches Ruheplätzchen erſchien. Mannigfaltig wechſelten im ganzen Halbkreiſe, den man überſah, Tiefen und Höhen, Büſche und Wälder, deren erſtes Grün für die Folge den ſättigſten Anblick verſprach. Auch eine feine Baumgruppen hielten an mancher Stelle das Auge feſt. Beſonders zeichnete zu den Füßen der ſchauenden Freunde ſich eine Maſſe Pappeln und Platanen zunächſt an dem Ufer des mittlern Teiches vortheilhaft aus. Sie ſtand in ihrem beſten Wachsthum, friſch, geſund, empor und in die Breite ſtrebend.

Eduard lenkte beſonders auf dieſe die Aufmerkſamkeit ſeines Freundes. Dieſe habe ich, rief er aus, in meiner Jugend ſelbſt gepflanzt. Es waren junge Stämmchen, die ich rettete, als mein Vater, bei der Anlage zu einem neuen Theil des großen Schloßgartens, ſie mitten im Sommer antreten ließ. Ohne Zweifel werden ſie auch dieſes Jahr ſich durch neue Triebe wieder dankbar hervorthun.

Man kehrte zufrieden und heiter zurück. Dem Gaſte ward auf dem rechten Flügel des Schloſſes ein freundliches, geräumiges Quartier angewieſen, wo er ſehr bald Bücher, Papiere und Inſtrumente aufgeſtellt und geordnet hatte, um in ſeiner gewohnten Thätigkeit fortzufahren. Aber Eduard ließ ihm in den erſten Tagen keine Ruhe; er führte ihn überall herum, bald zu Pferde, bald zu Fuße, und machte ihn mit der Gegend, mit dem Gute bekannt; wobei er ihm zugleich die Wünſche mittheilte, die er zu beſſerer Kenntniß und vortheilhafterer Benutzung deſſelben ſeit langer Zeit bei ſich hegte.

„Das Erſte, was wir thun ſollten," ſagte der Hauptmann, „wäre, daß ich die Gegend mit der Magnet-Nadel aufnähme. Es iſt das ein leichtes, heiteres Geſchäft, und wenn es auch nicht die größte Genauigkeit gewährt, ſo bleibt es doch immer nützlich und für den Anfang erfreulich; auch kann man es ohne große Beihülfe leiſten und weiß gewiß, daß man fertig wird. Denkſt Du einmal an eine genauere Ausmeſſung, ſo läßt ſich dazu wohl auch noch Rath finden."

Der Hauptmann war in dieſer Art des Aufnehmens ſehr geübt. Er hatte die nöthige Gerätſchaft mitgebracht und fing ſogleich an. Er unterrichtete Eduard'en, einige Jäger und Bauern, die ihm bei dem Geſchäft behülflich ſein ſollten. Die Tage waren günſtig; die Abende und die früheſten Morgen brachte er mit Aufzeichnen und Schraffiren zu. Schnell war auch Alles lavirt und illuminirt, und Eduard ſah ſeine Beſitzungen auf das Deutlichſte auf dem Papier, wie eine neue Schöpfung, hervorgewachſen. Er glaubte ſie jetzt erſt kennen zu lernen; ſie ſchienen ihm jetzt erſt recht zu gehören.

Es gab Gelegenheit, über die Gegend, über Anlagen zu ſprechen, die man nach einer ſolchen Ueberſicht viel beſſer zu Stande bringe, als wenn man nur einzeln, nach zufälligen Eindrücken, an der Natur herumverſuche.

Das müſſen wir meiner Frau deutlich machen, ſagte Eduard.

„Thue Das nicht!" verſetzte der Hauptmann, der die Ueberzeugungen Anderer nicht gern mit den ſeinigen durchkreuzte, den die Erfahrung gelehrt hatte, daß die Anſichten der Menſchen viel zu mannigfaltig ſind, als daß ſie, ſelbſt durch die vernünftigſten Vorſtellungen, auf einen Punct verſammelt werden könnten. „Thue es nicht!" rief er: ſie dürfte leicht irre werden. Es iſt ihr, wie allen Denen, die ſich nur aus Liebhaberei mit ſolchen Dingen beſchäftigen, mehr daran gelegen, daß ſie Etwas thue, als daß Etwas gethan werde. Man taxirt an der Natur, man hat Vorliebe für dieſes oder jenes Plätzchen; man mag nicht, dieſes oder jenes Hinderniß wegräumen, man iſt nicht kühn genug, Etwas aufzuopfern; man kann ſich vieles nicht verſtehen, was entſtehen ſoll; man probirt, es gerath, es mißräth; man verändert, verändert vielleicht, was man laſſen ſollte, läßt, was man verändern ſollte, und ſo bleibt es zuletzt immer ein Stückwerk, das gefällt und anregt, aber nicht befriedigt."

Geſteh' mir aufrichtig, ſagte Eduard, Du biſt mit ihren Anlagen nicht zufrieden.

„Wenn die Ausführung den Gedanken erſchöpfte, der ſehr gut iſt, ſo wäre Nichts zu erinnern. Sie hat ſich wohlfeil durch das Gefällige hindurchgeſchlagen und quält uns Jeden, wenn Du willſt, den ſie hinaufführt. Weder nebeneinander, noch hintereinander ſchreitet man mit einer gewiſſen Freiheit. Der Tact des Schrittes wird jeden Augenblick unterbrochen; und was ließe ſich nicht noch Alles einwenden?"

Wäre es denn leicht anders zu machen geweſen? fragte Eduard.

„Gar leicht," verſetzte der Hauptmann; „Sie dürfte nur die eine Felſenecke, die noch dazu unſcheinbar iſt, weil ſie aus kleinen Theilen beſteht, wegbrechen, ſo erlangte ſie eine ſchön geſchwungene Wendung zum Aufſtieg und zugleich überflüſſige Steine, um die Stufen heraufzumauern, wo der Weg ſchmal und verkrüppelt geworden wäre. Doch ſei Dieß im engſten Vertrauen unter uns geſagt! Sie wird ſonſt irre und verdrießlich. Auch muß man, was gemacht iſt, beſtehen laſſen. Will man weiter Geld und Mühe aufwenden, ſo wäre von der Mooshütte hinaufwärts und über die Anhöhe noch Mancherlei zu thun und viel Angenehmes zu leiſten."

Hatten auf dieſe Weiſe die beiden Freunde am Gegenwärtigen manche Beſchäftigung, ſo fehlte es nicht an lebhafter und vergnüglicher Erinnerung vergangener Tage, woran Charlotte wohl Theil zu nehmen pflegte. Auch ſetzte man ſich vor, wenn nur die nächſten Arbeiten erſt gethan wären, an die Reiſe-Journale zu gehen und auch auf dieſe Weiſe die Vergangenheit hervorzurufen.

Uebrigens hatte Eduard mit Charlotte'n allein weniger Stoff zur Unterhaltung, beſonders ſeitdem er den Tadel ihrer Park-Anlagen, der ihm ſo gerecht ſchien, auf dem Herzen fühlte. Lange verſchwieg er, was ihm der Hauptmann vertraut hatte; aber als er ſeine Gattin zuletzt beſchäftigt ſah, von der Mooshütte hinauf zur Anhöhe wieder mit Stäbchen und Pflöckchen ſich emporzuarbeiten, ſo hielt er nicht länger zurück, ſondern machte ſie nach einigen Umſchweifen mit ſeinen neuen Einſichten bekannt.

Charlotte fand betroffen. Sie war geiſtreich genug, um ſchnell einzuſehen, daß Jene Recht hatten; aber das Gethane widerſprach, es war nun einmal ſo gemacht; ſie hatte es recht, ſie hatte es wünſchenswerth gefunden, ſelbſt das Gearbeitete war ihr in jedem einzelnen Theile lieb; ſie widerſtrebte der Ueberzeugung. Sie vertheidigte ihre kleine Schöpfung. Sie ſchalt auf die Männer, die gleich in's Weite und Große gingen, aus einem Scherz, aus einer Unterhaltung gleich ein Werk machen wollten, nicht an die Koſten denken, die ein erweiterter Plan durchaus nach ſich zieht. Sie war bewegt, verletzt, verdrießlich; ſie konnte das Alte nicht faſſen laſſen, das Neue nicht ganz abweiſen;

Mephiſtopheles.

Eo! Eo! Mit ſolchen edlen Gäſten
Wär' es ein Bißchen viel gewagt.
Geſchwind! Nur g'rad' heraus geſagt!
Mit welchem Weine kann ich dienen?

Altmayer.

Mit jedem! Nur nicht lang' gefragt.

Nachdem die Löcher alle gebohrt und verſtopft ſind,

Mephiſtopheles mit ſeltſamen Geberden.

Trauben trägt der Weinſtock!
Hörner der Ziegenbock;
Der Wein iſt ſaftig, Holz die Reben,
Der hölzerne Tiſch kann Wein auch geben.
Ein tiefer Blick in die Natur!
Hier iſt ein Wunder glaubet nur!

Nun zieht die Pfropfen und genießt.

Alle

indem ſie die Pfropfen ziehen, und jedem der verlangte Wein in's Glas läuft.

O ſchöner Brunnen, der uns fließt!

aber entſchloſſen, wie ſie war, ſtellte ſie ſogleich die Arbeit ein und nahm ſich Zeit, die Sache zu bedenken und bei ſich reif werden zu laſſen.

Indem ſie nun auch dieſe thätige Unterhaltung vermiſste, da indeſs die Männer ihr Geſchäft immer geſchäftiger betrieben und beſonders die Kunſtgärten und Glashäuſer mit Eifer beſorgten, auch dazwiſchen die gewöhnlichen ritterlichen Uebungen fortſetzten, als Jagen, Pferdekaufen, Tauſchen, Bereiten und Einfahren, ſo fühlte ſich Charlotte täglich einſamer. Sie führte ihren Briefwechſel, auch um des Hauptmanns willen, lebhafter, und doch gab es manche einſame Stunde. Deſto angenehmer und unterhaltender waren ihr die Berichte, die ſie aus der Penſions-Anſtalt erhielt.

Einem weitläufigen Briefe der Vorſteherinn, welcher ſich, wie gewöhnlich, über der Tochter Fortſchritte mit Behagen verbreitete, war eine kurze Nachſchrift hinzugefügt, nebſt einer Beilage von der Hand eines männlichen Gehülfen am Inſtitut, die wir beide mittheilen.

Nachſchrift der Vorſteherinn.

Von Ottilie'n, meine Gnädige, hätte ich eigentlich nur zu wiederholen, was in meinen vorigen Berichten enthalten iſt. Ich wüſte ſie nicht zu ſchelten, und doch kann ich nicht zufrieden mit ihr ſein. Sie iſt nach wie vor beſcheiden und gefällig gegen Andere; aber dieſes Zurücktreten, dieſe Dienſtbarkeit will mir nicht gefallen. Ew. Gnaden haben ihr neulich Geld und verſchiedene Zeuge geſchickt. Das Erſte hatte ſie nicht angegriffen; die Andern liegen auch noch da, unberührt. Sie hält freilich ihre Sachen ſehr reinlich und gut, und ſcheint nur in dieſem Sinn die Kleider zu wechſeln. Auch kann ich ihre große Mäßigkeit im Eſſen und Trinken nicht loben. An unſerm Tiſch iſt kein Ueberfluß; doch ſehe ich Nichts lieber, als wenn die Kinder ſich an ſchmackhaften und geſunden Speiſen ſatt eſſen. Was mit Bedacht und Ueberzeugung aufgetragen und vorgelegt iſt, ſoll auch aufgegeſſen werden. Dazu kann ich Ottilie'n niemals bringen. Ja ſie macht ſich eigens ein Geſchäft, um eine Lücke auszufüllen, wo die Dienerinnen etwas verſäumen, nur um eine Speiſe oder den Nachtiſch zu übergehen. Bei dieſem Allem kommt jedoch in Betrachtung, daſs ſie manchmal, wie ich erſt ſpät erfahren habe, Kopfweh auf der linken Seite hat, das zwar vorübergeht, aber ſchmerzlich und bedenklich ſein mag. So viel von dieſem übrigens ſo ſchönen und lieben Kinde.

Beilage des Gehülfen.

Unſere vortreffliche Vorſteherinn läſst mich gewöhnlich die Briefe leſen, in welchen ſie Beobachtungen über ihre Zöglinge den Eltern und Vorgeſetzten mittheilt. Diejenigen, die an Ew. Gnaden gerichtet ſind, leſe ich immer mit doppelter Aufmerkſamkeit, mit doppeltem Vergnügen: denn indem wir Ihnen zu einer Tochter Glück zu wünſchen haben, die alle jene glänzenden Eigenſchaften vereinigt, wodurch man in der Welt emporſteigt, ſo muſs ich wenigſtens Sie nicht minder glücklich preiſen, daſs Ihnen in Ihrer Pflegetochter ein Kind beſcheert iſt, das zum Wohl, zur Zufriedenheit Anderer und gewiſs auch zu ſeinem eigenen Glück geboren wird. Ottilie iſt faſt unſer einziger Zögling, über den ich mit unſerer ſo ſehr verehrten Vorſteherinn nicht einig werden kann. Ich verarge dieſer thätigen Frau keineswegs, daſs ſie verlangt, man ſoll die Früchte ihrer Sorgfalt äußerlich und deutlich ſehen; aber es gibt auch verſchloſſene Früchte, die erſt die rechten kernhaften ſind, und die ſich früher oder ſpäter zu einem ſchönen Leben entwickeln. Dergleichen iſt gewiſs Ihre Pflegetochter. So lange ich ſie unterrichte, ſehe ich ſie immer gleichen Schrittes gehen, langſam, langſam vorwärts, nie zurück. Wenn es bei einem Kinde nöthig iſt, vom Anfange anzufangen, ſo iſt es gewiſs bei ihr. Was nicht aus dem Vorhergehenden folgt, begreift ſie nicht. Sie ſteht unfähig, ja ſtörrig vor einer leicht faſslichen Sache, die für ſie mit Nichts zuſammenhängt. Kann man aber die Mittelglieder finden und ihr deutlich machen, ſo iſt ihr das Schwerſte begreiflich.

Bei dieſem langſamen Vorſchreiten bleibt ſie gegen ihre Mitſchülerinnen zurück, die mit ganz andern Fähigkeiten immer vorwärts eilen, Alles, Euch das Unzuſammenhängende, leicht faſſen, leicht behalten und bequem wieder anwenden. So lernt ſie, ſo vermag ſie bei einem beſchleunigten Lehrvortrage gar Nichts; wie es der Fall in einigen Stunden iſt, welche von trefflichen, aber raſchen und ungeduldigen Lehrern gegeben werden. Man hat über ihre Handſchrift geklagt, über ihre Unfähigkeit, die Regeln der Grammatik zu faſſen. Ich habe dieſe Beſchwerde näher unterſucht: es iſt wahr, ſie ſchreibt langſam und ſteif, wenn man ſo will, doch nicht zaghaft und ungeſtalt. Was ich ihr von der franzöſiſchen Sprache, die zwar mein Fach nicht iſt, ſchriftweiſe mittheilte, begriff ſie leicht. Freilich iſt es wunderbar, ſie weiſs Vieles und recht gut, nur wenn man ſie fragt, ſcheint ſie Nichts zu wiſſen.

Soll ich mit einer allgemeinen Bemerkung ſchlieſsen, ſo möchte ich ſagen: ſie lernt nicht als Eine, die erzogen werden ſoll, ſondern als Eine, die erziehen will; nicht als Schülerinn, ſondern als künftige Lehrerinn. Vielleicht kommt es Ew. Gnaden ſonderbar vor, daſs ich ſelbſt als Erzieher und Lehrer Jemanden nicht mehr

zu lieben glaube, als wenn ich ihn für Meinesgleichen erkläre. Ew. Gnaden beſſere Einſicht, tiefere Menſchen- und Weltkenntniß wird aus meinen beſchränkten, unbeholfenen Worten das Beſte nehmen. Sie werden ſich überzeugen, daß auch an dieſem Kinde viel Freude zu hoffen iſt. Ich empfehle mich zu Gnaden und bitte um die Erlaubniß, wieder zu ſchreiben, ſobald ich glaube, daß mein Brief etwas Bedeutendes und Angenehmes enthalten werde.

Charlotte freute ſich über dieſes Blatt. Sein Inhalt traf ganz nahe mit den Vorſtellungen zuſammen, welche ſie von Ottilie's Hegte; dabei konnte ſie ſich eines Lächelns nicht enthalten, indem der Antheil des Lehrers herrlicher zu ſein ſchien, als ihn die Einſicht in die Tugenden eines Zöglings hervorzubringen pflegt. Bei ihrer ruhigen, vorurtheilsfreien Denkweiſe ließ ſie auch ein ſolches Verhältniß, wie ſo viele andere, vor ſich liegen; die Theilnahme des verſtändigen Mannes an Ottilie'n hielt ſie werth; denn ſie hatte in ihrem Leben genugſam einſehen gelernt, wie hoch jede wahre Neigung zu ſchätzen ſei in einer Welt, wo Gleichgültigkeit und Abneigung eigentlich recht zu Hauſe ſind.

Viertes Capitel.

Die topographiſche Charte, auf welcher das Gut mit ſeinen Umgebungen, nach einem ziemlich großen Maßſtabe, charakteriſtiſch und ſachlich durch Federſtriche und Farben dargeſtellt war, und welche der Hauptmann durch einige trigonometriſche Meſſungen ſicher zu machen wußte, war bald fertig: denn weniger Schlaf, als dieſer thätige Mann, bedurfte kaum Jemand, ſowie ſein Tag faſt dem angenehmſten Zwecke gewidmet, und deßwegen jederzeit am Abende Einiges gethan war.

„Laß uns nun", ſagte er zu ſeinem Freunde, „an das Uebrige gehen, an die Gutsbeſchreibung, wozu ſchon genugſame Vorarbeit da ſein muß, aus der ſich nachher Pachtanſchläge und Anderes ſchon entwickeln werden. Nur Eines laß uns feſtſetzen und einrichten: immer Wirth, was eigentlich Geſchäft iſt, vom Leben. Das Geſchäft verlangt Ernſt und Strenge, das Leben Mäßigung; das Geſchäft die reinſte Folge, dem Leben thut eine Inconſequenz oft Noth, ja ſie iſt liebenswürdig und erheiternd. Biſt Du bei dem Einen ſicher, ſo kannſt Du in dem Andern deſto freier ſein; anſtatt daß bei einer Vermiſchung das Sichere durch das Freie weggeriſſen und aufgehoben wird."

Eduard fühlte in dieſen Vorſchlägen einen leiſen Vorwurf. Zwar von Natur nicht unordentlich, konnte er doch niemals dazu kommen, ſeine Papiere nach Fächern abzutheilen. Das, was er mit Anderen abzuthun hatte, was bloß von ihm ſelbſt abhing: es war nicht geſchrieben, ſowie er auch Geſchäfte und Beſchäftigung, Unterhaltung und Zerſtreuung nicht genugſam von einander abſonderte. Jetzt wurde es ihm leicht, da ein Freund dieſe Bemühung übernahm, ein zweites Ich die Sonderung bewirkte, in die das eine Ich nicht immer ſich ſpalten mag.

Sie errichteten auf dem Flügel des Hauptmanns eine Repoſitur für das Gegenwärtige, ein Archiv für das Vergangene; ſchafften alle Documente, Papiere, Nachrichten aus verſchiedenen Behältniſſen, Kammern, Schränken und Kiſten herbei, und auf das Geſchwindeſte war der Maß in eine erfreuliche Ordnung gebracht, lag rubricirt in bezeichneten Fächern. Was man wünſchte, ward vollſtändiger gefunden, als man gehofft hatte. Hierbei ging ihnen ein alter Schreiber ſehr an die Hand, der den Tag über, ja einen Theil der Nacht, nicht vom Pulte kam, und mit dem Eduard bisher immer unzufrieden geweſen war.

Ich kenne ihn nicht mehr, ſagte Eduard zu ſeinem Freund, wie thätig und brauchbar der Menſch iſt. „Das macht," verſetzte der Hauptmann, „wir tragen ihm nichts Neues auf, als bis er das Alte nach ſeiner Bequemlichkeit vollendet hat, und ſo leiſtet er, wie Du ſiehſt, ſehr viel; ſobald man ihn hetzt, vermag er gar Nichts.

Brachten die Freunde auf dieſe Weiſe ihre Tage zuſammen zu, ſo verſäumten ſie Abends nicht, Charlotte's regelmäßig zu beſuchen. Auch ſah ſich ſeine Geſellſchaft von benachbarten Orten und Gütern, welches öfter geſchah, ſo war das Geſpräch nur das Leben meiſt ſolchen Gegenſtänden gewidmet, welche den Wohlſtand, die Vortheile und das Behagen der bürgerlichen Geſellſchaft vermehren.

Charlotte, ohnehin gewohnt, die Gegenwart zu nutzen, fühlte ſich, indem ſie ihren Mann zufrieden ſah, auch perſönlich gefördert. Verſchiedene häusliche Anſtalten, die ſie längſt gewünſcht, aber nicht recht einleiten können, wurden durch die Thätigkeit des Hauptmanns bewirkt. Die Haus-Apotheke, die bisher nur auf wenigen Mitteln beſtanden, ward bereichert, und Charlotte, ſowohl durch faßliche Bücher als durch Unterredung, in den Stand geſetzt, ihr thätiges und hülfreiches Weſen öfter und wirkſamer als bisher zu Uebung zu bringen.

Da man auch die gewöhnlichen und bei vorgeſetzter nur zu oft überraſchenden Nothfälle durchdachte, ſo wurde Alles, was zur Rettung des Ertrinkenden nöthig ſein möchte, um ſo mehr angeſchafft, als bei der Nähe ſo mancher Teiche, Gewäſſer und Waſſerwerke öfters ein und der

andere Unfall dieſer Art vorkam. Dieſe Notiz beſorgte der Hauptmann ſehr aufrichtig, und Eduard'en entſchlüpfte die Bemerkung, daß ein ſolcher Fall in dem Leben ſeines Freundes auch die ſeltſamſte Weiſe Epoche gemacht. Doch als Dieſer ſchwieg und einer traurigen Erinnerung auszuweichen ſchien, hielt Eduard gleichfalls an, ſo wie auch Charlotte, die nicht weniger im Allgemeinen davon unterrichtet war, über jene Aeußerungen hinausging.

„Wir wollen alle dieſe vorſorglichen Anſtalten loben," ſagte eines Abends der Hauptmann; „nun geht und aber das Nothwendigſte noch ab, ein tüchtiger Mann, der das Bett zu handhaben weiß. Ich kann hierzu einen mir bekannten Feld-Chirurgus vorſchlagen, der jetzt um leibliche Betingung zu haben iſt, ein vorzüglicher Mann in ſeinem Fache, und der mir auch in Behandlung heftiger, innerer Uebel öfters mehr Genüge gethan hat, als ein berühmter Arzt; und augenblickliche Hülfe iſt doch immer Das, was auf dem Lande am Meiſten vermißt wird.

Nach dieſer wurde ſogleich verſchrieben, und beide Gatten freuten ſich, daß ſie ſo manche Summe, die ihnen zu mütterlichen Ausgaben übrig blieb, auf die nöthigſten zu verwenden Anlaß gefunden.

So benutzte Charlotte die Kenntniſſe, die Thätigkeit des Hauptmanns auch nach ihrem Sinne und fing an, mit ſeiner Gegenwart völlig zufrieden und über alle Folgen beruhigt zu werden. Sie bereitete ſich gewöhnlich vor, Manches zu fragen, und da ſie gern leben mochte, ſo ſuchte ſie alles Schädliche, alles Tödtliche zu entfernen. Die Bleiglaſur der Töpferwaaren, der Grünſpan kupferner Gefäße hatte ihr ſchon manche Sorge gemacht. Sie ließ ſich hierüber belehren, und natürlicher Weiſe mußte man auf die Grundbegriffe der Phyſik und Chemie zurückgehen.

Zufälligen, aber immer willkommenen Anlaß zu ſolchen Unterhaltungen gab Eduard's Neigung, der Geſellſchaft vorzuleſen. Er hatte eine ſehr wohlklingende, tiefe Stimme und war früher wegen lebhafter, gefühlter Recitation dichteriſcher und rednteriſcher Arbeiten angenehm und berühmt geweſen. Nun waren es andere Gegenſtände, die ihn beſchäftigten, andere Schriften, worauf er verlas, und eben ſeit einiger Zeit vorzüglich Werke phyſikaliſchen, chemiſchen und techniſchen Inhalts.

Eine ſeiner beſondern Eigenheiten, die er jedoch vielleicht mit mehreren Menſchen theilt, war Die, daß es ihm unerträglich ſei, wenn Jemand ihm beim Leſen in das Buch ſah. In früherer Zeit, beim Vorleſen von Gedichten, Schauſpielen, Erzählungen, war es die nothwendige Folge der lebhaften Wirkt, die der Vorleſende ſo gut als der Dichter, der Schauſpieler, der Erzählende hat, zu überraſchen, Pauſen zu machen, Erwartungen zu erregen; da es denn freilich dieſer beabſichtigten Wirkung ſehr zuwider iſt, wenn ihm ein Dritter wiſſentlich mit den Augen vorſpringt. Er pflegte ſich auch deßwegen in ſolchem Falle immer ſo zu ſetzen, daß er Niemandem im Rücken hatte. Jetzt zu Dreien war dieſe Vorſicht unnöthig; und da es dieß Mal nicht auf Erregung des Gefühls, auf Ueberraſchung der Einbildungskraft angeſehen war, ſo dachte er ſelbſt nicht daran, ſich beſonders in Acht zu nehmen.

Nur einen Abends fiel es ihm auf, als er ſich nachläſſig geſetzt hatte, daß Charlotte ihm in das Buch ſah. Seine alte Ungeduld erwachte, und er verwies es ihr gewiſſer Maßen unfreundlich. Wollte man ſich doch ſolche Unarten, wie ſo manches Andere, was der Geſellſchaft läſtig iſt, ein für alle Mal abgewöhnen. Wenn ich Jemandem vorlieſe, iſt es denn nicht, als wenn ich ihm mündlich Etwas vortrüge? Das Geſchriebene, das Gedruckte tritt an die Stelle meines eigenen Sinnes, meines eigenen Herzens; und würde ich mich wohl zu reden bemühen, wenn ein Fenſterchen vor meiner Stirn, vor meiner Bruſt angebracht wäre, ſo daß der, dem ich meine Gedanken einzeln zuzählen, meine Empfindungen einzeln zureichen will, immer ſchon lange vorher wiſſen könnte, wo es mit mir hinaus wollte? Wenn mir Jemand in's Buch ſieht, ſo iſt mir immer, als wenn ich in zwei Stücke geriſſen würde.

Charlotte, deren Gewandtheit ſich in größern und kleinern Zirkeln beſonders dadurch bewies, daß ſie jede unangenehme, jede heftige, ja ſelbſt nur lebhafte Aeußerung zu beſeitigen, ein ſich verlängerndes Geſpräch zu unterbrechen, ein ſtockendes anzuregen wußte, war auch dieß Mal von ihrer guten Gabe nicht verlaſſen. Du wirſt mir meinen Fehler gewiß verzeihen, wenn ich bekenne, was mir dieſen Augenblick begegnet iſt. Ich hörte von Verwandtſchaften leſen, und da dacht' ich eben gleich an meine Verwandten, an ein Paar Vettern, die mir gerade in dieſem Augenblick zu ſchaffen machen. Meine Aufmerkſamkeit kehrt zu Deiner Vorleſung zurück; ich höre, daß von ganz leblojen Dingen die Rede iſt, und blicke Dir in's Buch, um mich wieder zurecht zu finden.

Es iſt eine Gleichniſrede, die Dich verführt und verwirrt hat, ſagte Eduard. Hier wird freilich nur von Erden und Mineralien gehandelt, aber der Menſch iſt ein wahrer Natur; er beſpiegelt ſich überall gern ſelbſt; er legt ſich als Folie der ganzen Welt unter.

„Ja wohl!" ſagte der Hauptmann laut, „ſo

behandelt er Alles, was er außer ſich findet; ſeine Weisheit wie ſeine Thorheit, ſeinen Willen wie ſeine Willkür leiht er den Thieren, den Pflanzen, den Elementen und den Göttern."

Möchtet Ihr mich, verſetzte Charlotte, da ich Euch nicht zu weit von dem augenblicklichen Intereſſe wegführen will, nur kürzlich belehren, wie es eigentlich hier mit den Verwandtſchaften gemeint ſei.

„Das will ich wohl gerne thun," erwiderte der Hauptmann, gegen den ſich Charlotte gewendet hatte; „freilich nur ſo gut, als ich es vermag, wie ich es etwa vor zehn Jahren gelernt, wie ich es geleſen habe. Ob man in der wiſſenſchaftlichen Welt noch ſo darüber denkt, ob es zu den neuern Lehren paßt, wüßte ich nicht zu ſagen."

Es iſt ſchlimm genug, rief Eduard, daß man jetzt Nichts mehr für ſein ganzes Leben lernen kann. Unſere Vorfahren hielten ſich an den Unterricht, den ſie in ihrer Jugend empfangen; wir aber müſſen jetzt alle fünf Jahre umlernen, wenn wir nicht ganz aus der Mode kommen wollen.

Wir Frauen, ſagte Charlotte, nehmen es nicht ſo genau; und wenn ich aufrichtig ſein ſoll, ſo iſt es mir eigentlich nur um den Wortverſtand zu thun; denn es macht in der Geſellſchaft Nichts lächerlicher, als wenn man ein fremdes, ein Kunſtwort falſch anwendet. Deßhalb möchte ich nur wiſſen, in welchem Sinne dieſer Ausdruck eben bei dieſen Gegenſtänden gebraucht wird. Wie es wiſſenſchaftlich damit zuſammenhängt, wollen wir den Gelehrten überlaſſen. Die Übrigens, wie ich habe bemerken können, ſich wohl ſchwerlich jemals vereinigen werden.

Wo fangen wir aber nun an, um am Schnellſten in die Sache zu kommen? fragte Eduard nach einer Pauſe den Hauptmann, der, ſich ein wenig beſinnend, bald darauf erwiderte: „Wenn es mir erlaubt iſt, dem Scheine nach weit auszuholen, ſo ſind wir bald am Platze."

Sei's Sie meiner ganzen Aufmerkſamkeit verſichert, ſagte Charlotte, indem ſie ihre Arbeit bei Seite legte.

Und ſo begann der Hauptmann: „An allen Naturweſen, die wir genauer werden, bemerken wir zuerſt, daß ſie einen Bezug auf ſich ſelbſt haben. Es klingt freilich wunderlich, wenn man Etwas ausſpricht, was ſich ohnehin verſteht; doch nur, indem man ſich über das Bekannte völlig verſtändigt hat, kann man mit einander zum Unbekannten fortſchreiten."

Ich dächte, fiel ihm Eduard ein, wir machten Ihr uns die Sache durch Beiſpiele bequem. Gießt Du nur das Waſſer, das Oel, das Queckſilber vor, ſo wird Du eine Einigkeit, einen Zuſammenhang ihrer Theile finden. Dieſe Einung verlaſſen ſie nicht, außer durch Gewalt oder ſonſtige Beſtimmung. Iſt dieſe beſeitigt, ſo treten ſie gleich wieder zuſammen.

Ohne Frage, ſagte Charlotte beiſtimmend. Regentropfen vereinigen ſich gern zu Strömen. Und ſchon als Kinder ſpielten wir erſtaunt mit dem Queckſilber, indem wir es in Kügelchen trennen und es wieder zuſammen laufen laſſen.

„Und ſo darf ich wohl", fügte der Hauptmann hinzu, „einer bedeutenden Theorie im fortſchreitenden Vorbeigehen erwähnen, daß nämlich dieſer völlig reine, durch Flüſſigkeit mögliche Bezug ſich entſchieden und immer durch die Kugelgeſtalt auszeichnet. Der fallende Waſſertropfen iſt rund; von den Queckſilberkügelchen haben Sie ſelbſt geſprochen; ja ein fallendes geſchmolzenes Blei, wenn es Zeit hat, völlig zu erſtarren, kommt unten in Geſtalt einer Kugel an."

Laſſen Sie mich verweilen, ſagte Charlotte, ob ich treffe, wo Sie hinwollen. Wie Jedes gegen ſich ſelbſt einen Bezug hat, ſo muß es auch gegen Andere ein Verhältniß haben.

Und Das wird nach Verſchiedenheit der Weſen verſchieden ſein, fuhr Eduard eilig fort. Bald werden ſie ſich als Freunde und alte Bekannte begegnen, die ſchnell zuſammentreten, ſich vereinigen, ohne an einander Etwas zu verändern, wie ſich Wein mit Waſſer vermiſcht. Dagegen werden andere fremd neben einander verharren und ſelbſt durch mechaniſches Miſchen und Reiben ſich keineswegs verbinden, wie Oel mit Waſſer zuſammengerüttelt ſich den Augenblick wieder auseinander ſondert.

Es fehlt nicht viel, ſagte Charlotte, ſo ſieht man in dieſen einfachen Formen die Menſchen, die man gekannt hat; beſonders aber erinnert man ſich dabei der Societäten, in denen man lebte. Die meiſte Aehnlichkeit jedoch mit dieſen ſeltſamen Weſen haben die Maſſen, die in der Welt ſich einander gegenüberſtellen, die Stände, die Berufsbeſtimmungen, der Adel und der dritte Stand, der Soldat und der Civiliſt.

Und doch, verſetzte Eduard, wie Dieſe durch Sitten und Geſetze vereinbar ſind, ſo gibt es auch in unſerer chemiſchen Welt Mittelglieder, Dasjenige zu verbinden, was ſich einander abſtoßt.

„So verbinden wir", fiel der Hauptmann ein, „das Oel durch Laugenſalz mit dem Waſſer."

Nur nicht zu geſchwind mit ihrem Vortrag, ſagte Charlotte, damit ich zeigen kann, daß ich Schritt halte! Sind wir nicht hier ſchon zu den Verwandtſchaften gelangt?

„Ganz richtig," erwiderte der Hauptmann, „und wir werden ſie gleich in ihrer vollen Kraft

und Verwandtheit kennen lernen. Diejenigen Naturen, die sich bei'm Zusammentreffen einander schnell ergreifen und wechselseitig bestimmen, nennen wir verwandt. An den Alcalien und Säuren, die, obgleich einander entgegengesetzt und vielleicht eben deswegen, weil sie einander entgegengesetzt sind, sich am entschiedensten suchen und fassen, sich modificiren und zusammen einen neuen Körper bilden, ist diese Verwandtschaft auffallend genug. Gedenken wir nur des Kalks, der zu allen Säuren eine große Neigung, eine entschiedene Vereinigungslust äußert. Sobald unser chemisches Cabinet aufkommt, wollen wir Sie verschiedene Versuche sehen lassen, die sehr unterhaltend sind und einen bessern Begriff geben, als Worte, Namen und Kunstausdrücke."

Lassen Sie mich gestehen, sagte Charlotte, wenn Sie diese Ihre wunderlichen Wesen verwandt nennen, so kommen sie mir nicht sowohl als Blutsverwandte, vielmehr als Geistes- und Seelenverwandte vor. Auf eben diese Weise können unter Menschen wahrhaft bedeutende Freundschaften entstehen; denn entgegengesetzte Eigenschaften machen eine innigere Vereinigung möglich. Und so will ich denn abwarten, was Sie mir von diesen geheimnißvollen Wirkungen vor die Augen bringen werden. Ich will Dich — sagte sie zu Eduard'en gewendet — jetzt im Vorlesen nicht weiter stören und, um so viel besser unterrichtet, Deinen Vortrag mit Aufmerksamkeit vernehmen.

Da Du uns einmal aufgerufen hast, versetzte Eduard, so kommst Du so leicht nicht los; denn eigentlich sind die verwickeltern Fälle die interessantesten. Erst bei diesen lernt man die Grade der Verwandtschaften, die nähern, stärkern, entferntern, geringern Beziehungen kennen; die Verwandtschaften werden erst interessant, wenn sie Scheidungen bewirken.

Kommt das traurige Wort, rief Charlotte, das man leider in der Welt jetzt so oft hört, auch in der Naturlehre vor?

Allerdings, erwiederte Eduard. Es war sogar ein bezeichnender Ehrentitel der Chemiker, daß man sie Scheidekünstler nannte.

Das thut man also nicht mehr, versetzte Charlotte, und thut sehr wohl daran. Das Vereinigen ist eine größere Kunst, ein größeres Verdienst. Ein Einungskünstler wäre in jedem Fache der ganzen Welt willkommen. — Nun, so laßt mich denn, weil Ihr doch einmal im Zuge seid, ein Paar solche Fälle wissen.

„So schließen wir uns denn gleich", sagte der Hauptmann, „an Dasjenige wieder an, was wir oben schon benannt und besprochen haben. Z. B. was wir Kalkstein nennen, ist eine mehr oder weniger reine Kalkerde, innig mit einer zarten Säure verbunden, die uns in Lufthern bekannt geworden ist. Bringt man ein Stück solchen Steines in verdünnte Schwefelsäure, so ergreift diese den Kalk und erscheint mit ihm als Gyps; jene zarte, luftige Säure hingegen entflieht. Hier ist eine Trennung, eine neue Zusammensetzung entstanden, und man glaubt sich zuzurufen berechtigt, sogar das Wort Wahlverwandtschaft anzuwenden, weil es wirklich aussieht, als wenn ein Verhältniß dem andern vorgezogen, eins vor dem andern erwählt würde."

Verzeihen Sie mir, sagte Charlotte, wie ich dem Naturforscher verzeihe; aber ich würde hier niemals eine Wahl, eher eine Naturnothwendigkeit erblicken, und diese kaum; denn es ist am Ende vielleicht gar nur die Sache der Gelegenheit. Gelegenheit macht Verhältnisse, wie sie Diebe macht; und wenn von Ihren Naturkörpern die Rede ist, so scheint mir die Wahl bloß in den Händen des Chemikers zu liegen, der diese Wesen zusammenbringt. Sind sie aber einmal beisammen, dann Gnade ihnen Gott! In dem gegenwärtigen Falle dauert mich nur die arme Luftsäure, die sich wieder im Unendlichen herumtreiben muß.

„Es kommt nur auf sie an," versetzte der Hauptmann, „sich mit dem Wasser zu verbinden und als Mineralquelle Gesunden und Kranken zur Erquickung zu dienen."

Der Gyps hat gut reden, sagte Charlotte, der ist nun fertig, ist ein Körper, ist versorgt, außer daß jenes ausgetriebene Wesen auch manche Noth haben kann, bis es wieder unterkommt.

Ich müßte sehr irren, sagte Eduard lächelnd, aber es steckt eine kleine Tücke hinter Deinen Reden. Gesteh' nur Deine Schalkheit! Am Ende bin ich in Deinen Augen der Kalk, der vom Hauptmann, als einer Schwefelsäure, ergriffen, Deiner anmuthigen Gesellschaft entzogen und in einen refractären Gyps verwandelt wird.

Wenn das Gewissen, versetzte Charlotte, Dich solche Betrachtungen machen heißt, so kann ich ohne Sorge sein. Diese Gleichnißreden sind artig und unterhaltend, und wer spielt nicht gern mit Aehnlichkeiten? Aber der Mensch ist doch um so manche Stufe über jene Elemente erhöht, und wenn er hier mit den schönen Worten Wahl und Wahlverwandtschaft etwas freigebig gewesen, so thut er wohl, wieder in sich selbst zurückzukehren und den Werth solcher Ausdrücke bei diesem Anlaß recht zu bedenken. Wir sind leider Fälle genug bekannt, wo eine innige, unauflöslich scheinende Verbindung zweier Wesen durch gelegentliche Zugesellung eines Dritten aufgehoben, und eins der erst so schön Verbundenen in's lose Weite hinausgetrieben wird.

Da ſind die Chemiker viel gelinder, ſagte Eduard: ſie gießen ein Viertel dazu, damit Keines leer ausgehe.

„Ja wohl!“ verſetzte der Hauptmann: „dieſe Fälle ſind allerdings die bedeutendſten und merkwürdigſten, wo man das Anziehen, das Verwandtſein, dieſes Verlaſſen, dieſes Vereinigen gleichſam über's Kreuz, wirklich darſtellen kann; wo vier, bisher je zwei zu zwei verbundene Weſen in Berührung gebracht, ihre bisherige Vereinigung verlaſſen und ſich auf's Neue verbinden. In dieſem Fahrenlaſſen und Ergreifen, in dieſem Fliehen und Suchen glaubt man wirklich eine höhere Beſtimmung zu ſehen; man traut ſolchen Weſen eine Art von Wollen und Wiſſen zu, und hält das Kunſtwort Wahlverwandtſchaften für vollkommen gerechtfertigt.“

Beſchreiben Sie mir einen ſolchen Fall, ſagte Charlotte.

„Man ſollte Dergleichen“, verſetzte der Hauptmann, „nicht mit Worten abthun. Wie ſchon geſagt: ſobald ich Ihnen die Verſuche ſelbſt zeigen kann, wird Alles anſchaulicher und angenehmer werden. Jetzt möchte ich Sie mit ſchrecklichen Kunſtworten hinhalten, die Ihnen doch keine Vorſtellung geben. Man muß dieſe lebtſcheinenden und doch zur Thätigkeit innerlich immer bereiten Weſen wirkend vor ſeinen Augen ſehen, mit Theilnahme ſchauen, wie ſie einander ſuchen, ſich anziehen, ergreifen, zerſtören, verſchlingen, aufreiben und ſodann aus der innigſten Verbindung wieder in eroberter, neuer, unerwarteter Geſtalt hervortreten: dann traut man ihnen erſt ein ewiges Leben, ja wohl gar Sinn und Verſtand zu, weil wir unſere Sinne kaum genügend ſchärfen, ſie recht zu beobachten, und unſere Vernunft kaum hinlänglich, ſie zu faſſen.“

Ich läugne nicht, ſagte Eduard, daß die ſeltſamen Kunſtwörter Demjenigen, der nicht durch ſinnliches Anſchauen, durch Begriffe mit ihnen vertraut iſt, beſchwerlich, ja lächerlich werden müſſen. Doch könnten wir leicht mit Buchſtaben einfacherer das Verhältniß ausdrücken, wovon hier die Rede war.

„Wenn Sie glauben, daß es nicht pedantiſch ausſieht,“ verſetzte der Hauptmann, „ſo kann ich wohl in der Zeichenſprache mich kürzlich zuſammenfaſſen. Denken Sie ſich ein A, das mit einem B innig verbunden iſt, durch viele Mittel und durch manche Gewalt nicht von ihm zu trennen; denken Sie ſich ein C, das ſich ebenſo zu einem D verhält; bringen Sie nun die beiden Paare in Berührung: A wird ſich zu D, C zu B werfen, ohne daß man ſagen kann, wer das Andere zuerſt verlaſſen, wer ſich mit dem Andern zuerſt wieder verbunden habe.“

Nun denn, fiel Eduard ein: bis wir alles Dieſes mit Augen ſehen, wollen wir dieſe Formel als Gleichnißrede betrachten, woraus wir uns eine Lehre zum unmittelbaren Gebrauch ziehen. Du ſtellſt das A vor, Charlotte, und ich Dein B; denn eigentlich hänge ich doch nur von Dir ab und folge Dir, wie dem A das B. Das C iſt ganz deutlich der Capitän, der mich für dieß Mal Dir einiger Maßen entzieht. Nun iſt es billig, daß, wenn Du nicht in's Unbeſtimmte entweichen ſollſt, Dir für ein D geſorgt werde, und das iſt ganz ohne Frage das liebenswürdige Dämchen Ottilie, gegen deren Annäherung Du Dich nicht länger vertheidigen darfſt.

Gut! verſetzte Charlotte, wenn auch das Beiſpiel, wie mir ſcheint, nicht ganz aufmerkſam paßt, ſo halte ich es doch für ein Glück, daß wir heute ein Mal völlig zuſammentreffen, und daß dieſe Natur- und Wahlverwandtſchaften unter uns eine vertrauliche Mittheilung beſchleunigen. Ich will es alſo nur geſtehen, daß ich ſeit dieſem Nachmittage entſchloſſen bin, Ottilie'n zu berufen; denn meine bisherige treue Geſellſchafterinn und Hausbälterinn wird abgehen, weil ſie heirathet. Dieß wäre von meiner Seite und um meinetwillen; was mich um Ottilie'n wollen beſtimmt, Das wirſt Du uns verleſen. Ich will Dir nicht in's Blatt ſehen, aber freilich iſt mir der Inhalt ſchon bekannt. Doch leſ nur, leſ! Mit dieſen Worten zog ſie einen Brief hervor und reichte ihn Eduard'en.

Fünftes Capitel.

Brief der Vorſteherinn.

Ew. Gnaden werden verzeihen, wenn ich mich heute ganz kurz faſſe; denn ich habe nach vollendeter öffentlicher Prüfung Deſſen, was wir im vergangenen Jahr an unſern Zöglingen geleiſtet haben, an die ſämmtlichen Eltern und Vorgeſetzten den Verlauf zu melden; auch darf ich wohl kurz ſein, weil ich mit Wenigem Viel ſagen kann. Ihre Fräulein Tochter hat ſich in jedem Sinne als die Erſte bewieſen. Die beiliegenden Zeugniſſe, ihr eigener Brief, der die Beſchreibung der Preiſe enthält, die ihr geworden ſind, und zugleich das Vergnügen ausdrückt, das ſie über ein ſo glückliches Gelingen empfindet, wird Ihnen zur Beruhigung, ja zur Freude gereichen. Die meinige wird dadurch einiger Maßen gemindert, daß ich vorausſehe, wir werden nicht lange mehr Urſache haben, ein ſo weit vorgeſchrittenes Frauenzimmer bei uns zurückzuhalten. Ich empfehle mich zu Gnaden und nehme mir die Freiheit, nächſtens meine Gedanken über Das, was ich zur Ver-

theilhaftesten für sie halte, zu eröffnen. Von Ottilie'n schreibt mein freundlicher Gehülfe.

Brief des Gehülfen.

Von Ottilie'n läßt mich unsere ehrwürdige Vorsteherinn schreiben, theils weil es ihr, nach ihrer Art zu denken, peinlich wäre, Dasjenige, was zu melden ist, zu melden, theils auch, weil sie selbst einer Entschuldigung bedarf, die sie lieber mir in den Mund legen mag.

Da ich nur allzu wohl weiß, wie wenig die gute Ottilie Das zu äußern im Stande ist, was in ihr liegt und was sie vermag, so war mir vor der öffentlichen Prüfung einiger Maßen bange, um so mehr, als überhaupt dabei keine Vorbereitung möglich ist, und auch, wenn es nach der gewöhnlichen Weise sein könnte, Ottilie auf den Schein nicht vorzubereiten wäre. Der Ausgang hat meine Sorge nur zu sehr gerechtfertigt; sie hat keinen Preis erhalten und ist auch unter Denen, die kein Zeugniß empfangen haben. Was soll ich viel sagen? Im Schreiben hatten Andere kaum so wohlgeformte Buchstaben, doch viel freiere Züge; im Rechnen waren alle schneller, und an schwierige Aufgaben, welche sie besser löst, kam es bei der Untersuchung nicht. Im Französischen überpurirten und überexponirten sie Manche; in der Geschichte waren ihr Namen und Jahrzahlen nicht gleich bei der Hand; bei der Geographie vermißte man Aufmerksamkeit auf die politische Eintheilung. Zum musikalischen Vortrag ihrer wenigen, bescheidenen Melodien fand sich weder Zeit noch Anlage. Im Zeichnen hätte sie gewiß den Preis davon getragen; ihre Umrisse waren rein und die Ausführung bei vieler Sorgfalt geistreich. Leider hatte sie etwas zu Großes unternommen und war nicht fertig geworden.

Als die Schülerinnen abgetreten waren, die Prüfenden zusammen Rath hielten und uns Lehrern wenigstens einiges Wort dabei gönnten, merkte ich wohl bald, daß von Ottilie'n gar nicht, und wenn es geschah, wo nicht mit Mißbilligung, doch mit Gleichgültigkeit gesprochen wurde. Ich preßte durch eine stärkere Darstellung ihrer Art zu sein, einige Gunst zu erregen, und wagte mich daran mit doppeltem Eifer: ein Mal, weil ich nach meiner Ueberzeugung sprechen konnte, und sodann, weil ich mich in jüngern Jahren in eben demselben traurigen Fall befunden hatte. Man hörte mich mit Aufmerksamkeit an; doch als ich geendigt hatte, sagte mir der vorsitzende Prüfende zwar freundlich aber lakonisch: „Fähigkeiten werden vorausgesetzt, sie sollen zu Fertigkeiten werden. Dieß ist der Zweck aller Erziehung. Dieß ist die laute, deutliche Absicht der Eltern und Vorgesetzten, die Hoffnung, nur halbbewußte der Kinder selbst. Dieß ist auch der Gegenstand der Prüfung, wobei Lehrer und Schüler beurtheilt werden. Aus Dem, was wir von Ihnen vernehmen, schöpfen wir gute Hoffnung von dem Kinde, und Sie sind allerdings lobenswürdig, indem Sie auf die Fähigkeiten der Schülerinnen genau Acht geben. Verwandeln Sie solche bis über's Jahr in Fertigkeiten, so wird es Ihnen und Ihrer begünstigten Schülerinn nicht an Beifall mangeln."

In Das, was hierauf folgte, hatte ich mich schon ergeben, aber ein noch Uebleres nicht befürchtet, das sich bald darauf zutrug. Unsere gute Vorsteherinn, die wie ein guter Hirte auch nicht eins von ihren Schäfchen verloren sehen, wie es hier der Fall war, ungeschmückt sehen möchte, konnte, nachdem die Herren sich entfernt hatten, ihren Unwillen nicht bergen, und sagte zu Ottilie'n, die ganz ruhig, indem die Andern sich über ihre Preise freuten, am Fenster stand: „Aber, sagen Sie mir, um's Himmels willen! wie kann man so dumm aussehen, wenn man es nicht ist?" Ottilie versetzte ganz gelassen: „Verzeihen Sie, liebe Mutter; ich habe gerade heute wieder einen Kopfweh und gewaltig Durst." „Das kann Niemand wissen," versetzte die sonst so theilnehmende Frau und kehrte sich verdrießlich um.

Nun, es ist wahr, Niemand kann es wissen; denn Ottilie verändert das Gesicht nicht, und ich habe auch nicht gesehen, daß sie ein Mal die Hand nach dem Schlafe zu bewegt hätte.

Das war noch nicht Alles. Ihr Fräulein Tochter, gnädige Frau, sonst lebhaft und freimüthig, war im Gefühl ihres heutigen Triumphs aufgelassen und übermüthig. Sie sprang mit ihren Preisen und Zeugnissen in den Zimmern herum, und schüttelte sie auch Ottilie'n vor dem Gesicht. „Du bist heute schlecht gerathen!" rief sie aus. Ganz gelassen antwortete Ottilie: „Es ist noch nicht der letzte Prüfungstag." „Und doch wirst Du immer die Letzte bleiben!" rief das Fräulein und sprang hinweg.

Ottilie schien gelassen für jeden Andern, nur nicht für mich. Eine innere, unangenehme, lebhafte Bewegung, der sie widersteht, zeigt sich durch eine ungleiche Farbe des Gesichts. Die linke Wange wird auf einen Augenblick roth, indem die rechte bleich wird. Ich sah dieß Zeichen, und meine Theilnehmung konnte sich nicht zurückhalten. Ich führte unsere Vorsteherinn bei Seite, sprach ernsthaft mit ihr über die Sache. Die treffliche Frau erkannte ihren Fehler. Wir besprachen, wir berathschlagten uns lange, und ohne deßhalb weitläufiger zu sein, will ich Ew. Gnaden unsere Berathung und unsere Bitte vortragen. Ottilie'n sei einige

Zeit zu ſich zu nehmen. Die Gründe werden Sie ſich ſelbſt am Beſten entfalten. Beſtimmen Sie ſich hierzu, ſo ſage ich mehr über die Behandlung des guten Kindes. Verläßt uns dann Ihre Franzöſin Tochter, wie zu vermuthen ſteht, ſo ſehen wir Ottilie'n mit Freuden zurückkehren.

Noch Eins, das ich vielleicht in der Folge vergeſſen könnte: ich habe nie geſehen, daß Ottilie Etwas verlangt oder gar um Etwas dringend gebeten hätte. Dagegen kommen Fälle, wiewohl ſelten, daß ſie Etwas abzulehnen ſucht, was man von ihr fordert. Sie thut Das mit einer Geberde, die für Den, der den Sinn davon gefaßt hat, unwiderſtehlich iſt. Sie drückt die flachen Hände, die ſie in die Höhe hebt, zuſammen und führet ſie gegen die Bruſt, indem ſie ſich nur wenig vorwärts neigt und den dringend Fordernden mit einem ſolchen Blick anſieht, daß er gern von Allem abſieht, was er verlangen oder wünſchen möchte. Sehen Sie jemals dieſe Geberde, gnädige Frau, wie es bei Ihrer Behandlung nicht wahrſcheinlich iſt, ſo gedenken Sie meiner und ſchonen Ottilie. —

Eduard hatte dieſe Briefe vorgeleſen, nicht ohne Lächeln und Kopfſchütteln. Auch konnte es an Bemerkungen über die Perſonen und über die Lage der Sache nicht fehlen.

Genug! rief Eduard endlich aus: es iſt entſchieden, ſie kommt! Für Dich wäre geſorgt, meine Liebe, und wir dürfen nun auch mit unſerm Vorſchlag hervorrücken. Es wird höchſt nöthig, daß ich zu dem Hauptmann auf den rechten Flügel hinüberziehe. Sonſt Abends als Morgens iſt erſt die rechte Zeit, zuſammen zu arbeiten. Du erhältſt dagegen für Dich und Ottilie'n auf Deiner Seite den ſchönſten Raum.

Charlotte ließ ſich's gefallen, und Eduard ſchilderte ihre künftige Lebensart. Unter Anderm, rief er aus: es iſt doch recht vorzukommend von der Nichte, ein wenig Kopfweh auf der linken Seite zu haben; ich habe es manchmal auf der rechten. Treffen es zuſammen, und wir ſitzen gegen einander, ich auf den rechten Ellbogen, ſie auf den linken geſtützt, und die Köpfe nach verſchiedenen Seiten in die Hand gelegt, ſo muß das ein Paar artige Gegenbilder geben.

Der Hauptmann wollte Das gefällig finden; Eduard hingegen rief aus: nehmen Sie ſich nur, lieber Freund, vor dem D in Acht! Was fängt B denn anfangen, wenn ihm C entriſſen würde?

Nun ich dächte doch, verſetzte Charlotte, Das verſtände ſich von ſelbſt.

Freilich, rief Eduard: es kehrte zu ſeinem A zurück, zu ſeinem A und O! rief er, indem er aufſprang und Charlotte'n feſt an ſeine Bruſt drückte.

Sechſtes Capitel.

Ein Wagen, der Ottilie'n brachte, war angefahren. Charlotte ging ihr entgegen; das liebe Kind eilte, ſich ihr zu nähern, warf ſich ihr zu Füßen und umfaßte ihre Knie.

Wenn dieſe Demüthigung! ſagte Charlotte, die ewiger Maßen verlegen war und ſie aufheben wollte. Es iſt ſo demüthig nicht gemeint, verſetzte Ottilie, die in ihrer vorigen Stellung blieb. Ich mag mich nur ſo gern jener Zeit erinnern, da ich noch nicht höher reichte, als bis an Ihre Knie und Ihrer Liebe ſchon ſo gewiß war.

Sie ſtand auf, und Charlotte umarmte ſie herzlich. Sie ward den Männern vorgeſtellt und gleich mit beſonderer Achtung als Gaſt behandelt. Schönheit iſt überall ein gar willkommener Gaſt. Sie ſchien aufmerkſam auf das Geſpräch, ohne daß ſie daran Theil genommen hätte.

Den andern Morgen ſagte Eduard zu Charlotten: Es iſt ein angenehmes, unterhaltendes Mädchen.

Unterhaltend? verſetzte Charlotte mit Lächeln: ſie hat ja den Mund noch nicht aufgethan.

Soll erwiederte Eduard, indem er ſich zu beſinnen ſchien: Das wäre doch wunderbar!

Charlotte gab dem neuen Ankömmling nur wenige Blicke, wie es mit dem Handgeſchäfte zu halten ſei. Ottilie hatte ſchnell die ganze Ordnung eingeſehen, ja, was noch mehr iſt, empfunden. Was ſie für Alle, für einen Jeden insbeſondere zu beſorgen hatte, begriff ſie leicht. Was gleichab pünktlich. Sie wußte anzuordnen, ohne daß ſie zu befehlen ſchien, und wo Jemand ſäumte, verrichtete ſie das Geſchäft gleich ſelbſt.

Sobald ſie gewahr wurde, wieviel Zeit ihr übrig blieb, bat ſie Charlotte'n, ihre Stunden eintheilen zu dürfen, die nun genau beobachtet wurden. Sie arbeitete das Vorgelegte auf eine Art, von der Charlotte durch den Gehülfen unterrichtet war. Man ließ ſie gewähren. Nur zuweilen ſuchte Charlotte ſie anzuregen. So ſchob ſie ihr manchmal abgeſchiedene Federn unter, um ſie auf einen freiern Zug der Handſchrift zu leiten; aber auch dieſe waren bald wieder ſcharf geſchnitten.

Die Frauenzimmer hatten untereinander feſtgeſetzt, Franzöſiſch zu reden, wenn ſie allein wären; und Charlotte beharrte um ſo mehr dabei, als Ottilie geſprächiger in der fremden Sprache war, indem man ihr die Uebung derſelben zur Pflicht gemacht hatte. Hier ſagte ſie oft mehr, als ſie zu wollen ſchien. Beſonders ergetzte ſich

Charlotte an einer zufälligen, zwar genauen, aber doch liebevollen Schilderung der ganzen Pensions-Anstalt. Ottilie ward ihr als eine liebe Gesellschafterinn, und sie hoffte, vereinst an ihr eine zuverlässige Freundinn zu finden.

Charlotte nahm indeß die ältern Papiere wieder vor, die sich auf Ottilie'n bezogen, um sich in Erinnerung zu bringen, was die Vorsteherinn, was der Gehülfe über das gute Kind geurtheilt, um es mit ihrer Persönlichkeit selbst zu vergleichen. Denn Charlotte war der Meinung, man könne nicht geschwind genug mit dem Character der Menschen bekannt werden, mit denen man zu leben hat, um zu wissen, was sich von ihnen erwarten, was sich an ihnen bilden läßt, oder was man ihnen ein für alle Mal zugestehen und verzeihen muß.

Sie fand zwar bei dieser Untersuchung nichts Neues, aber manches Bekannte ward ihr bedeutender und auffallender. So konnte ihr z. B. Ottilie'ns Mäßigkeit im Essen und Trinken wirklich Sorge machen.

Das Nächste, was die Frauen beschäftigte, war der Anzug. Charlotte verlangte von Ottilie'n, sie sollte in Kleidern reicher und mehr aufgesucht erscheinen. Sogleich schnitt das gute, thätige Kind die ihr früher geschenkten Stoffe selbst zu und wußte sie sich, mit geringer Beihülfe Anderer, schnell und höchst zierlich anzupassen. Die neuen, modischen Gewänder erhöhten ihre Gestalt; denn indem das Angenehme einer Person sich auch über ihre Hülle verbreitet, so glaubt man sie immer wieder von Neuem und anmuthiger zu sehen, wenn sie ihre Eigenschaften einer neuen Umgebung mittheilt.

Dadurch ward sie den Männern, wie von Anfang so immer mehr, ein wahrer Augentrost. Denn wenn der Smaragd durch seine herrliche Farbe dem Gesicht wohl thut, ja sogar einige Heilkraft an diesem edeln Sinn ausübt, so wirkt die menschliche Schönheit noch mit weit größerer Gewalt auf den äußern und innern Sinn. Wer sie erblickt, den kann nichts Uebels anwehen; er fühlt sich mit sich selbst und mit der Welt in Uebereinstimmung.

Auf manche Weise hatte daher die Gesellschaft durch Ottilie'ns Ankunft gewonnen. Die beiden Freunde hielten regelmäßiger die Stunden, ja die Minuten der Zusammenkünfte. Sie ließen weder zum Essen, noch zum Thee, noch zum Spaziergang länger als billig auf sich warten. Sie eilten, besonders Abends, nicht sobald von Tische weg. Charlotte bemerkte Das wohl und ließ Beide nicht unbeobachtet. Sie suchte zu erforschen, ob Einer vor dem Andern hierzu den Anlaß gäbe; aber sie konnte keinen Unterschied bemerken. Beide zeigten sich überhaupt geselliger. Bei ihren Unterhaltungen schienen sie zu bedenken, was Ottilie'ns Theilnahme zu erregen geeignet sein möchte, was ihren Einsichten, ihren übrigen Kenntnissen gemäß wäre. Beim Lesen und Erzählen hielten sie inne, bis sie wiederkam. Sie wurden milder und im Ganzen mittheilender.

In Erwiederung dagegen wuchs die Dienstbeflissenheit Ottilie'ns mit jedem Tage. Je mehr sie das Haus, die Menschen, die Verhältnisse kennen lernte, desto lebhafter griff sie ein, desto schneller verstand sie jeden Blick, jede Bewegung, ein halbes Wort, einen Laut. Ihre ruhige Aufmerksamkeit blieb sich immer gleich, sowie ihre gelassene Regsamkeit. Und so war ihr Sitzen, Aufstehen, Gehen, Kommen, Holen, Bringen, wieder Niedersitzen, ohne einen Schein von Unruhe, ein ewiger Wechsel, die ewige angenehme Bewegung. Dazu kam, daß man sie nicht gehen hörte, so leise trat sie auf.

Diese anständige Dienstfertigkeit Ottilie'ns machte Charlotte'n viele Freude. Ein Einziges, was ihr nicht ganz angemessen vorkam, verbarg sie Ottilie'n nicht. Es gehört, sagte sie eines Tages zu ihr, unter die liebenswürdigen Aufmerksamkeiten, daß wir uns schnell bücken, wenn Jemand Etwas aus der Hand fallen läßt, und es eilig aufzuheben suchen. Wir bekennen uns dadurch ihm gleichsam dienstpflichtig; nur ist in der größern Welt dabei zu bedenken, wem man eine solche Ergebenheit bezeigt. Gegen Frauen will ich Dir darüber keine Gesetze vorschreiben. Du bist jung. Gegen Höhere und Aeltere ist es Schuldigkeit, gegen Deinesgleichen Artigkeit; gegen Jüngere und Niedere zeigt man sich dadurch menschlich und gut; nur will es einem Frauenzimmer nicht wohl geziemen, sich Männern auf diese Weise ergeben und dienstbar zu bezeigen.

Ich will es mir abzugewöhnen suchen, versetzte Ottilie. Indessen werden Sie mir diese Ungeschicklichkeit vergeben, wenn ich Ihnen sage, wie ich dazu gekommen bin. Man hat uns die Geschichte gelehrt; ich habe nicht soviel daraus behalten, als ich wohl gewollt hätte; denn ich wußte nicht, wozu ich's brauchen würde. Nur einzelne Begebenheiten sind mir sehr eindrücklich gewesen; so folgende:

Als Carl, der Erste, von England vor seinen sogenannten Richtern stand, fiel der goldene Knopf des Stöckchens, das er trug, herunter. Gewohnt, daß bei solchen Gelegenheiten sich Alles für ihn bemühte, schien er sich umzusehen und zu erwarten, daß ihm Jemand auch dieß Mal den kleinen Dienst erzeigen sollte. Es regte sich Niemand; er bückte sich selbst, um den Knopf aufzuheben. Mir kam Das so schmerzlich vor, ich weiß nicht, ob mit Recht, daß ich von jenem Augenblick an Niemandem kann Etwas

aus den Händen fallen ſehn, ohne mich darnach zu bücken. Da es aber freilich nicht immer ſchicklich ſein mag, und ich, fuhr ſie lächelnd fort, nicht jederzeit meine Geſchichte erzählen kann, ſo will ich mich künftig mehr zurückhalten.

Indeſſen hatten die guten Anſtalten, zu denen ſich die beiden Freunde berufen fühlten, ununterbrochenen Fortgang. Ja, täglich fanden ſie neuen Anlaß, Etwas zu bedenken und zu unternehmen.

Als ſie einſt Tages zuſammen durch das Dorf gingen, bemerkten ſie mißfällig, wie weit es an Ordnung und Reinlichkeit hinter jenen Dörfern zurückſtehe, wo die Bewohner durch die Koſtbarkeit des Raums auf Beides hingewieſen werden.

„Du erinnerſt Dich,“ ſagte der Hauptmann, „wie wir auf unſerer Reiſe durch die Schweiz den Wunſch äußerten, eine ländliche ſogenannte Park-Anlage recht eigentlich zu verſchönern, indem wir ein ſo gelegenes Dorf nicht zur Schweizer-Bauart, ſondern zur Schweizer-Ordnung und Sauberkeit, welche die Benutzung ſo ſehr befördern, einrichteten.“

Hier z. B., verſetzte Eduard, ginge Das wohl an. Der Schloßberg verläuft ſich in einen vorſpringenden Winkel herunter; das Dorf iſt ziemlich regelmäßig im Halbcirkel gegenüber gebaut; dazwiſchen fließt der Bach, gegen deſſen Anſchwellen ſich der Eine mit Steinen, der Andere mit Pfählen, wieder Einer mit Balken, und der Nachbar ſodann mit Planken verwahren will; Keiner aber den Andern fördert, vielmehr ſich und den übrigen Schaden und Nachtheil bringt. So geht der Weg auch in ungeſchickter Bewegung bald herauf, bald herab, bald durch's Waſſer, bald über Steine. Wollten die Leute mit Hand anlegen, ſo würde kein großer Zuſchuß nöthig ſein, um hier eine Mauer im Halbkreis aufzuführen, den Weg dahinter bis an die Häuſer zu erhöhen, den ſchönſten Raum herzuſtellen, der Reinlichkeit Platz zu geben und durch eine in's Große gehende Anſtalt alle kleine unzulängliche Sorge auf ein Mal zu verbannen.

„Laß es uns verſuchen,“ ſagte der Hauptmann, indem er die Lage mit den Augen überlief und ſchnell beurtheilte.

Ich mag mit Bürgern und Bauern Nichts zu thun haben, wenn ich ihnen nicht geradezu befehlen kann, verſetzte Eduard.

„Du haſt ſo unrecht nicht,“ erwiederte der Hauptmann; „denn auch mir machten dergleichen Geſchäfte im Leben ſchon viel Verdruß. Wie ſchwer iſt es, daß der Menſch recht abwäge, was man aufopfern muß gegen Das, was zu gewinnen iſt; wie ſchwer, den Zweck zu wollen und die Mittel nicht zu verſchmähen! Viele verwechſeln gar die Mittel und den Zweck, erfreuen ſich an jenen, ohne dieſen im Auge zu behalten. Jedes Uebel ſoll an der Stelle geheilt werden, wo es zum Vorſchein kommt, und man bekümmert ſich nicht um jenen Punct, wo es eigentlich ſeinen Urſprung nimmt, woher es wirkt. Deßwegen iſt es ſo ſchwer, Rath zu pflegen, beſonders mit der Menge, die im Täglichen ganz verſtändig iſt, aber ſelten weiter ſieht als auf Morgen. Kommt nun gar dazu, daß der Eine bei einer gemeinſamen Anſtalt gewinnen, der Andere verlieren ſoll, da iſt mit Vergleich nun gar Nichts auszurichten. Alles eigentlich gemeinſame Gute muß durch das unumſchränkte Majeſtäts-Recht gefördert werden.“

Indem ſie ſtanden und ſprachen, bettelte ſie ein Menſch an, der mehr frech als bedürftig ausſah. Eduard, ungern unterbrochen und beunruhigt, ſchalt ihn, nachdem er ihn einige Mal vergebens gelaſſener abgewieſen hatte; als aber der Kerl ſich murrend, ja gegenſcheltend, mit kleinen Schritten entfernte, auf die Rechte des Bettlers trotzte, dem man wohl ein Almoſen verſagen, ihn aber nicht beleidigen dürfe, weil er ſo gut wie jeder Andere unter dem Schutze Gottes und der Obrigkeit ſtehe, kam Eduard ganz aus der Faſſung.

Der Hauptmann, ihn zu begütigen, ſagte darauf: „Laß uns dieſen Vorfall als eine Aufforderung annehmen, unſere ländliche Polizei auch hierüber zu erſtrecken. Almoſen muß man einmal geben; man thut aber beſſer, wenn man ſie nicht ſelbſt gibt, beſonders zu Hauſe. Da ſollte man mäßig und gleichförmig in Allem ſein, auch im Wohlthun. Eine allzu reichliche Gabe lockt Bettler herbei, anſtatt ſie abzufertigen; dagegen man wohl auf der Reiſe, im Vorbeifliegen, einem Armen an der Straße in der Geſtalt des zufälligen Glücks erſcheinen und ihm eine überraſchende Gabe zuwerfen mag. Uns macht die Lage des Dorfes, des Schloſſes eine ſolche Anſtalt ſehr leicht; ich habe ſchon früher darüber nachgedacht.

An dem einen Ende des Dorfes liegt das Wirthshaus, an dem andern wohnen ein Paar alte gute Leute; an beiden Orten muß Du eine kleine Geldſumme niederlegen. Nicht der in's Dorf Hereingehende, ſondern der Hinausgehende erhält Etwas; und da die beiden Häuſer zugleich an den Wegen ſtehen, die auf das Schloß führen, ſo wird auch Alles, was ſich hinaufwenden wollte, an die beiden Stellen gewieſen.“

Komm, ſagte Eduard, wir wollen Das gleich abmachen; das Genauere können wir immer noch nachholen.

Sie gingen zum Wirth und zu dem alten Paare, und die Sache war abgethan.

Mephistopheles.

Nur hütet euch, daß ihr mir nichts vergießt.

Sie trinken wiederholt.

Alle singen.

Uns ist ganz kannibalisch wohl,
Als wie fünf hundert Säuen.

Mephistopheles.

Das Volk ist frey, seht an, wie wohl's ihm geht!

Faust.

Ich hätte Lust nun abzufahren.

Mephistopheles.

Gib nur erst Acht, die Bestialität
Wird sich gar herrlich offenbaren.

Siebel

trinkt unvorsichtig, der Wein fließt auf die Erde, und wird zur Flamme.

Helft! Feuer! helft! Die Hölle brennt!

Mephistopheles die Flamme besprechend.

Sey ruhig, freundlich Element!

Ich weiß recht gut, ſagte Eduard, indem ſie zuſammen den Schloßberg wieder hinaufſtiegen, daß Alles in der Welt ankommt auf einen geſcheidten Einfall und auf einen feſten Entſchluß. So haſt Du die Park-Anlagen meiner Frau ſehr richtig beurtheilt, und mir auch ſchon einen Wink zum Beſſern gegeben, den ich ihr, wie ich gar nicht läugnen will, ſogleich mitgetheilt habe.

„Ich konnte es vermuthen,“ verſetzte der Hauptmann, „aber nicht billigen. Du haſt ſie irre gemacht; ſie läßt Alles liegen und trotzt in dieſer einzigen Sache mit uns; denn ſie vermeidet davon zu reden und hat uns nicht wieder zur Moosthütte geladen, ob ſie gleich mit Ottilie'n in den Zwiſchenſtunden hinaufgeht.“

Dadurch müſſen wir uns, verſetzte Eduard, nicht abſchrecken laſſen. Wenn ich von etwas Gutem überzeugt bin, was geſchehen könnte und ſollte, ſo habe ich keine Ruhe, bis ich es gethan ſehe. Sind wir doch ſonſt klug, Etwas einzuleiten. Laß uns die Engliſchen Park-Beſchreibungen mit Kupfern zur Abendunterhaltung vornehmen, nachher Deine Gutekarte. Man muß es erſt recht problematiſch und nur wie zum Scherz behandeln; der Ernſt wird ſich ſchon finden.

Nach dieſer Verabredung wurden die Bücher aufgeſchlagen, worin man jedes Mal den Grundriß der Gegend und ihre landſchaftliche Anſicht in ihrem erſten rohen Naturzuſtande gezeichnet ſah, ſodann auf andern Blättern die Veränderung vorgeſtellt fand, welche die Kunſt daran vorgenommen, um alles das beſtehende Gute zu nutzen und zu ſteigern. Hiervon war der Uebergang zur eigenen Beſitzung, zur eigenen Umgebung und zu Dem, was man daran ausbilden könnte, ſehr leicht.

Die von dem Hauptmann entworfene Karte zum Grunde zu legen, war nunmehr eine angenehme Beſchäftigung; nur konnte man ſich von jener erſten Vorſtellung, nach der Charlotte die Sache einmal angefangen hatte, nicht ganz losreißen. Doch erfand man einen leichtern Aufgang auf die Höhe; man wollte oberwärts am Abhange vor einem angenehmen Hölzchen ein Luſtgebäude aufführen; dieſes ſollte einen Bezug auf's Schloß haben, aus den Schießfenſtern ſollte man es überſehen, von dorther Schloß und Gärten wieder beſtreichen können.

Der Hauptmann hatte Alles wohl überlegt und gemeſſen, und brachte jenen Dorfweg, jene Mauer am Bache her, jene Ausfüllung wieder zur Sprache. „Ich gewinne,“ ſagte er, „indem ich einen bequemen Weg zur Anhöhe hinaufführe, gerade ſoviel Steine, als ich zu jener Mauer bedarf. Sobald Ein's in's Andere greift, wird Beides wohlfeiler und geſchwinder bewerkſtelligt.“

Nun aber, ſagte Charlotte, kommt meine Sorge. Nothwendig muß etwas Beſtimmtes ausgeſetzt werden; und wenn man weiß, wieviel zu einer ſolchen Anlage erforderlich iſt, dann theilt man es ein, wo nicht auf Wochen, doch wenigſtens auf Monate. Die Caſſe iſt unter meinem Beſchluß; ich zahle die Zettel, und die Rechnung führe ich ſelbſt.

Du ſcheinſt uns nicht ſonderlich viel zu vertrauen, ſagte Eduard.

Nicht viel in willkürlichen Dingen, verſetzte Charlotte. Die Willkür wiſſen wir beſſer zu beherrſchen, als Ihr.

Die Einrichtung war gemacht, die Arbeit raſch angefangen, der Hauptmann immer gegenwärtig, und Charlotte nunmehr faſt täglich Zeuge ſeines ernſten und beſtimmten Sinnes. Auch er lernte ſie näher kennen, und Beiden wurde es leicht, zuſammen zu wirken und Etwas zu Stande zu bringen.

Es iſt mit den Geſchäften, wie mit dem Tanze; Perſonen, die gleichen Schritt halten, müſſen ſich unentbehrlich werden; ein wechſelſeitiges Wohlwollen muß nothwendig daraus entſpringen, und daß Charlotte dem Hauptmann, ſeitdem ſie ihn näher kennen gelernt, wirklich wohlwollte, davon war ein ſicherer Beweis, daß ſie ihn einen ſchönen Ruheplatz, den ſie bei ihren erſten Anlagen beſonders ausgeſucht und verziert hatte, der aber ſeinem Plane entgegenſtand, ganz gelaſſen zerſtören ließ, ohne auch nur die mindeſte unangenehme Empfindung dabei zu haben.

Siebentes Capitel.

Indem nun Charlotte mit dem Hauptmann eine gemeinſame Beſchäftigung fand, ſo war die Folge, daß ſich Eduard mehr zu Ottilie'n geſellte. Für ſie ſprach ohnehin ſeit einiger Zeit eine ſtille, freundliche Neigung in ſeinem Herzen. Gegen Jedermann war ſie dienſtfertig und zuvorkommend; daß ſie es gegen ihn am Meiſten ſei, Das wollte ſeiner Selbſtliebe ſcheinen. Nun war keine Frage: was für Speiſen und wie er ſie liebte, ſie hatte ſchon genau bemerkt; wieviel Zucker er zum Thee zu nehmen pflegte, und was Dergleichen mehr iſt, entging ihr nicht. Beſonders war ſie ſorgfältig, alle Zugluft abzuwehren, gegen die er eine übertriebene Empfindlichkeit zeigte, und deßhalb mit ſeiner Frau, der es nicht luftig genug ſein konnte, manchmal in Widerſpruch gerieth. Ebenſo wußte ſie im Baum- und Blumengarten Beſcheid. Was er wünſchte, ſuchte ſie zu befördern, was ihn ungeduldig machen konnte, zu verhüten, dergeſtalt, daß ſie in Kurzem wie ein freundlicher Schutzgeiſt ihm unentbehrlich ward und er

anfing, ihre Abweſenheit ſchon peinlich zu empfinden. Hierzu kam noch, daß ſie geſprächiger und offener ſchien, ſobald ſie ſich allein trafen.

Eduard hatte bei zunehmenden Jahren immer etwas Kindliches behalten, das der Jugend Ottilie's beſonders zuſagte. Sie erinnerten ſich gern früherer Jahre, wo ſie einander geſehen; es gingen dieſe Erinnerungen bis in die erſten Epochen der Neigung Eduard's zu Charlotte'n. Ottilie wußte ſich der Beiden noch als des ſchönſten Hofpaares zu erinnern; und wenn Eduard ihr ein ſolches Gedächtniß aus ganz früher Jugend abſprach, ſo behauptete ſie doch, beſonders einen Fall noch vollkommen gegenwärtig zu haben, wie ſie ſich einmal bei ſeinem Hereintreten in Charlotte's Schooß verſteckt, nicht aus Furcht, ſondern aus kindiſcher Ueberraſchung. Sie hätte dazu ſetzen können: weil er ſo lebhaften Eindruck auf ſie gemacht, weil er ihr gar ſo wohl gefallen.

Bei ſolchen Verhältniſſen waren manche Geſchäfte, welche die beiden Freunde zuſammen früher vorgenommen, gewiſſer Maßen in's Stocken gerathen, ſo daß ſie für nöthig fanden, ſich wieder eine Ueberſicht zu verſchaffen, einige Aufſätze zu entwerfen, Briefe zu ſchreiben. Sie beſtellten ſich deßhalb auf ihre Canzlei, wo ſie den alten Copiſten mäßig fanden. Sie gingen an die Arbeit und gaben ihm bald zu thun, ohne zu bemerken, daß ſie ihm Manches aufbürdeten, was ſie ſonſt ſelbſt zu verrichten gewohnt waren. Gleich der erſte Aufſatz wollte dem Hauptmann, gleich der erſte Brief Eduard'en nicht gelingen. Sie quälten ſich eine Zeit lang mit Concipiren und Umſchreiben, bis endlich Eduard, dem es am Wenigſten von Statten ging, nach der Zeit fragte.

Da zeigte ſich denn, daß der Hauptmann vergeſſen hatte, ſeine chronometriſche Secundenuhr aufzuziehen; das erſte Mal ſeit vielen Jahren; und ſie ſchienen, wo nicht zu empfinden, doch zu ahnen, daß die Zeit anfange, ihnen gleichgiltig zu werden.

Indem ſo die Männer einiger Maßen in ihrer Beſchäftigung nachließen, wuchs vielmehr die Thätigkeit der Frauen. Ueberhaupt nimmt die gewöhnliche Lebensweiſe einer Familie, die aus den gegebenen Perſonen und aus nothwendigen Umſtänden entſpringt, auch wohl eine außerordentliche Neigung, eine werdende Leidenſchaft in ſich wie ein Gefäß auf, und es kann eine ziemliche Zeit vergehen, ehe dieſes neue Ingredienz eine merkliche Gährung verurſacht und ſchäumend über den Rand ſchwillt.

Bei unſern Freunden waren die entſtehenden wechſelſeitigen Neigungen von der angenehmſten Wirkung. Die Gemüther öffneten ſich, und ein allgemeines Wohlwollen entſprang aus dem beſondern. Jeder Theil fühlte ſich glücklich und gönnte dem andern ſein Glück.

Ein ſolcher Zuſtand erhebt den Geiſt, indem er das Herz erweitert, und Alles, was man thut und vornimmt, hat eine Richtung gegen das Unermeßliche. So waren auch die Freunde nicht mehr in ihrer Wohnung befangen. Ihre Spaziergänge dehnten ſich weiter aus, und wenn dabei Eduard mit Ottilie'n, die Pfade zu wählen, die Wege zu bahnen, vorauseilte: ſo folgte der Hauptmann mit Charlotte'n in bedeutender Unterhaltung, theilnehmend an manchem neuentdeckten Plätzchen, an mancher unerwarteten Ausſicht, geruhig der Spur jener raſchern Vorgänger.

Eines Tages leitete ſie ihr Spaziergang durch die Schloßpforte des rechten Flügels hinunter nach dem Gaſthofe, über die Brücke gegen die Teiche zu, an denen ſie hingingen, ſo weit man gewöhnlich das Waſſer verfolgte, deſſen Ufer ſodann, von einem buſchigen Hügel und weiterhin von Felſen eingeſchloſſen, unfruchtbar zu ſein.

Aber Eduard, dem von ſeinen Jagdwanderungen her die Gegend bekannt war, drang mit Ottilie'n auf einem bewachſenen Pfade weiter vor, wohl wiſſend, daß die alte, zwiſchen Felſen verſteckte Mühle nicht weit abliegen konnte. Allein der wenig betretene Pfad verlor ſich bald, und ſie fanden ſich im dichten Gebüſch zwiſchen moosigem Geſtein verirrt, doch nicht lange; denn das Rauſchen der Räder verkündete ihnen ſogleich die Nähe des geſuchten Ortes.

Auf eine Klippe vorwärts tretend, ſahen ſie das alte, ſchwarze, wunderliche Holzgebäude im Grunde vor ſich, von ſteilen Felſen ſowie von hohen Bäumen umſchattet. Sie entſchloſſen ſich kurz und gut, über Moos und Felstrümmer hinabzuſteigen, Eduard voran; und wenn er nun in die Höhe ſah, und Ottilie leicht ſchreitend, ohne Furcht und Aengſtlichkeit, im ſchönſten Gleichgewicht von Stein zu Stein ihm folgte, glaubte er ein himmliſches Weſen zu ſehen, das über ihm ſchwebte. Und wenn ſie nun manchmal an unſicherer Stelle ſeine ausgeſtreckte Hand ergriff, ja ſich auf ſeine Schulter ſtützte, dann konnte er ſich nicht verläugnen, daß es das zarteſte weibliche Weſen ſei, das ihn berührte. Faſt hätte er gewünſcht, ſie möchte ſtrauchein, gleiten, daß er ſie in ſeine Arme auffangen, ſie an ſein Herz drücken könnte. Doch dieß hätte er unter keiner Bedingung gethan, aus mehr als einer Urſache: er fürchtete, ſie zu beleidigen, ſie zu beſchädigen.

Wie Dieß gemeint ſei, erfahren wir ſogleich. Denn als er nun herabgelangt, ihr unter den

hohen Blumen am ländlichen Tiſche gegenüber ſaß, die freundliche Müllerin nach Milch, der bewillkommende Müller Charlotte'n und dem Hauptmann entgegengeſandt war, fing Eduard mit einigem Zaudern zu ſprechen an.

Ich habe eine Bitte, liebe Ottilie; verzeihen Sie mir die, wenn Sie mir auch verſagen. Sie machen kein Geheimniß daraus, und es braucht es auch nicht, daß Sie unter Ihrem Gewand, auf Ihrer Bruſt ein Miniatur-Bild tragen. Es iſt das Bild Ihres Vaters, des braven Mannes, den Sie kaum gekannt, und der in jedem Sinne eine Stelle an Ihrem Herzen verdient. Aber vergeben Sie mir: das Bild iſt ungeſchickt groß, und dieſes Metall, dieſes Glas macht mir tauſend Aengſte, wenn Sie ein Kind in die Höhe heben, Etwas vor ſich hintragen, wenn die Kutſche ſchwankt, wenn wir durch's Gebüſch dringen, eben jetzt, wie wir vom Felſen herabſtiegen. Mir iſt die Möglichkeit ſchrecklich, daß irgend ein unvorgeſehener Stoß, ein Fall, eine Berührung Ihnen ſchädlich und verderblich ſein könnte. Thun Sie es mir zu Liebe, entfernen Sie das Bild, nicht aus Ihrem Andenken, nicht aus Ihrem Zimmer; ja geben Sie ihm den ſchönſten, den heiligſten Ort Ihrer Wohnung: nur von Ihrer Bruſt entfernen Sie Etwas, deſſen Nähe mir, vielleicht aus übertriebener Aengſtlichkeit, ſo gefährlich ſcheint.

Ottilie ſchwieg, und hatte, während er ſprach, vor ſich hingeſehen; dann, ohne Uebereilung und ohne Zaudern, mit einem Blick mehr gen Himmel als auf Eduard'en gewendet, löſ'te ſie die Kette, zog das Bild hervor, drückte es gegen ihre Stirn und reichte es dem Freunde hin, mit den Worten: Heben Sie mir es auf, bis wir nach Hauſe kommen. Ich vermag Ihnen nicht beſſer zu bezeugen, wie ſehr ich Ihre freundliche Sorgfalt zu ſchätzen weiß.

Der Freund wagte nicht, das Bild an ſeine Lippen zu drücken, aber er faßte ihre Hand und drückte ſie an ſeine Augen. Es waren vielleicht die zwei ſchönſten Hände, die ſich jemals zuſammenſchloſſen. Ihm war, als wenn ihm ein Stein vom Herzen gefallen wäre, als wenn ſich eine Scheidewand zwiſchen ihm und Ottilie'n niedergelegt hätte.

Vom Müller geführt, langten Charlotte und der Hauptmann auf einem bequemern Pfade herunter. Man begrüßte ſich, man erfreute und erquickte ſich. Zurück wollte man denſelben Weg nicht kehren, und Eduard ſchlug einen Feldpfad auf der andern Seite des Baches vor, auf welchem die Teiche wieder zu Geſicht kamen, indem man ihn mit einiger Anſtrengung zurücklegte. Nun durchſtrich man abwechſelnd Gehölz und erblickte, nach dem Lande zu, mancherlei Dörfer, Flecken, Meiereien mit ihren grünen und fruchtbaren Umgebungen; zunächſt ein Vorwerk, das an der Höhe, mitten im Holze, gar vertraulich lag. Am Schönſten zeigte ſich der größte Reichthum der Gegend, vor- und rückwärts, auf der ſanfterſtiegenen Höhe, von da man zu einem luſtigen Wäldchen gelangte, und beim Heraustreten aus demſelben ſich auf dem Felſen, dem Schloſſe gegenüber, befand.

Wie froh waren ſie, als ſie daſelbſt gewiſſer Maßen unvermuthet ankamen! Sie hatten eine kleine Welt umgangen; ſie ſtanden auf dem Platze, wo das neue Gebäude hinkommen ſollte, und ſahen wieder in die Fenſter ihrer Wohnung.

Man ſtieg zur Mooshütte hinunter, und ſaß zum erſten Mal darinn zu Vieren. Nichts war natürlicher, als daß einſtimmig der Wunſch ausgeſprochen wurde, dieſer heutige Weg, den ſie langſam und nicht ohne Beſchwerlichkeit gemacht, möchte dergeſtalt geführt und eingerichtet werden, daß man ihn geſellig, ſchlendernd und mit Behaglichkeit zurücklegen könnte. Jedes that Vorſchläge, und man berechnete, daß der Weg, zu welchem ſie mehrere Stunden gebraucht hatten, wohl gebahnt in einer Stunde zum Schloß zurückführen müßte. Schon legte man in Gedanken, unterhalb der Mühle, wo der Bach in die Teiche fließt, eine wegverkürzende und die Landſchaft zierende Brücke an, als Charlotte der erfindenden Einbildungskraft einigen Stillſtand gebot, indem ſie an die Koſten erinnerte, welche zu einem ſolchen Unternehmen erforderlich ſein würden.

Hier iſt auch zu helfen, verſetzte Eduard. Jenes Vorwerk im Walde, das ſo ſchön zu liegen ſcheint und ſo wenig einträgt, dürfen wir nur verkaufen und das daraus Gelöſ'te zu dieſen Anlagen verwenden; ſo genießen wir vergnüglich auf einem unſchätzbaren Spaziergange die Intereſſen eines wohlangelegten Capitals, da wir jetzt mit Mißmuth, bei letzter Berechnung am Schluſſe des Jahrs, eine kümmerliche Einnahme davon ziehen.

Charlotte ſelbſt konnte als gute Haushälterinn nicht viel dagegen erinnern. Die Sache war ſchon früher zur Sprache gekommen. Nun wollte der Hauptmann einen Plan zu Zerſchlagung der Grundſtücke unter die Waldbauern machen; Eduard aber wollte kürzer und bequemer verfahren wiſſen. Der gegenwärtige Pachter, der ſchon Vorſchläge gethan hatte, ſollte es erhalten, terminweiſe zahlen und ſo terminweiſe wollte man die planmäßigen Anlagen von Strecke zu Strecke vernehmen.

So eine vernünftige, gemäßigte Einrichtung mußte durchaus Beifall finden, und ſchon ſah die ganze Geſellſchaft im Geiſte die neuen Wege ſich ſchlängeln, auf denen und in deren Nähe

man noch die angenehmſten Ruhe- und Ausſichtsplätze zu entdecken hoffte.

Um ſich Alles mehr im Einzelnen zu vergegenwärtigen, nahm man Abends zu Hauſe ſogleich die neue Karte vor. Man überſah den zurückgelegten Weg, und wie er vielleicht an einigen Stellen noch vortheilhafter zu führen wäre. Alle früheren Vorſätze wurden nochmals durchgeſprochen und mit den neueſten Gedanken verbunden, der Platz des neuen Hauſes, gegen dem Schloß über, nochmals gebilligt und der Kreislauf der Wege bis dahin abgeſchloſſen.

Ottilie hatte zu dem Allem geſchwiegen, als Eduard zuletzt den Plan, der bisher vor Charlotte'n gelegen, vor ſie hinwandte und ſie zugleich einlud, ihre Meinung zu ſagen, und als ſie einen Augenblick anhielt, ſie liebevoll ermunterte, doch ja nicht zu ſchweigen: Alles ſei ja noch gleichgiltig, Alles noch im Werden.

„Ich würde, ſagte Ottilie, „indem ſie den Finger auf die höchſte Fläche der Anhöhe ſetzte, „das Haus hierher bauen. Man ſähe zwar das Schloß nicht: denn es wird von dem Wäldchen bedeckt; aber man befände ſich auch dafür wie in einer andern und neuen Welt, indem zugleich das Dorf und alle Wohnungen verborgen wären. Die Ausſicht auf die Teiche, nach der Mühle, auf die Höhen, in die Gebirge, nach dem Lande zu, iſt außerordentlich ſchön; ich habe es im Vorbeigehen bemerkt."

Sie hat recht! rief Eduard: wie konnte uns Das nicht einfallen? Nicht wahr, ſo iſt es gemeint, Ottilie? — Er nahm ein Bleiſtift und ſtrich ein längliches Viereck recht ſtark und derb auf die Anhöhe.

Dem Hauptmann fuhr Das durch die Seele: denn er ſah einen ſorgfältigen, reinlich gezeichneten Plan ungern auf dieſe Weiſe verunſtaltet; doch faßte er ſich nach einer leiſen Mißbilligung und ging auf den Gedanken ein. Ottilie hat recht, ſagte er: macht man nicht gern eine entfernte Spazierfahrt, um einen Caffee zu trinken, einen Fiſch zu genießen, der uns zu Hauſe nicht ſo gut geſchmeckt hätte. Wir verlangen Abwechſelung und fremde Gegenſtände. Das Schloß haben die Alten mit Vernunft hierher gebaut; denn es liegt geſchützt vor den Winden und nah an allen täglichen Bedürfniſſen; ein Gebäude hingegen, mehr zum geſelligen Aufenthalt als zur Wohnung, wird ſich dorthin recht wohl ſchicken und in der guten Jahrszeit die angenehmſten Stunden gewähren.

Je mehr man die Sache durchſprach, deſto gläubiger erſchien ſie, und Eduard konnte ſeinen Triumph nicht bergen, daß Ottilie den Gedanken gehabt. Er war ſo ſtolz darauf, als ob die Erfindung ſein geweſen wäre.

Achtes Capitel.

Der Hauptmann unterſuchte gleich am frühſten Morgen den Platz, entwarf erſt einen flüchtigen, und als die Geſellſchaft an Ort und Stelle ſich nochmals entſchieden hatte, einen genauen Riß nebſt Anſchlag und allem Erforderlichen. Es fehlte nicht an der nöthigen Vorbereitung. Jenes Geſchäft wegen Verkauf des Vorwerks ward auch ſogleich wieder angegriffen. Die Männer fanden zuſammen neuen Anlaß zur Thätigkeit.

Der Hauptmann machte Eduard'en bemerklich, daß es eine Artigkeit, ja gar wohl eine Schuldigkeit ſei, Charlotte'ns Geburtstag durch Legung des Grundſteins zu feiern. Es bedurfte nicht viel, die alte Abneigung Eduards gegen ſolche Feſte zu überwinden; denn es kam ihm ſchnell in den Sinn, Ottilie'ns Geburtstag, der ſpäter fiel, gleichfalls recht feierlich zu begehen.

Charlotte, der die neuen Anlagen und was deßhalb geſchehen ſollte, bedeutend, ernſtlich, ja faſt bedenklich vorkamen, beſchäftigte ſich damit, die Anſchläge, Zeit- und Geldeintheilungen nochmals für ſich durchzugehen. Man ſah ſich des Tages weniger, und mit deſto mehr Verlangen ſuchte man ſich des Abends auf.

Ottilie war indeſſen ſchon völlig Herrinn des Haushaltes; und wie konnte es anders ſein, bei ihrem ſtillen und ſichern Betragen! Auch war ihre ganze Sinnesweiſe dem Hauſe und dem Häuslichen mehr als der Welt, mehr als dem Leben im Freien zugewendet. Eduard bemerkte bald, daß ſie eigentlich nur aus Gefälligkeit in die Gegend mitging, daß ſie nur aus geſelliger Pflicht Abends länger draußen verweilte, auch wohl manchmal einen Vorwand häuslicher Thätigkeit ſuchte, um wieder hineinzugehen. Sehr bald wußte er daher die gemeinſchaftlichen Wanderungen ſo einzurichten, daß man vor Sonnenuntergang wieder zu Hauſe war, und fing an, was er lange unterlaſſen hatte, Gedichte vorzuleſen, ſolche beſonders, in deren Vortrag der Ausdruck einer reinen, doch leidenſchaftlichen Liebe zu legen war.

Gewöhnlich ſaßen ſie Abends um einen kleinen Tiſch, auf hergebrachten Plätzen: Charlotte auf dem Sopha, Ottilie auf einem Seſſel gegen ihr über, und die Männer nahmen die beiden andern Seiten ein. Ottilie ſaß Eduard'en zur Rechten, wohin er auch das Licht ſchob, wenn er las. Alsdann rückte ſich Ottilie wohl näher, um in's Buch zu ſehen; denn auch ſie traute ihren eigenen Augen mehr als fremden Lippen; und Eduard gleichfalls rückte zu, um es ihr auf alle Weiſe bequem zu machen; ja er hielt oft längere Pauſen als nöthig, damit er nur nicht eher umwendete, bis auch ſie zu Ende der Seite gekommen.

Charlotte und der Hauptmann bemerkten es wohl und sahen manchmal einander lächelnd an; doch wurden Beide von einem andern Zeichen überrascht, in welchem sich Ottilie's stille Neigung gelegentlich offenbarte.

An einem Abende, welcher der kleinen Gesellschaft durch einen lästigen Besuch zum Theil verloren gegangen, that Eduard den Vorschlag, noch beisammen zu bleiben. Er fühlte sich aufgelegt, seine Flöte vorzunehmen, welche lange nicht an die Tagesordnung gekommen war. Charlotte suchte nach den Sonaten, die sie zusammen gewöhnlich aufzuführen pflegten, und da sie nicht zu finden waren, gestand Ottilie nach einigem Zaudern, daß sie solche mit auf ihr Zimmer genommen.

Und Sie können, Sie wollen mich auf dem Flügel begleiten? rief Eduard, dem die Augen vor Freude glänzten. Ich glaube wohl, versetzte Ottilie, daß es gehn wird. Sie brachte die Noten herbei und setzte sich an's Clavier. Die Zuhörenden waren aufmerksam und überrascht, wie vollkommen Ottilie das Musik-Stück für sich selbst eingelernt hatte, aber noch mehr überrascht, wie sie es der Spielart Eduard's anzupassen wußte. Anzupassen wußte — ist nicht der rechte Ausdruck: denn wenn es von Charlotte's Geschicklichkeit und freiem Willen abhing, ihrem bald zögernden, bald voreilenden Gatten zu Liebe, hier anzuhalten, dort mitzugehen, so schien Ottilie, welche die Sonate von Jenen einige Mal spielen gehört, sie nur in dem Sinne eingelernt zu haben, wie Jener sie begleitete. Sie hatte seine Mängel so zu den ihrigen gemacht, daß daraus wieder eine Art von lebendigem Ganzen entsprang, das sich zwar nicht tactgemäß bewegte, aber doch höchst angenehm und gefällig lautete. Der Componist selbst hätte seine Freude daran gehabt, sein Werk auf eine so liebevolle Weise entstellt zu sehen.

Auch diesem wundersamen, unerwarteten Begegniß sahen der Hauptmann und Charlotte stillschweigend mit einer Empfindung zu, wie man oft kindische Handlungen betrachtet, die man wegen ihrer besorglichen Folgen gerade nicht billigt und doch nicht schelten kann, ja vielleicht beneiden muß. Denn eigentlich war die Neigung dieser Beiden ebenso gut im Wachsen als jene, und vielleicht nur noch gefährlicher dadurch, daß Beide ernster, sicherer von sich selbst sich zu halten fähiger waren.

Schon fing der Hauptmann an zu fühlen, daß eine unwiderstehliche Gewohnheit ihn an Charlotte'n zu fesseln drohte. Ergewann es über sich, den Stunden auszuweichen, in denen Charlotte nach den Anlagen zu kommen pflegte, indem er schon am frühsten Morgen aufstand, Alles anordnete und sich dann zur Arbeit auf seinen Flügel in's Schloß zurückzog. Die ersten Tage hielt es Charlotte für zufällig; sie suchte ihn an allen wahrscheinlichen Stellen; dann glaubte sie, ihn zu verstehen, und achtete ihn nur um desto mehr.

Vermied nun der Hauptmann, mit Charlotte'n allein zu sein, so war er desto emsiger, zur glänzenden Feier des herannahenden Geburtsfestes die Anlagen zu betreiben und zu beschleunigen; denn indem er von unten hinauf, hinter dem Dorfe her, den bequemen Weg führte, so ließ er, vorgeblich, um Steine zu brechen, auch von oben herunter arbeiten, und hatte Alles so eingerichtet und berechnet, daß erst in der letzten Nacht die beiden Theile des Weges sich begegnen sollten. Zum neuen Hause oben war auch schon der Keller mehr gebrochen als gegraben, und ein schöner Grundstein mit Fächern und Deckplatten zugehauen.

Die äußere Thätigkeit, diese kleinen freundlichen, geheimnißvollen Absichten, bei innern mehr oder weniger zurückgedrängten Empfindungen, ließen die Unterhaltung der Gesellschaft, wenn sie beisammen war, nicht lebhaft werden, dergestalt, daß Eduard, der etwas Lückenhaftes empfand, den Hauptmann eines Abends aufrief, seine Violine hervorzunehmen und Charlotte'n bei dem Clavier zu begleiten. Der Hauptmann konnte dem allgemeinen Verlangen nicht widerstehen, und so führten Beide, mit Empfindung, Behagen und Freiheit, ein's der schwersten Musik-Stücke zusammen auf, daß es ihnen und dem zuhörenden Paar zum größten Vergnügen gereichte. Man versprach sich öftere Wiederholung und mehrere Zusammenübung.

Sie machen es besser, als wir, Ottilie! sagte Eduard. Wir wollen Sie bewundern, aber uns doch zusammen freuen.

Neuntes Capitel.

Der Geburtstag war herbeigekommen und Alles fertig geworden: die ganze Mauer, die den Dorfweg gegen das Wasser zu einfaßte und erhöhte, ebenso der Weg an der Kirche vorbei, wo er eine Zeit lang in dem von Charlotte'n angelegten Pfade fortlief, sich dann die Felsen hinaufwärts schlang, die Mooshütte links über sich, dann nach einer völligen Wendung links unter sich ließ und so allmälig auf die Höhe gelangte.

Es hatte sich diesen Tag viel Gesellschaft eingefunden. Man ging zur Kirche, wo man die Gemeinde im festlichen Schmuck versammelt antraf. Nach dem Gottesdienste zogen Knaben, Jünglinge und Männer, wie es angeordnet war, voraus; dann kam die Herrschaft mit ihrem

Besuch und Gefolge; Mädchen, Jungfrauen und Frauen machten den Beschluß.

Bei der Wendung des Weges war ein erhöhter Felsenplatz eingerichtet; dort ließ der Hauptmann Charlotte'n und die Gäste ausruhen. Hier übersahen sie den ganzen Weg, die hinaufgeschrittene Männerschaar, die nachwandelnden Frauen, welche nun vorbeizogen. Es war bei dem herrlichen Wetter ein wunderschöner Anblick. Charlotte fühlte sich überrascht, gerührt und drückte dem Hauptmann herzlich die Hand.

Man folgte der sachte fortschreitenden Menge, die, um schon einen Kreis um den künftigen Baugraum gebildet hatte. Der Bauherr, die Seinigen und die vornehmsten Gäste wurden eingeladen, in die Tiefe hinabzusteigen, wo der Grundstein an einer Seite unterstützt, eben zum Niederlassen bereit lag. Ein wohlgeputzter Maurer, die Kelle in der einen, den Hammer in der andern Hand, hielt in Reimen eine anmuthige Rede, die wir in Prosa nur unvollkommen wiedergeben können.

„Drei Dinge," fing er an, „sind bei einem Gebäude zu beachten: daß es am rechten Fleck stehe, daß es wohlgegründet, daß es vollkommen ausgeführt sei. Das Erste ist eigentlich die Sache des Bauherrn; denn wie in der Stadt nur der Fürst und die Gemeine bestimmen können, wohin gebaut werden soll, so ist es auf dem Lande das Vorrecht des Grundherrn, daß er sage: hier soll meine Wohnung stehen und nirgends anders."

Eduard und Ottilie wagten nicht, bei diesen Worten einander anzusehen, ob sie gleich nahe gegen einander über standen.

„Das Dritte, die Vollendung, ist die Sorge gar vieler Gewerke; ja wenige sind, die nicht dabei beschäftigt wären. Aber das Zweite, die Gründung, ist des Maurers Angelegenheit, und daß wir es nur keck heraussagen, die Hauptangelegenheit des ganzen Unternehmens. Es ist ein ernstes Geschäft und unsere Einladung ist ernsthaft: denn diese Feierlichkeit wird in der Tiefe begangen. Hier, innerhalb dieses engen ausgegrabenen Raums erweisen Sie uns die Ehre, als Zeugen unsers geheimnißvollen Geschäftes zu erscheinen. Gleich werden wir diesen wohlzugehauenen Stein niederlegen, und bald werden diese mit schönen und würdigen Personen gezierten Erdwände nicht mehr zugänglich, sie werden aufgefüllt sein.

Diesen Grundstein, der mit seiner Ecke die rechte Ecke des Gebäudes, mit seiner Rechtwinklichkeit die Regelmäßigkeit desselben, mit seiner wasser- und senkrechten Lage Loth und Waage aller Mauern und Wände bezeichnet, könnten wir ohne Weiteres niederlegen; denn er ruhte wohl auf seiner eig'nen Schwere. Aber auch hier soll es am Kalk, am Bindungsmittel nicht fehlen: denn so wie Menschen, die einander von Natur geneigt sind, noch besser zusammenhalten, wenn das Gesetz sie verkittet, so werden auch Steine, deren Form schon zusammenpaßt, noch besser durch diese bindenden Kräfte vereinigt: und da es sich nicht ziemen will, unter den Thätigen müßig zu sein, so werden Sie nicht verschmähen, auch hier Mitarbeiter zu werden."

Er überreichte hierauf seine Kelle Charlotte'n, welche damit Kalk unter den Stein warf. Mehreren wurde ein Gleiches zu thun angesonnen, und der Stein alsobald niedergesenkt, worauf denn Charlotte'n und den Uebrigen sogleich der Hammer gereicht wurde, um durch ein dreimaliges Pochen die Verbindung des Steins mit dem Grunde ausdrücklich zu sezuen.

„Des Maurers Arbeit," fuhr der Redner fort, „war jezt unter freiem Himmel, geschieht, wo nicht immer im Verberg'nen, doch zum Verborg'nen. Der regelmäßig aufgeführte Grund wird verschüttet, und sogar bei den Mauern, die wir am Tage aufführen, ist man unser am Ende kaum eingedenk. Die Arbeiten des Steinmezen und Bildhauers fallen mehr in die Augen, und wir müssen es sogar noch gut heißen, wenn der Tüncher die Spur unserer Hände völlig auslöscht und sich unser Werk zueignet, indem er es überzieht, glättet und färbt."

„Wem muß also mehr daran gelegen sein, Das, was er thut, sich selbst recht zu machen, indem er es recht macht, als dem Maurer? Wer hat mehr als er das Selbstbewußtsein zu nähren Ursach? Wenn das Haus aufgeführt, der Boden geplattet und gepflastert, die Außenseite mit Zierathen überdeckt ist: so sieht er durch alle Hüllen immer noch hinein und erkennt noch jene regelmäßigen, sorgfältigen Fugen, denen das Ganze sein Dasein und seinen Halt zu danken hat."

„Aber wie Jeder, der eine Uebelthat begangen, fürchten muß, daß, ungeachtet alles Abwehrens, sie dennoch an's Licht kommen werde; so muß Derjenige erwarten, der in's Geheim das Gute gethan, daß auch Dieses wider seinen Willen an den Tag komme. Deßwegen machen wir diesen Grundstein zugleich zum Denkstein. Hier in diese unterschiedlichen, gehauenen Vertiefungen soll Verschiedenes eingesenkt werden, zum Zeugniß für eine entfernte Nachwelt. Diese metall'nen, zugelötheten Köcher enthalten schriftliche Nachrichten; auf diese Metall-Platten ist allerlei Merkwürdiges eingegraben; in diesen schönen, gläsernen Flaschen versenken wir den besten alten Wein, mit Bezeichnung seines Geburtsjahrs; es fehlt nicht an Münzen verschiedener Art, in diesem Jahre geprägt: alle

Dieſes erhielten wir durch die Freigebigkeit unſers Bauherrn. Auch iſt hier noch mancher Platz, wenn irgend ein Gaſt und Zuſchauer Etwas der Nachwelt zu übergeben Belieben trüge."

Nach einer kleinen Pauſe ſah der Geſelle ſich um; aber wie es in ſolchen Fällen zu gehen pflegt, Niemand war vorbereitet, Jedermann überraſcht, bis endlich ein junger, munterer Officier anfing und ſagte: „Wenn ich Etwas beitragen ſoll, das in dieſer Schatzkammer noch nicht niedergelegt iſt, ſo muß ich ein Paar Knöpfe von der Uniform ſchneiden, die doch wohl auch verdienen, auf die Nachwelt zu kommen." Geſagt, gethan! und nun hatte Mancher einen ähnlichen Einfall. Die Frauenzimmer ſäumten nicht, von ihren kleinen Haarkämmen hineinzulegen; Riechfläſchchen und andere Zierden wurden nicht geſchont: nur Ottilie zauderte, bis Eduard ſie durch ein freundliches Wort aus der Betrachtung aller der beigeſteuerten und eingelegten Dinge herausriß. Sie löſ'te darauf die goldene Kette vom Halſe, an der das Bild ihres Vaters gehangen hatte, und legte ſie mit leiſer Hand über die andern Kleinode hin, worauf Eduard mit einiger Haſt veranſtaltete, daß der wohlgefügte Deckel ſogleich aufgeſtürzt und eingekittet wurde.

Der junge Geſell, der ſich dabei am Thätigſten erwieſen, nahm ſeine Redner-Miene wieder an und fuhr fort: „Wir gründen dieſen Stein für ewig, zur Sicherung des längſten Genuſſes der gegenwärtigen und künftigen Beſitzer dieſes Hauſes. Allein indem wir hier gleichſam einen Schatz vergraben, ſo denken wir zugleich, bei dem gründlichſten aller Geſchäfte, an die Vergänglichkeit der menſchlichen Dinge; wir denken uns eine Möglichkeit, daß dieſer feſtverſiegelte Deckel wieder aufgehoben werden könne, welches nicht anders geſchehen dürfte, als wenn das Alles wieder zerſtört wäre, was wir noch nicht ein Mal aufgeführt haben."

„Aber eben, damit Dieſes aufgeführt werde, zurück mit den Gedanken aus der Zukunft, zurück in's Gegenwärtige! Laßt uns, nach begangenem heutigen Feſte, unſere Arbeit ſogleich fördern, damit keiner von den Gewerken, die auf unſerm Grunde fortarbeiten, zu feiern brauche, daß der Bau eilig in die Höhe ſteige und vollendet werde, und aus den Fenſtern, die noch nicht ſind, der Hausherr mit den Seinigen und ſeinen Gäſten ſich fröhlich in der Gegend umſchaue, deren Aller ſo wie ſämmtlicher Anweſenden Geſundheit hiermit getrunken ſei!"

Und ſo leerte er ein wohlgeſchliffenes Kelchglas auf einen Zug aus und warf es in die Luft; denn es bezeichnet das Uebermaß einer Freude, das Gefäß zu zerſtören, deſſen man ſich in der Fröhlichkeit bedient. Aber dieß Mal ereignete es ſich anders; das Glas kam nicht wieder auf den Boden, und zwar ohne Wunder.

Man hatte nämlich, um mit dem Bau vorwärts zu kommen, bereits an der entgegengeſetzten Ecke den Grund völlig herausgeſchlagen, ja ſchon angefangen, die Mauern aufzuführen, und zu dem Endzweck das Gerüſt erbaut, ſo hoch, als es überhaupt nöthig war.

Daß man es beſonders zu dieſer Feierlichkeit mit Bretern belegt und eine Menge Zuſchauer hinaufgelaſſen hatte, war zum Vortheil der Arbeitsleute geſchehen. Dort hinauf flog das Glas und wurde von Einem aufgefangen, der dieſen Zufall als ein glückliches Zeichen für ſich anſah. Er wies es zuletzt herum, ohne es aus der Hand zu laſſen, und man ſah darauf die Buchſtaben E und O in ſehr zierlicher Verſchlingung eingeſchnitten; es war eins der Gläſer, die für Eduard'en in ſeiner Jugend verfertigt worden.

Die Gerüſte ſtanden wieder leer, und die leichteſten unter den Gäſten ſtiegen hinauf, ſich umzuſehen, und konnten die ſchöne Ausſicht nach allen Seiten nicht genugſam rühmen: denn was entdeckt Der nicht Alles, der auf einem hohen Puncte nur um ein Geſchoß höher ſteht? Nach dem Innern des Landes zu kamen mehrere neue Dörfer zum Vorſchein; den ſilbernen Streifen des Fluſſes erblickte man deutlich; ja ſelbſt die Thürme der Hauptſtadt wollte Einer gewahr werden. An der Rückſeite, hinter den waldigen Hügeln, erhoben ſich die blauen Gipfel eines fernen Gebirges, und die nächſte Gegend überſah man im Ganzen. „Nun ſollten nur noch", rief Einer, „die drei Teiche zu einem See vereinigt werden; dann hätte der Anblick Alles, was groß und wünſchenswerth iſt."

„Das ließe ſich wohl machen," ſagte der Hauptmann: „denn ſie bildeten ſchon vor Zeiten einen Bergſee."

Nur bitte ich meine Platanen- und Pappelgruppe zu ſchonen, ſagte Eduard, die ſo ſchön am mittelſten Teich ſteht. Sehen Sie — wandte er ſich zu Ottilie'n, die er einige Schritte verführte, indem er hinabwies — dieſe Blume habe ich ſelbſt gepflanzt.

Wie lange ſtehen ſie wohl ſchon? fragte Ottilie. Etwa ſo lange, verſetzte Eduard, als Sie auf der Welt ſind. Ja, liebes Kind, ich pflanzte ſchon, da ſie noch in der Wiege lagen!

Die Geſellſchaft begab ſich wieder in das Schloß zurück. Nach aufgehobener Tafel wurde ſie zu einem Spaziergang durch das Dorf eingeladen, um auch hier die neuen Anſtalten in Augenſchein zu nehmen. Dort hatten ſich, auf des Hauptmanns Veranlaſſung, die Bewohner vor ihren Häuſern verſammelt; ſie ſtanden nicht

in Reihen, ſondern familienweiſe natürlich gruppirt, theils, wie es der Abend forderte, beſchäftigt, theils auf neuen Bänken ausruhend. Es ward ihnen zur angenehmen Pflicht gemacht, wenigſtens jeden Sonntag und Feſttag, dieſe Reinlichkeit, dieſe Ordnung zu erneuen.

Eine innere Geſelligkeit mit Neigung, wie ſie ſich unter unſern Freunden erzeugt hatte, wird durch eine größere Geſellſchaft immer nur unangenehm unterbrochen. Alle Viere waren zufrieden, ſich wieder im großen Saale allein zu finden; doch ward dieſes häusliche Gefühl einiger Maßen geſtört, indem ein Brief, der Eduard'en überreicht wurde, neue Gäſte auf morgen ankündigte.

Wie wir vermuthen, rief Eduard Charlotte'n zu: der Graf wird nicht ausbleiben, er kommt morgen.

Da iſt alſo auch die Baroneſſe nicht weit, verſetzte Charlotte.

Gewiß nicht! antwortete Eduard: ſie wird auch morgen von ihrer Seite anlangen. Sie bitten um ein Nacht-Quartier und wollen übermorgen zuſammen wieder fortreiſen.

Da müſſen wir unſere Anſtalten bei Zeiten machen, Ottilie! ſagte Charlotte.

Wie befehlen Sie die Einrichtung? fragte Ottilie.

Charlotte gab es im Allgemeinen an, und Ottilie entfernte ſich.

Der Hauptmann erkundigte ſich nach dem Verhältniß dieſer beiden Perſonen, das er nur im Allgemeinſten konnte. Sie hatten früher, Beide ſchon anderwärts verheirathet, ſich leidenſchaftlich liebgewonnen. Eine doppelte Ehe war nicht ohne Aufſehn geſtört; man dachte an Scheidung. Bei der Baroneſſe war ſie möglich geworden, bei dem Grafen nicht. Sie mußten ſich zum Scheine trennen, allein ihr Verhältniß blieb; und wenn ſie Winters in der Reſidenz nicht zuſammen ſein konnten, ſo entſchädigten ſie ſich Sommers auf Luſtreiſen und in Bädern. Sie waren Beide um Etwas älter als Eduard und Charlotte und ſämmtlich genaue Freunde aus früher Hofzeit her. Man hatte immer ein gutes Verhältniß erhalten, ob man gleich nicht Alles an ſeinen Freunden billigte. Nur dieß Mal war Charlotte'n ihre Ankunft gewiſſer Maßen ganz ungelegen; und wenn ſie die Urſache genau unterſucht hätte, es war eigentlich um Ottilie'ns Willen. Das gute, reine Kind ſollte ein ſolches Beiſpiel ſo früh nicht gewahr werden.

Sie hätten wohl noch ein Paar Tage wegbleiben können, ſagte Eduard, als eben Ottilie wieder hereintrat, bis wir den Vorwerkverkauf in Ordnung gebracht. Der Aufſatz iſt fertig: die eine Abſchrift habe ich hier; nun fehlt es aber an der zweiten und unſer alter Canzliſt iſt recht krank. Der Hauptmann bot ſich an, auch Charlotte; dagegen waren einige Einwendungen zu machen. Geben Sie mir's nur! rief Ottilie, mit einiger Haſt.

Du wirſt nicht damit fertig, ſagte Charlotte.

Freilich müßte ich es übermorgen früh haben, und es iſt viel, ſagte Eduard. Es ſoll fertig ſein, rief Ottilie, und hatte das Blatt ſchon in den Händen.

Des andern Morgens, als ſie ſich aus dem obern Stock nach den Gäſten umſahen, denen ſie entgegenzugehen nicht verfehlen wollten, ſagte Eduard: wer reitet denn ſo langſam dort die Straße her? Der Hauptmann beſchrieb die Figur des Reiters genauer. So iſt er's doch, ſagte Eduard: denn das Einzelne, das Du beſſer ſiehſt als ich, paßt ſehr gut zu dem Ganzen, das ich recht wohl ſehe. Es iſt Mittler. Wie kommt er aber dazu, langſam und ſo langſam zu reiten?

Die Figur kam näher, und Mittler war es wirklich. Man empfing ihn freundlich, als er langſam die Treppe heraufſtieg. Warum ſind Sie nicht geſtern gekommen? rief ihm Eduard entgegen.

„Laute Feſte lieb' ich nicht," verſetzte Jener. „Heute komm' ich aber, den Geburtstag meiner Freundin mit Euch im Stillen nachzufeiern."

Wie können Sie denn ſo viel Zeit gewinnen? fragte Eduard ſcherzend.

„Meinen Beſuch, wenn er Euch etwas werth iſt, ſeid Ihr einer Betrachtung ſchuldig, die ich geſtern gemacht habe. Ich freute mich recht herzlich den halben Tag in einem Hauſe, wo ich Frieden geſtiftet hatte, und dann hörte ich, daß hier Geburtstag gefeiert werde. Das kann man doch am Ende ſelbſtiſch nennen, dachte ich bei mir, daß Du Dich nur mit Denen freuen willſt, die Du zum Frieden bewogen haſt. Warum freuſt Du Dich nicht auch ein Mal mit Freunden, die Frieden halten und hegen? Geſagt, gethan! Hier bin ich, wie ich mir vorgenommen hatte."

Geſtern hätten Sie große Geſellſchaft gefunden, heute finden Sie nur kleine, ſagte Charlotte. Sie finden den Grafen und die Baroneſſe, die Ihnen auch ſchon zu ſchaffen gemacht haben.

Aus der Mitte der vier Hausgenoſſen, die den ſeltſamen willkommenen Mann umgeben hatten, fuhr er mit verdrießlicher Lebhaftigkeit heraus, indem er ſogleich nach Hut und Reitgerte ſuchte. „Schwebt doch immer ein Unſtern über mir, ſobald ich einmal ruhen und mir wohlthun will! Aber warum gehe ich aus meinem Character heraus! Ich hätte nicht kommen ſollen, und nun werd' ich vertrieben. Denn mit

Jenen will ich nicht unter einem Dache bleiben; und nehmt Euch in Acht: ſie bringen Nichts als Unheil! Ihr Weſen iſt wie ein Sauerteig, der ſeine Anſteckung fortpflanzt."

Man ſuchte ihn zu begütigen; aber vergebens. „Wer mir den Eheſtand angreift," rief er aus, „wer mir durch Wort, ja durch That, dieſen Grund aller ſittlichen Geſellſchaft untergräbt, der hat es mit mir zu thun; oder wenn ich ſein' nicht Herr werden kann, habe ich Nichts mit ihm zu thun. Die Ehe iſt der Anfang und der Gipfel aller Cultur. Sie macht den Rohen mild, und der Gebildetſte hat keine beſſere Gelegenheit, ſeine Milde zu beweiſen. Unausſöslich muß ſie ſein; denn ſie bringt ſo vieles Glück, daß alles einzelne Unglück dagegen gar nicht zu rechnen iſt. Und was will man von Unglück reden? Ungeduld iſt es, die den Menſchen von Zeit zu Zeit anfällt, und dann beliebt er, ſich unglücklich zu finden. Laſſe man den Augenblick vorübergehen, und man wird ſich glücklich preiſen, daß ein ſo lange Beſtandenes noch beſteht. Sich zu trennen, gibt's gar keinen hinlänglichen Grund. Der menſchliche Zuſtand iſt ſo hoch in Leiden und Freuden geſetzt, daß gar nicht berechnet werden kann, was ein Paar Gatten einander ſchuldig werden. Es iſt eine unendliche Schuld, die nur durch die Ewigkeit abgetragen werden kann. Unbequem mag es manchmal ſein, Das glaub' ich wohl, und Das iſt eben recht. Sind wir nicht auch mit dem Gewiſſen verheirathet, das wir oft gerne los ſein möchten, weil es unbequemer iſt, als uns je ein Mann oder eine Frau werden könnte?"

So ſprach er lebhaft und hätte wohl noch lange fortgeſprochen, wenn nicht blaſende Poſtillions die Ankunft der Herrſchaften verkündigt hätten, welche wie abgemeſſen von beiden Seiten zu gleicher Zeit in den Schloßhof hereinfuhren. Als ihnen die Hausgenoſſen entgegeneilten, verſteckte ſich Mittler, ließ ſich das Pferd an den Gaſthof bringen, und ritt verdrießlich davon.

Zehntes Capitel.

Die Gäſte waren bewillkommt und eingeführt; ſie freuten ſich, das Haus, die Zimmer wieder zu betreten, wo ſie früher ſo manchen guten Tag erlebt, und die ſie eine lange Zeit nicht geſehn hatten. Höchſt angenehm war auch den Freunden ihre Gegenwart. Den Grafen ſowie die Baroneſſe konnte man unter jene hohen, ſchönen Geſtalten zählen, die man in einem mittlern Alter faſt lieber als in der Jugend ſieht; denn wenn ihnen auch Etwas von der erſten Blüthe abgehn möchte, ſo erregen ſie doch nun mit der Neigung ein entſchiedenes Zutrauen. Auch dieſes Paar zeigte ſich höchſt bequem in der Gegenwart. Ihre freie Weiſe, die Zuſtände des Lebens zu nehmen und zu behandlen, ihre Heiterkeit und ſcheinbare Unbefangenheit theilte ſich ſogleich mit, und ein hoher Anſtand begrenzte das Ganze, ohne daß man irgend einen Zwang bemerkt hätte.

Dieſe Wirkung ließ ſich augenblicks in der Geſellſchaft empfinden. Die Neueintretenden, welche unmittelbar aus der Welt kamen, wie man ſogar an ihren Kleidern, Geräthſchaften und allen Umgebungen ſehen konnte, machten gewiſſer Maßen mit unſern Freunden, ihrem ländlichen und heimlich leidenſchaftlichen Zuſtande, eine Art von Gegenſatz, der ſich jedoch ſehr bald verlor, indem alte Erinnerungen und gegenwärtige Theilnahme ſich vermiſchten, und ein ſchnelles, lebhaftes Geſpräch Alle geſchwind zuſammen verband.

Es währte indeſſen nicht lange, als ſchon eine Sonderung verging. Die Frauen zogen ſich auf ihren Flügel zurück und fanden daſelbſt, indem ſie ſich Mancherlei vertrauten und zugleich die neueſten Formen und Zuſchnitte von Frühkleidern, Hüten und Dergleichen zu muſtern anfingen, genugſame Unterhaltung, während die Männer ſich um die neuen Reiſewagen, mit vorgeführten Pferden, beſchäftigten und gleich zu handeln und zu tauſchen anfingen.

Erſt zu Tiſche kam man wieder zuſammen. Die Umkleidung war geſchehen, und auch hier zeigte ſich das angekommene Paar zu ſeinem Vortheile. Alles, was ſie an ſich trugen, war neu und gleichſam ungeſehen und doch ſchon durch den Gebrauch zur Gewohnheit und Bequemlichkeit eingeweiht.

Das Geſpräch war lebhaft und abwechſelnd, wie denn in Gegenwart ſolcher Perſonen Alles und Nichts zu intereſſiren ſcheint. Man bediente ſich der Franzöſiſchen Sprache, um die Aufwartenden von dem Mitverſtändniß auszuſchließen, und ſchweifte mit muthwilligem Behagen über hohe und mittlere Weltverhältniſſe hin. Auf einem einzigen Punct blieb die Unterhaltung länger als billig haften, indem Charlotte nach einer Jugendfreundinn ſich erkundigte und mit einiger Befremdung vernahm, daß ſie ehſtens geſchieden werden ſollte.

Es iſt unerfreulich, ſagte Charlotte, wenn man ſeine abweſenden Freunde irgend einmal geborgen, eine Freundinn, die man liebt, verſorgt glaubt; eh' man ſich's verſieht, muß man wieder hören, daß ihr Schickſal im Schwanken iſt, und daß ſie erſt wieder neue und vielleicht abermals unſich're Pfade des Lebens betreten ſoll.

„Eigentlich, meine Beſte," verſetzte der Graf, „ſind wir ſelbſt Schuld, wenn wir auf ſolche Weiſe überraſcht werden. Wir mögen uns die irdiſchen Dinge, und beſonders auch die ehelichen

Verbindungen gern ſo recht dauerhaft verſtehen; und was den letzten Punct betrifft, ſo verführen uns die Luſtſpiele, die wir immer wiederholen ſehen, zu ſolchen Einbildungen, die mit dem Gange der Welt nicht zuſammentreffen. In der Comödie ſehen wir eine Heirath als das letzte Ziel eines durch die Hinderniſſe mehrerer Acte verſchobenen Wunſches, und im Augenblick, da es erreicht iſt, fällt der Vorhang und die momentane Befriedigung klingt bei uns nach. In der Welt iſt es anders; da wird hinten immer fort geſpielt, und wenn der Vorhang wieder aufgeht, mag man gern Nichts weiter davon ſehen noch hören."

Es muß doch ſo ſchlimm nicht ſein, ſagte Charlotte lächelnd, da man ſieht, daß auch Perſonen, die von dieſem Theater abgetreten ſind, wohl gern darauf wieder eine Rolle ſpielen mögen.

„Dagegen iſt Nichts einzuwenden," ſagte der Graf. „Eine neue Rolle mag man gern wieder übernehmen, und wenn man die Welt kennt, ſo ſieht man wohl, auch bei dem Eheſtande iſt es nur dieſe entſchiedene ewige Dauer zwiſchen ſo viel Beweglichem in der Welt, die etwas Ungeſchicktes an ſich trägt. Einer von meinen Freunden, deſſen guten Laune ſich meiſt in Vorſchlägen zu neuen Geſetzen hervorthat, behauptete: eine jede Ehe ſolle nur auf fünf Jahre geſchloſſen werden. Es ſei, ſagte er, dieß eine ſchöne, ungerade, heilige Zahl und ein ſolcher Zeitraum eben hinreichend, um ſich kennen zu lernen, einige Kinder heran zu bringen, ſich zu entzweien und, was das Schönſte ſei, ſich wieder zu verſöhnen. Gewöhnlich rief er aus: wie glücklich würde die erſte Zeit verſtreichen! Zwei, drei Jahre wenigſtens gingen vergnüglich hin. Dann würde doch wohl dem einen Theil daran gelegen ſein, das Verhältniß länger dauern zu ſehen, die Gefälligkeit würde wachſen, je mehr man ſich dem Termin der Aufkündigung näherte. Der gleichgiltige, ja ſelbſt der unzufriedene Theil würde durch ein ſolches Betragen begütigt und eingenommen. Man vergäße, wie man in guter Geſellſchaft die Stunden vergißt, daß die Zeit verfließe, und fände ſich auf's Angenehmſte überraſcht, wenn man nach verlaufenem Termin erſt bemerkte, daß er ſchon ſtillſchweigend verlängert ſei."

So artig und luſtig Dieß klang, und ſo gut man, wie Charlotte wohl empfand, dieſem Scherz eine tiefe moraliſche Deutung geben konnte, ſo waren ihr dergleichen Aeußerungen, beſonders um Ottilie's willen, nicht angenehm. Sie wußte recht gut, daß Nichts gefährlicher ſei, als ein allzu freies Geſpräch, das einen ſtrafbaren oder halbſtrafbaren Zuſtand als einen gewöhnlichen, gemeinen, ja leidlichen behandelt; und dahin gehört doch gewiß Alles, was die eheliche Verbindung anlachet. Sie ſuchte daher nach ihrer gewandten Weiſe das Geſpräch abzulenken; da ſie es nicht vermochte, that es ihr leid, daß Ottilie Alles ſo gut eingerichtet hatte, um nicht aufſtehen zu dürfen. Das ruhig aufmerkſame Kind verſtand ſich mit dem Hausmeiſter durch Blick und Wink, daß Alles auf das Trefflichſte gerieth, obgleich ein Paar neue ungeſchickte Bedienten in der Livree ſtacken.

Und ſo fuhr der Graf, Charlotte's Ablenken nicht empfindend, über dieſen Gegenſtand ſich zu äußern fort. Ihm, der ſonſt nicht gewohnt war, im Geſpräch irgend läſtig zu ſein, laſtete dieſe Sache zu ſehr auf dem Herzen, und die Schwierigkeiten, ſich von ſeiner Gemahlinn getrennt zu ſehen, machten ihn bitter gegen Alles, was eheliche Verbindung betraf, die er doch ſelbſt mit der Baroneſſe ſo eifrig wünſchte.

„Jener Freund," ſo fuhr er fort, „that noch einen andern Geſetzesvorſchlag. Eine Ehe ſollte nur alsdann für unauflöslich gehalten werden, wenn entweder beide Theile, oder wenigſtens der eine Theil, zum dritten Mal verheirathet wäre. Denn was eine ſolche Perſon betreffe, ſo bekenne ſie unwiderſprechlich, daß ſie die Ehe für etwas Unentbehrliches halte. Nun ſei auch ſchon bekannt geworden, wie ſie ſich in ihren frühern Verbindungen betragen, ob ſie Eigenheiten habe, die oft mehr zur Trennung Anlaß geben als üble Eigenſchaften. Man habe ſich alſo wechſelſeitig zu erkundigen; man habe eben ſo gut auf Verheirathete wie auf Unverheirathete Acht zu geben, weil man nicht wiſſe, wie die Fälle kommen können."

Das würde freilich das Intereſſe der Geſellſchaft ſehr vermehren, ſagte Eduard: denn in der That jetzt, wenn wir verheirathet ſind, fragt Niemand weiter mehr nach unſern Tugenden noch unſern Mängeln.

„Bei einer ſolchen Einrichtung," fiel die Baroneſſe lächelnd ein, „hätten unſre lieben Wirthe ſchon zwei Stufen glücklich überſtiegen, und könnten ſich zu der dritten vorbereiten."

„Ihnen iſt's wohl gerathen," ſagte der Graf: „hier hat der Tod willig gethan, was die Conſtorien ſonſt nur ungern zu thun pflegen."

Laſſen wir die Todten ruhen, verſetzte Charlotte mit einem halbernſten Blicke.

„Warum," verſetzte der Graf, „da man ihrer in Ehren gedenken kann? Sie waren beſcheiden genug, ſich mit einigen Jahren zu begnügen für mannigfaltiges Gute, das ſie zurückließen."

„Wenn nur nicht gerade", ſagte die Baroneſſe mit einem verhaltenen Seufzer, „in ſolchen Fällen das Opfer der beſten Jahre gebracht werden müßte."

Zu dem Gesellen.

Für dießmal war es nur ein Tropfen Fegefeuer.

Siebel.

Was soll das seyn? Wart! ihr bezahlt es theuer!
Es scheinet, daß ihr uns nicht kennt.

Frosch.

Laß er uns das zum zweytenmale bleiben!

Altmayer.

Ich dächt' wir hießen ihn ganz sachte seitwärts gehn.

Siebel.

Was Herr? Er will sich unterstehn,
Und hier sein Hokuspokus treiben?

Mephistopheles.

Still, altes Weinfaß!

Siebel.

Besenstiel!
Du willst uns gar noch grob begegnen?

„Ja wohl," verſetzte der Graf: „man möchte darüber verzweifeln, wenn nicht überhaupt in der Welt ſo Weniges eine gehoffte Folge zeigte. Kinder halten nicht, was ſie verſprechen; junge Leute ſehr ſelten, und wenn ſie Wort halten, hält es ihnen die Welt nicht."

Charlotte, welche froh war, daß das Geſpräch ſich wendete, verſetzte heiter: Nun, wir müſſen uns ja ohnehin bald genug gewöhnen, das Gute ſtück- und theilweiſe zu genießen.

„Gewiß," verſetzte der Graf, „Sie haben Beide ſehr ſchöner Zeiten genoſſen. Wenn ich mir die Jahre zurückerinnere, da Sie und Eduard das ſchönſte Paar bei Hof waren; weder von ſo glänzenden Zeiten, noch von ſo hervorleuchtenden Geſtalten iſt jetzt die Rede mehr. Wenn Sie Beide zuſammen tanzten, aller Augen waren auf Sie gerichtet und wie umworben Beide, indem Sie ſich nur in einander beſpiegelten."

Da ſich ſo Manches verändert hat, ſagte Charlotte, können wir wohl ſo viel Schönes mit Beſcheidenheit anhören.

„Eduarden habe ich doch oft im Stillen getadelt," ſagte der Graf, „daß er nicht beharrlicher war; denn am Ende hätten ſeine wunderliche Eltern wohl nachgegeben; und zehn frühe Jahre gewinnen, iſt keine Kleinigkeit."

„Ich muß mich ſeiner annehmen," fiel die Baroneſſe ein. „Charlotte war nicht ganz ohne Schuld, nicht ganz rein von allem Umherſehen; und ob ſie gleich Eduard'en von Herzen liebte und ſich ihn auch heimlich zum Gatten beſtimmte, ſo war ich doch Zeuge, wie ſehr ſie ihn manchmal quälte, ſo daß man ihn leicht zu dem unglücklichen Entſchluß drängen konnte, zu reiſen, ſich zu entfernen, ſich von ihr zu entwöhnen."

Eduard nickte der Baroneſſe zu und ſchien dankbar für ihre Fürſprache.

„Und dann muß ich Eins", fuhr ſie fort, „zu Charlotte'ns Entſchuldigung beifügen: der Mann, der zu jener Zeit um ſie warb, hatte ſich ſchon lange durch Neigung zu ihr ausgezeichnet und war, wenn man ihn näher kannte, gewiß liebenswürdiger, als ihr Andern gern zugeſtehen mögt."

„Liebe Freundinn," verſetzte der Graf etwas lebhaft: „bekennen wir nur, daß er Ihnen nicht ganz gleichgiltig war, und daß Charlotte von Ihnen mehr zu befürchten hatte, als von einer Andern. Ich finde Das einen ſehr hübſchen Zug an den Frauen, daß ſie ihre Anhänglichkeit an irgend einen Mann ſo lange noch fortſetzen, ja durch keine Art von Trennung ſtören oder aufheben laſſen."

„Dieſe gute Eigenſchaft beſitzen vielleicht die Männer noch mehr," verſetzte die Baroneſſe; „wenigſtens an Ihnen, lieber Graf, habe ich bemerkt, daß Niemand mehr Gewalt über Sie hat als ein Frauenzimmer, dem Sie früher geneigt waren. So habe ich geſehen, daß Sie auf die Fürſprache einer Solchen ſich mehr Mühe gaben, um Etwas auszuwirken, als vielleicht die Freundinn des Augenblicks von Ihnen erlangt hätte."

„Einen ſolchen Vorwurf darf man ſich wohl gefallen laſſen," verſetzte der Graf; „doch was Charlotte'ns erſten Gemahl betrifft, ſo konnte ich ihn deßhalb nicht leiden, weil er mir das ſchöne Paar auseinander ſprengte, ein wahrhaft prädeſtinirtes Paar, das, einmal zuſammengegeben, weder fünf Jahre zu ſcheuen, noch auf eine zweite oder gar dritte Verbindung hinzuſehen brauchte."

Wir wollen verſuchen, ſagte Charlotte, wieder einzubringen, was wir verſäumt haben.

„Da müſſen Sie ſich dazu halten," ſagte der Graf. „Ihre erſten Heirathen", fuhr er mit einiger Heftigkeit fort, „waren doch ſo eigentlich rechte Heirathen von der verhaßten Art; und leider haben überhaupt die Heirathen — verzeihen Sie mir einen lebhaften Ausdruck — etwas Tölpelhaftes! Sie verderben die zarteſten Verhältniſſe, und es liegt doch eigentlich nur an der plumpen Sicherheit, auf die ſich wenigſtens ein Theil Etwas zu Gute thut. Alles verſteht ſich von ſelbſt, und man ſcheint ſich nur verbunden zu haben, damit Ein's wie das And're nunmehr ſeiner Wege gehe."

In dieſem Augenblick machte Charlotte, die ein für alle Mal dieß Geſpräch abbrechen wollte, von einer kühnen Wendung Gebrauch; es gelang ihr. Die Unterhaltung ward allgemeiner, die beiden Gatten und der Hauptmann konnten daran Theil nehmen; ſelbſt Ottilie ward veranlaßt, ſich zu äußern, und der Nachtiſch ward mit der beſten Stimmung genoſſen, woran der in zierlichen Fruchtkörben aufgeſtellte Obſtreichthum, die bunteſte, in Prachtgefäßen ſchön vertheilte Blumenfülle den vorzüglichſten Antheil hatte.

Auch die neuen Park-Anlagen kamen zur Sprache, die man ſogleich nach Tiſche beſuchte. Ottilie zog ſich unter dem Vorwande häuslicher Beſchäftigungen zurück; eigentlich aber ſetzte ſie ſich wieder zur Abſchrift. Der Graf wurde von dem Hauptmann unterhalten; ſpäter geſellte ſich Charlotte zu ihm. Als ſie oben auf die Höhe gelangt waren, und der Hauptmann gefällig hinuntereilte, um den Plan zu holen, ſagte der Graf zu Charlotten: „Dieſer Mann gefällt mir außerordentlich. Er iſt ſehr wohl und im Zuſammenhang unterrichtet. Eben ſo ſcheint ſeine Thätigkeit ſehr ernſt und folgerecht.

Was er hier leiſtet, würde in einem höhern Kreiſe von viel Bedeutung ſein.“

Charlotte vernahm des Hauptmanns Lob mit innigem Behagen. Sie faßte ſich jedoch und bekräftigte das Geſagte mit Ruhe und Klarheit. Wie überraſcht war ſie aber, als der Graf fortfuhr: „Dieſe Bekanntſchaft kommt mir ſehr zu gelegener Zeit. Ich weiß eine Stelle, in die der Mann vollkommen paßt, und ich kann mir durch eine ſolche Empfehlung, indem ich ihn glücklich mache, einen hohen Freund auf das Allerbeſte verbinden.“

Es war wie ein Donnerſchlag, der auf Charlotte'n herabfiel. Der Graf bemerkte Nichts; denn die Frauen, gewohnt, ſich jederzeit zu bändigen, behalten in den außerordentlichſten Fällen immer noch eine Art von ſcheinbarer Faſſung. Doch hörte ſie ſchon nicht mehr, was der Graf ſagte, indem er fortfuhr: „Wenn ich von Etwas überzeugt bin, geht es bei mir geſchwind her. Ich habe ſchon meinen Brief im Kopfe zuſammengeſtellt, und mich drängt's, ihn zu ſchreiben. Sie verſchaffen mir einen reitenden Boten, den ich noch heute Abend wegſchicken kann.“

Charlotte war innerlich zerriſſen. Von dieſen Vorſchlägen, ſowie von ſich ſelbſt überraſcht, konnte ſie kein Wort hervorbringen. Der Graf fuhr glücklicher Weiſe fort, von ſeinen Planen für den Hauptmann zu ſprechen, deren Günſtiges Charlotte'n nur allzu ſehr in die Augen fiel. Es war Zeit, daß der Hauptmann heraustrat und ſeine Rolle vor dem Grafen entfaltete. Aber mit wie andern Augen ſah ſie den Freund an, den ſie verlieren ſollte! Mit einer nothdürftigen Verbeugung wandte ſie ſich weg und eilte hinunter nach der Mooshütte. Schon auf halbem Wege ſtürzten ihr die Thränen aus den Augen, und nun warf ſie ſich in den engen Raum der kleinen Einſiedelei und überließ ſich ganz einem Schmerz, einer Leidenſchaft, einer Verzweifelung, von deren Möglichkeit ſie wenig Augenblicke vorher auch nicht die leiſeſte Ahnung gehabt hatte.

Auf der andern Seite war Eduard mit der Baroneſſe an den Teichen hergegangen. Die kluge Frau, die gern von Allem unterrichtet ſein mochte, bemerkte bald in einem taſtenden Geſpräch, daß Eduard ſich zu Ottilie'ns Lobe weitläufig herausließ, und wußte ihn auf eine ſo natürliche Weiſe nach und nach in den Gang zu bringen, daß ihr zuletzt kein Zweifel übrig blieb, hier ſei eine Leidenſchaft nicht auf dem Wege, ſondern wirklich angelangt.

Verheirathete Frauen, wenn ſie ſich auch untereinander nicht lieben, ſtehen doch ſtillſchweigend miteinander, beſonders gegen junge Mädchen, im Bündniß. Die Folgen einer ſolchen Zuneigung ſtellten ſich ihrem weltgewandten Geiſte nur allzu geſchwind dar. Dazu kam noch, daß ſie ſchon heute früh mit Charlotte'n über Ottilie'n geſprochen und den Aufenthalt dieſes Kindes auf dem Lande, beſonders bei ſeiner ſtillen Gemüthsart, nicht gebilligt und den Vorſchlag gethan hatte, Ottilie'n in die Stadt zu einer Freundinn zu bringen, die ſehr viel an die Erziehung ihrer einzigen Tochter wende, und ſich nur nach einer gutartigen Geſpielinn umſehe, die an die zweite Kindesſtatt eintreten und alle Vortheile mitgenießen ſolle. Charlotte hatte ſich's zur Ueberlegung genommen.

Nun aber brachte der Blick in Eduard's Gemüth dieſen Vorſchlag bei der Baroneſſe ganz zur vorſätzlichen Feſtigkeit, und um ſo ſchneller Dieſes in ihr verging, um deſto mehr ſchmeichelte ſie äußerlich Eduard's Wünſchen. Denn Niemand beſaß ſich mehr als dieſe Frau, und dieſe Selbſtbeherrſchung in außerordentlichen Fällen gewohnt uns ſogar einen gemeinen Fall mit Verſtellung zu behandeln, macht uns geneigt, indem wir ſo viel Gewalt über uns ſelbſt üben, unſere Herrſchaft auch über die Andern zu verbreiten, um uns durch Das, was wir äußerlich gewinnen, für Dasjenige, was wir innerlich entbehren, gewiſſer Maßen ſchadlos zu halten.

An dieſe Geſinnung ſchließt ſich meiſt eine Art heimlicher Schadenfreude über die Dunkelheit der Andern, über das Bewußtloſe, womit ſie in eine Falle gehen. Wir freuen uns nicht allein über das gegenwärtige Gelingen, ſondern zugleich auch auf die künftig überraſchende Beſchämung. Und ſo war die Baroneſſe boshaft genug, Eduard'en zur Weinleſe auf ihre Güter mit Charlotte'n einzuladen und die Frage Eduard's, ob ſie Ottilie'n mitbringen dürften, auf eine Weiſe, die er beliebig zu ſeinen Gunſten auslegen konnte, zu beantworten.

Eduard ſprach ſchon mit Entzücken von der herrlichen Gegend, dem großen Fluſſe, den Hügeln, Felſen und Weinbergen, von alten Schlöſſern, von Waſſerfahrten, von dem Jubel der Weinleſe, des Kelterns u. ſ. w., wobei er in der Unſchuld ſeines Herzens ſich ſchon zum Voraus laut über den Eindruck freute, den dergleichen Scenen auf das friſche Gemüth Ottilie'ns machen würden. In dieſem Augenblick ſah man Ottilie'n herankommen, und die Baroneſſe ſagte ſchnell zu Eduard: er möchte von dieſer vorhabenden Herbſtreiſe ja Nichts reden; denn gewöhnlich geſchehe Das nicht, worauf man ſich ſo lange voraus freue. Eduard verſprach, nöthigte ſie aber, Ottilie'n entgegen geſchwinder zu gehen, und eilte ihr endlich, dem lieben Kinde zu, mehrere Schritte voran.

Eine herzliche Freude drückte sich in seinem ganzen Wesen aus. Er küßte ihr die Hand, in die er einen Strauß Feldblumen drückte, die er unterwegs zusammengepflückt hatte. Die Baronesse fühlte sich bei diesem Anblick in ihrem Innern fast erbittert. Denn wenn sie auch Das, was an dieser Neigung strafbar sein mochte, nicht billigen durfte, so konnte sie Das, was daran liebenswürdig und angenehm war, jenem unbedeutenden Neuling von Mädchen keineswegs gönnen.

Als man sich zum Abendessen zusammengesetzt hatte, war eine völlig andere Stimmung in der Gesellschaft verbreitet. Der Graf, der schon vor Tische geschrieben und den Boten fortgeschickt hatte, unterhielt sich mit dem Hauptmann, den er auf eine verständige und bescheidene Weise immer mehr ausforschte, indem er ihn diesen Abend an seine Seite gebracht hatte. Die zur Rechten des Grafen sitzende Baronesse fand von daher wenig Unterhaltung; ebenso wenig an Eduard, der erst durstig, dann aufgeregt, des Weines nicht schonte und sich sehr lebhaft mit Ottilie'n unterhielt, die er an sich gezogen hatte, wie von der andern Seite neben dem Hauptmann Charlotte saß, der es schwer, ja beinahe unmöglich ward, die Bewegungen ihres Innern zu verbergen.

Die Baronesse hatte Zeit genug, Beobachtungen anzustellen. Sie bemerkte Charlotte'ns Unbehagen, und weil sie nur Eduard's Verhältniß zu Ottilie'n im Sinn hatte, so überzeugte sie sich leicht, auch Charlotte sei bedenklich und verdrießlich über ihres Gemahls Benehmen, und überlegte, wie sie nunmehr am Besten zu ihren Zwecken gelangen könne.

Auch nach Tische fand sich ein Zwiespalt in der Gesellschaft. Der Graf, der den Hauptmann recht ergründen wollte, brauchte bei einem so ruhigen, keineswegs eiteln und überhaupt laconischen Manne verschiedene Wendungen, um zu erfahren, was er wünschte. Sie gingen mit einander an der einen Seite des Saals auf und ab, indeß Eduard, aufgeregt von Wein und Hoffnung, mit Ottilie'n an einem Fenster scherzte, Charlotte und die Baronesse aber stillschweigend an der andern Seite des Saals neben einander hin und wieder gingen. Ihr Schweigen und müßiges Umherstehen brachte denn auch zuletzt eine Stockung in die übrige Gesellschaft. Die Frauen zogen sich zurück auf ihren Flügel, die Männer auf den andern, und so schien dieser Tag abgeschlossen.

Eilftes Capitel.

Eduard begleitete den Grafen auf sein Zimmer und ließ sich recht gern durch's Gespräch verführen, noch eine Zeit lang bei ihm zu bleiben. Der Graf verlor sich in vorige Zeiten, gedachte mit Lebhaftigkeit an die Schönheit Charlottens, die er als ein Kenner mit vielem Feuer entwickelte. Ein schöner Fuß ist eine große Gabe der Natur. Diese Anmuth ist unveräußlich. Ich habe sie heute im Gehen beobachtet; noch immer möchte man ihren Schuh küssen, und die zwar etwas barbarische, aber doch tiefgefühlte Ehrenbezeugung der Sarmaten wiederholen, die sich nichts Besser's kennen, als aus dem Schuh einer geliebten und verehrten Person ihre Gesundheit zu trinken.

Die Spitze des Fußes blieb nicht allein der Gegenstand des Lobes unter zwei vertrauten Männern. Sie gingen von der Person auf alte Geschichten und Abenteuer zurück, und kamen auf die Hindernisse, die man ehemals den Zusammenkünften dieser beiden Liebenden entgegengesetzt, welche Mühe sie sich gegeben, welche Kunstgriffe sie erfunden, nur um sich sagen zu können, daß sie sich liebten.

Erinnerst Du Dich, fuhr der Graf fort, welche Abenteuer ich Dir recht freundschaftlich und uneigennützig bestehen helfen, als unsere höchsten Herrschaften ihren Oheim besuchten und auf dem weitläuftigen Schlosse zusammenkamen? Der Tag war in Feierlichkeiten und Feierkleidern hingegangen; ein Theil der Nacht sollte wenigstens unter freiem, liebevollem Gespräch verstreichen.

Den Hinweg zu dem Quartier der Hofdamen hatten Sie sich wohl gemerkt, sagte Eduard. Wir gelangten glücklich zu meiner Geliebten.

Die, versetzte der Graf, mehr an den Anstand als an meine Zufriedenheit gedacht und eine sehr häßliche Ehrenwächterinn bei sich behalten hatte; da mir denn, indessen Ihr Euch mit Blicken und Worten sehr gut unterhieltet, ein höchst unerfreuliches Loos zu Theil ward.

Ich habe mich noch gestern, versetzte Eduard, als Sie sich anmelden ließen, mit meiner Frau an die Geschichte erinnert, besonders an unsern Rückzug. Wir verfehlten den Weg und kamen an den Vorsaal der Garden. Weil wir uns nun von da recht gut zu finden wußten, so glaubten wir auch hier ganz ohne Bedenken hindurch und an dem Posten, wie an den übrigen, vorbeigehen zu können. Aber wie groß war beim Eröffnen der Thüre unsere Verwunderung! Der Weg war mit Matratzen verlegt, auf denen die Riesen in mehrern Reihen ausgestreckt lagen und schliefen. Der einzige Wachende auf dem Posten sah uns verwundert an; wir aber im jugendlichen Muth und Muthwillen stiegen ganz gelassen über die ausgestreckten Stiefel weg, ohne daß auch nur Einer von diesen schnarchenden Enakskindern erwacht wäre.

Ich hatte große Luſt zu holpern, ſagte der Graf, damit es Lärm gegeben hätte; denn welch eine ſeltſame Auferſtehung würden wir geſehen haben!

In dieſem Augenblick ſchlug die Schloßglocke Zwölf.

Es iſt hohe Mitternacht, ſagte der Graf lächelnd, und eben gerechte Zeit. Ich muß Sie, lieber Baron, um eine Gefälligkeit bitten: führen Sie mich heute, wie ich Sie damals führte; ich habe der Baroneſſe das Verſprechen gegeben, ſie noch zu beſuchen. Wir haben uns den ganzen Tag nicht allein geſprochen, wir haben uns ſo lange nicht geſehen, und Nichts iſt natürlicher, als daß man ſich nach einer vertraulichen Stunde ſehnt. Zeigen Sie mir den Hinweg, den Rückweg will ich ſchon finden, und auf alle Fälle werde ich über keine Stiefel wegzuſtolpern haben.

Ich will Ihnen recht gern dieſe gaſtliche Gefälligkeit erzeigen, verſetzte Eduard; nur ſind die drei Frauenzimmer drüben zuſammen auf dem Flügel. Wer weiß, ob wir ſie nicht noch bei einander finden, oder was wir ſonſt für Händel anrichten, die irgend ein wunderliches Anſehen gewinnen?

Nur ohne Sorge! ſagte der Graf; die Baroneſſe erwartet mich. Sie iſt um dieſe Zeit gewiß auf ihrem Zimmer und allein.

Die Sache iſt übrigens leicht, verſetzte Eduard, und nahm ein Licht, dem Grafen vorleuchtend eine geheime Treppe hinunter, die zu einem langen Gang führte. Am Ende deſſelben öffnete Eduard eine kleine Thüre. Sie erſtiegen eine Wendeltreppe; oben, auf einem engen Ruheplatz, deutete Eduard dem Grafen, dem er das Licht in die Hand gab, nach einer Tapeten-Thüre rechts, die beim erſten Verſuch ſogleich ſich öffnete, den Grafen aufnahm und Eduard in dem dunkeln Raum zurückließ.

Eine andere Thüre links ging in Charlotte's Schlafzimmer. Er hörte reden und horchte. Charlotte ſprach zu ihrem Kammermädchen: Iſt Ottilie ſchon zu Bette? Nein, verſetzte Jene; ſie ſitzt noch unten und ſchreibt. So zünde Sie das Nachtlicht an, ſagte Charlotte, und gehe Sie nur hin: es iſt ſpät. Die Kerze will ich ſelbſt auslöſchen und für mich zu Bette gehen.

Eduard hörte mit Entzücken, daß Ottilie noch ſchreibe. Sie beſchäftigt ſich für mich! dachte er triumphirend. Durch die Finſterniß ganz in ſich ſelbſt gedrängt, ſah er ſie ſitzen, ſchreiben; er glaubte zu ihr zu treten, ſie zu ſehen, wie ſie ſich nach ihm umkehrte; er fühlte ein unüberwindliches Verlangen, ihr noch ein Mal nahe zu ſein. Von hier aber war kein Weg in das Halbgeſchoß, wo ſie wohnte. Nun fand er ſich unmittelbar an ſeiner Frauen Thüre; eine ſonderbare Verwechſelung ging in ſeiner Seele vor, er ſuchte die Thüre aufzudrehen, er fand ſie verſchloſſen, er pochte leiſe an; Charlotte hörte nicht.

Sie ging in dem größern Nebenzimmer lebhaft auf und ab. Sie wiederholte ſich aber und abermals, was ſie ſeit jenem unerwarteten Vorſchlag des Grafen oft genug bei ſich um und um gewendet hatte. Der Hauptmann ſchien vor ihr zu ſtehen. Er füllte noch das Haus, er belebte noch die Spaziergänge und er ſollte fort; Das Alles ſollte leer werden! Sie ſagte ſich Alles was man ſich ſagen kann, ja ſie anticipirte, wie man gewöhnlich pflegt, den leidigen Troſt, daß auch ſolche Schmerzen durch die Zeit gelindert werden. Sie verwünſchte die Zeit, die es braucht, um ſie zu lindern; ſie verwünſchte die todtenhafte Zeit, wo ſie würden gelindert ſein.

Da war denn zuletzt die Zuflucht zu den Thränen um ſo willkommener, als ſie bei ihr ſelten Statt fand. Sie warf ſich auf den Sopha und überließ ſich ganz ihrem Schmerz. Eduard ſeinerſeits konnte von der Thüre nicht weg; er pochte nochmals, und zum dritten Mal etwas ſtärker, ſo daß Charlotte durch die Nachtſtille es ganz deutlich vernahm und erſchreckt auffuhr. Der erſte Gedanke war: es könne, es müſſe der Hauptmann ſein; der zweite: Das ſei unmöglich. Sie hielt es für Täuſchung; aber ſie hatte es gehört, ſie wünſchte, ſie fürchtete, es gehört zu haben. Sie ging in's Schlafzimmer, trat leiſe zu der verriegelten Tapeten-Thür. Sie ſchalt ſich über ihre Furcht. Wie leicht kann die Gräfinn Etwas bedürfen! ſagte ſie zu ſich ſelbſt und rief gefaßt und geſetzt: Iſt Jemand da? Eine leiſe Stimme antwortete: Ich bin's. Wer? entgegnete Charlotte, die den Ton nicht unterſcheiden konnte. Ihr ſtand des Hauptmanns Geſtalt vor der Thür. Etwas lauter klang es ihr entgegen: Eduard! Sie öffnete und ihr Gemahl ſtand vor ihr. Er begrüßte ſie mit einem Scherz. Es ward ihr möglich, in dieſem Tone fortzufahren. Er verwickelte den räthſelhaften Beſuch in räthſelhafte Erklärungen. Warum ich denn aber eigentlich komme, ſagte er zuletzt, muß ich Dir nur geſtehen. Ich habe ein Gelübde gethan, heute Abend noch Deinen Schuh zu küſſen.

Das iſt Dir lange nicht eingefallen, ſagte Charlotte. Deſto ſchlimmer, verſetzte Eduard, und deſto beſſer!

Sie hatte ſich in einen Seſſel geſetzt, um ihre leichte Nachtkleidung ſeinen Blicken zu entziehen. Er warf ſich vor ihr nieder, und ſie konnte ſich nicht erwehren, daß er nicht ihren Schuh küßte, und daß, als dieſer ihm in der Hand blieb, er den Fuß ergriff und ihn zärtlich an ſeine Bruſt drückte.

Charlotte war eine von den Frauen, die von Natur mäßig, im Ehestande, ohne Vorsatz und Anstrengung, die Art und Weise der Liebhaberinnen fortführen. Niemals reizte sie den Mann, ja seinem Verlangen kam sie kaum entgegen; aber ohne Kälte und abstoßende Strenge glich sie immer einer liebevollen Braut, die selbst vor dem Erlaubten noch einige Scheu trägt. Und so fand sie Eduard diesen Abend in doppeltem Sinne. Wie sehnlich wünschte sie den Gatten weg! Denn die Lustigkeit des Freundes schien ihr Vorwürfe zu machen. Aber Das, was Eduard'en hätte entfernen sollen, zog ihn nur mehr an. Eine gewisse Bewegung war an ihr sichtbar. Sie hatte gewonnt, und wenn weiche Personen dadurch meist an Anmuth verlieren, so gewinnen diejenigen dadurch unendlich, die wir gewöhnlich als stark und gefaßt kennen. Eduard war so liebenswürdig, so freundlich, so dringend; er bat sie, bei ihr bleiben zu dürfen, er forderte nicht; bald ernst, bald scherzhaft suchte er sie zu bereden; er dachte nicht daran, daß er Rechte habe und löschte zuletzt mutwillig die Kerze aus.

In der Lampendämmerung sogleich behauptete die innere Neigung, behauptete die Einbildungskraft ihre Rechte über das Wirkliche. Eduard hielt nur Ottilie'n in Armen; Charlotte'n schwebte der Hauptmann näher oder ferner vor der Seele, und so verwebten, wundersam genug, sich Abwesendes und Gegenwärtiges reizend und wonnevoll durcheinander.

Und doch läßt sich die Gegenwart ihr ungeheures Recht nicht rauben. Sie brachten einen Theil der Nacht unter allerlei Gesprächen und Scherzen zu, die um desto freier waren, als das Herz leider keinen Antheil daran nahm. Aber als Eduard des andern Morgens an dem Busen seiner Frau erwachte, schien ihm der Tag ahnungsvoll hereinzublicken, die Sonne schien ihm ein Verbrechen zu beleuchten; er schlich sich leise von ihrer Seite, und sie fand sich, seltsam genug, allein, als sie erwachte.

Zwölftes Capitel.

Als die Gesellschaft zum Frühstück wieder zusammenkam, hätte ein aufmerksamer Beobachter an dem Betragen der Einzelnen die Verschiedenheit der innern Gesinnungen und Empfindungen abnehmen können. Der Graf und die Baroneſſe begegneten sich mit dem heitern Behagen, das ein Paar Liebende empfinden, die sich, nach erduldeter Trennung, ihrer wechselseitigen Neigung abermals versichert halten, dagegen Charlotte und Eduard gleichsam beschämt und reuig dem Hauptmann und Ottilie'n entgegentraten. Denn so ist die Liebe beschaffen, daß sie allein Rechte zu haben glaubt und alle andern Rechte vor ihr verschwinden. Ottilie war kindlich heiter; nach ihrer Weise konnte man sie offen nennen. Endlich erschien der Hauptmann; ihm war bei der Unterredung mit dem Grafen, indem Dieser Alles in ihm aufregte, was einige Zeit geruht und geschlafen hatte, nur zu fühlbar geworden, daß er eigentlich hier seiner Bestimmung nicht erfülle und im Grunde bloß in einem halbthätigen Müßiggang hinschlendere. Kaum hatten sich die beiden Gäste entfernt, als schon wieder ein neuer Besuch eintraf, Charlotte'n willkommen, die aus sich selbst herauszugehen, sich zu zerstreuen wünschte; Eduard'en ungelegen, der eine doppelte Neigung fühlte, sich mit Ottilien zu beschäftigen; Ottilie'n gleichfalls unerwünscht, die mit ihrer auf morgen früh so nöthigen Reinschrift noch nicht fertig war. Und so eilte sie auch, als die Fremden sich spät entfernten, sogleich auf ihr Zimmer.

Es war Abend geworden. Eduard, Charlotte und der Hauptmann, welche die Fremden, ehe sie sich in den Wagen setzten, eine Strecke zu Fuß begleitet hatten, waren einig, noch einen Spaziergang nach den Teichen zu machen. Ein Kahn war angekommen, den Eduard mit zwei ansehnlichen Nachen aus der Ferne verschrieben hatte. Man wollte versuchen, ob er sich leicht bewegen und lenken ließe.

Er war am Ufer des mittelsten Teiches nicht weit von einigen alten Buchbäumen angebunden, auf die man schon bei künftigen Anlagen gerechnet hatte. Hier sollte ein Landungsplatz angebracht, unter den Bäumen ein architectonischer Ruheſitz aufgeführt werden, wonach Diejenigen, die über den See fahren, zu steuern hatten.

Wo wird man denn nun drüben die Landung am Besten anlegen? fragte Eduard. Ich sollte denken, bei meinen Platanen.

Sie stehen ein wenig zu weit rechts, sagte der Hauptmann. Landet man weiter unten, so ist man dem Schlosse näher; doch muß man es überlegen.

Der Hauptmann stand schon im Hintertheile des Kahns und hatte ein Ruder ergriffen. Charlotte stieg ein, Eduard gleichfalls und faßte das andere Ruder; aber als er eben im Abstoßen begriffen war, gedachte er Ottilie's, gedachte, daß ihn diese Wasserfahrt verspäten, wer weiß, erst wann zurückführen würde. Er entschloß sich kurz und gut, sprang wieder an's Land, reichte dem Hauptmann das andere Ruder und eilte, sich flüchtig entschuldigend, nach Hause.

Dort vernahm er: Ottilie habe sich eingeschlossen, sie schreibe. Bei dem angenehmen Gefühle, daß sie für ihn Etwas thue, empfand er das lebhafteste Mißbehagen, sie nicht gegen-

nützig zu ſehen. Seine Ungeduld vermehrte ſich mit jedem Augenblicke. Er ging in dem großen Saale auf und ab, verſuchte Allerlei, und Nichts vermochte ſeine Unaufmerkſamkeit zu feſſeln. Sie wünſchte er zu ſehen, allein zu ſehen, ehe noch Charlotte mit dem Hauptmann zurückkäme. Es ward Nacht, die Kerzen wurden angezündet.

Endlich trat ſie herein, glänzend von Liebenswürdigkeit. Das Gefühl, Etwas für den Freund gethan zu haben, hatte ihr ganzes Weſen über ſich ſelbſt gehoben. Sie legte das Lorgnet und die Abſchrift vor Eduard auf den Tiſch. Wollen wir collationiren? ſagte ſie lächelnd. Eduard wußte nicht, was er erwidern ſollte. Er ſah ſie an, er beſah die Abſchrift. Die erſten Blätter waren mit der größten Sorgfalt, mit einer zarten weiblichen Hand geſchrieben; dann ſchienen ſich die Züge zu verändern, leichter und freier zu werden; aber wie erſtaunt war er, als er die letzten Seiten mit den Augen überlief! Um Gotteswillen! rief er aus, was iſt Das? Das iſt meine Hand! Er ſah Ottilien an und wieder auf die Blätter; beſonders der Schluß war ganz, als wenn er ihn ſelbſt geſchrieben hätte. Ottilie ſchwieg, aber ſie drückte ihm mit der größten Zufriedenheit in die Augen. Eduard hob ſeine Arme empor: Du liebſt mich! rief er aus: Ottilie, Du liebſt mich! und ſie hielten einander umfaßt. Wer das Nahen zuerſt ergriffen, wäre nicht zu unterſcheiden geweſen.

Von dieſem Augenblick an war die Welt für Eduard'en umgewandelt; er war nicht mehr, was er geweſen, die Welt nicht mehr, was ſie geweſen. Sie ſtanden vor einander, er hielt ihre Hände, ſie ſahen einander in die Augen, im Begriff, ſich wieder zu umarmen.

Charlotte mit dem Hauptmann trat herein. Zu den Entſchuldigungen eines längern Außenbleibens lächelte Eduard heimlich. O, wie viel zu früh kommt Ihr! ſagte er zu ſich ſelbſt.

Sie ſetzten ſich zum Abendeſſen. Die Perſonen des heutigen Beſuchs wurden beurtheilt. Eduard, liebevoll aufgeregt, ſprach gut von einem Jeden, immer ſchonend, oft billigend. Charlotte, die nicht durchaus ſeiner Meinung war, bemerkte dieſe Stimmung und ſcherzte mit ihm, daß er, der ſonſt über die ſchreibende Geſellſchaft immer das ſtrengſte Zungengericht ergehen laſſe, heute ſo mild und nachſichtig ſei.

Mit Feuer und herzlicher Ueberzeugung rief Eduard: Man muß nur ein Weſen recht von Grund aus lieben, da kommen Einem die übrigen alle liebenswürdig vor! Ottilie ſchlug die Augen nieder, und Charlotte ſah vor ſich hin.

Der Hauptmann nahm das Wort und ſagte: Mit den Gefühlen der Hochachtung, der Verehrung, iſt es doch auch etwas Aehnliches. Man erkennt nur erſt das Schätzenswerthe in der Welt, wenn man ſolche Geſinnungen an einem Gegenſtande zu üben Gelegenheit findet.

Charlotte ſuchte bald in ihr Schlafzimmer zu gelangen, um ſich der Erinnerung Deſſen zu überlaſſen, was dieſen Abend zwiſchen ihr und dem Hauptmann vorgegangen war.

Als Eduard, auf's Ufer ſpringend, den Kahn vom Lande ſtieß, Geiſtes und Freund dem ſchwankenden Element ſelbſt überantwortete, ich wünſche Charlotte den Mann, um den ſie im Stechen ſchon ſo viel gelitten hatte, in der Dämmerung vor ſich ſitzen und durch die Führung zweier Ruder das Fahrzeug in beliebiger Richtung fortbewegen. Sie empfand eine tiefe, lange gefühlte Traurigkeit. Das Kreiſen des Kahns, das Plätſchern der Ruder, der über den Waſſerſpiegel hinſchauernde Windhauch, das Säuſeln der Rohre, das letzte Schwatzen der Vögel, das Blinken und Wiederblinken der erſten Sterne: Alles hatte etwas Geheimnißvolles in dieſer allgemeinen Stille. Es ſchien ihr, der Freund ſitze ſie weit weg, um ſie auszuſetzen, ſie allein zu laſſen. Eine wunderbare Bewegung war in ihrem Innern, und ſie konnte nicht weinen.

Der Hauptmann beſchrieb ihr unterdeſſen, wie nach ſeiner Anſicht die Anlagen werden ſollten. Er rühmte die guten Eigenſchaften des Kahns, daß er ſich leicht mit zwei Rudern von einer Perſon bewegen und regieren laſſe. Sie werde Das ſelbſt lernen; es ſei eine angenehme Empfindung, manchmal allein auf dem Waſſer hinzuſchwimmen und ſein eigener Fähr- und Steuermann zu ſein.

Bei dieſen Worten fiel der Freundinn die bevorſtehende Trennung aufs Herz. Sagt er Das mit Vorſatz? dachte ſie bei ſich ſelbſt. Weiß er ſchon davon, vermuthet er's? oder ſagt er es zufällig, ſo daß er mir unbewußtes mein Schickſal voraus verkündigt? Es ergriff ſie eine große Wehmuth, eine Ungeduld; ſie bat ihn, baldmöglichſt zu landen und mit ihr nach dem Schloſſe zurückzukehren.

Es war das erſte Mal, daß der Hauptmann die Teiche befuhr, und ob er gleich im Allgemeinen ihre Tiefe unterſucht hatte, ſo waren ihm doch die einzelnen Stellen unbekannt. Dunkel fing es an zu werden, er richtete ſeinen Lauf dahin, wo er einen bequemen Ort zum Ausſteigen vermuthete und den Fußpfad nicht entfernt wußte, der nach dem Schloſſe führte. Aber auch von dieſer Bahn wurde er einiger Maßen abgelenkt, als Charlotte mit einer Art von Aengſtlichkeit den Wunſch wiederholte, bald am Lande zu ſein. Er näherte ſich mit erneuten Anſtrengungen dem Ufer, aber leider fühlte er

ſich in einiger Entfernung davon angehalten; er hatte ſich feſt gelehnt und ſeine Bewegungen, wieder bekommen, waren vergebens. Was war zu thun? Ihm blieb Nichts übrig, als in das Waſſer zu ſteigen, das ſeicht genug war, und die Fregatte an das Land zu ziehen. Glücklich brachte er die leichte Barke hinüber, ſtark genug, um nicht zu ſchwanken oder ihr einige Sorge zu geben, aber doch hatte ſie dergeſtalt ihre Arme um ſeinen Hals geſchlungen. Er hielt ſie feſt und drückte ſie an ſich. Erſt auf einem Felſenabhang ließ er ſie nieder, nicht ohne Bewegung und Verwirrung. Sie lag noch an ſeinem Halſe; er ſchloß ſie auf's Neue in ſeine Arme und drückte einen lebhaften Kuß auf ihre Lippen; aber auch im Augenblick lag er zu ihren Füßen, drückte ſeinen Mund auf ihre Hand und rief: Charlotte, werden Sie mir vergeben?

Der Kuß, den der Freund gewagt, den ſie ihm beinahe geſtattet, brachte Charlotte's Sinnen wieder zu ſich ſelbſt. Sie drückte ſeine Hand, aber ſie hob ihn nicht auf. Doch indem ſie ſich zu ihm hinunterneigte und eine Hand auf ſeine Schultern legte, ſagte ſie mild: Daß dieſer Augenblick in unſerm Leben Epoche macht, können wir nicht verhindern; aber daß ſie unſer werth ſei, hängt von uns ab. Sie müſſen ſcheiden, lieber Freund, und Sie werden ſcheiden. Der Kuß macht Unluſt. Ihr Schickſal zu verbeſſern; es freut und ſchmerzt mich. Ich wollte es verſchweigen, bis es gewiß wäre; der Augenblick nöthigt mich, dieß Geheimniß zu entdecken. Nur inſofern kann ich Ihnen, kann ich mir verzeihen, wenn wir den Muth haben, unſere Lage zu ändern, da es von uns nicht abhängt, unſere Geſinnung zu ändern. Sie hob ihn auf und ergriff ſeinen Arm, um ſich darauf zu ſtützen, und ſo kamen ſie ſtillſchweigend nach dem Schloſſe.

Nun aber ſtand ſie in ihrem Schlafzimmer, wo ſie ſich als Gattinn Eduard's empfinden und betrachten mußte. Ihr kam bei dieſen Widerſprüchen ihr tüchtiger und durch's Leben mannigfaltig geübter Character zu Hülfe. Immer gewohnt, ſich ihrer ſelbſt bewußt zu ſein, ſich ſelbſt zu gebieten, ward es ihr auch jetzt nicht ſchwer, durch ernſte Betrachtung ſich dem erwünſchten Gleichgewichte zu nähern; ja ſie mußte über ſich ſelbſt lächeln, indem ſie des wunderlichen Nachtbeſuches gedachte. Doch ſchnell ergriff ſie eine ſeltſame Ahnung, ein freudig bängliches Erzittern, daß in fromme Wünſche und Hoffnungen ſich auflöſ'te. Gerührt kniete ſie nieder, ſie wiederholte den Schwur, den ſie Eduard'en vor dem Altar gethan, Freundſchaft, Neigung, Entſagen gingen vor ihr in heitern Bildern vorüber. Sie fühlte ſich innerlich wieder hergeſtellt. Bald ergreift ſie eine ſüße Müdigkeit, und ruhig ſchläft ſie ein.

Dreizehntes Capitel.

Eduard von ſeiner Seite iſt in einer ganz verſchiedenen Stimmung. Zu ſchlafen denkt er ſo wenig, daß es ihm nicht einmal einfällt, ſich auszuziehen. Die Widerſchrift des Documentes lieſt er tauſend Mal, den Befehl von Ottilie's freilich ſonderbarer Hand; das Ende wagt er kaum zu leſen, weil er ſeiner eigenen Hand zu ſehen glaubte. O, daß es ein anderes Document wäre! ſagt er ſich im Stillen; und doch iſt es ihm auch ſo ſchon die ſchönſte Verſicherung, daß ſein höchſter Wunſch erfüllt ſei. Wieder ſieht es ſo todt in ſeinen Händen, und wird es nicht immerfort an ſein Herz drücken, obgleich entſtellt durch die Unterſchrift eines Dritten!

Der aufgehende Mond ſteigt über den Wald hervor. Die warme Nacht lockt Eduard'en in's Freie; er ſchweift umher, er iſt der unruhigſte und der glücklichſte aller Sterblichen. Er wandelt durch die Gärten; ſie ſind ihm zu enge; er eilt auf das Feld, und es wird ihm zu weit. Nach dem Schloſſe zieht es ihn zurück; er findet ſich unter Ottilie's Fenſtern. Dort legt er ſich auf eine Terraſſen-Treppe. Pfeilern und Riegeln, ſagte er zu ſich ſelbſt, trennen uns jetzt, aber unſere Herzen ſind nicht getrennt. Schläfſt du nun mit, in meine Arme würde ich ſinken, ich in die ihrigen; und was bedarf es weiter als dieſe Gewißheit! Alles war ſtill um ihn her, kein Lüftchen regte ſich; ſo ſtill war's, daß er das wühlende Arbeiten emſiger Thiere unter der Erde vernehmen konnte, denen Tag und Nacht gleich ſind. Er hing ganz ſeinen glücklichen Träumen nach, ſchlief endlich ein und erwachte nicht eher wieder, als bis die Sonne mit herrlichem Blick heraufſtieg und die früheſten Nebel bewältigte.

Nun fand er ſich, den erſten Wachenden, in ſeinen Beſitzungen. Die Arbeiter ſchienen ihm zu lange auszubleiben. Sie kamen; es ſchienen ihm ihrer zu wenig, und die vorgeſetzte Tagesarbeit für ſeine Wünſche zu gering. Er fragte nach mehrern Arbeitern; man verſprach ſie und ſtellte ſie im Laufe des Tages. Aber auch Dieſe ſind ihm nicht genug, um ſeine Vorſätze ſchleunig ausgeführt zu ſehen. Das Schaffen macht ihm keine Freude mehr; es ſoll ſchon Alles fertig ſein, und für wen? Die Wege ſollen gebahnt ſein, damit Ottilie bequem ſie gehen, die Sitze ſchon an Ort und Stelle, damit Ottilie dort ruhen könne. Auch an dem neuen Hauſe treibt er, was er kann: es ſoll an Ottilie's Geburtstage gerichtet werden. In Eduard's Geſinnungen, wie in ſeinen Handlungen, iſt kein Maß

mehr. Das Bewußtsein, zu lieben und geliebt zu werden, steht ihm in's Unendliche. Wie verändert ist ihm die Aussicht von allen Zimmern, von allen Umgebungen! Er findet sich in seinem eigenen Hause nicht mehr. Ottilie's Gegenwart verschlingt ihm Alles; er ist ganz in sie versunken; keine andere Betrachtung steigt vor ihm auf, kein Gewissen spricht ihm zu; Alles, was in seiner Natur gebändigt war, bricht los, sein ganzes Wesen stimmt gegen Ottilie's.

Der Hauptmann beobachtet dieses leidenschaftliche Treiben und wünscht, den traurigen Folgen zuvorzukommen. Alle diese Anlagen, die jetzt mit einem einseitigen Triebe übermäßig gefördert werden, hatte er auf ein ruhig freundliches Zusammenleben berechnet. Der Verkauf des Vorwerks war durch ihn zu Stande gebracht, die erste Zahlung geschehen; Charlotte hatte sie der Abrede nach in ihre Kasse genommen. Aber sie muß gleich in der ersten Woche Geld und Gelegenheit zur Ordnung mehr als Lust über und im Auge haben; denn nach der abgeredeten Weise wird das Ausgelegte nicht lange reichen.

Es war viel angefangen und viel zu thun. Wie soll er Charlotten in dieser Lage lassen! Sie berathen sich und kommen überein, man wolle die planmäßigen Arbeiten lieber beschleunigen, zu dem Ende Geld aufnehmen, und zu deren Abtragung die Zahlungs-Termine anweisen, die vom Vorwerksverkauf zurückgeblieben waren. Es ließ sich fast ohne Verlust durch Cession der Gerechtsame thun; man hatte freiere Hand; man leistete, da Alles im Gange, Arbeiter genug vorhanden waren, mehr auf ein Mal, und gelangte gewiß und bald zum Zweck. Eduard stimmte gern bei, weil es mit seinen Absichten übereintraf.

Im innern Herzen beharrt indessen Charlotte bei Dem, was sie bedacht und sich vorgesetzt, und männlich steht ihr der Freund mit gleichem Sinn zur Seite. Aber eben dadurch wird ihre Vertraulichkeit nur vermehrt. Sie erklären sich wechselseitig über Eduard's Leidenschaft; sie berathen sich darüber. Charlotte schließt Ottilie'n näher an sich, beobachtet sie strenger, und je mehr sie ihr eigen Herz gewahr worden, desto tiefer blickt sie in das Herz des Mädchens. Sie sieht keine Rettung, als sie muß das Kind entfernen.

Nun scheint es ihr eine glückliche Fügung, daß Luciane ein so ausgezeichnetes Lob in der Pension erhalten; denn die Groß-Tante, davon unterrichtet, will sie nun ein für alle Mal zu sich nehmen, sie um sich haben, sie in die Welt einführen. Ottilie konnte in die Pension zurückkehren; der Hauptmann entfernte sich, wohlversorgt, und Alles stand wie vor wenigen Monaten, ja um so viel besser. Ihr eigenes Verhältniß hoffte Charlotte zu Eduard's Beste wieder herzustellen, und sie legte das Alles so verständig bei sich zurecht, daß sie sich nur immer mehr in dem Wahn bestärkte: in einem reifen beschäftigten Zustand könne man zurückstehen, ein gewaltsam Entbundenes lasse sich wieder in's Enge bringen.

Eduard empfand unterdessen die hinderliche Höhe hoch, die man ihm in den Weg legte. Er bemerkte gar bald, daß man ihn und Ottilie'n auseinander hielt, daß man ihm erschwerte, sie allein zu sprechen, ja sich ihr zu nähern, außer in Gegenwart von Mentern; und indem er hierüber verdrießlich war, ward er es über manches Andere. Konnte er Ottilie'n flüchtig sprechen, so war es nicht nur, sie seiner Liebe zu versichern, sondern sich auch über seine Lage, über den Hauptmann zu beklagen. Er fühlte nicht, daß er selbst durch sein heftiges Treiben die Lasse zu erklimmen auf dem Wege war; er tadelte bitter Charlotte'n und den Hauptmann, daß sie bei dem Geschäft gegen die erste Abrede handelten, und doch hatte er in die gegenwärtige Abrede gewilligt, ja er hatte sie selbst veranlaßt und nothwendig gemacht.

Der Haß ist parteiisch, aber die Liebe ist es noch mehr. Auch Ottilie entfremdete sich einigermaßen von Charlotte'n und dem Hauptmann. Als Eduard sich einst gegen Ottilie'n über den Letztern beklagte, daß er als Freund und in einem solchen Verhältnisse nicht ganz aufrichtig handle, versetzte Ottilie unbedachtsam: es hat mir schon früher mißfallen, daß er nicht ganz redlich gegen Sie ist. Ich hörte ihn ein Mal zu Charlotte'n sagen: wenn uns nur Eduard mit seiner Flötenbudelei verschonte: es kann daraus Nichts werden und ist für die Zuhörer so lästig. Sie können denken, wie mich Das geschmerzt hat, da ich Sie so gern accompagnire.

Kaum hatte sie es gesagt, als ihr schon der Geist zuflüsterte, daß sie hätte schweigen sollen; aber es war heraus. Eduard's Gesichtszüge verwandelten sich. Nie hatte ihn Etwas mehr verdrossen; er war in seinen liebsten Forderungen angegriffen, er war sich eines kindlichen Strebens ohne die mindeste Anmaßung bewußt. Was ihn unterhielt, was ihn erfreute, sollte doch mit Schonung von Freunden behandelt werden. Er dachte nicht, wie schrecklich es für einen Dritten sei, sich die Ohren durch ein unzulängliches Talent verletzen zu lassen. Er war beleidigt, wüthend, um nicht wieder zu vergeben; er fühlte sich von allen Pflichten losgesprochen.

Die Nothwendigkeit, mit Ottilie'n zu sein, sie zu sehen, ihr Etwas zuzuflüstern, ihr zu vertrauen, wuchs mit jedem Tage. Er entschloß sich, ihr zu schreiben, sie um einen geheimen

Briefwechſel zu hüten. Das Streifchen Papier, worauf er Dieß laconiſch genug gethan hatte, lag auf dem Schreibtiſch und ward vom Zugwind heruntergeführt, als der Kammerdiener hereintrat, ihm die Haare zu kräuſeln. Gewöhnlich, um die Hitze des Eiſens zu verſuchen, hielt ſich Dieſen noch Papierſchnitzel auf der Erde; dieß Mal ergriff er das Billet, zwickte es eilig und es war verſengt. Eduard, den Mißgriff bemerkend, riß es ihm aus der Hand. Bald darauf ſetzte er ſich hin, es noch ein Mal zu ſchreiben; es wollte nicht ganz ſo zum zweiten Mal aus der Feder. Er fühlte einiges Bedenken, einige Beſorgniß, die er jedoch überwand. Ottilie'n wurde das Blättchen in die Hand gedrückt, den erſten Augenblick, wo er ſich ihr nähern konnte.

Ottilie verſäumte nicht, ihm zu antworten. Ungeſehen ſteckte er das Zettelchen in die Weſte, die, wohlich kurz, es nicht gut verwahrte. Es fiel ſich heraus und fiel, ohne von ihm bemerkt zu werden, auf den Boden. Charlotte ſah es und hob es auf, und reichte es ihm mit einem flüchtigen Ueberblick. Hier iſt Etwas von Deiner Hand, ſagte ſie, das Du vielleicht ungern verlierſt.

Er war betroffen. Verſtellt ſie ſich? dachte er. Iſt ſie den Inhalt des Blättchens gewahr worden, oder irrt ſie ſich an der Aehnlichkeit der Hände? Er hoffte, er dachte das Letztere. Er war gewarnt, doppelt gewarnt, aber dieſe ſonderbaren, zufälligen Zeichen, durch die ein höheres Weſen mit uns zu ſprechen ſcheint, waren ſeiner Leidenſchaft unverſtändlich; vielmehr, indem ſie ihn immer weiter führte, empfand er die Beſchränkung, in der man ihn zu halten ſchien, immer unangenehmer. Die freundliche Geſellſchaft verlor ſich. Sein Herz war verſchloſſen, und wenn er mit Freund und Frau zuſammen zu ſein genöthigt war, ſo gelang es ihm nicht, ſeine frühere Neigung zu ihnen in ſeinem Buſen wieder aufzuſtuden, zu beleben. Der ſtille Vorwurf, den er ſich ſelbſt hierüber machen mußte, war ihm unbequem und er ſuchte ſich durch eine Art von Humor zu helfen, der aber, weil er ohne Liebe war, auch der gewohnten Anmuth ermangelte.

Ueber alle dieſe Prüfungen half Charlotte'n ihr inneres Gefühl hinweg. Sie war ſich ihres ernſten Vorſatzes bewußt, auf eine ſo ſchöne, edle Neigung Verzicht zu thun.

Wie ſehr wünſchte ſie, jenen Beiden auch zu Hülfe zu kommen. Entfernung, fühlte ſie wohl, wird nicht allein hinreichend ſein, ein ſolches Uebel zu heilen. Sie nimmt ſich vor, die Sache gegen das gute Kind zur Sprache zu bringen; aber ſie vermag es nicht; die Erinnerung ihres eigenen Schwankens ſteht ihr im Wege. Sie ſucht ſich darüber im Allgemeinen auszudrücken; das Allgemeine paßt auch auf ihren eigenen Zuſtand, den ſie entſprechen ſchent. Ein jeder Wink, den ſie Ottilie'n geben will, deutet zurück in ihr eigenes Herz. Sie will warnen und fühlt, daß ſie wohl ſelbſt noch einer Warnung bedürfen könnte.

Schweigend hält ſie daher die Liebenden noch immer auseinander, und die Sache wird dadurch nicht beſſer. Leiſe Andeutungen, die ihr manchmal entſchlüpfen, wirken auf Ottilie'n nicht: denn Eduard hatte dieſe von Charlotte'n Neigung zum Hauptmann überzeugt, ſie überzeugt, daß Charlotte ſelbſt eine Scheidung wünſche, die er nun auf eine anſtändige Weiſe zu bewirken denke.

Ottilie, getragen durch das Gefühl ihrer Unſchuld, auf dem Wege zu dem erwünſchteſten Glück, lebt nur für Eduard'n. Durch die Liebe zu ihm in allen Guten geſtärkt, um ſo vertrauender in ihrem Thun, aufgeſchloſſener gegen Andere, findet ſie ſich in einem Himmel auf Erden.

Sie ſetzen Alle zuſammen. Jeder auf ſeine Weiſe, das tägliche Leben fort, mit und ohne Nachdenken; Dieß ſchien ſeinen gewöhnlichen Gang zu gehen, wie man auch in anſcheinend ruhigen Zeiten, wo Alles auf dem Spiele ſteht, noch immer ſo fort lebt, als wenn von Nichts die Rede wäre.

Vierzehntes Capitel.

Von dem Grafen war indeſſen ein Brief angekommen, und zwar ein doppelter, einer zum Vorzeigen, der ſehr ſchöne Ausſichten in die Ferne darwies; der andere hingegen, der ein entſchiedenes Anerbieten für die Gegenwart enthielt, eine bedeutende Hof- und Geſchäftsſtelle, den Character als Major, anſehnlichen Gehalt und andere Vortheile, ſollte wegen verſchiedener Nebenumſtände noch geheim gehalten werden. Auch unterrichtete der Hauptmann ſeine Freunde nur von jenen Hoffnungen und verbarg, was ſo nahe bevorſtand.

Indeſſen ſetzte er die gegenwärtigen Geſchäfte lebhaft fort und machte in der Stille Einrichtungen, wie Alles in ſeiner Abweſenheit ungehinderten Fortgang haben könnte. Es iſt ihm nun ſelbſt daran gelegen, daß für Manches ein Termin beſtimmt werde, daß Ottilie'ns Geburtstag Manches beſchleunige. Nun wirken die beiden Freunde, obſchon ohne ausdrückliches Einverſtändniß, gern zuſammen. Eduard iſt nun recht zufrieden, daß man durch das Vorauserheben der Gelder die Caſſe verſtärkt hat; die ganze Anſtalt rückt auf das Raſcheſte vorwärts.

Die drei Teiche in einen See zu verwandeln, hätte jetzt der Hauptmann am liebſten ganz widerrathen. Der untere Damm war zu verſtärken, die mittleren abzutragen und der ganze Sache in mehr als einem Sinne wichtig und bedenklich. Beide Arbeiten aber, wie ſie ineinander wirken konnten, waren ſchon angefangen, und hier kam ein junger Architect, ein ehemaliger Zögling des Hauptmanns, ſehr erwünſcht, der theils mit Vorſtellung tüchtiger Werker, theils mit Verdingen der Arbeit, wo ſich's thun ließ, die Sache förderte und dem Werke Sicherheit und Dauer verſprach, wobei ſich der Hauptmann im Stillen freute, daß man ſeine Entfernung nicht fühlen würde. Denn er hatte den Grundſatz, aus einem übernommenen, unvollendeten Geſchäft nicht zu ſcheiden, bis er ſeine Stelle genugſam erſetzt ſehe; ja, er verachtete Diejenigen, die, um ihren Abgang fühlbar zu machen, auf noch Verwirrung in ihrem Kreiſe anrichten, indem ſie als ungebildete Selbſtler Tod zu ſpielen wünſchen, wobei ſie nicht mehr fortwirken ſehen.

Es erheiterte man immer mit Anſtrengung, um Ottilie's Geburtstag zu verherrlichen, ohne daß man es anfänglich eben ſich's recht eingeſtehen bekannte. Nach Charlotte's, obgleich verhaltenen, Meinungen konnte es doch kein entſchiedenes Feſt werden. Die Jugend Ottilie's, ihre Glückwünſche, das Verhältniß zur Familie berechtigten ſie nicht, als Königinn eines Tages zu erſcheinen. Und Eduard wollte nicht davon geſprochen haben, weil Alles wie von ſelbſt entſpringen, überraſchen und natürlich erfreuen ſollte.

Alle kamen daher ſtillſchweigend in dem Vorwande überein, als wenn an dieſem Tage, ohne weitere Beziehung, jenes Luſthaus gerichtet werden ſollte, und bei dieſem Anlaß konnte man dem Volke ſowie den Freunden ein Feſt ankündigen.

Eduard's Neigung war aber grenzenlos. Wie er ſich Ottilie'n zuzueignen begehrte, ſo kannte er auch kein Maß des Hingebens, Schenkens, Verſprechens. Zu einigen Gaben, die er Ottilie'n an dieſem Tage verehren wollte, hatte ihm Charlotte viel zu dürftige Vorſchläge gethan. Er ſprach mit ſeinem Kammerdiener, der ſeine Garderobe beſorgte und mit Handelsleuten und Modehändlern in beſtändigem Verhältniß blieb; Dieſer, nicht unbekannt ſowohl mit den angenehmſten Gaben ſelbſt als mit der beſten Art, ſie zu überreichen, beſtellte ſogleich in der Stadt den niedlichſten Koffer, mit rothem Saffian überzogen, mit Stahlnägeln beſchlagen, und angefüllt mit Geſchenken, einer ſolchen Schale würdig.

Noch einen andern Vorſchlag that er Eduard'en. Es war ein kleines Feuerwerk vorhanden, das man immer abgebrannt verlangt hatte. Dieß konnte man leicht verſtärken und erweitern. Eduard ergriff den Gedanken, und Jener verſprach für die Ausführung zu ſorgen. Die Sache ſollte ein Geheimniß bleiben.

Der Hauptmann hatte unterdeſſen, je näher der Tag heranrückte, ſeine polizeilichen Einrichtungen getroffen, die er für ſo nöthig hielt, wenn eine Menge Menſchen zuſammenkommen oder gelockt wird. Ja ſogar hatte er wegen des Betteln und anderer Unbequemlichkeiten, wodurch die Anmuth eines Feſtes geſtört wird, durchaus Verfügungen genommen.

Eduard und ſein Vertrauter dagegen beſchäftigten ſich verträglich mit dem Feuerwerk. Am mittelſten Teiche vor jenen großen Eichbäumen ſollte es abgebrannt werden; gegenüber den Platanen ſollte die Geſellſchaft ſich aufhalten, um die Wirkung aus gehöriger Ferne, die Abſpiegelung im Waſſer, und was auf dem Waſſer ſelbſt hervorgebracht zu ſchwimmen beſtimmt war, mit Sicherheit und Bequemlichkeit anzuſchauen.

Unter einem andern Vorwand ließ daher Eduard den Raum unter den Platanen von Gebüſch, Geſträuch und Moos ſäubern, und man erblickte erſt die Herrlichkeit des Baumwuchſes ſowohl an Höhe als Breite auf dem geräumigen Boden. Eduard empfand daraus die größte Freude. — Es war ungefähr um dieſe Jahrszeit, als ich ſie pflanzte. Wie lange mag es her ſein? ſagte er zu ſich ſelbſt. — Sobald er nach Hauſe kam, ſchlug er in alten Tagebüchern nach, die ſein Vater, beſonders auf dem Lande, ſehr ordentlich geführt hatte. Zwar dieſer Pflanzung konnte nicht darin erwähnt ſein, aber eine andere häusliche wichtige Begebenheit an demſelben Tage, deren ſich Eduard noch wohl erinnerte, mußte nothwendig darin angemerkt ſtehen. Er durchblätterte einige Bände; der Umſtand findet ſich: aber wie erſtaunt, wie erfreut iſt Eduard, als er das wunderbarſte Zuſammentreffen bemerkt! Der Tag, das Jahr jener Baumpflanzung iſt zugleich der Tag, das Jahr von Ottilie's Geburt.

Fünfzehntes Capitel.

Endlich leuchtete Eduard'en der ſehnlich erwartete Morgen, und nach und nach ſtellten viele Gäſte ſich ein: denn man hatte die Einladungen weit umher geſchickt, und Manche, die das Legen des Grundſteins verſäumt hatten, wovon man ſo viel Artiges erzählte, wollten dieſe zweite Feierlichkeit um ſo weniger verfehlen.

Vor Tafel erſchienen die Zimmerleute mit

Brander.

Wart nur! es sollen Schläge regnen.

Altmayer

zieht einen Pfropf aus dem Tisch, es springt ihm Feuer entgegen.

Ich brenne! ich brenne!

Siebel.

Zauberey!

Stoßt zu! Der Kerl ist vogelfrey!

Sie ziehen die Messer und gehn auf Mephistopheles los.

Mephistopheles mit ernsthafter Geberde.

Falsch Gebild und Wort
Verändern Sinn und Ort!
Seyd hier und dort!

Sie stehn erstaunt und sehn einander an.

Altmayer.

Wo bin ich? Welches schöne Land!

Frosch.

Weinberge! Seh' ich recht?

Siebel.

Und Trauben gleich zur Hand

Wolff im Schloßhofe. Ihnen reichen Kranz trugen, der aus vielen, kaiserweise übereinander schwebenden Laub- und Blumenreifen zusammengesetzt war. Sie sprachen ihren Gruß, und ordneten sich zur gewöhnlichen Aufstellung leichter Tücher und Bänder von dem schönen Geschlecht. Indeß die Herrschaft sorgte, ersten sie ihren jauchzenden Zug weiter fort, und nachdem sie sich eine Zeit lang im Parke aufgehalten und reichlich Frauen und Mädchen gleichsam an manchen Band gebracht, so kamen sie endlich, begleitet und erwartet von einer großen Menge, auf die Höhe, wo das geschickte Haus stand.

Charlotte hielt nach der Tafel die Gesellschaft einigen Massen zurück. Sie wußte keinen feierlichen ziemlichen Zug, und man fand sich daher in einzelnen Partien, ohne Rang und Ordnung, auf dem Platz gemächlich ein. Charlotte zögerte mit Ottilien's und machte dadurch die Sache nicht besser: denn weil Ottilie wirklich die Letzte war, die heraustrat, so schien es, als wenn Trompeten und Pauken nur auf sie gewartet hätten, als wenn die Feierlichkeit bei ihrer Ankunft nun gleich beginnen müßte.

Dem Hause das rohe Ansehn zu nehmen, hatte man es mit grünem Reiß und Blumen, nach Angabe des Hauptmanns, architektonisch ausgeschmückt; allein ehe dessen Mitwirken hatte Eduard den Architecten veranlaßt, in dem Gesims das Datum mit Blumen zu bezeichnen. Das mochte noch hingehen; allein zeitig genug langte der Hauptmann an, um zu verhindern, daß nicht auch der Name Ottilien's im Giebelfelde glänzte. Er wußte dieses Beginnen auf eine geschickte Weise abzulehnen und die schon fertigen Blumenbuchstaben bei Seite zu bringen.

Der Kranz war aufgesteckt und weit umher in der Gegend sichtbar. Bunt flatterten die Bänder und Tücher in der Luft und eine kurze Rede verscholl zum größten Theil im Winde. Die Feierlichkeit war zu Ende, der Tanz auf dem geebneten und mit Lauben umkreiseten Platze vor dem Gebäude sollte nun angehen. Ein schmucker Zimmergeselle führte Eduard'en ein flinkes Bauernmädchen zu, und forderte Ottilie'n auf, welche daneben stand. Die beiden Paare fanden sogleich ihre Nachfolger und bald genug wechselte Eduard, indem er Ottilie'n ergriff und mit ihr die Runde machte. Die jüngere Gesellschaft mischte sich fröhlich in den Tanz des Volks, indeß die Aeltern beobachteten.

Sodann, ehe man sich auf den Spaziergängen zerstreute, ward abgeredet, daß man sich mit Untergang der Sonne bei den Platanen wieder versammeln wolle. Eduard fand sich zuerst ein, ordnete Alles und nahm Abrede mit dem Kommandirenden, der auf der andern Seite, in Gesellschaft des Feuerwerkers, die Lustbarkeiten zu besorgen hatte.

Der Hauptmann bemerkte die dazu getroffenen Verrichtungen nicht mit Vergnügen; er wollte wegen des zu erwartenden Beifalls der Zuschauer mit Eduard'en sprechen, als ihn Dieser etwas hastig bat, er möge ihm diesen Theil der Feierlichkeit doch allein überlassen.

Schon hatte sich das Volk auf die abgebrochenen und vom Regen entblößten Dämme gedrängt, wo das Gedränge stärker und größer war. Die Sonne ging unter, die Dämmerung trat ein, und in Erwartung größerer Dunkelheit wurde die Gesellschaft unter den Platanen mit Erfrischungen bedient. Man fand den Ort unvergleichlich und freute sich in Gedanken, künftig von hier die Aussicht auf einen weiten und so mannigfaltig begrenzten See zu genießen.

Ein ruhiger Abend, eine vollkommene Windstille versprachen das nächtliche Fest zu begünstigen, als auf ein Mal ein entsetzliches Geschrei entstand. Große Schreien hatten sich vom Damme losgetrennt; man sah mehrere Menschen in's Wasser stürzen. Das Gedränge hatte nachgegeben unter dem Drängen und Treten der immer zunehmenden Menge. Jeder wollte den besten Platz haben, und von keinem Niemand vorwärts noch gelassen.

Jedermann sprang auf und hinaus, mehr um zu schauen, als zu thun: denn was war da zu thun, wo Niemand hinreichen konnte. Nebst einigen Entschlossenen eilte der Hauptmann, trieb sogleich die Menge von dem Damm herunter nach den Ufern, um den Hülfreichen freie Hand zu geben, welche die Versinkenden herauszuziehen suchten. Schon waren Alle, theils durch eigenes, theils durch fremdes Bestreben, wieder auf dem Trockenen, bis auf einen Knaben, der durch allzu ängstliches Bemühen, statt sich dem Damm zu nähern, sich davon entfernt hatte. Die Kräfte schienen ihn zu verlassen; nur einige Mal kam noch eine Hand, ein Fuß in die Höhe. Unglücklicher Weise war der Kahn auf der andern Seite, mit Feuerwerk gefüllt; nur langsam konnte man ihn ausladen, und die Hülfe verzögerte sich. Des Hauptmanns Entschluß war gefaßt, er warf die Oberkleider weg, aller Augen richteten sich auf ihn, und seine tüchtige, kräftige Gestalt flößte Jedermann Zutrauen ein; aber ein Schrei der Ueberraschung drang aus der Menge hervor, als er sich in's Wasser stürzte. Jedes Auge begleitete ihn, der als geschickter Schwimmer den Knaben bald erreichte, und ihn, jedoch für todt, an den Damm brachte.

Indessen ruderte der Kahn herbei, der Hauptmann bestieg ihn und forschte genau von den Anwesenden, ob denn auch wirklich Alle gerettet seien. Der Chirurgus kommt und übernimmt

den totgeglaubten Knaben; Charlotte tritt hinzu, ſie bittet den Hauptmann, nun für ſich zu ſorgen, nach dem Schloſſe zurückzukehren und die Kleider zu wechſeln. Er antwortet, daß ihm geeignete, verſtändige Leute, die ganz nahe gegenwärtig geweſen, die ſelbſt zur Rettung der Ertrunkenen beigetragen, auf das Heiligſte verſicherten, daß Alle gerettet ſeien.

Charlotte ſieht ihn nach Hauſe gehen, ſie denkt, daß Mein und Dein, und was ſonſt nöthig wäre, verſchieden ſei, daß in ſolchen Fällen die Menſchen gewöhnlich verkehrt handeln; ſie eilt durch die geſtörte Geſellſchaft, die ſich noch unter den Platanen befindet. Eduard iſt beſchäftigt, Jedermann zu beruhigen; man ließ bleiben; in Kurzem gedenkt er das Zeichen zu geben, und das Feuerwerk will beginnen; Charlotte tritt hinzu und bittet ihn, ein Vergnügen zu verſchieben, das jetzt nicht am Platze ſei, das in dem gegenwärtigen Augenblick nicht genoſſen werden könne; ſie erinnert ihn, was man dem Verunglückten und dem Retter ſchuldig ſei. Der Ehrengaſt wird ihrer ſeiner Pflicht ihm, verſetzte Eduard. Er iſt mit Allem verſehen und unſer Jubeltag wäre uns eine niederträchtige Theilnahme.

Charlotte beſtand auf ihrem Sinne und winkte Ottilien, die ſich ſogleich zum Weggehe anſchickte. Eduard ergriff ihre Hand und rief: Wir wollen dieſen Tag nicht im Zanerei endigen! Zur barmherzigen Schweſter iſt ſie zu gut. Auch ohne uns werden die Scheintodten erwachen und die Lebendigen ſich abtrocknen.

Charlotte ſchwieg und ging. Einige folgten ihr, Andere Dieſen; endlich wollte Niemand der Letzte ſein, und ſo folgten Alle. Eduard und Ottilie fanden ſich allein unter den Platanen. Er beſtand darauf, zu bleiben, ſo dringend, ſo ängſtlich ſie ihn auch bat, mit ihr nach dem Schloſſe zurückzukehren. Nein, Ottilie! rief er: das Außerordentliche geſchieht nicht auf glattem, gewöhnlichem Wege. Dieſer überraſchende Verfall von heute Abend bringt uns ſchneller zuſammen. Du biſt die Meine! Ich habe Dir's ſchon ſo oft geſagt und geſchworen; wir wollen es nicht mehr ſagen und ſchwören, nun ſoll es werden.

Der Kahn von der andern Seite ſchwamm herüber. Es war der Kammerdiener, der verlegen anfragte: was nunmehr mit dem Feuerwerk werden ſollte. Brennt es ab! rief er ihm entgegen. Für Dich allein war es beſtellt, Ottilie, und nun ſollſt Du es auch allein ſehen! Erlaube mir an Deiner Seite ſitzend, es mit zu genießen. Zärtlich beſcheiden ſetzte er ſich neben ſie, ohne ſie zu berühren.

Raketen rauſchten auf, Kanonenſchläge donnerten, Leuchtkugeln flogen, Schwärmer ſchlängelten und pfiffen, Räder gingen, jedes erſt einzeln, dann gereiht, dann alle zuſammen, und immer prächtiger hinter einander und zuſammen. Eduard, deſſen Seele brannte, verfolgte mit lebhaft gefühlvollem Blicke dieſe feurigen Erſcheinungen. Ottilie's ganzem, aufgeregtem Gemüth war dieſes ununterbrochene blitzende Entſtehen und Verſchwinden eher ängſtlich als angenehm. Sie lehnte ſich ſchaudernd an Eduard an, dem dieſe Annäherung, dieſes Zutrauen das volle Gefühl gab, daß ſie ihm ganz angehöre.

Die Nacht war kaum in ihre Rechte wieder eingetreten, als der Mond aufging und die Pfade der beiden Nachbarinnen beleuchtete. Eine Jäger, den Hut in der Hand, verkündigte ihnen den Weg, und ſprach ſie um ein Almoſen an, da es an dieſem feſtlichen Tage verſäumt worden ſei. Der Mond führte ihn in's Gedräng, und Eduard erkannte den Jäger jenes gaſtfreundlichen Hauſes. Wäre ſo glücklich, wie er war, konnte er nicht ungehalten ſein, konnte es ihm nicht einfallen, daß beſonders für heute das Betteln höflich verpönt werden. Er ſuchte nicht lange in der Taſche und gab ein Goldſtück hin. Er hörte Jeden gern glücklich gemacht, da ſein Glück ohne Grenzen ſchien.

Zu Hauſe war indeß Alles erwünſcht gelungen. Die Thätigkeit des Chirurgen, die Vereinſamkeit alles Nöthigen, der Verband Charlotte's, Alles wirkte zuſammen, und der Knabe ward wieder zum Leben hergeſtellt. Die Gäſte zerſtreuten ſich, ſowohl um noch Etwas vom Feuerwerk aus der Ferne zu ſehen, als auch, um nach ſolchen verworrenen Scenen ihre ruhige Heimath wieder zu betreten.

Auch hatte der Hauptmann, geſchwind umgekleidet, an der nöthigen Vorſorge thätigen Antheil genommen; Alles war beruhigt und er fand ſich mit Charlotte'n allein. Mit zutraulicher Freundlichkeit erklärte er nun, daß ſeine Abreiſe nahe bevorſtehe. Sie hatte dieſen Abend ſo viel erlebt, daß dieſe Entdeckung wenig Eindruck auf ſie machte; ſie hatte geſehen, wie der Freund ſich aufopferte, wie er rettete und ſelbſt gerettet war. Dieſe wunderbaren Ereigniſſe ſchienen ihr eine bedeutende Zukunft, aber keine unglückliche zu weiſſagen.

Eduard'en, der mit Ottilie'n hereintrat, wurde die bevorſtehende Abreiſe des Hauptmanns gleichfalls angekündigt. Er erwähnte, daß Charlotte früher um das Nähere gewußt habe, war aber viel zu ſehr mit ſich und ſeinen Abſichten beſchäftigt, als daß er es hätte über empfinden ſollen.

Im Gegentheil vernahm er aufmerkſam und zufrieden die gute und ehrenvolle Lage, in die der Hauptmann verſetzt werden ſollte. Unbändig

brangen seine geheimen Wünsche den Begebenheiten vor. Schon sah er Jenen mit Charlotte's verbunden, sich mit Ottilie'n. Man hätte ihm zu diesem Fest kein größeres Geschenk machen können.

Aber wie erstaunt war Ottilie, als sie auf ihr Zimmer trat und den köstlichen kleinen Nachlaß auf ihrem Tische fand. Sie stammte nicht, ihn zu eröffnen. Da zeigte sich Alles so schön gepackt und geordnet, daß sie es nicht auseinander zu nehmen, zu kaum zu lösen wagte. Wäsche, Putz, Seide, Shawls und Spitzen wetteiferten an Feinheit, Zierlichkeit und Kostbarkeit. Auch war der Schmuck nicht vergessen. Sie begriff wohl die Absicht, sie mehr als ein Mal vom Kopf bis auf den Fuß zu kleiden; es war aber Alles so kostbar und fremd, daß sie sich's in Gedanken nicht zueignen getraute.

Sechszehntes Capitel.

Des andern Morgens war der Hauptmann verschwunden, und ein dankbar geküßtes Blatt an die Freunde von ihm zurückgeblieben. Er und Charlotte hatten Abends vorher schon Alles und einstimmigen Abschied genommen. Sie empfand eine ewige Trennung und ergab sich darein; denn in dem zweiten Briefe des Gatten, den ihr der Hauptmann gelegt mittheilte, war auch von einer Aussicht auf eine vortheilhafte Heirath die Rede; und obgleich er diesem Punct keine Aufmerksamkeit schenkte, so hielt sie doch die Sache schon für gewiß und entsagte ihm rein und völlig.

Dagegen glaubte sie nun auch die Gewalt, die sie über sich selbst ausgeübt, von Andern fordern zu können. Ihr war es nicht nahezu gewesen, Andern sollte das Gleiche möglich sein. In diesem Sinne begann sie das Gespräch mit ihrem Gemahl, um so mehr eilen und zuvorkommlich, als sie empfand, daß die Sache ein für alle Mal abgethan werden müsse.

Unser Freund hat uns verlassen, sagte sie, wir sind nun wieder gegen einander über wie vormals, und es käme nun wohl auf uns an, ob wir wieder völlig in den alten Zustand zurückkehren wollten.

Eduard, der Nichts vernahm, als was seiner Leidenschaft schmeichelte, glaubte, daß Charlotte durch diese Worte den frühern Witwenstand bezeichnen und, obgleich auf unbestimmte Weise, zu einer Scheidung Hoffnung machen wolle. Er antwortete deßhalb mit Lächeln: Warum nicht? Es käme nur darauf an, daß man sich verständigte.

Er fand sich daher gar sehr betrogen, als Charlotte versetzte: Auch Ottilie'n in eine andere Lage zu bringen, haben wir gegenwärtig nur zu wählen; denn es findet sich eine doppelte Gelegenheit, ihr Verhältniß zu geben, die für sie wünschenswerth sind. Sie kann in die Provinz zurückkehren, da meine Tochter zur Hof-Dame gezogen ist; sie kann in ein angesehenes Haus aufgenommen werden, um mit einer einzigen Tochter alle Vortheile einer standesmäßigen Erziehung zu genießen.

Indessen, versetzte Eduard ziemlich gekränkt, hat Ottilie sich in unserer freundlichen Gesellschaft so verwöhnt, daß ihr eine andere wohl schwerlich willkommen sein möchte.

Wir haben uns alle vermißt, sagte Charlotte, auch Du nicht zum Besten. Indessen ist es eine Epoche, die uns zur Besinnung auffordert, die uns endlich vernehmen, an das Beste sämmtlicher Mitglieder unsers kleinen Cirkels zu denken und auch irgend einer Aufopferung nicht zu versagen.

Wenigstens finde ich es nicht billig, versetzte Eduard, daß Ottilie aufgeopfert werde, und Das gründlichst doch, wenn man sie gegenwärtig unter fremde Menschen hinausstieße. Der Hauptmann hat sein gutes Glück hier aufgesucht; wir dürfen ihn mit Ruhe, ja mit Behagen von uns wegscheiden sehen. Wer weiß, was Ottilie'n bevorsteht; warum sollten wir uns übereilen?

Was uns bevorsteht, ist ziemlich klar, versetzte Charlotte mit einiger Bewegung, und da sie die Absicht hatte, ein für alle Mal sich auszusprechen, fuhr sie fort: Du liebst Ottilie'n, Du gewöhnst Dich an sie. Neigung und Leidenschaft entspringt und nährt sich auch von ihrer Seite. Warum sollen wir nicht mit Worten aussprechen, was uns jede Stunde gesteht und bekennt? Sollen wir nicht so viel Vorsicht haben, uns zu fragen, was Das werden wird?

Wenn man auch sogleich darauf nicht antworten kann, versetzte Eduard, der sich zusammennahm, so läßt sich doch so viel sagen, daß man eben alsdann sich am Besten entschließt, abzuwarten, was uns die Zukunft lehren wird, wenn man gerade nicht sagen kann, was aus einer Sache werden soll.

Hier voranzusehen, versetzte Charlotte, bedarf es wohl keiner großen Weisheit, und soviel läßt sich auf alle Fälle gleich sagen, daß wir Beide nicht mehr jung genug sind, um blindlings dahin zu gehen, wohin man nicht möchte oder nicht sollte. Niemand kann mehr für uns sorgen; wir müssen unsere eigenen Freunde sein, unsere eigenen Hofmeister. Niemand erwartet von uns, daß wir uns in ein Aeußerstes verlieren werden, Niemand erwartet, uns tadelnswerth oder gar lächerlich zu finden.

Kannst Du mir's verdenken, versetzte Eduard,

der die offene, reine Sprache ſeiner Gattin nicht zu erwiedern vermochte: kannſt Du mich ſchelten, wenn mir Ottilie's Glück am Herzen liegt, und nicht etwa ein künftiges, das immer nicht zu berechnen iſt, jedoch ein gegenwärtiges? Denke Dir, aufrichtig und ohne Selbſtbetrug, Ottilie'n aus unſerer Geſellſchaft geriſſen und fremden Menſchen untergeben! — Ich wenigſtens fühle mich nicht grauſam genug, ihr eine ſolche Veränderung zuzumuthen.

Charlotte wußte gar wohl die Entſchloſſenheit ihres Gemahls hinter ſeiner Darſtellung gewahr. Erſt jetzt fühlte ſie, wie weit er ſich von ihr entfernt hatte. Mit einiger Bewegung rief ſie aus: Kann Ottilie glücklich ſein, wenn ſie uns entzweit, wenn ſie mir einen Gatten, ſeinen Kindern einen Vater entreißt!

Für unſere Kinder, dichte ich, wäre geſorgt, ſagte Eduard kühl und kalt; etwas freundlicher aber fügte er hinzu: wer wird auch ſogleich das Aeußerſte denken!

Das Aeußerſte liegt der Leidenſchaft zu allernächſt, bemerkte Charlotte. Lehne, ſo lange es noch Zeit iſt, den guten Rath nicht ab, nicht die Hülfe, die ich anbiete. In trüben Fällen muß Derjenige wirken und helfen, der am Klarſten ſieht. Dich bitte ich's, Lieber, lieber Eduard, laß mich gewähren! Kannſt Du mir zumuthen, daß ich auf mein mühſeligerworbenes Glück, auf die ſchönſten Rechte, auf Dich, ſo gradezu Verzicht leiſten ſoll?

Wer ſagt Das? verſetzte Eduard mit einiger Verlegenheit.

Du ſelbſt, verſetzte Charlotte: indem Du Ottilie'n in der Nähe behalten willſt, geſtehſt Du nicht Alles zu, was daraus entſpringen muß? Ich will nicht in Dich dringen; aber wenn Du Dich nicht überwinden kannſt, ſo wirſt Du wenigſtens Dich nicht lange mehr betrügen können.

Eduard fühlte, wie recht ſie hatte. Ein ausgeſprochenes Wort iſt fürchterlich, wenn es Das auf ein Mal ausſpricht, was das Herz lange ſich erlaubt hat; und um nur für den Augenblick auszuweichen, erwiederte Eduard: Es iſt mir ja noch nicht einmal klar, was Du verlangſt.

Meine Abſicht war, verſetzte Charlotte, mit Dir die beiden Vorſchläge zu überlegen. Beide haben viel Gutes. Die Penſion würde Ottilie'n am Gemäßeſten ſein, wenn ich betrachte, wie das Kind jetzt iſt. Jene größere und weitere Lage verſpricht aber mehr, wenn ich bedenke, was ſie werden ſoll. Sie legte darauf umſtändlich ihrem Gemahl die beiden Verhältniſſe dar und ſchloß mit den Worten: Was meine Meinung betrifft, ſo würde ich das Haus jener Dame der Penſion vorziehen aus mehreren Urſachen, beſonders aber auch, weil ich die Neigung, ja die Leidenſchaft des jungen Mannes, den Ottilie dort für ſich gewonnen, nicht vermehren will.

Eduard ſchien ihr Verfall zu geben, nur aber, um einigen Vorſchub zu ſuchen. Charlotte, die darauf ausging, einen Entſchluß von ihm, ergriff ſogleich die Gelegenheit, als Eduard nicht unmittelbar widerſprach, die Abreiſe Ottilie's, zu der ſie ſchon Alles im Stillen vorbereitet hatte, auf die nächſten Tage feſtzuſetzen.

Eduard ſchauderte; er hielt ſich für verrathen und die liebevolle Sprache ſeiner Frau für ausgedacht, künſtlich und planmäßig, um ihn auf ewig von ſeinem Glücke zu trennen. Er ſchien ihr die Sache ganz zu überlaſſen; allein ſchon war innerlich ſein Entſchluß gefaßt. Um nur zu Allem zu kommen, um das bevorſtehende, unabſehliche Unheil der Entfernung Ottilie's abzuwenden, entſchied er ſich, ſein Haus zu verlaſſen, und zwar nicht ganz ohne Vorbewußt Charlotte's, die er jedoch durch die Einleitung zu täuſchen verſtand, daß er bei Ottilie's Abreiſe nicht gegenwärtig ſein, ja ſie von dieſem Augenblick an nicht mehr ſehen wolle. Charlotte, die gewonnen zu haben glaubte, that ihm allen Vorſchub. Er befahl ſeine Pferde, gab dem Kammerdiener die nöthige Anweiſung, was er einpacken und wie er ihm folgen ſolle, und ſo, wie ſchon im Steigreife, ſetzte er ſich hin und ſchrieb.

Eduard an Charlotte'n

Das Uebel, meine Liebe, das uns befallen hat, mag heilbar ſein oder nicht; Dieß nur fühl' ich: wenn ich im Augenblicke nicht verzweifeln ſoll, ſo muß ich Abſchied finden für mich, für uns Alle. Indem ich mich aufopfere, kann ich fordern. Ich verlaſſe mein Haus und kehre nur unter günſtigern, ruhigern Ausſichten zurück. Du ſollſt es indeſſen beſitzen, aber mit Ottilie'n. Bei Dir will ich ſie wiſſen, nicht unter fremden Menſchen. Sorge für ſie, behandle ſie wie ſonſt, wie bisher, ja nur immer liebevoller, freundlicher und zarter. Ich verſpreche, kein heimliches Verhältniß zu Ottilie'n zu ſuchen. Laßt mich lieber eine Zeit lang ganz unwiſſend, wie Ihr lebt; ich will mir das Beſte denken. Denkt auch ſo von mir. Nur, was ich Dich bitte, auf das Innigſte, auf das Lebhafteſte: mache keinen Verſuch, Ottilie'n ſonſt irgendwo unterzubringen, in neue Verhältniſſe zu bringen. Außer dem Bezirk Deines Schloſſes, Deines Parks, fremden Menſchen anvertraut, gehört ſie mir, und ich werde mich ihrer bemächtigen. Ehrſt Du aber meine Neigung, meine Wünſche, meine Schmerzen; ſchweichelſt Du meinem Wahn, meinen Hoffnungen, ſo will ich auch der Gewalt nicht widerſtreben, wenn ſie ſich mir anbietet.

Dieſe letzte Wendung lieſ ihm aus der Feder, nicht aus dem Herzen. Ja, wie er ſie auf dem Papier ſah, fing er bitterlich zu weinen an. Er ſollte auf irgend eine Weiſe dem Glück, ja dem Unglück, Ottilie'n zu lieben, entſagen! Jetzt erſt fühlte er, was er that. Er entfernte ſich, ohne zu wiſſen, was daraus entſtehen konnte. Er ſollte ſie wenigſtens jetzt nicht wiederſehen; er ſollte ſie wiederſehn, welche Sicherheit konnte er ſich darüber verſprechen? Aber der Brief war geſchrieben; die Pferde ſtanden vor der Thüre; jeden Augenblick mußte er fürchten, Ottilie'n irgendwo zu erblicken und zugleich ſeinen Entſchluß vereitelt zu ſehen. Er ſachte ſich; er dachte, daß es ihm doch möglich ſei, jeden Augenblick zurückzukehren und durch die Entfernung gerade ſeinem Wünſchen näher zu kommen. Im Gegentheil ſtellte er ſich Ottilie'n vor, aus dem Hauſe gedrängt, wenn er bliebe. Er ſiegelte den Brief, eilte die Treppe hinab und ſchwang ſich aufs Pferd.

Als er beim Wirthshauſe vorbeiritt, ſah er den Bettler in der Laube ſitzen, den er geſtern Nacht ſo reichlich beſchenkt hatte. Dieſer ſaß behaglich an ſeinem Mittagsmahle, ſtand auf und neigte ſich ehrerbietig, ja anbetend vor Eduard'en. Eben dieſe Geſtalt war ihm geſtern erſchienen, als er Ottilie'n am Arm führte; nun erinnerte ſie ihn ſchmerzlich an die glücklichſte Stunde ſeines Lebens. Seine Leiden vermehrten ſich; das Gefühl Deſſen, was er zurückließ, war ihm unerträglich; nochmals blickte er nach dem Bettler: O Du Beneidenswerther! rief er aus: Du kannſt noch am geſtrigen Almoſen zehren, und ich nicht mehr am geſtrigen Glücke!

Siebenzehntes Capitel.

Ottilie trat ans Fenſter, als ſie Jemanden wegreiten hörte und ſah Eduard'en noch im Rücken. Es kam ihr wunderbar vor, daß er das Haus verließ, ohne ſie zu ſehen, ohne ihr einen Morgengruß geboten zu haben. Sie ward unruhig und immer nachdenklicher, als Charlotte ſie auf einen weiten Spaziergang mit ſich zog und von mancherlei Gegenſtänden ſprach, aber des Gemahls, und wie es ſchien, vorſätzlich, nicht erwähnte. Tiefer betroffen war ſie daher, bei ihrer Zurückkunft den Tiſch nur mit zwei Gedecken beſetzt zu finden.

Wir vermiſſen ungern geringſcheinende Gewohnheiten, aber ſchmerzlich empfinden wir erſt ein ſolches Entbehren in bedeutenden Fällen. Eduard und der Hauptmann fehlten; Charlotte hatte ſeit langer Zeit zum erſten Mal den Tiſch ſelbſt angeordnet, und es wollte Ottilie'n ſcheinen, als wenn ſie abgereiſt wäre. Die beiden Frauen ſaßen gegen einander über. Charlotte ſprach ganz unbefangen von der Anweſenheit des Hauptmanns und von der wenigen Hoffnung, ihn bald wieder zu ſehen. Das Einzige ſtörte Ottilie'n in ihrer Lage, daß ſie glauben konnte, Eduard ſei, um den Freund noch eine Strecke weit zu begleiten, ihm nachgeritten.

Allein, da ſie vom Tiſche aufſtanden, ſahen ſie Eduard's Reiſewagen unter dem Fenſter; und als Charlotte einigen Maßen unwillig fragte: wer ihn hierher beſtellt habe, ſo antwortete man ihr, es ſei der Kammerdiener, der hier noch Einiges einpacken wolle. Ottilie brauchte ihre ganze Faſſung, um ihre Verwunderung und ihren Schmerz zu verbergen.

Der Kammerdiener trat herein und verlangte noch Einiges. Es war eine Mantelſack des Herrn, ein Paar ſilberne Leuchter und Mancherlei, was Ottilie'n auf eine weitere Reiſe, auf ein längeres Entfernen zu deuten ſchien. Charlotte verwies ihm ſein Begehren ganz trocken: ſie verſtehe nicht, was er damit ſagen wolle; denn er habe Alles, was ſich auf den Herrn beziehe, ſelbſt im Verſchluß. Der gewandte Mann, dem es ſichtlich nur darum zu thun war, Ottilie'n anzureden, und ſie hervorgehen unter irgend einem Vorwande aus dem Zimmer zu locken, wußte ſich zu entſchuldigen und auf ſeinem Verlangen zu beharren, das ihm Ottilie auch zu gewähren wünſchte; allein Charlotte lehnte es ab, der Kammerdiener mußte ſich entfernen, und der Wagen rollte fort.

Es war für Ottilie ein ſchrecklicher Augenblick. Sie verſtand es nicht, ſie begriff es nicht; aber daß ihr Eduard auf geraume Zeit entriſſen war, konnte ſie fühlen. Charlotte fühlte den Zuſtand mit und ließ ſie allein. Wir wagen nicht, ihren Schmerz, ihre Thränen zu ſchildern; ſie litt unendlich. Sie bat vor Gott, daß er ihr nur über dieſen Tag weghelfen möchte; ſie überſtand den Tag und die Nacht, und als ſie ſich wiedergefunden, glaubte ſie ein anderes Weſen anzutreffen.

Sie hatte ſich nicht geliebt, ſich nicht ergeben, aber ſie war, nach ſo großem Verluſte, noch da und hatte noch mehr zu befürchten. Ihre nächſte Sorge, nachdem das Verhältniß wiederhergeſtellt, war ſogleich: ſie möchte nun, nach Entfernung der Männer, gleichfalls entfernt werden. Sie ahnete Nichts von Eduard's Drohungen, wodurch ihr der Aufenthalt neben Charlotte'n geſtört war; doch deuteten ihr das Betragen Charlotte'ns zu einiger Beruhigung. Dieſe ſuchte das gute Kind zu beſchäftigen und ließ ſie nur ſelten, nur ungern von ſich; und ob ſie gleich wohl wußte, daß man mit Worten nicht viel gegen eine entſchiedene Leidenſchaft zu wirken vermag, ſo konnte ſie doch die Macht der Be-

ſonnenheit, des Bewußtſeins, und brachte daher Manches zwiſchen ſich und Ottilie's zur Sprache.

So war es für Viele ein großer Troſt, als Jene gelegentlich, mit Bedacht und Vorſatz, die weiſe Betrachtung anſtellte: Wie lebhaft iſt, ſagte ſie, die Dankbarkeit Derjenigen, denen wir mit Rahe über leidenſchaftliche Verlegenheiten hinweghelfen! Laß uns freudig und munter in Das eingreifen, was die Männer unerledigt zurückgelaſſen haben! So bereiten wir uns die ſchönſte Ausſicht auf ihre Rückkehr, indem wir Das, was ihr Stürmendes, ungeſtaltiges Weſen zerſtören möchte, durch weiſe Mäßigung erhalten und ſtiften.

Da Sie von Mäßigung ſprechen, liebe Tante, verſetzte Ottilie: ſo kann ich nicht bergen, daß mir dabei die Unmäßigkeit der Männer, beſonders was den Wein betrifft, einfällt. Wie oft hat es mich betrübt und geängſtigt, wenn ich bemerken mußte, daß reiner Herzlichkeit, Klugheit, Schonung Anderer, Anmuth und Liebenswürdigkeit, ſelbſt für mehrere Stunden, verloren gingen, und oft ſtatt alles des Guten, was ein trefflicher Mann hervorzubringen und zu genießen vermag, Unheil und Verwirrung hereinzubrechen drohte! Wie oft müſſen dadurch gewaltſame Entſchließungen veranlaßt werden!

Charlotte gab ihr Recht; doch legte ſie das Geſpräch nicht fort; denn ſie fühlte nur zu wohl, daß auch hier Ottilie bloß Eduard'en wieder im Sinne hatte, der zwar nicht gewöhnlich, aber doch öfter, als es wünſchenswerth war, ſein Vergnügen, ſeine Geſprächigkeit, ſeine Thätigkeit durch einen gelegentlichen Weingenuß zu ſteigern pflegte.

Hatte bei jener Aeußerung Charlotte'ns ſich Ottilie die Männer, beſonders Eduard'en, wieder herandenken können, ſo war es ihr um deſto auffallender, als Charlotte von einer bevorſtehenden Heirath des Hauptmanns, wie von einer ganz bekannten und gewiſſen Sache, ſprach, wodurch denn Alles ein anderes Anſehen gewann, als ſie nach Eduard's früheren Verſicherungen ſich vorſtellen mochte. Durch alles Dieß vermehrte ſich die Aufmerkſamkeit Ottilie'ns auf jede Aeußerung, jeden Wink, jede Handlung, jeden Schritt Charlotte'ns. Ottilie war klug, ſcharfſinnig, argwöhniſch geworden, ohne es zu wiſſen.

Charlotte verbreitete indeſſen das Einzelne ihrer ganzen Umgebung mit ſcharfem Blick und wirkte darin mit ihrer feinen Gewandtheit, wobei ſie Ottilie's beſtändig Theil zu nehmen nöthigte. Sie zog ihren Haushalt, ohne Bängſtlichkeit, in's Enge; ja, wenn ſie Alles genau betrachtete, ſo hielt ſie den leidenſchaftlichen Verluſt für eine Art von glücklicher Schickung. Denn auf dem bisherigen Wege wäre man leicht in's Große geraten und hätte den kleinen Zuſtand reichlicher Nützlichkeiten, ehe ſich's zeitig genug zu beſinnen, durch ein verdrießliches Leben und Treiben, wo nicht zerſtört, doch erſchüttert.

Was von Park-Anlagen im Ganze war, hörte ſie nicht. Sie ließ vielmehr Parkzeuge fertigen, was zum Grunde künftiger Anordnung liegen mußte; aber dabei hatte es auch ſein Bewenden. Ihr zurückkehrender Gemahl ſollte noch genugſame Beſchäftigung haben.

Bei vielen Anlagen und Verſuchen konnte ſie nicht genug das Verfahren des Architekten loben. Der Ort lag in kurzer Zeit ausgeputzt vor ihren Augen, und die gewöhnlichen Uebel gärtlich und mannigfaltig bepflanzt und bereitet. Wo dem neuen Hauſe nach alle rauhe Arbeit verbracht, und zur Erhaltung nöthig war, verlegt, und dann machte ſie einen Abſchluß da, wo man mit Vergnügen wieder von vorn anfangen konnte. Dabei war ſie ruhig und heiter; Ottilie ſchien es nur: denn in Allem hatte ſie Nichts als Symptome, ob Eduard wohl bald erwartet werde, aber nicht. Nichts intereſſirte ſie an Allem, als dieſe Betrachtung.

Willkommen war ihr daher eine Noth, zu der man die Bauerknaben verſammelte, und die darauf abzielte, den weitläuftig gewordenen Park immer rein zu erhalten. Eduard hatte ſchon den Gedanken gehegt. Man ließ den Knaben eine Art von heiterer Montirung machen, die ſie in den Abendſtunden anzogen, nachdem ſie ſich durchaus gereinigt und gelüftet hatten. Die Garderobe war im Schloß; dem verſtändigſten, genaueſten Knaben vertraute man die Aufſicht an; der Architect leitete das Ganze; und ehe man ſich's verſah, ſo hatten die Knaben alle ein gewiſſes Geſchick. Man fand an ihnen eine bequeme Dreſſur und ſie verrichteten ihr Geſchäft nicht ohne eine Art von Manöver. Gewiß, wenn ſie mit ihren Scharreiſen, geſtielten Meſſerklingen, Rechen, kleinen Spaden und Hacken und mehrartigen Beilen einhergezogen; wenn Andere mit Körben hinterdrein kamen, um Unkraut und Steine bei Seite zu ſchaffen; Andere das hohe, große, eiſerne Walzenrad hinter ſich herzogen, ſo gab es einen hübſchen, erfreulichen Anblick, in welchem der Architect eine artige Reihe von Stellungen und Thätigkeiten für den Kreis eines Gartenhauſes ſich anmerkte; Ottilie hingegen ſah darin nur eine Art von Parade, welche den rückkehrenden Hausherrn bald begrüßen ſollte.

Dieß gab ihr Muth und Luſt, ihn mit etwas Anſehnlichem zu empfangen. Man hatte ferner die Mädchen des Dorfes im Nähen, Stricken, Spinnen und andern weiblichen Arbeiten zu

erwuchern geſucht. Auch dieſe Tugenden hatten zugenommen ſeit jenen Unfällen zu Neuigkeit und Schönheit des Thiers. Ottilie wirkte ſtets mit ein; aber mehr zufällig, nach Gelegenheit und Neigung. Nun gedachte ſie, es vollſtändiger und folgerechter zu machen. Aber aus einer Anzahl Mädchen läßt ſich kein Corps bilden, wie aus einer Anzahl Knaben. Sie folgte ihrem guten Sinne, und ohne ſich's ganz deutlich zu machen, ſuchte ſie Nichts, als einem jeden Mädchen Anhänglichkeit an ſein Haus, ſeine Eltern und ſeine Geſchwiſter einzuflößen.

Das gelang ihr mit Vielen. Nur über ein kleines, lebhaftes Mädchen wurde immer geklagt, daß ſie ohne Geſchick ſei, und im Hauſe nun ein für alle Mal Nichts thun wolle. Ottilie konnte dem Mädchen nicht feind ſein; denn ihr war es beſonders freundlich. Zu ihr zog es ſich, mit ihr ging und lief es, wenn ſie es erlaubte. Da war es thätig, munter und unermüdet. Die Anhänglichkeit an eine ſchöne Perſon ſchien dem Kinde Bedürfniß zu ſein. Anfänglich duldete Ottilie die Begleitung des Kindes; dann faßte ſie ſelbſt Neigung zu ihm; endlich trennten ſie ſich nicht mehr, und Nanny begleitete ihre Herrin überall hin.

Dieſe nahm öfters den Weg nach dem Garten und konnte ſich über das ſchöne Gedeihen, die Menge und Mannigfaltigkeit gar nicht ſatt ſehen. Die Beeren- und Kirſchenzeit ging zu Ende, deren Spätlinge jedoch Nanny ſich beſonders ſchmecken ließ. Bei dem übrigen Obſte, das für den Herbſt eine ſo reichliche Ernte verſprach, gedachte der Gärtner beſtändig des Herrn, und niemals, ohne ihn herbei zu wünſchen. Ottilie hätte dem guten alten Manne ſo gern zu. Er verſtand ſein Handwerk vollkommen und hörte nicht auf, ihr von Eduard'en vorzuſprechen.

Als Ottilie ſich freute, daß die Treibereien dieſes Frühjahrs alle ſo gut ſchon gekommen, erwiederte der Gärtner bedenklich: ich wünſche nur, daß der gute Herr viel Freude daran erleben möge. Wäre er dieſen Herbſt hier, ſo würde er ſehen, was für köſtliche Sorten noch von ſeinem Herrn Vater her im alten Schloßgarten ſtehen. Die jetzigen Herren Obſtgärtner ſind nicht ſo zuverläſſig, als ſonſt die Carthäuſer waren. In den Catalogen findet man wohl lauter hochtrabende Namen. Man pflegt und erzieht, und endlich wenn ſie Früchte tragen, ſo iſt es nicht der Mühe werth, daß ſolche Bäume im Garten ſtehen.

Am Wiederholteſten aber fragte der neue Diener, faſt ſo oft er Ottilie'n ſah, nach der Rückkunft des Herrn und nach dem Termin derſelben. Und wenn Ottilie ihm nicht angeben konnte, ſo ließ ihr der gute Mann nicht ohne ſtille Betrübniß merken, daß er glaube, ſie vertraue ihm nicht; und peinlich war ihr das Gefühl der Unſicherheit, das ihr auf dieſe Weiſe recht aufgedrungen ward. Doch konnte ſie ſich von dieſen Nebenden und Beeten nicht trennen. Was ſie zuſammen zum Theil gelegt, Alles gepflanzt hatten, ſtand nun im völligen Flor; kaum bedurfte es noch einer Pflege, außer daß Nanny immer zum Gießen bereit war. Mit welchen Empfindungen betrachtete Ottilie die ſpäteren Blumen, die ſich erſt anzeigten, deren Glanz und Fülle vereint an Eduard's Geburtstag, deſſen Feier ſie ſich manchmal verſprach, prangen, ihre Neigung und Dankbarkeit ausdrücken ſollten! Doch war der Hoffnung, dieſes Feſt zu ſehen, nicht immer gleich lebendig. Zweifel und Sorgen umſchwebten oft die Seele des guten Mädchens.

Zu einer eigentlichen offenen Uebereinſtimmung mit Charlotte'n konnte es auch wohl nicht wieder gebracht werden. Denn freilich war der Zuſtand beider Frauen ſehr verſchieden. Wenn Alles beim Alten blieb, wenn man in das Gleis des gewöhnlichen Lebens zurückkehrte, gewann Charlotte an gegenwärtigem Glück, und eine frohe Ausſicht in die Zukunft öffnete ſich ihr; Ottilie hingegen verlor Alles, man kann wohl ſagen, Alles: denn ſie hatte zuerſt Leben und Freude an Eduard'en gefunden, und in dem gegenwärtigen Zuſtande fehlte ihr eine nothwendige Leere, wovon ſie ſonſt kaum Etwas gewahr hatte. Denn ein Herz, das ſucht, fühlt wohl, daß ihm Etwas mangle, ein Herz, das verloren hat, fühlt, daß es entbehre. Sehnſucht verwandelt ſich in Unmuth und Ungeduld, und ein weibliches Gemüth, zum Erwarten und Abwarten gewöhnt, möchte nun aus ſeinem Kreiſe herausſchreiten, thätig werden, unternehmen und auch Etwas für ſein Glück thun.

Ottilie hatte Eduard'en nicht entſagt. Wie konnte ſie es auch, obgleich Charlotte klug genug, gegen ihre eigene Ueberzeugung, die Sache für bekannt annahm, und als entſchieden vorausſetzte, daß ein freundſchaftliches, ruhiges Verhältniß zwiſchen ihrem Gatten und Ottilie'n möglich ſei! Wie oft aber lag Dieſe Nächte, wenn ſie ſich eingeſchloſſen, auf den Knieen vor dem eröffneten Koffer und betrachtete die Geburtstagsgeſchenke, von denen ſie noch Nichts gebraucht, Nichts geſchnitten, Nichts gefertigt! Wie oft eilte das gute Mädchen mit Sonnenaufgang aus dem Hauſe, indem ſie ſonſt alle ihre Thätigkeit gefunden hatte, in's Freie hinaus, in die Gegend, die ſie ſonſt nicht anſprach! Auch auf dem Boden mochte ſie nicht verweilen. Sie ſtrang in den Kahn, und wendete ſich bis mitten in die See: dann zog ſie eine Reiſebeſchreibung hervor, ließ ſich von den bewegten Wellen ſchaukeln, las, träumte ſich in die Fremde, und immer fand ſie dort ihren

freund; seinem Herzen war sie noch immer nahe geblieben, er dem ihrigen.

Achtzehntes Capitel.

Daß jener wunderlich thätige Mann, den wir bereits kennen gelernt, das Mittler, nachdem er von dem Unheil, das unter diesen Freunden ausgebrochen, Nachricht erhalten, obgleich kein Theil nach seine Hülfe angerufen, in diesem Falle seine Freundschaft, seine Geschicklichkeit zu beweisen, zu üben genöthigt war, läßt sich denken. Doch schien es ihm räthlich, erst eine Weile zu zaudern: denn er wußte nur zu wohl, daß es schwerer sei, gebildeten Menschen bei sittlichen Verwerfenheiten zu Hülfe zu kommen, als ungebildeten. Er überließ sie deshalb einer Zeit lang sich selbst; allein zuletzt konnte er es nicht mehr aushalten, und eilte Eduard'en aufzusuchen, dem er schon auf die Spur gekommen war.

Sein Weg führte ihn zu einem angenehmen Thal, dessen anmuthig grünen, baumreichen Wiesengrund die Wasserfülle eines immer lebendigen Baches bald durchschlängelte, bald durchrauschte. Auf den sanften Anhöhen zogen sich fruchtbare Felder und wohlbestandene Obstpflanzungen hin. Die Dörfer lagen nicht zu nah an einander, das Ganze hatte einen friedlichen Charakter, und die einzelnen Partien, wenn auch nicht zum Malen, schienen doch zum Leben verträglich geeignet zu sein.

Ein wohlerhaltenes Vorwerk mit einem reinlichen, bescheidenen Wohnhause, von Gärten umgeben, fiel ihm endlich in die Augen. Er vermuthete, hier sei Eduard's gegenwärtiger Aufenthalt, und er irrte nicht.

Von diesem einsamen Freunde können wir soviel sagen, daß er sich im Stillen dem Gefühl seiner Leidenschaft ganz überließ und dabei mancherlei Pläne sich ausdachte, mancherlei Hoffnungen nährte. Er konnte sich nicht läugnen, daß er Ottilie'n hier zu sehen wünsche, daß er wünsche, sie hierher zu führen, zu locken, und was er sich sonst noch Erlaubtes und Unerlaubtes zu denken nicht verwehrte. Dann schwankte seine Einbildungskraft in allen Möglichkeiten herum. Sollte er sie hier nicht besitzen, nicht rechtmäßig besitzen können, so wollte er ihr den Besitz des Gutes zueignen. Hier sollte sie still für sich, unabhängig leben; sie sollte glücklich sein, und wenn ihn eine selbstquälerische Einbildungskraft noch weiter führte, vielleicht mit einem Andern glücklich sein.

So verflossen ihm seine Tage in einem ewigen Schwanken zwischen Hoffnung und Schmerz, zwischen Thränen und Heiterkeit, zwischen Verfügen, Vorbereitungen und Verzweiflung. Der Anblick Mittler's überraschte ihn nicht. Er hatte dessen Ankunft längst erwartet, und so war er ihm auch halb willkommen. Glaubte er ihn von Charlotte'n gerufen, so hatte er sich schon auf allerlei Entschuldigungen und Verweigerungen und sodann auf entschiedenere Vorschläge bereitet; hoffte er nun aber von Ottilie'n wieder Etwas zu vernehmen, so war ihm Mittler so lieb als ein himmlischer Bote.

Verdrießlich daher und verstimmt ward Eduard, als er vernahm, Mittler komme nicht von dorther, sondern aus eigenem Antriebe. Sein Herz verschloß sich, und das Gespräch wollte sich Anfangs nicht einleiten. Doch wußte Mittler nur zu gut, daß ein liebevoll beschäftigtes Gemüth das dringende Bedürfniß hat, sich zu äußern. Das, was in ihm vorgeht, vor einem Freunde auszuschütten, und ließ sich daher gelassen, nach einigem Hin- und Widerreden, dieß Mal aus seiner Rolle herausgehen und statt des Vermittlers den Vertrauten zu spielen.

Als er hiernach, auf eine freundliche Weise, Eduard'en wegen seines einsamen Lebens tadelte, erwiderte dieser: O, ich wüßte nicht, wie ich meine Zeit angenehmer zubringen könnte! Immer bin ich mit ihr beschäftigt, immer in ihrer Nähe. Ich habe den unschätzbaren Vortheil, mir denken zu können, wo sich Ottilie befindet, wo sie geht, wo sie steht, wo sie zugegen. Ich sehe sie vor mir thun und handeln wie gewöhnlich, schauen und vernehmen, freilich immer Das, was mir am meisten schmeichelt. Dabei bleibt es aber nicht; denn wie kann ich fern von ihr glücklich sein! Nun arbeitet meine Phantasie durch, was Ottilie thun sollte, sich mir zu nähern. Ich schreibe süße, zutrauliche Briefe in ihrem Namen an mich; ich antworte ihr und verwahre die Blätter zusammen. Ich habe versprechen, keinen Schritt gegen sie zu thun, und Das will ich halten. Aber was bindet sie, daß sie sich nicht zu mir wendet? Hat etwa Charlotte die Grausamkeit gehabt, Versprechen und Schwur von ihr zu fordern, daß sie mir nicht schreiben, keine Nachricht von sich geben wolle? Es ist natürlich, es ist wahrscheinlich, und doch finde ich es unerhört, unverträglich. Wenn sie mich liebt, wie ich glaube, wie ich weiß, warum entschließt sie sich nicht, warum wagt sie es nicht, zu fliehen und sich in meine Arme zu werfen? Sie sollte Das, denke ich manchmal; sie könnte Das. Wenn sich Etwas auf dem Vorsaale regt, sehe ich gegen die Thüre. Sie soll hereintreten, denk' ich, hoff' ich. Ach! und da das Mögliche unmöglich ist, bilde ich mir ein, das Unmögliche müsse möglich werden. Nachts, wenn ich aufwache, die Lampe einen unsichern Schein durch das Schlafzimmer wirft, da sollte ihre Gestalt, ihr Geist, eine Ahnung von ihr vorüberschweben,

herantreten, mich ergreifen, vor einen Augenblick, daß ich eine Art von Verſicherung hätte, ſie denke mein, ſie ſei mein.

Eine einzige Freude bleibt mir noch. Da ich ihr nahe war, träumte ich nie von ihr; jetzt aber in der Ferne hab ich im Traume ſeliger, und ſonderbar genug ſeit ich andere liebenswürdige Perſonen hier in der Nachbarſchaft kennen gelernt, jetzt erſt erſcheint mir ihr Bild im Traum, als wenn ſie mir ſagen wollte: Siehe nur jetzund her! Du haſt doch nichts Schöneres und Liebreres als mich. Und ſo macht ſich ihr Bild in jeden meiner Träume. Alles, was mir mit ihr begegnet, ſchiebt ſich durch und über einander. Bald unterſchreiben wir einen Contract; da iſt ihre Hand und die meinige, ihr Name und der meinige, beide ſchicken einander aus, beide verſchlingen ſich. Noch nicht ohne Schmerz ſind viele wunderlichen Gaukeleien der Phantaſie. Manchmal thut ſie Etwas, das die reine Idee beleidigt, die ich von ihr habe; dann fühl' ich erſt, wie ſehr ich ſie liebe, indem ich über alle Beſchreibung geängſtet bin. Manchmal wollt ſie mich ganz gegen ihre Art und gegen mich; aber ſogleich verändert ſich ihr Bild, ihr Schauder, rundes himmliches Geſichtchen verändert ſich: es iſt eine Andere. Aber ich bin doch gequält, unbefriedigt und zerſtreut.

Lächeln Sie nicht, lieber Mittler, aber lächeln Sie auch! O, ich ſchäme mich nicht dieſer Empfindlichkeit, dieſer, wenn Sie wollen, thörichten, rafenden Neigung! Nein ich habe noch nie geliebt; jetzt erfahre ich erſt, was Das heißt. Bisher war Alles in meinem Leben nur Vorſpiel, nur Hinhalten, nur Zeitvertreib, nur Zeitverderb, bis ich ſie kennen lernte, bis ich ſie liebte und ganz und eigentlich liebte. Man hat mir, nicht gerade in's Geſicht, aber doch wohl im Rücken, den Vorwurf gemacht: ich pirſche, ich kämpfere nur in den meiſten Dingen. Es mag ſein; aber ich hatte Das noch nicht gefunden, wenn ich mich als Meiſter zeigen kann. Ich will Den ſehen, der mich im Talent des Liebens übertrifft.

Zwar es iſt ein jammervolles, ein ſchmerzvolles, ein thränenreiches; aber ich habe es mir ſo natürlich, ſo eigen, daß ich es wohl ſchwerlich je wieder aufgebe.

Durch dieſe lebhaften herzlichen Aeußerungen hatte ſich Eduard wohl erleichtert, aber es war ihm auch auf ein Mal jeder einzelne Zug ſeines wunderlichen Zuſtandes deutlich vor die Augen getreten, daß er vom ſchmerzlichen Widerſtreit überwältigt, in Thränen ausbrach, die um ſo reichlicher floſſen, als ſein Herz durch Mittheilung weich geworden war.

Mittler, der ſein raſches Naturell, ſeinen unverbrüchlichen Verſtand um ſo weniger verläugnen konnte, als er ſich durch dieſen ſchmerzlichen Ausbruch der Leidenſchaft Eduard's, weit von dem Ziel ſeiner Reiſe verſchlagen ſah, äußerte aufrichtig und derb ſeine Mißbilligung. Eduard — hieß es — ſolle ſich ermannen, ſolle bedenken, was er ſeiner Manneswürde ſchuldig ſei, ſolle nicht vergeſſen, daß dem Menſchen zur höchſten Ehre gereiche, im Unglück ſich zu faſſen, den Schmerz mit Gleichmuth und Anſtand zu ertragen, um höchlich geſchätzt, verehrt und als Muſter aufgeſtellt zu werden.

Aufgeregt, durchdrungen von den vorzüglichen Geſinnungen, wie Eduard war, mußten ihm viele Worte hohl und nichtig vorkommen. Der Glückliche, der Behagliche hat gut reden, ſagte Eduard auf: aber ſchämen würde er ſich, wenn er einſähe, wie unerträglich er dem Leidenden wird. Eine unendliche Geduld ſoll es geben, einen unendlichen Schmerz will der Starke Behagliche nicht anerkennen. Es gibt Fälle, es gibt deren, wo jeder Troſt niederträchtig und Verzweiflung Pflicht iſt. Verſchmäht doch ein edler Grieche, der auch Helden zu ſchildern weiß, keineswegs, die Seinigen bei ſchmerzlichem Drange weinen zu laſſen. Selbſt im Epos ſagt er: „Thränenerpreßte Männer ſind gut.“ Verlache mich Jeder, der traut nem Herzen, traut nen Augen will! Ich verwünſche die Glücklichen, denen der Unglückliche nur zum Spectakel dienen ſoll. Er ſoll ſich in der grauſamſten Lage körperlicher und geiſtiger Peinigung noch ehrlich geberden, um ihren Beifall zu erhalten; und damit ſie ihm bei'm Verbluten noch applaudiren, wie ein Gladiator mit Anſtand vor ihren Augen umkommen. Lieber Mittler, ich danke Ihnen für Ihren Beſuch; aber Sie erzeigten mir eine große Liebe, wenn Sie ſich im Garten, in der Gegend umſähen. Wir kommen wieder zuſammen. Ich ſuche gefaßter und Ihnen ähnlicher zu werden.

Mittler mochte lieber einlenken, als die Unterhaltung abbrechen, die er ſo leicht nicht wieder anknüpfen konnte. Auch Eduard'en war es ganz gemäß, das Geſpräch weiter fortzuſetzen, das ebenfalls zu ſeinem Ziele abzulaufen ſtrebte.

Freilich, ſagte Eduard, hilft das Hin- und Widerreden zu Nichts; doch unter dieſem Reden bin ich mich ſelbſt erſt gewahr worden, habe ich erſt entſchieden gefühlt, wenn ich mich entſchließen ſollte, wenn ich entſchloſſen bin. Ich ſehe mein gegenwärtiges, mein zukünftiges Leben vor mir; nur zwiſchen Elend und Genuß habe ich zu wählen. Bewilligen Sie, beſter Mann, eine Scheidung, die ſo nothwendig, die ſchon geſchehen iſt: ſchaffen Sie mir Charlotte'ns Einwilligung! Ich will nicht weiter ausführen, warum ich glaube, daß ſie zu erlangen ſein wird. Gehen Sie hin, lieber Mann, beruhigen Sie uns Alle, machen Sie uns glücklich!

Mittler ſtockte. Eduard fuhr fort: Mein

Schickſal und Ottilie's iſt nicht zu trennen, und wir werden nicht zu Grunde gehen. Sehen Sie dieſes Glas! Unſere Namenstage ſind darein geſchnitten. Ein fröhlich Jahrhundert warf es in die Luft; Niemand ſollte mehr daraus trinken; auf dem feſtigen Boden ſollte es zerſchellen, aber es ward aufgefangen. Um hohen Preis habe ich es wieder eingehandelt, und ich trinke nun täglich daraus, um mich täglich zu überzeugen: daß alle Verhältniſſe unzerſtörlich ſind, die das Schickſal beſtimmen hat.

O, wehe mir, rief Mittler, was muß ich nicht mit meinen Freunden für Geduld haben! Nun begegnet mir noch gar der Aberglaube, der mir als das Schädlichſte, was bei den Menſchen einkehren kann, verhaßt bleibt. Wie ſpielen mit Vorausſagungen, Ahnungen und Träumen, und machen dadurch das alltägliche Leben bedeutend. Aber wenn das Leben nun ſelbſt bedeutend wird, wenn Alles um uns ſich bewegt und braucht dann wirklich Bedeutung, durch jene Geiſterſpur nur noch verwirrter.

Laſſen Sie in dieſer Ungewißheit des Lebens, rief Eduard, zwiſchen dieſem Hoffen und Bangen, dem beängſtigten Herzen doch nur eine Art von Leiſtung, nach welcher es hinblicke, wenn es auch nicht darnach Meiſter kann.

Ich hoffe wie's wohl geſchehen, verſetzte Mittler, wenn dabei nur einige Conſequenz zu hoffen wäre; aber ich habe immer gefunden, auf die warnenden Symptome achtet kein Menſch, auf die ſchmeichelnden und verſprechenden allein iſt die Aufmerkſamkeit gerichtet und der Glaube für ſie ganz allein lebendig.

Da ſich nun Mittler ſogar in die dunkeln Regionen geführt ſah, in denen er ſich immer unbehaglicher zählte, je länger er darin verweilte, ſo nahm er den dringenden Wunſch Eduard's, der ihn zu Charlotte'n gehen hieß, etwas williger auf. Denn was wollte er überhaupt Eduard'en in dieſem Augenblicke noch entgegenſetzen? Zeit zu gewinnen, zu erforſchen, wie es um die Frauen ſtehe, Das war es, was ihm ſelbſt nach ſeinen eigenen Geſinnungen zu thun übrig blieb.

Er eilte zu Charlotte'n, die er, wie ſonſt, gefaßt und heiter fand. Sie unterrichtete ihn gern von Allem, was vorgefallen war; denn aus Eduard's Reden konnte er nur die Wirkung abnehmen. Er trat von ſeiner Seite beherzt heran, konnte es aber nicht über ſich gewinnen, das Wort Scheidung auch nur im Vorbeigehn auszuſprechen. Wie verwundert, erſtaunt und, nach ſeiner Geſinnung, erheitert war er daher, als Charlotte ihm, in Gegenſatz ſo manches Unerfreulichen, endlich ſagte: Ich muß glauben, ich muß hoffen, daß Alles ſich wieder geben, daß Eduard ſich wieder nähern werde! Wie kann es auch wohl anders ſein, da Sie mich guter Hoffnung ſehen.

Verſteh' ich Sie recht? fiel Mittler ein — Vollkommen, verſetzte Charlotte — Laſſend Mal gelegnet ſei mir dieſe Nachricht! rief er, die Hände zuſammenſchlagend. Ich kenne die Stärke dieſes Argumentes auf ein männliches Gemüth. Wie viele Heirathen ſah ich dadurch beſchleunigt, befeſtigt, wieder hergeſtellt! Mehr als tauſend Worte wirkt eine ſolche gute Hoffnung, die fürwahr die beſte Hoffnung iſt, die wir haben können. Doch, ſetzt er ſich, was mich betrifft, ſo hätte ich allerdings verdrießlich zu ſein. In dieſem Falle, ſehe ich wohl, wird meiner Eigenliebe geſchmeichelt. Bei Euch kann meine Thätigkeit keinen Dank verdienen. Ich komme mir vor, wie jener Arzt, mein Freund, dem alle Cooks gelangen, die er um Gottes-willen an Armen that, der aber ſelten einen Reichen heilen konnte, der es gut bezahlen wollte. Glücklicher Weiſe hilft ſich hier die Sache von ſelbſt, da meine Bemühungen, mein Zaudern fruchtlos geblieben wären.

Charlotte verlangte nun von ihm, er ſolle die Nachricht Eduard zu bringen, einen Brief von ihr mitnehmen und ſehen, was zu thun, was herzuſtellen ſei. Er wollte Das nicht eingehen. Alles iſt ſchon gethan, rief er aus. Schreiben Sie! ein jeder Bote iſt ſo gut als ich. Muß ich doch meine Schritte hinwenden, wo ich nöthiger bin. Ich komme nur wieder, um Glück zu wünſchen; ich komme zur Taufe.

Charlotte war dieß Mal, wie ſchon öfters, über Mittler'n unzufrieden. Sein raſches Weſen brachte manches Gute hervor, aber ſeine Uebereilung war Schuld an manchem Mißlingen. Niemand war abhängiger von augenblicklich vorgefaßten Meinungen, als er.

Charlotte'ns Brief kam zu Eduard'en, der ihn mit halbem Schrecken empfing. Der Brief konnte eben ſo gut für Nein als für Ja entſcheiden. Er wagte lange nicht, ihn aufzubrechen; und wie ſtand er betroffen, als er das Blatt geleſen, verſteinert bei folgender Stelle, womit es ſich endigte!

„Gedenke jener nächtlichen Stunden, in denen Du Deine Gattin abenteuerlich als Liebender beſuchteſt, ſie unwiderſtehlich an Dich zogſt, ſie als eine Geliebte, als eine Braut in die Arme ſchloſſeſt. Laß uns in dieſer ſeltſamen Zufälligkeit eine Fügung des Himmels verehren, die für ein neues Band unſerer Verhältniſſe geſorgt hat, in dem Augenblick, da das Glück unſers Lebens auseinander zu fallen und zu verſchwinden droht."

Was von dem Augenblick an in der Seele Eduard's vorging, würde ſchwer zu ſchildern

Brander.

Hier, unter dieſem grünen Laube,
Seht, welch ein Stock! Seht, welche Traube!

Er faßt Siebeln bey der Nase, die andern thun es wechſelsweiſe und heben die Meſſer.

Mephiſtopheles wie oben.

Irrthum, laß los der Augen Band!
Und merkt euch, wie der Teufel ſpaße.

Er verſchwindet mit Fauſt, die Gesellen fahren aus einander.

Siebel.

Was gibt's?

Altmayer.

Wie?

Froſch.

War das deine Naſe?

Brander zu Siebel.

Und deine hab' ich in der Hand!

Altmayer.

Es war ein Schlag, der ging durch alle Glieder!
Schafft einen Stuhl, ich ſinke nieder.

ſein. In einem ſolchen Gedränge treten zuletzt alte Gewohnheiten, alte Neigungen wieder hervor, um die Zeit zu tödten und den Lebensraum auszufüllen. Jagd und Krieg ſind eine ſolche, für den Ehemann immer bereite Ausfülle. Eduard ſehnte ſich nach äußerer Gefahr, um der innerlichen das Gleichgewicht zu halten. Er ſehnte ſich nach dem Untergang, weil ihm das Daſein unerträglich zu werden drohte; ja es war ihm ein Troſt, zu denken, daß er nicht mehr ſein werde und eben dadurch ſeine Geliebten, ſeine Freunde glücklich machen könne. Niemand ſtellte ſeinem Willen ein Hinderniß entgegen, da er ſeinen Entſchluß verheimlichte. Mit allen Förmlichkeiten ſetzte er ſein Teſtament auf: es war ihm eine ſüße Empfindung, Ottilien das Seine vermachen zu können. Für Charlotten, für das Angehörige, für den Hauptmann, für ſeine Dienerſchaft war geſorgt. Der wieder ausgebrochene Krieg begünſtigte ſein Vorhaben. Militäriſche Halbheiten hatten ihm in ſeiner Jugend viel zu ſchaffen gemacht; er hatte deswegen den Dienſt verlaſſen: nun war es ihm eine herrliche Empfindung, mit einem Feldherrn zu ziehen, von dem er ſich ſagen konnte: unter ſeiner Anführung iſt der Tod wahrſcheinlich und der Sieg gewiß.

Ottilie, nachdem auch ihr Charlottens Geheimniß bekannt geworden, betrachtete Eduards, und mehr, ging in ſich zurück. Sie hatte Nichts weiter zu ſagen. Hoffen konnte ſie nicht, und wünſchen durfte ſie nicht. Einen Blick jedoch in ihr Inneres gewährt uns ihr Tagebuch, aus dem wir Einiges mitzutheilen gedenken.

Zweiter Theil.

Erſtes Capitel.

Im gemeinen Leben begegnet uns oft, was wir in der Epopöe als Kunſtgriff des Dichters zu rühmen pflegen, daß nämlich, wenn die Hauptfiguren ſich entfernen, verbergen, ſich der Unthätigkeit hingeben, gleich ſodann ſchon ein Zweiter, Dritter, bisher kaum Bemerkter, den Platz füllt, und indem er ſeine ganze Thätigkeit äußert, uns gleichfalls der Aufmerkſamkeit, der Theilnahme, ja des Lobes und Preiſes würdig erſcheint.

So zeigte ſich gleich nach der Entfernung des Hauptmanns und Eduard's jener Architect täglich bedeutender, von welchem die Anordnung und Ausführung ſo manches Unternehmens allein abhing, wobei er ſich genau, verſtändig und thätig erwies, und zugleich den Damen auf mancherlei Art behaglich und in frühen, langwierigen Stunden für zu unterhalten wußte. Schon ſein Aeußeres war von der Art, daß es Zutrauen einflößte und Neigung erweckte. Ein Jüngling im vollen Sinne des Worts, wohlgebaut, ſchlank, eher ein wenig zu groß, beſcheiden, ohne ängſtlich, zutraulich, ohne zudringend zu ſein. Freudig übernahm er jede Sorge und Bemühung; und weil er mit großer Leichtigkeit rechnete, ſo war ihm bald das ganze Hausweſen kein Geheimniß, und überall hin verbreitete ſich ſein günſtiger Einfluß. Die Fremden ließ man ihn gewöhnlich empfangen, und er wußte einen unerwarteten Beſuch entweder abzulehnen oder die Frauen wenigſtens dergeſtalt darauf vorzubereiten, daß ihnen ſeine Unbequemlichkeit daraus entſprang.

Unter Anderm gab ihm eines Tages ein junger Rechtsgelehrter viel zu ſchaffen, der, von einem benachbarten Edelmann geſendet, eine Sache zur Sprache brachte, die, zwar von keiner ſonderlichen Bedeutung, Charlotten dennoch innig berührte. Wir müſſen dieſes Vorfalls gedenken, weil er verſchiedenen Dingen einen Anſtoß gab, die ſonſt vielleicht lange geruht hätten.

Wir erinnern uns jener Veränderung, welche Charlotte mit dem Kirchhofe vorgenommen hatte. Die ſämmtlichen Monumente waren von ihrer Stelle gerückt und hatten an der Mauer, an dem Sockel der Kirche Platz gefunden. Der übrige Raum war geebnet. Außer einem breiten Wege, der zur Kirche und an derſelben vorbei zu dem jenſeitigen Pförtchen führte, war das Uebrige Alles mit verſchiedenen Arten Klee beſät, der auf das Schönſte grünte und blühte. Nach einer gewiſſen Ordnung ſollten vom Sade heran die neuen Gräber beſtellt, doch der Platz jederzeit wieder verglichen und ebenfalls beſät werden. Niemand konnte läugnen, daß dieſe Anſtalt beim ſonn- und feſttägigen Kirchgang eine heitere und würdige Anſicht gewährte. Sogar der betagte und an alten Gewohnheiten haftende Geiſtliche, der anfänglich mit der Einrichtung nicht ſonderlich zufrieden geweſen, hatte nunmehr ſeine Freude daran, wenn er unter den alten Linden, gleich Philemon mit ſeiner Baucis vor der Hinter-

thie ruhend, ſtatt der halbvergnügten Grabſtätten einen ſchönen, bunten Teppich vor ſich ſah, der noch überdieß ſeinem Haushalt zu Gute kommen ſollte, indem Charlotte die Nutzung dieſes Fleckes der Pfarre zuſichern laſſen.

Allein beſungeachtet hatten ſchon manche Gemeindeglieder früher gewünſchet, daß man die Verzeichnung der Todte, wo ihre Vorfahren ruhten, aufgehoben und das Andenken dadurch gleichſam aufgefriſcht; denn die wechſelhaften Menſchen zeigen zwar an, wer begraben ſei, aber nicht, wo er begraben ſei, und auf das Wo komme es eigentlich an, wie Viele behaupteten.

Von eben ſolcher Geſinnung war eine benachbarte Familie, die ſich auf den Ihrigen einen Raum auf dieſer allgemeinen Ruheſtätte vor mehreren Jahren ausbedungen und dafür der Kirche eine kleine Stiftung zugewendet hatte. Nun war der junge Rechtsgelehrte abgeſendet, um die Stiftung zu widerrufen und anzuzeigen, daß man nicht weiter zahlen werde, weil die Bedingung, unter welcher Dieſes bisher geſchehen, einſeitig aufgehoben und auf alle Vorſtellungen und Widerreden nicht geachtet worden. Charlotte, die Urheberinn dieſer Veränderung, wollte den jungen Mann ſelbſt ſprechen, der zwar lebhaft, aber nicht allzu verlaut, ſeine und ſeines Principal's Gründe darlegte und der Geſellſchaft Manches zu denken gab.

„Sie ſehen, ſprach er, nach einem kurzen Eingang, in welchem er ſeine Zudringlichkeit zu rechtfertigen wußte: Sie ſehen, daß dem Geringſten wie dem Höchſten daran gelegen iſt, den Ort zu bezeichnen, der die Seinigen aufbewahrt. Dem dürftigen Landmann, der ein Kind begräbt, iſt es eine Art von Troſt, ein ſchwaches hölzernes Kreuz auf das Grab zu ſtellen, es mit einem Kranze zu zieren, um wenigſtens das Andenken ſo lange zu erhalten, als der Schmerz währt, wenn auch ein ſolches Merkzeichen, wie die Trauer ſelbſt, durch die Zeit aufgehoben wird. Wohlhabende verwandeln dieſe Kreuze in eiſerne, befeſtigen und ſchützen ſie auf mancherlei Weiſe, und hier iſt ſchon Dauer für mehrere Jahre. Doch weil auch Dieſe endlich ſinken und unſcheinbar werden, ſo haben Begüterte nichts Angelegeneres, als einen Stein aufzurichten, der für mehrere Generationen zu dauern verſpricht und von den Nachkommen erneut und aufgefriſcht werden kann. Aber dieſer Stein iſt es nicht, der uns anzieht, ſondern das darunter Enthaltene, das daneben der Erde Vertraute. Es iſt nicht ſowohl vom Andenken die Rede, als von der Perſon ſelbſt, nicht von der Erinnerung, ſondern von der Gegenwart. Ein geliebtes Abgeſchiedenes umarme ich weit eher und inniger im Grabhügel als im Denkmal: denn dieſes iſt für ſich eigentlich nur wenig; aber um Dasjenige her ſollen ſich, wie um einen Mittelpunkt, Gatten, Verwandte, Freunde ſelbſt nach ihrem Hinſcheiden noch verſammeln, und der Lebende ſoll das Recht behalten, Fremde und Mitwandelnde auch von der Seite ſeiner geliebten Ruhenden abzuweiſen und zu entfernen.

Ich halte deßwegen dafür, daß mein Principal völlig recht habe, die Stiftung zurückzunehmen; und Dieß iſt auch billig genug; denn die Glieder der Familie ſind auf eine Weiſe verletzt, welche gar kein Erſatz zu bedecken iſt. Sie ſollen das ſchmerzlich ſüße Gefühl entbehren, ihren Geliebten ein Todtenopfer zu bringen, die tröſtliche Hoffnung, vereinſt unmittelbar neben ihnen zu ruhen.“

Die Sache iſt nicht von der Bedeutung, verſetzte Charlotte, daß man ſich deßhalb durch einen Rechtshandel beunruhigen ſollte. Meine Thätigkeit rennt mich ſo wenig, daß ich die Kirche gern, wegen Dejenen, was ihr entgeht, entſchädigen will. Nun muß ich Ihnen aufrichtig geſtehen, Ihre Argumente haben mich nicht überzeugt. Das arme Gefühl einer endlichen, allgemeinen Gleichheit, wenigſtens nach dem Tode, ſcheint mir beruhigender als dieſes eigenſinnige ſtarre Feſthalten unſerer Perſönlichkeiten, Anhänglichkeiten und Lebensverhältniſſe. Und was ſagen Sie hierzu? richtete ſie ihre Frage an den Architecten.

„Ich möchte, verſetzte Dieſer, in einer ſolchen Sache weder ſtreiten, noch den Ausſchlag geben. Laſſen Sie mich Das, was meiner Kunſt, meiner Denkweiſe am Nächſten liegt, beſcheidentlich äußern. Seitdem wir nicht mehr ſo glücklich ſind, die Reſte eines geliebten Gegenſtandes eingeurnt an unſere Bruſt zu drücken; da wir weder reich noch heiter genug ſind, ſie unverſehrt in großen wohlausgearbeiteten Sarcophagen zu verwahren; ja da wir nicht einmal in den Kirchen mehr Platz für uns und für die Unſerigen finden, ſondern hinaus in's Freie gewieſen ſind: ſo haben wir alle Urſache, die Art und Weiſe, die Sie, meine gnädige Frau, eingeleitet haben, zu billigen. Wenn die Glieder einer Gemeinde reihenweiſe neben einander liegen, ſo ruhen ſie bei und unter den Ihrigen; und wenn die Erde uns einmal aufnehmen ſoll, ſo finde ich Nichts natürlicher und reinlicher, als daß man die zufällig entſtandenen, nach und nach zuſammenſinkenden Hügel ungeſäumt vergleiche, und ſo die Todte, indem Alle ſie tragen, einem Jeden leichter gemacht werde.“

Und ohne irgend ein Zeichen des Andenkens, ohne irgend Etwas, das der Erinnerung entgegenkäme, ſollte das Alles ſo vorübergehen? verſetzte Ottilie.

„Keineswegs! fuhr der Architect fort; nicht vom Andenken, nur vom Platze ſoll man ſich

treiben. Der Baukünſtler, der Bildhauer ſind höchſt intereſſirt, daß der Menſch von ihnen, von ihrer Kunſt, von ihrer Hand, eine Dauer ſeines Daſeins erwarte, und deßwegen wünſchte ich gutgedachte, gutausgeführte Monumente, nicht einzeln und zufällig aufgeſtellt, ſondern an einem Orte aufgeſtellt, wo ſie ſich Dauer verſprechen können. Da ſelbſt die Frommen und Hohen auf das Vorrecht Verzicht thun, in den Kirchen perſönlich zu ruhen, ſo ſtelle man wenigſtens dort, oder in ſchönen Hallen um die Begräbnißplätze, Denkzeichen, Denkſchriften auf. Es gibt tauſenderlei Formen, die man ihnen vorſchreiben, tauſenderlei Zierathen, womit man ſie ausſchmücken kann.“

Wenn die Künſtler ſo reich ſind, verſetzte Charlotte, ſo ſagen Sie mir doch: wie kann man ſich niemals aus der Form eines kleinlichen Obelisken, einer abgeſtutzten Säule und eines Blitzableiters herausfinden? Anſtatt der tauſend Erfindungen, deren Sie ſich rühmen, habe ich nur immer tauſend Wiederholungen geſehen.

„Das iſt wohl bei uns ſo, entgegnete ihr der Architect, aber nicht überall. Und überhaupt mag es mit der Empfindung und der ſchicklichen Anwendung eine eigene Sache ſein. Beſonders hat es in dieſem Falle manche Schwierigkeit, einen ernſten Gegenſtand zu erheitern und bei einem unerfreulichen nicht in's Unerfreuliche zu gerathen. Was Entwürfe zu Monumenten aller Art betrifft, deren habe ich viele geſammelt und zeige ſie gelegentlich; doch bleibt immer das ſchönſte Denkmal des Menſchen eigenes Bildniß. Dieſes gibt mehr als irgend etwas Anderes einen Begriff von Dem, was er war; es iſt der beſte Text zu vielen oder wenigen Noten: nur müßte es aber auch in ſeiner beſten Zeit gemacht ſein, welches gewöhnlich verſäumt wird. Niemand denkt daran, lebende Formen zu erhalten, und wenn es geſchieht, ſo geſchieht es auf unzulängliche Weiſe. Da wird ein Todter geſchwind noch abgegoſſen und eine ſolche Maske auf einen Block geſetzt, und Das heißt man eine Büſte. Wie ſelten iſt der Künſtler im Stande, ſie völlig wieder zu beleben!“

Sie haben, ohne es vielleicht zu wiſſen und zu wollen, verſetzte Charlotte, dieß Geſpräch ganz zu meinen Gunſten gelenkt. Das Bild eines Menſchen iſt doch wohl unabhängig; überall wo es ſteht, ſteht es für ſich, und wir werden von ihm nicht verlangen, daß es die eigentliche Grabſtätte bezeichne. Aber ſoll ich Ihnen eine wunderliche Empfindung bekennen? Selbſt gegen die Bildniſſe habe ich eine Art von Abneigung; denn ſie ſcheinen mir immer einen ſtillen Vorwurf zu machen; ſie deuten auf etwas Entferntes, Abgeſchiedenes und erinnern mich, wie ſchwer es ſei, die Gegenwart recht zu ehren. Bedenkt man, wie viel Menſchen man geſehen, gekannt, und geſteht ſich, wie wenig wir ihnen, wie wenig ſie uns geweſen, wie wird uns da zu Muthe! Wir begegnen dem Geiſtreichen, ohne uns mit ihm zu unterhalten; dem Gelehrten, ohne von ihm zu lernen; dem Gereiften, ohne uns zu unterrichten; dem Liebevollen, ohne ihm etwas Angenehmes zu erzeigen.

Und leider ereignet ſich Dieß nicht bloß mit den Vorübergehenden! Geſellſchaften und Familien betragen ſich ſo gegen ihre liebſten Glieder, Städte gegen ihre würdigſten Bürger, Völker gegen ihre trefflichſten Fürſten, Nationen gegen ihre vorzüglichſten Menſchen.

Ich hörte fragen, warum man von den Todten ſo unbewunden Gutes ſage, von den Lebenden immer mit einer gewiſſen Vorſicht. Es wurde geantwortet: weil wir von jenen Nichts zu befürchten haben, und Dieſe uns noch irgendwo in den Weg kommen könnten. So unrein iſt die Sorge für das Andenken der Andern; es iſt meiſt nur ein ſelbſtiſcher Scherz, wenn es dagegen ein heiliger Ernſt wäre, ſeine Verhältniſſe gegen die Ueberbliebenen immer lebendig und thätig zu erhalten.

Zweites Capitel.

Aufgeregt durch den Vorfall und die daran ſich knüpfenden Geſpräche begab man ſich des andern Tages nach dem Begräbnißplatz, zu deſſen Verzierung und Erheiterung der Architect manchen glücklichen Vorſchlag that. Allein auch auf die Kirche ſollte ſich ſeine Sorgfalt erſtrekken, auf ein Gebäude, das gleich anfänglich ſeine Aufmerkſamkeit an ſich gezogen hatte.

Dieſe Kirche ſtand ſeit mehrern Jahrhunderten, nach Deutſcher Art und Kunſt, in guten Maßen errichtet und auf eine glückliche Weiſe verziert. Man konnte wohl nachkommen, daß der Baumeiſter eines benachbarten Kloſters mit Einſicht und Neigung ſich auch an dieſem kleinern Gebäude bewährt, und es wirkte noch immer ernſt und angenehm auf den Betrachter, obgleich die innere, neue Einrichtung zum proteſtantiſchen Gottesdienſte ihm Etwas von ſeiner Ruhe und Majeſtät genommen hatte.

Dem Architecten fiel es nicht ſchwer, ſich von Charlotte's eine mäßige Summe zu erbitten, wovon er das Aeußere ſowohl als das Innere im alterthümlichen Sinne herzuſtellen und mit dem davor liegenden Auferſtehungsfelde zur Uebereinſtimmung zu bringen gedachte. Er hatte ſelbſt viel Handgeſchick, und einige Arbeiter, die noch am Hausbau beſchäftigt waren, wollte man gern ſo lange beibehalten, bis auch dieſes fromme Werk vollendet wäre.

Man war nunmehr in dem Falle, das Gebäude selbst mit allen Umgebungen und Angebäuden zu untersuchen, und da zeigte sich zum größten Erstaunen und Vergnügen des Architecten eine wenig bemerkte kleine Seiten-Capelle von noch geschmackvollern und leichtern Maßen, von noch gefälligern und sinnigern Zierathen. Sie enthielt zugleich manchen geschnitzten und gemalten Rest eines ältern Gottesdienstes, der mit mancherlei Geräth und Gerätschaft die verschiedenen Feste zu bezeichnen und jedes auf seine eigene Weise zu feiern wußte.

Der Architect konnte nicht unterlassen, die Capelle sogleich in seinen Plan mit hereinzuziehen und besonders diesen engen Raum als ein Denkmal voriger Zeiten und ihres Geschmacks wieder herzustellen. Er hatte sich die leeren Flächen nach seiner Neigung schon verziert gedacht, und freute sich, dabei sein malerisches Talent zu üben; allein er machte seinen Hausgenossen für's Erste ein Geheimniß davon.

Vor allem Andern zeigte er verschiedenen Malern die verschiedenen Nachbildungen und Entwürfe von alten Grab-Monumenten, Gefäßen und andern dahin sich nähernden Dingen; und als man im Gespräch auf die einfachern Grabhügel der nordischen Völker zu reden kam, brachte er seine Sammlung von mancherlei Waffen und Geräthschaften, die darin gefunden worden, zur Ansicht. Er hatte Alles sehr reinlich und tragbar in Schubladen und Fächern auf eingeschnittenen, mit Tuch überzogenen Brettern, so daß diese alten, ernsten Dinge durch seine Behandlung etwas Putzhaftes annahmen und man mit Vergnügen darauf, wie auf die Kästchen eines Modehändlers hinblickte. Und da er einmal im Vorzeigen war, da die Einsamkeit eine Unterhaltung forderte, so pflegte er jeden Abend mit einem Theil seiner Schätze hervorzutreten. Sie waren meistentheils Deutschen Ursprungs: Bracteaten, Dickmünzen, Siegel und was sonst sich noch anschließen mag. Alle diese Dinge richteten die Einbildungskraft gegen die ältere Zeit hin, und da er zuletzt mit den Anfängen des Drucks, Holzschnitten und den ältesten Kupfern seine Unterhaltung zierte, und die Kirche täglich auch, jenem Sinne gemäß, an Farbe und sonstiger Auszierung gleichsam der Vergangenheit entgegenwuchs, so mußte man sich beinahe selbst fragen: ob man denn wirklich in der neuern Zeit lebe, ob es nicht ein Traum sei, daß man nunmehr in ganz andern Sitten, Gewohnheiten, Lebensweisen und Ueberzeugungen verweile.

Auf solche Art vorbereitet, that ein größeres Portefeuille, das er zuletzt herbeibrachte, die beste Wirkung. Es enthielt zwar meist nur umrissene Figuren, die aber, weil sie auf die Wilder selbst durchgezeichnet waren, ihren alterthümlichen Character vollkommen erhalten hatten, und diesen, wie einnehmend fanden ihn die Beschauenden! Aus allen Gestalten blickte nur das reinste Dasein hervor, alle mußte man, wo nicht für edel, doch für gut ansprechen. Heitere Sammlung, willige Anerkennung eines Ehrwürdigen über uns, stille Hingebung in Liebe und Erwartung war auf allen Gesichtern, in allen Gebärden ausgedrückt. Der Greis mit dem kahlen Scheitel, der reichlockige Knabe, der muntere Jüngling, der ernste Mann, der verklärte Heilige, der schwebende Engel: Alle schienen selig in einem unschuldigen Genügen, in einem frommen Erwarten. Das Gemeinste, was geschah, hatte einen Zug von himmlischem Leben, und eine gottesdienstliche Handlung schien ganz jeder Natur angemessen.

Nach einer solchen Region blickten wohl die Meisten wie nach einem verschwundenen goldenen Zeitalter, nach einem verlornen Paradiese hin. Nur vielleicht Ottilie war in dem Fall, sich unter Ihresgleichen zu fühlen.

Wer hätte nun widerstehen können, als der Architect sich erbot, nach dem Muster dieser Urbilder, die Räume zwischen den Spitzbogen der Capelle auszumalen und dadurch sein Andenken entschieden an einem Orte zu stiften, wo es ihm so gut gegangen war. Er erklärte sich hierüber mit einiger Wehmuth; denn er konnte nach der Lage der Sache wohl einsehen, daß sein Aufenthalt in so vollkommener Gesellschaft nicht immer dauern könne, ja vielleicht bald abgebrochen werden müsse.

Uebrigens waren diese Tage zwar nicht reich an Begebenheiten, doch voller Anlässe zu ernsthafter Unterhaltung. Wir nehmen daher Gelegenheit von Demjenigen, was Ottilie sich daraus in ihren Heften angemerkt, Einiges mitzutheilen, wozu wir keinen schicklichern Uebergang finden, als durch ein Gleichniß, das sich uns bei'm Betrachten ihrer liebenswürdigen Blätter aufdringt.

Wir hören von einer besondern Einrichtung bei der Englischen Marine. Sämmtliche Tauwerke der königlichen Flotte, vom stärksten bis zum schwächsten, sind dergestalt gesponnen, daß ein rother Faden durch das Ganze durchgeht, den man nicht herauswinden kann, ohne Alles aufzulösen, und woran auch die kleinsten Stücke kenntlich sind, daß sie der Krone gehören.

Ebenso zieht sich durch Ottilie's Tagebuch ein Faden der Neigung und Anhänglichkeit, der Alles verbindet und das Ganze bezeichnet. Dadurch werden diese Bemerkungen, Betrachtungen, ausgezogenen Sinnsprüche und was sonst vorkommen mag, der Schreibenden ganz

beſonders eigen und für ſie von Bedeutung. Selbſt jede einzelne von uns ausgewählte und mitgetheilte Stelle gibt davon das entſchiedenſte Zeugniß.

Aus Ottilie's Tagebuch.

„Neben Denen vereinſt zu ruhen, die man liebt, iſt die angenehmſte Vorſtellung, welche der Menſch haben kann, wenn er einmal über das Leben hinausdenkt. Zu den Seinigen verſammelt werden, iſt ein ſo herzlicher Ausdruck.“

„Es gibt mancherlei Denkmale und Merkzeichen, die uns Entfernte und Abgeſchiedene näher bringen. Keins iſt von der Bedeutung des Bildes. Die Unterhaltung mit einem geliebten Bilde, ſelbſt wenn es unähnlich iſt, hat was Reizendes, wie es manchmal etwas Reizendes hat, ſich mit einem Freunde ſtreiten. Man fühlt auf eine angenehme Weiſe, daß man zu Zweien iſt und doch nicht auseinander kann.“

„Man unterhält ſich manchmal mit einem gegenwärtigen Menſchen als mit einem Bilde. Er braucht nicht zu ſprechen, uns nicht anzuſehen, ſich nicht mit uns zu beſchäftigen; wir ſehen ihn, wir fühlen unſer Verhältniß zu ihm, ja ſogar unſere Verhältniſſe zu ihm können wachſen, ohne daß er Etwas dazu thut, ohne daß er Etwas davon empfindet, daß er ſich eben bloß zu uns wie ein Bild verhält.“

„Man iſt niemals mit einem Portrait zufrieden von Perſonen, die man kennt. Deßwegen habe ich die Portrait-Maler immer bedauert. Man verlangt ſo ſelten von den Leuten das Unmögliche, und gerade von Dieſen fordert man's. Sie ſollen einem Jeden ſein Verhältniß zu den Perſonen, ſeine Neigung und Abneigung mit in ihr Bild aufnehmen; ſie ſollen nicht bloß darſtellen, wie ſie einen Menſchen faſſen, ſondern wie Jeder ihn faſſen würde. Es nimmt mich nicht Wunder, wenn ſolche Künſtler nach und nach verſtockt, gleichgiltig und eigenſinnig werden. Daraus möchte denn entſtehen was wollte, wenn man nur nicht gerade darüber die Abbildungen ſo mancher lieben und theuern Menſchen entbehren müßte.“

„Es iſt wohl wahr, die Sammlung des Architecten von Waffen und alten Geräthſchaften, die nebſt dem Körper mit hohen Erdhügeln und Felſenſtücken zugedeckt waren, bezeugt uns, wie unnütz die Vorſorge des Menſchen ſei für die Erhaltung ſeiner Perſönlichkeit nach dem Tode. Und ſo widerſprechend ſind wir! Der Architect geſteht, ſelbſt ſolche Grabhügel der Vorfahren geöffnet zu haben, und fährt dennoch fort, ſich mit Denkmälern für die Nachkommen zu beſchäftigen.“

„Warum ſoll man es aber ſo ſtreng nehmen? Iſt denn Alles, was wir thun, für die Ewigkeit gethan? Ziehen wir uns nicht Morgens an, um uns Abends wieder auszuziehen? Verreiſen wir nicht, um wiederzukehren? Und warum ſollten wir nicht wünſchen, neben den Unſerigen zu ruhen, und wenn es auch nur für ein Jahrhundert wäre!“

„Wenn man die vielen verſunkenen, die durch Kirchgänger abgetretenen Grabſteine, die über ihren Grabmälern ſelbſt zuſammengeſtürzten Kirchen erblickt, ſo kann Einem das Leben nach dem Tode doch immer wie ein zweites Leben vorkommen, in das man nun im Bilde, in der Ueberſchrift eintritt und länger darin verweilt, als in dem eigentlichen, lebendigen Leben. Aber auch dieſes Bild, dieſes zweite Daſein verliſcht früher oder ſpäter. Wie über die Menſchen, ſo auch über die Denkmäler läßt ſich die Zeit ihr Recht nicht nehmen.“

Drittes Capitel.

Es iſt eine ſo angenehme Empfindung, ſich mit Etwas zu beſchäftigen, was man nur halb kann, daß Niemand den Dilettanten ſchelten ſollte, wenn er ſich mit einer Kunſt abgibt, die er nie lernen wird, noch den Künſtler tadeln dürfte, wenn er, über die Grenze ſeiner Kunſt hinaus, in einem benachbarten Felde ſich zu ergehen Luſt hat.

Mit ſo billigen Geſinnungen betrachten wir die Anſtalten des Architecten zum Ausmalen der Capelle. Die Farben waren bereitet, die Maße genommen, die Cartone gezeichnet; allen Anſpruch auf Erfindung hatte er aufgegeben; er hielt ſich an ſeine Umriſſe: nur die ſitzenden und ſchwebenden Figuren geſchickt auszutheilen, den Raum damit geſchmackvoll auszuzieren, war ſeine Sorge.

Das Gerüſte ſtand, die Arbeit ging vorwärts; und da ſchon Einiges, was in die Augen fiel, erreicht war, konnte es ihm nicht zuwider ſein, daß Charlotte mit Ottilie'n ihn beſuchte. Die lebendigen Engelsgeſichter, die lebhaften Gewänder auf dem blauen Himmelsgrunde erfreuten das Auge, indem ihr ſtilles, frommes Weſen das Gemüth zur Sammlung berief und eine ſehr zarte Wirkung hervorbrachte.

Die Frauen waren zu ihm auf's Gerüſt geſtiegen, und Ottilie bemerkte kaum, wie abgemeſſen, leicht und bequem das Alles zuging, als ſich in ihr das durch frühern Unterricht Empfangene mit ein' Mal zu entwickeln ſchien, ſie nach Farbe und Pinſel griff und auf erhaltene Anweiſung ein faltenreiches Gewand mit ſoviel Reinlichkeit als Geſchicklichkeit anlegte.

Charlotte, welche gern ſah, wenn Ottilie ſich

auf irgend eine Weise beſchäftigte und zerſtreute, ließ die Beiden gewähren und ging, um ihren eigenen Gedanken nachzuhängen, um ihre Betrachtungen und Sorgen, die ſie Niemandem mittheilen konnte, für ſich durchzuarbeiten.

Wenn gewöhnliche Menſchen, durch gemeine Verlegenheiten des Lebens zu einem leidenſchaftlich ängſtlichen Betragen aufgeregt, uns ein mitleidiges Lächeln abnöthigen, ſo betrachten wir dagegen mit Ehrfurcht ein Gemüth, in welchem die Saat eines großen Schickſals ausgeſäet worden, das die Entwickelung dieſer Empfängniß abwarten muß, und weder das Gute, noch das Böſe, weder das Glückliche, noch das Unglückliche, was daraus entſpringen ſoll, beſchleunigen darf und kann.

Eduard hatte durch Charlotte'n Beten, den ſie ihm in ſeine Einſamkeit geſendet, freundlich und theilnehmend, aber doch eher gefaßt und ernſt, als zutraulich und liebevoll geantwortet. Kurz darauf war Eduard verſchwunden, und ſeine Gattinn konnte zu keiner Nachricht von ihm gelangen, bis ſie endlich von ungefähr ſeinen Namen in den Zeitungen fand, wo er unter Denen, die ſich bei einer bedeutenden Kriegsgelegenheit hervorgethan hatten, mit Auszeichnung genannt war. Sie wußte nun, welchen Weg er genommen hatte; ſie erfuhr, daß er großen Gefahren entronnen war; allein ſie überzeugte ſich zugleich, daß er größere aufſuchen würde, und ſie konnte ſich daraus nur allzu ſehr deuten, daß er in jedem Sinne ſchwerlich vom Aeußerſten würde zurückzuhalten ſein. Sie trug dieſe Sorgen für ſich allein immer in Gedanken, und mochte ſie hin und wieder legen, wie ſie wollte, ſo konnte ſie doch bei keiner Anſicht Beruhigung finden.

Ottilie, von Allem Dem Nichts ahnend, hatte indeſſen zu jener Arbeit die größte Neigung gefaßt, und von Charlotte'n gar leicht die Erlaubniß erhalten, regelmäßig darin fortfahren zu dürfen. Nun ging es raſch weiter und der azurne Himmel war bald mit würdigen Bewohnern bevölkert. Durch eine anhaltende Uebung gewannen Ottilie und der Architect bei den letzten Bildern mehr Freiheit, ſie wurden zuſehends beſſer. Auch die Geſichter, welche dem Architecten zu malen allein überlaſſen waren, zeigten nach und nach eine ganz beſondere Eigenſchaft: ſie fingen ſämmtlich an, Ottilie'n zu gleichen. Die Nähe des ſchönen Kindes mußte wohl in die Seele des jungen Mannes, der noch keine natürliche oder künſtleriſche Phyſiognomie vorgefaßt hatte, einen ſo lebhaften Eindruck machen, daß ihm nach und nach auf dem Wege vom Auge zur Hand, Nichts verloren ging, ja daß Beide zuletzt ganz gleichſtimmig arbeiteten. Genug, eins der letzten Geſichter glückte vollkommen, ſo daß es ſchien, als wenn Ottilie ſelbſt aus den himmliſchen Räumen herunterſähe.

An dem Gewölbe war man fertig; die Wände hatte man ſich vorgenommen, einfach zu laſſen und nur mit einer hellern, bräunlichen Farbe zu überziehen; die zarten Säulen und künſtlichen bildhaueriſchen Zierathen ſollten ſich durch eine dunklere auszeichnen. Aber wie in ſolchen Dingen immer Ein's zum Andern führt, ſo wurden noch Blumen und Fruchtgehänge beſchloſſen, welche Himmel und Erde gleichſam zuſammenknüpfen ſollten. Hier war nun Ottilie ganz in ihrem Felde. Die Gärten lieferten die ſchönſten Muſter; und obſchon die Kränze ſehr reich ausgeſtattet wurden, ſo kam man doch früher, als man gedacht hatte, damit zu Stande.

Noch ſah aber Alles wüſte und roh aus. Die Gerüſte waren durcheinander geſchoben, die Bretter übereinander geworfen, der ungleiche Fußboden durch mancherlei vergoſſene Farben noch mehr verunſtaltet. Der Architect erbat ſich nunmehr, daß die Frauenzimmer ihm acht Tage Zeit laſſen und bis dahin die Capelle nicht betreten möchten. Endlich erſuchte er ſie an einem ſchönen Abend, ſich beiderſeits dahin zu verfügen; doch wünſchte er, ſie nicht begleiten zu dürfen, und empfahl ſich ſogleich.

Was er uns auch für eine Ueberraſchung zugedacht haben mag, ſagte Charlotte, als er weggegangen war, ſo habe ich doch gegenwärtig keine Luſt, hinunterzugehen. Du nimmſt es wohl allein über Dich und gibſt mir Nachricht. Gewiß hat er etwas Angenehmes zu Stande gebracht. Ich werde es erſt in Deiner Beſchreibung und dann gern in Wirklichkeit genießen.

Ottilie, die wohl wußte, daß Charlotte ſich in manchen Stücken in Acht nahm, alle Gemüthsbewegungen vermied, und beſonders nicht überraſcht ſein wollte, begab ſich ſogleich allein auf den Weg und ſah ſich unwillkürlich nach dem Architecten um, der aber nirgends erſchien und ſich mochte verborgen haben. Sie trat in die Kirche, die ſie offen fand. Dieſe war ſchon früher fertig, gereinigt und eingeweiht. Sie trat zur Thüre der Capelle, deren ſchwere, mit Erz beſchlagene Laſt ſich leicht vor ihr aufthat und ſie in einem bekannten Raume mit einem unerwarteten Anblick überraſchte.

Durch das einzige hohe Fenſter fiel ein ernſtes, buntes Licht herein; denn es war von farbigen Gläſern anmuthig zuſammengeſetzt. Das Ganze erhielt dadurch einen fremden Ton und bereitete zu einer eigenen Stimmung. Die Schönheit des Gewölbes und der Wände ward durch die Zierde des Fußbodens erhöht, der aus beſonders geformten, nach einem ſchönen

Muſter gelegten, durch eine gegoſſene Gypsfläche verbundenen Ziegelſteinern beſtand. Dieſe ſowohl als die farbigen Scheiben hatte der Architect heimlich bereiten laſſen, und konnte nun in kurzer Zeit Alles zuſammenfügen. Auch für Ruheplätze war geſorgt. Es hatten ſich unter jenen kirchlichen Alterthümern einige ſchöngeſchnitzte Eherſtühle vorgefunden, die man gar ſchicklich an den Wänden angebracht umherſtanden.

Ottilie freute ſich der bekannten, ihr als ein unbekanntes Ganze entgegentretenden Theile. Sie ſtand, ging hin und wieder, ſah und beſah; endlich ſetzte ſie ſich auf einen der Stühle und es ſchien ihr, indem ſie auf- und umherblickte, als wenn ſie wäre und nicht wäre, als wenn ſie ſich empfände und nicht empfände, als wenn dieß Alles vor ihr, ſie vor ſich ſelbſt verſchwinden ſollte; und nur als die Sonne das bisher ſehr lebhaft beſchienene Fenſter verließ, erwachte Ottilie vor ſich ſelbſt und eilte nach dem Schloſſe.

Sie verbarg ſich nicht, in welche ſonderbare Epoche dieſe Ueberraſchung gefallen ſei. Es war der Abend vor Eduard's Geburtstage. Dieſen hatte ſie freilich ganz anders zu feiern gehofft; wie ſollte nicht Alles zu dieſem Feſte geſchmückt ſein? Aber nunmehr ſtand der ganze herbſtliche Blumenreichthum ungepflückt. Dieſe Sonnenblumen wendeten noch immer ihr Angeſicht gen Himmel; dieſe Aſtern ſahen noch immer ſtill beſcheiden vor ſich hin, und was allenfalls davon zu Kränzen gebunden war, hatte zum Muſter gedient, einen Ort auszuſchmücken, der, wenn er nicht bloß eine Künſtlergrille bleiben, wenn er zu irgend Etwas genutzt werden ſollte, nur zu einer gemeinſamen Grabſtätte geeignet ſchien.

Sie mußte ſich dabei der geräuſchvollen Geſchäftigkeit erinnern, mit welcher Eduard ihr Geburtsfeſt gefeiert; ſie mußte des neugerichteten Hauſes gedenken, unter deſſen Decke man ſich ſoviel Freundliches verſprach. Ja das Feuerwerk rauſchte ihr wieder vor Augen und Ohren. je einſamer ſie war, deſto mehr vor der Einbildungskraft; aber ſie fühlte ſich auch nur um deſto mehr allein. Sie lehnte ſich nicht mehr auf ſeinen Arm und hatte keine Hoffnung, an ihm jemals wieder eine Stütze zu finden.

Aus Ottilie's Tagebuche.

„Eine Bemerkung des jungen Künſtlers muß ich aufzeichnen: wie am Handwerker, ſo am bildenden Künſtler kann man auf das Deutlichſte gewahr werden, daß der Menſch ſich Das am Wenigſten zuzueignen vermag, was ihm ganz eigens angehört. Seine Werke verlaſſen ihn, ſowie die Vögel das Neſt, worin ſie ausgebrütet worden."

„Der Baukünſtler vor Allen hat hierin das wunderlichſte Schickſal. Wie oft wendet er ſeinen ganzen Geiſt, ſeine ganze Neigung auf, um Räume hervorzubringen, von denen er ſich ſelbſt ausſchließen muß. Die königlichen Säle ſind ihm ihre Pracht ſchuldig, deren größte Wirkung er nicht mitgenießt. In den Tempeln zieht er eine Grenze zwiſchen ſich und dem Allerheiligſten; er darf die Stufen nicht mehr betreten, die er zur herzerhebenden Feierlichkeit gründete, ſowie der Goldſchmied die Monſtranz nur von fern anbetet, deren Schmelz und Edelſteine er zuſammengeordnet hat. Dem Reichen übergibt der Baumeiſter mit dem Schlüſſel des Palaſtes alle Bequemlichkeit und Behäbigkeit, ohne irgend Etwas davon mitzugenießen. Muß ſich nicht allgemach auf dieſe Weiſe die Kunſt von dem Künſtler entfernen, wenn das Werk, wie ein ausgeſtattetes Kind, nicht mehr auf den Vater zurückwirkt? Und wie ſehr mußte die Kunſt ſich ſelbſt befördern, als ſie faſt allein mit dem Oeffentlichen, mit Dem, was Allen und alſo auch dem Künſtler gehörte, ſich zu beſchäftigen geſtimmt war!"

„Eine Vorſtellung der alten Völker iſt ernſt und kann ſprechbar ſcheinen. Sie dachten ſich ihre Vorfahren in großen Höhlen rings umher auf Thronen ſitzend in ſtummer Unterhaltung. Dem Neuen, der hereintrat, wenn er würdig genug war, ſtanden ſie auf und neigten ihm einen Willkommen. Geſtern, als ich in der Capelle ſaß und meinem geſchnitzten Stuhle gegenüber noch mehrere umhergeſtellt ſah, erſchien mir jener Gedanke gar freundlich und anmuthig. Warum kannſt Du nicht ſitzen bleiben? dachte ich bei mir ſelbſt, ſtill und in Dich gekehrt ſitzen bleiben, lange, lange, bis endlich die Freunde kämen, denen Du aufſtändeſt und ihren Platz mit freundlichem Neigen anwieſeſt. Die farbigen Scheiben machen den Tag zur ernſten Dämmerung, und Jemand müßte eine ewige Lampe ſtiften, damit auch die Nacht nicht ganz finſter bliebe."

„Man mag ſich ſtellen, wie man will, und man denkt ſich immer ſehend. Ich glaube, der Menſch träumt nur, damit er nicht aufhöre zu ſehen. Es könnte wohl ſein, daß das innere Licht einmal aus uns herausträte, ſo daß wir keines andern mehr bedürften."

„Das Jahr klingt ab. Der Wind geht über die Stoppeln und findet Nichts mehr zu bewegen; nur die rothen Beeren jener ſchlanken Bäume ſcheinen uns noch an etwas Munteres erinnern zu wollen, ſowie uns der Tact-Schlag des Dreſchers den Gedanken erweckt, daß in der abgeſcheiterten Aehre ſoviel Nährendes und Lebendiges verborgen liegt."

Viertes Capitel.

Wie ſeltſam mußte, nach ſolchen Ereigniſſen, nach dieſem aufgedrungenen Gefühl von Vergänglichkeit und Hinſchwinden, Ottilie durch die Nachricht getroffen werden, die ihr nicht länger verborgen bleiben konnte, daß Eduard ſich dem wechſelnden Kriegsglück überliefert habe. Es entging ihr leider keine von den Betrachtungen, die ſie dabei zu machen Urſache hatte. Glücklicher Weiſe kann der Menſch nur einen gewiſſen Grad des Unglücks faſſen; was darüber hinausgeht vernichtet ihn oder läßt ihn gleichgiltig. Es gibt Lagen, in denen Furcht und Hoffnung Eins werden, ſich einander wechſelſeitig aufheben und in eine dunkle Zähllebigkeit verlieren. Wie könnten wir ſonſt die entfernten Geliebteſten in ſtändlicher Gefahr wiſſen und dennoch unſer tägliches, gewöhnliches Leben immer ſo fortreiben.

Es war daher, als wenn ein guter Geiſt für Ottilie'n geſorgt hätte, indem er auf ein Mal in dieſe Stille, in der ſie einſam und unbeſchäftigt zu verſinken ſchien, ein wildes Heer hereinbrachte, das, indem es ihr von außen genug zu ſchaffen gab und ſie auf ſich ſelbſt führte, zugleich in ihr das Gefühl eigener Kraft anregte.

Charlotte'ns Tochter, Luciane, war kaum aus der Penſion in die große Welt getreten, hatte kaum in dem Hauſe ihrer Tante ſich von zahlreicher Geſellſchaft umgeben geſehen, als ihr Gefallenwollen wirklich Gefallen erregte, und ein junger, ſehr reicher Mann gar bald eine heftige Neigung empfand, ſie zu beſitzen. Sein anſehnliches Vermögen gab ihm ein Recht, das Beſte jeder Art ſein eigen zu nennen, und es ſchien ihm Nichts weiter abzugehen als eine vollkommene Frau, um die ihn die Welt ſowie um das Uebrige zu beneiden hätte.

Dieſe Familien-Angelegenheit war es, welche Charlotte'n bisher ſehr viel zu thun gab, der ſie ihre ganze Ueberlegung, ihre Correſpondenz widmete, inſofern dieſe nicht darauf gerichtet war, von Eduard'en nähere Nachricht zu erhalten; deßwegen auch Ottilie mehr als ſonſt in der letzten Zeit allein blieb. Dieſe wußte zwar um die Ankunft Luciane'ns; im Hauſe hatte ſie deßhalb die nöthigſten Vorkehrungen getroffen; allein ſo nahe ſtellte man ſich den Beſuch nicht vor. Man wollte vorher noch ſchreiben, abreden, näher beſtimmen, als der Sturm auf ein Mal über das Schloß und Ottilie'n hereinbrach.

Angefahren kamen nun Kammerjungfern und Bediente, Brancards mit Koffern und Kiſten; man glaubte ſchon eine doppelte und dreifache Herrſchaft im Hauſe zu haben; aber nun erſchienen erſt die Gäſte ſelbſt: Die Groß-Tante mit Luciane'n und einigen Freundinnen, der Bräutigam gleichfalls nicht unbegleitet. Da laz das Vorhaus voll Koffer, Mantelſäcke und anderer lederner Behälſe. Mit Mühe ſonderte man die vielen Käſtchen und Futterale auseinander. Des Gepäckes und Geſchleppes war kein Ende. Dazwiſchen regnete es mit Gewalt, woraus manche Unbequemlichkeit entſtand. Dieſem ungeſtümen Treiben begegnete Ottilie mit gleichmäßiger Thätigkeit, ja ihr heiteres Geſchick erſchien im ſchönſten Glanze; denn ſie hatte in kurzer Zeit Alles untergebracht und angeordnet. Jedermann war logirt, Jedermann nach ſeiner Art bequem, und glaubte gut bedient zu ſein, weil er nicht gehindert war, ſich ſelbſt zu bedienen.

Nun hätten Alle gern, nach einer höchſt beſchwerlichen Reiſe, einige Ruhe genoſſen; der Bräutigam hätte ſich ſeiner Schwiegermutter gern genähert, um ihr ſeine Liebe, ſeinen guten Willen zu betheuern: aber Luciane konnte nicht raſten. Sie war nun ein Mal zu dem Glücke gelangt, ein Pferd beſteigen zu dürfen. Der Bräutigam hatte ſeine Pferde, und ſogleich mußte man aufſitzen. Wetter und Wind, Regen und Sturm kamen nicht in Anſchlag; es war als wenn man nur Lehte, um naß zu werden und ſich wieder zu trocknen. Fiel es ihr ein, zu Fuße auszugehen, ſo fragte ſie nicht, was für Kleider ſie anhatte und wie ſie beſchuht war; ſie mußte die Anlagen beſichtigen, von denen ſie Vieles gehört hatte. Was nicht zu Pferde geſchehen konnte, wurde zu Fuß durchrannt. Bald hatte ſie Alles geſehen und abgeurtheilt. Bei der Schnelligkeit ihres Weſens war ihr nicht leicht zu widerſprechen. Die Geſellſchaft hatte Manches zu leiden, am Meiſten aber die Kammermädchen, die mit Waſchen und Bügeln, Auftrennen und Annähen nicht fertig werden konnten.

Kaum hatte ſie das Haus und die Gegend erſchöpft, als ſie ſich verpflichtet fühlte, rings in der Nachbarſchaft Beſuch abzulegen. Weil man ſehr ſchnell ritt und fuhr, ſo reichte die Nachbarſchaft ziemlich fern umher. Das Schloß ward mit Gegenbeſuchen überſchwemmt, und damit man ſich ja nicht verfehlen möchte, wurden bald beſtimmte Tage angeſetzt.

Indeſſen Charlotte mit der Tante und dem Geſchäftsträger des Bräutigams die innern Verhältniſſe feſtzuſtellen bemüht war, und Ottilie mit ihren Untergebenen dafür zu ſorgen wußte, daß es an Nichts bei ſo großem Zudrang fehlen möchte, da denn Jäger und Gärtner, Fiſcher und Krämer in Bewegung geſetzt wurden, zeigte ſich Luciane immer wie ein brennender Cometen-Kern, der einen langen Schweif nach ſich zieht. Die gewöhnlichen Beſuchsunterhaltungen dünkten ihr bald ganz unſchmackhaft. Kaum, daß

ſie den älteſten Perſonen eine Ruhe am Spieltiſch gönnte; wer noch einiger Maßen beweglich war — und wer ließ ſich nicht durch ihre reizenden Zudringlichkeiten in Bewegung ſetzen? — mußte herbei, wo nicht zum Tanze, doch zum lebhaften Pfand-, Straf- und Verlorſpiel. Und obgleich das Alles, ſowie hernach die Pfänderlöſung, auf ſie ſelbſt berechnet war, ſo ging doch von der andern Seite Niemand, beſonders kein Mann, er mochte von einer Art ſein, von welcher er wollte, ganz leer aus; ja es glückte ihr, einige ältere Perſonen von Bedeutung ganz für ſich zu gewinnen, indem ſie ihre eben einfallenden Geburts- und Namenstage ausgeforſcht hatte und beſonders feierte. Dabei kam ihr ein ganz eigenes Geſchick zu Statten, ſo daß, indem Alle ſich begünſtigt ſahen, Jeder ſich für den am Meiſten Begünſtigten hielt: eine Schwachheit, deren ſich ſogar der Aelteſte in der Geſellſchaft am Allermerklichſten ſchuldig machte.

Schien es bei ihr Plan zu ſein, Männer, die Etwas vorſtellten, Rang, Anſehen, Ruhm oder ſonſt etwas Bedeutendes für ſich hatten, für ſich zu gewinnen, Weisheit und Beſonnenheit zu Schanden zu machen und ihrem wilden, wunderlichen Weſen ſelbſt bei der Bedächtlichkeit Gunſt zu erwerben: ſo kam die Jugend auch dabei nicht zu kurz; Jeder hatte ſein Theil, ſeinen Tag, ſeine Stunde, in der ſie ihn zu entzücken und zu feſſeln wußte. So hatte ſie den Architecten ſchon bald in's Auge gefaßt, der jedoch aus ſeinem ſchwarzen, langlockigen Haar ſo unbefangen herausſah, ſo gerade und ruhig in der Entfernung ſtand, auf alle Fragen kurz und verſtändig antwortete, ſich aber auf Nichts weiter einzulaſſen geneigt ſchien, daß ſie ſich endlich einmal, halb unwillig halb liſtig, entſchloß, ihn zum Helden des Tages zu machen und dadurch auch für ihren Hof zu gewinnen.

Nicht umſonſt hatte ſie ſo vieles Gepäcke mitgebracht, ja es war ihr noch Manches gefolgt. Sie hatte ſich auf eine unendliche Abwechſelung in Kleidern vorgeſehen. Wenn es ihr Vergnügen machte, ſich des Tags drei, vier Mal anzuziehen und mit gewöhnlichen, in der Geſellſchaft üblichen Kleidern vom Morgen bis in die Nacht zu wechſeln, ſo erſchien ſie dazwiſchen wohl auch ein Mal im wirklichen Masken-Kleid, als Bäuerinn und Fiſcherinn, als Fee und Blumenmädchen. Sie verſchmähte nicht, ſich als alte Frau zu verkleiden, um deſto friſcher ihr junges Geſicht aus der Kutte hervorzuzeigen; und wirklich verwirrte ſie dadurch das Gegenwärtige und das Eingebildete dergeſtalt, daß man ſich mit der Saal-Nixe verwandt und verſchwägert zu ſein glaubte.

Wozu ſie aber dieſe Verkleidungen hauptſächlich benutzte, waren pantomimiſche Stellungen und Tänze, in denen ſie verſchiedene Charactere auszudrücken gewandt war. Ein Cavalier aus ihrem Gefolge hatte ſich eingerichtet, auf dem Flügel ihre Geberden mit der wenigen nöthigen Muſik zu begleiten; es bedurfte nur einer kurzen Abrede, und ſie waren ſogleich in Einſtimmung.

Eines Tages, als man ſie bei der Pauſe eines lebhaften Balls, auf ihren eigenen heimlichen Antrieb gleichſam aus dem Stegreife, zu einer ſolchen Darſtellung aufgefordert hatte, ſchien ſie verlegen und überraſcht und ließ ſich wider ihre Gewohnheit lange bitten. Sie zeigte ſich unentſchloſſen, ließ die Wahl, hat wie ein Improviſator um einen Gegenſtand, bis endlich jener clavierſpielende Gehülfe, mit dem es abgeredet ſein mochte, ſich an den Flügel ſetzte, einen Trauermarſch zu ſpielen anfing und ſie aufforderte, jene Artemeſia zu geben, welche ſie ſo vortrefflich einſtudirt habe. Sie ließ ſich erbitten, und nach einer kurzen Abweſenheit erſchien ſie, bei den zärtlich traurigen Tönen des Todtenmarſches, in Geſtalt der königlichen Witwe, mit gemeſſenem Schritt, einen Aſchenkrug vor ſich hertragend. Hinter ihr brachte man eine große ſchwarze Tafel und in einer goldenen Reifleder ein wohl zugeſchnitztes Stück Kreide.

Einer ihrer Verehrer und Myſtagoge, dem ſie Etwas in's Ohr ſagte, ging ſogleich, den Architecten aufzufordern, zu nöthigen und gewiſſer Maßen herbeizuſchieben, daß er als Baumeiſter das Grab des Mauſolus zeichnen, und alſo keineswegs einen Statiſten, ſondern einen ernſtlich Mitſpielenden vorſtellen ſollte. Wie verlegen der Architect auch äußerlich erſchien — denn er mochte in ſeiner ganz ſchwarzen, knappen, modernen Civil-Geſtalt einen wunderlichen Contraſt mit jenen Flören, Creppen, Franzen, Schmelzen, Quaſten und Kronen — ſo faßte er ſich doch gleich innerlich, allein um ſo wunderlicher war es anzuſehen. Mit dem größten Ernſt ſtellte er ſich vor die große Tafel, die von ein Paar Pagen gehalten wurde, und zeichnete mit viel Bedacht und Genauigkeit ein Grabmal, das zwar eher einem Longobardiſchen als einem Cariſchen König wäre gemäß geweſen, aber doch in ſo ſchönen Verhältniſſen, ſo ernſt in ſeinen Theilen, ſo geiſtreich in ſeinen Zierathen, daß man es mit Vergnügen entſtehen ſah und, als es fertig war, bewunderte.

Er hatte ſich in dieſem ganzen Zeitraum faſt nicht gegen die Königinn gewendet, ſondern ſeinem Geſchäft alle Aufmerkſamkeit gewidmet. Endlich als er ſich vor ihr neigte und andeutete, daß er nun ihre Befehle vollzogen zu haben glaube, hielt ſie ihm noch die Urne hin, und bezeichnete das Verlangen, dieſe oben auf dem Gipfel abgebildet zu ſehen. Er that es, obgleich

angren, weil ſie zu dem Character ſeines übrigen Entwurfs nicht paſſen wollte. Was Luciane'n betraf, ſo war ſie endlich von ihrer Ungeduld erlöſ't: denn ihre Abſicht war keineswegs, eine gewiſſenhafte Zeichnung von ihm zu haben. Hätte er mit wenigen Strichen nur hingezeichnet, was etwa einem Monument ähnlich geſehen, und ſich die übrige Zeit mit ihr abgegeben, ſo wäre Das wohl dem Endzweck und ihren Wünſchen gemäßer geweſen. Bei ſeinem Benehmen dagegen kam ſie in die größte Verlegenheit: denn ob ſie gleich in ihrem Schmerz, ihren Anordnungen und Andeutungen, ihrem Beifall über das nach und nach Entſtehende ziemlich abzuwechſeln ſuchte, und ſie ihn einige Mal beinahe herumzerrte, um nur mit ihm in eine Art von Verhältniß zu kommen: ſo erwies er ſich doch gar zu ſteif, dergeſtalt, daß ſie alle oft ihre Zuflucht zur Urne nehmen, ſie an ihr Herz drücken und zum Himmel ſchauen mußte, ſo zuletzt, weil ſich doch dergleichen Situationen immer ſteigern, mehr einer Witwe von Epheſus als einer Königinn von Carien ähnlich ſah. Die Vorſtellung zog ſich daher in die Länge; der Clavier-Spieler, der ſonſt Geduld genug hatte, wußte nicht mehr, in welchen Ton er ausweichen ſollte. Er dankte Gott, als er die Urne auf der Pyramide ſtehn ſah, und fiel unwillkürlich, als die Königinn ihren Dank ausdrücken wollte, in ein luſtiges Thema, wodurch die Vorſtellung zwar ihren Character verlor, die Geſellſchaft jedoch völlig aufgeheitert wurde, die ſich denn ſogleich theilte, der Dame für ihren vortrefflichen Ausdruck und dem Architecten für ſeine künſtliche und zierliche Zeichnung ſeine freudige Bewunderung zu beweiſen.

Beſonders der Bräutigam unterhielt ſich mit dem Architecten. Es thut mir leid, ſagte Jener, daß die Zeichnung ſo vergänglich iſt. Sie erlauben wenigſtens, daß ich ſie mir auf mein Zimmer bringen laſſe und mich mit Ihnen darüber unterhalte. Wenn es Ihnen Vergnügen macht, ſagte der Architect, ſo kann ich Ihnen ſorgfältige Zeichnungen von dergleichen Gebäuden und Monumenten vorlegen, wovon Dieſes nur ein zufälliger flüchtiger Entwurf iſt.

Ottilie ſtand nicht fern und trat zu den Beiden. Verſäumen Sie nicht, ſagte ſie zum Architecten, den Herrn Baron gelegentlich Ihre Sammlung ſehn zu laſſen: er iſt ein Freund der Kunſt und des Alterthums; ich wünſche, daß Sie ſich näher kennen lernen.

Luciane kam herbeigefahren und fragte: Wovon iſt die Rede?

Von einer Sammlung Kunſtwerke, antwortete der Baron, welche dieſer Herr beſitzt, und die er uns gelegentlich zeigen will.

Er mag ſie nur gleich bringen, rief Luciane. Nicht wahr, Sie bringen ſie gleich? — ſagte ſie ſchmeichelnd hinzu, indem ſie ihn mit beiden Händen freundlich anfaßte.

Es möchte jetzt der Zeitpunct nicht ſein, verſetzte der Architect.

Was! rief Luciane gebieteriſch: Sie wollen dem Befehl Ihrer Königinn nicht gehorchen? Dann legte ſie ſich auf ein reizliches Bitten.

Sei'n Sie nicht eigenſinnig, ſagte Ottilie halb leiſe.

Der Architect entfernte ſich mit einer Bewegung; ſie war weder bejahend noch verneinend.

Kaum war er fort, als Luciane ſich mit einem Windſpiel im Saale herumjagte. Ach! rief ſie aus, indem ſie zufällig an ihre Mutter ſtieß: wie bin ich nicht unglücklich! Ich habe meinen Affen nicht mitgenommen; man hat mir es abgerathen; es iſt aber nur die Bequemlichkeit meiner Leute, die mich um dieſes Vergnügen bringt. Ich will ihn aber nachſchwimmen laſſen, es ſoll mir Jemand hin, ihn zu holen. Wenn ich nur ſein Bildniß ſehen könnte, ſo wäre ich ſchon vergnügt. Ich will ihn aber gewiß auch malen laſſen, und er ſoll mir nicht von der Seite kommen.

Vielleicht kann ich Dich treffen, verſetzte Charlotte, wenn ich Dir aus der Bibliothek einen ganzen Band der wunderlichſten Affenbilder kommen laſſe. Luciane ſchrie vor Freuden laut auf, und der Folio-Band wurde gebracht. Der Anblick dieſer menſchenähnlichen und durch den Künſtler noch mehr vermenſchlichten abſcheulichen Geſchöpfe machte Luciane'n die größte Freude. Ganz glücklich aber fühlte ſie ſich, bei einem jeden dieſer Thiere die Aehnlichkeit mit bekannten Menſchen zu finden. Sieht Der nicht aus, wie der Onkel? rief ſie unbarmherzig, Der wie der Galanterie-Händler M—, Der wie der Pfarrer S— und Dieſer iſt der Dings — der — leibhaftig. Im Grunde ſind doch die Affen die eigentlichen Incroyables, und es iſt unbegreiflich, wie man ſie aus der beſten Geſellſchaft ausſchließen mag.

Sie ſagte Das in der beſten Geſellſchaft; doch Niemand nahm es ihr übel. Man war ſo gewohnt, ihrer Anmuth Vieles zu erlauben, daß man zuletzt ihrer Unart Alles erlaubte.

Ottilie unterhielt ſich indeſſen mit dem Bräutigam. Sie hoffte auf die Rückkunft des Architecten, deſſen ernſtere, geſchmackvollere Sammlungen die Geſellſchaft von dieſem Affenweſen befreien ſollten. In dieſer Erwartung hatte ſie ſich mit dem Baron beſprochen und ihn auf Manches aufmerkſam gemacht. Allein der Architect blieb aus, und als er endlich wieder kam, verlor er ſich unter der Geſellſchaft, ohne Etwas mitzubringen, und ohne zu thun, als ob von Etwas die Frage geweſen wäre. Ottilie ward

Frosch.

Nein, sagt mir nur, was ist geschehn?

Siebel.

Wo ist der Kerl? Wenn ich ihn spüre,
Er soll mir nicht lebendig gehn!

Altmayer.

Ich hab' ihn selbst hinaus zur Kellerthüre
Auf einem Fasse reiten sehn — —
Es liegt mir bleyschwer in den Füßen.
Sich nach dem Tische wendend.
Mein! Sollte wohl der Wein noch fließen?

Siebel.

Betrug war alles, Lug und Schein.

Frosch.

Mir däuchte doch als tränk' ich Wein.

Brander.

Aber wie war es mit den Trauben?

Altmayer.

Nun sag' mir eins, man soll kein Wunder
glauben!

einen Augenblick — wie ſoll man's nennen? — verdrießlich, ungehalten, betroffen; ſie hatte ein gutes Wort an ihn gewendet, ſie gönnte dem Bräutigam eine vergnügte Stunde nach ſeinem Sinne, der bei ſeiner unendlichen Liebe für Luciane'n doch von ihrem Betragen zu leiden ſchien.

Die Affen mußten einer Collation Platz machen. Geſellige Spiele, ja ſogar noch Tänze, zuletzt ein freudeloſes Herumſitzen und Wiederaufjagen einer ſchon geſunkenen Luſt dauerten dieß Mal, wie ſonſt auch, weit über Mitternacht. Denn ſchon hatte ſich Luciane gewöhnt, Morgens nicht aus dem Bette und Abends nicht in's Bette gelangen zu können.

Um dieſe Zeit finden ſich in Ottilie'ns Tagebuch Ereigniſſe ſeltener angemerkt, dagegen häufiger auf das Leben bezügliche und vom Leben abgezogene Maximen und Sentenzen. Weil aber die Meiſten derſelben wohl nicht durch ihre eigene Reflexion entſtanden ſein können, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß man ihr irgend ein Heft mitgetheilt, aus dem ſie ſich, was ihr gemüthlich war, aufgeſchrieben. Manches Eigene von innigerm Bezug wird an dem rothen Faden wohl zu erkennen ſein.

Aus Ottilie'ns Tagebuche.

„Wir blicken ſo gern in die Zukunft, weil wir das Ungefähre, was ſich in ihr hin und her bewegt, durch ſtille Wünſche ſo gern zu unſern Gunſten heranleiten möchten."

„Wir befinden uns nicht leicht in großer Geſellſchaft, ohne zu denken: der Zufall, der ſo Viele zuſammenbringt, ſollte uns auch unſere Freunde herbeiführen."

„Man mag noch ſo eingezogen leben, ſo wird man, ehe man ſich's verſieht, ein Schuldner oder ein Gläubiger."

„Begegnet uns Jemand, der uns Dank ſchuldig iſt, gleich fällt es uns ein. Wie oft können wir Jemandem begegnen, dem wir Dank ſchuldig ſind, ohne daran zu denken!"

„Sich mitzutheilen iſt Natur; Mitzetheiltes aufzunehmen, wie es gegeben wird, iſt Bildung."

„Niemand würde viel in Geſellſchaften ſprechen, wenn er ſich bewußt wäre, wie oft er die Andern mißverſteht."

„Man verändert fremde Reden bei'm Wiederholen wohl nur darum ſo ſehr, weil man ſie nicht verſtanden hat."

„Wer vor Andern lange allein ſpricht, ohne den Zuhörern zu ſchmeicheln, erregt Widerwillen."

„Jedes ausgeſprochene Wort erregt den Gegenſinn."

„Widerſpruch und Schmeichelei machen beide ein ſchlechtes Geſpräch."

„Die angenehmſten Geſellſchaften ſind die, in welchen eine heitere Ehrerbietung der Glieder gegen einander obwaltet."

„Durch Nichts bezeichnen die Menſchen mehr ihren Character, als durch Das, was ſie lächerlich finden."

„Das Lächerliche entſpringt aus einem ſittlichen Contraſt, der auf eine unſchädliche Weiſe für die Sinne in Verbindung gebracht wird."

„Der ſinnliche Menſch lacht oft, wo Nichts zu lachen iſt. Was ihn auch anregt, ſein innerſtes Behagen kommt zum Vorſchein."

„Der Verſtändige findet faſt Alles lächerlich, der Vernünftige faſt Nichts."

„Einem bejahrten Manne verdachte man, daß er ſich noch um junge Frauenzimmer bemühte. Es iſt das einzige Mittel, verſetzte er, ſich zu verjüngen und das will doch Jedermann."

„Man läßt ſich ſeine Mängel vorhalten, man läßt ſich ſtrafen, man leidet Manches um ihrer willen mit Geduld; aber ungeduldig wird man, wenn man ſie ablegen ſoll."

„Gewiſſe Mängel ſind nothwendig zum Daſein des Einzelnen. Es würde uns unangenehm ſein, wenn alte Freunde gewiſſe Eigenheiten ablegten."

„Man ſagt: er ſtirbt bald, wenn Einer Etwas gegen ſeine Art und Weiſe thut."

„Was für Mängel dürfen wir behalten, ja an uns cultiviren? Solche, die den Andern eher ſchmeicheln, als ſie verletzen."

„Die Leidenſchaften ſind Mängel oder Tugenden, nur geſteigerte."

„Unſere Leidenſchaften ſind wahre Phönixe. Wie der alte verbrennt, ſteigt der neue ſogleich wieder aus der Aſche hervor."

„Große Leidenſchaften ſind Krankheiten ohne Hoffnung. Was ſie heilen könnte, machte ſie erſt recht gefährlich."

„Die Leidenſchaft erhöht und mildert ſich durch's Bekennen. In Nichts wäre die Mittelſtraße vielleicht wünſchenswerther, als im Vertrauen und Verſchweigen gegen Die, die wir lieben."

Fünftes Capitel.

So peitſchte Luciane den Lebensrauſch im geſelligen Strudel immer vor ſich her. Ihr Hofſtaat vermehrte ſich täglich, theils weil ihr Treiben ſo Manchen anregte und anzog, theils weil ſie ſich Andere durch Gefälligkeit und Wohlthun zu verbinden wußte. Mittheilend war ſie im höchſten Grade; denn da ihr durch die Neigung der Tante und des Bräutigams ſo viel Schönes und Köſtliches auf ein Mal zugefloſſen war, ſo

ſchien ſie nichts Eigenes zu beſitzen, und den Werth der Dinge nicht zu kennen, die ſich um ſie gehäuft hatten. So zauderte ſie nicht einen Augenblick, einen koſtbaren Shawl abzunehmen und ihn einem Frauenzimmer umzuhängen, das ihr gegen die übrigen zu ärmlich gekleidet ſchien, und ſie that Das auf eine ſo natürliche, geſchickte Weiſe, daß Niemand eine ſolche Gabe ablehnen konnte. Einer von ihrem Hofſtaat hatte Mit eine Börſe und den Auftrag, in den Orten, wo ſie einkehrten, ſich nach den Aelteſten und Kränkſten zu erkundigen und ihren Zuſtand wenigſtens für den Augenblick zu erleichtern. Dadurch entſtand ihr in der ganzen Gegend ein Name von Vortrefflichkeit, der ihr doch auch manchmal unbequem ward, weil er allzu viel läſtige Nothleidende an ſie heranzog.

Durch Nichts aber vermehrte ſie ſo ſehr ihren Ruf, als durch ein auffallendes gutes, beharrliches Benehmen gegen einen unglücklichen jungen Mann, der die Geſellſchaft floh, weil er, übrigens ſchön und wohlgebildet, ſeine rechte Hand, obgleich ruhmlich, in der Schlacht verloren hatte. Dieſe Verſtümmelung erregte ihm einen ſolchen Mißmuth; es war ihm ſo verdrießlich, daß jede neue Bekanntſchaft ſich auch immer mit ſeinem Unfall bekannt machen ſollte, daß er ſich lieber verſteckte, ſich dem Leſen und andern Studien ergab und ein für alle Mal mit der Geſellſchaft Nichts wollte zu ſchaffen haben.

Das Daſein dieſes jungen Mannes blieb ihr nicht verborgen. Er mußte herbei, erſt in kleiner Geſellſchaft, dann in größerer, dann in der größten. Sie benahm ſich anmuthiger gegen ihn als gegen irgend einen Andern, beſonders wußte ſie durch zudringliche Dienſtfertigkeit ihm ſeinen Verluſt werth zu machen, indem ſie geſchäftig war, ihn zu erſetzen. Bei Tafel mußte er neben ihr ſeinen Platz nehmen; ſie ſchnitt ihm vor, ſo daß er nur die Gabel gebrauchen durfte. Nahmen Aeltere, Vornehmere ihm ihre Nachbarſchaft weg, ſo erſtreckte ſie ihre Aufmerkſamkeit über die ganze Tafel hin, und die eilenden Bedienten mußten Das erſetzen, was ihm die Entfernung zu rauben drohte. Zuletzt munterte ſie ihn auf, mit der linken Hand zu ſchreiben: er mußte alle ſeine Verſuche an ſie richten, und ſo ſtand ſie, entfernt oder nah, immer mit ihm in Verhältniß. Der junge Mann wußte nicht, wie ihm geworden war, und wirklich fing er von dieſem Augenblick ein neues Leben an.

Vielleicht ſollte man denken, ein ſolches Betragen wäre dem Bräutigam mißfällig geweſen; allein es fand ſich das Gegentheil. Er rechnete ihr dieſe Bemühungen zu großem Verdienſt an, und war um ſo mehr darüber ganz ruhig, als er ihre faſt übertriebenen Eigenheiten kannte, wodurch ſie Alles, was im Mindeſten verfänglich ſchien, von ſich abzulehnen wußte. Sie wollte mit Jedermann nach Belieben umſpringen, Jeder war in Gefahr, von ihr ein Mal angeſehen, geſperrt oder ſonſt geneckt zu werden; Niemand aber durfte ſich gegen ſie ein Gleiches erlauben, Niemand ſie nach Willkür berühren, Niemand, auch nur im entfernteſten Sinne, eine Freiheit, die ſie ſich nahm, erwiedern; und ſo hielt ſie die Andern in den ſtrengſten Grenzen der Sittlichkeit gegen ſich, die ſie gegen Andere jeden Augenblick zu übertreten ſchien.

Ueberhaupt hätte man glauben können, es ſei bei ihr Maxime geweſen, ſich dem Lobe und dem Tadel, der Neigung und der Abneigung gleichmäßig auszuſetzen. Denn wenn ſie die Menſchen auf mancherlei Weiſe für ſich zu gewinnen ſuchte, ſo verdarb ſie es wieder mit ihnen gewöhnlich durch eine böſe Zunge, die Niemanden ſchonte. So wurde kein Beſuch in der Nachbarſchaft abgelegt, nirgends ſie und ihre Geſellſchaft in Schleſſern und Wohnungen freundlich aufgenommen, ohne daß ſie bei der Rückkehr auf das Ausgelaſſenſte merken ließ, wie ſie alle menſchlichen Verhältniſſe nur von der lächerlichen Seite zu nehmen geneigt ſei. Da waren drei Brüder, welche unter lauter Complimenten, wer zuerſt heirathen ſollte, das Alter übereilt hatte; hier eine kleine, junge Frau mit einem großen, alten Manne; dort umgekehrt ein kleiner, munterer Mann und eine unbehülfliche Rieſinn. In dem einen Hauſe ſtolperte man bei jedem Schritt über ein Kind; das andere wollte ihr bei der größten Geſellſchaft nicht voll erſcheinen, weil keine Kinder gegenwärtig waren. Alte Gatten ſollten ſich nur ſchnell begraben laſſen, damit doch wieder einmal Jemand im Hauſe zum Lachen käme, da ihnen keine Notherben gegeben waren. Junge Eheleute ſollten reiſen, weil das Haushalten ſie gar nicht kleide. Und wie mit den Perſonen, ſo machte ſie es auch mit den Sachen, mit den Gebäuden, wie mit dem Haus- und Tiſchgeräthe. Beſonders alle Wandverzierungen reizten ſie zu luſtigen Bemerkungen. Von dem älteſten Hautelis-Teppich bis zu der neueſten Papier-Tapete, vom ehrwürdigſten Familien-Bilde bis zum frevolſten neuen Kupferſtich, Ein's wie das Andre mußte leiden, Ein's wie das And're wurde durch ihre ſpöttiſchen Bemerkungen gleichſam aufgezehrt, ſo daß man ſich hätte verwundern ſollen, wie fünf Meilen umher irgend Etwas nur noch exiſtirte.

Eigentliche Bosheit war vielleicht nicht in dieſem verneinenden Beſtreben; ein ſelbſtiſcher Muthwille mochte ſie gewöhnlich anreizen: aber eine wahrhafte Bitterkeit hatte ſich in ihrem

Verhältniß zu Ottilie's erregt. Auf die ruhige, ununterbrochene Thätigkeit des lieben Kindes, die von Jedermann bemerkt und gepriesen wurde, sah sie mit Verachtung herab; und als zur Sprache kam, wie sehr sich Ottilie der Gärten und der Treibhäuser annehme, spottete sie nicht allein darüber, indem sie, uneingedenk des tiefen Winters, in dem man lebte, sich zu verwundern schien, daß man weder Blumen noch Früchte gewahr werde, sondern sie ließ auch von nun an soviel Gräser, soviel Zweige und was nur irgend keimte, heranholen und zur täglichen Zierde der Zimmer und des Tisches verschwenden, daß Ottilie und der Gärtner nicht wenig gekränkt waren, ihre Hoffnungen für das nächste Jahr und vielleicht auf längere Zeit zerstört zu sehen.

Ebenso wenig gönnte sie Ottilie'n die Ruhe des häuslichen Ganges, worin sie sich mit Bequemlichkeit fortbewegte. Ottilie sollte mit auf die Luft- und Schlittenfahrten; sie sollte mit auf die Bälle, die in der Nachbarschaft veranstaltet wurden; sie sollte weder Schnee noch Kälte noch gewaltsame Nachtstürme scheuen, da ja soviel Andere nicht davon stürben. Das zarte Kind litt nicht wenig darunter, aber Luciane gewann Nichts dabei; denn obgleich Ottilie sehr einfach gekleidet ging, so war sie doch, oder so schien sie wenigstens immer den Männern die Schönste. Ein sanftes Anziehen versammelte alle Männer um sie her, sie mochte sich in den großen Räumen am ersten oder am letzten Platze befinden, ja der Bräutigam Luciane's selbst unterhielt sich oft mit ihr, und zwar um so mehr, als er in einer Angelegenheit, die ihn beschäftigte, ihren Rath, ihre Mitwirkung verlangte.

Er hatte den Architecten näher kennen lernen, bei Gelegenheit seiner Kunstsammlung viel über das Geschichtliche mit ihm gesprochen, in andern Fällen auch, besonders bei Betrachtung der Capelle, sein Talent schätzen gelernt. Der Baron war jung, reich; er sammelte, er wollte bauen; seine Liebhaberei war lebhaft, seine Kenntnisse schwach; er glaubte in dem Architecten seinen Mann zu finden, mit dem er mehr als einen Zweck zugleich erreichen könnte. Er hatte seiner Braut von dieser Absicht gesprochen; sie lobte ihn darum und war höchlich mit dem Vorschlag zufrieden, doch vielleicht mehr, um diesen jungen Mann Ottilie'n zu entziehen — denn sie glaubte so Etwas von Neigung bei ihm zu bemerken — als daß sie gedacht hätte, sein Talent zu ihren Absichten zu benutzen. Denn ob er gleich bei ihren extemporirten Festen sich sehr thätig erwiesen und manche Resourcen bei dieser und jener Anstalt dargeboten, so glaubte sie es doch immer selbst besser zu verstehen; und da ihre Empfindungen gewöhnlich gewein waren, so reichte, um sie auszuführen, die Geschicklichkeit eines gewandten Kammerdieners ebenso gut hin, als die des vorzüglichsten Künstlers. Weiter als zu einem Altar, worauf geopfert ward, und zu einer Bekränzung, es mochte nun ein gypsenes oder ein lebendes Haupt sein, konnte ihre Einbildungskraft sich nicht verstiegen, wenn sie irgend Jemand zum Geburts- und Ehrentage ein festliches Compliment zu machen gedachte.

Ottilie konnte dem Bräutigam, der sich nach dem Verhältniß des Architecten zum Hause erkundigte, die beste Auskunft geben. Sie wußte, daß Charlotte sich schon früher nach einer Stelle für ihn umgethan hatte; denn wäre die Gesellschaft nicht gekommen, so hätte sich der junge Mann gleich nach Vollendung der Capelle entfernt, weil alle Bauten den Winter über stillstehn sollten und mußten; und es war daher sehr erwünscht, wenn der geschickte Künstler durch einen neuen Gönner wieder genutzt und befördert wurde.

Das persönliche Verhältniß Ottilie's zum Architecten war ganz rein und unbefangen. Seine angenehme und thätige Gegenwart hatte sie, wie die Nähe eines ältern Bruders, unterhalten und erfreut. Ihre Empfindungen für ihn blieben auf der ruhigen, leidenschaftlosen Oberfläche der Blutsverwandtschaft; denn in ihrem Herzen war kein Raum mehr; es war von der Liebe zu Eduard en ganz gedrängt ausgefüllt, und nur die Gottheit, die Alles durchdringt, konnte dieses Herz zugleich mit ihm besitzen.

Indessen je tiefer der Winter sich senkte, je wilderes Wetter, je unzugänglicher die Wege, desto anziehender schien es, in so guter Gesellschaft die abnehmenden Tage zuzubringen. Nach kurzen Ebben überfluthete die Menge von Zeit zu Zeit das Haus. Officiere von entfernteren Garnisonen, die gebildeten zu ihrem großen Vortheil, die rohern zur Unbequemlichkeit der Gesellschaft, zogen sich herbei; am Civilstande fehlte es auch nicht, und ganz unerwartet kamen eines Tages der Graf und die Baroneße zusammen angefahren.

Ihre Gegenwart schien erst einen wahren Hof zu bilden. Die Männer von Stand und Sitten umgaben den Grafen, und die Frauen ließen der Baroneße Gerechtigkeit widerfahren. Man verwunderte sich nicht lange, sie Beide zusammen und so heiter zu sehen; denn man vernahm, des Grafen Gemahlinn sei gestorben, und eine neue Verbindung werde geschlossen sein, sobald es die Schicklichkeit nur erlaube. Ottilie erinnerte sich jenes ersten Besuchs, jedes Worts, was über Ehestand und Scheidung, über Verbindung und Trennung, über Hoffnung,

Erwartung, Entbehren und Entſagen geſprochen ward. Beide Perſonen, damals noch ganz ohne Ausſichten, ſtanden nun vor ihr, dem gehofften Glück ſo nahe, und ein unwillkürlicher Seufzer drang aus ihrem Herzen.

Luciane hörte kaum, daß der Graf ein Liebhaber von Muſik ſei, ſo wußte ſie ein Concert zu veranſtalten; ſie wollte ſich dabei mit Geſang zur Guitarre hören laſſen. Es geſchah. Das Inſtrument ſpielte ſie nicht ungeſchickt, ihre Stimme war angenehm; was aber die Worte betraf, ſo verſtand man ſie ſo wenig, als wenn ſonſt eine Deutſche Schöne zur Guitarre ſingt. Indeß verſicherte Jedermann, ſie habe mit viel Ausdruck geſungen, und ſie konnte mit dem lauten Beifall zufrieden ſein. Nur ein wunderliches Unglück begegnete bei dieſer Gelegenheit. In der Geſellſchaft befand ſich ein Dichter, den ſie auch beſonders zu verbinden hoffte, weil ſie einige Lieder von ihm an ſie gerichtet wünſchte, und deßhalb dieſen Abend meiſt nur von ſeinen Liedern vortrug. Er war überhaupt, wie Alle, höflich gegen ſie, aber ſie hatte mehrer wartet. Sie legte es ihm einige Mal nahe, konnte aber weiter Nichts von ihm vernehmen, bis ſie endlich aus Ungeduld einen ihrer Hofleute an ihn ſchickte und ſondiren ließ, ob er denn nicht entzückt geweſen ſei, ſeine vortrefflichen Gedichte ſo vortrefflich vortragen zu hören. Meine Gedichte? verſetzte Dieſer mit Erſtaunen. Verzeihen Sie, mein Herr, fügte er hinzu: ich habe Nichts als Vocale gehört und die nicht einmal alle. Unterdeſſen iſt es meine Schuldigkeit, mich für eine ſo liebenswürdige Intention dankbar zu erweiſen. Der Hofmann ſchwieg und verſchwieg. Der Andere ſuchte ſich durch einige wohltönende Complimente aus der Sache zu ziehen. Sie ließ ihre Abſicht nicht undeutlich merken, auch etwas eigens für ſie Gedichtetes zu beſitzen. Wenn es nicht allzu unfreundlich geweſen wäre, ſo hätte er ihr das Alphabet überreichen können, um ſich daraus ein beliebiges Lobgedicht zu irgend einer vorkommenden Melodie ſelbſt einzubilden. Doch ſollte ſie nicht ohne Kränkung aus dieſer Begebenheit ſcheiden. Kurze Zeit darauf erfuhr ſie: er habe noch ſelbigen Abend einer von Ottilie'ns Lieblings-Melodien ein allerliebſtes Gedicht untergelegt, das noch mehr als verbindlich ſei.

Luciane, wie alle Menſchen ihrer Art, die immer durcheinander miſchen, was ihnen vortheilhaft und was ihnen nachtheilig iſt, wollte nun ihr Glück im Recitiren verſuchen. Ihr Gedächtniß war gut, aber wenn man aufrichtig reden ſollte, ihr Vortrag geiſtlos und heftig, ohne leidenſchaftlich zu ſein. Sie recitirte Balladen, Erzählungen und was ſonſt in Declamatorien vorzukommen pflegt. Dabei hatte ſie die unglückliche Gewohnheit angenommen, Das, was ſie vortrug, mit Geſten zu begleiten, wodurch man Das, was eigentlich epiſch und lyriſch iſt, auf eine unangenehme Weiſe mit dem Dramatiſchen mehr verwirrt als verbindet.

Der Graf, ein einſichtsvoller Mann, der gar bald die Geſellſchaft, ihre Neigungen, Leidenſchaften und Unterhaltungen überſah, brachte Luciane'n, glücklicher oder unglücklicher Weiſe, auf eine neue Art von Darſtellung, die ihrer Perſönlichkeit ſehr gemäß war. Ich finde, ſagte er, hier ſo manche wohlgeſtaltete Perſonen, denen es gewiß nicht fehlt, maleriſche Bewegungen und Stellungen nachzuahmen. Sollten ſie es noch nicht verſucht haben, wirkliche bekannte Gemälde vorzuſtellen? Eine ſolche Nachbildung, wenn ſie auch manche mühſame Anordnung erfordert, bringt dagegen auch einen unglaublichen Reiz hervor.

Schnell ward Luciane gewahr, daß ſie hier ganz in ihrem Fach ſein würde. Ihr ſchöner Wuchs, ihre volle Geſtalt, ihr regelmäßiges und doch bedeutendes Geſicht, ihre lichtbraunen Haarflechten, ihr ſchlanker Hals, Alles war ſchon wie auf's Gemälde berechnet; und hätte ſie nun gar gewußt, daß ſie ſchöner ausſah, wenn ſie ſtill ſtand, als wenn ſie ſich bewegte, indem ihr im letzten Falle manchmal etwas Störendes, Ungraziöſes entſchlüpfte, ſo hätte ſie ſich mit noch mehrerm Eifer dieſer natürlichen Bildnerei ergeben.

Man ſuchte nun Kupferſtiche nach berühmten Gemälden; man wählte zuerſt den Beliſar nach van Dyk. Ein großer und wohlgebauter Mann von gewiſſen Jahren ſollte den ſpenden blinden General, der Architect den vor ihm theilnehmend traurig ſtehenden Krieger nachbilden, dem er wirklich etwas ähnlich ſah. Luciane hatte ſich, halb beſcheiden, das junge Weibchen im Hintergrunde gewählt, das reichliche Almoſen aus einem Beutel in die flache Hand zählt, indeß eine Alte ſie abzumahnen und ihr vorzuſtellen ſcheint, daß ſie zu viel thue. Eine andere ihm wirklich Almoſen reichende Frauensperſon war nicht vergeſſen.

Mit dieſen und andern Bildern beſchäftigte man ſich ſehr ernſtlich. Der Graf gab dem Architecten über die Art der Einrichtung einige Winke, der ſogleich ein Theater dazu aufſtellte und wegen der Beleuchtung die nöthige Sorge trug. Man war ſchon tief in die Anſtalten verwickelt, als man erſt bemerkte, daß ein ſolches Unternehmen einen anſehnlichen Aufwand verlangte, und daß auf dem Lande mitten im Winter gar manches Erforderniß abging. Deßhalb ließ, damit ja Nichts ſtocken möge, Luciane beinah ihre ſämmtliche Garderobe zerſchneiden, um

die verſchiedenen Coſtüme zu liefern, die jene Künſtler willkürlich genug angegeben haben.

Der Abend kam herbei, und die Darſtellung wurde vor einer großen Geſellſchaft und zu allgemeinem Beifall ausgeführt. Eine bedeutende Muſik ſpannte die Erwartung. Jener Beliſar eröffnete die Bühne. Die Geſtalten waren ſo paſſend, die Farben ſo glücklich ausgetheilt, die Beleuchtung ſo kunſtreich, daß man fürwahr in einer andern Welt zu ſein glaubte; nur daß die Gegenwart des Wirklichen ſtatt des Scheins eine Art von ängſtlicher Empfindung hervorbrachte.

Der Vorhang fiel, und ward auf Verlangen mehr als ein Mal wieder aufgezogen. Ein muſikaliſches Zwiſchenſpiel unterhielt die Geſellſchaft, die man durch ein Bild höherer Art überraſchen wollte. Es war die bekannte Vorſtellung von Pouſſin: Ahasverus und Eſther. Dieß Mal hatte ſich Luciane beſſer bedacht. Sie entwickelte in der ohnmächtig hingeſunkenen Königin alle ihre Reize, und hatte ſich klüger Weiſe zu den umgebenden, unterſtützenden Mädchen lauter hübſche, wohlgebildete Figuren ausgeſucht, worunter ſich jedoch keine mit ihr auch nur im Mindeſten meſſen konnte. Ottilie blieb von dieſem Bilde, wie von den übrigen ausgeſchloſſen. Auf den goldenen Thron hatte ſie, um den Zeus gleichen König vorzuſtellen, den rüſtigſten und ſchönſten Mann der Geſellſchaft gewählt, ſo daß dieſes Bild wirklich eine unvergleichliche Vollkommenheit gewann.

Als Drittes hatte man die ſogenannte väterliche Ermahnung von Terburg gewählt, und wer kennt nicht den herrlichen Kupferſtich unſers Wille von dieſem Gemälde? Einen Fuß über den andern geſchlagen, ſitzt ein edler ritterlicher Vater und ſcheint ſeiner vor ihm ſtehenden Tochter in's Gewiſſen zu reden. Dieſe, eine herrliche Geſtalt, im faltenreichen weißen Atlas-Kleide, wird zwar nur von hinten geſehen, aber ihr ganzes Weſen ſcheint anzudeuten, daß ſie ſich zuſammennimmt. Daß jedoch die Ermahnung nicht heftig und beſchämend ſei, ſieht man aus der Miene und Geberde des Vaters; und was die Mutter betrifft, ſo ſcheint Dieſe eine kleine Verlegenheit zu verbergen, indem ſie in ein Glas Wein blickt, das ſie eben auszuſchlürfen im Begriff iſt.

Bei dieſer Gelegenheit nun ſollte Luciane in ihrem höchſten Glanze erſcheinen. Ihre Zöpfe, die Form ihres Kopfes, Hals und Nacken waren über alle Begriffe ſchön, und die Taille, von der bei den modernen, antikiſirenden Bekleidungen der Frauenzimmer wenig ſichtbar wird, höchſt zierlich, ſchlank und leicht, zeigte ſich an ihr in dem ältern Coſtüm äußerſt vortheilhaft; und der Architect hatte geſorgt, die reichen Falten des weißen Atlaſſes mit der künſtlichſten Natur zu legen, ſo daß ganz ohne Frage die lebendige Nachbildung weit über jenes Original-Bildniß hinausreichte und ein allgemeines Entzücken erregte. Man konnte mit dem Wiederverlangen nicht endigen, und der ganz natürliche Wunſch, einem ſo ſchönen Weſen, das man genugſam von der Rückſeite geſehen, auch in's Angeſicht zu ſchauen, nahm dergeſtalt überhand, daß ein luſtiger, ungeduldiger Vogel die Worte, die man manchmal an das Ende einer Seite zu ſchreiben pflegt: tournez s'il vous plait *) laut ausrief und eine allgemeine Beiſtimmung erregte. Die Darſtellenden aber kannten ihren Vortheil zu gut, und hatten den Sinn dieſer Kunſtſtücke zu wohl gefaßt, als daß ſie dem allgemeinen Ruf hätten nachgeben ſollen. Die beſchämt ſcheinende Tochter blieb ruhig ſtehen, ohne den Zuſchauern den Ausdruck ihres Angeſichts zu gönnen; der Vater blieb in ſeiner ermahnenden Stellung ſitzen, und die Mutter brachte Naſe und Augen nicht aus dem durchſichtigen Glaſe, worin ſich, ob ſie gleich zu trinken ſchien, der Wein nicht verminderte. — Was ſollen wir noch viel von kleinen Nachtſtücken ſagen, wozu man Niederländiſche Wirthshaus- und Jahrmarkts-Scenen gewählt hatte?

Der Graf und die Baroneſſe reiſ'ten ab und verſprachen, in den erſten glücklichen Wochen ihrer nahen Verbindung wiederzukehren; und Charlotte hoffte nunmehr, nach zwei mühſam überſtandenen Monaten, die übrige Geſellſchaft gleichfalls los zu werden. Sie war des Glücks ihrer Tochter gewiß, wenn bei Dieſer der erſte Braut- und Jugendtaumel ſich würde gelegt haben; denn der Bräutigam hielt ſich für den glücklichſten Menſchen von der Welt. Bei großem Vermögen und gemäßigter Sinnesart ſchien er auf eine wunderbare Weiſe von dem Vorzuge geſchmeichelt, ein Frauenzimmer zu beſitzen, das der ganzen Welt gefallen mußte. Er hatte einen ſo ganz eigenen Sinn, Alles auf ſie und erſt durch ſie auf ſich zu beziehen, daß es ihm eine unangenehme Empfindung machte, wenn ſich nicht gleich ein Neuankommender mit aller Aufmerkſamkeit auf ſie richtete, und mit ihm, wie es wegen ſeiner guten Eigenſchaften beſonders von ältern Perſonen oft geſchah, eine nähere Verbindung ſuchte, ohne ſich ſonderlich um ſie zu bekümmern. Wegen des Architecten kam es bald zur Richtigkeit. Auf's Neujahr ſollte ihm Dieſer folgen und das Carneval mit ihm in der Stadt zubringen, wo Luciane ſich von der Wiederholung der ſo ſchön eingerichteten Gemälde, ſowie von hundert andern Dingen, die größte Glückſeligkeit verſprach.

*) Wenden Sie gefälligſt um!

um ſo mehr, als Tante und Bräutigam jeden Aufwand für gering zu achten ſchienen, der zu ihrem Vergnügen erfordert wurde.

Nun ſollte man ſcheiden, aber Das konnte nicht auf eine gewöhnliche Weiſe geſchehen. Man ſcherzte einmal ziemlich laut, daß Charlotte'ns Wintervorräthe nun bald aufgezehrt ſeien, als der Ehrenmann, der den Beliſar vorgeſtellt hatte, und freilich reich genug war, von Luciane'ns Vorzügen hingeriſſen, denen er nun ſchon ſo lange huldigte, unbedachtſam ausrief: So laſſen Sie es uns auf Polniſche Art halten! Kommen Sie nun und zehren mich auch auf, und ſo gehet es denn weiter in die Runde herum. Geſagt, gethan: Luciane ſchlug ein. Den andern Tag war gerackt, und der Schwarm warf ſich auf ein anderes Beſitzthum. Dort hatte man auch Raum genug, aber weniger Bequemlichkeit und Einrichtung. Daraus entſtand manches Unſchickliche, das erſt Luciane'n recht glücklich machte. Das Leben wurde immer wüſter und wilder. Treibjagen im tiefſten Schnee, und was man ſonſt nur Unbequemes auffinden konnte, wurde veranſtaltet. Frauen ſo wenig als Männer durften ſich ausſchließen, und ſo zog man, jagend und reitend, ſchlittenfahrend und lärmend, von einem Gute zum andern, bis man ſich endlich der Reſidenz näherte: da denn die Nachrichten und Erzählungen, wie man ſich bei Hofe und in der Stadt vergnüge, der Einbildungskraft eine andere Wendung gaben, und Luciane'n mit ihrer ſämmtlichen Begleitung, indem die Tante ſchon vorausgegangen war, unaufhaltſam in einen andern Lebenskreis hineinzogen.

Aus Ottilie'ns Tagebuche.

„Man nimmt in der Welt Jeden, wofür er ſich gibt; aber er muß ſich auch für Etwas geben. Man erträgt die Unbequemen lieber, als man die Unbedeutenden duldet."

„Man kann der Geſellſchaft Alles aufdringen, nur nicht, was eine Folge hat."

„Wir lernen die Menſchen nicht kennen, wenn ſie zu uns kommen; wir müſſen zu ihnen gehen, um zu erfahren, wie es mit ihnen ſteht."

„Ich finde es beinahe natürlich, daß wir an Beſuchenden Mancherlei auszuſetzen haben, daß wir ſogleich, wenn ſie weg ſind, über ſie nicht zum Liebevollſten urtheilen; denn wir haben, ſo zu ſagen, ein Recht, ſie nach unſerm Maßſtabe zu meſſen. Selbſt verſtändige und billige Menſchen enthalten ſich in ſolchen Fällen kaum einer ſcharfen Cenſur."

„Wenn man dagegen bei Andern geweſen iſt und hat ſie mit ihren Umgebungen, Gewohnheiten, in ihren nothwendigen, unausweichlichen Zuſtänden geſehen, wie ſie um ſich wirken, oder wie ſie ſich fügen: ſo gehört ſchon Unverſtand und böſer Wille dazu, um Das lächerlich zu finden, was uns in mehr als einem Sinne ehrwürdig ſcheinen müßte."

„Durch Das, was wir Betragen und gute Sitten nennen, faſt Das erreicht werden, was außerdem nur durch Gewalt oder auch nicht einmal durch Gewalt zu erreichen iſt."

„Der Umgang mit Frauen iſt das Element guter Sitten."

„Wie kann der Character, die Eigenthümlichkeit des Menſchen, mit der Lebensart beſtehen?"

„Das Eigenthümliche müßte durch die Lebensart erſt recht hervorgehoben werden. Das Bedeutende will Jedermann, nur ſoll es nicht unbequem ſein."

„Die größten Vortheile im Leben überhaupt wie in der Geſellſchaft hat ein gebildeter Soldat."

„Rohe Kriegsleute gehen wenigſten nicht aus ihrem Character; und weil doch meiſt hinter der Stärke eine Gutmüthigkeit verborgen liegt, ſo iſt im Nothfall auch mit ihnen auszukommen."

„Niemand iſt läſtiger als ein täppiſcher Menſch vom Civil-Stande. Von ihm könnte man die Feinheit fordern, da er ſich mit nichts Rohem zu beſchäftigen hat."

„Wenn wir mit Menſchen leben, die ein zartes Gefühl für das Schickliche haben, ſo wird es uns Angſt um ihretwillen, wenn etwas Ungeſchicktes begegnet. So fühle ich immer für und mit Charlotte'n, wenn Jemand mit dem Stuhle ſchaukelt, weil ſie Das in den Tod nicht leiden kann."

„Es käme Niemand mit der Brille auf der Naſe in ein vertrauliches Gemach, wenn er wüßte, daß uns Frauen ſogleich die Luſt vergeht, ihn anzuſehen und uns mit ihm zu unterhalten."

„Zutraulichkeit an der Stelle der Ehrfurcht iſt immer lächerlich. Es würde Niemand den Hut ablegen, nachdem er kaum das Compliment gemacht hat, wenn er wüßte, wie comiſch Das ausſieht."

„Es gibt kein äußeres Zeichen der Höflichkeit, das nicht einen tiefen ſittlichen Grund hätte. Die rechte Erziehung wäre, welche dieſes Zeichen und den Grund zugleich überlieferte."

„Das Betragen iſt ein Spiegel, in welchem Jeder ſein Bild zeigt."

„Es gibt eine Höflichkeit des Herzens; ſie iſt der Liebe verwandt. Aus ihr entſpringt die bequemſte Höflichkeit des äußern Betragens."

„Freiwillige Abhängigkeit iſt der ſchönſte Zuſtand, und wie wäre der möglich ohne Liebe?"

„Wir ſind nie entfernter von unſern Wünſchen, als wenn wir uns einbilden, das Gewünſchte zu beſitzen.“

„Niemand iſt mehr Sclave, als der ſich für frei hält, ohne es zu ſein.“

„Es darf ſich Einer nur für frei erklären, ſo fühlt er ſich den Augenblick als bedingt. Wagt er es, ſich für bedingt zu erklären, ſo fühlt er ſich frei.“

„Gegen große Vorzüge eines Andern gibt es kein Rettungsmittel als die Liebe.“

„Es iſt was Schreckliches um einen vorzüglichen Mann, auf den ſich die Dummen was zu Gute thun.“

„Es gibt, ſagt man, für den Kammerdiener keinen Helden. Das kommt aber bloß daher, weil der Held nur vom Helden anerkannt werden kann. Der Kammerdiener wird aber wahrſcheinlich Seinesgleichen zu ſchätzen wiſſen.“

„Es gibt keinen größern Troſt für die Mittelmäßigkeit, als daß das Genie nicht unſterblich ſei.“

„Die größten Menſchen hängen immer mit ihrem Jahrhundert durch eine Schwachheit zuſammen.“

„Man hält die Menſchen gewöhnlich für gefährlicher, als ſie ſind.“

„Thoren und geſcheidte Leute ſind gleich unſchädlich. Nur die Halbnarren und Halbweiſen, Das ſind die Gefährlichſten.“

„Man weicht der Welt nicht ſicherer aus, als durch die Kunſt, und man verknüpft ſich nicht ſicherer mit ihr, als durch die Kunſt.“

„Selbſt im Augenblick des höchſten Glücks und der höchſten Noth bedürfen wir des Künſtlers.“

„Die Kunſt beſchäftigt ſich mit dem Schweren und Guten.“

„Das Schwierige leicht behandelt zu ſehen, gibt uns das Anſchauen des Unmöglichen.“

„Die Schwierigkeiten wachſen, je näher man dem Ziele kommt.“

„Säen iſt nicht ſo beſchwerlich als ernten.“

Sechſtes Capitel.

Die große Unruhe, welche Charlotte'n durch dieſen Beſuch erwuchs, ward ihr dadurch vergütet, daß ſie ihre Tochter völlig begreifen lernte, worin ihr die Bekanntſchaft mit der Welt ſehr zu Hülfe kam. Es war nicht zum erſten Mal, daß ihr ein ſo ſeltſamer Character begegnete, ob er ihr gleich noch niemals auf dieſer Höhe erſchien. Und doch hatte ſie aus der Erfahrung, daß ſolche Perſonen, durch's Leben, durch mancherlei Ereigniſſe, durch elterliche Verhältniſſe gebildet, eine ſehr angenehme und liebenswürdige Reiſe erlangen können, indem die Selbſtigkeit gemildert wird und die ſchwärmende Thätigkeit eine entſchiedene Richtung erhält. Charlotte ließ als Mutter ſich um deſto eher eine für Andere vielleicht unangenehme Erſcheinung gefallen, als es Eltern wohl geziemt, da zu hoffen, wo Fremde nur zu genießen wünſchen, oder wenigſtens nicht beläſtigt ſein wollen.

Auf eine eigene und unerwartete Weiſe jedoch ſollte Charlotte nach ihrer Tochter Abreiſe getroffen werden, indem Dieſe nicht ſowohl durch das Tadelnswerthe in ihrem Betragen, als durch Das, was man daran lobenswürdig hätte finden können, eine üble Nachrede hinter ſich gelaſſen hatte. Luciane ſchien ſich's zum Geſetz gemacht zu haben, nicht allein mit den Fröhlichen fröhlich, ſondern auch mit den Traurigen traurig zu ſein, und um den Geiſt des Widerſpruchs recht zu üben, manchmal die Fröhlichen verdrießlich und die Traurigen heiter zu machen. In allen Familien, wo ſie hinkam, erkundigte ſie ſich nach den Kranken und Schwachen, die nicht in Geſellſchaft erſcheinen konnten. Sie beſuchte ſie auf ihren Zimmern, machte den Arzt und drang einem Jeden aus ihrer Reiſe-Apotheke, die ſie beſtändig im Wagen mit ſich führte, energiſche Mittel auf; da denn eine ſolche Cur, wie ſich vermuthen läßt, gelang oder mißlang, wie es der Zufall herbeiführte.

In dieſer Art von Wohlthätigkeit war ſie ganz grauſam und ließ ſich gar nicht einreden, weil ſie feſt überzeugt war, daß ſie vortrefflich handle. Allein es mißrieth ihr auch ein Verſuch von der ſittlichen Seite, und Dieſer war es, der Charlotte'n viel zu ſchaffen machte, weil er Folgen hatte und Jedermann darüber ſprach. Erſt nach Luciane'ns Abreiſe hörte ſie davon; Ottilie, die gerade jene Partie mitgemacht hatte, mußte ihr umſtändlich davon Rechenſchaft geben.

Eine der Töchter eines angeſehenen Hauſes hatte das Unglück gehabt, an dem Tode eines ihrer jüngern Geſchwiſter ſchuld zu ſein und ſich darüber nicht beruhigen, noch wiederfinden können. Sie lebte auf ihrem Zimmer beſchäftigt und ſtill, und ertrug ſelbſt den Anblick der Ihrigen nur, wenn ſie einzeln kamen; denn ſie argwohnte ſogleich, wenn Mehrere beiſammen waren, daß man untereinander über ſie und ihren Zuſtand reflectire. Gegen Jedes allein äußerte ſie ſich vernünftig und unterhielt ſich ſtundenlang mit ihm.

Luciane hatte davon gehört und ſich ſogleich im Stillen vorgenommen, wenn ſie in das Haus käme, gleichſam ein Wunder zu thun und das Frauenzimmer der Geſellſchaft wiederzugeben. Sie betrug ſich dabei vorſichtiger als ſonſt, wußte ſich allein bei der Seelenkranken

einzuführen, und ſoviel man merken konnte, durch Muſik ihr Vertrauen zu gewinnen. Nur zuletzt verſah ſie es: denn eben weil ſie Aufſehn erregen wollte, ſo brachte ſie das ſchöne, blaſſe Kind, das ſie genug vorbereitet wähnte, eines Abends plötzlich in die bunte glänzende Geſellſchaft; und vielleicht wäre auch Das noch gelungen, wenn nicht die Societät ſelbſt, aus Neugierde und Apprehenſion, ſich ungeſchickt benommen, ſich um die Kranke verſammelt, ſie wieder gemieden, ſie durch Flüſtern, Kerzuſammenſtecken irre gemacht und aufgeregt hätte. Die zart Empfindende ertrug Das nicht. Sie entwich unter fürchterlichem Schreien, das gleichſam ein Entſetzen vor einem eindringenden Ungeheuern auszudrücken ſchien. Erſchreckt fuhr die Geſellſchaft nach allen Seiten auseinander, und Ottilie war unter Denen, welche die völlig Ohnmächtige wieder auf ihr Zimmer begleiteten.

Indeſſen hatte Luciane eine ſtarke Strafrede nach ihrer Weiſe an die Geſellſchaft gehalten, ohne im Mindeſten daran zu denken, daß ſie allein alle Schuld habe, und ohne ſich durch dieſes und anderes Mißlingen von ihrem Thun und Treiben abhalten zu laſſen.

Der Zuſtand der Kranken war ſeit jener Zeit bedenklicher geworden, ja das Uebel hatte ſich ſo geſteigert, daß die Eltern das arme Kind nicht im Hauſe behalten konnten, ſondern einer öffentlichen Anſtalt überantworten mußten. Charlotte'n blieb Nichts übrig, als durch ein beſonders zartes Benehmen gegen jene Familie den von ihrer Tochter verurſachten Schmerz einiger Maßen zu lindern. Auf Ottilie'n hatte die Sache einen tiefen Eindruck gemacht; ſie bedauerte das arme Mädchen um ſo mehr, als ſie überzeugt war, wie ſie auch gegen Charlotte'n nicht läugnete, daß bei einer conſequenten Behandlung die Kranke gewiß herzuſtellen geweſen wäre.

So kam auch, weil man ſich gewöhnlich vom vergangenen Unangenehmen mehr als vom Angenehmen unterhält, ein kleines Mißverſtändniß zur Sprache, das Ottilie'n an dem Architecten irre gemacht hatte, als er jenen Abend ſeine Sammlung nicht vorzeigen wollte, ob ſie ihn gleich ſo freundlich darum erſuchte. Es war ihr dieſes abſchlägige Betragen immer in der Seele geblieben, und ſie wußte ſelbſt nicht warum. Ihre Empfindungen waren ſehr richtig; denn was ein Mädchen wie Ottilie verlangen kann, wollte ein Jüngling wie der Architect nicht vertragen. Dieſer brachte jedoch auf ihre gelegentlichen leiſen Vorwürfe ziemlich giltige Entſchuldigungen zur Sprache.

Wenn Sie wüßten, ſagte er, wie roh ſelbſt gebildete Menſchen ſich gegen die ſchätzbarſten Kunſtwerke verhalten, Sie würden mir verzeihen, wenn ich die meinigen nicht unter die Menge bringen mag. Niemand weiß eine Medaille am Rand anzufaſſen; ſie betaſten das ſchönſte Gepräge, den reinſten Grund, laſſen die köſtlichſten Stücke zwiſchen dem Daumen und Zeigefinger hin und her gehen, als wenn man Kunſtformen auf dieſe Weiſe prüfte. Ohne daran zu denken, daß man ein großes Blatt mit zwei Händen anfaſſen müßte, greifen ſie mit einer Hand nach einem unſchätzbaren Kupferſtich, einer unerſetzlichen Zeichnung, wie ein anmaßlicher Politiker eine Zeitung faßt und durch das Zerknittern des Papiers ſchon im Voraus ſein Urtheil über die Weltbegebenheiten zu erkennen gibt. Niemand denkt daran, daß wenn nur zwanzig Menſchen mit einem Kunſtwerke hinter einander ebenſo verführen, der einundzwanzigſte nicht mehr viel daran zu ſehen hätte.

Habe ich Sie nicht auch manchmal, fragte Ottilie, in ſolche Verlegenheit geſetzt? Habe ich nicht etwan Ihre Schätze, ohne es zu ahnen, gelegentlich einmal beſchädigt?

Niemals, verſetzte der Architect, niemals! Ihnen wäre es unmöglich; das Schickliche iſt mit Ihnen geboren.

Auf alle Fälle, verſetzte Ottilie, wäre es nicht übel, wenn man künftig in das Büchlein von guten Sitten, nach den Capiteln, wie man ſich in Geſellſchaft beim Eſſen und Trinken benehmen ſoll, ein recht umſtändliches einſchöbe, wie man ſich in Kunſtſammlungen und Muſeen zu betragen habe.

Gewiß, verſetzte der Architect, würden alsdann Cuſtoden und Liebhaber ihre Seltenheiten fröhlicher mittheilen.

Ottilie hatte ihm ſchon lange verziehen; als er ſich aber den Vorwurf ſehr zu Herzen zu nehmen ſchien und immer auf's Neue betheuerte, daß er gewiß gerne mittheile, gern für Freunde thätig ſei, ſo empfand ſie, daß ſie ſein zartes Gemüth verletzt habe, und fühlte ſich als ſeine Schuldnerinn. Nicht wohl konnte ſie ihm daher eine Bitte rund abſchlagen, die er im Gefolg dieſes Geſprächs an ſie that, ob ſie gleich, indem ſie ſchnell ihr Gefühl zu Rathe zog, nicht einſah, wie ſie ihm ſeine Wünſche gewähren könne.

Die Sache verhielt ſich alſo. Daß Ottilie durch Luciane's Eiferſucht von den Gemäldedarſtellungen ausgeſchloſſen worden, war ihm höchſt empfindlich geweſen; daß Charlotte dieſem glänzenden Theil der geſelligen Unterhaltung nur unterbrochen beiwohnen können, weil ſie ſich nicht wohl befand, hatte er gleichfalls mit Bedauern bemerkt; nun wollte er ſich nicht entfernen, ohne ſeine Dankbarkeit auch dadurch zu beweiſen, daß er zur Ehre der Einen und zur Unterhaltung der Andern eine weit ſchönere Darſtellung veranſtaltete, als die bisherigen

geweſen waren. Vielleicht kam hierzu, ihm ſelbſt unbewußt, ein anderer geheimer Antrieb: es ward ihm ſo ſchwer, dieſes Haus, dieſe Familie zu verlaſſen, ja es ſchien ihm unmöglich, von Ottilie'ns Augen zu ſcheiden, von deren ruhig freundlich gewogenen Blicken er die letzte Zeit faſt ganz allein gelebt hatte.

Die Weihnachtsfeiertage nahten ſich, und es wurde ihm auf ein Mal klar, daß eigentlich jene Gemäldedarſtellungen durch runde Figuren von dem ſogenannten Preſepe ausgegangen, von der frommen Vorſtellung, die man in dieſer heiligen Zeit der göttlichen Mutter und dem Kinde widmete, wie ſie in ihrer ſcheinbaren Niedrigkeit erſt von Hirten, bald darauf von Königen verehrt werden.

Er hatte ſich die Möglichkeit eines ſolchen Bildes vollkommen vergegenwärtigt. Ein ſchöner, friſcher Knabe war gefunden; an Hirten und Hirtinnen konnte es auch nicht fehlen; aber ohne Ottilie'n war die Sache nicht auszuführen. Der junge Mann hatte ſie in ſeinem Sinne zur Mutter Gottes erhoben; und wenn ſie es abſchlug, ſo war bei ihm keine Frage, daß das Unternehmen fallen müſſe. Ottilie, halb verlegen über ſeinen Antrag, wies ihn mit ſeiner Bitte an Charlotte'n. Dieſe ertheilte ihm gern die Erlaubniß, und auch durch ſie ward die Scheu Ottilie'ns, ſich jener heiligen Geſtalt anzumaßen, auf eine freundliche Weiſe überwunden. Der Architect arbeitete Tag und Nacht, damit am Weihnachtsabend Nichts fehlen möge, und zwar Tag und Nacht im eigentlichen Sinne. Er hatte ohnehin wenig Bedürfniſſe, und Ottilie'ns Gegenwart ſchien ihm ſtatt alles Labſals zu ſein; indem er um ihretwillen arbeitete, war es, als wenn er keines Schlafs; indem er ſich um ſie beſchäftigte, keiner Speiſe bedürfte. Zur feierlichen Abendſtunde war deßhalb Alles fertig und bereit. Es war ihm möglich geweſen, wohllautende Blas-Inſtrumente zu verſammeln, welche die Einleitung machten und die gewünſchte Stimmung hervorzubringen wußten. Als der Vorhang ſich hob, war Charlotte wirklich überraſcht. Das Bild, das ſich ihr vorſtellte, war ſo oft in der Welt wiederholt, daß man kaum einen neuen Eindruck davon erwarten ſollte. Aber hier hatte die Wirklichkeit als Bild ihre beſondern Vorzüge. Der ganze Raum war eher nächtlich als dämmernd, und doch Nichts undeutlich im Einzelnen der Umgebung. Dem vortrefflichen Gedanken, daß alles Licht vom Kinde ausgehe, hatte der Künſtler durch einen klugen Mechanismus der Beleuchtung auszuführen gewußt, der durch die beſchatteten, nur von Streiflichtern erleuchteten Figuren im Vordergrunde zugedeckt wurde. Frohe Mädchen und Knaben ſtanden umher, die friſchen Geſichter ſcharf von unten beleuchtet. Auch an Engeln fehlte es nicht, deren eigener Schein von dem göttlichen verdunkelt, denn ätheriſcher Leib vor dem göttlich menſchlichen verdichtet und lichtsbedürftig ſchien.

Glücklicher Weiſe war das Kind in der anmuthigſten Stellung eingeſchlafen, ſo daß Nichts die Betrachtung ſtörte, wenn der Blick auf der ſcheinbaren Mutter verweilte, die mit unendlicher Anmuth einen Schleier aufgehoben hatte, um den verborgenen Schatz zu offenbaren. In dieſem Augenblick ſchien das Bild feſtgehalten und erſtarrt zu ſein. Phyſiſch geblendet, geiſtig überraſcht, ſchien das umgebende Volk ſich eben bewegt zu haben, um die getroffenen Augen wegzuwenden, neugierig erfreut wieder hinzublinzen, und mehr Verwunderung und Luſt als Bewunderung und Verehrung anzuzeigen, obgleich dieſe auch nicht vergeſſen und einigen dieſer Figuren der Ausdruck derſelben übertragen war.

Ottilie'ns Geſtalt, Geberde, Miene, Blick übertraf aber Alles, was je ein Maler dargeſtellt hat. Der gefühlvolle Kenner, der dieſe Erſcheinung geſehen hätte, wäre in Furcht gerathen, es möge ſich nur irgend Etwas bewegen, er wäre in Sorge geſtanden, ob ihm jemals Etwas wieder ſo gefallen könne. Unglücklicher Weiſe war Niemand da, der dieſe ganze Wirkung aufzufaſſen vermocht hätte. Der Architect allein, der als langer ſchlanker Hirt von der Seite über die Knieenden hereinſah, hatte, obgleich nicht in dem genaueſten Standpunct, noch den größten Genuß. Und wer beſchreibt auch die Miene der neugeſchaffenen Himmelskönigina? Die reinſte Demuth, das liebenswürdigſte Gefühl von Beſcheidenheit bei einer großen, unverdient erhaltenen Ehre, einem unbegreiflich unermeßlichen Glück, bildete ſich in ihren Zügen, ſowohl indem ſich ihre eigene Empfindung, als indem ſich die Vorſtellung ausdrückte, die ſie ſich von Dem machen konnte, was ſie ſpielte.

Charlotte'n erfreute das ſchöne Gebilde, doch wirkte hauptſächlich das Kind auf ſie. Ihre Augen ſtrömten von Thränen, und ſie ſtellte ſich auf das Lebhafteſte vor, daß ſie ein ähnliches liebes Geſchöpf bald auf ihrem Schooße zu hoffen habe.

Man hatte den Vorhang niedergelaſſen, theils um den Vorſtellenden einige Erleichterung zu geben, theils eine Veränderung in dem Dargeſtellten anzubringen. Der Künſtler hatte ſich vorgenommen, das erſte Nacht- und Niedrigkeitsbild in ein Tag- und Herrlichkeitsbild zu verwandeln, und deßwegen von allen Seiten eine unmäßige Erleuchtung vorbereitet, die in der Zwiſchenzeit angezündet wurde.

Ottilie'n war in ihrer halb theatraliſchen Lage bisher die größte Beruhigung geweſen, daß außer Charlotte'n und wenigen Hausgenoſſen Niemand dieſer frommen Kunſtmummerei zugeſehen. Sie wurde daher einiger Maßen betroffen, als ſie in der Zwiſchenzeit vernahm, es ſei ein Fremder angekommen, im Saale von Charlotte'n freundlich begrüßt. Wer es war, konnte man ihr nicht ſagen. Sie ergab ſich darein, um keine Störung zu verurſachen. Lichter und Lampen brannten, und eine ganz unendliche Helle umgab ſie. Der Vorhang ging auf, für die Zuſchauenden ein überraſchender Anblick: das ganze Bild war Alles Licht, und ſtatt des völlig aufgehobenen Schattens blieben nur die Farben übrig, die bei der klugen Auswahl eine liebliche Mäßigung hervorbrachten. Unter ihren langen Augenwimpern hervorblickend, bemerkte Ottilie eine Mannsperſon neben Charlotte'n ſitzend. Sie erkannte ihn nicht, aber ſie glaubte, die Stimme des Gehülfen aus der Penſion zu hören. Eine wunderbare Empfindung ergriff ſie. Wie Vieles war beg:gnet, ſeitdem ſie dieſe Stimme dieſes treuen Lehrers nicht vernommen! Wie im zackigen Blitz fuhr die Reihe ihrer Freuden und Leiden ſchnell vor ihrer Seele vorbei und regte die Frage auf: Darfſt Du ihm Alles bekennen und geſtehen? Und wie wenig werth biſt Du, unter dieſer heiligen Geſtalt vor ihm zu erſcheinen, und wie ſeltſam muß es ihm vorkommen, Dich, die er nur natürlich geſehen, als Maske zu erblicken? Mit einer Schnelligkeit, die Keinesgleichen hat, wirkten Gefühl und Betrachtung in ihr gegen einander. Ihr Herz war befangen, ihre Augen füllten ſich mit Thränen, indem ſie ſich zwang, immerfort als ein ſtarres Bild zu erſcheinen; und wie froh war ſie, als der Knabe ſich zu regen anfing, und der Künſtler ſich genöthigt ſah, das Zeichen zu geben, daß der Vorhang wieder fallen ſollte!

Hatte das peinliche Gefühl, einem werthen Freunde nicht entgegeneilen zu können, ſich ſchon die letzten Augenblicke zu den übrigen Empfindungen Ottilie'ns geſellt, ſo war ſie jetzt in noch größerer Verlegenheit. Sollte ſie in dieſem fremden Anzug und Schmuck ihm entgegengehn, ſollte ſie ſich umkleiden? Sie wählte nicht, ſie that das Letzte und ſuchte ſich in der Zwiſchenzeit zuſammenzunehmen, ſich zu beruhigen, und war nur erſt wieder mit ſich ſelbſt in Einſtimmung, als ſie endlich im gewohnten Kleide den Angekommenen begrüßte.

Siebentes Capitel.

Inſofern der Architect ſeinen Gönnerinnen das Beſte wünſchte, war es ihm angenehm, da er doch endlich ſcheiden mußte, ſie in der guten Geſellſchaft des ſchätzbaren Gehülfen zu wiſſen; indem er jedoch ihre Gunſt auf ſich ſelbſt bezog, empfand er es einiger Maßen ſchmerzhaft, ſich erſetzt, und wie es ſeiner Beſcheidenheit dünken mochte, ſo gut, ja vollkommen, erſetzt zu ſehen. Er hatte noch immer gezaudert, nun aber drängte es ihn hinweg: denn was er ſich nach ſeiner Entfernung mußte gefallen laſſen, Das wollte er wenigſtens gegenwärtig nicht erleben.

Zu großer Erheiterung dieſer halb traurigen Gefühle machten ihm die Damen bei'm Abſchiede noch ein Geſchenk mit einer Weſte, an der er ſie Beide lange Zeit hatte ſtricken ſehen, mit einem ſtillen Neid über den unbekannten Glücklichen, dem ſie vereinſt werden könnte. Eine ſolche Gabe iſt die angenehmſte, die ein liebender, verehrender Mann erhalten mag: denn wenn er dabei des unermüdeten Spiels der ſchönen Finger gedenkt, ſo kann er nicht umhin, ſich zu ſchmeicheln, das Herz werde bei einer ſo anhaltenden Arbeit doch auch nicht ganz ohne Theilnahme geblieben ſein.

Die Frauen hatten nun einen neuen Mann zu bewirthen, dem ſie wohlwollten und dem es bei ihnen wohl werden ſollte. Das weibliche Geſchlecht hegt ein eigenes inneres, unwandelbares Intereſſe, von dem ſie Nichts in der Welt abtrünnig macht; im äußern geſelligen Verhältniß hingegen laſſen ſie ſich gern und leicht durch den Mann beſtimmen, der ſie eben beſchäftigt; und ſo durch Abweiſen wie durch Empfänglichkeit, durch Beharren und Nachgiebigkeit führen ſie eigentlich das Regiment, dem ſich in der geſitteten Welt kein Mann zu entziehen wagt.

Hatte der Architect, gleichſam nach eigener Luſt und Belieben, ſeine Talente vor den Freundinnen zum Vergnügen und zu den Zwecken derſelben geübt und bewieſen; war Beſchäftigung und Unterhaltung in dieſem Sinne und nach ſolchen Abſichten eingerichtet: ſo machte ſich in kurzer Zeit durch die Gegenwart des Gehülfen eine andere Lebensweiſe. Seine große Gabe war, gut zu ſprechen und menſchliche Verhältniſſe, beſonders in Bezug auf Bildung der Jugend, in der Unterredung zu behandeln. Und ſo entſtand gegen die bisherige Art zu leben ein ziemlich fühlbarer Gegenſatz, um ſo mehr, als der Gehülfe nicht ganz Dasjenige billigte, womit man ſich die Zeit über ausſchließlich beſchäftigt hatte.

Von dem lebendigen Gemälde, das ihn bei ſeiner Ankunft empfing, ſprach er gar nicht. Als man ihm hingegen Kirche, Capelle und was ſich darauf bezog mit Zufriedenheit ſehen ließ, konnte er ſeine Meinung, ſeine Geſinnungen darüber nicht zurückhalten. Was mich betrifft,

Hexenküche.

Auf einem niedrigen Herde steht ein großer Kessel über dem Feuer. In dem Dampfe, der davon in die Höhe steigt, zeigen sich verschiedne Gestalten. Eine **Meerkatze** sitzt bey dem Kessel und schäumt ihn, und sorgt, daß er nicht überläuft. Der **Meerkater** mit den Jungen sitzt darneben und wärmt sich. Wände, und Decke sind mit dem seltsamsten Hexenhausrath ausgeschmückt.

Faust. Mephistopheles.

Faust.

Mir widersteht das tolle Zauberwesen!
Versprichst du mir, ich soll genesen,
In diesem Wust von Raserey?
Verlang' ich Rath von einem alten Weibe?

ſagte er, ſo will mir dieſe Annäherung, dieſe Vermiſchung des Heiligen zu und mit dem Sinnlichen keineswegs gefallen, nicht gefallen, daß man ſich gewiſſe beſondere Räume widmet, weihet und ausſchmückt, um erſt dabei ein Gefühl der Frömmigkeit zu hegen und zu unterhalten. Keine Umgebung, ſelbſt die gemeinſte nicht, ſoll in uns das Gefühl des Göttlichen ſtören, das uns überall hin begleiten und jede Stätte zu einem Tempel einweihen kann. Ich mag gern einen Hausgottesdienſt in dem Saale gehalten ſehen, wo man zu ſpeiſen, ſich geſellig zu verſammeln, mit Spiel und Tanz zu ergetzen pflegt. Das Höchſte, das Vorzüglichſte am Menſchen iſt geſtaltlos, und man ſoll ſich hüten, es anders als in edler That zu geſtalten.

Charlotte, die ſeine Geſinnungen ſchon im Ganzen kannte und ſie noch mehr in kurzer Zeit erforſchte, brachte ihn gleich in ſeinem Fache zur Thätigkeit, indem ſie ihre Gartenknaben, welche der Architect vor ſeiner Abreiſe eben gemuſtert hatte, in dem großen Saal aufmarſchiren ließ; da ſie ſich denn in ihren heitern, reinlichen Uniformen, mit geſetzlichen Bewegungen und einem natürlichen lebhaften Weſen, ſehr gut ausnahmen. Der Gehülfe prüfte ſie nach ſeiner Weiſe, und hatte durch mancherlei Fragen und Wendungen gar bald die Gemüthsarten und Fähigkeiten der Kinder zu Tage gebracht, und ohne daß es ſo ſchien, in Zeit von weniger als einer Stunde, ſie wirklich bedeutend unterrichtet und gefördert.

Wie machen Sie Das nur? ſagte Charlotte, indem die Knaben wegzogen. Ich habe ſehr aufmerkſam zugehört; es ſind Nichts als ganz bekannte Dinge vorgekommen, und doch wüßte ich nicht, wie ich es anfangen ſollte, ſie in ſo kurzer Zeit, bei ſo vielem Hin- und Wiederreden, in ſolcher Folge zur Sprache zu bringen.

Vielleicht ſollte man, verſetzte der Gehülfe, aus den Vortheilen ſeines Handwerks ein Geheimniß machen. Doch kann ich Ihnen die ganz einfache Maxime nicht verbergen, nach der man Dieſes und noch viel mehr zu leiſten vermag. Faſſen Sie einen Gegenſtand, eine Materie, einen Begriff, wie man es nennen will; halten Sie ihn recht feſt; machen Sie ſich ihn in allen ſeinen Theilen recht deutlich, und dann wird es Ihnen leicht ſein, geſprächsweiſe an einer Maſſe Kinder zu erfahren, was ſich davon ſchon in ihnen entwickelt hat, was noch anzuregen, zu überliefern iſt. Die Antworten auf Ihre Fragen mögen noch ſo ungehörig ſein, mögen noch ſo ſehr in's Weite gehen, wenn nur ſodann Ihre Gegenfrage Geiſt und Sinn wieder hereinwärts zieht, wenn Sie ſich nicht von Ihrem Standpuncte verrücken laſſen; ſo müſſen die Kinder zuletzt denken, begreifen, ſich überzeugen nur von Dem, was und wie es der Lehrende will. Sein größter Fehler iſt der, wenn er ſich von den Lernenden mit in die Weite reißen läßt, wenn er ſie nicht auf dem Puncte feſtzuhalten weiß, den er eben jetzt behandelt. Machen Sie nächſtens einen Verſuch, und es wird zu Ihrer großen Unterhaltung dienen.

Das iſt artig, ſagte Charlotte: die gute Pädagogik iſt alſo gerade das Umgekehrte von der guten Lebensart. In der Geſellſchaft ſoll man auf Nichts verweilen, und bei dem Unterricht wäre das höchſte Gebot, gegen alle Zerſtreuung zu arbeiten.

Abwechslung ohne Zerſtreuung wäre für Lehre und Leben der ſchönſte Wahlſpruch, wenn dieſes löbliche Gleichgewicht nur ſo leicht zu erhalten wäre! ſagte der Gehülfe, und wollte weiter fortfahren, als ihn Charlotte aufrief, die Knaben nochmals zu betrachten, deren munterer Zug ſich ſo eben über den Hof bewegte. Er bezeigte ſeine Zufriedenheit, daß man die Kinder in Uniform zu gehen anhalte. Männer — ſo ſagte er — ſollten von Jugend auf Uniform tragen, weil ſie ſich gewöhnen müſſen, zuſammen zu handeln, ſich unter Ihresgleichen zu verlieren, in Maſſe zu gehorchen und in's Ganze zu arbeiten. Auch befördert jede Art von Uniform einen militäriſchen Sinn, ſowie ein knapperes, ſtrackeres Betragen, und alle Knaben ſind ja ohnehin geborne Soldaten; man ſehe nur ihre Kampf- und Streitſpiele, ihr Erſtürmen und Erklettern.

So werden Sie mich dagegen nicht tadeln, verſetzte Ottilie, daß ich meine Mädchen nicht übereinkleide. Wenn ich ſie Ihnen vorführe, hoffe ich Sie durch ein buntes Gemiſch zu ergetzen.

Ich billige Das ſehr, verſetzte Jener. Frauen ſollten durchaus mannigfaltig gekleidet gehen; jede nach eigener Art und Weiſe, damit eine jede fühlen lernte, was ihr eigentlich gut ſtehe und wohl zieme. Eine wichtigere Urſache iſt noch die: weil ſie beſtimmt ſind, ihr ganzes Leben allein zu ſtehen und allein zu handeln.

Das ſcheint mir ſehr paradox, verſetzte Charlotte; ſind wir doch faſt niemals für uns.

O ja! verſetzte der Gehülfe, in Abſicht auf andere Frauen ganz gewiß. Man betrachte ein Frauenzimmer als Liebende, als Braut, als Frau, Hausfrau und Mutter immer ſteht ſie iſolirt, immer iſt ſie allein und will allein ſein. Ja, die Eitle ſelbſt iſt in dem Falle. Jede Frau ſchließt die andere aus, ihrer Natur nach; denn von jeder wird Alles gefordert, was dem ganzen Geſchlechte zu leiſten obliegt. Nicht ſo verhält es ſich mit den Männern. Der Mann verlangt den Mann; er würde ſich einen zweiten erſchaffen, wenn es keinen gäbe: eine Frau könnte eine Ewigkeit leben, ohne daran zu denken, ſich Ihresgleichen hervorzubringen.

Man darf, ſagte Charlotte, das Wahre nur wunderlich ſagen, ſo ſcheint zuletzt das Wunderliche auch wahr. Wir wollen uns aus Ihren Bemerkungen das Beſte herausnehmen und doch als Frauen mit Frauen zuſammenhalten und auch gemeinſam wirken, um den Männern nicht allzu große Vorzüge über uns einzuräumen. Ja, Sie werden uns eine kleine Schadenfreude nicht übel nehmen, die wir künftig um deſto lebhafter empfinden müſſen, wenn ſich die Herren unter einander auch nicht ſonderlich vertragen.

Mit vieler Sorgfalt unterſuchte der verſtändige Mann nunmehr die Art, wie Ottilie ihre kleinen Zöglinge behandelte, und bezeigte darüber ſeinen entſchiedenen Beifall. Sehr richtig heben Sie, ſagte er, Ihre Untergebenen nur zur nächſten Brauchbarkeit heran. Reinlichkeit veranlaßt die Kinder, mit Freuden Etwas auf ſich ſelbſt zu halten, und Alles iſt gewonnen, wenn ſie Das, was ſie thun, mit Munterkeit und Selbſtgefühl zu leiſten angeregt ſind.

Uebrigens fand er zu ſeiner großen Befriedigung Nichts auf den Schein und nach außen gethan, ſondern Alles nach innen und für die unerläßlichen Bedürfniſſe. Mit wie wenig Worten, rief er aus, ließe ſich das ganze Erziehungsgeſchäft ausſprechen, wenn Jemand Ohren hätte zu hören!

Mögen Sie es nicht mit mir verſuchen? ſagte freundlich Ottilie.

Recht gern, verſetzte Jener; nur müſſen Sie mich nicht verrathen. Man erziehe die Knaben zu Dienern und die Mädchen zu Müttern, ſo wird es überall wohl ſtehen.

Zu Müttern? verſetzte Ottilie; Das könnten die Frauen noch hingehen laſſen, da ſie ſich, ohne Mütter zu ſein, doch immer einrichten müſſen, Mütterinnen zu werden; aber freilich zu Dienern würden ſich unſere jungen Männer viel zu gut halten, da man Jedem leicht anſehen kann, daß er ſich zum Gebieten fähiger denkt.

Deßwegen wollen wir es Ihnen verſchweigen, ſagte der Gehülfe. Man ſchmeichelt ſich in's Leben hinein, aber das Leben ſchmeichelt uns nicht. Wie viel Menſchen mögen denn Das freiwillig zugeſtehen, was ſie am Ende doch müſſen? Laſſen wir aber dieſe Betrachtungen, die uns hier nicht berühren.

Ich preiſe Sie glücklich, daß Sie bei Ihren Zöglingen ein richtiges Verfahren anwenden können. Wenn Ihre kleinſten Mädchen ſich mit Puppen herumtragen und einige Läppchen für ſie zuſammenflicken; wenn ältere Geſchwiſter alsdann für die jüngern ſorgen, und das Kind ſich in ſich ſelbſt bedient und aufhilft: dann iſt der weitere Schritt in's Leben nicht groß, und ein ſolches Mädchen findet bei ihrem Gatten, was ſie bei ihren Eltern verließ.

Aber in den gebildeten Ständen iſt die Aufgabe ſehr verwickelt. Wir haben auf höhere, zartere, feinere, beſonders auf geſellſchaftliche Verhältniſſe Rückſicht zu nehmen. Wir Andern ſollen daher unſere Zöglinge nach außen bilden; es iſt nothwendig, es iſt unerläßlich und möchte recht gut ſein, wenn man dabei nicht das Maß überſchritte. Denn indem man die Kinder für einen weitern Kreis zu bilden gedenkt, treibt man ſie leicht in's Grenzenloſe, ohne im Auge zu behalten, was denn eigentlich die innere Natur fordert. Hier liegt die Aufgabe, welche mehr oder weniger von den Erziehern gelöſ't oder verfehlt wird.

Bei Manchem, womit wir unſere Schülerinnen in der Penſion ausſtatten, wird mir bange, weil die Erfahrung mir ſagt, von wie geringem Gebrauch es künftig ſein werde. Was wird nicht gleich abgeſtreift, was nicht gleich der Vergeſſenheit überantwortet, ſobald ein Frauenzimmer ſich im Stande der Hausfrau, der Mutter befindet!

Indeſſen kann ich mir den frommen Wunſch nicht verſagen, da ich mich einmal dieſem Geſchäft gewidmet habe, daß es mir vereint in Geſellſchaft einer treuen Gehülfin gelingen möge, an meinen Zöglingen Dasjenige rein auszubilden, was ſie bedürfen, wenn ſie in das Feld eigener Thätigkeit und Selbſtſtändigkeit hinüberſchreiten; daß ich mir ſagen könnte: in dieſem Sinne iſt an Ihnen die Erziehung vollendet. Freilich ſchließt ſich eine andere immer wieder an, die beinahe mit jedem Jahre unſers Lebens, wo nicht von uns ſelbſt, doch von den Umſtänden veranlaßt wird.

Wie wahr fand Ottilie dieſe Bemerkung! Was hatte nicht eine unerwartete Leidenſchaft im vergangenen Jahr an ihr erregen! Was ſah ſie nicht Alles für Prüfungen vor ſich ſchweben, wenn ſie nur auf's Nächſte, auf's Nächſtkünftige hinblickte!

Der junge Mann hatte nicht ohne Vorbedacht einer Gehülfin, einer Gattin erwähnt; denn bei aller ſeiner Beſcheidenheit konnte er nicht unterlaſſen, ſeine Abſichten auf eine entfernte Weiſe anzudeuten: ja er war durch mancherlei Umſtände und Vorfälle aufgeregt worden, bei dieſem Beſuch einige Schritte ſeinem Ziele näher zu thun.

Die Vorſteherin der Penſion war bereits in Jahren; ſie hatte ſich unter ihren Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen ſchon lange nach einer Perſon umgeſehen, die eigentlich mit ihr in Geſellſchaft träte, und zuletzt dem Gehülfen, dem ſie zu vertrauen höchſt Urſache hatte, den Antrag gethan: er ſolle mit ihr die Lehranſtalt fortführen, darin als in dem Seinigen mitwirken, und nach ihrem Tode als Erbe und ein-

ziger Besitzer eintreten. Die Hauptsache schien hierbei, daß er eine einstimmende Gattinn finden müsse. Er hatte im Stillen Ottilie'n vor Augen und im Herzen; allein es regten sich mancherlei Zweifel, die wieder durch günstige Ereignisse einiges Gegengewicht erhielten. Luciane hatte die Pension verlassen: Ottilie konnte freier zurückkehren; von dem Verhältnisse zu Eduard'en hatte zwar Etwas verlautet; allein man nahm die Sache, wie ähnliche Vorfälle mehr, gleichgiltig auf, und selbst dieses Ereigniß konnte zu Ottilie'ns Rückkehr beitragen. Doch wäre man zu keinem Entschluß gekommen, kein Schritt wäre geschehen, hätte nicht ein unvermutheter Besuch auch hier eine besondere Anregung gegeben; wie denn die Erscheinung von bedeutenden Menschen in irgend einem Kreise niemals ohne Folgen bleiben kann.

Der Graf und die Baronesse, welche so oft in den Fall kamen, über den Werth verschiedener Pensionen befragt zu werden, weil fast Jedermann um die Erziehung seiner Kinder verlegen ist, hatten sich vorgenommen, diese besonders kennen zu lernen, von der so viel Gutes gesagt wurde, und konnten nunmehr in ihren neuen Verhältnissen zusammen eine solche Untersuchung anstellen. Allein die Baronesse beabsichtigte noch etwas Anderes. Während ihres letzten Aufenthalts bei Charlotte'n hatte sie mit dieser Alles umständlich durchgesprochen, was sich auf Eduard'en und Ottilie'n bezog. Sie bestand aber und abermals darauf: Ottilie müsse entfernt werden. Sie suchte Charlotte'n hierzu Muth einzusprechen, welche sich vor Eduard's Drohungen noch immer fürchtete. Man sprach über die verschiedenen Auswege, und bei Gelegenheit der Pension war auch von der Neigung des Gehülfen die Rede, und die Baronesse entschloß sich um so mehr zu dem gedachten Besuch.

Sie kommt an, lernt den Gehülfen kennen, man beobachtet die Anstalt und spricht von Ottilie'n. Der Graf selbst unterhält sich gern über sie, indem er sie bei dem neulichen Besuch genauer kennen gelernt. Sie hatte sich ihm genähert, ja sie ward von ihm angezogen, weil sie durch sein gehaltvolles Gespräch Dasjenige zu sehen und zu kennen glaubte, was ihr bisher ganz unbekannt geblieben war. Und wie sie in dem Umgange mit Eduard'en die Welt vergaß, so schien ihr an der Gegenwart des Grafen die Welt erst recht wünschenswerth zu sein. Jede Anziehung ist wechselseitig. Der Graf empfand eine Neigung für Ottilie'n, daß er sie gern als seine Tochter betrachtete. Auch hier war sie der Baronesse zum zweiten Mal und mehr als das erste Mal im Wege. Wer weiß, was Diese, in Zeiten lebhafterer Leidenschaft gegen sie angestiftet hätte! Jetzt war es ihr genug, sie durch eine Verheirathung den Ehefrauen unschädlicher zu machen.

Sie regte daher den Gehülfen auf eine leise, doch wirksame Art klüglich an, daß er sich zu einer kleinen Excursion auf das Schloß einrichten und seinen Planen und Wünschen, von denen er der Dame kein Geheimniß gemacht, sich ungesäumt nähern solle.

Mit vollkommener Beistimmung der Vorsteherinn trat er daher seine Reise an, und hegt ein seinem Gemüth die besten Hoffnungen. Er weiß, Ottilie ist ihm nicht ungünstig, und wenn zwischen ihnen einiges Mißverhältniß des Standes war, so glich sich Dieses gar leicht durch die Denkart der Zeit aus. Auch hatte die Baronesse ihn wohl fühlen lassen, daß Ottilie immer ein armes Mädchen bleibe. Mit einem reichen Hause verwandt zu sein, hieß es, kann Niemandem helfen: denn man würde sich, selbst bei dem größten Vermögen, ein Gewissen daraus machen, Denjenigen eine ansehnliche Summe zu entziehen, die dem nähern Grade nach ein vollkommeneres Recht auf ein Besitzthum zu haben scheinen. Und gewiß bleibt es wunderbar, daß der Mensch das große Vorrecht, nach seinem Tode noch über seine Habe zu disponiren, sehr selten zu Gunsten seiner Lieblinge gebraucht, und wie es scheint, aus Achtung für das Herkommen nur Diejenigen begünstigt, die nach ihm sein Vermögen besitzen würden, wenn er auch selbst keinen Willen hätte.

Sein Gefühl setzte ihn auf der Reise Ottilie'n völlig gleich. Eine gute Aufnahme erhöhte seine Hoffnungen. Zwar fand er gegen sich Ottilie'n nicht ganz so offen wie sonst; aber sie war auch erwachsener, gebildeter, und, wenn man will, im Allgemeinen mittheilender, als er sie gekannt hatte. Vertraulich ließ man ihn in manches Einsicht nehmen, was sich besonders auf sein Fach bezog. Doch wenn er seinem Zwecke sich nähern wollte, so hielt ihn immer eine gewisse innere Scheu zurück.

Einst gab ihm jedoch Charlotte hierzu Gelegenheit, indem sie, in Gegenwart Ottilie'ns, zu ihm sagte: Nun, Sie haben Alles, was in meinem Kreise heranwächst, so ziemlich geprüft, wie finden Sie denn Ottilie'n? Sie dürfen es wohl in ihrer Gegenwart aussprechen.

Der Gehülfe bezeichnete hierauf mit sehr viel Einsicht und ruhigem Ausdruck, wie er Ottilie'n in Absicht eines freiern Betragens, einer bequemern Mittheilung, eines höhern Blicks in die weltlichen Dinge, der sich mehr in ihren Handlungen als in ihren Worten bethätige, sehr zu ihrem Vortheil verändert finde; daß er aber doch glaube, es könne ihr sehr zum Nutzen gereichen, wenn sie auf einige Zeit in die Pen-

ſion zurückkehre, um Das in einer gewiſſen Folge gründlich und für immer ſich zuzueignen, was die Welt nur ſtückweiſe und eher zur Verwirrung als zur Befriedigung, ja manchmal nur allzu ſpät überliefere. Er wolle darüber nicht weitläufig ſein: Ottilie wiſſe ſelbſt am Beſten, aus was für zuſammenhängenden Lehrvorträgen ſie damals herausgeriſſen worden.

Ottilie konnte Das nicht läugnen; aber ſie konnte nicht geſtehen, was ſie bei dieſen Worten empfand, weil ſie ſich es kaum ſelbſt auszulegen wußte. Es ſchien ihr in der Welt Nichts mehr zuſammenhängend, wenn ſie an den geliebten Mann dachte, und ſie begriff nicht, wie ohne ihn noch irgend Etwas zuſammenhängen könne.

Charlotte beantwortete den Antrag mit kluger Freundlichkeit. Sie ſagte, daß ſowohl ſie als Ottilie eine Rückkehr nach der Penſion längſt gewünſcht hätten. In dieſer Zeit war ſei ihr der Gegenwart einer ſo lieben Freundinn und Helferinn unentbehrlich geweſen; doch wolle ſie in der Folge nicht hinderlich ſein, wenn es Ottilie'ns Wunſch bliebe, wieder auf ſo lange dorthin zurückzukehren, bis ſie das Angefangene geendet und das Unterbrochene ſich vollſtändig zugeeignet.

Der Gehülfe nahm dieſe Anerbietung freudig auf: Ottilie durfte Nichts dagegen ſagen, ob es ihr gleich vor dem Gedanken ſchauderte. Charlotte hingegen dachte Zeit zu gewinnen; ſie hoffte, Eduard ſollte ſich erſt als glücklicher Vater wieder finden und einfinden; dann, war ſie überzeugt, würde ſich Alles geben und auch für Ottilie'n auf eine oder die andere Weiſe geſorgt werden.

Nach einem bedeutenden Geſpräch, über welches alle Theilnehmende nachzudenken haben, pflegt ein gewiſſer Stillſtand einzutreten, der einer allgemeinen Verlegenheit ähnlich ſieht. Man ging im Saale auf und ab; der Gehülfe blätterte in einigen Büchern und kam endlich an den Folio-Band, der noch von Luciane'ns Zeiten her liegen geblieben war. Als er ſah, daß darin nur Affen enthalten waren, ſchlug er ihn gleich wieder zu. Dieſer Vorfall mag jedoch zu einem Geſpräch Anlaß gegeben haben, wovon wir die Spuren in Ottilie'ns Tagebuch finden.

Aus Ottilie'ns Tagebuche.

„Wie man es nur über das Herz bringen kann, die garſtigen Affen ſo ſorgfältig abzubilden. Man erniedrigt ſich ſchon, wenn man ſie nur als Thiere betrachtet; man wird aber wirklich boshaftiger, wenn man dem Reize folgt, bekannte Menſchen unter dieſer Maske aufzuſuchen."

„Es gehört durchaus eine gewiſſe Verſchrobenheit dazu, um ſich gern mit Caricaturen und Zerrbildern abzugeben. Unſerm guten Gehülfen danke ich's, daß ich nicht mit der Naturgeſchichte gequält werden bin; ich konnte mich mit den Würmern und Käfern niemals befreunden."

„Dieß Mal geſtand er mir, daß es ihm ebenſo gehe. Von der Natur, ſagte er, ſollten wir Nichts kennen, als was uns unmittelbar lebendig umgibt. Mit den Bäumen, die um uns blühen, grünen, Frucht tragen, mit jeder Stande, an der wir vorbeigehen, mit jedem Grashalm, über den wir hinwandeln, haben wir einmahres Verhältniß; ſie ſind unſere ächten Compatrioten. Die Vögel, die auf unſern Zweigen hin und wieder hüpfen, die in unſerm Laube ſingen, gehören uns an, ſie ſprechen zu uns von Jugend auf, und wir lernen ihre Sprache verſtehen. Man frage ſich, ob nicht ein jedes fremde, aus ſeiner Umgebung geriſſene Geſchöpf einen gewiſſen ängſtlichen Eindruck auf uns macht, der nur durch Gewohnheit abgeſtumpft wird. Es gehört ſchon ein buntes, geräuſchvolles Leben dazu, um Affen, Papageien und Mohren um ſich zu ertragen."

„Manchmal, wenn mich ein neugieriges Verlangen nach ſolchen abenteuerlichen Dingen anwandelte, habe ich den Reiſenden beneidet, der ſolche Wunder mit andern Wundern in lebendiger, alltäglicher Verbindung ſieht. Aber auch er wird ein anderer Menſch. Es wandelt Niemand ungeſtraft unter Palmen, und die Geſinnungen ändern ſich gewiß in einem Lande, wo Elephanten und Tiger zu Hauſe ſind."

„Nur der Naturforſcher iſt verehrungswerth, der uns das Fremdeſte, Seltſamſte mit ſeiner Localität, mit aller Nachbarſchaft, jedes Mal in dem eigenſten Elemente zu ſchildern und darzuſtellen weiß. Wie gern möchte ich nur einmal Humboldt'en erzählen hören!"

„Ein Naturalien-Cabinet kann uns vorkommen wie eine Egyptiſche Grabſtätte, wo die verſchiedenen Thier- und Pflanzengötzen balſamirt umherſtehen. Einer Prieſter-Caſte geziemt es wohl, ſich damit in geheimnißvollem Halbdunkel abzugeben; aber in den allgemeinen Unterricht ſollte Dergleichen nicht einfließen, um ſo weniger, als etwas Näheres und Wörtigeres ſich dadurch leicht verdrängt ſieht."

„Ein Lehrer, der das Gefühl an einer einzigen guten That, an einem einzigen guten Gedicht erwecken kann, leiſtet mehr als Einer, der uns ganze Reihen untergeordneter Naturbildungen der Geſtalt und dem Namen nach überliefert: denn das ganze Reſultat davon iſt, was wir ohnedieß wiſſen können, daß das Menſchengebild am Vorzüglichſten und Einzigſten das Gleichniß der Gottheit an ſich trägt."

„Dem Einzelnen bleibe die Freiheit, ſich mit Dem zu beſchäftigen, was ihn anzieht, was ihm

Freude macht, was ihm nützlich däucht; aber das eigentliche Studium der Menschheit iſt der Mensch."

Achtes Capitel.

Es gibt wenig Menſchen, die ſich mit dem Nächſtvergangenen zu beſchäftigen wiſſen. Entweder das Gegenwärtige hält uns mit Gewalt an ſich, oder wir verlieren uns in die Vergangenheit und ſuchen das völlig Verlorene, wie es nur möglich ſein will, wieder hervorzurufen und herzuſtellen. Selbſt in großen und reichen Familien, die ihren Vorfahren Vieles ſchuldig ſind, pflegt es ſo zu gehen, daß man des Großvaters mehr als des Vaters gedenkt.

Zu ſolchen Betrachtungen ward unſer Gehülfe aufgefordert, als er an einem der ſchönen Tage, an welchen der ſcheidende Winter den Frühling zu lügen pflegt, durch den großen, alten Schloßgarten gegangen war und die hohen Linden-Alleen, die regelmäßigen Anlagen, die ſich von Eduard's Vater herſchrieben, bewundert hatte. Sie waren vortrefflich gediehen, in dem Sinne Desjenigen, der ſie pflanzte, und nun, da ſie erſt anerkannt und genoſſen werden ſollten, ſprach Niemand mehr von ihnen; man beſuchte ſie kaum und hatte Liebhaberei und Aufwand gegen eine andere Seite hin in's Freie und Weite gerichtet.

Er machte bei ſeiner Rückkehr Charlotte'n die Bemerkung, die ſie nicht ungünſtig aufnahm. Indem uns das Leben fortzieht, verſetzte ſie, glauben wir uns ſelbſt zu handeln, unſere Thätigkeit, unſere Vergnügungen zu wählen; aber freilich, wenn wir es genau anſehen, ſo ſind es nur die Plane, die Neigungen der Zeit, die wir mit auszuführen genöthigt ſind.

Gewiß, ſagte der Gehülfe: und wer widerſteht dem Strome ſeiner Umgebungen? Die Zeit rückt fort und in ihr Geſinnungen, Meinungen, Vorurtheile und Liebhabereien. Fällt die Jugend eines Sohnes gerade in die Zeit der Umwendung, ſo kann man verſichert ſein, daß er mit ſeinem Vater Nichts gemein haben wird. Wenn dieſer in einer Periode lebte, wo man Luſt hatte, ſich Manches zuzueignen, dieſes Eigenthum zu ſtören, zu beſchränken, einzuengen und in der Abſonderung von der Welt ſeinen Genuß zu befeſtigen, ſo wird Jener ſodann ſich auszudehnen ſuchen, mittheilen, verbreiten und das Verſchloſſene eröffnen.

Ganze Zeiträume, verſetzte Charlotte, gleichen dieſem Vater und Sohn, den Sie ſchildern. Von jenen Zuſtänden, da jede kleine Stadt ihre Mauern und Gräben haben mußte, da man jeden Edelhof noch in einen Sumpf baute und die geringſten Schlöſſer nur durch eine Zugbrücke zugänglich waren, davon können wir uns kaum einen Begriff machen. Sogar größere Städte tragen jetzt ihre Wälle ab; die Gräben ſelbſt fürſtlicher Schlöſſer werden ausgefüllt; die Städte bilden nur große Flecken, und wenn man ſo auf Reiſen Das anſieht, ſollte man glauben, der allgemeine Friede ſei befeſtigt und das gold'ne Zeitalter vor der Thür. Niemand glaubt ſich in einem Garten behaglich, der nicht einem freien Lande ähnlich ſieht; an Kunſt, an Zwang ſoll Nichts erinnern; wir wollen völlig frei und unbedingt Athem ſchöpfen. Haben Sie wohl einen Begriff, mein Freund, daß man aus dieſem in einen andern, in den vorigen Zuſtand zurückkehren könne?

Warum nicht? verſetzte der Gehülfe: jeder Zuſtand hat ſeine Beſchwerlichkeit, der beſchränkte ſowohl als der losgebundene. Der Letztere ſetzt Ueberfluß voraus und führt zur Verſchwendung. Laſſen Sie uns bei Ihrem Beiſpiel bleiben, das auffallend genug iſt. Sobald der Mangel eintritt, ſogleich iſt die Selbſtbeſchränkung wiedergegeben. Menſchen, die ihren Grund und Boden zu nutzen genöthigt ſind, führen ſchon wieder Mauern um ihre Gärten auf, damit ſie ihrer Erzeugniſſe ſicher ſeien. Daraus entſteht nach und nach eine neue Anſicht der Dinge. Das Nützliche erhält wieder die Oberhand und ſelbſt der Vielbeſitzende meint zuletzt auch, das Alles nutzen zu müſſen. Glauben Sie mir, es iſt möglich, daß Ihr Sohn die ſämmtlichen Park-Anlagen vernachläſſigt und ſich wieder hinter die ernſten Mauern und unter die hohen Linden ſeines Großvaters zurückzieht.

Charlotte war im Stillen erfreut, ſich einen Sohn verkündigt zu hören, und verzieh dem Gehülfen deßhalb die etwas unfreundliche Prophezeiung, wie es dereinſt ihrem lieben, ſchönen Park ergehen könne. Sie verſetzte deßhalb ganz freundlich: wir ſind Beide noch nicht alt genug, um dergleichen Widerſprüche mehrmals erlebt zu haben; allein wenn man ſich in ſeine frühe Jugend zurückdenkt, ſich erinnert, worüber man von ältern Perſonen klagen gehört, Länder und Städte mit in die Betrachtung aufnimmt, ſo möchte wohl gegen die Bemerkung Nichts einzuwenden ſein. Sollte man denn aber einem ſolchen Naturgang Nichts entgegenſetzen, ſollte man Vater und Sohn, Eltern und Kinder nicht in Uebereinſtimmung bringen können? Sie haben mir freundlich einen Knaben geweiſſagt: müßte denn der gerade mit ſeinem Vater im Widerſpruch ſtehen; zerſtören, was ſeine Eltern erbaut haben, anſtatt es zu vollenden und zu erheben, wenn er in demſelben Sinne fortfährt?

Dazu gibt es auch wohl ein vernünftiges

Mittel, verſetzte der Gehülfe, das aber von den Menſchen ſelten angewandt wird. Der Vater erhebe ſeinen Sohn zum Mitbeſitzer, er laſſe ihn mitbauen, pflanzen und erlaube ihm, wie ſich ſelbſt, eine unſchädliche Willkür. Eine Thätigkeit läßt ſich in die andere verweben, keine an die andere anſtückeln. Ein junger Zweig verbindet ſich mit einem alten Stamme gar leicht und gern, an den kein erwachſener Aß mehr anzufügen iſt.

Es freute den Gehülfen, in dem Augenblick, da er Abſchied zu nehmen ſich genöthigt ſah, Charlotte'n zufälliger Weiſe etwas Angenehmes geſagt und ihre Gunſt auf's Neue dadurch befeſtigt zu haben. Schon allzu lange war er von Hauſe weg; doch konnte er zur Rückreiſe ſich nicht eher entſchließen, als nach völliger Ueberzeugung, er müſſe die herannahende Epoche von Charlotte'ns Niederkunft erſt vorbeigehen laſſen, bevor er wegen Ottilie'ns irgend eine Entſcheidung hoffen könne. Er fügte ſich deßhalb in die Umſtände und kehrte mit dieſen Ausſichten und Hoffnungen wieder zur Vorſteherinn zurück.

Charlotte'ns Niederkunft nahte heran. Sie hielt ſich mehr in ihren Zimmern. Die Frauen, die ſich um ſie verſammelt hatten, waren ihre geſchloſſenere Geſellſchaft. Ottilie beſorgte das Hausweſen, indem ſie kaum daran denken durfte, was ſie that. Sie hatte ſich zwar völlig ergeben, ſie wünſchte für Charlotte'n, für das Kind, für Eduard'en ſich auch noch ferner auf das Dienſtlichſte zu bemühen, aber ſie ſah nicht ein, wie es möglich werden wollte. Nichts konnte ſie vor völliger Verzweifelung retten, als daß ſie jeden Tag ihre Pflicht that.

Ein Sohn war glücklich zur Welt gekommen, und die Frauen verſicherten ſämmtlich, es ſei der ganze leibhafte Vater. Nur Ottilie konnte es im Stillen nicht finden, als ſie der Wöchnerinn Glück wünſchte und das Kind auf das Herzlichſte begrüßte. Schon bei den Anſtalten zur Verheirathung ihrer Tochter war Charlotte'n die Abweſenheit ihres Gemahls höchſt fühlbar geweſen; nun ſollte der Vater auch bei der Geburt des Sohnes nicht gegenwärtig ſein; er ſollte den Namen nicht beſtimmen, bei dem man ihn künftig rufen würde.

Der erſte von allen Freunden, die ſich glückwünſchend ſehen ließen, war Mittler, der ſeine Kundſchafter ausgeſtellt hatte, um von dieſem Ereigniß ſogleich Nachricht zu erhalten. Er fand ſich ein und zwar ſehr behaglich. Kaum daß er ſeinen Triumph in Gegenwart Ottilie'ns verbarg, ſo ſprach er ſich gegen Charlotte'n laut aus und war der Mann, alle Sorgen zu heben und alle augenblicklichen Hinderniſſe bei Seite zu bringen. Die Taufe ſollte nicht lange aufgeſchoben werden. Der alte Geiſtliche, mit einem Fuß ſchon im Grabe, ſollte durch ſeinen Segen das Vergangene mit dem Zukünftigen zuſammenknüpfen; Otto ſollte das Kind heißen, es konnte keinen andern Namen führen, als den Namen des Vaters und des Freundes.

Es bedurfte der entſchiedenen Zudringlichkeit dieſes Mannes, um die hundertfältigen Bedenklichkeiten, das Widerreden, Zaudern, Stocken, Beſſer- oder Anderswiſſen, das Schwanken, Meinen, Um- und Wiedermeinen zu beſeitigen, da gewöhnlich bei ſolchen Gelegenheiten aus einer gehobenen Bedenklichkeit immer wieder neue entſtehen, und indem man alle Verhältniſſe ſchonen will, immer der Fall eintritt, einige zu verletzen.

Alle Meldungsſchreiben und Gevatterbriefe übernahm Mittler; ſie ſollten gleich ausgefertigt ſein, denn ihm war ſelbſt höchlich daran gelegen, ein Glück, das er für die Familie ſo bedeutend hielt, auch der übrigen, mitunter mißwollenden und mißredenden Welt bekannt zu machen. Und freilich waren die bisherigen leidenſchaftlichen Vorfälle dem Publicum nicht entgangen, das ohnehin in der Ueberzeugung ſteht, Alles, was geſchieht, geſchehe nur dazu, damit es Etwas zu reden habe.

Die Feier des Tauf-Actes ſollte würdig, aber beſchränkt und kurz ſein. Man kam zuſammen, Ottilie und Mittler ſollten das Kind als Taufzeugen halten. Der alte Geiſtliche, unterſtützt vom Kirchdiener, trat mit langſamen Schritten heran. Das Gebet war verrichtet, Ottilie'n das Kind auf die Arme gelegt; und als ſie mit Neigung auf daſſelbe herunterſah, erſchrack ſie nicht wenig an ſeinen offenen Augen; denn ſie glaubte in ihre eigenen zu ſehen. Eine ſolche Uebereinſtimmung hätte Jeden überraſchen müſſen. Mittler, der zunächſt das Kind empfing, fuhr gleichfalls, indem er in der Bildung deſſelben eine ſo auffallende Aehnlichkeit, und zwar mit dem Hauptmann erblickte, dergleichen ihm ſonſt noch nie vorgekommen war.

Die Schwäche des guten, alten Geiſtlichen hatte ihn gehindert, die Taufhandlung mit Mehrerm als der gewöhnlichen Liturgie zu begleiten. Mittler indeſſen, voll von dem Gegenſtande, gedachte ſeiner frühern Amtsverrichtungen und hatte überhaupt die Art, ſich ſogleich in jedem Falle zu denken, wie er nun reden, wie er ſich äußern würde. Dieß Mal konnte er ſich um ſo weniger zurückhalten, als es nur eine kleine Geſellſchaft von lauter Freunden war, die ihn umgab. Er fing daher an, gegen das Ende des Act's, mit Behaglichkeit ſich an die Stelle des Geiſtlichen zu verſetzen, in einer muntern Rede ſeine Pathenpflichten und Hoffnungen zu äußern und um ſo mehr dabei zu

verweilen, als er Charlotte'ns Beifall in ihrer zufriedenen Miene zu erkennen glaubte.

Daß der gute, alte Mann ſich gern geſetzt hätte, entging dem rüſtigen Redner, der noch viel weniger dachte, daß er ein größeres Uebel hervorzubringen auf dem Wege war; denn nachdem er das Verhältniß eines jeden Anweſenden zum Kinde mit Nachdruck geſchildert und Ottilie'ns Faſſung dabei ziemlich auf die Probe geſtellt hatte, ſo wandte er ſich zuletzt gegen den Greis mit dieſen Worten: Und Sie, mein würdiger Altvater, können nunmehr mit Simeon ſprechen: „Herr, laß Deinen Diener in Frieden fahren; denn meine Augen haben den Heiland dieſes Hauſes geſehen.“

Nun war er im Zuge, recht glänzend zu ſchließen, aber er bemerkte bald, daß der Alte, dem er das Kind hinhielt, ſich zwar erſt gegen daſſelbe zu neigen ſchien, nachher aber ſchnell zurückſank. Vom Fall kaum abgehalten, ward er in einen Seſſel gebracht, und man mußte ihn, ungeachtet aller augenblicklichen Beihilfe, für todt anſprechen.

So unmittelbar Geburt und Tod, Sarg und Wiege nebeneinander zu ſehen und zu denken, nicht bloß mit der Einbildungskraft, ſondern mit den Augen dieſe ungeheuern Gegenſätze zuſammenzufaſſen, war für die Umſtehenden eine ſchwere Aufgabe, je überraſchender ſie vorgelegt wurde. Ottilie allein betrachtete den Eingeſchlummerten, der noch immer ſeine freundliche, einnehmende Miene behalten hatte, mit einer Art von Neid. Das Leben ihrer Seele war getödtet; warum ſollte der Körper noch erhalten werden?

Führten ſie auf dieſe Weiſe gar manchmal die unerfreulichen Begebenheiten des Tags auf die Betrachtung der Vergänglichkeit, des Scheidens, des Verlierens, ſo waren ihr dagegen wunderſame nächtliche Erſcheinungen zum Troſt gegeben, die ihr das Daſein des Geliebten verſicherten und ihr eigenes befeſtigten und belebten. Wenn ſie ſich Abends zur Ruhe gelegt, und im ſüßen Gefühl noch zwiſchen Schlaf und Wachen ſchwebte, ſchien es ihr, als wenn ſie in einen ganz hellen, doch mild erleuchteten Raum hineinblickte. In dieſem ſah ſie Eduard'en ganz deutlich, und zwar nicht gekleidet, wie ſie ihn ſonſt geſehen, ſondern im kriegeriſchen Anzug, jedes Mal in einer andern Stellung, die aber vollkommen natürlich war und nichts Phantaſtiſches an ſich hatte: ſtehend, gehend, liegend, reitend. Die Geſtalt, bis auf's Kleinſte ausgemalt, bewegte ſich willig vor ihr, ohne daß ſie das Mindeſte dazu that, ohne daß ſie wollte oder die Einbildungskraft anſtrengte. Manchmal ſah ſie ihn auch umgeben, beſonders von etwas Beweglichem, das dunkler war als der helle Grund; aber ſie unterſchied kaum Schattenbilder, die ihr zuweilen als Menſchen, als Pferde, als Bäume und Gebirge vorkommen konnten. Gewöhnlich ſchlief ſie über der Erſcheinung ein, und wenn ſie nach einer ruhigen Nacht Morgens wieder erwachte, ſo war ſie erquickt, getröſtet; ſie fühlte ſich überzeugt: Eduard lebe noch, ſie ſtehe mit ihm noch in dem innigſten Verhältniß.

Neuntes Capitel.

Der Frühling war gekommen, ſpäter, aber auch raſcher und freudiger als gewöhnlich. Ottilie fand nun im Garten die Frucht ihres Vorſehens: Alles keimte, grünte und blühte zur rechten Zeit; Manches, was hinter wohlangelegten Glashäuſern und Beeten vorbereitet werden, trat nun ſogleich der endlich von außen wirkenden Natur entgegen, und Alles, was zu thun und zu beſorgen war, blieb nicht bloß hoffnungsvolle Mühe wie bisher, ſondern ward zum heitern Genuſſe.

An dem Gärtner aber hatte ſie zu tröſten über manche, durch Luciane'ns Wildheit entſtandene Lücke unter den Topfgewächſen, über die zerſtörte Symetrie mancher Baumkrone. Sie machte ihm Muth, daß ſich das Alles bald wieder herſtellen werde; aber er hatte ein zu tiefes Gefühl, einen zu reinen Begriff von ſeinem Handwerk, als daß dieſe Troſtgründe viel bei ihm hätten fruchten ſollen. So wenig der Gärtner ſich durch andere Liebhabereien und Neigungen zerſtreuen darf, ſo wenig darf der ruhige Gang unterbrochen werden, den die Pflanze zur dauernden oder zur vorübergehenden Vollendung nimmt. Die Pflanze gleicht den eigenſinnigen Menſchen, von denen man Alles erhalten kann, wenn man ſie nach ihrer Art behandelt. Ein ruhiger Blick, eine ſtille Conſequenz, in jeder Jahrszeit, in jeder Stunde das ganz Gehörige zu thun, wird vielleicht von Niemandem mehr als vom Gärtner verlangt.

Dieſe Eigenſchaften beſaß der gute Mann in einem hohen Grade, deßwegen auch Ottilie ſo gern mit ihm wirkte; aber ſein eigentliches Talent konnte er ſchon einige Zeit nicht mehr mit Behaglichkeit ausüben. Denn ob er gleich Alles, was die Baum- und Küchengärtnerei betraf, auch die Erforderniſſe eines ältern Ziergartens vollkommen zu leiſten verſtand — wie denn überhaupt Einem vor dem Andern Dieſes oder Jenes gelingt — ob er ſchon in Behandlung der Orangerie, der Blumenzwiebeln, der Nelken- und Auricula-Stöcke die Natur ſelbſt hätte herausfordern können, ſo waren ihm doch die neuen Zierbäume und Modeblumen einiger Maßen fremd geblieben, und er hatte vor dem unendlichen Felde der Botanik, das ſich nach

der Zeit auftat, und den darin herumsummenden fremden Namen, eine Art von Scheu, die ihn verdrießlich machte. Was die Herrschaft voriges Jahr zu verschreiben angefangen, hielt er um so mehr für unnützen Aufwand und Verschwendung, als er gar manche kostbare Pflanze aufgehen sah, und mit den Handelsgärtnern, die ihn, wie er glaubte, nicht redlich genug bedienten, in keinem sonderlichen Verhältnisse stand.

Er hatte sich darüber, nach mancherlei Versuchen, eine Art von Plan gemacht, in welchem ihn Ottilie um so mehr bestärkte, als er auf die Wiederkehr Eduard's eigentlich gegründet war, dessen Abwesenheit man in diesem wie in manchem andern Falle täglich nachtheiliger empfinden mußte.

Indem nun die Pflanzen immer mehr Wurzel schlugen und Zweige trieben, fühlte sich auch Ottilie immer mehr an diese Räume gefesselt. Gerade vor einem Jahre trat sie als Fremdling, als ein unbedeutendes Wesen hier ein; wie viel hatte sie sich seit jener Zeit nicht erworben! Aber leider wie viel hatte sie nicht auch seit jener Zeit wieder verloren! Sie war nie so reich und nie so arm gewesen. Das Gefühl von Beidem wechselte augenblicklich miteinander ab, ja durchkreuzte sich auf's Innigste, so daß sie sich nicht anders zu helfen wußte, als daß sie immer wieder das Nächste mit Antheil, ja mit Leidenschaft ergriff.

Daß Alles, was Eduard'en besonders lieb war, auch ihre Sorgfalt am Stärksten an sich zog, läßt sich denken; ja warum sollte sie nicht hoffen, daß er selbst nun bald wiederkommen, daß er die fürsorgliche Dienstlichkeit, die sie dem Abwesenden geleistet, dankbar gegenwärtig bemerken werde?

Aber auch auf eine viel andere Weise war sie veranlaßt, für ihn zu wirken. Sie hatte vorzüglich die Sorge für das Kind übernommen, dessen unmittelbare Pflegerinn sie um so mehr werden konnte, als man es keiner Amme zu übergeben, sondern mit Milch und Wasser aufzuziehen sich entschieden hatte. Es sollte in jener schönen Zeit der freien Luft genießen; und so trug sie es am Liebsten selbst heraus, trug das schlafende Unbewußte zwischen Blumen und Blüthen her, die vereint seiner Kindheit so freundlich entgegenlachen sollten, zwischen jungen Sträuchen und Pflanzen, die mit ihm in die Höhe zu wachsen durch ihre Jugend bestimmt schienen. Wenn sie um sich her sah, so verbarg sie sich nicht, zu welchem großen, reichen Zustande das Kind geboren sei; denn fast Alles, wohin das Auge blickte, sollte vereinst ihm gehören. Wie wünschenswerth war es zu diesem Allem, daß es vor den Augen des Vaters, der Mutter aufwüchse und eine erneute, frohe Verbindung bestätigte!

Ottilie fühlte dieß Alles so rein, daß sie sich's als entschieden wirklich dachte und sich selbst dabei gar nicht empfand. Unter diesem klaren Himmel, bei diesem heiteren Sonnenschein ward es ihr auf ein Mal klar, daß ihre Liebe, um sich zu vollenden, völlig uneigennützig werden müsse; ja in manchen Augenblicken glaubte sie diese Höhe schon erreicht zu haben. Sie wünschte nur das Wohl ihres Freundes, sie glaubte sich fähig, ihm zu entsagen, sogar ihn niemals wieder zu sehen, wenn sie ihn nur glücklich wisse. Aber ganz entschieden war sie für sich, niemals einem Andern anzugehören.

Daß der Herbst eben so herrlich werde, wie der Frühling, dafür war gesorgt. Alle sogenannte Sommergewächse, Alles, was im Herbst mit Blühen nicht enden kann und sich der Kälte noch keck entgegen entwickelt, Astern besonders, waren in der größten Mannigfaltigkeit gesät und sollten nun, überallhin verpflanzt, einen Sternhimmel über die Erde bilden.

Aus Ottilie's Tagebuche.

„Einen guten Gedanken, den wir gelesen, etwas Auffallendes, das wir gehört, tragen wir wohl in unser Tagebuch. Nehmen wir uns aber zugleich die Mühe, aus den Briefen unserer Freunde eigenthümliche Bemerkungen, originelle Ansichten, tüchtige geistreiche Worte auszuzeichnen, so werden wir sehr reich werden. Briefe hebt man auf, um sie nie wieder zu lesen; man zerstört sie zuletzt einmal aus Discretion, und so verschwindet der schönste unmittelbarste Lebenshauch unwiederbringlich für uns und Andere. Ich nehme mir vor, dieses Versäumniß wieder gut zu machen."

„So wiederholt sich denn abermals das Jahresmährchen von vorn'. Wir sind nun wieder, Gott sei Dank! an seinem artigsten Capitel. Veilchen und Maiblumen sind wie Ueberschriften oder Vignetten dazu. Es macht uns immer einen angenehmen Eindruck, wenn wir sie in dem Buche des Lebens wieder aufschlagen."

„Wir schelten die Armen, besonders die Unmündigen, wenn sie sich an den Straßen herumlegen und betteln. Bemerken wir nicht, daß sie gleich thätig sind, sobald es was zu thun gibt? Kaum entfaltet die Natur ihre freundlichen Schätze, so sind die Kinder dahinterher, um ein Gewerbe zu eröffnen; keines bettelt mehr; jedes reicht Dir einen Strauß; es hat ihn gepflückt, ehe Du vom Schlaf erwachtest, und das Bittende sieht Dich so freundlich an, wie die Gabe. Niemand sieht erbärmlich aus, der sich einiges Recht fühlt, fordern zu dürfen."

„Warum nur das Jahr manchmal ſo kurz, manchmal ſo lang iſt, warum es ſo kurz ſcheint und ſo lang in der Erinnerung! Mir iſt es mit dem vergangenen ſo, und nirgends auffallender als im Garten, wie Vergängliches und Dauerndes ineinander greift. Und doch iſt Nichts ſo flüchtig, das nicht eine Spur, das nicht Seinesgleichen zurückließe.“

„Man läßt ſich den Winter auch gefallen. Man glaubt ſich freier auszubreiten, wenn die Bäume ſo geiſterhaft, ſo durchſichtig vor uns ſtehen. Sie ſind Nichts, aber ſie decken auch Nichts zu. Wie aber einmal Knospen und Blüthen kommen, dann wird man ungeduldig, bis das volle Laub hervortritt, bis die Landſchaft ſich verkörpert und der Baum ſich als eine Geſtalt uns entgegendrängt.“

„Alles Vollkommene in ſeiner Art muß über ſeine Art hinausgehen, es muß etwas Anderes, Unvergleichbares werden. In manchen Tönen iſt die Nachtigall noch Vogel; dann ſteigt ſie über ihre Claſſe hinüber und ſcheint jedem Befiederten andeuten zu wollen, was eigentlich ſingen heiße.“

„Ein Leben ohne Liebe, ohne die Nähe des Geliebten, iſt nur eine Comédie à tiroir, ein ſchlechtes Schubladenſtück. Man ſchiebt eine nach der andern heraus und wieder hinein und eilt zur folgenden. Alles, was auch Gutes und Bedeutendes vorkommt, hängt nur kümmerlich zuſammen. Man muß überall von vorn anfangen und möchte überall enden.“

Zehntes Capitel.

Charlotte von ihrer Seite befindet ſich munter und wohl. Sie freut ſich an dem tüchtigen Knaben, deſſen viel verſprechende Geſtalt ihr Auge und Gemüth ſtündlich beſchäftigt. Sie erhält durch ihn einen neuen Bezug auf die Welt und auf den Beſitz; ihre alte Thätigkeit regt ſich wieder; ſie erblickt, wo ſie auch hinſieht, im vergangenen Jahre Vieles gethan und empfindet Freude im Gethanen. Von einem eigenen Gefühl belebt ſteigt ſie zur Meerhütte mit Ottilie'n und dem Kinde; und indem ſie Dieſes auf den kleinen Tiſch, als auf einen häuslichen Altar, niederlegt und noch zwei Plätze leer ſieht, gedenkt ſie der vorigen Zeiten, und eine neue Hoffnung für ſie und Ottilie'n dringt hervor.

Junge Frauenzimmer ſehen ſich beſcheiden vielleicht nach dieſem oder jenem Jüngling um, mit ſtiller Prüfung, ob ſie ihn wohl zum Gatten wünſchten; wer aber für eine Tochter oder einen weiblichen Zögling zu ſorgen hat, ſchaut in einem weitern Kreis umher. So ging es auch in dieſem Augenblick Charlotte'n, der eine Verbindung des Hauptmanns mit Ottilie'n nicht unmöglich ſchien, wie ſie doch auch ihren ehemals in dieſer Hütte neben einander geſehen hatten. Ihr war nicht unbekannt geblieben, daß jene Ausſicht auf eine vortheilhafte Heirath wieder verſchwunden ſei.

Charlotte flieg weiter und Ottilie trug das Kind. Jene überließ ſich mancherlei Betrachtungen. Auch auf dem feſten Lande gibt es wohl Schiffbruch; ſich davon auf das Schnellſte zu erholen und herzuſtellen, iſt ſchön und preiswürdig. Iſt doch das Leben nur auf Gewinn und Verluſt berechnet. Wer macht nicht irgend eine Anlage und wird darin geſtört! Wie oft ſchlägt man einen Weg ein und wird davon abgeleitet! Wie oft werden wir von einem ſcharf in's Auge gefaßten Ziel abgelenkt, um ein höheres zu erreichen! Der Reiſende bricht unterwegs zu ſeinem höchſten Verdruß ein Rad und gelangt durch dieſen unangenehmen Zufall zu den erfreulichſten Bekanntſchaften und Verbindungen, die auf ſein ganzes Leben Einfluß haben. Das Schickſal gewährt uns unſere Wünſche, aber auf ſeine Weiſe, um uns Etwas über unſere Wünſche geben zu können.

Dieſe und ähnliche Betrachtungen waren es, unter denen Charlotte zum neuen Gebäude auf der Höhe gelangte, wo ſie vollkommen beſtätigt wurden. Denn die Umgebung war viel ſchöner, als man ſich's hatte denken können. Alles ſtörende Kleinliche war ringsumher entfernt; alles Gute der Landſchaft, was die Natur, was die Zeit daran gethan hatte, trat reinlich hervor und fiel in's Auge und ſchon grünten die jungen Pflanzungen, die beſtimmt waren, einige Lücken auszufüllen und die gegenſeitigen Theile angenehm zu verbinden.

Das Haus ſelbſt war nahezu bewohnbar; die Ausſicht, beſonders aus den obern Zimmern, höchſt mannigfaltig. Je länger man ſich umſah, deſto mehr Schönes entdeckte man. Was mußten nicht hier die verſchiedenen Tageszeiten, was Mond und Sonne für Wirkungen hervorbringen! Hier zu verweilen war höchſt wünſchenswerth; und wie ſchnell ward die Luſt zu bauen und zu ſchaffen in Charlotte'n wieder erweckt, da ſie alle grobe Arbeit gethan fand! Ein Tiſcher, ein Tapezierer, ein Maler, der mit Patronen und leichter Vergoldung ſich zu helfen wußte, nur Dieſer bedurfte man, und in kurzer Zeit war das Gebäude im Stande. Keller und Küche wurden ſchnell eingerichtet; denn in der Entfernung vom Schloſſe mußte man alle Bedürfniſſe um ſich verſammeln. So wohnten die Frauenzimmer mit dem Kinde nun oben, und von dieſem Aufenthalt, als von einem neuen Mittelpunct, eröffneten ſich ihnen unerwartete Spaziergänge. Sie genoſſen vergnüglich in einer

höhern Regionen der freien, frischen Luft bei dem schönsten Wetter.

Ottilie's liebster Weg, theils allein, theils mit dem Kinde, ging herunter nach den Platanen auf einem bequemen Fußsteig, der sodann zu dem Puncte leitete, wo einer der Nähne angebunden war, mit denen man überzusetzen pflegte. Sie erfreute sich manchmal einer Wasserfahrt; allein ohne das Kind, weil Charlotte deßhalb einige Besorgniß zeigte. Doch verfehlte sie nicht, täglich den Gärtner im Schloßgarten zu besuchen und an seiner Sorgfalt für die vielen Pflanzenzöglinge, die nun alle der freien Luft genossen, freundlich Theil zu nehmen.

In dieser schönen Zeit kam Charlotte's der Besuch eines Engländers sehr gelegen, der Eduard'en auf Reisen kennen gelernt, einige Mal getroffen hatte und nunmehr neugierig war, die schönen Anlagen zu sehen, von denen er so viel Gutes erzählen hörte. Er brachte ein Empfehlungsschreiben vom Grafen mit und stellte zugleich einen stillen, aber sehr gefälligen Mann als seinen Begleiter vor. Indem er nun bald mit Charlotte'n und Ottilie'n, bald mit Gärtnern und Jägern, öfters mit seinem Begleiter und manchmal allein die Gegend durchstrich: so konnte man seinen Bemerkungen wohl ansehen, daß er ein Liebhaber und Kenner solcher Anlagen war, der wohl auch manche dergleichen selbst ausgeführt hatte. Obgleich in Jahren, nahm er auf eine heitere Weise an Allem Theil, was dem Leben zur Zierde gereichen und es bedeutend machen kann.

In seiner Gegenwart genossen die Frauenzimmer erst vollkommen ihrer Umgebung. Sein geübtes Auge empfing jeden Effect ganz frisch, und er hatte um so mehr Freude an dem Entstandenen, als er die Gegend vorher nicht gekannt, und was man daran gethan, von Dem, was die Natur geliefert, kaum zu unterscheiden wußte.

Man kann wohl sagen, daß durch seine Bemerkungen der Park wuchs und sich bereicherte. Schon zum voraus erkannte er, was die neuen herausstehenden Pflanzungen versprachen. Keine Stelle blieb ihm unbemerkt, wo noch irgend eine Schönheit hervorzuheben oder anzubringen war. Hier deutete er auf eine Quelle, welche gereinigt, die Zierde einer ganzen Busch-Partie zu werden versprach; hier auf eine Höhle, die, ausgeräumt und erweitert, einen erwünschten Aufenthalt geben konnte, indessen man nur wenige Bäume zu fällen brauchte, um von ihr aus herrliche Fernsichten aufgethürmt zu erblicken. Er wünschte den Bewohnern Glück, daß ihnen so Manches nachzuarbeiten übrig blieb, und ersuchte sie, damit nicht zu eilen, sondern für folgende Jahre sich das Vergnügen des Schaffens und Einrichtens vorzubehalten.

Uebrigens war er außer den geselligen Stunden keineswegs lästig: denn er beschäftigte sich die größte Zeit des Tags, die malerischen Ansichten des Park's in einer tragbaren, dunkeln Kammer aufzufangen und zu zeichnen, um dadurch sich und Andern von seinen Reisen eine schöne Frucht zu gewinnen. Er hatte Dieses schon seit mehrern Jahren in allen bedeutenden Gegenden gethan und sich dadurch die angenehmste und interessanteste Sammlung verschafft. Ein großes Portefeuille, das er mit sich führte, zeigte er den Damen vor und unterhielt sie, theils durch das Bild, theils durch die Auslegung. Sie freuten sich, hier in ihrer Einsamkeit die Welt so bequem zu durchreisen, Ufer und Häfen, Berge, See'n und Flüsse, Städte, Castelle und manches andere Local, das in der Geschichte einen Namen hat, vor sich vorbeiziehen zu sehen.

Jede von beiden Frauen hatte ein besonderes Interesse; Charlotte das allgemeinere, gerade an Dem, wo sich etwas pittoresk Merkwürdiges fand, während Ottilie sich vorzüglich bei den Gegenden aufhielt, wovon Eduard viel zu erzählen pflegte, wo er gern verweilt, wohin er öfters zurückgekehrt: denn jeder Mensch hat in der Nähe und in der Ferne gewisse örtliche Einzelnheiten, die ihn anziehen, die ihm, seinem Character nach, um des ersten Eindrucks, gewisser Umstände, der Gewohnheit willen besonders lieb und aufregend sind.

Sie fragte daher den Lord, wo es ihm denn am Besten gefalle, und wo er nun seine Wohnung aufschlagen würde, wenn er zu wählen hätte. Da wußte er denn mehr als e i n e schöne Gegend vorzuzeigen, und was ihm dort widerfahren, um sie ihm lieb und werth zu machen, in seinem eigens arrangirten Französisch gar behaglich mitzutheilen.

Auf die Frage hingegen, wo er sich denn jetzt gewöhnlich aufhalte, wohin er am Liebsten zurückkehre, ließ er sich ganz unbewunden, doch den Frauen unerwartet, also vernehmen.

Ich habe mir nun angewöhnt, überall zu Hause zu sein, und finde zuletzt Nichts bequemer, als daß Andere für mich bauen, pflanzen und sich häuslich bemühen. Nach meinen eigenen Neigungen sehne ich mich nicht zurück, theils aus politischen Ursachen, vorzüglich aber weil mein Sohn, für den ich Alles eigentlich gethan und eingerichtet, dem ich es zu übergeben, mit dem ich es noch zu genießen hoffte, an Allem keinen Theil nimmt, sondern nach Indien gegangen ist, um sein Leben dort, wie mancher Andere, höher zu nutzen, oder gar zu vergeuden.

Gewiß, wir machen viel zu viel vorarbeitenden Aufwand auf's Leben. Anstatt daß wir gleich anfangen, uns in einem mäßigen Zustand behag-

Und ſchafft die Sudelköcherey
Wohl dreyßig Jahre mir vom Leibe?
Weh mir, wenn du nichts beſſers weißt!
Schon iſt die Hoffnung mir verſchwunden.
Hat die Natur und hat ein edler Geiſt
Nicht irgend einen Balſam ausgefunden?

Mephiſtopheles.

Mein Freund, nun ſprichſt du wieder klug!
Dich zu verjüngen, gibt's auch ein natürlich Mittel;
Allein es ſteht in einem andern Buch,
Und iſt ein wunderlich Kapitel.

Fauſt.

Ich will es wiſſen.

Mephiſtopheles.

Gut! Ein Mittel, ohne Geld,
Und Arzt und Zauberey zu haben:
Begib dich gleich hinaus auf's Feld,
Fang' an zu hacken und zu graben,
Erhalte dich und deinen Sinn

lich zu finden, ſo gehen wir immer mehr in's Breite, um es uns immer unbequemer zu machen. Wer genießt jetzt meine Gebäude, meinen Park, meine Gärten? Nicht ich, nicht einmal die Meinigen; fremde Gäſte, Neugierige, unruhige Reiſende.

Selbſt bei vielen Mitteln ſind wir immer nur halb und halb zu Hauſe, beſonders auf dem Lande, wo uns manches Gewohnte der Stadt fehlt. Das Buch, das wir am Eifrigſten wünſchten, iſt nicht zur Hand, und gerade, was wir am Meiſten bedürften, iſt vergeſſen. Wir richten uns immer häuslich ein, um wieder auszuziehen, und wenn wir es nicht mit Willen und Willkür thun, ſo wirken Verhältniſſe, Leidenſchaften, Zufälle, Nothwendigkeit und was nicht Alles!

Der Lord ahnete nicht, wie tief durch ſeine Betrachtungen die Freundinnen getroffen wurden. Und wie oft kommt nicht Jeder in dieſe Gefahr, der eine allgemeine Betrachtung ſelbſt in einer Geſellſchaft, deren Verhältniſſe ihm ſonſt bekannt ſind, ausſpricht! Charlotte war eine ſolche zufällige Verletzung auch durch Wohlwollende und Gutmeinende nichts Neues; und die Welt lag ohnehin ſo deutlich vor ihren Augen, daß ſie keinen beſondern Schmerz empfand, wenn gleich Jemand ſie unbedachtſam und unvorſichtig nöthigte, ihren Blick da aber dorthin auf eine unerfreuliche Stelle zu richten. Ottilie hingegen, die in halbbewußter Jugend mehr ahnete als ſah, und ihren Blick wegwenden durfte, ja mußte von Dem, was ſie nicht ſehen mochte und ſollte, Ottilie ward durch dieſe traulichen Reden in den ſchrecklichſten Zuſtand verſetzt; denn es zerriß mit Gewalt vor ihr der anmuthige Schleier, und es ſchien ihr, als wenn Alles, was bisher für Haus und Hof, für Garten, Park und die ganze Umgebung geſchehen war, ganz eigentlich umſonſt ſei, weil Der, dem es Alles gehörte, es nicht genöſſe, weil auch Der, wie der gegenwärtige Gaſt, zum Herumſchweifen in der Welt, und zwar zu dem gefährlichſten, durch die Liebſten und Nächſten gedrängt werden. Sie hatte ſich an Hören und Schweigen gewöhnt, aber ſie las dieß Mal in der peinlichſten Lage, die durch des Fremden weiteres Geſpräch eher vermehrt als vermindert wurde, das er mit heiterer Eigenheit und Bedächtlichkeit fortſetzte.

Nun glaub' ich, ſagte er, auf dem rechten Wege zu ſein, da ich mich immerfort als einen Reiſenden betrachte, der Vielem entſagt, um Vieles zu genießen. Ich bin an den Wechſel gewöhnt, ja er wird mir Bedürfniß, wie man in der Oper immer wieder auf eine neue Decoration wartet, gerade weil ſchon ſo viele da geweſen. Was ich mir von dem beſten und dem ſchlechteſten Wirthshauſe verſprechen darf, iſt mir bekannt: es mag ſo gut oder ſchlimm ſein, als es will, nirgends find' ich das Gewohnte, und am Ende läuft es auf eins hinaus, ganz von einer nothwendigen Gewohnheit oder ganz von der willkürlichſten Zufälligkeit abzuhangen. Wenigſtens habe ich jetzt nicht den Verdruß, daß Etwas verlegt oder verloren iſt, das mir ein tägliches Wohnzimmer unbrauchbar wird, weil ich es muß reparieren laſſen, daß man mir eine liebe Taſſe zerbricht, und es mir eine ganze Zeit aus keiner andern ſchmecken will. Alles Deſſen bin ich überhoben; und wenn mir das Haus über dem Kopf zu brennen anfängt, ſo packen meine Leute gelaſſen ein und auf, und wir fahren zu Hofraum und Stadt hinaus. Und bei allen dieſen Vortheilen, wenn ich es genau berechne, habe ich am Ende des Jahres nicht mehr ausgegeben, als es mich zu Hauſe gekoſtet hätte.

Bei dieſer Schilderung ſah Ottilie nur Eduard'en vor ſich, wie er nun auch, mit Entbehren und Beſchwerde, auf ungebahnten Straßen hinziehe, mit Gefahr und Noth zu Felde liege, und bei ſoviel Ungemach und Wagniß ſich gewöhne, heimathlos und freundlos zu ſein, Alle wegzuwerfen, nur um nicht verlieren zu können. Glücklicher Weiſe trennte ſich die Geſellſchaft für einige Zeit. Ottilie fand Raum, ſich in der Einſamkeit auszuweinen.

Gewaltſamer hatte ſie kein dumpfer Schmerz ergriffen als dieſe Klarheit, die ſie ſich noch klarer zu machen ſtrebte, wie man es zu thun pflegt, daß man ſich ſelbſt peinigt, wenn man einmal auf dem Wege iſt, gepeinigt zu werden.

Der Zuſtand Eduard's kam ihr ſo kümmerlich, ſo jämmerlich vor, daß ſie ſich entſchloß, es koſte, was es wolle, zu ſeiner Wiedervereinigung mit Charlotte'n Alles beizutragen, ihren Schmerz und ihre Liebe an irgend einem ſtillen Orte zu verbergen und durch irgend eine Art von Thätigkeit zu betrügen.

Indeſſen hatte der Begleiter des Lord's, ein verſtändiger, ruhiger Mann und guter Beobachter, den Mißariß in der Unterhaltung bemerkt und die Unhaltbarkeit der Zuſtände ſeinem Freunde eröffnet. Dieſer wußte Nichts von den Verhältniſſen der Familie; allein Jener, den eigentlich auf der Reiſe Nichts mehr intereſſirte als die ſonderbaren Ereigniſſe, welche durch natürliche und künſtliche Verhältniſſe, durch den Conflict des Geſetzlichen und des Ungebändigten, des Verſtandes und der Vernunft, der Leidenſchaft und des Vorurtheils hervorgebracht werden, Jener hatte ſich ſchon früher, und mehr noch im Hauſe ſelbſt, mit Allem bekannt gemacht, was vorgegangen war und noch vorging.

Dem Lord that es leid, ohne daß er darüber

verlegen gewesen wäre. Man müßte ganz in Gesellschaft schweigen, wenn man nicht manchmal in den Fall kommen sollte; denn nicht allein bedeutende Bemerkungen, sondern die trivialsten Aeußerungen können auf eine so mißklingende Weise mit dem Interesse der Gegenwärtigen zusammentreffen. Wir wollen es heute Abend wieder gut machen, sagte der Lord, und uns aller allgemeinen Gespräche enthalten. Geben Sie der Gesellschaft Etwas von den vielen angenehmen und bedeutenden Anekdoten und Geschichten zu hören, womit Sie Ihr Portefeuille und Ihr Gedächtniß auf unserer Reise bereichert haben.

Allein auch mit dem besten Vorsatze gelang es den Fremden nicht, die Freunde dieß Mal mit einer unverfänglichen Unterhaltung zu erfreuen. Denn nachdem der Begleiter durch manche sonderbare, bedeutende, heitere, rührende, furchtbare Geschichten die Aufmerksamkeit erregt und die Theilnahme auf's Höchste gespannt hatte, so dachte er mit einer zwar sonderbaren, aber sanftern Begebenheit zu schließen, und ahnete nicht, wie nahe diese seinen Zuhörern verwandt war.

Die wunderlichen Nachbarskinder.

Novelle.

Zwei Nachbarskinder von bedeutenden Häusern, Knabe und Mädchen, in verhältnißmäßigem Alter, um dereinst Gatten zu werden, ließ man in dieser angenehmen Aussicht mit einander aufwachsen, und die beiderseitigen Eltern freuten sich einer künftigen Verbindung. Doch man bemerkte gar bald, daß die Absicht zu mißlingen schien, indem sich zwischen den beiden trefflichen Naturen ein sonderbarer Widerwille hervorthat. Vielleicht waren sie einander zu ähnlich. Beide in sich selbst gewendet, deutlich in ihrem Wollen, fest in ihren Vorsätzen; Jedes einzeln geliebt und geehrt von seinen Gespielen; immer Widersacher, wenn sie zusammen waren, immer aufbauend für sich allein, immer wechselsweise zerstörend, wo sie sich begegneten, nicht wetteifernd nach einem Ziel, aber immer kämpfend um einen Zweck; gutartig durchaus und liebenswürdig, und nur hassend, ja bösartig, indem sie sich auf einander bezogen.

Dieses wunderliche Verhältniß zeigte sich schon bei kindischen Spielen, es zeigte sich bei zunehmenden Jahren. Und wie die Knaben Krieg zu spielen, sich in Parteien zu sondern, einander Schlachten zu liefern pflegen, so stellte sich das trotzig muthige Mädchen einst an die Spitze des einen Heers, und focht gegen das andere mit solcher Gewalt und Erbitterung, daß dieses schimpflich wäre in die Flucht geschlagen worden, wenn ihr einzelner Widersacher sich nicht sehr brav gehalten und seine Gegnerinn doch noch zuletzt entwaffnet und gefangen genommen hätte. Aber auch da noch wehrte sie sich so gewaltsam, daß er, um seine Augen zu erhalten und die Feindinn doch nicht zu beschädigen, sein seidenes Halstuch abreißen und ihr die Hände damit auf den Rücken binden mußte.

Dieß verzieh sie ihm nie, ja sie machte so heimliche Anhalten und Versuche, ihn zu beschädigen, daß die Eltern, die auf diese seltsamen Leidenschaften schon längst Acht gehabt, sich miteinander verständigten und beschlossen, die beiden feindlichen Wesen zu trennen und jene lieblichen Hoffnungen aufzugeben.

Der Knabe that sich in seinen neuen Verhältnissen bald hervor. Jede Art von Unterricht schlug bei ihm an. Männer und eigene Neigung bestimmten ihn zum Soldaten-Stande. Ueberall, wo er sich fand, war er geliebt und geehrt. Seine tüchtige Natur schien nur zum Wohlsein, zum Behagen Anderer zu wirken, und er war in sich, ohne deutliches Bewußtsein, recht glücklich, den einzigen Widersacher verloren zu haben, den die Natur ihm zugedacht hatte.

Das Mädchen dagegen trat auf ein Mal in einen veränderten Zustand. Ihre Jahre, eine zunehmende Bildung, und noch mehr ein gewisses inneres Gefühl zogen sie von den heftigen Spielen hinweg, die sie bisher in Gesellschaft der Knaben auszuüben pflegte. Im Ganzen schien ihr Etwas zu fehlen. Nichts war um sie herum, das werth gewesen wäre, ihren Haß zu erregen. Liebenswürdig hatte sie noch Niemanden gefunden.

Ein junger Mann, älter als ihr ehemaliger nachbarlicher Widersacher, von Stand, Vermögen und Bedeutung, beliebt in der Gesellschaft, gesucht von Frauen, wendete ihr seine ganze Neigung zu. Es war das erste Mal, daß sich ein Freund, ein Liebhaber, ein Diener um sie bemühte. Der Vorzug, den er ihr vor Vielen gab, die älter, gebildeter, glänzender und ansprechender waren als sie, that ihr gar zu wohl. Seine fortgesetzte Aufmerksamkeit, ohne daß er zudringlich gewesen wäre, sein treuer Beistand bei verschiedenen, unangenehmen Zufällen, sein gegen ihre Eltern zwar ausgesprochenes, doch ruhiges und nur hoffnungsvolles Werben, da sie freilich noch sehr jung war: das Alles nahm sie ihn ein, wozu die Gewohnheit, die äußern, von der Welt als bekannt angenommenen Verhältnisse das Ihrige beitrugen. Sie war so oft Braut genannt wor-

den, daß ſie ſich endlich ſelbſt dafür hielt, und weder ſie noch irgend Jemand dachte daran, daß noch eine Prüfung nöthig ſei, als ſie den Ring mit Demjenigen wechſelte, der ſo lange Zeit für ihren Bräutigam galt.

Der ruhige Gang, den die ganze Sache genommen hatte, war auch durch das Verlöbniß nicht beſchleunigt worden. Man ließ eben von beiden Seiten Alles ſo fortgewähren; man freute ſich des Zuſammenlebens und wollte die gute Jahreszeit durchaus noch als einen Frühling des künftigen ernſtern Lebens genießen.

Indeſſen hatte der Entfernte ſich zum Schönen ausgebildet, eine verdiente Stufe ſeiner Lebensbeſtimmung erſtiegen, und kam mit Urlaub, die Seinigen zu beſuchen. Auf eine ganz natürliche aber doch ſonderbare Weiſe ſtand er ſeiner ſchönen Nachbarin abermals entgegen. Sie hatte in der letzten Zeit nur freundliche, bräutliche Familien-Empfindungen bei ſich genährt, ſie war mit Allem, was ſie umgab, in Uebereinſtimmung; ſie glaubte glücklich zu ſein, und war es auch auf gewiſſe Weiſe. Aber nun ſtand ihr zum erſten Mal ſeit langer Zeit wieder Etwas entgegen; es war nicht haſſenswerth, ſie war des Haſſes unfähig geworden; ja der kindiſche Haß, der eigentlich nur ein dunkeles Anerkennen des innern Werthes geweſen, äußerte ſich nun in frohem Erſtaunen, erfreulichem Betrachten, gefälligem Eingeſtehen, halb willigem halb unwilligem und doch nothwendigem Annahen, und das Alles war wechſelſeitig. Eine lange Entfernung gab zu längern Unterhaltungen Anlaß. Selbſt jene kindliche Unvernunft diente den Aufgeklärtern zu ſcherzhafter Erinnerung, und es war, als wenn man ſich jenen neckiſchen Haß wenigſtens durch eine freundſchaftliche, aufmerkſame Behandlung vergüten müſſe, als wenn jenes gewaltſame Verkennen nunmehr nicht ohne ein ausgeſprochenes Anerkennen bleiben dürfe.

Von ſeiner Seite blieb Alles in einem verſtändigen, wünſchenswerthen Maß. Ein Stand, ſeine Verhältniſſe, ſein Streben, ſein Ehrgeiz beſchäftigten ihn ſo reichlich, daß er die Freundlichkeit der ſchönen Braut als eine dankenswerthe Zugabe mit Behaglichkeit aufnahm, ohne ſie deßhalb in irgend einem Sinn auf ſich zu beziehen oder ſie ihrem Bräutigam zu mißgönnen, mit dem er übrigens in den beſten Verhältniſſen ſtand.

Bei ihr hingegen ſah es ganz anders aus. Sie ſchien ſich wie aus einem Traum erwacht. Der Kampf gegen ihren jungen Nachbar war die erſte Leidenſchaft geweſen, und dieſer heftige Kampf war doch nur unter der Form des Widerſtrebens, eine heftige, gleichſam angeborne Neigung. Auch kam es ihr in der Erinnerung nicht anders vor, als daß ſie ihn immer geliebt habe. Sie lächelte über jenes feindliche Suchen mit den Waffen in der Hand; ſie wollte ſich des angenehmſten Gefühls erinnern, als er ſie entwaffnete; ſie bildete ſich ein, die größte Seligkeit empfunden zu haben, da er ſie band, und Alles, was ſie zu ſeinem Schaden und Verdruß unternommen hatte, kam ihr nur als unſchuldiges Mittel vor, ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen. Sie verwünſchte jene Ahnung, ſie bejammerte den Schlaf, in den ſie verſunken, ſie verfluchte die ſchleppende, träumeriſche Gewohnheit, durch die ihr ein ſo unbedeutender Bräutigam hatte werden können; ſie war verwandelt, doppelt verwandelt, vorwärts und rückwärts, wie man es nehmen will.

Hätte Jemand ihre Empfindungen, die ſie ganz geheim hielt, entwickeln und mit ihr theilen können, ſo würde er ſie nicht gescholten haben; denn freilich konnte der Bräutigam die Vergleichung mit dem Nachbar nicht aushalten, ſobald man ſie neben einander ſah. Wenn man dem Einen ein gewiſſes Zutrauen nicht verſagen konnte, ſo erregte der Andere das vollſte Vertrauen; wenn man den Einen gern zur Geſellſchaft mochte, ſo wünſchte man ſich den Andern zum Gefährten; und dachte man gar an höhere Theilnahme, an außerordentliche Fälle, ſo hätte man wohl an dem Einen gezweifelt, wenn einem der Andere vollkommene Gewißheit gab. Für ſolche Verhältniſſe iſt den Weibern ein beſonderer Takt angeboren, und ſie haben Urſache ſowie Gelegenheit, ihn auszubilden.

Jemehr die ſchöne Braut ſolche Geſinnungen bei ſich ganz heimlich nährte, je weniger war irgend Jemand Dasjenige auszuſprechen im Fall war, was zu Gunſten des Bräutigams gelten konnte, was Verhältniſſe, was Pflicht anzurathen und zu gebieten, ja was eine unabänderliche Nothwendigkeit unwiderruflich zu fordern ſchien, deſto mehr begünſtigte das ſchöne Herz ſeine Einſeitigkeit, und indem ſie von der einen Seite durch Welt und Familie, Bräutigam und eigene Zuſage unauflöslich gebunden war, von der andern der emporſtrebende Jüngling gar kein Geheimniß von ſeinen Geſinnungen, Planen und Ausſichten machte, ſich nur als ein treuer und nicht einmal zärtlicher Bruder gegen ſie bewies, und nun gar von ſeiner unmittelbaren Abreiſe die Rede war: ſo ſchien es, als ob ihr früher kindiſcher Geiſt mit allen ſeinen Launen und Gewaltſamkeiten wieder erwachte, und ſich nun auf einer höhern Lebensſtufe mit Unwillen tröſtete, bedeutender und verderblicher zu wirken. Sie beſchloß, zu werben, um den ehemals Gehaßten und nun ſo heilig Geliebten für ſeine Antheilnahme zu ſtrafen, und ſich, indem ſie ihn nicht beſitzen

ſollte, wenigſtens mit ſeiner Einbildungskraft, ſeiner Neue auf ewig zu vermählen. Er ſollte ihr todtes Bild nicht loswerden, er ſollte nicht aufhören, ſich Vorwürfe zu machen, daß er ihre Gegenwart nicht erkannt, nicht erfaßt, nicht geſchätzt habe.

Dieſer ſeltſame Wahnſinn begleitete ſie überall hin. Sie verbarg ihn unter allerlei Formen, und ob ſie den Menſchen gleich wunderlich vorkam, ſo war Niemand aufmerkſam oder klug genug, die innere, wahre Urſache zu entdecken.

Indeſſen hatten ſich Freunde, Verwandte, Bekannte in Vorſtellungen von mancherlei Art erſchöpft. Kaum verging ein Tag, daß nicht irgend etwas Neues und Unerwartetes angeſtellt worden wäre. Kaum war ein ſchöner Platz der Landſchaft, den man nicht ausgeſchmückt und zum Empfang vieler frohen Gäſte bereitet hätte. Auch wollte unſer junger Ankömmling noch vor ſeiner Abreiſe das Seinige thun, und lud das junge Paar mit einem engern Familienkreiſe zu einer Waſſerfahrt. Man beſtieg ein großes, ſchönes, wohlausgeſchmücktes Schiff, eine der Jachten, die einen kleinen Saal und einige Zimmer anbieten und auf das Waſſer die Bequemlichkeit des Landes überzutragen ſuchen.

Man fuhr auf dem großen Strome mit Muſik dahin; die Geſellſchaft hatte ſich bei heißer Tageszeit in den untern Räumen verſammelt, um ſich an Geiſtes- und Glücksſpielen zu ergetzen. Der junge Wirth, der niemals unthätig bleiben konnte, hatte ſich an's Steuer geſetzt, den alten Schiffsmeiſter abzulöſen, der an ſeiner Seite eingeſchlafen war; und eben brauchte der Wachende alle ſeine Vorſicht, da er ſich einer Stelle nahte, wo zwei Inſeln das Flußbette verengten und, indem ſie ihre flachen Ufer bald an der einen, bald an der andern Seite hereinſtreckten, ein gefährliches Fahrwaſſer unterſtützen. Auch war der ſorgſame und ſcharfblickende Steurer in Verſuchung, den Meiſter zu wecken, aber er getraute ſich's zu und ſahe gegen die Enge. In dem Augenblick erſchien auf dem Verdeck ſeine ſchöne Freundin mit einem Blumenkranz in den Haaren. Sie nahm ihn ab und warf ihn auf den Steuermann. Nimm Dieß zum Andenken! rief ſie aus. Störe mich nicht! rief er ihr entgegen, indem er den Kranz auffing: ich bedarf aller meiner Kräfte und meiner Aufmerkſamkeit. Ich ſtöre Dich nicht weiter, rief ſie: Du haſt mich nicht wieder! Sie ſprach's und eilte nach dem Vordertheil des Schiffs, von da ſie in's Waſſer ſprang. Einige Stimmen riefen: Rettet! Rettet! ſie ertrinkt. Es war in der entſetzlichſten Verlegenheit. Ueber dem Lärm erwacht der alte Schiffsmeiſter, will das Ruder ergreifen, der jüngere es ihm übergeben; aber es iſt keine Zeit, die Herrſchaft zu wechſeln; das Schiff ſtrandet, und in eben dem Augenblick, die läſtigen Kleidungsſtücke wegwerfend, ſtürzte er ſich in's Waſſer, und ſchwamm der ſchönen Freundin nach.

Das Waſſer iſt ein freundliches Element für Den, der damit bekannt iſt und es zu behandeln weiß. Es trug ihn, und der geſchickte Schwimmer beherrſchte es. Bald hatte er die vor ihm fortgeriſſene Schöne erreicht; er faßte ſie, wußte ſie zu heben und zu tragen; Beide wurden vom Strom gewaltſam fortgeriſſen, bis ſie die Inſeln, die Werder weit hinter ſich hatten und der Fluß wieder breit und gemächlich zu fließen anfing. Nun erſt ermannte, nun erholte er ſich aus der erſten zudringenden Noth, in der er ohne Beſinnung, nur mechaniſch gehandelt, er blickte mit emporſtrebendem Haupt umher und ruderte nach Vermögen einer flachen, buchigten Stelle zu, die ſich angenehm und gelegen in den Fluß verlief. Dort brachte er ſeine ſchöne Beute aufs Trockene; aber kein Lebenshauch war in ihr zu ſpüren. Er war in Verzweiflung, als ihm ein betretener Pfad, der durch's Gebüſch lief, in die Augen leuchtete. Er belud ſich auf's Neue mit der theuern Laſt, er erblickte bald eine einſame Wohnung und erreichte ſie. Dort fand er gute Leute, ein junges Ehepaar. Das Unglück, die Noth ſprach ſich geſchwind aus. Was er nach einiger Beſinnung forderte, ward geleiſtet. Ein lichtes Feuer brannte; wollene Decken wurden über ein Lager gebreitet; Pelze, Felle und was Erwärmendes vorräthig war, ſchnell herbeigetragen. Hier überwand die Begierde zu retten jede andere Betrachtung. Nichts ward verſäumt, den ſchönen, halbſtarren, nackten Körper wieder in's Leben zu rufen. Es gelang. Sie ſchlug die Augen auf, ſie erblickte den Freund, umſchlang ſeinen Hals mit ihren himmliſchen Armen. So blieb ſie lange; ein Thränenſtrom ſtürzte aus ihren Augen und verbreitete ihre Geneſung. Willſt Du mich verlaſſen, rief ſie aus, da ich Dich ſo wiederfinde? Niemals, rief er, niemals! und wußte nicht, was er ſagte, noch was er that. Nur ſchaue Dich, rief er hinzu, ſchaue Dich! denke an Dich und Deines und meinetwillen.

Sie dachte nun an ſich und bemerkte jetzt erſt den Zuſtand, in dem ſie war. Sie konnte ſich vor ihrem Liebling, ihrem Retter nicht ſchämen; aber ſie entließ ihn gern, damit er für ſich ſorgen möge; denn noch war, was ihn umgab, naß und triefend.

Die jungen Eheleute beredeten ſich: er bot dem Jüngling und ſie der Schönen das Hochzeitkleid an, das noch vollſtändig da hing, um ein Paar von Kopf zu Fuß und von innen heraus

zu bekleiden. In kurzer Zeit waren die beiden Abenteurer nicht nur angezogen, sondern geputzt. Sie sahen allerliebst aus, staunten einander an, als sie zusammentraten, und fielen sich mit unmäßiger Leidenschaft und doch halb lächelnd über die Verwandlung gewaltsam in die Arme. Die Kraft der Jugend und die Regsamkeit der Liebe stellten sie in wenigen Augenblicken völlig wieder her, und es fehlte nur die Musik, um sie zum Tanz aufzufordern.

Sich vom Wasser zur Erde, vom Tode zum Leben, aus dem Familienkreise in eine Wildniß, aus der Verzweiflung zum Entzücken, aus der Gleichgültigkeit zur Neigung, zur Leidenschaft gefunden zu haben, Alles in einem Augenblick — der Kopf wäre nicht hinreichend, Das zu fassen, er würde zerspringen oder sich verwirren. Hierbei muß das Herz das Beste thun, wenn eine solche Ueberraschung ertragen werden soll.

Ganz verloren Ein's in's And're, konnten sie erst nach einiger Zeit an die Angst, an die Sorgen der Zurückgelassenen denken, und fast konnten sie selbst nicht ohne Angst, ohne Sorge daran denken, wie sie Jenen wieder begegnen wollten. Sollen wir fliehen? — sollen wir uns verbergen! sagte der Jüngling. Wir wollen zusammen bleiben, sagte sie, indem sie an seinem Hals hing.

Der Landmann, der von ihnen die Geschichte des gestrandeten Schiffs vernommen hatte, eilte, ohne weiter zu fragen, nach dem Ufer. Das Fahrzeug kam glücklich einhergeschwommen; es war mit vieler Mühe losgebracht worden. Man fuhr auf's Ungewisse fort, in Hoffnung, die Verlornen wieder zu finden. Als daher der Landmann mit Rufen und Winken die Schiffenden aufmerksam machte, an eine Stelle lief, wo ein vortheilhafter Landungsplatz sich zeigte, und mit Winken und Rufen nicht aufhörte, wandte sich das Schiff nach dem Ufer, und welch ein Schauspiel ward es, da sie landeten! Die Eltern der beiden Verliebten drängten sich zuerst an's Ufer; den liebenden Bräutigam hatte fast die Besinnung verlassen. Kaum hatten sie vernommen, daß die lieben Kinder gerettet seien, so traten diese in ihrer sonderbaren Verkleidung aus dem Busch hervor. Man erkannte sie nicht eher, als bis sie ganz hervorgetreten waren. Wen seh' ich! riefen die Mütter; was seh' ich! riefen die Väter. Die Geretteten warfen sich vor ihnen nieder. Eure Kinder! riefen sie aus: ein Paar. Verzeiht! rief das Mädchen. Gebt uns Euern Segen! rief der Jüngling. Gebt uns Euern Segen! riefen Beide, da alle Welt staunend verstummte. Euern Segen! ertönte es zum dritten Mal, und wer hätte den versagen können?

Elftes Capitel.

Der Erzählende mochte eine Pause, oder hatte vielmehr schon geendigt, als er bemerken mochte, daß Charlotte höchst bewegt sei; ja sie stand auf und verließ mit einer stummen Entschuldigung das Zimmer; denn die Geschichte war ihr bekannt. Diese Begebenheit hatte sich mit dem Hauptmann und einer Nachbarin wirklich zugetragen, zwar nicht ganz, wie sie der Engländer erzählte, doch war sie in den Hauptzügen nicht entstellt, nur im Einzelnen mehr ausgebildet und ausgeschmückt, wie es dergleichen Geschichten zu gehen pflegt, wenn sie erst durch den Mund der Menge und sodann durch die Phantasie eines geist- und geschmackreichen Erzählers durchgehen. Es bleibt zuletzt meist Alles und Nichts, wie es war.

Ottilie folgte Charlotte'n, wie es die beiden Fremden selbst verlangten, und nun kam der Lord an die Reihe, zu bemerken, daß vielleicht abermals ein Fehler begangen, Etwas dem Hause Bekanntes oder wohl gar Verwandtes erzählt worden. Wir müssen uns hüten, fuhr er fort, daß wir nicht noch mehr Uebles stiften. Für das viele Gute und Angenehme, das wir hier genossen, scheinen wir den Bewohnerinnen wenig Glück zu bringen; wir wollen uns auf eine schickliche Weise zu empfehlen suchen.

Ich muß gestehen, versetzte der Begleiter, daß mich hier noch etwas Anderes festhält, ohne dessen Aufklärung und nähere Kenntniß ich dieses Haus nicht gern verlassen möchte. Sie waren gestern, Mylord, als wir mit der tragbaren, dunkeln Kammer durch den Park zogen, viel zu beschäftigt, sich einen wahrhaft malerischen Standpunct auszuwählen, als daß Sie hätten bemerken sollen, was nebenher vorging. Sie lenkten vom Hauptwege ab, um zu einem wenig besuchten Platze am See zu gelangen, der Ihnen ein reizendes Gegenüber anbot. Ottilie, die uns begleitete, stand an, zu folgen, und bat, sich auf dem Kahne dorthin begeben zu dürfen. Ich setzte mich mit ihr ein und hatte meine Freude an der Gewandtheit der schönen Schifferinn. Ich versicherte ihr, daß ich seit der Schweiz, wo auch die reizendsten Mädchen die Stelle des Ruhmanns vertreten, nicht so angenehm sei über die Wellen geschaukelt worden, konnte mich aber nicht enthalten, sie zu fragen, warum sie eigentlich abgerissen, jenen Seitenweg zu machen; denn wirklich war in ihrem Ausweichen eine Art von ängstlicher Verlegenheit. Wenn Sie mich nicht auslachen wollen, versetzte sie freundlich, so kann ich Ihnen darüber wohl einige Auskunft geben, obgleich selbst für mich dabei ein Geheimniß obwaltet. Ich habe jenen Nebenweg

niemals betreten, ohne daß mich ein ganz eigener Schauer überfallen hätte, den ich sonst nirgends empfinde und den ich mir nicht zu erklären weiß. Ich vermeide daher lieber, mich einer solchen Empfindung auszusetzen, um so mehr, als sich gleich darauf ein Kopfweh an der linken Seite einstellt, woran ich sonst auch manchmal leide. Wir landeten, Ottilie unterhielt sich mit Ihnen, und ich untersuchte indeß die Stelle, die sie mir aus der Ferne deutlich angegeben hatte. Aber wie groß war meine Verwunderung, als ich eine sehr deutliche Spur von Steinkohlen entdeckte, die mich überzeugt, man würde bei einigem Nachgraben vielleicht ein ergiebiges Lager in der Tiefe finden!

Verzeihen Sie, Mylord: ich sehe Sie lächeln und weiß recht gut, daß Sie mir meine leidenschaftliche Aufmerksamkeit auf diese Dinge, an die Sie keinen Glauben haben, nur als weiser Mann und als Freund nachsehen; aber es ist mir unmöglich, von hier zu scheiden, ohne das schöne Kind auch die Pendel-Schwingungen versuchen zu lassen.

Es konnte niemals fehlen, wenn die Sache zur Sprache kam, daß der Lord nicht seine Gründe dagegen abermals wiederholte, welche der Begleiter bescheiden und geduldig aufnahm, aber doch zuletzt bei seiner Meinung, bei seinen Wünschen verharrte. Auch er gab wiederholt zu erkennen, daß man deßwegen, weil solche Versuche nicht Jedermann gelängen, die Sache nicht aufgeben, ja vielmehr nur desto ernsthafter und gründlicher untersuchen müßte; da sich gewiß noch manche Bezüge und Verwandtschaften unorganischer Wesen untereinander, organischer gegen sie und abermals untereinander offenbaren würden, die uns gegenwärtig verborgen seien.

Er hatte seinen Apparat von goldenen Ringen, Marcasiten und andern metallischen Substanzen, den er in einem schönen Kästchen immer bei sich führte, schon ausgebreitet und ließ nun Metalle, an Fäden schwebend, über liegende Metalle zum Versuche nieder. Ich gönne Ihnen die Schadenfreude, Mylord, sagte er dabei, die ich auf Ihrem Gesichte lese, daß sich bei mir und für mich Nichts bewegen will. Meine Operation ist aber auch nur ein Vorwand. Wenn die Damen zurückkehren, sollen sie neugierig werden, was wir Wunderliches hier beginnen.

Die Frauenzimmer kamen zurück. Charlotte verstand sogleich, was vorging. Ich habe Manches von diesen Dingen gehört, sagte sie, aber niemals eine Wirkung gesehen. Da Sie Alles so hübsch bereit haben, lassen Sie mich versuchen, ob es mir nicht auch anschlägt.

Sie nahm den Faden in die Hand; und da es ihr Ernst war, hielt sie ihn fest und ohne Gemüthsbewegung; allein auch nicht das mindeste Schwanken war zu bemerken. Darauf ward Ottilie veranlaßt. Sie hielt den Pendel noch ruhiger, unbefangener, unbewußter über die unterliegenden Metalle. Aber in dem Augenblicke ward das Schwebende wie in einem entschiedenen Wirbel fortgerissen und drehte sich, je nachdem man die Unterlage wechselte, bald nach der einen, bald nach der andern Seite, jetzt in Kreisen, jetzt in Ellipsen, aber nahm seinen Schwung in graden Linien, wie es der Begleiter nur erwarten konnte, ja, über alle seine Erwartung.

Der Lord selbst sagte einiger Maßen, aber der Andere konnte vor Lust und Begierde gar nicht enden und bat immer um Wiederholung und Vermannigfaltigung der Versuche. Ottilie war gefällig genug, sich in sein Verlangen zu finden, bis sie ihn zuletzt freundlich ersuchte, er möge sie entlassen, weil ihr Kopfweh sich wieder einstelle. Er, darüber verwundert, ja entzückt, versicherte ihr mit Enthusiasmus, daß er sie von diesem Uebel völlig heilen wolle, wenn sie sich seiner Cur-Art anvertraue. Man war einen Augenblick ungewiß; Charlotte aber, die geschwind begriff, wovon die Rede sei, lehnte den wohlgemeinten Antrag ab, weil sie nicht gemeint war, in ihrer Umgebung Etwas zuzulassen, wovor sie immerfort eine starke Apprehension gefühlt hatte.

Die Fremden hatten sich entfernt, und ungeachtet man von ihnen auf eine sonderbare Weise berührt worden war, doch den Wunsch zurückgelassen, daß man sie irgendwo wieder antreffen möchte. Charlotte benutzte nunmehr die schönen Tage, um in der Nachbarschaft ihre Gegenbesuche zu enden, womit sie kaum fertig werden konnte, indem sich die ganze Landschaft umher, einige wahrhaft theilnehmend, andere bloß der Gewohnheit wegen, bisher fleißig um sie bekümmert hatten. Im Hause belebte sie der Anblick des Kindes; es war gewiß jeder Liebe, jeder Sorgfalt werth. Man sah in ihm ein wunderbares, ja ein Wunderkind; höchst erfreulich dem Anblick, an Größe, Ebenmaß, Stärke und Gesundheit, und was noch mehr in Verwunderung setzte, war jene doppelte Aehnlichkeit, die sich immer mehr entwickelte. Den Gesichtszügen und der ganzen Form nach glich das Kind immer mehr dem Hauptmann, die Augen ließen sich immer weniger von Ottilie's Augen unterscheiden.

Durch diese sonderbare Verwandtschaft und vielleicht noch mehr durch das schöne Gefühl der Frauen geleitet, welche das Kind eines geliebten Mannes auch von einer Andern, mit zärtlicher Neigung umfangen, ward Ottilie dem heranwachsenden Geschöpf soviel als eine

Mutter, oder vielmehr eine andere Art von Mutter. Entfernte ſich Charlotte, ſo blieb Ottilie mit dem Kinde und der Gärtnerinn allein. Nanny hatte ſich ſeit einiger Zeit, eiferſüchtig auf den Knaben, dem ihre Herrinn allein Neigung zuzuwenden ſchien, trotzig von ihr entfernt und war zu ihren Eltern zurückgekehrt. Ottilie fuhr fort, das Kind in die freie Luft zu tragen, und gewöhnte ſich an immer weitere Spaziergänge. Sie hatte das Milchfläſchchen bei ſich, um dem Kinde, wenn es nöthig, ſeine Nahrung zu reichen. Selten unterließ ſie, dabei ein Buch mitzunehmen, und ſo bildete ſie, das Kind auf dem Arm, leſend und wandelnd, eine gar anmuthige Penſeroſa.

Zwölftes Capitel.

Der Hauptzweck des Feldzugs war erreicht, und Eduard, mit Ehrenzeichen geſchmückt, rühmlich entlaſſen. Er begab ſich ſogleich wieder auf jenes kleine Gut, wo er genaue Nachrichten von den Seinigen fand, die er, ohne daß ſie es bemerkten und wußten, ſcharf hatte beobachten laſſen. Sein ſtiller Aufenthalt blickte ihm auf's Freundlichſte entgegen: denn man hatte indeſſen nach ſeiner Anordnung Manches eingerichtet, gebeſſert und geſchönert, ſo daß die Anlagen und Umgebungen, was ihnen an Weite und Breite fehlte, durch das Innere und zunächſt Genießbare erſetzten.

Eduard, durch einen raſchern Lebensgang an entſchiedenere Schritte gewöhnt, nahm ſich nunmehr vor, Dasjenige auszuführen, was er lange genug zu überdenken Zeit gehabt hatte. Vor allen Dingen berief er den Major. Die Freude des Wiederſehens war groß. Jugendfreundſchaften, wie Blutsverwandſchaften, haben den bedeutenden Vortheil, daß ihnen Irrungen und Mißverſtändniſſe, von welcher Art ſie auch ſeien, niemals von Grund aus ſchaden, und die alten Verhältniſſe ſich nach einiger Zeit wieder herſtellen.

Zum frohen Empfang erkundigte ſich Eduard nach dem Zuſtande des Freundes, und vernahm, wie vollkommen nach ſeinen Wünſchen ihn das Glück begünſtigt habe. Halb ſcherzend, vertraulich fragte Eduard ſodann, ob nicht auch eine ſchöne Verbindung im Werke ſei. Der Freund verneinte es mit bedeutendem Ernſt.

Ich kann und darf nicht hinterhaltig ſein, fuhr Eduard fort: ich muß Dir meine Geſinnungen und Vorſätze ſogleich entdecken. Du kennſt meine Leidenſchaft für Ottilie'n und haſt längſt begriffen, daß ſie es iſt, die mich in dieſen Feldzug geſtürzt hat. Ich läugne nicht, daß ich gewünſcht hatte, ein Leben los zu werden, das mir ohne ſie Nichts weiter nütze war; allein zugleich muß ich Dir geſtehen, daß ich es nicht über mich gewinnen konnte, vollkommen zu verzweifeln. Das Glück mit ihr war ſo ſchön, ſo wünſchenswerth, daß es mir unmöglich blieb, völlig Verzicht darauf zu thun. So manche tröſtliche Ahnung, ſo manches heitere Zeichen hatte mich in dem Glauben, in dem Wahn beſtärkt, Ottilie könne die Meine werden. Ein Glas mit unſerm Namenszug bezeichnet, bei der Grundſteinlegung in die Lüfte geworfen, ging nicht zu Trümmern; es ward aufgefangen und iſt wieder in meinen Händen. So will ich mich denn ſelbſt, rief ich mir zu, als ich an dieſem einſamen Orte ſo viel zweifelhafte Stunden verlebt hatte: mich ſelbſt will ich an die Stelle des Glaſes zum Zeichen machen, ob unſere Verbindung möglich ſei oder nicht. Ich gehe hin und ſuche den Tod, nicht als ein Raſender, ſondern als Einer, der zu leben hofft. Ottilie ſoll der Preis ſein, um den ich kämpfe; ſie ſoll es ſein, die ich hinter jeder feindlichen Schlachtordnung, in jeder Verſchanzung, in jeder belagerten Feſtung zu gewinnen, zu erobern hoffe. Ich will Wunder thun, mit dem Wunſche, verſchont zu bleiben, im Sinne Ottilie'n zu gewinnen, nicht ſie zu verlieren. Dieſe Gefühle haben mich geleitet, ſie haben mir durch alle Gefahren beigeſtanden; aber nun finde ich mich auch wie Einen, der zu ſeinem Ziele gelangt iſt, der alle Hinderniſſe überwunden hat, dem nun Nichts mehr im Wege ſteht. Ottilie iſt mein, und was noch zwiſchen dieſem Gedanken und der Ausführung liegt, kann ich nur für nichtsbedeutend anſehen.

Du löſcheſt, verſetzte der Major, mit wenig Zügen Alles aus, was man Dir entgegenſetzen könnte und ſollte; und doch muß es wiederholt werden. Das Verhältniß zu Deiner Frau in ſeinem ganzen Werthe Dir zurückzurufen, überlaſſe ich Dir ſelbſt; aber Du biſt es ihr, Du biſt es Dir ſchuldig, Dich hierüber nicht zu verdunkeln. Wie kann ich aber nur gedenken, daß Euch ein Sohn gegeben iſt, ohne zugleich auszuſprechen, daß Ihr einander auf immer angehört, daß Ihr um dieſes Weſens willen ſchuldig ſeid, vereint zu leben, damit Ihr vereint für ſeine Erziehung und für ſein künftiges Wohl ſorgen möget.

Es iſt bloß ein Dünkel der Eltern, verſetzte Eduard, wenn ſie ſich einbilden, daß ihr Daſein für die Kinder ſo nöthig ſei. Alles, was lebt, findet Nahrung und Beihülfe; und wenn der Sohn nach dem frühen Tode des Vaters keine ſo bequeme, ſo begünſtigte Jugend hat: ſo gewinnt er vielleicht eben deßwegen an ſchnellerer Bildung für die Welt durch zeitiges Anerkennen, daß er ſich in Andere ſchicken muß, was wir denn doch früher oder ſpäter Alle lernen

müſſen. Und hiervon iſt ja die Rede gar nicht; wir ſind reich genug, um mehrere Kinder zu verſorgen, und es iſt keineswegs Pflicht noch Wohlthat, auf ein Haupt ſo viele Güter zu häufen.

Als der Major mit einigen Zügen Charlotte's Werth und Eduard's lange beſtandenes Verhältniß zu ihr angedeutet gedachte, fiel ihm Eduard haſtig in die Rede: Wir haben eine Thorheit begangen, die ich nur allzu wohl einſehe. Wer in einem gewiſſen Alter frühere Jugendwünſche und Hoffnungen realiſiren will, betrügt ſich immer; denn jedes Jahrzehend des Menſchen hat ſein eigenes Glück, ſeine eigenen Hoffnungen und Ausſichten. Wehe dem Menſchen, der vorwärts oder rückwärts zu greifen durch Umſtände oder durch Wahn veranlaßt wird! Wir haben eine Thorheit begangen; ſoll ſie es denn für's ganze Leben ſein? Sollen wir uns, aus irgend einer Art von Bedenklichkeit, Dasjenige verſagen, was uns die Sitten der Zeit nicht abſprechen? In wie vielen Dingen nimmt der Menſch ſeinen Vorſatz, ſeine That zurück, und hier gerade ſollte es nicht geſchehen, wo vom Ganzen und nicht vom Einzelnen, wo nicht von dieſer oder jener Bedingung des Lebens, wo vom ganzen Complex des Lebens die Rede iſt!

Der Major verfehlte nicht, auf eine ebenſo geſchickte als nachdrückliche Weiſe Eduard'en die verſchiedenen Bezüge zu ſeiner Gemahlinn, zu den Familien, zu der Welt, zu ſeinen Beſitzungen vorzuſtellen; aber es gelang ihm nicht, irgend eine Theilnahme zu erregen.

Alles Dieſes, mein Freund, erwiederte Eduard, iſt mir vor der Seele vorbeigegangen, mitten im Gewühl der Schlacht, wenn die Erde vom anhaltenden Donner bebte, wenn die Kugeln ſauſten und pfiffen, rechts und links die Gefährten niederfielen, mein Pferd getroffen, mein Hut durchlöchert ward; es hat mir vorgeſchwebt beim ſtillen, nächtlichen Feuer unter dem geſtirnten Gewölbe des Himmels. Dann traten mir alle meine Verbindungen vor die Seele; ich habe ſie durchgedacht, durchgefühlt; ich habe mir zugeeignet, ich habe mich abgefunden, zu wiederholten Malen, und nun für immer.

In ſolchen Augenblicken, wie kann ich Dir's verſchweigen, warſt auch Du mir gegenwärtig, auch Du gehörteſt in meinen Kreis; und gehören wir denn nicht ſchon lange zu einander? Wenn ich Dir Etwas ſchuldig geworden, ſo komme ich jetzt in den Fall, Dir es mit Zinſen abzutragen; wenn Du mir je Etwas ſchuldig geworden, ſo ſtehſt Du Dich nun im Stande, mir es zu vergelten. Ich weiß, Du liebſt Charlotte'n, und ſie verdient es; ich weiß, Du biſt ihr nicht gleichgültig, und warum ſollte ſie Deinen Werth nicht erkennen! Nimm ſie von meiner Hand! — führe mir Ottilie'n zu! — und wir ſind die glücklichſten Menſchen auf der Erde.

Eben weil Du mich mit ſo hohen Gaben verſehen willſt, verſetzte der Major, muß ich deſto verſtändiger, deſto ſtrenger ſein. Anſtatt daß dieſer Vorſchlag, den ich ſtill verehre, die Sache erleichtern möchte, erſchwert er ſie vielmehr. Es iſt, wie von Dir, nun auch von mir die Rede, und ſowie von dem Schickſal, ſo auch von dem guten Namen, von der Ehre zweier Männer, die, bis jetzt unbeſcholten, durch dieſe wunderliche Handlung, wenn wir ſie auch nicht anders nennen wollen, in Gefahr kommen, vor der Welt in einem höchſt ſeltſamen Lichte zu erſcheinen.

Eben daß wir unbeſcholten ſind, verſetzte Eduard, gibt uns das Recht, uns auch ein Mal ſchelten zu laſſen. Wer ſich ſein ganzes Leben als einen zuverläſſigen Mann bewieſen, der macht eine Handlung zuverläſſig, die bei Andern zweideutig erſcheinen würde. Was mich betrifft, ich fühle mich durch die letzten Prüfungen, die ich mir auferlegt, durch die ſchwierigen, gefahrvollen Thaten, die ich für Andere gethan, berechtigt, auch Etwas für mich zu thun. Was Dich und Charlotte'n betrifft, ſo ſei es der Zukunft anheim gegeben; mich aber wirſt Du, wird Niemand von meinem Vorſatze zurückhalten. Will man mir die Hand bieten, ſo bin ich auch wieder zu Allem erbötig; will man mich mir ſelbſt überlaſſen, oder mir wohl gar entgegenſein, ſo muß ein Extrem entſtehen, es werde auch, wie es wolle.

Der Major hielt es für ſeine Pflicht, dem Vorſatz Eduard's ſo lange als möglich Widerſtand zu leiſten, und er bediente ſich nun gegen ſeinen Freund einer klugen Wendung, indem er nachzugeben ſchien und nur die Form, den Geſchäftsgang zur Sprache brachte, durch welchen man dieſe Trennung, dieſe Verbindungen erreichen ſollte. Da trat denn ſo manches Unerfreuliche, Beſchwerliche, Unſchickliche hervor, daß ſich Eduard in die ſchlimmſte Laune verſetzt fühlte.

Ich ſehe wohl, rief Dieſer endlich, nicht allein von Feinden, ſondern auch von Freunden muß, was man wünſcht, erſtürmt werden. Das, was ich will, was mir unentbehrlich iſt, hatte ich feſt im Auge; ich werde es ergreifen und gewiß bald und behende. Dergleichen Verhältniſſe, weiß ich wohl, heben ſich nicht auf und bilden ſich nicht, ohne daß Manches falle, was ſteht, ohne daß Manches weiche, was zu beharren Luſt hat. Durch Ueberlegung wird ſo Etwas nicht geendet; vor dem Verſtande ſind alle Rechte gleich, und auf die ſteigende Wagſchale läßt

ſich immer wieder ein Gegengewicht legen. Entſchließe Dich alſo, mein Freund, für mich, für Dich zu handeln, für mich, für Dich dieſe Zuſtände zu entwirren, aufzulöſen, zu verknüpfen. Laß Dich durch keine Betrachtungen abhalten; wir haben die Welt ohnehin ſchon von uns reden machen, ſie wird noch ein Mal von uns reden, uns ſodann, wie alles Uebrige, was aufhört, neu zu ſein, vergeſſen und uns gewähren laſſen, wie wir können, ohne weitern Theil an uns zu nehmen.

Der Major hatte keinen andern Ausweg und mußte endlich zugeben, daß Eduard ein für alle Mal die Sache als etwas Bekanntes und Vorausgeſetztes behandelte, als er, wie Alles anzuſtellen ſei, im Einzelnen durchſprach und ſich über die Zukunft auf das Heiterſte, ſogar in Scherzen erging.

Dann wieder ernſthaft und nachdenklich fuhr er fort: Wollten wir uns der Hoffnung, der Erwartung überlaſſen, daß Alles ſich von ſelbſt wieder finden, daß der Zufall uns leiten und begünſtigen ſolle, ſo wäre Dieß ein ſträflicher Selbſtbetrug. Auf dieſe Weiſe können wir uns unmöglich retten, unſere allſeitige Ruhe nicht wiederherſtellen; und wie ſollte ich mich tröſten können, da ich unſchuldig die Schuld an Allem bin! Durch meine Zudringlichkeit habe ich Charlotte'n vermocht, Dich in's Haus zu nehmen, und auch Ottilie iſt nur im Gefolg von dieſer Veränderung bei uns eingetreten. Wir ſind nicht mehr Herr über Das, was daraus entſprungen iſt, aber wir ſind Herr, es unſchädlich zu machen, die Verhältniſſe zu unſerm Glücke zu leiten. Magſt Du die Augen von den ſchönen und freundlichen Ausſichten abwenden, die ich uns eröffne, magſt Du mir, magſt Du uns Allen ein trauriges Entſagen gebieten, inſofern Du Dir's möglich denkſt, inſofern es möglich wäre: iſt denn nicht auch alsdann, wenn wir uns vornehmen, in die alten Zuſtände zurückzukehren, manches Unſchickliche, Unbequeme, Verdrießliche zu übertragen, ohne daß irgend etwas Gutes, etwas Heiteres daraus entſpränge? Würde der glückliche Zuſtand, in dem Du Dich befindeſt, Dir wohl Freude machen, wenn Du gehindert wärſt, mich zu beſuchen, mit mir zu leben? Und nach Dem, was vorgegangen iſt, würde es doch immer peinlich ſein. Charlotte und ich würden mit allem unſerm Vermögen uns nur in einer traurigen Lage befinden. Und wenn Du mit andern Weltmenſchen glauben magſt, daß Jahre, daß Entfernung ſolche Empfindungen abſtumpfen, ſo tief eingegrabene Züge auslöſchen, ſo iſt ja eben von dieſen Jahren die Rede, die man nicht in Schmerz und Entbehren, ſondern in Freude und Behagen zubringen will. Und nun zuletzt noch das Wichtigſte auszuſprechen: wenn wir auch, unſerm äußern und innern Zuſtande nach, Das allenfalls abwarten könnten, was ſoll aus Ottilie'n werden, die unſer Haus verlaſſen, in der Geſellſchaft unſerer Vorſorge entbehren und ſich in der verruchten, kalten Welt jämmerlich herumdrücken müßte! Male mir einen Zuſtand, worin Ottilie, ohne mich, ohne uns, glücklich ſein könnte, dann ſollſt Du ein Argument ausgeſprochen haben, das ſtärker iſt als jedes andere, das ich, wenn ich's auch nicht zugeben, mich ihm nicht ergeben kann, dennoch recht gern auf's Neue in Betrachtung und Ueberlegung ziehen will.

Dieſe Aufgabe war ſo leicht nicht zu löſen, wenigſtens fiel dem Freunde hierauf keine hinlängliche Antwort ein, und es blieb ihm Nichts übrig, als wiederholt einzuſchärfen, wie wichtig, wie bedenklich und in manchem Sinne gefährlich das ganze Unternehmen ſei, und daß man wenigſtens, wie es anzugreifen wäre, auf das Ernſtlichſte zu bedenken habe. Eduard ließ ſich's gefallen, doch nur unter der Bedingung, daß ihn der Freund nicht eher verlaſſen wolle, als bis ſie über die Sache völlig einig geworden, und die erſten Schritte gethan ſeien.

Dreizehntes Capitel.

Völlig fremde und gegen einander gleichgiltige Menſchen, wenn ſie eine Zeit lang zuſammenleben, kehren ihr Innerſtes wechſelſeitig heraus, und es muß eine gewiſſe Vertraulichkeit entſtehen. Um ſo mehr läßt ſich erwarten, daß unſern beiden Freunden, indem ſie wieder neben einander wohnten, täglich und ſtündlich zuſammen umgingen, gegenſeitig Nichts verborgen blieb. Sie wiederholten das Andenken ihrer frühern Zuſtände, und der Major verhehlte nicht, daß Charlotte Eduard'en, als er von Reiſen zurückgekommen, Ottilie'n zugedacht, daß ſie ihm das ſchöne Kind in der Folge zu vermählen gemeint habe. Eduard, bis zur Verwirrung entzückt über dieſe Entdeckung, ſprach ohne Rückhalt von der gegenſeitigen Neigung Charlotte'ns und des Major's, die er, weil es ihm gerade bequem und günſtig war, mit lebhaften Farben ausmalte.

Ganz läugnen konnte der Major nicht und nicht ganz eingeſtehen; aber Eduard befeſtigte, beſtimmte ſich nur mehr. Er dachte ſich Alles nicht als möglich, ſondern als ſchon geſchehen. Alle Theile brauchten nur in Das zu willigen, was ſie wünſchten; eine Scheidung war gewiß zu erlangen; eine baldige Verbindung ſollte folgen und Eduard wollte mit Ottilie'n reiſen.

Unter Allem, was die Einbildungskraft ſich Angenehmes ausmalt, iſt vielleicht nichts Rei-

genderes, als wenn Liebende, wenn junge Gatten, ihr neues frisches Verhältniß in einer neuen frischen Welt zu genießen, und einen dauernden Bund an soviel wechselnden Zuständen zu prüfen und zu bestätigen hoffen. Der Major und Charlotte sollten unterdessen unbeschränkte Vollmacht haben, Alles, was sich auf Besitz, Vermögen und die irdischen, wünschenswerthen Einrichtungen bezieht, dergestalt zu ordnen und nach Recht und Billigkeit einzuleiten, daß alle Theile zufrieden sein könnten. Worauf jedoch Eduard am Allermeisten zu fußen, wovon er sich den größten Vortheil zu versprechen schien, war Dieß: Da das Kind bei der Mutter bleiben sollte, so würde der Major den Knaben erziehen, ihn nach seinen Einsichten leiten, seine Fähigkeiten entwickeln können. Nicht umsonst hatte man ihm dann in der Taufe ihren beiderseitigen Namen Otto gegeben.

Das Alles war bei Eduard'en so fertig geworden, daß er keinen Tag länger anstehen mochte, der Ausführung näher zu treten. Sie gelangten auf ihrem Wege nach dem Gute zu einer kleinen Stadt, in der Eduard ein Haus besaß, wo er verweilen und die Rückkunft des Major's abwarten wollte. Doch konnte er sich nicht überwinden, daselbst sogleich abzusteigen, und begleitete den Freund noch durch den Ort. Sie waren Beide zu Pferde, und, in bedeutendem Gespräch verwickelt, ritten sie zusammen weiter.

Auf ein Mal erblickten sie in der Ferne das neue Haus auf der Höhe, dessen rothe Ziegel sie zum ersten Mal blinken sahen. Eduard'en ergreift eine unwiderstehliche Sehnsucht: es soll noch diesen Abend Alles abgethan sein. In einem ganz nahen Dorfe will er sich verborgen halten; der Major soll die Sache Charlotte'n dringend vorstellen, ihre Vorsicht überraschen und durch den unerwarteten Antrag sie zu freier Eröffnung ihrer Gesinnung nöthigen. Denn Eduard, der seine Wünsche auf sie übergetragen hatte, glaubte nicht anders, als daß er ihren entschiedenen Wünschen entgegenkomme und hoffte eine so schnelle Einwilligung von ihr, weil er keinen andern Willen haben konnte.

Er sah den glücklichen Ausgang freudig vor Augen, und damit Dieser dem Lauernden schnell verkündigt würde, sollten einige Kanonen-Schläge losgebrannt werden, und wäre es Nacht geworden, einige Raketen steigen.

Der Major ritt nach dem Schlosse zu. Er fand Charlotte'n nicht, sondern erfuhr vielmehr, daß sie gegenwärtig eben auf dem neuen Gebäude wohne, jetzt aber einen Besuch in der Nachbarschaft abtrage, von welchem sie heute wahrscheinlich nicht sobald nach Hause komme. Er ging in das Wirthshaus zurück, wohin er sein Pferd gestellt hatte.

Eduard indessen, von unüberwindlicher Ungeduld getrieben, schlich aus seinem Hinterhalte durch einsame Pfade, nur Jägern und Fischern bekannt, nach seinem Park, und fand sich gegen Abend im Gebüsch in der Nachbarschaft des See's, dessen Spiegel er zum ersten Mal vollkommen und rein erblickte.

Ottilie hatte diesen Nachmittag einen Spaziergang an den See gemacht. Sie trug das Kind und las im Gehen nach ihrer Gewohnheit. So gelangte sie zu den Eichen bei der Ueberfahrt. Der Knabe war eingeschlafen; sie setzte sich, legte ihn neben sich nieder und fuhr fort zu lesen. Das Buch war ein's von denen, die ein zartes Gemüth an sich ziehen und nicht wieder loslassen. Sie vergaß Zeit und Stunde, und dachte nicht, daß sie zu Lande noch einen weiten Rückweg nach dem neuen Gebäude habe; aber sie saß versenkt in ihr Buch, in sich selbst, so liebenswürdig anzusehen, daß die Bäume, die Sträuche ringsumher hätten belebt, mit Augen begabt sein sollen, um sie zu bewundern und sich an ihr zu erfreuen. Und eben fiel ein röthliches Streiflicht der sinkenden Sonne hinter ihr her und vergoldete Wange und Schulter.

Eduard, dem es bisher gelungen war, unbemerkt so weit vorzudringen, der seinen Park leer, die Gegend einsam fand, wagte sich immer weiter. Endlich bricht er durch das Gebüsch bei den Eichen, er sieht Ottilie'n, sie ihn; er fliegt auf sie zu und liegt zu ihren Füßen. Nach einer langen stummen Pause, in der sich Beide zu fassen suchen, erklärt er ihr mit wenig Worten, warum und wie er hierher gekommen. Er habe den Major an Charlotte'n abgesendet, ihr gemeinsames Schicksal werde vielleicht in diesem Augenblick entschieden. Nie habe er an ihrer Liebe gezweifelt, sie gewiß auch nie an der seinigen. Er bitte sie um ihre Einwilligung. Sie zauderte, er beschwur sie; er wollte seine alten Rechte geltend machen und sie in seine Arme schließen; sie deutete auf das Kind hin.

Eduard erblickt es und staunt. Großer Gott! ruft er aus: wenn ich Ursache hätte, an meiner Frau, an meinem Freunde zu zweifeln, so würde diese Gestalt fürchterlich gegen sie zeugen. Ist Dieß nicht die Bildung des Majors? Solch ein Gleichen habe ich nie gesehen.

Nicht doch! versetzte Ottilie: alle Welt sagt, es gleiche mir. Wär' es möglich? versetzte Eduard, und in dem Augenblick schlug das Kind die Augen auf, zwei große, schwarze, durchdringende Augen, tief und freundlich. Der Knabe sah die Welt schon so verständig an; er schien die Beiden zu kennen, die vor ihm standen. Eduard warf sich bei dem Kinde nieder, er kniete zwei Mal vor Ottilie'n. Du bist's! rief er aus: Deine Augen sind's. Ach, aber laß mich nur in

In einem ganz beſchränkten Kreiſe,
Ernähre dich mit ungemiſchter Speiſe,
Leb' mit dem Vieh als Vieh, und acht' es nicht für Raub,
Den Acker, den du erndeſt, ſelbſt zu düngen;
Das iſt das beſte Mittel, glaub'!
Auf achtzig Jahr dich zu verjüngen.

Fauſt.

Das bin ich nicht gewöhnt, ich kann mich nicht bequemen,
Den Spaten in die Hand zu nehmen,
Das enge Leben ſteht mir gar nicht an.

Mephiſtopheles.

So muß denn doch die Hexe dran.

Die Thiere erblickend.

Sieh, welch ein zierliches Geſchlecht!
Das iſt die Magd! Das iſt der Knecht!

Zu den Thieren.

Es ſcheint die Frau iſt nicht zu Hauſe?

die Deinigen ſchau'n! Laß mich einen Schleier werfen über jene unſelige Stunde, die dieſem Weſen das Daſein gab. Soll ich Deine reine Seele mit dem unglücklichen Gedanken erſchrekken, daß Mann und Frau entfremdet ſich einander an's Herz drücken und einen geſetzlichen Bund durch lebhafte Wünſche entheiligen können! Oder ja, da wir einmal ſo weit ſind, da mein Verhältniß zu Charlotte'n getrennt werden muß, da Du die Meinige ſein wirſt: warum ſoll ich es nicht ſagen? Warum ſoll ich das harte Wort nicht ausſprechen: dieß Kind iſt aus einem doppelten Ehebruch erzeugt! Es trennt mich von meiner Gattinn und meine Gattinn von mir, wie es uns hätte verbinden ſollen. Mag es denn gegen mich zeugen, mögen dieſe herrlichen Augen den Deinigen ſagen, daß ich in den Armen einer Andern Dir gehörte; mögeſt Du fühlen, Ottilie, recht fühlen, daß ich jenen Fehler, jenes Verbrechen nur in Deinen Armen abbüßen kann!

Horch! rief er aus, indem er aufſprang und einen Schuß zu hören glaubte, als das Zeichen, das der Major geben ſollte. Es war ein Jäger, der im benachbarten Gebirg geſchoſſen hatte. Es erfolgte Nichts weiter; Eduard war ungeduldig.

Nun erſt ſah Ottilie, daß die Sonne ſich hinter die Berge geſenkt hatte. Noch zuletzt blinkte ſie von den Fenſtern des obern Gebäudes zurück. Entferne Dich, Eduard! rief Ottilie. So lange haben wir entbehrt, ſo lange geduldet. Bedenke, was wir Beide Charlotte'n ſchuldig ſind. Sie muß unſer Schickſal entſcheiden, laß uns ihr nicht vorgreifen. Ich bin die Deine, wenn ſie es vergönnt; wo nicht, ſo muß ich Dir entſagen. Da Du die Entſcheidung ſo nah' glaubſt, ſo laß uns erwarten. Geh' in das Dorf zurück, wo der Major Dich vermuthet. Wie Manches kann vorkommen, das eine Erklärung fordert. Iſt es wahrſcheinlich, daß ein roher Kanonen-Schlag Dir den Erfolg ſeiner Unterhandlungen verkünde? Vielleicht ſucht er Dich auf in dieſem Augenblick. Er hat Charlotte'n nicht getroffen, Das weiß ich; er kann ihr entgegengegangen ſein; denn man wußte, wo ſie hin war. Wie vielerlei Fälle ſind möglich! Laß mich! jetzt muß ſie kommen. Sie erwartet mich mit dem Kinde dort eben.

Ottilie ſprach in Haſt. Sie rief ſich alle Möglichkeiten zuſammen. Sie war glücklich in Eduard's Nähe und fühlte, daß ſie ihn jetzt entfernen müſſe. Ich bitte, ich beſchwöre Dich, Geliebter! rief ſie aus: kehre zurück und erwarte den Major! Ich gehorche Deinen Befehlen, rief Eduard, indem er ſie erſt leidenſchaftlich anblickte und ſie dann feſt in ſeine Arme ſchloß. Sie umſchlang ihn mit den ihrigen und drückte ihn auf das zärtlichſte an ihre Bruſt. Die Hoffnung fuhr wie ein Stern, der vom Himmel fällt, über ihre Häupter weg. Sie wähnten, ſie glaubten, einander anzugehören; ſie wechſelten zum erſten Mal entſchiedene, freie Küſſe und trennten ſich gewaltſam und ſchmerzlich.

Die Sonne war untergegangen und es dämmerte ſchon und duftete feucht um den See. Ottilie ſtand verwirrt und bewegt; ſie ſah nach dem Berghauſe hinüber und glaubte, Charlotte'ns weißes Kleid auf dem Altan zu ſehen. Der Umweg war groß am See hin; ſie kannte Charlotte'ns ungeduldiges Harren nach dem Kinde. Die Platanen ſteht ſie gegen ſich über; nur ein Waſſerraum trennt ſie von dem Pfade, der ſogleich zu dem Gebäude hinaufführt. Mit Gedanken iſt ſie ſchon drüben wie mit den Augen. Die Bedenklichkeit, mit dem Kinde ſich auf's Waſſer zu wagen, verſchwindet in dieſem Drange. Sie eilt nach dem Kahn, ſie fühlt nicht, daß ihr Herz pocht, daß ihre Füße ſchwanken, daß ihr die Sinne zu vergehen droh'n.

Sie ſpringt in den Kahn, ergreift das Ruder und ſtößt ab. Sie muß Gewalt brauchen, ſie wiederholt den Stoß, der Kahn ſchwankt und gleitet eine Strecke ſeewärts. Auf dem linken Arme das Kind, in der linken Hand das Buch, in der rechten das Ruder, ſchwankt auch ſie und fällt in den Kahn. Das Ruder entführt ihr nach der einen Seite, und wie ſie ſich erhalten will, Kind und Buch nach der andern, Alles in's Waſſer. Sie ergreift noch des Kindes Gewand; aber ihre unbequeme Lage hindert ſie ſelbſt am Aufſtehen. Die freie rechte Hand iſt nicht hinreichend, ſich umzuwinden, ſich aufzurichten; endlich gelingt's, ſie zieht das Kind aus dem Waſſer, aber ſeine Augen ſind geſchloſſen, es hat aufgehört zu athmen.

In dem Augenblicke kehrte ihre ganze Beſonnenheit zurück, aber um deſto größer iſt ihr Schmerz. Der Kahn treibt faſt in der Mitte des See's, das Ruder ſchwimmt fern, ſie erblickt Niemanden am Ufer und auch, was hätte es ihr geholfen, Jemanden zu ſehen! Von Allem abgeſondert, ſchwebt ſie auf dem treuloſen, unzulänglichen Elemente.

Sie ſucht Hülfe bei ſich ſelbſt. So oft hatte ſie von Rettung der Ertrunkenen gehört. Noch am Abend ihres Geburtstags hatte ſie es erlebt. Sie entkleidet das Kind und trocknet's mit ihrem Muſſelin-Gewand. Sie reißt ihren Buſen auf und zeigt ihn zum erſten Mal dem freien Himmel; zum erſten Mal drückt ſie ein Lebendiges an ihre reine, nackte Bruſt, ach! und kein Lebendiges. Die kalten Glieder des unglücklichen Geſchöpfs verkälteten ihren Buſen bis in's innerſte Herz. Unendliche Thränen entquellen ihren Augen und ertheilen der Ober-

fläche des Erſtarrten einen Schein von Wärm' und Leben. Sie läßt nicht nach, ſie überhüllt es mit ihrem Shawl, und durch Streichen, Andrücken, Anhangen, Küſſen, Thränen, glaubt ſie jene Hülfsmittel zu erſetzen, die ihr in dieſer Abgeſchiedenheit verſagt ſind.

Alles vergebens! Ohne Bewegung liegt das Kind in ihren Armen, ohne Bewegung ſteht der Kahn auf der Waſſerfläche; aber auch hier läßt ihr ſtarres Gemüth ſie nicht hülflos. Sie wendet ſich nach oben. Knieend ſinkt ſie in dem Kahne nieder und hebt das erſtarrte Kind mit beiden Armen über ihre unſchuldige Bruſt, die an Weiße und leider auch an Kälte dem Marmor gleicht. Mit feuchtem Blick ſieht ſie empor und ruft Hülfe von daher, wo ein zartes Herz die größte Fülle zu finden hofft, wenn es überall mangelt.

Auch wendet ſie ſich nicht vergebens zu den Sternen, die ſchon einzeln hervorzublinken anfangen. Ein ſanfter Wind erhebt ſich und treibt den Kahn nach den Platanen.

Vierzehntes Capitel.

Sie eilt nach dem neuen Gebäude, ſie ruft den Chirurgus hervor, ſie übergibt ihm das Kind. Der auf Alles gefaßte Mann behandelt den zarten Leichnam ſtufenweiſe nach gewohnter Art. Ottilie ſteht ihm in Allem bei; ſie ſchafft, ſie bringt, ſie ſorgt, zwar wie in einer andern Welt wandelnd: denn das höchſte Unglück wie das höchſte Glück verändert die Anſicht aller Gegenſtände; und nur, als nach allen durchgegangenen Verſuchen der wackere Mann den Kopf ſchüttelt, auf ihre hoffnungsvollen Fragen erſt ſchweigend, dann mit einem leiſen Nein antwortet, verläßt ſie das Schlafzimmer Charlotte'ns, worin dieß Alles geſchehen; und kaum hat ſie das Wohnzimmer betreten, ſo fällt ſie, ohne den Sopha erreichen zu können, erſchöpft auf's Angeſicht über den Teppich hin.

Eben hört man Charlotte'n verfahren. Der Chirurg bittet die Umſtehenden dringend, zurückzubleiben, er will ihr entgegen, ſie vorbereiten; aber ſchon betritt ſie ihr Zimmer. Sie findet Ottilie'n an der Erde, und ein Mädchen des Hauſes ſtürzt ihr mit Geſchrei und Weinen entgegen. Der Chirurg tritt herein und ſie erfährt Alles auf ein Mal. Wie ſollte ſie aber jede Hoffnung mit einem Mal aufgeben! Der erfahr'ne, kunſtreiche, kluge Mann bittet ſie, nur das Kind nicht zu ſehen; er entfernt ſich, ſie mit neuen Anſtalten zu täuſchen. Sie hat ſich auf ihren Sopha geſetzt, Ottilie liegt noch an der Erde, aber an der Freundinn Knie heraufgehoben, über die ihr ſchönes Haupt hingeſenkt iſt. Der ärztliche Freund geht ab und zu; er ſcheint ſich um das Kind zu bemühen, er bemüht ſich um die Frauen. So kommt die Mitternacht herbei, die Todtenſtille wird immer tiefer. Charlotte verbirgt ſich's nicht mehr, daß das Kind nie wieder in's Leben zurückkehre; ſie verlangt es zu ſehen. Man hat es in warme woll'ne Tücher reinlich eingehüllt, in einen Korb gelegt, den man neben ſie auf den Sopha ſetzt; nur das Geſichtchen iſt frei; ruhig und ſchön liegt es da.

Von dem Unfall war das Dorf bald erregt worden, und die Kunde ſogleich bis nach dem Gaſthof erſchollen. Der Major hatte ſich die bekannten Wege hinausbegeben; er ging um das Haus herum, und indem er einen Bedienten anhielt, der in dem Angebäude Etwas zu holen lief, verſchaffte er ſich nähere Nachricht und ließ den Chirurg'en herausrufen. Dieſer kam, erſtaunt über die Erſcheinung ſeines alten Gönners, berichtete ihm die gegenwärtige Lage und übernahm es, Charlotte'n auf ſeinen Anblick vorzubereiten. Er ging hinein, fing ein ableitendes Geſpräch an und führte die Einbildungskraft von einem Gegenſtand auf den andern, bis er endlich den Freund Charlotte'n vergegenwärtigte, deſſen gewiſſe Theilnahme, deſſen Nähe dem Geiſte, der Geſinnung nach, die er denn bald in eine wirkliche übergehen ließ. Genug, ſie erfuhr, der Freund ſtehe vor der Thür, er wiſſe Alles und wünſche, eingelaſſen zu werden.

Der Major trat herein; ihn begrüßte Charlotte mit einem ſchmerzlichen Lächeln. Er ſtand vor ihr. Sie hub die grünſeid'ne Decke auf, die den Leichnam verbarg, und bei dem dunkeln Schein einer Kerze erblickte er, nicht ohne geheimes Grauſen, ſein erſtarrtes Ebenbild. Charlotte deutete auf einen Stuhl, und ſo ſaßen ſie gegen einander über, ſchweigend, die Nacht hindurch. Ottilie lag noch ruhig auf den Knieen Charlotte'ns; ſie athmete ſanft, ſie ſchlief, oder ſie ſchien zu ſchlafen.

Der Morgen dämmerte, das Licht verloſch, beide Freunde ſchienen aus einem dumpfen Traum zu erwachen. Charlotte blickte den Major an und ſagte gefaßt: Erklären Sie mir, mein Freund, durch welche Schickung kommen Sie hierher, um Theil an dieſer Trauer-Scene zu nehmen?

Es iſt hier, antwortete der Major ganz leiſe, wie ſie gefragt hatte, — als wenn ſie Ottilie'n nicht aufwecken wollten, — es iſt hier nicht Zeit und Ort, zurückzuhalten, Einleitungen zu machen und ſachte heranzutreten. Der Fall, in dem ich Sie finde, iſt ſo ungeheuer, daß das Bedeutende ſelbſt, weßhalb ich komme, dagegen ſeinen Werth verliert.

Er geſtand ihr darauf, ganz ruhig und einfach, den Zweck ſeiner Sendung, inſofern Eduard

ihn abgeſchickt hatte; den Zweck ſeines Kommens, inſofern ſein freier Wille, ſein eigenes Intereſſe dabei war. Er trug Beides ſehr zart, doch aufrichtig vor; Charlotte hörte gelaſſen zu, und ſchien weder darüber zu ſtaunen, noch unwillig zu ſein.

Als der Major geendet hatte, antwortete Charlotte mit ganz leiſer Stimme, ſo daß er genöthigt war, ſeinen Stuhl heranzurücken: In einem Falle, wie dieſer iſt, habe ich mich noch nie befunden; aber in ähnlichen habe ich mir immer geſagt: Wie wird es morgen ſein? Ich fühle recht wohl, daß das Loos von Mehrern jetzt in meinen Händen liegt; und was ich zu thun habe, iſt bei mir außer Zweifel und bald ausgeſprochen. Ich willige in die Scheidung. Ich hätte mich früher dazu entſchließen ſollen; durch mein Zaudern, mein Widerſtreben habe ich das Kind getödtet. Es ſind gewiſſe Dinge, die ſich das Schickſal hartnäckig vornimmt. Vergebens, daß Vernunft und Tugend, Pflicht und alles Heilige ſich ihm in den Weg ſtellen; es ſoll Etwas geſchehen, was ihm recht iſt, was uns nicht recht ſcheint; und ſo greift es zuletzt durch, wir mögen uns geberden wie wir wollen!

Doch was ſag' ich! Eigentlich will das Schickſal meinen eigenen Wunſch, meinen eigenen Vorſatz, gegen die ich unbedachtſam gehandelt, wieder in den Weg bringen. Habe ich nicht ſelbſt ſchon Ottilie'n und Eduard'en mir als das ſchicklichſte Paar zuſammengedacht? Habe ich nicht ſelbſt Beide einander zu nähern geſucht? Waren Sie nicht ſelbſt, mein Freund, Mitwiſſer dieſes Plans! Und warum kennt' ich den Eigenſinn eines Mannes nicht von wahrer Liebe unterſcheiden? Warum nahm ich ſeine Hand an, da ich als Freundinn ihn und eine and're Gattinn glücklich gemacht hätte? Und betrachten Sie nur dieſe unglückliche Schlummernde! Ich zittere vor dem Augenblicke, wenn ſie aus ihrem halben Todtenſchlafe zum Bewußtſein erwacht. Wie ſoll ſie leben; wie ſoll ſie ſich tröſten, wenn ſie nicht hoffen kann, durch ihre Liebe Eduard'en Das zu erſetzen, was ſie ihm als Werkzeug des wunderbarſten Zufalls geraubt hat? Und ſie kann ihm Alles wiedergeben nach der Neigung, nach der Leidenſchaft, mit der ſie ihn liebt. Vermag die Liebe, Alles zu dulden, ſo vermag ſie noch vielmehr, Alles zu erſetzen. An mich darf in dieſem Augenblick nicht gedacht werden.

Entfernen Sie ſich in der Stille, lieber Major. Sagen Sie Eduard'en, daß ich in die Scheidung willige, daß ich ihm, Ihnen, Mittler'n die ganze Sache einzuleiten überlaſſe; daß ich um meine künftige Lage unbekümmert bin und es in jedem Sinne ſein kann. Ich will jedes Papier unterſchreiben, das man mir bringt; aber man verlange nur nicht von mir, daß ich mitwirke, daß ich bedenke, daß ich berathe.

Der Major ſtand auf. Sie reichte ihm ihre Hand über Ottilie'n weg. Er drückte ſeine Lippen auf dieſe liebe Hand. Und für mich, was darf ich hoffen? lispelte er leiſe.

Laſſen Sie mich Ihnen die Antwort ſchuldig bleiben, verſetzte Charlotte. Wir haben nicht verſchuldet, unglücklich zu werden, aber auch nicht verdient, zuſammen glücklich zu ſein.

Der Major entfernte ſich. Charlotte'n tief im Herzen beklagend, ohne jedoch das arme abgeſchiedene Kind bedauern zu können. Ein ſolches Opfer ſchien ihm nöthig zu ihrem allſeitigen Glück. Er dachte ſich Ottilie'n, mit einem eig'nen Kind auf dem Arm, als den vollkommenſten Erſatz für Das, was ſie Eduard'en geraubt; er dachte ſich einen Sohn auf dem Schooße, der mit mehrerm Recht ſein Ebenbild trüge, als der abgeſchiedene.

So ſchmeichelnde Hoffnungen und Bilder gingen ihm durch die Seele, als er auf dem Rückwege nach dem Gaſthofe Eduard'en fand, der die ganze Nacht im Freien den Major erwartet hatte, da ihm kein Feuerzeichen, kein Donnerlaut ein glückliches Gelingen verkünden wollte. Er wußte bereits von dem Unglück, und auch er, anſtatt das arme Geſchöpf zu bedauern, ſah dieſen Fall, ohne ſich's ganz geſtehen zu wollen, als eine Fügung an, wodurch jedes Hinderniß an ſeinem Glück auf ein Mal beſeitigt wäre. Gar leicht ließ er ſich daher durch den Major bewegen, der ihm ſchnell den Entſchluß ſeiner Gattinn verkündete, wieder nach jenem Dorfe und ſodann nach der kleinen Stadt zurückzukehren, wo ſie das Nächſte überlegen und einleiten wollten.

Charlotte ſaß, nachdem der Major ſie verlaſſen hatte, nur wenige Minuten in ihre Betrachtungen verſenkt; denn ſogleich richtete Ottilie ſich auf, ihre Freundinn mit großen Augen anblickend. Erſt erhob ſie ſich von dem Schooße, dann von der Erde und ſtand vor Charlotte'n.

Zum zweiten Mal — ſo begann das herrliche Kind mit einem unüberwindlichen, anmuthigen Ernſt — zum zweiten Mal widerfährt mir Dasſelbige. Du ſagteſt mir einſt: es begegne den Menſchen in ihrem Leben oft Aehnliches auf ähnliche Weiſe, und immer in bedeutenden Augenblicken. Ich finde nun die Bemerkung wahr, und bin gedrungen, Dir ein Bekenntniß zu machen. Kurz nach meiner Mutter Tode, als ein kleines Kind, hatte ich meinen Schemmel an Dich gerückt; Du ſaßeſt auf dem Sopha wie jetzt; mein Haupt lag auf Deinen Knieen, ich ſchlief nicht, ich wachte nicht; ich ſchlummerte. Ich vernahm Alles, was um mich vorging, beſonders alle Reden ſehr deutlich; und

doch konnte ich mich nicht regen, mich nicht äußern, und wenn ich auch gewollt hätte, nicht andeuten, daß ich meiner selbst mich bewußt fühlte. Damals sprachst Du mit einer Freundinn über mich; Du bedauertest mein Schicksal, als eine arme Waise in der Welt geblieben zu sein; Du schildertest meine abhängige Lage, und wie mißlich es um mich stehen könne, wenn nicht ein besond'rer Glücksstern über mich walte. Ich faßte Alles wohl und genau, vielleicht zu streng, was Du für mich zu wünschen, was Du von mir zu fordern schienst. Ich machte mir nach meinen beschränkten Einsichten hierüber Gesetze; nach diesen habe ich lange gelebt, nach ihnen war mein Thun und Lassen eingerichtet, zu der Zeit, da Du mich liebtest, für mich sorgtest, da Du mich in Dein Haus aufnahmest, und auch noch eine Zeit hernach.

Aber ich bin aus meiner Bahn geschritten, ich habe meine Gesetze gebrochen, ich habe sogar das Gefühl derselben verloren, und nach einem schrecklichen Ereigniß klärst Du mich wieder über meinen Zustand auf, der jammervoller ist als der erste. Auf Deinem Schooße ruhend, halb erstarrt, wie aus einer fremden Welt vernehm' ich abermals Deine leise Stimme über meinem Ohr; ich vernehme, wie es mit mir selbst aussieht; ich schaudere über mich selbst; aber wie damals habe ich auch dieß Mal in meinem halben Todtenschlaf mir meine neue Bahn vorgezeichnet.

Ich bin entschlossen, wie ich's war, und wozu ich entschlossen bin, mußt Du gleich erfahren. Eduard's werd' ich nie! Auf eine schreckliche Weise hat Gott mir die Augen geöffnet, in welchem Verbrechen ich befangen bin. Ich will es büßen; und Niemand gedenke, mich von meinem Vorsatz abzubringen! Darnach, Liebe, Beste, nimm Deine Maßregeln! Laß den Major zurückkommen; schreibe ihm, daß keine Schritte geschehen. Wie ängstlich war mir, daß ich mich nicht rühren und regen konnte, als er ging. Ich wollte auffahren, aufschreien: Du solltest ihn nicht mit so frevelhaften Hoffnungen entlassen.

Charlotte sah Ottilie'ns Zustand, sie empfand ihn; aber sie hoffte, durch Zeit und Vorstellungen Etwas über sie zu gewinnen. Doch als sie einige Worte aussprach, die auf eine Zukunft, auf eine Milderung des Schmerzes, auf Hoffnung deuteten: Nein! rief Ottilie mit Erhebung: sucht mich nicht zu bewegen, nicht zu hintergehen! In dem Augenblick, in dem ich erfahre, Du habest in die Scheidung gewilligt, büße ich in demselbigen See mein Vergehen, mein Verbrechen.

Fünfzehntes Capitel.

Wenn sich in einem glücklichen, friedlichen Zusammenleben Verwandte, Freunde, Hausgenossen mehr, als nöthig und billig ist, von Dem unterhalten, was geschieht oder geschehen soll; wenn sie sich einander ihre Vorsätze, Unternehmungen, Beschäftigungen wiederholt mittheilen und ohne gerade wechselseitigen Rath anzunehmen, doch immer das ganze Leben gleichsam rathschlagend behandeln: so findet man dagegen, in wichtigen Momenten, eben da, wo es scheinen sollte, der Mensch bedürfe fremden Beistandes, fremder Bestätigung am Allermeisten, daß sich die Einzelnen auf sich selbst zurückziehen, Jedes für sich zu handeln, Jedes auf seine Weise zu wirken strebt, und indem man sich einander die einzelnen Mittel verbirgt nur erst der Ausgang, die Zwecke, das Erreichte wieder zum Gemeingut werden.

Nach so viel wundervollen und unglücklichen Ereignissen war denn auch ein gewisser stiller Ernst über die Freundinnen gekommen, der sich in einer liebenswürdigen Schonung äußerte. Ganz in der Stille hatte Charlotte das Kind nach der Capelle gesendet. Es ruhte dort als das erste Opfer eines ahnungsvollen Verhängnisses.

Charlotte kehrte sich, soviel es ihr möglich war, gegen das Leben zurück, und hier fand sie Ottilie'n zuerst, die ihres Beistandes bedurfte. Sie beschäftigte sich vorzüglich mit ihr, ohne es jedoch merken zu lassen. Sie wußte, wie sehr das himmlische Kind Eduard'en liebte; sie hatte nach und nach die Scene, die dem Unglück vorhergegangen war, herausgefors̈cht, und jeden Umstand, theils von Ottilie'n selbst, theils durch Briefe des Major's erfahren.

Ottilie von ihrer Seite erleichterte Charlotte'n sehr das augenblickliche Leben. Sie war offen, ja gesprächig, aber niemals war von dem Gegenwärtigen oder kurz Vergangenen die Rede. Sie hatte stets aufgemerkt, stets beobachtet, sie wußte viel; Das kam jetzt Alles zum Vorschein. Sie unterhielt, sie zerstreute Charlotte'n, die noch immer die stille Hoffnung nährte, ein ihr so werthes Paar verbunden zu sehen.

Allein bei Ottilie'n hing es anders zusammen. Sie hatte das Geheimniß ihres Lebensganges der Freundinn entdeckt; sie war von ihrer frühen Einschränkung, von ihrer Dienstbarkeit entbunden. Durch ihre Reue, durch ihren Entschluß fühlte sie sich auch befreit von der Last jenes Vergehens, jenes Mißgeschicks. Sie bedurfte keiner Gewalt mehr über sich selbst; sie hatte sich in der Tiefe ihres Herzens nur unter der Bedingung des völligen Entsagens verglichen, und diese Bedingung war für alle Zukunft unerläßlich.

So verfloß einige Zeit, und Charlotte fühlte, wie sehr Haus und Park, See'n, Felsen- und Baumgruppen nur traurige Empfindungen täg-

ſich in ihnen Beiden erneuerten. Daß man den Ort verändern müſſe, war allzu deutlich; wie es geſchehen ſolle, nicht ſo leicht zu entſcheiden.

Sollten die beiden Frauen zuſammenbleiben? Eduard's früherer Wille ſchien es zu gebieten, ſeine Erklärung, ſeine Drohung es nöthig zu machen; allein wie war es zu verkennen, daß beide Frauen, mit allem guten Willen, mit aller Vernunft, mit aller Anſtrengung ſich in einer peinlichen Lage neben einander befanden! Ihre Unterhaltungen waren vermeidend. Manchmal mochte man gern Etwas nur halb verſtehen, öfters wurde aber doch ein Ausdruck, wo nicht durch den Verſtand, wenigſtens durch die Empfindung, mißdeutet. Man fürchtete ſich, zu verletzen, und gerade die Furcht war am Erſten verletzbar und verletzte am Erſten.

Wollte man den Ort verändern und ſich zugleich, wenigſtens auf einige Zeit, von einander trennen, ſo trat die alte Frage wieder hervor: wo ſich Ottilie hinbegeben ſolle? Jenes große, reiche Haus hatte vergebliche Verſuche gemacht, einer hoffnungsvollen Erbtochter unterhaltende und wetteifernde Geſpielinnen zu verſchaffen. Schon bei der letzten Anweſenheit der Baroneſſe, und neuerlich durch Briefe, war Charlotte aufgefordert worden, Ottilie'n dorthin zu ſenden; jetzt brachte ſie es abermals zur Sprache. Ottilie verweigerte aber ausdrücklich, dahin zu gehen, wo ſie Dasjenige finden würde, was man große Welt zu nennen pflegt.

Laſſen Sie mich, liebe Tante, ſagte ſie, damit ich nicht eingeſchränkt und eigenſinnig erſcheine, Dasjenige ausſprechen, was zu verſchweigen, zu verbergen in einem andern Falle Pflicht wäre. Ein ſeltſam unglücklicher Menſch, und wenn er auch ſchuldlos wäre, iſt auf eine fürchterliche Weiſe gezeichnet. Seine Gegenwart erregt in Allen, die ihn ſehen, die ihn gewahr werden, eine Art von Entſetzen. Jeder will das Ungeheure ihm anſehen, was ihm auferlegt ward; Jeder iſt neugierig und ängſtlich zugleich. So bleibt ein Haus, eine Stadt, worin eine ungeheure That geſchehen, Jedem furchtbar, der ſie betritt. Dort leuchtet das Licht des Tages nicht ſo hell, und die Sterne ſcheinen ihren Glanz zu verlieren.

Wie groß, und doch vielleicht zu entſchuldigen, iſt gegen ſolche Unglückliche die Indiscretion der Menſchen, ihre alberne Zudringlichkeit und ungeſchickte Gutmüthigkeit! Verzeihen Sie mir, daß ich ſo rede; aber ich habe unglaublich mit jenem armen Mädchen gelitten, als es Luciane aus den verborgenen Zimmern des Hauſes hervorzog, ſich freundlich mit ihm beſchäftigte, es in der beſten Abſicht zu Spiel und Tanz nöthigen wollte. Als das arme Kind bange und immer bänger zuletzt floh und in Ohnmacht ſank, ich es in meine Arme faßte, die Geſellſchaft erſchreckt, aufgeregt und Jeder erſt recht neugierig auf die Unglückſelige ward: da dachte ich nicht, daß mir ein gleiches Schickſal bevorſtehe; aber mein Mitgefühl, ſo wahr und lebhaft, iſt noch lebendig. Jetzt kann ich mein Mitleiden gegen mich ſelbſt wenden und mich hüten, daß ich nicht zu ähnlichen Auftritten Anlaß gebe.

Du wirſt aber, liebes Kind, verſetzte Charlotte, dem Anblick der Menſchen Dich nirgends entziehen können. Klöſter haben wir nicht, in denen ſonſt eine Freiſtatt für ſolche Gefühle zu finden war.

Die Einſamkeit macht nicht die Freiſtatt, liebe Tante, verſetzte Ottilie. Die ſchätzenswertheſte Freiſtatt iſt da zu ſuchen, wo wir thätig ſein können. Alle Bildungen, alle Entbehrungen ſind keineswegs geeignet, uns einem ahnungsvollen Geſchick zu entziehen, wenn es uns zu verfolgen entſchieden iſt. Nur wenn ich im müßigen Zuſtande der Welt zur Schau dienen ſoll, kann iſt ſie mir widerwärtig und ängſtigt mich. Findet man mich aber freudig bei der Arbeit, unermüdet in meiner Pflicht, dann kann ich die Blicke eines Jeden aushalten, weil ich die göttlichen nicht zu ſcheuen brauche.

Ich müßte mich ſehr irren, verſetzte Charlotte, wenn Deine Neigung Dich nicht zur Penſion zurückzöge.

Ja, verſetzte Ottilie, ich läugne es nicht; ich denke es mir als eine glückliche Beſtimmung, Andere auf dem gewöhnlichen Wege zu erziehen, wenn wir auf dem ſonderbarſten erzogen worden. Und ſehen wir nicht in der Geſchichte, daß Menſchen, die wegen großer ſittlicher Unfälle ſich in die Wüſten zurückzogen, dort keineswegs, wie ſie hofften, verborgen und gedeckt waren. Sie wurden zurückgerufen in die Welt, um die Verirrten auf den rechten Weg zu führen; und wer konnte es beſſer, als die in den Ergänzen des Lebens ſchon Eingeweihten! Sie wurden berufen, den Unglücklichen beizuſtehen, und wer vermochte Das eher als ſie, denen kein irdiſches Unheil mehr begegnen konnte.

Du wählſt eine ſonderbare Beſtimmung, verſetzte Charlotte. Ich will Dir nicht widerſtreben: es mag ſein, wenn auch nur, wie ich hoffe, auf kurze Zeit.

Wie ſehr danke ich Ihnen, ſagte Ottilie, daß Sie mir dieſen Verſuch, dieſe Erfahrung gönnen wollen! Schmeichle ich mir nicht zu ſehr, ſo ſoll es mir glücken. An jenem Orte will ich mich erinnern, wie manche Prüfungen ich beſtanden, und wie klein, wie nichtig ſie waren gegen die, die ich nachher erfahren mußte. Wie heiter werde ich die Verlegenheiten der jungen

Aufſchöſslinge betrachten, bei ihren kindlichen Schmerzen lächeln und ſie mit leiſer Hand aus allen kleinen Verirrungen herausführen. Der Glückliche iſt nicht geeignet, Glücklichen vorzuſtehen; es liegt in der menſchlichen Natur, immer mehr von ſich und von Andern zu fordern, je mehr man empfangen hat. Nur der Unglückliche, der ſich erhebt, weiß für ſich und Andere das Gefühl zu nähren, daß auch ein mäßiges Gute mit Entzücken genoſſen werden ſoll.

Laß mich gegen Deinen Verſatz, ſagte Charlotte zuletzt nach einigem Bedenken, noch einen Einwurf anführen, der mir das Wichtigſte ſcheint. Es iſt nicht von Dir, es iſt von einem Dritten die Rede. Die Geſinnungen des guten, vernünftigen, frommen Gehülfen ſind Dir bekannt; auf dem Wege, den Du gehſt, wirſt Du ihm jeden Tag werther und unentbehrlicher ſein. Da er ſchon jetzt, ſeinem Gefühl nach, nicht gern ohne Dich leben mag, ſo wird er auch künftig, wenn er einmal Deiner Mitwirkung gewohnt iſt, ohne Dich ſein Geſchäft nicht mehr verwalten können. Du wirſt ihm Anfangs darin beiſtehen, um es ihm hernach zu verleiden.

Das Geſchick iſt nicht ſanft mit mir verfahren, verſetzte Ottilie; und wer mich liebt, hat vielleicht nicht viel Beſſeres zu erwarten. So gut und verſtändig, als der Freund iſt, ebenſo, hoffe ich, wird ſich in ihm auch die Empfindung eines reinen Verhältniſſes zu mir entwickeln; er wird in mir eine geweihte Perſon erblicken, die nur dadurch ein ungeheures Uebel für ſich und Andere vielleicht aufzuwiegen vermag, wenn ſie ſich dem Heiligen widmet, das, uns unſichtbar umgebend, allein gegen die ungeheuern zudringenden Mächte beſchirmen kann.

Charlotte nahm Alles, was das liebe Kind ſo herzlich geäußert, zur ſtillen Ueberlegung. Sie hatte verſchiedentlich, obgleich auf das Leiſeſte, angeforſcht, ob nicht eine Annäherung Ottilie's zu Eduard'en denkbar ſei; aber auch nur die leiſeſte Erwähnung, die mindeſte Hoffnung, der kleinſte Verdacht ſchien Ottilie'n auf's Tiefſte zu rühren; ja ſie ſprach ſich einſt, da ſie es nicht umgehen konnte, hierüber ganz deutlich aus.

Wenn Dein Entſchluß, entgegnete ihr Charlotte, Eduard'en zu entſagen, ſo feſt und unveränderlich iſt, ſo hüte Dich nur vor der Gefahr des Wiederſehens. In der Entfernung von dem geliebten Gegenſtande ſcheinen wir, je lebhafter unſere Neigung iſt, deſto mehr Herr von uns ſelbſt zu werden, indem wir die ganze Gewalt der Leidenſchaft, wie ſie ſich nach Außen erſtreckte, nach Innen wenden; aber wie bald, wie geſchwind ſind wir aus dieſem Irrthum geriſſen, wenn Dasjenige, was wir entbehren zu können glaubten, auf ein Mal wieder als unentbehrlich vor unſern Augen ſteht! Thue jetzt, was Du Deinen Zuſtänden am Gemäßeſten hältſt; prüfe Dich, ja verändere lieber Deinen gegenwärtigen Entſchluß, aber aus Dir ſelbſt, aus freiem, wollendem Herzen. Laß Dich nicht zufällig, nicht durch Ueberraſchung in die vorigen Verhältniſſe wieder hineinziehen: dann gibt es erſt einen Zwieſpalt im Gemüth, der unerträglich iſt. Wie geſagt, ehe Du dieſen Schritt thuſt, ehe Du Dich von mir entfernſt und ein neues Leben anfängſt, das Dich, wer weiß auf welche Wege leitet: ſo bedenke noch ein Mal, ob Du denn wirklich für alle Zukunft Eduard'en entſagen kannſt. Haſt Du Dich aber hierzu beſtimmt, ſo ſchließen wir einen Bund, daß Du Dich mit ihm nicht einlaſſen wollſt, ſelbſt nicht in eine Unterredung, wenn er Dich aufſuchen, wenn er ſich zu Dir drängen ſollte. Ottilie beſann ſich nicht einen Augenblick, ſie gab Charlotte'n das Wort, das ſie ſich ſchon ſelbſt gegeben hatte.

Nun aber ſchwebte Charlotte'n immer noch jene Drohung Eduard's vor der Seele, daß er Ottilie'n nur ſo lange entſagen könne, als ſie ſich von Charlotte'n nicht trennte. Es hatten ſich zwar ſeit der Zeit die Umſtände ſo verändert, es war ſo Mancherlei vorgefallen, daß jenes vom Augenblick ihm abgedrungene Wort gegen die folgenden Ereigniſſe für aufgehoben zu achten war; dennoch wollte ſie auch im entfernteſten Sinne weder Etwas wagen, noch Etwas vornehmen, das ihn verletzen könnte, und ſo ſollte Mittler in dieſem Falle Eduard's Geſinnungen erforſchen.

Mittler hatte ſeit dem Tode des Kindes Charlotte'n öfters, obgleich nur auf Augenblicke, beſucht. Dieſer Unfall, der ihm die Wiedervereinigung beider Gatten höchſt unwahrſcheinlich machte, wirkte gewaltſam auf ihn; aber immer noch ſeiner Sinnesweiſe hoffend und ſtrebend, freute er ſich nun im Stillen über den Entſchluß Ottilie's. Er vertraute der lindernden, vorüberziehenden Zeit, dachte noch immer, die beiden Gatten zuſammenzuhalten, und ſah dieſe leidenſchaftlichen Bewegungen nur als Prüfungen ehelicher Liebe und Treue an.

Charlotte hatte gleich Anfangs den Major von Ottilie's erſter Erklärung ſchriftlich unterrichtet, ihn auf das Inſtändigſte gebeten, Eduard'en dahin zu vermögen, daß keine weitern Schritte geſchähen, daß man ſich ruhig verhalte, daß man abwarte, ob das Gemüth des ſchönen Kindes ſich wieder herſtelle. Auch von den ſpätern Ereigniſſen und Geſinnungen hatte ſie das Nöthige mitgetheilt, und nun war freilich Mittler'n die ſchwierige Aufgabe übertragen, auf eine Veränderung des Zuſtandes Eduard'en vorzubereiten. Mittler aber, wohl wiſſend, daß

man das Geſchehene ſich eher gefallen läßt, als daß man in ein noch zu Geſchehendes einwilligt, überredete Charlotte'n: es ſei das Beſte, Ottilie'n gleich nach der Penſion zu ſchicken.

Deßhalb wurden, ſobald er weg war, Anſtalten zur Reiſe gemacht. Ottilie packte zuſammen, aber Charlotte ſah wohl, daß ſie weder das ſchöne Köfferchen, noch irgend Etwas daraus mitzunehmen ſich anſchickte. Die Freundinn ſchwieg und ließ das ſchweigende Kind gewähren. Der Tag der Abreiſe kam herbei; Charlotte'ns Wagen ſollte Ottilie'n den erſten Tag bis in ein bekanntes Nacht-Quartier, den zweiten bis in die Penſion bringen; Nanny ſollte ſie begleiten und ihre Dienerinn bleiben. Das leidenſchaftliche Mädchen hatte ſich gleich nach dem Tode des Kindes wieder an Ottilie'n zurückgefunden und hing nun an ihr wie ſonſt durch Natur und Neigung; ja ſie ſchien durch unterhaltende Redſeligkeit das bisher Verſäumte wieder nachbringen und ſich ihrer geliebten Herrinn völlig widmen zu wollen. Ganz außer ſich war ſie nun über das Glück, mitzureiſen, fremde Gegenden zu ſehen, da ſie noch niemals außer ihrem Geburtsort geweſen, und rannte vom Schloſſe in's Dorf, zu ihren Eltern, Verwandten, um ihr Glück zu verkündigen und Abſchied zu nehmen. Unglücklicher Weiſe traf ſie dabei in die Zimmer der Maſernkranken und empfand ſogleich die Folgen der Anſteckung. Man wollte die Reiſe nicht aufſchieben; Ottilie drang ſelbſt darauf; ſie hatte den Weg ſchon gemacht, ſie kannte die Wirthsleute, bei denen ſie einkehren ſollte, der Kutſcher vom Schloſſe führte ſie; es war Nichts zu beſorgen.

Charlotte widerſetzte ſich nicht; auch ſie eilte ſchon in Gedanken aus dieſen Umgebungen weg, nur wollte ſie noch die Zimmer, die Ottilie im Schloß bewohnt hatte, wieder für Eduard'en einrichten, gerade ſo, wie ſie vor der Ankunft des Hauptmanns geweſen. Die Hoffnung, ein altes Glück wiederherzuſtellen, flammt immer ein Mal wieder in dem Menſchen auf, und Charlotte war zu ſolchen Hoffnungen abermals berechtigt, ja genöthigt.

Sechzehntes Capitel.

Als Mittler gekommen war, ſich mit Eduard'en über die Sache zu unterhalten, fand er ihn allein, den Kopf in die rechte Hand gelehnt, den Arm auf den Tiſch geſtemmt. Er ſchien ſehr zu leiden. Plagt Ihr Kopfweh Sie wieder? fragte Mittler. Es plagt mich, verſetzte Jener; und doch kann ich es nicht haſſen; denn es erinnert mich an Ottilie'n. Vielleicht leidet auch ſie jetzt, denk' ich, auf ihren linken Arm geſtützt, und leidet wohl mehr als ich. Und warum ſoll ich es nicht tragen, wie ſie? Dieſe Schmerzen ſind mir heilſam, ſind mir, ich kann beinah' ſagen, wünſchenswerth; denn nur mächtiger, deutlicher, lebhafter ſchwebt mir das Bild ihrer Geduld, von allen ihren übrigen Vorzügen begleitet, vor der Seele; nur im Leiden empfinden wir recht vollkommen alle die großen Eigenſchaften, die nöthig ſind, um es zu ertragen.

Als Mittler den Freund in dieſem Grade reſignirt fand, hielt er mit ſeinem Anbringen nicht zurück, das er jedoch ſtufenweiſe, wie der Gedanke bei den Frauen entſprungen, wie er nach und nach zum Vorſatz gereift war, hiſtoriſch vortrug. Eduard äußerte ſich kaum dagegen. Aus dem Wenigen, was er ſagte, ſchien hervorzugehen, daß er Jenen Alles überlaſſe; ſein gegenwärtiger Schmerz ſchien ihn gegen Alles gleichgiltig gemacht zu haben.

Kaum aber war er allein, ſo ſtand er auf und ging in dem Zimmer hin und wieder. Er fühlte ſeinen Schmerz nicht mehr, er war ganz außer ſich beſchäftigt. Schon unter Mittler's Erzählung hatte die Einbildungskraft des Liebenden ſich lebhaft ergangen. Er ſah Ottilie'n allein oder ſo gut als allein, auf wohlbekanntem Wege, in einem gewohnten Wirthshauſe, deſſen Zimmer er ſo oft betreten; er dachte, er überlegte, oder vielmehr, er dachte, er überlegte nicht; er wünſchte, er wollte nur. Er mußte ſie ſehen, ſie ſprechen. Wozu, warum, was daraus entſtehen ſollte? davon konnte die Rede nicht ſein. Er widerſtand nicht, er mußte.

Der Kammerdiener ward in's Vertrauen gezogen, und erforſchte ſogleich Tag und Stunde, wann Ottilie reiſen würde. Der Morgen brach an; Eduard ſäumte nicht, unbegleitet ſich zu Pferde dahin zu begeben, wo Ottilie übernachten ſollte. Er kam nur allzu zeitig dort an; die überraſchte Wirthinn empfing ihn mit Freuden; ſie war ihm ein großes Familien-Glück ſchuldig geworden. Er hatte ihrem Sohn, der als Soldat ſich ſehr brav gehalten, ein Ehrenzeichen verſchafft, indem er deſſen That, wobei er allein gegenwärtig geweſen, heraushob, mit Eifer bis vor den Feldherrn brachte und die Hinderniſſe einiger Mißwollenden überwand. Sie wußte nicht, was ſie ihm Alles zu Liebe thun ſollte. Sie räumte ſchnell in ihrer Putzſtube, die freilich auch zugleich Garderobe und Vorrathskammer war, möglichſt zuſammen; allein er kündigte ihr die Ankunft eines Frauenzimmers an, die hier herein ziehen ſollte, und ließ für ſich eine Kammer hinten auf dem Gange nothdürftig einrichten. Der Wirthinn erſchien die Sache geheimnißvoll, und es war ihr angenehm, ihrem Gönner, der ſich dabei ſehr intereſſirt und thätig zeigte, etwas Gefälliges zu erweiſen. Und er, mit welcher Empfindung

brachte er die lange Zeit bis zum Abend hin! Er betrachtete das Zimmer eings umher, in dem er ſie ſehen ſollte; es ſchien ihm in ſeiner ganzen häuslichen Seltſamkeit ein himmliſcher Aufenthalt. Was dachte er ſich nicht Alles aus, ob er Ottilie'n überraſchen, ob er ſie vorbereiten ſollte! Endlich gewann die letzte Meinung Oberhand; er ſetzte ſich hin und ſchrieb. Dieß Blatt ſollte ſie empfangen.

Eduard an Ottilie'n.

Indem Du dieſen Brief lieſeſt, Geliebteſte, bin ich in Deiner Nähe! Du mußt nicht erſchrecken, Dich nicht entſetzen; Du haſt von mir Nichts zu befürchten. Ich werde mich nicht zu Dir drängen. Du ſiehſt mich nicht eher, als Du es erlaubſt.

Bedenke vorher Deine Lage, die meinige. Wie ſehr danke ich Dir, daß Du keinen entſcheidenden Schritt zu thun vorhaſt! Aber bedeutend genug iſt er, thu' ihn nicht! Hier, auf einer Art von Scheideweg, überlege nochmals: kannſt Du mein ſein, willſt Du mein ſein? O, Du erzeigſt uns Allen eine große Wohlthat und mir eine überſchwengliche!

Laß mich Dich wiederſehen, Dich mit Freuden wiederſehen. Laß mich die ſchöne Frage mündlich thun, und beantworte ſie mir mit Deinem ſchönen Selbſt. An meine Bruſt, Ottilie! hierher, wo Du manchmal geruht haſt und wo Du immer hingehörſt! —

Indem er ſchrieb, ergriff ihn das Gefühl, ſein Höchſterſehntes nahe ſich, es werde nun gleich gegenwärtig ſein. In dieſer Thüre wird ſie hereintreten, dieſen Brief wird ſie leſen, wirklich wird ſie, wie ſonſt, vor mir daſtehen, deren Erſcheinung ich mir ſo oft herbeiſehnte. Wird ſie noch Dieſelbe ſein? Hat ſich ihre Geſtalt, haben ſich ihre Geſinnungen verändert? Er hielt die Feder noch in der Hand, er wollte ſchreiben, wie er dachte; aber der Wagen rollte in den Hof. Mit flüchtiger Feder ſetzte er noch hinzu: Ich höre Dich kommen. Auf einen Augenblick leb' wohl!

Er faltete den Brief, überſchrieb ihn; zum Siegeln war es zu ſpät. Er ſprang in die Kammer, durch die er nachher auf den Gang zu gelangen wußte, und Augenblicks fiel ihm ein, daß er die Uhr mit dem Petſchaft noch auf dem Tiſch gelaſſen. Sie ſollte dieſe nicht zuerſt ſehen; er ſprang zurück und holte ſie glücklich weg. Vom Vorſaal her vernahm er ſchon die Wirthinn, die auf das Zimmer losging, um es dem Gaſt anzuweiſen. Er eilte gegen die Kammerthür, aber ſie war zugefahren. Den Schlüſſel hatte er bei'm Hineinſprengen heruntergeworfen; der lag inwendig; das Schloß war zugeſchnappt, und er ſtand gebannt. Heftig drängte er an der Thüre; ſie gab nicht nach. O, wie hätte er gewünſcht, als ein Geiſt durch die Spalten zu ſchlüpfen! Vergebens! Er verbarg ſein Geſicht an den Thürpfoſten. Ottilie trat herein, die Wirthinn, als ſie ihn erblickte, zurück. Auch Ottilie'n konnte er nicht einen Augenblick verborgen bleiben. Er wendete ſich gegen ſie, und ſo ſtanden die Liebenden abermals auf die ſeltſamſte Weiſe gegen einander. Sie ſah ihn ruhig und ernſthaft an, ohne vor- oder zurückzugehen; und als er eine Bewegung machte, ſich ihr zu nähern, trat ſie einige Schritte zurück bis an den Tiſch. Auch er trat wieder zurück. Ottilie, rief er aus, laß mich das furchtbare Schweigen brechen! Sind wir nur Schatten, die einander gegenüberſtehen? Aber vor allen Dingen höre! es iſt Zufall, daß Du mich gleich jetzt hier findeſt. Neben Dir liegt ein Brief, der Dich vorbereiten ſollte. Lies, ich bitte Dich, lies ihn, und dann beſchließe, was Du kannſt!

Sie blickte herab auf den Brief und nach einigem Beſinnen nahm ſie ihn auf, erbrach und las ihn. Ohne die Miene zu verändern, hatte ſie ihn geleſen, und ſo legte ſie ihn leiſe weg! Dann drückte ſie die flachen, in die Höhe gehobenen Hände zuſammen, führte ſie gegen die Bruſt, indem ſie ſich nur wenig vorwärts neigte, und ſah den dringend Fordernden mit einem ſolchen Blick an, daß er von Allem abzuſtehen genöthigt war, was er verlangen oder wünſchen mochte. Dieſe Bewegung zerriß ihm das Herz. Er konnte den Anblick, er konnte die Stellung Ottilie'ns nicht ertragen. Es ſah völlig aus, als würde ſie in die Knie ſinken, wenn er beharrte. Er eilte verzweifelnd zur Thür hinaus und ſchickte die Wirthinn zu der Einſamen.

Er ging auf dem Vorſaal auf und ab. Es war Nacht geworden, im Zimmer blieb es ſtille. Endlich trat die Wirthinn heraus und zog den Schlüſſel ab. Die gute Frau war gerührt, war verlegen, ſie wußte nicht, was ſie thun ſollte. Zuletzt im Weggehen bot ſie den Schlüſſel Eduard'en an, der ihn ablehnte. Sie ließ das Licht ſtehen und entfernte ſich.

Eduard im tiefſten Schlummer warf ſich auf Ottilie'ns Schwelle, die er mit ſeinen Thränen benetzte. Jammervoller brachten kaum jemals in ſolcher Nähe Liebende eine Nacht zu.

Der Tag brach an; der Kutſcher trieb, die Wirthinn ſchloß auf und trat in das Zimmer. Sie fand Ottilie'n angekleidet eingeſchlafen, ſie ging zurück und winkte Eduard'en mit einem theilnehmenden Lächeln. Beide traten vor die Schlafende; aber auch dieſen Anblick vermochte Eduard nicht auszuhalten. Die Wirthinn wagte nicht, das ruhige Kind zu wecken; ſie ſetzte ſich gegenüber. Endlich ſchlug Ottilie die ſchönen

Augen auf und richtete ſich auf ihre Füße. Sie lehnt das Frühſtück ab, und nun tritt Eduard vor ſie. Er bittet ſie inſtändig, nur ein Wort zu reden, ihren Willen zu erklären: er wolle allen ihren Willen, ſchwört er; aber ſie ſchweigt. Nochmals fragt er ſie liebevoll und dringend, ob ſie ihm angehören wolle. — Wie lieblich bewegt ſie, mit niedergeſchlagenen Augen, ihr Haupt zu einem ſanften Nein! Er fragt, ob ſie nach der Penſion wolle? Gleichgiltig verneint ſie Das. Aber als er fragt, ob er ſie zu Charlotte'n zurückfahren dürfe, bejaht ſie's mit einem getroſten Neigen des Hauptes. Er eilt an's Fenſter, dem Kutſcher Befehle zu geben; aber hinter ihm weg iſt ſie, wie der Blitz, zur Stube hinaus, die Treppe hinab in dem Wagen. Der Kutſcher nimmt den Weg nach dem Schloſſe zurück; Eduard folgt zu Pferde in einiger Entfernung.

Siebenzehntes Capitel.

Wie höchſt überraſcht war Charlotte, als ſie Ottilie'n vorfahren und Eduard'en zu Pferde ſogleich in den Schloßhof hereinſprengen ſah. Sie eilte bis zur Thürſchwelle; Ottilie ſteigt aus und nähert ſich mit Eduard'en. Mit Eifer und Gewalt faßt ſie die Hände beider Ehegatten, drückt ſie zuſammen und eilt auf ihr Zimmer. Eduard wirft ſich Charlotte'n um den Hals und zerfließt in Thränen; er kann ſich nicht erklären, bittet, Geduld mit ihm zu haben, Ottilie'n beizuſtehen, ihr zu helfen. Charlotte eilt auf Ottilie'ns Zimmer und ihr ſchaudert, da ſie hineintritt. Es war ſchon ganz ausgeräumt, nur die leeren Wände ſtanden da; es erſchien ſo weitläufig als unerfreulich. Man hatte Alles weggetragen, nur das Käſtchen, unſchlüſſig, wo man es hinſtellen ſollte, in der Mitte des Zimmers ſtehen gelaſſen. Ottilie lag auf dem Boden, Arm und Haupt über den Koffer geſtreckt. Charlotte bemüht ſich um ſie, fragt, was vorgegangen, und erhält keine Antwort.

Sie läßt ihr Mädchen, das mit Erquickungen kommt, bei Ottilie'n und eilt zu Eduard'en. Sie findet ihn im Saal; auch er beichtet ſie nicht. Er wirft ſich vor ihr nieder, er badet ihre Hände in Thränen, er flieht auf ſein Zimmer, und als ſie ihm nachfolgen will, begegnet ihr der Kammerdiener, der ſie aufklärt, ſoweit er vermag. Das Uebrige denkt ſie ſich zuſammen und dann ſogleich mit Entſchloſſenheit an Das, was der Augenblick fordert. Ottilie'ns Zimmer iſt auf's Baldigſte wieder eingerichtet; Eduard hat die Seinigen angetroffen, bis auf das letzte Papier, wie er ſie verlaſſen.

Die Dreie ſcheinen ſich wieder gegen einander zu finden; aber Ottilie fährt fort zu ſchweigen und Eduard vermag Nichts, als ſeine Gattinn um Geduld zu bitten, die ihm ſelbſt zu fehlen ſcheint. Charlotte ſendet Boten an Mittler'n und an den Major. Jener war nicht anzutreffen; Dieſer kommt. Gegen ihn ſchüttet Eduard ſein Herz aus, ihm geſteht er jeden kleinſten Umſtand; und ſo erfährt Charlotte, was begegnet, was die Lage ſo ſonderbar verändert, was die Gemüther aufgeregt.

Sie ſpricht auf's Liebevollſte mit ihrem Gemahl. Sie weiß keine andere Bitte zu thun, als nur, daß man das Kind gegenwärtig nicht beſtürmen möge. Eduard fühlt den Werth, die Liebe, die Vernunft ſeiner Gattinn; aber ſeine Neigung beherrſcht ihn ausſchließlich. Charlotte macht ihm Hoffnung, verſpricht ihm, in die Scheidung zu willigen. Er traut nicht; er iſt ſo krank, daß ihn Hoffnung und Glaube abwechſelnd verlaſſen; er dringt in Charlotte'n, ſie ſoll dem Major ihre Hand zuſagen; eine Art von wahnſinnigem Unmuth hat ihn ergriffen. Charlotte, ihn zu beſänftigen, ihn zu erhalten, thut, was er fordert. Sie ſagt dem Major ihre Hand zu, auf den Fall, daß Ottilie ſich mit Eduard'en verbinden wolle, jedoch unter ausdrücklicher Bedingung, daß die beiden Männer für den Augenblick zuſammen eine Reiſe machen. Der Major hat für ſeinen Hof ein auswärtiges Geſchäft, und Eduard verſpricht, ihn zu begleiten. Man macht Anſtalten und man beruhigt ſich einiger Maßen, indem wenigſtens Etwas geſchieht.

Unterdeſſen kann man bemerken, daß Ottilie kaum Speiſe noch Trank zu ſich nimmt, indem ſie immerfort bei ihrem Schweigen verharrt. Man redet ihr zu, ſie wird ängſtlich; man unterläßt es. Denn haben wir nicht meiſtentheils die Schwäche, daß wir Jemanden auch zu ſeinem Beſten nicht gern quälen mögen. Charlotte ſann alle Mittel durch, endlich gerieth ſie auf den Gedanken, jenen Gehülfen aus der Penſion kommen zu laſſen, der über Ottilie'n viel vermochte, der wegen ihres unvermutheten Außenbleibens ſich ſehr freundlich geäußert, aber keine Antwort erhalten hatte.

Man ſpricht, um Ottilie'n nicht zu überraſchen, von dieſem Vorſatz in ihrer Gegenwart. Sie ſcheint nicht einzuſtimmen; ſie bedenkt ſich; endlich ſcheint ein Entſchluß in ihr zu reifen, ſie eilt nach ihrem Zimmer und ſendet noch vor Abend an die Verſammelten folgendes Schreiben.

Ottilie den Freunden.

Warum ſoll ich ausdrücklich ſagen, meine Geliebten, was ſich von ſelbſt verſteht? Ich bin aus meiner Bahn geſchritten und ich ſoll

nicht wieder hinein. Ein feindſeliger Dämon, der Macht über mich gewonnen, ſcheint mich von Außen zu hindern, hätte ich mich auch mit mir ſelbſt wieder zur Einigkeit gefunden.

Ganz rein war mein Vorſatz, Eduard'en zu entſagen, mich von ihm zu entfernen. Ihm hoffte ich nicht wieder zu begegnen. Es iſt anders geworden; er ſtand ſelbſt gegen ſeinen eigenen Willen vor mir. Mein Verſprechen, mich mit ihm in keine Unterredung einzulaſſen, habe ich vielleicht zu buchſtäblich genommen und gedeutet. Nach Gefühl und Gewiſſen des Augenblicks ſchwieg ich, verſtummt' ich vor dem Freunde, und nun habe ich Nichts mehr zu ſagen. Ein ſtrenges Ordens-Gelübde, welches Den, der es mit Ueberlegung eingeht, vielleicht unbequem ängſtiget, habe ich, zufällig vom Gefühl durchdrungen, über mich genommen. Laßt mich darin beharren, ſo lange mir das Herz gebietet. Berufe keine Mittelsperſon! Dringt nicht in mich, daß ich reden, daß ich mehr Speiſe und Trank genießen ſoll, als ich höchſtens bedarf. Helft mir durch Nachſicht und Geduld über dieſe Zeit hinweg. Ich bin jung, die Jugend ſtellt ſich unverſehens wieder her. Duldet mich in Eu're Gegenwart, erfreut mich durch Eu're Liebe, belehrt mich durch Eu're Unterhaltung, aber mein Inneres überlaßt mir ſelbſt!

Die längſt vorbereitete Abreiſe der Männer unterblieb, weil jenes auswärtige Geſchäft des Majors ſich verzögerte; wie erwünſcht für Eduard! Nun, durch Ottilie'ns Blatt auf's Neue angeregt, durch ihre troſtvollen, hoffnunggebenden Worte wieder ermuthigt und zu ſtandhaftem Ausharren berechtigt, erklärte er auf ein Mal: er werde ſich nicht entfernen. Wie thöricht, rief er aus, das Unentbehrlichſte, Nothwendigſte vorſätzlich, voreilig wegzuwerfen, das, wenn uns auch der Verluſt bedroht, vielleicht noch zu erhalten wäre! Und was ſoll es heißen? Doch nur, daß der Menſch ja ſcheine, wollen, wählen zu können. So habe ich oft, beherrſcht von ſolchem albernen Dünkel, Stunden, ja Tage zu früh, mich von Freunden losgeriſſen, um nur nicht von dem letzten unausweichlichen Termin entſchieden gezwungen zu werden. Dieß Mal aber will ich bleiben. Warum ſoll ich mich entfernen? Iſt ſie nicht ſchon von mir entfernt? Es fällt mir nicht ein, ihre Hand zu faſſen, ſie an mein Herz zu drücken; ſogar darf ich es nicht denken, es ſchaudert mir. Sie hat ſich nicht von mir weg, ſie hat ſich über mich weggehoben.

Und ſo blieb er, wie er wollte, wie er mußte. Aber auch dem Behagen glich Nichts, wenn er ſich mit ihr zuſammenfand. Und ſo war auch ihr dieſelbe Empfindung geblieben; auch ſie konnte ſich dieſer ſeligen Nothwendigkeit nicht entziehen. Nach wie vor, übten ſie eine unbeſchreibliche, faſt magiſche Anziehungskraft gegen einander aus. Sie wohnten unter einem Dache; aber ſelbſt ohne gerade an einander zu denken, mit andern Dingen beſchäftigt, von der Geſellſchaft hin und her gezogen, näherten ſie ſich einander. Fanden ſie ſich in einem Saale, ſo dauerte es nicht lange, und ſie ſtanden, ſie ſaßen neben einander. Nur die nächſte Nähe konnte ſie beruhigen, aber auch völlig beruhigen, und dieſe Nähe war genug; nicht eines Blickes, nicht eines Wortes, keiner Berührung bedurfte es, nur des reinen Zuſammenſeins. Dann waren es nicht zwei Menſchen; es war nur ein Menſch im bewußtloſen, vollkommenen Behagen, mit ſich ſelbſt zufrieden und mit der Welt. Ja, hätte man Ein's von Beiden am letzten Ende der Wohnung feſtgehalten, das Andere hätte ſich nach und nach von ſelbſt, ohne Vorſatz, zu ihm hinbewegt. Das Leben war ihnen ein Räthſel, deſſen Auflöſung ſie nur miteinander fanden.

Ottilie war durchaus heiter und gelaſſen, ſo daß man ſich über ſie völlig beruhigen konnte. Sie entfernte ſich wenig aus der Geſellſchaft, nur hatte ſie es erlangt, allein zu ſpeiſen. Niemand als Nanny bediente ſie.

Was einem jeden Menſchen gewöhnlich begegnet, wiederholt ſich mehr, als man glaubt, weil ſeine Natur hierzu die nächſte Beſtimmung gibt. Character, Individualität, Neigung, Richtung, Oertlichkeit, Umgebungen und Gewohnheiten bilden zuſammen ein Ganzes, in welchem jeder Menſch, wie in einem Elemente, in einer Atmoſphäre ſchwimmt, worin es ihm allein bequem und behaglich iſt. Und ſo finden wir die Menſchen, über deren Veränderlichkeit ſo viele Klage geführt wird, nach vielen Jahren zu unſerm Erſtaunen unverändert, und nach äußern und innern unendlichen Anregungen unveränderlich.

So bewegte ſich auch in dem täglichen Zuſammenleben unſerer Freunde faſt Alles wieder in dem alten Gleiſe. Noch immer äußerte Ottilie ſtillſchweigend durch manche Gefälligkeit ihr zuvorkommendes Weſen; und ſo Jedes nach ſeiner Art. Auf dieſe Weiſe zeigte ſich der häusliche Cirkel als ein Scheinbild des vorigen Lebens, und der Wahn, als ob noch Alles beim Alten ſei, war vergeblich.

Die herbſtlichen Tage, an Länge jenen Frühlingstagen gleich, riefen die Geſellſchaft um eben die Stunde aus dem Freien in's Haus zurück. Der Schmuck an Früchten und Blumen, der dieſer Zeit eigen iſt, ließ glauben, als wenn es der Herbſt jenes erſten Frühlings wäre;

Die Thiere.

Bey'm Schmauſe,
Aus dem Haus
Zum Schorſtein hinaus!

Mephiſtopheles.

Wie lange pflegt ſie wohl zu ſchwärmen?

Die Thiere.

So lang' wir uns die Pfoten wärmen.

Mephiſtopheles zu Fauſt.

Wie findeſt du die zarten Thiere?

Fauſt.

So abgeſchmackt, als ich nur etwas ſah!

Mephiſtopheles.

Nein, ein Diſcurs wie dieſer da,
Iſt g'rade der, den ich am liebſten führe.

Der Kater

macht ſich herbey und ſchmeichelt dem Mephiſtopheles.

O würfle nur gleich,
Und mache mich reich,

die Zwischenzeit war in's Vergessen gefallen. Denn nun blühten die Blumen, dergleichen man in jenen ersten Tagen auch gesäet hatte; nun reiften Früchte an den Bäumen, die man damals blühen gesehen.

Der Major ging ab und zu; auch Mittler ließ sich öfter sehen. Die Abendübungen waren meistens regelmäßig. Eduard las gewöhnlich; lebhafter, gefühlvoller, besser, ja sogar heiterer, wenn man will, als jemals. Es war, als wenn er, so gut durch Fröhlichkeit als durch Gefühl, Ottilie's Erstarren wieder beleben, ihr Schweigen wieder auflösen wollte. Er setzte sich wie vormals, daß sie ihm in's Buch sehen konnte, ja, er ward unruhig, zerstreut, wenn sie nicht hinein sah, wenn er nicht gewiß war, daß sie seinen Worten mit ihren Augen folgte.

Jedes unerfreuliche, unbequeme Gefühl der mittlern Zeit war ausgelöscht. Keines trug mehr dem Andern Etwas nach; jede Art von Bitterkeit war verschwunden. Der Major begleitete mit der Violine das Clavier-Spiel Charlotte's, sowie Eduard's Flöte mit Ottilie's Behandlung des Saiten-Instruments wieder wie vormals zusammentraf. So rückte man dem Geburtstage Eduard's näher, dessen Feier man vor einem Jahre nicht erreicht hatte. Er sollte ohne Festlichkeit, in stillem, freundlichem Behagen dieß Mal gefeiert werden. So war man, halb stillschweigend, halb ausdrücklich, miteinander übereingekommen. Doch je näher diese Epoche heranrückte, vermehrte sich das Feierliche in Ottilie's Wesen, das man bisher mehr empfunden als bemerkt hatte. Sie schien im Garten oft die Blumen zu mustern; sie hatte dem Gärtner angedeutet, die Sommergewächse aller Art zu schonen, und sich besonders bei den Astern aufgehalten, die gerade dieses Jahr in unmäßiger Menge blühten.

Achtzehntes Capitel.

Das Bedeutendste jedoch, was die Freunde mit stiller Aufmerksamkeit beobachteten, war, daß Ottilie den Koffer zum ersten Mal ausgepackt und daraus Verschiedenes gewählt und abgeschnitten hatte, was zu einem einzigen, aber vollen Anzug hinreichte. Als sie das Uebrige mit Beihülfe Nanny's wieder einpacken wollte, konnte sie kaum damit zu Stande kommen; der Raum war übervoll, obgleich schon ein Theil herausgenommen war. Das junge habgierige Mädchen konnte sich nicht satt sehen, besonders da sie auch für alle kleinern Stücke des Anzugs gesorgt fand. Schuhe, Strümpfe, Strumpfbänder mit Devisen, Handschuhe und so manches Andere war noch übrig. Sie bat Ottilie'n, ihr nur Etwas davon zu schenken. Diese verweigerte es, zog aber sogleich die Schublade einer Commode heraus und ließ das Kind wählen, das hastig und ungeschickt zugriff und mit der Beute gleich davon lief, um den übrigen Hausgenossen ihr Glück zu verkünden und vorzuzeigen.

Zuletzt gelang es Ottilie'n, Alles sorgfältig wieder einzuschichten; sie öffnete hierauf ein verborgenes Fach, das im Deckel angebracht war. Dort hatte sie kleine Zettelchen und Briefe Eduard's, mancherlei aufgetrocknete Blumenerinnerungen früherer Spaziergänge, eine Locke ihres Geliebten und was sonst noch verborgen. Noch Eins fügte sie hinzu — es war das Porträt ihres Vaters — und verschloß das Ganze, worauf sie den zarten Schlüssel an dem goldnen Kettchen wieder um den Hals an ihre Brust hing.

Mancherlei Hoffnungen waren indeß in dem Herzen der Freunde rege geworden. Charlotte war überzeugt, Ottilie werde auf jenen Tag wieder zu sprechen anfangen; denn sie hatte bisher eine heimliche Geschäftigkeit bewiesen, eine Art von heiterer Selbstzufriedenheit, ein Lächeln, wie es Demjenigen auf dem Gesichte schwebt, der Geliebten etwas Gutes und Erfreuliches verbirgt. Niemand wußte, daß Ottilie gar manche Stunde in großer Schwachheit hinbrachte, aus der sie sich nur für die Zeiten, wo sie erschien, durch Geisteskraft emporhielt.

Mittler hatte sich diese Zeit öfter sehen lassen und war länger geblieben, als sonst gewöhnlich. Der hartnäckige Mann wußte nur zu wohl, daß es einen gewissen Moment gibt, wo allein das Eisen zu schmieden ist. Ottilie's Schweigen, sowie ihre Weigerung legte er zu seinen Gunsten aus. Es war bisher kein Schritt zu Scheidung der Gatten geschehen; er hoffte das Schicksal des guten Mädchens auf irgend eine andere günstige Weise zu bestimmen; er horchte, er gab nach, er gab zu verstehen und führte sich nach seiner Weise klug genug auf.

Allein überwältigt war er stets, sobald er Anlaß fand, sein Räsonnement über Materien zu äußern, denen er eine große Wichtigkeit beilegte. Er lebte viel in sich, und wenn er mit Andern war, so verhielt er sich gewöhnlich nur handelnd gegen sie. Brach nun ein Mal unter Freunden seine Rede los, wie wir schon öfter gesehen haben, so rollte sie ohne Rücksicht fort, verletzte oder heilte, nutzte oder schadete, wie es sich gerade fügen mochte.

Den Abend vor Eduard's Geburtstage saßen Charlotte und der Major, Eduard'en, der ausgeritten war, erwartend, beisammen; Mittler ging im Zimmer auf und ab; Ottilie war auf dem ihrigen geblieben, den morgenden Schmuck auseinander legend und ihrem Mädchen Manches andeutend, welches sie vollkommen ver-

ſtand und die ſtummen Anordnungen geſchickt befolgte.

Mittler war gerade auf eine ſeiner Lieblings-Materien gekommen. Er pflegte gern zu behaupten, daß ſowohl bei der Erziehung der Kinder als bei der Leitung der Völker Nichts ungeſchickter und barbariſcher ſei als Verbote, als verbietende Geſetze und Anordnungen. Der Menſch iſt von Hauſe aus thätig, ſagte er, und wenn man ihm zu gebieten verſteht, ſo fährt er gleich dahinter her, handelt und richtet aus. Ich für meine Perſon mag lieber in meinem Kreiſe Fehler und Gebrechen ſo lange dulden, bis ich die entgegengeſetzte Tugend gebieten kann, als daß ich den Fehler loswürde und nichts Rechtes an ſeiner Stelle ſähe. Der Menſch thut recht gern das Gute, das Zweckmäßige, wenn er nur dazu kommen kann; er thut es, damit er was zu thun hat, und ſinnt darüber nicht weiter nach, als über alberne Streiche, die er aus Müßiggang und langer Weile vornimmt.

Wie verdrießlich iſt mir's oft, mit anzuhören, wie man die zehn Gebote in der Kinderlehre wiederholen läßt! Das vierte iſt noch ein ganz hübſches, vernünftiges, gebietendes Gebot: „Du ſollſt Vater und Mutter ehren.“ Wenn ſich Das die Kinder recht in den Sinn ſchreiben, ſo haben ſie den ganzen Tag daran auszuüben. Nun aber das fünfte, was ſoll man dazu ſagen? „Du ſollſt nicht tödten!“ — Als wenn irgend ein Menſch im Mindeſten Luſt hätte, den andern todt zu ſchlagen! Man haßt Einen, man ereifert ſich, man übereilt ſich und in Gefolg von Dem und manchem Andern kann es wohl kommen, daß man gelegentlich Einen todtſchlägt. Aber iſt es nicht eine barbariſche Anſtalt, den Kindern Mord und Todſchlag zu verbieten? Wenn es hieße: „Sorge für des Andern Leben, entferne, was ihm ſchädlich ſein kann, rette ihn mit Deiner eigenen Gefahr; wenn Du ihn beſchädigſt, denke, daß Du Dich ſelbſt beſchädigſt:“ Das ſind Gebote, wie ſie unter gebildeten, vernünftigen Völkern Statt haben, und die man bei der Catechismus-Lehre nur kümmerlich in dem: „Was iſt Das?“ nachſchleppt.

Und nun gar das ſechste, Das finde ich ganz abſcheulich! Was? — die Neugierde vorahnender Kinder auf gefährliche Myſterien reizen, ihre Einbildungskraft zu wunderlichen Bildern und Vorſtellungen aufregen, die gerade Das, was man entfernen will, mit Gewalt herandringen! Weit beſſer wäre es, daß Dergleichen von einem heimlichen Gericht willkürlich beſtraft würde, als daß man vor Kirch' und Gemeinde davon plappern läßt.

In dem Augenblick trat Ottilie herein. — „Du ſollſt nicht ehebrechen,“ fuhr Mittler fort: Wie grob, wie unanſtändig! Klänge es nicht ganz anders, wenn es hieße: „Du ſollſt Ehrfurcht haben vor der ehelichen Verbindung; wo Du Gatten ſiehſt, die ſich lieben, ſollſt Du Dich darüber freuen und Theil daran nehmen, wie an dem Glück eines heitern Tages. Sollte ſich irgend in ihrem Verhältniß Etwas trüben, ſo ſollſt Du ſuchen, es aufzuklären; Du ſollſt ſuchen, ſie zu begütigen, ſie zu beſänftigen, ihnen ihre wechſelſeitigen Vortheile deutlich zu machen, und mit ſchöner Uneigennützigkeit das Wohl der Andern fördern, indem Du ihnen fühlbar machſt, was für ein Glück aus jeder Pflicht und beſonders aus dieſer entſpringt, welche Mann und Weib unauflöslich verbindet.“

Charlotte ſaß wie auf Kohlen, und der Zuſtand war ihr um ſo ängſtlicher, als ſie überzeugt war, daß Mittler nicht wußte, was und wo er's ſagte, und ehe ſie ihn noch unterbrechen konnte, ſah ſie ſchon Ottilie'n, deren Geſtalt ſich verwandelt hatte, aus dem Zimmer gehen.

Sie erlaſſen uns wohl das ſiebente Gebot, ſagte Charlotte mit erzwungenem Lächeln. Alle die übrigen, verſetzte Mittler, wenn ich nur Das rette, worauf die andern beruhen.

Mit entſetzlichem Schrei hereinſtürzend, rief Nanny: Sie ſtirbt! Das Fräulein ſtirbt! Kommen Sie! Kommen Sie!

Als Ottilie, nach ihrem Zimmer ſchwankend, zurückgekommen war, lag der morgende Schmuck auf mehrern Stühlen völlig ausgebreitet, und das Mädchen, das betrachtend und bewundernd daran hin- und herging, rief jubelnd aus: Sehen Sie nur, liebſtes Fräulein, Das iſt ein Brautſchmuck, ganz Ihrer werth!

Ottilie vernahm dieſe Worte und ſank auf den Sopha. Nanny ſieht ihre Herrinn erblaſſen, erſtarren; ſie läuft zu Charlotte'n; man kommt. Der ärztliche Hausfreund eilt herbei; es ſcheint ihm nur eine Erſchöpfung. Er läßt etwas Kraftbrühe bringen; Ottilie weiſ't ſie mit Abſcheu weg, ja ſie fällt faſt in Zuckungen, als man die Taſſe dem Munde nähert. Er fragt mit Ernſt und Haſt, wie es ihm der Umſtand eingab: was Ottilie heute genoſſen habe? Das Mädchen ſtockt; er wiederholt ſeine Frage; das Mädchen bekennt, Ottilie habe Nichts genoſſen.

Nanny erſcheint ihm ängſtlicher als billig. Er reißt ſie in ein Nebenzimmer, Charlotte folgt, das Mädchen wirft ſich auf die Knie, ſie geſteht, daß Ottilie ſchon lange ſo gut wie Nichts genieße. Auf Anbringen Ottilie'ns habe ſie die Speiſen an ihrer Statt genoſſen; verſchwiegen habe ſie es wegen bittender und drohender Geberden ihrer Gebieterinn, und auch, ſetzte ſie unſchuldig hinzu: weil es ihr gar ſo gut geſchmeckt.

Der Major und Mittler kamen heran; ſie fanden Charlotte'n thätig in Geſellſchaft des Arztes. Das bleiche, himmliſche Kind ſaß, ſich ſelbſt bewußt, wie es ſchien, in der Ecke des Sopha's. Man bittet ſie, ſich niederzulegen; ſie verweigert's, winkt aber, daß man das Köfferchen herbeibringe. Sie ſetzt ihre Füße darauf und findet ſich in einer halb liegenden, bequemen Stellung. Sie ſcheint Abſchied nehmen zu wollen; ihre Geberden drücken den Umſtehenden die zarteſte Anhänglichkeit aus, Liebe, Dankbarkeit, Abbitte und das herzlichſte Lebewohl.

Eduard, der vom Pferde ſteigt, vernimmt den Zuſtand; er ſtürzt in das Zimmer, er wirft ſich an ihre Seite nieder, faßt ihre Hand und überſchwemmt ſie mit ſtummen Thränen. So bleibt er lange. Endlich ruft er aus: Soll ich Deine Stimme nicht wieder hören? — wirſt Du nicht mit einem Wort für mich in's Leben zurückkehren? Gut, gut! ich folge Dir hinüber; da werden wir mit andern Sprachen reden!

Sie drückt ihm kräftig die Hand, ſie blickt ihn liebevoll und liebevoll an, und nach einem tiefen Athemzug, nach einer himmliſchen, ſtummen Bewegung der Lippen: Verſprich mir zu leben! ruft ſie aus, mit holder, zärtlicher Anſtrengung; doch gleich ſinkt ſie zurück. Ich verſprech' es, rief er ihr entgegen; doch er rief es ihr nur nach; ſie war ſchon abgeſchieden.

Nach einer thränenvollen Nacht fiel die Sorge, die geliebten Reſte zu beſtatten, Charlotte'n anheim. Der Major und Mittler ſtanden ihr bei. Eduard's Zuſtand war zu bejammern. Wie er ſich aus ſeiner Verzweiflung nur hervorheben und einiger Maßen beſinnen konnte, beſtand er darauf: Ottilie ſollte nicht aus dem Schloſſe gebracht, ſie ſollte gewartet, gepflegt, als eine Lebende behandelt werden; denn ſie ſei nicht todt, ſie könne nicht todt ſein. Man that ihm ſeinen Willen, inſofern man wenigſtens Das unterließ, was er verboten hatte. Er verlangte nicht, ſie zu ſehen.

Noch ein anderer Schreck ergriff, noch eine andere Sorge beſchäftigte die Freunde. Nanny, von dem Arzt heftig geſcholten, durch Drohungen zum Bekenntniß genöthigt, und nach dem Bekenntniß mit Vorwürfen überhäuft, war entflohen. Nach langem Suchen fand man ſie wieder; ſie ſchien außer ſich zu ſein. Ihre Eltern nahmen ſie zu ſich. Die beſte Begegnung ſchien nicht anzuſchlagen: man mußte ſie einſperren, weil ſie wieder zu entfliehen drohte.

Stufenweiſe gelang es, Eduard'en der heftigſten Verzweiflung zu entreißen, aber nur zu ſeinem Unglück; denn es ward ihm deutlich, es ward ihm gewiß, daß er das Glück ſeines Lebens für immer verloren habe. Man wagte es, ihm vorzuſtellen, daß Ottilie, in jener Capelle beigeſetzt, noch immer unter den Lebendigen bleiben und einer freundlichen, ſtillen Wohnung nicht entbehren würde. Es fiel ſchwer, ſeine Einwilligung zu erhalten, und nur unter der Bedingung, daß ſie im offenen Sarge hinausgetragen, und in dem Gewölbe allenfalls nur mit einem Glasdeckel zugedeckt und eine immer brennende Lampe geſtiftet werden ſollte, ließ er ſich's zuletzt gefallen und ſchien ſich in Alles ergeben zu haben.

Man kleidete den holden Körper in jenen Schmuck, den ſie ſich ſelbſt vorbereitet hatte; man ſetzte ihr einen Kranz von Aſterblumen auf das Haupt, die wie traurige Geſtirne ahnungsvoll glänzten. Die Bahre, die Kirche, die Capelle zu ſchmücken, wurden alle Gärten ihres Schmuckes beraubt. Sie lagen verödet, als wenn bereits der Winter alle Freude aus den Beeten weggetilgt hätte. Beim früh'ſten Morgen wurde ſie im offenen Sarge aus dem Schloß getragen, und die aufgehende Sonne röthete nochmals das himmliſche Geſicht. Die Begleitenden drängten ſich um die Träger; Niemand wollte vorausgehn, Niemand folgen, Jedermann ſie umgeben, Jedermann noch zum letzten Male ihre Gegenwart genießen. Knaben, Männer und Frauen, Keines blieb ungerührt. Untröſtlich waren die Mädchen, die ihren Verluſt am Unmittelbarſten empfanden.

Nanny fehlte. Man hatte ſie zurückgehalten, oder vielmehr man hatte ihr den Tag und die Stunde des Begräbniſſes verheimlicht. Man bewachte ſie bei ihren Eltern in einer Kammer, die nach dem Garten ging. Als ſie aber die Glocken läuten hörte, ward ſie nur allzubald inne, was vorging; und da ihre Wärterinn, aus Neugierde, den Zug zu ſehen, ſie verließ, entkam ſie zum Fenſter hinaus auf einen Gang und von da, weil ſie alle Thüren verſchloſſen fand, auf den Oberboden.

Eben ſchwankte der Zug den reinlichen, mit Blättern beſtreuten Weg durch's Dorf hin. Nanny ſah ihre Gebieterinn deutlich unter ſich, deutlicher, vollſtändiger, ſchöner als Alle, die dem Zuge folgten. Ueberirdiſch, wie auf Wolken oder Wogen getragen, ſchien ſie ihrer Dienerinn zu winken, und dieſe, verworren, ſchwankend, taumelnd, ſtürzte hinab.

Auseinander fuhr die Menge mit einem entſetzlichen Schrei nach allen Seiten. Vom Drängen und Getümmel waren die Träger genöthigt, die Bahre niederzuſetzen. Das Kind lag ganz nahe daran; es ſchien an allen Gliedern zerſchmettert. Man hob es auf, und zufällig oder aus beſonderer Fügung lehnte man es über die Leiche, ja es ſchien ſelbſt noch mit dem letzten Lebensreſt ſeine geliebte Herrinn erreichen zu

wollen. Kaum aber hatten ihre ſchlotternden Glieder Ottilie'ns Gewand, ihre kraftloſen Finger Ottilie'ns gefaltete Hände berührt, als das Mädchen aufſprang, Arme und Augen zuerſt gen Himmel erhob, dann auf die Knie vor dem Sarge niederſtürzte und andächtig entzückt zu der Herrinn hinaufſtaunte.

Endlich ſprang ſie wie begeiſtert auf und rief mit heiliger Freude: Ja, ſie hat mir vergeben! Was mir kein Menſch, was ich mir ſelbſt nicht vergeben konnte, vergibt mir Gott durch ihren Blick, ihre Geberde, ihren Mund. Nun ruht ſie wieder ſo ſtill und ſanft; aber Ihr habt geſehen, wie ſie ſich aufrichtete und mit entfalteten Händen mich ſegnete, wie ſie mich freundlich anblickte! Ihr habt es Alle gehört, Ihr ſeid Zeugen, daß ſie zu mir ſagte: Dir iſt vergeben! — Ich bin nun keine Mörderinn mehr unter Euch; ſie hat mir verziehen, Gott hat mir verziehen, und Niemand kann mir mehr Etwas anhaben.

Umhergedrängt ſtand die Menge; ſie waren erſtaunt, ſie horchten und ſahen hin und wieder, und kaum wußte Jemand, was er beginnen ſollte. Tragt ſie nun zur Ruhe! ſagte das Mädchen; ſie hat das Ihrige gethan und gelitten, und kann nicht mehr unter uns wohnen. Die Bahre bewegte ſich weiter; Nanny folgte zuerſt, und man gelangte zur Kirche, zur Capelle.

So ſtand nun der Sarg Ottilie'ns, zu ihren Häupten der Sarg des Kindes, zu ihren Füßen das Kiſtchen, in ein ſtarkes, eichenes Behältniß eingeſchloſſen. Man hatte für eine Wächterinn geſorgt, welche in der erſten Zeit des Leichnams wahrnehmen ſollte, der unter ſeiner Glasdecke gar liebenswürdig dalag. Aber Nanny wollte ſich dieſes Amt nicht nehmen laſſen; ſie wollte allein, ohne Geſellinn bleiben und der zum erſten Mal angezündeten Lampe fleißig warten. Sie verlangte Dieß ſo eifrig und hartnäckig, daß man ihr nachgab, um ein größeres Gemüthsübel, das ſich befürchten ließ, zu verhüten.

Aber ſie blieb nicht lange allein; denn gleich mit ſinkender Nacht, als das ſchwebende Licht, ſein volles Recht ausübend, einen heitern Schein verbreitete, öffnete ſich die Thüre, und es trat der Architect in die Capelle, deren fromm verzierte Wände, bei ſo mildem Schimmer, allerheimlicher und ahnungsvoller, als er je hätte glauben können, ihm entgegendrangen.

Nanny ſaß an der einen Seite des Sarges. Sie erkannte ihn gleich; aber ſchweigend deutete ſie auf die verblichene Herrinn. Und ſo fand er auf der andern Seite, in jugendlicher Kraft und Anmuth, auf ſich ſelbſt zurückgewieſen, ſtarr, in ſich gekehrt, mit niedergeſenkten Armen, gefalteten, mitleidig gerungenen Händen, Haupt und Blick nach der Entſeelten hingeneigt.

Schon ein Mal hatte er ſo vor Beliſar'n geſtanden. Unwillkürlich gerieth er jetzt in die gleiche Stellung; und wie natürlich war ſie auch dieß Mal! Auch hier war etwas unſchätzbar Würdiges von ſeiner Höhe herabgeſtürzt; und wenn dort Tapferkeit, Klugheit, Macht, Rang und Vermögen in einem Manne unwiederbringlich verloren bedauert wurden; wenn Eigenſchaften, die der Nation, dem Fürſten in entſcheidenden Momenten unentbehrlich ſind, nicht geſchätzt, vielmehr verworfen und ausgeſtoßen worden: ſo waren hier ſoviel andere ſtille Tugenden, von der Natur erſt kurz aus ihren gehaltreichen Tiefen hervorgerufen, durch ihre gleichgiltige Hand ſchnell wieder ausgetilgt, ſeltene, ſchöne, liebenswürdige Tugenden, deren friedliche Einwirkung die bedürftige Welt zu jeder Zeit mit wonnevollem Genügen umfängt und mit ſehnſüchtiger Trauer vermißt.

Der Jüngling ſchwieg, auch das Mädchen eine Zeit lang; als ſie ihm aber die Thränen häufig aus dem Auge quellen ſah, als er ſich im Schmerz ganz aufzulöſen ſchien, ſprach ſie mit ſoviel Wahrheit und Kraft, mit ſoviel Wohlwollen und Sicherheit ihm zu, daß er, über den Fluß ihrer Rede erſtaunt, ſich zu faſſen vermochte, und ſeine ſchöne Freundinn ihm in einer höhern Region lebend und wirkend vorſchwebte. Seine Thränen trockneten, ſeine Schmerzen linderten ſich, knieend nahm er von Ottilie'n, mit einem herzlichen Händedruck von Nanny Abſchied, und noch in der Nacht ritt er vom Orte weg, ohne weiter Jemanden geſehen zu haben.

Der Wundarzt war die Nacht über, ohne des Mädchens Wiſſen, in der Kirche geblieben, und fand, als er ſie des Morgens beſuchte, ſie heiter und getroſten Muthes. Er war auf mancherlei Verirrungen gefaßt; er dachte ſchon, ſie werde ihm von nächtlichen Unterredungen mit Ottilie'n und von andern ſolchen Erſcheinungen ſprechen; aber ſie war natürlich, ruhig und ſich völlig ſelbſtbewußt. Sie erinnerte ſich vollkommen aller frühern Zeiten, aller Zuſtände mit großer Genauigkeit, und Nichts in ihren Reden ſchritt aus dem Gange des Wahren und Wirklichen heraus, als nur die Begebenheit beim Leichenbegängniß, die ſie mit Freudigkeit oft wiederholte: wie Ottilie ſich aufgerichtet, ſie geſegnet, ihr verziehen, und ſie dadurch für immer beruhigt habe.

Der fortdauernd ſchöne, mehr ſchlaf- als todtenähnliche Zuſtand Ottilie'ns zog mehrere Menſchen herbei. Die Bewohner und Anwohner wollten ſie noch ſehen, und Jeder mochte gern aus Nanny's Munde das Unglaubliche

hören; Manche, um darüber zu ſpotten, die Meiſten, um daran zu zweifeln, und Wenige, um ſich glaubend dagegen zu verhalten.

Jedes Bedürfniß, deſſen wirkliche Befriedigung verſagt iſt, nöthigt zum Glauben. Die vor den Augen aller Welt zerſchmetterte Nanny war durch Berührung des frommen Körpers wieder geſund geworden; warum ſollte nicht auch ein ähnliches Glück hier Andern bereitet werden? Zärtliche Mütter brachten zuerſt heimlich ihre Kinder, die von irgend einem Uebel behaftet waren, und ſie glaubten eine plötzliche Beſſerung zu ſpüren. Das Zutrauen vermehrte ſich, und zuletzt war Niemand ſo alt und ſo ſchwach, der ſich nicht an dieſer Stelle eine Erquickung und Erleichterung geſucht hätte. Der Zudrang wuchs, und man ſah ſich genöthigt, die Capelle, ja außer den Stunden des Gottesdienſtes die Kirche zu verſchließen.

Eduard wagte ſich nicht wieder zu der Abgeſchiedenen. Er lebte nur vor ſich hin, er ſchien keine Thräne mehr zu haben, keines Schmerzes weiter fähig zu ſein. Seine Theilnahme an der Unterhaltung, ſein Genuß von Speiſe und Trank vermindert ſich mit jedem Tage. Nur noch einige Erquickung ſcheint er aus dem Glaſe zu ſchlürfen, das ihm freilich kein wahrhafter Prophet geweſen. Er betrachtet noch immer gern die verſchlungenen Namenszüge, und ſein ernſtheiterer Blick dabei ſcheint anzudeuten, daß er auch jetzt noch auf eine Vereinigung hoffe. Und wie den Glücklichen jeder Nebenumſtand zu begünſtigen, jedes Ungefähr mit emporzuheben ſcheint: ſo mögen ſich auch gern die kleinſten Vorfälle zur Kränkung, zum Verderben des Unglücklichen vereinigen. Denn eines Tages, als Eduard das geliebte Glas zum Munde brachte, entfernte er es mit Entſetzen wieder; es war daſſelbe und nicht daſſelbe; er vermißt ein kleines Kennzeichen. Man bringt in den Kammerdiener, und Dieſer muß geſtehen: das ächte Glas ſei unlängſt zerbrochen, und ein gleiches, auch aus Eduard's Jugendzeit, untergeſchoben worden. Eduard kann nicht zürnen; ſein Schickſal iſt ausgeſprochen durch die That: wie ſoll ihn das Gleichniß rühren? Aber doch drückt es ihn tief. Der Trank ſcheint ihm von nun an zu widerſtehen; er ſcheint ſich mit Vorſatz der Speiſe, des Geſprächs zu enthalten.

Aber von Zeit zu Zeit überfällt ihn eine Unruhe. Er verlangt wieder Etwas zu genießen, er fängt wieder an zu ſprechen. Ach! ſagte er einmal zu dem Major, der ihm wenig von der Seite kam: was bin ich unglücklich, daß mein ganzes Beſtreben nur immer eine Nachahmung, ein falſches Bemühen mir bleibt! Was ihr Seligkeit geweſen, wird mir Pein; und doch, um dieſer Seligkeit willen bin ich genöthigt, dieſe Pein zu übernehmen. Ich muß ihr nach, auf dieſem Wege nach; aber meine Natur hält mich zurück und mein Verſprechen. Es iſt eine ſchreckliche Aufgabe, das Unnachahmliche nachzuahmen. Ich fühle wohl, Beſter, es gehört Genie zu Allem, auch zum Märtyrerthum!

Was ſollen wir, bei dieſem hoffnungsloſen Zuſtande, der ehegattlichen, freundſchaftlichen, ärztlichen Bemühungen gedenken in welchen ſich Eduard's Angehörige eine Zeit lang hin und her wogten. Endlich fand man ihn todt. Mittler machte zuerſt dieſe traurige Entdeckung. Er berief den Arzt und beobachtete, nach ſeiner gewöhnlichen Faſſung, genau die Umſtände, in denen man den Verblichenen angetroffen hatte. Charlotte ſtürzte herbei: ein Verdacht des Selbſtmordes regte ſich in ihr; ſie wollte ſich, ſie wollte die Andern einer unverzeihlichen Unvorſichtigkeit anklagen. Doch der Arzt aus natürlichen, und Mittler aus ſittlichen Gründen, wußten ſie bald vom Gegentheil zu überzeugen. Ganz deutlich war Eduard von ſeinem Ende überraſcht worden. Er hatte, was er bisher ſorgfältig zu verbergen pflegte, das ihm von Ottilie'n übrig gebliebene in einem ſtillen Augenblick vor ſich aus einem Käſtchen, aus einer Brieftaſche ausgebreitet: eine Locke, Blumen, in glücklicher Stunde gepflückt, alle Blättchen, die ſie ihm geſchrieben, von jenem erſten an, das ihm ſeine Gattinn ſo zufällig ahnungsreich übergeben hatte. Das Alles konnte er nicht einer ungefähren Entdeckung mit Willen Preis geben. Und ſo lag denn auch dieſes vor Kurzem zu unendlicher Bewegung aufgeregte Herz in unſtörbarer Ruhe; und wie er in Gedanken an die Heilige eingeſchlafen war, ſo konnte man wohl ihn ſelig nennen. Charlotte gab ihm ſeinen Platz neben Ottilie'n und verordnete, daß Niemand weiter in dieſem Gewölbe beigeſetzt werde. Unter dieſer Bedingung machte ſie für Kirche und Schule, für den Geiſtlichen und den Schullehrer anſehnliche Stiftungen.

So ruhen die Liebenden neben einander. Friede ſchwebt über ihre Stätte, heitere, verwandte Engelsbilder ſchauen vom Gewölbe auf ſie herab, und welch ein freundlicher Anblick wird es ſein, wenn ſie vereinſt zuſammen erwachen!

Unterhaltungen
Deutſcher Ausgewanderten.

In jenen unglücklichen Tagen, welche für Deutſchland, für Europa, ja für die übrige Welt die traurigſten Folgen hatten, als das Heer der Franken durch eine übelverwahrte Lücke in unſer Vaterland einbrach, verließ eine edle Familie ihre Beſitzungen in jenen Gegenden und entfloh über den Rhein, um den Bedrängniſſen zu entgehen, womit alle ausgezeichneten Perſonen bedrohet waren, denen man zum Verbrechen machte, daß ſie ſich ihrer Väter mit Freuden und Ehren erinnerten, und mancher Vortheile genoſſen, die ein wohldenkender Vater ſeinen Kindern und Nachkommen ſo gern zu verſchaffen wünſchte.

Die Baroneſſe von C., eine Witwe von mittlern Jahren, erwies ſich auch jetzt auf dieſer Flucht, wie ſonſt zu Hauſe, zum Troſte ihrer Kinder, Verwandten und Freunde, entſchloſſen und thätig. In einer weiten Sphäre erzogen und durch mancherlei Schickſale ausgebildet, war ſie als eine treffliche Hausmutter bekannt, und jede Art von Geſchäft erſchien ihrem durchdringenden Geiſte willkommen. Sie wünſchte, Vielen zu dienen, und ihre ausgebreitete Bekanntſchaft ſetzte ſie in Stand, es zu thun. Nun mußte ſie ſich unerwartet als Führerinn einer kleinen Caravane darſtellen, und verſtand auch dieſe zu leiten, für ſie zu ſorgen und den guten Humor, wie er ſich zeigte, in ihrem Kreiſe, auch mitten unter Bangigkeit und Noth, zu unterhalten. Und wirklich ſtellte ſich bei unſern Flüchtlingen die gute Laune nicht ſelten ein; denn überraſchende Vorfälle, neue Verhältniſſe gaben den aufgeſpannten Gemüthern manchen Stoff zu Scherz und Lachen.

Bei der übereilten Flucht war das Betragen eines Jeden characteriſtiſch und auffallend. Das Eine ließ ſich durch eine falſche Furcht, durch ein unzeitiges Schrecken hinreißen; das Andere gab einer unnöthigen Sorge Raum, und Alles, was Dieſer zu viel, Jener zu wenig that, jeder Fall, wo ſich Schwäche und Nachgiebigkeit oder Uebereilung zeigte, gab in der Folge Gelegenheit, ſich wechſelſeitig zu plagen und aufzuziehen, ſo daß dadurch dieſe traurigen Zuſtände luſtiger wurden, als eine verſägliche Luſtreiſe ehemals hatte werden können.

Denn wie wir manchmal in der Comödie eine Zeit lang, ohne über die abſichtlichen Poſſen zu lachen, ernſthaft zuſchauen können, dagegen aber ſogleich ein lautes Gelächter entſteht, wenn in der Tragödie etwas Unſchickliches vorkommt: ſo wird auch ein Unglück in der wirklichen Welt, das die Menſchen aus ihrer Faſſung bringt, gewöhnlich von lächerlichen, oft auf der Stelle, gewiß aber hinterdrein belachten Umſtänden begleitet ſein.

Beſonders mußte Fräulein Luiſe, die älteſte Tochter der Baroneſſe, ein lebhaftes, heftiges und in guten Tagen herriſches Frauenzimmer, ſehr Vieles leiden, da von ihr behauptet wurde, daß ſie bei dem erſten Schrecken ganz aus der Faſſung gerathen ſei, in Zerſtreuung, ja in einer Art von Abweſenheit, die unnützeſten Sachen mit dem größten Ernſte zum Aufpacken gebracht, und ſogar einen alten Bedienten für ihren Bräutigam angeſehen habe.

Sie vertheidigte ſich aber, ſo gut ſie konnte; nur wollte ſie keinen Scherz, der ſich auf ihren Bräutigam bezog, dulden, indem es ihr ſchon Leiden genug verurſachte, ihn bei der alliirten Armee in täglicher Gefahr zu wiſſen, und eine gewünſchte Verbindung durch die allgemeine Zerrüttung aufgeſchoben und vielleicht gar vereitelt zu ſehen.

Ihr älterer Bruder Friedrich, ein entſchloſſener junger Mann, führte Alles, was die Mutter beſchloß, mit Ordnung und Genauigkeit aus, begleitete zu Pferde den Zug und war zugleich Courier, Wagenmeiſter und Wegweiſer. Der Lehrer des jüngern, hoffnungsvollen Sohnes, ein wohl unterrichteter Mann, leiſtete der Baroneſſe im Wagen Geſellſchaft; Vetter Carl fuhr mit einem alten Geiſtlichen, der als Hausfreund ſchon lange der Familie unentbehrlich geworden war, mit einer ältern und jüngern Verwandten in einem nachfolgenden Wagen. Kammermädchen und Kammerdiener folgten in Halb-Chaiſen, und einige ſchwerbepackte Brancards, die auf mehr als einer Station zurückbleiben mußten, ſchloſſen den Zug.

Ungern hatte, wie man leicht denken kann, die ganze Geſellſchaft ihre Wohnungen verlaſ-

ſen, aber Vetter Carl entfernte ſich mit doppeltem Widerwillen von dem jenſeitigen Rheinufer; nicht daß er etwa eine Geliebte daſelbſt zurückgelaſſen hätte, wie man nach ſeiner Jugend, ſeiner guten Geſtalt und ſeiner leidenſchaftlichen Natur hätte vermuthen ſollen: er hatte ſich vielmehr von der blendenden Schönheit verführen laſſen, die unter dem Namen Freiheit ſich erſt heimlich, dann öffentlich ſo viele Anbeter zu verſchaffen wußte, und, ſo übel ſie auch die Einen behandelte, von den Andern mit großer Lebhaftigkeit verehrt wurde.

Wie Liebende gewöhnlich von ihrer Leidenſchaft verblendet werden, ſo erging es auch Vetter Carl. Sie wünſchen den Beſitz eines einzigen Gutes, und wähnen, alles Uebrige dagegen entbehren zu können. Stand, Glücksgüter, alle Verhältniſſe ſcheinen in Nichts zu verſchwinden, indem das gewünſchte Gut zu Einem, zu Allem wird. Eltern, Verwandte und Freunde werden uns fremd, indem wir uns Etwas zueignen, das uns ganz ausfüllt und uns alles Uebrige fremd macht.

Vetter Carl überließ ſich der Heftigkeit ſeiner Neigung und verhehlte ſie nicht in Geſprächen. Er glaubte, um ſo freier ſich dieſen Geſinnungen ergeben zu können, als er ſelbſt ein Edelmann war, und, obgleich der zweite Sohn, dennoch ein anſehnliches Vermögen zu erwarten hatte. Eben dieſe Güter, die ihm künftig zufallen mußten, waren jetzt in Feindes Händen, der nicht zum Beſten darauf hauſte. Deßungeachtet konnte Carl einer Nation nicht feind werden, die der Welt ſo viele Vortheile verſprach und deren Geſinnungen er nach öffentlichen Reden und Aeußerungen einiger Mitglieder beurtheilte. Gewöhnlich ſtörte er die Zufriedenheit der Geſellſchaft, wenn ſie ja derſelben noch fähig war, durch ein unmäßiges Lob alles Deſſen, was bei den Neu-Franken Gutes oder Böſes geſchah, durch ein lautes Vergnügen über ihre Fortſchritte, wodurch er die Andern um deſto mehr aus der Faſſung brachte, als ſie ihre Leiden, durch die Schadenfreude eines Freundes und Verwandten verdoppelt, nur um ſo ſchmerzlicher empfinden mußten.

Friedrich hatte ſich ſchon einige Mal mit ihm überworfen und ließ ſich in der letzten Zeit gar nicht mehr mit ihm ein. Die Baroneſſe wußte ihn auf eine kluge Weiſe wenigſtens zu augenblicklicher Mäßigung zu leiten. Fräulein Luiſe machte ihm am Meiſten zu ſchaffen, indem ſie, freilicht oft ungerechter Weiſe, ſeinen Charakter und ſeinen Verſtand verdächtig zu machen ſuchte. Der Heimeiſter gab ihm im Stillen Recht, der Geiſtliche im Stillen Unrecht, und die Kammermädchen, denen ſeine Geſtalt reizend und ſeine Freigebigkeit reſpectabel war, hörten ihn gerne reden, weil ſie ſich durch ſeine Geſinnungen berechtigt glaubten, ihre zärtlichen Augen, die ſie bisher vor ihm beſcheiden niedergeſchlagen hatten, nunmehr in Ehren nach ihm aufzuheben.

Die Bedürfniſſe des Tages, die Hinderniſſe des Weges, die Unannehmlichkeiten der Quartiere führten die Geſellſchaft gewöhnlich auf ein gegenwärtiges Intereſſe zurück, und die große Anzahl Franzöſiſcher und Deutſcher Ausgewanderten, die ſie überall antrafen und deren Betragen und Schickſale ſehr verſchieden waren, gaben ihnen oft zu Betrachtungen Anlaß, wie viel Urſache man habe, in dieſen Zeiten alle Tugenden, beſonders aber die Tugend der Unparteilichkeit und Verträglichkeit zu üben.

Eines Tages machte die Baroneſſe die Bemerkung, daß man nicht deutlicher ſehen könne, wie ungebildet in jedem Sinne die Menſchen ſeien, als in ſolchen Augenblicken allgemeiner Verwirrung und Noth. „Die bürgerliche Verfaſſung", ſagte ſie, „ſcheint wie ein Schiff zu ſein, das eine große Anzahl Menſchen, alte und junge, geſunde und kranke, über ein gefährliches Waſſer, auch ſelbſt zu Zeiten des Sturms, hinüberbringt; nur in dem Augenblicke, wenn das Schiff ſcheitert, ſieht man, wer ſchwimmen kann, und ſelbſt gute Schwimmer gehen unter ſolchen Umſtänden zu Grunde."

Wir ſehen meiſt die Ausgewanderten ihre Fehler und albernen Gewohnheiten mit ſich in der Irre herumführen und wundern uns darüber. Doch wie den reiſenden Engländer der Theekeſſel in allen vier Welttheilen nicht verläßt, ſo wird die übrige Maſſe der Menſchen von ſteifen Anforderungen, Eitelkeit, Unmäßigkeit, Ungeduld, Eigenſinn, Schiefheit im Urtheil, von der Luſt, ihrem Nebenmenſchen tückiſch Etwas zu verſetzen, überallhin begleitet. Der Leichtſinnige freut ſich der Flucht wie einer Spazierfahrt und der Ungenügſame verlangt, daß ihm auch noch als Bettler Alles zu Dienſten ſtehe. Wie ſelten, daß uns die reine Tugend irgend eines Menſchen erſcheint, der wirklich für Andere zu leben, für Andere ſich aufzuopfern getrieben wird!

Indeſſen man von mancherlei Bekanntſchaften machte, die zu ſolchen Betrachtungen Gelegenheit gaben, war der Winter vorbeigegangen. Das Glück hatte ſich wieder zu den Deutſchen Waffen geſellt, die Franzoſen waren wieder über den Rhein hinübergedrängt, Frankfort befreit und Mainz eingeſchloſſen.

In der Hoffnung auf den weitern Fortgang der ſiegreichen Waffen, und begierig, wieder einen Theil ihres Eigenthums zu ergreifen, eilte die Familie auf ein Gut, das an dem

rechten Ufer des Rheins, in der ſchönſten Lage, ihr zugehörte. Wie erquickt fanden ſie ſich, als ſie den ſchönen Strom wieder vor ihren Fenſtern vorbeifließen ſahen; wie freudig nahmen ſie wieder von jedem Theile des Hauſes Beſitz; wie freundlich begrüßten ſie die bekannten Mobilien, die alten Bilder und jeglichen Hausrath, wie werth war ihnen auch das Geringſte, das ſie ſchon verloren gegeben hatten; wie flogen ihre Hoffnungen, vereint auch jenſeits des Rheines Alles noch in dem alten Zuſtande zu finden!

Kaum erſcholl in der Nachbarſchaft die Ankunft der Baronneſſe, als alle alte Bekannte, Freunde und Diener herbeieilten, ſich mit ihr zu beſprechen, die Geſchichten der vergangenen Monate zu wiederholen, und ſich in manchen Fällen Rath und Beiſtand von ihr zu erbitten.

Umgeben von dieſen Beſuchen, ward ſie auf's Angenehmſte überraſcht, als der Geheimerath von S. mit ſeiner Familie bei ihr ankam, ein Mann, dem die Geſchäfte von Jugend auf zum Bedürfniß geworden waren, ein Mann, der das Zutrauen ſeines Fürſten verdiente und beſaß. Er hielt ſich ſtreng an Grundſätze und hatte über manche Dinge ſeine eigene Denkweiſe. Er war genau im Reden und Handeln und forderte das Gleiche von Andern. Ein conſequentes Betragen ſchien ihm die höchſte Tugend.

Sein Fürſt, das Land, er ſelbſt hatten viel durch den Einfall der Franzoſen gelitten; er hatte die Willkür der Nation, die nur vom Geſetz ſprach, kennen gelernt und den Unterdrückungsgeiſt Derer, die das Wort Freiheit immer im Munde führten. Er hatte gerochen, daß auch in dieſem Falle der große Haufe ſich treu blieb, und Wort für That, Schein für Weſen mit großer Heftigkeit aufnahm. Die Zeigen eines unglücklichen Feldzugs, ſowie die Zeigen jener verbreiteten Geſinnungen und Meinungen, blieben ſeinem Scharfblicke nicht verborgen, obgleich nicht zu läugnen war, daß er Manches mit hypochondriſchem Gemüthe betrachtete und mit Leidenſchaft beurtheilte.

Seine Gemahlinn, eine Jugendfreundinn der Baronneſſe, fand, nach ſo vielen Jubiläen, einen Himmel in den Armen ihrer Freundinn. Sie waren mit einander aufgewachſen, hatten ſich mit einander gebildet, ſie kannten ſeine Geheimniſſe vor einander. Die erſten Neigungen junger Jahre, die bedenklichen Zuſtände der Ehe, Freuden, Sorgen und Leiden als Mütter: Alles hatten ſie ſich ſonſt, theils mündlich, theils in Briefen, vertraut, und hatten eine ununterbrochene Verbindung erhalten. Nur dieſe letzte Zeit her waren ſie durch die Umſtände verhindert worden, ſich einander, wie gewöhnlich, mitzutheilen. Um ſo lebhafter drängten ſich ihre gegenwärtigen Geſpräche, um deſtomehr hatten ſie einander zu ſagen, indeſſen die Töchter der Geheimeräthinn ihre Zeit mit Fräulein Louiſen in einer wachſenden Vertraulichkeit zubrachten.

Leider war der ſchöne Genuß dieſer reizenden Gegend oft durch den Donner der Canonen geſtört, den man, je nachdem der Wind ſich drehte, aus der Ferne deutlicher oder undeutlicher vernahm. Eben ſo wenig konnte, bei den vielen zuſtrömenden Neuigkeiten des Tages, der politiſche Diſcurs vermieden werden, der gewöhnlich die augenblickliche Zufriedenheit der Geſellſchaft ſtörte, indem die verſchiedenen Denkungsarten und Meinungen von beiden Seiten ſehr lebhaft geäußert wurden. Und wie vermöchte Menſchen ſich deßhalb doch nicht des Weins und ſchwer zu verdauender Speiſen zu enthalten, ob ſie gleich aus der Erfahrung wiſſen, daß ihnen darauf ein unmittelbares Uebelbefinden bevorſteht: ſo konnten auch die weiſeſten Glieder der Geſellſchaft ſich in dieſem Falle nicht bändigen, vielmehr gaben ſie dem unwiderſtehlichen Reiz nach, Andern wehe zu thun und ſich ſelbſt dadurch am Ende eine unangenehme Stunde zu bereiten.

Man kann leicht denken, daß der Geheimerath diejenige Partei anführte, welche dem alten Syſtem zugethan war, und daß Carl für die entgegengeſetzte ſprach, welche von bevorſtehenden Neuerungen Heilung und Belebung des alten, kranken Zuſtandes hoffte.

Im Anfange wurden die Geſpräche noch mit ziemlicher Mäßigung geführt, beſonders da die Baronneſſe durch anmuthige Zwiſchenreden beide Theile im Gleichgewicht zu halten wußte; als aber die wichtige Epoche herannahete, daß die Blockade von Mainz in eine Belagerung übergehen ſollte, und man nunmehr für dieſe ſchöne Stadt und ihre zurückgelaſſenen Bewohner lebhafter zu fürchten anfing, äußerte Jedermann ſeine Meinungen mit ungeſtümerer Leidenſchaft.

Beſonders waren die daſelbſt zurückgebliebenen Einheimiſchen ein Gegenſtand des allgemeinen Geſprächs, und Jeder erwartete ihre Beſtrafung oder Belohnung, je nachdem er ihre Handlungen entweder ſchalt oder billigte.

Unter die Erſten gehörte der Geheimerath, deſſen Argumente Carl am Verdrießlichſten fielen, wenn er den Verſtand dieſer Leute angriff und ſie einer völligen Unkenntniß der Welt und ihrer ſelbſt beſchuldigte.

„Wie verblendet müßen ſie ſein,“ rief er aus, als an einem Nachmittage das Geſpräch ſehr lebhaft zu werden anfing, „wenn ſie wähnen, daß eine ungeheure Nation, die mit ſich

ſelbſt in der größten Verwirrung kämpft und, auch in ruhigen Augenblicken, Nichts als ſich ſelbſt zu ſchätzen weiß, auf ſie mit einiger Theilnehmung herunterblicken werde! Man wird ſie als Werkzeuge betrachten, ſie eine Zeit lang gebrauchen und endlich wegwerfen oder wenigſtens vernachläſſigen. Wie ſehr irren ſie ſich, wenn ſie glauben, daß ſie jemals in die Zahl der Franzoſen aufgenommen werden könnten!

Jedem, der mächtig und groß iſt, erſcheint Nichts lächerlicher, als ein Kleiner und Schwacher, der in der Dunkelheit des Wahns, in der Unkenntniß ſeiner ſelbſt, ſeiner Kräfte und ſeines Verhältniſſes, ſich Jenem gleich zu ſtellen dünkt. Und glaubt Ihr denn, daß die große Nation nach dem Glücke, das ſie bisher begünſtigt, weniger ſtolz und übermüthig ſein werde, als irgend ein anderer königlicher Sieger?

Wie Mancher, der jetzt als Municipal-Beamter mit der Schärpe herumläuft, wird die Maskerade verwünſchen, wenn er, nachdem er ſeine Landsleute in eine neue widerliche Form zu zwingen geholfen hat, zuletzt in dieſer neuen Form von Denen, auf die er ſein ganzes Vertrauen ſetzte, niedrig behandelt wird! Ja, es iſt mir höchſt wahrſcheinlich, daß man bei der Uebergabe der Stadt, die wohl nicht lange verzögert werden kann, ſolche Leute den Unſerigen überliefert oder überläßt. Mögen ſie doch alsdann ihren Lohn dahin nehmen; mögen ſie alsdann die Züchtigung empfinden, die ſie verdienen: ich mag ſie ſo unparteiiſch richten, als ich kann!"

Unparteiiſch!" rief Carl mit Heftigkeit aus. „Wenn ich doch dieß Wort nicht wieder ſollte ausſprechen hören! Wie kann man dieſe Menſchen ſo geradezu verdammen? Freilich haben ſie nicht ihre Jugend und ihr Leben zugebracht, in der hergebrachten Form, ſich und andern begünſtigten Menſchen zu nützen; freilich haben ſie nicht die wenigſten wohnbaren Zimmer des alten Gebäudes beſeſſen und ſich darinne gepflegt: vielmehr haben ſie die Unbequemlichkeit der vernachläſſigten Theile Eures Staats-Palaſtes mehr empfunden, weil ſie ſelbſt ihre Tage kümmerlich und gedrückt darin zubringen mußten; ſie haben nicht, durch eine mechaniſch erleichterte Geſchäftigkeit beſtochen, Dasjenige für gut angeſehen, was ſie einmal zu thun gewohnt waren; freilich haben ſie nur im Stillen der Einſeitigkeit, der Unordnung, der Läſſigkeit, der Ungeſchicklichkeit zuſehen können, womit Eure Staatsleute ſich noch Ehrfurcht zu erwerben glauben; freilich haben ſie nur heimlich wünſchen können, daß Mühe und Genuß gleicher ausgetheilt ſein möchten! Und wer wird läugnen, daß unter ihnen nicht wenigſtens einige wohldenkende und tüchtige Männer ſich befunden, die, wenn ſie auch in dieſem Augenblicke das Beſte zu bewirken nicht im Stande ſind, doch durch ihre Vermittelung das Uebel zu lindern und ein künftiges Gutes vorzubereiten das Glück haben? Und da man Solche darunter zählt, wer wird ſie nicht bedauern, wenn der Augenblick naht, der ſie ihrer Hoffnungen vielleicht auf immer berauben ſoll?

Der Geheimerath ſcherzte darauf, mit einiger Bitterkeit, über junge Leute, die einen Gegenſtand zu idealiſiren geneigt ſeien; Carl ſcheute dagegen Diejenigen nicht, welche nur noch alten Formen denken könnten, und was dahinein nicht paſſe, nothwendig verwerfen müßten.

Durch mehreres Hin- und Wiederreden ward das Geſpräch immer heftiger, und es kam von beiden Seiten Alles zur Sprache, was im Laufe dieſer Jahre ſo manche gute Geſellſchaft entzweit hatte. Vergebens ſuchte die Baroneſſe, wo nicht einen Frieden, doch wenigſtens einen Stillſtand zuwege zu bringen; ſelbſt der Geheimeräthinn, die als ein liebenswürdiges Weib, einige Herrſchaft über Carl's Gemüth ſich erworben hatte, gelang es nicht, auf ihn zu wirken; um ſo weniger, als ihr Gemahl fortfuhr, treffende Pfeile auf Jugend und Unerfahrenheit loszudrücken, und über die beſondere Neigung der Kinder, mit dem Feuer zu ſpielen, das ſie doch nicht regieren könnten, zu ſpotten.

Carl, der ſich im Zorn nicht mehr kannte, hielt mit dem Geſtändniß nicht zurück, daß er den Franzöſiſchen Waffen alles Glück wünſche, und daß er jeden Deutſchen auffordere, der alten Sclaverei ein Ende zu machen; daß er von der Franzöſiſchen Nation überzeugt ſei, ſie werde die edeln Deutſchen, die ſich für ſie erklärt, zu ſchätzen wiſſen, als die Übrigen anſehen und behandeln, und nicht etwa aufopfern oder ihrem Schickſale überlaſſen, ſondern ſie mit Ehren, Gütern und Zutrauen überhäufen.

Der Geheimerath behauptete dagegen, es ſei lächerlich, zu denken, daß die Franzoſen nur irgend einen Augenblick, bei einer Capitulation oder ſonſt, für ſie ſorgen würden; vielmehr würden dieſe Leute gewiß in die Hände der Büttel fallen, und er hoffte ſie Alle gehangen zu ſehen.

Dieſe Drehung hielt Carl nicht aus und rief vielmehr: er hoffe, daß die Guillotine auch in Deutſchland eine geſegnete Ernte finden und kein ſchuldiges Haupt verfehlen werde. Dann fügte er einige ſehr ſtarke Vorwürfe, welche den Geheimerath perſönlich trafen und in jedem Sinne beleidigend waren.

„So muß ich denn wohl", ſagte der Geheimerath, „mich aus einer Geſellſchaft entfernen,

in der Nichts, was ſonſt achtungswerth ſchien, mehr geehrt wird. Es thut mir leid, daß ich zum zweiten Mal, und zwar durch einen Landsmann vertrieben werde; aber ich ſehe wohl, daß von dieſem weniger Schonung als von den Neu-Franken zu erwarten iſt, und ich finde wieder die alte Erfahrung beſtätigt, daß es beſſer ſei, den Türken als den Renegaten in die Hände zu fallen."

Mit dieſen Worten ſtand er auf und ging aus dem Zimmer; ſeine Gemahlinn folgte ihm; die Geſellſchaft ſchwieg. Die Baroneſſe gab mit einigen, aber ſtarken Ausdrücken ihr Mißvergnügen zu erkennen; Carl ging im Saale auf und ab. Die Geheimeräthinn kam weinend zurück und erzählte, daß ihr Gemahl einpacken laſſe und ſchon Pferde beſtellt habe. Die Baroneſſe ging zu ihm, ihn zu bereden; indeſſen weinten die Fräulein und küßten ſich und waren äußerſt betrübt, daß ſie ſich ſo ſchnell und unerwartet von einander trennen ſollten. Die Baroneſſe kam zurück; ſie hatte Nichts ausgerichtet. Man fing an, nach und nach Alles zuſammenzutragen, was den Fremden gehörte. Die traurigen Augenblicke des Loslöſens und Scheidens wurden ſehr lebhaft empfunden. Mit den letzten Käſtchen und Schachteln verſchwand alle Hoffnung. Die Pferde kamen, und die Thränen floſſen reichlicher.

Der Wagen fuhr fort, und die Baroneſſe ſah ihm noch; die Thränen ſtanden ihr in den Augen. Sie trat vom Fenſter zurück und ſetzte ſich an den Stickrahmen. Die ganze Geſellſchaft war ſtill, ja verlegen; beſonders äußerte Carl ſeine Unruhe, indem er, in einer Ecke ſitzend, ein Buch durchblätterte und manchmal drüber weg nach ſeiner Tante ſah. Endlich ſtand er auf und nahm ſeinen Hut, als wenn er weggehen wollte; allein in der Thüre kehrte er um, trat an den Rahmen und ſagte mit edler Faſſung: „Ich habe Sie beleidigt, liebe Tante; ich habe Ihnen Verdruß verurſacht; verzeihen Sie meine Uebereilung, ich erkenne meinen Fehler und fühl' ihn tief!"

„Ich kann verzeihen," antwortete die Baroneſſe; „ich werde keinen Groll gegen Dich hegen, weil Du ein edler, guter Menſch biſt; aber Du kannſt nicht wieder gut machen, was Du verdorben haſt. Ich entdehre durch Deine Schuld in dieſen Augenblicken die Geſellſchaft einer Freundinn, die ich ſeit langer Zeit zum erſten Mal wieder ſah, die mir das Unglück ſelbſt wieder zuführte und in deren Umgang ich manche Stunde das Unheil vergaß, das uns traf und das uns betrübt. Sie, die ſchon lange auf einer ängſtlichen Flucht herumgetrieben wird, und ſich kaum wenige Tage in Geſellſchaft von geliebten alten Freunden in einer bequemen Wohnung, an einem angenehmen Orte erholt, muß ſchon wieder flüchtig werden, und die Geſellſchaft verliert dabei die Unterhaltung ihres Gaſtes, der, ſo wunderlicher auch in manchen Stücken ſein mag, doch ein trefflicher, rechtſchaffener Mann iſt und ein unerſchöpfliches Archiv von Menſchen- und Weltkenntniß, von Begebenheiten und Verhältniſſen mit ſich führt, die er auf eine leichte, glückliche und angenehme Weiſe mitzutheilen verſteht. Um dieſen vielfachen Genuß bringt uns Deine Heftigkeit; wodurch kannſt Du erſetzen, was wir verlieren?"

Carl. „Schonen Sie meiner, liebe Tante! Ich fühle meinen Fehler ſchon lebhaft genug; laſſen Sie mich die Folgen nicht ſo deutlich einſehen!"

Baroneſſe. „Betrachte ſie vielmehr ſo deutlich als möglich. Hier kann nicht von Schonen die Rede ſein; es iſt nur die Frage, ob Du Dich überzeugen kannſt. Denn nicht das erſte Mal begehſt Du dieſen Fehler, und es wird das letzte Mal nicht ſein. O, Ihr Menſchen, wird die Noth, die Euch unter ein Dach, in eine enge Hütte zuſammendrängt, Euch nicht huldſam gegen einander machen? Iſt es an den ungeheuern Begebenheiten nicht genug, die auf Euch und die Euerigen unaufhaltſam losdringen? Könnt Ihr ſo nicht an Euch ſelbſt arbeiten, und Euch mäßig und vernünftig gegen Diejenigen betragen, die Euch im Grunde Nichts nehmen, Nichts rauben wollen? Müſſen denn Euere Gemüther nur ſo blind und unaufhaltſam wirken und drein ſchlagen, wie die Weltbegebenheiten, ein Gewitter oder ein ander' Natur-Phänomen?"

Carl antwortete Nichts, und der Heimeiſter kam von dem Fenſter, wo er bisher geſtanden, auf die Baroneſſe zu und ſagte: „Er wird ſich beſſern, dieſer Fall ſoll ihm, ſoll uns Allen zur Warnung dienen. Wir wollen uns täglich prüfen; wir wollen den Schmerz, den ſie empfunden haben, uns vor Augen ſtellen; wir wollen auch zeigen, daß wir Gewalt über uns haben."

Baroneſſe. „Wie leicht doch Männer ſich überreden können, beſonders in dieſem Puncte! Das Wort Herrſchaft iſt ihnen ein ſo angenehmes Wort, und es klingt ſo vornehm, ſich ſelbſt beherrſchen zu wollen. Sie reden gar zu gerne davon und möchten uns glauben machen, es ſei wirklich auch in der Ausübung Ernſt damit; und wenn ich doch nur einen Einzigen in meinem Leben geſehen hätte, der auch nur in der geringſten Sache ſich zu beherrſchen im Stande geweſen wäre! Wenn ihnen Etwas gleichgiltig iſt, dann ſtellen ſie ſich gewöhnlich ſehr ernſthaft, als ob ſie es mit Mühe entbehrten, und was ſie heftig wünſchen, wiſſen

Und laß mich gewinnen!
Gar ſchlecht iſt's beſtellt,
Und wär' ich bey Geld,
So wär' ich bey Sinnen.

Mephiſtopheles.

Wie glücklich würde ſich der Affe ſchätzen,
Könnt' er nur auch in's Lotto ſetzen!

Indeſſen haben die jungen Meerkätzchen mit einer großen Kugel geſpielt, und rollen ſie herer.

Der Kater.

Das iſt die Welt;
Sie ſteigt und fällt
Und rollt beſtändig;
Sie klingt wie Glas;
Wie bald bricht das?
Iſt hohl inwendig.
Hier glänzt ſie ſehr,
Und hier noch mehr,
Ich bin lebendig!
Mein lieber Sohn,
Halt dich davon!

ſie ſich ſelbſt und Andern als vortrefflich, nothwendig, unvermeidlich und unentbehrlich vorzuſtellen. Ich wüßte auch nicht Einen, der auch nur der geringſten Entſagung fähig wäre."

Hofmeiſter. „Sie ſind ſelten ungerecht, und ich habe Sie noch niemals ſo von Verdruß und Leidenſchaft überwältigt geſehen, als in dieſem Augenblick."

Baroneſſe. „Ich habe mich dieſer Leidenſchaft wenigſtens nicht zu ſchämen. Wenn ich mir meine Freundinn, in ihrem Reiſewagen, auf unbequemen Wegen, mit Thränen an verletzte Gaſtfreundſchaft ſich zurückerinnernd denke, ſo möcht' ich Euch Allen von Herzen gram werden."

Hofmeiſter. „Ich habe Sie in den größten Uebeln nicht ſo bewegt und ſo heftig geſehen, als in dieſem Augenblick."

Baroneſſe. „Ein kleines Uebel, das auf die größern folgt, erfüllt das Maß; und dann iſt es wohl kein kleines Uebel, eine Freundinn zu entbehren."

Hofmeiſter. „Beruhigen Sie ſich und vertrauen Sie uns Allen, daß wir uns beſſern, daß wir das Mögliche thun wollen, Sie zu befriedigen."

Baroneſſe. „Keineswegs! Es ſoll mir Keiner von Euch ein Vertrauen abdrücken; aber fordern will ich künftig von Euch, befehlen will ich in meinem Hauſe."

„Fordern Sie nur, befehlen Sie nur!" rief Carl, „und Sie ſollen ſich über unſern Ungehorſam nicht zu beſchweren haben."

„Nun, meine Strenge wird ſo arg nicht ſein," verſetzte lächelnd die Baroneſſe, indem ſie ſich zuſammennahm: „ich mag nicht gerne befehlen, beſonders ſo freigeſinnten Menſchen; aber einen Rath will ich geben und eine Bitte will ich hinzufügen."

Hofmeiſter. „Und Beides ſoll uns ein unverbrüchliches Geſetz ſein."

Baroneſſe. „Es wäre thöricht, wenn ich das Intereſſe abzulenken gedächte, das Jedermann an den großen Weltbegebenheiten nimmt, deren Zeuge wir leider ſelbſt ſchon geworden ſind. Ich kann die Geſinnungen nicht ändern, die bei einem Jeden nach ſeiner Denkweiſe entſtehen, ſich befeſtigen, ſterben und wirken; und es wäre eben ſo thöricht als grauſam, zu verlangen, daß er ſie nicht mittheilen ſollte. Aber Das kann ich von dem Zirkel erwarten, in dem ich lebe, daß Gleichgeſinnte ſich im Stillen zu einander fügen und ſich angenehm unterhalten, indem der Eine Dasjenige ſagt, was der Andere ſchon denkt. Auf Euerm Zimmer, auf Spaziergängen und wo ſich Uebereinbenkende treffen, eröffne man ſeinen Buſen nach Luſt, man ſchwatze ſich auf dieſe oder jene Meinung, ja man genieße recht lebhaft die Freude einer leidenſchaftlichen Ueberzeugung. Aber, Kinder, in Geſellſchaft laſſt uns nicht vergeſſen, wie viel wir ſonſt ſchon, ehe alle dieſe Sachen zur Sprache kamen, um gefällig zu ſein, von unſern Eigenheiten antoniren mußten, und daß Jeder, ſo lange die Welt ſtehen wird, um gefällig zu ſein, wenigſtens äußerlich ſich wird beherrſchen müſſen. Ich fordere Euch alſo nicht im Namen der Tugend, ſondern im Namen der gemeinſten Höflichkeit auf: mir und Andern in dieſen Augenblicken Das zu leiſten, was Ihr von Jugend auf, ich darf faſt ſagen, gegen einen Jeden beobachtet habt, der Euch auf der Straße begegnete."

„Ueberhaupt", fuhr die Baroneſſe fort, „weiß ich nicht, wie wir geworden ſind, wohin auf ein Mal jede gefällige Bildung verſchwunden iſt. Wie ſehr hütete man ſich ſonſt, in der Geſellſchaft irgend Etwas zu berühren, was Einem oder dem Andern unangenehm ſein konnte! Der Proteſtant vermied in Gegenwart des Catholiken, irgend eine Ceremonie lächerlich zu finden; der eifrigſte Catholik ließ den Proteſtanten nicht merken, daß die alte Religion eine größere Sicherheit ewiger Seligkeit gewähre. Man unterließ vor den Augen einer Mutter, die ihren Sohn verloren hatte, ſich ſeiner Kinder lebhaft zu freuen, und Jeder fühlte ſich verlegen, wenn ihm ein ſolches unbedachtſames Wort entwiſcht war. Jeder Umſtehende ſuchte das Verſehen wieder gut zu machen, — und thun wir nicht jetzo gerade das Gegentheil von allem Dieſem? Wir ſuchen recht eifrig jede Gelegenheit, wo wir Etwas vorbringen können, das den Andern verdrießt und ihn aus ſeiner Faſſung bringt. O, laſſt uns künftig, meine Kinder und Freunde, wieder zu jener Art zu ſein zurückkehren! Wir haben bisher ſchon manches Traurige erlebt — und vielleicht verkündigt uns bald der Rauch bei Tage und die Flammen bei Nacht den Untergang unſerer Wohnungen und unſerer zurückgelaſſenen Beſitzthümer. Laſſt uns auch dieſe Nachrichten nicht mit Heftigkeit in die Geſellſchaft bringen; laſſt uns Dasjenige nicht durch öftere Wiederholung tiefer in die Seele prägen, was uns in der Stille ſchon Schmerzen genug erregt!

Als Euer Vater ſtarb, habt Ihr mir wohl mit Worten und Zeichen dieſen unerſetzlichen Verluſt bei jedem Anlaß erneuert? Habt Ihr nicht Alles, was ſein Andenken zur Unzeit wieder hervorrufen konnte, zu vermeiden und durch Euere Liebe, Euere ſtillen Bemühungen und Euere Gefälligkeit das Gefühl jenes Verluſtes zu lindern und die Wunde zu heilen geſucht? Haben wir jetzt nicht Alle nöthiger, eben jene

geſellige Schonung aufzuzeigen, die oft mehr wirkt, als eine wohlmeinende, aber rohe Hülfe; jetzt, da nicht etwa in der Mitte von Glücklichen ein oder der andere Zufall Dieſen oder Jenen verletzt, deſſen Unglück von dem allgemeinen Wohlbefinden bald wieder verſchlungen wird, ſondern wo unter einer ungeheuren Anzahl Unglücklicher kaum Wenige, entweder durch Natur oder Bildung, einer zufälligen oder künſtlichen Zufriedenheit genießen?"

Carl. „Sie haben uns nun genug erniedrigt, liebe Tante, wollen Sie uns nicht wieder die Hand reichen?"

Baronneſſe. „Hier iſt ſie, mit der Bedingung, daß Ihr Luſt habt, Euch von ihr leiten zu laſſen. Laſſen wir eine Amneſtie aus! Man kann ſich jetzt nicht geſchwind genug dazu entſchließen."

In dem Augenblicke traten die übrigen Frauenzimmer, die ſich nach dem Abſchiede noch recht herzlich ausgeweint hatten, herein und konnten ſich nicht bezwingen, Vetter Carl freundlich anzuſehen.

„Kommt her, Ihr Kinder," rief die Baronneſſe: wir haben eine ernſthafte Unterredung gehabt, die, wie ich hoffe, Liebe und Einigkeit unter uns herſtellen und den guten Ton, den wir eine Zeit lang vermiſſen, wieder unter uns einführen ſoll; vielleicht haben wir nie nöthiger gehabt, uns an einander zu ſchließen und, wäre es auch nur wenige Stunden des Tages, uns zu zerſtreuen. Laſſt uns dahin übereinkommen, daß wir, wenn wir beiſammen ſind, gänzlich alle Unterhaltung über das Intereſſe des Tages verbannen. Wie lange haben wir belehrende und aufmunternde Geſpräche entbehrt, wie lange haſt Du uns, lieber Carl, Nichts von fernen Landen und Reichen erzählt, von deren Beſchaffenheit, Einwohnern, Sitten und Gebräuchen Du ſo ſchöne Kenntniſſe haſt! Wie lange haben Sie (ſo redete ſie den Hofmeiſter an) die alte und neue Geſchichte, die Vergleichung der Jahrhunderte und einzelner Menſchen ſchweigen laſſen. Wo ſind die ſchönen und zierlichen Gedichte geblieben, die ſonſt ſo oft aus den Briefſtaſchen unſerer jungen Frauenzimmer, zur Freude der Geſellſchaft, hervorkamen; wohin haben ſich die unbefangenen philoſophiſchen Betrachtungen verloren? Iſt die Luſt gänzlich verſchwunden, mit der Ihr, von Euern Spaziergängen, einen merkwürdigen Stein, eine, uns wenigſtens, unbekannte Pflanze, ein ſeltſames Inſect zurückbrachtet, und dadurch Gelegenheit gabt, über den großen Zuſammenhang aller vorhandenen Geſchöpfe wenigſtens angenehm zu träumen? Laſſt alle dieſe Unterhaltungen, die ſich ſonſt ſo freiwillig dargeboten, durch eine Verabredung, durch Vorſatz, durch ein Geſetz wieder bei uns eintreten; bietet alle Euere Kräfte auf, lehrreich, möglich und beſonders geſellig zu ſein; und deſſ' Alles werden wir — und noch weit mehr als jetzt, benutzigt ſein, wenn auch Alles völlig drunter oder drüber gehen ſollte. Kinder, verſprecht mir Das!"

Sie verſprachen es mit Lebhaftigkeit.

„Und nun geht. Es iſt ein ſchöner Abend; genieße ihn Jeder nach ſeiner Weiſe, und laſſt uns bei'm Nachteſſen, ſeit langer Zeit zum erſten Mal, die Früchte einer freundſchaftlichen Unterhaltung genießen."

So ging die Geſellſchaft auseinander; nur Fräulein Luiſe blieb bei der Mutter ſitzen: ſie konnte den Verdruß, ihre Geſpielinn verloren zu haben, nicht ſo bald vergeſſen, und ließ Carl, der ſie zum Spaziergange einlud, auf eine ſehr ſchnippiſche Weiſe abfahren. So waren Mutter und Tochter eine Zeit lang ſtill neben einander geblieben, als der Geiſtliche hereintrat, der von einem langen Spaziergange zurückkam, und von Dem, was in der Geſellſchaft vorgekommen war, Nichts erfahren hatte. Er legte Hut und Stock ab, ließ ſich nieder und wollte eben Etwas erzählen; Fräulein Luiſe aber, als wenn ſie ein angefangenes Geſpräch mit ihrer Mutter fortſetzte, ſchnitt ihm die Rede mit folgenden Worten ab.

„Manchen Perſonen wird denn doch das Geſetz, das eben beliebt worden iſt, ziemlich unbequem ſein. Schon wenn wir ſonſt auf dem Lande wohnten, hat es manchmal an Stoff zur Unterredung gemangelt: denn da war nicht ſo täglich, wie in der Stadt, ein armes Mädchen zu verleumden, ein junger Menſch verdächtig zu machen; aber doch hatte man bisher noch die Ausſicht, von ein Paar großen Nationen alberne Streiche zu erzählen, die Deutſchen wie die Franzoſen lächerlich zu finden und bald Dieſen bald Jenen zum Jacobiner und Einbiſſen zu machen. Wenn nun auch dieſe Quelle verſtopft wird, ſo werden wir manche Perſonen wohl ſtumm in unſerer Mitte ſehen."

„Iſt dieſer Anfall etwa auf mich gerichtet, mein Fräulein?" fing der Vetter lächelnd an: „Nun, Sie wiſſen, daß ich mich glücklich ſchätze, manchmal ein Opfer für die übrige Geſellſchaft zu werden. Denn, gewiß, indem Sie bei jeder Unterhaltung Ihrer vortrefflichen Erzieherinn Ehre machen und Sie Jedermann angenehm, liebenswürdig und gefällig findet: ſo ſcheinen Sie einem kleinen böſen Geiſt, der in Ihnen wohnt und über den Sie nicht ganz Herr werden können, für mancherlei Zwang, den Sie ihm anthun, auf meine Unkoſten gewöhnlich einige Entſchädigung zu verſchaffen." — „Sagen Sie mir, gnädige Frau," ſetzte er fort,

indem er ſich gegen die Baroneſſe wandte: „was iſt in meiner Abweſenheit vorgegangen und was für Geſpräche ſind aus unſerm Cirkel ausgeſchloſſen?“

Die Baroneſſe unterrichtete ihn von Allem, was vorgefallen war. Aufmerkſam hörte er zu und verſetzte ſodann: „Es dürfte auch nach dieſer Einrichtung manchen Perſonen nicht unmöglich ſein, die Geſellſchaft zu unterhalten, und vielleicht beſſer und ſicherer als Andere.“

„Wir wollen es erleben,“ ſagte Luiſe.

„Dieſes Geſetz“, fuhr er fort, „enthält nichts Beſchwerliches für jeden Menſchen, der ſich mit ſich ſelbſt zu beſchäftigen wußte, vielmehr wird es ihm angenehm ſein, indem er Dasjenige, was er ſonſt gleichſam verſtohlen trieb, in die Geſellſchaft bringen darf. Denn, nehmen Sie mir nicht übel, Fräulein, wer bildet denn die Neuigkeitsträger, die Aufpaſſer und Verleumder, als die Geſellſchaft? Ich habe ſelten bei einer Lectüre, bei irgend einer Darſtellung intereſſanter Materien, die Geiſt und Herz beleben ſollten, einen Cirkel ſo aufmerkſam und die Seelenkräfte ſo thätig geſehen, als wenn irgend etwas Neues, und zwar eben Etwas, das einen Mitbürger oder eine Mitbürgerinn herunterſetzt, vorgetragen wurde. Fragen Sie ſich ſelbſt und fragen Sie viele Andere: was gibt einer Begebenheit den Reiz? Nicht ihre Wichtigkeit, nicht der Einfluß, den ſie hat, ſondern die Neuheit. Nur das Neue ſcheint gewöhnlich wichtig, weil es ohne Zuſammenhang Verwunderung erregt und unſere Einbildungskraft einen Augenblick in Bewegung ſetzt, unſer Gefühl nur leicht berührt und unſern Verſtand völlig in Ruhe läßt. Jeder Menſch kann, ohne die mindeſte Rückkehr auf ſich ſelbſt, an Allem, was neu iſt, lebhaften Antheil nehmen; ja, da eine Folge von Neuigkeiten immer von einem Gegenſtande zum andern fortreißt, ſo kann der großen Menſchenmaſſe Nichts willkommener ſein, als ein ſolcher Anlaß zu ewiger Zerſtreuung und eine ſolche Gelegenheit, Tücke und Schadenfreude auf eine bequeme und immer ſich erneuernde Weiſe auszulaſſen.“

„Nun!“ rief Luiſe, „es ſcheint, Sie wiſſen ſich zu helfen; ſonſt ging es über einzelne Perſonen her, jetzt ſoll es das ganze menſchliche Geſchlecht entgelten.“

„Ich verlange nicht, daß Sie jemals billig gegen mich ſein ſollen,“ verſetzte Jener; „aber ſo viel muß ich Ihnen ſagen: wir Andern, die wir von der Geſellſchaft abhängen, müſſen uns nach ihr bilden und richten, ja wir dürfen eher Etwas thun, das ihr zuwider iſt, als was ihr läſtig wäre; und läſtiger iſt ihr in der Welt Nichts, als wenn man ſie zum Nachdenken und zu Betrachtungen auffordert. Alles, was dahin zielt, muß man ja vermeiden und allenfalls das im Stillen für ſich vollbringen, was bei jeder öffentlichen Verſammlung verſagt iſt.“

„Für ſich, im Stillen, mögen Sie wohl allenfalls manche Flaſche Wein ausgetrunken und manche ſchöne Stunde des Tages verſchlafen haben,“ fiel Luiſe ihm ein.

„Ich habe wie,“ fuhr der Alte fort, „auf Das, was ich thue, viel Werth gelegt; denn ich weiß, daß ich gegen andere Menſchen ein großer Taugenichts bin. Indeſſen hab' ich doch eine Sammlung gemacht, die vielleicht eben jetzt dieſer Geſellſchaft, wie ſie geſtimmt iſt, manche angenehme Stunde verſchaffen könnte.“

„Was iſt es für eine Sammlung?“ fragte die Baroneſſe.

„Gewiß Nichts weiter, als eine ſcandalöſe Chronik,“ ſetzte Luiſe hinzu.

„Sie irren ſich,“ ſagte der Alte.

„Wir werden ſehen,“ verſetzte Luiſe.

„Laß ihn anreden,“ ſagte die Baroneſſe: „und überhaupt gewöhne Dir nicht an, Einem, der es auch zum Scherze leiden mag, hart und unfreundlich zu begegnen. Wir haben nicht Urſache, den Unarten, die in uns ſtecken, auch nur im Scherze Nahrung zu geben. Sagen Sie mir, mein Freund, wenn beſteht Ihre Sammlung, wird ſie zu unſerer Unterhaltung dienlich und ſchicklich ſein, iſt ſie ſchon lange angefangen, warum haben wir noch Nichts davon gehört?“

„Ich will Ihnen hierüber Rechenſchaft geben,“ verſetzte der Alte. „Ich lebe ſchon lange in der Welt und habe immer gern auf Das Acht gegeben, was dieſem oder jenem Menſchen begegnet. Zur Ueberſicht der großen Geſchichte fühl' ich weder Kraft noch Muth, und die einzelnen Weltbegebenheiten verwirren mich; aber unter den vielen Privat-Geſchichten, wahren und falſchen, mit denen man ſich im Publicum trägt, die man ſich insgeheim einander erzählt, gibt es manche, die noch einen reinern, ſchönern Reiz haben, als den Reiz der Neuheit; manche, die durch eine geiſtreiche Wendung uns immer zu erheitern Anſpruch machen; manche, die uns die menſchliche Natur und ihre innern Verborgenheiten auf einen Augenblick eröffnen; andere wieder, deren ſonderbare Albernheiten uns ergetzen. Aus der großen Menge, die im gemeinen Leben unſere Aufmerkſamkeit und unſere Bosheit beſchäftigen, und die eben ſo gemein ſind als die Menſchen, denen ſie begegnen oder die ſie erzählen, habe ich Diejenigen geſammelt, die mir nur irgend einen Character zu haben ſchienen, die meinen Verſtand, die mein Gemüth berührten und beſchäftigten, und die mir, wenn

ich wieder davon dachte, einen Augenblick reiner und ruhiger Heiterkeit gewährten."

„Ich bin sehr neugierig," sagte die Baronesse, „zu hören, von welcher Art Ihre Geschichten sind und was sie eigentlich behandeln."

„Sie können leicht denken," versetzte der Alte, „daß von Processen und Familien-Angelegenheiten nicht öfters die Rede sein wird. Diese haben meistentheils nur ein Interesse für Die, welche damit geplagt sind."

Luise. „Und was enthalten sie denn?"

Der Alte. „Sie behandeln, ich will es nicht läugnen, gewöhnlich die Empfindungen, wodurch Männer und Frauen verbunden oder entzweiet, glücklich oder unglücklich gemacht, öfter aber verwirrt als aufgeklärt werden."

Luise. „So? Also wahrscheinlich eine Sammlung lüsterner Späße geben Sie uns für eine feine Unterhaltung? Sie verzeihen mir, Mama, daß ich diese Bemerkung mache, sie liegt so ganz nahe, und die Wahrheit wird man doch sagen dürfen!"

Der Alte. „Sie sollen, hoffe ich, Nichts, was ich lüstern nennen würde, in der ganzen Sammlung finden."

Luise. Und was nennen Sie denn so?

Der Alte. Ein lüsternes Gespräch, eine lüsterne Erzählung sind mir unerträglich. Denn sie stellen uns etwas Gemeines, Etwas, das der Rede und Aufmerksamkeit nicht werth ist, als etwas Besonderes, als etwas Reizendes vor und erregen eine falsche Begierde, anstatt den Verstand angenehm zu beschäftigen. Sie verhüllen Das, was man entweder ohne Schleier ansehen, oder wovon man ganz seine Augen wegwenden sollte.

Luise. Ich verstehe Sie nicht. Sie werden uns doch Ihre Geschichten wenigstens mit einiger Zierlichkeit vortragen wollen? Sollten wir uns denn etwa mit plumpen Späßen die Ohren beleidigen lassen? Es soll wohl eine Mädchenschule werden, und sie wollen noch Dank dafür verlangen?

Der Alte. Kein's von Beiden. Denn ernstlich, erlauben werden Sie nichts Neues, besonders da ich schon seit einiger Zeit bemerke, daß Sie gewisse Recensionen in den gelehrten Zeitungen niemals überschlagen.

Luise. Sie werden anzüglich.

Der Alte. Sie sind Braut und ich entschuldige Sie gerne. Ich muß Ihnen aber nur zeigen, daß ich auch Pfeile habe, die ich gegen Sie brauchen kann.

Baronesse. Ich sehe wohl, wo Sie hinaus wollen, machen Sie es aber auch ihr begreiflich.

Der Alte. Ich müßte nur wiederholen, was ich zu Anfange des Gespräch schon gesagt habe; es scheint aber nicht, daß sie den guten Willen hat, aufzumerken.

Luise. Was braucht's da guten Willen und viele Worte! man mag es drehen wie man will, so werden es scandalöse Geschichten sein, auf eine oder die andere Weise scandalös, und weiter nichts.

Der Alte. Soll ich wiederholen, mein Fräulein, daß dem wohldenkenden Menschen nur dann Etwas scandalös vorkomme, wenn er Bosheit, Uebermuth, Lust zu schaden, Widerwillen zu helfen bemerkt, daß er davon sein Auge wegwendet; dagegen aber kleine Fehler und Mängel lustig findet, und besonders mit seiner Betrachtung gern bei Geschichten verweilt, wo er den guten Menschen in leichtem Widerspruch mit sich selbst, seinen Begierden und seinen Vorsätzen findet; wo alberne und auf ihren Werth eingebildete Thoren beschämt, zurecht gewiesen oder betrogen werden; wo jede Anmaßung auf eine natürliche, ja auf eine zufällige Weise bestraft wird; wo Vorsätze, Wünsche und Hoffnungen, bald gestört, aufgehalten und vereitelt, bald unerwartet angenähert, erfüllt und bestätigt werden. Da, wo der Zufall mit der menschlichen Schwäche und Unzulänglichkeit spielt, hat er am Lichten seine stille Betrachtung, und Keiner seiner Helden, deren Geschichten er bewahrt, hat von ihm weder Tadel zu besorgen, noch Lob zu erwarten.

Baronesse. Ihre Einleitung erregt den Wunsch, bald ein Probstück zu hören. Ich möchte doch nicht, daß in unserm Leben (und wir haben doch die meiste Zeit in einem Kreise zugebracht,) Vieles geschehen wäre, das man in eine solche Sammlung aufnehmen könnte.

Der Alte. Es kommt freilich Vieles auf die Beobachter an, und was für eine Seite man den Sachen abzugewinnen weiß; aber ich will freilich nicht läugnen, daß ich auch aus alten Büchern und Traditionen Manches aufgenommen habe. Sie werden mitunter alte Bekannte vielleicht nicht ungern in einer neuen Gestalt wieder antreffen. Aber eben Dieses gibt mir den Vortheil, den ich auch nicht aus den Händen lassen werde: — man soll keine meiner Geschichten deuten!

Luise. Sie werden uns doch nicht verwehren, unsere Freunde und Nachbarn wieder zu kennen, und wenn es uns beliebt, das Räthsel zu entziffern?

Der Alte. Keineswegs! Sie werden mir aber auch dagegen erlauben, in einem solchen Falle einen alten Juristen hervorzuziehen, um zu beweisen, daß diese Geschichte schon vor einigen Jahrhunderten geschehen oder erfunden worden? Ebenso werden Sie mir erlauben,

heimlich zu lächeln, wenn eine Geſchichte für ein altes Mährchen erklärt wird, die unmittelbar in unſerer Nähe vorgegangen iſt, ohne daß wir ſie eben gerade in dieſer Geſtalt wieder erkennen?

Luiſe. Man wird mit Ihnen nicht fertig; es iſt das Beſte, wir machen Friede für dieſen Abend, und Sie erzählen uns noch geſchwind ein Stückchen zur Probe.

Der Alte. Erlauben Sie, daß ich Ihnen hierin ungehorſam ſein darf. Dieſe Unterhaltung wird für die verſammelte Geſellſchaft aufgeſpart. Wir dürfen ihr Nichts entziehen, und ich ſage voraus: Alles, was ich vorzubringen habe, hat keinen Werth an ſich. Wenn aber die Geſellſchaft, nach einer ernſthaften Unterhaltung, auf eine kurze Zeit ausruhen, wenn ſie ſich, von manchem Guten ſchon geſättigt, nach einem leichten Nachtiſche umſieht, alsdann werd' ich bereit ſein, und wünſche, daß Das, was ich verſetze, nicht unſchmackhaft befunden werde.

Baronneſſe. Wir werden uns denn ſchon bis morgen gedulden müſſen.

Luiſe. Ich bin höchſt neugierig, was er vorbringen wird.

Der Alte. Das ſollten Sie nicht ſein, Fräulein: denn geſpannte Erwartung wird ſelten befriedigt.

Abends nach Tiſche, als die Baronneſſe zeitig in ihr Zimmer gegangen war, blieben die Uebrigen beiſammen, und ſprachen über mancherlei Nachrichten, die eben einliefen, über Gerüchte, die ſich verbreiteten. Man war dabei, wie es gewöhnlich in ſolchen Augenblicken zu geſchehen pflegt, in Zweifel, was man glauben und was man verwerfen ſollte.

Der alte Hausfreund ſagte darauf: Ich finde am Bequemſten, daß wir Dasjenige glauben, was uns angenehm iſt, ohne Umſtände Das verwerfen, was uns unangenehm wäre, und daß wir übrigens wahr ſein laſſen, was wahr ſein kann.

Man machte die Bemerkung, daß der Menſch auch gewöhnlich ſo verfahre, und durch einige Wendung des Geſprächs kam man auf die entſchiedene Neigung unſerer Natur, das Wunderbare zu glauben. Man redete vom Romanhaften, vom Geiſterhaften, und als der Alte einige gute Geſchichten dieſer Art künftig zu erzählen verſprach, verſetzte Fräulein Luiſe: „Sie wären recht artig und würden vielen Dank verdienen, wenn Sie uns gleich, da wir eben in der rechten Stimmung beiſammen ſind, eine ſolche Geſchichte vertrügen; wir würden aufmerkſam zuhören und Ihnen dankbar ſein.“

Ohne ſich lange bitten zu laſſen, fing der Geiſtliche darauf mit folgenden Worten an:

„Als ich mich in Neapel aufhielt, begegnete daſelbſt eine Geſchichte, die großes Aufſehen erregte, und worüber die Urtheile ſehr verſchieden waren. Die Einen behaupteten, ſie ſei völlig erfunden, die Andern, ſie ſei wahr, aber es ſtecke ein Betrug dahinter. Dieſe Partei war wieder untereinander ſelbſt uneinig; ſie ſtritten, wer dabei betrogen haben könnte? Noch Andere behaupteten: es ſei keineswegs ausgemacht, daß geiſtige Naturen nicht ſollten auf Elemente und Körper wirken können, und man müſſe nicht jede wunderbare Begebenheit ausſchließlich entweder für Lüge oder Trug erklären. Nun zur Geſchichte ſelbſt:

Eine Sängerinn, Antonelli genannt, war zu meiner Zeit der Liebling des Neapolitaniſchen Publicums. In der Blüthe ihrer Jahre, ihrer Figur, ihrer Talente fehlte ihr Nichts, wodurch ein Frauenzimmer die Menge reizt und lockt und eine kleine Anzahl Freunde entzückt und glücklich macht. Sie war nicht unempfindlich gegen Lob und Liebe; allein, von Natur mäßig und verſtändig, wußte ſie die Freuden zu genießen, die Beide gewähren, ohne dabei aus der Faſſung zu kommen, die ihr in ihrer Lage ſo nöthig war. Alle junge, vornehme, reiche Leute drängten ſich zu ihr, nur wenige nahm ſie auf; und wenn ſie bei der Wahl ihrer Liebhaber meiſt ihren Augen und ihrem Herzen folgte, ſo zeigte ſie doch bei allen kleinen Abenteuern einen feſten, ſichern Character, der jeden genauen Beobachter für ſie einnehmen mußte. Ich hatte Gelegenheit, ſie einige Zeit zu ſehen, indem ich mit Einem ihrer Begünſtigten in nahem Verhältniſſe ſtand.

Verſchiedene Jahre waren hingegangen; ſie hatte Männer genug kennen gelernt und unter ihnen viele Gecken, ſchwache und unzuverläſſige Menſchen. Sie glaubte bemerkt zu haben, daß ein Liebhaber, der in einem gewiſſen Sinne dem Weibe Alles iſt, gerade da, wo ſie eines Beiſtandes am Nöthigſten bedürfte, bei Verfällen des Lebens, häuslichen Angelegenheiten, bei augenblicklichen Entſchließungen, meiſtentheils zu Nichts wird, wenn er nicht gar ſeiner Geliebten, indem er nur an ſich ſelbſt denkt, ſchadet, und aus Eigenliebe ihr das Schlimmſte zu rathen und ſie zu den gefährlichſten Schritten zu verleiten ſich gedrungen fühlt.

Bei ihren bisherigen Verbindungen war ihr Geiſt meiſtentheils unbeſchäftigt geblieben; auch dieſer verlangte Nahrung. Sie wollte endlich einen Freund haben; und kaum hatte ſie dieſes Bedürfniß gefühlt, ſo fand ſich unter Denen, die ſich ihr zu nähern ſuchten, ein junger Mann, auf den ſie ihr Zutrauen warf, und der es in jedem Sinne zu verdienen ſchien.

Es war ein Genueſer, der ſich um dieſe Zeit, einiger wichtiger Geſchäfte ſeines Hauſes we-

gen, in Neapel aufhielt. Bei einem ſehr glücklichen Naturell hatte er die ſorgfältigſte Erziehung genoſſen. Seine Kenntniſſe waren ausgebreitet, ſein Geiſt wie ſein Körper vollkommen ausgebildet, ſein Betragen konnte für ein Muſter gelten, wie Cinna, der ſich keinen Augenblick vergißt, ſich doch immer in Andern zu vergeſſen ſcheint. Der Handelsgeiſt ſeiner Vaterſtadt ruhete auf ihm; er ſah Das, was zu thun war, im Großen an. Doch war ſeine Lage nicht die glücklichſte; ſein Haus hatte ſich in einige höchſt mißliche Speculationen eingelaſſen und war in gefährliche Proceſſe verwickelt. Die Angelegenheiten verwirrten ſich mit der Zeit noch mehr und die Sorge, die er darüber empfand, gab ihm einen Anſtrich von Traurigkeit, der ihm ſehr wohl anſtand, und unſerm jungen Frauenzimmer noch mehr Muth machte, ſeine Freundſchaft zu ſuchen, weil ſie zu fühlen glaubte, daß er ſelbſt einer Freundin bedürfe.

Er hatte ſie bisher nur an öffentlichen Orten und bei Gelegenheit geſehen; ſie vergönnte ihm nunmehr auf ſeine erſte Anfrage den Zutritt in ihrem Hauſe, ja ſie lud ihn recht dringend ein, und er verfehlte nicht, zu kommen.

Sie verſäumte keine Zeit, ihm ihr Zutrauen und ihren Wunſch zu entdecken. Er war verwundert und erſtaunt über ihren Antrag. Sie bat ihn inſtändig, ihr Freund zu bleiben und keine Anforderungen eines Liebhabers zu machen. Sie eröffnete ihm eine Verlegenheit, in der ſie ſich eben befand und worüber er bei ſeinen mancherlei Verhältniſſen den beſten Rath geben und die ſchwierigſte Einleitung zu ihrem Vortheil machen konnte. Er vertraute ihr dagegen ſeine Lage, indem ſie ihn zu erheitern und zu tröſten wußte, indem ſich in ihrer Gegenwart Manches entwickelte, was ſonſt bei ihm nicht ſo früh erwacht wäre, ſchien ſie auch ſeine Rathgeberin zu ſein, und eine wechſelſeitige, auf die edelſte Achtung, auf das ſchönſte Bedürfniß gegründete Freundſchaft hatte ſich in Kurzem zwiſchen ihnen befeſtigt.

Nur leider überſieht man bei Verbindungen, die man eingeht, nicht immer, ob ſie möglich ſind. Er hatte verſprochen, nur Freund zu ſein, keine Anſprüche auf die Stelle eines Liebhabers zu machen, und doch konnte er ſich nicht läugnen, daß ihm die vor ihr begünſtigten Liebhaber überall im Wege, höchſt zuwider, ja ganz und gar unerträglich waren. Beſonders fiel es ihm höchſt ſchmerzlich auf, wenn ihn ſeine Freundin von den guten und böſen Eigenſchaften eines ſolchen Mannes oft launig unterhielt, alle Fehler des Begünſtigten genau zu kennen ſchien, und ſich noch vielleicht ſelbigen Abend, gleichſam zum Spott des werthgeſchätzten Freundes, in den Armen eines Unwürdigen ergötzte.

Glücklicher oder unglücklicher Weiſe geſchah es bald, daß das Herz der Schönen frei wurde. Der Freund bemerkte es mit Vergnügen und ſuchte ihr vorzuſtellen, daß der erledigte Platz ihm vor allen Andern gebühre. Nicht ohne Widerſtand und Widerwillen gab ſie ſeinen Wünſchen Gehör. „Ich fürchte,“ ſagte ſie, „daß ich ihm dieſe Nachgiebigkeit das Schickſal auf der Welt, einen Freund, verliere.“ — Sie hatte richtig geweiſſagt; denn kaum hatte er eine Zeit lang in ſeiner bevorzugten Eigenſchaft bei ihr geſeſſen, ſo fingen ſeine Leiden an, beſchwerlicher zu werden; als Freund verehrte er ihre ganze Achtung, als Liebhaber ihre ganze Neigung, und als ein verſtändiger und angenehmer Mann unausgeſetzte Unterhaltung. Dieß aber war keineswegs nach dem Sinne des lebhaften Mädchens; ſie konnte ſich in keine Aufopferung finden und hatte nicht Luſt, irgend Jemandem ausſchließliche Rechte zuzugeſtehen. Sie ſuchte daher auf eine zarte Weiſe ſein Beſuche nach und nach zu verringern, ihn ſeltener zu ſehen und ihn fühlen zu laſſen, daß ſie um keinen Preis der Welt ihre Freiheit weggebe.

Sobald er es merkte, fühlte er ſich vom größten Unglück betroffen, und leider theilte ihn dieſes Unheil nicht allein: ſeine häuslichen Angelegenheiten fingen an, äußerſt ſchlimm zu werden. Er hatte ſich dabei den Vorwurf zu machen, daß er von früher Jugend an ſein Vermögen als eine unerſchöpfliche Quelle angeſehen, daß er ſeine Handelsangelegenheiten verſäumt, um auf Reiſen und in der großen Welt eine vornehmere und reichere Figur zu ſpielen, als ihm ſeine Geburt und ſein Einkommen geſtatteten. Die Proceſſe, auf die er ſeine Hoffnung ſetzte, gingen langſam und waren koſtſpielig. Er mußte deßhalb einige Mal nach Palermo, und während ſeiner letzten Reiſe machte das kluge Mädchen verſchiedene Einrichtungen, um ihrer Haushaltung eine andere Wendung zu geben, und ihn nach und nach von ſich zu entfernen. Er kam zurück, und fand ſie in einer andern Wohnung, entfernt von der ſeinigen, und ſah den Marcheſe von S., der damals auf die öffentlichen Luſtbarkeiten und Schauſpiele großen Einfluß hatte, vertraulich bei ihr aus- und eingehen. Dieß überwältigte ihn und er fiel in eine ſchwere Krankheit. Als die Nachricht davon zu ſeiner Freundin gelangte, eilte ſie zu ihm, ſorgte für ihn, richtete ſeine Aufwartung ein, und als ihr nicht verborgen blieb, daß ſeine Caſſe nicht zum Beſten beſtellt war, ließ ſie eine anſehnliche Summe zurück, die hinreichend war, ihn auf einige Zeit zu beruhigen.

Durch die Anmaßung, ihre Freiheit einzuſchränken, hatte der Freund ſchon viel in ihren Augen verloren; wie ihre Neigung zu ihm abnahm, hatte ihre Aufmerkſamkeit auf ihn zugenommen; endlich hatte die Entdeckung, daß er in ſeinen eigenen Angelegenheiten ſo unklug gehandelt habe, ihr nicht die günſtigſten Begriffe von ſeinem Verſtande und ſeinem Charakter gegeben. Indeſſen bemerkte er die große Veränderung nicht, die in ihr vorgegangen war, vielmehr ſchien ihre Sorgfalt für ſeine Geneſung, die Treue, womit ſie halbe Tage lang an ſeinem Lager aushielt, mehr ein Zeichen ihrer Freundſchaft und Liebe, als ihres Mitleids zu ſein, und er hoffte nach ſeiner Geneſung in alle Rechte wieder eingeſetzt zu werden.

Wie ſehr irrte er ſich! In dem Maße, wie ſeine Geſundheit wieder kam und ſeine Kräfte ſich erneuerten, verſchwand bei ihr jede Art von Neigung und Zutrauen, ja er ſchien ihr ſo läſtig, als er ihr ſonſt angenehm geweſen war. Auch war ſeine Laune, ohne daß er es ſelbſt bemerkte, während dieſer Begebenheiten höchſt bitter und verdrießlich geworden: alle Schuld, die er an ſeinem Schickſal haben konnte, warf er auf Andere und wußte ſich in Allem völlig zu rechtfertigen. Er ſah in ſich nur einen unſchuldig verfolgten, gekränkten, betrübten Mann, und hoffte völlige Entſchädigung alles Uebels und aller Leiden von einer vollkommenen Ergebenheit ſeiner Geliebten.

Mit dieſen Anforderungen trat er gleich in den erſten Tagen hervor, als er wieder ausgehen und ſie beſuchen konnte. Er verlangte Nichts weniger, als daß ſie ſich ihm ganz ergeben, ihre übrigen Freunde und Bekannte verabſchieden, das Theater verlaſſen und ganz allein mit ihm und für ihn leben ſollte. Sie zeigte ihm die Unmöglichkeit, ſeine Forderungen zu bewilligen, erſt auf eine ſcherzhafte, dann auf eine ernſthafte Weiſe, und war leider endlich genöthigt, ihm die traurige Wahrheit, daß ihr Verhältniß gänzlich vernichtet ſei, zu geſtehen. Er verließ ſie, und ſah ſie nicht wieder.

Er lebte noch einige Jahre in einem ſehr eingeſchränkten Kreiſe, oder vielmehr bloß in der Geſellſchaft einer alten, frommen Dame, die mit ihm in einem Hauſe wohnte und ſich von wenigen Renten erhielt. In dieſer Zeit gewann er den einen Proceß und bald darauf den andern; allein ſeine Geſundheit war untergraben und das Glück ſeines Lebens verloren. Bei einem geringen Anlaß fiel er abermals in eine ſchwere Krankheit; der Arzt kündigte ihm den Tod an. Er vernahm ſein Urtheil ohne Widerwillen, nur wünſchte er, ſeine ſchöne Freundinn noch zu ſehen. Er ſchickte ſeinen Bedienten zu ihr, der ſonſt in glücklichen Zeiten manche gütige Antwort gebracht hatte. Er ließ ſie bitten; ſie ſchlug es ab. Er ſchickte zum zweiten Mal und ließ ſie beſchwören; ſie beharrte auf ihrem Sinne. Endlich, es war ſchon tief in der Nacht, ſendete er zum dritten Mal; ſie ward bewegt und vertraute mir ihre Verlegenheit; denn ich war eben mit dem Marcheſe und einigen andern Freunden bei ihr zum Abendeſſen. Ich rieth ihr und bat ſie, dem Freunde den letzten Liebesdienſt zu erzeigen; ſie ſchien unentſchloſſen, aber nach einigem Nachdenken nahm ſie ſich zuſammen. Sie ſchickte den Bedienten mit einer abſchläglichen Antwort weg, und er kam nicht wieder.

Wir ſaßen nach Tiſche in einem vertrauten Geſpräch und waren Alle heiter und guten Muths. Es war gegen Mitternacht, als ſich auf ein Mal eine klägliche, durchdringende, ängſtliche und lange nachtönende Stimme hören ließ. Wir fuhren zuſammen, ſahen einander an und ſahen uns um, was aus dieſem Abenteuer werden ſollte. Die Stimme ſchien an den Wänden zu verklingen, wie ſie aus der Mitte des Zimmers hervorgedrungen war. Der Marcheſe ſtand auf und ſprang an's Fenſter, und wie Andern bemühten auch uns um die Schöne, welche ohnmächtig da lag. Sie kam erſt langſam zu ſich ſelbſt. Der eiferſüchtige und heftige Italiener ſah kaum ihre wieder aufgeſchlagenen Augen, als er ihr bittere Vorwürfe machte. „Wenn Sie mit ihren Freunden Zeichen verabreden," ſagte er, „ſo laſſen Sie doch ſolche weniger auffallend und heftig ſein." Sie antwortete ihm mit ihrer gewöhnlichen Gegenwart des Geiſtes, daß, da ſie Jedermann und zu jeder Zeit bei ſich zu ſehen das Recht habe, ſie wohl ſchwerlich ſolche traurige und ſchreckliche Töne zur Verherrlichung angenehmer Stunden wählen würde.

Und gewiß, der Ton hatte etwas unglaublich Schreckhaftes. Seine langen nachdröhnenden Schwingungen waren uns Allen in den Ohren, ja in den Gliedern geblieben. Sie war blaß, entſtellt und immer der Ohnmacht nahe; wir mußten die halbe Nacht bei ihr bleiben. Es ließ ſich Nichts weiter hören. Die andere Nacht dieſelbe Geſellſchaft, nicht ſo heiter als Tags vorher, aber doch gefaßt genug, und — um dieſelbige Zeit derſelbe gewaltſame, fürchterliche Ton.

Wir hatten indeſſen über die Art des Schreies und wo er herkommen möchte, unzählige Urtheile gefällt und unſere Vermuthungen erſchöpft. Was ſoll ich weitläufig ſein? So oft ſie zu Hauſe aß, ließ er ſich um dieſelbige Zeit vernehmen und zwar, wie man bemerken wollte, manchmal ſtärker, manchmal ſchwächer. Ganz Neapel ſprach von dieſem Vorfall. Alle Leute des Hauſes, alle Freunde und Bekannte nah-

men den lebhaftesten Theil daran, ja die Polizei ward aufgeregt. Man stellte Spione und Beobachter aus. Denen auf der Gasse schien der Klang aus der freien Luft zu entspringen, und in dem Zimmer hörte man ihn gleichfalls ganz in unmittelbarer Nähe. So oft sie ausging, vernahm man Nichts; so oft sie zu Hause war, ließ sich der Ton hören.

Aber auch außer dem Hause blieb sie nicht ganz von diesem bösen Begleiter verschont. Ihre Anmuth hatte ihr den Zutritt in die ersten Häuser geöffnet. Sie war als eine gute Gesellschafterinn überall willkommen, und sie hatte sich, um dem bösen Gaste zu entgehen, angewöhnt, die Abende außer dem Hause zu sein.

Ein Mann, durch sein Alter und seine Stelle ehrwürdig, führte sie einst Abends in seinem Wagen nach Hause. Als sie vor ihrer Thüre von ihm Abschied nimmt, entsteht der Klang zwischen ihnen Beiden, und man hebt diesen Mann, der so gut wie tausend Andere die Geschichte wußte, mehr todt als lebendig in seinem Wagen.

Ein ander Mal führt ein junger Mann, den sie wohl leiden konnte, mit ihr Abends durch die Stadt, eine Freundinn zu besuchen. Er hatte von diesem seltsamen Phänomen reden hören und zweifelte, als ein munterer Knabe, an einem solchen Wunder. Sie sprachen von der Begebenheit. „Ich wünschte doch auch," sagte er, „die Stimme ihres unsichtbaren Begleiters zu hören; rufen Sie ihn doch auf, wir sind ja zu Zweien, und werden uns nicht fürchten." Leichtsinn oder Kühnheit, ich weiß nicht, was sie vermochte, genug, sie ruft dem Geiste, und in dem Augenblicke entsteht mitten im Wagen der schmetternde Ton, läßt sich drei Mal schnell hinter einander gewaltsam hören und verschwindet mit einem ängstlichen Nachklang. Vor dem Hause ihrer Freundinn fand man Beide ohnmächtig im Wagen; nur mit Mühe brachte man sie wieder zu sich und vernahm, was ihnen begegnet sei.

Die Schöne brauchte einige Zeit, sich zu erholen. Dieser immer erneuerte Schrecken griff ihre Gesundheit an, und das klingende Geisterding schien ihr einige Zeit zu verstatten, ja sie hoffte sogar, weil es sich lange nicht wieder hören ließ, endlich völlig davon befreit zu sein. Allein diese Hoffnung war zu frühzeitig.

Nach geendigtem Carneval unternahm sie mit einer Freundinn und einem Kammermädchen eine kleine Lustreise. Sie wollte einen Besuch auf dem Lande machen; es war Nacht, ehe sie ihren Weg vollenden konnten, und da noch am Fuhrwerke Etwas zerbrach, mußten sie in einem schlechten Wirthshaus übernachten und sich so gut als möglich einrichten.

Schon hatte die Freundinn sich niedergelegt; und das Kammermädchen, nachdem sie das Nachtlicht angezündet hatte, wollte eben zu ihrer Gebieterinn in's andere Bette steigen, als diese scherzend zu ihr sagte: „Wir sind hier am Ende der Welt und das Wetter ist abscheulich; sollte es uns wohl hier finden können?" Im Augenblick ließ es sich hören, stärker und fürchterlicher als jemals. Die Freundinn glaubte nicht anders, als die Hölle sei im Zimmer, sprang aus dem Zimmer, lief, wie sie war, die Treppe hinunter und rief das ganze Haus zusammen. Niemand that diese Nacht ein Auge zu. Wenn es war auch das letzte Mal, daß sich der Ton hören ließ. Doch hatte leider der ungebetene Gast bald eine andere lästigere Weise, seine Gegenwart anzuzeigen.

Einige Zeit hatte er Ruhe gehalten, als auf ein Mal Abends zur gewöhnlichen Stunde, da sie mit ihrer Gesellschaft zu Tische saß, ein Schuß, wie aus einer Flinte oder stark geladenen Pistole, zum Fenster hereinfiel. Alle hörten den Knall, Alle sahen das Feuer, aber bei näherer Untersuchung fand man die Scheibe ohne die mindeste Verletzung. Demungeachtet nahm die Gesellschaft den Vorfall sehr ernsthaft, und Alle glaubten, daß man der Schönen noch dem Leben stehe. Man eilt nach der Polizei, man untersucht die benachbarten Häuser; und da man nichts Verdächtiges findet, stellt man darin den andern Tag Schildwachen von oben bis unten. Man durchsucht genau das Haus, worin sie wohnt; man vertheilt Spione auf der Straße.

Alle diese Vorsicht war vergebens. Drei Monate hinter einander fiel in demselbigen Augenblicke der Schuß durch dieselbe Fensterscheibe, ohne das Glas zu verletzen, und, was merkwürdig war, immer genau eine Stunde vor Mitternacht, da doch gewöhnlich in Neapel nach der Italienischen Uhr gezählt wird und Mitternacht daselbst eigentlich keine Epoche macht.

Man gewöhnte sich endlich an diese Erscheinung wie an die vorige, und rechnete dem Geiste seine unschädliche Tücke nicht hoch an. Der Schuß fiel manchmal, ohne die Gesellschaft zu erschrecken oder sie in ihrem Gespräch zu unterbrechen.

Eines Abends, nach einem sehr warmen Tage, öffnete die Schöne, ohne an die Stunde zu denken, das bewußte Fenster und trat mit dem Marquis auf den Balcon. Kaum standen sie einige Minuten draußen, als der Schuß zwischen ihnen Beiden durchfiel und sie mit Gewalt rückwärts in das Zimmer schleuderte, wo sie ohnmächtig auf den Boden taumelten. Als sie sich wieder erholt hatten, fühlte er auf der linken, sie aber auf der rechten Wange den Schmerz einer tüchtigen Ohrfeige, und da man sich weiter nicht verletzt fand, gab der Vorfall

zu mancherlei ſcherzhaften Bemerkungen Anlaß.

Von der Zeit an ließ ſich dieſer Schall im Hauſe nicht wieder hören, und ſie glaubte nun endlich, ganz von ihrem unſichtbaren Verfolger befreit zu ſein, als auf einem Wege, den ſie des Abends mit einer Freundinn machte, ein unvermuthetes Abenteuer ſie nochmals auf das Gewaltſamſte erſchreckte. Ihr Weg ging durch die Chauſſe, wo ehemals der geliebte Gennetſche Freund gewohnt hatte. Es war heller Mondſchein. Eine Dame, die bei ihr ſaß, fragte: „Iſt Das nicht das Haus, in welchem der Herr * geſtorben iſt?“ „Es iſt eins von dieſen beiden, ſo viel ich weiß,“ ſagte die Schöne; und in dem Augenblicke fiel aus einem dieſer beiden Hauſer der Schuß und drang durch den Wagen durch. Der Kutſcher glaubte, angegriffen zu ſein, und trieb mit aller möglichen Geſchwindigkeit fort. An dem Orte ihrer Beſtimmung hob man die beiden Frauen faſt todt aus dem Wagen.

Aber dieſer Schrecken war auch der letzte. Der unſichtbare Begleiter änderte ſeine Methode, und nach einigen Abenden erklang vor ihren Fenſtern ein lautes Händeklatſchen. Sie war als beliebte Sängerinn und Schauſpielerinn dieſes Schalls ſchon mehr gewohnt. Es hatte an ſich nichts Schreckliches, und man konnte ihn eher einem ihrer Bewunderer zuſchreiben. Sie gab wenig darauf Acht; ihre Freunde waren aufmerkſamer und ſtellten, wie das vorige Mal, Poſten aus. Sie hörten den Schall, ſahen aber vor wie nach Niemanden, und die Meiſten hofften nun bald auf ein völliges Ende dieſer Erſcheinungen.

Nach einiger Zeit verlor ſich auch dieſer Klang und verwandelte ſich in angenehmere Töne. Sie waren zwar nicht eigentlich melodiſch, aber unglaublich angenehm und lieblich. Sie ſchienen den genaueſten Beobachtern von der Ecke einer Querſtraße her zu kommen, im leeren Luftraume bis unter das Fenſter hinzuſchweben und dann dort auf das Sanfteſte zu verklingen. Es war, als wenn ein himmliſcher Geiſt durch ein ſchönes Inſtrument aufmerkſam auf eine Melodie machen wollte, die er eben vorzutragen im Begriff ſei. Auch dieſer Ton verſchwand endlich und ließ ſich nicht mehr hören, nachdem die ganze wunderbare Geſchichte etwa anderthalb Jahre gedauert hatte.“ —

Als der Erzähler einen Augenblick innehielt, fing die Geſellſchaft an, ihre Gedanken und Zweifel über dieſe Geſchichte zu äußern, ob ſie wahr ſei, ob ſie auch wahr ſein könne.

Der Alte behauptete, ſie müſſe wahr ſein, wenn ſie unterhaltend ſein ſolle: denn für eine erdichtete Geſchichte habe ſie wenig Verdienſt. Jemand bemerkte darauf: es ſcheine ſonderbar, daß man ſich nicht nach dem abgeſchiedenen Freunde und nach den Umſtänden ſeines Todes erkundigt, weil doch daraus vielleicht Einiges zur Aufklärung der Geſchichte hätte genommen werden können.

„Auch Dieſes iſt geſchehen,“ verſetzte der Alte; „ich war ſelbſt neugierig genug, ſogleich nach der erſten Erſcheinung in ſein Haus zu gehen und unter einem Vorwand die Dame zu beſuchen, welche zwar recht mütterlich für ihn geſorgt hatte. Sie erzählte mir, daß ihr Freund eine unglaubliche Leidenſchaft für das Frauenzimmer gehegt habe, daß er die letzte Zeit ſeines Lebens faſt allein von ihr geſprochen und ſie bald als einen Engel, bald als einen Teufel vorgeſtellt habe.

Als ſeine Krankheit überhand genommen, habe er Nichts gewünſcht, als ſie vor ſeinem Ende noch ein Mal zu ſehen, wahrſcheinlich in der Hoffnung, nur noch eine zärtliche Aeußerung, einen Revers oder ſonſt irgend ein Zeichen der Liebe und Freundſchaft von ihr zu erlangen. Deſto ſchrecklicher ſei ihm ihre anhaltende Weigerung geweſen, und höchſt wahrſcheinlich habe die letzte entſcheidende, abſchlägliche Antwort ſein Ende beſchleunigt. Verzweifelnd habe er ausgerufen: „Nein, es ſoll ihr Nichts helfen! Sie verweidet mich; aber auch nach meinem Tode ſoll ſie keine Ruhe vor mir haben.“ Mit dieſer Heftigkeit verſchied er, und war zu ſehr mußten wir erfahren, daß man auch jenſeits des Grabes Wort halten könne.“

Die Geſellſchaft fing auf's Neue an, über die Geſchichte zu meinen und zu urtheilen. Zuletzt ſagte der Bruder Fritz: „Ich habe einen Verdacht, den ich aber nicht eher äußern will, als bis ich nochmals alle Umſtände in mein Gedächtniß zurückgerufen und meine Combination beſſer geprüft habe.“

Als man lebhafter in ihn drang, ſuchte er einer Antwort dadurch auszuweichen, daß er ſich erbot, gleichfalls eine Geſchichte zu erzählen, die zwar der vorigen an Intereſſe nicht gleiche, aber doch auch von der Art ſei, daß man ſie niemals mit völliger Gewißheit habe erklären können.

„Bei einem wackern Ehemann, meinem Freunde, der ein altes Schloß mit einer ſtarken Familie bewohnte, war eine Waiſe erzogen worden, die, als ſie herangewachſen und vierzehn Jahre alt war, meiſt um die Dame vom Hauſe ſich beſchäftigte und die nächſten Dienſte ihrer Perſon verrichtete. Man war mit ihr wohl zufrieden, und ſie ſchien Nichts weiter zu wünſchen, als durch Aufmerkſamkeit und Treue ihren Wohlthätern dankbar zu ſein. Sie war wohlgebildet und es fanden ſich einige Freier

um sie ein. Man glaubte nicht, daß eine dieser Verbindungen zu ihrem Glück gereichen würde, und sie zeigte auch nicht das mindeste Verlangen, ihren Zustand zu ändern.

Auf ein Mal begab sich's, daß man, wenn das Mädchen in dem Hause Geschäfte halber herumging, unter ihr, hier und da, pochen hörte. Anfangs schien es zufällig, aber da das Klopfen nicht aufhörte und beinahe jeden ihrer Schritte begleitete, ward sie ängstlich und traute sich kaum, aus dem Zimmer der gnädigen Frau herauszugehen, als in welchem sie allein Ruhe hatte.

Dieses Pochen ward von Jedermann vernommen, der mit ihr ging oder nicht weit von ihr stand. Anfangs scherzte man darüber, endlich aber fing die Sache an, unangenehm zu werden. Der Herr vom Hause, der von einem lebhaften Geist war, untersuchte nun selbst die Umstände. Man hörte das Pochen nicht eher, als bis das Mädchen ging, und nicht sowohl indem sie den Fuß aufsetzte, als indem sie ihn zum Weiterschreiten aufhob. Doch folgten die Schläge manchmal unregelmäßig, und besonders waren sie sehr stark, wenn sie quer über einen großen Saal den Weg nahm.

Der Hausherr hatte eines Tages Handwerksleute in der Nähe und ließ, da das Pochen am heftigsten war, gleich hinter ihr einige Dielen aufreißen. Es fand sich Nichts, außer daß bei dieser Gelegenheit ein Paar große Ratten zum Vorschein kamen, deren Jagd viel Lärm im Hause verursachte.

Entrüstet über diese Beschwerde und Verwirrung, griff der Hausherr zu einem strengen Mittel, nahm seine größte Hexpeitsche von der Wand und schwur, daß er das Mädchen bis auf den Tod prügeln wolle, wenn sich noch ein einzig Mal das Pochen hören ließe. Von der Zeit an ging sie ohne Anfechtung im ganzen Hause herum, und man vernahm von dem Pochen Nichts weiter."

„Woraus man denn deutlich sieht," fiel Luise ein, „daß das schöne Kind sein eigenes Geheimniß war, und aus irgend einer Ursache sich diesen Spaß gemacht und seine Herrschaft zum Besten gehabt hatte."

„Keineswegs," versetzte Fritz: „denn Diejenigen, welche diese Wirkung einem Geiste zuschreiben, glaubten, ein Schutzgeist wolle zwar das Mädchen aus dem Hause haben, aber ihr doch kein Leids zufügen lassen. Andere nahmen es näher und hielten dafür, daß Einer ihrer Liebhaber die Wissenschaft oder das Geschick gehabt habe, diese Töne zu erregen, um das Mädchen aus dem Hause in seine Arme zu nöthigen. Dem sei, wie ihm wolle, das gute Kind gehörte sich über diesen Vorfall beinah völlig ab, und schien einem traurigen Geiste gleich, da sie vorher stets, munter und die Heiterkeit im ganzen Hause gewesen. Aber auch eine solche körperliche Abnahme läßt sich auf mehr als eine Weise deuten."

„Es ist Schade," versetzte Carl, „daß man solche Vorfälle nicht genau untersucht, und daß man bei Beurtheilung der Begebenheiten, die uns so sehr interessiren, immer zwischen verschiedenen Wahrscheinlichkeiten schwanken muß, weil die Umstände, unter welchen solche Wunder geschehen, nicht alle bemerkt sind."

„Wenn es nur nicht überhaupt so schwer wäre, zu untersuchen," sagte der Alte, „und in dem Augenblicke, wo etwas Dergleichen begegnet, die Punkte und Momente alle gegenwärtig zu haben, worauf es eigentlich ankommt, damit man Nichts entwischen lasse, worin Betrug oder Irrthum sich verstecken könne. Vermag man denn einem Taschenspieler so leicht auf die Spitzbogen zu kommen, von dem wir doch wissen, daß er uns zum Besten hat?"

Kaum hatte er ausgeredet, als in der Ecke des Zimmers auf ein Mal ein sehr starker Knall sich hören ließ. Alle fuhren auf, und Carl lachte scherzend: „Es wird sich doch kein verborgener Liebhaber hören lassen?"

Er hätte gewünscht, seine Worte wieder zurückzunehmen; denn Luise ward bleich und gestand, daß sie für das Leben ihres Bräutigams zitterte.

Fritz, um sie zu zerstreuen, nahm das Licht und ging nach dem Schreibtische, der in der Ecke stand. Die gewölbte Decke desselben war ganz völlig durchgerissen; man hatte alle die Ursache des Klanges; aber bedauernd sah es ihnen auf, daß dieser Schreibtisch von Nußbaum bessrer Arbeit, der schon mehrere Jahre an demselben Platze stand, in diesem Augenblicke zufällig gerissen sein sollte. Man hatte ihn oft als Muster einer vortrefflichen und dauerhaften Tischlerarbeit gerühmt und vorgezeigt, und nun sollte er auf ein Mal reißen, ohne daß in der Luft die mindeste Veränderung zu spüren war.

„Geschwind," sagte Carl, „laßt uns zuerst diesen Umstand berichtigen und nach dem Barometer sehen."

Das Quecksilber hatte seinen Stand vollkommen, wie seit einigen Tagen; das Thermometer selbst war nicht mehr gestiegen, als die Veränderung von Tag auf Nacht natürlich mit sich brachte.

„Schade, daß wir nicht einen Hygrometer bei der Hand haben," rief er aus: „gerade das Instrument wäre das nöthigste!"

„Es scheint," sagte der Alte, „daß uns immer die nöthigsten Instrumente abgehen, wenn wir Versuche auf Geister anstellen wollen."

Du mußt ſterben!
Sie iſt von Thon,
Es gibt Scherben.

Mephiſtopheles.

Was ſoll das Sieb?

Der Kater holt es herunter.

Wärſt du ein Dieb,
Wollt' ich dich gleich erkennen.

Er läuft zur Kätzinn und läßt ſie durchſehen.

Sieh durch das Sieb!
Erkennſt du den Dieb,
Und darfſt ihn nicht nennen?

Mephiſtopheles ſich dem Feuer nähernd.

Und dieſer Topf?

Kater und Kätzinn.

Der alberne Tropf!
Er kennt nicht den Topf,
Er kennt nicht den Keſſel!

Sie wurden in ihren Betrachtungen durch einen Bedienten unterbrochen, der mit Haſt hereinkam und meldete, daß man ein ſtarkes Feuer am Himmel ſehe, jedoch nicht wiſſe, ob es in der Stadt oder in der Gegend ſei.

Da man durch das Vorhergehende ſchon empfänglicher für den Schrecken geworden war, ſo wurden Alle mehr, als es vielleicht ſonſt geſchehen ſein würde, von der Nachricht betroffen. Frig eilte auf das Belvedere des Hauſes, wo auf einer großen horizontalen Scheibe die Karte des Landes ausführlich gezeichnet war, durch deren Hülfe man auch bei Nacht die verſchiedenen Lagen der Orte ziemlich genau beſtimmen konnte. Die Andern blieben, nicht ohne Gegen- und Bewegung, bei einander.

Frig kam zurück und ſagte: „Ich bringe keine gute Nachricht. Denn höchſt wahrſcheinlich iſt der Brand nicht in der Stadt, ſondern auf dem Gute unſerer Tante. Ich kenne die Richtung ſehr genau und fürchte nicht, mich zu irren.“ Man bedauerte die ſchönen Gebäude und überrechnete den Verluſt. „Indeſſen,“ ſagte Frig, „iſt mir ein wunderlicher Gedanke eingekommen, der uns wenigſtens über das ſonderbare Anzeichen des Schreibtiſches beruhigen kann. Vor allen Dingen wollen wir die Minute berichtigen, in der wir den Klang gehört haben. Sie rechneten zurück, und es konnte etwa halb Zwölfe geweſen ſein.

„Nun, Ihr mögt lachen oder nicht,“ fuhr Frig fort, „will ich Euch meine Muthmaßung erzählen. Ihr wiſt, daß unſere Mutter ſchon vor mehreren Jahren einen ähnlichen, ja, man möchte ſagen, einen gleichen Schreibtiſch an unſere Tante geſchenkt hat. Beide waren zu einer Zeit, aus einem Holze, mit der größten Sorgfalt von einem Meiſter verfertigt; Beide haben ſich bisher trefflich gehalten, und ich wollte wetten, daß in dieſem Augenblicke mit dem Luſthauſe unſerer Tante der zweite Schreibtiſch verbrennt, und daß ſein Zwillingsbruder auch davon leidet. Ich will mich morgen ſelbſt aufmachen und dieſes ſeltſame Factum ſo gut als möglich zu berichtigen ſuchen.“

Ob Friedrich wirklich dieſe Meinung hegte, oder ob der Wunſch, ſeine Schweſter zu beruhigen, ihm zu dieſem Einfall geholfen, wollen wir nicht entſcheiden; genug, ſie ergriffen die Gelegenheit, über manche unläugbare Sympathien zu ſprechen, und fanden am Ende eine Sympathie zwiſchen Hölzern, die auf einem Stamm erzeugt worden, zwiſchen Werken, die ein Künſtler verfertigt, noch ziemlich wahrſcheinlich. Ja, ſie wurden einig, dergleichen Phänomene eben ſo gut für Natur-Phänomene gelten zu laſſen, als andere, welche ſich öfter wiederholen, die wir mit Händen greifen und doch nicht erklären können.

„Ueberhaupt“, ſagte Carl, „ſcheint mir, daß jedes Phänomen, ſowie jedes Factum an ſich eigentlich das Intereſſante ſei. Wer es erklärt oder mit andern Begebenheiten zuſammenhängt, macht ſich gewöhnlich eigentlich nur einen Spaß, und hat uns zum Beſten, wie z. B. der Naturforſcher und Hiſtorien-Schreiber. Aber eine einzelne Handlung oder Begebenheit iſt intereſſant, nicht weil ſie erklärbar oder wahrſcheinlich, ſondern weil ſie wahr iſt. Wenn gegen Mitternacht die Flamme den Schreibtiſch der Tante verzehrt hat, ſo iſt das ſonderbare Reiſſen des unſern zu gleicher Zeit für uns eine wahre Begebenheit, ſie mag übrigens erklärbar ſein und zuſammenhängen, mit wem ſie will.“

So tief es auch ſchon in der Nacht war, hätte Niemand eine Neigung, zu Bette zu gehen, und Carl erbot ſich gleichfalls, eine Geſchichte zu erzählen, die nicht minder intereſſant ſei, ob ſie ſich gleich vielleicht eher erklären und begreifen laſſe, als die vorigen.

„Der Marſchall von Boſſompierre“, ſagte er, „erzählt ſie in ſeinen Memoiren; es ſei mir erlaubt, in ſeinem Namen zu reden.

Seit fünf oder ſechs Monaten hatte ich bemerkt, ſo oft ich über die kleine Brücke ging, (denn zu der Zeit war der Pont neuf noch nicht erbaut) daß eine ſchöne Krämerin, deren Laden an einem Schilde mit zwei Engeln kenntlich war, ſich tief und wiederholt vor mir neigte und mir ſo weit nachſah, als ſie nur konnte. Ihr Betragen frei mir auf; ich ſah ſie gleichfalls an und dankte ihr ſorgfältig. Einſt ritt ich von Fontainebleau nach Paris, und als ich wieder die kleine Brücke herauskam, trat ſie an ihre Ladenthüre und ſagte zu mir, indem ich vorbeiritt: „Mein Herr, ihre Dienerin!“ Ich erwiederte ihren Gruß und indem ich mich von Zeit zu Zeit umſah, hatte ſie ſich weiter vorgeſchoben, um mir ſo weit als möglich nachzuſehen.

Ein Bedienter nebſt einem Poſtillon folgten mir, die ich noch dieſen Abend mit Briefen an einige Damen nach Fontainebleau zurückſchicken wollte. Auf meinen Befehl hielt der Bediente ab und ging zu der jungen Frau, ihr in meinem Namen zu ſagen, daß ich ihre Neigung, mich zu ſehen und zu grüßen, bemerkt hätte; ich wollte, wenn ſie wünſchte, mich näher kennen zu lernen, ſie aufſuchen, wo ſie verlangte.

Sie antwortete dem Bedienten: er hätte ihr keine beſſere Neuigkeit bringen können; ſie wollte kommen, wohin ich ſie beſtellte, nur mit der Bedingung, daß ſie eine Nacht mit mir unter einer Decke zubringen dürfte.

Ich nahm den Vorſchlag an und fragte den

Bedienten, ob er nicht etwa einen Ort kenne, wo wir zusammenkommen könnten? Er antwortete, daß er sie zu einer gewissen Angelerin führen wollte; rathe mir aber, weil die Pest sich hier und da zeige, Matratzen, Decken und Leintücher aus meinem Hause hinbringen zu lassen. Ich nahm den Vorschlag an und er versprach mir, ein gutes Bett zu bereiten.

Des Abends ging ich hin und fand eine sehr schöne Frau von ungefähr zwanzig Jahren, mit einer zierlichen Nachtmütze, einem sehr feinen Hemde, einem kurzen Unterrocke von grünweilenem Zeuge. Sie hatte Pantoffeln an den Füßen, und eine Art von Pudermantel übergeworfen. Sie gefiel mir außerordentlich, und da ich mir einige Freiheiten herausnehmen wollte, lehnte sie meine Liebkosungen mit sehr guter Art ab und verlangte, mit mir zwischen zwei Leintüchern zu sein. Ich erfüllte ihr Begehren und kann sagen, daß ich niemals ein zierlicheres Weib gekannt habe, noch von irgend einer mehr Vergnügen genossen hätte. Den andern Morgen fragte ich sie: ob ich sie nicht noch ein Mal sehen könnte, ich verreise erst Sonntag; und wir hatten die Nacht vom Donnerstag auf den Freitag mit einander zugebracht.

Sie antwortete mir, daß sie es gewiß lebhafter wünsche als ich; wenn ich aber nicht den ganzen Sonntag bliebe, sei es ihr unmöglich; denn nur in der Nacht vom Sonntag auf den Montag könne sie mich wieder sehen. Als ich einige Schwierigkeiten machte, sagte sie: „Ihr seid wohl meiner in diesem Augenblicke schon überdrüßig und wollt nun Sonntags verreisen; aber Ihr werdet bald wieder an mich denken und gewiß noch einen Tag zugeben, um eine Nacht mit mir zuzubringen.“

Ich war leicht zu überreden, versprach ihr, den Sonntag zu bleiben und die Nacht auf den Montag mich wieder an dem nämlichen Orte einzufinden. Darauf antwortete sie mir: „Ich weiß recht gut, mein Herr, daß ich in ein schändliches Haus um Ihretwillen gekommen bin; aber ich habe es freiwillig gethan, und ich hatte ein so unüberwindliches Verlangen, mit Ihnen zu sein, daß ich jede Verlegung eingegangen wäre. Aus Leidenschaft bin ich an diesen abscheulichen Ort gekommen, aber ich würde mich für eine feile Dirne halten, wenn ich zum zweiten Mal dahin zurückkehren könnte. Mag ich eines elenden Todes sterben, wenn ich außer meinem Mann und Euch irgend Jemandem zu Willen gewesen bin, und nach irgend einem Andern verlange! Aber was thäte man nicht für eine Person, die man liebt und für einen Bassompierre? Um seinetwillen bin ich in das Haus gekommen, um eines Mannes willen, der durch seine Gegenwart diesen Ort ehrbar gemacht hat. Wollt Ihr mich noch ein Mal sehen, so will ich Euch bei meiner Tante einlassen.“

Sie beschrieb mir das Haus auf's Genauste und fuhr fort: „Ich will Euch von 10 Uhr bis Mitternacht erwarten, ja noch später, die Thüre soll offen sein. Erst findet Ihr einen kleinen Gang; in dem haltet Euch nicht auf, denn die Thüre meiner Tante geht da heraus. Dann stößt Euch eine Treppe sogleich entgegen, die Euch in's erste Geschoß führt, wo ich Euch mit offenen Armen empfangen werde.“

Ich machte meine Einrichtung, ließ meine Leute und meine Sachen vorausgehen und erwartete mit Ungeduld die Sonntagsnacht, in der ich das schöne Weibchen wieder sehen sollte. Um 10 Uhr war ich schon am bestimmten Orte. Ich fand die Thüre, die sie mir bezeichnet hatte, sogleich, aber verschlossen und im ganzen Hause Licht, das sogar von Zeit zu Zeit wie eine Flamme aufzuleuchten schien. Ungeduldig fing ich an zu klopfen, um meine Ankunft zu melden; aber ich hörte eine Mannsstimme, die mich fragte, wer draußen sei.

Ich ging zurück und einige Straßen auf und ab. Endlich zog mich das Verlangen wieder nach der Thüre. Ich fand sie offen und eilte durch den Gang die Treppe hinauf. Aber wie erstaunt war ich, als ich in dem Zimmer ein Paar Leute fand, welche Branntwein verbrannten, und bei der Flamme, die das ganze Zimmer erleuchtete, zwei nackte Körper auf dem Tische ausgestreckt sah. Ich zog mich eilig zurück und stieß im Hinausgehen auf ein paar Todtengräber, die mich fragten, was ich suche. Ich zog den Degen, um sie mir vom Leibe zu halten, und kam nicht unbewegt von diesem seltsamen Anblick nach Hause. Ich trank sogleich drei bis vier Gläser Wein, ein Mittel gegen die pestilenzialischen Einflüsse, das man in Deutschland sehr bewährt hält, und trat, nachdem ich ausgeruhet, den andern Tag meine Reise nach Lothringen an.

Die Mühe, die ich mir nach meiner Rückkunft gegeben, irgend Etwas von dieser Frau zu erfahren, war vergeblich. Ich ging sogar nach dem Laden der zwei Engel; allein die Miethleute wußten nicht, wer vor ihnen darin gewesen hatte.

Dieses Abenteuer begegnete mir mit einer Person vom geringen Stande, aber ich versichere, daß ohne den unangenehmen Ausgang es eins der reizendsten gewesen wäre, deren ich mich erinnere, und daß ich niemals ohne Sehnsucht an das schöne Weibchen habe denken können.“ —

„Auch dieses Räthsel“, versetzte Reiz, „ist so leicht nicht zu lösen. Denn es bleibt zweifelhaft, ob das artige Weibchen in dem Hause

mit an der Pest gestorben, aber ob sie es nur dieses Umstands wegen vermieden habe."

„Hätte sie gelebt," versetzte Carl, „so hätte sie ihren Geliebten gewiß auf der Gasse erwartet, und keine Gefahr hätte sie abgehalten, ihn wieder aufzusuchen. Ich fürchte immer, sie hat mit auf dem Tische gelegen."

„Schweigt," sagte Luise; „die Geschichte ist gar zu schrecklich! Was wird Das für eine Nacht werden, wenn wir uns mit solchen Bildern zu Bette legen!"

„Es fällt mir noch eine Geschichte ein," sagte Carl, „die artiger ist und die Bassompierre von einem seiner Vorfahren erzählt.

Eine schöne Frau, die den Ahnherrn außerordentlich liebte, besuchte ihn alle Montage auf seinem Sommerhause, wo er die Nacht mit ihr zubrachte, indem er seine Frau glauben ließ, daß er diese Zeit zu einer Jagd-Partie bestimmt habe.

Zwei Jahre hatten sie sich ununterbrochen auf diese Weise gesehen, als seine Frau einigen Verdacht schöpfte, sich eines Morgens nach dem Sommerhause schlich und ihren Gemahl mit der Schönen in tiefem Schlafe antraf. Sie hatte weder Muth noch Willen, sie aufzuwecken, nahm aber ihren Schleier vom Kopfe und deckte ihn über die Füße der Schlafenden.

Als das Frauenzimmer erwachte und den Schleier erblickte, that sie einen heftigen Schrei, brach in laute Klagen aus und jammerte, daß sie ihren Geliebten nicht mehr wiedersehen, ja daß sie sich ihm auf hundert Meilen nicht nähern dürfe. Sie verließ ihn, nachdem sie ihm drei Geschenke, ein kleines Fruchtmaß, einen Ring und einen Becher für seine drei rechtmäßigen Töchter verehrt und ihm die größte Sorgfalt für diese Gaben anbefohlen hatte. Man hob sie sorgfältig auf, und die Abkömmlinge dieser drei Töchter glaubten, die Ursache manches glücklichen Ereignisses in dem Besitz dieser Gabe zu finden."

„Das setzt nun schon eher dem Mährchen der schönen Melusine und andern dergleichen Jugendgeschichten ähnlich," sagte Luise.

„Und doch hat sich eine solche Tradition", versetzte Friedrich, „und ein ähnlicher Talisman in unserm Hause erhalten."

„Wie wäre denn Das?" fragte Carl.

„Es ist ein Geheimniß," versetzte Jener; „nur der älteste Sohn darf es allenfalls bei Lebzeiten des Vaters ersehen, und nach seinem Tode das Kleinod besitzen."

„Du hast es also in Verwahrung?" fragte Luise.

„Ich habe wohl schon zu viel gesagt," versetzte Friedrich, indem er das Licht anzündete, um sich hinweg zu begeben.

Die Familie hatte zusammen, wie gewöhnlich, das Frühstück eingenommen und die Baronesse saß wieder an ihrem Stickrahmen. Nach einem kurzen, allgemeinen Stillschweigen begann der geistliche Hausfreund mit einigem Lächeln: „Es ist zwar selten, daß Sänger, Dichter und Erzähler, die eine Gesellschaft zu unterhalten versprechen, es zur rechten Zeit thun: vielmehr lassen sie sich gewöhnlich, wo sie nöthig sein sollten, sehr dringend bitten, und sind zudringlich, wenn man ihren Vortrag gern ablehnen möchte. Ich hoffe daher eine Ausnahme zu machen, wenn ich anfrage, ob Ihnen in diesem Augenblicke gelegen sei, irgend eine Geschichte anzuhören.

„Recht gerne," versetzte die Baronesse, „und ich glaube, es werden alle Uebrige mit mir übereinstimmen. Doch wenn Sie uns eine Geschichte zur Probe geben wollen, so muß ich Ihnen sagen, welche Art ich nicht liebe. Jene Erzählungen machen mir keine Freude, bei welchen, nach Weise der „Tausend und einen Nacht", eine Begebenheit in die andere eingeschachtelt, ein Interesse durch das andere verdrängt wird; wo sich der Erzähler genöthigt sieht, die Neugierde, die er auf eine leichtsinnige Weise erregt hat, durch Unterbrechung zu reizen, und die Aufmerksamkeit, anstatt sie durch eine vernünftige Folge zu befriedigen, nur durch seltsame und keineswegs lobenswürdige Kunstgriffe aufzuspannen. Ich table das Bestreben, aus Geschichten, die sich der Einheit des Gedichts nähern sollen, rhapsodische Räthsel zu machen und den Geschmack immer tiefer zu verderben. Die Gegenstände Ihrer Erzählungen gebe ich Ihnen ganz frei, aber lassen Sie uns wenigstens an der Form sehen, daß wir in guter Gesellschaft sind. Geben Sie uns zum Anfang eine Geschichte von wenig Personen und Begebenheiten, die gut erfunden und gedacht ist, wahr, natürlich und nicht gemein, so viel Handlung als nothwendig und so viel Gesinnung als nöthig; die nicht still steht, sich nicht auf einem Flecke zu langsam bewegt, sich aber auch nicht übereilt; in der die Menschen erscheinen, wie man sie gerne mag, nicht vollkommen, aber gut, nicht außerordentlich, aber interessant und liebenswürdig. Ihre Geschichte sei unterhaltend, so lange wir sie hören, befriedigend, wenn sie zu Ende ist, und hinterlasse uns einen stillen Reiz, weiter nachzudenken."

„Kannte ich Sie nicht besser, gnädige Frau," versetzte der Geistliche, „so würde ich glauben, Ihre Absicht sei, mein Waarenlager, noch ehe ich irgend Etwas davon ausgekramt habe, durch diese hohen und strengen Forderungen völlig

in Mißcredit zu ſetzen. Wie ſelten möchte man Ihnen nach Ihrem Maßſtab Genüge leiſten können."

„Selbſt in dieſem Augenblicke," fuhr er fort, als er ein wenig nachgedacht, „nöthigen Sie mich, die Erzählung, die ich im Sinne hatte, zurückzuhalten und auf eine andere Zeit zu verlegen; und ich weiß wirklich nicht, ob ich mich in der Eile vergreife, wenn ich eine alte Geſchichte, an die ich aber immer mit einiger Vorliebe gedacht habe, ſogleich aus dem Stegreife vorzutragen anfange.

In einer Italieniſchen Seeſtadt lebte vor Zeiten ein Handelsmann, der ſich von Jugend auf durch Thätigkeit und Klugheit auszeichnete. Er war dabei ein guter Seemann und hatte große Reichthümer erworben, indem er ſelbſt nach Alexandria zu ſchiffen, koſtbare Waaren zu erkaufen oder einzutauſchen pflegte, die er alsdann zu Hauſe wieder abzuſetzen oder in die nördlichen Gegenden Europa's zu verſenden wußte. Sein Vermögen wuchs von Jahr zu Jahr um ſo mehr, als er in ſeiner Geſchäftigkeit ſelbſt das größte Vergnügen fand, und ihm keine Zeit zu koſtſpieligen Zerſtreuungen übrig blieb.

Bis in ſein fünfzigſtes Jahr hatte er ſich auf dieſe Weiſe emſig fortbeſchäftigt, und ihm war von den geſelligen Vergnügungen wenig bekannt worden, mit welchen ruhige Bürger ihr Leben zu würzen verſtehen; ebenſo wenig hatte das ſchöne Geſchlecht, bei allen Vorzügen ſeiner Landsmännınnen, ſeine Aufmerkſamkeit weiter erregt, als inſofern er ihre Begierde nach Schmuck und Koſtbarkeiten ſehr wohl kannte, und ſie gelegentlich zu nutzen wußte.

Wie wenig verſah er ſich daher auf die Veränderung, die in ſeinem Gemüthe vorgehen ſollte, als eines Tags ſein reich beladenes Schiff in den Hafen ſeiner Vaterſtadt einlief, eben an einem jährlichen Feſte, das beſonders der Kinder wegen gefeiert wurde! Knaben und Mädchen pflegten nach dem Gottesdienſte in allerlei Verkleidungen ſich zu zeigen, bald in Proceſſionen, bald in Schaaren durch die Stadt zu ſchreiten, und ſodann im Felde auf einem großen, freien Platz allerhand Spiele zu treiben, Kunſtſtücke und Geſchicklichkeiten zu zeigen, und in artigem Wettſtreit ausgeſetzte kleine Preiſe zu gewinnen.

Anfangs weilte unſer Seemann dieſer Feier mit Vergnügen bei; als er aber die Lebensluſt der Kinder und die Freude der Eltern daran lange betrachtet und ſo viele Menſchen im Genuß einer gegenwärtigen Freude und der angenehmſten aller Hoffnungen gefunden hatte, mußte ihm, bei einer Rückkehr auf ſich ſelbſt, ſein einſamer Zuſtand äußerſt auffallen. Sein leeres Haus fing zum erſten Mal an, ihm unerträglich zu werden, und er klagte ſich ſelbſt in ſeinen Gedanken an.

O, ich Unglückſeliger! Warum gehen mir ſo ſpät die Augen auf? Warum erkenne ich erſt im Alter jene Güter, die allein den Menſchen glücklich machen? So viel Mühe, ſo viel Gefahren, was haben ſie mir verſchafft? Sind gleich meine Gewölbe voll Waaren, meine Kiſten voll edler Metalle, und meine Schränke voll Schmuck und Kleinodien, ſo können doch dieſe Güter mein Gemüth weder erheitern noch befriedigen. Je mehr ich ſie aufhäufe, deſto mehr Gefäßen ſcheinen ſie zu verlangen; ein Kleinod fordert das andere, ein Goldſtück das andere. Sie erkennen mich nicht für den Hausherrn; ſie rufen mir ungeſtüm zu: „Geh' und eile, ſchaffe noch mehr Unſersgleichen herbei! Gold erfreut ſich nur des Goldes, das Kleinod des Kleinodes." — So gebieten ſie mir ſchon die ganze Zeit meines Lebens, und erſt ſpät fühle ich, daß mir in allem Dieſem kein Genuß bereitet iſt. Leider jetzt, da die Jahre kommen, fange ich an zu denken und ſage zu mir: Du genießeſt dieſe Schätze nicht, und Niemand wird ſie nach Dir genießen! Haſt Du jemals eine geliebte Frau damit geſchmückt, haſt Du eine Tochter damit ausgeſtattet, haſt Du einen Sohn in den Stand geſetzt, ſich die Neigung eines guten Mädchens zu gewinnen und zu befeſtigen? Niemals! Von allen Deinen Beſitzthümern haſt Du, hat Niemand der Deinigen Etwas beſeſſen, und was Du mühſam zuſammen gebracht haſt, wird nach Deinem Tode ein Fremder leichtfertig verpraſſen.

O, wie anders werden heute Abend jene glücklichen Eltern ihre Kinder um den Tiſch verſammeln, ihre Geſchicklichkeit preiſen und ſie zu guten Thaten aufmuntern! Welche Luſt glänzte aus ihren Augen, und welche Hoffnung ſcheint aus dem Gegenwärtigen zu entſpringen! Geſtatteſt Du denn aber ſelbſt gar keine Hoffnung faſſen können? Biſt Du denn ſchon ein Greis? Iſt es nicht genug, die Verſäumniß einzuſehen, jetzt, da noch nicht aller Tage Abend gekommen iſt? Nein, in Deinem Alter iſt es noch nicht thöricht, an's Freien zu denken; mit Deinen Gütern wirſt Du ein braves Weib erwerben und glücklich machen und ſeyſt Du noch Kinder in Deinem Hauſe, ſo werden Dir dieſe ſpätern Früchte den größten Genuß geben, anſtatt daß ſie oft Denen, die ſie zu früh vom Himmel erhalten, zur Laſt werden und zur Verwirrung gereichen.

Als er durch dieſes Selbſtgeſpräch ſeinen Vorſatz bei ſich befeſtigt hatte, rief er zwei Schiffsgeſellen zu ſich und eröffnete ihnen ſeine Gedanken. Sie, die gewohnt waren, in allen Fällen willig und bereit zu ſein, fehlten auch dieß Mal nicht, und eilten, ſich in der Stadt nach den

jüngſten und ſchönſten Mädchen zu erkundigen: denn ihr Patron, da er einmal nach dieſer Waare lüſtern ward, ſollte auch die Beſte finden und beſitzen.

Er ſelbſt feierte ſo wenig als ſeine Abgeſandten. Er ging, fragte, ſah und hörte, und fand bald, was er ſuchte, in einem Frauenzimmer, das in dieſem Augenblicke das ſchönſte der ganzen Stadt genannt zu werden verdiente, ungefähr ſechszehn Jahre alt, wohlgebildet und gut erzogen, deren Geſtalt und Weſen das Angenehmſte zeigte und das Beſte verſprach.

Nach einer kurzen Unterhaltung, durch welche der vortheilhafteſte Zuſtand, ſowohl bei Lebzeiten als nach dem Tode des Mannes, der Schönen verſichert war, vollzog man die Heirath mit großer Pracht und Luſt, und von dieſem Tage an fühlte ſich unſer Handelsmann zum erſten Mal im wirklichen Beſitz und Genuß ſeiner Reichthümer. Nun verwandte er mit Freuden die ſchönſten und reichſten Stoffe zur Bekleidung des ſchönen Körpers, die Juwelen glänzten ganz anders an der Bruſt und in den Haaren ſeiner Geliebten, als ehemals im Schmuckkäſtchen, und die Ringe erhielten einen unendlichen Werth von der Hand, die ſie trug.

So fühlte er ſich nicht allein ſo reich, ſondern reicher als bisher, indem ſeine Güter ſich durch Theilnehmung und Anwendung zu vermehren ſchienen. Auf dieſe Weiſe lebte das Paar faſt ein Jahr lang in der größten Zufriedenheit, und er ſchien ſeiner Liebe zu einem thätigen und herumſtreifenden Leben gegen das Gefühl häuslicher Glückſeligkeit gänzlich vertauſcht zu haben. Aber eine alte Gewohnheit legt ſich ſo leicht nicht ab, und eine Richtung, die wir früh genommen, kann wohl einige Zeit abgelenkt, aber nie ganz unterbrochen werden.

So hatte auch unſer Handelsmann oft, wenn er Andere ſich einſchiffen oder glücklich in den Hafen zurückkehren ſah, wieder die Neigungen ſeiner alten Leidenſchaft gefühlt, ja er hatte ſelbſt in ſeinem Hauſe, an der Seite ſeiner Gattinn, manchmal Unruhe und Unzufriedenheit empfunden. Dieſes Verlangen vermehrte ſich mit der Zeit und verwandelte ſich zuletzt in eine ſolche Sehnſucht, daß er ſich äußerſt unglücklich fühlen mußte, und — zuletzt wirklich krank ward.

Was ſoll nun aus Dir werden? ſagte er zu ſich ſelbſt. Du erfährſt nun, wie thöricht es iſt, in ſpäten Jahren eine alte Lebensweiſe gegen eine neue zu vertauſchen. Wie ſollen wir Dich, was wir immer getrieben und geſucht haben, aus unſern Gedanken, ja aus unſern Gliedern wieder hervorbringen? Und wie geht es mir nun, der ich bisher wie ein Fiſch das Waſſer, wie ein Vogel die freie Luft geliebt, da ich mich in einem Gebäude bei allen Schätzen und bei der Blume aller Reichthümer, bei einer ſchönen, jungen Frau eingeſperrt habe? Anſtatt, daß ich dadurch hoffte, Zufriedenheit zu gewinnen und meiner Güter zu genießen, ſo ſcheint es mir, daß ich Alles verliere, indem ich Nichts weiter erwerbe. Mit Unrecht hält man die Menſchen für Thoren, welche in raſtloſer Thätigkeit Güter auf Güter zu häufen ſuchen; denn die Thätigkeit iſt das Glück, und für Den, der die Freuden eines ununterbrochenen Beſtrebens empfinden kann, iſt der erworbene Reichthum ohne Bedeutung. Aus Mangel an Beſchäftigung werde ich elend, aus Mangel an Bewegung krank, und wenn ich keinen andern Entſchluß faſſe, ſo bin ich in kurzer Zeit dem Tode nahe.

Freilich iſt es ein gewagtes Unternehmen, ſich von einer jungen, liebenswürdigen Frau zu entfernen. Iſt es billig, um ein reizendes und reizbares Mädchen zu freien, und ſie nach einer kurzen Zeit ſich ſelbſt, der Langenweile, ihren Empfindungen und Begierden zu überlaſſen? Spatziren dieſe jungen, ſeidenen Herren nicht ſchon jetzt vor meinen Fenſtern auf und ab? Suchen ſie nicht ſchon jetzt, in der Kirche und in Gärten, die Aufmerkſamkeit meines Weibchens an ſich zu ziehen? Und was wird erſt geſchehen, wenn ich weg bin? Soll ich glauben, daß mein Weib durch ein Wunder gerettet werden könnte? Nein, in ihrem Alter, bei ihrer Conſtitution wäre es thöricht, zu hoffen, daß ſie ſich der Freuden der Liebe enthalten könnte. Entfernſt Du Dich, ſo wirſt Du bei Deiner Rückkunft die Neigung Deines Weibes und ihre Treue zugleich mit der Ehre Deines Hauſes verloren haben.

Dieſe Betrachtungen und Zweifel, mit denen er ſich eine Zeit lang quälte, verſchlimmerten den Zuſtand, in dem er ſich befand, auf's Aeuſſerſte. Seine Frau, ſeine Verwandten und Freunde betrübten ſich um ihn, ohne daß ſie die Urſache ſeiner Krankheit hätten entdecken können. Endlich ging er nochmals bei ſich zu Rathe und rief nach einiger Ueberlegung aus: Thörichter Menſch, Du läſſeſt es Dir ſo ſauer werden, ein Weib zu bewahren, das Du doch bald, wenn Dein Uebel fortdauert, ſterbend hinter Dir und einem Andern laſſen mußt! Iſt es nicht wenigſtens klüger und beſſer, Du ſuchſt, das Leben zu erhalten, wenn Du gleich in Gefahr kommſt, an ihr Dasjenige zu verlieren, was als das höchſte Gut der Frauen geſchätzt wird? Wie mancher Mann kann durch ſeine Gegenwart den Verluſt dieſes Schatzes nicht hindern, und vermißt geduldig, was er nicht erhalten kann! Warum faßteſt Du nicht Muth

haben, Dich eines ſolchen Gutes zu entſchlagen, da von dieſem Entſchluſſe Dein Leben abhängt?

Mit dieſen Worten ermannte er ſich und ließ ſeine Schiffsgeſellen rufen. Er trug ihnen auf, nach gewohnter Weiſe ein Fahrzeug zu beſtrachten, und Alles bereit zu halten, daß ſie bei dem erſten günſtigen Winde auslaufen könnten. Darauf erklärte er ſich gegen ſeine Frau folgender Maßen:

„Laſſe Dich nicht befremden, wenn Du in dem Hauſe eine Bewegung ſiehſt, woraus Du ſchlieſſen kannſt, daß ich mich zu einer Reiſe anſchicke. Betrübe Dich nicht, wenn ich Dir geſtehe, daß ich abermals eine Seefahrt zu unternehmen gedenke. Meine Liebe zu Dir iſt noch immer dieſelbe, und ſie wird es gewiß in meinem ganzen Leben bleiben. Ich erkenne den Werth des Glücks, das ich bisher an Deiner Seite genoß, und würde ihn noch reiner fühlen, wenn ich mir nicht oft Vorwürfe der Unthätigkeit und Nachläſſigkeit im Stillen machen müßte. Meine alte Neigung wacht wieder auf und meine alte Gewohnheit zieht mich wieder an. Erlaube mir, daß ich den Markt von Alexandrien wieder ſehe, den ich jetzt mit größerem Eifer beſuchen werde, weil ich dort die leſtlichſten Stoffe und die edelſten Koſtbarkeiten für Dich zu gewinnen denke. Ich laſſe Dich im Beſitz aller meiner Güter und meines Vermögens; bediene Dich Deſſen und vergnüge Dich mit Deinen Eltern und Verwandten. Die Zeit der Abweſenheit geht auch vorüber, und mit vielfacher Freude werden wir uns wieder ſehen."

Nicht ohne Thränen machte ihm die liebenswürdige Frau die zärtlichſten Vorwürfe, verſicherte, daß ſie ohne ihn keine frohliche Stunde hinbringen werde, und bat ihn nur, da ſie ihn weder halten könne noch einſchränken wolle, daß er ihrer auch in der Abweſenheit zum Beſten gedenken möge.

Nachdem er darauf Verſchiedenes mit ihr über einige Geſchäfte und häusliche Angelegenheiten geſprochen, ſagte er nach einer kleinen Pauſe: „Ich habe nun noch Etwas auf dem Herzen, davon Du mir frei zu reden erlauben mußt; nur bitte ich Dich auf's Herzlichſte, nicht zu mißdeuten, was ich ſage, ſondern auch ſelbſt in dieſer Beſorgniß meine Liebe zu erkennen."

„Ich kann es errathen," verſetzte die Schöne darauf: „Du biſt meinetwegen beſorgt, indem Du nach Art der Männer unſer Geſchlecht ein für alle Mal für ſchwach hältſt. Du haſt mich bisher jung und froh gekannt, und nun glaubſt Du, daß ich in Deiner Abweſenheit leichtſinnig und verführbar ſein werde. Ich ſchelte dieſe Sinnesart nicht, denn ſie iſt bei Euch Männern gewöhnlich; aber wie ich mein Herz kenne, darf ich Dir verſichern, daß Nichts ſo leicht Eindruck auf mich machen und kein möglicher Eindruck ſo tief wirken ſoll, um mich von dem Wege abzuleiten, auf dem ich bisher an der Hand der Liebe und Pflicht hinwandelte. Sei ohne Sorgen; Du ſollſt Deine Frau ſo zärtlich und treu bei Deiner Rückkunft wieder finden, als Du ſie Abends fandeſt, wenn Du nach einer kleinen Abweſenheit in meine Arme zurückkehreſt."

„Dieſe Geſinnungen traue ich Dir zu," verſetzte der Gemahl, „und bitte Dich, darin zu verharren. Laſſe uns aber an die äußerſten Fälle denken; warum ſoll man ſich nicht auch darauf vorſehen? Du weißt, wie ſehr Deine ſchöne und reizende Geſtalt die Augen unſerer jungen Mitbürger auf ſich zieht; ſie werden ſich in meiner Abweſenheit noch mehr als bisher um Dich bemühen; ſie werden ſich Dir auf alle Weiſe zu nähern, ja zu gefallen ſuchen. Nicht immer wird das Bild Deines Gemahls, wie jetzt ſeine Gegenwart, ſie von Deiner Thüre und Deinem Herzen verſcheuchen. Du biſt ein edles und gutes Kind, aber die Forderungen der Natur ſind rechtmäßig und gewaltſam; ſie ſtehen mit unſerer Vernunft beſtändig im Streite und tragen gewöhnlich den Sieg davon. — Unterbrich mich nicht. — Du wirſt gewiß in meiner Abweſenheit, ſelbſt bei dem pflichtmäßigen Andenken an mich, das Verlangen empfinden, wodurch das Weib den Mann anzieht und von ihm angezogen wird. Ich werde eine Zeit lang der Gegenſtand Deiner Wünſche ſein; aber, wer weiß, was fortumſtände zuſammentreffen, was für Gelegenheiten ſich finden? Und ein Anderer wird in der Wirklichkeit ernten, was die Einbildungskraft mir zugedacht hatte! Werde nicht ungeduldig, ich bitte Dich, höre mich aus!

Sollte der Fall kommen, deſſen Möglichkeit Du läugneſt, und den ich auch nicht zu beſchleunigen wünſche, daß Du ohne die Geſellſchaft eines Mannes nicht länger bleiben, die Freuden der Liebe nicht wohl entbehren könnteſt: ſo verſprich mir nur, an meine Stelle keinen von den leichtſinnigen Knaben zu wählen, die, ſo artig ſie auch ausſehen mögen, der Ehre noch mehr als der Jugend einer Frau gefährlich ſind. Mehr durch Eitelkeit als durch Begierde beherrſcht, bemühen ſie ſich um eine Jede, und finden Nichts natürlicher, als Eine der Andern aufzuopfern. Falls Du Dich geneigt, Dich nach einem Freunde umzuſehen, ſo forſche nach einem, der dieſen Namen verdient, der beſcheiden und verſchwiegen die Freuden der Liebe noch durch die Wohlthat des Geheimniſſes zu erheben weiß."

Hier verbarg die ſchöne Frau ihren Schmerz nicht länger und die Thränen, die ſie bisher zurückgehalten hatte, ſtürzten reichlich aus ihren

Augen. „Was Du auch von mir denken magſt,“ rief ſie nach einer leidenſchaftlichen Umarmung aus, „ſo iſt doch Nichts entfernter von mir, als das Verbrechen, das Du gewiſſer Maßen für unvermeidlich hältſt. Möge, wenn jemals auch nur ein ſolcher Gedanke in mir entſteht, die Erde ſich aufthun und mich verſchlingen, und möge alle Hoffnung der Seligkeit mir entriſſen werden, die uns eine ſo reizende Fortdauer unſers Daſeins verſpricht! Entferne das Mißtrauen aus Deiner Bruſt, und laſſ' mir die ganze reine Hoffnung, Dich bald wieder in meinen Armen zu ſehen.“

Nachdem er auf alle Weiſe ſeine Gattinn zu beruhigen geſucht, ſchiffte er ſich den andern Morgen ein; ſeine Fahrt war glücklich, und er gelangte bald nach Alexandrien.

Indeſſen lebte ſeine Gattinn in dem ruhigen Beſitz eines großen Vermögens nach aller Luſt und Bequemlichkeit, jedoch eingezogen, und pflegte außer ihren Eltern und Verwandten Niemanden zu ſehen; und indem die Geſchäfte ihres Mannes durch getreue Diener fortgeführt wurden, bewohnte ſie ein großes Haus, in deſſen prächtigen Zimmern ſie mit Vergnügen täglich das Andenken ihres Gemahls erneuerte.

So ſehr ſie aber auch ſich ſtille hielt und eingezogen lebte, waren doch die jungen Leute der Stadt nicht unthätig geblieben. Sie verſäumten nicht, häufig vor ihrem Fenſter vorbeizugehen, und ſuchten des Abends durch Muſik und Geſänge ihre Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen. Die ſchöne Einſame fand Anfangs dieſe Bemühungen unbequem und läſtig, doch gewöhnte ſie ſich bald daran, und ließ an den langen Abenden, ohne ſich zu bekümmern, die Serenaden als eine angenehme Unterhaltung ſich gefallen, und konnte dabei manchen Seufzer, der ihrem Abweſenden galt, nicht zurückhalten.

Anſtatt daß ihre unbekannten Verehrer, wie ſie hoffte, nach und nach müde geworden wären, ſchienen ſich ihre Bemühungen noch zu vermehren und zu einer beſtändigen Dauer anzulaſſen. Sie konnte nun die wiederkehrenden Inſtrumente und Stimmen, die wiederholten Melodien ſchon unterſcheiden, und bald ſich die Neugierde nicht mehr verſagen, zu wiſſen, wer die Unbekannten, und beſonders, wer die Beharrlichen ſein möchten. Sie durfte ſich zum Zeitvertreib eine ſolche Theilnahme wohl erlauben.

Sie fing daher an, von Zeit zu Zeit durch ihre Vorhänge und Halbläden nach der Straße zu ſehen, auf die Vorbeigehenden zu merken, und beſonders die Männer zu unterſcheiden, die ihre Fenſter am Längſten im Auge behielten. Es waren meiſt ſchöne, wohlgekleidete, junge Leute, die aber freilich in Geberden ſowohl als in ihrem ganzen Aeußern ebenſo viel Leichtſinn als Eitelkeit ſehen ließen. Sie ſchienen mehr durch ihre Aufmerkſamkeit auf das Haus der Schönen ſich merkwürdig machen, als Jener eine Art von Verehrung beweiſen zu wollen.

Wahrlich, ſagte die Dame manchmal ſcherzend zu ſich ſelbſt, mein Mann hat einen klugen Einfall gehabt! Durch die Bedingung, unter der er mir einen Liebhaber zugeſteht, ſchließt er alle Diejenigen aus, die ſich um mich bemühen, und die mir allenfalls gefallen könnten. Er weiß wohl, daß Klugheit, Beſcheidenheit und Verſchwiegenheit Eigenſchaften eines ruhigen Alters ſind, die zwar unſer Verſtand ſchätzt, die aber unſere Einbildungskraft keineswegs aufzuregen, noch unſere Neigung anzureizen im Stande ſind. Vor Dieſen, die mein Haus mit ihren Artigkeiten belagern, bin ich ſicher, daß ſie kein Vertrauen erwecken, und Die, denen ich mein Vertrauen ſchenken könnte, finde ich nicht im Mindeſten liebenswürdig.

In der Sicherheit dieſer Gedanken erlaubte ſie ſich immer mehr, dem Vergnügen an der Muſik und an der Geſtalt der vorbeigehenden Jünglinge nachzuhängen; und ohne daß ſie es merkte, wuchs nach und nach ein unruhiges Verlangen in ihrem Buſen, dem ſie nur zu ſpät zu widerſtreben gedachte. Die Einſamkeit und der Müßiggang, das bequeme, gute und reichliche Leben waren ein Element, in welchem ſich eine unregelmäßige Begierde früher, als das gute Kind dachte, entwickeln mußte.

Sie fing nun an, jedoch mit ſtillen Seufzern, unter den Vorzügen ihres Gemahls auch ſeine Welt- und Menſchenkenntniß, beſonders die Kenntniß des weiblichen Herzens zu bewundern. So war es alſo doch möglich, was ich ihm ſo lebhaft abſtritt, ſagte ſie zu ſich ſelbſt, und ſo war es alſo doch nöthig, in einem ſolchen Falle mit Vorſicht und Klugheit anzurathen! Doch was können Vorſicht und Klugheit, da wo der unbarmherzige Zufall nur mit einem unbeſtimmten Verlangen zu ſpielen ſcheint? Wie ſoll ich Den wählen, den ich nicht kenne, und bleibt bei näherer Bekanntſchaft noch eine Wahl übrig?

Mit ſolchen und hundert andern Gedanken vermehrte die ſchöne Frau das Uebel, das bei ihr ſchon weit genug um ſich gegriffen hatte. Vergebens ſuchte ſie ſich zu zerſtreuen; jeder angenehme Gegenſtand machte ihre Empfindung rege, und ihre Empfindung brachte, auch in der tiefſten Einſamkeit, angenehme Bilder in ihrer Einbildungskraft hervor.

In ſolchem Zuſtande befand ſie ſich, als ſie unter andern Stadtneuigkeit von ihren Verwandten vernahm, es ſei ein junger Rechtsge-

lehrter, der zu Bologna ſtudirt habe, ſo eben in ſeine Vaterſtadt zurückgekommen. Man wußte nicht genug zu ſeinem Lobe zu ſagen. Bei außerordentlichen Kenntniſſen zeigte er eine Klugheit und Gewandtheit, die ſonſt Jünglingen nicht eigen iſt, und bei einer ſehr reizenden Geſtalt die größte Beſcheidenheit. Als Procurator hatte er bald das Zutrauen der Bürger und die Achtung der Richter gewonnen. Täglich fand er ſich auf dem Rathhauſe ein, um daſelbſt ſeine Geſchäfte zu beſorgen und zu betreiben.

Die Schöne hörte die Schilderung eines ſo vollkommenen Mannes nicht ohne Verlangen, ihn näher kennen zu lernen, und nicht ohne ſtillen Wunſch, in ihm Denjenigen zu finden, dem ſie ihr Herz, ſelbſt nach der Vorſchrift ihres Mannes, übergeben könnte. Wie aufmerkſam ward ſie daher, als ſie vernahm, daß er täglich vor ihrem Hauſe vorbeigehe; wie ſorgfältig beobachtete ſie die Stunde, in der man auf dem Rathhauſe ſich zu verſammeln pflegte! Nicht ohne Bewegung ſah ſie ihn endlich vorbeigehen; und wenn ſeine ſchöne Geſtalt und ſeine Jugend für ſie nothwendig reizend ſein mußten, ſo war ſeine Beſcheidenheit von der andern Seite Dasjenige, was ſie in Sorgen verſetzte.

Einige Tage hatte ſie ihn heimlich beobachtet und konnte nun dem Wunſche nicht länger widerſtehen, ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen. Sie kleidete ſich mit Sorgfalt, trat auf den Balcon, und das Herz ſchlug ihr, als ſie ihn die Straße herkommen ſah. Allein wie betrübt, ja beſchämt war ſie, als er wie gewöhnlich mit bedächtigen Schritten, in ſich gekehrt und mit niedergeſchlagenen Augen, ohne ſie auch nur zu bemerken, auf das Zierlichſte ſeines Weges vorbeiging!

Vergebens verſuchte ſie mehrere Tage hinter einander, auf eben dieſe Weiſe von ihm bemerkt zu werden. Immer ging er ſeinen gewöhnlichen Schritt, ohne die Augen aufzuſchlagen oder da und dorthin zu wenden. Je mehr ſie ihn aber anſah, deſto mehr ſchien er ihr Derjenige zu ſein, deſſen ſie ſo ſehr bedurfte. Ihre Neigung ward täglich lebhafter, und, da ſie ihr nicht widerſtand, endlich ganz und gar gewaltſam. Wie, ſagte ſie zu ſich ſelbſt, nachdem Dein edler, verſtändiger Mann den Zuſtand vorausgeſehen, in dem Du Dich in ſeiner Abweſenheit befinden würdeſt; da ſeine Weiſſagung eintrifft, daß Du ohne Freund und Günſtling nicht leben kannſt: ſollſt Du Dich nun verzehren und abhärmen, zu der Zeit, da Dir das Glück einen Jüngling zeigt, völlig nach Deinem Sinne, nach dem Sinne Deines Gatten, einen Jüngling, mit dem Du die Freuden der Liebe in einem undurchdringlichen Geheimniß genießen kannſt? Thöricht, wer die Gelegenheit verſäumt, thöricht, wer der gewaltſamen Liebe widerſtehen will!

Mit ſolchen und vielen andern Gedanken ſuchte ſich die ſchöne Frau in ihrem Vorſatze zu ſtärken, und war kurze Zeit ward ſie noch von Ungewißheit hin- und hergetrieben. Endlich aber, wie es begegnet, daß eine Leidenſchaft, welcher wir lange widerſtehen, uns zuletzt auf ein Mal dahin reißt und unſer Gemüth dergeſtalt erhöht, daß wir auf Beſorgniß und Furcht, Zurückhaltung und Scham, Verhältniſſe und Pflichten mit Verachtung als auf kleinliche Hinderniſſe zurückſehen: ſo faßte ſie auf ein Mal den raſchen Entſchluß, ein junges Mädchen, das ihr diente, zu dem geliebten Manne zu ſchicken und, es koſte nun, was es wolle, zu ſeinem Beſitze zu gelangen.

Das Mädchen eilte und fand ihn, als er eben mit vielen Freunden zu Tiſche ſaß, und richtete ihren Gruß, den ihre Frau ſie gelehrt hatte, pünctlich aus. Der junge Procurator wunderte ſich nicht über dieſe Botſchaft; er hatte den Handelsmann in ſeiner Jugend gekannt, er wußte, daß er gegenwärtig abweſend war; und ob er gleich von ſeiner Heirath nur von Weitem gehört hatte, vermuthete er doch, daß die zurückgelaſſene Frau, in der Abweſenheit ihres Mannes, wahrſcheinlich in einer wichtigen Sache ſeines rechtlichen Beiſtandes bedürfe. Er antwortete deßwegen dem Mädchen auf das Verbindlichſte und verſicherte, daß er, ſobald man von der Tafel aufgeſtanden, nicht ſäumen würde, ihrer Gebieterinn aufzuwarten. Mit unausſprechlicher Freude vernahm die ſchöne Frau, daß ſie den Geliebten nun bald ſehen und ſprechen ſollte. Sie eilte, ſich auf's Beſte anzuziehen, und ließ geſchwind ihr Haus und ihre Zimmer auf das Reinlichſte ausputzen. Orangen-Blätter und Blumen wurden geſtreut, der Sopha mit den köſtlichſten Teppichen bedeckt. Sie ging die kurze Zeit, die er ausblieb, beſchäftigt hin, die ihr ſonſt unerträglich lang geworden wäre.

Mit welcher Bewegung ging ſie ihm entgegen, als er endlich ankam; mit welcher Verwirrung hieß ſie ihn, indem ſie ſich auf das Ruhebett niederließ, auf ein Tabouret ſitzen, das zunächſt dabei ſtand! Sie verſtummte in ſeiner ſo erwünſchten Nähe, ſie hatte nicht bedacht, was ſie ihm ſagen wollte; auch er war ſtill und ſaß beſchieden vor ihr. Endlich ermannte ſie ſich und ſagte nicht ohne Sorge und Beklemmenheit:

„Sie ſind noch nicht lange in ihrer Vaterſtadt wieder angekommen, mein Herr, und ſchon ſind Sie allenthalben für einen talentreichen und zuverläſſigen Mann bekannt. Auch ich ſetze mein Vertrauen auf Sie in einer wichtigen und ſonderbaren Angelegenheit, die, wenn ich es

recht bedenke, eher für den Beichtvater als für den Sachwalter gehört. Seit einem Jahre bin ich an einen würdigen und reichen Mann verheirathet, der, so lange wir zusammen lebten, die größte Aufmerksamkeit für mich hatte, und über den ich mich nicht beklagen würde, wenn nicht ein unruhiges Verlangen zu reisen und zu handeln ihn seit einiger Zeit aus meinen Armen gerissen hätte.

Als ein verständiger und gerechter Mann fühlte er wohl das Unrecht, das er mir durch seine Entfernung anthat. Er begriff, daß ein junges Weib nicht wie Juwelen und Perlen verwahrt werden könne; er wußte, daß sie vielmehr einem Garten voll schöner Früchte gleicht, die für Jedermann sowie für den Herrn verloren wären, wenn er eigensinnig die Thüre auf einige Jahre verschließen wollte. Er sprach mir daher vor seiner Abreise sehr ernstlich zu; er versicherte mir, daß ich ohne Freund nicht würde leben können; er gab mir dazu nicht allein die Erlaubniß, sondern er drang in mich und nöthigte mir gleichsam das Versprechen ab, daß ich der Neigung, die sich in meinem Herzen finden würde, frei und ohne Anstand folgen wollte.

Sie hielt einen Augenblick inne, aber bald gab ihr ein vielversprechender Blick des jungen Mannes Muth genug, in ihrem Bekenntniß fortzufahren.

Eine einzige Bedingung fügte mein Gemahl zu seiner übrigens so nachsichtigen Erlaubniß. Er empfahl mir die äußerste Vorsicht und verlangte ausdrücklich, daß ich mir einen gesetzten, zuverlässigen, klugen und verschwiegenen Freund wählen sollte. Ersparen Sie mir, das Uebrige zu sagen, mein Herr, ersparen Sie mir, die Verwirrung, mit der ich Ihnen bekennen würde, wie sehr ich für Sie eingenommen bin, und errathen Sie aus diesem Zutrauen meine Hoffnungen und meine Wünsche!"

Nach einer kurzen Pause versetzte der junge liebenswürdige Mann mit gutem Bedachte: „Wie sehr bin ich Ihnen für das Vertrauen verbunden, durch welches Sie mich in einem so hohen Grade ehren und glücklich machen. Ich wünsche nur lebhaft, Sie zu überzeugen, daß Sie sich an keinen Unwürdigen gewendet haben. Lassen Sie mich Ihnen zuerst als Rechtsgelehrter antworten, und als ein solcher gesteh' ich Ihnen, daß ich Ihren Gemahl bewundere, der sein Unrecht so deutlich gefühlt und eingesehen hat. Denn es ist gewiß, daß Einer, der ein junges Weib zurücklässt, um ferne Weltgegenden zu besuchen, als ein Solcher anzusehen ist, der irgend ein anderes Besitzthum völlig dereliquirt und durch die deutlichste Handlung auf alles Recht daran Verzicht thut. Wie es nun dem ersten Besten erlaubt ist, eine solche völlig in's Freie gefallene Sache wieder zu ergreifen: so muß ich es um so mehr für natürlich und billig halten, daß eine junge Frau, die sich in diesem Zustande befindet, ihre Neigung abermals verschenke, und sich einem Freunde, der ihr angenehm und zuverlässig scheint, ohne Bedenken überlasse.

Tritt nun aber gar, wie hier, der Fall ein, daß der Ehemann selbst, seines Unrechts sich bewußt, mit ausdrücklichen Worten seiner hinterlassenen Frau Dasjenige erlaubt, was er ihr nicht verbieten kann: so bleibt gar kein Zweifel übrig, um so mehr, da Demjenigen kein Unrecht geschieht, der es willig zu ertragen erklärt hat.

Wenn Sie mich nun", — fuhr der junge Mann mit ganz andern Blicken und dem lebhaftesten Ausdrucke fort, indem er die schöne Freundinn bei der Hand nahm, — „wenn Sie mich zu Ihrem Diener erwählen, so machen Sie mich mit einer Glückseligkeit bekannt, von der ich bisher keinen Begriff hatte. Seien Sie versichert," rief er aus, indem er die Hand küßte, „daß Sie keinen ergebenern, zärtlichern, treuern und verschiegenern Diener hätten finden können!"

Wie beruhigt fühlte sich nach dieser Erklärung die schöne Frau! Sie scheute sich nicht, ihm ihre Zärtlichkeit auf's Lebhafteste zu zeigen; sie drückte seine Hände, drängte sich näher an ihn und legte ihr Haupt auf seine Schulter. Nicht lange blieben sie in dieser Lage, als er sich auf eine sanfte Weise von ihr zu entfernen suchte, und nicht ohne Betrübniß zu reden begann: „Kann sich wohl ein Mensch in einem seltsamern Verhältnisse befinden? Ich bin gezwungen, mich von Ihnen zu entfernen und mir die größte Gewalt anzuthun, in einem Augenblicke, da ich mich den süßesten Gefühlen überlassen sollte. Ich darf mir das Glück, das mich in Ihren Armen erwartet, gegenwärtig nicht zueignen. Ach, wenn nur der Aufschub mich nicht um meine schönsten Hoffnungen betriegt!"

Die Schöne fragte ängstlich nach der Ursache dieser sonderbaren Aeußerung.

„Eben als ich in Bologna", versetzte er, „am Ende meiner Studien war und mich auf's Aeußerste angriff, mich zu meiner künftigen Bestimmung geschickt zu machen, verfiel ich in eine schwere Krankheit, die, wo nicht mein Leben zu zerstören, doch meine körperlichen und Geisteskräfte zu zerrütten drohte. In der größten Noth und unter den heftigsten Schmerzen that ich der Mutter Gottes ein Gelübde, daß ich, wenn sie mich genesen ließe, ein Jahr lang in strengem Fasten zubringen und mich alles Genusses, von welcher Art er

auch ſei, enthalten wolle. Schon zehn Monate habe ich mein Gelübde auf das Treulichſte erfüllt, und ſie ſind mir in Betrachtung der großen Wohlthat, die ich erhalten, keineswegs lang geworden, da es mir nicht beſchwerlich ward, manches gewohnte und bekannte Gute zu entbehren. Aber zu welcher Ewigkeit werden mir nun zwei Monate, die noch übrig ſind, da mir erſt nach Verlauf derſelben ein Glück zu Theil werden kann, welches alle Begriffe überſteigt! Laſſen Sie ſich die Zeit nicht lang werden und entziehen Sie mir Ihre Gunſt nicht, die Sie mir ſo freiwillig zugedacht haben."

Die Schöne, mit dieſer Erklärung nicht ſonderlich zufrieden, faßte doch wieder beſſern Muth, als der Freund nach einigem Nachdenken zu reden fortfuhr: „Ich wage kaum, Ihnen einen Vorſchlag zu thun und das Mittel anzuzeigen, wodurch ich früher von einem Gelübde entbunden werden kann. Wenn ich Jemanden fände, der ſo ſtreng und ſicher, wie ich, das Gelübde zu halten übernähme, und die Hälfte der noch übrigen Zeit mit mir theilte: ſo würde ich um ſo geſchwinder frei ſein, und Nichts würde ſich unſern Wünſchen entgegenſtellen. Sollten Sie nicht, meine ſüße Freundin, um unſer Glück zu beſchleunigen, willig ſein, einen Theil des Hinderniſſes, das uns entgegenſteht, hinwegzuräumen? Nur der zuverläſſigſten Perſon kann ich einen Antheil an meinem Gelübde übertragen. Es iſt ſtreng; denn ich darf des Tages nur zwei Mal Brod und Waſſer genießen, darf des Nachts nur wenige Stunden auf einem harten Lager zubringen, und muß ungeachtet meiner vielen Geſchäfte eine große Anzahl Gebete verrichten. Kann ich, wie es mir heute geſchehen iſt, nicht vermeiden, bei einem Gaſtmahl zu erſcheinen, ſo darf ich deßwegen doch nicht meine Pflicht hintanſetzen, vielmehr muß ich den Reizungen aller Leckerbiſſen, die an mir vorübergehen, zu widerſtehen ſuchen. Können Sie ſich entſchließen, einen Monat lang gleichfalls alle dieſe Geſetze zu befolgen, ſo werden Sie alsdann ſich ſelbſt in dem Beſitz eines Freundes deſto mehr erfreuen, als Sie ihn durch ein ſo lobenswürdiges Unternehmen gewiſſer Maßen ſelbſt erworben haben.

Die ſchöne Dame vernahm ungern die Hinderniſſe, die ſich ihrer Neigung entgegenſetzten; doch war ihre Liebe zu dem jungen Manne durch ſeine Gegenwart dergeſtalt vermehrt worden, daß ihr keine Prüfung zu ſtreng ſchien, wenn ihr nur dadurch der Beſitz eines ſo werthen Gutes verſichert werden konnte. Sie ſagte ihm daher mit den gefälligſten Ausdrücken: „Mein ſüßer Freund! das Wunder, wodurch Sie Ihre Geſundheit wieder erlangt haben, iſt mir ſelbſt ſo werth und verehrungswürdig, daß ich es mir zur Freude und Pflicht mache, an dem Gelübde Theil zu nehmen, das Sie dagegen zu erfüllen ſchuldig ſind. Ich freue mich, Ihnen einen ſo ſichern Beweis meiner Neigung zu geben; ich will mich auf das Genaueſte nach Ihrer Vorſchrift richten, und ehe Sie mich losſprechen, ſoll mich Nichts von dem Wege entfernen, auf den Sie mich einleiten."

Nachdem der junge Mann mit ihr auf's Genaueſte diejenigen Bedingungen abgeredet, unter welchen ſie ihm die Hälfte ſeines Gelübdes erſparen konnte, entfernte er ſich mit der Verſicherung, daß er ſie bald wieder beſuchen und nach der glücklichen Beharrlichkeit in ihrem Vorſatze fragen würde; und ſo mußte ſie ihn gehen laſſen, als er ohne Händedruck, ohne Kuß, mit einem kaum bedeutenden Blicke von ihr ſchied. Ein Glück für ſie war die Beſchäftigung, die ihr der ſeltſame Vorſatz gab; denn ſie hatte Manches zu thun, um ihre Lebensart völlig zu verändern. Zuerſt wurden die ſchönen Blätter und Blumen hinausgekehrt, die ſie zu ſeinem Empfang hatte ſtreuen laſſen; dann kam an die Stelle des wohlgepolſterten Ruhebettes ein hartes Lager, auf das ſie ſich, zum erſten Mal in ihrem Leben nur von Waſſer und Brod kaum geſättigt, des Abends niederlegte. Des andern Tages war ſie beſchäftigt, Hemden zuzuſchneiden und zu nähen, deren ſie eine beſtimmte Zahl für ein Armen- und Krankenhaus fertig zu machen verſprochen hatte. Bei dieſer neuen und unbequemen Beſchäftigung unterhielt ſie ihre Einbildungskraft immer mit dem Bilde ihres ſüßen Freundes und mit der Hoffnung künftiger Glückſeligkeit; und bei eben dieſen Vorſtellungen ſchien ihre ſchmale Koſt ihr eine herzſtärkende Nahrung zu gewähren.

So verging eine Woche, und ſchon am Ende derſelben fingen die Roſen ihrer Wangen an, einiger Maßen zu verbleichen. Kleider, die ihr ſonſt wohl paßten, waren zu weit, und ihre ſonſt ſo raſchen und muntern Glieder matt und ſchwach geworden, als der Freund wieder erſchien und ihr durch ſeinen Beſuch neue Stärke und Leben gab. Er ermahnte ſie, in ihrem Vorſatze zu beharren, munterte ſie durch ſein Beiſpiel auf, und ließ von Weitem die Hoffnung eines ungeſtörten Genuſſes durchblicken. Nur kurze Zeit hielt er ſich auf und verſprach, bald wieder zu kommen.

Die wohlthätige Arbeit ging auf's Neue munterer fort, und von der ſtrengen Diät ließ man keineswegs nach. Aber auch, leider! hätte ſie durch eine große Krankheit nicht mehr erſchöpft werden können. Ihr Freund, der ſie am Ende der Woche abermals beſuchte, ſah

Mephiſtopheles.

Unhöfliches Thier!

Der Kater.

Den Wedel nimm hier
Und ſetz' dich in Seſſel!

Er nöthigt den Mephiſtopheles zu ſitzen.

Fauſt,

welcher dieſe Zeit über vor einem Spiegel geſtanden, ſich ihm bald genähert, bald ſich von ihm entfernt hat.

Was ſeh' ich? Welch ein himmliſch Bild
Zeigt ſich in dieſem Zauberſpiegel!
O Liebe, leihe mir den ſchnellſten deiner Flügel,
Und führe mich in ihr Gefild.
Ach wenn ich nicht auf dieſer Stelle bleibe,
Wenn ich es wage nah'zu gehn,
Kann ich ſie nur als wie im Nebel ſehn! —
Das ſchönſte Bild von einem Weibe!
Iſt's möglich, iſt das Weib ſo ſchön?
Muß ich an dieſem hingeſtreckten Leibe
Den Inbegriff von allen Himmeln ſehn?
So etwas findet ſich auf Erden?

ſie mit dem größten Mitleiden an, und ſtärkte ſie durch den Gedanken, daß die Hälfte der Prüfung nun ſchon vorüber ſei.

Nun ward ihr das ungewohnte Faſten, Beten und Arbeiten mit jedem Tage läſtiger, und die übertriebene Enthaltſamkeit ſchien den geſunden Zuſtand eines an Ruhe und reichliche Nahrung gewöhnten Körpers gänzlich zu zerrütten. Die Schöne konnte ſich zuletzt nicht mehr auf den Füßen halten und war genöthigt, ungeachtet der warmen Jahrszeit, ſich in doppelte und dreifache Kleider zu hüllen, um die beinah völlig verſchwindende, innerliche Wärme einiger Maßen zuſammenzuhalten. Ja, ſie war nicht länger im Stande, aufrecht zu bleiben, und ſogar gezwungen, in der letzten Zeit das Bette zu hüten.

Welche Betrachtungen mußte ſie da über ihren Zuſtand machen! Wie oft ging dieſe ſeltſame Begebenheit vor ihrer Seele vorbei, und wie ſchmerzlich ſei es ihr, als zehn Tage vergingen, ohne daß der Freund erſchienen wäre, der ſie dieſe äußerſten Aufopferungen koſtete! Dagegen aber bereitete ſich in dieſen trüben Stunden ihre völlige Geneſung vor, ja ſie ward entſchieden. Denn als bald darauf ihr Freund erſchien und ſich an ihr Bette auf ebendaſſelbe Tabouret ſetzte, auf dem er ihre erſte Erklärung vernommen hatte, und ihr freundlich, ja gewiſſer Maßen zärtlich zuſprach, die kurze Zeit noch ſtandhaft auszudauern, unterbrach ſie ihn mit Lächeln und ſagte: „Es bedarf weiter keines Zuredens, mein werther Freund, und ich werde mein Gelübde dieſe wenigen Tage mit Geduld und mit der Ueberzeugung ausdauern, daß Sie es mir zu meinem Beſten auferlegt haben. Ich bin jetzt zu ſchwach, als daß ich Ihnen meinen Dank ausdrücken könnte, wie ich ihn empfinde. Sie haben mich mir ſelbſt erhalten; Sie haben mich mir ſelbſt gegeben, und ich erkenne, daß ich mein ganzes Daſein von nun an Ihnen ſchuldig bin.

Wahrlich! mein Mann war verſtändig und klug, und kannte das Herz einer Frau; er war billig genug, ſie über eine Neigung nicht zu ſchelten, die durch ſeine Schuld in ihrem Buſen entſtehen konnte; ja er war großmüthig genug, ſeine Rechte der Forderung der Natur hintanzuſetzen. Aber Sie, mein Herr, Sie ſind vernünftig und gut; Sie haben mich fühlen laſſen, daß außer der Neigung noch Etwas in uns iſt, das ihr das Gleichgewicht halten kann, daß wir fähig ſind, jedem gewohnten Gut zu entſagen und ſelbſt unſere heißeſten Wünſche von uns zu entfernen. Sie haben mich in dieſe Schule durch Irrthum und Hoffnung geführt; aber Beide ſind nicht mehr nöthig, wenn wir uns erſt mit dem guten und mächtigen Ich bekannt gemacht haben, das ſo ſtill und ruhig in uns wohnt, und ſo lange, bis es die Herrſchaft im Hauſe gewinnt, wenigſtens durch zarte Erinnerungen ſeine Gegenwart unaufhörlich merken läßt. Leben Sie wohl! Ihre Freundinn wird Sie künftig mit Vergnügen ſehen; wirken Sie auf Ihre Mitbürger wie auf mich; entwickeln Sie nicht allein die Verwirrungen, die nur zu leicht über Beſitzthümer entſtehen, ſondern zeigen Sie ihnen auch durch ſanfte Anleitung und durch Beiſpiel, daß in jedem Menſchen die Kraft der Tugend im Verborgenen keimt; die allgemeine Achtung wird Ihr Lohn ſein, und Sie werden mehr als der erſte Staatsmann und der größte Held den Namen Vater des Vaterlandes verdienen."

„Man muß Ihren Procurator loben," ſagte die Baroneſſe; „er iſt zierlich, vernünftig, unterhaltend und unterrichtend; ſo ſollten alle Diejenigen ſein, die uns von einer Verirrung abhalten oder davon zurückbringen wollen. Wirklich verdient die Erzählung vor vielen andern den Ehrentitel einer moraliſchen Erzählung. Geben Sie uns mehrere von dieſer Art und unſere Geſellſchaft wird ſich deren gewiß erfreuen.

Der Alte. Wenn dieſe Geſchichte Ihren Beifall hat, ſo iſt es mir zwar ſehr angenehm: doch thut mir's leid, wenn Sie noch mehr moraliſche Erzählungen wünſchen; denn es iſt die erſte und letzte.

Luiſe. Es bringt Ihnen nicht viel Ehre, daß Sie in Ihrer Sammlung gerade von der beſten Art nur eine einzige haben.

Der Alte. Sie verſtehn mich unrecht. Es iſt nicht die einzige moraliſche Geſchichte, die ich erzählen kann, ſondern alle gleichen ſich dergeſtalt, daß man immer nur dieſelbe zu erzählen ſcheint.

Luiſe. Sie ſollten ſich doch endlich dieſe Paradoxen abgewöhnen, die das Geſpräch nur verwirren, erklären Sie ſich deutlicher.

Der Alte. Recht gern. Nur diejenige Erzählung verdient moraliſch genannt zu werden, die uns zeigt, daß der Menſch in ſich eine Kraft habe, aus Ueberzeugung eines Beſſern, ſelbſt gegen ſeine Neigung zu handeln. Dieſes lehrt uns dieſe Geſchichte, und keine moraliſche Geſchichte kann etwas Anderes lehren.

Luiſe. Und ich muß alſo, um moraliſch zu handeln, gegen meine Neigung handeln?

Der Alte. Ja.

Luiſe. Auch wenn ſie gut iſt?

Der Alte. Keine Neigung iſt an ſich gut, ſondern nur, inſofern ſie etwas Gutes wirkt.

Luiſe. Wenn man nun Neigung zur Wohlthätigkeit hätte?

Der Alte. So ſoll man ſich verbieten,

wohlthätig zu ſein, ſobald man ſieht, daß man ſein eigenes Hausweſen dadurch zu Grunde richtet.

Luiſe. Und wenn man einen unwiderſtehlichen Trieb zur Dankbarkeit hätte?

Der Alte. Dafür iſt bei den Menſchen ſchon geſorgt, daß die Dankbarkeit bei ihnen niemals zum Triebe werden kann. Doch geſetzt auch, ſo würde Der zu ſchätzen ſein, der ſich lieber undankbar zeigte, als daß er etwas Schändliches aus Liebe zu ſeinem Wohlthäter unternähme.

Luiſe. So könnte es denn alſo doch unzählige moraliſche Geſchichten geben.

Der Alte. In dieſem Sinne, ja; doch würden ſie alle Nichts weiter ſagen, als was mein Procurator geſagt hat, und deßwegen kann man ihn einzig, dem Geiſte nach, nennen; denn darin haben Sie recht, der Stoff kann ſehr verſchieden ſein.

Luiſe. Hätten Sie ſich eigentlicher ausgedrückt, ſo hätten wir nicht geſtritten.

Der Alte. Aber auch nicht geſprochen. Verwirrungen und Mißverſtändniſſe ſind die Quellen des thätigen Lebens und der Unterhaltung.

Luiſe. Ich kann doch noch nicht ganz mit Ihnen einig ſein. Wenn ein tapferer Mann mit Gefahr ſeines eigenen Lebens Andere rettet, iſt Das keine moraliſche Handlung?

Der Alte. Nach meiner Art, mich auszudrücken, nicht. Wenn aber ein furchtſamer Menſch ſeine Furcht überwindet und eben Dasſelbe thut, dann iſt es eine moraliſche Handlung.

Die Baroneſſe. Ich wollte, lieber Freund, Sie gäben uns noch einige Beiſpiele, und verglichen ſich gelegentlich mit Luiſe über die Theorie. Gewiß, ein Gemüth, das Neigung zum Guten hat, muß uns, wenn wir es gewahr werden, ſchon höchlich erfreuen; aber Schöneres iſt Nichts in der Welt als Neigung, durch Vernunft und Gewiſſen geleitet. Haben Sie noch eine Geſchichte dieſer Art, ſo wünſchten wir, ſie zu hören. Ich liebe mir ſehr Parallel-Geſchichten. Eine deutet auf die andere hin und erklärt ihren Sinn beſſer als viele trockene Worte.

Der Alte. Ich kann wohl noch Einige, die hierher gehören, vorbringen; denn ich habe auf dieſe Eigenſchaften des menſchlichen Geiſtes beſonders Acht gegeben.

Luiſe. Nur Eins möchte ich mir ausbitten. Ich läugne nicht, daß ich die Geſchichten nicht liebe, die unſere Einbildungskraft immer in fremde Länder nöthigen. Muß denn Alles in Italien und Sicilien, im Orient geſchehen? Sind denn Neapel, Palermo und Smyrna die einzigen Orte, wo etwas Intereſſantes vorgehen kann? Mag man doch den Schauplatz der Feenmährchen nach Samarcand und Ormus verſetzen, um unſere Einbildungskraft zu verwirren. Wenn Sie aber unſern Geiſt, unſer Herz bilden wollen, ſo geben Sie uns einheimiſche, geben Sie uns Familien-Gemälde, und wir werden uns deſto eher darin erkennen, und wenn wir uns getroffen fühlen, deſto gerührter an unſer Herz ſchlagen.

Der Alte. Auch darin ſoll Ihnen gewillfahrt werden. Doch iſt es mit den Familien-Gemälden eine eigene Sache. Sie ſehen einander alle ſo gleich, und wir haben faſt alle Verhältniſſe derſelben ſchon gut bearbeitet auf unſern Theatern geſehen. Indeſſen will ich's wagen und eine Geſchichte erzählen, von der Ihnen ſchon etwas Aehnliches bekannt iſt, und die nur durch eine genaue Darſtellung Deſſen, was in den Gemüthern vorging, neu und intereſſant werden dürfte.

Man kann in Familien oft die Bemerkung machen, daß Kinder, ſowohl der Geſtalt als dem Geiſte nach, bald vom Vater bald von der Mutter Eigenſchaften an ſich tragen; und ſo kommt auch manchmal der Fall vor, daß ein Kind die Naturen beider Eltern auf eine beſondere und bewundernswürdige Weiſe verbindet.

Hiervon war ein junger Menſch, den ich Ferdinand nennen will, ein auffallender Beweis. Seine Bildung erinnerte an beide Eltern, und ihre Gemüthsart konnte man in der ſeinigen genau unterſcheiden. Er hatte den leichten und frohen Sinn des Vaters, ſo auch den Trieb, den Augenblick zu genießen, und eine gewiſſe leidenſchaftliche Art, bei manchen Gelegenheiten nur ſich ſelbſt in Anſchlag zu bringen. Von der Mutter aber hatte er, ſo ſchien es, ruhige Ueberlegung, ein Gefühl von Recht und Billigkeit und eine Anlage zur Kraft, ſich für Andere aufzuopfern. Man ſieht hieraus leicht, daß Diejenigen, die mit ihm umgingen, oft, um ſeine Handlungen zu erklären, zu der Hypotheſe ihre Zuflucht nehmen mußten, daß der junge Mann wohl zwei Seelen haben möchte.

Ich übergehe mancherlei Scenen, die in ſeiner Jugend vorfielen, und erzähle nur eine Begebenheit, die ſeinen ganzen Character in's Licht ſetzt, und in ſeinem Leben eine entſchiedene Epoche machte.

Er hatte von Jugend auf eine reichliche Lebensart genoſſen: denn ſeine Eltern waren wohlhabend, lebten und erzogen ihre Kinder, wie es ſolchen Leuten geziemt; und wenn der Vater in Geſellſchaften, beim Spiel und durch zierliche Kleidung mehr, als billig war, ausgab, ſo wußte die Mutter, als eine gute Haushälterinn, dem gewöhnlichen Aufwande ſolche

Grenzen zu ſehen, daß im Ganzen ein Gleichgewicht blieb und niemals ein Mangel zum Vorſchein kommen konnte. Dabei war der Vater als Handelsmann glücklich; es geriethen ihm manche Speculationen, die er ſehr kühn unternommen hatte, und weil er gern mit Menſchen lebte, hatte er ſich in Geſchäften auch vieler Verbindungen und mancher Beihülfe zu erfreuen.

Die Kinder, als ſtrebende Naturen, wählen ſich gewöhnlich im Hauſe das Beiſpiel Deſſen, der am Meiſten zu leben und zu genießen ſcheint. Sie ſehen in einem Vater, der ſich's wohl ſein läßt, die entſchiedene Regel, wornach ſie ihre Lebensart einzurichten haben; und weil ſie ſchon früh zu dieſer Einſicht gelangen, ſo ſchreiten meiſtentheils ihre Begierden und Wünſche in großer Disproportion der Kräfte ihres Hauſes fort. Sie finden ſich bald überall gehindert, um ſo mehr, als jede neue Generation neue und frühere Anforderungen macht, und die Eltern den Kindern dagegen meiſtentheils nur gewähren möchten, was ſie ſelbſt in früherer Zeit genoſſen, da auch Jedermann mäßiger und einfacher zu leben ſich bequemte.

Ferdinand wuchs mit der unangenehmen Empfindung heran, daß ihm oft Dasjenige fehle, was er an ſeinen Geſpielen ſah. Er wollte in Kleidung, in einer gewiſſen Liberalität des Lebens und Betragens hinter Niemandem zurückbleiben; er wollte ſeinem Vater ähnlich werden, deſſen Beiſpiel er täglich vor Augen ſah, und der ihm doppelt als Muſterbild erſchien, für den der Sohn gewöhnlich ein günſtiges Vorurtheil hegt, und dann wieder, weil der Knabe ſah, daß der Mann auf dieſem Wege ein vergnügliches und genußreiches Leben führte und dabei von Jedermann geſchätzt und geliebt wurde. Ferdinand hatte hierüber, wie man ſich leicht denken kann, manchen Streit mit der Mutter, da er dem Vater die abgelegten Röcke nicht nachtragen, ſondern ſelbſt immer in der Mode ſein wollte. So wuchs er heran und ſeine Forderungen wuchſen immer vor ihm her, ſo daß er zuletzt, da er achtzehn Jahre alt war, ganz außer Verhältniß mit ſeinem Zuſtande ſich fühlen mußte.

Schulden hatte er bisher nicht gemacht; denn ſeine Mutter hatte ihm davor den größten Abſcheu eingeflößt, ſein Vertrauen zu erhalten geſucht und in mehreren Fällen das Aeußerſte gethan, um ſeine Wünſche zu erfüllen oder ihn aus kleinen Verlegenheiten zu reißen. Unglücklicher Weiſe mußte ſie, in eben dem Zeitpuncte, wo er nun als Jüngling noch mehr auf's Aeußere ſah, wo er durch die Neigung zu einem ſehr ſchönen Mädchen, verflochten in größere Geſellſchaft, ſich Andern nicht allein gleich zu ſtellen, ſondern vor Andern ſich hervorzuthun und zu gefallen wünſchte, in ihrer Haushaltung gedrängter ſein als jemals. Anſtatt alſo ſeine Forderungen wie ſonſt zu befriedigen, fing ſie an, ſeine Vernunft, ſein gutes Herz, ſeine Liebe zu ihr in Anſpruch zu nehmen, und ſetzte ihn, indem ſie ihn zwar überzeugte aber nicht veränderte, wirklich in Verzweiflung.

Er konnte, ohne Alles zu verlieren, was ihm ſo lieb als ſein Leben war, die Verhältniſſe nicht verändern, in denen er ſich befand. Von der erſten Jugend an war er dieſem Zuſtande entgegen; er war mit Allem, was ihn umgab, zuſammengewachſen; er konnte keine Faſer ſeiner Verbindungen, Geſellſchaften, Spaziergänge und Luſt-Partien zerreißen, ohne zugleich einen alten Schulfreund, einen Geſpielen, eine neue ehrenvolle Bekanntſchaft und, was das Schlimmſte war, ſeine Liebe zu verletzen.

Wie hoch und werth er ſeine Neigung hielt, begreift man leicht, wenn man erfährt, daß ſie zugleich ſeiner Sinnlichkeit, ſeinem Geiſte, ſeiner Eitelkeit und ſeinen lebhaften Hoffnungen ſchmeichelte. Eins der ſchönſten, anerkannteſten und reichſten Mädchen der Stadt gab ihm, wenigſtens für den Augenblick, den Vorzug vor ſeinen vielen Mitwerbern. Sie erlaubte ihm, mit dem Dienſt, den er ihr widmete, gleichſam zu prahlen, und ſie ſchienen wechſelsweiſe auf die Ketten ſtolz zu ſein, die ſie einander angelegt hatten. Nun war es ihm Pflicht, ihr überall zu folgen, Zeit und Geld in ihrem Dienſte zu verwenden und auf jede Weiſe zu zeigen, wie werth ihm ihre Neigung und wie unentbehrlich ihm ihr Beſitz ſei.

Dieſer Umgang und dieſes Beſtreben machte Ferdinand mehr Aufwand, als es unter andern Umſtänden natürlich geweſen wäre. Sie war eigentlich von ihren abweſenden Eltern einer ſehr wunderlichen Tante anvertraut worden, und es erforderte mancherlei Künſte und ſeltſame Anſtalten, um Ottilie, dieſe Zierde der Geſellſchaft, in Geſellſchaft zu bringen. Ferdinand erſchöpfte ſich in Erfindungen, um ihr die Vergnügungen zu verſchaffen, die ſie ſo gern genoß und die ſie Jedem, der um ſie war, zu erheben wußte.

Und in eben dieſem Augenblicke von einer geliebten und verehrten Mutter zu ganz andern Pflichten aufgefordert zu werden; von dieſer Seite keine Hülfe zu ſehen; einen ſo lebhaften Abſcheu vor Schulden zu fühlen, die auch ſeinen Zuſtand nicht lange würden gefriſtet haben; dabei von Jedermann für wohlhabend und freigebig angeſehen zu werden, und das tägliche und dringende Bedürfniß des Geldes zu empfinden: war gewiß eine der peinlichſten Lagen,

in der ſich ein junges, durch Leidenſchaften bewegtes Gemüth befinden kann.

Gewiſſe Vorſtellungen, die ihm früher nur leicht vor der Seele vorübergingen, hielt er nun feſter: gewiſſe Gedanken, die ihn ſonſt nur Augenblicke beunruhigten, ſchwebten länger vor ſeinem Geiſte, und gewiſſe verdrießliche Empfindungen wurden dauernder und bitterer. Hatte er ſonſt ſeinen Vater als ſein Muſter angeſehen, ſo beneidete er ihn nun als ſeinen Nebenbuhler. Von Allem, was der Sohn wünſchte, war Jener im Beſitz; Alles, worüber Dieſer ſich ängſtigte, ward Jenem leicht. Und es war nicht etwa von dem Nothwendigen die Rede, ſondern von Dem, was Jener hätte entbehren können. Da glaubte denn der Sohn, daß der Vater wohl auch manchmal entbehren ſollte, um ihn genießen zu laſſen. Der Vater dagegen war ganz anderer Geſinnung; er war von denen Menſchen, die ſich viel erlauben und die deßwegen in den Fall kommen, Denen, die von ihnen abhängen, viel zu verſagen. Er hatte dem Sohne etwas Gewiſſes ausgeſetzt und verlangte genaue Rechenſchaft, ja eine regelmäßige Rechnung von ihm darüber.

Nichts ſchärft das Auge des Menſchen mehr, als wenn man ihn einſchränkt. Darum ſind die Frauen durchaus klüger als die Männer; und auf Niemanden ſind Untergebene aufmerkſamer, als auf Den, der beſteht, ohne zugleich durch ſein Beiſpiel voraus zu gehen. So ward der Sohn auf alle Handlungen ſeines Vaters aufmerkſam, beſonders auf ſolche, die Geldausgaben betrafen. Er horchte genauer auf, wenn er hörte, der Vater habe im Spiele verloren oder gewonnen; er beurtheilte ihn ſtrenger, wenn Jener ſich willkürlich etwas Koſtſpieliges erlaubte.

Iſt es nicht ſonderbar, ſagte er zu ſich ſelbſt, daß Eltern, während ſie ſich mit Genuß aller Art überfüllen, indem ſie bloß nach Willkür ein Vermögen, das ihnen der Zufall gegeben hat, benutzen, ihre Kinder gerade zu der Zeit von jedem billigen Genuſſe ausſchließen, da die Jugend am Empfänglichſten dafür iſt? Und mit welchem Rechte thun ſie es? Und wie ſind ſie zu dieſem Rechte gelangt? Soll der Zufall allein entſcheiden, und kann Das ein Recht werden, wo der Zufall wirkt? Lebte der Großvater noch, der ſeine Enkel wie ſeine Kinder hielt, es würde mir viel beſſer ergehen; er würde es mir nicht am Nothwendigen fehlen laſſen: denn iſt uns Das nicht nothwendig, was wir in Verhältniſſen brauchen, zu denen wir erzogen und geboren ſind? Der Großvater würde mich nicht darben laſſen, ſo wenig er des Vaters Verſchwendung zugeben würde. Hätte er länger gelebt, hätte er klar eingeſehen, daß ſein Enkel auch werth iſt, zu genießen, ſo hätte er vielleicht in dem Teſtament mein früheres Glück entſchieden. Sogar habe ich gehört, daß der Großvater eben vom Tode übereilt worden, da er einen letzten Willen aufzuſetzen gedachte, und ſo hat vielleicht bloß der Zufall mir meinen frühern Antheil an einem Vermögen entzogen, den ich, wenn mein Vater ſo zu wirthſchaften fortfährt, wohl gar auf immer verlieren kann.

Mit dieſen und andern Sophiſtereien über Beſitz und Recht, über die Frage, ob man ein Geſetz oder eine Einrichtung, zu denen man ſeine Stimme nicht gegeben, zu befolgen brauche, und inwiefern es dem Menſchen erlaubt ſei, im Stillen von den bürgerlichen Geſetzen abzuweichen, beſchäftigte er ſich oft in ſeinen einſamen, verdrießlichſten Stunden, wenn er irgend aus Mangel des baaren Geldes eine Luſtpartie oder eine andere angenehme Geſellſchaft ausſchlagen mußte. Denn ſchon hatte er kleine Sachen von Werth, die er beſaß, vertrödelt, und ſein gewöhnliches Taſchengeld wollte keineswegs hinreichen.

Sein Gemüth verſchloß ſich und man kann ſagen, daß er in dieſen Augenblicken ſeine Mutter nicht achtete, die ihm nicht helfen konnte, und ſeinen Vater haßte, der ihm, nach ſeiner Meinung, überall im Wege ſtand.

Zu eben der Zeit machte er eine Entdeckung, die ſeinen Unwillen noch mehr erregte. Er bemerkte, daß ſein Vater nicht allein kein guter, ſondern auch ein unordentlicher Haushälter war. Denn er nahm oft aus ſeinem Schreibtiſche in der Geſchwindigkeit Geld, ohne es aufzuzeichnen, und fing nachher manchmal wieder an zu zählen und zu rechnen, und ſchien verdrießlich, daß die Summen mit der Kaſſe nicht übereinſtimmen wollten. Der Sohn machte dieſe Bemerkung mehrmals, und um ſo empfindlicher ward es ihm, wenn er zu eben der Zeit, da der Vater nur geradezu in das Geld hineingriff, einen entſchiedenen Mangel ſpürte.

Zu dieſer Gemüthsſtimmung traf ein ſonderbarer Zufall, der ihm eine reizende Gelegenheit gab, Dasjenige zu thun, wozu er nur einen dunkeln und unentſchiedenen Trieb gefühlt hatte.

Sein Vater gab ihm den Auftrag, einen Kaſten alter Briefe durchzuſehen und zu ordnen. Eines Sonntags, da er allein war, trug er ihn durch das Zimmer, wo der Schreibtiſch ſtand, der des Vaters Kaſſe enthielt. Der Kaſten war ſchwer; er hatte ihn unrecht gefaßt, und wollte ihn einen Augenblick abſetzen, oder vielmehr nur anlehnen. Unvermögend, ihn zu halten, ſtieß er gewaltſam an die Ecke des Schreibtiſches, und der Deckel deſſelben flog auf. Er ſah nun alle die Rollen vor ſich liegen, zu denen

er manchmal nur hineingeſchielt hatte, ſetzte ſeinen Kaſten nieder und nahm, ohne zu denken und zu überlegen, eine Rolle von der Seite weg, wo der Vater gewöhnlich ſein Geld zu willkürlichen Ausgaben herzunehmen ſchien. Er drückte den Schreibtiſch wieder zu und verſuchte den Seitenſtoß; der Deckel flog jedes Mal auf und es war ſo gut, als wenn er den Schlüſſel zum Pulte gehabt hätte.

Mit Heftigkeit ſuchte er nunmehr jede Vergnügung wieder, die er bisher hatte entbehren müſſen. Er war fleißiger um ſeine Schöne; Alles, was er that und vornahm, war leidenſchaftlicher; ſeine Lebhaftigkeit und Anmuth hatten ſich in ein heftiges, ja beinahe wildes Weſen verwandelt, das ihm zwar nicht übel ließ, doch Niemandem wohlthätig war.

Was der Feuerfunke auf ein geladenes Gewehr, Das iſt die Gelegenheit zur Neigung, und jede Neigung, die wir gegen unſer Gewiſſen befriedigen, zwingt uns, ein Uebermaß von phyſiſcher Stärke anzuwenden; wir handeln wieder als wilde Menſchen, und es wird ſchwer, äußerlich dieſe Anſtrengung zu verbergen.

Je mehr ihm ſeine innere Empfindung widerſprach, deſto mehr häufte Ferdinand künſtliche Argumente auf einander, und deſto muthiger und freier ſchien er zu handeln, je mehr er ſich ſelbſt von einer Seite gebunden fühlte.

Zu derſelbigen Zeit waren allerlei Koſtbarkeiten ohne Werth Mode geworden. Ottilie liebte, ſich zu ſchmücken; er ſuchte einen Weg, ſie ihr zu verſchaffen, ohne daß Ottilie ſelbſt eigentlich wußte, woher die Geſchenke kamen. Die Vermuthung ward auf einen alten Oheim geworfen, und Ferdinand war doppelt vergnügt, indem ihm ſeine Schöne ihre Zufriedenheit über die Geſchenke und ihren Verdacht auf den Oheim zu erkennen gab.

Aber um ſich und ihr dieſes Vergnügen zu machen, mußte er noch einige Mal den Schreibtiſch ſeines Vaters eröffnen, und er that es mit deſto weniger Sorge, als der Vater zu verſchiedenen Zeiten Geld hineingelegt und herausgenommen hatte, ohne es aufzuſchreiben.

Bald darauf ſollte Ottilie zu ihren Eltern auf einige Monate verreiſen. Die jungen Leute betrübten ſich äußerſt, da ſie ſcheiden ſollten, und ein Umſtand machte ihre Trennung noch bedeutender. Ottilie erfuhr durch einen Zufall, daß die Geſchenke von Ferdinand kamen; ſie ſetzte ihn darüber zur Rede, und als er es geſtand, ſchien ſie ſehr verdrießlich zu werden. Sie beſtand darauf, daß er ſie zurücknehmen ſollte, und dieſe Zumuthung machte ihm die bitterſten Schmerzen. Er erklärte ihr, daß er ohne ſie nicht leben könne noch wolle; er bat ſie, ihm ihre Neigung zu erhalten, und beſchwor ſie, ihm ihre Hand nicht zu verſagen, ſobald er verſorgt und häuslich eingerichtet ſein würde. Sie liebte ihn, ſie war gerührt, ſie ſagte ihm zu, was er wünſchte, und in dieſem glücklichen Augenblicke verſiegelten ſie ihr Verſprechen mit den lebhafteſten Umarmungen und mit tauſend herzlichen Küſſen.

Nach ihrer Abreiſe ſchien Ferdinand ſich ſehr allein. Die Geſellſchaften, in welchen er ſie zu ſehen pflegte, reizten ihn nicht mehr, indem ſie fehlte. Er beſuchte nur noch aus Gewohnheit ſowohl Freunde als Luſtörter, und nur mit Widerwillen griff er noch einige Male in die Caſſe des Vaters, um Ausgaben zu beſtreiten, zu denen ihn keine Leidenſchaften nöthigten. Er war oft allein und die gute Seele ſchien die Oberhand zu gewinnen. Er erſtaunte über ſich ſelbſt bei ruhigem Nachdenken, wie er jene Sophiſtereien über Recht und Beſitz, über Anſprüche an fremdes Gut, und wie die Rubriken alle heißen mochten, bei ſich auf eine ſo laxe und ſchiefe Weiſe habe durchführen und dadurch eine unerlaubte Handlung beſchönigen können. Es ward ihm nach und nach deutlich, daß nur Treue und Glauben die Menſchen ſchätzenswerth mache, daß der Gute eigentlich leben müſſe, um alle Geſetze zu beſchämen, indem ein Anderer ſie entweder umgehen oder zu ſeinem Vortheil gebrauchen mag.

Inzwiſchen, ehe dieſe wahren und guten Begriffe bei ihm ganz klar wurden und zu herrſchenden Entſchlüſſen führten, unterlag er doch noch einige Male der Verſuchung, aus der verbotenen Quelle in dringenden Fällen zu ſchöpfen. Niemals that er es aber ohne Widerwillen, und nur wie von einem böſen Geiſte an den Haaren hingezogen.

Endlich ermannte er ſich und faßte den Entſchluß, vor allen Dingen die Handlung ſich unmöglich zu machen, und ſeinen Vater von dem Zuſtande des Schloſſes zu unterrichten. Er fing es klug an, und trug den Kaſten mit den nunmehr geordneten Briefen in Gegenwart ſeines Vaters durch das Zimmer, beging mit Vorſatz die Ungeſchicklichkeit, mit dem Kaſten wider den Schreibtiſch zu ſtoßen; und wie erſtaunte der Vater, als er den Deckel auffahren ſah! Sie unterſuchten Beide das Schloß und fanden, daß die Schließhaken durch die Zeit abgenutzt und die Bänder wandelbar waren. Sogleich ward Alles reparirt, und Ferdinand hatte ſeit langer Zeit keinen vergnügtern Augenblick, als da er das Geld in ſo guter Verwahrung ſah.

Aber Dieß war ihm nicht genug. Er nahm ſich ſogleich vor, die Summe, die er ſeinem Vater entwendet hatte, und die er noch wohl wußte, wieder zu ſammeln und ſie ihm auf eine

oder die andere Weiſe zuzuſtellen. Er fing nun an, auf's Genaueſte zu leben und von ſeinem Taſchengelde, was nur möglich war, zu ſparen. Freilich war Das nur wenig, was er hier zurückhalten konnte, gegen Das, was er ſonſt verſchwendet hatte; indeſſen ſchien die Summe ſchon groß, da ſie ein Anfang war, ſein Unrecht wieder gut zu machen. Und gewiß iſt ein ungeheurer Unterſchied zwiſchen dem letzten Thaler, den man borgt, und zwiſchen dem erſten, den man abbezahlt.

Nicht lange war er auf dieſem guten Wege, als der Vater ſich entſchloß, ihn in Handelsgeſchäften zu verſchicken. Er ſollte ſich mit einer entfernten Fabrik-Anſtalt bekannt machen. Man hatte die Abſicht, in einer Gegend, wo die erſten Bedürfniſſe und die Handarbeit ſehr wohlfeil waren, ſelbſt ein Comptoir zu errichten, einen Compagnon dorthin zu ſetzen, den Vortheil, den man gegenwärtig Andern gönnen mußte, ſelbſt zu gewinnen, und durch Geld und Credit die Anſtalt in's Große zu treiben. Ferdinand ſollte die Sache in der Nähe unterſuchen und davon einen umſtändlichen Bericht abſtatten. Der Vater hatte ihm ein Reiſegeld ausgeſetzt und ihm vorgeſchrieben, damit auszukommen; es war reichlich, und er hatte ſich nicht darüber zu beklagen.

Auch auf ſeiner Reiſe lebte Ferdinand ſehr ſparſam, rechnete und überrechnete und fand, daß er den dritten Theil ſeines Reiſegeldes erſparen könnte, wenn er auf jede Weiſe ſich einzuſchränken fortführe. Er hoffte nun auch auf Gelegenheit, zu dem Uebrigen nach und nach zu gelangen, und er fand ſie. Denn die Gelegenheit iſt eine gleichgiltige Göttinn; ſie begünſtigt das Gute wie das Böſe.

In der Gegend, die er beſuchen ſollte, fand er Alles weit vortheilhafter, als man geglaubt hatte. Jedermann ging in dem alten Schlendrian handwerksmäßig fort. Von neu entdeckten Vortheilen hatte man keine Kenntniß, oder man hatte keinen Gebrauch davon gemacht. Man wendete nur mäßige Summen Geldes auf und war mit einem mäßigen Profit zufrieden, und er ſah bald ein, daß man mit einem gewiſſen Capital, mit Vorſchüſſen, Einkauf des erſten Materials im Großen, mit Anlegung von Maſchinen durch die Hülfe tüchtiger Werkmeiſter eine große und ſolide Einrichtung würde machen können.

Er fühlte ſich durch die Idee dieſer möglichen Thätigkeit ſehr erhoben. Die herrliche Gegend, in der ihm jeden Augenblick ſeine geliebte Ottilie vorſchwebte, ließ ihn wünſchen, daß ſein Vater ihn an dieſen Platz ſetzen, ihm das neue Etabliſſement anvertrauen und ſo auf eine reichliche und unerwartete Weiſe ausſtatten möchte.

Er ſah Alles mit größerer Aufmerkſamkeit, weil er Alles ſchon als das Seinige anſah. Er hatte zum erſten Mal Gelegenheit, ſeine Kenntniſſe, ſeine Geiſteskräfte, ſein Urtheil anzuwenden. Die Gegend ſowohl als die Gegenſtände intereſſirten ihn auf's Höchſte, ſie waren Labſal und Heilung für ſein verwundetes Herz; denn nicht ohne Schmerzen konnte er ſich des väterlichen Hauſes erinnern, in welchem er, wie in einer Art von Wahnſinn, eine Handlung begehen konnte, die ihm nun das größte Verbrechen zu ſein ſchien.

Ein Freund ſeines Hauſes, ein wackerer aber kränklicher Mann, der ſelbſt den Gedanken eines ſolchen Etabliſſements zuerſt in Briefen gegeben hatte, war ihm ſtets zur Seite, zeigte ihm Alles, machte ihn mit ſeinen Ideen bekannt, und freute ſich, wenn ihm der junge Menſch entgegen-, ja zuvorkam. Dieſer Mann führte ein ſehr einfaches Leben, theils aus Neigung, theils weil ſeine Geſundheit es ſo forderte. Er hatte keine Kinder; eine Nichte pflegte ihn, der er ſein Vermögen zugedacht hatte, der er einen wackern und thätigen Mann wünſchte, um mit Unterſtützung eines fremden Capitals und friſcher Kräfte Dasjenige ausgeführt zu ſehen, wovon er zwar einen Begriff hatte, wovon ihn aber ſeine phyſiſchen und ökonomiſchen Umſtände zurückhielten.

Kaum hatte er Ferdinand geſehen, als ihm dieſer ſein Mann zu ſein ſchien, und ſeine Hoffnung wuchs, als er ſo viel Neigung des jungen Menſchen zum Geſchäft und zu der Gegend bemerkte. Er ließ ſeiner Nichte ſeine Gedanken merken, und dieſe ſchien nicht abgeneigt. Sie war ein junges, wohlgebildetes, geſundes, und auf jede Weiſe gut geartetes Mädchen. Die Sorgfalt für ihres Oheims Haushaltung erhielt ſie immer raſch und thätig, und die Sorge für ſeine Geſundheit immer weich und gefällig. Man konnte ſich zur Gattinn keine vollkommenere Perſon wünſchen.

Ferdinand, der nur die Liebenswürdigkeit und die Liebe Ottilie's vor Augen hatte, ſah über das gute Landmädchen hinweg, oder wünſchte, wenn Ottilie einſt als ſeine Gattinn in dieſen Gegenden wohnen würde, ihr eine ſolche Haushälterinn und Beſchließerinn beigeben zu können. Er erwiederte die Freundlichkeit und Gefälligkeit des Mädchens auf eine ſehr ungezwungene Weiſe; er lernte ſie näher kennen und ſie ſchätzen; er begegnete ihr bald mit mehrerer Achtung, und ſowohl ſie als ihr Oheim legten ſein Betragen nach ihren Wünſchen aus.

Ferdinand hatte ſich nunmehr genau umge-

ſehen und von Allem unterrichtet. Er hatte mit Hülfe des Oheims einen Plan gemacht, und nach ſeiner gewöhnlichen Leichtigkeit nicht verborgen, daß er darauf rechne, ſelbſt den Plan auszuführen. Zugleich hatte er der Nichte viele Artigkeiten geſagt und jede Haushaltung glücklich geprieſen, die einer ſo ſorgfältigen Wirthinn überlaſſen werden könnte. Sie und ihr Onkel glaubten daher, daß er wirklich Abſichten habe, und waren in Allem um deſto gefälliger gegen ihn.

Nicht ohne Zufriedenheit hatte Ferdinand bei ſeinen Unterſuchungen gefunden, daß er nicht allein auf die Zukunft Vieles von dieſem Platze zu hoffen habe, ſondern daß er auch gleich jetzt einen vortheilhaften Handel ſchlieſſen, ſeinem Vater die entwendete Summe wieder erſtatten und ſich alſo von dieſer drükkenden Laſt auf ein Mal befreien könne. Er eröffnete ſeinem Freunde die Abſicht ſeiner Speculation, der eine außerordentliche Freude darüber hatte und ihm alle mögliche Beihülfe leiſtete, ja er wollte ſeinem jungen Freunde Alles auf Credit verſchaffen, das dieſer jedoch nicht annahm, ſondern einen Theil davon ſogleich von dem Ueberſchuſſe des Reiſegeldes bezahlte, und den andern in gehöriger Friſt abzutragen verſprach.

Mit welcher Freude er die Waaren packen und laden ließ, war nicht auszuſprechen; mit welcher Zufriedenheit er ſeinen Rückweg antrat, läßt ſich denken; denn die höchſte Empfindung, die der Menſch haben kann, iſt die, wenn er ſich von einem Hauptfehler, ja von einem Verbrechen durch eigene Kraft erhebt und losmacht. Der gute Menſch, der ohne auffallende Abweichung vom rechten Pfade vor ſich hinwandelt, gleicht einem ruhigen, lobenswürdigen Bürger, da hingegen Jener als ein Held und Ueberwinder Bewunderung und Preis verdient, und in dieſem Sinne ſcheint das paradoxe Wort geſagt zu ſein, daß die Gottheit ſelbſt an einem zurückkehrenden Sünder mehr Freude habe, als an neunundneunzig Gerechten.

Aber leider konnte Ferdinand durch ſeine guten Entſchlüſſe, durch ſeine Beſſerung und Wiedererſtattung die traurigen Folgen der That nicht aufheben, die ihn erwarteten, und die ſein ſchon wieder beruhigtes Gemüth auf's Neue ſchmerzlich kränken ſollten. Während ſeiner Abweſenheit hatte ſich das Gewitter zuſammengezogen, das gerade bei ſeinem Eintritte in das väterliche Haus losbrechen ſollte.

Ferdinand's Vater war, wie wir wiſſen, was ſeine Privat-Caſſe betraf, nicht der ordentlichſte, die Handlungsſachen hingegen wurden von einem geſchickten und genauen Aſſocie ſehr richtig beſorgt. Der Alte hatte das Geld, das ihm der Sohn entwendete, nicht eben gemerkt, außer daß unglücklicher Weiſe darunter ein Paket einer in dieſen Gegenden ungewöhnlichen Münzſorte geweſen war, die er einem Fremden im Spiel abgewonnen hatte. Dieſe vermißte er, und der Umſtand ſchien ihm bedenklich. Allein was ihn äußerſt beunruhigte, war, daß ihm einige Rollen, jede mit hundert Dukaten fehlten, die er vor einiger Zeit verborgt, aber gewiß wieder erhalten hatte. Er wußte, daß der Schreibtiſch ſonſt durch einen Stoß aufgegangen war, er ſah als gewiß an, daß er beraubt ſei, und gerieth darüber in die äußerſte Heftigkeit. Sein Argwohn ſchweifte auf allen Seiten herum. Unter den fürchterlichſten Drohungen und Verwünſchungen erzählte er den Vorfall ſeiner Frau; er wollte das Haus um und um kehren, alle Bediente, Mägde und Kinder verhören laſſen, Niemand blieb von ſeinem Argwohn frei. Die gute Frau that ihr Möglichſtes, ihren Gatten zu beruhigen; ſie ſtellte ihm vor, in welche Verlegenheit und Discredit dieſe Geſchichte ihn und ſein Haus bringen könnte, wenn ſie ruchbar würde; daß Niemand an dem Unglück, das uns betreffe, Antheil nehme, als nur um uns durch ſein Mitleiden zu demüthigen; daß bei einer ſolchen Gelegenheit weder er noch ſie verſchont werden würden, daß man noch wunderliche Anmerkungen machen könnte, wenn Nichts herauskäme, daß man vielleicht den Thäter entdecken, und, ohne ihn auf zeitlebens unglücklich zu machen, das Geld wieder erhalten könne. Durch dieſe und andere Vorſtellungen bewog ſie ihn endlich, ruhig zu bleiben und durch ſtille Nachforſchung der Sache näher zu kommen.

Und leider war die Entdeckung ſchon nahe genug! Ottilie'ns Tante war von dem wechſelſeitigen Verſprechen der jungen Leute unterrichtet. Sie wußte von den Geſchenken, die ihre Nichte angenommen hatte. Das ganze Verhältniß war ihr nicht angenehm, und ſie hatte nur geſchwiegen, weil ihre Nichte abweſend war. Eine ſichere Verbindung mit Ferdinand ſchien ihr vortheilhaft; ein ungewiſſes Abenteuer war ihr unerträglich. Da ſie alſo vernahm, daß der junge Menſch bald zurückkommen ſollte, da ſie auch ihre Nichte täglich wieder erwartete: eilte ſie, von Dem, was geſchehen war, den Eltern Nachricht zu geben und ihre Meinung darüber zu hören, zu fragen, ob eine baldige Verſorgung für Ferdinand zu hoffen ſei, und ob man in eine Heirath mit ihrer Nichte willige.

Die Mutter verwunderte ſich nicht wenig, als ſie von dieſen Verhältniſſen hörte. Sie erſchrack, als ſie vernahm, welche Geſchenke

Ferdinand Ottilie'n gegeben hatte. Sie verbarg ihr Erſtaunen, bat die Tante, ihr einige Zeit zu laſſen, um gelegentlich mit ihrem Manne über die Sache zu ſprechen, verſicherte, daß ſie Ottilie'n für eine vortheilhafte Partie halte, und daß es nicht unmöglich ſei, ihren Sohn nächſtens auf eine ſchickliche Weiſe auszuſtatten.

Als die Tante ſich entfernt hatte, hielt ſie es nicht für räthlich, ihrem Manne die Entdeckung zu vertrauen. Ihr lag nur daran, das unglückliche Geheimniß aufzuklären, ob Ferdinand, wie ſie fürchtete, die Geſchenke von dem entwendeten Geld gemacht habe. Sie eilte zu dem Kaufmann, der dieſe Art Geſchmeide vorzüglich verkaufte, feilſchte um ähnliche Dinge und ſagte zuletzt: er müſſe ſie nicht übertheuern; denn ihrem Sohn, der eine ſolche Commiſſion gehabt, habe er die Sachen wohlfeiler gegeben. Der Handelsmann betheuerte: Nein! zeigte die Preiſe genau an und ſagte dabei: man müſſe noch das Agio der Geldſorte hinzurechnen, in der Ferdinand zum Theil bezahlt habe. Er nannte ihr zu ihrer größten Betrübniß die Sorte; es war die, die dem Vater fehlte.

Sie ging nun, nachdem ſie ſich zum Scheine die nächſten Preiſe aufſetzen laſſen, mit ſehr bedrängtem Herzen hinweg. Ferdinand's Verirrung war zu deutlich, die Rechnung der Summe, die dem Vater fehlte, war groß, und ſie ſah nach ihrer ſorglichen Gemüthsart die ſchlimmſte That und die fürchterlichſten Folgen. Sie hatte die Klugheit, die Entdeckung vor ihrem Manne zu verbergen; ſie erwartete die Zurückkunft ihres Sohnes mit getheilter Furcht und Verlangen. Sie wünſchte ſich aufzuklären, und fürchtete, das Schlimmſte zu erfahren.

Endlich kam er mit großer Heiterkeit zurück. Er konnte Lob für ſeine Geſchäfte erwarten, und brachte zugleich in ſeinen Waaren heimlich das Löſegeld mit, wodurch er ſich von dem geheimen Verbrechen zu befreien gedachte.

Der Vater nahm ſeine Relation gut, doch nicht mit ſolchem Beifall auf, wie er hoffte; denn der Vorgang mit dem Gelde machte den Mann zerſtreut und verdrießlich, um ſo mehr, als er einige anſehnliche Poſten in dieſem Augenblicke zu bezahlen hatte. Dieſe Laune des Vaters drückte ihn ſehr, noch mehr die Gegenwart der Wände, der Mobilien, des Schreibtiſches, die Zeugen ſeines Verbrechens geweſen waren. Seine ganze Freude war hin, ſeine Hoffnungen und Anſprüche; er fühlte ſich als einen gemeinen, ja als einen ſchlechten Menſchen.

Er wollte ſich eben nach einem ſtillen Vertriebe der Waaren, die nun bald ankommen ſollten, umſehen, und ſich durch die Thätigkeit aus ſeinem Elende herausreißen, als die Mutter ihn bei Seite nahm, und ihm mit Liebe und Ernſt ſein Vergehen vorhielt, und ihm auch nicht den mindeſten Ausweg zum Läugnen offen ließ. Sein weiches Herz war zerriſſen; er warf ſich unter tauſend Thränen zu ihren Füßen, bekannte, bat um Verzeihung, betheuerte, daß nur die Neigung zu Ottilie ihn verleiten können, und daß ſich keine andern Laſter zu dieſem jemals geſellt hätten. Er erzählte darauf die Geſchichte ſeiner Reue, daß er vorſätzlich dem Vater die Möglichkeit, den Schreibtiſch zu eröffnen, entdeckt, und daß er durch Erſparniß auf der Reiſe und durch eine glückliche Speculation ſich im Stande ſehe, Alles wieder zu erſetzen.

Die Mutter, die nicht gleich nachgeben konnte, beſtand darauf, zu wiſſen, wo er mit den großen Summen hingekommen ſei; denn die Geſchenke betrügen den geringſten Theil. Sie zeigte ihm zu ſeinem Entſetzen eine Berechnung Deſſen, was dem Vater fehlte; er konnte ſich nicht einmal ganz zu dem Silber bekennen, und hoch und theuer ſchwur er, von dem Golde Nichts angerührt zu haben. Hierüber war die Mutter äußerſt zornig. Sie verwies ihm, daß er in dem Augenblicke, da er durch aufrichtige Reue ſeine Beſſerung und Bekehrung wahrſcheinlich machen ſollte, ſeine liebevolle Mutter noch mit Läugnen, Lügen und Mährchen aufzuhalten gedenke, daß ſie gar wohl wiſſe, wer des Einen fähig ſei, ſei auch alles Uebrigen fähig. Wahrſcheinlich habe er unter ſeinen liederlichen Cameraden Mitſchuldige; wahrſcheinlich ſei der Handel, den er geſchloſſen, mit dem entwendeten Gelde gemacht, und ſchwerlich würde er davon Etwas erwähnt haben, wenn die Uebelthat nicht zufällig wäre entdeckt worden. Sie drohte ihm mit dem Zorne des Vaters, mit bürgerlichen Strafen, mit völliger Verſtoßung; doch Nichts kränkte ihn mehr, als daß ſie ihn merken ließ, eine Verbindung zwiſchen ihm und Ottilie ſei eben zur Sprache gekommen. Mit gerührtem Herzen verließ ſie ihn in dem traurigſten Zuſtande. Er ſah ſeinen Fehler entdeckt, er ſah ſich in dem Verdachte, der ſein Verbrechen vergrößerte. Wie wollte er ſeine Eltern überreden, daß er das Geld nicht angegriffen? Bei der heftigen Gemüthsart ſeines Vaters mußte er einen öffentlichen Ausbruch befürchten; er ſah ſich im Gegenſatze von allem Dem, was er ſein konnte. Die Ausſicht auf ein thätiges Leben, auf eine Verbindung mit Ottilie verſchwand. Er ſah ſich verſtoßen, flüchtig und in fremden Weltgegenden allem Ungemache ausgeſetzt.

Aber ſelbſt alles Dieſes, was ſeine Einbildungskraft verwirrte, ſeinen Stolz verletzte,

ſeine Liebe kränkte, war ihm nicht das Schmerzlichſte. Am Tiefſten verwundete ihn der Gedanke, daß ſein redlicher Vorſatz, ſein männlicher Entſchluß, ſein befolgter Plan, das Geſchehene wieder gut zu machen, ganz verkannt, ganz geläugnet, gerade zum Gegentheil ausgelegt werden ſollte. Wenn ihn jene Vorſtellungen zu einer dunkeln Verzweiflung brachten, indem er bekennen mußte, daß er ſein Schickſal verdient habe: ſo ward er durch dieſe auf's Innigſte gerührt, indem er die traurige Wahrheit erfuhr, daß eine Uebelthat ſelbſt gute Bemühungen zu Grunde zu richten im Stande iſt. Dieſe Rückkehr auf ſich ſelbſt, dieſe Betrachtung, daß das edelſte Streben vergebens ſein ſollte, machte ihn weich; er wünſchte nicht mehr zu leben.

In dieſen Augenblicken dürſtete ſeine Seele nach einem höhern Beiſtand. Er fiel an ſeinem Stuhle nieder, den er mit ſeinen Thränen benetzte, und forderte Hülfe vom göttlichen Weſen. Sein Gebet war eines erhörenswerthen Inhalts: der Menſch, der ſich ſelbſt vom Laſter wieder erhebt, habe Anſpruch auf eine unmittelbare Hülfe; Derjenige, der keine ſeiner Kräfte ungebraucht laſſe, könne ſich da, wo ſie eben ausgehen, wo ſie nicht hinreichen, auf den Beiſtand des Vaters im Himmel berufen.

Zu dieſer Ueberzeugung, in dieſer dringenden Bitte verharrte er eine Zeit lang und bemerkte kaum, daß ſeine Thüre ſich öffnete und Jemand hereintrat. Es war die Mutter, die mit heiterm Geſichte auf ihn zukam, ſeine Verwirrung ſah und ihn mit tröſtlichen Worten anredete. „Wie glücklich bin ich," ſagte ſie, „daß ich Dich wenigſtens als keinen Lügner finde, und daß ich Deine Reue für wahr halten kann! Das Geld hat ſich gefunden; der Vater, als er es von einem Freunde wieder erhielt, gab es dem Caſſier aufzuheben, und durch die vielen Beſchäftigungen des Tages zerſtreut, hat er es vergeſſen. Mit dem Silber ſtimmt Deine Angabe ziemlich zuſammen; die Summe iſt nun viel geringer. Ich konnte die Freude meines Herzens nicht verbergen und verſprach dem Vater, die fehlende Summe wieder zu verſchaffen, wenn er ſich zu beruhigen und weiter nach der Sache nicht zu fragen verſpräche."

Ferdinand ging ſogleich zur größten Freude über. Er eilte, ſein Handelsgeſchäft zu vollbringen, ſtellte bald der Mutter das Geld zu, erſetzte ſelbſt Das, was er nicht genommen hatte, wovon er wußte, daß es bloß durch die Unordnung des Vaters in ſeinen Ausgaben vermißt wurde. Er war fröhlich und heiter; doch hatte dieſer ganze Vorfall eine ſehr ernſte Wirkung bei ihm zurückgelaſſen. Er hatte ſich überzeugt, daß der Menſch Kraft habe, das Gute zu wollen und zu vollbringen; er glaubte nun auch, daß dadurch der Menſch das göttliche Weſen für ſich intereſſiren und ſich deſſen Beiſtand verſprechen könne, den er eben ſo unmittelbar erfahren hatte. Mit großer Freudigkeit entdeckte er nun dem Vater ſeinen Plan, ſich in jenen Gegenden niederzulaſſen. Er ſtellte die Anſtalt in ihrem ganzen Werthe und Umfange vor; der Vater war nicht abgeneigt, und die Mutter entdeckte heimlich ihrem Gatten das Verhältniß Ferdinand's zu Ottilie. Dieſem gefiel eine ſo glänzende Schwiegertochter, und die Ausſicht, ſeinen Sohn ohne Koſten ausſtatten zu können, war ihm ſehr angenehm." —

„Dieſe Geſchichte gefällt mir," ſagte Luiſe, als der Alte geendigt hatte, „und ob ſie gleich aus dem gemeinen Leben genommen iſt, ſo kommt ſie mir doch nicht alltäglich vor. Denn wenn wir uns ſelbſt fragen und Andere beobachten, ſo finden wir, daß wir ſelten durch uns ſelbſt bewogen werden, dieſem oder jenem Wunſche zu entſagen; meiſt ſind es die äußern Umſtände, die uns dazu nöthigen."

„Ich wünſchte," ſagte Carl, „daß wir gar nicht nöthig hätten, uns Etwas zu verſagen, ſondern daß wir Dasjenige gar nicht kennten, was wir nicht beſitzen ſollen. Leider iſt in unſern Zuſtänden Alles zuſammengedrängt, Alles iſt bepflanzt, alle Bäume hängen voller Früchte, und wir ſollen nur immer drunter weggehen, uns an dem Schatten begnügen und auf die ſchönſten Genüſſe Verzicht thun."

„Laſſen Sie uns", ſagte Luiſe zum Alten, „nun Ihre Geſchichte weiter hören."

Der Alte. Sie iſt wirklich ſchon aus.

Luiſe. Die Entwickelung haben wir freilich gehört; nun möchten wir aber auch gerne das Ende vernehmen.

Der Alte. Sie unterſcheiden richtig, und da Sie ſich für das Schickſal meines Freundes intereſſiren, ſo will ich Ihnen, wie es ihm ergangen, noch kürzlich erzählen.

„Befreit von der drückenden Laſt eines ſo häßlichen Vergehens, nicht ohne beſcheidene Zufriedenheit mit ſich ſelbſt, dachte er nun an ſein künftiges Glück und erwartete ſehnſuchtsvoll die Rückkunft Ottilie's, um ſich zu erklären und ſein gegebenes Wort im ganzen Umfange zu erfüllen. Sie kam in Geſellſchaft ihrer Eltern; er eilte zu ihr, er fand ſie ſchöner und heiterer als jemals. Mit Ungeduld erwartete er den Augenblick, in welchem er ſie allein ſprechen und ihr ſeine Ausſichten vorlegen konnte. Die Stunde kam, und mit aller Freude und Zärtlichkeit der Liebe erzählte er ihr ſeine Hoffnungen, die Nähe ſeines Glücks und den Wunſch,

es mit ihr zu theilen. Allein wie verwundert war er, ja wie bestürzt, als sie die ganze Sache sehr leichtsinnig, ja man durfte beinahe sagen, höhnisch aufnahm! Sie scherzte nicht ganz fein über die Einsiedelei, die er sich ausgesucht habe, über die Figur, die sie Beide spielen würden, wenn sie sich als Schäfer und Schäferinn unter ein Strohdach flüchteten, und was Dergleichen mehr war.

Betroffen und erbittert kehrte er in sich zurück; ihr Betragen hatte ihn verdrossen, und er ward einen Augenblick kalt. Sie war ungerecht gegen ihn gewesen, und nun bemerkte er Fehler an ihr, die ihm sonst verborgen geblieben waren. Auch brauchte es kein sehr helles Auge, um zu sehen, daß ein sogenannter Vetter, der mit angekommen war, ihre Aufmerksamkeit auf sich zog und einen großen Theil ihrer Neigung gewonnen hatte.

Bei dem unleidlichen Schmerz, den Ferdinand empfand, nahm er sich doch bald zusammen, und die Ueberwindung, die ihm schon ein Mal gelungen war, schien ihm zum zweiten Male möglich. Er sah Ottilie oft und gewann über sich, sie zu beobachten; er that freundlich, ja zärtlich gegen sie, und sie nicht weniger gegen ihn; allein ihre Reize hatten ihre größte Macht verloren, und er fühlte bald, daß selten bei ihr Etwas aus dem Herzen kam, daß sie vielmehr nach Belieben zärtlich und kalt, reizend und abstoßend, angenehm und launisch sein konnte. Sein Gemüth machte sich nach und nach von ihr los, und er entschloß sich, auch noch die letzten Faden entzwei zu reißen.

Diese Operation war schmerzhafter, als er sich vorgestellt hatte. Er fand sie eines Tages allein und nahm sich ein Herz, sie an ihr gegebenes Wort zu erinnern und jene Augenblicke ihr in's Gedächtniß zurück zu rufen, in denen sie Beide, durch das zarteste Gefühl gedrungen, eine Abrede auf ihr künftiges Leben genommen hatten. Sie war freundlich, ja man kann fast sagen zärtlich; er ward weicher und wünschte in diesem Augenblicke, daß Alles anders sein möchte, als er sich vorgestellt hatte. Doch nahm er sich zusammen und trug ihr die Geschichte seines bevorstehenden Etablissements mit Ruhe und Liebe vor. Sie schien sich darüber zu freuen und gewissermaßen nur zu bedauern, daß dadurch ihre Verbindung weiter hinausgeschoben werde. Sie gab zu erkennen, daß sie nicht die mindeste Lust habe, die Stadt zu verlassen; sie ließ ihre Hoffnung sehen, daß er sich durch einige Jahre Arbeit in jenen Gegenden, in den Stand setzen könnte, auch unter seinen jetzigen Mitbürgern eine große Figur zu spielen. Sie ließ ihn nicht undeutlich merken, daß sie von ihm erwarte, daß er künftig noch weiter als sein Vater gehen und sich in Allem noch ansehnlicher und rechtlicher zeigen werde.

Nur zu sehr fühlte Ferdinand, daß er von einer solchen Verbindung kein Glück zu erwarten habe, und doch war es schwer, so vielen Reizen zu entsagen; ja vielleicht wäre er ganz unschlüssig von ihr weggegangen, hätte ihn nicht der Vetter abgeholt und in seinem Betragen allzu viel Vertraulichkeit gegen Ottilie gezeigt. Ferdinand schrieb ihr darauf einen Brief, worin er ihr nochmals versicherte, daß sie ihn glücklich machen würde, wenn sie ihm zu seiner neuen Bestimmung folgen wollte; daß er aber für Beide nicht räthlich hielte, eine entfernte Hoffnung auf künftige Zeiten zu nähren, und sich auf eine ungewisse Zukunft durch ein Versprechen zu binden.

Noch auf diesen Brief wünschte er eine günstige Antwort; allein sie kam nicht, wie sein Herz, sondern wie sie seine Vernunft billigen mußte. Ottilie gab ihm auf eine sehr zierliche Art sein Wort zurück, ohne sein Herz ganz los zu lassen, und eben so sprach das Billet auch von ihren Empfindungen; dem Sinne nach war sie gebunden und ihren Worten nach frei.

Was soll ich nun weiter umständlich sein? Ferdinand eilte in seine friedlichen Gegenden zurück, seine Einrichtung war bald gemacht. Er war ordentlich und fleißig und ward es nur um so mehr, als das gute, natürliche Mädchen, die wir schon kennen, ihn als Gattinn beglückte, und der alte Oheim Alles that, seine häusliche Lage zu sichern und bequem zu machen.

Ich habe ihn in späteren Jahren kennen lernen, umgeben von einer zahlreichen, wohlgebildeten Familie. Er hat mir seine Geschichte selbst erzählt; und wie es Menschen zu gehen pflegt, denen irgend etwas Bedeutendes in früherer Zeit begegnet, so hatte sich auch jene Geschichte so tief bei ihm eingedrückt, daß sie einen großen Einfluß auf sein Leben hatte. Selbst als Mann und Hausvater pflegte er sich manchmal Etwas, das ihm Freude würde gemacht haben, zu versagen, um nur nicht aus der Uebung einer so schönen Tugend zu kommen, und seine ganze Erziehung bestand gewissermaßen darin, daß seine Kinder sich gleichsam aus dem Stegreife Etwas mußten versagen können.

Auf eine Weise, die ich im Anfang nicht billigen konnte, untersagte er, zum Beispiel, einem Knaben bei Tische, von einer beliebten Speise zu essen. Zu meiner Verwunderung blieb der Knabe heiter, und es war, als wenn weiter Nichts geschehen wäre.

Und so ließen die ältesten aus eigener Bewegung manchmal ein edles Obst oder sonst einen Leckerbissen vor sich vorbeigehen; dagegen erlaubte er ihnen, ich möchte wohl sagen,

Mephiſtopheles.

Natürlich, wenn ein Gott ſich erſt ſechs Tage
plagt,
Und ſelbſt am Ende Bravo ſagt,
Da muß' es 'was geſcheidtes werden.
Für dießmal ſieh dich immer ſatt;
Ich weiß dir ſo ein Schätzchen auszuſpüren,
Und ſelig wer das gute Schickſal hat,
Als Bräutigam ſie heim zu führen!

Fauſt ſieht immer'fort in den Spiegel. Mephiſtopheles, ſich in den Seſſel lehnend und mit dem Wedel ſpielend, fährt fort zu ſprechen.

Hier ſitz' ich wie der König auf dem Throne,
Den Zepter halt' ich hier, es fehlt nur noch
die Krone.

Die Thiere,

welche bisher allerley wunderliche Bewegungen durch einander gemacht haben, bringen dem Mephiſtopheles eine zerbrochne Krone mit großem Geſchrey.

O ſey doch ſo gut,
Mit Schweiß und mit Blut
Die Krone zu leimen!

Alles, und es fehlte nicht an Arten und Unarten in seinem Hause. Er schien über Alles gleichgiltig zu sein und ließ ihnen eine fast unbändige Freiheit; nur fiel es ihm die Woche ein Mal ein, daß Alles auf die Minute geschehen mußte: alsdann wurden des Morgens gleich die Uhren reguliert; ein Jeder erhielt seine Ordre für den Tag, Geschäfte und Vergnügungen wurden gehäuft, und Niemand durfte eine Secunde fehlen. Ich konnte Sie stundenlang von seinen Gesprächen und Anmerkungen über die sonderbare Art der Erziehung unterhalten. Er scherzte mit mir als einem catholischen Geistlichen über meine Gelübde und behauptete, daß eigentlich jeder Mensch sowohl sich selbst Enthaltsamkeit als andern Gehorsam geloben sollte; nicht um sie immer, sondern um sie zur rechten Zeit auszuüben." —

Die Baronesse machte eben einige Anmerkungen und gestand, daß dieser Freund im Ganzen wohl recht gehabt habe; denn so komme auch in einem Reiche Alles auf die executive Gewalt an; die gesetzgebende möge so vernünftig sein, als sie wolle, es helfe dem Staate Nichts, wenn die ausführende nicht mächtig sei.

Luise sprang an's Fenster; denn sie hörte Friedrich zum Hofe hereinreiten. Sie ging ihm entgegen und führte ihn in's Zimmer. Er schien heiter, ob er gleich von Scenen des Jammers und der Verwüstung kam, und anstatt sich in eine genaue Erzählung des Brandes einzulassen, der das Haus ihrer Tante betroffen, versicherte er, daß es ausgemacht sei, daß der Schreibtisch zu eben der Stunde dort verbrannt sei, da der ihrige hier so heftige Sprünge bekommen hatte.

„In eben dem Augenblicke," sagte er, „als der Brand sich schon dem Zimmer näherte, rettete der Verwalter noch eine Uhr, die auf diesem Schreibtische stand. Im Hinaustragen mochte sich Etwas am Werke verrücken, und sie blieb auf halb zwölfe stehen. Wir haben also wenigstens, was die Zeit betrifft, eine völlige Uebereinstimmung." Die Baronesse lächelte, der Hofmeister behauptete, daß wenn zwei Dinge zusammenträfen, man deßwegen noch nicht auf ihren Zusammenhang schließen könne. Luise gefiel es dagegen, diese beiden Vorfälle zu verknüpfen, besonders da sie von dem Wohlbefinden ihres Bräutigams Nachricht erhalten hatte; und man ließ der Einbildungskraft abermals vollkommen freien Lauf.

„Wissen Sie nicht", sagte Carl zum Alten, „uns irgend ein Mährchen zu erzählen? Die Einbildungskraft ist ein schönes Vermögen; nur mag ich nicht gern, wenn sie Das, was wirklich geschehen ist, verarbeiten will. Die lustigen Gestalten, die sie erschafft, sind uns als Wesen einer eigenen Gattung sehr willkommen; verbunden mit der Wahrheit, bringt sie meist nur Ungeheuer hervor, und scheint mir alsdann gewöhnlich mit dem Verstand und der Vernunft im Widerspruche zu stehen. Sie muß sich, dünkt mich, an keinen Gegenstand hängen; sie muß uns keinen Gegenstand aufdringen wollen; sie soll, wenn sie Kunstwerke hervorbringt, nur wie eine Musik auf uns selbst spielen, uns in uns selbst bewegen und zwar so, daß wir vergessen, daß Etwas außer uns sei, das diese Bewegung hervorbringt."

„Fahren Sie nicht fort," sagte der Alte, „Ihre Anforderungen an ein Product der Einbildungskraft umständlicher auszuführen. Auch Das gehört zum Genuß an solchen Werken, daß wir ohne Forderung genießen; denn sie selbst kann nicht fordern, sie muß erwarten, was ihr geschenkt wird. Sie macht keine Plane, nimmt sich keinen Weg vor, sondern sie wird von ihren eigenen Flügeln getragen und geführt, und indem sie sich hin und her schwingt, bezeichnet sie die wunderlichsten Bahnen, die sich in ihrer Richtung stets verändern und wenden. Lassen Sie auf meinem gewöhnlichen Spaziergange erst die sonderbaren Bilder wieder in meiner Seele lebendig werden, die mich in frühern Jahren oft unterhielten. Diesen Abend verspreche ich Ihnen ein Mährchen, durch das Sie an Nichts und an Alles erinnert werden sollen."

Man entließ den Alten gern, um so mehr, da jedes von Friedrich's Neuigkeiten und Nachrichten von Dem, was indessen geschehen war, einzuziehen hoffte.

Das Mährchen.

An dem großen Flusse, der eben von einem starken Regen geschwollen und übergetreten war, lag in seiner kleinen Hütte, müde von der Anstrengung des Tages, der alte Fährmann und schlief. Mitten in der Nacht weckten ihn einige laute Stimmen; er hörte, daß Reisende übergesetzt sein wollten.

Als er vor die Thür hinaustrat, sah er zwei große Irrlichter über dem angebundenen Kahne schweben, die ihm versicherten, daß sie große Eile hätten und schon an jenem Ufer zu sein wünschten. Der Alte säumte nicht, stieß ab und fuhr mit seiner gewöhnlichen Geschicklichkeit quer über den Strom, indeß die Fremden

in einer unbekannten, sehr bebenden Sprache gegen einander zischten und mitunter in ein lautes Gelächter ausbrachen, indem sie bald auf den Rändern und Bänken, bald auf dem Boden des Kahns hin und wieder hüpften.

„Der Kahn schwankt!“ rief der Alte, „und wenn Ihr so unruhig seid, kann er umschlagen; setzt Euch, Ihr Lichter!“

Sie brachen über diese Zumuthung in ein großes Gelächter aus, versetzten den Alten und waren noch unruhiger als vorher. Er trug ihre Unarten mit Geduld und stieß bald am jenseitigen Ufer an.

„Hier ist für Euere Mühe!“ riefen die Reisenden, und es fielen, indem sie sich schüttelten, viele glänzende Goldstücke in den feuchten Kahn. — „Um's Himmels willen! Was macht Ihr?“ rief der Alte; Ihr bringt mich in's größte Unglück! Wäre ein Goldstück in's Wasser gefallen, so würde der Strom, der dies Metall nicht leiden kann, sich in entsetzliche Wellen erhoben, das Schiff und mich verschlungen haben; und wer weiß, wie es Euch gegangen sein würde! Nehmt Euer Geld wieder zu Euch!“

„Wir können Nichts wieder zu uns nehmen, was wir abgeschüttelt haben,“ versetzten Jene.

„So macht Ihr mir noch die Mühe,“ sagte der Alte, indem er sich bückte und die Goldstücke in seine Mütze las, „daß ich sie zusammensuchen, an's Land tragen und vergraben muß.“

Die Irrlichter waren aus dem Kahne gesprungen, und der Alte rief: „Wo bleibt nun mein Lohn?“

„Wer kein Geld nimmt, mag umsonst arbeiten!“ riefen die Irrlichter. — „Ihr müßt wissen, daß man mich nur mit Früchten der Erde bezahlen kann.“ — „Mit Früchten der Erde? Wir verschmähen sie, und haben sie nie genossen.“ — „Und doch kann ich Euch nicht los lassen, bis Ihr mir versprecht, daß Ihr mir drei Kohlhäupter, drei Artischocken und drei große Zwiebeln liefert.“

Die Irrlichter wollten scherzend davon schlüpfen; allein sie fühlten sich auf eine unbegreifliche Weise an den Boden gefesselt; es war die unangenehmste Empfindung, die sie jemals gehabt hatten. Sie versprachen seine Forderung nächstens zu befriedigen; er entließ sie und stieß ab. Er war schon weit hinweg, als sie ihm nachriefen: „Alter! hört, Alter! wir haben das Wichtigste vergessen!“ Er war fort und hörte sie nicht. Er hatte sich an derselben Seite den Fluß hinabtreiben lassen, wo er in einer gebirgigen Gegend, die das Wasser niemals erreichen konnte, das gefährliche Gold verscharren wollte. Dort fand er zwischen hohen Felsen eine ungeheure Kluft, schüttete es hinein und fuhr nach seiner Hütte zurück.

In dieser Kluft befand sich die schöne, grüne Schlange, die durch die herabklingende Münze aus ihrem Schlafe geweckt wurde. Sie erlag kaum die leuchtenden Scheiben, als sie solche auf der Stelle mit großer Begierde verschlang, und alle Stücke, die sich in dem Gebüsch und zwischen den Felsritzen zerstreut hatten, sorgfältig aufsuchte.

Kaum waren sie verschlungen, so fühlte sie mit der angenehmsten Empfindung das Gold in ihren Eingeweiden schmelzen und sich durch ihren ganzen Körper ausbreiten; und zur größten Freude bemerkte sie, daß sie durchsichtig und leuchtend geworden war. Lange hatte man ihr schon versichert, daß diese Erscheinung möglich sei; weil sie aber zweifelhaft war, ob dieses Licht lange dauern könne, so trieb sie die Neugierde und der Wunsch, sich für die Zukunft sicher zu stellen, aus dem Felsen heraus, um zu untersuchen, wer das schöne Gold herein gestreut haben könnte. Sie fand Niemanden. Desto angenehmer war es ihr, sich selbst, da sie zwischen Kräutern und Gesträuchen hinkroch, und ihr anmuthiges Licht, das sie durch das frische Grün verbreitete, zu bewundern. Alle Blätter schienen von Smaragd, alle Blumen auf das Herrlichste verklärt. Vergebens durchstrich sie die einsame Wildniß; desto mehr aber wuchs ihre Hoffnung, als sie auf die Fläche kam und von Weitem einen Glanz, der dem ihrigen ähnlich war, erblickte. „Find' ich doch endlich Meinesgleichen!“ rief sie aus und eilte nach der Gegend zu. Sie achtete nicht die Beschwerlichkeit, durch Sumpf und Rohr zu kriechen: denn ob sie gleich auf trockenen Bergwiesen, in hohen Felsritzen am Liebsten lebte, gewürzhafte Kräuter gerne genoß und mit zartem Thau und frischem Quellwasser ihren Durst gewöhnlich stillte, so hätte sie doch des lieben Goldes wißen und in Hoffnung des herrlichen Lichtes Alles unternommen, was man ihr auferlegte.

Sehr ermüdet gelangte sie endlich zu einem feuchten Ried, wo unsere beiden Irrlichter hin und wieder spielten. Sie schoß auf sie los, begrüßte sie und freute sich, so angenehme Herren von ihrer Verwandtschaft zu finden. Die Lichter strichen an ihr her, hüpften über sie weg und lachten nach ihrer Weise. „Frau Muhme,“ sagten sie, „wenn Sie schon von der horizontalen Linie sind, so hat Das doch Nichts zu bedeuten. Freilich sind wir nur von Seiten des Scheins verwandt; denn sehen Sie nur (hier machten beide Flammen, indem sie ihre ganze Breite ansetzten, sich so lang und spitz als möglich) wie schön uns Herren era

der verticalen Linie diese schlanke Länge kleidet. Nehmen Sie's uns nicht übel, meine Freundinn, welche Familie kann sich Deß rühmen? So lang es Irrlichter gibt, hat noch keines weder gelesen noch gelesen.

Die Schlange fühlte sich in der Gegenwart dieser Verwandten sehr unbehaglich: denn sie mochte den Kopf so hoch heben, als sie wollte, so fühlte sie doch, daß sie ihn wieder zur Erde biegen mußte, um von der Stelle zu kommen; und hatte sie sich vorher im dunkeln Hain außerordentlich wohlgefallen, so schien ihr Glanz in Gegenwart dieser Wetter sich jeden Augenblick zu vermindern, ja sie fürchtete, daß er endlich gar verlöschen werde.

In dieser Verlegenheit fragte sie eilig, ob die Herren ihr nicht etwa Nachricht geben könnten, wo das glänzende Gold herkomme, das vor Kurzem in die Felsklüft gefallen sei; sie vermuthe, es sei ein Goldregen, der unmittelbar vom Himmel träufle. Die Irrlichter lachten und schüttelten sich und es sprangen eine große Menge Goldfüße um sie herum. Die Schlange fuhr schnell darnach, sie zu verschlingen. „Laß t es Euch schmecken, Frau Muhme," sagten die artigen Herren; „wir können noch mit mehr aufwarten." Sie schüttelten sich noch einige Male mit großer Behendigkeit, so daß die Schlange kaum die kostbare Speise schnell genug hinunterbringen konnte. Sichtlich fing ihr Schein an zu wachsen, und sie leuchtete wirklich auf's Herrlichste, indeß die Irrlichter ziemlich mager und klein geworden waren, ohne jedoch von ihrer guten Laune das Mindeste zu verlieren.

„Ich bin Euch auf ewig verbunden," sagte die Schlange, nachdem sie von ihrer Mahlzeit wieder zu Athem gekommen war; fordert von mir, was Ihr wollt; was in meinen Kräften ist, will ich Euch leisten!"

„Recht schön!" riefen die Irrlichter; „sage, wo wohnt die schöne Lilie? Führ' uns so schnell als möglich zum Palaste und Garten der schönen Lilie; wir sterben vor Ungeduld, uns ihr zu Füßen zu werfen."

„Armen Dienst", versetzte die Schlange mit einem tiefen Seufzer, „kann ich Euch sogleich nicht leisten. Die schöne Lilie wohnt leider jenseits des Wassers." — „Jenseits des Wassers! Und wir Laffen uns in dieser stürmischen Nacht übersetzen! Wie grausam ist der Fluß, der uns von scheidet! Sollte es nicht möglich sein, den Alten wieder zu erwecken?"

„Sie würden sich vergebens bemühen," versetzte die Schlange; „denn wenn Sie ihn auch selbst an dem diesseitigen Ufer antrafen, so würde er Sie nicht einnehmen; er darf Jedermann herüber-, Niemand hinüberbringen." — „Da haben wir uns schön gebettet! Gibt es denn kein ander' Mittel, über das Wasser zu kommen?" — „Noch einige, nur nicht in diesem Augenblick. Ich selbst kann die Herren übersetzen, aber erst in der Mittagsstunde." — „Das ist eine Zeit, in der wir nicht gerne reisen." — „So können Sie Abends auf dem Schatten des Riesen hinüberfahren." — „Wie geht Das zu?" — „Der große Riese, der nicht weit von hier wohnt, vermag mit seinem Körper Nichts; seine Hände heben keinen Strohhalm, seine Schultern würden kein Reißbündel tragen; aber sein Schatten vermag viel, ja Alles. Deßwegen ist er beim Aufgang und Untergang der Sonne am Mächtigsten: und so darf man sich Abends nur auf den Nacken seines Schattens setzen; der Riese geht alsdann sachte gegen das Ufer zu, und der Schatten bringt den Wanderer über das Wasser hinüber. Wollen Sie aber um Mittagszeit sich an jenes Waldrohr einfinden, wo das Gebüsch dicht an's Ufer tritt, so kann ich Sie übersetzen und der schönen Lilie vorstellen; scheuen Sie hingegen die Mittagshitze, so bitten Sie nur gegen Abend in jener Felsenbucht den Riesen aufzusuchen, der sich gewiß recht gefällig zeigen wird."

Mit einer leichten Verbeugung entfernten sich die jungen Herren, und die Schlange war zufrieden, von ihnen loszukommen, theils um sich in ihrem eigenen Lichte zu ersehen, theils eine Neugierde zu befriedigen, von der sie schon lange auf eine sonderbare Weise gequält ward.

In den Felsklüften, in denen sie hin und wieder kroch, hatte sie an einem Orte eine seltsame Entdeckung gemacht. Denn ob sie gleich durch diese Abgründe ohne ein Licht zu kriechen genöthigt war, so konnte sie doch durch's Gefühl die Gegenstände recht wohl unterscheiden. Nur unregelmäßige Natur-Producte war sie gewohnt überall zu finden; bald schlang sie sich zwischen den Zacken großer Crystalle hindurch, bald fühlte sie die Haken und Haare des gediegenen Silbers, und brachte ein und den andern Edelstein mit sich an's Licht hervor. Doch hatte sie zu ihrer großen Verwunderung in einem ringsum verschlossenen Felsen Gegenstände gefunden, welche die bildende Hand des Menschen verriethen. Glatte Wände, an denen sie nicht aufsteigen konnte, scharfe, regelmäßige Kanten, wohlgebildete Säulen, und, was ihr am Sonderbarsten vorkam, menschliche Figuren, um die sie sich mehrmals geschlungen hatte, und die sie für Erz oder äußerst polirten Marmor halten mußte. Alle diese Erfahrungen wünschte sie noch zuletzt durch den Sinn des Auges zusammenzufassen und Das, was sie nur muthmaßte, zu bestätigen. Sie glaubte sich nun fähig, durch ihr eigenes Licht dieses

wunderbare, unterirdiſche Gewölbe zu erleuchten und heftete, auf ein Mal mit dieſen ſonderbaren Gegenſtänden völlig bekannt zu werden. Sie eilte und fand auf dem gewohnten Wege bald die Ritze, durch die ſie in das Heiligthum zu ſchleichen pflegte.

Als ſie ſich am Orte befand, ſah ſie ſich mit Neugier um, und obgleich ihr Schein alle Gegenſtände der Grotte nicht erleuchten konnte, ſo wurden ihr doch die nächſten deutlich genug. Mit Erſtaunen und Ehrfurcht ſah ſie in eine glänzende Niſche hinein, in welcher das Bildniß eines ehrwürdigen Königs in langem Gewande aufgeſtellt war. Dem Maß nach war die Bildſäule über Menſchengröße der Geſtalt nach aber das Bildniß eher eines kleinen als eines großen Mannes. Sein wohlgebildeter Körper war mit einem einfachen Mantel umgeben, und ein Eichenkranz hielt ſeine Haare zuſammen.

Kaum hatte die Schlange dieſes ehrwürdige Bildniß angeblickt, als der König zu reden anfing und fragte: „Wo kommſt Du her?“ — „Aus den Klüften,“ verſetzte die Schlange, „in denen das Gold wohnt.“ — „Was iſt herrlicher als Gold?“ fragte der König. — „Das Licht,“ antwortete die Schlange. — „Was iſt erquicklicher als Licht?“ fragte Jener. — „Das Geſpräch,“ antwortete Dieſe.

Sie hatte unter dieſen Reden bei Seite geſchielt und in der nächſten Niſche ein anderes herrliches Bild erblickt. In derſelben ſaß ein ſilberner König, von länger und aber ſchwächlicher Geſtalt, ſein Körper war mit einem verzierten Gewande überkleidet, Krone, Gürtel und Scepter mit Edelſteinen geſchmückt, er hatte die Heiterkeit des Silbers in ſeinem Angeſichte und ſchien eben reden zu wollen, als an der marmornen Wand eine Ader, die dunkelfarbig hindurchlief, auf ein Mal hell ward und ein angenehmes Licht durch den ganzen Tempel verbreitete. Bei dieſem Lichte ſah die Schlange den dritten König, der von Erz in mächtiger Geſtalt da ſaß, ſich auf ſeine Krone lehnte, mit einem Lorbeerkranze geſchmückt war, und eher einem Felſen als einem Menſchen glich. Sie wollte ſich nach dem vierten wenden, der in der größten Entfernung von ihr ſtand; aber die Mauer öffnete ſich, indem die erleuchtete Ader wie ein Blitz zuckte und verſchwand.

Ein Mann von mittlerer Größe, der heraustrat, zog die Aufmerkſamkeit der Schlange auf ſich. Er war als ein Bauer gekleidet und trug eine kleine Lampe in der Hand, in deren ſtille Flamme man gerne hineinſah, und die auf eine wunderbare Weiſe, ohne auch nur einen Schatten zu werfen, den ganzen Dom erhellte.

„Warum kommſt Du, da wir Licht haben?“ fragte der goldene König. — „Ihr wißt, daß ich das Dunkle nicht erleuchten darf.“ — „Endigt ſich mein Reich?“ fragte der ſilberne König. — „Spät oder nie,“ verſetzte der Alte.

Mit einer ſtarken Stimme fing der eherne König an zu fragen: „Wann werde ich auferſtehen?“ — „Bald,“ verſetzte der Alte. — „Mit wem iſt es mich verbinden?“ fragte der König. „Mit Deinen ältern Brüdern,“ ſagte der Alte. — „Was wird aus dem jüngſten werden?“ fragte der König. — „Er wird ſich ſetzen,“ ſagte der Alte.

„Ich bin nicht müde,“ rief der vierte König mit einer rauhen, ſtotternden Stimme.

Die Schlange war, indeſſen Jene redeten, in dem Tempel leiſe herumgeſchlichen, hatte Alles betrachtet und beſah nunmehr den vierten König in der Nähe. Er ſtand an eine Säule gelehnt, und ſeine anſehnliche Geſtalt war eher ſchwerfällig als ſchön. Allein das Metall, war aus er gegoſſen war, konnte man nicht unterſcheiden. Genau betrachtet war es eine Miſchung der drei Metalle, aus denen ſeine Brüder gebildet waren. Aber beim Guſſe ſchienen dieſe Materien nicht recht zuſammengeſchmolzen zu ſein; goldene und ſilberne Adern liefen unregelmäßig durch eine eherne Maſſe hindurch, und gaben dem Bilde ein unangenehmes Anſehen.

Indeſſen ſagte der goldene König zum Manne: „Wie viel Geheimniſſe weißt Du?“ „Drei,“ verſetzte der Alte. — „Welches iſt das wichtigſte?“ fragte der ſilberne König. — „Das offenbare,“ verſetzte der Alte. — „Weißt Du es auch uns zu eröffnen?“ fragte der eherne. „Sobald ich das vierte weiß,“ ſagte der Alte. „Was kümmert's mich!“ murmelte der zuſammengefügte König vor ſich hin.

„Ich weiß das vierte,“ ſagte die Schlange, näherte ſich dem Alten und ziſchte ihm Etwas in's Ohr. — „Es iſt an der Zeit!“ rief der Alte mit gewaltiger Stimme. Der Tempel erſchallte wieder, die metallenen Bildſäulen klangen, und in dem Augenblicke verſank der Alte nach Weſten und die Schlange nach Oſten, und Jedes durchlief mit großer Schnelle die Klüfte der Felſen.

Alle Gänge, durch die der Alte hindurch wandelte, füllten ſich hinter ihm ſogleich mit Waſſer; denn ſeine Lampe hatte die wunderbare Eigenſchaft, alle Steine in Gold, alles Holz in Silber, todte Thiere in Edelſteine zu verwandeln, und alle Metalle zu erneuen; dieſe Wirkung zu äußern, mußte ſie aber ganz allein leuchten. Wenn ein anderes Licht neben ihr war, wirkte ſie nur einen ſchönen, hellen Schein, und alles Lebendige ward immer durch ſie erquickt.

Der Alte trat an ſeine Hütte, die an dem

Berge angebaut war, und fand ſein Weib in der größten Betrübniß. Sie ſaß am Feuer und weinte und konnte ſich nicht zufrieden geben. „Wie unglücklich bin ich,“ rief ſie aus, „daß ich Dich heute doch nicht fortlaſſen!“ — „Was gibt es denn?“ fragte der Alte ganz ruhig.

„Kaum biſt Du weg,“ ſagte ſie mit Schluchzen, „ſo kommen zwei ungeſtüme Wanderer vor die Thüre; unvorſichtig laſſe ich ſie herein, es ſchienen ein Paar artige, rechtliche Leute; ſie waren in leichte Flammen gekleidet, man hätte ſie für Irrlichter halten können: kaum ſind ſie im Hauſe, ſo fangen ſie an, auf eine unverſchämte Weiſe mir mit Worten zu ſchmeicheln, und werden ſo zudringlich, daß ich mich ſchäme, daran zu denken.

„Nun,“ verſetzte der Mann lächelnd, „die Herren haben wohl geſcherzt; denn Deinem Alter nach ſollten ſie es wohl bei der allgemeinen Höflichkeit gelaſſen haben.“

„Was Alter! Alter!“ rief die Frau; „ſoll ich immer von meinem Alter hören? Wie alt bin ich denn? Gemeine Höflichkeit! Ich weiß doch, was ich weiß. Und ſieh' Dich nur um, wie die Wände ausſehen; ſieh' nur die alten Steine, die ich ſeit hundert Jahren nicht mehr geſehen habe; alles Gold haben ſie hervorgelockt, Du glaubſt nicht, mit welcher Behendigkeit, und ſie verſicherten immer, es ſchmecke viel beſſer als gemeines Gold. Als ſie die Wände rein geſetzt hatten, ſchienen ſie ſehr guten Muthes, und gewiß, ſie waren auch in kurzer Zeit ſehr viel größer, breiter und glänzender geworden. Nun fingen ſie ihren Muthwillen von Neuem an, ſtreichelten mich wieder, hießen mich ihre Königinn, ſchütteten ſich und eine Menge Goldſtücke ſpringen herum; Du ſiehſt noch, wie ſie dort unter der Bank leuchten. Aber welch ein Unglück! Unſer Mops fraß einige davon, und ſieh', da liegt er am Kamine todt; das arme Thier! ich kann mich nicht zufrieden geben. Ich ſah es erſt, da ſie fort waren; denn ſonſt hätte ich nicht verſprochen, ihre Schuld bei'm Fährmann abzutragen.“ — „Was ſind ſie ſchuldig,“ fragte der Alte. — „Drei Kohlhäupter,“ ſagte die Frau, „drei Artiſchocken und drei Zwiebeln; wenn es Tag wird, habe ich verſprochen, ſie an den Fluß zu tragen.“

„Du kannſt ihnen den Gefallen thun,“ ſagte der Alte; „denn ſie werden uns gelegentlich auch wieder dienen.“

„Ob ſie uns dienen werden, weiß ich nicht, aber verſprochen und betheuert haben ſie es.“

Indeſſen war das Feuer im Kamine zuſammengebrannt, der Alte überzog die Kohlen mit einer Aſche, ſchaffte die leuchtenden Goldſtücke bei Seite, und nun leuchtete ſein Lämpchen wieder allein, in dem ſchönſten Glanze; die Mauern überzogen ſich mit Gold, und der Mops war zu dem ſchönſten Onyx geworden, den man ſich denken konnte. Die Abwechslung der braunen und ſchwarzen Farbe des koſtbaren Geſteins machte ihn zum ſeltenſten Kunſtwerke.

„Nimm Deinen Korb,“ ſagte der Alte, „und ſtelle den Onyx hinein; alsdann nimm die drei Kohlhäupter, die drei Artiſchocken und die drei Zwiebeln, lege ſie unten und trage ſie zum Fluſſe. Gegen Mittag laß' Dich von der Schlange überfahren und beſuche die ſchöne Lilie, bring' ihr den Onyx, ſie wird ihn durch ihre Berührung lebendig machen, wie ſie alles Lebendige durch ihre Berührung tödtet; ſie wird einen treuen Geſchützten an ihm haben. Sage ihr, ſie ſolle nicht trauern, ihre Erlöſung ſei nahe; das größte Unglück könne ſie als das größte Glück betrachten, denn es ſei an der Zeit.“

Die Alte packte ihren Korb und machte ſich, als es Tag war, auf den Weg. Die aufgehende Sonne ſchien hell über den Fluß herüber, der in der Ferne glänzte; das Weib ging mit langſamem Schritt, denn der Korb drückte ſie auf's Haupt, und es war doch nicht der Onyx, der ſo laſtete. Alles Uebrige, was ſie trug, fühlte ſie nicht, vielmehr hob ſich alsdann der Korb in die Höhe und ſchwebte über ihrem Haupte. Aber ein friſches Gemüſe oder ein kleines lebendiges Thier zu tragen, war ihr äußerſt beſchwerlich. Verdrießlich war ſie eine Zeit lang hingegangen, als ſie auf ein Mal, erſchreckt, ſtille ſtand; denn ſie hätte beinahe auf den Schatten des Rieſen getreten, der ſich über die Ebene bis zu ihr hin erſtrecke. Und nun ſah ſie erſt den gewaltigen Rieſen, der ſich im Fluß gebadet hatte, aus dem Waſſer herausſteigen, und ſie wußte nicht, wie ſie ihm ausweichen ſollte. Sobald er ſie gewahr ward, fing er an, ſie ſcherzhaft zu begrüßen; und die Hände ſeines Schattens griffen ſogleich in den Korb. Mit Leichtigkeit und Geſchicklichkeit nahmen ſie ein Kohlhaupt, eine Artiſchocke und eine Zwiebel heraus und brachten ſie dem Rieſen zum Munde, der ſodann weiter den Fluß hinaufging und dem Weibe den Weg frei ließ.

Sie bedachte, ob ſie nicht lieber zurückgehen und die fehlenden Stücke aus ihrem Garten wieder erſetzen ſollte, und ging unter dieſen Zweifeln immer weiter vorwärts, ſo daß ſie bald an dem Ufer des Fluſſes ankam. Lange ſaß ſie in Erwartung des Fährmanns, den ſie endlich mit einem ſonderbaren Reiſenden herüberſchiffen ſah. Ein junger, edler, ſchöner Mann, den ſie nicht genug anſehen konnte, ſtieg aus dem Kahne.

„Was bringt Ihr?“ rief der Alte. — „Es iſt das Gewöhnliche, daß Euch die Irrlichter ſchuldig

ſind," verſetzte die Frau und wies ihre Waare hin. Als der Alte von jeder Sorte nur zwei fand, ward er verdrießlich und verſicherte, daß er ſie nicht annehmen könne. Die Frau bat ihn inſtändig, erzählte ihm, daß ſie jetzt nicht nach Hauſe gehen könne, und daß ihr die Laſt auf dem Wege, den ſie vor ſich habe, beſchwerlich ſei. Er blieb bei ſeiner abſchlägigen Antwort, indem er ihr verſicherte, daß es nicht einmal von ihm abhange. Was mir gebührt, muß ich neun Stunden zuſammen laſſen, und ich darf Nichts annehmen, bis ich dem Fluß ein Drittheil übergeben habe. Nach vielem Hin- und Wiederreden verſetzte endlich der Alte: „Es iſt noch ein Mittel. Wenn Ihr Euch gegen den Fluß verbürgt und Euch als Schuldnerin bekennen wollt, ſo nehm' ich die ſechs Stücke zu mir; es iſt aber einige Gefahr dabei." — „Wenn ich mein Wort halte, ſo laufe ich doch keine Gefahr?" — „Nicht die geringſte. Steckt Euere Hand in den Fluß", fuhr der Alte fort, und verſprecht, daß Ihr in vierundzwanzig Stunden die Schuld abtragen wollt."

Die Alte that's; aber wie erſchrack ſie nicht, als ſie ihre Hand kohlſchwarz wieder aus dem Waſſer zog. Sie ſchalt heftig auf den Alten, verſicherte, daß ihre Hände immer das Schönſte an ihr geweſen wären, und daß ſie, ungeachtet der harten Arbeit, dieſe edeln Glieder weiß und zierlich zu erhalten gewußt habe. Sie beſah die Hand mit großem Verdruſſe und rief verzweiflungsvoll aus: „Das iſt noch ſchlimmer! Ich ſehe, ſie iſt gar geſchwunden, ſie iſt viel kleiner als die andere."

„Jetzt ſcheint es nur ſo," ſagte der Alte; „wenn Ihr aber nicht Wort haltet, kann es wahr werden. Die Hand wird nach und nach ſchwinden und endlich ganz verſchwinden, ohne daß Ihr den Gebrauch derſelben entbehret. Ihr werdet Alles damit verrichten können, nur daß ſie Niemanden ſehen wird." — „Ich wollte lieber, ich könnte ſie nicht brauchen und man ſäh' mir's nicht an," ſagte die Alte; „indeſſen hat Das Nichts zu bedeuten; ich werde mein Wort halten, um dieſer ſchwarzen Haut und dieſer Sorge bald los zu werden." Eilig nahm ſie darauf den Korb, der ſich von ſelbſt über ihren Scheitel erhob und frei in die Höhe ſchwebte, und eilte dem jungen Manne nach, der lachte und in Gedanken am Ufer hinging. Seine herrliche Geſtalt und ſein ſonderbarer Anzug hatten ſich der Alten tief eingedruckt.

Seine Bruſt war mit einem glänzenden Harniſch bedeckt, durch den alle Theile ſeines ſchönen Leibes ſich durchbewegten. Um ſeine Schultern hing ein Purpurmantel, um ſein unbedecktes Haupt wallten braune Haare in ſchönen Locken; ſein holdes Geſicht war den Strahlen der Sonne ausgeſetzt, ſowie ſeine ſchön gebauten Füße. Mit nackten Sohlen ging er gelaſſen über den heißen Sand hin, und ein tiefer Schmerz ſchien alle äußern Eindrücke abzuſtumpfen.

Die geſprächige Alte ſuchte ihn zu einer Unterredung zu bringen, allein er gab ihr mit kurzen Worten wenig Beſcheid, ſo daß ſie endlich, ungeachtet ſeiner ſchönen Augen, müde ward, ihn immer vergebens anzureden, von ihm Abſchied nahm und ſagte: „Ihr geht mir zu langſam, mein Herr; ich darf den Augenblick nicht verſäumen, um über die grüne Schlange den Fluß zu paſſiren und der ſchönen Lilie das vortreffliche Geſchenk von meinem Manne zu überbringen." Mit dieſen Worten ſchritt ſie eilends fort und eben ſo ſchnell ermannte ſich der ſchöne Jüngling und eilte ihr auf dem Fuße nach. „Ihr geht zur ſchönen Lilie? rief er aus; da gehen wir einen Weg. Was iſt Das für ein Geſchenk, das Ihr tragt?"

„Mein Herr," verſetzte die Frau dagegen, „es iſt nicht billig, nachdem Ihr meine Fragen ſo einſylbig abgelehnt habt, Euch mit ſolcher Lebhaftigkeit nach meinen Geheimniſſen zu erkundigen. Wollt Ihr aber einen Tauſch eingehen und mir Euere Schickſale erzählen, ſo will ich Euch nicht verbergen, wie es mit mir und meinem Geſchenke ſteht." Sie wurden bald einig; die Frau vertraute ihm ihre Verhältniſſe, die Geſchichte des Hundes, und ließ ihn dabei das wunderliche Geſchenk betrachten.

Er hob ſogleich das natürliche Kunſtwerk aus dem Korbe und nahm den Affen, der ſanft zu ruhen ſchien, in ſeine Arme. „Glückliches Thier!" rief er aus. „Du wirſt von ihren Händen berührt; Du wirſt von ihr beſeelt werden, anſtatt daß Lebendige vor ihr fliehen, um nicht ein trauriges Schickſal zu erfahren. Doch was ſage ich traurig! Iſt es nicht viel betrübter und kläglicher, durch ihre Gegenwart gelähmt zu werden, als es ſein würde, von ihrer Hand zu ſterben! — „Sieh' mich an," ſagte er zu der Alten; „in meinen Jahren, welch einen elenden Zuſtand muß ich erdulden. Dieſen Harniſch, den ich mit Ehren im Kriege getragen, dieſen Purpur, den ich durch eine weile Regierung zu verdienen ſuchte, hat mir das Schickſal gelaſſen, jenen als eine unnütze Laſt, dieſen als eine unbedeutende Zierde. Krone, Scepter und Schwert ſind hinweg; ich bin übrigens ſo nackt und bedürftig, als jeder andere Erdenſohn; denn ſo unfehlig wirken ihre ſchönen blauen Augen, daß ſie allen lebendigen Weſen ihre Kraft nehmen, und daß Diejenigen, die ihre berührende Hand nicht tödtet, ſich in den Zuſtand lebendig wandelnder Schatten verſetzt ſehen."

So fuhr er fort zu klagen, und befriedigte die Neugierde der Alten keineswegs, welche nicht sowohl von seinem innern als von seinem äußern Zustande unterrichtet sein wollte. Sie erfuhr weder den Namen seines Vaters noch seines Königreichs. Er streichelte den harten Moos, den die Sonnenstrahlen und der warme Busen des Jünglings, als wenn er lebte, erwärmt hatten. Er fragte viel nach dem Manne mit der Lampe, nach den Wirkungen des heiligen Lichtes und schien sich davon für seinen traurigen Zustand künftig viel Gutes zu versprechen.

Unter diesen Gesprächen sahen sie von ferne den majestätischen Bogen der Brücke, der von einem Ufer zum andern hinüberreichte, im Glanz der Sonne auf das Wunderbarste schimmern. Beide erstaunten; denn sie hatten dieses Gebäude noch nie so herrlich gesehen. „Wie!“ rief der Prinz; „war sie nicht schon schön genug, als sie vor unsern Augen wie von Jaspis und Porfem gebaut dastand? Muß man nicht fürchten, sie zu betreten, da sie aus Smaragd, Chrysopras und Chrysolith mit der anmuthigsten Mannigfaltigkeit zusammengesetzt erscheint?“ Beide wußten nicht die Veränderung, die mit der Schlange vorgegangen war: denn die Schlange war es, die sich jeden Mittag über den Fluß hinüber bäumte und in Gestalt einer schönen Brücke da stand. Die Wanderer betraten sie mit Ehrfurcht und gingen schweigend hinüber.

Sie waren kaum am jenseitigen Ufer, als die Brücke sich zu schwingen und zu bewegen anfing, in Kurzem die Oberfläche des Wassers berührte und die grüne Schlange in ihrer eigenthümlichen Gestalt den Wanderern auf dem Lande nachgleitete. Beide hatten kaum für die Erlaubniß, auf ihrem Rücken über den Fluß zu setzen, gedankt, als sie bemerkten, daß außer ihnen Dreien noch mehrere Personen in der Gesellschaft sein müßten, die sie jedoch mit ihren Augen nicht erblicken konnten. Sie hörten neben sich ein Gezisch, dem die Schlange gleichfalls mit einem Gezisch antwortete; sie horchten auf und konnten endlich Folgendes vernehmen: „Wir werden“, sagten ein Paar wechselnde Stimmen, „und erst incognito in dem Park der schönen Lilie umsehen, und ersuchen Euch, uns mit Anbruch der Nacht, sobald wir nur irgend präsentabel sind, der vollkommenen Schönheit vorzustellen. An dem Rande des großen See's werdet Ihr uns antreffen.“ „Es bleibt dabei,“ antwortete die Schlange, und ein zischender Laut verlor sich in der Luft.

Unsere drei Wanderer beriethen sich nunmehr, in welcher Ordnung sie bei der Schönen vortreten wollten; denn so viel Personen auch um sie sein konnten, so durften sie doch nur einzeln kommen und gehen, wenn sie nicht empfindliche Schmerzen erdulden sollten.

Das Weib mit dem verwandelten Haude im Korbe nahte sich zuerst dem Garten und suchte ihre Gönnerin auf, die leicht zu finden war, weil sie eben zur Harfe sang. Die lieblichen Töne zeigten sich erst als Ringe auf der Oberfläche des stillen See's, dann, wie ein leichter Hauch, setzten sie Gras und Pflanze in Bewegung. Auf einem eingeschlossenen, grünen Platze, in dem Schatten einer herrlichen Gruppe mannigfaltiger Bäume, saß sie und bezauberte bei m ersten Anblick auf's Neue die Augen, das Ohr und das Herz des Weibes, das sich ihr mit Entzücken näherte und bei sich selbst schwor, die Schöne sei während ihrer Abwesenheit nur immer schöner geworden. Schon von Weitem rief die gute Frau dem liebenswürdigsten Mädchen Gruß und Lob zu. „Welch ein Glück, Euch anzusehen; welch einen Himmel verbreitet Euere Gegenwart um Euch her! Wie die Harfe so reizend in Euerm Schooße ruht, wie Euere Arme sie so sanft umgeben, wie sie sich nach Euerer Brust zu schmiegen scheint, und wie sie unter der Berührung Euerer schlanken Finger so zärtlich klingt! Dreifach glücklicher Jüngling, der Du ihren Platz einnehmen könntest!“

Unter diesen Worten war sie näher gekommen; die schöne Lilie schlug die Augen auf, ließ die Hände sinken und versetzte: „Betrübe mich nicht durch ein unzeitiges Lob; ich empfinde nur desto bitterer mein Unglück. Sieh', hier zu meinen Füßen liegt der arme Canarien-Vogel todt, der sonst meine Lieder auf das Angenehmste begleitete; er war gewöhnt, auf meiner Harfe zu sitzen, und sorgfältig abgerichtet, mich nicht zu berühren. Heute, indem ich, vom Schlaf erquickt, ein ruhiges Morgenlied anstimme, und mein kleiner Sänger munterer als jemals seine harmonischen Töne hören läßt, schießt ein Habicht über meinem Haupte hin. Das arme, kleine Thier, erschrocken, flüchtet in meinen Busen, und in dem Augenblick fühl' ich die letzten Zuckungen seines scheidenden Lebens. Zwar von meinem Blicke getroffen schleicht der Räuber dort ohnmächtig am Wasser hin; aber was kann mir seine Strafe helfen? Mein Liebling ist todt und sein Grab wird nur das traurige Gebüsch meines Gartens vermehren.“ —

„Ermannt Euch, schöne Lilie!“ rief die Frau, indem sie selbst eine Thräne abtrocknete, welche ihr die Erzählung des unglücklichen Mädchens aus den Augen gelockt hatte, „nehmt Euch zusammen. Mein Alter läßt Euch sagen, Ihr sollt Euere Trauer mäßigen, das größte Unglück als Verlust des größten Glücks ansehen; denn es sei an der Zeit. Und wahrhaftig, — sahe die

Alte fort, — es geht bunt in der Welt zu. Seht nur meine Hand, wie sie schwarz geworden ist! Wahrhaftig, sie ist schon um Vieles kleiner, ich muß eilen, eh' sie ganz verschwindet! Warum mußt' ich den Irrlichtern eine Geschicklichkeit erzeigen, warum mußt' ich dem Riesen begegnen und warum meine Hand in den Fluß tauchen? Könnt' Ihr mir nicht ein Kohlhaupt, eine Artischocke und eine Zwiebel geben? So heilig' ich sie dem Flusse und meine Hand ist weiß wie vorher, so daß ich sie soll neben die Corrige halten können."

„Kohlhäupter und Zwiebeln könnte Du allenfalls noch haben; aber Artischocken suchst Du vergebens. Alle Pflanzen in meinem großen Garten tragen weder Blüthen noch Früchte; aber jedes Reis, das ich breche und auf das Grab eines Lieblings pflanze, grünt sogleich und schießt hoch auf. Alle diese Gruppen, diese Büsche, diese Haine habe ich leider wachsen sehen. Die Schirme dieser Pinien, die Obelisken dieser Cypressen, die Colosse von Eichen und Buchen, Alles waren kleine Reiser, als ein thränendes Denkmal von meiner Hand in einen sonst unfruchtbaren Boden gepflanzt."

Die Alte hatte auf diese Rede wenig Acht gegeben und nur ihre Hand betrachtet, die in der Gegenwart der schönen Lilie immer schwärzer und von Minute zu Minute kleiner zu werden schien. Sie wollte ihren Korb nehmen und eben forteilen, als sie sähe, daß sie das Beste vergessen hatte. Sie hob sogleich den verwandelten Hund heraus und setzte ihn nicht weit von der Schönen in's Gras. „Mein Mann", sagte sie, „schickt Euch dieses Andenken; Ihr wißt, daß Ihr diesen Edelstein durch Eure Berührung beleben könnt. Das artige, treue Thier wird Euch gewiß viel Freude machen, und die Betrübniß, daß ich ihn verliere, kann nur durch den Gedanken aufgeheitert werden, daß Ihr ihn besitzt."

Die schöne Lilie sah das artige Thier mit Vergnügen und, wie es schien, mit Verwunderung an. „Es kommen viele Zeichen zusammen," sagte sie, „die mir einige Hoffnung einflößen; aber ach! ist es nicht bloß ein Wahn unserer Natur, daß wir dann, wenn vieles Unglück zusammentrifft, uns verbilden, das Beste sei nah?"

Was helfen mir die vielen guten Zeichen?
Des Vogels Tod, der Fremdlin schwarze Hand?
Der Vogel von Ebenholz, hat er mein Erinnerungszeichen,
Und hat ihn nicht die Lampe mir gesandt?
Entbrennt vom süßen wechselnden Gemische,
Bin ich doch mit dem Jammer nur vermählt.
Ach, warum steht der Tempel nicht am Flusse!
Ach, warum ist die Brücke nicht gebaut!

Unaufhaltig hatte die gute Frau diesem Gesange zugehört, den die schöne Lilie mit den angenehmen Tönen ihrer Harfe begleitete und der jeden Andern entzückt hätte. Eben wollte sie sich beurlauben, als sie durch die Ankunft der grünen Schlange abermals abgehalten wurde. Diese hatte die letzten Zeilen des Liedes gehört und sprach deßhalb der schönen Lilie sogleich zuversichtlich Muth ein.

„Die Weissagung von der Brücke ist erfüllt!" rief sie aus; „fragt nur diese gute Frau, wie herrlich der Bogen gegenwärtig erscheint. Was sonst unbeschäftigter Jahre, was nur Pfeiler war, durch den das Licht hindurch auf den Kanten durchschimmerte, ist nun durchsichtiger Edelstein geworden. Kein Berg ist so klar und kein Smaragd so schön farbig."

„Ich wünsche Euch Glück dazu," sagte Lilie; „allein vergeßt mir, wenn ich die Weissagung noch nicht erfüllt glaube. Ueber den hohen Bogen Eurer Brücke können nur Fußgänger hinüberschreiten, und es ist uns versprochen, daß Pferde und Wagen und Reisende aller Art zu gleicher Zeit über die Brücke herüber und hinüber wandern sollen. Ist nicht von den großen Pfeilern geweissagt, die aus dem Flusse selbst herausbrechen werden?"

Die Alte hatte ihre Augen immer auf die Hand gerichtet, unterbrach hier das Gespräch und empfahl sich. „Verweilt noch einen Augenblick," sagte die schöne Lilie, „und nehmt meinen armen Canarien-Vogel mit. Bittet die Lampe, daß sie ihn in einen schönen Topas verwandle; ich will ihn durch meine Berührung beleben, und er, mit Eurem guten Mops, soll mein bester Zeitvertreib sein. Aber eilt, was Ihr könnt; denn mit Sonnenuntergang ergreift unerbittliche Tyrannis das arme Thier und zerreißt den schönen Zusammenhang seiner Gestalt auf ewig."

Die Alte legte den kleinen Leichnam zwischen zarte Blätter in den Korb und eilte davon.

„Wie Dem auch sei," sagte die Schlange, indem sie das abgebrochene Gespräch fortsetzte, „der Tempel ist erbaut."

„Er steht aber noch nicht am Flusse", versetzte die Schöne.

„Noch ruht er in den Tiefen der Erde", sagte die Schlange; „ich habe die Könige gehört und gesprochen."

„Aber wann werden sie aufstehen?" fragte Lilie.

Die Schlange versetzte: „Ich hörte die großen Worte im Tempel ertönen: „Es ist an der Zeit."

Eine angenehme Heiterkeit verbreitete sich über das Angesicht der Schönen. „Höre ich doch," sagte sie, „die glücklichen Worte schon heute zum zweiten Mal; wann wird der Tag kommen, an dem ich sie drei Mal höre?"

Sie ſtand auf und ſogleich trat ein reizendes Mädchen aus dem Gebüſch, das ihr die Harfe abnahm. Dieſer folgte eine Andere, die den elfenbeinernen, geſchnitzten Feldſtuhl, worauf die Schöne geſeſſen hatte, zuſammenſchlug und das ſilberne Kiſſen unter den Arm nahm. Eine Dritte, die einen großen, mit Perlen geſtickten Sonnenſchirm trug, zeigte ſich darauf, erwartend, ob Lilie auf einem Spaziergange etwa ihrer bedürfe. Ueber allen Ausdruck ſchön und reizend waren dieſe drei Mädchen; und doch erhöhten ſie nur die Schönheit der Lilie, indem ſich Jedes geſtehen mußte, daß ſie mit ihr gar nicht verglichen werden konnten.

Mit Gefälligkeit hatte indeß die ſchöne Lilie den wunderbaren Mops betrachtet: Sie beugte ſich, berührte ihn und in dem Augenblicke ſprang er auf. Munter ſah er ſich um, lief hin und wieder und eilte zuletzt, ſeine Wohlthäterin auf das freundlichſte zu begrüßen. Sie nahm ihn auf die Arme und drückte ihn an ſich. „So lieb Du biſt," rief ſie aus, „und obgleich nur ein halbes Leben in Dir wirkt, biſt Du mir doch willkommen; zärtlich will ich Dich lieben, artig mit Dir ſcherzen, freundlich Dich ſtreicheln, und feſt Dich an mein Herz drücken." Sie ließ ihn darauf los, jagte ihn von ſich, rief ihn wieder, ſcherzte ſo artig mit ihm und trieb ſich ſo munter und unſchuldig mit ihm auf dem Grase herum, daß man mit neuem Entzücken ihre Freude betrachten und Theil daran nehmen mußte, ſowie kurz vorher ihre Thränen jedes Herz zum Mitleid geſtimmt hatte.

Dieſe Heiterkeit, dieſe anmuthigen Scherze wurden durch die Ankunft des traurigen Jünglings unterbrochen. Er trat herein, wie wir ihn ſchon kennen; nur ſchien die Hitze des Tages ihn noch mehr abgemattet zu haben, und in der Gegenwart der Geliebten ward er mit jedem Augenblicke blaſſer. Er trug den Habicht auf ſeiner Hand, der wie eine Taube ruhig ſaß und die Flügel hängen ließ.

„Es iſt nicht freundlich," rief Lilie ihm entgegen, „daß Du mir das verhaßte Thier vor die Augen bringſt, das Ungeheuer, das meinen kleinen Sänger heute getödtet hat."

„Schilt den unglücklichen Vogel nicht!" verſetzte darauf der Jüngling; klage vielmehr Dich an und das Schickſal, und vergönne mir, daß ich mit dem Geſtörten meines Elends Geſellſchaft mache."

Indeſſen hörte der Mops nicht auf, die Schöne zu necken, und ſie antwortete dem durchſichtigen Liebling mit dem freundlichſten Betragen. Sie klatſchte mit den Händen, um ihn zu verſcheuchen; dann lief ſie, um ihn wieder noch ſich zu ziehen. Sie ſuchte ihn zu haſchen, wenn er floh, und jagte ihn von ſich weg, wenn er ſich an ſie zu drängen verſuchte. Der Jüngling ſah ſtillſchweigend und mit wachſendem Verdruſſe zu; aber endlich, da ſie das höfliche Thier, das ihm ganz abſcheulich vorkam, auf den Arm nahm, an ihren weißen Buſen drückte und die ſchwarze Schnauze mit ihren himmliſchen Lippen küßte, verging ihm alle Geduld und er rief außer Verzweiflung aus: „Muß ich, der ich durch ein trauriges Geſchick vor Dir, vielleicht auf immer, in einer getrennten Gegenwart lebe, der ich durch Dich Alles, ja mich ſelbſt, verloren habe, muß ich vor meinen Augen ſehen, daß eine ſo widernatürliche Mißgeburt Dich zur Freude reizen, Deine Neigung feſſeln und Deine Umarmung genießen kann! Seit ich noch länger nur ſo hin und wieder gehen, und den traurigen Kreis den Fluß herüber und hinüber abmeſſen? Nein, es ruht noch ein Funke des alten Heldenmuthes in meinem Buſen; er ſchlage in dieſem Augenblick zur letzten Flamme auf! Wenn Steine an Deinem Buſen ruhen können, ſo möge ich zu Stein werden; wenn Deine Berührung tödtet, ſo will ich von Deinen Händen ſterben."

Mit dieſen Worten machte er eine heftige Bewegung: der Habicht flog von ſeiner Hand; er aber ſtürzte auf die Schöne los, ſie ſtreckte die Hände aus, ihn abzuhalten, und berührte ihn nur deſto früher. Das Bewußtſein verließ ihn, und mit Entſetzen fühlte ſie die ſchöne Laſt an ihrem Buſen. Mit einem Schrei trat ſie zurück, und der holde Jüngling ſank entſeelt aus ihren Armen zur Erde.

Das Unglück war geſchehen! Die ſüße Lilie ſtand unbeweglich, und blickte ſtarr nach dem entſeelten Leichnam. Das Herz ſchien ihr im Buſen zu ſtocken, und ihre Augen waren ohne Thränen. Vergebens ſuchte der Mops ihr eine freundliche Bewegung abzugewinnen; die ganze Welt war mit ihrem Freunde geſtorben. Ihre ſtumme Verzweiflung ſah ſich nach Hülfe nicht um; denn ſie kannte keine Hülfe.

Dagegen regte ſich die Schlange deſto emſiger; ſie ſchien auf Rettung zu ſinnen, und wirklich dienten ihre ſonderbaren Bewegungen, wenigſtens die nächſten ſchrecklichen Folgen des Unglücks auf einige Zeit zu hindern. Sie zog mit ihrem geſchmeidigen Körper einen weiten Kreis um den Leichnam, faßte das Ende ihres Schwanzes mit den Zähnen und blieb ruhig liegen.

Nicht lange, ſo trat eine der ſchönen Dienerinnen Lilie's hervor, brachte den elfenbeinernen Feldſtuhl, und nöthigte, mit freundlichen Geberden, die Schöne, ſich zu ſetzen; bald darauf kam die Zweite, die einen ſeverfarbigen Schleier trug und das Haupt ihrer Gebieterin damit mehr zierte als bedeckte; die Dritte übergab ihr die Harfe, und kaum hatte ſie das prächtige

Inſtrument an ſich gedrückt und einige Töne aus den Saiten hervorgelockt, als die Erſte mit einem heitern, runden Spiegel zurückkam, ſich der Schönen gegenüber ſtellte, ihre Blicke auffing und ihr das angenehmſte Bild, das in der Natur zu finden war, darſtellte. Der Schmerz erhöhte ihre Schönheit, der Schleier ihre Reize, die Harfe ihre Anmuth; und ſo ſehr man hoffte, ihre traurige Lage verändert zu ſehen, ſo ſehr wünſchte man ihr Bild ewig, wie es gegenwärtig erſchien, feſtzuhalten.

Mit einem ſüßen Blick nach dem Spiegel lockte ſie bald ſchmelzende Töne aus den Saiten, bald ſchien ihr Schmerz zu ſteigen und die Saiten antworteten gewaltſam ihrem Jammer; einige Mal öffnete ſie den Mund, zu ſingen, aber die Stimme verſagte ihr; doch bald löſte ſich ihr Schmerz in Thränen auf; zwei Mädchen faßten ſie hülfreich in die Arme, die Harfe ſank aus ihrem Schooße; kaum ergriff noch die ſchnelle Dienerinn das Inſtrument und trug es bei Seite.

„Wer ſchafft uns den Mann mit der Lampe, eh' die Sonne untergeht?" zischte die Schlange leiſe, aber vernehmlich; die Mädchen ſahen einander an und Lilie's Thränen vermehrten ſich. In dieſem Augenblicke kam athemlos die Frau mit dem Korbe zurück. „Ich bin verloren und verſtümmelt," rief ſie aus, „ſieht, wie meine Hand beinahe ganz weggeſchwunden iſt; weder der Fährmann noch der Rieſe wollten mich überſetzen, weil ich noch eine Schuldnerinn des Waſſers bin. Vergebens habe ich hundert Kehlhängter und hundert Zwiebeln angeboten; man will nicht mehr als die drei Stücke, und keine Artiſchocke iſt nun einmal in dieſen Gegenden zu finden."

„Verzagt Euere Noth", ſagte die Schlange, „und ſucht hier zu helfen; vielleicht kann Euch zugleich mit geholfen werden. Eilt, was Ihr könnt, die Irrlichter aufzuſuchen, es iſt noch zu hell, ſie zu ſehen, aber vielleicht hört Ihr ſie lachen und ſchwatzen. Wenn ſie eilen, ſo ſetzt ſie der Rieſe noch über den Fluß, und ſie können den Mann mit der Lampe finden und ſchicken.

Das Weib eilte, ſo viel ſie konnte, und die Schlange ſchien ebenſo ungeduldig als Lilie die Rückkunft der Beiden zu erwarten. Leider vergoldete ſchon der Strahl der ſinkenden Sonne nur den höchſten Gipfel der Bäume, des Dickichts, und lange Schatten zogen ſich über See und Wieſe; die Schlange bewegte ſich ungeduldig und Lilie zerfloß in Thränen.

In dieſer Noth ſah die Schlange ſich überall um; denn ſie fürchtete jeden Augenblick, die Sonne werde untergehen, die Finſniß den magiſchen Kreis durchdringen und den ſchönen Jüngling unaufhaltſam erfaſſen. Endlich erblickte ſie hoch in den Lüften, mit purpurrothen Federn den Habicht, deſſen Bruſt die letzten Strahlen der Sonne anfing. Sie ſchüttelte ſich vor Freuden über das gute Zeichen, und ſie betrog ſich nicht; denn kurz darauf ſah man den Mann mit der Lampe über den See hergleiten, gleich als wenn er auf Schlittſchuhen ginge.

Die Schlange veränderte nicht ihre Stelle, aber die Lilie ſtand auf und rief ihm zu: „Welcher gute Geiſt ſendet Dich in dem Augenblick, da wir ſo ſehr nach Dir verlangen und Deiner ſo ſehr bedürfen?"

„Der Geiſt meiner Lampe", verſetzte der Alte, „treibt mich und der Habicht führt mich hierher. Sie ſprezelt, wenn man meiner bedarf, und ich ſehe mich nur in den Lüften nach einem Zeichen um; irgend ein Vogel oder Meteor zeigt mir die Himmelsgegend an, wohin ich mich wenden ſoll. Sei ruhig, ſchönſtes Mädchen! Ob ich helfen kann, weiß ich nicht, ein Einzelner hilft nicht, ſondern wer ſich mit Vielen zur rechten Stunde vereinigt. Vorſchieben wollen wir und hoffen. Halte Deinen Kreis geſchloſſen," fuhr er fort, „indem er ſich an die Schlange wendete, ſich auf einen Erdhügel neben ſie hinſetzte und den todten Körper beleuchtete. Bringt den artigen Kanarien-Vogel auch her und leget ihn in den Kreis! Die Mädchen nahmen den kleinen Leichnam aus dem Korbe, den die Alte ſtehen ließ, und gehorchten dem Manne."

Die Sonne war indeſſen untergegangen; und wie die Finſterniß zunahm, fingen nicht allein die Schlange und die Lampe des Mannes nach ihrer Weiſe zu leuchten an, ſondern der Schleier Lilie's gab auch ein ſanftes Licht von ſich, das wie eine zarte Morgenröthe ihre blaſſen Wangen und ihr weißes Gewand mit einer unendlichen Anmuth färbte. Man ſah ſich wechſelsweiſe mit ſtiller Betrachtung an; Sorge und Trauer waren durch eine ſichere Hoffnung gemildert.

Nicht unangenehm erſchien daher das alte Weib in Geſellſchaft der beiden munteren Flammen, die zwar zeither ſehr verſchwenderiſch haben müſſen; denn ſie waren wieder äußerſt mager geworden, aber ſich nur deſto artiger gegen die Prinzeſſinn und die übrigen Frauenzimmer betragen. Mit der größten Sicherheit und mit vielem Ausdruck ſagten ſie ziemlich gewöhnliche Sachen; beſonders zeigten ſie ſich ſehr empfänglich für den Reiz, den der leuchtende Schleier über Lilie und ihre Begleiterinnen verbreitete. Beſcheiden ſchlugen die Frauenzimmer ihre Augen nieder, und das Lob ihrer Schönheit verſchönerte ſie wirklich. Jedermann war zufrieden und ruhig bis auf die Alte. Ungeachtet der Verſicherung ihres Mannes, daß ihre Hand nicht weiter abnehmen könne, ſo lange ſie von ſeiner Lampe beſchienen ſei, behauptete ſie mehr als

Sie gehn ungeſchickt mit der Krone um und zerbrechen ſie in zwey Stücke, mit welchen ſie herum ſpringen.

Nun iſt es geſchehn!
Wir reden und ſehn,
Wir hören und reimen;

Fauſt gegen den Spiegel.

Weh mir! ich werde ſchier verrückt.

Mephiſtopheles auf die Thiere deutend.

Nun fängt mir an faſt ſelbſt der Kopf zu ſchwanken.

Die Thiere.

Und wenn es uns glückt,
Und wenn es ſich ſchickt,
So ſind es Gedanken!

Fauſt wie oben.

Mein Buſen fängt mir an zu brennen!
Entfernen wir uns nur geſchwind!

ein Mal, daß wenn es so fortgehe, noch vor Mitternacht dieses edle Glied völlig verschwinden werde.

Der Alte mit der Lampe hatte dem Gespräch der Irrlichter aufmerksam zugehört und war vergnügt, daß Lilie durch diese Unterhaltung zerstreut und aufgeheitert worden. Und wirklich war Mitternacht herbeigekommen, man wußte nicht, wie. Der Alte sah nach den Sternen und fing darauf zu reden an: „Wir sind zur glücklichen Stunde beisammen; Jeder verrichte sein Amt; Jeder thue seine Pflicht und ein allgemeines Glück wird die einzelnen Schmerzen in sich auflösen, wie ein allgemeines Unglück einzelne Freuden verzehrt.

Nach diesen Worten entstand ein wunderbares Geräusch; denn alle gegenwärtige Personen sprachen für sich und drückten laut aus, was sie zu thun hätten. Nur die drei Mädchen waren stille; eingeschlafen war die Eine neben der Harfe, die Andere neben dem Sonnenschirm, die Dritte neben dem Sessel, und man konnte es ihnen nicht verdenken; denn es war spät. Die flammenden Jünglinge hatten noch einigen vorübergehenden Höflichkeiten, die sie auch den Dirnerinnen gewidmet, sich doch zuletzt nur an Lilie, als die Aeltschöne, gehalten.

„Hasse", sagte der Alte zum Habicht, „den Spiegel, und mit dem ersten Sonnenstrahl beleuchte die Schläferinnen und wecke sie mit zurückgeworfenem Lichte aus der Höhe.

Die Schlange fing unterdessen an, sich zu bewegen, löste den Kreis auf und zog langsam in großen Ringen nach dem Flusse. Feierlich folgten ihr die beiden Irrlichter, und man hätte sie für die ernsthaftesten Flammen halten sollen. Die Alte und ihr Mann ergriffen den Korb, dessen sonstes Licht man bisher kaum bemerkt hatte; sie zogen von beiden Seiten daran, und er ward immer größer und leuchtender; sie hoben darauf den Leichnam des Jünglings hinein und legten ihm den Canarien-Vogel auf die Brust. Der Korb hob sich in die Höhe und schwebte über dem Haupte der Alten, und sie folgte den Irrlichtern auf dem Fuße. Die schöne Lilie nahm den Weg auf ihren Arm und folgte der Alten; der Mann mit der Lampe beschloß den Zug, und die Gegend war von diesen vierlei Lichtern auf das Sonderbarste erhellt.

Aber mit nicht geringer Bewunderung sah die Gesellschaft, als sie zu dem Flusse gelangte, einen herrlichen Bogen über denselben hinüberſteigen, wodurch die wohlthätige Schlange ihnen einen glänzenden Weg bereitete. Hatte man bei Tage die durchsichtigen Edelsteine bewundert, woraus die Brücke zusammengesetzt schien, so erstaunte man bei Nacht über ihre leuchtende Herrlichkeit. Oberwärts schnitt sich der helle Kreis scharf an dem dunkeln Himmel ab, aber unterwärts zuckten lebhafte Strahlen nach dem Mittelpunkte zu und zeigten die bewegliche Festigkeit des Gebäudes. Der Zug ging langsam hinüber, und der Fährmann, der von Ferne aus seiner Hütte hervorsah, betrachtete mit Staunen den leuchtenden Kreis und die sonderbaren Lichter, die darüber zogen.

Kaum waren sie an dem andern Ufer angelangt, als der Bogen nach seiner Weise zu schwanken und sich mäandrisch dem Wasser zu nähern anfing. Die Schlange bewegte sich bald darauf ans Land; der Korb setzte sich zur Erde nieder und die Schlange zog auf's Neue ihren Kreis umher; der Alte neigte sich vor ihr und sprach: „Was hast Du beschlossen?"

„Mich aufzuopfern, ehe ich aufgeopfert werde," versetzte die Schlange; „versprich mir, daß Du keinen Stein am Lande lassen willst."

Der Alte versprach's und sagte darauf zur schönen Lilie: „Nähre die Schlange mit der linken Hand an und Deinen Geliebten mit der rechten." Lilie kniete nieder und verehrte die Schlange und den Leichnam. Im Augenblicke schien dieser in das Leben überzugehen, er bewegte sich im Korbe, ja er richtete sich in die Höhe und sah. Lilie wollte ihn umarmen; allein der Alte hielt sie zurück, er hieß dagegen den Jüngling aufstehn und leitete ihn, indem er aus dem Korbe und dem Kreise trat.

Der Jüngling stand, der Canarien-Vogel flatterte auf seiner Schulter; es war wieder Leben in Beiden, aber der Geist war noch nicht zurückgekehrt. Der schöne Fremd hatte die Augen offen und sah nicht, wenigstens schien er Alles ohne Theilnehmung anzusehn; und kaum hatte sich die Verwunderung über diese Begebenheit in Etwas gemäßigt, als man erst bemerkte, wie sonderbar die Schlange sich verändert hatte. Ihr schöner, schlanker Körper war in tausend und tausend leuchtende Edelsteine zerfallen; emsig hatte die Alte, die nach ihrem Korbe greifen wollte, an sie gerufen, und man sah Nichts mehr von der Bildung der Schlange, nur ein schöner Kreis leuchtender Edelsteine lag im Grase.

Der Alte machte sogleich Anstalt, die Steine in den Korb zu fassen, wozu ihm seine Frau behülflich sein mußte. Beide trugen darauf den Korb gegen das Ufer an einen erhabenen Ort, und er schüttete die ganze Ladung, nicht ohne Widerwillen der Schönen und seines Weibes, die gern davon sich Etwas ausgesucht hätten, in den Fluß. Wie leuchtende und blinkende Sterne schwammen die Steine mit den Wellen hin, und man konnte nicht unterscheiden, ob sie sich in der Ferne verloren oder unterſanken.

„Meine Herren," ſagte darauf der Alte ehrerbietig zu den Irrlichter, „nunmehr zeige ich Ihnen den Weg und eröffne den Gang; aber Sie leiſten uns den größten Dienſt, wenn Sie uns die Pforte des Heiligthums öffnen, durch die wir dieß Mal einziehen müſſen und die außer Ihnen Niemand aufſchließen kann."

Die Irrlichter neigten ſich anſtändig und blieben zurück. Der Alte mit der Lampe ging voraus in den Felſen, der ſich vor ihm auftat; der Jüngling folgte ihm, gleichſam mechaniſch; ſtill und ungewiß hielt ſich Lie in einiger Entfernung hinter ihm; die Alte wollte nicht gerne zurückbleiben und ſtreckte ihre Hand aus, damit ja das Licht von ihres Mannes Lampe ſie erleuchten könne. Nun ſchloſſe die Irrlichter den Zug, indem ſie die Spitzen ihrer Flammen zuſammen neigten und mit einander zu ſprechen ſchienen.

Sie waren nicht lange gegangen, als der Zug ſich vor einem großen, ehernen Thore befand, deſſen Flügel mit einem goldenen Schloß verſchloſſen waren. Der Alte rief ſogleich die Irrlichter herbei, die ſich nicht lange aufmuntern ließen, ſondern geſchäftig mit ihren ſpitzeſten Flammen Schloß und Riegel anfaßten.

Laut tönte das Erz, als ſie Pforten ſchnell aufſprangen und im Heiligtum die würdigen Bilder der Könige, durch die hereintretenden Lichter beleuchtet, erſchienen. Jeder neigte ſich vor den ehrwürdigen Herrſchern, beſonders ließen es die Irrlichter an tiefen Verbeugungen nicht fehlen.

Nach einiger Pauſe fragte der goldene König: „Woher kommt Ihr?" — „Aus der Welt;" antwortete der Alte. „Wohingeht Ihr?" fragte der ſilberne König. — „Zur Welt;" ſagte der Alte. — „Was wollt Ihr bei uns?" fragte der eherne König. — „Zuſehen," ſagte der Alte.

Der gemiſchte König wollte eben zu reden anfangen, als der goldene den Irrlichtern, die ihm zu nahe gekommen waren, ſprach: „Hebet Euch weg von mir, mein Gold iſt nicht für Euern Saum." Sie wichen ſich darauf zum ſilbernen und ſchmiegte ſich an ihn; ſein Gewand glänzte ſchön von ihrem goldlichen Wiederſchein. „Ihr ſeid mir willkommen," ſagte er, „aber ich kann Euch nicht ernähren; ſittiget Euch anderwärts und bringt mir Euer Licht." Sie entfernten ſchnell ſchlichen bei dem ehernen vorbei, der ſich nicht zu bewegen ſchien, auf den zuſammengeſetzten Ipſe. „Wer wird die Welt beherrſchen?" rief Dieſer mit ſchmetternder Stimme. — „Wer auf ſeinen Füßen ſteht," antwortete der Alte. — „Das bin ich!" ſagte der gemiſchte König. — „Es wird ſich offenbaren," ſagte der Alte; „heute iſt an der Zeit."

Die ſchöne Lilie fiel dem Alten um den Hals und küßte ihn auf's Herzlichſte. „Heiliger Vater", ſagte ſie, „tauſend Mal dank' ich Dir; denn ich höre das ſehnſuchtsvolle Wort zum dritten Mal. Sie hatte kaum ausgeredet, als ſie ſich noch feſter an den Alten anhielt; denn der Boden fing unter ihnen an zu ſchwanken, die Alte und der Jüngling hielten ſich auch an einander; nur die beweglichen Irrlichter merkten Nichts.

Man konnte deutlich fühlen, daß der ganze Tempel ſich bewegte, wie ein Schiff, das ſich ſanft aus dem Hafen entfernt, wenn die Anker gelichtet ſind; die Tiefen der Erde ſchienen ſich vor ihm aufzutun, als er hindurchzog. Er ſtieß nirgends an; kein Felſen ſtand ihm in dem Weg.

Wenige Augenblicke ſchien ein feiner Regen durch die Oeffnung der Kuppel hereinzuriefeln; der Alte hielt die ſchöne Lilie feſter und ſagte zu ihr: „Wir ſind unter dem Fluße und bald am Ziel." Nicht lange darauf glaubten ſie, ſtill zu ſtehen, doch ſie betrogen ſich; der Tempel ſtieg aufwärts.

Nun entſtand ein ſeltſames Getöſe über ihrem Haupte. Bretter und Balken, in vogeſtalter Verbindung, begannen ſich zu der Oeffnung der Kuppel krachend hereinzudringen. Lilie und die Alte ſprangen zur Seite; der Mann mit der Lampe faßte den Jüngling und blieb ſtehen. Die kleine Hütte des Zäbermanns, — denn ſie war es, die der Tempel, im Aufſteigen, vom Boden abgeſenkert und in ſich aufgenommen hatte, — ſank allmälig herunter und bedeckte den Jüngling und den Alten.

Die Wellen ſchien laut, und der Tempel ſchütterte wie ein Schiff, das unvermuthet an's Land ſtößt. Aengſtlich irrten die Frauen in der Dämmerung um die Hütte; die Thüre war verſchloſſen und auf ihr Pochen hörte Niemand. Sie pochten heftiger und wunderten ſich nicht wenig, als zuletzt das Holz zu klingen anfing. Durch die Kraft der verſchloſſenen Lampe war die Hütte von innen heraus zu Silber geworden. Nicht lange, ſo veränderte ſie ſogar ihre Geſtalt; denn das edle Metall verließ die zufälligen Formen der Bretter, Pfoſten und Balken, und lehnte ſich zu einem herrlichen Gebäude von getriebener Arbeit auf. Nun ſtand ein herrlicher, kleiner Tempel in der Mitte des großen oder, wenn man will, ein Altar, des Tempels würdig.

Durch eine Treppe, die von innen herausging, trat nunmehr der edle Jüngling in die Höhe; der Mann mit der Lampe leuchtete ihm, und ein anderer ſchien ihn zu unterſtützen, der in einem weißen, kurzen Gewand hervorkam und ein ſilbernes Ruder in der Hand hielt;

man erkannte in ihm sogleich den Fährmann, den ehemaligen Bewohner der verwandelten Hütte.

Die schöne Lilie stieg die äußern Stufen hinauf, die von dem Tempel auf den Altar führten, aber noch immer mußte sie sich von ihrem Geliebten entfernt halten. Die Alte, deren Hand, so lange die Lampe verborgen gewesen, immer kleiner geworden war, rief: „Soll ich denn noch unglücklich werden? Ist bei so vielen Wundern durch kein Wunder meine Hand zu retten?“ Ihr Mann bewarb sich um die offene Pforte und sagte: „Siehe, der Tag bricht an, eile und habe Dich im Finstern.“ — „Weich ein Rath!“ rief sie, „ich soll wohl ganz schwarz werden und ganz verschwinden, habe ich doch meine Schuld noch nicht bezahlt?“ — „Gehe,“ sagte der Alte“, „und folge mir! Alle Schulden sind abgetragen.“

Die Alte eilte weg, und in dem Augenblick erschien das Licht der aufgehenden Sonne an dem Kranze der Kuppel; der Alte trat zwischen den Jüngling und die Jungfrau und rief mit lauter Stimme: „Drei sind, die da herrschen auf Erden: die Weisheit, der Schein und die Gewalt.“ Bei dem ersten Worte stand der goldene König auf, bei dem zweiten der silberne und bei dem dritten hatte sich der eherne langsam emporgehoben, als der zusammengesetzte König sich plötzlich ungeschickt niedersetzte.

Wer ihn sah, konnte sich, ungeachtet des feierlichen Augenblicks, kaum des Lachens enthalten; denn er saß nicht, er lag nicht, er lehnte sich nicht an, sondern er war unförmlich zusammengesunken.

Die Irrlichter, die sich bisher um ihn beschäftigt hatten, traten zur Seite; sie schienen, obgleich bloß bei'm Morgenlichte, doch wieder gut genährt und wohl bei Flammen; sie hatten auf eine geschickte Weise die goldenen Adern des colossalen Bildes mit ihren spitzen Zungen bis auf's Innerste herausgeleckt. Die unregelmäßigen, leeren Räume, die dadurch entstanden waren, erhielten sich eine Zeit lang offen, und die Figur blieb in ihrer vorigen Gestalt. Als aber auch zuletzt die zartesten Ueberchen aufgezehrt waren, brach auf ein Mal das Bild zusammen und leider gerade an den Stellen, die ganz bleiben, wenn der Mensch sich setzt; dagegen blieben die Gelenke, die sich hätten biegen sollen, steif. Wer nicht lachen konnte, mußte seine Augen wegwenden; das Mittelding zwischen Form und Klumpen war widerwärtig anzusehn.

Der Mann mit der Lampe führte nunmehr den schönen, aber immer noch starr vor sich hinblickenden Jüngling vom Altare herab und gerade auf den ehernen König los. Zu den Füßen des mächtigen Fürsten lag ein Schwert, in ehrener Scheide. Der Jüngling gürtete sich — „Das Schwert an der Linken, die Scheide fest!“ rief der gewaltige König. Sie gingen darauf zum silbernen, der sein Scepter gegen den Jüngling neigte. Dieser ergriff es mit der linken Hand, und der König sagte mit gefälliger Stimme: „Weide die Schafe!“ Als sie zum goldenen Könige kamen, drückte er mit väterlich segnender Geberde dem Jüngling den Eichenkranz auf's Haupt und sprach: „Erkenne das Höchste!“

Der Alte hatte während dieses Umgangs den Jüngling genau bemerkt. Nach umgürtetem Schwert hob sich seine Brust, seine Arme regten sich und seine Füße traten fester auf; indem er den Scepter in die Hand nahm, schien sich die Kraft zu mildern und durch einen unaussprechlichen Reiz noch mächtiger zu werden; als aber der Eichenkranz seine Locken zierte, belebten sich seine Gesichtszüge, sein Auge glänzte von unaussprechlichem Geist, und das erste Wort seines Mundes war „Lilie!“ —

„Liebe Lilie!“ rief er, als er ihr die silbernen Treppen hinauf entgegen eilte; denn sie hatte von der Zinne des Altars seine Reise zugesehn: „Liebe Lilie! was kann der Mann, ausgerüstet mit Allem, Köstlicheres wünschen als die Unschuld und die treue Neigung, die mir Dein Busen entgegen bringt?“ „O, mein Freund,“ fuhr er fort, indem er sich zu dem Alten wendete und die drei heiligen Bildsäulen ansah, „herrlich und schön ist das Reich unserer Väter, aber Du hast die vierte Kraft vergessen, die noch früher, allgemeiner, gewisser die Welt beherrscht, die Kraft der Liebe. Mit vielen Worten fiel er dem schönen Mädchen um den Hals; sie hatte den Schleier weggeworfen und ihre Wangen färbten sich mit der schönsten, unvergänglichsten Röthe.

Hierauf sagte der Alte lächelnd: „Die Liebe herrscht nicht, aber sie bildet, und Das ist mehr.“

Ueber diese Feierlichkeit, dem Glück, dem Entzücken hatte man nicht bemerkt, daß der Tag völlig angebrochen war, und nun fielen auf ein Mal durch die offene Pforte ganz unerwartete Gegenstände der Geschichte in die Augen. Ein großer, mit Säulen umgebener Platz machte den Vorhof, an dessen Ende man eine lange und prächtige Brücke sah, die mit vielen Bogen über den Fluß hinüber reichte; sie war an beiden Seiten mit Säulengängen für die Wanderer bequem und prächtig eingerichtet, deren sich schon viele Tausende eingefunden hatten und emsig hin und wieder gingen. Der große Weg in der Mitte war von Herden und Marktpferden, Reitern und Wagen belebt, die an beiden Seiten, ohne sich zu hindern,

ſtromweiſe hin und her fluten. Sie ſchienen ſich Alle über die Bequemlichkeit und Pracht zu verwundern, und der neue König mit ſeiner Gemahlinn war über die Bewegung und das Leben dieſes großen Volks ſo entzückt, als ihre wechſelſeitige Liebe ſie glücklich machte.

„Gedenke der Schlange in Eden,“ ſagte der Mann mit der Lampe; „Du biſt ihr das Leben. Deine Völker ſind ihr die Brücke ſchuldig, wodurch viele nachbarlichen Ufer erſt zu Ländern bleibt und verbunden werden. Jene ſchwimmenden und leuchtenden Edelſteine, die Reihe ihres aufgeopferten Körpers, ſind die Grundpfeiler dieſer herrlichen Brücke; auf ihnen hat ſie ſich ſelbſt erbaut und wird ſich ſelbſt erhalten.“

Man wollte eben die Aufklärung dieſes wunderbaren Geheimniſſes von ihm verlangen, als vier ſchöne Mädchen zu der Pforte des Tempels hereintraten. An der Farbe, dem Sonnenſchirm und dem Feldſtuhl erkannte man ſogleich die Begleiterinnen Lilie's, aber die Vierte, ſchöner als die Drei, war eine Unbekannte, die ſcherzend ſchwätzerlich mit ihnen durch den Tempel eilte und die ehernen Stufen hinaufſtieg.

„Wirſt Du mir künftig mehr glauben, liebes Weib?“ ſagte der Mann mit der Lampe zu der Schönen: „wohl Dir und jedem Geſchöpfe, das ſich dieſen Morgen in dem Fluſſe badet!“

Die verjüngte und verſchönerte Alte, von deren Bildung keine Spur mehr übrig war, umfaßte mit beiden, jugendlichen Armen den Mann mit der Lampe, der ihre Liebkoſungen mit Freundlichkeit aufnahm. „Wenn ich Dir zu alt bin,“ ſagte er lächelnd, „ſo darfſt Du heute einen andern Gatten wählen; von heute an iſt keine Ehe gültig, die nicht auf's Neue geſchloſſen wird.“

„Weißt Du denn nicht,“ verſetzte ſie, „daß auch Du jünger geworden biſt? — Es freut mich, wenn ich Deinen jungen Augen als ein wackerer Jüngling erſcheine; ich nehme Deine Hand von Neuem an und mag gern mit Dir in das folgende Jahrtauſend hinüberleben.“

Die Königinn bewillkommte ihre neue Freundinn und ſtieg mit ihr und ihren übrigen Geſpielinnen in den Altar hinab, indeß der König in der Mitte der beiden Männer nach der Brücke hinſah und aufmerkſam das Gewimmel des Volks betrachtete.

Aber nicht lange dauerte ſeine Zufriedenheit; denn er ſah einen Gegenſtand, der ihm einen Augenblick Verdruß erregte. Der große Rieſe, der ſich von ſeinem Morgenſchlaf noch nicht erholt zu haben ſchien, taumelte über die Brücke her und verurſachte daſelbſt große Unordnung. Er war, wie gewöhnlich, ſchlaftrunken aufgeſtanden und gedachte ſich in der bekannten Tiefe des Fluſſes zu baden; anſtatt derſelben fand er feſtes Land und tappte auf dem breiten Pfeiler der Brücke hin. Ob er nun gleich zwiſchen Menſchen und Vieh auf das Ungeſchickteſte hineintrat, ſo ward doch ſeine Gegenwart zwar von Allen angeſtaunt, doch von Niemandem gefühlt; als ihm aber die Sonne in die Augen ſchien und er die Hände aufhub, ſie auszuwiſchen, fuhr der Schatten ſeiner ungeheuern Hände hinter ihm ſo kräftig und ungeſchickt unter der Menge hin und wieder, daß Menſchen und Thiere in großen Maſſen zuſammenſtürzten, beſchädigt wurden und Gefahr liefen, in den Fluß geſchleudert zu werden.

Der König, als er dieſe Unthat erblickte, ſtieß mit einer unwillkürlichen Bewegung nach dem Schwerte; doch beſann er ſich und hielt ruhig erſt ſein Scepter, dann die Lampe und das Auge ſeiner Gefährten an. „Ich errathe Deine Gedanken,“ ſagte der Mann mit der Lampe, „aber wir und unſere Kräfte ſind gegen dieſen Unmächtigen unmächtig. Sei ruhig, er ſchadet zum letzten Mal, und glücklicher Weiſe iſt ſein Schatten von uns abgekehrt.“

Indeſſen war der Rieſe immer näher gekommen, hatte vor Verwunderung über Das, was er mit offenen Augen ſah, die Hände ſinken laſſen, that keinen Schaden mehr und trat gaffend in den Vorhof herein.

Gerade ging er auf die Thüre des Himmels zu, als er auf ein Mal in der Mitte des Hofes an dem Boden feſtgehalten wurde. Er ſtand als eine coloſſale, mächtige Bildſäule, von röthlich glänzendem Steine, da, und ſein Schatten zeigte die Stunden, die in einem Kreis auf dem Boden um ihn her, nicht in Zahlen, ſondern in edlen und bedeutenden Bildern, eingelegt waren.

Nicht wenig erfreut war der König, den Schatten des Ungeheuers in möglicher Richtung zu ſehen; nicht wenig verwundert war die Königinn, die, als ſie mit größter Herrlichkeit geſchmückt aus dem Altare, mit ihren Jungfrauen, heraufſtieg, das ſeltſame Bild erblickte, das die Ausſicht aus dem Tempel nach der Brücke faſt bedeckte.

Indeſſen hatte ſich das Volk dem Rieſen nachgedrängt, da er ſtill ſtand, ihn umgeben und ſeine Verwandlung angeſtaunt. Von da wandte ſich die Menge nach dem Tempel, den ſie erſt jetzt gewahr zu werden ſchien und drängte ſich nach der Thür.

In dieſem Augenblick ſchwebte der Habicht mit dem Spiegel hoch über dem Dom, fing das Licht der Sonne auf und warf es über die auf dem Altar ſtehende Gruppe. Der König, die Königinn und ihre Begleiter erſchienen in dem dämmernden Gewölbe des Tempels, von einem

himmlischen Glanze erleuchtet, und das Volk fiel auf sein Angesicht. Als die Menge sich wieder erholt hatte und aufstand, war der König mit den Seinigen in den Altar hinabgestiegen, um durch verborgene Pforten nach seinem Palaste zu gehen, und das Volk zerstreute sich in dem Tempel, seine Neugierde zu befriedigen. Es betrachtete die drei aufrecht stehenden Könige mit Staunen und Ehrfurcht, aber es war desto begieriger, zu wissen, was unter dem Teppiche in der vierten Nische für ein Klumpen verborgen sein möchte; denn, wer es auch möchte gewesen sein, wohlmeinende Bescheidenheit hatte einen prächtige Decke über den zusammengesunkenen König hingebreitet, die kein Auge zu durchdringen vermag und keine Hand wagen darf wegzuheben.

Das Volk hätte kein Ende seines Schauens und seiner Bewunderung gefunden, und die zudringende Menge hätte sich in dem Tempel selbst erdrückt, wäre ihre Aufmerksamkeit nicht wieder auf den großen Platz gelenkt worden.

Unvermuthet fielen Goldstücke, wie aus der Luft, klingend auf die marmornen Platten; die nächsten Wanderer stürzten darüber her, um sich ihrer zu bemächtigen; einzeln wiederholte sich dieß Wunder, und zwar bald hier und bald da. Man begreift, wohl, daß die abziehenden Irrlichter sich hier nochmals eine Lust machten und das Geld aus den Gliedern des zusammengesunkenen Königs auf eine lustige Weise vergeudeten. Begierig lief das Volk noch eine Zeit lang hin und wieder, drängte und zerriß sich, auch noch, da keine Goldstücke mehr herabfielen. Endlich verlief es sich allmälig, zog seine Straße und bis auf den heutigen Tag wimmelt die Brücke von Wanderern, und der Tempel ist der besuchteste auf der ganzen Erde.

Die guten Weiber.

Henriette war mit Armidoren schon einige Zeit in dem Garten auf und ab spazirt, in welchem sich der Sommer-Club zu versammeln pflegte. Oft fanden sich diese Beiden zuerst ein; sie hegten gegen einander die heiterste Neigung und nährten bei einem reinen, gesitteten Umgang die angenehmsten Hoffnungen einer künftigen, dauerhaften Verbindung.

Die lebhafte Henriette sah kaum in der Ferne Amalie'n nach dem Lusthause gehen, als sie eilte, ihre Freundinn zu begrüßen. Amalie hatte sich eben im Vorzimmer an den Tisch gesetzt, auf dem Journale, Zeitungen und andere Neuigkeiten ausgebreitet lagen.

Amalie brachte hier manchen Abend mit Lesen zu, ohne sich durch das Hin- und Wiedergehn der Gesellschaft, das Klappern der Marken und die gewöhnliche, laute Unterhaltung der Spieler im Saale irren zu lassen. Sie sprach wenig, außer wenn sie ihre Meinung einer Andern entgegensetzte. Henriette dagegen war mit ihren Worten nicht karg, mit Allem zufrieden und mit dem Lobe frisch bei der Hand.

Ein Freund des Herausgebers, den wir Sinclair nennen wollen, trat zu den Beiden. „Was bringen Sie Neues?" rief Henriette ihm entgegen.

„Sie ahnen es wohl kaum," versetzte Sinclair, indem er sein Portefeuille herauszog. „Und wenn ich Ihnen auch sage, daß ich die Kupfer zum diesjährigen Damen-Calender bringe: so werden Sie die Gegenstände derselben doch nicht errathen; ja, wenn ich weiter gehe und Ihnen eröffne, daß in zwölf Abtheilungen Frauenzimmer vorgestellt sind" —

„Nun!" fiel Henriette ihm in das Wort: „es scheint, Sie wollen unserm Scharfsinne Nichts übrig lassen. Sogar, wenn ich nicht irre, thun Sie es mit zum Possen, da Sie wissen, daß ich gern Charaden und Räthsel entwickele, gern Das, was Einer sich denkt, errathen mag. Also zwölf Frauenzimmer-Charactere, oder Begebenheiten, oder Auspicien, oder was sonst zur Ehre unsers Geschlechts gereichen könnte."

Sinclair schwieg und lächelte; Amalie warf ihren klugen Blick auf ihn und sagte, mit der feinen, höhnischen Miene, die ihr so wohl steht: „Wenn ich sein Gesicht recht lese, so hat er Etwas gegen uns in der Tasche. Die Männer wissen sich gar Viel, wenn sie Etwas finden können, was uns, wenigstens dem Scheine nach, herabsetzt."

Sinclair. Sie sind gleich ernst, Amalie, und drohen, bitter zu werden. Kaum mag ich meine Blättchen Ihnen vorzulegen.

Henriette. Nur heraus damit!

Sinclair. Es sind Carricaturen.

Henriette. Die liebe ich besonders.

Sinclair. Abbildungen böser Weiber.

Henriette. Desto besser! Darunter gehören wir nicht. Wir werden uns unsere leidigen Schwestern im Bilde so wenig zu Gemüthe ziehen, als die in der Gesellschaft.

Sinclair. Soll ich?

Henriette. Nur immer zu!

Sie nahm ihm die Beiseitetische weg, zog die Bilder heraus, bereitete die sechs Bildchen vor sich auf den Tisch aus, überlief sie schnell mit dem Auge und rückte daran hin und her, wie man zu thun pflegt, wenn man die Karten schlägt. „Vortrefflich!“ rief sie; „Das heiß ich nach dem Leben! Hier diese, mit dem Schnupftabaksnäpfgen unter der Nase, gleicht völlig der Madame S., die wir heute Abend sehen werden; diese, mit der Katze, sieht beinahe aus wie meine Groß-Tante; die mit dem Knaul hat was von unserer alten Putzmacherinn. Es findet sich wohl zu jeder dieser häßlichen Figuren irgend ein Original, nicht weniger zu den Männern. Einen solchen gebückten Magister hab ich irgendwo gesehen und eine Art von solchem Zwirnhalter auch. Sie sind recht lustig, diese Köpfchen, und besonders hübsch gebacken.“

„Wie können Sie“, versetzte ernsthaft Amalie, die einen kalten Blick auf die Bilder warf und ihn sogleich wieder abwendete, „hier bestimmte Aehnlichkeiten aufsuchen! Das Häßliche gleicht dem Häßlichen, sowie das Schöne dem Schönen, von Jenem wendet sich unser Geist ab, zu Diesem wird er hingezogen.“

Sinclair. Aber Phantasie und Witz haben mehr ihre Rechnung, sich mit dem Häßlichen zu beschäftigen als mit dem Schönen. Und dem Häßlichen läßt sich Viel machen, aus dem Schönen Nichts.

„Aber Dieses macht uns zu Etwas, Jenes vernichtet uns!“ sagte Arwidson, der im Fenster gestanden und von weitem gehört hatte. Er ging, ohne sich dem Tische zu nähern, in das anstoßende Cabinet.

Wie Club-Gesellschaften haben ihre Epochen. Das Interesse der Gesellschaft untereinander, das ganze Verhältniß der Personen zu einander, ist dringend und lästig. Unser Club hat diesen Sommer gerade seine schöne Zeit. Die Mitglieder sind meist gebildete, wenigstens mäßige und leidliche Menschen; sie schätzen wechselseitig ihren Werth und lassen den Unwerth still auf sich beruhen. Jeder findet seine Unterhaltung, und das allgemeine Behagen ist oft von der Art, daß man gern dabei verweilen mag.

Eben kam Sexton mit seiner Frau, ein Mann, der erst in Handels-, dann in politischen Geschäften viel gereist hatte, angenehmen Umgangs, doch in größerer Gesellschaft meistens nur ein mitsummender Lombre-Spieler; seine Frau, liebenswürdig, eine gute, treue Gattinn, die ganz das Vertrauen ihres Mannes genoß. Sie schien sich glücklich, daß sie ungehindert eine lebhafte Sinnlichkeit heiter beschäftigen durfte. Einen Hausfreund konnte sie nicht entbehren, und Lustbarkeiten und Zerstreuungen gaben ihr allein die Federkraft zu häuslichen Ingredien.

Wir behandeln unsere Leser als Fremde, als Eind-Gäste, die wir vertraulich genug, in der Geschwindigkeit, mit der Gesellschaft bekannt machen möchten. Der Dichter soll uns seine Personen in ihren Handlungen darstellen, der Gesprächschreiber darf sich ja wohl kürzer fassen und sich mit seinen Lesern durch eine allgemeine Schilderung geschwind über die Exposition wegheilen.

Sexton trat zu dem Tische und sah die Bilder an.

„Hier entscheidet“, sagte Henriette, „ein Streit der und gegen Caricatur. In welcher Seite wollen Sie sich schlagen? Ich erkläre mich dafür und frage: Hat nicht jedes Zerrbild etwas unwiderstehlich Anziehendes?“

Amalie. Hat nicht jede edle Nachricht, wenn sie über einen Abwesenden hergeht, etwas unglaublich Reizendes?

Henriette. Macht ein solches Bild nicht einen unauslöschlichen Eindruck?

Amalie. Das ist's, warum ich sie verabscheue. Ist nicht der unauslöschliche Eindruck jedes ekelhaften eben Das, was uns in der Welt so oft verfolgt, uns manche ganze Stunde verbittert und manchen guten Trunk vergällt?

Henriette. Nun, so reden Sie doch, Sexton.

Sexton. Ich würde zu einem Vergleich rathen. Warum sollen Bilder besser sein als wir selbst? Unser Geist scheint zwei Seiten zu haben, die ohne einander nicht bestehen können, Licht und Finsterniß, Gutes und Böses, Hohes und Tiefes, Edles und Niedriges und noch so viel andere Gegensätze scheinen, nur in verschiedenen Personen, die Ingredienzien der menschlichen Natur zu sein; und wie kann ich einem Maler verdenken, wenn er einen Engel weiß, licht und schön gemalt hat, daß ihm einfällt, einen Teufel schwarz, finster und häßlich zu malen!

Amalie. Dagegen wäre Nichts zu sagen, wenn nur nicht die Freunde der Verhäßlichungskunst auch Das in ihr Gebiet zögen, was besseren Regionen angehört.

Sexton. Darin handeln Sie, dünkt mich, ganz recht. Ziehen doch die Freunde der Verschönerungskunst auch so Manches hervor, was ihnen kaum angehören kann.

Amalie. Und doch werde ich den Verzerrern niemals verzeihen, daß sie mir die Bilder verehrlicher Menschen so schändlich entstellen. Ich mag es machen, wie ich will, so muß ich mir den großen Witz als einen komplimentigen Besenschiel, und den in so manchem Betracht

ſchlgenswerthen Ter als ein wohlgelacktes Schwein denken.

Henriette. Das iſt, was ich ſagte. Alle ſolche Irrgenbilder drängen ſich unwiderſtehlich ein und ich läugne nicht, daß ich mir manchmal in Gedanken damit einen Spaß mache, dieſe Geiſtesbilder aufzuſuchen und ſie noch ſchlimmer zu verzerren.

Sinclair. Laſſen Sie ſich doch, meine Damen, aus dieſem allgemeinen Streit zur Betrachtung unſeres armen Mädchens wieder herunter.

Seyton. Ich ſehe, hier iſt die Hundeliebhaberei nicht zum Erſtenmalen vorgekommen.

Amalie. Das mag hingehen, denn mir ſind dieſe Thiere beſonders zuwider.

Sinclair. Erſt gegen die Zerrbilder, dann gegen die Hunde.

Amalie. Warum nicht? Sind doch Thiere nur Zerrbilder des Menſchen.

Seyton. Sie erinnern ſich wohl, was ein Reiſender von der Stadt Graig erzählt: daß er darin ſo viele Hunde und ſo viele Stumme, halb alberne Menſchen gefunden habe. Sollte es nicht möglich ſein, daß der habituelle Umgang von denkenden, vernünftigen Thieren auf die menſchliche Generation einigen Einfluß haben könnte? -

Sinclair. Eine Ableitung unſerer Leidenſchaften und Neigungen iſt der Umgang mit Thieren gewiß.

Amalie. Und wenn die Vernunft, nach dem gemeinen Deutſchen Ausdruck, manchmal ſtill ſtehen kann; ſo geht ſie gewiß in Gegenwart des Hunde ſtill.

Sinclair. Glücklicher Weiſe haben wir in der Geſellſchaft Niemanden, der einen Hund begünſtigte, als Madame Seyton. Sie liebt ihr artiges Windſpiel beſonders.

Seyton. Und dieſes Geſchöpf muß beſonders mir, dem Gemahl, ſehr lieb und wichtig ſein.

Madame Seyton drohte ihrem Gemahl von Ferne mit aufgehobenem Finger.

Seyton. Es beweiſt, was Sie vorhin ſagten, Sinclair, daß ſolche Geſchöpfe die Neigungen ableiten. Darf ich, liebes Kind (ſo rief er ſeiner Frau zu), nicht unſere Geſchichte erzählen? Sie macht uns Beiden keine Schande.

Madame Seyton gab durch einen freundlichen Wink ihre Einwilligung zu erkennen und er fing an zu erzählen: „Wir Beide liebten uns und hatten uns vorgenommen, einander zu heirathen, ehe als wir die Möglichkeit eines Etabliſſements vorausſahen. Endlich zeigte ſich eine ſichere Hoffnung; allein ich mußte noch eine Reiſe vornehmen, die mich länger, als ich wünſchte, aufzuhalten drohte. Bei meiner Abreiſe ließ ich ihr mein Windſpiel zurück. Es war ſonſt mit mir zu ihr gekommen, mit mir weggegangen, manchmal auch geblieben. Nun gehörte es ihr, war ein wunderer Geſellſchafter und deutete auf meine Wiederkunft. Zu Hauſe galt das Thier ſtatt einer Unterhaltung; auf den Promenaden, wo wir ſo oft zuſammen ſpazirt hatten, ſchien das Geſchöpf mich aufzuſuchen und, wenn es auf den Plätzen ſprang, mich aufzudringen. So täuſchte ſich meine liebe Maria eine Zeit lang mit dem Scheine meiner Gegenwart, bis endlich, gerade zu der Zeit, da ich wieder zu kommen hoffte, meine Abweſenheit ſich doppelt zu verlängern drohte und das arme Geſchöpf mit Tode abging.

Madame Seyton. Nun, liebes Mündchen, hübſch redlich, artig und vernünftig erzählt!

Seyton. Es ſteht Dir frei, mein Kind, mich zu controlliren. Meiner Freundin ſchien ihre Wohnung leer, der Spatziergang unintereſſant; der Hund, der ſonſt neben ihr lag, wenn ſie an mich ſchrieb, war ihr, wie das Thier in dem Bild eines Evangeliſten, unentbehrlich geworden; die Briefe wollten nicht mehr fließen. Zufällig fand ſich ein junger Mann, der den Platz des vierfüßigen Geſellſchafters zu Hauſe und auf den Promenaden übernehmen wollte.

Genug; man mag ſo billig denken als man will, die Sache hat gefährlich.

Madame Seyton. Ich muß Dich vor gewähren laſſen. Eine wahre Geſchichte iſt ohne Exaggeration ſelten erzählenswerth.

Seyton. Ein beiderſeitiger Freund, den wir, als ſtillen Menſchenkenner und Herzensleſer, zu ſchätzen wußten, war zurückgeblieben, beſuchte ſie manchmal und hatte die Verabredung getroffen. Er beobachtete das ganze Kind im Stillen und kam eines Tages mit einem Windſpiel in's Zimmer, das dem erſten völlig glich. Die artige und herzliche Anrede, womit der Freund ſein Geſchenk begleitete; die unerwartete Erſcheinung eines aus dem Grabe gleichſam auferſtandenen Günſtlings, der ſtille Vorwurf, den ſich ihr empfindliches Herz bei dieſem Anblick machte, führten mein Bild auf ein Mal lebhaft wieder herein; der junge, menſchliche Stellvertreter wurde auf eine gute Weiſe entfernt und der neue Günſtling blieb ein beſtändiger Begleiter. Als ich nach meiner Wiederkunft meine Geliebte wieder in meine Arme ſchloß, hielt ich das Geſchöpf auch für das alte und verwunderte mich nicht wenig, als es mich, wie einen Fremden, heftig anbellte. Die weiſeſten Hunde müſſen kein ſo gutes Gedächtniß haben als die antiken! rief ich aus; Ulyß wurde nach ſo langen Jahren von dem ſeinigen wieder er-

kannt, und dieſer hier konnte mich in ſo kurzer Zeit vergeſſen lernen. „Und doch hat er Deine Penelope auf eine ſonderbare Weiſe bewacht!“ verſetzte ſie, indem ſie mir verſprach, das Räthſel aufzulöſen. Das geſchah auch bald; denn ein heiteres Vertrauen hat von jeher das Glück unſerer Verbindung gemacht.

Madame Septon. Mit dieſer Geſchichte mag's ſo bewenden. Wenn Dir's recht iſt, ſo gehe ich noch eine Stunde ſpazieren; denn Du wirſt Dich nun doch noch an den Lombre-Tiſch ſetzen.

Er nickte ihr ſein Ja zu; ſie nahm den Arm ihres Hausfreundes an und ging nach der Thür. „Liebes Kind, nimm doch den Hund mit!“ rief er ihr nach. Die ganze Geſellſchaft lächelte und er mußte mit lächeln, als er es gewahr ward, wie dieſes abſichtliche Wort ſo artig paßte, und Jedermann darüber eine kleine, feine Schadenfreude empfand.

Sinclair. Sie haben von einem Hunde erzählt, der glücklicher Weiſe eine Verbindung beſchützte; ich kann von einem andern ſagen, deſſen Einfluß zerſtörend war. Auch ich liebte, auch ich verreiſte, auch ich ließ eine Freundin zurück, nur mit dem Unterſchied, daß ihr mein Wunſch, ſie zu beſitzen, noch unbekannt war. Endlich kehrte ich zurück. Die vielen Gegenſtände, die ich genoſſen hatte, lebten immer friſch vor meiner Einbildungskraft; ich machte ſorgfältig, wie Rückkehrende pflegen, erzählen; ich paßte auf die beſondere Theilnahme meiner Freundin. Vor allen andern Menſchen wollte ich ihr meine Erfahrungen und meine Vergnügungen mittheilen. Aber ich fand ſie ſehr lebhaft mit einem Hunde beſchäftigt. Theils der Geiſt des Widerſpruchs, der manchmal das ſchöne Geſchlecht beherrſcht, theils ein unglücklicher Zufall: genug, die liebenswürdigen Eigenſchaften des Thiers, die artige Unterhaltung mit demſelben, die Anhänglichkeit, der Zeitvertreib, kurz, was Alles dazu gehören mag, waren das einzige Geſpräch, womit ſie einen Menſchen unterhielt, der ſeit Jahr und Tag eine weit' und breite Welt in ſich aufgenommen hatte. Ich ſtockte, ich verſtummte, ich erzählte ſo manches Andere, was ich abweſend ihr immer gewidmet hatte; ich fühlte ein Mißbehagen, ich entfernte mich, ich hatte Unrecht und ward noch unbehaglicher. Genug, von der Zeit an ward unſer Verhältniß immer kälter, und wenn es ſich jetzt ganz zerſchlug, ſo muß ich, wenigſtens in meinem Herzen, die erſte Schuld jenem Hunde beimeſſen.

Arnheim, der aus dem Cabinet wieder zur Geſellſchaft getreten war, ſagte, nachdem er dieſe Geſchichte vernommen: „Es würde gewiß eine merkwürdige Sammlung geben, wenn man den Einfluß, den die gierigen Thiere auf den Menſchen ausüben, in Geſchichten darſtellen wollte. In Erwartung, daß einſt eine ſolche Sammlung gebildet werde, will ich erzählen, wie ein Hündchen zu einem tragiſchen Abenteuer Anlaß gab:

Ferrand und Lothario, zwei Edelleute, hatten von Jugend auf in einem freundſchaftlichen Verhältniß gelebt. Pagen an einem Hofe, Officiere bei einem Regimente, hatten ſie gar manches Abenteuer zuſammen beſtanden, und ſich aus dem Grunde kennen gelernt. Lothario hatte Glück bei den Weibern, Ferrand im Spiel. Jener nutzte das Seine mit Leichtſinn und Uebermuth, Dieſer mit Bedacht und Anhaltſamkeit.

Zufällig hinterließ Lothario in dem Moment, als ein genaues Verhältniß abbrach, einen kleinen, ſchönen Löwenhund; er ſchaffte ſich einen neuen und ſchenkte dieſen einer Andern, eben da er ſie zu meiden gedachte; und von der Zeit an ward es Vorſatz, einer jeden Geliebten zum Abſchied ein ſolches Hündchen zu hinterlaſſen. Ferrand wußte um dieſe Poſſe, ohne daß er jemals beſonders aufmerkſam darauf geweſen wäre.

Beide Freunde wurden eine lange Zeit getrennt und fanden ſich erſt wieder zuſammen, als Ferrand verheirathet war und auf ſeinen Gütern lebte. Lothario brachte einige Zeit theils bei ihm, theils in der Nachbarſchaft zu, und war auf dieſe Weiſe über ein Jahr in einer Gegend geblieben, in der er viel Freunde und Verwandte hatte.

Einſt geht Ferrand bei ſeiner Frau ein allerliebſtes Löwenhündchen; er nimmt es auf, es gefällt ihm beſonders, er lobt es, ſtreichelt es, und natürlich kommt er auf die Frage, woher ſie das ſchöne Thier erhalten habe. „Von Lothario,“ war die Antwort. Auf ein Mal bemächtigt ſich die Erinnerung voriger Zeiten und Begebenheiten, das Andenken des frechen Kunſtgriffes, womit Lothario ſeiner Wankelmuth zu begleiten pflegte, des Sieges über den beleidigten Ehemann; er fällt in Wuth, er wirft das artige Thier unmittelbar aus ſeinen Liebkoſungen mit Gewalt gegen die Erde, verläßt das ſchreiende Thier und die erſchrockene Frau. Ein Zweikampf und mancherlei unangenehme Folgen, zwar keine Scheidung, aber eine ſtille Uebereinkunft, ſich abzuſondern, und ein zerrüttetes Hausweſen machen den Beſchluß dieſer Geſchichte.

Nicht ganz war dieſe Erzählung geendigt, als Natalie in die Geſellſchaft trat — ein Frauenzimmer, überall erwünſcht, wo ſie hinkam, eine der ſchönſten Zierden dieſes Eilands, ein gebildeter Geiſt und eine glückliche Schriftſtellerin.

Man legte ihr die böſen Weiber vor, womit ſich ein geſchickter Künſtler an dem ſchönen Geſchlecht verſündigt, und ſie ward aufgefordert, ſich ihrer beſſern Schweſtern anzunehmen.

„Wahrſcheinlich“, ſagte Amalie, „wird nun auch eine Auslegung dieſer liebenswürdigen Bilder den Almanach zieren! Wahrſcheinlich wird es dem einen aber dem andern Schriftſteller nicht an Witz gebrechen, um Das in Worten noch recht aufzudringen, was der bildende Künſtler hier in Darſtellungen zuſammengewoben hat.

Sinclair, als Freund des Herausgebers, konnte weder die Bilder ganz auslaſſen, noch konnte er läugnen, daß hier und da eine Erklärung nöthig ſei, daß ein Zerrbild ohne Erklärung gar nicht beſtehen könne und erſt dadurch gleichſam belebt werden müſſe. Wie ſehr ſich auch der bildende Künſtler bemühe, Witz zu zeigen, ſo iſt er doch niemals dabei auf ſeinem Feld. Ein Zerrbild ohne Inſchriften ohne Erklärung iſt gewiſſer Maßen ſtumm; es wird erſt Etwas durch die Sprache.

Amalie. So laſſen Sie denn auch dieſes kleine Bild hier durch die Sprache Etwas werden. Ein Frauenzimmer iſt in einem Lehnſeſſel eingeſchlafen, wie es ſcheint über dem Schreiben; ein anderes, das dabei ſteht, reicht ihr eine Doſe oder ſonſt ein Gefäß hin und meint. Was ſoll Das vorſtellen?

Sinclair. So ſoll ich alſo den Erklärer machen, obgleich die Damen weder gegen die Zerrbilder noch gegen ihre Erklärer gut geſinnt zu ſein ſcheinen? Hier ſoll, wie man mir ſagte, eine Schriftſtellerinn vorgeſtellt ſein, welche Nachts zu ſchreiben pflegte, ſich von ihrem Kammermädchen das Dintenfaß halten ließ und das gute Kind zwang, in dieſer Stellung zu verharren, wenn auch ſelbſt der Schlaf ihre Gebieterinn überwältigt und dieſen Dienſt unnütz gemacht hatte. Sie wollte dann beim Erwachen den Faden ihrer Gedanken und Vorſtellungen ſowie Feder und Dinte ſogleich wieder finden.

Arbon, ein denkender Künſtler, der mit Emilie gekommen war, machte der Darſtellung, wie ſie das Blatt zeigte, den Krieg. „Wenn man“, ſo ſagte er, „ja dieſe Begebenheit, oder wie man es nennen will, darſtellen wollte, ſo müßte man ſich anders dabei benehmen.“

Henriette. Nun laſſen Sie uns das Bild geſchwind aufs Neue componiren.

Arbon. Laſſen Sie uns vorher den Gegenſtand genau betrachten. Daß Jemand ſich beim Schreiben das Dintenfaß halten läßt, iſt ganz natürlich, wenn die Umſtände von der Art ſind, daß er es nirgends hinſetzen kann. So hielt Brantome's Großmutter der Königinn von Navarra das Dintenfaß, wenn Dieſe, in ihrer Sänfte ſitzend, die Geſchichten aufſchrieb, die wir noch mit ſo vielem Vergnügen leſen. Daß Jemand, der im Bette ſchreibt, ſich das Dintenfaß halten läßt, iſt abermals der Sache gemäß. Genug, ſchöne Henriette, die Sie ſo genau fragen und rathen, was mußte der Künſtler vor allen Dingen thun, wenn er dieſen Gegenſtand behandeln wollte?“

Henriette. Er mußte den Tiſch verbannen, er mußte die Schlafende ſo ſetzen, daß in ihrer Nähe ſich Nichts befand, wo das Dintenfaß ſtehen konnte.

Arbon. Gut! Ich hätte ſie in einem der gepolſterten Lehnſeſſel vorgeſtellt, die man, wenn ich nicht irre, ſonſt Bergeren nannte, und zwar neben einem Canin, ſo daß man ſie von vorn' geſehen hätte. Es wird ſupponirt, daß ſie auf dem Knie geſchrieben habe; denn gewöhnlich, wer Andern das Unbequeme zumuthet, macht ſich's ſelbſt unbequem. Das Papier entfällt dem Schooße, die Feder der Hand, und ein hübſches Mädchen ſteht daneben und hält verdrießlich das Dintenfaß.

Henriette. Ganz recht! denn hier haben wir ſchon ein Dintenfaß auf dem Tiſche. Daher weiß man auch nicht, was man aus dem Gefäß in der Hand des Mädchens machen ſoll. Warum ſie nun gar Thränen abzuwiſchen ſcheint, läßt ſich bei einer ſo gleichgiltigen Handlung nicht denken.

Sinclair. Ich entſchuldige den Künſtler. Hier hat er dem Erklärer Raum gelaſſen.

Arbon. Der denn auch wahrſcheinlich an den beiden Männern ohne Kopf, die an der Wand hängen, ſeinen Witz üben ſoll. Mich dünkt, man ſieht gerade in dieſem Falle, auf welche Abwege man geräth, wenn man Künſte vermiſcht, die nicht zuſammen gehören. Möchte man Nichts von erklärten Kupferſtichen, ſo machte man keine, die einer Erklärung bedürfen. Ich habe ſogar Nichts dagegen, daß der bildende Künſtler witzige Darſtellungen verſuche, ob ich ſie gleich für äußerſt ſchwer halte; aber auch alsdann bemühe er ſich, ſein Bild ſelbſtſtändig zu machen. Ich will ihm Inſchriften und Zettel aus dem Munde ſeiner Perſonen erlauben, nur ſehe er zu, ſein eigener Commentator zu werden.

Sinclair. Wenn Sie ein witziges Bild zugeben, ſo werden Sie doch eingeſtehen, daß es nur für den Unterrichteten, nur für Den, der Umſtände und Verhältniſſe kennt, unterhaltend und reizend ſein kann. Warum ſollen wir alſo dem Commentator nicht danken, der uns in den Stand ſetzt, das geiſtreiche Spiel zu verſtehen, das vor uns aufgeführt wird?

Arbon. Ich habe Nichts gegen die Erklärung des Bildes, das ſich nicht ſelbſt erklärt;

nur müßte ſie ſo kurz und ſchlicht ſein als möglich. Jeder Witz iſt nur für den Unterrichteten; jedes witzige Werk wird deßhalb nicht von Allen verſtanden; was von dieſer Art aus fernen Zeiten und Ländern zu uns gelangt, können wir kaum entziffern. Gut, man mache Noten dazu, wie zu Rabelais oder Hudibras! Aber was würde man zu einem Schriftſteller ſagen, der über ein witziges Werk ein witziges Werk ſchreiben wollte? Der Witz läuft ſchon bei ſeinem Urſprunge in Gefahr, zu mißgeln, im zweiten und dritten Glied wird er noch ſchlimmer ausarten.

Sinclair. Wie ſehr wünſchte ich, daß wir, anſtatt uns hier zu ſtreiten, unſerm Freunde, dem Herausgeber, zu Hülfe kämen, der zu dieſen Bildern uns einmal eine Erklärung wünſcht, wie ſie hergebracht, wie ſie beliebt iſt!

Armidoro (nachdem er aus dem Cabinet hervorgetreten). Ich höre, noch immer beſchäftigen dieſe getadelten Bilder die Geſellſchaft; wären Sie angenehm, ich wette, ſie wären ſchon längſt bei Seite gelegt.

Amalie. Ich ſtimme darauf, daß es ſogleich geſchehe und zwar für immer. Dem Herausgeber muß aufgelegt werden, keinen Gebrauch davon zu machen. Ein Dutzend und mehr höfliche, haſſenswerthe Weiber! in einem Damen-Calender! — Begreift der Mann nicht, daß er ſeine ganze Unternehmung zu ruiniren auf dem Wege iſt? Welcher Liebhaber wird es wagen, ſeiner Schönen, welcher Gatte ſeiner Frau, ja welcher Vater ſeiner Tochter einen ſolchen Almanach zu verehren, in welchem ſie bei'm erſten Aufſchlagen ſchon mit Widerwillen erblickt, was ſie nicht iſt und was ſie nicht ſein ſoll!

Armidoro. Ich will einen Vorſchlag zur Güte thun: Dieſe Darſtellungen des Verabſcheuungswerthen ſind nicht die erſten, die wir in zierlichen Almanachen finden; unſer wackerer Chodowiecki hat ſchon manche Scenen der Unnatur, der Verderbniß, der Barbarei und des Abgeſchmacks in ſo kleinen Monatskupfern trefflich dargeſtellt. Mein was that er? Er ſtellte dem Haſſenswerthen ſogleich das Liebenswürdige entgegen — Scenen einer geſunden Natur, die ſich ruhig entwickelt, einer zweckmäßigen Bildung, eines treuen Anbauens, eines gedeihlichen Strebens nach Werth und Schönheit. Laſſen Sie uns mehr thun, als der Herausgeber wünſcht, indem wir das Entgegengeſetzte thun! Hat der bildende Künſtler dieß Mal die Schattenſeite gewählt, ſo trete der Schriftſteller, oder, wenn ich meine Wünſche ausſprechen darf, die Schriftſtellerinn auf die Lichtſeite, und ſo kann ein Ganzes werden. Ich will nicht länger zaudern, Eulalie, mit dieſen Vorſchlägen meine Wünſche laut werden zu laſſen. Uebernehmen Sie die Schilderung guter Frauen. Schaffen Sie Gegenbilder zu dieſen Kupfern; und gebrauchen Sie den Zauber ihrer Feder, nicht dieſe kleinen Blätter zu erklären, ſondern zu vernichten.

Sinclair. Thun Sie es, Eulalie; ergötzen Sie uns den Geiſtern, verſprechen Sie geſchwind!

Eulalie. Schriftſteller verſprechen gar zu leicht, weil ſie hoffen, Dasjenige leiſten zu können, was ſie vermögen. Eigene Erfahrung hat mich bedächtig gemacht. Aber auch, wenn ich in dieſer kurzen Zeit ſo viel Muße vor mir ſähe, würde ich doch Bedenken haben, einen ſolchen Vorſatz zu übernehmen. Was zu unſern Gunſten zu ſagen iſt, muß eigentlich ein Mann ſagen, ein junger, feuriger, liebender Mann. Das Günſtige vorgetragen, gehört Enthuſiasmus; und wer hat Enthuſiasmus für ſein eigen Geſchlecht?

Armidoro. Einſicht, Gerechtigkeit, Zartheit der Behandlung wären mir in dieſem Falle noch willkommener.

Sinclair. Und von wem möchte man lieber über gute Frauen Etwas hören, als von der Verfaſſerinn, die ſich in dem Mährchen, das uns geſtern ſo ſehr entzückte, ſo unvergleichlich bewieſen hat?

Eulalie. Das Mährchen iſt nicht von mir!

Sinclair. Nicht von Ihnen?

Armidoro. Das kann ich bezeugen.

Sinclair. Doch von einem Frauenzimmer.

Eulalie. Von einer Freundinn.

Sinclair. So gibt es denn zwei Eulalie'n?

Eulalie. Wer weiß, wie viel und beſſere?

Armidoro. Mögen Sie der Geſellſchaft erzählen, was ſie mir vertrauten? Jedermann wird mit Verwunderung hören, auf welche ſonderbare Weiſe dieſe angenehme Production entſtanden iſt.

Eulalie. Ein Frauenzimmer, das ich auf einer Reiſe ſchätzen und kennen lernte, fand ſich in ſonderbare Lagen verſetzt, die zu erzählen alzu weitläufig ſein würde. Ein junger Mann, der viel für ſie gethan hatte und ihr zuletzt ſeine Hand anbot, gewann ihre ganze Neigung, überraſchte ihre Vorſicht, und ſie gewährte, vor der ehelichen Verbindung, ihm die Rechte eines Gemahls. Neue Ereigniſſe nöthigten den Bräutigam, ſich zu entfernen, und ſie ſah ſich in einer einſamen ländlichen Wohnung, nicht ohne Sorgen und Unruhe, dem Glücke, Mutter zu werden, entgegen. Sie war gewohnt, mir täglich zu ſchreiben, mich von allen Vorfällen zu benachrichtigen. Nun waren keine Vorfälle mehr zu befürchten, ſie brauchte nur Geduld; aber ich bemerkte in ihren Brie-

Mephistopheles in obiger Stellung.

Nun wenigstens muß man bekennen,
Daß es aufrichtige Poeten sind.

Der Kessel, welchen die Käzinn bisher außer Acht gelassen, fängt an überzulaufen; es entsteht eine große Flamme, welche zum Schornstein hinausschlägt. Die Hexe kommt durch die Flamme mit entsetzlichem Geschrey herunter gefahren.

Die Hexe.

Au! Au! Au! Au!
Verdammtes Thier! verfluchte Sau!
Versäumst den Kessel, versengst die Frau!
Verfluchtes Thier!

Faust und Mephistopheles erblickend.

Was ist das hier?
Wer seyd ihr hier?
Was wollt ihr da?
Wer schlich sich ein?
Die Feuerpein
Euch in's Gebein!

ſen, daß ſie Dasjenige, was geſchehen war und geſchehen konnte, in einem unruhigen Gemüth hin und wieder warf. Ich entſchloß mich, ſie in einem ernſthaften Briefe auf ihre Pflicht gegen ſich ſelbſt und gegen das Geſchöpf zu weiſen, dem ſie jetzt durch Heiterkeit des Geiſtes, zum Anfang ſeines Daſeins, einzuhauſige Nahrung zu bereiten ſchuldig war. Ich munterte ſie auf, ſich zu faſſen, und zufällig ſendete ich ihr einige Bände Mährchen, die ſie zu leſen gewünſcht hatte. Ihr Vorſatz, ſich von dem kummervollen Gedanken loszureißen, und dieſe phantaſtiſchen Productionen trafen auf eine ſonderbare Weiſe zuſammen. Da ſie des Nachdenkens über ihr Schickſal nicht ganz loswerden konnte, ſo kleidete ſie nunmehr Alles, was ſie in der Vergangenheit betrübt hatte, was ihr in der Zukunft furchtbar vorkam, in abenteuerliche Geſtalten. Was ihr und den Ihrigen begegnet war, Neigung, Leidenſchaften und Verirrungen, das lieblich ſorgliche Muttergefühl, in einem ſo bedenklichen Zuſtande: Alles verkörperte ſich, in körperloſen Geſtalten, die in einer bunten Reihe ſeltſamer Erſcheinungen vorbeizogen. So brachte ſie den Tag, zu einem Theil der Nacht mit der Feder in der Hand zu.

Amalie. Wobei ſie ſich wohl ſchwerlich das Dintenfaß halten ließ.

Eulalie. Und ſo entſtand die ſeltſamſte Folge von Briefen, die ich jemals erhalten habe. Alles war bildlich, wunderlich und mährchenhaft. Keine eigentliche Nachricht erhielt ich mehr von ihr, ſo daß mir manchmal für ihren Kopf bange ward. Alle ihre Zuſtände, ihre Entbindung, die nächſte Neigung zum Säugling, Freude, Hoffnung und Furcht der Mutter, waren Begebenheiten einer andern Welt, aus der ſie nur durch die Ankunft ihres Bräutigams zurückgezogen wurde. An ihrem Hochzeittage ſchloß ſie das Mährchen, das, bis auf Weniges, ganz aus ihrer Feder kam, wie Sie es geſtern gehört haben, und das eben den eigenen Reiz durch die wunderliche und einzige Lage erhält, in der es hervorgebracht wurde.

Die Geſellſchaft konnte ihre Verwunderung über dieſe Geſchichte nicht genug bezeigen, ſo daß Seyton, der ſeinen Platz am Lombre-Tiſche eben einem Andern überlaſſen hatte, herbeieilte und ſich nach dem Inhalte des Geſprächs erkundigte. Man ſagte ihm kurz: es ſei die Rede von einem Mährchen, das aus täglichen phantaſtiſchen Confeſſionen eines kränkelnden Gemüthes, doch gewiſſer Maßen vorſätzlich, entſtanden ſei.

„Eigentlich", ſagte er, „iſt es Schade, daß, ſoviel ich weiß, die Tagebücher abgekommen ſind. Vor zwanzig Jahren waren ſie ſtärker in der Mode, und manches gute Kind glaubte wirklich, einen Schatz zu beſitzen, wenn es ſeine Gemüthszuſtände täglich zu Papiere gebracht hatte. Ich erinnere mich einer liebenswürdigen Perſon, der eine ſolche Gewohnheit bald zum Unglück ausgeſchlagen wäre. Eine Gouvernante hatte ſie in früher Jugend an ein ſolches, tägliches, ſchriftliches Bekenntniß gewöhnt, und es war ihr zuletzt faſt zum unentbehrlichen Geſchäft geworden. Sie verſäumte es nicht als erwachſenes Frauenzimmer, ſie nahm die Gewohnheit mit in den Eheſtand hinüber. Solche Papiere hielt ſie nicht ſonderlich geheim und hatte es auch nicht Urſache; ſie las manchmal Freundinnen, manchmal ihrem Manne Stellen daraus vor. Das Ganze verlangte Niemand zu ſehen.

Die Zeit verging, und es kam auch die Reihe an ſie, einen Hausfreund zu beſitzen.

Mit eben der Pünctlichkeit, mit der ſie ſonſt ihrem Papiere täglich gebeichtet hatte, ſetzte ſie auch die Geſchichte dieſes neuen Verhältniſſes fort. Von der erſten Regung, durch eine wachſende Neigung bis zum Unentbehrlichen der Gewohnheit, war der ganze Lebenslauf dieſer Leidenſchaft getreulich aufgezeichnet und gereichte dem Manne zur ſonderbaren Lectüre, als er einmal zufällig über den Schreibtiſch kam und, ohne Argwohn und Abſicht, eine aufgeſchlagene Seite des Tagebuchs herunterlas. Man begreift, daß er ſich die Zeit nahm, vor- und rückwärts zu leſen; da er dem zuletzt noch ziemlich getröſtet von dannen ſchied, weil er ſah, daß es gerade noch Zeit war, auf eine geſchickte Weiſe den gefährlichen Gaſt zu entfernen."

Henriette. Es ſollte doch, nach dem Wunſche meines Freundes, die Rede von guten Weibern ſein; und ehe man ſich's verſieht, wird wieder von ſolchen geſprochen, die wenigſtens nicht die beſten ſind.

Seyton. Warum denn immer das oder gut! Müſſen wir nicht mit uns ſelbſt ſowie mit Andern vorlieb nehmen, wie die Natur uns hat hervorbringen mögen, und wie ſich Jeder allenfalls durch eine mögliche Bildung beſſer zieht?

Armidore. Ich glaube, es würde angenehm und nicht unnütz ſein, wenn man Geſchichten von der Art, wie ſie bisher erzählt worden und deren uns manche im Leben vorkommen, aufſetzte und ſammelte. Leiſe Züge, die den Menſchen bezeichnen, ohne daß gerade merkwürdige Begebenheiten daraus entſpringen, ſind recht gut des Aufbehaltens werth. Der Romanen-Schreiber kann ſie nicht brauchen; denn ſie haben zu wenig Bedeutendes;

der Anecdoten-Sammler auch nicht, denn ſie haben nichts Witziges und regen den Geiſt nicht auf; nur Derjenige, der, im ruhigen Anſchauen, die Menſchheit gerne faßt, wird dergleichen Züge vollkommen aufnehmen.

Sinclair. Fürwahr! wenn wir früher an ein ſo löbliches Werk gedacht hätten, ſo würden wir unſerm Freunde, dem Herausgeber des Damen-Calenders, gleich an Hand gehen können und ein Dutzend Geſchichten, wo nicht von vortrefflichen, doch gewiß von guten Frauen aufſuchen können, um dieſe böſen Weiber zu balanciren.

Amalie. Beſonders wünſchte ich, daß man ſolche Fälle zuſammenträge, da, wo eine Frau das Haus innen erhält, wo nicht gar erſchafft. Um ſo mehr als auch hier der Künſtler eine theure (koſtſpielige) Gattinn, zum Nachtheil unſers Geſchlechts, aufgeſtellt hat.

Septon. Ich kann Ihnen gleich, ſchöne Amalie, mit einem ſolchen Falle aufwarten.

Amalie. Laſſen Sie hören! Nur daß es Ihnen nicht geht, wie den Männern gewöhnlich, wenn ſie die Frauen loben wollen; ſie gehen vom Lob auf und hören mit Tadel auf.

Septon. Dieß Mal wenigſtens brauche ich die Umkehrung meiner Abſicht, durch einen böſen Geiſt, nicht zu fürchten.

Ein junger Landmann pachtete einen anſehnlichen Gaſthof, der ſehr gut gelegen war. Von den Eigenſchaften, die zu einem Wirthe gehören, beſaß er vorzüglich die Behaglichkeit; und weil es ihm von Jugend auf in den Trinkſtuben wohl geweſen war, mochte er wohl hauptſächlich ein Metier ergriffen haben, das ihn nöthigte, den größten Theil des Tages darin zuzubringen. Er war ſorglos, ohne Liederlichkeit, und ſein Behagen breitete ſich über alle Gäſte aus, die ſich bald häufig bei ihm verſammelten.

Er hatte eine junge Perſon geheirathet, eine ſtille, leidliche Natur. Sie verſah ihre Geſchäfte gut und pünctlich, ſie hing an ihrem Hauſeweſen, ſie liebte ihren Mann; doch mochte ſie ihn, bei ſich im Stillen, tadeln, daß er mit dem Gelde nicht ſorgfältig genug umging. Das baare Geld nöthigte ihr eine gewiſſe Ehrfurcht ab; ſie fühlte ganz den Werth deſſelben, ſowie die Nothwendigkeit, ſich überhaupt in Beſitz zu ſetzen, ſich dabei zu erhalten. Ohne eine angeborene Heiterkeit des Gemüths hätte ſie alle Anlagen zum ſtrengen Geize gehabt. Doch ein wenig Geiz ſchadet dem Weibe Nichts, ſo übel ſie die Verſchwendung kleidet. Freigebigkeit iſt eine Tugend, die dem Manne ziemt, und Feſthalten iſt die Tugend eines Weibes. So hat es die Natur gewollt, und unſer Urtheil wird im Ganzen immer naturgemäß ausfallen.

Margarethe, ſo will ich meinen ſorglichen Hausgeiſt nennen, war mit ihrem Manne ſehr unzufrieden, wenn er die großen Zahlungen, die er manchmal für aufgekaufte Fourage von Fuhrleuten und Unternehmern erhielt, aufgezählt, wie ſie waren, eine Zeit lang auf dem Tiſche liegen ließ, das Geld alsdann in Körbchen einſtrich und daraus wieder ausgab und auszahlte, ohne Pakete gemacht zu haben, ohne Rechnung zu führen. Verſchiedene ihrer Erinnerungen waren fruchtlos, und ſie ſah wohl ein, daß, wenn er auch nicht verſchwendete, Manches in einer ſolchen Unordnung verſchleudert werden müßt. Der Wunſch, ihn auf beſſere Wege zu leiten, war ſo groß bei ihr; der Verdruß, zu ſehen, daß Manches, was ſie im Kleinen erwarb und zuſammenhielt, im Großen wieder vernachläſſigt wurde und auseinander floß, war ſo lebhaft, daß ſie ſich zu einem gefährlichen Verſuch bewogen fühlte, wodurch ſie ihm über dieſe Lebensweiſe die Augen zu öffnen gedachte. Sie nahm ſich vor, ihm ſoviel Geld als möglich aus den Händen zu ſpielen, und zwar bediente ſie ſich dabei einer ſonderbaren Liſt. Sie hatte bemerkt, daß er das Geld, das einmal auf dem Tiſche aufgezählt war, wenn es eine Zeit lang gelegen hatte, nicht wieder nachzählte, ehe er es aufhob; ſie beſtrich daher den Boden eines Leuchters mit Talg und ſetzte ihn, in einem Schein von Ungeſchicklichkeit, auf die Stelle, wo die Ducaten lagen, eine Geldſorte, der ſie eine beſondere Freundſchaft gewidmet hatte. Sie erhaſchte ein Stück und nebenbei einige kleine Münzſorten und war mit ihrem erſten Fiſchfange wohl zufrieden; ſie wiederholte dieſe Operation mehrmals; und ob ſie ſich gleich über ein ſolches Mittel zu einem guten Zweck kein Gewiſſen machte, ſo beruhigte ſie ſich doch über jeden Zweifel vorzüglich dadurch, daß dieſe Art der Entwendung für keinen Diebſtahl angeſehen werden könne, weil ſie das Geld nicht mit den Händen weggenommen habe. So vermehrt ſich nach und nach ihr heimlicher Schatz, und zwar um beſſe reichlicher, als ſie Alles, was bei der innern Wirthſchaft von baarem Gelde ihr in die Hände floß, auf das Strengſte zuſammenhielt.

Schon war ſie beinahe ein ganzes Jahr ihrem Plane treu geblieben, und hatte indeſſen ihren Mann ſorgfältig beobachtet, ohne eine Veränderung in ſeinem Humor zu ſpüren, bis er endlich einmal höchſt übler Laune ward. Sie ſuchte ihm die Urſache dieſer Veränderung abzuſchmeicheln und erfuhr bald, daß er in großer Verlegenheit ſei. Es hätten ihm nach der leg-

ten Zahlung, die er an Lieferanten gethan, ſeine Pachtgelder übrig bleiben ſollen; ſie fehlten aber nicht allein völlig, ſondern er habe ſogar die Leute nicht ganz befriedigen können. Da er Alles im Kopf rechne und wenig aufſchreibe, ſo könne er nicht nachkommen, wo ein ſolcher Verſtoß herrühre.

Margarethe ſchilderte ihm darauf ſein Betragen, die Art, wie er einnehme und ausgebe, den Mangel an Aufmerkſamkeit, ſelbſt ſeine gutmüthige Freigebigkeit kam mit in Anſchlag; und freilich ließen ihn die Folgen ſeiner Handelsweiſe, die ihn ſo ſehr drückten, keine Entſchuldigung aufbringen.

Margarethe konnte ihren Gatten nicht lange in dieſer Verlegenheit laſſen, um ſo weniger, als es ihr ſo ſehr zur Ehre gereichte, ihn wieder glücklich zu machen. Sie ſetzte ihn in Verwunderung, als ſie zu ſeinem Geburtstag, der eben eintrat, und an dem ſie ihn ſonſt mit etwas Brauchbarem anzubinden pflegte, mit einem Körbchen voll Geldrollen ankam. Die verſchiedenen Münzſorten waren beſonders gepackt, und der Inhalt jedes Röllchens war, mit ſchlechter Schrift, jedoch ſorgfältig darauf gezeichnet. Wie erſtaunte nicht der Mann, als er beinahe die Summe, die ihm fehlte, vor ſich ſah, und die Frau ihm verſicherte, das Geld gehöre ihm zu! Sie erzählte darauf umſtändlich, wann und wie ſie es genommen, was ſie ihm entzogen und was durch ihren Fleiß erſpart worden ſei. Sein Verdruß ging in Entzücken über, und die Folge war, wie natürlich, daß er Ausgabe und Einnahme der Frau völlig übertrug, ſeine Geſchäfte vor wie nach, nur mit noch größerm Eifer, beſorgte, von dem Tage an aber keinen Pfennig Geld mehr in die Hände nahm. Die Frau verwaltete das Amt eines Caſſiers mit großen Ehren; kein falſcher Laubthaler, ja kein verrufener Sechſer ward angenommen, und die Herrſchaft im Hauſe war, wie billig, die Folge ihrer Thätigkeit und Sorgfalt, durch die ſie nach dem Verlauf von zehn Jahren ſich in den Stand ſetzte, den Gaſthof mit Allem, was dazu gehörte, zu kaufen und zu behaupten.

Sinclair. Alſo ging alle dieſe Sorgfalt, Liebe und Treue doch zuletzt auf Herrſchaft hinaus! Ich möchte doch wiſſen, inwiefern man recht hat, wenn man die Frauen überhaupt für ſo herrſchſüchtig hält!

Amalie. Da haben wir alſo ſchon wieder den Vorwurf, der hinter dem Lobe herhinkt.

Arwidson. Sagen Sie uns doch, gute Eulalie, Ihre Gedanken darüber! Ich glaube in Ihren Schriften bemerkt zu haben, daß Sie eben nicht ſehr bemüht ſind, dieſen Vorwurf von Ihrem Geſchlecht abzulehnen.

Eulalie. Inſofern es ein Vorwurf wäre, wünſchte ich, daß ihn unſer Geſchlecht durch ſein Betragen ablehnte; inwiefern wir aber auch ein Recht zur Herrſchaft haben, möchte ich es uns nicht gern vergeben. Wir ſind nur herrſchſüchtig, inſofern wir auch Menſchen ſind; denn was heißt herrſchen anders, in dem Sinn, wie es hier gebraucht wird, als auf ſeine eigene Weiſe ungehindert thätig zu ſein, ſeines Daſeins möglichſt genießen zu können? Dieß fordert jeder rohe Menſch mit Wildheit, jeder Gebildete mit wahrer Freiheit, und vielleicht erſcheint bei uns Frauen dieſes Streben nur lebhafter, weil uns die Natur, das Herkommen, die Geſetze eben ſo gut zu verkürzen ſcheinen, als die Männer begünſtigt ſind. Was Dieſe beſitzen, müſſen wir erwerben, und was man erringt, behauptet man hartnäckiger, als Das, was man ererbt hat.

Seyton. Und doch können ſich die Frauen nicht mehr beklagen; ſie erben in der jetzigen Welt ſo viel, ja faſt mehr, als die Männer; und ich behaupte, daß es durchaus jetzt ſchwerer ſei, ein vollendeter Mann zu werden, als ein vollendetes Weib; der Ausſpruch: „Er ſoll Dein Herr ſein" iſt die Formel einer barbariſchen Zeit, die lange vorüber iſt. Die Männer konnten ſich nicht völlig ausbilden, ohne den Frauen gleiche Rechte zugeſtehen; indem die Frauen ſich ausbildeten, ſtand die Wagſchale inne, und indem ſie bildungsfähiger ſind, neigt ſich in der Erfahrung die Wagſchale zu ihren Gunſten.

Arwidson. Es iſt keine Frage, daß bei allen gebildeten Nationen die Frauen im Ganzen das Uebergewicht gewinnen müſſen; denn bei einem wechſelſeitigen Einfluß muß der Mann weiblicher werden, und dann verliert er; denn ſein Vorzug beſteht nicht in gemäßigter, ſondern in gebändigter Kraft. Nimmt dagegen das Weib von dem Manne Etwas an, ſo gewinnt ſie; denn wenn ſie ihre übrigen Vorzüge durch Energie erheben kann, ſo entſteht ein Weſen, das ſich nicht vollkommener denken läßt.

Seyton. Ich habe mich in ſo tiefe Betrachtungen nicht eingelaſſen; indeſſen nehme ich für bekannt an, daß eine Frau herrſcht und herrſchen muß; daher, wenn ich ein Frauenzimmer kennen lerne, gebe ich nur darauf Acht, wo ſie herrſcht; denn daß ſie irgendwo herrſche, ſetze ich voraus.

Amalie. Und da finden Sie denn, was Sie vorausſetzen?

Seyton. Warum nicht? Geht es doch den Phyſikern und Andern, die ſich mit Erfahrungen abgeben, gewöhnlich nicht viel beſſer. Ich finde durchgängig: die Thätige, zum Er-

werden, zum Erhalten Geſchaffene iſt Herr im Hauſe; die Schöne, leicht und oberflächlich Gebildete Herr in großen Cirkeln; die tiefer Gebildete beherrſcht die kleinen Kreiſe.

Amalie. Und ſo wären wir alſo in drei Claſſen eingetheilt.

Sinclair. Die doch alle dünkt mich, ehrenvoll genug ſind, und mit denen freilich noch nicht Alles erſchöpft iſt. Es gibt z. B. noch eine vierte, von der wir lieber nicht ſprechen wollen, damit man uns nicht wieder den Vorwurf mache, daß unſer Lob ſich nothwendig in Tadel verkehren müſſe.

Henriette. Die vierte Claſſe alſo wäre zu errathen. Laſſen Sie ſehen.

Sinclair. Gut! Unſere drei erſten Claſſen waren Wirkſamkeit, zu Hauſe, in großen und in kleinen Cirkeln.

Henriette. Was wäre denn nun noch für ein Raum für unſere Thätigkeit?

Sinclair. Gar mancher; ich aber habe das Gegentheil im Sinne.

Henriette. Unthätigkeit! und wie Das? Eine unthätige Frau ſollte herrſchen?

Sinclair. Warum nicht?

Henriette. Und wie?

Sinclair. Durch's Verneinen! Wer aus Character oder Maxime beharrlich verneint, hat eine größere Gewalt, als man denkt.

Amalie. Wir ſollen nun bald, fürchte ich, in den gewöhnlichen Ton, in dem man die Männer reden hört, beſonders wenn ſie die Pfeifen im Munde haben.

Henriette. Laß ihn doch, Amalie! es iſt Nichts unſchädlicher als ſolche Meinungen, und man gewinnt immer, wenn man erfährt, was Andere von uns denken. Nun alſo die Verneinenden. Wie wäre es mit Dieſen?

Sinclair. Ich darf hier wohl ohne Zurückhaltung ſprechen. In unſerm lieben Vaterland ſoll es Wenige, in Frankreich gar Keine geben, und zwar deßwegen, weil die Frauen ſowohl bei uns, als bei unſern galanten Nachbarn einer ſittlichen Freiheit genießen; aber in Ländern, wo ſie ſehr beſchränkt ſind, wo der äußerliche Anſtand ängſtlich, die öffentlichen Vergnügungen ſeltener ſind, ſollen ſie ſich häufiger finden. In einem benachbarten Lande hat man ſogar einen eigenen Namen, mit dem das Volk, die Menſchenkenner, ja ſogar die Aerzte ein ſolches Frauenzimmer bezeichnen.

Henriette. Nun geſchwinde den Namen! Namen kann ich nicht rathen.

Sinclair. Man nennt ſie, wenn es denn einmal geſagt ſein ſoll, man nennt ſie Schälke.

Henriette. Das iſt ſonderbar genug.

Sinclair. Es war eine Zeit, als Sie die Fragmente des Schweizer-Phyſiognomiſten mit großem Antheil leſen mochten. Erinnern Sie ſich nicht auch, Etwas von Schälken darin gefunden zu haben?

Henriette. Es könnte ſein; doch iſt es mir nicht aufgefallen. Ich nahm vielleicht das Wort im gewöhnlichen Sinn und las über die Stelle weg.

Sinclair. Freilich bedeutet das Wort Schalk im gewöhnlichen Sinn eine Perſon die mit Heiterkeit und Schadenfreude Jemandem einen Poſſen ſpielt; hier aber bedeutet's ein Frauenzimmer, das einer Perſon, von der es abhängt, durch Gleichgiltigkeit, Kälte und Zurückhaltung, die ſich oft in eine Art von Krankheit verhüllen, das Leben ſauer macht. Es iſt Dieß in jener Gegend etwas Gewöhnliches. Mir iſt es einige Mal vorgekommen, daß mir ein Einheimiſcher, gegen den ich dieſe und jene Frau ſchön pries, einwendete: „Aber ſie iſt ein Schalk.“ Ich hörte ſogar, daß ein Arzt einer Dame, die viel von einem Kammermädchen litt, zur Antwort gab, „Es iſt ein Schalk, da wird ſchwer zu helfen ſein.“

Amalie ſtand auf und entfernte ſich.

Henriette. Das kommt mir doch etwas ſonderbar vor.

Sinclair. Mir ſchien es auch ſo, und deßwegen ſchrieb ich damals die Symptome dieſer halb moraliſchen, halb phyſiſchen Krankheit in einem Aufſatz zuſammen, den ich das Capitel von den Schälken nannte, weil ich es mir als einen Theil anderer anthropologiſchen Bemerkungen dachte; ich habe es aber bisher ſorgfältig geheim gehalten.

Henriette. Sie dürfen es uns wohl ſchon einmal ſehen laſſen; und wenn ſie einige hübſche Geſchichten wiſſen, woraus wir recht deutlich ſehen können, was ein Schalk iſt, ſo ſollen ſie künftig auch in die Sammlung unſerer neueſten Novellen aufgenommen werden.

Sinclair. Das mag Alles recht gut und ſchön ſein, aber meine Abſicht iſt verfehlt, um derentwillen ich herkam. Ich wollte Jemanden in dieſer geiſtreichen Geſellſchaft bewegen, einen Text zu dieſen Calender-Kupfern zu übernehmen, oder auf Jemanden zu empfehlen, dem man ein ſolches Geſchäft übertragen könnte, — anſtatt deſſen ſcheiten, ja vernichten ſie mir dieſe Blättchen, und ich gehe faſt ohne Kupfer ſowie ohne Erklärung weg. Hätte ich nur indeſſen Das, was dieſen Abend hier geſprochen und erzählt worden iſt, auf dem Papiere: ja würde ich beinahe für Das, was ich ſuchte und nicht fand, ein Aequivalent beſitzen.

Armidore (und dem Cabinet zutretend, mochte er manchmal gegangen war) Ich komme Ihren Wünſchen zuvor. Die Angelegenheit unſers Freundes, des Herausgebers, iſt auch mir nicht fremd.

Auf dieſem Papiere habe ich geſchwind protocollirt, was geſprochen worden; ich will es in's Reine bringen; und wenn Eulalie dann übernehmen wollte, über das Ganze den Hauch ihres anmuthigen Geiſtes zu gießen, ſo würden wir, wo nicht durch den Inhalt, doch durch den Ton die Frauen mit den ſchroffen Zügen, in denen unſer Künſtler ſie beleidigen mag, wieder ausſöhnen.

Henriette. Ich kann Ihre thätige Freundſchaft nicht tadeln, Armidoro, aber ich wollte, Sie hätten das Geſpräch nicht nachgeſchrieben. Es gibt ein böſes Beiſpiel. Wir leben ſo heiter und zutraulich zuſammen; und es muß uns nichts Schrecklicheres ſein, als in der Geſellſchaft einen Menſchen zu wiſſen, der aufmerkt, nachſchreibt und, wie jetzt gleich Alles gedruckt wird, eine zerſtückelte und verzerrte Unterhaltung in's Publicum bringt.

Man beruhigte Henriette; man verſprach ihr nur allenfalls über kleine Geſchichten, die vorkommen ſollten, ein öffentliches Buch zu führen.

Eulalie ließ ſich nicht bereden, das Protocoll des Geſchwindſchreibers zu redigiren; ſie wollte ſich von dem Mährchen nicht zerſtreuen, mit deſſen Bearbeitung ſie beſchäftigt war. Das Protocoll blieb in der Hand von Männern, die ihm denn, ſo gut ſie konnten, aus der Erinnerung nachhalfen, und es nun, wie es eben werden konnte, den guten Frauen zu weiterer Beherzigung vorlegen.

Novelle.

Ein dichter Herbſtnebel verhüllte noch in der Frühe die weiten Räume des fürſtlichen Schloßhofes, als man ſchon mehr oder weniger durch den ſich lichtenden Schleier die ganze Jägerei zu Pferde und zu Fuß durcheinander bewegt ſah. Die eiligen Beſchäftigungen der Nächſten ließen ſich erkennen: man verlängerte, man verkürzte die Steigbügel, man reichte ſich Büchſe und Patrontaſchen, man ſchob die Dachsranzen zurecht, indeß die Hunde ungeduldig am Riemen den Zurückhaltenden mit fortzuſchleppen drohten. Auch hier und da geberdete ein Pferd ſich muthiger, von feuriger Natur getrieben oder von dem Sporn des Reiters angeregt, der ſelbſt hier in der Halbhelle eine gewiſſe Eitelkeit, ſich zu zeigen, nicht verläugnen konnte. Alle jedoch warteten auf den Fürſten, der von ſeiner jungen Gemahlinn Abſchied nehmend, allzu lange zauderte.

Erſt vor kurzer Zeit zuſammen getraut, empfanden ſie ſchon das Glück übereinſtimmender Gemüther; Beide waren von thätig lebhaftem Character; Eines nahm gern an des Andern Neigungen und Beſtrebungen Antheil. Des Fürſten Vater hatte noch den Zeitpunct erlebt und genutzt, wo es deutlich wurde, daß alle Staatsglieder in gleicher Betriebſamkeit ihre Tage zubringen, in gleichem Wirken und Schaffen, jeder nach ſeiner Art, erſt gewinnen und dann genießen ſollte.

Wie ſehr Dieſes gelungen war, ließ ſich in dieſen Tagen gewahr werden, als eben der Hauptmarkt ſich verſammelte, den man gar wohl eine Meſſe nennen konnte. Der Fürſt hatte ſeine Gemahlinn geſtern durch das Gewimmel der aufgehäuften Waaren zu Pferde geführt und ſie bemerken laſſen, wie gerade hier das Gebirgsland mit dem flachen Lande einen glücklichen Umtauſch treffe; er wußte ſie an Ort und Stelle auf die Betriebſamkeit ſeines Länderkreiſes aufmerkſam zu machen.

Wenn ſich nun der Fürſt faſt ausſchließlich in dieſen Tagen mit den Seinigen über dieſe zubringenden Gegenſtände unterhielt, auch beſonders mit dem Finanz-Miniſter anhaltend arbeitete, ſo behielt doch auch der Landjägermeiſter ſein Recht, auf deſſen Vorſtellung es unmöglich war, der Verſuchung zu widerſtehen, an dieſen günſtigen Herbſttagen eine ſchon verſchobene Jagd zu unternehmen, ſich ſelbſt und den vielen angekommenen Fremden ein eigenes und ſeltenes Feſt zu eröffnen.

Die Fürſtinn blieb ungern zurück; man hatte ſich vorgenommen, weit in das Gebirg hineinzudringen, um die friedlichen Bewohner der dortigen Wälder durch einen unerwarteten Kriegszug zu beunruhigen.

Scheidend verſäumte der Gemahl nicht, einen Spazierritt vorzuſchlagen, den ſie im Geleit Friedrich's, des fürſtlichen Oheims, unternehmen ſollte. „Auch laſſe ich", ſagte er, „Dir unſern Honorio, als Stall- und Hofjunker, der für Alles ſorgen wird." — Und im Gefolg dieſer Worte gab er im Hinabſteigen, einem wohlgebildeten jungen Mann die nöthigen Aufträge, verſchwand ſodann bald mit Gäſten und Gefolge.

Die Fürſtinn, die ihrem Gemahl noch in den Schloßhof hinab mit dem Schnupftuch nachgewinkt hatte, begab ſich in die hintern Zimmer, welche, nach dem Gebirg eine freie Ausſicht ließen, die um deſto ſchöner war, als das Schloß ſelbſt von dem Fuße herauf in einiger Höhe ſtund und ſo vor- als hinterwärts mannigfaltige

bedeutende Anſichten gewährte. Sie fand das treffliche Teleſcop noch in der Stellung, wo man es geſtern Abend gelaſſen hatte, als man, über Buſch, Berg- und Waldgipfel die hohen Ruinen der uralten Stammburg betrachtend, ſich unterhielt, die in der Abendbeleuchtung merkwürdig hervortraten, indem alsdann die größten Licht- und Schattenmaſſen den deutlichſten Begriff von einem ſo anſehnlichen Denkmal alter Zeit verleihen konnten. Auch zeigte ſich heute früh durch die annähernden Gläſer recht auffallend die herbſtliche Färbung jener mannigfaltigen Baumarten, die zwiſchen dem Gemäuer ungehindert und ungeſtört durch lange Jahre emporſtrebten. Die ſchöne Dame richtete jedoch das Fernrohr etwas tiefer nach einer öden, ſteinigen Fläche, über welche der Jagdzug wegziehen mußte; ſie erharrte den Augenblick mit Geduld und betrog ſich nicht: denn bei der Klarheit und Vergrößerungsfähigkeit des Inſtrumentes, erkannten ihre glänzenden Augen deutlich den Fürſten und den Oberſtallmeiſter; ja ſie enthielt ſich nicht, abermals mit dem Schnupftuche zu winken, als ſie ein augenblickliches Stillhalten und Rückblicken mehr vermuthete als gewahr ward.

Fürſt Oheim, Friedrich mit Namen, trat ſodann, angemeldet, mit ſeinem Zeichner herein, der ein großes Portefeuille unter dem Arm trug. „Liebe Couſine," ſagte der alte rüſtige Herr; „hier legen wir die Anſichten der Stammburg vor, gezeichnet, um von verſchiedenen Seiten anſchaulich zu machen, wie der mächtige Trutz- und Schutzbau von alten Zeiten her dem Jahr und ſeiner Witterung ſich entgegenſtemmte, und wie doch hier und da ſein Gemäuer weichen, da und dort in wüſte Ruinen zuſammenſtürzen mußte. Nun haben wir Manches gethan, um dieſe Wildniß zugänglicher zu machen; denn mehr bedarf es nicht, um jeden Wanderer, jeden Beſuchenden in Erſtaunen zu ſetzen, zu entzücken."

Indem nun der Fürſt die einzelnen Blätter deutete, ſprach er weiter: „Hier, wo man, den Hohlweg durch die äußern Ringmauern heraufkommend, vor die eigentliche Burg gelangt, ſteigt uns ein Felſen entgegen von den feſteſten des ganzen Gebirgs; hierauf nun ſteht gemauert ein Thurm, doch Niemand wußte zu ſagen, wo die Natur aufhört, Kunſt und Handwerk aber anfangen. Ferner ſieht man ſeitwärts Mauern angeſchloſſen und Zwinger, terraſſenmäßig herab ſich erſtreckend. Doch ich ſage nicht recht; denn es iſt eigentlich ein Wald, der dieſen uralten Gipfel umgibt; ſeit hundertfünfzig Jahren hat keine Axt hier geklungen, und überall ſind die mächtigſten Stämme emporgewachſen; wo Ihr Euch an den Mauern angedrängt, ſtellt ſich der glatte Ahorn, die rauhe Eiche, die ſchlanke Fichte mit Schaft und Wurzeln entgegen, um dieſe müſſen wir uns herumſchlängeln und unſere Fußpfade verſtändig führen. Seht nur, wie trefflich unſer Meiſter dieß Characteriſtiſche auf dem Papier ausgedrückt hat; wie kenntlich die verſchiedenen Stamm- und Wurzelarten zwiſchen das Mauerwerk verflochten und die mächtigen Aeſte durch die Löcher durchſchlungen ſind! Es iſt eine Wildniß wie keine, ein zufällig einziges Local, wo die alten Spuren längſt verſchwundener Menſchenkraft mit der ewig lebenden und fortwirkenden Natur ſich in dem ernſteſten Streit erblicken laſſen."

Ein anderes Blatt aber vorlegend, fuhr er fort: „Was ſagt Ihr nun zum Schloßhofe, der, durch das Zuſammenſtürzen des alten Thorthurmes unzugänglich, ſeit undenklichen Jahren von Niemandem betreten ward? Wir ſuchten ihm von der Seite beizukommen, haben Mauern durchbrochen, Gewölbe geſprengt und ſo einen bequemen aber geheimen Weg bereitet. Inwendig bedurfte es keines Aufräumens, hier findet ſich ein flacher Felsgipfel von der Natur geplättet, aber doch haben mächtige Bäume hier und da zu wurzeln Glück und Gelegenheit gefunden: ſie ſind ſachte aber entſchieden aufgewachſen; nun erſtrecken ſie ihre Aeſte bis in die Gallerien hinein, auf denen der Ritter ſonſt auf und abſchritt; ja durch Thüren und Fenſter in die gewölbten Säle, aus denen wir ſie nicht vertreiben wollen; ſie ſind eben Herr geworden und mögen's bleiben. Dieſe Blätterſchichten wegräumend, haben wir den merkwürdigſten Platz geebnet gefunden, deſſen Gleichen in der Welt vielleicht nicht wieder zu ſehen iſt.

Nach allem Dieſem aber iſt es immer noch bemerkenswerth und an Ort und Stelle zu beſchauen, daß auf den Stufen, die in den Hauptthurm hinaufführen, ein Ahorn Wurzel geſchlagen und ſich zu einem ſo tüchtigen Baume gebildet hat, daß man nur mit Noth daran vorbeidringen kann, um die Zinne, der unbegrenzten Ausſicht wegen, zu beſteigen. Aber auch hier verweilt man bequem im Schatten; denn dieſer Baum iſt es, der ſich über das Ganze wunderbar hoch in die Luft hebt.

Danken wir alſo dem wackern Künſtler, der uns ſo löblich in verſchiedenen Bildern von Allem überzeugt, als wenn wir gegenwärtig wären! Er hat die ſchönſten Stunden des Tages und der Jahrszeit dazu angewendet und ſich Wochen lang um dieſe Gegenſtände herumbewegt. In dieſer Ecke iſt für ihn und den Wächter, den wir ihm zugegeben, eine kleine, angenehme Wohnung eingerichtet. Sie ſollten nicht glauben, meine Beſte, welch eine ſchöne Aus- und Anſicht er in's Land, in Hof und

Gemächer ſich dort bereitet hat. Nun aber, da Alles ſo rein und characteriſtiſch umriſſen iſt, wird er es hier unten mit Bequemlichkeit ausführen. Wir wollen mit dieſen Bildern unſern Gartenſaal zieren, und Niemand ſoll über unſere regelmäßigen Parterre, Lauben und ſchattigen Gänge, ſeine Augen ſpielen laſſen, der nicht wünſchte, ſich dort oben in dem wirklichen Anſchauen des Alten und Neuen, des Starren, Unnachgiebigen, Unzerſtörlichen und des Friſchen, Schmiegſamen, Unwiderſtehlichen ſeine Betrachtungen anzuſtellen."

Honorio trat ein und meldete, die Pferde ſeien vorgeführt. Da ſagte die Fürſtinn, zum Oheim gewendet: „Reiten wir hinauf, und laſſen Sie mich in der Wirklichkeit ſehen, was Sie mir hier im Bilde zeigten. Seit ich hier bin, hör' ich von dieſem Unternehmen, und werde jetzt erſt recht verlangend, mit Augen zu ſehen, was mir in der Erzählung unmöglich ſchien und in der Nachbildung unwahrſcheinlich bleibt."

— „Noch nicht, meine Liebe," verſetzte der Fürſt; „was Sie hier ſehen, iſt, was es werden kann und wird; jetzt ſtockt noch Manches im Beginnen; die Kunſt muß erſt vollenden, wenn ſie ſich vor der Natur nicht ſchämen ſoll."

— „Und ſo reiten wir wenigſtens hinaufwärts, und wär' es nur bis an den Fuß; ich habe große Luſt, mich heute weit in der Welt umzuſehen."

— „Ganz nach Ihrem Willen," verſetzte der Fürſt. — „Laſſen Sie uns aber durch die Stadt reiten," fuhr die Dame fort, „über den großen Marktplatz, wo eine zahlloſe Menge von Buden die Geſtalt einer kleinen Stadt, eines Feldlagers angenommen hat. Es iſt, als wären die Bedürfniſſe und Beſchäftigungen ſämmtlicher Familien des Landes umher, nach außen gekehrt, in dieſem Mittelpunct verſammelt, an das Tageslicht gebracht worden: denn hier ſieht der aufmerkſame Beobachter Alles, was der Menſch leiſtet und bedarf; man bildet ſich einen Augenblick ein, es ſei kein Geld nöthig, jedes Geſchäft könne hier durch Tauſch abgethan werden; und ſo iſt es auch im Grunde. Seitdem der Fürſt geſtern mir Anlaß zu dieſen Ueberſichten gegeben, iſt es mir gar angenehm, zu denken, wie hier, wo Gebirg und flaches Land an einander grenzen, Beide ſo deutlich ausſprechen, was ſie brauchen und was ſie wünſchen. Wie nun der Hochländer das Holz ſeiner Wälder in hundert Formen umzubilden weiß, das Eiſen zu einem jeden Gebrauch zu vermannigfaltigen, ſo kommen Jene drüben mit den vielfältigſten Waaren ihm entgegen, an denen man den Stoff kaum zu unterſcheiden und den Zweck oft nicht erkennen mag."

„Ich weiß," verſetzte der Fürſt, „daß mein Neffe hierauf die größte Aufmerkſamkeit wendet; denn gerade zu dieſer Jahrszeit kommt es hauptſächlich darauf an, daß man mehr empfange, als gebe. Dieß zu bewirken, iſt am Ende die Summe des ganzen Staatshaushaltes, ſowie der kleinſten häuslichen Wirthſchaft. Verzeihen Sie aber, meine Beſte, ich reite niemals gern durch Markt und Meſſe: bei jedem Schritt iſt man gehindert und aufgehalten, und dann kommt mir das ungeheure Unglück wieder in die Einbildungskraft, das ſich mir gleichſam in die Augen eingebrannt, als ich eine ſolche Güter- und Waarenbreite in Feuer aufgehen ſah. Ich hatte mich kaum —"

„Laſſen Sie uns die ſchönen Stunden nicht verſäumen," fiel ihm die Fürſtinn ein, da der würdige Mann ſie ſchon einige Mal mit ausführlicher Beſchreibung jenes Unheils geängſtigt hatte, wie er ſich nämlich, auf einer großen Reiſe begriffen, Abends im beſten Wirthshauſe auf dem Markte, der eben von einer Hauptmeſſe wimmelte, höchſt ermüdet zu Bette gelegt, und Nachts durch Geſchrei und Flammen, die ſich gegen ſeine Wohnung wälzten, gräßlich aufgeweckt worden.

Die Fürſtinn eilte, das Lieblingspferd zu beſteigen, und führte, ſtatt zum Hinterthore bergauf, zum Vorderthore bergunter ihren widerwillig bereiten Begleiter; denn wer wäre nicht gern an ihrer Seite geritten, wer wäre ihr nicht gern gefolgt? Und ſo war auch Honorio von der ſonſt ſo erſehnten Jagd willig zurückgeblieben, um ihr ausſchließlich dienſtbar zu ſein.

Wie voraus zu ſehen, durften ſie auf dem Markte nur Schritt vor Schritt reiten; aber die ſchöne liebenswürdige erheiterte jeden Aufenthalt durch eine geiſtreiche Bemerkung. „Ich wiederhole", ſagte ſie, „meine geſtrige Lection, da denn doch die Nothwendigkeit unſere Geduld prüfen will." Und wirklich drängte ſich die ganze Menſchenmaſſe dergeſtalt an die Reitenden heran, daß ſie ihren Weg nur langſam fortſetzen konnten. Das Volk ſchaute mit Freuden die junge Dame und auf ſoviel lächelnden Geſichtern zeigte ſich das entſchiedene Behagen, zu ſehen, daß die erſte Frau im Lande auch die ſchönſte und anmuthigſte ſei.

Untereinander gemiſcht, ſtanden Bergbewohner, die zwiſchen Felſen, Fichten und Föhren ihre ſtillen Wohnſitze hegten, Flachländer von Hügeln, Auen und Wieſen her, Gewerbsleute der kleinen Städte und was ſich Alles verſammelt hatte. Nach einem ruhigen Ueberblick bemerkte die Fürſtinn ihrem Begleiter, wie alle dieſe, woher ſie auch ſeien, mehr Stoff als nöthig zu ihren Kleidern genommen, mehr Tuch und Leinwand, mehr Band zum Beſatz. Iſt es doch, als ob die Weiber nicht brauſchig und die

Männer nicht pausig genug sich gefallen könnten.

„Wir wollen ihnen Das ja lassen," versetzte der Oheim; „wo auch der Mensch seinen Ueberfluß hinwendet, ihm ist wohl dabei, am wohlsten, wenn er sich damit schmückt und aufputzt." Die schöne Dame winkte Beifall.

So waren sie nach und nach auf einen freien Platz gelangt, der zur Vorstadt hinführte, wo am Ende vieler kleinen Buden und Kramstände ein größeres Bretergebäude in die Augen fiel, das sie kaum erblickten, als ein ohrzerreißendes Gebrülle ihnen entgegen tönte. Die Fütterungsstunde der dort zur Schau stehenden wilden Thiere schien herangekommen: der Löwe ließ seine Wald- und Wüstenstimme aufs Kräftigste hören; die Pferde schauderten, und man konnte der Bemerkung nicht entgehen, wie in dem friedlichen Wesen und Wirken der gebildeten Welt der König der Einöde sich so furchtbar verkündige. Zur Bude näher gelangt, durften sie die bunten colossalen Gemälde nicht übersehen, die mit heftigen Farben und kräftigen Bildern jene fremden Thiere darstellten, welche der friedliche Staatsbürger zu schauen unüberwindliche Lust empfinden sollte. Der grimmig ungeheure Tiger sprang auf einen Mohren los, im Begriff, ihn zu zerreißen; ein Löwe stand ernsthaft majestätisch, als wenn er keine Beute, seiner würdig, vor sich sähe; andere wunderliche, bunte Geschöpfe verdienten neben diesen mächtigen weniger Aufmerksamkeit.

„Wir wollen", sagte die Fürstinn, „bei unserer Rückkehr doch absteigen und die seltenen Gäste näher betrachten." — „Es ist wunderbar," versetzte der Fürst, „daß der Mensch durch Schreckliches immer aufgeregt sein will. Drinnen liegt der Tiger ganz ruhig in seinem Kerker, und hier muß er grimmig auf einen Mohren losfahren, damit man glaube, Dergleichen inwendig ebenfalls zu sehen; es ist an Mord und Todschlag noch nicht genug, an Brand und Untergang; die Bänkelsänger müssen es an jeder Ecke wiederholen. Die guten Menschen wollen eingeschüchtert sein, um hinterdrein erst recht zu fühlen, wie schön und löblich es sei, frei Athem zu holen.

Was denn aber auch Bänglichs von solchen Schreckensbildern mochte übrig geblieben sein, Alles und Jedes war sogleich ausgelöscht, als man, zum Thore hinausgelangt, in die heiterste Gegend eintrat. Der Weg führte zuerst am Flusse hinan, an einem zwar noch schmalen, nur leichte Kähne tragenden Wasser, das aber nach und nach als größter Strom seinen Namen behalten und ferne Länder beleben sollte. Dann ging es weiter durch wohlversorgte Frucht- und Lustgärten sachte hinaufwärts, und man sah sich nach und nach in der aufgethanen, wohlbewohnten Gegend um, bis erst ein Busch, sodann ein Wäldchen die Gesellschaft aufnahm, und die anmuthigsten Oertlichkeiten ihren Blick begrenzten und erquickten. Ein aufwärts leitendes Wiesenthal, erst vor Kurzem zum zweiten Male gemäht, sammetähnlich anzusehen, von einer oberwärts, lebhaft auf ein Mal reich entspringenden Quelle gewässert, empfing sie freundlich, und so zogen sie einem höhern, freiern Standpunct entgegen, den sie, aus dem Walde sich bewegend, nach einem lebhaften Stieg, erreichten, alsdann aber vor sich noch in bedeutender Entfernung über neuen Baumgruppen das alte Schloß, den Zielpunct ihrer Wallfahrt, als Fels- und Waldgipfel hervorragen sahen. Rückwärts aber — denn niemals gelangte man hierher ohne sich umzukehren — erblickten sie durch zwiefache Lücken der hohen Bäume das fürstliche Schloß links, von der Morgensonne beleuchtet; den wohlgebauten, höhern Theil der Stadt, von leichten Rauchwolken gedämpft, und sofort nach der Rechten zu die untere Stadt, den Fluß in einigen Krümmungen, mit seinen Wiesen und Mühlen; gegenüber eine weite, nahrhafte Gegend.

Nachdem sie sich an dem Anblick erlabt, oder vielmehr, wie es uns bei dem Umblick auf so hoher Stelle zu geschehen pflegt, erst recht verlangend geworden nach einer weitern, weniger begrenzten Aussicht, ritten sie eine steinigte breite Fläche hinan, wo ihnen die mächtige Ruine als ein grüngekrönter Gipfel entgegenstand, wenig alte Bäume tief unten um seinen Fuß; sie ritten hindurch, und so fanden sie sich gerade vor der steilsten, unzugänglichsten Seite. Mächtige Felsen standen von Urzeiten her, jedem Wechsel unangetastet, fest, wohlgegründet voran, und so thürmte sich's aufwärts; das dazwischen Herabgestürzte lag in mächtigen Platten und Trümmern unregelmäßig übereinander und schien dem Kühnsten jeden Angriff zu verbieten. Aber das Steile, Jähe scheint der Jugend zuzusagen; Dieß zu unternehmen, zu erstürmen, zu erobern, ist jungen Gliedern ein Genuß. Die Fürstinn bezeigte Neigung zu einem Versuch; Honorio war bei der Hand; der fürstliche Oheim, wenn schon bequemer, ließ sich's gefallen und wollte sich doch auch nicht unkräftig zeigen; die Pferde sollten am Fuß unter den Bäumen halten, und man wollte bis zu einem gewissen Puncte gelangen, wo ein vorstehender, mächtiger Fels einen Flächenraum darbot, von wo man eine Aussicht hatte, die zwar schon in den Blick des Vogels überging, aber sich doch noch materisch genug hintereinander schob.

Die Sonne, beinahe auf ihrer höchsten Stelle, verlieh die klarste Beleuchtung; das fürstliche

Schloß mit ſeinen Theilen, Hauptgebäuden, Flügeln, Kuppeln und Thürmen erſchien gar ſtattlich; die obere Stadt in ihrer völligen Ausdehnung, auch in die untere konnte man bequem hineinſehen, ja durch das Fernrohr auf dem Markte ſogar die Buden unterſcheiden. Honorio war immer gewohnt, ein ſo förderliches Werkzeug überzuſchnallen; man ſchaute den Fluß hinauf und hinab, diesſeits das bergartig teraſſenweis unterbrochene, jenſeits das aufgleitende, flache und in mäßigen Hügeln abwechſelnde, fruchtbare Land; Ortſchaften unzählige; denn es war längſt herkömmlich, über die Zahl zu ſtreiten, wie viel man deren von hier oben gewahr werde.

Ueber die große Weite lag eine heitere Stille, wie es am Mittag zu ſein pflegt, wo die Alten ſagten, der Pan ſchlafe, und alle Natur halte den Athem an, um ihn nicht aufzuwecken.

„Es iſt nicht das erſte Mal," ſagte die Fürſtinn, „daß ich auf ſo hoher, weitumſchauender Stelle die Betrachtung mache, wie doch die klare Natur ſo reinlich und friedlich ausſieht und den Eindruck verleiht, als wenn gar nichts Widerwärtiges in der Welt ſein könne; und wenn man denn wieder in die Menſchenwohnung zurückkehrt, ſie ſei hoch oder niedrig, weit oder eng: ſo gibt's immer Etwas zu kämpfen, zu ſtreiten, zu ſchlichten und zurecht zu legen."

Honorio, der indeſſen durch das Sehrohr nach der Stadt geſchaut hatte, rief: „Seht hin! Seht hin! auf dem Markte fängt es an zu brennen." Sie ſahen hin und bemerkten wenigen Rauch; die Flamme dämpfte der Tag. „Das Feuer greift weiter um ſich!" rief man, immer durch die Gläſer ſchauend; auch wurde das Unheil den guten, unbewaffneten Augen der Fürſtinn bemerklich; von Zeit zu Zeit erkannte man eine rothe Flammengluth, der Dampf ſtieg empor und Fürſt Oheim ſprach: „Laßt uns zurückkehren! Das iſt nicht gut; ich fürchtete immer, das Unglück zum zweiten Male zu erleben." Als ſie, herabgekommen, den Pferden wieder zugingen, ſagte die Fürſtinn zu dem alten Herrn: „Reiten Sie hinein, eilig, aber nicht ohne den Reitknecht; laſſen Sie mir Honorio, wir folgen ſogleich." Der Oheim fühlte das Vernünftige, ja das Nothwendige dieſer Worte und ritt ſo eilig, als der Boden erlaubte, den wüſten, ſteinigen Hang hinunter.

Als die Fürſtinn aufſaß, ſagte Honorio: „Reiten Euere Durchlaucht, ich bitte, langſam! In der Stadt wie auf dem Schloß ſind die Feueranſtalten in beſter Ordnung; man wird ſich durch einen ſo unerwartet außerordentlichen Fall nicht irre machen laſſen. Hier aber iſt ein böſer Boden, kleine Steine und kurzes Gras, ſchnelles Reiten iſt unſicher; ohnehin, bis wir hineinkommen, wird das Feuer ſchon wieder ſein." Die Fürſtinn glaubte nicht daran: ſie ſah den Rauch ſich verbreiten; ſie glaubte einen aufflammenden Blitz geſehen, einen Schlag gehört zu haben, und nun bewegten ſich in ihrer Einbildungskraft alle die Schreckbilder, welche des trefflichen Oheims wiederholte Erzählung von dem erlebten Jahrmarktsbrande leider nur zu tief eingeſenkt hatte.

Fürchterlich wohl war jener Fall, überraſchend und eindringlich genug, um zeitlebens eine Ahnung und Vorſtellung wiederkehrenden Unglücks ängſtlich zurückzulaſſen, als zur Nachtzeit auf dem großen bedeutenden Marktraum ein plötzlicher Brand Laden auf Laden ergriffen hatte, ehe noch die in und an dieſen leichten Hütten Schlafenden aus tiefen Träumen geſchüttelt wurden; der Fürſt ſelbſt, als ein ermüdet angelangter, erſt eingeſchlafener Fremder an's Fenſter ſprang, Alles fürchterlich erleuchtet ſah, Flamme nach Flamme, rechts und links ſich überſpringend, ihm entgegen züngelte. Die Häuſer des Marktes, vom Widerſchein geröthet, ſchienen ſchon zu glühen, drohend, ſich jeden Augenblick zu entzünden und in Flammen aufzuſchlagen; unten wüthete das Element unaufhaltſam, die Dreter praſſelten, die Latten knackten, Leinwand flog auf, und ihre böſtern an den Enden flammend aufgezackten Fetzen trieben in der Höhe ſich umher, als wenn die böſen Geiſter, in ihrem Elemente um und um geſtaltet, ſich muthwillig tanzend verzehren, und da und dort aus den Gluthen wieder auftauchen wollten. Dann aber mit kreiſchendem Geheul rettete Jeder, was zur Hand lag; Diener und Knechte mit den Herren bemühten ſich, von Flammen ergriffene Ballen fortzuſchleppen, von dem brennenden Geſtell noch Einiges wegzureißen, um es in die Kiſte zu packen, die ſie denn doch zuletzt den eilenden Flammen zum Raube laſſen mußten. Wie Mancher wünſchte nur einen Augenblick Stillſtand dem heranpraſſelnden Feuer, nach der Möglichkeit einer Beſinnung ſich umſehend! Und er war mit aller ſeiner Habe ſchon ergriffen; an der einen Seite brannte, glühte ſchon, was an der andern noch in äußerer Nacht ſtand. Hartnäckige Charactere, willenſtarke Menſchen widerſetzten ſich grimmig dem grimmigen Feinde und retteten Manches mit Verluſt ihrer Augenbrauen und Haare. Leider nun erneuerte ſich vor dem ſchönen Geiſte der Fürſtinn der wüſte Wirrwarr. Nun ſchien der heitere, morgendliche Geſichtskreis umnebelt, ihre Augen verdüſtert, Wald und Wieſe hatten einen wunderbaren, bänglichen Anſchein.

In das friedliche Thal eintretend, ſeiner labenden Kühle nicht achtend, waren ſie kaum

einige Schritte von der lebhaften Quelle des nahen fließenden Baches herab, als die Fürstinn ganz unten im Gebüsche des Wiesenthals etwas Seltsames erblickte, das sie alsobald für den Tiger erkannte. Heransspringend, wie sie ihn vor Kurzem gemalt gesehen, kam er entgegen; und dieses Bild zu den furchtbaren Bildern, die sie so eben beschäftigten, machte den wundersamsten Eindruck. „Flieht! gnädige Frau," rief Honorio, „flieht!" Sie wandte das Pferd um, dem steilen Berg zu, wo sie herabgekommen waren. Der Jüngling aber, dem Unthier entgegen, zog die Pistole und schoß, als er sich nahe genug glaubte. Leider jedoch war gefehlt! Der Tiger sprang seitwärts, das Pferd stutzte, das ergrimmte Thier aber verfolgte seinen Weg, aufwärts unmittelbar der Fürstinn nach. Sie sprengte, was das Pferd vermochte, die steile, steinigte Strecke hinan, kaum fürchtend, daß ein zartes Geschöpf, solcher Anstrengung ungewohnt, sie nicht aushalten werde. Es übernahm sich, von der bedrängten Reiterinn angeregt, stieß am kleinen Gerölle des Hangs an und wieder an, und stürzte zuletzt nach heftigem Bestreben kraftlos zu Boden. Die schöne Dame, entschlossen und gewandt, versehlte nicht, sich strack auf ihre Füße zu stellen, auch das Pferd richtete sich auf; aber der Tiger nahte schon, obgleich nicht mit heftiger Schnelle; der ungleiche Boden, die scharfen Steine schienen seinen Antrieb zu hindern, und war, daß Honorio unmittelbar hinter ihm herflog, neben ihm gemäßigt heraufritt, schien seine Kraft auf's Neue anzuspornen und zu reizen. Beide Renner erreichten zugleich den Ort, wo die Fürstinn am Pferde stand; der Ritter beugte sich herab, schoß und traf mit der zweiten Pistole das Ungeheuer durch den Kopf, daß es sogleich niederstürzte, und ausgestreckt in seiner Länge erst recht die Macht und Furchtbarkeit sehen ließ, von der nur noch das Körperliche übrig geblieben da lag. Honorio war vom Pferde gesprungen und kniete schon auf dem Thiere, dämpfte seine letzten Bewegungen und hielt den gezogenen Hirschfänger in der rechten Hand. Der Jüngling war schön; er war herangesprengt, wie ihn die Fürstinn oft im Lanzen- und Ringelspiel gesehen hatte. Ebenso traf in der Reitbahn seine Kugel im Vorbeisprengen den Türkenkopf auf dem Pfahl, gerade unter dem Turban in die Stirne; ebenso spießte er, flüchtig heransprengend, mit dem blanken Säbel das Mohrenhaupt vom Boden auf. In allen solchen Künsten war er gewandt und glücklich; hier kam Beides zu Statten.

„Gebt ihm den Rest," sagte die Fürstinn, „ich fürchte, er beschädigt Euch noch mit den Krallen." — „Verzeiht!" erwiederte der Jüngling, „er ist schon todt genug, und ich mag das Fell nicht verderben, das nächsten Winter auf Euerm Schlitten glänzen soll." — „Freveln nicht," sagte die Fürstinn; „Alles, was von Frömmigkeit im tiefen Herzen wohnt, entfaltet sich in solchem Augenblick." — „Auch ich", rief Honorio, „war nicht frömmer, als jetzt eben. Deßhalb aber denke ich an's Freudigste; ich blicke dieses Fell nur an, wie es Euch zur Lust begleiten kann." — „Es würde mich immer an diesen schrecklichen Augenblick erinnern," versetzte sie. — „Ist es doch", erwiederte der Jüngling mit glühender Wange, „ein unschuldigeres Triumph-Zeichen, als wenn die Waffen erschlagener Feinde vor dem Sieger her zur Schau getragen werden." — „Ich werde mich an Euere Kühnheit und Gewandtheit dabei erinnern und darf nicht hinzusetzen, daß Ihr auf meinen Dank und auf die Gnade des Fürsten lebenslänglich rechnen könnt. Aber steht auf; schon ist kein Leben mehr im Thiere. Bedenken wir das Weitere, vor allen Dingen steht auf!" — „Da ich nun einmal knie," versetzte der Jüngling, „da ich mich in einer Stellung befinde, die mir auf jede andere Weise untersagt wäre, so laßt mich bitten, von der Gunst, von der Gnade, die Ihr mir zuwendet, in diesem Augenblick versichert zu werden. Ich habe schon so oft Euern hohen Gemahl gebeten, um Urlaub und Vergünstigung einer weitern Reise. Wer das Glück hat, an Euerer Tafel zu sitzen, wen Ihr beehrt, Euere Gesellschaft unterhalten zu dürfen, Der muß die Welt gesehen haben. Reisende strömen von allen Orten her; und wenn von einer Stadt, von einem wichtigen Puncte irgend eines Welttheils gesprochen wird, ergeht an den Querigen jedes Mal die Frage, ob er daselbst gewesen sei? Niemandem traut man Verstand zu, als wer das Alles gesehen hat; es ist, als wenn man sich nur für Andere zu unterrichten hätte."

„Steht auf!" wiederholte die Fürstinn, „ich möchte nicht gern gegen die Ueberzeugung meines Gemahls irgend Etwas wünschen und bitten; allein wenn ich nicht irre, so ist die Ursache, warum er Euch bisher zurückhielt, bald gehoben. Seine Absicht war, Euch zum selbstständigen Edelmann herangereift zu sehen, der sich und ihm auch auswärts Ehre machte, wie bisher am Hofe, und ich dächte, Euere That wäre ein so empfehlender Reisepaß, als ein junger Mann nur in die Welt mitnehmen kann."

Daß anstatt einer jugendlichen Freude eine gewisse Trauer über sein Gesicht zog, hatte die Fürstinn nicht Zeit zu bemerken, noch er, seiner Empfindung Raum zu geben: denn hastig den Berg herauf, einen Knaben an der Hand, kam eine Frau, geradezu auf die Gruppe los, die

Sie fährt mit dem Schaumlöffel in den Keſſel, und ſpritzt Flammen nach Fauſt, Mephiſtopheles und den Thieren. Die Thiere winſeln.

Mephiſtopheles,

welcher den Wedel, den er in der Hand hält, umkehrt, und unter die Gläſer und Töpfe ſchlägt.

Entzwey! entzwey!
Da liegt der Brey,
Da liegt das Glas!
Es iſt nur Spaß,
Der Tact, du Aas,
Zu deiner Melodey!

Indem die Hexe voll Grimm und Entſetzen zurücktritt.

Erkennſt du mich, Gerippe! Scheuſal du!
Erkennſt du deinen Herrn und Meiſter?
Was hält mich ab, ſo ſchlag' ich zu,
Zerſchmettre dich und deine Katzen-Geiſter!
Haſt du vor'm rothen Wamms nicht mehr Reſpect?
Kannſt du die Hahnenfeder nicht erkennen?
Hab' ich dieß Angeſicht verſteckt?
Soll ich mich etwa ſelber nennen?

wir kennen; und kaum war Honorio ſich beſinnend aufgeſtanden, als ſie ſich heulend und ſchreiend über den Leichnam herwarf, und an dieſer Handlung ſowie an einer, obgleich reinlich anſtändigen, doch bunten und ſeltſamen Kleidung ſogleich errathen ließ, ſie ſei die Meiſterinn und Wärterinn dieſes dahin geſtreckten Geſchöpfes, wie denn der ſchwarzaugige, ſchwarzlockige Knabe, der eine Flöte in der Hand hielt, gleich der Mutter weinend, weniger heftig, aber tief gerührt, neben ihr kniete.

Den gewaltſamen Ausbrüchen der Leidenſchaft dieſes unglücklichen Weibes folgte, zwar unterbrochen ſtoßweiſe, ein Strom von Worten, wie ein Bach ſich in Abſätzen von Felſen zu Felſen ſtürzt. Eine natürliche Sprache, kurz und abgebrochen, machte ſich eindringlich und rührend. Vergebens würde man ſie in unſern Mundarten überſetzen wollen; den ungefähren Inhalt dürfen wir nicht verfehlen. Sie haben Dich ermordet, armes Thier! ermordet ohne Noth! Du warſt zahm und hätteſt Dich gern ruhig niedergelaſſen und auf uns gewartet; denn Deine Fußballen ſchmerzten Dich, und Deine Knochen hatten keine Kraft mehr! Die heiße Sonne fehlte Dir, ſie zu reifen. Du warſt der Schönſte Deinesgleichen. Wer hat je einen königlichen Tiger ſo herrlich ausgeſtreckt im Schlafe geſehen, wie Du nun hier liegſt, todt, um nicht wieder aufzuſtehen? Wenn Du des Morgens aufwachteſt bei'm frühen Tagesſchein und den Rachen aufſperrteſt, ausſtreckend die rothe Zunge, ſo ſchienſt Du uns zu lächeln, und, wenn ſchon brüllend, nahmſt Du doch ſpielend Dein Futter aus den Händen einer Frau, von den Fingern eines Kindes! Wie lange begleiteten wir Dich auf Deinen Fahrten; wie lange war Deine Geſellſchaft uns wichtig und fruchtbar! Uns, uns, ganz eigentlich kam die Speiſe von den Freſſern, und ſüße Labung von den Starken. So wird es nicht mehr ſein! Wehe, wehe!

Sie hatte nicht ausgeklagt, als über die mittlere Höhe des Bergs am Schloſſe herab Reiter heranſprengten, die alſobald für das Jagdgefolge des Fürſten erkannt wurden, er ſelbſt voran. Sie hatten, in den hintern Gebirgen jagend, die Brandwolken aufſteigen ſehen, und durch Thäler und Schluchten, wie auf gewaltſam hetzender Jagd, den geraden Weg nach dieſem traurigen Zeichen genommen. Ueber die ſteinige Höhe einherſprengend, ſtutzten und ſtarrten ſie, nun die unerwartete Gruppe gewahr werdend, die ſich auf der leeren Fläche merkwürdig auszeichnete. Nach dem erſten Erkennen verſtummte man, und nach einigem Erholen ward, was der Anblick nicht ſelbſt ergab, mit wenigen Worten erläutert. So ſtand der Fürſt vor dem ſeltſamen, unerhörten Ereigniß, einen Kreis umher von Reitern und Nachreitenden zu Fuße. Unſchlüſſig war man nicht, was zu thun ſei; anzuordnen, auszuführen war der Fürſt beſchäftigt, als ein Mann ſich in den Kreis drängte, groß von Geſtalt, bunt und wunderlich gekleidet wie Frau und Kind. Und nun gab die Familie zuſammen Schmerz und Ueberraſchung zu erkennen. Der Mann aber, gefaßt, ſtand in ehrfurchtsvoller Entfernung vor dem Fürſten und ſagte: „Es iſt nicht Klagenszeit; ach, mein Herr und mächtiger Jäger, auch der Löwe iſt los; auch hier nach dem Gebirg iſt er hin! Aber ſchont ihn, habt Barmherzigkeit, daß er nicht umkomme, wie dieß gute Thier!"

„Der Löwe?" ſagte der Fürſt; „haſt Du ſeine Spur?" — „Ja Herr! Ein Bauer dort unten, der ſich ohne Noth auf einen Baum gerettet hatte, wies mich weiter hier links hinauf; aber ich ſah den großen Trupp Menſchen und Pferde vor mir, neugierig und hülfsbedürftig eilt' ich hierher." „Alſo", befahl der Fürſt, „muß die Jagd ſich auf dieſe Seite ziehen; Ihr ladet Euere Gewehre, geht ſachte zu Werk; es iſt kein Unglück, wenn Ihr ihn in die tiefen Wälder treibt; aber am Ende, guter Mann, werden wir Euer Geſchöpf nicht ſchonen können; warum wart Ihr unvorſichtig genug, ſie entkommen zu laſſen?" — „Das Feuer brach aus," verſetzte Jener, „wir hielten uns ſtill und geſpannt; es verbreitete ſich ſchnell, aber fern von uns; wir hatten Waſſer genug zu unſerer Vertheidigung, aber ein Pulverſchlag flog auf und warf die Brände bis an uns heran, über uns weg; wir übereilten uns und ſind nun unglückliche Leute."

Noch war der Fürſt mit Anordnungen beſchäftigt, aber einen Augenblick ſchien Alles zu ſtocken, als oben, vom alten Schloß herab, eilig ein Mann heranſpringend geſehen ward, den man bald für den angeſtellten Wächter erkannte, der die Werkſtätte des Malers bewachte, indem er darin ſeine Wohnung nahm und die Arbeiter beaufſichtigte. Er kam außer Athem ſpringend, doch hatte er bald mit wenigen Worten angezeigt: oben hinter der höhern Ringmauer habe ſich der Löwe im Sonnenſchein gelagert, am Fuße einer hundertjährigen Buche und verhalte ſich ganz ruhig. Aergerlich aber ſchloß der Mann: „Warum habe ich geſtern meine Büchſe in die Stadt getragen, um ſie ausputzen zu laſſen? Er wäre nicht wieder aufgeſtanden; das Fell wäre doch mein geweſen, und ich hätte mich Deſſen, wie billig, zeitlebens gebrüſtet."

Der Fürſt, dem ſeine militäriſchen Erfahrungen auch hier zu Statten kamen, da er ſich wohl ſchon in Fällen gefunden hatte, wo von mehrern Seiten unvermeidliches Uebel heran-

drohte, sagte hierauf: „Welche Bürgschaft gebt Ihr mir, daß wenn wir Euers Löwen schonen, er nicht im Lande unter den Meinigen Verderben anrichtet?“

„Hier diese Frau und dieses Kind“, erwiederte der Vater hastig, „erbieten sich, ihn zu zähmen, ihn ruhig zu erhalten, bis ich den beschlagenen Kasten heraufschaffe, da wir ihn denn unschädlich und unbeschädigt wieder zurückbringen werden.“

Der Knabe schien seine Flöte versuchen zu wollen, ein Instrument von der Art, das man sonst die sanfte, süße Flöte zu nennen pflegte; sie war kurz geschnäbelt wie die Pfeifen; wer es verstand, wußte die anmuthigsten Töne daraus hervorzulocken. Indeß hatte der Fürst den Wärter gefragt, wie der Löwe hinaufgekommen. Dieser aber versetzte: „Durch den Hohlweg, der, auf beiden Seiten vermauert, von jeher der einzige Zugang war und der einzige bleiben soll; zwei Fußpfade, die noch hinaufführten, haben wir dergestalt entstellt, daß Niemand, als durch jenen ersten, engen Anweg zu dem Zauberschlosse gelangen könnt, wozu es Fürst Friedrich's Geist und Geschmack ausbilden will.“

Nach einigem Nachdenken, wobei sich der Fürst nach dem Kinde umsah, das immer sanft, gleichsam zu präludiren, fortgefahren hatte, wendete er sich zu Honorio und sagte: „Du hast heute viel geleistet, vollende das Tagwerk. Besetze den schmalen Weg, haltet Euere Büchsen bereit, aber schießt nicht eher, als bis Ihr das Geschöpf nicht sonst zurückscheuchen könnt; allenfalls macht ein Feuer an, vor dem er sich fürchtet, wenn er herunter will. Mann und Frau möge für das Uebrige stehen.“ Eilig schickte Honorio sich an, die Befehle zu vollführen.

Das Kind verfolgte seine Melodie, die keine war, eine Tonfolge ohne Gesetz, und vielleicht eben deßwegen so herzergreifend; die Umstehenden schienen wie bezaubert von der Bewegung einer liederartigen Weise, als der Vater mit anständigem Enthusiasmus zu reden anfing und fortfuhr:

„Gott hat dem Fürsten Weisheit gegeben, und zugleich die Erkenntniß, daß alle Gotteswerke weise sind, jedes nach seiner Art. Seht den Felsen, wie er feststeht und sich nicht rührt, der Witterung trotzt und dem Sonnenschein; uralte Bäume zieren sein Haupt, und so gekrönt schaut er weit umher; stürzt aber ein Theil herunter, so will es nicht bleiben, was es war, es fällt zertrümmert in viele Stücke und bedeckt die Seite des Hanges. Aber auch da wollen sie nicht verharren, muthwillig springen sie tief hinab, der Bach nimmt sie auf, zum Flusse trägt er sie. Nicht widerstehend, nicht widerspenstig, eckig; nein, glatt und abgerundet gewinnen sie schneller ihren Weg und gelangen von Fluß zu Fluß, endlich zum Ocean, wo die Riesen in Schaaren daher ziehen und in der Tiefe die Zwerge wimmeln.

Doch wer preist den Ruhm des Herrn, den die Sterne loben von Ewigkeit zu Ewigkeit! Warum seht Ihr aber im Fernen umher? Betrachtet hier die Biene: noch spät im Herbst sammelt sie emsig und baut sich ein Haus, winkel- und waagerecht, als Meister und Geselle. Schaut die Ameise da: sie kennt ihren Weg und verliert ihn nicht, sie baut sich eine Wohnung aus Grashalmen, Erdbröcklein und Kiefernadeln, sie baut es in die Höhe und wölbet es zu; aber sie hat umsonst gearbeitet; denn das Pferd stampft und scharrt Alles auseinander. Seht hin: es zertritt ihre Balken und zerstreut ihre Planken, ungeduldig schnaubt es und kann nicht rasten; denn der Herr hat das Roß zum Gesellen des Windes gemacht und zum Gefährten des Sturms, daß es den Mann dahin trage, wohin er will, und die Frau, wohin sie begehrt. Aber im Palmenwald trat er auf, der Löwe, ernsten Schrittes durchzog er die Wüste, dort herrscht er über alles Getier und Nichts widersteht ihm. Doch der Mensch weiß ihn zu zähmen, und das grausamste der Geschöpfe hat Ehrfurcht vor dem Ebenbilde Gottes, wornach auch die Engel gemacht sind, die dem Herrn dienen und seinen Dienern. Denn in der Löwengrube scheute sich Daniel nicht; er blieb fest und getrost, und das wilde Brüllen unterbrach nicht seinen frommen Gesang.“

Diese mit dem Ausdruck eines natürlichen Enthusiasmus gehaltene Rede begleitete das Kind hier und da mit anmuthigen Tönen; als aber der Vater geendigt hatte, fing es mit reiner Kehle, heller Stimme und geschickten Läufen zu intoniren an, worauf der Vater die Flöte ergriff, im Einklang sich hören ließ, das Kind aber sang:

Aus den Gruben, hier im Graben,
Hör' ich des Propheten Sang:
Engel schweben, ihn zu laben;
Wär da dem Guten bang?
Löw' und Löwinn, hin und wieder,
Schmiegen sich um ihn heran:
Ja, die sanften, frommen Lieder
Haben's ihnen angethan!

Der Vater fuhr fort, die Strophe mit der Flöte zu begleiten, die Mutter trat hier und da als zweite Stimme mit ein.

Eindringlich aber ganz besonders war, daß das Kind die Zeilen der Strophe nunmehr zu anderer Ordnung durch einander schob, und dadurch, wo nicht einen neuen Sinn hervorbrachte, doch das Gefühl in und durch sich selbst aufregend erhöhte:

Engel ſchweben auf und nieder
Uns in Tönen zu erlaben,
Welch ein himmliſcher Geſang!
In den Graben, in den Graben
Wäre da dem Kinde bang?
Dieſe ſanften, frommen Lieder
Laſſen Unglück nicht heran:
Engel ſchweben hin und wieder
Und ſo iſt es ſchon gethan.

Hierauf mit Kraft und Erhebung begannen alle Drei:

Denn der Ew'ge herrſcht auf Erden,
Ueber Meere herrſcht ſein Blick;
Löwen ſollen Lämmer werden,
Und die Woge ſchwankt zurück.
Blankes Schwert erſtarrt im Hiebe;
Stand' und Hoffnung ſind erfüllt;
Wunderthätig iſt die Liebe,
Die ſich im Gebet enthüllt.

Alles war ſtill, hörte, horchte und nur erſt, als die Töne verhallten, konnte man den Eindruck bemerken und allenfalls beobachten. Alles war wie beſchwichtigt: Jeder in ſeiner Art gerührt. Der Fürſt, als wenn er erſt jetzt das Unheil überſähe, das ihn vor Kurzem bedroht hatte, blickte nieder auf ſeine Gemahlinn, die, an ihn gelehnt, ſich nicht verſagte, das geſtickte Tüchlein hervorzuziehen und die Augen damit zu bedecken. Es that ihr wohl, die jugendliche Bruſt von dem Druck erleichtert zu fühlen, mit dem die vorhergehenden Minuten ſie belaſtet hatten. Eine vollkommene Stille beherrſchte die Menge, man ſchien die Gefahren vergeſſen zu haben, unten den Brand und von oben das Erſcheinen eines bedenklich ruhenden Löwen.

Durch einen Wink, die Pferde näher herbei zu führen, brachte der Fürſt zuerſt wieder in die Gruppe Bewegung; dann wendete er ſich zu dem Weibe und ſagte: „Ihr glaubt alſo, daß Ihr den entſprungenen Löwen, wo Ihr ihn antreffe, durch Euern Geſang, durch den Geſang dieſes Kindes, mit Hülfe dieſer Fiſtelntöne beſchwichtigen und ihn ſodann unſchädlich ſowie unbeſchädigt in ſeinen Verſchluß wieder zurückbringen könntet?“ Sie bejahten es, verſichernd und betheuernd; der Caſtellan wurde ihnen als Wegweiſer zugegeben. Nun entfernte der Fürſt mit Wenigen ſich eiligſt; die Fürſtinn folgte langſamer mit dem übrigen Gefolge. Mutter aber und Sohn ſtiegen, von dem Wärtel, der ſich eines Gewehrs bemächtigt hatte, ſteiler gegen den Berg hinan.

Vor dem Eintritt in den Hohlweg, der den Zugang zu dem Schloß eröffnete, fanden ſie die Jäger beſchäftigt, dürres Reiſig zu häufen, damit ſie auf jeden Fall ein großes Feuer anzünden könnten. — „Es iſt nicht Noth,“ ſagte die Frau; „es wird ohne das Alles in Güte geſchehen.“

Weiter hin, auf einem Mauerſtücke ſitzend, erblickten ſie Honorio, ſeine Doppelbüchſe in den Schooß gelegt, auf einem Poſten, als wie zu jedem Ereigniß gefaßt. Aber die Herankommenden ſchien er kaum zu bemerken, er ſaß wie in tiefen Gedanken verſunken, er ſah umher wie zerſtreut. Die Frau ſprach ihn an mit der Bitte, das Feuer nicht anzünden zu laſſen; er ſchien jedoch ihrer Rede wenig Aufmerkſamkeit zu ſchenken; ſie redete lebhaft fort und rief: „Schöner, junger Mann, Du haſt meinen Tiger erſchlagen, ich ſuche Dir nicht; ſchone meinen Löwen, guter, junger Mann, ich ſegne Dich.“

Honorio ſchaute gerade vor ſich hin, dorthin, wo die Sonne auf ihrer Bahn ſich zu ſenken begann. — „Du ſchauſt nach Abend,“ rief die Frau, „Du thuſt wohl daran; dort gibt's viel zu thun. Eile nur, ſäume nicht; Du wirſt überwinden. Aber zuerſt überwinde Dich ſelbſt.“ Hierauf ſchien er zu lächeln; die Frau ſtieg weiter, konnte ſich aber nicht enthalten, nach dem Zurückbleibenden nochmals umzublicken. Eine röthliche Sonne überſchien ſein Geſicht; ſie glaubte nie einen ſchönern Jüngling geſehen zu haben.

„Wenn Euer Kind“, ſagte nunmehr der Wärtel, „flötend und ſingend, wie Ihr überzeugt ſeid, den Löwen anlocken und beruhigen kann, ſo werden wir uns deſſelben ſehr leicht bemeiſtern, da ſich das gewaltige Thier ganz nah an die durchbrochenen Gewölbe hingelagert hat, durch die wir, da das Hauptthor verſchüttet iſt, einen Eingang in den Schloßhof gewonnen haben. Lockt ihn das Kind hinein, ſo kann ich die Oeffnung mit leichter Mühe ſchließen, und der Knabe, wenn es ihm gut däucht, durch eine der kleinen Wendeltreppen, die er in der Ecke ſieht, dem Thiere entſchlüpfen. Wir wollen uns verbergen, aber ich werde mich ſo ſtellen, daß meine Kugel jeden Augenblick dem Kinde zu Hülfe kommen kann.“

„Die Umſtände ſind alle nicht nöthig, Gott und Kunſt, Frömmigkeit und Glück müſſen das Beſte thun.“ — „Es ſei“, verſetzte der Wärtel, „aber ich kenne meine Pflichten. Erſt führ' ich Euch durch einen beſchwerlichen Steig auf das Gemäuer hinauf, gerade dem Eingang gegenüber, den ich erwähnt habe; das Kind mag hinabſteigen, gleichſam in die Arena des Schauſpiels und das beſänftigte Thier dort hereinlocken.“ Das geſchah; Wärtel und Mutter ſahen verſteckt von oben herab, wie das Kind die Wendeltreppen hinunter in dem klaren Hofraum ſich zeigte, und in der düſtern Oeffnung gegenüber verſchwand, aber ſogleich ſeinen Fiſtelton hören ließ, der ſich nach und nach verlor und endlich verſtummte. Die Pauſe war ahnungsvoll genug; den alten, mit Gefahr bekannten Jäger beengte der ſeltene menſchliche Fall. Er ſagte ſich, daß er lieber perſönlich dem gefähr-

lichen Thiere entgegenginge; die Mutter jedoch, mit heiterm Geſicht, übergebogen horchend, ließ nicht die mindeſte Unruhe bemerken.

Endlich hörte man die Flöte wieder; das Kind trat aus der Höhle hervor mit glänzend befriedigten Augen, der Löwe hinter ihm drein, aber langſam und wie es ſchien mit einiger Beſchwerde. Er zeigte hier und da Luſt, ſich niederzulegen, doch der Knabe führte ihn im Halbkreiſe durch die wenig entblätterten, buntbelaubten Bäume, bis er ſich endlich in den letzten Strahlen der Sonne, die ſie durch eine Ruinen-Lücke hereinſandte, wie verklärt niederſetzte und ſein beſchwichtigendes Lied abermals begann, deſſen Wiederholung wir uns auch nicht entziehen können.

Aus den Gruben hier im Graben
Hör' ich des Propheten Sang;
Engel ſchweben, ihn zu laben;
Wäre da dem Guten bang?
Löw' und Löwin hin und wieder,
Schmiegen ſich um ihn heran;
Ja, die ſanften, frommen Lieder
Haben's ihnen angethan.

Indeſſen hatte ſich der Löwe ganz knapp an das Kind hingelegt und ihm die ſchwere rechte Vordertatze auf den Schooß gehoben, die der Knabe, fortſingend, anmuthig ſtreichelte, aber gar bald bemerkte, daß ein ſcharfer Dornzweig zwiſchen die Ballen eingeſtochen war. Sorgfältig zog er die verletzende Spitze hervor, nahm lächelnd ſein buntſeidenes Halstuch vom Nacken, und verband die gräuliche Tatze des Unthiers, ſo daß die Mutter ſich vor Freuden mit ausgeſtreckten Armen zurückbog und vielleicht angewohnter Weiſe Beifall gerufen und geklatſcht hätte, wäre ſie nicht durch einen derben Fauſtgriff des Wärters erinnert worden, daß die Gefahr nicht vorüber ſei.

Glorreich ſang das Kind weiter, nachdem es mit wenigen Tönen vorgeſpielt hatte:

Denn der Ew'ge herrſcht auf Erden,
Ueber Meere herrſcht ſein Blick;
Löwen ſollen Lämmer werden,
Und die Welle ſchwankt zurück.
Blankes Schwert erſtarrt im Hiebe,
Glaub' und Hoffnung ſind erfüllt;
Wunderthätig iſt die Liebe,
Die ſich im Gebet enthüllt.

Iſt es möglich, zu denken, daß man in den Zügen eines ſo grimmigen Geſchöpfes, des Tyrannen der Wälder, des Deſpoten des Thierreiches, einen Ausdruck von Freundlichkeit, von dankbarer Zufriedenheit habe ſpüren können, ſo geſchah es hier; und wirklich ſah das Kind in ſeiner Verklärung aus, wie ein mächtiger, ſiegreicher Ueberwinder; Jener zwar nicht wie der Ueberwundene, denn ſeine Kraft blieb in ihm verborgen, aber doch wie der Gezähmte, wie der dem eigenen, friedlichen Willen Anheimgegebene. Das Kind ſtötete und ſang ſo weiter, nach ſeiner Art die Zeilen verſchränkend und neue hinzufügend:

Und ſo geht mit guten Kindern
Heiliger Engel gern zu Rath,
Böſes Wollen zu verhindern,
Zu befördern ſchöne That.
Ob beſchwören, faſt zu bannen
Sieben Sohn an's zarte Knie,
Ihn, des Waldes Hoch-Tyrannen,
Frommer Sinn und Melodie.

Erläuterungen und Anmerkungen.

1.

Ueber „Wilhelm Meister's Wanderjahre".

von C. J. Göschel.

Es wird noch eine geraume Zeit vergehen, bis die „Wanderjahre", erster und zweiter Redaction, nach ihrer wunderbaren Form zu einer reinen Kunstanschauung, nach ihrem tiefsten Sinne zu einem vollständigen Verständnisse durchdrungen werden. Die Form windet sich, gleich dem großartigsten Bauwerke alter Zeit, aber mit der Heiterkeit und Freiheit der höhern Stufe weiterer Entwickelung, durch die mannigfachsten Verschlingungen hindurch, und aus den verschiedenartigsten Erzählungen, Mährchen, scheinbaren Episoden, Tagebüchern und Träumen heraus: es ist Alles nur lose verbunden, wie willkürlich durcheinander geschoben, wie aus dem Stegreife eingeschaltet, und mitten im Verlaufe wieder abgebrochen. Gleicher Maßen tritt der Sinn in vielfältigen Andeutungen und Sentenzen, Sinnen und Liedern bald hervor, bald zurück; denn er wechselt und schwankt. Und was ist der Hauptgedanke oder die Hauptsumme aller Gedanken? „Einzelne Stellen deuten auf den hohen Sinn des Entsagens, durch welchen der eigentliche Eintritt in's Leben erst denkbar ist." Sodann treffen wir deutlichere Zeichen einer Geschichte nach Jahren, Monaten, Wochen und Tagen, „so daß wir uns überreden dürften, wieder in der wirklichen Welt zu wandeln, wenn uns nicht auch hier verschiedentlich hinzugefügte Zeichen und Chiffern befürchten ließen, eine geheimere Bedeutung werde uns immer verborgen bleiben."

„Was uns aber ganz aus aller historischen Fassung bringt," Das ist die weitere Lebensführung aus dem metallreichen Gebirge über dessen zur weiten Fläche sich ausbreitenden Gipfel „durch schroffe, kaum zu ersteigende Schluchten und Felsen," bis zu der hervorspringenden „Klippe, deren Gipfel nur einem einzigen Stehenden Raum gab, welcher, in die gräuliche Tiefe hinabschauend, gewaltsame Bergströme durch schwarze Klüfte schäumen sah." Hier war weder Zeit, noch Platz, sich niederzulassen: nur zum freien Stehen war Raum, und auch nur für Einen: aber wer hätte auch hier an's Sitzen denken können, wo Alles zu stehen, zu sehen, zu vertrauen aufforderte? Hier gilt es, zu stehen und wach zu bleiben. Und wer so stehet, der sehe wohl zu, daß er nicht falle, denn der Abgrund ist gleich daneben.

Gegenüber lagen in unermeßlicher Ferne andere Höhen, aus welchen man „mit bloßen Augen ganz deutlich mehrere Personen oben versammelt erblicken konnte."

Es waren meist Frauenzimmer. Und am äußersten Rande stand Natalie vor dem jähsten Abgrunde auf steilster Bergspitze. So steht sie drüben und der Wanderer steht hüben, Beide als Pilger in schwindelnder Höhe, — wer wird sie erretten? — Beide unerreichbar fern und doch magisch nah, — wann werden sie sich vereinigen? — Beide durch Zeichen und Winke sich gegenseitig verständigend, in dem seltsamsten Gefühle zwischen Nähe und Ferne schwankend, und von Augenblick zu Augenblick Beides verwechselnd.

„Das ist ihre reine, holde Gestalt, ihre schlanken Arme, die mir einst so hülfreich erschienen, und mich, nach unseligen Leiden und Verworrenheit, endlich doch, wenn auch nur für Augenblicke, theilnehmend umfaßten!" Und ist es nicht auch ein dankenswerthes Glück, wenn uns Das, was uns in der Zeit auf die Dauer versagt ist, wenigstens auf einen Augenblick entzückt, bis die Zeit aus ist, die uns davon trennt?

„Genug, die Theure sah ich so genau und deutlich als zu erreichen, ob ich gleich ihre Gesellschaft noch nicht zu erkennen vermochte. Indem ich mich nun auch hierum bemühte, und nach ihr um desto mehr bestrebte, da drohte der Abgrund mich zu verschlingen, hätte nicht eine hülfreiche Hand mich ergriffen, und zugleich — der Gefahr, wie dem schönsten Glücke entrissen." —

Wer zweifelt nun noch, daß Wilhelm, nachdem er endlich gefunden, von Neuem zu langer Wanderschaft und herbem Entsagen berufen,

ſeine Natalie niemals zur Frau bekommen, und hierunleben ihres Beſitzes auf die Dauer nie gewiß werden wird? Sondern er muß ſolchem ruhigen und dauerhaften Liebesglücke für dieſes Leben entſagen um des Wanderns willen. Er wird ſich auch niemals eine feſte Hütte bauen und keine bleibende Statt gewinnen, ſondern er ſucht die zukünftige.

An dieſem Lebenslooſe geht freilich das Allgemeinere Leben an; aber die beſondere Führung betrifft einen Einzelnen, welchem ſich die Arme der Liebe eben ſo oft öffnen als wieder entreiſſen und entwinden. Bald tritt ihm das Glück ganz nahe, aber plötzlich iſt es wieder entfernt und gegenüber erſcheinen auf ſchwindlicher Höhe der Frauenzimmer mehrere, und Keine erſcheint vergeblich, aber ſie bleiben zur Zeit alle unkenntlich bis auf Eine, welche vor Allen hervortritt, und doch nicht zu erreichen iſt.

Und wer iſt dieſer Einzelne? Er heißt Wilhelm. Aber wer iſt dieſer Wilhelm? Sollte er denn ſo ſchwer zu erkennen ſein, der Wanderer auf der Felsklippe, von den holdeſten Erſcheinungen durch unerreichbare Ferne getrennt? — Wer ihn erkennt, der wird dem Dichter ſelbſt eine Thräne der Rührung nachweinen, aber dann auch deſto freudiger das Auge nach oben richten, wo die Thränen getrocknet werden und einem entſagenden Wanderleben nach beſtandener Läuterung die Vollendung und Verklärung aller Sehnſucht, aller Wünſche und Hoffnungen verheißen iſt.

Carl Immermann.

Brief an einen Freund über die falſchen „Wanderjahre Wilhelm Meiſter's".

— Goethe's Leben fiel in eine Periode der Auflöſung des Staats, der Städte, der Familien. Das Vaterland ging ſeinem Verderben entgegen, ein ungeheures Schickſal brach von Weſten herein und fand nirgends Widerſtand, weil auf den Thronen der Eigennutz, im Rathe die Beſchränktheit und im Hauſe die Frivolität herrſchte. Die Beſſern, Empfindungsvollen hatten nirgends eine Stelle und retteten ſich deßhalb mit allen ſtebenden Kräften zur Natur oder zum Cosmopolitismus. Das einzige beſondere Verhältniß, in dem ſich ein warmes Gemüth noch befriedigen konnte, war die Geſchlechtsliebe, meiſtens nach Krieg dürſtend mit den bürgerlichen Anordnungen, da dieſe, längſt morſch geworden, doch noch einen äußern Gegenſtand des Kampfes jungen muthigen Herzen darboten. Ein unendlicher Ekel an allem Beſtehenden, weil es ſich ſelbſt überlebt hatte, bei tiefer Ueberzeugung von der Nothwendigkeit poſitiver Haltpuncte, war wohl das ſeltſame Gefühl des achtzehnten Jahrhunderts.

Dieſes Chaos ſtürzte über den Dichterjüngling, begleitete den Mann. Wenn es erlaubt iſt, von einem höchſteinzigen Menſchen etwas Allgemeines zu ſagen, ſo möchte ich behaupten, daß dieſem Geiſte die Idee der Schönheit eingeboren ſei, welche andere Dichter vielleicht nur zuweilen beſeligt. Eben weil er Nichts weiter iſt als Dichter, und weder Theologe noch Juriſt, noch ſonſt Etwas, vermochte er ſo Mannigfaltiges zu ſpenden, welches aber Alles durch unbefangene und tiefdringende Anſchauung ſich als Erzeugniß eines Mannes kund gibt. Er iſt der Erſte, deſſen Leben ſelbſt zum Gedicht wird, und der auch ſittliche Verirrung poetiſch abbüßen darf, weil der Kern ſeiner Natur nie dadurch verwüſtet worden iſt. Die Muſchel heilt die Verletzungen ihrer Schale durch Perlen, welche nachher als Kleinodien glänzen: ſo bereichert uns Goethe durch ſeine Fehler mehr, als Andere durch ihre Tugenden es vermögen. Er iſt zu poetiſch für Die, welche im Dichter nur den Verleger von allerhand politiſchem und moraliſchem Kram ſuchen, und dagegen höchſtverſtändlich für die Sinnbegabten.

Aus der Beſchaffenheit der Zeit und aus der Schönheit ſeines Geiſtes entſpringt das Weſen ſeiner Poeſie. Die Welt, wie ſie ihm erſchien, liegt in ſeinen Arbeiten zu Tage, und wenn ſie bunt und leidenſchaftlich ausſieht, ſo iſt daran die Welt ſchuld, nicht Goethe. Er hat eine entſchiedene Richtung, den Irrthum begabter Menſchen zu ſchildern, aber wer als die dogmatiſche Befangenheit kann ihn deßhalb tadeln, da er nie den Irrthum vergöttert, ſondern ihn zur gerechten Strafe führt? Werther und Eduard fallen, Taſſo und Fauſt gehen unter. Es iſt unſchätzbar, daß Goethe in einer Periode, welche wohl Menſchenhaß hervorbringen konnte, doch nie zu dieſem hinabſank, ſondern jede Erſcheinung, auch die verzerrteſte, in ihrer Natürlichkeit auszufinden wußte, die Leiden Werther's, Eduard's, Taſſo's, Fauſt's, Mignon's tief mitzufühlen verſtand, auf der andern Seite aber auch nie den Rechtspunct aus dem Sinne verlor und ihn gegen die Lieblinge der Phantaſie und Sentimentalität unerſchütterlich im Auge behielt. Selbſt der Gegner kann ihm doch weiter Nichts anhaben, als daß er die einzelnen irrenden Charactere aus den Werken herausreißt und an ihnen mäkelt. Aber warum ſchweigt er denn von dem Grundgedanken der ganzen Werke, und von der Strafe, die jenen Irrenden zu Theil wird?

Eben die volle, warme Menſchheit, welche in den Goethe'ſchen Dichtungen athmet, der Genius der Humanität, der darin ſeine Flügel

über jedem Fehler, über jeder Schwachheit schüttelt, und dabei doch die strenge Rechtlichkeit, die natürliche Frömmigkeit in Bezug auf ein Höheres, welche aus ihnen spricht: alle diese Eigenschaften machen die angefeindeten Dichtungen so unwiderstehlich und so einflußreich. Goethe predigt nie, aber er lehrt durch Ereigniß und Schickung; er hat nie eine Absicht, und seine Wirkungen gehen immer über alle Absicht hinaus.

Man kann mit dem Anonymen recht wohl annehmen, daß Goethe ein Kind seiner Zeit sei; nach dem Vorstehenden ist Dieß aber kein Tadel. Ja, eben weil er eins ihrer besten und größten Kinder gewesen, nie sich vom festen Boden losgerissen und immer treu an seiner Mutter gehangen hat, verdient er ganz die Liebe der Gegenwärtigen, welche ihm zu Theil wird. Bei so eminentem Scharfsinn, bei so frischen, gesunden Sinnen, hat er doch nie in seinen Werken die Lüge und die Sinnlichkeit anempfohlen.

Auch ist er nicht ganz so unfähig, würdige, große Menschen zu zeichnen, wie der Pseudo-Meister wähnt. Man muß im Buche selbst nachlesen, um es glauben zu können, mit welcher Rohheit das Beste, was uns vaterländische Dichtkunst bis jetzt reichte, gemißhandelt wird.

Ahnet der Namenlose nichts von der Schönheit eines Characters wie Egmont, der, an den Brüsten des Lebens mit innigster Liebe hangend, dennoch, Alba gegenüber, zum unerschrocknen Vertheidiger der Volksrechte wird, und nachdem er die Schauer der Todesfurcht menschlich durchgefühlt, mit Heldenruhe zum Blocke geht und großartig die Nothwendigkeit seines Sterbens erkennt?

Ahnet der Namenlose nichts von der himmlischen Vollendung in Iphigenie, die ihren Vater als den größten Mann der Erde fortwährend verehrt, obgleich er sie dem Tode in ihrer Blüthe opfern wollte; die in dem Bruder nur den Unglücklichen und den Bruder, nicht den Muttermörder sieht, und dann um eines sehr zarten Gewissenszweifels willen das Leben des Bruders und des Freundes auf das Spiel setzt?

Ahnet endlich der Namenlose nichts von der Tüchtigkeit Eugenie's, daß sie gerade in dem Augenblick, als sie erfährt, das Vaterland sei unrettbar verloren, sich zu entschließen vermag, nun eben im Vaterlande zu bleiben, weil die Besten dasselbe in seinen Nöthen nicht verlassen sollen? — Daß unser falscher Meister auch den Faust nicht verstehen würde, war zu erwarten. Er tadelt daran das Puppenspielartige, Burleske, und faßt nicht, daß Goethe auch hier durch sein feines Gefühl richtig geleitet worden ist. Der Gegenstand jener Tragödie — die offene Empörung des Geschöpfs gegen den Schöpfer — ist so entsetzlich, daß nur die scherzhafte Form sie innerhalb der Grenzen des Schönen noch festhalten kann. Wäre sie in erhabener, pathetischer Form gedichtet, so würde sie statt Behagen, Pein hervorbringen, und unerträglich werden.

Ich kann hier die Betrachtung abbrechen; denn man hat den Vortheil, kurz sein zu dürfen, wenn man für ein Heiligthum streitet. Ein solches ist jedem Volke der Schatz seiner classischen Dichtungen; uns müssen unsere Classiker Dieß um so mehr sein, da die Sprache fast das einzige Band ist, was die verschiedenen Deutschen Stämme zusammenhält. So lange Deutsche Zunge redet, darf uns um Goethe nicht bange sein, und der phantastische Angriff des Anonymen hätte gar nicht verdient, beleuchtet zu werden, wenn das Lemgoer Incognito sich nicht die Miene gäbe, als spräche es eigentlich die Meinung der Einsichtsvollen aus. In solchen Fällen ist es bekannten Rechten nach erlaubt, die nachtheiligen Folgen des Schweigens protestando abzuwehren, und als eine solche juridische Protestation mögen Sie diesen Brief ansehen. — Wie ein Mann, der Bildung und Kenntniß der Litteratur besitzen muß, dazu kommen konnte, das Gediegenste auf eine heillose Weise anzuschwärzen, Das lasse ich unerörtert, um mich nicht Injurien-Klagen auszusetzen. Ich hörte einmal von einem Denker den Ausdruck brauchen: verquickte Eitelkeit. Haben Sie ihn auch schon gehört? Wie gefällt er Ihnen?

Ich muß zuletzt, um der Wahrheit willen, hier noch eine Ueberzeugung andeuten, deren Ausführung freilich an diesem Orte nicht erfolgen kann. — Der litterarische Unfug, welchen der namenlose Mensch getrieben, erscheint mir nämlich nicht als einzelnes, abgerissenes Unterfangen, sondern als Blüthe und Krone einer Sinnesart, die leider im Vaterlande immer mehr um sich zu greifen beginnt. Nie hätte solch scheuer, leiser, zartauftretender Feind seinen Haß zu publiciren gewagt, wäre er sich nicht, wenigstens in stiller Ahnung, bewußt gewesen: hier wirst Du von einem großen Theile Deiner Zeitgenossen durchaus verstanden und freundlichst beklatscht. Und die Ahnung betrog ihn nicht: denn das Werk, nichtig und schlecht, wie die Sünde, hat einen Ruf erlangt, als ob es ein bedeutendes wäre. Wir dürfen uns den bitterbösen Schaden des Zeitalters nicht verhehlen, dem Critteln und Herunter-machen lieber ist, als Anerkennen und Schaffen.

Dagegen tröſtet wieder, daß auch das Häuflein der in tapferer Liebe und Verehrung alles Großen und Schönen Verbundenen feſt zuſammenſteht, gegen den Geiſt der Verneinung und Oppoſition. Dieſer ſtillen Kirche anzugehören, iſt jedes Wohlgebornen und Freien Beruf. Schlau wechſelt die andere Partei oft das Feldzeichen und umgibt ſich mit manchem glänzenden Firniß der Lüge, ſie kann aber dem ſcharfen Blicke die innerliche Rohheit und Gemeinheit doch auf die Länge nicht verbergen. Leben Sie wohl.

2.

Ueber die „Wahlverwandtſchaften".

C. F. Göſchel.

Die „Wahlverwandtſchaften" enthalten nach des Verfaſſers eigenen Bekenntniſſen einen aus dem Leben ſelbſt entnommenen Commentar zu Matth. 5, 28., in Verbindung mit Joh. 8, 7. Allein damit iſt der reiche Inhalt der darin niedergelegten Lebenserfahrungen und die Fülle der darunter verborgenen Geſinnung noch nicht erſchöpft. Näher betrachtet zerfällt das Thema der „Wahlverwandtſchaften" in zwei unterſchiedene Theile: es ſind die beiden Seiten, oder die entgegengeſetzten Pole, welche die Wahrheit überhaupt an ihr ſelbſt hat. Und jeder Theil dieſes Themas hat auch ſeinen beſondern Bibel-Text zur Unterlage.

Der erſte Theil handelt von dem Geſetze und deſſen Heiligkeit, von der Unverbrüchlichkeit dieſes Geſetzes, welches innerhalb ſeiner Grenzen keine Ausnahmen duldet; näher von der Ehe auf Erden, welche ſchon in der Sprache mit dem Geſetze das Wort theilt, insbeſondere von der Uebertretung des Geſetzes und deſſen unausbleiblichen Folgen, welche die Empfindung mit ihrem guten Rechte als Leiden bezeichnet und an dem leidenden Nächſten mit leidet, hingegen die Gerechtigkeit mit ihrem guten Rechte dem Nächſten als Strafen zurechnet. Damit iſt einerſeits die Heiligkeit und Unverbrüchlichkeit des Geſetzes, und deſſen Herrſchaft über jedes ihm entgegengeſetzte, von der Macht der Natur begünſtigte Verlangen, andererſeits die Macht des Geiſtes, dieſem Geſetze Folge und jedem ihm zuwiderlaufenden Zuge der Seele Widerſtand zu leiſten, unumwunden anerkannt. Der Text zu dieſem erſten Theile iſt bereits genannt, er iſt von dem Dichter ſelbſt bezeichnet worden.

Aber ſo hehr und heilig das Geſetz iſt innerhalb des Gebiets, für welches es Gott verordnet hat, ſo iſt doch darum das Verlangen, welches ihm gegenüber tritt, an und für ſich noch nicht unheilig, ſondern es mag ihm eine Macht der Wahrheit, ein Zug der Seele zur Seele zum Grunde liegen, nur daß es warten muß, bis es zu ſeiner Beſtimmung und Verklärung kommt. Ein ſolches Verlangen wird erſt zur Sünde, wenn es ſich innerhalb der Grenzen des Geſetzes gegen daſſelbe geltend machen will, da doch erſt jenſeits jener Grenzen ſeine Giltigkeit anhebt. Iſt doch jede Sünde die Verkehrung und Verzerrung eines urſprünglich Guten. Hier beginnt der andere Theil des allgemeinen Themas, der Gegenpol der Wahrheit, welche der Roman von den „Wahlverwandtſchaften" ſo laut predigt.

Dieſer zweite Theil handelt von dem Jenſeits, wo das erſte Geſetz aufhört und ſeine Grenze findet und das andere Geſetz anhebt. Der Text dazu iſt im Evangelium Luc. 20, 35 enthalten. Jenſeits iſt die Ehe in ihrer um unſerer Herzens Härtigkeit willen, um der Sünde willen verordneten Ausſchließlichkeit aufgehoben. Jenſeits freien ſie nicht und laſſen ſich nicht freien, um ſich allein anzugehören und alle andern Seelenbezüge auszuſchließen, ſondern es beſteht eine Verbindung der Seelen neben der andern und in der andern, eine dient der andern zum Complimente und zur Verklärung, ohne daß ſich darum eine mit der andern vermiſcht; denn es thut keine der andern Eintrag oder Einſpruch. Jeder Verbindung kommt vielmehr ein beſonderes Verhältniß, eine eigenthümliche Richtung zu, womit die Zucht des Geiſtes gegeben iſt und aus dem Weſen der Verhältniſſe ſich ſelbſt innerlich entwickelt, ohne daß ſich das Geſetz mit ſeinem Verbote: „Du ſollſt nicht" heiſer zu ſchreien braucht. Aber für dieſe Welt taugt dieſes höhere Geſetz nicht; denn es führt hienieden ein Fleiſch. Hiermit erklärt und verklärt ſich zugleich die Sadducäiſche Caviſtik von dem jenſeitigen ſimultanen Verhältniß jener Frau zu den ſieben Männern, welche ſie hienieden hintereinander gehabt hat.

Hiermit iſt aber auch das innerſte Myſterium der „Wahlverwandtſchaften" und die verborgene Geſinnung des Dichters in allgemeinen

Umriſſen bezeichnet. Es thut wohl Noth, den Kern gläubig zu verwahren und zu verſchließen: denn es iſt hier Alles ſo zart, daß es ſich ſogleich in Säure verkehrt und in's Fleiſch verzehrt, wenn es mit ungewaſchenen Händen angetaſtet wird.

Ehrmann.

Die Charactere eines dichteriſchen Werks ſtehen in ähnlichem Verhältniß zum Dichter, wie der Menſch zur Gottheit. — Beide, Charactere und Menſchen, wandeln im Dunkeln vor ſich hin, nur das Nächſte ſchauend, nicht wiſſend, wie es mit ihnen hinausläuft; aber der Dichter, aber die Gottheit ſtehen hoch über dem Ganzen, ſie ſehen über das Nächſte, Gegenwärtige hinaus, das Zukünftige, die Tage, Handlungen und Ziele eines Jeden liegen ihnen in aller Klarheit vor Augen; Alles muß geſchehen und erreicht werden.

Der Dichter ſpielt demnach die Rolle des Schickſals. — Aber wie er ſie ſpielt, beurkundet ſeine Größe oder Kleinheit. Alles hängt hierbei ab von der Idee, die er ſich vom Schickſal macht, über dieſe kann er nicht hinaus. Will er demnach Größe beurkunden und ſeine hohe Rolle würdig ſpielen, ſo kann die Idee, die er ſich vom Schickſale macht, nicht groß, heilig und erhaben genug ſein. Aber wie der Menſch, ſo ſein Gott, und wie der Dichter, ſo ſeine Idee des Schickſals.

In den „Wahlverwandtſchaften" iſt dieſe Idee eine höchſt heilige und erhabene.

Der ſittliche Dichter wirkt im Dienſte der Gottheit, indem er die Strahlen göttlicher Heiligkeit, die einzeln hin und wieder auf die Menſchheit herableuchten, mit dem Hohlſpiegel ſeiner Kunſt auffängt und ſie der Menſchheit in einem leuchtenden Brennpunkt vor Augen bringt.

Ein ſolcher Brennpunkt iſt die „Wahlverwandtſchaften."

Die Meinung des Dichters gibt ſich kund nicht durch die Ausſprüche einzelner Charactere, ſondern durch den Ausgang der Handlung, des Ganzen. Die Handlung aber iſt das Reſultat von den Anſichten und Wechſelwirkungen der Charactere. Will der Dichter zeigen, wie eine unglückliche Handlung aus Irrthum oder Irrthümern der Charactere hervorging, ſo muß er, um dieſe Handlung vor unſern Augen als natürlich und nothwendig entſtehen zu laſſen, den Weg ſtufenweis machen, auf die Charactere in ihren Irrthümern und Irrthümern darſtellen. Demnach werden dieſe häufig Anſichten des Lebens ausſprechen, die ihrer eigenen Natur gemäß, aber keineswegs Meinungen des Dichters ſind. Der Dichter will vielmehr ſolche Anſichten entſchieden abgelehnt wiſſen, er will davor warnen; deßhalb zeigt er uns, wohin ſie führen. Solcher Art ſind die in den „Wahlverwandtſchaften" über Tiſch ausgeſprochenen Anſichten des Grafen über die Ehe.

Um zu wiſſen, welche Anſichten der Charactere zugleich Anſichten des Dichters ſind, muß man zuvor die Tendenz des ganzen dichteriſchen Werks im Auge haben. Diejenigen Anſichten nun, welche dieſer Tendenz gemäß ſind und mit ihr eine und dieſelbe Richtung haben, ſind als eigentliche Herzensmeinung des Dichters zu betrachten. Diejenigen Anſichten aber, die mit dieſer Tendenz ſtreiten, ſind, nach dem Sinne des Dichters, als verkehrt abzulehnen.

Betrachten wir nach dieſer Vorausſetzung die „Wahlverwandtſchaften," ſo finden wir, daß die Anſichten und Ausſprüche keines Characters der Tendenz des Ganzen gemäßer und demnach mehr als wahre Herzensmeinung des Dichters anzuſehen ſind, als die Anſichten von Mittler. Denn die höchſtſittliche Tendenz des ganzen Romans ſpricht die Warnung aus: das Geheiligte des Eheſtandes nicht anzutaſten und dagegen auf keine Weiſe zu freveln. Und wie nun der ganze Roman dieſe Warnung durch lebendige Darſtellung, durch den Untergang geliebter Perſonen höchſt ergreifend und erſchütternd ausſpricht, ſo thut dieſes auch Mittler als einzelnes Individuum, und zwar durch das Wort. „Mit Jenen", ruft er aus, als man ihm die Ankunft des Grafen und der Baroneſſe meldet, — „will ich nicht unter einem Dache bleiben; und nehmt Euch in Acht: ſie bringen nichts als Unheil! Ihr Weſen iſt wie ein Sauerteig, der ſeine Wirkung fortpflanzt." Und ferner ruft er aus: „Wer mir den Eheſtand angreift, wer mir durch Wort, ja durch That, dieſen Grund aller ſittlichen Geſellſchaft untergräbt, der hat es mit mir zu thun, aber wenn ich ihm nicht Herr werden kann, habe ich Nichts mit ihm zu thun. Die Ehe iſt der Anfang und der Gipfel aller Cultur. Sie macht den Rohen mild und der Gebildete hat keine beſſere Gelegenheit, ſeine Milde zu beweiſen. Unausſtehlich muß ſie ſein: denn ſie bringt ſo vieles Gute, daß alles einzelne Unglück dagegen gar nicht zu rechnen iſt. Und was will man von Unglück reden? Sprichwort iſt es, daß den Menſchen von Zeit zu Zeit anfällt, und wenn Jeder ſich unglücklich zu ſchätzen beliebt, ſo darf man den Augenblick vorübergehen und man wird ſich glücklich preiſen, daß ein ſo langes Verhängniß

auch behalt. Gibt zu trennen gibt es gar keinen freundlichen Grund. Der menschliche Zustand ist so hoch in Leiden und Freuden gesetzt, daß gar nicht berechnet werden kann, was ein Paar Gatten einander schuldig werden. Es ist eine unendliche Schuld, die nur durch die Ewigkeit abgetragen werden kann."

Endlich:

„Du sollst Ehrfurcht haben vor der ehelichen Verbindung; wo Du Gatten siehst, die sich lieben, sollst Du Dich darüber freuen und Theil daran nehmen, wie an dem Glück eines heiteren Tages. Sollte sich irgend in ihrem Verhältniß Etwas trüben, so sollst Du suchen, es aufzuklären; Du sollst suchen, sie zu begütigen, sie zu versöhnigen, ihnen ihre wechselseitigen Vortheile deutlich zu machen, und mit schöner Uneigennützigkeit das Wohl der Andern fördern, indem Du ihnen schilderst, was für ein Glück aus jeder Pflicht und besonders aus dieser entspringt, welcher Mann und Weib unauflöslich verbindet."

So spricht Mittler der Tendenz des Ganzen völlig gemäß.

Die edle, sehr Charlotte handelt ferners ganz in diesem Sinne, sie ist gleichfalls ganz auf der Seite des Dichters. Als der Graf über Tisch seine sonst, doch spätere Unheil gewisser Massen motivirenden Ansichten über die Ehe äußert, ist sie wiederholt bemüht, dem Gespräch eine andere Richtung zu geben; dergleichen Annäherungen sind ihr, besonders am Tische es mißliebig, nicht angenehm. „Sie mögen recht gut," sagt der Dichter, „daß Nichts gefährlicher sei, als ein allzu freies Gespräch, das einen schadhaften oder halbschadhaften Zustand als einen gewöhnlichen, gewissen, ja löblichen behandelt; und dahin gehört doch gewiß Alles, was die eheliche Verbindung angehet." In gleichem Sinne handelt dieser edle Charakter fort. Sie liebt den Hauptmann mit aller Leidenschaft und Innigkeit, aber sie voll alle Kraft und alle Besonnenheit in sich zusammen, um dieser Leidenschaft Herr zu werden. Wie sehr sie ihn liebt, offenbart sich, als sie ihn verloren ist; die Aeußerung des Grafen, daß er eine Partie für ihn wisse, daß er ihn glücklich plazirt wolle, zerreißt ihr Innerstes, sie kann kein Wort zur Erwiderung hervorbringen. Der Hauptmann kommt gerade mit dem Plan des Grafen, den er von dem Grafen erfahren. Aber mit wie anderen Augen sieht sie den Freund an, den sie verlieren soll. Mit einer entschlossenen Verbeugung wendet sie sich weg und eilt hastiger nach der Mooshütte. Schon auf halbem Wege stürzen ihr die Thränen aus den Augen, und nun weiß sie sich in den engen Raum der kleinen Einsiedelei mit Überlegung sich ganz einem Schmerz, einer Leidenschaft, einer Verzweiflung, von deren Möglichkeit sie wenig Augenblicke vorher auch nicht die leiseste Ahnung hatte. So sehr liebt sie ihn; aber wie weiß sie diese Leidenschaft zu beherrschen? Als der Hauptmann, sie aus dem Kahn an's Ufer getragen, einen Kuß auf ihre Lippen zu drücken gewagt und sie in demselben Augenblick zu ihren Füßen erblickt, drückt sie ihm die Hand, aber sie hebt ihn nicht auf. Doch indem sie sich so ihm niederer neigt und eine Hand auf seine Schultern legt, redet sie an: „Daß dieser Augenblick in unserem Leben Epoche macht, können wir nicht verhindern; aber daß sie unser werth sei, hängt von uns ab. Sie müssen scheiden, lieber Freund, und Sie werden scheiden. Der Graf macht Anstalt, Ihr Schicksal zu verbessern; es freut, es schmerzt mich. Ich wollte es verschweigen, bis es gewiß wäre; der Augenblick nöthigt mich, dieß Geheimniß zu entdecken. Nun entfernen kann ich Ihnen, kann ich mir verzeihen, wenn wir den Muth haben, unsere Lage zu ändern, da es von uns nicht abhängt, unsere Gesinnung zu ändern." Dann später am Abend in ihrem Schlafzimmer kniend und sich als Gattin Eduard's empfindend und betrachtend, küßt sie gerührt wieder und wiederholt den Schwur, den sie Eduard vor dem Altar gethan. Freundschaft, Neigung, Entsagen gehen vor ihr in heiteren Bildern vorüber, sie fühlt sich innerlich wieder hergestellt. Und wie sie nun eine mächtige Naturgewalt in sich durch den Aufruf alles sittlichen Vermögens völlig unterdrückt und überwindet, so sucht sie nun auch mit aller Macht, Eduard zu Hülfe zu kommen. Alles, was ihr von Kraft, Besonnenheit und Klarheit zu Gebote steht, bietet sie auf, seiner tiefen Leidenschaft vorzubeugen entgegen zu arbeiten. Und alles Dieses, mit welcher Güte, mit welcher Milde! Dieser edle Charakter erscheint uns wahrhaft ehrwürdig, ja selbst in dem Maße ehrwürdig, daß sich ein gewaltsames Entsagungen wieder in's Enge bringen lasse. In folgender Stelle des „Tasso" haben wir die edle Charlotte ganz wieder:

Du kannst schweigen, und sich zeigen,
Du stehst vor der edlen Frauen da,
Denn einen Sieg hast du davon getragen,
Der Mann weiß sich zu mäßigen, und gebietet,
Der Edelmüthige vergißt mit einem Worte
Das Leben, nicht wenigstens Geheimniß.
Du schweigst, entfernst dich,
Doch wo der Freundschaft Gefahr droht, da kehrst du wieder,
Und wirst Du der Geliebtesten Retter bringen
Nicht Freiheit, Leben der Mann, das Weib und Ehre.

Aber Goethe in den „Wahlverwandtschaften" entfernt sich vollständig und dem Charakter der Geschlechter und der Ungebundenen. Das Gesetz

Die Hexe.

O Herr, verzeiht den rohen Gruß!
Seh' ich doch keinen Pferdefuß.
Wo sind denn eure beyden Raben?

Mephistopheles.

Für diesmal kommst du so davon;
Denn freylich ist es eine Weile schon,
Daß wir uns nicht gesehen haben.
Auch die Cultur, die alle Welt beleckt,
Hat auf den Teufel sich erstreckt;
Das Nordische Phantom ist nun nicht mehr zu schauen,
Wo siehst du Hörner, Schweif und Klauen?
Und was den Fuß betrifft, den ich nicht missen kann,
Der würde mir bey Leuten schaden;
Darum bedien' ich mich, wie mancher junge Mann,
Seit vielen Jahren falscher Waden.

Die Hexe tanzend.

Sinn und Verstand verlier' ich schier,
Seh' ich den Junker Satan wieder hier!

liche liegt hier in dem Heiligen, Unantaſtlichen der Ehe; das Ungebändigte in dem Charakter des Eduard. Er gleicht einem aufgeſchwollenen Strom, der alle Dämme durchbricht, nicht ahnend die Verwüſtungen, die er wird anrichten. „Ottilie's Gegenwart verſchlingt ihm Alles: er iſt ganz in ihr verſunken; keine andere Betrachtung fällt vor ihm auf, kein Gewiſſen ſpricht ihm zu; Alles, was in ſeiner Natur gebändigt war, bricht los, ſein ganzes Weſen ſtrömt gegen Ottilie." Alle Zeichen, durch die ein höheres Weſen mit ihm zu ſprechen ſcheint, ſind ſeiner Leidenſchaft unverſtändlich; er iſt taub gegen die Stimme der Vernunft, der Freunde, der Gottheit. Was ſeiner Leidenſchaft ſchmeichelt, ergreift er als Andeutung des Schickſals; daß das geworfene Glas mit den Namenszügen erhalten zur Erde kommt, deutet er auf eine unzertrennliche Verbindung mit Ottilie, daß aber das Streifchen Papier, worauf er Ottilie um einen geheimen Briefwechſel gebeten, vom Zugwind auf den Boden geführt wird, der Kammerdiener, im Begriff, ihm die Haare zu kräuſeln, es ergreift, die Hitze des Eiſens daran probirt und es zwickt und verſengt; daß ſonſt ein zweites Blatt nicht aus der Feder will, die Antwort Ottilie's ihm aus der Taſche entfällt und von Charlotte's aufgehoben und ihm wieder überreicht wird: alle dieſe warnenden Zeichen überſieht er, ſie erwecken ihn nicht, ſie bringen ihn aus dem Taumel ſeiner Leidenſchaft nicht zum Bewußtſein. Und in dieſer blinden, ungebändigten Leidenſchaft beharrt er bis an's Ende; alle Vernunft, alle edeln Zureden Charlotte's und der Freunde überhörend, abſchneidend. Alles Unheil entſteht durch dieſe Leidenſchaft, ſie tödtet das Kind, ſie tödtet Ottilie. Charlotte ſagt zwar, ſie habe durch ihr Zaudern, durch ihr Widerſtreben das Kind getödtet, allein die edle Seele thut ſich unrecht. Möchten wir Ottilie fragen, ſo würde ſie ſagen, ſie habe es getödtet; allein auch dieſe iſt unſchuldig. Schuldig aber am Tode des Kindes iſt die Leidenſchaft Eduard's und das Schickſal, welches vorzüglich in dieſer Leidenſchaft Grund und Quelle hat. Auch am Tode Ottilie's iſt er ſchuldig, er ſelbſt ſcheint Dieß zu fühlen, obgleich es es nicht ausſpricht, daher die Scheu, die Hingeſchiedenen wieder zu ſehen. „Sie liebt' ich, — tödtet' ich — Mein Herz durch ihr das Herz — An meinem Ring's und meiner" würde er ſehr treffend ſagen können.

Der Charakter des Eduard gibt zu der Bemerkung Anlaß, daß bei der Erziehung nicht früh genug auf Selbſtbeherrſchung, auf Beharrung und Thätigkeit des Willens hingearbeitet werden könne. Vom Jüngſt auf das einzige verzogene Kind ſeiden Eltern, ſich Etwas zu verſagen nie gewohnt, kann man wohl voraus ſehen, was er ihnen werde, kann man ſich über ſeine Handlungen nicht wundern. Alles, was bei ihm ungebändigt erſcheint, iſt das Reſultat einer verkehrten Erziehung; der Schüler ſagt daher im Sinne des Dichters: Man erziehe die Knaben zu Dienern.

Das Böſe in ſeiner Wirkung iſt einem Krankheitsſtoffe zu vergleichen. — Zarte Körper werden von ihm ergriffen und überwältigt, während er den rohen und abgehärteten Nichts anzuhaben vermag. Ebenſo die Saat des Böſen, ausgeſtreut in zarte Gemüther, wird Verwirrung und Tod anrichten, während rohere, weniger edle Seelen im rohen Wohlſein damit hingehen. Die „Wahlverwandtſchaften" ſind hiervon ein ſprechendes Muſter. Die zarte, tiefe, edle Ottilie wird ein Opfer des Böſen, eben weil ſie ein Gemüth iſt, das ſich nicht damit verträgt. Ein wenig weniger zart, tief und edel, und es wäre Alles gut gegangen. Der Baronneſſe, an Ottilie's Stelle, würde es wenig gemacht haben; ihr wäre ein Böſes ſolcher Art bei weitem nicht von ſolcher Gefahr geweſen, ja vielleicht von gar keiner. Ebenſo wird Eduard ein Opfer ſeiner Schuld und ſeiner Liebe, der Graf hingegen wäre es ſchwerlich nicht geworden. Ueberall bilden das Schickſal des Grafen und der Baronneſſe zu dem Schickſal Eduard's und der Seinigen einen treffenden, höchſt wahren Gegenſatz. Beide gehen in zwar verhängnißvollen Nacht verbotene Wege der Liebe. Dem einen Theil erwächſt daraus viel Unheil, eben weil das fortwuchernde Böſe Gewalt über ergreift, die ihm nicht gewäſſ ſind. Der andere Theil hingegen, weniger zart und edel und mit dem Böſen ſolcher Art mehr befreundet, befindet ſich dabei ſehr wohl. Will daher ein Dichter den Fluch des Böſen vor Augen bringen und zwar nicht in hellſten Farben, die von Außen Gewalt brechen, ſondern in ſeiner Wirkung von Innen, in dem heimlichen Gemüthe ſelbſt, ſo können die Charaktere, an denen der Dichter ſolches zeigen will, nicht zart genug ſein.

Den Grafen und die Baronneſſe läßt der Dichter hier ſcheitern, wo die Saat des Böſen aufgehen. Nachher erſcheinen ſie nicht wieder; aber vielmehr nur, um das in Ottilie's bewußtloſes Gemüth Aufgeſtreute deſto reifer zu ſehen.

Die „Wahlverwandtſchaften" gleichen in einem Stücke der „Nacht" von Correggio. Dort geht vom Kinde das Licht aus, hier das Unheil. Es tödtet ihnen bei ſeiner Taufe, es

ehret Ottilie, es ehret Eduard. Gutes konnte auch aus ihm nicht hervorgehen; denn es iſt das Product der Sünde, es iſt das Erzeugniß eines doppelten Ehebruchs.

Uns zwei Geſichtspuncten laſſen ſich die „Wahlverwandtſchaften" anſehen, aus einem ſittlichen und aus einem tragiſchen. Wir wollen ſie aus beiden betrachten.

Das Tragiſche der „Wahlverwandtſchaften" entſpringt aus dem Conflict des Geſetzlichen und der Naturgewalt: der Ehe und der natürlichen Liebe zweier ganz für einander geſchaffener Wesen. Um aber nicht gegen das Heilige der Sitte zu freveln und ein Verbrechen zu begehen, muß die Liebe geopfert werden. Und wie Dieß im höchſten Grade tragiſch iſt, ſo iſt es auch höchſt ſittlich. Nur im Kampf widerſtrebender Natur mit Tugend und Sitte kann ſich ein edler Character entwickeln. Derjenige Character in den „Wahlverwandtſchaften", der vor Ehre der Tugend und Sitte die mächtige Richtung ſeiner Natur, ja ſein ganzes Selbſt opfert, iſt der größte. Dieß iſt Ottilie. —

Aber ihr großer Entſchluß, wie überhaupt alles Große, was im Leben geſchieht, erſcheint weniger als ein Werk ihres Selbſt, als vielmehr als eine unmittelbare Eingebung Gottes. Hierdurch erhält der ſchöne Character eine unergründliche Tiefe. In dem höchſt bedeutenden Moment ihres Lebens, in welchem ſie ſich ihre große Bahn der Selbſtverläugnung vorzeichnet, iſt ſie der Erde halb entrückt und dem Göttlichen nahe, ſie vernimmt die Stimme der Gottheit. „Auf Deinem Schooße ruhend," ſpricht das herrliche Kind zu Charlotte's noch jenem höchſt bedeutenden Moment, „halb erſtarrt, wie aus einer fremden Welt, vernahm' ich abermals Deine liebe Stimme über meinem Ohr; ich vernehme, wie es mir mir ſelbſt ausſpricht; ich ſchaudere über mich ſelbſt; aber wie damals, habe ich auch dieß Mal in meinem halben Todtenſchlaf nur meine neue Bahn vorgezeichnet.

Ich bin entſchloſſen, wie ich's war, und wenn ich entſchloſſen bin, wirſt Du gleich erfahren. Eduard's werd' ich nie! Auf eine ſchreckliche Weiſe hat Gott mir die Augen geöffnet, in welchem Verbrechen ich befangen bin. Ich will es büßen; und Niemand gebrauche mir zu meinem Vortheil abzubringen! Fromm, Liebe, Beide, nimm Deine Maßregeln. Auf den Platze zurückkommen; ſchreibe ihm, daß ſeiner Scheine gleichen. Wie deutlich war mir, daß ich mich nicht retten noch wagen konnte, als es ging. Ich wollte aufſtehen, aufſchreien: Du ließeſt ihn nicht mit ſo frevelhaften Hoffnungen entlaſſen."

Charlotte fleht Ottilie's Zuſtand, ſie empfindet ihn: aber ſie haßt, durch Zeit und Berechnungen Etwas über ſie zu gewinnen. Doch als ſie einige Worte ausſpricht, die auf eine Zukunft, auf eine Milderung des Schmerzes, auf Hoffnung deuten: „Nein! ruft Ottilie mit Erhebung: ſucht mich nicht zu bewegen, nicht zu hintergehen! In dem Augenblick, in dem ich erſtehe, Du haſt in die Scheidung gewilligt, hätte ich in demſelben See meine Vergehen, meine Verbrechen."

Zu welcher Höhe ſteigt dieſes ſchöne, bisher ſich kaum bewußte Character Ottilie's! Es hat unſere ganze Liebe, unſere ganze Bewunderung. So jung, ſo viel, ſo liebend und doch ſo überwältigend groß in ihrem Entſagen, in ihrer Entſagung. Charlotte iſt vortrefflich, aber an Ottilie reicht ſie nicht hinan. Dieſes herrliche Kind iſt unſtreitig der ſchönſte Character, der je aus Goethe's Gemüth hervorgegangen.

Dadurch, daß Alles, was bisher im Wege ſtand, beſeitigt worden, daß Charlotte ſelbſt in die Scheidung gewilligt hat, iſt der Hochflug Ottilie's freie Bahn geöffnet; Alles beruht auf ihr, und eben durch dieſen Zug des Dichters ſehen wir ſie in ihrer Größe ſo bedeutend hervortreten.

Wie nahe dem Menſchen oft ſein Glück iſt, und wie wenig er es in ſeiner Blindheit erkennt, und wie er es verachtet zur Seite liegen läßt und darüber hinwegeilt, ſehen wir auch in den „Wahlverwandtſchaften". Das höchſte Glück ſeines Lebens, ſein Ein und Alles, um Dich er in tauſend Tode gehen möchte, Ottilie, wird Eduard vorgeſtellt, daß er ſie haben, daß er ſie heirathen ſoll; aber er will ſie nicht, er ſetzt darüber hinweg, er erkennt ſein hohes Glück nicht. Und doch iſt es ihm ſo nahe und er braucht nur die Hand auszuſtrecken, um es auf ewig zu beſitzen. Traurige, bewußtloſe Blindheit! Muß doch in ſolchen Momenten ein guter Geiſt dem Menſchen zur Seite ſtehen und ihm zuflüſtern: ſein Glück ſtehe vor ihm, es ſolle nur zugreifen! Aber Gottheit und Geiſter verbergen ſich und laſſen den Menſchen mit ſeiner Blindheit auf ſich ſelbſt beruhen, und er erzeugt ſich dann das menſchliche Leben mannigfaltige, oft höchſt tragiſche Irrthümer. —

Die Liebe zwiſchen Eduard und Charlotte iſt gegenſeitig, gewaltſam, aber auch nicht weiter. Sie haben ſich als junge Leute geliebt, aber ohne große Leidenſchaft, denn ſie vermochten auf einander Verzicht zu leiſten und thaten, nicht

geliebten Personen ihre Hand zu geben. Sie werden wieder frei, finden sich wieder; Charlotte denkt an keine Verbindung mehr, aber Eduard, seine frühere Neigung noch im Sinne habend, dringt darauf und sie willigt endlich blos ein, um ihm nicht zu versagen, was er für sein einziges Glück zu halten scheint. Der Graf nennt sie gleichwohl ein wahrhaft prädestinirtes Paar! — Freilich wohl! aber nicht durch die Natur, nicht durch die Liebe, sondern durch ein böses Geschick. Denn kaum daß sie sich haben, so findet sich für Beide das Rechte, das eigentlich von der Natur ihnen Bestimmte, für Charlotte der Hauptmann, für Eduard Ottilie; da fühlen Beide, was Liebe ist; aber nun ist die Scheidewand des Gesetzlichen dazwischen getreten, sie müssen entsagen, die liebe Natur muß gepreßt werden.

Die Natur ist besser daran als der Mensch, der treten keine hindernden Verhältnisse in den Weg, da mögen vier, höher je Zwei zu Zwei verbundene Wesen, in Berührung gebracht, ihre bisherige Vereinigung verlassen und Jedes den Theil ergreifen und sich mit ihm auf's Neue und inniger verbinden, der ihm gemäßer, der ihm inniger verwandt ist. Aber der Mensch, durch höhere Gesetze der Vernunft, durch Pflicht und Sitte gehalten, darf sich den natürlichen Neigungen nicht hingeben, er muß sich überwinden, er muß seine Natur zum Opfer bringen.

Gesetzgebung macht Verhältnisse; — und wie es in den Händen des Ehestifters liegt, naturverwandte Wesen zusammen zu bringen oder nicht, so ruhet die Zusammenführung natur-, geistes- und seelenverwandter Menschen in den Händen des Schicksals. — Sind sie aber einmal beisammen, dann Gnade ihnen Gott! und wehe ihnen, wenn die Scheidewand höherer Forderungen sie auseinander hält!

„Das Grund-Motiv aller tragischen Situationen ist das Widerstreben, und da braucht es weder Gift noch Dolch, weder Spieß noch Schwert; das Scheiden aus einem gewohnten, geliebten, rechtlichen Zustande, veranlaßt durch mehr oder minderen Naturzwang, durch mehr oder weniger verhaßte Gewalt, ist auch eine Variation desselben Themas."

Wir fügen hinzu: je freudlicher das Dasein, aus welchem geschieden werden muß, desto tragischer wird auch die Situation sein. Dieses finden wir in den „Wahlverwandtschaften" sehr trefflich bestätigt. Die mannigfaltigsten Belagen sehen wir entstehen, Alles verschwört sich vor unsern Augen, wir finden die Glücklichen, die des Besitzes so vortrefflicher Güter theilhaftig sind, immer beneidenswürdiger; aber sobald wir wissen und bedenken, daß sie Nichts davon genießen werden, so empfinden wir über alle die entstehende Herrlichkeit eine eigene Röthung.

Es ist eigenthümlich bei Goethe, daß er seine Charaktere nicht in's Blaue hinzeichnet, sondern daß er das Local, den Grund und Boden, auf welchem sie handeln, zugleich scharf und bestimmt angibt. In den „Wahlverwandtschaften" geschieht Dieß gleich auf den ersten Seiten, wir wissen gleich, wo wir sind, wir können uns gehörig orientiren, die Phantasie hat Boden und Hintergrund. In diesem Roman ist das Landschaftliche so bestimmt gezeichnet, daß verschiedene Maler, wenn sie nach diesen Andeutungen arbeiten wollten, sehr ähnliche Bilder hervorbringen würden. Die so scharfe Zeichnung des Landschaftlichen ist in diesem Roman deßhalb so wesentlich nöthig, weil so viel Bedeutendes draußen vorgeht, und weil manche Handlung und Begebenheit durch das Local motivirt wird.

Bei einem ächten Dichterwerk ist Alles Absicht; aber es wird nie nach Absicht aussehen.

Warum ebnet Charlotte den Kirchhof, warum läßt sie alle Grabhügel mit dem Boden gleich machen und die Spur ihres Daseins auslöschen? Sollte der Dichter hierzu nicht eine besondere Ursache haben? Sollte es nicht deßhalb geschehen, um die Grabstätte Ottilie's in unserer Phantasie noch reiner und freier hervorzuheben? Das Resultat ist so, die Wirkung ist diese, und es läßt sich denken, daß der Dichter sie wird im Sinne gehabt haben.

Warum läßt der Dichter die Grabstätte Ottilie's mit aller denkbaren Freundlichkeit ausschmücken? — Damit das Schreckliche ihres Todes gemildert und versöhnt werde. Wie schön ist Das gedacht! Wer wünschte nicht auch so zu ruhen! Der ganze Roman erhält hierdurch eine sanfte Verklärung. Man denke sich die Coquette hinweg, man denke sich ein gewöhnliches Grab, und es wird gleich Alles höher werden. Man sehe diese Grabstätte ja nicht gering, ja nicht als eine Nebensache an. Der Dichter fühlte ihre Wichtigkeit. Er läßt sie daher vor unsern Augen entstehen, vor unsern Augen ausschmücken. Man es ist nicht gleichviel, von welcher Hände Werk gefertigt, es gereicht nicht von diesem oder jenem fremden Maler auf der Ausstellung, wie sie etwa zu Verzierung des neuen Lusthauses angewandt sind; nein, es gereicht von den Händen des von uns Allen geliebten

Architecten, dieſes ernſten, ſo äußerſt liebenswürdigen, wackern Jünglings. — Und Dieß iſt ſehr ſchön von Goethe, ſehr fein. Dadurch, daß der Architect die Sache eigentlich nicht kunſtmäßig verſteht, wird das ganze Thun ſo unſchuldig, ſo lieblich, ſo ganz dieſem Verhältniß gemäß, ſo ganz für Ottilie. Man muß es fühlen, es iſt unnennbar, es iſt ſehr ſchön. Und Ottilie hilft mit gleich unſchuldiger Hand! Läßt ſich ein Näherndes denken von milderer, zarterer Natur, als Dieſes?

Der größte Triumph für den Dichter iſt der, wenn wir bei Leſung ſeines Werks nie an den Dichter erinnert werden, wenn wir den Dichter ganz vergeſſen, wenn ſein dargeſtelltes Leben uns ganz hinnimmt, uns mit mächtigen Armen ganz umſchlingt. Wir ſehen dieß ſeine Perſonen leben und handeln, der Dichter hat ſich ganz hinter ſie zurückgezogen; den Gehalt ſeines Innern, womit er jeden der Charactere erfüllt, ſehen wir von Jedem uns auf eine eigenthümliche Weiſe entgegengebracht, er hat ganz die Farbe des Characters angenommen, ganz die Spur ſeiner Abſonſt vom Dichter verloren, jede Anſicht erſcheint als Anſicht des Characters, der ſie ausſpricht, nie als Anſicht des Dichters. Und dieß gänzliche Verläugnen ſeiner ſelbſt, dieſes gänzliche Eingehen in den Gegenſtand iſt eben das Große, Unnachahmliche, was angeboren ſein muß, was durch kein Streben, durch kein Studium erreicht werden kann.

Woher kommt es, daß die „Wahlverwandtſchaften" eine ſo allgemeine Wirkung, ein ſo allgemeines Intereſſe erregen? Ich antworte: weil das uns ihnen uns entgegen kommende Leben uns Allen ſo gemäß, ſo nahe, ſo verwandt iſt. Es ſind Zuſtände, wie wir ſie täglich vor Augen haben, wie ſie ſich täglich wiederholen. Was eben dem Grunde wirkte der „Werther" ſo allgemein, ſo mächtig. Denn die Hauptwirkung der Poeſie beſteht darin, beim Leſer ein mannigfaltigeres Leben in harmoniſche Bewegung zu bringen. Soll Dieß aber geſchehen, ſo müſſen die menſchlichen Zuſtände und Gefühle des Gedichts nicht allein wahr und getreu ſein, ſondern der Leſer muß ſich auch ſelbſt darin wiederfinden, es muß ihm Alles gemäß, nahe und verwandt ſein, es muß ihm Alles ſchnell und raſchend entgegen kommen. Daß aber das Allgemeine nicht gemein werde, erfordert einen Dichter. Wie Schweſter werden ſich auf das Unterſcheiden, Seitenſtehen.

Es iſt mit dem Roman anders als mit dem Drama. Im Drama hat der Dichter um ſeine Handlung im Auge, alles Uebrige muß dahin einwirken; was nicht dahin einwirkt, wird als hemmend und ſtörend zur Seite gelaſſen. Er concentrirt alle Kräfte zur Wirkung auf einen Punct, nur eine Richtung hat er im Auge, nur eine Wirkung will er durch das Ganze hervorbringen; Alles muß dazu beitragen.

Ganz anders verfährt der Dichter bei einem Roman. Hier iſt es ihm nicht ſowohl um die Haupthandlung zu thun, als vielmehr darum: uns die mannigfaltigſten Zuſtände des menſchlichen Lebens vor Augen zu führen und ſeine Anſichten darüber auszuſprechen.

Das Drama iſt ein Strom, der zuſammengehalten zum Meere eilt. Der Roman iſt auch ein Strom, aber er iſt einer, der ſich Zeit nimmt: es iſt ihm darum zu thun, ein ganzes Land, durch das er fließt, von den mannigfaltigſten Seiten zu beſchauen und zu betrachten; deßhalb fließt er auch nicht beſchränkt, gehalten; nein, er theilt und breitet ſich bei günſtigem Stellen in manche Arme aus, um recht viele Inſelchen zu umfließen und ſich des Beſchauens mannigfaltiger Ufer zu erfreuen. Er ſammelt ſich erſt wieder und fließt in ſeiner ungetheilten Fülle fort, wenn er dem Meere nahe kommt, in das er ſich ergießen ſoll, das ſeinem Laufe ein Ende macht.

Die Tendenz eines dichteriſchen Werks läßt ſich ſelten mit einem Worte ausſprechen.

Wir haben oben geſagt, das Unheil in den „Wahlverwandtſchaften" gehe hervor aus dem Beiſpiel des Grafen und der Baronеſſe; ferner, es gehe von der heiligen Umarmung jener Nacht, es gehe vom Kinde aus; endlich, es gehe aus von dem unbeſtändigen Character Eduard's. So könnte man ferner ſagen, es gehe vom Hauptmann und von Charlotte aus; denn wenn dieſes Paar, ſich bewußt, ſeine Pflicht nicht liebte, ſo konnte es mit der Liebe des andern Theils ja weit nicht kommen, ſo konnten dieſe keine Hoffnung einer dereinſtigen Verbindung hegen, welche ſich zu dieß auf der Vorausſetzung gründete, daß auch Jenes ſehr damit gedient ſei. Ferner könnte man ſagen, das Unheil gehe hervor aus der kindlichen Bewußtloſigkeit Ottilie's. Und an Allem iſt Etwas [illegible], an Einem mehr, am Andern weniger, und alles Dieſes beweiſet, daß das Unheil begründet iſt in der Geſammtnatur aller Charactere und in der Zuſammenwirkung aller Umſtände und Dieß. Man nehme Etwas hinweg, man mache Etwas anders, und das Ganze wird logiſch eine andere Wendung bekommen. Wir ſehen alſo eine große Begründung aller Einzelnen, eine ſtrenge Nothwendigkeit in der Anlage, ein ſharfes Ineinandergreifen der Ver-

gen. Unterſuchen wir nun genauer das Weſen des Unheils, ſo finden wir, daß es ein ſich ewig forterzeugendes, immer weiter um ſich greifendes iſt; daß es einem Krankheitsſtoffe verglichen werden könne, der ſeine Anſteckung fortpflanzt. Nun ſind alle Bewohner eines Hauſes unſchuldig zu nennen, die bloß eine Empfänglichkeit für dieſen oder jenen Krankheitsſtoff in ſich tragen; aber nicht Diejenigen ſind es, die eine Anſteckung in ein Haus hineinbringen. Deßhalb können wir ſagen und feſthalten: das Unheil in den „Wahlverwandtſchaften" gehe von den freien Reden und dem Beiſpiel des Grafen und der Baronneſſe aus, in allen Uebrigen aber zeuge es ſich nur weiter fort.

Wen wie großer Wirkung die freien Geſpräche des Grafen über Tiſch auf Ottilie's Gemüth geweſen, das ſehen wir bei ſeinem zweiten Erſcheinen mit der Baronneſſe in dem Schwarm Lucia's. „Man verwunderte ſich nicht lange, ſie Beide zuſammen und ſo heiter zu ſehen: denn man vernahm, des Grafen Gemahlinn ſei geſtorben, und eine neue Verbindung werde geſchloſſen ſein, ſobald es die Schicklichkeit nur erlaube. Ottilie erinnerte ſich jenes erſten Beſuchs, jedes Worts, was über Ehrband und Scheidung, über Verbindung und Trennung, über Hoffnung, Erwartung, Entbehren und Entſagen geſprochen ward. Beide Perſonen, damals noch ganz ohne Ausſichten, ſtanden nun vor ihr, dem gehofften Glück ſo nahe, und ein unwillkürlicher Seufzer drang aus ihrem Herzen."

Die Characteren mögen einander ganz recht haben, ihre Anſichten mögen ganz gut ſein, das Schickſal geht doch ſeinen eigenen Gang.

Auch alle Leidenſchaft, auch die Liebe iſt einem Krankheitsſtoffe zu vergleichen, der geringer oder mächtiger um ſich greift, je nachdem er mehr oder weniger Empfänglichkeit oder größern oder geringern Widerſtand findet. Bei Characteren, die durchaus und überwiegend flach, verſtändig, vernünftig und ſich bewußt ſind, findet die Liebe wenig Annäherung und kaum ein geringes Vorgefühl von Kraft, kann ſie, zumal im erſten Anſtoßen, leicht unterdrückt werden; denn die Liebe ſitzt im Gemüth und Dieſes iſt bei ſolchen Characteren unterjocht. Das haben wir beſtätigt an dem Hauptmann und der ihm ähnlichen Charlotte.

Bei tiefen, ahnungsvollen Characteren hingegen, die weniger klar und weniger ſich ſelbſt bewußt ſind, und bei denen mit einem Wort das Gemüth vorherrſchend iſt, wird die Liebe jogleich weit mächtiger und tiefer eingreifen, ſie findet ein ihr ganz gemäßes Element, dagegen auf der andern Seite weniger Widerſtand, ſie iſt unüberwindlich. Das ſehen wir an Ottilie's und an dem ihr gemäßen, ebenfalls ſich nicht ganz bewußten, ahnungsvollen Eduard. Wenn wir Letztern daher wegen ſeiner ungebändigten Leidenſchaft, wodurch er ſo Manches verdirbt, ſcheiten möchten, ſo gewinnt er doch, wenn wir Alles recht bedenken, unſere gänzliche Verzeihung.

Die Natur der Characteren gehörig zu beſtimmen, daß durch ihre gegenſeitige Wirkung das und das Reſultat hervorgehen muß, iſt bei einem dichteriſchen Werk das Vorzüglichſte, aber auch das Schwerſte.

Die Gegenwart iſt eine fortgeſetzte Vergangenheit. Die Handlung eines Characters nennen wir wohl motivirt, wenn wir in der Vergangenheit den Grund und Boden erblicken, aus welchem wir ſie hervorwachſen ſehen. Die Meiſter in den „Wahlverwandtſchaften" ſind alle dieſer Art. Sie läßt uns der Dichter den hervorbrechenden Zug im Character Eduard's, ſeine hartnäckige Beharrlichkeit auch ſchon in der Vergangenheit, in ſeiner Liebe zu Charlotte, erblicken. Charlotte hat dem von Reiſen zurückkehrenden Eduard die ſchöne Ottilie abſichtlich vorgeführt, um dieſer geliebten Pflegetochter eine ſo große Partie zuzuwenden; aber Eduard, ſeine frühe Liebe zu Charlotte hartnäckig im Sinne behaltend und glücklich in dem Beſitz der Möglichkeit, einer ſo lange entbehrten Gattin endlich doch noch theilhaftig zu werden, ſieht weder rechts noch links, ſieht über Ottilie hinweg.

Wenn man die „Wahlverwandtſchaften" von Seiten der Darſtellung betrachtet, ſo kann man die Wahrheit und Individualität, womit die Zuſtände und Begebenheiten auch dieſes Romans gezeichnet ſind, gleichfalls nicht genug bewundern. Alles erſcheint, als habe der Dichter unmittelbar nach der Natur und dem Leben gearbeitet, als habe er Alles ſelbſt geſehen, Alles ſelbſt mit durchlebt, ja als habe er Alles in Speciellen ungemahlt nachgebildet. Es iſt auch ſicher anzunehmen, daß das Leben ihm mannigfaltigen Stoff geliefert, wenn auch nicht in der Folge und Ordnung, wie wir es im Gedicht erblicken. Aber dieß Alles gibt noch nicht dieſe Wahrheit der Darſtellung, dieſe treue individuelle Zeichnung des Einzelnen; denn in weit reichen ſeiner Erinnerungen, hierbei kann das Leben nicht ausſchöpfen. Der Dichter Mann, wenn er ſein Bild nach ſeinen Ideen entwerfen und im Ganzen Alles wohl geordnet, beſtimmt und feſtgeſtellt hat, ſieht, wo bei der Ausführ-

ung des Einzelnen treu und wahr zu ſein, die Natur hegt und hat bei der Vollendung jedes beſondern Theils ſeines Bildes auch eine beſondere, wiewohl nach höhern Forderungen ſeines Gegenſtandes mehr oder weniger modificirt werdende Natur vor Augen. Die Wahrheit ſeines Bildes entzückt uns, aber ſie erſcheint uns nicht wunderbar; wir können klar einſehen, wie es mit dieſer Wahrheit zuging. Bei m Dichter hingegen iſt Alles anders, der kann keine Natur herzuziehen, die ihm ſage, die er Zug für Zug treu nachbilde; er hat Nichts, woran er ſich halten könne, als ſeine geiſtige Anſchauung. Wie groß muß nun aber ihre Kraft, und wie muß ſie geübt und ausgebildet ſein, daß ſie ihm die Vergangenheit zur deutlichen Gegenwart herzubringe und er Zug für Zug einer geiſtigen Anſchauung nachzeichnen könne, wie es dem Maler bei einer wirklichen, körperlichen vergönnt und möglich iſt. Eine ſolche Reproductions-Kraft iſt zu bewundern. Goethe iſt ſie beſonders eigen; aber ſie erſcheint uns nicht in ſolcher Größe bei ſeinen dramatiſchen Werken, als bei ſeinen Romanen. Und Dieß liegt in der Natur der Sache. Denn eines Theils hat der Dichter beim Drama nur der Charactere innerſtes Leben zu zeichnen, die Richtung des Willens iſt ſcharf beſtimmt. Alles hat eine gewiſſe Conſequenz, Alles entſpringt aus den gegebenen Umſtänden. Bei m Roman hingegen ſoll außer dem innern Leben der Perſonen auch eine breite Welt ihrer Umgebung mit zur Erſcheinung kommen. Andern Theils aber, und dieß iſt beſonders, worin das Schwerere liegt, das Drama geht raſch, eilend und greift nur nach dem Weſentlichen, und bedarf, als vor unſern Augen ſich Zutragendes, die Gewalt der Gegenwart auf ſeiner Seite habend, unſerer Sinne ſich Bemächtigendes, um als wahr anerkannt zu werden, nicht einer ſo ſorgfältigen Begründung der Motive; wir laſſen uns täuſchen. Der Roman hingegen, ein Vergangenes wiederbringend, erſt ruhig vorbereitend, dem Leſer aber Hören wenige Mühe gemachend, bedarf, um durch Wahrheit zu rühren, der ſorgfältigſten Entfaltung des Einzelnen; die Vergangenheit muß als klare ſpecielle Gegenwart unſern Augen entgegentreten, der kleinſte Umſtand muß ſprechen, Alles muß wohl motivirt und begründet ſein; denn ſonſt glauben wir nicht, ſonſt werden wir nicht durch die Wahrheit gerührt werden. Ferner, was die Perſonen betrifft, ſo hat die des Dramas geſellſchaftlich aus der Geſellſchaft genommen; wir wiſſen, daß ſie gelebt haben, ihre Handlungen ſind uns bekannt, ein unbedingter Glaube iſt ihnen entgegengetragen. Von den Perſonen des Romans hingegen meiſtens und die Geſellſchaft Nichts, ſie haben die Wahrheit ihrer Exiſtenz nicht vorausgeſetzt, ſein, ſie müſſen ſie erſt mitbringen und zwar vermöge der Wirklichkeit, mit der ſie ſich behaupten.

Nun liegt aber die überzeugende Wahrheit der Darſtellung, das eigentlich Lebendige, nicht im Allgemeinen, ſondern im Beſondern, Individuellen. Wer das Individuelle, und zwar ein ſolches, wie wir es bei Goethe erblicken, iſt das Schwere. Und Dieß meinen wir ja: Ein Dichter, der, wie Goethe, Alles idealiſirt und beſtändig das Allgemeine vor Augen hat, ſollte ſich, vermöge dieſer Richtung, ſtets von dem Beſondern, Individuellen entfernen. Da aber im Individuellen das eigentliche Leben liegt, ſo kommt es darauf an, damit das Ideale nicht kalt, todt und blutlos werde, daß genug des beſtimmten und erwärmenden Individuellen haften bleibe. Und Dieß iſt das Schwere, das Setzene, das wir bei Goethe in ſo hohem Grade zu ſchätzen haben. Es iſt wohl leicht, ideal zu ſein, es iſt auch wohl leicht, individuell zu ſein, aber in der Vereinigung von Beiden liegt eben das Große, der Gipfel der Kunſt, der nur von Wenigen erreicht wird.

Die Charactere in den „Wahlverwandtſchaften" treten uns bei der erſten Bekanntſchaft, die wir mit ihnen machen, mit einer ſolchen Wahrheit und Beſtimmtheit entgegen, daß wir ſogleich vorausſagen können, wie Dieſer oder Jener in einem gegebenen Falle handeln wird. Wie ſich Charlotte, wie ſich Eduard bei der Berufung des Hauptmanns benehmen, ebenſo zeigen ſie ſich im ganzen Verlauf aller ſpätern Handlungen. Vom Hauptmann, von Ottilie gilt Dasſelbe. Und doch bewegen ſich die Charactere nicht eng, ſcharf, nach einer gewiſſen Schnur, ſondern ſie bewegen ſich in aller mannigfaltigſten Freiheit. Das iſt aber eben die wahre Kunſt, daß bei einem Character auch eine anſcheinende Inconſequenz als wahr und als mit ſeiner tiefen Natur zuſammenhängend erſcheint. Und eben dadurch erhalten Charactere Individualität und Leben.

Bei einer ſolchen Wahrheit der Charactere, wo alle Handlungen aus ihrer tiefſten Natur hervorgehen, erſcheint das Schickſal nicht als ein von außen Hereinbrechendes, ſondern es erſcheint als Reſultat der Geſammtwirkungen aller Charactere, es erſcheint als ein aus dem Innern der Charactere Hervorgehendes, von ihnen Erzeugt-Werdendes. Und Dieß eben iſt das wahre Schickſal, das Schickſal des Lebens, nicht das Schickſal eines Tags. Es geht zwar auch bei wirklichen Leben ein großes Grauen, das in den Begebenheiten verborgen erſcheint,

die uns berühren, die uns treffen; aber ob dieſe Begebenheiten todt an uns vorübergehen, oder ob ſie uns lebendig aufregen und zu Thaten veranlaſſen, davon liegt der Grund in unſerm Charakter. Die Begebenheit geht gleichſam umher mit einem Zauber, den ſie an jeden Charaktere anhalten kann, und es wird Alles ruhig bleiben; aber dieſem Einen bringe ſie ihn nahe, dieſem Einen, der ihm gemäß iſt, der ihm Entſprechendes entgegen bringt, und er wird ſogleich auflodern. Macht den Charakter der Charlotte, der Ottilie, des Eduard um ein Weniges anders, und es wird bei der Einwirkung derſelben Begebenheit ein ganz anderes Reſultat erſcheinen. Erſchiene daſſelbe, ſo wäre es ein Wunder und zeugte für weiter nichts, als für die Schwäche des Gedichts. So aber, wie Goethe die Charaktere gemacht hat, geht aller Schickſal ganz natürlich aus ihnen hervor, und Dieß zeuget für ſeines Gedichtes Wahrheit, Stärke, Vollendung; es beweiſet, daß es ein aus einer Wurzel hervorwachſendes, von einem Lebenshauche durchdrungenes, tief in einander greifendes organiſches Ganzes iſt.

3.

Ueber „Unterhaltungen Deutſcher Ausgewanderten".

Novelle.

Wir haben eine der lieblichſten und friedlichſten Dichtungen eines dem Frieden nahen Dichters vernommen. Sie entwickelt ſich in einer Reihe lebendiger Bilder, die vor unſern Augen wie durch Zauber vorübergehen: aber was iſt das Hauptbild? Die Erzählung ſchließt mit wunderlichen Tönen; aber iſt ſie auch zu Ende? Oder iſt das Ganze ein Fragment? Oder das launige Spiel leichter, reicher, geſchäftiger Phantaſie, welche in einzelnen Bildern und Skizzen ſich gefällt, ohne Zweck und Verſtand? Wie zuſammengewürfelt, ohne daß Eins zu dem Andern, ohne daß der Anfang zum Ende zu paſſen ſcheint? Allein das Ende ſcheint eben zu fehlen. Zwar können wir das Gegebene Alles für gehörig achten: es iſt ſo gut, als wäre der Löwe ſchon in ſein Gefängniß zurückgekehrt, und — beſſer; denn er iſt gezähmt, nicht durch Gewaltmittel, ſondern durch die zauberhafte Macht der Liebe. Aber wie wird es mit der ſchrecklichen Feuersbrunſt in der von Gütern überfüllten Meſſtadt? Und mit dem wilden Feuer in der Bruſt des hochbegabten, ſchönen Jünglings? Was wird aus der brennenden Stadt, was aus dem entflammten Herzen? Was wird aus Oheim Friedrich und aus ſeinen ausmahlenden, friedlichen Plänen, die wir wohl in verſtändigen Zeichnungen auf das Papier gebracht, aber noch nicht in's Leben treten ſahen?

Aber worauf iſt wohl gerade zu antworten, wornach erkundigt ſich die Neugierde zuerſt? Iſt es die brennende Stadt, oder das glühende Jünglingsherz, das, wie angiebt, von argen Luſt und Leidenſchaft gehoben und bewegt wird? Ein klopfendes Menſchenherz geht uns freilich näher an, als eine Stadt, wenn nicht in dieſer auch viele Herzen ſchlügen.

Das Feuer wurde gelöſcht; das Unglück war zum Glücke in der Vorſtadt ausgebrochen, wo ſich die Thierbude für die wilden Thiere befand. Der Beſitzer der Menagerie hat überdieß vorhin ſchon ſelbſt eingeſtanden, daß er nebſt den Savoyen in der Furcht, welche in der Noth nur die Noth, aber nicht den Retter erkennt, — in der Furcht, das Feuer werde weiter um ſich greifen, ohne Noth die wilden Thiere entlaſſen, daß er ſich übereilt habe; denn ſeine Bude wurde wirklich nicht ergriffen. Der Jahrmarkt hatte bald wieder ſeinen Fortgang, ja er wurde in den folgenden Tagen nur noch beſuchter und bewegter. Es iſt noch hinzuzuſetzen, daß er ſich von Jahr zu Jahr mehr hob; denn der Fürſt theilte keineswegs die ängſtliche Beſorgniß ſeines Oheims, wiewohl er die Vorſicht verdoppelte und im Uebrigen auf Gott vertraute. Wie könnte auch der Menſch etwas Gutes und Nützliches um deßwillen unterlaſſen, weil es mit möglichen Gefahren verbunden iſt? Und was iſt ohne Gefahr? Wer hätte Haubein, oder vor einem Schritt verwärts ihun, ohne Vertrauen auf die Macht und Liebe Gottes? Iſt nicht jede Handlung ein Schritt, der eine fremde, dunkle, weil äußerliche Macht beſchwört? Darum gilt es, Etwas zu wagen, jedoch mit Verſtand und im rechten Vertrauen auf die Hülfe von oben. Allerdings hatte übrigens jene Feuersbrunſt von den Gütern, welche theils die Meſſen trafen und wornach die Preiſe gaben, ein gutes Theil verſchlungen: indeſſen waren auch viele Menſchen um des Erwerbes willen verſammelt,

welche den Schaden einiger Maßen zu decken im Stande waren, noch nachträgliche Liebesgaben vom Hofe kamen. Außerdem waren auch Fürst und Volk durch diesen Schrecken von Neuem darauf aufmerksam geworden, daß die Förderung des Handels und Gewerbes nicht das Einzige sei, was zu thun sei, und nicht das Eine, was eigentlich Noth thue; wie denn auch dem Sprichworte in der Welt Nichts so schlimm ist, daß es nicht ein Mittel zum Guten werden könne.

So viel von dem Feuer in der Stadt: aber wo fragen wir wiederum den Jüngling. Wir verließen ihn auf wallen Mauer stehend, die Doppelbüchse im Gurte, noch Abend ganz hinaufsehend, von den Gluthen der untergehenden Sonne zauberisch schön beschienen. Zuletzt sahen wir ihn lächeln, ob die Frau ihre Ermahnungen mit den Worten schloß: Ueberwinde Dich selbst!

Vorher hatten wir ihn vor der Fürstin, in einem Augenblicke, wo er vor Gott hätte niederknien sollen, für die gelungene Rettung aus drohender Lebensgefahr anbetend zu danken, wenn ihn an die Fürstin erinnert mit den leisen, schauderhaften: Alles, was von Frömmigkeit in diesen Herzen wohnt, entfaltet sich in solchem Augenblicke. Dennoch ist der Jüngling in eben diesem Augenblicke undankbar, weil er sich, ohne es zu wissen, verlegt wähnte; er hat nun Urlaub — und wußte selbst nicht, ob er nicht etwas wünschen sollte, von der angebeteten Fürstin zurückgehalten zu werden. Aber seine Bitte wurde ihm gewährt: er zog auch nach dem Abendlande. Sahen wir ihn schon nicht ohne Sorge auf dem Rücken des überwundenen Ungeheuers hier — denn wer hält nicht mit der Fürstin gerüchtet, daß Thier möchte ihn noch mit der letzten Kraft seiner Klauen zerreißen? — so sind unmehr unsere Augen um den Jüngling nur vermehrt, nicht beruhigt; denn der junge Mann hat noch mehr überwinden, als den Tiger. Hat er nicht in einer bestimmten Neigung zu kämpfen, unermüdet zu lernen, so hat er es jedenfalls mit einem unbestimmten, schwankenden Verlangen zu thun, das in die Weite hinaus will und Nichts übersieht, er muß sich beschränken lernen, um die Thatkraft zu prüfen, die ihn beunruhigt. In dem Abendlande gab es sicher viel zu thun, wie wir schon vernommen haben. Jedoch trauen wir uns nicht, die Lage unserer Helden dieses bedeutenden Landes, ist den Namen des Reichs, aus welchem er stieg, zu verrathen, wiewohl Leipzig bei genauen geographischen, statistischen und politischen Kenntnissen aus dem beschriebenen Jahrmarktsverkehre mit holländischen und französischen Artikeln, aus dem Flusse, aus Berg- und Flachland und sonst vielleicht erschossen werden könnte. Lange, lange dauerte des Ritters Entfernung; sie war mit vielen Mühen und Gefahren, mit vielen Wanderungen und Irrfahrten verknüpft. Ob er endlich zurückgekommen, darüber schwanken die Nachrichten. Aber Eins ist gewiß und in allen Urkunden bestätigt: Im eigentlichen Sinne ist er wirklich zurückgekehrt, und zwar als ritterlicher Ueberwinder — seiner selbst. Jenes Lächeln vor der im lauern Golde untergehenden Abendsonne war der erste Keim eines errungenen Kampfes gewesen. Hatte die wunderliche Frau so tief in sein Herz gesehen, wie viel tiefer mußte der Herzenskündiger, vor dessen hienieden Abendsonne er seine Augen niederschlug, in die geheimsten Falten seines in dunkler Leidenschaft entbrannten Herzens hineinschauen! Die Worte der Frau begleiteten ihn auf seiner ganzen Wanderung. Er ist gewesen, weil er überwunden hat.

Nun aber fragen wir auch billig nach dem fürstlichen Oheim Friedrich und den beabsichtigten Anlagen zur Verschönerung oder vielmehr zur Auszeichnung und zur Entfernung der Natur und der alten Burg-Ruinen. — Der Mensch denkt, Gott lenkt; aber immer darf Das, was der Mensch mit Gott beschließt, auf einen guten Ausgang rechnen, wenn sich auch in der Ausführung Manches anders gestaltet, als es anfänglich gemeint war. Indessen erlebte der Oheim nur Weniges von dieser Ausführung; denn er starb schon nach wenigen Jahren. Vielleicht, daß der rasche Ritt des schon bejahrten Fürsten nach der Stadt und die vorausgegangene ungewohnte Anstrengung zu Fuß auf der steilen Höhe, verbunden mit der Gemüthserregung, welche die schon so lange ängstlich gehabte und nun wirklich eingetretene Wiederkehr eines vor Zeiten erlebten plötzlichen Schreckens verursachen mußte, vielleicht, daß auch die Thätigkeit bei den Löschanstalten zur Beschleunigung seines Lebendendes beitragen mußte. So viel ist aber gewiß, daß er durch das Unglück selbst von der bisherigen ängstlichen Furcht davor geheilt, und durch das mitten im Unglücke schauervoll eines unerwarteten Rettung, welches er bei aller angewendeten Menschenhülfe dennoch einer höhern Leitung zuschreiben mußte, in dem Vertrauen auf diese merklich gestärkt worden war. Sein Tod, so friedlich wie sein Name und sein Leben, konnte die Fortsetzung seiner Pläne so wenig hindern, daß er vielmehr zu desto treuerer Ausführung in seinem Sinne Veranlassung gab. Wer diese Anlagen aufmerksam betrachten wollte, möchte an der sonigen Eintracht der Menschenhand mit dem in dem Gegebenen und

gesprochenen Winken auf das Anschaulichste inne werden, daß es die Kunst ist, in welcher sich die Herrschaft des Menschen über die Natur, wozu er berufen ist, ja der Sieg des Geistes über den Leib, auf das Anmuthigste offenbaret. Hier konnte nun Jeder, was der Fürst gewünscht hatte, in dem wirklichen Anschauen des Alten und Neuen, des Starren und Frischen, des Unnachgiebigen und Schmiegsamen, des Unzerstörlichen und Unwiderstehlichen seine Betrachtungen anstellen, um mehr und mehr zu der Einsicht zu kommen, daß Jedes die Hülfe des Andern ist, daß alle Gegensätze sich gegenseitig zu heben bestimmt sind.

Leicht erkennen wir jetzt auch den Geist, der durch die ganze zarte Dichtung weht, den Sinn, der ihr Licht ist und die lieblichen Massen, Gruppen und Bilder belebt und beleuchtet. Das Hauptbild, um das sich alle Bilder sammeln, ist auch der Hauptton, von dem das Licht ausgeht und die unterschiedensten Partien verklärt.

Daß das zarte Kind, singend und betend, den wilden Löwen bändigt, durch frommen Sinn und Melodie, die sich im Gebet enthüllt, Das ist — der Grund-Text — der ganzen Predigt.

Hierin ist auf das Anmuthigste ausgedrückt die Macht und der Sieg des Wahren, Schönen und Guten über Alles, was ihm feindlich entgegenzutreten scheint; aber welch' ein Sieg? es ist der Sieg, welcher das Ueberwundene zu sich zustimmt und mit sich versöhnt: es ist der Sieg Gottes selbst, der durch Liebe den Feind bewältigt, so daß dieser am Ende zum Schemel seiner Füße anbetend niederfällt. Und wirklich sieht das Kind in seiner Verklärung aus wie ein mächtiger, siegreicher Ueberwinder, und der Löwe nicht sowohl wie der Ueberwundene, denn seine Kraft bleibt in ihm verborgen, aber doch wie der Gezähmte, wie der dem eignen, friedlichen Willen Anheimgegebene.

So erklärt sich auf ein Mal, wie alle Hofjagd, aller Jagdlärm, die wilde Lustbarkeit, der vielbesuchte Jahrmarkt und die tobende Feuersbrunst in dem Bilde des Kindes mit dem Löwen, wie in einem Stillchen, erlischt und verschwindet. Das Kind siegt durch frommen Sinn und Melodie; es ist der Sieg des kindlichen Glaubens und des Gebets, es ist der Sieg der Liebe, denn wunderthätig ist die Liebe, die sich im Gebet enthüllt. Aber die Mutter glaubt und betet auch und fürchtet sich nicht. Auch in der schauervollen Pause, als das Kind tief unten in den Gruben verschwindet und verstummt — mit heiterm Gesichte, herübergebogen horchend, läßt sie nicht die mindeste Unruhe bemerken. Wie denn auch der Vater, nachdem er die dem Menschen verliehene Herrschaft über die Natur in Demuth vor Gott gepriesen, die Seinigen vertrauensvoll zu dem gefährlichen Unternehmen entläßt. Fällt doch kein Sperling vom Dache ohne den Willen Dessen, der auch die Haare auf unsern Häuptern gezählt hat!

Wie das Kind über den Löwen, so siegt und herrschet Jedes auf seine Weise, Jedes an seiner Stelle, aber Alle unter dem Beistande von oben. Es ist der Geist, der die Herrschaft übet, durch den Geist ist auch dem Menschen die Herrschaft verliehen über die Natur. Und so herrschet jener Reiter im Schloßhofe über das muthige Roß und über das trägere, der Jagdknappe über die gekoppelten Hunde, der Jäger über die Thiere des Waldes, die Vestalin über das Feuer, die Vorsicht über die Gefahr, der Muth der Jugend über steile Felsenhöhen, die Kunst oder der Chemie über Natur und Zeit, der Jahrmarkt und die Gewerbsthätigkeit über alle Bedürfnisse des Lebens, und selbst über die Entfernungen, welche jetzt die Menschen trennen und von zu gegenseitigem Austausche verbinden, die Liebe mit ihren Gaben über die Brandstätten und viele andere Noth, der Fürst unter der Herrschaft des Rechts und Gewissens über Land und Leute, der Ritter über sich selbst. Aber der Gipfel aller Herrschaft ist der Sieg und die Macht des Kindes, d. i. die Kraft, die in dem Schwachen mächtig ist durch den Glauben, der sich im Gebete enthüllt, und in der Liebe thätig, ja wunderthätig wird. Es ist wieder der Geist, der Geist Gottes ist es, der auch in dem schwächsten Gefäße, wenn es nur nicht widerstrebt, Wunder wirket.

Und wie wird uns alles Thiers nahe gelegt? Nicht an Amphion, nicht an Orpheus werden wir erinnert, unter deren Melodien die Steine lebendig zur Mauer sich fügen, die wilden Thiere der Wüsten und Wälder sich zähmen, Ungewitter und Meerestürme sich brechen und bändigen, die Flüsse in ihrem Lauf still stehen und die Natur ihren Athem anhält, wie wenn Pan schläft oder Halcyone auf den Wassern brütet: nicht hieran knüpft sich die Erinnerung in der Erzählung, sondern an den einfachen Bericht von Daniel in der Löwengrube, an Simson's Räthsel und an die Weissagung des Propheten von dem kommenden Frieden.

Auf Daniel in der Löwengrube ruhet der Gesang, auf dem Propheten, welcher am Morgen darauf, als der König ängstlich nach ihm rief, also antwortete:

„Herr König, Gott verleihe Dir langes Leben. Mein Gott hat seinen Engel gesandt, der

den Löwen den Rachen zugehalten, daß sie mir kein Leid gethan haben." Dan. 6, 22.

Hiermit steht in nächster Verbindung das Räthsel Simson's, welches auf den anmuthigsten und sinnreichsten von dem glücklichsten Humor mit bekanntester Ironie in die Scene gelegt wird. Simson erschlägt einen Löwen, und als er an selbiger Stätte wieder vorüberkommt, findet er im Leichnam einen Bienenschwarm und Honig. Den nimmt er mit und ißt davon unterwegs und gibt den Seinigen davon zu essen. Darauf stellet er den Philistern das Räthsel: Speise kam von dem Fresser und Süßigkeit von dem Starken. Und was sagt dieses Räthsel anders, als daß auch das Böse zum Guten, auch das Bittere und Ungenieße in der Natur zur süßen Labung und Erquickung dienen muß? Was ist süßer denn Honig? Was ist stärker denn der Löwe? Das ist die Lösung dieses Räthsels nach der Schrift. Richt. 14, 14. 18.

Aber das Zarteste und Lieblichste ist die Deutung auf die Zeit des ewigen Friedens, wo alle feindlichen Kräfte zu regem Leben und Wirken einander dienen, helfen, ergänzen werden. Nun erscheinet erst die tiefste Wahrheit aller Gegensätze, welche nicht sich zu vernichten und auszuschließen, sondern als Glieder sich gegenseitig auszugleichen, sich zu heben und aufzuheben bestimmt sind. Es ist solches Wort in einer Zeite ausgedrückt:

„Löwen sollen Lämmer werden."

Wer könnte hierin die leise Anspielung auf die uralte Weissagung des Evangelisten unter den Propheten verkennen, in welcher auch das Kind erscheint, welches dem Dichter geliehen hat? Denn es stehet geschrieben: „Wenn der Herr den Frieden bringt, dann werden die Wölfe bei den Lämmern wohnen und die Panther bei den Böcklein ruhen. Kälber und junge Löwen und Mastvieh werden mit einander sein, und ein kleiner Knabe wird sie treiben. Ein Säugling wird seine Lust haben am Rachen der Otter, und ein Entwöhnter wird seine Hand stecken in die Höhle des Basilisken. Man wird nicht Leides noch verderben auf meinem ganzen heiligen Berge; denn das ganze Land ist voll Erkenntniß des Herrn, wie Wasser das Meer bedeckt." Jes. 11, 6. flg. 65, 25.

Dann geht mit hochaufstrebendem Gefieder
Der Geist sich zu Gott bei Tauben nieder,
Nicht grimmig suchend und wie Raub zu schlingen,
Er schwebt die Luft zur Einigkeit zu bringen.

Das Wort ist hier in vier Worten ausgedrückt:

„Löwen sollen Lämmer werden."

und wenn der folgende Vers hinzufügt:

„Und die Welle schwankt zurück,"

so frage ich bescheiden an, ob er etwa auch Andere, wie mich, an das große Wort erinnert:

„Bis hierher und nicht weiter! Hier sollen sich legen Deine stolzen Wellen." Hiob 38, 11.

Der Sinn ist, daß unter der Herrschaft der ewigen Liebe auch auf der Erde der Löwe zum Lamme werde, und die unbändige Meereswoge mitten im tobenden Herumwallen sacht und leise zurückschwankt, um ruhig klaren Spiegel des Meeresbeckens sich zu ebnen und zu schließen. Denn erweichet sich zugleich die Ohnmacht alles creatürlichen Strebens, indem es seine Grenzen, nämlich den Willen Gottes, nicht erkennet. Und wie die wild aufgetobte Sonne erhebt sich dagegen die stille Majestät und Macht des Guten, welches am Ende das Feld behält. Das ist der Sieg Gottes selbst und der Sieg des Friede. Was sich ihm auch entgegensetze, es wird am Ende gezähmt zum Schemel seiner Füße niederliegen, wie der Löwe unter den Füßen des Lammes. Der Kinder ist das Himmelreich.

Noch wäre zu gedenken, daß die Erzählung, welche wir gelesen und betrachtet haben, auch durch ihre Stellung in Beziehung auf die vorangehenden Dichtungen sowohl im Allgemeinen, als auch zu dieser Zeit besonders wichtig und bedeutend wird, indem sie, nach einer langen Reihe herrlicher Bilder heiligen Friedens über Zucht und Ordnung, über Sitte und Eintracht, schauend den Epicus schließt, wie etwa auf viele gellende Mißtöne ein einziger reiner Accord folgt, welcher die Auflösung enthält.

Diese Novelle kann auch als die letzte Auflösung eines langen reichen Dichterlebens angesehen werden, welches mit demselben Grundaccorde von der Consecration aller Dinge angefangen hat. Wie hier der Dichter mit den freudigsten Aussichten auf den Sieg des Geistes, der Sünde und Tod überwindet, auf den endlichen Frieden, der alle Feindschaft ausgleicht, das Alte erneuert, das Verlorene wiederbringt, so einer Novelle seines Schwanengesangs singt, so ist es einst in dem „Briefe eines Todten an seinen neuen Auferbauer" mit demselben Thema in die Schranken getreten, wenn er seinem Collegen seine Gedanken auf die endliche Wiederbringung aller Dinge vertraut, und die Lehre mittheilt, mit welcher er sich insgeheim tröstet. Es sind Heimlichkeiten, die leicht mißverstanden werden können und sogleich confiscirt sind, wenn sie profanirt werden. Das Ende ist aber Friede und Freude, nur daß das Ende nicht abzusehen ist, wenn sich kein Anfang zeigt.

Kennen wir nicht auch so manche Sonate, gleich dem Jenaer Hymnus, auf den Rücken

Mephistopheles.

Den Nahmen, Weib, verbitt' ich mir.

Die Hexe.

Warum? Was hat er euch gethan?

Mephistopheles.

Er ist schon lang' in's Fabelbuch geschrieben;
Allein die Menschen sind nichts besser dran,
Den Bösen sind sie los, die Bösen sind geblieben.
Du nennst mich Herr Baron, so ist die Sache gut;
Ich bin ein Cavalier, wie andre Cavaliere.
Du zweifelst nicht an meinem edlen Blut;
Sieh her, das ist das Wapen, das ich führe.

Er macht eine unanständige Geberde.

Die Hexe lacht unmäßig.

Ha! Ha! Das ist in eurer Art!
Ihr seyd ein Schelm, wie ihr nur immer war't!

manches Überwundenen und Überſtandenen Unglücks, in der guten Zuverſicht, daß es uns nicht weiter mit ſeinen Kräften beſchädigen werde? Und wer vernähme nicht in dieſen Augenblicken eines wichtigen Zeitabſchnitts, wiewohl jeder Augenblick ein ſolcher Zeitabſchnitt iſt und jeder Tag einen feierlichen Zeitabſchluß enthält, — wer vernähme nicht auch in dieſen der theuern Lebenszeit angehörigen Augenblicken den dringenden Aufruf zum Gebete und zum Danke? Denn „Alles, was von Frömmigkeit im tiefen Herzen wohnt, entfaltet ſich in ſolchem Augenblicke.“

Bitten wir nicht auch. Jedes für ſich und für das Andere, um den Schutzengel Gottes, der den Propheten aus dem Rachen der Löwen rettete?

Wir ringen und bitten, und ſind doch des endlichen Gelingens gewiß: mit dieſer feſten und freudigen Zuverſicht eröffnet ſich uns die höchſte und heiterſte Ausſicht auf die Zukunft — „welche zwar ſchon in den Blick des Vogels übergeht“, — denn ſchon gleicht ſich vor unſern Augen Alles aus, und die Noth in den großen und kleinen Menſchenhäfen ſcheint zu verſchwinden, „aber ſich doch noch maleriſch genug hinter einander ſchiebt“; denn der Friede, den wir in der Ferne begrüßen, iſt kein todtes Einerlei, ſondern das Leben in ſeiner Fülle.

Wir befinden uns auch Alle hienieden in den Gruben, in den Gräbern, wo es Einem ohne Glauben und Gebet, ohne Hoffnung und Liebe gar oft bange werden würde; darum halten wir uns auch im neuen Jahre an die vielgeprüften Führer, als ſichere Leitſterne.

Denn der Ew'ge herrſcht auf Erden,
Ueber Meere herrſcht ſein Wink;
Löwen ſollen Lämmer werden,
Und die Wolfe ſchmeichelt zurück.
Blumen ſchmeicheln ſeinem Fuße,
Blumen' und Verehrung ſind erblüht;
Wunderthätig iſt die Liebe,
Die ſich im Gebet entzieht.

J. W. v. Goethe's

sämmtliche Werke.

Wohlfeile Volksausgabe.

Vollständig in zwölf Bänden.

Mit
Kupfern, dem lithographirten Bildniß des Verfassers, critischen Uebersichten und erläuternden Anmerkungen zu jedem Band;
sowie
Goethe's Briefwechsel
mit Schiller, Zelter, Jean Paul u. s. w. im Anhange enthaltend.

Siebenter Band.

Enthält:

Bibliothek der
Naturwissenschaft

Stuttgart.
Im Verlag des Litteratur-Comptoirs.
1837.

g
41 g

Bibliothek der
Goethegesellschaft

Italieniſche Reiſe.

Carls-Bad bis auf den Brenner.

Den 3. September 1786.

Früh drei Uhr fuhr ich mich aus Carlsbad, weil man mich ſonſt nicht fortgelaſſen hätte. Die Geſellſchaft, die den achtundzwanzigſten Auguſt, meinen Geburtstag, auf eine ſehr freundliche Weiſe feiern mochte, erwarb ſich wohl dadurch ein Recht, mich feſtzuhalten; allein hier war nicht länger zu klamern. Ich warf mich, ganz allein, vor einen Mantelſack und Ducheonzen aufpackend, in eine Poſt-Chaiſe und gelangte halb acht Uhr nach Zwota, an einem ſchönen, ſtillen Nebelmorgen. Die obern Wolken ſtreifig und wollig, die untern ſchwer. Wie ſchienen Dies gute Vorzeichen. Ich hoffte nach einem ſo ſchönen Sommer einen guten Herbſt zu genießen. Um zwölf in Eger, bei heißem Sonnenſchein; und nun erinnerte ich mich, daß dieſer Ort dieſelbe Lage habe wie meine Vaterſtadt, und ich freute mich, wieder ein Mal bei klarem Himmel unter dem ſüdlichen Grade zu Mittag zu eſſen.

In Baiern ſtößt Einem ſogleich das Stift Waldſaſſen entgegen — köſtliche Beſitzthümer der geiſtlichen Herren, die früher als andere Menſchen klug waren. Es liegt in einer Tellertiefe, um nicht zu ſagen, Keſſeltiefe, in einem ſchönen Wieſengrunde, rings von fruchtbaren, leichten Anhöhen umgeben. Auch hat dieſes Kloſter im Lande weit mehr Beſitzungen. Der Boden iſt aufgelöſ'ter Thonſchiefer. Der Quarz, der ſich in dieſer Gebirgsart befindet und ſich nicht auflöſt noch verwittert, macht das Feld locker und durchaus fruchtbar. Bis gegen Tirſchenreuth ſteigt das Land auch. Die Waſſer fließen einem entgegen, nach der Eger und Elbe zu. Von Tirſchenreuth an fällt es nun ſüdwärts ab und die Waſſer laufen nach der Donau. Wie gibt es ſehr ſchnell einen Begriff von jeder Gegend, wenn ich bei dem kleinſten Waſſer ſtehe, wohin es läuft, zu welcher Fluß-Region es gehört. Man findet allhier leicht in Gegenden, die man nicht überſehen kann, einen Zuſammenhang der Berge und Thäler gebankenweiſe. Von gedachtem Ort beginnt die treffliche Chauſſée von Granitſand, es läßt ſich keine vollkommenere denken: denn da der aufgelöſ'te Granit aus Kieſel und Thonerde beſteht, ſo gibt Das zugleich einen feſten Grund und ein ſchönes Bindungsmittel, die Straße glatt wie eine Tenne zu machen. Die Gegend, durch die ſie geführt iſt, ſieht deſto ſchlechter aus: gleichfalls Granitſand, flachliegend, moorig, und der ſchöne Weg deſto einförmiger. Da nun zugleich das Land abfällt, ſo kommt man fort mit unglaublicher Schnelle, die gegen den böhmiſchen Schneckengang recht abſticht. Beiliegendes Blättchen benennt die verſchiedenen Stationen. Genug, ich war den andern Morgen um zehn Uhr in Regensburg, und hatte alle dieſe vierundzwanzig und eine halbe Meile in neunundvierzig Stunden zurückgelegt. Da es anfing, Tag zu werden, befand ich mich zwiſchen Schwandorf und Regenſtauf, und nun bemerkte ich die Veränderung des Aſterbodens in's Beſſere. Es war nicht mehr Verwitterung des Gebirgs, ſondern aufgeſchwemmtes, gemiſchtes Erdreich. Den Regenfluß herauf hatte in uralten Zeiten Ebbe und Fluth aus dem Donau-Thal in alle die Thäler gewirkt, die gegenwärtig ihre Waſſer dorthin ergießen; und ſo hob dieſe natürliches Pulver entſtanden, worauf der Ackerbau gegründet iſt. Viele Bemerkung gilt in der Nachbarſchaft alter größerer und kleinerer Flüſſe, und mit dieſem Leitfaden kann der Beobachter einen ſicheren Anſchlag über jeden der Cultur geeigneten Boden erlangen.

Regensburg liegt gar ſchön. Die Gegend mußte eine Stadt herlocken; auch haben ſich die geiſtlichen Herren wohl bedacht. Alles Feld um die Stadt gehört ihnen, in der Stadt deckt Kirche gegen Kirche und Stift gegen Stift. Die Donau erinnert mich an den alten Main. Bei Frankfurt haben Fluß und Brücke ein beſſeres Anſehn, hier aber nimmt ſich das gegenüberliegende Stadt am Hof recht artig aus. Ich verfügte mich gleich in das Jeſuiten-Collegium, wo das jährliche Schauſpiel durch Schüler gegeben ward, ſah das Ende der Oper und den Anfang des Tanzſpiels. Sie machten es nicht ſchlimmer als eine angehende Liebhaber-Truppe, und waren recht ſchön, faſt zu prächtig gekleidet. Auch hier eine ähnliche Darſtellung hat mich von der Klugheit der Jeſuiten auf's Neue überzeugt.

Sie verschmähten Nichts, was irgend wirken konnte, und wußten es mit Liebe und Aufmerksamkeit zu behandeln. Hier ist nicht Klugheit, wie man sie sich in abstracto denkt: es ist eine Freude an der Sache dabei, ein Mit- und Selbstgenuß, wie er aus dem Gebrauche des Lebens entspringt. Wie diese große geistliche Gesellschaft Orgelbauer, Bildschnitzer und Vergolder unter sich hat, so sind gewiß auch Einige, die sich des Theater's mit Kenntniß und Neigung annehmen; und wie durch gefälligen Prunk sich ihre Kirchen auszeichnen, so bemächtigen sich die einschlägigen Männer hier der weltlichen Sinnlichkeit durch ein anständiges Theater.

Heute schreibe ich unter dem neunundvierzigsten Grade. Er läßt sich gut an. Der Morgen war kühl, und man klagt auch hier über Nässe und Kälte des Sommers; aber es entwickelte sich ein herrlicher, gesunder Tag. Die milde Luft, die ein großer Fluß mitbringt, ist ganz was eigenes. Das Obst ist nicht sonderlich. Gute Birnen hab' ich gespeist; aber ich schone mich noch Trauben und Feigen.

Der Jesuiten Thun und Wesen hält meine Betrachtungen fest. Kirchen, Thürme, Gebäude haben etwas Großes und Vollständiges in der Anlage, das allen Menschen insgeheim Ehrfurcht einflößt. Als Decoration ist nun Gold, Silber, Metall, geschliffene Steine in solcher Pracht und Reichthum gehäuft, daß die Bettler aller Stände blenden muß. Hier und da fehlt es auch nicht an einem Abgeschmackten, damit die Menschheit verschont und angezogen werde. Es ist dieses überhaupt der Genius des catholischen äußern Gottesdienstes; noch nie habe ich es aber mit so viel Verstand, Geschick und Consequenz ausgeführt gesehen, als bei den Jesuiten. Alles trifft darin überein, daß sie nicht wie andere Ordens-Geistliche eine alte, abgestumpfte Andacht fortsetzten, sondern sie, dem Geist der Zeit zu Liebe, durch Pomp und Pracht wieder aufstutzten.

Ein sonderbar Gestein wird hier zu Werkstücken verarbeitet, dem Scheine nach eine Art Todtliegendes, das jedoch für älter, für ursprünglich, ja für porphyrartig gehalten werden muß. Es ist gräulich mit Quarz gemischt, löcherig und es finden sich große Flecken des festesten Jaspis darin, in welchen sich wieder kleine runde Flecken von Breccienart zeigen. Ein Stück war gar zu instructiv und appetitlich, der Stein aber zu fest; und ich habe geschworen, mich auf dieser Reise nicht mit Steinen zu schleppen.

München, den 4. September.

Den fünften September, halb ein Uhr Mittag, reis'te ich von Regensburg ab. Der Weg ist eine schöne Gegend, wo die Donau sich an Kalkfelsen bricht, bis gegen die Saale. Es ist der Kalk, wie der bei Osterode am Harz, dicht, aber im Ganzen löcherig. Um sechs Uhr Morgens war ich in München, und nachdem ich mich zwölf Stunden umgesehen, will ich nur Weniges bemerken. In der Bilder-Gallerie fand ich mich nicht einheimisch; ich muß meine Augen erst wieder an Gemälde gewöhnen. Es sind treffliche Sachen. Die Skizzen von Rubens, von der Luxemburger-Gallerie, haben mir große Freude gemacht.

Hier steht auch das vornehme Spielwerk, die Trojan'sche Säule, im Modell. Der Grund Lapis Lazuli, die Figuren vergoldet. Es ist immer ein schön' Stück Arbeit, und man betrachtet es gern.

Im Antiken-Saale konnte ich recht bemerken, daß meine Augen auf diese Gegenstände nicht geübt sind; deßwegen wollte ich nicht verweilen und Zeit verderben. Vieles sprach mich gar nicht an, ohne daß ich sagen könnte warum. Ein Dionysus erregte meine Aufmerksamkeit, zwei Antonine gefielen mir, und so noch Einiges. Im Ganzen stehen die Sachen auch nicht glücklich, ob man gleich mit ihnen hat aufputzen wollen, und der Saal oder vielmehr das Gewölbe ein gutes Ansehn hätte, wenn es nur reinlicher und besser unterhalten wäre. Im Naturalien-Cabinet fand ich schöne Sachen aus Tyrol, die ich in kleinen Musterstücken schon kenne, ja besitze.

Es begegnete mir eine Frau mit Feigen, welche als die ersten vortrefflich schmeckten. Aber das Obst überhaupt ist doch für den achtundvierzigsten Grad nicht besonders gut. Man klagt hier durchaus über Kälte und Nässe. Ein Nebel, der für einen Regen gelten konnte, empfing mich heute früh vor München. Den ganzen Tag blies der Wind sehr kalt vom Tyroler-Gebirg. Als ich vom Thurm hinein sah, fand ich es bedeckt und den ganzen Himmel überzogen. Nun scheint die Sonne im Untergehen noch an den alten Thurm, der mir vor dem Fenster steht. Verzeihung, daß ich so sehr auf Wind und Wetter acht habe! Der Reisende zu Lande, soll so sehr als der Schiffer, hängt von Leiden ab, und es wäre ein Jammer, wenn mein Herbst in fremden Landen so wenig begünstigt sein sollte, als der Sommer zu Hause.

Nun soll es gerade auf Jacobi. Mag ich nicht Alles rechts und links liegen, um den einen Gedanken auszuführen, der fast zu alt in meiner Seele geworden ist!

Mittenwald, den 7. September, Abends.

Es scheint, mein Schutzgeist legt Ihnen zu meinem Heile, und ich danke ihm, der mich so

einem ſo ſchönen Tage hierher geführt hat. Der letzte Poſtillon ſagte mit vergnüglichem Ausruf: es ſei der erſte im ganzen Sommer. Ich nährte meinen ſtillen Überglauben, daß es ſo fortgehen ſoll; doch müſſen mir die Freunde verzeihen, wenn wieder von Luft und Wolken die Rede iſt.

Als ich um fünf Uhr von München wegfuhr, hatte ſich der Himmel aufgeklärt. An den Tertiär-Bergen ſtanden die Wolken in ungeheuern Maſſen feſt. Die Streifen der untern Regionen bewegten ſich auch nicht. Der Weg geht auf den Höhen, wo man unten die Iſar ſtehen ſieht, über zuſammengeſchwemmte Kieshügel hin. Hier wird uns der Anblick der Strömungen des alten Meeres ſachlich. In manchem Granitgeſchiebe fand ich Gebirgsarten und Verwandte meiner Kabinettſtücke, die ich Knebel'n verdanke.

Die Arbeit des Fluſſes und der Wieſen wechſelten ſich eine Meile; endlich werden auch dieſe aufgegeben. Zwiſchen geordneten Kieshügeln, die man ſich mehrere Stunden weit und breit denken muß, das ſchönſte fruchtbarſte Erdreich, wie im Thale des Regenfluſſes. Nun muß man wieder an die Iſar, und ſieht einen Durchſchnitt und Abhang der Kieshügel, wohl hundertundfünfzig Fuß hoch. Ich gelangte nach Wolfratshauſen, und erreichte den achtundvierzigſten Grad. Die Sonne brannte heftig; Niemand traut dem ſchönen Wetter; man ſcheilt über das Übel des vergehenden Jahres; man jammert, daß der große Gott gar keine Anſtalt machen will.

Nun ging mir eine neue Welt auf. Ich näherte mich den Gebirgen, die ſich nach und nach entwickelten.

Benedictbeuern liegt lieblich und überraſcht beim erſten Anblick. In einer fruchtbaren Fläche ein lang und breites, weißes Gebäude und ein breiter hoher Felſenrücken dahinter. Nun geht es hinauf zum Kochel-See; noch höher in's Gebirge zum Walchen-See. Hier begrüßte ich die erſten beſchneiten Gipfel, und auf meine Verwunderung, ſchon ſo nahe bei den Schneebergen zu ſein, vernahm ich, daß es geſtern in dieſer Gegend gedonnert, geblitzt und auf den Bergen geſchneit habe. Aus dieſen Meteoren wollte man Hoffnung zu beſſerem Wetter ſchöpfen, und aus dem erſten Schnee eine Umwandlung der Atmoſphäre vermuthen. Die Felſenklippen, die mich umgeben, ſind alle Kalk, von dem dichten, der noch keine Verſteinerungen enthält. Dieſe Kalkgebirge gehen in ungeheuern zuſammenhängenden Reihen von Dalmatien bis an den St. Gotthard und weiter fort. Hoppet hat einen großen Theil der Kette bereiſt. Sie lehnen ſich an das quarz- und thonreiche Urgebirge.

Nach Walchen-See gelangte ich um halb fünf. Etwa eine Stunde von dem Orte begegnete mir ein artiges Abenteuer: ein Hauſierer mit ſeiner Tochter, einem Mädchen von elf Jahren, gingen vor mir her und baten mich, das Kind einzunehmen. Er trug das Inſtrument meiner; ich ließ ſie zu mir ſitzen, und ſie ſetzte mir eine große neue Schachtel ſorgfältig zu ihren Füßen. Ein artiges ausgebildetes Geſchöpf, in der Welt ſchon ziemlich bewandert. Nach Maria Einſiedel war ſie mit ihrer Mutter zu Fuß gewallfahrtet, und Beide wollten eben die größere Reiſe nach St. Jago von Compoſtell antreten, als die Mutter mit Tode abging und ihr Gelübde nicht erfüllen ſollte. Man könne in der Verehrung der Mutter Gottes nie zu viel thun, meinte ſie. Nach einem großen Brande habe ſie ſelbſt geſehen ein ganzes Haus niedergebrannt bis auf die unterſten Mauern, und über der Thüre, hinter einem Glaſe, das Mutter-Gottesbild, Glas und Bild unverſehrt, welches denn doch ein augenſcheinliches Wunder ſei. All' ihre Meilen habe ſie zu Fuße gemacht, zuletzt in München vor dem Churfürſten geſpielt, und ſich überhaupt vor einundzwanzig fürſtlichen Perſonen hören laſſen. Sie unterhielt mich recht gut. Hübſche, große, braune Augen, eine eigenſinnige Stirn, die ſich manchmal ein wenig hinaufwärts faltete. Wenn ſie ſprach, war ſie angenehm und natürlich, beſonders wenn ſie kindiſchlaut lachte; hingegen wenn ſie ſchwieg, ſchien ſie Etwas bedeuten zu wollen, und machte mit der Oberlippe eine fatale Miene. Ich ſprach ſehr viel mit ihr durch; ſie war überall zu Hauſe und merkte gut auf die Gegenſtände. Sie fragte mich einmal, was Das für ein Baum ſei? Es war ein ſchöner, großer Ahorn, der erſte, der mir auf der ganzen Reiſe zu Geſichte kam. Den hatte ſie doch gleich bemerkt und freute ſich, da mehrere nach und nach erſchienen, daß ſie auch dieſen Baum unterſcheiden könne. Sie gehe, ſagte ſie, nach Bozen auf die Meſſe, wo ich doch wahrſcheinlich auch hindge. Wenn ſie mich dort antreffe, müſſe ich ihr einen Jahrmarkt kaufen, welches ich ihr denn auch verſprach. Dort wolle ſie auch ihre neue Haube anlegen, die ſie ſich in München von ihrem Verdienſt habe machen laſſen. Sie wolle mir ſolche im Voraus zeigen. Nun eröffnete ſie die Schachtel, und ich mußte mich bei reichgeſtickten und weißverbrämten Kopfputzes mit ihr erfreuen.

Ueber eine andere ſehr angenehme Ausſicht vergnügten wir uns gleichfalls zuſammen. Sie verſicherte nämlich, daß es gut Wetter gäbe. Sie trüge ihren Barometer mit ſich, und Das ſei die Hanſe. Wenn ſich der Docht herausſtimme, ſo gebe es gutes Wetter, und Das habe es heute gethan. Ich ergriff das Ding und wir

ſchieden im beſten Humor, in der Hoffnung eines baldigen Wiederſehns.

Auf dem Brenner, den 8. September, Abends.

Hier gekommen, gleichſam gezwungen, endlich an einen Ruhepunct, an einen ſtillen Ort, wie ich ihn mir nur hätte wünſchen können. Es war ein Tag, den man jahrelang in der Erinnerung genießen kann. Um ſechs Uhr verließ ich Mittelwalde, den klaren Himmel reinigte ein ſcharfer Wind vollkommen. Es war eine Kälte, wie ſie nur im Februar erlaubt iſt. Nun aber, bei dem Glanze der aufgehenden Sonne, die dunkeln mit Fichten bewachſenen Vordergründe, die grauen Kalkfelſen dazwiſchen und dahinter die beſchneiten höchſten Gipfel auf einem tiefern Himmelsblau: Das waren köſtliche, ewig abwechſelnde Bilder.

Bei Schazniz kommt man in's Tyrol. Die Grenze iſt mit einem Walle geſchloſſen, der das Thal verriegelt und ſich an die Berge anſchließt. Es ſieht gut aus: an der einen Seite iſt der Felſen befeſtigt, an der andern ſteigt er ſenkrecht in die Höhe. Von Seefeld wird der Weg immer intereſſanter, und wenn er bisher, ſeit Benedictbeuern herauf, von Höhe zu Höhe ſtieg, und alle Waſſer die Region der Iſar ſuchten, ſo blickt man über einen Rücken in das Inn-Thal, und Zirlingen liegt vor uns. Die Sonne war hoch und heiß; ich mußte meine Kleidung erleichtern, die ich bei der veränderlichen Atmoſphäre des Tages oft wechſele.

Bei Zirl führt man in's Inn-Thal herab. Die Lage iſt unbeſchreiblich ſchön, und der hohe Sonnenduft machte ſie ganz herrlich. Der Poſtillon eilte mehr, als ich wünſchte: er hatte noch keine Meſſe gehört und wollte ſie in Inſpruck, es war eben Marien-Tag, um deſto andächtiger zu ſich nehmen. Nun raſſelte es immer an dem Inn hinab, an der Martins-Wand vorbei, einer ſteil abgeſtürzten, ungeheuern Kalkwand. Zu dem Platze, wohin Kaiſer Maximilian ſich verſtiegen haben ſoll, getraute ich mir wohl ohne Engel hin und herzukommen, ob es gleich immer ein frevelhaftes Unternehmen wäre.

Inſpruck liegt herrlich in einem breiten, reichen Thale, zwiſchen hohen Felſen und Gebirgen. Erſt wollte ich da bleiben; aber es ließ mir keine Ruhe. Kurze Zeit ergetzte ich mich an dem Sohne des Wirths, einem leidhaftigen Edler. So begegnen mir nach und nach meine Menſchen. Das Feſt Mariä Geburt zu feiern, iſt Alles geputzt. Geſund und wohlthätig zu Schauen, wallfahrten ſie nach Wilten, einem Andachtsorte, eine Viertelſtunde von der Stadt gegen das Gebirge zu. Um zwei Uhr, als mein rollender Wagen das muntere, bunte Gedränge theilte, war Alles in hohem Zug und Gang.

Von Inſpruck herauf wird es immer ſchöner; da hilft kein Beſchreiben. Auf den gebahnteſten Wegen ſteigt man eine Schlucht herauf, die das Waſſer nach dem Inn zuſendet, eine Schlucht, die den Augen unzählige Abwechſelungen bietet. Wenn der Weg noch am ſchroffſten Felſen hergeht, ja in ihn hineingehauen iſt, ſo erblickt man die Seite gegenüber ſanft abhängig, ſo daß noch kaum der ſchönſte Feldbau darauf geübt werden. Es liegen Dörfer, Häuſer, Häuschen, Hütten, Alles weiß angeſtrichen, zwiſchen Feldern und Hainen auf der abhängenden, hohen und breiten Fläche. Bald verändert ſich das Ganze; das Benutzbare wird zur Wieſe, bis ſich auch Das in einen ſteilen Abhang verliert.

Zu meiner Welterſchaffung habe ich Manches erobert, doch nichts ganz Neues und Unerwartetes. Auch habe ich viel geträumt von dem Modell, wovon ich ſo lange rede, wovon ich ſo gern anſchaulich machen möchte, was in meinem Innern herumzieht, und was ich nicht Jedem in der Natur vor Augen ſtellen kann.

Nun wurde es dunkler und dunkler; das Einzelne verlor ſich, die Maſſen wurden immer größer und herrlicher; endlich, da ſich Alles nun, wie ein tiefes, geheimes Bild, vor mir bewegte, ſah ich auf ein Mal wieder die hohen Schneegipfel vom Mond beleuchtet, und nun erwarte ich, daß der Morgen dieſe Felſenluft erhelle, in der ich auf der Grenzſcheide des Südens und Nordens eingeklemmt bin.

Ich füge noch einige Bemerkungen hinzu, über die Witterung, die mir vielleicht eben deßwegen ſo günſtig iſt, weil ich ihr ſo viele Betrachtungen widme. Auf dem flachen Lande empfängt man gutes und böſes Wetter, wenn es ſchon fertig geworden, im Gebirge iſt man gegenwärtig, wenn es entſteht. Dieſes iſt mir nun ſo oft begegnet, wenn ich auf Reiſen, Spaziergängen, auf der Jagd, Tag und Nächte lang in den Bergwäldern, zwiſchen Klippen, verweilte; und da iſt mir eine Stille aufgefallen, die ich auch für nichts Anderes geben will, die ich aber nicht loswerden kann, wie man denn eben die Geiſter am Wenigſten los wird. Ich ſehe ſie überall, als wenn es eine Wahrheit wäre, und ſo will ich ſie denn auch ausſprechen, da ich ohnehin die Nachſicht meiner Freunde ſo oft zu prüfen im Falle bin.

Betrachten wir die Gebirge näher oder ferner, und ſehen ihre Gipfel bald im Sonnenſcheine glänzen, bald von Nebel umzogen, von ſtürmenden Wolken umlauft, von Regenſtrichen gepeitſcht, mit Schnee bedeckt: ſo ſchreiben wir das Alles der Atmoſphäre zu, da wir mit Augen ihre Bewegungen und Veränderungen gar wohl ſehen und faſſen. Die Gebirge hingegen

liegen vor unſerm äußern Sinn in ihrer herkömmlichen Geſtalt unbeweglich da. Wir halten ſie für todt, weil ſie erſtarrt ſind; wir glauben ſie unthätig, weil ſie ruhen. Ich aber kann mich ſchon ſeit längerer Zeit nicht entbrechen, einer innern, ſtillen, geheimen Wirkung derſelben die Veränderungen, die ſich in der Atmoſphäre zeigen, zum großen Theile zuzuſchreiben. Ich glaube nämlich, daß die Maſſe der Erde überhaupt, und folglich auch beſonders ihre hervorragenden Grundfeſten, nicht eine beſtändige, immer gleiche Anziehungskraft ausüben, ſondern daß dieſe Anziehungskraft ſich in einem gewiſſen Pulſiren äußert, ſo daß ſie ſich durch innere nothwendige, vielleicht auch äußere zufällige Urſachen bald vermehrt, bald vermindert. Mögen alle andern Verſuche, dieſe Oſcillation darzuſtellen, zu beſchränkt und roh ſein, die Atmoſphäre iſt zart und weit genug, um uns von jenen ſtillen Wirkungen zu unterrichten. Vermindert ſich jene Anziehungskraft im Geringſten, alſobald deutet uns die verringerte Schwere, die verminderte Elaſticität der Luft dieſe Wirkung an. Die Atmoſphäre kann die Feuchtigkeit, die in ihr chemiſch und mechaniſch vertheilt war, nicht mehr tragen. Wolken ſenken ſich, Regen ſtürzen nieder und Regenſtröme ziehen nach dem Lande zu. Vermehrt aber das Gebirg ſeine Schwerkraft, ſo wird alſobald die Elaſticität der Luft wieder hergeſtellt, und es entſpringen zwei wichtige Phänomene. Ein Mal verſammeln die Berge vorgedrungene Wolkenmaſſen um ſich her, halten ſie feſt und ſtarr, wie zweite Gipfel, über ſich, bis ſie, durch innern Kampf electriſcher Kräfte beſtimmt, als Gewitter, Nebel und Regen niedergehen; ſodann wirkt auf den Ueberreſt die elaſtiſche Luft, welche nun wieder mehr Waſſer zu faſſen, aufzulöſen und zu verarbeiten fähig iſt. Ich ſah das Verfahren einer ſolchen Wolke ganz deutlich; ſie hing um den heißen Gipfel, das Pferdrath beſchien ſie. Langſam, langſam ſonderten ihre Enden ſich ab, einige Flecken wurden weggezogen und in die Höhe gehoben; dieſe verſchwanden; und ſo verſchwand die ganze Maſſe nach und nach, und ward vor meinen Augen, wie ein Nocken, von einer unſichtbaren Hand ganz eigentlich abgeſponnen.

Wenn die Freunde über den ambulanten Wetterbeobachter und deſſen ſeltſame Theorien gelächelt haben, ſo gebe ich ihnen vielleicht durch einige andere Betrachtungen Gelegenheit zum Lachen; denn ich muß geſtehen, da meine Reiſe eigentlich eine Flucht war, vor allen den Uebeln, die ich unter dem einundſiebzigſten Grade erlitten, daß ich Hoffnung hatte, unter dem ſechsundvierzigſten ein wahres Genie zu bezeugen. Allein ich fand mich getäuſcht, wie ich früher hätte wiſſen ſollen; denn nicht die Polhöhe allein macht Clima und Witterung, ſondern die Bergſtreichen, beſonders jene, die von Morgen nach Abend die Länder durchſchneiden. In dieſen ereignen ſich immer große Veränderungen, und nordwärts liegende Länder haben am Meiſten darunter zu leiden. So ſcheint auch die Witterung für den ganzen Norden dieſen Sommer über durch die große Alpenkette, auf der ich Dieſes ſchreibe, beſtimmt worden zu ſein. Hier hat es die letzten Monate her immer geregnet, und Süd-Weſt und Süd-Oſt haben den Regen durchaus nordwärts geführt. In Italien ſollen ſie ſchön Wetter, ja zu trocken, gehabt haben.

Nun von dem abhängigen, durch Clima, Berghöhe, Feuchtigkeit auf das Mannigfaltigſte bedingten Pflanzenreich einige Worte. Auch hierin habe ich keine ſonderliche Veränderung, doch Gewinn gefunden. Aepfel und Birnen hängen ſchon häufig vor Innsbruck in dem Thale, Pfirſchen und Trauben hingegen bringen ſie aus Welſchland, oder vielmehr aus dem mittägigen Tyrol. Um Innsbruck bauen ſie viel Türkiſch- und Haidekorn, das ſie Plende nennen. Den Brenner herauf ſah ich die erſten Lerchenbäume, bei Schemberg den erſten Zirbel. Ob wohl das Harfner-Mädchen hier auch nachgefragt hätte?

Die Pflanzen betreffend, fühl' ich noch ſehr meine Schülerſchaft. Bis München glaubt' ich wirklich nur die gewöhnlichen zu ſehen. Freilich war meine eilige Tag- und Nachtfahrt ſolchen feinern Beobachtungen nicht günſtig. Nun habe ich zwar meinen Linné bei mir und ſeine Terminologie wohl eingeprägt; wo ſoll aber Zeit und Ruhe zum Analyſiren herkommen, das ehedem, wenn ich mich recht kenne, meine Stärke niemals werden kann? Daher ſchärf' ich mein Auge auf's Allgemeine, und als ich am Walchen-See die erſte Gentiana ſah, fiel mir auf, daß ich auch dieſer zuerſt am Waſſer die neuen Pflanzen fand.

Was mich noch aufmerkſamer machte, war der Einfluß, den die Gebirgshöhe auf die Pflanzen zu haben ſchien. Nicht nur neue Pflanzen fand ich da, ſondern Wachsthum der alten verändert. Wenn in der tiefern Gegend Zweige und Stengel ſtärker und maſſiger waren, die Augen näher an einander ſtanden und die Blätter breit waren: ſo wurden höher in's Gebirg hinauf Zweige und Stengel zarter, die Augen rückten auseinander, ſo daß von Knoten zu Knoten ein größerer Zwiſchenraum Statt fand, und die Blätter ſich lanzettförmiger bildeten. Ich bemerkte Dieß bei einer Weide und einer Gentiana, und überzeugte mich, daß es nicht etwa verſchiedene Arten wären. Auch am Walchen-

Mephistopheles zu Faust.

Mein Freund, das lerne wohl verstehn!
Dieß ist die Art mit Hexen umzugehn.

Die Hexe.

Nun sagt, ihr Herren, was ihr schafft.

Mephistopheles.

Ein gutes Glas von dem bekannten Saft!
Doch muß ich euch um's ält'ste bitten;
Die Jahre doppeln seine Kraft.

Die Hexe.

Gar gern! Hier hab' ich eine Flasche,
Aus der ich selbst zuweilen nasche,
Die auch nicht mehr im mind'sten stinkt;
Ich will euch gern ein Gläschen geben.

Leise.

Doch wenn es dieser Mann unvorbereitet trinkt,
So kann er, wißt ihr wohl, nicht eine Stunde leben.

See bemerkte ich längere und ſchlankere Binſen als im Unterlande.

Die Kalkalpen, welche ich bisher durchſchnitten, haben eine graue Farbe, und ſchöne, ſonderbare, unregelmäßige Formen, ob ſich gleich der Fels in Lager und Bänke theilt. Aber weil auch geſchwungene Lager vorkommen, und der Fels überhaupt ungleich verwittert, ſo ſehen die Wände und Gipfel ſeltſam aus. Dieſe Gebirgsart ſteigt den Brenner weit herauf. In der Gegend des obern See's fand ich eine Veränderung deſſelben. An dunkelgrünen und dunkelgrauen Glimmerſchiefer, ſtark mit Quarz durchzogen, lehnte ſich ein weißer, dichter Kalkſtein, der an der Ablöſung glimmerig war, und in großen, obgleich unendlich zerklüfteten Maſſen anſtand. Ueber demſelben fand ich wieder Glimmerſchiefer, der mir aber zärter als der vorige zu ſein ſchien. Weiter hinauf zeigt ſich eine beſondere Art Gneis, oder vielmehr eine Granitart, die ſich dem Gneis zubildet, wie in der Gegend von Ellbogen. Hier oben, gegen dem Hauſe über, iſt der Fels Glimmerſchiefer. Die Waſſer, die aus dem Berge kommen, bringen nur dieſen Stein und grauen Kalk mit.

Nicht fern muß der Granitſtock ſein, an den ſich Alles anlehnt. Die Karte zeigt, daß man ſich an der Seite des eigentlichen großen Brenners befindet, von dem aus ſich die Waſſer ringsum ergießen.

Vom Aeußern des Menſchengeſchlechts habe ich ſoviel aufgefaßt: Die Nation iſt wacker und gerade vor ſich hin. Die Geſtalten bleiben ſich ziemlich gleich, braune, wohlgeöffnete Augen und ſehr gut gezeichnete Augenbrauen bei den Weibern; dagegen blonde und breite Augenbrauen bei den Männern. Dieſen geben die grünen Hüte zwiſchen den grauen Felſen ein fröhliches Anſehn. Sie tragen ſie geziert mit Bändern oder breiten Schärpen von Taft, mit Franzen, die mit Nadeln gar zierlich aufgeheftet werden. Auch hat jeder eine Blume oder eine Feder auf dem Huk. Dagegen verbilden ſich die Weiber durch weiße, baumwollene, zottige, ſehr weite Mützen, als wären es unförmliche Mannsnachtmützen. Das gibt ihnen ein ganz fremdes Anſehn, da ſie im Uebrigen die grünen Mannshüte tragen, die ſehr ſchön kleiden.

Ich habe Gelegenheit gehabt, zu ſehen, welchen Werth die gemeinen Leute auf Pfauenfedern legen, und wie überhaupt jede bunte Feder geehrt wird. Wer dieſe Gebirge bereiſen wollte, müßte Dergleichen mit ſich führen. Eine ſolche am rechten Orte angebrachte Feder würde ſtatt des willkommenſten Trinkgeldes dienen.

Indem ich nun dieſe Blätter ſondere, ſammle, heite und dergeſtalt einrichte, daß ſie meinen Freunden bald einen leichten Ueberblick meiner bisherigen Schickſale gewähren können, und daß ich mir zugleich, was ich bisher erfahren und gedacht, von der Seele wälze, betrachte ich dagegen mit einem Schauer manche Pakete, von denen ich ein kurz' und gutes Bekenntniß ablegen muß: ſind es doch meine Begleiter; werden ſie nicht viel Einfluß auf meine nächſten Tage haben!

Ich hatte nach Carls-Bad meine ſämmtlichen Schriften mitgenommen, um die von Göſchen zu beſorgende Ausgabe ſchließlich zuſammenzuſtellen. Die ungedruckten beſaß ich ſchon längſt in ſchönen Abſchriften, von der geſchickten Hand des Secretärs Vogel. Dieſer wackere Mann begleitete mich auch dieß Mal, um mir durch ſeine Fertigkeit beizuſtehen. Dadurch ward ich in den Stand geſetzt, die vier erſten Bände, unter der treueſten Mitwirkung Herder's, an den Verleger abzuſenden, und war im Begriff, mit den vier letzten das Gleiche zu thun. Dieſe beſtanden theils aus nur entworfenen Arbeiten, ja aus Fragmenten, wie denn meine Unart, Vieles anzufangen und bei vermindertem Intereſſe liegen zu laſſen, mit den Jahren, Beſchäftigungen und Zerſtreuungen allgemach zugenommen hatte.

Da ich nun dieſe Dinge ſämmtlich mit mir führte, ſo gehorchte ich gern den Aufforderungen der Carlsbader geiſtreichen Geſellſchaft, und las ihr Alles vor, was bisher unbekannt geblieben, da man ſich denn jedes Mal über das Nichtvorbringen derjenigen Dinge, an denen man ſich gern länger unterhalten hätte, bitterlich beſchwerte.

Die Feier meines Geburtstages beſtand hauptſächlich darin, daß ich mehrere Gedichte erhielt, im Namen meiner unternommenen, aber vernachläſſigten Arbeiten, worin ſich jedes nach ſeiner Art über mein Verfahren beklagte. Darunter zeichnete ſich ein Gedicht im Namen der Vögel aus, wo eine an Treufreund geſendete Deputation dieſer muntern Geſchöpfe inſtändig bat, er möchte doch das ihnen zugeſagte Reich nunmehr auch gründen und einrichten. Nicht weniger einſichtig und anmuthig waren die Aeußerungen über meine andern Stückwerke, ſo daß ſie mir auf ein Mal wieder lebendig wurden und ich den Freunden meine gehabten Vorſätze und vollſtändigen Pläne mit Vergnügen erzählte. Dieß veranlaßte dringende Forderungen und Wünſche, und gab Herder's gewonnen Spiel, als er mich zu überreden ſuchte, ich möchte dieſe Papiere nochmals mit mir nehmen, vor Allen aber Iphigenie's noch einige Aufmerkſamkeit ſchenken, welche ſie wohl verdiene. Das Stück, wie es gegenwärtig liegt, iſt mehr Entwurf als Ausführung; es iſt in poetiſcher Proſa geſchrieben, die ſich manchmal

in einen jambiſchen Rhythmus verliert, auch wohl andern Sylbenmaßen ähnelt. Dieſes thut freilich der Wirkung großen Eintrag, wenn man es nicht ſehr gut lieſt und durch gewiſſe Kunſtgriffe die Mängel zu verbergen weiß. Er legte mir Dieſes ſo dringend an's Herz; und da ich meinen größern Recipienten ihm wie Allen verborgen hatte, ſo glaubte er, es ſei nur wieder von einer Bergwanderung die Rede; und weil er ſich gegen Mineralogie und Geologie immer ſpöttiſch erwies, meinte er, ich ſollte, anſtatt taubes Geſtein zu klopfen, meine Werkzeuge an dieſe Arbeit wenden. Ich gehorchte ſo vielen wohlgemeinten Anbefehlungen; bis hierher aber war es nicht möglich, meine Aufmerkſamkeit dahin zu lenken. Jetzt ſuchere ich Iphigenie'n aus dem Paket, und nehme ſie mit in das ſchöne, warme Land als Begleiterinn. Der Tag iſt ſo lang, das Nachdenken ungeſtört; und die herrlichen Bilder der Umwelt verdrängen keineswegs den poetiſchen Sinn, ſie rufen ihn vielmehr, von Bewegung und freier Luft begleitet, nur deſto ſchneller hervor.

Vom Brenner bis Verona.

Trient, den 11. September, früh.

Nachdem ich völlig ſünfzig Stunden am Leben und in ſteter Beſchäftigung geweſen, kam ich geſtern Abend um acht Uhr hier an, begab mich bald zur Ruhe, und finde mich nun wieder im Stande, in meiner Erzählung fortzufahren. Am neunten, Abends, als ich das erſte Stück meines Tagebuchs geſchloſſen hatte, wußte ich noch die Herberge, das Poſthaus auf dem Brenner in ſeiner Lage zeichnen; aber es gelang nicht, ich verfehlte den Character und ging halb verdrießlich nach Hauſe. Der Wirth fragte mich, ob ich nicht fort wollte; es ſei Mondenſchein und der beſte Weg. Und ob ich wohl wußte, daß er die Pferde morgen früh zum Einfahren des Gummets brauchte, und bis dahin gern wieder zu Hauſe hätte, ſein Rath alſo eigennützig war, ſo nahm ich ihn doch, weil er mit meinem innern Triebe übereinſtimmte, als gut an. Die Sonne ließ ſich wieder blicken; die Luft war leidlich; ich packte ein und um ſieben Uhr fuhr ich weg. Die Atmoſphäre ward über die Wolken Herr und der Abend gar ſchön.

Der Poſtillon ſchlief ein, und die Pferde liefen den ſchnellſten Trab herunter, immer auf dem bekannten Wege fort; kamen ſie an einen ebnen Fleck, ſo ging es deſto langſamer. Der Führer wachte auf und trieb wieder an, und ſo kam ich ſehr geſchwind, zwiſchen hohen Felſen, an dem reißenden Eiſch-Fluß hinunter. Der Mond ging auf und beleuchtete ungeheure Gegenſtände. Einige Mühlen zwiſchen uralten Fichten über dem ſchäumenden Strom waren völlig Ausbeugen.

Als ich um neun Uhr noch Sterzingen gelangte, gab man mir zu verſtehen, daß man mich gleich wieder wegwünſche. In Mittelwald punct zwölf Uhr fand ich Alles in tiefem Schlafe, außer dem Poſtillon, und ſo ging es weiter auf Veiren, wo man mich wieder gleichſam entführte, ſo daß ich mit dem Tage in Colman ankam. Die Poſtillon's fuhren, daß Einem Sehen und Hören verging; und ſo leid es mir that, dieſe herrlichen Gegenden mit der entſetzlichſten Schnelle und bei Nacht wie im Fluge zu durcheilen, ſo freute es mich doch innerlich, daß ein günſtiger Wind hinter mir herblies und mich meinem Wünſchen zujagte. Mit Tagesanbruch erblickte ich die erſten Rebhügel. Eine Frau mit Birnen und Pfirſchen begegnete mir, und ſo ging es auf Teutſchen los, wo ich um ſieben Uhr ankam und gleich weiter befördert wurde. Nun erblickte ich endlich bei hohem Sonnenſchein, nachdem ich wieder eine Weile nordwärts gefahren war, das Thal, worin Botzen liegt. Von Steilen, bis auf eine ziemliche Höhe angebauten Bergen umgeben, iſt es gegen Mittag offen, gegen Norden von den Tyroler Bergen gedeckt. Eine milde, ſanfte Luft füllte die Gegend. Hier wendet ſich die Eiſch wieder gegen Mittag. Die Hügel am Fuße der Berge ſind mit Wein bebaut. Ueber lange, niedrige Lauben ſind die Stöcke gezogen; die blauen Trauben hängen gar zierlich von der Decke herunter und reifen an der Wärme des nahen Bodens. Auch in der Fläche des Thals, wo ſonſt nur Wieſen ſind, wird der Wein in ſolchen eng an einander ſtehenden Reihen von Lauben gebaut, dazwiſchen das Türkiſche Korn, das nun immer höhere Stengel treibt. Ich habe es ſchon zu zehn Fuß hoch geſehen. Die zaſelige, männliche Blüthe iſt noch nicht abgeſchnitten, wie es geſchieht, wenn die Befruchtung eine Zeit lang vorbei iſt.

Bei heiterm Sonnenſchein kam ich nach Botzen. Die vielen Kaufmannsgeſichter freuten mich beiſammen. Ein abſichtliches, wohlbehagliches Daſein drückt ſich recht lebhaft aus. Auf dem Platze ſahen Obſtweiber mit runden, flachen Körben, über vier Fuß im Durchmeſſer, worin die Pfirſchen neben einander lagen, daß ſie ſich nicht drücken ſollten; ebenſo wie die Birnen. Hier fiel mir ein, was ich in Regensburg am Fenſter des Wirthshauſes geſchrieben ſah.

[illegible]

Aceni les vergers et les hameaux
Sont pour les sens, dit Salomon. *)

Daß ein nordiſcher Baron Dieſes geſchrieben iſt offenbar, und daß er in dieſen Gegenden ſeine Begriffe ändern würde, iſt auch natürlich.

Die Bozner-Meſſe bewirkt einen ſtarken Seidenvertrieb; auch Tücher werden dahin gebracht, und was an Leder aus den gebirgigen Gegenden zuſammen geſchafft wird. Doch kommen mehrere Kaufleute hauptſächlich, um Gelder einzucaſſiren, Beſtellungen anzunehmen und neuen Credit zu geben dahin. Ich hatte große Luſt, alle die Producte zu beleuchten, die hier auf ein Mal zuſammengefunden werden; doch der Trieb, die Unruhe, die hinter mir iſt, läßt mich nicht raſten, und ich eile ſogleich wieder fort. Dabei kann ich mich tröſten, daß in unſern ſtatiſtiſchen Zeiten dieß Alles wohl ſchon gedruckt iſt, und man ſich gelegentlich davon aus Büchern unterrichten kann. Mir iſt jetzt nur um die ſinnlichen Eindrücke zu thun, die kein Buch, kein Bild gibt. Die Sache iſt, daß ich wieder Intereſſe an der Welt nehme, meinen Beobachtungsgeiſt verſuche und prüfe, wie weit es mit meinen Wiſſenſchaften und Kenntniſſen geht; ob mein Auge licht, rein und hell iſt; wieviel ich in der Geſchwindigkeit faſſen kann, und ob die Falten, die ſich in mein Gemüth geſchlagen und gedrückt haben, wieder auszutilgen ſind. Denn jetzt, daß ich mich ſelbſt bediene, immer aufmerkſam, immer gegenwärtig ſein muß, gibt mir dieſe wenigen Tage her eine ganz andere Elaſticität des Geiſtes; ich muß mich um den Geld-Cours bekümmern, wechſeln, bezahlen, notiren, ſchreiben, anſtatt daß ich ſonſt nur dachte, wollte, ſann, beſaß und dictirte.

Von Bozen auf Trient geht es neun Meilen weg in einem fruchtbaren und fruchtbarern Thale hin. Alles, was auf den höhern Gebirgen zu vegetiren verſucht, hat hier ſchon mehr Kraft und Leben, die Sonne ſcheint heiß, und man glaubt wieder einmal an einen Gott.

Eine arme Frau rief mich an, ich möchte ihr Kind in den Wagen nehmen, weil ihm der heiße Boden die Füße verbrenne. Ich übte dieſe Mildthätigkeit zu Ehren des gewaltigen Himmelslichtes. Das Kind war ſonderbar geputzt und ausgeziert; ich konnte ihm aber in keiner Sprache Etwas abgewinnen.

Die Etſch fließt nun ſanfter und macht an vielen Orten breite Kieſe. Auf dem Lande, nach am Fluß, die Hügel hinauf, iſt Alles ſo enge an- und ineinander gepflanzt, daß man denkt, es müſſe Eins das Andere erſticken: Weingeländer, Mais, Maulbeerbäume, Aepfel, Birnen, Quitten und Nüſſe. Ueber Mauern wirft ſich der Attig lebhaft herüber. Epheu wächſt in ſtarken Stämmen die Felſen hinauf und verbreitet ſich weit über ſie; die Eidechſe ſchlüpft durch die Zwiſchenräume; auch Alles, was hin und her wandelt, erinnert Einen an die lieblichſten Kunſtbilder. Die aufgebundenen Zöpfe der Frauen, der Männer blaue Wamſ und leichte Jacken, die trefflichen Ochſen, die ſie vom Markt nach Hauſe treiben, die beladenen Eſelchen: Alles bildet einen lebendigen, bewegten Heinrich Roos. Und nun, wenn es Abend wird, bei der milden Luft wenige Wolken an den Bergen ruhen, am Himmel mehr ſtehen als ziehen, und gleich nach Sonnenuntergang das Geſchrille der Heuſchrecken laut zu werden anfängt: da fühlt man ſich doch einmal in der Welt zu Hauſe, und nicht wie geborgt oder im Exil. Ich laſſe mir's gefallen, als wenn ich hier geboren und erzogen wäre, und nun von einer Grönland's-Fahrt, von einem Wallfiſchfange zurückkäme. Auch der vaterländiſche Staub, der manchmal den Wagen umwirbelt, von dem ich lange Nichts erfahren habe, wird begrüßt. Das Glocken- und Schellengeläute der Heuſchrecken iſt überlaut, durchdringend und nicht unangenehm. Luſtig klingt es, wenn muthwillige Buben mit einem Heft ſolcher Sängerinnen um die Wette pfeifen; man bildet ſich ein, daß ſie einander wirklich ſteigern. Auch der Abend iſt vollkommen milde, wie der Tag.

Wenn mein Entzücken hierüber Jemand vernähme, der in Süden wohnte, von Süden herkäme, er würde mich für ſehr kindiſch halten. Ach, was ich hier ausdrücke, habe ich lange gewußt, ſo lange als ich unter einem böſen Himmel duldete; und jetzt mag ich gern dieſe Freude als Ausnahme fühlen, die wir als eine ewige Naturnothwendigkeit immerfort genießen ſollten!

Trient, den 10. September, Abends.

Ich bin in der Stadt herumgegangen, die wenig iſt und in einigen Straßen neue, wohlgebaute Häuſer hat. In der Kirche hängt ein Bild, wo das verſammelte Concilium einer Predigt des Jeſuiten-Generals zuhört. Ich möchte wohl wiſſen, was er ihnen aufgebunden hat. Die Kirche dieſer Väter bezeichnet ſich gleich von Außen durch reiche Marmor-Pilaſter an der Façade; ein ſchwerer Vorhang ſchließt die Thüre, den Staub abzuhalten. Ich hob ihn auf und trat in eine kleine Vorkirche; die Kirche ſelbſt iſt durch ein eiſernes Gitter geſchloſſen, doch ſo, daß man ſie ganz überſehen

*) Wo Reben' und Pfirſichen ſind
Für den Mund des Herrn Baron,
Wo Obſt und Nüſſen ſind
Für die Herr'n, ſagt Salomon.

kann. Es war Alles ſtill und ausgeſtorben; denn es wird hier kein Gottesdienſt mehr gehalten. Die vordere Thüre ſtand nur auf, weil gar Veſperzeit alle Kirchen geöffnet ſein ſollen.

Wie ich nun ſo daſtehe und der Bauart nachdenke, die ich den übrigen Kirchen dieſer Väter ähnlich fand, tritt ein alter Mann herein, das ſchwarze Käppchen ſogleich abnehmend. Sein alter, ſchwarzer, vergrauter Rock deutete auf einen verkümmerten Geiſtlichen; er kniet vor dem Gitter nieder und ſteht nach einem kurzen Gebet wieder auf. Wie er ſich umkehrt, ſagt er halblaut für ſich: „Da haben ſie nun die Jeſuiten herausgetrieben; ſie hätten ihnen auch zahlen ſollen, was die Kirche gekoſtet hat. Ich weiß wohl, was ſie gekoſtet hat und das Seminarium, wie viele Tauſende.“ Indeſſen war er hinaus und hinter ihm der Vorhang zugefallen, den ich lüftete und mich ſtill hielt. Er war auf der obern Stufe ſtehen geblieben und ſagte: „Der Kaiſer hat es nicht gethan, der Papſt hat es gethan.“ Mit dem Geſicht gegen die Straße gekehrt und ohne mich zu vermuthen, fuhr er fort: „Erſt die Spanier, dann wir, dann die Franzoſen. Abel's Blut ſchreit über ſeinen Bruder Cain!“ Und ſo ging er die Treppe hinab, immer mit ſich redend, die Straße hin. Wahrſcheinlich iſt es ein Mann, den die Jeſuiten erhielten, und der über den ungeheuern Fall des Ordens den Verſtand verlor, und nun täglich kommt, in dem leeren Gefäß die alten Bewohner zu ſuchen und nach einem kurzen Gebet ihren Feinden den Fluch zu geben.

Ein junger Mann, den ich um die Merkwürdigkeiten der Stadt fragte, zeigte mir ein Haus, das man des Teufels Haus nennt, welches der ſonſt allzeit fertige Zerſtörer in einer Nacht mit ſchnell herbeigeſchafften Steinen erbaut haben ſoll. Das eigentliche Merkwürdige daran bemerkte der gute Menſch aber nicht, daß es nämlich das einzige Haus von gutem Geſchmack iſt, das ich in Trient geſehen habe, in einer ältern Zeit gewiß von einem guten Italiener aufgeführt. Abends um fünf Uhr reiſ'te ich ab; wieder das Schauſpiel von geſtern Abend, und die Heuſchrecken, die gleich bei Sonnenuntergang zu ſchrillen anfangen. Wohl eine Meile weit ſährt man zwiſchen Mauern, über welche ſich Traubengeländer ſehen laſſen; andere Mauern, die nicht hoch genug ſind, hat man mit Steinen, Dornen und ſonſt zu erhöhen geſucht, um das Abreißen der Trauben den Vorbeigehenden zu wehren. Viele Beſitzer beſpritzen die verdächtigen Reihen mit Kalk, der die Trauben ungenießbar macht, dem Wein aber nichts ſchadet, weil die Gährung Alles wieder herausſtreicht.

Den 11. September, Abends.

Hier bin ich nun in Roveredo, wo die Sprache ſich abſchneidet; oben herein ſchwankt es noch immer vom Deutſchen zum Italieniſchen. Nun hatte ich zum erſten Mal einen ſtockmeiſchen Poſtillon; der Wirth ſpricht kein Deutſch, und ich muß nun meine Sprachkünſte verſuchen. Wie froh bin ich, daß nunmehr die geliebte Sprache lebendig, die Sprache des Gebrauchs wird!

Torbole, den 12. September, nach Tiſche.

Wie ſehr wünſchte ich meine Freunde einen Augenblick neben mich, daß ſie ſich der Ausſicht freuen könnten, die vor mir liegt!

Heute Abend hätte ich können in Verona ſein, aber es lag mir noch eine herrliche Naturwirkung zu der Seite, ein köſtliches Schauſpiel, der Garda-See; den wollte ich nicht verſäumen, und bin herrlich für meinen Umweg belohnt. Nach fünfen fuhr ich von Roveredo fort, ein Seitenthal hinauf, daß ſeine Waſſer noch in die Etſch gießt. Wenn man hinaufkommt, liegt ein ungeheurer Felsriegel hinten vor, über den man nach dem See hinunter muß. Hier zeigten ſich die ſchönſten Kalkfelſen zu maleriſchen Studien. Wenn man hinabkommt, liegt ein Oertchen am nördlichen Ende des See's, und iſt ein kleiner Hafen oder vielmehr Anfahrt daſelbſt, es heißt Torbole. Die Feigenbäume hatten mich ſchon den Weg herauf häufig begleitet; und indem ich in das Fels-Amphitheater hinabſtieg, fand ich die erſten Oelbäume neben Oliven. Hier traf ich auch zum erſten Mal die weißen, kleinen Feigen als gemeine Frucht, welche mir die Gräfin Lantieri verheißen hatte.

Aus dem Zimmer, in dem ich ſitze, geht eine Thüre nach dem Hof hinunter; ich habe meinen Tiſch davor gerückt und die Ausſicht mit einigen Linien gezeichnet. Man überſieht den See beinah in ſeiner ganzen Länge; nur am Ende links entwendet er ſich unſern Augen. Das Ufer, auf beiden Seiten von Hügeln und Bergen eingefaßt, glänzt von unzähligen kleinen Ortſchaften.

Nach Mitternacht bläſt der Wind von Norden nach Süden; wer alſo den See hinab will, muß zu dieſer Zeit fahren; denn ſchon einige Stunden vor Sonnenaufgang wendet ſich der Luftſtrom und zieht nordwärts. Jetzt, Nachmittag, weht er ſtark gegen mich und kühlt die heiße Sonne gar lieblich. Zugleich lehrt mich Volkmann, daß dieſer See ehemals Benacus geheißen, und bringt einen Vers des Virgil, worin deſſen gedacht wird.

Fluctibus et fremitu reſonans Benace marino *)

*) Benacus, Binnenſee des Nord-Italien zwiſchen Trient und Brescia.

Der erſte Lateiniſche Vers, deſſen Inhalt lebendig vor mir ſteht, und der in dem Augenblicke, da der Wind immer ſtärker wächſt und der See höhere Wellen gegen die Anfahrt wirft, noch heute ſo wahr iſt, als vor vielen Jahrhunderten. So Manches hat ſich verändert; noch aber ſtürmt der Wind in dem See, deſſen Anblick eine Zeile Virgil's noch immer veredelt.

Geſchrieben unter dem fünfundvierzigſten Grade fünfzig Minuten.

In der Abendkühle ging ich ſpazieren und befinde mich nun wirklich in einem neuen Lande, in einer ganz fremden Umgebung. Die Menſchen leben ein nachläſſiges Schlaraffenleben: erſtlich haben die Thüren keine Schlöſſer; der Wirth aber verſicherte mir, ich könnte ganz ruhig ſein, und wenn Alles, was ich bei mir hätte, aus Diamanten beſtände; zweitens ſind die Fenſter mit Oelpapier ſtatt Glasſcheiben geſchloſſen; drittens fehlt eine höchſt nöthige Bequemlichkeit, ſo daß man dem Naturzuſtande hier ziemlich nahe kömmt. Als ich den Hausknecht nach einer gewiſſen Gelegenheit fragte, deutete er in den Hof hinunter: „qui ab asso puo servirsi!“ ich fragte: „dove?“ — „dopertutto, dove vuol!“*) antwortete er freundlich. Durchaus zeigt ſich die größte Sorgloſigkeit, doch Leben und Geſchäftigkeit genug. Den ganzen Tag verführen die Nachbarinnen ein Geſchwätz, ein Geſchrei, und haben Alle zugleich Etwas zu ſagen, Etwas zu ſchaffen. Ich habe noch kein müßiges Weib geſehn.

Der Wirth verkündigte mir mit Italieniſcher Emphaſe, daß er ſich glücklich finde, mir mit der köſtlichſten Forelle dienen zu können. Sie werden bei Torbole gefangen, wo der Bach vom Gebirge herunterkommt und der Fiſch den Weg hinauf ſucht. Der Kaiſer erhält von dieſem Fange zehntauſend Gulden Pacht. Es ſind keine eigentlichen Forellen, groß, manchmal fünfzig Pfund ſchwer, über den ganzen Körper bis auf den Kopf hinauf punctirt; der Geſchmack zwiſchen Forelle und Lachs, zart und trefflich.

Mein eigentlich Wohlleben aber iſt in Früchten, in Feigen, auch Birnen, welche da wohl köſtlich ſein müſſen, wo ſchon Citronen wachſen.

Den 13. September, Abends.

Heute früh um drei Uhr fuhr ich von Torbole weg, mit zwei Ruderern. Anfangs war der Wind günſtig, daß ſie die Segel brauchen konnten. Der Morgen war herrlich, zwar wolkig, doch bei der Dämmerung ſtill. Wir fuhren bei Limone vorbei, deſſen Gebäuden, terraſſenweiſe angelegt und mit Citronen-Bäumen bepflanzt, ein reiches und reinliches Anſehn geben. Der ganze Garten beſteht aus Reihen von weißen vierekigen Pfeilern, die in einer gewiſſen Entfernung von einander ſtehen und ſtufenweis den Berg hinaufrücken. Ueber dieſe Pfeiler ſind ſtarke Stangen gelegt, um im Winter die dazwiſchen gepflanzten Bäume zu decken. Das Betrachten und Beſchauen dieſer angenehmen Gegenſtände ward durch eine langſame Fahrt begünſtigt, und ſo waren wir ſchon an Maſſeſine vorbei, als der Wind ſich völlig umkehrte, ſeinen gewöhnlichen Tagweg nahm und nach Norden zog. Das Rudern half wenig gegen die übermächtige Gewalt, und ſo mußten wir im Hafen von Maſſeſine landen. Es iſt der erſte Venetianiſche Ort an der Morgenſeite des See's. Wenn man mit dem Waſſer zu thun hat, kann man nicht ſagen: ich werde heute da oder dort ſein. Dieſen Aufenthalt will ich ſo gut als möglich nutzen, beſonders das Schloß zu zeichnen, das am Waſſer liegt und ein ſchöner Gegenſtand iſt. Heute im Vorbeifahren nahm ich eine Skizze davon.

Den 14. September.

Der Gegenwind, der mich geſtern in den Hafen von Maſſeſine trieb, bereitete mir ein gefährliches Abenteuer, welches ich mit gutem Humor überſtand und in der Erinnerung luſtig finde. Wie ich mir vorgenommen hatte, ging ich Morgens bei Zeiten in das alte Schloß, welches, ohne Thore, ohne Verwahrung und Bewachung, Jedermann zugänglich iſt. Im Schloßhofe ſetzte ich mich dem alten, auf und in den Felſen gebauten Thurm gegenüber; hier hatte ich zum Zeichnen ein ſehr bequemes Plätzchen gefunden; neben einer, drei, vier Stufen erhöhten verſchloſſenen Thüre, im Thürgewände ein verziertes, ſteinernes Sitzchen, wie wir ſie wohl bei uns in alten Gebäuden auch noch antreffen.

Ich ſaß nicht lange, ſo kamen verſchiedene Menſchen in den Hof herein, betrachteten mich und gingen hin und wieder. Die Menge vermehrte ſich, blieb endlich ſtehen, ſo daß ſie mich zuletzt umgab. Ich bemerkte wohl, daß mein Zeichnen Aufſehen erregt hatte; ich ließ mich aber nicht ſtören und fuhr ganz gelaſſen fort. Endlich drängte ſich ein Mann zu mir, nicht von dem beſten Anſehen, und fragte, was ich da mache? Ich erwiederte ihm, daß ich den alten Thurm abzeichne, um mir ein Andenken von Maſſeſine zu erhalten. Er ſagte darauf: es ſei Dieß nicht erlaubt, und ich ſollte es unterlaſſen. Da er Dieſes in gemeiner Venetianiſcher Sprache ſagte, ſo daß ich ihn nicht

*) „Da unten“ — Wo? „Ueberall, wo man will.“

kaum verſtand, ſo erwiederte ich ihm, daß ich ihn nicht verſtehe. Er ergriff darauf mit wahrer Italieniſcher Gelaſſenheit mein Blatt, zerriß es, ließ es aber auf der Poppe liegen. Hierauf konnt' ich einen Ton der Unzufriedenheit unter den Umſtehenden bemerken, beſonders ſagte eine ältliche Frau: es ſei nicht recht; man ſolle den Podeſta rufen, welcher dergleichen Dinge zu beurtheilen wiſſe. Ich ſtand auf meinen Stufen, den Rücken gegen die Thüre gelehnt, und überſchaute das immer ſich vermehrende Publicum. Die neugierigen, ſtarren Blicke, der gutmüthige Ausdruck in den meiſten Geſichtern, und was ſonſt noch Alles eine fremde Volksmaſſe characteriſiren mag, gab mir den luſtigſten Eindruck. Ich glaubte, das Chor der Vögel vor mir zu ſehen, das ich als Treufreund auf dem Straßburger-Theater oft zum Beſten gehabt. Dieß verſetzte mich in die heiterſte Stimmung, ſo daß, als der Podeſta mit ſeinem Actuarius herankam, ich ihn freimüthig begrüßte, und auf ſeine Frage: warum ich ihre Feſtung abzeichnete, ihm beſcheiden erwiederte: daß ich dieſe Gemäuer nicht für eine Feſtung anerkenne. Ich machte ihn und das Volk aufmerkſam auf den Verfall dieſer Thürme und dieſer Mauern, auf den Mangel von Thoren, kurz auf die Wehrloſigkeit des ganzen Zuſtandes und verſicherte, ich habe hier Nichts als eine Ruine zu ſehen und zu zeichnen gedacht.

Man entgegnete mir: wenn es eine Ruine ſei, was denn daran wohl merkwürdig ſcheinen könne? Ich erwiederte darauf, weil ich Zeit und Muß zu gewinnen ſuchte, ſehr umſtändlich, daß ſie wüßten, wie viele Reiſende nur um der Ruinen willen nach Italien zögen, daß Rom, die Hauptſtadt der Welt, von den Barbaren verwüſtet, voller Ruinen ſtehe, welche hundert und aber hundert Mal gezeichnet worden, daß nicht Alles aus dem Alterthum ſo erhalten ſei, wie das Amphitheater zu Verona, welches ich denn auch bald zu ſehen hoffte.

Der Podeſta, welcher vor mir, aber tiefer, ſtand, war ein langer, nicht gerade hagerer Mann, von etwa dreißig Jahren. Die ſtumpfen Züge ſeines gröblichen Geſichts ſtimmten ganz zu der langſamen und trüben Weiſe, womit er ſeine Fragen hervorbrachte. Der Actuarius, kleiner und gewandter, ſchien ſich in einen ſo neuen und ſeinen Fall auch nicht gleich finden zu können. Ich brach noch Manches dergleichen; man ſchien mich gern zu hören, und indem ich mich an einige wohlwollende Frauengeſichter wendete, glaubte ich Beiſtimmung und Billigung wahrzunehmen.

Als ich jedoch des Amphitheater's zu Verona erwähnte, das man im Lande unter dem Namen Arena kennt, ſagte der Actuarius, der ſich unterdeſſen beſonnen hatte: Das möge wohl gelten; denn Jenes ſei ein weltberühmtes, Römiſches Gebäude; an dieſen Thürmen aber ſei nichts Merkwürdiges, als daß es die Grenze zwiſchen dem Gebiete Venedig's und dem Oeſtreichiſchen Kaiſerſtaate bezeichne und deßhalb nicht ausſpionirt werden ſolle. Ich erklärte mich dagegen weitläufig, daß nicht allein Griechiſche und Römiſche Alterthümer, ſondern auch die der mittlern Zeit Aufmerkſamkeit verdienten. Ihnen ſei freilich nicht zu verargen, daß ſie an dieſem von Jugend auf gekannten Gebäude nicht ſo viele maleriſche Schönheiten als ich entdecken könnten. Glücklicher Weiſe ſetzte die Morgenſonne Thurm, Felſen und Mauern in das ſchönſte Licht, und ich fing an, ihnen dieſes Bild mit Enthuſiasmus zu beſchreiben. Weil aber mein Publicum jene belobten Gegenſtände im Rücken hatte und ſich nicht ganz von mir abwenden wollte, ſo drehten ſie auf ein Mal, jenen Vögeln gleich, die man Wendehälſe nennt, die Köpfe herum, Dasjenige mit Augen zu ſchauen, was ich ihren Ohren anpries, ja der Podeſta ſelbſt kehrte ſich, obgleich mit etwas mehr Anſtand, nach dem beſchriebenen Bilde hin. Dieſe Scene kam mir ſo lächerlich vor, daß mein guter Muth ſich vermehrte und ich ihnen Nichts, am wenigſten den Epheu ſchenkte, der Fels und Gemäuer auf das Reichſte zu verzieren ſchon Jahrhunderte Zeit gehabt hatte.

Der Actuarius verſetzte darauf, Das laſſe ſich Alles hören, aber Kaiſer Joſeph ſei ein unruhiger Herr, der gewiß gegen die Republik Venedig noch manches Böſe im Schilde führe, und ich möchte wohl ſein Unterthan, ein Abgeordneter ſein, um die Grenzen auszuſpähen.

Weit entfernt, rief ich aus, dem Kaiſer anzugehören, darf ich mich wohl rühmen, ſo gut als Ihr, Bürger einer Republik zu ſein, welche zwar an Macht und Größe dem erlauchten Staat von Venedig nicht verglichen werden kann, aber doch auch ſich ſelbſt regiert und an Handelsthätigkeit, Reichthum und Weisheit ihrer Vorgeſetzten keiner Stadt in Deutſchland nachſteht. Ich bin nämlich von Frankfurt am Main gebürtig, einer Stadt, deren Name und Ruf gewiß bis zu Euch gekommen iſt.

Von Frankfurt am Main! rief eine hübſche junge Frau; da könnt Ihr gleich ſehen, Herr Podeſta, was an dem Fremden iſt, den ich für einen guten Mann halte. Laßt den Gregorio rufen, der lange daſelbſt conditionirt hat; der wird am Beſten in der Sache entſcheiden können.

Schon hatten ſich die wohlwollenden Geſichter um mich her vermehrt, der erſte Widerwärtige war verſchwunden; und als nun Gregorio herbeikam, wendete ſich die Sache ganz zu meinem Vortheil. Dieſer war ein Mann etwa in den

Fünfzigen, ein braunes, Italieniſches Geſicht, wie man ſie kennt. Er ſprach und betrug ſich als Einer, dem etwas Fremdes nicht fremd iſt, erzählte mir ſogleich, daß er bei Bolongaro in Dienſten geſtanden und ſich freue, durch mich Etwas von dieſer Familie und von der Stadt zu hören, an die er ſich mit Vergnügen erinnere. Glücklicher Weiſe war ſein Aufenthalt in meine jüngern Jahre gefallen, und ich hatte den doppelten Vortheil, ihm genau ſagen zu können, wie es zu ſeiner Zeit geweſen und was ſich nachher verändert habe. Ich erzählte ihm von den ſämmtlichen Italieniſchen Familien, deren wir keine fremd geblieben; er war ſehr vergnügt, manches Einzelne zu hören; z. B. daß der Herr Aleſſina im Jahr 1775 ſeine goldene Hochzeit gefeiert, daß darauf eine Medaille geſchlagen worden, die ich ſelbſt beſitze; er erinnerte ſich recht wohl, daß die Gattinn dieſes reichen Handelsherrn eine geborne Brentano ſei. Auch von den Kindern und Enkeln dieſer Häuſer wußte ich ihm zu erzählen, wie ſie herangewachſen, verſorgt, verheirathet worden und ſich in Enkeln vermehrt hätten.

Als ich ihm nun die genaueſte Auskunft faſt über Alles gegeben, um was er mich befragt, wechſelten Heiterkeit und Ernſt in den Zügen des Mannes. Er war froh und gerührt; das Volk erheiterte ſich immer mehr und konnte unſerm Zweigeſpräch zuzuhören nicht ſatt werden, wovon er freilich einen Theil erſt in ihren Dialect überſetzen mußte.

Zuletzt ſagte er: „Herr Podeſta, ich bin überzeugt, daß dieſes ein braver, kunſtreicher Mann iſt, wohlerzogen, welcher herumreiſt, ſich zu unterrichten. Wir wollen ihn freundlich entlaſſen, damit er bei ſeinen Landsleuten Gutes von uns rede und ſie aufmuntere, Maleſſine zu beſuchen, deſſen ſchöne Lage wohl werth iſt, von Fremden bewundert zu ſein.“ Ich verſtärkte dieſe freundlichen Worte durch das Lob der Gegend, der Lage und der Einwohner, die Gerichtsperſonen als weiſe und vorſichtige Männer nicht vergeſſend.

Dieſes Alles ward für gut erkannt, und ich erhielt die Erlaubniß, mit Meiſter Gregorio, nach Belieben, den Ort und die Gegend zu beſehen. Der Wirth, bei dem ich eingekehrt war, geſellte ſich nun zu uns, und freute ſich ſchon auf die Fremden, welche auch ihm zuſtrömen würden, wenn die Vorzüge Maleſſine's erſt recht an's Licht kämen. Mit lebhafter Neugierde betrachtete er meine Kleidungsſtücke, beſonders aber bewunderte er mich um die kleinen Terzerole, die man ſo bequem in die Taſche ſtecken konnte. Er pries Diejenigen glücklich, die ſo ſchöne Gewehre tragen dürften, welches bei ihnen unter den peinlichſten Strafen verboten ſei. Dieſen freundlich Zudringlichen unterbrach ich einige Mal, meinem Befreier mich dankbar zu erweiſen. „Dankt mir nicht,“ verſetzte der brave Mann, „mir ſeid Ihr Nichts ſchuldig. Verſtünde der Podeſta ſein Handwerk und wäre der Actuar nicht der eigennützigſte aller Menſchen, Ihr wäret nicht ſo losgekommen. Jener war verlegener als Ihr, und Dieſem hätte Eure Verhaftung, die Berichte, die Abführung nach Verona auch nicht einen Heller eingetragen. Das hat er geſchwind überlegt, und Ihr wart ſchon befreit, ehe unſere Unterredung zu Ende war.“

Gegen Abend holte mich der gute Mann in ſeinen Weinberg ab, der den See hinabwärts ſehr wohlgelegen war. Uns begleitete ſein fünfzehnjähriger Sohn, der auf die Bäume ſteigen und mir das beſte Obſt brechen mußte, indeſſen der Alte die reifſten Weintrauben ausſuchte.

Zwiſchen dieſen beiden weltfremden, wohlwollenden Menſchen, in der unendlichen Einſamkeit dieſes Erdwinkels ganz allein, fühlte ich denn doch, wenn ich die Abenteuer des Tages überdachte, auf das Lebhafteſte, welch ein wunderliches Weſen der Menſch iſt, daß er Dasjenige, was er mit Sicherheit und Bequemlichkeit in guter Geſellſchaft genießen könnte, ſich oft unbequem und gefährlich macht, bloß aus der Grille, die Welt und ihren Inhalt ſich auf ſeine beſondere Weiſe zuzueignen.

Gegen Mitternacht begleitete mich mein Wirth an die Barke, das Fruchtkörbchen tragend, welches mir Gregorio verehrt hatte; und ſo ſchied ich, mit günſtigem Wind von dem Ufer, welches mir Lästrygonisch zu werden gedroht hatte.

Nun von meiner Seefahrt! Sie endete glücklich, nachdem die Herrlichkeit des Waſſerſpiegels und des daran liegenden Breſcianiſchen Ufers mich recht im Herzen erquickt hatte. Da, wo an der Abendſeite das Gebirge aufhört ſteil zu ſein und die Landſchaft flächer nach dem See fällt, liegen in einer Reihe, in einer Länge von ungefähr anderthalb Stunden, Garignano, Vojaco, Cecina, Toscolan, Maderno, Verdom, Salò; alle auch wieder meiſt in die Länge gezogen. Keine Worte drücken die Anmuth dieſer ſo reich bewohnten Gegend aus. Früh um zehn Uhr landete ich in Bartelino, lud mein Gepäck auf ein Maulthier und mich auf ein anderes. Nun ging der Weg über einen Rücken, der das Thal der Etſch von der Serravallefenkung ſcheidet. Die Urwaſſer ſcheinen hier von beiden Seiten gegen einander in ungeheuern Strömungen gewirkt und dieſen coloſſalen Kieſeldamm aufgeführt zu haben. Fruchtbares Erdreich ward in ruhigern Epochen darüber geſchlemmt; aber

der Ackersmann iſt doch ſtets auf's Neue von den immer wieder hervordringenden Geſchieben geplagt. Man ſucht ſoviel als möglich ihrer los zu werden, baut ſie reihen- und ſchichtenweiſe übereinander und bildet dadurch am Wege hin ſehr dicke Quaſimauern. Die Maulbeerbäume ſehen, wegen Mangel an Feuchtigkeit, nicht fröhlich auf dieſer Höhe. An Quellen iſt nicht zu denken. Von Zeit zu Zeit trifft man Pfützen zuſammengeleiteten Regenwaſſers, woraus die Maulthiere, auch wohl die Treiber, ihren Durſt löſchen. Unten am Fluſſe ſind Schöpfräder angebracht, um die tiefer liegenden Pflanzungen nach Gefallen zu wäſſern.

Nun aber kann die Herrlichkeit der neuen Gegend, die man bei'm Herabſteigen überſieht, durch Worte nicht dargeſtellt werden. Es iſt ein Garten meilenlang und breit, der am Fuß hoher Gebirge und ſchroffer Felſen ganz flach in der größten Reinlichkeit daliegt. Und ſo kam ich denn am 10. September gegen ein Uhr hier in Verona an, wo ich zuerſt noch Dieſes ſchreibe, das zweite Stück meines Tagebuchs ſchließe und hefte, und gegen Abend mit freudigem Geiſte das Amphitheater zu ſehen hoffe.

Von der Witterung dieſer Tage her melde ich Folgendes: Die Nacht vom neunten auf den zehnten war abwechſelnd hell und bedeckt; der Mond behielt immer einen Schein um ſich. Morgens gegen fünf Uhr überzog ſich der ganze Himmel mit grauen, nicht ſchweren Wolken, die mit dem wachſenden Tage verſchwanden. Je tiefer ich hinabkam, deſto ſchöner war das Wetter. Wie man gar in Botzen der große Gebirgsſtock mitternächtlich blieb, zeigte die Luft eine ganz andere Beſchaffenheit: man ſah nämlich an den verſchiedenen Landſchaftsgründen, die ſich gar lieblich durch ein etwas mehr oder weniger Blau von einander abſonderten, daß die Atmoſphäre voll gleichausgetheilter Dünſte ſei, welche ſie zu tragen vermochte und die daher weder als Thau oder Regen niederfielen, noch als Wolken ſich ſammelten. Wie ich weiter hinabkam, konnte ich deutlich bemerken, daß alle Dünſte, die aus dem Botzner-Thal, alle Wolkenkreiſen, die von den mittägigern Bergen aufſteigen, nach den höhern, mitternächtigen Gegenden zugezogen, ſie nicht verdeckten, aber in eine Art Höheraucb einhüllten. In der weiteſten Ferne, über dem Gebirg, konnte ich eine ſogenannte Waſſergaſſe bemerken. Von Botzen ſüdwärts haben ſie den ganzen Sommer das ſchönſte Wetter gehabt, nur von Zeit zu Zeit ein wenig Waſſer, (ſie ſagen aqua, um den gelinden Regen auszudrücken), und dann ſogleich wieder Sonnenſchein. Auch geſtern fielen von Zeit zu Zeit einige Tropfen, und die Sonne ſchien immer dazu. Sie haben lange kein ſo gutes Jahr gehabt; es geräth Alles; das üble haben ſie uns zugeſchickt.

Des Gebirgs, der Steinarten erwähne ich nur kürzlich; denn Ferber's Reiſe nach Italien und Hacquet's durch die Alpen unterrichten uns genugſam von dieſer Wegſtrecke. Eine Viertelſtunde vom Brenner iſt ein Marmorbruch, an dem ich in der Dämmerung vorbeifuhr. Er mag und muß, wie der an der andern Seite, auf Glimmerſchiefer aufliegen. Dieſen fand ich bei Colman, als es Tag ward; weiter hinab zeigten ſich Porphyre an. Die Felſen waren ſo prächtig und an der Chauſſée die Haufen ſo gattlich zerſchlagen, daß man gleich Voigt'ſche Cabinetchen daraus hätte bilden und verpacken können. Auch kann ich ohne Beſchwerde jeder Art ein Stück mitnehmen, wenn ich nur Augen und Begierde an ein kleineres Maß gewöhne. Bald unter Colman fand ich einen Porphyr, der ſich in regelmäßige Platten ſpaltet, zwiſchen Brandſol und Neumark einen ähnlichen, deſſen Platten jedoch ſich wieder in Säulen trennen. Ferber hielt ſie für vulcaniſche Producte; Das war aber vor vierzehn Jahren, wo die ganze Welt in den Köpfen brannte. Hacquet ſchon macht ſich darüber luſtig.

Von den Menſchen wüßte ich nur Weniges und wenig Erfreuliches zu ſagen. Sobald mir, vom Brenner Herunterfahrendem der Tag aufging, bemerkte ich eine entſchiedene Veränderung der Geſtalt, beſonders mißfiel mir die bräunlich-bleiche Farbe der Weiber. Ihre Geſichtszüge deuteten auf Elend; Kinder waren eben ſo erbärmlich anzuſehen, Männer ein wenig beſſer; die Gemeinbildung übrigens durchaus riegelmäßig und gut. Ich glaube, die Urſache dieſes krankhaften Zuſtandes in dem häufigen Gebrauch des Türkiſchen und Haidekorns zu finden. Jenes, das ſie auch gelbe Blende nennen und Dieſes, ſchwarze Blende genannt, werden gemahlen, das Mehl in Waſſer zu einem dicken Brei gekocht und ſo gegeſſen. Die jenſeitigen Deutſchen rupfen den Teig wieder auseinander und braten ihn in Butter auf. Der welſche Tyroler hingegen iſt ihn ſo weg, manchmal Käſe darauf gerieben, und das ganze Jahr kein Fleiſch. Nothwendig muß Das die erſten Wege verſchleimen und verſtopfen, beſonders bei den Kindern und Frauen, und die cachectiſche Farbe deutet auf ſolches Verderben. Außerdem eſſen ſie auch noch Früchte und grüne Bohnen, die ſie im Waſſer abſieden und mit Knoblauch und Oel anmachen. Ich fragte, ob es nicht auch reiche Bauern gäbe. — Ja freilich. — Thun ſie ſich Nichts zu Gute? eſſen ſie nicht beſſer? — Nein; ſie ſind es einmal ſo gewohnt. — Wo kommen ſie denn mit ihrem Gelde hin? Was machen ſie ſonſt für Aufwand? — O, die haben

ſchen ihre Herren, die es ihnen wieder abnehmen! — Das war die Summa des Geſprächs mit meiner Wirthstochter in Bozen.

Ferner vernahm ich von ihr, daß die Weinbauern, die am Wohlhabendſten ſcheinen, ſich am Uebelſten befinden; denn ſie ſind in den Händen der ſtädtiſchen Handelsleute, die ihnen bei ſchlechten Jahren den Lebensunterhalt vorſchießen und bei guten den Wein um ein Geringes an ſich nehmen. Doch Das iſt überall Daſſelbe.

Was meine Meinung wegen der Nahrung beſtätigt, iſt, daß die Stadtbewohnerinnen immer wohler ausſehen. Hübſche, volle Mädchengeſichter, der Körper für ihre Stärke und für die Größe der Köpfe etwas zu klein, mitunter aber recht freundlich entgegenkommende Geſichter. Die Männer kennen wir durch die wandernden Tyroler. Im Lande ſehen ſie weniger friſch aus als die Weiber, wahrſcheinlich weil dieſe mehr körperliche Arbeiten, mehr Bewegung haben, die Männer hingegen als Krämer und Handwerksleute ſitzen. Am Garda-See fand ich die Leute ſehr braun und ohne den mindeſten röthlichen Schein der Wangen, aber doch nicht ungeſund, ſondern ganz friſch und behaglich ausſehend. Wahrſcheinlich ſind die heftigen Sonnenſtrahlen, denen ſie am Fuße ihrer Felſen ausgeſetzt ſind, hiervon die Urſache.

Verona bis Venedig.

Verona, den 16. September.

Das Amphitheater iſt alſo das erſte bedeutende Monument der alten Zeit, das ich ſehe und ſo gut erhalten! Als ich hineintrat, mehr noch aber, als ich oben auf dem Rande umherging, ſchien es mir ſeltſam, etwas Großes und doch eigentlich Nichts zu ſehen. Auch will es leer nicht geſehen ſein, ſondern ganz voll von Menſchen, wie man es neuerer Zeit Joſeph dem Erſten und Pius dem Sechsten zu Ehren veranſtaltet. Der Kaiſer, der doch auch Menſchenmaſſen vor Augen gewohnt war, ſoll darüber erſtaunt ſein. Doch nur in der früheſten Zeit that es ſeine ganze Wirkung, da das Volk noch mehr Volk war, als es jetzt iſt; denn eigentlich iſt ſo ein Amphitheater recht gemacht, dem Volk mit ſich ſelbſt zu imponiren, das Volk mit ſich ſelbſt zum Beſten zu haben.

Wenn irgend etwas Schauwürdiges auf flacher Erde vorgeht und Alles zuläuft, ſuchen die Hinterſten auf alle mögliche Weiſe ſich über die Vorderſten zu erheben: man tritt auf Bänke, rollt Fäſſer herbei, fährt mit Wagen heran, legt Bretter hinüber und herüber, beſetzt einen benachbarten Hügel und es bildet ſich in der Geſchwindigkeit ein Krater.

Kommt das Schauſpiel öfter auf derſelben Stelle vor, ſo baut man leichte Gerüſte für Die, ſo bezahlen können, und die übrige Maſſe behilft ſich, wie ſie mag. Dieſes allgemeine Bedürfniß zu befriedigen, iſt hier die Aufgabe des Architecten. Er bereitet einen ſolchen Krater durch Kunſt, ſo einfach als nur möglich, damit deſſen Zierath das Volk ſelbſt werde. Wenn es ſich ſo beiſammen ſah, mußte es über ſich ſelbſt erſtaunen; denn da es ſonſt nur gewohnt iſt, ſich durcheinander laufen zu ſehen, ſich in einem Gewühle ohne Ordnung und ſonderliche Zucht zu finden, ſo ſieht das vielköpfige, vielſinnige, ſchwankende, hin und her irrende Thier, ſich zu einem edeln Körper vereinigt, zu einer Einheit beſtimmt, in eine Maſſe verbunden und befeſtigt, als eine Geſtalt, von einem Geiſte belebt. Die Simplicität des Oval's iſt jedem Auge auf die angenehmſte Weiſe fühlbar und jeder Kopf dient zum Maße, wie ungeheuer das Ganze ſei. Jetzt, wenn man es leer ſieht, hat man keinen Maßſtab; man weiß nicht, ob es groß oder klein iſt.

Wegen der Unterhaltung dieſes Werks müſſen die Veroneſer gelobt werden. Es iſt von einem röthlichen Marmor gebaut, den die Witterung angreift; daher ſetzt man der Reihe nach die ausgefreſſenen Stufen immer wieder her, und ſie ſcheinen faſt alle ganz neu. Eine Inſchrift gedenkt eines Hieronymus Maurigenus und ſeines auf dieſes Monument verwendeten unglaublichen Fleißes. Von der äußern Mauer ſteht nur ein Stück und ich zweifle, ob ſie je ganz fertig geworden. Die untern Gewölbe, die an den großen Platz, il Bra genannt, ſtoßen, ſind an Handwerker vermiethet, und es ſieht luſtig aus, dieſe Höhlungen wieder belebt zu ſehen.

Den 16. September.

Das ſchönſte, aber immer geſchloſſene Thor heißt Porta Stupa oder del Vallio. Als Thor und in der großen Entfernung, aus der man es ſchon gewahr wird, iſt es nicht gut gedacht; denn erſt in der Nähe erkennt man das Verdienſt des Gebäudes.

Sie geben allerlei Urſachen an, warum es geſchloſſen ſei. Ich habe jedoch eine Muthmaßung: die Abſicht des Künſtlers ging offenbar dahin, durch dieſes Thor eine neue Anlage des Corſo zu verurſachen; denn auf die jetzige Straße ſteht es ganz falſch. Die linke Seite hat lauter Baraken und die winkelrechte Linie der Mitte des Thores geht auf ein Nonnenkloſter zu, das nothwendig hätte niedergelegt werden müſſen.

Mephiſtopheles.

Es iſt ein guter Freund, dem es gedeihen ſoll;
Ich gönn' ihm gern das beſte deiner Küche.
Zieh deinen Kreis, ſprich deine Sprüche,
Und gib ihm eine Taſſe voll!

Die Hexe

mit ſeltſamen Geberden, zieht einen Kreis und ſtellt wunderbare Sachen hinein; indeſſen fangen die Gläſer an zu klingen, die Keſſel zu tönen, und machen Muſik. Zuletzt bringt ſie ein großes Buch, ſtellt die Meerkatzen in den Kreis, die ihr zum Pult dienen und die Fackel halten müſſen. Sie winkt Fauſten, zu ihr zu treten.

Fauſt zu Mephiſtopheles.

Nein! ſage mir, was ſoll das werden?
Das tolle Zeug, die raſenden Geberden,
Der abgeſchmackteſte Betrug,
Sind mir bekannt, verhaßt genug.

Mephiſtopheles.

Ey Poſſen! Das iſt nur zum Lachen;
Sey nur nicht ein ſo ſtrenger Mann!

Tracht, ganz eingerichtet für ein Volk, das nicht immer für Reinlichkeit sorgen und doch immer öffentlich erscheinen, bald in der Kirche, bald auf dem Spaziergange sein will. Veste ist ein schwarzlasterter Rock, der über andere Röcke geworfen wird. Hat das Frauenzimmer einen reinlichen weißen darunter, so versteht sie den schwarzen an der einen Seite in die Höhe zu heben. Dieser wird so angegürtet, daß er die Taille abschneidet und die Lippen des Corsets bedeckt, welches von jeglicher Farbe sein kann. Der Zendale ist eine große Kappe, mit langen Bärten, die Kappe selbst durch ein Drahtgestell hoch über den Kopf gehalten, die Bärte aber wie eine Schärpe um den Leib geknüpft, so daß die Enden hinterwärts herunterfallen.

Den 11. September.

Als ich heute wieder von der Arena wegging, kam ich einige tausend Schritte davon zu einem modernen öffentlichen Schauspiel. Vier edle Veroneser schlugen Ball gegen vier Vicentiner. Sie treiben Dieß sonst unter sich das ganze Jahr, etwa zwei Stunden vor Nacht; dieß Mal, wegen der fremden Gegner, lief das Volk unglaublich zu. Es können immer vier- bis fünftausend Zuschauer gewesen sein. Frauen sah ich von keinem Stande.

Vorhin, als ich vom Bedürfniß der Menge in einem solchen Falle sprach, hab' ich das natürliche, zufällige Amphitheater schon beschrieben, wie ich das Volk hier über einander gebaut s.h. Ein lebhaftes Händeklatschen hört' ich schon von Weitem; jeder bedeutende Schlag war davon begleitet. Das Spiel aber geht so vor sich. In gehöriger Entfernung von einander sind zwei gelind abhängige Bretterflächen errichtet. Derjenige, der den Ball anschlägt, steht, die Rechte mit einem hölzernen breiten Stachelringe bewaffnet, auf der obersten Höhe. Indem nun ein anderer von seiner Partei ihm den Ball zuwirft, so läuft er herunter dem Ball entgegen und vermehrt dadurch die Gewalt des Schlages, womit er denselben zu treffen weiß. Die Gegner suchen ihn zurückzuschlagen, und so geht es hin und wieder, bis er zuletzt im Felde liegen bleibt. Die schönsten Stellungen, werth in Marmor nachgebildet zu werden, kommen dabei zum Vorschein. Da es lauter wohlgewachsene, rüstige junge Leute sind, in kurzer, knapper, weißer Kleidung, so unterscheiden sich die Parteien nur durch ein farbiges Abzeichen. Besonders schön ist die Stellung, in welche der Anschlagende geräth, indem er von der schiefen Fläche herunterläuft und den Ball zu treffen ausholt; sie nähert sich der des Borghesischen Fechters.

Sonderbar kam es mir vor, daß sie diese Uebung an einer alten Stadtmauer, ohne die mindeste Bequemlichkeit für die Zuschauer, vornehmen; warum sie es nicht im Amphitheater thun, wo so schöner Raum wäre!

Den 12. September.

Was ich von Gemälden gesehen, will ich nur kurz berühren und einige Betrachtungen hinzufügen. Ich mache diese wunderbare Reise nicht, um mich selbst zu betrügen, sondern um mich an den Gegenständen kennen zu lernen. Da sage ich mir denn ganz aufrichtig, daß ich von der Kunst, von dem Handwerk des Malers wenig verstehe. Meine Aufmerksamkeit, meine Betrachtung kann nur auf den practischen Theil, auf den Gegenstand und auf die Behandlung desselben im Allgemeinen gerichtet sein.

St. Giorgio ist eine Gallerie von guten Gemälden, alle Altarblätter, wo nicht von gleichem Werth, doch durchaus merkwürdig. Aber die unglücklichen Künstler, was mußten die malen! und für wen! Ein Mannaregen vielleicht dreißig Fuß lang und zwanzig hoch! das Wunder der fünf Brode zum Gegenstück! Was war daran zu malen? Hungrige Menschen, die über kleine Körner herfallen, unzählige andere, denen Brod präsentirt wird. Die Künstler haben sich die Zeiten gegeben, um solche Armseligkeiten bedeutend zu machen. Und doch hat, durch diese Nöthigung gereizt, das Genie schöne Sachen hervorgebracht. Ein Künstler, der die heilige Ursula mit den eilftausend Jungfrauen vorzustellen hatte, zog sich mit großem Verstand aus der Sache. Die Heilige steht im Vordergrunde, als habe sie siegend das Land in Besitz genommen. Sie ist sehr edel, amazonenhaft jungfräulich, ohne Reiz gebildet; in der Alles verkleinernden Ferne hinzegen sieht man ihre Schaar aus den Schiffen steigen und in Procession herankommen. Die Himmelfahrt Mariä im Dom, von Tizian, ist sehr verschwärzt, der Gedanke lobenswerth, daß die angehende Göttinn nicht himmelwärts, sondern herab nach ihren Freunden blickt.

In der Gallerie Gherardini fand ich sehr schöne Sachen von Orbetto und lernte diesen verdienten Künstler auf ein Mal kennen. In der Entfernung erfährt man nur von den ersten Künstlern, und oft begnügt man sich mit ihren Namen; wenn man aber diesem Sternenhimmel näher tritt und die von der zweiten und dritten Größe nun auch zu flimmern anfangen, und Jeder auch als zum ganzen Sternbild gehörend hervortritt, dann wird die Welt weit und die Kunst reich. Den Gedanken eines Bildes muß ich hier loben: nur zwei Halb-Figuren; Simson ist eben im Schooße der Delila eingeschlafen; sie greift leise über ihn hinweg, nach einer Scheere, die auf

dem Tisch neben der Lampe liegt. Die Ausführung ist sehr brav. Im Palast Canossa war mir eine Danae bemerklich.

Der Palast Bevilacqua enthält die köstlichsten Sachen. Ein sogenanntes Paradies von Tintoret, eigentlich aber die Krönung der Maria zur Himmelskönigin, in Gegenwart aller Erzväter, Propheten, Apostel, Heiligen, Engel u. s. w., eine Gelegenheit, den ganzen Reichthum des glücklichsten Genie's zu entwickeln. Leichtigkeit des Pinsels, Geist, Mannigfaltigkeit des Ausdrucks: dieß Alles zu bewundern und sich Dessen zu erfreuen, müßte man das Stück selbst besitzen und es zeitlebens vor Augen haben. Die Arbeit geht in's Unendliche, ja die letzten in der Glorie verschwindenden Engelsköpfe haben noch Character. Die größten Figuren mögen einen Fuß hoch sein, Maria und Christus, der ihr die Krone aufsetzt, etwa vier Zoll. Die Eva ist doch das schönste Weibchen auf dem Bilde und noch immer, von altersher, ein wenig süßern.

Ein paar Portraite von Paul Veronese haben meine Hochachtung für diesen Künstler nur vermehrt. Die Antiken-Sammlung ist herrlich, ein hingestreckter Sohn der Niobe köstlich, die Büsten, ungeachtet ihrer restaurirten Nasen, meistens höchst interessant, ein August mit der Bürgerkrone, ein Caligula und Andere.

Es liegt in meiner Natur, das Große und Schöne willig und mit Freuden zu verehren; und diese Anlage, an so herrlichen Gegenständen Tag für Tag, Stunde für Stunde auszubilden, ist das seligste aller Gefühle.

In einem Lande, wo man des Tages genießt, besonders aber des Abends sich erfreut, ist es höchst bedeutend, wenn die Nacht einbricht. Dann hört die Arbeit auf; dann kehrt der Spaziergänger zurück; der Vater will seine Tochter wieder zu Hause sehen; der Tag hat ein Ende. Doch, was Tag sei, wissen wie Zimmerier kaum. In ewigem Nebel und Trübe ist es uns einerlei, ob es Tag oder Nacht ist; denn wie viel Zeit können wir uns unter freiem Himmel wahrhaft ergehen und ergegen? Wie hier die Nacht eintritt, ist der Tag entschieden vorbei, der aus Abend und Morgen bestand; vierundzwanzig Stunden sind verlebt; eine neue Rechnung geht an, die Glocken läuten, der Rosenkranz wird gebetet, mit brennender Lampe tritt die Magd in das Zimmer und spricht: felicissima notte! *) Diese Epoche verändert sich mit jeder Jahreszeit, und der Mensch, der hier lebendig lebt, kann nicht irre werden, weil jeder Genuß seines Daseins sich nicht auf die Stunde, sondern auf die Tageszeit bezieht. Zwänge man dem Volke einen Deutschen Zeiger auf, so würde man es verwirret machen; denn der seinige ist innigst mit seiner Natur verwebt. Anderthalb Stunden, eine Stunde vor Nacht fängt der Adel an auszufahren; es geht auf den Bra, die lange, breite Straße nach der Porta Nuova zu, das Thor hinaus, an der Stadt hin; und wie es Nacht schlägt, kehrt Alles um. Theils fahren sie an die Kirchen, das Ave Maria della sera *) zu beten; theils halten sie auf dem Bra; die Cavaliers treten an die Kutschen, unterhalten sich mit den Damen, und Das dauert eine Weile. Ich habe das Ende niemals abgewartet; die Fußgänger bleiben weit in die Nacht. Heute war gerade soviel Regen niedergegangen, um den Staub zu löschen; es war wirklich ein lebendiger, munterer Anblick.

Um mich ferner in einem wichtigen Puncte der Landesgewohnheit gleich zu stellen, habe ich mir ein Hülfsmittel erdacht, wie ich ihre Stundenrechnung mir leichter zu eigen machte. Nachfolgendes Bild kann davon einen Begriff geben. Der innere Kreis bedeutet unsere vierundzwanzig Stunden von Mitternacht zu Mitternacht, in zwei Mal zwölf getheilt, wie wir zählen und unsere Uhren sie zeigen. Der mittlere Kreis deutet an, wie die Glocken in der jetzigen Jahreszeit hier schlagen, nämlich gleichfalls zwei Mal bis Zwölf in vierundzwanzig Stunden, allein dergestalt, daß es Eins schlägt, wenn es bei uns Acht schlägt und so fort bis Zwölfe voll sind. Morgens acht Uhr, nach unserm Zeiger schlägt es wieder Eins u. s. f. Der oberste Kreis zeigt nun endlich, wie bis Vierundzwanzig im Leben gezählt wird. Ich höre z. B. in der Nacht Sieben schlagen und weiß, daß Mitternacht um Fünf ist, so ziehe ich diese Zahl von jener ab, und habe also zwei Uhr Nachmitternacht. Höre ich am Tage Sieben schlagen und weiß, daß auch Mittag um fünf Uhr ist, so verfahre ich eben so und habe zwei Uhr Nachmittag. Will ich aber die Stunden nach hiesiger Weise aussprechen, so muß ich wissen, daß Mittag siebenzehn Uhr ist, zähle ich noch die Zwei und sage neunzehn Uhr. Wenn man Dieß zum ersten Mal hört und überdenkt, so scheint es höchst verwerren und schwer durchzuführen; man wird es aber gar bald gewohnt und findet diese Beschäftigung unterhaltend, wie sich auch das Volk an dem ewigen Hin- und Wiederrechnen ergetzt, wie Kinder an leicht zu überwindenden Schwierigkeiten. Sie haben ohnedieß immer die Finger in der Luft, rechnen Alles im Kopfe, und machen sich gern mit Zahlen zu schaffen. Kerner ist dem Inländer die Sache soviel leichter, weil er sich um Mittag und Mitternacht eigentlich nicht bekümmert und nicht, wie der Fremde in diesem

*) Glückliche Nacht

*) Abendglocke

Lande thut, zwei Zeiger mit einander vergleicht. Sie zählen nur von Abend die Stunden, wie sie schlagen, am Tage addiren sie die Zahl zu der ihnen bekannten abwechselnden Mittagszahl. Das Weitere erläutern die der Figur beigefügten Anmerkungen.

Vergleichungs-Kreis

der

Italienischen und Deutschen Uhr, auch der Italienischen Zeiger für die zweite Hälfte des September's

Mittag

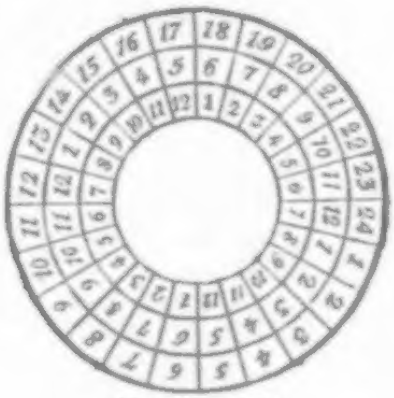

Mitternacht.

Die Nacht wächst mit jedem halben Monat eine halbe Stunde.

Monat.	Tag.	Wird Nacht nach unserm Zeiger	ist Mitternacht alsdann um:
August	1	8½	5½
"	15	8	4
Sept.	1	7½	4½
"	15	7	5
Oct.	1	6½	5½
"	15	6	6
Nov.	1	6½	6½
"	15	5	7

Von da an bleibt die Zeit stehen und ist

	Nacht	Mitternacht
December / Januar	5	7

Der Tag wächst mit jedem halben Monat eine halbe Stunde.

Monat.	Tag.	Wird Nacht nach unserm Zeiger.	ist Mitternacht alsdann um:
Febr.	1	5½	6½
"	15	6	6
März	1	6½	5½
"	15	7	5
April	1	7½	4½
"	15	8	4
Mai	1	8½	3½
"	15	9	3

Von da an bleibt die Zeit stehen und ist

	Nacht	Mitternacht
Juni / Juli	9	3

Den 17. September.

Das Volk rührt sich hier sehr lebhaft durcheinander, besonders in einigen Straßen, wo Kaufläden und Handwerksbuden aneinanderstoßen, sieht es recht lustig aus. Da ist nicht etwa eine Thür vor dem Laden oder Arbeitszimmer; nein, die ganze Breite des Hauses ist offen, man sieht bis in die Tiefe und Alles, was darin vorgeht. Die Schneider nähen, die Schuster ziehen und pochen alle halb auf der Gasse; ja die Werkstätten machen einen Theil der Straße. Abends, wenn Lichter brennen, sieht es recht lebendig.

Auf den Plätzen ist es an Markttagen sehr voll, Gemüse und Früchte unübersehlich, Knoblauch und Zwiebeln nach Herzenslust. Uebrigens schreien, schäkern und singen sie den ganzen Tag, werfen und balgen sich, jauchzen und lachen unaufhörlich. Die milde Luft, die wohlfeile Nahrung läßt sie leicht leben. Alles, was nur kann, ist unter freiem Himmel.

Nachts geht nun das Singen und Lärmen recht an. Das Liedchen von Marlborough hört man auf allen Straßen, dann ein Hackebret, eine Violine. Sie üben sich, alle Vögel mit Pfeifen nachzuahmen. Die wunderlichsten Töne brechen überall hervor. Ein solches Uebergesicht des Daseins verleiht ein mildes Clima auch den

Armuth und der Schatten des Volks ſcheint ſelbſt noch ehrwürdig.

Die uns ſo ſehr auffallende Unreinlichkeit und wenige Bequemlichkeit der Häuſer entſpringt auch daher; ſie ſind immer draußen und in ihrer Sorgloſigkeit denken ſie an Nichts. Dem Volk iſt Alles recht und gut; der Mittelmann lebt auch von einem Tag zum andern; der Reiche und Vornehme ſchließt ſich in ſeine Wohnung, die eben auch nicht ſo wohnlich iſt wie im Norden. Ihre Geſellſchaften halten ſie in öffentlichen Verſammlungshäuſern. Vorhöfe und Säulengänge ſind alle mit Unrath beſudelt, und es geht ganz natürlich zu. Das Volk fühlt ſich immer vor. Der Reiche kann reich ſein, Paläſte bauen, der Nobile darf regieren; aber wenn er einen Säulengang, einen Vorhof anlegt, ſo bedient ſich das Volk deſſen zu ſeinem Bedürfniß, und es hat kein dringenderes, als Das ſo ſchnell wie möglich loszuwerden, was es ſo häufig als möglich zu ſich genommen hat. Will Einer Das nicht leiden, ſo muß er nicht den großen Herren ſpielen, d. h. er muß nicht thun, als wenn ein Theil ſeiner Wohnung dem Publicum angehöre, er macht ſeine Thüre zu, und ſo iſt es auch gut. An öffentlichen Gebäuden läßt ſich das Volk ſein Recht nun gar nicht nehmen, und Das iſt's, worüber der Fremde durch ganz Italien Beſchwerde führt.

Ich betrachtete heut auf mancherlei Wegen durch die Stadt die Tracht und die Manieren beſonders des Mittelſtandes, der ſich ſehr häufig und geſchäftig zeigt. Sie ſchlenkern im Gehen alle mit den Armen. Perſonen von einem höhern Stande, die bei gewiſſen Gelegenheiten einen Degen tragen, ſchlenkern nur mit einem, weil ſie gewohnt ſind, den linken ſtill zu halten.

Obgleich das Volk ſeinen Geſchäften und Bedürfniſſen ſehr ſorglos nachgeht, ſo hat es doch auf alles Fremde ein ſcharfes Auge. So konnt' ich die erſten Tage bemerken, daß Jedermann meine Stiefel betrachtete, da man ſich derſelben als einer theuern Tracht nicht einmal im Winter bedient. Jetzt, da ich Schuh und Strümpfe trage, ſieht mich Niemand mehr an. Aber wie merkwürdig war mir's, daß, heute früh, da ſie Alle mit Blumen, Gemüſe, Knoblauch und ſo vielen andern Markterzeugniſſen durcheinander liefen, ihnen der Cypreſſenzweig nicht entging, den ich in der Hand trug. Einige grüne Zapfen hingen daran, und daneben hielt ich blühende Capern-Zweige. Sie ſahen Alle, Groß und Klein, mit auf die Finger, und ſchienen wunderliche Gedanken zu haben.

Dieſe Zweige brach' ich aus dem Garten Giuſti, der eine treffliche Lage und ungeheure Cypreſſen hat, die alle pfeilerartig in die Luft ſtehen. Wahrſcheinlich ſind die ſpitz zugeſchnittenen Taxus der nordiſchen Gartenkunſt Nachahmungen dieſes herrlichen Natur-Products. Ein Baum, deſſen Zweige von unten bis oben, die älteſten wie die jüngſten, gen Himmel ſtreben, der ſeine dreihundert Jahre dauert, iſt wohl der Verehrung werth. Der Zeit nach, da der Garten angelegt worden, haben dieſe ſchon ein ſo hohes Alter erreicht.

Vicenza, den 19. September.

Der Weg von Verona hierher iſt ſehr angenehm; man fährt nordoſtwärts an den Gebirgen hin und hat die Vorderberge, die aus Sand, Kalk, Thon, Mergel beſtehen, immer linker Hand; auf den Hügeln, die ſie bilden, liegen Orte, Schlöſſer, Häuſer. Rechts verbreitet ſich die weite Fläche, durch die man fährt. Der gerade, gut unterhaltene, breite Weg geht durch fruchtbares Feld; man blickt in tiefe Baumreihen, an welchen die Reben in die Höhe gezogen ſind, die ſodann, als wären es luſtige Zweige, herunterfallen. Hier kann man ſich eine Idee von Feſtonen bilden! Die Trauben ſind zeitig und beſchweren die Ranken, die lang und ſchwankend niederhängen. Der Weg iſt voll Menſchen aller Art und Gewerbes; beſonders freuten mich die Wagen mit niedrigen, tellerartigen Rädern, die, mit vier Ochſen beſpannt, große Kufen hin und wieder führen, in welchen die Weintrauben aus den Gärten geholt und geſtampft werden. Die Führer ſtanden, wenn ſie leer waren, drinnen; es ſah einem bacchiſchen Triumphzug ganz ähnlich. Zwiſchen den Weintrauben iſt der Boden zu allerlei Arten Getreide, beſonders zu Türkiſchkorn und Sorgel benutzt.

Kommt man gegen Vicenza, ſo ſteigen wieder Hügel von Norden nach Süden auf; ſie ſind vulcaniſch, ſagt man, und ſchließen die Ebene. Vicenza liegt an ihrem Fuße, und wenn man will, in einem Buſen, den ſie bilden.

Den 20. September.

Vor einigen Stunden bin ich hier angekommen, habe ſchon die Stadt durchlaufen, das Olympiſche Theater und die Gebäude des Palladio geſehen. Man hat ein ſehr artiges Büchelchen mit Kupfern zur Bequemlichkeit der Fremden herausgegeben, mit einem kunſtverſtändigen Texte. Wenn man nun dieſe Werke gegenwärtig ſieht, ſo erkennt man erſt den großen Werth derſelben; denn ſie ſollen ja durch ihre wirkliche Größe und Körperlichkeit das Auge füllen, und durch die ſchöne Harmonie ihrer Dimenſionen nicht nur in abſtracten Anſichten, ſondern mit dem ganzen perſpectiviſchen Vordringen und Zurückweichen den Geiſt befriedigen. Und ſo ſag' ich vom Palladio: er iſt ein recht

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50924-3
GOETHE.J.W. FN. 18646/72

innerlich und von innen heraus großer Mensch gewesen. Die höchste Schwierigkeit, mit der dieser Mann, wie alle neuern Architecten, zu kämpfen hatte, ist die schickliche Anwendung der Säulenordnungen in der bürgerlichen Baukunst; denn Säulen und Mauern zu verbinden bleibt doch immer ein Widerspruch. Aber wie er Das untereinandergearbeitet hat, wie er durch die Gegenwart seiner Werke imponirt und vergessen macht, daß er nur überredet! Es ist wirklich etwas Göttliches in seinen Anlagen, völlig wie die Form des großen Dichters, der aus Wahrheit und Lüge ein Drittes bildet, dessen erborgtes Dasein uns bezaubert.

Das Olympische Theater ist ein Theater der Alten im Kleinen realisirt, und unaussprechlich schön, aber gegen die unserigen kömmt mir's vor, wie ein vornehmes, reiches, wohlgebildetes Kind gegen einen klugen Weltmenschen, der, weder so vornehm, noch so reich, noch wohlgebildet, besser weiß, was er mit seinen Mitteln bewirken kann.

Betrachtet man nun hier am Orte die herrlichen Gebäude, die jener Mann aufführte, und sieht, wie sie schon durch das enge, schmutzige Bedürfniß der Menschen entstellt sind, wie die Anlagen meist über die Kräfte der Unternehmer waren, wie wenig diese köstlichen Denkmale eines hohen Menschengeistes zu dem Leben der Uebrigen passen: so fällt Einem doch ein, daß es in allem Andern ebenso ist; denn man verdient wenig Dank von den Menschen, wenn man ihr inneres Bedürfniß erhöhen, ihnen eine große Idee von ihnen selbst geben, ihnen das Herrliche eines wahren edeln Daseins zum Gefühl bringen will. Aber wenn man die Vögel belügt, Märchen erzählt, von Tag zu Tag ihnen fortheilfend, sie verschlechtert: da ist man ihr Mann, und darum gefällt sich die neuere Zeit in so viel Abgeschmacktem. Ich sage Das nicht, um meine Freunde herunterzusetzen, ich sage nur, daß sie so sind, und daß man sich nicht verwundern muß, wenn Alles ist, wie es ist.

Wie sich die Basilica des Palladio neben einem alten, mit ungleichen Fenstern übersäten, castellähnlichen Gebäude ausnimmt, welches der Baumeister zusammt dem Thurm gewiß weggedacht hat, ist nicht auszudrücken, und ich muß mich schon auf eine wunderliche Weise zusammenfassen; denn ich finde auch hier, leider gleich! Das, was ich fliehe und suche neben einander.

Den 20. September.

Gestern war Oper; sie dauerte bis nach Mitternacht, und ich sehnte mich, zu ruhen. Die drei Sultaninnen und die Entführung aus dem Serail haben manche Fetzen hergegeben, woraus das Stück mit weniger Klugheit zusammengeflickt ist. Eine Musik hört sich bequem an, ist aber wahrscheinlich von einem Liebhaber; kein neuer Gedanke, der mich getroffen hätte. Die Ballette dagegen sind allerliebst. Das Hauptpaar tanzte eine Allemande, daß man nichts Zierlichers sehen konnte.

Das Theater ist neu, lieblich, schön, modestprächtig, Alles uniform, wie es einer Provinzial-Stadt geziemt: jede Loge hat ihren überschlagenen, gleichfarbigen Teppich; die des Capitan Grande ist nur durch einen etwas längern Ueberhang ausgezeichnet.

Die erste Sängerinn, vom ganzen Volke sehr begünstigt, wird, wie sie auftritt, entsetzlich beklatscht, und die Vögel stellen sich vor Freuden ganz ungebärdig, wenn sie Etwas recht gut macht, welches sehr oft geschieht. Es ist ein natürlich Wesen, hübsche Figur, schöne Stimme, ein gefällig' Gesicht und von einem recht honneten Anstand; in den Armen könnte sie etwas mehr Grazie haben. Indessen komme ich denn doch nicht wieder; ich fühle, daß ich zum Vogel verdorben bin.

Den 21. September.

Heute besuchte ich Doctor Jura; wohl fünf Jahre hat er sich mit Leidenschaft auf die Pflanzenkunde gelegt, ein Herbarium der Italienischen Flora gesammelt, unter dem vorigen Bischof einen botanischen Garten eingerichtet. Das ist aber Alles hin. Medicinische Praxis vertrieb die Naturgeschichte, das Herbarium wird von Würmern gespeist, der Bischof ist todt und der botanische Garten wieder, wie billig, mit Kohl und Knoblauch bepflanzt.

Doctor Jura ist ein gar feiner, guter Mann. Er erzählte mir mit Offenheit, Seelenreinheit und Bescheidenheit seine Geschichte und sprach überhaupt sehr bestimmt und gefällig, hatte aber nicht Lust, seine Schränke aufzuthun, die vielleicht in keinem präsentabeln Zustande sein mochten. Der Discurs kam bald in's Stocken.

Den 21. September, Abends.

Ich ging zum alten Baumeister Scamozzi, der das Palladio-Gebäude herausgegeben hat, und ein wackerer, leidenschaftlicher Künstler ist. Er gab mir einige Anleitung, vergnügt über meine Theilnahme. Unter den Gebäuden des Palladio ist eins, für das ich immer eine besondere Vorliebe hatte; es soll seine eigene Wohnung gewesen sein; aber in der Nähe ist es weit mehr, als man im Bilde sieht. Ich möchte es gezeichnet und mit den Farben illuminirt haben, die ihm das Material und das Alter gegeben. Man muß aber nicht denken, daß der Baumeister sich einen Palast errichtet habe. Es ist das bescheidenste Haus von der

Welt, hat nur zwei Fenster, die durch einen breiten Raum, der das dritte Fenster vertrüge, abgesondert sind. Wollte man es zum Gemälde nachbilden, so daß die Nachbarhäuser mit vorgestellt würden, so wäre auch Das vergnüglich anzusehen, wie es zwischen sie eingeschaltet ist. Das hätte Canalett malen sollen.

Heute besuchte ich das, eine halbe Stunde von der Stadt auf einer angenehmen Höhe liegende Prachthaus, die Rotonda genannt. Es ist ein viereckiges Gebäude, das einen runden, von oben erleuchteten Saal in sich schließt. Von allen vier Seiten steigt man auf breiten Treppen hinan und gelangt jedes Mal in eine Vorhalle, die von sechs Corinthischen Säulen gebildet wird. Vielleicht hat die Baukunst ihren Luxus niemals höher getrieben. Der Raum, den die Treppen und Vorhallen einnehmen, ist viel größer als der des Hauses selbst; denn jede einzelne Seite würde als Ansicht eines Tempels befriedigen. Inwendig kann man es wohnbar, aber nicht wohnlich nennen. Der Saal ist von der schönsten Proportion, die Zimmer auch; aber zu den Bedürfnissen eines Sommeraufenthalts einer vornehmen Familie würden sie kaum hinreichen. Dafür sieht man es auch in der ganzen Gegend, von allen Seiten sich auf das Herrlichste darstellen. Die Mannigfaltigkeit ist groß, in der sich seine Hauptmasse zugleich mit den vorspringenden Säulen vor dem Auge der Umherwandelnden bewegt, und die Absicht des Besitzers ist vollkommen erreicht, der ein großes Fideicommiß-Gut und zugleich ein sinnliches Denkmal seines Vermögens hinterlassen wollte. Und wie nun das Gebäude von allen Puncten der Gegend in seiner Herrlichkeit gesehen wird, so ist die Aussicht von daher gleichfalls die angenehmste. Man sieht den Bachilione fließen, Schiffe von Verona herab, gegen die Brenta führend; dabei überschaut man die weiten Besitzungen, welche Marchese Capra unzertrennt bei seiner Familie erhalten wollte. Die Inschriften der vier Giebelseiten, die zusammen eine ganze ausmachen, verdienen wohl aufgezeichnet zu werden:

Marcus Capra Gabrielis Filius,
qui avitas res
arctissimo primogenitura gradu subjecit,
una cum omnibus
proavibus, agris, vallibus et collibus
citra vitam mansurus,
memoriae perpetuae aedificium hoc,
dum instituit ac absolvit, dat.

*) M. Capra, Gabriel's Sohn, der dieses Haus eingig dem Grade des Erstgeborenen vermacht hat, nebst allen Gütern, Feldern, Thälern und Hügeln an der großen Straße, stiftet Dies zum ewigen Andenken, bauend und entsagend.

Der Schloß besonders ist seltsam genug, ein Mann, dem so viel Vermögen und Wille zu Gebote stand, stiftet noch, daß er dulden und entbehren müsse. Das kann man mit geringerem Aufwand lernen.

Den 20. September.

Heute Abend war ich in einer Versammlung, welche die Academie der Olympier hielt. Ein Spielwerk, aber ein recht gutes; es erhält noch ein Bißchen Salz und Leben unter den Leuten. Ein großer Saal neben dem Theater des Palladio, anständig erleuchtet, der Capitän und ein Theil des Adels zugegen, übrigens durchaus ein Publicum von gebildeten Personen, viele Geistliche, zusammen ungefähr fünfhundert.

Die von dem Präsidenten für die heutige Sitzung aufgegebene Frage war: ob Erfindung oder Nachahmung den schönen Künsten mehr Vortheil gebracht habe? Der Einfall war glücklich genug: denn wenn man die in der Frage liegende Alternative trennt, so läßt sich hundert Jahre hinüber und herüber sprechen. Auch haben sich die Herren Academiker dieser Gelegenheit weidlich bedient und in Prosa und Versen Mancherlei hervorgebracht, worunter viel Gutes.

Sodann ist es das lebendigste Publicum. Die Zuhörer riefen brave, klatschten und lachten. Wenn man auch vor seiner Nation so stehen und sie persönlich belustigen dürfte! Wir geben unser Besies schwarz auf weiß: Jeder kann sich damit in eine Ecke und knoperti daran, wie er kann.

Es läßt sich denken, daß Palladio auch dieß Mal an allen Orten und Enden war, es mochte von Erfinden oder Nachahmen die Rede sein. Zuletzt, wo immer das Scherzhafteste gefordert wird, hatte Einer den glücklichen Einfall, zu sagen: die Andern hätten ihm den Palladio weggenommen, er wolle dagegen den Franceschini loben, den großen Seiden-Fabricanten. Nun fing er an zu zeigen, was die Nachahmung der Lyoner- und Florentiner-Stoffe diesem tüchtigen Unternehmer und durch ihn der Stadt Vicenza für Vortheil gebracht habe, woraus erfolge: daß die Nachahmung weit über die Erfindung erhaben sei. Und Dieß geschah mit so gutem Humor, daß ein ununterbrochenes Gelächter erregt ward. Ueberhaupt fanden Die, welche für die Nachahmung sprachen, mehr Beifall; denn sie sagten lauter Dinge, wie sie der Hansen denkt und denken kann. Ein Mal gab das Publicum mit großem Händeklatschen einem recht groben Sophism seinen herzlichen Beifall, da es viele gute, ja treffliche Sachen zu Ehren der Erfindung nicht gefühlt hatte. Es freut sehr, auch Dieses erlebt zu haben; und dann ist es höchst erquickend, den Palladio, nach soviel Zeit,

immer noch als Polar-Stern und Musterbild von seinen Mitbürgern verehrt zu sehen.

Den 22. September

Heute früh war ich in Tiene, das nordwärts gegen die Gebirge liegt, wo ein neu' Gebäude nach einem alten Risse aufgeführt wird, wobei wenig zu erinnern sein möchte. So ehrt man hier Alles aus der guten Zeit und hat Sinn genug, nach einem geerbten Plan ein frisches Gebäude aufzuführen. Das Schloß liegt ganz trefflich in einer großen Plaine, die Kalkalpen ohne Zwischengebirg hinter sich. Vom Gebäude her, neben der schnurgeraden Chaussée, fließt zu beiden Seiten lebendiges Wasser dem Kommenden entgegen und wässert die weiten Reisfelder, durch die man fährt.

Ich habe nun erst die zwei Italienischen Städte gesehen und mit wenig Menschen gesprochen, aber ich kenne meine Italiener schon gut. Sie sind wie Hofleute, die sich für's erste Volk in der Welt halten und bei gewissen Vortheilen, die man ihnen nicht läugnen kann, sich's ungestraft und bequem einbilden können. Mir erscheinen die Italiener als eine recht gute Nation: man muß nur die Kinder und die gemeinen Leute sehen, wie ich sie jetzt sehe und sehen kann, da ich ihnen immer ausgesetzt bin, und mich ihnen immer aussetze. Und was das für Figuren und Gesichter sind!

Besonders muß ich die Vicentiner loben, daß man bei ihnen die Vorrechte einer großen Stadt genießt. Sie sehen Einen nicht an, man mag machen, was man will; wendet man sich jedoch an sie, dann sind sie gesprächig und anmuthig; besonders wollen mir die Frauen sehr gefallen. Die Veroneserinnen will ich nicht schelten, sie haben eine gute Bildung und entschiedene Profile; aber meistens bleich, und der Zendal thut ihnen Schaden, weil man unter der schönen Tracht auch etwas Reizendes sucht. Hier aber finde ich gar hübsche Wesen, besonders eine schwarzlockige Sorte, die mir ein eigenes Interesse einflößt. Es gibt auch noch eine blonde, die mir aber nicht so behagen will.

Padua, den 23. September, Abends.

In vier Stunden bin ich heute von Vicenza herübergefahren, auf ein einsitziges Chaischen, Sediola genannt, mit meiner ganzen Existenz gepackt. Man fährt sonst bequem in vierthalb Stunden, da ich aber den köstlichen Tag gern unter freiem Himmel genießen wollte, so war es mir angenehm, daß der Vetturin hinter seiner Schuldigkeit zurückblieb. Man fährt in der fruchtbarsten Ebene immer südostwärts, zwischen Hecken und Bäumen, ohne weitere Aussicht, bis man endlich die schönen Gebirge, von Osten gegen Süden streichend, zur rechten Hand sieht. Die Fülle der Pflanzen- und Fruchtgehänge, über Mauern und Hecken, an Bäumen herunter, ist unbeschreiblich. Kürbisse beschweren die Dächer, und die wunderlichsten Gurken hängen an Latten und Spalieren.

Die herrliche Lage der Stadt konnte ich vom Observatorium auf's Klarste überschauen. Gegen Norden Tyroler-Gebirge, beschneit, in Wolken halb versteckt, an die sich in Nordwest die Vicentinischen anschließen, endlich gegen Westen die nähern Gebirge von Este, deren Gestalten und Vertiefungen man deutlich sehen kann. Gegen Südost ein grünes Pflanzenmeer, ohne eine Spur von Erhöhung, Baum an Baum, Busch an Busch, Pflanzung an Pflanzung, unzählige weiße Häuser, Villen und Kirchen aus dem Grünen hervorblickend. Am Horizont sah ich ganz deutlich den Marcus-Thurm zu Venedig und andere geringere Thürme.

Den 27. September.

Endlich hab' ich die Werke des Palladio erlangt, zwar nicht die Original-Ausgabe, die ich in Vicenza gesehen, deren Tafeln in Holz geschnitten sind, aber eine genaue Copie, ja ein Facsimile in Kupfer, veranstaltet durch einen vortrefflichen Mann, den ehemaligen Englischen Consul Smith in Venedig. Das muß man den Engländern lassen, daß sie von langeher das Gute zu schätzen wußten, und daß sie eine grandiose Art haben, es zu verbreiten.

Bei Gelegenheit dieses Ankaufs betrat ich einen Buchladen, der in Italien ein ganz eigenes Ansehen hat. Alle Bücher stehen geheftet umher, und man findet den ganzen Tag über gute Gesellschaft. Was von Weltgeistlichen, Edelleuten, Künstlern einiger Maßen mit der Litteratur verwandt ist, geht hier auf und ab. Man verlangt ein Buch, schlägt nach, liest und unterhält sich, wie es kommen will. So fand ich etwa ein halb Dutzend beisammen, welche sämmtlich, als ich nach den Werken des Palladio fragte, auf mich aufmerksam wurden. Indeß der Herr des Ladens das Buch suchte, rühmten sie es und gaben mir Notiz von dem Originale und der Copie; sie waren mit dem Werke selbst und dem Verdienst des Verfassers sehr wohl bekannt. Da sie mich für einen Architecten hielten, lobten sie mich, daß ich vor allen andern zu den Studien dieses Meisters schritte; er leiste zu Gebrauch und Anwendung mehr als Vitruv selbst; denn er habe die Alten und das Alterthum gründlich studirt und es unsern Bedürfnissen näher zu führen gesucht. Ich unterhielt mich lange mit diesen freundlichen Männern, erfuhr noch Einiges, die Denkwür-

digkeiten der Stadt betreffend, und empfahl mir.

Da man denn doch einmal den Heiligen Kirchen gebaut hat, so findet sich auch wohl darin ein Platz, wo man vernünftige Menschen aufstellen kann. Die Büste des Cardinal's Bembo steht zwischen Jonischen Säulen, ein schönes, wenn ich so sagen soll, mit Gewalt in sich gezogenes Gesicht und ein mächtiger Bart; die Inschrift lautet:

Petri Bembi Card. imaginem Hier. Guerinus Iconem I. in publico ponendam curavit, ut, cujus ingenii monumenta aeterna sint, ejus corporis quoque memoria ne a posteritate desideretur. *)

Das Universitäts-Gebäude hat mich mit aller seiner Würde erschreckt. Es ist mir lieb, daß ich darin Nichts zu lernen hatte. Eine solche Schulenge denkt man sich nicht, ob man gleich als Studiosus Deutscher Academien an den Hörbänken auch Manches hat leiden müssen. Besonders ist das anatomische Theater ein Muster, wie man Schüler zusammenpressen soll. In einem spitzen hohen Trichter sind die Zuhörer übereinander geschichtet. Sie sehen steil herunter auf den engen Boden, wo der Tisch steht, auf den kein Licht fällt, deßhalb der Lehrer bei Lampenschein demonstriren muß. Der botanische Garten ist desto artiger und munterer. Es können viele Pflanzen auch den Winter im Lande bleiben, wenn sie an Mauern oder nicht weit davon gesetzt sind. Man überbaut alsdann das Ganze zu Ende des October's, und heizt die wenigen Monate. Es ist erfreuend und belehrend, unter einer Vegetation umherzugehen, die uns fremd ist. Bei gewohnten Pflanzen, sowie bei andern längst bekannten Gegenständen, denken wir zuletzt gar Nichts, und was ist Beschauen ohne Denken? Hier in dieser neu mir entgegentretenden Mannigfaltigkeit wird jener Gedanke immer lebendiger: daß man sich alle Pflanzengestalten vielleicht aus einer entwikkeln könne. Hierdurch würde es allein möglich werden, Geschlechter und Arten wahrhaft zu bestimmen, welches, wie mich dünkt, bisher sehr willkürlich geschieht. Auf diesem Puncte bin ich in meiner botanischen Philosophie stecken geblieben, und ich sehe noch nicht, wie ich mich entwirren will. Die Tiefe und Breite dieses Geschäfts scheint mir völlig gleich.

Der große Platz, Prato della Valle genannt, ist ein sehr weiter Raum, wo der Hauptmarkt im Juni gehalten wird. Hölzerne Buden in seiner Mitte geben freilich nicht das vortheilhafteste Ansehn; die Einwohner aber versichern, daß man auch bald hier eine Piera von Stein wie die zu Verona sehen werde. Hierzu gibt freilich schon jetzt die Umgebung des Platzes gegründete Hoffnung, welche einen sehr schönen und bedeutenden Anblick gewährt.

Ein ungeheures Oval ist ringsum mit Statuen besetzt, alle berühmten Männer vorstellend, welche hier gelehrt und gelernt haben. Einem jeden Einheimischen und Fremden ist erlaubt, irgend einem Landsmann oder Verwandten hier eine Bildsäule von bestimmter Größe zu errichten, sobald das Verdienst der Person und der academische Aufenthalt zu Padua bewiesen ist.

Um das Oval umher geht ein Wassergraben. Auf den vier Brücken, die hinaufführen, stehen Päpste und Dogen colossal; die übrigen, kleiner, sind von Zünften, Particuliers und Fremden gesetzt. Der König von Schweden ließ Gustav Adolph'en hinstellen, weil man sagt, derselbe habe ein Mal in Padua eine Lection angehört. Der Erzherzog Leopold erneuerte das Andenken Petrarch's und Galilei's. Die Statuen sind in einer braven modernen Manier gemacht, wenige übermanierirt, einige recht natürlich, sämmtlich im Costüm ihrer Zeit und Würden. Die Inschriften sind auch zu loben. Es findet sich nichts Abgeschmacktes oder Kleinliches darunter.

Auf jeder Universität wäre der Gedanke sehr glücklich gewesen, auf dieser ist er am Glücklichsten, weil es sehr wohlthut, eine völlige Vergangenheit wieder hervorgerufen zu sehen. Es kann ein recht schöner Platz werden, wenn sie die hölzerne Piera wegschaffen und eine von Stein erbauen, wie der Plan sein soll.

In dem Versammlungsorte einer dem heiligen Antonius gewidmeten Brüderschaft sind ältere Bilder, welche an die alten Deutschen erinnern, dabei auch einige von Tizian, wo schon der große Fortschritt merklich ist, den über die Alpen Niemand für sich gethan hat. Gleich darauf sah ich Einiges von dem Neu'sten. Diese Künstler haben, da sie das hohe Ernste nicht mehr erreichen konnten, das Humoristische sehr glücklich getroffen. Die Enthauptung Johannes von Piazetta ist, wenn man des Meisters Manier zugibt, in diesem Sinne ein recht braves Bild. Johannes kniet, die Hände vor sich hinfaltend, mit dem rechten Knie an einen Stein. Er sieht gen Himmel. Ein Kriegsknecht, der ihn hinten gebunden hält, biegt sich an der Seite herum und sieht ihm in's Gesicht, als wenn er über die Gelassenheit erstaunte, womit der Mann sich hingibt. In der Höhe steht ein Anderer, der den Streich vollführen soll, hat aber das Schwert nicht, sondern macht nur mit den

*) Des Cardinal Peter Bembo's Bild hat zur eigentlichen Aufstellung besorgt Hieron. Guerino, Jemens Sohn, damit die Nachwelt nicht entbehre ein Denkmal des Körpers von Dem, dessen Geistesprodukte unsterblich sind.

Händen die Geberde, wie Einer, der den Streich zum voraus versuchen will. Das Schwert zieht unten ein Dritter aus der Scheide. Der Gedanke ist glücklich, wenn auch nicht groß, die Composition frappant und von der besten Wirkung.

In der Kirche der Eremitaner habe ich Gemälde von Mantegna gesehen, einem der ältern Maler, vor dem ich erstaunt bin. Was in diesen Bildern für eine scharfe, sichere Gegenwart dasteht! Von dieser ganz wahren, nicht etwa scheinbaren, Effect lügenden, bloß zur Einbildungskraft sprechenden, sondern derben, reinen, lichten, ausführlichen, gewissenhaften, zarten, umschriebenen Gegenwart, die zugleich etwas Strenges, Emsiges, Mühsames hatte, gingen die folgenden Maler aus, wie ich an Bildern von Tizian bemerkte; und nun konnte die Lebhaftigkeit ihres Genie's, die Energie ihrer Natur, erleuchtet von dem Geiste ihrer Vorfahren, auferbaut durch ihre Kraft, immer höher und höher steigen, sich von der Erde heben und himmlische, aber wahre Gestalten hervorbringen. So entwickelte sich die Kunst nach der barbarischen Zeit.

Der Audienz-Saal des Rathhauses, mit Recht durch das Augmentativum Salone betitelt, das ungeheuerste abgeschlossene Gefäß, das man sich nicht vorstellen, auch nicht einmal in der nächsten Erinnerung zurückrufen kann. Dreihundert Fuß lang, hundert Fuß breit und bis in das, der Länge nach ihn deckende Gewölbe hundert Fuß hoch. So gewohnt sind diese Menschen, im Freien zu leben, daß die Baumeister einen Marktplatz zu überwölben fanden. Und es ist keine Frage, daß der ungeheure überwölbte Raum eine eigene Empfindung gibt. Es ist ein abgeschlossenes Unendliches, dem Menschen analoger als der Sternhimmel. Dieser reißt uns aus uns selbst hinaus, jener drängt uns, auf die gelindeste Weise, in uns selbst zurück.

So verweil' ich auch gern in der Kirche der heiligen Justine; diese vierhundertfünfundachtzig Fuß lang, verhältnißmäßig hoch und breit, groß und einfach gebaut. Heut' Abend setzt' ich mich in einen Winkel und hatte meine stille Betrachtung: da fühlt' ich mich recht allein; denn kein Mensch in der Welt, der in dem Augenblick an mich gedacht hätte, würde mich hier gesucht haben.

Nun wäre auch hier wieder ein Mal eingepackt; morgen früh geht es zu Wasser auf der Brenta fort. Heute hat's geregnet, nun ist's wieder ausgeheitert, und ich hoffe die Lagunen und die dem Meer vermählte Herrscherin bei schöner Tageszeit zu erblicken, und aus ihrem Schooß meine Freunde zu begrüßen.

Venedig.

So stand es denn im Buche des Schicksals auf meinem Blatte geschrieben, daß ich 1786 den achtundzwanzigsten September, Abends, nach unserer Uhr um fünfe, Venedig zum ersten Mal, aus der Brenta in die Lagunen einfahrend, erblicken und bald darauf diese wunderbare Inselstadt, diese Biber-Republik betreten und besuchen sollte. So ist denn auch, Gott sei Dank, Venedig mir kein bloßes Wort mehr, kein hohler Name, der mich so oft, mich, den Todfeind von Wortschällen, geängstiget hat.

Als die erste Gondel an das Schiff anfuhr, (es geschieht, um Passagiere, welche Eil haben, geschwinder nach Venedig zu bringen), erinnerte ich mich eines frühen Kinderspielzeuges, an das ich vielleicht seit zwanzig Jahren nicht mehr gedacht hatte. Mein Vater besaß ein schönes mitgebrachtes Gondel-Modell; er hielt es sehr werth, und mir ward es hoch angerechnet, wenn ich einmal damit spielen durfte. Die ersten Schnäbel von blankem Eisenblech, die schwarzen Gondelkäfige, Alles grüßte mich, wie eine alte Bekanntschaft; ich genoß einen ganz entbehrten, freundlichen Jugendeindruck.

Ich bin gut logirt in der „Königinn von England," nicht weit vom Marcus-Platze, und Dieß ist der größte Vorzug des Quartiers; meine Fenster gehen auf einen schmalen Canal zwischen hohen Häusern, gleich unter mir eine einbogige Brücke, und gegenüber ein schmales belebtes Gäßchen. So wohne ich, und so werde ich eine Zeit lang bleiben, bis mein Paket für Deutschland fertig ist, und bis ich mich am Bilde dieser Stadt satt gesehen habe. Die Einsamkeit, nach der ich oft so sehnsuchtsvoll geseufzt, kann ich nun recht genießen; denn nirgends fühlt man sich einsamer, als im Gewimmel, wo man sich Allen, ganz unbekannt, durchdrängt. In Venedig kennt mich vielleicht nur ein Mensch, und der wird mir nicht gleich begegnen.

Venedig, den 29. September.

Wie es mir von Padua hierher gegangen, nur mit wenig Worten: die Fahrt auf der Brenta, mit dem öffentlichen Schiffe, in gesitteter Gesellschaft, da die Italiener sich vor einander in Acht nehmen, ist anständig und angenehm. Die Ufer sind mit Gärten und Lusthäusern geschmückt, kleine Ortschaften treten bis an's Wasser, theilweise geht die belebte Landstraße daran hin. Da man schlenkenweise den Fluß hinabsteigt, gibt es öfters einen kleinen Aufenthalt, den man benutzen kann, sich auf dem Lande umzusehen und die reichlich angebotenen Früchte zu genießen. Nun steigt man

Sie muß als Arzt ein Hokuspokus machen,
Damit der Saft dir wohl gedeihen kann.

Er nöthigt Fausten in den Kreis zu treten. Die Hexe mit großer Emphase fängt an aus dem Buche zu declamiren.

Du mußt verstehn!
Aus Eins mach' Zehn,
Und Zwey laß gehn,
Und Drey mach' gleich,
So bist du reich.
Verlier' die Vier,
Aus Fünf und Sechs,
So sagt die Hex',
Mach' Sieben und Acht,
So ist's vollbracht:
Und Neun ist Eins,
Und Zehn ist keins.
Das ist das Hexen-Einmal-Eins!

Faust.

Mich dünkt, die Alte spricht im Fieber.

wieder ein und bewegt sich durch eine bewegte Welt voll Fruchtbarkeit und Leben.

Zu soviel abwechselnden Bildern und Gestalten gesellte sich noch eine Erscheinung; die, obgleich aus Deutschland abstammend, doch hier ganz eigentlich an ihrem Platze war, zwei Pilger nämlich, die ersten, die ich in der Nähe sah. Sie haben das Recht, mit dieser öffentlichen Gelegenheit umsonst weiter gebracht zu werden; allein weil die übrige Gesellschaft ihre Nähe scheut, so sitzen sie nicht mit in dem bedeckten Raume, sondern hinten bei dem Steuermann. Als eine in der gegenwärtigen Zeit seltene Erscheinung wurden sie angestaunt, und, weil früher unter dieser Hülle manch' Gesindel sich umhertrieb, wenig geachtet. Als ich vernahm, daß es Deutsche seien, keiner andern Sprache mächtig, gesellte ich mich zu ihnen und vernahm, daß sie aus dem Paderborn'schen herstammten. Beides waren Männer schon über fünfzig, von dunkler, aber gutmüthiger Physiognomie. Sie hatten vor Allem das Grab der heiligen drei Könige zu Cöln besucht, waren sodann durch Deutschland gezogen, und nun auf dem Wege, zusammen bis Rom und sodann in's obere Italien zurückzugehen, da denn der Eine wieder nach Westphalen zu wandern, der Andere aber noch den heiligen Jakob zu Compostell zu verehren gedachte.

Ihre Kleidung war die bekannte; doch sahen sie aufgeschürzt viel besser aus, als wir sie in langen Taffetkleidern auf unsern Redouten vorzustellen pflegen. Der große Kragen, der runde Hut, der Stab und die Muschel, als das unschuldigste Trinkgeschirr, Alles hatte seine Bedeutung, seinen unmittelbaren Nutzen; die Blechkapsel enthielt ihre Pässe. Das Merkwürdigste aber waren ihre kleinen rothsaffianenen Brieftaschen; in diesen befand sich alles kleine Geräthe, was nur irgend einem einfachen Bedürfniß abzuhelfen gedient sein mochte. Sie hatten dieselben hervorgezogen, indem sie an ihren Kleidern Etwas zu flicken fanden.

Der Steuermann, höchst zufrieden, daß er einen Dolmetscher fand, ließ mich verschiedene Fragen an sie thun; dadurch vernahm ich Manches von ihren Ansichten, besonders aber von ihrer Reise. Sie beklagten sich bitterlich über ihre Glaubensgenossen, ja Weltpriester und Klostergeistliche. „Die Frömmigkeit," sagten sie, „müsse eine sehr seltene Sache sein, weil man an die ihrige nirgends glauben wolle, sondern sie fast durchaus, ob sie gleich die ihnen vorgeschriebene geistliche Marsch-Route und die bischöflichen Pässe vorgezeigt, in catholischen Landen wie Landstreicher behandle." Sie erzählten dagegen mit Rührung, wie gut sie von den Protestanten aufgenommen worden, besonders von einem Landgeistlichen in Schwaben, vorzüglich aber von seiner Frau, welche den einiger Maßen widerstrebenden Mann dahin vermocht, daß sie ihnen reichliche Erquickung hat zutheilen dürfen, welche ihnen sehr Noth gethan. Ja, bei'm Abschiede habe sie ihnen einen Conventions-Thaler geschenkt, der ihnen sehr zu Statten gekommen, sobald sie das catholische Gebiet wieder betreten. Hierauf sagte der Eine mit aller Erhebung, deren er fähig war: „Wir schließen diese Frau aber auch täglich in unser Gebet ein und bitten Gott, daß er ihre Augen öffne, wie er ihr Herz für uns geöffnet hat, daß er sie, wenn auch spät, aufnehme in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche. Und so hoffen wir gewiß, ihr dereinst im Paradies zu begegnen."

Von diesem Allem erklärte ich, was nöthig und nützlich war, auf der kleinen Steige sitzend, die auf das Verdeck führt, dem Steuermanne und einigen andern Personen, die sich aus der Cajüte in den engen Raum gedrängt hatten. Den Pilgern wurden einige ärmliche Erquickungen gereicht; denn der Italiener liebt nicht zu geben. Sie zogen hierauf kleine geweihte Zettel hervor, worauf zu sehen das Bild der heiligen drei Könige, nebst Lateinischen Gebeten zur Verehrung. Die guten Menschen baten mich, die kleine Gesellschaft damit zu beschenken, und ihr den hohen Werth dieser Blätter begreiflich zu machen. Dieses gelang mir auch ganz gut; denn als die beiden Männer sehr verlegen schienen, wie sie in dem großen Venedig das zur Aufnahme der Pilger bestimmte Kloster auffinden sollten, so versprach der gerührte Steuermann, wenn sie landeten, wollte er einem Burschen sogleich einen Dreier geben, damit er sie zu jenem entfernt gelegenen Orte geleitete. Sie würden zwar, setzte er vertraulich hinzu, sie würden dort wenig Trost finden: die Anstalt, sehr groß angelegt, um, ich weiß nicht, wie viel Pilger zu fassen, sei gegenwärtig ziemlich zusammengegangen und die Einkünfte wurden eben anders verwendet.

So unterhalten, waren wir die schöne Brenta herunter gekommen, manchen herrlichen Garten, manchen herrlichen Palast hinter uns lassend, wohlhabende, belebte Ortschaften an der Küste mit flüchtigem Blick beschauend. Als wir nun in die Lagunen einfuhren, umschwärmten mehrere Gondeln sogleich das Schiff. Ein Lombard, in Venedig wohl bekannt, forderte mich auf, ihm Gesellschaft zu leisten, damit wir geschwinder drinne wären und der Zoganen-Qual entgingen. Einige, die uns abhalten wollten, wußte er mit einem mäßigen Trinkgeld zu beseitigen, und so schwammen wir bei einem heitern Sonnenuntergang schnell unserm Ziel entgegen.

Den 29., Michaelis-Tag, Abends.

Von Venedig iſt ſchon viel erzählt und gedruckt, daß ich mit Beſchreibung nicht umſtändlich ſein will; ich ſage nur, wie es mir entgegenkömmt. Was ſich mir aber vor allem Andern aufdringt, iſt abermals das Volk, eine große Maſſe, ein nothwendiges, unwillkürliches Daſein.

Dieſes Geſchlecht hat ſich nicht zum Spaß auf dieſe Inſeln geflüchtet; es war keine Willkür, welche die Folgenden trieb, ſich mit ihnen zu vereinigen; die Noth lehrte ſie, ihre Sicherheit in der unvortheilhafteſten Lage ſuchen, die ihnen nachher ſo vortheilhaft ward und ſie klug machte, als noch die ganze nördliche Welt im Düſtern gefangen lag; ihre Vermehrung, ihr Reichthum war nothwendige Folge. Nun drängten ſich die Wohnungen empor und empor, Sand und Sumpf wurden durch Felſen erſetzt, die Häuſer ſuchten die Luft, wie Bäume, die geſchloſſen ſtehen, ſie mußten an Höhe zu gewinnen ſuchen, was ihnen an Breite abging. Auf jede Spanne des Bodens geizig und gleich Anfangs in enge Räume gedrängt, ließen ſie zu Gaſſen nicht mehr Breite, als nöthig war, eine Hausreihe von der gegenüberſtehenden zu trennen und dem Bürger nothdürftige Durchgänge zu erhalten. Uebrigens war ihnen das Waſſer ſtatt Straße, Platz und Spaziergang. Der Venetianer mußte eine neue Art von Geſchöpf werden, wie man denn auch Venedig nur mit ſich ſelbſt vergleichen kann. Der große, ſchlangenförmig gewundene Canal weicht keiner Straße in der Welt; dem Raum vor dem Marcus-Platze kann wohl Nichts an die Seite geſetzt werden. Ich meine den großen Waſſerſpiegel, der dießſeits von dem eigentlichen Venedig im halben Mond umfaßt wird. Ueber der Waſſerfläche ſieht man links die Inſel St. Giorgio maggiore, etwas weiter rechts die Giudecca und ihren Canal, noch weiter rechts die Dogane und die Einfahrt in den Canal Grande, wo uns gleich ein Paar ungeheure Marmortempel entgegenleuchten. Dieß ſind mit wenigen Zügen die Hauptgegenſtände, die uns in die Augen fallen, wenn wir zwiſchen den zwei Säulen des Marcus-Platzes hervortreten. Die ſämmtlichen Aus- und Anſichten ſind ſo oft in Kupfer geſtochen, daß die Freunde davon ſich gar leicht einen anſchaulichen Begriff machen können.

Nach Tiſche eilte ich, mir erſt einen Eindruck des Ganzen zu verſichern, und warf mich, ohne Begleiter, nur die Himmelsgegenden merkend, in's Labyrinth der Stadt, welche, obgleich durchaus von Canälen und Canälchen durchſchnitten, durch Brücken und Brückchen wieder zuſammenhängt. Die Enge und Gedrängtheit des Ganzen denkt man nicht, ohne es geſehen zu haben. Gewöhnlich kann man die Breite der Gaſſe mit ausgereckten Armen entweder ganz oder beinahe meſſen, in den engſten ſtößt man ſich mit den Ellbogen an, wenn man die Hände in die Seite ſtemmt; es gibt wohl breitere, auch hie und da ein Plätzchen, verhältnißmäßig aber kann Alles enge genannt werden.

Ich fand leicht den großen Canal und die Hauptbrücke Rialto; ſie beſteht aus einem einzigen Bogen von weißem Marmor. Von oben herunter iſt es eine große Anſicht, der Canal geſäet voll Schiffe, die alles Bedürfniß vom feſten Lande herbeiführen und hier hauptſächlich anlegen und ausladen; dazwiſchen wimmelt es von Gondeln. Beſonders heute, als am Michaelis-Feſte, gab es einen Anblick wunderſchön lebendig; doch um dieſen einiger Maßen darzuſtellen, muß ich etwas weiter ausholen.

Die beiden Haupttheile von Venedig, welche der große Canal trennt, werden durch die einzige Brücke Rialto mit einander verbunden; doch iſt auch für mehrere Communication geſorgt, welche, in offenen Barken, an beſtimmten Ueberfahrtspuncten geſchieht. Nun ſah es heute ſehr gut aus, als die wohlgekleideten, doch mit einem ſchwarzen Schleier bedeckten Frauen ſich viele zuſammen überſetzen ließen, um zu der Kirche des gefeierten Erzengels zu gelangen. Ich verließ die Brücke und begab mich an einen ſolchen Ueberfahrtspunct, die Ausſteigenden genau zu betrachten. Ich habe ſehr ſchöne Geſichter und Geſtalten darunter gefunden.

Nachdem ich müde geworden, ſetzte ich mich in eine Gondel, die engen Gaſſen verlaſſend, und fuhr, mir das entgegengeſetzte Schauſpiel zu bereiten, den nördlichen Theil des großen Canals durch, um die Inſel der heiligen Clara, in die Lagunen, den Canal der Giudecca herein, bis gegen den Marcus-Platz, und war nun auf ein Mal ein Mitherr des Adriatiſchen Meeres, wie jeder Venetianer ſich fühlt, wenn er ſich in ſeine Gondel legt. Ich gedachte dabei meines guten Vaters in Ehren, der nichts Beſſeres wußte, als von dieſen Dingen zu erzählen. Wird mir's nicht auch ſo gehen? Alles, was mich umgibt, iſt würdig; ein großes, reſpectables Werk verſammelter Menſchenkraft, ein herrliches Monument, nicht eines Gebieters, ſondern eines Volks. Und wenn auch ihre Lagunen ſich nach und nach anfüllen, böſe Dünſte über dem Sumpfe ſchweben, ihr Handel geſchwächt, ihre Macht geſunken iſt, ſo wird die ganze Anlage der Republik und ihr Weſen nicht einen Augenblick dem Beobachter weniger ehrwürdig ſein. Sie unterliegt der Zeit, wie Alles, was ein erſcheinendes Daſein hat.

Den 30. September

Gegen Abend verlief ich mich wieder, ohne Führer, in die entfernteſten Quartiere der Stadt. Die hieſigen Brücken ſind alle mit Treppen angelegt, damit Gondeln und auch wohl größere Schiffe bequem unter den Bogen hinfahren. Ich ſuchte mich in und aus dieſem Labyrinthe zu finden, ohne irgend Jemanden zu fragen, mich abermals nach der Himmelsgegend richtend. Man entwirrt ſich wohl endlich, aber es iſt ein unglaubliches Gehecke ineinander, und meine Manier, [illegible] recht ſinnlich davon zu überzeugen, die be[illegible] Auch habe ich mir, bis an die letzte bewohnte Spitze, der Einwohner Betragen, Lebensart, Sitte und Weſen gemerkt; in jedem Quartiere ſind ſie anders beſchaffen. Du lieber Gott! was doch der Menſch für ein armes, gutes Thier iſt.

Sehr viele Häuſerchen ſtehen unmittelbar in den Canälen, doch gibt es hier und da ſchön gepflaſterte Steindämme, auf denen man zwiſchen Waſſer, Kirchen und Paläſten gar angenehm hin und wieder ſpazirt. Luſtig und erfreulich iſt der lange Steindamm an der nördlichen Seite, von welchem die Inſeln, beſonders Murano, das Venedig im Kleinen, geſchaut werden. Die Lagunen dazwiſchen ſind von vielen Gondeln belebt.

Den 30. September, Abends.

Heute habe ich abermals meinen Begriff von Venedig erweitert, indem ich mir den Plan verſchaffte. Als ich ihn einiger Maßen ſtudirt, beſtieg ich den Marcus-Thurm, wo ſich dem Auge ein einziges Schauſpiel darſtellt. Es war um Mittag und heller Sonnenſchein, daß ich ohne Perſpectiv Nähen und Fernen genau erkennen konnte. Die Fluth bedeckte die Lagunen, und als ich den Blick nach dem ſogenannten Lido wandte (es iſt ein ſchmaler Erdſtreif, der die Lagunen ſchließt), ſah ich zum erſten Mal das Meer und einige Segel darauf. In den Lagunen ſelbſt liegen Galeeren und Fregatten, die zum Ritter Emo ſtoßen ſollten, der den Algierern den Krieg macht, die aber wegen ungünſtiger Winde liegen bleiben. Die Paduaniſchen und Vicentiniſchen Berge und das Tyroler-Gebirge ſchließen, zwiſchen Abend und Mitternacht, das Bild ganz trefflich ſchön.

Den 1. October

Ich ging und beſah mir die Stadt in mancherlei Rückſichten, und da es eben Sonntag war, fiel mir die große Unreinlichkeit der Straßen auf, worüber ich meine Betrachtungen anſtellen mußte. Es iſt wohl eine Art von Policei in dieſem Artikel, die Leute ſchieben den Kehrig in die Ecken; auch ſehe ich große Schiffe hin und her fahren, die an manchen Orten ſtille liegen und das Kehrig mitnehmen, Leute von den Inſeln umher, welche des Düngers bedürfen; aber es iſt in dieſen Anſtalten weder Folge noch Strenge, und deſto unverzeihlicher die Unreinlichkeit der Stadt, da ſie ganz zu Reinlichkeit angelegt worden, ſo gut als irgend eine Holländiſche.

Alle Straßen ſind gepflaſtert, ſelbſt die entfernteſten Quartiere wenigſtens mit Backſteinen auf der hohen Kante ausgeſetzt, wo es nöthig, in der Mitte ein wenig erhaben, an der Seite Vertiefungen, das Waſſer aufzufaſſen und in bedeckte Canäle zu leiten. Noch andere architectoniſche Vorrichtungen der erſten wohlüberdachten Anlage zeugen von der Abſicht trefflicher Baumeiſter, Venedig zu der reinſten Stadt zu machen, wie ſie die ſonderbarſte iſt. Ich konnte nicht unterlaſſen, gleich im Spazirgehen eine Anordnung deßhalb zu entwerfen, und einem Policei-Vorſteher, dem es Ernſt wäre, in Gedanken vorzuarbeiten. So hat man immer Trieb und Luſt, vor fremden Thüren zu kehren.

Den 2. October

Vor Allem eilte ich in die Caritä. Ich hatte in des Palladio Werken gefunden, daß er hier ein Kloſtergebäude angegeben, in welchem er die Privat-Wohnung der reichen und gaſtfreien Alten darzuſtellen gedachte. Der ſowohl im Ganzen als in ſeinen einzelnen Theilen trefflich gezeichnete Plan machte mir unendliche Freude, und ich hoffte ein Wunderwerk zu finden; aber ach! es iſt kaum der zehnte Theil ſeines himmliſchen Genius würdig, eine Vollkommenheit in der Anlage und eine Genauigkeit in der Ausführung, die ich noch nicht kannte. Jahrelang ſollte man in Betrachtung ſo eines Werks zubringen. Mich dünkt, ich habe nichts Höheres, nichts Vollkommeneres geſehen, und glaube, daß ich mich nicht irre. Denke man ſich aber auch den trefflichen Künſtler, mit dem innern Sinn für's Große und Gefällige geboren, der erſt mit unglaublicher Mühe ſich an den Alten herangebildet, um ſie alsdann durch ſich wieder herzuſtellen. Dieſer findet Gelegenheit, einen Lieblingsgedanken auszuführen, ein Kloſter, ſo vielen Mönchen zur Wohnung, ſo vielen Fremden zur Herberge beſtimmt, nach der Form eines antiken Privatgebäudes aufzurichten.

Die Kirche ſtand ſchon; aus ihr tritt man in ein Atrium von Corinthiſchen Säulen; man iſt entzückt und vergißt auf ein Mal alles Pfaffenthum. An der einen Seite findet man die Sacriſtei, an der andern ein Capitel-Zimmer, daneben die ſchönſte Wendeltreppe von der Welt,

mit offener, weiter Spindel, die steinernen Stufen in die Wand gemauert und so geschichtet, daß eine die andere trägt; man wird nicht müde, sie auf- und abzusteigen; wie schön sie gerathen sei, kann man daraus abnehmen, daß sie Palladio selbst für wohlgerathen angibt. Aus dem Vorhof tritt man in den innern großen Hof. Von dem Gebäude, das ihn umgeben sollte, ist leider nur die linke Seite aufgeführt, drei Säulenordnungen übereinander, auf der Erde Hallen, im ersten Stock ein Bogengang vor den Zellen hin, der obere Stock Mauer mit Fenstern. Doch diese Beschreibung muß durch den Anblick der Risse gestärkt werden. Nun ein Wort von der Ausführung.

Nur die Häupter und Füße der Säulen und die Schlußsteine der Bogen sind von gehauenem Stein, das Uebrige Alles, ich darf nicht sagen von Backsteinen, sondern von gebranntem Thon. Solche Ziegeln kenne ich gar nicht. Fries und Carnies sind auch daraus, die Glieder der Bogen gleichfalls, Alles theilweise gebrannt, und das Gebäude zuletzt nur mit wenig Kalk zusammengesetzt. Es steht wie aus einem Guß. Wäre das Ganze fertig geworden, und man sähe es reinlich abgerieben und gefärbt, es müßte ein himmlischer Anblick sein.

Jedoch die Anlage war zu groß, wie bei so manchem Gebäude der neuern Zeit. Der Künstler hatte nicht nur vorausgesetzt, daß man das jetzige Kloster abreißen, sondern auch anstoßende Nachbarshäuser kaufen werde, und da mögen Geld und Lust ausgegangen sein. Du liebes Schicksal, daß Du so manche Dummheit begünstigt und verewigt hast, warum ließest Du dieses Werk nicht zu Stande kommen!

Den 2. October.

Die Kirche Il Redentore, ein schönes, großes Werk von Palladio, die Façade lobenswürdiger als die von St. Giorgio. Diese mehrmals in Kupfer gestochenen Werke müßte man vor sich sehen, um das Gesagte verdeutlichen zu können. Hier nur wenige Worte.

Palladio war durchaus von der Existenz der Alten durchdrungen, und fühlte die Kleinheit und Enge seiner Zeit, wie ein großer Mensch, der sich nicht hingeben, sondern das Uebrige soviel als möglich nach seinen edeln Begriffen umbilden will. Er war unzufrieden, wie ich aus gelinder Wendung seines Buches schließe, daß man bei christlichen Kirchen nach der Form der alten Basiliken zu bauen fortfahre, er suchte deßhalb seine heiligen Gebäude der alten Tempelform zu nähern; daher entstanden gewisse Unschicklichkeiten, die mir bei Il Redentore glücklich beseitigt, bei St. Giorgio aber zu auffallend erscheinen. Volkmann sagt Etwas davon, trifft aber den Nagel nicht auf den Kopf.

Inwendig ist Il Redentore gleichfalls köstlich, Alles, auch die Zeichnung der Altäre, von Palladio; leider die Nischen, die mit Statuen ausgefüllt werden sollten, prangen mit flachen, ausgeschnittenen, gemalten Brett-Figuren.

Den 3. October.

Dem heiligen Franciscus zu Ehren hatten die Peters-Capuziner einen Seitenaltar mächtig ausgeputzt; man sah Nichts von Stein, als die Corinthischen Capitäle; alles Uebrige schien mit einer geschmackvollen prächtigen Stickerei, nach Art der Arabesken, überzogen, und zwar so artig, als man nur Etwas zu sehen wünschte. Besonders wunderte ich mich über die breiten, goldgestickten Ranken und Laubwerke. Ich ging näher und fand einen recht hübschen Betrug. Alles, was ich für Gold gehalten hatte, war breit gedrücktes Stroh, nach schönen Zeichnungen auf Papier geklebt, der Grund mit lebhaften Farben angestrichen, und das so mannigfaltig und geschmackvoll, daß dieser Spaß, dessen Material gar Nichts werth war und der wahrscheinlich im Kloster selbst ausgeführt wurde, mehrere tausend Thaler müßte gekostet haben, wenn er ächt hätte sein sollen. Man könnte es gelegentlich wohl nachahmen.

Auf einem Uferdamme, im Angesicht des Wassers, bemerkte ich schon einige Mal einen geringen Kerl, welcher einer größern oder kleinern Anzahl von Zuhörern im Venetianischen Dialect Geschichten erzählte. Ich kann leider Nichts davon verstehen; es lacht aber kein Mensch, nur selten lächelt das Auditorium, das meist aus der ganz niedern Classe besteht. Auch hat der Mann nichts Auffallendes noch Lächerliches in seiner Art, vielmehr etwas sehr Gesetztes, zugleich eine bewundernswürdige Mannigfaltigkeit und Präcision, welche auf Kunst und Nachdenken hinwiesen, in seinen Geberden.

Den 3. October.

Den Plan in der Hand, suchte ich mich durch die wunderlichsten Irrgänge bis zur Kirche der Mendicanti zu finden. Hier ist das Conservatorium, welches gegenwärtig den meisten Beifall hat. Die Frauenzimmer führten ein Oratorium hinter dem Gitter auf; die Kirche war voll Zuhörer, die Musik sehr schön und herrliche Stimmen. Ein Alt sang den König Saul, die Hauptperson des Gedichtes. Von einer solchen Stimme hatte ich gar keinen Begriff; einige Stellen der Musik waren unendlich schön,

der Text vollkommen ſingbar, ſo Italieniſch-Latein, daß man an manchen Stellen lachen muß; die Muſik aber findet hier ein weites Feld.

Es wäre ein trefflicher Genuß geweſen, wenn nicht der vermaledeite Capell-Meiſter den Tact mit einer Rolle Noten wider das Gitter und ſo unverſchämt geklappt hätte, als habe er mit Schulknaben zu thun, die er eben unterrichtete; und die Mädchen hatten das Stück oft wiederholt; ſein Klatſchen war ganz unnöthig und zerſtörte allen Eindruck, nicht anders, als wenn Einer, um uns eine ſchöne Statue begreiflich zu machen, ihr Scharlachlippchen auf die Gelenke klebte. Der fremde Schall hebt alle Harmonie auf. Das iſt nun ein Muſiker, und er hört es nicht, oder er will vielmehr, daß man ſeine Gegenwart durch eine Unſchicklichkeit vernehmen ſoll, da es beſſer wäre, er ließe ſeinen Werth an der Vollkommenheit der Ausführung errathen. Ich weiß, die Franzoſen haben es an der Art; den Italienern hätte ich es nicht zugetraut, und das Publicum ſcheint daran gewöhnt. Es iſt nicht das einzige Mal, daß es ſich einbilden läßt, Das gerade gehöre zum Genuß was den Genuß verdirbt.

Den 3. October.

Geſtern Abend Oper zu St. Moſes (denn die Theater haben ihren Namen von der Kirche, der ſie am nächſten liegen); nicht erfreulich! Es fehlt dem Plan, der Muſik, den Sängern eine innere Energie, welche allein eine ſolche Darſtellung auf den höchſten Punct treiben kann. Man konnte von keinem Theile ſagen, er ſei ſchlecht; aber nur die zwei Frauen ließen ſich's angelegen ſein, nicht ſowohl gut zu agiren, als ſich zu produciren und zu gefallen. Das iſt denn immer Etwas. Es ſind zwei ſchöne Figuren, gute Stimmen, artige, muntere, gälliſche Perſönchen. Unter den Männern dagegen keine Spur von innerer Gewalt und Luſt, dem Publicum Etwas aufzuheften, ſowie keine entſchieden glänzende Stimme.

Das Ballet, von elender Erfindung, ward im Ganzen ausgepfiffen; einige treffliche Springer und Springerinnen jedoch, welche Letztere ſich es zur Pflicht rechneten, die Zuſchauer mit jedem ſchönen Theil ihres Körpers bekannt zu machen, wurden weidlich beklatſcht.

Den 5. October.

Heute dagegen ſah ich eine andere Comödie, die mich mehr gefreut hat. Im herzoglichen Palaſt hörte ich eine Rechtsſache öffentlich verhandeln; ſie war wichtig und zu meinem Glück in den Ferien vorgenommen. Der eine Advocat war Alles, was ein übertriebener Buffo nur ſein ſollte: Figur dick, kurz, doch beweglich, ein ungeheuer vorſpringendes Profil, eine Stimme wie Erz, und eine Heftigkeit, als wenn es ihm ans tiefſtem Grunde des Herzens ernſt wäre, was er ſagte. Ich nenne Dieß eine Comödie, weil Alles wahrſcheinlich ſchon fertig iſt, wenn dieſe öffentliche Darſtellung geſchieht; die Richter wiſſen, was ſie ſprechen ſollen, und die Partei weiß, was ſie zu erwarten hat. Indeſſen gefällt mir dieſe Art unendlich beſſer, als unſere Stuben- und Canzlei-Hockereien. Und nun von den Umſtänden, und wie artig, ohne Prunk, wie natürlich Alles zugeht, will ich ſuchen, einen Begriff zu geben.

In einem geräumigen Saal des Palaſtes ſaßen an der einen Seite die Richter im Halbcirkel. Gegen ihnen über, auf einem Catheder, der mehrere Perſonen nebeneinander faſſen konnte, die Advocaten beider Parteien, unmittelbar vor demſelben, auf einer Bank, Kläger und Beklagte in eigener Perſon. Der Advocat des Klägers war von dem Catheder herabgeſtiegen; denn die heutige Sitzung war zu keiner Controvers beſtimmt. Die ſämmtlichen Documente für und wider, obgleich ſchon gedruckt, ſollten vorgeleſen werden.

Ein hagerer Schreiber, in ſchwarzem kümmerlichem Rocke, ein dickes Heft in der Hand, bereitete ſich, die Pflicht des Leſenden zu erfüllen. Von Zuſchauern und Zuhörern war übrigens der Saal gedrängt voll. Die Rechtsfrage ſelbſt, ſowie die Perſonen, welche ſie betraf, mußten den Venetianern höchſt bedeutend ſcheinen.

Fideicommiſſe haben in dieſem Staat die entſchiedenſte Gunſt; ein Beſitzthum, welchem einmal dieſer Character aufgeprägt iſt, behält ihn für ewige Zeiten, es mag, durch irgend eine Wendung oder Umſtand, durch viele Hände gegangen ſein; zuletzt, wenn die Sache zur Sprache kommt, behalten die Nachkommen der erſten Familie Recht und die Güter müſſen herausgegeben werden.

Dieß Mal war der Streit höchſt wichtig; denn die Klage ging gegen den Doge ſelbſt, oder vielmehr gegen ſeine Gemahlinn, welche denn auch in Perſon auf dem Bänkchen, vom Kläger nur durch einen kleinen Zwiſchenraum getrennt, in ihrem Zendal gehüllt, daſaß; eine Dame von gewiſſem Alter, edelm Körperbau, wohlgebildetem Geſicht, auf welchem ernſte, ja wenn man will, etwas verdrießliche Züge zu ſehen waren. Die Venetianer bildeten ſich viel darauf ein, daß die Fürſtinn, in ihrem eigenen Palaſt, vor dem Gericht und ihnen erſcheinen müſſe.

Der Schreiber fing zu leſen an und nun ward mir erſt deutlich, was ein im Angeſicht der Richter, unſern des Catheders der Advocaten,

hinter einem kleinen Tiſche, auf einem niedern Schemel ſitzendes Männchen, beſonders aber die Sanduhr bedeute, die er vor ſich niedergelegt hatte. So lange nämlich der Schreiber lieſt, ſo lange läuft die Zeit nicht, dem Advocaten aber, wenn er dabei ſprechen will, iſt nur im Ganzen eine gewiſſe Friſt gegönnt. Der Schreiber lieſt, die Uhr liegt, das Männchen hat die Hand daran. Thut der Advocat den Mund auf, ſo ſteht auch die Uhr ſchon in der Höhe, die ſich ſogleich niederſenkt, ſobald er ſchweigt. Hier iſt nun die große Kunſt, in den Fluß der Vorleſung hineinzureden, flüchtige Bemerkungen zu machen, Aufmerkſamkeit zu erregen und zu fordern. Nun kommt der kleine Saturn in die größte Verlegenheit. Er iſt genöthigt, den horizontalen und verticalen Stand der Uhr jeden Augenblick zu verändern; er befindet ſich im Fall der böſen Geiſter im Puppenſpiel, die auf das ſchnell wechſelnde Verlicke! Verlocke! des muthwilligen Hanswurſts nicht wiſſen, wie ſie gehen oder kommen ſollen.

Wer in Canzleien hat collationiren hören, kann ſich eine Vorſtellung von dieſer Vorleſung machen, ſchnell, eintönig, aber doch articulirt und deutlich genug. Der kunſtreiche Advocat weiß nun durch Scherze die Langeweile zu unterbrechen, und das Publicum ergetzt ſich an ſeinen Späßen in ganz unmäßigem Gelächter. Eines Scherzes muß ich gedenken, des auffallendſten unter denen, die ich verſtand. Der Vorleſer recitirte ſo eben ein Document, wodurch Einer jener unrechtmäßig geachteten Beſitzer über die fraglichen Güter diſponirte. Der Advocat hieß ihn langſamer leſen, und als er die Worte deutlich ausſprach: ich ſchenke, ich vermache! fuhr der Redner heftig auf den Schreiber los und rief: Was willſt Du ſchenken; was vermachen? Du armer, ausgehungerter Teufel! Gehört Dir doch gar Nichts in der Welt an. Doch, fuhr er fort, indem er ſich zu beſinnen ſchien, war doch jener erlauchte Beſitzer in eben dem Fall, er wollte ſchenken, wollte vermachen, was ihm ſo wenig gehörte, als Dir. Ein unendlich' Gelächter ſchlug auf, doch ſogleich nahm die Sanduhr die horizontale Lage wieder an. Der Vorleſer ſummte fort, machte dem Advocaten ein ſkimiſch Geſicht; doch Das ſind Alles verabredete Späße.

Den 4. October.

Geſtern war ich in der Comödie, Theater St. Lucas, die mir viel Freude gemacht hat; ich ſah ein extemporirtes Stück in Masken, mit viel Naturell, Energie und Bravour aufgeführt. Freilich ſind ſie nicht alle gleich; der Pantalon ſehr brav, die eine Frau ſtark und wohlgebaut, keine außerordentliche Schauſpielerinn, ſpricht excellent und weiß ſich zu betragen. Ein tolles Sujet, demjenigen ähnlich, das bei uns unter dem Titel „der Verſchlag" behandelt iſt. Mit unglaublicher Abwechslung unterhielt es mehr als drei Stunden. Doch iſt auch hier das Volk wieder die Baſe, worauf dieß Alles ruht, die Zuſchauer ſpielen mit und die Menge verſchmilzt mit dem Theater in ein Ganzes. Den Tag über auf dem Platz und am Ufer, auf den Gondeln und im Palaſt, der Käufer und Verkäufer, der Bettler, der Schiffer, die Nachbarinn, der Advocat und ſein Gegner, Alles lebt und treibt, und läßt ſich es angelegen ſein, ſpricht und bethenert, ſchreit und bietet aus, ſingt und ſpielt, flucht und lärmt. Und Abends gehen ſie in's Theater und ſehen und hören das Leben ihres Tages, künſtlich zuſammengeſtellt, artiger aufgeſtutzt, mit Mährchen durchflochten, durch Masken von der Wirklichkeit abgerückt, durch Sitten genähert. Hierüber freuen ſie ſich kindiſch, ſchreien wieder, klatſchen und lärmen. Von Tag zu Nacht, ja von Mitternacht zu Mitternacht iſt immer Alles Ebendaſſelbe.

Ich habe aber auch nicht leicht natürlicher agiren ſehen, als jene Masken, ſowie es nur bei einem ausgezeichnet glücklichen Naturell durch längere Uebung erreicht werden kann.

Da ich Das ſchreibe, machen ſie einen gewaltigen Lärm auf dem Canal, unter meinem Fenſter, und Mitternacht iſt vorbei. Sie haben im Guten und Böſen immer Etwas zuſammen.

Den 4. October.

Oeffentliche Redner habe ich nun gehört: drei Kerls auf dem Platze und Ufersteindamme, jeden nach ſeiner Art Geſchichten erzählend, ſodann zwei Sachwalter, zwei Prediger, die Schauſpieler, worunter ich beſonders den Pantalon rühmen muß. Alle Dieſe haben etwas Gemeinſames, ſowohl weil ſie von ein' und derſelben Nation ſind, die, ſtets öffentlich lebend, immer in leidenſchaftlichem Sprechen begriffen iſt, als auch weil ſie ſich untereinander nachahmen. Hierzu kommt noch eine entſchiedene Geberdenſprache, mit welcher ſie die Ausdrücke ihrer Intentionen, Geſinnungen und Empfindungen begleiten.

Heute, am Feſt des heiligen Franciscus, war ich in ſeiner Kirche a la Vigne. Des Capuziners laute Stimme ward von dem Geſchrei der Verkäufer vor der Kirche, wie von einer Antiphone, begleitet; ich ſtand in der Kirchthüre zwiſchen Beiden, und es war wunderlich genug zu hören.

Den 5. October.

Heute früh war ich im Arſenal, mir immer intereſſant genug, da ich noch kein Seeweſen

kenne und hier die untere Schule beſuchte; denn freilich ſieht es hier nach einer alten Familie aus, die ſich noch rührt, obgleich die beſte Zeit der Blüthe und der Früchte vorüber iſt. Da ich denn auch den Handwerkern nachgehe, habe ich manches Merkwürdige geſehen und ein Schiff von vierundachtzig Canonen, deſſen Gerippe fertig ſteht, beſtiegen.

Ein gleiches iſt vor ſechs Monaten an der Riva de' Schiavoni bis auf's Waſſer verbrannt, die Pulverkammer war nicht ſehr gefüllt, und da ſie ſprang, that es keinen großen Schaden. Die benachbarten Häuſer büßten ihre Scheiben ein.

Das ſchönſte Eichenholz, aus Iſtrien, habe ich verarbeiten ſehen und dabei über den Wachsthum dieſes werthen Baumes meine ſtillen Betrachtungen angeſtellt. Ich kann nicht genug ſagen, was meine ſauer erworbene Kenntniß natürlicher Dinge, die doch der Menſch zuletzt als Materialien braucht und in ſeinen Nutzen verwendet, mir überall hilft, um mir das Verfahren der Künſtler und Handwerker zu erklären. So iſt mir auch die Kenntniß der Gebirge und des daraus genommenen Geſteins ein großer Vorſprung in der Kunſt.

Den 3. October.

Um mit einem Worte den Begriff des Bucentaur auszuſprechen, nenne ich ihn eine Pracht-Galeere. Der ältere, von dem wir noch Abbildungen haben, rechtfertigt dieſe Benennung noch mehr als der gegenwärtige, der uns durch ſeinen Glanz über ſeinen Urſprung verblendet.

Ich komme immer auf mein Altes zurück. Wenn dem Künſtler ein ächter Gegenſtand gegeben iſt, ſo kann er etwas Aechtes leiſten. Hier war ihm aufgetragen, eine Galeere zu bilden, die werth wäre, die Häupter der Republik am feierlichſten Tage zum Sacrament ihrer hergebrachten Meerherrſchaft zu tragen und dieſe Aufgabe iſt fürtrefflich ausgeführt. Das Schiff iſt ganz Zierath, alſo darf man nicht ſagen, mit Zierath überladen, ganz vergoldetes Schnitzwerk, ſonſt zu keinem Gebrauch, eine wahre Monſtranz, um dem Volke ſeine Häupter recht herrlich zu zeigen. Wiſſen wir doch: das Volk, wie es gern ſeine Hüte ſchmückt, will auch ſeine Obern prächtig und geputzt ſehen. Dieſes Prunkſchiff iſt ein rechtes Inventarien-Stück, woran man ſehen kann, was die Venetianer waren und ſich zu ſein dünkten.

Den 5. October, Nachts.

Ich komme noch lachend aus der Tragödie und muß dieſen Scherz gleich auf dem Papier befeſtigen. Das Stück war nicht ſchlimm; der Verfaſſer hatte alle tragiſchen Matadore zuſammengeſteckt und die Schauſpieler hatten gut ſpielen. Die meiſten Situationen waren bekannt, einige neu und ganz glücklich: zwei Väter, die ſich haſſen, Söhne und Töchter aus dieſen getrennten Familien, leidenſchaftlich über's Kreuz verliebt, ja das eine Paar heimlich verheirathet. Es ging wild und grauſam zu, und Nichts blieb zuletzt übrig, um die jungen Leute glücklich zu machen, als daß die beiden Väter ſich erſtachen, worauf, unter lebhaftem Händeklatſchen, der Vorhang fiel. Nun ward aber das Klatſchen heftiger, nun wurde fuora gerufen, und Das ſo lange, bis ſich die zwei Hauptpaare bequemten, hinter dem Vorhang hervorzukriechen, ihre Bücklinge zu machen und auf der andern Seite wieder abzugehen.

Das Publicum war noch nicht befriedigt, es klatſchte fort und rief: i morti! Das dauerte ſo lange, bis die zwei Todten auch herauskamen und ſich bückten, da denn einige Stimmen riefen: bravi i morti! *) Sie wurden durch Klatſchen lange feſtgehalten, bis man ihnen gleichfalls endlich abzugehen erlaubte. Dieſe Poſſe gemünzt für den Augen- und Ohrenzeugen unendlich, der das Bravo! Bravi! das die Italiener immer im Munde führen, ſo in den Ohren hat wie ich, und dann auf ein Mal auch die Todten mit dieſem Ehrenwort anrufen hört.

Gute Nacht! ſo können wir Nordländer zu jeder Stunde ſagen, wenn wir im Finſtern ſcheiden, der Italiener ſagt: Felicissima notte! nur ein Mal, und zwar wenn das Licht in das Zimmer gebracht wird, indem Tag und Nacht ſich ſcheiden, und da heißt es denn etwas ganz Anderes. So unüberſetzlich ſind die Eigenheiten jeder Sprache; denn vom höchſten bis zum tiefſten Wort bezieht ſich Alles auf Eigenthümlichkeiten der Nation, es ſei nun in Character, Geſinnungen oder Zuſtänden.

Den 6. October.

Die Tragödie geſtern hat mich Manches gelehrt. Erſtlich habe ich gehört, wie die Italiener ihre eilfſylbigen Jamben behandeln und declamiren; dann habe ich begriffen, wie klug Gozzi die Masken mit den tragiſchen Figuren verbunden hat. Das iſt das eigentliche Schauſpiel für dieſes Volk: denn es will auf eine crudele Weiſe gerührt ſein; es nimmt keinen innigen, zärtlichen Antheil am Unglücklichen; es freut ſie nur, wenn der Held gut ſpricht: denn auf's Reden halten ſie viel; ſodann aber wollen ſie lachen oder etwas Albernes vernehmen.

*) Bravo! die Todten.

Ihr Antheil am Schauspiel iſt nur als an einem Wirklichen. Da der Tyrann ſeinem Sohne das Schwert reichte und forderte, daß dieſer ſeine eigene, gegenüberſtehende Gemahlinn umbringen ſollte, fing das Volk laut an, ſein Mißvergnügen über dieſe Zumuthung zu beweiſen, und es fehlte nicht viel, ſo wäre das Stück unterbrochen worden. Sie verlangten, der Alte ſollte ſein Schwert zurücknehmen, wodurch denn freilich die folgenden Situationen des Stücks wären aufgehoben worden. Endlich entſchloß ſich der bedrängte Sohn, trat in's Proſcenium und bat demüthig: ſie möchten ſich nur noch einen Augenblick gedulden, die Sache werde noch ganz nach Wunſch ablaufen. Künſtleriſch genommen aber war dieſe Situation nach den Umſtänden albern und unnatürlich, und ich lobte das Volk um ſein Gefühl.

Jetzt verſtehe ich beſſer die langen Reden und das viele Hin- und Her-Diſſertiren im Griechiſchen Trauerſpiele. Die Athenienſer hörten noch lieber reden und verſtanden ſich noch beſſer darauf als die Italiener; vor den Gerichtsſtellen, wo ſie den ganzen Tag lagen, lernten ſie ſchon Etwas.

Den 6. October.

An den ausgeübten Werken Palladio's, beſonders an den Kirchen, habe ich manches Tadelnswürdige neben dem Köſtlichen gefunden. Wenn ich nun ſo bei mir überlegte, inwiefern ich Recht oder Unrecht hätte, gegen einen ſolchen außerordentlichen Mann, ſo war es, als ob er dabei ſtände und mir ſagte: „Das und Das habe ich wider Willen gemacht, aber doch gemacht, weil ich unter den gegebenen Umſtänden nur auf dieſe Weiſe meiner höchſten Idee am Nächſten kommen konnte.“

Mir ſcheint, ſoviel ich auch darüber denke, er habe bei Betrachtung der Höhe und Breite einer ſchon beſtehenden Kirche, eines ältern Hauſes, wozu er Façaden errichten ſollte, nur überlegt: wie gibſt Du dieſen Räumen die größte Form? Im Einzelnen mußt Du, wegen eintretenden Bedürfniſſes, Etwas verrücken oder verpfuſchen; da aber dort wird eine Unſchicklichkeit entſtehen, aber Das mag ſein; das Ganze wird einen hohen Styl haben und Du wirſt Dir zur Freude arbeiten.

Und ſo hat er das größte Bild, das er in der Seele trug, auch dahin gebracht, wo es nicht ganz paßte, wo er es im Einzelnen zerknittern und verſtümmeln mußte.

Der Flügel in der Carita dagegen muß uns deßhalb von ſo hohem Werthe ſein, weil der Künſtler freie Hand hatte und ſeinem Geiſt unbedingt folgen durfte. Wäre das Kloſter fertig geworden, ſo ſtände vielleicht in der ganzen gegenwärtigen Welt kein vollkommeneres Werk der Baukunſt.

Wie er gedacht und wie er gearbeitet, wird mir immer klarer, je mehr ich ſeine Werke leſe und dabei betrachte, wie er die Alten behandelt; denn er macht wenig Worte; ſie ſind aber alle gewichtig. Das vierte Buch, das die antiken Tempel darſtellt, iſt eine rechte Einleitung, die alten Reſte mit Sinn zu beſchauen.

Den 6. October.

Geſtern Abend ſah ich Electra von Crebillon, auf dem Theater St. Criſoſtomo, nämlich überſetzt. Was mir das Stück abgeſchmackt vorkam und wie es mir fürchterlich Langeweile machte, kann ich nicht ſagen.

Die Acteurs ſind übrigens brav und wiſſen das Publicum mit einzelnen Stellen abzuſpeiſen. Oreſt hat allein drei verſchiedene Erzählungen, poetiſch aufgeſtutzt, in einer Scene. Electra, ein hübſches Weibchen, von mittlerer Größe und Stärke, und faſt Franzöſiſcher Lebhaftigkeit, einem guten Anſtand, ſpricht die Verſe ſchön; nur betrug ſie ſich von Anfang bis zu Ende toll, wie es leider die Rolle verlangt. Indeſſen habe ich doch wieder gelernt. Der Italieniſche, immer eilfſylbige Jambe hat für die Declamation große Unbequemlichkeit, weil die letzte Sylbe durchaus kurz iſt, und, wider Willen des Declamator's, in die Höhe ſchlägt.

Den 7. October.

Heute früh war ich bei dem Hochamte, welchem der Doge jährlich an dieſem Tage, wegen eines alten Siegs über die Türken, in der Kirche der heiligen Juſtina beiwohnen muß. Wenn an dem kleinen Platz die vergoldeten Barken landen, die den Fürſten und einen Theil des Adels bringen, ſeltſam gekleidete Schiffer ſich mit rothgemalten Rudern bemühen, am Ufer die Geiſtlichkeit, die Brüderſchaften, mit angezündeten auf Stangen und tragbare ſilberne Leuchter geſteckten Kerzen, ſtehen, drängen, wogen und warten, dann mit Teppichen beſchlagene Brücken aus den Fahrzeugen an's Land geſtreckt werden, zuerſt die langen, violetten Kleider der Savj, dann die langen rothen der Senatoren ſich auf dem Pflaſter entfalten, zuletzt der Alte mit goldener Phrygiſcher Mütze geſchmückt, im längſten goldenen Talar, mit dem Hermelin-Mantel ausſteigt, drei Diener ſich ſeiner Schleppe bemächtigen, Alles auf einem kleinen Platz vor dem Portal einer Kirche, vor deren Thüren die Türken-Fahnen gehalten werden, ſo glaubt man auf ein Mal eine alte, gewirkte Tapete zu ſehen, aber recht gut gezeichnet und coloriert. Wie Nordiſchem Flücht-

ling hat dieſe Ceremonie viele Freude gemacht. Bei uns, wo alle Feierlichkeiten kurzrockig ſind, und wo die größte, die man ſich denken kann, mit dem Gewehr auf der Schulter begangen wird, möchte ſo Etwas nicht am Ort ſein. Aber hierher gehören dieſe Schleppröcke, dieſe friedlichen Begehungen.

Der Doge iſt ein gar ſchön gewachſener und ſchön gebildeter Mann, der krank ſein mag, ſich aber nur noch ſo, um der Würde willen, unter dem ſchweren Rocke gerade hält. Sonſt ſieht er aus wie der Großpapa des ganzen Geſchlechts, und iſt gar hold und leutſelig; die Kleidung ſteht ſehr gut; das Käppchen unter der Mütze beleidigt nicht, indem es, ganz fein und durchſichtig, auf dem weißeſten, klarſten Haar von der Welt ruht.

Etwa fünfzig Nobili, in langen, dunkelrothen Schleppkleidern, waren mit ihm, meiſt ſchöne Männer, keine einzige verkrakte Geſtalt, mehrere groß, mit großen Köpfen, denen die blonden Lockenperücken wohl ziemten; vorgebaute Geſichter, weiches, weißes Fleiſch, ohne ſchwammig und widerwärtig auszuſehen, vielmehr klug, ohne Anſtrengung, ruhig, ihrer ſelbſt gewiß, Leichtigkeit des Daſeins und durchaus eine gewiſſe Fröhlichkeit.

Wie ſich Alles in der Kirche rangirt hatte und das Hochamt anfing, zogen die Brüderſchaften zur Hauptthüre herein und zur rechten Seitenthüre wieder hinaus, nachdem ſie, Paar für Paar, das Weihwaſſer empfangen und ſich gegen den Hochaltar, den Dogen und den Adel geneigt hatten.

Den 6. October.

Auf heute Abend hatte ich mir den famöſen Geſang der Schiffer beſtellt, die den Taſſo und Arioſt auf ihre eigenen Melodien ſingen. Dieſes muß wirklich beſtellt werden; es kommt nicht gewöhnlich vor; es gehört vielmehr zu den halb verklungenen Sagen der Vorzeit. Bei Mondenſchein beſtieg ich eine Gondel, den einen Sänger vorn, den andern hinten; ſie ſingen ihr Lied an und ſangen abwechſelnd Vers für Vers. Die Melodie, welche wir durch Rouſſeau kennen, iſt eine Mittelart zwiſchen Choral und Recitativ, ſie behält immer denſelbigen Gang, ohne Tact zu haben; die Modulation iſt auch dieſelbige, nur verändern ſie, nach dem Inhalt des Verſes, mit einer Art von Declamation, ſowohl Ton als Maß; der Geiſt aber, das Leben davon, läßt ſich begreifen wie folgt.

Auf welchem Wege ſich die Melodie gemacht hat, will ich nicht unterſuchen; genug, ſie paßt gar trefflich für einen mäßigen Menſchen, der ſich Etwas vormodulirt und Gedichte, die er auswendig kann, ſolchem Geſang unterſchiebt.

Mit einer durchdringenden Stimme — das Volk ſchätzt Stärke vor Allem — ſitzt er am Ufer einer Inſel, eines Canals, auf einer Barke und läßt ſein Lied ſchallen, ſoweit er kann. Ueber den ſtillen Spiegel verbreitet ſich's. In der Ferne vernimmt es ein Anderer, der die Melodie kennt, die Worte verſteht und mit dem folgenden Verſe antwortet; hierauf erwiedert der Erſte, und ſo iſt Einer immer das Echo des Andern. Der Geſang währt Nächte durch, unterhält ſie, ohne zu ermüden. Je ferner ſie alſo von einander ſind, deſto reizender kann das Lied werden: wenn der Hörer alsdann zwiſchen Beiden ſteht, ſo iſt er am rechten Flecke.

Um Dieſes mich vernehmen zu laſſen, ſtiegen ſie am Ufer der Giudecca aus; ſie theilten ſich am Canal hin; ich ging zwiſchen ihnen auf und ab, ſo daß ich immer Den verließ, der zu ſingen anfangen ſollte, und mich Demjenigen wieder näherte, der aufgehört hatte. Da ward mir der Sinn des Geſangs erſt aufgeſchloſſen. Als Stimme aus der Ferne klingt es höchſt ſonderbar, wie eine Klage ohne Tröſter; es iſt darin etwas Unglaubliches, bis zu Thränen Rührendes. Ich ſchrieb es meiner Stimmung zu; aber mein Alter ſagte: è singolare, come quel canto intenerisce, e molto più quando è più ben cantato. *) Er wünſchte, daß ich die Weiber vom Lido, beſonders die von Malamocco und Peleſtrina, hören möchte; auch dieſe ſängen den Taſſo auf gleiche und ähnliche Melodien. Er ſagte ferner: ſie haben die Gewohnheit, wenn ihre Männer auf's Fiſchen in's Meer ſind, ſich an's Ufer zu ſetzen und mit durchdringender Stimme Abends dieſe Geſänge erſchallen zu laſſen, bis ſie auch von Ferne die Stimme der Ihrigen vernehmen und ſich ſo mit ihnen unterhalten. Iſt Das nicht ſehr ſchön? Und doch läßt ſich wohl denken, daß ein Zuhörer in der Nähe wenig Freude an ſolchen Stimmen haben möchte, die mit den Wellen des Meeres kämpfen. Menſchlich aber und wahr wird der Begriff dieſes Geſanges, lebendig wird die Melodie, über deren todte Buchſtaben wir uns ſonſt den Kopf zerbrochen haben. Geſang iſt es eines Einſamen in die Ferne und Weite, damit ein Anderer, Gleichgeſtimmter, höre und antworte.

Den 8. October.

Den Palaſt Piſani Moretta beſuchte ich wegen eines köſtlichen Bildes von Paul Veroneſe. Die weibliche Familie des Darius kniet vor Alexander'n und Hephäſtion: die vorankniende Mutter hält den Letztern für den König; er

*) Wunderbar erweicht dieſer Geſang und rührend, wenn er gut geſungen wird.

lehnt es ab und deutet auf den rechten. Man erzählt das Mährchen, der Künstler sei in diesem Palast gut aufgenommen und längere Zeit ehrenvoll bewirthet worden, dagegen habe er das Bild heimlich gemalt und als Geschenk zusammengerollt unter das Bett geschoben. Es verdient allerdings, einen besondern Ursprung zu haben; denn es gibt einen Begriff von dem ganzen Werthe des Meisters. Seine große Kunst, ohne einen allgemeinen Ton, der über das ganze Stück gezogen wäre, durch kunstreich vertheiltes Licht und Schatten und ebenso weislich abwechselnde Local-Farben, die köstlichste Harmonie hervorzubringen, ist hier recht sichtbar, da das Bild vollkommen erhalten und frisch, wie von gestern, vor uns steht; denn freilich, sobald ein Gemälde dieser Art gelitten hat, wird unser Genuß sogleich getrübt, ohne daß wir wissen, was die Ursache sei.

Wer mit dem Künstler wegen des Costüm's rechten wollte, der dürfte sich nur sagen: es habe eine Geschichte des sechszehnten Jahrhunderts gemalt werden sollen, und so ist Alles abgethan. Die Absonderung von der Mutter durch Gemahlinn und Töchter ist höchst wahr und glücklich; die jüngste Prinzessinn, ganz am Ende knieend, ist ein hübsches Mädchen und hat ein gar artiges, eigensinniges, trotziges Gesichtchen; ihre Lage scheint ihr gar nicht zu gefallen.

Zum 6. October.

Meine alte Gabe, die Welt mit Augen desjenigen Malers zu sehen, dessen Bilder ich mir eben eingedrückt, brachte mich auf einen eigenen Gedanken. Es ist offenbar, daß sich das Auge nach den Gegenständen bildet, die es von Jugend auf erblickt, und so muß der Venetianische Maler Alles klarer und heiterer sehen, als andere Menschen. Wir, die wir auf einem bald schmutzfeuchten, bald staubigen, farblosen, die Widerscheine verdüsternden Boden und vielleicht gar in engen Gemächern leben, können einen solchen Frohblick aus uns selbst nicht entwickeln.

Als ich bei hohem Sonnenschein durch die Lagunen fuhr und auf den Sonde-Rändern die Gondoliere leicht schwebend, buntbekleidet, rudernd betrachtete, wie sie auf der hellgrünen Fläche sich in der blauen Luft zeichneten, so sah ich das beste, frischeste Bild der Venetianischen Schule. Der Sonnenschein hob die Localfarben blendend hervor und die Schattenseiten waren so licht, daß sie verhältnißmäßig wieder zu Lichtern hätten dienen können. Ein Gleiches galt von den Widerscheinen des meergrünen Wassers. Alles war hell in Hell gemalt, so daß die schäumende Welle und die Blitzlichter darauf nöthig waren, um die Tüpfchen auf's i zu setzen.

Tizian und Paul hatten diese Klarheit im höchsten Grade, und wo man sie in ihren Werken nicht findet, hat das Bild verloren oder ist aufgemalt.

Die Kuppeln und Gewölbe der Marcus-Kirche, nebst ihren Seitenflächen, Alles ist bilderreich. Alles bunte Figuren auf goldenem Grunde, Alles mußivische Arbeit; einige sind recht gut, andere gering, je nachdem die Meister waren, die den Carton verfertigten.

Es fiel mir recht auf's Herz, daß doch Alles auf die erste Erfindung ankommt und daß diese das rechte Maß, den wahren Geist habe, da man mit viereckigten Stückchen Glas und hier nicht einmal auf die sauberste Weise, das Gute sowohl als das Schlechte nachbilden kann. Die Kunst, welche dem Alten seine Fußboden bereitete, dem Christen seine Kirchenhimmel wölbte, hat sich jetzt auf Dosen und Armbänder verkrümelt. Diese Zeiten sind schlechter, als man denkt.

Den 8. October.

In dem Hause Farsetti ist eine kostbare Sammlung von Abgüssen der besten Antiken. Ich schweige von denen, die ich von Mannheim her und sonst schon gekannt, und erwähne nur neuere Bekanntschaften. Eine Cleopatra in colossaler Ruhe, die Aspis um den Arm geschlungen und in den Tod hinüber schlafend; ferner die Mutter Niobe, die ihre jüngste Tochter mit dem Mantel vor den Pfeilen des Apollo deckt, sodann einige Gladiatoren, ein in seinen Flügeln ruhender Genius, sitzende und stehende Philosophen.

Es sind Werke, an denen sich die Welt Jahrtausende freuen und bilden kann, ohne den Werth des Künstlers durch Gedanken zu erschöpfen.

Viele bedeutende Büsten versetzen mich in die alten, herrlichen Zeiten. Nur fühle ich leider, wie weit ich in diesen Kenntnissen zurück bin; doch es wird vorwärts gehen, wenigstens weiß ich den Weg. Palladio hat mir ihn auch dazu und zu aller Kunst und Leben geöffnet. Es klingt Das vielleicht ein wenig wunderlich, aber doch nicht so paradox, als wenn Jacob Böhme, bei Erblickung einer zinnernen Schüssel, durch Einstrahlung Jovis über das Universum erleuchtet wurde. Auch steht in dieser Sammlung ein Stück des Gebälks vom Tempel des Antonins und der Faustina in Rom. Die vorspringende Gegenwart dieses herrlichen Architectur-Gebildes erinnerte mich an das Capital des Pantheon in Mannheim. Das ist freilich etwas Anderes, als unsere kanzenden, auf Krag-

Mephistopheles.

Das ist noch lange nicht vorüber,
Ich kenn' es wohl, so klingt das ganze Buch;
Ich habe manche Zeit damit verloren,
Denn ein vollkommner Widerspruch
Bleibt gleich geheimnißvoll für Kluge wie für Thoren.
Mein Freund, die Kunst ist alt und neu.
Es war die Art zu allen Zeiten,
Durch Drey und Eins, und Eins und Drey
Irrthum statt Wahrheit zu verbreiten.
So schwätzt und lehrt man ungestört!
Wer will sich mit den Narr'n befassen?
Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hört,
Es müsse sich dabey doch auch was denken lassen.

Die Hexe fährt fort.

Die hohe Kraft
Der Wissenschaft,
Der ganzen Welt verborgen!

Steinlein übereinander geſchichteten Heiligen der Gothiſchen Zierweiſen; etwas Anderes, als unſere Tabackspfeifenſtänlen, ſpitze Thürmlein und Blumenzacken; dieſe bin ich nun, Gott ſei Dank, auf ewig los!

Noch will ich einiger Werke der Bildhauerkunſt erwähnen, die ich dieſe Tage her, zwar nur im Vorbeigehen, aber doch mit Erſtaunen und Erbauung betrachtet: zwei ungeheure Löwen, von weißem Marmor, vor dem Thore des Arſenal's; der eine ſitzt aufgerichtet, auf die Vorderpfoten geſtemmt, der andere liegt; — herrliche Gegenbilder von lebendiger Mannigfaltigkeit. Sie ſind ſo groß, daß ſie Alles umher klein machen und daß man ſelbſt zu nichts würde, wenn erhabene Gegenſtände uns nicht erhöhen. Sie ſollen aus der beſten Griechiſchen Zeit und vom Piräeus in den glänzenden Tagen der Republik hierher gebracht ſein.

Aus Athen mögen gleichfalls ein Paar Basreliefe ſtammen, in dem Tempel der heiligen Juſtina, der Türken-Moſchee genannt, eingemauert, aber leider durch Kirchſtühle einiger Maßen verfinſtert. Der Küſter machte mich aufmerkſam darauf, weil die Sage gehe, daß Tizian ſeine unendlich ſchönen Engel im Bilde, die Ermordung des heiligen Petrus Martyr vorſtellend, darnach geformt habe. Es ſind Genien, welche ſich mit Attributen der Götter ſchleppen, freilich ſo ſchön, daß es allen Begriff überſteigt.

Sodann betrachtete ich, mit ganz eigenem Gefühl, die nackte, coloſſale Statue des Marcus Agrippa in dem Hofe eines Palaſtes; ein ſich ihm zur Seite heranſchlängelnder Delphin deutet auf einen Seehelden. Wie doch eine ſolche heroiſche Darſtellung den reinen Menſchen Göttern ähnlich macht!

Die Pferde auf der Marcus-Kirche beſah ich in der Nähe. Von unten hinauf bemerkt man leicht, daß ſie fleckig ſind, theils einen ſchönen, gelben Metallglanz haben, theils kupfergrünlich angelaufen. In der Nähe ſieht und erfährt man, daß ſie ganz vergoldet waren und ſieht ſie über und über mit Striemen bedeckt, da die Barbaren das Gold nicht abfeilen, ſondern abhauen wollten. Auch Das iſt gut, ſo blieb wenigſtens die Geſtalt.

Ein herrlicher Zug Pferde! Ich möchte einen rechten Pferdekenner darüber reden hören. Was mir ſonderbar ſcheint, iſt, daß ſie in der Nähe ſchwer und unten vom Platz leicht, wie die Hirſche, ausſehen.

Den 8. October.

Ich fuhr heute früh mit meinem Schnzeiſte auf's Lido, auf die Erdzunge, welche die Lagunen ſchließt und ſie vom Meere abſondert. Wir ſtiegen aus und gingen quer über die Zunge. Ich hörte ein ſtarkes Geräuſch; es war das Meer, und ich ſah es bald; es ging hoch gegen das Ufer, indem es ſich zurückzog; es war um Mittagszeit der Ebbe. So habe ich denn auch das Meer mit Augen geſehen und bin auf der ſchönen Tenne, die es weichend zurücklißt, ihm nachgegangen. Da hätte ich mir die Kinder gewünſcht, um der Muſcheln willen; ich habe, ſelbſt kindiſch, ihrer genug aufgeleſen. Doch widme ich ſie zu einigem Gebrauch; ich möchte von der Feuchtigkeit des Dintenfiſches, die hier ſo häufig wegfließt, etwas eintrocknen.

Auf dem Lido, nicht weit vom Meer, liegen Engländer begraben und weiterhin Juden, die beiderſeits in geweihtem Boden nicht ruhen ſollten. Ich fand das Grab des edeln Conſul Smith und ſeiner erſten Frauen; ich bin ihm mein Exemplar des Palladio ſchuldig und dankte ihm auf ſeinem ungeweihten Grabe dafür.

Und nicht allein ungeweiht, ſondern halb verſchüttet iſt das Grab. Das Lido iſt immer nur wie eine Düne anzuſehen; der Sand wird dorthin geführt, vom Winde hin und her getrieben, aufgehäuft, überall angedrängt. In weniger Zeit wird man das ziemlich erhöhte Monument kaum wieder finden können.

Das Meer iſt doch ein großer Anblick! Ich will ſehen, in einem Schifferkahn eine Fahrt zu thun; die Gondeln wagen ſich nicht hinaus.

Den 8. October.

Am Meere habe ich auch verſchiedene Pflanzen gefunden, deren ähnlicher Character mir ihre Eigenſchaften näher kennen ließ; ſie ſind alle zugleich maſſig und ſtreng, ſaftig und zäh, und es iſt offenbar, daß das alte Salz des Sandbodens, mehr aber die ſalzige Luft, ihnen dieſe Eigenſchaften gibt; ſie ſtrotzen von Säften wie Waſſerpflanzen; ſie ſind feſt und zäh wie Bergpflanzen; wenn ihre Blätterenden eine Neigung zu Stacheln haben, wie Diſteln thun, ſind ſie gewaltig ſpitz und ſtark. Ich fand einen ſolchen Buſch Blätter, es ſchien mir unſer unſchuldiger Huflattig, hier aber mit ſcharfen Waffen bewaffnet und das Blatt wie Leder, ſo auch die Samenkapſeln, die Stiele, Alles maſſig und feſt. Ich bringe Samen mit und eingelegte Blätter (Eryngium maritimum).

Der Fiſchmarkt und die unendlichen Seeproducte machen mir viel Vergnügen; ich gehe oft darüber und beleuchte die unglücklichen, aufgehaſchten Meeresbewohner.

Den 9. October.

Ein köſtlicher Tag, vom Morgen bis in die Nacht! Ich fuhr bis Pelestrina gegen Chioggia über, wo die großen Dämme ſind, Murazzi ge-

nannt, welche die Republik gegen das Meer aufführen läßt. Sie ſind von gehauenen Steinen und ſollen eigentlich die lange Erdzunge, Lido genannt, welche die Lagunen von dem Meere trennt, vor dieſem wilden Elemente ſchützen.

Die Lagunen ſind eine Wirkung der alten Natur. Erſt Ebbe, Fluth und Erde gegeneinander arbeitend, dann das allmälige Sinken des Urgewäſſers waren Urſache, daß am obern Ende des Adriatiſchen Meeres ſich eine anſehnliche Sumpfſtrecke befindet, welche von der Fluth beſucht, von der Ebbe zum Theil verlaſſen wird. Die Kunſt hat ſich der höchſten Stellen bemächtigt und ſo liegt Venedig von hundert Inſeln zuſammen gruppirt und von hunderten umgeben. Zugleich hat man, mit unglaublicher Anſtrengung und Koſten, tiefe Canäle in den Sumpf gefurcht, damit man, auch zur Zeit der Ebbe, mit Kriegsſchiffen an die Hauptſtellen gelangen könne. Was Menſchenwitz und Fleiß vor Alters erſonnen und ausgeführt, muß Klugheit und Fleiß nun erhalten. Das Lido, ein langer Erdſtreif, trennt die Lagunen von dem Meere, welches nur an zwei Orten hereintreten kann, bei dem Caſtell nämlich und am entgegengeſetzten Ende, bei Chiozza. Die Fluth tritt gewöhnlich des Tages zwei Mal herein, und die Ebbe bringt das Waſſer zwei Mal hinaus, immer durch denſelben Weg in denſelben Richtungen. Die Fluth bedeckt die innern moraſtigen Stellen und läßt die erhöhtern wo nicht trocken, doch ſichtbar.

Ganz anders wäre es, wenn das Meer ſich neue Wege ſuchte, die Erdzunge angriffe und nach Willkür hinein und heraus fluthete. Nicht gerechnet, daß die Oertchen auf dem Lido, Peleſtrina, St. Peter und andere untergehen müßten, ſo würden auch jene Communications-Canäle ausgefüllt und, indem das Waſſer Alles durcheinander ſchlemmte, das Lido zu Inſeln, die Inſeln, die jetzt dahinter liegen, zu Erdzungen verwandelt werden. Dieſes zu verhüten, müſſen ſie das Lido verwahren, was ſie können, damit das Element nicht Dasjenige willkürlich angreifen, hinüber und herüber werfen möge, was die Menſchen ſchon in Beſitz genommen, dem ſie ſchon, zu einem gewiſſen Zweck, Geſtalt und Richtung gegeben haben.

Bei außerordentlichen Fällen, wenn das Meer übermäßig wächſt, iſt es beſonders gut, daß es nur an zwei Orten herein darf und das Uebrige geſchloſſen bleibt; es kann alſo doch nicht mit der größten Gewalt eindringen und muß ſich in einigen Stunden dem Geſetz der Ebbe unterwerfen und ſeine Wuth mindern.

Uebrigens hat Venedig Nichts zu beſorgen; die Langſamkeit, mit der das Meer abnimmt, gibt ihr Jahrtauſende Zeit und ſie werden ſchon, den Canälen klug nachhelfend, ſich im Beſitz zu erhalten ſuchen.

Wenn ſie ihre Stadt nur reinlicher hielten, welches ſo nothwendig als leicht iſt und wirklich, auf die Folge von Jahrhunderten, von großer Conſequenz! Nun iſt zwar bei großer Strafe verboten: Nichts in die Canäle zu ſchütten, noch Kehrig hinein zu werfen; einem ſchnell einfallenden Regenguß aber iſt's nicht unterſagt, allen den in die Ecken geſchobenen Kehrig aufzurühren, in die Canäle zu ſchleppen, ja, was noch ſchlimmer iſt, in die Abzüge zu führen, die nur zum Abfluß des Waſſers beſtimmt ſind und ſie dergeſtalt zu verſchlemmen, daß die Hauptplätze in Gefahr ſind, unter Waſſer zu ſtehen. Selbſt einige Abzüge auf dem kleinen Marcus-Platze, die, wie auf dem großen, gar klug angelegt ſind, habe ich verſtopft und voll Waſſer geſehen.

Wenn ein Tag Regenwetter einfällt, iſt ein unleidlicher Koth. Alles flucht und ſchimpft; man beſudelt, beim Auf- und Abſteigen der Brücken, die Mäntel, die Tabarros, womit man ſich ja das ganze Jahr ſchleppt; und da Alles in Schuh und Strümpfen läuft, beſpritzt man ſich und ſchilt; denn man hat ſich nicht mit gemeinem, ſondern beizendem Koth beſudelt. Das Wetter wird wieder ſchön und kein Menſch denkt an Reinlichkeit. Wie wahr iſt es geſagt: das Publicum beklagt ſich immer, daß es ſchlecht bedient ſei und weiß es nicht anzufangen, beſſer bedient zu werden. Hier, wenn der Souverän wollte, könnte Alles gleich gethan ſein.

Den 9. October.

Heute Abend ging ich auf den Marcus-Thurm; denn da ich neulich die Lagunen in ihrer Herrlichkeit, zur Zeit der Fluth, von oben geſehen, wollt' ich ſie auch zur Zeit der Ebbe in ihrer Demuth ſchauen, und es iſt nothwendig, dieſe beiden Bilder zu verbinden, wenn man einen richtigen Begriff haben will. Es ſieht ſonderbar aus, ringsum überall Land erſcheinen zu ſehen, wo vorher Waſſerſpiegel war. Die Inſeln ſind nicht mehr Inſeln, nur höher bebaute Flecke eines großen, grangrünlichen Moraſtes, den ſchöne Canäle durchſchneiden. Der ſumpfige Theil iſt mit Waſſerpflanzen bewachſen und muß ſich auch dadurch nach und nach erheben, obgleich Ebbe und Fluth beſtändig daran rupfen und wühlen und der Vegetation keine Ruhe laſſen.

Ich wende mich mit meiner Erzählung nochmals an's Meer; dort habe ich heute die Wirthſchaft der Seeſchnecken, Patellen und Taſchenkrebſe geſehen und mich herzlich darüber gefreut.

Was iſt doch ein Lebendiges für ein köſtliches, herrliches Ding! Wie abgemeſſen zu ſeinem Zuſtande, wie wahr, wie ſeiend! Wie viel nützt mir nicht mein Bißchen Studium der Natur und wie freue ich mich, es fortzuſetzen! Doch ich weiß, da es ſich mittheilen läßt, die Freunde nicht mit bloßen Ausrufungen anreizen.

Die dem Meere entgegengebauten Mauerwerke beſtehen erſt aus einigen ſteilen Stufen, dann kommt eine ſacht anſteigende Fläche, ſodann wieder eine Stufe, abermals eine ſanft anſteigende Fläche, dann eine ſteile Mauer mit einem oben überhängenden Kopfe. Dieſe Stufen, dieſe Flächen hinan ſteigt nun das fluthende Meer, bis es, in außerordentlichen Fällen, endlich oben an der Mauer und deren Vorſprung zerſchellt.

Dem Meere folgen ſeine Bewohner, kleine eßbare Schnecken, einſchalige Patellen und was ſonſt noch beweglich iſt, beſonders die Taſchenkrebſe. Kaum aber haben dieſe Thiere an den glatten Mauern Poſto genommen, ſo zieht ſich ſchon das Meer weichend und ſchwellend, wie es gekommen, wieder zurück. Anfangs weiß das Gewimmel nicht, woran es iſt und hofft immer, die ſalzige Fluth ſoll wiederkehren; allein ſie bleibt aus, die Sonne ſticht und trocknet ſchnell und nun geht der Rückzug an. Bei dieſer Gelegenheit ſuchen die Taſchenkrebſe ihren Raub. Wunderlicher und comiſcher kann man Nichts ſehen, als die Geberden dieſer, aus einem runden Körper und zwei langen Scheeren beſtehenden Geſchöpfe; denn die übrigen Spinnenfüße ſind nicht bemerklich. Wie auf ſtelzenartigen Armen ſchreiten ſie einher, und ſobald eine Patelle ſich unter ihrem Schild vom Flecke bewegt, fahren ſie zu, um die Scheere in den ſchmalen Raum zwiſchen der Schale und dem Boden zu ſtecken, das Dach umzukehren und die Auſter zu verſchmauſen. Die Patelle zieht ſachte ihren Weg hin, ſaugt ſich aber gleich feſt an den Stein, ſobald ſie die Nähe des Feindes merkt. Dieſer geberdet ſich nun wunderlich um das Dächelchen herum, gar zierlich und affenhaft; aber ihm fehlt die Kraft, den mächtigen Muskel des weichen Thierchens zu überwältigen; er thut auf dieſe Beute Verzicht, eilt auf eine andere wandernde los und die erſte ſetzt ihren Zug ſachte fort. Ich habe nicht geſehen, daß irgend ein Taſchenkrebs zu ſeinem Zweck gelangt wäre, ob ich gleich den Rückzug dieſes Gewimmels ſtundenlang, wie ſie die beiden Flächen und die dazwiſchen liegenden Stufen hinabſchlichen, beobachtet habe.

Den 20. October.

Nun endlich kann ich denn auch ſagen, daß ich eine Comödie geſehen habe! Sie ſpielten heute auf dem Theater St. Lucas: le Baruffe Chiozzotte, welches allenfalls zu überſetzen wäre: Die Rauf- und Schreihändel von Chiozza. Die Handelnden ſind lauter Seeleute, Einwohner von Chiozza, und ihre Weiber, Schweſtern und Töchter. Das gewöhnliche Geſchrei dieſer Leute, im Guten und Böſen, ihre Händel, Heftigkeit, Gutmüthigkeit, Plattheit, Witz, Humor und ungezwungene Manieren: Alles iſt gar brav nachgeahmt. Das Stück iſt noch von Goldoni; und da ich erſt geſtern in jener Gegend war und mir Stimmen und Betragen der See- und Hafenleute noch im Aug' und Ohr widerſchien und widerklang, ſo machte es gar große Freude; und ob ich gleich manchen einzelnen Bezug nicht verſtand, ſo konnte ich doch dem Ganzen recht gut folgen. Der Plan des Stücks iſt folgender: die Einwohnerinnen von Chiozza ſitzen auf der Rhede vor ihren Häuſern, ſpinnen, ſtricken, nähen, klöppeln, wie gewöhnlich; ein junger Menſch geht vorüber und grüßt Eine freundlicher, als die Uebrigen. Sogleich fängt das Sticheln an; Dieß hält nicht Maße; es ſchärft ſich und wächſt bis zum Hohne, ſteigert ſich zu Vorwürfen; eine Unart überbietet die andere; eine heftige Nachbarinn platzt mit der Wahrheit heraus. Und nun iſt Schelten, Schimpfen, Schreien auf ein Mal losgebunden; es fehlt nicht an entſchiedenen Beleidigungen, ſo daß die Gerichtsperſonen ſich einzumiſchen genöthigt ſind.

Im zweiten Act befindet man ſich in der Gerichtsſtube; der Actuarius an der Stelle des abweſenden Podeſta, der, als Nobile, nicht auf dem Theater hätte erſcheinen dürfen; der Actuarius alſo läßt die Frauen einzeln vorfordern; Dieſes wird dadurch bedenklich, daß er ſelbſt in die erſte Liebhaberinn verliebt iſt, und, ſehr glücklich, ſie allein zu ſprechen, anſtatt ſie zu verhören, ihr eine Liebeserklärung thut. Eine Andere, die in den Actuarius verliebt iſt, ſtürzt eiferſüchtig herein, der aufgeregte Liebhaber der Erſten gleichfalls, die Uebrigen folgen, neue Vorwürfe häufen ſich, und nun iſt der Teufel in der Gerichtsſtube los, wie vorher auf dem Hafenplatz.

Im dritten Act ſteigert ſich der Scherz und das Ganze endet mit einer eiligen, nothdürftigen Auflöſung. Der glücklichſte Gedanke jedoch iſt in einem Character ausgedrückt, der ſich folgender Maßen darſtellt.

Ein alter Schiffer, deſſen Gliedmaßen, beſonders aber die Sprach-Org[illegible], durch eine von Jugend auf geführte, harte Lebensart ſteckend geworden, tritt auf, als Gegenſatz des beweglichen, ſchwätzenden, ſchreiſeligen Volkes; er nimmt immer erſt einen Anlauf, durch Bewegung der Lippen und Nachhelfen der Hände

und Arme, bis er denn endlich, was er gedacht, herausſtößt. Weil ihm Dieſes aber nur in kurzen Sätzen gelingt, ſo hat er ſich einen Laconiſchen Ernſt angewöhnt, dergeſtalt, daß Alles, was er ſagt, ſprüchwörtlich oder ſententiös klingt, wodurch denn das übrige wilde, leidenſchaftliche Handeln gar ſchön in's Gleichgewicht geſetzt wird.

Aber auch ſo eine Luſt habe ich noch nie erlebt, als das Volk laut werden ließ, ſich und die Seinigen ſo natürlich vorſtellen zu ſehen. Ein Gelächter und Gejauchze von Anfang bis zu Ende. Ich muß aber auch geſtehen, daß die Schauſpieler es vortrefflich machten. Sie hatten ſich, nach Anlage der Charactere, in die verſchiedenen Stimmen getheilt, welche unter dem Volk gewöhnlich vorkommen. Die erſte Actrice war allerliebſt, viel beſſer als neulich in Heldentracht und Leidenſchaft. Die Frauen überhaupt, beſonders aber dieſe, ahmten Stimme, Geberden und Weſen des Volks auf's Unmuthigſte nach. Großes Lob verdient der Verfaſſer, der aus Nichts den angenehmſten Zeitvertreib gebildet hat. Das kann man aber auch nur unmittelbar ſeinem eig'nen lebensluſtigen Volk. Es iſt durchaus mit einer geübten Hand geſchrieben.

Von der Truppe Sacchi, für welche Gozzi arbeitete, und die übrigens zerſtreut iſt, habe ich die Smeraldina geſehen, eine kleine, dicke Figur, voller Leben, Gewandtheit und guten Humor's. Mit ihr ſah ich den Brighella, einen hagern, wohlgebauten, beſonders in Mienen- und Händeſpiel trefflichen Schauſpieler. Dieſe Masken, die wir faſt nur als Mumien kennen, da ſie für uns weder Leben noch Bedeutung haben, thun hier gar zu wohl, als Geſchöpfe dieſer Landſchaft. Die ausgezeichneten Alter, Charactere und Stände haben ſich in wunderlichen Kleidern verkörpert, und wenn man ſelbſt den größten Theil des Jahrs mit der Maske herumläuft, ſo findet man Nichts natürlicher, als daß da droben auch ſchwarze Geſichter erſcheinen.

Den 11. October.

Und weil die Einſamkeit in einer ſo großen Menſchenmaſſe denn doch zuletzt nicht recht möglich ſein will, ſo bin ich mit einem alten Franzoſen zuſammengekommen, der kein Italieniſch kann, ſich wie verrathen und verkauft fühlt, und, mit allen Empfehlungsſchreiben, doch nicht recht weiß, woran er iſt. Ein Mann von Stande, ſehr guter Lebensart, der aber nicht aus ſich heraus kann; er mag ſtark in den Fünfzigen ſein und hat zu Hauſe einen ſiebenjährigen Knaben, von dem er däuglich Nachrichten erwartet. Ich habe ihm einige Gefälligkeiten erzeigt; er reiſ't durch Italien bequem, aber geſchwind, um es doch ein Mal geſehen zu haben, und mag ſich gern im Vorbeigehen ſoviel wie möglich unterrichten; ich gebe ihm Auskunft über Manches. Als ich mit ihm von Venedig ſprach, fragte er mich, wie lange ich hier ſei. Und als er hörte: nur vierzehn Tage und zum erſten Mal, verſetzte er: il paraît que vous n'avez pas perdu votre tems.*) Das iſt das erſte Teſtimonium meines Wohlverhaltens, das ich aufweiſen kann. Er iſt nun acht Tage hier und geht morgen fort. Es war mir köſtlich, einen recht eingefleiſchten Verſailler in der Fremde zu ſehen. Der reiſ't nun auch! Und ich betrachtete mit Erſtaunen, wie man reiſen kann, ohne Etwas außer ſich gewahr zu werden; und er iſt in ſeiner Art ein recht gebildeter, wackerer, ordentlicher Mann.

Den 12. October.

Geſtern gaben ſie zu St. Lucas ein neues Stück: l'Inglesismo in Italia.**) Da viele Engländer in Italien leben, ſo iſt es natürlich, daß ihre Sitten bemerkt werden, und ich dachte hier zu erfahren, wie die Italiener dieſe reichen und ihnen ſo willkommenen Gäſte betrachten; aber es war ganz und gar Nichts: einige glückliche Narren-Scenen, wie immer, das Uebrige aber zu ſchwer und ernſtlich gemeint, und denn doch keine Spur von Engliſchem Sinn, die gewöhnlichen Italieniſchen, ſittlichen Gemeinſprüche, und auch nur auf das Gemeinſte gerichtet.

Auch gefiel es nicht und war auf dem Punct, ausgepfiffen zu werden; die Schauſpieler fühlten ſich nicht in ihrem Elemente, nicht auf dem Platze von Chiozza. Da Dieß das letzte Stück iſt, was ich hier ſehe, ſo ſcheint es, mein Enthuſiasmus für jene National-Repräſentation ſollte noch durch dieſe Folie erhöht werden.

Nachdem ich zum Schluß mein Tagebuch durchgegangen, kleine Schreibtafelbemerkungen eingeſchaltet, ſo ſollen die Acten inrotulirt und den Freunden zum Urtheilsſpruch zugeſchickt werden. Schon jetzt finde ich Manches in dieſen Blättern, das ich näher beſtimmen, erweitern und verbeſſern könnte; es mag ſtehen als Denkmal des erſten Eindrucks, der, wenn er auch nicht immer wahr wäre, uns doch köſtlich und werth bleibt. Könnte ich nur den Freunden einen Hauch dieſer leichtern Exiſtenz hinüberſenden! Ja, wohl iſt dem Italiener das ultramontane eine dunkle Vorſtellung, auch mir kommt das Jenſeits der Alpen nun düſter vor; doch winken freundliche Geſtalten immer aus dem Nebel. Nur das Klima würde mich reizen,

*) Es ſcheint, Sie haben Ihre Zeit nicht verloren

**) Der Britticismus in Italien

dieſe Gegenden jenen vorzuziehen; denn Geburt und Gewohnheit ſind mächtige Feſſeln. Ich möchte hier nicht leben, wie überall an keinem Orte, wo ich unbeſchäftigt wäre; jetzt macht mir das Neue unendlich viel zu ſchaffen. Die Baukunſt ſteigt, wie ein alter Geiſt, aus dem Grabe hervor; ſie heißt mich, ihre Lehren, wie die Regeln einer ausgeſtorbenen Sprache, ſtudiren, nicht um ſie auszuüben oder mich in ihr lebendig zu erfreuen, ſondern nur um die ehrwürdige, für ewig abgeſchiedene Exiſtenz der vergangenen Zeitalter in einem ſtillen Gemüthe zu verehren. Da Palladio Alles auf Vitruv bezieht, ſo habe ich mir auch die Ausgabe des Galiani angeſchafft; allein dieſer Foliante laſtet in meinem Gepäck, wie das Studium deſſelben auf meinem Gehirn. Palladio hat mir durch ſeine Worte und Werke, durch ſeine Art und Weiſe des Denkens und Schaffens den Vitruv ſchon näher gebracht und verdolmetſcht, beſſer als die Italieniſche Ueberſetzung thun kann. Vitruv lieſ't ſich nicht ſo leicht; das Buch iſt an ſich ſchon düſter geſchrieben und fordert ein critiſches Studium. Deſſen ungeachtet leſe ich es flüchtig durch, und es bleibt mir mancher würdige Eindruck. Beſſer zu ſagen: ich leſe es wie ein Verrier, mehr aus Andacht, als zur Belehrung. Schon bricht die Nacht zeitiger ein, und gibt Raum zum Leſen und Schreiben.

Gott ſei Dank, wie mir Alles wieder lieb wird, was mir von Jugend auf werth war! Wie glücklich befinde ich mich, daß ich den alten Schriftſtellern wieder näher zu treten wage! Denn jetzt darf ich es ſagen, darf meine Krankheit und Thorheit bekennen. Schon einige Jahre her durft' ich keinen Lateiniſchen Autor anſehen, Nichts betrachten, was mir ein Bild Italien's erneute. Geſchah es zufällig, ſo erduldete ich die entſetzlichſten Schmerzen. Herder ſpottete oft über mich, daß ich all' mein Latein aus dem Spinoza lerne; denn er hatte bemerkt, daß Dieß das einzige Lateiniſche Buch war, das ich las; er wußte aber nicht, wie ſehr ich mich vor den Alten hüten mußte, wie ich mich in jene abſtruſen Allgemeinheiten nur ängſtlich flüchtete. Noch zuletzt hat mich die Wieland'ſche Ueberſetzung der Satyren höchſt unglücklich gemacht; ich hatte kaum zwei geleſen, ſo war ich ſchon verrückt.

Hätte ich nicht den Entſchluß gefaßt, den ich jetzt ausführe, ſo wär' ich rein zu Grunde gegangen: zu einer ſolchen Reiſe war die Begierde, dieſe Gegenſtände mit Augen zu ſehen, in meinem Gemüth geſtiegen. Die hiſtoriſche Kenntniß fördert mich nicht, die Dinge ſtanden nur eine Hand breit von mir ab, aber durch eine undurchdringliche Mauer geſchieden. Es iſt mir wirklich auch jetzt nicht etwa zu Muthe, als wenn ich die Sachen zum erſten Mal ſähe, ſondern als ob ich ſie wiederſähe. Ich bin nur kurze Zeit in Venedig, und habe mir die hieſige Exiſtenz genugſam zugeeignet, und weiß, daß ich, wenn auch einen unvollſtändigen, doch einen ganz klaren und wahren Begriff mit wegnehme.

Den 1. October, zwei Stunden in der Nacht.

In den letzten Augenblicken meines Hierſeins; denn es geht ſogleich mit dem Courier-Schiffe nach Ferrara. Ich verlaſſe Venedig gern: denn um mit Vergnügen und Nutzen zu bleiben, müßte ich andere Schritte thun, die außer meinem Plan liegen; auch verläßt Jedermann nun dieſe Stadt und ſucht ſeine Gärten und Beſitzungen auf dem feſten Lande. Ich habe indeß gut aufgeladen, und trage das reiche, ſonderbare, einzige Bild mit mir fort.

Ferrara bis Rom.

Den 10. October, früh, auf dem Schiffe.

Meine Reiſegeſellſchaft, Männer und Frauen, ganz leibliche und natürliche Menſchen, liegen noch alle ſchlafend in der Kajüte. Ich aber, in meinen Mantel gehüllt, blieb auf dem Verdeck die beiden Nächte. Nur gegen Morgen ward es kühl. Ich bin nun in den fünfundvierzigſten Grad wirklich eingetreten, und wiederhole mein altes Lied: dem Landesbewohner wollt' ich Alles laſſen, wenn ich nur, wie Dido, ſo viel Clima mit Riemen umſpannen könnte, um unſere Wohnungen damit einzufaſſen. Es iſt denn doch ein ander' Sein! Die Fahrt bei herrlichem Wetter war ſehr angenehm, die Aus- und Anſichten einfach, aber anmuthig. Der Po, ein freundlicher Fluß, zieht hier durch große Plainen; man ſieht nur ſeine bebuſchten und bewaldeten Ufer, keine Fernen. Hier, wie an der Etſch, ſah ich alberne Waſſerbaue, die kindiſch und ſchädlich ſind, wie die an der Saale.

Ferrara, den 11., Nachts.

Seit früh ſieben Uhr, Deutſchen Zeigers, hier angelangt, bereite ich mich, morgen wieder weg zu gehen. Zum erſten Mal überfällt mich eine Art von Unluſt in dieſer großen und ſchönen, flachgelegenen, entvölkerten Stadt. Dieſelben Straßen belebte ſonſt ein glänzender Hof, hier wohnte Arioſt unzufrieden, Taſſo unglücklich, und wir glauben uns zu erbauen, wenn wir dieſe Stätte beſuchen. Arioſt's Grabmal enthält viel Marmor, ſchlecht ausgetheilt. Statt Taſſo's Gefängniß zeigen ſie einen Holzfall oder Kohlengewölbe, wo er gewiß nicht aufbewahrt wor-

den ist. Auch weiß im Hause kaum Jemand mehr, was man will. Endlich besinnen sie sich, um des Trinkgeldes willen. Es kommt mir vor, wie Doctor Luther's Dintenkleck, den der Castellan von Zeit zu Zeit wieder auffrischt. Die meisten Reisenden haben doch etwas Handwerksburschenartiges und sehen sich gern nach solchen Wahrzeichen um. Ich war ganz mürrisch geworden, so daß ich an einem schönen academischen Institut, welches ein aus Ferrara gebürtiger Cardinal gestiftet und bereichert, wenig Theil nahm; doch erquickten mich einige alte Denkmale im Hofe.

Sodann erheiterte mich der gute Einfall eines Malers. Johannes der Täufer vor Herodes und Herodias. Der Prophet in seinem gewöhnlichen Wüsten-Costüme deutete heftig auf die Dame. Sie steht ganz gelassen den neben ihr sitzenden Fürsten, und der Fürst still und klug den Enthusiasten an. Vor dem Könige steht ein Hund, weiß, mittelgroß; unter dem Rock der Herodias hingegen kommt ein kleiner Bologneser hervor, welche beide den Propheten anbellen. Mich dünkt, Das ist recht glücklich gedacht.

Cento, den 27., Abends.

In einer besseren Stimmung als gestern schreibe ich aus Guercin's Vaterstadt. Es ist aber auch ein ganz anderer Zustand; ein freundliches, wohlgebautes Städtchen, von ungefähr fünftausend Einwohnern, nahrhaft, lebendig, reinlich, in einer unübersehlich bebauten Plaine. Ich bestieg nach meiner Gewohnheit sogleich den Thurm. Ein Meer von Pappelspitzen, zwischen denen man in der Nähe kleine Bauerhöfchen erblickt, jedes mit seinem eigenen Feld umgeben. Köstlicher Boden, ein mildes Clima. Es war ein Herbstabend, wie wir unserm Sommer selten einen verdanken. Der Himmel, den ganzen Tag bedeckt, heiterte sich auf, die Wolken warfen sich nord- und südwärts an die Gebirge, und ich hoffe einen schönen morgenden Tag.

Hier sah ich die Apenninen, denen ich mich nähere, zum ersten Mal. Der Winter dauert hier nur December und Januar, ein reguiger April, übrigens nach Beschaffenheit der Jahreszeit gut Wetter. Nie anhaltenden Regen; doch war dieser September besser und wärmer als ihr August. Die Apenninen begrüßte ich freundlich in Süden; denn ich habe der Flächen bald genug. Morgen schreibe ich dort an ihrem Fuße.

Guercino liebte seine Vaterstadt, wie überhaupt die Italiener diesen Local-Patriotismus im höchsten Sinne hegen und pflegen, aus welchem schönen Gefühl so viele köstliche Anstalten, ja die Menge Ortsheilige entsprungen sind. Unter jenes Meisters Leitung entstand nun hier eine Maler-Academie. Er hinterließ mehrere Bilder, an denen sich noch der Bürger freut, die es aber auch werth sind.

Guercin ist ein heiliger Name und im Munde der Kinder wie der Alten.

Sehr lieb war mir das Bild, den auferstandenen Christus vorstellend, der seiner Mutter erscheint. Vor ihm knieend, blickt sie auf ihn mit unbeschreiblicher Innigkeit. Ihre Linke berührt seinen Leib, gleich unter der unseligen Wunde, die das ganze Bild verdirbt. Er hat seine linke Hand um ihren Hals gelegt, und biegt sich, um sie bequemer anzusehen, ein wenig mit dem Körper zurück. Dieses gibt der Figur etwas, ich will nicht sagen, Gezwungenes, aber doch Fremdes. Demungeachtet bleibt sie unendlich angenehm. Der stilltraurige Blick, mit dem er sie ansieht, ist einzig, als wenn ihm die Erinnerung seiner und ihrer Leiden, durch die Auferstehung nicht gleich geheilt, vor der edeln Seele schwebte.

Stränge hat das Bild gestochen; ich wünschte, daß meine Freunde wenigstens diese Copie sähen.

Darauf gewann eine Madonna meine Neigung. Das Kind verlangt nach der Brust; sie zaudert schamhaft, den Busen zu entblößen. Natürlich, edel, köstlich und schön.

Ferner eine Maria, die dem vor ihr stehenden und nach den Zuschauern gerichteten Kinde den Arm führt, daß es mit aufgehobenen Fingern den Segen austheile. Ein im Sinn der catholischen Mythologie sehr glücklicher und oft wiederholter Gedanke.

Guercin ist ein innerlich braver, männlich gesunder Maler, ohne Rohheit. Vielmehr haben seine Sachen eine zarte, moralische Grazie, eine ruhige Freiheit und Grossheit, dabei etwas Eigenes, daß man seine Werke, wenn man einmal das Auge darauf gebildet hat, nicht verkennen wird. Die Leichtigkeit, Reinlichkeit und Vollendung seines Pinsels setzt in Erstaunen. Er bedient sich besonders schöner, in's Braunrothe gebrochener Farben zu seinen Gewändern. Diese harmoniren gar gut mit dem Blauen, das er auch gerne anbringt.

Die Gegenstände der übrigen Bilder sind mehr oder weniger unglücklich. Der gute Künstler hat sich gemartert und doch Erfindung und Pinsel, Geist und Hand verschwendet und verloren. Mir ist aber sehr lieb und werth, daß ich auch diesen schönen Kunstkreis gesehen habe, obgleich ein solches Vorüberrennen wenig Genuß und Belehrung gewährt.

Bologna, den 28. October, Nachts.

Heute früh, vor Tage, fuhr ich von Cento weg, und gelangte bald genug hierher. Ein flinker und wohlunterrichteter Lohnbediente, so

bald er vernahm, daß ich nicht lange zu verweilen gedächte, jagte mich durch alle Straßen, durch ſo viel Paläſte und Kirchen, daß ich kaum in meinem Volkmann anzeichnen konnte, wo ich geweſen war, und wer weiß, ob ich mich künftig bei dieſen Merkzeichen aller der Sachen erinnere. Nun gedenke ich aber ein paar lichter Puncte, an denen ich wahrhafte Beruhigung gefühlt.

Zuerſt alſo die Cäcilia von Raphael! Es iſt, was ich zum voraus wußte, nun aber mit Augen ſah: er hat eben immer gemacht, was Andere zu machen wünſchten, und ich möchte jetzt Nichts darüber ſagen, als daß es von ihm iſt. Fünf Heilige neben einander, die uns alle Nichts angehen, deren Exiſtenz aber ſo vollkommen daſteht, daß man dem Bilde eine Dauer für die Ewigkeit wünſcht, wenn man gleich zufrieden iſt, ſelbſt aufgelöſ't zu werden. Um ihn aber recht zu erkennen, ihn recht zu ſchätzen, und ihn wieder auch nicht ganz als einen Gott zu preiſen, der, wie Melchiſedech, ohne Vater und ohne Mutter erſchienen wäre, muß man ſeine Vorgänger, ſeine Meiſter anſehen. Dieſe haben auf dem feſten Boden der Wahrheit Grund gefaßt, ſie haben die breiten Fundamente emſig, ja ängſtlich gelegt, und mit einander wetteifernd die Pyramide ſtufenweis in die Höhe gebaut, bis er zuletzt, von allen dieſen Vortheilen unterſtützt, von dem himmliſchen Genius erleuchtet, den letzten Stein des Gipfels aufſetzte, über und neben dem kein anderer ſtehen kann.

Das hiſtoriſche Intereſſe wird beſonders rege, wenn man die Werke der ältern Meiſter betrachtet. Francesco Francia iſt ein gar reſpectabler Künſtler, Peter von Perugia ein ſo braver Mann, daß man ſagen möchte, eine ehrliche Deutſche Haut. Hätte doch das Glück Albrecht Dürer'n dieſer nach Italien geführet! In München habe ich ein Paar Stücke von ihm geſehen, von unglaublicher Großheit. Der arme Mann, wie er ſich in Venedig verrechnet und mit den Pfaffen einen Accord macht, bei dem er Wochen und Monate verliert! Wie er auf ſeiner Niederländiſchen Reiſe gegen ſeine herrlichen Kunſtwerke, womit er ſein Glück zu machen hoffte, Papageien eintauſcht, und, um das Trinkgeld zu ſparen, die Domeſtiken portraitirt, die ihm einen Teller Früchte bringen! Mir iſt ſo ein armer Narr von Künſtler unendlich rührend, weil es im Grunde auch mein Schickſal iſt, nur daß ich mir ein klein wenig beſſer zu helfen weiß.

Gegen Abend rettete ich mich endlich aus dieſer alten, ehrwürdigen, geliebten Stadt, aus der Volksmenge, die in den gewölbten Lauben, welche man faſt durch alle Straßen verbreitet ſieht, geſchützt vor Sonne und Witterung, hin- und herwandeln, gaffen, kaufen und ihre Geſchäfte treiben kann. Ich beſtieg den Thurm und ergetzte mich an der freien Luft. Die Ausſicht iſt herrlich! Im Norden ſieht man die Paduaniſchen Berge, ſodann die Schweizer-, Tyroler-, Friauler-Alpen, genug, die ganze nördliche Kette, dieß Mal im Nebel; gegen Weſten ein unbegrenzter Horizont, aus dem nur die Thürme von Modena herausragen; gegen Oſten eine gleiche Ebene, bis an's Adriatiſche Meer, welches man bei Sonnenaufgang gewahr wird; gegen Süden die Vorhügel der Apenninen, bis an ihre Gipfel bepflanzt, bewachſen, mit Kirchen, Paläſten, Gartenhäuſern beſetzt, wie die Vicentiniſchen Hügel. Es war ein ganz reiner Himmel, kein Wölkchen, nur am Horizont eine Art Höherauch. Der Thürmer verſicherte, daß nunmehr ſeit ſechs Jahren dieſer Nebel nicht aus der Ferne komme. Sonſt habe er durch das Sehrohr die Berge von Vicenza mit ihren Häuſern und Capellen gar wohl entdecken können, jetzt, bei den heißten Tagen, nur ſelten. Und dieſer Nebel lege ſich denn vorzüglich an die nördliche Kette, und mache unſer liebes Vaterland zum wahren Cimmerien. Der Mann ließ mich auch die geſunde Lage und Luft der Stadt daran bemerken, daß ihre Dächer wie neu ausſähen, und kein Ziegel durch Feuchtigkeit und Moos angegriffen ſei. Man muß geſtehen, die Dächer ſind alle rein und ſchön, aber die Güte der Ziegeln mag auch Etwas dazu beitragen; wenigſtens in alten Zeiten hat man ſolche in dieſe Gegenden koſtbar gebrannt.

Der hängende Thurm iſt ein abſcheulicher Anblick, und doch höchſt wahrſcheinlich, daß er mit Fleiß ſo gebaut worden. Ich erkläre mir dieſe Thorheit folgender Maßen: In den Zeiten der ſtädtiſchen Unruhen ward jedes große Gebäude zur Feſtung, aus der jede mächtige Familie einen Thurm erhob. Nach und nach wurde Dieß zu einer Luſt- und Ehrenſache; Jeder wollte auch mit einem Thurm prangen, und als zuletzt die g'raden Thürme gar zu alltäglich waren, ſo baute man einen ſchiefen. Auch haben Architect und Beſitzer ihren Zweck erreicht, man ſieht an den vielen g'raden, ſchlanken Thürmen hin und ſucht den krummen. Ich war nachher oben auf demſelben. Die Backſteinſchichten liegen horizontal. Mit gutem bindendem Kitt und eiſernen Ankern kann man ſchon tolles Zeug machen.

Den 19. October, Abends.

Meinen Tag habe ich beſtmöglichſt angewendet, um zu ſehen und wieder zu ſehen, aber es geht mit der Kunſt wie mit dem Leben: je weiter man hineinkommt, je breiter wird ſie.

An diesem Himmel treten wieder neue Gestirne hervor, die ich nicht berechnen kann und die mich irre machen: die Carracci, Guido, Dominichin, in einer spätern glücklichern Kunstzeit entsprungen; sie aber wahrhaft zu genießen, gehört Wissen und Urtheil, welches mir abgeht und nur nach und nach erworben werden kann. Ein großes Hinderniß der reinen Betrachtung und der unmittelbaren Einsicht sind die meist unsinnigen Gegenstände der Bilder, über die man toll wird, indem man sie verehren und lieben möchte.

Es ist, als da sich die Kinder Gottes mit den Töchtern der Menschen vermählten; daraus entstanden mancherlei Ungeheuer. Indem der himmlische Sinn des Guido, sein Pinsel, der nur das Vollkommenste, was geschaut werden kann, hätte malen sollen, Dich anzieht: so möchtest Du gleich die Augen von den abscheulich dummen, mit keinen Scheltworten der Welt genug zu erniedrigenden Gegenständen wegkehren: und so geht es durchaus; man ist immer auf der Anatomie, dem Aasenstein, dem Schindanger, immer Leiden des Helden, niemals Handlung, nie ein gegenwärtig' Interesse, immer etwas phantastisch von außen Erwartetes: entweder Missethäter oder Verzuckte, Verbrecher oder Narren, wo denn der Maler, um sich zu retten, einen nackten Kerl, eine hübsche Zuschauerinn herbeischleppt, allenfalls seine geistlichen Helden als Gliedermänner tractirt und ihnen recht schöne Faltenmäntel überwirft. Da ist Nichts, was einen menschlichen Begriff gäbe; unter zehn Sujets nicht Eins, das man hätte malen sollen; und das Eine hat der Künstler nicht von der rechten Seite nehmen dürfen.

Das große Bild von Guido, in der Kirche der Mendicanti, ist Alles, was man malen, aber auch Alles, was man Unsinniges bestellen und dem Künstler zumuthen kann; es ist ein Votiv-Bild. Ich glaube, der ganze Senat hat es gelobt und auch erfunden. Die beiden Engel, die werth wären, eine Psyche in ihrem Unglück zu trösten, müssen hier —

Der heilige Proclus, eine schöne Figur; aber dann die andern, Bischöfe und Pfaffen! Unten sind himmlische Kinder, die mit Attributen spielen. Der Maler, dem das Messer an der Kehle saß, suchte sich zu helfen, wie er konnte; er mühte sich ab, nur um zu zeigen, daß nicht er der Barbar sei. Zwei nackte Figuren von Guido: ein Johannes in der Wüste, ein Sebastian, wie köstlich gemalt! Und was sagen sie? Der Eine sperrt das Maul auf und der Andere krümmt sich.

Betrachte ich in diesem Unmuth die Geschichte, so möchte ich sagen: der Glaube hat die Künste wieder hervorgehoben, der Aberglaube hingegen ist Herr über sie geworden, und hat sie abermals zu Grunde gerichtet.

Nach Tische etwas milder und weniger anmaßlich gestimmt, als heute früh, bemerkte ich Folgendes in meine Schreibtafel: Im Palast Tanari ist ein berühmtes Bild von Guido, die säugende Maria vorstellend, über Lebensgröße; der Kopf, als wenn ihn ein Gott gemalt hätte; unbeschreiblich ist der Ausdruck, mit welchem sie auf den säugenden Knaben herunterblickt. Mir scheint es eine stille, tiefe Duldung, nicht als wenn sie ein Kind der Liebe und Freude, sondern ein untergeschobenes himmlisches Wechselkind nur so an sich zehren ließe, weil es nun einmal nicht anders ist, und sie in tiefster Demuth gar nicht begreift, wie sie dazu kommt. Der übrige Raum ist durch ein ungeheures Gewand ausgefüllt, welches die Kenner höflich preisen; ich wußte nicht recht, was ich daraus machen sollte. Auch sind die Farben dunkler geworden; das Zimmer und der Tag waren nicht die hellsten.

Unerachtet der Verwirrung, in der ich mich befinde, fühle ich doch schon, daß Uebung, Bekanntschaft und Neigung mir schon in diesen Irrgärten zu Hülfe kommen. So sprach mich eine Beschneidung von Guercin mächtig an, weil ich den Mann schon kenne und liebe. Ich verzieh den unleidlichen Gegenstand und freute mich an der Ausführung; gemalt, was man sich denken kann, Alles daran respectabel und vollendet, als wenn's Emaille wär'.

Und so geht mir's denn wie Bileam, dem confusen Propheten, welcher segnete, da er zu fluchen gedachte; und Dieß würde noch öfter der Fall sein, wenn ich länger verweilte.

Trifft man denn gar wieder einmal auf eine Arbeit von Raphael, oder die ihm wenigstens mit einiger Wahrscheinlichkeit zugeschrieben wird, so ist man gleich vollkommen geheilt und froh. So habe ich eine heilige Agathe gefunden, ein kostbares, obgleich nicht ganz wohl erhaltenes Bild. Der Künstler hat ihr eine gesunde, sichere Jungfräulichkeit gegeben, doch ohne Kälte und Rohheit. Ich habe mir die Gestalt wohl gemerkt, und werde ihr im Geist meine Iphigenie vorlesen, und meine Heldinn Nichts sagen lassen, was diese Heilige nicht aussprechen möchte.

Da ich nun wieder einmal dieser süßen Bürde gedenke, die ich auf meiner Wanderung mit mir führe, so kann ich nicht verschweigen, daß zu den großen Kunst- und Naturgegenständen, durch die ich mich durcharbeiten muß, noch eine wundersame Folge von poetischen Gestalten hindurchzieht, die mich beunruhigen. Von Cento herüber wollte ich meine Arbeit an Iphigenie

fortſetzen; aber was geſchah? Der Geiſt führte mir das Argument der Iphigenie von Delphi vor die Seele, und ich mußte es ausbilden. So kurz als möglich ſei es hier verzeichnet.

Electra, in gewiſſer Hoffnung, daß Oreſt das Bild der Tauriſchen Diana nach Delphi bringen werde, erſcheint in dem Tempel des Apoll, und widmet die grauſame Art, die ſoviel Unheil in Pelop's Hauſe angerichtet, als ſchließliches Sühnopfer dem Gotte. Zu ihr tritt, leider, Einer der Griechen und erzählt, wie er Oreſt'en und Pyladen nach Tauris begleitet, die beiden Freunde zum Tode führen ſehen und ſich glücklich gerettet. Die leidenſchaftliche Electra kennt ſich ſelbſt nicht und weiß nicht, ob ſie gegen Götter oder Menſchen ihre Wuth richten ſoll.

Indeſſen ſind Iphigenie, Oreſt und Pylades gleichfalls zu Delphi angekommen. Iphigenie'ns heilige Ruhe contraſtirt gar merkwürdig mit Electre'ns irdiſcher Leidenſchaft, als die beiden Geſtalten wechſelſeitig unerkannt zuſammentreffen. Der entflohene Grieche erblickt Iphigenie'n, erkennt die Prieſterinn, welche die Freunde geopfert und entdeckt es Electre'n. Dieſe iſt im Begriff, mit demſelbigen Beil, welches ſie dem Altar wieder entreißt, Iphigenie'n zu ermorden, als eine glückliche Wendung dieſes letzte ſchreckliche Uebel von Geſchwiſtern abwendet. Wenn dieſe Scene gelingt, ſo iſt nicht leicht etwas Größeres und Rührenderes auf dem Theater geſehen worden. Wo ſoll man aber Hände und Zeit hernehmen, wenn auch der Geiſt willig wäre!

Indem ich mich nun in dem Drang einer ſolchen Ueberfüllung des Guten und Wünſchenswerthen gedrängt fühle, ſo muß ich meine Freunde an einen Traum erinnern, der mir, es wird eben ein Jahr ſein, bedeutend genug ſchien. Es träumte mir nämlich: ich landete mit einem ziemlich großen Kahn an einer fruchtbaren, reich bewachſenen Inſel, von der mir bewußt war, daß daſelbſt die ſchönſten Faſanen zu haben ſeien. Auch handelte ich ſogleich mit den Einwohnern um ſolches Gefieder, welches ſie auch ſogleich häufig, getödtet, herbeibrachten. Es waren wohl Faſanen; wie aber der Traum Alles umzubilden pflegt, ſo erblickte man lange farbig brangte Schweife, wie von Pfauen oder ſeltenen Paradies-Vögeln. Dieſe brachte man mit ſchockweiſe in's Schiff, legte ſie mit den Köpfen nach innen, ſo zierlich gehäuft, daß die langen, bunten Federſchweife, nach außen hängend, im Sonnenglanz den herrlichſten Schober bildeten, den man ſich denken kann, und zwar ſo reich, daß für den Steuernden und die Ruderuden kaum hinten und vorn geringe Räume verblieben. So durchſchnitten wir die ruhige Fluth und ich nannte mir indeſſen ſchon die Freunde, denen ich von dieſen bunten Schätzen mittheilen wollte. Zuletzt in einem großen, Hafen landend, verlor ich mich zwiſchen ungeheuer bemaſteten Schiffen, wo ich von Verdeck auf Verdeck ſtieg, um meinem kleinen Kahn einen ſichern Landungsplatz zu ſuchen.

An ſolchen Wahnbildern ergetzen wir uns, die, weil ſie aus uns ſelbſt entſpringen, wohl Analogie mit unſerm übrigen Leben und Schickſalen haben müſſen.

Nun war ich auch in der berühmten wiſſenſchaftlichen Anſtalt, das Inſtitut oder die Studien genannt. Das große Gebäude, beſonders der innere Hof, ſieht ernſthaft genug aus, obgleich nicht von der beſten Baukunſt. Auf den Treppen und Corridors fehlte es nicht an Stucco- und Freſco-Zierden; Alles iſt anſtändig und würdig, und über die mannigfaltigen ſchönen und wiſſenswerthen Dinge, die hier zuſammengebracht worden, erſtaunt man billig; doch will es einem Deutſchen dabei nicht wohl zu Muthe werden, der eine freiere Studien-Weiſe gewohnt iſt.

Mir fiel eine frühere Bemerkung hier wieder in die Gedanken, daß ſich der Menſch, im Ganze der Alles verändernden Zeit, ſo ſchwer los macht von Dem, was eine Sache zuerſt geweſen, wenn ihre Beſtimmung in der Folge ſich auch verändert. Die chriſtlichen Kirchen halten noch immer an der Baſiliken-Form, wenn gleich die Tempelgeſtalt vielleicht dem Cultus vortheilhafter wäre. Wiſſenſchaftliche Anſtalten haben noch das klöſterliche Anſehn, weil in ſolchen frommen Bezirken die Studien zuerſt Raum und Ruhe gewannen. Die Gerichtsſäle der Italiener ſind ſo weit und hoch, als das Vermögen einer Gemeinde zureicht; man glaubt auf dem Marktplatze unter freiem Himmel zu ſein, wo ſonſt Recht geſprochen wurde. Und bauen wir nicht noch immer die größten Theater mit allem Zubehör unter ein Dach, als wenn es die erſte Meßbude wäre, die man auf kurze Zeit von Brettern zuſammen ſchlug? Durch den ungeheuern Zudrang der Wißbegierigen, um die Zeit der Reformation, wurden die Schüler in Bürgerhäuſer getrieben; aber wie lange hat es nicht gedauert, bis wir unſere Waiſenhäuſer aufthaten und den armen Kindern dieſe ſo nothwendige Welterziehung verſchafften!

Den 20., Abends.

Dieſen heitern ſchönen Tag habe ich ganz unter freiem Himmel zugebracht. Kaum nahe ich mich den Bergen, ſo werde ich ſchon wieder vom Geſtein angezogen. Ich komme mir vor, wie Antäus, der ſich immer neu geſtärkt fühlt,

je kräftiger man ihn mit seiner Mutter Erde in Berührung bringt.

Ich ritt nach Paderno, wo der sogenannte Bologneser-Schwerspath gefunden wird, woraus man die kleinen Kuchen bereitet, welche calcinirt im Dunkeln leuchten, wenn sie vorher dem Lichte ausgesetzt gewesen, und die man hier kurz und gut Fosfori nennt.

Auf dem Wege fand ich schon ganze Felsen Frauneis zu Tage anstehend, nachdem ich ein sandiges Thongebirg hinter mir gelassen hatte. Bei einer Ziegelhütte geht ein Wasserriß hinunter, in welchen sich viele kleinere ergießen. Man glaubt zuerst einen aufgeschwemmten Lehmhügel zu sehen, der vom Regen ausgewaschen wäre, doch konnte ich bei näherer Betrachtung von seiner Natur soviel entdecken: Das feste Gestein, woraus dieser Theil des Gebirges besteht, ist ein sehr feinblättriger Schieferthon, welcher mit Gyps abwechselt. Das schiefrige Gestein ist so innig mit Schwefelkies gemischt, daß es, von Luft und Feuchtigkeit berührt, sich ganz und gar verändert. Es schwillt auf, die Lagen verlieren sich, es entsteht eine Art Letten, muschlig, zerbröckelt, auf den Flächen glänzend, wie Steinkohlen. Nur an großen Stücken, deren ich mehrere zerschlug, und beide Gestalten deutlich wahrnahm, konnte man sich von dem Uebergange, von der Umbildung überzeugen. Zugleich sieht man die muschligen Flächen mit weißen Puncten beschlagen, manchmal sind gelbe Partie'n d'rin; so zerfällt nach und nach die ganze Oberfläche, und der Hügel sieht wie ein verwitterter Schwefelkies im Großen aus. Es finden sich unter den Lagen auch härtere, grüne und rothe. Schwefelkies hab' ich in dem Gestein auch öfters angeflogen gefunden.

Nun stieg ich in den Schluchten des bröcklich aufgelösten Gebirgs hinauf, wie sie von den letzten Regengüssen durchwaschen waren, und fand, zu meiner Freude, den gesuchten Schwerspath häufig, meist in unvollkommener Eiform, an mehrern Stellen des eben zerfallenden Gebirgs hervorschauen, theils ziemlich rein, theils noch von dem Thon, in welchem er stack, genau umgeben. Daß es keine Geschiebe seien, davon kann man sich bei'm ersten Anblick überzeugen. Ob sie gleichzeitig mit der Schieferthonlage, oder ob sie erst bei Auflösung oder Zersetzung derselben entstanden, verdient eine nähere Untersuchung. Die von mir aufgefundenen Stücke nähern sich, größer oder kleiner, einer unvollkommenen Eigestalt, die kleinsten gehen auch wohl in eine undeutliche Crystall-Form über. Das schwerste Stück, welches ich gefunden, wiegt siebenzehn Loth. Auch fand ich in demselbigen Thon lose, vollkommene Gyps-Crystalle. Nähere Bestimmung werden Kenner an den Stücken, die ich mitbringe, zu entwickeln wissen. Und ich wäre nun also schon wieder mit Steinen belastet! Ein Achtels-Centner dieses Schwerspaths habe ich aufgepackt.

Den 9. October, in der Nacht.

Wie viel hätte ich noch zu sagen, wenn ich Alles gestehen wollte, was mir an diesem schönen Tage durch den Kopf ging. Aber mein Verlangen ist stärker als meine Gedanken. Ich fühle mich unwiderstehlich vorwärts gezogen; nur mit Mühe sammle ich mich an dem Gegenwärtigen. Und es scheint, der Himmel erhört mich. Es meldet sich ein Vetturin gerade nach Rom, und so werde ich übermorgen unaufhaltsam dorthin abgehen. Da muß ich denn wohl heute und morgen nach meinen Sachen sehn, Manches besorgen und wegarbeiten.

Lojano a. d. Apenninen, den 21. October, Abends.

Ob ich mich heute selbst aus Bologna getrieben, oder ob ich daraus gejagt worden, wüßte ich nicht zu sagen. Genug, ich ergriff mit Leidenschaft einen schnellern Anlaß, abzureisen. Nun bin ich hier in einem elenden Wirthshause, in Gesellschaft eines päpstlichen Officiers, der nach Perugia, seiner Vaterstadt, geht. Als ich mich zu ihm in den zweirädrigen Wagen setzte, machte ich ihm, um Etwas zu reden, das Compliment, daß ich, als ein Deutscher, der gewohnt sei, mit Soldaten umzugehen, sehr angenehm finde, nun mit einem päpstlichen Officier in Gesellschaft zu reisen. — „Nehmt mir nicht übel," versetzte er darauf, „Ihr könnt wohl eine Neigung zum Soldatenstande haben; denn ich höre, in Deutschland ist Alles Militär. Aber was mich betrifft, obgleich unser Dienst sehr lästig ist und ich in Bologna, wo ich in Garnison stehe, meiner Bequemlichkeit vollkommen pflegen kann, so wollte ich doch, daß ich diese Jacke los wäre und das Gütchen meines Vaters verwaltete. Ich bin aber der jüngere Sohn, und so muß ich mir's gefallen lassen."

Den 22., Abends.

Siedo, auch ein kleines Nest auf den Apenninen, wo ich mich recht glücklich fühle, meinen Wünschen entgegenreisend. Heute gesellten sich reitend ein Herr und eine Dame zu uns, ein Engländer mit einer sogenannten Schwester. Ihre Pferde sind schön; sie reiten aber ohne Bedienung, und der Herr macht, wie es scheint, zugleich den Reitknecht und den Kammerdiener. Sie finden überall zu klagen; man glaubt einige Blätter im Archenholz zu lesen.

Die Apenninen sind mir ein merkwürdiges Stück Welt. Auf die große Fläche der Regionen

Und wer nicht denkt,
Dem wird sie geschenkt,
Er hat sie ohne Sorgen.

Faust.

Was sagt sie uns für Unsinn vor?
Es wird mir gleich der Kopf zerbrechen.
Mich dünkt, ich hör' ein ganzes Chor
Von hundert tausend Narren sprechen.

Mephistopheles.

Genug, genug, o treffliche Sybille!
Gib deinen Trank herbey, und fülle
Die Schale rasch bis an den Rand hinan;
Denn meinem Freund wird dieser Trunk nicht schaden:
Er ist ein Mann von vielen Graden,
Der manchen guten Schluck gethan.

Die Hexe

mit vielen Ceremonien, schenkt den Trank in eine Schale; wie sie Faust an den Mund bringt, entsteht eine leichte Flamme.

des Po's folgt ein Gebirg, das ſich aus der Tiefe erhebt, um, zwiſchen zwei Meeren, ſüdwärts das feſte Land zu endigen. Wäre die Gebirgsart nicht zu ſteil, zu hoch über der Meeresfläche, nicht ſo ſonderbar verſchlungen, daß Ebbe und Fluth vor allen Zeiten mehr und länger hätten vereinwirken, größere Flächen bilden und überſpülen können, ſo wäre es eins der ſchönſten Länder in dem herrlichſten Clima, etwas höher, als das andere Land. So aber iſt's ein ſeltſam Gewebe von Bergrücken gegen einander; oft ſieht man gar nicht ab, wohin das Waſſer ſeinen Ablauf nehmen will. Wären die Thäler beſſer ausgefüllt, die Flächen mehr platt und überſpült, ſo könnte man das Land mit Böhmen vergleichen, nur daß die Berge auf alle Weiſe einen andern Character haben. Doch muß man ſich keine Bergwüſte, ſondern ein meiſt bebautes, obgleich gebirgiges Land vorſtellen. Caſtanien kommen hier ſehr ſchön, der Weizen iſt trefflich und die Saat ſchon hübſch grün. Immergrüne Eichen mit kleinen Blättern ſtehen am Wege, um die Kirchen und Capellen aber ſchlanke Cypreſſen.

Geſtern Abend war das Wetter trübe, heute iſt's wieder hell und ſchön.

Den 21., Abends, Perugia.

Zwei Abende habe ich nicht geſchrieben. Die Herbergen waren ſo ſchlecht, daß an kein Anlegen eines Blattes zu denken war. Auch fängt es mir an, ein Bischen verworren zu werden; denn ſeit der Abreiſe von Venedig ſpinnt ſich der Reiſerocken nicht ſo ſchön und glatt mehr ab.

Den dreiundzwanzigſten früh, unſerer Uhr um Zehne, kamen wir aus den Apenninen hervor, und ſahen Florenz liegen, in einem weiten Thal, das unglaublich bebaut und in's Unendliche mit Villen und Häuſern beſäet iſt.

Die Stadt hatte ich eiligſt durchlaufen, den Dom, das Baptiſterium. Hier thut ſich wieder eine ganz neue, mir unbekannte Welt auf, an der ich nicht verweilen will. Der Garten Boboli liegt köſtlich. Ich eilte ſo ſchnell heraus als hinein.

Der Stadt ſieht man den Volksreichthum an, der ſie erbaut hat; man erkennt, daß ſie ſich einer Folge von glücklichen Regierungen erfreute. Ueberhaupt fällt es auf, was in Toscana gleich die öffentlichen Werke, Wege, Brücken für ein ſchönes grandioſes Anſehen haben. Es iſt hier Alles zugleich tüchtig und reinlich; Gebrauch und Nutzen mit Anmuth ſind beabſichtigt; überall läßt ſich eine belebende Sorgfalt bemerken. Der Staat des Papſtes hingegen ſcheint ſich nur zu erhalten, weil ihn die Erde nicht verſchlingen will.

Wenn ich neulich von den Apenninen ſagte, was ſie ſein könnten, Das iſt nun Toscana; weil es ſoviel tiefer lag, ſo hat das alte Meer recht ſeine Schuldigkeit gethan und tiefen Lehmboden aufgehäuft. Er iſt hellgelb und leicht zu verarbeiten. Sie pflügen tief, aber noch recht auf die urſprüngliche Art; ihr Pflug hat keine Räder, und die Pflugſchar iſt nicht beweglich. So ſchleppt ſie der Bauer, hinter ſeinen Ochſen gebückt, einher und wühlt die Erde auf. Es wird bis fünf Mal gepflügt, wenigen und nur ſehr leichten Dünger ſtreuen ſie mit den Händen. Endlich ſäen ſie den Weizen; dann häufen ſie ſchmale Gotteln auf; dazwiſchen entſtehen tiefe Furchen, Alles ſo gerichtet, daß das Regenwaſſer ablaufen muß. Die Frucht wächſt nun auf den Gotteln in die Höhe; in den Furchen gehen ſie hin und her, wenn ſie jäten. Dieſe Verfahrungsart iſt begreiflich, wo Näſſe zu fürchten iſt; warum ſie es aber auf den ſchönſten Gebreiten thun, kann ich nicht einſehen. Dieſe Betrachtung machte ich bei Arezzo, wo ſich eine herrliche Plaine aufthut. Reiner kann man kein Feld ſehen, nirgends auch nur eine Erdſcholle, Alles klar, wie geſiebt. Der Weizen gedeiht hier recht ſchön, und er ſcheint hier alle ſeiner Natur gemäßen Beſtimmungen zu finden. Das zweite Jahr bauen ſie Bohnen für die Pferde, die hier keinen Haſer bekommen. Es werden auch Lupinen geſäet, die jetzt ſchon vortrefflich grün ſtehen und im März Früchte bringen. Auch der Lein hat ſchon gekeimt; er bleibt den Winter über und wird durch den Froſt nur dauerhafter.

Die Oelbäume ſind wunderliche Pflanzen; ſie ſehen faſt wie Weiden, verlieren auch den Kern, und die Rinde klafft auseinander. Aber ſie haben deſſenungeachtet ein feſteres Anſehn. Man ſieht auch dem Holze an, daß es langſam wächſt und ſich unſäglich fein organiſirt. Das Blatt iſt weidenartig, nur wenige Blätter am Zweige. Um Florenz, an den Bergen, iſt Alles mit Oelbäumen und Weinſtöcken bepflanzt: dazwiſchen wird das Erdreich zu Körnern benutzt. Bei Arezzo und ſo weiter läßt man die Felder freier. Ich finde, daß man dem Epheu nicht genug abwehrt, der den Oelbäumen und andern ſchädlich iſt, da es ſo ein Leichtes wäre, ihn zu zerſtören. Wieſen ſieht man gar nicht. Man ſagt, das Türkiſche Korn zehre den Boden aus; ſeitdem es eingeführt worden, habe der Ackerbau in anderm Betracht verloren. Ich glaube es wohl, bei dem geringen Dünger.

Heute Abend habe ich von meinem Hauptmann Abſchied genommen, mit der Verſicherung, mit dem Verſprechen, ihn auf meiner Rückreiſe in Bologna zu beſuchen. Er iſt ein wahrer Repräſentant vieler ſeiner Landsleute. Hier Einiges, das ihn beſonders bezeichnet. Da ich oft

still und nachdenklich war, sagte er einmal: „Che pensa! non deve mai pensar l'uomo, pensando s'invecchia;“ Das ist verdolmetscht: Was denkt Ihr viel! Der Mensch muß niemals denken, denkend altert man nur. — Und nach einigem Gespräch: „Non deve fermarsi l'uomo in una sola cosa, perche allora diviene matto; bisogna aver mille cose, una confusione nella testa.“ auf Deutsch: „Der Mensch muß sich nicht auf eine einzige Sache heften; denn da wird er toll; man muß tausend Sachen, eine Confusion im Kopfe haben.“

Der gute Mann konnte freilich nicht wissen, daß ich eben darum still und nachdenkend war, weil eine Confusion von alten und neuen Gegenständen mir den Kopf verwirrte. Die Bildung eines solchen Italieners wird man noch klarer aus Folgendem erkennen. Da er wohl merkte, daß ich Protestant sei, sagte er nach einigem Umschweif: ich möchte ihm doch gewisse Fragen erlauben; denn er habe soviel Wunderliches von uns Protestanten gehört, worüber er endlich einmal Gewißheit zu haben wünsche. „Dürft Ihr denn“, so fragte er, „mit einem hübschen Mädchen auf einem guten Fuß leben, ohne mit ihr gerade verheirathet zu sein? — Erlauben Euch Das Eu're Priester?“ Ich erwiederte darauf: Unsere Priester sind kluge Leute, welche von solchen Kleinigkeiten keine Notiz nehmen. Freilich, wenn wir sie darum fragen wollten, so würden sie es uns nicht erlauben. „Ihr braucht sie also nicht zu fragen?“ rief er aus, „o, Ihr Glücklichen! Und da Ihr ihnen nicht beichtet, so erfahren sie's nicht.“ Hierauf erging er sich in Schelten und Mißbilligen seiner Pfaffen und in dem Preise unserer seligen Freiheit. — „Was jedoch die Beichte betrifft,“ fuhr er fort, „wie verhält es sich damit? Man erzählt uns, daß alle Menschen, auch die keine Christen sind, dennoch beichten müssen; weil sie aber in ihrer Verstockung nicht das Rechte treffen können, so beichten sie einem alten Baume, welches denn freilich lächerlich und gottlos genug ist, aber doch beweist, daß sie die Nothwendigkeit der Beichte anerkennen.“ Hierauf erklärte ich ihm unsere Begriffe von der Beichte und wie es dabei zugehe. Das kam ihm sehr bequem vor, er meinte aber, es sei ungefähr ebenso gut, als wenn man einem Baum beichtete. Nach einigem Zaudern ersucht' er mich sehr ernsthaft, über einen andern Punct ihm redlich Auskunft zu geben; er habe nämlich, aus dem Munde einer seiner Priester, der ein wahrhafter Mann sei, gehört, daß wir unsere Schwestern heirathen dürften, welches denn doch eine starke Sache sei. Als ich diesen Punct verneinte, und ihm einige menschliche Begriffe von unserer Lehre beibringen wollte, mochte er nicht sonderlich darauf merken; denn es kam ihm zu alltäglich vor, und er wandte sich zu einer neuen Frage. — „Man versichert uns,“ sagte er, „daß Friedrich der Große, welcher so viele Siege selbst über die Gläubigen davon getragen und die Welt mit seinem Ruhm erfüllt, daß er, den Jedermann für einen Ketzer hält, wirklich catholisch sei und vom Papste die Erlaubniß habe, es zu verheimlichen; denn er kommt, wie man weiß, in keine Eu're Kirchen, verrichtet aber seinen Gottesdienst in einer unterirdischen Capelle, mit zerknirschtem Herzen, daß er die heilige Religion nicht öffentlich bekennen darf; denn freilich, wenn er Das thäte, würden ihn seine Preußen, die ein bestialisches Volk und wüthende Ketzer sind, auf der Stelle todt schlagen, wodurch denn der Sache nicht geholfen wäre. Deßwegen hat ihm der heilige Vater jene Erlaubniß gegeben, dafür er denn aber auch die alleinseligmachende Religion im Stillen soviel ausbreitet und begünstigt als möglich.“ Ich ließ das Alles gelten und erwiederte nur: da es ein großes Geheimniß sei, könnte freilich Niemand davon Zeugniß geben. Unsere fernere Unterhaltung war ungefähr immer von derselben Art, so daß ich mich über die kluge Geistlichkeit wundern mußte, welche Alles abzulehnen und zu entstellen sucht, was den dunkeln Kreis ihrer herkömmlichen Lehre durchbrechen und verwirren könnte.

Ich verließ Perugia an einem herrlichen Morgen und fühlte die Seligkeit wieder, allein zu sein. Die Lage der Stadt ist schön, der Anblick des See's höchst erfreulich. Ich habe mir die Bilder wohl eingedrückt. Der Weg ging erst hinab, dann in einem frohen, an beiden Seiten in der Ferne von Hügeln eingefaßten Thale hin, endlich sah ich Assisi liegen.

Aus Palladio und Volkmann wußte ich, daß ein köstlicher Tempel der Minerva, zu Zeiten August's gebaut, noch vollkommen dastehe. Ich verließ bei Madonna dei Angeli meinen Vetturin, der seinen Weg nach Foligno verfolgte, und stieg unter einem starken Wind nach Assisi hinauf; denn ich sehnte mich, durch die für mich so einsame Welt eine Fußwanderung anzustellen. Die ungeheuern Substructionen der Babylonisch übereinander gethürmten Kirchen, wo der heilige Franciscus ruht, ließ ich links, mit Abneigung; denn ich dachte mir, daß darin die Köpfe sowie mein Hauptmanns-Kopf gestempelt würden. Dann fragte ich einen hübschen Jungen nach der Maria della Minerva; er begleitete mich die Stadt hinauf, die an einen Berg gebaut ist. Endlich gelangten wir in die eigentliche alte Stadt, und siehe, das löblichste Werk stand vor meinen Augen, das erste vollständige Denkmal der alten Zeit, das ich erblickte. Ein

beſcheidener Tempel, wie er ſich für eine ſo kleine Stadt ſchickte, und doch ſo vollkommen, ſo ſchön gedacht, daß er überall glänzen würde. Nun vorerſt von ſeiner Stellung! Seitdem ich in Vitruv und Palladio geleſen, wie man Städte bauen, Tempel und öffentliche Gebäude ſtellen müſſe, habe ich einen großen Reſpect vor ſolchen Dingen. Auch hierin waren die Alten ſo groß im Natürlichen. Der Tempel ſteht auf der ſchönen mittlern Höhe des Berges, wo eben zwei Hügel zuſammentreffen, auf dem Platz, der noch jetzt der Platz heißt. Dieſer ſteigt ſelbſt ein wenig an, und es kommen auf demſelben vier Straßen zuſammen, die ein ſehr gedrücktes Andreas-Kreuz machen, zwei von unten herauf, zwei von oben herunter. Wahrſcheinlich ſtanden zur alten Zeit die Häuſer noch nicht, die jetzt dem Tempel gegenüber gebaut die Ausſicht verſperren. Denkt man ſie weg, ſo blickte man gegen Mittag in die reichſte Gegend, und zugleich würde Minerva's Heiligthum von allen Seiten her geſehen. Die Anlage der Straßen mag alt ſein; denn ſie folgen aus der Geſtalt und dem Abhange des Berges. Der Tempel ſteht nicht in der Mitte des Platzes, aber ſo gerichtet, daß er dem von Rom Heraufkommenden verkürzt gar ſchön ſichtbar wird. Nicht allein das Gebäude ſollte man zeichnen, ſondern auch die glückliche Stellung.

An der Façade konnte ich mich nicht ſatt ſehen, wie genialiſch conſequent auch hier der Künſtler gehandelt. Die Ordnung iſt Corinthiſch, die Säulenweiten etwas über zwei Model. Die Säulenfüße und die Platten darunter ſcheinen auf Piedeſtalen zu ſtehen, aber es ſcheint auch nur; denn der Sockel iſt fünf Mal durchſchnitten und jedes Mal gehen fünf Stufen zwiſchen den Säulen hinauf, da man denn auf die Fläche gelangt, worauf eigentlich die Säulen ſtehen, und von welcher man auch in den Tempel hineingeht. Das Wagſtück, den Sockel zu durchſchneiden, war hier am rechten Platze; denn da der Tempel am Berge liegt, ſo hätte die Treppe, die zu ihm hinaufführte, viel zu weit vorgelegt werden müſſen, und würde den Platz verengt haben. Wie viel Stufen noch unterhalb gelegen, läßt ſich nicht beſtimmen; ſie ſind, außer wenigen, verſchüttet und zugepflaſtert. Ungern riß ich mich von dem Anblick los und nahm mir vor, alle Architecten auf dieſes Gebäude aufmerkſam zu machen, damit uns ein genauer Riß davon zukäme. Denn was Ueberlieferung für ein ſchlechtes Ding ſei, mußte ich dieſes Mal wieder bemerken. Palladio, auf den ich Alles vertraute, gibt zwar dieſes Tempels Bild, er kann ihn aber nicht ſelbſt geſehen haben; denn er ſetzt wirklich Piedeſtale auf die Fläche, wodurch die Säulen unmäßig in die Höhe kommen und ein garſtiges, Palmyriſches Ungeheuer entſteht, anſtatt daß in der Wirklichkeit ein ruhiger, lieblicher, das Auge und den Verſtand befriedigender Anblick erfreut. Was ſich durch die Beſchauung dieſes Werks in mir entwickelt, iſt nicht auszuſprechen, und wird einige Früchte bringen. Ich ging am ſchönſten Abend die Römiſche Straße hergab, im Gemüth zum Schönſten beruhigt, als ich hinter mir rauhe, heftige Stimmen vernahm, die untereinander ſtritten. Ich vermuthete, daß es Sbirren ſein möchten, die ich ſchon in der Stadt bemerkt hatte. Ich ging gelaſſen vor mich hin und horchte hinterwärts. Da konnte ich nun gar bald bemerken, daß es auf mich gemünzt ſei. Vier ſolcher Menſchen, zwei davon mit Flinten bewaffnet, in unerfreulicher Geſtalt, gingen vor mir vorbei, brummten, kehrten nach einigen Schritten zurück und umgaben mich. Sie fragten, wer ich wäre und was ich hier thäte? Ich erwiederte, ich ſei ein Fremder, der ſeinen Weg über Aſſiſi zu Fuße mache, indeſſen der Vetturin nach Foligno fahre. Dieß kam ihnen nicht wahrſcheinlich vor, daß Jemand einen Wagen bezahle und zu Fuße gehe. Sie fragten, ob ich in Gran Convento geweſen ſei. Ich verneinte Dieß, und verſicherte ihnen, ich kenne das Gebäude von alten Zeiten her. Da ich aber ein Baumeiſter ſei, habe ich dieß Mal nur die Maria della Minerva in Augenſchein genommen, welches, wie ſie wüßten, ein muſterhaftes Gebäude ſei. Das läugneten ſie nicht, nahmen aber ſehr übel, daß ich dem Heiligen meine Aufwartung nicht gemacht, und gaben ihren Verdacht zu erkennen, daß wohl mein Handwerk ſein möchte, Contrebande einzuſchwärzen. Ich zeigte ihnen das Lächerliche, daß ein Menſch, der allein auf der Straße gehe, ohne Kanzen, mit leeren Taſchen, für einen Contrebandiſten gehalten werden ſolle. Darauf erbot ich mich, mit ihnen nach der Stadt zurück und zum Podeſta zu gehen, ihm meine Papiere vorzulegen, da er mich denn als einen ehrenvollen Fremden anerkennen werde. Sie brummten hierauf und meinten, es ſei nicht nöthig, und als ich mich immerfort mit entſchiedenem Ernſt betrug, entfernten ſie ſich endlich wieder nach der Stadt zu. Ich ſah ihnen nach. Da gingen nun dieſe rohen Kerle im Vordergrunde, und hinter ihnen her blickte mich die liebliche Minerva noch ein Mal ſehr freundlich und tröſtend an; dann ſchaute ich links auf den triſten Dom des heiligen Franciſcus und wollte meinen Weg verfolgen, als einer der Unbewaffneten ſich von der Truppe ſonderte und ganz freundlich auf mich loskam. Grüßend ſagte er ſogleich: „Ihr ſolltet, mein Herr Fremder, wenigſtens mir ein Trinkgeld geben; denn ich verſichere, daß

ich Euch alſobald für einen braven Mann gehalten und Dieß laut gegen meine Geſellen erklärt habe. Das ſind aber Hipköpfe und gleich oben hinaus, und haben keine Weltkenntniß. Auch werdet Ihr bemerkt haben, daß ich Euern Worten zuerſt Beifall und Gewicht gab.“ Ich lobte ihn deßhalb und erſuchte ihn, ehrenhafte Fremde, die nach Aſſiſi, ſowohl wegen der Religion, als wegen der Kunſt kämen, zu beſchützen; beſonders die Baumeiſter, die zum Ruhme der Stadt den Minerven-Tempel, den man noch niemals recht gezeichnet und in Kupfer geſtochen, nunmehr meſſen und abzeichnen wollten. Er möchte ihnen zur Hand gehen, da ſie ſich denn gewiß dankbar erweiſen würden, und ſomit drückte ich ihm einige Silberſtücke in die Hand, die ihn über ſeine Erwartung erfreuten. Er bat mich, ja wieder zu kommen; beſonders müſſe ich das Feſt des Heiligen nicht verſäumen, wo ich mich mit größter Sicherheit erbauen und vergnügen ſollte. Ja, wenn es mir, als einem hübſchen Manne, wie billig, um ein hübſches Frauenzimmer zu thun ſei, ſo könne er mir verſichern, daß die ſchönſte und ehrbarſte Frau von ganz Aſſiſi, auf ſeine Empfehlung, mich mit Freuden aufnehmen werde. Er ſchied nun, betheuernd, daß er noch heute Abend, bei dem Grabe des Heiligen, meiner in Andacht gedenken und für meine fernere Reiſe beten wolle. So trennten wir uns, und mir war ſehr wohl, mit der Natur und mit mir ſelbſt wieder allein zu ſein. Der Weg nach Foligno war einer der ſchönſten und anmuthigſten Spaziergänge, die ich jemals zurückgelegt. Vier volle Stunden, an einem Berge hin, rechts ein reichbebautes Thal.

Mit den Vetturinen iſt es eine leidige Fahrt; das Beſte, daß man ihnen bequem zu Fuße folgen kann. Von Ferrara laß ich mich nun immer bis hierher ſo fortſchleppen. Dieſes Italien, von Natur höchlich begünſtigt, blieb in allem Mechaniſchen und Techniſchen, worauf doch eine bequemere und friſchere Lebensweiſe gegründet iſt, gegen alle Länder unendlich zurück. Das Fuhrwerk der Vetturine, welches noch Sedia, ein Seſſel, heißt, iſt gewiß aus den alten Tragſeſſeln entſtanden, in welchen ſich Frauen, ältere und vornehmere Perſonen von Maulthieren tragen ließen. Statt des hintern Maulthiers, das man hervor neben die Gabel ſpannte, ſetzte man zwei Räder unter, und an keine weitere Verbeſſerung ward gedacht. Man wird, wie vor Jahrhunderten, noch immer fortgeſchaukelt; und ſo ſind ſie in ihren Wohnungen und Allem.

Wenn man die erſte poetiſche Idee, daß die Menſchen meiſt unter freiem Himmel lebten, und ſich gelegentlich manchmal aus Noth in Höhlen zurückzogen, noch realiſirt ſehen will: ſo muß man die Gebäude hier herum, beſonders auf dem Lande, betreten, ganz im Sinn und Geſchmack der Höhlen. Eine ſo unglaubliche Sorgloſigkeit haben ſie, um über dem Nachdenken nicht zu veralten. Mit unerhörtem Leichtſinn verſäumen ſie, ſich auf den Winter auf längere Nächte vorzubereiten, und leiden deßhalb einen guten Theil des Jahres wie die Hunde. Hier in Foligno, in einer völlig Homer'ſchen Haushaltung, wo Alles um ein auf der Erde brennendes Feuer, in einer großen Halle verſammelt iſt, ſchreit und lärmt, am langen Tiſche ſpeiſt, wie die Hochzeit von Cana gemalt wird, ergreife ich die Gelegenheit, Dieſes zu ſchreiben, da Einer ein Tintenfaß holen läßt, woran ich unter ſolchen Umſtänden nicht gedacht hätte. Aber man ſieht auch dieſem Blatt die Kälte und die Unbequemlichkeit meines Schreibtiſches an.

Jetzt fühl' ich wohl die Verwegenheit, unvorbereitet und unbegleitet in dieſes Land zu gehen. Mit dem verſchiedenen Gelde, den Vetturinen, den Preiſen, den ſchlechten Wirthshäuſern iſt es eine tagtägliche Noth, daß Einer, der zum erſten Male, wie ich, allein geht und ununterbrochenen Genuß hoffte und ſuchte, ſich unglücklich genug fühlen müßte. Ich habe Nichts gewollt, als das Land ſehen, auf welche Koſten es ſei, und wenn ſie mich auf Ixion's Rad nach Rom ſchleppen, ſo will ich mich nicht beklagen.

Terni, den 27. October, Abends.

Wieder in einer Höhle ſitzend, die vor einem Jahr vom Erdbeben gelitten; das Städtchen liegt in einer köſtlichen Gegend, die ich, auf einem Rundgange um daſſelbe her, mit Freuden beſchaute, am Anfang einer ſchönen Plaine zwiſchen Bergen, die alle auch Kalk ſind. Wie Bologna d'rüben, ſo iſt Terni hüben an den Fuß des Gebirgs geſetzt.

Nun da der päpſtliche Soldat mich verlaſſen, iſt ein Prieſter mein Gefährte. Dieſer ſcheint ſchon mehr mit ſeinem Zuſtande zufrieden, und belehrt mich, den er freilich ſchon als Ketzer erkennt, auf meine Fragen ſehr gern von dem Ritus und andern dahin gehörigen Dingen. Dadurch, daß ich immer wieder unter neue Menſchen komme, erreiche ich durchaus meine Abſicht. Man muß das Volk nur unter einander reden hören; was das für ein lebendiges Bild des ganzen Landes gibt! Sie ſind auf die wunderbarſte Weiſe ſämmtlich Widerſacher, haben den ſonderbarſten Provinzial- und Stadteifer, können ſich Alle nicht leiden; die Stände ſind in ewigem Streit, und das Alles mit inniger, lebhafter, gegenwärtiger

Leidenſchaft, daß ſie einem den ganzen Tag Comödie geben und ſich bloßſtellen, und doch faſſen ſie zugleich wieder auf und merken gleich, wo der Fremde ſich in ihr Thun und Laſſen nicht finden kann.

Spoleto hab' ich beſtiegen und war auf der Waſſerleitung, die zugleich Brücke von einem Berg zu einem andern iſt. Die zehn Bogen, welche über das Thal reichen, ſtehen, von Backſteinen, ihre Jahrhunderte ſo ruhig da, und das Waſſer quillt immer noch in Spoleto an allen Orten und Enden. Das iſt nun das dritte Werk der Alten, das ich ſehe, und immer derſelbe große Sinn; eine zweite Natur, die zu bürgerlichen Zwecken handelt; Das iſt ihre Baukunſt: ſo ſteht das Amphitheater, der Tempel und der Aquaduct. Nun fühle ich erſt, wie mir mit Recht alle Willkürlichkeiten verhaßt waren, wie z. B. der Winterkaſten auf dem Weißenſtein, ein Nichts um Nichts, ein ungeheurer Confect-Aufſatz, und ſo mit tauſend andern Dingen. Das ſteht nun Alles todtgeboren da; denn was nicht eine wahre innere Exiſtenz hat, hat kein Leben, und kann nicht groß ſein und nicht groß werden.

Was bin ich nicht den letzten acht Wochen ſchuldig geworden, an Freuden und Einſicht! Aber auch Mühe hat mich's genug gekoſtet. Ich halte die Augen nur immer offen, und drücke mir die Gegenſtände recht ein. Urtheilen möchte ich gar nicht, wenn es nur möglich wäre.

San Croceſſo, eine wunderliche Capelle am Wege, halte ich nicht für den Reſt eines Tempels, der am Orte ſtand, ſondern man hat Säulen, Pfeiler, Gebälke gefunden und zuſammengeflickt, nicht dumm, aber toll. Beſchreiben läßt ſich's gar nicht; es iſt wohl irgendwo in Kupfer geſtochen.

Und ſo wird es Einem denn doch wunderbar zu Muthe, daß uns, indem wir bemüht ſind, einen Begriff des Alterthums zu erwerben, nur Ruinen entgegenſtehen, aus denen man ſich nun wieder Das kümmerlich aufzuerbauen hätte, wovon man noch keinen Begriff hat.

Mit Dem, was man claſſiſchen Boden nennt, hat es eine andere Bewandtniß. Wenn man hier nicht phantaſtiſch verfährt, ſondern die Gegegend real nimmt, wie ſie daliegt: ſo iſt ſie doch immer der entſcheidende Schauplatz, der die größten Thaten bedingt; und ſo habe ich immer bisher den geologiſchen und landſchaftlichen Blick benutzt, um Einbildungskraft und Empfindung zu unterdrücken, und mir ein freies, klares Anſchauen der Localität zu erhalten. Da ſchließt ſich denn auf eine wunderſame Weiſe die Geſchichte lebendig an; und man begreift nicht, wie Einem geſchieht, und ich fühle die größte Sehnſucht, den Tacitus in Rom zu leſen.

Das Wetter darf ich auch nicht ganz hinten ſetzen. Da ich von Bologna die Apenninen heraufkam, zogen die Wolken noch immer nach Norden; ſpäterhin veränderten ſie ihre Richtung und zogen nach dem Traſimeniſchen See. Hier blieben ſie hangen, zogen auch wohl gegen Mittag. Statt alſo, daß die große Plaine des Po den Sommer über alle Wolken nach dem Tyroler-Gebirg ſchickt, ſendet ſie jetzt einen Theil nach den Apenninen; daher mag die Regenzeit kommen.

Man fängt nun an, die Oliven abzuleſen. Sie thun es hier mit den Händen, an andern Orten ſchlagen ſie mit Stöcken d'rein. Kommt ein frühzeitiger Winter, ſo bleiben die übrigen bis gegen das Frühjahr hängen. Heute habe ich auf ſehr ſteinigem Boden die größten dickſten Bäume geſehen.

Die Gunſt der Muſen, wie die der Dämonen, beſucht uns nicht immer zur rechten Zeit. Heute ward ich aufgeregt, Etwas auszubilden, was gar nicht an der Zeit iſt. Dem Mittelpuncte des Catholicismus mich nähernd, von Catholiken umgeben, mit einem Prieſter in eine Sedie eingeſperrt, indem ich mit reinſtem Sinn die wahrhafte Natur und die edle Kunſt zu beobachten und aufzufaſſen trachte, trat mir ſo lebhaft vor die Seele, daß vom urſprünglichen Chriſtenthum alle Spur verloſchen iſt; ja, wenn ich mir es in ſeiner Reinheit vergegenwärtige, ſowie wir es in der Apoſtel-Geſchichte ſehen, ſo mußte mir ſchaudern, was nun auf jenen gemüthlichen Anfängen ein unförmliches, ja barockes Heidenthum laſtet. Da fiel mir der ewige Jude wieder ein, der Zeuge aller dieſer wunderſamen Ent- und Aufwickelungen geweſen, und ſo einen wunderlichen Zuſtand erlebte, daß Chriſtus ſelbſt, als er zurückkommt, um ſich nach den Früchten ſeiner Lehre umzuſehen, in Gefahr geräth, zum zweiten Mal gekreuzigt zu werden. Jene Legende: venio iterum crucifigi *) ſollte mir bei dieſer Cataſtrophe zum Stoff dienen.

Dergleichen Träume ſchweben mir vor. Denn aus Ungeduld, weiter zu kommen, ſchlafe ich angekleidet, und weiß nichts Hübſcheres, als vor Tag aufgeweckt zu werden, mich ſchnell in den Wagen zu ſetzen und zwiſchen Schlaf und Wachen dem Tag entgegen zu fahren, und dabei die erſten beſten Phantaſie-Bilder nach Belieben walten zu laſſen.

Citta Caſtellana, den 29. October.

Den letzten Abend will ich nicht fehlen. Es iſt noch nicht acht Uhr und Alles ſchon zu Bette.

---

*) Ich komme, wiederum gekreuzigt zu werden!

So kann ich noch zu guter Letzt des Vergangenen gedenken, und mich auf's Nächstkünftige freuen. Heute war ein ganz heiterer, herrlicher Tag, der Morgen sehr kalt, der Tag klar und warm, der Abend etwas windig, aber sehr schön.

Von Terni fuhren wir sehr früh aus; Narni kamen wir hinauf, ehe es Tag war, und so habe ich die Brücke nicht gesehen. Thäler und Tiefen, Nähe und Fernen, köstliche Gegenden, Alles Kalkgebirg, auch nicht eine Spur eines andern Gesteins.

Otricoli liegt auf einem der von den ehemaligen Strömungen zusammengeschwemmten Kieshügel und ist von Lava gebaut, jenseits des Flusses hergeholt.

Sobald man über die Brücke hinüber ist, findet man sich im vulcanischen Terrain, es sei nun unter wirklichen Laven, oder unter früherm Gestein durch Lösung und Schmelzung verändert. Man steigt einen Berg herauf, den man für graue Lava ansprechen möchte. Sie enthält viele weiße, granatförmig gebildete Crystalle. Die Chaussée, die von der Höhe nach Citta Castellana geht, von eben diesem Stein, sehr schön glatt gefahren; die Stadt auf vulcanischem Tuff gebaut, in welchem ich Asche, Bimsstein und Lava-Stücke zu entdecken glaubte. Vom Schlosse ist die Aussicht sehr schön; der Berg Soracte steht einzeln gar malerisch da, wahrscheinlich ein zu den Apenninen gehöriger Kalkberg. Die vulcanisirenden Strecken sind viel niedriger als die Apenninen, und nur das durchreißende Wasser hat aus ihnen Berge und Felsen gebildet, da denn herrlich malerische Gegenstände, überhangende Klippen und sonstige landschaftliche Zufälligkeiten gebildet werden.

Morgen Abend also in Rom. Ich glaube es noch jetzt kaum; und wenn dieser Wunsch erfüllt ist, was soll ich mir nachher wünschen? Ich wüßte Nichts, als daß ich mit meinem Fasanen-Kahn glücklich zu Hause landen und meine Freunde gesund, froh und wohlwollend antreffen möge.

Rom.

Rom, den 1. November 1786.

Endlich kann ich den Mund aufthun und meine Freunde mit Freyfinn begrüßen. Verziehen sei mir das Geheimniß und die gleichsam unterirdische Reise hierher! Kaum wagte ich mir selbst zu sagen, wohin ich ging, selbst unterwegs fürchtete ich noch, und nur unter der Porta del Popolo war ich mir gewiß, Rom zu haben.

Und laßt mich nun auch sagen, daß ich tausend Mal, ja beständig, Euerer gedenke, in der Nähe der Gegenstände, die ich allein zu sehen niemals glaubte. Nur da ich Jedermann mit Leib und Seele in Norden gefesselt, alle Anmuthung nach diesen Gegenden verschwunden sah, konnte ich mich entschließen, einen langen einsamen Weg zu machen und den Mittelpunct zu suchen, nach dem mich ein unwiderstehliches Bedürfniß hinzog. Ja, die letzten Jahre wurde es eine Art von Krankheit, von der mich nur der Anblick und die Gegenwart heilen konnte. Jetzt darf ich es gestehen: zuletzt durft' ich kein Lateinisch' Buch mehr ansehen, keine Zeichnung einer Italienischen Gegend. Die Begierde, dieses Land zu sehen, war übereif; da sie befriedigt ist, werden mir Freunde und Vaterland erst wieder recht aus dem Grunde lieb, und die Rückkehr wünschenswerth, ja um desto wünschenswerther, da ich mit Sicherheit empfinde, daß ich so viele Schätze nicht zu eigenem Besitz und Privat-Gebrauch mitbringe, sondern daß sie mir und Andern durch's ganze Leben zur Leitung und Förderniß dienen sollen.

Den 1. November.

Ja, ich bin endlich in dieser Hauptstadt der Welt angelangt! Wenn ich sie in guter Begleitung, angeführt von einem recht verständigen Manne, vor fünfzehn Jahren gesehen hätte, wollte ich mich glücklich preisen. Sollte ich sie aber allein, mit eigenen Augen sehen und besuchen, so ist es gut, daß mir diese Freude so spät zu Theil ward.

Ueber das Tyroler-Gebirg bin ich gleichsam weggeflogen. Verona, Vicenz, Padua, Venedig habe ich gut, Ferrara, Cento, Bologna flüchtig und Florenz kaum gesehen. Die Begierde, nach Rom zu kommen, war so groß, wuchs so sehr mit jedem Augenblicke, daß kein Bleiben mehr war, und ich mich nur drei Stunden in Florenz aufhielt. Nun bin ich hier und ruhig und, wie es scheint, auf mein ganzes Leben beruhigt. Denn es geht, man darf wohl sagen, ein neues Leben an, wenn man das Ganze mit Augen sieht, das man theilweise in- und auswendig kennt. Alle Träume meiner Jugend seh' ich nun lebendig; die ersten Kupferbilder, deren ich mich erinnere (mein Vater hatte die Prospecte von Rom auf einem Vorsaale aufgehängt), seh' ich nun in Wahrheit, und Alles, was ich in Gemälden und Zeichnungen, Kupfern und Holzschnitten, in Gyps und Kork schon lange gekannt, steht nun beisammen vor mir; wohin ich gehe, finde ich eine Bekanntschaft in einer neuen Welt; es ist Alles, wie ich mir's dachte, und Alles neu. Ebenso kann ich von meinen Beobachtungen, von meinen Ideen sagen. Ich

habe keinen ganz neuen Gedanken gehabt, Nichts ganz fremd gefunden, aber die alten ſind ſo beſtimmt, ſo lebendig, ſo zuſammenhängend geworden, daß ſie für neu gelten können.

Da Pygmalion's Eliſe, die er ſich ganz nach ſeinen Wünſchen geformt und ihr ſoviel Wahrheit und Daſein gegeben hatte, als der Künſtler vermag, endlich auf ihn zukam und ſagte: Ich bin's! wie anders war die Lebendige, als der gebildete Stein!

Wie moraliſch heilſam iſt mir es dann auch, unter einem ganz ſinnlichen Volke zu leben, über das ſoviel Redens und Schreibens iſt, das jeder Fremde nach dem Maßſtabe beurtheilt, den er mitbringt! Ich verzeihe Jedem, der ſie tadelt und ſchilt; ſie ſtehen zu weit von uns ab; und als Fremder mit ihnen zu verkehren, iſt beſchwerlich und koſtſpielig.

Den 5. November.

Einer der Hauptbeweggründe, die ich mir vorſpiegelte, um nach Rom zu eilen, war das Feſt Allerheiligen, der erſte November; denn ich dachte, geſchieht dem einzelnen Heiligen ſoviel Ehre, was wird es erſt mit Allen werden! Allein wie ſehr betrog ich mich! Kein auffallend allgemeines Feſt hatte die Römiſche Kirche beliebt, und jeder Orden mochte im Beſondern das Andenken ſeines Patron's im Stillen feiern; denn das Namensfeſt und der ihm zugetheilte Ehrentag iſt's eigentlich, wo jeder in ſeiner Glorie erſcheint.

Geſtern aber, am Tage Allerſeelen, gelang mir's beſſer. Das Andenken Dieſer feiert der Papſt in ſeiner Haus-Capelle auf dem Quirinal. Jedermann hat freien Zutritt. Ich eilte mit Tiſchbein auf den Monte Cavallo . . . Der Platz vor dem Palaſte hat was ganz Eigenes, Individuelles, ſo unregelmäßig als grandios und lieblich. Die beiden Coloſſen erblickt' ich nun! Weder Auge noch Geiſt ſind hinreichend, ſie zu faſſen. Wir eilten mit der Menge durch den prächtig geräumigen Hof eine übergeräumige Treppe hinauf. In dieſen Vorſälen, der Capelle gegenüber, in der Anſicht der Reihe von Zimmern, fühlt man ſich wunderbar unter einem Dache mit dem Statthalter Chriſti.

Die Function war angegangen, Papſt und Cardinäle ſchon in der Kirche; der heilige Vater, die ſchönſte, würdigſte Männergeſtalt, Cardinäle von verſchiedenem Alter und Bildung.

Mich ergriff ein wunderbar Verlangen, das Oberhaupt der Kirche möge den goldenen Mund aufthun und, von dem unausſprechlichen Heil der ſeligen Seelen mit Entzücken ſprechend, uns in Entzücken verſetzen. Da ich ihn aber vor dem Altare ſich nur hin und her bewegen ſah, bald nach dieſer bald nach jener Seite ſich wendend, ſich wie ein gemeiner Pfaffe geberdend und murmelnd, da regte ſich die proteſtantiſche Erbſünde, und mir wollte das bekannte und gewohnte Meßopfer hier keineswegs gefallen. Hat doch Chriſtus ſchon als Knabe, durch mündliche Auslegung der Schrift, und in ſeinem Jünglingsleben gewiß nicht ſchweigend gelehrt und gewirkt; denn er ſprach gern, geiſtreich und gut, wie wir aus den Evangelien wiſſen. Was würde der ſagen, dacht' ich, wenn er hereintrete und ſein Ebenbild auf Erden ſummend und hin- und wiederwankend anträfe? Das venio iterum crucifigi! fiel mir ein, und ich zupfte meinen Geſährten, daß wir in's Freie der gewölbten und gemalten Säle kämen.

Hier fanden wir eine Menge Perſonen, die köſtlichen Gemälde aufmerkſam betrachtend; denn dieſes Feſt Allerſeelen iſt auch zugleich das Feſt aller Künſtler in Rom. Ebenſo wie die Capelle iſt der ganze Palaſt und die ſämmtlichen Zimmer Jedem zugänglich und dieſen Tag für viele Stunden frei und offen; man braucht kein Trinkgeld zu geben und wird von dem Caſtellan nicht gedrängt.

Die Wandgemälde beſchäftigten mich, und ich lernte da neue, mir kaum dem Namen nach bekannte treffliche Männer kennen, ſowie z. B. den heitern Carl Maratti ſchätzen und lieben.

Vorzüglich willkommen aber waren mir die Meiſterſtücke der Künſtler, deren Art und Weiſe ich mir ſchon eingeprägt hatte. Ich ſah mit Bewunderung die heilige Petronilla von Guercin, ehemals in St. Peter, wo nun eine muſiviſche Copie anſtatt des Originals aufgeſtellt iſt. Der Heiligen Leichnam wird aus dem Grabe gehoben und dieſelbe Perſon neubelebt in der Himmelshöhe von einem göttlichen Jüngling empfangen. Was man auch gegen dieſe doppelte Handlung ſagen mag, das Bild iſt unſchätzbar.

Noch mehr erſtaunte ich vor einem Bilde von Titian; es überleuchtet alle, die ich geſehen habe. Ob mein Sinn ſchon geübter, oder ob es wirklich das vortrefflichſte ſei, weiß ich nicht zu unterſcheiden. Ein ungeheures Meßgewand, das von Stickerei, ja von getriebenen Goldfiguren ſtarrt, umhüllt eine anſehnliche biſchöfliche Geſtalt. Den maſſiven Hirtenſtab in der Linken, blickt er entzückt in die Höhe; mit der Rechten hält er ein Buch, woraus er ſo eben eine göttliche Berührung empfangen zu haben ſcheint. Hinter ihm eine ſchöne Jungfrau, die Palme in der Hand, mit lieblicher Theilnahme nach dem aufgeſchlagenen Buche hinſchauend. Ein ernſter Alter dagegen zur Rechten; dem Buche ganz nahe, ſcheint er deſſen nicht zu achten; die Schlüſſel in der

Hand mag er ſich wohl eigenen Aufſchluß zutrauen. Dieſer Gruppe gegenüber ein nackter, wohlgebildeter, gebundener, von Pfeilen verletzter Jüngling, vor ſich hinſehend, beſcheiden ergeben. In dem Zwiſchenraume zwei Mönche, Kreuz und Lilie tragend, andächtig gegen die Himmliſchen gekehrt; denn oben offen iſt das halbrunde Gemäuer, das ſie ſämmtlich umſchließt. Dort bewegt ſich in höchſter Glorie eine herabwärts theilnehmende Mutter. Das lebendig muntere Kind in ihrem Schooße reicht mit heiterer Geberde einen Kranz herüber, ja ſcheint ihn herunter zu werfen. Auf beiden Seiten ſchweben Engel, Kränze ſchon im Vorrath haltend. Ueber Allen aber und über dreifachem Strahlenkreiſe waltet die himmliſche Taube, als Mittelpunct und Schlußſtein zugleich.

Wir ſagen uns: hier muß ein heiliges, altes Ueberliefertes zum Grunde liegen, daß dieſe verſchiedenen, unpaſſenden Perſonen ſo kunſtreich und bedeutungsvoll zuſammengeſtellt werden konnten. Wir fragen nicht nach, wie und warum, wir laſſen es geſchehen und bewundern die unſchätzbare Kunſt.

Weniger unverſtändlich aber doch geheimnißvoll iſt ein Wandbild von Guido in ſeiner Capelle. Die kindlich lieblichſte, frömmſte Jungfrau ſitzt ſtill vor ſich hin und näht; zwei Engel ihr zur Seite erwarten jeden Wink, ihr zu dienen. Daß jugendliche Unſchuld und Fleiß von den Himmliſchen bewacht und geehrt werde, ſagt uns das liebe Bild. Es bedarf hier keiner Legende, keiner Auslegung.

Nun aber zu Milderung des künſtleriſchen Ernſtes ein heiteres Abenteuer: Ich bemerkte wohl, daß mehrere Deutſche Künſtler, zu Tiſchbein als Bekannte tretend, mich beobachteten und ſodann hin und wieder gingen. Er, der mich einige Augenblicke verlaſſen hatte, trat wieder zu mir und ſagte: „Da gibt's einen großen Spaß! Das Gerücht, Sie ſeien hier, hatte ſich ſchon verbreitet, und die Künſtler wurden auf den einzigen unbekannten Fremden aufmerkſam. Nun iſt Einer unter uns, der ſchon längſt behauptet, er ſei mit Ihnen umgegangen, ja, er wollte mit Ihnen in freundſchaftlichem Verhältniß gelebt haben, woran wir nicht ſo recht glauben wollten. Dieſer ward aufgefordert, Sie zu betrachten und den Zweifel zu löſen; er verſicherte aber kurz und gut, Sie ſeien es nicht und an dem Fremden keine Spur Ihrer Geſtalt und Anſehens. So iſt doch wenigſtens das Incognito für den Moment gedeckt, und in der Folge gibt es Etwas zu lachen."

Ich miſchte mich nun freimüthiger unter die Künſtlerſchaar und fragte nach den Meiſtern verſchiedener Bilder, deren Kunſtweiſe mir noch nicht bekannt geworden. Endlich zog mich ein Bild beſonders an, den heiligen Georg, den Drachenüberwinder [illegible] Jungfrauenbefreier vorſtellend. Niemand konnte mir den Meiſter nennen. Da trat ein kleiner, beſcheidener, bisher lautloſer Mann hervor und belehrte mich, es ſei von Pordenone, dem Venetianer, eines ſeiner beſten Bilder, an dem man ſein ganzes Verdienſt erkenne. Nun konnt' ich meine Neigung gar wohl erklären: das Bild hatte mich angemuthet, weil ich mit der Venetianiſchen Schule ſchon näher bekannt, die Tugenden ihrer Meiſter beſſer zu ſchätzen wußte.

Der belehrende Künſtler iſt Heinrich Meyer, ein Schweizer, der mit einem Freunde, Namens Eölla, ſeit einigen Jahren hier ſtudirt, die antiken Büſten in Sepia vortrefflich nachbildet und in der Kunſtgeſchichte wohl erfahren iſt.

Den 7. November.

Nun bin ich ſieben Tage hier, und nach und nach tritt in meiner Seele der allgemeine Begriff dieſer Stadt hervor. Wir gehn fleißig hin und wieder; ich mache mir die Pläne des alten und neuen Roms bekannt, betrachte die Ruinen, die Gebäude, beſuche ein und die andere Villa, die größten Merkwürdigkeiten werden ganz langſam behandelt, ich thue nur die Augen auf, und ſeh' und geh' und komme wieder; denn man kann ſich nur in Rom auf Rom vorbereiten.

Geſtehen wir jedoch: es iſt ein ſaures und trauriges Geſchäft, das alte Rom aus dem neuen herauszuklauben; aber man muß es denn doch thun und zuletzt eine unſchätzbare Befriedigung hoffen. Man trifft Spuren einer Herrlichkeit und einer Zerſtörung, die beide über unſere Begriffe gehen. Was die Barbaren ſtehen ließen, haben die Baumeiſter des neuen Roms verwüſtet.

Wenn man ſo eine Exiſtenz anſieht, die zweitauſend Jahre und darüber alt iſt, durch den Wechſel der Zeiten ſo mannigfaltig und vom Grund aus verändert, und doch noch derſelbe Boden, derſelbe Berg, ja oft dieſelbe Säule und Mauer, und im Volke noch die Spuren des alten Characters: ſo wird man ein Mitgenoſſe der großen Rathſchlüſſe des Schickſals, und ſo wird es dem Betrachter von Anfang ſchwer, zu entwickeln, wie Rom auf Rom folgt, und nicht allein das neue auf das alte, ſondern die verſchiedenen Epochen des alten und neuen ſelbſt aufeinander. Ich ſuche nur erſt ſelbſt die halbverdeckten Puncte herauszufühlen; dann laſſen ſich erſt die ſchönen Vorarbeiten recht vollſtändig nutzen; denn ſeit dem fünfzehnten Jahrhundert bis auf unſere Tage haben ſich

treffliche Künstler und Gelehrte mit diesen Gegenständen ihr ganzes Leben durch beschäftigt.

Und dieses Ungeheure wirkt ganz ruhig auf uns ein, wenn wir in Rom hin und her eilen, um zu den höchsten Gegenständen zu gelangen. Anderer Orten muß man das Bedeutende aufsuchen, hier werden wir davon überdrängt und überfüllt. Wie man geht und steht, zeigt sich ein landschaftliches Bild aller Art und Weise, Paläste und Ruinen, Gärten und Wildniß, Fernen und Engen, Häuschen, Ställe, Triumphbögen und Säulen, oft Alles zusammen so nah, daß es auf ein Blatt gebracht werden könnte. Man müßte mit tausend Griffeln schreiben; was soll hier eine Feder! Und dann ist man Abends müde und erschöpft vom Schauen und Staunen.

Den 7. November.

Verzeihen mir jedoch meine Freunde, wenn ich künftig wortkarg erfunden werde! Während eines Reisezugs rafft man unterwegs auf, was man kann; jeder Tag bringt etwas Neues, und man eilt, auch darüber zu denken und zu urtheilen. Hier aber kömmt man in eine gar große Schule, wo ein Tag soviel sagt, daß man von dem Tage Nichts zu sagen wagen darf. Ja man thäte wohl, wenn man, Jahre lang hier verweilend, ein Pythagoräisches Stillschweigen beobachtete.

An denselben.

Ich bin recht wohl. Das Wetter ist, wie die Römer sagen, brutto; es geht ein Mittagwind, Scirocco, der täglich mehr oder weniger Regen herbeiführt. Ich kann aber diese Witterung nicht unangenehm finden; es ist warm dabei, wie es bei uns im Sommer regnichte Tage nicht sind.

Den 7. November.

Tischbein's Talente sowie seine Vorsätze und Kunstabsichten lerne ich nun immermehr kennen und schätzen. Er legte mir seine Zeichnungen und Skizzen vor, welche sehr viel Gutes geben und verkünden. Durch den Aufenthalt bei Bodmer sind seine Gedanken auf die ersten Zeiten des menschlichen Geschlechts geführt worden, da, wo es sich auf die Erde gesetzt fand und die Aufgabe lösen sollte, Herr der Welt zu werden.

Als geistreiche Einleitung zu dem Ganzen bestrebte er sich, das hohe Alter der Welt sinnlich darzustellen. Berge mit herrlichen Wäldern bewachsen, Schluchten von Wasserbächen ausgerissen, ausgebrannte Vulcane, kaum noch leise dampfend. Im Vordergrund ein mächtiger in der Erde übriggebliebener Stock eines vieljährigen Eichbaums, an dessen halbentblößten Wurzeln ein Hirsch die Stärke seines Geweihes versucht, so gut gedacht als lieblich ausgeführt.

Dann hat er auf einem höchst merkwürdigen Blatte den Mann zugleich als Pferdebändiger und allen Thieren der Erde, der Luft und des Wassers, wo nicht an Stärke, doch an List überlegen dargestellt. Die Composition ist außerordentlich schön; als Oelbild müßte es eine große Wirkung thun. Eine Zeichnung davon müssen wir nothwendig in Weimar besitzen. Sodann denkt er an eine Versammlung der Alten, Weisen und geprüften Männer, wo er Gelegenheit nehmen wird, wirkliche Gestalten darzustellen. Mit dem größten Enthusiasmus aber skizzirt er an einer Schlacht, wo sich zwei Parteien Reiterei wechselseitig mit gleicher Wuth angreifen, und zwar an einer Stelle, wo eine ungeheure Felsschlucht sie trennt, über welche das Pferd nur mit größter Anstrengung hinüberspringen kann. An Vertheidigung ist hier nicht zu denken. Kühner Angriff, wilder Entschluß, Gelingen oder Sturz in den Abgrund. Dieses Bild wird ihm Gelegenheit geben, die Kenntnisse, die er von dem Pferde, dessen Bau und Bewegung besitzt, auf eine sehr bedeutende Weise zu entfalten.

Diese Bilder sodann und eine Reihe von folgenden und eingeschalteten, wünscht er durch ein Gedicht verknüpft, welches dem Dargestellten zur Erklärung diene, so daß jene ihm dagegen wieder durch bestimmte Gestalten Körper und Reiz verliehen.

Der Gedanke ist schön; nur müßte man freilich mehrere Jahre zusammen sein, um ein solches Werk auszuführen.

Den 7. November.

Die Logen von Raphael und die großen Gemälde der Schule von Athen ꝛc. hab' ich nur erst ein Mal gesehen; und da ist's, als wenn man den Homer aus einer zum Theil verloschenen, beschädigten Handschrift herausstudiren sollte. Das Vergnügen des ersten Eindrucks ist unvollkommen, nur wenn man nach und nach Alles recht durchgesehn und studirt hat, wird der Genuß ganz. Am erhaltensten sind die Deckenstücke der Logen, die biblische Geschichten vorstellen, so frisch wie gestern gemalt, zwar die wenigsten von Raphael's eigner Hand, doch aber gar trefflich nach seinen Zeichnungen und unter seiner Aufsicht.

Den 7. November.

Ich habe manchmal in früherer Zeit die wunderliche Grille gehabt, daß ich mir sehnlichst wünschte, von einem wohlunterrichteten Manne, von einem kunst- und geschichtskundigen Ein-

ander, nach Italien geführt zu werden; und nun hat sich das Alles indessen schöner gebildet, als ich hätte ahnen können. Tischbein lebte so lange hier, als mein herzlicher Freund; er lebte hier mit dem Wunsche, mir Rom zu zeigen; unser Verhältniß ist alt durch Briefe, neu durch Gegenwart; wo hätte mir ein werther[e]rer Führer erscheinen können? Ist auch meine Zeit nur beschränkt, so werde ich doch das Möglichste genießen und lernen.

Und bei allem Dem seh' ich voraus, daß ich wünschen werde, anzukommen, wenn ich wegge[h]e.

Den 9. November.

Mein wunderliches und vielleicht grillenhaftes Halb-Incognito bringt mir Vortheile, an die ich nicht denken konnte. Da sich Jedermann verpflichtet, zu ignoriren, wer ich sei, und also auch Niemand mit mir von mir reden darf, so bleibt den Menschen Nichts übrig, als von sich selbst oder von Gegenständen zu sprechen, die ihnen interessant sind; dadurch erfahr' ich nun umständlich, womit sich ein Jeder beschäftigt, oder was irgend Merkwürdiges entsteht und hervorgeht. Hofrath Reifenstein fand sich auch in diese Grille; da er aber den Namen, den ich angenommen hatte, aus einer besondern Ursache nicht leiden konnte, so baronisirte er mich geschwind, und ich heiße nun der Baron gegen Rondanini über. Dadurch bin ich bezeichnet genug, um so mehr, als der Italiener die Menschen nur nach den Vornamen oder Spitznamen benennet. Genug, ich habe meinen Willen und entgehe der unendlichen Unbequemlichkeit, von mir und meinen Arbeiten Rechenschaft geben zu müssen.

Den 8. November.

Manchmal stehe ich wie einen Augenblick still, und überschaue die höchsten Gipfel des schon Gewonnenen. Sehr gerne blicke ich nach Venedig zurück, auf jenes große Dasein, dem Schooße des Meeres, wie Pallas aus dem Haupte Jupiter's entsprossen. Hier hat mich die Rotonda, so die äußere wie die innere, zu einer freudigen Verehrung ihrer Großheit bewogen. In St. Peter habe ich begreifen lernen, wie die Kunst sowohl als die Natur alle Maßvergleichung aufheben kann. Und so hat mich Apoll von Belvedere aus der Wirklichkeit hinausgerückt. Denn wie von jenen Gebäuden die richtigsten Zeichnungen keinen Begriff geben, so ist es hier mit dem Original von Marmor gegen die Gypsabgüsse, deren ich doch sehr schöne früher gekannt habe.

Den 10. November.

Ich lebe nun hier mit einer Klarheit und Ruhe, von der ich lange kein Gefühl hatte. Meine Uebung, alle Dinge, wie sie sind, zu sehen und abzulesen; meine Treue, das Auge Licht sein zu lassen, meine völlige Entäußerung von aller Prätention kommen mir einmal wieder recht zu Statten und machen mich im Stillen höchst glücklich: alle Tage ein neuer merkwürdiger Gegenstand, täglich frische, große, seltsame Bilder und ein Ganzes, das man sich lange denkt und träumt, nie mit der Einbildungskraft erreicht.

Heute war ich bei der Pyramide des Cestius und Abends auf dem Palatin, oben auf den Ruinen der Kaiserpaläste, die wie Felsenwände dastehn. Hiervon läßt sich nun freilich Nichts überliefern. Wahrlich, es gibt hier nichts Kleines, wenn auch wohl hier und da etwas Scheinwerthes und Abgeschmacktes; doch auch ein Solches hat Theil an der allgemeinen Großheit genommen.

Kehr' ich nun in mich selbst zurück, wie man doch so gern thut bei jeder Gelegenheit, so entdecke ich ein Gefühl, das mich unendlich freut, ja, das ich sogar auszusprechen wage. Wer sich mit Ernst hier umsieht und Augen hat zu sehen, muß solid werden, er muß einen Begriff von Solidität fassen, der ihm nie so lebendig war.

Der Geist wird zur Tüchtigkeit gestempelt, gelangt zu einem Ernst ohne Trockenheit, zu einem gesetzten Wesen mit Freude. Mir wenigstens ist es, als wenn ich die Dinge dieser Welt nie so richtig geschätzt hätte als hier. Ich freue mich der gesegneten Folgen auf mein ganzes Leben.

Und so laßt mich auftreffen, wie es kommen will, die Ordnung wird sich geben. Ich bin nicht hier, um nach meiner Art zu genießen; befleißigen will ich mich der großen Gegenstände, lernen und mich ausbilden, ehe ich vierzig Jahr alt werde.

Den 11. November.

Heut' hab' ich die Nymphe Egeria besucht, dann die Neunbahn des Caracalla, die zerstörten Grabstätten längs der Via Appia und das Grab der Metella, das Einem erst einen Begriff von solidem Mauerwerk gibt. Diese Menschen arbeiteten für die Ewigkeit; es war auf Alles calculirt, nur auf den Unsinn der Verwüster nicht, dem Alles weichen mußte. Recht sehnlich habe ich Dich herzugewünscht. Die Reste der großen Wasserleitung sind höchst ehrwürdig; der schöne, große Zweck, ein Volk zu tränken durch eine so ungeheure Anstalt! Abends kamen wir an's Coliseo, da es schon dämm'rig war. Wenn man das ansieht, scheint wieder alles And're klein; es ist so groß, daß man das Bild nicht in der Seele behalten kann; man erinnert sich dessen nur kleiner wieder; und

Mephiſtopheles.

Nur friſch hinunter! Immer zu!
Es wird dir gleich das Herz erfreuen.
Biſt mit dem Teufel du und du,
Und willſt dich vor der Flamme ſcheuen?

Die Hexe löſ't den Kreis.

Fauſt tritt heraus.

Mephiſtopheles.

Nun friſch hinaus! Du darfſt nicht ruhn.

Die Hexe.

Mög' euch das Schlückchen wohl behagen!

Mephiſtopheles zur Hexe.

Und kann ich dir was zu Gefallen thun,
So darfſt du mir's nur auf Walpurgis ſagen.

Die Hexe.

Hier iſt ein Lied! wenn ihr's zuweilen ſingt,
So werdet ihr beſondre Wirkung ſpüren.

kehrt man dahin zurück, kommt es Einem auf's Neue größer vor.

Frascati, den 15. November.

Die Gesellschaft ist zu Bette, und ich schreibe noch aus der Tusch-Muschel, aus welcher gezeichnet worden ist. Wir haben ein Paar schöne regenfreie Tage hier gehabt, warm und freundlichen Sonnenschein, daß man den Sommer nicht vermißt. Die Gegend ist sehr angenehm; der Ort liegt auf einem Hügel, vielmehr an einem Berge, und jeder Schritt bietet dem Zeichner die herrlichsten Gegenstände. Die Aussicht ist unbegrenzt; man sieht Rom liegen und weiter die See, an der rechten Seite die Gebirge von Tivoli und so fort. In dieser lustigen Gegend sind Landhäuser recht zur Lust angelegt; und wie die alten Römer schon hier ihre Villen hatten, so haben, vor hundert Jahren und mehr, reiche und übermüthige Römer ihre Landhäuser auch auf die schönsten Flecke gepflanzt. Zwei Tage gehn wir schon hier herum, und es ist immer etwas Neues und Reizendes.

Und doch läßt sich kaum sagen, ob nicht die Abende noch vergnügter als der Tag hingehen. Sobald die stattliche Wirthinn die messingene, dreiarmige Lampe auf den großen, runden Tisch gesetzt, und felicissima notte! gesagt hat, versammelt sich Alles im Kreise und legt die Blätter vor, welche den Tag über gezeichnet und skizzirt worden. Darüber spricht man, ob der Gegenstand hätte günstiger aufgenommen werden sollen, ob der Character getroffen ist und was solche erste allgemeine Forderniße sind, wovon man sich schon bei dem ersten Entwurf Rechenschaft geben kann. Hofrath Reifenstein weiß diese Sitzungen durch seine Einsicht und Autorität zu ordnen und zu leiten. Diese löbliche Anstalt aber schreibt sich eigentlich von Philipp Hackert her, welcher höchst geschmackvoll die wirklichen Aussichten zu zeichnen und auszuführen wußte. Künstler und Liebhaber, Männer und Frauen, Alte und Junge ließ er nicht ruhen; er munterte Jeden auf, nach seinen Gaben und Kräften sich gleichfalls zu versuchen, und ging mit gutem Beispiel vor. Diese Art, eine Gesellschaft zu versammeln und zu unterhalten, hat Hofrath Reifenstein nach der Abreise jenes Freundes treulich fortgesetzt, und wir finden, wie löblich es sei, den thätigen Antheil eines Jeden zu wecken. Die Natur und Eigenschaft der verschiedenen Gesellschaftsglieder tritt auf eine anmuthige Weise hervor. Tischbein z. B. sieht als Historien-Maler die Landschaft ganz anders an, als der Landschaftszeichner. Er findet bedeutende Gruppen und andere anmuthige vielsagende Gegenstände da, wo ein Anderer Nichts gewahr würde; und so glückte ihm, auch manchen menschlichen, nahen Zug zu erhaschen, es sei nun an Kindern, Landleuten, Bettlern und andern dergleichen Naturmenschen oder auch an Thieren, die er mit wenigen characteristischen Strichen gar glücklich darzustellen weiß, und dadurch der Unterhaltung immer neuen angenehmen Stoff unterlegt.

Will das Gespräch ausgehen, so wird gleichfalls nach Hackert's Vermächtniß in Sulzer's Theorie gelesen; und wenn man gleich vor einem höhern Standpuncte mit diesem Werke nicht ganz zufrieden sein kann, so bemerkt man doch mit Vergnügen den guten Einfluß auf Personen, die auf einer mittlern Stufe der Bildung stehen.

Den 17. November.

Wir sind zurück! Heute Nacht fiel ein entsetzlicher Regenguß mit Donner und Blitzen; nun regnet es fort und ist immer warm dabei.

Ich aber kann nur mit wenig Worten das Glück dieses Tages bezeichnen. Ich habe die Fresco-Gemälde von Dominichin in Andrea della Valle, ingleichen die Farnesische Gallerie von Caraccio gesehen; freilich zuviel für Monate, geschweige für einen Tag!

Den 18. November.

Es ist wieder schön Wetter, ein heller, freundlicher, warmer Tag.

Ich sah in der Farnesina die Geschichte der Psyche, deren farbige Nachbildungen so lange meine Zimmer erheitern, dann zu St. Peter in Montorio die Verklärung von Raphael: Alles alte Bekannte, wie Freunde, die man sich in der Ferne durch Briefwechsel gemacht hat, und die man nun von Angesicht sieht. Das Mitleben ist doch ganz was anders; jedes wahre Verhältniß und Mißverhältniß spricht sich sogleich aus.

Auch finden sich aller Orten und Enden herrliche Sachen, von denen nicht so viel Redens ist, die nicht so oft durch Kupfer und Nachbildungen in die Welt gestreut sind. Hiervon bringe ich Manches mit, gezeichnet von guten, jungen Künstlern.

Den 19. November.

Daß ich mit Tischbein schon so lange durch Briefe in dem besten Verhältniß stehe, daß ich ihm so manchen Wunsch, sogar ohne Hoffnung, nach Italien zu kommen, mitgetheilt, machte unser Zusammentreffen sogleich fruchtbar und erfreulich. Er hatte immer an mich gedacht und für mich gesorgt. Auch was die Steine betrifft, mit welchen die Alten und Neuen gebaut, ist er vollkommen zu Hause, er hat sie recht gründlich studirt, wobei ihm sein Künstlerauge und die Künstlerhand an sinnlichen Dingen sehr zu

Statten kommt. Eine für mich ausgewählte Sammlung von Musterstücken hat er vor Kurzem nach Weimar abgesendet, die mich bei meiner Zurückkunft freundlich empfangen soll. Ein bedeutender Nachtrag hat sich indessen gefunden. Ein Geistlicher, der sich jetzt in Frankreich aufhält, und über die antiken Steinarten ein Werk auszuarbeiten dachte, erhielt durch die Gunst der Propaganda ansehnliche Stücke Marmor von der Insel Paros. Diese wurden hier zu Musterstücken verschnitten, und zwölf verschiedene Stücke auch für mich bei Seite gelegt, vom feinsten bis zum gröbsten Korn, von der größten Reinheit und dann minder und mehr mit Glimmer gemischt, jene zur Bildhauerei, diese zur Architectur anwendbar. Wie viel eine genaue Kenntniß des Material's, worin die Künste gearbeitet, zu ihrer Beurtheilung hilft, fällt genugsam in die Augen.

Gelegenheit gibt's genug, dergleichen hier zusammen zu schleppen. Auf den Ruinen des Nero'schen Palastes gingen wir durch frisch aufgehäufelte Artischoken-Länder, und konnten uns nicht enthalten, die Taschen vollzustecken von Granit, Porphyr und Marmor-Täfelchen, die zu Tausenden hier herum liegen, und von der alten Herrlichkeit der damit überkleideten Wände noch als unerschöpfliche Zeugen gelten.

Zum 11. November.

Nun muß ich aber auch von einem wunderbaren problematischen Bilde sprechen, das sich auf jene trefflichen Dinge noch immer gut sehen läßt.

Schon vor mehrern Jahren hielt sich hier ein Franzos auf, als Liebhaber der Kunst und Sammler bekannt. Er kommt zum Besitz eines antiken Gemäldes auf Kalk, Niemand weiß, woher; er läßt das Bild durch Mengs restauriren und hat es als ein geschätztes Werk in seiner Sammlung. Winckelmann spricht irgendwo mit Enthusiasmus davon. Es stellt den Ganymed vor, der dem Jupiter eine Schale Wein reicht und dagegen einen Kuß empfängt. Der Franzose stirbt und hinterläßt das Bild seiner Wirthinn als antik. Mengs stirbt und sagt auf seinem Todbette: Es sei nicht antik; er habe es gemalt. Und nun streitet Alles gegen einander. Der Eine behauptet, es sei von Mengs zum Scherz nur so leicht hingemacht, der andere Theil sagt, Mengs habe nie so Etwas machen können, ja es sei beinahe für Raphael zu schön. Ich habe es gestern gesehn und muß sagen, daß ich auch nichts Schöneres kenne, als die Figur Ganymed's, Kopf und Rücken; das Andere ist viel restaurirt. Indessen ist das Bild discreditirt, und die arme Frau will Niemand von dem Schatz erlösen.

Den 20. November.

Da uns die Erfahrung genugsam belehrt, daß man zu Gedichten jeder Art Zeichnungen und Kupfer wünscht, ja der Maler selbst seine ausführlichsten Bilder der Stelle irgend eines Dichters widmet: so ist Tischbein's Gedanke höchst beifallswürdig, daß Dichter und Künstler zusammen arbeiten sollten, um gleich vom Ursprunge herauf eine Einheit zu bilden. Die Schwierigkeit würde um Vieles freilich vermindert, wenn es kleine Gedichte wären, die sich leicht übersehen und fördern ließen.

Tischbein hat auch hierzu sehr angenehme idyllische Gedanken, und es ist wirklich sonderbar, daß die Gegenstände, die er auf diese Weise bearbeitet wünscht, von der Art sind, daß weder dichtende noch bildende Kunst, jede für sich zur Darstellung hinreichend wären. Er hat mir davon auf unsern Spaziergängen erzählt, um mir Lust zu machen, daß ich mich darauf einlassen möge. Das Titel-Kupfer zu unserm gemeinsamen Werke ist schon entworfen; fürchtete ich mich nicht, in etwas Neues einzugehen, so könnte ich mich wohl verführen lassen.

Den 22. November, am [illegible]-Feste.

Das Andenken dieses glücklichen Tages muß ich durch einige Zeilen lebhaft erhalten und, was ich genossen, wenigstens historisch mittheilen. Es war das schönste, ruhigste Wetter, ein ganz heiterer Himmel und warme Sonne. Ich ging mit Tischbein nach dem Peters-Platze, wo wir erst, auf- und abgehend, und wenn es uns zu warm wurde, im Schatten des großen Obelisk's, der eben für zwei breit genug geworfen wird, spazirten und Trauben verzehrten, die wir in der Nähe gekauft hatten. Dann gingen wir in die Sixtinische Capelle, die wir auch hell und heiter, die Gemälde wohlerleuchtet fanden. Das jüngste Gericht und die mannigfaltigen Gemälde der Decke, von Michel Angelo, theilten unsere Bewunderung. Ich konnte nur sehen und anstaunen. Die innere Sicherheit und Männlichkeit des Meisters, seine Großheit geht über allen Ausdruck. Nachdem wir Alles wieder und wieder gesehn, verließen wir dieses Heiligthum und gingen nach der Peterskirche, die von dem heitern Himmel das schönste Licht empfing und in allen Theilen hell und klar erschien. Wir ergetzten uns, als genießende Menschen, an der Größe und der Pracht, ohne durch allzu enges und zu verständiges Geschmack uns dieß Mal leere machen zu lassen, und unterdrückten jedes schärfere Urtheil. Wir erfreuten uns des Erfreulichen.

Endlich bestiegen wir das Dach der Kirche, wo man das Bild einer wohlgebauten Stadt im Kleinen findet. Häuser und Magazine,

Brunnen (dem Anſehen nach), Kirchen und einen großen Tempel, Alles in der Luft, und ſchöne Spaziergänge dazwiſchen. Wir beſtiegen die Kuppel und beſahen die heiterheitere Gegend der Apenninen, den Berg Soracte, nach Tivoli die vulcaniſchen Hügel, Frascati, Caſtelgandolfo und die Plaine und weiter das Meer. Nahe vor uns die ganze Stadt Rom, in ihrer Breite und Weite mit ihren Berg-Paläſten, Kuppeln ꝛc. Es rührte ſich keine Luft und in dem kupfernen Knopf war es heiß, wie in einem Treibhauſe. Nachdem wir das Alles beherzigt hatten, ſtiegen wir herab, und ließen uns die Thüren zu den Geſimſen, der Kuppel, des Tambour's und des Schiffs aufſchließen; man kann um ſelbe herumgehen und dieſe Theile und die Kirche von oben betrachten. Als wir auf dem Geſimſe des Tambour's ſtanden, ging der Papſt unten in der Tiefe vorbei, ſeine Nachmittagsandacht zu halten. Es fehlte uns alſo Nichts zur Peters-Kirche. Wir ſtiegen völlig wieder herab, nahmen in einem benachbarten Gaſthofe ein fröhliches, frugales Mahl, und ſetzten unſern Weg nach der Cäcilien-Kirche fort.

Viele Worte würde ich brauchen, um die Auszierung der ganz mit Menſchen angefüllten Kirche zu beſchreiben. Man ſah eben keinen Stein der Architecten mehr. Die Säulen waren mit rothem Sammt überzogen und mit goldenen Treſſen umwunden, die Capitäle mit geſticktem Sammt in ungefährer Capitäl-Form, ſo alle Geſimſe und Pfeiler behangen und bedeckt. Alle Zwiſchenräume der Mauern mit lebhaft gemalten Stücken bekleidet, daß die ganze Kirche mit Moſaik ausgelegt ſchien; und über zweihundert Wachskerzen brannten um und neben dem Hochaltar, ſo daß die ganze eine Wand mit Lichtern beſetzt und das Schiff der Kirche vollkommen erleuchtet war. Die Seitengänge und Seitenaltäre eben ſo geziert und erhellt. Gegen dem Hochaltar über, unter der Orgel, zwei Gerüſte, auch mit Sammt überzogen, auf deren einem die Sänger, auf dem andern die Inſtrumente ſtanden, die anhaltend Muſik machten. Die Kirche war vollgedrängt.

Eine ſchöne Art muſicaliſcher Aufführung hört' ich hier. Wie man Violin- oder andere Concerte hat, ſo führen ſie Concerte mit Stimmen auf, daß die eine Stimme, der Sopran z. B., herrſchend iſt, und Solo ſingt, das Chor von Zeit zu Zeit einfällt und ihn begleitet, es verſteht ſich, immer mit dem ganzen Orcheſter. Es thut gute Wirkung. — Ich muß endigen, wie wir den Tag enden mußten. Den Abend gelangten wir noch an's Opernhaus, wo eben die Litiganti *) aufgeführt wurden, und hatten des Guten ſoviel genoſſen, daß wir vorüber gingen.

*) Die Streiter.

Den 22. November.

Damit es mir denn aber doch mit meinem beliebten Incognito nicht wie dem Vogel Strauß ergehe, der ſich für verſteckt hält, wenn er den Kopf verbirgt, ſo gebe ich auf gewiſſe Weiſe nach, meine alte Theſe immerfort behauptend. Den Fürſten von Lichtenſtein, den Bruder der mir ſo werthen Gräfinn Harrach, habe ich gern begrüßt, und einige Mal bei ihm geſpeiſ't, und konnte bald merken, daß dieſe meine Nachgiebigkeit mich weiter führen würde, und ſo kam es auch. Man hatte mir von dem Abbate Monti präludirt, von ſeinem Aristodem, einer Tragödie, die nächſtens gegeben werden ſollte. Der Verfaſſer, ſagte man, wünſche, ſie mir vorzuleſen und meine Meinung darüber zu hören. Ich ließ die Sache ſagen, ohne ſie abzulehnen; endlich fand ich einmal den Dichter und einen ſeiner Freunde bei'm Fürſten und das Stück ward vorgeleſen.

Der Held iſt, wie bekannt, ein König von Sparta, der ſich wegen allerlei Gewiſſens-Scrupel ſelbſt entleibt; und man gab mir auf eine artige Weiſe zu verſtehen, der Verfaſſer des Werther's würde wohl nicht übel finden, wenn er in dieſem Stücke einige Stellen ſeines trefflichen Buches benutzt ſinde. Und ſo konnte ich ſelbſt in den Mauern von Sparta den erzürnten Manes des unglücklichen Jünglings nicht entgehen.

Das Stück hat einen ſehr einfachen, ruhigen Gang, die Geſinnungen, wie die Sprache, ſind dem Gegenſtande gemäß, kräftig und doch weichmüthig. Die Arbeit zeigt von einem ſehr ſchönen Talente.

Ich verfehlte nicht, nach meiner Weiſe, freilich nicht nach der Italieniſchen, alles Gute und Lobenswürdige des Stücks herauszuheben, womit man zwar leidlich zufrieden war, aber doch mit ſüdlicher Ungeduld etwas mehr verlangte. Beſonders ſollte ich weiſſagen, was von dem Effect des Stücks auf das Publicum zu hoffen ſei. Ich entſchuldigte mich mit meiner Unkunde des Landes, der Vorſtellungsart und des Geſchmacks, war aber aufrichtig genug, hinzuzuſetzen, daß ich nicht recht einſehe, wie die verwöhnten Römer, die ein completes Luſtſpiel von drei Acten und eine complete Oper von zwei Acten als Zwiſchenſpiel, oder eine große Oper mit ganz fremdartigen Ballets als Intermezzi zu ſehen gewohnt ſeien, ſich an dem edeln, ruhigen Gang einer ununterbrochen fortgehenden Tragödie ergetzen könnten. Alsdann ſchien mir auch der Gegenſtand des Selbſtmords ganz außer dem Kreiſe Italieniſcher Begriffe zu lie-

gen. Daß man Andere todt ſchlage, davon hätte ich faſt Tag für Tag zu hören, daß man ſich aber ſelbſt das liebe Leben raube, oder es nur für möglich hielte, davon ſei mir noch Nichts vorgekommen.

Hierauf ließ ich mich gern umſtändlich unterrichten, was gegen meinen Unglauben einzuwenden ſein möchte, und ergab mich ſehr gern in die plauſibeln Argumente, verſicherte auch, daß ich Nichts mehr wünſche, als das Stück aufführen zu ſehen, und demſelben mit einem Chor von Freunden den aufrichtigſten, lauteſten Beifall zu zollen. Dieſe Erklärung wurde freundlichſt aufgenommen, und ich hatte alle Urſache, dieß Mal mit meiner Nachgiebigkeit zufrieden zu ſein — wie denn Fürſt Lichtenſtein die Gefälligkeit ſelbſt iſt und mir Gelegenheit geſchafft hat, mit ihm gar manche Kunſtſchätze zu ſehen, wozu beſondere Erlaubniß der Beſitzer und alſo eine höhere Einwirkung nöthig iſt.

Dagegen aber reichte mein guter Humor nicht hin, als die Tochter des Prätendenten das fremde Murmelthier gleichfalls zu ſehen verlangte. Das habe ich abgelehnt, und bin ganz entſchieden wieder untergetaucht.

Und doch iſt Das auch nicht die ganz rechte Art, und ich fühle hier ſehr lebhaft, was ich ſchon früher im Leben bemerken konnte, daß der Menſch, der das Gute will, ſich eben ſo thätig und rührig gegen Andere verhalten müſſe, als der Eigennützige, der Kleine, der Böſe. Einſehen läßt ſich's gut, es iſt aber ſchwer, in dieſem Sinne handeln.

Den 21. November.

Von der Nation wüßte ich Nichts weiter zu ſagen, als daß es Naturmenſchen ſind, die unter Pracht und Würde der Religion und der Künſte nicht ein Haar anders ſind, als ſie in Höhlen und Wäldern auch ſein würden. Was allen Fremden auffällt, und was heute wieder die ganze Stadt reden, aber auch nur reden macht, ſind die Todſchläge, die gewöhnlich vorkommen. Viere ſind ſchon in unſerm Bezirk in dieſen drei Wochen ermordet worden. Heute ward ein braver Künſtler, Schwendemann, ein Schweizer, Medailleur, der letzte Schüler von Hettinger, überfallen, völlig wie Winckelmann. Der Mörder, mit dem er ſich herumbalgte, gab ihm an die zwanzig Stiche, und da die Wache hinzukam, erſtach ſich der Böſewicht ſelbſt. Das iſt ſonſt hier nicht die Mode. Der Mörder erreicht eine Kirche, und ſo iſt's gut.

Und ſo ſollte ich denn, um auch Schatten in meine Gemälde zu bringen, von Verbrechen und Unheil, Erdbeben und Waſſerfluth Einiges melden; doch ſetzt das gegenwärtige Ausbrechen des Feuers des Veſuv's die meiſten Fremden hier in Bewegung, und man muß ſich Gewalt anthun, um nicht mit fortgeriſſen zu werden. Dieſe Naturerſcheinung hat wirklich etwas Klapperſchlangenartiges und zieht die Menſchen unwiderſtehlich an. Es iſt in dem Augenblick, als wenn alle Kunſtſchätze Rom's zu Nichte würden; die ſämmtlichen Fremden durchbrechen den Lauf ihrer Betrachtungen und eilen nach Neapel. Ich aber will ausharren in Hoffnung, daß der Berg noch Etwas für mich aufheben wird.

Den 1. December.

Moritz iſt hier, der uns durch Anton Reiſer und die Wanderungen nach England merkwürdig geworden. Es iſt ein reiner, trefflicher Mann, an dem wir viel Freude haben.

Den 1. December.

Hier in Rom, wo man ſo viele Fremde ſieht, die nicht alle der höhern Kunſt wegen dieſe Hauptſtadt der Welt beſuchen, ſondern auch wohl auf andere Art unterhalten ſein wollen, iſt man auf Allerlei vorbereitet. Es gibt ſo gewiſſe Halbkünſte, welche Handgeſchicklichkeit und Handwerksluſt verlangen, worin man es hier ſehr weit gebracht hat, und die Fremden gern mit in's Intereſſe zieht.

Dahin gehört die Wachsmalerei, die einen Jeden, der ſich einiger Maßen mit Waſſerfarben abgegeben hat, durch ihre Vorarbeiten und Vorbereitungen, ſodann zuletzt durch das Einbrennen und was ſonſt noch dazu gehört, mechaniſch beſchäftigen, und einen oft geringen Kunſtwerth durch die Neuheit des Unternehmens erhöhen kann. Es gibt geſchickte Künſtler, die hierin Unterricht geben, und unter dem Vorwand der Anleitung oft das Beſte bei der Sache thun, ſo daß zuletzt, wenn das von Wachs erhöhte und glänzende Bild in goldenen Rahmen erſcheint, die ſchöne Schülerinn ganz überraſcht von ihrem unbewußten Talent daſteht.

Eine andere artige Beſchäftigung iſt, hohl geſchnittene Steine in einen feinen Thon abzudrucken, welches auch wohl mit Medaillen geſchieht, wo beide Seiten zugleich nachgebildet werden.

Mehr Geſchick, Aufmerkſamkeit und Fleiß erfordert denn endlich das Verfertigen der Glaspaſten ſelbſt. Zu allen dieſen Dingen hat Hofrath Reifenſtein in ſeinem Hauſe, oder wenigſtens in ſeinen nächſten Umgebungen, die nöthigen Geräthſchaften und Anſtalten.

Den 2. December.

Zufällig habe ich hier Archenholz' eus Italien gefunden. Wie ſo ein Geſchreibe am Ort ſelbſt zuſammenſchrumpft, eben als wenn man das Büchlein auf Kohlen legte, daß es auch

und nach braun und schwarz würde, die Blätter sich krümmten und in Rauch aufgingen. Freilich hat er die Sachen gesehen; aber um eine großthuige, verachtende Manier gelten zu machen, besitzt er viel zu wenig Kenntnisse und stolpert lobend und tadelnd.

Den 2. December.

Das schöne, warme, ruhige Wetter, das nur manchmal von einigen Regentagen unterbrochen wird, ist mir zu Ende November's ganz was Neues. Wir gebrauchen die gute Zeit in freier Luft, die böse im Zimmer, überall findet sich Etwas zum Freuen, Lernen und Thun.

Am 28. November kehrten wir zur Sirtinischen Capelle zurück, ließen die Gallerie aufschließen, wo man den Plafond näher sehen kann; man drängt sich zwar, da sie sehr eng ist, mit einiger Beschwerlichkeit und mit anscheinender Gefahr an den eisernen Stäben weg, deßwegen auch die Schwindlichen zurück bleiben; Alles wird aber durch den Anblick des größten Meisterstücks ersetzt. Und ich bin in dem Augenblicke so für Michel Angelo eingenommen, daß mir nicht einmal die Natur auf ihn schmeckt, da ich sie doch nicht mit so großen Augen, wie er, sehen kann. Wäre nur ein Mittel, sich solche Bilder in der Seele recht zu fixiren. Wenigstens, was ich von Kupfern und Zeichnungen nach ihm erobern kann, bring' ich mit.

Wir gingen von da auf die Logen Raphael's; und kaum darf ich sagen, daß man diese nicht ansehen durfte. Das Auge war von jenen großen Formen und der herrlichen Vollendung aller Theile so ausgeweitet und verwöhnt, daß man die geistreichen Spielereien der Arabesken nicht ansehen mochte, und die biblischen Geschichten, so schön sie sind, hielten auf jene nicht Stich. Diese Werke nun öfter gegen einander zu sehen, mit mehr Muße und ohne Vorurtheil zu vergleichen, muß eine große Freude gewähren; denn Anfangs ist doch alle Theilnahme nur einseitig.

Von da schlichen wir, fast bei zu warmem Sonnenschein, auf die Villa Pamfili, wo sehr schöne Garten-Partien sind und blieben bis an den Abend. Eine große, mit immergrünen Eichen und hohen Pinien eingefaßte, flache Wiese war ganz mit Maslieben übersäet, die ihre Köpfchen alle nach der Sonne wendeten. Nun gingen meine botanischen Speculationen an, denen ich den andern Tag auf einem Spaziergange nach dem Monte Mario, der Villa Medici und Villa Madama weiter nachhing. Es ist gar interessant zu bemerken, wie eine lebhaft fortgesetzte und durch starke Kälte nicht unterbrochene Vegetation wirkt; hier gibt's keine Knospen und man lernt erst begreifen, was eine Knospe sei. Der Erdbeerbaum (arbutus unedo) blüht jetzt wieder, indem seine letzten Früchte reif werden, und so zeigt sich der Orangen-Baum mit Blüthen, halb und ganz reifen Früchten (doch werden letztere Bäume, wenn sie nicht zwischen Gebäuden stehen, nun bedeckt). Ueber die Cypresse, den respectabelsten Baum, wenn er recht alt und wohl gewachsen ist, gibt's genug zu denken. Eh'stens werd' ich den botanischen Garten besuchen und hoffe da Manches zu erfahren. Ueberhaupt ist mit dem neuen Leben, das einem nachdenkenden Menschen die Betrachtung eines neuen Landes gewährt, Nichts zu vergleichen. Ob ich gleich noch immer Derselbe bin, so mein' ich, bis auf's innerste Knochenmark verändert zu sein.

Für dieß Mal schließ' ich und werde das nächste Blatt ein Mal ganz von Unheil, Mord, Erdbeben und Unglück anfüllen, daß doch auch Schatten in meine Gemälde komme.

Den 3. December.

Die Witterung hat bisher meist von sechs zu sechs Tagen abgewechselt. Zwei ganz herrliche, ein trüber, zwei bis drei Regentage und dann wieder schöne. Ich suche jeden nach seiner Art auf's Beste zu nutzen.

Doch immer sind mir noch diese herrlichen Gegenstände wie neue Bekanntschaften. Man hat nicht mit ihnen gelebt, ihnen ihre Eigenthümlichkeit nicht abgewonnen. Einige reißen uns mit Gewalt an sich, daß man eine Zeit lang gleichgiltig, ja ungerecht gegen andere wird. So hat z. B. das Pantheon, der Apoll von Belvedere, einige colossale Köpfe, und neuerlich die Sirtinische Capelle, so mein Gemüth eingenommen, daß ich daneben fast Nichts mehr sehe. Wie will man sich aber, klein, wie man ist, und an's Kleine gewohnt, diesem Edeln, Ungeheuern, Gebildeten gleichstellen? Und wenn man es einiger Maßen zurecht rücken möchte, so drängt sich abermals eine ungeheure Menge von allen Seiten zu, begegnet Dir auf jedem Schritt und jedes fordert für sich den Tribut der Aufmerksamkeit. Wie will man sich da herausziehen? Anders nicht, als daß man es geduldig wirken und wachsen läßt und auch fleißig auf Das merkt, was Andere zu unsern Gunsten gearbeitet haben.

Winckelmann's Kunstgeschichte, übersetzt von Fea, die neue Ausgabe, ist ein sehr brauchbares Werk, das ich gleich angeschafft habe und hier am Orte in guter, anliegender und belehrender Gesellschaft sehr nützlich finde.

Auch die Römischen Alterthümer fangen mich an zu freuen. Geschichte, Inschriften, Münzen, von denen ich sonst Nichts wissen mochte: Alles

drängt ſich heran. Wie mir's in der Naturgeſchichte erging, geht es auch hier; denn an dieſen Ort knüpft ſich die ganze Geſchichte der Welt an und ich zähle einen zweiten Geburtstag, eine wahre Wiedergeburt, von dem Tage, da ich Rom betrat.

Den 5. December.

In den wenigen Wochen, die ich hier bin, habe ich ſchon manchen Fremden kommen und gehen ſehen und mich über die Leichtigkeit verwundert, mit welcher ſo viele dieſe würdigen Gegenſtände behandeln. Gott ſei Dank, daß mir von dieſen Zugvögeln künftig keiner mehr imponirt, wenn er mir im Norden von Rom ſpricht, keiner mir die Eingeweide mehr erregt! Denn ich hab's doch auch geſehen und weiß ſchon einiger Maßen, woran ich bin.

Den 8. December.

Wir haben mitunter die ſchönſten Tage. Der Regen, der von Zeit zu Zeit fällt, macht Gras und Gartenkräuter grün. Die immergrünen Bäume ſtehen auch hier hin und wieder, ſo daß man das abgefallene Laub der übrigen kaum vermißt. In den Gärten ſtehen Pomeranzen-Bäume voller Früchte, aus der Erde wachſend und unbedeckt.

Von einer ſehr angenehmen Spazierfahrt, die wir an's Meer machten, und von dem Fiſchfang daſelbſt, dachte ich umſtändlich zu erzählen, als Abends der gute Moritz hereinreitend den Arm brach, indem ſein Pferd auf dem glatten Römiſchen Pflaſter ausglitſchte. Das zerſtörte die ganze Freude und brachte in unſern kleinen Cirkel ein böſes Hauskreuz.

Den 12. December.

Wie herzlich freut es mich, daß Ihr mein Verſchwinden ſo ganz, wie ich wünſchte, genommen habt! Verſöhnt mir nun auch jedes Gemüth, das daran dürfte Anſtoß genommen haben. Ich habe Niemanden kränken wollen und kann nun auch Nichts ſagen, um mich zu rechtfertigen. Gott behüte mich, daß ich jemals mit den Prämiſſen zu dieſem Entſchluſſe einen Freund betrübe.

Ich erhole mich nun hier nach und nach von meinem salto mortale, und ſtudire mehr, als daß ich genieße. Rom iſt eine Welt und man braucht Jahre, um ſich nur erſt drinnen gewahr zu werden. Wie glücklich ſind' ich die Reiſenden, die ſehen und gehen!

Heute früh fielen mir Winckelmann's Briefe, die er aus Italien ſchrieb, in die Hand. Mit welcher Rührung hab' ich ſie zu leſen angefangen! Vor einundbreißig Jahren, in derſelben Jahreszeit, kam er, ein noch größerer Narr als ich, hierher; ihm war es auch ſo Deutſch Ernſt um das Gründliche und Sichere der Alterthümer und der Kunſt. Wie brav und gut arbeitete er ſich durch! Und was iſt mir nun aber auch das Andenken dieſes Mannes auf dieſem Platze!

Außer den Gegenſtänden der Natur, die in allen ihren Theilen wahr und conſequent iſt, ſpricht doch Nichts ſo laut, als die Spur eines guten, verſtändigen Mannes, als die ächte Kunſt, die eben ſo folgerecht iſt, als jene. Hier in Rom kann man Das recht fühlen, wo ſo manche Willkürlichkeit gewüthet hat, wo ſo mancher Unſinn durch Macht und Geld verewigt worden.

Eine Stelle in Winckelmann's Brief an Frank'en freute mich beſonders: „Man muß alle Sachen in Rom mit einem gewiſſen Phlegma ſuchen, ſonſt wird man für einen Franzoſen gehalten. In Rom, glaub' ich, iſt die hohe Schule für alle Welt, und auch ich bin geläutert und geprüft."

Das Geſagte paßt recht auf meine Art, den Sachen hier nachzugehen, und gewiß, man hat außer Rom keinen Begriff, wie man hier geſchult wird. Man muß, ſo zu ſagen, wiedergeboren werden und man ſieht auf ſeine vorigen Begriffe wie auf Kinderſchuhe zurück. Der gemeinſte Menſch wird hier zu Etwas; wenigſtens gewinnt er einen ungemeinen Begriff, wenn es auch nicht in ſein Weſen übergehen kann.

Dieſer Brief kommt Euch zum neuen Jahre. Alles Glück zum Anfange! Vor Ende ſehen wir uns wieder; und Das wird keine geringe Freude ſein. Das vergangene war das wichtigſte meines Lebens; ich mag nun ſterben oder noch eine Weile dauern, in beiden Fällen war es gut. Jetzt noch ein Wort an die Kleinen.

Den Kindern mögt Ihr Folgendes leſen oder erzählen: Man merkt den Winter nicht; die Gärten ſind mit immergrünen Bäumen bepflanzt, die Sonne ſcheint hell und warm; Schnee ſieht man nur auf den entfernteſten Bergen gegen Norden. Die Citronen-Bäume, die in den Gärten an den Wänden gepflanzt ſind, werden nun nach und nach mit Decken von Rohr überdeckt; die Pomeranzen-Bäume aber bleiben frei ſtehen. Es hängen viele hunderte der ſchönſten Früchte an ſo einem Baum, der nicht wie bei uns beſchnitten und in einen Kübel gepflanzt iſt, ſondern in der Erde frei und froh in einer Reihe mit ſeinen Brüdern ſteht. Man kann ſich nichts Luſtigers denken, als einen ſolchen Anblick. Für ein geringes Trinkgeld iſt man deren, ſoviel man will. Sie ſind ſchon jetzt recht gut, im März werden ſie noch beſſer ſein.

Neulich waren wir am Meere und ließen einen Fiſchzug thun; da kamen die wunderlich-

ſten Geſtalten zum Vorſchein an Fiſchen, Krebſen und ſeltſamen Unformen; auch der Fiſch, der dem Berührenden einen electriſchen Schlag gibt.

Den 20. December.

Und doch iſt das Alles mehr Mühe und Sorge als Genuß. Die Wiedergeburt, die mich von Innen heraus umarbeitet, wirkt immer fort. Ich dachte wohl hier was Rechtes zu lernen; daß ich aber ſoweit in die Schule zurückgehen, daß ich ſoviel verlernen, ja durchaus umlernen müßte, dachte ich nicht. Nun bin ich aber einmal überzeugt und habe mich ganz hingegeben, und je mehr ich mich ſelbſt verläugnen muß, deſto mehr freut es mich. Ich bin wie ein Baumeiſter, der einen Thurm aufführen wollte und ein ſchlechtes Fundament gelegt hatte; er wird es noch bei Zeiten gewahr und bricht gern wieder ab, was er ſchon aus der Erde gebracht hat; ſeinen Grundriß ſucht er zu erweitern, zu veredeln, ſich ſeines Grundes mehr zu verſichern, und freut ſich ſchon im Voraus der gewiſſern Feſtigkeit des künftigen Baues. Gebe der Himmel, daß bei meiner Rückkehr auch die moraliſchen Folgen an mir zu fühlen ſein möchten, die mir das Leben in einer weitern Welt gebracht hat! Ja, es iſt zugleich mit dem Kunſtſinn der ſittliche, welcher große Erneuerung leidet.

Doctor Münter iſt hier, von ſeiner Reiſe nach Sicilien zurückkehrend, ein energiſcher, heftiger Mann; ſeine Zwecke kenne ich nicht. Er wird im Mai zu Euch kommen und Mancherlei zu erzählen wiſſen. Er reiſ'te zwei Jahre in Italien. Mit den Italienern iſt er unzufrieden, welche die bedeutenden Empfehlungsſchreiben, die er mitgebracht und die ihm manches Archiv, manche geheime Bibliothek eröffnen ſollten, nicht genugſam reſpectirt, ſo daß er nicht völlig zu ſeinen Wünſchen gelangt.

Schöne Münzen hat er geſammelt und beſitzt, wie er mir ſagte, ein Manuſcript, welches die Münzwiſſenſchaft auf ſcharfe Kennzeichen, wie die Linné'ſchen ſind, zurückführt. Herder erkundigt ſich wohl mehr darum, vielleicht wird eine Abſchrift erlaubt. So Etwas zu machen, iſt möglich. Gut, wenn es gemacht iſt! Und wir müſſen doch auch, früh oder ſpät, in dieſes Fach ernſtlicher hinein.

Den 22. December.

Ich fange nun ſchon an, die beſten Sachen zum zweiten Mal zu ſehen, wo denn das erſte Staunen ſich in ein Mitleben und reineres Gefühl des Werthes der Sache auflöſ't. Um den höchſten Begriff Deſſen, was die Menſchen geleiſtet haben, in ſich aufzunehmen, muß die Seele erſt zur vollkommenen Freiheit gelangen.

Der Marmor iſt ein ſeltſames Material; deßwegen iſt Apoll von Belvedere im Urbilde ſo grenzenlos erfreulich; denn der höchſte Hauch des lebendigen, jünglingsfreien, ewig jungen Weſens verſchwindet gleich im beſten Gyps-Abguß.

Gegen uns über, im Palaſt Rondanini, ſteht eine Medufen-Maske, *sic*, in einer hohen und ſchönen Geſichtsform, über Lebensgröße, das ängſtliche Starren des Todes unſäglich trefflich ausgedrückt iſt. Ich beſitze ſchon einen guten Abguß, aber der Zauber des Marmor's iſt nicht übrig geblieben. Das edle Halbdurchſichtige des gröblichen, der Fleiſchfarbe ſich nähernden Steins iſt verſchwunden. Der Gyps ſteht immer dagegen kreidenhaft und todt.

Und doch, was für eine Freude bringt es, zu einem Gyps-Gießer hineinzutreten, wo man die herrlichen Glieder der Statuen einzeln aus der Form hervorgehen ſieht und dadurch ganz neue Anſichten der Geſtalten gewinnt. Alsdann erblickt man nebeneinander, was ſich in Rom zerſtreut befindet, welches zur Vergleichung unſchätzbar dienlich iſt. Ich habe mich nicht enthalten können, den coloſſalen Kopf eines Jupiter's anzuſchaffen. Er ſteht meinem Bette gegenüber, wohl beleuchtet, damit ich ſogleich meine Morgenandacht an ihn richten kann und der uns, bei aller ſeiner Großheit und Würde, das luſtigſte Geſchichtchen veranlaßt hat.

Unſerer alten Wirthinn ſchleicht gewöhnlich, wenn ſie das Bett zu machen hereinkommt, ihre vertraute Katze nach. Ich ſaß im großen Saale und hörte die Frau d'rinne ihr Geſchäft treiben. Auf ein Mal, ſehr eilig und heftig, gegen ihre Gewohnheit, öffnet ſie die Thüre und ruft mich, eilig zu kommen und ein Wunder zu ſehen. Auf meine Frage: was es ſei, erwiederte ſie: die Katze bete Gott Vater an. Sie habe dieſem Thiere wohl längſt angemerkt, daß es Verſtand habe wie ein Chriſt; Dieſes aber ſei doch ein großes Wunder. Ich eilte, mit eigenen Augen zu ſehen, und es war wirklich wunderbar genug. Die Büſte ſteht auf einem hohen Fuße und der Körper iſt weit unter der Bruſt abgeſchnitten, ſo daß alſo der Kopf in die Höhe ragt. Nun war die Katze auf den Tiſch geſprungen, hatte ihre Pfoten dem Gott auf die Bruſt gelegt und reichte mit ihrer Schnauze, indem ſie die Glieder möglichſt ausdehnte, gerade bis an den heiligen Bart, den ſie mit der größten Zierlichkeit beleckte und ſich weder durch die Interjection der Wirthinn, noch durch meine Dazwiſchenkunft im Mindeſten ſtören ließ. Der guten Frau ließ ich ihre Verwunderung, erklärte mir aber dieſe ſeltſame Katzenandacht dadurch, daß dieſes ſcharf riechende Thier wohl das Fett möchte geſpürt haben, das ſich aus

der Form in die Vertiefungen des Bartes gesenkt und dort verhalten hatte.

Den 29. December.

Von Tischbein muß ich noch Vieles erzählen und rühmen, wie ganz original Deutsch er sich aus sich selbst herausbildete, sodann aber dankbar melden, daß er die Zeit seines zweiten Aufenthalts in Rom über für mich gar freundschaftlich gesorgt hat, indem er mir eine Reihe Copien, nach den besten Meistern, fertigen ließ, einige in schwarzer Kreide, andere in Sepia und Aquarell, die erst in Deutschland, wo man von den Originalien entfernt ist, an Werth gewinnen und mich an das Beste erinnern werden.

Auf seiner Künstlerlaufbahn, da er sich erst zum Portrait bestimmte, kam Tischbein mit bedeutenden Männern, besonders auch zu Zürich, in Berührung, und hatte an ihnen sein Gefühl gestärkt und seine Einsicht erweitert.

Den zweiten Theil der zerstreuten Blätter brachte ich mit hierher und war doppelt willkommen. Wie gut dieß Büchlein auch bei wiederholtem Lesen wirkt, sollte wohl Herder zu seiner Belehrung recht umständlich erfahren. Tischbein wollte gar nicht begreifen, wie man so Etwas habe schreiben können, ohne in Italien gewesen zu sein.

Den 29. December.

In diesem Künstlerwesen lebt man wie in einem Spiegelzimmer, wo man auch wider Willen sich selbst und Andere oft wiederholt sieht. Ich bemerkte wohl, daß Tischbein mich öfters aufmerksam betrachtete; und nun zeigt sich's, daß er mein Portrait zu malen gedenkt. Sein Entwurf ist fertig; er hat die Leinwand schon aufgespannt. Ich soll in Lebensgröße, als Reisender, in einen weißen Mantel gehüllt, in freier Luft auf einem umgestürzten Obelisken sitzend, vorgestellt werden; die tief im Hintergrunde liegenden Ruinen der Campagna di Roma überschauend. Es gibt ein schönes Bild, nur zu groß für unsere nordischen Wohnungen. Ich werde wohl wieder dort unterkriechen, das Portrait aber wird keinen Platz finden.

Den 29. December.

Wie viel Versuche man übrigens macht, mich aus meiner Dunkelheit herauszuziehen; wie die Poeten mir schon ihre Sachen vorlesen oder vorlesen lassen; wie es nur von mir abhinge, eine Rolle zu spielen, irre mich nicht und ist mir unterhaltend genug, da ich schon abgetastet habe, wo es in Rom hinaus will. Denn die vielen kleinen Cirkel zu den Füßen der Herrscherinn der Welt deuten hie und da auf etwas Kleinstädtisches.

Ja, es ist hier wie allenthalben, und was mit mir und durch mich geschehen könnte, macht mir schon Langeweile, ehe es geschieht. Man muß sich zu einer Partei schlagen, ihre Leidenschaften und Cabalen verfechten helfen, Künstler und Dilettanten loben, Mitwerber verkleinern, sich von Großen und Reichen Alles gefallen lassen. Diese sämmtliche Litanei, um derentwillen man aus der Welt laufen möchte, sollte ich hier mitbeten und ganz ohne Zweck?

Nein, ich gehe nicht tiefer, als nur, um Das auch zu kennen und dann auch von dieser Seite zu Hause zufrieden zu sein und mir und Andern alle Lust in die liebe, weite Welt zu benehmen. Ich will Rom sehen, das Bestehende, nicht das mit jedem Jahrzehnt Vorübergehende. Hätte ich Zeit, ich wollte sie besser anwenden. Besonders liest sich Geschichte von hier aus ganz anders, als an jedem Orte der Welt. Anderwärts liest man von Außen hinein, hier glaubt man von Innen hinaus zu lesen; es lagert sich Alles um uns her und geht wieder aus von uns. Und Das gilt nicht allein von der Römischen Geschichte, sondern von der ganzen Weltgeschichte. Kann ich doch von hier aus die Eroberer bis an die Weser und bis an den Euphrat begleiten, oder, wenn ich ein Maulaffe sein will, die zurückkehrenden Triumphatoren in der heiligen Straße erwarten. Indessen habe ich mich von Korn- und Geldspenden genährt und nehme behaglich Theil an aller dieser Herrlichkeit.

Den 2. Januar 1787.

Man mag zu Gunsten einer schriftlichen und mündlichen Ueberlieferung sagen, was man will, in den wenigsten Fällen ist sie hinreichend; denn den eigentlichen Character irgend eines Wesens kann sie doch nicht mittheilen, selbst nicht in geistigen Dingen. Hat man aber erst einen sichern Blick gethan, dann mag man gerne lesen und hören; denn Das schließt sich an an den lebendigen Eindruck; nun kann man denken und beurtheilen.

Ihr habt mich oft ausgespottet und zurückziehen wollen, wenn ich Steine, Kräuter und Thiere mit besonderer Neigung, aus gewissen entschiedenen Gesichtspuncten, betrachtete: nun richte ich meine Aufmerksamkeit auf den Baumeister, Bildhauer und Maler, und werde mich auch hier finden lernen.

Den 6. Januar.

Eben komme ich von Moritz, dessen geheilter Arm heute aufgebunden worden. Es steht und geht recht gut. Was ich diese vierzehn Tage bei diesem Leidenden als Wärter, Beichtvater

und Vertrauter, als Finanz-Miniſter und geheimer Secretär erfahren und gelernt, mag uns in der Folge zu Gute kommen. Die fatalſten Leiden und die edelſten Genüſſe gingen dieſe Zeit her immer einander zur Seite.

Zu meiner Erquickung habe ich geſtern einen Ausguß des coloſſalen Juno-Kopfes, wovon das Original in der Villa Ludoviſi ſteht, in den Saal geſtellt. Es war Dieſes meine erſte Liebſchaft in Rom, und nun beſitz' ich ſie. Keine Worte geben eine Ahnung davon. Es iſt wie ein Geſang Homer's.

Ich habe aber auch, für die Zukunft, die Nähe einer ſo guten Geſellſchaft wohl verdient; denn ich kann nun vermelden, daß Iphigenie endlich fertig geworden iſt, d. h., daß ſie in zwei ziemlich gleichlautenden Exemplaren vor mir auf dem Tiſche liegt, wovon das eine nächſtens zu Euch wandern ſoll. Nehmt es freundlich auf! Denn freilich ſteht nicht auf dem Papiere, was ich gedacht; wohl aber kann man errathen, was ich gewollt habe.

Ihr beklagtet Euch ſchon einige Mal' über dunkle Stellen meiner Briefe, die auf einen Druck hindeuten, den ich unter den herrlichſten Erſcheinungen erleide. Hieran hatte dieſe Griechiſche Reiſegefährtinn nicht geringen Antheil, die mich zur Thätigkeit nöthigte, wenn ich hätte ſchauen ſollen.

Ich erinnerte mich jenes trefflichen Freundes, der ſich auf eine große Reiſe eingerichtet hatte, die man wohl eine Entdeckungsreiſe hätte nennen können. Nachdem er einige Jahre darauf ſtudirt und ökonomiſirt, fiel es ihm zuletzt noch ein, die Tochter eines angeſehenen Hauſes zu entführen, weil er dachte, es ging' in Einem hin.

Eben ſo frevelhaft entſchloß ich mich, Iphigenie'n nach Carlsbad mitzunehmen. An welchem Orte ich mich beſonders mit ihr unterhalten, will ich kürzlich aufzeichnen.

Als ich den Brenner verließ, nahm ich ſie aus dem größten Paket und ſtreckte ſie zu mir. Am Garda-See, als der gewaltige Mittagswind die Wellen an's Ufer trieb, wo ich wenigſtens ſo allein war, als meine Heldinn am Geſtade von Tauris, zog ich die erſten Linien der neuen Bearbeitung, die ich in Verona, Vicenz, Padua, am Fleißigſten aber in Venedig fortſetzte. Sodann aber gerieth die Arbeit in Stocken, ja ich ward auf eine neue Erfindung geführt, nämlich Iphigenie auf Delphi zu ſchreiben, welches ich auch ſogleich gethan hätte, wenn nicht die Zerſtreuung und ein Pflichtgefühl gegen das ältere Stück mich abgehalten hätte.

In Rom aber ging die Arbeit in geziemender Stetigkeit fort. Abends beim Schlafengehen bereitete ich mich auf's morgende Penſum, welches denn ſogleich beim Erwachen angegriffen wurde. Mein Verfahren dabei war ganz einfach: ich ſchrieb das Stück ruhig ab, und ließ es Zeile vor Zeile, Period vor Period, regelmäßig erklingen. Was daraus entſtanden iſt, werdet Ihr beurtheilen. Ich habe dabei mehr gelernt als gethan. Mit dem Stücke ſelbſt erfolgen noch einige Bemerkungen.

Den 6. Januar.

Daß ich auch einmal wieder von kirchlichen Dingen rede, ſo will ich erzählen, daß wir die Chriſtnacht herumſchwärmten und die Kirchen beſuchten, wo Functionen gehalten werden. Eine beſonders iſt ſehr beſucht, deren Orgel und Muſik überhaupt ſo eingerichtet iſt, daß zu einer Paſtoral-Muſik Nichts an Klängen abgeht, weder die Schalmeien der Hirten, noch das Zwitſchern der Vögel, noch das Blöcken der Schafe.

Am erſten Chriſtfeſte ſah ich den Papſt und die ganze Cleriſei in der Peters-Kirche, da er zum Theil vor dem Thron, zum Theil vom Thron herab das Hochamt hielt. Es iſt ein einziges Schauſpiel in ſeiner Art, prächtig und würdig genug; ich bin aber im proteſtantiſchen Diogenismus ſo alt geworden, daß mir dieſe Herrlichkeit mehr nimmt als gibt; ich möchte auch, wie mein frommer Vorfahr, zu dieſen geiſtlichen Weltüberwindern ſagen: „Verdeckt mir doch nicht die Sonne höherer Kunſt und reiner Menſchheit!“

Heute, als am Dreikönigfeſte, habe ich die Meſſe nach Griechiſchem Ritus vortragen ſehen und hören. Die Ceremonien ſcheinen mir ſtattlicher, ſtrenger, nachdenklicher und doch populärer als die Lateiniſchen.

Auch da hab' ich wieder gefühlt, daß ich für Alles zu alt bin, nur für's Wahre nicht. Ihre Ceremonien und Opern, ihre Umgänge und Ballete, es fließt Alles wie Waſſer von einem Wachstuchmantel an mir herunter. Eine Wirkung der Natur hingegen, wie der Sonnenuntergang von Villa Madama geſehen, ein Werk der Kunſt, wie die vielverehrte Juno, machen tiefen und belebenden Eindruck.

Nun graut mir ſchon vor dem Theater-Weſen. Die nächſte Woche werden ſieben Bühnen eröffnet. Anfoſſi iſt ſelbſt hier und gibt Alexander in Indien; auch wird ein Cyrus gegeben, und die Eroberung von Troja als Ballet. Das wäre was für die Kinder.

Den 10. Januar.

Hier folgt denn alſo das Schmerzenskind; denn dieſes Beiwort verdient Iphigenie, aus mehr als einem Sinne. Bei Gelegenheit, daß ich ſie unſern Künſtlern vorlas, ſtrich ich ver-

ſchiedene Zeilen an, von denen ich einige nach meiner Ueberzeugung verbeſſerte, die andern aber ſtehen laſſe; ob vielleicht Herder ein Paar Federzüge hineinthun will. Ich habe mich daran ganz ſtumpf gearbeitet.

Denn, warum ich die Proſa ſeit mehrern Jahren bei meinen Arbeiten vorzog, daran war doch eigentlich Schuld, daß unſere Proſodie in der größten Unſicherheit ſchwebt, wie denn meine einſichtigen, gelehrten, mitarbeitenden Freunde die Entſcheidung mancher Fragen dem Gefühl, dem Geſchmack anheimgaben, wodurch man denn doch aller Richtſchnur ermangelte.

Ihligenie in Jamben zu erſetzen, hätte ich nie gewagt, wäre mir in Moritz'ens Proſodie nicht ein Leitſtern erſchienen. Der Umgang mit dem Verfaſſer, beſonders während ſeines Krankenlagers, hat mich noch mehr darüber aufgeklärt, und ich erſuche die Freunde, darüber mit Wohlwollen nachzudenken.

Es iſt auffallend, daß wir in unſerer Sprache nur wenige Sylben finden, die entſchieden kurz oder lang ſind. Mit den andern verfährt man nach Geſchmack oder Willkür. Nun hat Moritz ausgeklügelt, daß es eine gewiſſe Rangordnung der Sylben gebe, und daß die dem Sinne nach bedeutendere gegen eine wenig bedeutendere lang ſei und jene kurz mache, dagegen aber auch wieder kurz werden könne, wenn ſie in die Nähe von einer andern geräth, welche mehr Geiſtesgewicht hat. Hier iſt denn doch ein Anhalten, und wenn auch damit nicht Alles gethan wäre, ſo hat man doch indeſſen einen Leitfaden, an dem man ſich hinſchlingen kann. Ich hab' dieſe Maxime öfters zu Rathe gezogen und ſie mit meiner Empfindung übereinſtimmend getroffen.

Da ich oben von einer Vorleſung ſprach, ſo muß ich doch auch, wie es damit zugegangen, kürzlich erwähnen. Dieſe jungen Männer, an jene frühern, heftigen, vordringenden Arbeiten gewöhnt, erwarteten etwas Berlichingen'ſches, und konnten ſich in den ruhigen Gang nicht gleich finden; doch verfehlten die edeln und reinen Stellen nicht ihre Wirkung. Tiſchbein, dem auch dieſe faſt gänzliche Entäußerung der Leidenſchaft kaum zu Sinne wollte, brachte ein artiges Gleichniß oder Symbol zum Vorſchein. Er verglich es einem Opfer, deſſen Rauch, von einem ſanften Luftdruck niedergehalten, an der Erde hinzieht, indeſſen die Flamme freier nach der Höhe zu gewinnen ſucht. Er zeichnete Dieß ſehr hübſch und bedeutend. Das Blättchen lege ich bei.

Und ſo hat mich denn dieſe Arbeit, über die ich bald hinauszukommen dachte, ein völliges Vierteljahr unterhalten und aufgehalten, mich beſchäftigt und gequält. Es iſt nicht das erſte Mal, daß ich das Wichtigſte nebenher thue, und wir wollen darüber nicht weiter grillſiren und rechten.

Einen hübſchen geſchnittenen Stein lege ich bei, ein Löwchen, dem eine Bremſe vor der Naſe ſchnurrt. Die Alten liebten dieſen Gegenſtand und haben ihn oft wiederholt. Ich wünſche, daß Ihr damit künftig Eu're Briefe ſiegelt, damit, durch dieſe Kleinigkeit, eine Art von Kunſt-Echo von Euch zu mir herüber ſchalle.

Den 15. Januar.

Wie viel hätte ich jeden Tag zu ſagen, und wie ſehr hält mich Anſtrengung und Zerſtreuung ab, ein klares Wort auf's Papier zu bringen! Dazu kommen noch die friſchen Tage, wo es überall beſſer iſt als in den Zimmern, die ohne Ofen und Kamin uns nur zum Schlafen oder Mißbehagen aufnehmen. Einige Vorfälle der letzten Woche darf ich jedoch nicht unberührt laſſen.

Im Palaſte Giuſtiniani ſteht eine Minerva, die meine ganze Verehrung hat. Windelmann gedenkt ihrer kaum, wenigſtens nicht an der rechten Stelle, und ich fühle mich nicht würdig genug, über ſie Etwas zu ſagen. Als wir die Statue beſahen und uns lang dabei aufhielten, erzählte uns die Frau des Cuſtode: es ſei Dieſes ein ehemals heiliges Bild geweſen, und die Jugleſi, welche von dieſer Religion ſeien, pflegten es noch zu verehren, indem ſie ihm die eine Hand küßten, die auch wirklich ganz weiß war, da die übrige Statue bräunlich iſt. Auch ſetzte ſie hinzu: eine Dame dieſer Religion ſei vor Kurzem da geweſen, habe ſich auf die Knie niedergeworfen und die Statue angebetet. Eine ſo wunderliche Handlung habe ſie, eine Chriſtinn, nicht ohne Lachen anſehen können und ſei zum Saal hinausgelaufen, um nicht loszuplatzen. Da ich auch von der Statue nicht weg wollte, fragte ſie mich: ob ich etwa eine Schöne hätte, die dieſem Marmor ähnlich ſähe, daß er mich ſo ſehr anzöge. Das gute Weib kannte nur Anbetung und Liebe; aber von der reinen Bewunderung eines herrlichen Werkes, von der brüderlichen Verehrung eines Menſchengeiſtes konnte ſie keinen Begriff haben. Wir freuten uns über das Engliſche Frauenzimmer und gingen weg mit der Begier, umzukehren; und ich werde gewiß bald wieder hingehen. Wollen meine Freunde ein näheres Wort hören, ſo leſen ſie, was Windelmann vom hohen Styl der Griechen ſagt. Leider ſiehet er dort dieſe Minerva nicht an. Wenn ich aber nicht irre, ſo iſt ſie von jenem hohen, ſtrengen Styl, da er in den ſchönen übergeht, die Knoſpe, indem ſie ſich öffnet, und nun eine Minerva, deren Character eben dieſer Uebergang ſo wohl anſteht!

Mephistopheles zu Faust.

Komm nur geschwind und laß dich führen,
Du mußt nothwendig transpiriren,
Damit die Kraft durch inn- und äußres dringt.
Den edlen Müßiggang lehr' ich hernach dich schätzen,
Und bald empfindest du mit innigem Ergetzen,
Wie sich Cupido regt und hin und wieder springt.

Faust.

Laß mich nur schnell noch in den Spiegel schauen!
Das Frauenbild war gar zu schön!

Mephistopheles.

Nein! Nein! Du sollst das Muster aller Frauen
Nun bald leibhaftig vor dir seh'n.

Leise.

Du siehst, mit diesem Trank im Leibe,
Bald Helenen in jedem Weibe.

Nun von einem Schauspiel anderer Art! Am Dreikönigstage, am Feste des Heils, das den Heiden verkündigt worden, waren wir in der Propaganda. Dort ward in Gegenwart dreier Cardinäle und eines großen Auditorii erst eine Rede gehalten: an welchem Orte Maria die drei Magos empfangen im Stalle oder wo sonst? Dann nach verlesenen, einigen Lateinischen Gedichten ähnlichen Gegenstandes traten bei dreißig Seminaristen nach und nach auf und lasen kleine Gedichte, jeder in seiner Landessprache: Malabarisch, Epirotisch, Türkisch, Moldauisch, Cimrisch, Persisch, Chaldäisch, Hebräisch, Arabisch, Syrisch, Coptisch, Saracenisch, Armenisch, Hyberuisch, Madagascarisch, Isländisch, Boisch, Egyptisch, Griechisch, Illyrisch, Aethiopisch ꝛc. und mehrere, die ich nicht verstehen konnte. Die Gedichtchen schienen meist im National-Sylbenmaße verfaßt, mit der National-Declamation vorgetragen zu werden; denn es kamen barbarische Rhythmen und Töne hervor. Das Griechische klang, wie ein Stern in der Nacht erscheint. Das Auditorium lachte unbändig über die fremden Stimmen, und so ward auch diese Vorstellung zur Farce.

Nun noch ein Geschichtchen, wie lose man im heiligen Rom das Heilige behandelt. Der verstorbene Cardinal Albani war in einer solchen Festversammlung wie ich sie eben beschrieben. Einer der Schüler fing in einer fremden Mundart an, gegen die Cardinäle gewendet: gnaja! gnaja! so daß es ungefähr klang, wie canaglia! canaglia! Der Cardinal wendete sich zu seinen Mitbrüdern und sagte: „Der kennt uns doch!"

Den 13. Januar.

Wie viel that Winckelmann nicht, und wie viel ließ er uns zu wünschen übrig! Mit den Materialien, die er sich zueignete, hatte er so geschwind gebaut, um unter Dach zu kommen. Lebte er noch, und er könnte noch frisch und gesund sein, so wäre er der Erste, der uns eine Umarbeitung seines Werks gäbe. Was hätte er nicht noch beobachtet, was berichtigt, was benutzt, das von andern nach seinen Grundsätzen gethan und beobachtet, neuerdings ausgegraben und entdeckt worden! Und dann wäre der Cardinal Albani todt, dem zu Liebe er Manches geschrieben und vielleicht Manches verschwiegen hat.

Den 15. Januar.

Und so ist denn endlich auch Aristodem und zwar sehr glücklich und mit dem größten Beifall aufgeführt. Da Abbate Monti zu den Hausverwandten des Nexten gehört und in den obern Ständen sehr geschätzt ist, so war von daher alles Gute zu hoffen. Auch sparten die Logen ihren Beifall nicht. Das Parterre war gleich von vorn herein durch die schöne Diction des Dichters und die treffliche Recitation der Schauspieler gewonnen, und man versäumte keine Gelegenheit, seine Zufriedenheit an den Tag zu legen. Die Deutsche Künstlerbank zeichnete sich dabei nicht wenig aus; und es war dieß Mal ganz am Platze, da sie überhaupt ein wenig verlaut ist.

Der Verfasser war zu Hause geblieben, voller Sorge wegen des Gelingens des Stücks; von Act zu Act kamen günstige Botschaften, welche nach und nach seine Besorglichkeit in die größte Freude verwandelten. Nun fehlt es nicht an Wiederholung der Vorstellung, und Alles ist in dem besten Gleise. So kann man durch die entgegengesetztesten Dinge, wenn nur jedes sein ausgesprochenes Verdienst hat, den Beifall der Menge sowohl als der Kenner erwerben.

Aber die Vorstellung war auch sehr löblich, und der Haupt-Acteur, der das ganze Stück ausfüllt, sprach und spielte vortrefflich; man glaubte einen der alten Kaiser auftreten zu sehen. Sie hatten das Costüm, das uns an den Statuen so sehr imponirt, recht gut in Theater-Tracht übersetzt, und man sah dem Schauspieler an, daß er die Antiken studirt hatte.

Den 16. Januar.

Ein großer Kunstverlust steht Rom bevor. Der König von Neapel läßt den Herculer Farnese in seine Residenz bringen. Die Künstler trauern sämmtlich, indessen werden wir bei dieser Gelegenheit Etwas sehen, was unsern Vorfahren verborgen blieb.

Gedachte Statue nämlich vom Kopf bis an die Knie und sodann die untern Füße mit dem Sockel, worauf sie stehen, wurde auf Farnesischem Grund und Boden gefunden, die Beine aber, vom Knie bis an die Knöchel fehlten und wurden durch Wilhelm Porta ersetzt. Auf diesen steht er nun bis auf den heutigen Tag. Indessen waren auf Borgheſischem Grund und Boden die ächten alten Beine gefunden worden, die man denn auch in der Borgheſischen Villa aufgestellt sah.

Gegenwärtig gewinnt es Prinz Borghese über sich und verehrt diese köstlichen Reste dem König von Neapel. Die Beine des Porta werden abgenommen, die ächten an die Stelle gesetzt, und man versprickt sich, ob man gleich mit jenen bisher ganz wohl zufrieden gewesen, nunmehr eine ganz neue Anschauung und mehr harmonischen Genuß.

Den 18. Januar.

Gestern, als am Feste des heiligen Antonius

Abbas, machten wir uns einen luſtigen Tag; es war das ſchönſte Wetter von der Welt, hatte die Nacht Eis gefroren, und der Tag war heiter und warm.

Es läßt ſich bemerken, daß alle Religionen, die entweder ihren Cultus oder ihre Speculationen ausdehnten, zuletzt dahin gelangen mußten, daß ſie auch die Thiere einiger Maßen geiſtlicher Begünſtigungen theilhaft werden ließen. Sanct Anton, der Abt oder Biſchof, iſt Patron der vierfüßigen Geſchöpfe, ſein Feſt ein Saturnaliſcher Feiertag für die ſonſt belaſteten Thiere, ſowie für ihre Wärter und Lenker. Alle Herrſchaften müſſen heute zu Hauſe bleiben oder zu Fuß gehen; man verfehlt niemals, bedenkliche Geſchichten zu erzählen, wie ungläubige Vornehme, welche ihre Kutſcher an dieſem Tage zu fahren genöthigt, durch große Unfälle geſtraft worden.

Die Kirche liegt an einem ſo weitſchichtigen Platz, daß er beinahe für öde gelten könnte, heute iſt er aber auf das Luſtigſte belebt; Pferde und Maulthiere, deren Mähnen und Schweife mit Bändern ſchön, ja prächtig eingeflochten zu ſchauen, werden vor die kleine, von der Kirche etwas abſtehende Capelle geführt, wo ein Prieſter, mit einem großen Wedel verſehen, das Weihwaſſer, das in Butten und Kübeln vor ihm ſteht, nicht ſchonend, auf die muntern Geſchöpfe derb losſpritzt, manchmal ſogar ſchalkhaft, um ſie zu reizen. Andächtige Kutſcher bringen größere oder kleinere Kerzen, die Herrſchaften ſenden Almoſen und Geſchenke, damit die koſtbaren, nützlichen Thiere, ein Jahr über, vor allem Unfall ſicher bleiben mögen. Eſel und Hornvieh, ihren Beſitzern eben ſo nützlich und werth, nehmen gleichfalls an dieſem Segen ihr beſchieden Theil.

Nachher ergetzten wir uns an einer großen Wanderung unter einem ſo glücklichen Himmel, umgeben von den intereſſanteſten Gegenſtänden, denen wir doch dieß Mal wenig Aufmerkſamkeit ſchenkten, vielmehr Luſt und Scherz in voller Maße walten ließen.

Den 19. Januar.

So hat denn der große König, deſſen Ruhm die Welt erfüllte, deſſen Thaten ihn ſogar des catholiſchen Paradieſes werth machten, endlich auch das Zeitliche geſegnet, um ſich mit den Heroen Seinesgleichen im Schattenreiche zu unterhalten. Wie gern iſt man ſtill, wenn man einen Solchen zur Ruh' gebracht hat!

Heute machten wir uns einen guten Tag, beſahen einen Theil des Capitol's, den ich bisher vernachläßigt; dann ſetzten wir über die Tiber und tranken Spaniſchen Wein auf einem neugelandeten Schiffe. In dieſer Gegend will man Romulus und Remus gefunden haben; und ſo kann man, wie an einem doppelt' und dreifachen Pflugſeße, zugleich vom heiligen Kunſtgeiſte, von der mildeſten Atmoſphäre, von antiquariſchen Erinnerungen und von ſüßem Weine trunken werden.

Den 20. Januar.

Was im Anfang einen frohen Genuß gewährte, wenn man es oberflächlich hinnahm, Das drängt ſich hernach beſchwerlich auf, wenn man ſieht, daß ohne gründliche Kenntniß doch auch der wahre Genuß ermangelt.

Auf Anatomie bin ich ſo ziemlich vorbereitet, und ich habe mir die Kenntniß des menſchlichen Körpers, bis auf einen gewiſſen Grad, nicht ohne Mühe erworben. Hier wird man durch die ewige Betrachtung der Statuen immerfort, aber auf eine höhere Weiſe, hingewieſen. Bei unſerer mediciniſch-chirurgiſchen Anatomie kommt es bloß darauf an, den Theil zu kennen, und hierzu dient auch wohl ein kümmerlicher Muskel. In Rom aber wollen die Theile Nichts heißen, wenn ſie nicht zugleich eine edle, ſchöne Form darbieten.

In dem großen Lazareth San Spirito hat man den Künſtlern zu lieb einen ſehr ſchönen Muskelkörper dergeſtalt bereitet, daß die Schönheit deſſelben in Verwunderung ſetzt. Er könnte wirklich für einen geſchundenen Halbgott, für einen Marſyas gelten.

So pflegt man auch, nach Anleitung der Alten, das Skelet nicht als eine künſtlich zuſammengereihte Knochen-Maſſe zu ſtudiren, vielmehr zugleich mit den Bändern, wodurch es ſchon Leben und Bewegung erhält.

Sage ich nun, daß wir auch Abends Perſpectiv ſtudiren, ſo zeigt es doch wohl, daß wir nicht müßig ſind. Bei allem Dem aber hofft man immer mehr zu thun, als wirklich geſchieht.

Den 22. Januar.

Von dem Deutſchen Kunſtſinn und dem dortigen Kunſtleben kann man wohl ſagen: man hört läuten aber nicht zuſammenklingen. Bedenke ich jetzt, was für herrliche Sachen in unſerer Nachbarſchaft ſind, und wie wenig ſie von mir genutzt werden, ſo möchte ich verzweifeln; und dann kann ich mich wieder auf den Rückweg freuen, wenn ich hoffen kann, jene Meiſterwerke zu erkennen, an denen ich nur herumtappte.

Doch auch in Rom iſt zu wenig für Den geſorgt, dem es Ernſt iſt, in's Ganze zu ſtudiren. Er muß Alles aus unendlichen, obgleich überreichen Trümmern zuſammenſtoppeln. Freilich iſt wenigen Fremden reiner Ernſt, etwas

Recht's zu ſehen und zu lernen. Sie folgen ihren Grillen, ihrem Dünkel, und Das merken ſich alle Diejenigen wohl, die mit Fremden zu thun haben. Jeder Führer hat Abſichten; jeder will irgend einen Handelsmann empfehlen, einen Künſtler begünſtigen; und warum ſollte er es nicht? Denn ſchlägt der Unerfahrne nicht das Vortreflichſte aus, das man ihm anbietet?

Einen außerordentlichen Vortheil hätte es der Betrachtung bringen können, ja es wäre ein eig'nes Muſeum entſtanden, wenn die Regierung, die doch erſt die Erlaubniß geben muß, wenn ein Alterthum ausgeführt werden ſoll, feſt darauf beſtanden hätte, daß jedes Mal ein Abguß geliefert werden müſſe. Hätte aber auch ein Papſt ſolch einen Gedanken gehabt, Alles hätte ſich widerſetzt; denn man wäre in wenigen Jahren erſchrocken über Werth und Würde ſolcher ausgeführten Dinge, wozu man die Erlaubniß in einzelnen Fällen heimlich und durch allerlei Mittel zu erlangen weiß.

Den 22. Januar.

Schon früher, aber beſonders bei der Aufführung des Ariſtodem, erwachte der Patriotismus unſerer Deutſchen Künſtler. Sie unterließen nicht, Gutes von meiner Iphigenie zu reden; einzelne Stellen wurden wieder verlangt, und ich fand mich zuletzt zu einer Wiederholung des Ganzen genöthigt. Auch da entdeckte ich manche Stelle, die mir geläufer aus dem Munde ging, als ſie auf dem Papier ſtand. Freilich iſt die Poeſie nicht für's Auge gemacht.

Dieſer gute Ruf erſcholl nun bis zu Reifenſtein und Angelica, und da ſollte ich denn meine Arbeit abermals produciren. Ich erbat mir einige Friſt, trug aber ſogleich die Fabel und den Gang des Stücks mit einiger Umſtändlichkeit vor. Mehr als ich glaubte, gewann ſich dieſe Darſtellung die Gunſt gedachter Perſonen; auch Herr Zucchi, von dem ich es am Wenigſten erwartet, nahm recht freien und wohlempfundenen Antheil. Dieſes klärt ſich aber dadurch ſehr gut auf, daß das Stück ſich der Form nähert, die man im Griechiſchen, Italieniſchen, Franzöſiſchen längſt gewohnt iſt, und welche Demjenigen noch immer am Beſten zuſagt, welcher ſich an die Engliſchen Kühnheiten noch nicht gewöhnt hat.

Den 23. Januar.

Nun wird es mir immer ſchwerer, von meinem Aufenthalte in Rom Rechenſchaft zu geben; denn wie man die See immer tiefer findet, je weiter man hineingeht, ſo geht es auch mit in Betrachtung dieſer Stadt.

Man kann das Gegenwärtige nicht ohne das Vergangene erkennen, und die Vergleichung von Beiden erfordert mehr Zeit und Ruhe. Schon die Lage dieſer Hauptſtadt der Welt führt uns auf ihre Erbauung zurück. Wir ſehen bald, hier hat ſich kein wanderndes, großes, wohlgeführtes Volk niedergelaſſen, und den Mittelpunct eines Reich's weislich feſtgeſetzt; hier hat kein mächtiger Fürſt einen ſchicklichen Ort zum Wohnſitz einer Colonie beſtimmt. Nein, Hirten und Geſindel haben ſich hier zuerſt eine Stätte bereitet; ein Paar rüſtige Jünglinge haben auf dem Hügel den Grund zu Paläſten der Herren der Welt gelegt, an deſſen Fuß ſie die Winkel des Unterirdiſchen zwiſchen Moraſt und Schilf einſt hinlegte. So ſind die ſieben Hügel Rom's nicht Erhöhungen gegen das Land, das hinter ihnen liegt, ſie ſind es gegen die Tiber und gegen das uralte Beete der Tiber, was Campus Martius ward. Erlaubt mir das Frühjahr weitere Excurſionen, ſo will ich die unglückliche Lage ausführlicher ſchildern. Schon jetzt nehm' ich den herzlichſten Antheil an dem Jammergeſchrei und den Schmerzen der Weiber von Alba, die ihre Stadt zerſtören ſehn und den ſchönen, von einem klugen Anführer gewählten Platz verlaſſen müſſen, um an den Nebeln der Tiber Theil zu nehmen, den einzelnen Hügel Coelius zu bewohnen und von da nach ihrem verlaſſenen Paradieſe zurückzuſehen. Ich kenne noch wenig von der Gegend, aber ich bin überzeugt, kein Ort der ältern Völker lag ſo ſchlecht als Rom; und da die Römer endlich Alles verſchlungen hatten, mußten ſie wieder mit ihren Landhäuſern hinaus und an die Plätze der zerſtörten Städte rücken, um zu leben und das Leben zu genießen.

Den 25. Januar

Zu einer recht friedlichen Betrachtung gibt es Anlaß, wie viele Menſchen hier im Stillen leben, und wie ſich jeder nach ſeiner Weiſe beſchäftigt. Wir ſahen bei einem Geiſtlichen, der ohne großes angeborn'es Talent ſein Leben der Kunſt widmete, ſehr intereſſante Copien trefflicher Gemälde, die er in Miniatur nachgebildet hat; ſein vorzüglichſtes nach dem Abendmahl des Leonhard da Vinci in Mailand. Der Moment iſt genommen, da Chriſtus den Jüngern, mit denen er vergnügt und freundſchaftlich zu Tiſche ſitzt, erklärt und ſagt: „Aber doch iſt Einer unter Euch, der mich verräth.“

Man hofft einen Kupferſtich, entweder nach dieſer Copie oder nach andern, mit denen man ſich beſchäftigt. Es wird das größte Geſchenk ſein, wenn eine treue Nachbildung im großen Publicum erſcheint.

Vor einigen Tagen beſuchte ich den Pater Jaquier, einen Franziskaner, auf Trinita de Monti. Er iſt Franzos von Geburt, durch ma-

thematiſche Schriften bekannt, doch in Jahren, ſehr angenehm und verſtändig. Er kannte zu ſeiner Zeit die beſten Männer, und hat ſogar einige Monate bei Volteire zugebracht, der ihn ſehr in Affection nahm.

Und ſo habe ich noch mehr gute, ſolide Menſchen kennen lernen, derzleichen ſich hier unzählige befinden, die ein gefälliges Mißtrauen auseinander hält. Der Buchhandel gibt keine Verbindung, und die litterariſchen Neuigkeiten ſind ſelten fruchtbar.

Und ſo geziemt es dem Einſamen, die Einſiedler aufzuſuchen. Denn ſeit der Aufführung des Ariſtodem's, zu deſſen Gunſten wir uns wirklich thätig erwieſen hatten, führte man mich abermals in Verſuchung; es lag aber nur zu klar am Tage, daß es nicht um mich zu thun ſei; man wollte ſeine Partei verſtärken, mich als Inſtrument brauchen; und wenn ich hätte hervorgehen und mich erklären wollen, hätte ich auch als Phantom eine kurze Rolle geſpielt. Nun aber, da ſie ſehen, daß mit mir Nichts anzufangen iſt, laſſen ſie mich gehen, und ich wandle meinen ſichern Weg fort.

Ja, meine Exiſtenz hat einen Ballaſt bekommen, der ihr die gehörige Schwere gibt; ich fürchte mich nun nicht mehr vor den Geſpenſtern, die ſo oft mit mir ſpielten. Seid auch guten Muths, Ihr werdet mich oben halten und mich zu Euch zurückziehen!

Den 29. Januar.

Zwei Betrachtungen, die durch Alles durchgehen, welchen ſich hinzugeben man jeden Augenblick aufgefordert wird, will ich, da ſie mir klar geworden, zu bezeichnen nicht verfehlen.

Zuerſt alſo wird man bei dem ungeheuern und doch nur trümmerhaften Reichthum dieſer Stadt, bei jedem Kunſtgegenſtande aufgefordert, nach der Zeit zu fragen, die ihm das Daſein gegeben. Durch Winckelmann ſind wir dringend aufgeregt, die Epochen zu ſondern, den verſchiedenen Styl zu erkennen, deſſen ſich die Völker bedienten, den ſie in Folge der Zeiten nach und nach ausgebildet und zuletzt wieder verbildet. Hiervon überzeugte ſich jeder wahre Kunſtfreund. Anerkennen thun wir Alle die Richtigkeit und das Gewicht der Forderung.

Aber wie nun zu dieſer Einſicht gelangen! Vorgearbeitet nicht viel, der Begriff richtig und herrlich aufgeſtellt, aber das Einzelne im ungewiſſen Dunkel. Eine vieljährige entſchiedene Uebung des Auges iſt nöthig, und man muß erſt lernen, um fragen zu können. Da hilft kein Zaudern und Zögern; die Aufmerkſamkeit auf dieſen wichtigen Punct iſt nun einmal rege, und Jeder, dem es Ernſt iſt, ſieht wohl ein, daß auch in dieſem Felde kein Urtheil möglich iſt, als wenn man es hiſtoriſch entwickeln kann.

Die zweite Betrachtung beſchäftigt ſich ausſchließlich mit der Kunſt der Griechen und ſucht zu erforſchen, wie jene unvergleichlichen Künſtler verfuhren, um aus der menſchlichen Geſtalt den Kreis göttlicher Bildung zu entwickeln, welcher vollkommen abgeſchloſſen iſt und worin kein Haupt-Character ſo wenig als die Uebergänge und Vermittelungen fehlen. Ich habe eine Vermuthung, daß ſie nach eben den Geſetzen verfuhren, nach welchen die Natur verfährt, und denen ich auf der Spur bin. Nur iſt noch etwas Anders dabei, das ich nicht auszuſprechen wüßte.

Den 2. Februar.

Von der Schönheit, im vollen Mondſchein Rom zu durchgehen, hat man, ohne es geſehen zu haben, keinen Begriff. Alles Einzelne wird von den großen Maſſen des Lichts und Schattens verſchlungen, und nur die größten allgemeinſten Bilder ſtellen ſich dem Auge dar. Seit drei Tagen haben wir die hellſten und herrlichſten Nächte wohl und vollſtändig genoſſen. Einen vorzüglich ſchönen Anblick gewährt das Coliſeo. Es wird Nachts zugeſchloſſen; ein Eremit wohnt darin an einem Kirchelchen, und Bettler niſten in den verfallenen Gewölben. Sie hatten auf flachem Boden ein Feuer angelegt, und eine ſtille Luft trieb den Rauch erſt auf der Arena hin, daß der untere Theil der Ruinen bedeckt war, und die ungeheuern Mauern oben drüber finſter herausragten; wir ſtanden am Gitter und ſahen dem Phänomen zu; der Mond ſtand hoch und heiter. Nach und nach zog ſich der Rauch durch die Wände, Lücken und Oeffnungen; ihn beleuchtete der Mond wie einen Nebel. Der Anblick war köſtlich. So muß man das Pantheon, das Capitol beleuchtet ſehn, den Vorhof der Peters-Kirche und andere große Straßen und Plätze. Und ſo haben Sonne und Mond, eben wie der Menſchengeiſt, hier ein ganz anderes Geſchäft als anderer Orten, hier, wo ihrem Blick ungeheure und doch gebildete Maſſen entgegen ſtehn.

Den 12. Februar.

Eines Glücksfalls muß ich erwähnen, obgleich eines geringen. Doch alles Glück, groß oder klein, iſt von einer Art und immer erfreulich. Auf Trinita de' Monti wird der Grund zum neuen Obelisk gegraben; dort eben iſt Alles aufgeſchüttetes Erdreich von Ruinen der Gärten des Lucullus, die nachher an die Kaiſer kamen. Mein Perücken-Macher geht frühe dort vorbei und findet im Schutte ein flach' Stück gebrannten Thons mit einigen Figuren, wäſcht's und zeigt es uns. Ich eigne es mir gleich zu.

Es iſt nicht gar eine Hand groß, und ſcheint von dem Rande einer großen Schüſſel zu ſein. Es ſtehen zwei Greife an einem Opfertiſche; ſie ſind von der ſchönſten Arbeit und freuen mich ungemein. Stünden ſie auf einem geſchnittenen Stein, wie gerne würde man damit ſiegeln.

Von vielen andern Sachen ſammelt's ſich auch um mich, und nichts Vergebliches oder Leeres, welches hier unmöglich wäre; Alles unterrichtend und bedeutend. Am Liebſten iſt mir denn aber doch, was ich in der Seele mitnehme, und was, immer wachſend, ſich immer vermehren kann.

Den 11. Februar.

Vor meiner Abreiſe nach Neapel konnte ich einer nochmaligen Vorleſung meiner Iphigenie nicht entgehen. Madam Angelica und Hofrath Meiſenſtein waren die Zuhörer, und ſelbſt Herr Zucchi hatte darauf gedrungen, weil es der Wunſch ſeiner Gattinn war; er arbeitete indeß an einer großen architectoniſchen Zeichnung, die er in Decorations-Art vortrefflich zu machen verſteht. Er war mit Cleriſſau in Dalmatien, hatte ſich überhaupt mit ihm aſſociirt, zeichnete die Figuren zu den Gebäuden und Ruinen, die Jener herausgab, und lernte dabei ſoviel Perſpective und Effect, daß er ſich in ſeinen alten Tagen auf eine würdige Weiſe auf dem Papier damit vergnügen kann.

Die zarte Seele Angelica nahm das Stück mit unglaublicher Innigkeit auf; ſie verſprach mir eine Zeichnung daraus aufzuſtellen, die ich zum Andenken beſitzen ſollte. Und nun gerade, als ich mich von Rom zu ſcheiden bereite, werde ich auf eine zarte Weiſe mit dieſen wohlwollenden Perſonen verbunden. Eilft mir zugleich ein angenehmes und ſchmerzliches Gefühl, wenn ich mich überzeuge, daß man mich ungern wegläßt.

Den 12. Februar.

Die glückliche Ankunft der Iphigenie ward mir auf eine überraſchende und angenehme Weiſe verkündigt. Auf dem Wege nach der Oper brachte man mir den Brief von wohlbekannter Hand, und dieß Mal doppelt willkommen mit dem Löwchen geſiegelt, als verläßiges Wahrzeichen des glücklich angelangten Pakets. Ich drängte mich in das Opern-Haus und ſuchte mir mitten unter dem fremden Volk einen Platz unter dem großen Lüſter zu verſchaffen. Hier fühlte ich mich nun ſo nah an die Meinigen gerückt, daß ich hätte aufhüpfen und ſie umarmen mögen. Herzlich dank' ich, daß mir die nackte Ankunft gemeldet worden; möget Ihr Euer Nächſtes mit einem guten Worte des Beifalls begleiten!

Hier folgt das Verzeichniß, wie die Exemplare, die ich von Göſchen zu erwarten habe, unter die Freunde vertheilt werden ſollen; denn ob es mir gleich ganz gleichgiltig iſt, wie das Publicum dieſe Sachen betrachtet, ſo wünſcht' ich doch dadurch meinen Freunden einige Freude bereitet zu haben.

Man unternimmt nur zuviel. Denke ich an meine vier letzten Bände im Ganzen, ſo möchte mir ſchwindelnd werden; ich muß ſie einzeln angreifen, und ſo wird es gehn.

Hätte ich nicht beſſer gethan, nach meinem erſten Entſchluß dieſe Dinge fragmentariſch in die Welt zu ſchicken, und neue Gegenſtände, an denen ich friſchern Antheil nehme, mit friſchem Muth und Kräften zu unternehmen? Thät' ich nicht beſſer, Iphigenie auf Delphi zu ſchreiben, als mich mit den Geiſten des Taſſo herumzuſchlagen? und doch habe ich auch dahinein ſchon zuviel von meinem Eigenen gelegt, als daß ich es fruchtlos aufgeben ſollte.

Ich habe mich auf den Vorſaal an's Kamin geſetzt, und die Wärme eines dieß Mal gut genährten Feuers gibt mir friſchen Muth, ein neues Blatt anzufangen; denn es iſt doch gar zu ſchön, daß man mit ſeinen neueſten Gedanken ſoweit in die Ferne reichen, ja ſeine nächſten Umgebungen durch Worte dorthin verſetzen kann. Das Wetter iſt ganz herrlich, die Tage nehmen merklich zu, Lorbeeren und Buchsbäume blühen, auch die Mandelbäume. Heute früh überraſchte mich ein wunderſamer Anblick; ich ſah von Ferne hohe, ſtangenähnliche Bäume, über und über von dem ſchönſten Violet bekleidet. Bei näherer Unterſuchung war es der Baum, in unſern Treibhäuſern unter dem Namen Judenbaum bekannt, dem Botaniker als cercis siliquastrum. Seine violeten Schmetterlingsblumen bringt er unmittelbar aus dem Stamme hervor. Abgeholzt den letzten Winter waren die Stangen, die ich vor mir ſah, aus deren Rinde die wohlgebildete und gefärbte Blume zu Tauſenden hervorbrach. Die Maulwürfe bringen wie Ameiſen aus dem Boden, Crocus und Adonis erſcheinen ſeltener, aber deſto zierlicher und zierender.

Was wird mir nicht erſt das mittägigere Land für Freuden und Kenntniſſe geben, und denen für mich neue Reſultate hervortreten! Es iſt mit natürlichen Dingen wie mit der Kunſt; es iſt ſoviel darüber geſchrieben, und Jeder, der ſie ſieht, kann ſie doch wieder in neue Combination ſetzen.

Denke ich an Neapel, ja gar nach Sicilien, ſo fällt es Einem ſowohl in der Erzählung als in Bildern auf, daß in dieſen Paradieſen der Welt ſich zugleich die vulcaniſche Höhe ſo gewaltſam aufthut und ſeit Jahrtauſenden die

Wohnenden und Genießenden aufschreckt und irre macht.

Doch schlage ich mir die Hoffnung jener vielbedeutenden Ansichten gern aus dem Sinne, um vor meiner Abreise die alte Hauptstadt der Welt noch recht zu benutzen.

Seit vierzehn Tagen bin ich vom Morgen bis in die Nacht in Bewegung; was ich noch nicht gesehn, such' ich auf. Das Vorzüglichste wird zum zweiten und dritten Mal betrachtet, und nun ordnet sich's einiger Maßen. Denn indem die Hauptgegenstände an ihre rechte Stelle kommen, so ist für viele mindere dazwischen Platz und Raum. Meine Liebschaften reinigen und entscheiden sich, und nun erst kann mein Gemüth dem Größern und Aechtesten mit gelassener Theilnahme sich entgegenheben.

Dabei findet man denn wohl den Künstler beneidenswerth, der durch Nachbildung und Nachahmung auf alle Weise jenen großen Intentionen sich mehr nähert, sie besser begreift als der bloß Beschauende und Denkende. Doch muß am Ende Jeder thun, was er vermag; und so spanne ich denn alle Segel meines Geistes auf, um diese Küsten zu umschiffen.

Das Camin ist dieß Mal recht durchgewärmt, und die schönsten Kohlen aufgehäuft, welches bei uns selten geschieht, weil nicht leicht Jemand Lust und Zeit hat, dem Camin-Feuer ein Paar Stunden Aufmerksamkeit zu widmen; und so will ich denn dieses schöne Clima benutzen, um einige Bemerkungen aus meiner Schreibtafel zu retten, die schon halb verloschen sind.

Am zweiten Februar begaben wir uns in die Sixtinische Capelle zur Function, bei welcher die Kerzen geweiht werden. Ich fand mich gleich sehr unbehaglich und zog mit den Freunden bald wieder hinaus. Denn ich dachte: Das sind ja gerade die Kerzen, welche seit dreihundert Jahren diese herrlichen Gemälde verdüstern, und Das ist ja eben der Weihrauch, der mit heiliger Unverschämtheit die einzige Kunstsonne nicht nur umwölkt, sondern von Jahr zu Jahren mehr trübe macht und zuletzt gar in Finsterniß versenkt.

Darauf suchten wir das Freie und kamen nach einem großen Spaziergang auf St. Onofrio, wo Tasso in einem Winkel begraben liegt. Auf der Kloster-Bibliothek steht seine Büste. Das Gesicht ist von Wachs, und ich glaube gern, daß es über seinen Leichnam abgeformt sei. Nicht ganz scharf und hie und da verdorben, deutet es doch im Ganzen mehr als irgend ein anderes seiner Bildnisse auf einen talentvollen, zarten, feinen, in sich geschlossenen Mann.

Soviel für dieß Mal. Jetzt will ich an des ehrlichen Volkmann's zweiten Theil, der Rom enthält, um auszuziehen, was ich noch nicht gesehen habe. Ehe ich nach Neapel reise, muß die Ernte wenigstens niedergemäht sein; sie in Garben zu binden, werden auch schon gute Tage kommen.

Den 27. Februar.

Das Wetter ist unglaublich und unsäglich schön; den ganzen Februar bis auf vier Regentage ein reiner, heller Himmel, gegen Mittag fast zu warm. Nun sucht man das Freie; und wenn man bisher sich nur mit Göttern und Helden abgeben mochte, so tritt die Landschaft auf ein Mal wieder in ihre Rechte, und man heftet sich an die Umgebungen, die der herrlichste Tag belebt. Manchmal erinnere ich mich, wie der Künstler in Norden den Strohdächern und verfallenen Schlössern Etwas abzugewinnen sucht, wie man sich an Bach und Busch und zerbröckeltem Gestein herumdrückt, um eine malerische Wirkung zu erhaschen; und ich komme mir ganz wunderbar vor, um so mehr, als jene Dinge noch so langer Gewohnheit Einem noch immer anklebeu; nun habe ich mir aber seit vierzehn Tagen einen Muth gefaßt und bin mit kleinen Blättern hinausgegangen, durch die Tiefen und Höhen der Villen, und habe mir, ohne viel Besinnens, kleine auffallende, wahrhaft südliche und Römische Gegenstände entworfen, und suche nun, mit Hülfe des guten Glücks, ihnen Licht und Schatten zu geben. Es ist ganz eigen, daß man deutlich sehen und wissen kann, was gut und besser ist; will man sich's aber zueignen, so schwindet's gleichsam unter den Händen, und wir greifen nicht nach dem Rechten, sondern nach Dem, was wir zu fassen gewohnt sind. Nur durch geregelte Uebung könnte man vorwärts kommen; wo aber sollte ich Zeit und Sammlung finden! Indessen fühle ich mich denn doch durch das leidenschaftliche, vierzehntägige Streben um Vieles gebessert.

Die Künstler belehren mich gerne; denn ich fasse geschwind. Nun ist aber das Gefaßte nicht gleich geleistet. Etwas schnell zu begreifen, ist ja ohnehin die Eigenschaft des Geistes, aber Etwas recht zu thun, dazu gehört die Uebung des ganzen Lebens.

Und doch soll der Liebhaber, so schwach er auch nachstrebt, sich nicht abschrecken lassen. Die wenigen Linien, die ich auf's Papier ziehe, oft übereilt, selten richtig, erleichtern mir jede Vorstellung von sinnlichen Dingen; denn man erhebt sich ja eher zum Allgemeinen, wenn man die Gegenstände genauer und schärfer betrachtet.

Mit dem Künstler nur muß man sich nicht vergleichen, sondern nach seiner eigenen Art verfahren; denn die Natur hat für ihre Kinder gesorgt; der Geringste wird nicht, auch durch das Dasein des Trefflichsten, an seinem Dasein

gehindert; „ein kleiner Mann iſt auch ein Mann!“ und dabei wollen wir's denn bewenden laſſen.

Ich habe zwei Mal das Meer geſehen, erſt das adriatiſche, dann das mittelländiſche, nur gleichſam zum Beſuch. In Neapel wollen wir bekannter werden. Es rückt Alles auf ein Mal in mir herauf; warum nicht früher, warum nicht wohlfeiler! Wie viele tauſend Sachen, manche ganz neu und von vornen hätte ich mitzutheilen!

Den 17. Februar.

Abends, nach verklungener Carnevals-Thorheit.

Ich laſſe bei meiner Abreiſe Moritzen ungern allein. Er iſt auf gutem Wege; doch wie er für ſich geht, ſo ſucht er ſich gleich beliebte Schlupfwinkel. Ich habe ihn aufgemuntert, an Herder'n zu ſchreiben; der Brief liegt bei; ich wünſche eine Antwort, die etwas Dienliches und Hülfreiches enthalte. Es iſt ein ſonderbar guter Menſch; er wäre viel weiter, wenn er von Zeit zu Zeit Perſonen gefunden hätte, fähig und liebevoll genug, ihn über ſeinen Zuſtand aufzuklären. Gegenwärtig kann er kein geſegneteres Verhältniß anknüpfen, als wenn ihm Herder erlaubt, manchmal zu ſchreiben. Er beſchäftigt ſich mit einem lobenswürdigen, antiquariſchen Unternehmen, das wohl verdient, gefördert zu werden. Freund Herder wird nicht leicht eine Mühe beſſer angewendet und gute Lehre kaum in einen fruchtbareren Boden gelegt haben.

Das große Portrait, welches Tiſchbein von mir unternommen, wächſt ſchon aus der Leinwand heraus. Der Künſtler hat ſich durch einen fertigen Bildhauer ein kleines Modell von Thon machen laſſen, welches gar zierlich mit einem Mantel drapirt worden. Darnach malt er fleißig; denn es ſollte freilich vor unſerer Abreiſe nach Neapel ſchon auf einen gewiſſen Punct gebracht ſein und es gehört ſchon Zeit dazu, eine ſo große Leinwand mit Farben auch nur zu bedecken.

Den 19. Februar.

Das Wetter fährt fort, über allen Ausdruck ſchön zu ſein; heute war ein Tag, den ich mit Schmerzen unter den Narren zubrachte. Mit Anbruch der Nacht erholte ich mich auf der Villa Medicis; Neumond iſt eben vorbei und neben der zarten Mondſichel konnte ich die ganze dunkle Scheibe, faſt mit bloßen Augen, durch's Perſpectiv ganz deutlich ſehen. Ueber der Erde ſchwebt ein Duft des Tags über, den man nur aus Gemälden und Zeichnungen des Claude kennt, das Phänomen in der Natur aber nicht leicht ſo ſchön ſteht als hier. Nun kommen mir Blumen aus der Erde, die ich noch nicht kenne, und neue Blüthen von den Bäumen; die Mandeln blühen und machen eine neue luſtige Erſcheinung zwiſchen den dunkelgrünen Eichen; der Himmel iſt wie ein hellblauer Taffet, von der Sonne beſchienen. Wie wird es erſt in Neapel ſein! Wir finden das Meiſte ſchon grün. Meine botaniſchen Grillen bekräftigen ſich an allem Dieſem, und ich bin auf dem Wege, neue ſchöne Verhältniſſe zu entdecken, wie die Natur ſolch ein Ungeheures, das wie Nichts ausſieht, aus dem Einfachen das Mannigfaltigſte entwickelt.

Der Veſuv wirft Steine und Aſche aus und bei Nacht ſieht man den Gipfel glühen. Gebe uns die wirkende Natur einen Lava-Fluß. Nun kann ich kaum erwarten, bis auch dieſe großen Gegenſtände mir eigen werden.

Den 21. Februar.

Ich benutze die Augenblicke zwiſchen dem Einpacken, um noch Einiges nachzuholen. Morgen gehen wir nach Neapel. Ich freue mich auf das Neue, das unausſprechlich ſchön ſein ſoll, und hoffe in jener paradieſiſchen Natur wieder neue Freiheit und Luſt zu gewinnen, hier im ernſten Rom wieder an das Studium der Kunſt zu gehen.

Das Einpacken wird mir leicht; ich thue es mit leichterm Herzen als vor einem halben Jahre, da ich mich von Allem losriß'te, was mir ſo lieb und werth war. Ja, es iſt ſchon ein halbes Jahr! Und von den vier Monaten, in Rom zugebracht, habe ich keinen Augenblick verloren, welches zwar viel heißen will, aber doch nicht zu viel geſagt iſt.

Daß Iphigenie angekommen, weiß ich; möge ich am Fuße des Veſuv's erfahren, daß ihr eine gute Aufnahme zu Theil geworden!

Mit Tiſchbein, der ſo einen herrlichen Blick in Natur als Kunſt hat, dieſe Reiſe zu machen, iſt für mich von der größten Wichtigkeit; doch können wir, als ächte Deutſche, uns doch nicht losmachen von Vorſätzen und Ausſichten auf Arbeit. Das ſchönſte Papier iſt gekauft und wir nehmen uns vor, darauf zu zeichnen, obgleich die Menge, die Schönheit und der Glanz der Gegenſtände höchſt wahrſcheinlich unſerm guten Willen Grenzen ſetzt.

Eins habe ich über mich gewonnen, daß ich von meinen poetiſchen Arbeiten Nichts mitnehme als Taſſo allein; zu ihm habe ich die beſte Hoffnung. Wüßt' ich nun, was Ihr zu Iphigenie'n ſagt, ſo könnte mir Dieß zur Leitung dienen; denn es iſt doch eine ähnliche Arbeit, der Gegenſtand faſt noch beſchränkter als jener, und will im Einzelnen noch mehr ausgearbeitet ſein; doch weiß ich noch nicht, was es werden kann. Das Vorhandene muß ich ganz zerſtören; Das hat zu lange gelegen und we-

der die Personen, noch der Plan, noch der Ton, haben mit meiner jetzigen Ansicht die mindeste Verwandtschaft.

Beim Aufräumen fallen mir einige Exemplare lieben Briefe in die Hand und da treffe ich bei'm Durchlesen auf den Vorwurf, daß ich mir in meinen Briefen widerspreche. Das kann ich zwar nicht merken; denn was ich geschrieben habe, schicke ich gleich fort. Es ist mir aber selbst sehr wahrscheinlich; denn ich werde von ungeheuern Mächten hin und wieder geworfen und da ist es wohl natürlich, daß ich nicht immer weiß, wo ich stehe.

Man erzählt von einem Schiffer, der, von einer stürmischen Nacht auf der See überfallen, nach Hause zu steuern trachtete. Sein Söhnchen, in der Finsterniß an ihn geschmiegt, fragte: „Vater, was ist denn Das für ein närrisches Lichtchen dort, das ich bald über uns, bald unter uns sehe?" Der Vater versprach ihm die Erklärung des andern Tags und da fand es sich, daß es die Flamme des Leuchtthurms gewesen, die einem von wilden Wogen auf- und niedergeschaukelten Auge bald unten, bald oben erschien.

Auch ich steure auf einem leidenschaftlich bewegten Meere dem Hafen zu, und halte ich die Gluth des Leuchtthurms nur scharf im Auge; wenn sie mir auch den Platz zu verändern scheint, so werde ich doch zuletzt am Ufer gewesen.

Bei der Abreise fällt Einem doch immer jedes frühere Scheiden und auch das künftige, letzte unwillkürlich in den Sinn und mir drängt sich, dieß Mal stärker als sonst, dabei die Bemerkung auf, daß wir viel zu viel Veranstalten machen, um zu leben; denn so kehren auch wir, Tischbein und ich, so vielen Herrlichkeiten, sogar unserm wohlausgestatteten, eigenen Museum, den Rücken. Da stehen nun drei Junonen zur Vergleichung nebeneinander und wir verlassen sie, als wenn's keine wäre.

Den 29. Februar. Ascher-Mittwoch.

Nun ist der Narrheit ein Ende. Die unzähligen Lichter gestern Abend waren noch ein toller Spectakel. Das Carneval in Rom muß man gesehen haben, um den Wunsch völlig los zu werden, es je wieder zu sehen. Zu schreiben ist davon gar Nichts; bei einer mündlichen Darstellung möchte es allenfalls unterhaltend sein. Was man dabei unangenehm empfindet, daß die innere Fröhlichkeit den Menschen fehlt und es ihnen an Gelde mangelt, das Bischen Lust, was sie auch haben mögen, auszulassen. Die Großen sind ökonomisch und halten zurück, der Mittelmann unvermögend, das Volk lahm. An den letzten Tagen war ein unglaublicher Lärm, aber keine Herzensfreude. Der Himmel so unendlich rein und schön blickte so edel und unschuldig auf diese Possen.

Da man aber doch das Nachbilden hier nicht lassen kann, so sind zur Lust der Kinder Masken des Carneval's und Römische eigenthümliche Kleidungen gezeichnet, dann mit Farben angestrichen worden, da sie denn ein fehlendes Capitel des Orbis pictus den lieben Kleinen ersetzen mögen.

Neapel.

Velletri, den 22. Februar.

Bei guter Zeit sind wir hier angelangt. — Schon vorgestern verfinsterte sich das Wetter; die schönen Tage hatten uns trübe gebracht; doch deuteten einige Lustzeichen, daß es sich wieder zum guten bequemen werde, wie es denn auch eintraf. Die Wolken trennten sich nach und nach, hier und da erschien der blaue Himmel und endlich beleuchtete die Sonne unsere Bahn. Wir kamen durch Albano, nachdem wir vor Genzano an dem Eingang eines Park's gehalten hatten, den Prinz Chigi, der Besitzer, auf eine wunderliche Weise hält, nicht unterhält, deßhalb auch nicht will, daß sich Jemand darin umsehe. Hier bildet sich eine wahre Wildniß: Bäume und Gesträuche, Kräuter und Ranken wachsen, wie sie wollen, verdorren, stürzen um, verfaulen. Das ist Alles recht und nur desto besser. Der Platz vor dem Eingang ist unsäglich schön. Eine hohe Mauer schließt das Thal, eine vergitterte Pforte läßt hindurchblicken, dann steigt der Hügel aufwärts, wo dann oben das Schloß liegt. Es gäbe das größte Bild, wenn es ein rechter Künstler unternähme.

Nun darf ich nicht weiter beschreiben und sage nur, daß, als wir von der Höhe die Gebirge von Sezza, die Pontinischen Sümpfe, das Meer und die Inseln erblickten, daß in dem Moment ein starker Streifregen über die Sümpfe nach dem Meer zog, Licht und Schatten, abwechselnd und bewegt, die öde Fläche gar mannigfaltig belebten. Sehr schön wirkten hierzu mehrere von der Sonne erleuchtete Rauchsäulen, die aus zerstreuten, kaum sichtbaren Hütten emporstiegen.

Velletri liegt sehr angenehm auf einem vulcanischen Hügel, der nur gegen Norden mit andern zusammenhängt, aber drei Himmelsgegenden aber den freisten Anblick gewährt.

Nun besahen wir das Cabinet des Cavaliere Borgia, welcher, begünstigt durch die Verwandtschaft mit dem Cardinal und der Propaganda, treffliche Alterthümer und sonstige Merkwürdigkeiten hier zusammenstellen konnte: Egyptische Götzen, aus dem härtesten Steine

gebildet, kleinere Metall-Figuren früherer und späterer Zeit; in der Gegend ausgegrabene, aus Thon gebrannte, flach erhobene Bildwerke, durch welche veranlaßt man den alten Volkern einen eigenen Styl zuschreiben will.

Von allerlei andern Raritäten besitzt das Museum Mancherlei. Ich merkte mir zwei Chinesische Tuschkästchen, wo auf den Stücken des einen die ganze Zucht der Seidenwürmer, auf dem andern der Reisbau vorgestellt ist, Beides höchst naiv genommen und ausführlich gearbeitet. Das Kästchen sowie die Einwickelung desselben sind auszehmend schön und dürfen sich neben dem von mir schon gelobten Buch auf der Bibliothek der Propaganda wohl sehen lassen.

Es ist freilich unverantwortlich, daß man diesen Schatz so nahe bei Rom hat und denselben nicht öfter besucht. Doch mag die Unbequemlichkeit einer jeden Ausflucht in diesen Gegenden und die Gewalt des Römischen Bannkreises zur Entschuldigung dienen. Als wir nach der Herberge gingen, riefen uns einige vor ihren Hausthüren sitzende Weiber an, ob wir nicht auch Alterthümer zu kaufen Lust hätten; und als wir uns darnach sehr begierig erwiesen, holten sie alte Kessel, Feuerzange, nebst anderm schlechten Hausgeräthe und wollten sich zu todt lachen, uns angeführt zu haben. Als wir uns deßhalb entrüsteten, brachte unser Führer die Sache wieder in's Gleiche; denn er versicherte, daß dieser Spaß hergebracht sei und daß alle Fremden denselben Tribut entrichten müßten.

Dieß schreib' ich in einer sehr übeln Herberge und fühle in mir weder Kraft noch Behagen, weiter fortzufahren. Also die freundlichste, gute Nacht!

Fondi, den 22. Februar.

Schon früh um drei Uhr waren wir auf dem Wege. Als es tagte, fanden wir uns in den Pontinischen Sümpfen, welche kein so übles Ansehen haben, als man sie in Rom gemeiniglich beschreibt. Man kann zwar ein so großes und weitläufiges Unternehmen, als die beabsichtigte Austrocknung ist, auf der Durchreise nicht beurtheilen; allein es scheint mir doch, daß die Arbeiten, welche der Papst angeordnet, die gewünschten Endzwecke wenigstens zum größten Theil erreichen werden. Man denke sich ein weites Thal, das sich von Norden nach Süden mit wenigem Falle hinzieht, ostwärts gegen die Gebirge zu vertieft, westwärts aber gegen das Meer zu erhöht liegt.

Der ganzen Länge nach in gerader Linie ist die alte Via Appia wieder hergestellt, an der rechten Seite derselben der Haupt-Canal gezogen und das Wasser fließt darin gelind hinab; dadurch ist das Erdreich der rechten Seite nach dem Meere zu ausgetrocknet und dem Feldbau überantwortet; soweit das Auge sehen kann, ist es bebaut oder könnte es werden, wenn sich Pächter fänden, einige Flecke ausgenommen, die allzu tief liegen.

Die linke Seite nach dem Gebirg zu ist schon schwerer zu behandeln. Zwar gehen Quer-Canäle unter der Chaussée in den Haupt-Canal; da jedoch der Boden gegen die Berge zu abfällt, so kann er auf diese Weise nicht vom Wasser befreit werden. Man will, sagt man, einen zweiten Canal am Gebirge herführen. Große Strecken, besonders gegen Terracina, sind mit Weiden und Pappeln angeflogen.

Eine Post-Station besteht aus einer bloßen, langen Strohhütte. Tischbein zeichnete sie und genoß zur Belohnung dafür ein Vergnügen, das nur er völlig zu genießen weiß. Auf dem abgetrockneten Terrain hatte sich ein Schimmel losgemacht, der, sich seiner Freiheit bedienend, auf dem braunen Boden wie ein Lichtstrahl hin und wieder fuhr; wirklich war es ein herrlicher Anblick, durch Tischbein's Entzücken erst recht bedeutend.

Da, wo sonst der Ort Meza stand, hat der Papst ein großes und schönes Gebäude, als den Mittelpunct der Fläche bezeichnend, aufrichten lassen. Der Anblick desselben vermehrt Hoffnung und Zutrauen für das ganze Unternehmen. Und so rückten wir immer fort, uns lebhaft unterhaltend, wohl eingedenk der Warnung, daß man auf diesem Wege nicht einschlafen dürfe; und freilich erinnerte uns der blaue Dunst, der schon in dieser Jahrszeit in gewisser Höhe über dem Boden schwebt, an eine gefährliche Luftschicht. Desto erfreulicher und erwünschter war uns die Felsenburg von Terracina, und kaum hatten wir uns daran vergnügt, als wir das Meer gleich davor erblickten. Kurz darauf ließ uns die andere Seite des Stadtberges ein Schauspiel neuer Vegetation sehen. Indianische Feigen trieben ihre großen, fetten Blätterkörper zwischen niedrigen, graulichgrünen Myrten, unter gelbgrünen Granat-Bäumen und saftgrünen Oliven-Zweigen. Am Wege sahen wir neue, noch nie gesehene Blumen und Sträuche. Narcissen und Adonis blühten auf den Wiesen. Man behält das Meer eine Zeit lang rechts; die Kalkfelsen aber bleiben links in der Nähe. Diese sind die Fortsetzung der Apenninen, welche sich von Tivoli herziehen und an's Meer anschließen, wenn sie, erst durch die Campagna di Roma, dann durch die Frascatanischen, Albanischen, Veliternischen Vulcane und endlich durch die Pontinischen Sümpfe getrennt worden. Der Monte Circello, das Vorgebirg, Terracina gegenüber, wo die Pontini-

ſchen Sümpfe ſich endigen, mag gleichfalls aus zerriebenen Kalkfelſen beſtehen.

Wir verließen das Meer und kamen bald in die reizende Ebene von Fondi. Dieſer kleine Raum fruchtbaren und bebauten Erdreichs, von einem nicht allzu rauhen Gebirg umſchloſſen, muß Jedermann anlachen. Noch hängt die Mehrzahl der Orangen an den Bäumen, die Saat ſteht grün, durchaus Weizen; Oliven auf den Aeckern, das Städtchen im Grunde. Ein Palmbaum zeichnet ſich aus und ward begrüßt. Soviel für dieſen Abend. Verzeihung der laufenden Feder. Ich muß ſchreiben, ohne zu denken, damit ich nur ſchreibe. Der Gegenſtände ſind zu viel, der Aufenthalt zu ſchlecht und doch meine Begierde allzu groß, Einiges dem Papiere anzuvertrauen. Mit einbrechender Nacht kamen wir an, und es iſt nun Zeit, Ruhe zu ſuchen.

St. Agata, den 29. Februar.

In einer kalten Kammer muß ich Nachricht von einem ſchönen Tage geben. Als wir aus Fondi herausfuhren, ward es eben helle und wir wurden ſogleich durch die über die Mauern hängenden Pomeranzen auf beiden Seiten des Wegs begrüßt. Die Bäume hängen ſo voll, als man ſich's nur denken kann. Obenher iſt das junge Laub gelblich, unten aber und in der Mitte von dem ſaftigſten Grün. Mignon hatte wohl Recht, ſich dahin zu ſehnen.

Dann fuhren wir durch wohlgebaute und bebaute Weizenfelder, in ſchicklichen Räumen mit Oliven bepflanzt. Der Wind bewegte ſie und brachte die ſilberne Unterſeite der Blätter an's Licht; die Aeſte bogen ſich leicht und zierlich. Es war ein grauer Morgen; ein ſtarker Nordwind verſprach alles Gewölk völlig zu vertreiben.

Dann zog der Weg im Thale hin, zwiſchen niedrigen, aber gut gebauten Aeckern, die Saat vom ſchönſten Grün. An einigen Orten ſah man geräumige, runde, gepflaſterte Plätze, mit niedrigen Mäuerchen umgeben; hier drischt man die Frucht ſogleich aus, ohne ſie in Garben nach Hauſe zu fahren. Das Thal ward ſchmäler, der Weg ging bergan, Kalkfelſen ſtanden nackt an beiden Seiten. Der Sturm war heftiger hinter uns her. Es fielen Graupeln, die ſehr langſam ſchmolzen.

Einige Mauern antiker Gebäude mit netzförmiger Arbeit überraſchten uns. Auf der Höhe ſind die Plätze feiſig, doch mit Oliven-Bäumen bepflanzt, wo nur das geringſte Erdreich ſie aufnehmen konnte. Nun über eine Plaine mit Oliven, ſodann durch ein Städtchen. Eingemauert fanden wir nun Altäre, antike Grabſteine, Fragmente aller Art in den Gartenumfriedigungen, dann trefflich gemauerte, jetzt aber mit Erdreich ausgefüllte Untergeſchoſſe alter Landhäuſer, nunmehr von Oliven-Wäldchen bewachſen. Dann erblickten wir den Veſuv, eine Rauchwolke auf ſeinem Scheitel.

Molo di Gaeta begrüßte uns abermals mit den reichſten Pomeranzen-Bäumen. Wir blieben einige Stunden. Die Bucht vor dem Städtchen gewährt eine der ſchönſten Ausſichten; das Meer ſpült bis heran. Zeigt das Auge dem rechten Ufer und erreicht es zuletzt das Hornende des halben Mondes, ſo ſieht man auf einem Felſen die Feſtung Gaeta, in mäßiger Ferne. Das linke Horn erſtreckt ſich viel weiter; erſt ſieht man eine Reihe Gebirge, dann den Veſuv, dann die Inſeln. Ischia liegt faſt der Mitte gegenüber.

Hier fand ich am Ufer die erſten Seeſterne und Seeigel ausgeſpült. Ein ſchönes, grünes Blatt, wie das feinſte Velin-Papier, dann aber merkwürdige Geſchiebe; am Häufigſten die gewöhnlichen Kalkſteine, ſodann aber auch Serpentin, Jaſpis, Quarze, Kieſel-Breccien, Granite, Porphyre, Marmor-Arten, Glas von grüner und blauer Farbe. Die zuletzt genannten Steinarten ſind ſchwerlich in dieſer Gegend erzeugt, ſind wahrſcheinlich Trümmer alter Gebäude, und ſo ſehen wir denn, wie die Welle vor unſern Augen mit den Herrlichkeiten der Vorwelt ſpielen darf. Wir verweilten gern und hatten unſere Luſt an der Natur der Menſchen, die ſich beinahe als Wilde betrugen. Von Molo ſich entfernend hat man immer ſchöne Ausſicht, wenn ſich auch das Meer verliert. Der letzte Blick darauf iſt eine liebliche Sehnſucht, die gezeichnet ward. Nun folgt gutes Fruchtfeld mit Alben einzeln. Wir erblickten eine Waſſerleitung, die ſich vom Gebirg her nach unkenntlichen, verworrenen Ruinen zog.

Dann folgt die Ueberfahrt über den Fluß Garigliano. Man wandert ſodann durch ziemlich fruchtbare Gegenden auf ein Gebirg los. Nichts Auffallendes. Endlich der erſte vulcaniſche Aſchenhügel. Hier beginnt eine große, herrliche Gegend von Bergen und Gründen, über welche zuletzt Schneegipfel hervorragen. Auf der nähern Höhe eine lange, wohl in die Augen fallende Stadt. In dem Thal liegt St. Agata, ein anſehnlicher Gaſthof, wo ein lebhaftes Feuer in einem Camin, das als Cabinet angelegt iſt, brannte. Indeſſen iſt unſere Stube kalt, keine Fenſter, nur Läden, und ich eile, zu ſchließen.

Neapel, den 25. Februar.

Endlich auch hier glücklich und mit guten Vorbedeutungen angekommen. Von der Tagesreiſe nur ſo viel: St. Agata verließen wir mit Sonnenaufgang; der Wind blies heftig hinter uns

Straße.

Fauſt. Margarethe vorüber gehend.

Fauſt.

Mein ſchönes Fräulein, darf ich wagen,
Meinen Arm und Geleit Ihr anzutragen?

Margarethe.

Bin weder Fräulein, weder ſchön,
Kann ungeleitet nach Hauſe gehn.

Sie macht ſich los und ab.

Fauſt.

Bey'm Himmel, dieſes Kind iſt ſchön!
So etwas hab' ich nie geſehn.
Sie iſt ſo ſitt- und tugendreich,
Und etwas ſchnippiſch doch zugleich.
Der Lippe Roth, der Wange Licht,
Die Tage der Welt vergeß' ich's nicht!
Wie ſie die Augen niederſchlägt,
Hat tief ſich in mein Herz geprägt;
Wie ſie kurz angebunden war,
Das iſt nun zum Entzücken gar!

her und dieſer Nord-Oſt hielt den ganzen Tag an. Erſt Nachmittag ward er Herr von den Wolken; wir litten von Kälte.

Unſer Weg ging wieder durch und über vulcaniſche Hügel, wo ich nur noch wenige Kalkfelſen zu bemerken glaubte. Endlich erreichten wir die Plaine von Capua, bald darnach Capua ſelbſt, wo wir Mittag hielten. Nachmittag that ſich ein ſchönes, flaches Feld vor uns auf. Die Chauſſée geht breit zwiſchen grünen Weizenfeldern durch, der Weizen iſt wie ein Teppich und wohl ſpannenhoch. Pappeln ſind reihenweis auf den Feldern gepflanzt, hoch aufgezweigt und Wein hinangezogen. So geht es bis Neapel hinein. Ein klarer, herrlich lockerer Boden und gut bearbeitet; die Weinſtöcke von ungewöhnlicher Stärke und Höhe, die Ranken wie Netze von Pappel zu Pappel ſchwebend.

Der Veſuv blieb uns immer zur linken Seite, gewaltſam dampfend; und ich war ſtill für mich erfreut, daß ich dieſen merkwürdigen Gegenſtand endlich auch mit Augen ſah. Der Himmel ward immer klarer und zuletzt ſchien die Sonne recht heiß in unſere enge, rollende Wohnung. Bei ganz reinheller Atmoſphäre kamen wir Neapel näher; und nun fanden wir uns wirklich in einem andern Lande. Die Gebäude mit flachen Dächern deuten auf eine andere Himmelsgegend; inwendig mögen ſie nicht ſehr freundlich ſein. Alles iſt auf der Straße, ſitzt in der Sonne, ſo lange ſie ſcheinen will. Der Neapolitaner glaubt im Beſitz des Paradieſes zu ſein und hat von den nördlichen Ländern einen ſehr traurigen Begriff: Sempre neve, case di legno, gran ignoranza, ma danari assai. Solch ein Bild machen ſie ſich von unſerm Zuſtande. Zur Erbauung ſämmtlicher Deutſchen Völkerſchaften heißt dieſe Charakteriſtik überſetzt: Immer Schnee, hölzerne Häuſer, große Unwiſſenheit; aber Geld genug.

Neapel ſelbſt kündigt ſich früh, frei und lebhaft an; unzählige Menſchen ſtrömen durcheinander, der König iſt auf der Jagd; die Königinn guter Hoffnung, und ſo kann's nicht beſſer gehen.

Montag, den 26. Februar.

Alla Locanda del Sgr. Moricomi, al Largo del Castello. *) Unter dieſer eben ſo heiter als prächtig klingenden Aufſchrift würden uns Briefe aus allen vier Theilen der Welt nunmehr aufſtoßen. In der Gegend des am Meere liegenden großen Caſtell's erſtreckt ſich eine große Weitung, die man, obgleich von allen vier Seiten mit Häuſern umgeben, nicht Platz, ſondern Weite (largo) genannt hat, wahrſcheinlicher Weiſe von den erſten Zeiten her, da Dieſes noch ein unbegrenztes Feld war. Hier nun tritt an der einen Seite ein großes Schaus herein, und wir faßten Fuß in einem geräumigen Eckſaale, der einen freien und frohen Ueberblick über die immer bewegte Fläche gewährt. Ein eiſerner Balcon zieht ſich außen an mehrern Fenſtern vorbei, ſelbſt um die Ecke hin. Man würde davon nicht wegkommen, wenn der ſcharfe Wind nicht äußerſt fühlbar wäre.

Der Saal iſt munter decorirt, beſonders aber die Decke, deren Arabesken in hundert Abtheilungen ſchon die Nähe von Pompeji und Herculanum verkünden. Das wäre nun Alles ſchön und gut, aber keine Feuerſtätte, kein Camin iſt zu bemerken, und der Februar übt denn doch auch hier ſeine Rechte. Ich ſehnte mich nach einiger Erwärmung.

Man brachte mir einen Dreifuß, von der Erde dergeſtalt erhöht, daß man die Hände bequem darüber halten konnte. Auf demſelben war ein flaches Becken befeſtigt; dieſes enthielt ganz zarte, glühende Kohlen, gar glatt mit Aſche bedeckt. Hier gilt es nun, haushältig ſein, wie wir es in Rom ſchon gelernt. Mit dem Ohr eines Schlüſſels zieht man von Zeit zu Zeit die oberflächliche Aſche behutſam weg, ſo daß von den Kohlen wieder Etwas an die freie Luft gelange. Wollte man jedoch ungeduldig die Gluth anfächeln, ſo würde man einen Augenblick größere Wärme ſpüren, aber ſehr bald die ganze Gluth erſtickt haben, da denn das Becken abermals, gegen Erlegung einer gewiſſen Summe, zu füllen wäre.

Ich befand mich nicht ganz wohl und hätte freilich mehr Bequemlichkeit gewünſcht. Eine Schilfmatte diente gegen die Einflüſſe des Eſtrichs; Pelze ſind nicht gewöhnlich, und ich entſchloß mich, eine Schifferkutte, die mir aus Scherz mitgenommen hatten, anzuziehen, die mir gute Dienſte leiſtete, beſonders nachdem ich ſie mit einem Lederſtrick um den Leib befeſtigt hatte, da ich mir denn als Mittelding zwiſchen Matroſen und Capuziner ſehr comiſch vorkommen mußte. Tiſchbein, der von Beſuchen bei Freunden zurückkehrte, konnte ſich des Lachens nicht enthalten.

Den 27. Februar.

Geſtern brach' ich den Tag in Ruhe zu, um eine kleine körperliche Unbequemlichkeit erſt abzuwarten; heute ward geſchwelgt und die Zeit mit Anſchauung der herrlichſten Gegenſtände zugebracht. Man ſage, erzähle, male, was man will; hier iſt mehr als Alles: die Ufer, Buchten und Buſen des Meeres, der Veſuv, die Stadt, die Vorſtädte, die Caſtelle, die Luſträume! —

*) Im Gaſthof des Herrn Moricomi, auf dem Platze des Caſtell's.

Wir ſind auch noch Abends in die Grotte des Poſilippo gegangen, da eben die untergehende Sonne zur andern Seite hereinſchien. Ich verzieh es Allen, die in Neapel von Sinnen kommen, und erinnerte mich mit Rührung meines Vaters, der einen unauslöſchlichen Eindruck beſonders von denen Gegenſtänden, die ich heut zum erſten Mal ſah, erhalten hatte. Und wie man ſagt, daß Einer, dem ein Geſpenſt erſchienen, nicht wieder froh wird, ſo konnte man umgekehrt von ihm ſagen, daß er nie ganz unglücklich werden konnte, weil er ſich immer wieder nach Neapel dachte. Ich bin nun nach meiner Art ganz ſtille und mache nur, wenn's gar zu toll wird, große, große Augen.

Den 25. Februar.

Heute beſuchten wir Philipp Hackert, den berühmten Landſchaftsmaler, der eines beſondern Vertrauens, einer vorzüglichen Gnade des Königs und der Königinn genießt. Man hat ihm einen Flügel des Palaſt's Francaville eingeräumt, den er mit Künſtlergeſchmack meublirt ließ und mit Zufriedenheit bewohnt. Es iſt ein ſehr beſtimmter, kluger Mann, der, bei unausgeſetztem Fleiß, das Leben zu genießen verſteht.

Dann gingen wir an's Meer und ſahen allerlei Fiſche und wunderliche Geſtalten aus den Wellen ziehen. Der Tag war herrlich, die Tramontane leidlich.

Den 1. März.

Schon in Rom hatte man meinem eigenſinnigen Einſiedlerſinne, mehr als mir lieb war, eine geſellige Seite abgewonnen. Freilich ſcheint es ein wunderlich Beginnen, daß man in die Welt geht, um allein bleiben zu wollen. So hatte ich denn auch dem Fürſten von Waldeck nicht widerſtehen können, der mich auf's Freundlichſte einlud und, durch Rang und Einfluß, mir Theilnahme an manchem Guten verſchaffte. Kaum waren wir in Neapel angekommen, wo er ſich ſchon eine Zeit lang aufhielt, als er uns einladen ließ, mit ihm eine Fahrt nach Puzzuoli und der anliegenden Gegend zu machen. Ich dachte heute ſchon auf den Veſuv; Tiſchbein aber nöthigt mich zu jener Fahrt, die, an und für ſich angenehm, bei dem ſchönſten Wetter, in Geſellſchaft eines ſo vollkommenen und unterrichteten Fürſten, ſehr viel Freude und Nutzen verſpricht. Auch haben wir ſchon in Rom eine ſchöne Dame geſehen, nebſt ihrem Gemahl, von dem Fürſten unzertrennlich; dieſe ſoll gleichfalls von der Partie ſein und man hofft alles Erfreuliche.

Auch bin ich dieſer edeln Geſellſchaft durch frühere Unterhaltung genauer bekannt. Der Fürſt nämlich fragte bei unſerer erſten Bekanntſchaft, womit ich mich jetzt beſchäftige, und meine Iphigenie war mir ſo gegenwärtig, daß ich ſie einen Abend umſtändlich genug erzählen konnte. Man ging d'rauf ein; aber ich glaubte doch zu merken, daß man etwas Lebhafteres, Wilderes von mir erwartet hatte.

Abends.

Von dem heutigen Tage wäre ſchwerlich Rechenſchaft zu geben. Wer hat es nicht erfahren, daß die flüchtige Leſung eines Buchs, das ihn unwiderſtehlich fortriß, auf ſein ganzes Leben den größten Einfluß hatte und ſchon die Wirkung entſchied, zu der Wiederleſen und ernſtliches Betrachten kaum in der Folge mehr hinzuthun konnte? So ging es mir einſt mit Sacontala, und geht es uns mit bedeutenden Menſchen nicht gleicher Weiſe? Eine Waſſerfahrt bis Puzzuoli, leichte Landfahrten, heitere Spaziergänge durch die wunderſamſte Gegend von der Welt. Unter'm reinſten Himmel der unſicherſte Boden. Trümmer undenkbarer Wohlhabigkeit, zerlüftert und unerfreulich. Siedende Waſſer, Schwefel, anhauchende Grüfte, dem Pflanzenleben widerſtrebende Schlackenberge, kahle, widerliche Räume und dann doch zuletzt eine immer üppige Vegetation, eingreifend, wo ſie nur irgend vermag, ſich über alles Ertödtete erhebend um Landſee'n und Bäche umher, ja den herrlichſten Eichwald an den Wänden eines alten Kraters behauptend.

Und ſo wird man zwiſchen Natur und Völkerereigniſſen hin und wieder getrieben. Man wünſcht zu denken und fühlt ſich dazu zu ungeſchickt. Indeſſen lebt der Lebendige luſtig fort, woran wir es denn auch nicht fehlen ließen. Gebildete Perſonen, der Welt und ihrem Weſen angehörend, aber auch durch ernſtes Geſchick gewarnt, zu Betrachtungen aufgelegt. Unbegrenzter Blick über Land, Meer und Himmel, zurückgerufen in die Nähe einer liebenswürdigen jungen Dame, Huldigung anzunehmen gewohnt und geneigt.

Unter allem dieſem Taumel jedoch verfehlt' ich nicht, Manches anzumerken. Zu künftiger Redaction wird die an Ort und Stelle benutzte Charte und eine flüchtige Zeichnung von Tiſchbein die beſte Hülfe geben; heute iſt mir nicht möglich, auch nur das Mindeſte hinzuzufügen.

Den 4. März.

beſtieg ich den Veſuv, obgleich bei trübem Wetter und umwölktem Gipfel. Fahrend gelangt' ich nach Reſina, ſodann auf einem Maulthiere den Berg zwiſchen Weingärten hinauf; nun zu Fuß über die Lava vom Jahre Einundſiebenzig, die ſchon feines, aber feſtes Moos auf ſich er-

zeugt hatte; dann an der Seite der Lava her. Die Hütte des Einsiedlers blieb mir links auf der Höhe. Ferner den Aschenberg hinauf, welches eine ganze Arbeit ist. Zwei Drittheile dieses Gipfels waren mit Wolken bedeckt. Endlich erreichten wir den alten, nun ausgefüllten Krater, fanden die neuen Laven von zwei Monaten vierzehn Tagen, zu eine schwache von fünf Tagen schon erkaltet. Wir stiegen über sie an einem erst aufgeworfenen, vulcanischen Hügel hinauf; er dampfte aus allen Enden. Der Rauch zog von uns weg und ich wollte nach dem Krater gehen. Wir waren ungefähr fünfzig Schritte in den Dampf hinein, als er so stark wurde, daß ich kaum meine Schuhe sehen konnte. Das Schnupftuch vorgehalten half Nichts; der Führer war mir auch verschwunden; die Tritte auf den aufgeworfenen Lava-Bröckchen unsicher; ich fand für gut, umzukehren und mir den gewünschten Anblick auf einen heitern Tag und verminderten Rauch zu sparen. Indeß weiß ich doch auch, wie schlecht es sich in solcher Atmosphäre athem holt.

Uebrigens war der Berg ganz still; weder Flamme, noch Brausen, noch Steinwurf, wie er doch die ganze Zeit her trieb. Ich habe ihn nun recognoscirt, um ihn förmlich, sobald das Wetter gut werden will, zu belagern.

Die Laven, die ich fand, waren mir meist bekannte Gegenstände. Ein Phänomen hab' ich aber entdeckt, das mir sehr merkwürdig schien, und das ich näher untersuchen, nach welchem ich mich bei Kennern und Sammlern erkundigen will. Es ist eine tropfsteinförmige Bekleidung einer vulcanischen Esse, die ehemals zugemauert war, jetzt aber aufgeschlagen ist und aus dem alten, nun ausgefüllten Krater herausragt. Dieses feste, graulich, tropfsteinförmige Gestein scheint mir durch Sublimation der allerfeinsten, vulcanischen Ausdünstungen, ohne Mitwirkung von Feuchtigkeit und ohne Schmelzung, gebildet worden zu sein; es gibt zu weitern Gedanken Gelegenheit.

Heute, den dritten März, ist der Himmel bedeckt und ein Scirocco weht; zum Festtag gutes Wetter.

Sehr gemischte Menschen, schöne Pferde und wunderliche Fische habe ich hier übrigens schon genug gesehen.

Von der Lage der Stadt und ihren Herrlichkeiten, die so oft beschrieben und belobt sind, kein Wort. Vedi Napoli e poi muori! sagen sie hier. Siehe Neapel und stirb!

Den 5. März.

Daß kein Neapolitaner von seiner Stadt weichen will; daß ihre Dichter von der Glückseligkeit der hiesigen Lage in gewaltigen Hyperbeln singen, ist ihnen nicht zu verdenken, und wenn auch noch ein Paar Vesuve in der Nachbarschaft stünden. Man mag sich hier an Rom gar nicht zurück erinnern; gegen die hiesige, freie Lage kommt einem die Hauptstadt der Welt im Tiber-Grunde wie ein altes, übelplacirtes Kloster vor.

Das See- und Schiffwesen gewährt auch ganz neue Zustände. Die Fregatte nach Palermo ging mit reiner, starker Tramontane gestern ab. Dieß Mal hat sie gewiß nicht über sechsunddreißig Stunden auf der Fahrt zugebracht. Mit welcher Sehnsucht sah ich den vollen Segeln nach, als das Schiff zwischen Capri und Cap Minerva durchfuhr und endlich verschwand. Wenn man jemand Geliebten so fortfahren sähe, müßte man vor Sehnsucht sterben! Jetzt weht der Scirocco; wenn der Wind stärker wird, werden die Wellen um den Molo lustig genug sein.

Heute, als an einem Freitage, war die große Spazierfahrt des Adels, wo Jeder seine Equipagen, besonders Pferde, producirt. Man kann unmöglich etwas Zierlicheres sehen als diese Geschöpfe hier; es ist das erste Mal in meinem Leben, daß mir das Herz gegen sie aufgeht.

Den 6. März.

Hier schick' ich einige gedrängte Blätter als Nachricht von dem Einstande, den ich hier gegeben; auch ein an der Ecke angeschmauchtes Couvert Eu'res letzten Briefes, zum Zeugniß, daß er mit auf dem Vesuv gewesen. Doch muß ich Euch nicht, weder im Traume noch im Wachen, von Gefahr umgeben erscheinen; seid versichert, da, wo ich gehe, ist nicht mehr Gefahr, als auf der Chaussée nach Belvedere. Die Erde ist überall des Herrn! — kann man wohl bei dieser Gelegenheit sagen. Ich suche keine Abenteuer aus Vorwitz, noch Sonderbarkeit; aber weil ich meist klar bin und dem Gegenstand bald seine Eigenthümlichkeit abgewinne, so kann ich mehr thun und wagen, als ein Anderer. Nach Sicilien ist's Nichts weniger als gefährlich. Vor einigen Tagen sahe die Fregatte nach Palermo mit günstigem Nordostwind ab, sie ließ Capri rechts und hat gewiß den Weg in sechsunddreißig Stunden zurückgelegt. Drüben sieht es auch in der Wirklichkeit nicht so gefährlich aus, als man es in der Ferne zu machen beliebt.

Vom Erdbeben spürt man jetzt im untern Theile von Italien gar Nichts, im obern ward neulich Rimini und nahliegende Orte beschädigt. Es hat wunderliche Launen, man spricht hier davon, wie von Wind und Wetter und in Thüringen von Feuerobrüsten.

Mich freut, daß Ihr nun mit der neuen Bearbeitung der Iphigenie Euch befreundet; noch lieber wäre mir's, wenn Euch der Unterschied

fühlbarer geworden wäre. Ich weiß, was ich daran gethan habe und darf davon reden, weil ich es noch weiter treiben könnte. Wenn es eine Freude iſt, das Gute zu genießen, ſo iſt es eine größere, das Beſſere zu empfinden, und in der Kunſt iſt das Beſte gut genug.

Den 1. März.

Den zweiten Faſtenſonntag benutzten wir, von Kirche zu Kirche zu wandern. Wie in Rom Alles höchſt ernſthaft iſt, ſo treibt ſich hier Alles luſtig und wohlgemuth. Auch die Neapolitaniſche Malerſchule begreift man nur zu Neapel. Hier ſieht man mit Verwunderung die ganze Vorderſeite einer Kirche von unten bis oben gemalt, über der Thüre Chriſtus, der die Käufer und Verkäufer zum Tempel hinaustreibt, welche zu beiden Seiten munter und zierlich erſchreckt die Treppen herunterpurzeln. Innerhalb einer andern Kirche iſt der Raum über dem Eingang reichhaltig mit einem Fresco-Gemälde geziert, die Vertreibung Heliodor's vorſtellend. Luca Giordano mußte ſich freilich ſputen, um ſolche Flächen auszufüllen. Auch die Kanzel iſt nicht immer, wie anderwärts, ein Cathedor, Lehrſtuhl für eine einzelne Perſon, ſondern eine Gallerie, auf welcher ich einen Capuziner hin und her ſchreiten und bald von dem einen, bald von dem andern Ende dem Volk ſeine Sündhaftigkeit vorhalten ſah. Was wäre da nicht Alles zu erzählen!

Aber weder zu erzählen noch zu beſchreiben iſt die Herrlichkeit einer Vollmondnacht, wie wir ſie genoſſen, durch die Straßen über die Plätze wandelnd, auf der Chiaja, dem unermeßlichen Spaziergang, ſodann am Meeresufer hin und wieder. Es übernimmt Einen wirklich das Gefühl von Unendlichkeit des Raums. So zu toſumen iſt denn doch der Mühe werth.

Den 5. März.

Von einem trefflichen Manne, den ich dieſe Tage kennen gelernt, muß ich kürzlich das Allgemeinſte erwähnen. Es iſt Ritter Filangieri, bekannt durch ſein Werk über die Geſetzgebung. Er gehört zu den ehrwürdigen, jungen Männern, welche das Glück der Menſchen und eine löbliche Freiheit derſelben im Auge behalten. An ſeinem Betragen kann man den Soldaten, den Ritter und Weltmann erkennen; gemildert iſt jedoch dieſer Anſtand durch den Ausdruck eines zarten, ſittlichen Gefühls, welches, über die ganze Perſon verbreitet, aus Wort und Weſen gar anmuthig hervorleuchtet. Auch er iſt ſeinem Könige und deſſen Königreich im Herzen verbündet, wenn er auch nicht Alles billigt, was geſchieht; aber auch er iſt gedrückt durch die Furcht vor Joſeph, dem Zweiten. Das Bild eines Deſpoten, wenn es auch nur in der Luft ſchwebt, iſt edeln Menſchen ſchon fürchterlich. Er ſprach mit mir ganz offen, was Neapel von Jenem zu fürchten habe. Er unterhält ſich gern über Montesquieu, Beccaria, auch über ſeine eigenen Schriften, Alles in demſelben Geiſte des beſten Wollens und einer herzlichen, jugendlichen Luſt, das Gute zu wirken. Er mag noch in den Dreißigen ſtehen.

Gar bald machte er mich mit einem alten Schriftſteller bekannt, an deſſen unergründlicher Tiefe ſich dieſe neuern Italieniſchen Geſetzfreunde höchlich erquicken und erbauen; er heißt Johann Baptiſta Vico; ſie ziehen ihn dem Montesquieu vor. Bei einem flüchtigen Ueberblick des Buches, das ſie mir als ein Heiligthum mittheilten, wollte mir ſcheinen, hier ſeien Sibylliniſche Vorahnungen des Guten und Rechten, das einſt kommen ſoll oder ſollte, gegründet auf ernſte Betrachtungen des Ueberlieferten und des Lebens. Es iſt gar ſchön, wenn ein Volk ſich einen Aelteruater beſitzt; den Deutſchen wird einſt Hamann ein ähnlicher Cotter werden.

Den 6. März.

Obgleich ungern, doch aus treuer Geſelligkeit, begleitete Tiſchbein mich heute auf den Veſuv. Ihm, dem bildenden Künſtler, der ſich nur immer mit den ſchönſten Menſchen- und Thierformen beſchäftigt, zu dem Ungeformte ſelbſt, Felſen und Landſchaften, durch Sinn und Geſchmack vermenſchlicht: ihm wird eine ſolche furchtbare, ungeſtaltete Anhäufung, die ſich immer wieder ſelbſt verzehrt und allem Schönheitsgefühl den Krieg ankündigt, ganz abſcheulich vorkommen.

Wir fuhren auf zwei Caleſſen, weil wir uns als Selbſtführer durch das Gewühl der Stadt nicht durchzuwinden getrauten. Der Fahrende ſchreit unaufhörlich: Platz, Platz! damit Eſel, Holz oder Kehricht Tragende, entgegenrollende Caleſſen, laſtſchleppende oder frei wandelnde Menſchen, Kinder und Greiſe ſich verſehen, ausweichen, ungehindert aber der ſcharfe Trab fortgeſetzt werde.

Der Weg durch die äußerſten Vorſtädte und Gärten ſollte ſchon auf etwas Plutoniſches hindeuten. Denn da es lange nicht geregnet, waren von dickem, aſchgrauem Staube die von Natur immergrünen Blätter überdeckt, alle Dächer, Gartengeſimſe und was nur irgend eine Fläche bot, gleichfalls übergraut, ſo daß nur der herrliche, blaue Himmel und die hereinſcheinende, mächtige Sonne ein Zeugniß gab, daß man unter den Lebendigen wandle.

Am Fuße des ſteilen Hanges empfingen uns zwei Führer, ein älterer und ein jüngerer, beides

tüchtige Leute. Der Erſte ſchleppte mich, der Zweite Tiſchbein den Berg hinauf. Sie ſchleppten, ſage ich; denn ein ſolcher Führer umgürtet ſich mit einem ledernen Riemen, in welchen der Reiſende greift und, hinaufwärts gezogen, ſich an einem Stabe, auf ſeinen eigenen Füßen, deſto leichter emporhilft.

So erlangten wir die Fläche, über welcher ſich der Kegelberg erhebt, gegen Norden die Trümmer der Somma.

Ein Blick weſtwärts über die Gegend nahm, wie ein heilſames Bad, alle Schmerzen der Anſtrengung und alle Müdigkeit hinweg, und wir umkreiſten nunmehr den immer qualmenden, Stein und Aſche auswerfenden Kegelberg. So lange der Raum geſtattete, in gehöriger Entfernung zu bleiben, war es ein großes, geiſterhebendes Schauſpiel. Erſt ein gewaltſamer Donner, der aus dem tiefſten Schlunde hervortönte, ſodann Steine, größere und kleinere, zu Tauſenden in die Luft geſchleudert, von Aſchenwolken eingehüllt. Der größte Theil fiel in den Schlund zurück. Die andern nach der Seite zu getriebenen Brocken, auf die Außenſeite des Kegels niederfallend, machten ein wunderbares Geräuſch: erſt plumpten die ſchwerern und hüpften mit dumpfem Getön an die Kegelſeite hinab, die geringern klapperten hinterdrein, und zuletzt rieſelte die Aſche nieder. Dieſes Alles geſchah in regelmäßigen Pauſen, die wir durch ein ruhiges Zählen ſehr wohl abmeſſen konnten.

Zwiſchen der Somma und dem Kegelberge ward aber der Raum enge genug; ſchon fielen mehrere Steine um uns her und machten den Umgang unerfreulich. Tiſchbein fühlte ſich nunmehr auf dem Berge noch verdrießlicher, da dieſes Ungethüm, nicht zufrieden, häßlich zu ſein, auch noch gefährlich werden wollte.

Wie aber durchaus eine gegenwärtige Gefahr etwas Reizendes hat und den Widerſpruchsgeiſt im Menſchen auffordert, ihr zu trotzen, ſo bedachte ich, daß es möglich ſein müſſe, in der Zwiſchenzeit von zwei Eruptionen den Kegelberg hinauf an den Schlund zu gelangen und auch in dieſem Zeitraum den Rückweg zu gewinnen. Ich rathſchlagte hierüber mit den Führern, unter einem überhängenden Felſen der Somma, wo wir, in Sicherheit gelagert, uns an den mitgebrachten Vorräthen erquickten. Der Jüngere getraute ſich, das Wageſtück mit mir zu beſtehen; unſere Hutköpfe fütterten wir mit leinenen und ſeidenen Tüchern; wir ſtellten uns bereit, die Stäbe in der Hand, ich ſeinen Gürtel faſſend.

Noch klapperten die kleinen Steine um uns herum, noch rieſelte die Aſche, als der rüſtige Jüngling mich ſchon über das glühende Gerölle hinaufriß. Hier fanden wir an dem ungeheuern Rachen, deſſen Rauch eine leiſe Luft von uns ablenkte, aber zugleich das Innere des Schlundes verhüllte, der ringsum aus tauſend Ritzen dampfte. Durch einen Zwiſchenraum des Qualmes erblickte man hier und da geberſtene Felſenwände. Der Anblick war weder unterrichtend noch erfreulich, aber eben deßwegen, weil man Nichts ſah, verweilte man, um Etwas heraus zu ſehen. Das ruhige Zählen war verſäumt; wir ſtanden auf einem ſcharfen Rande vor dem ungeheuern Abgrund. Auf ein Mal erſcholl der Donner; die furchtbare Ladung flog an uns vorbei; wir duckten uns unwillkürlich, als wenn uns Das vor den niederſtürzenden Maſſen gerettet hätte; die kleinern Steine klapperten ſchon und wir, ohne zu bedenken, daß wir abermals eine Pauſe vor uns hatten, froh, die Gefahr überſtanden zu haben, kamen mit der noch rieſelnden Aſche am Fuße des Kegels an, Hüte und Schultern genugſam eingeäſchert.

Von Tiſchbein auf's Freundlichſte empfangen, geſcholten und erquickt, konnte ich nun den ältern und neuern Laven eine beſondere Aufmerkſamkeit widmen. Der betagte Führer wußte genau die Jahrgänge zu bezeichnen. Aeltere waren ſchon mit Aſche bedeckt und ausgeglichen; neuere, beſonders die langſam gefloſſenen, boten einen ſeltſamen Anblick; denn indem ſie, fortſchleichend, die auf ihrer Oberfläche erſtarrten Maſſen eine Zeit lang mit ſich hinſchleppen, ſo muß es doch begegnen, daß dieſe von Zeit zu Zeit ſtocken, aber, von den Glutſtrömen noch fortbewegt, übereinander geſchoben, wunderbar zackig erſtarrt verharren, ſeltſamer als im ähnlichen Fall die übereinander getriebenen Eisſchollen. Unter dieſem geſchmolzenen, wüſten Weſen fanden ſich auch große Blöcke, weiche, angeſchlagen auf dem friſchen Bruch, einer Urgebirgsart völlig ähnlich ſehen. Die Führer behaupteten, es ſeien alte Laven des tiefſten Grundes, welche der Berg manchmal auswerfe.

Auf unſerer Rückkehr nach Neapel wurden mir kleine Häuſer merkwürdig; einſtöckig, ſonderbar gebaut, ohne Fenſter, die Zimmer nur durch die auf die Straße gehende Thüre erleuchtet. Von früher Tageszeit bis in die Nacht ſitzen die Bewohner davor, da ſie ſich denn zuletzt in ihre Höhlen zurückziehen.

Die auf eine etwas verſchiedene Weiſe am Abend tumultuirende Stadt entlockte mir den Wunſch, einige Zeit hier verweilen zu können, um das bewegliche Bild nach Kräften zu entwerfen. Es wird mir nicht ſo wohl werden.

Mittwoch, den 7. März.

Und ſo hat mir dieſe Woche Tiſchbein redlich einen großen Theil der Kunſtſchätze von

Neapel gezeigt und aufgelegt. Er, ein trefflicher Thierkenner und Zeichner, machte mich schon früher aufmerksam auf einen Pferdekopf von Erz im Palaſt Colombrano. Wir gingen heute dahin. Dieser Kunstrest steht grade der Thorfahrt gegenüber, im Hofe in einer Nische, über einem Brunnen, und setzt in Erstaunen; was muß das Haupt erst, mit den übrigen Gliedern zu einem Ganzen verbunden, für Wirkung gethan haben! Das Pferd im Ganzen war viel größer, als die auf der Marcus-Kirche; auch läßt hier das Haupt, näher und einzeln beschaut, Character und Kraft nur desto deutlicher erkennen und bewundern. Der prächtige Stirnknochen, die schnaubende Nase, die aufmerkenden Ohren, die starre Mähne: ein mächtig aufgeregtes, kräftiges Geschöpf!

Wir kehrten uns um, eine weibliche Statue zu bemerken, die über dem Thorwege in einer Nische stand. Sie wird für die Nachbildung einer Tänzerin schon von Winckelmann gehalten, wie denn solche Künstlerinnen in lebendiger Bewegung auf das Mannigfaltigste Dasjenige vorstellen, was die bildenden Meister uns als erstarrte Nymphen und Göttinnen aufbewahren. Sie ist sehr leicht und schön; der Kopf war abgebrochen, ist aber gut wieder aufgesetzt, übrigens Nichts daran verstellt, und verdiente wohl einen bessern Platz.

Den 9. März.

Heute erhalte ich die liebsten Briefe vom 16. Februar. Schreibet nur immer fort. Ich habe meine Zwischenposten wohl bestellt und werde es auch thun, wenn ich weiter gehen sollte. Gar sonderbar kommt es mir vor, in so großer Entfernung zu lesen, daß die Freunde nicht zusammenkommen; und doch ist oft Nichts natürlicher, als daß man nicht zusammenkommt, wenn man so nahe beisammen ist.

Das Wetter hat sich verdunkelt; es ist im Wechsel; das Frühjahr tritt ein, und wir werden Regentage haben. Noch ist der Gipfel des Vesuv's nicht heiter geworden, seit ich droben war. Diese letzten Nächte sah man ihn manchmal flammen; jetzt hält er wieder inne, man erwartet stärkern Ausbruch.

Die Stürme dieser Tage haben uns ein herrliches Meer gezeigt; da ließen sich die Wellen in ihrer würdigen Art und Gestalt studiren. Die Natur ist doch das einzige Buch, das auf allen Blättern großen Gehalt bietet. Dagegen gibt mir das Theater gar keine Freude mehr. Sie spielen hier in der Fasten geistliche Opern, die sich von den weltlichen in gar Nichts unterscheiden, als daß keine Ballete zwischen den Acten eingeschaltet sind; übrigens aber so bunt als möglich. Im Theater St. Carlo führen sie auf: Zerstörung von Jerusalem durch Nebucadnezar. Mir ist es ein großer Suckkasten; es scheint, ich bin für solche Dinge verdorben.

Heute waren wir mit dem Fürsten von Waldeck auf Capo di Monte, wo die große Sammlung von Gemälden, Münzen u. dgl. sich befindet, nicht angenehm aufgestellt, doch kostbare Sachen. Wir bestimmen und bestätigen sich nunmehr so viele Traditions-Begriffe. Was von Münzen, Gemmen, Vasen einzeln, wie die geschnittenen Citronen-Bäume, nach Norden kommt, steht in Masse hier ganz anders aus, da, wo diese Schätze einheimisch sind; denn wo Werke der Kunst rar sind, gibt auch die Rarität ihnen einen Werth; hier lernt man nur das Würdige schätzen.

Sie bezahlen jetzt großes Geld für die Etruscischen Vasen, und gewiß haben sich schöne und treffliche Stücke darunter. Kein Reisender, der nicht Etwas davon besitzen wollte. Man schlägt sein Geld nicht so hoch an, als zu Hause; ich fürchte selbst, noch verführt zu werden.

Freitag, den 9. März.

Das ist das Angenehme auf Reisen, daß auch das Gewöhnliche durch Neuheit und Ueberraschung das Ansehen eines Abenteuers gewinnt. Als ich von Capo di Monte zurückkam, machte ich noch einen Abendbesuch bei Filangieri, wo ich auf dem Canapée neben der Hausfrau ein Frauenzimmer sitzend fand, deren Aeußeres mir nicht zu dem vertraulichen Betragen zu passen schien, dem sie sich ganz ohne Zwang hingab. In einem leichten, gestreiften, seidenen Jäckchen, den Kopf wundertich aufgeputzt, sah die kleine, niedliche Figur einer Putzmacherin ähnlich, die, für die Zierde Anderer sorgend, ihrem eigenen Ansehen wenig Aufmerksamkeit schenkt. Sie sind so gewöhnt, ihre Arbeit bezahlt zu sehen, daß sie nicht begreifen, wie sie für sich selbst Etwas gratis thun sollen. Durch meinen Eintritt ließ sie sich in ihrem Plaudern nicht stören und brachte eine Menge possirliche Geschichten vor, welche ihr dieser Tage begegnet oder vielmehr durch ihre Grillen veranlaßt worden.

Die Dame vom Hause wollte mir auch zum Wort verhelfen, sprach über die herrliche Lage von Capo di Monte und die Schätze daselbst. Das muntere Weibchen dagegen sprang in die Höhe und war, auf ihren Füßen stehend, noch artiger als zuvor. Sie empfahl sich, rannte nach der Thüre und sagte mir im Vorbeigehen: Filangieri's kommen diese Tage bei mir zu Tische; ich hoffe Sie auch zu sehen! Fort war sie, ehe ich noch zusagen konnte. Nun vernahm ich, es sei die Prinzessin ***, mit dem Hause nahe verwandt. Filangieri's waren nicht reich

und lebten in anſtändiger Einſchränkung. So dacht' ich mir das Prinzeſſchen auch, da ohnehin ſolche hohe Titel in Neapel nicht ſelten ſind. Ich merkte mir den Namen, Tag und Stunde und zweifelte nicht, mich am rechten Orte zu gehöriger Zeit einzufinden.

Sonntag, den 11. März.

Da mein Aufenthalt in Neapel nicht lange dauern wird, ſo nehme ich gleich die entfernteren Puncte zuerſt; das Nähere gibt ſich. Mit Lichtbein fuhr ich nach Pompeji, da wir denn alle die herrlichen Anſichten links und rechts neben uns liegen ſahen, welche, durch ſo manche landſchaftliche Zeichnung uns wohl bekannt, nunmehr in ihrem zuſammenhängenden Glanze erſchienen. Pompeji ſetzt Jedermann, wegen ſeiner Enge und Kleinheit, in Verwunderung. Schmale Straßen, obgleich grade und an der Seite mit Schrittplatten verſehen, kleine Häuſer ohne Fenſter, aus den Höfen und offenen Gallerien die Zimmer nur durch die Thüren erleuchtet. Selbſt öffentliche Werke, die Bank am Thor, der Tempel, ſodann auch eine Villa in der Nähe, mehr Modell und Puppenſchrank als Gebäude; dieſe Zimmer, Gänge und Gallerien aber auf's Heiterſte gemalt, die Wandflächen einförmig, in der Mitte ein aufführliches Gemälde, jetzt meiſt aufgebrochen, an Kanten und Enden leichte und geſchmackvolle Arabesken, aus welchen ſich auch wohl niedliche Kinder- und Nymphengeſtalten entwickeln, wenn an einer andern Stelle aus mächtigen Blumengewinden wilde und zahme Thiere hervorbringen. Und ſo deutet der jetzige, ganz wüſte Zuſtand einer erſt durch Stein- und Aſchenregen bedeckten, dann aber durch die Aufgrabenden geplünderten Stadt auf eine Kunſt- und Bilderluſt eines ganzen Volkes, von der jetzo der eifrigſte Liebhaber weder Begriff, noch Gefühl, noch Verhältniß hat.

Bedenkt man die Entfernung dieſes Orts vom Veſuv, ſo kann die bedeckende vulcaniſche Maſſe weder durch ein Schleudern, noch durch einen Windſtoß hierher getrieben ſein; man muß ſich vielmehr vorſtellen, daß dieſe Steine und Aſche eine Zeit lang wolkenartig in der Luft geſchwebt, bis ſie endlich über dieſem unglücklichen Orte niedergegangen.

Wenn man ſich nun dieſes Ereigniß noch mehr verſinnlichen will, ſo denke man allenfalls ein eingeſchneites Bergdorf. Die Räume zwiſchen den Gebäuden, ja die zerdrückten Gebäude ſelbſt wurden ausgefüllt, allein Mauerwerk mochte hier und da noch herausſtehen, als ſpäter oder ſpäter der Hügel zu Weinbergen und Gärten benutzt wurde. So hat nun gewiß mancher Eigenthümer, auf ſeinem Unheil niedergebeugt, eine bedeutende Vorleſe gehalten. Mehrere Zimmer fand man leer und in der Ecke des einen einen Haufen Aſche, der mancherlei kleines Hausgeräthe und Kunſtarbeiten verſteckte.

Den wunderlichen, halb unangenehmen Eindruck dieſer mumiſirten Stadt wuſchen wir wieder aus den Gemüthern, als wir in der Laube, zunächſt des Meeres, in einem geringen Gaſthof ſitzend, ein frugales Mahl verzehrten und uns an der Himmelsbläue, an des Meeres Glanz und Licht ergetzten, in Hoffnung, wenn dieſes Fleckchen mit Weinlaub bedeckt ſein würde, uns hier wieder zu ſehen und uns zuſammen zu ergetzen.

Näher an der Stadt ſtehen wir die kleinen Häuſer wieder auf, die als vollkommene Nachbildungen der Pompeji'ſchen daſtehen. Wir erbaten uns die Erlaubniß, in ein's hineinzutreten, und fanden es ſehr reinlich eingerichtet. Nett geflochtene Rohrſtühle, eine Comode ganz vergoldet, mit bunten Blumen gefaßt und lackirt, ſo daß nach ſo vielen Jahrhunderten, nach unzähligen Veränderungen dieſe Gegend ihren Bewohnern ähnliche Lebensart und Sitte, Neigungen und Liebhabereien einflößt.

Montag, den 12. März.

Heute ſchlich ich beobachtend, meiner Weiſe nach, durch die Stadt und notirte mir viele Puncte zu dereinſtiger Schilderung derſelben, davon ich leider gegenwärtig Nichts mittheilen kann. Alles deutet dahin, daß ein glückliches, die erſten Bedürfniſſe reichlich anbietendes Land auch Menſchen von glücklichem Naturell erzeugt, die, ohne Kümmerniß, erwarten können, der morgende Tag werde bringen, was der heutige gebracht, und deßhalb ſorgenlos dahinleben. Augenblickliche Befriedigung, mäßiger Genuß, vorübergehender Leiden heiteres Dulden! — Von dem Letztern ein artiges Beiſpiel.

Der Morgen war kalt und feuchtlich; es hatte wenig geregnet. Ich gelangte auf einen Platz, wo die großen Quadern des Pflaſters reinlich gekehrt erſchienen. Zu meiner großen Verwunderung ſah ich auf dieſem völlig ebenen, gleichen Boden eine Anzahl zerlumpter Knaben im Kreiſe kauzend, die Hände gegen den Boden gewendet, als wenn ſie ſich wärmten. Erſt hielt ich's für eine Poſſe; als ich aber ihre Mienen völlig ernſthaft und beruhigt ſah, wie bei einem befriedigten Bedürfniß, ſo ſtrengte ich meinen Scharfſinn möglichſt an; er wollte mich aber nicht begünſtigen. Ich mußte daher fragen, was denn dieſe Aeffchen zu der ſonderbaren Poſitur verleite und ſie in dieſen regelmäßigen Kreis verſammle?

Hierauf erfuhr ich, daß ein anwohnender Schmied auf dieser Stelle eine Radschiene heiß gemacht, welches auf folgende Weise geschieht. Der eiserne Reif wird auf den Boden gelegt und auf ihn im Kreise so viel Eichenspäne gehäuft, als man nöthig hält, ihn bis auf den erforderlichen Grad zu erweichen. Das entzündete Holz brennt ab, die Schiene wird um's Rad gelegt und die Asche sorgfältig weggekehrt. Die dem Pflaster mitgetheilte Wärme benutzen sogleich die kleinen Hurenen und rühren sich nicht eher von der Stelle, als bis sie den letzten warmen Hauch ausgesogen haben. Beispiele solcher Genügsamkeit und aufmerksamen Benutzens Dessen, was sonst verloren ginge, gibt es hier unzählige. Ich finde in diesem Volk die lebhafteste und geistreichste Industrie, nicht um reich zu werden, sondern um sorgenfrei zu leben.

Mundi.

Damit ich ja zur bestimmten Zeit heute bei dem wunderlichen Prinzeßchen wäre und das Haus nicht verfehlte, berief ich einen Lohnbedienten. Er brachte mich vor das Hofthor eines großen Palastes; und da ich ihr keine so prächtige Wohnung zutraute, buchstabirte ich ihm noch ein Mal auf's Deutlichste den Namen; er versicherte, daß ich recht sei. Nun fand ich einen geräumigen Hof, einsam und still, reinlich und leer, von Haupt- und Seitengebäuden umgeben. Bauart, die bekannte heitere Neapolitanische, so auch die Färbung. Gegen mir über ein großes Portal und eine breite, gelinde Treppe. An beiden Seiten derselben hinaufwärts, in kostbarer Livrée, Bedienten gereiht, die sich, wie ich an ihnen vorbeistieg, auf's Tiefste bückten. Ich schien mir der Sultan in Wieland's Feenmährchen und faßte mir nach dessen Beispiel ein Herz. Nun empfingen mich die höhern Hausbedienten, bis endlich der anständigste die Thüre eines großen Saals eröffnete, da sich denn ein Raum vor mir auftha, den ich eben so heiter, aber auch so menschenleer fand als das Uebrige. Beim Auf- und Abgehen erblickte ich, in einer Seiten-Galerie, etwa für vierzig Personen, prächtig, dem Ganzen gemäß, eine Tafel bereitet. Ein Weltgeistlicher trat herein; ohne mich zu fragen, wer ich sei, noch woher ich komme, nahm er meine Gegenwart als bekannt an und sprach von den allgemeinsten Dingen.

Ein Paar Flügelthüren thaten sich auf, hinter einem ältlichen Herrn, der hereintrat, gleich wieder verschlossen. Der Geistliche ging auf ihn los, ich auch; wir begrüßten ihn mit wenigen höflichen Worten, die er mit betäubenden, stotternden Tönen erwiederte, so daß ich mir keine Silbe des Hottentottischen Dialects entrathsein konnte. Als er sich an's Camin gestellt, zog sich der Geistliche zurück und ich mit ihm. Ein stattlicher Benedictiner trat herein, begleitet von einem jüngern Gefährten; auch er begrüßte den Wirth, auch er wurde angeredet, worauf er sich denn zu uns an's Fenster zurückzog. Die Ordensgeistlichen, besonders die eleganter gekleideten, haben in der Gesellschaft die größten Vorzüge; ihre Kleidung deutet auf Demuth und Entsagung, indem sie ihnen zugleich entschiedene Würde verleiht. In ihrem Betragen können sie, ohne sich wegzuwerfen, unterwürfig erscheinen und dann, wenn sie wieder strack auf ihren Hüften stehen, kleidet sie eine gewisse Selbstgefälligkeit sogar wohl, welche man allen übrigen Ständen nicht zu Gute gehen ließe. So war dieser Mann. Ich fragte nach Monte Cassino; er lud mich dahin und versprach mir die beste Aufnahme. Indessen hatte sich der Saal bevölkert; Officiere, Hofleute, Weltgeistliche, ja sogar einige Capuziner waren gegenwärtig. Vergebens suchte ich nach einer Dame, und daran sollte es denn auch nicht fehlen. Abermals ein Paar Flügelthüren thaten sich auf und schlossen sich. Eine alte Dame war hereingetreten, wohl noch älter als der Herr; und nun gab mir die Gegenwart der Hausfrau die völlige Versicherung, daß ich in einem fremden Palast, völlig unbekannt den Bewohnern, sei. Schon wurden die Speisen aufgetragen, und ich hielt mich in der Nähe der geistlichen Herren, um mit ihnen in das Paradies des Tafelzimmers zu schlüpfen, als auf ein Mal Filangieri mit seiner Gemahlinn hereintrat, sich entschuldigend, daß er verspätet habe. Kurz darauf sprang Prinzeßchen auch in den Saal, fuhr unter Knixen, Bengungen, Kopfnicken an Allen vorbei auf mich los. „Es ist recht schön, daß Sie Wort halten!“ rief sie; „setzen Sie sich bei Tafel zu mir; Sie sollen die besten Bissen haben. Warten Sie nur! ich muß mir erst den rechten Platz aussuchen; dann setzen Sie sich gleich an mich. So aufgefordert folgte ich den verschiedenen Winkelzügen, die sie machte, und wir gelangten endlich zum Sitze, die Benedictiner gerade gegen uns über, Filangieri an meiner andern Seite. — „Das Essen ist durchaus gut,“ sagte sie, „alles Fastenspeisen, aber ausgesucht, das Beste will ich Ihnen andeuten. Jetzt muß ich aber die Pfaffen scheren. Die Kerls kann ich nicht ausstehen; sie fressen meinem Hause tagtäglich Etwas ab. Was wir haben, sollten wir selbst mit Freunden verzehren! — Die Suppe war herumgegeben; der Benedictiner aß mit Anstand. — „Bitte, sich nicht zu genieren, Hochwürden,“ rief sie aus; „ist etwa der Löffel zu klein? Ich will einen größern holen lassen;“

die Herren ſind ein tüchtiges Maulvoll gewohnt.“ — Der Pater verſetzte: „Es iſt in Ihrem fürſtlichen Hauſe Alles ſo vortrefflich eingerichtet, daß ganz andere Gäſte als ich eine vollkommenſte Zufriedenheit empfinden würden.“

Von den Paſtetchen nahm ſich der Pater nur eins, ſie rief ihm zu: er möchte doch ein halb Dutzend nehmen! Blätterteig, wiſſe er ja, verdaue ſich leicht genug. Der verſtändige Mann nahm noch ein Paſtetchen für die gnädige Attention dankend, als habe er den läſterlichen Scherz nicht vernommen. Und ſo mußte ihr auch bei einem derbern Backwerk Gelegenheit werden, ihre Derbheit auszulaſſen; denn als der Pater ein Stück aufſtach und es auf ſeinen Teller zog, rollte ein zweites nach. — „Ein Drittes,“ rief ſie, „Herr Pater; Sie ſcheinen, einen guten Grund legen zu wollen!“ — „Wenn ſo vortreffliche Materialien gegeben ſind, hat der Baumeiſter leicht arbeiten!“ verſetzte der Pater. — Und ſo ging es immer fort, ohne daß ſie eine andere Pauſe gemacht hätte, als mir gewiſſenhaft die beſten Biſſen zuzutheilen.

Ich ſprach indeſſen mit meinem Nachbar von den ernſteſten Dingen. Ueberhaupt habe ich Filangieri nie ein gleichgiltiges Wort reden hören. Er gleicht darin, wie in manchem Andern, unſerm Freunde Georg Schleſſer, nur daß er, als Neapolitaner und Weltmann, eine weichere Natur und einen bequemern Umgang hat.

Dieſe ganze Zeit war den geiſtlichen Herren von dem Muthwillen meiner Nachbarinn keine Ruhe gegönnt, beſonders gaben ihr die zur Faſtenzeit in Fleiſch-geſtalt verwandelten Fiſche unerſchöpflichen Anlaß, gott- und ſittenloſe Bemerkungen anzubringen, beſonders aber auch die Fleiſchesluſt hervorzuheben und zu billigen, daß man ſich wenigſtens an der Form ergetze, wenn auch das Weſen verboten ſei.

Ich habe mir noch mehr ſolcher Scherze gemerkt, die ich jedoch mitzutheilen nicht Muth habe. Dergleichen mag ſich im Leben und aus einem ſchönen Munde noch ganz erträglich ausnehmen, ſchwarz auf weiß dagegen wollen ſie mir ſelbſt nicht mehr gefallen. Und dann hat freche Vermegenheit das Eigene, daß ſie in der Gegenwart erfreut, weil ſie in Erſtaunen ſetzt, erzählt aber erſcheint ſie uns beleidigend und widerlich.

Das Deſert war aufgetragen, und ich fürchtete, nun gehe es immer ſo fort; unerwartet aber wandte ſich meine Nachbarinn ganz beruhigt zu mir und ſagte: „den Syracuſer ſollen die Pfaffen in Ruhe verſchlucken; es gelingt mir doch nicht, einen zu Tode zu ärgern, nicht einmal, daß ich ihnen den Appetit verderben könnte. Nun laſſen Sie uns ein vernünftiges Wort reden! Denn was war Das wieder für ein Geſpräch mit Filangieri! Der gute Mann! er macht ſich viel zu ſchaffen. Schon oft habe ich ihm geſagt: wenn Ihr neue Geſetze macht, ſo müſſen wir uns wieder neue Mühe geben, um auszuſinnen, wie wir auch die zunächſt übertreten können; bei den alten haben wir es ſchon weg. Sehen Sie nur einmal, wie ſchön Neapel iſt. Die Menſchen leben ſeit ſo vielen Jahren ſorglos und vergnügt; und wenn von Zeit zu Zeit ein Mal Einer gehängt wird, ſo geht alles Uebrige ſeinen herrlichen Gang.“ Sie that mir hierauf den Vorſchlag, ich ſolle nach Sorrent gehen, wo ſie ein großes Gut habe, ihr Hausmeiſter werde mich mit den beſten Fiſchen und dem köſtlichſten Milchkalbfleiſch (mungana) herausfüttern. Die Bergluft und die himmliſche Ausſicht ſollten mich von aller Philoſophie curiren. Dann wollte ſie ſelbſt kommen, und von den ſämmtlichen Runzeln, die ich ohnehin zu früh einreißen laſſe, ſolle keine Spur übrig bleiben; wir wollten zuſammen ein recht luſtiges Leben führen.

Den 11. März.

Auch heute ſchreib' ich einige Worte, damit ein Brief den andern treibe. Es geht mir gut, doch ſeh' ich weniger, als ich ſollte. Der Ort inſpirirt Nachläſſigkeit und gemächlich' Leben, indeſſen wird mir das Bild der Stadt nach und nach runder.

Sonntag waren wir in Pompeji. — Es iſt viel Unheil in der Welt geſchehen, aber wenig, das den Nachkommen ſo viel Freude gemacht hätte. Ich weiß nicht leicht etwas Intereſſanteres. Die Häuſer ſind klein und eng, aber alle inwendig auf's Zierlichſte gemalt. Das Stadtthor merkwürdig, mit den Gräbern gleich daran. Das Grab einer Prieſterinn als Bank im Halbcirkel, mit ſteinerner Lehne, daran die Inſchrift mit großen Buchſtaben eingegraben. Ueber die Lehne hinaus ſieht man das Meer und die untergehende Sonne. Ein herrlicher Platz, des ſchönen Gedankens werth.

Wir fanden gute, muntere Neapolitaniſche Geſellſchaft daſelbſt. Die Menſchen ſind durchaus natürlich und leicht geſinnt. Wir aßen zu Thorre dell Annunziata, zunächſt des Meeres tafelnd. Der Tag war höchſt ſchön, die Ausſicht nach Caſtell a Mare und Sorrent nahe und köſtlich. Die Geſellſchaft fühlte ſich ſo recht an ihrem Wohnplatz; Einige meinten, es müſſe ohne den Anblick des Meers doch gar nicht zu leben ſein. Mir iſt ſchon genug, daß ich das Bild in der Seele habe und mag nun wohl gelegentlich wieder in das Bergland zurückkehren.

Glücklicher Weiſe iſt ein ſehr braver Landſchaftsmaler hier, der das Gefühl der freien

und reichen Umgebung ſeinen Blättern mittheilt. Er hat ſchon Einiges für mich gearbeitet.

Die Veſuvianiſchen Producte hab' ich auch nun gut ſtudirt; es wird doch Alles anders, wenn man es in Verbindung ſieht. Eigentlich ſollt' ich den Reſt meines Lebens auf Beobachtung wenden; ich würde Manches auffinden, was die menſchlichen Kenntniſſe vermehren dürfte. Verdern bitte zu melden, daß meine botaniſchen Aufklärungen weiter und weiter gehen; es iſt immer daſſelbe Princip, aber es gehörte ein Leben dazu, um es durchzuführen. Vielleicht bin ich noch im Stande, die Hauptlinien zu ziehen.

Nun freu' ich mich auf das Muſeum von Portici. Man ſieht es ſonſt zuerſt; wir werden es zuletzt ſehen. Noch weiß ich nicht, wie es weiter mit mir werden wird; Alles will mich auf Oſtern nach Rom zurück haben. Ich will es ganz gehen laſſen. Angelica hat aus meiner Iphigenie ein Bild zu malen unternommen; der Gedanke iſt ſehr glücklich, und ſie wird ihn trefflich ausführen; den Moment, da ſich Oreſt in der Nähe der Schweſter und des Freundes wiederfindet. Das, was die drei Perſonen hinter einander ſprechen, hat ſie in eine gleichzeitige Gruppe gebracht und jene Worte in Geberden verwandelt. Man ſieht auch hieran, wie zart ſie fühlt und wie ſie ſich zuzueignen weiß, was in ihr Fach gehört; und es iſt wirklich die Achſe des Stücks.

Lebt wohl und liebt mich! Hier ſind mir die Menſchen alle gut, wenn ſie auch Nichts mit mir anzufangen wiſſen. Tiſchbein dagegen befriedigt ſie beſſer; er malt ihnen Abends gleich einige Köpfe in Lebensgröße vor, wobei und worüber ſie ſich wie Neuſeeländer bei Erblickung eines Kriegsſchiffes geberden. Hiervon ſogleich die luſtige Geſchichte.

Tiſchbein hat nämlich die große Gabe, Götter- und Heldengeſtalten in Lebensgröße und drüber mit der Feder zu umreißen. Er ſchraffirt wenig hinein und legt mit einem breiten Pinſel den Schatten tüchtig an, ſo daß der Kopf rund und erhaben daſteht. Die Beiwohnenden ſchauten mit Verwunderung, wie Das ſo leicht ablief, und freuten ſich recht herzlich darüber. Nun kam es ihnen in die Finger, auch ſo malen zu wollen; ſie faßten die Pinſel und — malten ſich Bärte wechſelsweiſe und beſudelten ſich die Geſichter. Iſt darin nicht etwas Urſprüngliches der Menſchengattung? Und es war eine gebildete Geſellſchaft, in dem Hauſe eines Mannes, der ſelbſt recht wacker zeichnet und malt. Man macht ſich von dieſem Geſchlecht keine Begriffe, wenn man ſie nicht geſehen hat.

Caſerta, Mittwoch, den 11. März.

Bei Hackert in ſeiner höchſt behaglichen Wohnung, die ihm in dem alten Schloſſe gegönnt iſt. Das neue, freilich ein ungeheurer Palaſt, escurialartig, in's Viereck gebaut, mit mehrern Höfen; königlich genug. Die Lage außerordentlich ſchön, auf der fruchtbarſten Ebene von der Welt, und doch erſtrecken ſich die Gartenanlagen bis an's Gebirge. Da führt nun ein Aquaduct einen ganzen Strom heran, um Schloß und Gegend zu tränken, und die ganze Waſſermaſſe kann, auf künſtlich angelegte Felſen geworfen, zur herrlichſten Caſcade gebildet werden. Die Gartenanlagen ſind ſchön und gehören recht in eine Gegend, welche ganz Garten iſt.

Das Schloß, wahrhaft königlich, ſchien mir nicht genug belebt, und unſer Einem können die ungeheuern leeren Räume nicht behaglich vorkommen. Der König mag ein ähnliches Gefühl haben; denn es iſt im Gebirge für eine Anlage geſorgt, die, enger an den Menſchen ſich anſchließend, zur Jagd- und Lebensluſt geeignet iſt.

Donnerſtag, den 12. März.

Hackert wohnt im alten Schloſſe gar behaglich; es iſt räumlich genug für ihn und Gäſte. Immerfort beſchäftigt mit Zeichnen oder Malen, bleibt er doch geſellig und weiß die Menſchen an ſich zu ziehen, indem er einen Jeden zu ſeinem Schüler macht. Auch mich hat er ganz gewonnen, indem er mit meiner Schwäche Geduld hat, vor allen Dingen auf Beſtimmtheit der Zeichnung, ſodann auf Sicherheit und Klarheit der Haltung dringt. Drei Tinten ſtehen, wenn er tuſcht, immer bereit, und, indem er von hinten hervorarbeitet und eine nach der andern braucht, ſo entſteht ein Bild, man weiß nicht, woher es kommt. Wenn es nur ſo leicht auszuführen wäre, als es ausſieht! Er ſagte zu mir mit ſeiner gewöhnlichen, beſtimmten Aufrichtigkeit: Sie haben Anlage, aber Sie können Nichts machen. Bleiben Sie achtzehn Monat bei mir, ſo ſollen Sie Etwas hervorbringen, was Ihnen und Andern Freude macht.“ — Iſt Das nicht ein Text, über den man allen Dilettanten eine ewige Predigt halten ſollte? Was ſie mir fruchtet, wollen wir erleben.

Von dem beſondern Vertrauen, womit ihn die Königinn beehrt, zeugt nicht allein, daß er den Princeſſinnen practiſchen Unterricht gibt, ſondern vorzüglich, daß er über Kunſt und was daran grenzt, Abends öfters zu belehrender Unterhaltung gerufen wird. Er legt dabei Sulzer's Wörterbuch zum Grunde, woraus er, nach Belieben und Ueberzeugung einen oder den andern Artikel wählt.

Ich mußte Das billigen und dabei über mich

Mephiſtopheles tritt auf.

Fauſt.

Hör, du mußt mir die Dirne ſchaffen!

Mephiſtopheles.

Nun, welche?

Fauſt.

Sie ging juſt vorbey.

Mephiſtopheles.

Da hie? Sie kam von ihrem Pfaffen,
Der ſprach ſie allet Sünden frey;
Ich ſchlich mich hart am Stuhl vorbey.
Es iſt ein gar unſchuldig Ding,
Das eben für nichts zur Beichte ging;
Über die hab' ich keine Gewalt!

Fauſt.

Iſt über vierzehn Jahr doch alt.

Mephiſtopheles.

Du ſprichſt ja wie Hans Liederlich,
Der begehrt jede liebe Blum' für ſich,

ſelbſt lächeln. Welch ein Unterſchied iſt nicht zwiſchen einem Menſchen, der ſich von Innen aus auferbauen, und Einem, der auf die Welt wirken und ſie zum Hausgebrauch belehren will! Sulzer's Theorie war mir wegen ihrer falſchen Grund-Maxime immer verhaßt, und nun ſah ich, daß dieſes Werk noch viel mehr enthielt, als die Leute brauchen. Die vielen Kenntniſſe, die hier mitgetheilt werden, die Denkart, in welcher ein ſo wackerer Mann als Sulzer ſich beruhigte, ſollten die nicht für Weltleute hinreichend ſein?

Mehrere vergnügte und bedeutende Stunden brachten wir bei dem Reſtaurator Andrea zu, welcher, von Rom berufen, auch hier in dem alten Schloſſe wohnt und ſeine Arbeiten, für die ſich der König intereſſirt, emſig fortſetzt. Von ſeiner Gewandtheit, alte Bilder wieder herzuſtellen, darf ich zu erzählen nicht anfangen, weil man zugleich die ſchwere Aufgabe und die glückliche Löſung, womit ſich dieſe eigene Handwerkskunſt beſchäftigt, entwickeln müßte.

Den 10. März.

Die lieben Briefe vom 19. Februar kommen heute mir zur Hand, und gleich ſoll ein Wort dagegen abgehen. Wie gerne mag ich, an die Freunde denkend, zur Beſinnung kommen!

Neapel iſt ein Paradies; Jedermann lebt in einer Art von trunk'ner Selbſtvergeſſenheit. Mir geht es ebenſo; ich erkenne mich kaum, ich ſcheine mir ein ganz anderer Menſch. Geſtern dacht' ich: entweder Du warſt ſonſt toll, oder Du biſt es jetzt.

Die Reſte des alten Capua, und was ſich daran knüpft, hab ich nun von hier aus auch beſucht.

In dieſer Gegend lernt man erſt verſtehen, was Vegetation iſt, und warum man den Acker baut. Der Lein iſt ſchon nah am Blühen und der Weizen anderthalb Spannen hoch; um Caſerta das Land völlig eben, die Aecker ſo gleich und klar gearbeitet wie Gartenbeete; Alles mit Pappeln beſetzt, an denen ſich die Rebe hinaufſchlingt, und, ungeachtet ſolcher Beſchattung, trägt der Boden noch die vollkommenſte Frucht. Wenn nun erſt das Frühjahr mit Gewalt eintritt! Bisher haben wir bei ſchöner Sonne ſehr kalte Winde gehabt; Das macht der Schnee in den Bergen.

In vierzehn Tagen muß ſich's entſcheiden, ob ich nach Sicilien gehe. Noch nie bin ich ſo ſonderbar in einem Entſchluß hin und her gebogen worden. Heute kommt Etwas, das mir die Reiſe anräth, morgen ein Umſtand, der ſie abräth. Es ſtreiten ſich zwei Geiſter um mich.

Im Vertrauen zu den Freundinnen allein, nicht, daß es die Freunde vernehmen! Ich merke wohl, daß es meiner Iphigenie wunderlich gegangen iſt; man war die erſte Form ſo gewohnt; man kannte die Ausdrücke, die man ſich bei öfter'm Hören und Leſen zugeeignet hatte. Nun klingt das Alles anders, und ich ſehe wohl, daß im Grunde mir Niemand für die unendlichen Bemühungen dankt. So eine Arbeit wird eigentlich nie fertig; man muß ſie für fertig erklären, wenn man nach Zeit und Umſtänden das Möglichſte gethan hat.

Doch Das ſoll mich nicht abſchrecken, mit Taſſo eine ähnliche Operation vorzunehmen. Lieber würf' ich ihn in's Feuer; aber ich will bei meinem Entſchluß beharren: und da es einmal nicht anders iſt, ſo wollen wir ein wunderlich' Werk daraus machen. Deßhalb iſt mir's ganz angenehm, daß es mit dem Abdruck meiner Schriften ſo langſam geht. Und dann iſt es doch wieder gut, ſich in einiger Ferne vom Setzer bedroht zu ſehen. Wunderlich genug, daß man zu der freieſten Handlung doch einige Nöthigung erwartet, ja fordert!

Den 10. März.

Wenn man in Rom gern ſtudiren mag, ſo will man hier nur leben; man vergißt ſich und die Welt; und für mich iſt es eine wunderliche Empfindung, nur mit genießenden Menſchen umzugehen. Der Ritter Hamilton, der noch immer als Engliſcher Geſandter hier lebt, hat nun, nach ſo langer Kunſtliebhaberei, nach ſo langem Natur-Studium, den Gipfel aller Natur- und Kunſtfreude in einem ſchönen Mädchen gefunden. Er hat ſie bei ſich, eine Engländerinn von etwa zwanzig Jahren; ſie iſt ſehr ſchön und wohl gebaut. Er hat ihr ein Griechiſch' Gewand machen laſſen, das ſie trefflich kleidet; dazu löſ't ſie ihre Haare auf, nimmt ein Paar Shawls und macht eine Abwechſlung von Stellungen, Geberden, Mienen ꝛc., daß man zuletzt wirklich meint, man träume. Man ſchaut, was ſo viele tauſend Künſtler gerne geleiſtet hätten, hier ganz fertig, in Bewegung und überraſchender Abwechſelung. Stehend, knieend, ſitzend, liegend, ernſt, traurig, neckiſch, ausſchweifend, bußfertig, lockend, drohend, ängſtlich ꝛc. Eins folgt auf's Andere und aus dem Andern. Sie weiß zu jedem Ausdruck die Falten des Schleiers zu wählen, zu wechſeln, und macht ſich hundert Arten von Kopfputz mit denſelben Tüchern. Der alte Ritter hält das Licht dazu und hat mit ganzer Seele ſich dieſem Gegenſtand ergeben. Er findet in ihr alle Antiken, alle ſchönen Profile der Sicilianiſchen Münzen, ja den Belvedere'ſchen Apoll ſelbſt. Soviel iſt gewiß, der Spaß iſt einzig! Wir haben ihn ſchon zwei Abende genoſſen. Heute früh malt ſie Tiſchbein.

Vom Perſonal des Hofs und den Verhältniſſen, was ich erfahren und combiniert, muß erſt geprüft und geordnet werden. Heute iſt der König auf die Wolfsjagd; man hofft wenigſtens fünfe zu erlegen.

Den 17. März.

Wenn ich Worte ſchreiben will, ſo ſtehen mir immer Bilder vor Augen: des fruchtbaren Landes, des freien Meeres, der luftigen Inſeln, des rauchenden Berges; und mir fehlen die Organe, das Alles darzuſtellen.

Hier zu Lande begreift man erſt, wie es dem Menſchen einfallen konnte, das Feld zu bauen, hier, wo der Acker Alles bringt, und wo man drei bis fünf Ernten des Jahres hoffen kann. In den beſten Jahren will man auf demſelben Acker drei Mal Mais gebaut haben.

Ich habe viel geſehen und noch mehr gedacht: die Welt eröffnet ſich mehr und mehr; auch Alles, was ich ſchon lange weiß, wird mir erſt eigen. Welch' ein früh wiſſendes und ſpät übendes Geſchöpf iſt doch der Menſch!

Nur Schade, daß ich nicht in jedem Augenblick meine Beobachtungen mittheilen kann; zwar iſt Tiſchbein mit mir, aber als Menſch und Künſtler wird er von tauſend Gedanken hin- und hergetrieben, von hundert Perſonen in Anſpruch genommen. Seine Lage iſt eigen und wunderbar; er kann nicht freien Theil an eines Andern Exiſtenz nehmen, weil er ſein eigenes Beſtreben ſo eingeengt fühlt.

„Und doch iſt die Welt nur ein einfach' Rad, in dem ganzen Umkreiſe ſich gleich und gleich, das uns aber ſo wunderlich vorkommt, weil wir ſelbſt mit herumgetrieben werden.

Was ich mir immer ſagte, iſt eingetroffen: daß ich ſo manche Phänomene der Natur und manche Verworrenheiten der Meinungen erſt in dieſem Lande verſtehen und entwickeln lerne. Ich faſſe von allen Seiten zuſammen und bringe viel zurück, auch gewiß viel Vaterlandsliebe und Freude am Leben mit wenigen Freunden.

Ueber meine Sicilianiſche Reiſe halten die Götter noch die Waage in Händen; das Zünglein ſchlägt herüber und hinüber.

Wer mag der Freund ſein, den man mir ſo geheimnißvoll ankündigt? Daß ich ihn nur nicht über meiner Ur- und Inſelfahrt verſäume!

Die Fregatte von Palermo iſt wieder zurück; heut über acht Tag geht ſie abermals von hier ab. Ob ich noch mitſegele, zur Charwoche nach Rom zurückkehre, weiß ich nicht. Noch nie bin ich ſo unentſchieden geweſen; ein Augenblick, eine Kleinigkeit mag entſcheiden.

Mit den Menſchen geht mir es ſchon beſſer; man muß ſie nur mit dem Krämergewicht, keineswegs mit der Goldwaage wiegen, wie es, leider, ſogar oft Freunde untereinander aus hypochondriſcher Grille und ſeltſamer Anforderung zu thun pflegen.

Hier wiſſen die Menſchen gar Nichts von einander; ſie merken kaum, daß ſie neben einander hin- und herlaufen; ſie rennen den ganzen Tag in einem Paradieſe hin und wieder, ohne ſich viel umzuſehen; und wenn der benachbarte Höllenſchlund zu toben anfängt, hilft man ſich mit dem Blute des heiligen Januarius, wie ſich die übrige Welt gegen Tod und Teufel auch wohl mit — Blute hilft, oder helfen möchte.

Zwiſchen einer ſo unzählbaren und raſtlos bewegten Menge durchzugehen, iſt gar merkwürdig und heilſam. Wie Alles durcheinander ſtrömt, und doch jeder Einzelne Weg und Ziel findet! In ſo großer Geſellſchaft und Bewegung fühl' ich mich erſt recht ſtill und einſam; jemehr die Straßen toben, deſto ruhiger werd' ich.

Manchmal gedenke ich Rouſſeau's und ſeines hypochondriſchen Jammers; und doch wird mir begreiflich, wie eine ſo ſchöne Organiſation verſchoben werden konnte. Fühl' ich nicht ſolchen Antheil an den natürlichen Dingen, und ſeh' ich nicht, daß in der ſcheinbaren Verwirrung hundert Beobachtungen ſich vergleichen und ordnen laſſen, wie der Feldmeſſer mit einer durchgezogenen Linie viele einzelnen Meſſungen probirt, ich hielte mich oft ſelbſt für toll.

Den 18. März.

Nun durften wir nicht länger ſäumen, Herculanum und die ausgegrabene Sammlung in Portici zu ſehen. Jene alte Stadt, am Fuße des Veſuv's liegend, war vollkommen mit Lava bedeckt, die ſich durch nachfolgende Ausbrüche erhöhte, ſo daß die Gebäude jetzt ſechzig Fuß unter der Erde liegen. Man entdeckte ſie, indem man einen Brunnen grub und auf getäfelte Marmor-Fußböden traf. Jammerſchade, daß die Ausgrabung nicht durch Deutſche Bergleute recht planmäßig geſchehen; denn gewiß iſt bei einem zufällig räuberiſchen Nachwühlen manches edle Alterthum vergeudet worden! Man ſteigt ſechzig Stufen hinunter, in eine Gruft,

wo man das ehemals unter freiem Himmel ſtehende Theater bei Fackelſchein anſtaunt und ſich erzählen läßt, was Alles da gefunden und hinaufgeſchafft worden.

In das Muſeum traten wir wohl empfohlen und wohl empfangen. Doch war auch uns irgend Etwas aufzuzeichnen nicht erlaubt. Vielleicht gaben wir nur deſto beſſer Acht und verſetzten uns deſto lebhafter in die verſchwundene Zeit, wo alle dieſe Dinge zu lebendigem Gebrauch und Genuß um die Eigenthümer umherſtanden. Jene kleinen Häuſer und Zimmer in Pompeji erſchienen mir nun zugleich enger und weiter; enger, weil ich ſie mir von ſo viel würdigen Gegenſtänden vollgedrängt dachte, weiter, weil gerade dieſe Gegenſtände nicht bloß als nothdürftig vorhanden, ſondern, durch bildende Kunſt auf's Geiſtreichſte und Anmuthigſte verziert und belebt, den Sinn erfreuen und erweitern, wie es die größte Hausgeräumigkeit nicht thun könnte.

Man ſieht z. B. einen herrlich geformten Eimer, oben mit dem zierlichſten Rande; näher beſchaut, ſchlägt ſich dieſer Rand von zwei Seiten in die Höhe; man faßt die verbundenen Halbkreiſe als Handhabe und trägt das Gefäß auf das Bequemſte. Die Lampen ſind nach Anzahl ihrer Dochte mit Masken und Rankenwerk verziert, ſo daß jede Flamme ein wirkliches Kunſtgebilde erleuchtet. Hohe, ſchlanke, eherne Geſtelle ſind beſtimmt, die Lampen zu tragen, aufzuhängende Lampen hingegen mit allerlei geiſtreich gedachten Figuren behängt, welche die Abſicht, zu gefallen und zu ergetzen, ſobald ſie ſchaukeln und baumeln, ſogar übertreffen.

In Hoffnung, wiederzukehren, folgten wir den Vorzeigenden von Zimmer zu Zimmer und haſchten, wie es der Moment erlaubte, Ergetzung und Belehrung weg, ſo gut es ſich ſchicken wollte.

Den 19. März.

In den letzten Tagen hat ſich ein neues Verhältniß näher angeknüpft. Nachdem in dieſen vier Wochen Tiſchbein mir ſein treues Geleit durch Natur- und Kunſtgegenſtände förderlich geleiſtet und wir geſtern noch zuſammen in Portici geweſen, ergab ſich aus wechſelſeitiger Betrachtung, daß ſeine Kunſtzwecke ſowohl als diejenigen Geſchäfte, die er, eine künftige Anſtellung in Neapel hoffend, in der Stadt und bei Hofe zu betreiben pflichtig iſt, mit meinen Abſichten, Wünſchen und Liebhabereien nicht zu verbinden ſeien. Er ſchlug mir daher, immer für mich beſorgt, einen jungen Mann vor, als beſtändigen Geſellſchafter, den ich ſeit den erſten Tagen öfter ſah, nicht ohne Theilnahme und Neigung. Es iſt Kniep, der ſich eine Zeit lang in Rom aufgehalten, ſodann ſich aber nach Neapel, in das eigentlichſte Element des Landſchafters, begeben hatte. Schon in Rom hörte ich ihn als einen geſchickten Zeichner preiſen; nur ſeiner Thätigkeit wollte man nicht gleiches Lob ertheilen. Ich habe ihn ſchon ziemlich kennen gelernt und möchte dieſen gerügten Mangel eher Unentſchloſſenheit nennen, die gewiß zu überwinden iſt, wenn wir eine Zeit lang beiſammen ſind. Ein glücklicher Anfang beſtätigt mir dieſe Hoffnung, und wenn es mir nachgeht, ſollen wir auf geraume Zeit gute Geſellen bleiben.

Den 19. März.

Man darf nur auf der Straße wandeln und Augen haben; man ſieht die unnachahmlichſten Bilder.

Am Molo, einer Hauptlärmecke der Stadt, ſah ich geſtern einen Pulcinell, der ſich auf einem Bretergerüſte mit einem kleinen Affen ſtritt, darüber einen Balcon, auf dem ein recht artiges Mädchen ihre Reize feil bot; neben dem Affengerüſte ein Wunderdoctor, der ſeine Arcana gegen alle Uebel den bedrängten Gläubigen darbot; von Gerhard Dow gemalt, hätte ſolch' ein Bild verdient, Zeitgenoſſen und Nachwelt zu ergetzen.

So war auch heute Feſt des heiligen Joſeph's; er iſt der Patron aller Fritarolen, d. h. Gebackenesmacher, verſteht ſich, Gebackenes im gröbſten Sinne. Weil nun immerfort ſtarke Flammen unter ſchwarzem und ſiedendem Oel hervorſchlagen, ſo gehört auch alle Feuerqual in ihr Fach; deßwegen hatten ſie geſtern Abend vor den Häuſern, mit Gemälden zum Beſten aufgeputzt, Seelen im Fegfeuer, jüngſte Gerichte glühten und flammten umher. Große Pfannen ſtanden vor der Thüre auf leicht gebauten Herden. Ein Geſell wirkte den Teig, ein anderer formte, zog ſie zu Kringeln und warf ſie in die ſiedende Fettigkeit. An der Pfanne ſtand ein Dritter, mit einem kleinen Bratſpieße; er holte die Kringeln, wie ſie gar wurden, heraus, ſchob ſie einem Vierten auf ein ander Spießchen, der ſie den Umſtehenden anbot; die beiden Letzten waren junge Burſche mit blonden und lockenreichen Perucken, welches hier Engel bedeutet. Noch einige Figuren vollendeten die Gruppe, reichten Wein den Beſchäftigten, tranken ſelbſt und ſchrieen, die Waare zu loben; auch die Engel, die Köche, Alle ſchrieen. Das Volk drängte ſich herzu; denn alles Gebackene wird dieſen Abend wohlfeiler gegeben und ſogar ein Theil der Einnahme den Armen.

Dergleichen könnte man endlos erzählen; ſo geht es mit jedem Tage, immer etwas Neues

und Tolleres; nur die Mannigfaltigkeit von Kleidern, die Einem auf der Straße begegnet, die Menge Menschen in der engen Straße Toledo!

Und so gibt es noch manche originale Unterhaltungen, wenn man mit dem Volke lebt; es ist so natürlich, daß man mit ihm natürlich werden könnte. Da ist z. B. der Pulcinell, die eigentliche Nationalmaske, der Harlekin aus Bergamo, Hanswurst, aus Tyrol gebürtig. Pulcinell nun, ein wahrhaft gelassener, ruhiger, bis auf einen gewissen Grad gleichgiltiger, beinahe fauler und doch humoristischer Knecht. Und so findet man überall Kellner und Hausknecht. Mit dem Unserigen macht' ich mir heute eine besondere Lust, und es war weiter Nichts, als daß ich ihn schickte, Papier und Federn zu holen. Halber Mißverstand, Zaudern, guter Wille und Schalkheit brachte die anmuthigste Scene hervor, die man auf jedem Theater mit Glück produciren könnte.

Den 20. März.

Die Kunde einer so eben ausbrechenden Lava, die für Neapel unsichtbar nach Ottajano hinunterfließt, reizte mich zum dritten Male, den Vesuv zu besuchen. Kaum war ich am Fuße desselben aus meinem zweiradrigen, einpferdigen Fuhrwerk gesprungen, so zeigten sich schon jene beiden Führer, die uns früher hinaufbegleitet hatten. Ich wollte Keinen missen und nahm den Einen aus Gewohnheit und Dankbarkeit, den Andern aus Vertrauen, Beide der mehrern Bequemlichkeit wegen mit mir.

Auf die Höhe gelangt, blieb der Eine bei den Mänteln und Victualien, der Jüngere folgte mir, und wir gingen muthig auf einen ungeheuern Dampf los, der unterhalb des Kegelschlundes aus dem Berge brach, sodann schritten wir an dessen Seite her gelind hinabwärts, bis wir endlich unter klarem Himmel aus dem wilden Dampfgewölke die Lava hervorquellen sahen.

Man habe auch tausend Mal von einem Gegenstande gehört, das Eigenthümliche desselben spricht nur zu uns aus dem unmittelbaren Anschauen. Die Lava war schmal, vielleicht nicht breiter als zehn Fuß, allein die Art, wie sie eine sanfte, ziemlich ebene Fläche hinabfloß, war auffallend genug; denn indem sie während des Fortfließens an den Seiten und an der Oberfläche verkühlt, so bildet sich ein Canal, der sich immer erhöht, weil das geschmolzene Material auch unterhalb des Feuerstroms erstarrt, welcher die auf der Oberfläche schwimmenden Schlacken rechts und links gleichförmig hinunter wirft, wodurch sich denn nach und nach ein Damm erhöht, auf welchem der Gluthstrom ruhig fortfließt, wie ein Mühlbach. Wir gingen neben dem ansehnlich erhöhten Damme her; die Schlacken rollten regelmäßig an den Seiten herunter bis zu unsern Füßen. Durch einige Lücken des Canals konnten wir den Gluthstrom von unten sehen und, wie er weiter hinabfloß, ihn von oben beobachten.

Durch die heiße Sonne erschien die Gluth verdüstert; nur ein mäßiger Rauch stieg in die reine Luft. Ich hatte Verlangen, mich dem Puncte zu nähern, wo sie aus dem Berge bricht; dort sollte sie, wie mein Führer versicherte, sogleich Gewölb' und Dach über sich her bilden, auf welchem er öfters gestanden habe. Auch Dieses zu sehen und zu erfahren, stiegen wir den Berg wieder hinauf, um jenem Puncte von hinten her beizukommen. Glücklicher Weise fanden wir die Stelle durch einen lebhaften Windzug entblößt, freilich nicht ganz; denn ringsum qualmte der Dampf aus tausend Rizzen; und nun standen wir wirklich auf der breiartig gewundenen, erstarrten Decke, die sich aber soweit vorwärts erstreckte, daß wir die Lava nicht konnten herausquellen sehen.

Wir versuchten noch ein Paar Dutzend Schritte, aber der Boden ward immer glühender; sonnenverfinsternd und erstickend wirbelte ein unüberwindlicher Qualm. Der vorausgegangene Führer kehrte bald um, ergriff mich, und wir entwanden uns diesem Höllenbrodel.

Nachdem wir die Augen an der Aussicht, Gaumen und Brust aber am Weine gelabt, gingen wir umher, noch andere Zufälligkeiten dieses mitten im Paradies aufgethürmten Höllengipfels zu beobachten. Einige Schlünde, die als vulcanische Essen keinen Rauch, aber eine glühende Luft fortwährend gewaltsam ausstoßen, betrachtete ich wieder mit Aufmerksamkeit. Ich sah sie durchaus mit einem tropfsteinartigen Material tapezirt, welches zitzen- und zapfenartig die Schlünde bis oben bekleidete. Bei der Ungleichheit der Essen fanden sich mehrere dieser herabhängenden Dunst-Producte ziemlich zur Hand, so daß wir sie mit unsern Stöcken und einigen hakenartigen Vorrichtungen gar wohl gewinnen konnten. Bei dem Lavahändler hatte ich schon dergleichen Exemplare unter der Rubrik der wirklichen Laven gefunden, und ich freute mich, entdeckt zu haben, daß es vulcanischer Ruß sei, abgesetzt aus den heißen Schwaden, die darin enthaltenen verflüchtigten, mineralischen Theile offenbarend.

Der herrlichste Sonnenuntergang, ein himmlischer Abend erquickte mich auf meiner Rückkehr; doch konnte ich empfinden, wie saturnverwirrend ein ungeheurer Gegensatz sich erweise. Das Schreckliche zum Schönen, das Schöne zum Schrecklichen, Beides hebt einander auf

und bringt eine gleichgiltige Empfindung hervor. Gewiß wäre der Neapolitaner ein anderer Mensch, wenn er ſich nicht zwiſchen Gott und Satan eingeklemmt fühlte.

Den 22. März.

Triebe mich nicht die Deutſche Sinnesart und das Verlangen, mehr zu lernen und zu thun, als zu genießen, ſo ſollte ich in dieſer Schule des leichten und luſtigen Lebens noch einige Zeit verweilen und mehr zu proſtiren ſuchen. Es iſt hier gar vergnüglich ſein, wenn man ſich nur ein klein wenig einrichten könnte. Die Lage der Stadt, die Milde des Clima's kann nie genug gerühmt werden; aber darauf iſt auch der Fremde faſt allein angewieſen.

Freilich, wer ſich Zeit nimmt, Geſchick und Vermögen hat, kann ſich auch hier breit und gut niederlaſſen. So hat ſich Hamilton eine ſchöne Exiſtenz gemacht und genießt ſie nun am Abend ſeines Lebens. Die Zimmer, die er ſich in Engliſchem Geſchmack einrichtete, ſind allerliebſt, und die Ausſicht aus dem Eckzimmer vielleicht einzig: unter uns das Meer, im Angeſicht Capri, rechts der Poſilippo, näher der Spazirgang Villa reale, links ein altes Jeſuiten-Gebäude, weiterhin die Küſte von Sorrent bis an's Cap Minerva. Dergleichen möcht' es wohl in Europa ſchwerlich zum zweiten Male geben, wenigſtens nicht im Mittelpuncte einer großen bevölkerten Stadt.

Hamilton iſt ein Mann von allgemeinem Geſchmack, und, nachdem er alle Reiche der Schöpfung durchwandert, an ein ſchönes Weib, das Meiſterſtück des großen Künſtlers, gelangt.

Und nun nach allem Dieſem und hundertfältigem Genuß locken mich die Sirenen jenſeits des Meeres; und, wenn der Wind gut iſt, geh' ich mit dieſem Briefe zugleich ab, er nordwärts, ich ſüdwärts. Des Menſchen Sinn iſt unbändig; ich beſonders bedarf der Weite gar ſehr. Nicht ſowohl das Beharren als ein ſchnelles Auffaſſen muß jetzt mein Augenmerk ſein. Hab' ich einem Gegenſtande nur die Spitze des Fingers abgewonnen, ſo kann ich mir die ganze Hand durch Hören und Denken wohl zueignen.

Seltſamer Weiſe erinnert mich ein Freund in dieſen Tagen an Wilhelm Meiſter und verlangt deſſen Fortſetzung. Unter dieſem Himmel möchte ſie wohl nicht möglich ſein; vielleicht läßt ſich von dieſer Himmelsluft den letzten Büchern Etwas mittheilen. Möge meine Exiſtenz ſich dazu genugſam entwickeln, der Stengel mehr in die Länge rücken und die Blumen reicher und ſchöner hervorbrechen! Gewiß, es wäre beſſer, ich käme gar nicht wieder, wenn ich nicht wiedergeboren zurückkommen kann!

Den 23. März.

Heute ſahen wir ein Bild von Correggio, das verkäuflich iſt, zwar nicht vollkommen erhalten, das aber doch das glücklichſte Gepräg des Reizes unausgelöſcht mit ſich führt. Es ſtellt eine Mutter Gottes vor, das Kind in dem Augenblicke, da es zwiſchen der Mutter Bruſt und einigen Birnen, die ihm ein Engelchen darreicht, zweifelhaft iſt; alſo eine Entwöhnung Chriſti. Mir ſcheint die Idee äußerſt zart, die Compoſition bewegt, natürlich und glücklich, höchſt reizend ausgeführt. Es erinnert ſogleich an das Verlöbniß der heiligen Catharina und ſcheint mir unbezweifelt von Correggio's Hand.

Freitag, den 24. März.

Nun hat ſich das Verhältniß zu Kniep auf eine recht practiſche Weiſe ausgebildet und befeſtigt. Wir waren zuſammen in Päſtum, woſelbſt er, ſowie auf der Hin- und Herreiſe, mit Zeichnen ſich auf das Thätigſte erwies. Die herrlichſten Umriſſe ſind gewonnen; ihn freut nun ſelbſt dieſes bewegte, arbeitſame Leben, wodurch ein Talent aufgeregt wird, das er ſich ſelbſt kaum zutraute. Hier gilt es, reſolut ſein; aber gerade hier zeigt ſich ſeine genaue und reinliche Fertigkeit. Das Papier, worauf gezeichnet werden ſoll, mit einem rechtwinklichen Viereck zu umziehen, verſäumt er niemals; die beſten Engliſchen Bleiſtifte zuſpitzen und immer wieder zuſpitzen, iſt ihm faſt eine ebenſo große Luſt, als zu zeichnen; dafür ſind aber auch ſeine Conture, was man wünſchen kann.

Nun haben wir Folgendes verabredet. Von heute an leben und reiſen wir zuſammen, ohne daß er weiter für Etwas ſorgt, als zu zeichnen, wie dieſe Tage geſchehen. Alle Conture gehören mein; damit aber nach unſerer Rückkehr daraus ein ferneres Wirken für ihn entſpringe, ſo führt er eine Anzahl auszuwählender Gegenſtände bis auf eine gewiſſe beſtimmte Summe für mich aus; da ſich denn indeſſen, bei ſeiner Geſchicklichkeit, bei der Bedeutſamkeit der zu erobernden Ausſichten und ſonſt wohl das Weitere ergeben wird. Dieſe Einrichtung macht mich ganz glücklich und jetzt erſt kann ich von unſerer Fahrt kurze Rechenſchaft geben.

Auf dem zweirädrigen, leichten Fuhrwerk ſitzend und wechſelsweiſe die Zügel führend, einen gutmüthigen, rohen Knaben hintenauf, rollten wir durch die herrliche Gegend, welche Kniep mit maleriſchem Auge begrüßte. Nun erreichten wir die Gebirgsſchlucht, die man, auf dem glatteſten Fahrdamme durchrennend, an den köſtlichſten Wald- und Fels-Partien vorbeifliegt. Da konnte denn Kniep zuletzt ſich nicht

enthalten, in der Gegend von Alla Cava, einen prächtigen Berg, welcher sich gerade vor uns scharf am Himmel abzeichnete, nicht weniger die Seiten sowie den Fuß dieser Höhe, reinlich und characteristisch im Umriß auf's Papier zu befestigen. Wir freuten uns Beide daran, als an dem Einstand unserer Verbindung.

Ein gleicher Umriß ward Abends aus den Fenstern von Salern genommen, welcher mich aller Beschreibung überheben wird, einer ganz einzig lieblichen und fruchtbaren Gegend. Wer wäre nicht geneigt gewesen, an diesem Orte zu studiren, zur schönen Zeit der blühenden hohen Schule? Beim frühesten Morgen fuhren wir auf ungebahnten, oft morastigen Wegen einem Paar schöngeformten Bergen zu; wir kamen durch Bach und Gewässer, wo wir den nilpferdischen Büffeln in die blutrothen wilden Augen sahen.

Das Land ward immer flacher und wüster; wenige Gebäude deuteten auf kärgliche Landwirthschaft. Endlich, ungewiß, ob wir durch Felsen oder Trümmer führen, konnten wir einige große, länglich viereckige Massen, die wir in der Ferne schon bemerkt hatten, als überbliebene Tempel und Denkmale einer ehemals so prächtigen Stadt unterscheiden. Kniep, welcher schon unterwegs die zwei malerischen Kalkgebirge umrissen, suchte sich schnell einen Standpunct, von wo aus das Eigenthümliche dieser völlig unmalerischen Gegend aufgefaßt und dargestellt werden könnte.

Von einem Landmanne ließ ich mich indessen in den Gebäuden herumführen; der erste Eindruck konnte nur Erstaunen erregen. Ich befand mich in einer völlig fremden Welt. Denn wie die Jahrhunderte sich aus dem Ernsten in das Gefällige bilden, so bilden sie den Menschen mit, ja sie erzeugen ihn so. Nun sind unsere Augen und durch sie unser ganzes inneres Wesen an schlankere Baukunst hinangetrieben und entschieden bestimmt, so daß uns diese stumpfen, kegelförmigen, enggedrängten Säulenmassen lästig, ja furchtbar erscheinen. Doch nahm ich mich bald zusammen, erinnerte mich der Kunstgeschichte, gedachte der Zeit, deren Geist solche Bauart gemäß fand, vergegenwärtigte mir den strengen Styl der Plastik, und in weniger als einer Stunde fühlte ich mich befreundet, ja ich pries den Genius, daß er mich diese so wohlerhaltenen Reste mit Augen sehen ließ, da sich von ihnen durch Abbildung kein Begriff geben läßt. Denn im architectonischen Aufriß erscheinen sie eleganter, in perspectivischer Darstellung plumper als sie sind; nur wenn man sich um sie her, durch sie durch bewegt, theilt man ihnen das eigentliche Leben mit; man fühlt es wieder aus ihnen heraus, welches der Baumeister beabsichtigte, ja hineinschuf. Und so verbrachte ich den ganzen Tag, indessen Kniep nicht säumte, uns die genauesten Umrisse zuzueignen. Wie froh war ich, von dieser Seite ganz unbesorgt zu sein und für die Erinnerung so sichere Merkzeichen zu gewinnen. Leider war keine Gelegenheit, hier zu übernachten; wir kehrten nach Salern zurück, und den andern Morgen ging es zeitig nach Neapel. Der Vesuv, von der Rückseite gesehn, in der fruchtbarsten Gegend; Pappeln, pyramidal-colossal an der Chaussée im Vordergrunde: Dieß war auch ein angenehmes Bild, das wir durch ein kurzes Stillhalten erwarben.

Nun erreichten wir eine Höhe; der größte Anblick that sich vor uns auf. Neapel in seiner Herrlichkeit, die meilenlange Reihe von Häusern am flachen Ufer des Golfs hin, die Vorgebirge, Erdzungen, Felswände, dann die Inseln und dahinter das Meer war ein entzückender Anblick.

Ein gräßlicher Gesang, vielmehr Lustgeschrei und Freudegeheul des hinten aufstehenden Knaben erschreckte und störte mich. Heftig fuhr ich ihn an; er hatte noch kein böses Wort von uns gehört, er war der gutmüthigste Junge.

Eine Weile rührte er sich nicht; dann klopfte er mir sachte auf die Schulter, streckte seinen rechten Arm mit aufgehobenem Zeigefinger zwischen uns durch und sagte: Signor, perdonate! questa è la mia patria! — Das heißt verdolmetscht: Herr, verzeiht! Ja Das doch mein Vaterland! — Und so war ich zum zweiten Male überrascht. Mir armem Nordländer kam etwas Thränenartiges in die Augen.

Den 25. März. Verkündigung Mariä.

Ob ich gleich empfand, daß Kniep sehr gern mit mir nach Sicilien gehe, so konnte ich doch bemerken, daß er ungern Etwas zurückließ. Bei seiner Aufrichtigkeit blieb mir nicht lange verborgen, daß ihm ein Liebchen eng und treu verbunden sei. Wie sie zusammen bekannt geworden, war artig genug zu hören; wie sich das Mädchen bisher betragen, konnte für sie einnehmen; nun sollte ich sie aber auch sehen, wie hübsch sie sei. Hierzu war Anstalt getroffen und zwar so, daß ich zugleich eine der schönsten Aussichten über Neapel genießen könnte. Er führte mich auf das flache Dach eines Hauses, von wo man besonders den untern Theil der Stadt, nach dem Molo zu, den Golf, die Küste von Sorrent vollkommen übersehen konnte; Alles weiter rechts Liegende verschob sich auf die sonderbarste Weise, wie man es, ohne auf diesem Puncte zu stehen, nicht leicht sehen wird. Neapel ist überall schön und herrlich.

Als wir nun die Gegend bewunderten, stieg, obgleich erwartet, doch unversehens, ein gar artiges Köpfchen aus dem Boden hervor; denn zu einem solchen Sößer macht nur eine länglich viereckige Oeffnung im Estrich, welche mit einer Falthüre zugedeckt werden kann, den Eingang. Und da nun das Engelchen völlig hervortrat, fiel mir ein, daß ältere Künstler die Verkündigung Mariä also vorstellen, daß der Engel eine Treppe heraufkömmt. Dieser Engel aber war nun wirklich von gar schöner Gestalt, hübschem Gesichtchen und einem guten, natürlichen Betragen. Es freute mich, unter dem herrlichen Himmel und im Angesicht der schönsten Gegend von der Welt, meinen neuen Freund so glücklich zu sehen. Er gestand mir, als sie sich wieder entfernt hatte, daß er eben deßhalb eine freiwillige Armuth bisher getragen, weil er dabei sich zugleich ihrer Liebe erfreut und ihre Genügsamkeit habe schätzen lernen; nun sollten ihm auch seine bessern Aussichten und ein reichlicher Zustand vorzüglich deßhalb wünschenswerth sein, damit er auch ihr bessere Tage bereiten könne.

Zum 23. März.

Nach diesem angenehmen Abenteuer spazirte ich am Meere hin und war still und vergnüglich. Da kam mir eine gute Erleuchtung über botanische Gegenstände. Herder'n bitte ich zu sagen, daß ich mit der Urpflanze bald zu Stande bin; nur fürchte ich, daß Niemand die übrige Pflanzenwelt darin wird erkennen wollen. Meine famöse Lehre von den Cotyledonen ist so sublimirt, daß man schwerlich wird weiter gehen können.

Den 24. März.

Morgen geht dieser Brief von hier zu Euch. Donnerstag, den 29., geh' ich mit der Corvette, die ich, des Seewesens unkundig, in meinem vorigen Briefe zum Rang einer Fregatte erhob, endlich nach Palermo. Der Zweifel, ob ich reisen oder bleiben sollte, machte einen Theil meines hiesigen Aufenthaltes unruhig; nun, da ich entschlossen bin, geht es besser. Für meine Sinnesart ist diese Reise heilsam, ja nothwendig. Sicilien deutet mir nach Asien und Afrika; und auf dem wundersamen Puncte, wohin so viele Radien der Weltgeschichte gerichtet sind, selbst zu stehen, ist keine Kleinigkeit.

Neapel habe ich nach seiner eigenen Art behandelt; ich war Nichts weniger als fleißig, doch hab' ich viel gesehen und mir einen allgemeinen Begriff von dem Lande, seinen Einwohnern und Zuständen gebildet. Bei der Wiederkehr soll Manches nachgeholt werden; freilich nur Manches; denn vor dem 29. Juni muß ich wieder in Rom sein. Hab' ich die heilige Woche versäumt, so will ich dort wenigstens den St. Peters-Tag feiern. Meine Sicilianische Reise darf mich nicht allzu weit von meiner ersten Absicht weglenken.

Vorgestern hatten wir ein gewaltiges Wetter mit Donner, Blitz und Regengüssen; jetzt hat sich's wieder aufgeheitert, eine herrliche Tramontane weht herüber; bleibt sie beständig, so haben wir die schnellste Fahrt.

Gestern war ich mit meinen Gefährten, unser Schiff zu besehen und das Kämmerchen zu besuchen, das uns aufnehmen soll. Eine Seereise fehlte mir ganz in meinen Begriffen; diese kleine Ueberfahrt, vielleicht eine Küstenumschiffung, wird meiner Einbildungskraft nachhelfen und mir die Welt erweitern. Der Capitän ist ein junger, munterer Mann, das Schiff gar zierlich und neu, in America gebaut, ein guter Segler.

Hier fängt nun Alles an, grün zu werden; in Sicilien sind ich es noch weiter. Wenn Ihr diesen Brief erhaltet, bin ich auf der Rückreise und habe Trinacrien hinter mir. So ist der Mensch: immer springt er in Gedanken vor- und rückwärts; ich war noch nicht dort und bin schon wieder bei Euch. Doch an der Verworrenheit dieses Briefes bin ich nicht Schuld; jeden Augenblick werd' ich unterbrochen und möchte doch gern dieß Blatt zu Ende schreiben.

So eben besuchte mich ein Marchese Berio, ein junger Mann, der viel zu wissen scheint. Er wollte den Verfasser des Werther doch auch kennen lernen. Ueberhaupt ist hier großer Drang und Lust nach Bildung und Wissen. Sie sind nur zu glücklich, um auf den rechten Weg zu kommen. Hätte ich nur mehr Zeit, so wollt' ich ihnen gern mehr Zeit geben. Diese vier Wochen — was waren die gegen das ungeheure Leben! Nun gehabt Euch wohl! Reisen lern' ich wohl auf dieser Reise; ob ich leben lerne, weiß ich nicht. Die Menschen, die es zu verstehen scheinen, sind in Art und Wesen zu sehr von mir verschieden, als daß ich auf dieses Talent sollte Anspruch machen können.

Lebet wohl und liebt mich, wie ich Euer von Herzen gedenke!

Den 28. März.

Diese Tage gehen mir nun gänzlich mit Einpacken und Abschiednehmen, mit Besorgen und Bezahlen, Nachholen und Vorbereiten, sie gehen mir völlig verloren.

Der Fürst von Waldeck beunruhigte mich noch beim Abschied; denn er sprach von Nichts weniger, als daß ich bei meiner Rückkehr mich entschließen sollte, mit ihm nach Griechenland

und Dalmatien zu gehen. Wenn man ſich einmal in die Welt macht und ſich mit der Welt einläßt, ſo mag man ſich zu hüten, daß man nicht entrückt oder wohl gar verrückt wird. Zu keiner Sylbe weiter bin ich fähig.

Den 29. März.

Seit einigen Tagen machte ſich das Wetter ungewiß; heute, am beſtimmten Tage der Abfahrt, iſt es ſo ſchön als möglich. Die günſtigſte Tramontane, ein klarer Sonnenhimmel, unter dem man ſich in die weite Welt wünſcht. Nun ſag' ich noch allen Freunden in Weimar und Gotha ein treues Lebewohl! Eu're Liebe begleite mich; denn ich möchte ihrer wohl immer bedürfen! Heute Nacht träumte ich mich wieder in meinen Geſchäften. Es iſt denn doch, als wenn ich mein Faſanen-Schiff nirgends als bei Euch ausladen könnte. Möge es nur erſt recht ſtattlich geladen ſein!

Sicilien.

Seefahrt. Donnerſtag, den 30. März.

Nicht wie bei dem letzten Abgange des Paketboots wehte dieß Mal ein förderlicher, friſcher Nordoſt, ſondern leider von der Gegenſeite ein lauer Südweſt, der allerhinderlichſte; und ſo erfuhren wir denn, wie der Seefahrer vom Eigenſinne des Wetters und Windes abhängt. Ungeduldig verbrachten wir den Morgen bald am Ufer, bald im Caffee-Haus; endlich beſtiegen wir zu Mittag das Schiff und genoſſen bei'm ſchönſten Wetter des herrlichſten Anblicks. Unſerm vom Molo lag die Corvette vor Anker. Bei klarer Sonne eine duftreiche Atmoſphäre, daher die beſchatteten Felſenwände von Sorrent vom ſchönſten Blau. Das beleuchtete, lebendige Neapel glänzte von allen Farben. Erſt mit Sonnenuntergang bewegte ſich das Schiff, jedoch nur langſam, von der Stelle; der Widerwind ſchob uns nach Poſſilippo und deſſen Spitze hinüber. Die ganze Nacht ging das Schiff ruhig fort. Es war in America gebaut, ſchnellſegelnd, inwendig mit artigen Kämmerchen und einzelnen Lagerſtätten eingerichtet. Die Geſellſchaft anſtändig; munterer Operiſten und Tänzer, nach Palermo verſchrieben.

Freitag, den 31. März.

Bei Tagesanbruch fanden wir uns zwiſchen Iſchia und Capri, ungefähr von letzterm eine Meile. Die Sonne ging hinter den Gebirgen von Capri und Cayo Minerva herrlich auf. Kniep zeichnete fleißig die Umriſſe der Küſten und Inſeln und ihre verſchiedenen Anſichten; die langſame Fahrt kam ſeiner Bemühung zu Statten. Wir ſetzten mit ſchwachem und halbem Winde unſern Weg fort. Der Veſuv verlor ſich gegen vier Uhr aus unſern Augen, als Cayo Minerva und Iſchia noch geſehen wurden. Auch dieſe verloren ſich gegen Abend. Die Sonne ging unter in's Meer, begleitet von Wolken und einem langen, meilenweit reichenden Streifen, Alles purpurglänzende Lichter. Auch dieſes Phänomen zeichnete Kniep. Nun war kein Land mehr zu ſehen, der Horizont ringsum ein Waſſerkreis, die Nacht hell und ſchöner Mondſchein.

Ich hatte doch dieſer herrlichen Anſichten nur Augenblicke genießen können; die Seekrankheit überfiel mich bald. Ich begab mich in meine Kammer, wählte die horizontale Lage, enthielt mich, außer weißem Brod und rothem Wein, aller Speiſen und Getränke und fühlte mich ganz behaglich. Abgeſchloſſen von der äußern Welt, ließ ich die innere walten; und da eine langſame Fahrt vorauszuſehen war, gab ich mir gleich zu bedeutender Unterhaltung ein ſtarkes Penſum auf. Die zwei erſten Acte des Taſſo, in proſaiſcher Proſa geſchrieben, hatte ich von allen Papieren allein mit über See genommen. Dieſe beiden Acte, in Abſicht auf Plan und Gang ungefähr den gegenwärtigen gleich, aber ſchon vor zehn Jahren geſchrieben, hatten etwas Weichliches, Nebelhaftes, welches ſich bald verlor, als ich nach neuern Anſichten die Form verwalten und den Rhythmus eintreten ließ.

Sonnabend, den 1. April.

Die Sonne tauchte klar aus dem Meere herauf. Um ſieben Uhr erreichten wir ein franzöſiſches Schiff, welches zwei Tage vor uns abgegangen war; um ſo viel beſſer ſegelten wir, und doch ſahen wir noch nicht das Ende unſerer Fahrt. Einigen Troſt gab uns die Inſel Uſtica, doch leider zur Linken, da wir ſie eben, wie auch Capri, hätten rechts laſſen ſollen. Gegen Mittag war uns der Wind ganz zuwider, und wir kamen nicht von der Stelle. Das Meer fing an höher zu gehen und im Schiffe war faſt Alles krank.

Ich blieb in meiner gewohnten Lage; das ganze Stück ward um und um, durch und durch gedacht. Die Stunden gingen vorüber, ohne daß ich ihre Eintheilung bemerkt hätte, wenn nicht der ſcherzhafte Kniep, auf deſſen Appetit die Wellen keinen Einfluß hatten, von Zeit zu Zeit, indem er mir Wein und Brod brachte, die treffliche Mittagstafel, die Heiterkeit und Anmuth des jungen, tüchtigen Capitän's, deſſen Bedauern, daß ich meine Portion nicht mitgenieße, zugleich ſchadenfroh gerühmt hätte. Ebenſo gab ihm der Uebergang von Scherz und

Luſt zu Mißbehagen und Krankheit, und wie ſich Dieſes bei einzelnen Gliedern der Geſellſchaft gezeigt, reicher Stoff zu muthwilliger Schilderung.

Nachmittags vier Uhr gab der Capitän dem Schiff eine andere Richtung. Die großen Segel wurden wieder aufgezogen und unſere Fahrt gerade auf die Inſel Uſtica gerichtet, hinter welcher wir, zu großer Freude, die Berge von Sicilien erblickten. Der Wind beſſerte ſich; wir fuhren ſchneller auf Sicilien los; auch kamen uns noch einige Inſeln zu Geſichte. Der Sonnenuntergang war trübe, das Himmelslicht hinter Nebel verſteckt. Den ganzen Abend ziemlich günſtiger Wind. Gegen Mitternacht fing das Meer an, ſehr unruhig zu werden.

Sonntag, den 1. April.

Um drei Uhr Morgens heftiger Sturm. Im Schlaf und Halbtraum ſetzte ich meine dramatiſchen Plane fort, indeſſen auf dem Verdeck große Bewegung war. Die Segel mußten eingenommen werden; das Schiff ſchwebte auf den hohen Fluthen. Gegen Anbruch des Tages legte ſich der Sturm, die Atmoſphäre klärte ſich auf. Nun lag die Inſel Uſtica völlig links. Eine große Schildkröte zeigte man uns in der Weite ſchwimmend, durch unſere Fernröhre, als ein lebendiger Punct wohl zu erkennen. Gegen Mittag konnten wir die Küſte Sicilien's mit ihren Vorgebirgen und Buchten ganz deutlich unterſcheiden; aber wir waren ſehr unter den Wind gekommen; wir lavirten an und ab. Gegen Nachmittag waren wir dem Ufer näher. Die weſtliche Küſte, vom Lilybäiſchen Vorgebirge bis Capo Gallo, ſahen wir ganz deutlich bei heiterm Wetter und hellſcheinender Sonne.

Eine Geſellſchaft von Delphinen begleitete das Schiff an beiden Seiten des Vordertheils und ſchoſſen immer voraus. Es war luſtig anzuſehen, wie ſie, bald von den klaren, durchſcheinenden Wellen überdeckt, hinſchwammen, bald mit ihren Rückenſtacheln und Floßfedern, grün- und goldſpielenden Seiten ſich über dem Waſſer ſpringend bewegten.

Da wir weit unter dem Winde waren, fuhr der Capitän gerade auf eine Bucht zu, gleich hinter Capo Gallo. Kniep verſäumte die ſchöne Gelegenheit nicht, die mannigfaltigſten Anſichten ziemlich im Detail zu zeichnen. Mit Sonnenuntergang wendete der Capitän das Schiff wieder dem hohen Meere zu und fuhr nordoſtwärts, um die Höhe von Palermo zu erreichen. Ich wagte mich manchmal auf's Verdeck; doch ließ ich meinen dichteriſchen Vorſatz nicht aus dem Sinne, und ich war des ganzen Stücks ſo ziemlich Herr geworden. Bei trüblichem Himmel heller Mondſchein, der Widerſchein auf dem Meere unendlich ſchön. Die Maler, um der Wirkung willen, laſſen uns oft glauben, der Widerſchein der Himmelslichter im Waſſer habe zunächſt dem Beſchauer die größte Breite, wo er die größte Energie hat. Hier aber ſah man am Horizont den Widerſchein am Breiteſten, der ſich, wie eine zugeſpitzte Pyramide, zunächſt am Schiff in blinkenden Wellen endigte. Der Capitän veränderte die Nacht noch einige Mal das Manöver.

Montag, den 2. April, früh 5 Uhr.

fanden wir uns Palermo gegenüber. Dieſer Morgen erſchien für mich höchſt erfreulich. Der Plan meines Drama's war dieſe Tage daher, im Wallfiſchbauch, ziemlich gediehen. Ich befand mich wohl, und konnte nun auf dem Verdeck die Küſten Sicilien's mit Aufmerkſamkeit betrachten. Kniep zeichnete emſig fort, und durch ſeine gewandte Genauigkeit wurden mehrere Streifen Papier zu einem ſehr ſchätzbaren Andenken dieſes verſpäteten Landes.

Palermo, Montag, den 2. April.

Endlich gelangten wir mit Noth und Anſtrengung Nachmittags um drei Uhr in den Hafen, wo uns ein höchſt erfreulicher Anblick entgegentrat. Völlig hergeſtellt, wie ich war, empfand ich das größte Vergnügen. Die Stadt gegen Norden gekehrt, am Fuß hoher Berge liegend; über ihr, der Tageszeit gemäß, die Sonne herüberſcheinend. Die klaren Schattenſeiten aller Gebäude ſahen uns an, vom Widerſchein erleuchtet. Monte Pelegrino rechts, ſeine zierlichen Formen im vollkommenſten Lichte, links das weit hingeſtreckte Ufer mit Buchten, Landzungen und Vorgebirgen. Was ferner eine allerliebſte Wirkung hervorbrachte, war das junge Grün zierlicher Bäume, deren Gipfel, von hinten erleuchtet, wie große Maſſen vegetabiliſcher Johanniswürmer vor den dunkeln Gebäuden hin und wieder wogten. Ein klarer Duft blaute alle Schatten.

Anſtatt ungeduldig an's Ufer zu eilen, blieben wir auf dem Verdeck, bis man uns wegtrieb; wo hätten wir einen gleichen Standpunct, einen ſo glücklichen Augenblick ſobald wieder hoffen können!

Durch die wunderbare, aus zwei ungeheuern Pfeilern beſtehende Pforte, die eben nicht geſchloſſen ſein darf, damit der thurmhohe Wagen der heiligen Roſalia an dem berühmten Feſte durchfahren könne, führte man uns in die Stadt und ſogleich links in einen großen Gaſthof. Der Wirth, ein alter behaglicher Mann, von jeher Fremde aller Nationen zu ſehen gewohnt, führte uns in ein großes Zimmer, von deſſen Balcon wir das Meer und die Rhede, den Roſalien-

Berg und das Ufer überschauten, auch unser Schiff erblickten und unsern ersten Standpunct beurtheilen konnten. Ueber die Lage unsers Zimmers höchst vergnügt, bemerkten wir kaum, daß im Grunde desselben ein erhöhter Alcoven hinter Vorhängen versteckt sei, wo sich das weitläufigste Bett ausbreitete, das, mit einem seidenen Thronhimmel prangend, mit den übrigen veralteten, stattlichen Mobilien völlig übereinstimmte. Ein solches Prunkgemach setzte uns gewisser Maßen in Verlegenheit; wir verlangten herkömmlicher Weise Bedingungen abzuschließen. Der Alte sagte dagegen: es bedürfe keiner Bedingung, er wünsche, daß es uns bei ihm wohlgefalle. Wir sollten uns auch des Vorsaals bedienen, welcher kühl und lustig, durch mehrere Balcone luftig, gleich an unser Zimmer stieß.

Wir vergnügten uns an der unendlich mannigfaltigen Aussicht und suchten sie im Einzelnen zeichnerisch und malerisch zu entwickeln; denn hier konnte man grenzenlos eine Ernte für den Künstler überschauen.

Der helle Mondschein lockte uns des Abends noch auf die Rhede und hielt uns nach der Rückkehr noch eine lange Zeit auf dem Altan. Die Beleuchtung war sonderbar, Ruhe und Anmuth groß.

Dienstag, den 2. April.

Unser Erstes war, die Stadt näher zu betrachten, die sehr leicht zu überschauen und schwer zu kennen ist; leicht, weil eine meilenlange Straße vom untern zum obern Thor, vom Meere bis gegen das Gebirg, sie durchschneidet und diese, ungefähr in der Mitte, von einer andern abermals durchschnitten wird; was auf diesen Linien liegt, ist bequem zu finden: das Innere der Stadt hingegen verwirrt den Fremden, und er entwirrt sich nur mit Hülfe eines Führers diesem Labyrinthe.

Gegen Abend schenkten wir unsere Aufmerksamkeit der Kutschenreihe der bekannten Fahrt vornehmerer Personen, welche sich, zur Stadt hinaus, auf die Rhede begaben, um frische Luft zu schöpfen, sich zu unterhalten und allenfalls zu courtoisiren.

Zwei Stunden vor Nacht war der Vollmond eingetreten und verherrlichte den Abend unaussprechlich. Die Lage von Palermo, gegen Norden, macht, daß sich Stadt und Ufer sehr wundersam gegen die großen Himmelslichter verhält, deren Widerschein man niemals in den Wellen erblickt. Deßwegen wir auch heute an dem heitersten Tage das Meer dunkelblau, ernsthaft und zudringlich fanden, anstatt daß es bei Neapel, von der Mittagsstunde an, immer heiterer, lustiger und ferner glänzt.

Knien hatte mich schon heute manchen Weg und manche Betrachtung allein machen lassen, um einen genauen Contur des Monte Pelegrino zu nehmen, des schönsten aller Vorgebirge der Welt.

Den 3. April.

Hier noch Einiges zusammenfassend, nachträglich und vertraulich.

Wir fuhren Donnerstags, den 29. März, mit Sonnenuntergang von Neapel, und landeten erst nach vier Tagen um drei Uhr im Hafen von Palermo. Ein kleines Diarium, das ich beilege, erzählt überhaupt unsere Schicksale. Ich habe nie eine Reise so ruhig angetreten als diese, habe nie eine ruhigere Zeit gehabt, als auf der durch beständigen Gegenwind sehr verlängerten Fahrt, selbst auf dem Bette im engen Kämmerchen, wo ich mich die ersten Tage halten mußte, weil mich die Seekrankheit stark angriff. Nun denke ich ruhig zu Euch hinüber; denn wenn irgend Etwas für mich entscheidend war, so ist es diese Reise.

Hat man sich nicht eingenau vom Meere umgeben gesehen, so hat man keinen Begriff von Welt und von seinem Verhältniß zur Welt. Als Landschaftszeichner hat mir diese große, simple Linie ganz neue Gedanken gegeben.

Wir haben, wie das Diarium aufweist, auf dieser kurzen Fahrt mancherlei Abwechselungen und gleichsam die Schicksale der Seefahrer im Kleinen gehabt. Uebrigens ist die Sicherheit und Bequemlichkeit des Paketboots nicht genug zu loben. Der Capitän ist ein sehr braver und recht artiger Mann. Die Gesellschaft war ein ganzes Theater, gutgesittet, leidlich und angenehm. Mein Künstler, den ich bei mir habe, ist ein munterer, treuer, guter Mensch, der mit der größten Accurateße zeichnet; er hat alle Inseln und Küsten, wie sie sich zeigten, umrissen; es wird Euch große Freude machen, wenn ich Alles mitbringe. Uebrigens hat er mir, die langen Stunden der Ueberfahrt zu verkürzen, das Mechanische der Wasserfarben-Malerei (Aquarell), die man in Italien jetzt sehr hoch getrieben hat, aufgeschrieben, versteht sich, den Gebrauch gewisser Farben, um gewisse Töne hervorzubringen, an denen man sich, ohne das Geheimniß zu wissen, zu Tode mischen würde. Ich hatte wohl in Rom Manches davon erfahren, aber niemals im Zusammenhange. Die Künstler haben es in einem Lande ausstudirt wie Italien, wie dieses ist. Mit keinen Worten ist die duftige Klarheit auszudrücken, die um die Küsten schwebte, als wir am schönsten Nachmittage gegen Palermo aufuhren. Die Reinheit der Conture, die Weichheit des Ganzen, das Auseinanderweichen der Töne, die

Und dünkelt ihm, es wär' kein' Ehr'
Und Gunſt die nicht zu pflücken wär';
Geht aber doch nicht immer an.

Fauſt.

Mein Herr Magiſter lobeſan,
Laß er mich mit dem Geſetz in Frieden!
Und das ſag' ich ihm kurz und gut,
Wenn nicht das ſüße junge Blut
Heut' Nacht in meinen Armen ruht,
So ſind wir um Mitternacht geſchieden.

Mephiſtopheles.

Bedenkt was gehn und ſtehen mag!
Ich brauche wenigſtens vierzehn Tag'
Nur die Gelegenheit auszuſpüren.

Fauſt.

Hätt' ich nur ſieben Stunden Ruh,
Brauchte den Teufel nicht dazu,
So ein Geſchöpfchen zu verführen.

Harmonie von Himmel, Meer und Erde. Wer es geſehen hat, Der hat es auf ſein ganzes Leben. Nun verſteh' ich erſt die Claude Lorrain und habe Hoffnung, auch dereinſt in Norden aus meiner Serie Schattenbilder dieſer glücklichen Wohnung hervorzubringen. Wäre nur alles Kleinliche ſo rein daraus weggewaſchen, als die Kleinheit der Strohdächer aus meinen Zeichenbegriffen. Wir wollen ſehen, was dieſe Königinn der Inſeln thun kann.

Wie ſie uns empfangen hat, habe ich keine Worte auszudrücken, mit friſchgrünenden Maulbeerbäumen, immergrünendem Oleander, Citronen-Hecken ꝛc. In einem öffentlichen Garten ſtehen weite Beete von Ranunkeln und Anemonen. Die Luft iſt mild, warm und wohlriechend, der Wind lau. Der Mond ging kaum voll hinter einem Vorgebirge herauf und ſchien in's Meer; und dieſen Genuß, nachdem man vier Tage und Nächte auf den Wellen geſchwebt! Verzeiht, wenn ich mit einer ſtumpfen Feder aus einer Tusch-Muſchel, aus der mein Gefährte die Umriſſe nachzieht, Dieſes hinkritzle. Es kommt doch wie ein Liebchen zu Euch hinüber, indeß ich Allen, die mich lieben, ein ander' Denkmal dieſer meiner glücklichen Stunden bereite. Was es wird, ſag' ich nicht, wann Ihr es erhaltet, kann ich auch nicht ſagen.

Dienſtag, den 2. April.

Dieſes Blatt ſollte nun, meine Geliebten, Euch den ſchönſten Genuſſes, inſofern es möglich wäre, theilhaft machen; es ſollte die Schilderung der unvergleichlichen, eine große Waſſermaſſe umfaſſenden Bucht überliefern; von Oſten herauf, wo ein flächeres Vorgebirg weit in die See greift, an vielen ſchroffen, wohlgebildeten, waldbewachſenen Felſen hin bis an die Fiſcherwohnungen der Vorſtädte herauf, dann an der Stadt ſelbſt her, deren äußere Häuſer alle nach dem Hafen ſchauen, wie unſere Wohnung auch, bis zu dem Thore, durch welches wir hereinkamen.

Da geht es weſtwärts weiter fort an den gewöhnlichen Landungsplatz, wo kleinere Schiffe anlegen, bis zu dem eigentlichen Hafen an den Molo, die Station größerer Schiffe. Da erhebt ſich nun, ſämmtliche Fahrzeuge zu ſchützen, im Weſten der Monte Pelegrino in ſeinen ſchönen Formen, nachdem er ein liebliches, fruchtbares Thal, das ſich bis zum jenſeitigen Meer erſtreckt, zwiſchen ſich und dem eigentlichen feſten Land gelaſſen.

Kniep zeichnete, ich ſchematiſirte, Beide mit großem Genuß; und nun da wir fröhlich nach Hauſe kommen, ſäßen wir Beide wieder Kräfte und Muth, zu wiederholen und auszuführen. Unſere Entwürfe müſſen alle für künftige Zeiten liegen bleiben, und dieſes Blatt gibt Euch bloß ein Zeugniß unſers Unvermögens, dieſe Gegenſtände genugſam zu faſſen, oder vielmehr unſerer Anmaßung, ſie in ſo kurzer Zeit erobern und beherrſchen zu wollen.

Mittwoch, den 3. April.

Nachmittags beſuchten wir das feuchtreiche und angenehme Thal, welches die ſüdlichen Berge herab an Palermo vorbeizieht, durchſchlängelt von dem Fluß Oreto. Auch hier wird ein maleriſches Auge und eine geſchickte Hand gefordert, wenn ein Bild ſoll gefunden werden, und doch erhaſchte Kniep einen Standpunct, da, wo das gehemmte Waſſer von einem halbzerſtörten Wehr herunterſtießt, beſchattet von einer fröhlichen Baumgruppe, dahinter, das Thal hinaufwärts, die freie Ausſicht und einige landwirthſchaftliche Gebäude.

Die ſchönſte Frühlingswitterung und eine hervorquellende Fruchtbarkeit verbreitete das Gefühl eines belebenden Friedens über das ganze Thal, welches mir der ungeſchickte Führer durch ſeine Gelehrſamkeit verkümmerte, umſtändlich erzählend, wie Hannibal hier vormals eine Schlacht geliefert und was für ungeheure Kriegsthaten an dieſer Stelle geſchehen. Unfreundlich verwies ich ihm das fatale Hervorrufen ſolcher abgeſchiedenen Geiſterſpuk: es ſei ſchlimm genug, meinte ich, daß von Zeit zu Zeit die Saaten, wo nicht immer von Elephanten, doch von Pferden und Menſchen zerſtampft werden müßten; man ſolle wenigſtens die Einbildungskraft nicht mit ſolchem Nachgetümmel aus ihrem friedlichen Traume aufſchrecken.

Er verwunderte ſich ſehr, daß ich das claſſiſche Andenken an ſo einer Stelle verſchmähte, und ich konnte ihm freilich nicht deutlich machen, wie mir bei einer ſolchen Vermiſchung des Vergangenen und des Gegenwärtigen zu Muthe ſei.

Noch wunderlicher erſchien ich dieſem Begleiter, als ich auf allen ſeichten Stellen, deren der Fluß gar viele trocken läßt, nach Steinchen ſuchte und die verſchiedenen Arten derſelben mit mir führte. Ich konnte ihm abermals nicht erklären, daß man ſich von einer gebirgigen Gegend nicht ſchneller einen Begriff machen kann, als wenn man die Geſteinarten unterſucht, die in den Bächen herabgeſchoben werden, und daß hier auch die Aufgabe ſei, durch Trümmer ſich eine Vorſtellung von jenen ewig claſſiſchen Höhen des Erdalterthums zu verſchaffen.

Auch war meine Ausbeute aus dieſem Fluſſe reich genug; ich brachte beinahe vierzig Stücke zuſammen, welche ſich freilich in wenigen Rubriken unterordnen ließen. Das Meiſte war eine

Gebirgsart, die man bald für Jaspis oder Hornſtein, bald für Thonſchiefer anſprechen konnte. Ich fand ſie theils in abgerundeten, theils unförmigen Geſchieben, theils rhombiſch geſtaltet, von vielerlei Farben. Ferner kamen viele Abänderungen des ältern Kalkes vor, nicht weniger Breccien, deren Bindemittel Kalk, die verbundenen Steine aber bald Jaspis, bald Kalk waren. Auch fehlte es nicht an Geſchieben von Muſchelkalk.

Die Pferde füttern ſie mit Gerſte, Hederling und Kleien; im Frühjahr geben ſie ihnen geſchoſſte grüne Gerſte, um ſie zu erfriſchen, per rinfrescar, wie ſie es nennen. Da ſie keine Wieſen haben, fehlt es an Heu. Auf den Bergen gibt es einige Weide, auch auf den Aeckern, da ein Drittel als Brache liegen bleibt. Sie halten wenig Schafe, deren Raçe aus der Barbarei kommt, überhaupt auch mehr Maulthiere als Pferde, weil jenen die ſpitzige Nahrung beſſer bekommt, als dieſen.

Die Plaine, worauf Palermo liegt, ſowie außer der Stadt die Gegend Al Cotti, auch ein Theil der Bagaria, hat im Grunde Muſchelkalk, woraus die Stadt gebaut iſt, daher man denn auch große Steinbrüche in dieſen Lagen findet. In der Nähe von Monte Pellegrino ſind ſie an einer Stelle über ſünfzig Fuß tief. Die untern Lager ſind weißer von Farbe. Man findet darin viel verſteinerte Corallen und Schaalthiere, vorzüglich große Pilgermuſcheln. Das obere Lager iſt mit rothem Thon gemiſcht und enthält wenig oder gar keine Muſcheln. Ganz obenauf liegt rother Thon, deſſen Lage jedoch nicht ſtark iſt.

Der Monte Pellegrino hebt ſich aus allem Dieſem hervor; er iſt ein älterer Kalk, hat viele Löcher und Spaltungen, welche, genau betrachtet, obgleich ſehr unregelmäßig, ſich doch nach der Ordnung der Bänke richten. Das Geſtein iſt feſt und klingend.

Donnerſtag, den 2. April.

Wir gingen die Stadt im Beſondern durch. Die Bauart gleicht meiſtens der von Neapel; doch ſtehen öffentliche Monumente, z. B. Brunnen, noch weiter entfernt vom guten Geſchmack. Hier iſt nicht, wie in Rom, ein Kunſtgriff, welcher die Arbeit regelt; nur von Zufälligkeiten erhält das Bauwerk Geſtalt und Daſein. Ein von dem ganzen Inſelvolke angeſtaunter Brunnen exiſtirte ſchwerlich, wenn es in Sicilien nicht ſchönen, bunten Marmor gäbe, und wenn nicht gerade ein Bildhauer, geübt in Thiergeſtalten, damals Gunſt gehabt hätte. Es wird ſchwer halten, dieſen Brunnen zu beſchreiben. Auf einem mäßigen Platze ſteht ein rundes, architectoniſches Werk, nicht gar hochhoch; Sockel, Mauer und Geſims von farbigem Marmor; in die Mauer ſind, in einer Flucht, mehrere Niſchen angebracht, aus welchen, von weißem Marmor gebildet, alle Arten Thierköpfe auf geſtreckten Hälſen herausſchauen: Pferd, Löwe, Cameel, Elephant wechſeln mit einander ab und man erwartete kaum hinter dem Kreiſe dieſer Menagerie einen Brunnen, zu welchem von vier Seiten, durch gelaſſene Lücken, marmorne Stufen hinaufführen, um das reichlich geſpendete Waſſer ſchöpfen zu laſſen.

Etwas Aehnliches iſt es mit den Kirchen, wo die Prachtliebe der Jeſuiten noch überboten ward, aber nicht aus Grundſatz und Abſicht, ſondern zufällig, wie allenfalls ein gegenwärtiger Handwerker, Figuren- oder Laubſchnitzer, Vergolder, Lackirer und Marmorirer gerade Das, was er vermochte, ohne Geſchmack und Leitung an gewiſſen Stellen anbringen wollte.

Dabei findet man eine Fähigkeit, natürliche Dinge nachzuahmen, wie denn z. B. jene Thierköpfe gut genug gearbeitet ſind. Dadurch wird freilich die Bewunderung der Menge erregt, deren ganze Kunſtfreude nur darin beſteht, daß ſie das Nachgebildete mit dem Urbilde vergleichbar findet.

Gegen Abend machte ich eine heitere Bekanntſchaft, indem ich auf der langen Straße bei einem kleinen Handelsmanne eintrat, um verſchiedene Kleinigkeiten einzukaufen. Als ich vor dem Laden ſtand, die Waare zu beſehen, erhob ſich ein geringer Luftſtoß, welcher, längs der Straße hinwirbelnd, einen unerdlichen erregten Staub in alle Baden und Fenſter ſogleich vertheilte. Bei allen Heiligen! ſagt mir, rief ich aus, woher kommt die Unreinlichkeit Eu'rer Stadt; und iſt derſelben denn nicht abzuhelfen? Dieſe Straße wetteifert, an Länge und Schönheit, mit dem Corſo zu Rom. An beiden Seiten Schritthöhe, die jeder Laden- und Werkſtattbeſitzer mit unabläſſigem Kehren reinlich hält, indem er Alles in die Mitte hinunter ſchiebt, welche dadurch nur immer unreinlicher wird und Euch mit jedem Windhauch den Unrath zurückſendet, den Ihr der Hauptſtraße zugewieſen habt. In Neapel tragen geſchäftige Eſel jeden Tag das Kehricht nach Gärten und Feldern; ſollte denn bei Euch nicht irgend eine ähnliche Einrichtung exiſtiren oder getroffen werden?

„Es iſt bei uns nun einmal, wie es iſt," verſetzte der Mann; „was wir aus dem Hauſe werfen, verfault gleich vor der Thüre übereinander. Ihr ſeht hier Schichten von Stroh und Rohr, von Küchenabgängen und allerlei Unrath; Das trocknet zuſammen auf und kehrt

als Staub zu uns zurück. Gegen den wehren wir uns den ganzen Tag. Aber seht, unsere schönen, geschäftigen, niedlichen Wesen vermachen, zuletzt abgestumpft, nur den Unrath vor unsern Häusern.“

Und, lustig genommen, war es wirklich an Dem. Sie haben niedliche Wedeln von Zwergpalmen, die man, mit weniger Abänderung, zum Fächerdienst eigen könnte; sie schleifen sich leicht ab und die stumpfen liegen zu Tausenden in der Straße. Auf meine wiederholte Frage, ob dagegen keine Anstalt zu treffen sei, erwiederte er: die Rede gehe im Volke, daß gerade Die, welche für Reinlichkeit zu sorgen hätten, wegen ihres großen Einflusses nicht genöthigt werden könnten, die Gelder pflichtmäßig zu verwenden, und dabei sei noch der wunderliche Umstand, daß man fürchte, nach weggeschaffetem, mißhaftem Gestrüde werde erst deutlich zum Vorschein kommen, wie schlecht das Pflaster darunter beschaffen sei, wodurch denn abermals die unredliche Verwaltung einer andern Casse zu Tage kommen würde. Das Alles aber sei, setzte er mit possierlichem Ausdruck hinzu, nur Auslegung von Uebelgesinnten, er aber von der Meinung Derjenigen, welche behaupten: der Adel erhalte seinen Carossen diese weiche Unterlage, damit sie des Abends ihre herkömmliche Lustfahrt auf elastischem Boden bequem vollbringen könnten. Und da der Mann einmal im Zuge war, bescherte er noch mehrere Polizei-Mißbräuche, mir zu trostlichem Beweis, daß der Mensch noch immer Humor genug hat, sich über das Unabwendbare lustig zu machen.

Von v. Apell.

Die heilige Rosalie, Schutzpatronin von Palermo, ist durch die Beschreibung, welche Brydone von ihrem Feste gegeben hat, so allgemein bekannt geworden, daß es den Freunden gewiß angenehm sein muß, Etwas von dem Orte und der Stätte, wo sie besonders verehrt wird, zu lesen.

Der Monte Pellegrino, eine große Felsenmasse, breiter als hoch, liegt an dem nordwestlichen Ende des Golfs von Palermo. Seine schöne Form läßt sich mit Worten nicht beschreiben; eine vollkommene Abbildung davon findet sich in dem Voyage pittoresque de la Sicile.*) Er besteht aus einem grauen Kalkstein der frühern Epoche. Die Felsen sind ganz nackt; kein Baum, kein Strauch wächst auf ihnen; kaum daß die flachliegenden Theile mit etwas Moos und Moos bedeckt sind.

In einer Höhle dieses Berges entdeckte man zu Anfang des vorigen Jahrhunderts die Gebeine der Heiligen und brachte sie nach Palermo. Ihre Gegenwart befreite die Stadt von der Pest, und Rosalie war seit diesem Augenblicke die Schutzheilige des Volks; man baute ihr Capellen und stellte ihr zu Ehren glänzende Feierlichkeiten an.

Die Andächtigen wallfahrteten fleißig auf den Berg, und man erbaute mit großen Kosten einen Weg, der wie eine Wasserleitung auf Pfeilern und Bogen ruht und in einem Zickzack zwischen zwei Klippen hinaufsteigt.

Der Andachtsort selbst ist der Demuth der Heiligen, welche sich dahin flüchtete, angemessener, als die prächtigen Feste, welche man ihrer völligen Entäußerung von der Welt zu Ehren anstellte. Und vielleicht hat die ganze Christenheit, welche nun achtzehnhundert Jahre ihren Besitz, ihre Pracht, ihre feierlichen Lustbarkeiten auf das Elend ihrer ersten Stifter und eifrigsten Bekenner gründet, keinen heiligen Ort aufzuweisen, der auf eine so unschuldige und gefühlvolle Art verziert und verehrt wäre.

Wenn man den Berg erstiegen hat, wendet man sich um eine Felsenecke, wo man einer steilen Felswand nahe gegenübersteht, an welcher die Kirche und das Kloster gleichsam festgebaut sind.

Die Außenseite der Kirche hat nichts Einladendes noch Versprechendes; man eröffnet die Thüre ohne Erwartung, wird aber auf das Wunderbarste überrascht, indem man hineintritt. Man befindet sich unter einer Halle, welche in der Breite der Kirche hinläuft und gegen das Schiff zu offen ist. Man steht in derselben die gewöhnlichen Gefäße mit Weihwasser und einige Beichtstühle. Das Schiff der Kirche ist ein offener Hof, der an der rechten Seite von rauhen Felsen, auf der linken von einer Continuation der Halle zugeschlossen wird. Er ist mit Steinplatten etwas abhängig belegt, damit das Regenwasser ablaufen kann; ein kleiner Brunnen steht ungefähr in der Mitte.

Die Höhle selbst ist zum Chor umgebildet, ohne daß man ihr von der natürlichen rauhen Gestalt Etwas genommen hätte. Einige Stufen führen hinauf; gleich steht der große Pult mit dem Chor-Buche entgegen, auf beiden Seiten die Chor-Stühle. Alles wird von dem aus dem Hofe oder Schiff einfallenden Tageslicht erleuchtet. Tief hinten, in dem Dunkel der Höhle, steht der Haupt-Altar in der Mitte.

Man hat, wie schon gesagt, an der Höhle Nichts verändert; allein da die Felsen immer von Wasser träufeln, war es nöthig, den Ort trocken zu halten. Man hat Dieses durch kleinere Rinnen bewirkt, welche man an den Kanten der Felsen hergeführt und verschiedentlich miteinan-

*) Malerische Reise durch Sicilien.

der verbunden hat. Da sie oben breit sind und unten spitz zulaufen, auch mit einer schmutzig grünen Farbe angestrichen sind, so sieht es fast aus, als wenn die Höhle inwendig mit großen Cactus-Arten bewachsen wäre. Das Wasser wird theils seitwärts, theils hinten in einen klaren Behälter geleitet, woraus es die Gläubigen schöpfen und gegen allerlei Uebel gebrauchen.

Da ich diese Gegenstände genau betrachtete, trat ein Geistlicher zu mir und fragte mich: ob ich etwa ein Genueser sei und einige Messen wollte lesen lassen? Ich versetzte ihm darauf: ich sei mit einem Genueser nach Palermo gekommen, welcher morgen, als an einem Festtage, heraufsteigen würde. Da immer Einer von uns zu Hause bleiben müßte, wäre ich heute heraufgegangen, mich umzusehen. Er versetzte darauf: ich möchte mich aller Freiheit bedienen, Alles wohl betrachten und meine Devotion verrichten. Besonders wies er mich an einen Altar, der links in der Höhle stand, als ein besonderes Heiligthum und verließ mich.

Ich sah durch die Oeffnungen eines großen, aus Messing getriebenen Laubwerks Lampen unter dem Altar hervorschimmern, kniete ganz nahe davor hin und blickte durch die Oeffnungen. Es war inwendig noch ein Gitterwerk von feinem geflochtenem Messingdraht vorgezogen, so daß man nur wie durch einen Flor den Gegenstand dahinter unterscheiden konnte. — Ein schönes Frauenzimmer erblickt' ich bei dem Schein einiger stillen Lampen.

Sie lag wie in einer Art von Entzückung, die Augen halb geschlossen, den Kopf nachlässig auf die rechte Hand gelegt, die mit vielen Ringen geschmückt war. Ich konnte das Bild nicht genug betrachten; es schien mir ganz besondere Reize zu haben. Ihr Gewand ist aus einem vergoldeten Blech getrieben, welches einen reich von Gold gewirkten Stoff gar gut nachahmt; Kopf und Hände von weißem Marmor sind, ich darf nicht sagen in einem hohen Styl, aber doch so natürlich und gefällig gearbeitet, daß man glaubt, sie müßte Athem holen und sich bewegen.

Ein kleiner Engel steht neben ihr und scheint ihr mit einem Lilienstengel Kühlung zuzuwehen.

Unterdessen waren die Geistlichen in die Höhle gekommen, hatten sich auf ihre Stühle gesetzt und sangen die Vesper.

Ich setzte mich auf eine Bank gegen dem Altar über, und hörte ihnen eine Weile zu; alsdann begab ich mich wieder zum Altare, kniete nieder und suchte das schöne Bild der Heiligen noch deutlicher gewahr zu werden. Ich überließ mich ganz der reizenden Illusion der Gestalt und des Ortes.

Der Gesang der Geistlichen verklang nun in der Höhle, das Wasser rieselte in das Behältniß gleich neben dem Altare zusammen, die überhangenden Felsen des Vorhofs, des eigentlichen Schiffs der Kirche, schlossen die Scene noch mehr ein. Es war eine große Stille in dieser gleichsam wieder ausgestorbenen Wüste, eine große Reinlichkeit in einer wilden Höhle; der Flitterputz des catholischen, besonders Sicilianischen Gottesdienstes hier noch zunächst seiner natürlichen Einfalt; die Illusion, welche die Gestalt der schönen Schäferinn hervorbrachte, auch einem geübten Auge noch reizend, — genug, ich konnte mich nur mit Schwierigkeit von diesem Orte losreißen, und kam erst in später Nacht wieder in Palermo an.

Sonntag, den 2. April.

In dem öffentlichen Garten, unmittelbar an der Rhede, brachte ich im Stillen die vergnügtesten Stunden zu. Es ist der wunderbarste Ort von der Welt. Regelmäßig angelegt, scheint er uns doch seltsam; vor nicht gar langer Zeit gepflanzt, versetzt er in's Alterthum. Grüne Beeteinfassungen umschließen fremde Gewächse, Citronen-Spaliere wölben sich zum lieblichen Laubengange, hohe Wände des Oleander's, geschmückt von tausend rothen nelkenhaften Blüthen, locken das Auge. Ganz fremde, mir unbekannte Bäume, noch ohne Laub, wahrscheinlich aus wärmern Gegenden, verbreiten seltsame Zweige. Eine hinter dem flachen Raum erhöhte Bank läßt einen so wundersam verschlungenen Wachsthum übersehen und lenkt den Blick zuletzt auf große Bassins, in welchen Gold- und Silberfische sich gar lieblich bewegen, bald sich unter bemooste Röhren verbergen, bald wieder schaarenweis, durch einen Bissen Brod gelockt, sich versammeln. An den Pflanzen erscheint durchaus ein Grün, das wir nicht gewohnt sind, bald gelblicher, bald blaulicher als bei uns. Was aber dem Ganzen die wundersamste Anmuth verlieh, war ein starker Duft, der sich über Alles gleichförmig verbreitete, mit so merklicher Wirkung, daß die Gegenstände, auch nur einige Schritte hinter einander entfernt, sich entschiedener hellblau von einander absetzten, so daß ihre eigenthümliche Farbe zuletzt verloren ging, oder wenigstens sehr überblaut sie sich dem Auge darstellten.

Welche wundersame Aussicht ein solcher Duft entfernten Gegenständen, Schiffen, Vorgebirgen ertheilt, ist für ein malerisches Auge merkwürdig genug, indem die Distanzen genau zu unterscheiden, ja zu messen sind; deswegen auch ein Spaziergang auf die Höhe höchst reizend ward. Man sah keine Natur mehr, sondern nur Bilder, wie sie der künstlichste Maler durch Lasuren aneinander gestuft hätte.

Über den Eindruck jenes Wundergartens, war mir zu tief geblieben; die schwärzlichen Massen am nördlichen Horizonte, ihr Anstreben an die Buchtkrümmungen, selbst der eigene Geruch des dünstenden Meeres: das Alles rief mir die Insel der seligen Phäaken in die Sinne sowie in's Gedächtniß. Ich eilte, sogleich einen Homer zu kaufen, jenen Gesang mit großer Erbauung zu lesen und eine Uebersetzung aus dem Stegreif Knieper'n vorzutragen, der wohl verdiente, bei einem guten Glase Wein von seinen strengen heutigen Bemühungen behaglich auszuruhen.

Ostersonntag, den 5. April.

Nun aber ging die lärmige Freude über die glückliche Auferstehung des Herrn mit Tagesanbruch los. Petarden, Lauffeuer, Schläge, Schwärmer und dergleichen wurden kastenweis vor den Kirchthüren losgebrannt, indessen die Gläubigen sich zu den eröffneten Flügelpforten drängten. Glocken- und Orgelschall, Chor-Gesang der Prozessionen und der ihnen entgegnenden geistlichen Chöre konnten wirklich das Ohr Derjenigen verwirren, die an eine so lärmende Gottesverehrung nicht gewöhnt waren.

Die frühe Messe war kaum geendigt, als zwei wohlgeputzte Läufer des Vice-König's unsern Gasthof besuchten, in der doppelten Absicht, ein Mal den sämmtlichen Fremden zum Feste zu gratuliren und dagegen ein Trinkgeld einzunehmen, mich sodann zur Tafel zu laden, weßhalb meine Gabe Etwas erhöht werden mußte.

Nachdem ich den Morgen zugebracht, die verschiedenen Kirchen zu besuchen und die Volksgesichter und Gestalten zu betrachten, fuhr ich zum Palast des Vice-Königs, welcher am obern Ende der Stadt liegt. Weil ich Etwas zu früh gekommen, fand ich die großen Säle noch leer; nur ein kleiner, munterer Mann ging auf mich zu, den ich sogleich für einen Malteser erkannte.

Als er vernahm, daß ich ein Deutscher sei, fragte er: ob ich ihm Nachricht von Erfurt zu geben wisse; er habe daselbst einige Zeit sehr angenehm zugebracht. Auf seine Erkundigungen nach der von Dacheröd'schen Familie, nach dem Coadjutor von Dalberg, konnte ich ihm hinreichende Auskunft geben, worüber er sehr vergnügt nach dem übrigen Thüringen fragte. Mit bedenklichem Antheil erkundigte er sich nach Weimar. „Wie steht es denn", sagte er, „mit dem Manne, der, zu meiner Zeit jung und lebhaft, daselbst Regen und schönes Wetter machte? Ich habe seinen Namen vergessen, genug aber, es ist der Verfasser des Werther's."

Nach einer kleinen Pause, als wenn ich mich bedächte, erwiederte ich: die Person, nach der Ihr Euch erkundigt, bin ich selbst! — Mit dem sichtbarsten Zeichen des Erstaunens fuhr er zurück und rief aus: „Da muß sich viel verändert haben!" O ja! versetzte ich, zwischen Weimar und Palermo hab' ich manche Veränderung gehabt.

In dem Augenblick trat mit seinem Gefolge der Vice-König herein und betrug sich mit anständiger Freimüthigkeit, wie es einem solchen Herrn geziemt. Er enthielt sich jedoch nicht des Lächelns über den Malteser, welcher seine Verwunderung, mich hier zu sehen, auszudrücken fortfuhr. Bei Tafel sprach der Vice-König, neben dem ich saß, über die Absicht meiner Reise und versicherte, daß er Befehl geben wolle, mich in Palermo Alles sehen zu lassen und mich auf meinem Wege durch Sicilien auf alle Weise zu fördern.

Montag, den 6. April.

Heute den ganzen Tag beschäftigte uns der Unsinn des Prinzen Pallagonia, und auch diese Thorheiten waren ganz etwas Anders, als wir uns lesend und hörend vorgestellt. Denn bei der größten Wahrheitsliebe kommt Derjenige, der vom Absurden Rechenschaft geben soll, immer in's Gedränge: er will einen Begriff davon überliefern, und so macht er es schon zu Etwas, da es eigentlich ein Nichts ist, welches für Etwas gehalten sein will. Und so muß ich noch eine andere allgemeine Reflexion voranschicken: daß weder das Abgeschmackteste noch das Vortrefflichste ganz unmittelbar aus einem Menschen, aus einer Zeit hervorspringe, daß man vielmehr Beiden mit einiger Aufmerksamkeit eine Stammtafel der Herkunft nachweisen könne.

Jener Brunnen in Palermo gehört unter die Vorfahren der Pallagonischen Raserei, nur daß diese hier, auf eig'nem Grund und Boden, in der größten Freiheit und Breite sich hervorthut. Ich will den Verlauf des Entstehens zu entwickeln suchen.

Wenn ein Lustschloß in diesen Gegenden mehr oder weniger in der Mitte des ganzen Besitzthums liegt, und man also, um zu der herrschaftlichen Wohnung zu gelangen, durch gebaute Felder, Küchengärten und dergleichen landwirthschaftliche Nützlichkeiten zu fahren hat, erweisen sie sich haushältischer als die Nordländer, die oft eine große Strecke guten Bodens zu einer Park-Anlage verwenden, um mit unfruchtbarem Gesträuche dem Auge zu schmeicheln. Diese Südländer hingegen, führen zwei Mauern auf, zwischen welchen man zum Schloß gelangt, ohne daß man gewahr werde, was rechts oder links vorgeht. Dieser Weg beginnt gewöhnlich mit einem großen Portal, wohl auch

mit einer gewölbten Halle und endigt im Schloßhofe. Damit nun aber das Auge zwischen diesen Mauern nicht ganz unbefriedigt sei, so sind sie oben ausgebogen, mit Schnörkeln und Postamenten verziert, worauf allenfalls hier und da eine Vase steht. Die Flächen sind abgetüncht, in Felder getheilt und angestrichen. Der Schloßhof macht ein Rund von einstockigen Häusern, wo Gesinde und Arbeitsleute wohnen; das viereckte Schloß steigt über Alles empor.

Dieß ist die Art der Anlage, wie sie herkömmlich gegeben ist, wie sie auch schon früher mag bestanden haben, bis der Vater des Prinzen das Schloß baute, zwar auch nicht in dem besten, aber doch erträglichen Geschmack. Der jetzige Besitzer aber, ohne jene allgemeinen Grundzüge zu verlassen, erlaubt seiner Lust und Leidenschaft zu mißgestaltetem, abgeschmacktem Gebilde den freiesten Lauf, und man erzeigt ihm viel zu viel Ehre, wenn man ihm nur einen Funken Einbildungskraft zuschreibt.

Wir treten also in die große Halle, welche mit der Grenze des Besitzthums selbst anfängt, und finden ein Achteck, sehr hoch zur Breite. Vier ungeheure Riesen, mit modernen, zugeknöpften Gamaschen, tragen das Gesims, auf welchem, dem Eingange gerade gegenüber, die heilige Dreieinigkeit schwebt.

Der Weg nach dem Schlosse zu ist breiter als gewöhnlich, die Mauer in einen fortlaufenden hohen Sockel verwandelt, auf welchem ausgezeichnete Basamente seltsame Gruppen in die Höhe tragen, indessen in dem Raum von einer zur andern mehrere Vasen aufgestellt sind. Das Widerliche dieser von den gemeinsten Steinhauern gepfuschten Mißbildungen wird noch dadurch vermehrt, daß sie aus dem losesten Muschelkalk gearbeitet sind; doch würde ein besseres Material den Unwerth der Form nur desto mehr in die Augen setzen. Ich sagte vorhin Gruppen und bediente mich eines falschen, an dieser Stelle uneigentlichen Ausdrucks; denn diese Zusammensetzungen sind durch keine Art von Reflexion oder auch nur Willkür entstanden; sie sind vielmehr zusammengewürfelt. Jedes Mal drei bilden den Schmuck eines solchen viereckten Postam'ts, indem ihre Basen so eingerichtet sind, daß sie zusammen in verschiedenen Stellungen den viereckigen Raum ausfüllen. Die vorzüglichste besteht gewöhnlich aus zwei Figuren, und ihre Vase nimmt den größten vordern Theil des Piedestal's ein; diese sind meistentheils ungeheuer von thierischer und menschlicher Gestalt. Um nun den hintern Raum der Piedestal-Fläche auszufüllen, bedarf es noch zweier Stücke; das von mittlerer Größe stellt gewöhnlich einen Schäfer oder eine Schäferin, einen Cavalier oder eine Dame, einen tanzenden Affen oder Hund vor. Nun bleibt auf dem Piedestal noch eine Lücke; diese wird meistens durch einen Zwerg ausgefüllt, wie denn überall dieses Geschlecht bei geistlosen Scherzen eine große Rolle spielt.

Daß wir aber die Elemente der Tollheit des Prinzen Pallagonia vollständig überliefern, geben wir nachstehendes Verzeichniß. Menschen: Bettler, Bettlerinnen, Spanier, Spanierinnen, Mohren, Türken, Buckelige, alle Arten Verwachsene, Zwerge, Musicanten, Pulcinelle, antik costumirte Soldaten, Götter, Göttinnen, altfranzösisch Gekleidete, Soldaten mit Patrontaschen und Gamaschen, Mythologie mit fragenhaften Zuthaten, Achill und Chiron mit Pulcinell. Thiere: nur Theile derselben, Pferd mit Menschenhänden, Pferdekopf auf Menschenkörper, entstellte Affen, viele Drachen und Schlangen, alle Arten von Pfoten an Figuren aller Art, Verkörperungen, Verwechselungen der Köpfe. Vasen: alle Arten von Monstern und Schnörkeln, die unterwärts zu Vasen-Bäuchen und Untersätzen endigen.

Denke man sich nun dergleichen Figuren schockweise verfertigt, und ganz ohne Sinn und Verstand entsprungen, auch ohne Wahl und Absicht zusammengestellt, denke man sich diesen Sockel, diese Piedestale und Uniformen in einer unabsehbaren Reihe, so wird man das unangenehme Gefühl mit empfinden, das einen Jeden überfallen muß, wenn er durch diese Spießruthen des Wahnsinns durchgejagt wird.

Wir athmen aus dem Schlosse und werden durch die Arme eines halbrunden Vorhof's empfangen; die entgegenstehende Hauptmauer, wodurch das Thor geht, ist burgartig angelegt. Hier finden wir eine Aegyptische Figur eingemauert, einen Springbrunnen ohne Wasser, ein Monument, zerstreut umherliegende Vasen, Statuen vorzüglich auf die Nase gelegt. Wir treten in den Schloßhof und finden das herkömmliche, mit kleinen Gebäuden ungebene Rund in kleinern Halbcirkeln ausgebogt, damit es ja an Mannigfaltigkeit nicht fehle.

Der Boden ist großentheils mit Gras bewachsen. Hier stehen, wie auf einem verfallenen Kirchhofe, seltsam geschnörkelte Marmor-Vasen vom Vater her, Zwerge und sonstige Ungestalten aus der neuern Epoche zufällig durcheinander, ohne daß sie bis jetzt einen Platz finden können; sogar trifft man vor einer Laube, vollgepfropft von alten Vasen und anderm geschnörkeltem Gestein.

Das Widersinnige einer solchen geschmacklosen Denkart zeigt sich aber im höchsten Grade darin, daß die Gesimse der kleinen Häuser durchaus schief nach einer oder der andern Seite hinhängen, so daß das Gefühl der Wasserwage

und des Perpendikel's, das uns eigentlich zu Menſchen macht und der Grund aller Eurythmie iſt, in uns zerriſſen und gequält wird. Und ſo ſind denn auch dieſe Dachreihen mit Hydren und kleinen Büſten, mit muſicirenden Affen-Chören und ähnlichem Wahnſinn verbrämt; Drachen mit Gittern abwechſelnd, ein Atlas, der ſtatt der Himmelskugel ein Weinfaß trägt.

Gedenkt man ſich aber aus allem Dieſem in das Schloß zu retten, welches, vom Vater erbaut, ein relativ vernünftiges äußeres Anſehn hat, ſo findet man nicht weit von der Pforte den lorbeerbekränzten Kopf eines Römiſchen Kaiſers auf einer Zwergsgeſtalt, die auf einem Delphin ſitzt.

Im Schloſſe ſelbſt nun, deſſen Aeußeres ein leidliches Innere erwarten läßt, fängt das Zieher des Prinzen ſchon wieder zu raſen an. Die Stuhlfüße ſind ungleich abgelöst, ſo daß Niemand Platz nehmen kann, und vor den ſyßbaren Stätzen warnt der Caſtellan, weil ſie unter ihren Sammetpolſtern Stacheln verbergen. Candelaber von Chineſiſchem Porcellan ſtehen in den Ecken, welche, näher betrachtet, aus einzelnen Schalen, Ober- und Untertaſſen u. dgl. zuſammengekittet ſind. Kein Winkel, wo nicht irgend eine Willkür hervorblickte. Sogar der unſchätzbare Blick über die Vorgebirge in's Meer wird durch farbige Scheiben verkümmert, welche durch einen unwahren Ton die Gegend entweder verkälten oder entzünden. Eines Cabinet's muß ich noch erwähnen, welches aus alten vergoldeten, zuſammengeſchnittenen Rahmen aneinander getäfelt iſt. Alle die hundertfältigen Schnitzmuſter, alle die verſchiedenen Abſtufungen einer ältern oder jüngern, mehr oder weniger beſtaubten und beſchädigten Vergoldung bedecken hier, hart aneinander gedrängt, die ſämmtlichen Wände und geben den Begriff von einem zerſtückelten Trödel.

Die Caprice zu beſchreiben, wäre allein ein Heftchen nöthig. Hier findet man den Aufſchluß über den ganzen Wahnſinn, der nur in einem bigotten Geiſte bis auf dieſen Grad wachſen konnte. Wie manches Zerrbild einer irregeleiteten Devotion ſich hier befinden mag, geb' ich zu vermuthen; das Beſte jedoch will ich nicht vorenthalten. Hoch an der Decke nämlich iſt ein geſchnitztes Crucifix von ziemlicher Größe befeſtigt, nach der Natur angemalt, lackirt mit untermiſchter Vergoldung. Dem Gekreuzigten in den Nabel iſt ein Haken eingeſchraubt, eine Kette aber, die davon herabhängt, befeſtigt ſich in den Kopf eines knieend betenden, in der Luft ſchwebenden Mannes, der, angemalt und lackirt wie alle übrigen Bilder der Kirche, wohl ein Sinnbild der ununterbrochenen Andacht des Beſitzers darſtellen ſoll.

Uebrigens iſt der Palaſt nicht ausgebaut: ein großer, von dem Vater bunt und reich angelegter, aber doch nicht widerlich verzierter Saal war unvollendet geblieben; wie denn der grenzenloſe Wahnſinn des Beſitzers mit ſeinen Narrheiten nicht zu Rande kommen kann.

Xavier'en, deſſen Künſtlerſinn innerhalb dieſes Tollhauſes zur Verzweiflung getrieben wurde, ſah ich zum erſten Mal ungeduldig; er trieb mich fort, da ich mir die Elemente dieſer Unſchöpfung einzeln zu vergegenwärtigen und zu ſchematiſiren ſuchte. Gutmüthig genug zeichnete er zuletzt noch eine von den Zuſammenſtellungen, die einzige, die noch wenigſtens eine Art von Bild gab. Sie ſtellt ein Pferd-Weib, auf einem Seſſel ſitzend, gegen einen unterwärts altmodiſch gekleideten, mit Greifenkopf, Krone und großer Perücke gezierten Cavalier Karte ſpielend vor, und erinnert an das nach aller Tollheit noch immer höchſt merkwürdige Wappen des Hauſes Pallagonia: ein Satyr hält einem Weib, das einen Pferdekopf hat, einen Spiegel vor.

Dienſtag, den 10. April.

Heute fuhren wir bergauf nach Monreale. Ein herrlicher Weg, welchen der Abt jenes Kloſters, zur Zeit eines überſchwenglichen Reichthums, angelegt hat; breit, bequemen Aufſitzt, Bäume hier und da, beſonders aber weitläufige Spring- und Röhrenbrunnen, beinah' paſtagoniſch verſchwendet und verziert, deſſungeachtet aber Thiere und Menſchen erquickend.

Das Kloſter San Martin, auf der Höhe liegend, iſt eine reſpectable Anlage. Ein Hagelholz allein, wie man am Prinzen Pallagonia ſieht, hat ſelten etwas Vernünftiges hervorgebracht, mehrere zuſammen hingegen die größten Werke, wie Kirchen und Klöſter zeigen. Doch wirken die geiſtlichen Geſellſchaften wohl nur deßwegen ſo viel, weil ſie noch mehr als irgend ein Familien-Vater einer unbegrenzten Nachkommenſchaft gewiß waren.

Die Mönche ließen uns ihre Sammlungen ſehen. Von Alterthümern und natürlichen Sachen verwahrenſie man des Schöne. Beſonders fiel uns auf eine Medaille mit dem Bilde einer jungen Göttinn, das Entzücken erregen mußte. Gern hätten uns die guten Männer einen Abdruck mitgegeben; es war aber Nichts bei Handen, was zu irgend einer Art von Form tauglich geweſen wäre.

Nachdem ſie uns Alles vorgezeigt, nicht ohne traurige Vergleichung der vorigen und gegenwärtigen Zuſtände, brachten ſie uns in einen angenehmen kleinen Saal, von deſſen Balcon man eine liebliche Ausſicht genoß; hier war für uns Beide gedeckt, und es fehlte nicht an

einem sehr guten Mittagessen. Nach dem aufgetragenen Desert trat der Abt herein, begleitet von seinen ältesten Mönchen, setzte sich zu uns und blieb wohl eine halbe Stunde, in welcher Zeit wir manche Frage zu beantworten hatten. Wir schieden auf's Freundlichste. Die jüngern begleiteten uns nochmals in die Zimmer der Sammlung und zuletzt nach dem Wagen.

Wir fuhren mit ganz andern Gesinnungen nach Hause als gestern. Heute hatten wir eine große Anstalt zu bedauern, die eben zu der Zeit versinkt, indessen an der andern Seite ein abgeschmacktes Unternehmen mit frischem Wachsthum hervorsteigt.

Der Weg nach San Martin geht das ältere Kalkgebirg hinauf. Man zertrümmert die Felsen und brennt Kalk daraus, der sehr weiß wird. Zum Brennen brauchen sie eine starke, lange Grasart, in Bündeln getrocknet. Hier entsteht nun die Calcara. Bis an die steilsten Höhen liegt rother Thon angeschwemmt, der hier die Dammerde vorstellt, je höher je röther, wenig durch Vegetation geschwärzt. Ich sah in der Entfernung eine Grube fast wie Zinnober.

Das Kloster steht mitten im Kalkgebirg, das sehr quellenreich ist. Die Gebirge umher sind wohlgebaut.

Mittwoch, den 11. April.

Nachdem wir nun zwei Hauptpuncte außerhalb der Stadt betrachtet, begaben wir uns in den Palast, wo der geschäftige Läufer die Zimmer und ihren Inhalt vorzeigte. Zu unserm großen Schrecken war der Saal, worin die Antiken sonst aufgestellt sind, eben in der größten Unordnung, weil man eine neue architectonische Decoration im Werke hatte. Die Statuen waren von ihren Stellen weggenommen, mit Tüchern verhängt, mit Gerüsten verstellt, so daß wir, trotz allem guten Willen unsers Führers und einiger Bemühung der Handwerksleute, doch nur einen sehr unvollständigen Begriff davon erwerben konnten. Am Meisten war mir um die zwei Widder von Erz zu thun, welche, auch nur unter diesen Umständen gesehen, den Kunstsinn höchlich erbauten. Sie sind liegend vorgestellt, die eine Pfote vorwärts, als Gegenbilder die Köpfe nach verschiedenen Seiten gekehrt; mächtige Gestalten aus der mythologischen Familie, Phrixus und Helle zu tragen würdig. Die Wolle nicht kurz und kraus, sondern lang und wellenartig herabfallend, mit großer Wahrheit und Eleganz gebildet, aus der besten Griechischen Zeit. Sie sollen in dem Hafen von Syracus gefunden haben.

Nun führte uns der Läufer außerhalb der Stadt in Catacomben, welche, mit architectonischem Sinn angelegt, ehemals zu Grabplätzen benutzte Steinbrüche sind. In einem ziemlich verhärteten Tuff und dessen senkrecht gearbeiteter Wand sind gewölbte Oeffnungen und innerhalb dieser Särge ausgegraben, mehrere über einander, Alles aus der Masse, ohne irgend eine Nachhülfe von Mauerwerk. Die obern Särge sind kleiner und in den Räumen über den Pfeilern sind Grabstätten für Kinder angebracht.

Donnerstag, den 12. April.

Man zeigte uns heute das Medaillen-Cabinet des Prinzen Torremuzza. Gewisser Maßen ging ich ungern hin. Ich verstehe von diesem Fach zu wenig, und ein bloß neugieriger Reisender ist wahren Kennern und Liebhabern verhaßt. Da man aber doch einmal anfangen muß, so bequemte ich mich und hatte davon viel Vergnügen und Vortheil. Welch ein Gewinn, wenn man auch nur vorläufig übersieht, wie die alte Welt mit Städten übersäet war, deren kleinste, wo nicht eine ganze Reihe der Kunstgeschichte, wenigstens doch einige Epochen derselben uns in köstlichen Münzen hinterließ! Aus diesen Schubkasten lacht uns ein unendlicher Frühling von Blüthen und Früchten der Kunst, eines in höherm Sinne gefaßten Lebensgewerbes und was nicht Alles noch mehr hervor. Der Glanz der Sicilischen Städte, jetzt verdunkelt, glänzt aus diesen geformten Metallen wieder frisch entgegen.

Leider haben wir Andern in unserer Jugend nur die Familien-Münzen besessen, die Nichts sagen, und die Kaisermünzen, welche dasselbe Profil bis zum Ueberdruß wiederholen; Bilder von Herrschern, die eben nicht als Musterbilder der Menschheit zu betrachten sind. Wie traurig hat man nicht unsere Jugend auf das gestaltlose Palästina und auf das gestaltverwitternde Rom beschränkt! Sicilien und Neu-Griechenland läßt mich nun wieder ein frisches Leben hoffen.

Daß ich über diese Gegenstände mich in allgemeine Betrachtungen ergehe, ist ein Beweis, daß ich noch nicht viel davon verstehen gelernt habe; doch Das wird sich mit dem Uebrigen nach und nach schon geben.

Den 12. April.

Heute am Abend ward mir noch ein Wunsch erfüllt und zwar auf eigene Weise. Ich stand in der großen Straße auf den Schrittsteinen, an jenem Laden mit dem Kaufherrn scherzend; auf ein Mal tritt ein Läufer, groß, wohlgekleidet an mich heran, einen silbernen Teller mich vorhaltend, worauf mehrere Kupferpfennige, wenige Silberstücke lagen. Da ich nicht wußte, was es heißen sollte, zuckte ich den Kopf

duckend, die Achseln, das gewöhnliche Zeichen, wodurch man sich losſagt, man mag nun Antrag oder Frage nicht verſtehen oder nicht wollen. Ebenſo ſchnell als er gekommen war er fort, und nun bemerkte ich, auf der entgegengeſetzten Seite der Straße, ſeinen Cameraden in gleicher Beſchäftigung.

Was Das bedeute? fragte ich den Handelsmann, der mit bedenklicher Geberde, gleichſam verſtohlen, auf einen langen, hagern Herrn deutete, welcher in der Straßenmitte, hofmäßig gekleidet, anſtändig und gelaſſen über den Miſt einherſchritt. Friſirt und gepudert, den Hut unter dem Arm, in ſeidenem Gewande, den Degen an der Seite, ein nettes Fußwerk mit Steinſchnallen geziert: ſo trat der Bejahrte ernſt und ruhig einher; Aller Augen waren auf ihn gerichtet.

„Dieß iſt der Prinz Pallagonia,“ ſagte der Händler, „welcher von Zeit zu Zeit durch die Stadt geht und für die in der Barbarei gefangenen Sclaven ein Löſegeld zuſammenheiſcht. Zwar beträgt dieſes Einſammeln niemals viel, aber der Gegenſtand bleibt doch im Andenken, und oft vermachen Diejenigen, welche bei Lebzeiten zurückhielten, ſchöne Summen zu ſolchem Zweck. Schon viele Jahre iſt der Prinz Vorſteher dieſer Anſtalt und hat unendlich viel Gutes geſtiftet.“

Statt auf die Thorheiten ſeines Landsherrn, rief ich aus, hätte er hierher jene großen Summen verwenden ſollen. Kein Fürſt in der Welt hätte mehr geleiſtet.

Dagegen ſagte der Kaufmann: „Sind wir doch Alle ſo! Unſere Narrheiten bezahlen wir gar gerne ſelbſt, zu unſern Tugenden ſollen Andere das Geld hergeben.“

Freitag, den 12. April.

Vorgearbeitet in dem Steinreiche Sicilien's hat uns Graf Borch ſehr emſig, und wer nach ihm, gleichen Sinnes, die Inſel beſucht, wird ihm recht gern Dank wiſſen. Ich finde es angenehm ſowie pflichtmäßig, das Andenken eines Vorgängers zu feiern; bin ich doch nur ein Vorfahre von künftigen Andern, im Leben wie auf der Reiſe.

Die Thätigkeit des Grafen ſcheint mir übrigens größer, als ſeine Kenntniſſe; er verfährt mit einem gewiſſen Selbſtbehagen, welches dem beſcheidenen Laie zuwider iſt, mit welchem man wichtige Gegenſtände behandeln ſollte. Indeſſen iſt ſein Heft, in Quart, ganz dem Sicilianiſchen Steinreich gewidmet, mir von großem Vortheil; und ich konnte dadurch vorbereitet die Steinſchleifer mit Nutzen beſuchen, welche, früher mehr beſchäftigt, zur Zeit, als Kirchen und Altäre noch mit Marmor und Agaten überlegt werden mußten, das Handwerk doch noch immer forttreiben. Bei ihnen beſtellte ich Muſter von weichen und harten Steinen; denn ſo unterſcheiden ſie Marmor und Agate hauptſächlich deßwegen, weil die Verſchiedenheit des Preiſes ſich nach dieſem Unterſchiede richtet. Doch wiſſen ſie, außer dieſen beiden, ſich noch viel mit einem Material, einem Feuererzeugniß ihrer Kalköfen. In dieſen findet ſich nach dem Brande eine Art Glasfluß, welche von der hellſten blauen Farbe zur dunkelſten, ja zur ſchwärzeſten übergeht. Dieſe Klumpen werden, wie anderes Geſtein, in dünne Tafeln geſchnitten, nach der Höhe ihrer Farbe und Reinheit geſchätzt und, anſtatt Lapis Lazuli beim Fourniren von Altären, Grabmälern und andern kirchlichen Verzierungen mit Glück angewendet.

Eine vollſtändige Sammlung, wie ich ſie wünſche, iſt nicht fertig, man wird ſie mir erſt nach Neapel ſchicken. Die Agate ſind von der größten Schönheit, beſonders diejenigen, in welchen unregelmäßige Flecken von gelbem oder rothem Jaſpis mit weißem, gleichſam gefrorenem Quarze abwechſeln und dadurch die ſchönſte Wirkung hervorbringen.

Eine genaue Nachahmung ſolcher Agate, auf der Rückſeite dünner Glasſcheiben durch Lackfarben bewirkt, iſt das einzige Vernünftige, was ich aus dem Pallagoniſchen Unſinn jenes Tages herausfand. Solche Tafeln nehmen ſich zur Decoration ſchöner aus, als der ächte Agat, indem dieſer aus vielen kleinen Stücken zuſammengeſetzt werden muß, bei jenen hingegen die Größe der Tafeln vom Architecten abhängt. Dieſes Kunſtſtück verdiente wohl nachgeahmt zu werden.

Den 13. April.

Italien ohne Sicilien macht gar kein Bild in der Seele; hier iſt der Schlüſſel zu Allem.

Vom Clima kann man nicht Gutes genug ſagen; jetzt iſt's Regenzeit, aber immer unterbrochen; heute donnert und blitzt es und Alles wird mit Macht grün. Der Lein hat ſchon zum Theil Knoten gewonnen, der andere Theil blüht. Man glaubt in den Gründen kleine Teiche zu ſehen, ſo ſchön blaugrün liegen die Leinfelder unten. Der reizenden Gegenſtände ſind unzählige. Und mein Geſellſchafter iſt ein excellenter Menſch, der wahre Hofrath, ſowie ich redlich den Treufreund ſpielte. Er hat ſchon recht ſchöne Couture gemacht und wird noch das Beſte mitnehmen! Welche Ausſicht, mit meinen Schätzen dereinſt glücklich nach Hauſe zu kommen!

Vom Eſſen und Trinken hier zu Land hab ich noch Nichts geſagt, und doch iſt es kein

kleiner Artikel. Die Gartenfrüchte sind herrlich, besonders der Salat von Zartheit und Geschmack wie eine Milch; man begreift, warum ihn die Alten Lactuca genannt haben. Das Oel, der Wein, Alles sehr gut, und sie könnten noch besser sein, wenn man auf ihre Bereitung mehr Sorgfalt verwendete. Fische die besten, zartesten. Auch haben wir diese Zeit her sehr gut Rindfleisch gehabt, ob man es gleich sonst nicht loben will.

Nun vom Mittagessen an's Fenster auf die Straße! Es ward ein Missethäter begnadigt, welches immer zu Ehren der heilbringenden Osterwoche geschieht. Eine Bruderschaft führt ihn bis unter einen zum Schein aufgebauten Galgen, dort muß er vor der Leiter eine Andacht verrichten, die Leiter küssen und wird dann wieder weggeführt. Es war ein hübscher Mensch vom Mittelstande, frisirt, einen weißen Frack, weißen Hut, Alles weiß. Er trug den Hut in der Hand, und man hätte ihm hier und da nur bunte Bänder anheften dürfen, so konnte er als Schäfer auf jede Redoute gehen.

Den 13. und 14. April.

Und so sollte mir denn kurz vor dem Schlusse ein sonderbares Abenteuer beschert sein, wovon ich sogleich umständliche Nachricht ertheile.

Schon die ganze Zeit meines Aufenthalts hörte ich an unserm öffentlichen Tische manches über Cagliostro, dessen Herkunft und Schicksale reden. Die Palermitaner waren darin einig, daß ein gewisser Joseph Balsamo, in ihrer Stadt geboren, wegen mancherlei schlechter Streiche berüchtigt und verbannt sei. Ob aber dieser mit dem Grafen Cagliostro nur eine Person sei, darüber waren die Meinungen getheilt. Einige, die ihn ehemals gesehen hatten, wollten seine Gestalt in jenem Kupferstiche wieder finden, der bei uns bekannt genug ist und auch nach Palermo gekommen war.

Unter solchen Gesprächen berief sich einer der Gäste auf die Bemühungen, welche ein Palermitanischer Rechtsgelehrter übernommen, diese Sache in's Klare zu bringen. Er war durch das Französische Ministerium veranlaßt worden, dem Herkommen eines Mannes nachzuspüren, welcher die Frechheit gehabt hatte, vor dem Angesichte Frankreich's, ja, man darf wohl sagen, der Welt, bei einem wichtigen und gefährlichen Processe die albernsten Märchen vorzubringen.

Es habe dieser Rechtsgelehrte, erzählte man, den Stammbaum des Joseph Balsamo aufgestellt und ein erläuterndes Memoire mit beglaubigten Beilagen nach Frankreich abgeschickt, wo man wahrscheinlich davon öffentlichen Gebrauch machen werde.

Ich äußerte den Wunsch, diesen Rechtsgelehrten, von welchem außerdem viel Gutes gesprochen wurde, kennen zu lernen, und der Erzähler erbot sich, mich bei ihm anzumelden und zu ihm zu führen.

Nach einigen Tagen gingen wir hin und fanden ihn mit seinen Clienten beschäftigt. Als er diese abgefertigt und wir das Frühstück genommen hatten, brachte er ein Manuscript hervor, welches den Stammbaum Cagliostro's, die zu dessen Begründung nöthigen Documente in Abschrift und das Concept eines Memoire enthielt, das nach Frankreich abgegangen war.

Er legte mir den Stammbaum vor und gab mir die nöthigen Erklärungen darüber, wovon ich hier soviel anführe, als zu leichterer Einsicht nöthig ist.

Joseph Balsamo's Urgroßvater mütterlicher Seite war Matthäus Marteßo. Der Geburtsname seiner Urgroßmutter ist unbekannt. Aus dieser Ehe entsprangen zwei Töchter, eine Namens Maria, die an Joseph Braccioneri verheirathet und Großmutter Joseph Balsamo's ward. Die Andere, Namens Vincenza, verheirathete sich an Joseph Cagliostro, der von einem kleinen Orte, La Noava, acht Meilen von Messina, gebürtig war. Ich bemerke hier, daß zu Messina noch zwei Glockengießer dieses Namens leben. Die Groß-Tante war in der Folge Pathe bei Joseph Balsamo; er erhielt den Taufnamen ihres Mannes und nahm endlich auswärts auch den Zunamen Cagliostro von seinem Groß-Onkel an.

Die Eheleute Braccioneri hatten drei Kinder: Felicitas, Matthäus und Antonia.

Felicitas ward an Peter Balsamo verheirathet, den Sohn eines Bandhändlers in Palermo, Antonin Balsamo, der vermuthlich von Jüdischem Geschlecht abstammte. Peter Balsamo, der Sohn des berüchtigten Joseph's, machte Bankerott und starb in seinem siebenundvierzigsten Jahre. Seine Witwe, welche noch gegenwärtig lebt, gab ihm außer dem benannten Joseph noch eine Tochter, Johanna Joseph Maria, welche an Johann Baptista Capitummino verheirathet wurde, der mit ihr drei Kinder zeugte und starb.

Das Memoire, welches uns der gefällige Verfasser vorlas und mir, auf mein Ersuchen, einige Tage anvertraute, war auf Taufscheine, Ehe-Contracte und Instrumente gegründet, die mit Sorgfalt gesammelt waren. Es enthielt ungefähr die Umstände (wie ich aus einem Auszug, den ich damals gemacht, ersehe), die uns nunmehr aus den Römischen Proceß-Acten bekannt geworden sind: daß Joseph Balsamo Anfangs Juni 1743 zu Palermo geboren, von Vincenza Marteßo, verheirathete Cagliostro, aus der Taufe gehoben sei, daß er in seiner

Mephistopheles.

Ihr sprecht schon fast wie ein Franzos.
Drum bitt' ich, laßt's euch nicht verdrießen.
Was hilft's nur gr'ade zu genießen?
Die Freud' ist lange nicht so groß,
Als wenn ihr erst herauf, herum,
Durch allerley Brimborium,
Das Püppchen gekuetet und zugericht',
Wie's lehret manche Welsche Geschicht'.

Faust.

Hab' Appetit auch ohne das.

Mephistopheles.

Jetzt ohne Schimpf und ohne Spaß:
Ich sag' euch, mit dem schönen Kind
Geht's ein: vor allemal nicht geschwind.
Mit Sturm ist da nichts einzunehmen;
Wir müssen uns zur List bequemen.

Faust.

Schaff' mir etwas vom Engelsschatz!
Führ' mich an ihren Ruheplatz!

Jugend das Kleid der barmherzigen Brüder genommen, eines Ordens, der besonders Kranke verpflegt, daß er bald viel Geist und Geschick für die Medicin gezeigt, doch aber wegen seiner übeln Aufführung fortgeschickt worden, daß er in Palermo nachher den Zauberer und Schatzgräber gemacht.

Seine große Gabe, alle Hände nachzuahmen, ließ er nicht unbenutzt (so fährt das Memoire fort). Er verfälschte oder verfertigte vielmehr ein altes Document, wodurch das Eigenthum einiger Güter in Streit gerieth. Er kam in Untersuchung, in's Gefängniß, entfloh und ward edictaliter citirt. Er reiste durch Calabrien nach Rom, wo er die Tochter eines Gärtners heirathete. Von Rom kehrte er nach Neapel unter dem Namen Marchese Pellegrini zurück. Er wagte sich wieder nach Palermo, ward erkannt, gefänglich eingezogen und kam nur auf eine Weise los, die werth ist, daß ich sie umständlich erzähle.

Der Sohn eines der ersten Sicilianischen Prinzen und Güterbesitzers, eines Mannes, der an dem Neapolitanischen Hofe ansehnliche Stellen bekleidete, verband mit einem starken Körper und einer unbändigen Gemüthsart allen Uebermuth, zu dem sich der Reiche und Große ohne Bildung berechtigt glaubt.

Donna Lorenza wußte ihn zu gewinnen, und auf ihn baute der verstellte Marchese Pellegrini seine Sicherheit. Der Prinz zeigte öffentlich, daß er dieß angekommene Paar beschütze; aber in welche Wuth gerieth er, als Joseph Balsamo auf Anrufen der Partei, welche durch seinen Betrug Schaden gelitten, abermals in's Gefängniß gebracht wurde! Er versuchte verschiedene Mittel, ihn zu befreien und da sie ihm nicht gelingen wollten, drohte er im Vorzimmer des Präsidenten, den Advocaten der Gegenpartei auf's Grimmigste zu mißhandeln, wenn er nicht sogleich die Verhaftung des Balsamo wieder aufhöbe. Als der gegenseitige Sachwalter sich weigerte, ergriff er ihn, schlug ihn, warf ihn auf die Erde, trat ihn mit Füßen und war kaum von mehreren Mißhandlungen abzuhalten, als der Präsident selbst auf den Lärm herausteilte und Frieden gebot.

Dieser, ein schwacher, abhängiger Mann, wagte nicht, den Beleidiger zu bestrafen; die Gegenpartei und ihre Sachwalter wurden kleinmüthig, und Balsamo wurde in Freiheit gesetzt, ohne daß bei den Acten sich eine Registratur über seine Loslassung befindet, weder wer sie verfügt, noch wie sie geschehen.

Bald darauf entfernte er sich von Palermo und hat verschiedene Reisen, von welchen der Verfasser nur unvollständige Nachrichten geben konnte.

Das Memoire endigte sich mit einem scharfsinnigen Beweise, daß Cagliostro und Balsamo eben dieselbe Person sei; eine These, die damals schwerer zu behaupten war, als sie es jetzt ist, da wir von dem Zusammenhang der Geschichte vollkommen unterrichtet sind.

Hätte ich nicht damals vermuthen müssen, daß man in Frankreich einen öffentlichen Gebrauch von jenem Aufsatz machen würde, daß ich ihn vielleicht bei meiner Zurückkunft schon gedruckt anträfe, so wäre es mir erlaubt gewesen, eine Abschrift zu nehmen und meine Freunde und das Publicum früher von manchen interessanten Umständen zu unterrichten.

Indessen haben wir das Meiste und mehr, als jenes Memoire enthalten konnte, von einer Seite her erfahren, von der sonst nur Irrthümer auszuströmen pflegten. Wer hätte geglaubt, daß Rom einmal zur Aufklärung der Welt, zur völligen Entlarvung eines Betrügers soviel beitragen sollte, als es durch die Herausgabe jenes Auszugs aus den Proceß-Acten geschehen ist! Denn obgleich diese Schrift weit interessanter sein könnte und sollte, so bleibt sie doch immer ein schönes Document in den Händen eines jeden Vernünftigen, der es mit Verdruß ansehen mußte, daß Betrogene, Halbbetrogene und Betrüger diesen Menschen und seine Possenspiele jahrelang verehrten, sich durch die Gemeinschaft mit ihm über Andere erhoben fühlten, und von der Höhe ihres gläubigen Dünkels den gesunden Menschenverstand bedauerten, wo nicht geringschätzten.

Wer schwieg nicht gern während dieser Zeit? Und auch nur jetzt, nachdem die ganze Sache geendigt und außer Streit gesetzt ist, kann ich es über mich gewinnen, zu Completirung der Acten Dasjenige, was mir bekannt ist, mitzutheilen.

Als ich in dem Stammbaume so manche Personen, besonders Mutter und Schwester, noch als lebend angegeben fand, bezeigte ich dem Verfasser des Memoire meinen Wunsch, sie zu sehen und die Verwandten eines so sonderbaren Menschen kennen zu lernen. Er versetzte, daß es schwer sein werde, dazu zu gelangen, indem diese Menschen, arm aber ehrbar, sehr eingezogen lebten, keine Fremden zu sehen gewohnt seien, und der argwöhnische Character der Nation sich aus einer solchen Erscheinung allerlei deuten werde; doch er wolle mir seinen Schreiber schicken, der bei der Familie Zutritt habe und durch den er die Nachrichten und Documente, woraus der Stammbaum zusammengesetzt worden, erhalten.

Den folgenden Tag erschien der Schreiber und äußerte wegen des Unternehmens einige Bedenklichkeiten. „Ich habe", sagte er, „bisher immer vermieden, diesen Leuten wieder unter die Augen zu treten; denn um ihre Ehe-

Contracte, Taufſcheine und andere Papiere in die Hände zu bekommen und von ſelbigen legale Copie'n machen zu können, mußte ich mich einer eigenen Liſt bedienen. Ich nahm Gelegenheit, von einem Familien-Stipendio zu reden, das irgendwo vacant war, machte ihnen wahrſcheinlich, daß der junge Capitummino ſich dazu qualificire, daß man vor allen Dingen einen Stammbaum aufſetzen müſſe, um zu ſehen, inwiefern der Knabe Anſprüche darauf machen könne; es werde freilich nachher Alles auf Negociation ankommen, die ich übernehmen wolle, wenn man mir einen billigen Theil der zu erhaltenden Summe für meine Bemühungen verſpräche. Mit Freuden willigten die guten Leute in Alles; ich erhielt die nöthigen Papiere, die Copie'n wurden genommen, der Stammbaum ausgearbeitet; und ſeit der Zeit hüte ich mich, vor ihnen zu erſcheinen. Noch vor einigen Wochen wurde mich die alte Capitummino gewahr, und ich wußte mich nur mit der Langſamkeit, womit hier dergleichen Sachen vorwärts gehen, zu entſchuldigen."

So ſagte der Schreiber. Da ich aber von meinem Vorſatz nicht abging, wurden wir nach einiger Ueberlegung dahin einig, daß ich mich für einen Engländer ausgeben und der Familie Nachrichten von Cagliostro bringen ſollte, der eben aus der Gefangenſchaft der Baſtille nach London abgegangen war.

Zur geſetzten Stunde, es mochte etwa drei Uhr nach Mittag ſein, machten wir uns auf den Weg. Das Haus lag in dem Winkel eines Gäſſchens nicht weit von der Hauptſtraße il Casaro genannt. Wir ſtiegen eine elende Treppe hinauf und kamen ſogleich in die Küche. Eine Frau von mittlerer Größe, ſtark und breit, ohne fett zu ſein, war beſchäftigt, das Küchengeſchirr aufzuwaſchen. Sie war reinlich gekleidet und ſchlug, als wir hinein traten, das eine Ende der Schürze hinauf, um vor uns die ſchmutzige Seite zu verſtecken. Sie ſah meinen Führer freudig an und ſagte: „Signor Giovanni, bringen Sie uns gute Nachrichten? Haben Sie Etwas ausgerichtet?

Er verſetzte: „In unſerer Sache hat mir's noch nicht gelingen wollen; hier iſt aber ein Fremder, der einen Gruß von Ihrem Bruder bringt und Ihnen erzählen kann, wie er ſich gegenwärtig befindet."

Der Gruß, den ich bringen ſollte, war nicht ganz in unſerer Abrede; indeſſen war die Einleitung einmal gemacht. — „Sie kennen meinen Bruder!" fragte ſie. — Es kennt ihn ganz Europa, verſetzte ich, und ich glaube, es wird Ihnen angenehm ſein, zu hören, daß er ſich in Sicherheit und wohl befindet, da Sie bisher wegen ſeines Schickſals gewiß in Sorgen geweſen ſind. — „Treten Sie hinein," ſagte ſie, „ich folge Ihnen gleich." Und ich trat mit dem Schreiber in das Zimmer.

Es war groß und hoch, daß es bei uns für einen Saal gelten würde; es ſchien aber auch beinah die ganze Wohnung der Familie zu ſein. Ein einziges Fenſter erleuchtete die großen Wände, die einmal Farbe gehabt hatten, und auf denen ſchwarze Heiligenbilder in goldenen Rahmen herumhingen. Zwei große Betten ohne Vorhänge ſtanden an der einen Wand, ein braunes Schränkchen, das die Geſtalt eines Schreibtiſches hatte, an der andern. Alte, mit Rohr durchflochtene Stühle, deren Lehnen ehemals vergoldet geweſen, ſtanden daneben, und die Backſteine des Fußbodens waren an vielen Stellen tief ausgetreten. Uebrigens war Alles reinlich, und wir näherten uns der Familie, die am andern Ende des Zimmers an dem einzigen Fenſter verſammelt war.

Indeß mein Führer der alten Balſamo, die in der Ecke ſaß, die Urſache unſers Beſuchs erklärte, und ſeine Worte wegen der Taubheit der guten Alten mehrmals laut wiederholte, hatte ich Zeit, das Zimmer und die übrigen Perſonen zu betrachten. Ein Mädchen von ungefähr ſechszehn Jahren, wohlgewachſen, deren Geſichtszüge durch die Blattern unkenntlich geworden waren, ſtand am Fenſter; neben ihr ein junger Menſch, deſſen unangenehme, durch die Blattern entſtellte Bildung mir auch auffiel. In einem Lehnſtuhl ſaß oder lag vielmehr, gegen dem Fenſter über, eine kranke, ſehr unproportionirte Perſon, die mit einer Art Schlafſucht behaftet ſchien.

Als mein Führer ſich deutlich gemacht hatte, nöthigte man uns zum Sitzen. Die Alte that einige Fragen an mich, die ich mir aber mußte dolmetſchen laſſen, eh' ich ſie beantworten konnte, da mir der Sicilianiſche Dialect nicht geläufig war.

Ich betrachtete indeſſen die alte Frau mit Vergnügen. Sie war von mittlerer Größe, aber wohlgebildet; über ihre regelmäßigen Geſichtszüge, die das Alter nicht entſtellt hatte, war der Friede verbreitet, deſſen gewöhnlich die Menſchen genießen, die des Gehörs beraubt ſind; der Ton ihrer Stimme war ſanft und angenehm.

Ich beantwortete ihre Fragen, und meine Antworten mußten ihr auch wieder verdolmetſcht werden.

Die Langſamkeit unſerer Unterredung gab mir Gelegenheit, meine Worte abzumeſſen. Ich erzählte ihr, daß ihr Sohn in Frankreich losgeſprochen worden und ſich gegenwärtig in England befinde, wo er wohl aufgenommen ſei. Ihre Freude, die ſie über dieſe Nachrichten äußerte, war mit Ausdrücken einer herzlichen

Frömmigkeit begleitet; und da ſie nun etwas lauter und langſamer ſprach, konnt' ich ſie eher verſtehen.

Indeſſen war ihre Tochter hereingekommen und hatte ſich zu meinem Führer geſetzt, der ihr Das, was ich ihr erzählt hatte, getreulich wiederholte. Sie hatte eine reinliche Schürze vorgebunden und ihre Haare in Ordnung unter das Netz gebracht. Je mehr ich ſie anſah und mit ihrer Mutter verglich, deſto auffallender war mir der Unterſchied beider Geſtalten. Eine lebhafte, geſunde Sinnlichkeit blickte aus der ganzen Bildung der Tochter hervor; ſie mochte eine Frau von vierzig Jahren ſein. Mit munteren blauen Augen ſah ſie klug umher, ohne daß ich in ihrem Blick irgend einen Argwohn ſpüren konnte. Indem ſie ſaß, verſprach ihre Figur mehr Länge, als ſie zeigte, wenn ſie aufſtand; ihre Stellung war determiniert, ſie ſaß mit vorwärts gebogenem Körper und die Hände auf die Knie gelegt. Uebrigens erinnerte mich ihre mehr ſtumpfe als ſcharfe Geſichtsbildung an das Bildniß ihres Bruders, das wir in Kupfer kennen. Sie fragte mich Verſchiedenes über meine Reiſe, über meine Abſicht, Sicilien zu ſehen, und war überzeugt, daß ich gewiß zurückkommen und das Feſt der heiligen Roſalie mit ihnen feiern würde.

Da indeſſen die Großmutter wieder einige Fragen an mich gethan hatte und ich ihr zu antworten beſchäftigt war, ſprach die Tochter halblaut mit meinem Gefährten, doch ſo, daß ich Anlaß nehmen konnte, zu fragen, wovon die Rede ſei. Er ſagte darauf: Frau Capitummino erzähle ihm, daß ihr Bruder ihr noch vierzehn Unzen ſchuldig ſei; ſie habe bei ſeiner ſchnellen Abreiſe von Palermo verſetzte Sachen für ihn eingelöſet; ſeit der Zeit aber weder Etwas von ihm gehört, noch Geld, noch irgend eine Unterſtützung von ihm erhalten, ob er gleich, wie ſie höre, große Reichthümer beſitze und einen fürſtlichen Aufwand mache; ob ich nicht über mich nehmen wolle, nach meiner Zurückkunft ihn auf eine gute Weiſe an die Schuld zu erinnern und eine Unterſtützung für ſie auszuwirken, ja, ob ich nicht einen Brief mitnehmen oder allenfalls beſtellen wolle. Ich erbot mich dazu. Sie fragte, wo ich wohne, wohin ſie mir den Brief zu ſchicken habe. Ich lehnte ab, meine Wohnung zu ſagen, und erbot mich, den andern Tag gegen Abend den Brief ſelbſt abzuholen.

Sie erzählte mir darauf ihre mißliche Lage; ſie ſei eine Witwe mit drei Kindern, von denen das eine Mädchen im Kloſter erzogen werde; das andere ſei hier gegenwärtig und ihr Sohn eben in die Lehrſtunde gegangen. Außer dieſen drei Kindern habe ſie ihre Mutter bei ſich, für deren Unterhalt ſie ſorgen müſſe; und überdieß habe ſie aus chriſtlicher Liebe die unglückliche kranke Perſon zu ſich genommen, die ihre Laſt noch vergrößere; alle ihre Arbeitſamkeit reiche kaum hin, ſich und den Ihrigen das Nothdürftige zu verſchaffen. Sie wiſſe zwar, daß Gott dieſe guten Werke nicht unbelohnt laſſe, ſeufze aber doch ſehr unter der Laſt, die ſie ſchon lange getragen habe.

Die jungen Leute miſchten ſich auch in's Geſpräch und die Unterhaltung wurde lebhafter. Indem ich mit den Andern ſprach, hört' ich, daß die Alte ihre Tochter fragte, ob ich denn auch wohl ihrer heiligen Religion zugethan ſei. Ich konnte bemerken, daß die Tochter auf eine kluge Weiſe der Antwort auszuweichen ſuchte, indem ſie, ſoviel ich verſtand, der Mutter bedeutete, daß der Fremde gut für ſie geſinnt zu ſein ſchiene, und daß es ſich wohl nicht ſchicke, Jemanden ſogleich über dieſen Punct zu befragen.

Da ſie hörten, daß ich bald von Palermo abreiſen wollte, wurden ſie dringender und erſuchten mich, daß ich doch ja wiederkommen möchte; beſonders rühmten ſie die paradieſiſchen Tage des Roſalien-Feſtes, dergleichen in der ganzen Welt nicht müſſe geſehen und genoſſen werden.

Mein Begleiter, der ſchon lange Luſt gehabt hatte, ſich zu entfernen, machte endlich der Unterredung durch ſeine Geberden ein Ende, und ich verſprach, den andern Tag gegen Abend wiederzukommen und den Brief abzuholen. Mein Begleiter freute ſich, daß Alles ſo glücklich gelungen ſei; und wir ſchieden zufrieden von einander.

Man kann ſich den Eindruck denken, den dieſe arme, fromme, wohlgeſinnte Familie auf mich gemacht hatte. Meine Neugierde war befriedigt, aber ihr natürliches und gutes Betragen hatte einen Antheil in mir erregt, der ſich durch Nachdenken noch vermehrte.

Sogleich aber entſtand in mir die Sorge wegen des folgenden Tags. Es war natürlich, daß dieſe Erſcheinung, die ſie im erſten Augenblick überraſcht hatte, nach meinem Abſchiede manches Nachdenken bei ihnen erregen mußte. Durch den Stammbaum war mir bekannt, daß noch Mehrere von der Familie lebten; es war natürlich, daß ſie ihre Freunde zuſammen beriefen, um ſich in ihrer Gegenwart Dasjenige wiederholen zu laſſen, was ſie Tags vorher mit Verwunderung von mir gehört hatten. Meine Abſicht hatte ich erreicht, und es blieb mir nur noch übrig, dieſes Abenteuer auf eine ſchickliche Weiſe zu endigen. Ich begab mich daher des andern Tags gleich nach Tiſche allein in ihre Wohnung. Sie verwunderten ſich, da ich hineintrat. Der Brief ſei noch nicht fertig,

ſagten ſie, und einige ihrer Verwandten wünſchten mich auch kennen zu lernen, welche ſich gegen Abend einfinden würden.

Ich verſetzte: daß ich morgen früh ſchon abreiſen müſſe; daß ich noch Viſiten zu machen, auch einzupacken habe und alſo lieber früher als gar nicht hätte kommen wollen.

Indeſſen trat der Sohn herein, den ich des Tags vorher nicht geſehen hatte. Er glich ſeiner Schweſter an Wuchs und Bildung. Er brachte den Brief, den man mir mitgeben wollte, den er, wie es in jenen Gegenden gewöhnlich iſt, außer dem Hauſe bei einem der öffentlich ſitzenden Notarien hatte ſchreiben laſſen. Der junge Menſch hatte ein ſtilles, trauriges und beſcheidenes Weſen, erkundigte ſich nach ſeinem Oheim, fragte nach deſſen Reichthum und Ausgaben und ſetzte traurig hinzu: warum er ſeine Familie doch ſo ganz vergeſſen haben möchte? „Es wäre unſer größtes Glück, fuhr er fort, wenn er einmal hierher käme und ſich unſerer annehmen wollte; aber", fuhr er fort, „wie hat er Ihnen entdeckt, daß er noch Anverwandte in Palermo habe? Man ſagt, daß er uns überall verläugne und ſich für einen Mann von großer Geburt ausgebe." Ich beantwortete dieſe Frage, welche durch die Unvorſichtigkeit meines Führers bei unſerm erſten Eintritt veranlaßt worden war, auf eine Weiſe, die es wahrſcheinlich machte, daß der Oheim, wenn er gleich gegen das Publicum Urſache habe, ſeine Abkunft zu verbergen, doch gegen ſeine Freunde und Bekannten kein Geheimniß daraus mache.

Die Schweſter, welche während dieſer Unterredung herbeigetreten war und durch die Gegenwart des Bruders, wahrſcheinlich auch durch die Abweſenheit des geſtrigen Freundes mehr Muth bekam, fing gleichfalls an, ſehr artig und lebhaft zu ſprechen. Sie baten ſehr, ſie ihrem Onkel, wenn ich ihm ſchriebe, zu empfehlen; ebenſo ſehr aber, wenn ich dieſe Reiſe durch's Königreich gemacht, wiederzukommen und das Roſalien-Feſt mit ihnen zu begehen.

Die Mutter ſtimmte mit den Kindern ein. „Mein Herr," ſagte ſie, „ob es ſich zwar eigentlich nicht ſchickt, da ich eine erwachſene Tochter habe, fremde Männer in meinem Hauſe zu ſehen und man Urſache hat, ſich ſowohl vor der Gefahr, als der Nachrede zu hüten: ſo ſollen Sie uns doch immer willkommen ſein, wenn Sie in dieſe Stadt zurückkehren."

„O ja," verſetzten die Kinder, „wir wollen den Herrn beim Feſte herumführen; wir wollen ihm Alles zeigen; wir wollen uns auf die Gerüſte ſetzen, wo wir die Feierlichkeit am Beſten ſehen können. Wie wird er ſich über den großen Wagen und beſonders über die prächtige Illumination freuen!"

Indeſſen hatte die Großmutter den Brief geleſen und wieder geleſen. Da ſie hörte, daß ich Abſchied nehmen wollte, ſtand ſie auf und übergab mir das zuſammengefaltete Papier. „Sagen Sie meinem Sohn," fing ſie mit einer edeln Lebhaftigkeit, ja einer Art von Begeiſterung an: „ſagen Sie meinem Sohn, wie glücklich mich die Nachricht gemacht hat, die Sie mir von ihm gebracht haben; ſagen Sie ihm, daß ich ihn ſo an mein Herz ſchließe" — hier ſtreckte ſie die Arme auseinander und drückte ſie wieder auf ihre Bruſt zuſammen — „daß ich täglich Gott und unſere heilige Jungfrau für ihn im Gebet anflehe, daß ich ihm und ſeiner Frau meinen Segen gebe, und daß ich nur wünſche, ihn vor meinem Ende noch ein Mal mit dieſen Augen zu ſehen, die ſo viele Thränen über ihn vergoſſen haben."

Die eig'ne Zierlichkeit der Italieniſchen Sprache begünſtigte die Wahl und die edle Stellung dieſer Worte, welche noch überdieß von lebhaften Geberden begleitet wurden, womit jene Nation einen unglaublichen Reiz zu verbreiten gewohnt iſt.

Ich nahm nicht ohne Rührung von ihnen Abſchied. Sie reichten mir Alle die Hände; die Kinder geleiteten mich hinaus; und indeß ich die Treppe hinunterging, ſprangen ſie auf den Balcon des Fenſters, das aus der Küche auf die Straße ging, riefen mir nach, winkten mir Grüße zu und wiederholten: daß ich ja nicht vergeſſen möchte wieder zu kommen. Ich ſah ſie noch auf dem Balcon ſtehen, als ich um die Ecke herumzog.

Ich braucht nicht zu ſagen, daß der Antheil, den ich an dieſer Familie nahm, den lebhaften Wunſch in mir erregte, ihr nützlich zu ſein und ihrem Verdruſſe zu Hülfe zu kommen. Sie war nun durch mich abermals hintergangen, und ihre Hoffnungen auf eine unerwartete Hülfe waren durch die Neugierde des nördlichen Europa's auf dem Wege zum zweiten Mal getäuſcht zu werden.

Mein erſter Vorſatz war, ihnen vor meiner Abreiſe jene vierzehn Unzen zuzuſtellen, die ihnen der Flüchtling ſchuldig geblieben und durch die Vermuthung, daß ich dieſe Summe von ihm wieder zu erhalten hoffte, mein Geſchenk zu bedecken; allein als ich zu Hauſe meine Rechnung machte, meine Caſſe und Papiere überſchlug, ſah ich wohl, daß in einem Lande, wo durch Mangel von Communication die Entfernung gleichſam in's Unendliche wächſt, ich mich ſelbſt in Verlegenheit ſetzen würde, wenn ich mir anmaßte, die Ungerechtigkeit eines frechen Menſchen durch eine herzliche Gutmüthigkeit zu verbeſſern.

Gegen Abend trat ich noch zu meinem Handelsmanne und fragte ihn: wie denn das Fest morgen ablaufen werde, da eine große Procession durch die Stadt ziehen und der Vice-König selbst das Heiligste zu Fuß begleiten solle? Der geringste Windstoß müsse ja Gott und Menschen in die dickste Staubwolke verhüllen.

Der muntere Mann versetzte, daß man in Palermo sich gern auf ein Wunder verlasse. Schon mehrmals in ähnlichen Fällen sei ein gewaltsamer Platzregen gefallen und habe die meist abhängige Straße, wenigstens zum Theil, rein abgeschwemmt und der Procession reinen Weg gebahnt. Auch dieß Mal hege man die gleiche Hoffnung nicht ohne Grund; denn der Himmel überziehe sich und verspreche Regen auf die Nacht.

Sonntag, den 15. April.

Und so geschah es denn auch, der gewaltsamste Regenguß fiel vergangene Nacht vom Himmel. Sogleich Morgens eilte ich auf die Straße, um Zeuge des Wunders zu sein; und es war wirklich seltsam genug. Der zwischen den beiderseitigen Schrittsteinen eingeschränkte Regenstrom hatte das leichteste Kehricht die abhängige Straße herunter, theils nach dem Meere, theils in die Abzüge, insofern sie nicht verstopft waren, fortgetrieben, das gröbere Gesträhde wenigstens von einem Orte zum andern geschoben und dadurch wunderſame, reine Mäander auf das Pflaster gezeichnet. Nun waren hundert und aber hundert Menschen mit Schaufeln, Besen und Gabeln dahinterher, diese reinen Stellen zu erweitern und in Zusammenhang zu bringen, indem sie die noch übrig gebliebenen Unreinigkeiten bald auf diese, bald auf jene Seite häuften. Daraus erfolgte denn, daß die Procession, als sie begann, wirklich einen reinlichen Schlangenweg durch den Morast gebahnt sah und sowohl die sämmtliche langbekleidete Geistlichkeit als der nettfüßige Adel, den Vice-König an der Spitze, ungehindert und unbefudelt durchschreiten konnte. Ich glaubte die Kinder Israel zu sehen, denen durch Moses und Moder von Engelshand ein trockener Pfad bereitet wurde, und verbeßerte mir in diesem Gleichniße den unerträglichen Anblick, so viel andächtige und andächtige Menschen durch eine Allee von feuchten Kothhaufen durchbeten und durchprunken zu sehen.

Auf den Schrittsteinen hatte man, nach wie vor, reinlichen Wandel, im Innern der Stadt hingegen, wohin uns die Absicht, verschiedenes bis jetzt Vernachläßigtes zu sehen, gerade heute gehen hieß, war es faſt unmöglich durchzukommen, obgleich auch hier das Kehren und Aufhäufen nicht verſäumt war.

Diese Feierlichkeit gab uns Anlaß, die Hauptkirche zu besuchen und ihre Merkwürdigkeiten zu betrachten, auch weil wir ein Mal auf den Beinen waren, uns nach andern Gebäuden umzusehen; da uns denn ein Mauriſches, bis jetzt wohlerhaltenes Haus gar sehr ergetzt; nicht groß, aber mit schönen, weiten und wohl proportionirten, harmoniſchen Räumen, in einem nördlichen Clima nicht eben bewohnbar, im ſüdlichen ein höchſt willkommener Aufenthalt. Die Baukundigen mögen uns davon Grund- und Aufriß überliefern.

Auch sahen wir in einem unfreundlichen Local verſchiedene Reſte antiker, marmorner Statuen, die wir aber zu entziffern keine Geduld hatten.

Montag, den 16. April.

Da wir uns nun ſelbſt mit einer nahen Abreiſe aus dieſem Paradies bedrohen müſſen, ſo hoffte ich heute noch im öffentlichen Garten ein vollkommenes Labſal zu finden, mein Penſum in der Odyſſee zu leſen und auf einem Spaziergang nach dem Thale, am Fuße des Roſalien-Bergs, den Plan der Nauſikaa weiter durchzudenken und zu verſuchen, ob dieſem Gegenſtande eine dramatiſche Seite abzugewinnen ſei. Dieß Alles iſt, wo nicht mit großem Glück, doch mit vielem Behagen geſchehen. Ich verzeichnete den Plan und konnte nicht unterlaſſen, einige Stellen, die mich beſonders anzogen, zu entwerfen und aufzuführen.

Dienstag, den 17. April.

Es iſt ein wahres Unglück, wenn man von vielerlei Geiſtern verfolgt und verſucht wird. Heute früh ging ich mit dem feſten, ruhigen Vorſatz, meine dichteriſchen Träume fortzuſetzen, nach dem öffentlichen Garten, allein, ehe ich mich's verſah, erhaſchte mich ein anderes Geſpenſt, das mir ſchon dieſe Tage nachgeſchlichen. Die vielen Pflanzen, die ich ſonſt nur in Kübeln und Töpfen, ja die größte Zeit des Jahres nur hinter Glasfenſtern zu ſehen gewohnt war, ſtehen hier froh und friſch unter freiem Himmel und, indem ſie ihre Beſtimmung vollkommen erfüllen, werden ſie uns deutlicher. Im Angeſicht ſo vielerlei neuen und erneuten Gebildes fiel mir die alte Grille wieder ein, ob ich nicht unter dieſer Schaar die Urpflanze entdecken könnte. Eine ſolche muß es denn doch geben. Woran würde ich ſonſt erkennen, daß dieſes oder jenes Gebilde eine Pflanze ſei, wenn ſie nicht alle nach einem Muſter gebildet wären?

Ich bemühte mich, zu unterſuchen, worin denn die vielen abweichenden Geſtalten von einander unterſchieden ſeien; und ich fand ſie immer

mehr ähnlich als verschieden, und wollte ich meine botanische Terminologie anbringen, so ging Das wohl; aber es fruchtete nicht; es machte mich unruhig, ohne daß es mir weiter half. Gestört war mein guter poetischer Vorsatz, der Garten des Alcinous war verschwunden, ein Weltgarten hatte sich aufgethan. Warum sind wir Neuern doch so zerstreut, warum gereizt zu Forderungen, die wir nicht erreichen noch erfüllen können!

Alcamo, Mittwoch den 14. April.

Bei Zeiten ritten wir aus Palermo. Knecht und der Vetturin hatten sich bei'm Ein- und Aufpacken vortrefflich erwiesen. Wir zogen langsam die herrliche Straße hinauf, die uns schon bei'm Besuch auf San Martino bekannt geworden und bewunderten abermals eine der Pracht-Fontainen am Wege, als wir auf die mäßige Sitte dieses Landes vorbereitet wurden. Unser Reitknecht nämlich hatte ein kleines Weinfäßchen am Riemen umgehängt, wie unsere Marketenderinnen pflegen und es schien, für einige Tage genugsam Wein zu enthalten. Wir verwunderten uns daher, als er auf eine der vielen Springröhren losritt, den Pfropf eröffnete und Wasser einlaufen ließ. Wir fragten, mit wahrhaft Deutschem Erstaunen, was er da vorhabe; ob das Fäßchen nicht voll Wein sei. Worauf er mit großer Gelassenheit erwiederte: er habe ein Drittheil davon leer gelassen; und weil Niemand ungemischten Wein trinke, so sei es besser, man mische ihn gleich im Ganzen; da vereinigten sich die Flüssigkeiten besser, und man sei ja nicht sicher, überall Wasser zu finden. Indessen war das Fäßchen gefüllt und wir mußten uns diesen alterientalischen Hochzeitgebrauch gefallen lassen.

Als wir nun hinter Monreale auf die Höhen gelangten, sahen wir wunderschöne Gegenden, mehr im historischen als ökonomischen Styl. Wir blickten rechter Hand bis an's Meer, das zwischen den wundersamsten Vorgebirgen über baumreiche und baumlose Gestade seine schnurgerade Horizontal-Linie hinzog und sie, entschieden ruhig, mit den wilden Kalkfelsen herrlich contrastirte. Kniep enthielt sich nicht, deren in kleinem Format mehrere zu entwerfen.

Nun hat mir in Alcamo, einem hübschen, reinlichen Städtchen, dessen wohleingerichteter Gasthof als eine schöne Anstalt zu rühmen ist, da man von hieraus den abseits und einsam belegenen Tempel von Segest bequem besuchen kann.

Donnerstag, den 15. April.

Die gefällige Wohnung in einem ruhigen Bergstädtchen zieht uns an und wir fassen den Entschluß, den ganzen Tag hier zuzubringen. Da mag denn vor allen Dingen von gestrigen Ereignissen die Rede sein. Schon früher läugnete ich des Prinzen Pallagonia Originalität; er hat Vorgänger gehabt und Muster gefunden. Auf dem Wege nach Monreale stehen zwei Ungeheuer an einer Fontaine und auf dem Geländer einige Vasen, völlig als wenn sie der Fürst bestellt hätte.

Hinter Monreale, wenn man den schönen Weg verläßt und in steinichte Gebirge kommt, liegen oben auf dem Rücken Steine im Weg, die ich ihrer Schwere und Anwitterung nach für Eisenstein hielt. Alle Ländesflächen sind bebaut und tragen besser oder schlechter. Der Kalkstein zeigte sich roth, die verwitterte Erde an solchen Stellen desgleichen. Diese rothe, thonig kalkige Erde ist weit verbreitet, der Boden schwer, kein Sand darunter, trägt aber treffliche Weizen. Wir fanden alte, sehr starke, aber verstümmelte Oelbäume.

Unter dem Obdach einer luftigen, an der schlechten Herberge vorgebauten Halle erquickten wir uns an einem mäßigen Imbiß. Hunde verzehrten begierig die weggeworfenen Schalen unserer Würste; ein Betteljunge vertrieb sie und speiste mit Appetit die Schalen der Aepfel, die wir verzehrten; dieser aber ward gleichfalls von einem alten Bettler verjagt. Handwerksneid ist überall zu Hause. In einer zerlumpten Toga lief der alte Bettler hin und wieder als Hausknecht oder Kellner. So hatte ich auch schon früher gesehen, daß, wenn man Etwas von einem Wirthe verlangt, was er g'rade nicht im Hause hat, so läßt er es durch einen Bettler bei'm Krämer holen.

Doch sind wir gewöhnlich vor einer so unerfreulichen Bedienung bewahrt, da unser Vetturin vortrefflich ist — Stallknecht, Cicerone, Garde, Einkäufer, Koch und Alles.

Auf den höhern Bergen findet sich auch immer der Oelbaum, Carubs, Fraxinus. Ihr Feldbau ist auch in drei Jahre getheilt: Bohnen, Getreide und Ruhe, wobei sie sagen: „Mist thut mehr Wunder als die Heiligen.“ Der Weinstock wird sehr niedrig gehalten.

Die Lage von Alcamo ist herrlich auf der Höhe in einiger Entfernung vom Meerbusen; die Großheit der Gegend zog uns an. Hohe Felsen, tiefe Thäler dabei, aber Weite und Mannigfaltigkeit. Hinter Monreale rückt man in ein schönes doppeltes Thal, in dessen Mitte sich noch ein Felsrücken hervzieht. Die fruchtbaren Felder stehen grün und still, indeß auf dem breiten Wege wildes Gebüsch und Staudenmassen, wie unsinnig, von Blüthen glänzt; der Linsenbusch, ganz gelb von Schmetterlingsblumen überdeckt, kein grünes Blatt zu sehen, der Weißdorn, Strauß an Strauß; die Aloes

rücken in die Höhe und deuten auf Blüthen, reiche Teppiche von amarantrothem Klee, die Insecten-Ophris, Alpenröslein, Hyacinthen mit geschlossenen Glocken, Borraß, Allien, Asphodelen.

Das Wasser, das von Segest herunterkommt, bringt außer Kalksteinen viele Hornsteingeschiebe; sie sind sehr fest, dunkelblau, roth, gelb, braun, von den verschiedensten Schattirungen. Auch aufsetzend als Gänge fand ich Horn- oder Feuersteine in Kalkfelsen, mit Sahlband von Kalk. Von solchem Geschiebe findet man ganze Hügel, ehe man nach Alcamo kommt.

Segest, den 20. April.

Der Tempel von Segest ist nie fertig geworden, und man hat den Platz um denselben nie verglichen; man ebnete nur den Umkreis, worauf die Säulen gegründet werden sollten. Denn noch jetzt stehen die Stufen an manchen Orten neun bis zehn Fuß in der Erde, und es ist kein Hügel in der Nähe, von dem Steine und Erdreich hätten herunter kommen können. Auch liegen die Steine in ihrer meist natürlichen Lage, und man findet keine Trümmer darunter.

Die Säulen stehen alle; zwei, die umgefallen waren, sind neuerdings wieder hergestellt. Inwiefern die Säulen Sockel haben sollten, ist schwer zu bestimmen und ohne Zeichnung nicht deutlich zu machen. Bald sieht es aus, als wenn die Säule auf der vierten Stufe stünde; da muß man aber wieder eine Stufe zum Innern des Tempels hinab; bald ist die oberste Stufe durchschnitten; dann sieht es aus, als wenn die Säulen Basen hätten; bald sind viele Zwischenräume wieder aufgefüllt und da haben wir wieder den ersten Fall. Der Architect mag Dieß genauer bestimmen.

Die Nebenseiten haben gerade Säulen ohne die Eckſäulen, die vordere und hintere Seite sechs, mit den Eckſäulen. Die Zapfen, an denen man die Steine transportirt, sind an den Stufen des Tempels ringsum nicht weggehauen, zum Beweis, daß der Tempel nicht fertig geworden. Am Mesten zeugt davon aber der Fußboden: derselbe ist von den Seiten herein an einigen Orten durch Platten angegeben, in der Mitte aber steht noch der rohe Kalkfels höher, als das Niveau des angelegten Bodens; er kann also nie geplattet gewesen sein. Auch ist keine Spur von innerer Hütte. Noch weniger ist der Tempel mit Stuck überzogen gewesen; daß es aber die Absicht war, läßt sich vermuthen: an den Platten der Capitäle sind Vorsprünge, wo sich vielleicht der Stuck anschließen sollte. Das Ganze ist aus einem Travertin ähnlichen Kalkstein gebaut, jetzt sehr verfressen. Die Restauration von 1781 hat dem Gebäude sehr wohl gethan. Der Steinschnitt, der die Theile zusammenfügt, ist einfach, aber schön. Die großen, besondern Steine, deren Niedersel erwähnt, konnt' ich nicht finden; sie sind vielleicht zu Restauration der Säulen verbraucht worden.

Die Lage des Tempels ist sonderbar: am höchsten Ende eines weiten, langen Thales, auf einem isolirten Hügel, aber doch noch von Kuppen umgeben, steht er über viel Land in eine weite Ferne, aber nur ein Eckchen Meer. Die Gegend ruht in trauriger Fruchtbarkeit, Alles bebaut und fast nirgends eine Wohnung. Auf blühenden Disteln schwärmten unzählige Schmetterlinge. Wilder Fenchel stand, acht bis neun Fuß hoch, verdorret von vorigem Jahr her so reichlich und in scheinbarer Ordnung, daß man es für die Anlage einer Baumschule hätte halten können. Der Wind sauſte in den Säulen, wie in einem Walde, und Raubvögel schwebten schreiend über dem Gebälke.

Die Mühseligkeit, in den unscheinbaren Trümmern eines Theaters's herumzusteigen, benahm uns die Lust, die Trümmer der Stadt zu besuchen. Am Fuße des Tempels finden sich große Stücke jenes Hornsteins, und der Weg nach Alcamo ist mit unendlichen Geschieben desselben gemischt. Hierdurch kommt ein Antheil Kieselerde in den Boden, wodurch er lockerer wird. An frischem Fenchel bemerkte ich den Unterschied der untern und obern Blätter, und es ist doch nur immer dasselbe Organ, das sich aus der Einfachheit zur Mannigfaltigkeit entwickelt. Man gätet hier sehr fleißig, die Männer gehen, wie bei einem Treibjagen, das ganze Feld durch. Insecten lassen sich auch sehen. In Palermo hatte ich auf Gewürm bemerkt, Eidechsen, Mistkäfel, Schnecken nicht schöner gefärbt als unsere, ja nur grau.

Castel Vetrano, Sonnabend, den 22. April.

Von Alcamo auf Castel Vetrano kommt man am Kalkgebirge her über Kieshügel. Zwischen den steilen, unfruchtbaren Kalkbergen weite, hügliche Thäler, Alles bebaut, aber fast kein Baum; die Kieshügel voll großer Geschiebe, auf alle Meeresströmungen hindeutend; der Boden schön gemischt, leichter als bisher, wegen des Antheils von Sand. Calatafimi blieb uns eine Stunde rechts; hier kamen wir über Gyps-Felsen, dem Kalke vorliegend, das Erdreich immer trefflicher gemischt. In der Ferne sieht man das westliche Meer. Im Vordergrund das Erdreich durchaus hüglich. Wir fanden aufgeschlagene Feigenbäume; was aber Lust und Bewunderung erregte, waren ungeheure Olivenmassen, die sich auf dem überbreiten Wege angesiedelt hatten und in großen,

bunten, aneinander ſtoßenden Flächen ſich abſonderten und wiederholten. Die ſchönſten Winden, Hibiscus und Malven, vielerlei Arten Klee herrſchten wechſelsweiſe, dazwiſchen das Allium, Galega-Geſträuche. Und durch dieſen bunten Teppich wand man ſich reitend hindurch, denen ſich kreuzenden, unzähligen, ſchmalen Pfaden nachfolgend. Dazwiſchen weidet ſchönes, rothbraunes Vieh, nicht groß, ſehr nett gebaut, beſonders zierliche Geſtalt der kleinen Hörner.

Die Gebirge in Nordoſt ſtehen alle reihenweis, ein einziger Gipfel, Cuniglione, ragt aus der Mitte hervor. Die Kieshügel zeigen wenig Waſſer, auch müſſen wenig Regengüſſe hier niedergehen; man findet keine Waſſerriſſe noch ſonſt Verſchwemmtes.

In der Nacht begegnete mir ein eigenes Abenteuer. Wir hatten uns in einem freilich nicht ſehr zierlichen Local ſehr müde auf die Betten geworfen, zu Mitternacht wach' ich auf und erblicke über mir die angenehmſte Erſcheinung, einen Stern, ſo ſchön, als ich ihn nie glaubte geſehen zu haben. Ich erquicke mich an dem lieblichen, alles Gute weiſſagenden Anblick, bald aber verſchwindet mein holdes Licht und läßt mich in der Finſterniß allein. Bei Tagesanbruch bemerkte ich erſt die Veranlaſſung dieſes Wunders; es war eine Lücke im Dach, und einer der ſchönſten Sterne des Himmels war in jenem Augenblick durch meinen Meridian gegangen. Dieſes natürliche Ereigniß jedoch legten die Reiſenden mit Sicherheit zu ihren Gunſten aus.

Sciacca, den 22. April.

Der Weg hierher, mineralogiſch intereſſant, geht immerfort über Kieshügel. Man gelangt an's Ufer des Meeres, dort ragen mitunter Kalkfelſen hervor. Alles flache Erdreich unendlich fruchtbar. Gerſte und Hafer von dem ſchönſten Stande; Salſola Soli gepflanzt; die Aloe's haben ſchon höhere Fruchtſtämme getrieben, als geſtern und ehegeſtern. Die vielerlei Kleearten verließen uns nicht. Endlich kamen wir an ein Wäldchen, buſchig, die höhern Bäume nur einzeln; endlich auch Pantoffel-Holz!

Girgenti, den 22. April, Abends.

Von Sciacca hierher faule Tagereiſe. Strich vor genanntem Orte betrachteten wir die Bäder; ein heißer Quell dringt aus dem Felſen mit ſehr ſtarkem Schwefelgeruch; das Waſſer ſchmeckt ſehr ſalzig, aber nicht faul. Sollte der Schwefeldunſt nicht im Augenblick des Hervorbrechens ſich erzeugen? Etwas höher iſt ein Brunnen, kühl, ohne Geruch. Ganz oben liegt das Kloſter, wo die Schwitzbäder ſind; ein ſtarker Dampf ſteigt daraus in die reine Luft.

Das Meer voll hier nur Kalkgeſchiebe; Quarz und Hornſtein ſind abgeſchnitten. Ich beobachtete die kleinen Flüſſe; Salta Vecchia und Maccaſoli bringen auch nur Kalkgeſchiebe, Platani geben Marmor und Feuerſteine, die ewigen Begleiter dieſes edlern Kalkgeſteins. Wenige Stückchen Lava machten mich aufmerkſam; allein ich vermuthe hier in der Gegend nichts Vulcaniſches, ich denke vielmehr, es ſind Trümmer von Mühlſteinen, oder zu welchem Gebrauch man ſolche Stücke aus der Ferne geholt hat. Bei Monte Allegro iſt alles Gyps: dichter Gyps und Fraueneis, ganze Felſen vor und zwiſchen dem Kalk. Die wunderliche Felſenlage von Salta Vecchia.

Dienſtag, den 23. April.

So ein herrlicher Frühlingsblick, wie der heutige, bei aufgehender Sonne, ward uns freilich nie durch's ganze Leben. Auf dem hohen, uralten Burgraume liegt das neue Girgenti, in einem Umfang, groß genug, um Einwohner zu faſſen. Aus unſern Fenſtern erblicken wir den weiten und breiten ſanften Abhang der ehemaligen Stadt, ganz von Gärten und Weinbergen bedeckt, unter deren Grün man kaum eine Spur ehemaliger, großer, bevölkerter Stadt-Quartiere vermuthen dürfte. Nur gegen das mittägige Ende dieſer grünenden und blühenden Fläche ſieht man den Tempel der Concordia hervorragen, in Oſten die wenigen Trümmer des Juno-Tempels; die übrigen mit den genannten, in grader Linie gelegenen Trümmer anderer heiliger Gebäude bemerkt das Auge nicht von oben, ſondern eilt weiter ſüdwärts nach der Strandfläche, die ſich noch eine halbe Stunde bis gegen das Meer erſtreckt. Verſagt ward heute, uns in jene ſo herrlich grünenden, blühenden, fruchtverſprechenden Räume zwiſchen Zweige und Ranken hinab zu begeben; denn unſer Führer, ein kleiner, guter Weltgeiſtlicher, erſuchte uns vor allen Dingen, dieſen Tag der Stadt zu widmen.

Erſt ließ er uns die ganz wohlgebauten Straßen beſchauen; dann führte er uns auf höhere Puncte, wo ſich der Anblick durch größere Weite und Breite noch mehr verherrlichte, ſodann zum Kunſtgenuß in die Hauptkirche. Dieſe enthält einen wohlerhaltenen Sarcophag, zum Altar gerettet: Hippolyt, mit ſeinen Jagdgeſellen und Pferden, wird von der Amme Phädras aufgehalten, die ihm ein Täfelchen zuſtellen will. Hier war die Hauptabſicht, ſchöne Jünglinge darzuſtellen, deßwegen auch die Alte, ganz klein und zwergenhaft, als ein Nebenwerk, das nicht ſtören ſoll, dazwiſchen gebildet iſt. Mich dünkt von halberhabener Arbeit nichts

Herrlicheres geſehen zu haben, zugleich vollkommen erhalten. Es ſoll mir einſtweilen als ein Beiſpiel der anmuthigſten Zeit Griechiſcher Kunſt gelten.

In frühere Epochen wurden wir zurückgeführt durch Betrachtung einer köſtlichen Vaſe von bedeutender Größe und vollkommener Erhaltung. Ferner ſchienen ſich manche Reſte der Baukunſt in der neuen Kirche hier und da untergeſteckt zu haben.

Da es hier keine Gaſthöfe gibt, ſo hatte uns eine freundliche Familie Platz gemacht und einen erhöhten Alcoven an einem großen Zimmer eingeräumt. Ein grüner Vorhang trennte uns und unſer Gepäck von den Hausgliedern, welche in dem großen Zimmer Nudeln fabricirten, und zwar von der feinſten, weißeſten und kleinſten Sorte, davon diejenigen am theuerſten bezahlt werden, die, nachdem ſie erſt in die Geſtalt von gliedlangen Stiften gebracht ſind, noch von ſpitzen Mädchenfingern ein Mal in ſich ſelbſt gedreht, eine ſchneckenhafte Geſtalt annehmen. Wir ſetzten uns zu den hübſchen Kindern, ließen uns die Behandlung erklären und vernahmen, daß ſie aus dem beſten und ſchwerſten Weizen, Grano forte genannt, fabricirt würden. Dabei kommt vielmehr Handarbeit als Maſchinen- und Formweſen vor. Und ſo hatten ſie uns denn auch das trefflichſte Nudelgericht bereitet, bedauerten jedoch, daß grade von der allervollkommenſten Sorte, die außer Girgenti, ja außer ihrem Hauſe nicht gefertigt werden könnte, nicht einmal ein Gericht vorräthig ſei. An Weiße und Zartheit ſchienen dieſe Ihresgleichen nicht zu haben.

Noch den ganzen Abend mußte unſer Führer die Ungeduld zu beſänftigen, die uns hinabwärts trieb, indem er uns abermals auf die Höhe zu herrlichen Ausſichtspuncten führte, und uns dabei die Ueberſicht der Lage gab all' der Merkwürdigkeiten, die wir morgen in der Nähe ſehen ſollten.

Mittwoch, den 22. April.

Mit Sonnenaufgang wandelten wir nun hinunter, wo ſich bei jedem Schritt die Umgebung maleriſcher anließ. Mit dem Bewußtſein, daß es zu unſerm Weſten gereiche, führte uns der kleine Mann unaufhaltſam quer durch die reiche Vegetation, an tauſend Einzelnheiten vorüber, wovon jede das Local zu idylliſchen Scenen darbot. Hierzu trägt die Ungleichheit des Bodens gar Vieles bei, der ſich meſſenförmig über verborgene Ruinen hinbewegt, die um ſo eher mit fruchtbarer Erde überdeckt werden konnten, als die vormaligen Gebäude aus einem leichten Muſchelkalk beſtanden. Und ſo gelangten wir an das öſtliche Ende der Stadt, wo die Trümmer des Juno-Tempels jährlich mehr verfallen, weil eben der lockere Stein von Luft und Witterung aufgezehrt wird. Heute ſollte nur eine curſoriſche Beſchauung angeſtellt werden, aber ſchon wählte ſich Kniep die Puncte, von welchen aus er morgen zeichnen wollte.

Der Tempel ſteht gegenwärtig auf einem verwitterten Felſen; von hier aus erſtreckten ſich die Stadtmauern gerade oſtwärts auf einem Kalklager hin, ſenkrecht über dem flachen Strande, den das Meer, früher und ſpäter, nachdem es dieſe Felſen gebildet und ihren Fuß beſpült, verlaſſen hatte. Theils aus den Felſen gehauen, theils aus denſelben erbaut, waren die Mauern, hinter welchen die Reihe der Tempel hervorragte. Kein Wunder alſo, daß der untere, der aufſteigende und der höchſte Theil von Girgenti zuſammen von dem Meere her einen bedeutenden Anblick gewährte.

Der Tempel der Concordia hat ſo vielen Jahrhunderten widerſtanden; ſeine ſchlanke Baukunſt nähert ihn ſchon unſerm Maßſtabe des Schönen und Gefälligen; er verhält ſich zu denen von Päſtum, wie Göttergeſtalt zum Rieſenbilde. Ich will mich nicht beklagen, daß der neuere löbliche Vorſatz, dieſe Monumente zu erhalten, geſchmacklos ausgeführt worden, indem man die Lücken mit blendend weißem Gyps ausbeſſerte; dadurch ſteht dieſes Monument auch auf gewiſſe Weiſe zertrümmert vor dem Auge; wie leicht wäre es geweſen, dem Gyps die Farbe des verwitterten Steins zu geben. Sieht man ferner den ſo leicht ſich bröckelnden Muſchelkalk der Säulen und Mauern, ſo wundert man ſich, daß er noch ſo lange gehalten. Aber die Erbauer, hoffend auf eine ähnliche Nachkommenſchaft, hatten deßhalb Vorkehrung getroffen; man findet noch Ueberreſte eines feinen Tünchs an den Säulen, der zugleich dem Auge ſchmeichelte und die Dauer verbürgen ſollte.

Die nächſte Station ward ſodann bei den Ruinen des Jupiter-Tempels gehalten. Dieſer liegt weit geſtreckt, wie die Knochenmaſſe eines Rieſengerippes, inner- und unterhalb mehrerer kleinen Befeſtigungen, von Zäunen durchſchnitten, von höhern und niedern Pflanzen durchwachſen. Alles Gebildete iſt aus dieſen Schutthaufen verſchwunden, außer einem ungeheuern Triglyph und einem Stück einer bewundernswürdig proportionirten Halbſäule. Jenen maß ich mit ausgeſpannten Armen und konnte ihn nicht erklaftern; von der Canellirung der Säule hingegen kann Dieß einen Begriff geben, daß ich, darin ſtehend, dieſelbe als eine kleine Niſche ausfüllte, mit beiden Schultern anſtoßend. Zwei und zwanzig Männer, im Kreiſe nebeneinander geſtellt, würden ungefähr die Peripherie einer ſolchen Säule bilden. Wir ſchieden mit dem unangenehmen

Gefühle, daß hier für den Zeichner gar Nichts zu thun ſei.

Der Tempel des Hercules hingegen ließ noch Spuren vormaliger Symmetrie entdecken. Die zwei Säulenreihen, die den Tempel hüben und drüben begleiteten, lagen in gleicher Richtung, wie auf ein Mal zuſammen hingelegt, von Norden nach Süden; jene einen Hügel hinaufwärts, dieſe hinabwärts. Der Hügel machte aus der zerſtörten Cella entſtanden ſein. Die Säulen, wahrſcheinlich durch das Gebälk zuſammengehalten, ſtürzten auf ein Mal, vielleicht durch Sturmwuth niedergeſtreckt, und ſie liegen noch regelmäßig in die Stücke, aus denen ſie zuſammengeſetzt waren, zerfallen. Dieſes merkwürdige Vorkommen genau zu zeichnen, ſpitzte Kniep ſchon in Gedanken ſeine Stifte.

Der Tempel des Aeſculap, von dem ſchönſten Johannisbrodbaum beſchattet und in ein kleines, feldwirthſchaftliches Haus beinahe eingemauert, bietet ein freundliches Bild.

Nun ſtiegen wir zum Grabmahl Theron's hinab und erfreuten uns der Gegenwart dieſes ſo oft nachgebildet geſehenen Monument's, beſonders, da es uns zum Vorgrunde diente einer wunderſamen Anſicht; denn man ſchaute von Weſten nach Oſten an dem Felslager hin, auf welchem die lückenhaften Stadtmauern, ſowie durch ſie und über ihnen die Reſte der Tempel zu ſehen waren. Unter Hackert's kunſtreicher Hand iſt dieſe Anſicht zum erfreulichen Bilde geworden; Kniep wird einen Umriß auch hier nicht fehlen laſſen.

Sonntag, den 11. April.

Als ich erwachte, war Kniep ſchon bereit mit einem Knaben, der ihm den Weg zeigen und die Pappen tragen ſollte, ſeine zeichneriſche Reiſe anzutreten. Ich genoß des herrlichſten Morgens am Fenſter, meinen geheimen, ſtillen, aber nicht ſtummen Freund an der Seite. Aus frommer Scheu habe ich bisher den Namen nicht genannt des Mentor's, auf den ich von Zeit zu Zeit hinblicke und hinhorche; es iſt der treffliche von Riedeſel, deſſen Büchlein ich wie ein Brevier oder Talisman am Buſen trage. Sehr gern habe ich mich immer in ſolchen Weſen beſpiegelt, die Das beſitzen, was mir abgeht, und ſo iſt es grade hier: ruhiger Vorſatz, Sicherheit des Zwecks, reinliche, ſchickliche Mittel, Vorbereitung und Kenntniß, inniges Verhältniß zu einem meiſterhaft Belehrenden, zu Winckelmann: dieß Alles geht mir ab und alles Uebrige, was daraus entſpringt. Und doch kann ich mir nicht Feind ſein, daß ich Das zu erſchleichen, zu erſtürmen, zu erüben ſuche, was mir während meines Lebens auf dem gewöhnlichen Wege verſagt war. Möge jener treffliche Mann in dieſem Augenblick mitten in dem Weltgetümmel empfinden, wie ein dankbarer Nachfahr ſeine Verdienſte feiert, einſam in dem einſamen Orte, der auch für ihn ſoviel Reize hatte, daß er ſogar hier, vergeſſen von den Seinigen und ihrer vergeſſend, ſeine Tage hier zuzubringen wünſchte.

Nun durchzog ich die geſtrigen Wege mit meinem kleinen, geiſtlichen Führer, die Gegenſtände von mehrern Seiten betrachtend und meinen fleißigen Freund hier und da beſuchend.

Auf eine ſchöne Anſtalt der alten, mächtigen Stadt machte mich mein Führer aufmerkſam. In den Felſen und Gemäuermaſſen, welche Sitzgeſtühl zum Bollwerk dienten, finden ſich Gräber, wahrſcheinlich den Tapfern und Guten zur Ruheſtätte beſtimmt. Wo konnten dieſe ſchöner, zu eigener Glorie und zu ewig lebendiger Nacheiferung beigeſetzt werden!

In dem weiten Raume zwiſchen den Mauern und dem Meere finden ſich noch die Reſte eines kleinen Tempels, als chriſtliche Capelle, erhalten. Auch hier ſind Halbſäulen mit den Quaderſtücken der Mauer auf's Schönſte verbunden und beides ineinander gearbeitet, höchſt erfreulich dem Auge. Man glaubt genau den Punct zu fühlen, wo die Doriſche Ordnung ihr vollendetes Maß erhalten hat.

Manches unſcheinbare Denkmal des Alterthums ward obenhin angeſehen, ſodann mit mehr Aufmerkſamkeit die jetzige Art, den Weizen unter der Erde in großen aufgemauerten Gewölben zu verwahren. Ueber den bürgerlichen und kirchlichen Zuſtand erzählte mir der gute Alte gar Manches. Ich hörte von Nichts, was nur einiger Maßen in Anſpruch wäre. Das Geſpräch ſchickte ſich recht gut zu den unaufhaltſam verwitternden Trümmern.

Die Schichten des Muſchelkalks fallen alle gegen das Meer. Wunderſam von unten und hinten ausgefreſſene Felsbänke, deren Oberes und Vorderes ſich theilweiſe erhalten, ſo daß ſie wie herunterhängende Franzen ausſehen. Haß auf die Franzoſen, weil ſie mit den Barbaresken Frieden haben, und man ihnen Schuld gibt, ſie verriethen die Chriſten an die Ungläubigen.

Vom Meere her war ein antikes Thor in Felſen gehauen. Die noch beſtehenden Mauern ſtufenweis auf den Felſen gegründet. Unſer Cicerone hieß Don Michael Vella, Antiquar, wohnhaft bei Meiſter Gerio in der Nähe von St. Maria.

Die Pflanzen zu pflanzen, verfahren ſie folgender Maßen: ſie machen in gehöriger Weite voneinander Löcher in die Erde; darein

Schaff' mir ein Halstuch von ihrer Bruſt,
Ein Strumpfband meiner Liebesluſt!

Mephiſtopheles.

Damit ihr ſeht, daß ich eurer Pein
Will förderlich und dienſtlich ſeyn,
Wollen wir keinen Augenblick verlieren,
Will euch noch heut in ihr Zimmer führen.

Fauſt.

Und ſoll ſie ſehn? ſie haben?

Mephiſtopheles.

Nein!
Sie wird bey einer Nachbarinn ſeyn.
Indeſſen könnt ihr ganz allein
An aller Hoffnung künft'ger Freuden
In ihrem Dunſtkreis ſatt euch weiden.

Fauſt.

Können wir hin?

Mephiſtopheles.

Es iſt noch zu früh.

thun ſie eine Hand voll Miſt: ſie erwarten Regen, und dann ſtecken ſie die Bohnen. Das Bohnenſtroh verbrennen ſie, mit der daraus entſtehenden Aſche waſchen ſie die Leinwand. Sie bedienen ſich keiner Seife. Auch die äußern Mandelſchalen verbrennen ſie und bedienen ſich derſelben ſtatt Soda. Erſt waſchen ſie die Wäſche mit Waſſer und dann mit ſolcher Lauge.

Die Folge ihres Fruchtbau's iſt Bohnen, Weizen, Tumenia; das vierte Jahr laſſen ſie es zur Wieſe liegen. Unter Bohnen werden hier die Puffbohnen verſtanden. Ihr Weizen iſt unendlich ſchön. Tumenia, deren Namen ſich von bimenia oder trimenia herſchreiben ſoll, iſt eine herrliche Gabe der Ceres: es iſt eine Art von Sommerkorn, das in drei Monaten reif wird. Sie ſäen es vom erſten Januar bis zum Juni, wo es denn immer zur beſtimmten Zeit reif iſt. Sie braucht nicht viel Regen, aber ſtarke Wärme; Anfangs hat ſie ein ſehr zartes Blatt; aber ſie wächſ't dem Waizen nach und macht ſich zuletzt ſehr ſtark. Das Korn ſäen ſie im October und November, es reift im Juni. Die im November geſäete Gerſte iſt den erſten Juni reif an der Küſte ſchneller, in Gebirgen langſamer.

Der Lein iſt ſchon reif. Der Acanth hat ſeine prächtigen Blätter entfaltet. Solsolo frutiosa wächſ't üppig.

Auf unbebauten Hügeln wächſ't reichlicher Eſparſett. Er wird theilweis verpachtet und bündelweis in die Stadt gebracht. Ebenſo verkaufen ſie bündelweis den Hafer, den ſie aus dem Waizen ausgiten.

Sie machen artige Eintheilungen mit Rändchen in dem Erdreich, wo ſie Kohl pflanzen wollen, zum Behuf der Wäſſerung.

An den Feigen waren alle Blätter heraus und die Früchte hatten angeſetzt. Sie werden zu Johanni reif; dann ſetzt der Baum noch ein Mal an. Die Mandeln hingen ſehr voll; ein geſtutzter Carubenbaum trug unendliche Schoten. Die Trauben zum Eſſen werden an Lauben gezogen, durch hohe Pfeiler unterſtützt. Melonen legen ſie im März, die im Juni reifen. In den Ruinen des Jupiter-Tempels wachſen ſie unter ihm eine Spur von Feuchtigkeit.

Der Wetterin aß mit größtem Appetit rohe Artiſchocken und Kohlrabi; freilich muß man geſtehen, daß ſie viel zärter und ſaftiger ſind, als wie bei uns. Wenn man durch Aecker kommt, ſo laſſen die Bauern z. B. junge Puffbohnen eſſen, ſoviel man will.

Als ich auf ſchwarze, feſte Steine aufmerkſam ward, die einer Lava glichen, ſagte mir der Antiquar, ſie ſeien vom Aetna; auch am Hafen oder vielmehr Landungsplatz fänden ſich.

Der Vögel gibt's hier zu Lande nicht viel: Wachteln. Die Zugvögel ſind: Nachtigallen, Lerchen und Schwalben. Rimini, kleine ſchwarze Vögel, die aus der Levante kommen, in Sicilien ſtecken und weiter gehen oder zurück. Ibenen kommen im December und Januar aus Africa, ſollen auf dem Aetna nieder, und dann ziehen ſie ſich in die Berge.

Von der Vaſe des Doms noch ein Wort. Auf derſelben ſteht ein Held in völliger Rüſtung, gleichſam als Ankömmling, vor einem ſitzenden Alten, der durch Kranz und Scepter als König bezeichnet iſt. Hinter Dieſem ſteht ein Weib, das Haupt geſenkt, die linke Hand unter dem Kinn; aufmerkſam nachdenkende Stellung. Gegenüber hinter dem Helden ein Alter, gleichfalls bekränzt, er ſpricht mit einem ſpießtragenden Manne, der von der Leibwache ſein mag. Der Alte ſcheint den Helden eingeführt zu haben und zu der Wache zu ſagen: laßt ihn nur mit dem König reden, es iſt ein braver Mann.

Das Rothe ſcheint der Grund dieſer Vaſe, das Schwarze darauf geſetzt. Nur an dem Frauengewande ſcheint Roth auf Schwarz zu ſitzen.

Freitag, den 27. April.

Wenn Kniep alle Vorſätze aufführen will, muß er unabläſſig zeichnen, indeß ich mit meinem alten, kleinen Führer umherziehe. Wir ſpazirten gegen das Meer, von woher ſich Sicilien, wie uns die Alten verſichern, ſehr gut aufgenommen habe. Der Blick wand in die Weltenweite gezogen, und mein Führer machte mich aufmerkſam auf einen langen Wolkenſtreif, der ſüdwärts, einem Bergrücken gleich, auf der Horizontal-Linie aufzuliegen ſchien: Dieß ſei die Andeutung der Küſte von Africa, ſagte er. Mir fiel indeß ein anderes Phänomen als ſeltſam auf: es war aus leichtem Gewölk ein ſchmaler Bogen, welcher mit dem einen Fuß auf Sicilien aufſtehend, ſich hoch am blauen, übrigens ganz reinen Himmel hinwölbte und mit dem andern Ende in Süden auf dem Meere zu ruhen ſchien. Von der niedergehenden Sonne gar ſchön gefärbt und wenig Bewegung zeigend, war er dem Auge eine ſo ſeltſame als erfreuliche Erſcheinung. Es ſtehe dieſer Bogen, verſicherte man mir, gerade in der Richtung nach Malta und möge wohl auf dieſer Inſel ſeinen andern Fuß niedergelaſſen haben; das Phänomen komme manchmal vor. Sonderbar genug

wäre es, wenn die Anziehungskraft der beiden Inseln gegeneinander sich in der Atmosphäre auf diese Art kund thäte.

Durch dieses Gespräch ward bei mir die Frage wieder rege, ob ich den Vorsatz, Malta zu besuchen, aufgeben sollte. Allein die schon früher überdachten Schwierigkeiten und Gefahren blieben noch immer dieselben, und wir nahmen uns vor, unsern Vetturin bis Messina zu dingen.

Dabei aber sollte wieder nach einer gewissen eigensinnigen Grille gehandelt werden. Ich hatte nämlich auf dem bisherigen Wege in Sicilien wenig kornreiche Gegenden gesehen; sodann war der Horizont überall von nahen und fernen Bergen beschränkt, so daß es der Insel ganz an Flächen zu fehlen schien, und man nicht begriff, wie Ceres dieses Land so vorzüglich begünstigt haben sollte. Als ich mich darnach erkundigte, erwiederte man mir: daß ich, um Dieses einzusehen, statt über Syracus, quer durch's Land gehen müsse, wo ich denn der Weizenstriche genug antreffen würde. Wir folgten dieser Lockung, Syracus aufzugeben, indem uns nicht unbekannt war, daß von dieser herrlichen Stadt wenig mehr, als der prächtige Name geblieben sei. Allenfalls war sie von Catania aus leicht zu besuchen.

Caltanisetta, Sonnabend, den 20. April.

Heute können wir denn endlich sagen, daß uns ein anschaulicher Begriff geworden, wie Sicilien den Ehrennamen einer Kornkammer Italien's erlangen können. Eine Strecke, nachdem wir Girgent verlassen, fing der fruchtbare Boden an. Es sind keine großen Flächen, aber sanft gegeneinander laufende Berg- und Hügelrücken, durchgängig mit Weizen und Gerste bestellt, die eine ununterbrochene Masse von Fruchtbarkeit dem Auge darbieten. Der diesen Pflanzen geeignete Boden wird so genutzt und so geschont, daß man nirgends einen Baum sieht; ja alle die kleinen Ortschaften und Wohnungen liegen auf Rücken der Hügel, wo eine hinreichende Menge Kalkfelsen den Boden ohnehin unbrauchbar macht. Dort wohnen die Weiber das ganze Jahr, mit Spinnen und Weben beschäftigt; die Männer hingegen bringen zur eigentlichen Epoche der Feldarbeit nur Sonnabend und Sonntag bei ihnen zu, die übrigen Tage bleiben sie unten und ziehen des Nachts in Rohrhütten zurück. Und so war denn unser Wunsch bis zum Ueberdruß erfüllt; wir hätten uns Tantalen's Flügelwagen gewünscht, um dieser Einförmigkeit zu entfliehen.

Nun ritten wir bei heißem Sonnenschein durch diese wüste Fruchtbarkeit und fernten uns, in dem wohlgelegenen und wohlgebauten Caltanisetta zuletzt anzukommen, wo wir jedoch abermals vergeblich um eine leidliche Herberge bemüht waren. Die Maulthiere stehen in prächtig gewölbten Ställen, die Knechte schlafen auf dem Kies, der den Thieren bestimmt ist, der Fremde aber muß seine Haushaltung von vorn anfangen. Ein allenfalls zu beziehendes Zimmer muß erst gereinigt werden. Stühle und Bänke gibt es nicht; man sitzt auf niedrigen Böcken von starkem Holz; Tische sind auch nicht zu finden.

Will man jene Böcke in Bettfüße verwandeln, so geht man zum Tischler und borgt so viel Bretter, als nöthig sind, gegen eine gewisse Miethe. Der große Juchtensack, den uns Hackert geliehen, kam dieß Mal sehr zu Gute und ward vorläufig mit Heckerling angefüllt.

Vor Allem aber mußte wegen des Essens Anstalt getroffen werden. Wir hatten unterwegs eine Henne gekauft; der Vetturin war gegangen, Reis, Salz und Spezereien anzuschaffen; weil er aber nie hier gewesen, so blieb lange unerörtert, wo denn eigentlich gekocht werden sollte, wozu in der Herberge selbst keine Gelegenheit war. Endlich bequemte sich ein ältlicher Bürger, Herd und Holz, Küchen- und Tischgeräthe gegen ein Billiges herzugeben und uns, indessen gekocht würde, in der Stadt herumzuführen, endlich auf den Markt, wo die angesehensten Einwohner nach antiker Weise umhersaßen, sich unterhielten und von uns unterhalten sein wollten.

Wir mußten von Friedrich dem Zweiten erzählen; und ihre Theilnahme an diesem großen Könige war so lebhaft, daß wir seinen Tod verhehlten, um nicht durch eine so unselige Nachricht unserm Wirthen verhaßt zu werden.

Den 21. April.

Geologisches, nachträglich. Von Girgent, die Muschelkalkfelsen hinab, zeigt sich ein weißliches Erdreich, das sich nachher erklärt: man findet den ältern Kalk wieder und Gyps unmittelbar daran. Weite, flache Thäler, fruchtbar bis an die Gipfel, oft darüber weg; älterer Kalk mit verwittertem Gyps gemischt. Nun zeigt sich ein lockeres, gelbliches, leicht verwitterndes, neues Kalkgestein; in den gepflügten Feldern kann man dessen Farbe deutlich erkennen, die oft in's Dunklere, ja in's Violette zieht. Etwas über halben Weg tritt der Gyps wieder hervor. Auf demselben wächst häufig ein schön violettes, fast rosenrothes Gebäum mit an den Kalkfelsen ein schön grünes Moos.

Jenes verwitterliche Kalkgestein zeigt sich öfters wieder, am Stärksten gegen Caltanisetta, wo es in Lagern liegt, die einzelne Muscheln enthalten; dann zeigt sich's röthlich, beinahe wie Mennige, mit wenigem Violet, wie oben bei San Martino bemerkt worden.

Quarzgeschiebe habe ich nur etwa auf halbem Wege in einem Thälchen gefunden, das, an drei Seiten geschlossen, gegen Morgen und also gegen das Meer zu offen stand.

Links in der Ferne war der ehe Berg bei Camerata merkwürdig, und ein anderer wie ein gestutzter Kegel. Die große Hälfte des Wegs kein Baum zu sehen. Die Frucht stand herrlich, obgleich nicht so hoch, wie zu Girgent und am Meeresufer, jedoch so rein als möglich; in den unabsehbaren Weizenäckern kein Unkraut. Erst sahen wir Nichts als grünende Felder, dann gepflügte, an feuchtlichen Oertern ein Stückchen Wiese. Hier kommen auch Pappeln vor. Gleich hinter Girgent fanden wir Aepfel und Birnen, übrigens an den Höhen und in der Nähe der wenigen Ortschaften etwas Feigen.

Diese dreißig Miglien nebst Alem, was ich rechts und links erkennen konnte, ist älterer und neuerer Kalk, dazwischen Gyps. Der Verwitterung und Verarbeitung dieser drei untereinander hat das Erdreich seine Fruchtbarkeit zu verdanken. Wenig Sand mag es enthalten; es knirscht kaum unter den Zähnen. Eine Vermuthung wegen des Flusses Achates wird sich morgen bestätigen.

Die Thäler haben eine schöne Form; und ob sie gleich nicht ganz flach sind, so bemerkt man doch keine Spur von Regengüssen; nur kleine Bäche, kaum merklich, rieseln hin; denn Alles fließt gleich unmittelbar nach dem Meere. Wenig rother Klee ist zu sehen, die niedrige Palme verschwindet auch, sowie alle Blumen und Sträuche der südwestlichen Seite. Den Disteln ist nur erlaubt, sich der Wege zu bemächtigen, alles Andere gehört der Heere an. Uebrigens hat die Gegend viel Aehnliches mit Deutschen, hügeligen und fruchtbaren Gegenden, z. B. mit der zwischen Erfurt und Gotha, besonders wenn man noch den Gleichen hinsieht. Sehr Vieles mußte zusammenkommen, um Sicilien zu einem der fruchtbarsten Länder der Welt zu machen.

Man sieht wenig Pferde auf der ganzen Tour; sie pflügen mit Ochsen, und es besteht ein Verbot, keine Kühe und Kälber zu schlachten. Ziegen, Esel und Maulthiere begegneten uns viele. Die Pferde sind meist Apfelschimmel mit schwarzen Füßen und Mähnen; man findet die prächtigsten Stallräume mit gemauerten Bettstellen. Das Land wird zu Bohnen und Linsen gedüngt, die übrigen Feldfrüchte wachsen nach dieser Sommerung. In Tesern geschosste, noch grüne Gerste, in Bündeln, rother Klee desgleichen werden dem Vorbeireitenden zum Kauf angeboten.

Auf dem Berg über Caltanisetta fand sich fester Kalkstein mit Versteinerungen; die großen Muscheln lagen unten, die kleinen obenauf. Im Pflaster des Städtchens fanden wir Kalkstein mit Pectiniten.

Zum 22. April

Hinter Caltanisetta senken sich die Hügel jäh herunter in mancherlei Thäler, die ihre Wasser in den Fluß Salso ergießen. Das Erdreich ist röthlich, sehr thonig; vieles lag unbestellt, auf dem bestellten die Früchte ziemlich gut, doch, mit den vorigen Gegenden verglichen, noch zurück.

Castro Giovanni, Sonntag, den 23. April

Noch größere Fruchtbarkeit und Menschenöde hatten wir heute zu bemerken. Regenwetter war eingefallen und machte den Reisezustand sehr unangenehm, da wir durch mehrere stark angeschwollene Gewässer hindurch mußten. Am Fiume Salso, wo man sich nach einer Brücke vergeblich umsieht, überraschte uns eine wunderliche Anstalt. Kräftige Männer waren bereit, wovon immer zwei und zwei das Maulthier, mit Reiter und Gepäck, in die Mitte faßten und so, durch einen tiefen Stromtheil hindurch, bis auf eine große Kiesfläche führten; war nun die sämmtliche Gesellschaft hier beisammen, so ging es auf eben diese Weise durch den zweiten Arm des Flusses, wo die Männer denn abermals, durch Stämmen und Drängen, das Thier auf dem rechten Pfade und im Stromzug aufrecht erhielten. An dem Wasser her ist etwas Buschwerk, das sich aber landeinwärts gleich wieder verliert. Der Fiume Salso bringt Granit, einen Uebergang in Gneus, breccienten und einfarbigen Marmor.

Nun sahen wir den einzeln stehenden Bergrücken vor uns, worauf Castro Giovanni liegt und welcher der Gegend einen ernsten, sonderbaren Character ertheilt. Als wir den langen, an der Seite sich hinanziehenden Weg ritten, fanden wir den Berg auf Muschelkalk bestanden; große, nur calcinirte Schalen wurden aufgepackt. Man sieht Castro Giovanni nicht eher, als bis man ganz oben auf den Bergrücken gelangt; denn es liegt am Felsabhang gegen Norden. Das wunderliche Städtchen selbst, der Thurm, links in einiger Entfernung das Oertchen Caltasciberta stehen gar ernsthaft gegeneinander. In der Plaine sah man die Bohnen in voller Blüthe; wer hätte sich aber dieses Anblicks erfreuen können! Die Wege waren entsetzlich, noch schrecklicher, weil sie ehemals gepflastert gewesen, und es regnete immer fort. Das alte Cuna empfing uns sehr unfreundlich: ein Fremdenzimmer mit Läden ohne Fenster, so daß wir entweder im Dunkeln sitzen, oder den

Sprühregen, dem wir soeben entgangen waren, wieder erdulden mußten. Einige Ueberreste unsers Reisevorraths wurden verzehrt, die Nacht kläglich zugebracht. Wir thaten ein feierliches Gelübde, wie wieder nach einem mythologischen Namen unser Wegziel zu richten.

Montag, den 20. April.

Von Castro Giovanni herab führt ein rauher, unbequemer Stieg; wir mußten die Pferde führen; die Atmosphäre vor uns tief herab mit Wolken bedeckt, wobei sich ein wunderbar' Phänomen in der größten Höhe sehen ließ. Es war weiß und grau gestreift und schien etwas Körperliches zu sein; aber wie käme das Körperliche in den Himmel! Unser Führer belehrte uns, diese unsere Verwunderung gelte einer Seite des Aetna, welche durch die zerrissenen Wolken durchsehe; Schnee und Bergrücken abwechselnd bildeten die Streifen, es sei nicht einmal der höchste Gipfel.

Des alten Enna steiler Felsen lag nun hinter uns; wir zogen durch lange, lange, einsame Thäler; unbebaut und unbewohnt lagen sie da, dem weidenden Vieh überlassen, das wir schön braun fanden, nicht groß, mit kleinen Hörnern, gar nett, schlank und munter wie die Hirschchen. Diese guten Geschöpfe hatten zwar Weide genug; sie war ihnen aber doch durch ungeheure Distelmassen beengt und nach und nach verkümmert. Diese Pflanzen finden hier die schönste Gelegenheit, sich zu besamen und ihr Geschlecht aufzubereiten; sie nehmen einen unglaublichen Raum ein, der zur Weide von ein Paar großen Landgütern hinreichte. Da sie nicht perennirend, so wären sie jetzt, vor der Blüthe niedergemäht, gar wohl zu vertilgen.

Indessen wir nun diese landwirthlichen Kriegspläne gegen die Disteln ernstlich durchdachten, mußten wir, zu unserer Beschämung, bemerken, daß sie doch nicht ganz unnütz seien. Auf einem einsam stehenden Gasthofe, wo wir füttern, waren zugleich ein Paar Sicilianische Edelleute angekommen, welche quer durch das Land, eines Processes wegen, nach Palermo zogen. Mit Verwunderung sahen wir diese beiden ernsthaften Männer, mit scharfen Taschenmessern, vor einer solchen Distelgruppe stehen und die obersten Theile dieser emporstrebenden Gewächse niederhauen; sie faßten alsdann diesen saftigen Gewinn mit spitzen Fingern, schälten den Stengel und verzehrten das Innere desselben mit Wohlgefallen. Damit beschäftigten sie sich eine lange Zeit, indessen wir uns an Wein, dieß Mal ungemischt, und gutem Brod erquickten. Der Vetturin bereitete uns dergleichen Stengelmark und versicherte, es sei eine gesunde, kühlende Speise; sie wollte uns aber so wenig schmecken, als der rohe Kohlrabi zu Gegeste.

Unterwegs, den 20. April.

In das Thal gelangt, wodurch der Fluß St. Paolo sich schlängelt, fanden wir daselbst reich rothlichschwarz und verwitterlichen Kalk; viel Brache, sehr weite Felder, schönes Thal, durch das Flüßchen sehr angenehm. Der gemischte, gute Lehmboden ist mitunter zwanzig Fuß tief und meistens gleich. Die Aloe's hatten stark getrieben. Die Frucht stand schön, doch mitunter untern und, gegen die Mittagseite berechnet, weit zurück. Hier und da kleine Wohnungen; kein Baum, als unmittelbar unter Castro Giovanni. Am Ufer des Flusses viel Weide, durch ungeheure Distelmassen eingeschränkt. Im Flußgeschiebe das Quarz-Gestein wieder, theils einfach, theils breccienartig.

Molimenti, ein neues Oertchen, sehr klug in der Mitte schöner Felder angelegt, am Flüßchen St. Paolo. Der Weizen stand in der Nähe ganz unvergleichlich, schon den zwanzigsten Mai zu schneiden. Die ganze Gegend zeigt noch keine Spur von vulcanischem Wesen, auch selbst der Fluß führt keine dergleichen Geschiebe. Der Boden gut gemischt, eher schwer als leicht, ist im Ganzen caffeebraun-violettlich anzusehen. Alle Gebirge links, die den Fluß einschließen, sind Kalk- und Sandstein, deren Abwechselung ich nicht beobachten konnte, welche jedoch, verwitternd, die große, durchaus gleiche Fruchtbarkeit des untern Thals bereitet haben.

Dienstag, den 21. April.

Durch ein so ungleich angebautes, obwohl von der Natur zu durchgängiger Fruchtbarkeit bestimmtes Thal ritten wir einiger Maßen verdrießlich herunter, weil, nach soviel ausgestandenen Unbilden, unsern malerischen Zwecken gar Nichts entgegenkam. Kniep hatte eine recht bedeutende Ferne umrissen; weil aber der Mittel- und Vordergrund gar zu abscheulich war, setzte er, geschmackvoll scherzend, ein Poussin'sches Vordertheil daran, welches ihm Nichts kostete und das Blatt zu einem ganz hübschen Bildchen machte. Wie viel malerische Reisen mögen dergleichen Halbwahrheiten enthalten!

Unser Reitmann versprach, um unser mürrisches Wesen zu begütigen, für den Abend eine gute Herberge, brachte uns auch wirklich in einen vor wenig Jahren gebauten Gasthof, der auf diesem Wege, gerade in gehöriger Entfernung von Catania gelegen, dem Reisenden willkommen sein mußte; und wir ließen es uns, bei einer leidlichen Einrichtung, seit zwölf Tagen wieder einiger Maßen bequem werden. Merkwürdig aber war uns eine Inschrift an der Wand,

bleistiftlich mit ſchönen Engliſchen Schriftzügen geſchrieben; ſie enthielt Folgendes: „Reiſende, wer Ihr auch ſeid, hütet Euch in Catania vor dem Wirthshauſe zum goldenen Löwen; es iſt ſchlimmer, als wenn Ihr Cyclopen, Sirenen und Scyllen zugleich in die Klauen fielet.“ Ob wir nun ſchon dachten, der wohlmeinende Warner möchte die Gefahr etwas mythologiſch vergrößert haben, ſo ſetzten wir uns doch feſt vor, den goldenen Löwen zu vermeiden, der uns als ein ſo grimmiges Thier angekündigt war. Als uns daher der Maulthiertreibende befragte, wo wir in Catania einkehren wollten, ſo verſetzten wir: überall, nur nicht im Löwen! worauf er den Vorſchlag that, da vorlieb zu nehmen, wo er ſeine Thiere unterſtelle; nur müßten wir uns daſelbſt auch verköſtigen, wie wir es ſchon bisher gethan. Wir waren Alles zufrieden; dem Rachen des Löwen zu entgehen, war unſer einziger Wunſch.

Gegen Ibla Major melden ſich Lava-Geſchiebe, welche das Waſſer von Norden herunter bringt. Ueber der Fähre findet man Kalkſtein, welcher allerlei Arten Geſchiebe, Porufſtein, Lava und Kalk verbunden hat, dann verhärtete vulcaniſche Aſche mit Kalktuff überzogen. Die gemiſchten Kiesbügel dauern immer fort bis gegen Catania, bis an dieſelbe und über dieſelbe finden ſich Lava-Ströme des Aetna. Einen wahrſcheinlichen Krater läßt man links. (Gleich unter Molimenti rauften die Bauern den Flachs.) Wie die Natur das Bunte liebt, läßt ſie hier ſehen, wo ſie ſich an der ſchwarzblau grauen Lava erluſtigt; hochgelbes Moos überzieht ſie, ein ſchön rothes Sedum wächſt üppig darauf, andere ſchöne violete Blumen. Eine ſorgſame Cultur beweiſt ſich an den Cactus-Pflanzungen und Weinranken. Nun drängen ſich ungeheure Lava-Flüſſe heran. Motta iſt ein ſchöner, bedeutender Fels. Hier ſtehen die Bohnen als ſehr hohe Stauden. Die Aecker ſind veränderlich, bald ſehr kieſig, bald beſſer gemiſcht.

Der Vetturin, der dieſe Frühlings-Vegetation der Südoſt-Seite lange nicht geſehen haben mochte, verfiel in großes Ausrufen über die Schönheit der Frucht und fragte uns mit ſelbſtgefälligem Patriotismus, ob es in unſern Landen auch wohl ſolche gäbe. Ihr iſt hier Alles aufgeopfert; man ſieht wenig, ja gar keine Bäume. Allerliebſt war ein Mädchen von prächtiger, ſchlanker Geſtalt, eine ältere Bekanntſchaft unſers Vetturin's, die ſeinem Maulthiere gleichlief, ſchwatzte und dabei mit ſolcher Zierlichkeit, als möglich, ihren Faden ſpann. Nun fingen gelbe Blumen zu herrſchen an. Gegen Miſterbianco ſtanden die Cactus ſchon wieder in Zäunen; Zäune aber, ganz von dieſen wunderſam gebildeten Gewächſen, werden in der Nähe von Catania immer regelmäßiger und ſchöner.

Catania, Montag, den 7. Mai.

In unſerer Herberge befanden wir uns freilich ſehr übel. Die Koſt, wie ſie der Maulthierknecht bereiten konnte, war nicht die beſte. Eine Henne, in Reis gekocht, wäre dennoch nicht zu verachten geweſen, hätte ſie nicht ein unmäßiger Saffran ſo gelb als ungenießbar gemacht. Das unbequemſte Nachtlager hätte uns beinahe genöthigt, Hackert's Inchiensack wieder hervorzuholen; deßhalb ſprachen wir Morgens zeitig mit dem freundlichen Wirthe. Er bedauerte, daß er uns nicht beſſer verſorgen könne: da drüben aber ſei ein Haus, wo Fremde gut aufgehoben wären und alle Urſache hätten, zufrieden zu ſein. — Er zeigte uns ein großes Eckhaus, von welchem die uns zugekehrte Seite viel Gutes verſprach. Wir eilten ſogleich hinüber, fanden einen rührigen Mann, der ſich als Lohnbedienter angab und, in Abweſenheit des Wirths, uns ein ſchönes Zimmer neben einem Saal anwies, auch zugleich verſicherte, daß wir auf's Billigſte bedient werden ſollten. Wir erkundigten uns ungeſäumt, hergebrachter Weiſe, was für Quartier, Tiſch, Wein, Frühſtück und ſonſtiges Beſtimmbare zu bezahlen ſei. Das war Alles billig, und wir ſchafften eilig unſere Wenigkeiten herüber, ſie in die weitläuftigen, vergoldeten Commoden einzuordnen. Kniep fand zum erſten Male Gelegenheit, ſeine Pappe auszubreiten; er ordnete ſeine Zeichnungen, ich mein Bemerktes. Sodann, vergnügt über die ſchönen Räume, traten wir auf den Balcon des Saal's, der Ausſicht zu genießen. Nachdem wir dieſe genugſam betrachtet und gelobt, kehrten wir um nach unſern Geſchäften; und ſiehe, da drohte über unſerm Haupte ein großer, goldener Löwe. Wir ſahen einander bedenklich an, lächelten und lachten. Von nun an aber blickten wir umher, ob nicht irgendwo eins der Homer'ſchen Schreckbilder hervorſchauen möchte.

Nichts Dergleichen war zu ſehen; dagegen fanden wir im Saal eine hübſche, junge Frau, die mit einem Kinde von etwa zwei Jahren herumtändelte, aber ſogleich von dem beweglichen Halbwirth derb ausgeſcholten daſtand: ſie ſolle ſich hinweg verfügen! hieß es, ſie habe hier Nichts zu thun. — „Es iſt doch hart, daß Du mich fortjagſt,“ ſagte ſie; „das Kind iſt zu Hauſe nicht zu begütigen, wenn Du weg biſt, und die Herren erlauben mir gewiß, in Deiner Gegenwart das Kleine zu beruhigen.“ Der Gemahl ließ es dabei nicht bewenden,

ſondern ſuchte ſie fortzuſchaffen; das Kind ſchrie in der Thüre ganz erbärmlich, und wir mußten zuletzt ernſtlich verlangen, daß das hübſche Mädchen bliebe.

Durch den Engländer gewarnt, war es keine Kunſt, die Complotte zu durchſchauen; wir ſpielten die Neulinge, die Unſchuldigen; er aber machte ſeine liebreiche Vaterſchaft auf das Beſte geltend. Das Kind wirklich war am Freundlichſten mit ihm; wahrſcheinlich hatte es die angebliche Mutter unter der Thüre geheißen.

Und ſo war ſie auch in der größten Unſchuld dageblieben, als der Mann wegging, ein Empfehlungsſchreiben an den Hausgeiſtlichen des Prinzen Biscaris zu überbringen. Sie bahlte fort, bis er zurückkam und anzeigte, der Abbé würde ſelbſt erſcheinen, uns von dem Nähern zu unterrichten.

Donnerſtag, den 3. Mai.

Der Abbé, der uns geſtern Abend ſchon begrüßt hatte, erſchien heute zeitig und führte uns in den Palaſt, welcher auf einem hohen Sockel einſtöckig gebaut iſt; und zwar ſahen wir zuerſt das Muſeum, wo marmorne und eherne Bilder, Vaſen und alle Arten ſolcher Alterthümer beiſammenſtehen. Wir hatten abermals Gelegenheit, unſere Kenntniſſe zu erweitern; beſonders aber feſſelte uns der Sturz eines Jupiter's, deſſen Abguß ich ſchon aus Tiſchbein's Werkſtatt kannte, und welcher größere Vorzüge beſitzt, als wir zu beurtheilen vermochten. Ein Hausgenoſſe gab die nöthigſte hiſtoriſche Auskunft, und nun gelangten wir in einen großen hohen Saal. Die vielen Stühlen an den Wänden umher zeugten, daß große Geſellſchaft ſich manchmal hier verſammle. Wir ſetzten uns, in Erwartung einer günſtigen Aufnahme. Da kamen ein Paar Frauenzimmer herein und gingen der Länge nach auf und ab. Sie ſprachen angelegentlich mit einander. Als ſie uns gewahrten, ſtand der Abbé auf, ich deßgleichen; wir neigten uns. Ich fragte, wer ſie ſeien, und erfuhr, die Jüngere ſei die Princeſſina, die Aeltere eine edle Catanierinn. Wir hatten uns wieder geſetzt; ſie gingen auf und ab, wie man auf einem Marktplatze thun würde.

Wir wurden zum Prinzen geführt, der, wie man mir ſchon bemerkt hatte, uns ſeine Münzſammlung aus beſonderm Vertrauen verwies, da wohl früher ſeinem Herrn Vater und auch ihm nachher bei ſolchem Vorzeigen Manches abhanden gekommen und ſeine gewöhnliche Bereitwilligkeit dadurch einiger Maßen vermindert worden. Hier konnte ich nun ſchon etwas kenntnißreicher ſcheinen, indem ich mich bei Betrachtung der Sammlung des Prinzen Torremuzza belehrt hatte. Ich lernte wieder und half mit an jenem dauerhaften Winckelmann'ſchen Faden, der uns durch die verſchiedenen Kunſt-Epochen durchleitet, ſo ziemlich hin. Der Prinz, von dieſen Dingen völlig unterrichtet, da er keine Kenner, aber aufmerkſame Liebhaber vor ſich ſah, machte uns gern in Allem, wornach wir forſchten, belehrend.

Nachdem wir dieſen Betrachtungen geraume Zeit, aber doch noch immer zu wenig gewidmet, ſtanden wir im Begriff, uns zu beurlauben, als er uns zu ſeiner Frau Mutter führte, woſelbſt die übrigen kleinern Kunſtwerke zu ſehen waren.

Wir fanden eine anſehnliche, natürlich edle Frau, die uns mit den Worten empfing: „Sehen Sie ſich bei mir um, meine Herren; Sie finden hier Alles noch, wie es mein ſeliger Gemahl geſammelt und geordnet hat. Dieß danke ich der Frömmigkeit meines Sohnes, der mich in ſeinen beſten Zimmern nicht nur wohnen, ſondern auch hier nicht das Geringſte entfernen oder verrücken läßt, was ſein ſeliger Herr Vater anſchaffte und aufſtellte; wodurch ich den doppelten Vortheil habe, ſowohl auf die ſo lange Jahre her gewohnte Weiſe zu leben, als auch, wie von jeher, die trefflichen Fremden zu ſehen und näher zu kennen, die unſere Schätze zu betrachten von ſo weiten Orten herkommen."

Sie ſchloß uns darauf ſelbſt den Glasſchrank auf, worin die Arbeiten in Bernſtein aufbewahrt ſtanden. Der Sicilianiſche unterſcheidet ſich von dem nordiſchen darin, daß er von der durchſichtigen und undurchſichtigen Wachs- und Honigfarbe durch alle Abſchattungen eines geſättigten Gelbs bis zum ſchönſten Hyacinthroth hinanſteigt. Urnen, Becher und andere Dinge waren daraus geſchnitten, wozu man große bewundernswürdige Stücke des Material's mitunter vorausſetzen mußte. An dieſen Gegenſtänden, ſo wie an geſchnittenen Muſcheln, wie ſie in Trapani gefertigt werden, ferner an ausgeſuchten Elfenbeinarbeiten hatte die Dame ihre beſondere Freude und wußte dabei manche heitere Geſchichte zu erzählen. Der Fürſt machte uns auf die erſtern Gegenſtände aufmerkſam und ſo floſſen einige Stunden vergnügt und belehrend vorüber.

Indeſſen hatte die Fürſtinn vernommen, daß wir Deutſche ſeien; ſie fragte daher nach Herrn von Riedeſel, Barkeit, Münter, welche ſie ſämmtlich gekannt und ihren Character und Betragen, gar wohl unterſcheidend, zu würdigen wußte. Wir trennten uns ungern von ihr, und ſie ſchien uns ungern wegzulaſſen. Dieſer Inſelzuſtand hat doch immer etwas Einſames, nur durch vorübergehende Theilnahme aufgefriſcht und erhalten.

Uns führte der Geiſtliche alsdann in das Benedictiner-Kloſter, in die Zelle eines Bru-

dert, deſſen, bei mäßigem Alter, trauriges und in ſich zurückgezogenes Anſehn wenig frohe Unterhaltung verſprach. Er war jedoch der kunſtreiche Mann, der die ungeheure Orgel dieſer Kirche allein zu bändigen wußte. Als er unſere Wünſche mehr errathen als vernommen, erfüllte er ſie ſchweigend; wir begaben uns in die ſehr geräumige Kirche, die er, das herrliche Inſtrument bearbeitend, bis in den letzten Winkel mit leiſeſtem Hauch ſowohl als gewaltſamſten Tönen durchſäuſelte und durchſchmetterte.

Wer den Mann nicht vorher geſehen, hätte glauben müſſen, es ſei ein Rieſe, der ſolche Gewalt ausübe; da wir aber ſeine Perſönlichkeit ſchon kannten, bewunderten wir nur, daß er in dieſem Kampf nicht ſchon längſt aufgerieben ſei.

Freitag, den 4. Mai.

Bald nach Tiſche kam der Abbé mit einem Wagen, da er uns den entfernten Theil der Stadt zeigen ſollte. Beim Einſteigen ereignete ſich ein wunderſamer Rangſtreit. Ich war zuerſt eingeſtiegen und hätte ihm zur linken Hand geſeſſen, er, einſteigend, verlangte ausdrücklich, daß ich herumrücken und ihn zu meiner Linken nehmen ſollte; ich bat ihn, dergleichen Ceremonien zu unterlaſſen. „Verzeiht", ſagte er, daß wir alſo ſitzen; denn wenn ich meinen Platz zu Eurer Rechten nehme, ſo glaubt Jedermann, daß ich mit Euch fahre, ſitze ich aber zur Linken, ſo iſt es ausgeſprochen, daß Ihr mit mir fahret, mit mir nämlich, der ich Euch im Namen des Fürſten die Stadt zeige. Dagegen war freilich Nichts einzuwenden, und alſo geſchah es.

Wir fuhren die Straßen hinaufwärts, wo die Lava, welche 1669 einen großen Theil dieſer Stadt zerſtörte, noch bis auf unſere Tage ſichtbar blieb. Der ſtarre Feuerſtrom ward bearbeitet wie ein anderer Fels, ſelbſt auf ihm waren Straßen vorgezeichnet und theilweiſe gebaut. Ich ſchlug ein unbezweifeltes Stück des Geſchmolzenen herunter, bedenkend, daß vor meiner Abreiſe aus Deutſchland ſchon der Streit über die Vulcanität der Baſalte ſich entzündet hatte. Und ſo that ich's an mehrern Stellen, um zu mancherlei Betrachtungen zu gelangen.

Wären jedoch Einheimiſche nicht ſelbſt Freunde ihrer Gegend, nicht ſelbſt bemüht, entweder eines Vortheils oder der Wiſſenſchaft willen, Das, was in ihrem Revier merkwürdig iſt, zuſammenzuſtellen, ſo müßte der Reiſende ſich lang vergebens quälen. Schon in Neapel hatte mich der Laven-Händler ſehr gefördert, hier, in einem weit höhern Sinne, der Ritter Gioeni. Ich fand in ſeiner reichen, ſehr galant aufgeſtellten Sammlung die Laven des Aetna, die Baſalte am Fuß deſſelben, verändertes Geſtein, mehr oder weniger zu erkennen; Alles wurde freundlichſt vorgezeigt. Am Meiſten hatte ich Zeolithe zu bewundern, auf den ſchroffen im Meere ſtehenden Felſen unter Jaci.

Als wir den Ritter um die Mittel befragten, wie man ſich benehmen müſſe, um den Aetna zu beſteigen, wollte er von einer Wagniß nach dem Gipfel, beſonders in der gegenwärtigen Jahreszeit, gar Nichts hören. „Ueberhaupt", ſagte er, nachdem er uns um Verzeihung gebeten, „die hier ankommenden Fremden ſehen die Sache für allzu leicht an; wir andern Nachbarn des Berges ſind ſchon zufrieden, wenn wir ein Paar Mal in unſerm Leben die beſte Gelegenheit abgepaßt und den Gipfel erreicht haben. Brydone, der zuerſt durch ſeine Beſchreibung die Luſt nach dieſem Feuergipfel entzündet, iſt gar nicht hinaufgekommen; Graf Borch läßt den Leſer in Ungewißheit, aber auch er iſt nur bis auf eine gewiſſe Höhe gelangt; und ſo könnte ich von Mehrern ſagen. Für jetzt erſtreckt ſich der Schnee noch allzu weit herunter und breitet unüberwindliche Hinderniſſe entgegen. Wenn Sie meinem Rathe folgen mögen, ſo reiten Sie morgen, bei guter Zeit, bis an den Fuß des Monte Roſſo; beſteigen Sie dieſe Höhe; Sie werden von da des herrlichſten Anblicks genießen und zugleich die alte Lava bemerken, welche dort, 1669 entſprungen, unglücklicher Weiſe ſich nach der Stadt hereinwälzte. Die Ausſicht iſt herrlich und deutlich; man thut beſſer, ſich das Uebrige erzählen zu laſſen.

Sonnabend, den 5. Mai.

Folgſam dem guten Rathe, machten wir uns zeitig auf den Weg und erreichten, auf unſern Maulthieren immer rückwärts ſchauend, die Region der durch die Zeit noch ungebändigten Laven. Zackige Klumpen und Tafeln ſtarrten uns entgegen, durch welche nur ein zufälliger Pfad von den Thieren gefunden wurde. Auf der erſten bedeutenden Höhe hielten wir ſtill. Kniep zeichnete mit großer Präciſion, was hinaufwärts vor uns lag: die Laven-Maſſen im Vordergrunde, den Doppelgipfel des Monte Roſſo links, gerade über uns die Wälder von Nicoloſi, aus denen der beſchneite, wenig rauchende Gipfel hervorſtieg. Wir rückten dem rothen Berge näher; ich ſtieg hinauf: er iſt ganz aus rothem vulcaniſchem Sand, Aſche und Steinen zuſammengehäuft. Um die Mündung hätte ſich bequem herumgehen laſſen, hätte nicht ein gewaltſam ſtürmender Morgenwind jeden Schritt unſicher gemacht. Wollte ich nur einiger Maßen fortkommen, ſo mußte ich den Mantel ablegen; nun aber war der Hut jeden Augenblick in Ge-

faßt, in den Crater getrieben zu werden und ich hinterdrein. Deßhalb ſetzte ich mich nieder, um mich zu faſſen und die Gegend zu überſchauen; aber auch dieſe Lage half mir Nichts: der Sturm kam gerade von Oſten her, über das herrliche Land, das nah' und fern bis an's Meer unter mir lag. Den ausgedehnten Strand von Meſſina bis Syracus, mit ſeinen Krümmungen und Buchten, ſah ich vor Augen, entweder ganz frei oder durch Felſen des Ufers nur wenig bedeckt. Als ich ganz betäubt wieder herunterkam, hatte Kniep im Schauen ſeine Zeit gut angewendet und mit zarten Linien auf dem Papier geſichert, was der wilde Sturm mich kaum ſehen, viel weniger feſthalten ließ.

In dem Rachen des goldenen Löwen wieder angelangt, fanden wir den Lohnbedienten, den wir nur mit Mühe uns zu begleiten abgehalten hatten. Er lobte, daß wir den Gipfel aufgegeben, ſchlug aber für Morgen eine Spazirfahrt auf dem Meere, zu den Felſen von Jaci andringlich vor; das ſei die ſchönſte Luſtpartie, die man von Catania aus machen könne. Man nehme Trank und Speiſe mit, auch wohl Geräthſchaften, um etwas zu wärmen. Seine Frau erbiete ſich, dieſes Geſchäft zu übernehmen. Ferner erinnerte er ſich des Jubels, wie Engländer wohl gar einen Kahn mit Muſik zur Begleitung genommen hätten, welche Luſt über alle Vorſtellung ſei.

Die Felſen von Jaci zogen mich heftig an, ich hatte großes Verlangen, mir ſo ſchöne Zeolithe herauszuſchlagen, als ich bei Gioeni geſehen. Man konnte ja die Sache kurz faſſen, die Begleitung der Frau abziehen. Aber der warnende Genius des Engländers behielt die Oberhand, wir thaten auf die Zeolithe Verzicht und dünkten uns nicht wenig wegen dieſer Enthaltſamkeit.

Sonntag, den 6. Mai.

Unſer geiſtlicher Begleiter blieb nicht aus. Er führte uns, die Reſte alter Baukunſt zu ſehen, zu welchen der Beſchauer freilich ein ſtarkes Reſtaurations-Talent mitbringen muß. Man zeigte die Reſte von Waſſerbehältern, einer Naumachie und andere dergleichen Ruinen, die aber bei der vielfachen Zerſtörung der Stadt durch Laven, Erdbeben und Krieg dergeſtalt verſchüttet und verſenkt ſind, daß Freude und Belehrung nur dem genaueſten Kenner alterthümlicher Baukunſt daraus entſpringen kann.

Eine nochmalige Aufwartung bei'm Prinzen lehnte der Vater ab, und wir ſchieden beiderſeits mit lebhaften Ausdrücken der Dankbarkeit und des Wohlwollens.

Taormina. Montag, den 7. Mai.

Gott ſei Dank, daß Alles, was wir heute geſehen, ſchon genugſam beſchrieben iſt, mehr aber noch, daß Kniep ſich vorgenommen hat, morgen den ganzen Tag oben zu zeichnen. Wenn man die Höhe der Felſenwände erſtiegen hat, welche unſern des Meerſtrandes in die Höhe ſteilen, findet man zwei Gipfel durch ein Halbrund verbunden. Was Dieß auch von Natur für eine Geſtalt gehabt haben mag, die Kunſt hat nachgeholfen und daraus den amphitheatraliſchen Halbcirkel für Zuſchauer gebildet; Mauern und andere Angebäude von Ziegelſteinen, ſich anſchließend, ſupplirten die nöthigen Gänge und Hallen. Am Fuße des ſtufenartigen Halbcirkels erbaute man die Scene quer vor, verband dadurch die beiden Felſen und vollendete das ungeheuerſte Natur- und Kunſtwerk.

Setzt man ſich nun dahin, wo ehemals die oberſten Zuſchauer ſaßen, ſo muß man geſtehen, daß wohl nie ein Publicum im Theater ſolche Gegenſtände vor ſich gehabt. Rechts zur Seite, auf höhern Felſen, erheben ſich Caſtelle, weiter unten liegt die Stadt, und obſchon dieſe Baulichkeiten aus neuern Zeiten ſind, ſo ſtanden doch vor Alters wohl eben dergleichen auf derſelben Stelle. Nun ſieht man an dem ganzen langen Gebirgsrücken des Aetna hin, links das Meerufer bis nach Catania, ja Syracus; dann ſchließt der ungeheure, dampfende Feuerberg das weite, breite Bild, aber nicht ſchrecklich; denn die mildernde Atmoſphäre zeigt ihn entfernter und ſanfter, als er iſt.

Wendet man ſich von dieſem Anblick in die an der Rückſeite der Zuſchauer angebrachten Gänge, ſo hat man die ſämmtlichen Felswände links, zwiſchen denen und dem Meere ſich der Weg nach Meſſina hinſchlingt. Felsgruppen und Felsrücken im Meere ſelbſt, die Küſte von Calabrien in der weiteſten Ferne, nur mit Aufmerkſamkeit von gelind ſich erhebenden Wolken zu unterſcheiden.

Wir ſtiegen gegen das Theater hinab, verweilten in deſſen Ruinen, an welchen ein geſchickter Architect ſeine Reſtaurations-Gabe wenigſtens auf dem Papier verſuchen ſollte, unternahmen ſodann, uns durch die Gärten eine Bahn nach der Stadt zu brechen. Allein hier erfuhren wir, was ein Zaun von neben einander gepflanzten Agaven für ein undurchdringliches Bollwerk ſei. Durch die verſchränkten Blätter ſieht man durch und glaubt, auch hindurch dringen zu können, allein die kräftigen Stacheln der Blattränder ſind empfindliche Hinderniſſe; tritt man auf ein ſolches coloſſales Blatt, in Hoffnung, es werde uns tragen, ſo bricht es zuſammen, und anſtatt hinüber in's Freie zu kommen, fallen wir einer Nachbar-

pflanze in die Arme. Zuletzt entwickelten wir uns doch dieſem Labyrinthe, genoſſen Weniges in der Stadt, konnten aber vor Sonnenuntergang von der Gegend nicht ſcheiden. Unendlich ſchön war es, zu beobachten, wie dieſe in allen Puncten bedeutende Gegend nach und nach in Finſterniß verſank.

Unter Torremina, am Meer, Dinſtag, den 7. Mai.

Knieper, wie vom Glück zugeführt, kann ich nicht genug preiſen, da er mich einer Bürde entledigt, die mir unerträglich wäre und mich meiner eigenen Natur wiedergibt. Er iſt hinaufgegangen, im Einzelnen zu zeichnen, was wir obenhin betrachtet. Er wird ſeine Bleiſtifte manchmal ſpitzen und ich ſetze nicht, wie er fertig werden will. Das hätte ich nun auch Alles wiederſehen können! Erſt wollte ich mit hinaufgehen, dann aber zeigte mich's, hier zu bleiben; die Enge ſucht' ich, wie der Vogel, der ſein Neſt bauen möchte. In einem ſchlechten, verwahrloſ'ten Bauergarten habe ich mich auf Orangen-Aeſte geſetzt und mich in Grillen vertieft. Orangen-Aeſte, worauf der Reiſende ſitzt, klingt etwas wunderbar, wird aber ganz natürlich, wenn man weiß, daß der Orangen-Baum, ſeiner Natur überlaſſen, ſich bald über der Wurzel in Zweige trennt, die mit der Zeit zu entſchiedenen Aeſten werden.

Und ſo ſaß ich, den Plan zu Nauſikaa weiter denkend, eine dramatiſche Concentration der Odyſſee. Ich halte ſie nicht für unmöglich, nur müßte man den Grundunterſchied des Drama und der Epopöe recht in's Auge faſſen.

Knieper iſt herabgekommen und hat zwei ungeheure Blätter, reinlichſt gezeichnet, zufrieden und vergnügt zurückgebracht. Beide wird er zum ewigen Gedächtniß an dieſen herrlichen Tag für mich ausführen.

Zu vergeſſen iſt nicht, daß wir auf dieſes ſchöne Ufer unter dem reinſten Himmel von einem kleinen Altan herabſchauten, Roſen erblickten und Nachtigallen hörten. Dieſe ſingen hier, wie man uns verſichert, ſechs Monate hindurch.

Aus der Erinnerung.

War ich nun durch die Gegenwart und Thätigkeit eines geſchickten Künſtlers und durch eigene, obgleich nur einzelne und ſchwächere Bemühungen gewiß, daß mir von den intereſſanteſten Gegenden und ihren Theilen feſte, wohlgewählte Bilder, im Umriß und noch Belieben auch ausgeführt, bleiben würden: ſo gab ich um ſo mehr einem nach und nach anfliehenden Drange nach: die gegenwärtige, herrliche Umgebung, das Meer, die Inſeln, die Höfen durch poetiſche, würdige Geſtalten zu beleben und mir auf und aus dieſem Local eine Compoſition zu bilden, in einem Sinne und in einem Ton, wie ich ſie noch nicht hervorgebracht. Die Klarheit des Himmels, der Hauch des Meeres, die Düfte, wodurch die Gebirge mit Himmel und Meer gleichſam in ein Element aufgelöſ't wurden: alles Dieß gab Nahrung meinen Vorſätzen; und indem ich in jenem ſchönen öffentlichen Garten zwiſchen blühenden Hecken von Oleander, durch Lauben von fruchttragenden Orangen- und Citronen-Bäumen wandelte und zwiſchen andern Bäumen und Sträuchen, die mir unbekannt waren, verweilte, fühlte ich den fremden Einfluß auf das Allerangenehmſte.

Ich hatte mir, überzeugt, daß es für mich keinen beſſern Commentar zur Odyſſee geben könne, als eben gerade dieſe lebendige Umgebung, ein Exemplar verſchafft und las es nach meiner Art mit unglaublichem Antheil. Doch wurde ich gar bald zu eigener Production angeregt, die, ſo ſeltſam ſie auch im erſten Augenblicke ſchien, mir doch immer lieber ward und mich endlich ganz beſchäftigte. Ich ergriff nämlich den Gedanken, den Gegenſtand der Nauſikaa als Tragödie zu behandeln.

Es iſt mir ſelbſt nicht möglich, abzuſehen, was ich daraus würde gemacht haben, aber ich war über den Plan bald mit mir einig. Der Hauptſinn war der: in der Nauſikaa eine treffliche, von Vielen umworbene Jungfrau darzuſtellen, die, ſich keiner Neigung bewußt, alle Freier bisher ablehnend behandelt, durch einen ſeltſamen Fremdling aber gerührt, aus ihrem Zuſtand heraustritt und durch eine voreilige Aeußerung ihrer Neigung ſich compromittirt, was die Situation vollkommen tragiſch macht. Dieſe einfache Fabel ſollte durch den Reichthum der ſubordinirten Motive und beſonders durch das Meer- und Inſelhafte der eigentlichen Ausführung und des beſondern Tons erfreulich werden.

Der erſte Act begann mit dem Ballſpiel. Die unerwartete Bekanntſchaft wird gemacht und die Bedenklichkeit, den Fremden nicht ſelbſt in die Stadt zu führen, wird ſchon ein Vorbote der Neigung.

Der zweite Act exponirte das Haus des Alcinous, die Charactere der Freier, und endigte mit Eintritt des Ulyſſes.

Der dritte war ganz der Beredtſamkeit des Abenteurers gewidmet, und ich hoffte in der dialogirten Erzählung ſeiner Abenteuer, die von den verſchiedenen Zuhörern ſehr verſchieden aufgenommen werden, etwas Künſtliches und Erfreuliches zu leiſten. Während der Erzählung erhöhen ſich die Leidenſchaften, und der lebhafte Antheil Nauſikaa's an dem Fremdling

wird durch Wirkung und Gegenwirkung endlich hervorgeſchlagen.

Im vierten Acte bethätigt Ulyſſes außer der Scene ſeine Tapferkeit, indeſſen die Frauen zurückbleiben und der Neigung, der Hoffnung und allen zarten Gefühlen Raum laſſen. Bei den großen Vortheilen, welche der Fremdling davon trägt, hält ſich Nauſikaa noch weniger zuſammen und compromittirt ſich unwiderruflich mit ihren Landsleuten. Ulyß, der halb ſchuldig, halb unſchuldig dieſes Alles veranlaßt, muß ſich zuletzt als einen Scheidenden erklären, und es bleibt dem guten Mädchen Nichts übrig, als im fünften Acte den Tod zu ſuchen.

Es war in dieſer Compoſition Nichts, was ich nicht aus eigenen Erfahrungen nach der Natur hätte ausmalen können. Selbſt auf der Reiſe, ſelbſt in Gefahr Neigungen zu erregen, die, wenn ſie auch kein tragiſches Ende nehmen, doch ſchmerzlich genug, gefährlich und ſchädlich werden können; ſelbſt in dem Falle, in einer ſo großen Entfernung von der Heimath abgelegene Gegenſtände, Reiſeabenteuer, Lebensvorfälle zu Unterhaltung der Geſellſchaft mit lebhaften Farben auszumalen, von der Jugend für einen Halbgott, von geſetztern Perſonen für einen Aufſchneider gehalten zu werden, manche unverdiente Gunſt, manches unerwartete Hinderniß zu erfahren; das Alles gab mir ein ſolches Attachement an dieſen Plan, an dieſen Vorſatz, daß ich darüber meinen Aufenthalt zu Palermo, ja den größten Theil meiner übrigen Sicilianiſchen Reiſe verträumte. Weßhalb ich denn auch von allen Unbequemlichkeiten wenig empfand, da ich mich auf dem überclaſſiſchen Boden in einer poetiſchen Stimmung fühlte, in der ich Das, was ich erfuhr, was ich ſah, was ich bemerkte, was mir entgegen kam, alles auffaſſen und in einem erfreulichen Gefäß bewahren konnte.

Nach meiner löblichen oder unlöblichen Gewohnheit ſchrieb ich wenig oder nichts davon auf, arbeitete aber den größten Theil bis auf's letzte Detail im Geiſte durch, wo es denn, durch nachfolgende Zerſtreuungen zurückgedrängt, liegen geblieben, bis ich gegenwärtig nur eine flüchtige Erinnerung davon zurückrufe.

Den 8. Mai, auf dem Wege nach Meſſina.

Man hat hohe Kalkfelſen links. Sie werden farbiger und machen ſchöne Meerbuſen; dann folgt eine Art Geſtein, das man Thonſchiefer oder Grauwacke nennen möchte. In den Bächen finden ſich ſchon Granitgeſchiebe. Die gelben Aepfel des Solanum, die rothen Blüthen des Oleanders machen die Landſchaft luſtig. Der Fiume Niſi bringt Glimmerſchiefer, ſowie auch die folgenden Bäche.

Mittwoch, den 9. Mai.

Vom Oſtwinde beſtürmt, ritten wir zwiſchen dem rechter Hand wogenden Meere und den Felswänden hin, an denen wir vorgeſtern oben herabgeſehen hatten, dieſen Tag beſtändig mit dem Waſſer im Kampfe; wir kamen über unzählige Bäche, unter welchen ein größerer, Niſi, den Ehrentitel eines Fluſſes führt; doch dieſe Gewäſſer, ſowie das Gerölle, das ſie mitbringen, waren leichter zu überwinden, als das Meer, das heftig ſtürmte und an vielen Stellen über den Weg hinweg bis an die Felſen ſchlug und zurück auf die Wanderer ſpritzte. Herrlich war Das anzuſehen und die ſeltſame Begebenheit ließ uns das Unbequeme übertragen.

Zugleich ſollte es nicht an mineralogiſcher Betrachtung fehlen. Die ungeheuern Kalkfelſen, verwitternd, ſtürzen herunter, deren weiche Theile durch die Bewegung der Wellen aufgerieben, die zugemiſchten, feſtern übrig laſſen, und ſo iſt der ganze Strand mit bunten, hornſteinartigen Feuerſteinen überdeckt, wovon mehrere Muſter aufgepackt worden.

Meſſina, Donnerstag, den 10. Mai.

Und ſo gelangten wir nach Meſſina, bequemten uns, weil wir keine Gelegenheit kannten, die erſte Nacht in dem Quartier des Vetturin's zuzubringen, um uns den andern Morgen nach einem beſſern Wohnort umzuſehen. Dieſer Entſchluß gab gleich beim Eintritt den fürchterlichen Begriff einer zerſtörten Stadt; denn wir ritten eine Viertelſtunde lang an Trümmern nach Trümmern vorbei, ehe wir zur Herberge kamen, die, in dieſem ganzen Revier allein wieder aufgebaut, aus den Fenſtern des obern Stocks nur eine zackige Ruinen-Wüſte überſehen ließ. Außer dem Bezirk dieſes Gehöftes ſpürte man weder Menſch noch Thier, es war Nachts eine furchtbare Stille. Die Thüren ließen ſich weder verſchließen noch verriegeln; auf menſchliche Gäſte war man hier ſo wenig eingerichtet, als in ähnlichen Pferdewohnungen; und doch ſchliefen wir ruhig auf einer Matratze, welche der dienſtfertige Vetturin dem Wirthe unter dem Leibe weggeſtohlen hatte.

Freitag, den 11. Mai.

Heute trennten wir uns von dem wackern Führer, ein gutes Trinkgeld belohnte ſeine ſorgfältigen Dienſte. Wir ſchieden freundlich, nachdem er uns vorher noch einen Lohnbedienten verſchafft, der uns gleich in die beſte Herberge bringen und alles Merkwürdige von Meſſina verzeigen ſollte. Der Wirth, um ſeinen Wunſch, uns los zu werden, ſchleunigſt erfüllt zu ſehen, half Koffer und ſämmtliches Gepäck auf das Schnellſte in eine angenehme Wohnung

Faust.

Sorg' du mir für ein Geschenk für sie.

ab.

Mephistopheles.

Gleich schenken? Das ist brav! Da wird er reüssiren! —
Ich kenne manchen schönen Platz
Und manchen alt vergrabnen Schatz,
Ich muß ein Bißchen revidiren.

ab.

Abend.

Ein kleines reinliches Zimmer.

Margarethe

ihre Zöpfe flechtend und aufbindend.

Ich gäb' was drum, wenn ich nur wüßt',
Wer heut der Herr gewesen ist!
Er sah gewiß recht wacker aus,
Und ist aus einem edlen Haus,

ſchaffen, näher dem belebten Theile der Stadt, das heißt, außerhalb der Stadt ſelbſt. Damit aber verhält es ſich folgender Maßen: Nach dem ungeheuern Unglück, das Meſſina betraf, blieb, nach zwölftauſend umgekommenen Einwohnern, für die übrigen dreißigtauſend keine Wohnung; die meiſten Gebäude waren niedergeſtürzt, die zerriſſenen Mauern der übrigen gaben einen unſichern Aufenthalt; man errichtete daher eiligſt im Norden von Meſſina, auf einer großen Wieſe, eine Bretterſtadt, von der ſich am ſchnellſten Derjenige einen Begriff macht, der zu Meßzeiten den Römerberg zu Frankfurt, den Markt zu Leipzig durchwanderte; denn alle Kramläden und Werkſtätten ſind gegen die Straße geöffnet, Vieles ereignet ſich außerhalb. Daher ſind nur wenig größere Gebäude auch nicht ſonderlich gegen das Oeffentliche verſchloſſen, indem die Bewohner manche Zeit unter freiem Himmel zubringen. So wohnen ſie nun ſchon drei Jahre, und dieſe Buden-, Hütten-, ja Zeltwirthſchaft hat auf den Character der Einwohner entſchiedenen Einfluß. Das Entſetzen über jenes ungeheure Ereigniß, die Furcht vor einem ähnlichen treibt ſie, der Freuden des Augenblicks mit gutmüthigem Frohſinn zu genießen. Die Sorge vor neuem Unheil ward am einundzwanzigſten April, alſo ungefähr vor zwanzig Tagen, erneuert; ein merklicher Erdſtoß erſchütterte den Boden abermals. Man zeigte uns eine kleine Kirche, wo eine Maſſe Menſchen, gerade in dem Augenblick zuſammengedrängt, dieſe Erſchütterung empfanden. Einige Perſonen, die darin geweſen, ſchienen ſich von ihrem Schrecken noch nicht erholt zu haben.

Beim Aufſuchen und Betrachten dieſer Gegenſtände leitete uns ein freundlicher Conſul, der, unaufgefordert, vielfache Sorge für uns trug — in dieſer Trümmerwüſte mehr als irgendwo dankbar anzuerkennen. Zugleich auch, da er vernahm, daß wir bald abzureiſen wünſchten, machte er uns einem franzöſiſchen Kauffahrer bekannt, der im Begriff ſtehe, nach Neapel zu ſegeln. Doppelt erwünſcht, da die weiße Flagge vor den Seeräubern ſichert.

Eben hatten wir unſerm gütigen Führer den Wunſch zu erkennen gegeben, eine der größten, obgleich auch nur einſtöckigen Hütten, inwendig ihre Einrichtung und extemporirte Haushaltung zu ſehen, als ein freundlicher Mann ſich an uns anſchloß, der ſich bald als franzöſiſcher Sprachmeiſter bezeichnete, welchem der Conſul, nach vollbrachtem Spaziergange, unſern Wunſch, ſolch ein Gebäude zu ſehen, eröffnete, mit dem Erſuchen, uns bei ſich einzuführen und mit den Seinigen bekannt zu machen.

Wir traten in die mit Bretern beſchlagene und gedeckte Hütte. Der Eindruck war völlig wie der jener Meßbuden, wo man wilde Thiere oder ſonſtige Abenteuer für Geld ſehen läßt: das Zimmerwerk an den Wänden wie am Dache ſichtbar, ein grüner Vorhang ſonderte den vordern Raum, der nicht gedielt, tennenartig geſchlagen ſchien. Stühle und Tiſche befanden ſich da, nichts weiter von Hausgeräthe. Erleuchtet war der Platz von oben durch zufällige Oeffnungen der Bretter. Wir diſcurirten eine Zeit lang und ich betrachtete mir die grüne Hülle und das darüber ſichtbare, innere Dachgebälke, als auf ein Mal, hüben und drüben des Vorhanges, ein Paar allerliebſte Mädchenköpfchen neugierig herausguckten, ſchwarzäugig, ſchwarzlockig, die aber, ſobald ſie ſich bemerkt ſahen, wie der Blitz verſchwanden; auf Anſuchen des Conſul's jedoch, nach ſoviel verfloſſener Zeit, als nöthig war, ſich anzuziehen, auf wohlgeputzten und lieblichen Körperchen wieder hervortraten und ſich mit ihren bunten Kleidern gar zierlich vor dem grünen Teppich aufnahmen. Aus ihren Fragen konnten wir wohl merken, daß ſie uns für fabelhafte Weſen aus einer andern Welt hielten, in welchem liebenswürdigen Irrthum ſie unſere Antworten nur mehr beſtärken mußten. Auf eine heitere Weiſe malte der Conſul unſere mährchenhafte Erſcheinung aus, die Unterhaltung war ſehr angenehm, ſchwer ſich zu trennen. Vor der Thür erſt fiel uns auf, daß wir die innern Räume nicht geſehen und die Haus-Conſtruction über die Bewohnerinnen vergeſſen hatten.

Sonnabend, den 12. Mai.

Der Conſul, unter Anderm, ſagte, daß es, wo nicht unumgänglich nöthig, doch wohlgethan ſei, dem Gouverneur aufzuwarten, der, ein wunderlicher alter Mann, nach Laune und Vorurtheil eben ſo gut ſchaden als nützen könne; dem Conſul werde es zu Gunſten gerechnet, wenn er bedeutende Fremde vorſtelle, auch wiſſe der Ankömmling nie, ob er dieſes Mannes auf eine oder andere Weiſe bedürfe. Dem Freunde zu Gefallen ging ich mit.

In's Vorzimmer tretend, hörten wir drinne ganz entſetzlichen Lärm; ein Läufer mit Pulcinell-Geberden rannte dem Conſul in's Ohr: böſer Tag! gefährliche Stunde! Doch traten wir hinein und fanden den uralten Gouverneur, uns den Rücken zugewandt, zunächſt des Fenſters an einem Tiſche ſitzen. Große Haufen vergilbter, alter Briefſchaften lagen vor ihm, von denen er die unbeſchriebenen Blätter mit größter Gelaſſenheit abſchnitt und ſeinen haushälteriſchen Character dadurch zu erkennen gab. Während dieſer friedlichen Beſchäftigung ſchalt und fluchte er fürchterlich auf einen anſtändigen

Mann los, der, seiner Kleidung nach, mit Malta verwandt sein konnte und sich mit vieler Gemüthsruhe und Präcision vertheidigte, wozu ihm jedoch wenig Raum blieb. Der Gescholtene und Angeschriene suchte mit Fassung einen Verdacht abzulehnen, den der Gouverneur, so schien es, auf ihn, als einen ohne Befugniß mehrmals An- und Abreisenden, mochte geworfen haben; der Mann berief sich auf seine Pässe und bekannten Verhältnisse in Neapel. Dieß aber half Alles nichts; der Gouverneur zerschnitt seine alten Briefschaften, sonderte das weiße Papier sorgfältig und tobte fortwährend.

Außer uns Beiden standen noch etwa zwölf Personen in einem weiten Kreise, dieses Thiergefechtes Zeugen, uns wahrscheinlich den Platz an der Thüre beneidend, als gute Gelegenheit, wenn der Erzürnte allenfalls den Krückenstock erheben und dreinschlagen sollte. Die Gesichtszüge des Consul's hatten sich bei dieser Scene merklich verlängert; mich tröstete des Läufers possenhafte Nähe, der, draußen vor der Schwelle, hinter mir allerlei Faxen schnitt, mich, wenn ich manchmal umblickte, zu beruhigen, als habe Das so viel nicht zu bedeuten.

Auch entwirrte sich der gräßliche Handel noch ganz gelinde; der Gouverneur schloß damit: es halte ihn zwar Nichts ab, den Betretenen einzustecken und in Verwahrung zappeln zu lassen, allein es möge dieß Mal hingehen, er solle die Paar bestimmten Tage in Messina bleiben, alsdann aber sich fortpacken und niemals wiederkehren. Ganz ruhig, ohne die Miene zu verändern, beurlaubte sich der Mann, grüßte anständig die Versammlung und uns besonders, die er durchschneiden mußte, um zur Thüre zu gelangen. Als der Gouverneur ihm noch Etwas nachzuschelten sich ingrimmig umkehrte, erblickte er uns, faßte sich sogleich, winkte dem Consul und wir traten an ihn heran.

Ein Mann von sehr hohem Alter, gebückten Hauptes, unter grauen, struppigen Augenbrauen schwarze, tiefliegende Blicke hervorsendend; nun ein ganz Anderer, als kurz zuvor. Er hieß mich zu sich sitzen, fragte, in seinem Geschäft ununterbrochen fortfahrend, nach Mancherlei, worüber ich ihm Bescheid gab; zuletzt fügte er hinzu: ich sei, so lange ich hier bliebe, zu seiner Tafel geladen. Der Consul, zufrieden wie ich, ja noch zufriedener, weil er die Gefahr, der wir entronnen, besser kannte, flog die Treppe hinunter, und mir war alle Lust vergangen, dieser Löwenhöhle je wieder nahe zu treten.

Sonntag, den 21. Mai.

Zwar bei hellstem Sonnenschein, in einer angenehmern Wohnung erwachend, fanden wir uns doch immer in dem unseligen Messina. Einzig unangenehm ist der Anblick der sogenannten Palazzata, einer schalenförmigen Reihe von wahrhaften Palästen, die, wohl in der Länge einer Viertelstunde, die Rhede einschließen und bezeichnen. Alles waren steinerne, vierstöckige Gebäude, von welchen mehrere Vorderseiten bis auf's Hauptgesims noch völlig stehen, andere bis auf den dritten, zweiten, ersten Stock heruntergebrochen sind; so daß diese ehemalige Prachtreihe nun auf's Widerlichste zahnlückig erscheint und auch durchlöchert; denn der blaue Himmel schaut beinahe durch alle Fenster. Die innern eigentlichen Wohnungen sind sämmtlich zusammengestürzt.

An diesem seltsamen Phänomen ist Ursache, daß, nach der von Reichen begonnenen, architectonischen Prachtanlage weniger begüterte Nachbarn, mit dem Scheine wetteifernd, ihre alten, aus größern und kleinern Flußgeschieben und vielem Kalk zusammengekneteten Häuser hinter neuen, aus Quaderstücken aufgeführten Vorderseiten, versteckten. Jenes an sich schon unsichere Gefüge mußte, von der ungeheuern Erschütterung aufgelöst und zerbröckelt, zusammenstürzen; wie man denn unter manchen, bei so großem Unglück vorgekommenen wunderbaren Rettungen auch Folgendes erzählt: Der Bewohner eines solchen Gebäudes sei im furchtbaren Augenblick gerade in die Mauervertiefung eines Fensters getreten, das Haus aber hinter ihm völlig zusammengestürzt, und so habe er, in der Höhe gerettet, den Augenblick seiner Befreiung aus diesem luftigen Kerker beruhigt abgewartet. Daß jene, aus Mangel naher Bruchsteine so schlechte Bauart hauptsächlich Schuld an dem völligen Ruin der Stadt gewesen, zeigt die Beharrlichkeit solider Gebäude. Der Jesuiten Collegium und Kirche, von tüchtigen Quadern aufgeführt, stehen noch unverletzt in ihrer anfänglichen Tüchtigkeit. Dem sei aber, wie ihm wolle, Messina's Anblick ist äußerst verdrießlich und erinnert an die Urzeiten, wo Sicaner und Siculer diesen unruhigen Erdboden verließen und die westliche Küste Sicilien's bebauten.

Und so brachten wir unsern Morgen zu, gingen dann, im Gasthof ein frugales Mahl zu verzehren. Wir saßen noch ganz vergnügt beisammen, als der Bediente des Consul's athemlos hereinsprang und mir verkündigte: der Gouverneur lasse mich in der ganzen Stadt suchen; er habe mich zur Tafel geladen und nun bleibe ich aus. Der Consul lasse mich auf's Inständigste bitten, auf der Stelle hinzugehen, ich möchte gespeist haben oder nicht, möchte aus Vergessenheit oder aus Vorsatz die Stunde versäumt haben. Nun fühlte ich erst den unglaublichen

Leichtſinn, womit ich die Einladung des Cyclopen aus dem Sinne geſchlagen, froh, daß ich das erſte Mal entwiſcht. Der Bediente ließ mich nicht zaudern, ſeine Vorſtellungen waren die dringendſten und triftigſten: der Conſul riskirte, hieß es, daß jener wüthende Deſpot ihn und die ganze Nation auf den Kopf ſtelle.

Indeſſen ich nun Haare und Kleider zurecht zupfte, faßte ich mir ein Herz und folgte mit heiterm Sinne meinem Führer Odyſſeus, den Patron anrufend und mit ſeine Vorſprache bei Pallas Athene erbittend.

In der Höhle des Löwen angelangt, ward ich vom luſtigen Läufer in einen großen Speiſeſaal geführt, wo etwa vierzig Perſonen, ohne daß man einen Laut vernommen hätte, an einer länglichrunden Tafel ſaßen. Der Platz zur Rechten des Gouverneur's war offen, wohin mich der Läufer geleitete.

Nachdem ich den Hausherrn und die Gäſte mit einer Verbeugung gegrüßt, ſetzte ich mich neben ihn, entſchuldigte mein Außenbleiben mit der Weitläufigkeit der Stadt und dem Irrthum, in welchen mich die ungewöhnliche Stundenzahl ſchon mehrmals geführt. Er verſetzte mit glühendem Blick: man habe ſich in fremden Landen nach den jedesmaligen Gewohnheiten zu erkundigen und zu richten. Ich erwiederte, dieß ſei jederzeit mein Beſtreben, nur hätte ich gefunden, daß bei den beſten Vorſätzen man gewöhnlich die erſten Tage, wo uns ein Ort noch neu und die Verhältniſſe unbekannt ſeien, in gewiſſe Fehler verfalle, welche unverzeihlich ſcheinen müßten, wenn man nicht die Ermüdung der Reiſe, die Zerſtreuung durch Gegenſtände, die Sorge für ein leidliches Unterkommen, ja ſogar für eine weitere Reiſe, als Gründe der Entſchuldigung möchte gelten laſſen.

Er fragte darauf, wie lange ich hier zu bleiben gedächte. Ich verſetzte, daß ich mir einen recht langen Aufenthalt wünſche, damit ich ihm die Dankbarkeit für die mir erwieſene Gunſt durch die genaueſte Befolgung ſeiner Befehle und Anordnungen bethätigen könnte. Nach einer Pauſe fragte er ſodann: was ich in Meſſina geſehen habe. Ich erzählte kürzlich meinen Morgen mit einigen Bemerkungen und fügte hinzu, daß ich am Meiſten bewundert die Reinlichkeit und Ordnung in den Straßen dieſer zerſtörten Stadt. Und wirklich war bewunderungswürdig, wie man die ſämmtlichen Straßen von Trümmern gereinigt, indem man den Schutt in die zerfallenen Mauerſtätten ſelbſt geworfen, die Steine dagegen an die Häuſer angereiht, und dadurch die Mitte der Straßen frei, dem Handel und Wandel offen wieder übergeben. Hierbei konnte ich dem Ehrenmanne mit der Wahrheit ſchmeicheln, indem ich ihm verſicherte, daß alle Meſſineſer dankbar erkennten, dieſe Wohlthat ſeiner Vorſorge ſchuldig zu ſein. — Erkennen ſie es, brummte er, haben ſie doch früher genug über die Härte geſchrieen, mit der man ſie zu ihrem Vortheile nöthigen mußte. Ich ſprach von weiſen Abſichten der Regierung, von höhern Zwecken, die erſt ſpäter eingeſehen und geſchätzt werden könnten und dergleichen. Er fragte, ob ich die Jeſuiten-Kirche geſehen habe, welches ich vermeinte, worauf er mir denn zuſagte, daß er mir ſie wolle zeigen laſſen, und zwar mit allem Zubehör.

Während dieſem, durch wenige Pauſen unterbrochenen Geſpräche ſah ich die übrige Geſellſchaft in dem tiefſten Stillſchweigen, nicht mehr ſich bewegen als nöthig, die Biſſen zum Munde zu bringen. Und ſo ſtanden ſie, als die Tafel aufgehoben und der Caffee gereicht war, wie Wachspuppen rings an den Wänden. Ich ging auf den Hausgeiſtlichen los, der mir die Kirche zeigen ſollte, ihm zum Voraus für ſeine Bemühungen zu danken; er wich zur Seite, indem er demüthig verſicherte, die Befehle Ihro Excellenz habe er ganz allein vor Augen. Ich redete darauf einen jungen, nebenſtehenden Fremden an, dem es auch, ob er gleich ein Franzoſe war, nicht ganz wohl in ſeiner Haut zu ſein ſchien; denn auch er war verſtummt und erſtarrt wie die ganze Geſellſchaft, worunter ich mehrere Geſichter ſah, die der geſtrigen Scene mit dem Malteſer-Ritter bedenklich beigewohnt hatten.

Der Gouverneur entfernte ſich und nach einiger Zeit ſagte mir der Geiſtliche: es ſei nun an der Stunde, zu gehen. Ich folgte ihm; die übrige Geſellſchaft hatte ſich ſtille, ſtille verloren. Er führte mich an das Portal der Jeſuiten-Kirche, das, nach der bekannten Architectur dieſer Väter, prunkhaft und wirklich impoſant in die Luft ſteht. Ein Schließer kam uns ſchon entgegen und lud zum Eintritt, der Geiſtliche hingegen hielt mich zurück mit der Weiſung, daß wir zuvor auf den Gouverneur zu warten hätten. Dieſer fuhr auch bald heran, hielt auf dem Platze unſern der Kirche und winkte, worauf wir Drei ganz nahe an ſeinem Kutſchenſchlag uns vereinigten. Er gebot dem Schließer, daß er mir nicht allein die Kirche in allen ihren Theilen zeigen, ſondern auch die Geſchichte der Altäre und anderer Stiftungen umſtändlich erzählen ſolle; ferner habe er auch die Sacriſteyen aufzuſchließen und mich auf alles das darin enthaltene Merkwürdige aufmerkſam zu machen. Ich ſei ein Mann, den er ehren wolle, der alle Urſache haben ſolle, in ſeinem Vaterlande rühmlich von Meſſina zu ſprechen. Verſäumen Sie nicht, ſagte er darauf, zu mir gewandt, mit einem Lächeln, inſofern ſeine Züge deſſen fähig waren, verſäumen Sie nicht, ſo

lange Sie hier ſind, zur rechten Stunde an Tafel zu kommen; Sie ſollen immer wohl empfangen ſein. Ich hatte kaum Zeit, ihm hierauf verehrlich zu erwiedern. Der Wagen bewegte ſich fort.

Von dieſem Augenblick an ward auch der Geiſtliche heiterer, wir traten in die Kirche. Der Caſtellan, wie man ihn wohl in dieſem entgottesdienſteten Zauber-Palaſte nennen dürfte, ſchickte ſich an, die ihm ſcharf empfohlene Pflicht zu erfüllen, als der Conſul und Kniep in das leere Heiligthum hereinſtürzten, mich umarmten und eine leidenſchaftliche Freude ausdrückten, mich, den ſie ſchon in Gewahrſam geglaubt, wieder zu ſehen. Sie hatten in Höllenangſt geſeſſen, bis der gewandte Läufer, wahrſcheinlich vom Conſul gut penſionirt, einen glücklichen Ausgang des Abenteuers unter hundert Poſſen erzählte, worauf denn ein erheiternder Frohſinn ſich über die Beiden ergoß, die mich ſogleich aufſuchten, als die Aufmerkſamkeit des Gouverneur's wegen der Kirche ihnen bekannt geworden.

Indeſſen ſtanden wir vor dem Hochaltare, die Auslegung alter Koſtbarkeiten vernehmend. Säulen von Lapis Lazuli, durch bronzene, vergoldete Stäbe gleichſam cannelirt, nach Florentiniſcher Art eingelegte Pilaſter und Füllungen; die prächtigen Sicilianiſchen Achate in Ueberfluß, Erz und Vergoldung ſich wiederholend und Alles verbindend.

Nun war es aber eine wunderbare, contrapunctiſche Fuge, wenn Kniep und der Conſul die Verlegenheit des Abenteuers, der Vorzeiger dagegen die Koſtbarkeiten der noch wohl erhaltenen Pracht verſchränkt vortrugen, Beide von ihrem Gegenſtand durchdrungen; wobei ich denn das doppelte Vergnügen hatte, den Werth meines glücklichen Entkommens zu fühlen und zugleich die Sicilianiſchen Gebirgsproducte, um die ich mir ſchon manche Mühe gegeben, architectoniſch angewendet zu ſehen.

Die genaue Kenntniß der einzelnen Theile, woraus dieſer Prunk zuſammengeſetzt war, verhalf mir zur Entdeckung, daß der ſogenannte Lapis Lazuli jener Säulen eigentlich nur Calcara ſei, aber freilich von ſo ſchöner Farbe, als ich ſie noch nicht geſehen und herrlich zuſammengefügt. Aber auch ſo blieben dieſe Säulen noch immer ehrwürdig; denn es ſetzt eine ungeheure Menge jenes Materials voraus, um Stücke von ſo ſchöner und gleicher Farbe ausſuchen zu können, und dann iſt die Bemühung des Schneidens, Schleifens und Polirens höchſt bedeutend. Doch was war jenen Vätern unüberwindlich?

Der Conſul hatte indeſſen nicht aufgehört, mich über mein bedrohliches Schickſal aufzuklären. Der Gouverneur nämlich, mit ſich ſelbſt unzufrieden, daß ich von ſeinem gewaltſamen Betragen gegen den Quaſi-Maltheſer gleich bei'm erſten Eintritt Zeuge geweſen, habe ſich vorgenommen, mich beſonders zu ehren und ſich darüber einen Plan feſtgeſetzt; dieſer habe durch mein Außenbleiben gleich zu Anfang der Ausführung einen Strich erlitten. Nach langem Warten ſich endlich zur Tafel ſetzend, habe der Deſpot ſein ungeduldiges Mißvergnügen nicht verbergen können und die Geſellſchaft ſei in Furcht geſtanden, entweder bei meinem Kommen oder nach aufgehobener Tafel eine Scene zu erleben.

Indeſſen ſuchte der Küſter immer wieder das Wort zu erhaſchen, öffnete die geheimen Räume, nach ſchönen Verhältniſſen gebaut, anſtändig, ja prächtig verziert, auch war darin noch manches bewegliche Kirchengeräthe übrig geblieben, dem Ganzen gemäß garnirt und genutzt. Von edeln Metallen ſah ich Nichts, ſo wenig als von ältern und neuern ächten Kunſtwerken.

Unſere Italieniſch-Deutſche Fuge, denn Pater und Küſter pſalmodirten in der erſten, Kniep und Conſul in der zweiten Sprache, neigte ſich zu Ende, als ein Officier ſich zu uns geſellte, den ich bei Tafel geſehen. Er gehörte zum Gefolge des Gouverneur's. Dieß konnte wieder einige Beſorgniß erregen, beſonders da er ſich erbot, mich an den Hafen zu führen, wo er mich an Puncte bringen wolle, die Fremden ſonſt unzugänglich ſeien. Meine Freunde ſahen ſich an, ich ließ mich jedoch nicht abhalten, allein mit ihm zu gehen. Nach einigen gleichgiltigen Geſprächen begann ich ihn zutraulich anzureden und geſtand: bei Tafel gar wohl bemerkt zu haben, daß mehrere Stille Beiſitzer mir durch ein freundliches Zeichen zu verſtehen gegeben, daß ich nicht unter weltfremden Menſchen allein, ſondern unter Freunden, ja Brüdern mich befinde und deßhalb Nichts zu beſorgen habe. Ich halte für Pflicht, ihm zu danken und um Erſtattung gleichen Danks an die übrigen Freunde zu erſuchen. Hierauf erwiederte Derſelbe: daß ſie mich um ſo mehr zu beruhigen geſucht, als ſie bei Kenntniß der Gemüthsart ihres Vorgeſetzten für mich eigentlich Nichts befürchtet hätten; denn eine Exploſion, wie die gegen den Maltheſer, ſei nur ſelten, und gerade wegen einer ſolchen mache ſich der würdige Greis ſelbſt Vorwürfe, hüte ſich lange, lebe dann eine Weile in einer ſorgloſen Sicherheit ſeiner Pflicht, bis er denn endlich, durch einen unerwarteten Vorfall überraſcht, wieder zu neuen Heftigkeiten hingeriſſen werde. Der wackere Freund ſetzte hinzu, daß ihm und ſeinen Genoſſen Nichts wünſchenswerther wäre, als mit mir ſich genauer zu verbinden, weßhalb ich die Gefälligkeit haben möchte, mich näher zu be-

zeichnen, wozu ſich heute Nacht die beſte Gelegenheit finden werde. Ich wich dieſem Verlangen höflich aus, indem ich ihn bat, mir eine Grille zu verzeihen: ich wünſche nämlich auf Reiſen bloß als Menſch angeſehen zu werden, könne ich als ein ſolcher Vertrauen erregen und Theilnahme erlangen, ſo ſei es mir angenehm und erwünſcht; in andere Verhältniſſe einzugehen verböten mir mancherlei Gründe.

Ueberzeugen wollt' ich ihn nicht; denn ich durfte ja nicht ſagen, was eigentlich mein Grund war. Merkwürdig genug aber ſchien mir's, wie ſchön und unſchuldig die wohldenkenden Männer unter einem deſpotiſchen Regiment ſich zu eigenem und zu der Fremdlinge Schutz verbündet hatten. Ich verhehlte ihm nicht, daß ich ihre Verhältniſſe zu andern Deutſchen Reiſenden recht wohl kenne, verbreitete mich über die löblichen Zwecke, die erreicht werden ſollten, und ſetzte ihn immer mehr in Erſtaunen über meine vertrauliche Hartnäckigkeit. Er verſuchte alles Mögliche, mich aus meinem Incognito hervor zu ziehen, welches ihm nicht gelang, theils weil ich, einer Gefahr entronnen, mich nicht zwecklos in eine andere begeben konnte, theils weil ich gar wohl bemerkte, die Anſichten dieſer wackern Inſulaner ſeien von den meinigen ſo ſehr verſchieden, daß ihnen mein näherer Umgang weder Freude noch Troſt bringen könne.

Dagegen wurden Abends mit dem theilnehmenden und thätigen Conſul noch einige Stunden verbracht, der denn auch die Scene mit dem Maltheſer aufklärte. Es ſei Dieſer zwar kein eigentlicher Abenteurer, aber ein unruhiger Ortwechſler. Der Gouverneur, aus einer großen Familie, wegen Ernſt und Tüchtigkeit verehrt, wegen bedeutender Dienſte geſchätzt, ſtehe doch im Rufe unbegrenzten Eigenwillens, zaumloſer Heftigkeit und ehernen Starrſinns. Argwöhniſch als Greis und Deſpot, mehr beſorgt als überzeugt, daß er Feinde bei Hofe habe, haſſe er ſolche hin- und wiederziehende Figuren, die er durchaus für Spione halte. Dieß Mal ſei ihm der Rothrock in die Quer gekommen, da er nach einer ziemlichen Pauſe ſich wieder ein Mal im Zorn habe ergehen müſſen, um die Leber zu befreien.

Meſſina und auf der See, Montag, den 11. Mai.

Beide wir erwachten mit gleicher Empfindung, verdrießlich, daß wir, durch den erſten, wüſten Anblick von Meſſina zur Ungeduld gereizt, uns entſchloſſen hatten, mit dem Franzöſiſchen Kauffahrer die Rückfahrt abzuſchließen. Nach dem glücklich beendigten Abenteuer mit dem Gouverneur, bei dem Verhältniß zu wackern Männern, denen ich mich nur näher zu bezeichnen brauchte, aus dem Beſuch bei meinem Banquier, der auf dem Lande in der angenehmſten Gegend wohnte, ließ ſich für einen längern Aufenthalt in Meſſina das Angenehmſte hoffen. Kniep, von ein Paar hübſchen Kindern wohl unterhalten, wünſchte Nichts mehr, als die längere Dauer des ſonſt verhaßten Gegenwindes. Indeſſen war die Lage unangenehm; Alles mußte gepackt bleiben und wir jeden Augenblick bereit ſein, zu ſcheiden.

So geſchah denn auch dieſer Aufruf gegen Mittag; wir eilten an Bord und fanden unter der am Ufer verſammelten Menge auch unſern guten Conſul, von dem wir dankbar Abſchied nahmen. Der gelbe Läufer drängte ſich auch herbei, ſeine Ergötzlichkeiten abzuholen. Dieſer ward nun belohnt und beauftragt, ſeinem Herrn unſere Abreiſe zu melden und mein Außenbleiben von Tafel zu entſchuldigen. — Wer abſegelt, iſt entſchuldigt! rief er aus, ſodann mit einem ſeltſamen Sprung ſich umkehrend, war er verſchwunden.

Im Schiffe ſelbſt ſah es nun anders aus, als auf der Neapolitaniſchen Corvette; doch beſchäftigte uns, bei allmäliger Entfernung vom Ufer, die herrliche Anſicht des Palaſt-Cirkels, der Citadelle, der hinter der Stadt aufſteigenden Berge, Calabrien an der andern Seite. Nun der freie Blick in die Meerenge nord- und ſüdwärts, bei einer ausgedehnten, an beiden Seiten ſchön bewaldeten Breite. Als wir Dieſes nach und nach anſtaunten, ließ man uns links, in ziemlicher Ferne, einige Bewegung im Waſſer, rechts aber, etwas näher, einen vom Ufer ſich auszeichnenden Felſen bemerken, jene als Charybdis, dieſen als Scylla. Man hat ſich bei Gelegenheit beider, in der Natur ſo weit auseinander ſtehenden, von dem Dichter ſo nah zuſammengerückten Merkwürdigkeiten über die Fabelei der Poeten beſchwert und nicht bedacht, daß die Einbildungskraft aber Menſchen durchaus Gegenſtände, wenn ſie ſich ſolche bedeutend vorſtellen will, höher als breit imaginirt und dadurch dem Bilde mehr Character, Ernſt und Würde verſchafft. Tauſendmal habe ich klagen hören, daß ein durch Erzählung gekannter Gegenſtand in der Gegenwart nicht mehr befriedige; die Urſache hiervon iſt immer dieſelbe: Einbildung und Gegenwart verhalten ſich wie Poeſie und Proſa, jene wird die Gegenſtände mächtig und ſteil denken, dieſe ſich immer in die Fläche verbreiten. Landſchaftsmaler des ſechszehnten Jahrhunderts gegen die unſrigen gehalten, geben das auffallendſte Beiſpiel. Eine Zeichnung von Jodocus Momper neben einem Kniep'ſchen Contour würde den ganzen Contraſt ſichtbar machen.

Mit ſolchen und ähnlichen Geſprächen unter-

hielten wir uns, indem ſelbſt für Kniep die Küſten, welche zu zeichnen er ſchon Anſtalt getroffen hatte, nicht reizend genug waren.

Mich aber befiel abermals die unangenehme Empfindung der Seekrankheit, und hier war dieſer Zuſtand nicht wie bei der Ueberfahrt durch bequeme Abſonderung gemildert; doch fand ſich die Cajüte groß genug, um mehrere Perſonen einzunehmen, auch an guten Matratzen war kein Mangel. Ich nahm die horizontale Stellung wieder an, in welcher mich Kniep gar vorſorglich mit rothem Wein und gutem Brod erquickte. In dieſer Lage wollte mir unſere ganze Sicilianiſche Reiſe in keinem angenehmen Lichte erſcheinen. Wir hatten doch eigentlich Nichts geſehen, als durchaus eitle Bemühungen des Menſchengeſchlechts ſich gegen die Gewaltſamkeit der Natur, gegen die hämiſche Tücke der Zeit und gegen den Groll ihrer eigenen feindſeligen Spaltungen zu erhalten. Die Carthager, Griechen und Römer und ſo viele nachfolgende Völkerſchaften haben gebaut und zerſtört. Selinunt liegt methodiſch umgeworfen; die Tempel von Girgenti niederzuliegen, waren zwei Jahrtauſende nicht hinreichend, Catania und Meſſina zu verderben, wenige Stunden, wo nicht gar Augenblicke. Dieſe wahrhaft ſeekranken Betrachtungen eines auf der Woge des Lebens hin und wieder Geſchaukelten ließ ich nicht Herrſchaft gewinnen.

Auf der See, Dinſtag, den 11. Mai.

Meine Hoffnung, dieß Mal ſchneller nach Neapel zu gelangen, oder von der Seekrankheit eher befreit zu ſein, war nicht eingetroffen. Verſchiedene Mal verſuchte ich, durch Kniep angeregt, auf das Verdeck zu treten, allein der Genuß eines ſo mannigfaltigen Schönen war mir verſagt, nur einige Vorfälle ließen mich meinen Schwindel vergeſſen. Der ganze Himmel war mit einem weißlichen Wolkendunſt umzogen, durch welchen die Sonne, ohne daß man ihr Bild hätte unterſcheiden können, das Meer überleuchtete, welches die ſchönſte Himmelsbläue zeigte, die man nur ſehen kann. Eine Schaar Delphine begleitete das Schiff, ſchwimmend und ſpringend blieben ſie ihm immer gleich. Mich däucht, ſie hatten das aus der Tiefe und Ferne ihnen als ein ſchwarzer Punct erſcheinende Schwimmgebäude für irgend einen Raub und willkommene Zehrung gehalten. Vom Schiff aus wenigſtens behandelte man ſie nicht als Geleitsmänner, ſondern wie Feinde; einer ward mit der Harpune getroffen, aber nicht herangebracht.

Der Wind blieb ungünſtig, den unſer Schiff, in verſchiedenen Richtungen fortſtreichend, nur überliſten konnte. Die Ungeduld hierüber ward vermehrt, als einige erfahrene Reiſende verſicherten: weder Hauptmann noch Steurer verſtünden ihr Handwerk; Jener möge wohl als Kaufmann, Dieſer als Matroſe gelten, für den Werth ſo vieler Menſchen und Güter ſeien ſie nicht geeignet, einzuſtehen.

Ich erſuchte dieſe übrigens braven Perſonen, ihre Beſorgniſſe geheim zu halten. Die Anzahl der Paſſagiere war groß, darunter Weiber und Kinder von verſchiedenem Alter; denn Alles hatte ſich auf das Franzöſiſche Fahrzeug gedrängt, die Sicherheit der weißen Flagge vor Seeräubern, ſonſt Nichts weiter bedenkend. Ich ſtellte vor, daß Mißtrauen und Sorge Jeden in die peinlichſte Lage verſetzen würde, da bis jetzt Alle in der farb- und wappenloſen Leinwand ihr Heil geſehen.

Und wirklich iſt zwiſchen Himmel und Meer dieſer weiße Zipfel als entſcheidender Talisman merkwürdig genug. Wie ſich Abfahrende und Zurückbleibende noch mit geſchwungenen weißen Taſchentüchern begrüßen und dadurch wechſelſeitig ein ſonſt nie zu empfindendes Gefühl der ſcheidenden Freundſchaft und Neigung erregen, ſo iſt hier in dieſer einfachen Fahne der Urſprung geheiligt; eben als wenn Einer ſein Taſchentuch an eine Stange befeſtigte, um der ganzen Welt anzukündigen, es komme ein Freund über Meer.

Mit Wein und Brod von Zeit zu Zeit erquickt, zum Verdruß des Hauptmanns, welcher verlangte, daß ich eſſen ſollte, was ich bezahlt hatte, konnte ich doch auf dem Verdeck ſitzen und an mancher Unterhaltung Theil nehmen. Kniep wußte mich zu erheitern, indem er nicht, wie auf der Corvette, über die vortreffliche Koſt triumphirend, meinen Neid zu erregen ſuchte, mich vielmehr dieß Mal glücklich pries, daß ich keinen Appetit habe.

Mittwoch, den 12. Mai.

Und ſo war der Nachmittag vorbeigegangen, ohne daß wir, unſern Wünſchen gemäß, in den Golf von Neapel eingefahren wären. Wir wurden vielmehr immer weſtwärts getrieben, und das Schiff, indem es ſich der Inſel Capri näherte, entfernte ſich immer mehr von dem Cap Minerva. Jedermann war verdrießlich und ungeduldig, wir Beiden aber, die wir die Welt mit maleriſchen Augen betrachteten, konnten damit ſehr zufrieden ſein; denn bei Sonnenuntergang genoſſen wir des herrlichſten Anblicks, den uns die ganze Reiſe gewährt hatte. In dem glänzendſten Farbenſchmuck lag Cap Minerva mit den daranſtoßenden Gebirgen vor unſern Augen, indeß die Felſen, die ſich ſüd-

wärts hinabziehen, schon einen bläulichen Ton angenommen hatten. Vom Cap an zog sich die ganze erleuchtete Küste bis Sorrent hin. Der Vesuv war uns sichtbar, eine ungeheure Dampfwolke über ihm aufgethürmt, von der sich ostwärts ein langer Streif weit hinzog, so daß wir den stärksten Ausbruch vermuthen konnten. Links lag Capri, steil in die Höhe strebend; die Formen seiner Felswände konnten wir durch den durchsichtigen, bläulichen Dunst vollkommen unterscheiden. Unter einem ganz reinen, wolkenlosen Himmel glänzte das ruhige, kaum bewegte Meer, das bei einer völligen Windstille endlich wie ein klarer Teich vor uns lag. Wir entzückten uns an dem Anblick, Kniep trauerte, daß alle Farbenkunst nicht hinreiche, diese Harmonie wieder zu geben, so wie der feinste Englische Bleistift die geübteste Hand nicht in den Stand setze, diese Linien nachzuziehen. Ich dagegen, überzeugt, daß ein weit geringeres Andenken, als dieser geschickte Künstler zu erhalten vermochte, in der Zukunft höchst wünschenswerth sein würde, ich ermunterte ihn Hand und Auge zum letzten Mal anzustrengen; er ließ sich bereden und lieferte eine der genauesten Zeichnungen, die er nachher colorirte und ein Beispiel zurückließ, daß bildlicher Darstellung das Unmögliche möglich wird. Den Uebergang vom Abend zur Nacht verfolgten wir mit eben so begierigen Augen. Capri lag nun ganz finster vor uns und zu unserm Erstaunen entzündete sich die vesuvische Wolke sowie auch der Wolkenstreif je länger je mehr, und wir sahen zuletzt einen ansehnlichen Strich der Atmosphäre im Grunde unsers Bildes erleuchtet, ja wetterleuchten.

Ueber diese uns so willkommenen Scenen hatten wir unbemerkt gelassen, daß uns ein großes Unheil bedrohe; doch ließ uns die Bewegung unter den Passagieren nicht lange in Ungewißheit. Sie, der Meeresereignisse kundiger als wir, machten dem Schiffsherrn und seinem Steuermanne bittere Vorwürfe: daß über ihre Ungeschicklichkeit nicht allein die Meerenge verfehlt sei, sondern auch die ihnen anvertraute Personenzahl, Güter und Alles umzukommen in Gefahr schwebe. Wir erkundigten uns nach der Ursache dieser Unruhe, indem wir nicht begriffen, daß bei völliger Windstille irgend ein Unheil zu befürchten sei. Aber eben diese Windstille machte jene Männer trostlos; wir befänden uns, sagten sie, schon in der Strömung, die sich um die Insel bewegt und durch einen sonderbaren Wellenschlag so langsam als unwiderstehlich nach dem schroffen Felsen hinzieht, wo uns auch nicht ein Fuß breit Vorsprung oder Bucht zur Rettung gegeben ist.

Aufmerksam durch diese Reden betrachteten wir nun unser Schicksal mit Grauen; denn obgleich die Nacht die zunehmende Gefahr nicht unterscheiden ließ, so bemerkten wir doch, daß das Schiff, schwankend und schwippend, sich den Felsen näherte, die immer finsterer vor uns standen, während über das Meer hin noch ein leichter Abendschimmer verbreitet lag. Nicht die geringste Bewegung war in der Luft zu bemerken; Schnupftücher und leichte Bänder wurden von Jedem in die Höhe und in's Freie gehalten, aber keine Andeutung eines erwünschten Hauches zeigte sich. Die Menge ward immer lauter und wilder. Nicht etwa betend knieten die Weiber mit ihren Kindern auf dem Verdeck, sondern, weil der Raum zu eng war, sich darauf zu bewegen, lagen sie gedrängt aneinander. Sie noch mehr als die Männer, welche besonnen auf Hülfe und Rettung dachten, schalten und tobten gegen den Capitän. Nun ward ihm Alles vorgeworfen, was man auf der ganzen Reise schweigend zu erinnern gehabt: für theures Geld einen schlechten Schiffsraum, geringe Kost, ein zwar nicht unfreundliches, aber doch stummes Betragen. Er hatte Niemandem von seinen Handlungen Rechenschaft gegeben, ja selbst noch den letzten Abend ein hartnäckiges Stillschweigen über seine Manövers beobachtet. Nun hieß er und der Steuermann hergelaufene Krämer, die, ohne Kenntniß der Schiffkunst, sich aus bloßem Eigennutz den Besitz eines Fahrzeuges zu verschaffen gewußt und nun, durch Unfähigkeit und Ungeschicklichkeit, Alle, die ihnen anvertraut, zu Grunde richteten. Der Hauptmann schwieg und schien immer noch auf Rettung zu sinnen; mir aber, dem von Jugend auf Anarchie verdrießlicher gewesen als der Tod selbst, war es unmöglich, länger zu schweigen. Ich trat vor sie hin und redete ihnen zu, mit ungefähr eben soviel Gemüthsruhe, als den Vögeln von Malfesine. Ich stellte ihnen vor, daß gerade in diesem Augenblick ihr Lärmen und Schreien Denen, von welchen noch allein Rettung zu hoffen sei, Ohr und Kopf verwirrten; so daß sie weder denken, noch sich untereinander verständigen könnten. Was Euch betrifft, rief ich aus, kehrt in Euch selbst zurück und dann wendet Euer brünstiges Gebet zur Mutter Gottes, auf die es ganz allein ankommt, ob sie sich bei ihrem Sohne verwenden mag, daß er für Euch thue, was er damals für seine Apostel gethan, als auf dem stürmenden See Tiberias die Wellen schon in das Schiff schlugen, der Herr aber schlief, der jedoch, als ihn die Trost- und Hülflosen aufweckten, sogleich dem Winde zu ruhen gebot, wie er jetzt der Luft gebieten kann, sich zu regen, wenn es anders sein heiliger Wille ist.

Diese Worte thaten die beste Wirkung. Eine

unter den Frauen, mit der ich mich ſchon früher über ſittliche und geiſtliche Gegenſtände unterhalten hatte, rief aus: Ah! il Barlamé! benedetto il Barlamé! Und wirklich ſangen ſie, da ſie ohnehin ſchon auf den Knieen lagen, ihre Litaneyen mit mehr als herkömmlicher Inbrunſt leidenſchaftlich zu beten an. Sie konnten Dieß mit deſto größerer Beruhigung thun, als die Schiffsleute noch ein Rettungsmittel verſuchten, das wenigſtens in die Augen fallend war: ſie ließen das Boot herunter, das freilich nur ſechs bis acht Männer faſſen konnte, befeſtigten es durch ein langes Seil an das Schiff, welches die Matroſen durch Ruderſchläge nach ſich zu ziehen kräftig bemüht waren. Auch glaubte man einen Augenblick, daß ſie es innerhalb der Strömung bewegten und hoffte, es bald aus derſelben herausgerettet zu ſehen. Ob aber gerade dieſe Bemühungen die Gegengewalt der Strömung vermehrt, oder wie es damit beſchaffen ſein mochte, ſo ward mit ein Mal an dem langen Seil das Boot und ſeine Mannſchaft im Bogen rückwärts nach dem Schiffe geſchleudert, wie die Schmitze einer Peitſche, wenn der Fuhrmann einen Zug thut. Auch dieſe Hoffnung ward aufgegeben! — Gebet und Klagen wechſelten ab und der Zuſtand wuchs um ſo ſchauerlicher, da nun oben auf dem Felſen die Ziegenhirten, deren Feuer man ſchon längſt geſehen hatte, hohl aufſchrieen: da unten ſtrande das Schiff! Sie riefen einander noch viele unverſtändliche Töne zu, in welchen einige, mit der Sprache bekannt, zu vernehmen glaubten: als freuten ſie ſich auf manche Beute, die ſie am andern Morgen aufzuſuchen gedächten. Sogar der tröſtliche Zweifel, ob denn auch wirklich das Schiff dem Felſen ſich ſo drohend nähere, war leider nur zu bald gehoben, indem die Mannſchaft zu großen Stangen griff, um das Fahrzeug, wenn es zum Aeußerſten käme, damit von den Felſen abzuhalten, bis denn endlich auch dieſe brächen und Alles verloren ſei. Immer ſtärker ſchwankte das Schiff, die Brandung ſchien ſich zu vermehren und meine durch alles Dieſes wiederkehrende Seekrankheit drängte mir den Entſchluß auf, hinunter in die Cajüte zu ſteigen. Ich legte mich halb betäubt auf meine Matratze, doch aber mit einer gewiſſen angenehmen Empfindung, die ſich vom See Tiberias herzuſchreiben ſchien; denn ganz deutlich ſchwebte mir das Bild aus Merian's Kupferbibel vor Augen. Und ſo bewährte ſich die Kraft aller ſinnlich-ſittlichen Eindrücke jedes Mal am Stärkſten, wenn der Menſch ganz auf ſich ſelbſt zurückgewieſen iſt. Wie lange ich ſo im halben Schlafe gelegen, wüßte ich nicht zu ſagen, aufgeweckt aber ward ich durch ein gewaltſames Getöſe über mir; ich konnte deutlich vernehmen, daß es die großen Seile waren, die man auf dem Verdeck hin und wieder ſchleppte; Dieß gab mir Hoffnung, daß man von den Segeln Gebrauch mache. Nach einer kleinen Weile ſprang Kniep herunter und kündigte mir an, daß man gerettet ſei: der gelindeſte Windshauch habe ſich erhoben; in dem Augenblick ſei man bemüht geweſen, die Segel aufzuziehen, er ſelbſt habe nicht verſäumt, Hand anzulegen. Man entferne ſich ſchon ſichtbar vom Felſen, und obgleich noch nicht völlig außer der Strömung, hoffe man nun doch, ſie zu überwinden. Oben war Alles ſtille; ſodann kamen mehrere der Paſſagiere, verkündigten den glücklichen Ausgang und legten ſich nieder.

Als ich früh am vierten Tage unſerer Fahrt erwachte, befand ich mich friſch und geſund, ſowie ich auch bei der Ueberfahrt zu eben dieſer Epoche geweſen war; ſo daß ich alſo auf einer längern Seereiſe wahrſcheinlich mit einer dreitägigen Unpäßlichkeit meinen Tribut würde bezahlt haben.

Vom Verdeck ſah ich mit Vergnügen die Inſel Capri in ziemlicher Entfernung zur Seite liegen und unſer Schiff in ſolcher Richtung, daß wir hoffen konnten, in den Golf hinein zu fahren, welches denn auch bald geſchah. Nun hatten wir die Freude, nach einer ausgeſtandenen harten Nacht dieſelben Gegenſtände, die uns Abends vorher entzückt hatten, in entgegengeſetztem Lichte zu bewundern. Bald ließen wir jene gefährliche Felſeninſel hinter uns. Hatten wir geſtern die rechte Seite des Golfs von weitem bewundert, ſo erſchienen nun auch die Caſtelle und die Stadt gerade vor uns, ſodann links der Poſilipp und die Erdzungen, die ſich bis gegen Procida und Iſchia erſtrecken. Alles war auf dem Verdeck, voran ein für ſeinen Orient ſehr eingenommener Griechiſcher Prieſter, der den Landesbewohnern, die ihr herrliches Vaterland mit Entzücken begrüßten, auf ihre Frage: wie ſich denn Neapel zu Conſtantinopel verhalte, ſehr pathetiſch antwortete: anche questa è una città! — Auch Dieſes iſt eine Stadt! — Wir langten zur rechten Zeit im Hafen an, umſummt von Menſchen; es war der lebhafteſte Augenblick des Tages. Kaum waren unſere Koffer und ſonſtigen Geräthſchaften ausgeladen und ſtanden am Ufer, als gleich zwei Laſtträger ſich derſelben bemächtigten, und kaum hatten wir ausgeſprochen, daß wir bei Moriconi logiren würden, ſo liefen ſie mit dieſer Laſt wie mit einer Beute davon, ſo daß wir ihnen durch die menſchenreichen Straßen und über den bewegten Platz nicht mit den Augen folgen konnten. Kniep hatte das Portefeuille unter dem Arm, und wir hätten wenigſtens die Zeichnungen gerettet, wenn jene Träger, weniger ehrlich als

die Neapolitaniſchen armen Teufel, und um Dasjenige gebracht hätten, was die Brandung verſchont hatte.

Neapel.

An Herder.

Neapel, den 17. Mai

Hier bin ich wieder, meine Lieben, friſch und geſund. Ich habe die Reiſe durch Sicilien leicht und ſchnell getrieben; wenn ich wiederkomme, ſollt Ihr beurtheilen, wie ich geſehen habe. Daß ich ſonſt ſo an den Gegenſtänden klebte und haftete, hat mir nun eine unglaubliche Fertigkeit verſchafft, Alles gleichſam vom Blatt weg zu ſpielen, und ich finde mich recht glücklich, den großen, ſchönen, unvergleichbaren Gedanken von Sicilien ſo klar, ganz und lauter in der Seele zu haben. Nun bleibt meiner Sehnſucht kein Gegenſtand mehr im Mittag, da ich auch geſtern von Päſtum zurückgekommen bin. Das Meer und die Inſeln haben mir Genuß und Leiden gegeben und ich kehre befriedigt zurück. Laßt mich jedes Detail bis zu meiner Wiederkehr aufſparen. Auch iſt hier in Neapel kein Beſinnen; dieſen Ort werde ich Euch nun beſſer ſchildern, als es meine erſten Briefe thaten. Den erſten Juni reiſe ich nach Rom, wenn mich nicht eine höhere Macht hindert, und Anfangs Juli denke ich von dort wieder abzugehen. Ich muß Euch ſobald als möglich wieder ſehen; es ſollen gute Tage werden. Ich habe unſäglich aufgeladen und brauche Ruhe, es wieder zu verarbeiten.

Für Alles, was Du Liebes und Gutes an meinen Schriften thuſt, danke ich Dir tauſendmal, ich wünſchte immer, etwas Beſſeres auch Dir zur Freude zu machen. Was mir auch von Dir begegnen wird und wo, ſoll mir willkommen ſein; wir ſind ſo nah in unſern Vorſtellungsarten, als es möglich iſt, ohne Eins zu ſein, und in den Hauptpuncten am Nächſten. Wenn Du dieſe Zeit her viel aus Dir ſelbſt geſchöpft haſt, ſo habe ich viel erworben, und ich kann einen guten Tauſch hoffen.

Ich bin freilich, wie Du ſagſt, mit meiner Vorſtellung ſehr an's Gegenwärtige geheftet, und jemehr ich die Welt ſehe, deſto weniger kann ich hoffen, daß die Menſchheit je eine weiſe, kluge, glückliche Maſſe werden könne. Vielleicht iſt unter den Millionen Welten eine, die ſich dieſes Vorzugs rühmen kann; bei der Conſtitution der unſerigen bleibt mir ſo wenig für ſie, als für Sicilien bei der ſeinigen zu hoffen.

In einem beiliegenden Blatte ſage ich Etwas über den Weg nach Salerno und über Päſtum ſelbſt; es iſt die letzte, und faſt möcht' ich ſagen, herrlichſte Idee, die ich nun nordwärts vollſtändig mitnehme. Auch iſt der mittlere Tempel, nach meiner Meinung, Allem vorzuziehen, was man noch in Sicilien ſieht.

Was den Homer betrifft, iſt mir wie eine Decke von den Augen gefallen. Die Beſchreibungen, die Gleichniſſe ꝛc. kommen uns poetiſch vor und ſind doch unſäglich natürlich, aber freilich mit einer Reinheit und Innigkeit gezeichnet, vor der man erſchrickt. Selbſt die ſonderbarſten, erlogenen Begebenheiten haben eine Natürlichkeit, die ich nie ſo gefühlt habe, als in der Nähe der beſchriebenen Gegenſtände. Laß mich meinen Gedanken kurz ſo ausdrücken: ſie ſtellten die Exiſtenz dar, wir gewöhnlich den Effect; ſie ſchilderten das Fürchterliche, wir ſchildern fürchterlich; ſie das Angenehme, wir angenehm u. ſ. w. Daher kommt alles Uebertriebene, alles Manierirte, alle falſche Grazie, aller Schwulſt. Denn wenn man den Effect und auf den Effect arbeitet, ſo glaubt man ihn nicht fühlbar genug machen zu können. Wenn, was ich ſage, nicht neu iſt, ſo hab' ich es doch bei neuem Anlaß recht lebhaft gefühlt. Nun ich alle dieſe Küſten und Vorgebirge, Golfe und Buchten, Inſeln und Erdzungen, Felſen und Sandſtreifen, buſchige Hügel, ſanfte Weiden, fruchtbare Felder, geſchmückte Gärten, gepflegte Bäume, hängende Reben, Weinberge und immer heitere Ebenen, Klippen und Bänke und das Alles umgebende Meer mit ſo vielen Abwechſelungen und Mannigfaltigkeiten im Geiſte gegenwärtig habe: nun iſt mir erſt die Odyſſee ein lebendiges Wort.

Ferner muß ich Dir vertrauen, daß ich dem Geheimniß der Pflanzenzeugung und Organiſation ganz nahe bin und daß es das Einfachſte iſt, was nur gedacht werden kann. Unter dieſem Himmel kann man die ſchönſten Beobachtungen machen. Den Hauptpunct, wo der Keim ſteckt, habe ich ganz klar und zweifellos gefunden; Alles Uebrige ſeh' ich auch ſchon im Ganzen und nur noch einige Puncte müſſen beſtimmter werden. Die Urpflanze wird das wunderlichſte Geſchöpf von der Welt, um welches mich die Natur ſelbſt beneiden ſoll. Mit dieſem Modell und dem Schlüſſel dazu kann man alsdann noch Pflanzen in's Unendliche erfinden, die conſequent ſein müſſen, Das heißt: die, wenn ſie auch nicht exiſtiren, doch exiſtiren könnten und nicht etwa maleriſche oder dichteriſche Schatten und Scheine ſind, ſondern eine innerliche Wahrheit und Nothwendigkeit haben. Daſſelbe Geſetz wird ſich auf alles übrige Lebendige anwenden laſſen.

Rom 10. Mai.

Tischbein, der nach Rom wieder zurückgekehrt ist, hat, wie wir merken, hier in der Zwischenzeit so für uns gearbeitet, daß wir seine Abwesenheit nicht empfinden sollen. Er scheint seinen sämmtlichen hiesigen Freunden so viel Zutrauen zu uns eingeflößt zu haben, daß sie sich alle offen, freundlich und thätig gegen uns erweisen, welches ich besonders in meiner gegenwärtigen Lage sehr bedarf, weil kein Tag vergeht, wo ich nicht Jemand um irgend eine Gefälligkeit und Beistand anzurufen hätte. So eben bin ich im Begriff, ein summarisches Verzeichniß aufzusetzen von Dem, was ich noch zu sehen wünschte; da denn die Kürze der Zeit Meisterin bleiben und andeuten wird, was denn auch wirklich nachgeholt werden könne.

Rom 12. Mai.

Heute begegnete mir ein angenehmes Abenteuer, welches mich wohl zu einigem Nachdenken bewegen konnte und des Erzählens werth ist.

Eine Dame, die mich schon bei meinem ersten Aufenthalt vielfach begünstigt, ersuchte mich, Abends punct fünf Uhr bei ihr einzutreffen: es wolle mich ein Engländer sprechen, der mir über meinen Werther Etwas zu sagen habe.

Vor einem halben Jahre würde hierauf, und wäre sie mir doppelt werth gewesen, gewiß eine abschlägige Antwort erfolgt sein; aber daran, daß ich zusagte, konnte ich wohl merken, meine Sicilianische Reise habe glücklich auf mich gewirkt, und ich versprach zu kommen.

Leider aber ist die Stadt zu groß und der Gegenstände so viel, daß ich eine Viertelstunde zu spät die Treppe hinaufstieg und eben an der verschlossenen Thüre auf der Schilfmatte stand um zu klingeln, als die Thüre schon aufging und ein schöner Mann, in mittlern Jahren, heraus trat, den ich sogleich für den Engländer erkannte. Er hatte mich kaum angesehen, als er sagte: „Sie sind der Verfasser des Werther!" Ich bekannte mich dazu und entschuldigte mich, nicht früher gekommen zu sein.

„Ich konnte nicht einen Augenblick länger warten," versetzte Derselbe, „was ich Ihnen zu sagen habe, ist ganz kurz und kann eben so gut hier auf der Schilfmatte geschehen. Ich will nicht wiederholen, was Sie von Tausenden gehört, auch hat das Werk nicht so heftig auf mich gewirkt, als auf Andere; so oft ich aber daran denke, was dazu gehörte, um es zu schreiben, so muß ich mich immer auf's Neue verwundern."

Ich wollte irgend Etwas dankbar dagegen erwiedern, als er mir in's Wort fiel und ausrief: „Ich darf keinen Augenblick länger säumen, mein Verlangen ist erfüllt, Ihnen Dieß selbst gesagt zu haben; leben Sie recht wohl und glücklich!" und so fuhr er die Treppe hinunter. Ich stand einige Zeit über diesen ehrenvollen Text nachdenkend und klingelte endlich. Die Dame vernahm mit Vergnügen unser Zusammentreffen, und erzählte manches Vortheilhafte von diesem seltenen und seltsamen Manne.

Freitag, den 23. Mai.

Mein lockeres Prinzeßchen werde ich wohl nicht wieder sehen; sie ist wirklich nach Sorrent und hat mir die Ehre angethan, vor ihrer Abreise auf mich zu schelten, daß ich das steinigte und wüste Sicilien ihr habe vorziehen können. Einige Freunde gaben mir Auskunft über diese sonderbare Erscheinung. Aus einem guten, doch unvermögenden Hause geboren, im Kloster erzogen, entschloß sie sich, einen alten und reichen Fürsten zu heirathen, und man konnte sie um so eher dazu überreden, als die Natur sie zu einem zwar guten, aber zur Liebe völlig unfähigen Wesen gebildet hatte. In dieser reichen, aber durch Familien-Verhältnisse höchst beschränkten Lage suchte sie sich durch ihren Geist zu helfen und, da sie in Thun und Lassen gehindert war, wenigstens ihrem Mundwerk freies Spiel zu geben. Man versicherte mir, daß ihr eigentlichster Wandel ganz untadelig sei, daß sie sich aber fest vorgesetzt zu haben scheine, durch ein unbändiges Reden allen Verhältnissen in's Angesicht zu schlagen. Man bemerkte scherzend, daß keine Censur ihre Discurse, wären sie schriftlich verfaßt, könne durchgehen lassen, weil sie durchaus nichts vorbringe, als was Religion, Staat oder Sitten verletze.

Man erzählte die wunderlichsten und artigsten Geschichten von ihr, wovon eine hier stehen mag, ob sie gleich nicht die anständigste ist.

Kurz vor dem Erdbeben, das Calabrien betraf, war sie auf die dortigen Güter ihres Gemahls gezogen. Auch in der Nähe ihres Schlosses war eine Baracke gebaut, Das heißt, ein hölzernes, einstöckiges Haus, unmittelbar auf den Boden aufgesetzt; übrigens tapezirt, meublirt und schicklich eingerichtet. Bei den ersten Anzeigen des Erdbebens flüchtete sie dahin. Sie saß auf dem Sopha, Knäuchen knüpfend, vor sich ein Nähtischchen, gegen ihr über ein Abbé ein alter Hausgeistlicher. Auf ein Mal wogte der Boden, das Gebäude sank an ihrer Seite nieder, indem die entgegengesetzte sich empor hob, der Abbé und das Tischchen wurde also auch in die Höhe gehoben. „Pfui! rief sie, an der sinkenden Wand mit dem Kopfe gestoßen, schickt sich Das für einen so ehrwürdigen Mann? Ihr geberdet Euch ja, als wenn Ihr auf mich fallen wolltet. Das ist ganz gegen alle Sitte und Wohlstand."

Das konnt' ich ihm an der Stirne lesen —
Er wär' auch sonst nicht so keck gewesen.

ab.

Mephistopheles. Faust.

Mephistopheles.

Herein, ganz leise, nur herein!

Faust nach einigem Stillschweigen.

Ich bitte dich, laß mich allein.

Mephistopheles herumstolzirend.

Nicht jedes Mädchen hält so rein.

ab.

Faust rings aufschauend.

Willkommen süßer Dämmerschein,
Der du dieß Heiligthum durchwehst!
Ergreif mein Herz, du süße Liebespein,
Die du vom Thau der Hoffnung schmachtend
lebst!
Wie athmet rings Gefühl der Stille,
Der Ordnung, der Zufriedenheit,

Indeſſen hatte das Haus ſich wieder niedergeſetzt und ſie mußte ſich vor Lachen nicht zu laſſen über die närriſche, lüſterne Figur, die der gute Aite ſollte geſpielt haben, und ſie ſchien über dieſen Scherz von allen Calamitäten, ja dem großen Verluſt, der ihre Familie und ſoviel tauſend Menſchen betraf, nicht das Mindeſte zu empfinden. Ein wunderſam glücklicher Character, dem noch eine Poſſe gelingt, indem ihn die Erde verſchlingen will.

Sonnabend, den 24. Mai.

Genau betrachtet, möchte man doch wohl gut heißen, daß es ſo viele Heilige gibt; nun kann jeder Gläubige den ſeinigen auslieſen und, mit vollem Vertrauen, ſich gerade an den wenden, der ihm eigentlich zuſagt. Heute war der Tag des meinigen, den ich denn, ihm zu Ehren, nach ſeiner Weiſe und Lehre andächtig-munter beging.

Philippus Neri ſteht in hohem Anſehen und zugleich heiterm Andenken; man wird erbaut und erfreut, wenn man von ihm und ſeiner hohen Gottesfurcht vernimmt; zugleich aber hört man auch von ſeiner guten Laune ſehr viel erzählen. Seit ſeinen erſten Jugendjahren fühlte er die dringendſten Religionstriebe, und im Laufe ſeines Lebens entwickelten ſich in ihm die höchſten Gaben des religiöſen Enthuſiasmus: die Gabe des unwiderſtehlichen Gebets, der tiefen, wortloſen Anbetung, die Gabe der Thränen, der Ecſtaſe und zuletzt ſogar des Aufſteigens vom Boden und Schwebens über demſelben, welches vor Allen für das Höchſte gehalten wird.

Zu ſo vielen geheimnißvollen, ſeltſamen Innerlichkeiten geſellte er den klarſten Menſchenverſtand, die reinſte Würdigung oder vielmehr Abwürdigung der irdiſchen Dinge, den thätigſten Beiſtand, in leiblicher und geiſtlicher Noth, ſeinem Nebenmenſchen gewidmet. Streng beobachtete er alle Obliegenheiten, wie ſie auch an Feſten, Kirchenbeſuchen, Beten, Faſten und ſonſt von dem gläubigen, kirchlichen Manne gefordert werden. Eben ſo beſchäftigte er ſich mit Bildung der Jugend, mit muſicaliſcher und redneriſcher Uebung derſelben, indem er nicht allein geiſtliche, ſondern auch geiſtreiche Themata vorlegte und ſonſt aufregende Geſpräche und Disputationen veranlaßte. Hierbei möchte denn wohl das Sonderbarſte ſcheinen, daß er das Alles aus eigenem Trieb und Befugniß that und leiſtete, ſeinen Weg viele Jahre ſtetig verfolgte, ohne zu irgend einem Orden oder Congregation zu gehören, ja ohne die geiſtliche Weihe zu haben.

Doch bedeutender muß es auffallen, daß gerade Dieß zu Luther's Zeit geſchah und daß mitten in Rom ein tüchtiger, gottesfürchtiger, energiſcher, thätiger Mann gleichfalls den Gedanken hatte, das Geiſtliche, ja das Heilige mit dem Weltlichen zu verbinden, das Himmliſche in das Seculum einzuführen und dadurch ebenfalls eine Reformation vorzubereiten; denn hier liegt doch ganz allein der Schlüſſel, der die Gefängniſſe des Papſtthums öffnen und der freien Welt ihren Gott wiedergeben ſoll.

Der päpſtliche Hof jedoch, der einen ſo bedeutenden Mann in der Nähe, im Bezirk von Rom, unter ſeinem Gewahrſam hatte, ließ nicht nach, bis dieſer, der ohnehin ein geiſtliches Leben führte, ſchon ſeine Wohnung in Klöſtern nahm, daſelbſt lehrte, ermunterte, ja ſogar wo nicht einen Orden, doch eine freie Verſammlung zu ſtiften im Begriff war, endlich beredet ward, die Weihe zu nehmen und alle die Vortheile damit zu empfangen, die ihm denn doch bisher auf ſeinem Lebenswege ermangelt hatten.

Will man auch ſeine körperliche, wunderbare Erhebung über den Boden, wie billig, in Zweifel ziehen, ſo war er doch, dem Geiſte nach, hoch über dieſer Welt erhoben und deßwegen ihm Nichts ſo ſehr zuwider als Eitelkeit, Schein, Anmaßung, gegen die er auch immer, als gegen die größten Hinderniſſe eines wahren, gottſeligen Lebens, kräftig wirkte, und zwar, wie uns manche Geſchichte überliefert, immer mit gutem Humor.

Er befindet ſich z. B. eben in der Nähe des Papſtes, als dieſem berichtet wird, daß in der Nähe von Rom eine Kloſterfrau mit allerlei wunderlichen, geiſtlichen Gaben ſich hervorthue. Die Wahrhaftigkeit dieſer Erzählungen zu unterſuchen, erhält Neri den Auftrag. Er ſetzt ſich ſogleich zu Maulthier und iſt bei ſehr böſem Wetter und Weg bald im Kloſter. Eingeführt unterhält er ſich mit der Aebtiſſin, die ihm von allen dieſen Gnadenzeichen mit vollkommener Beiſtimmung genaueſte Kenntniß gibt. Die geforderte Nonne tritt ein, und er, ohne ſie weiter zu begrüßen, reicht ihr den kothigen Stiefel hin, mit dem Anſinnen, daß ſie ihn ausziehen ſolle. Die heilige, reinliche Jungfrau tritt erſchrocken zurück und gibt ihre Entrüſtung über dieſes Zumuthen mit heftigen Worten zu erkennen. Neri erhebt ſich ganz gelaſſen, beſteigt ſein Maulthier und findet ſich wieder vor dem Papſt, ehe dieſer es nur vermuthen konnte; denn wegen Prüfung ſolcher Geiſtesgaben ſind catholiſchen Beichtvätern bedeutende Vorſichtsmaßregeln auf's Genaueſte vorgeſchrieben, weil die Kirche zwar die Möglichkeit ſolcher himmliſchen Begünſtigungen zugibt, aber die Wirklichkeit derſelben nicht ohne die genaueſte Prüfung zugeſteht. Dem verwunderten Papſte eröffnete Neri kürzlich das Reſultat: Sie iſt keine Heilige;

ruft er aus, ſie thut keine Wunder! denn die Haupteigenſchaft fehlt ihr, die Demuth.

Dieſe Maxime kann man als leitendes Princip ſeines ganzen Lebens anſehen; denn, um nur noch Eins zu erzählen. Als er die Congregation der Padri dell' Oratorio geſtiftet hatte, die ſich bald ein großes Anſehen erwarb und gar Vielen den Wunſch einflößte, Mitglied derſelben zu werden, kam ein junger Römiſcher Prinz, um Aufnahme bittend, welchem denn auch das Noviciat und die demſelben angewieſene Kleidung zugeſtanden wurde. Da aber ſelbiger nach einiger Zeit um wirklichen Eintritt nachſuchte, hieß es: daß vorher noch einige Prüfungen zu beſtehen ſeien; wozu er ſich denn auch bereit erklärte. Da brachte Neri einen langen Fuchsſchwanz hervor und forderte: der Prinz ſolle dieſen ſich hinten an das lange Röckchen anheften laſſen und ganz ernſthaft durch alle Straßen von Rom gehen. Der junge Mann entſetzte ſich, wie oben die Nonne, und äußerte: er habe ſich gemeldet, nicht um Schande, ſondern um Ehre zu erlangen. Da meinte denn Vater Neri, Dieß ſei von ihrem Kreiſe nicht zu erwarten, wo die höchſte Entſagung das erſte Geſetz bleibe. Worauf denn der Jüngling ſeinen Abſchied nahm.

In einem kurzen Wahlſpruch hatte Neri ſeine Hauptlehre verfaßt: Spernere mundum, spernere te ipsum, spernere te sperni.*) Und damit war freilich Alles geſagt. Die beiden erſten Puncte bildet ſich ein Hypochondriſt wohl manchmal ein, erfüllen zu können, um aber ſich zum dritten zu bequemen, müßte man auf dem Wege ſein, ein Heiliger zu werden.

Rom 21. Mai.

Die ſämmtlichen lieben Briefe, vom Ende des vorigen Monats, habe ich geſtern alle auf ein Mal von Rom her durch Graf Fries erhalten und mir mit Leſen und Wiederleſen etwas Rechts zu Gute gethan. Das ſehnlich erwartete Schächtelchen war auch dabei und ich danke tauſendmal für Alles.

Nun wird es aber bald Zeit, daß ich von hier flüchte; denn indem ich mir Neapel und ſeine Umgebungen noch recht zu guter Letzt vergegenwärtigen, den Eindruck erneuern und über Manches abſchließen möchte, ſo reißt der Strom des Tages mich fort und nun ſchließen auch vorzügliche Menſchen ſich an, die ich als alte und neue Bekannte unmöglich ſo geradezu abweiſen kann. Ich fand eine liebenswürdige Dame, mit der ich vorigen Sommer in Carlsbad die angenehmſten Tage verlebt hatte. Um wie manche Stunde betrogen wir die Gegegenwart in heiterſter Erinnerung. Alle die Lieben und Werthen kamen wieder an die Reihe, vor Allem der heitere Humor unſers theuern Fürſten. Sie beſaß das Gedicht noch, womit ihn bei ſeinem Wegritt die Mädchen von Engelhaus überraſchten. Es rief die luſtigen Scenen alle zurück, die witzigen Neckereien und Myſtificationen, die geiſtreichen Verſuche, das Vergeltungsrecht aneinander auszuüben. Schnell fühlten wir uns auf Deutſchem Boden in der beſten Deutſchen Geſellſchaft, eingeſchränkt von Felswänden, durch ein ſeltſames Local zuſammengehalten, mehr noch durch Hochachtung, Freundſchaft und Neigung vereinigt. Sobald wir jedoch an's Fenſter traten rauſchte der Neapolitaniſche Strom wieder ſo gewaltſam an uns vorbei, daß jene friedlichen Erinnerungen nicht feſtzuhalten waren.

Der Bekanntſchaft des Herzogs und der Herzogin von Urſel konnte ich eben ſo wenig ausweichen. Treffliche Perſonen von hohen Sitten, reinem Natur- und Menſchenſinn, entſchiedener Kunſtliebe, Wohlwollen für Begegnende. Eine fortgeſetzte und wiederholte Unterhaltung war höchſt anziehend.

Hamilton und ſeine Schöne ſetzten gegen mich ihre Freundlichkeit fort. Ich ſoir'te bei ihnen und gegen Abend producirte Miß Hart auch ihre muſicaliſchen und meliſchen Talente.

Auf Antrieb Freund Hackert's, der ſein Wohlwollen gegen mich ſteigert und mir alles Merkwürdige zur Kenntniß bringen möchte, führte uns Hamilton in ſein geheimes Kunſt- und Gerümpelgewölbe. Da ſieht es denn ganz verwirrt aus; die Producte aller Epochen zufällig durcheinander geſtellt: Büſten, Torſe, Vaſen, Bronze, von Sicilianiſchen Achaten allerlei Hausgeräth, ſogar ein Capellchen, Geſchnitztes, Gemaltes und was er nur zufällig zuſammenkaufte. In einem langen Kaſten an der Erde, deſſen aufgebrochenen Deckel ich neugierig bei Seite ſchob, lagen zwei ganz herrliche Candelaber von Bronze. Mit einem Wink machte ich Hackert'en aufmerkſam und liſpelte ihm die Frage zu: ob dieſe nicht ganz denen in Portici ähnlich ſeien? Er winkte mir dagegen Stillſchweigen; ſie mochten ſich freilich aus den Pompejiſchen Grüften ſeitwärts hierher verloren haben. Wegen ſolcher und ähnlicher glücklichen Erwerbniſſe mag der Ritter dieſe verborgenen Schätze nur wohl ſeinen vertrauteſten Freunden ſehen laſſen.

Auffallend war mir ein aufrecht ſtehender, an der Vorderſeite offener, inwendig ſchwarz angeſtrichener Kaſten, von dem prächtigſten goldenen Rahmen eingefaßt. Der Raum groß genug, um eine ſtehende menſchliche Figur aufzunehmen, und Dem gemäß erfuhren wir auch

*) Verachte die Welt, verachte Dich ſelbſt, verachte es, wenn Du verachtet wirſt.

die Absicht. Der Kunst- und Mädchenfreund, nicht zufrieden, das schöne Gebild als bewegliche Statue zu sehen, wollte sich auch an ihr als an einem bunten, unnachahmbaren Gemälde ergetzen, und so hatte sie manchmal innerhalb dieses goldenen Rahmens, auf schwarzem Grund, vielfarbig gekleidet, die antiken Gemälde von Pompeji und selbst neuere Meisterwerke nachgeahmt. Diese Epoche schien vorüber zu sein, auch war der Apparat schwer zu transportiren und in's rechte Licht zu setzen; uns konnte also ein solches Schauspiel nicht zu Theil werden.

Hier ist der Ort, noch einer andern entschiedenen Liebhaberei der Neapolitaner überhaupt zu gedenken. Es sind die Krippchen (presepe), die man zu Weihnachten in allen Kirchen sieht, eigentlich die Anbetung der Hirten, Engel und Könige vorstellend, mehr oder weniger vollständig, reich und kostbar zusammengruppirt. Diese Darstellung ist in dem heitern Neapel bis auf die flachen Hausdächer gestiegen; dort wird ein leichtes, hüttenartiges Gerüste erbaut, mit immergrünen Bäumen und Sträuchen aufgeschmückt. Die Mutter Gottes, das Kind und die sämmtlichen Umstehenden und Umschwebenden, kostbar ausgeputzt, auf welche Garderobe das Haus große Summen verwendet. Was aber das Ganze unnachahmlich verherrlicht, ist der Hintergrund, welcher den Vesuv mit seinen Umgebungen einfaßt.

Da mag man nun manchmal auch lebendige Figuren zwischen die Puppen mit eingemischt haben und nach und nach ist eine der bedeutendsten Unterhaltungen hoher und reicher Familien geworden; zu ihrer Abendergetzung auch weltliche Bilder, sie mögen nun der Geschichte oder der Dichtkunst angehören, in ihren Palästen aufzuführen.

Darf ich mir eine Bemerkung erlauben, die freilich ein wohlbehandelter Gast nicht wagen sollte, so muß ich gestehen, daß mir unsere schöne Unterhaltende doch eigentlich als ein geistloses Wesen vorkommt, die wohl mit ihrer Gestalt bezahlen, aber durch keinen seelenvollen Ausdruck der Stimme, der Sprache sich geltend machen kann. Schon ihr Gesang ist nicht von zusagender Fülle.

Und so mag es sich auch am Ende mit jenen starren Bildern verhalten. Schöne Personen gibt's überall, tiefempfindende zugleich mit günstigen Sprachorganen versehene viel seltener, am Allerseltensten solche, wo zu allem Diesem noch eine einnehmende Gestalt hinzutritt.

Auf Herder's dritten Theil freu' ich mich sehr. Hebet mir ihn auf, bis ich sagen kann, wo er mir begegnen soll. Er wird gewiß den schönen Traumwunsch der Menschheit, daß es dereinst besser mit ihr werden solle, trefflich ausgeführt haben. Auch muß ich selbst sagen, halt' ich es für wahr, daß die Humanität endlich siegen wird, nur fürcht' ich, daß zu gleicher Zeit die Welt ein großes Hospital und Einer des Andern humaner Krankenwärter sein werde.

Den 28. Mai.

Der gute und so brauchbare Volkmann nöthigt mich, von Zeit zu Zeit von seiner Meinung abzugehen. Er spricht z. B., daß dreißig- bis vierzigtausend Müßiggänger in Neapel zu finden wären, und wer spricht's ihm nicht nach! Ich vermuthete zwar sehr bald nach einiger erlangter Kenntniß des südlichen Zustandes, daß Dieß wohl eine nordische Ansicht sein möchte, wo man Jeden für einen Müßiggänger hält, der sich nicht den ganzen Tag ängstlich abmüht. Ich wendete deßhalb vorzügliche Aufmerksamkeit auf das Volk, es mochte sich bewegen oder in Ruhe verharren, und konnte zwar sehr viel übelgekleidete Menschen bemerken, aber keine unbeschäftigten.

Ich fragte deßwegen einige Freunde nach den unzähligen Müßiggängern, welche ich doch auch wollte kennen lernen; sie konnten mir aber solche eben so wenig zeigen, und so ging ich, weil die Untersuchung mit Betrachtung der Stadt genau zusammenhing, selbst auf die Jagd aus.

Ich fing an, mich in dem ungeheuern Gewirre mit den verschiedenen Figuren bekannt zu machen, sie nach ihrer Gestalt, Kleidung, Betragen, Beschäftigung zu beurtheilen und zu classificiren. Ich fand diese Operation hier leichter als irgendwo, weil der Mensch sich hier mehr selbst gelassen ist und sich seinem Stande auch äußerlich gemäß bezeigt.

Ich fing meine Beobachtung bei früher Tageszeit an, und alle die Menschen, die ich hier und da still stehen oder ruhen fand, waren Leute, deren Beruf es in dem Augenblick mit sich brachte.

Die Lastträger, die an verschiedenen Plätzen ihre privilegirten Stände haben und nur erwarten, bis sich Jemand ihrer bedienen will; die Calessaren, ihre Knechte und Jungen, die bei den einspännigen Calèschen auf großen Plätzen stehen, ihre Pferde besorgen und einem Jeden, der sie verlangt, zu Diensten sind; Schiffer, die auf dem Molo ihre Pfeife rauchen; Fischer, die an der Sonne liegen, weil vielleicht ein ungünstiger Wind weht, der ihnen auf das Meer auszufahren verbietet. Ich sah auch wohl noch Manche hin und wieder gehen, doch trug meist ein Jeder ein Zeichen seiner Thätigkeit mit sich. Von Bettlern war keiner zu bemerken, als ganz alte, völlig unfähige und krüppelhafte Menschen. Je mehr ich mich umsah, je genauer ich beob-

achtete, deſto weniger kannt' ich, weder von der geringen, noch von der mittlern Claſſe, weder am Morgen, noch den größten Theil des Tages, ja von keinem Alter und Geſchlecht eigentliche Müßiggänger finden.

Ich gehe in ein näheres Detail, um Das, was ich behaupte, glaubwürdiger und anſchaulicher zu machen. Die kleinſten Kinder ſind auf mancherlei Weiſe beſchäftigt. Ein großer Theil derſelben trägt Fiſche zum Verkauf von Santa Lucia in die Stadt; andere ſieht man ſehr oft in der Gegend des Arſenals, oder wo ſonſt Etwas gezimmert wird, wobei es Späne gibt, auch am Meere, welches Reiſer und kleines Holz auswirft, beſchäftigt, ſogar die kleinſten Stückchen in Körbchen aufzulieſen. Kinder von einigen Jahren, die nur auf der Erde ſo hinkriechen, in Geſellſchaft älterer Knaben von fünf bis ſechs Jahren, befaſſen ſich mit dieſem kleinen Gewerbe. Sie gehen nachher mit dem Körbchen tiefer in die Stadt und ſetzen ſich mit ihren kleinen Holz-Portionen gleichſam zu Markte. Der Handwerker, der kleine Bürger kauft es ihnen ab, brennt es auf ſeinem Dreifuß zu Kohlen, um ſich daran zu erwärmen, oder verbraucht es in ſeiner ſparſamen Küche.

Andere Kinder tragen das Waſſer der Schwefelquellen, welches beſonders im Frühjahr ſehr ſtark getrunken wird, zum Verkauf herum. Andere ſuchen einen kleinen Gewinn, indem ſie Obſt, geſponnenen Honig, Kuchen und Zuckerwaare einkaufen und wieder als kindiſche Handelsleute den übrigen Kindern anbieten und verkaufen; allenfalls nur, um ihren Theil daran umſonſt zu haben. Es iſt wirklich artig anzuſehen, wie ein ſolcher Junge, deſſen ganzer Kram und Geräthſchaft in einem Bret und Meſſer beſteht, eine Waſſer-Melone oder einen halben gebratenen Kürbis herumträgt, wie ſich um ihn eine Schaar Kinder verſammelt, wie er ſein Bret niederſetzt und die Frucht in kleine Stücke zu vertheilen anfängt. Die Käufer ſpannen ſehr ernſthaft, ob ſie auch für ihr klein Stückchen Kupfergeld genug erhalten ſollen, und der kleine Handelsmann tractirt gegen die Begierigen die Sache eben ſo bedächtig, damit er ja nicht um ein Stückchen betrogen werde. Ich bin überzeugt, daß man bei längerm Aufenthalt noch manche Beiſpiele ſolchen kindlichen Erwerbes ſammeln könnte.

Eine ſehr große Anzahl von Menſchen, theils mittlern Alters, theils Knaben, welche meiſtentheils ſehr ſchlecht gekleidet ſind, beſchäftigen ſich, das Kehricht auf Eſeln aus der Stadt zu bringen. Das nächſte Feld um Neapel iſt nur ein Küchengarten, und es iſt eine Freude, zu ſehen, welche unſägliche Menge von Küchengewächſen alle Markttage hereingeſchafft wird und wie die Induſtrie der Menſchen ſogleich die dienſtfähigen, von der Küchin verworfenen Theile wieder in die Felder bringt, um den Cirkel der Vegetation zu beſchleunigen. Bei der unglaublichen Conſumtion von Gemüſe machen wirklich die Strünke und Blätter von Blumenkohl, Broccoli, Artiſchoken, Kohl, Salat, Knoblauch einen großen Theil des Neapolitaniſchen Kehricht's aus; dieſem wird denn auch beſonders nachgeſtrebt. Zwei große, biegſame Körbe hängen auf dem Rücken eines Eſels und werden nicht allein ganz voll gefüllt, ſondern noch auf jeden mit beſonderer Kunſt ein Haufen aufgethürmt. Kein Garten kann ohne einen ſolchen Eſel beſtehen. Ein Knecht, ein Knabe, manchmal der Patron ſelbſt, eilen des Tags ſo oft als möglich nach der Stadt, die ihnen zu allen Stunden eine reiche Schatzgrube iſt. Wie aufmerkſam dieſe Sammler auf den Miſt der Pferde und Maulthiere ſind, läßt ſich denken. Ungern verlaſſen ſie die Straße, wenn es Nacht wird, und die Reichen, die nach Mitternacht aus der Oper fahren, denken wohl nicht, daß ſchon vor Anbruch des Tages ein emſiger Menſch ſorgfältig die Spuren ihrer Pferde aufſuchen wird. Man hat mir verſichert, daß ein Paar ſolche Leute, die ſich zuſammenthun, ſich einen Eſel kaufen und einem größern Beſitzer ein Stückchen Krautland abpachten, durch anhaltenden Fleiß in dem glücklichen Clima, in welchem die Vegetation niemals unterbrochen wird, es bald ſo weit bringen, daß ſie ihr Gewerbe anſehnlich erweitern.

Ich würde zu weit aus meinem Wege gehen, wenn ich hier von der mannigfaltigen Krämerei ſprechen wollte, welche man mit Vergnügen in Neapel, wie in jedem andern großen Orte bemerkt; allein ich muß doch hier von den Herumträgern ſprechen, weil ſie der letztern Claſſe des Volks beſonders angehören. Einige gehen herum mit Fäßchen Eiswaſſer und Citronen, um überall gleich Limonade machen zu können, einen Trank, den auch der Geringſte nicht zu entbehren vermag; Andere mit Credenz-Tellern, auf welchen Fläſchchen mit verſchiedenen Liqueuren und Spitzgläſern in hölzernen Ringen vor dem Fallen geſichert ſtehen; Andere tragen Körbe allerlei Backwerks, Näſcherei, Citronen und anderes Obſt umher, und es ſcheint, als wolle Jeder das große Feſt des Genuſſes, das in Neapel alle Tage gefeiert wird, mitgenießen und vermehren.

Wie dieſe Art Herumträger geſchäftig ſind, ſo gibt es noch eine Menge kleiner Krämer, welche gleichfalls herumgehen und, ohne viele Umſtände, auf einem Bret, in einem Schachteldeckel ihre Kleinigkeiten, oder auf Plätzen, geradezu auf flacher Erde, ihren Kram ausbieten.

Da iſt nicht von einzelnen Waaren die Rede, die man auch in größern Läden fände, es iſt der eigentliche Trödelkram. Kein Stückchen Eiſen, Leder, Tuch, Leinewand, Filz u. ſ. w., das nicht wieder als Trödelwaare zu Markte käme und das nicht wieder von Einem oder dem Andern gekauft würde. Noch ſind viele Menſchen der niedern Claſſe bei Handelsleuten und Handwerkern als Beiläufer, Handlanger beſchäftigt.

Es iſt wahr, man thut nur wenig Schritte, ohne einem ſehr übelgekleideten, ja ſogar einem zerlumpten Menſchen zu begegnen; aber dieß iſt deßwegen noch kein Faullenzer, kein Tagedieb! Ja ich möchte faſt das Paradoxon aufſtellen, daß zu Neapel verhältnißmäßig vielleicht noch die meiſte Induſtrie in der ganz niedern Claſſe zu finden ſei. Freilich dürfen wir ſie nicht mit einer nordiſchen Induſtrie vergleichen, die nicht allein für Tag und Stunde, ſondern am guten und heitern Tage für den böſen und trüben, im Sommer für den Winter zu ſorgen hat. Dadurch, daß der Nordländer zur Vorſorge, zur Einrichtung von der Natur gezwungen wird, daß die Hausfrau einſalzen und räuchern muß, um die Küche das ganze Jahr zu verſorgen, daß der Mann den Holz- und Fruchtvorrath, das Futter für das Vieh nicht aus der Acht laſſen darf u. ſ. w., dadurch werden die ſchönſten Tage und Stunden dem Genuß entzogen und der Arbeit gewidmet. Mehrere Monate lang entfernt man ſich gern aus der freien Luft und verwahrt ſich in Häuſern vor Sturm, Regen, Schnee und Kälte; unaufhaltſam folgen die Jahreszeiten aufeinander und Jeder, der nicht zu Grunde gehen will, muß ein Haushälter werden. Denn es iſt hier gar nicht die Frage, ob er entbehren *wolle*; er darf nicht entbehren wollen, er *kann* nicht entbehren wollen, denn er kann nicht entbehren; die Natur zwingt ihn, zu ſchaffen, vorzuarbeiten. Gewiß haben die Naturwirkungen, welche ſich Jahrtauſende gleich bleiben, den Character der in ſo manchem Betracht ehrwürdigen nordiſchen Nationen beſtimmt. Dagegen beurtheilen wir die ſüdlichen Völker, mit welchen der Himmel ſo gelinde umgegangen iſt, aus unſerm Geſichtspuncte zu ſtreng. Was Herr von Pauw in ſeinen Recherches sur les Grecs,*) bei Gelegenheit, da er von den cyniſchen Philoſophen ſpricht, zu äußern wagt, paßt völlig hierher. Man mache ſich, glaubt er, von dem elenden Zuſtande ſolcher Menſchen nicht den richtigſten Begriff; ihr Grundſatz, Alles zu entbehren, ſei durch ein Clima ſehr begünſtigt, das Alles gewährt. Ein armer, und elend ſcheinender Menſch könne in den dortigen Gegenden die nöthigſten und nächſten Bedürfniſſe nicht allein befriedigen, ſondern die Welt auf's Schönſte genießen; und ebenſo möchte ein ſogenannter Neapolitaniſcher Bettler die Stelle eines Vice-Königs in Norwegen leicht verſchmähen und die Ehre ausſchlagen, wenn ihm die Kaiſerinn von Rußland das Gouvernement von Sibirien übertragen wollte.

Gewiß würde in unſern Gegenden ein cyniſcher Philoſoph ſchlecht ausdauern, da hingegen in ſüdlichen Ländern die Natur gleichſam dazu einladet. Der zerlumpte Menſch iſt dort noch nicht nackt; derjenige, der weder ein eigenes Haus hat, noch zur Miethe wohnt, ſondern im Sommer unter den Ueberdächern auf den Schwellen der Paläſte und Kirchen, in öffentlichen Hallen die Nacht zubringt und ſich bei ſchlechtem Wetter irgendwo gegen ein geringes Schlafgeld unterſteckt, iſt deßwegen noch nicht verſtoßen und elend; ein Menſch noch nicht arm, weil er nicht für den andern Tag geſorgt hat. Wenn man nur bedenkt, was das fiſchreiche Meer, von deſſen Producten ſich jene Menſchen geſetzmäßig einige Tage der Woche nähren müſſen, für eine Maſſe von Nahrungsmitteln anbietet; wie allerlei Obſt und Gartenfrüchte zu jeder Jahreszeit in Ueberfluß zu haben ſind; wie die Gegend, worin Neapel liegt, den Namen Terra di Lavoro (nicht das Land der Arbeit, ſondern das Land des Ackerbaues) ſich verdient hat und die ganze Provinz den Ehrentitel der *glücklichen Gegend* (Campagna felice) ſchon Jahrhunderte trägt, ſo läßt ſich wohl begreifen, wie leicht dort zu leben ſein möge.

Ueberhaupt würde jenes Paradoxon, welches ich eben gewagt habe, zu manchen Betrachtungen Anlaß geben, wenn Jemand ein ausführliches Gemälde von Neapel zu ſchreiben unternehmen ſollte, wozu denn freilich kein geringes Talent und manches Jahr Beobachtung erforderlich ſein möchte. Man würde alsdann im Ganzen vielleicht bemerken, daß der ſogenannte Lazarone nicht um ein Haar unthätiger iſt, als alle übrigen Claſſen, zugleich aber auch wahrnehmen, daß alle in ihrer Art nicht arbeiten, um bloß zu leben, ſondern um zu genießen, und daß ſie ſogar bei der Arbeit des Lebens froh werden wollen. Es erklärt ſich hierdurch gar Manches: daß die Handwerker beinahe durchaus gegen die nordiſchen Länder ſehr zurück ſind; daß Fabriken nicht zu Stande kommen; daß, außer Sachwaltern und Aerzten, im Verhältniß zu der großen Maſſe von Menſchen, wenig Gelehrſamkeit angetroffen wird, ſo verdiente Männer ſich auch im Einzelnen bemühen mögen; daß kein Maler der Neapolitaniſchen Schule jemals gründlich geweſen und groß geworden iſt; daß ſich die Geiſtlichen im Müßiggange am Wohlſten ſein laſſen, und auch die

*) Unterſuchungen über die Griechen

Großen ihre Güter meiſt nur in ſinnlichen Freuden, Pracht und Zerſtreuung genießen mögen.

Ich weiß wohl, daß Dieß viel zu allgemein geſagt iſt und daß die Charakterzüge jeder Claſſe nur erſt nach einer genauern Bekanntſchaft und Beobachtung rein gezogen werden können, allein im Ganzen würde man doch, glaube ich, auf dieſe Reſultate treffen.

Ich kehre wieder zu dem geringen Volke in Neapel zurück. Man bemerkt bei ihnen, wie bei frohen Kindern, denen man Etwas aufträgt, daß ſie zwar ihr Geſchäft verrichten, aber auch zugleich einen Scherz aus dem Geſchäft machen. Durchgängig iſt dieſe Claſſe von Menſchen eines ſehr lebhaften Geiſtes und zeigt einen freien, richtigen Blick. Ihre Sprache ſoll ſgärtlich, ihr Witz ſehr lebhaft und beißend ſein. Das alte Atella lag in der Gegend von Neapel, und wie ihr geliebter Pulcinell noch jene Spiele fortſetzt, ſo nimmt die ganz gemeine Claſſe von Menſchen noch jetzt Antheil an dieſer Laune.

Plinius, im fünften Capitel des dritten Buchs ſeiner Naturgeſchichte, hält Campanien allein einer weitläufigen Beſchreibung werth. „So glücklich, anmuthig, ſelig ſind jene Gegenden," ſagt er, „daß man erkennt, an dieſem Ort habe die Natur ſich ihres Werkes erfreut. Denn dieſe Lebensluft, dieſe immer heilſame Milde des Himmels, ſo fruchtbare Felder, ſo ſonnige Hügel, ſo unſchädliche Waldungen, ſo ſchattige Haine, ſo nutzbare Wälder, ſo luſtige Berge, ſo ausgebreitete Saaten, ſolch eine Fülle von Reben und Oelbäumen, ſo edle Wolle der Schaafe, ſo fette Nacken der Stiere, ſo viel Seen, ſo ein Reichthum von durchwäſſernden Flüſſen und Quellen, ſo viele Meere, ſo viele Häfen! Die Erde ſelbſt, die ihren Schooß überall dem Handel eröffnet und, gleichſam dem Menſchen nachzuhelfen begierig, ihre Arme in das Meer hinausſtreckt."

„Ich erwähne nicht die Fähigkeiten der Menſchen, ihre Gebräuche, ihre Kräfte und wie viele Völker ſie durch Sprache und Hand überwunden haben."

„Von dieſem Lande fällten die Griechen, ein Volk, das ſich ſelbſt unmäßig zu rühmen pflegte, das ehrenvollſte Urtheil, indem ſie einen Theil davon Großgriechenland nannten."

Den 29. Mai.

Eine ausgezeichnete Fröhlichkeit erblickt man überall mit dem größten theilnehmenden Vergnügen. Die vielfarbigen bunten Blumen und Früchte, mit welchen die Natur ſich ziert, ſcheint den Menſchen einzuladen, ſich und alle ſeine Geräthſchaften mit ſo hohen Farben als möglich auszuputzen. Seidene Tücher und Binden, Blumen auf den Hüten ſchmücken einen Jeden, der es einiger Maßen vermag. Stühle und Commoden in den geringſten Häuſern ſind auf vergoldetem Grund mit bunten Blumen geziert; ſogar die einſpännigen Caleſchen hochroth angeſtrichen, das Schnitzwerk vergoldet, die Pferde davor mit gemachten Blumen, hochrothen Quaſten und Rauſchgold ausgeputzt. Manche haben Federbüſche, andere ſogar kleine Fähnchen auf den Köpfen, die ſich im Laufe nach jeder Bewegung drehen. Wir pflegen gewöhnlich die Liebhaberei zu bunten Farben barbariſch und geſchmacklos zu nennen, ſie kann es auch auf gewiſſe Weiſe ſein und werden, allein unter einem recht heitern und blauen Himmel iſt eigentlich Nichts bunt, denn Nichts vermag den Glanz der Sonne und ihren Widerſchein im Meer zu überſtrahlen. Die lebhafteſte Farbe wird durch das gewaltige Licht gedämpft, und weil alle Farben, jedes Grün der Bäume und Pflanzen, das gelbe, braune, rothe Erdreich in völliger Kraft auf das Auge wirken, ſo treten dadurch ſelbſt die farbigen Blumen und Kleider in die allgemeine Harmonie. Die ſcharlachnen Weſten und Röcke der Weiber von Nettuno, mit breitem Gold und Silber beſetzt, die andern farbigen National-Trachten, die gemalten Schiffe, Alles ſcheint ſich zu beeifern, unter dem Glanze des Himmels und des Meeres einiger Maßen ſichtbar zu werden.

Und wie ſie leben, ſo begraben ſie auch ihre Todten; da ſtört kein ſchwarzer, langſamer Zug die Harmonie der luſtigen Welt.

Ich ſah ein Kind zu Grabe tragen. Ein rothſammetner, großer, mit Gold breit geſtickter Teppich überdeckte eine breite Bahre, darauf ſtand ein geſchnitztes, ſtark vergoldetes und verſilbertes Käſtchen, worin das weißgekleidete Todte mit roſenfarbnen Bändern ganz überdeckt lag. Auf den vier Ecken des Käſtchens waren vier Engel, ungefähr jeder zwei Fuß hoch, welche große Blumenbüſchel über das ruhende Kind hielten, und, weil ſie unten nur an Drähten befeſtigt waren, ſowie die Bahre ſich bewegte, wackelten und mild belebende Blumengerüche auszuſtreuen ſchienen. Die Engel ſchwankten um deſto heftiger, als der Zug ſehr über die Straßen wegeilte und die vorangehenden Prieſter und Kerzenträger mehr liefen als gingen.

Es iſt keine Jahreszeit, wo man ſich nicht überall von Eßwaaren umgeben ſähe, und der Neapolitaner freut ſich nicht allein des Eſſens, ſondern er will auch, daß die Waare zum Verkauf ſchön ausgeputzt ſei.

Bei Santa Lucia ſind die Fiſche nach ihren Gattungen meiſt in reinlichen und artigen Körben, Krebſe, Auſtern, Scheiden, kleine Mu-

ſcheln, jedes beſonders aufgeſchicht und mit grünen Blättern unterlegt. Die Läden von getrocknetem Obſt und Hülſenfrüchten ſind auf das Mannigfaltigſte herausgeputzt. Die ausgebreiteten Pomeranzen und Citronen von allen Sorten, mit dazwiſchen hervorſtechendem grünem Laub, dem Auge ſehr erfreulich. Aber nirgends putzen ſie mehr als bei den Fleiſchwaaren, nach welchen das Auge des Volks beſonders lüſtern gerichtet iſt, weil der Appetit durch periodiſches Umdrehen nur mehr gereizt wird.

In den Fleiſchbänken hängen die Theile der Ochſen, Kälber, Schöpſe niemals aus, ohne daß neben dem Fett zugleich die Seite oder die Keule ſtark vergoldet ſei. Es ſind verſchiedene Tage im Jahr, beſonders die Weihnachtsfeiertage, als Schmauſefeſte berühmt; alsdann feiert man eine allgemeine Cocagna, wozu ſich fünfhunderttauſend Menſchen das Wort gegeben haben. Dann iſt aber auch die Straße Toledo und neben ihr mehrere Straßen und Plätze auf das Appetitlichſte verziert. Die Boutiquen, wo grüne Sachen verkauft werden, wo Roſinen, Melonen und Feigen aufgeſetzt ſind, erfreuen das Auge auf das Allerangenehmſte. Die Eßwaaren hängen in Guirlanden über die Straßen hinüber; große Paternoſter von vergoldeten, mit rothen Bändern geſchnürten Würſten; welſche Hähne, welche alle eine rothe Fahne unter dem Bürzel ſtecken haben. Man verſicherte, daß deren dreißigtauſend verkauft worden, ohne die zu rechnen, welche die Leute im Hauſe gemäſtet hatten. Außer Dieſem werden noch eine Menge Eſel mit grüner Waare, Capaunen und jungen Lämmern beladen durch die Stadt und über den Markt getrieben, und die Haufen Eier, welche man hier und da ſteht, ſind ſo groß, daß man ſich ihrer niemals ſo viel beiſammen gedacht hat. Und nicht genug, daß alles Dieſes verzehrt wird: alle Jahre reitet ein Polizei-Diener mit einem Trompeter durch die Stadt und verkündigt auf allen Plätzen und Kreuzwegen, wie viel tauſend Ochſen, Kälber, Lämmer, Schweine u. ſ. w. der Neapolitaner verzehrt habe. Das Volk höret aufmerkſam zu, freut ſich unmäßig über die großen Zahlen und Jeder erinnert ſich des Antheils an dieſem Genuſſe mit Vergnügen.

Was die Mehl- und Milchſpeiſen betrifft, welche unſere Köchinnen ſo mannigfaltig zu bereiten wiſſen, iſt für jenes Volk, das ſich in dergleichen Dingen gerne kurz faßt und keine wohleingerichtete Küche hat, doppelt geſorgt. Die Maccaroni, ein zarter, ſtark durchgearbeiteter, gekochter, in gewiſſe Geſtalten gepreßter Teig von feinem Mehle, ſind von allen Sorten überall um ein Geringes zu haben. Sie werden meiſtens nur in Waſſer abgekocht und der geriebene Käſe ſchmelzt und würzt zugleich die Schüſſel. Faſt an der Ecke jeder großen Straße ſind die Backwerksverfertiger mit ihren Pfannen voll ſiedenden Oels, beſonders an Feſttagen, beſchäftigt, Fiſche und Backwerk einem Jeden nach ſeinem Verlangen ſogleich zu bereiten. Dieſe Leute haben einen unglaublichen Abgang, und viele tauſend Menſchen tragen ihr Mittag- und Abendeſſen von da auf einem Stückchen Papier davon.

Den 20. Mai.

Nachts durch die Stadt ſpazierend, gelangt' ich zum Molo. Dort ſah ich mit einem Blick den Mond, den Schein deſſelben auf den Wolkenſäumen, den ſanft bewegten Abglanz im Meere, heller und lebhafter auf dem Saum der nächſten Welle. Und nun die Sterne des Himmels, die Lampen des Leuchtthurms, das Feuer des Veſuv's, den Widerſchein davon im Waſſer und viele einzelne Lichter ausgeſät über die Schiffe. Eine ſo mannigfaltige Aufgabe hätt' ich wohl von Van der Meer gelöſ't ſehen mögen.

Donnerſtag, den 21. Mai.

Ich hatte das Römiſche Frohnleichnamsfeſt und dabei beſonders die nach Raphael gewirkten Teppiche ſo feſt in den Sinn gefaßt, daß ich mich durch alle dieſe herrlichen Naturerſcheinungen, ob ſie ſchon in der Welt Ihresgleichen nicht mehr haben können, keineswegs irren ließ, ſondern die Anſtalten zur Reiſe hartnäckig fortſetzte. Ein Paß war beſtellt, ein Vetturin hatte mir den Miethpfennig gegeben; denn es geſchieht dort zur Sicherheit der Reiſenden umgekehrt als bei uns. Kniep war beſchäftigt, ſein neues Quartier zu beziehen, an Raum und Lage viel beſſer als das vorige.

Schon früher, als dieſe Verkäuferung im Werke war, hatte mir der Freund einige Mal zu bedenken gegeben: es ſei doch unangenehm und gewiſſer Maßen unanſtändig, wenn man in ein Haus ziehe und gar Nichts mitbringe; ſelbſt ein Bettgeſtell flöße den Wirthsleuten ſchon einigen Reſpect ein. Als wir nun heute durch den unendlichen Trödel der Caſſel-Weltung hindurchgingen, ſah ich ſo ein Paar eiſerne Geſtelle, bronzeartig angeſtrichen, welche ich ſogleich feilſchte und meinem Freund als künftigen Grund zu einer ruhigen [illegible] ſoliden Schlafſtätte verehrte. Einer [illegible] fertigen Trägerin brachte ſie nebſt den erforderlichen Bretern in das neue Quartier, welche Anſtalt Kniep'en ſo ſehr freute, daß er ſogleich von mir weg und hier einzuziehen gedachte, große Reißbretter, Papier und alles Nöthige ſchnell anzuſchaffen beſorgt war. Einen Theil der Contouren, in bei-

den Sicilien gezogen, überlaß ich ihm noch unſerer Verabredung.

Den 1. Juni.

Die Ankunft des Marquis Lucheſini hat meine Abreiſe auf einige Tage weiter geſchoben; ich habe viel Freude gehabt, ihn kennen zu lernen. Er ſcheint mir einer von denen Menſchen zu ſein, die einen guten moraliſchen Magen haben, um an dem großen Weltiſche immer mitgenießen zu können; anſtatt daß Unſereiner, wie ein wiederkäuendes Thier, ſich zu Zeiten überfrißt und dann Nichts weiter zu ſich nehmen kann, bis er eine wiederholte Kauung und Verdauung geendigt hat. Sie gefällt mir auch recht wohl, ſie iſt ein wackeres, Deutſches Weſen.

Ich gehe nun gern aus Neapel, ja ich muß fort. Dieſe letzten Tage überließ ich mich der Gefälligkeit, Menſchen zu ſehen; ich habe meiſt intereſſante Perſonen kennen lernen und bin mit den Stunden, die ich ihnen gewidmet, ſehr zufrieden, aber noch vierzehn Tage, ſo hätte es mich weiter und weiter und abwärts von meinem Zwecke geführt. Und dann wird man hier immer unthätiger. Seit meiner Rückkunft von Päſtum habe ich, außer den Schätzen von Portici, wenig geſehen und es bleibt mir Manches zurück, um deſſentwillen ich nicht den Fuß aufheben mag. Aber jenes Muſeum iſt auch das A und O aller Antiquitäten-Sammlungen; da ſieht man recht, was die alte Welt an freudigem Kunſtſinn voraus war, wenn ſie gleich in ſtrenger Handwerksfertigkeit weit hinter uns zurück blieb.

Zum 1. Juni.

Der Lohnbediente, welcher mir den ausgefertigten Paß zuſtellte, erzählte zugleich, meine Abreiſe bedauernd, daß eine ſtarke Lava, aus dem Veſuv hervorgebrochen, ihren Weg nach dem Meere zu nehme; an den ſteilern Abhängen des Berges ſei ſie beinahe ſchon herab und könne wohl in einigen Tagen das Ufer erreichen. Nun befand ich mich in der größten Klemme. Der heutige Tag ging auf Abſchiedsbeſuche hin, die ich ſo vielen wohlwollenden und befördernden Perſonen ſchuldig war; wie es mir morgen ergehen wird, ſehe ich ſchon. Ein Mal kann man ſich auf ſeinem Wege den Menſchen doch nicht völlig entziehen; was ſie uns aber auch nutzen und zu genießen geben, ſie reißen uns doch zuletzt von unſern ernſtlichen Zwecken zur Seite hin, ohne daß wir die ihrigen fördern. Ich bin äußerſt verdrießlich.

Dienſt.

Auch meine Dankbeſuche waren nicht ohne Freude und Belehrung; man zeigte mir noch Manches freundlich vor, was man bisher verſchoben oder verſäumt. Cavaliere Venuti ließ mich ſogar noch verborgene Schätze ſehen. Ich betrachtete abermals mit großer Verehrung ſeinen obgleich verſtümmelten, doch unſchätzbaren Ulyſſes. Er führte mich zum Abſchied in die Porcellan-Fabrik, wo ich mir den Herculeſ möglichſt einprägte und mir an den Campaniſchen Gefäßen die Augen noch ein Mal recht voll ſah.

Wahrhaft gerührt und freundſchaftlich Abſchied nehmend vertraute er mir dann noch zuletzt, wo ihn eigentlich der Schuh drücke, und wünſchte Nichts mehr, als daß ich noch eine Zeit lang mit ihm verweilen könnte. Mein Banquier, bei dem ich gegen Tiſchzeit eintraf, ließ mich nicht los. Das wäre nun Alles ſchön und gut geweſen, hätte nicht die Lava meine Einbildungskraft an ſich gezogen. Unter mancherlei Beſchäftigungen, Zahlungen und Einpacken kam die Nacht heran, ich aber eilte ſchnell nach dem Molo.

Hier ſah ich nun alle die Feuer und Lichter und ihre Widerſcheine, nur bei bewegtem Meere noch ſchwankender; den Vollmond in ſeiner ganzen Herrlichkeit neben dem Sprühfeuer des Vulcans, und nun die Lava, die neulich fehlte, auf ihrem glühenden, erſtarrten Wege. Ich hätte noch hinausfahren ſollen, aber die Anſtalten waren zu weitſchichtig; ich wäre erſt am Morgen dort angekommen. Den Anblick, wie ich ihn genoß, wollte ich mir durch Ungeduld nicht verderben; ich blieb auf dem Molo ſitzen, bis mir, ungeachtet des Zu- und Abſtrömens der Menge, ihres Deutens, Erzählens, Vergleichens, Streitens, wohin die Lava ſtrömen werde, und was dergleichen Unfug noch mehr ſein mochte, die Augen zufallen wollten.

Sonnabend, den 2. Juni.

Und ſo hätte ich auch dieſen ſchönen Tag zwar mit vorzüglichen Perſonen vergnüglich und nützlich, aber doch ganz gegen meine Abſichten und mit ſchwerem Herzen zugebracht. Sehnſuchtsvoll blickte ich nach dem Dampfe, der, den Berg herab langſam nach dem Meere ziehend, den Weg bezeichnete, welchen die Lava ſtündlich nahm. Auch der Abend ſollte nicht frei ſein. Ich hatte verſprochen, die Herzogin von Giovine zu beſuchen, die auf dem Schloſſe wohnte, wo man mich denn, viele Stufen hinauf, durch manche Gänge wandern ließ, deren oberſte verengt waren durch Kiſten, Schränke und alles Mißfällige eines Hof-Garderobe-Weſens. Ich fand in einem großen und hohen Zimmer, das keine ſonderliche Ausſicht hatte, eine wohlgeſtaltete junge Dame von ſehr zarter und ſittlicher Unterhaltung. Als einer geborenen Deut-

ſchen war ihr nicht unbekannt, wie ſich unſere Litteratur zu einer freiern, weit umherblickenden Humanität gebildet; Herder's Bemühungen und was ihnen ähnelte, ſchätzte ſie vorzüglich; auch Garven's reiner Verſtand hatte ihr auf's Innigſte zugeſagt. Mit den Deutſchen Schriftſtellerinnen ſuchte ſie gleichen Schritt zu halten, und es ließ ſich wohl bemerken, daß es ihr Wunſch ſei, eine geübte und beliebte Feder zu führen. Dahin bezogen ſich ihre Geſpräche und verriethen zugleich die Abſicht, auf die Töchter des höchſten Standes zu wirken; ein ſolches Geſpräch kennt keine Grenzen. Die Dämmerung war ſchon eingebrochen und man hatte noch keine Kerzen gebracht. Wir gingen im Zimmer auf und ab, und ſie, einer durch Läden verſchloſſenen Fenſterſeite ſich nähernd, ſtieß einen Laden auf, und ich erblickte, was man in ſeinem Leben nur ein Mal ſieht. That ſie es abſichtlich, mich zu überraſchen, ſo erreichte ſie ihren Zweck vollkommen. Wir ſtanden an einem Fenſter des obern Geſchoſſes, der Veſuv gerade vor uns; die herabfließende Lava, deren Flamme bei längſt niedergegangener Sonne ſchon deutlich glühte und ihren begleitenden Rauch ſchon zu vergolden anfing; der Berg gewaltſam lohend, über ihm eine ungeheure, feſtſtehende Dampfwolke, ihre verſchiedenen Maſſen bei jedem Ausbruch blitzartig geſondert und körperhaft erleuchtet. Von da herab bis gegen das Meer ein Streif von Gluthen und glühenden Dünſten; übrigens Meer und Erde, Fels und Wachsthum deutlich in der Abenddämmerung, klar, friedlich, in einer zauberhaften Ruhe. Dieß Alles mit einem Blick zu überſehen und den hinter dem Vergrücken hervortretenden Vollmond als die Erfüllung des wunderbarſten Bildes zu ſchauen, mußte wohl Erſtaunen erregen.

Dieß Alles konnte von dieſem Standpunct das Auge mit ein' Mal faſſen; und wenn es auch die einzelnen Gegenſtände zu muſtern nicht im Stande war, ſo verlor es doch niemals den Eindruck des großen Ganzen. War unſer Geſpräch durch dieſes Schauſpiel unterbrochen, ſo nahm es eine deſto gemüthlichere Wendung. Wir hatten nun einen Text vor uns, welchen Jahrtauſende zu commentiren nicht hinreichen. Je mehr die Nacht wuchs, deſto mehr ſchien die Gegend an Klarheit zu gewinnen; der Mond leuchtete wie eine zweite Sonne; die Säulen des Rauchs, deſſen Streifen und Maſſen durchleuchtet bis in's Einzelne deutlich; ja man glaubte, mit halbweg bewaffnetem Auge die glühend ausgeworfenen Felsklumpen auf der Nacht des Kegelberges zu unterſcheiden. Meine Wirthinn, ſo will ich ſie nennen, weil mir nicht leicht ein köſtlicheres Abendmahl zubereitet war, ließ die Kerzen an die Gegenſeite des Zimmers ſtellen und die ſchöne Frau, vom Monde beleuchtet, als Vordergrund dieſes unglaublichen Bildes, ſchien mir immer ſchöner zu werden; ja ihre Lieblichkeit vermehrte ſich beſonders dadurch, daß ich in dieſem ſüdlichen Paradieſe eine ſehr angenehme Deutſche Mundart vernahm. Ich vergaß, wie ſpät es war, ſo daß ſie mich zuletzt aufmerkſam machte: ſie müſſe mich, wiewohl ungerne, entlaſſen; die Stunde nahe ſchon, wo ihre Gallerien kloſtermäßig verſchloſſen würden. Und ſo ſchied ich zaudernd von der Ferne und von der Nähe, mein Geſchick ſegnend, das mich für die widerwillige Artigkeit des Tages noch ſchön am Abend belohnt hatte. Unter den freien Himmel gelangt, ſagte ich mir vor: daß ich in der Nähe dieſer größern Lava doch nur die Wiederholung jener kleinern würde geſehen haben, und daß mir ein ſolcher Ueberblick, ein ſolcher Abſchied aus Neapel nicht anders als auf dieſe Weiſe hätte werden können. Anſtatt nach Hauſe zu gehen, richtete ich meine Schritte nach dem Molo, um das große Schauſpiel mit einem andern Vordergrund zu ſehen, aber ich weiß nicht, ob die Ermüdung nach einem ſo reichen Tage, oder ein Gefühl, daß man das letzte, ſchöne Bild nicht verwiſchen müſſe, mich wieder nach Moriconi zurückzog, wo ich denn auch Kniep'en fand, der aus ſeinem neu bezogenen Quartier mit einen Abendbeſuch abſtattete. Bei einer Flaſche Wein beſprachen wir unſere künftigen Verhältniſſe; ich konnte ihm zuſagen, daß er, ſobald ich Etwas von ſeinen Arbeitern in Deutſchland vorzeigen könne, gewiß dem trefflichen Herzog Ernſt von Gotha empfohlen ſein und von dort Beſtellungen erhalten würde. Und ſo ſchieden wir mit herzlicher Freude, mit ſicherer Ausſicht künftiger, wechſelſeitig wirkender Thätigkeit.

Sonntag, den 8. Juni, Dreieinigkeitsfeſt.

Und ſo fuhr ich denn durch das unendliche Leben dieſer unvergleichlichen Stadt, die ich wahrſcheinlich nicht wieder ſehen ſollte, halb betäubt hinaus; vergnügt jedoch, daß weder Reue noch Schmerz hinter mir blieb. Ich dachte an den guten Kniep und gelobte ihm auch in der Ferne meine beſte Vorſorge.

An den äußerſten Policei-Schranken der Vorſtadt ſtörte mich einen Augenblick ein Marqueur, der mir freundlich in's Geſicht ſah, aber ſchnell wieder hinwegſprang. Die Zollmänner waren noch nicht mit dem Vetturin fertig geworden, als aus der Caffee-Budenthüre die größte Chineſiſche Taſſe voll ſchwarzen Caffee auf einem Präſentir-Teller tragend Kniep heraustrat. Er nahte ſich dem Wagenſchlag langſam mit einem Ernſt, der, von Herzen gehend, ihn ſehr

gut kleidete. Ich war erſtaunt und gerührt; eine ſolche erkenntliche Aufmerkſamkeit hat nicht Ihresgleichen. „Sie haben", ſagte er, „mir ſoviel Liebes und Gutes, auf mein ganzes Leben Wirkſames erzeigt, daß ich Ihnen hier ein Gleichniß anbieten möchte, was ich Ihnen verdanke.

Da ich in ſolchen Gelegenheiten ohnehin keine Sprache habe, ſo brachte ich nur ſehr laconiſch vor: daß er durch ſeine Thätigkeit mich ſchon zum Schuldner gemacht und durch Benützung und Bearbeitung unſerer gemeinſamen Schätze mich noch immer mehr verbinden werde.

Wir ſchieden, wie Perſonen ſelten von einander ſcheiden, die ſich zufällig auf kurze Zeit verbunden. Vielleicht hätte man viel mehr Dank und Vortheil vom Leben, wenn man ſich wechſelsweiſe gerade herausſpräche, was man von einander erwartet. Iſt Das geleiſtet, ſo ſind beide Theile zufrieden, und das Gemüthliche, was das Erſte und Letzte von Allem iſt, erſcheint als reine Zugabe.

Unterwegs, am 4., 5. und 6. Juni.

Da ich dieß Mal allein reiſe, habe ich Zeit genug, die Eindrücke der vergangenen Monate wieder hervor zu rufen; es geſchieht mit vielem Behagen. Und doch tritt gar oft das Lückenhafte der Bemerkungen hervor; und wenn die Reiſe Dem, der ſie vollbracht hat, in einem Fluſſe vorüber zu ziehen ſcheint und in der Einbildungskraft als eine ſtetige Folge hervortritt, ſo fühlt man doch, daß eine eigentliche Mittheilung unmöglich ſei. Der Erzählende muß Alles einzeln hinſtellen: wie ſoll daraus in der Seele des Dritten ein Ganzes gebildet werden?

Deßhalb konnte mir nichts Tröſtlicheres und Erfreulicheres begegnen, als die Verſicherungen Eu'rer letzten Briefe: daß Ihr Euch fleißig mit Italien und Sicilien beſchäftigt, Reiſebeſchreibungen leſet und Kupferwerke betrachtet; das Zeugniß, daß dadurch meine Briefe gewinnen, iſt mein höchſter Troſt. Hättet Ihr es früher gethan oder ausgeſprochen, ich wäre noch eifriger geweſen, als ich war. Daß treffliche Männer wie Barteis, Münter, Architecten verſchiedener Nationen vor mir hergingen, die gewiß äußere Zwecke ſorgfältiger verfolgten als ich, der ich nur die innerlichſten im Auge hatte, hat mich oft beruhigt, wenn ich alle meine Bemühungen für unzulänglich halten mußte.

Ueberhaupt, wenn jeder Menſch nur als ein Supplement aller übrigen zu betrachten iſt, und am Nützlichſten und Liebenswürdigſten erſcheint, wenn er ſich als einen ſolchen gibt, ſo muß Dieſes vorzüglich von Reiſeberichten und Reiſenden giltig ſein. Perſönlichkeit, Zwecke, Zeitverhältniſſe, Gunſt und Ungunſt der Zufälligkeiten: Alles zeigt ſich bei einem Jeden anders. Kenne ich ſeine Vorgänger, ſo werde ich auch an ihm mich freuen, mich mit ihm behelfen, ſeinen Nachfolger erwarten und dieſem, wäre mir ſogar inzwiſchen das Glück geworden, die Gegend ſelbſt zu beſuchen, gleichfalls freundlich begegnen.

Zweiter Römiſcher Aufenthalt,

vom Juni 1787 bis April 1788.

„Longa ait hoc arvum, dominoque potentia terrae,
Bisque sub hac orienti occidentique dies." *)

Juni.

Correſpondenz.

Rom, den 8. Juni 1787.

Vorgeſtern bin ich glücklich wieder hier angelangt und geſtern hat der feierliche Frohnleichnamstag mich ſogleich wieder zum Römer eingeweiht. Gern will ich geſtehen: meine Abreiſe von Neapel machte mir einige Pein; nicht ſowohl die herrliche Gegend, als eine gewaltige Lava hinter mir laſſend, die von dem Gipfel aus ihren Weg nach dem Meere zu nahm, die ich wohl hätte in der Nähe betrachten, deren Art und Weiſe, von der man ſo viel geleſen und erzählt hat, ich in meine Erfahrungen hätte mit aufnehmen ſollen.

Heute jedoch iſt meine Sehnſucht nach dieſer großen Naturſcene ſchon wieder in's Gleiche gebracht; nicht ſowohl das fromme Feſtgewirre,

*) Hohes Alter ist hier ihr, Herrin der Erde der Herrinnen;
Unter dieser geht der Tag ihm auf, geht er unter.

In dieser Armuth welche Fülle!
In diesem Kerker welche Seligkeit!

Er wirft sich auf den ledernen Sessel am Bette.

O nimm mich auf, der du die Vorwelt schon
Bey Freud' und Schmerz in offnen Arm empfangen!
Wie oft, ach! hat an diesem Väter-Thron
Schon eine Schaar von Kindern rings gehangen!
Vielleicht hat, dankbar für den heil'gen Christ,
Mein Liebchen hier, mit vollen Kinderwangen,
Dem Ahnherrn fromm die welke Hand geküßt.
Ich fühl', o Mädchen, deinen Geist
Der Füll' und Ordnung um mich säuseln,
Der mütterlich dich täglich unterweis't,
Den Teppich auf den Tisch dich reinlich breiten heißt,
Sogar den Sand zu deinen Füßen kräuselnt.
O liebe Hand! so göttergleich!
Die Hütte wird durch dich ein Himmelreich.
Und hier!

Er hebt einen Bettvorhang auf.

das bei einem impoſanten Ganzen doch hier und da durch abgeſchmacktes Einzelne den innern Sinn verletzt, ſondern die Anſchauung der Teppiche nach Raphael's Cartonen hat mich wieder in den Kreis höherer Betrachtungen zurückgeführt. Die vorzüglichſten, die ihm am Gewiſſeſten ihren Urſprung verdanken, ſind zuſammen ausgebreitet; andere, wahrſcheinlich von Schülern, Zeit- und Kunſtgenoſſen erfundene, ſchließen ſich nicht unwürdig an und bedecken die grenzenloſen Räume.

Den 16. Juni.

Laßt mich auch wieder, meine Lieben, ein Wort zu Euch reden. Mir geht es ſehr wohl, ich finde mich immer mehr in mich zurück und lerne unterſcheiden, was mir eigen und was mir fremd iſt. Ich bin fleißig und nehme von allen Seiten ein und wachſe von innen heraus. Dieſe Tage war ich in Tivoli und habe eines der erſten Naturſchauſpiele geſehen. Es gehören die Waſſerfälle dort, mit den Ruinen und dem ganzen Compler der Landſchaft, zu den Gegenſtänden, deren Bekanntſchaft uns im tiefſten Grund reicher macht.

Am letzten Poſttage habe ich verſäumt, zu ſchreiben. In Tivoli war ich ſehr müde vom Spazierengehen und vom Zeichnen in der Hitze. Ich war mit Herrn Hackert draußen, der eine unglaubliche Meiſterſchaft hat, die Natur abzuſchreiben und der Zeichnung gleich eine Geſtalt zu geben. Ich habe in dieſen wenigen Tagen viel von ihm gelernt.

Weiter mag ich gar Nichts ſagen. Das iſt wieder ein Gipfel irdiſcher Dinge. Ein ſehr complicirter Fall in der Gegend bringt die herrlichſten Wirkungen hervor.

Herr Hackert hat mich gelobt und getadelt und mir weiter geholfen. Er that mir, halb im Scherz, halb im Ernſt, den Vorſchlag, achtzehn Monate in Italien zu bleiben und mich nach guten Grundſätzen zu üben; nach dieſer Zeit, verſprach er mir, ſollte ich Freude an meinen Arbeiten haben. Ich ſehe auch wohl, was und wie man ſtudiren muß, um über gewiſſe Schwierigkeiten hinauszukommen, unter deren Laſt man ſonſt ſein ganzes Leben hinkriecht.

Noch eine Bemerkung. Jetzt fangen erſt die Bäume, die Felſen, ja Rom ſelbſt an, mir lieb zu werden; bisher hab' ich ſie immer nur als fremd gefühlt; dagegen freuten mich geringe Gegenſtände, die mit denen Aehnlichkeit hatten, die ich in der Jugend ſah. Nun muß ich auch erſt hier zu Hauſe werden, und doch kann ich's nie ſo innig ſein, als mit jenen erſten Gegenſtänden des Lebens. Ich habe Verſchiedenes, bezüglich auf Kunſt und Nachahmung, bei dieſer Gelegenheit gedacht.

Während meiner Abweſenheit hatte Tiſchbein ein Gemälde von Daniel Volterra im Kloſter an der Porta del Popolo entdeckt; die Geiſtlichen wollten es für tauſend Scudi hergeben, welche Tiſchbein als Künſtler nicht aufzutreiben wußte. Er machte daher an Madame Angelica durch Meyer den Vorſchlag, in den ſie willigte, gedachte Summe auszahlte, das Bild zu ſich nahm und ſpäter Tiſchbein die ihm contractmäßige Hälfte um ein Namhaftes abkaufte. Es war ein vortreffliches Bild, die Grablegung vorſtellend, mit vielen Figuren. Eine von Meyer darnach ſorgfältig hergeſtellte Zeichnung iſt noch vorhanden.

Den 20. Juni.

Nun hab' ich hier ſchon wieder treffliche Kunſtwerke geſehen, und mein Geiſt reinigt und beſtimmt ſich. Doch brauchte ich wenigſtens noch ein Jahr allein in Rom, um nach meiner Art den Aufenthalt nützen zu können, und Ihr wißt, ich kann Nichts auf andere Art. Jetzt, wenn ich ſcheide, werde ich nur wiſſen, welcher Sinn mir noch nicht aufgegangen iſt, und ſo frei es denn eine Weile genug.

Der Hercules Farneſe iſt fort, ich hab' ihn noch auf ſeinen ächten Beinen geſehen, die man ihm nach ſo langer Zeit wieder gab. Nun begreift man nicht, wie man die erſten, von Porta, hat ſo lange gut finden können. Es iſt nun eines der vollkommenſten Werke alter Zeit. In Neapel wird der König ein Muſeum bauen laſſen, wo Alles, was er von Kunſtſachen beſitzt: das Herculaniſche Muſeum, die Gemälde von Pompeji, die Gemälde von Capo di Monte, die ganze Farneſiſche Erbſchaft, vereinigt aufgeſtellt werden ſollen. Es iſt ein großes und ſchönes Unternehmen. Unſer Landsmann Hackert iſt die erſte Triebfeder dieſes Werks. Sogar der Toro Farneſe ſoll nach Neapel wandern und dort auf der Promenade aufgeſtellt werden. Könnten ſie die Carraccieſche Gallerie aus dem Palaſte mitnehmen, ſie thäten's auch.

Den 21. Juni.

Ich war mit Hackert in der Gallerie Colonna, wo Pouſſin's, Claude's, Salvator Roſa's Arbeiten zuſammen hängen. Er ſagte mir viel Gutes und gründlich Gedachtes über dieſe Bilder; er hat einige davon copirt und die andern recht aus dem Fundament ſtudirt. Es freute mich, daß ich im Allgemeinen bei den erſten Beſuchen in der Gallerie eben dieſelbe Vorſtellung gehabt hatte. Alles, was er mir ſagte, hat meine Begriffe nicht geändert, ſondern nur erweitert und beſtimmt. Wenn man nun gleich wieder die Natur anſehn und wieder finden und leſen kann, was Jene gefunden und mehr oder

weniger nachgeahmt haben: Das muß die Seele erweitern, reinigen und ihr zuletzt den höchsten anschauenden Begriff von Natur und Kunst geben. Ich will auch nicht mehr ruhen, bis mir Nichts mehr Wort und Tradition, sondern lebendiger Begriff ist.“ Von Jugend auf war mir Dieses mein Trieb und meine Plage; jetzt, da das Alter kommt, will ich wenigstens das Erreichbare erreichen und das Thunliche thun, da ich so lange, verdient und unverdient, das Schicksal des Sisyphus und Tantalus erduldet habe.

Bleibt in der Liebe und Glauben an mich. Mit den Menschen hab' ich jetzt ein leidlich' Leben und eine gute Art Offenheit; ich bin wohl und freue mich meiner Tage.

Tischbein ist sehr brav, doch fürchte ich, er wird nie in einen solchen Zustand kommen, in welchem er mit Freude und Freiheit arbeiten kann. Mündlich mehr von diesem auch wunderbaren Menschen. Mein Portrait wird glücklich, es gleicht sehr, und der Gedanke gefällt Jedermann; Angelica malt mich auch, daraus wird aber Nichts. Es verdrießt sie sehr, daß es nicht gleichen und werden will. Es ist immer ein hübscher Bursche, aber keine Spur von mir.

Den 20. Juni.

Das große Fest St. Peter und Paul ist endlich auch herangekommen; gestern haben wir die Erleuchtung der Kuppel und das Feuerwerk vom Castell gesehn. Die Erleuchtung ist ein Anblick, wie ein ungeheures Mährchen, man traut seinen Augen nicht. Da ich neuerdings nur die Sachen, und nicht, wie sonst, bei und mit den Sachen sehe, was nicht da ist, so müssen mir so große Schauspiele kommen, wenn ich mich freuen soll. Ich habe auf meiner Reise etwa ein halb Dutzend gezählt, und dieses darf allerdings unter den ersten stehn. Die schöne Form der Colonnade, der Kirche und besonders der Kuppel, erst in einem feurigen Umrisse und, wenn die Stunde vorbei ist, in einer glühenden Masse zu sehn, ist einzig und herrlich. Wenn man bedenkt, daß das ungeheure Gebäude in diesem Augenblick nur zum Gerüste dient, so wird man wohl begreifen, daß etwas Aehnliches in der Welt nicht sein kann. Der Himmel war rein und hell, der Mond schien und dämpfte das Feuer der Lampen zum angenehmen Schein, zuletzt aber, wie Alles durch die zweite Erleuchtung in Gluth gesetzt wurde, ward das Licht des Mondes ausgelöscht. Das Feuerwerk ist wegen des Ortes schön, doch lange nicht verhältnißmäßig zur Erleuchtung. Heute Abend sehen wir Beides noch ein Mal.

Auch Das ist vorüber. Es war ein schöner, klarer Himmel und der Mond voll: dadurch ward die Erleuchtung sanfter, und es sah ganz aus wie ein Mährchen. Die schöne Form der Kirche und der Kuppel gleichsam in einem feurigen Umriß zu sehen, ist ein großer und reizender Anblick.

Ende Juni.

Ich habe mich in eine zu große Schule begeben, als daß ich geschwind wieder aus der Lehre gehen dürfte. Meine Kunstkenntnisse, meine kleinen Talente müssen hier ganz durchgearbeitet, ganz reif werden, sonst bring' ich wieder Euch einen halben Freund zurück, und das Sehnen, Bemühen, Krabbeln und Schleichen geht von Neuem an. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich Euch erzählen sollte, wie mir auch wieder Alles diesen Monat hier geglückt ist, ja wie mir Alles auf einem Teller ist präsentirt worden, was ich nur gewünscht habe. Ich habe ein schönes Quartier, gute Hausleute. Tischbein geht nach Neapel und ich beziehe sein Studium, einen großen, kühlen Saal. Wenn Ihr mein' gedenkt, so denkt an mich als an einen Glücklichen; ich will oft schreiben, und so sind und bleiben wir zusammen.

Auch neue Gedanken und Einfälle hab' ich genug: ich finde meine erste Jugend bis auf Kleinigkeiten wieder, indem ich mir selbst überlassen bin, und dann trägt mich die Höhe und Würde der Gegenstände wieder so hoch und weit, als meine letzte Existenz nur reicht. Mein Auge bildet sich unglaublich und meine Hand soll nicht ganz zurückbleiben. Es ist nur ein Rom in der Welt, und ich befinde mich hier wie der Fisch im Wasser und schwimme oben wie eine Stückkugel im Quecksilber, die in jedem andern Fluidum untergeht. Nichts trübt die Atmosphäre meiner Gedanken, als daß ich mein Glück nicht mit meinen Geliebten theilen kann. Der Himmel ist jetzt herrlich heiter, so daß Rom nur Morgens und Abends einigen Nebel hat. Auf den Gebirgen aber, Albano, Castello, Frascati, wo ich vergangene Woche drei Tage zubrachte, ist eine immer heitere reine Luft. Da ist eine Natur zu studiren.

Bemerkung.

Indem ich nun meine Mittheilungen den damaligen Zuständen, Eindrücken und Gefühlen gemäß einrichten möchte und daher aus eigenen Briefen, welche freilich mehr als irgend eine spätere Erzählung das Eigenthümliche des Augenblicks darstellen, die allgemein interessanten Stellen auszuziehen anfange, so sind' ich auch Freundesbriefe mir unter der Hand, welche hierzu noch vorzüglicher dienen möchten, deßhalb ich denn solche briefliche Documente hier und da einzuschalten mich entschließe und hier sogleich damit beginne, von dem aus Rom scheidenden, in Neapel anlangenden Tischbein die lebhaf-

letzten Erzählungen einzuführen. Sie gewähren den Vortheil, den Leser sogleich in jene Gegenden und in die unmittelbarsten Verhältnisse der Personen zu versetzen, besonders auch den Character des Künstlers aufzuklären, der so lange bedeutend gewirkt, und, wenn er auch mitunter gar wunderlich erscheinen mochte, doch immer, so in seinem Bestreben als in seinem Leisten, ein dankbares Erinnern verdient.

Elschein an Goethe.

Neapel, den 10. Juli 1787.

Unsere Reise von Rom bis Capua war sehr glücklich und angenehm. In Albano kam Hackert zu uns; in Velletri speis ten wir bei Cardinal Borgia und besahen dessen Museum zu meinem besondern Vergnügen, weil ich Manches bemerkte, das ich im ersten Mal übergangen hatte. Um drei Uhr Nachmittags reis'ten wir wieder ab, durch die Pontinischen Sümpfe, die mir dieses Mal auch viel besser gefielen als im Winter, weil die grünen Bäume und Hecken diesen großen Ebenen eine anmuthige Verschiedenheit geben. Wir fanden uns kurz vor der Abenddämmerung in Mitte der Sümpfe, wo die Post wechselt. Während der Zeit aber, als die Postillons alle Beredsamkeit anwendeten, uns Geld abzunöthigen, fand ein muthiger Schimmelhengst Gelegenheit, sich loszureißen und fortzurennen: Das gab ein Schauspiel, welches uns viel Vergnügen machte. Es war ein schneeweißes, schönes Pferd, von prächtiger Gestalt; er zerriß die Zügel, womit er angebunden war, packte mit den Vorderfüßen nach Dem, der ihn aufhalten wollte, schlug hinten aus und machte ein solches Geschrei mit Wiehern, daß Alles aus Furcht bei Seite trat. Nun sprang er über'n Graben und galoppirte über das Feld, beständig schnaubend und wiehernd. Schweif und Mähnen flatterten hoch in die Luft auf, und seine Gestalt in freier Bewegung war so schön, daß Alles ausrief: Che bellezza! che bellezza!*) Dann lief er nah' an einem andern Graben hin und wieder und suchte eine schmale Stelle, um überzuspringen, um zu den Fohlen und Stuten zu kommen, deren viele Hundert jenseits weideten. Endlich gelang es ihm, hinüberzuspringen und nun setzte er unter die Stuten, die ruhig graseten. Die erschracken vor seiner Wildheit und seinem Geschrei, liefen in langer Reihe und flogen über das flache Feld vor ihm hin; er aber immer hinterdrein, indem er aufzuspringen versuchte.

Endlich trieb er eine Stute abseits; die eilte nun auf ein ander' Feld, zu einer andern zahlreichen Versammlung von Stuten. Auch diese, von Schrecken ergriffen, schlugen hinüber zu dem ersten Haufen. Nun war das Feld schwarz von Pferden, wo der weiße Hengst immer d'runter herumsprang. Alles in Schrecken und Wildheit. Die Herde lief in langen Reihen auf dem Felde hin und her, es sauf'te die Luft und donnerte die Erde, wo die Kraft der schweren Pferde überhinflog. Wir sahen lange mit Vergnügen zu, wie der Trupp von so vielen Hunderten auf dem Feld herumgaloppirte, bald in einen Klumpen, bald getheilt, jetzt zerstreut einzeln umherlaufend, bald in langen Reihen über den Boden hinrennend.

Endlich beraubte uns die Dunkelheit der einbrechenden Nacht dieses einzigen Schauspiels, und als der klarste Mond hinter den Bergen aufstieg, verlosch das Licht unserer angezündeten Laternen. Doch da ich mich lange an seinem sanften Schein vergnügt hatte, konnte ich mich des Schlafs nicht mehr erwehren, und mit aller Furcht vor der ungesunden Luft schlief ich länger als eine Stunde und erwachte nicht eher, bis wir zu Terracina ankamen, wo wir die Pferde wechselten.

Hier waren die Postillons sehr artig, wegen der Furcht, welche ihnen der Marchese Lucchesini eingejagt hatte; sie gaben uns die besten Pferde und Führer, weil der Weg zwischen den großen Klippen und dem Meer gefährlich ist. Hier sind schon manche Unglücke geschehen, besonders Nachts, wo die Pferde leicht scheu werden. Während des Anspannens und indessen man den Paß an die letzte Römische Wache verzeigte, ging ich zwischen den hohen Felsen und dem Meer spazieren und erblickte den größten Effect: der dunkle Fels, vom Mond glänzend erleuchtet, der eine lerhaft flimmernde Säule in das blaue Meer warf und bis auf die am Ufer schwankenden Wellen heranflimmerte.

Da eben, auf der Zinne des Berges, im dämmernden Blau, lagen die Trümmer von Genserich's zerfallener Burg; sie machte mich an vergangene Zeiten denken: ich fühlte des unglücklichen Conradin's Sehnsucht, sich zu retten, wie des Cicero und des Marius, die sich alle in dieser Gegend gedrängt hatten.

Schön war es, nun fernerhin an dem Berg zwischen den großen herabgerollten Felsenklumpen, am Saume des Meer's, im Mondlicht herzufahren. Deutlich beleuchtet waren die Gruppen der Oliven-Bäume, Palmen und Pinien bei Fondi; aber die Vorzüge der Citronen-Wälder vermißte man; sie stehen nur in ihrer ganzen Pracht, wenn die Sonne auf die goldglänzenden Früchte scheint. Nun ging es über den Berg, wo die vielen Oliven- und Johannisbrodbäume stehen, und es war schon Tag geworden, als wir bei den Ruinen der

*) Wie schön!

antiken Stadt, wo die vielen Ueberbleibsel von Grabmälern sind, ankamen. Das größte darunter soll dem Cicero errichtet worden sein eben an dem Ort, wo er ermordet worden. Es war schon einige Stunden Tag, als wir an dem erfreulichen Meerbusen zu Mola di Gaeta ankamen. Die Fischer mit ihrer Beute kehrten schon wieder zurück; Das machte den Strand sehr lebhaft. Einige trugen die Fische und Meerfrüchte in Körben weg, die Andern bereiteten die Garne schon wieder auf einen künftigen Fang. Von da fuhren wir nach Garigliano, wo Cavaliere Venuti graben läßt. Hier verließ uns Hackert; denn er eilte nach Caserta; und wir gingen, abwärts von der Straße, herunter an das Meer, wo ein Frühstück für uns bereitet war, welches wohl für ein Mittagsessen gelten konnte. Hier waren die ausgegrabenen Antiken aufgehoben, die aber jämmerlich zerschlagen sind. Unter andern schönen Sachen findet sich ein Bein von einer Statue, die dem Apoll von Belvedere nicht viel nachgeben mag. Es wäre ein Glück, wenn man das Uebrige dazu fände.

Wir hatten uns aus Müdigkeit etwas schlafen gelegt; und da wir wieder erwachten, fanden wir uns in Gesellschaft einer angenehmen Familie, die in dieser Gegend wohnt, um uns ein Mittagsmahl zu geben; welche Aufmerksamkeit wir freilich Herrn Hackert schuldig sein mochten, der sich aber schon entfernt hatte. Es stand also wieder auf's Neue ein Tisch bereitet; ich aber konnte nicht essen noch sitzen bleiben, so gut auch die Gesellschaft war, sondern ging am Meer spazieren zwischen den Steinen, worunter sich sehr wunderliche befanden, (besonders Vieles durch Meer-Insecten durchlöchert) deren einige aussahen wie ein Schwamm.

Hier begegnete mir auch etwas recht Vergnügliches. Ein Ziegenhirt trieb an den Strand des Meeres; die Ziegen kamen in das Wasser und kühlten sich ab. Nun kam auch der Schweinehirt dazu, und unter der Zeit, daß die beiden Heerden sich in den Wellen erfrischten, setzten sich beide Hirten in den Schatten und machten Musik; der Schweinehirt auf einer Flöte, der Ziegenhirt auf dem Dudelsack. Endlich ritt ein erwachsener Knabe nackend heran und ging so tief in das Wasser, so tief, daß das Pferd mit ihm schwamm. Das sah nun gar schön aus, wenn der wohlgewachsene Junge so nah an's Ufer kam, daß man seine ganze Gestalt sah und er sodann wieder in das tiefe Meer zurückkehrte, wo man Nichts weiter sah als den Kopf des schwimmenden Pferdes, ihn aber bis an die Schultern.

Um drei Uhr Nachmittags fuhren wir weiter; und als wir Capua drei Meilen hinter uns gelassen hatten, (es war schon eine Stunde in der Nacht) zerbrachen wir das Hinterrad unsers Wagens. Das hielt uns einige Stunden auf, um ein anderes an die Stelle zu nehmen. Da aber Dieses geschehen war und wir abermals einige Meilen zurückgelegt hatten, brach die Achse. Hierüber wurden wir sehr verdrießlich; wir waren so nah bei Neapel und konnten doch unsere Freunde nicht sprechen. Endlich langten wir einige Stunden nach Mitternacht daselbst an, wo wir noch so viele Menschen auf der Straße fanden, als man in einer andern Stadt kaum um Mittag findet.

Hier habe ich nun alle unsere Freunde gesund und wohl angetroffen, die sich alle freuten, Dasselbe von ihnen zu hören. Ich wohne bei Herrn Hackert im Hause; vorgestern war ich mit Ritter Hamilton zu Pausilippo auf seinem Lusthause. Da kann man denn freilich nichts Herrlicheres auf Gottes Erdboden schauen. Nach Tische schwammen ein Dutzend Jungen in dem Meere; Das war schön anzusehen. Die vielen Gruppen und Stellungen, welche sie in ihren Spielen machten! Er bezahlt sie dafür, damit er jeden Nachmittag diese Lust habe. Hamilton gefällt mir außerordentlich wohl; ich sprach Vieles mit ihm, sowohl hier im Haus, als auch da wir auf dem Meere spazieren fuhren. Es freute mich außerordentlich, soviel von ihm zu erfahren, und hoffe noch viel Gutes von diesem Manne. Schreiben Sie mir doch die Namen Ihrer übrigen hiesigen Freunde, damit ich auch sie kennen lernen und grüßen kann. Bald sollen Sie Mehreres von hier vernehmen. Grüßen Sie alle Freunde, besonders Angelica und Reifenstein.

Nachschrift. Ich finde es in Neapel sehr viel heißer als in Rom, nur mit dem Unterschied, daß die Luft gesünder ist und auch beständig etwas frischer Wind weht, aber die Sonne hat viel mehr Kraft; die ersten Tage war es mir fast unerträglich. Ich habe bloß von Eis- und Schneewasser gelebt.

Später, ohne Datum.

Gestern hätte ich Sie in Neapel gewünscht: einen solchen Lärmen, eine solche Volksmenge, die nur da war, um Eßwaaren einzukaufen, habe ich in meinem Leben nicht gesehen, aber auch so viele dieser Eßwaaren sieht man nie wieder beisammen. Von allen Sorten war die große Straße Toledo fast bedeckt. Hier bekommt man erst eine Idee von einem Volk, das in einer so glücklichen Gegend wohnt, wo die Jahrszeit täglich Früchte wachsen läßt. Denken Sie sich, daß heute 300,000 Menschen im Schmausen begriffen sind, und Das auf Neapolitaner-Art. Gestern und heute war ich an einer Tafel, wo gefressen ist worden, daß ich erstaunt bin;

ein ſtändiger Ueberfluß war da. Kniep ſaß auch dabei und übernahm ſich ſo, von allen den leckern Speiſen zu eſſen, daß ich fürchtete, er platze; aber ihn rührte es nicht, und er erzählte dabei immer von dem Appetit, den er auf dem Schiff und in Sicilien gehabt habe, indeſſen Sie für Ihr gutes Geld, theils aus Uebelbefinden, theils auf Vorſatz, gefaſtet und ſo gut als gehungert.

Heute iſt ſchon Alles aufgefreſſen worden, was geſtern verkauft wurde; und man ſagt, morgen ſei die Straße wieder ſo voll, als ſie geſtern war. Toledo ſcheint ein Theater, wo man den Ueberfluß zeigen will. Die Boutiquen ſind alle ausgeziert mit Eßwaren, die ſogar über die Straße in Guirlanden hinüberhängen, die Würſtchen zum Theil vergoldet und mit rothen Bändern gebunden. Die welſchen Hahnen haben alle eine rothe Fahne im Hintern ſtecken; deren ſind geſtern dreißigtauſend verkauft worden; dazu rechne man die, welche die Leute im Hauſe feil machen. Die Zahl der Eſel, mit Capaunen beladen, ſowie der andern, mit kleinen Pomeranzen belaſtet, die großen, auf dem Pflaſter aufgeſchütteten Haufen ſolcher Goldfrüchte erſchreckten Einen. Aber am Schönſten möchten doch die Boutiquen ſein, wo grüne Sachen verkauft werden, und die, wo Roſinen-Trauben, Feigen und Melonen aufgeſetzt ſind; alles ſo zierlich zur Schau geordnet, daß es Auge und Herz erfreut. Neapel iſt ein Ort, wo Gott häufig ſeinen Segen gibt für alle Sinne.

Später, ohne Datum.

Hier haben Sie eine Zeichnung von den Türken, die hier gefangen liegen. Der Hercules, wie es erſt hieß, hat ſie nicht genommen, ſondern ein Schiff, welches die Coralten-Fiſcher begleitete. Die Türken ſahen dieſes chriſtliche Fahrzeug und machten ſich d'ran, um es wegzunehmen; aber ſie fanden ſich betrogen; denn die Chriſten waren ſtärker, und ſo wurden ſie überwältigt und gefangen hierher geführt. Es waren dreißig Mann auf dem chriſtlichen Schiffe, vierundzwanzig auf dem Türkiſchen; ſechs Türken blieben im Gefechte, einer iſt verwundet; von den Chriſten iſt kein einziger geblieben, die Madonne hat ſie beſchützt.

Der Schiffer hat eine große Beute gemacht; er fand ſehr viel Geld und Waaren, Seidenzeug und Taffet, auch einen reichen Schmuck, welcher einer jungen Mohrinn gehörte.

Es war merkwürdig, die vielen tauſend Menſchen zu ſehen, welche Kahn an Kahn dahinfuhren, um die Gefangenen zu beſchauen, beſonders die Mohrinn. Es fanden ſich verſchiedene Liebhaber, die ſie kaufen wollten und viel Geld boten, aber der Capitän will ſie nicht weggeben.

Ich fuhr alle Tage hin und fand ein Mal den Ritter Hamilton und Miß Hart, die ſehr gerührt war und weinte. Da das die Mohrinn ſah, fing ſie auch an zu weinen; die Miß wollte ſie kaufen, der Capitän aber hartnäckig ſie nicht hergeben. Jetzt ſind ſie nicht mehr hier; die Zeichnung beſagt das Weitere.

Nachtrag.

Päpſtliche Teppiche.

Die große Aufopferung, zu der ich mich entſchloß, eine, von dem Gipfel des Bergs bis beinahe an's Meer herabſtrömende Lava hinter mir zu laſſen, ward mir durch den erreichten Zweck reichlich vergolten: durch den Anblick der Teppiche, welche, am Frohnleichnamstag aufgehängt, uns an Raphael, ſeine Schüler, ſeine Zeit, auf das Glänzendſte erinnerten.

In den Niederlanden hatte das Teppichwirken mit ſtehendem Zettel, Hauteliſſe genannt, ſich ſchon auf den höchſten Grad erhoben. Es iſt mir nicht bekannt geworden, wie ſich nach und nach die Fertigung der Teppiche entwickelt und geſteigert hat. In dem zwölften Jahrhundert mag man noch die einzelnen Figuren durch Stickerei, oder auf ſonſt eine Weiſe fertig gemacht und ſodann, durch beſonders gearbeitete Zwiſchenſtücke, zuſammengeſetzt haben. Dergleichen finden wir noch über den Chorſtühlen alter Domkirchen, und hat die Arbeit etwas Aehnliches mit den bunten Fenſterſcheiben, welche auch zuerſt aus ganz kleinen farbigen Glasſtückchen ihre Bilder zuſammengeſetzt haben. Bei den Teppichen vertrat Nadel und Faden das Loth und die Zinnſtäbchen. Alle frühen Anfänge der Kunſt und Technik ſind von dieſer Art; wir haben koſtbare Chineſiſche Teppiche, auf gleiche Weiſe gefertigt, vor Augen gehabt.

Wahrſcheinlich durch Orientaliſche Muſter veranlaßt, hatte man in den Handels- und prachtreichen Niederlanden, zu Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts, dieſe kunſtreiche Technik ſchon auf's Höchſte getrieben; dergleichen Arbeiten gingen ſchon wieder nach dem Orient zurück und waren gewiß auch in Rom bekannt, wahrſcheinlich nach unvollkommenen, in Byzantiniſchem Sinne gemodelten Muſtern und Zeichnungen. Der große und in manchem, beſonders auch äſthetiſchem Sinn freie Geiſt, Leo X, mochte nun auch, was er auf Wänden abgebildet ſah, gleichmäßig frei und groß in ſeiner Umgebung auf Teppichen erblicken, und auf ſeine Veranlaſſung fertigte Raphael die Cartone; glücklicher Weiſe ſolche Gegenſtände, welche Chriſti Bezug zu ſeinen Apoſteln, ſodann aber die Wirkungen ſolcher begabten Männer nach dem Heimgange des Meiſters vorſtellten.

Am Frohnleichnamstage nun lernte man erſt

die wahre Beſtimmung der Teppiche kennen; hier machten ſie Colonnaden und offene Räume zu prächtigen Sälen und Wandtäfelungen, und zwar, indem ſie das Vermögen des begabteſten Mannes uns entſchieden vor Augen ſtellen und uns das glücklichſte Beiſpiel geben, wo Kunſt und Handwerk in beiderſeitiger Vollendung ſich auf ihrem höchſten Puncte lebendig begegnen.

Die Raphael'ſchen Cartone, wie ſie bis jetzt in England verwahrt ſind, bleiben noch immer die Bewunderung der Welt; einige rühren gewiß von dem Meiſter allein her, andere mögen nach ſeinen Zeichnungen, ſeiner Angabe, andere ſogar erſt, nachdem er abgeſchieden war, gefertigt ſein. Alles bezeugte große übereintreffende Kunſtbeſtimmung, und die Künſtler aller Nationen ſtrömten hier zuſammen, um ihren Geiſt zu erheben und ihre Fähigkeiten zu ſteigern.

Dieß gibt uns Veranlaſſung über die Tendenz der Deutſchen Künſtler zu denken, welche Hochſchätzung und Neigung gegen ſeine erſten Werke hinzog und wovon ſchon damals leiſe Spuren ſich bemerken ließen.

Mit einem talentreichen, zarten Jüngling, der im Sanften, Anmuthigen, Natürlichen verweilt, fühlt man ſich in jeder Kunſt näher verwandt; man wagt es zwar nicht, ſich mit ihm zu vergleichen, doch im Stillen mit ihm zu wetteifern, von ſich zu hoffen, was er geleiſtet hat.

Nicht mit gleichem Behagen wenden wir uns an den vollendeten Mann; denn wir ahnen die furchtbaren Bedingungen, unter welchen allein ſich ſelbſt das entſchiedenſte Naturell zum Letztmöglichen des Gelingens erheben kann, und, wollen wir nicht verzweifeln, ſo müſſen wir uns zurückwenden und uns mit dem Strebenden, dem Werdenden vergleichen.

Dieß iſt die Urſache, warum die Deutſchen Künſtler Neigung, Verehrung, Zutrauen zu dem Aeltern, Unvollkommenen wendeten, weil ſie ſich daneben auch für Etwas halten konnten und ſich mit der Hoffnung ſchmeicheln durften, Das in ihrer Perſon zu leiſten, wozu dennoch eine Folge von Jahrhunderten erforderlich geweſen.

Kehren wir zu Raphael's Cartonen zurück und ſprechen aus, daß ſie alle männlich gedacht ſind: ſittlicher Ernſt, ahnungsvolle Größe walten überall, und, obgleich hier und da geheimnißvoll, werden ſie doch Denjenigen durchaus klar, welche von dem Abſchiede des Erlöſers und den wundervollen Gaben, die er ſeinen Jüngern hinterließ, aus den heiligen Schriften genugſam unterrichtet ſind.

Nehmen wir vor Allem die Beſchämung und Beſtrafung des Ananias vor Augen, da uns denn jederzeit der kleine, dem Marc Anton nicht unbillig zugeſchriebene Kupferſtich, nach einer ausführlichen Zeichnung Raphael's, die Nachbildung der Cartone von Dorigny und die Vergleichung beider hinlänglichen Dienſt leiſten.

Wenig Compoſitionen wird man dieſer an die Seite ſetzen können; hier iſt ein großer Begriff, eine in ihrer Eigenthümlichkeit höchſtwichtige Handlung in ihrer vollkommenſten Mannigfaltigkeit auf das Klarſte dargeſtellt.

Die Apoſtel als fromme Gabe das Eigenthum eines Jeden, in den allgemeinen Beſitz dargebracht, erwartend; die herandringenden Gläubigen auf der einen, die empfangenden Dürftigen auf der andern Seite, und in der Mitte der Defraudirende gräßlich beſtraft: eine Anordnung, deren Symmetrie aus dem Gegebenen hervorgeht, und welche wieder durch die Erforderniſſe des Darzuſtellenden nicht ſowohl verborgen als belebt wird; wie ja die unerläßliche ſymmetriſche Proportion des menſchlichen Körpers erſt durch mannigfaltige Lebensbewegung eindringliches Intereſſe gewinnt.

Wenn nun bei Anſchauung dieſes Kunſtwerkes der Bemerkungen kein Ende ſein würde, ſo wollen wir hier nur noch ein wichtiges Verdienſt dieſer Darſtellung auszeichnen. Zwei männliche Perſonen, welche herankommend zuſammengepackte Kleidungsſtücke tragen, gehören nothwendig zu Ananias; aber wie will man hieraus erkennen, daß ein Theil davon zurückgeblieben und dem Gemeingut unterſchlagen worden? Hier werden wir aber auf eine junge, hübſche Weibsperſon aufmerkſam gemacht, welche mit einem heitern Geſichte aus der rechten Hand Geld in die linke zählt; und ſogleich erinnern wir uns an das edle Wort: „Die Linke ſoll nicht wiſſen, was die Rechte gibt," und zweifeln nicht, daß hier Sapphira gemeint ſei, welche das den Apoſteln einzureichende Geld abzählt, um noch einiges zurück zu behalten, welches ihre heiter liſtige Miene anzudeuten ſcheint. Dieſer Gedanke iſt erſtaunenswürdig und furchtbar, wenn man ſich ihm hingibt. Vor uns der Gatte, ſchon verſenkt und beſtraft, am Boden in gräßlicher Zuckung ſich windend; wenig hinterwärts, das Vorgehende nicht gewahr werdend, die Gattinn, ſicher argliſtig ſinnend, die Göttlichen zu bevortheilen, ohne Ahnung, welchem Schickſal ſie entgegengeht. Ueberhaupt ſteht dieſes Bild als ein ewiges Problem vor uns da, welches wir immer mehr bewundern, je mehr uns deſſen Auflöſung möglich und klar wird. Die Vergleichung des Marc Anton'ſchen Kupfers, nach einer gleich großen Zeichnung Raphael's, und des größern von Dorigny, nach dem Carton, führt uns abermals in die Tiefe der Betrachtung, mit welcher Meiſterheit ein ſolches Talent bei einer zweiten Behandlung derſelben Com-

poſition Veränderungen und Steigerungen zu bewirken gewußt hat. Bekennen wir gern, daß ein ſolches Studium uns zu den ſchönſten Freuden eines langen Lebens gedient hat!

Juli.

Correſpondenz.

Rom, den 3. Juli.

Mein jetziges Leben ſteht einem Jugendtraume völlig ähnlich; wir wollen ſehen, ob ich beſtimmt bin, ihn zu genießen, oder zu erfahren, daß auch Dieſes, wie ſo vieles Andere, nur eitel iſt. Tiſchbein iſt fort, ſein Studium aufgeräumt, ausgeſtäubt und ausgewaſchen, ſo daß ich nun gerne d'rin ſein mag. Wie nöthig iſt's, in der jetzigen Zeit ein angenehmes Zuhauſe zu haben! Die Hitze iſt gewaltig. Morgens mit Sonnenaufgang ſteh' ich auf und gehe nach der Aqua acetosa, einem Sauerbrunnen, ungefähr eine halbe Stunde von dem Thor, an dem ich wohne, trinke das Waſſer, das wie ein ſchwacher Schwalbacher ſchmeckt, in dieſem Clima aber ſchon ſehr wirkſam iſt. Gegen acht Uhr bin ich wieder zu Hauſe und bin fleißig auf alle Weiſe, wie es die Stimmung nur geben will. Ich bin recht wohl. Die Hitze ſchafft alles Flußartige weg und treibt, was Schärfe im Körper iſt, nach der Haut; und es iſt beſſer, daß ein Uebel jückt, als daß es reißt und zieht. Im Zeichnen fahre ich fort, Geſchmack und Hand zu bilden; ich habe Architectur angefangen ernſtlicher zu treiben; es wird mir Alles erſtaunend leicht (Das heißt der Begriff; denn die Ausübung erfordert ein Leben). Was das Beſte war: ich hatte keinen Eigendünkel und keine Prätenſion; ich hatte Nichts zu verlangen, als ich herkam. Und nun dringe ich nur darauf, daß mir Nichts Name, Nichts Wort bleibe. Was ſchön, groß, ehrwürdig gehalten wird, will ich mit eigenen Augen ſehen und erkennen. Ohne Nachahmung iſt Dieß nicht möglich. Nun muß ich mich an die Gypsköpfe ſetzen. (Die rechte Methode wird mir von Künſtlern angedeutet. Ich halte mich zuſammen, was möglich iſt.) Am Anfang der Woche konnte ich's nicht abſagen, hier und da zu eſſen. Nun wollen ſie mich hier und dahin haben; ich laſſe es vorübergehen und bleibe in meiner Stille. Moritz, einige Landsleute im Hauſe, ein wackerer Schweizer ſind mein gewöhnlicher Umgang. Zu Angelica und Rath Reifenſtein gehe ich auch; überall mit meiner nachdenklichen Art, und Niemand iſt, dem ich mich eröffnete. Lucheſini iſt wieder hier, der alle Welt ſieht, und den man ſieht wie alle Welt; ein Mann, der ſein Metier recht macht, wenn ich mich nicht ſehr irre. Nächſtens ſchreib ich Dir von einigen Perſonen, die ich bald zu kennen hoffe.

Egmont iſt in der Arbeit, und ich hoffe, er wird gerathen. Wenigſtens habe ich immer unter dem Machen Symptome gehabt, die mich nicht betrogen haben. Es iſt recht ſonderbar, daß ich ſo oft bin abgehalten worden, das Stück zu endigen, und daß es nun in Rom fertig werden ſoll. Der erſte Act iſt in's Reine und zur Reife; es ſind ganze Scenen im Stücke, an die ich nicht zu rühren brauche.

Ich habe über allerlei Kunſt ſoviel Gelegenheit zu denken, daß mein Wilhelm Meiſter recht anſchwillt. Nun ſollen aber die alten Sachen voraus weg; ich bin alt genug; und wenn ich noch Etwas machen will, darf ich mich nicht ſäumen. Wie Du Dir leicht denken kannſt, habe ich hundert neue Dinge im Kopfe; und es kommt nicht auf's Denken, es kommt auf's Machen an; Das iſt ein verwünſchtes Ding, die Gegenſtände hinzuſetzen, daß ſie nun einmal ſo und nicht anders daſtehen. Ich möchte nun recht viel von der Kunſt ſprechen; doch ohne die Kunſtwerke, was will man ſagen? Ich hoffe über manche Kleinheit wegzurücken; d'rum gönnt mir meine Zeit, die ich hier ſo wunderbar und ſonderbar zubringe, gönnt mir ſie durch den Beifall Eu'rer Liebe.

Ich muß dieß Mal ſchließen und wider Willen eine leere Seite ſchicken. Die Hitze des Tages war groß und gegen Abend bin ich eingeſchlafen.

Den 9. Juli.

Ich will künftig Einiges die Woche über ſchreiben, daß nicht die Hitze des Poſttags oder ein anderer Zufall mich hindere, Euch ein vernünftiges Wort zu ſagen. Geſtern habe ich Vieles geſehen und wieder geſehen; ich bin vielleicht in zwölf Kirchen geweſen, wo die ſchönſten Altar-Blätter ſind.

Dann war ich mit Angelica bei dem Engländer Moor, einem Landſchaftsmaler, deſſen Bilder meiſt trefflich gedacht ſind. Unter Anderm hat er eine Sündfluth gemalt, das etwas Einziges iſt. Anſtatt daß Andere ein offenes Meer genommen haben, das immer nur die Idee von einem weiten, aber nicht hohen Waſſer gibt, hat er ein geſchloſſenes, hohes Bergthal vorgeſtellt, in welches die immer ſteigenden Waſſer endlich auch hereinſtürzen. Man ſieht an der Form der Felſen, daß der Waſſerſtand ſich den Gipfeln nähert; und dadurch, daß es hinten quervor zugeſchloſſen iſt, die Klippen alle ſteil ſind, macht es einen fürchterlichen Effect. Es iſt gleichſam nur grau in Grau gemalt; das ſchmutzige, aufgewühlte Waſſer, der triefende Regen verbinden ſich auf's Innigſte; das Waſſer ſtürzt und trieft von den Felſen.

als wenn die ungeheuern Massen sich auch in dem allgemeinen Elemente auflösen wollten, und die Sonne blickt, wie ein trüber Mond, durch den Wasserflor durch, ohne zu erleuchten; und doch ist es nicht Nacht. In der Mitte des Vordergrundes ist eine flache, isolirte Felsenplatte, auf die sich einige hülflose Menschen retten, in dem Augenblick, daß die Fluth heranschwillt und sie bedecken will. Das Ganze ist unglaublich gut gedacht. Das Bild ist groß. Es kann 7 — 8 Fuß lang und 5 — 6 Fuß hoch sein. Von den andern Bildern, einem herrlich schönen Morgen, einer trefflichen Nacht, sage ich gar Nichts.

Drei volle Tage war Fest auf Ara coeli wegen der Beatification zweier Heiligen aus dem Orden des heiligen Franciscus. Die Decoration der Kirche, Musik, Illumination und Feuerwerk des Nachts zog eine große Menge Volks dahin. Das nah' gelegene Capitol war mit erleuchtet und die Feuerwerke auf dem Platz des Capitol's abgebrannt. Das Ganze zusammen machte sich sehr schön, obgleich es nur ein Nachspiel von St. Peter war. Die Römerinnen zeigen sich bei dieser Gelegenheit, von ihren Männern oder Freunden begleitet, des Nachts weiß gekleidet mit einem schwarzen Gürtel und sind schön und artig. Auch ist im Corso jetzt des Nachts häufiger Spatziergang und Fahrt, da man des Tags nicht aus dem Hause geht. Die Hitze ist sehr leidlich und diese Tage her immer ein kühles Windchen wehend. Ich halte mich in meinem kühlen Saale und bin still und vergnügt.

Ich bin fleißig; mein Egmont rückt sehr vor. Sonderbar ist's, daß sie eben jetzt in Brüssel die Scene spielen, wie ich sie vor zwölf Jahren aufschrieb; man wird Vieles jetzt für Pasquill halten.

Rom, den 10. Juli.

Es ist schon weit in der Nacht, und man merkt es nicht; denn die Straße ist voll Menschen, die singend, auf Cithern und Violinen spielend, mit einander wechselnd, auf und abgehen. Die Nächte sind kühl und erquickend, die Tage nicht unleidlich heiß.

Gestern war ich mit Angelica in der Farnesina, wo die Fabel der Psyche gemalt ist. Wie oft und unter wie manchen Situationen habe ich die bunten Copien dieser Bilder in meinen Zimmern mit euch angesehen! Es fiel mir recht auf, da ich sie eben durch jene Copien fast auswendig weiß. Dieser Saal oder vielmehr Galerie, ist das Schönste, was ich von Decoration kenne, so viel auch jetzt daran verdorben und restaurirt ist.

Heute war Thierhetze in dem Grabmal des August. Dieses große, inwendig leere, oben offene, ganz runde Gebäude ist jetzt zu einem Kampfplatz, zu einer Ochsenhetze eingerichtet, wie eine Art Amphitheater. Es wird vier bis fünftausend Menschen fassen können. Das Schauspiel selbst hat mich nicht sehr erbaut.

Dinstag, den 17. Juli, war ich Abends bei Albacini, dem Restaurator antiker Statuen, um einen Torso zu sehen, den sie unter den Farnesischen Besitzungen, die nach Neapel gehen, gefunden haben. Es ist ein Torso eines sitzenden Apoll's und hat an Schönheit vielleicht Nichts Seinesgleichen; wenigstens kann er unter die ersten Sachen gesetzt werden, die vom Alterthum übrig sind.

Ich speis'te bei'm Grafen Fries; Abbate Casti, der mit ihm reis't, recitirte eine seiner Novellen, der Erzbischof von Prag, die nicht sehr ehrbar, aber außerordentlich schön, in Ottave rime, geschrieben ist. Ich schätze ihn schon als den Verfasser meines beliebten Re Teodoro in Venezia. Er hat nun einen Re Teodoro in Corsica geschrieben, wovon ich den ersten Act gelesen habe, auch ein ganz allerliebstes Werk.

Graf Fries kauft viel, und hat unter Anderm eine Madonna von Andrea del Sarto für 600 Zechinen gekauft. Im vergangenen März hatte Angelica schon 450 darauf geboten, hätte auch das Ganze dafür gegeben, wenn ihr attester Gemahl nicht Etwas einzuwenden gehabt hätte. Nun reut sie's Beide. Es ist ein unglaublich schön' Bild, man hat keine Idee von so Etwas, ohne es gesehen zu haben.

Und so kommt tagtäglich etwas Neues zum Vorschein, was, zu dem Alten und Bleibenden gesellt, ein großes Vergnügen gewähret. Mein Auge bildet sich gut aus, mit der Zeit könnte ich Kenner werden.

Tischbein beschwert sich in einem Briefe über die entsetzliche Hitze in Neapel. Hier ist sie auch stark genug. Am Dinstag soll es so heiß gewesen sein, als Fremde es nicht in Spanien und Portugal empfunden.

Egmont ist schon bis in den vierten Act gediehen, ich hoffe, er soll Euch Freude machen. In drei Wochen denke ich fertig zu sein, und ich schicke ihn gleich an Herder'n ab.

Gezeichnet und illuminirt wird auch fleißig. Man kann nicht aus dem Hause gehen, nicht die kleinste Promenade machen, ohne die würdigsten Gegenstände zu treffen. Meine Vorstellung, mein Gedächtniß füllt sich voll unendlich schöner Gegenstände.

Den 22. Juli.

Ich habe recht diese Zeit her zwei meiner Capital-Fehler, die mich mein ganzes Leben verfolgt und gepeinigt haben, entdecken können.

Einen iſt, daß ich nie das Handwerk einer Sache, die ich treiben wollte oder ſollte, lernen mochte. Daher iſt gekommen, daß ich mit ſo viel natürlicher Anlage ſo wenig gemacht und gethan habe. Entweder es war durch die Kraft des Geiſtes gezwungen, gelang oder mißlang, wie Glück und Zufall es wollten; oder wenn ich eine Sache gut und mit Ueberlegung machen wollte, war ich furchtſam und konnte nicht fertig werden. Der andere nahe verwandte Fehler iſt: daß ich nie ſo viel Zeit auf eine Arbeit oder Geſchäft wenden mochte, als dazu erfordert wird. Da ich die Glückſeligkeit genieße, ſehr viel in kurzer Zeit denken und combiniren zu können, ſo iſt mir eine ſchrittweiſe Ausführung wojos und unerträglich. Nun, dächt' ich, wäre Zeit und Stunde da, ſich zu corrigiren. Ich bin im Land der Künſte, laßt uns das Fach durcharbeiten, damit wir für unſer übriges Leben Ruhe und Freude haben und an was Anders gehen können.

Rom iſt ein herrlicher Ort dazu. Nicht allein die Gegenſtände aller Art ſind hier, ſondern auch Menſchen aller Art, denen es Ernſt iſt, die auf den rechten Wegen gehen, mit denen man ſich unterhaltend gar bequem und ſchleunig weiter bringen kann. Gott ſei Dank, ich fange an, von Andern lernen und annehmen zu können!

Und ſo befinde ich mich an Leib und Seele wohler, als jemals! Möchtet Ihr es an meinen Productionen ſehen und meine Abweſenheit preiſen! Durch Das, was ich mache und denke, hänge ich mit Euch zuſammen; übrigens bin ich freilich ſehr allein und muß meine Geſpräche modificiren. Doch Das iſt hier leichter als irgendwo, weil man mit Jedem etwas Intereſſantes zu reden hat.

Mengs ſagt irgendwo vom Apoll vom Belvedere, daß eine Statue, die zu gleich großem Styl mehr Wahrheit des Fleiſches geſellte, das Größte wäre, was der Menſch ſich denken könnte; und durch jenen Torſo eines Apoll's oder Bacchus, deſſen ich ſchon gedacht, ſcheint ſein Wunſch, ſeine Prophezeiung erfüllt zu ſein. Mein Auge iſt nicht genug gebildet, um in einer ſo delicaten Materie zu entſcheiden; aber ich bin ſelbſt geneigt, dieſen Reſt für das Schönſte zu halten, was ich je geſehen habe. Leider iſt es nicht allein nur Torſo, ſondern auch die Epiderm iſt an vielen Orten weggewaſchen; er muß unter einer Traufe geſtanden haben.

Montag, den 23. Juli.

beſtieg ich Abends die Trajaniſche Säule, um des unſchätzbaren Anblicks zu genießen. Von dort oben herab, bei untergehender Sonne, nimmt ſich das Coliſeum ganz herrlich aus, das Capitol ganz nahe, der Palatin dahinter, die Stadt, die ſich anſchließt. Ich ging erſt ſpät und langſam durch die Straße zurück. Ein merkwürdiger Gegenſtand iſt der Platz von Monte Cavallo mit dem Obelisk.

Dienstag, den 24. Juli.

Nach der Villa Patrizi, um die Sonne untergehen zu ſehen, der friſchen Luft zu genießen, meinen Geiſt recht mit dem Bilde der großen Stadt anzufüllen, durch die langen Linien meinen Geſichtskreis auszuweiten und zu vereinfachen, durch die vielen ſchönen und mannigfaltigen Gegenſtände zu bereichern. Dieſen Abend ſah ich den Platz der Antoniniſchen Säule, den Palaſt Chigi vom Mond erleuchtet, und die Säule, von Alter ſchwarz, vor dem helleren Nachthimmel, mit einem weißen, glänzenden Piedeſtal. Und wie viel andere, unzählige, ſchöne, einzelne Gegenſtände trifft man auf ſo einer Promenade an! Aber wie viel dazu gehört, ſich nur einen geringen Theil von allem Dieſem zuzueignen! Es gehört ein Menſchenleben dazu, ja das Leben vieler Menſchen, die immer ſtufenweis von einander lernen.

Mittwoch, den 25. Juli.

Ich war mit dem Grafen Fries, die Gemmen-Sammlung des Prinzen von Piombino zu ſehen.

Freitag, den 27. Juli.

Uebrigens helfen mir alle Künſtler, alt und jung, um mein Talentchen zuzuſtutzen und zu erweitern. In der Perſpectiv und Baukunſt bin ich vorgerückt, auch in der Compoſition der Landſchaft. An den lebendigen Creaturen hängt's noch; da iſt ein Abgrund; doch wäre mit Ernſt und Application hier auch weiter zu kommen.

Ich weiß nicht, ob ich ein Wort von dem Concert ſagte, das ich zu Ende voriger Woche gab. Ich lud diejenigen Perſonen dazu, die mir hier manches Vergnügen verſchafft haben, und ließ durch die Sänger der komiſchen Oper die beſten Stücke der letzten Intermezzen aufführen. Jedermann war vergnügt und zufrieden.

Nun iſt mein Saal ſchön aufgeräumt und eingeputzt; es lebt ſich bei der großen Wärme auf's Angenehmſte darin. Wir haben einen trüben, einen Regentag, ein Donnerwetter, nun einige heitere, nicht ſehr heiße Tage gehabt.

Sonntag, den 29. Juli.

aß ich bei Angelica; es iſt nun ſchon hergebracht, daß ich ihr Sonntagsgaſt bin. Vorher fuhren wir nach dem Palaſt Barberini, den trefflichen Leonard da Vinci und die Geliebte des Raphael, von ihm ſelbſt gemalt, zu ſehen

Mit Angelica iſt es gar angenehm, Gemälde zu betrachten, da ihr Auge ſehr gebildet und ihre mechaniſche Kunſtkenntniß ſo groß iſt. Dabei iſt ſie ſehr für alles Schöne, Wahre, Zarte empfindlich und unglaublich beſcheiden.

Nachmittags war ich bei'm Chevalier d'Agincourt, einem reichen Franzoſen, der ſeine Zeit und ſein Geld anwendet, eine Geſchichte der Kunſt, von ihrem Verfall bis zur Auflebung zu ſchreiben. Die Sammlungen, die er gemacht hat, ſind höchſt intereſſant. Man ſieht, wie der Menſchengeiſt während der trüben und dunkeln Zeit immer geſchäftig war. Wenn das Werk zuſammenkömmt, wird es ſehr merkwürdig ſein.

Jetzt habe ich Etwas vor, daran ich viel lerne: ich habe eine Landſchaft erfunden und gezeichnet, die ein geſchickter Künſtler, Dies, in meiner Gegenwart coloriet; dadurch gewöhnt ſich Auge und Geiſt immer mehr an Farbe und Harmonie. Ueberhaupt geht es gut fort, ich treibe nur, wie immer, zu viel. Meine größte Freude iſt, daß mein Auge ſich an ſichern Formen bildet, und ſich an Geſtalt und Verhältniß leicht gewöhnt und dabei mein alt' Gefühl für Haltung und Ganzes recht lebhaft wiederkehrt. Auf Uebung käme nun Alles an.

Sonntag, den 22. Juli.

war ich mit Angelica in dem Palaſt Rondanini. Ihr werdet Euch aus meinen erſten Römiſchen Briefen einer Meduſe erinnern, die mir damals ſchon ſo ſehr einleuchtete, jetzt nun aber mir die größte Freude gibt. Nur einen Begriff zu haben, daß ſo Etwas in der Welt iſt, daß ſo Etwas zu machen möglich war, macht Einen zum doppelten Menſchen. Wie gern ſagt' ich Etwas darüber, wenn nicht Alles, was man über ſo ein Werk ſagen kann, leerer Windhauch wäre. Die Kunſt iſt deßhalb da, daß man ſie ſehe, nicht daß man ſpreche, als höchſtens in ſeiner Gegenwart. Wie ſchäme ich mich alles Kunſtgeſchwätzes, in das ich ehemals einſtimmte! Wenn es möglich iſt, einen guten Gypsabguß von dieſer Meduſe zu haben, ſo bringe ich ihn mit; doch ſie müßte neu geformt werden. Es ſind einige hier zu Kaufe, die ich nicht möchte; denn ſie verderben mehr die Idee, als daß ſie uns den Begriff gäben und erhielten. Beſonders iſt der Mund unausſprechlich und unnachahmlich groß.

Montag, den 23. Juli.

blieb ich den ganzen Tag zu Hauſe und war fleißig. Egmont rückt zum Ende, der vierte Act iſt ſo gut wie fertig. Sobald er abgeſchrieben iſt, ſchicke ich ihn mit der reitenden Poſt. Welche Freude wird mir's ſein, von Euch zu hören, daß ihr dieſer Production einigen Beifall gebt! Ich fühle mich recht jung wieder, da ich das Stück ſchreibe; möchte es auch auf den Leſer einen friſchen Eindruck machen! Abends war ein kleiner Ball in dem Garten hinter dem Hauſe, wozu wir auch eingeladen wurden. Ungeachtet jetzt keine Jahrszeit des Tanzes iſt, ſo war man doch ganz luſtig. Die Italieniſchen Mädchen haben ihre Eigenthümlichkeiten; vor zehn Jahren hätten einige paſſiren können; nun iſt dieſe Ader vertrocknet, und es gab mir dieſe kleine Feierlichkeit kaum ſo viel Intereſſe, um ſie bis an's Ende auszuhalten. Die Mondnächte ſind ganz unglaublich ſchön; der Aufgang, ehe ſich der Mond durch die Dünſte heraufgearbeitet hat, ganz gelb und warm, come il sole d' Inghilterra, *) die übrige Nacht klar und freundlich. Ein kühler Wind, und Alles fängt an zu leben. Bis gegen Morgen ſind immer Partie'n auf der Straße, die ſingen und ſpielen; man hört manchmal Duette, ſo ſchön und ſchöner als in einer Oper oder Concert.

Dinstag, den 24. Juli.

wurden einige Mondſcheine auf's Papier gebracht, dann ſonſt allerlei gute Kunſt getrieben. Abends ging ich mit einem Landsmann ſpazieren, und wir ſtritten über den Vorzug von Michel Angelo und Raphael; ich hielt die Partie des erſten, er des andern, und wir ſchloſſen zuletzt mit einem gemeinſchaftlichen Lob auf Leonard da Vinci. Wie glücklich bin ich, daß nun alle dieſe Namen aufhören Namen zu ſein, und lebendige Begriffe des Werthes dieſer trefflichen Menſchen nach und nach vollſtändig werden!

Nachts in die comiſche Oper. Ein neues Intermezzo L'Impresario in angustie iſt ganz vortrefflich und wird und manche Nacht unterhalten, ſo heiß es auch im Schauſpiele ſein mag. Ein Quintett, da der Poeta ſein Stück verlieſ't, der Impreſar und die prima donna auf der einen Seite ihm Beifall geben, der Componiſt und die seconda donna auf der andern ihn tadeln, worüber ſie zuletzt in einen allgemeinen Streit gerathen, iſt gar glücklich. Die als Frauenzimmer verkleideten Caſtraten machen ihre Rollen immer beſſer und gefallen immer mehr. Wirklich für eine kleine Sommer-Truppe, die ſich nur ſo zuſammen gefunden hat, iſt ſie recht artig. Sie ſpielen mit einer großen Natürlichkeit und gutem Humor. Von der Hitze ſtehen die armen Teufel erbärmlich aus.

---

*) Wie die Sonne Englands.

Was faßt mich für ein Wonnegraus!
Hier möcht' ich volle Stunden ſäumen.
Natur! Hier bildeteſt in leichten Träumen
Den eingebornen Engel aus;
Hier lag das Kind, mit warmen Leben
Den zarten Buſen angefüllt,
Und hier mit heilig reinem Weben
Entwirkte ſich das Götterbild!

Und du! Was hat dich hergeführt?
Wie innig fühl' ich mich gerührt!
Was willſt du hier? Was wird das Herz dir ſchwer?
Armſel'ger Fauſt! ich kenne dich nicht mehr.

Umgibt mich hier ein Zauberduft?
Mich drang's ſo g'rade zu genießen,
Und fühle mich in Liebestraum zerfließen!
Sind wir ein Spiel von jedem Druck der Luft?

Und träte ſie den Augenblick herein,
Wie würdeſt du für deinen Frevel büßen!
Der große Hans, ach wie ſo klein!
Läg', hingeſchmolzen, ihr zu Füßen.

Bericht.

Juli.

Um Nachstehendes, welches ich nunmehr einzuführen gedenke, schicklicher Weise vorzubereiten, halte ich für nöthig, einige Stellen aus dem vorigen Bande, welche dort, im Lauf der Ereignisse, der Aufmerksamkeit möchten entgangen sein, hier einzuschalten und die mir so wichtige Angelegenheit den Freunden der Naturwissenschaft dadurch abermals zu empfehlen.

Palermo, Dinstag den 17. April.

Es ist ein wahres Unglück, wenn man von vielerlei Geistern verfolgt und versucht wird. Heute früh ging ich mit dem festen, ruhigen Vorsatz, meine dichterischen Träume fortzusetzen, nach dem öffentlichen Garten; allein ehe ich mich's versah, erhaschte mich ein anderes Gespenst, das mir schon dieser Tage nachgeschlichen. Die vielen Pflanzen, die ich sonst nur in Kübeln und Töpfen, ja die größte Zeit des Jahres nur hinter Glasfenstern zu sehen gewohnt war, stehen hier froh und frisch unter freiem Himmel; und, indem sie ihre Bestimmung vollkommen erfüllen, werden sie uns deutlicher. Im Angesicht so vielerlei neuen und erneuten Gebildes fiel mir die alte Grille wieder ein, ob ich nicht unter dieser Schaar die Urpflanze entdecken könnte. Eine solche muß es denn doch geben. Woran würde ich sonst erkennen, daß dieses oder jenes Gebilde eine Pflanze sei, wenn sie nicht alle nach *einem* Muster gebildet wären?

Ich bemühte mich, zu untersuchen, worin denn die vielen abweichenden Gestalten von einander unterschieden seien. Und ich fand sie immer mehr ähnlich als verschieden; und wollte ich meine botanische Terminologie anbringen, so ging Das wohl, aber es fruchtete nicht; es machte mich unruhig, ohne daß es mir weiter half. Gestört war mein guter poetischer Vorsatz; der Garten des Alcinous war verschwunden; ein Weltgarten hatte sich aufgethan. Warum sind wir Neuern doch so zerstreut, warum gereizt zu Forderungen, die wir nicht erreichen noch erfüllen können!

Neapel, den 17. Mai.

Ferner muß ich Dir vertrauen, daß ich dem Geheimniß der Pflanzenzeugung und Organisation ganz nahe bin, und daß es das Einfachste ist, was nur gedacht werden kann. Unter diesem Himmel kann man die schönsten Beobachtungen machen. Den Hauptpunct, wo der Keim steckt, habe ich ganz klar und zweifellos gefunden; alles Uebrige setze ich auch schon im Ganzen, und nur noch einige Puncte müssen bestimmter werden. Die Urpflanze wird das wunderlichste Geschöpf von der Welt, um welches mich die Natur selbst beneiden soll. Mit diesem Modell und dem Schlüssel dazu kann man alsdann noch Pflanzen in's Unendliche erfinden, die consequent sein müssen, Das heißt, die, wenn sie auch nicht existiren, doch existiren könnten und nicht eine malerische oder dichterische Schatten und Scheine sind, sondern eine innerliche Wahrheit und Nothwendigkeit haben. Dasselbe Gesetz wird sich auf alles übrige Lebendige anwenden lassen.

So viel aber sei hier, ferneres Verständniß vorzubereiten, kürzlich ausgesprochen: Es war mir nämlich aufgegangen, daß in demjenigen Organ der Pflanze, welches wir als Blatt gewöhnlich anzusprechen pflegen, der wahre Proteus verborgen liege, der sich in allen Gestaltungen verstecken und offenbaren könne. Vorwärts und rückwärts ist die Pflanze immer nur Blatt, mit dem künftigen Keime so unzertrennlich vereint, daß man Eins ohne das Andere nicht denken darf. Einen solchen Begriff zu fassen, zu ertragen, ihn in der Natur aufzufinden, ist eine Aufgabe, die uns in einen peinlich süßen Zustand versetzt.

Störende Naturbetrachtungen.

Wer an sich erfahren hat, was ein reichhaltiger Gedanke heißen will, er sei nun aus uns selbst entsprungen oder von Andern mitgetheilt und eingeimpft, wird gestehen, was dadurch für eine leidenschaftliche Bewegung in unserm Geiste hervorgebracht werde, wie wir uns begeistert fühlen, indem wir alles Dasjenige in Gesammtheit vorausahnen, was in der Folge sich mehr und mehr entwickeln, wozu das Entwickelte weiter führen soll. Dieses bedenkend, wird man mir zugestehen, daß ich von einem solchen Gewahrwerden wie von einer Leidenschaft eingenommen und getrieben worden, und, wo nicht ausschließlich, doch durch alles übrige Leben hindurch mich damit habe beschäftigen müssen.

So sehr nun auch diese Neigung mich innerlichst ergriffen hatte, so war doch an kein geregeltes Studium nach meiner Rückkehr in Rom zu denken; Poesie, Kunst und Alterthum, Jedes forderte mich gewisser Maßen ganz, und ich habe in meinem Leben nicht leicht operosere, mühsamer beschäftigte Tage zugebracht. Männern vom Fach wird es vielleicht gar zu naiv vorkommen, wenn ich erzähle, wie ich tagtäglich in einem jeden Garten, auf Spaziergängen, kleinen Luftfahrten mich der neben mir bemerkten Pflanzen bemächtigte. Besonders bei

der eintretenden Samenreife war es mir wichtig, zu beobachten, wie Manche davon an das Tageslicht hervortraten. So wendete ich meine Aufmerksamkeit auf das Keimen des während seines Wachsthums unförmlichen Cactus opuntia und sah mit Vergnügen, daß er ganz unschuldig dicotyledonisch sich in zwei zarten Blättchen enthülle, sodann aber bei fernerem Wuchse sich die künftige Unform entwickelte.

Auch mit Samenkapseln begegnete mir etwas Auffallendes: ich hatte derselben mehrere von Acanthus mollis nach Hause getragen und in einem offenen Kästchen niedergelegt; nun geschah es in einer Nacht, daß ich ein Knistern hörte und bald darauf das Umherspringen an Decke und Wände, wie von kleinen Körpern. Ich erklärte mir's nicht gleich, fand aber nachher meine Schoten aufgesprungen und die Samen umher zerstreut. Die Trockne des Zimmers hatte die Reife bis zu solcher Elasticität in wenigen Tagen vollendet.

Unter den vielen Samen, die ich auf diese Weise beobachtete, muß ich einiger noch erwähnen, weil sie zu meinem Andenken kürzer oder länger in dem alten Rom fortwuchsen. Pinien-Kerne gingen gar merkwürdig auf, sie hoben sich wie in einem Ei eingeschlossen empor, warfen aber diese Haube bald ab und zeigten in einem Kreuze von grünen Nadeln schon die Anfänge ihrer künftigen Bestimmung.

Galt das Bisherige der Fortpflanzung durch Samen, so ward ich auf die Fortpflanzung durch Augen nicht weniger aufmerksam gemacht, und zwar durch Rath Reifenstein, der auf allen Spaziergängen, hier und dort einen Zweig abreißend, bis zur Pedanterie behauptete: in die Erde gesteckt, müsse jeder sogleich fortwachsen. Zum entscheidenden Beweis zeigte er dergleichen Stecklinge gar wohl angeschlagen in seinem Garten. Und wie bedeutend ist nicht in der Folgezeit eine solche allgemein versuchte Vermehrung für die botanische Gärtnerei geworden, die ich ihm wohl zu erleben gewünscht hätte!

Am Auffallendsten war mir jedoch ein strauchartig in die Höhe gewachsener Nelkenstock. Man kennt die gewaltige Lebens- und Vermehrungskraft dieser Pflanze; Auge ist über Auge an ihren Zweigen gedrängt, Knoten in Knoten hineingetrichtert. Dieses wird nun hier durch Dauer gesteigert und die Augen aus unerforschlicher Enge zur höchst möglichen Entwickelung getrieben, so daß selbst die vollendete Blume wieder vier vollendete Blumen aus ihrem Busen hervorbrachte.

Zu Aufbewahrung dieser Wundergestalt kein Mittel vor mir sehend, unternahm ich es, sie genau zu zeichnen, wobei ich immer zu mehrerer Einsicht in den Grundbegriff der Metamorphose gelangte. Allein die Zerstreuung durch so vielerlei Obliegenheiten ward nur desto zudringlicher, und mein Aufenthalt in Rom, dessen Ende ich voraussah, immer peinlicher und belasteter.

Nachdem ich mich nun so geraume Zeit ganz im Stillen gehalten und von aller höhern zerstreuenden Gesellschaft fern geblieben, begingen wir einen Fehler, der die Aufmerksamkeit des ganzen Quartiers, nicht weniger der nach neuen und seltsamen Vorfällen sich umschauenden Societät auf uns richtete. Die Sache verhielt sich aber also: Angelica kam nie in's Theater; wir untersuchten nicht, aus welcher Ursache; aber da wir als leidenschaftliche Bühnenfreunde in ihrer Gegenwart die Anmuth und Gewandtheit der Sänger, sowie die Wirksamkeit der Musik unsers Cimarosa nicht genugsam zu rühmen wußten und Nichts sehnlicher wünschten, als sie solcher Genüsse theilhaftig zu machen: so ergab sich Eins aus dem Andern, daß nämlich unsere jungen Leute, besonders Bury, der mit den Sängern und Musik-Verwandten in dem besten Vernehmen stand, es dahin brachte, daß diese sich in heiterer Gesinnung erboten, auch vor uns, ihren leidenschaftlichen Freunden und entschieden Beifall gebenden, gelegentlich ein Mal in unserm Saale Musik machen und singen zu wollen. Dergleichen Vorhaben öfters besprochen, vorgeschlagen und verzögert, gelangte doch endlich nach dem Wunsche der jüngern Theilnehmer zur fröhlichen Wirklichkeit. Concert-Meister Kranz, ein gebildeter Violinist, in herzoglich Weimar'schen Diensten, der sich in Italien auszubilden Urlaub hatte, gab zuletzt durch seine unvermuthete Ankunft eine baldige Entscheidung. Sein Talent legte sich auf die Wage der Musik-Lustigen, und wir sahen uns in den Fall versetzt, Madame Angelica, ihren Gemahl, Hofrath Reifenstein, die Herren Jenkins, Volpato und wen wir sonst eine Artigkeit schuldig waren, zu einem anständigen Feste einladen zu können. Juden und Tapezier hatten den Saal geschmückt, der nächste Caffeewirth die Erfrischungen übernommen; und so ward ein glänzendes Konzert aufgeführt in der schönsten Sommernacht, wo sich große Massen von Menschen unter den offenen Fenstern versammelten und, als wären sie im Theater gegenwärtig, die Gesänge gehörig beklatschten.

Ja, was das Auffallendste war, ein großer, mit einem Orchester von Musik-Freunden besetzter Gesellschaftswagen, der so eben durch die nächtliche Stadt seine Lustrunde zu machen beliebte, hielt unter unsern Fenstern stille, und, nachdem er den obern Bemühungen lebhaften Beifall geschenkt hatte, ließ sich eine wackere

Baßſtimme vernehmen, die ein: der beliebteſten Arien eben der Oper, welche wir ſtückweiſe vertrugen, von allen Inſtrumenten begleitet, hinzugeſellte. Wir erwiederten den vollſten Beifall, das Volk klatſchte mit d'rein und Jedermann verſicherte, an ſo mancher Nachtluſt, niemals aber an einer ſo vollkommenen, zufällig gelungenen Theil genommen zu haben.

Auf ein Mal nun zog unſere zwar anſtändige, aber doch ſtille Wohnung, dem Palaſt Rondanini gegenüber, die Aufmerkſamkeit des Corſo auf ſich. Ein reicher Mylordo hieß es, müſſe da eingezogen ſein. Niemand aber wußte ihn unter den bekannten Perſönlichkeiten zu finden und zu entziffern. Freilich, hätte ein dergleichen Feſt ſollen mit baarem Gelde geleiſtet werden, ſo würde Dasjenige, was hier von Künſtlern Künſtlern zu Liebe geſchah und mit mäßigem Aufwand zur Ausführung zu bringen war, bedeutende Koſten verurſacht haben. Wir ſetzten nun zwar unſer voriges ſtilles Leben fort, konnten aber das Vorurtheil von Reichthum und vornehmer Geburt nicht mehr von uns ablehnen.

Zu einer lebhaften Geſelligkeit gab ſodann auch die Ankunft des Grafen Fries jedoch neuen Anlaß. Er hatte den Abbate Caſti bei ſich, welcher durch Vorleſung ſeiner, damals noch ungedruckten, galanten Erzählungen große Luſt erregte; ſein heiterer, freier Vortrag ſchien jene geiſtreichen, übermäßig genialen Darſtellungen vollkommen in's Leben zu bringen. Wir bedauerten nur, daß ein ſo gut geſinnter, reicher Kunſtliebhaber nicht immer von den zuverläſſigſten Menſchen bedient werde. Der Ankauf eines untergeſchobenen geſchnittenen Steines machte viel Reden und Verdruß. Er konnte ſich indeſſen über den Ankauf einer ſchönen Statue gar wohl erfreuen, die einen Paris, nach der Auslegung Anderer einen Mithras vorſtellte. Das Gegenbild ſteht jetzt im Muſeo Pio-Clementino; Beide waren zuſammen in einer Sandgrube gefunden worden. Doch waren es nicht die Unterhändler in Kunſtgeſchäften allein, die ihm auflauerten; er hatte manches Abenteuer zu beſtehen. Und da er ſich überhaupt in der heißen Jahreszeit nicht zu ſchonen wußte, ſo konnte es nicht fehlen, daß er von mancherlei Uebeln angefallen wurde, welche die letzten Tage ſeines Aufenthalts verbitterten. Mir aber war es um ſo ſchmerzlicher, als ich ſeiner Gefälligkeit gar Manches ſchuldig geworden; wie ich denn auch die treffliche Gemmen-Sammlung des Prinzen von Piombino mit ihm zu betrachten günſtige Gelegenheit fand.

Bei'm Grafen Fries fanden ſich, außer den Kunſthändlern, auch wohl der Art Litteratoren, wie ſie hier in Abbé-Tracht herumwandern. Mit Dieſen war kein angenehmes Geſpräch. Kaum hatte man von nationaler Dichtung zu ſprechen angefangen und ſich über ein' und andern Punct zu belehren geſucht, ſo mußte man unmittelbar und ohne Weiteres die Frage vernehmen: ob man Arioſt oder Taſſo, welchen von Beiden man für den größten Dichter halte? Antwortete man: Gott und der Natur ſei zu danken, daß ſie zwei ſolche vorzügliche Männer einer Nation gegönnt, deren Jeder uns, nach Zeit und Umſtänden, nach Lagen und Empfindungen, die herrlichſten Augenblicke verließen, uns beruhigt und entzückt — dieß vernünftige Wort ließ Niemand gelten. Nun wurde Derjenige, für den man ſich entſchieden hatte, hoch und höher gehoben, der Andere tief und tiefer dagegen herabgeſetzt. Die erſten Male ſuchte ich die Vertheidigung des Herabgeſetzten zu übernehmen und ſeine Vorzüge geltend zu machen; Dieß aber verfing nicht, man hatte Partei ergriffen und blieb auf ſeinem Sinne. Da nun Ebendaſſelbe immer fort und fort ſich wiederholte und es mir zu ernſt war, um dialectiſch über dergleichen Gegenſtände zu controvertiren: ſo vermied ich ein ſolches Geſpräch, beſonders da ich merkte, daß es nur Phraſen waren, die man, ohne eigentliches Intereſſe an dem Gegenſtande zu finden, ausſprach und behauptete.

Viel ſchlimmer aber war es, wenn Dante zur Sprache kam. Ein junger Mann von Stande und Geiſt und wirklichem Antheil an jenem außerordentlichen Manne nahm meinen Beifall und Billigung nicht zum Beſten auf, indem er ganz unbewunden verſicherte: jeder Ausländer müſſe Verzicht thun auf das Verſtändniß eines ſo außerordentlichen Geiſtes, dem ja ſelbſt die Italiener nicht in Allem folgen könnten. Nach einigen Hin- und Widerreden verdroß es mich denn doch zuletzt, und ich ſagte: ich müſſe bekennen, daß ich geneigt ſei, ſeinen Aeußerungen Beifall zu geben; denn ich habe nie begreifen können, wie man ſich mit dieſen Gedichten beſchäftigen möge: mir komme die Hölle ganz abſcheulich vor, das Fegefeuer zweideutig und das Paradies langweilig; womit er ſehr zufrieden war, indem er daraus ein Argument für ſeine Behauptung zog: Dieß eben beweiſe, daß ich nicht die Tiefe und Höhe dieſer Gedichte zum Verſtändniß bringen könne. Wir ſchieden als die beſten Freunde; er verſprach mir ſogar, einige ſchwere Stellen, über die er lange nachgedacht und über deren Sinn er endlich mit ſich einig geworden ſei, mitzutheilen und zu erklären.

Leider war die Unterhaltung mit Künſtlern

und Kunſtfreunden nicht erbaulicher. Man vergieß jedoch endlich Andern den Fehler, den man an ſich bekennen mußte. Bald war es Raphael, bald Michel Angelo, dem man den Vorzug gab, woraus denn am Schluß nur hervorging: der Menſch ſei ein ſo beſchränktes Weſen, daß, wenn ſein Geiſt ſich auch dem Großen geöffnet habe, er doch niemals die Großheiten verſchiedener Art ebenmäßig zu würdigen und anzuerkennen Fähigkeit erlange.

Wenn wir Tiſchbein's Gegenwart und Einfluß vermißten, ſo hielt er uns dagegen durch ſehr lebendige Briefe möglichſt ſchadlos. Außer manchen geiſtreich aufgefaßten, wunderlichen Vorfällen und genialen Anſichten erfuhren wir das Nähere durch Zeichnung und Skizze von einem Gemälde, mit welchem er ſich daſelbſt hervorthat. In halben Figuren ſah man darauf Oreſt'en, wie er am Opfer-Altar von Iphigenie'n erkannt wird und die ihn bisher verfolgenden Furien ſo eben entweichen. Iphigenie war das wohlgetroffene Bildniß der Lady Hamilton, welche damals auf dem höchſten Gipfel der Schönheit und des Anſehens glänzte. Auch eine der Furien war durch die Aehnlichkeit mit ihr veredelt, wie ſie denn überhaupt als Typus für alle Heroinen, Muſen und Halbgöttinnen gelten mußte. Ein Künſtler, der dergleichen vermochte, war in dem bedeutenden geſelligen Kreiſe eines Ritters Hamilton ſehr wohl aufgenommen.

Auguſt.

Correſpondenz.

Den 1. Auguſt.

Den ganzen Tag fleißig und ſtill wegen der Hitze. Meine beſte Freude bei der großen Wärme iſt die Ueberzeugung, daß Ihr auch einen guten Sommer in Deutſchland haben werdet. Hier das Heu einführen zu ſehen, iſt die größte Luſt, da es in dieſer Zeit gar nicht regnet und ſo der Feldbau nach Willkür behandelt werden kann, wenn ſie nur Feldbau hätten.

Abends ward in der Tiber gebadet, in wohlangelegten ſichern Badhäuschen; dann auf Trinità de Monti ſpazirt und friſche Luft im Mondſcheine genoſſen. Die Mondſcheine ſind hier, wie man ſich ſie denkt oder fabelt.

Der vierte Act von Egmont iſt fertig; im nächſten Brief hoffe ich Dir den Schluß des Stückes anzukündigen.

Den 11. Auguſt.

Ich bleibe noch bis künftige Oſtern in Italien. Ich kann jetzt nicht aus der Lehre laufen. Ich aufhalte, komme ich gewiß ſo weit, daß ich meinen Freunden mit mir Freude machen kann. Ihr ſollt immer Briefe von mir haben; meine Schriften kommen nach und nach; ſo habt Ihr den Begriff von mir als eines abweſend Lebenden, da Ihr mich ſo oft als einen gegenwärtig Todten bedauert habt.

Egmont iſt fertig und wird zu Ende dieſes Monats abgehen können. Alsdann erwarte ich mit Schmerzen Euer Urtheil.

Kein Tag vergeht, daß ich nicht in Kenntniß und Ausübung der Kunſt zunehme. Wie eine Flaſche ſich leicht füllt, die man oben offen unter das Waſſer ſtößt, ſo kann man hier leicht ſich ausfüllen, wenn man empfänglich und bereitet iſt; es drängt das Kunſt-Element von allen Seiten zu.

Den guten Sommer, den Ihr habt, konnte ich hier vorausſagen. Wir haben ganz gleichen reinen Himmel und am hohen Tag entſetzliche Hitze, der ich in meinem kühlen Saale ziemlich entgehe. September und October will ich auf dem Lande zubringen und nach der Natur zeichnen. Vielleicht gehe ich wieder nach Neapel, um Hackert's Unterricht zu genießen. Er hat mich in vierzehn Tagen, die ich mit ihm auf dem Lande war, weiter gebracht, als ich in Jahren für mich würde vorgerückt ſein. Noch ſchicke ich Dir Nichts und halte ein Dutzend kleine Skizzchen zurück, um Dir auf ein Mal Etwas Gutes zu ſenden.

Dieſe Woche iſt ſtill und fleißig hingegangen. Beſonders habe ich in der Perſpectiv Manches gelernt. Verſchaffelt, ein Sohn des Mannheimer Director's, hat dieſe Lehre recht durchgedacht und theilt mir ſeine Kunſtſtücke mit. Auch ſind einige Mondſcheine auf's Bret gekommen und ausgetauſcht worden, nebſt einigen andern Ideen, die faſt zu toll ſind, als daß man ſie mittheilen ſollte.

Den 21. Auguſt.

Ich habe der Herzoginn einen langen Brief geſchrieben und ihr gerathen, die Reiſe nach Italien noch ein Jahr zu verſchieben. Geht ſie im October, ſo kommt ſie gerade zur Zeit in dieß ſchöne Land, wenn ſich das Wetter umkehrt und ſie hat einen böſen Spaß. Folgt ſie mir in Dieſem und Anderm, ſo kann ſie Freude haben, wenn das Glück gut iſt. Ich gönne ihr herzlich dieſe Reiſe.

Es iſt ſowohl für mich als für Andere geſorgt, und die Zukunft wollen wir geruhig erwarten. Niemand kann ſich umprägen und Niemand ſeinem Schickſale entgehen. Aus eben dieſem Briefe wirſt Du meinen Plan ſehen und ihn hoffentlich billigen. Ich wiederhole hier Nichts.

Ich werde oft ſchreiben und den Winter durch

immer im Geiſte unter Euch ſein. Taſſo kommt nach dem neuen Jahre. Faust ſoll auf ſeinem Mantel als Courier meine Ankunft melden. Ich habe alsdann eine Haupt-Epoche zurückgelegt, rein geendigt, und kann wieder anfangen und eingreifen, wo es nöthig iſt. Ich fühle mir einen leichtern Sinn und bin faſt ein anderer Menſch, als vor'm Jahr.

Ich lebe in Reichthum und Ueberfluß alles Deſſen, was mir eigens lieb und werth iſt, und habe erſt dieſe Paar Monate meine Zeit hier recht genoſſen. Denn es legt ſich nun auseinander, und die Kunſt wird mir wie eine zweite Natur, die gleich der Minerva aus dem Haupte Jupiter's, ſo aus dem Haupte der größten Menſchen geboren worden. Davon ſollt Ihr in der Folge tagelang, wohl jahrelang unterhalten werden.

Ich wünſche Euch Allen einen guten September. Am Ende Auguſt's, wo alle unſere Geburtstage zuſammentreffen, will ich Euer's fleißig gedenken. Wie die Hitze abnimmt, geh' ich auf's Land, dort zu zeichnen; indeß thue ich, was in der Stube zu thun iſt, und muß oft pauſiren. Abends beſonders muß man ſich vor Verkältung in Acht nehmen.

Den 19. Auguſt.

Dieſe Woche habe ich einiger Maßen von meiner nordiſchen Geſchäftigkeit nachlaſſen müſſen; die erſten Tage waren gar zu heiß. Ich habe alſo nicht ſoviel gethan, als ich wünſchte. Nun haben wir ſeit zwei Tagen die ſchönſte Tramontane und eine gar freie Luft. September und October müſſen ein Paar himmliſche Monate werden.

Geſtern fuhr ich vor Sonnenaufgang nach Aqua acetosa: es iſt wirklich zum Närriſchwerden, wenn man die Klarheit, die Mannigfaltigkeit, duftige Durchſichtigkeit und himmliſche Färbung der Landſchaft, beſonders der Fernen anſieht.

Moritz ſtudirt jetzt die Antiquitäten und wird ſie zum Gebrauch der Jugend und zum Gebrauch eines jeden Denkenden vermenſchlichen und von allem Büchermoder und Schulſtaub reinigen. Er hat eine gar glückliche, richtige Art, die Sachen anzuſehen; ich hoffe, daß er ſich auch Zeit nehmen wird, gründlich zu ſein. Wir gehen des Abends ſpaziren, und er erzählt mir, welchen Theil er des Tags durchgedacht, was er in den Autoren geleſen; und ſo füllt ſich auch dieſe Lücke aus, die ich bei meinen übrigen Beſchäftigungen laſſen müßte und nur ſpät und mit Mühe nachholen könnte. Ich ſehe indeß Gebäude, Straßen, Gegend, Monumente an; und wenn ich Abends nach Hauſe komme, wird ein Bild, das mir beſonders aufgefallen, unter'm Plaudern auf's Papier geſcherzt. Ich lege Dir eine ſolche Skizze von geſtern Abend bei. Es iſt die ungefähre Idee, wenn man von hinten das Capitol herauskommt.

Mit der guten Angelica war ich Sonntags, die Gemälde des Prinzen Aldobrandini, beſonders einen trefflichen Leonard da Vinci zu ſehen. Sie iſt nicht glücklich, wie ſie es zu ſein verdiente, bei dem wirklich großen Talent und bei dem Vermögen, das ſich täglich mehrt. Sie iſt müde, auf den Kauf zu malen, und doch findet ihr alter Gatte es gar zu ſchön, daß ſo ſchweres Geld für oft leichte Arbeit einkommt. Sie möchte nun ſich ſelbſt zur Freude, mit mehr Muße, Sorgfalt und Studium, arbeiten, und könnte es. Sie haben keine Kinder, können ihre Intereſſen nicht verzehren, und ſie verdient täglich, auch mit mäßiger Arbeit, noch genug hinzu. Das iſt nun aber nicht und wird nicht. Sie ſpricht ſehr aufrichtig mit mir; ich habe ihr meine Meinung geſagt, hab' ihr meinen Rath gegeben und munt're ſie auf, wenn ich bei ihr bin. Man rede von Mangel und Unglück, wenn Die, welche genug beſitzen, es nicht brauchen und genießen können! Sie hat ein unglaubliches und als Weib wirklich ungeheures Talent. Man muß ſehen und ſchätzen, was ſie macht, nicht Das, was ſie zurückläßt. Wie vieler Künſtler Arbeiten halten Stich, wenn man rechnen will, was fehlt!

Und ſo, meine Lieben, wird mir Rom, das Römiſche Weſen, Kunſt und Künſtler immer bekannter, und ich ſehe die Verhältniſſe ein; ſie werden mir nah und natürlich durch's Mitleben und Hin- und Herwandeln. Jeder bloße Beſuch gibt falſche Begriffe. Sie möchten mich auch hier aus meiner Stille und Ordnung bringen und in die Welt ziehen; ich wahre mich, ſo gut ich kann, verſpreche, verzögere, weiche aus, verſpreche wieder und ſpiele den Italiener mit den Italienern. Der Cardinal Staats-Secretair Buoncompagni hat mir es gar zu nahe legen laſſen, ich werde aber ausweichen, bis ich halb September auf's Land gehe. Ich ſcheue mich vor den Herren und Damen, wie vor einer böſen Krankheit; es wird mir ſchon weh', wenn ich ſie fahren ſehe.

Den 22. Auguſt.

Euern lieben Brief Nr. 24 erhielt ich vorgeſtern, eben als ich nach dem Vatican ging, und habe ihn unterwegs und in der Sixtiniſchen Capelle aber- und abermals geleſen, ſo oft ich ausruhte von dem Sehen und Aufmerken. Ich kann Euch nicht ausdrücken, wie ſehr ich Euch zu mir gewünſcht habe, damit Ihr nur einen Begriff hättet, was ein einziger und ganzer Menſch machen und ausrichten kann. Ohne die

Sixtinische Capelle gesehen zu haben, kann man sich keinen anschauenden Begriff machen, was ein Mensch vermag. Man hört und liest von viel großen und braven Leuten; aber hier hat man es noch ganz lebendig über dem Haupte, vor den Augen. Ich habe mich viel mit Euch unterhalten und wollte, es stände Alles auf dem Blatte. Ihr wollt' von mir wissen! Wie Vieles könnt' ich sagen! denn ich bin wirklich umgeboren und erneuert und ausgefüllt. Ich fühle, daß sich die Summe meiner Kräfte zusammenschließt und hoffe noch Etwas zu thun. Ueber Landschaft und Architectur habe ich diese Zeit her ernstlich nachgedacht, auch Einiges versucht und sehe nun, wo es damit hinaus will, auch wie weit es zu bringen wäre.

Nun hat mich zuletzt das A und O aller und bekannten Dinge, die menschliche Figur, angefaßt und ich sie, und ich sage: Herr, ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn, und sollte ich mich lahm ringen. Mit dem Zeichnen geht es gar nicht, und ich habe also mich zum Modelliren entschlossen, und Das scheint rücken zu wollen. Wenigstens bin ich auf einen Gedanken gekommen, der mir Vieles erleichtert. Es wäre zu weitläufig, es zu detailliren, und es ist besser, zu thun als zu reden. Genug, es läuft darauf hinaus: daß mich nun mein hartnäckig' Studium der Natur, meine Sorgfalt, mit der ich in der comparirenden Anatomie zu Werke gegangen bin, nunmehr in den Stand setzen, in der Natur und den Antiken Manches im Ganzen zu sehen, was den Künstlern im Einzelnen aufzusuchen schwer wird, und das sie, wenn sie es endlich erlangen, nur für sich besitzen und Andern nicht mittheilen können.

Ich habe alle meine physiognomischen Kunststückchen, die ich aus Pick auf den Propheten in den Winkel geworfen, wieder hervorgesucht, und sie kommen mir gut zu passen. Ein Hercules-Kopf ist angefangen; wenn dieser glückt, wollen wir weiter gehen.

So entfernt bin ich jetzt von der Welt und allen weltlichen Dingen; es kommt mir recht wunderbar vor, wenn ich eine Zeitung lese. Die Gestalt dieser Welt vergeht; ich möchte mich nur mit Dem beschäftigen, was bleibende Verhältnisse sind, und so nach der Lehre des ... meinem Geiste erst die Ewigkeit verschaffen.

Gestern sah ich bei Ch. v. Worthley, der eine Reise nach Griechenland, Aegypten ꝛc. gemacht hat, viele Zeichnungen. Was mich am Meisten interessirte, waren Zeichnungen nach Basreliefs, welche im Fries des Tempels der Minerva zu Athen sind, Arbeiten des Phidias. Man kann sich nichts Schöneres denken, als die wenigen einfachen Figuren. Uebrigens war wenig Reizendes an den vielen gezeichneten Gegenständen; die Gegenden waren nicht glücklich, die Architectur besser.

Lebe wohl für heute! Es wird meine Büste gemacht; und Das hat mir drei Morgen dieser Woche genommen.

Den 28. August.

Mir ist diese Tage manches Gute begegnet und heute zum Feste kam mir Herder's Büchlein voll würdiger Gottesgedanken. Es war mir tröstlich und erquicklich, sie in diesem Babel, der Mutter so vielen Betrugs und Irrthums, so rein und schön zu lesen, und zu denken, daß doch jetzt die Zeit ist, wo sich solche Gesinnungen, solche Denkarten verbreiten können und dürfen. Ich werde das Büchlein in meiner Einsamkeit noch oft lesen und beherzigen, auch Anmerkungen dazu machen, welche Anlaß zu künftigen Unterredungen geben können.

Ich habe diese Tage immer weiter um mich gegriffen in Betrachtung der Kunst, und übersehe nun fast das ganze Pensum, das mir zu absolviren bleibt; und wenn es absolvirt ist, ist noch Nichts gethan. Vielleicht gibt's Andern Anlaß, Dasjenige leichter und besser zu thun, wozu Talent und Geschick bestimmt.

Die Französische Academie hat ihre Arbeiten ausgestellt; es sind interessante Sachen d'runter. Pindar, der die Götter um ein glückliches Ende bittet, fällt in die Arme eines Knaben, den er sehr liebt, und stirbt. Es ist viel Verdienst in dem Bilde. Ein Architect hat eine gar artige Idee ausgeführt; er hat das jetzige Rom von einer Seite gezeichnet, wo es sich mit allen seinen Theilen gut ausnimmt. Dann hat er auf einem andern Blatte das alte Rom vorgestellt, als wenn man es aus demselben Standpunct sähe. Die Orte, wo die alten Monumente gestanden, weiß man, ihre Form auch meistens; von vielen stehen noch die Ruinen. Nun hat er alles Neue weggethan und das Alte wieder hergestellt, wie es etwa zu Zeiten Diocletian's ausgesehen haben mag, und mit eben soviel Geschmack als Studium und allerliebst gefärbt.

Was ich thun kann, thue ich, und häufe soviel von allen diesen Begriffen und Talenten auf mich, als ich schleppen kann, und bringe auf diese Weise doch das Reellste mit.

Habe ich Dir schon gesagt, daß Trippel meine Büste arbeitet? Der Fürst von Waldeck hat sie bei ihm bestellt. Er ist schon meist fertig, und es macht ein gutes Ganze. Sie ist in einem sehr soliden Styl gearbeitet. Wenn das Modell fertig ist, wird er eine Gypsform darüber machen, und dann gleich den Marmor anfangen, welchen er dann zuletzt noch dem Leben ausgearbeiten wünscht; denn was sich in

dieſer Materie thun läßt, kann man in keiner andern erreichen.

Angelica malt jetzt ein Bild, das ſehr glücken wird: die Mutter der Gracchen, wie ſie einer Freundinn, welche ihre Juwelen ausframte, ihre Kinder als die beſten Schätze zeigt. Es iſt eine natürliche und ſehr glückliche Compoſition.

Wie ſchön iſt es, zu ſäen, damit geerntet werde! Ich habe hier durchaus verſchwiegen, daß heute mein Geburtstag ſei, und dachte bei'm Aufſtehen: ſollte mir denn von Hauſe nichts zur Feier kommen? Und ſiehe, da wird mir Euer Paket gebracht, das mich unſäglich erfreut. Gleich ſetzte ich mich hin, es zu leſen, und bin nun zu Ende und ſchreibe gleich meinen herzlichſten Dank nieder.

Nun möchte ich denn erſt bei Euch ſein; da ſollte es an ein Geſpräch gehen, zu Ausführung einiger angedeuteten Puncte. Genug, Das wird uns auch werden, und ich danke herzlich, daß eine Säule geſetzt iſt, von welcher an wir nun unſere Meilen zählen können! Ich wandle ſtarken Schrittes in den Gefilden der Natur und Kunſt herum und werde Dir mit Freuden von da aus entgegenkommen.

Ich habe es heute, nach Empfang deines Briefes, noch ein Mal durchgedacht und muß darauf beharren: mein Kunſt-Studium, mein Autor-Weſen. Alles fordert noch dieſe Zeit. In der Kunſt muß ich es ſo weit bringen, daß Alles anſchauende Kenntniß werde, Nichts Tradition und Name bleibe, und ich zwinge es in dieſem halben Jahre; auch iſt es nirgends als in Rom zu zwingen. Meine Schelchen, denn ſie kommen mir ſehr im Diminutiv vor, muß ich wenigſtens mit Sammlung und Freudigkeit enden.

Dann zieht mich Alles nach dem Vaterlande zurück. Und wenn ich auch ein iſolirtes, privates Leben führen ſollte, habe ich ſoviel nachzuholen und zu verarbeiten, daß ich für zehn Jahre keine Ruhe ſehe.

In der Naturgeſchichte bringe ich Dir Sachen mit, die Du nicht erwarteſt. Ich glaube dem Wie der Organiſation ſehr nahe zu rücken. Du ſollſt dieſe Manifeſtationen (nicht Fulgurationen) unſers Gottes mit Freuden beſchauen und mich belehren, wer in der alten und neuen Zeit Dasſelbe gefunden, gedacht, es von eben der Seite oder aus einem wenig abweichenden Standpuncte betrachtet.

Bericht.

Auguſt

Zu Anfang dieſes Monats reifte bei mir der Vorſatz, noch den nächſten Winter in Rom zu bleiben; Gefühl und Einſicht, daß ich aus dieſem Zuſtande noch völlig unreif mich entfernen, auch daß ich nirgends ſolchen Raum und ſolche Ruhe für den Abſchluß meiner Werke finden würde, beſtimmten mich endlich; und nun, als ich ſolches nach Hauſe gemeldet hatte, begann ein Zeitraum neuer Art.

Die große Hitze, welche ſich nach und nach ſteigerte und einer allzu raſchen Thätigkeit Ziel und Maß gab, machte ſolche Räume angenehm und wünſchenswerth, wo man ſeine Zeit nützlich in Ruhe und Kühlung zubringen konnte. Die Sixtiniſche Capelle gab hierzu die ſchönſte Gelegenheit. Gerade zu dieſer Zeit hatte Michel Angelo auf's Neue die Verehrung der Künſtler gewonnen; neben ſeinen übrigen großen Eigenſchaften ſollte er ſogar auch im Colorit nicht übertroffen worden ſein, und es wurde Mode, zu ſtreiten, ob er oder Raphael mehr Genie gehabt. Die Transfiguration des Letztern wurde mitunter ſehr ſtrenge getadelt und die Diſputa das beſte ſeiner Werke genannt, wodurch ſich denn ſchon die ſpäter aufgekommene Vorliebe für Werke der alten Schule ankündigte, welche der ſtille Beobachter nur für ein Symptom halber und unfreier Talente betrachten und ſich niemals damit befreunden konnte.

Es iſt ſo ſchwer, ein großes Talent zu faſſen, geſchweige denn zwei zugleich. Wie erleichtern uns Dieſes durch Parteilichkeit; deßhalb denn die Schätzung von Künſtlern und Schriftſtellern immer ſchwankt, und Einer oder der Andere immer ausſchließlich den Tag beherrſcht. Mich konnten dergleichen Streitigkeiten nicht irre machen, da ich ſie auf ſich beruhen ließ und mich mit unmittelbarer Betrachtung alles Werthen und Würdigen beſchäftigte. Dieſe Vorliebe für den großen Florentiner theilte ſich von den Künſtlern gar bald auch den Liebhabern mit, da denn auch gerade zu jener Zeit Bury und Lipſ Aquarell-Copien in der Sixtiniſchen Capelle für Grafen Fries zu fertigen hatten. Der Cuſtode ward gut bezahlt; er ließ uns durch die Hinterthür neben dem Altar hinein, und wir hauſeten darin nach Belieben. Es fehlte nicht an einiger Nahrung, und ich erinnere mich, ermüdet von großer Tageshitze, auf dem päpſtlichen Stuhle einem Mittagsſchlaf nachgegeben zu haben.

Sorgfältige Durchzeichnungen der untern Köpfe und Figuren des Altar-Bildes, die man mit der Leiter erreichen konnte, wurden gefertigt, erſt mit weißer Kreide auf ſchwarze Florrahmen, dann mit Röthel auf große Papierbogen durchgezeichnet.

Ebner Maßen ward denn auch, indem man ſich nach dem Aeltern hinwendete, Leonard da Vinci berühmt, deſſen hochgeſchätztes Bild, Chriſtus unter den Phariſäern, in der Galerie

Aldobrandini ich mit Angelica besuchte. Es war herkömmlich geworden, daß sie Sonntag um Mittag mit ihrem Gemahl und Rath Reifenstein bei mir vorfuhr, und wir sodann mit möglichster Gemüthsruhe uns durch eine Backofenhitze in irgend eine Sammlung begaben, dort einige Stunden verweilten und sodann zu einer wohlbesetzten Mittagstafel bei ihr einkehrten. Es war vorzüglich belehrend, mit diesen drei Personen, deren eine jede in ihrer Art theoretisch, practisch, ästhetisch und technisch gebildet war, sich in Gegenwart so bedeutender Kunstwerke zu besprechen.

Ritter Worthley, der aus Griechenland zurückgekommen war, ließ uns wohlwollend seine mitgebrachten Zeichnungen sehen, unter welchen die Nachbildungen der Arbeiten des Phidias im Fronton der Acropolis einen entschiedenen und unauslöschlichen Eindruck in mir zurückließen, der um desto stärker war, als ich, durch die mächtigen Gestalten des Michel Angelo veranlaßt, dem menschlichen Körper mehr als bisher Aufmerksamkeit und Studium zugewendet hatte.

Eine bedeutende Epoche jedoch in dem regsamen Kunstleben machte die Ausstellung der französischen Academie zu Ende des Monats. Durch David's Horatier hatte sich das Uebergewicht auf die Seite der Franzosen hingeneigt. Tischbein wurde dadurch veranlaßt, seinen Hector, der den Paris in Gegenwart der Helena auffordert, lebensgroß anzufangen. Durch Drouais, Gagneran, Desmarets, Chaufiel, St. Ours erhält sich nunmehr der Ruhm der Franzosen, und Boquet erwirbt als Landschaftmaler im Sinne Pouſſins einen guten Namen.

Indessen hatte Moritz sich um die alte Mythologie bemüht; er war nach Rom gekommen, um nach früherer Art durch eine Reisebeschreibung sich die Mittel einer Reise zu verschaffen. Ein Buchhändler hatte ihm Vorschuß geleistet: aber bei seinem Aufenthalt in Rom wurde er bald gewahr, daß ein leichtes, loses Tagebuch nicht ungestraft verfaßt werden könne. Durch tagtägliche Gespräche, durch Anschauen so vieler wichtiger Kunstwerke regte sich in ihm der Gedanke, eine Götterlehre der Alten in rein menschlichem Sinne zu schreiben, und solche mit belehrenden Umrissen nach geschnittenen Steinen künftig herauszugeben. Er arbeitete fleißig daran, und unser Verein ermangelte nicht, sich mit demselben einwirkend darüber zu unterhalten.

Eine höchst angenehme, belehrende Unterhaltung, mit meinen Wünschen und Zwecken unmittelbar zusammentreffend, knüpfte ich mit dem Bildhauer Trippel in seiner Werkstatt an, als er meine Büste modellirte, welche er für den Fürsten von Waldeck in Marmor ausarbeiten sollte. Gerade zum Studium der menschlichen Gestalt und um über ihre Proportionen, als Canon und als abweichender Character, aufgeklärt zu werden, war nicht wohl unter andern Bedingungen zu kommen. Dieser Augenblick ward auch doppelt interessant dadurch, daß Trippel von einem Apollo-Kopf Kenntniß erhielt, der sich in der Sammlung des Palast's Giustiniani bisher unbeachtet befunden hatte. Er hielt denselben für eins der edelsten Kunstwerke und hegte Hoffnung, ihn zu kaufen, welches jedoch nicht gelang. Diese Antike ist seitdem berühmt geworden und später an Herrn von Portalis nach Neuchatel gekommen.

Aber wie Derjenige, der sich einmal zur See wagt, durch Wind und Wetter bestimmt wird, seinen Lauf bald dahin, bald dorthin zu nehmen, so erging es auch mir. Verschaffelt eröffnete einen Cursus der Perspective, wo wir uns des Abends versammelten und eine zahlreiche Gesellschaft auf seine Lehren horchte und sie unmittelbar ausübte. Das Vorzüglichste war dabei, daß man gerade das Hinreichende und nicht zu viel lernte.

Aus dieser contemplativ thätigen, geschäftigen Ruhe hätte man mich gerne herausgerissen. Das unglückliche Concert war in Rom, wo das Hin- und Wiederreden des Tags wie an kleinen Orten herkömmlich ist, vielfach besprochen; man war auf mich und meine schriftstellerischen Arbeiten aufmerksam geworden; ich hatte die Iphigenie und Sonstiges unter Freunden vorgelesen, worüber man sich gleichfalls besprach. Cardinal Buoncompagni verlangte mich zu sehen, ich aber hielt fest in meiner wohlbekannten Einsiedelei, und ich konnte Dieß um so eher, als Rath Reifenstein fest und eigensinnig behauptete, da ich mich durch ihn nicht habe präsentiren lassen, so könne es kein Anderer thun. Dieß gereichte mir sehr zum Vortheil, und ich benutzte immer sein Ansehen, um mich in einmal gewählter und ausgesprochener Abgeschiedenheit zu erhalten.

September.

Correspondenz.

Den 1. September.

Heute, kann ich sagen, ist Egmont fertig geworden; ich habe diese Zeit her immer noch hier und da daran gearbeitet. Ich schicke ihn über Zürich; denn ich wünsche, daß Kayser Zwischen-Acte dazu und was sonst von Musik nöthig ist, componiren möge. Dann wünsche ich Euch Freude daran.

Meine Kunſt-Studien gehen ſehr vorwärts; mein Princip paßt überall und ſchließt mir Alles auf. Alles, was Künſtler nur einzeln mühſam zuſammenſuchen müſſen, liegt nun zuſammen offen und frei vor mir. Ich ſehe jetzt, wie viel ich nicht weiß, und der Weg iſt offen, Alles zu wiſſen und zu begreifen.

Moritzen hat Herder's Gotteslehre ſehr wohl gethan; er zählt gewiß Epoche ſeines Lebens hievon, er hat ſein Gemüth dahin geneigt und war durch meinen Umgang vorbereitet; er fing, gleich wie wohl getrocknet' Holz, in lichte Flammen.

Den 2. September.

Heute iſt es jährig, daß ich mich aus Carlsbad entfernte. Welch ein Jahr, und welch eine ſonderbare Epoche für mich, dieſer Tag, des Herzogs Geburtstag und ein Geburtstag für mich zu einem neuen Leben! Wie ich dieſes Jahr benutzt, kann ich jetzt weder mir noch Andern berechnen; ich hoffe, es wird die Zeit kommen, die ſchöne Stunde, da ich mit Euch Alles werde ſummiren können.

Jetzt gehen hier erſt meine Studien an, und ich hätte Rom gar nicht geſehen, wenn ich früher weggegangen wäre. Man denkt ſich gar nicht, was hier zu ſehen und zu lernen iſt; auswärts kann man keinen Begriff davon haben.

Ich bin wieder in die Aegyptiſchen Sachen gekommen. Dieſe Tage war ich einige Mal bei dem großen Obelisk, der noch zerbrochen zwiſchen Schutt und Koth in einem Hofe liegt. Es war der Obelisk des Seſoſtris, in Rom zu Ehren des Auguſt's aufgerichtet, und ſtand als Zeiger der großen Sonnenuhr, die auf dem Boden des Campus Martius gezeichnet war. Dieſes älteſte und herrlichſte vieler Monumente liegt nun da zerbrochen, einige Seiten wahrſcheinlich durch's Feuer verunſtaltet. Und doch liegt es noch da, und die unzerſtörten Seiten ſind noch friſch, wie geſtern gemacht und von der ſchönſten Arbeit (in ihrer Art). Ich laſſe jetzt eine Sphinx der Spitze und die Geſichter von Sphinxen, Menſchen, Vögeln abformen und in Gyps gießen. Dieſe unſcheinbaren Sachen muß man beſitzen, beſonders da man ſagt, der Papſt wolle ihn aufrichten laſſen, da man denn die Hieroglyphen nicht mehr erreichen kann. So will ich es auch mit den beſten Hetruriſchen Sachen thun u. ſ. w. Nun modellire ich nach dieſen Bildungen in Thon, um mir Alles recht eigen zu machen.

Den 5. September.

Ich muß an einem Morgen ſchreiben, der ein feſtlicher Morgen für mich wird. Denn heute iſt Egmont eigentlich recht völlig fertig geworden. Der Titel und die Perſonen ſind geſchrieben, und einige Lücken, die ich gelaſſen hatte, ausgefüllt worden. Nun freue ich mich ſchon zum voraus auf die Stunde, in welcher ihr ihn erhalten und leſen werdet. Es ſollen auch einige Zeichnungen beigelegt werden.

Den 6. September.

Ich hatte mir vorgenommen, Euch recht viel zu ſchreiben und auf den letzten Brief allerlei zu ſagen; nun bin ich unterbrochen worden, und morgen gehe ich nach Frascati. Dieſer Brief muß Sonnabends fort, und nun ſage ich nur noch zum Abſchied wenige Worte. Wahrſcheinlich habt Ihr jetzt auch ſchönes Wetter, wie wir es unter dieſem freiern Himmel genießen. Ich habe immer neue Gedanken; und da die Gegenſtände um mich tauſendfach ſind, ſo wecken ſie mich bald zu dieſer, bald zu jener Idee. Von vielen Wegen rückt Alles gleichſam auf einen Punct zuſammen, ja ich kann ſagen, daß ich nun Licht ſehe, wo es mit mir und meinen Fähigkeiten hinaus will; ſo alt muß man werden, um nur einen leidlichen Begriff von ſeinem Zuſtande zu haben. Es ſind alſo die Schwaben nicht allein, die vierzig Jahre brauchen, um klug zu werden.

Ich höre, daß Herder nicht wohl iſt und bin darüber in Sorge; ich hoffe bald beſſere Nachrichten zu vernehmen.

Mir geht es immer an Leib und Seele gut, und faſt kann ich hoffen, radicaliter curirt zu werden; Alles geht mir leicht von der Hand, und manchmal kommt ein Hauch der Jugendzeit, mich anzuwehen. Egmont geht mit dieſem Brief ab, wird aber ſpäter kommen, weil ich ihn auf die fahrende Poſt gebe. Recht neugierig und verlangend bin ich, was Ihr dazu ſagen werdet.

Vielleicht wäre gut, mit dem Druck bald anzufangen. Es würde mich freuen, wenn das Stück ſo friſch in's Publicum käme. Seht, wie Ihr Das einrichtet; ich will mit dem Reſt des Bandes nicht zurückbleiben.

Der Gott leiſtet mir die beſte Geſellſchaft. Moritz iſt dadurch wirklich aufgebaut worden; es fehlte gleichſam nur an dieſem Werke, das nun als Schlußſtein ſeine Gedanken ſchließt, die immer auseinander fallen wollten. Es wird recht brav. Mich hat er aufgemuntert, in natürlichen Dingen weiter vorzudringen, wo ich denn beſonders in der Botanik, auf ein [illegible] gekommen bin, das mich in Erſtaunen ſetzt; wie weit es um ſich greift, kann ich ſelbſt noch nicht ſehen.

Mein Princip, die Kunſtwerke zu erklären und Das auf ein Mal aufzuſchließen, woran Künſtler und Kenner ſich ſchon ſeit der Wieder-

herſtellung der Kunſt zerſuchen und zerſtudiren, finde ich bei jeder Anwendung richtiger. Eigentlich iſt's auch ein Columbiſches Ei. Ohne zu ſagen, daß ich einen ſolchen Capital-Schlüſſel beſitze, ſpreche ich nun die Theile zweckmäßig mit den Künſtlern durch und ſehe, wie weit ſie gekommen ſind, was ſie haben und wo es widerſteht. Die Thüre habe ich offen und ſtehe auf der Schwelle, und werde leider mich von da aus nur im Tempel umſehen können und wieder ſcheiden.

So viel iſt gewiß, die alten Künſtler haben ebenſo große Kenntniß der Natur und einen ebenſo ſichern Begriff von Dem, was ſich vorſtellen läßt und wie es vorgeſtellt werden muß, gehabt als Homer. Leider iſt die Anzahl der Kunſtwerke der erſten Claſſe gar zu klein. Wenn man aber auch dieſe ſieht, ſo hat man Nichts zu wünſchen, als ſie recht zu erkennen und dann in Friede hinzufahren. Dieſe hohen Kunſtwerke ſind zugleich als die höchſten Naturwerke von Menſchen nach wahren und natürlichen Geſetzen hervorgebracht worden. Alles Willkürliche, Eingebildete fällt zuſammen; da iſt die Nothwendigkeit, da iſt Gott.

In einigen Tagen werde ich die Arbeiten eines geſchickten Architecten ſehen, der ſelbſt in Palmyra war und die Gegenſtände mit großem Verſtand und Geſchmack gezeichnet hat. Ich gebe gleich Nachricht davon und erwarte mit Verlangen Euere Gedanken über dieſe wichtigen Ruinen.

Freut Euch mit mir, daß ich glücklich bin; ja ich kann wohl ſagen: ich war es nie in dem Maße. Mit der größten Ruhe und Reinheit eine eingeborne Leidenſchaft befriedigen zu können und von einem anhaltenden Vergnügen einen dauernden Nutzen ſich verſprechen zu dürfen, iſt wohl nichts Geringes. Könnte ich meinen Geliebten nur Etwas von meinem Genuß und meiner Empfindung mittheilen!

Ich hoffe, die trüben Wolken am politiſchen Himmel ſollen ſich zerſtreuen. Unſere modernen Kriege machen Viele unglücklich, indeſſen ſie dauern, und Niemanden glücklich, wenn ſie vorbei ſind.

Den 12. September.

Es bleibt wohl dabei, meine Lieben, daß ich ein Menſch bin, der von der Mühe lebt. Dieſe Tage her habe ich wieder mehr gearbeitet als genoſſen. Nun geht die Woche zu Ende, und Ihr ſollt ein Blatt haben.

Es iſt ein Leid, daß die Aloe im Belvedere eben das Jahr meiner Abweſenheit blüht, um zu blühen. In Sicilien war ich zu früh, hier blüht dieß Jahr nur e i n e, nicht groß, und ſie ſteht ſo hoch, daß man nicht dazu kann. Es iſt allerdings ein Jubiläiſch' Gewächs, auch in dieſen Gegenden nicht recht zu Hauſe.

Des Engländers Beſchreibungen machen mir wenig Freude. Die Geiſtlichen müſſen ſich in England ſehr in Acht nehmen; dagegen haben ſie auch das übrige Publicum in der Flucht. Der freie Engländer muß in ſittlichen Schriften ſehr eingeſchränkt einhergehen.

Die Schwanzmenſchen wundern mich nicht, nach der Beſchreibung iſt es etwas ſehr Natürliches. Es ſtehen weit wunderbarere Sachen täglich vor unſern Augen, die wir nicht achten, weil ſie nicht ſo nahe mit uns verwandt ſind.

Daß B., wie mehr Menſchen, die kein Gefühl ächter Gottesverehrung während ihres Lebens gehabt haben, in ihrem Alter f r o m m werden, wie man's heißt, iſt auch recht gut, wenn man nur ſich nicht mit ihnen erbauen ſoll.

Einige Tage war ich in Frascati mit Rath Reifenſtein; Angelica kam Sonntags, uns abzuholen. Es iſt ein Paradies.

Erwin und Elmire iſt zur Hälfte ſchon umgeſchrieben. Ich habe geſucht, dem Stückchen mehr Intereſſe und Leben zu verſchaffen und habe den äußerſt platten Dialog ganz weggeſchmiſſen. Es iſt Schülerarbeit oder vielmehr Subelei. Die artigen Geſänge, worauf ſich Alles bezieht, bleiben alle, wie natürlich.

Die Künſte werden auch fortgetrieben, daß es ſauſ't und brauſ't.

Meine Büſte iſt ſehr gut gerathen; Jedermann iſt damit zufrieden. Gewiß iſt ſie in einem ſchönen und edeln Styl gearbeitet, und ich habe Nichts dagegen, daß die Idee, als hätte ich ſo ausgeſehen, in der Welt bleibt. Sie wird nun gleich in Marmor angefangen und zuletzt auch in den Marmor nach der Natur gearbeitet. Der Transport iſt ſo läſtig, ſonſt ſchickte ich gleich einen Abguß, vielleicht einmal mit einem Schiffs-Transport; denn einige Kiſten werde ich doch zuletzt zuſammenpacken.

Iſt denn Kranz noch nicht angekommen, dem ich eine Schachtel für die Kinder mitgab?

Sie haben jetzt wieder eine gar graziöſe Operette auf dem Theater in Valle, nachdem zwei jämmerlich verunglückt waren. Die Leute ſpielen mit viel Luſt und es harmonirt Alles zuſammen. Nun wird es bald auf's Land gehen. Es hat einige Mal geregnet, das Wetter iſt abgekühlt und die Gegend macht ſich wieder grün.

Von der großen Eruption des Aetna werden Euch die Zeitungen geſagt haben oder ſagen.

Den 13. September.

Nun habe ich auch Trenk's Leben geleſen. Es iſt intereſſant genug und laſſen ſich Reflexionen genug darüber machen.

Mephistopheles.

Geschwind! ich seh' sie unten kommen.

Faust.

Fort! Fort! Ich kehre nimmermehr!

Mephistopheles.

Hier ist ein Kästchen leidlich schwer,
Ich hab's wo anders hergenommen.
Stellt's hier nur immer in den Schrein;
Ich schwör' euch, ihr vergehn die Sinnen,
Ich that euch Sächelchen hinein,
Um eine andre zu gewinnen.
Zwar Kind ist Kind und Spiel ist Spiel.

Faust.

Ich weiß nicht, soll ich?

Mephistopheles.

Fragt ihr viel?
Meint ihr vielleicht den Schatz zu wahren?
Dann rath' ich eurer Lüsternheit
Die liebe schöne Tageszeit,
Und mir die weitre Müh' zu sparen.

Mein nächster Brief wird meine Bekanntschaft mit einem merkwürdigen Reisenden erzählen, die ich morgen machen soll.

Freuet Euch übrigens meines hiesigen Aufenthalts. Rom ist mir nun ganz familiär, und ich habe fast Nichts mehr d'rin, was mich überspannte. Die Gegenstände haben mich nach und nach zu sich hinauf gehoben. Ich genieße immer reiner, immer mit mehr Kenntniß; das gute Glück wird immer weiter helfen.

Hier liegt ein Blatt bei, das ich abgeschrieben den Freunden mitzutheilen bitte. Auch darum ist der Aufenthalt in Rom so interessant, weil es ein Mittelpunct ist, nach dem sich so Vieles hinzieht. Die Sachen des Cafas sind außerordentlich schön. Ich habe ihm Manches in Gedanken gestohlen, das ich Euch mitbringen will.

Ich bin immer fleißig. Nun habe ich ein Köpfchen nach Gyps gezeichnet, um zu sehen, ob mein Principium Stich hält. Ich finde, es paßt vollkommen und erleichtert erstaunend das Machen. Man wollte nicht glauben, daß ich's gemacht habe, und doch ist es noch Nichts. Ich sehe nun wohl, wie weit sich's mit Application bringen ließe.

Montag geht es wieder nach Frascati. Ich will sorgen, daß doch heute über acht Tage ein Brief abgehen kann. Dann werde ich wohl nach Albano gehen. Es wird recht fleißig nach der Natur gezeichnet werden. Ich mag nun gar Nichts mehr wissen, als Etwas hervorzubringen und meinen Sinn recht zu üben. Ich liege an dieser Krankheit von Jugend auf krank, und gebe Gott, daß sie sich einmal auflöse!

Den 22. September.

Gestern war eine Procession, wo sie das Hirn des heiligen Franciscus herumtrugen; ich speculirte auf Köpfe und Gesichter, indeß die Reihen von Ordensgeistlichen vorbeizogen.

Ich habe mir eine Sammlung von zweihundert der besten Antiken-Gemmen-Abdrücke angeschafft. Es ist das Schönste, was man von alter Arbeit hat, und zum Theil sind sie auch wegen der artigen Gedanken gewählt. Man kann von Rom nichts Kostbareres mitnehmen, besonders da die Abdrücke so außerordentlich schön und scharf sind.

Wie manches Gute werde ich mitbringen, wenn ich mit meinem Schiffchen zurückkehre; doch vor Allem ein fröhliches Herz, fähiger das Glück, was mir Liebe und Freundschaft zudenkt, zu genießen! Nur muß ich Nichts wieder unternehmen, was außer dem Kreise meiner Fähigkeit liegt, wo ich mich nur abarbeite und Nichts fruchte.

Den 23. September.

Noch ein Blatt, meine Lieben, muß ich Euch mit dieser Post eilig schicken. Heute war mir ein sehr merkwürdiger Tag. Briefe von vielen Freunden, von der Herzogin Mutter, Nachricht von meinem gefeierten Geburtsfeste und endlich meine Schriften.

Es ist mir wirklich sonderbar zu Muthe, daß diese vier zarten Mädchen, die Resultate eines halben Lebens, mich in Rom aufsuchen. Ich kann wohl sagen: es ist kein Buchstabe d'rin, der nicht gelebt, empfunden, genossen, gelitten, gedacht wäre, und sie sprechen mich nun alle desto lebhafter an. Meine Sorge und Hoffnung ist, daß die vier folgenden nicht hinter diesen bleiben. Ich danke Euch für Alles, was Ihr an diesen Blättern gethan habt, und wünsche Euch, auch Freude bringen zu können. Sorgt auch für die folgenden mit treuen Herzen.

Ihr verirrt mich über die Provinzen und ich gestehe: der Ausdruck ist sehr uneigentlich. Da kann man aber sehen, wie man sich in Rom angewöhnt, Alles grandios zu denken. Wirklich scheine ich mich zu nationalisiren; denn man gibt den Römern Schuld, daß sie nur von cose grosse *) wissen und reden mögen.

Ich bin immer fleißig und halte mich nun an die menschliche Figur. O, wie weit und lang ist die Kunst, und wie unendlich wird die Welt, wenn man sich nur einmal recht an's Endliche halten mag!

Dinstag, den 25., gehe ich nach Frascati und werde auch dort mahen und arbeiten. Es fängt nun an zu gehen. Wenn es nur einmal recht ginge!

Mir ist aufgefallen, daß in einer großen Stadt, in einem weiten Kreis auch der Aermste, der Geringste sich empfindet, und an einem kleinen Orte der Beste, der Reichste sich nicht fühlen, nicht Athem schöpfen kann.

Frascati, den 25. September.

Ich bin hier sehr glücklich; es wird den ganzen Tag bis in die Nacht gezeichnet, gemalt, getuscht, geliebt, Handwerk und Kunst recht ex professo getrieben. Rath Reifenstein, mein Wirth, leidet Gesellschaft, und wir sind munter und lustig. Abends werden die Villen im Mondschein besucht, und sogar im Dunkel die frappantesten Motive nachgezeichnet. Einige haben mir aufgejagt, die ich nur ein Mal anzuführen wünsche. Nun hoffe ich, daß auch die Zeit des Vollendens kommen wird. Die Vollendung liegt nur zu weit, wenn man weit sieht.

Gestern fuhren wir nach Albano und wieder zurück; auch auf diesem Wege sind viele Vögel

*) Großen Dingen

im Fluge geſchoſſen werden. Hier, wo man recht in der Fülle lebt, kann man ſich was zu Gute thun; auch brennt ich recht vor Leidenſchaft, mir Alles zuzueignen; und ich fühle, daß ſich mein Geſchmack reinigt, nach dem Maße, wie meine Seele mehr Gegenſtände faßt. Wenn ich nur ſtatt all des Redens einmal etwas Gutes ſchicken könnte! Einige Kleinigkeiten gehen mit einem Landsmann an Euch ab.

Wahrſcheinlich habe ich die Freude, Kayſer'n in Rom zu ſehen. So wird ſich denn auch noch die Muſik zu mir geſellen, um den Reihen zu ſchließen, den die Künſte um mich ziehen, gleichſam als wollten ſie mich verhindern, nach meinen Freunden zu ſehen. Und doch darf ich kaum das Capitel berühren, wie ſehr allein ich mich oft fühle und welche Sehnſucht mich ergreift, bei Euch zu ſein. Ich lebe doch nur im Grunde im Taumel weg, will und kann nicht weiter denken.

Mit Moritzen habe ich recht gute Stunden, und habe angefangen, ihm mein Pflanzen-Syſtem zu erklären und jedes Mal zu ſeiner Gegenwart aufzuſchreiben, wie weit wir gekommen ſind. Auf dieſe Art konnte ich allein Etwas von meinen Gedanken zu Papier bringen. Wie faßlich aber das Abſtracteſte von dieſer Vorſtellungsart wird, wenn es mit der rechten Methode vorgetragen wird, und eine vorbereitete Seele findet, ſehe ich an meinem neuen Schüler. Er hat eine große Freude daran und rückt immer ſelbſt mit Schlüſſen vorwärts. Doch auf alle Fälle iſt's ſchwer zu ſchreiben, und unmöglich aus dem bloßen Leſen zu begreifen, wenn auch Alles noch ſo eigentlich und ſcharf geſchrieben wäre.

So lebe ich denn glücklich, weil ich in Dem bin, was meines Vaters iſt. Grüßt Alle, die mir's gönnen und mit direct oder indirect helfen, mich fördern und erhalten.

Postſcript.

September.

Der dritte September war mir heute doppelt und dreifach merkwürdig, um ihn zu feiern. Es war der Geburtstag meines Fürſten, welcher eine treue Neigung mit ſo mannigfaltigem Guten zu erwiedern wußte; es war der Jahrestag meiner Hegire von Carlsbad, und noch durfte ich nicht zurückſchauen, was ein ſo bedeutend erleichternder, völlig fremder Zuſtand auf mich gewirkt, mir gebracht und verliehen; wie mir auch nicht Raum zu vielem Nachdenken übrig blieb.

Rom hat den eig'nen großen Vorzug, daß es als Mittelpunct künſtleriſcher Thätigkeit anzuſehen iſt. Gebildete Reiſende ſprechen ein; ſie ſind ihrem kürzern oder längern Aufenthalte hier gar vieles ſchuldig; ſie ziehen weiter, wirken und ſammeln; und wenn ſie bereichert nach Hauſe kommen, ſo rechnen ſie ſich's zur Ehre und Freude, das Erworbene auszulegen und ein Opfer der Dankbarkeit ihren entfernten und gegenwärtigen Lehrern darzubringen.

Ein Franzöſiſcher Architect, mit Namen Caſas, kam von ſeiner Reiſe in den Orient zurück; er hatte die wichtigſten alten Monumente, beſonders die noch nicht herausgegebenen gemeſſen, auch die Gegenden, wie ſie anzuſchauen ſind, gezeichnet, nicht weniger alte, zerfallene und zerſtörte Zuſtände bildlich wieder hergeſtellt, und einen Theil ſeiner Zeichnungen, von großer Präciſion und Geſchmack, mit der Feder umriſſen und mit Aquarell-Farben belebt, dem Auge dargeſtellt.

1. Das Serail von Conſtantinopel von der Seeſeite mit einem Theil der Stadt und der Sophien-Moſchee. Auf der reizendſten Spitze von Europa iſt der Wohnort des Großherrn ſo luſtig angebaut, als man es nur denken kann. Hohe und immer reſpective Bäume ſtehen in großen, meiſt verbundenen Gruppen hintereinander; darunter ſieht man nicht etwa große Mauern und Paläſte, ſondern Häuschen, Gitterwerke, Gänge, Kioſken, ausgeſpannte Teppiche, ſo häuslich, klein und freundlich durcheinander gemiſcht, daß es eine Luſt iſt. Da die Zeichnung mit Farben ausgeführt iſt, macht es einen gar freundlichen Effect. Eine ſchöne Strecke Meer beſpült die ſo bebaute Küſte. Gegenüber liegt Aſien, und man ſieht in die Meerenge, die nach den Dardanellen führt. Die Zeichnung iſt bei ſieben Fuß lang und drei bis vier hoch.

2. General-Anſicht der Ruinen von Palmyra, in derſelben Größe.

Er zeigte uns vorher einen Grundriß der Stadt, wie er ihn aus den Trümmern herausgeſucht.

Eine Colonnade auf eine Italieniſche Meile lang, ging vom Thore durch die Stadt bis zum Sonnentempel, nicht in ganz gerader Linie, ſie macht in der Mitte ein ſanftes Knie. Die Colonnade war von vier Säulenreihen, die Säule zehn Diameter hoch. Man ſieht nicht, daß ſie oben bedeckt geweſen; er glaubt, es ſei durch Teppiche geſchehen. Auf der großen Zeichnung erſcheint ein Theil der Colonnade noch aufrecht ſtehend im Vordergrunde. Eine Caravane, die eben quer durchzieht, iſt mit vielem Glück angebracht. Im Hintergrunde ſteht der Sonnentempel und auf der rechten Seite zieht ſich eine große Fläche hin, auf welcher einige Janitſcharen in Carriere forteilen. Das ſonderbarſte Phänomen iſt: eine blaue Linie wie eine Meereslinie ſchließt das Bild. Er erklärte es uns, daß der Horizont der Wüſte, der in der Ferne

blau werden muß, so völlig wie das Meer den Gesichtskreis schließt, daß es ebenso in der Natur das Auge trägt, wie es uns im Bilde Anfangs getrogen, da wir doch wußten, daß Palmyra vom Meer entfernt genug sei.

3. Gräber von Palmyra.

4. Restauration des Sonnentempels zu Baldek, auch eine Landschaft mit den Ruinen, wie sie stehen.

5. Die große Moschee zu Jerusalem, auf den Grund des Salomonischen Tempels gebaut.

6. Ruinen eines kleinen Tempels in Phönizien.

7. Gegend am Fuße des Bergs Libanon, anmuthig, wie man sie denken mag. Ein Palmen-Mädchen, ein Wasser, daran Hängepeiden und Gräber d'runter, der Berg in der Entfernung.

8. Türkische Gräber. Jeder Grabstein trägt den Hauptschmuck des Verstorbenen; und da sich die Türken durch den Kopfschmuck unterscheiden, so sieht man gleich die Würde des Begrabenen. Auf den Gräbern der Jungfrauen werden Blumen mit großer Sorgfalt erzogen.

9. Aegyptische Pyramide mit dem großen Sphinx-Kopfe. Er sei, sagt Casas, in einen Kalkfelsen gehauen, und weil derselbe Sprünge gehabt und Ungleichheiten, habe man den Colos mit Stuck überzogen und gemalt, wie man noch in den Falten des Kopfschmuckes bemerke. Eine Gesichts-Partie ist etwa zehn Schuh hoch. Auf der Unterlippe hat er bequem spazieren können.

10. Eine Pyramide, nach einigen Urkunden, Anlässen und Muthmaßungen restaurirt. Sie hat von vier Seiten vorspringende Halen mit daneben stehenden Obelisken; nach den Halen gehen Gänge hin, mit Sphinxen besetzt, wie sich solche noch in Ober-Aegypten befinden. Es ist diese Zeichnung die ungeheuerste Architectur; Idee, die ich zeitlebens gesehen, und ich glaube nicht, daß man weiter kann.

Abends, nachdem wir alle diese schönen Sachen mit behaglicher Muße betrachtet, gingen wir in die Gärten auf dem Palatin, wodurch die Räume zwischen den Ruinen der Kaiserpaläste urbar und anmuthig gemacht werden. Dort auf einem freien Gesellschaftsplatze, wo man unter herrlichen Bäumen die Fragmente verzierter Capitäler, glatter und cannelirter Säulen, zerstückte Basreliefe und was man noch der Art im weiten Kreise umhergelegt hatte, wie man sonsten Tische, Stühle und Bänke zu heiterer Versammlung im Freien anzubringen pflegt — dort genossen wir der reinsten Zeit nach Herzenslust; und als wir diese mannigfaltigste Aussicht mit frisch gewaschenen und gebildeten Augen bei Sonnenuntergang überschauten, mußten wir gestehen, daß dieses Bild auf alle die andern, die man uns heute gezeigt, noch recht gut anzusehen sei. In demselbigen Geschmack von Casas gezeichnet und gefärbt würde es überall Entzücken erregen. Und so wird uns durch künstlerische Arbeiten nach und nach das Auge so gestimmt, daß wir für die Gegenwart der Natur immer empfänglicher und für die Schönheiten, die sie darbietet, immer offener werden.

Nun aber mußte des nächsten Tages uns zu scherzhaften Unterhaltungen dienen, daß gerade Das, was wir bei dem Künstler Großes und Grenzenloses gesehen, uns in eine niedrige, unwürdige Enge zu begeben veranlassen sollte. Die herrlichen Aegyptischen Denkmale erinnerten uns an den mächtigen Obelisk, der auf dem Marsfelde, durch August errichtet, als Sonnenweiser diente, nunmehr aber in Stücken, umzäunt von einem Bretterverschlag, in einem schmutzigen Winkel auf den kühnen Architecten wartete, der ihn aufzuerstehen berufen möchte. (NB. Jetzt ist er auf dem Platz Monte Citorio wieder aufgerichtet und dient, wie zur Römerzeit abermals als Sonnenweiser.) Er ist aus dem ächtesten Aegyptischen Granit gehauen, überall mit zierlichen naiven Figuren, obgleich in dem bekannten Styl überstet. Merkwürdig war es, als wir neben der sonst in die Luft gerichteten Spitze standen, auf den Zuschärfungen derselben Sphinx nach Sphinxen auf das Zierlichste abgebildet zu sehen, früher keinem menschlichen Auge, sondern nur den Strahlen der Sonne erreichbar. Hier tritt der Fall ein, daß das Gottesdienstliche der Kunst nicht auf einen Effect berechnet ist, den es auf den menschlichen Anblick machen soll. Wir machten Anhalt, diese heiligen Bilder abgießen zu lassen, um Das bequem nah vor Augen zu sehen, was sonst gegen die Wolken-Region hinaufgerichtet war.

In dem widerwärtigen Raume, worin wir uns mit dem würdigsten Werke befanden, konnten wir uns nicht entbrechen, Rom als ein Quodlibet anzusehen, aber als einziges in seiner Art; denn auch in diesem Sinne hat diese ungeheure Localität die größten Vorzüge. Hier brachte der Zufall Nichts hervor, er zerstörte nur; alles Zerstümmerte ist ehrwürdig, die Uniform des Ruinen deutet auf uralte Regelmäßigkeit, welche sich in neuen großen Formen der Kirchen und Paläste wieder hervorhat.

Jene bald gefertigten Abgüsse brachten in Erinnerung, daß in der großen Dehn'schen Patron-Sammlung, wovon die Drücke im Ganzen und theilweise verkäuflich waren, auch einiges Aegyptische zu sehen sei; und wie sich denn Eins auf dem Andern ergibt, so wählte ich aus gedachter Sammlung die verzüglichsten und brachte sie bei den Inhabern. Solche Abdrücke sind der größte Schatz und ein Fundament, das

der in ſeinen Mitteln beſchränkte Liebhaber zu künftigem groſſen, mannigfaltigen Vortheil bei ſich niederlegen kann.

Die vier erſten Bände meiner Schriften, bei Göſchen, waren angekommen und das Prachtexemplar ſogleich in die Hände Angelica's gegeben, die daran ihre Mutterſprache auf's Neue zu beloben Urſach zu finden glaubte.

Ich aber durfte den Betrachtungen nicht nachhängen, die ſich mir bei dem Rückblick auf meine frühern Thätigkeiten lebhaft aufdrangen. Ich wußte nicht, wie weit der eingeſchlagene Weg mich führen würde; ich konnte nicht einſehen, inwiefern jenes frühere Beſtreben gelingen und wiefern der Erfolg dieſes Sehnens und Wunſches die aufgewendete Mühe belohnen würde.

Aber es blieb mir auch weder Zeit noch Raum, rückwärts zu ſchauen und zu denken. Die über organiſche Natur, deren Bilden und Umbilden mir gleichſam eingeimpften Ideen erlaubten keinen Stillſtand; und indem mir Nachdenken dem eine Folge nach der andern ſich entwickelte, ſo bedurfte ich, zu eigener Ausbildung, täglich und ſtündlich irgend einer Art von Mittheilung. Ich verſuchte es mit Moritzen und trug ihm, ſoviel ich vermochte, die Metamorphoſe der Pflanzen vor; und er, ein ſeltſames Gefäß, das immer leer und inhaltsbedürftig nach Gegenſtänden lechzte, die er ſich aneignen könnte, griff endlich mit ein, dergeſtalt wenigſtens, daß ich meine Vorträge fortzuſetzen Muth behielt.

Hier kam uns ein merkwürdiges Buch, ich will nicht ſagen, ob zu Statten, aber doch zu bedeutender Anregung: Herder's Werk, das unter einem laconiſchen Titel über Gott und göttliche Dinge die verſchiedenen Anſichten in Geſprächsform vorzutragen bemüht war. Mich verſetzte dieſe Mittheilung in jene Zeiten, wo ich an der Seite des trefflichen Freundes über dieſe Angelegenheiten mich mündlich zu unterhalten oft veranlaßt war. Wunderſam jedoch contraſtirte dieſer in den höchſten frommen Betrachtungen verſtrickte Band mit der Verehrung, zu der uns das Feſt eines beſondern Heiligen aufrief.

Am 21. September ward das Andenken des heil. Franziſcus gefeiert, und ſein Bild in langgedehnter Proceſſion von Mönchen und Gläubigen in der Stadt umhergetragen. Aufmerkſam ward ich bei dem Vorbeiziehen ſo vieler Mönche, deren einfache Kleidung das Auge nur auf die Betrachtung des Kopfes hinzog. Es war mir auffallend, daß eigentlich Haar und Bart dazu gehören, um ſich von dem männlichen Individuum einen Begriff zu machen. Erſt mit Aufmerkſamkeit, dann mit Erſtaunen muſterte ich die vor mir vorüberziehende Reihe und war wirklich entzückt, zu ſehen, daß ein Geſicht von Haar und Bart in einen Rahmen eingefaßt, ſich ganz anders ausnahm, als das bartloſe Volk umher. Und ich konnte nun wohl finden, daß dergleichen Geſichter, in Gemälden dargeſtellt, einen ganz unnennbaren Reiz auf den Beſchauer ausüben mußten.

Hofrath Reifenſtein, welcher ſein Amt, Fremde zu führen und zu unterhalten, gehörig ausſtudirt hatte, konnte freilich im Laufe ſeines Geſchäfts nur allzu bald gewahr werden, daß Perſonen, welche wenig mehr nach Rom bringen als Luſt, zu ſehen und ſich zu zerſtreuen, mitunter an der grimmigſten Langeweile zu leiden haben, indem ihnen die gewohnte Ausfüllung müßiger Stunden in einem fremden Lande durchaus zu fehlen pflegt. Auch war dem practiſchen Menſchenkenner gar wohl bekannt, wie ſehr ein bloſſes Beſchauen ermüde und wie nöthig es ſei, ſeine Freunde durch irgend eine Selbſtthätigkeit zu unterhalten und zu beruhigen. Zwei Gegenſtände hatte er ſich deßhalb erſehen, worauf er ihre Geſchäftigkeit zu richten pflegte: die Wachsmalerei und die Paſten-Fabrication. Jene Kunſt, eine Wachsſeife zum Bindemittel der Farben anzuwenden, war erſt vor Kurzem wieder in den Gang gekommen; und da es in der Kunſtwelt hauptſächlich darum zu thun iſt, die Künſtler auf irgend eine Weiſe zu beſchäftigen: ſo gibt eine neue Art, das Gewohnte zu thun, immer wieder friſche Aufmerkſamkeit und lebhaften Anlaß, Etwas, was man auf die alte Weiſe zu unternehmen nicht Luſt hätte, in einer neuen zu verſuchen.

Das kühne Unternehmen, für die Kaiſerinn Catharina die Raphael'ſchen Logen in einer Copie zu verwirklichen, und die Wiederholung ſämmtlicher Architectur mit der Fülle ihrer Zierrathen in Petersburg möglich zu machen, ward durch dieſe neue Technik begünſtigt, ja wäre vielleicht ohne dieſelbe nicht auszuführen geweſen. Man ließ dieſelben Felder, Wandtheile, Sockel, Pilaſter, Capitäler, Geſimſe aus den ſtärkſten Bohlen und Klötzen eines dauerhaften Caſtanienholzes verfertigen, überzog ſie mit Leinwand, welche grundirt ſodann der Encauſtik zur ſichern Unterlage diente. Dieſes Werk, womit ſich beſonders Unterberger, nach Anleitung Reifenſtein's, mehrere Jahre beſchäftigt hatte, mit groſſer Gewiſſenhaftigkeit ausgeführt, war ſchon abgegangen, als ich ankam; und es konnte mir nur, was von jenem groſſen Unternehmen übrig blieb, bekannt und anſchaulich werden.

Nun aber war durch eine ſolche Ausführung die Encauſtik zu hohen Ehren gelangt; Fremde von einigem Talent ſollten practiſch damit bekannt werden; zugerichtete Farben-Garnituren

waren um leichten Preis zu haben; man kochte die Seife ſelbſt; genug, man hatte immer Etwas zu thun und zu kramen, wo ſich nur ein müßiger, loſer Augenblick zeigte. Auch mittlere Künſtler wurden als Lehrende und Nachhelfende beſchäftigt, und ich habe wohl einige Mal Fremde geſehen, welche ihre Römiſchen encauſtiſchen Arbeiten höchſt behaglich, als ſelbſtverfertigt, einpackten und mit zurück in's Vaterland nahmen.

Die andere Beſchäftigung, Paſten zu fabriciren, war mehr für Männer geeignet. Ein großes altes Küchengewölbe im Reifenſtein'ſchen Quartier gab dazu die beſte Gelegenheit. Hier hatte man mehr als nöthigen Raum zu einem ſolchen Geſchäft. Die refractäre, in Feuer unſchmelzbare Maſſe wurde auf's Zarteſte pulveriſirt und durchgeſiebt, der daraus geknetete Teig in Paſten eingedruckt, ſorgfältig getrocknet und ſodann, mit einem eiſernen Ring umgeben, in die Gluth gebracht, ferner die geſchmolzene Glasmaſſe darauf gedruckt, wodurch doch immer ein kleines Kunſtwerk zum Vorſchein kam, das einen Jeden freuen mußte, der es ſeinen eigenen Fingern zu verdanken hatte.

Hofrath Reifenſtein, welcher mich zwar willig und geſchäftig in dieſe Thätigkeiten eingeführt hatte, merkte gar bald, daß mir eine fortgeſetzte Beſchäftigung der Art nicht zuſagte, daß mein eigentlicher Trieb war, durch Nachbildung von Natur- und Kunſtgegenſtänden Hand und Augen möglichſt zu ſteigern. Auch war die große Hitze kaum vorübergegangen, als er mich ſchon, in Geſellſchaft von einigen Künſtlern, nach Frascati führte, wo man in einem wohleingerichteten Privat-Hauſe Unterkommen und das nächſte Bedürfniß fand, und nun, den ganzen Tag im Freien, ſich Abends gern um einen großen Thorntiſch verſammelte. Georg Schütz, ein Frankfurter, geſchickt, ohne eminentes Talent, eher einem gewiſſen anſtändigen Behagen, als anhaltender, künſtleriſcher Thätigkeit ergeben, weßwegen ihn die Römer auch il Barone nannten, begleitete mich auf meinen Wanderungen und ward mir vielfach nützlich. Wenn man bedenkt, daß Jahrhunderte hier im höchſten Sinne architectoniſch gewaltet, daß auf übrig gebliebenen, mächtigen Subſtructionen die künſtleriſchen Gedanken vorzüglicher Geiſter ſich hervorgehoben und den Augen dargeſtellt: ſo wird man begreifen, wie ſich Geiſt und Aug' entzücken müſſen, wenn man unter jeder Beleuchtung dieſe vielfachen, horizontalen und tauſend verticalen Linien unterbrochen und geſchmückt wie eine ſtumme Muſik mit den Augen auffaßt, und wie Alles, was klein und beſchränkt in uns iſt, nicht ohne Schmerz erregt und ausgetrieben wird. Beſonders iſt die Fülle der Mondſcheinbilder über alle Begriffe, wo das einzeln Unterhaltende, vielleicht ſtörend zu Nennende durchaus zurücktritt und nur die großen Maſſen von Licht und Schatten ungeheuer anmuthige, ſymmetriſch-harmoniſche Rieſenkörper dem Auge entgegentragen. Dagegen fehlte es denn auch Abends nicht an unterrichtender, oft aber auch neckiſcher Unterhaltung.

So darf man nicht verſchweigen, daß junge Künſtler die Eigenheiten des wackern Reifenſtein's, die man Schwachheiten zu nennen pflegt, kennend und bemerkend, darüber ſich oft im Stillen ſcherzhaft und ſpottend unterhielten. Nun war eines Abends der Apoll von Belvedere, als eine unverſiegbare Quelle künſtleriſcher Unterhaltung, wieder zum Geſpräch gelangt, und bei der Bemerkung, daß die Ohren an dieſem trefflichen Kopfe doch nicht ſonderlich gearbeitet ſeien, kam die Rede ganz natürlich auf die Würde und Schönheit dieſes Organ's, die Schwierigkeit, ein ſchönes in der Natur zu finden und es künſtleriſch ebenmäßig nachzubilden. Da nun Schütz wegen ſeiner hübſchen Ohren bekannt war, erſuchte ich ihn, mir bei der Lampe zu ſitzen, bis ich das vorzüglich gut gebildete, es war ohne Frage das rechte, ſorgfältig abgezeichnet hätte. Nun kam er mit ſeiner ſtarren Modell-Stellung gerade dem Rath Reifenſtein gegenüber zu ſitzen, von welchem er die Augen nicht abwenden konnte noch durfte. Jener fing nun an, ſeine wiederholt angeprieſenen Lehren vorzutragen: man müßte ſich nämlich nicht gleich unmittelbar an das Beſte wenden, ſondern erſt bei den Carracci's anfangen, und zwar in der Farneſiſchen Gallerie, dann zum Raphael übergehen und zuletzt den Apoll von Belvedere ſo oft zeichnen, bis man ihn auswendig könne, da denn nicht viel Weiteres zu wünſchen und zu hoffen ſein würde.

Der gute Schütz ward von einem ſolchen innerlichen Anfall von Lachen ergriffen, den er äußerlich kaum zu bergen wußte, welche Pein ſich immer vermehrte, je länger ich ihn in ruhiger Stellung zu halten trachtete. So kann der Lehrer, der Wohlthäter immer wegen ſeines individuellen, unbillig aufgenommenen Zuſtandes einer ſpöttiſchen Undankbarkeit erwarten.

Eine herrliche, obgleich nicht unerwartete Ausſicht ward uns aus den Fenſtern der Villa des Fürſten Aldobrandini, der, gerade auf dem Lande gegenwärtig, uns freundlich einlud und uns in Geſellſchaft ſeiner geiſtlichen und weltlichen Hausgenoſſen an einer gut beſetzten Tafel feſtlich bewirthete. Es läßt ſich denken, daß man das Schloß dergeſtalt angelegt hat, die Herrlichkeit der Hügel und des flachen Landes mit *einem* Blick überſehen zu können. Man ſpricht viel von Luſthäuſern, aber man müßte

von hier aus umherblicken, um ſich zu überzeugen, daß nicht leicht ein Haus luſtiger gelegen ſein könne.

Hier aber finde ich mich gedrängt, eine Betrachtung einzuſchalten, deren ernſte Bedeutung ich wohl empfehlen darf. Sie gibt Licht über das Vorgetragene und verbreitet's über das Folgende; auch wird mancher gute, ſich heranbildende Geiſt Anlaß daher zur Selbſtprüfung gewinnen.

Lebhaft vordringende Geiſter begnügen ſich nicht mit dem Genuſſe, ſie verlangen Kenntniß. Dieſe treibt ſie zur Selbſtthätigkeit; und wie es ihr nun auch gelingen möge, ſo fühlt man zuletzt, daß man Nichts richtig beurtheilt, als was man ſelbſt hervorbringen kann. Doch hierüber kommt der Menſch nicht leicht in's Klare, und daraus entſtehen gewiſſe falſche Beſtrebungen, welche um deſto ängſtlicher werden, je redlicher und reiner die Abſicht iſt. Indeß fingen mir in dieſer Zeit an Zweifel und Vermuthungen aufzuſteigen, die mich mitten in dieſen angenehmen Zuſtänden beunruhigten; denn ich mußte bald empfinden, daß der eigentliche Wunſch und die Abſicht meines Hierſeins ſchwerlich erfüllt werden dürfte.

Nunmehr aber, nach Verlauf einiger vergnügter Tage, kehrten wir nach Rom zurück, wo wir durch eine neue, höchſt anmuthige Oper im hellen, vollgedrängten Saal für die vermißte Himmelsfreiheit entſchädigt werden ſollten. Die Deutſche Künſtlerbank, eine der vorderſten im Parterre, war, wie ſonſt, dicht beſetzt, und dieß Mal fehlte es nicht an Beifallklatſchen und Rufen, um ſowohl wegen der gegenwärtigen als vergangenen Genüſſe unſere Schuldigkeit abzutragen. Ja, wir hatten es erreicht, daß wir durch ein künſtliches, erſt leiſeres, dann ſtärkeres, zuletzt gebietendes Zitti-Rufen, jederzeit mit dem Ritornell einer eintretenden, beliebten Arie oder ſonſt gefälligen Partie, das ganze lautſchwatzende Publicum zum Schweigen brachten, weßhalb uns denn unſere Freunde von oben die Artigkeit erwieſen, die intereſſanteſten Exhibitionen nach unſerer Seite zu richten.

Weimar.

Correſpondenz.

Frascati, den 2. October.

Ich muß bei Zeiten ein Blättchen anfangen, wenn Ihr es zur rechten Zeit erhalten ſollt. Eigentlich habe ich viel und nicht viel zu ſagen. Es wird immerfort gezeichnet, und ich denke dabei im Stillen an meine Freunde. Dieſe Tage empfand ich wieder viel Sehnſucht nach Hauſe, vielleicht eben weil es mir hier ſo wohl geht und ich doch fühle, daß mir mein Liebſtes fehlt.

Ich bin in einer recht wunderlichen Lage und will mich eben zuſammen nehmen, jeden Tag nutzen, thun, was zu thun iſt, und ſo dieſen Winter durch arbeiten.

Ihr glaubt nicht, wie nützlich, aber auch wie ſchwer es mir war, dieſes ganze Jahr abſolut unter fremden Menſchen zu leben, beſonders da Tiſchbein — Dieß ſei unter uns geſagt — nicht ſo einſchlug, wie ich hoffte. Es iſt ein wirklich guter Menſch, aber er iſt nicht ſo rein, ſo natürlich, ſo offen wie ſeine Briefe. Seinen Character kann ich nur mündlich ſchildern, um ihm nicht unrecht zu thun; und was will eine Schilderung heißen, die man ſo macht? Das Leben eines Menſchen iſt ſein Character. Nun habe ich Hoffnung, Kaiſer'n zu beſitzen; Dieſer wird mir zu großer Freude ſein. Gebe der Himmel, daß ſich Nichts dazwiſchen ſtelle!

Meine erſte Angelegenheit iſt und bleibt: daß ich es im Zeichnen zu einem gewiſſen Grade bringe, wo man mit Leichtigkeit Etwas macht und nicht wieder zurückkommt, noch ſo lange ſtille ſteht, wie ich wohl leider die ſchönſte Zeit des Lebens verſäumt habe. Doch muß man ſich ſelbſt entſchuldigen. Zeichnen, um zu zeichnen, wäre wie reden, um zu reden. Wenn ich Nichts auszudrücken habe, wenn mich Nichts anreizt, wenn ich würdige Gegenſtände erſt mühſam aufſuchen muß, ja mit allem Suchen ſie kaum finde, wo ſoll da der Nachahmungstrieb herkommen? In dieſen Gegenden muß man zum Künſtler werden, ſo dringt ſich Alles auf; man wird voller und voller und gezwungen, Etwas zu machen. Nach meiner Anlage und meiner Kenntniß des Weges bin ich überzeugt, daß ich hier in einigen Jahren ſehr weit kommen müßte.

Ihr verlangt, meine Lieben, daß ich von mir ſelbſt ſchreibe und ſehe, wie ich's thue; wenn wir wieder zuſammenkommen, ſollt Ihr gar Manches hören. Ich habe Gelegenheit gehabt, über mich ſelbſt und Andere, über Welt und Geſchichte viel nachzudenken, wovon ich manches Gute, wenn gleich nicht Neue, auf meine Art mittheilen werde. Zuletzt wird Alles im Wilhelm gefaßt und geſchloſſen.

Moritz iſt bisher mein liebſter Geſellſchafter geblieben, ob ich gleich bei ihm fürchtete und faſt noch fürchte, er möchte aus meinem Umgange nur klüger, und weder richtiger, beſſer noch glücklicher werden; eine Sorge, die mich immer zurückhält, ganz offen zu ſein.

Auch im Allgemeinen mit mehreren Menſchen zu leben, geht mir ganz gut. Ich ſehe eines Jeden Gemüthsart und Handelsweiſe. Der Eine

ſpielt ſein Spiel, der Andere nicht; Dieſer wird vorwärts kommen, Jener ſchwerlich. Einer ſammelt, Einer zerſtreut. Einem genügt Alles, dem Andern Nichts. Der hat Talent und übt's nicht, Jener hat kein's und iſt fleißig ꝛc. ꝛc. Das Alles ſehe ich, und mich mitten d'rin: es vergnügt mich und gibt mir, da ich keinen Theil an den Menſchen, Nichts an ihnen zu verantworten habe, keinen böſen Humor. Nur alsdann, meine Lieben, wenn Jeder nach ſeiner Weiſe handelt und zuletzt noch prätendirt, daß ein Ganzes werden, ſein und bleiben ſolle, es zunächſt von mir prätendirt, dann bleibt einem Nichts übrig, als zu ſcheiden oder toll zu werden.

Albano, den 5. October.

Ich will ſehen, daß ich dieſen Brief noch zur morgenden Poſt nach Rom ſchaffe, daß ich auf dieſem Blatt nur den tauſendſten Theil ſage von Dem, was ich zu ſagen habe.

Eu're Blätter habe ich zu gleicher Zeit mit den zerſtreuten, beſſer geſammelten Blättern, den Ideen und den vier Saffian-Bänden erhalten, geſtern, als ich im Begriff war, von Frascati abzufahren. Es iſt mir nun ein Schatz auf die ganze Villegiatur.

Perſepolis habe ich geſtern Nacht geleſen. Es freut mich unendlich, und ich kann Nichts dazu ſetzen, indem jene Art und Kunſt nicht herübergekommen iſt. Ich will nun die angeführten Bücher auf irgend einer Bibliothek ſehen und Euch auf's Neue danken. Fahret fort, ich bitte Euch, aber fahret fort, weil Ihr müßt, beleuchtet Alles mit Euerm Lichte.

Die Ideen, die Gedichte ſind noch nicht berührt. Meine Schriften mögen nun gehen; ich will treulich fortfahren. Die vier Kupfer zu den letzten Bänden ſollen hier werden.

Mit den Genannten war unſer Verhältniß nur ein gutmüthiger Waffenſtillſtand von beiden Seiten; ich habe Das wohl gewußt; nur was werden kann, kann werden. Es wird immer weitere Entfernung und endlich, wenn's recht gut geht, leiſe, loſe Trennung werden. Der Eine iſt ein Narr, der voller Einfalls-Prätenſionen ſteckt. „Meine Mutter hat Gänſe" ſingt ſich mit bequemerer Naivetät, als ein: „Allein Gott in der Höh' ſei Ehr'." Er iſt ein Mal auch ein —: Sie laſſen ſich das Heu und Stroh, das Heu und Stroh nicht irren ꝛc. ꝛc. Bleibt von dieſem Volke! Der erſte Undank iſt beſſer als der letzte. Der Andere denkt, er komme aus einem fremden Lande zu den Seinigen; und er kommt zu Menſchen, die ſich ſelbſt ſuchen, ohne es geſtehen zu wollen. Er wird ſich fremd finden und vielleicht nicht wiſſen, warum. Ich möchte mich ſehr irren, aber die Großmuth des Alcibiades iſt ein Taſchenſpielerſtreich des Zürcher-Propheten, der klug genug und gewandt genug iſt, große und kleine Kugeln mit unglaublicher Behendigkeit einander zu ſubſtituiren, durcheinander zu miſchen, um das Wahre und Falſche nach ſeinem theologiſchen Dichtergemüth gelten und verſchwinden zu machen. Hole aber erhalte ihn der Teufel, der ein Freund der Lügen, Dämonologie, Ahnungen, Sehnſuchten ꝛc. iſt von Anfang!

Und ich muß ein neues Blatt nehmen und bitten, daß Ihr leſ't, wie ich ſchreibe, mit dem Geiſte mehr als den Augen, wie ich mit der Seele mehr als den Händen.

Fahre Du fort, lieber Bruder, zu ſinnen, zu finden, zu vereinigen, zu dichten, zu ſchreiben, ohne Dich um Andere zu bekümmern. Man muß ſchreiben, wie man lebt, erſt um ſein ſelbſt willen; und dann exiſtirt man auch für verwandte Weſen.

Plato wollte keinen ἀγεωμέτρητον in ſeiner Schule leiden; wäre ich im Stande, eine zu machen, ich litte Keinen, der ſich nicht irgend ein Natur-Studium ernſt und eigentlich gewählt. Neulich fand ich in einer leidig apoſtoliſch-capuzinermäßigen Declamation des Zürcher-Propheten die unſinnigen Worte: Alles, was Leben hat, lebt durch Etwas außer ſich. Oder ſo ungefähr klang's. Das kann nun ſo ein Heidenbekehrer hinſchreiben, und bei der Reviſion zupft ihn der Genius nicht bei'm Aermel. Nicht die erſten ſimpelſten Naturwahrheiten haben ſie gefaßt, und möchten doch gar zu gern auf den Stühlen um den Thron ſitzen, wo andere Leute hingehören oder Keiner hingehört. Laßt das Alles gut ſein, wie ich auch thue, der ich es freilich jetzt leichter habe.

Ich mag von meinem Leben keine Beſchreibung machen; es ſieht gar zu luſtig aus. Vor Allem beſchäftigt mich das Landſchaftzeichnen, wozu dieſer Himmel und dieſe Erde vorzüglich einlädt. Sogar habe ich einige Idyllen gefunden. Was werd' ich nicht noch Alles machen! Das ſeh' ich wohl, Unſereiner muß nur immer neue Gegenſtände um ſich haben; dann iſt er geborgen.

Lebt wohl und vergnügt, und wenn es Euch weh' werden will, ſo fühlt nur recht, daß Ihr beiſammen ſeid und was Ihr einander ſeid, indeß ich durch eigenen Willen exiliirt, mit Vorſatz irrend, zweckmäßig unklug, überall fremd und überall zu Hauſe, mein Leben mehr laufen laſſe als führe, und auf alle Fälle nicht weiß, wo es hinaus will.

Lebt wohl, empfehlt mich der Frau Herzogin. Ich habe mit Rath Reifenſtein in Frascati ihren ganzen Aufenthalt profectiet. Wenn Alles gelingt, ſo iſt's ein Meiſterſtück. Wir ſind jetzt

in Negotiation wegen einer Villa begriffen, welche gewiſſer Maßen ſequeſtrirt iſt und alſo vermiethet wird, anſtatt daß die andern entweder beſetzt ſind, oder von den großen Familien nur aus Gefälligkeit abgetreten würden, dagegen man in Obligationen und Relationen geräth. Ich ſchreibe, ſobald nur etwas Gewiſſeres zu ſagen iſt. In Rom iſt auch ein ſchönes, freiliegendes Quartier mit einem Garten für ſie bereit. Und ſo wünſchte ich, daß ſie ſich überall zu Hauſe fände; denn ſonſt genießt ſie Nichts: die Zeit verſtreicht, das Geld iſt ausgegeben, und man ſieht ſich um, wie nach einem Vogel, der Einem aus der Hand entwiſcht iſt. Wenn ich ihr Alles einrichten kann, daß ihr Fuß an keinen Stein ſtoße, ſo will ich es thun.

Nun kann ich nicht weiter, wenn gleich noch Raum da iſt. Lebt wohl und verzeiht die Eilfertigkeit dieſer Zeilen.

Caſtel Gandolfo, den 9. October, eigentlich den 12.

denn dieſe Woche iſt hingegangen, ohne daß ich zum Schreiben kommen konnte. Alſo geht dieſes Blättchen nur eilig nach Rom, daß es noch zu Euch gelange.

Wir leben hier, wie man in Bädern lebt, nur mache ich mich des Morgens bei Seite, um zu zeichnen; dann muß man den ganzen Tag der Geſellſchaft ſein, welches mir denn auch ganz recht iſt für dieſe kurze Zeit; ich ſehe doch auch einmal Menſchen ohne großen Zeitverluſt und viele auf ein Mal.

Angelica iſt auch hier und wohnt in der Nähe; dann ſind einige muntere Mädchen, einige Frauen, Herr v. Maron, Schwager von Meyer, mit der ſeinigen, theils im Hauſe, theils in der Nachbarſchaft; die Geſellſchaft iſt luſtig, und es gibt immer was zu lachen. Abends geht man in die Comödie, wo Pulcinell die Hauptperſon iſt, und trägt ſich dann einen Tag mit den bon-mots des vergangenen Abends. Tout comme chez nous,*) nur unter einem heitern, köſtlichen Himmel. Heute hat ſich ein Wind erhoben, der mich zu Hauſe hält. Wenn man mich außer mir ſelbſt herausbringen könnte, müßten es dieſe Tage thun; aber ich falle immer wieder in mich zurück und meine ganze Neigung iſt auf die Kunſt gerichtet. Jeden Tag geht mir ein neues Licht auf und es ſcheint, als wenn ich wenigſtens würde ſehen lernen.

Erwin und Elmire iſt ſo gut als fertig; es kommt auf ein Paar ſchreibſelige Morgen an; gedacht iſt Alles.

Herder hat mich aufgefordert, Forſter'n auf ſeine Reiſe um die Welt auch Fragen und Muthmaßungen mitzugeben. Ich weiß nicht, wo ich Zeit und Sammlung hernehmen ſoll, wenn ich es auch von Herzen gerne thäte. Wir wollen ſehen.

Ihr habt wohl ſchon kalte trübe Tage; wir hoffen noch einen ganzen Monat zum Spazierengehen. Wie ſehr mich Herder's Ideen freuen, kann ich nicht ſagen. Da ich keinen Meſſias zu erwarten habe, ſo iſt mir Dieß das liebſte Evangelium. Grüßt Alles, ich bin in Gedanken immer mit Euch, und liebt mich.

Den letzten Poſttag, meine Lieben, habt Ihr keinen Brief erhalten; die Bewegung in Caſtello war zuletzt gar zu arg und ich wollte doch auch zeichnen. Es war wie bei uns im Bade, und da ich in einem Hauſe wohnte, das immer Zuſpruch hat, ſo mußte ich mich d'rein geben. Bei dieſer Gelegenheit habe ich mehr Italiener geſehen als bisher in einem Jahre und bin auch mit dieſer Erfahrung zufrieden.

Eine Mailänderin intereſſirte mich die acht Tage ihres Bleibens; ſie zeichnete ſich durch ihre Natürlichkeit, ihren Gemeinſinn, ihre gute Art ſehr vortheilhaft vor den Römerinnen aus. Angelica war, wie ſie immer iſt, verſtändig, gut, gefällig, zuvorkommend. Man muß ihr Freund ſein, man kann viel von ihr lernen, beſonders arbeiten; denn es iſt unglaublich, was ſie Alles endigt.

Dieſe letzten Tage war das Wetter kühl und ich bin recht vergnügt, wieder in Rom zu ſein.

Geſtern Abend, als ich zu Bette ging, fühlt' ich recht das Vergnügen, hier zu ſein. Es war mir, als wenn ich mich auf einen recht breiten, feſten Grund niederlegte.

Ueber ſeinen Gott möchte ich gern mit Herder'n ſprechen. Zu bemerken iſt mir ein Hauptpunct: man nimmt dieſes Büchlein wie andere, für Speiſe, da es eigentlich die Schüſſel iſt. Wer Nichts hinein zu legen hat, findet ſie leer. Laßt mich ein wenig weiter allegoriſiren, und Herder wird meine Allegorie am Beſten erklären. Mit Hebel und Walzen kann man ſchon ziemliche Laſten fortbringen; die Stücke des Obelisk's zu bewegen, brauchen ſie Erdwinden, Flaſchenzüge u. ſ. w. Je größer die Laſt oder je feiner der Zweck (wie z. E. bei einer Uhr), deſto zuſammengeſetzter, deſto künſtlicher wird der Mechanismus ſein, und doch im Innern die größte Einheit haben. So ſind alle Hypotheſen oder vielmehr alle Principien. — Wer nicht viel zu bewegen hat, greift zum Hebel und verſchmäht meinen Flaſchenzug; was will der Steinhauer mit einer Schraube ohne Ende? Wenn L. ſeine ganze Kraft anwendet, um ein Mährchen wahr zu machen, wenn J. ſich abarbeitet, eine hohle Kinderzahnempfindung zu vergöttern, wenn C. aus

*) Dem wie bei uns.

einem Fußtaten ein Evangeliſt werden möchte, ſo iſt offenbar, daß ſie Alles, was die Tiefen der Natur näher aufſchließt, verabſcheuen müſſen. Würde der Eine ungeſtraft ſagen: Alles, was lebt, lebt durch Etwas außer ſich; würde der Andere ſich der Verwirrung der Begriffe, der Verwechſelung der Worte von Wiſſen und Glauben, von Ueberlieferung und Erfahrung nicht ſchämen; würde der Dritte nicht um ein Paar Bänke tiefer hinunter müſſen, wenn ſie nicht mit aller Gewalt die Stühle um den Thron des Lamm's aufzuſtellen bemüht wären; wenn ſie nicht ſich ſorgfältig hüteten, den feſten Boden der Natur zu betreten, wo Jeder nur iſt, was er iſt, wo wir Alle gleiche Anſprüche haben?

Halte man dagegen ein Buch wie den dritten Theil der Ideen, ſehe erſt, was es iſt und frage ſodann, ob der Autor es hätte ſchreiben können, ohne jenen Begriff von Gott zu haben? Nimmermehr; denn eben das Aechte, Große, Innerliche, was es hat, hat es in, aus und durch jenen Begriff von Gott und der Welt.

Wenn es alſo irgendwo fehlt, ſo mangelt's nicht an der Waare, ſondern an Käufern, nicht an der Maſchine, ſondern an Denen, die ſie zu brauchen wiſſen. Ich habe immer mit ſtillem Lächeln zugeſehen, wenn ſie mich in metaphyſiſchen Geſprächen nicht für voll anſahen; da ich aber ein Künſtler bin, ſo kann mir's gleich ſein. Mir könnte vielmehr daran gelegen ſein, daß das Principium verborgen bliebe, aus dem und durch das ich arbeite. Ich laſſe einem Jeden ſeinen Hebel, und bediene mich der Schraube ohne Ende ſchon lange, und nun mit noch mehr Freude und Bequemlichkeit.

Den 12. October.

An Herder.

Nur ein flüchtig' Wort, und zuerſt den lebhafteſten Dank für die Ideen! Sie ſind mir als das liebenswertheſte Evangelium gekommen, und die intereſſanteſten Studien meines Lebens laufen alle da zuſammen. Woran man ſich ſo lange geplackt hat, wird Einem nun ſo vollſtändig vorgeführt. Wie viel Luſt zu allem Guten haſt Du mir durch dieſes Buch gegeben und erneut! Noch bin ich erſt in der Hälfte. Ich bitte Dich, laß mir, ſobald als möglich, die Stelle aus Camper, die Du pag. 159 anführſt, ganz ausſchreiben, damit ich ſehe, welche Regeln des Griechiſchen Künſtler-Ideal's er ausgefunden hat. Ich erinnere mich nur an den Gang ſeiner Demonſtration des Profil's aus dem Kupfer. Schreibe mir dazu und excerpire mir ſonſt, was Du mir nöthig dünkſt, daß ich das Ultimum wiſſe, wie weit man in dieſer Speculation gekommen iſt; denn ich bin immer das neugeborne Kind. Hat Lavater's Phyſiognomik etwas Klugs darüber? Deinem Aufruf wegen Forſter's will ich gerne gehorchen, wenn ich gleich noch nicht recht ſehe, wie es möglich iſt; denn ich kann keine einzelnen Fragen thun; ich muß meine Hypotheſen völlig auseinander ſetzen und vortragen. Du weißt, wie ſauer mir Das ſchriftlich wird. Schreibe mir nur den letzten Termin, wann es fertig ſein und wohin es geſchickt werden ſoll. Ich ſitze jetzt im Rohre und kann vor Pfeifenſchneiden nicht zum Pfeifen kommen. Wenn ich es unternehme, muß ich zum Dictiren mich wenden; denn eigentlich ſehe ich es als einen Wink an. Es ſcheint, ich ſoll von allen Seiten mein Haus beſtellen und meine Bücher ſchließen.

Was mir am Schwerſten ſein wird, iſt, daß ich abſolut Alles aus dem Kopfe nehmen muß; ich habe doch kein Blättchen meiner Collectaneen, keine Zeichnung, Nichts habe ich bei mir; und alle neueſten Bücher fehlen hier ganz und gar.

Noch vierzehn Tage bleibe ich wohl in Caſtello und treibe ein Badeleben. Morgens zeichne ich; dann gibt's Menſchen auf Menſchen. Es iſt mir lieb, daß ich ſie beiſammen ſehe; einzeln wäre es eine große Seccatur. Angelica iſt hier und hilft Alles übertragen.

Der Papſt ſoll Nachricht haben, Amſterdam ſei von den Preußen eingenommen. Die nächſten Zeitungen werden uns Gewißheit bringen. Das wäre die erſte Expedition, wo ſich unſer Jahrhundert in ſeiner ganzen Größe zeigt. Das heiß' ich eine sodezza!*) Ohne Schwertſtreich, mit ein Paar Bomben, und Niemand, der ſich der Sache weiter annimmt! Lebt wohl. Ich bin ein Kind des Friedens und will Friede halten für und für mit der ganzen Welt, da ich ihn einmal mit mir ſelbſt geſchloſſen habe.

Rom, den 27. October.

Ich bin in dieſem Zauberkreiſe wieder angelangt und befinde mich gleich wieder wie bezaubert, zufrieden, ſtille hinarbeitend, vergeſſend Alles, was außer mir iſt, und die Geſtalten meiner Freunde beſuchen mich friedlich und freundlich. Dieſe erſten Tage habe ich mit Briefſchreiben zugebracht, habe die Zeichnungen, die ich auf dem Lande gemacht, ein wenig gemuſtert; die nächſte Woche ſoll es an neue Arbeit gehen. Es iſt zu ſchmeichelhaft, als daß ich es ſagen dürfte, was mir Angelica für Hoffnungen über mein Landſchaftzeichnen, unter gewiſſen Bedingungen, gibt. Ich will wenigſtens fortfahren, um mich Dem zu nähern, was ich wohl nie erreiche.

---

*) Dreiſtigkeit

Ich erwarte mit Verlangen Nachricht, daß Egmont angelangt und wie Ihr ihn aufgenommen. Ich habe doch schon geschrieben, daß Kaiser herkommt? Ich erwarte ihn in einigen Tagen mit der nun vollendeten Partitur unſrer Scapinereien. Du kannſt denken, was Das für ein Feſt ſein wird. Sogleich wird Hand an eine neue Oper gelegt, und Claudine mit Erwin, in ſeiner Gegenwart, mit ſeinem Beirath verbeſſert.

Herder's Ideen habe ich nun durchgeleſen und mich des Buches außerordentlich gefreut. Der Schluß iſt herrlich, wahr und erquicklich, und er wird, wie das Buch ſelbſt, erſt mit der Zeit und vielleicht unter fremdem Namen den Menſchen wohl thun. Je mehr dieſe Vorſtellungsart gewinnt, je glücklicher wird der nachdenkliche Menſch werden. Auch habe ich dieſes Jahr unter fremden Menſchen Acht gegeben und gefunden, daß alle wirklich klugen Menſchen, mehr oder weniger, zarter oder gröber, darauf kommen und beſtehen: daß der Moment Alles iſt, und daß nur der Vorzug eines vernünftigen Menſchen darin beſtehe, ſich ſo zu betragen, daß ſein Leben, inſofern es von ihm abhängt, die möglichſte Maſſe von vernünftigen, glücklichen Momenten enthalte.

Ich müßte wieder ein Buch ſchreiben, wenn ich ſagen ſollte, was ich bei dem und jenem Buch gedacht habe. Ich leſe jetzt wieder Stellen, ſowie ich ſie aufſchlage, um mich an jeder Seite zu ergetzen; denn es iſt durchaus köſtlich gedacht und geſchrieben.

Beſonders ſchön finde ich das Griechiſche Zeitalter; daß ich am Römiſchen, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, etwas Körperlichkeit vermiſſe, kann man vielleicht denken, ohne daß ich es ſage. Es iſt auch natürlich. Gegenwärtig ruht in meinem Gemüth die Maſſe Deſſen, was der Staat war an und für ſich; mir iſt er, wie Vaterland, etwas Ausſchließendes. Und Ihr müßtet im Verhältniß mit dem ungeheuern Weltganzen den Werth dieſer einzelnen Exiſtenz beſtimmen, wo denn freilich Vieles zuſammenſchrumpfte und in Rauch aufgehen mag.

So bleibt mir das Coliſeo immer impoſant, wenn ich gleich denke, zu welcher Zeit es gebaut worden und daß das Volk, welches dieſen ungeheuern Kreis ausfüllte, nicht mehr das altrömiſche Volk war.

Ein Buch über Malerei und Bildhauerkunſt in Rom iſt auch zu uns gekommen. Es iſt ein Deutſches Product und, was ſchlimmer iſt, eines Deutſchen Cavalier's. Es ſcheint ein junger Mann zu ſein, der Energie hat, aber voller Prätenſion ſteckt, der ſich Mühe gegeben hat, herumzulaufen, zu notiren, zu hören, zu horchen, zu leſen. Er hat gewußt dem Werke einen Anſchein von Ganzheit zu geben; es iſt darin viel Wahres und Gutes, gleich daneben Falſches und Albernes, Gedachtes und Nachgeſchwatztes, Longueurs und Echappaden. Wer es auch in der Entfernung durchſieht, wird bald merken, welch monſtroſes Mittelding zwiſchen Compilation und eigen gedachtem Werk dieſes voluminoſe Opus geworden ſei.

Die Ankunft Egmont's erfreut und beruhigt mich, und ich verlange auch ein Wort darüber, das nun wohl unterwegs iſt. Das Saffian-Exemplar iſt angelangt; ich habe es der Angelica gegeben. Mit Kaiſer's Oper wollen wir es klüger machen, als man uns gerathen hat; Euer Vorſchlag iſt ſehr gut, wenn Kaiſer kommt, ſollt Ihr mehr hören.

Die Recenſion iſt recht im Styl des Alten, zu viel und zu wenig. Mir iſt jetzt nur d'ran gelegen, zu machen, ſeitdem ich ſehe, wie ſich am Gemachten, wenn es auch nicht das Vollkommenſte iſt, Jahrtauſende recenſiren, Das heißt, Etwas von ſeinem Daſein hererzählen läßt.

Jedermann verwundert ſich, wie ich ohne Tribut durchgekommen bin; man weiß aber auch nicht, wie ich mich betragen habe. Unſer October war nicht der ſchönſte, ob wir gleich himmliſche Tage gehabt haben.

Es geht mit mir jetzt eine neue Epoche an. Mein Gemüth iſt nun durch das viele Sehen und Erkennen ſo aufgeweitet, daß ich mich auf irgend eine Arbeit beſchränken muß. Die Individualität eines Menſchen iſt ein wunderlich' Ding; die meine habe ich jetzt recht kennen lernen, da ich einerſeits dieſes Jahr bloß von mir ſelbſt abgehangen habe, und von der andern Seite mit völlig fremden Menſchen umzugehen hatte.

Venedig.

October.

Zu Anfang dieſes Monats bei mildem, durchaus heiterm, herrlichem Wetter genoſſen wir eine förmliche Villeggiatur in Caſtel Gandolfo, wodurch wir uns denn in die Mitte dieſer unvergleichlichen Gegend eingeweiht und eingebürgert ſahen. Herr Jenkins, der wohlhabende Engliſche Kunſthändler, bewohnte daſelbſt ein ſehr ſtattliches Gebäude, den ehemaligen Wohnſitz des Jeſuiten-Generals, wo es einer Anzahl von Freunden weder an Zimmern zu bequemer Wohnung, noch an Sälen zu heiterm Beiſammenſein, noch an Bogengängen zu mäßigem Luſtwandeln fehlte.

Man kann ſich von einem ſolchen Herbſtaufenthalte den beſten Begriff machen, wenn man ſich ihn wie den Aufenthalt an einem Bad-

Ich hoff' nicht daß ihr geitzig ſeyd!
Ich kratz' den Kopf, reib' an den Händen —

Er ſtellt das Kästchen in den Schrein und drückt das Schloß wieder zu.

Nur fort, geſchwind —
Um euch das ſüße junge Kind
Nach Herzens Wunſch und Will' zu wenden;
Und ihr ſeht drein,
Als ſolltet ihr in den Hörſal hinein,
Als ſtünd' leibhaftig vor euch da
Phyſik und Metaphyſika!
Nur fort —

ab.

Margarethe mit einer Lampe.

Es iſt ſo ſchwül, ſo dumpfig hie,

Sie macht das Fenſter auf.

Und iſt doch eben ſo warm nicht draus.
Es wird mir ſo, ich weiß nicht wie —
Ich wollt', die Mutter käm' nach Haus.
Mir läuft ein Schauer über'n Leib —
Bin doch ein thöricht furchtſam Weib!

bte denkt. Perſonen, ohne den mindeſten Bezug aufeinander, werden durch Zufall augenblicklich in die unmittelbarſte Nähe verſetzt. Frühſtück und Mittageſſen, Spaziergänge, Luſt-Partien, ernſt- und ſcherzhafte Unterhaltung bewirken ſchnell Bekanntſchaft und Vertraulichkeit; da es denn ein Wunder wäre, wenn, beſonders hier, wo nicht einmal Krankheit und Cur eine Art von Diverſion macht, hier im vollkommenſten Müſſiggange ſich die entſchiedenſten Wahlverwandtſchaften zunächſt hervorthun ſollten. Hofrath Reifenſtein hatte für gut befunden, und zwar mit Recht, daß wir zeitig hinausgehen ſollten, um zu unſern Spaziergängen und ſonſtigen artiſtiſchen Wanderungen in's Gebirg die nöthige Zeit zu finden, ehe noch der Schwall der Geſellſchaft ſich heraudrängte und uns zur Theilnahme an gemeinſchaftlicher Unterhaltung aufforderte. Wir waren die Erſten und verſäumten nicht, uns in der Gegend, nach Anleitung des erfahrnen Führers, zweckmäßig umzuſehen, und ernteten davon die ſchönſten Genüſſe und Belehrungen.

Nach einiger Zeit ſah ich eine gar hübſche Römiſche Nachbarinn, nicht weit von uns im Corſo wohnend, mit ihrer Mutter heraufkommen. Sie hatten Beide, ſeit meiner Mylordſchaft, meine Begrüßungen freundlicher als ſonſt erwiedert. Doch hatte ich ſie nicht angeſprochen, ob ich gleich an ihnen, wenn ſie Abends vor der Thüre ſaßen, öfters nahe genung vorbeiging; denn ich war dem Gelübde, mich durch dergleichen Verhältniſſe von meinem Hauptzwecke nicht abhalten zu laſſen, vollkommen treu geblieben. Nun aber fanden wir uns auf ein Mal wie völlig alte Bekannte; jenes Concert gab Stoff genug zur erſten Unterhaltung, und es iſt wohl Nichts angenehmer, als eine Römerinn der Art, die ſich in natürlichem Geſpräch heiter gehen läßt und ein lebhaftes, auf die reine Wirklichkeit gerichtetes Aufmerken, eine Theilnahme, mit anmuthigem Bezug auf ſich ſelbſt, in der wohlklingenden Römiſchen Sprache ſchnell, doch deutlich vorträgt, und zwar in einer edeln Mundart, die auch die mittlere Claſſe über ſich ſelbſt erhebt und dem Alltäglichſten, ja dem Gemeinen, einen gewiſſen Adel verleiht. Dieſe Eigenſchaften und Eigenheiten waren mir zwar bekannt, aber ich hatte ſie noch nie in einer ſo einſchmeichelnden Folge vernommen.

Zu gleicher Zeit ſtellten ſie mich einer jungen Mailänderinn vor, die ſie mitgebracht hatten, der Schweſter eines Commis von Herrn Jenkins, eines jungen Mannes, der wegen Fertigkeit und Redlichkeit bei ſeinem Principal in großer Gunſt ſtand. Sie ſchienen genau miteinander verbunden und Freundinnen zu ſein.

Dieſe beiden Schönen (denn ſchön durfte man ſie wirklich nennen) ſtanden in einem nicht ſchroffen, aber doch entſchiedenen Gegenſatz; dunkelbraune Haare die Römerinn, hellbraune die Mailänderinn; jene braun von Geſichtsfarbe, dieſe klar, von zarter Haut; dieſe zugleich mit faſt blauen Augen, jene mit braunen; die Römerinn einiger Maßen ernſt, zurückhaltend, die Mailänderinn von einem offenen, nicht ſowohl anſprechenden als gleichſam anfragenden Weſen. Ich ſaß bei einer Art Lotto-Spiel zwiſchen beiden Frauenzimmern und hatte mit der Römerinn Caſſe zuſammen gemacht; im Laufe des Spiels fügte es ſich nun, daß ich auch mit der Mailänderinn mein Glück verſuchte durch Wetten oder ſonſt. Genug, es entſtand auch auf dieſer Seite eine Art von Partnerſchaft, wobei ich in meiner Unſchuld nicht gleich bemerkte, daß ein ſolches getheiltes Intereſſe nicht gefiel, bis endlich nach aufgehobener Partie die Mutter, mich abſeits findend, zwar höflich, aber mit wahrhaftem Matronen-Ernſt dem werthen Fremden verſicherte: daß, da er ein Mal mit ihrer Tochter in ſolche Theilnahme gekommen ſei, es ſich nicht wohl ziemte, mit einer Andern gleiche Verbindlichkeiten einzugehen; man halte es in einer Villeggiatur für Sitte, daß Perſonen, die ſich einmal auf einen gewiſſen Grad verbunden, dabei in der Geſellſchaft verharrten und eine unſchuldig anmuthige Wechſelgefälligkeit durchführten. Ich entſchuldigte mich auf's Beſte, jedoch mit der Wendung, daß es einem Fremden nicht wohl möglich ſei, dergleichen Verpflichtungen anzuerkennen, indem es in unſern Landen herkömmlich ſei, daß man den ſämmtlichen Damen der Geſellſchaft, einer wie der andern, mit und nach der andern ſich dienſtlich und höflich erweiſe, und daß Dieſes hier um deſto mehr gelten werde, da von zwei ſo eng verbundenen Freundinnen die Rede ſei.

Aber, leider! indeſſen ich mich ſo auszureden ſuchte, empfand ich auf die wunderſamſte Weiſe, daß meine Neigung für die Mailänderinn ſich ſchon entſchieden hatte, blitzſchnell und eindringlich genug, wie es einem müßigen Herzen zu gehen pflegt, das in ſelbſtgefälligem, ruhigen Zutrauen Nichts befürchtet, Nichts wünſcht, und das nun auf ein Mal dem Wünſchenswerthſten unmittelbar nahe kommt; überſieht man doch in ſolchem Augenblicke die Gefahr nicht, die uns unter dieſen ſchmeichelhaften Zügen bedroht.

Den nächſten Morgen fanden wir uns Drei allein, und da vermehrte ſich denn das Uebergewicht auf die Seite der Mailänderinn. Sie hatte den großen Vorzug vor ihrer Freundinn, daß in ihren Aeußerungen etwas Strebſames

zu bemerken war. Sie beklagte ſich nicht über vernachläſſigte, aber allzu ängſtliche Erziehung. „Man leret uns nicht ſchreiben,“ ſagte ſie, „weil man fürchtet, wir würden die Feder zu Liebesbriefen benützen; man würde uns nicht leſen laſſen, wenn wir uns nicht mit dem Gebetbuch beſchäftigen müßten; uns in fremden Sprachen zu unterrichten, daran wird Niemand denken; ich gäbe Alles darum, Engliſch zu können. Herrn Jenkins mit meinem Bruder, Madame Angelica, Herrn Zucchi, die Herren Volpato und Camuccini höre ich oft ſich untereinander Engliſch unterhalten, mit einem Gefühl, das dem Neid ähnlich iſt; und die ellenlangen Zeitungen liegen da vor mir auf dem Tiſche; es ſtehen Nachrichten darin aus der ganzen Welt, wie ich ſehe, und ich weiß nicht, was ſie bringen.“

Es iſt deſto mehr Schade, verſetzte ich, da das Engliſche ſich ſo leicht lernen läßt; Sie müßten es in kurzer Zeit faſſen und begreifen. Machen wir gleich einen Verſuch, fuhr ich fort, indem ich ein's der grenzenloſen Engliſchen Blätter aufhob, die häufig umherlagen.

Ich blickte ſchnell hinein und fand einen Artikel: daß ein Frauenzimmer in's Waſſer gefallen, glücklich aber gerettet und den Ihrigen wiedergegeben worden. Es fanden ſich Umſtände bei dem Falle, die ihn verwickelt und intereſſant machten; es blieb zweifelhaft, ob ſie ſich in's Waſſer geſtürzt, um den Tod zu ſuchen, ſowie auch, welcher von ihren Verehrern der Begünſtigte oder Verſchmähte, ſich zu ihrer Rettung gewagt. Ich wies ihr die Stelle hin und bat ſie, aufmerkſam darauf zu ſchauen. Darauf überſetzte ich ihr erſt alle Subſtantiva und examinirte ſie, ob ſie auch ihre Bedeutung wohl behalten. Gar bald überſchaute ſie die Stellung dieſer Haupt- und Grundworte und machte ſich mit dem Platz bekannt, den ſie im Perioden eingenommen hatten. Ich ging darauf zu den einwirkenden, bewegenden, beſtimmenden Worten über und machte nunmehr, wie dieſe das Ganze belebten, auf das Heiterſte bemerklich und catechiſirte ſie ſo lange, bis ſie mir endlich, unaufgefordert, die ganze Stelle, als ſtände ſie Italieniſch auf dem Papiere, verlas, welches ſie nicht ohne Bewegung ihres zierlichen Weſens leiſten konnte. Ich habe nicht leicht eine ſo herzlich geiſtige Freude geſehen, als ſie ausdrückte, indem ſie mir für den Einblick in dieſes neue Feld einen allerliebſten Dank ausſprach. Sie konnte ſich kaum faſſen, indem ſie die Möglichkeit gewahrte, die Erfüllung ihres ſehnlichſten Wunſches ſo nahe und ſchon verſuchsweiſe erreicht zu ſehen.

Die Geſellſchaft hatte ſich vermehrt; auch Angelica war angekommen: an einer großen gedeckten Tafel hatte man ihr mich rechter Hand geſetzt; meine Schülerinn ſtand an der entgegengeſetzten Seite des Tiſches und beſann ſich keinen Augenblick, als die Uebrigen ſich um die Tafelplätze complimentirten, um den Tiſch herumzugehen und ſich neben mir nieder zu laſſen. Meine ernſte Nachbarinn ſchien Dieß mit einiger Verwunderung zu bemerken; und es bedurfte nicht des Blicks einer klugen Frau, um zu gewahren, daß hier was vorgegangen ſein müſſe und daß ein zeither bis zur trockenen Unhöflichkeit von den Frauen ſich entfernender Freund wohl ſelbſt ſich endlich zahm und gefangen überrascht geſehen habe.

Ich hielt zwar äußerlich noch ziemlich gut Stand, eine innere Bewegung aber gab ſich wohl eher kund durch eine gewiſſe Verlegenheit, in der ich mein Geſpräch zwiſchen den Nachbarinnen theilte, indem ich die ältere, zarte, dieß Mal ſchweigſame Freundinn belebend zu unterhalten und Jene, die ſich immer noch in der fremden Sprache zu ergehen ſchien und ſich in dem Zuſtande Derjenigen befand, der, mit einem Mal' von dem erwünſcht aufgehenden Lichte geblendet, ſich nicht gleich in der Umgebung zu finden weiß, durch eine freundlich ruhige, eher ablehnende Theilnahme zu beſchwichtigen ſuchte.

Dieſer aufgeregte Zuſtand jedoch hatte ſogleich die Epoche einer merkwürdigen Umwälzung zu erleben. Gegen Abend die jungen Frauenzimmer aufſuchend, fand ich die ältern Frauen in einem Pavillon, wo die herrlichſte der Ausſichten ſich darbot; ich ſchweifte mit meinem Blick in die Runde, aber es ging vor meinen Augen etwas Anders vor als das landſchaftlich Maleriſche; es hatte ſich ein Ton über die Gegend gezogen, der weder dem Untergang der Sonne, noch den Düften des Abends allein zuzuſchreiben war. Die glühende Beleuchtung der hohen Steßen, die kühlende, blaue Beſchattung der Tiefe ſchien herrlicher als jemals in Oel oder Aquarell; ich konnte nicht genug hinſehen, doch fühlte ich, daß ich den Platz zu verlaſſen Luſt hatte, um in theilnehmender, kleiner Geſellſchaft dem letzten Blick der Sonne zu huldigen.

Doch hatte ich leider der Einladung der Mutter und Nachbarinnen nicht abſagen können, mich bei ihnen niederzulaſſen, beſonders da ſie mir an dem Fenſter der ſchönſten Ausſicht Raum gemacht hatten. Als ich auf ihre Reden merkte, konnte ich vernehmen, daß von Ausſtattung die Rede ſei, einem immer wiederkehrenden und nie zu erſchöpfenden Gegenſtande. Die Erforderniſſe aller Art wurden gemuſtert, Zahl und Beſchaffenheit der verſchiedenen Gaben, Grundgeſchenke der Familie, vielfache Beiträge von Freunden und Freundinnen, theilweiſe noch ein

Geheimniß, und was nicht Alles in genauer Herzählung die schöne Zeit hinnahm, mußte von mir geduldig angehört werden, weil die Damen mich zu einem spätern Spaziergang festgenommen hatten.

Endlich gelangte denn das Gespräch zu den Verdiensten des Bräutigams; man schilderte ihn günstig genug, wollte sich aber seine Mängel nicht verbergen, in getroster Hoffnung, daß diese zu mildern und zu bessern die Anmuth, der Verstand, die Liebenswürdigkeit seiner Braut im künftigen Ehestande hinreichen werde.

Ungeduldig zuletzt, als eben die Sonne sich in das entfernte Meer niedersenkte und einen unsäglichen Blick durch die langen Schatten und die zwar gedämpften, doch mächtigen Streiflichter gewährte, fragte ich auf das Bescheidenste: wer denn aber die Braut sei. Mit Verwunderung erwiederte man mir: ob ich denn das allgemein Bekannte nicht wisse; und nun erst fiel es ihnen ein, daß ich kein Hausgenosse, sondern ein Fremder sei.

Hier ist es freilich nun nicht nöthig, auszusprechen, welch Entsetzen mich ergriff, als ich vernahm, es sei eben die kurz erst so liebgewonnene Schülerinn. Die Sonne ging unter, und ich mußte mich unter irgend einem Vorwand von der Gesellschaft loszumachen, die, ohne es zu wissen, mich auf eine so grausame Weise beleidigt hatte.

Daß Neigungen, denen man eine Zeit lang unvorsichtig nachgegeben, endlich aus dem Traume geweckt, in die schmerzlichsten Zustände sich umwandeln, ist herkömmlich und bekannt, aber vielleicht interessirt dieser Fall durch das Seltsame, daß ein lebhaftes, wechselseitiges Wohlwollen in dem Augenblicke des Keimens zerstört wird, und damit die Voraussetzung alles des Glücks, das ein solches Gefühl sich in künftiger Entwickelung unbegrenzt versprechen.

Ich kam spät nach Hause, und bei anbrechendem Morgen früh machte ich, meine Mappe unter dem Arm, einen weitern Weg, mit der Entschuldigung, nicht zur Tafel zu kommen.

Ich hatte Jahre und Erfahrungen hinreichend, um mich, obwohl schmerzhaft, doch auf der Stelle zusammen zu nehmen. Es wäre wunderbar genug, rief ich aus, wenn ein Werther'ähnliches Schicksal Dich in Rom aufgesucht hätte, um Dir so bedeutende, bisher wohlbewahrte Zustände zu verderben!

Ich wendete mich abermals rasch zu der inzwischen vernachlässigten, landschaftlichen Natur und suchte sie so treu als möglich nachzubilden; mehr aber gelang mir, sie besser zu sehen. Das wenige Technische, was ich besaß, reichte kaum zu dem unscheinbarsten Umriß hin; aber die Fülle der Körperlichkeit, die uns jene Gegend in Felsen und Bäumen, Auf- und Abtiefen, stillen Seen, belebten Bächen entgegenbringt, war meinem Auge beinahe fühlbarer als sonst; und ich konnte dem Schmerz nicht feind werden, der mir den innern und äußern Sinn in dem Grade zu schärfen geeignet war.

Von nun an aber habe ich mich kurz zu fassen: die Menge von Besuchenden füllte das Haus und die Häuser der Nachbarschaft; man konnte sich ohne Affection vermeiden, und eine wohlerfundene Höflichkeit, zu der uns eine solche Neigung stimmt, ist in der Gesellschaft überall gut aufgenommen. Mein Betragen gefiel, und ich hatte keine Unannehmlichkeit, keinen Zwist, außer ein einziges Mal mit dem Wirth, Herrn Jenkins. Ich hatte nämlich, von einer weiten Berg- und Wald-Tour, die appetitlichsten Pilze mitgebracht und sie dem Koch übergeben, der, über eine zwar seltene, aber in jenen Gegenden sehr berühmte Speise höchst vergnügt, sie auf's Schmackhafteste zubereitet auf die Tafel gab. Sie schmeckten Jedermann ganz herrlich; nur, als zu meinen Ehren verrathen wurde, daß ich sie aus der Wildniß mitgebracht, ergrimmte unser Englischer Wirth, obgleich nur im Verborgenen darüber, daß ein Fremder eine Speise zum Gastmahl beigetragen habe, von welcher der Hausherr Nichts wisse, die er nicht befohlen und angeordnet; es zieme sich nicht wohl, Jemanden an seiner eigenen Tafel zu überraschen, Speisen aufzutragen, von denen er nicht Rechenschaft geben könne. Dieß Alles mußte mir Rath Reifenstein nach Tafel diplomatisch eröffnen, wogegen ich, der ich an ganz anderm Weh', als das sich von Schwämmen herleiten kann, innerlichst zu dulden hatte, bescheidentlich erwiederte: ich hätte vorausgesetzt, der Koch würde Das dem Herrn melden und versichern, wenn mir wieder dergleichen Exulien unterwegs in die Hände kämen, solche unserm trefflichen Wirthe selbst zur Prüfung und Genehmigung vorzulegen. Denn wenn man billig sein will, muß man gestehen, sein Verdruß entsprang daher, daß diese überhaupt zweideutige Speise ohne gehörige Untersuchung auf die Tafel gekommen war. Der Koch freilich hatte mir versichert und brachte auch dem Herrn in's Gedächtniß, daß Dergleichen zwar, als besondere Rarität nicht oft, aber doch immer mit großem Beifall in dieser Jahreszeit vorgelegt worden.

Dieses eulenartige Abenteuer gab mir Anlaß, in stillem Humor zu bedenken, daß ich selbst, von einem ganz eigenen Gifte angefacht, in Verdacht gekommen sei, durch gleiche Unvorsichtigkeit eine ganze Gesellschaft zu vergiften.

Es war leicht, meinen gefaßten Vorsatz fortzuführen. Ich suchte sogleich den Englischen Studien aufzuweichen, indem ich mich Morgens

entfernte und meiner heimlich geliebten Schülerinn niemals anders als im Zusammentritt von mehrern Personen zu nähern wußte.

Gar bald legte sich auch dieses Verhältniß in meinem soviel beschäftigten Gemüthe wieder zurecht und zwar auf eine sehr anmuthige Weise; denn indem ich sie als Braut, als künftige Gattinn ansah, erhob sie sich vor meinen Augen aus dem trivialen Mädchenzustande; und indem ich ihr nun eben dieselbe Neigung, aber in einem höhern, uneigennützigen Begriff zuwendete, so war ich als Einer, der ohnehin nicht mehr einem leichtsinnigen Jüngling glich, gar bald gegen sie in dem freundlichsten Behagen. Mein Dienst, wenn man eine freie Aufmerksamkeit so nennen darf, bezeichnete sich durchaus ohne Zudringlichkeit und bei'm Begegnen eher mit einer Art von Ehrfurcht. Sie aber, welche nun auch wohl wußte, daß ihr Verhältniß mir bekannt geworden, konnte mit meinem Benehmen vollkommen zufrieden sein. Die übrige Welt aber, weil ich mich mit Jedermann unterhielt, merkte Nichts oder hatten kein Arges daran, und so gingen Tage und Stunden einen ruhigen, behaglichen Gang.

Von der mannigfaltigsten Unterhaltung wäre viel zu sagen: genug, es war auch ein Theater daselbst, wo der von uns so oft im Carneval beklatschte Pulcinell, welcher die übrige Zeit sein Schusterhandwerk trieb und auch übrigens hier als ein anständiger, kleiner Bürger erschien, uns mit seinen pantomimisch-mimisch-laconischen Absurditäten auf's Beste zu vergnügen und uns in die so höchst behagliche Realität des Daseins zu versetzen wußte.

Briefe von Haus hatten mich indessen bemerken lassen, daß meine nach Italien so lang projectirte, immer verschobene und endlich so rasch unternommene Reise bei den Zurückgelassenen einige Unruhe und Ungeduld erregt, ja sogar den Wunsch, mir nachzufolgen und das gleiche Glück zu genießen, von dem meine heitren, auch wohl unterrichtenden Briefe den günstigen Begriff gaben. Freilich in dem geistreichen und kunstliebenden Kreise unserer Herzoginn Amalie war es herkömmlich, daß Italien jederzeit als das neue Jerusalem wahrer Gebildeten betrachtet wurde und ein lebhaftes Streben dahin, wie es nur Mignon ausdrücken konnte, sich immer in Herz und Sinn erhielt. Der Damm war endlich gebrochen und es ergab sich nach und nach ganz deutlich, daß Herzoginn Amalie mit ihrer Umgebung von einer, Herder und der jüngere Dalberg von der andern Seite über die Alpen zu gehen ernstliche Anstalt machten. Mein Rath war, sie möchten den Winter vorübergehen lassen, in der mittlern Jahreszeit die Reise gelangen und sodann weiter nach und nach alles des Guten genießen, was die Umgegend der alten Weltstadt u. s. w., der untere Theil von Italien darbieten könnte.

Dieser mein Rath, redlich und sachgemäß, wie er war, bezog sich denn doch auf meinen eigenen Vortheil. Merkwürdige Tage meines Lebens hatte ich bisher in dem fremdesten Zustande mit ganz fremden Menschen gelebt und mich eigentlich wieder frisch des humanen Zustandes erfreut, dessen ich in zwar zufälligen, aber doch natürlichen Bezügen seit langer Zeit erst wieder gewahr wurde, da ein geschlossener heimathlicher Kreis, ein Leben unter völlig bekannten und verwandten Personen uns am Ende in die wunderlichste Lage versetzt. Hier ist es, wo durch ein wechselseitiges Dulden und Tragen, Theilnehmen und Entbehren ein gewisses Mittelgefühl von Resignation entsteht, daß Schmerz und Freude, Verdruß und Behagen sich in herkömmlicher Gewohnheit wechselseitig vernichten. Es erzeugt sich gleichsam eine Mittelzahl, die den Character der einzelnen Ergebnisse durchaus aufhebt, so daß man zuletzt, im Streben nach Bequemlichkeit, weder dem Schmerz, noch der Freude sich mit freier Seele hingeben kann.

Ergriffen von diesen Gefühlen und Ahnungen fühlte ich mich ganz entschieden, die Ankunft der Freunde in Italien nicht abzuwarten. Denn daß meine Art, die Dinge zu sehen, nicht sogleich die ihrige sein würde, konnte ich um so deutlicher wissen, als ich mich selbst seit einem Jahre jenen chimärischen Vorstellungen und Denkweisen des Nordens zu entziehen gesucht, und unter einem himmelblauen Gewölbe mich freier umzuschauen und zu athmen gewöhnt hatte. In der mittlern Zeit waren mir aus Deutschland kommende Reisende immerfort höchst beschwerlich; sie suchten Das auf, was sie vergessen sollten, und konnten Das, was sie schon lange gewünscht hatten, nicht erkennen, wenn es ihnen vor Augen lag. Ich selbst fand es noch immer mühsam genug, durch Denken und Thun mich auf dem Wege zu erhalten, den ich als den rechten anzuerkennen mich entschieden hatte.

Fremde Deutsche konnte ich vermeiden, so nah verbundene, verehrte, geliebte Personen aber hätten mich durch eigenes Irren und Halbgewahrwerden, ja selbst durch Eingehen in meine Denkweise gestört und gehindert. Der nordische Reisende glaubt, er komme nach Rom, um ein Supplement seines Daseins zu finden, auszufüllen, was ihm fehlt; allein er wird erst nach und nach mit großer Unbehaglichkeit gewahr, daß er ganz den Sinn ändern und von vorn anfangen müsse.

So deutlich nun auch ein solches Verhältniß

mir erſchien, ſo erhielt ich mich doch über Tag und Stunde weislich im Ungewiſſen und fuhr unabläſſig fort in der ſorgfältigſten Benützung der Zeit. Unabhängiges Nachdenken, Anhören von Andern, Beſchauen künſtleriſchen Beſtrebens, eigene practiſche Verſuche wechſelten unaufhörlich oder griffen vielmehr wechſelſeitig ineinander ein.

Hierbei förderte mich beſonders die Theilnahme Heinrich Meier's von Zürich, deſſen Unterhaltung mir, obgleich ſeltener, günſtig zu Statten kam, indem er als ein fleißiger und gegen ſich ſelbſt ſtrenger Künſtler die Zeit beſſer anzuwenden wußte, als der Kreis von jüngern, die einen ernſten Fortſchritt in Begriffen und Technik mit einem raſchen, luſtigen Leben leichtmüthig zu verbinden glaubten.

November.

Correſpondenz.

Den 3. November.

Kaiſer iſt angekommen und ich habe d'rüber die ganze Woche nicht geſchrieben. Er iſt erſt am Clavier-Stimmen und nach und nach wird die Oper vorgetragen werden. Es macht ſeine Gegenwart wieder eine ſonderbare anſchließende Epoche und ich ſehe, man ſoll ſeinen Weg nur ruhig fortgehen; die Tage bringen das Beſte wie das Schlimmſte.

Die Aufnahme meines Egmont's macht mich glücklich und ich hoffe, er ſoll beim Wiederleſen nicht verlieren; denn ich weiß, was ich hineingearbeitet habe und daß ſich Das nicht auf ein Mal herausleſen läßt. Das, was Ihr daran lobt, habe ich machen wollen; wenn Ihr ſagt, daß es gemacht iſt, ſo habe ich meinen Endzweck erreicht. Es war eine unſäglich ſchwere Aufgabe, die ich ohne eine ungemeſſene Freiheit des Lebens und des Gemüths nie zu Stande gebracht hätte. Man denke, was Das ſagen will: ein Werk vornehmen, das zwölf Jahre früher geſchrieben iſt, es vollenden, ohne es umzuſchreiben. Die beſondern Umſtände der Zeit haben mir die Arbeit erſchwert und erleichtert. Nun liegen noch ſo zwei Steine vor mir, Fauſt und Taſſo. Da die barmherzigen Götter mir die Strafe des Sisyphus auf die Zukunft erlaſſen zu haben ſcheinen, hoffe ich auch, dieſe Klumpen den Berg hinauf zu bringen. Bin ich einmal damit oben, dann ſoll es auf's Neue angehen; und ich will mein Möglichſtes thun, Euern Beifall zu verdienen, da Ihr mir Euere Liebe ohne mein Verdienſt ſchenkt und erhaltet.

Was Du von Klärchen ſagſt, verſtehe ich nicht ganz, und erwarte Deinen nächſten Brief. Ich ſehe wohl, daß Dir eine Nüance zwiſchen der Dirne und der Göttinn zu fehlen ſcheint. Da ich aber ihr Verhältniß zu Egmont'en ſo ausſchließlich gehalten habe; da ich ihre Liebe mehr in den Begriff der Vollkommenheit des Geliebten, ihr Entzücken mehr in den Genuß des Unbegreiflichen, daß dieſer Mann ihr gehört, als in die Sinnlichkeit ſetze; da ich ſie als Heldinn auftreten laſſe; da ſie im innigſten Gefühl der Ewigkeit der Liebe ihrem Geliebten nachgeht und endlich vor ſeiner Seele durch einen verklärenden Traum verherrlicht wird: ſo weiß ich nicht, wo ich die Zwiſchen-Nüance hinſetzen ſoll, ob ich gleich geſtehe, daß aus Nothdurft des dramatiſchen Puppen- und Lattenwerks, die Schattirungen, die ich oben hererzähle, vielleicht zu abgeſetzt und unverbunden, oder vielmehr durch zu leiſe Andeutungen verbunden ſind; vielleicht hilft ein zweites Leſen, vielleicht ſagt mir Dein folgender Brief etwas Näheres.

Angelica hat ein Titel-Kupfer zum Egmont'en gezeichnet, Lips geſtochen, das wenigſtens in Deutſchland nicht gezeichnet, nicht geſtochen worden wäre.

Den 10. November

Kaiſer iſt nun da, und es iſt ein dreifach' Leben, da die Muſik ſich anſchließt. Es iſt ein trefflich guter Mann und paßt zu uns, die wir wirklich ein Naturleben führen, wie es nur irgend auf dem Erdboden möglich iſt. Tiſchbein kommt von Neapel zurück und da muß Beider Quartier und Alles verändert werden; doch bei unſern guten Naturen wird Alles in acht Tagen wieder im Gleis ſein.

Ich habe der Herzogin Mutter den Vorſchlag gethan, ſie ſoll mir erlauben, die Summe von zweihundert Zechinen, nach und nach, für ſie in verſchiedenen kleinen Kunſtwerken auszugeben. Unterſtütze dieſen Vorſchlag, wie Du ihn in meinem Briefe findeſt; ich brauche das Geld nicht gleich, nicht auf ein Mal. Es iſt Dieſes ein wichtiger Punct, deſſen ganzen Umfang Du ohne große Entwickelung empfinden wirſt, und Du würdeſt die Nothwendigkeit und Nützlichkeit meines Raths und Erbietens noch mehr erkennen, wenn Du die Verhältniſſe hier wüßteſt, die vor mir liegen wie meine Hand. Ich bereite ihr durch Kleinigkeiten großes Vergnügen; und wenn ſie die Sachen, die ich nach und nach machen laſſe, hier findet, ſo ſpare ich die Begierde zu beſitzen, die bei jedem Ankömmling, er ſei, wer er wolle, entſteht und welche ſie nur mit einer ſchmerzlichen Reſignation unterdrücken oder mit Koſten und Schaden befriedigen könnte. Es ließen ſich davon noch Bücher vollſchreiben.

Rom 4. November.

Leider muß ich jetzt die bildende Kunst ganz zurücksetzen; denn sonst werde ich mit meinen dramatischen Sachen nicht fertig, die auch eine eigene Sammlung und ruhige Bearbeitung fordern, wenn Etwas daraus werden soll. Claudine ist nun in der Arbeit, wird, so zu sagen, ganz neu ausgefädt und die alte Speen meiner Existenz herausgeschwungen.

Den 10. November.

Daß mein Egmont Beifall erhält, freut mich herzlich. Kein Stück habe ich mit mehr Freiheit des Gemüths und mit mehr Gewissenhaftigkeit vollbracht als dieses; doch fällt es schwer, wenn man schon Anderes gemacht hat, dem Leser genug zu thun; er verlangt immer Etwas, wie das Vorige war.

Den 21. November.

Du fragst in Deinem letzten Briefe wegen der Farben der Landschaft dieser Gegenden. Darauf kann ich Dir sagen: daß sie bei heitern Tagen, besonders des Herbstes, so farbig ist, daß sie in jeder Nachbildung bunt scheinen muß. Ich hoffe Dir in einiger Zeit einige Zeichnungen zu schicken, die ein Deutscher macht, der jetzt in Neapel ist; die Wasserfarben bleiben soweit unter dem Glanz der Natur, und doch werdet Ihr glauben, es sei unmöglich. Das Schönste dabei ist, daß die lebhaften Farben, in geringer Entfernung schon, durch den Luftton gemildert werden und daß die Gegensätze von kalten und warmen Tönen (wie man sie nennt) so sichtbar dastehen. Die blauen, klaren Schatten stechen so reizend von allem erleuchteten Grünen, Gelblichen, Röthlichen, Bräunlichen ab und verbinden sich mit der bläulich duftigen Ferne. Es ist ein Glanz und zugleich eine Harmonie, eine Abstufung im Ganzen, wovon man nordwärts gar keinen Begriff hat. Bei Euch ist Alles entweder hart oder trüb, bunt oder eintönig. Wenigstens erinnere ich mich selten, einzelne Effecte gesehen zu haben, die mir einen Vorschmack von Dem gaben, was jetzt täglich und stündlich vor mir steht. Vielleicht fände ich jetzt, da mein Auge geübter ist, auch nordwärts mehr Schönheiten.

Uebrigens kann ich wohl sagen, daß ich nun fast die rechten, geraden Wege zu allen bildenden Künsten vor mir sehe und erkenne, aber auch nun ihre Weiten und Fernen desto klarer ermesse. Ich bin schon zu alt, um von jetzt an mehr zu thun, als zu pfuschen; wie es Andere treiben, sehe ich auch, finde Manchen auf dem guten Pfade, Keinen mit großen Schritten. Es ist also auch damit, wie mit Glück und Weisheit, davon uns die Urbilder nur vorschweben, deren Kleidsaum wir höchstens berühren.

Kaiser's Ankunft, und bis wir uns ein wenig mit ihm in häusliche Ordnung setzten, hatte mich einiger Maßen zurückgebracht, meine Arbeiten stockten. Jetzt geht es wieder und meine Opern sind nahe, fertig zu sein. Er ist sehr brav, verständig, ordentlich, gesetzt, in seiner Kunst so fest und sicher, als man sein kann, einer von den Menschen, durch deren Nähe man gesunder wird. Dabei hat er eine Herzensgüte, einen richtigen Lebens- und Gesellschaftsblick, wodurch sein übrigens strenger Character biegsamer wird und sein Umgang eine eigene Grazie gewinnt.

Beiträge.

November.

Nun aber bei dem stillen Gedanken an ein allmäliges Loslösen ward ein neues Anknüpfen durch die Ankunft eines wackern, frühern Freundes vorbereitet, des Christoph Kaiser, eines gebornen Frankfurters, der zu gleicher Zeit mit Klinger'n und uns Andern herangekommen war. Dieser, von Natur mit eigenthümlichem musicalischen Talente begabt, hatte schon vor Jahren, indem er Scherz, List und Rache zu componiren unternahm, auch eine zu Egmont'en passende Musik zu liefern begonnen. Ich hatte ihm von Rom aus gemeldet, das Stück sei abgegangen und eine Copie in meinen Händen geblieben. Statt weitläufiger Correspondenz darüber ward räthlich gefunden, er soll selbst unverzüglich herankommen; da er denn auch nicht säumend mit dem Courier durch Italien hindurchflog, sehr bald bei uns eintraf und in den Künstlerkreis, der sein Haupt-Quartier im Corso, Mondanini gegenüber, aufgeschlagen hatte, sich freundlich aufgenommen sah.

Hier aber zeigte sich gar bald, statt des so nöthigen Sammelns und Einens, neue Zerstreuung und Zersplitterung.

Vorerst gingen mehrere Tage hin, bis ein Clavier beigeschafft, probirt, gestimmt und nach des eigensinnigen Künstlers Willen und Wollen zurecht gerückt war, wobei denn immer noch Etwas zu wünschen und zu fordern übrig blieb. Indessen belohnte sich baldigst der Aufwand von Mühe und Versäumniß durch die Leistungen eines sehr gewandten, seiner Zeit völlig gemäßen, die damaligen schwierigsten Werke leicht vortragenden Talentes. Und damit der musicalische Geschichtskenner sogleich wisse, wovon die Rede sei, bemerke ich, daß zu jener Zeit Schubart für unerreichbar gehalten, sodann auch, daß als Probe eines gebildeten Clavier-Spielers die Ausführung von Variationen

geachtet wurde, wo ein einfaches Thema, auf die künſtlichſte Weiſe durchgeführt, endlich durch ſein natürliches Wiedererſcheinen den Hörer zu Athem kommen ließ.

Die Symphonie zu Egmont'en brachte er mit und ſo belebte ſich von dieſer Seite mein fernered Beſtreben, welches gegenwärtig mehr als jemals, aus Nothwendigkeit und Liebhaberei, gegen das muſicaliſche Theater gerichtet war.

Erwin und Elmire ſowie Claudine von Villa Bella ſollten nun auch nach Deutſchland abgeſendet werden; ich hatte mich aber durch die Bearbeitung Egmont's in meinen Forderungen gegen mich ſelbſt dergeſtalt geſteigert, daß ich nicht über mich gewinnen konnte, ſie in ihrer erſten Form dahin zu geben. Gar manches Lyriſche, das ſie enthalten, war mir lieb und werth; es zeugte von vielen zwar thöricht aber doch glücklich verlebten Stunden, wie von Schmerz und Kummer, welchen die Jugend in ihrer unberathenen Lebhaftigkeit ausgeſetzt bleibt. Der proſaiſche Dialog dagegen erinnerte zu ſehr an jene Franzöſiſchen Operetten, denen wir zwar ein freundliches Andenken zu gönnen haben, indem ſie zuerſt ein heiteres, ſingbares Weſen auf unſer Theater herüberbrachten, die mir aber jetzt nicht mehr genügen wollten, als einem eingebürgerten Italiener, der den melodiſchen Geſang durch einen recitirenden und declamatoriſchen wenigſtens wollte verknüpft ſehen.

In dieſem Sinne wird man nunmehr beide Opern bearbeitet finden; ihre Compoſitionen haben hier und da Freude gemacht, und ſo ſind ſie auf dem dramatiſchen Strom auch zu ihrer Zeit mit vorübergeſchwommen.

Gewöhnlich ſchilt man auf die Italieniſchen Texte, und Das zwar in ſolchen Phraſen, wie Einer dem Andern nachſagen kann, ohne was dabei zu denken; ſie ſind freilich leicht und heiter, aber ſie machen nicht mehr Forderungen an den Componiſten und an den Sänger, als inwieweit beide ſich hinzugeben Luſt haben. Ohne hierüber weitläufig zu ſein, erinnere ich an den Text der heimlichen Heirath; man kennt den Verfaſſer nicht, aber es war einer der geſchickteſten, die in dieſem Fache gearbeitet haben, wer er auch mag geweſen ſein. In dieſem Sinne zu handeln, in gleicher Freiheit nach beſtimmten Zwecken zu wirken, war meine Abſicht und ich wüßte ſelbſt nicht zu ſagen, inwiefern ich mich meinem Ziel genähert habe.

Leider aber war ich mit Freund Kaiſer ſeit geraumer Zeit ſchon in einem Unternehmen befangen, das nach und nach immer bedenklicher und weniger ausführbar ſchien.

Man vergegenwärtige ſich jene ſehr unſchuldige Zeit des Deutſchen Opern-Weſens, wo noch ein einfaches Intermezzo, wie die Serva Padrona von Pergoleſe, Eingang und Beifall fand. Damals nun producirte ſich ein Deutſcher Buffo, Namens Berger, mit einer hübſchen, ſtattlichen, gewandten Frau, welche in Deutſchen Städten und Ortſchaften, mit geringer Verkleidung und ſchwacher Muſik, im Zimmer mancherlei heitere, aufregende Vorſtellungen gaben, die denn freilich immer auf Betrug und Beſchämung eines alten verliebten Gecken auslaufen mochten.

Ich hatte mir zu ihnen eine dritte mittlere, leicht zu beſetzende Stimme gedacht, und ſo war denn ſchon vor Jahren das Singſpiel Scherz, Liſt und Rache entſtanden, das ich an Kaiſer'n nach Zürich ſchickte, welcher aber, als ein ernſter, gewiſſenhafter Mann, das Werk zu redlich angriff und zu ausführlich behandelte. Ich ſelbſt war ja ſchon über das Maß des Intermezzo hinausgegangen und das kleinlich ſcheinende Sujet hatte ſich in ſo viel Singſtücke entfaltet, daß ſelbſt bei einer vorübergehenden, ſparſamen Muſik drei Perſonen kaum mit der Darſtellung wären zu Ende gekommen. Nun hatte Kaiſer die Arien ausführlich nach altem Schnitt behandelt und, man darf ſagen, ſtellenweiſe glücklich genug, wie nicht ohne Anmuth des Ganzen.

Allein wie und wo ſollte Das zur Erſcheinung kommen? Unglücklicher Weiſe litt es, nach frühern Mäßigkeits-Principien, an einer Stimmenmagerkeit; es ging nicht weiter als bis zum Terzett, und man hätte zuletzt die Theriak-Büchſen des Doctor's gern beleben mögen, um ein Chor zu gewinnen. All unſer Bemühen daher, uns im Einfachen und Beſchränkten abzuſchließen, ging verloren, als Mozart auftrat. Die Entführung aus dem Serail ſchlug Alles nieder und es iſt auf dem Theater von unſerm ſo ſorgſam gearbeiteten Stück niemals die Rede geweſen.

Die Gegenwart unſers Kaiſer's erhöhte und erweiterte nun die Liebe zur Muſik, die ſich bisher nur auf theatraliſche Exhibitionen eingeſchränkt hatte. Er war ſorgfältig, die Kirchenfeſte zu bemerken; und wir fanden uns dadurch veranlaßt, auch die an ſolchen Tagen aufgeführten, ſolennen Muſiken mit anzuhören. Wir fanden ſie freilich ſchon ſehr weltlich mit vollſtändigem Orcheſter, obgleich der Geſang noch immer vorwaltete. Ich erinnere mich, an einem Cäcilien-Tage zum erſten Mal eine Bravour-Arie mit eingreifendem Chor gehört zu haben; ſie that auf mich eine außerordentliche Wirkung, wie ſie ſolche auch noch immer, wenn Dergleichen in den Opern vorkommt, auf das Publicum ausübt.

Nächſt Dieſem hatte Kaiſer noch eine Tugend, daß er nämlich, weil ihm ſehr um alte Muſik zu thun war, ihm auch die Geſchichte der Tonkunſt ernſtlich zu erforſchen oblag, ſich in Bibliotheken umſah; wie denn ſein treuer Fleiß beſonders in der Minerva gute Aufnahme und Förderniß gefunden hatte. Dabei aber hatte ſein Bücherforſchen den Erfolg, daß er uns auf die ältern Kupferwerke des ſechszehnten Jahrhunderts aufmerkſam machte und z. B. das Speculum romanae magnificentiae, die Architecturen von Lamazzo, nicht weniger die ſpätern Admiranda Romae und was ſonſt noch Dergleichen ſein mochte, in Erinnerung zu bringen nicht unterließ. Dieſe Bücher- und Blätterſammlungen, zu denen wir Andere denn auch wallfahrteten, haben beſonders einen großen Werth, wenn man ſie in guten Abdrücken vor ſich ſteht; ſie vergegenwärtigen jene frühere Zeit, wo das Alterthum mit Ernſt und Scheu betrachtet und die Ueberbleibſel in tüchtigem Character ausgedrückt wurden. So näherte man ſich z. B. den Coloſſen, wie ſie noch auf dem alten Fleck im Garten Colonna ſtanden; die Halb-Ruine des Septizoniums Severi gab noch den ungefähren Begriff von dieſem verſchwundenen Gebäude; die Peters-Kirche ohne Façade, das große Mittel ohne Kuppel, der alte Vatican, in deſſen Hof noch Turniere gehalten werden konnten, Alles zog in die alte Zeit zurück und ließ zugleich auf's Deutlichſte bemerken, was die zwei folgenden Jahrhunderte für Veränderungen hervorgerufen und, ungeachtet bedeutender Hinderniſſe, das Zerſtörte herzuſtellen, das Verſäumte nachzuholen getrachtet.

Heinrich Meier von Zürich, deſſen ich ſchon oft zu gedenken Urſache hatte, ſo zurückgezogen er lebte, ſo fleißig er war, fehlte doch nicht leicht, wo etwas Bedeutendes zu ſchauen, zu erfahren, zu lernen war; denn die Uebrigen ſuchten und wünſchten ihn, indem er ſich in Geſellſchaft ſo beſcheiden als lehrreich erwies. Er ging den ſichern, von Winckelmann und Meugs eröffneten Pfad ruhig fort; und weil er in der Seidelmann'ſchen Manier antike Büſten mit Sepia gar löblich darzuſtellen wußte, ſo fand Niemand mehr Gelegenheit als er, die zarten Abſenkungen der frühern und ſpätern Kunſt zu rügen und kennen zu lernen.

Als wir nun einen von allen Fremden, Künſtlern, Kennern und Laien gleich gewünſchten Beſuch bei Fackelſchein dem Muſeum ſowohl des Vatican's als auch des Capitol's abzuſtatten Anſtalt machten, ſo geſellte er ſich uns zu; und ich finde unter meinen Papieren einen ſeiner Aufſätze, wodurch ein ſolcher genußreicher Umgang durch die herrlichſten Reſte der Kunſt, welcher meiſtentheils wie ein entzückender, nach und nach verliſchender Traum vor der Seele ſchwebt, auch in ſeinen vortheilhaften Einwirkungen auf Kenntniß und Einſicht eine bleibende Bedeutung erhält.

„Der Gebrauch, die großen Römiſchen Muſeen, z. B. das Muſeo Pio-Clementino im Vatican, das Capitoliniſche ꝛc. bei'm Licht von Wachsfackeln zu beſehen, ſcheint in den Achtzigerjahren des vorigen Jahrhunderts noch ziemlich neu geweſen zu ſein; indeſſen iſt mir nicht bekannt, wann er eigentlich ſeinen Anfang genommen."

„Vortheile der Fackelbeleuchtung: Jedes Stück wird nur einzeln, abgeſchloſſen von allen übrigen, betrachtet, und die Aufmerkſamkeit des Beſchauers bleibt lediglich auf daſſelbe gerichtet; dann erſcheinen in dem gewaltigen, wirkſamen Fackellicht alle zarten Nüancen der Arbeit weit deutlicher, alle ſtörenden Widerſcheine (zumal bei glänzend polirten Statuen beſchwerlich) hören auf, die Schatten werden entſchiedener, die beleuchteten Theile treten heller hervor. Ein Hauptvortheil aber iſt unſtreitig der, daß ungünſtig aufgeſtellte Stücke hierdurch das ihnen gebührende Recht erhalten. So konnte man z. B. den Laocoon in der Niſche, wo er ſtand, nur bei Fackellicht recht ſehen, weil kein unmittelbares Licht auf ihn fiel, ſondern bloß ein Widerſchein aus dem kleinen, runden, mit einer Säulenhalle umgebenen Hof des Belvedere. Daſſelbe war der Fall mit dem Apollo und dem ſogenannten Antinous (Mercur). Noch nöthiger war Fackelbeleuchtung, um den Nil wie auch den Meleager zu ſehen und ihre Verdienſte ſchätzen zu können. Keiner andern Antike iſt Fackelbeleuchtung ſo vortheilhaft, als dem ſogenannten Phocion, weil man nur dann, nicht aber bei gewöhnlichem Licht, indem er ungünſtig aufgeſtellt iſt, die wunderſam zart durch das einfache Gewand durchſcheinenden Theile des Körpers wahrnehmen kann. Schön nimmt ſich auch der vortreffliche Sturz eines ſitzenden Bacchus aus, ebenſo der obere Theil einer Bacchus-Statue mit ſchönem Kopf, und die Halb-Figur eines Triten, vor Allem aber das Wunder der Kunſt, der nie genug zu preiſende, berühmte Torſo."

„Die Denkmale im Capitoliniſchen Muſeum ſind zwar überhaupt weniger wichtig, als die im Muſeo Pio-Clementino; doch gibt es einige von großer Bedeutung und man thut wohl, um ſich von ihren Verdienſten gehörig zu unterrichten, ſolche bei Fackelbeleuchtung zu ſehen. Der ſogenannte Perſius, vortrefflich gearbeitet, ſteht auf der Treppe und erhält gar kein Tageslicht;

auf der Galerie vor den Säulen ſteht eine ſchöne halbe Figur, die für eine bekleidete Venus gehalten wird, welche von drei Seiten ſchwaches Licht erhält. Die nackte Venus, die ſchönſte Statue dieſer Art in Rom, erſcheint bei Tageslicht nicht zu ihrem Vortheil, da ſie in einem Eckzimmer aufgeſtellt iſt, und die ſogenannte ſchön bekleidete Juno ſteht an der Wand zwiſchen Fenſtern, wo ſie bloß ein wenig Streiflicht erhält; auch der ſo berühmte Ariadne-Kopf im Miscellaneen-Zimmer wird, außer bei Fackellicht, nicht in ſeiner ganzen Herrlichkeit geſehen. Und ſo ſind noch mehrere Stücke dieſes Muſeum's ungünſtig aufgeſtellt, ſo daß Fackelbeleuchtung durchaus nothwendig wird, wenn man ſolche recht ſehen und nach Verdienſten ſchätzen ſoll."

„Wie übrigens ſo Vieles, was geſchieht, um die Mode mitzumachen, zum Mißbrauch wird, ſo iſt es auch mit der Fackelbeleuchtung. Sie kann nur in dem Falle Gewinn bringen, wenn verſtanden wird, wozu ſie nütze iſt. Monumente zu ſehen, die, wie vorhin von Einigen berichtet worden, bloß verkümmertes Tageslicht erhalten, iſt ſie nothwendig, indem alsdann Höhen und Tiefen und Uebergang der Theile ineinander richtiger erkannt werden. Vornehmlich aber wird ſie Werken aus der allerbeſten Zeit der Kunſt günſtig ſein, wenn nämlich Der, welcher die Fackel führt und der Beſchauer wiſſen, worauf es ankömmt; ſie wird die Maſſen derſelben beſſer zeigen und die zarteſten Nüancen der Arbeit hervorheben. Werke des alten Kunſtſtyls hingegen, die vom mächtigen und ſelbſt die vom hohen, haben nicht viel zu gewinnen, wenn ſie anders ſonſt in hellem Lichte ſtehen. Denn da die Künſtler damals noch des Lichts und Schattens nicht kundig waren, wie ſollten ſie für ihre Arbeiten auf Licht und Schatten gerechnet haben? So iſt es auch mit ſpät gearbeiteten Werken, als die Künſtler anfingen, nachläſſiger zu werden, der Geſchmack ſchon ſo weit geſunken war, daß auf Licht und Schatten in plaſtiſchen Werken nicht weiter geachtet, die Lehre von den Maſſen vergeſſen war. Wozu ſollte Fackelbeleuchtung an Monumenten dieſer Art dienen?"

Bei einer ſo feierlichen Gelegenheit iſt es der Erinnerung gemäß, auch Herrn Hirt's zu gedenken, der unſerm Verein auf mehr als eine Weiſe nützlich und förderlich geweſen. Im Fürſtenbergiſchen 1759 geboren, fand er nach zurückgelegten Studien der alten Schriftſteller einen unwiderſtehlichen Trieb, ſich nach Rom zu verfügen. Er war einige Jahre früher daſelbſt angekommen als ich, und hatte ſich auf die ernſtlichſte Weiſe mit alten und neuern Bau- und Bilderwerken jeder Art bekannt gemacht, und ſich zu einem unterrichtenden Führer von wißbegierigen Fremden geeignet. Auch mir erwies er dieſe Gefälligkeit mit aufopfernder Theilnahme.

Sein Haupt-Studium war die Baukunſt, ohne daß er den claſſiſchen Localitäten und ſoviel andern Merkwürdigkeiten ſeine Beachtung entzogen hätte. Seine theoretiſchen Anſichten über Kunſt gaben in dem ſtreit- und parteiſüchtigen Rom vielfältige Gelegenheit zu lebhaften Diſcuſſionen. Aus der Verſchiedenheit der Anſichten kommen, beſonders dort, wo immer und überall von Kunſt die Rede iſt, gar mannigfalt' Hin- und Widerreden, wodurch der Geiſt in der Nähe ſo bedeutender Gegenſtände lebhafteſt angeregt und gefördert wird. Unſers Hirt's Maxime ruhte auf Ableitungen Griechiſcher und Römiſcher Architectur von der älteſten nothwendigſten Holz-Conſtruction, worauf er denn Lob und Tadel der neuern Ausführung gründete, und ſich dabei der Geſchichte und Beiſpiele geſchickt zu bedienen wußte; Andere behaupteten dagegen, daß in der Baukunſt, wie in jeder andern, geſchmackvolle Fictionen Statt fänden, auf welche der Baukünſtler niemals Verzicht thun dürfe, indem er ſich in den mannigfaltigſten Fällen, die ihm vorkommen, bald auf dieſe, bald auf jene Weiſe zu helfen habe, und von der ſtrengen Regel abzuweichen genöthigt ſei.

In Abſicht auf Schönheit gerieth er auch oft mit andern Künſtlern in Discrepanz, indem er den Grund derſelben in's Characteriſtiſche legte, da ihm denn inſofern Diejenigen beipflichteten, welche ſich überzeugt hielten, daß freilich der Character jedem Kunſtwerk zum Grunde liegen müſſe, die Behandlung aber dem Schönheitsſinne und dem Geſchmack anempfohlen ſei, welche einen jeden Character in ſeiner Angemeſſenheit ſowohl als in ſeiner Anmuth darzuſtellen haben.

Weil aber die Kunſt im Thun, und nicht im Reden beſteht, man aber dennoch immerfort mehr reden als thun wird, ſo begreift man leicht, daß dergleichen Unterhaltungen damals grenzenlos waren, wie ſie es bis in die neueſten Zeiten geblieben ſind.

Wenn die differirenden Meinungen der Künſtler zu gar mancherlei Unannehmlichkeiten, ja Entfernungen unter einander Gelegenheit gaben, ſo traf es ſich auch wohl, obgleich ſelten, daß heitere Vorfälle ſich bei ſolcher Gelegenheit ereigneten. Nachſtehendes mag davon ein Beiſpiel ſein.

Eine Anzahl Künſtler hatten den Nachmittag im Vatican zugebracht und gingen ſpät, um

nicht den langen Weg durch die Stadt zu ihrem Quartier zu nehmen, zu dem Thor an der Colonnade hinaus, an den Weinbergen her bis an die Tiber. Sie hatten sich unterwegs gestritten, kamen streitend an's Ufer und setzten auf der Ueberfahrt die Unterhaltung lebhaft fort. Nun wären sie, bei Ripetta aussteigend, in den Fall gekommen, sich zu trennen und die von beiden Seiten noch überflüssig vorhandenen Argumente in der Geburt erstickt zu sehen. Sie weilten also einig, beisammen zu bleiben und wieder hinüber und herüber zu fahren und auf der schwankenden Fähre ihrer Dialectik den fernern Lauf zu lassen. Einmal aber fand sich diese Bewegung nicht hinreichend; sie waren einmal im Zuge und verlangten von dem Fährmann mehrmalige Wiederholung. Dieser auch ließ es sich wohl gefallen, indem ein jedesmaliges Herüber und Hinüber ihm von der Person einen Bajocco eintrug, einen ansehnlichen Gewinn, den er so spät nicht mehr zu erwarten hatte. Deßhalb erfüllte er ganz stillschweigend ihr Verlangen, und da ihn sein Söhnchen mit Verwunderung fragte: „Was wollen sie denn damit!" antwortet er ganz ruhig: „Ich weiß nicht, aber sie sind toll."

Ungefähr in dieser Zeit erhielt ich in einem Paket von Hause nachstehenden Brief:

Monsieur, je ne suis pas étonné que vous ayez de mauvais lecteurs; tant de gens aiment mieux parler que sentir, mais il faut les plaindre et se féliciter de ne pas leur ressembler. — Oui Monsieur, je vous dois la meilleure action de ma vie, par conséquent la racine de plusieurs autres et pour moi votre livre est bon. Si j'avais le bonheur d'habiter le même pays que vous, j'irais vous embrasser et vous dire mon secret, mais malheuresement j'en habite un, où personne ne croirait au motif qui vient de me déterminer à cette démarche. Soyez satisfait, Monsieur, d'avoir pu à 300 lieues de votre demeure ramener le coeur d'un jeune homme à l'honnéteté et à la vertu, toute une famille va être tranquille et mon coeur jouit d'une bonne action. Si j'avais des talens, des lumières ou un rang qui me fit influer sur le sort des hommes, je vous dirais mon nom, mais je ne suis rien et je sais ce que je ne voudrais être. Je souhaite, Monsieur, que vous soyez jeune, que vous ayez le gout d'écrire, que vous soyez l'époux d'une Charlotte qui n'avait point vu de Werther, et vous serez le plus heureux des hommes, car je crois que vous aimez la vertu.

[illegible]

December.

Correspondenz.

Rom, den 4. December.

Soviel versichere ich Dir; ich bin über die wichtigsten Puncte mehr als gewiß, und obgleich die Erkenntniß sich in's Unendliche erweitern könnte, so habe ich doch vom Endlich-Unendlichen einen sichern, ja klaren und mittheilbaren Begriff.

Ich habe noch die wunderlichsten Sachen vor und halte mein Erkenntnißvermögen zurück, daß nur meine thätige Kraft einiger Maßen fortkomme. Denn da sind herrliche Sachen und so begreiflich wie die Flachhand, wenn man sie nur gefaßt hat.

Den 7. December.

Diese Woche ist mit Zeichnen zugebracht worden, da es mit der Dichtung nicht fort wollte; man muß sehen und suchen, alle Epochen zu nutzen. Unsere Haus-Academie geht immer fort, und wir sind bemüht, den alten Anganthyr aus dem Schlafe zu wecken; die Perspectiv beschäftigt uns des Abends, und ich suche immer dabei einige Theile des menschlichen Körpers besser und sicherer zeichnen zu lernen. Es ist nur alles Gründliche gar zu schwer und verlangt große Application in der Ausübung.

Angelica ist gar lieb und gut; sie macht mich auf alle Weise zu ihrem Schuldner. Den Sonntag bringen wir zusammen zu und in der Woche sehe ich sie Abends ein Mal. Sie arbeitet so viel und so gut, daß man gar keinen Begriff hat, wie's möglich ist, und glaubt doch immer, sie mache Nichts.

Den 9. December.

Wie sehr es mich ergetzt, daß Dir mein Liedchen gefallen hat, glaubst Du nicht, wie sehr es mich freut, einen Laut hervorzubringen, der in Deine Stimmung trifft. Eben Das wünscht' ich Egmont'en, von dem Du so wenig sagst, und eher, daß Dir daran Etwas weh' als wohl thut. O, wir wissen genug, daß wir eine so große Composition schwer ganz rein stimmen können! Es hat doch im Grunde Niemand einen rechten Begriff von der Schwierigkeit der Kunst, als der Künstler selbst.

Es ist weit mehr Positives, das heißt Lehrbares und Ueberlieferbares in der Kunst, als man gewöhnlich glaubt; und der mechanischen Vortheile, wodurch man die geistigsten Effecte (versteht sich immer mit Geist) hervorbringen kann, sind sehr viele. Wenn man diese kleinen Kunstgriffe weiß, ist Vieles ein Spiel, was nach Wunder was aussieht, und

Sie fängt an zu singen, indem sie sich aufzieht.

Es war ein König in Thule
Gar treu bis an das Grab,
Dem sterbend seine Buhle
Einen goldnen Becher gab.

Es ging ihm nichts darüber,
Er leert' ihn jeden Schmaus;
Die Augen gingen ihm über,
So oft er trank daraus.

Und als er kam zu sterben,
Zählt' er seine Städt' im Reich,
Gönnt' alles seinem Erben,
Den Becher nicht zugleich.

Er saß beym Königsmahle,
Die Ritter um ihn her,
Auf hohem Väter-Saale,
Dort auf dem Schloß am Meer.

nirgends glaube ich, daß man mehr lernen kann, in Hohem und Niederm, als in Rom.

Den 15. December.

Ich schreibe Dir spät, um nur Etwas zu schreiben. Diese Woche habe ich sehr vergnügt zugebracht. Es wollte die vorige Woche nicht gehen, weder mit einer noch and'rer Arbeit, und da es am Montage so schön' Wetter war und meine Kenntniß des Himmels mich gute Tage hoffen ließ, machte ich mich mit Kayser'n und meinem zweiten Fritz auf die Beine und durchging von Dinstag bis heute Abend die Plätze, die ich schon kannte, und verschiedene Seiten, die ich noch nicht kannte.

Dinstag Abend erreichten wir Frascati; Mittwoch besuchten wir die schönsten Villen und besonders den köstlichen Antinous auf Monte Dragone. Donnerstag gingen wir von Frascati auf Monte Caro über Rocca di Papa, wovon Du einmal Zeichnungen haben sollst; denn Worte und Beschreibungen sind Nichts; dann nach Albano herunter. Freitag schied Kayser von uns, dem es nicht ganz wohl war, und ich ging mit Fritz'en, dem Zweiten, auf Aricia Genzano, am See von Nemi her wieder auf Albano zurück. Heute sind wir auf Castell Gandolfo und Marino gegangen und von da nach Rom zurück. Das Wetter hat uns unglaublich begünstigt; es war fast das schönste Wetter des ganzen Jahrs. Außer den immer grünen Bäumen haben noch einige Eichen ihr Laub, auch junge Castanien noch das Laub, wenn gleich gelb. Es sind Töne in der Landschaft von der größten Schönheit, und die herrlichen großen Formen im nächtlichen Dunkel! Ich habe große Freude gehabt, die ich Dir in der Ferne mittheile. Ich war sehr vergnügt und wohl.

Den 21. December.

Daß ich zeichne und die Kunst studire, hilft dem Dichtungsvermögen auf, statt es zu hindern; denn schreiben muß man nur wenig, zeichnen viel. Dir wünsche ich nur den Begriff der bildenden Kunst mittheilen zu können, den ich jetzt habe; so subordinirt er auch noch ist, so erfreulich, weil er wahr ist und immer weiter deutet. Der Verstand und die Consequenz der großen Meister ist unglaublich. Wenn ich bei meiner Ankunft in Italien wie neu geboren war, so fange ich jetzt an, wie neu erzogen zu sein.

Was ich bisher geschickt habe, sind nur leichtsinnige Versuche. Mit Ihrnexten schicke ich eine Rolle, worauf das Beste fremde Sachen sind, die Dich erfreuen werden.

Den 25. December.

Dieß Mal ist Christus unter Donner und Blitzen geboren worden; wir hatten gerade um Mitternacht ein starkes Wetter.

Der Glanz der größten Kunstwerke blendet mich nicht mehr; ich wandle nun im Anschauen, in der wahren unterscheidenden Erkenntniß. Wie viel ich hierin einem stillen, einsam fleißigen Schweizer, Namens Meyer, schuldig bin, kann ich nicht sagen. Er hat mir zuerst die Augen über das Detail, über die Eigenschaften der einzelnen Formen aufgeschlossen, hat mich in das eigentliche Machen initiirt. Er ist in Wenigem genügsam und bescheiden. Er genießt die Kunstwerke eigentlich mehr als die großen Besitzer, die sie nicht verstehen, mehr als andere Künstler, die zu ängstlich von der Nachahmungsbegierde des Unerreichbaren getrieben werden. Er hat eine himmlische Klarheit der Begriffe und eine englische Güte des Herzens. Er spricht niemals mit mir, ohne daß ich Alles aufschreiben möchte, was er sagt; so bestimmt, richtig, die einzige wahre Linie beschreibend sind seine Worte. Sein Unterricht gibt mir, was mir kein Mensch geben konnte, und seine Entfernung wird mir unersetzlich bleiben. In seiner Nähe, in einer Reihe von Zeit hoffe ich noch auf einen Grad im Zeichnen zu kommen, den ich mir jetzt selbst kaum denken darf. Alles, was ich in Deutschland lernte, vernahm, dachte, verhält sich zu seiner Leitung wie Baumrinde zum Kern der Frucht. Ich habe keine Worte, die stille, wache Seligkeit auszudrücken, mit der ich nun die Kunstwerke zu betrachten anfange; mein Geist ist erweitert genug, um sie zu fassen, und bildet sich immer mehr aus, um sie eigentlich schätzen zu können.

Es sind wieder Fremde hier, mit denen ich manchmal eine Galerie sehe; sie kommen mir wie Wespen in meinem Zimmer vor, die gegen die Fenster fahren und die helle Scheibe für Luft halten, dann wieder abprallen und an den Wänden summen.

In den schweigenden, zurücktretenden Zustand mag ich einen Feind nicht wünschen; und wie sonst für krank und borniert gehalten zu werden, geziemt mir weniger als jemals. Denke also, mein Lieber, thue, wirke das Beste für mich und erhalte mir mein Leben, das sonst, ohne Jemandem zu nutzen, zu Grunde geht. Ja, ich muß sagen, ich bin dieses Jahr moralisch sehr verwöhnt worden. Ganz abgeschnitten von aller Welt, hab' ich eine Zeit lang allein gestanden. Nun hat sich wieder ein enger Kreis um mich gezogen, die Alle gut sind, Alle auf dem rechten Wege, und Das ist nun das Kennzeichen, daß sie es bei mir aushalten können, mich mögen, Freude in meiner Gegenwart finden,

je mehr sie denkend und handelnd auf dem rechten Wege sind. Denn ich bin unbarmherzig, unduldsam gegen Alle, die auf ihrem Wege schlendern oder irren, und doch für Boten und Reisende gehalten werden wollen. Mit Scherz und Spott treib' ich's so lang, bis sie ihr Leben ändern oder sich von mir scheiden. Hier, versteht sich, ist nur von guten, g'raden Menschen die Rede, Halb- und Schiefköpfe werden gleich ohne Umstände mit der Wanne gesondert. Zwei Menschen danken mir schon ihre Sinnes- und Lebensänderung, ja drei, und werden sie mir zeitlebens danken. Da, auf dem Puncte der Wirkung meines Wesens, fühle ich die Gesundheit meiner Natur und ihre Ausbreitung; meine Füße werden nur krank in engen Schuhen, und ich sehe Nichts, wenn man mich vor eine Mauer stellt.

Periode.

December.

Der Monat December war mit heiterm, ziemlich gleichem Wetter eingetreten, wodurch ein Gedanke rege ward, der einer guten, frohen Gesellschaft viel angenehme Tage verschaffen sollte. Man sagte nämlich: stellen wir uns vor, wir kämen so eben in Rom an und müßten als eilige Fremde geschwind von den vorzüglichsten Gegenständen uns unterrichten. Beginnen wir einen Umgang in diesem Sinne, damit das schon Bekannte möchte in Geist und Sinn wieder neu werden.

Die Ausführung des Gedankens ward alsobald begonnen und mit einiger Stetigkeit so ziemlich durchgesetzt; leider, daß von manchem Guten, welches bei dieser Gelegenheit bemerkt und gedacht worden, nur wenig übrig geblieben! Briefe, Notizen, Zeichnungen und Entwürfe mangeln von dieser Epoche fast gänzlich, Einiges werde jedoch hiervon kürzlich mitgetheilt.

Unterhalb Rom's, eine Strecke nicht weit von der Tiber, liegt eine mäßig große Kirche, zu den drei Brünnlein genannt; diese sind, so erzählt man, bei Enthauptung des heiligen Paulus durch sein Blut hervorgerufen worden, und quillen noch bis auf den heutigen Tag.

Ohnehin ist die Kirche niedrig gelegen und da vermehren denn freilich die in ihrem Innern hervorbringenden Röhrbrunnen eine dunstige Feuchtigkeit. Das Innere steht wenig geschmückt und beinahe verlassen, nur für einen seltenen Gottesdienst, reinlich, wenn gleich moderhaft gehegt und besorgt. Was ihr aber zur größten Zierde dient, sind Christus und seine Apostel, die Reihe her an den Pfeilern des Schiffs, nach Zeichnungen Raphael's farbig in Lebensgröße gemalt. Dieser außerordentliche Geist hat jene frommen Männer, die er sonst am rechten Orte in versammelter Schaar als übereinstimmend gekleidet vorgeführt, hier, da jeder Einzelne abgesondert auftritt, Jeden auch mit besonderer Auszeichnung abgebildet, nicht als wenn er im Gefolge des Herrn sich befände, sondern als wenn er nach der Himmelfahrt desselben, auf seine eig'nen Füße gestellt, nunmehr seinem Character gemäß das Leben durchzuwirken und auszudulden habe.

Um uns aber von den Vorzügen dieser Bilder auch in der Ferne zu belehren, sind uns Nachbildungen der Original-Zeichnungen von der treuen Hand Marc Anton's übrig geblieben, welche uns öfters Gelegenheit und Anlaß gaben, unser Gedächtniß aufzufrischen und unsere Bemerkungen niederzuschreiben. Wir sezen den Auszug eines Aufsatzes bei, der in dem Jahre 1791 in den Deutschen Mercur aufgenommen worden.

Die Aufgabe, einen verklärten Lehrer mit seinen zwölf ersten und vornehmsten Schülern, welche ganz an seinen Worten und an seinem Dasein hingen und größtentheils ihren einfachen Wandel mit einem Märtyrer-Tode krönten, gebührend vorzustellen, hat er mit einer solchen Einfalt, Mannigfaltigkeit, Herzlichkeit und mit so einem reichen Kunstverständniß gelöst, daß wir diese Blätter für eins der schönsten Monumente seines glücklichen Daseins halten können.

Was uns von ihrem Character, Stande, Beschäftigung, Wandel und Tode, in Schriften oder durch Traditionen, übrig geblieben, hat er auf das Zarteste benutzt, und dadurch eine Reihe von Gestalten hervorgebracht, welche, ohne einander zu gleichen, eine innere Beziehung auf einander haben. Wir wollen sie einzeln durchgehen, um unsere Leser auf die interessante Sammlung aufmerksam zu machen.

Petrus. Er hat ihn gerad von vorne gestellt, und ihm eine feste, gedrungene Gestalt gegeben. Die Extremitäten sind bei dieser, wie bei einigen andern Figuren, ein wenig groß gehalten, wodurch die Figur etwas kürzer scheint. Der Hals ist kurz und die kurzen Haare sind unter allen drei Figuren am stärksten gekraus't. Die Hauptfalten des Gewandes laufen in der Mitte des Körpers zusammen; das Gesicht sieht man, wie die übrige Gestalt, ganz von vorn. Die Figur ist in sich fest zusammengenommen und steht da wie ein Pfeiler, der eine Last zu tragen im Stande ist.

Paulus ist auch stehend abgebildet, aber abgewendet, wie Einer, der gehen will und nochmals zurücksieht; der Mantel ist aufgezogen und über den Arm, in welchem er das Buch hält, geschlagen; die Füße sind frei, es hindert sie Nichts am Fortschreiten; Haare und Bart

bewegen ſich wie Flammen, und ein ſchwärmeriſcher Geiſt glüht auf dem Geſichte.

Johannes. Ein edler Jüngling, mit langen, angenehmen, nur am Ende krauſen Haaren. Er ſcheint zufrieden, ruhig, die Zeugniſſe der Religion, das Buch und den Kelch, zu beſitzen und vorzuzeigen. Es iſt ein ſehr glücklicher Kunſtgriff, daß der Adler, indem er die Flügel hebt, das Gewand ſogleich mit in die Höhe nimmt und durch dieſes Mittel die ſchön angelegten Falten in die vollkommenſte Lage geſetzt werden.

Matthäus. Ein wohlhabender, behaglicher, auf ſeinem Daſein beruhender Mann. Die allzu große Ruhe und Bequemlichkeit iſt durch einen ernſthaften, beinahe ſcheuen Blick in's Gleichgewicht gebracht; die Falten, die über den Leib geſchlagen ſind und der Geldbeutel geben einen unbeſchreiblichen Begriff von behaglicher Harmonie.

Thomas iſt eine der ſchönſten, in der größten Einfalt ausdrucksvollſten Figuren. Er ſteht in ſeinen Mantel zuſammengenommen, der auf beiden Seiten faſt ſymmetriſche Falten wirft, die aber durch ganz leiſe Veränderungen einander völlig unähnlich gemacht worden ſind. Stiller, ruhiger, beſcheid'ner kann wohl kaum eine Geſtalt gebildet werden. Die Wendung des Kopfes, der Ernſt, der beinahe traurige Blick, die Feinheit des Mundes harmoniren auf das Schönſte mit dem ruhigen Ganze. Die Haare allein ſind in Bewegung, ein unter einer ſanften Außenſeite bewegtes Gemüth anzuzeigen.

Jakobus major. Eine ſanfte, eingehüllte, vorbeiwandelnde Pilgrimsgeſtalt.

Philippus. Man lege Dieſen zwiſchen die beiden Vorhergehenden und betrachte den Faltenwurf aller Drei neben einander und es wird auffallen, wie reich, groß, breit die Falten dieſer Geſtalt gegen jene gehalten ſind. So reich und vornehm ſein Gewand iſt, ſo ſicher ſteht er, ſo feſt hält er das Kreuz, ſo ſcharf ſieht er darauf, und das Ganze ſcheint eine innere Größe, Ruhe und Feſtigkeit anzudeuten.

Andreas umarmt und liebkoſet ſein Kreuz mehr als er es trägt; die einfachen Falten des Mantels ſind mit großem Verſtande geworfen.

Taddäus. Ein Jüngling, der, wie es die Mönche auf der Reiſe zu thun pflegen, ſein langes Ueberkleid in die Höhe nimmt, daß es ihn nicht im Gehen hindere. Aus dieſer einfachen Handlung entſtehen ſehr ſchöne Falten. Er trägt die Partiſane, das Zeichen ſeines Märtyrer-Todes, als einen Wanderſtab in der Hand.

Matthias. Ein munterer Alter, in einem durch höchſt verſtandene Falten vermannigfaltigten, einfachen Kleide, lehnt ſich auf einen Spieß; ſein Mantel fällt hinterwärts herunter.

Simon. Die Falten des Mantels ſowohl als des übrigen Gewandes, womit dieſe mehr von hinten als von der Seite zu ſehende Figur bekleidet iſt, gehören mit unter die ſchönſten der ganzen Sammlung, wie überhaupt in der Stellung, in der Miene, in dem Haarwuchſe eine unbeſchreibliche Harmonie zu bewundern iſt.

Bartholomäus ſteht in ſeinen Mantel wild und mit großer Kunſt kunſtlos eingewickelt; ſeine Stellung, ſeine Haare, die Art, wie er das Meſſer hält, möchte uns faſt auf die Gedanken bringen, er ſei eher bereit, Jemandem die Haut abzuziehen, als eine ſolche Operation zu dulden.

Chriſtus zuletzt wird wohl Niemanden befriedigen, der die Wundergeſtalt eines Gottmenſchen hier ſuchen möchte. Er tritt einfach und ſtill hervor, um das Volk zu ſegnen. Von dem Gewand, das von unten heraufgezogen iſt, in ſchönen Falten das Knie ſehen läßt und wider dem Leibe ruht, wird man mit Recht behaupten, daß es ſich keinen Augenblick ſo erhalten könne, ſondern gleich herunterfallen müſſe. Wahrſcheinlich hat Raphael ſupponirt, die Figur habe mit der rechten Hand das Gewand heraufgezogen und angehalten und laſſe es in dem Augenblicke, indem ſie den Arm zum Segnen aufhebt, los, ſo daß es eben niederfallen muß. Es wäre dieſes ein Beiſpiel von dem ſchönen Kunſtmittel, die kurz vorhergegangene Handlung durch den überbleibenden Zuſtand der Falten anzudeuten.

Von dieſem kleinen, beſcheidenen Kirchlein iſt jedoch nicht weit zu dem größern, dem hohen Apoſtel gewidmeten Denkmal: es iſt die Kirche St. Paul vor den Mauern genannt, ein aus alten, herrlichen Reſten groß und kunſtreich zuſammengeſtelltes Monument. Der Eintritt in dieſe Kirche verleiht einen erhabenen Eindruck, die mächtigſten Säulenreihen tragen hohe gemalte Wände, welche, oben durch das verſchränkte Zimmerwerk des Dachs geſchloſſen, zwar jetzt unſerm verwöhnten Auge einen ſcheunenartigen Anblick geben, obſchon das Ganze, wäre die Contignation an feſtlichen Tagen mit Teppichen überſpannt, von unglaublicher Wirkung ſein müßte. Mancher wunderſame Reſt coloſſaler, höchſt verzierter Architectur an Capitälen findet ſich hier anſtändig aufbewahrt, aus den Ruinen von dem ehemals nahe gelegenen, jetzo faſt ganz verſchwundenen Palaſt des Caracalla entnommen und gerettet.

Die Neunbahn ſodann, die von dieſem Kaiſer noch jetzt den Namen führt, gibt uns, wenn ſchon großentheils verfallen, doch noch einen Begriff eines ſolchen immenſen Raumes. Stellte ſich der Zeichner an den linken Flügel der zum Wettlauf Ausfahrenden, ſo hätte er rechts in

der Höhe, über den zertrümmerten Sitzen der Zuschauer, das Grab der Cäcilia Metella mit dessen ältern Umgebungen, von wo aus die Linie der ehemaligen Sitze in's Grenzenlose hinausläuft und in der Ferne bedeutende Villen und Lusthäuser sich sehen lassen. Kehrt das Auge zurück, so kann es gerade vor sich die Ruinen der Spina auch gar wohl verfolgen, und Derjenige, dem architectonische Phantasie gegeben ist, kann sich den Uebermuth jener Tage einiger Maßen vergegenwärtigen. Der Gegenstand in Trümmern, wie er jetzt vor unsern Augen liegt, würde auf jeden Fall, wenn ein geistreicher und kenntnißgewandter Künstler es unternehmen wollte, immer noch ein angenehmes Bild geben, das freilich um das Doppelte länger als hoch sein müßte.

Die Pyramide des Cestius ward für dieß Mal mit den Augen von Außen begrüßt und die Trümmer der Antoninischen oder Caracallischen Bäder, von denen uns Piranesi so manches Effectreiche vorgefabelt, konnten auch dem malerisch gewöhnten Auge in der Gegenwart kaum einige Zufriedenheit geben. Doch sollte bei dieser Gelegenheit die Erinnerung an Hermann von Schwanefeld lebendig werden, welcher mit seiner zarten, das reinste Natur- und Kunstgefühl ausdrückenden Nadel diese Vergangenheiten zu beleben, ja sie zu den anmuthigsten Trägern des lebendig Gegenwärtigen umzuschaffen wußte.

Auf dem Platze vor St. Peter im Montorio begrüßten wir den Wasserschwall der Aqua Paola, welcher durch eines Triumph-Bogens Pforten und Thore, in fünf Strömen, ein großes, verhältnißmäßiges Becken bis an den Rand füllt. Durch einen von Paul V. wieder hergestellten Aquäduct macht diese Stromfülle einen Weg von fünfundzwanzig Miglien hinter dem See Bracciano her, durch ein wunderliches, von abwechselnden Höhen gebotenes Zickzack, bis an diesen Ort, versieht die Bedürfnisse verschiedener Mühlen und Fabriken, um sich zugleich in Trastevere zu verbreiten.

Hier nun rühmten Freunde der Baukunst den glücklichen Gedanken, diesen Wassern einen offen schaubaren, triumphirenden Eintritt verschafft zu haben. Man wird durch Säulen und Bogen, durch Gesims und Attiken an jene Prachtthore erinnert, wodurch ehemals kriegerische Ueberwinder sonst einzutreten pflegten; hier tritt der friedlichste Ernährer mit gleicher Kraft und Gewalt ein, und empfängt für die Mühen seines weiten Laufes sogleich Dank und Bewunderung. Auch sagen uns die Inschriften, daß Vorsehung und Wohlthätigkeit eines Papstes, aus dem Hause Borghese, hier gleichsam einen ewigen, ununterbrochenen, stattlichen Einzug halten.

Ein kurz vorher eingetroffener Ankömmling aus Norden fand jedoch, man würde besser gethan haben, rohe Felsen hier aufzuthürmen, um diesen Fluthen einen natürlichern Eintritt an's Tageslicht zu verschaffen. Man entgegnete ihm, daß dieß kein Natur- sondern ein Kunstwasser sei, dessen Ankunft man auf eine gleichartige Weise zu schmücken gar wohl berechtigt gewesen wäre.

Doch hierüber vereinigte man sich eben so wenig, als über das herrliche Bild der Transfiguration, welches man in dem zunächst gelegenen Kloster gleich darauf anzustaunen Gelegenheit fand. Da war denn des Redens viel; der stillere Theil jedoch ärgerte sich, den alten Tadel von doppelter Handlung wiederholt zu sehen. Es ist aber nicht anders in der Welt, als daß eine werthlose Münze neben einer gehaltigen auch immer eine gewisse Art von Curs behält, besonders da, wo man in der Kürze aus einem Handel zu scheiden und ohne viel Ueberlegung und Zaudern gewisse Differenzen auszugleichen gedenkt. Wundersam bleibt es indeß immer, daß man an der großen Einheit einer solchen Conception jemals hat mäkeln dürfen. Zu Abwesenheit des Herrn stellen trostlose Eltern einen besessenen Knaben den Jüngern des Heiligen dar; sie mögen schon Versuche gemacht haben, den Geist zu bannen; man hat sogar ein Buch aufgeschlagen, um zu forschen, ob nicht etwa eine überlieferte Formel gegen dieses Uebel wirksam könne gefunden werden; aber vergebens. In diesem Augenblick erscheint der einzig Kräftige und zwar verklärt, anerkannt von seinem großen Vorfahren; eilig deutet man hinauf nach solcher Vision, als der einzigen Quelle des Heils. Wie will man nun das Obere und Untere trennen? Beides ist Eins: unten das Leidende, Bedürftige, oben das Wirksame, Hülfreiche, Beides aufeinander sich beziehend, ineinander einwirkend. Läßt sich denn, um den Sinn auf eine andere Weise auszusprechen, ein ideeller Bezug auf's Wirkliche von Diesem losstrennen?

Die Gleichgesinnten bestärkten sich auch dieß Mal in ihrer Ueberzeugung. Raphael, sagten sie zu einander, zeichnete sich eben durch die Richtigkeit des Denkens aus, und der gottbegabte Mann, den man eben hieran durchaus erkennt, soll in der Blüthe seines Lebens falsch gedacht, falsch gehandelt haben? Nein! er hat, wie die Natur, jederzeit Recht und gerade da am Gründlichsten, wo wir sie am Wenigsten begreifen.

Eine Verabredung, wie die unsrige, einen flüchtigen Ueberblick von Rom sich in guter, vereinigter Gesellschaft zu verschaffen, konnte nicht ganz, wie es wohl der Vorsatz gewesen, in

völliger Abgesondertheit durchgeführt werden; Ein' und der Andere fehlte, vielleicht zufällig abgehalten; wieder Andere schlossen sich an, auf ihrem Wege dieses oder jenes Sehenswürdige zu betrachten. Dabei hielt jedoch der Kern zusammen und wußte bald aufzunehmen, bald abzusondern, bald zurückzubleiben, bald vorzueilen. Gelegentlich hatte man freilich gar wunderliche Aeußerungen zu vernehmen. Es gibt eine gewisse Art von empirischem Urtheil, welches seit längerer Zeit, zumal durch Englische und Französische Reisende, besonders in den Gang gekommen; man spricht sein augenblickliches, unvorbereitetes Urtheil aus, ohne nur irgend zu bedenken, daß jeder Künstler auf gar vielfache Weise bedingt ist, durch sein besonderes Talent, durch Vorgänger und Meister, durch Ort und Zeit, durch Gönner und Besteller. Nichts von allem Dem, welches freilich zu einer reinen Würdigung nöthig wäre, kommt in Betrachtung, und so entsteht daraus ein gräßliches Gemisch von Lob und Tadel, von Bejahen und Verneinen, wodurch jeder eigenthümliche Werth der fraglichen Gegenstände ganz eigentlich aufgehoben wird.

Unser guter Volkmann, sonst so aufmerksam und als Führer nützlich genug, scheint sich durchaus an jene fremden Urtheiler gehalten zu haben, deßwegen denn seine eigenen Schätzungen gar wunderlich hervortreten. Kann man sich z. B. unglücklicher ausdrücken, als er sich in der Kirche Maria della Pace vernehmen läßt?

„Ueber der ersten Capelle hat Raphael einige Sibillen gemalt, die sehr gelitten haben. Die Zeichnung ist richtig, aber die Zusammensetzung schwach, welches vermuthlich dem unbequemen Platz beigemessen werden muß. Die zweite Capelle ist nach des Michael Angelo Zeichnungen mit Arabesken geziert, die hoch geschätzt werden, aber nicht simpel genug sind. Unter der Kuppel bemerkt man drei Gemälde; das erste stellt die Heimsuchung der Maria von Carl Maratti vor, ist frostig gemalt, aber gut angeordnet; das andere, die Geburt der Maria vom Cavalier Vanni, in der Manier des Peter von Cortona, und das dritte, den Tod der Maria von Maria Morandi. Die Anordnung ist etwas verwirrt und fällt in's Rohe. Am Gewölbe über dem Chor hat Albani mit einem schwachen Colorit die Himmelfahrt der Maria abgebildet. Die von ihm herrührenden Malereien an den Pfeilern unter der Kuppel sind besser gerathen. Den Hof des zu dieser Kirche gehörigen Klosters hat Bramante angegeben."

Dergleichen unzulängliche schwankende Urtheile verwirren durchaus den Beschauer, der ein solches Buch zum Leitfaden erwählt. Manches ist denn aber auch ganz falsch, z. B. was hier von den Sibyllen gesagt ist. Raphael war niemals von dem Raume genirt, den ihm die Architectur darbot, vielmehr gehört zu der Großheit und Eleganz seines Genies, daß er jeden Raum auf das Zierlichste zu füllen und zu schmücken wußte, wie er augenfällig in der Farnesine dargethan hat. Selbst die herrlichen Bilder der Messe von Bolsena, der Befreiung des gefangenen Petrus, des Parnasses wären ohne die wunderliche Beschränkung des Raumes nicht so unschätzbar geistreich zu denken. Ebenso ist auch hier in den Sibyllen die verheimlichte Symmetrie, worauf bei der Composition Alles ankommt, auf eine höchst geniale Weise obwaltend; denn wie in dem Organismus der Natur, so thut sich auch in der Kunst innerhalb der genauesten Schranke die Vollkommenheit der Lebensäußerung kund.

Wie Dem aber auch sei, so mag einem Jeden die Art und Weise, Kunstwerke aufzunehmen, völlig überlassen bleiben. Mir ward bei diesem Umgang das Gefühl, der Begriff, die Anschauung Dessen, was man im höchsten Sinne die Gegenwart des classischen Bodens nennen dürfte. Ich nenne Dieß die sinnlich geistige Ueberzeugung, daß hier das Große war, ist und sein wird. Daß das Größte und Herrlichste vergehe, liegt in der Natur der Zeit und der gegen einander unbedingt wirkenden sittlichen und physischen Elemente. Wir konnten in allgemeinster Betrachtung nicht traurig an dem Zerstörten vorübergehen, vielmehr hatten wir uns zu freuen, daß soviel erhalten, soviel wieder hergestellt war, prächtiger und übermäßiger, als es je gestanden.

Die Peters-Kirche ist gewiß so groß gedacht, und wohl größer und kühner als einer der alten Tempel, und nicht allein was zweitausend Jahre vernichten sollten, lag vor unsern Augen, sondern zugleich, was eine gesteigerte Bildung wieder hervorzubringen vermochte.

Selbst das Schwanken des Kunstgeschmackes, das Bestreben zum einfachen Großen, das Wiederkehren zum vervielfachten Kleinern: Alles deutete auf Leben und Bewegung; Kunst und Menschengeschichte standen synchronistisch vor unsern Augen.

Es darf uns nicht niederschlagen, wenn sich uns die Bemerkung aufdringt, das Große sei vergänglich; vielmehr wenn wir finden, das Vergangene sei groß gewesen, muß es uns aufmuntern, selbst Etwas von Bedeutung zu leisten, das forton unsere Nachfolger, und wäre es auch schon in Trümmer zerfallen, zu edler Thätigkeit aufrege, woran es unsere Vorvordern niemals haben ermangeln lassen.

Diese höchst beseligenden und geisterhebenden Anschauungen wurden, ich darf nicht sagen, gestört und unterbrochen, aber doch mit einem schmerzlichen Gefühl durchflochten, das mich überall hin begleitete; ich erfuhr nämlich, daß der Bräutigam jener artigen Mailänderinn, unter ich weiß nicht welchem Vorwande, sein Wort zurückgenommen und sich von seiner Versprochenen losgesagt habe. Wenn ich mich nun einerseits glücklich pries, meiner Neigung nicht nachgehangen und mich sehr bald von dem lieben Kinde zurückgezogen zu haben, wie denn auch nach genauester Erkundigung unter den Vorwänden jener Villegiatur auch nicht im Mindesten gedacht worden: so war es mir doch höchst empfindlich, das artige Bild, das mich bisher so heiter und freundlich begleitet hatte, nunmehr getrübt und entstellt zu sehen: denn ich vernahm sogleich, das liebe Kind sei aus Schrecken und Entsetzen über dieses Ereigniß in ein gewaltsames Fieber verfallen, welches für ihr Leben fürchten lasse. Indem ich mich nun tagtäglich, und die erste Zeit zwei Mal erkundigen ließ, hatte ich die Pein, daß meine Einbildungskraft sich etwas Unmögliches hervorzubringen bemüht war, jene heitern, dem offnen, frohen Tag allein gehörigen Züge, diesen Ausdruck unbefangenen, still vorschreitenden Lebens nunmehr durch Thränen getrübt, durch Krankheit entstellt und eine so frische Jugend durch inneres und äußeres Leiden so frühzeitig blaß und schmächtig zu denken.

In solcher Stimmung war freilich ein so großes Gegengewicht, als eine Reihenfolge des Bedeutendsten, das theils dem Auge durch sein Dasein, theils der Einbildungskraft durch nie verschollene Würde genug zu thun gab, höchst erfreut und Nichts natürlicher, als das Meiste davon mit inniger Trauer anzublicken.

Waren die alten Monumente nach so vielen Jahrhunderten meistens zu unförmlichen Massen zerfallen, so mußte man bei neuern, aufrechtstehenden Prachtgebäuden gleicher Maßen den Verfall so vieler Familien in der spätern Zeit bedauern, ja selbst das noch frisch im Leben Erhaltene schien an einem heimlichen Wurm zu kranken; denn wie wollte sich das Irdische ohne eigentlich physische Kraft durch sittliche und religiöse Stützen allein in unsern Tagen aufrecht erhalten? Und wie einem heitern Sinn auch die Ruine wieder zu beleben, gleich einer frischen, unsterblichen Vegetation, verfallene Mauern und zerstreute Blöcke wieder mit Leben auszustatten gelingt: so entkleidet ein trauriger Sinn das lebendige Dasein von seinem schönsten Schmuck und möchte es uns gern als ein nacktes Gerippe aufdringen.

Auch zu einer Gebirgsreise, die wir noch vor Winters in heiterer Gesellschaft zu vollbringen gedachten, konnte ich mich nicht entschließen, bis ich, einer erfolgten Besserung gewiß und durch sorgfältige Anstalten gesichert, Nachricht von ihrer Genesung auch an denen Orten erhalten sollte, wo ich sie so munter als liebenswürdig in den schönsten Herbsttagen kennen gelernt hatte.

Schon die ersten Briefe aus Weimar über Egmont'en enthielten einige Anstellungen über Dieses und Jenes; hierbei erneute sich die alte Bemerkung, daß der unpoetische, in seinem bürgerlichen Behagen bequeme Kunstfreund gewöhnlich da einen Anstoß nimmt, wo der Dichter ein Problem aufzulösen, zu beschönigen oder zu verstecken gesucht hat. Alles soll, so will es der behagliche Leser, im natürlichen Gange fortgehen; aber auch das Ungewöhnliche kann natürlich sein, scheint es aber Demjenigen nicht, der auf seinen eigenen Ansichten verharrt. Ein Brief dieses Inhalts war angekommen; ich nahm ihn und ging in die Villa Borghese; da mußte ich denn lesen, daß einige Scenen für zu lang gehalten würden. Ich dachte nach, hätte sie aber auch jetzt nicht zu verkürzen gewußt, indem so wichtige Motive zu entwickeln waren. Was aber am Meisten den Freundinnen tadelnswerth schien, war das laconische Vermächtniß, womit Egmont sein Klärchen an Ferdinand'en empfehlt.

Ein Auszug aus meinem damaligen Antwortschreiben wird über meine Gesinnungen und Zustände den besten Aufschluß geben.

„Wie sehr wünscht' ich nun auch Euern Wunsch erfüllen und dem Vermächtniß Egmont's einige Modification geben zu können! Ich eilte an einem herrlichen Morgen mit Euerm Briefe gleich in die Villa Borghese, dachte zwei Stunden den Gang des Stücks, die Characters, die Verhältnisse durch und konnte Nichts finden, das ich abzukürzen hätte. Wie gerne möchte ich Euch alle meine Ueberlegungen, mein pro und contra schreiben! Sie würden ein Buch Papier füllen und eine Dissertation über die Oeconomie meines Stücks enthalten. Sonntags kam ich zu Angelica und legte ihr die Frage vor. Sie hat das Stück studirt und besitzt eine Abschrift davon. Möchtest Du doch gegenwärtig gewesen sein! Wie weiblich zart sie Alles auseinander legte, und es darauf hinausging, daß Das, was Ihr noch mündlich von dem Helden erklärt wünschtet, in der Erscheinung implicite enthalten sei. Angelica sagte: da die Erscheinung nur vorstelle, was in dem Gemüthe des schlafenden Helden vorgehe, so könne er mit keinen Worten stärker ausdrücken, wie sehr er sie liebe und schätze, als es dieser Traum ihne, der das liebenswür-

dige Geſchöpf nicht zu ihm herauf, ſondern über ihn hinaushebe. Ja, es wolle ihr wohl gefallen, daß Der, welcher durch ſein ganzes Leben gleichſam wachend geträumt, Leben und Liebe mehr als geſchätzt, oder vielmehr nur durch den Genuß geſchätzt, daß Dieſer zuletzt noch gleichſam träumend wache und uns ſtill geſagt werde, wie tief die Geliebte in ſeinem Herzen wohne und welche vornehme und hohe Stelle ſie darin einnehme. — Es kamen noch mehr Betrachtungen dazu, daß in der Scene mit Ferdinand'en Clärchens nur auf eine ſubordinirte Weiſe gedacht werden konnte, um das Intereſſe des Abſchieds von dem jungen Freunde nicht zu ſchmälern, der ohnehin in dieſem Augenblicke Nichts zu hören noch zu erkennen im Stande war."

Moritz als Etymolog.

Schon längſt hat ein weiſer Mann das wahre Wort ausgeſprochen: der Menſch, deſſen Kräfte zu dem Nothwendigen und Nützlichen nicht hinreichen, mag ſich gern mit dem Unnöthigen und Unnützen beſchäftigen. Vielleicht möchte Nachſtehendes von Manchem auf dieſe Weiſe beurtheilt werden.

Unſer Geſelle Moritz ließ nicht ab, jetzt, in dem Kreiſe der höchſten Kunſt und ſchönſten Natur, über die Innerlichkeiten des Menſchen, ſeine Anlagen und Entwickelungen fortwährend zu ſinnen und zu ſpinnen; deßhalb er denn auch ſich mit dem Allgemeinen der Sprache vorzüglich beſchäftigte.

Zu jener Zeit war in Gefolg der Herder'ſchen Preisſchrift über den Urſprung der Sprachen und in Gemäßheit der damaligen allgemeinen Denkweiſe die Vorſtellung herrſchend: das Menſchengeſchlecht habe ſich nicht von einem Paare aus dem hohen Orient herab über die ganze Erde verbreitet, ſondern zu einer gewiſſen merkwürdig productiven Zeit des Erdballs ſei, nachdem die Natur die verſchiedenartigſten Thiere ſtufenweis hervorzubringen verſucht, da und dort, in mancher günſtigen Lage die Menſchenart mehr oder weniger vollendet hervorgetreten. Ganz im innerlichſten Bezug auf ſeine Organe ſowohl als ſeine Geiſtesfähigkeiten ſei nun dem Menſchen die Sprache angeboren. Hier bedürfe es keiner übernatürlichen Anleitung, ſo wenig als einer Ueberlieferung. Und in dieſem Sinne gebe es eine allgemeine Sprache, welche in manifeſtiren ein jeder autochthoniſche Stamm verſucht habe. Die Verwandtſchaft aller Sprachen liege in der Uebereinſtimmung der Idee, wornach die ſchaffende Kraft das menſchliche Geſchlecht und ſeinen Organismus gebildet. Daher komme denn, daß theils aus innerm Grundtriebe, theils durch äußere Veranlaſſung die ſehr beſchränkte Vocal- und Conſonanten-Zahl zum Ausdruck von Gefühlen und Vorſtellungen richtig oder unrichtig angewendet worden; da es denn natürlich, ja nothwendig ſei, daß die verſchiedenſten Autochthonen theils zuſammengetroffen, theils von einander abgewichen und ſich dieſe oder jene Sprache in der Folge entweder verſchlimmert oder verbeſſert habe. Was von den Stammworten gelte, gelte denn auch von den Ableitungen, wodurch die Bezüge der einzelnen Begriffe und Vorſtellungen ausgedrückt und beſtimmter bezeichnet werden. Dieß möchte denn gut ſein und als ein Unerforſchliches, nie mit Gewißheit zu Beſtimmendes auf ſich beruhen.

Hierüber finde ich in meinen Papieren folgendes Nähere:

„Mir iſt es angenehm, daß ſich Moritz aus ſeiner brütenden Trägheit, aus dem Unmuth und Zweifel an ſich ſelbſt zu einer Art von Thätigkeit wendet; denn da wird er allerliebſt. Seine Grillenfängereien haben alsdann eine wahre Unterlage und ſeine Träumereien Zweck und Sinn. Jetzt beſchäftigt ihn eine Idee, in welche ich auch eingegangen bin, und die uns ſehr unterhält. Es iſt ſchwer, ſie mitzutheilen, weil es gleich toll klingt. Doch will ich's verſuchen.

Er hat ein Verſtands- und Empfindungs-Alphabet erfunden, wodurch er zeigt, daß die Buchſtaben nicht willkürlich, ſondern in der menſchlichen Natur gegründet ſind und alle gewiſſen Regionen des innern Sinnes angehören, welchen ſie denn auch, ausgeſprochen, ausdrücken. Nun laſſen ſich nach dieſem Alphabet die Sprachen beurtheilen; und da findet ſich, daß alle Völker verſucht haben, ſich dem innern Sinn gemäß auszudrücken; alle ſind aber durch Willkür und Zufall vom rechten Wege abgeleitet worden. Dem zufolge ſuchen wir in den Sprachen die Worte auf, die am Glücklichſten getroffen ſind; bald hat's die eine, bald die andere; dann verändern wir die Worte, bis ſie uns recht dünken, machen neue u. ſ. w. Ja, wenn wir recht ſpielen wollen, machen wir Namen für Menſchen, unterſuchen, ob Dieſem oder Jenem ſein Name gehöre ꝛc. ꝛc.

Das etymologiſche Spiel beſchäftigt ſchon ſo viele Menſchen, und ſo gibt es auch uns auf dieſe heitere Weiſe viel zu thun. Sobald wir zuſammenkommen, wird es wie ein Schachſpiel vorgenommen und hunderterlei Combinationen werden verſucht, ſo daß, wer uns zufällig belauſchte, uns für wahnſinnig halten müßte. Auch möchte ich es nur den allernächſten Freunden vertrauen. Genug, es iſt das witzigſte Spiel von der Welt und übt den Sprachſinn unglaublich."

Philipp Neri, der humoristische Heilige.

Philipp Neri, in Florenz geboren 1515, erscheint von Kindheit auf als ein folgsamer, sittlicher Knabe von kräftigen Anlagen. Sein Bildniß als eines solchen ist glücklicher Weise aufbewahrt in des Fidanza Texte Sculte Tom. V. Fol. 31. Man wüßte sich keinen tüchtigern, gesündern, geradsinnigern Knaben zu denken. Als Abkömmling einer edeln Familie wird er in allem Guten und Wissenswerthen, der Zeit gemäß, unterrichtet und endlich, um seine Studien zu vollenden, (man meldet nicht, in welchem Alter), nach Rom gesandt. Hier entwickelt er sich zum vollkommenen Jüngling; sein schönes Antlitz, seine reichen Locken zeichnen ihn aus; er ist anziehend und ablehnend zugleich, Anmuth und Würde begleiten ihn überall.

Hier, zur traurigsten Zeit, wenige Jahre nach der grausamen Plünderung der Stadt, ergibt er sich, nach Vorgang und Beispiel vieler Edeln, ganz den Uebungen der Frömmigkeit und sein Enthusiasmus steigert sich mit den Kräften einer frischen Jugend. Unablässiges Besuchen der Kirchen, besonders der sieben Hauptkirchen, brünstiges Beten zu Heranrufung der Hülfe, fleißiges Beichten und Genuß des Abendmahls, Flehen und Ringen nach geistigen Gütern.

In solch einem enthusiastischen Momente wirft er sich einst auf die Stufen des Altars und zerbricht ein Paar Rippen, welche, schlecht geheilt, ihm lebenslängliches Herzklopfen verursachen und die Steigerung seiner Gefühle veranlassen.

Um ihn versammeln sich junge Männer zu thätiger Sittlichkeit und Frömmigkeit; sie erweisen sich unermüdet, die Armen zu versorgen, die Kranken zu pflegen und scheinen ihre Studien hintanzusetzen. Wahrscheinlich bedienen sie sich der Zuschüsse von Haus zu wohlthätigen Zwecken; genug, sie geben und helfen immer und behalten Nichts für sich. Ja, er lehnt nachher ausdrücklich alle Beihülfe von den Seinigen ab, um Dasjenige, was Wohlthätigkeit ihnen zuweiset, an Bedürftige zu wenden und selbst zu darben.

Dergleichen fromme Handlungen waren jedoch zu herzlich und lebhaft, als daß man nicht hätte suchen sollen, sich zugleich auf eine geistliche und gefühlvolle Weise über die wichtigsten Gegenstände zu unterhalten. Die kleine Gesellschaft besaß noch kein eigenes Local; sie erbat sich's bald in diesem, bald in jenem Kloster, wo dergleichen Räume wohl zu finden sein mochten. Nach einem kurzen, stillen Gebet ward ein Text der heiligen Schrift verlesen, worüber Ein und der Andere sich, auslegend oder anwendend, in einer kurzen Rede vernehmen ließ. Man besprach sich auch wohl hierüber, Alles in Bezug auf unmittelbare Thätigkeit; dialectische und spitzfindige Behandlung war durchaus verboten. Die übrige Tageszeit ward immerfort einer aufmerksamen Versorgung der Kranken, dem Dienst in Hospitälern, dem Beistande der Armen und Nothleidenden gewidmet.

Da bei diesen Verhältnissen keine Beschränkung vorwaltete und man ebenso gut kommen als gehen konnte, so vermehrte sich die Zahl der Theilnehmenden ungemein, sowie sich denn auch jene Versammlung ernster und umfchgreifender beschäftigte. Auch aus dem Leben der Heiligen ward vorgelesen, Kirchenväter und Kirchengeschichte stellenweise zu Rathe gezogen, worauf denn vier der Theilnehmenden, jeder eine halbe Stunde, zu sprechen das Recht und Pflicht hatten.

Diese fromme, tagtägliche, ja familiär practische Behandlung der höchsten Seelenangelegenheiten erregte immer mehr Aufmerksamkeit, nicht allein unter Einzelnen, sondern sogar unter ganzen Körperschaften. Man verlegte die Versammlungen in die Kreuzgänge und Räume dieser und jener Kirche; der Zugang vermehrte sich; besonders zeigte sich der Orden der Dominicaner, dieser Art sich zu erbauen, sehr geneigt und schloß sich zahlreich an die sich immer mehr ausbildende Schaar an, welche durch die Kraft und den hohen Sinn ihres Anführers sich durchaus gleich und, wenn auch geprüft durch mancherlei Widerwärtigkeiten, auf demselben Pfade fortschreitend finden ließ.

Da nun aber nach dem hohen Sinne des trefflichen Vorgesetzten alle Speculation verbannt, jede geregelte Thätigkeit aber auf's Leben gerichtet war und das Leben sich ohne Heiterkeit nicht denken läßt: so wußte der Mann auch hierin den unschuldigen Bedürfnissen und Wünschen der Seinigen entgegenzukommen. Bei eintretendem Frühling führte er sie nach San Onofrio, welches, hoch und breit gelegen, in solchen Tagen die angenehmste Oertlichkeit anbot. Hier, wo bei der jungen Jahrszeit Alles jung erscheinen sollte, trat, nach stillen Gebeten, ein hübscher Knabe hervor, recitirte eine auswendig gelernte Predigt, Gebete folgten und ein Chor besonders eingeladener Sänger ließ sich erfreulich und eindringlich zum Schlusse hören, welches um so bedeutender war, als die Musik damals weder ausgebreitet noch ausgebildet gefunden ward und hier vielleicht zum ersten Mal ein religiöser Gesang in freier Luft sich mittheilte.

Immer auf diese Weise fortwirkend, vermehrte sich die Congregation und wuchs, sowie an Personenzahl, so an Bedeutung. Die Florentiner nöthigten gleichsam ihren Landsmann, das von ihnen abhängige Kloster San Girolamo zu beziehen, wo denn die Anstalt sich immer mehr ausdehnte und auf gleiche Weise

fortwirkte, bis ihnen endlich der Papst in der Nähe des Platzes Navona ein Kloster als eigenthümlich anwies, welches, von Grund aus neu gebaut, eine gute Anzahl frommer Genossen aufnehmen konnte. Hier blieb es jedoch bei der frühern Einrichtung, Gotteswort. Das will sagen, heilig edle Gesinnungen dem gemeinen Verstande so wie dem gemeinen Alltagsleben anzunähern und eigen zu machen. Man versammelte sich nach wie vor, betete, vernahm einen Text, hörte darüber sprechen, betete und ward zuletzt durch Musik ergetzt; und was damals öfter, ja täglich geschah, geschieht jetzt noch Sonntags: und gewiß wird jeder Reisende, der nähere Kenntniß von dem heiligen Stifter genommen, sich künftighin, diesen unschuldigen Functionen beiwohnend, vorzüglich erbauen, wenn er Dasjenige, was wir vorgetragen haben und zunächst mittheilen, in Gemüth und Gedanke verübermalten läßt.

Hier sind wir nun in dem Falle, in Erinnerung zu bringen, daß diese ganze Anstalt noch immer an's Weltliche grenzte; wie denn nur Wenige unter ihnen sich dem eigentlichen Priesterstande gewidmet hatten und nur soviel geweihte Geistliche unter ihnen gefunden wurden, als nöthig, Beichte zu sitzen und das Meßopfer zu verrichten. Und so war denn auch Philipp Neri selbst sechsunddreißig Jahre alt geworden, ohne sich zum Priesterthum zu melden; denn er fand sich, wie es scheint, in seinem gegenwärtigen Zustande frei und weit mehr sich selbst überlassen, als er sich, mit kirchlichen Banden gefesselt, als Glied der großen Hierarchie, zwar hochgeehrt, aber doch beschränkt gefühlt hätte.

Allein von oben her ließ man es dabei nicht bewenden; sein Beichtvater machte es ihm zur Gewissenssache, die Weihe zu nehmen und in den Priesterstand zu treten; und so geschah es auch. Nun hatte die Kirche klüglich einen Mann in ihren Kreis eingeschlossen, der, unabhängigen Geistes, bisher auf einen Zustand losging, worin das Heilige mit dem Weltlichen, das Tugendsame mit dem Alltäglichen sich vereinigen und vertragen sollte. Diese Veränderung aber, der Uebergang zur Priesterschaft, scheint auf sein äußeres Benehmen nicht im Mindesten eingewirkt zu haben.

Er übt nur noch strenger als bisher jede Entäußerung und lebt in einem schlechten Klösterchen mit Andern kümmerlich zusammen. So gibt er die bei großer Theurung ihm verehrten Brode einem andern Bedürftigern und setzt seinen Dienst gegen Unglückliche immer fort.

Aber auf sein Inneres hat das Priesterthum einen merkwürdig steigernden Einfluß. Die Verpflichtung zum Meßopfer versetzt ihn in einen Enthusiasmus, in eine Ekstase, wo man den bisher so natürlichen Mann gänzlich verliert. Er weiß kaum, wohin er schreitet, taumelt auf dem Wege und vor dem Altare. Hebt er die Hostie in die Höhe, so kann er die Arme nicht wieder herunterbringen; es scheint, als läge ihn eine unsichtbare Kraft empor. Beim Eingießen des Weins zittert und schaudert er. Und wenn er nach vollendeter Wandlung dieser geheimnißvollen Gaben genießen soll, erzeigt er sich auf eine wunderliche, nicht auszusprechende schwelgerische Weise. Vor Leidenschaft beißt er in den Kelch, indeß er ahnungsvoll das Blut zu schlürfen glaubt des kurz vorher gleichsam gierig verschlungenen Leibes. Ist aber dieser Taumel vorüber, so finden wir zwar immer einen leidenschaftlich wundersamen, aber immer höchst verständig practischen Mann.

Ein solcher Jüngling, ein solcher Mann, so lebhaft und seltsam wirkend, mußte den Menschen wunderlich und mitunter gerade durch seine Tugenden beschwerlich und widerwärtig vorkommen. Wahrscheinlich ist ihm Dieses in dem Laufe seines frühern Lebens oft begegnet: nachdem er aber zum Priester geweiht ist und sich so eng und kümmerlich, gleichsam als Gast, in einem armseligen Kloster behilft, treten Widersacher auf, die ihn mit Spott und Hohn unablässig verfolgen.

Doch wir gehen weiter und sagen: er sei ein höchst ausgezeichneter Mensch gewesen, der aber das einem Jeden dieser Art angeborne Herrische zu beherrschen und in Entsagung, Entbehrung, Wohlthätigkeit, Demuth und Schmach den Glanz seines Daseins zu verhüllen trachtete. Der Gedanke, vor der Welt als thöricht zu erscheinen und dadurch in Gott und göttliche Dinge sich erst recht zu versenken und zu üben, war sein andauerndes Bestreben, wodurch er sich und sodann auch seine Schüler ausschließlich zu erziehen unternahm. Die Maxime des heil. Bernhard:

Spernere mundum,
Spernere neminem,
Spernere se ipsum,
Spernere se sperni. *)

schien ihn ganz durchdrungen zu haben, ja vielmehr aus ihm frisch wieder entwickelt zu sein.

Aehnliche Absichten, ähnliche Zustände nöthigen den Menschen, in gleichen Maximen sich aufzuerbauen. Man kann gewiß sein, daß die erhabensten, innerlich stolzesten Menschen sich zu jenen Grundsätzen allein bequemen, indem sie das Widerwärtige einer dem Guten und Großen immer widerstrebenden Welt vorauszukosten und den bittern Kelch der Erfahrung, ehe er ihnen noch angeboten ist, bis auf den

*) Die Welt verachten, Niemand verachten, sich selbst verachten, verachtet zu werden

Grund zu leeren ſich entſchließen. Grenzenlos und in ununterbrochener Reihe machen jene Geſchichten, wie er ſeine Schüler geprüft, deren viele bis auf uns gekommen ſind, jeden lebensluſtigen Menſchen, der ſie vernimmt, wirklich ungeduldig, ſowie dieſe Gebote Demjenigen, der ihnen gehorchen ſollte, höchſt ſchmerzlich und nahezu unerträglich fallen mußten; deßwegen denn auch nicht Alle eine ſolche Feuerprobe beſtanden.

Ehe wir aber uns auf dergleichen wunderbare, und dem Leſer gewiſſer Maßen unwillkommene Erzählungen einlaſſen, wenden wir uns lieber noch ein Mal zu jenen großen Vorzügen, welche die Zeitgenoſſen ihm zugeſtehen und höchlich rühmen. Er habe, ſagen ſie, Kenntniſſe und Bildung mehr von Natur, als durch Unterricht und Erziehung erhalten; Alles, was Andere mühſam erwerben, ſei ihm gleichſam eingegoſſen geweſen. Ferner habe er die große Gabe zu eigen gehabt, Geiſter zu unterſcheiden, Eigenſchaften und Fähigkeiten der Menſchen zu würdigen und zu ſchätzen; zugleich habe er mit dem größten Scharfſinn die weltlichen Dinge durchdrungen, auf einen Grad, daß man ihm den Geiſt der Wahrſagung habe zuſchreiben müſſen. Auch ward ihm eine entſchiedene Anziehungsgabe, welche auszudrücken die Italiener ſich des ſchönen Wortes attrattiva bedienen, kräftig verliehen, die ſich nicht allein auf Menſchen erſtreckt, ſondern auch auf Thiere. Als Beiſpiel wird erzählt, daß der Hund eines Freundes ſich ihm angeſchloſſen und durchaus gefolgt ſei, auch bei dem erſten Beſitzer, der ihn lebhaft zurückgewünſcht und durch mancherlei Mittel ihn wieder zu gewinnen getrachtet, auf keine Weiſe habe verbleiben wollen, ſondern ſich immer zu dem anziehenden Manne zurückbegeben, ſich niemals von ihm getrennt, vielmehr zuletzt nach mehrern Jahren in dem Schlafzimmer ſeines erwählten Herrn das Leben geendet habe. Dieſes Geſchöpf veranlaßt uns nun auf jene Prüfungen, zu denen es ſelbſt Gelegenheit gegeben, zurückzukommen. Es iſt bekannt, daß Hundeführen, Hundetragen im Mittelalter überhaupt und wahrſcheinlich auch in Rom höchſt ſchimpflich geweſen. In dieſer Rückſicht pflegte der fromme Mann jenes Thier an einer Kette durch die Stadt zu führen; auch mußten ſeine Schüler daſſelbe auf den Armen durch die Straßen tragen und ſich auf dieſe Weiſe dem Gelächter und Spott der Menge preisgeben.

Auch muthete er ſeinen Schülern und Genoſſen andere unwürdige Aeußerlichkeiten zu. Einem jungen Römiſchen Fürſten, welcher der Ehre, für ein Ordensglied zu gelten, mitgenießen wollte, wurde angeſonnen, er ſolle mit einem hinten angehefteten Fuchsſchwanze durch Rom ſpatziren und als er Dieß zu leiſten ſich weigerte, die Aufnahme in den Orden verſagt. Einen Andern ſchickte er ohne Ueberkleid und wieder Einen mit zerriſſenen Aermeln durch die Stadt. Dieſes Letztern erbarmte ſich ein Edelmann und bot ihm ein Paar neue Aermel an, die der Jüngling anſchlug, nachher aber, auf Befehl des Meiſters, dankbar abholen und tragen mußte. Beim Bau der neuen Kirche nöthigte er die Seinen, gleich Taglöhnern die Materialien herbeizuſchaffen und ſie den Arbeitern zur Hand zu langen.

Gleicher Maßen wußte er auch jedes geiſtige Behagen, das der Menſch an ſich empfunden mochte, zu ſtören und zu vernichten. Wenn die Predigt eines jungen Mannes wohl zu gelingen und der Redner ſich darin ſelbſt zu gefallen ſchien, unterbrach er ihn in der Mitte des Worts, um an ſeiner Stelle weiter zu ſprechen, befahl auch wohl weniger fähigern Schülern, ungeſäumt hinaufzutreten und zu beginnen, welche denn, ſo unerwartet angeregt, ſich aus dem Stegreife beſſer als je zu erweiſen das Glück hatten.

Man verſetze ſich in die zweite Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts und den wüſten Zuſtand, in welchem Rom unter verſchiedenen Päpſten wie ein aufgeregtes Element erſchien und man wird eher begreifen, daß ein ſolches Verfahren wirkſam und mächtig ſein mußte, indem es durch Neigung und Furcht, durch Ergebenheit und Gehorſam dem innerſten Weſen des Menſchen die große Gewalt verlieh, trotz allem Aeußern ſich zu erhalten, um Allem, was ſich ereignen konnte, zu widerſtehen, da es befähigt, ſelbſt dem Vernünftigen und Verſtändigen, dem Herkömmlichen und Schicklichen unbedingt zu entſagen.

Eine merkwürdige, obgleich ſchon bekannte Prüfungsgeſchichte wird man hier wegen ihrer beſondern Anmuth nicht ungern wiederholt finden. Dem heiligen Vater war angekündigt, in einem Kloſter auf dem Lande thue ſich eine wundermirkende Nonne hervor. Unſer Mann erhält den Auftrag, eine für die Kirche ſo wichtige Angelegenheit näher zu unterſuchen; er ſetzt ſich auf ſein Maulthier, das Befohlene zu verrichten, kommt aber ſchneller zurück, als der heilige Vater es erwartet. Der Verwunderung ſeines geiſtlichen Gebieters begegnete Neri mit folgenden Worten: „Heiligſter Vater, Dieſe thut keine Wunder; denn es fehlt ihr an der erſten chriſtlichen Tugend, der Demuth; ich komme, durch ſchlimmen Weg und Wetter übel zugerichtet, im Kloſter an; ich laſſe ſie, in Eurem Namen, vor mich fordern; ſie erſcheint und ich reiche ihr ſtatt des Grußes den Stiefel hin, mit der Andeutung, ſie ſolle mir ihn ausziehen.

Dort ſtand der alte Zecher,
Trank letzte Lebensgluth,
Und warf den heiligen Becher
Hinunter in die Fluth.

Er ſah ihn ſtürzen, trinken
Und ſinken tief in's Meer,
Die Augen thäten ihm ſinken,
Trank nie einen Tropfen mehr.

Sie eröffnet den Schrein, ihre Kleider einzuräumen, und erblickt das Schmuckkäſtchen.

Wie kommt das ſchöne Käſtchen hier herein?
Ich ſchloß doch ganz gewiß den Schrein.
Es iſt doch wunderbar! Was mag wohl drinne ſeyn?
Vielleicht bracht's jemand als ein Pfand,
Und meine Mutter lieh darauf?
Da hängt ein Schlüſſelchen am Band,
Ich denke wohl ich mach' es auf!

Entſetzt fährt ſie zurück und mit Scheiten und Zorn erwiedert ſie mein Anſinnen. Für was ich ſie halte! ruft ſie aus; die Magd des Herrn ſei ſie, aber nicht eines Jeden, der daher komme, um knechtiſche Dienſte von ihr zu verlangen. Ich erhub mich gelaſſen, ſetzte mich wieder auf mein Thier, ſtehe wieder vor Euch und ich bin überzeugt, Ihr werdet keine weitere Prüfung nöthig finden." Lächelnd beließ es auch der Papſt dabei und wahrſcheinlich ward ihr das fernere Wunderthun unterſagt.

Wenn er aber dergleichen Prüfungen gegen Andere erlaubte, ſo mußte er ſolche von Männern erdulden, welche, gleichen Sinnes, den nämlichen Weg der Selbſtverläugnung einſchlugen. Ein Bettelmönch, der aber auch ſchon im Geruch der Heiligkeit ſtand, begegnet ihm in der gangbarſten Straße und bietet ihm einen Schluck aus der Weinflaſche, die er vorſorglich mit ſich führt. Philipp Neri bedenkt ſich nicht einen Augenblick und ſetzt die langhalſige Korbflaſche, den Kopf zurückbiegend, dreiſt an den Mund, indeß das Volk laut lacht und ſpottet, daß zwei fromme Männer ſich dergeſtalt zutrinken.

Philipp Neri, den es ungeachtet ſeiner Frömmigkeit und Ergebung einiger Maßen durfte verdroſſen haben, ſagte darauf: „Ihr habt mich geprüft; nun iſt die Reihe an mir; und drückte zugleich ſein viereckiges Barett auf den Kahlkopf, welcher nun gleichfalls ausgelacht ward, ganz ruhig fortging und ſagte: „Wenn mir's Einer vom Kopf nimmt, ſo mögt Ihr's haben." Neri nahm es ihm ab und ſie ſchieden.

Freilich Dergleichen zu wagen und dennoch die größten ſittlichen Wirkungen hervorzubringen, bedurfte es eines Mannes, wie Philipp Neri, deſſen Handlungen gar oft als Wunder anzuſehen waren. Als Beichtiger machte er ſich furchtbar und daher des größten Zutrauens würdig; er entdeckte ſeinen Beichtkindern Sünden, die ſie verſchwiegen, Mängel, die ſie nicht beachtet hatten; ſein brünſtiges, ecſtatiſches Gebet ſetzte ſeine Umgebungen als übernatürlich in Erſtaunen, in einen Zuſtand, in welchem die Menſchen wohl auch durch ihre Sinne zu erfahren glauben, was ihnen die Einbildungskraft, angeregt durch's Gefühl, vorbilden mochte; wozu denn noch kommt, daß das Wunderbare, ja das Unmögliche, erzählt und wieder erzählt, unendlich vollkommen die Stelle des Wirklichen, des Alltäglichen einnimmt. Hierher gehört, daß man ihn nicht nur verſchiedentlich während des Meßopfers vor dem Altare weilte emporgehoben geſehen haben, ſondern daß ſich auch Zeugniſſe fanden, man habe ihn, kniend um das Leben eines gefährlich Kranken betend, dergeſtalt von der Erde emporgehoben erblickt, daß er mit dem Haupte beinahe die Decke des Zimmers berührt.

Bei einem ſolchen, durchaus dem Gefühl und der Einbildungskraft gewidmeten Zuſtande war es ganz natürlich, daß die Einmiſchung auch widerwärtiger Dämonen nicht ganz auszubleiben ſchien.

Oben, zwiſchen dem verfallenen Gemäuer der Antoniniſchen Bäder ſteht wohl einmal der fromme Mann, in äffiſcher Ungeſtalt, ein widerwärtiges Weſen herumhüpfen, das aber, auf ſein Geheiß, alſogleich zwiſchen Trümmern und Spalten verſchwindet. Bedeutender jedoch als dieſe Einzelnheit iſt, wie er gegen ſeine Schüler verfährt, die ihn von ſeligen Erſcheinungen, womit ſie von der Mutter Gottes und andern Heiligen beglückt werden, mit Entzücken benachrichten. Er, wohl wiſſend, daß aus dergleichen Einbildungen ein geiſtlicher Dünkel, der ſchlimmſte und hartnäckigſte von allen, gewöhnlich entſpringe, verſichert ſie deßhalb, daß hinter dieſer himmliſchen Klarheit und Schönheit gewiß eine teufliſche, häßliche Finſterniß verborgen liege. Dieſes zu erproben, gebietet er ihnen, bei der Wiederkehr einer ſo holdſeligen Jungfrau ihr gerade in's Geſicht zu ſpeien. Sie gehorchen; und der Erfolg bewährt ſich, indem auf der Stelle eine Teufels-Larve hervortritt.

Der große Mann mag Dieſes mit Bewußtſein oder, was wahrſcheinlicher iſt, aus tiefem Inſtinct geboten haben; genug, er war ſicher, daß jenes Bild, welches eine phantaſtiſche Liebe und Sehnſucht hervorgerufen hatte, nun, durch das entgegenwirkende Wagniß von Haß und Verachtung, unmittelbar in eine Fratze ſich verwandeln würde.

Ihn berechtigten jedoch zu einer ſo ſeltſamen Pädagogik die außerordentlichſten, zwiſchen den höchſt geiſtigen und höchſt körperlichen ſchwebend erſcheinenden Naturgaben; Geſicht einer ſich nahenden, noch ungeſehenen Perſon, Ahnung entfernter Begebenheiten, Bewußtſein der Gedanken eines vor ihm Stehenden, Nöthigung Anderer zu ſeinen Gedanken.

Dieſe und dergleichen Gaben ſind unter mehrern Menſchen ausgetheilt; Mancher kann ſich derſelben ein und das andere Mal rühmen; aber die ununterbrochene Gegenwart ſolcher Fähigkeiten, die in jedem Falle bereite Ausübung einer ſo ſtaunungswürdigen Wirkſamkeit, Dieß iſt vielleicht nur in einem Jahrhundert zu denken, wo zuſammengehaltene, unzerſplitterte Geiſtes- und Körperkräfte ſich mit erſtaunenswürdiger Energie hervorthun konnten.

Betrachten wir aber eine ſolche nach unabhängigem, grenzenloſen, geiſtigen Wirken ſich hinſehnende und hingetriebene Natur, wie ſie durch die ſtreng umfaſſenden, Römiſch-kirch-

lichen Bande sich wieder zusammengehalten fühlen muß.

Die Wirkungen des h. Laverius unter den abgöttischen Heiden, mögen freilich damals in Rom großes Aufsehen gemacht haben. Dadurch aufgeregt, fühlten Neri und einige seiner Freunde sich gleichfalls nach dem sogenannten Indien gezogen und wünschten mit päpstlicher Erlaubniß sich dorthin zu verfügen. Allein der wahrscheinlich von oben her wohl instruirte Beichtvater redete ihnen ab und gab zu bedenken, daß für gottselige, auf Besserung des Nächsten, auf Ausbreitung der Religion gerichtete Männer in Rom selbst ein genugsames Indien zu finden und ein würdiger Schauplatz für deren Thätigkeit offen sei. Man verkündigte ihnen, daß der großen Stadt selbst zunächst ein großes Unheil bevorstehen möchte, indem die drei Brunnen vor dem Thore St. Sebastian trüb und blutig seit einiger Zeit geflossen, welches als eine unheilige Andeutung zu betrachten sei.

Mag also der würdige Neri und seine Gesellen, hierdurch beschwichtigt, innerhalb Rom's ein wohlthätiges, Wunder wirkendes Leben fortgesetzt haben, soviel ist gewiß, daß er von Jahr zu Jahr an Vertrauen und Achtung bei Großen und Kleinen, Alten und Jungen zugenommen.

Bedenke man nun die wundersame Complication der menschlichen Natur, in welcher sich die stärksten Gegensätze vereinigen, Materielles und Geistiges, Gewöhnliches und Unmögliches, Widerwärtiges und Entzückendes, Beschränktes und Grenzenloses, Dergleichen aufzuführen man noch ein langes Register fortsetzen könnte; bedenke man einen solchen Widerstreit, wenn er in einem vorzüglichen Menschen sich ereignet und zu Tage tritt, wie er durch das Unbegreifliche, was sich aufdringt, den Verstand irre macht, die Einbildungskraft losbindet, den Glauben überflügelt, den Aberglauben berechtigt und dadurch den natürlichen Zustand mit dem unnatürlichsten in unmittelbare Berührung, ja zur Vereinigung bringt; gehe man mit diesen Betrachtungen an das weitläufig überlieferte Leben unsers Mannes: so wird es uns faßlich scheinen, was ein Solcher, der beinahe ein ganzes Jahrhundert auf einem so großen Schauplatze in einem ungeheuern Elemente ununterbrochen und unablässig gewirkt, für einen Einfluß müsse erlangt haben. Die hohe Meinung von ihm ging so weit, daß man nicht allein von seinem gesunden, kräftigen Wirken Nutzen, Heil und seliges Gefühl sich zueignete, sondern daß sogar seine Krankheiten das Vertrauen vermehrten, indem man sie als Zeichen seines innigsten Verhältnisses zu Gott und dem Göttlichen anzusehen sich bewogen fand. Hier begreifen wir nun, wie er schon lebend der Würde eines Heiligen entgegenging und sein Tod nur bekräftigen konnte, was ihm von den Zeitgenossen zugedacht und zugestanden war.

Deßhalb auch, als man bald nach seinem Verscheiden, welches von noch mehr Wundern als sein Leben begleitet war, an Papst Clemens VIII. die Frage brachte, ob man mit der Untersuchung, dem sogenannten Proceß, welcher einer Seligsprechung vorausgeht, den Anfang machen dürfe; Dieser die Antwort ertheilte: „Ich habe ihn immer für einen Heiligen gehalten und kann daher Nichts dagegen einwenden, wenn ihn die Kirche im Allgemeinen den Gläubigen als solchen erklären und vorstellen wird."

Nun aber dürfte es auch der Aufmerksamkeit werth gehalten werden, daß er in der langen Reihe von Jahren, die ihm zu wirken gegönnt wurden, fünfzehn Päpste erlebt, indem er unter Leo X. geboren, unter Clemens VIII. seine Tage beschloß; daher er denn auch eine unabhängige Stellung gegen den Papst selbst zu behaupten sich anmaßte und als Glied der Kirche sich zwar ihren allgemeinen Anordnungen durchaus gleichstellte, aber im Einzelnen sich nicht gebunden, ja sogar gebieterisch gegen das Oberhaupt der Kirche bewies. Nun läßt es sich denn auch erklären, daß er die Cardinals-Würde durchaus abschlug und in seiner Chiesa nuova*), gleich einem widerspenstigen Ritter in einer alten Burg, sich gegen den obersten Schutzherrn unartig zu betragen herausnahm.

Der Character jener Verhältnisse jedoch, wie sie sich am Ende des sechszehnten Jahrhunderts aus den frühern, rohern Zeiten seltsam genug gestaltet erhielten, kann durch Nichts deutlicher vor Augen gestellt, eindringlicher dem Geiste dargebracht werden, als durch ein Memorial, welches Neri kurz vor seinem Tode an den neuen Papst Clemens VIII. ergehen ließ, worauf eine gleich wunderliche Resolution erfolgte.

Wir sehen hieraus das auf eine andere Weise nicht zu schildernde Verhältniß eines bald achtzigjährigen, dem Rang eines Heiligen entgegengehenden Mannes zu einem bedeutenden, tüchtigen, während seiner mehrjährigen Regierung höchst achtbaren, souveränen Oberhaupte der Römisch catholischen Kirche.

Memorial des Philipp Neri an Clemens VIII.

Heiligster Vater! Und was für eine Person bin ich denn, daß die Cardinäle mich zu besuchen kommen und besonders gestern Abend die Cardinäle von Florenz und Cusano! Und weil ich ein Bischen Manna in Blättern nöthig hatte,

*) Neuen Kirche.

ſo ließ mir gedachter Cardinal von Florenz zwei Unzen von San Spirito holen, indem der Herr Cardinal in jenes Hoſpital eine große Quantität geſchickt hatte. Er blieb auch bis zwei Stunden in die Nacht und ſagte ſoviel Gutes von Ew. Heiligkeit, viel mehr als mir billig ſchien; denn da Sie Papſt ſind, ſo ſollten Sie die Demuth ſelber ſein. Chriſtus kam um ſieben Uhr in der Nacht, ſich mir einzuverleiben und Ew. Heiligkeit könnte auch wohl einmal in unſere Kirche kommen. Chriſtus iſt Menſch und Gott und beſucht mich gar manchmal. Ew. Heiligkeit iſt nur ein bloßer Menſch, gezeugt von einem heiligen und rechtſchaffenen Mann, Jener aber von Gott Vater. Die Mutter von Ew. Heiligkeit iſt Signora Agneſina, eine ſehr gottesfürchtige Dame; aber Jenes die Jungfrau aller Jungfrauen. Was hätte ich nicht Alles zu ſagen, wenn ich meiner Galle freien Lauf laſſen wollte! Ich befehle Ew. Heiligkeit, daß Sie meinen Willen thun, wegen eines Mädchens, das ich nach Torre de' ſpecchi ſchaffen will. Sie iſt die Tochter von Claudio Neri, dem Ew. Heiligkeit verſprochen hat, daß Sie ſeine Kinder beſchützen wollen, und da erinnere ich Sie, daß es hübſch iſt, wenn ein Papſt ſein Wort hält. Deßwegen übergeben Sie mir gedachtes Geſchäft und ſo, daß ich mich im Nothfall Ihres Namens bedienen könne; um ſo mehr, da ich den Willen des Mädchens weiß und gewiß bin, daß ſie durch göttliche Eingebung bewegt wird. Und mit der größten Demuth, die ich ſchuldig bin, küſſe ich die heiligſten Füße.

Eigenhändige Reſolution des Papſts, unter das Memorial geſchrieben.

Der Papſt ſagt, daß dieſer Aufſatz in ſeinem erſten Theil Etwas vom Geiſte der Eitelkeit enthält, indem er dadurch erfahren ſoll, daß die Cardinäle Dieſelben ſo oft beſuchen, wenn uns nicht etwa dadurch angedeutet werden ſoll, daß dieſe Herren geiſtlich geſinnt ſind, welches man recht gut weiß. Daß er nicht gekommen iſt, Dieſelben zu ſehen, darauf ſagt Er: daß es Ew. Ehrwürden nicht verdienen, da Sie das Cardinalat nicht haben annehmen wollen, das Ihnen ſo oft angetragen worden. Was den Befehl betrifft, ſo iſt Er zufrieden, daß Dieſelben mit Ihrer gewöhnlichen Befehlshaberei denen guten Müttern einen tüchtigen Filz geben, die es Denſelben nicht nach Ihrem Sinne machen. Nun befiehlt Er Denſelben aber, daß Sie ſich wahren und nicht Beichte ſitzen, ohne ſeine Erlaubniß. Kommt aber unſer Herr Dieſelben zu beſuchen, ſo bitten Sie für uns und für die dringendſten Nothdurften der Chriſtenheit.

Januar.

Correſpondenz.

Den 6. Januar.

Verzeiht, wenn ich heute nur wenig ſchreibe. Dieſes Jahr iſt mit Ernſt und Fleiß angefangen worden und ich kann mich kaum umſehen.

Nach einem Stillſtand von einigen Wochen, in denen ich mich leidend verhielt, habe ich wieder die ſchönſten, ich darf wohl ſagen, Offenbarungen. Es iſt mir erlaubt, Blicke in das Weſen der Dinge und ihre Verhältniſſe zu werfen, die mir einen Abgrund von Reichthum eröffnen. Dieſe Wirkungen entſtehen in meinem Gemüthe, weil ich immer lerne und zwar von Andern lerne. Wenn man ſich ſelbſt lehrt, iſt die arbeitende und verarbeitende Kraft Eins und die Vorſchritte müſſen kleiner und langſamer werden.

Das Studium des menſchlichen Körpers hat mich nun ganz; Alles Andere verſchwindet dagegen. Es iſt mir damit durch mein ganzes Leben, auch jetzt wieder ſonderbar gegangen. Darüber iſt nicht zu reden; was ich noch machen werde, muß die Zeit lehren.

Die Opern unterhalten mich nicht; nur das innig und ewig Wahre kann mich nun erfreuen.

Es ſpitzt ſich bis gegen Oſtern eine Epoche zu: Das fühle ich; was werden wird, weiß ich nicht.

Den 10. Januar.

Erwin und Elmire kommt mit dieſem Brief; möge Dir das Stückchen auch Vergnügen machen! Doch kann eine Operette, wenn ſie gut iſt, niemals im Leſen genug thun; es muß die Muſik erſt dazu kommen, um den ganzen Begriff auszudrücken, den der Dichter ſich vorſtellte. Claudine kommt bald nach. Beide Stücke ſind mehr gearbeitet, als man ihnen anſieht, weil ich erſt recht mit Kayſer'n die Geſtalt des Singſpiels ſtudirt habe.

Am menſchlichen Körper wird fleißig fortgezeichnet, wie Abends in der Perſpectiv-Stunde. Ich bereite mich zu meiner Auflöſung, damit ich mich ihr getroſten Muthes hingebe, wenn die Himmliſchen ſie auf Oſtern beſchloſſen haben. Es geſchehe, was gut iſt.

Das Intereſſe an der menſchlichen Geſtalt hebt nun alles Andere auf. Ich fühlte es wohl und wendete mich immer davon weg, wie man ſich von der blendenden Sonne wegwendet; auch iſt Alles vergebens, was man außer Rom darüber ſtudiren will. Ohne einen Faden, den man nur hier ſpinnen lernt, kann man ſich aus dieſem Labyrinthe nicht herausfinden. Leider wird mein Faden nicht lang genug; indeſſen hilft er mir doch durch die erſten Gänge.

Wenn es mit Fertigung meiner Schriften unter gleichen Conſtellationen fortgeht, ſo muß ich mich im Laufe dieſes Jahres in eine Prinzeſſin verlieben, um den Taſſo, ich muß mich dem Teufel ergeben, um den Fauſt ſchreiben zu können, ob ich mir gleich zu Beiden wenig Luſt fühle. Denn bisher iſt's ſo gegangen. Um mir ſelbſt meinen Egmont intereſſant zu machen, fing der Römiſche Kaiſer mit den Brabantern Händel an und um meinen Opern einen Grad von Vollkommenheit zu geben, kam der Züricher Kayſer nach Rom. Das heißt doch ein vornehmer Römer, wie Herder ſagt, und ich finde es recht luſtig, eine Endurſache der Handlungen und Begebenheiten zu werden, welche gar nicht auf mich gerichtet ſind. Das darf man Glück nennen. Alſo die Prinzeſſin und den Teufel wollen wir in Geduld abwarten.

Den 10. Januar.

Hier kommt aus Rom abermals ein Pröbchen Deutſcher Art und Kunſt, Erwin und Elmire. Es ward eher fertig, als Claudine; doch wünſchte ich nicht, daß es zuerſt gedruckt werde.

Du wirſt bald ſehen, daß Alles auf's Bedürfniß der lyriſchen Bühne gerechnet iſt, das ich erſt hier zu ſtudiren Gelegenheit hatte; alle Perſonen in einer gewiſſen Folge, in einem gewiſſen Maß zu beſchäftigen, daß jeder Sänger Ruhepuncte genug habe ꝛc. Es ſind hundert Dinge zu beobachten, welchen der Italiener allen Sinn des Gedichts aufopfert; ich wünſche, daß es mir gelungen ſein möge, jene muſicaliſch-theatraliſchen Erforderniſſe durch ein Stückchen zu befriedigen, das nicht ganz unſinnig iſt. Ich hatte noch die Rückſicht, daß ſich beide Operetten doch auch müſſen leſen laſſen, daß ſie ihrem Nachbarn Egmont keine Schande machten. Ein Italieniſch-Opern-Büchelchen lieſ't kein Menſch, als am Abend der Vorſtellung; und es in einen Band mit einem Trauerſpiel zu bringen, würde hier zu Lande für ebenſo unmöglich gehalten werden, als daß man Deutſch ſingen könne.

Bei Erwin muß ich noch bemerken, daß Du das trochäiſche Sylbenmaß, beſonders im zweiten Act, öfter finden wirſt; es iſt nicht Zufall oder Gewohnheit, ſondern aus Italieniſchen Beiſpielen genommen. Dieſes Sylbenmaß iſt zur Muſik vorzüglich glücklich und der Componiſt kann es durch mehrere Tacte und Bewegungsarten dergeſtalt variiren, daß es der Zuhörer nie wieder erkennt; wie überhaupt die Italiener auf glatte, einfache Sylbenmaße und Rhythmen ausſchließlich halten.

Der junge Camper iſt ein Strudelkopf, der viel weiß, leicht begreift und über die Sachen hinfährt.

Glück zum vierten Theil der Ideen. Der dritte iſt uns ein heilig' Buch, das ich verſchloſſen halte; erſt jetzt hat es Moritz zu leſen gekriegt, der ſich glücklich preiſ't, daß er in dieſer Epoche der Erziehung des Menſchengeſchlechts lebt. Er hat das Buch recht gut gefühlt und war über das Ende ganz außer ſich.

Wenn ich Dich nur einmal für alle das Gute auf dem Capitol bewirthen könnte. Es iſt eines meiner angelegenſten Wünſche.

Meine titaniſchen Ideen waren nur Luftgeſtalten, die einer ernſtern Epoche verſpukten. Ich bin nun recht im Studio der Menſchengeſtalt, welche das non plus ultra alles menſchlichen Wiſſens und Thuns iſt. Meine fleißige Vorbereitung im Studio der ganzen Natur, beſonders die Oſteologie, hilft mir ſtarke Schritte machen. Jetzt ſehe ich, jetzt genieße ich erſt das Höchſte, was uns vom Alterthum übrig blieb, die Statuen. Ja, ich ſehe wohl ein, daß man ein ganzes Leben ſtudiren kann und am Ende doch noch ausrufen möchte: Jetzt ſehe ich, jetzt genieße ich erſt.

Ich raffe alles Mögliche zuſammen, um Oſtern — eine gewiſſe Epoche, wohin mein Auge nun reicht, zu ſchließen, damit ich Rom nicht mit entſchiedenem Widerwillen verlaſſe und hoffe in Deutſchland einige Studien bequem und gründlich fortſetzen zu können, obgleich langſam genug. Hier trägt Einen der Strom fort, ſobald man nur das Schifflein beſtiegen hat.

Beylage.

Januar.

Cupido, loſer, eigenſinniger Knabe,
Du bat'ſt mich um Quartier auf einige Stunden!
Wie viele Tag' und Nächte biſt Du geblieben,
Und biſt nun herriſch und Meiſter im Hauſe geworden!

Von meinem breiten Lager bin ich vertrieben;
Nun ſitz' ich an der Erde Nächte und wache;
Dein Muthwill' ſchüret Flamm' auf Flamme des Herdes,
Verbrennet den Vorrath des Winters und ſengt mich Armen.

Du haſt mir mein Geräth' verſtellt und verſchoben,
Ich ſuch' und bin wie blind und irre gegangen.
Du lärmſt ſo mutzwillig, es lauchte, das Geſchrei
Entflieht, um Dir zu entfliehn, und räumet die Hütte.

Wenn man vorſtehendes Liedchen nicht in buchſtäblichem Sinne nehmen, nicht jenen Dämon, den man gewöhnlich Amor nennt, dabei denken, ſondern eine Verſammlung thätiger Geiſter ſich vorſtellen will, die das Innerſte des Menſchen anſprechen, auffordern, hin- und wiederziehen und durch getheiltes Intereſſe verwirren, ſo wird man auf eine ſymboliſche Weiſe an dem Zuſtande theilnehmen, in dem ich mich befand und welchen die Auszüge aus Briefen und die bisherigen Erzählungen genugſam darſtellen. Man wird zugeſtehen, daß eine große Anſtrengung gefordert ward, ſich gegen ſo Vieles auf-

recht zu erhalten, in Thätigkeit nicht zu ermüden und im Aufnehmen nicht lässig zu werden.

Aufnahme in die Gesellschaft der Arcadier.

Schon zu Ende des vorigen Jahrs ward ich mit einem Antrage bestürmt, den ich auch als Folge jenes unseligen Konzert's ansah, durch welches wir unser Incognito leichtsinniger Weise enthüllt hatten. Es konnte jedoch andere Anlässe haben, daß man von mehrern Seiten her mich zu bestimmen suchte, mich in die Arcadia als einen namhaften Schäfer aufnehmen zu lassen. Lange widerstand ich, mußte jedoch zuletzt den Freunden, die hierein etwas Besonderes zu setzen schienen, endlich nachgeben.

Im Allgemeinen ist bekannt, was unter dieser Arcadischen Gesellschaft verstanden wird; doch ist es wohl nicht unangenehm, Etwas darüber zu vernehmen.

Während dem Laufe des siebenzehnten Jahrhunderts mag die Italienische Poesie sich auf mancherlei Weise verschlimmert haben; denn gegen Ende dieses Zeitraums werfen ihr gebildete, wohlgekannte Männer vor: sie habe den Gehalt, was man damals innere Schönheit nannte, völlig versäumt; auch sei sie in Absicht auf die Form, die äußere Schönheit, durchaus zu tadeln; denn sie habe mit barbarischen Ausdrücken, unleidlich harten Versen, fehlerhaften Figuren und Tropen, besonders mit fortlaufenden und ungemessenen Hyperbeln, Metonymien und Metaphern, auch ganz und gar das Anmuthige und Süße verscherzt, welches man am Aeußern zu schätzen sich erfreue.

Jene, auf solchen Irrwegen Befangenen jedoch schalten, wie es zu gehen pflegt, das Aechte und Fürtreffliche, damit ihre Mißbräuche fernerhin unangetastet gelten möchten; welches denn doch zuletzt von gebildeten und verständigen Menschen nicht mehr erduldet werden konnte, dergestalt, daß im Jahr 1690 eine Anzahl umsichtiger und kräftiger Männer zusammentrat und einen andern Weg einzuschlagen sich beredete.

Damit aber ihre Zusammenkünfte nicht Aufsehen machen und Gegenwirkung veranlassen möchten, so wendeten sie sich in's Freie, in ländliche Gartenumgebungen, deren zu Rom selbst in seinen Mauern genugsame bezirkt und einschließt. Hierdurch ward ihnen zugleich der Gewinn, sich der Natur zu nähern und in frischer Luft den uranfänglichen Geist der Dichtkunst zu ahnen. Dort, an gefälligen Plätzen, lagerten sie sich auf den Rasen, setzten sich auf architectonische Trümmer und Steinblöcke, wo sogar anwesende Cardinäle nur durch ein weicheres Kissen geehrt werden konnten. Hier besprachen sie sich untereinander von ihren Ueberzeugungen, Grundsätzen, Vorhaben; hier lasen sie Gedichte, in welchen man den Sinn des höhern Alterthums, der edeln Toscanischen Schule wieder in's Leben zu führen trachtete. Da rief denn Einer in Entzücken aus: „Hier ist unser Arcadien!" Dieß veranlaßte den Namen der Gesellschaft, sowie das Idyllische ihrer Einrichtung. Keine Protection eines großen und einflußreichen Mannes sollte sie schützen; sie wollten kein Oberhaupt, keinen Präsidenten zugeben. Ein Custos sollte die Arcadischen Räume öffnen und schließen und in den nothwendigsten Fällen ihm ein Rath von zu wählenden Aeltesten zur Seite stehen.

Hier ist der Name Crescimbeni ehrwürdig, welcher gar wohl als Mitstifter angesehen werden kann und als erster Custos sein Amt mehrere Jahre treulich verrichtete, indem er über einen bessern, reinern Geschmack Wache hält und das Barbarische immer mehr zu verdrängen weiß.

Seine Dialogen über die Poesia volgare, (welches nicht etwa Volks-Poesie zu übersetzen ist, sondern Poesie, wie sie einer Nation wohl ansteht, wenn sie durch entschiedene, wahre Talente ausgeübt, nicht aber durch Grillen und Eigenheiten einzelner Wirrköpfe entstellt wird), seine Dialogen, worin er die bessere Lehre vorträgt, sind offenbar eine Frucht Arcadischer Unterhaltungen und höchst wichtig in Vergleich mit unserm neuen ästhetischen Bestreben. Auch die von ihm herausgegebenen Gedichte der Arcadia verdienen in diesem Sinne alle Aufmerksamkeit; wir erlauben uns dabei nur folgende Bemerkung.

Zwar hatten die werthen Schäfer, im Freien auf grünem Rasen sich lagernd, der Natur hierdurch näher zu kommen gedacht, in welchem Falle wohl Liebe und Leidenschaft ein menschlich' Herz zu überschleichen pflegt. Nun aber bestand die Gesellschaft aus geistlichen Herren und sonstigen würdigen Personen, die sich mit dem Amor jener Römischen Triumvirn nicht einlassen durften, den sie deßhalb ausdrücklich beseitigten. Hier also blieb Nichts übrig, da dem Dichter die Liebe ganz unentbehrlich ist, als sich zu jener überirdischen und gewissen Maßen platonischen Sehnsucht hinzuwenden, nicht weniger in's Allegorische sich einzulassen, wodurch denn ihre Gedichte einen ganz ehrsamen, eigenthümlichen Character erhalten, da sie ohnehin ihren großen Vorgängern Dante und Petrarch hierin auf dem Fuße folgen konnten.

Diese Gesellschaft bestand, wie ich nach Rom gelangte, soeben hundert Jahre und hatte sich, ihrer äußern Form nach, durch mancherlei Orts- und Gesinnungswechsel immer mit Anstand, wenn auch nicht in großem Ansehen, erhalten;

und man ließ nicht leicht einiger Maßen bedeutende Fremde in Rom verweilen, ohne dieſelben zur Aufnahme anzulocken, um ſo mehr, als der Hüter dieſer poetiſchen Ländereien dieß dadurch ſich bei einem mäßigen Einkommen erhalten konnte.

Die Function ſelbſt aber ging folgender Maßen vor ſich: In den Vorzimmern eines anſtändigen Gebäudes ward ich einem bedeutenden geiſtlichen Herrn vorgeſtellt und er mir bekannt gemacht als Derjenige, der mich einführen, meinen Bürgen gleichſam oder Pathen vorſtellen ſollte. Wir traten in einen großen, bereits ziemlich belebten Saal und ſetzten uns in die erſte Reihe von Stühlen, gerade in die Mitte, einem aufgerichteten Catheder gegenüber. Es traten immer mehr Zuhörer heran; an meine leergebliebene Rechte fand ſich ein ſtattlicher, ältlicher Mann, den ich nach ſeiner Bekleidung und der Ehrfurcht, die man ihm erwies, für einen Cardinal zu halten hatte.

Der Cuſtode, vom Catheder herab, hielt eine allgemein einleitende Rede, rief mehrere Perſonen auf, welche ſich theils in Verſen, theils in Proſa hören ließen. Nachdem Dieſes eine gute Zeit gewährt, begann Jener eine Rede, deren Inhalt und Ausführung ich übergehe, indem ſie im Ganzen mit dem Diplom zuſammentraf, welches ich erhielt und hier nachzubringen gedenke. Hierauf wurde ich denn förmlich für einen der Ihrigen erklärt und unter großem Händeklatſchen aufgenommen und anerkannt.

Mein ſogenannter Pathe und ich waren indeſſen aufgeſtanden und hatten uns mit vielen Verbeugungen bedankt. Er aber hielt eine wohlgedachte, nicht allzu lange, ſehr ſchickliche Rede, worauf abermals ein allgemeiner Beifall ſich hören ließ, nach deſſen Verſchallen ich Gelegenheit hatte, den Einzelnen zu danken und mich ihnen zu empfehlen. Das Diplom, welches ich den andern Tag erhielt, folgt hier im Original und iſt, da es in jeder andern Sprache ſeine Eigenthümlichkeit verlöre, nicht überſetzt worden. Indeſſen ſuchte ich den Cuſtode mit ſeinem neuen Mitgenoſſen auf das Beſte zufrieden zu ſtellen.

C. U. C.

Nivildo Amarinzio Custode generale d' Arcadia.

Trovandosi per avventura a bearе le sponde del Jebbro uno di quei Genj di prim' Ordine, ch' oggi fioriscono nella Germania qual' è l' Inclito ed Erudito Signor DE GOETHE Consigliere attuale di Stato di Sua Altezza Serenissima il Duca di Sassonia Weimar, ed avendo celato fra noi con filosofica moderazione la chiarezza della sua Nascita, de' suoi Ministerj, e della virtù sua, non ha potuto ascondere la luce, che hanno sparso le sue dottissime produzioni tanto in Prosa ch' in Poesia per cui si è reso celebre a tutto il Mondo Letterario. Quindi essendosi compiaciuto il suddetto rinomato Signor DE GOETHE d' intervenire in una delle pubbliche nostre Accademie, appena Egli comparve, come un nuovo astro di Cielo straniero tra le nostre selve, ed in una delle nostre Geniali Adunanze, che gli Arcadi in gran numero convocati co' segni del più sincero giubilo ed applauso vollero distinguerlo come Autore di tanto celebrate opere, con annoverarlo a viva voce tra i più illustri membri della loro Pastoral società sotto il Nome di Megalio, et vollero altres assegnare al Medesimo il possesso delle Campagne Melpomenie sacre alla Tragica Musa dichiarandolo con ciò Pastore Arcade di Numero. Nel tempo stesso il Ceto Universale commise al Custode Generale di registrare l' Atto pubblico e solenne di si applaudita annoverazione tra i fasti d' Arcadia, e di presentare al Chiarissimo Novello Compastore Megalio Melpomenio il presente Diploma in segno dell' altissima stima, che fa la nostra Pastorale Letteraria Repubblica de' chiari e nobili ingegni a perpetua memoria. Dato dalla Capanna del Serbatojo dentro il Bosco Parrasio alla Neomenia di Posideone Olimpiade DCXLI. Anno II dalla Ristorazione d' Arcadia Olimpiade XXIV. Anno IV. Giorno lieto per General Chiamata.

Nivildo Amarinzio Custode Generale.

Das Siegel hat in einem Kranze, halb Lorbeer, halb Pinien, in der Mitte eine Pans-Flöte, darunter Gli Arcadi.

Corimbo Melicronio / Florimonte Egirio } Sotto Custodi.

Der Römiſche Carneval.

Indem wir eine Beſchreibung des Römiſchen Carneval's unternehmen, müſſen wir den Einwurf befürchten, daß eine ſolche Feierlichkeit eigentlich nicht beſchrieben werden könne. Eine ſo große lebendige Maſſe ſinnlicher Gegenſtände ſollte ſich unmittelbar vor dem Auge bewegen und von einem Jeden nach ſeiner Art angeſchaut und gefaßt werden.

Noch bedenklicher wird dieſe Einwendung, wenn wir ſelbſt geſtehen müſſen, daß das Rö-

mische Carneval einem fremden Zuschauer, der es zum ersten Mal sieht und nur sehen will und kann, weder einen ganzen noch einen erfreulichen Eindruck gebe, weder das Auge sonderlich ergetze, noch das Gemüth befriedige.

Die lange und schmale Straße, in welcher sich unzählige Menschen hin und wieder wälzen, ist nicht zu übersehen; kaum unterscheidet man Etwas in dem Bezirk des Getümmels, den das Auge fassen kann. Die Bewegung ist einförmig, der Lärm betäubend, das Ende der Tage unbefriedigend. Allein diese Bedenklichkeiten sind bald gehoben, wenn wir uns näher erklären; und vorzüglich wird die Frage sein: ob uns die Beschreibung selbst rechtfertigt?

Das Römische Carneval ist ein Fest, das dem Volke eigentlich nicht gegeben wird, sondern das sich das Volk selbst gibt.

Der Staat macht wenig Anstalten, wenig Aufwand dazu. Der Kreis der Fremden bewegt sich von selbst und die Policei regiert ihn nur mit gelinder Hand.

Hier ist nicht ein Fest, das, wie die vielen geistlichen Feste Rom's, die Augen der Zuschauer blendete; hier ist kein Feuerwerk, das von dem Castell SanctAngelo einen einzigen überraschenden Anblick gewährte; hier ist keine Erleuchtung der Peters-Kirche und Kuppel, welche soviel Fremde aus allen Landen herbeilockt und befriedigt; hier ist keine glänzende Procession, bei deren Annäherung das Volk beten und staunen soll; hier wird vielmehr nur ein Zeichen gegeben, daß Jeder so thöricht und toll sein dürfe, als er wolle, und daß außer Schlägen und Messerstichen fast Alles erlaubt sei.

Der Unterschied zwischen Hohen und Niedern scheint einen Augenblick aufgehoben; Alles äußert sich einander; Jeder nimmt, was ihm begegnet, leicht auf, und die wechselseitige Frechheit und Freiheit wird durch eine allgemeine gute Laune im Gleichgewicht erhalten.

In diesen Tagen freuet sich der Römer noch in unsern Zeiten, daß die Geburt Christi das Fest der Saturnalien und seiner Privilegien wohl um einige Wochen verschieben, aber nicht aufheben konnte.

Wir werden uns bemühen, die Freuden und den Taumel dieser Tage vor die Einbildungskraft unserer Leser zu bringen. Auch schmeicheln wir uns, solchen Personen zu dienen, welche dem Römischen Carneval selbst ein Mal beigewohnt und sich nun mit einer lebhaften Erinnerung jener Zeiten vergnügen mögen; nicht weniger Solchen, welchen jene Reise noch bevorsteht und denen diese wenigen Blätter Uebersicht und Genuß einer überdrängten und verbeirauschenden Freude verschaffen können.

Der Corso.

Das Römische Carneval versammelt sich in dem Corso. Diese Straße beschränkt und bestimmt die öffentliche Feierlichkeit dieser Tage. An jedem andern Platz würde es ein ander' Fest sein, und wir haben daher vor allen Dingen den Corso zu beschreiben.

Er führt den Namen, wie mehrere lange Straßen Italienischer Städte, von dem Wettrennen der Pferde, womit zu Rom sich jeder Carneval's-Abend schließt und womit an andern Orten andere Feierlichkeiten, als das Fest eines Schutz-Patron's, ein Kirchweihfest, geendigt werden.

Die Straße geht von der Piazza del Popolo schnurgerade bis an den Venezianischen Palast. Sie ist ungefähr vierthalbtausend Schritte lang und von hohen, meistentheils prächtigen Gebäuden eingefaßt. Ihre Breite ist gegen ihre Länge und gegen die Höhe der Gebäude nicht verhältnißmäßig. An beiden Seiten nehmen Pflastererhöhungen für die Fußgänger ungefähr sechs bis acht Fuß weg. In der Mitte bleibt für die Wagen an den meisten Orten nur der Raum von zwölf bis vierzehn Schritten, und man sieht also leicht, daß höchstens drei Fuhrwerke sich in dieser Breite nebeneinander bewegen können.

Der Obelisk auf der Piazza del Popolo ist im Carneval die unterste Grenze dieser Straße; der Venetianische Palast die obere.

Spazierfahrt im Corso.

Schon alle Sonn- und Festtage eines Jahres ist der Römische Corso belebt. Die vornehmen und reichern Römer fahren hier eine oder anderthalb Stunden vor Nacht in einer sehr zahlreichen Reihe spazieren; die Wagen kommen vom Venetianischen Palast herunter, halten sich an der linken Seite, fahren, wenn es schön Wetter ist, an dem Obelisk vorbei, zum Thore hinaus und auf dem Flaminischen Weg manchmal bis Ponte molle.

Die früher oder später Umkehrenden halten sich an die andere Seite; so ziehen die beiden Wagenreihen in der besten Ordnung aneinander hin.

Die Gesandten haben das Recht, zwischen beiden Reihen auf und nieder zu fahren. Dem Prätendenten, der sich unter dem Namen eines Herzog's von Albanien in Rom aufhielt, war es gleichfalls zugestanden.

Sobald die Nacht eingeläutet wird, ist diese Ordnung unterbrochen; Jeder wendet, wo es ihm beliebt und sucht seinen nächsten Weg, oft zur Unbequemlichkeit vieler andern Equipagen, welche in dem engen Raum dadurch gehindert und aufgehalten werden.

Diese Abendspazierfahrt, welche in allen großen Italiänischen Städten brillant ist und in jeder kleinen Stadt, wäre es auch nur mit einigen Kutschen, nachgeahmt wird, lockt viele Fußgänger in den Corso; Jedermann kommt, um zu sehen oder gesehen zu werden.

Das Carneval ist, wie wir bald bemerken können, eigentlich nur eine Fortsetzung oder vielmehr der Gipfel jener gewöhnlichen sonn- und festtägigen Freuden; es ist nichts Neues, nichts Fremdes, nichts Einziges, sondern es schließt sich nur an die Römische Lebensweise ganz natürlich an.

Clima, geistliche Kleidungen.

Ebenso wenig fremd wird es uns scheinen, wenn wir nun bald eine Menge Masken in freier Luft sehen, da wir so manche Lebens-Scene unter dem heitern, frohen Himmel das ganze Jahr durch zu erblicken gewohnt sind.

Bei einem jeden Feste bilden aufgehängte Teppiche, gestreute Blumen, übergespannte Tücher, die Straßen gleichsam zu großen Sälen und Galerien um.

Keine Leiche wird ohne vermummte Begleitung der Brüderschaften zu Grabe gebracht; die vielen Mönchskleidungen gewöhnen das Auge an fremde und sonderbare Gestalten; es scheint das ganze Jahr Carneval zu sein und die Abbaten in schwarzer Kleidung scheinen unter den übrigen geistlichen Masken die edlern Tabarros vorzustellen.

Erste Zeit.

Schon von dem neuen Jahre an sind die Schauspielhäuser eröffnet und das Carneval hat seinen Anfang genommen. Man sieht hier und da in den Logen eine Schöne, welche als Offizier ihre Epauletten mit größter Selbstzufriedenheit dem Volke zeigt. Die Spazierfahrt im Corso wird zahlreicher; doch die allgemeine Erwartung ist auf die letzten acht Tage gerichtet.

Vorbereitungen auf die letzten Tage.

Mancherlei Vorbereitungen verkündigen dem Publicum diese paradiesischen Stunden.

Der Corso, eine von den wenigen Straßen in Rom, welche das ganze Jahr rein gehalten werden, wird nun sorgfältiger gekehrt und gereinigt. Man ist beschäftigt, das schöne, aus kleinen, viereckig zugehauenen, ziemlich gleichen Basalt-Stücken zusammengesetzte Pflaster, wo es nur einiger Maßen abzuweichen scheint, aufzuheben und die Basalt-Keile wieder neu in Stand zu setzen.

Außer Diesem zeigen sich auch lebendige Vorboten. Jeder Carneval's-Abend schließt sich, wie wir schon erwähnt haben, mit einem Wettrennen. Die Pferde, welche man zu diesem Endzweck unterhält, sind meistentheils klein und werden, wegen fremder Herkunft der besten unter ihnen, Barberi genennt.

Ein solches Pferdchen wird mit einer Decke von weißer Leinwand, welche am Kopf, Hals und Leib genau anschließt und auf den Rücken mit bunten Bändern besetzt ist, vor dem Obelisk an die Stelle gebracht, wo es in der Folge auslaufen soll. Man gewöhnt es, den Kopf gegen den Corso gerichtet, eine Zeit lang still zu stehen, führt es alsdann sachte die Straße hin und gibt ihm oben am Venetianischen Palast ein wenig Hafer, damit es ein Interesse empfinde, seine Bahn desto geschwinder zu durchlaufen.

Da diese Uebung mit den meisten Pferden, deren oft fünfzehn bis zwanzig an der Zahl sind, wiederholt und eine solche Promenade immer von einer Anzahl lustig schreiender Knaben begleitet wird, so gibt es schon einen Vorschmack von einem größern Lärm und Jubel, der bald folgen soll.

Ehemals nährten die ersten Römischen Häuser dergleichen Pferde in ihren Marställen; man schätzte sich es zur Ehre, wenn ein solches den Preis davon tragen konnte. Es wurden Wetten angestellt und der Sieg durch ein Gastmahl verherrlicht.

In den letzten Zeiten hingegen hat diese Liebhaberei sehr abgenommen, und der Wunsch, durch seine Pferde Ruhm zu erlangen, ist in die mittlere, ja in die unterste Classe des Volks herabgestiegen.

Aus jenen Zeiten mag sich noch die Gewohnheit herschreiben, daß der Trupp Reiter, welcher, von Trompetern begleitet, in diesen Tagen die Preise in ganz Rom herumzeigt, in die Häuser der Vornehmen hineinreitet und nach einem geblasenen Trompeterstückchen ein Trinkgeld empfängt.

Der Preis besteht aus einem etwa dritthalb Ellen langen und nicht gar eine Elle breiten Stück Gold- oder Silberstoff, das an einer bunten Stange, wie eine Flagge befestigt, schwebt und an dessen unterm Ende das Bild einiger rennender Pferde ganz eingewirkt ist.

Es wird dieser Preis Palio genannt; und so viel Tage das Carneval dauert, so viele solcher Quast-Standarten werden von dem erwähnten Zug durch die Straßen von Rom aufgezeigt.

Inzwischen fängt auch der Corso an, seine Gestalt zu verändern; der Obelisk wird nun die Grenze der Straße. Vor denselben wird ein Gerüste mit vielen Sitzreihen übereinander aufgeschlagen, welches gerade in den Corso hineinsteht. Vor dem Gerüste werden die Schran-

ten errichtet, zwischen welche man künftig die Pferde zum Ablaufen bringen soll.

An beiden Seiten werden ferner große Gerüste gebaut, welche sich an die ersten Häuser des Corso anschließen und auf diese Weise die Straße in den Platz herein verlängern. An beiden Seiten der Schranken stehen kleine, erhöhte und bedeckte Boden für die Personen, welche das Ablaufen der Pferde reguliren sollen.

Den Corso hinauf sieht man vor manchen Häusern ebenfalls Gerüste aufgerichtet. Die Plätze von Sanct Carlo und der Antoninischen Säule werden durch Schranken von der Straße abgesondert, und Alles bezeichnet genug, daß die ganze Feierlichkeit sich in dem langen und schmalen Corso einschränken solle und werde.

Zuletzt wird die Straße in der Mitte mit Pozzolane bestreut, damit die wettrennenden Pferde auf dem glatten Pflaster nicht so leicht ausgliten mögen.

Signal der vollkommenen Carneval's-Freiheit.

So findet die Erwartung sich jeden Tag genährt und beschäftigt, bis endlich eine Glocke vom Capitol, bald nach Mittage, das Zeichen gibt, es sei erlaubt, unter freiem Himmel thöricht zu sein.

In diesem Augenblick legt der ernsthafte Römer, der sich das ganze Jahr sorgfältig vor jedem Fehltritt hütet, seinen Ernst und seine Bedächtigkeit auf ein Mal ab.

Die Pflasterer, die bis zum letzten Augenblicke geklippert haben, packen ihr Werkzeug auf und machen der Arbeit scherzend ein Ende. Alle Balcone, alle Fenster werden nach und nach mit Teppichen behängt; auf den Pflastererhöhungen zu beiden Seiten der Straße werden Stühle herausgesetzt; die geringern Hausbewohner, alle Kinder sind auf der Straße, die nun aufhört, eine Straße zu sein; sie gleicht vielmehr einem großen Festsaal, einer ungeheuern aufgeschmückten Gallerie.

Denn wie alle Fenster mit Teppichen behängt sind, so stehen auch alle Gerüste mit alten gewirkten Tapeten beschlagen; die vielen Stühle vermehren den Begriff von Zimmer, und der freundliche Himmel erinnert selten, daß man ohne Dach sei.

So scheint die Straße nach und nach immer wohnbarer. Indem man aus dem Hause tritt, glaubt man nicht im Freien und unter Fremden, sondern in einem Saale unter Bekannten zu sein.

Masken.

Indessen daß der Corso immer belebter wird, und unter den vielen Personen, die in ihren gewöhnlichen Kleidern spazieren, sich hier und da ein Pulcinell zeigt, hat sich das Militär vor der Porta del Popolo versammelt. Es zieht, angeführt von dem General zu Pferde, in guter Ordnung und neuer Montur, mit klingendem Spiel den Corso herauf und besetzt sogleich alle Eingänge in denselben, errichtet ein Paar Wachen auf den Hauptplätzen und übernimmt die Sorge für die Ordnung der ganzen Anstalt.

Die Verleiher der Stühle und Gerüste rufen nun emsig den Vorbeigehenden an: Luoghi! Luoghi, Patroni! Luoghi! *)

Nun fangen die Masken an sich zu vermehren. Junge Männer, geputzt, in Festtagskleidern der Weiber aus der untersten Classe, mit entblößtem Busen und frecher Selbstgenügsamkeit, lassen sich meist zuerst sehen. Sie liebkosen die ihnen begegnenden Männer, thun gemein und vertraut mit den Weibern als mit Ihresgleichen, treiben sonst, was ihnen Laune, Witz oder Unart eingeben.

Wir erinnern uns, unter Anderm, eines jungen Menschen, der die Rolle einer leidenschaftlichen, zanksüchtigen und auf keine Weise zu beruhigenden Frau vortrefflich spielte und so sich den ganzen Corso hinab zankte, Jedem Etwas anhängte, indeß seine Begleiter sich alle Mühe zu geben schienen, ihn zu besänftigen.

Hier kommt ein Pulcinell gelaufen, dem ein großes Horn an bunten Schnüren um die Hüften gaukelt. Durch eine geringe Bewegung, indem er sich mit den Weibern unterhält, weiß er die Gestalt des alten Gottes der Gärten in dem heiligen Rom keklich nachzuahmen und seine Leichtfertigkeit erregt mehr Lust als Unwillen. Hier kommt ein Mad'rer Seinesgleichen, der, beschied'ner und zufried'ner, seine schöne Hälfte mit sich bringt.

Da die Frauen ebenso viel Lust haben, sich in Mannskleidern zu zeigen, als die Männer sich in Frauenkleidern sehen zu lassen: so haben sie die beliebte Tracht des Pulcinell's sich anzupassen nicht verfehlt, und man muß bekennen, daß es ihnen gelingt, in dieser Zwittergestalt oft höchst reizend zu sein.

Mit schnellen Schritten, declamirend, wie vor Gericht, drängt sich ein Advocat durch die Menge; er schreit an die Fenster hinauf, packt maskirte und unmaskirte Spaziergänger an, droht einem Jeden mit einem Prozeß, macht bald Jenem eine lange Geschichtserzählung von lächerlichen Verbrechen, die er begangen haben soll, bald Diesem eine genaue Specification seiner Schulden. Die Frauen schilt er wegen ihrer Eitelkeit, die Mädchen wegen ihrer Lieb-

*) Plätze! Plätze, meine Herren! Plätze!

haber; er beruft sich auf ein Buch, das er bei sich führt, producirt Documente, und das Alles mit einer durchdringenden Stimme und geläufigen Zunge. Er sucht Jedermann zu beschämen und confus zu machen. Wenn man denkt, er höre auf, so fängt er erst recht an; denkt man, er gehe weg, so kehrt er um; auf den Einen geht er gerade los und spricht ihn nicht an, er packt einen Andern, der schon vorbei ist; kommt nun gar ein Mitbruder ihm entgegen, so erreicht die Tollheit ihren höchsten Grad.

Aber lange können sie die Aufmerksamkeit des Publicum's nicht auf sich ziehen; der tollste Eindruck wird gleich von Menge und Mannigfaltigkeit wieder verschlungen.

Besonders machen die Quacqueri zwar nicht soviel Lärm, doch eben soviel Aufsehen als die Advocaten. Die Maske der Quacqueri scheint so allgemein geworden zu sein durch die Leichtigkeit, auf dem Trödel altfränkische Kleidungsstücke finden zu können.

Die Haupterfordernisse dieser Maske sind: daß die Kleidung zwar altfränkisch, aber wohlerhalten und von edelm Stoff sei. Man sieht sie selten anders, als mit Sammet oder Seide bekleidet; sie tragen brocatene oder gestickte Westen, und der Natur nach muß der Quacquero dickleibig sein; seine Gesichts-Maske ist ganz, mit Pausbacken und kleinen Augen; seine Perücke hat wunderliche Zöpfchen; sein Hut ist klein und meistens verbirt.

Man sieht, daß sich diese Figur sehr dem Ruffo carricato der comischen Oper nähert, und wie dieser meistentheils einen läppischen, verliebten, betrogenen Thoren verstellt, so zeigen sich auch diese als abgeschmackte Stutzer. Sie hüpfen mit großer Leichtigkeit auf den Zehen hin und her, führen große schwarze Ringe ohne Glas statt der Lorgnetten, womit sie in alle Wagen hineingucken, nach allen Fenstern hinaufblicken. Sie machen gewöhnlich einen steifen, tiefen Bückling, und ihre Freude, besonders wenn sie sich einander begegnen, geben sie dadurch zu erkennen, daß sie mit gleichen Füßen mehrmals gerade in die Höhe hüpfen und einen hellen, durchdringenden, unarticulirten Laut von sich geben, der mit den Consonanten hr verbunden ist.

Oft geben sie sich durch diesen Ton das Zeichen und die Nächsten erwiedern das Signal, so daß in kurzer Zeit dieses Geschrille den ganzen Corso hin- und wiederläuft.

Muthwillige Knaben blasen indeß in große, gewundene Muscheln und beleidigen das Ohr mit unerträglichen Tönen.

Man sieht bald, daß bei der Enge des Raums, bei der Aehnlichkeit so vieler Masken-Kleidungen (denn es mögen immer einige hundert Pulcinelle und gegen hundert Quacqueri im Corso auf- und niederlaufen), Wenige die Absicht haben können, Aufsehen zu erregen oder bemerkt zu werden. Auch müssen diese früh genug im Corso erscheinen. Vielmehr geht ein Jeder nur aus, sich zu vergnügen, seine Tollheit auszulassen und der Freiheit dieser Tage auf das Beste zu genießen.

Besonders suchen und wissen die Mädchen und Frauen sich in dieser Zeit nach ihrer Art lustig zu machen. Jede sucht nur aus dem Hause zu kommen, sich, auf welche Art es sei, zu vermummen; und weil die wenigsten in dem Fall sind, viel Geld aufwenden zu können, so sind sie erfinderisch genug, allerlei Arten auszudenken, wie sie sich mehr verstecken als zieren.

Sehr leicht sind die Masken von Bettlern und Bettlerinnen zu schaffen; schöne Haare werden vorzüglich erfordert, dann eine ganz weiße Gesichtsmaske, ein buntes Töpfchen an einem farbigen Bande, ein Stab und ein Hut in der Hand. Sie treten mit demüthiger Geberde unter die Fenster und vor Jeden hin und empfangen statt Almosen Zuckerwerk, Nüsse und was man ihnen sonst Artiges geben mag.

Andere machen sich's noch bequemer, hüllen sich in Pelze oder erscheinen in einer artigen Haustracht nur mit Gesichts-Masken. Sie gehen meistentheils ohne Männer und führen, als Oel- und Desinfections-Waffe, ein Besenchen auf der Blüthe eines Rohrs gebunden, womit sie theils die Ueberlästigen abwehren, theils auch, muthwillig genug, Bekannten und Unbekannten, die ihnen ohne Masken entgegenkommen, im Gesicht herumfahren.

Wenn Einer, auf den sie es gemünzt haben, zwischen vier oder fünf solcher Mädchen hineinkommt, weiß er sich nicht zu retten. Das Gedränge hindert ihn, zu fliehen, und wo er sich hinwendet, fährt er die Besenchen unter der Nase. Sich ernstlich gegen diese oder andere Neckereien zu wehren, würde sehr gefährlich sein, weil die Masken unverletzlich sind und jede Wache ihnen beizustehen beordert ist.

Ebenso müssen die gewöhnlichen Kleidungen aller Stände als Masken dienen. Stallknechte, mit ihren großen Bürsten, kommen, einem Jeden, wenn es ihnen beliebt, den Rücken auszukehren. Vetturine bieten ihre Dienste mit ihrer gewöhnlichen Zudringlichkeit an. Zierlicher sind die Masken der Landmädchen, Frascatanerinnen, Fischer, Neapolitaner-Schiffer, Neapolitanischer Sbirren und Griechen.

Manchmal wird eine Maske vom Theater nachgeahmt. Einige machen sich's sehr bequem, indem sie sich in Teppiche oder Leintücher hüllen, die sie über dem Kopfe zusammenbinden.

Die weiße Gestalt trägt gewöhnlich Andern

Was iſt das? Gott im Himmel! ſchau,
So was hab' ich mein' Tage nicht geſehn!
Ein Schmuck! Mit dem könnt' eine Edelfrau
Am höchſten Feiertage gehn!
Wie ſollte mir die Kette ſtehn?
Wem mag die Herrlichkeit gehören?

Sie putzt ſich damit auf und tritt vor den Spiegel.

Wenn nur die Ohrring' meine wären!
Man ſieht doch gleich ganz anders drein.
Was hilft euch Schönheit, junges Blut?
Das iſt wohl alles ſchön und gut,
Allein man läßt's auch alles ſeyn.
Man lobt euch halb mit Erbarmen.
Nach Golde drängt,
Am Golde hängt
Doch alles! Ach wir Armen!

in den Weg zu treten und vor ihnen zu hüpfen, und glaubt auf dieſe Weiſe ein Geſpenſt vorzuſtellen. Einige zeichnen ſich durch ſonderbare Zuſammenſetzungen aus und der Tabarro wird immer für die edelſte Maske gehalten, weil ſie ſich gar nicht auszeichnet.

Witzige und ſatyriſche Masken ſind ſehr ſelten, weil dieſe ſchon Endzweck haben und bemerkt ſein wollen. Doch ſah man einen Pulcinell als Hahnrei. Die Hörner waren beweglich; er konnte ſie wie eine Schnecke heraus- und hineinziehen. Wenn er unter ein Fenſter vor Neuverheiratheten trat und ein Horn nur wenig ſehen ließ, oder vor einem Andern beide Hörner recht lang ſtreckte und die an den obern Spitzen befeſtigten Schellen recht wacker klingelten, entſtand auf Augenblicke eine heitere Aufmerkſamkeit des Publicum's und manchmal ein großes Gelächter.

Ein Zauberer miſcht ſich unter die Menge, läßt das Volk ein Buch mit Zahlen ſehen und erinnert es an ſeine Leidenſchaft zum Lotto-Spiel.

Mit zwei Geſichtern ſteckt Einer im Gedränge: man weiß nicht, welches ſein Vordertheil, welches ſein Hintertheil iſt, ob er kommt, ob er geht.

Der Fremde muß ſich auch gefallen laſſen, in dieſen Tagen verſpottet zu werden. Die langen Kleider der Nordländer, die großen Knöpfe, die wunderlichen, runden Hüte fallen den Römern auf, und ſo wird ihnen der Fremde eine Maske.

Weil die fremden Maler, beſonders die, welche Landſchaften und Gebäude ſtudiren, in Rom überall öffentlich ſitzen und zeichnen, ſo werden ſie auch unter der Carnevals-Menge emſig vorgeſtellt und zeigen ſich mit großen Portefeuilles, langen Scricuts und coloſſaliſchen Reißfedern ſehr geſchäftig.

Die Deutſchen Bäckerknechte zeichnen ſich in Rom gar oft betrunken aus, und ſie werden auch mit einer Flaſche Wein in ihrer eigentlichen oder auch etwas verzierten Tracht täuſchend vorgeſtellt.

Wir erinnern uns einer einzigen anzüglichen Maske.

Es ſollte ein Obelisk vor der Kirche Trinità del monte aufgerichtet werden. Das Publicum war nicht ſehr damit zufrieden, theils weil der Platz eng iſt, theils weil man dem kleinen Obelisk, um ihn in eine gewiſſe Höhe zu bringen, ein ſehr hohes Piedeſtal unterbauen mußte. Es nahm daher Einer den Anlaß, ein großes, weißes Piedeſtal als Mütze zu tragen, auf welchem oben ein ganz kleiner rothlicher Obelisk befeſtigt war. An dem Piedeſtal ſtanden große Buchſtaben, deren Sinn vielleicht nur Wenige errathen.

Kutſchen.

Indeſſen die Masken ſich vermehren, fahren die Kutſchen nach und nach in den Corſo hinein, in derſelben Ordnung, wie wir ſie oben beſchrieben haben, als von der ſonn- und feſttägigen Spazierfahrt die Rede war, nur mit dem Unterſchied, daß gegenwärtig die Fuhrwerke, welche vom Venetianiſchen Palaſt an der linken Seite herumfahren, da wo die Straße des Corſo aufhört, wenden und ſogleich an der andern Seite wieder heranfahren.

Wir haben ſchon oben angezeigt, daß die Straße, wenn man die Erhöhungen für die Fußgänger abrechnet, an den meiſten Orten wenig über drei Wagenbreiten hat.

Die Seitenerhöhungen ſind alle mit Gerüſten verſperrt, mit Stühlen beſetzt, und viele Zuſchauer haben ſchon ihre Plätze eingenommen. An Gerüſten und Stühlen geht ganz nahe eine Wagenreihe hinunter und an der andern Seite hinauf. Die Fußgänger ſind in eine Breite von höchſtens acht Fuß zwiſchen den beiden Reihen eingeſchloſſen; Jeder drängt ſich hin- und herwärts ſo gut er kann, und von allen Fenſtern und Balconen ſieht wieder eine gedrängte Menge auf das Gedränge herunter.

In den erſten Tagen ſieht man meiſt nur die gewöhnlichen Equipagen; denn Jeder verſpart auf die folgenden, was er Zierliches oder Prächtiges allenfalls aufführen will. Gegen Ende des Carneval's kommen mehr offene Wagen zum Vorſchein, deren einige ſechs Sitze haben: zwei Damen ſitzen erhöht gegeneinander über, ſo daß man ihre ganze Geſtalt ſehen kann, vier Herren nehmen die vier übrigen Sitze der Winkel ein, Kutſcher und Bediente ſind maskirt, die Pferde mit Flor und Blumen geputzt.

Oft ſieht ein ſchöner, weißer, mit roſenfarbenen Bändern gezierter Pudel dem Kutſcher zwiſchen den Füßen, an dem Geſchirre klingen Schellen und die Aufmerkſamkeit des Publicum's wird einige Augenblicke auf dieſen Aufzug geheftet.

Man kann leicht denken, daß nur ſchöne Frauen ſich ſo vor dem ganzen Volke zu erhöhen wagen und daß nur die Schönſte ohne Geſichts-Maske ſich ſehen läßt. Wo ſich denn aber auch der Wagen nähert, der gewöhnlich langſam genug fahren muß, ſind alle Augen darauf gerichtet und ſie hat die Freude, von manchen Seiten zu hören: O quanto è bella!*)

Ehemals ſollen dieſe Prachtwagen weit häufiger und koſtbarer, auch durch mythologiſche und allegoriſche Vorſtellungen intereſſanter geweſen ſein; neuerdings aber ſcheinen die Vornehmern, es ſei nun, aus welchem Grunde es

*) O, wie ſchön ſie iſt!

stoße, verloren in dem Ganzen; das Vergnügen, das sie noch bei dieser Feierlichkeit finden, mehr genießen, als sich vor Andern auszeichnen zu wollen.

Je weiter das Carneval vorrückt, desto lustiger sehen die Equipagen aus.

Selbst ernsthafte Personen, welche unmaskirt in den Wagen sitzen, erlauben ihren Kutschern und Bedienten, sich zu maskiren. Die Kutscher wählen meistentheils die Frauentracht, und in den letzten Tagen scheinen nur Weiber die Pferde zu regieren. Sie sind oft anständig, ja reizend gekleidet; dagegen macht denn auch ein breiter, häßlicher Kerl, in völlig neumodischem Putz, mit hoher Frisur und Federn, eine große Carricatur; und wie jene Schönheiten ihr Lob zu hören hatten, so muß er sich gefallen lassen, daß ihm Einer unter die Nase tritt und ihm zuruft: O fratello mio, che brutto puttana sei! *)

Gewöhnlich erzeigt der Kutscher einer oder einem Paar seiner Freundinnen den Dienst, wenn er sie im Gedränge antrifft, sie auf den Bock zu heben. Diese sitzen denn gewöhnlich in Mannstracht an seiner Seite und oft gaukeln dann die niedlichen Pulcinellbeinchen mit kleinen Füßchen und hohen Absätzen den Vorübergehenden um die Köpfe.

Ebenso machen es die Bedienten und nehmen ihre Freunde und Freundinnen hinten auf den Wagen; und es fehlt Nichts, als daß sie sich noch, wie auf die Englischen Luxkutschen, oben auf den Kasten setzten.

Die Herrschaften selbst scheinen es gerne zu sehen, wenn ihre Wagen recht bepackt sind; Alles ist in diesen Tagen verziehen und schicklich.

Gedränge.

Man werfe nun einen Blick über die lange und schmale Straße, wo von allen Balconen und aus allen Fenstern, über lang herabhängende, bunte Teppiche, gedrängte Zuschauer auf die mit Zuschauern angefüllten Gerüste, auf die langen Reihen besetzter Stühle an beiden Seiten der Straßen herunterschauen. Zwei Reihen Kutschen bewegen sich langsam in dem mittlern Raum, und der Platz, den allenfalls eine dritte Kutsche einnehmen könnte, ist ganz mit Menschen ausgefüllt, welche nicht hin- und wiedergehen, sondern sich hin- und wiederschieben. Da die Kutschen, so lang als es nur möglich ist, sich immer ein wenig von einander abhalten, um nicht bei jeder Stockung gleich aufeinander zu fahren, so wagen sich viele der Fußgänger, um nur einiger Maßen Luft zu schöpfen, aus dem Gedränge der Mitte zwischen die Räder des vorausfahrenden und die Deichsel und Pferde des nachfahrenden Wagens; und je größer die Gefahr und Beschwerlichkeit der Fußgänger wird, desto mehr scheint ihre Lust und Kühnheit zu steigen.

Da die meisten Fußgänger, welche zwischen den beiden Kutschenreihen sich bewegen, um ihre Glieder und Kleidungen zu schonen, die Räder und Achsen sorgfältig vermeiden, so lassen sie gewöhnlich mehr Platz zwischen sich und den Wagen, als nöthig ist. Wer nun mit der langsamen Masse sich fortzubewegen nicht länger ausstehen mag und Muth hat, zwischen den Rädern und Fußgängern, zwischen der Gefahr und Dem, der sich davor fürchtet, durchzuschlüpfen, der kann in kurzer Zeit einen großen Weg zurücklegen, bis er sich wieder durch ein anderes Hinderniß aufgehalten sieht.

Schon gegenwärtig scheint unsere Erzählung außer den Grenzen des Glaubwürdigen zu schreiten und wir würden kaum wagen fortzufahren, wenn nicht so Viele, die dem Römischen Carneval beigewohnt, bezeugen könnten, daß wir uns genau an der Wahrheit gehalten und wenn es nicht ein Fest wäre, das sich jährlich wiederholt und das von Manchem, mit diesem Buche in der Hand, künftig betrachtet werden wird.

Denn was werden unsere Leser sagen, wenn wir ihnen erklären, alles bisher Erzählte sei nur gleichsam der erste Grad des Gedränges, des Getümmels, des Lärmens und der Ausgelassenheit?

Zug des Gouverneur's und Senator's.

Indem die Kutschen sachte vorwärts rücken und, wenn es eine Stockung gibt, stille halten, werden die Fußgänger auf mancherlei Weise geplagt.

Einzeln reitet die Garde des Pallastes durch das Gedränge hin und wieder, um die zufälligen Unordnungen und Stockungen der Wagen in's Geleis zu bringen; und indem Einer den Kutschpferden ausweicht, fühlt er, ehe er sich's versieht, den Kopf eines Reitpferdes im Nacken; allein es folgt eine größere Unbequemlichkeit.

Der Gouverneur fährt in einem großen Staatswagen mit einem Gespanne von mehreren Kutschen durch die Mitte zwischen den beiden Reihen der übrigen Wagen durch. Die Garde des Pallastes und die vorausgehenden Bedienten warnen und machen Platz und dieser Zug nimmt für den Augenblick die ganze Breite ein, die kurz vorher den Fußgängern noch übrig blieb. Sie drängen sich, so gut sie können, zwischen die übrigen Wagen hinein und auf eine oder die andere Weise bei Seite. Und wie das Wasser, wenn ein Schiff durchfährt, sich nur einen Augenblick trennt und hinter dem Steuerruder

*) O, mein Bruder, was' häßlicher D — Du bist.

gleich wieder zuſammenſtürzt: ſo ſtrömt auch die Maſſe der Masken und der übrigen Fußgänger hinter dem Zuge gleich wieder in Eins zuſammen. Nicht lange, ſo ſtört eine neue Bewegung die gedrängte Geſellſchaft.

Der Senator rückt mit einem ähnlichen Zuge heran; ſein großer Staatswagen und die Wagen ſeines Gefolges ſchwimmen wie auf den Köpfen der erdrückten Menge; und wenn jeder Einheimiſche und Fremde von der Liebenswürdigkeit des gegenwärtigen Senators, des Prinzen Rezzonico, eingenommen und bezaubert wird, ſo iſt vielleicht Dieſes der einzige Fall, wo eine Maſſe von Menſchen ſich glücklich preiſt, wenn er ſich entfernt.

Wenn dieſe beiden Züge der erſten Gerichts- und Policei-Herren von Rom, nur um das Carneval feierlich zu eröffnen, den erſten Tag durch den Corſo getragen waren, ſuhr der Herzog von Albanien täglich, zu großer Unbequemlichkeit der Menge, gleichfalls dieſen Weg, und erinnerte zur Zeit der allgemeinen Mummerei die alte Beherrſcherinn der Könige an das Faſtnachtsſpiel ſeiner königlichen Prätenſionen.

Die Geſandten, welche das gleiche Recht haben, bedienen ſich deſſen ſparſam und mit einer humanen Discretion.

Schöne Welt am Palaſt Ruſpoli.

Aber nicht allein durch dieſe Züge wird die Circulation des Corſo unterbrochen und gehindert: am Palaſt Ruſpoli und in deſſen Nähe, wo die Straße um Nichts breiter wird, ſind die Pfälzerwege an beiden Seiten mehr erhöht. Dort nimmt die ſchöne Welt ihren Platz, und alle Stühle ſind bald beſetzt oder beſprochen. Die ſchönſten Frauenzimmer der Mittel-Claſſe, reizend maskirt, umgeben von ihren Freunden, zeigen ſich dort dem vorübergehenden, neugierigen Auge. Jeder, der in die Gegend kommt, verweilt, um die angenehmen Reihen zu durchſchauen; Jeder iſt neugierig, unter den vielen männlichen Geſtalten, die dort zu ſitzen ſcheinen, die weiblichen herauszuſuchen und vielleicht in einem weiblichen Officier den Gegenſtand ſeiner Sehnſucht zu entdecken. Hier an dieſem Flecke ſtockt die Bewegung zuerſt; denn die Kutſchen verweilen, ſo lange ſie können, in dieſer Gegend; und wenn man zuletzt halten ſoll, will man doch lieber in dieſer angenehmen Geſellſchaft bleiben.

Confetti.

Wenn unſere Beſchreibung bisher nur den Begriff von einem engen, ja beinahe ängſtlichen Zuſtande gegeben hat: ſo wird ſie einen noch ſonderbareren Eindruck machen, wenn wir ferner erzählen, wie dieſe gedrängte Luſtbarkeit durch eine Art von Kleinem, meiſt ſcherzhaftem, oft aber nur allzu ernſtlichem Kriege in Bewegung geſetzt wird.

Wahrſcheinlich hat ein Mal zufällig eine Schöne ihrem vorbeigehenden guten Freund, um ſich ihm unter der Menge und Maske bemerklich zu machen, mit verzuckerten Körnern angeworfen, da denn Nichts natürlicher iſt, als daß der Getroffene ſich umkehre und die loſe Freundinn entdecke; Dieſes iſt nun ein allgemeiner Gebrauch, und man ſieht oft nach einem Wurfe ein Paar freundliche Geſichter ſich einander begegnen. Allein man iſt theils zu haushälteriſch, um wirkliches Zuckerwerk zu verſchwenden, theils hat der Mißbrauch deſſelben einen größern und wohlfeilern Vorrath nöthig gemacht.

Es iſt nun ein eigenes Gewerbe, Gypskelkchen, durch den Trichter gemacht, die den Schein von Dragéen haben, in großen Körben zum Verkauf mitten durch die Menge zu tragen.

Niemand iſt vor einem Angriff ſicher; Jedermann iſt im Vertheidigungsſtande, und ſo entſteht aus Muthwillen oft Nothwendigkeit bald hier, bald da ein Zweikampf, ein Scharmützel oder eine Schlacht. Fußgänger, Kutſchenreiſende, Zuſchauer aus Fenſtern, von Gerüſten oder Stühlen, greifen einander wechſelsweiſe an und vertheidigen ſich wechſelsweiſe.

Die Damen haben vergoldete und verſilberte Körbchen voll dieſer Körner, und die Begleiter wiſſen ihre Schönen ſehr wacker zu vertheidigen. Mit niedergelaſſenen Kutſchenfenſtern erwartet man den Angriff, man ſcherzt mit ſeinen Freunden und wehrt ſich hartnäckig gegen Unbekannte.

Nirgends aber wird dieſer Streit ernſtlicher und allgemeiner, als wo der Gegend des Palaſt's Ruſpoli. Alle Masken, die ſich dort niedergelaſſen haben, ſind mit Körbchen, Säckchen, zuſammengebundenen Schnupftüchern verſehen. Sie greifen eher an, als ſie angegriffen werden; keine Kutſche fährt ungeſtraft vorbei, ohne daß ihr nicht wenigſtens einige Masken Etwas anhängen. Kein Fußgänger iſt vor ihnen ſicher; beſonders wenn ſich ein Abbate im ſchwarzen Rocke ſehen läßt, werfen alle von allen Seiten auf ihn; und weil Oehl und Kreide, wohin ſie treffen, abfärben, ſo ſieht ein Solcher bald über und über weiß und grau punctirt aus. Oft aber werden die Händel ſehr ernſthaft und allgemein, und man ſieht mit Erſtaunen, wie Eiferſucht und perſönlicher Haß ſich freien Lauf laſſen.

Unbemerkt ſchleicht ſich eine vermummte Figur heran und trifft mit einer Hand voll Confetti eine der erſten Schönheiten ſo heftig und ſo gerade, daß die Geſichts-Maske wiederhallt und ihr ſchöner Hals verletzt wird. Ihre Be-

gleiter zu beiden Seiten werden heftig aufgerieben; aus ihren Körbchen und Säckchen stärmen sie gewaltig auf den Angreifenden los; er ist aber so gut vermummt, so stark gepanzert, als daß er ihre wiederholten Würfe empfinden sollte. Je stärker er ist, desto heftiger setzt er seinen Angriff fort; die Vertheidiger decken das Feuerzimmer mit den Tabarro's zu; und weil der Angreifende in der Heftigkeit des Streits auch die Nachbarn verletzt und überhaupt durch seine Grobheit und Ungestüm Jedermann beleidigt, so nehmen die Umherstehenden Theil an diesem Streit, sparen ihre Gypskörner nicht und haben meistentheils auf solche Fälle eine etwas größere Munition, ungefähr wie verzuckerte Mandeln, in Reserve, wodurch der Angreifende zuletzt so zugedeckt und von allen Seiten her überfallen wird, daß ihm Nichts als die Retirade übrig bleibt, besonders wenn er sich verschossen haben sollte.

Gewöhnlich hat Einer, der auf ein solches Abenteuer ausgeht, einen Secundanten bei sich, der ihm Munition zusteckt, inzwischen daß die Männer, welche mit solchen Gyps-Confetti handeln, während des Streits mit ihren Körben geschäftig sind und einem Jeden, soviel Pfund er verlangt, eilig zu vermögen.

Wir haben selbst einen solchen Streit in der Nähe gesehen, wo zuletzt die Streitenden, aus Mangel an Munition, sich die vergypsten Körbchen an die Köpfe warfen und sich durch die Warnungen der Wachen, welche selbst heftig mit getroffen wurden, nicht abhalten ließen.

Gewiß würde mancher solche Handel mit Messerstichen sich endigen, wenn nicht die an mehreren Ecken aufgezogenen Corden, die bekannten Strafwerkzeuge Italienischer Polizei, Jeden mitten in der Lustbarkeit erinnerten, daß es in diesem Augenblicke sehr gefährlich sei, sich gefährlicher Waffen zu bedienen.

Unnöthig sind diese Händel und die meisten mehr lustig als ernsthaft.

So kommt z. E. ein offener Wagen voll Pulcinellen gegen Abend heran. Er nimmt sich vor, indem er bei den Zuschauern vorbeifährt, alle nacheinander zu treffen; allein unglücklicher Weise ist das Gedränge zu groß und er bleibt in der Mitte stecken. Die ganze Gesellschaft wird auf ein Mal eines Sinnes und von allen Seiten hagelt es auf den Wagen los. Die Pulcinelle verschießen ihre Munition und bleiben eine gute Weile dem kreuzenden Feuer von allen Seiten ausgesetzt, so daß der Wagen, am Ende ganz wie mit Schnee und Schlossen bedeckt, unter einem allgemeinen Gelächter und von Tönen des Mißbilligens begleitet, sich langsam entfernt.

Dialog am obern Ende des Corso.

Indessen in dem Mittelpuncte des Corso diese lebhaften und heftigen Spiele einen großen Theil der schönen Welt beschäftigen, findet ein anderer Theil des Publicum's an dem obern Ende des Corso eine andere Art von Unterhaltung.

Unweit der Französischen Academie tritt in Spanischer Tracht, mit Federhut, Degen und großen Handschuhen, unversehens mitten aus den von einem Gerüste zuschauenden Masken der sogenannte Capitano des Italienischen Theaters auf und fängt an, seine großen Thaten zu Land und Wasser in emphatischem Ton zu erzählen. Es währt nicht lange, so erhebt sich gegen ihn über ein Pulcinell, bringt Zweifel und Einwendungen vor, und indem er ihm Alles zuzugeben scheint, macht er die Großsprecherei jenes Helden durch Wortspiele und eingeschobene Plattheiten lächerlich.

Auch hier bleibt jeder Vorbeigehende stehen und hört dem lebhaften Wortwechsel zu.

Pulcinellen-König.

Ein neuer Aufzug vermehrt oft das Gedränge. Ein Dutzend Pulcinelle thun sich zusammen, erwählen einen König, krönen ihn, geben ihm ein Scepter in die Hand, begleiten ihn mit Musik und führen ihn unter lautem Geschrei auf einem verzierten Wägelchen den Corso herauf. Alle Pulcinelle springen herbei, wie der Zug vorüber geht, vermehren das Gefolge und machen sich mit Geschrei und Schwenken der Hüte Platz.

Niebuhr bemerkt mit Recht, wie Jeder diese allgemeine Maske zu vermannigfaltigen sucht.

Der Eine trägt eine Perücke, der Andere eine Weiberhaube zu seinem schwarzen Gesicht; der Dritte hat statt der Mütze einen Käfig auf dem Kopfe, in welchem ein Paar Vögel, als Mohr und Dame gekleidet, auf den Stängelchen hin- und wiederhüpfen.

Nebenstraßen.

Das entsetzliche Gedränge, das wir unsern Lesern soviel als möglich zu vergegenwärtigen gesucht haben, zwingt natürlicher Weise eine Menge Masken aus dem Corso hinaus in die benachbarten Straßen. Da gehen verliebte Paare ruhiger und vertrauter zusammen; da finden lustige Gesellen Platz, allerlei tolle Schauspiele vorzustellen.

Eine Gesellschaft Männer in der Sonntagstracht des gemeinen Volkes, in kurzen Wämsern mit goldbesetzten Mützen darunter, die Haare in ein lang herunterhängendes Netz gebunden, geht mit jungen Leuten, die sich als Weiber verkleidet haben, hin- und wiederspazieren. Eine von den Frauen scheint sich schwan-

ger zu ſein; ſie gehen friedlich auf und nieder. Auf ein Mal entzweien ſich die Männer; es entſteht ein lebhafter Wortwechſel; die Frauen miſchen ſich hinein; der Handel wird immer ärger; endlich ziehen die Streitenden große Meſſer von verſilberter Pappe und fallen einander an. Die Weiber halten ſie mit gräßlichem Geſchrei auseinander; man zieht den Einen da, den Andern dort hin; die Umſtehenden nehmen Theil, als wenn es Ernſt wäre; man ſucht jede Partei zu beſänftigen.

Indeſſen befindet ſich die hochſchwangere Frau durch den Schrecken übel. Es wird ein Stuhl herbeigebracht; die übrigen Weiber ſtehen ihr bei; ſie geberdet ſich jämmerlich, und ehe man ſich's verſieht, bringt ſie, zu großer Erluſtigung der Umſtehenden, irgend eine unförmliche Geſtalt zur Welt. Das Stück iſt aus und die Truppe zieht weiter, um daſſelbe oder ein ähnliches Stück an einem andern Platz vorzuſtellen.

So ſpielt der Römer, dem die Mordgeſchichten immer vor der Seele ſchweben, gern bei jedem Anlaß mit den Ideen von Ammazziren. Sogar die Kinder haben ein Spiel, das ſie Ehrla nennen, welches mit unſerm Friſchauf in allen Ecken übereinkommt, eigentlich aber einen Mörder vorſtellt, der ſich auf die Stufe einer Kirche geflüchtet hat; die Uebrigen ſtellen die Sbirren vor und ſuchen ihn auf allerlei Weiſe zu fangen, ohne jedoch den Schutzort betreten zu dürfen.

So geht es denn in den Seitenſtraßen, beſonders der Strada Babuina und auf dem Spaniſchen Platze ganz luſtig zu.

Auch kommen die Quacqueri zu Schaaren, um ihre Galanterien freier anzubringen.

Sie haben ein Manöver, welches Jeden zu lachen macht. Sie kommen zu zwölf Mann hoch, ganz ſtrack auf den Zehen, mit kleinen und ſchnellen Schritten anmarſchirt, formiren eine ſehr gerade Fronte; auf ein Mal, wenn ſie auf einen Platz kommen, bilden ſie, mit rechts- oder linksum, eine Colonne und trippeln nun hintereinander weg. Auf ein Mal wird, mit rechtsum, die Fronte wieder hergeſtellt und ſo geht's eine Straße hinein; dann, ehe man ſich's verſieht, wieder linksum; die Colonne iſt wie an einen Spieß zu einer Hausthüre hineingeſchoben und die Thoren ſind verſchwunden.

Abend.

Nun geht es nach dem Abend zu und Alles drängt ſich immer mehr in den Corſo hinein. Die Bewegung der Kutſchen ſtockt ſchon lange; ja es kann geſchehen, daß zwei Stunden vor Nacht ſchon kein Wagen mehr von der Stelle kann.

Die Garde des Papſtes und die Wachen zu Fuß ſind nun beſchäftigt, alle Wagen, ſo weit es möglich, von der Mitte ab und in eine ganz gerade Reihe zu bringen, und es gibt bei der Menge hier mancherlei Unordnung und Verdruß. Da wird gehuſt, geſtoßen, gehoben; und indem Einer huſt, müſſen Alle hinter ihm auch zurückweichen, bis Einer zuletzt ſo in die Klemme kommt, daß er mit ſeinen Pferden in die Mitte hineinlenken muß. Alsdann geht das Scheiten der Garde, das Fluchen und Drehen der Wache an.

Vergebens, daß der unglückliche Kutſcher die augenſcheinliche Unmöglichkeit darthut; es wird auf ihn hineingeſcholten und gedroht, und entweder es muß ſich wieder fügen, oder wenn ein Nebengäßchen in der Nähe iſt, muß er ohne Verſchulden aus der Reihe hinaus. Gewöhnlich ſind die Nebengäßchen auch mit haltenden Kutſchen beſetzt, die zu ſpät kamen und, weil der Umgang der Wagen ſchon in's Stocken gerathen war, nicht mehr einrücken konnten.

Vorbereitung zum Wettrennen.

Der Augenblick des Wettrennens der Pferde nähert ſich nun immer mehr, und auf dieſen Augenblick iſt das Intereſſe ſo vieler tauſend Menſchen geſpannt.

Die Verleiher der Stühle, die Unternehmer der Gerüſte vermehren nun ihr anbietendes Geſchrei: Luoghi! Luoghi avanti! Luoghi nobili! Luoghi l'padroni! Es iſt darum zu thun, daß ihnen wenigſtens in dieſen letzten Augenblicken, auch gegen ein geringeres Geld, alle Plätze beſetzt werden.

Und glücklich, daß hier und da noch Platz zu finden iſt; denn der General reitet nunmehr mit einem Theile der Garde den Corſo zwiſchen den beiden Reihen Kutſchen herunter und verdrängt die Fußgänger von dem einzigen Raum, der ihnen noch übrig blieb. Jeder ſucht alsdann noch einen Stuhl, einen Platz auf einem Gerüſte, auf einer Kutſche, zwiſchen den Wagen, oder bei Bekannten an einem Fenſter zu finden, die denn nun alle von Zuſchauern über und über ſtrotzen.

Indeſſen iſt der Platz vor dem Obelisk ganz vom Volke gereinigt worden und gewährt vielleicht einen der ſchönſten Anblicke, welche in der gegenwärtigen Welt geſehen werden können.

Die drei mit Teppichen behängten Façaden der oben beſchriebenen Gerüſte ſchließen den Platz ein. Viele tauſend Köpfe ſchauen übereinander hervor und geben das Bild eines alten Amphitheater's oder Circus. Ueber dem mittelſten Gerüſte ſteigt die ganze Länge des Obelisken in die Luft; denn das Gerüſte bedeckt nur ſeinen Piedeſtal und man bemerkt nun erſt ſeine ungeheure Höhe, da er der Maßſtab einer ſo großen Menſchenmaſſe wird.

Der freie Platz läßt dem Auge eine ſchöne Ruhe, und man ſieht die leeren Schranken mit dem vorgeſpannten Seile voller Erwartung.

Nun kommt der General den Corſo herab, zum Zeichen, daß er gereinigt iſt, und hinter ihm erlaubt die Wache Niemandem aus der Reihe der Kutſchen hervorzutreten. Er nimmt auf einer der Logen Platz.

Abrennen.

Nun werden die Pferde nach gelooſeter Ordnung von geputzten Stallknechten in die Schranken hinter das Seil geführt. Sie haben kein Zeug, noch ſonſt eine Bedeckung auf dem Leibe. Man heftet ihnen hier und da Stacheikugeln mit Schnüren an den Leib und bedeckt die Stelle, wo ſie ſpornen ſollen, bis zum Augenblicke mit Leder; auch flicht man ihnen große Blätter Rauſchgold an.

Sie ſind meiſt ſchon wild und ungeduldig, wenn ſie in die Schranken gebracht werden, und die Reitknechte brauchen alle Gewalt und Geſchicklichkeit, um ſie zurückzuhalten.

Die Begierde, den Lauf anzufangen, macht ſie unbändig; die Gegenwart ſo vieler Menſchen macht ſie ſcheu. Sie ſpringen oft in die benachbarte Schranke hinüber, oft über das Seil, und dieſe Bewegung und Unordnung vermehrt jeden Augenblick das Intereſſe der Erwartung.

Die Stallknechte ſind im höchſten Grade geſpannt und aufmerkſam, weil in dem Augenblick des Abrennens die Geſchicklichkeit des Loslaſſenden ſowie zufällige Umſtände zum Vortheile des einen oder des andern Pferdes entſcheiden können.

Endlich fällt das Seil und die Pferde rennen los.

Auf dem freien Platze ſuchen ſie noch einander den Vorſprung abzugewinnen; aber wenn ſie ein Mal in den engen Raum zwiſchen die beiden Reihen Kutſchen hineinkommen, wird meiſt aller Wetteifer vergebens.

Ein Paar ſind gewöhnlich voraus, die alle Kräfte anſtrengen. Ungeachtet der geſtreuten Puzzolane geht das Pflaſter Feuer, die Mähnen fliegen, das Rauſchgold rauſcht, und kaum, daß man ſie erblickt, ſind ſie verſchwunden. Die übrige Herde hindert ſich untereinander, indem ſie ſich drängt und treibt; oft kommt manchmal noch eins nachgeſtrengt und die zerriſſenen Stücke Rauſchgold flattern einzeln auf der verlaſſenen Bahn. Bald ſind die Pferde allem Nachſchauen verſchwunden; das Volk drängt zu und füllt die Laufbahn wieder aus.

Schon warten andere Stallknechte am Venetianiſchen Palaſte auf die Ankunft der Pferde. Man weiß ſie in einem eingeſchloſſenen Platz auf gute Art zu fangen und feſtzuhalten. Dem Sieger wird der Preis zuerkannt.

So endigt ſich dieſe Feierlichkeit mit einem gewaltſamen, blitzſchnellen, augenblicklichen Eindruck, auf den ſo viele tauſend Menſchen eine ganze Weile geſpannt waren, und Wenige können ſich Rechenſchaft geben, warum ſie den Moment erwarteten und warum ſie ſich daran ergetzten.

Nach der Folge unſerer Beſchreibung ſieht man leicht ein, daß dieſes Spiel den Thieren und Menſchen gefährlich werden könne. Wir wollen nur einige Fälle anführen. Bei dem engen Raume zwiſchen den Wagen darf nur ein Hinterrad ein wenig herauswärts ſtehen, und zufälliger Weiſe hinter dieſem Wagen ein etwas breiterer Raum ſein: ein Pferd, das mit den andern gedrängt herbeieilt, ſucht den erweiterten Raum zu nutzen, ſpringt vor und trifft gerade auf das herausſtehende Rad.

Wir haben ſelbſt einen Fall geſehen, wo ein Pferd von einem ſolchen Stoß niederſtürzte, drei der folgenden über das erſte hinausſtelen, ſich überſchlugen und die letzten glücklich über die gefall'nen wegſprangen und ihre Reiſe fortſetzten.

Oft bleibt ein ſolches Pferd auf der Stelle todt und mehrmals haben Zuſchauer, unter ſolchen Umſtänden, ihr Leben eingebüßt. Ebenſo kann ein großes Unheil entſtehen, wenn die Pferde umkehren.

Es iſt vorgekommen, daß boshafte, neidiſche Menſchen einem Pferde, das einen großen Vorſprung hatte, mit dem Mantel in die Augen ſchlugen, und es dadurch umzukehren und an die Seite zu rennen zwangen. Noch ſchlimmer iſt es, wenn die Pferde auf dem Venetianiſchen Platze nicht glücklich aufgefangen werden; ſie kehren alsdann unaufhaltſam zurück; und weil die Laufbahn vom Volke ſchon wieder angefüllt iſt, richten ſie manches Unheil an, das man entweder nicht erſährt oder nicht achtet.

Aufgehobene Ordnung.

Gewöhnlich laufen die Pferde mit einbrechender Nacht erſt ab. Sobald ſie eben bei dem Venetianiſchen Palaſt angelangt ſind, werden kleine Mörſer gelöſ't; dieſes Zeichen wird in der Mitte des Corſo wiederholt und in der Gegend des Obelisken das letzte Mal gegeben.

In dieſem Augenblicke verläßt die Wache ihren Poſten; die Ordnung der Kutſchenreihen wird nicht länger gehalten, und gewiß iſt Dieſes ſelbſt für den Zuſchauer, der ruhig an ſeinem Fenſter ſteht, ein ängſtlicher und verdrießlicher Zeitpunct, und es iſt werth, daß man einige Bemerkungen darüber mache.

Wir haben ſchon oben geſehen, daß die Epoche

des einbrechenden Nacht, welche so Vieles in Italien entscheidet, auch die gewöhnlichen sonn- und festtägigen Spazierfahrten auflöset. Dort sind keine Wachen und keine Garden; es ist ein altes Herkommen, eine allgemeine Convention, daß man in gebührender Ordnung auf- und abfahre; aber sobald Ave Maria geläutet wird, läßt sich Niemand sein Recht nehmen, anzuhalten, wann und wie er will. Da nun die Umfahrt im Carneval in derselben Straße und nach ähnlichen Gesetzen geschieht, obgleich hier die Menge und andere Umstände einen großen Unterschied machen, so will sich doch Niemand sein Recht nehmen lassen, mit einbrechender Nacht aus der Ordnung zu lenken.

Wenn wir nun auf das angegebene Gedränge in dem Corso zurückblicken und die für einen Augenblick nur gereinigte Rennbahn gleich wieder mit Volk überschwemmt sehen, so scheint uns Vernunft und Billigkeit zu Gesetz einzugeben, daß eine jede Equipage nur suchen solle, in ihrer Ordnung das nächste ihr begegnende Gäßchen zu erreichen und so nach Hause zu eilen.

Allein es lenken, gleich nach abgeschossenen Signalen, einige Wagen in die Mitte hinein; hemmen und verwirren das Fußvolk; und weil in dem engen Mittelraume es Einem einfällt, hinunter, dem Andern hinaufzufahren, so können Beide nicht von der Stelle und hindern oft die Vernünftigern, die in der Reihe geblieben sind, auch vom Platz zu kommen.

Wenn nun gar ein zurückkehrendes Pferd auf einen solchen Knoten trifft, so vermehrt sich Gefahr, Unheil und Verdruß von allen Seiten.

Nacht.

Und doch entwickelt sich diese Verwirrung, zwar später, aber meistens glücklich. Die Nacht ist eingetreten und ein Jedes wünscht sich zu einiger Ruhe Glück.

Theater.

Alle Gesichts-Masken sind von dem Augenblick an abgelegt und ein großer Theil des Publicums eilt nach dem Theater. Nur in den Logen sieht man allenfalls noch Tabarro's und Damen in Masken-Kleidern; das ganze Parterre zeigt sich wieder in bürgerlicher Tracht.

Die Theater Alibert und Argentina geben ernsthafte Opern mit eingeschobenen Ballets; Valle und Capranica Comödien und Tragödien mit komischen Opern als Intermezzo; Pace ahmt ihnen, wiewohl unvollkommen, nach; und so gibt es, bis zum Puppenspiel und zur Seiltänzerbude herunter, noch manche subordinirte Schauspiele.

Das große Theater Torlonone, das einmal abgebrannte und, da man es wieder aufgebaut hatte, gleich zusammenstürzte, unterhält nun leider das Volk nicht mehr mit seinen Haupt- und Staats-Actionen und andern wunderbaren Verstellungen.

Die Leidenschaft der Römer für das Theater ist groß und war ehemals in der Carneval-Zeit noch heftiger, weil sie in dieser einzigen Epoche befriedigt werden konnte. Gegenwärtig ist wenigstens ein Schauspielhaus auch im Sommer und Herbst offen, und das Publicum kann seine Lust den größten Theil des Jahres durch einiger Maßen befriedigen.

Es würde uns hier zu sehr von unserm Zwecke abführen, wenn wir uns in eine umständliche Beschreibung der Theater, und was die Römischen allenfalls Besonderes haben möchten, hier einlassen wollten. Unsere Leser erinnern sich, daß an andern Orten von diesem Gegenstande gehandelt worden.

Festine.

Gleichfalls werden wir von den sogenannten Festinen wenig zu erzählen haben; es sind Dieses große maskirte Bälle, welche in dem schön erleuchteten Theater Alibert einige Mal gegeben werden.

Auch hier werden Tabarro's sowohl von den Herren als Damen für die anständigste Maske gehalten, und der ganze Saal ist mit schwarzen Figuren angefüllt; wenige bunte Character-Masken mischen sich darunter.

Desto größer ist die Neugierde, wenn sich einige edle Gestalten zeigen, die, wiewohl seltener, aus den verschiedenen Kunst-Epochen ihre Masken erwählen und verschiedene Statuen, welche sich in Rom befinden, meisterlich nachahmen.

So zeigen sich hier Aegyptische Gottheiten, Priesterinnen, Bacchus und Ariadne, die tragische Muse, die Muse der Geschichte, eine Stadt, Verstorbenen, ein Consul, mehr oder weniger gut und nach dem Costüme ausgeführt.

Tanz.

Die Tänze bei diesen Festen werden gewöhnlich in langen Reihen, nach Art der Engländer, getanzt; nur unterscheiden sie sich dadurch, daß sie in ihren wenigen Touren meistentheils etwas Characteristisches pantomimisch ausdrücken; zum Beispiel, es entweichen und verfehlen sich zwei Liebende, sie scheiden und finden sich wieder.

Die Römer sind, durch die pantomimischen Ballete, an stark gezeichnete Gesticulation gewöhnt; sie lieben auch in ihren gesellschaftlichen Tänzen einen Ausdruck, der uns übertrieben und affectirt scheinen würde. Niemand mag leicht zu tanzen, als wer es kunstmäßig gelernt hat; besonders wird der Menuet ganz eigentlich als ein Kunstwerk betrachtet, und nur von wenigen Paaren gleichsam aufgeführt. Ein

ſolches Paar wird dann von der übrigen Geſellſchaft in einen Kreis eingeſchloſſen, bewundert und am Ende applaudirt.

Morgen.

Wenn die galante Welt ſich auf dieſe Weiſe bis an den Morgen ermüdet, ſo iſt man bei anbrechendem Tage ſchon wieder in dem Corſo beſchäftigt, denſelben zu reinigen und in Ordnung zu bringen. Beſonders ſorgt man, daß die Piazzolane in der Mitte der Straße gleich und ebenlich ausgebreitet werde.

Nicht lange, ſo bringen die Stallknechte das Rennpferd, das ſich geſtern am ſchlechteſten gehalten, vor den Obelisk. Man ſetzt einen kleinen Knaben darauf und ein anderer Reiter mit einer Peitſche treibt es vor ſich her, ſo daß es alle ſeine Kräfte anſtrengt, um ſeine Bahn ſo geſchwind als möglich zurückzulegen.

Ungefähr zwei Uhr Nachmittag, nach dem gegebenen Glockenzeichen, beginnt jeden Tag der ſchon beſchriebene Cirkel des Feſtes. Die Spaziergänger finden ſich ein, die Wache zieht auf, Balcone, Fenſter, Gerüſte werden mit Teppichen behängt, die Masken vermehren ſich und treiben ihre Thorheiten, die Kutſchen fahren auf und nieder und die Straße iſt mehr oder weniger gedrängt, je nachdem die Witterung oder andere Umſtände günſtig oder ungünſtig ihren Einfluß zeigen. Gegen das Ende des Carneval's vermehren ſich, wie natürlich, die Zuſchauer, die Masken, die Wagen, der Putz und der Lärm. Nichts aber reicht an das Gedränge, an die Ausſchweifungen des letzten Tages und Abends.

Letzter Tag.

Meiſt halten die Kutſchenreihen ſchon zwei Stunden vor Nacht für; kein Wagen kann mehr von der Stelle, keiner aus den Seitengaſſen mehr hereinrücken. Die Gerüſte und Stühle ſind früher beſetzt, obgleich die Plätze theurer gehalten werden; Jeder ſucht aufs Baldigſte unterzukommen und man erwartet das Erlöſchen der Pferde mit mehrerer Schauſucht als jemals.

Endlich taucht auch dieſer Augenblick vorbei; die Zeichen werden gegeben, daß das Feſt geendigt ſei; allein weder Wagen, noch Masken, noch Zuſchauer weichen aus der Stelle.

Alles iſt ruhig, Alles ſtill, indem die Dämmerung ſachte zunimmt.

Moccoli.

Kaum wird es in der engen und hohen Straße dämmerig, ſo ſiehet man hier und da Lichter erſcheinen, an den Fenſtern, auf den Gerüſten ſich bewegen und in kurzer Zeit die Circulation des Feuers dergeſtalt ſich verbreiten, daß die ganze Straße von brennenden Wachslichtern erleuchtet iſt.

Die Balcone ſind mit durchſcheinenden Papierlaternen verſehen, Jeder hält ſeine Kerze zum Fenſter heraus, alle Gerüſte ſind erhellt und es ſieht ſich gar artig in die Kutſchen hinein, an deren Decken oft kleine, cryſtallne Armleuchter die Geſellſchaft erhellen; indeſſen in einem andern Wagen die Damen mit bunten Kerzen in den Händen zur Betrachtung ihrer Schönheit gleichſam einzuladen ſcheinen.

Die Bedienten bekleiden den Rand des Kutſchendeckels mit Kerzchen; offene Wagen mit bunten Papierlaternen zeigen ſich; unter den Fußgängern erſcheinen manche mit hohen Lichterpyramiden auf den Köpfen, andere haben ihr Licht auf zuſammengebundene Rohre geſteckt und erreichen mit einer ſolchen Ruthe oft die Höhe von zwei, drei Stockwerken.

Nun wird es für einen Jeden Pflicht, ein angezündetes Kerzchen in der Hand zu tragen und die Favorit-Verwünſchung der Römer: Sia ammazzato chi non porta moccolo! oder: Ermordet werde, der kein Lichtſtümpchen trägt! auf Einer dem Andern zu, indem er ihm das Licht auszublaſen ſucht. Auszünden und auszublaſen und ein unbändiges Geſchrei: ein ammazzato, bringt nun bald Leben und Bewegung und wechſelſeitiges Intereſſe unter die ungeheure Menge.

Ohne Unterſchied, ob man Bekannte oder Unbekannte vor ſich habe, ſucht man nur immer das nächſte Licht auszublaſen oder das ſeinige wieder anzuzünden und bei dieſer Gelegenheit das Licht des Anzündenden auszulöſchen. Und je ſtärker das Gebrüll: sia ammazzato von allen Enden widerhallt, deſto mehr verliert das Wort von ſeinem fürchterlichen Sinn, deſto mehr vergißt man, daß man in Rom ſei, wo dieſe Verwünſchung, um einer Kleinigkeit willen, in Kurzem an Einem und dem Andern erfüllt werden kann.

Die Bedeutung des Ausdrucks verliert ſich nach und nach gänzlich. Und wie wir in andern Sprachen oft flache und unanſtändige Worte zum Zeichen der Bewunderung und Freude gebrauchen hören, ſo wird sia ammazzato dieſen Abend zum Loſungswort, zum Freudengeſchrei, zum Refrain aller Scherze, Neckereien und Complimente.

So hören wir ſpotten: sia ammazzato il Signore Abbate che la l'ombra: über einen vorbeigehenden guten Freund ausrufen: Sia ammazzato il Signore Filippo; aber Schmeicheln und Compliment damit verbunden: Sia ammazzata la bella Principessa! Sia am-

marzato la Signora Angelica la prima pittrice del secolo. *)

Alle dieſe Phraſen werden heftig und ſchnell mit einem langen haltenden Ton auf der letzten oder drittletzten Sylbe ausgerufen. Unter dieſem unaufhörlichen Geſchrei geht das Ausblaſen und Anzünden der Kerzen immer fort. Man begegne Jemandem im Haus, auf der Treppe, es ſey eine Geſellſchaft im Zimmer beiſammen, aus einem Fenſter an's benachbarte, überall ſucht man über den Andern zu gewinnen und ihm das Licht auszulöſchen.

Alle Stände und Alter toben gegeneinander; man ſteigt auf die Tritte der Kutſchen; kein Hängeleuchter, kaum die Laternen ſind ſicher; der Knabe löſcht dem Vater das Licht aus und hört nicht auf zu ſchreien: Sia ammazzato il Signore Padre! Vergebens, daß ihm der Alte dieſe Unanſtändigkeit verweiſt; der Knabe behauptet die Freiheit dieſes Abends und vermünſcht nur ſeinen Vater deſto öfter. Wie nun an beiden Enden des Corſo ſich bald das Getümmel vertieft, deſto unbändiger häuft ſich's nach der Mitte zu und dort entſteht ein Gedränge, das alle Begriffe überſteigt, ja das ſelbſt die lebhafteſte Erinnerungskraft ſich nicht wieder vergegenwärtigen kann.

Niemand vermag ſich mehr von dem Platze, wo er ſteht oder ſitzt, zu rühren; die Wärme ſo vieler Menſchen, ſo vieler Lichter, der Dampf ſo vieler immer wieder ausgeblaſener Kerzen, das Geſchrei ſo vieler Menſchen, die nur um deſto heftiger brüllen, je weniger ſie ein Glied rühren können, machen zuletzt ſelbſt den geſundeſten Sinn ſchwindeln; es ſcheint natürlich, daß nicht manches Unglück geſchehen, daß die Kutſchenpferde nicht wild, nicht Manche gequetſcht, gedrückt oder ſonſt beſchädigt werden ſollten.

Und doch, weil ſich endlich Jeder weniger oder mehr hinweggeſehnt, Jeder ein Plätzchen, an das er gelangen kann, einſchlägt, aber auf dem nächſten Platze freie Luft und Erholung ſucht, ſo löſt ſich die Maſſe auch auf, ſchmilzt von den Enden nach der Mitte zu, und dieſes Feſt allgemeiner Freiheit und Losgebundenheit, dieſes moderne Saturnal, endigt ſich mit einer allgemeinen Betäubung.

Das Volk eilt nun, ſich bei einem wohlbereiteten Schmauſe an dem bald verbotenen Fleiſche bis Mitternacht zu ergetzen, die feinere Welt nach den Schauſpielhäuſern, um dort von den ſehr abgekürzten Theater-Stücken Abſchied zu nehmen, und auch dieſen Freuden macht die herannahende Mitternachtsſtunde ein Ende.

*) Erworben wurde die ſchöne Prinzeſſin: C. m. Madame Angelica, die beſte Mamſell hundert Jahre.

Aſchermittwoch.

So iſt denn ein ausſchweifendes Feſt wie ein Traum, wie ein Mädchen vorüber und es bleibt dem Theilnehmer vielleicht weniger davon in der Seele zurück als unſern Leſern, vor deren Einbildungskraft und Verſtand wir das Ganze in ſeinem Zuſammenhange gebracht haben.

Wenn uns während des Laufs dieſer Thorheiten der rohe Pulcinell ungebührlich an die Freuden der Liebe erinnert, denen wir unſer Daſeyn zu danken haben; wenn eine Bande auf öffentlichem Platze die Geheimniſſe der Gebärerinn entweiht; wenn ſo viele nächtlich angezündete Kerzen uns an die letzte Feierlichkeit erinnern, ſo werden wir mitten unter dem Unſinne auf die wichtigſten Scenen unſers Lebens aufmerkſam gemacht.

Noch mehr erinnert uns die ſchmale, lange, gedrängt volle Straße an die Wege des Weltlebens, wo jeder Zuſchauer und Theilnehmer mit freiem Geſicht oder unter der Maske, vom Balcon oder vom Gerüſte, nur einen geringen Raum vor und neben ſich überſieht, in der Kutſche oder zu Fuße, nur Schritt vor Schritt vorwärts kommt, mehr geſchoben wird als geht, mehr aufgehalten wird, als willig ſtille ſteht, nur eifriger dahin zu gelangen ſucht, wo es beſſer und freier zugeht, und dann auch da wieder in die Enge kommt und zuletzt verdrängt wird.

Dürfen wir fortfahren, ernſthafter zu ſprechen, als es der Gegenſtand zu erlauben ſcheint, ſo bemerken wir, daß die lebhafteſten und höchſten Vergnügen, wie die vorbeifliegenden Pferde, nur einen Augenblick uns erſcheinen, uns rühren, und kaum eine Spur in der Seele zurücklaſſen, daß Freiheit und Gleichheit nur in dem Taumel des Maskenlaufs genoſſen werden können und daß die größte Luſt nur dann am Höchſten reizt, wenn ſie ſich ganz nahe an die Gefahr drängt und lüſtern ängſtlich ſüße Empfindungen in ihrer Nähe genießet.

Und ſo hätten wir, ohne ſelbſt daran zu denken, auch unſer Carneval mit einer Aſchermittwochsbetrachtung geſchloſſen, wodurch wir keinen unſrer Leſer traurig zu machen fürchten. Vielmehr wünſchen wir, daß jeder mit uns, da das Leben im Ganzen, wie das Römiſche Carneval, unüberſehlich, ungenießbar, ja bedenklich bleibt, durch dieſe unbekümmerte Masken-Geſellſchaft an die Wichtigkeit jedes augenblicklichen, oft geringſcheinenden Lebensgenuſſes erinnert werden möge.

Februar.

Correſpondenz.

Den 2. Februar.

Wie froh will ich ſein, wenn die Narren künftigen Dienſtag Abend zur Ruhe gebracht werden. Es iſt eine entſetzliche Saccatur, Andere toll zu ſehen, wenn man nicht ſelbſt angeſteckt iſt.

Soviel, als möglich war, habe ich meine Studien fortgeſetzt; auch iſt Claudine gerückt; und wenn nicht alle Genii ihre Hülfe verſagen, ſo geht heute über acht Tage der dritte Act an Herder'n ab und ſo wäre ich den fünften Band los. Dann geht eine neue Noth an, worin mir Niemand rathen noch helfen kann. Taſſo muß umgearbeitet werden; was da ſteht, iſt zu Nichts zu brauchen; ich kann weder ſo endigen, noch Alles wegwerfen. Solche Mühe hat Gott den Menſchen gegeben!

Der ſechste Band enthält wahrſcheinlich Taſſo, Lila, Jery und Bätely, Alles um- und ausgearbeitet, daß man es nicht mehr kennen ſoll.

Zugleich habe ich meine kleinen Gedichte durchgeſehen und an den achten Band gedacht, den ich vielleicht vor dem Lebenden herausgebe. Es iſt ein wunderlich' Ding, ſo ein Summa Summarum ſeines Lebens zu ziehen. Wie wenig Spur bleibt doch von einer Exiſtenz zurück!

Hier ſchicken ſie mich mit den Ueberſetzungen meines Werther's und zeigen mir ſie und fragen, welches die beſte ſei und ob auch Alles wahr ſei! Das iſt nun ein Unheil, was mich bis nach Indien verfolgen würde.

Den 4. Februar.

Hier iſt der dritte Act Claudine's; ich wünſche, daß er Dir nur die Hälfte ſo wohl gefallen möge, als ich vergnügt bin, ihn gerundet zu haben. Da ich nun die Bedürfniſſe des lyriſchen Theater's genauer kenne, habe ich geſucht, durch manche Aufopferungen, dem Componiſten und Acteurs entgegenzuarbeiten. Das Zeug, worauf geſtickt werden ſoll, muß weite Fäden haben und zu einer comiſchen Oper muß es abſolut wie Maris gewoben ſein. Doch habe ich bei dieſer, wie bei Erwin, auch für's Leſen geſorgt; genug, ich habe gethan, was ich konnte.

Ich bin recht ſtill und rein und wie ich Euch ſchon verſichert habe, jedem Auf bereit und ergeben. Zur bildenden Kunſt bin ich zu alt, ob ich alſo ein Dilettchen mehr oder weniger pfuſche, iſt eins. Mein Durſt iſt geſtillt, auf dem rechten Wege bin ich, der Betrachtung und des Studium's; mein Genuß iſt friedlich und genügſam. Zu dem Allem geht mir Euern Segen. Ich habe nichts Näheres nun, als meine drei letzten Theile zu endigen. Dann ſoll's zu Wilhelm'en u. ſ. w.

Den 6. Februar.

Die Narren haben noch Montag und Dienſtag was Rechts gelärmt; beſonders Dienſtag Abends, wo die Raſerei mit den Moccoli in völligem Flor war. Mittwochs dankte man Gott und der Kirche für die Faſten. Auf kein Feſtin (ſo nennen ſie die Redouten) bin ich gekommen; ich bin fleißig, was nur mein Kopf halten will. Da der fünfte Band abſolvirt iſt, will ich nur einige Kunſt-Studien durcharbeiten, dann gleich an den ſechſten gehen. Ich habe dieſe Tage das Buch Leonard da Vinci über die Malerei geleſen und begreife jetzt, warum ich nie Etwas darin habe begreifen können.

O, wie ſind ich die Zuſchauer ſo glücklich! Die dünken ſich ſo klug; ſie finden ſich was Recht's. So auch die Liebhaber, die Kenner. Du glaubſt nicht, was das ein behagliches Volk, indeß der gute Künſtler immer kleinlaut bleibt. Ich habe aber auch neuerdings einen Ekel, Jemanden urtheilen zu hören, der nicht ſelbſt arbeitet, daß ich es nicht ausdrücken kann; wie der Tabacksdampf macht mich eine ſolche Rede auf der Stelle unbehaglich.

Angelica hat ſich das Vergnügen gemacht und zwei Gemälde gekauft, eins von Tizian, das andere von Paris Bourdon, Beide um einen hohen Preis. Da ſie ſo reich iſt, daß ſie ihre Renten nicht verzehrt und jährlich mehr dazu verdient: ſo iſt es liebenswürdig, daß ſie Etwas anſchafft, das ihr Freude macht und ſolche Sachen, die ihren Kunſteifer erhöhen. Gleich, ſobald ſie die Bilder im Hauſe hatte, fing ſie an, in einer neuen Manier zu malen, um zu verſuchen, wie man gewiſſe Vortheile jener Meiſter ſich eigen machen könne. Sie iſt unermüdet, nicht allein zu arbeiten, ſondern auch zu ſtudiren. Mit ihr iſt's eine große Freude, Kunſtſachen zu ſehen.

Kayſer geht auch als ein wackerer Künſtler zu Werke. Seine Muſik zu Egmont'en avancirt ſtark. Noch habe ich nicht Alles gehört; mir ſcheint Jedes dem Sujet ſehr angemeſſen! Er wird auch: Cupido, Kleiner, leſen u. componiren. Ich ſchicke Dir's gleich, damit es oft zu meinem Andenken geſungen werde. Es iſt auch mein Lieblingchen.

Der Kopf iſt mir wüſte vom vielen Schreiben, Treiben und Denken. Ich werde nicht klüger, fordere zu viel von mir und lege mir zu viel auf.

Den 14. Februar.

Mit dem Preußiſchen Courier erhielt ich vor einiger Zeit einen Brief von unſerm Herzoge, der ſo freundlich, lieb, gut und erfreulich war, als ich nicht leicht einen erhalten. Da er ohne Rückhalt ſchreiben konnte, ſo beſchrieb er mir

Spatziergang.

Faust in Gedanken auf und ab gehend.
Zu ihm Mephistopheles.

Mephistopheles.

Bey aller verschmähten Liebe! Bey'm höllischen Elemente!
Ich wollt' ich wüßte 'was ärgers, daß ich's fluchen könnte!

Faust.

Was hast? was kneipt dich denn so sehr?
So kein Gesicht sah' ich in meinem Leben!

Mephistopheles.

Ich möcht' mich gleich dem Teufel übergeben,
Wenn ich nur selbst kein Teufel wär'!

Faust.

Hat sich dir 'was im Kopf verschoben?
Dich kleidet's, wie ein Rasender zu toben!

die ganze politische Lage, die seinige und so weiter. Ueber mich selbst erklärte er sich auf das Liebreichste.

Den 22. Februar.

Wir haben diese Woche einen Fall gehabt, der das ganze Chor der Künstler in Betrübniß setzt. Ein Franzose, Nameus Drouais, ein junger Mensch von etwa fünfundzwanzig Jahren, einziger Sohn einer zärtlichen Mutter, reich und schön gebildet, der unter allen studirenden Künstlern für den hoffnungsvollsten gehalten ward, ist an den Blattern gestorben. Es ist eine allgemeine Trauer und Bestürzung. Ich habe, in seinem verlassenen Studio, die lebensgroße Figur eines Philoctet's gesehen, welcher mit einem Flügel eines erlegten Raubvogels den Schmerz seiner Wunde wehend kühlt. Ein schön gedachtes Bild, das in der Ausführung viel Verdienste hat, aber nicht fertig geworden.

Ich bin fleißig und vergnügt, und erwarte so die Zukunft. Täglich wird mirs deutlicher, daß ich eigentlich zur Dichtkunst geboren bin und daß ich die nächsten zehn Jahre, die ich höchstens noch arbeiten darf, dieses Talent exculiren und noch etwas Gutes machen sollte, da mir das Feuer der Jugend Manches ohne großes Studium gelingen ließ. Von meinem längern Aufenthalt in Rom werde ich den Vortheil haben, daß ich auf das Ausüben der bildenden Kunst Verzicht thue.

Angelica macht mir das Compliment, daß sie Wenige in Rom kenne, die besser in der Kunst sähen als ich. Ich weiß recht gut, wo und was ich noch nicht sehe und fühle wohl, daß ich immer zunehme und was zu thun wäre, um immer weiter zu sehen. Genug, ich habe schon jetzt meinen Wunsch erreicht, in einer Sache, zu der ich mich leidenschaftlich getragen fühle, nicht mehr blind zu tappen.

Ein Gedicht: Amor als Landschaftsmaler, schicke ich Dir ehestens und wünsche ihm gut' Glück. Meine kleinen Gedichte habe ich gesucht in eine gewisse Ordnung zu bringen; sie nehmen sich wunderlich aus. Die Gedichte auf Hans Sachs und auf Mieding's Tod schließen den achten Band und so meine Schriften für dieß Mal. Wenn sie mich indessen bei der Pyramide zur Ruhe bringen, so können diese beiden Gedichte statt Personalien und Paretalien gelten.

Morgen früh ist päpstliche Capelle und die famosen alten Musiken fangen an, die nachher in der Char-Woche auf den höchsten Grad des Interesses steigen. Ich will nun jeden Sonntag früh hin, um mit dem Styl bekannt zu werden. Kayser, der diese Sachen eigentlich studirt, wird mir den Sinn wohl dasüber aufschließen. Wir erwarten mit jeder Post ein gedrucktes Exemplar der Gründonnerstags-Musik von Zürich, wo sie Kayser zurückließ. Sie wird alsdann erst am Clavier gespielt und dann in der Capelle gehört.

Februar.

Wenn man einmal zum Künstler geboren ist und gar mancher Gegenstand der Kunstanschauung zusagt, so kann diese mir auch mitten unter dem Gewühl der Fastnachtsthorheiten und Absurditäten zu Genuß. Es war das zweite Mal, daß ich das Carneval sah und es mußte mir bald auffallen, daß dieses Volksfest, wie ein anderes wiederkehrendes Leben und Weben, seinen entschiedenen Verlauf hatte.

Dadurch ward ich nun mit dem Getümmel versöhnt; ich sah es an als ein anderes bedeutendes Naturerzeugniß und National-Ereigniß; ich interessirte mich dafür in diesem Sinne, bemerkte genau den Gang der Thorheiten, und wie das Alles doch in einer gewissen Form und Schicklichkeit ablief. Hierauf notirte ich mir die einzelnen Vorkommnisse der Reihe nach, welche Vorarbeit ich später zu dem so eben eingeschalteten Aufsatz benutzte, hat auch zugleich unsern Hausgenossen Georg Schütz, die einzelnen Masken flüchtig zu zeichnen und zu coloriren, welches er mit seiner gewohnten Gefälligkeit durchführte.

Diese Zeichnungen wurden nachher durch Melchior Krause von Frankfurt am Main, Director des freien Zeichen-Instituts zu Weimar, in Quarto radirt und nach den Originalen illuminirt, zur ersten Ausgabe bei Unger, welche sich selten macht.

Zu vorgemeldeten Zwecken mußte man sich denn mehr, als sonst geschehen wäre, unter die verkappte Menge hinunterdrängen, welche denn trotz aller künstlerischen Ansicht oft einen widerwärtigen, unheimlichen Eindruck machte. Der Geist, an die würdigen Gegenstände gewöhnt, mit denen man das ganze Jahr in Rom sich beschäftigte, schien immer einmal gewahr zu werden; daß er nicht recht an seinem Platze sei.

Aber für den innern, bessern Sinn sollte doch das Erquicklichste bereitet sein. Auf dem Venetianischen Platz, wo manche Kutschen, ehe sie sich den bewegten Reihen wieder aufschließen und die Vorbeifahrenden sich zu beschauen pflegen, sah ich den Wagen der Madame Angelica und trat an den Schlag, sie zu begrüßen. Sie hatte sich kaum freundlich zu mir herausgeneigt, als sie sich zurückbog, um die neben ihr Sitzende, wieder gemietete Maitländerin mir sehen zu lassen. Ich fand sie nicht verändert; denn wie

sollte sich eine gesunde Jugend nicht schnell wieder herstellen? Ja, ihre Augen schienen frischer und glänzender mich anzusehen, mit einer Freudigkeit, die mich bis in's Innerste durchdrang. So blieben wir eine Zeit lang ohne Sprache, als Madame Angelica das Wort nahm und, indessen Jene sich vorbog, zu mir sagte: Ich muß nur den Dolmetscher machen; denn ich sehe, meine junge Freundinn kommt nicht dazu, auszusprechen, was sie so lange gewünscht, sich vorgesetzt und mir öfters wiederholt hat, wie sehr sie Ihnen verpflichtet ist für den Antheil, den Sie an ihrer Krankheit, ihrem Schicksal genommen. Das Erste, was ihr beim Wiedereintritt in das Leben tröstlich geworden, heilsam und wieder herstellend auf sie gewirkt, sei die Theilnahme ihrer Freunde und besonders die Ihrige gewesen; sie habe sich auf ein Mal wieder aus der tiefsten Einsamkeit unter so vielen guten Menschen wieder in dem schönsten Kreise gefunden."

„Das ist Alles wahr!" sagte Jene, indem sie über die Freundinn her mir die Hand reichte, die ich wohl mit der meinigen, aber nicht mit meinen Lippen berühren konnte.

Mit stiller Zufriedenheit entfernte ich mich wieder in das Gedräng der Thoren, mit dem zartesten Gefühl von Dankbarkeit gegen Angelica, die sich des guten Mädchens, gleich nach dem Unfalle, tröstend anzunehmen gewußt und, was in Rom selten ist, ein bisher fremdes Frauenzimmer in ihren edeln Kreis aufgenommen hatte, welches mich um so mehr rührte, als ich mir schmeicheln durfte, mein Antheil an dem guten Kinde habe hierauf nicht wenig eingewirkt.

Der Senator von Rom, Graf Rezzonico, war schon früher, aus Deutschland zurückkehrend, mich zu besuchen gekommen. Er hatte eine innige Freundschaft mit Herrn und Frau von Diede errichtet und brachte mir angelegentliche Grüße von diesen werthen Gönnern und Freunden; aber ich lehnte, wie herkömmlich, ein näheres Verhältniß ab, sollte aber doch endlich unausweichlich in diesen Kreis gezogen werden.

Jene genannten Freunde, Herr und Frau von Diede, machten ihrem werthen Lebensgenossen einen Gegenbesuch und ich konnte mich um so weniger entbrechen, mancherlei Art von Einladungen anzunehmen, als die Dame, wegen des Flügelspiels berühmt, in einem Concerte auf der capitolinischen Wohnung des Senator's sich hören zu lassen willig war und man unsern Genossen Kayser, dessen Geschicklichkeit rühmbar geworden, zu einer Theilnahme an jenen Exhibitionen schmeichelhaft eingeladen hatte. Die unvergleichliche Aussicht bei Sonnenuntergang aus den Zimmern des Senator's nach dem Coliseo zu mit allem Dem, was sich von den andern Seiten anschließt, verlieh freilich unserm Künstlerblick das herrlichste Schauspiel, dem man sich aber nicht hingeben durfte, um es gegen die Gesellschaft an Achtung und Artigkeit nicht fehlen zu lassen. Frau von Diede spielte sodann, sehr große Vorzüge entwickelnd, ein bedeutendes Concert und man bot bald darauf unserm Freunde den Platz an, dessen er sich denn auch ganz würdig zu machen schien, wenn man dem Lobe trauen darf, das er einerntete. Abwechselnd ging es eine Weile fort; auch wurde von einer Dame eine Lieblingsarie vorgetragen; endlich aber, als die Reihe wieder an Kayser'n kam, legte er ein anmuthiges Thema zum Grunde und variirte solches auf die mannigfaltigste Weise.

Alles war gut von Statten gegangen, als der Senator mir im Vorsaal manches Freundliche sagte, doch aber nicht bergen konnte und mit jener weichen Venetianischen Art halb bedauernd versicherte: er sei eigentlich von solchen Variationen kein Freund, werde hingegen von den ausdrucksvollen Adagio's seiner Dame jederzeit ganz entzückt.

Nun will ich gerade nicht behaupten, daß mir jene sehnsüchtigen Töne, die man im Adagio und Largo hinzuziehen pflegt, jemals seien zuwider gewesen; doch aber liebte ich in der Musik immer mehr das Aufregende, da unsere eigenen Gefühle, unser Nachdenken über Verlust und Mißlingen uns nur allzu oft herabzuziehen und zu überwältigen drohen.

Unserm Senator'n dagegen konnte ich keineswegs verargen, ja ich mußte ihm auf's Freundlichste gönnen, daß er solchen Tönen gern sein Ohr lieh, die ihn vergewisserten, er bewirthe in dem herrlichsten Aufenthalte der Welt eine so sehr geliebte und hochverehrte Freundinn.

Für uns Andere, besonders Deutsche Zuhörer blieb es ein unschätzbarer Genuß, in dem Augenblicke, wo wir eine treffliche, längst gekannte, verehrte Dame, in den zartesten Tönen sich auf dem Flügel ergehend, vernahmen, zugleich hinab vom Fenster in die einzigste Gegend von der Welt zu schauen und in dem Abendglanz der Sonne, mit weniger Wendung des Hauptes, das große Bild zu überblicken, das sich, linker Hand vom Bogen des Septimius Severus, das Campo Vaccino entlang bis zum Minerven- und Friedenstempel erstreckte, um dahinter das Coliseum hervorschauen zu lassen, in dessen Gefolge man denn, das Auge rechts wendend, an den Bogen des Titus vorbeigeleitend, in dem Labyrinthe der Palatinischen Trümmer und über durch Garten-Cultur und wilde Vegeta-

tirn geſchmückten Einöde ſich zu verirren und zu verweilen hatte.

(Eine im Jahr 1824 von Fries und Thürmer gezeichnete und geſtochene nordweſtliche Ueberſicht von Rom, genommen von dem Thurme des Capitols, bitten wir hiernächſt zu überſchauen; ſie iſt einige Stockwerke höher und nach den neuern Ausgrabungen gefaßt, aber im Abendlichte und Beſchattung, wie wir ſie damals geſehen, wobei denn freilich die glühende Farbe mit ihren ſchattig blauen Gegenſätzen und allem dem Zauber, der daraus entſpringt, hinzuzudenken wäre.)

Sodann hatten wir in dieſen Stunden als Glück zu ſchätzen, das herrlichſte Bild, welches Mengs vielleicht je gemalt hat, das Portrait Clemens XIII., Rezzonico, der unſern Börner, den Senator, als Neposen an dieſen Poſten geſetzt, mit Ruhe zu beſchauen, von deſſen Werth ich zum Schluß eine Stelle aus dem Tagebuch unſers Freundes aufführe:

„Unter den von Mengs gemalten Bildniſſen, da, wo ſeine Kunſt ſich am Tüchtigſten bewährte, iſt das Bildniß des Papſtes Rezzonico. Der Künſtler hat in dieſem Werk die Venetianer im Colorit und in der Behandlung nachgeahmt und ſich eines glücklichen Erfolgs zu erfreuen; der Ton des Colorit's iſt wahr und warm und der Ausdruck des Geſichtes belebt und geiſtreich; der Vorhang von Goldſtoff, auf dem ſich der Kopf und das Uebrige der Figur ſchön abheben, gilt für ein gewagtes Kunſtſtück in der Malerei, gelang aber vortrefflich, indem das Bild dadurch ein reiches, harmoniſches, unſer Auge angenehm rührendes Anſehen erhält."

März.

Correſpondenz.

Den 1. März.

Sonntags gingen wir in die Sixtiniſche Capelle, wo der Papſt mit den Cardinälen der Meſſe beiwohnte. Da die Letztern wegen der Faſtenzeit nicht roth, ſondern violet gekleidet waren, gab es ein neues Schauſpiel. Einige Tage vorher hatte ich Gemälde von Albrecht Dürer geſehen und ſonnte mich nun, ſo Etwas im Leben anzutreffen. Das Ganze zuſammen war einzig groß und doch ſimpel und ich wunderte mich nicht, wenn Fremde, die eben in der Char-Woche, wo Alles zuſammentrifft, hereinkommen, ſich kaum faſſen können. Die Capelle ſelbſt kenne ich recht gut; ich habe vorigen Sommer d'rin zu Mittag gegeſſen und auf des Papſtes Thron Mittagsruhe gehalten und kann die Gemälde faſt auswendig; und doch, wenn Alles beiſammen iſt, was zur Fundation gehört, ſo iſt es wieder was Ander's und man findet ſich kaum wieder.

Es ward ein altes Motett, von einem Spanier, Morales, componirt, geſungen und wir hatten den Vorſchmack von Dem, was nun kommen wird. Kayſer iſt auch der Meinung, daß man dieſe Muſik nur hier hören kann und ſollte, theils weil nirgends Sänger ohne Orgel und Inſtrument auf einen ſolchen Geſang geübt ſein könnten, theils weil er zum antiken Inventario der päpſtlichen Capelle und zu dem Enſemble der Michel Angelo's, des jüngſten Gerichts, der Propheten und bibliſchen Geſchichte einzig paſſe. Kayſer wird dereinſt über alles Dieſes beſtimmte Rechnung ablegen. Er iſt ein großer Verehrer der alten Muſik und ſtudirt ſehr fleißig Alles, was dazu gehört.

So haben wir eine merkwürdige Sammlung Pſalmen im Hauſe; ſie ſind in Italieniſche Verſe gebracht und von einem Venetianiſchen Nobile, Benedetto Marcello, zu Anfang dieſes Jahrhunderts in Muſik geſetzt. Er hat bei vielen die Intonation der Juden, theils der Spaniſchen, theils der Deutſchen, als Motiv angenommen; zu andern hat er alte Griechiſche Melodien zu Grunde gelegt und ſie mit großem Verſtand, Kunſtkenntniß und Mäßigkeit ausgeführt. Sie ſind theils als Solo, Duett, Chor geſetzt und unglaublich original, ob man gleich ſich erſt einen Sinn dazu machen muß. Kayſer ſchätzt ſie ſehr und wird einige daraus abſchreiben. Vielleicht kann man einmal das ganze Werk haben, das in Venedig 1724 gedruckt iſt und die erſten fünfzig Pſalmen enthält. Herder ſoll doch aufſtehen; er ſteht vielleicht in einem Catalogus dieß intereſſante Werk.

Ich habe den Muth gehabt, meine drei letzten Bände auf ein Mal zu überdenken und ich weiß nun genau, was ich machen will. Gebe nun der Himmel Stimmung und Glück, es zu machen!

Es war eine reichhaltige Woche, die mir in der Erinnerung wie ein Monat vorkommt.

Zuerſt ward der Plan zu Fauſt'en gemacht und ich hoffe, dieſe Operation ſoll mir geglückt ſein. Natürlich iſt es ein ander' Ding, das Stück jetzt oder vor ſechzehn Jahren aufſchreiben; ich denke, es ſoll Nichts dabei verlieren, beſonders da ich jetzt glaube, den Faden wieder gefunden zu haben. Auch was den Ton des Ganzen betrifft, bin ich getröſtet: ich habe ſchon eine neue Scene ausgeführt; und wenn ich das Papier räuchere, ſo, dächt' ich, ſollte ſie mir Niemand aus den alten herausfinden. Da ich durch die lange Ruhe und Abgeſchiedenheit ganz auf das Niveau meiner eig'nen Exiſtenz zurückgebracht bin, ſo iſt es merkwürdig, wie ſehr ich mir gleiche, und wie wenig mein Inneres durch

Jahre und Begebenheiten gelitten hat. Das alte Manuscript macht mir manchmal zu denken, wenn ich es vor mir sehe. Es ist noch das erste, ja in den Haupt-Scenen gleich so ohne Concept hingeschrieben; nun ist es so gelb von der Zeit, so vergriffen (die Lagen waren nie geheftet), so mürbe und an den Rändern zerstoßen, daß es wirklich wie das Fragment eines alten Codex aussieht, so daß ich, wie ich damals in eine frühere Welt mich mit Sinnen und Ahnen versetzte, ich mich jetzt in eine selbst gelebte Vorzeit wieder versetzen muß.

Auch ist der Plan von Tasso in Ordnung und die vermischten Gedichte zum letzten Bande meist in's Reine geschrieben. Des Künstlers Erdewallen soll neu ausgeführt und dessen Apotheose hinzugethan werden. Zu diesen Jugendeinfällen habe ich nun erst die Studien gemacht und alles Detail ist mir nun recht lebendig. Ich freue mich auch darauf und habe die beste Hoffnung zu den drei letzten Bänden; ich sehe sie im Ganzen schon vor mir stehen und wünsche mir nur Muße und Gemüthsruhe, um nun Schritt vor Schritt das Gedachte auszuführen.

Zur Stellung der verschiedenen kleinen Gedichte habe ich mir Deine Sammlungen der zerstreuten Blätter zum Muster dienen lassen und hoffe, zur Verbindung so disparater Dinge gute Mittel gefunden zu haben, wie auch eine Art, die allzu individuellen und momentanen Stücke einiger Massen genießbar zu machen.

Nach diesen Betrachtungen ist die neue Ausgabe von Menzel's Schriften in's Haus gekommen, ein Buch, das mir jetzt unendlich interessant ist, weil ich die sinnlichen Begriffe besitze, die nothwendig vorauszugehen müssen, um nur eine Zeile des Werks recht zu verstehen. Es ist in allem Sinne ein treffliches Buch; man liest keine Seite ohne entschiedenen Nutzen. Auch seinen Fragmenten über die Schönheit, welche Manchem so dunkel scheinen, habe ich glückliche Erleuchtungen zu danken.

Ferner habe ich allerlei Speculationen über Farben gemacht, welche mir sehr anliegen, weil Das der Theil ist, von dem ich bisher am Wenigsten begriff. Ich sehe, daß ich mit einiger Uebung und anhaltendem Nachdenken auch diesen schönen Genuß der Weltoberfläche mir werde zueignen können.

Ich war einen Morgen in der Gallerie Borghese, welche ich in einem Jahr nicht gesehen hatte, und fand zu meiner Freude, daß ich sie mit viel verständigern Augen sah. Es sind unsägliche Kunstschätze in dem Besitz des Fürsten.

Den 7. März.

Eine gute, reiche und stille Woche ist wieder vorbei. Sonntags versäumten wir die päpstliche Capelle; dagegen sah ich mit Angelica ein sehr schönes Gemälde, das billig für Correggio gehalten wird.

Ich sah die Sammlung der Academie St. Luca, wo Raphael's Schädel ist. Diese Reliquie scheint mir ungezweifelt. Ein trefflicher Knochenbau, in welchem eine schöne Seele bequem spaziren konnte. Der Herzog verlangt einen Abguß davon, den ich wahrscheinlich werde verschaffen können. Das Bild, das von ihm gemalt ist und im gleichen Saale hängt, ist seiner werth.

Auch habe ich das Capitol wieder gesehen und einige andere Sachen, die mir zurückblieben, vorzüglich Cavaceppi's Haus, das ich immer versäumt hatte zu sehen. Unter vielen köstlichen Sachen haben mich vorzüglich ergetzt zwei Abgüsse der Köpfe von den Kolossal-Statuen auf dem Monte Cavallo. Man kann sie bei Cavaceppi in der Nähe, in ihrer ganzen Größe und Schönheit sehen; leider, daß der beste, durch Zeit und Witterung, fast einen Strohhalm tief der glatten Oberfläche des Gesichts verloren hat und in der Nähe wie von Pocken übel zugerichtet aussieht.

Heute waren die Exequien des Cardinal Visconti in der Kirche St. Carlo. Da die päpstliche Capelle zum Hochamt sang, gingen wir hin, die Ohren auf Morgen recht auszuwaschen. Es ward ein Requiem gesungen zu zwei Sopranen, das Seltsamste, was man hören kann. Nil. Auch dabei war weder Orgel noch andere Musik.

Welch ein leidig' Instrument die Orgel sei, ist mir gestern Abend in dem Chor von St. Peter recht aufgefallen; man begleitete damit den Gesang bei der Vesper; es verbindet sich so gar nicht mit der Menschenstimme und ist so gewaltig. Wie reizend dagegen in der Sixtinischen Capelle, wo die Stimmen allein sind!

Das Wetter ist seit einigen Tagen trübe und gelind. Der Mandelbaum hat größtentheils verblüht und grünt jetzt; nur wenige Blüthen sind auf den Gipfeln noch zu sehen. Nun folgt der Pfirsichbaum, der mit seiner schönen Farbe die Gärten ziert. Viburnum Tinus blüht auf allen Ruinen, die Attichhecke in den Hecken sind alle aufgeschlagen und andere, die ich nicht kenne. Die Mauern und Dächer werden nun grüner; auf einigen zeigen sich Blumen. In meinem neuen Cabinet, wohin ich zog, weil mir Tischbein'en von Neapel erwarten, habe ich eine mannigfaltige Aussicht in unzählige Gärtchen und auf die hintern Gallerien vieler Häuser; es ist gar zu lustig.

Ich habe angefangen ein wenig zu modelliren. Was den Erkenntnißpunct betrifft, gehe ich sehr rein und sicher fort; in Anwendung der thätigen Kraft bin ich ein wenig confus. So geht es mir wie allen meinen Brüdern.

Den 21. März.

Die nächste Woche ist hier Nichts zu denken noch zu thun; man muß dem Schwall der Feierlichkeiten folgen. Nach Ostern werde ich noch Einiges sehen, was mir zurückblieb, meinen Faden ablösen, meine Rechnung machen, meinen Bündel packen und mit Kayser's davonziehen. Wenn Alles geht, wie ich wünsche und verhabe, bin ich Ende April's in Florenz. Inzwischen hört Ihr noch von mir.

Sonderbar war es, daß ich auf äußere Veranlassung verschiedene Maßregeln nehmen mußte, welche mich in neue Verhältnisse setzten, wodurch mein Aufenthalt in Rom immer schöner, nützlicher und glücklicher ward. Ja, ich kann sagen, daß ich die höchste Zufriedenheit meines Lebens in diesen letzten acht Wochen genossen habe und nun wenigstens einen äußersten Punct kenne, nach welchem ich das Thermometer meiner Existenz künftig abmessen kann.

Diese Woche hat sich, ungeachtet des übeln Wetters, gut gehalten. Sonntags hörten wir in der Sixtinischen Capelle ein Motett von Palestrina. Dienstag wollte uns das Glück, daß man zu Ehren einer Fremden verschiedene Theile der Charwoche-Musik in einem Saale sang. Wir hörten sie also mit größter Bequemlichkeit und konnten uns, da wir sie oft am Clavier durchsangen, einen vorläufigen Begriff davon machen. Es ist ein unglaublich großes, simples Kunstwerk, dessen immer erneuerte Darstellung sich wohl nirgends als an diesem Orte und unter diesen Umständen erhalten konnte. Bei näherer Betrachtung fallen freilich manche Handwerksturken-Traditionen, welche die Sache wunderbar und unerhört machen, weg; mit allem Dem bleibt es etwas Außerordentliches und ist ein ganz neuer Begriff. Kayser wird dereinst Rechenschaft davon ablegen können; er wird die Vergünstigung erhalten, eine Probe in der Capelle anzuhören, wozu sonst Niemand gelassen wird.

Ferner habe ich diese Woche einen Fuß modellirt, nach vorgängigem Studio der Knochen und Muskeln und werde von meinem Meister gelobt. Wer den ganzen Körper so durchgearbeitet hätte, wäre nun ein gutes Theil klüger; versteht sich in Rom, mit allen Hülfsmitteln und dem mannigfaltigen Rath der Verständigen. Ich habe einen Skelet-Fuß, eine schöne, auf die Natur gegossene Anatomie, ein halb Dutzend der schönsten antiken Füße, einige schlechte, jene zur Nachahmung, diese zur Warnung: und die Natur kann ich auch zu Rathe ziehen; in jeder Villa, in die ich trete, finde ich Gelegenheit, nach diesen Theilen zu sehen; Gemälde prägen mir, was Maler gedacht und gemacht haben. Drei, vier Künstler kommen täglich auf mein Zimmer, deren Rath und Anmerkung ich nutze, unter welchen jedoch, genau besehen, Heinrich Meyer's Rath und Nachhülfe mich am Meisten fördert. Wenn mit diesem Winde, auf diesem Elemente ein Schiff nicht von der Stelle käme, so müßte es keine Segel oder einen wahnsinnigen Steuermann haben. Bei der allgemeinen Uebersicht der Kunst, die ich mir gemacht habe, war es mir sehr nothwendig, nun mit Aufmerksamkeit und Fleiß an einzelne Theile zu gehen. Es ist angenehm, auch im Unendlichen vorwärts zu kommen.

Ich fahre fort, überall herumzugehen und vernachlässigte Gegenstände zu betrachten. So war ich gestern zum ersten Mal in Raphael's Villa, wo er, an der Seite seiner Geliebten, den Genuß des Lebens aller Kunst und allem Ruhm vorzog. Es ist ein heilig' Monument. Der Fürst Doria hat sie acquirirt und scheint sie behandeln zu wollen, wie sie es verdient. Raphael hat seine Geliebte achtundzwanzig Mal auf die Wand portraitirt in allerlei Arten von Kleidern und Costüme; selbst in den historischen Compositionen gleichen ihr die Weiber. Die Lage des Hauses ist sehr schön. Es wird sich artiger davon erzählen lassen, als sich's schreibt. Man muß das ganze Detail bemerken.

Dann ging ich in die Villa Albani und sah mich nur im Allgemeinen darin um. Es war ein herrlicher Tag. Heute Nacht hat es sehr geregnet, jetzt scheint die Sonne wieder und vor meinem Fenster ist ein Paradies. Der Mandelbaum ist ganz grün, die Pfirschblüthen fangen schon an abzufallen und die Citronen-Blüthen brechen auf dem Gipfel des Baumes auf.

Mein Abschied von hier betrübt drei Personen innigst. Sie werden nie wieder finden, was sie an mir gehabt haben; ich verlasse sie mit Schmerzen. In Rom habe ich mich selbst zuerst gefunden; ich bin zuerst, übereinstimmend mit mir selbst, glücklich und vernünftig geworden und als einen Solchen haben mich diese Drei in verschiedenem Sinne und Grade gekannt, besessen und genossen.

Den 22. März.

Heute gehe ich nicht nach St. Peter und will ein Blättchen schreiben. Nun ist auch die heilige Woche mit ihren Wundern und Beschwerden vorüber; morgen nehmen wir noch eine Benediction auf uns und dann wendet sich das Gemüth ganz zu einem andern Leben.

Ich habe durch Gunst und Mühe guter Freunde

Alles geſehen und gehört; beſonders ſind die Fußwaſchung und die Speiſung der Pilger nur durch großes Drängen und Drücken zu erkaufen.

Die Capell-Muſik iſt undenkbar ſchön, beſonders das Miſerere von Allegri und die ſogenannten Improperien, die Vorwürfe, welche der gekreuzigte Gott ſeinem Volke macht; ſie werden Char-Freitags früh geſungen. Der Augenblick, wenn der aller ſeiner Pracht entkleidete Papſt vom Thron ſteigt, um das Kreuz anzubeten und alles Uebrige an ſeiner Stelle bleibt, Jedermann ſtill iſt und das Chor anfängt: Populus meus, quid feci tibi? *) iſt eine der ſchönſten unter allen merkwürdigen Functionen. Das ſoll nun Alles mündlich ausgeführt werden und was von Muſik transportabel iſt, bringt Kayſer mit. Ich habe nach meinem Wunſch Alles, was an den Functionen genießbar war, genoſſen und über das Uebrige meine ſtillen Betrachtungen angeſtellt. Effect, wie man zu ſagen pflegt, hat Nichts auf mich gemacht: Nichts hat mir eigentlich imponirt, aber bewundert habe ich Alles; denn Das muß man ihnen nachſagen, daß ſie die chriſtlichen Ueberlieferungen vollkommen durchgearbeitet haben. Bei den päpſtlichen Functionen, beſonders in der Sixtiniſchen Capelle, geſchieht Alles, was am catholiſchen Gottesdienſte ſonſt unerfreulich erſcheint, mit großem Geſchmack und vollkommener Würde. Es kann aber auch nur da geſchehen, wo ſeit Jahrhunderten alle Künſte zu Gebote ſtanden.

Das Einzelne davon würde jetzt nicht zu erzählen ſein. Hätte ich nicht in der Zwiſchenzeit auf jene Veranlaſſung wieder Stille gehalten und an ein längeres Bleiben geglaubt, ſo könnte ich nächſte Woche fort; doch auch Das gereicht mir zum Beſten. Ich habe dieſe Zeit wieder viel ſtudirt, und die Epoche, auf die ich hoffte, hat ſich geſchloſſen und gerundet. Es iſt zwar immer eine ſonderbare Empfindung, eine Bahn, auf der man mit ſtarken Schritten fortgeht, auf ein Mal zu verlaſſen; doch muß man ſich darein finden und nicht viel Weſens machen. In jeder großen Trennung liegt ein Keim von Wahnſinn; man muß ſich hüten, ihn nachdenklich auszubrüten und zu pflegen.

Schöne Zeichnungen habe ich von Neapel erhalten, von Kniep, dem Maler, der mich nach Sicilien begleitet hat. Es ſind ſchöne, liebliche Früchte meiner Reiſe und für Euch die angenehmſten; denn was man Einem vor die Augen bringen kann, gibt man ihm am Sicherſten. Einige d'runter ſind, dem Ton der Farbe nach, ganz köſtlich gerathen und Ihr werdet kaum glauben, daß jene Welt ſo ſchön iſt.

Soviel kann ich ſagen, daß ich in Rom immer glücklicher geworden bin, daß mir mit jedem Tage mein Vergnügen wächſt; und wenn es traurig ſcheinen möchte, daß ich eben ſcheiden ſoll, da ich am Meiſten verdiente, zu bleiben, ſo iſt es doch wieder eine große Beruhigung, daß ich ſo lang habe bleiben können, um auf den Punct zu gelangen.

So eben ſteht der Herr Chriſtus mit entſetzlichem Lärm auf. Das Caſtell feuert ab, alle Glocken läuten und an allen Ecken und Enden hört man Petarden, Schwärmer und Lauffeuer. Um eilf Uhr Morgens.

*) Mein Volk, was hab' ich Dir gethan?

Perſici

März.

Es iſt uns erinnerlich, wie Philippus Neri den Beſuch der ſieben Hauptkirchen Rom's ſich öfters zur Pflicht gemacht und dadurch von der Inbrunſt ſeiner Andacht einen deutlichen Beweis gegeben. Hier nun aber iſt zu bemerken, daß eine Wallfahrt zu gedachten Kirchen von jedem Pilger, der zum Jubiläum herankommt, nothwendig gefordert wird und wirklich wegen der weit entfernten Lage dieſer Stationen, inſofern der Weg an *einem* Tage zurückgelegt werden ſoll, einer abermaligen anſtrengenden Reiſe wohl gleich zu achten iſt.

Jene ſieben Kirchen aber ſind: St Peter, Santa Maria Maggiore, San Lorenzo außer den Mauern, San Sebaſtian, San Johann im Lateran, Santa Croce in Jeruſalem, San Paul vor den Mauern.

Einen ſolchen Umgang nun vollführen auch einheimiſche fromme Seelen in der Char-Woche, beſonders am Char-Freitag. Da man aber zu dem geiſtlichen Vortheil, welchen die Seelen durch den damit verknüpften Ablaß erwerben und genießen, noch einen leiblichen Genuß hinzugethan, ſo wird in ſolcher Hinſicht Ziel und Zweck noch reizender.

Wer nämlich nach vollbrachter Wallfahrt mit gehörigen Zeugniſſen zum Thore von San Paul endlich wieder hereintritt, erhält daſelbſt ein Billet, um an einem frommem Volksfeſte in der Villa Mattei an beſtimmten Tagen Theil nehmen zu können. Dort erhalten die Eingelaſſenen eine Collation von Brod, Wein, etwas Käſe oder Eiern; die Genießenden ſind dabei im Garten umhergelagert, vornehmlich in dem kleinen daſelbſt befindlichen Amphitheater. Gegenüber, in dem Caſino der Villa, findet ſich die höhere Geſellſchaft zuſammen, Cardinäle, Prälaten, Fürſten und Herren, um ſich an dem Anblick zu ergetzen und ſomit auch ihren Theil an der Spende, von der Familie Mattei geſtiftet, hinzunehmen.

Wir ſahen eine Proceſſion von etwa zehn bis zwölfjährigen Knaben herankommen, nicht im geiſtlichen Gewand, ſondern wie es etwa Handwerkslehrlingen am Feſttage zu erſcheinen geziemen möchte, in Kleidern gleicher Farbe, gleichen Schnitts, paarweiſe: es konnten ihrer vierzig ſein. Sie ſangen und ſprachen ihre Litaneien fromm vor ſich hin und wandelten ſtill und züchtig.

Ein alter Mann von kräftigem, handwerksmäßigem Anſehen ging an ihnen her und ſchien das Ganze zu ordnen und zu leiten. Auffallend war es, die vorüberziehende, wohlgekleidete Reihe durch ein halb Dutzend bettelhafte, barfuß und zerlumpt einhergehende Kinder geſchloſſen zu ſehen, welche jedoch in gleicher Zucht und Sitte dahin wandelten. Erkundigung deßhalb gab uns zu vernehmen: Dieſer Mann, ein Schuſter von Profeſſion und kinderlos, habe ſich früher bewogen gefühlt, einen armen Knaben auf- und in die Lehre zu nehmen, mit Beiſtand von Wohlwollenden ihn zu kleiden und weiter zu bringen. Durch ein ſolches gegebenes Beiſpiel ſei es ihm gelungen, andere Meiſter zu gleicher Aufnahme von Kindern zu bewegen, die er ebenfalls zu befördern alsdann beſorgt geweſen. Auf dieſe Weiſe habe ſich ein kleines Häuflein geſammelt, welches er zu gottesfürchtigen Handlungen, um den ſchädlichen Müßiggang an Sonn- und Feiertagen zu verhüten, ununterbrochen angehalten, ja ſogar den Beſuch der weit auseinander liegenden Hauptkirchen an einem Tage von ihnen gefordert. Auf dieſe Weiſe nun ſei dieſe fromme Anſtalt immer gewachſen; er verrichte ſeine verdienſtlichen Wanderungen nach wie vor; und weil ſich zu einer ſo augenfällig nutzbaren Anſtalt immer mehr hinzudrängen, als aufgenommen werden könnten, ſo bediene er ſich des Mittels, um die allgemeine Wohlthätigkeit zu erregen, daß er die noch zu verſorgenden, zu bekleidenden Kinder ſeinem Zuge anſchließe, da es ihm denn jedes Mal gelinge, zu Verſorgung eines und des andern hinreichende Spende zu erhalten.

Während wir uns hiervon unterrichteten, war einer der ältern und bekleideten Knaben auch in unſere Nähe gekommen, bot uns einen Teller und verlangte mit gutgeſetzten Worten für die nackten und ſohlenloſen beſcheiden eine Gabe. Er empfing ſie nicht nur von uns gerührten Fremden reichlich, ſondern auch von den anſehenden, ſonſt pfennigkargen Römern und Römerinnen, die einer mäßigen Spende, mit viel Worten ſegnender Anerkennung jenes Verdienſtes, noch ein frommes Gewicht beizufügen nicht unterließen.

Man wollte wiſſen, daß der fromme Kindervater jedes Mal ſeine Pupillen an jener Spende Theil nehmen laſſe, nachdem ſie ſich durch vorhergegangene Wanderung erbaut, wobei es denn niemals an leidlicher Einnahme zu ſeinem Zwecke fehlen kann.

Ueber die bildende Nachahmung des Schönen, von Carl Philipp Moritz. Braunſchweig 1788.

Unter dieſem Titel ward ein Heft von kaum vier Bogen gedruckt, wozu Moritz das Manuſcript nach Deutſchland geſchickt hatte, um ſeinen Verleger über den Vorſchuß einer Reiſebeſchreibung nach Italien einiger Maßen zu beſchwichtigen. Freilich war eine ſolche nicht ſo leicht als die einer abenteuerlichen Fußwanderung durch England niederzuſchreiben.

Gedachtes Heft aber darf ich nicht unerwähnt laſſen; es war aus unſern Unterhaltungen hervorgegangen, welche Moritz nach ſeiner Art benutzt und ausgebildet. Wie es nun damit auch ſei, ſo kann es geſchichtlich einiges Intereſſe haben, um daraus zu erſehen, was für Gedanken ſich in jener Zeit vor uns aufthaten, welche ſpäterhin entwickelt, gewendet, angewendet und verbreitet mit der Denkweiſe des Jahrhunderts glücklich genug zuſammentrafen.

Einige Blätter aus der Mitte des Vortrags mögen hier eingeſchaltet ſtehen; vielleicht nimmt man hiervon Veranlaſſung, das Ganze wieder abzudrucken.

„Der Horizont der thätigen Kraft aber muß bei dem bildenden Genie ſo weit, wie die Natur ſelber ſein: das heißt, die Organiſation muß ſo fein gewebt ſein und ſo unendlich viele Berührungspuncte der allumſtrömenden Natur darbieten, daß gleichſam die äußerſten Enden von allen Verhältniſſen der Natur im Großen, hier im Kleinen ſich neben einander ſtellend, Raum genug haben, um ſich einander nicht verdrängen zu dürfen.

Wenn nun eine Organiſation von dieſem feinern Gewebe, bei ihrer völligen Entwickelung, auf ein Mal in der dunkeln Ahnung ihrer thätigen Kraft ein Ganzes faßt, das weder in ihr Auge noch in ihr Ohr, weder in ihre Einbildungskraft noch in ihre Gedanken kam: ſo muß nothwendig eine Unruhe, ein Mißverhältniß zwiſchen den ſich wägenden Kräften ſo lange entſtehen, bis ſie wieder in ihr Gleichgewicht kommen.

Bei einer Seele, deren dieß thätige Kraft ſchon das edle, große Ganze der Natur in dunkler Ahnung faßt, kann die deutlich erkennende Denkkraft, die noch lebhafter darſtellende Einbildungskraft und der am Hellſten ſpiegelnde äußere Sinn mit der Betrachtung des Einzel-

nen im Zuſammenhange der Natur ſich nicht mehr begnügen.

Alle die in der thätigen Kraft bloß dunkel geahneten Verhältniſſe jenes großen Ganzen müſſen nothwendig auf irgend eine Weiſe entweder ſichtbar, hörbar, oder doch der Einbildungskraft faßbar werden; und um Dieß zu werden, muß die Thatkraft, worin ſie ſchlummern, ſie nach ſich ſelber, aus ſich ſelber bilden. Sie muß alle jene Verhältniſſe des großen Ganzen und in ihnen das höchſte Schöne, wie an den Spitzen ſeiner Strahlen, in einen Brennpunct faſſen. — Aus dieſem Brennpuncte muß ſich, nach des Auges gemeſſenerer Weite, ein zartes und doch getreues Bild des höchſten Schönen runden, das die vollkommenſten Verhältniſſe des großen Ganzen der Natur ebenſo wahr und ſo richtig, wie ſie ſelbſt, in ſeinen kleinen Umfang faßt.

Weil nun aber dieſer Abdruck des höchſten Schönen nothwendig an Etwas haften muß, ſo wählt die bildende Kraft, durch ihre Individualität beſtimmt, irgend einen ſichtbaren, hörbaren, oder doch der Einbildungskraft faßbaren Gegenſtand, auf den ſie den Abglanz des höchſten Schönen im verjüngenden Maßſtabe überträgt. — Und weil dieſer Gegenſtand wiederum, wenn er wirklich, was er darſtellt, wäre, mit dem Zuſammenhange der Natur, die außer ſich ſelber kein wirklich eigenmächtiges Ganze duldet, nicht ferner beſtehen könnte: ſo führet uns Dieß auf den Punct, wo wir ſchon ein Mal waren: daß jedes Mal das innere Weſen erſt in die Erſcheinung ſich verwandeln müſſe, ehe es, durch die Kunſt, zu einem für ſich beſtehenden Ganzen gebildet werden und ungehindert die Verhältniſſe des großen Ganzen der Natur in ihrem völligen Umfange ſpielen kann.

Da nun aber jene großen Verhältniſſe, in deren völligem Umfange eben das Schöne liegt, nicht mehr unter das Gebiet der Denkkraft fallen, ſo kann auch der lebendige Begriff von der bildenden Nachahmung des Schönen nur im Gefühl der thätigen Kraft, die es hervorbringt, im erſten Augenblick der Entſtehung Statt finden, wo das Werk, als ſchon vollendet, durch alle Grade ſeines allmäligen Werdens, in dunkler Ahnung, auf ein Mal vor die Seele tritt und in dieſem Moment der erſten Erzeugung gleichſam vor ſeinem wirklichen Daſein da iſt; wodurch alsdann auch jener unnennbare Reiz entſteht, welcher das ſchaffende Genie zur immerwährenden Bildung treibt.

Durch unſer Nachdenken über die bildende Nachahmung des Schönen, mit dem reinen Genuß der ſchönen Kunſtwerke ſelbſt vereint, kann zwar etwas jenem lebendigen Begriff näher Kommendes in uns entſtehen, das den Genuß der ſchönen Kunſtwerke uns erhöht. Allein da unſer höchſter Genuß des Schönen dennoch ſein Werden aus unſerer eigenen Kraft unmöglich mit in ſich faſſen kann: ſo bleibt der einzige höchſte Genuß deſſelben immer dem ſchaffenden Genie, das es hervorbringt, ſelber, und das Schöne hat daher ſeinen höchſten Zweck in ſeiner Entſtehung, in ſeinem Werden ſchon erreicht; unſer Nachgenuß deſſelben iſt nur eine Folge ſeines Daſeins: — und das bildende Genie iſt daher im großen Plane der Natur zuerſt um ſein ſelbſt und dann erſt um unſertwillen da, weil es nun einmal außer ihm noch Weſen gibt, die ſelbſt nicht ſchaffen und bilden, aber doch das Gebildete, wenn es einmal hervorgebracht iſt, mit ihrer Einbildungskraft umfaſſen können.

Die Natur des Schönen beſteht ja eben darin, daß ſein inneres Weſen außer den Grenzen der Denkkraft, in ſeiner Entſtehung, in ſeinem eigenen Werden liegt. Eben darum, weil die Denkkraft beim Schönen nicht mehr fragen kann, warum es ſchön ſei, iſt es ſchön. Denn es mangelt ja der Denkkraft völlig an einem Vergleichungspuncte, wornach ſie das Schöne beurtheilen und betrachten könnte. Was gibt es noch für einen Vergleichungspunct für das ächte Schöne, als mit dem Inbegriff aller harmoniſchen Verhältniſſe des großen Ganzen der Natur, die keine Denkkraft umfaſſen kann? Alles einzelne, hin und her in der Natur zerſtreute Schöne iſt ja nur inſofern ſchön, als ſich dieſer Inbegriff aller Verhältniſſe jenes großen Ganzen mehr oder weniger darin offenbart. Es kann alſo nie zum Vergleichungspuncte für das Schöne der bildenden Künſte, ebenſo wenig als der wahren Nachahmung des Schönen zum Vorbilde dienen, weil das höchſte Schöne im Einzelnen der Natur immer noch nicht ſchön genug für die ſtete Nachahmung der großen und majeſtätiſchen Verhältniſſe des allumfaſſenden Ganzen der Natur iſt. Das Schöne kann daher nicht erkannt, es muß hervorgebracht oder empfunden werden.

Denn weil in gänzlicher Ermangelung eines Vergleichungspunctes einmal das Schöne kein Gegenſtand der Denkkraft iſt: ſo würden wir, inſofern wir es nicht ſelbſt hervorbringen können, auch ſeines Genuſſes ganz entbehren müſſen, indem wir uns nie an Etwas halten könnten, dem das Schöne näher käme, als das Minderſchöne — wenn nicht Etwas die Stelle der hervorbringenden Kraft in uns erſetzte, das ihr ſo nahe wie möglich kömmt, ohne doch ſie ſelbſt zu ſein: — Dieß iſt nun, was wir Geſchmack oder Empfindungsfähigkeit für das Schöne nennen, die, wenn ſie in ihren Grenzen bleibt, den Mangel des höhern Genuſſes bei der Her-

verdrängung des Schönen durch die ungestörte Ruhe der stillen Betrachtung entstehen kann.

Wenn nämlich das Organ nicht fein genug gewebt ist, um dem einströmenden Ganzen der Natur so viele Berührungspuncte darzubieten, als nöthig sind, um alle ihre großen Verhältnisse vollständig im Kleinen abzuspiegeln und uns noch ein Punct zum völligen Schluß des Cirkels fehlt: so können wir statt der Bildungskraft nur Empfindungsfähigkeit für das Schöne haben; jeder Versuch, es außer uns wieder darzustellen, würde uns mißlingen und uns desto unzufriedener mit uns selber machen, je näher unser Empfindungsvermögen für das Schöne an das uns mangelnde Bildungsvermögen grenzt.

Weil nämlich das Wesen des Schönen eben in seiner Vollendung in sich selbst besteht, so schadet ihm der letzte fehlende Punct soviel als tausend; denn er verrückt alle übrigen Puncte aus der Stelle, in welche sie gehören. Und ist dieser Vollendungspunct einmal verfehlt, so verlohnt ein Werk der Kunst nicht der Mühe des Anfangs und der Zeit seines Werdens; es fällt unter das Schlechte bis zum Unnützen herab und sein Dasein muß nothwendig durch die Vergessenheit, worein es sinkt, sich wieder aufheben.

Ebenso schadet auch dem in das feinere Gewebe der Organisation gepflanzten Bildungsvermögen der letzte zu seiner Vollständigkeit fehlende Punct soviel als tausend. Der höchste Werth, den es als Empfindungsvermögen haben könnte, kömmt bei ihm, als Bildungskraft, ebenso wenig wie der geringste in Betrachtung. Auf dem Puncte, wo das Empfindungsvermögen seine Grenzen überschreitet, muß es nothwendig unter sich selber sinken, sich aufheben und vernichten.

Je vollkommener das Empfindungsvermögen für eine gewisse Gattung des Schönen ist, um desto mehr ist es in Gefahr, sich zu täuschen, sich selbst für Bildungskraft zu nehmen und auf die Weise durch tausend mißlungene Versuche seinen Frieden mit sich selbst zu stören.

Es blickt z. B. beim Genuß des Schönen in irgend einem Werke der Kunst zugleich durch das Werden desselben, in die bildende Kraft, die es schuf, hindurch, und ahnet dunkel den höhern Grad des Genusses eben dieses Schönen, im Gefühl dieser Kraft, die mächtig genug war, es aus sich selbst hervorzubringen.

Um sich nun diesen höhern Grad des Genusses, welchen sie an einem Werke, das einmal schon da ist, unmöglich haben kann, auch zu verschaffen, strebt die einmal zu lebhaft gerührte Empfindung vergebens, etwas Aehnliches aus sich selbst hervorzubringen, haßt ihr eig'nes Werk, verwirft es und verleidet sich zugleich den Genuß all' des Schönen, das außer ihr schon da ist und woran sie nun eben deßwegen, weil es ohne ihr Zuthun da ist, keine Freude findet.

Ihr einziger Wunsch und Streben ist, des ihr versagten höhern Genusses, den sie nur dunkel ahnet, theilhaftig zu werden: in einem schönen Werke, das ihr sein Dasein dankt, mit dem Bewußtsein von eigener Bildungskraft sich selbst zu spiegeln.

Allein sie wird ihres Wunsches ewig nicht gewährt, weil Eigennutz ihn erzeugte und das Schöne sich nur um sein' selbst willen von der Hand des Künstlers greifen und willig und folgsam von ihm sich bilden läßt.

Wo sich nun in den schaffenwollenden Bildungstrieb sogleich die Vorstellung vom Genuß des Schönen mischt, den es, wenn es vollendet ist, gewähren soll, und wo diese Vorstellung der erste und stärkste Antrieb unserer Thatkraft wird, die sich zu Dem, was sie beginnt, nicht in und durch sich selbst getrungen fühlt: da ist der Bildungstrieb gewiß nicht rein; der Brennpunct oder Vollendungspunct des Schönen fällt in die Wirkung über das Werk hinaus; die Strahlen gehen auseinander; das Werk kann sich nicht in sich selber runden.

Dem höchsten Genuß des aus sich selbst hervorgebrachten Schönen sich so nahe zu dünken und doch darauf Verzicht zu thun, scheint freilich ein harter Kampf, der dennoch äußerst leicht wird, wenn wir aus diesem Bildungstriebe, den wir uns einmal zu besitzen schmeicheln, um doch sein Wesen zu veredeln, jede Spur des Eigennutzes, die wir noch finden, tilgen und jede Vorstellung des Genusses, den uns das Schöne, das wir hervorbringen wollen, wenn es nun da sein wird, durch das Gefühl unserer eigenen Kraft gewähren soll, soviel wie möglich zu verbannen suchen, so daß, wenn wir auch mit dem letzten Athemzuge es erst vollenden könnten, es dennoch zu vollenden strebten.

Behält alsdann das Schöne, das wir ahnen, bloß an und für sich selbst, in seiner Hervorbringung, noch Reiz genug, unsere Thatkraft zu bewegen, so dürfen wir getrost unserm Bildungstriebe folgen, weil er ächt und rein ist.

Verliert sich aber, mit der gänzlichen Hinwegdenkung des Genusses und der Wirkung, auch der Reiz, so bedarf es ja seines Kampfes weiter, der Friede in uns ist hergestellt und das nun wieder in seine Rechte getretene Empfindungsvermögen eröffnet sich, zum Lohne für sein bescheidenes Zurücktreten in seine Grenzen, dem reinsten Genuß des Schönen, der mit der Natur seines Wesens bestehen kann.

Freilich kann nun der Punct, wo Bildungs- und Empfindungskraft sich scheidet, so äußerst leicht verfehlt und überschritten werden, daß es gar nicht zu verwundern ist, wenn immer tausend

falſche, angemaßte Abdrücke des höchſten Schönen, gegen einen ächten, durch den falſchen Bildungstrieb in den Werken der Kunſt entſtehen.

Denn da die ächte Bildungskraft, ſogleich bei der erſten Entſtehung ihres Werks, auch ſchon den erſten, höchſten Genuß deſſelben, als ihren ſichern Lohn, in ſich ſelber trägt und ſich nur dadurch von dem falſchen Bildungstriebe unterſcheidet, daß ſie den allererſten Moment ihres Anſtoßes durch ſich ſelber und nicht durch die Ahnung des Genuſſes von ihrem Werke erhält, und weil in dieſem Moment der Leidenſchaft die Denkkraft ſelbſt kein richtiges Urtheil fällen kann: ſo iſt es faſt unmöglich, ohne eine Anzahl mißlungener Verſuche, dieſer Selbſttäuſchung zu entkommen.

Und ſelbſt auch dieſe mißlungenen Verſuche ſind noch nicht immer ein Beweis von Mangel an Bildungskraft, weil dieſe ſelbſt da, wo ſie ächt iſt, oft eine ganz falſche Richtung nimmt, indem ſie vor ihre Einbildungskraft ſtellen will, was vor ihr Auge, oder vor ihr Ohr gehört.

Eben weil die Natur die inwohnende Bildungskraft nicht immer zur völligen Reife und Entwickelung kommen oder ſie einen falſchen Weg einſchlagen läßt, auf dem ſie ſich nie entwickeln kann, ſo bleibt das ächte Schöne ſelten.

Und weil ſie auch aus dem angemaßten Bildungstriebe das Gemeine und Schlechte ungehindert entſtehen läßt, ſo unterſcheidet ſich eben dadurch das ächte Schöne und Edle, durch ſeinen ſeltenen Werth, vom Schlechten und Gemeinen.

In dem Empfindungsvermögen bleibt alſo ſtets die Lücke, welche nur durch das Reſultat der Bildungskraft ſich ausfüllt. — Bildungskraft und Empfindungsfähigkeit verhalten ſich zu einander, wie Mann und Weib. Denn auch die Bildungskraft iſt bei der erſten Entſtehung ihres Werks, im Moment des höchſten Genuſſes, zugleich Empfindungsfähigkeit und erzeugt, wie die Natur, den Abdruck ihres Weſens aus ſich ſelber.

Empfindungsvermögen ſowohl als Bildungskraft ſind alſo in dem feinern Gewebe der Organiſation gegründet, inſofern dieſelbe in allen ihren Berührungspuncten von den Verhältniſſen des großen Ganzen der Natur ein vollſtändiger, oder doch faſt vollſtändiger Abdruck iſt.

Empfindungskraft ſowohl als Bildungskraft umfaſſen mehr als Denkkraft und die thätige Kraft, worin ſich beide gründen, faſt zugleich auch Alles, was die Denkkraft faßt, weil ſie von allen Begriffen, die wir je haben können, die erſten Anlaſſe, ſtets ſie aus ſich herauspflanzend, in ſich trägt.

Inſofern nun dieſe thätige Kraft Alles, was nicht unter das Gebiet der Denkkraft fällt, hervordringend in ſich faßt, heißet ſie Bildungskraft: und inſofern ſie Das, was außer den Grenzen der Denkkraft liegt, der Hervorbringung ſich entgegenneigend, in ſich begreift, heißt ſie Empfindungskraft.

Bildungskraft kann nicht ohne Empfindung und thätige Kraft, die bloß thätige Kraft hingegen kann ohne eigentliche Empfindungs- und Bildungskraft, wovon ſie nur die Grundlage iſt, für ſich allein Statt finden.

Inſofern nun dieſe bloß thätige Kraft ebenfalls in dem feinern Gewebe der Organiſation ſich gründet, darf das Organ nur überhaupt in allen ſeinen Berührungspuncten ein Abdruck der Verhältniſſe des großen Ganzen ſein, ohne daß eben der Grad der Vollſtändigkeit erfordert würde, welche die Empfindungs- und Bildungskraft vorausſetzt.

Von den Verhältniſſen des großen Ganzen, das uns umgibt, treffen nämlich immer ſo viele in allen Berührungspuncten unſers Organs zuſammen, daß wir dieß große Ganze dunkel in uns fühlen, ohne es doch ſelbſt zu ſein. Die in unſer Weſen hineingeſponnenen Verhältniſſe jenes Ganzen ſtreben, ſich nach allen Seiten wieder auszudehnen; das Organ wünſcht, ſich nach allen Seiten bis ins Unendliche fortzuſetzen. Es will das umgebende Ganze nicht nur in ſich ſpiegeln, ſondern, ſo weit es kann, ſelbſt dieß umgebende Ganze ſein.

Daher ergreift jede höhere Organiſation, ihrer Natur nach, die ihr untergeordnete und trägt ſie in ihr Weſen über: die Pflanze den unorganiſirten Stoff, durch bloßes Werden und Wachſen; das Thier die Pflanzen durch Werden, Wachſen und Genuß; der Menſch verwandelt nicht nur Thier und Pflanze durch Werden, Wachſen und Genuß in ſein inneres Weſen, ſondern faßt zugleich Alles, was ſeiner Organiſation ſich unterordnet, durch die unter allen am hellſten geſchliffene, ſpiegelnde Oberfläche ſeines Weſens, in den Umfang ſeines Daſeins auf und ſtellt es, wenn ſein Organ ſich bildend in ſich ſelbſt vollendet, verſchönert außer ſich wieder dar.

Wo nicht, ſo muß er Das, was um ihn her iſt, durch Zerſtörung in den Umfang ſeines wirklichen Daſeins ziehen und verheerend um ſich greifen ſo weit er kann, da einmal die reine, unſchuldige Beſchauung ſeinen Durſt nach ausgedehntem, wirklichen Daſein nicht erſetzen kann.

Mephistopheles.

Denkt nur, den Schmuck, für Grethchen angeschafft,
Den hat ein Pfaff' hinweggerafft — —
Die Mutter kriegt das Ding zu schauen,
Gleich fängt's ihr heimlich an zu grauen;
Die Frau hat gar einen feinen Geruch,
Schnuffelt immer im Gebetbuch,
Und riecht's einem jeden Möbel an,
Ob das Ding heilig ist oder profan;
Und an dem Schmuck da spürt sie's klar,
Daß dabey nicht viel Segen war.
Mein Kind, rief sie, ungerechtes Gut
Befängt die Seele, zehrt auf das Blut,
Wollen's der Mutter Gottes weihen,
Wird uns mit Himmels-Manna erfreuen!
Margrethlein zog ein schiefes Maul,
Ist halt, dacht' sie, ein geschenkter Gaul,
Und wahrlich gottlos ist nicht der,
Der ihn so fein gebracht hierher.
Die Mutter ließ einen Pfaffen kommen;
Der hatte kaum den Spaß vernommen,

April.

Correſpondenz.

Den 10. April.

Noch bin ich in Rom mit dem Leibe, nicht mit der Seele. Sobald der Entſchluß feſt war, abzugehen, hatte ich auch kein Intereſſe mehr und ich wäre lieber ſchon vierzehn Tage fort. Eigentlich bleibe ich noch um Kayſer's willen und um Bury's willen. Erſterer muß noch einige Studien abſolviren, die er nur hier in Rom machen kann, noch einige Muſcalien ſammeln; der Andere muß noch die Zeichnung zu einem Gemälde, nach meiner Erfindung, in's Reine bringen, dabei er meines Raths bedarf.

Doch habe ich den 31. oder 22. April zur Abreiſe feſtgeſetzt.

Den 11. April.

Die Tage vergehen und ich kann Nichts mehr thun. Kaum mag ich noch Etwas ſehen; mein ehrlicher Meyer ſteht mir noch bei und ich genieße noch zuletzt ſeines unterrichtenden Umgangs. Hätte ich Kayſer'n nicht bei mir, ſo hätte ich Jenen mitgebracht. Wenn wir ihn nur ein Jahr gehabt hätten, ſo wären wir weit genug gekommen. Beſonders hätte er bald über alle Scrupel im Köpfezeichnen hinausgeholfen.

Ich war mit meinem guten Meyer dieſen Morgen in der Franzöſiſchen Academie, wo die Abgüſſe der beſten Statuen des Alterthums beiſammen ſtehen. Wie könnte ich ausdrücken, was ich hier, wie zum Abſchied, empfand? In ſolcher Gegenwart wird man mehr, als man iſt; man fühlt, das Würdigſte, womit man ſich beſchäftigen ſollte, ſei die menſchliche Geſtalt, die man hier in aller mannigfaltigen Herrlichkeit gewahr wird. Doch wer fühlt bei einem ſolchen Anblick nicht alsbald, wie unzulänglich er ſei! Selbſt vorbereitet, ſteht man wie vernichtet. Hatte ich doch Proportion, Anatomie, Regelmäßigkeit der Bewegung mir einiger Maßen zu verdeutlichen geſucht! Hier aber fiel mir nur zu ſehr auf, daß die Form zuletzt Alles einſchließe, der Glieder Zweckmäßigkeit, Verhältniß, Character und Schönheit.

Den 12. April.

Die Verwirrung kann wohl nicht größer werden! Indem ich nicht abließ, an jenem Fuß fortzumodelliren, ging mir auf, daß ich nunmehr Taſſo unmittelbar angreifen müßte, zu dem ſich denn auch meine Gedanken hinwendeten, ein willkommener Gefährte zur bevorſtehenden Reiſe. Dazwiſchen wird eingepackt und man ſieht in ſolchem Augenblicke erſt, was man Alles um ſich verſammelt und zuſammengeſchleppt hat.

Perlach.

April.

Meine Correſpondenz der letzten Wochen bietet wenig Bedeutendes; meine Lage war zu verwickelt zwiſchen Kunſt und Freundſchaft, zwiſchen Beſitz und Beſtreben, zwiſchen einer gewohnten Gegenwart und einer wieder neu anzugewöhnenden Zukunft. In dieſen Zuſtänden konnten meine Briefe wenig enthalten; die Freude, meine alten, geprüften Freunde wieder zu ſehen, war nur mäßig ausgeſprochen, der Schmerz des Loslöſens dagegen kaum verheimlicht. Ich faſſe daher in gegenwärtigem, nachträglichen Bericht Manches zuſammen und nehme nur Das auf, was aus jener Zeit mir theils durch andere Papiere und Denkmale bewahrt, theils in der Erinnerung wieder hervorzurufen iſt.

Tiſchbein verweilte noch immer in Neapel, ob er ſchon ſeine Zurückkunft im Frühling wiederholt angekündigt hatte. Es war ſonſt mit ihm gut leben; nur ein gewiſſer Tik ward auf die Länge beſchwerlich. Er ließ nämlich Alles, was er zu thun vorhatte, in einer Art Unbeſtimmtheit, wodurch er oft, ohne eigentlich böſen Willen, Andere zu Schaden und Unluſt brachte. So erging es mir nun auch in dieſem Falle; ich mußte, wenn er zurückkehrte, um uns Alle bequem logirt zu ſehen, das Quartier verändern, und da die obere Etage unſers Hauſes eben leer ward, ſäumte ich nicht, ſie zu miethen und ſie zu beziehen, damit er bei ſeiner Ankunft in der untern Alles bereit fände.

Die obern Räume waren den untern gleich; die hintere Seite jedoch hatte den Vortheil einer allerliebſten Ausſicht über den Hausgarten und die Gärten der Nachbarſchaft, welche, da unſer Haus ein Eckhaus war, ſich nach allen Seiten ausdehnte.

Hier ſah man nun die verſchiedenſten Gärten regelmäßig durch Mauern getrennt, in unendlicher Mannigfaltigkeit gehalten und bepflanzt; dieſes grünende und blühende Paradies zu verherrlichen, trat überall die einfach edle Baukunſt hervor: Gartenſäle, Balcone, Terraſſen, auch auf den höhern Hinterhäuschen eine offene Loge, dazwiſchen alle Baum- und Pflanzenarten der Gegend.

In unſerm Hausgarten verſorgte ein alter Weltgeiſtlicher eine Anzahl wohlgehaltener Citronen-Bäume von mäßiger Höhe, in verzierten Vaſen von gebrannter Erde, welche im Sommer der freien Luft genoßen, im Winter jedoch im Gartenſaale verwahrt ſtanden. Nach vollkommen geprüfter Reife wurden die Früchte ſorgfältig abgenommen, jede einzeln in weiches Papier gewickelt, ſo zuſammengepackt und ver-

fendet. Sie ſind wegen beſonderer Vorzüge im Handel beliebt. Eine ſolche Orangerie wird als ein kleines Capital in bürgerlichen Familien betrachtet, wovon man alle Jahre die gewiſſen Intereſſen zieht.

Dieſelbigen Fenſter, aus welchen man ſoviel Anmuth bei'm klarſten Himmel ungeſtört betrachtet, gaben auch ein vortreffliches Licht zu Beſchauung maleriſcher Kunſtwerke. So eben hatte Kniep verſchiedene Aquarell-Zeichnungen, ausgeführt nach Umriſſen, die er auf unſerer Reiſe durch Sicilien ſorgfältig zog, verabredeter Maßen eingeſendet, die nunmehr bei dem günſtigſten Licht allen Theilnehmenden zu Freude und Bewunderung gereichten. Klarheit und luftige Haltung iſt vielleicht in dieſer Art Einem beſſer gelungen als ihm, der ſich mit Neigung gerade hierauf geworfen hatte. Die Anſicht dieſer Blätter bezauberte wirklich; denn man glaubte die Feuchte des Meers, die blauen Schatten der Felſen, die gelbröthlichen Töne der Gebirge, das Verſchweben der Ferne in dem glanzreichſten Himmel wieder zu ſehen, wieder zu empfinden. Aber nicht allein dieſe Blätter erſchienen in ſolchem Grade günſtig; jedes Gemälde, auf dieſelbe Staffelei, an denſelben Ort geſtellt, erſchien wirkſamer und auffallender; ich erinnere mich, daß einige Mal, als ich in's Zimmer trat, mir ein ſolches Bild wie zauberiſch entgegenwirkte.

Das Geheimniß einer günſtigen oder ungünſtigen, directen oder indirecten atmoſphäriſchen Beleuchtung war damals noch nicht entdeckt, ſie ſelbſt aber durchaus gefühlt, angeſtaunt und als nur zufällig und unerklärbar betrachtet.

Dieſe neue Wohnung gab nun Gelegenheit, eine Anzahl von Gypsabgüſſen, die ſich nach und nach um uns geſammelt hatten, in freundlicher Ordnung und gutem Lichte aufzuſtellen und man genoß jetzt erſt eines höchſt würdigen Beſitzes. Wenn man, wie in Rom der Fall iſt, ſich immerfort in Gegenwart plaſtiſcher Kunſtwerke der Alten befindet, ſo fühlt man ſich, wie in Gegenwart der Natur, vor einem Unendlichen, Unerforſchlichen. Der Eindruck des Erhabenen, des Schönen, ſo wohlthätig er auch ſein mag, beunruhigt uns; wir wünſchen unſere Gefühle, unſere Anſchauung in Worte zu faſſen: dazu müßten wir aber erſt erkennen, einſehen, begreifen; wir fangen an zu ſondern, zu unterſcheiden, zu ordnen und auch Dieſes finden wir, wo nicht unmöglich, doch höchſt ſchwierig; und ſo kehren wir endlich zu einer ſchauenden und genießenden Bewunderung zurück.

Ueberhaupt aber iſt Dieß die entſchiedenſte Wirkung aller Kunſtwerke, daß ſie uns in den Zuſtand der Zeit und der Individuen verſetzen, die ſie hervorbrachten. Umgeben von antiken Statuen, empfindet man ſich in einem bewegten Naturleben; man wird die Mannigfaltigkeit der Menſchengeſtaltung gewahr und durchaus auf den Menſchen in ſeinem reinſten Zuſtande zurückgeführt, wodurch denn der Beſchauer ſelbſt lebendig und rein menſchlich wird. Selbſt die Bekleidung, der Natur angemeſſen, die Geſtalt gewiſſer Maßen noch hervorhebend, thut im allgemeinen Sinne wohl. Kann man dergleichen Umgebung in Rom tagtäglich genießen, ſo wird man zugleich habſüchtig darnach; man verlangt ſolche Gebilde neben ſich aufzuſtellen und gute Gypsabgüſſe, als die eigentlichſten Facſimile's, geben hierzu die beſte Gelegenheit. Wenn man des Morgens die Augen aufſchlägt, fühlt man ſich von dem Vortrefflichſten gerührt; alles unſer Denken und Sinnen iſt von ſolchen Geſtalten begleitet und es wird dadurch unmöglich, in Barbarei zurückzufallen.

Den erſten Platz bei uns behauptete Juno Ludoviſi, um deſto höher geſchätzt und verehrt, als man das Original nur ſelten, nur zufällig zu ſehen bekam und man es für ein Glück achten mußte, ſie immerwährend vor Augen zu haben; denn keiner unſerer Zeitgenoſſen, der zum erſten Mal vor ſie hintritt, darf behaupten, dieſem Anblick gewachſen zu ſein.

Noch einige kleinere Junonen ſtanden zur Vergleichung neben ihr, vorzüglich Büſten Jupiter's und, um Anderes zu übergehen, ein guter, alter Abguß der Medusa Rondanini; ein wunderſames Werk, das, den Zwieſpalt zwiſchen Tod und Leben, zwiſchen Schmerz und Wolluſt ausdrückend, einen unnennbaren Reiz wie irgend ein anderes Problem über uns ausübt.

Doch erwähn' ich noch eines Herculeskopfes, ſo kräftig und groß als verſtändig und mild; ſodann eines allerliebſten Mercur, deren beider Originale ſich jetzt in England befinden.

Halberhobene Arbeiten, Abgüſſe von manchen ſchönen Werken gebrannter Erde, auch die Aegyptiſchen, von dem Gipfel des großen Obelisk genommen, und was nicht ſonſt an Fragmenten, worunter einige marmorne waren, ſtanden wohl eingereiht umher.

Ich ſpreche von dieſen Schätzen, welche uns wenige Wochen in die neue Wohnung gereiht ſtanden, wie Einer, der ſein Teſtament überdenkt, den ihn umgebenden Beſitz mit Faſſung, aber doch gerührt anſehen wird. Die Umſtändlichkeit, die Bemühung und Koſten und eine gewiſſe Unbeſtändigkeit in ſolchen Dingen, hielten mich ab, das Vorzüglichſte ſogleich nach Deutſchland zu beſtimmen. Juno Ludoviſi war der edeln Angelica zugedacht; weniges Andere,

den nächſten Künſtlern; Manches gehörte noch zu den Tiſchbein'ſchen Beſitzungen, Anderes ſollte unangetaſtet bleiben, und von Bury, der das Quartier nach mir bezog, nach ſeiner Weiſe benutzt werden.

Indem ich Dieſes niederſchreibe, werden meine Gedanken in die früheſten Zeiten hingeführt und die Gelegenheiten hervorgerufen, die mich anfänglich mit ſolchen Gegenſtänden bekannt machten, meinen Antheil erregten, bei einem völlig ungenügenden Denken einen überſchwenglichen Enthuſiasmus hervorriefen und die grenzenloſe Sehnſucht nach Italien zur Folge hatten.

In meiner früheſten Jugend ward ich nichts Plaſtiſches in meiner Vaterſtadt gewahr; in Leipzig machte zuerſt der gleichſam tanzend auftretende, die Cymbeln ſchlagende Faun einen tiefen Eindruck, ſo daß ich mir den Abguß noch jetzt in ſeiner Individualität und Umgebung denken kann. Nach einer langen Pauſe ward ich auf ein Mal in das volle Meer geſtürzt, als ich mich von der Mannheimer-Sammlung, in dem von oben wohlbeleuchteten Saale, plötzlich umgeben ſah.

Nachher fanden ſich Gypsgießer in Frankfurt ein; ſie hatten ſich mit manchen Original-Abgüſſen über die Alpen begeben, welche ſie ſodann abformten und die Originale für einen leidlichen Preis abließen. So erhielt ich einen ziemlich guten Laocoon's-Kopf, Niobe's Töchter, ein Köpfchen, ſpäter für eine Sappho angeſprochen, und noch ſonſt Einiges. Dieſe edeln Geſtalten waren eine Art von heimlichem Gegengift, wenn das Schwache, Falſche, Manierirte über mich zu gewinnen drohte. Eigentlich aber empfand ich immer innerliche Schmerzen eines unbefriedigten, ſich auf's Unbekannte beziehenden, oft gedämpften und immer wieder aufliebenden Verlangens. Groß war der Schmerz daher, als ich, aus Rom ſcheidend, von dem Beſitz des endlich Erlangten, ſehnlichſt Gehofften mich lostrennen ſollte.

Die Geſetzlichkeit der Pflanzen-Organiſation, die ich in Sicilien gewahr worden, beſchäftigte mich zwiſchen Allem durch, wie es Neigungen zu thun pflegen, die ſich unſers Innern bemächtigen und ſich zugleich unſern Fähigkeiten angemeſſen erzeigen. Ich beſuchte den botaniſchen Garten, welcher, wenn man will, in ſeinem veralteten Zuſtande geringen Reiz ausübte, auf mich aber doch, dem Vieles, was er dort vorfand, neu und unerwartet ſchien, einen günſtigen Einfluß hatte. Ich nahm daher Gelegenheit, manche ſeltenere Pflanze um mich zu verſammeln und meine Betrachtungen darüber fortzuſetzen, ſowie die von mir aus Samen und Kernen erzogenen, fernerhin pflegend zu beobachten.

In dieſe Letzten beſonders wollten bei meiner Abreiſe mehrere Freunde ſich theilen. Ich pflanzte den ſchon einiger Maßen erwachſenen Pinien-Sprößling, Vorbildchen eines künftigen Baumes, bei Angelica in den Hausgarten, wo er durch manche Jahre zu einer anſehnlichen Höhe gedieh, wovon mir theilnehmende Reiſende, zu wechſelſeitigem Vergnügen, wie auch von meinem Andenken an jenem Platze, gar Manches zu erzählen wußten. Leider fand der nach dem Ableben jener unſchätzbaren Freundinn eintretende, neue Beſitzer es unpaſſend, auf ſeinen Blumenbeeten ganz unördlich Pinien hervorwachſen zu ſehen. Späterhin fanden wohlwollende, darnach forſchende Reiſende die Stelle leer und hier wenigſtens die Spur eines anmuthigen Daſeins ausgelöſcht.

Glücklicher waren einige Dattelpflanzen, die ich aus Kernen gezogen hatte; wie ich denn überhaupt die merkwürdige Entwickelung derſelben, durch Aufopferung mehrerer Exemplare, von Zeit zu Zeit beobachtete; die überbliebenen, friſch aufgeſchoſſenen übergab ich einem Römiſchen Freunde, der ſie in einen Garten der Sixtiniſchen Straße pflanzte, wo ſie noch am Leben ſind, und zwar bis zur Mannshöhe herangewachſen, wie ein erhabener Reiſender mir zu verſichern die Gnade hatte. Mögen ſie den Beſitzern nicht unbequem werden und fernerhin zu meinem Andenken grünen, wachſen und gedeihen!

Auf dem Verzeichniſſe, was vor der Abreiſe von Rom allenfalls nachzuholen ſein möchte, fanden ſich zuletzt ſehr disparate Gegenſtände, die Cloaca Maſſima und die Catacomben bei San-Sebaſtian. Die erſte erhöhte wohl noch den coloſſalen Begriff, wozu uns Piraneſe vorbereitet hatte; der Beſuch des zweiten Locals gerieth jedoch nicht zum Beſten; denn die erſten Schritte in dieſe dumpfigen Räume erregten mir alſobald ein ſolches Mißbehagen, daß ich ſogleich wieder an's Tageslicht hervorſtieg und dort im Freien, in einer ohnehin unbekannten, fernen Gegend der Stadt, die Rückkunft der übrigen Geſellſchaft abwartete, welche, gefaßter als ich, die dortigen Zuſtände getroſt beſchauen mochte.

In dem großen Werke: Roma sotterania,*) di Antonio Bosio, Romano, belehrt' ich mich lange Zeit nachher umſtändlich von allem Dem, was ich dort geſehen oder auch wohl nicht geſehen hätte, und glaubte mich dadurch hinlänglich entſchädigt.

---

*) Das unterirdiſche Rom

Eine andere Wallfahrt wurde dagegen mit mehr Nutzen und Folge unternommen: es war zu der Academie Luca, dem Schädel Raphael's unsere Verehrung zu bezeigen, welcher dort als ein Heiligthum aufbewahrt wird, seitdem er aus dem Grabe dieses außerordentlichen Mannes, das man bei einer baulichen Angelegenheit eröffnet hatte, daselbst entfernt und hierher gebracht worden.

Ein wahrhaft wundersamer Anblick! Eine so schön als nur denkbar zusammengefaßte und abgerundete Schale, ohne eine Spur von jenen Erhöhungen, Beulen und Buckeln, welche, später an andern Schädeln bemerkt, in der Gallischen Lehre zu so mannigfaltiger Bedeutung geworden sind. Ich konnte mich von dem Anblick nicht losreißen, und bemerkte bei'm Weggehen, wie bedeutend es für Natur- und Kunstfreunde sein müßte, einen Abguß davon zu haben, wenn es irgend möglich wäre. Hofrath Reifenstein, dieser einflußreiche Freund, gab mir Hoffnung und erfüllte sie nach einiger Zeit, indem er mir wirklich einen solchen Abguß nach Deutschland sendete, dessen Anblick mich noch oft zu den mannigfaltigsten Betrachtungen aufruft.

Das liebenswürdige Bild von des Künstlers Hand, St. Lucas, dem die Mutter Gottes erscheint, damit er sie in ihrer vollen, göttlichen Hoheit und Anmuth, wahr und natürlich darstellen möge, gewährte den heitersten Anblick. Raphael, selbst noch jung, steht in einiger Entfernung und steht dem Evangelisten bei der Arbeit zu. Anmuthiger kann man wohl nicht einen Beruf, zu dem man sich entschieden hingezogen fühlt, ausdrücken und bekennen.

Peter von Cortona war ehemals der Besitzer dieses Werks und hat solches der Academie vermacht. Es ist freilich an manchen Stellen beschädigt und restaurirt, aber doch immer ein Gemälde von bedeutendem Werth.

In diesen Tagen jedoch ward ich durch eine ganz eigene Versuchung geprüft, die meine Reise zu verhindern und mich in Rom auf's Neue zu fesseln drohte. Es kam nämlich von Neapel Herr Antonio Rega, Künstler und ebenfalls Kunsthändler, zu Freund Meyer, ihm vertraulich ankündigend: er sei mit einem Schiffe hier angekommen, welches draußen an Ripa grande liege, wohin er ihn mitzugehen hierdurch einlade; denn er habe auf demselben eine bedeutende antike Statue, jene Tänzerin, oder Muse, welche in Neapel, im Hofe des Palast's Caroffa Colombrano nebst andern in einer Nische seit undenklichen Jahren gestanden und durchaus für ein gutes Werk gehalten worden sei. Er wünsche diese zu verkaufen, aber in der Stille, und frage deßhalb an: ob nicht etwa Herr Meyer selbst oder einer seiner vertrauten Freunde sich zu diesem Handel entschließen könnte? Er biete das edle Kunstwerk zu einem auf alle Fälle höchst mäßigen Preise von dreihundert Zechinen, welche Forderung sich ohne Frage erhöhen möchte, wenn man nicht in Betracht der Verkäufer und des Käufers mit Vorsicht zu verfahren Ursache hätte.

Mir war die Sache sogleich mitgetheilt und wir eilten selbdritte zu dem von unserer Wohnung ziemlich entfernten Landungsplatze. Rega hub sogleich ein Beet von der Kiste, die auf dem Verdeck stand, und wir sahen ein allerliebstes Köpfchen, das noch nie vom Rumpfe getrennt gewesen, unter freien Haarlocken hervorblickend, und nach und nach aufgedeckt, eine lieblich bewegte Gestalt, im anständigsten Gewande, übrigens wenig versehrt und die eine Hand vollkommen gut erhalten.

Sogleich erinnerten wir uns recht gut, sie an Ort und Stelle gesehen zu haben, ohne zu ahnen, daß sie uns je so nah kommen könnte.

Hier nun fiel uns ein, (und wem hätte es nicht einfallen sollen) gewiß, sagten wir, wenn man ein ganzes Jahr mit bedeutenden Kosten gegraben hätte und zuletzt auf einen solchen Schatz gestoßen wäre, man hätte sich höchst glücklich gefunden. Wir konnten uns kaum von der Betrachtung losreißen; denn ein so reines, wohlerhaltenes Alterthum in einem leicht zu restaurirenden Zustande, kam uns wohl niemals zu Gesicht. Doch schieden wir zuletzt mit Vorsatz und Zusage, baldigste Antwort vernehmen zu lassen.

Wir waren beiderseits in einem wahrhaften Kampf begriffen; es schien uns in mancher Betrachtung unräthlich, diesen Ankauf zu machen; wir entschlossen uns daher, den Fall der guten Frau Angelica zu melden, als wohl vermögend zum Ankauf und durch ihre Verbindung zu Restauration und sonstigen Vorkommenheiten hinlänglich geeignet. Meyer übernahm die Meldung, wie früher die wegen des Bildes von Daniel von Volterra, und wir hofften deßhalb das beste Gelingen. Allein die umsichtige Frau, mehr aber noch der ökonomische Gemahl, lehnten das Geschäft ab, indem sie wohl auf Malereien bedeutende Summen verwendeten, sich aber auf Statuen einzulassen keineswegs den Entschluß fassen konnten.

Nach dieser ablehnenden Antwort wurden wir nun wieder zu neuer Ueberlegung aufgeregt; die Gunst des Glückes schien ganz eigen; Meyer betrachtete den Schatz noch ein Mal und überzeugte sich, daß das Bildwerk nach seinen Gesammtzeichen wohl als Griechische Arbeit anzuerkennen sei und zwar geraume Zeit

von Auguſtus hinauf, vielleicht bis an Hiero II. geordnet werden könnte.

Den Credit hatte ich wohl, dieſes bedeutende Kunſtwerk anzuſchaffen; Rega ſchien ſogar auf Stückzahlung eingehen zu wollen; und es war ein Augenblick, wo wir uns ſchon im Beſitz des Bildniſſes und ſolches in unſerm großen Saal wohlbeleuchtet aufgeſtellt zu ſehen glaubten.

Wie aber denn doch zwiſchen einer leidenſchaftlichen Liebesneigung und einem abzuſchließenden Heirathe-Contract noch manche Gedanken ſich einzudringen pflegen, ſo war es auch hier; und wir durften ohne Rath und Zuſtimmung unſerer edeln Kunſtverwandten, des Herrn Zucchi und ſeiner wohlmeinenden Gattinn, eine ſolche Verbindung nicht unternehmen; denn eine Verbindung war es im idealiſirenden Pygmalioniſchen Sinne, und ich läugne nicht, daß der Gedanke, dieſes Weſen zu beſitzen, bei mir tiefe Wurzel gefaßt hatte. Ja, als ein Beweis, wie ſehr ich mir hierin ſchmeichelte, mag das Bekenntniß gelten, daß ich dieſes Ereigniß als einen Wink höherer Dämonen anſah, die mich in Rom feſtzuhalten und alle Gründe, die mich zum Entſchluß der Abreiſe vermocht, auf das Thätigſte niederzuſchlagen gedächten.

Glücklicher Weiſe waren wir ſchon in den Jahren, wo die Vernunft dem Verſtand in ſolchen Fällen zu Hülfe zu kommen pflegt; und ſo mußte denn Kunſtneigung, Beſitzluſt und was ihnen ſonſt beiſtand, Dialectik und Aberglaube, vor den guten Geſinnungen weichen, welche die edle Freundinn Angelica, mit Sinn und Wohlwollen, an uns zu wenden die Geneigtheit hatte. Bei ihren Vorſtellungen traten daher auf's Klarſte die ſämmtlichen Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten an den Tag, die ſich einem ſolchen Unternehmen entgegenſtellten. Ruhige, bisher den Kunſt- und Alterthums-Studien ſich widmende Männer griffen auf ein Mal in den Kunſthandel ein und erregten die Eiferſucht, der zu ſolchem Geſchäft herkömmlich Berechtigten. Die Schwierigkeiten der Reſtauration ſeien mannigfaltig, und es frage ſich, inwiefern man dabei werde billig und redlich bedient werden. Wenn ferner bei der Abſendung auch Alles in möglichſter Ordnung gehe: ſo könnten doch wegen der Erlaubniß der Ausfuhr eines ſolchen Kunſtwerkes am Schluß noch Hinderniſſe entſtehen, und was alsdann noch wegen der Ueberfahrt und des Anlandens und Ankommens zu Hauſe Alles noch für die Widerwärtigkeiten zu befürchten ſeien. Ueber ſolche Betrachtungen, hieß es, gehe der Handelsmann hinaus; ſowohl Mühe als Gefahr ſetzte ſich in einem großen Ganzen in's Gleichgewicht, dagegen ſei ein einzelnes Unternehmen dieſer Art auf jede Weiſe bedenklich.

Durch ſolche Vorſtellungen wurde denn nach und nach Begierde, Wunſch und Vorſatz gemildert, geſchwächt, doch niemals ganz ausgelöſcht, beſonders da ſie endlich zu großen Ehren gelangte; denn ſie ſteht gegenwärtig im Muſeo Pio-Clementino in einem kleinen, angebauten, aber mit dem Muſeum in Verbindung ſtehenden Cabinet, wo im Fußboden die wunderſchönen Moſaiken von Masken und Laubgewinden eingeſetzt ſind. Die übrige Geſellſchaft von Statuen in jenem Cabinet beſteht 1) aus der auf der Ferſe ſitzenden Venus, an deren Baſe der Name des Bupalus eingegraben ſteht; 2) ein ſehr ſchöner, kleiner Ganymedes; 3) die ſchöne Statue eines Jünglings, dem, ich weiß nicht, ob mit Recht, der Name Adonis beigelegt wird; 4) ein Faun aus Roſſo Antico; 5) der ruhig ſtehende Discobolus.

Visconti hat im dritten, gedachtem Muſeum gewidmeten Bande dieſes Denkmal beſchrieben, nach ſeiner Weiſe erklärt und auf der dreißigſten Tafel abbilden laſſen; da denn jeder Kunſtfreund mit uns bedauern kann, daß es uns nicht gelungen, ſie nach Deutſchland zu ſchaffen und ſie irgend einer vaterländiſchen Sammlung hinzuzugeſellen.

Man wird es natürlich finden, daß ich bei meinen Abſchiedsbeſuchen jene anmuthige Mailänderinn nicht vergaß. Ich hatte die Zeit her von ihr manches Vergnügliche gehört: wie ſie mit Angelica immer vertrauter geworden und ſich in der höhern Geſellſchaft, wohin ſie dadurch gelangt, gar gut zu benehmen wiſſe. Auch konnte ich die Vermuthung nähren und den Wunſch, daß ein wohlhabender junger Mann, welcher mit Zucchi's im beſten Vernehmen ſtand, gegen ihre Anmuth nicht unempfindlich und ernſtere Abſichten durchzuführen nicht abgeneigt ſei.

Nun fand ich ſie im reinlichen Morgenkleide, wie ich ſie zuerſt in Caſtel Gandolfo geſehen; ſie empfing mich mit offner Anmuth und drückte, mit natürlicher Zierlichkeit, den wiederholten Dank für meine Theilnahme gar liebenswürdig aus. „Ich werd' es nie vergeſſen," ſagte ſie, „daß ich, aus Verwirrung mich wieder erholend, unter den anfragenden geliebten und verehrten Namen auch den Eu'rigen nennen hörte; ich forſchte mehrmals, ob es denn auch wahr ſei. Ihr ſetztet Eu're Erkundigungen durch mehrere Wochen fort, bis endlich mein Bruder, Euch beſuchend, für uns Beide danken konnte. Ich weiß nicht, ob er's ausgerichtet hat, wie ich's ihm auftrug; ich wäre gern mitgegangen, wenn ſich's geziemte." Sie fragte nach dem Weg, den ich nehmen wollte, und als ich ihr meinen Reiſeplan vorerzählte, verſetzte ſie: „Ihr ſeid glück-

lich, so reich zu sein, daß Ihr Euch Dieß nicht zu versagen braucht; wir Andern müssen uns in die Stelle finden, welche Gott und seine Heiligen uns angewiesen. Schon lange sehe ich vor meinem Fenster Schiffe kommen und abgehen, ausladen und einladen; Das ist unterhaltend, und ich denke manchmal, woher und wohin das Alles?" Die Fenster gingen gerade auf die Treppen von Ripetta; die Bewegung war eben sehr lebhaft.

Sie sprach von ihrem Bruder mit Zärtlichkeit, freute sich, seine Haushaltung ordentlich zu führen, ihm möglich zu machen, daß er, bei mäßiger Besoldung, noch immer Etwas zurück in einem vortheilhaften Handel anlegen könne; genug, sie ließ mich zunächst mit ihren Zuständen durchaus vertraut werden. Ich freute mich ihrer Gesprächigkeit; denn eigentlich macht' ich eine gar wunderliche Figur, indem ich schnell alle Momente unsers zarten Verhältnisses, vom ersten Augenblick an bis zum letzten, mir wieder vorzurufen gedrängt war. Nun trat der Bruder herein, und der Abschied schloß sich in freundlicher, mäßiger Prosa.

Als ich vor die Thüre kam, fand ich meinen Wagen ohne den Kutscher, den ein geschäftiger Knabe zu holen lief. Sie sah heraus zum Fenster des Entresols, den sie in einem stattlichen Gebäude bewohnten; es war nicht gar hoch, man hätte geglaubt, sich die Hand reichen zu können.

"Man will mich nicht von Euch wegführen, seht Ihr, rief ich aus; man weiß, so scheint es, daß ich ungern von Euch scheide."

Was sie darauf erwiederte, was ich versetzte, den Gang des anmuthigsten Gespräches, das, von allen Fesseln frei, das Innere zweier sich nur halbbewußt Liebenden offenbarte, will ich nicht entweihen durch Wiederholung und Erzählung; es war ein wunderbares, zufällig eingeleitetes, durch innern Drang abgenöthigtes, laconisches Schlußbekenntniß der unschuldigsten und zartesten wechselseitigen Gewogenheit, das mir auch deßhalb nie aus Sinn und Seele gekommen ist.

Auf eine besonders feierliche Weise sollte jedoch mein Abschied aus Rom vorbereitet werden; drei Nächte vorher stand der volle Mond am klarsten Himmel, und ein Zauber, der sich dadurch über die ungeheure Stadt verbreitet, so oft empfunden, ward nun auf's Eindringlichste fühlbar. Die großen Lichtmassen, klar, wie von einem milden Tage beleuchtet, mit ihren Gegensätzen von tiefen Schatten, durch Reflexe manchmal erhellt, zur Ahnung des Einzelnen, setzen uns in einen Zustand wie von einer andern, einfachern, größern Welt.

Nach zerstreuenden, mitunter peinlich zugebrachten Tagen machte ich den Umgang mit wenigen Freunden ein Mal ganz allein. Nachdem ich den langen Corso, wohl zum letzten Mal, durchwandert hatte, bestieg ich das Capitol, das wie ein Feen-Palast in der Wüste dastand. Die Statue Marc Aurel's rief den Commandeur in Don Juan zur Erinnerung und gab dem Wanderer zu verstehen, daß er etwas Ungewöhnliches unternehme. Deß ungeachtet ging ich die hintere Treppe hinab. Ganz finster, finstern Schatten werfend, stand mir der Triumphbogen des Septimius Severus entgegen; in der Einsamkeit der Via Sacra erschienen die sonst so bekannten Gegenstände fremdartig und geisterhaft. Als ich aber den erhabenen Resten des Coliseum's mich näherte und in dessen verschlossenes Innere durch's Gitter hineinsah, darf ich nicht läugnen, daß mich ein Schauer überfiel und meine Rückkehr beschleunigte.

Alles Massenhafte macht einen eig'nen Eindruck, zugleich als erhaben und faßlich, und in solchen Umgängen zog ich gleichsam ein unübersehbares Summa Summarum meines ganzen Aufenthaltes. Dieses in aufgeregter Seele tief und groß empfunden, erregte eine Stimmung, die ich heroisch-elegisch nennen darf, woraus sich in poetischer Form eine Elegie zusammenbilden wollte.

Und wie sollte mir gerade in solchen Augenblicken Ovid's Elegie nicht in's Gedächtniß zurückkehren, der, auch verbannt, in einer Mondnacht Rom verlassen sollte. Dum repeto noctem! Seine Rückerinnerung, weit hinten am schwarzen Meere, im trauer- und jammervollen Zustande, kam mir nicht aus dem Sinn; ich wiederholte das Gedicht, das mir theilweise genau im Gedächtniß hervorstieg, aber mich wirklich an eig'ner Production irre werden ließ und hinderte, die auch, später unternommen, niemals zu Stande kommen konnte.

Wandelt von jener Nacht mir das traurige Bild vor die Seele,
Welche die letzte für mich ward in der Römischen Stadt.
Wiederhol' ich die Nacht, wo des Thrasea Soviel mit zurückblieb.
Luna, sie lenkt in der Höh' nächtliches Rossegespann.
Zu ihr schaut' ich hinan, sah dann capitolische Tempel,
Welchen umsonst so nah' unsere Laren gegrenzt. —

Cum subit illius tristissima noctis imago,
Quae mihi supremum tempus in Urbe fuit;
Cum repeto noctem, qui tot mihi cara reliqui;
Labitur ex oculis nunc quoque gutta meis.
Iamque quiescebant voces hominumque canumque:
Lunaque nocturnos alta regebat equos.
Hanc ego suspiciens, et ab hac Capitolia cernens,
Quae nostro frustra iuncta fuere Lari. —

Ueber Italien.

Fragmente eines Reise-Journal's.

1.

Rosalie'ns Heiligthum.

Die heilige Rosalie, Schutz-Patronin von Palermo, ist durch die Beschreibung, welche Brydone von ihrem Feste gegeben hat, so allgemein bekannt worden, daß es wohl nicht unangenehm sein möchte, hier Etwas von dem Orte, wo sie besonders verehrt wird, zu lesen.

Der Monte Pellegrino, eine große Felsenmasse, breiter als hoch, liegt an dem nordwestlichen Ende des Golfs von Palermo. Seine schöne Form läßt sich mit Worten nicht beschreiben; eine unvollkommene Abbildung davon findet sich in dem Voyage Pittoresque de la Sicile. Er besteht aus einem grauen Kalkstein der ersten Epoche; die Felsen sind ganz nackt, kein Baum, kein Strauch wächst auf ihnen, kaum daß die flachliegenden Theile mit etwas Rasen und Moos bedeckt sind.

In einer Höhle dieses Berges entdeckte man zu Anfang des vorigen Jahrhunderts die Gebeine der Heiligen und brachte sie nach Palermo. Ihre Gegenwart befreite die Stadt von der Pest, und Rosalie war seit diesem Augenblicke die Schutzheilige des Volks; man baute ihr Capellen und stellte zu ihrer Ehre glänzende Feierlichkeiten an.

Die Andächtigen wallfahrteten fleißig auf den Berg, und man erbaute mit großen Kosten einen Weg, der wie eine Wasserleitung auf Pfeilern und Bogen ruht und in einem Zickzack zwischen zwei Klippen hinauf steigt.

Der Andachtsort selbst ist der Demuth der Heiligen, welche sich dahin flüchtete, angemessener, als die prächtigen Feste, welche man ihrer völligen Entäußerung von der Welt zu Ehren anstellte. Und vielleicht hat die ganze Christenheit, welche nun achtzehnhundert Jahre ihren Besitz, ihre Pracht, ihre feierlichen Lustbarkeiten auf das Elend ihrer ersten Stifter und eifrigsten Bekenner gründet, keinen heiligen Ort aufzuweisen, der auf eine so unschuldige und gefühlvolle Art verziert und verehrt wäre.

Wenn man den Berg erstiegen hat, wendet man sich um eine Felsenecke, wo man gleich einer steilen Felswand gegenübersteht, an welche die Kirche und das Kloster gleichsam festgebaut sind.

Die Außenseite der Kirche hat nichts Einladendes noch Versprechendes; man eröffnet die Thüre ohne Erwartung, wird aber auf das Wunderbarste überrascht, indem man hineintritt. Man befindet sich unter einer Halle, welche in der Breite der Kirche hinläuft und gegen das Schiff zu offen ist. Man sieht in derselben die gewöhnlichen Gefäße mit Weihwasser und einige Beichtstühle. Das Schiff der Kirche ist ein offener Hof, der an der rechten Seite von rauhen Felsen, auf der linken von einer Continuation der Halle zugeschlossen wird. Er ist mit Steinplatten etwas abhängig belegt, damit das Regenwasser ablaufen kann; ein kleiner Brunnen steht ungefähr in der Mitte.

Die Höhle selbst ist zum Chor umgebildet, ohne daß man ihr von der natürlichen rauhen Gestalt Etwas genommen hätte. Einige Stufen führen hinauf; gleich steht der große Pult mit dem Chor-Buche entgegen; auf beiden Seiten die Chor-Stühle. Alles wird von dem aus dem Hofe oder Schiff einfallenden Tageslicht erleuchtet. Tief hinten, in dem Dunkel der Höhle, steht der Haupt-Altar in der Mitte.

Man hat, wie ich schon gesagt, an der Höhle Nichts verändert; allein da die Felsen immer von Wasser träufeln, war es nöthig, den Ort trocken zu halten. Man hat Dieses durch bleierne Rinnen bewirkt, welche man an den Kanten der Felsen hergeführt und verschiedentlich miteinander verbunden hat. Da sie oben breit sind und unten spitz zulaufen, auch mit einer schmutzig grünen Farbe angestrichen sind, so sieht es fast aus, als wenn die Höhle inwendig mit großen Indianischen Feigen bewachsen wäre. Das Wasser wird theils seitwärts, theils hinten in einen klaren Behälter geleitet, woraus es die Gläubigen schöpfen und gegen allerlei Uebel gebrauchen.

Da ich diese Gegenstände genau betrachtete, trat ein Geistlicher zu mir und fragte mich: ob ich etwa ein Gelübde sei und einige Messen wollte lesen lassen? Ich versetzte ihm darauf: ich sei mit einem Genueser nach Palermo gekommen, welcher morgen, als an einem Festtage, heraufsteigen würde. Da immer einer von uns zu Hause bleiben müßte, wäre ich heute herauf gegangen, mich umzusehen. Er versetzte darauf, ich möchte mich aller Freiheit bedienen,

Alles wohl betrachten und meine Devotion verrichten. Besonders wies er mich an einen Altar, der links in der Höhle stand, als ein besonderes Heiligthum, und verließ mich.

Ich sah durch die Oeffnungen eines großen, aus Messing getriebenen Laubwerks Lampen unter dem Altar hervorschimmern, kniete ganz nahe davor hin und blickte durch die Oeffnungen. Es war inwendig noch ein Gitterwerk von feinem, geflochtenem Messingdraht vorgezogen, so daß man nur, wie durch einen Flor, den Gegenstand dahinter unterscheiden konnte.

Ein schönes Frauenzimmer erblickte ich bei dem Schein einiger stillen Lampen.

Sie lag, wie in einer Art von Entzückung, die Augen halb geschlossen, den Kopf nachlässig auf die rechte Hand gelegt, die mit vielen Ringen geschmückt war. Ich konnte das Bild nicht genug betrachten; es schien mir ganz besondere Reize zu haben. Ihr Gewand ist aus einem vergoldeten Blech getrieben, welches einen reich von Golde gewirkten Stoff gar gut nachahmt. Kopf und Hände von weißem Marmor sind, ich darf nicht sagen in einem hohen Styl, aber doch so natürlich und gefällig gearbeitet, daß man glaubt, sie müßte Athem holen und sich bewegen.

Ein kleiner Engel steht neben ihr und scheint ihr mit einem Lilienstengel Kühlung zuzuwehen.

Unterdessen waren die Geistlichen in die Höhle gekommen, hatten sich auf ihre Stühle gesetzt und sangen die Vespern.

Ich setzte mich auf eine Bank, gegen dem Altar über und hörte ihnen eine Weile zu; alsdann begab ich mich wieder zum Altare, kniete nieder und suchte das schöne Bild der Heiligen noch deutlicher gewahr zu werden und überließ mich der reizenden Illusion der Gestalt und des Orts.

Der Gesang der Geistlichen verklang nun in der Höhle, das Wasser rieselte in das Behältniß gleich neben dem Altare zusammen; die überhangenden Felsen des Vorhofs, des eigentlichen Schiffs der Kirche, schlossen die Scene noch mehr ein; es war eine große Stille in dieser gleichsam wieder ausgestorbenen Wüste, eine große Reinlichkeit in einer wilden Höhle; der Flitterputz des catholischen, besonders Sicilianischen Gottesdienstes hier noch zunächst seiner natürlichen Einfalt; die Illusion, welche die Gestalt der schönen Schläferinn hervorbrachte, auch einem geübten Auge noch reizend — genug, ich konnte mich nur mit Schwierigkeit von diesem Orte losreißen und kam erst in später Nacht wieder in Palermo an.

Ich habe nachher manchmal mit mir selbst darüber gescherzt und das Vergnügen, das ich dort empfunden, mehr einer glücklichen Stimmung und einigen Gläsern guten Sicilianischen Weins, als den Gegenständen selbst zuschreiben wollen; allein zu meiner Rechtfertigung fand ich in dem Voyage Pittoresque de la Sicile folgende Stelle: La statue est de bronze doré, avec les mains et la tête en marbre blanc, mais si parfaitement sculptée et dans une position si naturelle, que l'on serait tenté de la croire vivante;*) daß ich also nach diesem Zeugniß mich des Eindrucks, den jenes leblose Bild auf mich gemacht, nicht schämen darf.

An der Seite der Kirche und des kleinen daran gebauten, damit verbundenen Klosters sind noch einige, beinahe gleich große Höhlen, welche doch nur den Ziegenherden zum Schutz und zum natürlichen Stalle dienen.

*) Die Bildsäule ist von vergoldeter Bronze, Hände und Kopf von weißem Marmor, aber so vollkommen ausgearbeitet und in einer so natürlichen Stellung, daß man versucht wird, sie für lebend zu halten.

II.

Zur Theorie der bildenden Künste.

Baukunst.

Es war sehr leicht, zu sehen, daß die Steinbaukunst der Alten, insofern sie Säulenordnungen gebrauchten, von der Holzbaukunst ihr Muster genommen habe. Vitruv bringt bei dieser Gelegenheit das Märchen von der Hütte zu Markte, das nun auch von so vielen Theoristen angenommen und geheiligt worden ist; allein ich bin überzeugt, daß man die Ursachen viel näher zu suchen habe.

Die Dorischen Tempel der ältesten Ordnung, wie sie in Großgriechenland und Sicilien bis auf den heutigen Tag noch zu sehen sind und welche Vitruv nicht kannte, bringen uns auf den natürlichen Gedanken, daß nicht eine hölzerne Hütte zuerst den sehr entfernten Anlaß gegeben habe.

Die ältesten Tempel waren von Holz, sie waren auf die simpelste Weise aufgebaut, man hatte nur für das Nothwendigste gesorgt. Die Säulen trugen den Hauptbalken, dieser wieder die Köpfe der Balken, welche von Innen heraus lagen, und das Gesims ruhte oben drüber. Die sichtbaren Balkenköpfe waren, wie es der Zimmermann nicht lassen kann, ein wenig ausgekerbt, übrigens aber der Raum zwischen denselben, die sogenannten Metopen, nicht einmal verschlagen, so daß man die Schädel der Opferthiere hineinlegen, daß Pylades, in der Iphigenie auf Tauris des Euripides, hindurch zu kriechen den Vorschlag thun konnte. Diese ganz solide, einfache und rohe Gestalt der Tempel war jedoch dem Auge des Volks heilig, und da man anfing, von Stein zu bauen, ahmte man

ſie, ſo gut man konnte, im Doriſchen Tempel nach.

Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß man bei hölzernen Tempeln auch die ſtärkſten Stämme zu Säulen genommen habe, weil man ſie, wie es ſcheint, ohne eigentliche Verbindung der Zimmerkunſt, dem Hauptbalken nur gerad unterſetzte. Als man dieſe Säulen in Stein nachzuahmen anfing, wollte man für die Ewigkeit bauen; man hatte aber nicht jederzeit die feſteſten Steine zur Hand; man mußte die Säulen aus Stücken zuſammenſetzen, um ihnen die gehörige Höhe zu geben; man machte ſie alſo ſehr ſtark in Verhältniß zur Höhe und ließ ſie ſpitzer zugehen, um die Gewalt ihres Tragens zu vermehren.

Die Tempel von Päſtum, Segeſte, Selinunt, Girgent ſind alle von Kalkſtein, der mehr oder weniger ſich der Tuffſteinart nähert, die in Italien Travertin genannt wird; ja die Tempel von Girgent ſind alle von dem loſeſten Muſchelkalkſtein, der ſich denken läßt. Sie waren auch deßhalb von der Witterung ſo leicht anzugreifen und ohne eine andere feindliche Gewalt zu zerſtören.

Man erlaube mir eine Stelle des Vitruv hierher zu deuten, wo er erzählt, daß Hermogenes, ein Architect, da er zu Erbauung eines Doriſchen Tempels den Marmor beiſammen gehabt, ſeine Gedanken geändert und daraus einen Joniſchen gebaut habe.

Vitruv gibt zwar zur Urſache an, daß dieſer Baumeiſter ſowohl als andere mit der Eintheilung der Triglyphen nicht einig werden können; allein es gefällt mir mehr, zu glauben, daß dieſer Mann, als er die ſchönen Blöcke Marmor vor ſich geſehen, ſolche lieber zu einem gefälligern und reizendern Gebäude beſtimmt habe, indem ihn die Materie an der Ausführung nicht hinderte. Auch hat man die Doriſche Ordnung ſelbſt immer ſchlanker gemacht, ſo daß zuletzt der Tempel des Hercules zu Cora acht Diameter in der Säulenlänge enthält.

Ich möchte durch Das, was ich ſage, es nicht gerne mit Denjenigen verderben, welche für die Form der altdoriſchen Tempel ſehr eingenommen ſind. Ich geſtehe ſelbſt, daß ſie ein majeſtätiſches, ja einige ein reizendes Anſehen haben; allein es liegt in der menſchlichen Natur, immer weiter, ja über ihr Ziel fortzuſchreiten; und ſo war es auch natürlich, daß in dem Verhältniß der Säulendicke zur Höhe das Auge immer das Schlankere ſuchte und der Geiſt mehr Hoheit und Freiheit dadurch zu empfinden glaubte.

Beſonders da man von ſo mannigfaltigem ſchönen Marmor ſehr große Säulen aus einem Stücke fertigen konnte, und zuletzt noch der Urvater alles Geſteins, der alte Granit, aus Egypten herüber nach Aſien und Europa gebracht ward und ſeine großen und ſchönen Maſſen zu jedem ungeheuern Gebrauche darbot. Soviel ich weiß, ſind noch immer die größten Säulen von Granit.

Die Joniſche Ordnung unterſchied ſich bald von der Doriſchen, nicht allein durch die mehrere verhältnißmäßige Säulenhöhe, durch ein verzierteres Capital, ſondern auch vorzüglich dadurch, daß man die Triglyphen aus dem Frieſe ließ und den immer unvermeidlichen Brüchen in der Eintheilung derſelben entging. Auch würden, nach meinem Begriff, die Triglyphen niemals in die Steinbaukunſt gekommen ſein, wenn die erſten nachgeahmten Holz-Tempel nicht ſo gar roh geweſen, die Metopen verwahrt und zugeſchloſſen und der Fries etwa abgetüncht worden wäre. Allein ich geſtehe es ſelbſt, daß ſolche Ausbildungen für jene Zeiten nicht waren und daß es dem rohen Handwerk ganz natürlich iſt, Gebäude nur wie einen Holzſtoß übereinander zu legen.

Daß nun ein ſolches Gebäude, durch die Andacht der Völker geheiligt, zum Muſter ward, wornach ein anderes, von einer ganz andern Materie, aufgeführt wurde, iſt ein Schickſal, welches unſer Menſchengeſchlecht in hundert andern Fällen erfahren mußte, die ihm weit näher lagen und weit ſchlimmer auf daſſelbe wirkten, als Metopen und Triglyphen.

Ich überſpringe viele Jahrhunderte und ſuche ein ähnliches Beiſpiel auf, indem ich den größten Theil ſogenannter Gothiſcher Baukunſt aus den Holzſchnitzwerken zu erklären ſuche, womit man in den älteſten Zeiten Heiligenſchränkchen, Altäre und Capellen auszuzieren pflegte, welche man nachher, als die Macht und der Reichthum der Kirche wuchſen, mit allen ihren Schnörkeln, Stäben und Leiſten, an die Außenſeiten der nordiſchen Mauern anheftete und Giebel und formenloſe Thürme damit zu zieren glaubte.

Leider ſuchten alle nordiſchen Kirchenverzierer ihre Größe nur in der multiplicirten Kleinheit. Wenige verſtanden dieſen kleinlichen Formen unter ſich ein Verhältniß zu geben, und dadurch wurden ſolche Ungeheuer, wie der Dom zu Mailand, wo man einen ganzen Marmorberg mit ungeheuern Koſten verſetzt und in die elendeſten Formen gezwungen hat, ja noch täglich die armen Steine quält, um ein Werk fortzuſetzen, das nie geendigt werden kann, indem der erfindungsloſe Unſinn, der es eingab, auch die Gewalt hatte, einen gleichſam unendlichen Plan zu bezeichnen.

Material der bildenden Kunſt

Kein Kunſtwerk iſt unbedingt, wenn es auch der größte und geübteſte Künſtler verfertigt; es

mag ſich noch ſo ſehr zum Herrn der Materie machen, in welcher er arbeitet, ſo kann er doch ihre Natur nicht verändern. Er kann alſo nur in einem gewiſſen Sinne und unter einer gewiſſen Bedingung Das hervorbringen, was er im Sinne hat und es wird derjenige Künſtler in ſeiner Art immer der trefflichſte ſein, deſſen Erfindungs- und Einbildungskraft ſich gleichſam unmittelbar mit der Materie verbindet, in welcher er zu arbeiten hat. Dieſes iſt einer der großen Vorzüge der alten Kunſt; und wie Menſchen nur dann klug und glücklich genannt werden können, wenn ſie in der Beſchränkung ihrer Natur und Umſtände mit der möglichſten Freiheit leben: ſo verdienen auch jene Künſtler unſere große Verehrung, welche nicht mehr machen wollten, als die Materie ihnen erlaubte und doch eben dadurch ſo viel machten, daß wir mit einer angeſtrengten und ausgebildeten Geiſteskraft ihr Verdienſt kaum zu erkennen vermögen.

Wir wollen gelegentlich Beiſpiele anführen, wie die Menſchen durch das Material zur Kunſt geführt und in ihr ſelbſt weiter geleitet worden ſind. Für dieß Mal ein ſehr einfaches.

Es ſcheint mir ſehr wahrſcheinlich, daß die Egypter zu der Aufrichtung ſo vieler Obelisken durch die Form des Granits ſelbſt ſind gebracht worden. Ich habe bei einem ſehr genauen Studium der ſehr mannigfaltigen Formen, in welchen der Granit ſich findet, eine meiſt allgemeine Uebereinſtimmung bemerkt: daß die Parallelepipeden, in welchen man ihn antrifft, öfters wieder diagonal getheilt ſind, wodurch ſogleich zwei rohe Obelisken entſtehen. Wahrſcheinlich kommt dieſe Naturerſcheinung in Ober-Egypten, im Syenitiſchen Gebirge, coloſſaliſch vor; und wie man, eine merkwürdige Stätte zu bezeichnen, irgend einen anſehnlichen Stein aufrichtete, ſo hat man dort zu öffentlichen Monumenten die größten, vielleicht ſelbſt in vorigen Gebirgen ſeltenen Granit-Keile ausgeſucht und hervorgezogen. Es gehörte noch immer Arbeit genug dazu, um ihnen eine regelmäßige Form zu geben, die Hieroglyphen mit ſolcher Sorgfalt hinein zu arbeiten und das Ganze zu glätten; aber doch nicht ſoviel, als wenn die ganze Geſtalt, ohne einigen Anlaß der Natur, aus einer ungeheuern Felsmaſſe hätte herausgehauen werden ſollen.

Ich will nicht zur Befeſtigung meines Arguments die Art angeben, wie die Hieroglyphen eingegraben ſind; daß nämlich erſt eine Vertiefung in den Stein gehauen iſt, in welcher die Figur dann erſt erhoben ſteht. Man könnte Dieſes noch aus einigen andern Urſachen erklären; ich könnte es aber auch für mich anführen und behaupten, daß man die meiſten Seiten der Steine ſchon ſo ziemlich eben gefunden, dergeſtalt, daß es viel vortheilhafter geweſen, die Figuren gleichſam zu incaſſiren, als ſolche erhaben vorzuſtellen und die ganze Oberfläche des Steins um ſoviel zu vertiefen.

9.

Stundenmaß der Italiener.

Eine von den Fremden meiſt aus einem falſchen Geſichtspunct betrachtete Einrichtung iſt die Art der Italiener, die Uhr zu zählen. Sie verwirrt jeden Ankömmling, und weil der größte Theil der Reiſenden überall ſeine Art zu ſein fortſetzen, in ſeiner Ordnung und in ſeinem Gleiſe bleiben will, ſo iſt es natürlich, daß er ſich bitter beſchwert, wenn ihm auf ein Mal ein wichtiges Maß ſeiner Handlungen gänzlich verrückt wird.

Deutſche Regenten haben in ihren Italieniſchen Staaten ſchon die uns gewöhnliche Art, die Stunden zu zählen, eingeführt. Dieſer ſogenannte Franzöſiſche Zeiger, der zum Troß der Fremden ſchon lange auf Trinità di Monte zu ſehen iſt, wird nun bald auch in- und außerhalb St. Peter den Reiſenden ihre gewohnten Stunden zeigen. Unſere Art, zu zählen, wird alſo wohl nach und nach gemeiner werden, ob ſich gleich das Volk ſchwerlich ſo bald damit befaſſen wird, und gewiß verlöre es auch eine eigenthümliche Landesſitte, eine ererbte Vorſtellungsart und eine höchſt ſchickliche Gewohnheit.

Wie oft hören wir von Reiſenden das glückliche Land, das ſchöne Clima, den reinen, blauen Himmel, die milde Luft Italien's preiſen, und es iſt zum größten Theil wahr und unübertrieben. Daraus folgt nun aber für's Leben: daß, wer nur kann und ſo lang er nur immer kann, gern unter freiem Himmel ſein und auch bei ſeinen Geſchäften der Luft genießen mag. Wie viele Handwerker arbeiten vor den Häuſern auf freier Straße, wie viele Läden ſind ganz gegen die Straße zu eröffnet, wie Mancherlei geſchieht auf den Märkten, Plätzen und in den Höfen! Daß bei einer ſolchen Lebensart der Moment, wo die Sonne untergeht und die Nacht eintritt, allgemeiner entſcheidend ſein müſſe als bei uns, wo es manchmal den ganzen Tag nicht Tag wird, läßt ſich leicht einſehen. Der Tag iſt wirklich zu Ende; alle Geſchäfte einer gewiſſen Art müſſen auch geendigt werden, und dieſe Epoche hat, wie es einem ſinnlichen Volke geziemt, Jahr ein, Jahr aus dieſelbige Bezeichnung. Nun es iſt Nacht (Notte), denn die vierundzwanzigſte Stunde wird niemals ausgeſprochen, wie man im Franzöſiſchen Mittag (Midi) und nicht zwölf Uhr ſagt. Es läuten die Glocken, ein Jeder ſpricht ein kurzes

Ließ ſich den Anblick wohl behagen;
Er ſprach: So iſt man recht geſinnt!
Wer überwindet der gewinnt.
Die Kirche hat einen guten Magen,
Hat ganze Länder aufgefreſſen,
Und doch noch nie ſich übergeſſen;
Die Kirch' allein, meine liebe Frauen,
Kann ungerechtes Gut verdauen.

Fauſt.

Das iſt ein allgemeiner Brauch,
Ein Jud' und König kann es auch.

Mephiſtopheles.

Strich drauf ein Spange, Kett' und Ring,
Als wären's eben Pfifferling,
Dankt nicht weniger und nicht mehr,
Als ob's ein Korb voll Nüſſe wär',
Verſprach ihnen allen himmliſchen Lohn —
Und ſie waren ſehr erbaut davon.

Fauſt.

Und Grethchen?

Gebet, der Diener zündet die Lampen an, bringt sie in das Zimmer und wünschet felicissima notte.

Von dieser Epoche an, welche immer mit dem Sonnenuntergang rückt bis zum nächsten Sonnenuntergang, wird die Zeit in vierundzwanzig Stunden getheilt; und da nun Jeder durch die lange Gewohnheit weiß, sowohl wenn es Tag wird, als in welche Stunde Mittag und Mitternacht fällt, so lassen sich alle Arten von Berechnungen gar bald machen, an welchen die Italiener ein Vergnügen und eine Art von Unterhaltung zu finden scheinen. Natürlicher Weise findet sich die Bequemlichkeit dieser Art, die Stunden zu zählen, bei allen Handlungen, welche auf Tag und Nacht die reinste Beziehung haben, und man sieht, wie auf diese Weise die Zeit einer großen, sinnlichen Masse Volks eingetheilt werden konnte.

So findet man alle Werkstätten, Studien, Comptoire, Banken durch alle Jahreszeiten bis zur Nacht offen; Jeder kann seine Geschäfte bis dahin verrichten. Hat er mäßige Zeit, so kann er seine Spaziergänge bis Sonnenuntergang fortsetzen, alsdann gewisse Cirkel finden und mit ihnen das Nöthige verabreden, sich mit Freunden unterhalten; anderthalb bis zwei Stunden in der Nacht eilt Alles den Schauspielhäusern zu; und so scheint man sich selbst Jahr ein, Jahr aus in derselbigen Zeit zu leben, weil man immer in derselbigen Ordnung Alles, was auf Tag und Nacht einen Bezug hat, verrichtet, ohne sich weiter zu bekümmern, ob es, nach unserer Art zu rechnen, früh oder spät sein möchte.

So wird der große Zusammenfluß von Fahrenden und Fußgängern, welcher in allen großen Städten Italiens, besonders an Sonn- und Festtagen, sich gegen Abend in der Hauptstraße auf dem Hauptplatze sehen läßt, so wird der Römische Corso und im Carneval von Rom eine ungeheure Masse von unbändigen Menschen durch diese Art die Stunden zu zählen gleichsam wie an einem Faden gelenkt. Ja dadurch, daß Tag und Nacht so entschieden von einander absehen, werden dem Luxus, der so gern Tag und Nacht miteinander vermischt und ineinander verwandelt, gewissen Maßen Grenzen gesetzt.

Ich gebe zu, daß der Italiener sein ganzes Leben fortführen und doch die Stunden nach unserer Art zählen könne; allein es wird ihm unter seinem glücklichen Himmel die Epoche, welche Abends Tag und Nacht scheidet, immer die wichtigste Zeit-Epoche des Tages bleiben. Sie wird ihm heilig bleiben, weil die Kirche zum Abendgebete nach dem alten Zeitpuncte fortläuten wird. Ich habe sowohl in Florenz als Mailand bemerken können, daß mehrere Personen, obgleich die öffentlichen Uhren alle nach unserm Zeiger gestellt sind, doch ihre Taschenuhren und ihr häusliches Leben nach der alten Zeitrechnung fortführen. Aus allem Diesem, zu dem ich noch Manches hinzufügen könnte, wird man schon genug erkennen: daß diese Art, die Zeit zu rechnen, welche dem Astronomen, dem der Mittag der wichtigste Tagespunct bleibt, verächtlich scheinen, dem nordischen Fremden unbequem fallen mag, sehr wohl auf ein Volk berechnet ist, das unter einem glücklichen Himmel der Natur gemäß leben und die Haupt-Epochen seiner Zeit auf das Faßlichste fixiren wollte.

4.

Frauenrollen, auf dem Römischen Theater, durch Männer gespielt.

Es ist kein Ort in der Welt, wo die vergangene Zeit so unmittelbar und mit so mancherlei Stimmen zu dem Beobachter spräche, als Rom. So hat sich auch dort unter mehrern Sitten zufälliger Weise eine erhalten, die sich an allen andern Orten nach und nach fast gänzlich verloren hat.

Die Alten ließen, wenigstens in den besten Zeiten der Kunst und der Sitten, keine Frau das Theater betreten. Ihre Stücke waren entweder so eingerichtet, daß Frauen mehr oder weniger entbehrlich waren; oder die Weiberrollen wurden durch einen Acteur vorgestellt, welcher sich besonders darauf gübt hatte. Derselbe Fall ist noch in dem neuern Rom und dem übrigen Kirchenstaat, außer Bologna, welches unter andern Privilegien auch der Freiheit genießt, Frauenzimmer auf seinen Theatern bewundern zu dürfen.

Es ist soviel zum Tadel jenes Römischen Herkommens gesagt worden, daß es wohl erlaubt sein möchte, auch Etwas zu seinem Lobe zu sagen, wenigstens (um nicht allzu paradox zu scheinen) darauf, als auf einen antiquarischen Rest, aufmerksam zu machen.

Von den Opern kann eigentlich hier die Rede nicht sein, indem die schöne und schmeichelhafte Stimme der Castraten, welchen noch überdieß das Weiberkleid besser als Männertracht angemessen scheint, gar leicht mit Allem aussöhnt, was allenfalls an der verkleideten Gestalt Unschickliches erscheinen möchte. Man muß eigentlich von Trauer- und Lustspielen sprechen und auseinandersetzen, inwiefern dabei einiges Vergnügen zu empfinden sei.

Ich setze voraus, was bei jedem Schauspiele vorauszusetzen ist, daß die Stücke nach den Characteren und Fähigkeiten der Schauspieler

eingerichtet ſeien: eine Bedingung, ohne welche kein Theater und kaum der größte, mannigfaltigſte Acteur beſtehen würde.

Die neuern Römer haben überhaupt eine beſondere Neigung, bei Maskeraden die Kleidung beider Geſchlechter zu verwechſeln. Im Carneval ziehen viele junge Burſche im Putz der Frauen aus der geringſten Claſſe umher und ſcheinen ſich gar ſehr darin zu gefallen. Kutſcher und Bediente ſind als Frauen oft ſehr anſtändig und, wenn es junge, wohlgebildete Leute ſind, zierlich und reizend gekleidet. Dagegen ſieht man Frauenzimmer des mittlern Standes als Pulcinelle, die Vornehmern in Officiers-Tracht gar ſchön und glücklich. Jedermann ſcheint ſich dieſes Scherzes, an dem wir uns Alle ein Mal in der Kindheit vergnügt haben, in fortgeſetzter jugendlicher Thorheit erfreuen zu wollen. Es iſt ſehr auffallend, wie beide Geſchlechter ſich in dem Scheine dieſer Umſchaffung vergnügen und das Privilegium des Traveſtirens ſoviel als möglich zu uſurpiren ſuchen.

Ebenſo haben die jungen Männer, die ſich den Weiberrollen widmen, eine beſondere Leidenſchaft, ſich in ihrer Kunſt vollkommen zu zeigen. Sie beobachten die Mienen, die Bewegungen, das Betragen der Frauenzimmer auf das Genaueſte; ſie ſuchen ſolche nachzuahmen und ihrer Stimme, wenn ſie auch den tiefern Ton nicht verändern können, Geſchmeidigkeit und Lieblichkeit zu geben: genug, ſie ſuchen ſich ihres eigenen Geſchlechts ſo viel als möglich iſt, zu entäußern. Sie ſind auf neue Moden ſo erpicht, wie Frauen ſelbſt; ſie laſſen ſich von geſchickten Putzmacherinnen herausſtaffiren, und die erſte Actrice eines Theater's iſt meiſt glücklich genug, ihren Zweck zu erreichen.

Was die Nebenrollen betrifft, ſo ſind ſie meiſt nicht zum Beſten beſetzt; und es iſt nicht zu läugnen, daß Colombine manchmal ihren blauen Bart nicht völlig verbergen kann. Allein es bleibt auf den meiſten Theatern mit den Nebenrollen überhaupt ſo eine Sache; und aus den Hauptſtädten anderer Reiche, wo man weit mehr Sorgfalt auf das Schauſpiel wendet, muß man oft bittere Klagen über die Ungeſchicklichkeit der dritten und vierten Schauſpieler und über die dadurch gänzlich geſtörte Illuſion vernehmen.

Ich beſuchte die Römiſchen Comödien nicht ohne Vorurtheil; allein ich fand mich bald, ohne d'ran zu denken, verſöhnt; ich fühlte ein mir noch unbekanntes Vergnügen und bemerkte, daß es viele Andere mit mir theilten. Ich dachte der Urſache nach und glaube ſie darin gefunden zu haben, daß bei einer ſolchen Vorſtellung der Begriff der Nachahmung, der Gedanke an Kunſt immer lebhafter blieb und durch das geſchickte Spiel nur eine Art von ſelbſtbewußter Illuſion hervorgebracht wurde.

Wir Deutſchen erinnern uns, durch einen fähigen jungen Mann alte Rollen bis zur größten Täuſchung vorgeſtellt geſehen zu haben und erinnern uns auch des doppelten Vergnügens, das uns jener Schauſpieler gewährte. Eben ſo entſteht ein doppelter Reiz daher, daß dieſe Perſonen keine Frauenzimmer ſind, ſondern Frauenzimmer vorſtellen. Der Jüngling hat die Eigenheiten des weiblichen Geſchlechts in ihrem Weſen und Betragen ſtudirt; er bringt ſie nun bringt ſie als Künſtler wieder hervor; er ſpielt nicht ſich ſelbſt, ſondern eine dritte und eigentlich fremde Natur. Wir lernen dieſe dadurch nur deſto beſſer kennen, weil ſie Jemand beobachtet, Jemand überdacht hat und uns nicht die Sache, ſondern das Reſultat der Sache vorgeſtellt wird.

Da ſich nun alle Kunſt hierdurch vorzüglich von der einfachen Nachahmung unterſcheidet, ſo iſt natürlich, daß wir bei einer ſolchen Vorſtellung eine eigene Art von Vergnügen empfinden, und manche Unvollkommenheit in der Ausführung des Ganzen überſehen.

Es verſteht ſich freilich, was oben ſchon berührt worden, daß die Stücke zu dieſer Art von Vorſtellung paſſen müſſen.

So konnte das Publicum der Locandiera des Goldoni einen allgemeinen Beifall nicht verſagen.

Der junge Mann, der die Gaſtwirthinn vorſtellte, drückte die verſchiedenen Schattirungen, welche in dieſer Rolle liegen, ſo gut als möglich aus. Die ruhige Kälte eines Mädchens, die ihren Geſchäften nachgeht, gegen Jeden höflich, freundlich und dienſtfertig iſt, aber weder liebt noch geliebt ſein will, noch weniger den Leidenſchaften ihrer vornehmen Gäſte Gehör geben mag; die heimlichen, zarten Coketterien, wodurch ſie denn doch wieder ihre männlichen Gäſte zu feſſeln weiß; den beleidigten Stolz, da ihr einer derſelben hart und unfreundlich begegnet; die mancherlei feinen Schmeicheleien, womit ſie auch dieſen anzufeuern weiß, und zuletzt den Triumph, auch ihn überwunden zu haben.

Ich bin überzeugt und habe es ſelbſt geſehen, daß eine geſchickte und verſtändige Actrice in dieſer Rolle viel Lob verdienen kann, aber die letzten Scenen, von einem Frauenzimmer vorgeſtellt, werden immer beleidigen. Der Ausdruck jener unbezwinglichen Kälte, jener ſüßen Empfindung der Rache, der übermüthigen Schadenfreude werden uns in der unmittelbaren Wahrheit empören, und wenn ſie zuletzt dem Hausknechte die Hand gibt, um nur einen Knechtmann im Hauſe zu haben, ſo wird man von

dem schalen Ende des Stücks wenig befriedigt sein. Auf dem Römischen Theater dagegen war es nicht die liebloſe Kälte, der weibliche Uebermuth selbſt: die Vorstellung erinnerte nur daran; man tröſtete ſich, daß es wenigſtens dieß Mal nicht wahr ſei; man klatſchte dem Jüngling Beifall mit frohem Muthe zu und war erfreut, daß er die gefährlichen Eigenſchaften des geliebten Geſchlechts ſo gut gekannt und durch eine glückliche Nachahmung ihres Betragens uns an den Schönen, für Alles, was wir Aehnliches von ihnen erduldet, gleichſam gerächt habe.

Ich wiederhole alſo: man empfand hier das Vergnügen, nicht die Sache ſelbſt, ſondern ihre Nachahmung zu ſehen; nicht durch Natur, ſondern durch Kunſt unterhalten zu werden; nicht eine Individualität, ſondern ein Reſultat anzuſchauen.

Dazu kam noch, daß die Geſtalt des Acteur's einer Perſon aus der mittlern Claſſe ſehr angemeſſen war.

Und ſo behält uns Rom unter ſeinen vielen Reſten auch noch eine alte Einrichtung, obgleich unvollkommener, auf; und wenn gleich nicht ein Jeder ſich daran ergetzen ſollte, ſo findet der Denkende doch Gelegenheit, ſich jene Zeiten gewiſſer Maßen zu vergegenwärtigen und iſt geneigter, den Zeugniſſen der alten Schriftſteller zu glauben, welche uns an mehrern Stellen verſichern: es ſei männlichen Schauſpielern oft im höchſten Grade gelungen, in weiblicher Tracht eine geſchmackvolle Nation zu entzücken.

5.

Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Styl.

Es ſcheint nicht überflüſſig zu ſein, genau anzuzeigen, was wir uns bei dieſen Worten denken, welche nur öfters brauchen werden. Denn wenn man ſich gleich auch derſelben ſchon lange in Schriften bedient, wenn ſie gleich durch theoretiſche Werke beſtimmt zu ſein ſcheinen, ſo braucht denn doch Jeder ſie meiſtens in einem eig'nen Sinne, und denkt ſich mehr oder weniger dabei, je ſchärfer oder ſchwächer er den Begriff gefaßt hat, der dadurch ausgedrückt werden ſoll.

Einfache Nachahmung der Natur.

Wenn ein Künſtler, bei dem man das natürliche Talent vorausſetzen muß, in der früheſten Zeit, nachdem er nur einiger Maßen Auge und Hand an Muſtern geübt, ſich an die Gegenſtände der Natur wendete, mit Treue und Fleiß ihre Geſtalten, ihre Farben auf das Genaueſte nachahmte, ſich gewiſſenhaft niemals von ihr entfernte, jedes Gemälde, das er zu fertigen hätte, wieder in ihrer Gegenwart anfinge und vollendete, ein ſolcher würde immer ein ſchätzenswerther Künſtler ſein; denn es könnte ihm nicht fehlen, daß er in einem unglaublichen Grade wahr würde, daß ſeine Arbeiten ſicher, kräftig und reich ſein müßten.

Wenn man dieſe Bedingungen genau überlegt, ſo ſieht man leicht, daß eine zwar tüchtige aber beſchränkte Natur angenehme aber beſchränkte Gegenſtände auf dieſe Weiſe behandeln könnte.

Solche Gegenſtände müſſen leicht und immer zu haben ſein; ſie müſſen bequem geſehen und ruhig nachgebildet werden können; das Gemüth, das ſich mit einer ſolchen Arbeit beſchäftigt, muß ſtill, in ſich gekehrt und in einem mäßigen Genuß genügſam ſein.

Dieſe Art der Nachbildung würde alſo bei ſogenannten todten oder ſtilliegenden Gegenſtänden von ruhigen, treuen, eingeſchränkten Menſchen in Ausübung gebracht werden. Sie ſchließt ihrer Natur nach eine hohe Vollkommenheit nicht aus.

Manier.

Allein gewöhnlich wird dem Menſchen eine ſolche Art zu verfahren zu ängſtlich, oder nicht hinreichend. Er ſieht eine Uebereinſtimmung vieler Gegenſtände, die er nur in ein Bild bringen kann, indem er das Einzelne aufopfert; es verdrießt ihn, der Natur ihre Buchſtaben im Zeichnen nur gleichſam nachzubuchſtabiren; er erfindet ſich ſelbſt eine Weiſe, macht ſich ſelbſt eine Sprache, um Das, was er mit der Seele ergriffen, wieder nach ſeiner Art auszudrücken, einem Gegenſtande, den er öfters wiederholt hat, eine eigene bezeichnende Form zu geben, ohne, wenn er ihn wiederholt, die Natur ſelbſt vor ſich zu haben, auch auch ſich gerade ihrer ganz lebhaft zu erinnern.

Nun wird es eine Sprache, in welcher ſich der Geiſt des Sprechenden unmittelbar ausdrückt und bezeichnet. Und wie die Meinungen über ſittliche Gegenſtände ſich in der Seele eines Jeden, der ſelbſt denkt, anders reihen und geſtalten, ſo wird auch jeder Künſtler dieſer Art, die Welt anders ſehen, ergreifen und nachbilden, er wird ihre Erſcheinungen bedächtiger oder leichter faſſen, er wird ſie geſetzter oder flüchtiger wieder hervorbringen.

Wir ſehen, daß dieſe Art der Nachahmung am Geſchickteſten bei Gegenſtänden angewendet wird, welche in einem großen Ganzen viele kleine ſubordinirte Gegenſtände enthalten. Dieſe letztern müſſen aufgefaßt werden, wenn der allgemeine Ausdruck des großen Gegenſtandes erreicht werden ſoll, wie z. B. bei Landſchaften der Fall iſt, wo man ganz die Abſicht verfehlen würde, wenn man ſich ängſtlich bei'm Einzelnen aufhalten und den Begriff des Ganzen nicht vielmehr feſthalten wollte.

Gelangt die Kunst durch Nachahmung der Natur, durch Bemühung, sich eine allgemeine Sprache zu machen, durch genaues und tiefes Studium der Gegenstände selbst endlich dahin, daß sie die Eigenschaften der Dinge und die Art, wie sie bestehen, genau und immer genauer kennen lernt, daß sie die Reihe der Gestalten übersieht und die verschiedenen characteristischen Formen neben einander zu stellen und nachzuahmen weiß; dann wird der Styl den höchsten Grad, wohin sie gelangen kann, der Grad, wo sie sich den höchsten menschlichen Bemühungen gleichstellen darf.

Wie die einfache Nachahmung auf dem ruhigen Dasein und einer liebenden Gegenwart beruht, die Manier eine Erscheinung mit einem leichten, thätigen Gemüth ergreift, so ruht der Styl auf den tiefsten Grundfesten der Erkenntniß, auf dem Wesen der Dinge, insofern uns erlaubt ist, es in sichtbaren und greiflichen Gestalten zu erkennen.

Die Ausführung des oben Gesagten würde ganze Bände einnehmen; man kann auch schon Manches darüber in Büchern finden; der reine Begriff aber ist allein an der Natur und den Kunstwerken zu studiren. Wir fügen noch einige Betrachtungen hinzu und werden, so oft von bildender Kunst die Rede ist, Gelegenheit haben, uns dieser Blätter zu erinnern.

Es läßt sich leicht einsehen, daß diese drei hier von einander getheilten Arten, Kunstwerke hervorzubringen, genau mit einander verwandt sind und daß eine in die andere sich fort verlaufen kann.

Die einfache Nachahmung leicht faßlicher Gegenstände (wir wollen hier zum Beispiel Blumen und Früchte nehmen) kann schon auf einen hohen Grad gebracht werden. Es ist natürlich, daß Einer, der Rosen nachbildet, bald die schönsten und frischesten Rosen kennen und unterscheiden und unter Tausenden, die ihm der Sommer anbietet, herausfinden werde. Also tritt hier schon die Wahl ein, ohne daß sich der Künstler einen allgemeinen bestimmten Begriff von der Schönheit der Rose gemacht hätte. Er hat mit faßlichen Formen zu thun; Alles kommt auf die mannigfaltige Bestimmung und die Farbe der Oberfläche an. Die pelzige Pfirsiche, die feinbethaute Pflaume, den glatten Apfel, die glänzende Kirsche, die blendende Rose, die mannigfaltigen Nelken, die bunten Tulpen: Alle wird er nach Wunsch im höchsten Grade der Vollkommenheit ihrer Blüthe und Reife in seinem stillen Arbeitszimmer vor sich haben; er wird ihnen die günstige Beleuchtung geben; sein Auge wird sich an die Harmonie der glänzenden Farben gleichsam spielend gewöhnen; er wird alle Jahre dieselben Gegenstände zu erneuern wieder im Stande sein und durch eine ruhige nachahmende Betrachtung des flüchtigen Daseins die Eigenschaften dieser Gegenstände ohne mühsame Abstraction erkennen und fassen, und so werden die Wunderwerke eines Huysum, einer Rachel Ruysch entstehen, welche Künstler sich gleichsam über das Mögliche hinüber gearbeitet haben. Es ist offenbar, daß ein solcher Künstler um desto größer und entschiedener werden muß, wenn er zu seinem Talente noch ein unterrichteter Botaniker ist; wenn er von der Wurzel an den Einfluß der verschiedenen Theile auf das Gedeihen und den Wachsthum der Pflanze, ihre Bestimmung und wechselseitigen Wirkungen erkennt; wenn er die successive Entwickelung der Blätter, Blumen, Befruchtung, Frucht und des neuen Keimes einsieht und überdenkt. Er wird alsdann nicht bloß durch die Wahl auf den Erscheinungen seinen Geschmack zeigen, sondern er wird uns auch durch eine richtige Darstellung der Eigenschaften zugleich in Verwunderung setzen und belehren. In diesem Sinne würde man sagen können, er habe sich einen Styl gebildet, da man von der andern Seite leicht einsehen kann, wie ein solcher Meister, wenn er es nicht gar so genau nähme, wenn er nur das Auffallende, Blendende leicht auszudrücken bestissen wäre, gar bald in die Manier übergehen würde.

Die einfache Nachahmung arbeitet also gleichsam im Vorhofe des Styls. Je treuer, sorgfältiger, reiner sie zu Werke geht, je ruhiger sie Das, was sie erblickt, empfindet, je gelassener sie es nachahmt, je mehr sie sich dabei zu denken gewöhnt, das heißt, je mehr sie das Aehnliche zu vergleichen, das Unähnliche von einander abzusondern und einzelne Gegenstände unter allgemeine Begriffe zu ordnen lernet: desto würdiger wird sie sich machen, die Schwelle des Heiligthums selbst zu betreten.

Wenn wir nun ferner die Manier betrachten, so sehen wir, daß sie im höchsten Sinne und in der reinsten Bedeutung des Worts ein Mittel zwischen der einfachen Nachahmung und dem Styl sein könne. Je mehr sie bei ihrer leichtern Methode sich der treuen Nachahmung nähert, je eifriger sie von der andern Seite das Charakteristische der Gegenstände zu ergreifen und faßlich auszudrücken sucht, je mehr sie Beides durch eine reine, lebhafte, thätige Individualität verbindet: desto höher, größer und respectabler wird sie werden. Unterläßt ein solcher Künstler, sich an die Natur zu halten und an die Natur zu denken, so wird er sich immer mehr von der Grundfeste der Kunst entfernen, seine Manier wird immer leerer und unbedeutender werden,

je weiter ſie ſich von der einfachen Nachahmung und von dem Styl entfernt.

Wir brauchen hier nicht zu wiederholen, daß wir das Wort Manier in einem hohen und reſpectabeln Sinne nehmen, daß alſo die Künſtler, deren Arbeiten, nach unſerer Meinung, in den Kreis der Manier fallen, ſich über uns nicht zu beſchweren haben. Es iſt uns bloß angelegen, das Wort Styl in den höchſten Ehren zu halten, damit uns ein Ausdruck übrig bleibe, um den höchſten Grad zu bezeichnen, welchen die Kunſt je erreicht hat und je erreichen kann. Dieſen Grad auch nur erkennen, iſt ſchon eine große Glückſeligkeit, und davon ſich mit Verſtändigen unterhalten, ein edles Vergnügen, das wir uns in der Folge zu verſchaffen manche Gelegenheit finden werden.

6.

Von Arabesken.

Wir bezeichnen mit dieſem Namen eine willkürliche und geſchmackvolle maleriſche Zuſammenſtellung der mannigfaltigſten Gegenſtände, um die innern Wände eines Gebäudes zu verzieren.

Wenn wir dieſe Art Malerei mit der Kunſt im höhern Sinne vergleichen, ſo mag ſie wohl tadelnswerth ſein und uns geringſchätzig vorkommen; allein wenn wir billig ſind, ſo werden wir derſelben gern ihren Platz anweiſen und gönnen.

Wir können, wo Arabesken hin gehören, am Beſten von den Alten lernen, welche in dem ganzen Kunſtfache unſere Meiſter ſind und bleiben.

Wir wollen ſuchen, unſern Leſern anſchaulich zu machen, auf welche Weiſe die Arabesken von den Alten gebraucht werden ſind.

Die Zimmer in den Häuſern des ausgegrabenen Pompeji ſind meiſtentheils klein; durchgängig findet man aber, daß die Menſchen, die ſolche bewohnten, Alles um ſich her gern verziert und durch angebrachte Gemälden verbeſſert ſahen. Alle Wände ſind glatt und ſorgfältig abgeputzt, alle ſind gemalt; auf einer Wand von mäßiger Höhe und Breite findet man in der Mitte ein Bildchen angebracht, das meiſtens einen mythologiſchen Gegenſtand vorſtellt. Es iſt oft nur zwiſchen zwei und drei Fuß lang und proportionirlich hoch und hat als Kunſtwerk mehr oder weniger Verdienſt. Die übrige Wand iſt in einer Farbe abgeputzt; die Einfaſſung derſelben beſteht aus ſogenannten Arabesken. Stäbchen, Schnörkel, Bänder, aus denen hier und da eine Blume oder ſonſt ein lebendiges Weſen hervorblickt; Alles iſt meiſtentheils ſehr leicht gehalten, und alle dieſe Zierrathen, ſcheinen, ſollen nur dieſe einfarbige Wand freundlicher machen und, indem ſich ihre leichten Züge gegen das Mittelſtück bewegen, daſſelbe mit dem Ganzen in Harmonie bringen.

Wenn wir den Urſprung dieſer Verzierungsart näher betrachten, ſo werden wir ſie ſehr vernünftig finden. Ein Hausbeſitzer hatte nicht Vermögen genug, ſeine ganzen Wände mit würdigen Kunſtwerken zu bedecken, und wenn er es gehabt hätte, wäre es nicht einmal rathſam geweſen; denn es würden ihn Bilder mit lebensgroßen Figuren in ſeinem kleinen Zimmer nur beängſtigt, oder eine Menge kleiner nebeneinander ihn nur zerſtreut haben. Er verziert alſo ſeine Wände nach dem Maße ſeines Vermögens auf eine gefällige und unterhaltende Weiſe; der einfarbige Grund ſeiner Wände mit den farbigen Zierrathen auf demſelben, gibt ſeinen Augen immer einen angenehmen Eindruck. Wenn er für ſich zu denken und zu thun hat, zerſtreuen und beſchäftigen ſie ihn nicht, und doch iſt er von angenehmen Gegenſtänden umgeben. Will er ſeinen Geſchmack an Kunſt befriedigen, will er denken, einen höhern Sinn ergetzen, ſo ſieht er ſeine Mittelbildchen an und erfreut ſich an ihrem Beſitz.

Auf dieſe Weiſe wären alſo Arabesken jener Zeit nicht eine Verſchwendung, ſondern eine Erſparniß der Kunſt geweſen! Die Wand ſollte und konnte nicht ein ganzes Kunſtwerk ſein, aber ſie ſollte doch ganz verziert, ein ganz freundlicher und fröhlicher Gegenſtand werden und in ihrer Mitte ein proportionirliches gutes Kunſtwerk enthalten, welches die Augen anzöge und den Geiſt befriedigte.

Die meiſten dieſer Stücke ſind nunmehr aus den Wänden herausgehoben und nach Portici gebracht; die Wände mit ihren Farben und Zierrathen ſtehen noch meiſtentheils freier Luft ausgeſetzt und müſſen nach und nach zu Grunde gehen.

Wie wünſchenswerth wäre es, daß man nur einige ſolche Wände im Zuſammenhang, wie man ſie gefunden, in Kupfer mitgetheilt hätte; ſo würde Das, was ich hier ſage, einem Jeden ſogleich in die Augen fallen.

Ich glaube noch eine Bemerkung gemacht zu haben, woraus mir deutlich wird, wie die beſſern Künſtler damaliger Zeit dem Bedürfniß der Liebhaber entgegen gearbeitet haben. Die Mittelbilder der Wände, ob ſie gleich auch auf Tünche gemalt ſind, ſcheinen doch nicht an dem Orte, wo ſie ſich gegenwärtig befinden, gefertigt worden zu ſein; es ſcheint, als habe man ſie erſt herbeigebracht, an die Wand befeſtigt und ſie daſelbſt eingetüncht und die übrige Fläche umher gemalt.

Es iſt ſehr leicht, aus Kalk und Puzzolane

feſte und transportable Tafeln zu fertigen. Wahrſcheinlich hatten gute Künſtler ihren Aufenthalt in Neapel und malten mit ihren Schülern ſolche Bilder in Vorrath; von daher holte ſich der Bewohner eines Landſtädtchens, wie Pompeji war, nach ſeinem Vermögen ein ſolches Bild; Tüncher und ſubordinirte Künſtler, welche fähig waren, Arabesken hinzuzeichnen, fanden ſich eher und ſo ward das Bedürfniß eines jeden Hausbeſitzers befriedigt.

Man hat in dem Gewölbe eines Hauſes zu Pompeji ein Paar ſolcher Tafeln los und an die Wand gelehnt gefunden, und daraus hat man ſchließen wollen, die Einwohner hätten bei der Eruption des Veſuv Zeit gehabt, ſolche von den Wänden abzulösen, in der Abſicht, ſie zu retten. Allein es ſcheint mir Dieſes in mehr als einem Sinne höchſt unwahrſcheinlich und ich bin vielmehr überzeugt, daß es ſolche angeſchaffte Tafeln geweſen, welche auch erſt in einem Gebäude hätten angebracht werden ſollen.

Fröhlichkeit, Leichtſinn, Luſt zum Schmuck ſcheinen die Arabesken erfunden und verbreitet zu haben, und in dieſem Sinn mag man ſie gerne zulaſſen, beſonders wenn ſie, wie hier, der beſſern Kunſt gleichſam zum Rahmen dienen, ſie nicht ausſchließen, ſie nicht verdrängen, ſondern ſie nur noch allgemeiner, den Beſitz guter Kunſtwerke möglicher machen.

Ich würde deßwegen nie gegen ſie eifern, ſondern nur wünſchen, daß der Werth der höchſten Kunſtwerke erkannt würde. Geſchieht Dieß, ſo tritt alle ſubordinirte Kunſt, bis zum Handwerk herunter, an ihren Platz, und die Welt iſt ſo groß und die Setze hat ſo viele, ihren Genuß zu vermannigfaltigen, daß auch das geringſte Kunſtwerk an ſeinem Platz immer ſchätzbar bleiben wird.

In den Bädern des Titus zu Rom ſieht man auch noch Ueberbleibſel dieſer Malerei. Lange, gewölbte Gänge, große Zimmer ſollten, gleichſam nur geglättet und gefärbt, mit ſo wenig Umſtänden als möglich verziert werden. Man weiß, mit welcher Sorgfalt die Alten ihre Mauern abtünchten, welche Marmorglätte und Feſtigkeit ſie der Tünche zu geben wußten. Dieſe reine Fläche malten ſie mit Waſſerfarben, die ihre Schönheit bis jetzt noch kaum verloren haben und in ihrer erſten Zeit wie mit einem glänzenden Firniß überzogen waren. Schon alſo, wie geſagt, ergetzte ein ſolcher gewölbter Gang durch Glätte, Glanz, Farbe, Reinlichkeit das Auge. Die leichte Zierde, der gefällige Schmuck contraſtirte gleichſam mit den großen, einfachen, architectoniſchen Maſſen, machte ein Gewölbe zur Laube und einen dunkeln Saal zur bunten Welt. Da ſie [illegible] verjüngten ſtützten und wölbten, fehlte es ihnen weder an Mitteln noch an Sinn, wovon ein ander Mal die Rede ſein wird.

Die berühmten Arabesken, womit Raphael einen Theil der Logen des Vatican's ausgeziert, ſind freilich ſchon in einem andern Sinne; es iſt, als wenn er verſchwenderiſch habe zeigen wollen, was er erfinden und was die Anzahl geſchickter Leute, welche mit ihm waren, ausführen konnte. Hier iſt alſo ſchon nicht mehr jene weiſe Sparſamkeit der Alten, die nur gleichſam eilten, mit einem Gebäude fertig zu werden, um es genießen zu können, ſondern hier iſt ein Künſtler, der für den Herrn der Welt arbeitet und ſich ſowohl als Jenem ein Denkmal der Fülle und des Reichthums errichten will. Am Meiſten im Sinne der Alten dünken mich die Arabesken in einem Zimmerchen der Villa, welche Raphael mit ſeiner Geliebten bewohnte. Hier findet man, an den Seiten der gewölbten Decke, die Hochzeit Alexander's und Roxane's und ein ander geheimnißvoll allegoriſches Bild, wahrſcheinlich die Gewalt der Begierden verſtellend. An den Wänden ſieht man kleine Genien und ausgewachſene männliche Geſtalten, die auf Schaukeln und Stäben gaukeln und ſich heftiger und munterer bewegen. Sie ſcheinen zu balanciren, nach einem Ziel zu eilen und was alles die Lebensluft für Bewegungen einflößen mag. Das Bruſtbild der ſchönen Fornarina iſt vier Mal wiederholt, und die halb leichtſinnigen, halb ſolidern Zierrathen dieſes Zimmerchens athmen Freude, Leben und Liebe. Er hat wahrſcheinlicherweiſe nur einen Theil davon ſelbſt gemalt und es iſt um ſo reizender, weil er hier viel hätte machen können, aber weniger und eben was genug war machen wollte.

7.

Volksgeſang.

Venedig.

Es iſt bekannt, daß in Venedig die Gondoliere große Stellen aus Ariost und Tasso auswendig wiſſen und ſolche auf ihre eigene Melodie zu ſingen pflegen. Allein dieſes Talent ſcheint gegenwärtig ſeltener geworden zu ſein; wenigſtens konnte ich erſt mit einiger Bemühung zwei Leute auffinden, welche mir in dieſer Art eine Stelle des Taſſo vortrugen.

Es gehören immer Zwei dazu, welche die Strophen wechſelsweiſe ſingen. Wir kennen die Melodie ungefähr durch Rouſſeau, deſſen Liedern ſie beigedruckt iſt; ſie hat eigentlich keine melodiſche Bewegung und iſt eine Art von Mittel zwiſchen dem Canto fermo und dem Canto figu-

zuto; Jenem nähert ſie ſich durch recitativiſche Declamation, Dieſem durch Paſſagen und Läufe, wodurch eine Epide aufgehalten und verziert wird.

Ich beſtieg bei hellem Mondſchein eine Gondel, ließ den einen Sänger vorn, den andern hinten hin treten und fuhr gegen St. Georgio zu. Einer fing den Geſang an, nach vollendeter Strophe begann der andere und ſo wechſelten ſie mit einander ab. Im Ganzen ſchienen es immer dieſelbigen Noten zu bleiben, aber ſie gaben, nach dem Inhalt der Strophe, bald der einen oder der andern Note mehr Werth, veränderten auch wohl den Vortrag der ganzen Strophe, wenn ſich der Gegenſtand des Gedichtes veränderte.

Ueberhaupt aber war ihr Vortrag rauh und ſchreiend. Sie ſchienen, nach Art aller ungebildeten Menſchen, den Vorzug ihres Geſangs in die Stärke zu ſetzen, einer ſchien den andern durch die Kraft ſeiner Lunge überwinden zu wollen und ich befand mich in dem Gondelkäſtchen, auſſallt von dieſer Scene einigen Genuß zu haben, in einer ſehr beſchwerlichen Situation.

Mein Begleiter, dem ich es eröffnete und der den Eifer ſeiner Landsleute gern erhalten wollte, verſicherte mir, daß dieſer Geſang aus der Ferne ſehr angenehm zu hören ſei; wir ſtiegen deßwegen an's Land, der eine Sänger blieb auf der Gondel, der andere entfernte ſich einige hundert Schritte. Sie fingen nun an, gegen einander zu ſingen und ich ging zwiſchen ihnen auf und ab, ſo daß ich immer den verließ, der zu ſingen anfangen ſollte. Manchmal ſtand ich ſtill und horchte auf einen und den andern.

Hier war dieſe Scene an ihrem Platze. Die ſtark declamirten und gleichſam aufgeſchrienen Laute trafen von fern das Ohr und erregten die Aufmerkſamkeit; die bald darauf folgenden Paſſagen, welche ihrer Natur nach leiſer geſungen werden mußten, ſchienen wie nachklingende Klagetöne auf einen Schrei der Empfindung oder des Schmerzens. Der Andere, der aufmerkſam horcht, fängt gleich da an, wo der Erſte aufgehört hat und antwortet ihm, lauter oder heftiger, je nachdem es die Strophe mit ſich bringt. Die ſtillen Lande, die hohen Gebäude, der Glanz des Mondes, die tiefen Schatten, das Großartige der wenigen hin und wiederwankenden ſchwarzen Gondeln vermehrte das Eigenthümliche dieſer Scene und es war leicht, unter allen dieſen Umſtänden den Character dieſes wunderbaren Geſangs zu erkennen.

Er paßt vollkommen für einen müßigen, einſamen Schiffer, der auf der Ruhe dieſer Canäle in ſeinem Fahrzeug ausgeſtreckt liegt, ſeine Herrſchaft oder Kunden erwartet, vor Langerweile ſich Etwas vormodulirt und Gedichte, die er auswendig weiß, dieſem Geſang unterſchiebt. Manchmal läßt er ſeine Stimme ſo gewaltſam als möglich hören, ſie verbreitet ſich weit über den ſtillen Spiegel, Alles iſt ruhig umher, er iſt mitten in einer großen volkreichen Stadt gleichſam in der Einſamkeit. Da iſt kein Geraſſel der Wagen, kein Geräuſch der Fußgänger, eine ſtille Gondel ſchwebt bei ihm vorbei und kaum hört man die Ruder plätſchern.

In der Ferne vernimmt ihn ein Anderer, vielleicht ein ganz Unbekannter. Melodie und Gedicht verbinden zwei fremde Menſchen, er wird das Echo des Erſten und ſtrengt ſich nun auch an, gehört zu werden, wie er den Erſten vernahm. Convention heißt ſie von Vers zu Vers wechſeln, der Geſang kann Nächte durch währen, ſie unterhalten ſich, ohne ſich zu ermüden, der Zuhörer, der zwiſchen Beiden durchfährt, nimmt Theil daran, indem die beiden Sänger mit ſich beſchäftigt ſind.

Es klingt dieſer Geſang aus der weiten Ferne unausſprechlich reizend, weil er in dem Gefühl des Entfernten erſt ſeine Beſtimmung erfüllt. Er klingt wie eine Klage ohne Tränen und man kann ſich der Thränen kaum enthalten. Mein Begleiter, welcher ſonſt kein ſehr feiner organiſirter Mann war, ſagte ganz ohne Anlaß: *E singolare come quel canto intenerisce, e molto più quando lo cantano meglio.* *)

Man erzählte mir, daß die Weiber vom Lido (der langen Inſelreihe, welche das Mediatiſche Meer von den Lagunen ſcheidet), beſonders die von den äußerſten Ortſchaften Malamocco und Paleſtrina, gleichfalls den Taſſo auf dieſe und ähnliche Melodien ſängen.

Sie haben die Gewohnheit, wenn ihre Männer, um zu fiſchen, auf das Meer gefahren ſind, ſich Abends an das Ufer zu ſetzen und dieſe Geſänge anzuſtimmen und ſo lange heftig damit fortzufahren, bis ſie aus der Ferne das Echo der Ihrigen vernehmen.

Wie viel ſchöner und noch eigenthümlicher bezeichnet ſich hier dieſer Geſang als der Ruf eines Einſamen in der Ferne und Weite, daß ihn ein Anderer und Gleichgeſtimmter höre und ihm antworte! Es iſt der Nachklang einer ſtarken, herzlichen Sehnſucht, die doch jeden Augenblick dem Glück der Befriedigung nahe iſt.

Rom.

Nitornelli.

Mit einem ähnlichen Geſang, der aber in ſeinem Sinne gründig oder reizend iſt, pflegt

*) Es iſt ganz eigen, wie dieſer Geſang in Erinnerung rührt und noch rührender, wenn ſie ihn beſſer ſingen.

der Pöbel von Rom ſich zu unterhalten und beleidigt jedes Ohr, außer ſein eigenes.

Es iſt gleichfalls eine Art von Canto fermo, Recitation oder Declamation, wie man will. Keine melodiſche Bewegung zeichnet ihn aus; die Intervalle der Töne laſſen ſich durch unſere Art, die Noten zu ſchreiben, nicht ausdrücken und dieſe ſeltſamen Intervalle, mit der größten Gewalt der Stimme vorgetragen, beſchäftigen eigentlich dieſe Geſangweiſe. Ebenſo iſt Ton und Manier der Singenden, oder vielmehr Schreienden, ſo vollkommen überein, daß man durch alle Straßen von Rom immer denſelben rauhen Menſchen zu hören glaubt. Gewöhnlich hört man ſie nur in der Dämmerung oder zur Nachtzeit; ſobald ſie ſich frei und ungebunden fühlen, geht dieſes Geſchrei los. Ein Knabe, der nach einem heißen Tag Abends die Fenſter aufmacht, ein Fuhrmann, der mit ſeinem Karren zum Thor herausfährt, ein Arbeiter, der aus einem Haus heraustritt, bricht unmittelbar in das unbändige Geſchrei aus. Sie heißen dieſe Art zu ſingen Ritornelli und legen dieſer Melodie alle Worte unter, die ihnen einfallen, weil ſich jede Art von Phraſen und Perioden, ſie ſeien metriſch oder proſaiſch, leicht damit begleiten läßt. Selten ſind die Worte verſtändlich und ich erinnere mich nur einige Mal einen ſolchen Sänger verſtanden zu haben. Es ſchien mir ſein Lied zu ſein, obgleich nicht ganz unwichtige Invectiven gegen die Nachbarinnen zu enthalten.

Vaudevilles.

Im Jahr 1786 hörte man noch überall den Marlborough, der halb Italieniſch, halb Franzöſiſch, ungefähr auf ſeine bekannte Melodie, auf allen Straßen ſingen ward.

Zu Anfang 1787 verdrängte ihn ein Vaudeville, welches in kurzer Zeit ſo um ſich griff, daß es die kleinſten Kinder ſo gut als alle erwachſenen Perſonen ſangen; es ward verſchiedentlich [illegible] und mehrſtimmig in Concerten aufgeführt. Eigentlich war es eine Liebeserklärung an eine Schöne. Jeder Vers enthielt Lobſprüche und Verſprechungen, welche durch den Refrain immer wieder aufgehoben wurden.

Non dico! iſt die populäre Redensart, wodurch man Etwas, was man ſelbſt oder ein Anderer Behauptetes geſagt hat, ſogleich in Zweifel ſtellet:

Hier iſt der erſte Vers:

Ogni uomo, ogni donzella,
Ma dolce Moramo!
Mi dice che ſei bella.
E presto andr'io con:
Non dico: bella bella!
Ma — la la la la.

das letzte Ma —, welches durch die anhebenden Refrain-Sylben aufgefangen wird, gibt dem Vortrag der Ironie die völlige Stärke.

Die Melodie, welche am Allgemeinſten gehört wurde, iſt ſingbar und angenehm, aber nicht eigenthümlich.

Romanze.

Man hört in Rom wenig von Geſpenſtergeſchichten und wahrſcheinlich iſt die Urſache davon, weil kein catholiſcher Chriſt, der gebeichtet und die Sacramente empfangen hat, verdammt werden kann, ſondern nur noch zur Vollendung der Buße und Reinigung eine Zeitlang im Fegefeuer aufhalten muß. Alle Gewölber ſind andächtig auf die Erleichterung und Befreiung der guten leidenden Seelen gerichtet. Manchmal erſcheint wohl das ganze Fegefeuer einem bedrängten Gläubigen im Traum oder Fieber, und alsdann iſt die Mutter Gottes in freundlicher Erſcheinung gleich dabei, wie man auf ſo vielen Gemählde-Tafeln ſehen kann. Allein die eigentlichen Geſpenſter-, Hexen- und Teufels-Thiere ſcheinen mehr den nordiſchen Gegenden eigen zu ſein.

Um ſoviel mehr wunderte ich mich über eine Romanze, welche ein blonder Neapolitaniſcher Knabe, der ſich in Rom herumführen ließ, einige Wochen ſang, deren Inhalt und Vortragsart ſo nordiſch als möglich iſt.

Die Scene iſt Nachts, bei dem Hochgerichte. Eine Hexe braucht den Leichnam eines hingerichteten, wahrſcheinlich auf's Rad geflochtenen Miſſethäters; ein frecher Menſch ſchleicht hinzu, in der Abſicht, einige Glieder des Körpers zu ſtehlen. Er vermuthet die Hexe nicht in der Nähe, doch faßt er ſich und redet ſie mit einem Zauberguß an. Sie antwortet ihm und ihr Geſpräch, mit einer immer wiederkehrenden Formel, macht das Gedicht aus. Hier iſt der erſte Vers. Die Melodie mit den Zeilen, wodurch ſich die übrigen Strophen von der erſten unterſcheiden, finden ſich am Schluſſe.

Guragiom a te! guragio!
Che ne vuoi della vecchia tu?
Io voglio queſti piedi.
E che diavolo che ne vuoi far?
Per far piedi ai candelieri.
Cadavere! maletta!
Aggi pazienza, vecchia mia.

Hier iſt eine ungefähre Ueberſetzung zu mehrerer Deutlichkeit.

Guragio! iſt wahrſcheinlicher Weiſe ein freundlicher Zauberguß ſein.

Der Dieb. Guragiom ze Dir! Guragio!
Die Hexe. Was willſt von der Alten Du?
Der Dieb. Ich bitte ganz die Füße!
Die Hexe. Was Teufel damit zu thun?

Der Dieb. Zu meinen Leuchterstöße.
Die Hexe. Daß Dich die Pest und Seuche!
Der Dieb. Alte! liebe Alte! Geduld!

Die übrigen Verse unterscheiden sich nur von dem ersten durch die veränderte dritte und fünfte Zeile, worin er immer ein anderes Stück verlangt und einen andern Gebrauch davon angibt.

Ich erinnere mich in keiner Italienischen Liedersammlung ein ähnliches Gedicht gesehen zu haben. Der Wechsel von solchen Gegenständen ist allgemein. Ebenso glaubt man in der Melodie etwas Fremdes zu entdecken.

Geistliches dialogisirtes Lied.

Artiger, angenehmer, dem Geiste der Nation und den Grundsätzen des katholischen Glaubens angemessener ist die Behandlung der Unterhaltung Christi mit der Samariterin zu einem dramatischen Liede. Es hat innerlich die völlige Form eines Intermezzo zu zwei Stimmen und wird auch einer solchen Melodie von zwei armen Personen auf der Straße gesungen. Mann und Frau setzen sich in einiger Entfernung von einander und tragen wechselsweise ihren Dialog vor. Sie erhalten zuletzt ein kleines Almosen und verlassen ihre gewohnten Gesänge an die Zuhörer.

Wir geben hier das Lied selbst im Original, das durch eine Uebersetzung alle Grazie verlieren würde und schalten für diejenigen Leser, welche mit dem Italienischen nicht ganz bekannt sind, einen kleinen Commentar zwischen den Dialog ein.

Der Schauplatz ist an einem Brunnen in der Nähe der Stadt Samaria.

Erster Theil.

Jesus kommt und macht die Exposition seines Zustandes und des Orts.

Sono giunto stanco e lasso
Dal mio lungo camminar.
Ecco il pozzo, e questo è il sasso
Per potermi riposar.

Er erblickt seine Absicht:

Qui mi fermo, quivi aspetto.
Una Donna ha da venir.
O bel fonte, o fonte eletto
Alma infida a convertir!

Pecorella già smarrita
Dall' ovile errcando va.
Ma ben presto convertita
Al Pastor ritornerà.

Die Schöne läßt sich von Weitem sehn.

Ecco appunto la meschina,
Che ora vien sola da se
Vieni vieni, o poverina,
Vien, t'aspetto, vien da me.

Samariterinn. Bleibt in der Ferne stehen, sieht sich nach dem Brunnen um. Es ist ihr unangenehm, Jemanden dort zu finden.

Questo appunto ci mancava;
Chi è colui, che vuole là?
Io di già me l'aspettava
Di trovar qualcuno qua.

Besonders will ihr der Jude nicht gefallen.

E un Giudeo, oh ben ravvisto,
Lo conosco in fin di qui;
Alle chiome, al mento, al viso
Egli è d'esso, egli è, sì sì.

Sie gedenkt des Hasses der beiden Völker:

Questa gente non è amica
Della patria mia, lo so;
Vi è una ruggine alta, e antica,
Che levare non si può.

Allein sie nimmt sich zusammen, geht auf ihrem Geschäfte und setzt sich vor, wenn es nicht feindlich ist, freundlich begegnen zu wollen.

Baderò alli fatti miei,
Io al pozzo voglio andar.
Se dirà, Donna chi sei?
Gli dirò, non chi mi par.

Jesus überrascht sie mit einem frommen und gütigen Gruß.

Buona donna, il ciel vi guardi!

Samar. Ist verwundert und gleich gravitätisch; sie erwidert freundlich:

O buon Uomo, a voi ancor!

Jesus. Nähert sich im Gespräche:

Siete giunto troppo tardi.

Samar. Läßt sich weiter ein:

Non potevo più a buon or.

Jesus. Verlangt zu trinken.

O figliuola, che gran sete!
Un po d'acqua in cortesia.
Deh, ristoro a mè porgete,
Un po' d'acqua per pietà!

Samar. Es kommt ihr sonderbar vor, daß ein Jude von ihr zu trinken verlangt.

Voi a me Samaritana
Domandate di dar da ber,
A un Giudeo è cosa strana
Chi l'avesse da vedere.

Queste due nazioni fra loro
Non si possono compatir:

Se vedesse un di coloro
Cosa avrebbe mai a dir.

Jesus. *Macht einen Uebergang vom Paradeis zum Wunderbaren.*

Se sapeste, se sapeste
Chi a voi chiede da ber,
Certo a lui richiedereste
Acqua viva per aver.

Samar. *Glaubt, er wolle sie zum Besten haben.*

Voi burlate, o dov' è il secchio,
Dove l'acqua, o buon Signor?
Di Giacobbe il nostro vecchio
Siete voi forse maggior?

Che sia pur benedetto!
Questo pozzo a noi lasciò
I suoi figli, il suo diletto
Gregge in questo abbeverò.

Jesus. *Bleibt bei seinem Gleichnisse und verspricht, Jedem durch sein Wasser den Durst auf immer zu löschen.*

O figliuola, chi l'acqua mia,
Acqua viva beverà,
Già sia pur chiunque sia
Mai in eterno sete avrà.

Samar. *Bittet Den sehr beguem und bittet sich Wasser aus.*

O Signor, non vi potrebbe
Di quest' acqua un po gustar?
La fatica leverebbe
Di venirla qui a cavar.

Jesus. *Versucht sie.*

A chiamar vostro marito
Gite, l'acqua vi darò:
Nè temete sia partito,
Perchè vi aspetterò.

Samar. *Will vor seinem Mann weg.*

Lo Marito! Guarda il cielo,
Sarae libera di me.

Jesus. *Beschämt ihre Verstellung.*

Che direte s'io vi svelo
Che n'avete più di tre?

Cinque già ne avete avuti,
Se vostr' è quel ch' avete or.

Samar. *Erschrickt.*

O che sento, (bei Seite) il Ciel m'ajuti!

Sir Informi
Dite vero, o mio Signor.

und gedacht ihm zu, daß er ein großer Prophet sein müsse, um von ihren Liebeshändeln so genau unterrichtet zu sein.

Certo che siete Profeta,
Ben sapete indovinar.

Sie will sich wegschleichen.

Io per dirla chieta, chieta,
Me ne voglio un poco andar.

Jesus. *Hält sie und spricht von der Zukunft des Messias.*

No, no, no, non gite via
Che è venuto il tempo già
D'adorare il Gran Messia
In spirito e verità.

Samar. *Erklärt sich darüber sehr naiv.*

Che il Messia abbia a venire
Io non nego, o questo no;
Ma se poi avessi a dire
Se è venuto, non lo so.

Jesus. *Giebt sich selbst als den Messias dar.*

O figliuola, egli è venuto
Il Messia, credete a me,
Se può essere creduto,
Chi vi parla quel Egli è.

Samar. *Unentschieden glaubt sie, bittet es und erbietet sich zum Verkündigen.*

Io vi credo, o buon Signore,
E vi adoro, or voglio gir
In Samaria, un tal stupore
Voglio a tutti riferir.

Jesus. *Sendet sie.*

Gite pur! Sia vostra gloria
Se vi crede la città.
Per sì nobile vittoria
Tutto il ciel trionferà.

Samar. *Ist entzückt über die glückliche Beute.*

O divina sì grand' opera
Convertir sì infido cuor.

Jesus. *Singt von der Macht und Liebe Gottes.*

Il poter tutto si adopra
Del gran Dio tutto l'amor.

Zweiter Theil.

Samar. *Wie sie überrascht wiederkommt, kommt sie nun ganz belehrt zurück.*

Ecco qui quello arrochino
Che ritorna onde partì;
Il mirabile divino
Macstà, eccomi qui!

Mephistopheles.

Sitzt nun unruhvoll,
Weiß weder, was sie will noch soll,
Denkt an's Geschmeide Tag und Nacht,
Noch mehr an den, der's ihr gebracht.

Faust.

Des Liebchens Kummer thut mir leid.
Schaff' du ihr gleich ein neu Geschmeid!
Am ersten war ja so nicht viel.

Mephistopheles.

O ja, dem Herrn ist alles Kinderspiel!

Faust.

Und mach', und richt's nach meinem Sinn!
Häng' dich an ihre Nachbarinn.
Sey Teufel doch nur nicht wie Brey,
Und schaff' einen neuen Schmuck herbey.

Mephistopheles.

Ja, gnäd'ger Herr, von Herzen gerne.

Faust ab.

L'alma mia in questo pozzo
La vostra acqua si gusto:
Che ogni fonte dopo sozzo
Quel pantan gli rassembrò.

Mille grazie, o grand' Iddio,
A voi rendo, e sommo onor,
Che mutò questo cor mio
Dal profano al santo amor!

Jesus. Nimmt sie als Tochter an und erklärt sich nicht für Gott.

O mia figlia! tale adesso
Più che mai vi vo' chiamar,
La mia grazia quanto spesso
Si bell' opra ella sa far.

Sono Dio! di già 'l sapete
E mio braccio tutto può,
Io per voi, se fede avrete,
Quanto più per voi farò.

Samar. Bekehrt sich zum Glaubensbekenntniß.

Siete Dio onnipotente,
E veduto l'ho pur or:
Di Samaria la gran gente
Convertita è a Voi, Signor.

Jesus. Hat das von Ewigkeit schon gewußt und sie zum Apostel erlesen.

Ab eterno già sapea
E però vi mandai là;
Fin d'allora vi scelsea
A bandir la verità.

Samar. Ist beschämt.

O Signor, io mi arrossisco
Di vedermi in tanto onor,
Più ci penso, e men capisco,
Come a me tanto favor.

Jesus. Erklärt ihr seine göttliche Methode, große Dinge durch geringe Mittel zu thun.

Questo è già costume mio
Qual io sono a dimostrar,
Per operar cose da Dio
Mezzi deboli adottar.

Er gibt Beispiele aus der Geschichte.

D'Oloferne il desumano
Dite su, chi trionfò?
Donna frol di propria mano
Nel suo letto lo svenò.

Il Gigante fier Golia
Come mai, come morì?
D'un sassetto della via,
Che scagliato lo colpì.

Christo ist die ganze Welt aus Nichts geschaffen.

Tutto il mondo già creato
Opra fu della mia man,
Ed il tutto fu cavato
Dal suo niente in tutto van.

Und seine göttliche Absicht ist die Verherrlichung seines Namens.

Perchè sono la gloria mia,
Come è debito per me.

Und der Nutzen ist den Gläubigen bestimmt.

L'util poi voglio che sia
Sol di quel che opra con fe.

Samar. Begnügt sich am Evangelio.

Che più potrete darmi?
Mi scoperto il gran Vangel,
E di quel voleto farmi
Vera Apostola fedel.

Ihr Herz entbrennt in Liebe und Zärtlichkeit. Sie gibt sich ihm ganz hin.

Quanto mai vi devo, quanto
Cortesissimo Gesù!
A voi m'offro e dono intanto,
Nè sarò d'altri mai più.

Jesus. Accettirt ihr Herz.

Vi gradisco, sì, vi accetto,
Sì, già accetto il vostro amor,
E gradito e sol diletto
Esser vuo del vostro cor.

Samar. Umfaßt ihn als Bräutigam.

Sì, sarete sposo mio.

Jesus. Umfängt sie als Braut.

Sposa voi sarete o mor.

Samariterinn.

Io amoi.

Jesus.

Ed io voi io.

Zu Zwei.

Serberemo eterna fe.

Und so endigt sich das Drama mit einer förmlichen und ewigen Verbindung.

Es ließe sich aus diesem Gesange gar leicht die Theorie der Bekehrungs- und Missionsgeschichten entwickeln; es enthält die ganze Heilserdnung und den Fortschritt von der irdischen zur himmlischen Liebe; jeder catholische Christ kann es hören und singen, sich damit unterhalten und erbauen; jedes Mädchen kann dabei an ihren irdischen, jede Nonne an ihren himmlischen Bräutigam denken; und jede ernste

Sdoberion, in der Hoffnung eines künftigen Apoſtolat's, ſich beruhigen. Und man möchte hier bemerken, daß es eigentlich der Römiſchen Kirche am Beſten gelungen ſei, die Religion populär zu machen, indem ſie ſolche nicht ſowohl mit den Begriffen der Menge, als mit den Geſinnungen der Menge zu vereinigen gewußt hat.

Die Tarantella.

Der Tanz, welcher die Tarantella genannt wird, iſt in Neapel unter den Mädchen der geringen und Mittel-Claſſe allgemein. Es gehören wenigſtens ihrer drei dazu: die Eine ſchlägt das Tamburin und ſchüttelt von Zeit zu Zeit die Schellen an demſelben, ohne darauf zu ſchlagen, die andern Beiden, mit Caſtagnetten in den Händen, machen die Schritte des Tanzes.

Eigentlich ſind es, wie bei allen rohern Tänzen, keine abgeſonderten und für ſich ſelbſt beſtehenden zierlichen Tanzſchritte. Die Mädchen treten vielmehr nur den Tact, indem ſie eine Weile auf einem Platze gegen einander über trippeln, dann ſich umdrehen, die Plätze wechſeln u. ſ. w.

Bald wechſelt eine der Tanzenden ihre Caſtagnetten gegen das Tamburin, bleibt nun ſtille ſtehen, indeß die Dritte zu tanzen anfängt, und ſo können ſie ſich ſtundenlang vergnügen, ohne ſich um den Zuſchauer zu bekümmern. Dieſer Tanz iſt nur eine Unterhaltung für Mädchen, kein Knabe rührt ein Tamburin an. Allein die weiblichen Geſichter ſcheinen die angenehmſten Stunden ihrer Jugend in dieſem Tact vergnügt zu verleben und man hat ſchon bemerkt, daß eben dieſer Tanz bei Gemüthskrankheiten oder bei jenem Spinnenſtich, welcher wahrſcheinlich durch Transſpiration curirt wird, durch die Bewegung dem weiblichen Geſchlechte ſehr heilſam ſein kann; auf der andern Seite ſieht man aber auch, daß dieſer Tanz, ohne äußere Veranlaſſung, ſelbſt in eine Krankheit ausarten könne.

Ueber Beides hat uns Herr von Riedeſel in ſeinen Reiſen ſchöne, genaue Beobachtungen gegeben.

Ich füge noch eine Bemerkung hinzu: daß dieſer Tanz Tarantella genannt wird nicht von dem Namen jenes Inſects, ſondern Tarantola heißt eine Cyrene, die ſich vorzüglich im Tarentiniſchen findet und Tarantella, ein Tanz, der vorzüglich im Tarentiniſchen getanzt wird. Sie haben alſo ihren ähnlichen Namen von dem gemeinſchaftlichen Vaterlande, ohne deßhalb unter ſich eine Gemeinſchaft zu bezeichnen. Eben ſo werden Tarentiniſche Muſcheln vorzüglich geſchätzt und auch andere Producte jenes ſchönen Landes.

Ich merke Dieſes hier an, weil falſche Namensverwandtſchaften oft den Begriff eines ſolchen Verhältniſſes unterhalten und es Pflicht iſt, jedem Irrthum und Mißverſtändniß ſo viel als möglich vorzubeugen und gegen alles Wunderbare zu arbeiten, damit das Merkwürdige ſeinen Platz behaupte.

Benvenuto Cellini.

Vorrede

des Italieniſchen Herausgebers.

Wenn umſtändliche Nachrichten von den Leben geſchickter Künſtler ſich einer guten Aufnahme bei ſolchen Perſonen ſchmeicheln dürfen, welche die Künſte lieben und treiben, dergleichen es in unſern gebildeten Zeiten viele gibt, ſo darf ich erwarten, daß man ein zweihundert Jahre verſäumtes Unternehmen lobenswürdig finden werde; ich meine die Herausgabe der Lebensbeſchreibung des trefflichen Benvenuto Cellini, eines der beſten Zöglinge der Florentiniſchen Schule. Eine ſolche Hoffnung beſeelt mich um ſo mehr, als man wenig von ihm in den bisherigen Kunſtgeſchichten erzählt findet, welche doch ſonſt mit großem Fleiße geſchrieben und geſammelt ſind.

Zu dieſem Werthe der Neuheit geſellt ſich noch das höhere Verdienſt einer beſondern Urkundlichkeit; denn er ſchrieb dieſe Nachrichten ſelbſt, in reifem Alter, mit beſonderer Rückſicht auf Belehrung und Nutzen Derjenigen, welche ſich nach ihm den Künſten, die er auf einen ſo hohen Grad beſaß, ergeben würden.

Dabei finden ſich noch ſehr viele Umſtände, die auf wichtige Epochen der damaligen Zeitgeſchichte Bezug haben; indem dieſer Mann theils durch Ausübung ſeiner Kunſt, theils durch ſorgfältige Beſchreibung ſeiner Arbeiten, mit den berühmteſten Perſonen ſeines Jahrhunderts zu ſprechen oder ſonſt in Verhältniſſe zu kommen; wodurch dieſes Werk um ſo viel bedeutender wird. Denn man hat ihn oft bemerkt, daß ſich der Menſchen Art und wahrer Charakter aus geringen Handlungen und häuslichen Geſprächen beſſer faſſen läßt, als aus ihrem künſtlichen Betragen bei feierlichen Auftritten oder aus der idealen Schilderung, welche die gelehrten Geſchichtbücher von ihnen darſtellen.

Deſſen ungeachtet iſt nicht zu läugnen, daß unter dieſen Erzählungen ſich Manches findet, das zum Nachtheil Anderer gereicht und ſeinen eitlen Glauben verbauen dürfte; nicht, als wenn der Autor ſeine brennende Wahrheitsliebe hier und da verläugne, ſondern weil er ſich zu Zeiten entweder von dem unbeſtimmten und oft betrügeriſchen Ruf oder von übereilten Vermuthungen hinreißen läßt, wodurch er ſich denn ohne ſeine Schuld betrogen haben mag.

Aber dieſe böſen Nachreden nicht allein könnten das Werk bei Manchem verdächtig machen, ſondern auch die unglaublichen Dinge, die er erzählt, möchten viel hierzu beitragen, wenn man nicht bedächte, daß er doch Alles aus Ueberzeugung geſagt haben könne, indem er Träume oder leere Bilder einer kranken Einbildungskraft als wahre und wirkliche Gegenſtände geſehen zu haben glaubte. Daher laſſen ſich die Geiſtererſcheinungen wohl erklären, wenn er erzählt, daß bei den Beſchwörungen betäubendes Räuchermerk gebraucht worden; ingleichen die Viſionen, wo durch Krankheit, Unglück, lebhafte, ſchmerzliche Gedanken, am Meiſten aber durch Einſamkeit und eine unveränderte, elende Lage des Körpers der Unterſchied zwiſchen Wachen und Träumen völlig verſchwinden konnte. Und möchte man nicht annehmen, daß ein Gleiches andern weiſen und geehrten Menſchen begegnet ſei, auf deren Erzählung und Verſicherung uns die Geſchichtbücher ſo manche berühmte Begebenheiten, welche den ewigen, unveränderlichen Geſetzen der Natur widerſprechen, ernſthaft überliefert haben.

Sodann erſuche ich meine Leſer, daß ſie mich nicht verdammen, weil ich eine Schrift herausgebe, worin einige Handlungen, theils des Verfaſſers, theils ſeiner Zeitgenoſſen, erzählt ſind, woran man ein böſes Beiſpiel nehmen könnte. Vielmehr glaube ich, daß es nützlich ſei, wenn Jeder, ſobald als möglich, ſowohl mit den menſchlichen Laſtern als mit der menſchlichen Tugend bekannt wird. Ein großer Theil der Klugheit beſteht darin, wenn wir den Schaden vermeiden, der uns daher entſpringt, wenn wir an die natürliche Güte des menſchlichen Herzens glauben, die von Einigen mit Unrecht angenommen wird. Beſſer iſt es, nach meiner Meinung, dieſes gefährliche Zutrauen durch Betrachtung des Schadens, welchen Andere erlitten haben, faſt möglichſt los zu werden, als abzuwarten, daß eine lange Erfahrung uns davon befreie.

Dieſes leiſten vorzüglich die wahren Geſchichten, aus denen man lernt, daß die Menſchen böſeartig ſind, wenn ſie nicht irgend ein Vortheil anders zu handeln bewegt. Ja von dieſe Be-

ſchichte einer ſolche Meinung zu beſtätigen geſchickt, ſo fürchte ich nicht, daß man mich, der ich ſie bekannt mache, tadeln werde. Denn indem man ſo deutlich ſieht, in welche Gefahr und Verdruß allzu offenes Reden, rauhe, gewaltſame Manieren und ein unverſöhnlicher Haß, welche ſämmtlich unſerm Verfaſſer nur allzu eigen waren, den Menſchen hinführen können, ſo zweifle ich nicht, daß das Leſen dieſes Buchs einer gelehrigen Jugend zur ſittlichen Beſſerung dienen und ihr eine ſanfte, gefällige Handelsweiſe, wodurch wir uns die Gunſt der Menſchen erwerben, empfehlen werde.

Ich habe genau, außer in einigen Perioden zu Anfang, die ſich nicht wohl verſtehen ließen, den Bau der Schreibart beibehalten, den ich im Manuſcripte fand, ob er gleich an einigen Orten vom gewöhnlichen Gebrauche abweicht. Der Autor geſteht, daß ihm die Kenntniß der Lateiniſchen Sprache mangle, durch welche man ſich einen feſten und ſchönen Styl zu eigen macht. Deſſen ungeachtet aber, wenn man einige geringe Nachläſſigkeiten verzeiht, wird man ihm das Lob nicht verſagen, daß er ſich mit vieler Leichtigkeit und Lebhaftigkeit ausdrückt, und obgleich ſein Styl ſich keineswegs erhebt, noch anſtrengt, ſo ſcheint er ſich doch von der gewöhnlichen Redenheit der beſten Italieniſchen Schriftſteller nicht zu entfernen; ein eigener und natürlicher Vorzug der gemeinen Florentiniſchen Redart, in welcher es unmöglich iſt, roh und ungeſchickt zu ſchreiben, da ſie ſchon einige Jahrhunderte her durch Uebereinſtimmung aller übrigen Völker Italien's als eine ausgebildete und gefällige Sprache vor andern hervorgezogen und durch den Gebrauch in öffentlichen Schriften geadelt worden iſt.

So viel glaubte ich nöthig anzuzeigen, um mir leichter Ihren Beifall zu erwerben. Leſt und lebt glücklich!

Erſtes Buch.

Erſtes Capitel.

Alle Menſchen, von welchem Stande ſie auch ſeien, die etwas Tugendſames oder Tugendähnliches vollbracht haben, ſollten, wenn ſie ſich wahrhaft guter Abſichten bewußt ſind, eigenhändig ihr Leben aufſetzen, jedoch nicht eher zu einer ſo ſchönen Unternehmung ſchreiten, als bis ſie das Alter von vierzig Jahren erreicht haben.

Dieſer Gedanke beſchäftigt mich gegenwärtig, da ich im achtundſiebzigſten Jahre und mich hier in Florenz mancher vergangenen Widerwärtigkeiten wohl erinnern mag, da mich nicht, wie ſonſt, böſe Schickſale verfolgen und ich zugleich eine beſſere Geſundheit und größere Heiterkeit des Geiſtes, als in meinem ganzen übrigen Leben genieße.

Sehr lebhaft iſt die Erinnerung mancher Angenehmen und Guten, aber auch mancher anſchädlichen Uebels, das mich erſchreckt, wenn ich zurückſehe, und mich zugleich mit Verwunderung erfüllt, wie ich zu einem ſolchen Alter habe gelangen können, in welchem ich ſo bequem durch die Gnade Gottes vorwärts gehe. Unter ſolchen Betrachtungen beſchließe ich, mein Leben zu beſchreiben.

Nun ſollten zwar Diejenigen, die bemüht waren, einiges Gute zu leiſten und ſich in der Welt zu zeigen, nur ihrer eigenen Tugenden erwähnen; denn deßhalb werden ſie als vorzügliche Menſchen von andern anerkannt. Weil man ſich aber doch auch nach den Geſinnungen Mehrerer zu richten hat, ſo kommt zum Anfange meiner Erzählung manches Eigene dieſes Weſens vor, und zwar mag man gern vor allen Dingen Jeden überzeugen, daß man von trefflichen Perſonen abſtamme.

Ich heiße Benvenuto Celini. Meinen Vater nannte man Meiſter Johann, meinen Großvater Andreas, meinen Urgroßvater Chriſtoph Celini. Meine Mutter war Maria Eliſabetha, Stephan Granacci's Tochter. Ich ſtamme alſo väterlicher und mütterlicher Seits von Florentiniſchen Bürgern ab.

Man findet in den Chroniken unſerer alten glaubwürdigen Florentiner, daß Florenz nach dem Muſter der ſchönen Stadt Rom gebaut geweſen. Davon zeugen die Ueberbleibſel eines Coliſeum und öffentlicher Bäder, welche lezte ſich zunächſt bei'm heiligen Kreuz befanden. Der alte Markt war ehemals das Capitol, die Rotunde ſteht noch ganz. Sie ward als Tempel des Mars erbaut und iſt jezt unſerm heiligen Johannes gewidmet. Man ſchenkt alſo gern jener Meinung Glauben, obgleich dieſe Gebäude viel kleiner als die Römiſchen ſind.

Julius Cäſar und einige Römiſche Edelleute ſollen, nach Eroberung von Fieſole, eine Stadt in der Nähe des Arno gebaut und Jeder über ſich genommen haben, eines der anſehnlichen Gebäude zu errichten.

Unter den erſten und tapferſten Hauptleuten befand ſich Florin von Celino, der ſeinen Namen von einem Caſtell herleitete, das zwei Miglien von Monte Fraſcone entfernt iſt. Dieſer hatte ſein Lager unter Fieſole geſchlagen, an dem Orte, wo gegenwärtig Florenz

liegt; denn der Platz nahe an dem Flusse war dem Heere sehr bequem. Nun sagten Soldaten und Andere, die mit dem Hauptmann zu thun hatten: „Kasset uns nach Florenz gehen!“ theils weil er den Namen Florino führte, theils weil der Ort seines Lagers von Natur die größte Menge von Blumen hervorbrachte.

Daher gefiel auch dieser schöne Name Julius Cäsar'n, als er die Stadt gründete. Eine Benennung von Blumen abzuleiten, schien eine gute Vorbedeutung, und auf diese Weise wurde sie Florenz genannt, wobei der Feldherr zugleich seinen tapfern Hauptmann begünstigte, dem er um so mehr gewogen war, als er ihn von geringem Stande heraufgehoben und selbst einen so trefflichen Mann aus ihm gebildet hatte.

Wenn aber die gelehrten Untersucher und Entdecker solcher Namensverwandtschaften behaupten wollen, die Stadt habe zuerst Florenz geheißen, weil sie am Flusse Arno liege, so kann man einer solchen Meinung nicht beitreten; denn bei Rom fließt die Tiber, bei Ferrara der Po, bei Lyon die Rhone, bei Paris die Seine vorbei, und alle diese Städte sind aus verschiedenen Ursachen verschieden benannt. Daher finden wir eine größere Wahrscheinlichkeit, daß unsere Stadt ihren Namen von jenem tugendsamen Manne herschreibe.

Weiter finden wir unsere Cellini's auch in Ravenna, einer Stadt, die viel älter als Florenz ist, und zwar sind es dort vornehme Edelleute. Gleichfalls gibt es ihrer in Pisa, und ich habe denselben Namen in vielen Städten der Christenheit gefunden; auch in unserm Land sind noch einige Häuser übriggeblieben.

Meistens waren diese Männer den Waffen ergeben, und auch ist es nicht lange, daß ein wackerer Jüngling, Namens Lucas Cellini, einen großen und tapfern Soldaten bekämpfte, der schon mehrmals in den Schranken gefochten hatte und Francischus von Vicenza hieß. Diesen überwand Lucas durch eigene Tapferkeit und brachte ihn um. Sein Muth setzte die ganze Welt in Erstaunen, da man gerade das Gegentheil erwartete. Und so darf ich mich wohl rühmen, daß ich von braven Männern abstamme.

Auf welche Weise nun auch ich meinem Hause durch meine Kunst einige Ehre verschafft habe, das freilich nach unserer heutigen Denkart und aus mancherlei Ursachen nicht gar zu viel bedeuten will, werde ich an seinem Orte erzählen. Ja ich glaube, daß es rühmlicher ist, in geringem Zustande geboren zu sein und eine Familie ehrenvoll zu gründen, als einem hohen Stamm durch schlechte Aufführung Schande machen. Zuerst also will ich erzählen, wie es Gott gefallen, mich auf die Welt kommen zu lassen.

Meine Vorfahren wohnten in Val d'Ambra und lebten daselbst bei vielen Besitzungen wie kleine Herren. Sie waren alle den Waffen ergeben und die tapfersten Leute.

Es geschah aber, daß einer ihrer Söhne, Namens Christoph, einen großen Streit mit einigen Nachbarn und Freunden anfing, so daß von einer sowohl als der andern Seite die Häupter der Familien sich der Sache annehmen mußten; denn sie sahen wohl, das Feuer sei von solcher Gewalt, daß beide Häuser dadurch hätten können völlig aufgezehrt werden. Diese betrachteten die Aeltesten und wurden einig, sowohl gedachten Christoph als den andern Urheber des Streites wegzuschaffen. Jene schickten den Ihrigen nach Siena, die Unsrigen versetzten Christoph'en nach Florenz und kauften ihm ein kleines Haus in der Straße Chiara, des Klosters Sanct Ursula und verschiedene gute Besitzungen an der Brücke Rubaconte. Er heirathete in Florenz und hatte Söhne und Töchter; Diese hatte er gut, Jene theilten sich in das Uebrige.

Nach dem Tode des Vaters fiel die Wohnung in der Straße Chiara mit einigen andern wenigen Dingen an einen der Söhne, der Andreas hieß; auch Dieser verheirathete sich und zeugte vier Söhne. Den ersten nannte man Hieronymus, den zweiten Bartholomäus, den dritten Johannes, der mein Vater ward und den vierten Francischus.

Andreas Cellini, mein Großvater, verstand sich genugsam auf die Weise der Baukunst, die in jenen Zeiten üblich war und lebte von dieser Beschäftigung. Johannes, mein Vater, legte sich besonders darauf; und weil Vitruv unter Andern behauptet, daß man, um diese Kunst recht auszuüben, nicht allein gut zeichnen, sondern auch einige Musik verstehen müsse, so fing Johannes, nachdem er sich zum guten Zeichner gebildet hatte, auch die Musik zu studiren an und lernte, nicht den Grundsätzen, sehr gut Viole und Flöte spielen. Dabei ging er, weil er sehr fleißig war, wenig aus dem Hause.

Sein Nachbar, Stephan Granacci, hatte mehrere Töchter, alle von großer Schönheit, worunter, nach Gottes Willen, Johannes eine besonders bemerkte, die Elisabeth hieß und ihm so wohl gefiel, daß er sie zur Frau verlangte.

Diese Verbindung war leicht zu schließen; denn beide Väter kannten sich wegen der nahen Nachbarschaft sehr gut und beiden schien die Sache vortheilhaft. Zuerst also beschlossen die guten Alten die Heirath, dann fingen sie an vom Heirathsgute zu sprechen, wobei zwischen ihnen einiger Streit entstand. Endlich sagte Andreas zu Stephan'en: „Johann, mein Sohn, ist der trefflichste Jüngling von Florenz und Italien; und wenn ich ihn hätte länger verheirathen wollen, so könnte ich wohl eine größere Mitgift

erlangt haben, als Unsereglichen in Florenz haben mögen.“ Stephan versetzte: „Auf Deine tausend Gründe antworte ich nur, daß ich an fünf Töchter und fast eben soviel Schur zu denken habe. Meine Rechnung ist gemacht und mehr kann ich nicht geben.

Johann hatte indeß eine Zeit lang heimlich zugehört; er trat unvermuthet hervor und sagte: „Ich verlange, ich liebe das Mädchen und nicht ihr Geld. Wehe dem Manne, der sich an der Mitgift seiner Frau erholen will! Habe Ihr nicht gesehen, daß ich so gekleidet sei? Sollte ich aus dieser Frau nicht erhalten und ihr verschaffen können, was sie bedarf, wodurch zugleich Euer Wunsch befriedigt würde? Aber wißt nur, das Mädchen soll mein sein und die Aussteuer mag Euer bleiben.“

Darüber ward Andreas Corbini, ein etwas wunderlicher Mann, einiger Maßen böse, doch in wenigen Tagen führte Johann seine Geliebte nach Hause und verlangte keine weitere Mitgift.

So erfreuten sie sich ihrer heiligen Liebe achtzehn Jahre, mit dem größten Verlangen, Kinder zu besitzen. Nach Verlauf dieser Zeit gebar sie zwei todte Knaben, woran die Ungeschicklichkeit der Aerzte Schuld war. Als sie zunächst wieder guter Hoffnung ward, brachte sie eine Tochter zur Welt, welche man Rosa nannte, nach der Mutter meines Vaters.

Zwei Jahre darauf befand sie sich wieder in gesegneten Umständen; und als die Gräfin, deren sie, wie andere Frauen in solchen Fällen, ausgesetzt war, völlig mit jenen übereinstimmten, die sie in der vorigen Schwangerschaft empfunden, so glaubten Alle, es würde wieder ein Mädchen werden und waren schon überein gekommen, sie Reparata zu nennen, um das Andenken ihrer Großmutter zu erneuern.

Nun begab sich's, daß sie in der Nacht nach Allerheiligen niederkam, um vier und ein halb Uhr im Jahr Fünfzehnhundert. Die Hebamme, welcher bekannt war, daß man im Hause ein Mädchen erwartete, reinigte die Creatur und wickelte sie in das schlechte weiße Zeug; dann ging sie, stille, stille, zu Johann, meinem Vater, und sagte: „Ich bringe Euch ein schönes Geschenk, das Ihr nicht erwartet.“

Mein Vater, der ein Philosoph war, ging auf und nieder und sagte: „Was mir Gott gibt, ist mir lieb.“ Und als er die Töchter auseinander legte, sahe er den unerwarteten Sohn. Er schlug die alten Hände zusammen, hob sie und die Augen gen Himmel und sagte: „Herr, ich danke Dir von ganzem Herzen, daß Dieser ist mir sehr lieb: er sei willkommen!“ Alle gegenwärtigen Personen fragten ihn freudig, wie ich heißen solle. Johannes aber antwortete ihnen nur: „Er sei willkommen! (Benvenuto)“ Daher entschlossen sie sich, nun diesen Namen in der heiligen Taufe zu geben, und ich lebte mit Gottes Gnade weiter fort.

Noch war Andreas Corbini, mein Großvater, am Leben, als ich etwa drei Jahr alt sein mochte, er aber stand im hundertsten. Man hatte eines Tages die Röhre einer Wasserleitung verändert und es war ein großer Scorpion, ohne daß ihn Jemand bemerkte, heraus und unter ein Bett gekrochen. Als ich ihn erblickte, lief ich darauf los und packte ihn. Der Scorpion war so groß, daß, wie ich ihn in meiner kleinen Hand hielt, auf der einen Seite der Schwanz, auf der andern die beiden Zangen zu sehen waren. Sie sagen, ich sei eilig zu dem Alten gelaufen und habe gerufen: Seht, lieber Großvater, mein schönes Krebschen! Der gute Alte, der sogleich das Thier für einen Scorpion erkannte, wäre fast vor Schrecken und Besorgniß des Todes gewesen; er verlangte das Thier mit den äußersten Liebkosungen. Aber ich drückte es nur desto fester, weinte und wollte es nicht hergeben. Mein Vater lief auf das Geschrei herzu und wußte sich vor Angst nicht zu helfen; denn er fürchtete, das giftige Thier werde mich tödten. Indessen erblickte er eine Scheere, begütigte mich und schnitt dem Thiere den Schwanz und die Zangen ab, und, nach überstandener Gefahr, hielt er diese Begebenheit für ein gutes Zeichen.

Ungefähr in meinem fünften Jahr befand sich mein Vater in einem kleinen Gewölbe unsers Hauses, wo man gewaschen hatte und wo ein gutes Feuer von eichenen Kohlen übriggeblieben war; er hatte eine Geige in der Hand, sang und spielte am Feuer; denn es war sehr kalt. Zufälliger Weise erblickte er mitten in der stärksten Gluth ein Thierchen, wie eine Eidexe, das sich in diesen lebhaften Flammen ergetzte. Er merkte gleich, was es war, ließ mich und meine Schwester rufen, zeigte uns Kindern das Thier und gab mir eine tüchtige Ohrfeige. Als ich darüber heftig zu weinen anfing, suchte er mich auf's freundlichste zu besänftigen und sagte: „Lieber Sohn! ich schlage Dich nicht, weil Du etwas Uebels begangen hast, vielmehr daß Du Dich dieser Eidexe erinnerst, die Du im Feuer siehst. Das ist ein Salamander, wie man, soviel ich weiß, noch keinen gesehen hat.“ Er küßte mich darauf und gab mir einige Pfennige.

Mein Vater fing an, mich die Flöte zu lehren und unterwies mich im Singen; aber ungeachtet meines zarten Alters, in welchem die kleinen Kinder sich an einem Pfeifchen und anderm solchem Spielzeuge ergetzen, mißfiel mir's mäßlich und ich lang und blieb nur aus Gehorsam. Mein Vater machte zu selbiger Zeit

wunderſame Orgeln mit hölzernen Pfeifen, Claviere, ſo ſchön und gut, als man ſie damals nur ſehen konnte, Violen, Lauten und Harfen auf das Beſte.

Er war auch in der Kriegsbaukunſt erfahren und verfertigte mancherlei Werkzeuge, als: Modelle zu Brücken, Mühlen und andere Maſchinen; er arbeitete wunderſam in Elfenbein und war der Erſte, der in dieſer Kunſt Etwas leiſtete. Aber da er ſich in meine nachherige Mutter verliebt hatte, mochte er ſich mehr als billig mit der Flöte beſchäftigen und ward von den Rathspfeifern erſucht, mit ihnen zu blaſen. So trieb er es eine Weile zu ſeinem Vergnügen, bis ſie ihn endlich feſthielten, anſtellten und unter ihre Geſellſchaft aufnahmen.

Lorenz Medicis und Peter, ſein Sohn, die ihm ſehr günſtig waren, ſahen nicht gern, daß er, indem er ſich ganz der Muſik ergab, ſeine übrigen Fähigkeiten und ſeine Kunſt vernachläſſigte und entfernten ihn von gedachter Stelle. Mein Vater nahm es ſehr übel, er glaubte, man thue ihm das größte Unrecht.

Nun begab er ſich wieder zur Kunſt und machte einen Spiegel, ungefähr eine Elle im Durchmeſſer, von Knochen und Elfenbein; Figuren und Laubwerk waren ſehr zierlich und wohlgezeichnet. Das Ganze hatte er wie ein Rad gebildet; in der Mitte befand ſich der Spiegel, ringsherum waren ſieben Mauungen angebracht und in ſolchen die ſieben Tugenden, aus Elfenbein und ſchwarzen Knochen geſchnitten. Sowohl der Spiegel als die Tugenden hingen im Gleichgewicht, ſo daß, wenn man das Rad drehte, ſich die Figuren bewegten: denn ſie hatten ein Gegengewicht, das ſie g'rad' hielte; und da mein Vater einige Kenntniß der Lateiniſchen Sprache beſaß, ſetzte er einen Vers umher, welcher ſagte, daß bei allen Umdrehungen des Glücksrads die Tugend immer aufrecht bliebe:

Roma viro, semper, quod quo me vertо, stat virtus.

Nachher ward ihm bald ſein Platz unter den Rathspfeifern wieder gegeben. Damals, vor der Zeit meiner Geburt, wurden zu dieſen Leuten lauter geſetzte Handwerker genommen. Einige davon arbeiteten Wolle und Seide im Großen; daher verſchmähte mein Vater auch nicht, ſich zu ihnen zu geſellen; und der größte Wunſch, den er in der Welt für mich hegte, war, daß ich ein großer Muſicus werden möchte. Dagegen war mir's äußerſt unangenehm, wenn er mir davon erzählte und verſicherte: wenn ich nur wollte, könnte ich der erſte Menſch in der Welt werden.

Wie gelagt, war mein Vater ein treuer und verbundener Diener des Hauſes Medicis; und da Peter vertrieben wurde (1494) vertauſchte er meinem Vater viele Dinge von großer Bedeutung. Als nun darauf Peter Soderini Gonfaloniere ward (1498) und mein Vater unter den Rathspfeifern ſein Amt verrichtete, erfuhr dieſe Magiſtrats-Perſon, wie geſchickt der Mann überhaupt ſei und bediente ſich ſeiner zum Kriegsbaumeiſter in bedeutenden Fällen. Um dieſe Zeit ließ mein Vater mich ſchon vor dem Rathe mit den andern Muſikern den Diſcant blaſen; und da ich noch ſo jung und zart war, trug mich ein Rathsdiener auf dem Arme. Soderino fand Vergnügen, ſich mit mir abzugeben und mich ſchwatzen zu laſſen; er gab mir Zuckerwerk und ſagte zu meinem Vater: „Meiſter Johann, lehre ihn, neben der Muſik, auch die beiden andern ſchönen Künſte.“ Mein Vater antwortete: „Er ſoll keine andere Kunſt treiben, als blaſen und componiren; und auf dieſem Wege, wenn ihm Gott das Leben läßt, hoffe ich ihn zum erſten Mann in der Welt zu machen.“ Darauf ſagte Einer von den alten Herren: „Thue nur ja, was der Gonfaloniere ſagt; denn warum ſollte er nicht Anders's als ein guter Muſicus werden?“

So ging einige Zeit vorbei, bis die Medicis zurückkamen (1512). Der Cardinal, der nachher Papſt Leo wurde, begegnete meinem Vater ſehr freundlich. Aus dem Wappen am Mediceiſchen Palaſt hatte man die Kugeln genommen, ſobald die Familie vertrieben war und das Wappen der Gemeine, ein rothes Kreuz, dagegen in das Feld malen laſſen. Als die Medicis zurückkehrten, ward das Kreuz wieder ausgekratzt, die rothen Kugeln kamen wieder hinein und das goldene Feld ward vortrefflich zuſammengeſetzt.

Wenige Tage nachher ſtarb Papſt Julius II. (1513); der Cardinal Medicis ging nach Rom und ward, gegen alles Vermuthen, zum Papſt erwählt. Er ließ meinen Vater zu ſich rufen; und wohl hätte Dieſer gethan, wenn er mitgegangen wäre; denn er verlor ſeine Stärke im Palaſt, ſobald Jacob Salviati Gonfaloniere geworden war.

Nun bekümmte ich mich, ein Goldſchmied zu werden und lernte zum Theil dieſe Kunſt, zum Theil mußte ich viel gegen meinen Willen blaſen. Ich bat meinen Vater, er möchte mich nur gewiſſe Stunden des Tags zeichnen laſſen, die übrige Zeit wollte ich Muſik machen, wenn er es befähle. Darauf ſagte er zu mir: „So haſt Du denn kein Vergnügen am Blaſen?“ Ich ſagte: nein! Denn dieſe Kunſt ſchien mir zu niedrig gegen jene, die ich im Sinne hatte.

Mein guter Vater griff darüber in Verzweiflung und that mich in die Werkſtatt des Vaters des Cavalier Bandinello, der Michel Agnolo hieß, trefflich in ſeiner Kunſt war, aber

von geringer Geburt; denn er war der Sohn eines Kohlenhändlers. Ich sage Das nicht, um den Vandinello zu schelten, der sein Haus zuerst gegründet hat. Wäre er nur auf dem rechten Weg dazu gelangt! Doch wie es zugegangen ist, davon habe ich Nichts zu reden. Nur einige Tage blieb ich daselbst, als mein Vater mich wieder wegnahm; denn er konnte nicht leben, ohne mich immer um sich zu haben; und so mußte ich wider Willen blasen, bis ich fünfzehn Jahr alt war. Wollte ich die sonderbaren Begebenheiten erzählen, die ich bis zu diesem Alter erlebt und die Lebensgefahren, in welchen ich mich befunden, so würde sich der Leser gewiß verwundern.

Als ich fünfzehn Jahr alt war, begab ich mich, wider den Willen meines Vaters, in die Werkstatt eines Goldschmieds, der Antonio Sandro hieß. Er war ein trefflicher Arbeiter, stolz und frei in seinen Handlungen. Mein Vater wollte nicht, daß er mir Geld gäbe, wie es andere Unternehmer thun, damit ich, bei meiner freiwilligen Neigung zur Kunst, auch zeichnen könnte, wann es mir gefiele. Das war mir sehr angenehm und mein redlicher Meister hatte große Freude daran. Er erzog einen einzigen, unehelichen Sohn bei sich, dem er Manches auftrug, um mich zu schonen. Meine Neigung war so groß, daß ich in wenig Monaten die besten Regeln einhielte und auch einigen Vortheil von meinen Arbeiten zog. Dessen ungeachtet versäumte ich nicht, meinem Vater zu Liebe, bald auf der Flöte, bald auf dem Hörnchen zu blasen; und so oft er mich hörte, fielen ihm, unter vielen Seufzern, die Thränen aus den Augen. Ich that mein Möglichstes zu seiner Zufriedenheit und stellte mich, als wenn ich auch großes Vergnügen dabei empfände.

Zweites Capitel.

Ich hatte einen Bruder, der zwei Jahre jünger als ich und sehr kühn und heftig war. Er galt nachher für einen der besten Soldaten, die in der Schule des vortrefflichen Herrn Johannes von Medicis, Vater des Herzogs Cosmus, gebildet worden. Dieser Knabe war ungefähr vierzehn Jahr alt und bekam einen Sonntags, zwei Stunden vor Nacht, zwischen den Thoren St. Gallo und Pinti, mit einem Menschen von zwanzig Jahren Händel, forderte ihn auf den Degen, setzte ihm tapfer zu und wollte nicht ablassen, ob er ihn gleich schon übel verwundet hatte. Viele Leute sahen zu und unter ihnen mehrere Verwandte des jungen Menschen. Da Diese merkten, daß die Sache übel ging, griffen sie nach Steinen, trafen meinen armen Bruder an den Kopf, daß er für todt zur Erden fiel. Zufällig kam ich auch in die Gegend, ohne Freunde und ohne Waffen; ich hatte meinem Bruder aus allen Kräften zugerufen, er sollte sich zurückziehen. Als er fiel, nahm ich seinen Degen und hielt mich, in seiner Nähe, gegen viele Degen und Steine. Einige tapfere Soldaten kamen mir zu Hülfe und befreiten mich von der Wuth der Gegner. Ich trug meinen Bruder für todt nach Hause; mit vieler Mühe ward er wieder zu sich selbst gebracht und geheilt. Die Herren Achte verbannten unsere Gegner auf einige Jahre und uns auf sechs Monate zehn Miglien von der Stadt. So schieden wir von unserm armen Vater, der uns seinen Segen gab, da er uns kein Geld geben konnte.

Ich ging nach Siena, zu einem braven Manne, der Meister Francesco Cattoro hieß. Ich war schon ein Mal meinem Vater entlaufen und hatte dort gearbeitet; nun erkannte er mich wieder, gab mir zu thun und freies Quartier, so lang ich in Siena blieb, wo ich mich, mit meinem Bruder, mehrere Monate aufhielt.

Sodann ließ uns der Cardinal Medicis, der nachher Papst Clemens ward, auf die Bitte meines Vaters wieder nach Florenz zurückkehren. Ein gewisser Schüler meines Vaters sagte aus böser Absicht zum Cardinal, er sollte mich doch nach Bologna schicken, damit ich dort von einem geschickten Meister das Blasen in Vollkommenheit lernen möchte. Der Cardinal versprach meinem Vater, mir Empfehlungsschreiben zu geben; mein Vater wünschte nichts Besseres und ich ging gerne, aus Verlangen, die Welt zu sehen.

In Bologna gab ich mich zu Einem in die Lehre, der Meister Herculet, der Pfeifer, hieß. Ich fing an, Geld zu verdienen, nahm zugleich täglich meine Lectionen in der Musik und in kurzer Zeit brachte ich es weit genug in dem verfluchten Blasen. Aber weit mehr Vortheil zog ich von der Goldschmiedekunst; denn da mir der Cardinal keine Hülfe reichte, begab ich mich in das Haus eines Bolognesers Miniatur-Malers, der Scipio Cavalletti hieß; ich zeichnete und arbeitete für einen Juden und gewann genug dabei.

Nach sechs Monaten kehrte ich nach Florenz zurück, worüber der ehemalige Schüler meines Vaters, Peter, der Pfeifer, sehr verdrießlich war; aber ich ging doch meinem Vater zu Liebe in sein Haus und blies mit seinem Bruder Herumpus auf der Flöte und dem Hörnchen. Einst Tages kam mein Vater hin, um uns zu hören; er hatte große Freude an mir und sagte: „Ich will doch einen großen Musicus aus Dir machen, zum Trotz eines Jeden, der mich daran zu verhindern denkt.“ Darauf antwortete Peter:

„Weit mehr Ehre und Nutzen wird Euer Genannte davon haben, wenn er ſich auf die Goldſchmiedekunſt legt, als von dieſer Pfeiferei. Das war nun freilich wahr geſprochen, aber es verdroß meinen Vater um deſto mehr, je mehr er ſah, daß ich auch derſelben Meinung war und ſagte ſehr zornig zu Peter'n: „Ich wußte wohl, daß Du Der ſei'ſt, der ſich meinem ſo erwünſchten Zwecke entgegenſetzt; durch Dich habe ich meine Stelle im Palaſt verloren; mit ſolchem Undank haſt Du meine große Wohlthat belohnt; Dir habe ich ſie verſchafft, mir haſt Du ſie entzogen. Aber merke dieſe prophetiſchen Worte: nicht Jahre und Monat-, nur wenig' Wochen werden vorbeigehen und Du wirſt wegen Deines ſchändlichen Undanks umkommen.“ Darauf antwortete Peter: „Meiſter Johann, viele Menſchen werden im Alter ſchwach und kindiſch, wie es Euch auch geht: man muß Euch Nichts übel nehmen; denn Ihr habt ja Alles verſchenkt und nicht bedacht, daß Euere Kinder Etwas nöthig haben dürften. Ich denke, das Gegentheil zu thun und meinen Söhnen ſoviel zu hinterlaſſen, daß ſie den Euern allenfalls zu Hülfe kommen können.“

Darauf antwortete mein Vater: „Kein ſchlechter Baum bringt gute Früchte hervor und ich ſage Dir, da Du bös biſt, werden Deine Söhne arm und Narren werden und werden bei meinen braven und reichen Söhnen in Dienſte gehen.“

So eilten wir aus dem Hauſe und es fielen noch manche heftige Worte. Ich nahm die Partie meines Vaters und ſagte im Herausgehen zu ihm: wenn er mich bei der Zeichenkunſt ließe, ſo wollte ich ihn an dem unnützen Menſchen rächen. Er ſagte darauf: „Lieber Sohn, ich bin auch ein guter Zeichner geweſen und habe es mir in meinem Leben ſauer werden laſſen! Willſt Du nun nicht, um Deinen Vater, der Dich geſeugt und erzogen und den Grund zu ſo vieler Geſchicklichkeit gelegt hat, manchmal zu erquicken, die Flöte und das allerliebſte Hörnchen in die Hand nehmen? Darauf ſagte ich: aus Liebe zu ihm wollte ich's gerne thun. Der gute Vater verſetzte: mit ſolchen Geſchicklichkeiten und Tugenden würde man ſich am Sicherſten an ſeinen Freunden rächen.

Kein ganzer Monat war vorbei und Pierino hatte in ſeinem Hauſe ein Gewölbe machen laſſen und war mit mehreren Freunden in einem Zimmer über dem Gewölbe, ſprach über meinen Vater, ſeinen Meiſter, und ſcherzte über die Drohung, daß er zu Grunde gehen ſolle. Kaum war es geſagt, ſo fiel das Gewölbe ein, entweder weil es ſchlecht angelegt war, oder durch Gottes Schickung, der die Frevler beſtraft. Es fiel hinunter und die Steine und Ziegel des Gewölbes, die mit ihm hinabſtürzten, zerbrachen ihm beide Beine; aber Alle, die mit ihm waren, blieben auf dem Raub des Gewölbes und Niemand that ſich ein Leid. Sie waren erſtaunt und verwundert genug, beſonders, da ſie ſich erinnerten, wie er kurz vorher geſpottet hatte. Sobald mein Vater Das erfuhr, eilte er zu ihm und ſagte, in Gegenwart ſeiner Vaters: „Piero, mein lieber Schüler, wie betrübt mich Dein Unfall! Aber erinnerſt Du Dich, wie ich Dich vor Kurzem warnte? Und ſo wird auch Das, was ich von Deinen und meinen Söhnen geſagt habe, wahr werden. Bald darauf ſtarb der undankbare Piero an dieſer Krankheit; er hinterließ ein liederliches Weib und einen Sohn, der einige Jahre nachher in Rom mich um Almoſen anſprach. Ich gab ſie ihm, denn es iſt in meiner Natur und erinnerte mich mit Thränen an den glücklichen Zuſtand Pierino's zur Zeit, da mein Vater zu ihm die prophetiſchen Worte geſagt hatte.

Ich ſaß feſt, der Goldſchmiedekunſt mich zu ergeben und ſtand meinem Vater mit meinem Verdienſte bei. Mein Bruder Ceſchino mußte Anfangs Lateiniſch lernen; denn wie der Vater aus mir den größten Tonkünſtler bilden wollte, ſo ſollte mein Bruder, der jüngere, ein gelehrter Juriſt werden. Nun konnte er aber in uns Beiden die natürliche Neigung nicht zwingen; ich legte mich auf's Zeichnen und mein Bruder, der von ſchöner und angenehmer Geſtalt war, neigte ſich ganz zu den Waffen.

Eines Tags kam er aus der Schule des Herrn Johann von Medicis nach Hauſe, wo ich mich eben nicht befand; und weil er ſehr ſchlecht mit Kleidern verſehen war, bewegte er unſere Schweſtern, daß ſie ihm ein ganz neues Kleid gaben, das ich mir hatte machen laſſen. Denn außerdem, daß ich meinem Vater und meinen guten Schweſtern durch meinen Fleiß beiſtand, hatte ich mir auch ein hübſches, anſehnliches Kleid angeſchafft. Ich kam und fand mich hintergangen und beraubt; mein Bruder hatte ſich davon gemacht und ich ſetzte meinen Vater zur Rede, warum er mir ſo großes Unrecht geſchehen ließe, da ich noch ſo gerne arbeitete, um ihm beizuſtehen. Darauf antwortete er mir: ich ſei ſein guter Sohn; was ich glaubte verloren zu haben, würde mir Gewinnſt bringen; es ſei nöthig, es ſei Gottes Gebot, daß Derjenige, der Etwas beſitzt, dem Bedürftigen gebe; und wenn ich dieſes Unrecht aus Liebe zu ihm ertrüge, ſo würde Gott meine Wohlfahrt auf alle Weiſe vermehren.

Ich antwortete meinem armen, bekümmerten Vater, wie ein Knabe ohne Erfahrung, nahm einen armſeligen Reſt von Kleidern und Geld und ging gerade zu einem Stadthor hinaus;

und da ich nicht wußte, welches Thor nach Rom führte, befand ich mich in Lucca. Von da ging ich nach Pisa (ich mochte ungefähr sechzehn Jahr alt sein) und blieb auf der mittelsten Brücke, wo sie es zum Fischlein nennen, bei einer Goldschmiedwerkstatt stehen und sah mit Aufmerksamkeit auf Das, was der Meister machte. Er fragte, wer ich sei und was ich gelernt hätte. Darauf antwortete ich, daß ich ein wenig in seiner Kunst arbeitete. Er hieß mich hereinkommen und gab mir gleich Etwas zu thun, wobei er sagte: Dein gutes Ansehen überzeugt mich, daß Du ein wackerer Mensch bist; und so gab er mir Gold, Silber und Juwelen hin. Abends führte er mich in sein Haus, wo er mit einer schönen Frau und einigen Kindern wohl eingerichtet lebte.

Nun erinnerte ich mich der Betrübniß, die mein Vater wohl empfinden mochte und schrieb ihm, daß ich in dem Hause eines sehr guten Mannes aufgenommen sei und mit ihm große und schöne Arbeit verfertige; er möchte sich beruhigen; ich suche Was zu lernen und hoffe mit meiner Geschicklichkeit ihm bald Nutzen und Ehre zu bringen. Geschwind antwortete er mir: „Mein lieber Sohn! Meine Liebe zu Dir ist so groß, daß ich, wenn es nur schicklich wäre, mich gleich aufgemacht hätte, zu Dir zu kommen; denn gewiß, mir ist es, als wenn ich des Lichts dieser Augen beraubt wäre, daß ich Dich nicht täglich sehe und zum Guten ermahnen kann. Diese Antwort fiel in die Hände meines Meisters; er las sie heimlich und gestand es mir dann mit diesen Worten: „Wahrlich, mein Benvenuto, Dein gutes Ansehen betrog mich nicht; ein Brief Deines Vaters, der ein recht braver Mann sein muß, gibt Dir das beste Zeugniß; rechne, als wenn Du in Deinem Hause und bei Deinem Vater sei'st."

Ich ging nun, den Gottesacker von Pisa zu besehen und fand dort besonders antike Sarcophagen von Marmor und an vielen Orten der Stadt noch mehr Alterthümer, an denen ich mich, sobald ich in der Werkstatt frei hatte, beständig übte. Mein Meister faßte darüber große Liebe zu mir, besuchte mich oft auf meiner Kammer und sah mit Freuden, daß ich meine Stunden so gut anwendete.

Das Jahr, das ich dort blieb, nahm ich sehr zu, arbeitete in Gold und Silber schöne und bedeutende Sachen, die meine Lust, weiter vorwärts zu gehen, immer vermehrten.

Indessen schrieb mir mein Vater auf das Liebreichste, ich möchte doch wieder zu ihm kommen; dabei ermahnte er mich in allen Weisen, daß ich doch das Blasen nicht unterlassen sollte, das er mich mit so großer Mühe gelehrt hatte. Darüber verging mir die Lust, jemals wieder zu ihm zurückzukehren; dergestalt haßte ich das abscheuliche Blasen und wirklich, ich glaubte das Jahr in Pisa im Paradiese zu sein, wo ich niemals Musik machte.

Am Ende des Jahres fand mein Meister Ursache, nach Florenz zu reisen und einige Gold- und Silberabgänge zu verkaufen; und weil mich, in der bösen Luft, ein kleines Fieber angewandelt hatte, so ging ich mit ihm nach meiner Vaterstadt, wo ihn mein Vater insgeheim und auf das Inständigste bat, mich nicht wieder nach Pisa zu führen.

So blieb ich krank zurück und mußte ungefähr zwei Monate das Bett hüten. Mein Vater sorgte für mich mit großer Liebe und sagte immer: es schienen ihm tausend Jahre, bis ich gesund wäre, damit er mich wieder könnte blasen hören. Als er nun zugleich den Finger an meinem Puls hatte, (denn er verstand sich ein wenig auf die Medicin und auf die Lateinische Sprache,) so fühlte er, daß in meinem Blute, da ich vom Blasen hörte, die größte Bewegung entstand und er ging ganz bekümmert und mit Thränen von mir. Da ich nun sein großes Herzeleid sah, sagte ich zu einer meiner Schwestern, sie sollte mir eine Flöte bringen; und ob ich gleich ein anhaltendes Fieber hatte, so machte mir doch dieß Instrument, das keine große Anstrengung erfordert, nicht die mindeste Beschwerlichkeit; ich blies mit so glücklicher Disposition der Finger und der Zunge, daß mein Vater, der eben unvermuthet hereintrat, mich tausendmal segnete und mich versicherte, daß ich in der Zeit, die ich auswärts gewesen, unendlich gewonnen habe; er bat mich, daß ich vorwärtsgehen und ein so schönes Talent nicht vernachlässigen sollte.

Als ich nun wieder gesund war, kehrte ich zu meinem braven Marcone, dem Goldschmied, zurück und mit Dem, was er mir zu verdienen gab, unterstützte ich meinen Vater und mein Haus.

Drittes Capitel.

Zu dieser Zeit kam ein Bildhauer nach Florenz, der Peter Torrigiani hieß. Er hatte sich lange in England aufgehalten und besuchte täglich meinen Meister, zu dem er große Freundschaft hegte. Da er meine Zeichnungen und meine Arbeiten angesehen hatte, sagte er: „Ich bin zurückgekommen, um soviel junge Leute als möglich anzuwerben; und da ich eine große Arbeit für meinen König zu machen habe, so will ich mir besonders meine Florentiner zu Gehülfen nehmen, Deine Arbeiten und Deine Zeichnungen sind mehr eines Bildhauers als eines Goldschmieds; und da ich große Werke

Mephiſtopheles.

So ein verliebter Thor verpufft
Euch Sonne, Mond und alle Sterne
Zum Zeitvertreib dem Liebchen in die Luft.

ab.

Der Nachbarinn Haus.

Marthe allein.

Gott verzeih's meinem lieben Mann,
Er hat an mir nicht wohl gethan!
Geht da ſtracks in die Welt hinein,
Und läßt mich auf dem Stroh allein.
Thät' ihn doch wahrlich nicht betrüben,
Thät' ihn, weiß Gott, recht herzlich lieben.

Sie weint.

Vielleicht iſt er gar todt! — O Pein! — —
Hätt' ich nur einen Todtenſchein!

Margarethe kommt.

Margarethe.

Frau Marthe!

von C.. zu machen habe, ſo ſollſt Du bei mir zugleich geſchickt und reich werden.

Es war dieſer Mann von der ſchönſten Geſtalt und von dem kühnſten Betragen. Er ſah eher einem groſſen Soldaten als einem Bildhauer ähnlich; ſeine entſchiedenen Geberden, ſeine klingende Stimme, das Funkeln ſeiner Augenbraunen hätten auch einen braven Mann erſchrecken können; und alle Tage ſprach er von ſeinen Händeln mit den Veſtien, den Engländern. So kam er auch einmal auf Michel Agnolo Buonarotti zu reden und zwar bei Gelegenheit einer Zeichnung, die ich nach dem Carton dieſes göttlichſten Mannes gemacht hatte.

Dieſer Carton war das erſte Werk, in welchem Michel Agnolo ſein erſtaunliches Talent zeigte; er hatte ihn in die Wette mit Leonard da Vinci gemacht, der einen andern in die Arbeit nahm; beide waren für das Zimmer des Conſeils im Palaſt der Signorie beſtimmt; ſie ſtellten einige Begebenheiten der Belagerung von Piſa vor, durch welche die Florentiner die Stadt eroberten. Der treffliche Leonard da Vinci hatte ein Treffen der Reiterei unternommen, dabei einige Fahnen erobert werden, ſo göttlich gemacht, als man ſich's nur vorſtellen kann; Michel Agnolo dagegen hatte eine Menge Fußvolk vorgeſtellt, die bei dem heißen Wetter ſich im Arno badeten; der Augenblick war gewählt, wie unverhofft das Zeichen zur Schlacht gegeben wird und dieſe nackten Völker ſchnell nach den Waffen rennen; ſo ſchön und vortrefflich waren die Stellungen und Geberden, daß man weder von Alten noch Neuen ein Werk geſehen hatte, das auf dieſen hohen und herrlichen Grad gelangt wäre; ſo war auch die Arbeit des groſſen Leonard höchſt ſchön und wunderbar. Es hingen dieſe Cartone, einer in dem Palaſt der Medicis, einer in dem Saale des Papſtes; und ſo lange ſie aufgeſtellt blieben, waren ſie die Schule der Welt. Denn obgleich der göttliche Michel Agnolo die groſſe Capelle des Papſtes Julius malte, ſo erreichte er doch nicht zur Hälfte die Vortrefflichkeit dieſes erſten Werks und ſein Talent erhob ſich niemals zur Stärke dieſer frühern Studien wieder.

Um nun wieder auf Peter Torrigiani zu kommen, der meine Zeichnung in der Hand hatte und ſagte: Dieſer Buonarotti und ich gingen als Knaben in die Kirche bei Carmine, um in der Capelle des Maſaccio zu ſtudiren und Buonarotti hatte die Art, Alle zu foppen, die dort zeichneten. Eines Tages machte er ſich unter Andern auch an mich und es verdroß mich mehr als ſonſt; ich ballte die Fauſt und ſchlug ihn ſo heftig auf die Naſe, daß ich Knochen und Knorpel ſo mürbe fühlte, als wenn es eine Oblate geweſen wäre und ſo habe ich ihn für ſein ganzes Leben gezeichnet.

Dieſe Worte erregten in mir einen ſolchen Haß, da ich die Arbeiten dieſes unvergleichlichen Mannes vor Augen hatte, daß ich, weit entfernt, mit Torrigiani nach England zu gehen, ihn nicht wieder anſehen mochte.

Und ſo fuhr ich fort, mich nach der ſchönen Manier des Michel Agnolo zu bilden, von der ich mich niemals getrennt habe und zu gleicher Zeit ging ich mit einem liebenswürdigen jungen Menſchen um, zu dem ich die gröſte Freundſchaft faßte. Er war von meinem Alter, gleichfalls ein Goldſchmied, des trefflichen Malers Filippo di Fra Filippo. Wir liebten uns ſo ſehr, daß wir uns weder Tags noch Nachts trennen konnten; ſein Haus war voll ſchöner Studien, die ſein Vater nach den Römiſchen Alterthümern gezeichnet hatte, die in mehrern Büchern aufbewahrt waren. Von dieſen Dingen war ich ganz hingeriſſen und faſt zwei Jahre arbeiteten wir zuſammen.

Alsdann machte ich eine erhabene Arbeit in Silber ſo groß, wie eine kleine Kinderhand; ſie diente zum Schluß für einen Mantelgürtel, wie man ſie damals zu tragen pflegte. Es war auf demſelben, nach antiker Art, eine Verwickelung von Blättern, Kindern und artigen Masken zu ſehen. Ich machte dieſe Arbeit in der Werkſtatt eines Francesco Salembeni und die Bilde der Goldſchmiede, der ſie vorgezeigt wurde, erklärte mich für den geſchickteſten Geſellen.

Zu der Zeit entzweite ich mich wieder mit meinem Vater über das Blaſen; und ein gewiſſer Holzſchneider, den man Taſſo nannte, hatte ſich auch mit ſeiner Mutter überworfen. Ich ſagte zu ihm: Wenn Du nur der Menſch wärſt, anſtatt vieler Worte, Etwas zu unternehmen! Er antwortete mir: Hätte ich nur ſoviel Geld, um nach Rom zu kommen, ſo wollte ich nicht einmal umkehren, um meine armſelige Werkſtatt zu verſchlieſſen. Darauf ſagte ich: wenn ihn weiter Nichts hindere, ſo hätte ich ſo viel bei mir, als wir Beide bis Rom brauchten.

Da wir ſo im Gehen zuſammen ſprachen, fanden wir uns unvermuthet am Thore St. Peter Gattolini. Darauf ſagte ich: Mein Taſſo! Das iſt göttliche Schickung, daß wir, ohne daran zu denken, an dieß Thor gekommen ſind. Nun da ich hier bin, iſt's mir, als wenn ich ſchon die Hälfte des Wegs zurückgelegt hätte. Wir gingen weiter und ſprachen zuſammen: was werden unſere Alten dieſen Abend ſagen? Dann nahmen wir uns vor, nicht weiter daran zu denken, bis wir nach Rom gekommen wären, banden unſere Schurzfelle auf den Rücken und gingen ſtillſchweigend nach Siena.

Taſſo hatte ſich wund gegangen, wollte nicht

weiter und bat mich, daß ich ihm Geld vorgen ſollte, um wieder zurückzukehren. Ich antwortete: Daran hätteſt Du denken ſollen, ehe Du von Hauſe weggingſt; ich habe nur noch ſo viel, um nach Rom zu kommen: kannſt Du zu Fuße nicht fort, ſo iſt da ein Pferd, das zurück nach Rom geht, zu haben, und Du haſt keine weitere Entſchuldigung. Ich miethete das Pferd, und da er mir nicht antwortete, ritt ich gegen das Römiſche Thor zu. Als er mich entſchloſſen ſah, kam er murrend und pinkend hinter mir d'rein. Am Thore wartete ich mitleidig auf ihn, nahm ihn hinter mich und ſagte zu ihm: Was würden morgen unſere Freunde von uns ſagen, wenn wir den Entſchluß, nach Rom zu gehen, nicht weiter als Siena hätten feſthalten können? Er gab mir Recht, und weil er ein froher Menſch war, fing er an zu lachen und zu ſingen; und ſo kamen wir immer lachend und ſingend nach Rom.

Ich zählte neunzehn Jahre wie das Jahrhundert, und begab mich gleich in die Werkſtatt eines Meiſters, der Firenzuola di Lombardia hieß und in Gefäßen und großen Arbeiten höchſt geſchickt war. Ich zeigte ihm das Modell des Schloſſes, das ich gearbeitet hatte; es gefiel ihm außerordentlich und er ſagte zu einem Florentiner-Geſellen, der ſchon einige Jahre bei ihm ſtand: „Das iſt ein Florentiner, der's verſteht, und Du biſt einer von Denen, die's nicht verſtehen.“ Ich erkannte darauf den Menſchen und wollte ihn grüßen; denn wir hatten ehemals oft mit einander gezeichnet und waren viel mit einander umgegangen; er aber, höchſt mißvergnügt über die Worte ſeines Meiſters, behauptete, mich nicht zu kennen, noch Etwas von mir zu wiſſen. Ich antwortete ihm mit Verdruß: O Gianotto, ehemals mein Hausfreund, mit dem ich da und da zuſammen gezeichnet, auf deſſen Landhaus ich gegeſſen und getrunken habe, ich brauche Dein Zeugniß nicht bei dieſem braven Manne, Deinem Meiſter, und hoffe, daß meine Hände ohne Deinen Beiſtand beweiſen ſollen, wer ich bin. Hierauf wendete ſich Firenzuola, der ein lebhafter und wackerer Mann war, zu ſeinem Geſellen und ſagte: „Schlechter Menſch, ſchämſt Du Dich nicht, einem alten Freund und Bekannten ſo zu begegnen! Und mit eben der Lebhaftigkeit wendete er ſich zu mir und ſagte: Komm' herein und thue, wie Du geſagt haſt; Deine Hände mögen ſprechen, wer Du biſt; und ſogleich gab er mir eine ſchöne Silberarbeit für einen Cardinal zu machen.

Es war ein Käſtchen nach dem porphyrnen Sarg vor der Thüre der Rotunde. Was ich von dem Meinen dazu that und womit ich die Arbeit bereicherte, die Menge ſchöner, kleiner Masken, erfreuten meinen Meiſter höchlich, der das Werk überall zeigte und ſich rühmte, daß ein ſolches auf ſeiner Werkſtatt aufgegangen ſei. Das Käſtchen war ungefähr eine halbe Elle groß und eingerichtet, das Salzfaß bei Tafel aufzunehmen.

Das war mein erſter Verdienſt in Rom. Einen Theil ſchickte ich meinem Vater, von dem andern lebte ich, indeſſen ich nach den Alterthümern ſtudirte. Endlich, da mir das Geld ausging, war ich genöthigt, mich wieder an die Arbeit zu begeben. Caſſo aber, mein Geſelle, kehrte bald nach Florenz zurück.

Da meine neue Arbeit geendigt war, kam mich die Luſt an, zu einem andern Meiſter zu gehen. Ein gewiſſer Mailänder, Paul Arſago, hatte mich an ſich gezogen. Darüber fing Firenzuola mit ihm große Händel an und ſagte ihm in meiner Gegenwart beleidigende Worte. Ich nahm mich meines neuen Meiſters an und verſetzte, daß ich frei geboren ſei und auch frei leben wolle, ich habe mich nicht über ihn, und er ſich nicht über mich zu beklagen, vielmehr habe er mir noch Einiges herauszuzahlen, und als ein freier Arbeiter wolle ich hingehen, wohin es mir gefiele, weil ich dadurch Niemandem ein Leid thäte. Auch mein neuer Meiſter ſagte ungefähr Daſſelbe und verſicherte, daß er mich nicht verleitet habe und daß es ihm angenehm ſein werde, wenn ich zu meinem erſten Meiſter zurückginge. Auf Das ſagte ich: ich wollte Niemandem ſchaden, ich hätte meine angefangenen Arbeiten geendigt, würde immer nur mir ſelbſt und Niemandem anders angehören, und wer mich brauchte, möchte mit mir übereinkommen.

„Ich habe Nichts mehr mit Dir zu thun,“ verſetzte Firenzuola; Du ſollſt mir nicht mehr unter die Augen kommen!“ Da erinnerte ich ihn an mein Geld, worauf er mir ſpöttiſch antwortete. Aber ich verſetzte: Hab' ich Stahl und Eiſen gebraucht, um Deine Arbeiten zu machen, ſo ſollen ſie mir auch zu meinem Lohn verhelfen. Als ich ſo ſprach, blieb ein alter Mann am Laden ſtehen, der Meiſter Antonio von St. Marino hieß, der erſte, der vortrefflichſte Goldſchmied von Rom und Meiſter des Firenzuola; er hörte meine Gründe an, gab mir Recht und verlangte, daß Firenzuola mich bezahlen ſolle.

Man ſtritt ſich lebhaft; denn Firenzuola, ein weit beſſerer Fechter als Goldſchmied, wollte nicht nachgeben. Doch zuletzt fand die Vernunft ihren Platz und meine Feſtigkeit verſchaffte mir Recht; er bezahlte mich und in der Folge erneuerten wir unſere Freundſchaft. Er bat mich ſogar, bei ihm Gevatter zu ſtehn.

Unter meinem neuen Meiſter verdiente ich genug und ſchickte den größten Theil meinem guten Vater. Deſſen ungeachtet lag Dieſer mir

immer an, nach Florenz zurückzukehren, und am Ende von zwei Jahren that ich ihm seinen Willen. Ich arbeitete wieder bei Salimbeni, verdiente viel und suchte immer zu lernen; ich erneuerte meinen Umgang mit Francesco di Filippo; und ob mir gleich das verwünschte Blasen viel Zeit verdarb, so unterließ ich doch nicht, gewisse Stunden des Tags und der Nacht zu studiren.

Ich machte damals ein silbernes Herzschloß; so nannte man einen Gürtel, drei Finger breit, den die Bräute zu tragen pflegten; er war in halberhobener Arbeit gemacht und einige runde Figuren dazwischen; und ob ich gleich äußerst schlecht bezahlt ward, so war mir doch die Ehre, die ich dadurch erlangte, unschätzbar.

Indessen hatte ich bei verschiedenen Meistern gearbeitet und sehr wohldenkende Männer, wie zum Beispiel Marcone, darunter gefunden. Andere hatten einen sehr guten Namen und bevortheilten mich auf's Aeußerste. Sobald ich es merkte, machte ich mich von ihnen los und hütete mich vor diesen Räubern. Als ich nun fortfuhr, zu arbeiten und zu gewinnen, besonders da ein Meister, Sogliani genannt, freundlich seine Werkstatt mit mir theilte, waren jene gehässigen Leute neidisch; und da sie drei große Werkstätten und viel zu thun hatten, drückten sie mich auf alle mögliche Weise. Ich beklagte mich darüber gegen einen Freund und sagte: es sollte ihnen genug sein, daß sie mich unter dem Schein der Güte beraubt hätten. Sie erfuhren es wieder und schwuren, ich sollte meine Worte bereuen; ich aber, der nicht wußte, was die Furcht für eine Farbe hatte, achtete ihre Drohungen nicht. Eines Tages trat ich an den Laden des Einen; er hatte mich gerufen und wollte mich schelten und gegen mich großthun. Dagegen sagte ich: sie möchten sich's selbst zuschreiben; denn ich hätte von ihren Handlungen gesprochen, wie sie wären.

Indessen, da ich so sprach, paßte ein Vetter, den sie wahrscheinlich angestiftet hatten, heimtückisch auf, als ein Maulthier mit Ziegeln vorbeigetrieben wurde, und schob mir den Korb so auf den Leib, daß mir sehr wehe geschah. Schnell kehrte ich mich um, sah, daß er lachte und schlug ihn mit der Faust so tüchtig auf den Schlaf, daß er für todt zur Erden fiel; dann rief ich seinen Vettern zu: so behandelt man feige Spitzbuben Ihresgleichen! und da sie Miene machten, so viel ihrer waren, auf mich zu fallen, zog ich in der Wuth ein Messer und rief: kömmt Einer zum Laden heraus, so laufe der Andere zum Beichtvater; denn der Arzt soll hier Nichts zu thun kriegen. Sie erschraken hierüber so sehr, daß Keiner von der Stelle ging.

Als ich weg war, liefen Vater und Söhne zu dem Collegio der Achte und klagten, ich habe sie mit bewaffneter Hand angefallen, das in Florenz unerhört sei. Die Herren Achte ließen mich rufen und machten mich tüchtig herunter, sowohl weil ich in der Jacke gelaufen kam, da die Andern Mäntel umgenommen hatten, als weil die Herren schon zu Hause einzeln durch meine Gegenwart eingenommen waren, welches ich, als ein unerfahrner Knabe, versäumt hatte, der ich mich auf mein vollkommenes Recht verließ.

Ich sagte: daß ich, aufgebracht durch die große Beleidigung, dem Gherardo nur eine Ohrfeige gegeben hätte und deßhalb keinen so strengen Antrag verdiente.

Kaum ließ mich Prinzivalle della Stufa, der von den Achten war, das Wort Ohrfeige aussprechen, so rief er: „Keine Ohrfeige, einen Faustschlag hast Du ihm gegeben!" Er zog darauf die Glocke, schickte uns Alle hinaus und sprach, wie ich nachher vernahm, zu meinen Gunsten. „Betrachtet," sagte er, „Ihr Herren, die Einfalt dieses armen Menschen; er klagt sich an, eine Ohrfeige gegeben zu haben, da seine Gegner nur von einem Faustschlag reden. Eine Ohrfeige, auf dem neuen Markt, kostet fünfundzwanzig Scudi, ein Faustschlag wenig oder Nichts. Er ist ein braver Junge und erhält sein Haus durch anhaltende Arbeit. Wollte der Himmel, es gäbe viel Solche in unserer Stadt!"

Es waren aber Einige unter den Rothkappen durch Bitten und falsche Vorstellungen meiner Feinde bewegt, auch ohnedieß von ihrer Partei, die mich gern in's Gefängniß geschickt und mir eine starke Strafe auferlegt hätten; aber der gute Prinzivalle gewann die Oberhand und verurtheilte mich vier Maß Mehl als Almosen in ein Kloster zu geben. Man ließ uns wieder hereinkommen; er verbot mir, bei Strafe ihrer Ungnade, nicht zu reden und meine Buße sogleich zu erlegen. Sie wiederholten ihren derben Verweis und schickten uns zum Actuarius; ich aber murmelte immer vor mich hin: Ohrfeige! keinen Faustschlag! so daß die Achte über mich lachen mußten. Der Actuarius befahl uns, daß wir einander Bürgschaft leisten sollten. So gingen die Andern frei aus und mich allein verdammten sie in die vier Maß Mehl, welches mir die größte Ungerechtigkeit schien. Ich schickte nach einem Vetter, der sich für mich verbürgen sollte; er aber wollte nicht kommen; darüber ward' ich ganz rasend und giftig wie eine Otter, da ich bedachte, wie sehr dieser Mann meinem Hause verbunden sei. Ich faßte mich in meiner Wuth, so gut ich konnte und wartete, bis das Collegium der Achte zu Tische ging. Da ich nun allein war und Niemand von den Gerichtsdienern auf mich Acht gab, sprang ich wüthend aus dem Palast, lief nach meiner Werkstatt, ergriff einen

Dolch und rannte in das Haus meiner Gegner, die ich bei'm Eſſen fand. Sperardo, der Urheber des Streits, fiel gleich über mich her; ich ſtieß ihm aber den Dolch noch der Bruſt und durchbohrte Rock und Weſte; ſonſt geſchah ihm kein Leid, ob ich gleich dachte, er wäre ſchwer verwundet, weil der Stoß ein gewaltig' Geräuſch in den Kleidern machte und er vor Schrecken zur Erde fiel. Verräther! rief ich aus, heute ſollt ihr Alle ſterben!

Vater, Mutter und Schweſter glaubten, der jüngſte Tag ſei gekommen; ſie warfen ſich auf die Knie und flehten ſchreiend um Barmherzigkeit. Da ſie ſich nicht gegen mich vertheidigten und der Andere für todt auf der Erde lag, ſchien es mir niedrig, ſie zu verletzen. Wüthend ſprang ich die Stiegen hinunter und fand auf der Straße die ganze Sippſchaft beiſammen. Mehr als Zwölfe waren herbeigelaufen; Einer hatte einen eiſernen Stab, der Andere einen Flintenlauf, die Uebrigen Hämmer und Stöcke; ich fuhr unter ſie hinein wie ein wüthender Stier und warf Vier' oder Fünfe nieder; ich ſtürzte mit ihnen und führte meinen Dolch bald gegen Dieſen, bald gegen Jenen. Die, welche noch ſtanden, ſchlugen tüchtig auf mich zu, und doch lenkte es Gott, daß wir einander keinen Schaden thaten; nur blieb ihnen meine Mütze zurück, auf die ſie, weil ich ihnen entgangen war, wacker zuſchlugen. Dann wollten ſie nach ihren Verwundeten und Todten ſehen, aber es war Niemand beſchädigt.

Ich ging in das Kloſter St. Maria Novella, und gleich begegnete ich dem Bruder Alexis Strozzi, dem ich mich empfahl, ohne ihn zu kennen. Ich bat ihn, mir das Leben zu retten; denn ich hätte einen großen Fehler begangen. Der gute Frater ſagte zu mir: ich ſollte mich nicht fürchten; denn wenn ich alles Uebel in der Welt angeſtellt hätte, wäre ich doch in ſeiner Kammer vollkommen ſicher. Ungefähr eine Stunde nachher hatten ſich die Achte außerordentlich verſammelt; ſie ließen einen ſchrecklichen Bann ausgehen und drohten Dem die größten Strafen, der mich verbärge oder von meinem Aufenthalt wiſſe, ohne Anſehn des Orts und der Perſon. Mein betrübter, armer Vater kam zu den Achten hinein, warf ſich auf die Knie und bat um Barmherzigkeit. Da ſtand Einer von ihnen auf und ſchüttelte die Quaſte ſeines Käppchens und ſagte, unter andern beleidigenden Worten, zu meinem Vater: „Hebe Dich weg und mache, daß Du fortkömmſt! Morgen des Tags ſoll er ſeinen Lohn empfangen.“ Mein Vater antwortete: „Was Gottes Wille iſt, werdet Ihr thun, und nicht mehr; aber der Andere ſagte darauf: „Das wird Gottes Wille ſein.“ Mein Vater verſetzte dagegen: „Es iſt mein Troſt, daß Ihr Das gewiß nicht wißt!“

Er kam ſogleich, mich aufzuſuchen, mit einem jungen Menſchen von meinem Alter, der Peter Landi hieß; wir liebten uns als leibliche Brüder. Dieſer hatte, unter ſeinem Mantel, einen trefflichen Degen und das ſchönſte Panzerhemd. Mein lebhafter Vater erzählte, wie es ihm bei den Achten ergangen ſei; dann küßte er mir die Stirne und beide Augen, ſegnete mich von Herzen und ſagte: „Die Macht Gottes ſtehe Dir bei!“ Und ſo reichte er mir Degen und Waffen und half mir, mit eigenen Händen, ſie anlegen. Dann fuhr er fort: „Lieber Sohn! Mit dieſen in der Hand leb' oder ſtirb!“

Peter Landi hörte indeſſen nicht auf, zu weinen und gab mir zehn Goldgulden. Ich ließ mir noch einige Barthaare wegnehmen, die eben hervorzukeimen anfingen. Frater Alexius gab mir die Kleidung eines Geiſtlichen und einen Laienbruder zum Begleiter. Ich ging aus dem Kloſter und längs der Mauer bis auf den Platz; nicht weit davon fand ich in einem Hauſe einen Freund, entwechte mich ſogleich und ward wieder Mann. Wir beſtiegen zwei Pferde, die man bereit hielt, und ritten die Nacht auf Siena. Als mein Freund zurückkam und meinem Vater meldete, daß ich glücklich entkommen ſei, hatte derſelbe eine unendliche Freude und konnte nicht erwarten, Den von den Achten zu finden, der ihn ſo angefahren hatte. Endlich begegnete er ihm und ſagte: „Seht, Antonio, Gott wußte beſſer, als Ihr, was aus meinem Sohne werden ſollte.“ Jener antwortete: „Er ſoll uns nur wieder unter die Hände kommen! Indeß, verſetzte mein Vater, will ich Gott danken, der ihn dieß Mal glücklich errettet hat.“

In Siena erwartete ich die ordinäre Römiſche Poſt und verdang mich darauf. Unterwegs begegnete uns ein Courier, der den neuerwählten Papſt Clemens ankündigte. (1523.)

Viertes Capitel.

In Rom arbeitete ich wieder in der Werkſtatt des Meiſters Santi, der verſtorben war und deſſen Sohn das Gewerb fortſetzte, nicht ſelbſt arbeitete, ſondern Alles durch einen jungen Menſchen beſorgen ließ, der ſich Lucagnolo von Jeſi nannte. Er war Sohn eines Mailändiſchen Bauern und hatte von Jugend auf bei dem Meiſter Santi gearbeitet, klein von Statur und wohlgebildet. Dieſer junge Menſch arbeitete beſſer als irgend Einer, den ich bis dahin gekannt hatte, mit der größten Leichtigkeit, und zwar nur große Gefäße, Becken und ſolche Dinge.

Ich übernahm für den Biſchof von Salamanca, einen Spanier, Leuchter zu machen; ſie wurden ſehr reich gearbeitet, wie es für ſolche Werke gehört. Ein Schüler Raphael's, Johann

Franciscus Penni, mit dem Zunamen il Fattore, ein trefflicher Maler und Freund des gedachten Bischof's, setzte mich bei ihm in Gunst; man gab mir viel zu arbeiten und ich ward gut bezahlt.

Zu derselbigen Zeit ging ich an Festtagen manchmal in die Capelle des Michel Agnolo und manchmal in das Haus des Augustin Chigi von Siena, um zu zeichnen. Hier waren die schönsten Arbeiten, von der Hand des trefflichen Malers Raphael von Urbino. Sismondo Chigi, der Bruder, wohnte daselbst. Sie waren stolz darauf, wenn junge Leute Meinesgleichen bei ihnen zu studiren kamen. Die Frau des gedachten Sismondo, welche sehr angenehm und äußerst schön war, hatte mich oft in ihrem Hause gesehen; sie trat eines Tages zu mir, besah meine Zeichnungen und fragte, ob ich Maler oder Bildhauer sei. Ich antwortete ihr: ich sei ein Goldschmied; worauf sie versetzte, daß ich zu gut für einen Goldschmied zeichnete. Sie ließ sich durch ihr Kammermädchen eine Lilie von schönen Diamanten bringen, die in Gold gefaßt waren, und verlangte, daß ich sie schätzen sollte. Ich schätzte sie auf achthundert Scudi; sie sagte, ich habe es getroffen und fragte, ob ich Lust hätte, sie recht gut umzufassen. Ich versicherte, daß ich es mit Freuden thun würde, und machte auf der Stelle eine kleine Zeichnung, die ich um desto besser ausführte, je mehr ich Lust hatte, mich mit dieser schönen und angenehmen Frau zu unterhalten.

Als die Zeichnung fertig war, kam eine andere schöne, edle Römerinn aus dem Hause herunter und fragte ihre Freundinn, was sie da mache. Porzia antwortete lächelnd: Ich sehe diesem wackern jungen Menschen mit Vergnügen zu, der so schön als gut ist. Ich ward roth und versetzte halb verschämt und halb muthig: Wie ich auch sei, bin ich bereit, Euch zu dienen. Die schöne Frau erröthete auch ein wenig und sagte: „Du weißt, daß ich Deine Dienste verlange.“ Sie gab mir die Lilie und zwanzig Goldgulden, die sie in der Tasche hatte. „Fasse mir die Steine nach Deiner Zeichnung“ sagte sie, „und bringe mir das alte Gold zurück.“ Ihre Freundinn sagte darauf: „Wenn ich in dem jungen Menschen wäre, so ging ich in Gottes Namen durch.“ Porzia antwortete: „Solche Talente sind selten mit Lastern verbunden; er wird das Ansehen eines braven Jünglings nicht zu Schanden machen.“ Sie nahm ihre Freundinn bei der Hand, und indem sie sich umwendete, sagte sie mit dem freundlichsten Lächeln: „Lebe wohl, Benvenuto!“

Ich vollendete meine Zeichnung, die ich nach Raphael's Jupiter angefangen hatte; dann ging ich, ein kleines Wachs-Modell zu machen, um zu zeigen, wie die Arbeit werden sollte. Ich wies es den beiden Damen, die mich so sehr lobten und mir so artig begegneten, daß ich kühn genug war, zu versprechen, die Arbeit solle doppelt so schön als das Modell werden. So machte ich mich daran und endigte das Werk in zwölf Tagen, zwar wieder in Gestalt einer Lilie, aber mit so viel Masken, Kindern und Thieren geziert und so sorgfältig emaillirt, daß die Diamanten dadurch einen doppelten Werth erhielten.

Indessen ich daran arbeitete, war der geschickte Lucagnolo mit mir unzufrieden und versicherte: es würde mir zu viel mehr Nutzen und Ehre gereichen, wenn ich ihm an seinen silbernen Gefäßen hülfe. Ich aber behauptete, daß Arbeiten, wie die meine, nicht alle Tage kämen, und daß man damit eben soviel Ehre und Geld erwerben könne. Er lachte mich aus und sagte: „Wir wollen sehen! Ich habe dieses Gefäß zugleich mit Dir angefangen und denke auch mit Dir zu endigen; wir können alsdann vergleichen, was wir Beide gewinnen.“ Ich sagte, es würde mich freuen, mit einem so geschickten Manne in die Wette zu arbeiten; und so bückten wir, ein wenig verdrießlich, unsere Köpfe über die Arbeit und hielten uns Beide so fleißig daran, daß, in zehn Tagen ungefähr, Jeder mit aller Kunst und Reinlichkeit sein Werk geendigt hatte.

Das Gefäß des Lucagnolo sollte dem Papst Clemens bei Tafel dienen, um Knochen und Schalen der Früchte hinein zu werfen, überhaupt mehr zur Pracht als zur Nothwendigkeit. Es war mit zwei schönen Henkeln geziert, mit vielen Masken, so großen als kleinen, und mit den schönsten Blättern; Alles von solcher Zeichnung und Zierde, als man nur wünschen konnte. Ich versicherte, in meinem Leben nichts Schöneres gesehen zu haben.

Lucagnolo glaubte, ich habe meinen Sinn verändert, lobte gleichfalls meine Arbeit, sagte aber: „Den Unterschied werden wir bald sehen.“ Er trug sein Gefäß zum Papst und ward nach dem Maßstab dieser großen Arbeiten bezahlt. Indessen trug ich meinen Schmuck zur Frau Porzia, die mich mit großer Verwunderung versicherte, daß ich mein Versprechen weit übertroffen habe; ich solle für meine Arbeit, was ich wolle, verlangen; denn sie glaube, mich nicht belohnen zu können, auch wenn sie im Stande wäre, mir ein Landgut zu schenken. Ich versetzte, meine größte Belohnung sei ihr Beifall, ich verlange Nichts weiter; und so wollte ich mich ihr empfehlen.

Porzia sagte darauf zu ihrer Freundinn: „Sehet, wie sich in Gesellschaft seiner Talente auch die Tugenden befinden!“ Und so schienen beide Frauen verwundert zu sein. Darauf sagte

Porzia: „Du haſt wohl ſagen hören: Wenn der Arme dem Reichen ſchenkt, ſo lacht der Teufel.“ Ich verſetzte: der Böſe habe Verdruß genug; dieß Mal möchte er immer lachen. Darauf ging ich weg und ſie riefen mir nach: er ſolle den Spaß nicht haben!

Als ich in die Werkſtatt zurückkam, zeigte Lucagnolo eine Rolle Geld und ſagte: „Laß nun einmal Deinen Verdienſt neben dem meinigen ſehen. Ich erſuchte ihn, bis auf den nächſten Tag zu warten, da ich denn, weil ich mich in meiner Arbeit ſo brav, wie er in der ſeinigen gehalten hätte, auch in Abſicht der Belohnung nicht mit Schanden zu beſtehen hoffte.

Den andern Tag kam ein Hausmeiſter der Frau Porzia, rief mich aus der Werkſtatt und gab mir eine Rolle Geld. Sie wolle nicht, ſagte er, daß der Teufel ſich gar zu luſtig machen ſollte; doch ſei Das, was ſie mir ſchicke, weder mein ganzes Verdienſt, noch die ganze Belohnung. Er ſetzte noch mehr freundliche Worte hinzu, wie eine ſolche vortreffliche Dame ſich ausdrückt. Lucagnolo konnte nicht erwarten, meine Rolle mit der ſeinigen zu vergleichen und brachte dieſe, ſobald ich zurückkam, in Gegenwart von zwölf Arbeitern und andern Nachbarn, die, auf die Entſcheidung des Streits neugierig, herbeigekommen waren, hervor, lachte verächtlich, ſagte drei oder vier Mal: Nu! — und goß, mit vielem Lärm, ſein Geld auf die Tafel aus. Es waren fünfundzwanzig Scudi in Münze. Mich hatten ſein Geſchrei, ſeine Blicke, die Späſſe und das Gelächter der Umſtehenden ein wenig irre gemacht; ich ſchielte nur in meine Hälfte hinein, und da ich bemerkte, daß es lauter Gold war, hub ich, am andern Ende der Tafel, mit niedergeſchlagenen Augen und ohne Geräuſch, mit beiden Händen, meine Rolle ſtark in die Höhe und ließ das Geld, wie aus einem Mühltrichter, auf den Tiſch laufen. Da ſprangen noch die Hälfte ſoviel Stücke, als bei ihm, hervor und alle Augen, die mich erſt mit einiger Verachtung angeblickt hatten, wendeten ſich auf ihn. Man rief: „Hier ſieht's viel beſſer aus; hier ſind Goldſtücke und die Hälfte mehr.“

Ich dachte, er wollte vor Neid und Verdruß auf der Stelle umkommen; und ob er gleich als Meiſter den dritten Theil meines Verdienſtes erhielt, ſo konnte er ſich doch nicht vor Bosheit. Auch ich war verdrießlich und ſagte: jeder Vogel ſinge nach ſeiner Weiſe. Er verfluchte darauf ſeine Kunſt und Den, der ſie ihn gelehrt hatte und ſchwur: er wolle keine großen Arbeiten mehr machen, ſondern ſich auf ſolche Lumpereien legen, da ſie ſo gut bezahlt würden. Ich antwortete darauf: er möchte es immer verſuchen; doch ich ſagte ihm voraus: ſeine Arbeiten wollte ich wohl auch machen, aber dieſe Lumpereien würden ihm nicht gelingen. So ging ich erzürnt weg und ſchwur, ich wollte es ihm ſchon zeigen. Die Umſtehenden gaben ihm laut Unrecht und ſchalten ihn, wie er's verdiente; von mir aber ſprachen ſie, wie ich mich erwieſen hatte.

Den andern Tag ging ich, Madame Porzia zu danken und ſagte: daß ſie, gerade umgekehrt, anſtatt dem Teufel Gelegenheit zum Lachen zu geben, Urſache wäre, daß er nochmals Gott verläugnete. Wir lachten freundlich zuſammen und ſie beſtellte bei mir noch mehr gute und ſchöne Arbeiten.

Zu derſelben Zeit verſchaffte mir Franz Penni abermals Arbeit bei'm Biſchof von Salamanca. Dieſer Herr wollte zwei große Waſſerkeſſel, von gleicher Größe, auf die Credenz-Tiſche haben; den einen ſollte ich, den andern Lucagnolo machen; und, wie es bei ſolchen Werken gebräuchlich war, gab uns Penni die Zeichnungen dazu.

So legte ich mit der größten Begierde Hand an das Gefäß. Ein Mailänder hatte mir ein Löchen in ſeiner Werkſtatt gegeben; dahei überſchlug ich mein Geld und ſchickte, was ich entbehren konnte, meinem Vater, der, als es ihm in Florenz ausgezahlt wurde, zufällig jenem unfreundlichen Mitgliede der Achte begegnete, deſſen Söhne ſich ſehr ſchlecht aufführten. Mein Vater ließ ihn ſein Unrecht und mein Glück recht lebhaft empfinden, wie er es denn mir auch gleich mit Freuden ſchrieb und mich dabei um Gottes Willen bat, daß ich doch von Zeit zu Zeit blaſen und das ſchöne Talent, das er mich mit ſo vieler Mühe gelehrt hätte, nicht vernachläſſigen ſollte. Ich nahm mir vor, ihm noch vor ſeinem Ende die Freude zu machen, daß er mich recht gut ſollte blaſen hören, in Betrachtung, daß ja Gott ſelbſt, wenn wir ihn darum bitten, uns ein erlaubtes Vergnügen gewährt.

Indeſſen ich an dem Gefäß des Salamanca arbeitete, hatte ich zu meiner Beihülfe nur einen Knaben, den ich auf inſtändiges Bitten meiner Freunde, halb wider Willen, zu meiner Aufwartung genommen hatte. Er war ungefähr vierzehn Jahre alt, hieß Paulin und war der Sohn eines Römiſchen Bürgers, der von ſeinen Einkünften lebte. Paulin war ſo glücklich geboren, der ehrbarſte und ſchönſte Knabe, den ich im Leben geſehen hatte; ſein gutes Weſen, ſein angenehmes Betragen, ſeine unendliche Schönheit, ſeine Anhänglichkeit an mich waren die gerechten Urſachen, daß ich ſo große Liebe für ihn empfand, als die Bruſt eines Menſchen faſſen kann. Dieſe lebhafte Neigung bewog mich, um dieſes herrliche Geſicht, das von Natur ernſt-

haft und traurig war, erheitert zu ſehen, manchmal mein Hündchen zur Hand zu nehmen. Denn wenn er mich hörte, ſo lächelte er ſo ſchön und herzlich, daß ich mich gar nicht mehr über jene Fabeln verwunderte, welche die Helden von ihren Göttern des Himmels erzählten. Ja gewiß, wenn er zu jener Zeit gelebt hätte, ſo würde er die Menſchen ganz außer ſich gebracht haben. Er hatte eine Schweſter, die ſo ſchön war wie er und Fauſtina hieß; der Vater führte mich oft in ſeinen Weinberg und ich konnte merken, daß er mich gern zu ſeinem Schwiegerſohn gehabt hätte; durch dieſe Veranlaſſung blies ich mehr als gewöhnlich.

Um dieſe Zeit ließ mich ein gewiſſer Jacob von Eſeſna, ein trefflicher Muſicus, der bei dem Papſte in Dienſten war, fragen, ob ich ihnen am erſten Auguſt helfen und den Sopran blaſen wollte; ſie hätten auf dieſen Tag die ſchönſten Stücke zu des Papſtes Tafel-Muſik ausgeſucht.

So ein großes Verlangen ich trug, mein ſchönes, angefangenes Gefäß zu endigen, ſo zeigte mich doch die Muſik als eine wunderbare Sache an ſich, wobei ich zugleich meinem Vater zu gefallen dachte; und ich nahm mir vor, von der Geſellſchaft zu ſein. Acht Tage vorher probirten wir täglich zwei Stunden und gingen ſodann am Feſttage in's Belvedere und bliſen bei Tage die gedruckten Motetten, ſo daß der Papſt ſagte, er habe keine angenehmere Muſik gehört. Er rief jenen Jacob von Eſeſna zu ſich und fragte ihn: wie er es angefangen habe, um einen ſo guten Sopran zu finden, und fragte ihn genau, wer ich ſei. Als er meinen Namen erfuhr, ſagte er: „Iſt Das ein Sohn des Meiſter Johannes? Den will ich in meine Dienſte haben!“ Jacob verſetzte: „Er wird ſchwer zu bereden ſein; denn er iſt ein Goldſchmied, ſehr fleißig bei ſeiner Kunſt, in der er vortrefflich arbeitet und die ihm mehr einbringt, als die Muſik thun würde.“ „Deſto beſſer,“ verſetzte der Papſt, „daß er noch ein anderes Talent hat, das ich nicht erwartete; er ſoll ſeine Beſoldung wie die Uebrigen empfangen und mir dienen; in ſeiner andern Profeſſion will ich ihm auch ſchon zu arbeiten geben.“ Darauf reichte ihm der Papſt ein Schnupftuch mit hundert Goldgulden, unter uns zu vertheilen. Jacob wiederholte uns des Papſtes Rede und theilte das Geld unter uns Acht. Als er mir meinen Theil gab, ſagte er: „Ich will Dich in unſere Zahl einſchreiben laſſen.“ Ich verlangte Bedenkzeit bis morgen.

Da ich allein war, dachte ich hin und her, ob ich die Stelle annehmen ſollte; denn ich ſah wohl, welchen Schaden meine Kunſt darunter leiden würde. Die folgende Nacht erſchien mir mein Vater im Traume und bat mich mit den liebevollſten Thränen, daß ich um Gott' und Seinetwillen doch das Anerbieten annehmen möchte. Ich glaubte ihm zu antworten, daß ich es auf keine Weiſe thun könne; ſchnell erſchreckte mich ſeine fürchterliche Geſtalt; er drohte mir mit ſeinem Fluch, wenn ich es ausſchlüge und verſprach mir, wenn ich gehorchte, ſeinen ewigen Segen. Kaum war ich erwacht, ſo ließ ich mich einſchreiben zu laſſen und meldete es meinem Vater, der aus übergroßer Freude darüber beinahe den Tod gehabt hätte. Er ſchrieb mir, daß auch er beinahe Daſſelbe geträumt habe, und ich glaubte nun, da ich das billige Verlangen meines Vaters erfüllt hatte, daß mir auch Alles zu Glück und Ehre gereichen müſſe.

Inzwiſchen arbeitete ich mit großer Sorgfalt, das angefangene Gefäß für den Biſchof von Salamanca zu endigen. Er war ein trefflicher Mann, ſehr reich, aber ſchwer zu befriedigen; er ſchickte täglich, um zu erfahren, was ich machte und ward, wenn der Abgeordnete mich nicht fand, wüthend und drohte: er wolle mir die Arbeit wegnehmen und ſie durch einen Andern endigen laſſen. Daran war denn doch das verdammte Blaſen Schuld; denn übrigens arbeitete ich Tag und Nacht mit dem größten Fleiße, ſo daß ich dem Biſchof das Gefäß wenigſtens zeigen konnte.

Aber ich hatte es darum nicht beſſer; denn nun ward erſt ſeine Luſt ſo groß, daß ich viel Unbequemlichkeit davon empfand. Nach drei Monaten war das Gefäß endlich fertig, mit ſo ſchönen Thieren, Laubwerk und Masken, als man ſich vorſtellen kann. Sogleich ſchickte ich es durch meinen Paulin zu Lucagnolo, dem der Knabe mit ſeiner gewöhnlichen Zierlichkeit ſagte: „Hier ſchickt Euch Benvenuto ſein Verſprechen und ſeine H[illegible]eit; er hofft von Euch, bald auch Eu're Lumpereien zu ſehen. Lucagnolo nahm das Gefäß in die Hand und, nachdem er es lang genug betrachtet hatte, ſagte er zu Paulin: „Schöner Knabe, ſage Deinem Herrn, daß er ein trefflicher Mann iſt; er ſoll mein Freund ſein und das Uebrige auf ſich beruhen laſſen.“ Der gute Knabe brachte mir freudig die Botſchaft; das Gefäß wurde zu Salamanca getragen, welcher verlangte, daß es geſchätzt werden ſollte. Lucagnolo kam dazu; ſeine Schätzung war ehrenvoll und ſein Lob weit größer, als ich's zu verdienen glaubte. Salamanca nahm das Gefäß und ſagte in Spaniſcher Manier: „Bei Gott, er ſoll ſo lange auf die Zahlung warten, als er mich mit der Arbeit hat warten laſſen!“ Hierüber ward ich äußerſt verdrießlich; ich verfluchte ganz Spanien und Jeden, der dem Volke wohlwollte.

Unter andern Zierathen daran war ein Hen-

kel, von einem Stück, auf das Zarteste gearbeitet, der, durch Hülfe einer gewissen Stahlfeder, grade über der Oeffnung des Gefäßes gehalten wurde. Eines Tages zeigte der Bischof mit großer Zufriedenheit Einigen seiner Spanier dieses Gefäß; Einer der Edelleute mochte mit dem Henkel nicht auf das Feinste umgegangen sein; die zarte Feder konnte seiner bäurischen Gewalt nicht widerstehen und der Henkel brach ab. Der Bischof war schon weggegangen, und der Edelmann, äußerst erschrocken, bat den Mundschenken, er möchte doch geschwind das Gefäß zum Meister tragen, damit es schnell wieder hergestellt würde, es möchte kosten, was es wollte. So kam mir dieß Gefäß wieder in die Hände; ich versprach es schnell zu ergänzen und that es auch; denn zu Mittag war es mir gebracht worden und zwei Stunden vor Nacht hatte ich es schon fertig. Nun kam der Mundschenk wieder, eilig und im Schweiß; denn der Herr hatte es nochmals verlangt, um es andern Gästen zu zeigen. Der Mundschenk ließ mich nicht zum Worte kommen und rief: „Nur schnell! schnell das Gefäß her!“ Ich, der ich keine Lust hatte, es herauszugeben, sagte nur: Ich habe keine Eile.

Er kam darüber in solche Wuth, daß er mit der einen Hand nach dem Degen griff und mit der andern gewaltsam in die Werkstatt eindringen wollte. Ich widersetzte mich ihm, mit den Waffen in der Hand, und ließ es an heftigen Reden nicht fehlen. Ich geb' es nicht heraus! rief ich; geh', sage Deinem Herrn, daß ich Geld für meine Bemühung haben will, ehe es wieder aus meinem Laden kömmt. Da er sah, daß sein Drohen Nichts half, bat er mich, wie man das heilige Kreuz anzurufen pflegt, und versprach, wenn ich es herausgäbe, wollte er mir zu meiner Bezahlung verhelfen. Ich veränderte darum meinen Vorsatz nicht, und da ich ihm immer Dasselbe antwortete, verzweifelte er endlich und schwur mit soviel Spaniern wiederzukommen, daß sie mich in Stücken hauen sollten, und so lief er fort. Da ich sie nun wohl solcher Mordthat fähig hielte, setzte ich mir vor, mich lebhaft zu vertheidigen, nahm meine Jagdbüchse zur Hand und dachte: wenn mir Jemand meine Sachen und meine Mühe rauben will, so kann ich ja wohl das Leben daran wagen. Da ich so mit mir zu Rathe ging, erschienen viele Spanier mit dem Hausmeister, der auf ungestüm Spanische Weise befahl, sie sollten hineindringen. Darauf zeigte ich ihm die Mündung der Büchse mit gespanntem Hahn und schrie mit lauter Stimme: Nichtswürdige Verräther und Meuchelmörder! stürmt man so die Häuser und Läden in Rom? Soviel sich von Euch Sappbuben dieser Thür nähern, soviel will ich mit der Büchse todt hinstrecken. Ich zielte sogleich nach dem Hausmeister und rief: Du Erzschelm, der Du sie anstiftest, sollst mir zuerst sterben. Schnell gab er seinem Pferd die Sporen und floh mit verhängtem Zügel davon.

Ueber diesem großen Lärm waren alle Nachbarn herausgekommen, und einige Römische Edelleute, welche eben vorbeigingen, sagten zu mir: „Schlag' die Hunde nur todt; wir wollen Dir helfen!“ Diese kräftigen Worte jagten meinen Gegnern große Furcht ein; sie sahen sich genöthigt, zu fliehen und ihrem Herrn den Fall mit allen Umständen zu erzählen. Der stolze Mann machte seine Bedienten und Officianten heftig herunter, theils weil sie einen solchen Excess begangen, theils weil sie den Handel, den sie einmal angefangen hatten, nicht besser durchsetzten.

Franz Peni, der in der ganzen Sache den Mittelsmann gemacht hatte, kam dazu, und Monsignor sagte zu ihm: er könne mir nur melden, daß wenn ich ihm das Gefäß nicht geschwind brächte, so sollten meine Ohren das größte Stück sein, das an mir bliebe; brächte ich das Gefäß gleich, so sollte ich die Zahlung erhalten. Ich fürchtete mich keineswegs und ließ ihm wissen, daß ich die Sache gleich an den Papst bringen würde.

Indessen waren wir Beide kälter geworden; einige Römische Edelleute schlugen sich in's Mittel und verbürgten sich, daß er mich nicht beleidigen, vielmehr die Zahlung meiner Arbeit leisten würde. Darauf machte ich mich auf den Weg, in meinem Panzerhemde und mit einem großen Dolche; so kam ich in das Haus des Bischof's, der sein ganzes Gesinde hatte auftreten lassen. Ich hatte meinen Paulin an der Seite, der das Gefäß trug, und es war, als wenn ich durch den Thierkreis zu gehen hätte; Einer sah aus wie der Löwe, Einer wie der Scorpion; Andere glichen dem Krebs, bis wir endlich vor den Pfaffen selbst kamen; der sprudelte äußerst pfäffische und überspanische Worte hervor. Ich hub den Kopf nicht auf, ihn anzusehen und antwortete nicht. Darüber wurde er noch giftiger, ließ ein Schreibzeug bringen und befahl mir, ich sollte quittiren, daß ich bezahlt und mit ihm wohl zufrieden sei. Darauf hob ich den Kopf und sagte zu ihm: ich würde es gerne thun, wenn ich nur erst mein Geld hätte. Der Bischof ereiferte sich noch mehr und fuhr fort zu drohen und zu schreien: endlich zahlte man mir erst das Geld, dann schrieb ich, und munter und zufrieden ging ich von dannen.

Papst Clemens vernahm die Geschichte und freute sich sehr daran. Man hatte ihm vorher das Gefäß, aber nicht als meine Arbeit gezeigt,

und nun sagte er öffentlich, daß er mir sehr wohlwollte, so daß Monsignor Salamanca sein übles Betragen bereute und, um mich wieder anzukörnen, mir durch Franz Penni sagen ließ, daß er mir noch große Werke auftragen wolle. Ich antwortete, daß ich sie gerne übernehmen würde, aber voraus die Bezahlung verlangte.

Auch diese Worte kamen zu den Ohren des Papstes, der herzlich darüber lachte. Cardinal Cibo war eben gegenwärtig, dem der Papst die Händel zwischen mir und Salamanca erzählte; dann wandte er sich zu seinen Leuten und befahl, daß man mir immer sollte für den Palast zu thun geben. Cardinal Cibo selbst schickte zu mir; und nachdem er mir viel Angenehmes gesagt hatte, bestellte er ein Gefäß, größer als das für Salamanca. So gaben mir auch die Cardinäle Carnaro und besonders Rudolphi und Salviati Vieles zu verdienen.

Madonna Porzia Chigi trieb mich, daß ich selbst eine Werkstatt eröffnen sollte. Ich folgte ihr und fuhr fort, für diese treffliche Frau zu arbeiten; und vielleicht ist sie die Ursache, daß ich mich in der Welt als Etwas gezeigt habe.

Ich gewann die Freundschaft des Herrn Gabriel Cesarini, der Gonfaloniere von Rom war; für diesen Herrn machte ich viele Werke, unter andern eine große Medaille von Gold, an einem Hute zu tragen. Darauf war Leda mit dem Schwane zu sehen. Sehr zufrieden mit meiner Arbeit, wollte er sie schätzen lassen, um mich nach Verdienst zu bezahlen. Sie war mit größter Sorgfalt gemacht und die Meister schätzten sie viel höher, als er geglaubt hatte. So behielt er meine Arbeit in der Hand und zauderte, mich zu bezahlen. Fast wäre mir's damit wie mit dem Gefäße des Salamanca gegangen.

Fünftes Capitel.

Da ich mein Leben beschreiben will, so muß ich andere Dinge, die sich zwar nicht auf meine Profession beziehen, doch im Vorbeigehen bemerken. Am Feste unsers Patron's St. Johann aßen viele Florentiner zusammen, von verschiedenen Professionen, Maler, Bildhauer und Goldschmiede; unter andern angesehenen Leuten war Nesse, der Maler, und Penni, Raphael's Schüler, dabei. Ich hatte sie eigentlich zusammengebracht. Sie lachten und scherzten, wie es geschieht, wenn viele Männer beisammen sind, die sich eines gemeinsamen Festes erfreuen. Zufällig ging ein tollköpfiger, junger Mensch vorbei, der Travaccio hieß und Soldat unter Niccio da Cori war. Da er uns so lustig hörte, spottete er auf eine unanständige Weise über die Florentinische Nation. Ich hielt mich für den Anführer so vieler geschickten und braven Leute und konnte Das nicht hingehen lassen; still und ohne daß es Jemand bemerkte, erreichte ich ihn noch; er ging mit seiner Liebsten, und um sie zum Lachen zu bringen, setzte er sein albernes Geschwätz fort. Ich stellte ihn zu Rede und fragte ihn: ob er der Freche sei, der schlecht von der Florentinischen Nation spreche. Er antwortete schnell: „Ich bin's!" D'rauf schlug ich ihn in's Gesicht und sagte: „Das bin ich!" — und sogleich waren unsere Degen gezogen. Aber kaum war der Handel begonnen, als sich Viele dazwischen legten und, da sie die Sache vernahmen, mir Recht gaben.

Den andern Tag wurde mir eine Ausforderung von ihm zugestellt; ich nahm sie freudig an und sagte: damit wollte ich wohl eher als mit einem Werke meiner andern Kunst fertig werden. Sogleich ging ich zu einem Alten, der Pavilagna hieß; er hatte den Ruf, der erste Degen von Italien gewesen zu sein; denn er hatte sich wohl zwanzig Mal geschlagen und war immer mit Ehren aus der Sache geschieden. Dieser brave Mann hatte viel Freundschaft für mich; er kannte mich und mein Talent in der Kunst und hatte mir schon bei fürchterlichen Händeln beigestanden. Er pflegte zu sagen: „Mein Benvenuto! wenn Du mit dem Kriegsgott zu thun hättest, so bin ich gewiß, Du würdest mit Ehren bestehen; denn soviel Jahre ich Dich kenne, habe ich Dich noch keinen ungerechten Handel anfangen gesehen." So nahm er Theil an meinen Unternehmungen und führte uns auf den Platz, wo wir, doch ohne Blut vergießen, mit Ehren den Streit endigten. Ich übergehe viele schöne Geschichten dieser Art, um von meiner Kunst zu reden, um derentwillen ich eigentlich schreibe, und ich werde darin nur zu viel zu sagen haben.

Man weiß, wie ich, mit einem löblichen Wetteifer, die Art und Kunst des Lucagnola zu übertreffen suchte und dabei die Geschäfte eines Juwelier's nicht versäumte; ebenso bemühte ich mich, die Geschicklichkeiten anderer Künstler nachzuahmen. Es war zur selbigen Zeit in Rom ein trefflicher Peruginer, mit Namen Lautizio, der nur eine Profession trieb, in dieser aber auch einzig war. Es ist gewöhnlich, daß in Rom jeder Cardinal sein Wappen im Siegel führt. Diese Siegel sind groß, wie die ganze Hand eines zehnjährigen Knaben; und da in dem Wappen viele Figuren vorkommen, so bezahlt man für ein solches hundert und mehr Scudi. Auch diesem braven Manne wünschte ich nachzueifern, obgleich seine Kunst sehr von den Künsten entfernt war, die ein Goldschmied auszuüben hat; auch verstand Lautizio Nichts zu machen, als nur diese Siegel. Ich aber befleißigte mich, nebst andern Arbeiten, auch

Dieſes, und ſo ſchwer ich ſie auch fand, ließ ich doch nicht nach, weil ich zu lernen und zu verdienen geneigt war.

Dann befand ſich in Rom ein anderer trefflicher Künſtler, von Mailand gebürtig, mit Namen Caradoſſa; er arbeitete bloß getriebene Medaillen von Metall-Blech und andere Dinge dieſer Art. Er machte einige Friedensbilder in halberhobener Arbeit, auch Crucifixe, einen Palm groß, von dem zarteſten Goldblech auf das Vortrefflichſte gearbeitet, und ich wünſchte, ihn mehr als Jemanden zu erreichen. Ueberdieß fanden ſich andere Meiſter, welche Stahlſtempel, wodurch man die ſchönen Münzen hervorbringt, verfertigten. Alle dieſe verſchiedenen Arbeiten übernahm ich und ſuchte ſie unermüdet zur Vollkommenheit zu bringen. Die ſchöne Kunſt des Emailliren's ließ ich mir gleichfalls angelegen ſein und nahm mir darin einen unſerer Florentiner, der Amerigo hieß, den ich niemals perſönlich gekannt hatte, zum Vorbild. Niemand hat ſich, daß ich wüßte, ſeiner göttlichen Arbeit genähert. Auch dieſe ſchweren Bemühungen legte ich mir auf, wo man ſein Werk und die Frucht ſeines Fleißes zuletzt dem Feuer überlaſſen muß, das Alles wieder verderben kann; aber die Freude, die ich daran hatte, machte, daß ich die großen Schwierigkeiten für ein Ausruhen anſah. Denn Gott und die Natur haben mir die glücklichſte Gabe, eine ſo gute und wohl proportionirte Complexion gegeben, daß ich damit frei Alles, was mir in den Sinn kam, ausrichten konnte. Was ich in dieſen ſo ganz verſchiedenen Profeſſionen geleiſtet habe, werde ich an ſeinem Orte anzeigen.

Zu dieſer Zeit (ich war ungefähr dreiundzwanzig Jahre alt) wüthete in Rom eine peſtilenzialiſche Krankheit; viele Tauſend ſtarben jeden Tag und, dadurch geſchreckt, gewöhnte ich mich zu einer gewiſſen Lebensart, die ich gemüthlich fand und zwar durch folgenden Anlaß. An Feſttagen ging ich gewöhnlich nach Alterthümern aus und ſtudirte nach ihnen entweder in Wachs oder mit Zeichnen. Weil ſich nun viele ſchöne Sachen in den Ruinen finden und dabei viele Tauben niſten, fand ich Vergnügen, meine Büchſe gegen ſie zu brauchen. Nun gab ich öfters, aus Furcht vor der Peſt und um allen menſchlichen Umgang zu fliehen, meinem Paulin das Gewehr auf die Schulter. Wir gingen allein nach jenen Alterthümern aus und kamen gewöhnlich mit einer großen Beute nach Hauſe. Ich lud immer nur eine Kugel in das Gewehr und vergnügte mich, durch Kunſt und Geſchicklichkeit große Jagd zu machen. Ich hatte mir ſelbſt meine Büchſe eingerichtet; ſie war von Außen und Innen ſpiegelglatt; dazu machte ich mir ſelbſt das feinſte Schießpulver, wobei ich Geheimniſſe fand, die noch Niemand entdeckt hatte. Ich will nur dieſen Wink geben, daß ich mit dem fünften Theil des Gewichts der Kugel von meinem Pulver auf zweihundert Schritte einen weißen Punct traf, worüber ſich Die, welche das Handwerk verſtehen, gewiß verwundern werden.

So ein großes Vergnügen fand ich an dieſer Uebung, daß ſie mich manchmal von meiner Kunſt und von meinen Studien zu entfernen ſchien; allein ich zog, von der andern Seite, daraus wieder großen Vortheil; denn ich verbeſſerte dadurch meine Lebenskräfte, und die Luft war mir ſehr heilſam, da ich von Natur zur Melancholie geneigt bin. Dieſes Vergnügen erfreute mir gleich das Herz; ich ward geſchickter zur Arbeit und mein Talent zeigte ſich mehr, als wenn ich immer bei meinen Studien und Uebungen blieb, ſo daß mir am Ende meine Büchſe mehr zum Vortheil als zum Nachtheil gereichte.

Bei dieſer Gelegenheit hatte ich auch die Bekanntſchaft mit Antiquitäten-Suchern gemacht, die den Lombardſchen Bauern aufpaßten, welche zu beſtimmten Zeiten nach Rom kamen, um die Weinberge zu bearbeiten und im Umwenden des Erdreichs immer alte Medaillen, Agate, Praſem, Carniole und Cameen fanden; manchmal hatten ſie ſogar das Glück, Edelſteine, zum Beiſpiel Smaragde, Sapphire, Diamanten und Rubinen auszugraben. Jene Aufſucher kauften gewöhnlich ſolche Dinge von den Bauern für geringes Geld, und indem ich ſie öfters auf der Stelle antraf, zahlte ich ihnen wohl ſo viele Goldgulden, als ſie Julier gegeben hätten. Ich verhandelte dieſe Dinge wieder; und ob ich dabei gleich wieder Zehn für Eins gewann, ſo machte ich mir doch dadurch faſt alle Carbinäle zu Freunden.

Um nur von den ſeltenſten Stücken zu reden, die mir in die Hand fielen, nenne ich den Kopf eines Delphin's, groß wie eine mächtige Bohne, in dem ſchönſgefärbteſten Smaragd, einen Minerven-Kopf in Topas, einer ſtarken Nuß groß, einen Camee mit Hercules und Cerberus, ein Werk, das unſer großer Michel Agnolo höchlich bewunderte. Unter vielen Münzen erhielt ich einen Jupiters-Kopf von der größten Schönheit und auf der andern Seite waren einige gleich treffliche Figuren gebildet.

Daß ich hier noch eine Geſchichte erzähle, die früher vorfiel. Es kam ein großer Chirurgus nach Rom, der Meiſter Jacob da Carpi hieß; dieſer treffliche Mann curirte unter Anderm beſonders deſperate franzöſiſche Uebel; er verſtand ſich ſehr auf Zeichnung, und da er eines Tags vor meiner Werkſtatt vorbeiging, ſah er

Marthe.

Gretchen, was soll's?

Margarethe.

Fast sinken mir die Kniee nieder!
Da und' ich so ein Kästchen wieder
In meinem Schrein von Ebenholz,
Und Sachen herrlich ganz und gar,
Weit reicher als das erste war.

Marthe.

Das muß sie nicht der Mutter sagen,
Thät's wieder gleich zur Beichte tragen.

Margarethe.

Ach seh' sie nur! ach schau' sie nur!

Marthe putzt sie auf.

O du glückel'ge Kreatur!

Margarethe.

Darf mich, leider, nicht auf der Gassen,
Noch in der Kirche mit sehen lassen.

zufälliger Weise einige Handrisse, worunter sich wunderliche Vasen befanden, die ich zu meinem Vergnügen erfunden hatte; sie waren ganz verschieden von Allem, was bis dahin gesehen worden war. Meister Jacob verlangte, ich sollte sie ihm von Silber machen, welches ich äußerst gern that, weil ich dabei meinen Grillen folgen konnte; er bezahlte mir sie gut; aber hundertfach war die Ehre, die sie mir verschafften. Denn die Goldschmiede lobten die Arbeit über die Maßen und ich hatte sie nicht sobald ihrem Herrn übergeben, als er sie dem Papst zeigte und den andern Tag verreis'te. Er war sehr gelehrt und sprach zum Erstaunen über die Medicin. Der Papst verlangte, er sollte in seinen Diensten bleiben; aber er sagte: er wolle in keines Menschen Dienste treten, und wer ihn nöthig hätte, sollte ihn aufsuchen. Es war ein verschlagener Mann, und er that wohl, von Rom wegzugehen; denn wenige Monate darauf befanden sich Alle, die er curirt hatte, viel schlimmer als vorher; sie hätten ihn umgebracht, wenn er geblieben wäre.

Er zeigte meine Gefäße dem Herzog von Ferrara und vielen andern Herren, auch unserm durchlauchtigsten Herzog und sagte: er habe sie von einem großen Herrn in Rom erhalten, den er nur unter der Bedingung, daß er ihm diese Gefäße abträte, habe curiren wollen; der Herr habe sich sehr geweigert, ihm versichert, daß sie antik seien und ihn gebeten, er möchte lieber alles Andere verlangen; er aber sei darauf bestanden und habe die Cur nicht eher begonnen, als bis er die Gefäße erhalten.

Dieses erzählte mir Alberto Bendibio, der mir mit großen Umständen einige Copien wies, die in Ferrara in Thon gemacht worden waren. Ich lachte und sagte Nichts weiter. Der stolze Mann erzürnte sich und rief: „Du lachst, und ich sage Dir: seit tausend Jahren ist Keiner geboren, der sie nur zeichnen könnte.“ Ich war still, um ihnen den großen Ruf nicht zu rauben und schien sie selbst zu bewundern.

Viele Herren in Rom und darunter auch Einige meiner Freunde, sprachen mit Verwunderung von diesen Arbeiten, die sie selbst für alt hielten; ich konnte meinen Stolz nicht bergen und behauptete: daß ich sie gemacht habe; man wollte es nicht glauben und zum Beweis machte ich neue Zeichnungen; denn die alten hatte Meister Jacob täglich mitgenommen.

Die Pest war vorüber und ich hatte mich glücklich durchgebracht, aber Viele meiner Gesellen waren gestorben. Man suchte sich wieder auf und umarmte freudig und getröstet Diejenigen, die man lebend antraf. Daraus entstand in Rom eine Gesellschaft der besten Maler, Bildhauer und Goldschmiede, die ein Bildhauer von Siena, Namens Michel Agnolo, stiftete; er durfte in seiner Kunst sich neben jedem Andern zeigen und man konnte dabei keinen gefälligern und lustigern Mann finden. Er war der Aelteste in der Gesellschaft, aber der Jüngste seines Körpers; wir kamen wöchentlich wenigstens zwei Mal zusammen; Julius Romano und Franciscus Penni waren von den Unsern.

Schon hatten wir uns öfters versammelt, als es unserm guten Anführer beliebte, uns auf den nächsten Sonntag bei sich zu Tische zu laden; Jeder sollte sich seine Krähe mitbringen; Das war der Name, den er unsern Mädchen gegeben hatte, und wer sie nicht mitbrächte, sollte zur Strafe die ganze Gesellschaft zunächst zu Tische laden. Wer nun von uns mit solchen Mädchen keinen Umgang hatte, mußte mit großen Kosten und Anstalten eine für den Tag sich aufsuchen, um nicht beschämt bei dem herrlichen Gastmahl zu erscheinen. Ich dachte Wunder, wie gut versehen ich wäre; denn ein sehr schönes Mädchen, mit Namen Pantasilea, war sterblich in mich verliebt. Ich fand mich aber genöthigt, sie meinem besten Freunde Bachiacca zu überlassen, der gleichfalls heftig in sie verliebt war; darüber gab es einigen Verdruß; denn das Mädchen, als sie sah, daß ich sie so leicht abtrat, glaubte, daß ich ihre große Liebe schlecht zu schätzen wisse. Darüber entstand mir ein böser Handel in der Folge, dessen ich an seinem Ort gedenken will.

Schon nahte sich die Stunde, da Jeder mit seiner Krähe in die treffliche Gesellschaft kommen sollte. Bei einem solchen Spaße mich auszuschließen, hielt ich für unschicklich und dann hatte ich wieder Bedenken, unter meinem Schutz und Ansehen irgend einen schlechten, gerupften Vogel einzuführen. Alsbald fiel mir ein Scherz ein, durch den ich die Freude zu vermehren gedachte. So entschlossen rief ich einen Knaben von sechszehn Jahren, der neben mir wohnte, den Sohn eines Spanischen Messingarbeiters; er hieß Diego, studirte fleißig Latein, war schön von Figur und hatte die beste Gesichtsfarbe. Der Schnitt seines Gesichts war viel schöner, als des alten Antinous; ich hatte ihn oft gezeichnet und in meinen Werken große Ehre dadurch eingelegt; er ging mit Niemand' um, so daß man ihn nicht kannte, war gewöhnlich sehr schlecht gekleidet und nur in seine Studien verliebt; ich rief ihn in meine Wohnung und bat ihn, daß er die Frauenkleider anlegen möchte, die er daselbst vorfand. Er war willig, zog sich schnell an und ich suchte mit allerlei Schmuck sein reizendes Gesicht zu verschönern; ich legte ihm zwei Ringe mit großen, schönen Perlen an die Ohren; die Ringe waren offen und klemmten

das Läppchen, ſo als wenn es durchſtochen wäre. Dann ſchmückte ich ſeinen Hals mit goldenen Ketten und andern Edelſteinen; auch ſeine Finger ſteckte ich voll Ringe, nahm ihn dann freundlich bei'm Ohr und zog ihn vor meinen großen Spiegel; er erſtaunte über ſich ſelbſt und ſagte mit Zufriedenheit: „Iſt's möglich! Das wäre Diego?"

Ja, verſetzte ich, Das iſt Diego, von dem ich niemals eine Gefälligkeit verlangt habe; nur gegenwärtig bitt' ich ihn, daß er mir den Gefallen thue, mit dieſen Kleidern zu jener vortrefflichen Geſellſchaft zu Tiſche zu kommen, von der ich ihm ſo oft erzählt habe. Der ehrbare, tugendſame und kluge Knabe ſchlug die Augen nieder und blieb eine Weile ſtille; dann hob er auf ein Mal ſein himmliſches Geſicht auf und ſagte: „Mit Benvenuto komme ich! Laß uns gehen!" Darauf ſchlug ich ihm ein großes ſeidenes Tuch über den Kopf, wie die Römerinnen im Sommer tragen.

Als wir an dem Platz ankamen, waren ſchon Alle beiſammen und gingen mir ſämmtlich entgegen. Michel Agnolo von Siena, zwiſchen Julius Roman und Penni, nahm den Schleier meiner ſchönen Figur ab, und wie er der allerluſtigſte und launigſte Mann von der Welt war, faßte er ſeine Freunde zu beiden Seiten an und nöthigte ſie, ſich ſo tief als möglich auf die Erde zu bücken. Er ſelbſt fiel auf die Knie, flehte um Barmherzigkeit, rief Alle zuſammen und ſagte: „Sehet nur, ſo ſehen die Engel im Paradieſe aus! Man ſagt immer nur Engel, aber da ſehet Ihr, daß es auch Engelinnen gibt." Dann mit erhobener Stimme ſprach er: „O, ſchöner Engel, o, würdiger Engel, beglücke mich, ſegne mich!" Darauf erhob die angenehme Creatur lächelnd ihre Hand und gab ihm den päpſtlichen Segen. Michel Agnolo erhub ſich und ſagte: dem Papſt küſſe man die Füße, den Engeln die Wangen. Und ſo that er auch. Der Knabe ward über und über roth und ſeine Schönheit erhöhte ſich außerordentlich.

Als wir uns weiter umſahen, fanden wir in dem Zimmer viele Sonette angeſchlagen, die Jeder von uns gemacht und dem Michel Agnolo zugeſchickt hatte. Das ſchöne Kind fing an, ſie zu leſen und las ſie alle mit ſoviel Ausdruck, daß Jedermann erſtaunen mußte. Auf dieſe Weiſe wurde viel geſprochen und Jeder zeigte ſeine Verwunderung, davon ich nur die Worte des berühmten Julius erwähnen will. Nachdem er alle die Anweſenden und beſonders die Frauen angeſehen hatte, ſagte er: „Lieber Michel Agnolo! Wenn Ihr die Mädchen Krähen benennt, ſo habt Ihr dieß Mal doppelt Recht; denn ſie nehmen ſich noch ſchlimmer aus, als Krähen neben dem ſchönen Pfau."

Die Speiſen waren aufgetragen und Julius erbat ſich die Erlaubniß, uns die Plätze anzuweiſen; als es ihm geſtattet war, nahm er die Mädchen bei der Hand und ließ ſie Alle an einer Seite und die Meinige in der Mitte niederſitzen, alsdann die Männer an der andern Seite und mich in der Mitte, mit dem Ausdruck, daß ich dieſe Ehre wohl verdiente. Im Rücken unſerer Frauenzimmer war eine Wand von natürlichen Jasminen, worauf ſich die Geſtalten, und beſonders meiner Schönen, über alle Begriffe herrlich ausnahmen; und ſo genoſſen wir eines Gaſtmahls, das mit Ueberfluß und Zierlichkeit bereitet war. Gegen Ende des Tiſches kamen einige Singſtimmen zugleich mit einigen Inſtrumenten, und da ſie ihre Notenbücher bei ſich hatten, verlangte meine ſchöne Figur gleichfalls mitzuſingen. Sie leiſtete ſoviel mehr als die Andern, daß Julius und Michel Agnolo nicht mehr, wie vorher, munter und angenehm ſcherzten, ſondern ernſthaft wichtige und tiefſinnige Betrachtungen anſtellten.

Darauf ſing ein gewiſſer Aurelius von Aſcoli, der ſehr glücklich aus dem Stegreif ſang, mit göttlichen und herrlichen Worten an, die Frauenzimmer zu loben. Indeſſen hörten die beiden Frauen, die meine ſchöne Figur in der Mitte hatten, nicht auf, zu ſchwatzen. Die Eine erzählte, wie es ihr übel ergangen, und die Andere fragte mein Geſchöpfchen, wie ſie ſich geholfen hätte, wer ihre Freunde wären, wie lange ſie ſich in Rom befände und andere Dinge der Art. Indeſſen hatte Pantaſilea, meine Liebſte, aus Neid und Verdruß, auch allerlei Händel erregt, die ich der Kürze willen übergehe. Endlich wurden meiner ſchönen Figur, welche den Namen Pomona führte, die abgeſchmackten Zudringlichkeiten zur Laſt, und ſie drehte ſich verlegen bald auf die eine, bald auf die andere Seite. Da fragte das Mädchen, das Julius mitgebracht hatte, ob ſie ſich übel befinde? Mit einigem Mißbehagen ſagte meine Schöne ja! — und ſetzte hinzu, ſie glaube ſeit einigen Monaten guter Hoffnung zu ſein und fürchte ohnmächtig zu werden. Sogleich hatten ihre beiden Nachbarinnen Mitleid mit ihr und wollten ihr Luft machen; da ergab ſich's, daß es ein Knabe war; ſie ſchrien, ſchalten und ſtanden vom Tiſche auf. Da erhub ſich ein lauter Lärm und ein unbändiges Gelächter. Michel Agnolo verlangte die Erlaubniß, mich beſtrafen zu dürfen und erhielt ſie unter großem Geſchrei. „Er ſoll leben!" rief der Alte aus; „wir ſind ihm Dank ſchuldig, daß er durch dieſen Scherz unſer Feſt vollkommen gemacht hat; ſo endigte ſich dieſer Tag, von dem wir Alle vergnügt nach Hauſe kehrten.

Sechstes Capitel.

Wollte ich umständlich beschreiben, wie vielfach die Werke waren, welche ich für mehrere Personen vollendete, so hätte ich genug zu erzählen; gegenwärtig ist aber nur soviel nothwendig zu sagen: daß ich mich mit Sorgfalt und Fleiß in allen den verschiedenen Künsten zu üben suchte, von denen ich oben gesprochen habe. Ich fuhr beständig fort, Mancherlei zu unternehmen, und weil ich meiner merkwürdigsten Arbeiten zu erwähnen gedenke, so soll es von Zeit zu Zeit am gehörigen Orte, und zwar bald, geschehen.

Obgedachter Michel Agnolo von Siena, der Bildhauer, verfertigte zu selbiger Zeit das Grabmahl des letztverstorbenen Papstes Adrian; Julius Romano, der Maler, war in des Marchese von Mantua Dienste getreten und die andern Freunde begaben sich, nach und nach, Dieser da, der Andere dorthin, je nachdem er zu thun hatte, so daß jene treffliche Gesellschaft fast ganz auseinander ging.

Zu der Zeit kamen mir einige kleine Türkische Dolche in die Hände, wovon sowohl Griff und Scheide als auch die Klinge von Eisen war; zugleich fand sich auf diesem Gewehr das schönste Blätterwerk nach Türkischer Art eingegraben und auf das Zierlichste mit Gold ausgelegt. Eine solche Arbeit reizte mich gewaltig, auch in dieser Profession Etwas zu leisten, die doch so verschieden von meinen übrigen war; und als ich sah, daß sie mir auf's Beste gelang, fuhr ich fort, mehrere dergleichen Gewehre zu machen, welche schöner und dauerhafter als die Türkischen selbst ausfielen und zwar wegen verschiedener Ursachen: erstlich, weil ich in meinem Stahl die Figuren tiefer untergrub, als es die Türkischen Arbeiter zu thun pflegen; zweitens, weil jenes Türkische Laubwerk eigentlich nur aus Arumé-Blättern mit einigen Egyptischen Blümchen besteht, die, ob sie gleich etwas Weniges Grazie haben, dennoch auf die Dauer nicht wie unser Laubwerk gefallen.

Denn wir haben in Italien gar verschiedene Arten und die Künstler selbst arbeiten verschieden. So ahmen die Lombarden den Epheu und wilden Wein nach, deren schöne Ranken sehr angenehm zu sehen sind; die Florentiner und Römer dagegen haben mit noch weit mehr Geschmack gewählt; denn sie bilden den Acanth mit seinen Blättern und Blumen, die sich auf verschiedene Weise herumschlingen und zwischen gedachten Blättern werden gewisse Vögel und verschiedene Thiere angebracht, woran man erst sehen kann, wer guten Geschmack habe. Manches kann man auch von der Natur und den wilden Blumen lernen, z. B. von denen, die man Löwenmäuler nennt, und was Dergleichen mehr sein mag, da denn die trefflichen Goldschmiede ihre eigenen Erfindungen hinzufügen.

Solche Arbeiten werden von den Unkundigen Grotesken genannt, welche Benennung sich von den Neuern herschreibt, indem die aufmerksamen Künstler in Rom in manchen unterirdischen Höhlen dergleichen Zierathen fanden, weil diese Orte ehemals als Zimmer, Stuben, Studien-Säle und sonst gebraucht wurden, nun aber, da durch den Ruin so großer Gebäude jene Theile in die Tiefe gekommen sind, gleichsam Höhlen zu sein scheinen, welche in Rom Grotten genannt werden, daher denn, wie gesagt, der Name Grotesken sich ableitet. Die Benennung aber ist nicht eigentlich. Denn wie die Alten sich vergnügten, Monstra zusammenzusetzen, indem sie die Gestalten der Ziegen, Kühe und Stuten verbanden: so sollten auch diese Verbindungen verschiedener Pflanzen und Blätterarten Monstra und nicht Grotesken genannt werden. Auf diese Weise machte ich solche wundersam zusammengesetzte Blätter, die viel schöner als die Türkischen anzusehen waren.

Auch begab sich's, daß in dieser Zeit in einigen alten Graburnen unter der Asche gewisse eiserne Ringe gefunden wurden, von den Alten schön mit Gold eingelegt. In jedem war ein kleiner Onyx gefaßt. Die Gelehrten, die darüber Untersuchungen anstellten, behaupteten, daß man diese Ringe getragen habe, um in allen seltsamen Fällen des Lebens, sowohl glücklichen als unglücklichen, bei gefaßtem Gemüthe zu bleiben. Darauf machte ich verschiedene solche Ringe auf Verlangen einiger Herren, die meine großen Freunde waren. Ich nahm dazu den reinsten Stahl und grub und legte die Zierathen mit großer Sorgfalt ein; sie sahen sehr gut aus, und ich erhielt manchmal mehr als vierzig Scudi bloß für meine Arbeit.

Ferner bediente man sich zu jener Zeit goldener Medaillen, worauf ein jeder Herr und Edelmann irgend eine Grille oder Unternehmung vorstellen ließ und sie an der Mütze trug. Dergleichen machte ich viele, obgleich es eine sehr schwere Arbeit war. Bisher hatte sie der große, geschickte Meister Caradosso, den ich schon genannt habe, verfertigt, und da gewöhnlich mehr als e i n e Figur darauf befestigt wurde, verlangte er nicht weniger als hundert Goldgulden. Nun empfahl ich mich gedachten Herren, nicht weil Jener so theuer, sondern weil er so langsam war, und arbeitete für sie unter Andern eine Medaille mit ihm um die Wette, worauf vier Figuren zu sehen waren, an welche ich großen Fleiß wendete.

Als die Herren beide Arbeiten verglichen, gaben sie meiner den Vorzug und behaupteten,

ſie ſei ſchöner und beſſer als die andere, verlangten den Preis zu wiſſen und ſagten: weil ich ihnen ſo ſehr Genüge geleiſtet habe, ſo wünſchten ſie mir auch ein Gleiches zu thun. Darauf antwortete ich: die größte Belohnung, nach der ich am Meiſten geſtrebt habe, ſei, die Kunſt eines ſo vortrefflichen Mannes zu erreichen und wenn mir, nach dem Urtheil der Herren, dieſe Abſicht geglückt ſei, ſo fände ich mich überflüſſig bezahlt. Als ich darauf fortging, ſchickten ſie mir ein ſo freigebiges Geſchenk nach, daß ich ſehr zufrieden ſein konnte und meine Luſt zu arbeiten dergeſtalt zunahm, daß die Folgen daraus entſtanden, die man künftig vernehmen wird.

Nun muß ich mich aber ein Wenig von meiner Profeſſion entfernen, um einige unangenehme Zufälle meines mühſeligen Lebens zu erzählen.

Man wird ſich erinnern, daß ich oben, indem ich von jener trefflichen Geſellſchaft und von den anmuthigen Scherzen ſprach, die bei Gelegenheit des verkleideten Knaben vorgekommen waren, auch einer Pantaſilea gedachte, die erſt eine falſche und beſchwerliche Liebe zu mir zeigte, nun aber auf mich äußerſt erzürnt war, weil ſie glaubte, daß ich ſie damals höchlich beleidigt habe. Sie hatte geſchworen, ſich zu rächen und fand dazu Gelegenheit; da ich denn beſchreiben will, wie ſich mein Leben in der größten Gefahr befand; und zwar verhielt es ſich damit folgender Weiſe:

Als ich nach Rom kam, fand ich daſelbſt einen jungen Menſchen, der Ludwig Pulci hieß, Sohn desjenigen Pulci, dem man den Kopf abſchlug, weil er ſich ſeiner eigenen Tochter nicht enthielt. Dieſer junge Menſch hatte einen trefflichen poetiſchen Geiſt, ſchöne Kenntniſſe der Lateiniſchen Litteratur, ſchrieb ſehr gut und war über die Maßen ſchön und anmuthig. Er hatte ſich, ich weiß nicht, von welchem Biſchof getrennt und fiel tief in den Franzöſiſchen Uebeln. Meine Bekanntſchaft mit ihm ſchrieb ſich noch aus Florenz her, wo man ſich in Sommernächten auf den Straßen häufig verſammelte, und woſelbſt dieſer Jüngling ſich mit den beſten Liedern aus dem Stegreif hören ließ. Sein Geſang war ſo angenehm, daß der göttliche Michel Agnolo Buonarotti, der treffliche Bildhauer und Maler, immer ihn zu hören ging, ſobald er ihn nur anzutreffen wußte; dabei war ein gewiſſer Goldſchmied Pilotto und ich in ſeiner Geſellſchaft.

Da wir uns nun nach zwei Jahren in Rom fanden, entdeckte er mir ſeinen traurigen Zuſtand und bat mich um Gotteswillen, ich möchte ihm helfen. Mich bewegten ſeine großen Talente, die Liebe des gemeinſamen Vaterlands und meine eigene, mitleidige Natur; ich nahm ihn in's Haus und ließ ihn heilen, ſo daß er, als ein junger Menſch, ſehr bald wieder hergeſtellt war. Indeſſen ſtudirte er ſehr fleißig und ich hatte ihn mit vielen Büchern, nach meinem Vermögen, verſehen. Für dieſe große Wohlthat dankte er oft mit Worten und Thränen und ſagte: wenn ihm nur Gott die Gelegenheit gäbe, ſo wolle er ſich gewiß erkenntlich bezeigen. Darauf gab ich zur Antwort: Ich habe nur gethan, was ich gekonnt, nicht was ich gewollt. Die Schuldigkeit der menſchlichen Geſchöpfe ſei, einander zu Hülfe zu kommen. Er möchte nur die Wohlthat, die ich ihm erzeigt, auch wieder einem Andern erweiſen, der ſeiner gleichfalls bedürfen könne. Uebrigens ſolle er mein Freund ſein und mich für den ſeinigen halten.

Darauf bemühte er ſich um ein Unterkommen am Römiſchen Hof, welches er auch bald fand. Er ſchloß ſich an einen Biſchof an, einen Mann von achtzig Jahren, den man den Biſchof von Urgenis nannte. Dieſer hatte einen Neffen, Herrn Johannes, einen Venezianiſchen Edelmann, welcher ſehr große Vorliebe für die Talente des Ludwig Pulci zeigte, und ihn unter dieſem Scheine ganz und gar an ſich zog, ſo daß Beide zuſammen in der größten Vertraulichkeit lebten. Ludwig konnte ihm daher nicht verſchweigen, wie ſehr er mir wegen ſo vieler Wohlthaten verbunden ſei, deßhalb mich Herr Johannes wollte kennen lernen.

Nun begab ſich's unter Anderm, daß ich eines Abends gedachter Pantaſilea ein kleines Eſſen gab, wozu ich viele meiner kunſtreichen Freunde eingeladen hatte. Eben als wir uns zu Tiſche ſetzen wollten, trat Herr Johannes mit gedachtem Ludwig herein und nach einigen Complimenten blieben ſie bei uns.

Als das unverſchämte Weib den ſchönen Jüngling ſah, warf ſie gleich die Augen auf ihn. Deßwegen rief ich nach eingenommenem Eſſen ſogleich Ludwig bei Seite und ſagte: wenn er bekenne, mir Manches ſchuldig zu ſein, ſo ſolle er ſich auf keine Weiſe mit dieſem Weibsbild einlaſſen. Darauf verſetzte er: „Wie, mein Benvenuto, haltet Ihr mich denn für unſinnig?“ Nicht für unſinnig, ſagte ich, aber für jung. Dabei ſchwur ich, daß mir an ihr Nichts gelegen ſei, aber wohl an ihm, und daß es mir Leid thun ſollte, wenn er um ihretwillen den Hals bräche. Darauf ſchwur er und bat Gott, daß er den Hals brechen möge, wenn er ſich mit ihr einließe. Dieſen Schwur mag er wohl von ganzem Herzen gethan haben, denn Daſſelbe begegnete ihm, wie wir nachher vernehmen werden.

Leider entdeckte man bald an Herrn Johannes nicht eine tugendſame, ſondern eine

unreine Liebe zu dem jungen Menſchen; denn Dieſer erſchien faſt alle Tage in neuen ſammet- und ſeidenen Kleidern. Man konnte leicht erkennen, daß er ſeine ſchönen Tugenden abgeſchafft und ſich ganz dem Verbrechen ergeben hatte. So that er denn auch, als wenn er mich nicht ſehe noch kenne; denn ich hatte ihn ein Mal zur Rede geſtellt und ihm ſeine Laſter vorgeworfen, worüber er nach ſeinen eigenen Worten den Hals brechen ſollte. Unter Anderm hatte ihm auch Herr Johannes einen ſchönen Rappen gekauft und dafür hundertundfünfzig Scudi gegeben. Dieſes Pferd war trefflich zugeritten und Ludwig ließ es alle Tage vor den Fenſtern der Pantaſilea ſeine Männchen machen. Ich bemerkte es wohl, bekümmerte mich aber nicht darum und ſagte vielmehr: jedes Ding wolle nach ſeiner Weiſe leben, und hielt mich an meine Arbeit.

Nun begab ſich's, einen Sonntag Abends, daß uns Michel Agnolo von Siena, der Bildhauer, zu Tiſche lud; es war im Sommer und Bachiacca, von dem ich ſchon geſprochen habe, war auch geladen. Dieſer hatte die Pantaſilea mitgebracht, als ihr alter Kunde. So ſaßen wir zu Tiſche. Auf ein Mal gab ſie Leibſchmerzen vor, ſtand auf und verſprach, ſogleich wieder zu kommen. Indeſſen wir nun auf's Anmuthigſte ſcherzten und ſpeiſ'ten, blieb ſie etwas länger als billig aus. Ich horchte zufälliger Weiſe und es kam mir vor, als wenn ich auf der Straße ganz leiſe wiſpern hörte; ich hatte eben das Tiſchmeſſer in der Hand.

Da ich nah' an dem Fenſter ſaß, erhub ich mich ein wenig, ſah den Ludwig mit Pantaſilea zuſammen und hörte Jenen ſagen: „Wehe, wenn uns der Teufel Benvenuto ſehen ſollte!“ Darauf antwortete ſie: „Seid nur ruhig! Hört, welchen Lärm ſie machen! Sie denken an ganz was Anders als an uns.“ Kaum hatte ich dieſe Worte gehört, als ich mich zum Fenſter hinaus auf die Straße warf und Ludwig bei der Jacke erwiſchte, den ich gewiß würde mit meinem Meſſer ermordet haben, wenn er nicht ſeinen Schimmel geſtürmt und mir die Jacke in der Hand gelaſſen hätte. So rettete er ſein Leben und flüchtete mit Pantaſilea in eine benachbarte Kirche.

Sogleich ſtanden alle Gäſte vom Tiſche auf, folgten mir nach und baten mich, daß ich doch weder mich noch ſie um ſo einer Creatur willen beunruhigen ſollte. Da ſagte ich: um der Dirne willen würde ich mich nicht gerühret haben; aber der ſchändliche Jüngling bringe mich auf, der mir ſo wenig Achtung bezeige. Und ſo ließ ich mich durch die Worte dieſer trefflichen Männer nicht bewegen, nahm meinen Degen und ging hinaus auf die Wieſen; denn das Haus, in dem wir ſpeiſ'ten, war nahe am Thore des Caſtell's, das da hinausführt. Es dauerte nicht lange, ſo ging die Sonne unter und ich kehrte mit langſamen Schritten nach Rom zurück.

Schon war es Nacht und dunkel und die Thore von Rom noch nicht geſchloſſen. Gegen zwei Uhr ging ich an dem Hauſe der Pantaſilea vorbei und hatte mir vorgeſetzt, wenn ich Ludwig bei ihr fände, Beiden etwas Unangenehmes zu erzeigen. Da ich aber daſelbſt nur eine Magd antraf, die Corina hieß, ging ich nach meiner Wohnung, legte die Jacke und die Scheide des Degens weg und kehrte zu jenem Hauſe zurück, das hinter den Bänken an der Tiber lag. Gegenüber war der Garten eines Wirthes, der ſich Romolo nannte, und zwar mit einer ſtarken Hagebuttenhecke eingefaßt; in dieſe verſteckte ich mich und wartete, bis daß das Mädchen mit Ludwig nach Hauſe kommen ſollte.

Nach einiger Zeit kam mein Freund, der gedachte Bachiacca; er mochte ſich's nun vorgeſtellt, oder es mochte ihm Jemand meinen Aufenthalt verrathen haben, genug, er rief mich ganz leiſe: „Gevatter!“ Denn ſo nannten wir einander im Scherze; er bat mich um Gottes Willen und ſagte faſt weinend: „Lieber Gevatter, thue doch dem armen Mädchen Nichts zu Leide; denn ſie hat nicht die mindeſte Schuld!“ Darauf verſetzte ich: Wenn Ihr Euch nicht ſogleich hinwegpackt, ſo ſchlage ich Euch dieſen Degen um die Ohren. Mein armer Gevatter erſchrack und es fuhr ihm in den Leib, ſo daß er nicht weit gehen konnte, ohne den Forderungen der Natur zu gehorchen.

Der Himmel ſtand voll Sterne und die Helle war ſehr groß. Auf ein Mal hörte ich einen Lärm von mehrern Pferden, die hüben und drüben vorwärts kamen. Es war Ludwig und Pantaſilea, begleitet von einem gewiſſen Herrn Benvenuto von Perugia, Kämmerer des Papſtes Clemens. Sie hatten noch vier tapfere Hauptleute aus gedachter Stadt bei ſich, nicht weniger einige brave, junge Soldaten; es mochten mehr als zwölf Degen ſein.

Da ich Das merkte, betrachtete ich, daß kein Weg vor mir war, zu entkommen; ich wollte in der Hecke verborgen bleiben, aber die Dornen ſtachen und beißen mich ſo, daß ich faſt einen Sprung zu thun und zu fliehen dachte. Zu gleicher Zeit hatte Ludwig die Pantaſilea um den Hals gefaßt und ſagte: „Ich will Dich doch in einem Zug fortküſſen und wenn der Verdrießer Benvenuto darüber raſend werden ſollte.“ Nun ärgerten mich die Worte des Buſchen um deſto mehr, als ich ſchon von den Hagebutten zu leiden hatte. Da ſprang ich hervor und rief mit ſtarker Stimme: „Ihr ſeid Alle des Todes!“

Der erste Hieb meines Degens traf die Schulter Ludwig's, und weil er den armen Jungen mit Harnischen und anderm solchen Eisenwerk überdeckt hatten, that es einen gewaltigen Schlag. Der Degen wandte sich und traf die Pantasilea an Nase und Mund. Beide Personen fielen auf die Erde, und Pachiacca, mit halbnackten Schenkeln, schrie und floh. Sodann wendete ich mich mit Kühnheit gegen die Andern. Diese wackern Leute, die den großen Lärm vernahmen, der im Wirthshaus indessen entstanden war, glaubten, es sei ein Heer von hundert Mann daselbst und legten tapfer die Hand an den Degen. Indessen warfen ein Paar Pferdchen unter der Truppe wild und warfen ihre Reiter, die von den bravsten waren, herab, und die Uebrigen ergriffen die Flucht. Ich ersah meinen Vortheil und entkam mit großer Schnelligkeit diesem Handel, von dem ich Ehre genug davon trug und das Glück nicht mehr als billig versuchen wollte.

In dieser unmäßigen Unordnung hatten sich einige Soldaten und Hauptleute selbst mit ihren Degen verwundet. Herr Benvenuto, der Kämmerer, war von seinem Maulthiere herabgestoßen und getreten worden, und ein Diener, der den Degen gezogen hatte, fiel zugleich mit seinem Herrn und verwundete ihn übel an der Hand. Das war Ursache, daß Dieser auf seine Peruginische Weise schwur: „Bei Gott, Benvenuto soll den Benvenuto Lebensart lehren!"

Nun trug er Einem seiner Hauptleute auf, mich herauszufordern. Dieser war vielleicht kühner als die Andern; aber weil er zu jung war, wußte er sich nicht zu benehmen. Er kam, mich in dem Hause eines Neapolitanischen Edelmanns aufzusuchen, der mir bei sich gern eine Zuflucht erlaubte, theils weil er einige Sachen meiner Profession gesehen und zugleich die Richtung meines Körpers und Geistes zu kriegerischen Thaten, wozu er auch sehr geneigt war, bemerkt hatte. Da er mir nun nach seiner großen Liebe Recht gab und ich schon hartnäckig genug war, ertheilte ich jenem Hauptmann eine solche Antwort, daß es ihn wohl gereuen mochte, vor mich getreten zu sein.

Wenige Tage darauf, als die Wunden Ludwig's, der Pantasilea und Anderer sich einiger Maßen geschlossen hatten, wurde gedachter großer Neapolitanischer Cavalier von Herrn Benvenuto, bei dem sich die Wuth wieder mochte gelegt haben, ersucht, zwischen mir und Ludwig Frieden zu stiften. Dabei ward erklärt, daß die tapfern Soldaten, die Nichts weiter mit mir zu thun hätten, mich nur wollten kennen lernen. Der Herr antwortete darauf: er wolle mich hinbringen, wohin sie verlangten und würde mich gerne zum Frieden bewegen; aber man müsse von beiden Seiten nicht viel Worte machen; denn eine umständliche Erklärung würde ihnen nicht zur Ehre gereichen; es sei genug, zusammen zu trinken und sich zu umarmen; er wolle das Wort führen und wolle ihnen mit Ehren durchhelfen. So geschah es auch.

Einen Donnerstag Abends führte er mich in das Haus des Herrn Benvenuto, wo sich alle die Kriegsleute befanden, die bei dieser Niederlage gewesen waren; sie saßen noch Alle zu Tische. Im Gefolge meines Edelmanns waren dreißig tapfere, wohlbewaffnete Männer, worauf Herr Benvenuto nicht vorbereitet war. Der Edelmann trat zuerst in den Saal und ich nach ihm; darauf sagte er: „Gott erhalte Euch, meine Herren! Hier sind wir, Benvenuto und ich, den ich wie meinen leiblichen Bruder liebe. Wir kommen hierher, um Alles zu thun, was Euch beliebt." Herr Benvenuto, der den Saal nach und nach mit so vielen Personen gefüllt sah, versetzte darauf: „Friede wollen wir und Nichts weiter!" Ferner versprach er, daß der Gouverneur von Rom und seine Leute mir Nichts in den Weg legen sollten. So war der Friede gemacht und ich kehrte sogleich zu meiner Werkstatt zurück.

Nicht eine Stunde konnte ich ohne den gedachten Edelmann leben, entweder er schickte nach mir, oder er kam, mich zu besuchen. Indessen war Ludwig Puki geheilt und ließ sich alle Tage auf seinem Rappen sehen. Einst, als es ein wenig regnete, sollte das Pferd seine Künste vor Pantasileens Thüre sehen lassen; es strauchelte und fiel und stürzte auf den Reiter; er brach den Schenkel des rechten Fußes und starb im Hause der Pantasilea in wenig Tagen. So war der Schwur erfüllt, den er so ernstlich vor Gott gethan hatte, und so sieht man, daß der Höchste die Guten sowie die Bösen bemerkt, und einem Jeden nach seinen Verdiensten geschehen läßt.

Siebentes Capitel.

1527.

Schon war Alles in Waffen. Papst Clemens hatte sich vom Herrn Johannes von Medicis einige Haufen Soldaten ausgebeten, welche auch ankamen; diese trieben so wildes Zeug in Rom, daß es gefährlich war, in öffentlichen Werkstätten zu arbeiten. Deßwegen zog ich in ein gutes Haus hinter den Bäuken und arbeitete daselbst für alle meine Freunde; doch bedeuteten in der Zeit meine Arbeiten nicht viel und ich schweige deßhalb davon. Ich vergnügte mich damals viel mit Musik und andern ähnlichen Lustbarkeiten.

Papſt Clemens hatte indeſſen, auf Anrathen des Herrn Jacob Salviati, die fünf Compagnien des Johann von Medicis, der ſchon in der Lombardie umgekommen war, wieder verabſchiedet. Bourbon, der erfuhr, daß keine Soldaten in Rom waren, drang mit ſeinem Heer gerade auf die Stadt. Bei dieſer Gelegenheit griff Jedermann zu den Waffen, und Alexander bei Bene, deſſen Freund ich war, und dem ich ſchon ein Mal, zu der Zeit, als die Colonneſer nach Rom kamen, das Haus bewacht hatte, bat mich, bei dieſer wichtigen Gelegenheit, daß ich fünfzig bewaffnete Männer aufbringen und an ihrer Spitze wie vormals ſein Haus bewachen ſolle. Ich brachte fünfzig der tapferſten jungen Leute zuſammen und wir wurden bei ihm wohl unterhalten und bezahlt.

Schon war das Bourbon'ſche Heer vor den Mauern von Rom und Alexander bat mich, ich möchte mit ihm ausgehen. Wir nahmen einen der beſten Leute mit und unterwegs ſchlug ſich noch ein junger Menſch zu uns, der Cecchino della Caſa hieß. Wir kamen auf die Mauern bei'm Campo Santo und ſahen das mächtige Heer, das alle Gewalt anwendete, gerade an dieſem Flecke in die Stadt zu dringen. Die Feinde verloren viel; man ſtritt mit aller Macht, und es war der dickſte Nebel. Ich kehrte mich zu Alexander'n und ſagte: Laß uns ſo bald als möglich nach Hauſe gehen; hier iſt kein Mittel in der Welt; Jene kommen herauf und Dieſe fliehen. Alexander ſagte erſchrocken: „Wollte Gott, wir wären gar nicht hergekommen!" und wendete ſich mit großer Heftigkeit, nach Hauſe zu gehen. Ich tadelte ihn und ſagte: Da Ihr mich hergeführt habt, müſſen wir auch irgend etwas Männliches thun! Und ſo kehrte ich meine Büchſe gegen den Feind und zielte in ein recht dichtes Gedräng nach Einem, den ich über die Andern erhoben ſah; der Nebel aber ließ mich nicht unterſcheiden, ob er zu Fuß oder zu Pferd ſei. Ich wendete mich zu Alexander'n und Cecchino und ſagte ihnen, wie ſie auch ihre Büchſen abſchießen und ſich dabei vor den Kugeln der Feinde in Acht nehmen ſollten. So feuerten wir unſere Gewehre zwei Mal ab. Darauf ſchaute ich behutſam über die Mauer und ſah einen ganz außerordentlichen Tumult unter ihnen. Es war der Connetable von Bourbon von unſern Schüſſen gefallen; denn, wie man nachher vernahm, ſo war es Der geweſen, den ich über die Andern erhoben geſehen hatte. Wir machten, daß wir über Campo Santo wegkamen, gingen durch St. Peter und gelangten mit größter Schwierigkeit zu dem Thore der Engelsburg; denn die Herren Rienzo da Ceri und Oratio Baglioni verwundeten und erſchlugen Alle, die von der Vertheidigung der Mauer zurückweichen wollten. Schon aber war ein Theil der Feinde in Rom und wir hatten ſie auf dem Leibe. Der Caſtellan wollte eben das Fallgatter niederlaſſen; es ward ein wenig Platz und wir kamen noch hinein. Sogleich faßte mich der Capitän Paſſone, von den Medicern, an, als Einen, der zum Hauſe des Papſtes gehörte und führte mich hinauf auf die Baſtey, ſo daß ich wider Willen Alexander'n verlaſſen mußte.

Zu gleicher Zeit war Papſt Clemens über die Gallerien des Caſtell's gekommen; denn er wollte nicht früher aus ſeinem Palaſte gehen und glaubte nicht, daß die Feinde in die Stadt dringen würden. So war ich nun mit den Andern eingeſperrt und fand mich nicht weit von einigen Canonen, die ein Bombardier von Florenz, Namens Julian, in Aufſicht hatte. Dieſer ſah durch eine Oeffnung des Mauerkranzes ſein Haus plündern, und Weib und Kinder herumſchleppen; er unterſtand ſich nicht, zu ſchießen, aus Furcht, die Seinigen zu treffen, warf die Lunte auf die Erde und zerriß, heulend und ſchreiend, das Geſicht; ebenſo thaten einige andere Bombardiere. Deßwegen nahm ich eine Lunte, ließ mir von Einigen helfen, die nicht ſolche Leidenſchaften hatten, richtete die Stücke dahin, wo ich es nützlich glaubte, erlegte viele Feinde und verhinderte, daß die Truppen, die eben dieſen Morgen nach Rom hereinkamen, ſich dem Caſtell nicht zu nahe wagten; denn vielleicht hätten ſie ſich deſſen in dieſem Augenblicke bemächtigt, wenn man Ihnen nicht das grobe Geſchütz entgegengeſtellt hätte. So fuhr ich fort zu feuern, darüber mich einige Cardinäle und Herren von Herzen ſegneten und anfeuerten, ſo daß ich, voller Muth und Eifer, das Möglichſte zu thun fortfuhr. Genug, ich war Urſache, daß dieſen Morgen das Caſtell erhalten wurde; und ſo hielt ich mich den ganzen Tag dazu, da denn nach und nach die übrigen Artilleriſten ſich wieder zu ihren Dienſten bequemten.

Papſt Clemens hatte einem großen Römiſchen Edelmann, Herrn Antonius Santa Croce, die ſämmtlichen Artilleriſten untergeben. Gegen Abend, während daß die Armee von der Seite di Traſtevera hereinkam, trat dieſer treffliche Mann zu mir, war ſehr freundlich und ſtellte mich zu fünf Stücken auf den höchſten Ort des Schloſſes, zunächſt dem Engel; man kann daſelbſt rings herumgehen und ſieht ſowohl nach Rom hinein als hinauswärts. Er untergab mir ſoviel Leute, als nöthig war, reichte mir eine Löhnung voraus und wies mir Brod und ein wenig Wein an; dann bat er mich, ich möchte auf die Weiſe, wie ich angefangen, fortfahren. Nun hatte ich manchmal zu dieſer Profeſſion mehr Luſt als zu der meinen gehabt, und ließ

hat ich solche Dienste um so lieber, als sie mir sehr zu Statten kamen. Da es Nacht wurde, sah ich, der ich überdem zu neuen und wunderbaren Sachen immer ein großes Verlangen trug, vor der Zinne des Castell's, wo ich war, den schrecklichen und erstaunlichen Brand von Rom, den so Viele, die in den übrigen Winkeln des Castell's steckten, nicht gewahr wurden.

So fuhr ich einen ganzen Monat fort, als so lange Zeit wir im Castell belagert waren, die Artillerie zu bedienen und ich erzähle nur die merkwürdigsten Vorfälle, die mir dabei begegneten. Obgedachter Herr Antonio von Santa Croce hatte mich vom Engel heruntergerufen, um nach Häusern in der Nachbarschaft des Castell's zu schießen, in die man einige Feinde hatte schleichen sehen. Indem ich schoß, kam eine Kugel von außen, traf die Ecke einer Zinne und nahm ein großes Stück davon mit, das mich zwar traf, doch aber mir keinen großen Schaden that. Die ganze Masse schlug mir auf die Brust, nahm mir den Athem, so daß ich für todt zur Erde fiel; doch hörte ich Alles, was die Umstehenden sagten. Unter Diesen beklagte sich Herr Santa Croce am Meisten und rief: „O wehe! Sie haben uns unsere beste Hülfe genommen!" Auf solchen Lärm kam einer meiner Gesellen herbeigelaufen, der Franz, der Pfeifer, hieß, aber mehr auf die Medicin als auf die Musik studirte; Dieser machte einen Ziegel heiß, streute eine gute Hand Wermuth darauf, spritzte Griechischen Wein darüber und legte mir den Stein auf die Brust da, wo der Schlag schädlich war. Durch die Tugend des Wermuths erlangte ich sogleich meine verlornen Kräfte wieder; ich wollte reden, aber es ging nicht; denn einige dumme Soldaten hatten mir den Mund mit Erde verstopft und glaubten mir damit die Communion gereicht zu haben. Wahrhaftig, sie hätten mich dadurch beinahe excommunicirt; denn ich konnte nicht wieder zu Athem kommen, und die Erde machte mir mehr zu schaffen als der Schlag.

Da ich mich nun erholt hatte, ging ich wieder mit aller Sorgfalt und Tapferkeit an meinen Dienst. Papst Clemens hatte nach dem Herzog von Urbino um Hülfe geschickt, der sich bei dem Venetianischen Heere befand; der Abgesandte hatte den Auftrag, seiner Excellenz zu sagen, daß, so lange das Castell sich hielte, alle Abend drei Feuer auf dem Gipfel angezündet und drei Canonen-Schüsse drei Mal wiederholt werden sollten. Ich hatte den Befehl, die Feuer zu unterhalten und die Stücke loszubrennen. Unterdessen fuhren die Feinde fort, übel zu hausen, und ich richtete bei Tage mein Geschütz dahin, wo es ihnen den meisten Schaden that. Der Papst wollte mir deßhalb besonders wohl, weil er sah, daß ich mein Geschäft mit der größten Aufmerksamkeit betrieb; der Entsatz des Herzogs blieb außen und es ist hier der Platz nicht, die Ursachen aufzusuchen.

Indessen ich das teuflische Handwerk trieb, kamen einige Cardinäle, mich zu besuchen, am Meisten der Cardinal Ravenna und de Gaddi, denen ich öfters sagte, sie sollten nicht herauskommen, weil man ihre rothen Käppchen von Weitem sehe und man deßwegen von den benachbarten Gebäuden, z. B. von Torre de Nonni, und das größte Uebel zufügen könnte; am Ende ließ ich sie einsperren, welches sie mir äußerst übel nahmen.

Auch kam oft Herr Oratio Baglione zu mir, der mir sehr wohlwollte. Eines Tages sah er, indem wir sprachen, in einem Wirthshause vor dem Thor des Castell's einige Bewegungen. An diesem Gebäude war das Zeichen der Sonne zwischen zwei Fenstern mit rother Farbe angemalt; die Fenster waren zu und er glaubte, daß an der Wand hinter der Sonne eine Gesellschaft Soldaten bei Tische säße und schmauste. Deßwegen sagte er: „Benvenuto, wenn Du Lust hättest, einen Schuß auf diese Sonne zu richten, so würdest Du gewiß ein gutes Werk thun; denn es ist dort herum ein großer Lärm, es müssen Leute von Bedeutung sein." Ich antwortete darauf: Herr, es ist was Leichtes, den Schuß zu thun, aber die Mündung der Canone kommt nahe an den Korb mit Steinen, der auf der Mauer steht, und die Heftigkeit des Feuers und der Luft werden ihn hinunterwerfen. „Besinne Dich nicht lange," antwortete er sogleich; „und der Korb wird, wie er steht, nicht fallen, und fiel er auch und stünde der Papst drunten, so wäre das Uebel kleiner, als Du denkst. Schieße! Schieße!" Ich dachte nicht weiter nach und traf, wie ich versprochen hatte, in die Mitte der Sonne; aber auch der Korb fiel, wie ich gesagt hatte, und stürzte gerade zwischen den Cardinal Farnese und Herrn Jacob Salviati hinein und hätte sie erschlagen, wenn sie sich nicht eben glücklicher Weise gebückt hätten. Denn der Cardinal warf Herrn Jacob vor, er sei Schuld an der Verheerung Rom's; darüber schimpften sie einander Beide und waren im Zorn ein wenig auseinander getreten. Als nun unten im Hofe der große Lärm entstand, eilte Herr Oratio schnell hinab und ich schaute über die Mauer, wohin der Korb gefallen war, und hörte Einige sagen: „Man sollte die Canoniere gleich todt schlagen." Deßwegen richtete ich zwei Falconette gerade auf meine Treppe, fest entschlossen, den Ersten, der heraufkäme, mit meinem Feuer zu empfangen. Es kamen auch wirklich einige Diener des Cardinals Farnese und schienen Auftrag zu haben, mir etwas Unan-

gerechnet zu erzeigen. Deßwegen trat ich vor mit der Lunte in der Hand. Einige davon kannte ich und rief: bei'm Himmel! wenn Ihr Euch nicht gleich wegmacht und sich Einer unterſteht, diese Treppe heraufzukommen: hier habe ich zwei Falconette ganz bereit, mit diesen will ich Euch schlecht bewillkommen. Geht, sagt dem Cardinal, ich habe gethan, was meine Obern mir befohlen haben und was mir thun, geschieht zum Beſten der Pfaffen, nicht, um sie zu beleidigen.

Hierauf kam Orazio Vaglioni gleichfalls heraufgelaufen; ich traute nicht und rief ihm zu: er ſolle zurückbleiben, oder ich würde nach ihm ſchießen. Er hielt an, nicht ohne Furcht, und ſagte: „Benvenuto! ich bin Dein Freund.“ Ich verſetzte: wenn Ihr allein ſeid, ſo kommt nur dieß Mal, wenn Ihr wollt.

Dieſer Herr war ſehr ſtolz, beſann ſich einen Augenblick und ſagte mit Verdruß: „Ich hätte Luſt, nicht mehr zu Dir hinaufzukommen und gerade das Gegentheil zu thun von Dem, was ich für Dich im Sinne hatte.“ Ich ſagte: wie ich hierher geſetzt ſei, Andere zu vertheidigen, ſo würde ich auch im Nothfall mich ſelbſt zu ſchützen wiſſen. Darauf ſagte er: „Ich komme allein!“ und als er heraufſtieg, ſah ich, daß er ſich mehr als billig verfärbt hatte; deßwegen legte ich die Hand an den Degen und war auf meiner Huth. Darüber fing er an zu lachen; die Farbe kam in ſein Geſicht zurück und er ſagte mir auf die freundlichſte Weiſe von der Welt: „Mein Benvenuto, ich will Dir ſo wohl, als ich vermag; und wenn mit Gottes Willen die Zeit kommt, ſollſt Du es erfahren. Wollte Gott, Du hätteſt die beiden Schurken erſchlagen! Der Eine iſt Schuld an ſo großem Unheil, und von dem Andern iſt vielleicht noch etwas Schlimmeres zu erwarten.“ Alsdann erſuchte er mich, ich ſolle nicht ſagen, daß er im Augenblick, da der Korb hinabgeſtürzt, bei mir geweſen ſei, und übrigens ruhig bleiben. Der Lärm war groß und dauerte eine Weile fort.

Indeſſen that ich alle Tage etwas Bedeutendes mit meinen Stücken und erwarb die gute Meinung und Gnade des Papſtes. Er ſtand einſt auf der runden Baſtey und ſah auf den Wieſen einen Spaniſchen Hauptmann, den er an einigen Merkmalen für einen ehemaligen Diener erkannte und ſprach darüber mit ſeinen Begleitern. Ich war eben bei'm Engel und wußte Nichts davon; aber ich ſah einen Mann, der, mit einem Spieß in der Hand, an den Laufgräben arbeiten ließ und ganz roſenfarb gekleidet war. Ich überlegte, was ich ihm anhaben könnte, wählte ein Stück, lud es mit Sorgfalt und richtete es im Bogen auf den rothen Mann, der aus einer Spaniſchen Vermeſſenheit den Degen quer vor dem Leibe trug. Meine Kugel traf den Degen und man ſah den Mann in zwei Stücke getheilt niederfallen.

Der Papſt, der ſo Etwas nicht erwartete, theils weil er nicht glaubte, daß eine Kugel ſo weit reichen könne, theils weil es ihm unbegreiflich war, den Mann in zwei Stücke getheilt zu ſehen, ließ mich rufen und ich erzählte ihm umſtändlich, welche Sorgfalt ich bei'm Schießen gebraucht hatte; wie aber der Mann in zwei Theile getheilt worden, konnte ich ſo wenig als er erklären.

Ich kniete nieder und bat ihn, er möchte mir dieſen Todtſchlag und die übrigen, die ich von hier aus im Dienſte der Kirche begangen hatte, vergeben. Darauf erhob er die Hand und machte ein gewaltiges Kreuz über meine ganze Figur, ſegnete mich und verzieh mir alle Mordthaten, die ich jemals im Dienſte der apoſtoliſchen Kirche verübt hatte und noch verüben würde. Ich ging wieder hinauf, fuhr fort zu ſchießen und traf immer beſſer; aber mein Zeichnen, meine ſchönen Studien, meine angenehme Muſik gingen mir alle im Rauch fort und ich hätte wunderbare Sachen zu erzählen, wenn ich alle ſchönen Thaten aufzeichnen wollte, welche ich in dieſem grauſamen Höllenweſen verrichtet habe. Ich will nur noch gedenken, daß ich den Feind durch anhaltendes Feuer verhinderte, ſeine Abſendungen durch den Porton von St. Spirito zu führen, worauf er mit großer Unbequemlichkeit jedes Mal einen Umweg von drei Miglien machen mußte.

Einige Zeit vorher hatte Papſt Clemens, der die dreifachen Kronen und die ſämmtlichen ſchönen Juwelen der apoſtoliſchen Kammer retten wollte, mich kommen laſſen und ſchloß ſich mit mir und ſeinem Cavalier in ſein Zimmer ein. Dieſes Cavalierchen war ein Franzos und diente ſonſt im Stall des Herrn Philipp Strozzi; der Papſt hatte ihn aber wegen großer Dienſte ſehr reich gemacht und vertraute ihm, ob er gleich von der niedrigſten Herkunft war, wie ſich ſelbſt. Sie legten mir die Kronen und die ſämmtlichen Edelſteine vor und trugen mir auf, ſie aus ihrer goldenen Faſſung auszubrechen. Ich that es; dann wickelten wir jeden Edelſtein in ein Stückchen Papier und näheten ſie dem Papſt und dem Cavalier in die Falten der Kleider. Sie gaben mir darauf das Gold, das ungefähr zweihundert Pfund betrug, mit dem Auftrag, es auf's Heimlichſte zu ſchmelzen. Ich ging hinauf zum Engel, wo mein Zimmer war, das ich verſchließen konnte, und erbaute ſogleich einen Windofen, richtete unten einen ziemlich großen Aſchenherd ein; oben lag das Gold auf Kohlen und fiel, ſowie es ſchmolz, in den Herd herunter.

Indessen der Oheim schlummerte, paßte ich beständig auf, wie ich dem Feind einen Abbruch thun könnte, und richtete in den Laufgräben großen Schaden an. Gegen Abend kam Einer sehr schnell auf einem Maulthier geritten, der mit den Leuten in der Tranchee sprach; ich und die Meinigen schossen so gut, daß das Maulthier todt zur Erde fiel und der Reiter verwundet weggetragen wurde. Darauf entstand ein großer Tumult in den Laufgräben und ich feuerte noch einige Mal hin. Es war der Prinz von Oranien, den sie bald darauf in ein nahes Wirthshaus trugen und in Kurzem versammelte sich daselbst der ganze Adel des Kriegsheeres.

Kaum hatte der Papst die That vernommen, als er mich rufen ließ und sich näher erkundigte. Ich erzählte ihm den Fall und fügte hinzu, es müsse ein Mann von großer Bedeutung sein, weil sich in dem gedachten Wirthshaus Alles versammle. Der Papst, dem Dieß zu einem guten Gedanken Anlaß gab, ließ Herrn Santa Croce rufen und sagte, er solle uns andern Bombardiren befehlen, unser Geschütz auf gedachtes Haus zu richten und wir sollten auf das Zeichen eines Flintenschusses sämmtlich auf ein Mal losschießen, wodurch das Haus zusammenstürzen und die Häupter des feindlichen Heeres umkommen würden. Die Soldaten ohne Anführer würden sich alsdann zerstreuen und so würde Gott sein Gebet erhören, das er so eifrig thue, ihn von diesen Räubern zu befreien. Wir richteten unser Geschütz nach dem Befehl des Herrn Santa Croce und erwarteten das Zeichen.

Dieses vernahm der Cardinal Orsino und fing an, sich mit dem Papste zu streiten. Man solle, sagte er, einen solchen Schlag nicht so leichtsinnig thun; sie wären eben im Begriff, eine Capitulation zu schließen und die Truppen, wenn sie keine Anführer hätten, würden erst recht unbändig werden und das Castell stürmen, darüber denn Alles zu Grunde gehen müßte. Der arme Papst, in Verzweiflung, sich von innen und außen verrathen zu sehen, widerrief seinen Befehl; ich aber konnte mich nicht halten, gab Feuer und traf einen Pfeiler des Hofes, an den sich viele Personen lehnten. Ich muß ihnen dadurch viel Schaden zugefügt haben; denn sie verließen das Haus. Der Cardinal Orsino schwur, daß er mich wollte hängen oder auf irgend eine Weise umbringen lassen, aber der Papst vertheidigte mich sehr lebhaft.

Sobald das Gold geschmolzen war, trug ich es zum Papste; er dankte mir auf's Beste und befahl dem Cavalier, daß er mir fünfundzwanzig Scudi geben solle, entschuldigte sich zugleich, daß er gegenwärtig nicht mehr entbehren könne.

Achtes Capitel.

Wenig Tage darauf kam die Capitulation zu Stande und ich machte mich mit Herrn Orazio Baglioni auf den Weg nach Perugia, wo mir derselbe die Compagnie übergeben wollte. Ich mochte sie aber damals nicht annehmen, sondern verlangte, meinen Vater zu besuchen und meine Verbannung von Florenz abzukaufen. Herr Orazio, der eben in florentinische Dienste getreten war, empfahl mich Einem ihrer Abgeordneten als Einen von den Seinigen, und so eilte ich mit einigen andern Gesellen in die Stadt. Die Pest wüthete gewaltsam in derselben und meine Ankunft machte dem alten Vater große Freude; er glaubte, ich sei bei der Verheerung Rom's umgekommen, oder würde doch wenigstens nackt zu ihm zurückkehren. Schnell erzählte ich ihm die Teufeleien von der Verheerung und Plünderung und steckte ihm eine Anzahl Scudi in die Hand, die ich auch auf gut soldatisch gewonnen hatte, und nachdem wir uns genug geliebkos't, gingen wir zu den Achten, um den Bann abzukaufen. Es war derselbige Mann noch darunter, der mich ehemals verdammt und meinem Vater die harten Worte gesagt hatte. Mein Alter ließ nicht undeutlich merken, daß die Sache jetzt ganz anders stehe und bezog sich auf die Protection des Herrn Orazio mit nicht geringer Zufriedenheit. Ich ließ mich dadurch verleiten, ihm zu erzählen, daß Herr Orazio mich zum Hauptmann erwählt habe und daß ich nun daran denken müsse, die Compagnie zu übernehmen. Mein Vater, über diese Eröffnung bestürzt, bat mich um Gotteswillen, von diesem Vorsatz abzulassen; er wisse zwar, daß ich hierzu wie zu größern Dingen geschickt sei; sein anderer Sohn, mein Bruder, sei aber schon ein so braver Soldat, und ich möchte doch die schöne Kunst, die ich so viele Jahre getrieben, nicht auf ein Mal hintansetzen. Er traute mir nicht, ob ich gleich versprach, ihm zu gehorchen; denn als ein kluger Mann sah er wohl ein, daß, wenn Herr Orazio käme, ich, sowohl um mein Versprechen zu erfüllen, als auch aus eigener Neigung, mich in den Krieg begeben würde, und so suchte er mich auf eine gute Art von Florenz zu entfernen. Er gab mir bei der entsetzlichen Pest seine Angst zu bedenken; er fürchte immer, mich angesteckt nach Hause kommen zu sehen; er erinnerte sich einiger vergnügter Jugendjahre in Mantua und der guten Aufnahme, die er daselbst gefunden; er beschwur mich, je eher je lieber dorthin zu gehen und der ansteckenden Seuche auszuweichen. Ich war niemals in Mantua gewesen und wollte überhaupt gern die Welt sehen; daher entschloß ich mich, zu reisen, ließ den größten Theil meines Geldes dem Vater und empfahl ihn der

Marthe.

Komm du nur oft zu mir herüber,
Und leg' den Schmuck hier heimlich an;
Spatzier' ein Stündchen lang dem Spiegelglas vorüber,
Wir haben unſer Freude dran;
Und dann gibt's einen Anlaß, gibt's ein Feſt,
Wo man's ſo nach und nach den Leuten ſehen läßt,
Ein Kettchen erſt, die Perle dann in's Ohr;
Die Mutter ſieht's wohl nicht, man macht ihr auch 'was vor.

Margarethe.

Wer konnte nur die beyden Käſtchen bringen?
Es geht nicht zu mit rechten Dingen!

Es klopft.

Margarethe.

Ach Gott! mag das meine Mutter ſeyn?

Marthe durch's Verhängel guckend.

Es iſt ein fremder Herr — Herein!

Sorge einer Schweſter, die Cola hieß und die, da ſie ſich zum ehelichen Stand nicht entſchließen konnte, als Nonne in das Kloſter St. Ursula gegangen war; ſie ſorgte dabei für den alten Vater und nahm ſich einer jüngern Schweſter an, die an einen Bildhauer verheirathet war. So empfing ich meines Vaters Segen und machte auf einem guten Pferde den Weg nach Mantua.

Ich hätte viel zu erzählen, wenn ich beſchreiben wollte, wie es mir unterwegs gegangen iſt; denn die Welt war voll Peſt und Krieg, ſo daß ich dieſe kleine Reiſe nur mit vieler Schwierigkeit zurücklegte.

Sobald ich anlangte, ſah ich mich nach Arbeit um und ward von Meiſter Nicolaus von Mailand, dem Goldſchmiede des Herzogs, aufgenommen. Einige Tage hernach ging ich, den trefflichen Julius Romano zu beſuchen, den ich von Rom aus kannte, der mich auf das freundſchaftlichſte empfing und übel nahm, daß ich nicht bei ihm abgeſtiegen war. Er lebte als ein großer Herr und baute für den Herzog außen vor der Stadt ein herrliches Werk, das man noch immer bewundert.

Julius ſäumte nicht, mit dem Herzog von mir auf's Ehrenvollſte zu ſprechen, der mir auftrug, ein Modell zu machen zu einem Käſtchen, um das Blut Chriſti darin aufzunehmen, von welchem ſie ſagen, daß Longin es nach Mantua gebracht habe. Darauf wendete er ſich zu Herrn Julius und ſagte: er möchte mir eine Zeichnung gedachter Arbeit machen. Herr Julius aber antwortete: „Benvenuto iſt ein Mann, der keine fremden Zeichnungen bedarf und Sie werden es, gnädiger Herr, ſelbſt geſtehen, ſobald Sie ſein Modell ſehen werden.“ Ich machte alſo zuerſt eine Zeichnung zum Reliquien-Käſtchen, in welches man die Ampulle bequem ſetzen konnte; dann machte ich ein Modellchen von Wachs für eine Figur oben darauf; ſie ſtellte einen ſegnenden Chriſtus vor, der in der linken, erhöhten Hand ein Kreuz hielt, woran er ſich lehnte; mit der rechten ſchien er die Wunde der Bruſt zu eröffnen. Dieſes Modell gefiel dem Herzog außerordentlich; er bezeigte mir darüber die größte Gunſt und gab mir zu verſtehen, daß er mich in ſeinem Dienſte zu behalten wünſche.

Indeſſen hatte ich ſeinem Bruder, dem Cardinal, meine Aufwartung gemacht; Dieſer erbat ſich von dem Herzog, daß ich ihm ſein großes Siegel machen dürfte, welches ich auch anfing. Unter der Arbeit überfiel mich das viertägige Fieber und der Paroxysmus machte mich jedesmal raſend: da verfluchte ich Mantua und ſeinen Herrn und Jeden, der daſelbſt zu verweilen Luſt habe. Dieſe Worte wurden dem Herzog durch einen Goldſchmied hinterbracht, der uns gram war, daß der Fürſt ſich meiner bediente; und über dieſe meine kranken Worte zürnte der Herr mit mir. Ich war dagegen auf ſeine Aeußerung verdrießlich und wir hegten alle Beide einen Groll gegen einander. In vier Monaten hatte ich mein Siegel geendigt ſowie andere kleine Arbeiten für den Herzog, unter dem Namen des Cardinal's. Dieſer bezahlte mich reichlich, bat mich aber, daß ich nach Rom, in jenes herrliche Vaterland zurückkehren möchte, wo wir uns erſt gekannt hatten.

Mit einer guten Summe Geldes reiſte ich von Mantua und kam nach Governo, wo der tapfere Herr Johann von Medicis umgekommen war. Hier ergriff mich ein kleiner Fieberanfall, der aber meine Reiſe nicht verhinderte; denn die Krankheit blieb an dem Ort und war mir nicht wieder beſchwerlich.

In Florenz eilte ich ſogleich nach meines Vaters Haus und klopfte ſtark an; da guckte ein tolles, buckliches Weib aus dem Fenſter, hieß mich mit vielen Scheltworten fortgehen und betheuerte, daß ich angeſteckt ſei. Ich ſagte darauf: Verruchter Buckel! iſt Niemand anders im Hauſe als Du, ſo ſoll's dein Unglück ſein. Laß mich nicht länger warten! rief ich mit lauter Stimme. Ueber dieſen Lärm kam eine Nachbarinn heraus, die mir ſagte, mein Vater und Alle vom Hauſe ſeien geſtorben; meine jüngere Schweſter Liberata, die auch ihren Mann verloren habe, ſei nur noch allein übrig und ſei von einer frommen Dame aufgenommen worden. Ich hatte ſchon ſo Etwas vermuthet und erſchrack deſtwegen weniger.

Unterwegs nach dem Wirthshauſe fand ich zufälliger Weiſe einen Freund, an deſſen Hauſe ich abſtieg. Wir gingen ſodann auf den Markt, wo ich erfuhr, daß mein Bruder noch lebte und ſich bei einem Bekannten aufhielt. Wir ſuchten ihn ſogleich und hatten Beide unendliche Freude, uns wieder zu ſehen; denn Jedem war die Nachricht von des Andern Tod zugekommen. Alsdann lachte er, nahm mich bei der Hand und ſagte: „Komm'! Ich führe Dich an einen Ort, den Du nicht vermuthеſt; ich habe Schweſter Liberate'n wieder verheirathet; ſie hält Dich auch für todt. Unterwegs erzählten wir einander die luſtigſten Geſchichten, die uns begegnet waren; und als wir zu meiner Schweſter kamen, war ſie über die unerwartete Neuigkeit dergeſtalt außer ſich, daß ſie mir ohnmächtig in die Arme fiel. Niemand ſprach ein Wort und der Mann, der nicht wußte, daß ich ihr Bruder war, verſtummte gleichfalls. Mein Bruder erklärte das Räthſel; man kam der Schweſter zu Hülfe, die ſich bald wieder erholte; und nachdem ſie den Vater, die Schweſter, den Mann und einen Sohn ein wenig beweint hatte, machte ſie das Abendeſſen

gemacht. Wir feierten auf das Anmuthigſte ihre Hochzeit und ſprachen nicht mehr von Todten, ſondern waren luſtig und froh, wie es ſich bei einem ſolchen Feſte geziemet.

Bruder und Schweſter baten mich gar ſehr, in Florenz zu bleiben und mich von meiner Luſt, nach Rom zu gehen, nicht hinreißen zu laſſen. Auch mein alter Freund, Peter Landi, der mir in meinen Verlegenheiten ſo treulich beigeſtanden hatte, rieth mir, in meiner Vaterſtadt zu verweilen, um zu ſehen, wie die Sachen abliefen; denn man hatte die Mediciś wieder verjagt und zwar Herrn Hippolyt, der nachher Cardinal und Herrn Alexander'n, der Herzog ward. Ich fing an, auf dem neuen Markt zu arbeiten, faßte viel Juwelen und gewann ein anſehnliches Geld.

Zu der Zeit war ein Sauſer, Mazetti genannt, aus der Türkei, wo er ſich lange aufgehalten hatte, nach Florenz gekommen. Er beſtellte bei mir eine goldene Medaille, am Hute zu tragen. Er war ein Mann von lebhaftem Geiſt und verlangte, ich ſollte ihm einen Hercules machen, der dem Löwen den Rachen aufreißt. Ich ſchritt zum Werke und Michel Agnolo Buonarotti kam, meine Arbeit zu ſehen, und theils weil ich mir alle Mühe gegeben hatte, die Stellung der Figur und die Bravour des Löwen auf eine ganz andere Weiſe als meine Vorgänger abzubilden, theils auch, weil die Art zu arbeiten dem göttlichen Michel Agnolo gänzlich unbekannt war, rühmte er mein Werk auf's Höchſte, ſo daß bei mir das Verlangen, etwas Wichtiges zu machen, auf das Aeußerſte vermehrt wurde. Darüber ward mir das Juwelenfaſſen verleidet, ſoviel Geld es auch einbrog.

Nach meinem Wunſche beſtellte bei mir ein junger Mann, Namens Friedrich Sinori, gleichfalls eine Medaille; er war von erhabenem Geiſte, war viele Jahre in Neapel geweſen und hatte ſich daſelbſt, als ein Mann von ſchöner Geſtalt und Gegenwart, in eine Prinzeſſinn verliebt. Er wollte den Atlas mit der Himmelskugel auf dem Rücken vorgeſtellt haben und bat den göttlichſten Michel Agnolo, ihm eine kleine Zeichnung zu machen. Dieſer ſagte: „Gehet zu einem gewiſſen jungen Goldſchmied, der Benvenuto heißt, der Euch gut bedienen wird und einer Zeichnung nicht bedarf; damit Ihr aber nicht denkt, daß ich in einer ſolchen Kleinigkeit ungefällig ſein könne, will ich Euch eine Zeichnung machen; Benvenuto mag indeſſen ein Modell boſſiren und das Beſte kann man alsdann in's Werk ſetzen."

Friedrich Sinori kam zu mir und ſagte mir ſeinen Willen, zugleich auch, wie ſehr Michel Agnolo mich gelobt hatte. Da ich nun vernahm, daß ich ein Wachs-Modell machen ſollte, indeſſen der treffliche Mann zeichnete, gab mir das einen ſolchen Trieb, daß ich mit der größten Sorgfalt mich an die Arbeit machte. Da ſie gerathen war, brachte mir ein genauer Freund des Michel Agnolo, der Maler Pagiardini, die Zeichnung des Atlas; alsdann wies ich ihm und Juliano mein Modell, das ganz verſchieden von der Zeichnung des großen Mannes war und Beide beſchloſſen, daß das Werk nach meinem Modell gemacht werden ſollte. So fing ich es an, Michel Agnolo ſah es und ertheilte mir und meinem Werk das größte Lob. Die Figur war aus Goldblech getrieben und hatte den Himmel als eine Cryſtall-Kugel auf dem Rücken, auf welche der Thierkreis eingeſchnitten war. Beides hatte einen Grund von Lapis Lazuli und nahm ſich äußerſt reizend aus. Unten ſtanden die Worte: Summum tulisse juvat. Sinori war ſehr zufrieden, bezahlte mich auf's Freigebigſte und machte mir die Bekanntſchaft von Herrn Ludwig Alamanni, der ſich eben in Florenz aufhielt, brachte ihn oft in mein Haus und war Urſache, daß ich mir dieſes trefflichen Mannes Freundſchaft erwarb.

Indeſſen hatte der Papſt Clemens der Stadt Florenz den Krieg angekündigt. Man bereitete ſich zur Vertheidigung und in jedem Quartier richtete man die Bürger-Miliz ein. Ich equipirte mich reichlich und ging mit den größten Florentiniſchen von Adel um, die ſich ſehr bereit und einig zur Vertheidigung der Stadt zeigten. Nun fanden ſich die jungen Leute mehr als gewöhnlich zuſammen und man ſprach von Nichts als von dieſen Anſtalten. Einmal, um die Mittagsſtunde, ſtand eine Menge Menſchen, worunter ſich die erſten jungen Edelleute befanden, um meine Werkſtatt, als ich einen Brief von Rom bekam. Es ſchrieb mir ihn ein Mann, der Meiſter Jacob von Kahn genannt wurde, weil er zwiſchen Ponte Sisto und Sanct Angelo die Leute überſetzte. Dieſer Meiſter Jacob war ein ſehr geſchickter Mann und führte die gefälligſten und geiſtreichſten Reden. Er war ehemals in Florenz ein Verleger bei'm Tuchmacherhandwerk geweſen; Papſt Clemens war ihm ſehr günſtig und hörte ihn gerne reden. Als er ſich eines Tages mit ihm unterhielt, kamen ſie auch auf die Belagerung der Engelsburg zu ſprechen; der Papſt ſagte viel Gutes von mir und fügte hinzu: wenn er wüßte, wo ich wäre, möchte er mich wohl wieder haben. Meiſter Jacob ſagte: ich ſei in Florenz. Der Papſt trug ihm auf, mich einzuladen und nun ſchrieb er mir: ich ſollte wieder Dienſte bei'm Papſt nehmen; es würde mein Glück ſein.

Die jungen Leute wollten wiſſen, was der Brief enthalte; ich aber verbarg ihn, ſo gut ich konnte, ſchrieb an Meiſter Jacob und bat ihn, er möchte mir weder im Böſen noch im

Autor schreiben und mich mit seinen Briefen verschonen. Darauf ward seine Begierde nur noch größer und er schrieb mir einen anderen Brief, der so ganz und gar das Maß überschritt, daß es mir übel bekommen wäre, wenn ihn Jemand gesehen hätte. Es ward mir darin im Namen des Papstes gesagt: daß ich sogleich kommen solle! Meister Jacob meinte dabei: ich thäte wohl, wenn ich Alles stehen und liegen ließe und mich nicht mit den rasenden Narren gegen den Papst auflehnte.

Der Anblick dieses Briefes erregte in mir eine solche Furcht, daß ich schnell meinen lieben Freund Landi aufzusuchen eilte. Er sah mich mit Verwunderung an und fragte, was ich habe, da ich ihm so sehr in Bewegung schien. Ich sagte, daß ich ihm mein Anliegen nicht eröffnen könne; ich bat ihn nur, die Schlüssel zu nehmen, die ich ihm überreichte und daß er Edelsteine und Gold Diesem und Jenem, den er auf meinem Buch würde geschrieben finden, zurückgeben sollte. Dann möchte er meine Sachen zu sich nehmen und sie nach seiner gewöhnlichen liebevollen Art verwahren; in wenig Tagen wollte ich ihm melden, wo ich mich befände.

Vielleicht stellte er sich selbst die Sache ungefähr vor und sagte: Lieber Bruder! eile nur jetzt, kann schreibe mir; und wegen Deiner Sachen sei völlig unbesorgt. So that ich denn auch und hatte Recht, mich ihm zu vertrauen; denn er war der treueste, weiseste, redlichste, verschwiegenste, liebevollste Freund, den ich jemals gehabt habe.

Neuntes Capitel.

Von Rom aus gab ich ihm sogleich Nachricht. Ich hatte daselbst einen Theil meiner alten Freunde gefunden, von denen ich auf's Beste aufgenommen ward. Ein alter Goldschmied, Raphael del Moro genannt, berühmt in seiner Kunst und übrigens ein braver Mann, lud mich ein, in seiner Werkstatt zu arbeiten und ihm an einigen wichtigen Werken zu helfen, wozu ich mich gern entschloß und einen guten Verdienst fand.

Schon über zehn Tage war ich in Rom und hatte mich noch nicht bei Meister Jacob sehen lassen; er begegnete mir von ungefähr, empfing mich sehr gut und fragte, wie lange ich in Rom sei. Als ich ihm sagte: ungefähr vierzehn Tage, nahm er es sehr übel und sagte mir: es schien, daß ich mir aus einem Papste wenig mache, der mir schon drei Mal habe angelegentlich schreiben lassen. Eben diese verwünschten Briefe hatten mich in Verdruß und Verlegenheit gesetzt; ich war böse darüber und gab ihm keine Antwort. Dieser Mann war unerschöpflich in Worten, es strömte nur so aus dem Munde; ich wartete daher, bis er müde war und sagte dann ganz kurz: er möchte mich nur gelegentlich zum Papste führen. Darauf antwortete er: es sei immer Zeit und ich versicherte ihn, daß ich immer bereit sei. So gingen wir nach dem Palaste, (es war am grünen Donnerstage) und wir wurden in die Zimmer des Papstes, er als bekannt und ich als erwartet, sogleich eingelassen.

Der Papst, nicht ganz wohl, lag im Bette; Herr Jacob Salviati und der Erzbischof von Capua waren bei ihm. Er freute sich außerordentlich, mich wieder zu sehen; ich küßte ihm die Füße und so bescheiden als möglich trat ich Etwas näher und gab ihm zu verstehen, daß ich Etwas von Wichtigkeit ihm zu eröffnen hätte. Er winkte mit der Hand und die beiden Herren traten weit hinweg. Sogleich fing ich an: Heiligster Vater! Seit der Plünderung habe ich weder beichten noch communiciren können; denn man will mir die Absolution nicht ertheilen. Der Fall ist der: Als ich das Gold schmolz und die Mühe übernahm, die Edelsteine auszubrechen, befahl Euere Heiligkeit dem Cavalier, daß er mir etwas Weniges für meine Mühe reichen solle; ich erhielt aber Nichts von ihm, vielmehr hat er mir unfreundliche Worte gegeben. Ich ging hinauf, wo ich das Gold geschmolzen hatte, durchsuchte die Asche und fand ungefähr anderthalb Pfund Gold in Körnern so groß wie Hirsen. Nun hatte ich nicht soviel Geld, um mit Ehren nach Hause zu kommen; ich dachte, mich dieses Goldes zu bedienen und den Werth zurückzugeben, sobald ich im Stande wäre. Nun bin ich hier zu den Füßen Euerer Heiligkeit, des wahren Beichtigers; ertheilen Sie mir die Gnade, mich freizusprechen, damit ich beichten und communiciren könne und durch die Gnade Euerer Heiligkeit, auch die Gnade Gottes wieder erlangen möge.

Darauf versetzte der Papst mit einem tiefen Seufzer, vielleicht, daß er dabei seiner vergangenen Noth gedachte: „Benvenuto! Ich bin gewiß, daß Du die Wahrheit redest; ich kann Dich von Allem, was Du irgend begangen hast, freisprechen und ich will es auch; deswegen bekenne mir, frei und offenherzig, Alles, was Du auf dem Herzen hast; und wenn es den Werth einer meiner Kronen ausmachte, so bin ich ganz bereit, Dir zu verzeihen."

Darauf antwortete ich: Mehr betrug es nicht, als was ich gesagt habe; denn es war nicht gar der Werth von hundertundfünfzig Ducaten; soviel zahlte man mir in der Münze von Perugia dafür und ich ging damit meinen armen Vater zu trösten.

Der Papst antwortete: „Dein Vater war

ein geſchickter, guter und braver Mann und Du wirſt auch nicht anſtehen; es thut mir leid, daß es nicht mehr war; aber Das, was Du angiebſt, ſtreiche ich Dir und entrichte Dir. Sage Das Deinem Beichtvater; und wenn er Bedenken hat, ſo ſoll er ſich an mich ſelbſt wenden. Haſt Du gebeichtet und communicirt, ſo laß Dich wieder ſehen; es ſoll Dein Schade nicht ſein.

Da ich mich vom Papſte zurückzog, traten Meiſter Jacob und der Erzbiſchof von Capua herbei. Der Papſt ſagte ſehr viel Gutes von mir und erzählte, daß er mich Beichte gehört und losgeſprochen habe; dann ſagte er dem Erzbiſchof: er ſolle nach mir ſchicken und hören, ob ich ſonſt noch Etwas auf dem Herzen habe, auch mich in Allem abſolviren, wozu er ihm vollkommene Gewalt gebe und ſolle mir überhaupt ſo freundlich ſein als möglich.

Indem wir weggingen, fragte mich Meiſter Jacob ſehr neugierig: was für Geheimniſſe und für lange Unterhaltung ich mit dem Papſt gehabt hätte, worauf ich ihm antwortete, daß ich es weder ſagen wollte noch könnte und daß er mich nicht weiter fragen ſollte.

Ich that Alles, was mir der Papſt befohlen hatte und als die beiden Feſttage vorbei waren, ging ich, ihn zu beſuchen. Er war noch freundlicher als das erſte Mal und ſagte: „Wenn Du ein wenig früher nach Rom gekommen wäreſt, ſo ließ ich Dich die zwei Kronen machen, die wir im Caſtell aufgebrochen haben; aber außer der Faſſung der Juwelen gehört wenig Geſchicklichkeit dazu, und ich will Dich zu einer andern Arbeit brauchen, wo Du zeigen kannſt, was Du verſtehſt. Es iſt der Kopf von dem Pluvial, der in Geſtalt eines mäßigen Tellers von einer halben, auch einer Drittelelle im Durchſchnitt gemacht wird; darauf will ich einen Gott Vater in halb erhabener Arbeit ſehen und in der Mitte des Werks ſoll ein ſchöner Diamant mit vielen andern koſtbaren Edelſteinen angebracht werden. Caradoſſo hat ſchon einen angefangen und wird niemals fertig; den Deinigen muß Du bald enden; denn ich will auch noch einige Freude daran haben. So gehe nun und mache ein ſchönes Modell!“ Er ließ mir darauf die Juwelen zeigen und ich ging ganz vergnügt hinweg.

Indeſſen, daß Florenz belagert ward, ſtarb Friedrich Ginori, dem ich die Medaille des Atlas gemacht hatte, an der Schwindſucht und das Werk kam in die Hände des Herrn Ludwig Alamanni, der kurze Zeit darauf nach Frankreich ging und dasſelbe, mit einigen ſeiner Schriften, dem Könige Franz, dem Erſten, verehrte. Die Medaille gefiel dem König außerordentlich und der treffliche Herr Alamanni ſprach mit Seiner Majeſtät ſo günſtig von mir, daß der König den Wunſch bezeigte, mich kennen zu lernen.

Indeſſen arbeitete ich mit größter Sorgfalt an dem Modell, das ich ſo groß machte, wie das Werk ſelbſt werden ſollte. Nun rüſteten ſich bei dieſer Gelegenheit Viele unter den Goldſchmieden, die ſich für geſchickt hielten, ein ſolches Werk zu unternehmen. Es war auch ein gewiſſer Michelotto nach Rom gekommen, ſehr geſchickt im Steinſchneiden und Goldarbeiten; er war ein alter Mann, hatte großen Ruf und war der Mittelsmann bei der Arbeit der zwei päpſtlichen Kronen geworden. Als ich nun gedachtes Modell verfertigte, wunderte er ſich ſehr, daß ich ihn darum nicht begrüßte, da er doch die Sache verſtand und bei dem Papſt viel zu gelten ſich bewußt war. Zuletzt, da er ſah, daß ich nicht zu ihm kam, beſuchte er mich und fragte, was ich mache. — Was mir der Papſt befohlen hat, antwortete ich. Nun verſetzte er: „Der Papſt hat mir befohlen, Alles anzuſehen, was für Seine Heiligkeit gemacht wird.“ Dagegen ſagte ich, ich würde den Papſt darüber fragen und von ihm ſelbſt erfahren, wem ich Red' und Antwort zu geben hätte. Er ſagte, es werde mich reuen, ging ergrimmt weg und berief die ganze Gilde zuſammen. Sie wurden Eins, daß er die Sache einleiten ſolle. Darauf ließ er, als ein kluger Mann, von geſchickten Zeichnern über dreißig Zeichnungen machen, alle denſelben Gegenſtand, jedes Mal mit Veränderungen, darſtellend.

Weil er nun von ſeiner Seite das Ohr des Papſtes hatte, verband er ſich noch mit einem Andern, der Pompeo hieß, einem Verwandten des Herrn Trajano, des erſten und ſehr begünſtigten Kämmerers des Papſtes. Beide fingen an, mit dem Papſt zu ſprechen. Sie hätten, ſagten ſie, mein Modell geſehen; aber es ſchien ihnen nicht, daß ich zu ſo einer wichtigen Unternehmung der Mann ſei. Darauf antwortete der Papſt: er wolle es auch ſehen; und wenn ich nicht fähig ſei, wolle er ſich nach einem Beſſern umthun. Sie ſagten: daß ſie ſchöne Zeichnungen von demſelbigen Gegenſtande beſäßen. Der Papſt ſagte darauf: Das wäre ihm ſehr lieb; nur möchten ſie warten, bis mein Modell geendigt wäre; dann wolle er Alles zuſammen anſehen.

Nach einigen Tagen hatte ich mein Modell fertig und trug es eines Morgens zum Papſt hinauf; Trajano ließ mich warten und ſchickte ſchnell nach Michelotto und Pompeo mit der Anweiſung, ſie ſollten ihre Zeichnungen bringen. Sie kamen und wir wurden zuſammen hineingelaſſen. Sogleich legten Beide dem Papſt die Zeichnungen ſehr emſig vor; aber die Zeichner, die nicht zugleich Goldſchmiede waren, hatten

die Juwelen nicht geſchickt angebracht und die Goldſchmiede hatten ihnen darüber keine Verordnung gegeben. Denn Das iſt eben die Urſache, warum ein Goldſchmied ſelbſt muß zeichnen können, um, wenn Juwelen mit Figuren zu verbinden ſind, es mit Verſtand zu machen. Alle dieſe Zeichner hatten den großen Diamanten auf der Bruſt Gott Vaters angebracht. Dem Papſte, der einen ſehr guten Geſchmack hatte, konnte Das keineswegs gefallen; und da er ungefähr zehn Zeichnungen geſehen hatte, warf er die übrigen auf die Erde und ſagte zu mir, der ich an der Seite ſtand: „Zeig' einmal Dein Modell her, Benvenuto, damit ich ſehe, ob Du auch in demſelbigen Irrthum biſt, wie Dieſe.

Als ich herbeitrat und meine runde Schachtel öffnete, ſchien es, als wenn eigentlich dem Papſte Etwas in die Augen glänzte, darauf er mit lebhafter Stimme ſagte: „Wenn Du mir im Leibe geſteckt hätteſt, ſo hätteſt Du es nicht anders machen können, als ich ſehe; Jene haben ſich gar nicht in die Sache finden können. Es traten viele große Herren herbei und der Papſt zeigte den Unterſchied zwiſchen meinem Modell und ihren Zeichnungen. Als er mich genug gelobt und die Andern beſchämt hatte, wendete er ſich zu mir und ſagte: „Es iſt denn doch dabei noch eine Schwierigkeit zu bedenken; das Modell iſt leicht zu arbeiten, aber das Werk von Gold zu machen, Das iſt die Kunſt.“ Darauf antwortete ich keck: Heiliger Vater! Wenn ich es nicht zehn Mal beſſer als mein Modell mache, ſo ſollt Ihr mir Nichts dafür bezahlen. Darüber entſtand eine große Bewegung unter den Herren und ſie behaupteten, daß ich zu viel verſpräche. Unter ihnen aber war ein großer Philoſoph, der zu meinen Gunſten ſprach und ſagte: „Wie ich an dieſem jungen Mann eine gute Symmetrie ſeines Körpers und ſeiner Phyſiognomie wahrnehme, ſo verſpreche ich mir viel von ihm.“ Ich glaube es auch, ſagte der Papſt. Darauf rief er den Kämmerer Trajano und ſagte, er ſollte fünfhundert Gold-Ducaten bringen.

Indeſſen, als man das Geld erwartete, beſah der Papſt nochmals, mit mehr Gelaſſenheit, wie glücklich Gott Vater mit dem Diamanten zuſammengeſtellt war. Den Diamanten hatte ich gerade in die Mitte des Werks angebracht und darüber ſaß die Figur, mit einer leichten Bewegung, wodurch der Edelſtein nicht bedeckt wurde, vielmehr eine angenehme Uebereinſtimmung ſich zeigte. Die Geſtalt hob die rechte Hand auf, um den Segen zu ertheilen. Unter den Diamanten hatte ich drei Knaben angebracht, die mit aufgehobenen Händen den Stein unterſtützten; der mittelſte war ganz und die beiden andern nur halb erhoben: um ſie her war eine Menge anderer Knaben, mit ſchönen Ebelſteinen in ein Verhältniß gebracht; Alles das hatte Gott Vater einen Mantel, welchen Flug und aus welchem viele Kinder hervorkamen; daneben andere Zierathen, die dem Ganzen ein ſehr ſchönes Anſehen gaben. Die Arbeit war aus einer weißen Maſſe auf einem ſchwarzen Steine gearbeitet. Als das Gold kam, überreichte es mir der Papſt mit eigener Hand und erſuchte mich, ich ſollte nach ſeinem Geſchmack und ſeinem Willen arbeiten; Das werde mein Vortheil ſein.

Ich trug das Geld und das Modell weg und konnte nicht ruhen, bis ich an die Arbeit kam. Ich blieb mit großer Sorgfalt darüber, als mir nach acht Tagen der Papſt durch einen ſeiner Kämmerer, einen Bologneſiſchen Edelmann, ſagen ließ: ich möchte zu ihm kommen und meine Arbeit, ſo weit ſie wäre, mitbringen. Indeſſen wir auf dem Wege waren, ſagte mir dieſer Kämmerer, der die gefälligſte Perſon am ganzen Hofe war, daß der Papſt nicht ſowohl meine Arbeit ſehen, als mir ein anderes Werk von der größten Bedeutung übergeben wolle, nämlich die Stempel zu den Münzen, die in Rom geprägt werden ſollten; ich möchte mich bereiten, Seiner Heiligkeit zu antworten; deßwegen habe er mich davon unterrichtet.

Ich kam zum Papſt und zeigte ihm das Goldblech, worauf ſchon Gott Vater im Umriß eingegraben war, welche Figur, auch nur ſo angelegt, ſchon mehr bedeuten wollte als das Wachs-Modell, ſo daß der Papſt erſtaunt ausrief: „Von jetzt an will ich Dir Alles glauben, was Du ſagſt und ich will Dir hierzu noch einen andern Auftrag geben, der mir ſo lieb iſt wie dieſer und lieber; das wäre, wenn Du die Stempel zu meinen Münzen übernehmen wollteſt. Haſt Du jemals Dergleichen gemacht, oder haſt Du Luſt, ſo Etwas zu machen?“

Ich ſagte, daß es mir dazu an Muth nicht fehle, daß ich auch geſehen habe, wie man ſie arbeite, daß ich aber ſelbſt noch keine gemacht habe. Bei dieſem Geſpräch war ein gewiſſer Gierauni da Prato gegenwärtig, der Secretär bei Ihrer Heiligkeit und ein großer Freund meiner Feinde war. Er ſagte: „Heiligſter Vater! Bei der Gunſt, die Ihro Heiligkeit dieſem jungen Mann zeigen, wird er, der von Natur kühn genug iſt, alles Mögliche verſprechen. Ich ſorge, daß der erſte wichtige Auftrag, den ihm Ihro Heiligkeit gegeben, durch den zweiten, der nicht geringer iſt, leiden werde.“

Der Papſt kehrte ſich erzürnt zu ihm und ſagte: er ſolle ſich um ſein Amt bekümmern, und zu mir ſprach er: ich ſollte zu einer goldenen Doppie das Modell machen; darauf wolle er

einem nackten Christus mit gebundenen Händen sehen, mit der Umschrift: Ecce homo. Auf der Rückseite sollte ein Papst und ein Kaiser eingebildet sein, die ein Kreuz, das oben spitzen soll, aufrichten, mit der Unterschrift: Unus spiritus et una fides erat in eis.

Als mir der Papst diese schöne Münze aufgetragen hatte, kam Bandinello, der Bildhauer, hinein (er war damals noch nicht zum Cavalier gemacht) und sagte mit seiner gewohnten, anmaßlichen Unwissenheit: „Diesen Goldschmieden muß man zu solchen schönen Arbeiten die Zeichnungen machen.“ Ich kehrte mich schnell zu ihm und sagte: ich brauche zu meiner Kunst seine Zeichnungen nicht; ich hoffe aber mit meiner Arbeit und meinen Zeichnungen ihm künftig im Wege zu sein. Der Papst, dem diese Worte sehr zu gefallen schienen, wendete sich zu mir und sagte: „Gehe nur, Benvenuto; diene mir eifrig und laß die Narren reden.“ So ging ich geschwind weg und schnitt zwei Formen mit der größten Sorgfalt, prägte sogleich eine Münze in Gold aus und eines Tages (es war an einem Sonntag nach Tische) trug ich die Münze und die Stempel zum Papste. Da er sie sah, war er erstaunt und zufrieden, sowohl über die Arbeit, die ihm außerordentlich gefiel, als über die Geschwindigkeit, mit der ich ihn befriedigt hatte; darauf ich, um die gute Wirkung meiner Arbeit zu vermehren, die alten Münzen vorzeigte, die von braven Leuten für die Päpste Julius und Leo gemacht worden waren. Da ich nun sah, daß ihm die meinigen über die Maßen wohl gefielen, zog ich einen Aufsatz aus dem Busen, in welchem ich bat: daß das Amt eines Stempelschneiders bei der Münze mir übertragen werden möchte, welches monatlich sechs Goldgulden eintrug; außerdem wurden die Stempel noch vom Münzmeister bezahlt. Der Papst nahm meine Bittschrift, gab sie dem Secretär und sagte, er solle sie sogleich ausfertigen. Dieser wollte sie in die Tasche stecken und sagte: „Ew. Heiligkeit eile nicht so sehr! Das sind Dinge, die einige Ueberlegung verdienen.“ Der Papst versetzte: „Ich verstehe Euch schon, gebt das Papier mir her.“ Er nahm es zurück, unterzeichnete es auf der Stelle und sagte: „Ohne Widerrede fertigt mir sogleich aus; denn die Schuhe des Benvenuto sind mir lieber, als die Augen jener dummen Teufel.“ Ich dankte Ihro Heiligkeit und ging fröhlich wieder an meine Arbeit.

Zehntes Capitel.

Noch arbeitete ich in der Werkstatt des Raphael del Moro, dessen ich oben erwähnte. Dieser brave Mann hatte ein gar artiges Töchterchen, auf die ich ein Auge warf und sie zu heirathen gedachte; ich ließ mir aber Nichts merken und war vielmehr so heiter und freundlich, daß sie sich über mich wunderten. Dem armen Kinde begegnete an der rechten Hand das Unglück, daß ihm zwei Knöchelchen am kleinen Finger und eines am nächsten angegriffen waren. Der Vater war unaufmerksam und ließ sie von einem unwissenden Medicaster curiren, der versicherte, der ganze rechte Arm würde dem Kinde steif werden, wenn nichts Schlimmeres daraus entstünde. Als ich den armen Vater in der größten Verlegenheit sah, sagte ich ihm, er solle nur nicht glauben, was der unwissende Mensch behauptete; darauf bat er mich, weil er weder Arzt noch Chirurgus kenne, ich möchte ihm einen verschaffen. Ich ließ sogleich den Meister Jacob von Perugia kommen, einen trefflichen Chirurgus. Er sah das arme Mädchen, das durch die Worte des unwissenden Menschen in die größte Angst versetzt war, sprach ihr Muth ein und versicherte, daß sie den Gebrauch ihrer ganzen Hand behalten solle, wenn auch die zwei letzten Finger Etwas schwächer als die übrigen blieben.“ Da er nun zur Hülfe schritt und Etwas von den kranken Knochen wegnehmen wollte, rief mich der Vater, ich möchte doch bei der Operation gegenwärtig sein! Ich sah bald, daß die Eisen des Meister Jacob zu stark waren; er richtete wenig aus und machte dem Kinde große Schmerzen. Ich bat, er möchte nur eine Viertelstunde warten und innehalten. Ich lief darauf in die Werkstatt und machte von feinsten Stahl ein Eischen, womit er hernach mit solcher Leichtigkeit arbeitete, daß sie kaum einigen Schmerz fühlte und er in kurzer Zeit fertig war. Deßwegen und um anderer Ursachen willen, liebte er mich mehr als seine beiden Söhne und gab sich viele Mühe, das gute Mädchen zu heilen.

Ich hatte große Freundschaft mit einem Herrn Gaddi, der Kämmerer des Papstes und ein großer Freund von Talenten war, wenn er auch selbst keine hatte. Bei ihm fand man immer die gelehrten Leute, Johann Goccio, Ludwig von Jano, Antonio Allegretti und auch Hannibal Caro, einen jungen Fremden, Bastian von Venedig, einen trefflichen Maler und mich. Wir gingen gewöhnlich des Tages ein Mal zu ihm. Der gute Raphael wußte von dieser Freundschaft und begab sich deßwegen zum Herrn Johann Gaddi und sagte ihm: „Mein Herr! Ihr kennet mich wohl; und da ich gern meine Tochter dem Benvenuto geben möchte, so wüßte ich mich an Niemanden besser als an Euere Gnaden zu wenden.“ Darauf ließ der kurzsichtige Gönner den armen Mann kaum ausreden und ohne irgend einen Anlaß in der Welt sagte er zu ihm:

„Nachher! denket mir daran nicht mehr: Ihr seid weiter von ihm entfernt, als der Jänner von den Mairosen.“ Der arme, niedergeschlagene Mann suchte schnell das Mädchen zu verheirathen, die Mutter und die ganze Familie machten mir böse Gesichter: ich wußte nicht, was Das heißen sollte; und verdrießlich, daß sie mir meine treue Freundschaft so schlecht belohnten, nahm ich mir vor, eine Werkstatt in ihrer Nachbarschaft zu errichten. Meister Johann sagte mir Nichts, als nach einigen Monaten, da das Mädchen schon verheirathet war.

Ich arbeitete immer mit großer Sorgfalt, mein Hauptwerk zu endigen und die Münze zu bedienen, als der Papst auf's Neue mir einen Stempel zu einem Stücke von zwei Carlinen auftrug, worauf das Bildniß Seiner Heiligkeit stehen sollte und auf der andern Seite Christus auf dem Meer, der St. Peter'n die Hand reicht, mit der Umschrift: Quare dubitasti? Die Münze gefiel so außerordentlich, daß ein gewisser Secretär des Papstes, ein trefflicher Mann, Sanga genannt, sagte: „Ew. Heiligkeit kann sich rühmen, daß sie eine Art Münze hat, wie die alten Kaiser mit aller ihrer Pracht nicht gesehen haben.“ Darauf antwortete der Papst: „Aber auch Benvenuto kann sich rühmen, daß er einem Kaiser Meinesgleichen dient, der ihn zu schätzen weiß.“ Nun war ich unausgesetzt mit der großen goldenen Arbeit beschäftigt und ich zeigte sie oft dem Papste, der immer mehr Vergnügen daran zu empfinden schien.

Auch mein Bruder war um diese Zeit in Rom und zwar in Diensten Herzog Alexander's, dem der Papst damals das Herzogthum Penna verschafft hatte, zugleich mit vielen jungen tapfern Leuten aus der Schule des außerordentlichen Herrn Johann von Medicis, und der Herzog hielt soviel auf ihn als auf irgend Einen. Mein Bruder war eines Tages nach Tische unter den Bänken in der Werkstatt eines gewissen Maestro della Croce, wo alle die rüstigsten Brüder zusammen kamen; er saß auf einem Stuhle und schlief. In der Zeit gingen die Häscher mit ihrem Anführer vorbei und führten einen gewissen Capitän Pisti, der auch aus der Schule des Giovanni war, aber nicht bei dem Herzog in Diensten stand. Als Dieser vorbeigeführt wurde, sah er den Capitän Cattivanza Strozzi in der gedachten Werkstatt und rief ihm zu: „So eben wollte ich Euch das Geld bringen, das ich Euch schuldig bin; wollt Ihr es haben, so kommt, ehe es mit mir in's Gefängniß spazirt.“ Capitän Cattivanza hatte keine große Lust, sich selbst auf's Spiel zu setzen, desto mehr, Andere vorzuschieben; und weil Einige von den tapfersten jungen Leuten gegenwärtig waren, die mehr Trieb als Stärke zu so großer Unternehmung hatten, sagte er ihnen, sie sollten hinspringen und sich vom Hauptmann Pisi das Geld geben lassen. Wollten die Häscher widerstehen, so sollten sie Gewalt brauchen, wenn sie Muth hätten. Es waren vier unbärtige junge Leute. Der Eine hieß Bertino Altovandi, der Andere Anquisetto von Lucca; der Uebrigen erinnere ich mich nicht. Bertin war der Zögling und der wahre Schüler meines Bruders, der ihn über die Maßen liebte. Gleich waren die braven Jungen den Häschern auf dem Halse, die, mehr als vierzig Mann, mit Piken, Büchsen und großen Schwertern zu zwei Händen bewaffnet, einhergingen. Nach wenig Worten griff man zum Degen; und hätte sich Capitän Cattivanza nur ein wenig gezeigt, so hätten die jungen Leute das ganze Gefolge in die Flucht geschlagen; aber so fanden sie Widerstand und Bertino war tüchtig getroffen, so daß er für todt zur Erde fiel. Auch Anquisetto war auf den rechten Arm geschlagen, so daß er nicht mehr den Degen halten konnte, sondern sich, so gut als möglich, zurückziehen mußte. Bertino, gefährlich verwundet, ward aufgehoben.

Indessen diese Händel sich ereigneten, waren wir Andern zu Tische; denn man hatte dieß Mal eine Stunde später gegessen; der älteste Sohn stand vom Tische auf, um die Händel zu sehen. Ich sagte zu ihm: Giovanni, ich bitte Dich, bleibe da! In dergleichen Fällen ist immer gewiß, zu verlieren und Nichts zu gewinnen. So vermahnte ihn auch sein Vater; aber der Knabe sah und hörte Nichts, lief die Treppe hinunter und eilte dahin, wo das dickste Getümmel war. Als er sah, daß Bertino aufgehoben wurde, lief er zurück und begegnete Cecchino, meinem Bruder, der ihn fragte, was es gebe. Der unverständige Knabe, ob er gleich von Einigen gewarnt war, daß er meinem Bruder Nichts sagen solle, verlegte doch ganz ohne Kopf: die Häscher hätten Bertino umgebracht. Da brüllte mein Bruder auf eine Weise, daß man es zehn Miglien hätte hören können und sagte zu Giovanni: „Kannst Du mir sagen, wer mir ihn erschlagen hat?“ Der Knabe sagte ja, es sei Einer mit dem Schwert zu zwei Händen und auf der Mütze trage er eine blaue Feder. Mein armer Bruder rannte fort, erkannte sogleich den Mörder am Zeichen und mit seiner bewundernswerthen Schnelligkeit und Tapferkeit drang er in die Mitte des Haufens; und ehe ein Mensch sich's versah, stach er dem Thäter den Wanst durch und durch und stieß ihn mit dem Griff des Degens zur Erde. Alsdann wendete er sich gegen die Andern mit solcher Gewalt, daß er sie Alle würde in die Flucht gejagt haben, hätte er sich nicht gegen einen Büchsenträger gewendet, der zu seiner Selbstver-

Heftigung losdrückte und den tödtlichen, unglücklichen Knochen über dem Knie des rechten Fußes traf. Da er niederlag, machten sich die Häscher davon; denn sie fürchteten sich vor einer andern dieser Art.

Der Lärm dauerte immer fort und ich stand endlich vom Tisch auf, schnallte meinen Degen an, wie denn damals Jedermann bewaffnet ging, und kam zu der Engelsbrücke, wo ich einen großen Zudrang von Menschen sah. Einige, die mich kannten, machten mir Platz und ich sah, was ich, unerachtet meiner Neugierde, gerne nicht gesehen hätte. Anfangs erkannte ich ihn nicht; er hatte ein anderes Kleid an, als ich kurz vorher an ihm gesehen hatte; deßwegen kannte er mich zuerst und sagte: „Lieber Bruder! Mein großes Uebel beunruhige Dich nicht; denn mein Beruf versprach mir ein solches Ende; laß mich schnell hier wegnehmen; ich habe nur noch wenig Stunden zu leben.“ Nachdem ich seinen Fall in aller Kürze vernommen hatte, sagte ich zu ihm: Das ist der schlimmste, traurigste Fall, der mir in meinem ganzen Leben begegnen konnte; aber sei zufrieden; denn ehe Dir der Athem ausgeht, sollst Du Dich noch durch meine Hände an Dem gerochen sehen, der Dich in diesen Zustand versetzt hat.

Solche kurze Worte wechselten wir gegen einander. Die Häscher waren fünfzig Schritte von uns; denn Maffio, ihr Anführer, hatte vorher einen Theil zurückgeschickt, den Corporal zu holen, der meinen Bruder erschlagen hatte. Ich erreichte sie geschwind, drängte mich, in meinen Mantel gewickelt, mit möglichster Schnelligkeit durch's Volk und war schon zu der Seite des Maffio gelangt; und gewiß, ich brachte ihn um, wenn nicht im Augenblick, als ich den Degen schon gezogen hatte, mir ein Bertinghier in die Arme fiel, der ein tapferer Jüngling und mein großer Freund war. Vier seiner Gesellen waren mit ihm und sagten zu Maffio: „Mache, daß Du wegkömmst; denn Dieser allein bringt Dich um.“ Maffio fragte: „Wer ist es?“ Sie sagten: „Es ist der leibliche Bruder von Dem, der dort liegt.“ Da wollt' er Nichts weiter hören und machte, daß er sich eilig nach Torre di Nona zurückzog. Die Andern sagten zu mir: „Benvenuto, wenn wir Dich gegen Deinen Willen verhinderten, so ist es aus guter Absicht geschehen; laß uns nun Dem zu Hülfe kommen, der nicht lange mehr leben wird.“ So kehrten wir um und gingen zu meinem Bruder, den wir in ein Haus tragen ließen. Sogleich traten die Aerzte zusammen und verbanden ihn nach einiger Ueberlegung. Sie konnten sich nicht entschließen, ihm den Fuß abzunehmen, wodurch man ihn vielleicht gerettet hätte. Gleich nach dem Verbande erschien Herzog Alexander selbst, der sich sehr freundlich und theilnehmend gegen ihn bezeigte. Mein Vorder war auch bei sich und sagte zu ihm: „Ich bedaure nur, daß Sie, gnädiger Herr, einen Diener verlieren, den Sie wohl braver, aber nicht treuer und anhänglicher finden können.“

Der Herzog sagte: er möge für sein Leben sorgen; er sei ihm als ein wack'rer und braver Mann bekannt; dann kehrte er sich zu seinen Leuten und sagte: sie sollten es an Nichts fehlen lassen. Man konnte das Blut nicht stillen; er fing an, irre zu reden und phantasirte die ganze Nacht, außer da man ihm die Communion reichen wollte, sagte er: „Ich hätte wohlgethan, früher zu beichten; denn gegenwärtig kann ich das heilige Sacrament in dieses schon zerstörte Gefäß nicht aufnehmen; es sei genug, daß ich es mit den Augen empfange; und durch diese soll meine unsterbliche Seele Theil daran nehmen, die ihren Gott um Barmherzigkeit und Vergebung anfleht.“

Sobald man das Sacrament weggenommen, fingen dieselben Thorheiten wieder an, die aus den schrecklichsten Dingen, der ungeheuersten Wuth und den fürchterlichsten Worten, die ein Mensch sich denken kann, zusammengesetzt waren; und so hörte er nicht auf, die ganze Nacht bis an den Morgen. Als die Sonne aufgegangen war, wendete er sich zu mir und sagte: „Mein Bruder, ich will nicht länger hier bleiben; denn ich würde Etwas thun, das Jene bereuen sollten, die mir Verdruß gemacht haben. Alsbald warf er sich mit beiden Füßen herum, ob wir ihm gleich den einen in einen schweren Kasten gesteckt hatten; und gleichsam in der Bewegung Eines, der zu Pferde steigen will, sagte er mir drei Mal „Lebe wohl,“ und so schied diese tapfre Seele von dannen.

Abends zu gehöriger Stunde ließ ich ihn mit den größten Ehren in der Kirche der Florentiner begraben und ihm nachher einen schönen Leichenstein von Marmor setzen, auf welchem Siegeszeichen und Fahnen gebildet waren.

Uebergehen kann ich nicht, daß ein Freund meinen Bruder fragte: ob er wohl den Mann, der ihn verwundet, kenne; worauf denn der Sterbende hinter mir her einige Zeichen gab, die ich aber wohl bemerkte, und wovon ich die Folgen bald erzählen werde.

Einige vorzügliche Gelehrte, die mein Bruder wohl gekannt und die seine Tapferkeit bewundert hatten, gaben mir eine Inschrift mit der Versicherung, daß der außerordentliche Jüngling sie wohl verdiene. Sie lautete folgender Maßen:

Franciscus Cellinus Florentinus, qui, quod in tenera annis ad Joannem Medicem Ducem plures victorias retulit et Signifer fuit, facile documentum dedit, quantae for-

titudinis et comunis vir erat futurus, ni crudelis fati orchibasa transfossus quinto aetatis lustro jaceret. Benvenutus frater posuit. Obiit die XXVII. Maii M. D. XXIX.

Er war fünfundzwanzig Jahr alt, und ob er gleich Johann Franciscus Cellini hieß, ſo nannte man ihn doch, unter ſeinen Cameraden Cecchin, den Pfeifer. Dieſen Kriegsmann ließ ich denn auch auf den Grabſtein ſetzen, mit ſchönen, antiken Buchſtaben, die ich alle zerbrochen habe verſtellen laſſen, außer dem erſten und letzten. Als mich nun die gelehrten Verfaſſer der Inſchrift darüber befragten, erklärte ich ihnen, daß ich durch dieſe zerbrochenen Buchſtaben das wunderſame Werkzeug ſeines Körpers, das nun zertrümmert ſei, vorſtellen wollen. Der erſte ganze Buchſtabe hingegen ſolle die von Gott uns geſchenkte Seele bedeuten, welche unzerſtört in Ewigkeit bleibe, ſowie der letzte den dauerhaften Ruhm des Verſtorbenen anzeige. Dieſer Gedanke fand Beifall; auch hat ihn Ein' und der Andere in der Folge nachgeahmt.

Sodann ließ ich auf gedachten Stein das Wappen der Cellini ſetzen, jedoch mit einiger Veränderung. In Ravenna, einer ſehr alten Stadt, finden ſich unſere Cellini's als die geehrteſten Edelleute, welche einen aufwärts gerichteten, zum Kampf geſchickten, goldenen Löwen, mit vorwärts geworfenen Pranken, in deren rechter er eine rothe Lilie hält, im blauen Felde führen. Das Haupt des Schildes von Silber trägt einen rothen Turnier-Kragen von vier Lätzen, zwiſchen welchem drei rothe Lilien ſtehen. Unſer Haus aber führt die Löwenpranke ohne Körper mit allem Uebrigen, was ich erzählt habe; und ſo ließ ich auch das Wappen auf meines Bruders Grabſtein, nur daß ich ſtatt der Lilie ein Beil anbrachte, um mich zu erinnern, daß ich ihn zu rächen habe.

Ich ſuchte nunmehr mit der größten Sorgfalt jene Arbeit in Gold, die der Papſt ſo ſehr verlangte, fertig zu machen; er ließ mich zwei-, drei Mal die Woche rufen, und immer gefiel das Werk ihm beſſer. Oefters aber verwies er mir die große Traurigkeit um meinen Bruder. Eines Tages, als er mich über die Maßen niedergeſchlagen ſah, ſagte er: „Benvenuto, ich glaubte nicht, daß Du ſo gar thöricht wäreſt! Haſt Du denn nicht vorher gewußt, daß gegen den Tod keine Arznei iſt? Du biſt auf dem Wege, ihm nachzufolgen.“

Indeſſen ich aber ſo an gedachter Arbeit und an den Stempeln für die Münze fortfuhr, hatte ich die Leidenſchaft gefaßt, Den, der meinen Bruder geliefert hatte, wie ein geliebtes Mädchen nicht aus den Augen zu laſſen. Er war erſt Cavalleriſt geweſen und hatte ſich nachher als Büchſenſchütze unter die Zahl der Häſcher begeben; und was mich gegen ihn am Grimmigſten machte, war, daß er ſich ſeiner That noch berühmt und geſagt hatte: „Wäre ich nicht geweſen, der den braven Kerl aus dem Wege räumte, ſo hätte er uns Alle zu unſerm größten Schaden, in die Flucht geſchlagen.“ Ich konnte nun wohl bemerken, daß meine Leidenſchaft, ihn ſo oft zu ſehen, mir Schlaf und Appetit nahm und mich den Weg zum Grabe führte; ich faßte alſo meinen Entſchluß und ſcheute mich nicht vor einer ſo niedrigen und keineswegs lobenswürdigen That; genug, ich wollte eines Abends mich von dieſem Zuſtande befreien.

Er wohnte neben einem Hauſe, in welchem eine der ſtolzeſten Courtiſanen ſich aufhielt, die man jemals in Rom reich und beliebt geſehen hatte. Man hieß ſie Signora Antäa. Es hatte eben vierundzwanzig geſchlagen, als er nach dem Nachteſſen, den Degen in der Hand, ſich an ſeine Thür lehnte. Ich ſchlich mich mit großer Gewandtheit an ihn heran, und mit einem großen Piſtojeſiſchen Dolch holte ich rücklings dergeſtalt aus, daß ich ihm den Hals rein abzuſchneiden gedachte. Er wendete ſich ſchnell um; der Stoß traf auf die Höhe der linken Schulter und beſchädigte den Knochen. Er ließ den Degen fallen und entſprang, von Schmerzen betäubt. Mit wenig' Schritten erreichte ich ihn wieder, hob den Dolch ihm über den Kopf; und da er ſich niederbückte traf die Klinge zwiſchen Hals und Nacken und drang ſo tief in die Knochen hinein, daß ich mit aller Gewalt ſie nicht herausziehen konnte; denn aus dem Hauſe der Antäa ſprangen viele Soldaten mit bloßem Degen heraus, und ich mußte alſo auch ziehen und mich vertheidigen. Ich ließ den Dolch zurück und machte mich fort; und um nicht erkannt zu werden, ging ich zu Herzog Alexander, der zwiſchen Piazza Navona und der Rotonda wohnte. Ich ließ mit ihm reden, und er ließ mich bedeuten, daß wenn ich verfolgt würde, ſollte ich nur ruhig ſein und keine Sorge haben; ich ſollte mich wenigſtens acht Tage innehalten und an dem Werke, das der Papſt wünſchte, zu arbeiten fortfahren.

Die Soldaten, die mich verhindert und den Dolch noch in Händen hatten, erzählten, wie die Geſchichte gegangen war, und was ſie für eine Mühe gehabt, den Dolch aus dem Halſe des Verwundeten herauszubringen, den ſie weiter nicht kannten. Zu ihnen trat Johann Bandini und ſagte: „Das iſt mein Dolch; ich habe ihn Benvenuto geborgt, der ſeinen Bruder rächen wollte.“ Da bedauerten die Soldaten, daß ſie mich nicht haben ganz gewähren laſſen, ob ich ihm gleich ſo ſchon in reichlichem Maß ſeinen Frevel vergolten hatte.

Es vergingen mehr als acht Tage, daß der Papſt mich nicht nach ſeiner Gewohnheit rufen

ließ; endlich kam der Polizeyliche Kämmerer, mich abzuholen, der mich mit vieler Bescheidenheit merken ließ, daß der Papst Alles wisse, aber mir dennoch sehr wohlwolle. Ich soll nur ruhig sein und fleißig arbeiten.

Der Papst sah mich mit einem grimmigen Seitenblick an; Das war aber auch Alles, was ich auszustehen hatte; denn als er das Werk sah, fing er wieder an, heiter zu werden, und lobte mich, daß ich in kurzer Zeit so viel gethan hätte; alsdann sah er mir in's Gesicht und sagte: „Da Du nun geheilt bist, so sorge für Dein Leben.“ Ich verstand ihn und sagte, ich würde nicht fehlen.

Sodann eröffnete ich gleich eine schöne Werkstatt unter den Bänken, g'rad' gegen Raphael bei Moro über, und arbeitete an der Vollendung des oftgedachten Werks. Der Papst schickte mir alle Juwelen dazu, außer dem Diamanten, den er wegen einiger Bedürfnisse an Genueser-Wechsler verpfändet und mir nur einen Abdruck davon gegeben hatte.

Durch fünf geschickte Gesellen, die ich hielt, ließ ich noch außerdem Vieles arbeiten, so daß in meiner Werkstatt ein großer Werth an Juwelen, Gold und Silber sich befand.

Ich war eben neunundzwanzig Jahr alt und hatte eine Magd zu mir in's Haus genommen, von der größten Schönheit und Anmuth; sie diente mir zum Modell in meiner Kunst und ich brachte die meisten Nächte mit ihr zu; und ob ich gleich sonst den leisesten Schlaf von der Welt hatte, so überfiel er mich doch unter solchen Umständen dergestalt, daß ich nicht zu erwecken war. Dieses begegnete mir auch eine Nacht, als ein Dieb bei mir einbrach, der unter dem Vorwand, er sei ein Goldschmied, meine Kostbarkeiten gesehen und den Plan gefaßt hatte, mich zu berauben. Er fand zwar verschiedene Gold- und Silberarbeiten vor sich; doch erbrach er einige Kästchen, um auch zu den Juwelen zu kommen.

Ein Hund, den mir Herzog Alexander geschenkt hatte, und der so brauchbar auf der Jagd als wachsam im Hause war, fiel über den Dieb her, der sich mit dem Degen so gut vertheidigte, als er konnte. Der Hund lief durch das Haus hin und wieder, kam in die Schlafzimmer meiner Arbeiter, deren Thüren bei der Sommerhitze offen standen, und weckte die Leute theils durch sein Bellen, theils indem er ihre Decken wegzog, ja bald den Einen bald den Andern bei dem Arm packte. Dann lief er wieder mit erschrecklichem Bellen weg, als wenn er ihnen den Weg zeigen wollte. Sie wurden diesen Unfug müde; und weil sie auf meinen Befehl ein Nachtlicht brannten, so griffen sie voll Zorn nach den Stöcken, verjagten den guten Hund und verschlossen ihre Thüren. Der Hund, von diesen Gästen ohne Hülfe gelassen, lief auf seinem Vorlage; und da er den Dieb nicht mehr in der Werkstatt fand, verfolgte er ihn auf der Straße und hatte ihm schon das Kleid vom Leibe gerissen. Der Dieb lief einige Schneider zu Hülfe, die schon auf waren, und bat sie um Gottes Willen, sie möchten ihn von dem tollen Hund befreien; sie glaubten ihm, erbarmten sich seiner und verjagten den Hund mit großer Mühe.

Als es Tag ward, gingen meine Leute in die Werkstatt; und da sie die Thür erbrochen und offen und die Schubladen in Stücken fanden, fingen sie an, mit lauter Stimme Wehe über den Unfall zu schreien. Ich hörte es, erschrak und kam heraus. Sie riefen mir entgegen: „Wir sind bestohlen; Alles ist fort; die Schubladen sind alle erbrochen.“ Diese Worte thaten so eine schreckliche Wirkung auf mich, daß ich nicht im Stande war, vom Fleck zu gehen und nach der Schublade zu sehen, in welcher die Juwelen des Papstes waren. Mein Schrecken war so groß, daß mir fast das Sehen verging; ich sagte, sie sollten die Schublade öffnen, um zu ersehen, was von den Juwelen des Papstes fehle. Mit großer Freude fanden sie die sämmtlichen Edelsteine und die Arbeit in Gold dabei; sie riefen aus: „Nun ist weiter kein Uebel; genug, daß dieser Schatz unberührt ist, ob uns gleich der Schelm nur die Hemden gelassen hat, die wir auf dem Leibe tragen; denn gestern Abend, da es so heiß war, gegen wir uns in der Werkstatt aus und ließen unsere Kleider daselbst.

Schnell kam ich wieder zu mir, dankte Gott und sagte: Gehet nur und kleidet Euch Alle an, ich will es bezahlen. Ich konnte mich nicht genug freuen, daß die Sache so abgelaufen war; denn was mich so sehr, gegen meine Natur, erschreckte, war, daß die Leute mir gewiß würden Schuld gegeben haben, ich habe die Geschichte mit dem Dieb nur ersonnen, um den Papst um seine Juwelen zu bringen. Gleich in den ersten Augenblicken erinnerte ich mich, daß der Papst schon vor mir gewarnt worden war. Seine Vertrautesten hatten zu ihm gesagt: „Wie könnt Ihr, heiligster Vater, die Juwelen von so großem Werthe einem Jüngling anvertrauen, der ganz Feuer ist, mehr an die Waffen, als an die Kunst denkt, und noch nicht dreißig Jahre hat.“

Der Papst fragte: ob Jemand von mir Etwas wisse, das Verdacht erregen könne. Franciscus bei Nero antwortete: „Nein! Er hat aber auch noch niemals solche Gelegenheit gehabt.“ Darauf versetzte der Papst: „Ich halte ihn für einen vollkommen ehrlichen Mann; und wenn ich selbst ein Uebel an ihm sähe, so würde ich es nicht glauben.

Ich erinnerte mich gleich dieses Gespräches,

Mephistopheles tritt auf.

Mephistopheles.

Bin so frey g'rad' herein zu treten,
Muß bey den Frauen Verzeihn erbethen.

Tritt ehrerbietig vor Margarethen zurück.

Wollte nach Frau Marthe Schwerdtlein fragen!

Marthe.

Ich bin's, was hat der Herr zu sagen?

Mephistopheles leise zu ihr.

Ich kenne Sie jetzt, mir ist das genug;
Sie hat da gar vornehmen Besuch.
Verzeiht die Freyheit die ich genommen,
Will nach Mittage wieder kommen.

Marthe laut.

Denk', Kind, um alles in der Welt!
Der Herr dich für ein Fräulein hält.

Margarethe.

Ich bin ein armes junges Blut;
Ach Gott! der Herr ist gar zu gut,
Schmuck und Geschmeide sind nicht mein.

brachte, ſo gut ich konnte, die Juwelen an ihre Plätze, und ging mit der Arbeit geſchwind zum Papſte, dem Franciscus bei Nero ſchon Etwas von dem Gerüchte, daß meine Werkſtatt beſtohlen ſei, geſagt hatte. Der Papſt warf mir einen fürchterlichen Blick zu und ſagte mit heftiger Stimme: „Was willſt Du hier? Was giebt's?“ Sehet hier Eure Juwelen, ſagte ich, es fehlt Nichts daran. Darauf erheiterte der Papſt ſein Geſicht und ſagte: „So ſei willkommen!“ Und indeß er die Arbeit anſah, erzählte ich ihm die ganze Begebenheit, meinen Schrecken und was mich eigentlich in ſo große Angſt geſetzt habe. Der Papſt kehrte ſich einige Mal um, mir in's Geſicht zu ſehen, und lachte zuletzt über alle die Umſtände, die ich ihm erzählte. Endlich ſprach er: „Geh' und ſei ein ehrlicher Mann, wie ich Dich gekannt habe!“

Eilftes Capitel.

Indeſſen ich an dem Werke immer fortfuhr, ließen ſich in Rom einige falſche Münzen ſehen, die mit meinem eigenen Stempel geprägt waren. Schnell brachte man ſie dem Papſt und wollte ihm Verdacht gegen mich einflößen. Er ſagte darauf zu dem Münzmeiſter: „Suchet mit allem Fleiße den Thäter zu entdecken; denn wir wiſſen, daß Benvenuto ein ehrlicher Mann iſt.“ Jener, der mein großer Feind war, antwortete: „Wollte Gott, daß es ſo wäre; wir haben aber ſchon einige Spur. Darauf gab der Papſt dem Gouverneur von Rom den Auftrag, wo möglich den Thäter zu entdecken; ließ mich kommen, ſprach über Mancherlei, endlich auch über die Münze, und ſagte wie zufällig: Benvenuto, könnteſt Du wohl auch falſche Münzen machen?“ Ich verſetzte: daß ich ſie beſſer machen wollte als alle die Leute, die ſo ein ſchändliches Handwerk trieben; denn es wären nur unwiſſende und ungeſchickte Menſchen, die ſich auf ſolche ſchlechte Streiche einließen. Ich verdiente ſo viel mit meiner wenigen Kunſt, als ich nur brauchte, und könnte dabei vor Gott und der Welt beſtehen; und wenn ich falſche Münzen machen wollte, könnte ich nicht einmal ſo viel als bei meinem eigentlichen Gewerbe verdienen.

Ich muß hier bemerken, daß ich alle Morgen, wenn ich für die Münze arbeitete, drei Scudi gewann; denn ſo hoch wurde ein Stempel bezahlt; aber der Münzmeiſter feindete mich an, weil er ſie gerne wohlfeiler gehabt hätte.

Der Papſt merkte wohl auf meine Worte; und da er vorher befohlen hatte, daß man auf mich Acht geben und mich nicht aus Rom laſſen ſollte, befahl er nunmehr, die Unterſuchung weiter fortzuſetzen und ſich um mich nicht zu bekümmern; denn er wollte mich nicht aufdringen, um mich nicht etwa zu verlieren. Diejenigen, welche die Sache näher anging, und denen der Papſt ſo lebhaft zugetragen hatte, fanden bald den Thäter. Es war ein Arbeiter bei der Münze ſelbſt, und zugleich mit ihm wurde ein Mitſchuldiger eingezogen.

An demſelbigen Tage ging ich mit meinem Hund über Piazza Navona. Als ich vor die Thüre des oberſten Häſchers kam, ſtürzte mein Hund mit großem Gebelle in's Haus und fiel einen jungen Menſchen an, den ein gewiſſer Goldſchmied von Parma, Namens Domino, als des Diebſtahls verdächtig, hatte einziehen laſſen. Sie waren eben im Wortwechſel begriffen; der junge Menſch läugnete keklich Alles ab, und Domino ſchien nicht Beweiſe genug zu haben; nun fiel noch der Hund mit ſolcher Gewalt den Beklagten an, daß die Häſcher Mitleid mit ihm hatten und ihn wollten gehen laſſen, um ſo mehr, als unter dieſen ein Genueſer war, der ſeinen Vater kannte. Ich trat hinzu, und der Hund zeigte keine Furcht, weder vor Degen noch vor Stöcken, und warf ſich auf's Neue dem Menſchen an den Hals, ſo daß ſie mir zuriefen: wenn ich den Hund nicht wegnähme, ſo würden ſie mir ihn todtſchlagen.

Ich riß den Hund ab, ſo gut ich konnte; und als der Menſch weggehen wollte, fielen ihm einige Papierblätten aus der Jacke, die Domino für ſein Eigenthum erkannte. Auch ich fand einen meiner Ringe darunter; da rief ich aus: Das iſt der Dieb, der meine Werkſtatt erbrochen hat; mein Hund erkennt ihn. Sogleich ließ ich das treue Thier wieder los, das ihn wieder anpackte. Der Schelm bat mich, ihn zu ſchonen, und verſprach mir, alles das Meinige zurückzugeben. Ich nahm den Hund wieder ab, und darauf gab er mir Geld, Silber und Ringe wieder, und in der Verwirrung fünfundzwanzig Scudi d'oro. Dabei bat er um Gnade; ich aber ſagte: er ſollte Gott um Gnade bitten; ich würde ihm weder Etwas zu Liebe noch zu Leide thun. Ich kehrte zu meiner Arbeit zurück und erlebte bald, daß der falſche Münzer vor der Thüre der Münze aufgehenkt, ſein Mitſchuldiger auf die Galeere verbannt wurde, und der Genueſiſche Dieb gleichfalls an den Galgen kam; ich aber behielt über Verdienſt den Ruf eines ehrlichen Mannes.

Meine große Arbeit ging zu Ende, als die fürchterliche Waſſerfluth eintrat, durch welche ganz Rom überſchwemmt wurde. Es war ſchon gegen Abend, als das Waſſer noch immer wuchs; meine Werkſtatt lag niedrig, wie die Bäuke überhaupt, das Haus aber war hinterwärts an den Hügel gebaut. Ich dachte daher an mein Leben und an meine Ehre, nahm alle die Juwelen zu mir, ließ die Goldarbeit meinen Ge-

ſollen. Sieg darauf zu meinem hinterſten Fenſtern heraus, watete, ſo gut ich konnte, durch das Waſſer und ſuchte auf Monte Cavallo zu kommen; daſelbſt bat ich Johann Gaddi, der mein großer Freund war, mir den Schatz aufzuheben.

Nach einigen Tagen verlief ſich das Waſſer; ich konnte endlich das große Werk fertig machen, und ich erlangte durch meine anhaltende Bemühung und durch die Gnade Gottes großen Ruhm; denn man behauptete, es ſei die ſchönſte Arbeit, die noch jemals dieſer Art in Rom geſehen worden.

Nun brachte ich ſie dem Papſt, der mich nicht genug rühmen und preiſen konnte und antwortete: „Wenn ich ein reicher Kaiſer wär', wollte ich meinem Benvenuto ſo viel Land geben, als er mit den Augen erreichen könnte; ſo aber ſind wir heut zu Tage nur arme bankrute Kaiſer; doch ſoll er haben, ſo viel er bedarf.

Ich ließ den Papſt ſeine übertriebenen Reden vollenden, und bat ihn darauf um eine Stelle unter ſeinen Leib-Trabanten, die eben vacant war. Er verſetzte, daß er mir was Beſſeres zugedacht habe; ich aber antwortete, er möchte mir dieſe Stelle nur einſtweilen zum Miethpfennig geben. Lachend verſetzte der Papſt: er ſei es zufrieden; doch wolle er nicht, daß ich den Dienſt thun ſolle; und um die Uebrigen darüber zu beruhigen, werde er ihnen einige Freiheiten zugeſtehen, um die ſie ihn gebeten hätten. Dieſer Trabanten-Dienſt brachte mir jährlich über zweihundert Scudi ein.

(1532. 1533.)

Nachdem ich dem Papſt eine Weile mit verſchiedenen kleinen Arbeiten gedient hatte, befahl er mir, eine Zeichnung zu einem prächtigen Kelche zu machen, die ich ſogleich nebſt einem Modell zu Stande brachte. Das Letztere war von Holz und Wachs; ſtatt des Fußes hatte ich drei runde Figuren: Glauben, Hoffnung und Liebe, unter dem Kelche angebracht; ſie ſtanden auf einem Unterſatze, auf welchem halb erhaben die Geburt und Auferſtehung Chriſti, ſodann die Kreuzigung Petri, wie man mir befohlen hatte, zu ſehen waren. Indem ich an dieſer Arbeit fortfuhr, wollte der Papſt ſie öfters ſehen; allein ich konnte leider bemerken, daß er nicht mehr daran dachte, mich irgend beſſer zu verſorgen. Daher, als einſt die Stelle eines Frate bei Piombo vacant wurde, bat ich ihn eines Abends darum. Der gute Papſt, der ſich nicht mehr der Entzückung erinnerte, in die er über mein voriges vollendetes Werk gerathen war, ſagte zu mir: „Eine Pfründe bei Piombo trägt achthundert Scudi ein; wenn ich Dir ſie gäbe, würdeſt Du nur Deinem Leibe wohlthun, Deine ſchöne Kunſt vernachläſſigen und man würde mich tadeln." Darauf antwortete ich ſogleich: die Katzen guter Art mauſen beſſer, wenn ſie fett, als wenn ſie hungrig ſind; ſo auch rechtſchaffene Männer, die Talent haben, bringen es viel weiter, wenn ſie eines reichlichen Lebens genießen, und ein Fürſt, der ſolche Männer in Wohlſtand verſetzt, pflegt und nährt die Künſte ſelbſt, die bei einer entgegengeſetzten Behandlung nur langſam und kümmerlich fortwachſen. Und ich will Ew'rer Heiligkeit nur geſtehen, daß ich mir auf dieſe Pfründe keine Hoffnung machte, glücklich genug, daß ich den armen Trabanten-Dienſt erhielt. Geben Ew're Heiligkeit jene gute Stelle einem verdienten, kunſtreichen Manne, nicht einem unwiſſenden, der ſeinen Leib pflegt. Nehmen Sie ein Beiſpiel an Papſt Julius, Ihrem in Gott ruhenden Vorfahren; er gab dem trefflichen Baumeiſter Bramante eine ſolche Pfründe. Und alsbald machte ich meine Verbeugung und ging weg.

Darauf trat Sebaſtian, der Venetianiſche Maler, hervor und ſagte: „Wenn Ew. Heiligkeit dieſe Pfründe Jemandem zu geben gedenken, der ſich in den Künſten Mühe gibt, ſo darf ich bitten, mich dadurch zu beglücken." Darauf antwortete der Papſt: „Läßt ſich doch der verteufelte Benvenuto auch gar Nichts ſagen; ich war geneigt, ſie ihm zu geben; er ſollte aber mit einem Papſte nicht ſo ſtolz ſein; doch weiß ich nicht, was ich thun ſoll." Hierauf bat der Biſchof von Paſona für den gedachten Sebaſtian und ſagte: „Heiliger Vater! Benvenuto iſt jung und der Degen an der Seite kleidet ihn beſſer als der geiſtliche Rock; geben Ew. Heiligkeit dieſe Stelle dem geſchickten Sebaſtian, und Benvenuto kann immer noch etwas Gutes, das vielleicht ſchicklicher iſt, erhalten." Da wandte ſich der Papſt zu Herrn Bartholomäus Valori und ſagte zu ihm: „Wenn Ihr Benvenuto begegnet, ſo ſagt ihm, daß er dem Maler Sebaſtian die Pfründe verſchafft hat; aber er ſoll wiſſen, daß die erſte beſſere Stelle, die aufgeht, ihm zugedacht iſt. Inzwiſchen ſoll er ſich gut halten und meine Arbeit endigen."

Die andere Nacht begegnete ich Herrn Valori auf der Straße; zwei Fackelträger gingen vor ihm her; er eilte zum Papſt, der ihn hatte rufen laſſen. Er blieb ſtehen und ſagte mit großer Freundlichkeit Alles, was ihm der Papſt aufgetragen hatte. Darauf antwortete ich: mit mehr Fleiß und Nachdenken, als jemals, werde ich dieſe Arbeit vollenden, ob ich gleich nicht die mindeſte Hoffnung habe, vom Papſte Etwas zu erhalten. Herr Bartholomäus verwies mir, daß ich die Anträge eines Papſtes nicht beſſer zu ſchätzen wiſſe. Ich antwortete: da ich weiß, daß ich Nichts haben werde, ſo wäre ich ein Thor, wenn ich hoffen wollte; und ſo ſchieden

mir auseinander. Vermuthlich hat Herr Bartholomäus dem Papſt meine ſchönen Reden und vielleicht noch mehr hinterbracht; denn ich war in zwei Monaten nicht geweſen und ich ging auf keine Weiſe nach dem Palaſte.

Der Papſt, der darüber ungeduldig war, gab Herrn Robert Pucci den Auftrag, nachzuſehen, was ich mache. Das gute Männchen kam alle Tage und ſagte mir etwas Freundliches, und ſo that ich auch gegen ihn. Endlich als der Papſt nach Bologna verreiſen wollte und ſah, daß ich von freien Stücken nicht zu ihm kam, gab mir Herr Robert zu verſtehen, daß ich meine Arbeit hinaustragen ſolle; denn er wollte ſehen, wie weit ich gekommen ſei. Ich trug die Arbeit hin und zeigte, daß ich nicht gefeiert hatte und bat den Papſt, daß er mir fünfhundert Scudi da laſſen ſollte, theils auf Rechnung meines Verdienſtes, theils weil mir noch Geld fehlte, um das Werk zu vollenden. Der Papſt ſagte darauf: „Mach's nur erſt fertig;" und ich antwortete im Fortgehen: wenn er mir Geld ließe, ſo ſollte es nicht fehlen.

Bei ſeiner Abreiſe nach Bologna ließ der Papſt den Cardinal Salviati als Legaten von Rom zurück und gab ihm den Auftrag, die Arbeit bei mir zu betreiben, indem er ſagte: „Der verrufene iſt ein Mann, der ſich aus ſeinem Talent wenig macht und ebenſo wenig aus uns; deßhalb müßt Ihr ihn anfeuern, ſo daß ich das Werk vollendet finde, wenn ich wieder komme." Da ſchickte nach Verlauf von acht Tagen dieſe Beſtie von einem Cardinal zu mir und befahl, ich ſollte meine Arbeit mitbringen; ich ging aber ohne Arbeit hin. Darauf ſagte er zu mir: „Wo haſt Du Dein Zwiebelmuſt? Iſt's fertig?" Darauf antwortete ich: Hochwürdigſter Herr! mein Zwiebelmuſt iſt nicht fertig und wird nicht fertig werden, wenn Ihr mir nicht die Zwiebeln dazu gebt. Darauf war der Cardinal, der ohnehin mehr einem Eſel als einem Menſchen ähnlich ſah, noch um die Hälfte häßlicher, fuhr auf mich los und rief: „Ich werde Dich auf die Galeere ſetzen, daß Du Zeit haſt, Deine Arbeit zu vollenden." Da ward ich denn mit dieſer Beſtie auch beſtialiſch und ſagte: Gnädiger Herr! Wenn ich durch Uebelthaten die Galeere verdiene, dann werdet Ihr mich darauf ſetzen; aber gegenwärtig fürchte ich ſie nicht. Und was mehr iſt, ſo betheure ich, daß ich, eben um Ew'er Gnaden willen, jetzt die Arbeit nicht endigen will. Schickt nicht mehr zu mir; denn ich komme nicht mehr her. Ihr müßtet mich denn durch die Häſcher holen laſſen.

Darauf ſchickte der gute Cardinal einige Mal zu mir, um mich im Guten zur Arbeit bereden zu laſſen; dagegen ich ihm aber jederzeit nur antworten ließ: er möchte mir Zwiebeln ſchicken, damit mein Zwiebelmuſt fertig werden könnte; und ſo mußte er zuletzt an dieſer Cur verzweifeln.

Der Papſt kam von Bologna zurück und fragte ſogleich nach mir; denn der Cardinal hatte ihm das Schlimmſte, was er konnte, von mir geſchrieben. Der Papſt war in unglaublicher Wuth und befahl, ich ſollte mit dem Werke zu ihm kommen, welches ich auch that.

Hier muß ich bemerken, daß in der Zwiſchenzeit mich ein großes Augenübel befallen hatte, welches die vornehmſte Urſache war, daß ich nicht weiter hatte arbeiten können; ich fürchtete wirklich, blind zu werden, und hatte darauf ſchon meine Rechnung gemacht. Da ich nun ſo zum Papſte ging, dachte ich auf meine Entſchuldigung, warum das Werk nicht weiter wäre und wie ich ſie vorbringen wollte, indeß der Papſt die Arbeit betrachtete. Allein es gelang mir nicht; denn ſobald ich zu ihm kam, fuhr er gleich mit wilden Worten heraus und ſagte: „Gib die Arbeit her! Iſt ſie fertig?" Schnell deckte ich ſie auf, und er fuhr mit größerer Wuth fort: „Bei dem wahrhaftigen Gott ſchwöre ich Dir; denn Du glaubſt, Dich nicht um mich bekümmern zu dürfen, hielt mich nicht das Urtheil der Welt zurück, ich ließ Dich und das Werk zu dieſem Fenſter hinauswerfen!" Da ich nun ſah, daß der Papſt eine ſo ſchlimme Beſtie geworden war, dachte ich darauf, mich ſachte wegzubegeben und nahm, indeß er immer zu ſchelten fortfuhr, die Arbeit unter das Kleid und ſagte murmelnd: könnte doch die ganze Welt einem Blinden zu einer ſolchen Arbeit nicht das Vermögen geben! Daher erhob der Papſt ſeine Stimme noch mehr und rief: „Komm her; was ſagſt Du?" Ich war im Begriff, fort und die Treppe hinunter zu ſpringen; doch faßte ich mich, warf mich auf die Knie und, weil er zu ſchreien nicht aufhörte, ſchrie ich auch und rief: wenn ich zu meinem größten Unglück blind werde, bin ich dann gebunden, zu arbeiten? Darauf antwortete er: „Du haſt Dich doch hierher finden können und ich glaube nicht, daß Etwas an Deinem Vorgeben wahr ſei. Da ich nun hörte, daß er ſeine Stimme mäßigte, verſetzte ich: laſſen Sie es durch Ihren Arzt unterſuchen und Sie werden die Wahrheit finden. Darauf ſagte er: „Ich will ſchon erfahren, wie es mit Dir ſteht." Da ich nun merkte, daß er mir Gehör gab, fuhr ich fort: an dieſem großen Uebel iſt nur der Cardinal Salviati Schuld; denn ſobald Ew. Heiligkeit verreiſt waren, ließ er mich rufen, nannte meine Arbeit ein Zwiebelmuſt und drohte mir mit der Galeere. Die Gewalt dieſer niederträchtigen Worte war ſo groß, daß mir auf ein Mal, vor heftiger Leidenſchaft, das ganze Geſicht brannte und mir eine ſo unendliche Hitze in die Augen drang, daß ich den

Weg nach Hause nicht finden konnte. Wenige Tage darauf fiel mir's wie ein Staar vor beide Augen; ich sah fast Nichts und mußte die Arbeit stehen lassen.

Nachdem ich also gesprochen, stand ich auf und ging in Gottes Namen fort. Nachher erfuhr ich, der Papst habe gesagt: „Aemter kann man ihnen geben, aber nicht Verstand und Vertrauen. Ich habe dem Cardinal nicht befohlen, daß er so hart verfahren sollte. Mein Leibarzt soll seine Augenkrankheit untersuchen und wird sie wahr befunden, so muß man Nachsicht mit ihm haben.

Ein Edelmann von Bedeutung, ein Freund des Papstes und voller Verdienste, war eben gegenwärtig; er fragte, wer ich sei. „Heiliger Vater!" sagte er, „ich erkundige mich darum, weil ich Sie niemals in so großem Zorn und alsbald wieder in so großem Mitleiden und wahrer Theilnahme gesehen habe. Wer ist der Mann? Und da Ew. Heiligkeit sehr viel an ihm gelegen scheint, so kann ich ihm ein Geheimniß lehren, wodurch seine Augen geheilt werden sollen." Der Papst antwortete: „Das ist der größte Meister, der jemals in seiner Kunst geboren worden ist; ich will Euch gelegentlich seine Arbeit zeigen, und es soll mir lieb sein, wenn Etwas zu seinem Besten geschehen kann.

Nach drei Tagen ließ mich der Papst rufen, als er eben gespeis't hatte. Jener Edelmann war gegenwärtig und ich zeigte meinen Kelch vor, worüber Dieser mir viel Lob ertheilte. Da aber noch der Knopf herbeigebracht wurde, wuchs seine Verwunderung; er sah mir in's Gesicht und sagte: „Er ist jung genug und kann es noch weiter bringen." Darauf erkundigte er sich nach meinem Namen. Benvenuto heiß' ich, versetzte ich darauf. Er aber sagte: „Dieß Mal bin ich für Dich willkommen! Nimm Lilie, mit Stengel und Blume, und destillire sie bei gelindem Feuer; mit dem Wasser, das Du gewinnst, salbe Dir die Augen mehrmals des Tages und Du wirst gewiß von Deinem Uebel genesen; aber vor allen Dingen mußt Du ein Reinigungsmittel brauchen und alsdann mit dem Wasser fortfahren." Der Papst sagte mir einige freundliche Worte und ich ging halb getröstet weg.

Eigentlich aber mochte an meinem Augenübel das schöne Mädchen Schuld sein, das ich bei mir hatte, als ich bestohlen ward. Mehr als vier Monate blieb die Krankheit verborgen; alsdann zeigte sie sich mit Gewalt auf ein Mal; sie äußerte sich aber nicht wie gewöhnlich, vielmehr war ich mit rothen Bläschen, so groß wie Pfennige, überdeckt. Die Aerzte wollten das Uebel nicht anerkennen, was es war, ob ich ihnen gleich die Ursache und meine Vermuthung angab. Eine Zeit lang ließ ich mich nach ihrer Art behandeln; aber es half mir Nichts. Doch zuletzt entschloß ich mich, das Holz zu nehmen, gegen den Willen Dieser, welche man für die ersten Aerzte von Rom halten mußte. Nachdem ich diese Medicin eine Zeit lang mit großer Sorgfalt und Diät genommen hatte, fühlte ich große Linderung, so daß ich nach Verlauf von fünfzig Tagen mich geheilt und gesund wie ein Fisch fühlte.

Darauf, da es gegen den Winter ging und ich mich von Dem, was ich ausgestanden hatte, wieder einiger Maßen erholen wollte, nahm ich meine Büchse hervor und ging auf die Jagd, setzte mich dem Regen und dem Winde aus und hielt mich in den Niederungen auf, so daß in wenig' Tagen mich ein zehnfach größeres Uebel befiel, als das erste gewesen war. Nun gab ich mich wieder in die Hände der Aerzte und ward von ihren Arzneien abermals viel schlimmer. Es befiel mich ein Fieber und ich nahm mir abermals vor, das Holz zu brauchen. Die Aerzte widersetzten sich und versicherten: wenn ich die Cur während des Fiebers anfinge, so würde ich in acht Tagen todt sein. Ich that es aber doch mit derselbigen Ordnung und Vorsicht, wie das erste Mal. Nachdem ich vier Tage dieses heilige Wasser des Holzes getrunken hatte, verlor sich das Fieber ganz und gar und ich spürte die größte Besserung.

Unter dieser Cur arbeitete ich immer weiter an dem Modell des Kelchs und es gelangen mir schönere Dinge und bessere Erfindungen, in den Wochen dieser Fasten und Enthaltsamkeit, als vorher in meinem ganzen Leben. Nach vierzig Tagen war ich wirklich rein von meinem Uebel geheilt und suchte nun meine Gesundheit recht zu befestigen; dabei versäumte ich nicht, sowohl an dem bewußten Werke als für die Münze den gehörigen Fleiß anzuwenden.

Zwölftes Capitel.

Um diese Zeit ward Cardinal Salviati, der mich so sehr anfeindete, zum Legaten von Parma erwählt, und daselbst wurde eben ein Mailändischer Goldschmied, Tobias genannt, als ein falscher Münzer eingezogen. Man hatte ihn zum Strick und Feuer verdammt, als der Cardinal, der davon hörte, sich diesen trefflichen Mann vorstellen ließ. Der Legat verschob darauf die Vollziehung, schrieb den Vorfall an den Papst, rühmte gedachten Tobias als den ersten Goldschmied von der Welt und gab ihm das Zeugniß: er sei ein einfältiger, guter Mann, der durch seinen Beichtvater, den er um Rath gefragt und der ihm diese Handlung erlaubt,

eigentlich solch gebildet werden sei. Sodann könne der Papst, wenn er einen so geschickten Mann nach Rom zöge, den Stolz des Benvenuto am besten demüthigen.

Der Papst ließ gedachten Tobias sogleich kommen; und nachdem er uns Beide vor sich berufen hatte, trug er uns auf, eine Zeichnung zu machen, wie das Horn eines Einhorns am besten gefaßt werden könnte. Er besaß ein solches von der größten Schönheit; es war für siebenzehntausend Kammer-Ducaten verkauft worden. Er wollte es dem Könige Franz von Frankreich schenken, aber vorher reich mit Gold verzieren lassen.

Wir trugen Beide unsere Zeichnungen, sobald sie fertig waren, zum Papste. Tobias hatte eine Art Leuchter vorgestellt, in welchen das Horn als eine Kerze eingesteckt werden sollte. Statt der Füße des Leuchters waren vier Einhornsköpfchen angebracht. Ich konnte mich nicht enthalten, über diese schwache Erfindung auf eine bescheidene Weise zu lachen. Der Papst bemerkte es und sagte: „Laß nur Deine Zeichnung sehen!" Ich hatte einen einzigen Einhornskopf vorgestellt, wozu ich theils die Bildung eines Pferdes, theils eines Hirsches genommen hatte; er war mit einer schönen Art von Schleier und andern gefälligen Zierathen bereichert. Darauf sollte das Horn eingepaßt werden. Jedermann, der diese Erfindung sah, gab ihr den Vorzug.

Aber leider waren einige Mailänder von großem Ansehen gegenwärtig, die dem Papst einredeten und vorstellten: er wolle ja das Werk nach Frankreich senden; die Franzosen seien rohe Leute und würden die Vortrefflichkeit der Arbeit des Benvenuto nicht einsehen, vielmehr würde ihnen die Art Kirchenzug der andern Zeichnung besser einleuchten, die auch geschwinder in's Werk gesetzt sein würde. Mittlerweile könne Benvenuto sich an den Kelch halten; zwei Arbeiten würden auf ein Mal fertig und Tobias wäre doch auch nicht umsonst berufen worden. Der Papst, der Verlangen hatte, seinen Kelch vollendet zu sehen, folgte dem Rath, gab Jenem das Horn in Arbeit und ließ mir sagen: ich möchte den Kelch fertig machen. Darauf antwortete ich: daß ich in der Welt Nichts mehr wünsche; und wenn er nur von einer andern Materie als von Gold wäre, so wollte ich ihn wohl ohne weitere Beihülfe zu Stande bringen. Darauf versetzte der pöbelhafte Hofmann: „Verlange nur kein Gold vom Papst; denn er geräth sonst in den größten Zorn, und wehe Dir danach!" Ich antwortete darauf: lehret mich ein wenig, mein Herr, wie man Brod ohne Mehl macht. Ohne Gold wird dieses Werk nicht fertig werden. Diese Worte verdrossen ihn; er brachte mir, dem Papst Alles zu hinterbringen und that es auch. Der Papst brach in eine bestialische Wuth aus und sagte: er wolle doch sehen, ob ich so toll sei, mich dieser Arbeit zu weigern. So gingen zwei Monate vorbei, in denen ich, ungeachtet meiner Drohung, mit großer Liebe gearbeitet hatte. Da der Papst sah, daß ich die Arbeit nicht brachte, ward er mir äußerst ungedultig und drohte, mich auf jede Weise zu züchtigen.

Eben war ein gewisser Mailändischer Goldschmied gegenwärtig, mit Namen Pompeo und ein wahrer Verwandter eines gewissen Herrn Trajan's, eines sehr begünstigten Dieners des Papstes. Beide sagten einstimmig: „Wenn Ew. Heiligkeit ihm die Münze nehmen, so wird ihm die Lust schon kommen, den Kelch zu endigen." Darauf versetzte der Papst: „Es würden vielmehr daraus zwei Uebel entstehen; ich würde bei der Münze übel bedient sein und er würde den Kelch nicht mehr anrühren. Die beiden Mailänder ließen aber doch nicht ab und brachten es endlich dahin, daß er mir die Münze nahm und sie einem jungen Menschen von Perugia gab.

Pompeo kam selbst, mir im Namen Ihro Heiligkeit zu sagen, daß ich die Münze verloren habe; und wenn ich den Kelch nicht fertig machte, sollte ich noch andere Dinge verlieren. Ich antwortete: Sagt Ihro Heiligkeit, die Münze hat er sich, nicht mir genommen; und so wird es auch mit den andern Dingen gehen; und sagt nur: wenn er mir die Münze auch wiedergeben wollte, würde ich sie nicht annehmen. Dieser abscheuliche, mißgünstige Mensch eilte, was er konnte, Alles dem Papste wieder zu sagen, wobei er gewiß von dem Seinigen hinzuthat.

Nach acht Tagen schickte der Papst denselbigen Menschen zu mir und ließ mir sagen: er wolle nunmehr den Kelch nicht von mir gnädigst haben, er verlange die Arbeit so weit, wie sie gegenwärtig gekommen sei. Darauf antwortete ich: Das ist nicht, wie mit der Münze, die er mir nehmen kann, wenn er will. Fünfhundert Scudi habe ich von ihm empfangen und die will ich sogleich zurückzahlen; das Werk ist aber mein und ich will damit nach Vergnügen schalten; darauf sagte ich ihm noch einige beißende Worte, die sich auf ihn bezogen, und er eilte, dem Papst Alles zu hinterbringen.

Nach Verlauf dreier Tage kamen zwei Kämmerlinge des Papstes zu mir, vornehme und von Ihro Heiligkeit sehr begünstigte Personen. Sie sagten zu mir: „Benvenuto, Du hast bisher gewagt, den Papst aufzuziehen und willst keinen vernünftigen Vorstellungen Gehör geben; höre nun: gibst Du ihm sein Werk nicht heraus, so haben wir Befehl, Dich in's Gefängniß zu füh-

ren.“ Darauf ſah ich ihnen feſtlich in's Geſicht und ſagte: Meine Herren, wenn ich dem Papſte dieß Werk gebe, ſo gebe ich ihm mein Werk und nicht das ſeinige, und ich habe nicht Luſt, es herauszugeben; denn nachdem ich es mit Fleiß und Sorgfalt ſo weit geführt habe, will ich nicht, daß es etwa in die Hände einer unwiſſenden Beſtie gerathe, die es mit wenig Mühe verdürbe.

Es war bei dieſer Unterredung auch jener Goldſchmied Tobias gegenwärtig, der ſich unterſtand, von mir ſogar die Modelle des Werks abzufordern; ich aber ſagte ihm, was ſolch ein elender Menſch zu hören verdiente und was ich hier nicht wiederholen mag.

Da aber die beiden Herren in mich drangen und verlangten, ich ſolle mich eilig entſchließen, ſagte ich ihnen, daß ich ſchon entſchloſſen ſei, nahm mein Ueberkleid, und ehe ich aus dem Laden ging, wendete ich mich mit großer Verehrung gegen ein Crucifix und ſagte, mit der Mütze in der Hand: Gnädiger, unſterblicher, gerechter und heiliger Erlöſer! Alles, was Du thuſt und zulaſſeſt, geſchieht nach Deiner großen, unvergleichbaren Gerechtigkeit. Du weißt, daß ich ungefähr in das Lebensalter gelange, welches Du auch erreicht haſt; und ich habe bis hierher um keiner Urſache willen mich in's Gefängniß begeben müſſen. Iſt es aber gegenwärtig Dein Wille, daß ich dieſe Schmach erdulde, ſo danke ich Dir auch dafür und übernehme ſie geduldig. Darauf wendete ich mich zu den Kämmerlingen und ſagte mit einem ſpottenden Lächeln: Meinesgleichen verdiente wohl keine geringern Häſcher, als Ihr ſeid, meine Herren! So nehmt mich denn als Gefangenen in die Mitte und führet mich, wohin Ihr wollt.

Dieſe äußerſt artigen und höflichen Männer begannen zu lachen, nahmen mich in die Mitte und führten mich unter gefälligen Geſprächen zum Gouverneur von Rom, der Magaletto hieß. Wir fanden bei ihm den Fiscal; ſie hatten uns Beide erwartet. Die beiden Herren Kämmerlinge ſagten lachend: „Hier bringen wir Euch dieſen Gefangenen; nehmt ihn wohl in Acht! Wir haben uns genug erluſtigt, indem wir Euern Leuten in's Amt greifen mußten, wie uns denn auch Benvenuto zu erkennen gab, daß er, da dieß ſeine erſte Gefangenſchaft ſei, durch Häſcher unſerer Art abgeführt werden müſſe.“ Sie eilten darauf zum Papſt und erzählten ihm alle Umſtände. Anfangs wollte er in Zorn gerathen, nachher that er ſich aber Gewalt an und lachte; denn es waren viele Herren und Cardinäle gegenwärtig, die mich höchlich begünſtigten.

Indeſſen beſchäftigten ſich der Gouverneur und der Fiscal mit mir; bald drohten ſie, bald ermahnten ſie, bald wollten ſie mir rathen. Sie ſagten: es ſei natürlich, daß wenn Einer von einem Andern eine Arbeit machen laſſe, ſo könne er ſie auch, nach ſeinem Belieben, auf jede Weiſe wieder zurücknehmen. Dagegen verſetzte ich: daß Das keineswegs gerecht ſei und daß ein Papſt Das nicht thun könne; denn er ſei nicht von der Art gewiſſer tyranniſcher Herrchen, die ihrem Volk das Schlimmſte, was ſie nur können, anzuthun fähig ſind und weder Geſetz noch Gerechtigkeit beobachten; dergleichen Dinge könne aber der Statthalter Chriſti nicht üben. Darauf ſagte der Gouverneur mit gewiſſen häſchermäßigen Geberden und Worten, die ihm eigen waren: „Benvenuto! Benvenuto! Du gehſt darauf aus, daß ich Dich nach Verdienſt behandeln ſoll.“ — So werdet Ihr mir alle Ehre und Höflichkeit widerfahren laſſen! — „Schicke ſogleich nach der Arbeit und erwarte nicht das zweite Wort!“ Darauf ſagte ich: Meine Herren, erlaubt mir, daß ich noch vier Worte für meine Sache vorbringe. Der Fiscal, der ein beſcheidenerer Böttel als der Gouverneur war, wendete ſich zu ihm und ſagte: „Gnädiger Herr, vergönnt ihm hundert Worte. Wenn er nur das Werk herausgibt, ſo haben wir genug.“ Darauf ſagte ich: Wenn irgend Jemand ein Gebäude aufmauern ließe, ſo könnte er zum Meiſter, der ihn ſchlecht bediente, mit Gerechtigkeit ſagen: Gib mir mein Haus, ich will nicht, daß Du mir daran arbeiten ſollſt! Er könnte ihm ſeine Arbeit bezahlen und ihn wegſchicken. Auch wenn Einer einen koſtbaren Edelſtein wollte faſſen laſſen und der Juwelier bediente ihn nicht nach ſeinem Willen, Der könnte ſagen: Gib mir mein Juwel heraus; ich mag Deine Arbeit nicht. Aber hier iſt nicht von dieſer Art die Rede; denn es iſt weder ein Haus, noch ein Edelſtein; und mir kann man Nichts weiter auferlegen, als daß ich die fünfhundert Scudi zurückgebe, die ich erhalten habe; und ſo, gnädiger Herr, thut, was Ihr könnt; von mir erhaltet Ihr Nichts als die fünfhundert Scudi, und Das mögt Ihr dem Papſt ſagen; Euere Drohungen machen mir nicht die mindeſte Furcht; ich bin ein ehrlicher Mann und bei meinen Handlungen wird mir nicht bange.“

Der Gouverneur und Fiscal ſtanden auf und ſagten mir, daß ſie zum Papſte gingen, und der Auftrag, mit dem ſie wahrſcheinlich wieder kämen, würde mir übel bekommen. So blieb ich verwahrt zurück, ging in einem Saal auf und ab, und ſie verzogen faſt drei Stunden. Indeſſen beſuchten mich alle die vornehmſten Florentiniſchen Kaufleute und baten mich inſtändig: ich ſolle nicht mit einem Papſte rechten; denn Das könne zu meinem völligen Verderben gereichen. Ich antwortete darauf: daß ich faſt

entſchloſſen ſei und wiſſe, was ich zu thun habe.

Sobald der Gouverneur mit dem Fiscal zurückgekommen war, ließ er mich rufen und ſagte: „Der Auftrag, den ich vom Papſte habe, thut mir ſelbſt Leid; ſchaffe das Werk ſogleich her, oder erwarte, was Dir begegnen kann!“ Darauf antwortete ich: Bis auf dieſe Stunde habe ich nicht geglaubt, daß der Statthalter Chriſti eine Ungerechtigkeit begehen könne; auch glaube ich es nicht, bis ich es ſehe; thut daher, was Ihr nicht laſſen könnt. Der Gouverneur verſetzte nochmals: „Ich habe Dir vorerſt noch zwei Worte vom Papſte zu ſagen und dann werde ich meinen Auftrag vollbringen. Der Papſt befiehlt: Du ſollſt mir die Arbeit hierher bringen; ſie ſoll vor meinen Augen in eine Schachtel gelegt und verſiegelt werden; ich ſoll ſie hinbringen und er verſpricht, bei Treue und Glauben, daß er ſie nicht eröffnen, ſondern ſie Dir ſogleich zurückgeben will; aber ſo ſoll es ſein um ſeiner eigenen Ehre willen.“ Darauf antwortete ich lächelnd: Herzlich gern will ich mein Werk auf dieſe Weiſe hingeben; denn ich möchte doch auch gern erfahren, wie Treu' und Glaube eines Papſtes beſchaffen iſt. So ſchickte ich nach meiner Arbeit, ſiegelte ſie, wie er's verlangte und gab ſie hin.

Als der Gouverneur zum Papſte zurückkam, nahm Dieſer die Schachtel, wie Jener mir nachher ſelbſt erzählte, wendete ſie einige Mal um und fragte ſodann den Gouverneur, ob er die Arbeit geſehen habe. Darauf ſagte dieſer: ja, ſie ſei in ſeiner Gegenwart verſiegelt worden, und verſicherte dabei, die Arbeit habe ihm höchſt bewundernswerth geſchienen. Darauf verſetzte der Papſt: „Sage Benvenuto: die Päpſte haben Gewalt, viel größere Dinge, denn dieſes, zu löſen und zu binden. Und indem er Dieſes mit einigem Verdruß zu ſagen ſchien, nahm er Siegel und Bindfaden weg und öffnete die Schachtel.

Nachdem er die Arbeit genugſam betrachtet hatte, zeigte er ſie Tobias, dem Goldſchmied, der ſie ſehr lobte und, als der Papſt ihn fragte: ob er nunmehr, da er das Werk geſehen habe, ein ähnliches unternehmen wolle, mit Ja antwortete und vom Papſte Befehl erhielt, ſich ganz danach zu richten. Darauf wendete ſich der Papſt zum Gouverneur und ſagte: „Seht, ob Benvenuto Euch das Werk überlaſſen will; bezahlt es ihm ſo hoch, als es ein Kenner ſchätzen mag. Will er es ſelbſt endigen und einen Termin ſetzen, ſo ſucht mit ihm überein zukommen und macht ihm die Bequemlichkeit, die er bedarf.“ Darauf ſagte der Gouverneur: „Heiliger Vater, ich kenne die fürchterliche Art dieſes jungen Mannes; erlaubt mir, daß ich ihm nach meiner Weiſe zu Leibe gehe.“ Darauf erwiderte der Papſt: Mit Worten ſolle er thun, was er wolle, ob dadurch gleich die Sache noch ſchlimmer werden würde; wenn er aber gar nicht mit mir fertig werden könnte, ſo ſollte er mir befehlen, die fünfhundert Scudi an ſeinen Juwelier Pompeo zu bringen.

Der Gouverneur kam zurück, ließ mich in ſein Zimmer rufen und ſagte zu mir mit einem Häſcherblick: „Die Päpſte haben Gewalt, die ganze Welt zu binden und zu löſen, und Das wird ſogleich im Himmel gut geheißen. Hier iſt Dein Werk offen zurück; Seine Heiligkeit hat es geſehen.“ Darauf erhob ich die Stimme und rief: Nun weiß ich doch, wie Treue und Glaube der Päpſte beſchaffen iſt! Darauf that der Gouverneur einige ganz unvernünftige Ausfälle. Da er aber merkte, daß Nichts auszurichten war, verzweifelte er an dem Unternehmen und ſagte mit einer etwas ſanftern Art: „Benvenuto! es thut mir leid, daß Du Dein Beſtes nicht einſehen willſt; ſo gehe denn hin und bringe die fünfhundert Scudi dem Juwelier Pompeo.“ So trug ich mein Werk fort und brachte ſogleich die fünfhundert Scudi an Ort und Stelle.

Nun hatte der Papſt, begierig, den Faden meiner Knechtſchaft wieder anzuknüpfen, gehofft, ich ſollte nicht im Stande ſein, ſogleich das Geld zu überliefern. Als daher Pompeo lächelnd mit dem Gelde in der Hand vor ihn kam, ſchimpfte er und ärgerte ſich, daß die Sache ſo abgelaufen war; dann ſagte er: „Geh' und ſuche Benvenuto in ſeiner Werkſtatt auf; ſage ihm, er ſoll mir das Werk zu einer Monſtranz fertig machen, daß ich am Frohnleichnam das Hochwürdige darin in Proceſſion tragen kann; er ſoll alle mögliche Bequemlichkeit haben, nur ſoll er arbeiten.“ Pompeo kam zu mir, rief mich heraus und machte mir, nach ſeiner Art, die ungeſchickteſten Eſels-Careſſen und ſagte mir die Worte des Papſtes wieder. Darauf antwortete ich ſchnell: Ich kann mir keinen größern Schatz in der Welt wünſchen, als wenn ich die Gnade eines ſo großen Papſtes wieder erlange, die ich nicht durch meine Schuld verloren habe, ſondern durch meine unglückliche Krankheit und durch die Bösartigkeit gewiſſer neidiſcher Menſchen, denen es eine Freude macht, Böſes zu ſtiften. Hat doch der Papſt eine Menge Diener; er ſoll mir Euch nicht mehr ſchicken, um Euers Heils Willen, und Ihr könnt Euch nur in Acht nehmen. Ich aber werde Tag und Nacht an den Dienſt des Papſtes denken und Alles thun, was ich vermag. Vergeßt nur nicht, was Ihr dem Papſt über mich geſagt habt und miſcht Euch nicht in meine Angelegenheiten; denn Euere Fehler ſollen Euch noch verdienter Maßen gerochen. Alles Dieſes hinterbrachte der

Mensch dem Papste auf eine peßialische Weise; und so blieb die Sache eine Weile; ich arbeitete in meiner Werkstatt und trieb mein Geschäft.

Tobias, der Goldschmied, hatte indessen jenes Einhorn garnirt und die Verzierung nach seiner Art vollendet; dann befahl ihm der Papst, er solle einen Kelch, nach der Weise des meinen, den er gesehen hatte, sogleich anfangen und ließ nach einiger Zeit sich die Arbeit zeigen; und als sie ihm mißfiel, war es ihm verdrießlich, mit mir gebrochen zu haben; er schalt auf die Werke des Tobias und auf Alle, die ihn empfohlen hatten. Mehrmals schickte er mir darauf den Baccino della Croce und ließ mich wegen der Monstranz mahnen. Ich antwortete: Seine Heiligkeit möchte mich nur so lange ausruhen lassen, bis ich mich von meiner Krankheit, von der ich noch nicht ganz geheilt sei, wieder erholt hätte; ich würde aber indessen doch zeigen, daß ich jede Stunde, in der ich zu arbeiten im Stande sei, bloß seinem Dienste widmen wolle. Denn ich hatte ihn heimlich porträtirt und arbeitete in meinem Hause heimlich an einer Medaille für ihn. In meiner Werkstatt aber hielt ich zu der Zeit einen Gesellen, der ehemals mein Lehrbursch gewesen war und sich Felix nannte.

Zweites Buch.

Erstes Capitel.

In der Zeit hatte ich mich, wie junge Leute pflegen, in eine Sicilianerinn von der größten Schönheit verliebt; auch sie zeigte, daß sie mir sehr wohlwolle. Die Mutter aber, welche unsere Leidenschaft bemerkt hatte und sich vor unsern Absichten fürchtete (denn ich wollte heimlich mit dem Mädchen nach Florenz fliehen), kam mir zuvor, ging Nachts aus Rom und ließ mir vorspiegeln, als wenn sie nach Civita Vecchia den Weg genommen hätte; sie begab sich aber auf Ostia und von da nach Neapel. Ich eilte grade auf Civita Vecchia und beging unglaubliche Thorheiten, um sie wiederzufinden. Es wäre zu umständlich, diese Dinge hier zu erzählen; genug, ich war im Begriff, toll zu werden oder zu sterben. Sie schrieb mir nach zwei Monaten, daß sie sich in Sicilien sehr mißvergnügt befinde. Indessen hatte ich mich allen denkbaren Vergnügungen ergeben und eine andere Liebe ergriffen, nur um jene loszuwerden.

Unter solchen Ausschweifungen hatte ich gelegentlich mit einem gewissen Sicilianischen Geistlichen Freundschaft gemacht; er war von dem erhabensten Geiste und wohl im Lateinischen und Griechischen erfahren. Einstmals, durch eine besondere Wendung des Gesprächs, kamen wir auch auf die Zauberei zu reden und ich sagte, wie sehr ich mein ganzes Leben durch verlangt hätte, irgend Etwas von dieser Kunst zu sehen oder zu spüren. Darauf versetzte der Priester: „Zu einem solchen Unternehmen gehört ein starkes und sicheres Gemüth." Ich versetzte: daß ich die Stärke und Sicherheit wohl zeigen wolle, wenn sich nur die Art und Weise fände, ein solches Werk zu unternehmen. Darauf antwortete der Priester: „Wenn Dir am Anschauen solcher Dinge genug ist, so will ich Deine Neugierde sättigen." Wir wurden Eins, das Werk zu unternehmen, und eines Abends machte sich der Priester bereit, indem er mir sagte, ich solle einen, auch zwei Gefährten suchen. Da rief ich Vincenzio Romeli, meinen besten Freund, welcher einen Pistojeser mit sich nahm, der sich auch auf die Schwarzkünstelei gelegt hatte. Wir gingen zusammen in's Coliseo; dort kleidete sich der Priester nach Art der Zauberer, zeichnete Cirkel auf die Erde mit den schönsten Ceremonien, die man sich nur auf der Welt nur denken kann. Er hatte uns Zassetica (Asa fœtida) mitbringen lassen, kostbares Räucherwerk und Feuer, auch böses Räucherwerk.

Da Alles in Ordnung war, machte er das Thor in den Cirkel und führte uns bei der Hand hinein; dem andern Schwarzkünstler befahl er, das Räucherwerk nach Bedürfniß in's Feuer zu werfen. Uns überließ er die Sorge, das Feuer zu unterhalten und die Specereien darzureichen; dann fing er seine Beschwörungen an, welche über anderthalb Stunden dauerten. Darauf erschienen manche Legionen Teufel, so daß das Coliseo ganz voll ward. Ich war mit den köstlichsten Specereien beschäftigt; und als der Priester eine so große Menge Geister bemerkte, wendete er sich zu mir und sagte: „Verlange was von ihnen." Ich versetzte, sie sollen machen, daß ich mit meiner Sicilianerinn wieder zusammenkomme.

Diese Nacht erhielten wir keine Antwort, ob ich gleich sehr zufrieden über diese Begebenheit war. Der Necromant behauptete: wir müßten noch ein ander' Mal hingehen und ich würde in Allem, was ich verlangte, völlig befriedigt werden; aber ich müßte einen unschuldigen Knaben mitbringen. Ich nahm einen Lehrknaben, ungefähr zwölf Jahre alt, und berief von Neuem Vincenzio Romeli; und da ein gewisser Agnolino Galdi unser Hausfreund war, nahm ich auch Diesen mit zu unserer Unternehmung. Wir kamen an den vorigen Ort; der Necromant machte wieder seine Vorbereitung und mit derselben, ja mit einer noch wundersamern Ordnung brachte er uns in den Cirkel, den er von Neuem mit mehr Kunst und Ceremonien be-

zeitet hatte. Vincenz und Agnolino beſorgten das Räucherwerk und das Feuer; mir gab er das Pintakel in die Hand und ſagte: er würde mir die Gegenden zeigen, wohin ich's zu wenden hätte. Nun fing der Necromant die ſchrecklichſten Beſchwörungen an; er rief bei ihren Namen eine Menge ſolcher Teufel, die Häupter der Legionen waren, und beſchwur ſie im Namen und Gewalt Gottes, des Unerſchaffenen, Lebendigen und Ewigen (und Das in hebräiſchen Worten, auch mitunter in genugſamen Griechiſchen und Lateiniſchen), ſo daß in kurzer Zeit einhundert Mal mehr als bei der erſten Beſchwörung erſchienen und das ganze Coliſee ſich erfüllte. Vincenzio Romoli und Gaddi unterhielten das Feuer und ſparten das koſtbare Räucherwerk nicht, mir aber gab der Necromant den Rath, abermals zu verlangen, daß ich mit meiner Angelica ſein möchte. Ich that es und er wendete ſich zu mir und ſagte: „Hörſt Du, was ſie ſprechen? In Zeit eines Monats ſollſt Du bei ihr ſein.“ Darauf bat er mich von Neuem, ich möchte nur feſthalten; denn es wären wohl eintauſend Legionen mehr, als er verlangt habe und ſie ſeien von der gefährlichſten Art; da ſie aber doch mein Begehren erfüllt hätten, ſo müßte man ihnen freundlich thun und ſie geduldig entlaſſen.

Nun fing das Kind, das unter dem Pintakel war, zu jammern an und ſagte, es ſeien ein Tauſend der tapferſten Männer beiſammen, die uns Alle drohten; dann ſah es noch vier ungeheure Rieſen, bewaffnet und mit der Geberde, in den Kreis einbrechen zu wollen. Indeſſen ſuchte der Necromant, der vor Furcht zitterte, ſie auf die ſanfteſte und gefälligſte Art, ſo gut er konnte, zu entlaſſen. Vincenzio Romoli, der über und über zitterte, hörte nicht auf zu räuchern; ich fürchtete mich ſo ſehr als die Andern, ließ mich es aber nur weniger merken und ſprach ihnen Allen Muth zu. Gewiß, ich war halb todt, als ich den Necromanten in ſo großer Angſt ſah. Das Kind hatte den Kopf zwiſchen die Knie geſteckt und ſagte: „So will ich ſterben! Denn wir kommen um. Alle zuſammen.“ Da ſagte ich zum Knaben: dieſe Creaturen ſind Alle unter uns und was Du ſiehſt, iſt Rauch und Schatten; hebe nur die Augen ohne Furcht auf. Das Kind blickte hin und ſagte von Neuem: „Das ganze Coliſee brennt und das Feuer kommt auf uns los.“ Es hielt die Hände vor's Geſicht, rief: es ſei todt und wollte Nichts mehr ſehen! Der Necromant empfahl ſich mir, bat: ich möchte nur feſthalten und ſtark mit Zaffetica räuchern. Ich wendete mich zu Vincenzio und ſagte: er möge ſchnell Zaffetica ausſtreuen. Indem ſo betrachtete ich den Agnolino, der ſo erſchrocken war, daß ihm die Augen in die Quere ſtanden und er halb todt ſchien. Agnolo! rief ich; hier iſt nicht Zeit, ſich zu fürchten; mache Dir was zu thun, rühre Dich und ſtreue ſchnell die Zaffetica. Agnolo, indem er ſich bewegen wollte, verunreinigte ſich mit ſo heftigem Getöſe, daß die Kraft der Zaffetica nur gering dagegen war; das Kind erhob bei dieſem Schall und Geſtank ein wenig das Geſicht und da es mich lächeln ſah, erholte es ſich ein wenig von ſeiner Furcht und ſagte: ſie zögen ſich mit Macht zurück.

So blieben wir, bis die Morgenglocke zu läuten anfing, und das Kind ſagte: nur Wenige ſeien noch übrig geblieben und ſie ſtänden von Ferne. Der Necromant vollbrachte nun ſeine Ceremonien, zog ſich aus, nahm ſeinen großen Pack Bücher zuſammen und wir verließen mit ihm auf ein Mal den Kreis; Einer drückte ſich an den Andern; beſonders hatte ſich das Kind in die Mitte gedrängt, indem es den Necromanten bei der Weſte und mich bei'm Ueberkleid hielt. Beſtändig, bis wir zu unſern Häuſern unter den Bänken gelangt waren, verſicherte es uns, zwei von Denen, die es im Coliſee geſehen habe, ſpazirten mit großen Sprüngen vor uns her und liefen bald über die Dächer, bald über die Straßen. Der Necromant ſagte: ſo oft er auch ſchon in dem Kreis geweſen, ſei ihm doch niemals ſo etwas Außerordentliches begegnet; er bat mich, daß ich ihm beiſtehen ſollte; denn die Teufel müßten uns die Schätze zeigen, deren die Erde voll ſei, und auf dieſe Weiſe müßten wir die reichſten Leute werden; die Liebeshändel ſeien Eitelkeit und Narrheit, wobei Nichts herauskomme. Ich verſetzte darauf, daß ich ihm gerne beiſtehen wollte, wenn ich nur Latein verſtände. Er aber verſicherte mich, daß mir das Latein gar Nichts helfen könne; er habe gar manchen vortrefflichen Lateiner angetroffen, aber Niemand' von ſo geſetztem Gemüth, wie mich, und ich ſolle mich nur nach ſeinem Rathe halten. So kamen wir nach Hauſe und träumten die folgende Nacht Alle von Teufeln.

Sobald der Necromant des Tages darauf mich wieder ſah, ſprach er mir zu, ich möchte doch auf jenes Unternehmen eingehen. Darauf fragte ich ihn, wie viel Zeit wir dazu brauchen würden und an welchen Ort wir zu gehen hätten. Er ſagte mir: in weniger als einem Monat würden wir fertig ſein und der geſchickteſte Ort wäre in den Bergen von Norcia. Zwar habe ſein Meiſter auch hier in der Nähe, in den Gebirgen der Abtei Faſa, eine ſolche Weihe vorgenommen; es hätten ſich aber doch ſolche Schwierigkeiten gefunden, die in den Bergen von Norcia wegfielen; auch ſeien die Bauern daſelbſt in der Nachbarſchaft zuverläſſige Leute,

nicht ganz unerfahren in diesen Dingen und könnten uns im Nothfall wichtige Dienste leisten.

So überredete mich der Priesten Necromant um so leichter, als ich zu solchen Dingen schon geneigt war; aber ich sagte ihm, ich wollte zuerst die Medaille für den Papst fertig machen; denn er und Niemand anders wußte um diese geheime Arbeit. Auch fragte ich ihn immer, ob ich nicht in der bestimmten Zeit meine Sizilianerin sehen würde. Denn der Termin kam näher heran und es schien mir wunderbar, als ich Nichts von ihr hörte. Der Necromant versicherte mich, daß ich gewiß mit ihr zusammentreffen würde; denn Jene hielten Wort, wenn sie auf solche Weise versprächen; ich sollte aber aufmerken und mich vor Händeln in Acht nehmen, die sich dabei ereignen könnten; ich sollte lieber Etwas gegen meine Natur erdulden, denn es läge eine große Gefahr nicht weit; es wäre besser für mich, wenn ich mit ihm ginge, das Buch zu weihen; auf diese Weise würde die Gefahr vorübergehen und wir würden Beide die glücklichsten Menschen werden.

Ich fing an, mehr Lust zu empfinden als er selbst und sagte zu ihm: es sei nur eben jetzt ein gewisser Meister nach Rom gekommen, Namens Johann da Castello, ein Bologneser, ein trefflicher Mann, Medaillen in Stahl zu schneiden, wie ich sie auch machte, und ich wünschte Nichts mehr, als mit ihm in die Wette zu arbeiten, mich auch so der Welt zu zeigen und mit einem solchen Talente lieber als mit dem Schwerte meine Feinde zu erlegen. Ich mochte aber sagen, was ich wollte, so hörte doch der Priester nicht auf, mir anzuliegen und sagte: „Mein Benvenuto, komm' mit mir; siehe die große Gefahr, die Dir bevorsteht. Ich hatte mir aber ein für alle Mal vorgenommen, meine Medaille zu endigen. Der Monat war bald verlaufen, und ich war in meiner Arbeit so verliebt, daß ich weder an Angelica, noch an irgend Etwas dachte.

Eines Abends hatte ich mich, zur ungewöhnlichen Zeit, von meinem Hause nach meiner Werkstatt begeben, woselbst Felix, mein Geselle, alle Arbeiten besorgte. Ich blieb nur einen Augenblick dort; denn ich erinnerte mich, daß ich mit Herrn Alexander bei Bene Etwas zu reden hatte. Da machte ich mich auf; und als ich unter die Bänke kam, begegnete mir ein sehr guter Freund, Herr Benedetto; er war Notar, von Florenz gebürtig, Sohn eines Blinden, der in den Kirchen betete, eines Sanefer's. Dieser Benedetto war lange in Neapel gewesen, hatte sich darauf in Rom niedergelassen und besorgte die Geschäfte gewisser Handelsleute von Siena. Mein Geselle hatte ihn öfters gemahnt; denn er war ihm Geld für einige anvertraute Ringe schuldig; an eben dem Tage waren sie einander wieder begegnet, und Felix hatte nach seiner Gewohnheit das Geld auf eine etwas rauhe Art verlangt, und zwar in Gegenwart der Herren des Benedetto, die zufällig dabei standen. Da sie vernahmen, wie sich die Sache verhalte, schalten sie ihren Factor tüchtig aus und sagten: sie würden sich eines Andern bedienen; denn dergleichen Händel wollten sie nicht haben. Benedetto entschuldigte sich, so gut er konnte und behauptete, er habe den Goldschmied bezahlt, sagte aber dabei: er sei nicht im Stande, die Tollheit eines Wahnsinnigen zu bändigen. Diese Herren nahmen sein Betragen übel und jagten ihn sogleich weg. Darauf eilte er wüthend nach meiner Werkstatt, vielleicht um gedachtem Felix Verdruß zu machen. Nun begab sich's, daß wir uns gerade in der Mitte von den Bänken begegneten, und ich, der von Nichts wußte, grüßte ihn auf's Freundlichste, er aber antwortete mir mit vielen groben Worten. Da erinnerte ich mich sogleich an Alles, was mir der Necromant gesagt hatte, und hielt an mich, was ich konnte, um Dasjenige nicht zu thun, wozu seine Worte mich nöthigten. Herr Benedetto! sagte ich, Bruder! entrüstet Euch nicht gegen mich; habe ich Euch doch Nichts zu Leide gethan; weiß ich doch Nichts von dem Vorfall. Habt Ihr was mit Felix zu thun, so geht doch, ich bitte Euch, und macht's mit ihm aus; er weiß am Besten, was zu antworten ist; Ihr thut mir Unrecht, da ich Nichts davon weiß, mich dergestalt anzugreifen, um so mehr, da Ihr wißt, daß ich der Mann nicht bin, Beleidigungen zu erdulden.

Darauf antwortete Benedetto: ich wisse um Alles; er sei der Mann, mit mir schon fertig zu werden; Felix und ich seien zwei große Lumpe.

Schon hatten sich viele Leute gesammelt, diesen Streit anzuhören, und, gezwungen durch seine groben Worte, bückte ich mich schnell zur Erde, nahm eine Hand voll Koth (denn es hatte geregnet,) und holte aus, ihn in's Gesicht zu treffen; aber er bückte sich und ich traf ihn mitten auf den Schädel. Zu dem Kothe stak ein frischer Stein, mit vielen scharfen Ecken, und mein Mann fiel ohnmächtig, für todt, auf die Erde und Jedermann, der das Blut so stark herabrieseln sah, hielt ihn wirklich für todt. Inzwischen, daß Einige Anstalt machten, ihn wegzutragen, kam Pompeo, der Juwelier, dessen ich schon öfters erwähnt habe; und als er diesen Mann so übel zugerichtet sah, fragte er, wer ihn geliefert habe. Man sagte: Benvenuto; aber diese Bestie habe es an ihn gebracht. Sobald Pompeo zum Papst kam, (denn er ging wegen einiger Geschäfte dahin,) sagte er: „Hei-

Mephiſtopheles.

Ach! es iſt nicht der Schmuck allein.
Sie hat ein Weſen, einen Blick ſo ſcharf!
Wie freu't mich's, daß ich bleiben darf.

Marthe.

Was bringt Er denn? Verlange ſehr —

Mephiſtopheles.

Ich wollt' ich hätt' eine frohere Mähr'!
Ich hoffe, Sie läßt mich's drum nicht büßen:
Ihr Mann iſt todt und läßt Sie grüßen.

Marthe.

Iſt todt? das treue Herz! O weh!
Mein Mann iſt todt! Ach ich vergeh'!

Margarethe.

Ach! liebe Frau, verzweifelt nicht!

Mephiſtopheles.

So hört die traurige Geſchicht'!

Margarethe.

Ich möchte drum mein' Tag' nicht lieben,
Würde mich Verluſt zu Tode betrüben.

ligter Vater! Eben hat Benvenuto den Tobias erſchlagen; ich habe es mit meinen eigenen Augen geſehen.“ Da wurde der Papſt wüthend und ſagte zum Gouverneur, der eben gegenwärtig war, er ſolle mich fahen und am Orte, da der Todſchlag geſchehen ſei, ſogleich aufhängen laſſen.

Ich aber, da ich dieſen Unglücklichen auf der Erde ſah, dachte ſogleich, mich zu retten; denn ich betrachtete die Macht meiner Feinde und was mir bei dieſer Gelegenheit gefährlich werden konnte. Ich flüchtete mich in das Haus des Herrn Johann Gaddi, um mich, ſo geſchwind als möglich, mit Gott davon zu machen. Herr Johannes rieth mir, ich ſollte nicht ſo eilig ſein; manchmal ſei das Uebel ſo groß nicht, als man glaube. Er ließ Herrn Hannibal Caro rufen, der bei ihm wohnte, und erſuchte ihn, hinzugehen, um ſich nach der Sache zu erkundigen. Indeſſen erſchien ein Römiſcher Edelmann aus dem Gefolge des Cardinal Medicis, rief mich und den Herrn Johannes bei Seite und ſagte: ſein Herr ſchicke ihn her, der ſelbſt die Worte des Papſtes gehört habe; es ſei kein Mittel, mir zu helfen, wenn ich dieſer erſten Wuth nicht entrinne; ich ſolle mich ja auf kein Haus in Rom verlaſſen! Der Edelmann entfernte ſich ſogleich, und Herr Johannes ſah mich mit thränenden Augen an und rief: „Wie traurig, daß ich kein Mittel habe, Dir zu helfen!“ Darauf ſagte ich: Mit der Hülfe Gottes will ich mir ſchon ſelbſt helfen; nur bitt' ich Euch, dient mir mit einem Euerer Pferde.

Sogleich ließ er mir ein Türkiſches Pferd ſatteln, das ſchönſte und beſte, das in Rom war. Ich beſtieg es und nahm eine Büchſe vor mich, um mich im Falle zu vertheidigen. Da ich nach Ponte Sisto kam, fand ich die ſämmtlichen Häſcher zu Pferde und zu Fuß; ich mußte aus der Noth eine Tugend machen: herzhaft friſchte ich mein Pferd gelind an und mit Gottes Hülfe, der ihre Augen verblendet hatte, kam ich frei durch, und, ſo ſchnell ich konnte, eilte ich nach Palombara, zu Herrn Savelli, und ſchickte von da das Pferd an Herrn Johannes zurück, ohne ihm jedoch wiſſen zu laſſen, wo ich mich befände. Herr Savelli bewirthete mich zwei Tage auf's freundlichſte; dann rieth er mir, ich ſolle mich aufmachen und auf Neapel zugehen, bis die erſte Hitze vorüber ſei. Er ließ mich begleiten und auf die Neapolitaniſche Straße bringen. Auf derſelben fand ich einen Bildhauer, meinen Freund, der Soloſmeo hieß und nach St. Germano ging, um das Grab Peter von Medicis auf Monte Caſſino fertig zu machen. Er ſagte mir, daß noch ſelbigen Abend Papſt Clemens einen ſeiner Kämmerer geſchickt habe, um nachfragen zu laſſen, wie ſich gedachter Tobias befinde. Der Abgeordnete habe dieſen Mann bei der Arbeit angetroffen, dem Nichts vorgekommen war, und der auch von Nichts wußte. Als Dieſes dem Papſt hinterbracht wurde, wendete er ſich zu Pompeo und ſagte: „Du biſt ein ſchlechter Menſch; aber ich verſichere Dir, Du haſt eine Schlange gekneipt, die Dich beißen und Dir Dein Recht anthun wird.“ Dann ſprach er mit dem Cardinal Medicis und trug ihm auf, daß er ein wenig' nach mir ſehen ſolle; denn um Alles wollte er mich nicht verlieren. Wir aber ritten ſingend auf Monte Caſſino.

Zweites Capitel.

Als nun Soloſmeo daſelbſt die Arbeit durchgeſehen hatte, machten wir uns auf und zogen gegen Neapel. Ungefähr eine halbe Miglie vor der Stadt kam uns ein Wirth entgegen, der uns in ſein Gaſthaus einlud und verſicherte: er ſei lange Zeit mit Carl Ginori in Florenz geweſen; wenn wir bei ihm einkehrten, wolle er uns auf's Beſte bewirthen. Wir wiederholten öfters, daß wir mit ihm Nichts wollten zu ſchaffen haben; deſſen ungeachtet war er bald vor, bald hinter uns und wiederholte ſeine Einladung, immer mit denſelbigen Worten. Endlich war ich ſeiner Zudringlichkeit überdrüſſig, und um ihn loszuwerden, fragte ich, ob er mir nicht eine Sicilianerinn, Namens Beatrice, nachweiſen könne, die eine Tochter habe, welche Angelica heiße; Beide ſeien Curtiſanen. Der Wirth, welcher glaubte, ich hätte ihn zum Beſten, rief aus: „Gott verdamme alle Curtiſanen und Jeden, der ihnen wohl will!“ Darauf gab er ſeinem Pferde die Sporen und eilte von uns weg. Ich freute mich, auf ſo gute Weiſe die Beſtie losgeworden zu ſein; aber zu gleicher Zeit machte mir die Erinnerung der großen Liebe, die ich zu dem Mädchen getragen hatte, nicht wenig Schmerzen. Indem ich nun mit meinem Gefährten, nicht ohne manchen verliebten Seufzer, von meinem Abenteuer ſprach, ſahen wir den Wirth im Galopp zurückkehren. „Es ſind zwei oder drei Tage,“ rief er aus, „daß neben meinem Hauſe ein Weib und ein Mädchen eingezogen ſind, die ſo heißen; ob ſie Sicilianerinnen ſind, kann ich nicht ſagen.“ Darauf verſetzte ich: Der Name Angelica hat ſo große Gewalt auf mich, daß ich nunmehr gewiß bei Dir einkehren will. Wir folgten dem Wirth und ſtiegen bei ihm ab. Eiligſt brachte ich meine Sachen in Ordnung, ging in das benachbarte Haus und fand meine Angelica wirklich daſelbſt, die mich mit unmäßigen Liebkoſungen empfing. Ich blieb bei ihr bis den andern Morgen und war glücklicher als jemals. Mitten in dieſem Genuſſe fiel mir ein, daß an dieſem Tage gerade der Monat

um sei, und daß ich nach dem Versprechen der bösen Geister, meine Angelica nun besitze. Da denke nun Jeder, der sich mit ihnen einläßt, sich die großen Gefahren, durch die ich hatte gehen müssen.

Ob ich gleich noch jung war, so kannte man mich in Neapel doch auch schon als einen Menschen von Bedeutung, und empfing mich auf's Beste, besonders Herr Dominico Fontana, ein trefflicher Goldschmied; er ließ mich die drei Tage, die ich in Neapel war, in seiner Werkstatt arbeiten, und begleitete mich, als ich dem Vice-König aufwartete, der mich zu sehen verlangt hatte. Ihro Excellenz empfingen mich sehr gnädig, und es fiel ihm ein Diamant in die Augen, den ich eben an dem Finger hatte; zufälliger Weise brachte ich ihn in meinem Beutel nach Neapel; denn er war mir zum Kauf angeboten worden. Der Vice-König verlangte, ihn zu sehen und wünschte ihn zu besitzen, wenn ich ihn entbehren könnte. Ich versetzte darauf, indem ich den Ring an seinen Finger steckte: der Diamant und ich seien zu seinem Befehl. Er versetzte: der Diamant sei ihm angenehm; noch angenehmer würde es ihm aber sein, wenn ich bei ihm bleiben wollte; er wolle mir Bedingungen machen, mit denen ich zufrieden sein würde. So ward viel Höfliches hin und wieder gesprochen; zuletzt verlangte er den Preis des Edelsteins mit einem Worte zu wissen; ich verlangte zweihundert Scudi, und Ihro Excellenz fanden die Forderung billig und sagten, daß ihnen der Stein um so lieber sei, da ich ihn gefaßt habe; denn sonst könne er nicht eine so treffliche Wirkung thun. Ich versetzte darauf: der Stein sei nicht von mir gefaßt; ich getraute mir, ihm durch eine andere Fassung noch einen viel größern Werth zu geben. Ich drückte sogleich mit dem Nagel den Stein aus dem Kästchen, putzte ihn und übergab ihn dem Vice-König; er war zufrieden und erstaunt, und gab mir eine Anweisung, worauf mir zweihundert Scudi ausgezahlt wurden.

Als ich nach Hause kam, fand ich Briefe vom Cardinal Medicis, worin mir gesagt wurde: ich solle wieder nach Rom kommen, und gleich bei Ihro Eminenz Palast absteigen. Als ich meiner Angelica den Brief gelesen hatte, bat sie mich mit herzlichen Thränen: ich möchte entweder in Neapel bleiben oder sie mit mir nehmen. Darauf antwortete ich: wenn sie mit mir ginge, so wollte ich ihr die zweihundert Scudi, die ich vom Vice-König erhalten hatte, aufzuheben geben. Da die Mutter sah, daß wir Ernst machten, trat sie herbei und sagte: „So laß mir hundert Scudi, damit ich niederkommen kann, und alsdann will ich Euch nachfolgen." Ich antwortete der alten Kupplerinn: dreißig wollte ich ihr geben, wenn sie meine Angelica mit mir ließe. Diese Bedingung ging sie ein und Angelica bat mich: ich solle ihr ein Kleid von schwarzem Sammt kaufen, der in Neapel wohlfeil war; auch Dessen war ich zufrieden; ich schickte nach dem Sammt und kaufte ihn. Da glaubte die Alte, ich sei nun völlig gekocht und gar, und verlangte für sich ein Kleid von feinem Tuche und dergleichen für ihre Söhne, auch mehr Geld, als ich ihr angeboten hatte. Darüber beklagte ich mich mit freundlichen Worten und sagte: Meine liebe Beatrice, ist Dir Das nicht genug, was ich Dir angeboten habe? Sie sagte: „Nein!" Darauf versetzte ich: So ist es mir genug! — nahm Abschied von meiner Angelica; sie weinte und ich lachte; wir trennten uns und ich kehrte nach Rom zurück.

Noch dieselbe Nacht reis'te ich von Neapel weg, damit man mir nicht auflauern und mich berauben sollte, wie es die Gewohnheit von Neapel ist; und doch mußte ich mich, als ich auf den Steinweg kam, mit allen Leibes- und Geisteskräften gegen mehrere Räuber wehren, die mir nachstellten. Einige Tage darauf ließ ich den Solesmeo bei seiner Arbeit auf Monte Cassino und stieg bei dem Gasthause von Adananni ab, um zu Mittag zu essen; nicht weit von dem Hause schoß ich nach einigen Vögeln und erlegte sie; aber ein Stückchen Eisen, am Schloß meiner Büchse, verletzte mir bei dieser Gelegenheit die rechte Hand; und so wenig es bedeutete, so gefährlich sah es aus, weil das Blut sehr stark aus der Wunde strömte. Ich stellte mein Pferd in den Stall und stieg auf einen Altan, wo ich viele Neapolitanische Edelleute fand, die sich eben zu Tische setzen wollten und mit ihnen ein junges Fräulein von der größten Schönheit. Kaum war ich oben, so stieg hinter mir mein Diener, ein braver Bursche, mit einer großen Partisane in der Hand, herauf, so daß vor und Beiden, den Waffen und dem Blute, die guten Edelleute so erschracken, da ohnedem dieser Ort für ein Spitzbubennest bekannt war, daß sie vom Tisch aufsprangen, und mit großem Entsetzen Gott um Hülfe anriefen. Lachend sagte ich zu ihnen: Gott habe ihnen schon geholfen; denn ich sei der Mann, sie gegen Jeden zu vertheidigen, der sie angreifen wollte, und bitte nur um einigen Beistand, meine Hand zu verbinden. Das schöne Frauenzimmer nahm ihr Schnupftuch, das reich mit Gold gestickt war, und als ich damit nicht verbunden sein wollte, riß sie es sogleich in der Mitte durch und verband mich mit der größten Anmuth; sie beruhigten sich einiger Maßen und wir speis'ten fröhlich. Nach Tische stiegen wir zu Pferd und reis'ten in Gesellschaft weiter.

Die Edelleute waren noch nicht ganz ohne Furcht und ließen mich klugerweise durch das Frauenzimmer unterhalten, blieben aber immer Etwas zurück. Da befahl ich meinem Diener, er ſollte auch hinten bleiben; ich ritt auf meinem ſchönen Pferdchen neben dem Fräulein her; wir ſprachen von Dingen, mit denen kein Apotheker handelt, und ſo gelangte ich auf die angenehmſte Weiſe nach Rom.

Sogleich ſtieg ich bei dem Palaſt Mediciś ab, wartete dem Cardinal auf und dankte ihm für ſeine Vorſorge; dann bat ich ihn, er möchte mich vor dem Gefängniß und, wo möglich, vor der Geldſtrafe ſchützen. Dieſer Herr empfing mich auf's Beſte und ſagte mir, ich ſolle nur ruhig ſein; dann wendete er ſich zu einem ſeiner Edelleute, der Tecci hieß, und ſagte ihm: er habe dem Bargell von ſeinetwegen zu bedeuten, daß er ſich nicht unterſtehen ſolle, mich anzurühren. Dann fragte er: wie ſich Der befinde, den ich mit dem Stein auf den Kopf getroffen. Herr Tecci ſagte: er befinde ſich ſchlimm und werde ſich noch ſchlimmer befinden; denn er habe verſichert, daß er mir zum Verdruß ſterben wolle, ſobald ich nach Rom käme. Darauf ſagte der Cardinal mit großem Lachen: „Konnte er uns denn auf keine andere Weiſe zeigen, daß er von Siena ſtamme?“ Alsdann wendete er ſich zu mir und ſagte: „Beobachte, um meinet- und Deinetwillen, den äußern Wohlſtand und laß Dich vier oder fünf Tage unter den Bänken nicht ſehen; dann gehe hin, wohin Du willſt, und die Narren mögen nach Gefallen ſterben.“ Ich ging nach Hauſe, um die angefangene Münze mit dem Bild des Papſtes Clemens fertig zu machen; dazu hatte ich eine Rückſeite erfunden, worauf ein Friedensbild zu ſehen war. Es war ein Weibchen mit den feinſten Kleidern angethan, welche, mit der Fackel in der Hand, vor einem Haufen Kriegsrüſtungen ſtand, die wie eine Trophäe verbunden waren; auch ſah man Theile eines Tempels, in welchem die Wuth gefeſſelt war; umher ſtand die Inſchrift: Clauduntur belli portæ. Inzwiſchen als ich dieſe Medaille fertig machte, war der Verwundete geneſen. Der Papſt hörte nicht auf, nach mir zu fragen, und ich nahm mich auch in Acht, den Cardinal Mediciś zu beſuchen; denn ſo oft ich vor ihn kam, gab er mir etwas Bedeutendes zu thun, wodurch ich denn immer aufgehalten wurde.

Endlich nahm ſich Herr Piero Carneſecchi, ein großer Günſtling des Papſtes, der Sache an und ſagte mir auf eine geſchickte Weiſe, wie ſehr der Papſt wünſche, daß ich ihm dienen möchte. Darauf antwortete ich: daß ich in wenig Tagen Ihro Heiligkeit zeigen wolle, daß ich Das nie vergeſſen noch unterlaſſen habe. Einige Tage darauf ward die Medaille fertig, und ich prägte ſie in Gold, Silber und Kupfer, zeigte ſie dem Herrn Piero, der mich ſogleich bei dem Papſte einführte. Es geſchah nach Tiſche an einem ſchönen Tage im April; der Papſt war im Belvedere; und ich überreichte ihm die Münzen ſowie die Stempel; er nahm ſie und ſah ſogleich die große Gewalt der Kunſt ein, zeigte ſie Herrn Piero und ſagte: „Sind die Alten jemals ſo gut in Münzen bedient geweſen?“ Und indeſſen die Gegenwärtigen bald die Medaillen, bald die Stempel beſchauten, fing ich mit der größten Beſcheidenheit zu reden an und ſagte: Wenn das Geſchick, das mir unglücklicher Weiſe Ew. Heiligkeit Gnade entzog, nicht auch wieder die Folgen dieſes Unwillens verhindert hätte, ſo verloren Ew. Heiligkeit, ohne Ihre und meine Schuld, einen treuen und liebevollen Diener. Die böſe, lügenhafte Zunge meines größten Feindes hat Ew. Heiligkeit in ſo großen Zorn verſetzt, daß Sie dem Gouverneur auf der Stelle befohlen haben, mich zu fahen und hängen zu laſſen. Wäre Das geſchehen, ſo hätten Ew. Heiligkeit gewiß ein wenig Reue gefühlt; denn ein Herr, gleich einem guten und tugendhaften Vater, ſoll auf ſeine Diener nicht ſo übereilt den ſchweren Arm fallen laſſen, da hinterdrein die Reue Nichts helfen kann. Gott hat dieß Mal den ungünſtigen Lauf der Sterne unterbrochen und mich Ew. Heiligkeit erhalten; ich bitte, künftig nicht ſo leicht auf mich zu zürnen.

Der Papſt fuhr immer fort, die Medaillen zu beſehen und hörte mir mit der größten Aufmerkſamkeit zu; da aber viele große Herren gegenwärtig waren, ſchämte ſich der Papſt ein wenig und, um aus dieſer Verlegenheit zu kommen, wollte er von einem ſolchen Befehle nichts wiſſen. Da ich Das merkte, fing ich von etwas Anderm an zu reden und Seine Heiligkeit ſprach von den Münzen und fragte mich, wie ich ſie ſo künſtlich hätte prägen können, da ſie ſo groß ſeien, als er ſie von den Alten niemals geſehen. Darüber ward eine Weile geſprochen; er aber ſchien zu fürchten, daß ich ihm noch einen ſchlimmern Sermon halten möchte und ſagte: „Die Medaillen ſeien ſehr ſchön und gefielen ihm wohl; nur möchte er noch eine andere Rückſeite haben, wenn es anginge.“ Ich verſetzte, daß Solches gar wohl geſchehen könne, und er beſtellte ſich die Geſchichte Moſis, der Waſſer aus den Felſen ſchlägt, mit der Umſchrift: ut bibat populus. Darauf ſagte er: „Gehe, Benvenuto; ſobald Du fertig biſt, ſoll auch an Dich gedacht ſein.“ Als ich weg war, verſicherte der Papſt vor allen Gegenwärtigen, daß er mir reichlich wolle zu leben geben, ohne daß ich es nöthig hätte, für

Andere zu arbeiten. Ich aber war fleißig, die verlangte neue Rückseite fertig zu machen.

Drittes Capitel.

Indessen ward der Papst krank; und da die Aerzte den Zustand für gefährlich hielten, vermehrte sich die Furcht meines Gegners Pompeo dergestalt, daß er einigen Neapolitanischen Soldaten auftrug, mir nachzustellen; ich hatte viele Mühe, mein armes Leben zu vertheidigen. Als meine Arbeit fertig war, trug ich sie sogleich zum Papste, den ich im Bette und in sehr übeln Umständen fand; mit allem Dem empfing er mich sehr freundlich und wollte Münzen und Stempel sehen. Er ließ sich Licht und Brille reichen; allein er konnte Nichts erkennen. Darauf tastete er ein wenig mit den Fingern, seufzte tief und sagte zu Denen, die zunächst standen: „Benvenuto dauert mich! Wenn ich aber wieder gesund werde, so soll für ihn gesorgt sein.“ In drei Tagen starb der Papst und ich hatte meine Arbeit umsonst gethan. Doch sprach ich mir Trost zu; denn ich war durch diese Medaillen so bekannt geworden, daß ich hoffen konnte, jeder Papst werde mich brauchen und vielleicht besser belohnen. So beruhigte ich mich selbst und löschte in meinem Sinne alles das große Unrecht aus, das mir Pompeo angethan hatte, ging bewaffnet nach St. Peter, dem todten Papst die Füße zu küssen, welches nicht ohne Thränen abging; dann kehrte ich unter die Bänke zurück, um die große Verwirrung zu sehen, die bei solchen Gelegenheiten zu entstehen pflegt.

Ich saß daselbst mit vielen meiner Freunde, als Pompeo in der Mitte von zehn wohlbewaffneten Männern einherkam. Er blieb gegen mir über stehen, als wenn er Händel anfangen wollte. Meine Freunde, brave und willige Leute, winkten mir, daß ich Hand anlegen sollte; ich bedachte aber sogleich, daß, wenn ich zum Degen griffe, großer Schaden auch für Die entstehen könnte, die nicht die mindeste Schuld hätten, und ich dachte, es sei besser, mein Leben allein daran zu wagen.

Pompeo blieb ungefähr zwei Ave Maria stehen, lachte verächtlich gegen mich; und da er wegging, lachten die Seinigen auch, schüttelten die Köpfe und forderten uns durch noch mehr solche unartige Zeichen heraus. Meine Gesellen wollten sogleich Hand an's Werk legen, ich aber sagte ihnen ernsthaft: Um meine Händel auszumachen, brauchte ich keinen Braven als mich selbst; ein Jeder möchte sich um sich bekümmern; ich wüßte schon, was ich zu thun hätte. Darüber wurden meine Freunde verdrießlich und gingen murrend hinweg. Unter ihnen war mein liebster Freund Albertaccio del Bene, ein trefflicher Jüngling, voll Muth, der mich wie sich selbst liebte. Dieser wußte wohl, daß ich mich nicht aus Kleinmuth geduldig gezeigt hatte; vielmehr erkannte er meine entschlossene Kühnheit sehr gut; deßwegen bat er mich im Weggehen: ich möchte ihn doch ja an Allem, was ich vorhätte, Theil nehmen lassen. Ich antwortete ihm: Albertaccio, geliebtester unter allen meinen Freunden, es wird die Zeit kommen, da ich Deiner Hülfe bedarf, aber in diesem Falle, wenn Du mich liebst, bekümmere Dich nicht um mich und mache, daß Du fortkömmst. Diese Worte sagte ich schnell. Indessen waren meine Feinde aus den Bänken langsam auf einen Kreuzweg gekommen, wo die Straße nach verschiedenen Gegenden führt. Und das Haus meines Feindes Pompeo war in der Gasse, die gerade nach Campo di Fiore geht; er war wegen einiger Geschäfte bei einem Apotheker eingetreten und ich hörte unterwegs, daß er sich seiner Aufführung gegen mich gerühmt habe.

Da war es denn auf alle Weise sein reines, böses Schicksal, daß er eben, als ich an die Ecke kam, aus der Apotheke heraustrat; seine Braven hatten sich aufgethan und ihn schon in die Mitte genommen. Da drang ich durch Alle hindurch, ergriff einen kleinen, spitzigen Dolch und faßte ihn bei der Brust mit solcher Schnelle und Sicherheit des Geistes, daß ihm Keiner zu Hülfe konnte; ich stieß ihm nach dem Gesicht, daß er vor Schrecken wegwendete; daher traf ich ihn unter dem Ohr, wohin ich ihm zwei einzige Stiche versetzte, so daß er bei'm zweiten mir todt in die Hände fiel. Das war nun freilich meine Absicht nicht; denn ich wollte ihn nur tüchtig zeichnen; aber wie man sagt: Wunden lassen sich nicht messen. Ich nahm den Dolch mit der linken Hand und zog mit der rechten den Degen, mein Leben zu vertheidigen; da waren alle seine Begleiter mit dem todten Körper beschäftigt; keiner wendete sich gegen mich, keiner zeigte das mindeste Verlangen, mit mir zu rechten; so zog ich mich allein durch Strada Julia zurück und überlegte, wohin ich mich flüchten wollte.

Ich war kaum dreihundert Schritte gegangen, als mich Pilotto, der Goldschmied, mein großer Freund, einholte und sagte: „Lieber Bruder, da das Uebel geschehen ist, so laß uns sehen, wie wir Dich retten können!“ Darauf sagte ich: Gehn wir zu Albertaccio del Bene, dem ich vor Kurzem gesagt habe, es werde eine Zeit kommen, in der ich seiner bedürfe. Wir kamen zu ihm und er empfing mich mit unschätzbaren Liebkosungen; und bald erschienen die vornehmsten Jünglinge aller Nationen, die uns zu den

Blanken wohnten, aufgenommen die Mailänder, und alle erboten ſich, ihr Leben zu meiner Rettung d'ran zu ſetzen; auch Herr Ludwig Ruccellai ſchickte dringend zu mir, ich ſolle mich ſeiner auf alle Weiſe bedienen. Ebenſo thaten mehrere Männer Seinesgleichen; denn alle ſegneten mich; ſie waren ſämmtlich überzeugt, daß mir der Mann allzu großen Schaden zugefügt habe und hatten ſich oft über die Geduld, womit ich ſeine Feindſchaft ertrug, verwundert.

In demſelben Augenblick hatte Cardinal Cornaro den Handel erfahren und ſchickte mir aus eigener Bewegung dreißig Soldaten, mit Partiſanen, Picken und Büchſen, die mich ſicher in mein Haus begleiten ſollten. Ich nahm das Erbieten an und ging mit ihnen fort, und wohl noch ein Mal ſo viel junge Leute begleiteten mich. Sobald Herr Trajano, der Verwandte des Entleibten, erſter Kämmerer des Papſtes, die Sache erfuhr, ſchickte er zum Cardinal Medicis einen Mailändiſchen Edelmann, der das große Uebel, das ich angerichtet hatte, erzählen und ſeine Eminenz auffordern ſollte, mich nach Verdienſt zu beſtrafen. Der Cardinal antwortete ſogleich: ſehr übel hätte Benvenuto gethan, das geringe Uebel nicht zu thun. Dankt Herrn Trajano, daß er mich von Dem, was ich nicht wußte, benachrichtigt hat. Dann wandte er ſich zu dem Biſchof von Trulli und ſagte: „Geht Euch ſorgfältig nach meinem Benvenuto um und bringt mir ihn hierher. Ich will ihn vertheidigen und ſchützen; und wer was gegen ihn unternimmt, hat es mit mir zu thun.“ Der Mailänder ging ſehr beſchämt weg und der Biſchof eilte, mich aufzuſuchen. Er ging zum Cardinal Cornaro und ſagte: der Cardinal Medicis ſchicke nach Benvenuto und wolle ihn in ſeine Verwahrung nehmen. Der Cardinal Cornaro, der Etwas ſeltſam und rauh wie ein Bär war, antwortete voll Zorn, daß er mich ſo gut als der Cardinal Medicis verwahren könne. Darauf ſagte der Biſchof: er wünſche mich nur über einige andere Angelegenheiten zu ſprechen; der Cardinal aber verſicherte ihn, daß heute daraus Nichts werden könne.

Der Cardinal Medicis war hierüber äußerſt aufgebracht; ich ging daher die folgende Nacht heimlich und wohlgeleitet zu ihm und bat ihn: er möchte gnädigſt geruhen, mich in dem Haus des Cornaro zu laſſen, da doch Dieſer ſich ſo lebhaft meiner angenommen habe. Ihre Eminenz würden mir dadurch einen neuen Freund in meinen Nöthen erwerben; übrigens aber dächte ich, Denenſelben Nichts vorzuſchreiben. Er antwortete mir: ich möchte thun, was ich für gut hielte, und ſo kehrte ich in das Haus des Cornaro zurück.

(1534.)

Wenige Tage darauf ward Cardinal Farneſe zum Papſte erwählt; und als er die wichtigſten Sachen beſorgt hatte, verlangte er nach mir und ſagte: ich allein ſolle ihm ſeine Münzen machen. Darauf ſagte Einer ſeiner Edelleute: ich ſei wegen eines Mordes flüchtig, den ich an einem Mailänder, Pompeo, begangen, und trug dabei die Urſachen, die mich zu dieſer That bewogen hatten, ſehr günſtig vor. „Ich wußte den Tod des Pompeo nicht,“ verſetzte der Papſt; „aber die Urſachen des Benvenuto wußte ich wohl. Deßwegen fertigt mir ſogleich einen Freibrief aus, der ihn völlig ſicher ſtelle.“ Dabei war ein Mailänder, ein Freund des Pompeo, gegenwärtig, welcher zum Papſte ſagte: „Es iſt nicht rathſam, in den erſten Tagen Eu'rer Regierung ſolche Verbrechen zu begnadigen.“ Darauf wendete ſich der Papſt heftig zu ihm und ſagte: „Das verſteht Ihr nicht. Ihr müßt wiſſen, daß Männer, wie Benvenuto, die einzig in ihrer Kunſt ſind, ſich an die Geſetze nicht zu binden haben, um ſo mehr, als ich ſeine Urſachen weiß.“ So ward mir der Schutzbrief ausgeſtellt und ich fing gleich an, für ihn zu arbeiten.

Herr Latino Juvenale kam zu mir und trug mir auf, ich ſolle die Münzen für den Papſt machen. Da ſetzten ſich Alle meine Feinde in Bewegung, mich daran zu verhindern; ich aber ließ mich nicht ſtören und machte die Stempel zu den Scudi, worauf ich die halbe Figur St. Pauls abbildete, mit der Unterſchrift: vas electionis. Die Münze gefiel weit mehr als die andern, die man mit mir um die Wette gearbeitet hatte, ſo daß der Papſt ſagte: er wolle von Keinem weiter hören; ich allein ſolle ſeine Münzen arbeiten. So war ich friſch daran, und Herr Latino Juvenale, der den Auftrag hatte, ſtänkte mich ein bei dem Papſte. Ich hätte gern das Decret wegen der Münze wieder gehabt; allein da ließ er ſich einreden und ſagte: ich müßte erſt wegen des Todſchlags begnadigt ſein, und Das könnte am Feſt der heiligen Marie'n, im Auguſt, durch den Orden der Caporioni von Rom geſchehen; denn man pflege, dieſem alle Jahre zugedachtem Feſte zwölf Verbannte zu ſchenken. Indeſſen ſollte mir ein anderer Freibrief ausgefertigt werden, damit ich bis auf jene Zeit ruhig ſein könne.

Da meine Feinde ſahen, daß ſie mich auf keine Weiſe von der Münze abhalten konnten, ſo nahmen ſie einen andern Ausweg. Pompeo hatte dreitauſend Ducaten Ausſteuer einer natürlichen Tochter hinterlaſſen, und man wußte es dergeſtalt einzuleiten, daß ein gewiſſer Favorit des Herrn Peter Ludwig's, des Sohns

unſers neuen Papſtes, ſie zum Weibe nahm. Dieſer Gaukler war von geringer Herkunft und von gedachtem Herrn erzogen worden. Wenig erhielt er daher von dieſen Geldern; denn der Herr hatte Luſt, ſich ihrer ſelbſt zu bedienen. Dagegen trieb die Frau ihren Mann: er ſollte ſeinem Herrn anliegen, daß man mich einfinge. Der Herr verſprach es zu thun, ſobald nur die Gunſt des Papſtes ſich ein wenig würde vermindert haben. So vergingen zwei Monate; der Diener verlangte ſeine Mitgift; der Herr wollte Nichts davon hören, ſagte aber deſto öfter zu ihm und beſonders zu der Frau: daß er gewiß den Vater rächen wolle. Ich wußte zwar Etwas davon, doch verfehlte ich nicht, dem Herrn aufzuwarten, und er erzeigte mir die größte Gunſt. Von der andern Seite hatte er dem Bargeli befohlen, mich einzufangen oder mich durch irgend Jemand umbringen zu laſſen.

Um nun Eines oder das Andere zu erreichen, übertrug der Bargeli einem ſeiner Soldaten, einem gewiſſen Corſiſchen Teufelchen, die Sache ſobald abzuthun als möglich; und meine andern Feinde, beſonders Herr Trajan, hatten dem kleinen Corſen ein Geſchenk von hundert Scudi verſprochen, der verſicherte, daß er nicht leichter ein friſches Ei austrinken wolle. Als ich dieſen Anſchlag vernahm, war ich auf meiner Hut und ging meiſt in guter Geſellſchaft und im Paraiſch, wie ich dazu die Erlaubniß hatte. Der Corſe, geizig genug, dachte, das Geld nur ſo einzuſtreichen und die Sache für ſich abzuthun, ſo daß ſie mich eines Tages, im Namen des Herrn Ludwig's, rufen ließen. Ich eilte, weil er von einigen ſilbernen Gefäßen geſprochen hatte, die er wollte machen laſſen; doch hatte ich meine gewöhnlichen Waffen angelegt und ging ſchnell durch die Strada Julia, wo ich um dieſe Zeit Niemanden zu finden glaubte. Als ich am Ende war und mich nach dem Palaſt Farneſe umwenden wollte, indem ich nach meiner Gewohnheit mich nach der mittlern Straße hielt, ſah ich den Corſen, der aufſtand, ſich mir in den Weg zu ſtellen. Ich war gefaßt, nahm mich zuſammen, ging langſam und hielt mich nach der Mauer, um dem Corſen Platz zu machen und mich beſſer zu vertheidigen. Auch er zog ſich wieder gegen die Mauer; wir waren einander ziemlich nah und ich ſah in ſeinem ganzen Betragen, daß er mir etwas Unangenehmes erzeigen wollte und daß er glaubte, weil er mich allein ſah, könne es ihm gelingen. Deßwegen fing ich an zu reden und ſagte: Tapferer Soldat, wenn es Nacht wäre, ſo könntet Ihr ſagen, Ihr hättet mich für einen Andern genommen; da es aber Tag iſt, ſo wißt Ihr, wer ich bin. Einer, der mit Euch Nichts zu thun gehabt hat, Einer, der Euch nie Etwas zu Leide that, der aber auch nicht viel vertragen kann. Darauf blieb er mit kühner Geberde vor mir ſtehen und ſagte: er verſtehe nicht, was ich ſage. Darauf verſetzte ich: Ich weiß recht gut, was Ihr wollt und was Ihr ſagt; aber Euer Vorhaben iſt ſchwerer und gefährlicher, als Ihr glaubt und könnte Euch vielleicht mißlingen. Bedenkt, daß Ihr mit einem Manne zu thun habt, der ſich gegen Hundert wehren würde, und daß Euer Vorhaben ſich für keinen braven Soldaten ſchickt. Indeſſen war ich auf meiner Hut und wir hatten uns Beide verfärbt. Schon waren viele Leute herzugetreten, welche wohl merkten, daß unſere Worte von Eiſen waren; und da mein Gegner ſeine Gelegenheit nicht fand, ſagte er: „Wir ſehen uns ein ander Mal wieder;" darauf verſetzte ich: Brave Leute ſehe ich immer gerne wieder und Den, der ihnen gleicht. So ging ich weg, den Herrn aufzuſuchen, der aber nicht nach mir geſchickt hatte.

Als ich in meine Werkſtatt kam, ließ mir der Corſe durch einen beiderſeitigen Freund ſagen: ich brauche mich vor ihm nicht mehr in Acht zu nehmen; denn wir wollten gute Freunde bleiben. Aber ich konnte mich nicht genug verſehen; denn es hätten mir wichtige Männer den Tod geſchworen. Ich ließ ihm danken und nahm mich in Acht, ſo gut ich konnte. Wenige Tage darauf vertraute mir ein Freund: Herr Peter Ludwig habe Befehl und Auftrag gegeben, daß man mich noch dieſen Abend gefangen nehmen ſolle. Darauf beſprach ich mich mit einigen Freunden, die mir zur Flucht riethen; und weil man mich um ein Uhr in der Nacht gefangen nehmen ſollte, brach ich um dreiundzwanzig auf und eilte mit Poſtpferden nach Florenz.

Alſo hatte Herr Peter Ludwig, da dem Corſen der Muth gefallen war, die Sache auszuführen, aus eigner Macht und Gewalt den Befehl gegeben, mich gefangen zu nehmen, nur damit er die Tochter des Pompeo beruhigen möchte, die ſich nach ihrer Mitgift erkundigte; und da nun auch dieſer letzte Anſchlag nicht gelang, ſo erſann er einen andern, von dem wir zu ſeiner Zeit reden wollen.

Viertes Capitel.

Ich kam nach Florenz und wartete dem Herzog Alexander auf, der mir ſehr freundlich begegnete und verlangte, daß ich bei ihm bleiben ſollte. Es war aber in Florenz ein Bildhauer, Namens Tribolo, mein Gevatter (ich hatte ihm einen Sohn aus der Taufe gehoben). Der ſagte mir, daß ein gewiſſer Jacob Sanſovino, bei dem er in der Lehre geſtanden, ihn verſchrieben habe, und weil er Venedig niemals geſehen, denke

er hinzureisen, besonders weil er daselbst Etwas zu verdienen hoffe; und da er höre, daß ich auch nicht in Venedig gewesen sei, so bitte er mich, die Spazierreise mit ihm zu machen. Weil ich ihm nun Dieses schon versprochen hatte, antwortete ich dem Herzog Alexander: Ich wünschte erst nach Venedig zu gehen und würde nach meiner Rückkehr zu seinen Diensten sein. Er war Dessen zufrieden, und des andern Tages, ging ich, reisefertig, mich nochmals zu beurlauben. Ich fand ihn in dem Palast der Pazzi zu der Zeit, als die Frau und die Töchtern des Herrn Lorenzo Eibo daselbst wohnten; ich ließ meine Absicht melden und der Herr Cosmus Medicis, der jetzt Herzog ist, kam mit der Antwort zurück und sagte mir: ich sollte Nicolo di Monte Aguto aufsuchen; Der würde mir fünfzig Goldgulden geben; diese schenke mir Seine Excellenz, der Herzog. Ich solle sie auf seine Gesundheit verzehren und alsdann zu seinem Dienste zurückkommen.

Ich erhielt das Geld und ging zu Tribolo, der bereit war und mich fragte, ob ich meinen Degen aufgebunden hätte. Ich sagte ihm: Wer zu Pferde sei, um zu verreisen, brauche den Degen nicht festzubinden. Er versetzte darauf: in Florenz sei Das nun der Gebrauch; denn ein gewisser Fra Mauritio sei ein sehr strenger Aufseher und würde, um einer Kleinigkeit willen, Sanct Johann, den Täufer, selbst wippen lassen; wenigstens bis vor das Thor müßten wir die Degen aufbinden. Ich lachte und wir machten uns auf den Weg, indem wir uns an den Conducteur der ordinären Post von Venedig anschlossen, der Lamentone hieß, und so zusammen weiter zogen.

Unter Anderm kamen wir nach Ferrara und traten in dem Wirthshaus auf dem Platz ein. Lamentone ging, einige Ausgewanderte aufzusuchen, denen er Briefe und Aufträge von ihren Weibern brachte. Denn Das hatte der Herzog erlaubt, daß der Conducteur allein mit ihnen sprechen durfte, sonst Niemand, bei Strafe gleicher Verbannung als die, in welche sie verfallen waren. Um die Zeit, es war ungefähr zweiundzwanzig Uhr, ging ich mit Tribolo, den Herzog von Ferrara auf seinem Rückwege zu sehen, der von Belfiore kam, wo man vor ihm durirt hatte. Wir fanden unter der Menge viele Ausgewanderte, die uns so starr in die Augen sahen, als wenn sie uns nöthigen wollten, mit ihnen zu sprechen. Tribolo, der der furchtsamste Mensch von der Welt war, lispelte mir immer zu: „Sieh' sie nicht an; rede nicht mit ihnen, wenn Du wieder nach Florenz zurück willst." So sahen wir den Herzog einziehen und kehrten wieder in unsere Herberge, wo wir den Lamentone fanden. Gegen ein Uhr in der Nacht (nach Sonnenuntergang) kam Nicolo Benintendi mit Peter'n, seinem Bruder, und ein Alter, ich glaube, es war Jacob Nardi, und noch mehrere junge Leute, Alles Ausgewanderte. Der Conducteur sprach mit einem Jeden von seinen Geschäften; Tribolo und ich hielten uns entfernt, um nicht mit ihnen zu reden. Nach einer Weile fing Nicolo Benintendi an: „Ich kenne die Beiden recht gut. Haben sie Quark im Maule, daß sie nicht mit uns reden können?" Tribolo hielt mich an, ich sollte still sein, und Lamentone sagte zu ihnen: er habe die Erlaubniß, mit ihnen zu reden, und nicht wir. Benintendi antwortete: Das sei eine Eselei! Der Teufel könne uns holen! und andere dergleichen schöne Dinge. Da hub ich das Haupt auf und sagte so bescheiden, als ich nur wußte und konnte: Meine lieben Herren, bedenket, daß Ihr uns viel schaden könnet und wir Euch nicht zu helfen wüßten. Ihr habt zwar manches unschickliche Wort gesagt, aber wir wollen deßhalb mit Euch nicht zürnen. Der alte Nardi sagte: ich sei ein braver, junger Mann und habe auch so gesprochen. Darauf versetzte Benintendi: „Ich gebe Nichts auf sie und ihren Herzog!" Ich antwortete darauf: er habe sehr unrecht und wir wollten weiter Nichts von ihm wissen. Der alte Nardi hielt es mit uns und stellte ihm seine Unart vor; aber er fuhr mit Schimpfreden fort und ich sagte ihm: wenn er nicht aufhörte, so sollte er es bereuen. Darauf rief er: er verwünsche den Herzog und uns; er und wir wären eine Hand voll Esel.

Darauf schalt ich ihn einen Esel und zog den Degen. Der Alte, der zuerst die Treppe hinunter wollte, stolperte auf den ersten Stufen, stürzte hinab und die Andern über ihn her; ich sprang vor und wetzte mit dem Degen an den Wänden, und schrie während: Ich bringe Euch Alle zusammen um! Doch nahm ich mich wohl in Acht, Jemand Leid's zu thun, wie ich doch genug gekonnt hätte. Der Wirth schrie; Lamentone wollte mich abhalten; Einige riefen: „Wehe, mein Kopf!" Andere: „Laßt mich hinaus!" Es war ein unschätzbarer Handel; es schien eine Heerde Schweine durcheinander zu fahren. Der Wirth kam mit dem Lichte; ich ging wieder hinauf und steckte den Degen ein. Lamentone verwies dem Benintendi sein Unrecht und auch der Wirth schalt ihn aus. „Es steht das Leben darauf," sagte Dieser, „wenn hier Jemand den Degen zieht; und wenn unserm Herzog Eu're Insolenzen bekannt wären, so ließ er Euch Alle aufhängen. Ihr verdientet wohl, daß ich es anzeige; aber kommt mir nicht mehr in's Haus, sonst soll es Euch übel gehen." Hernach kam der Wirth herauf zu mir; und als ich mich entschuldigen wollte, ließ er mich

nicht zum Worte kommen und ſagte: er wiſſe wohl, daß ich tauſend Urſachen habe; ich ſolle mich nur auf der Reiſe vor ihnen in Acht nehmen.

Da wir abgegeſſen hatten, kam ein Schiffer, uns nach Venedig zu führen. Ich fragte, ob wir das Schiff ganz frei für uns haben könnten. Er ſagte ja, und darauf wurden wir einig.

Des Morgens, gut um Achte, nahmen wir Pferde, um nach dem Hafen zu gehen, der einige Miglien von Ferrara entfernt iſt. Als wir ankamen, fanden wir den Bruder des Nicolo Benintendi mit drei Geſellen, die mir aufpaßten; zwei von ihnen waren mit Spießen bewaffnet. Ich hatte mich aber auch wohl verſehen und mir einen Spieß in Ferrara gekauft, und ſo erſchrack ich nicht im Mindeſten; Tribolo deſto mehr, der ausrief: „Gott helfe uns! Dieſe werden uns todtſchlagen.“ Lamentone kehrte ſich zu mir und ſagte: „Du wirſt am Beſten thun, nach Ferrara zurückzugehen; denn ich ſehe, die Sache iſt gefährlich. Mein Benvenuto, gehe der Wuth dieſer raſenden Beſtien aus dem Wege.“ Da ſagte ich: Nur getroſt vorwärts! Dem, der Recht hat, hilft Gott, und Du ſollſt ſehen, wie ich mir ſelbſt helfen will. Iſt dieſes Schiff nicht uns allein verſprochen? Lamentone ſagte ja, und ich antwortete: So wollen wir auch allein darin abfahren, wenn meine Kraft meinem Willen gleich iſt. Ich trieb mein Pferd vorwärts; und da wir ungefähr zehn Schritte entfernt waren, ſtieg ich ab und ging mit meinem Spieße kühn auf ſie los. Tribolo war zurückgeblieben und hatte ſich auf ſeinem Pferde zuſammengekauzt, daß er wie der Troß ſelbſt ausſah; und Lamentone ſchnaubte und blies, daß man einen Wind zu hören glaubte; denn es war ſeine Angewohnheit, und dieß Mal that er es ſtärker als gewöhnlich; denn er bedachte, was dieſe Teufelei für einen Ausgang haben möchte.

Als ich zum Schiffe kam, trat der Schiffer vor mich und ſagte, daß dieſe Florentiniſchen Edelleute, wenn ich es zufrieden wäre, mit in das Schiff ſteigen wollten. Darauf verſetzte ich: Das Schiff iſt für uns, nicht für Andere gemiethet; und es thut mir herzlich leid, daß ich ſie nicht einnehmen kann. Darauf ſagte ein tapferer Jüngling von den Magalotti: „Benvenuto, Du wirſt wohl können, was wir wollen?“ Darauf antwortete ich: Wenn Gott, mein Recht und meine Kräfte wollen und können, wie Ihr wollt und meint. Mit dieſen Worten ſprang ich ſogleich in das Schiff, kehrte ihnen die Spitze der Waffen zu und ſagte: Hiermit will ich Euch zeigen, daß ich nicht kann. Der von den Magalotti zeigte einige Luſt, zog den Degen und kam heran. Da ſprang ich auf den Rand des Schiffes und ſtieß ſo gewaltſam nach ihm, daß, wäre er nicht rücklings zur Erde gefallen, ich ihn durch und durch geſtoßen hätte. Die andern Geſellen, anſtatt ihm zu helfen, zogen ſich zurück; ich hätte ihn auf der Stelle umbringen können; aber anſtatt ihm Eins zu verſetzen, ſagte ich: Stehe auf, Bruder, nimm Deine Waffen und gehe fort; wohl haſt Du geſehen, daß ich nicht kann, was ich nicht will. Dann rief ich Tribolo, den Schiffer und Lamentone herein; und ſo fuhren wir gegen Venedig. Als wir zehn Meilen auf dem Boot zurückgelegt hatten, kamen uns dieſe jungen Leute in einem Kahne nach; und als ſie gegen uns über waren, ſagte mir der dumme Peter Benintendi: „Komme nur weiter, Benvenuto; es iſt jetzt nicht Zeit; aber in Venedig wollen wir uns wieder ſehen.“ Darauf verſetzte ich: Laßt es nur gut ſein; ich komme ſchon und Ihr könnt mich überall wieder finden.

So kamen wir nach Venedig und ich wartete dem Bruder des Cardinal Cornaro auf, den ich bat, daß er mir die Erlaubniß verſchaffen möge, den Degen tragen zu dürfen. Er verſetzte darauf: daß ich ihn nur frei und ohne Erlaubniß anſtecken ſollte; das Schlimmſte, was mir begegnen könnte, wäre, daß mir die Polizei den Degen wegnähme.

So gingen wir bewaffnet und beſuchten Jacob del Sanſuino, den Bildhauer, der den Tribolo verſchrieben hatte. Er begegnete mir äußerſt freundlich und behielt uns zum Eſſen. Da ſagte er zu Tribolo: er könne ihm gegenwärtig keine Arbeit geben; er möge doch ein anderes Mal wieder kommen. Da fing ich an zu lachen und ſagte ſcherzend zu Sanſuino: Sein Haus iſt zu weit von dem Ein'rigen, als daß er Euch ſo ganz bequem beſuchen könnte. Der arme Tribolo erſchrack und zeigte den Brief vor, durch den er berufen war. Darauf antwortete Sanſuino: „Wackere und kunſtreiche Männer Meinesgleichen dürfen Das und noch mehr thun.“ Tribolo zuckte die Achſeln und ſagte: „Geduld, Geduld!“ Ich nahm darauf, ohne Rückſicht auf das herrliche Mittagseſſen, die Partie meines Geſellen, auf deſſen Seite das Recht war, und überdieß hatte Sanſuino bei Tiſche nicht aufgehört, von ſeinen großen Werken zu ſprechen, von Michel Agnolo und allen Kunſtverwandten Uebels zu reden und ſich ganz allein übermäßig zu loben, ſo daß mir vor Verdruß kein Biſſen ſchmecken wollte. Da ſagte ich nur die Paar Worte: Wackere Männer zeigen ſich durch wackere Handlungen und die kunſtreichen, welche ſchöne und gute Werke machen, lernt man beſſer durch das Lob aus fremdem Munde als aus ihrem eigenen kennen. Darauf ſtiegen wir verdrießlich vom Tiſche auf.

Noch ſelbigen Tag begegnete ich bei'm Rialto

dem Peter Veranderdl, der von Verſchiedenen begleitet war; und da ich merkte, daß ſie Händel ſuchten, trat ich bei einem Apotheker ein und ließ den Sturm vorüberziehn. Darnach hörte ich, daß der Junge von den Magalotti, dem ich artig begegnet war, ſie tüchtig ausgeſcholten hatte; und ſo ging die Sache vorüber.

Einige Tage nachher machten wir uns wieder auf den Weg nach Florenz; wir kehrten in einem gewiſſen Ort ein, der dieſſeits Chioggia auf der linken Hand liegt, wenn man nach Ferrara geht. Der Wirth wollte bezahlt ſein, ehe wir uns ſchlafen legten; und da wir ihm ſagten, daß es an andern Orten gebräuchlich ſei, des Morgens zu bezahlen, ſo ſagte er: „Ich will des Abends das Geld; es iſt nun meine Art ſo.“ Darauf antwortete ich: Die Leute, die Alles nach ihrer Art haben wollten, müßten ſich auch eine beſondere Welt dazu ſchaffen; denn in dieſer gehe Das nicht an. Er verſetzte: ich ſollte ihm den Kopf nicht warm machen; denn er wollte es nun einmal ſo haben. Tribolo zitterte vor Furcht, ſtieß mich und ſagte: ich ſollte ſtill ſein, damit es nicht noch ſchlimmer würde. Wir bezahlten alſo den Kerl und legten uns ſchlafen. Wir hatten vortreffliche Betten. Alles neu und recht, wie ſich's gehört; mit allem Dem aber ſchlief ich nicht und dachte nur die ganze Nacht, wie ich mich rächen wollte. Ein Mal kam mir's in Sinn, ihm das Haus anzuſtecken, ein ander' Mal, ihm vier gute Pferde zu lähmen, die er im Stall hatte. So leicht Das zu thun war, ſo ſchwer hätte ich mich darnach mit meinem Geſellen retten können. Zuletzt ließ ich unſere Sachen und die übrigen Geführten einſchiffen; und als die Pferde ſchon an's Seil geſpannt waren, ſagte ich: ſie ſollten ſtill halten, bis ich wieder käme; denn ich hätte meine Pantoffeln im Schlafzimmer gelaſſen. So ging ich in's Wirthshaus zurück und rief nach dem Wirthe; Der rührte ſich nicht und ſagte: er bekümmere ſich nicht um uns; wir möchten zum Henker gehen. Es war noch ein Knäbchen im Hauſe, ein Stallburſche; Der ſagte ganz ſchlaftrunken zu mir: ſelbſt um des Papſtes willen würde ſich ſein Herr nicht in Bewegung ſetzen; daneben verlangte er ein Trinkgeld. Ich gab ihm einige kleine Venetianiſche Münzen und ſagte ihm: er ſolle die Schiffleute noch ſo lange aufhalten, bis ich mit meinen Pantoffeln zurückkäme. So ward ich auch Den los und ging hinauf und nahm ein ſcharfes Meſſerchen und zerſchnitt die vier Betten, ſo über und über, daß ich wohl einen Schaden von fünfzig Scudi mochte gethan haben, ſteckte darauf einige Fetzen des Zeuges ein, ſtieg in das Schiff und ſagte eilig zu Dem, der die Pferde führte: er möchte machen, daß er fortkäme. Kaum waren wir ein wenig von dem Wirthshauſe entfernt, als Gevatter Tribolo ſagte: er habe ein Paar Riemchen zurückgelaſſen, womit er ſeinen Mantelſack auf's Pferd zu binden pflege; er wolle zurück; denn er könne ſie nicht entbehren. Ich ſagte ihm: er ſolle und deßwegen nicht aufhalten; ich wollte ihm Riemen machen laſſen, ſo groß und ſo viel er wollte. Er ſagte: ich ſolle nicht ſpaßen; er wolle nun ein' für alle Mal ſeine Riemen wieder haben. Nun rief er, man ſolle halten und ich rief, man ſolle fortfahren. Indeſſen erzählte ich ihm den großen Schaden, den ich dem Wirthe verſetzt hatte und zeigte ihm ein Pröbchen von dem Bettzeuge. Da ergriff ihn ein ſolcher Schrecken, daß er nicht aufhörte, zum Fuhrmann zu rufen: Nur zu! nur zu! Und die Angſt verließ ihn nicht, bis wir vor die Thore von Florenz kamen.

Da ſagte Tribolo: „Laßt uns um Gottes willen die Degen aufbinden und treibt's nur nicht weiter ſo fort; mir war's die ganze Zeit, als wenn meine Eingeweide im Keſſel kochten.“ Darauf ſagte ich: Gevatter Tribolo! wie ſolltet Ihr den Degen aufbinden, da Ihr ihn niemals losgebunden habt? Und Das ſagte ich, weil er auf der ganzen Reiſe kein Zeichen eines Mannes von ſich gegeben hatte. Darauf ſah er ſeinen Degen an und ſagte: „Bei Gott! Ihr habt Recht! Das Gehäng iſt noch geflochten, wie ich es zu Hauſe zurecht machte.“ Und ſo mochte der Gevatter wohl glauben, daß ich ihm ſchlechte Geſellſchaft geleiſtet habe, weil ich mich vertheidigt und gerochen hatte, wenn man uns etwas Unangenehmes erzeigen wollte. Mir ſchien aber, er habe ſich eigentlich ſchlecht gehalten, daß er mir in ſolchen Fällen nicht beiſtand. Das mag nun Jeder beurtheilen, wer ohne Leidenſchaft die Sache betrachtet.

Sobald ich abgeſtiegen war, ging ich zum Herzog Alexander und dankte ihm für das Geſchenk der ſiebzig Scudi und ſagte: ich ſei auf alle Weiſe bereit, Seiner Excellenz zu dienen. Er antwortete mir: ich ſolle die Münzen zu ſeinen Stempeln ſchneiden. Die erſte, die ich darauf fertig machte, war von vierzig Soldi, mit dem Bilde des Herzogs auf der einen und mit dem Wappen auf der andern Seite. Darnach ſchnitt ich den Stempel für die halben Julier, ferner den Kopf des heiligen Johannes im Vollgeſichte, die erſte Münze der Art, die in ſo dünnem Silber geprägt worden, wovon die Schwierigkeit nur Diejenigen einſehen können, die es in dieſer Kunſt auf den höchſten Grad gebracht haben. Alsdann wurden die Stempel zu den Goldgulden fertig. Auf der einen Seite war ein Kreuz mit kleinen Cherubim, auf der andern das Wappen des Herzogs.

Da ich nun mit ſo vielerlei Münzen fertig

war, bat ich Seine Excellenz: ſie möchten mir nun eine Beſoldung anweiſen und mich in die Zimmer auf der Münze einweiſen laſſen, wenn ihnen meine Bemühungen gefielen. Darauf ſagte er: er ſei es zufrieden und werde die nöthigen Befehle ertheilen. Seine Excellenz ſprach mich damals in der Gewehrkammer; ich bemerkte eine vortreffliche Büchſe, die aus Deutſchland gekommen war; und als der Herzog ſah, mit welcher Aufmerkſamkeit ich das ſchöne Gewehr betrachtete, gab er mir es in die Hand und ſagte: er wiſſe wohl, wie viel Vergnügen ich an ſolchen Dingen fände und zum Gottespfennig ſeines Verſprechens ſollte ich mir eine Büchſe nach meinem Belieben wählen, nur dieſe nicht; und er verſichere mich, es ſeien viele ſchönere und ebenſo gute in ſeiner Gewehrkammer. Dankbar nahm ich das Erbieten an; und als er bemerkte, daß ich mit den Augen herumſuchte, befahl er dem Aufſeher, der Pietro von Lucca hieß, er ſolle mich, was ich wolle, nehmen laſſen. So ging er, mit den gefälligſten Worten weg und ich wählte die ſchönſte und beſte Büchſe, die ich in meinem Leben geſehen hatte und trug ſie nach Hauſe.

Den andern Tag brachte ich ihm Zeichnungen, die er zu einigen Goldarbeiten beſtellt hatte; er wollte ſie ſeiner Gemahlinn ſchicken, die noch in Neapel war; ich bat ihn bei der Gelegenheit nochmals, daß er meine Anſtellung möge ausfertigen laſſen. Darauf ſagte Seine Excellenz, ich ſollte ihm den Stempel von ſeinem Bilde machen, ſo ſchön wie das vom Papſt Clemenz. Ich fing ſogleich das Bildniß in Wachs an und der Herzog befahl, daß, ſo oft ich käme, ihn zu portraitiren, ich ohne Weiteres eingelaſſen werden ſollte. Da ich merkte, daß meine Angelegenheit ſich in's Weite zog, wählte ich einen gewiſſen Peter Paul von Monteritondo, der als kleiner Knabe in Rom bei mir geweſen war; er hielt ſich gegenwärtig bei einem Goldſchmiede auf, der ihn nicht gut behandelte. Deßwegen nahm ich ihn weg und lehrte ihn, die Stempel zu den Münzen auf's Beſte verfertigen. Indeſſen portraitirte ich den Herzog, den ich öfters nach Tiſche, mit ſeinem Lorenz Medicis, ſchlummern fand, der ihn nachher umbrachte. Niemand war weiter zugegen und ich verwunderte mich oft, daß ein ſolcher Fürſt ſich ſo vertrauen konnte.

Nun geſchah es, daß Octavian Medicis, der Alles zu regieren ſchien, gegen den Willen des Herzogs den alten Münzmeiſter begünſtigen wollte; er hieß Baſtian Cemini, ein altfränkiſcher Mann, der wenig verſtand und bei'm Ausmünzen der Scudi ſeine dummen Stempel mit den meinigen durcheinander ſchlagen ließ. Ich beklagte mich darüber beim Herzog und legte ihm die Münzen vor, worüber er ſehr verdrießlich war und ſagte: „Gehe zu Octavian und zeig' es ihm. Da ging ich ſchnell weg und wies Dieſem, wie man meine ſchönen Münzen verſchändet hatte. Darauf antwortete er mir recht eſelmäßig: „Das beliebt uns ſo.“ Ich antwortete aber: Das gehöre ſich nicht und mir wolle Das nicht gefallen. Darauf verſetzte er: „Und wenn es nun dem Herzog gefiele?“ Ich antwortete: Auch da würde es mir nicht gefallen; denn es iſt weder gerecht noch vernünftig. Darauf ſagte er: ich ſolle mich wegpacken und ſollte es hinunterſchlucken und wenn ich d'ran erwürgen ſollte. Ich kehrte zum Herzog zurück, erzählte ihm das ganze verdrießliche Geſpräch und bat ihn, daß er meine ſchönen Münzen nicht ſo möchte ſchänden laſſen. Darauf ſagte er: „Octavian will zu hoch hinaus; Dein Wille ſoll geſchehen; denn dadurch beleidigt man mich.“

Denſelben Tag (es war ein Donnerstag), erhielt ich von Rom einen umſtändlichen Freibrief vom Papſte, damit ich nach Rom gehen und den Ablaß durch die heilige Marie im Auguſt erlangen und mich von dem Flecken des Todtſchlags reinigen könnte. Ich ging zum Herzog und fand ihn, da er nicht wohl war, im Bette; ich brauchte noch zwei volle Stunden zu dem Wachsbilde, zeigte es ihm vollendet und es gefiel ihm gar ſehr; dann brachte ich den Freibrief hervor und eröffnete ihm, wie der Papſt mich zu gewiſſen Arbeiten beſtellt habe; ich wolle deßwegen wieder die ſchöne Stadt Rom gewinnen und indeſſen an ſeiner Medaille arbeiten. Halb zornig ſagte darauf der Herzog: „Benvenuto! folge mir; verreiſe nicht. Du ſollſt Deine Beſoldung und die Zimmer in der Münze haben und mehr, als Du verlangen kannſt. Denn Das, was Du verlangſt, iſt gerecht und billig; und wer ſollte mir die ſchönen Münzen prägen, die Du gemacht haſt?“ Darauf ſagte ich: Gnädiger Herr; auch daran habe ich gedacht; denn ich habe hier einen junger Römer, der mein Schüler iſt; Den habe ich Alles gelehrt und Der wird Ew. Excellenz recht gut bedienen können, bis ich mit der fertigen Denkmünze zurückkomme, um alsdann immer bei Ihnen zu bleiben. Denn ich habe auch noch in Rom eine offene Werkſtatt, Arbeiter und verſchiedene Geſchäfte. Habe ich nur einmal erſt den Ablaß, ſo will ich das ganze Römiſche Weſen einem meiner Zöglinge überlaſſen und, mit Ew. Excellenz Erlaubniß, wieder zu Ihnen zurückkehren. Bei dieſer Unterredung war auch Lorenz Medicis gegenwärtig; der Herzog winkte ihm einige Mal, er ſolle mir doch auch zureden; er ſagte aber Nichts als: „Benvenuto! Du thäteſt beſſer, da zu bleiben.“ Ich ſagte aber,

Mephistopheles.

Freud' muß Leid, Leid muß Freude haben.

Marthe.

Erzählt mir seines Lebens Schluß!

Mephistopheles.

Er liegt in Padua begraben,
Bey'm heiligen Antonius,
An einer wohlgeweihten Stätte
Zum ewig kühlen Ruhebette.

Marthe.

Habt ihr sonst nichts an mich zu bringen?

Mephistopheles.

Ja, eine Bitte, groß und schwer:
Laß Sie doch ja für ihn drey hundert Messen singen!
Im übrigen sind meine Taschen leer.

Marthe.

Was! nicht ein Schaustück? Kein Geschmeid'?
Was jeder Handwerksbursch im Grund des Säckels spart,

daß ich auf alle Weiſe nach Rom gehen wolle. Lorenz wiederholte immer dieſelbigen Worte und ſah beſtändig den Herzog mit einem fatalen Blick an.

Ich hatte indeſſen mein Medell geendigt und in die Schachtel geſchloſſen. Darauf ſagte ich: Gnädiger Herr! ich verſichere Euch, Ew're Medaille ſoll beſſer werden als die des Papſtes Clemens; denn jene war die erſte, die ich machte und ich verſteh' es nun beſſer. Ich hoffe, Herr Lorenzo gibt mir eine treffliche Rückſeite; er iſt gelehrt und von ſchönem Geiſte. Darauf antwortete Lorenz geſchwind: „Ich denke an nichts Anders, als Dir eine ſchöne Gegenſeite zu geben, die Seiner Excellenz werth ſei.“ Der Herzog lächelte ſpöttiſch und ſagte: „Bring' ihn auf die Gegenſeite und ſo vertreift er nicht.“ Da ſagte Lorenz: „Ich will ſo geſchwind als möglich fertig ſein: es ſoll Etwas werden, worüber die Welt erſtaunt.“ Der Herzog, der ihn zum Beſten hatte und ihn überhaupt nicht achtete, kehrte ſich im Bette herum und lachte über Das, was er ihm geſagt hatte. Ich ging fort ohne weitere Umſtände und ließ ſie allein. Der Herzog glaubte nicht, daß ich abreiſen würde und ſagte Nichts weiter. Da er aber erfuhr, daß ich weg war, ſchickte er mir einen Bedienten nach, der mich in Siena antraf und mir fünfzig Gold-Ducaten im Namen ſeines Herrn überbrachte mit den Worten: daß ich ſie auf ſeine Geſundheit verzehren und ſobald als möglich wieder kommen ſollte. Dann ſetzte er hinzu: „Herr Lorenz läßt Dir ſagen, daß er zu der Schaumünze, die Du machen wirſt, eine wunderſame Rückſeite im Sinne habe.“ Uebrigens hatte ich Alles obgedachtem Peter Paul übergeben und ihn angewieſen, wie er mit den Münzen verfahren ſollte; weil es aber außerordentlich ſchwer iſt, ſo konnte er niemals ganz damit zurecht kommen. Mir aber blieb das Münzamt über ſiebenzig Scudi für einen Stempel ſchuldig.

Fünftes Capitel.

So reiſ'te ich nach Rom und hatte meine ſchöne Büchſe mit dem Rade bei mir, die ich mit größtem Vergnügen unterwegs oft gebrauchte und mehr als einen wundernswürdigen Schuß damit that. Weil mein Haus in Rom, das in Strada Julia lag, nicht eingerichtet war, ſo ſtieg ich bei Herrn Johann Gaddi ab, dem ich vor meiner Abreiſe meine ſchönen Waffen und viele andere Dinge, die ich ſehr werth hielt, in Verwahrung gegeben hatte; denn an meiner Werkſtatt wollte ich nicht abſteigen und ſchickte nach Felic'en, meinem Geſellen, er ſollte geſchwind meine Wohnung auf's Beſte in Ordnung bringen. Den andern Tag ſchlief ich dort, machte meine Kleider und Alles, was ich bedurfte, zurechte; denn ich wollte den andern Tag zum Papſte gehen und ihm danken. Ich hatte zwei Knaben in meinem Dienſte und unter mir wohnte eine Wäſcherinn, die mir ſehr gut kochte.

Ich hatte des Abends einige meiner Freunde zu Tiſche gehabt; wir waren ſehr vergnügt geweſen und ich legte mich ſchlafen. Kaum war die Nacht vorbei (es mochte eine Stunde vor Tage ſein), als ich mit entſetzlicher Wuth an meine Thüre ſchlagen hörte. Ein Schlag fiel auf den andern; ich rief meinen älteſten Diener, der Cencio hieß, eben Den, der mit mir im Kreiſe des Necromanten geweſen war und ſagte ihm: er ſolle ſehen, wer der Narr ſei, der zu dieſer Stunde ſo beſtialiſch poche. Der Knabe ging und ich zündete noch ein Licht an (denn e i n s habe ich die Nacht immer brennen), warf ein vortreffliches Panzerhemd über und darüber eine Weſte, wie ſie mir in die Hand fiel. Cencio kam zurück und rief: „O wehe, mein Herr! Der Bargell mit allen Häſchern iſt vor der Thür und ſagt: Wenn Ihr nicht geſchwind macht, ſo werde er die Thür niederrennen. Sie haben Fackeln und tauſend Dinge bei ſich. Darauf ſprach ich: Sag' ihnen, daß ich mich ankleide und ſogleich komme.

Da ich vermuthete, daß es ein Streich von Herrn Peter Ludwig ſei, nahm ich in die rechte Hand einen vortrefflichen Dolch, in die linke meinen Freibrief; dann lief ich an die hintern Fenſter, die auf gewiſſe Gärten gingen; auch da ſah ich mehr als dreißig Häſcher und begriff, daß ich auf dieſer Seite nicht entfliehen konnte. Da nahm ich die beiden Kinder vor mich und ſagte: ſie ſollten die Thüre aufmachen, ſobald ich's befähle; und ſo ſtellte ich mich in Ordnung, den Dolch in der Rechten, den Freibrief in der Linken, vollkommen im Vertheidigungszuſtande. Dann ſagte ich zu den Kindern: Fürchtet Euch nicht und macht auf.

Sogleich ſprang Vittorio, der Bargell, mit zwei Andern herein; ſie glaubten, mich leicht in die Hände zu bekommen. Da ſie mich aber auf gedachte Weiſe bereit fanden, zogen ſie ſich zurück und ſagten: „Hier will's Ernſt werden.“ Da ſprach ich, indem ich den Freibrief hinwarf: Leſet Das! Und da Ihr mich nicht fangen könnt, ſo ſollt Ihr mich auch nicht einmal berühren. Der Bargell ſagte darauf zu Einigen: ſie ſollten mich greifen und den Freibrief könnte man nachher ſehen. Da hielt ich ihnen kühn den Dolch entgegen und rief: Lebend entkomm' ich, oder todt habt Ihr mich! Der Platz war ſehr enge; ſie drohten jeden Augenblick, gewaltſam auf mich einzudringen und ich ſtand immer in Poſitur, mich zu vertheidigen. Da nun der Bargell wohl

ſah, daß ſie mich nur auf ſolche Weiſe haben könnten, wie ich geſagt hatte, rief er den Actuarius und gab, indeſſen Dieſer den Freibrief las, einige Mal das Zeichen, daß ſie mich ſahen ſollten, deſwegen ich mich nicht aus meiner Stellung verrückte. Endlich gaben ſie ihren Verſpruch auf; ſie warfen mir den Freibrief auf die Erde und gingen ohne mich fort.

Als ich mich wieder hinlegte, fühlte ich mich ſehr angegriffen und konnte nicht wieder einſchlafen. Als es Tag war, hatt' ich mir vorgeſetzt, zur Ader zu laſſen und fragte nur erſt den Herrn Johann Gaddi um Rath. Und Der ließ ſo ein Hausärztlein rufen; Das fragte mich, ob ich denn erſchrocken ſei. Nun ſage Einer: was ſoll man von dem Verſtande eines Arztes denken, dem man einen ſo großen und außerordentlichen Fall erzählt und der ſo eine Frage thut? Es war eben ein Kauz, der gleichſam beſtändig über Nichts lachte und mir auch lachend ſagte: ich ſollte einen guten Becher Griechiſchen Weines trinken, mich luſtig machen und weiter nicht erſchrocken ſein. Herr Johann ſagte: „Meiſter! und wenn Einer von Erz und Marmor geweſen wär', ſo hätte er ſich bei dieſer Gelegenheit entſetzt, geſchweige ein Menſch.“ Darauf ſagte das Aerztlein: „Monſignor! wir ſind nicht Alle nach einer Weiſe gebaut; dieſer Mann iſt nicht von Erz noch von Marmor, ſondern von reinem Eiſen. Somit legte er mir die Hand an den Puls und ſagte, unter ſeinem unmäßigen Gelächter: „Fühlt einmal hierher, Johannes; kein Menſch, kein erſchrockener Menſch hat einen ſolchen Puls; Das iſt ein Löwe, ein Drache.“ Ich, der ich wohl wußte, daß mein Puls ſtark und über das rechte Maß ſchlug, wie das Affengeſicht von Hippocrates und Galen nicht gelernt hatte, fühlte wohl mein Uebel, zeigte mich aber munter, um nicht erſchrockener zu ſcheinen, als ich war.

Man ging eben zur Tafel und ich aß mit der ganzen Geſellſchaft. Sie war ſehr auserleſen, Herr Ludwig von Pano, Herr Johann Greco, Herr Antonio Allegretti, Alles ſehr gelehrte Perſonen, auch Herr Hannibal Caro, der noch ſehr jung war. Man ſprach von Nichts, als von meinem wackern Betragen; und dann ließen ſie ſich die Geſchichte von meinem Diener Cencio, der ſehr geiſtreich, lebhaft und von ſchöner Geſtalt war, oftmals wiederholen; und ſo oft er die raſende Begebenheit erzählte und dabei meine Stellungen und meine Worte wiederholte, fiel mir immer ein neuer Umſtand ein. Dabei fragten ſie ihn oft, ob er erſchrocken wäre. Er antwortete: ſie ſollten mich fragen; es wär' ihm geworden wie mir. Zuletzt ward mir das Geſchwätz beſchwerlich; und da ich mich ſehr bewegt fühlte, ſtand ich vom Tiſche auf und ſagte: ich müßte gehen und mich und meinen Diener in blaues Tuch und Seide neu kleiden, da ich in vier Tagen am Feſte der heiligen Marie in Proceſſion zu gehen hätte und Cencio ſollte mir die weiße, brennende Kerze tragen. So ging ich und ſchnitt die blauen Tücher, ſodann ein Weſtchen von blauem Ermiſin und ein Ueberkleid von demſelbigen; Cencio aber ſollte Beides von blauem Taffet haben.

Da ich das Alles zugeſchnitten hatte, ging ich zum Papſte, der mir ſagte: ich ſollte mit ſeinem Herrn Ambroſio reden; er habe befohlen, ich ſolle ein großes Werk von Gold machen. Ich ging zu Ambroſio, der recht gut um die Geſchichte des Bargell's wußte; denn er war mit meinen Feinden einverſtanden und hatte den Bargell tüchtig ausgeſcholten, daß er mich nicht ergriffen hatte, der ſich entſchuldigte, daß ſich gegen einen ſolchen Freibrief Nichts thun laſſe. Herr Ambroſio fing an, von den Arbeiten zu ſprechen, wie ihm der Papſt befohlen hatte; dann ſagte er, ich ſollte die Zeichnungen machen, dann wolle er Alles beſorgen.

Inzwiſchen kam der Tag der heiligen Marie heran; und weil es die Gewohnheit mit ſich bringt, daß die, welche einen ſolchen Ablaß erlangen wollen, ſich vorher in's Gefängniß begeben müſſen, ſo ging ich abermals zum Papſte und ſagte Seiner Heiligkeit: ich hätte nicht Luſt, mich gefangen einzuſtellen; er möchte mir die Gnade erzeigen, bei mir eine Ausnahme zu machen. Der Papſt antwortete mir, es ſei die Gewohnheit ſo; da kniete ich von Neuem nieder, dankte ihm nochmals für den Freibrief, den er mir ausgeſtellt hatte und ſagte, daß ich nun mit demſelben zu meinem Herzog von Florenz, der mich mit ſoviel Liebe und Verlangen erwartete, zurückkehren wolle. Darauf wendete ſich Seine Heiligkeit zu einem ihrer Vertrauten und ſagte: „Benvenuto mag den Ablaß ohne Gefängniß haben; ſetzt das Reſcript auf und ſo mag's gut ſein.“ Das geſchah; der Papſt unterzeichnete; auf dem Capitol ward es regiſtrirt und am beſtimmten Tage ging ich zwiſchen zwei Edelleuten ehrenvoll in der Proceſſion und erhielt vollkommenen Ablaß.

Nach vier Tagen überfiel mich ein ſchreckliches Fieber mit einem unglaublichen Froſt. Ich legte mich gleich zu Bette und hielt die Krankheit für tödtlich. Ich ließ ſogleich die erſten Aerzte zuſammenberufen. Darunter war Meiſter Franciscus von Norcia, ein ſehr alter Arzt, der in Rom den größten Ruf hatte. Ich erzählte ihm, was ich für die Urſache meines großen Uebels hielt, auch, wie ich hatte wollen Blut laſſen und wie ich daran verhindert worden war; ich bat: wenn es Zeit wär', möchten ſie es noch thun. Meiſter Franciscus antwortete, es ſei

jetzt nicht Zeit, Aber zu laſſen; hätte man es damals gethan, ſo hätte mich nicht das mindeſte Uebel befallen; jetzt müſſe man einen andern Weg nehmen.

So fingen ſie nun die Cur an mit allem Fleiß, wie ſie nur wußten und konnten; und alle Tage wurde es während ſchlimmer; und am Ende der Woche war das Uebel ſo groß, daß die Aerzte, an ihrem Unternehmen verzweifelnd, meinen Leuten anſtrengen: man ſolle mich nur zufrieden ſtellen und mir geben, was ich verlangte. Meiſter Franciscus ſagte: „So lange Athem in ihm iſt, rufet mich zu jeder Stunde; denn es kann ſich Niemand vorſtellen, was die Natur in einem jungen Mann dieſer Art zu thun vermag; und wenn er ohnmächtig werden ſollte, wendet mir dieſe fünf Mittel, eines hinter dem andern an und ruft mich; ich will zu jeder Stunde der Nacht kommen; ich möchte Dieſen lieber durchbringen als irgend einen Cardinal in Rom.“

Auch kam täglich Herr Johann Gabbi, zwei oder drei Mal zu mir und jedes Mal nahm er meine ſchönen Büchſen in die Hand, meine Panzerhemden und Degen und ſagte beſtändig: „Wie iſt Das ſo ſchön! wie iſt Das noch ſchöner!“ Und ſo machte er es mit meinen Medaillen und andern Kleinigkeiten, ſo daß er mir zuletzt recht zur Laſt ward. Mit ihm kam auch ein gewiſſer Matthäus, ein Franzoſe, der eben auch auf meinen Tod recht ſehnlich zu hoffen ſchien, nicht weil er von mir Etwas zu erwarten hatte, ſondern wahrſcheinlich, weil er Herrn Gabbi's Verlangen befriedigt zu ſehen wünſchte.

Indeſſen ſtand Felix, mein Geſelle, mir auf alle Weiſe bei und that für mich, was ein Menſch für den andern thun kann. Meine Natur war äußerſt geſchwächt und ſo herunter, daß mir kaum ſoviel Kraft übrig blieb, wenn ich ausgeathmet hatte, wieder Athem zu ſchöpfen. Doch war mein Kopf ſo ſtark als in geſunden Tagen. Da ich nun ſo völlig bei mir war, kam ein ſchrecklicher Alter an mein Bette, der mich gewaltſam in ſeinen ungeheuren Kahn hineinreißen wollte. Deßwegen rief ich Felix'en: er ſollte zu mir treten und den abſcheulichen Alten verjagen. Felix, der mich höchlich liebte, kam weinend gelaufen und rief: „Fort, alter Verräther! Du ſollſt mir mein Glück nicht rauben.“ Herr Johannes Gabbi, der auch gegenwärtig war, ſagte: „Der arme Narr faſelt; es wird nicht lange mehr währen.“ Matthäus, der Franzoſe, verſetzte: „Er hat den Dante geleſen und vor großer Schwäche phantaſirt er.“ Darauf ſagte er lachend: „Fort, Du alter Schelm! Laß unſern Bevenuto ungehudelt!“ Da ich ſah, daß man über mich ſpottete, wendete ich mich zu Herrn Johann Gabbi und ſagte: „Wißt nur, lieber Herr, daß ich nicht phantaſirte; daß es mit dem Alten richtig iſt, der mir ſo zur Laſt fällt. Ihr thätet beſſer, mir den leidigen Matthäus zu entfernen, der Ew. Gnaden mir die Ehre Ihres Beſuches erzeigt, ſo wünſchte ich, Ihr kämt mit Herrn Antonio Allegretti, Herrn Hannibal Caro und mit Euern übrigen trefflichen Männern; Das ſind Perſonen von anderer Lebensart und anderm Geiſt, als dieſe Beſtie. Darauf ſagte Herr Johannes im Scherze zu Matthäus: er ſolle ihm auf immer aus den Augen gehen; aber aus dieſem Scherz ward Ernſt; denn er ſah ihn nachher nicht wieder. Darauf ließ er die Herren Allegretti, Ludwig und Caro rufen. Ihre Gegenwart diente mir zur größten Beruhigung; ich ſprach ganz vernünftig mit ihnen und bat nur immer den Felix, er möchte mir den Alten wegjagen. Herr Ludwig fragte mich: was ich denn ſehe und wie er geſtaltet ſei. Indeß ich ihn recht deutlich beſchrieb, nahm mich der Alte bei'm Arme und riß mich in ſeinen ſchrecklichen Kahn. Kaum hatte ich ausgeredet, als ich in Ohnmacht fiel; mir ſchien, als wenn mich der Alte wirklich in den Kahn würfe.

In dieſer Ohnmacht ſoll ich mich herumgeworfen und gegen Herrn Gabbi harte Worte ausgeſtoßen haben, als wenn er mich zu beranden käme, als wenn er keine Barmherzigkeit gegen mich habe und andere häßliche Reden, wodurch Herr Gabbi ſehr beſchämt war. Alsdann blieb ich, wie ſie ſagten, als ein Todter und verharrte in dieſem Zuſtande eine völlige Stunde. Als es ihnen däuchte, daß ich kalt würde, ließen ſie mich für todt liegen; und als ſie nach Hauſe kamen, erfuhr es Matthäus, der Franzoſe. Der ſchrieb ſogleich nach Florenz an Benedetto Varchi, meinen liebſten Freund, um welche Uhr der Nacht man mich habe ſterben ſehen. Auf dieſen vermeinten Tod machte dieſer treffliche Mann und Freund ein herrliches Sonett, das ich an ſeinen Platz einrücken werde.

Drei lange Stunden vergingen, ehe ich mich erhalte; und da alle jene fünf Mittel des Meiſter Franciscus nicht helfen wollten und mein liebſter Felix ſah, daß ich kein Lebenszeichen von mir gab, lief er zum Hauſe des Arztes, pochte ihn heraus und bat ihn weinend: er möchte doch mitkommen; denn ich ſei wahrſcheinlich todt. Darauf ſagte Meiſter Franz, der ein heftiger Mann war: „Sohn, wozu ſoll ich kommen? Iſt er todt, ſo ſchmerzt es mich mehr als Dich; denkſt Du, daß ich mit meiner Medicin ihm in den H** bieſen kann, um ihn wieder lebendig zu machen?“ Da er ſah, daß der arme Knabe weinend wegging, rief er ihn zurück und gab ihm ein gewiſſes Oel, mir die Pulſe und das Herz zu ſalben. Dann, ſagte er, ſollten ſie mir die kleinen Finger und Zehen

recht festhalten; käm' ich wieder zu mir, so möchten sie ihn rufen. Felix lief und that nach der Verordnung. Da es nun fast Tag war und ihm alle Hoffnung verloren schien, machten sie sich d'ran, um mich zu waschen. Auf ein Mal fühlte ich mich wieder und rief den Felix, daß er mir sobald als möglich den lästigen Alten wegjagen sollte. Felix wollte zu Meister Franz'en laufen; da sagte ich ihm: er solle bleiben; denn der Alte habe Furcht vor ihm und mache sich fort. Felix näherte sich; ich berührte ihn und mir schien, daß der rasende Alte sogleich sich entfernte; deßwegen bat ich den Knaben, immer bei mir zu bleiben. Nun kam auch der Arzt und sagte: er wolle mir auf alle Weise durchhelfen, er habe seine Tage in einem jungen Mann so viel Kraft nicht gefunden. Nun fing er an zu schreiben und verordnete mir Bähungen, Pflaster, Waschwasser, Salben und andere unschätzbare Dinge; inzwischen litt ich an mehr als zwanzig Blutegeln am H[illegible]. Ich war durchbohrt, gebunden und ganz geknetet. Meine Freunde kamen, das Wunder vom auferstandenen Todten zu sehen. Viele Männer von großer Bedeutung besuchten mich, in deren Gegenwart ich sagte: Das wenige Geld und meine Baarschaft [illegible] es konnte ungefähr an Geld und Silber, Juwelen und Seide achthundert Scudi sein — solle meiner armen Schwester in Florenz, Namens Liberata, hinterlassen bleiben. Alle meine übrigen Sachen, sowohl Waffen, als was ich sonst besäße, sollten meinem armen Felix gehören und noch fünfzig Gold-Ducaten, damit er sich kleiden könne. Auf diese Worte warf sich mir Felix um den Hals und sagte: er verlange Nichts, als daß ich leben solle. Darauf sagte ich ihm, wenn Du mich lebendig erhalten willst, so halte mich auf diese Weise fest und schilt auf den Alten da, der sich vor Dir fürchtet. Da erschracken Einige von den Gegenwärtigen; denn sie sahen, daß ich nicht phantasirte, sondern bei mir war und vernünftig sprach. So ging es mit meinem großen Uebel, das nach und nach sich ganz langsam besserte. Der vortreffliche Meister Franz kam vier oder fünf Mal des Tages. Herr Johann Gaddi schämte sich und ließ sich nicht wieder sehen.

Auf ein Mal erschien mein Schwager, der, um mich zu beerben, von Florenz gekommen war, aber, als ein braver Mann, sich außerordentlich freute, mich lebendig zu finden. Ihn wieder zu sehen, war mir der größte Trost; er begegnete mir auf's Freundlichste und versicherte mich, er sei nur gekommen, mich selbst zu warten. Das that er auch mehrere Tage; dann entließ ich ihn, als ich fast sichere Hoffnung zur Genesung hatte und da gab er mir das Sonett des Herrn Benedetto Varchi, dessen ich oben erwähnt habe.

Wer wird uns trösten, Freund? Wer unterdrückt
Der Augen Fluth bei so gerechtem Leide?
Ach, ist es wahr! Ward unsers Lebens Weide
So grausam in der Blüthe weggepflückt?

Der edle Geist, mit Gaben ausgeschmückt,
Die nie die Welt vereint gesehn, vom Neide
Bewundert, seiner Zeitgenossen Freude,
Hat sich so früh der niedern Erd' entrückt?

O, sieht man in den seligen Gefilden
Dem Sterblichen, so blick' auf Deinen Freund.
Der nur sein eig'ner Lord, nicht Dich beweint!

Wie Du den ew'gen Lebenspfad abmalen
Hienieden unternahmst, mit weiser Hand,
So wird von Dir sein Antlitz dort erstrahlen.

Indessen war meine Schwachheit außerordentlich und es schien nicht möglich, sie zu heben. Der brave Meister Franz gab sich mehr Mühe als jemals und brachte mir alle Tage neue Mittel, wodurch er das arme, verstimmte Instrument wieder in Ordnung bringen wollte; und bei allen diesen unschätzbaren Bemühungen wollte sich diese Zerrüttung doch nicht wieder herstellen lassen, so daß alle Aerzte fast verzweifelten und nicht wußten, was sie thun sollten. Ich hatte einen unendlichen Durst und enthielt mich mehrere Tage des Trinkens, wie man mir verordnet hatte; und Felix, dem äußerst daran gelegen war, mich zu erhalten, ging mir nicht von der Seite; der Alte war mir nicht mehr so beschwerlich, aber er kam manchmal im Traume zu mir.

Eines Tages war Felix ausgegangen; zu meiner Aufwartung war ein kleiner Knabe und eine Magd übriggeblieben, die Beatrix hieß. Ich fragte den Knaben, was aus Cencio, meinem andern Diener, geworden sei; und was Das heiße, daß er sich nicht sehen lasse. Das Kind sagte mir: Cencio habe sich noch schlimmer befunden als ich und liege am Tode; Felix habe ihm befohlen, mir Nichts davon zu sagen. Ich hörte diese Nachricht mit dem größten Verdrusse; da rief ich die Magd und ersuchte sie: sie möchte mir helfen und frisches Wasser in einem Kühlkessel bringen, der eben da stand. Gleich lief sie und brachte mir ihn ganz voll. Ich sagte: sie sollte mir ihn an den Mund heben; und wenn sie mich nach Herzenslust trinken ließ, wollte ich ihr eine Jacke schenken. Das Mädchen hatte mir einige Sachen von Werth gestohlen und hätte mich gerne todt gesehen, damit ihre Untreue verborgen bliebe. So ließ sie mich auf zwei Mal trinken, soviel ich nur wollte, so daß ich wohl eine Maß Wasser verschlungen hatte; dann deckte ich mich zu, fing an auszudünsten und schlief ein. So hatte ich eine Stunde gelegen, als Felix zurückkam und das Kind fragte, was ich mache. Dieses antwortete: „Ich weiß es

nicht. Beatrix hat ihm den Kühlkessel voll Wasser gehalt und er hat ihn fast ganz ausgetrunken. Ich weiß nicht, ob er todt oder lebendig ist."

Da wäre der arme Felix vor Schrecken fast umgefallen. Er ergriff sogleich einen Stock und schlug ganz unbarmherzig auf die Magd los und rief: „Verrätherin; Du hast mir ihn umgebracht!" Indessen Felix zuschlug und sie schrie, träumte mir, der Alte käme mit Stricken in der Hand und wolle mich binden; Felix komme ihm zuvor und treffe ihn mit einem Beil. Der Alte floh und sagte: „Laß mich gehen; ich komme eine ganze Weile nicht wieder."

Beatrix war mit entsetzlichem Geschrei in meine Kammer gelaufen; ich erwachte und sagte zu Felix: „Laß es gut sein; vielleicht hat sie mir aus böser Absicht mehr genutzt, als Du mit aller Deiner Sorgfalt nicht im Stande warst. Helft mir jetzt, da ich so außerordentlich geschwitzt habe und kleidet mich schnell um. Felix faßte wieder Muth, trocknete und tröstete mich; ich fühlte große Erleichterung und fing an, auf Gesundheit zu hoffen. Meister Franz war gekommen, sah meine große Besserung, wie die Magd meinte, der Knabe hin und wieder lief und [illegible] lachte. Da merkte der Arzt, daß etwas außerordentliches vorgefallen sein müsse, welches ich auf ein Mal zu solcher Besserung hätte gelangen können. Indessen war auch Meister Bernhardin angekommen, Jener, der mir Anfangs kein Blut lassen wollte. Meister Franz, der vortreffliche Mann, rief aus: „O Gewalt der Natur! Sie kennt ihre Bedürfnisse und die Aerzte verstehen Nichts." Sogleich antwortete das andere Gehirnchen: „Hätte er nur mehr als eine Flasche getrunken, so wäre er gleich völlig gewesen." Meister Franz, dem sein Alter ein großes Ansehen gab, versetzte: „Er wäre zum Henker gegangen, wohin ich Euch wünsche." Dann fragte er mich, ob ich mehr hätte trinken können. Ich sagte: Nein; denn mein Durst sei völlig gestillt. Da wandte er sich zu Meister Bernhardin'en und sagte: „Sehet, wie genau die Natur ihr Bedürfniß genommen hat, nicht mehr und nicht weniger und Dasselbe forderte sie auch damals, als der junge Mann verlangte, daß Ihr ihm Blut lassen sollte; und hättet Ihr wirklich eingesehen, daß er mit zwei Maß Wasser zu curiren wäre, so hättet Ihr es eher sagen und großen Ruhm dadurch erwerben können." Das fuhr dem Aerztlein vor den Kopf, er ging und kam nicht wieder. Darauf sagte Meister Franz: man solle mich aus meiner Stube auf einen von den Römischen Sälen bringen.

Als der Cardinal Cornaro [illegible] einer Besserung hörte, ließ er mich in eine seiner Wohnungen, die er auf Monte Cavallo hatte, bringen. Es geschah noch selbigen Abend; ich saß in einem Tragsessel wohl versorgt und bedeckt. Kaum war ich angekommen, als ich mich erbrechen mußte. Da ging ein haariger Wurm von mir, wohl eine Viertelelle lang; die Haare waren grün und der Wurm abscheulich gefleckt, mit verschiedenen Farben: grünen, schwarzen und rothen. Man hub ihn für den Arzt auf, der versicherte, er habe so Etwas nie gesehen. Dann sagte er zu Felix'en: „Sorge für Deinen Benvenuto, denn er ist genesen; und nun laß ihm weiter keine Unordnung zu. Denn wenn ihm die eine Flasche durchhalf, so könnte die andere Dir ihn umbringen; war er doch schon so weit, daß man sich ihm die letzte Oelung nicht zu geben getraute und jetzt wird er, mit ein wenig Zeit und Geduld, sich bald wieder erholen, daß er treffliche Arbeiten fertigen kann." Darauf wandte er sich zu mir und sagte: „Mein Benvenuto, sei klug und halte Dich ordentlich; und wenn Du wieder völlig genesen bist, sollst Du mir eine Mutter Gottes machen, die ich Dir zu Liebe immer anbeten will." Die versprach ich ihm und fragte, ob ich mich wohl dürfte nach Florenz bringen lassen. Er sagte: daß ich erst ein wenig stärker werden müsse; man werde sehen, was die Natur thue.

Sechstes Capitel.

Acht Tage waren vorbei und die Besserung so unmerklich, daß ich anfing, mir selbst zur Last zu werden; denn ich hatte wohl dreißig Tage die große Noth ausgestanden. Endlich entschloß ich mich, miethete ein Paar Tragsessel und ließ mich und meinen lieben Felix nach Florenz in das Haus meiner Schwester tragen, die mich zu gleicher Zeit bemeinte und belachte.

Da kamen viele Freunde mich zu besuchen, unter Andern Peter Landi, der beste und liebste, den ich auf der Welt gehabt hatte. Den andern Tag kam ein gewisser Niccolo da Monte Aguto, auch mein großer Freund und erzählte, er habe den Herzog sagen hören: „Er hätte besser gethan, zu sterben; denn ich werde ihm niemals verzeihen, und nun habe ich ihn am Stricke." Ich antwortete meinem Freunde, der ganz außer sich vor Bangigkeit war: „Meister Niccolo! erinnert Seine Excellenz, daß Papst Clement mich auch einmal übereilt bestrafen wollte; er solle mich beobachten lassen; und wenn ich gesund bin, wollte ich ihm zeigen, daß er nicht viel so treue Diener hat; irgend ein Feind hat mir bei ihm diesen Dienst geleistet.

Dieser Feind war, wie ich wohl erfuhr, Georg Vasellai (Vasari), Maler von Arezzo. Wahrscheinlich verleumdete er mich aus Dank für die Wohlthaten, die ich ihm erzeigt hatte. Schon

in Rom, wo ich ihn aufnahm und ihn unterhielt, kehrte er mein Haus, das Oberste zu unterst'. Er hatte so einen gewissen trockenen Ausschlag und seine Hände waren immer gewohnt, zu kratzen. Da schlief er mit einem guten Knaben, den ich hatte, der sich Manno nannte; er glaubte sich zu kratzen und hatte mit seinen schmutzigen Pfoten, an denen er niemals die Nägel abschnitt, seinem armen Schlafgesellen das ganze Bein abgeschunden. Manno ging aus meinen Diensten und schwur, ihn todt zu schlagen; ich aber suchte die Sache beizulegen. So versöhnte ich auch den Cardinal Medicis mit gedachtem Georg und half ihm auf alle Weise. Zum Dank erzählte er nun dem Herzog Alexander, daß ich von Seiner Excellenz übel gesprochen habe; ich hätte mich vermessen, in Verbindung mit den Ausgewanderten zuerst die Mauer von Florenz zu ersteigen. Nachher erfuhr ich wohl, daß der treffliche Herr Octavianus Medicis, der sich an mir wegen des Verdrusses über die Münze rächen wollte, den er nach meiner Abreise von Florenz mit dem Herzog gehabt hatte, ihm die Worte in den Mund gelegt habe.

Ich hatte an dieser Nachrede nicht die mindeste Schuld und fürchtete mich auch nicht im Geringsten. Der geschickte Meister Franz da Monte Varchi sorgte für meine Gesundheit; ihn hatte mein liebster Freund, Lucas Martini, zu mir geführt, der den größten Theil des Tages bei mir zubrachte.

Indessen hatte ich meinen getreuen Felix wieder nach Rom geschickt, um meinen Sachen vorzustehen; und als ich mich nach vierzehn Tagen wieder ein wenig erholt hatte, ob ich gleich noch nicht auf den Füßen stehen konnte, ließ ich mich in den Palast Medicis, auf die Terrasse tragen und setzte mich, um zu warten, bis der Herzog vorbeiging. Da versammelten sich meine vielen Freunde, die ich am Hof hatte und verwunderten sich, daß ich, ohne meine Genesung abzuwarten, mich dem Herzog vorstellen wollte. Alle verwunderten sich nicht sowohl, weil sie mich für todt gehalten hatten, sondern weil ich wie ein Todter aussah. Da sprach ich in Aller Gegenwart: Es hat mich ein nichtswürdiger Mensch bei'm Herzog verleumdet, als wenn ich Uebels von Seiner Excellenz gesprochen und mich vermessen hätte, zuerst ihre Mauern zu übersteigen. Nun kann ich nicht leben noch sterben, ehe ich diese Schande von mir gewälzt habe und bis ich weiß, wer der Verräther ist.

Inzwischen hatten sich mehrere Edelleute versammelt, die mir alle großen Antheil bezeugten; der Eine sagte Dieß, der Andere Jenes, und ich versetzte, daß ich nicht von hinnen gehen wollte, ohne meinen Ankläger zu kennen. Da trat zwischen sie Alle Meister Augustin, der Schneider des Herzogs, hinein und sagte: „Wenn Du weiter Nichts wissen willst, Das kannst Du bald erfahren." In demselben Augenblick ging Meister Georg, der obbenannte Maler, vorbei; da sagte Augustin: „Hier ist Dein Ankläger; nun magst Du Dich weiter erkundigen." Lebhaft, ob ich mich gleich nicht vom Platze bewegen konnte, fragte ich Georg'en, ob es wahr sei. Dieser läugnete die ganze Sache. Augustin aber versetzte: „Du Galgenschwengel, weißt Du nicht, wie genau ich davon unterrichtet bin?" Sogleich ging Georg hinweg und verharrte auf seinem Läugnen. Kurz darauf ging der Herzog vorbei; ich ließ mich aufheben und unterstützen, und er blieb stehen. Ich sagte ihm, daß ich in diesem Zustande nur gekommen sei, um mich zu rechtfertigen. Der Herzog sah mich an und war verwundert, mich lebendig zu sehen; dann sagte er: ich sollte redlich und brav sein und an meine Gesundheit denken.

Da ich nach Hause kam, besuchte mich Niccolo da Monte Aguto und sagte mir: ich sei für dieß Mal einer der größten und bedenklichsten Gefahren entgangen; er habe mein Unglück mit unauslöschlicher Tinte geschrieben gesehen; ich sollte nur suchen, bald gesund zu werden und alsdann mit Gott mich davon machen; denn es gedenke mir's ein Mann, der nicht leicht vergesse. Dann sagte er: „Gedenk' nur, was Du dem Octavio Medicis für Verdruß gemacht hast!" Ich antwortete, daß ich ihm keinen, er wohl aber mir genug gemacht habe. Da erzählte ich ihm die Geschichte von der Münze, worauf er mir sagte: „Gehe mit Gott so geschwind, als Du kannst und sei nur ruhig; denn geschwinder, als Du denkst, wirst Du Dich gerochen sehen. Ich sorgte für meine Gesundheit und unterrichtete Peter Paul'en weiters, wie er sich in verschiedenen Fällen wegen der Stempel zu verhalten habe; dann kehrte ich nach Rom zurück, ohne mich vom Herzog oder sonst Jemandem zu beurlauben.

Nachdem ich mich in Rom mit meinen Freunden genug ergetzt hatte, fing ich die Medaille des Herzogs an und hatte schon in wenig Tagen den Kopf in Stahl gegraben, das schönste Werk, das mir jemals in dieser Art gelungen war. Da kam wenigstens alle Tage ein Mal ein gewisser alberner Mensch, Franciscus Soderini, ein Florentinischer Emigrirter, zu mir und sagte, da er meine Arbeit sah: „Grausamer! Du willst uns doch den rasenden Tyrannen nicht gefällig machen? An Deiner vortrefflichen Arbeit sieht man wohl, daß Du unser grimmiger Feind und ebenso sehr Freund von Jenem bist. Hat Dich der Papst und er nicht zwei Mal ungerecht wollen aufhängen lassen? Jener war der Vater, Das ist der Sohn; nimm Dich nun

vor'm heiligen Geiſt in Acht. Denn man glaubte ganz gewiß, Herzog Alexander ſei der Sohn vom Papſt Clemens.“ Dabei ſchwur Herr Francesco: wenn er könnte, wollte er mir die Stempel und die Medaillen entwenden. Ich ſagte ihm d'rauf: es wäre gut, daß ich es wüßte; ich wolle mich vor ihm ſchon in Acht nehmen und er ſolle ſie nicht wiederſehen.

In der Zeit ließ ich nach Florenz wiſſen: man möchte Lorenzin'en an die Rückſeite der Schaumünze erinnern, die er mir verſprochen habe. Niccolo da Monte Agnto, dem ich geſchrieben hatte, antwortete mir: er habe den närriſchen, hypochondriſchen Philoſophen, den Lorenzin, geſprochen, der ihn verſichert habe, er denke Tag und Nacht an nichts Anders und wolle ſobald als möglich die Rückſeite liefern. Doch rieth mir mein Freund, ich ſolle darauf nur nicht weiter hoffen, die Rückſeite nach meiner Erfindung vollenden, und wenn ich fertig ſei, dem Herzog Alexander die Arbeit freien Muthes überbringen. Ich machte darauf eine Zeichnung und arbeitete fleißig vorwärts. Da ich mich aber noch nicht ganz von meiner entſetzlichen Krankheit erholt hatte, ging ich manchmal mit meinem lieben Felix auf die Jagd, der zwar Nichts von meiner Kunſt verſtand, weil wir aber Tag und Nacht beiſammen waren, von einem Jeden für einen großen und trefflichen Meiſter gehalten wurde. Er war ſehr angenehm und munter, und wir lachten oft über den großen Ruf, den er ſich erworben hatte. Beſonders ſcherzte er manchmal mit einer Anſpielung auf ſeinen Namen, indem er Felix Guadagni hieß, daß ſein Gewinn gering ſein würde, wenn ich ihn nicht zu einem ſo großen Gewinner gemacht hätte. Ich ſagte ihm darauf: es gäbe zwei Arten zu gewinnen, ein Mal für ſich und dann für Andere; an ihm hätte ich die zweite Art zu loben, denn er habe mir das Leben gewonnen.

Auf dieſe Weiſe unterhielten wir uns öfters, und einmal vorzüglich, am Feſte Epiphania (1537), da wir auf der Jagd waren, wo ich viel ſchoß und wieder recht krank hätte werden können, weil ſich noch Abends, indem ich eine getroffene Ente aus dem Waſſer holen wollte, mein rechter Stiefel mit Waſſer füllte und mir bei der großen Kälte der Fuß erſtarrt wäre, wenn ich nicht ſogleich den Stiefel mit Enten-flaumen angefüllt hätte.

Wir ritten wieder nach Rom zurück, es war ſchon Nacht; und als wir auf eine kleine Höhe gelangten und nach der Gegend von Florenz hinſahen, riefen wir Beide zugleich aus: Gott im Himmel! Was iſt Das für ein Zeichen, das über Florenz ſteht? Es war wie ein großer Feuerballen, der funkelte und den ſtärkſten Glanz von ſich gab. Ich ſagte zu Felix'en: Wir werden bald hören, daß etwas Großes in Florenz vorgefallen iſt. So kamen wir nach Rom in finſterer Nacht; ich ſtürzte noch über und über mit dem Pferde, das ſehr brav war und einen Schutthaufen hinaufſprang, den ich nicht bemerkt hatte. Doch that ich mir, durch Gottes Hülfe, keinen Schaden, ſpeiſ'te Abends mit guten Freunden, da denn noch viel von unſern Jagdſtückchen, beſonders auch von dem Feuerballen geſprochen wurde. Jeder fragte, was Das wohl bedeuten möchte; worauf ich ſagte: Wir werden ſchon was Neues von Florenz hören.

Den folgenden Abend ſpät kam die Nachricht von dem Tode des Herzogs Alexander, und meine Bekannten wunderten ſich, wie wahr ich geſprochen hatte. Da kam auf einem Maulthiere, mit Bocksſprüngen, Franciscus Soderini herbeigehüpft, lachte unterwegs wie ein Narr und rief: „Da haſt Du die Rückſeite zur Medaille des ſcheußlichen Tyrannen; Lorenzin hat ſein Wort gehalten. Du wollteſt die Herzoge verewigen; wir wollen keine Herzoge mehr.“ Und ſo trotzte er mir ſpöttiſch, als wenn ich ein Haupt der Sieben geweſen wäre, welche den Herzog zu wählen pflegen. Nun kam auch noch ein gewiſſer Baccio Bettini dazu, der einen garſtigen, dicken Kopf, wie ein Korb, hatte und mich anſpeien wollte. „Haben wir ſie doch entherzogt!“ rief er; „wir wollen keine Herzoge mehr und Du wollteſt ſie unſterblich machen!“

Dieſe und andere verdrießliche Reden wurden mir denn doch zuletzt läſtig und ich ſagte: O, Ihr albernen Menſchen! Ich bin ein armer Goldſchmied; ich diene Jedem, der mich bezahlt und Ihr begegnet mir, als wenn ich das Haupt einer Partei wäre. Wollte ich Euch Ausgewanderten jetzt Eu're ehemalige Unerſättlichkeit, Eu're Narrheiten und Euer ungeſchicktes Betragen vorwerfen, ſo hätte ich viel zu thun. Aber ſoviel ſollt Ihr, bei Euerm albernen Lachen, nur wiſſen: ehe zwei oder höchſtens drei Tage vergehen, werdet Ihr einen neuen Herzog haben, der viel ſchlimmer iſt als der letzte.

Den andern Tag kam Bettini wieder an meine Werkſtatt und ſagte: „Wahrlich, Du brauchſt kein Geld für Courriere auszugeben; denn Du weißt die Dinge, ehe ſie geſchehen; was für ein Geiſt offenbart Dir Das?“ Dann ſagte er mir, daß Cosmus Medicis, Sohn des Herrn Johannes, Herzog geworden ſei; doch nur unter gewiſſen Bedingungen, die ihn abhalten würden, nach Belieben zu ſchalten und zu walten. Da kam nun die Reihe, über ſie zu lachen, an mich, wobei ich ſagte: Die Florentiniſchen Bürger haben einen Jüngling auf ein herrliches Pferd gehoben; ſie haben ihm die Sporen ſelbſt angeſchnallt und ihm den Zaum frei in die Hand

gegeben; dann haben ſie ihn in das ſchönſte Feld geführt, wo Blumen, Früchte und unzählige Reizungen ſind, und haben ihm dabei geſagt, er möchte nur gewiſſe beſtimmte Grenzen nicht überſchreiten. Nun ſagt mir, wer will ihn halten, wenn er Luſt hat, darüber hinaus zu gehen? Kann man Dem Geſetze geben, den man ſo zum Herrn macht? Von der Zeit an ließen ſie mich in Ruh', ich war ihr verdrießlich' Geſchwätze losgeworden und arbeitete immer fleißig in meiner Werkſtatt, aber keine bedeutenden Sachen; denn es lag mir vorzüglich an der Wiederherſtellung meiner Geſundheit, die noch nicht ganz befeſtigt war.

Indeſſen kam der Kaiſer ſiegreich von ſeiner Unternehmung auf Tunis zurück und der Papſt ſchickte nach mir, um ſich zu berathen, was er für ein würdiges Geſchenk dem Kaiſer machen könnte. Ich verſetzte, daß ich für ſehr ſchicklich hielt, Se. Majeſtät ein goldenes Kreuz mit einem Chriſtus-Bilde zu verehren, wozu ich die Zierathen gewiſſer Maßen ſchon fertig hätte. Dadurch würden mir Ihre Heiligkeit auch eine beſondere Gnade erzeigen; denn drei runde Figürchen von Gold, ungefähr einen Palm groß, fänden ſich da. Es waren jene Figuren, die ich für den Kelch des Papſt Clemens gearbeitet hatte, die Glaube, Hoffnung und Liebe vorſtellten. Sogleich fügte ich alles Uebrige von Wachs dazu, nicht weniger das Modell von dem Chriſtusbilde und andere ſehr ſchöne Zierathen. Der Papſt war Alles ſehr wohl zufrieden und wir verglichen uns, wie es gemacht werden ſollte; auch wurden wir einig über den Preis. Das war vier Uhr in der Nacht und der Papſt hatte Herrn Latino Juvenale Befehl und Auftrag gegeben, mir des andern Morgens das Geld auszahlen zu laſſen. Dieſem Herrn Latino, der eine gewaltige Narrenader im Leibe hatte, fiel es ein, eine eigene Erfindung dem Papſt aufzudringen, und ſo zerſtörte er Alles, was ausgemacht war.

Des Morgens, da ich das Geld von ihm zu erhalten dachte, ſagte er mit ſeinem beſtialiſchen Dünkel: „Uns gehört die Erfindung und Ihr mögt immerhin ausführen; ehe ich geſtern Abend vom Papſte wegging, haben wir uns Beſſeres ausgedacht.“ Da ließ ich ihn gleich nicht weiter reden und verſetzte: Weder Ihr noch der Papſt könnt was Beſſeres erdenken, als wo Chriſtus und ſein Kreuz gegenwärtig iſt. So ſagt denn aber Eure höfiſche Gedanken nur heraus. Zornig und ohne ein Wort zu reden, ging er fort und ſuchte die Arbeit einem Andern zuzuwenden; der Papſt ließ ſich aber darauf nicht ein, ſchickte nach mir und ſagte, daß ich wohl geſprochen hätte; ſie wollten aber ein kleines Brevier, zu Ehren der Mutter Gottes, das ganz herrlich gemalt ſei, dem Kaiſer zum Geſchenk beſtimmen. Dem Cardinal Medicis habe die Mignatus mehr als zweitauſend Scudi gekoſtet. Man müſſe ſich gegenwärtig nach der Zeit richten; denn der Kaiſer werde in ſechs Wochen erwartet. Nachher könne man ihm noch immer das Geſchenk, das ich vorgeſchlagen hätte und das ſeiner würdig ſei, verehren. Das Büchlein ſollte einen Deckel von maſſivem Golde haben, reich gearbeitet und mit vielen Edelſteinen geziert; ſie möchten ungefähr ſechstauſend Scudi werth ſein. Ich erhielt ſie und das Gold, legte fleißig Hand an und in wenig Tagen erſchien das Werk ſchon von ſolcher Schönheit, daß der Papſt ſich verwunderte und mir außerordentliche Gunſt bezeigte. Beſonders war ausgemacht, daß die Beſtie, der Juvenal, mir nicht zu nahe kommen ſollte.

Siebentes Capitel.

Ich hatte das Werk faſt vollendet, als der Kaiſer eintraf, dem man die herrlichſten Triumphbogen erbaut hatte. Die Pracht ſeines Einzuges mögen Andere beſchreiben; denn ich will mich nur auf Das, was mich ſelbſt angeht, einſchränken. Gleich bei ſeiner Ankunft ſchenkte er dem Papſt einen vortrefflichen Diamanten, den er für zweitauſend Scudi gekauft hatte. Der Papſt übergab mir ihn ſogleich, daß ich ihn in einen Ring nach dem Maß des Fingers Seiner Heiligkeit faſſen ſollte; doch wollte er erſt das Büchelchen ſehen und wie weit ich damit ſei. Als ich es brachte, war der Papſt ſehr damit zufrieden und befragte mich, was man wohl für eine gültige Entſchuldigung finden könnte, da man das Werk dem Kaiſer unvollendet überreichen müſſe? Ich verſetzte darauf, daß ich wohl nur meine Krankheit anführen dürfte, und Ihre Majeſtät, wenn ſie mich ſo blaß und mager ſähen, würden dieſe Entſchuldigung wohl gelten laſſen. Darauf verſetzte der Papſt: Das ſei ganz recht; ich ſollte aber, wenn ich dem Kaiſer das Geſchenk brächte, hinzuſetzen: der Papſt mache Ihre Majeſtät ein Geſchenk mit mir ſelbſt; und darauf ſagte er mir die Worte vor, wie ich mich ausdrücken ſollte. Ich wiederholte ſie ihm ſogleich und fragte, ob es ſo recht ſei. Er verſetzte: Das wäre wohl gut und ſchön, wenn Du auch das Herz hätteſt. Dich vor einem Kaiſer ſo auszudrücken. Darauf antwortete ich: es ſolle mir nicht an Muth fehlen, noch viel Mehreres zu ſagen; denn der Kaiſer ſei nur gekleidet wie ich und ich würde glauben, mit einem Menſchen von meiner Art zu reden; aber ſo gehe es mir nicht, wenn ich mit Ihro Heiligkeit ſpräche, in der ich eine höhere Gottheit erblickte, ſowohl wegen der

Würde der geiſtlichen Kleidung und Zierde als wegen des ſchönen Alters Se. Heiligkeit, wodurch ich weit mehr in Verlegenheit geſetzt würde, als die Gegenwart des Kaiſers jemals über mich vermöchte. Darauf ſagte der Papſt: „Gehe, mein Benvenuto, Du biſt ein tüchtiger Mann; mache uns Ehre und es ſoll Dir fruchten.“

Der Papſt beſtimmte noch zwei Türkiſche Pferde für den Kaiſer, die ſeinem Vorfahren Clemens gehört hatten; keine ſchönern waren jemals in die Chriſtenheit gekommen. Er gab Durante, ſeinem Kämmerer, den Auftrag: er ſolle ſie hinunter in die Galerie des Papſtes führen und ſie dort dem Kaiſer verehren. Zugleich legte er ihm die Worte in den Mund, die er zu ſagen hatte. Wir gingen zuſammen hinunter; und als wir vor den Kaiſer kamen, führte man die beiden Pferde herein, die mit ſolcher Majeſtät und Geſchick durch die Zimmer ſchritten, daß der Kaiſer und Jedermann darüber erſtaunt war. Da trat nun auch Herr Durante hervor mit den ungeſchickteſten Manieren und verwickelte ſich mit gewiſſen Brescianiſchen Redensarten die Zunge dergeſtalt im Munde, daß man nichts Schlimmeres hätte hören noch ſehen können und der Kaiſer einiger Malen zum Lachen bewegt wurde.

Inzwiſchen hatte ich auch meine Arbeit aufgedeckt; und da ich merkte, daß der Kaiſer auf die gefälligſte Weiſe ſich noch mit umſah, trat ich hervor und ſagte: Geheiligte Majeſtät! Unſer heiligſter Paul läßt dieſes Vervier Ew'rer Majeſtät überreichen; es iſt geſchrieben und gemalt von der Hand des größten Mannes, der jemals dieſe Kunſt getrieben. Der reiche Deckel von Gold und Edelſteinen iſt wegen meiner Krankheit unvollendet; deſſwegen übergibt Seine Heiligkeit auch mich zugleich mit dem Buche, damit ich es bei Ew'rer Majeſtät vollende, wie alles Uebrige, was ſie ſonſt zu befehlen haben möchte, und ihr diene, ſo lange ich lebe. Darauf antwortete der Kaiſer: „Das Buch iſt mir angenehm und Ihr ſeid es auch; aber Ihr ſollt es mir in Rom vollenden. Iſt es fertig und ſeid Ihr geheilt, ſo kommt und bringt mir's.“ Indem er nun weiter mit mir ſprach, nannte er mich bei'm Namen, worüber ich mich ſehr verwunderte; denn mein Name war bisher in der Unterredung nicht vorgekommen. Er ſagte darauf: er habe den Knopf des Pluvial's geſehen, worauf ich für Papſt Clemens ſo wunderwürdige Figuren gemacht habe. So ſprachen wir umſtändlich eine ganze halbe Stunde, von verſchiedenen trefflichen und angenehmen Gegenſtänden uns unterhaltend; und da mir weit größere Ehre widerfahren war, als ich mir verſprochen hatte, ergriff ich eine kleine Pauſe des Geſprächs, neigte mich und ging weg.

Der Kaiſer ſoll geſagt haben: Man zahle ſogleich fünfhundert Goldgulden an Benvenuto; und Der, der ſie hinaufbrang, fragte: wo der Diener des Papſtes ſei, der mit dem Kaiſer geſprochen habe. Da zeigte ſich Herr Durante und umwendete mir die fünfhundert Gulden. Ich beklagte mich darüber bei'm Papſte, der mir ſagte: ich ſollte ruhig ſein; er wiſſe, wie gut ich mich bei meiner Unterredung mit dem Kaiſer gehalten habe und von dem Gelde ſolle mir gewiß mein Theil nicht fehlen.

Ich kehrte in meine Werkſtatt zurück und arbeitete mit großer Sorgfalt, den Diamant'en zu faſſen. Da ſchickte mir der Papſt die vier erſten Juweliere von Rom zu; denn man hatte ihm geſagt, der Stein ſei durch den erſten Goldſchmied der Welt, Meiſter Milano Targhetta in Venedig, gefaßt worden; und da der Diamant ein wenig zart ſei, ſo müſſe man bei'm Faſſen mit vieler Vorſicht zu Werke gehen. Unter dieſen vier Meiſtern war ein Mailänder, Cajo genannt, eine eingebildete Beſtie. Was er am Wenigſten verſtand, glaubte er eben am Beſten zu verſtehen. Die Uebrigen waren beſcheidene und geſchickte Leute. So fing denn auch der Cajo vor allen Andern an zu reden und ſagte: „Bleibe ja bei der Folie des Milano; denn vor der mußt Du die Mütze abnehmen. Bei'm Faſſen iſt es die größte Kunſt, die rechte Folie zu finden. Milano iſt der größte Juwelier und Das iſt der gefährlichſte Diamant.“

Darauf verſetzte ich: Deſto größer iſt die Ehre, in einer ſolchen Kunſt mit einem ſo trefflichen Manne zu wetteifern. Dann wendete ich mich zu den andern Meiſtern und ſagte: Seht, hier verwahre ich die Folie des Milano; ich will nun einige ſelbſt verſuchen und ſehen, ob ich ſie beſſer machen kann. Gelingt es mir nicht, ſo will ich dieſe unterlegen. „Nun,“ ſagte Cajo, „wenn Dir Das gerath, ſo will ich gern ſelbſt die Mütze abziehen.“

Nun fing ich mit großem Fleiß an, verſchiedene Folien zu machen, deren Bereitung ich Euch an einem andern Orte lehren will. Gewiß iſt es, dieſer Diamant war der bedenklichſte, der mir vor- und nachher in die Hand kam, und die Folie des Mailänders war trefflich gemacht. Doch ließ ich nicht nach, ſchärfte die Werkzeuge meines Verſtandes und erreichte jene nicht nur, ſondern übertraf ſie wirklich. Da ich nun meinen Vorgänger übertroffen hatte, ging ich darauf aus, mich ſelbſt zu übertreffen; und es gelang mir, auf einem neuen Wege, noch eine vollkommenere Folie zu finden.

Da ließ ich die Goldſchmiede berufen und

zeigte ihnen den Diamant mit der Folie des Milano und hernach mit der meinen. Darauf ſagte Raphael del Moro, der Geſchickteſte unter ihnen: „Benvenuto hat die Folie des Milano übertroffen.“ Cajo wollte es nicht glauben; und kaum hatte er den Diamanten in der Hand, ſo rief er: „Der Stein iſt zweitauſend Ducaten mehr werth als vorher.“ Nun verſetzte ich: Da ich einen ſolchen Meiſter übertroffen habe, laßt ſehen, ob ich mich ſelbſt übertreffen kann. Darauf bat ich: ſie möchten einen Augenblick verziehen, ging auf meinen Altan und ſchob die andere Folie unter. Als ich den Stein zurückbrachte, rief Cajo: „So Etwas habe ich in meinem Leben nicht geſehen; der Stein iſt jetzt mehr als achtzehntauſend werth, da wir ihn vorher nur auf zwölftauſend geſchätzt hatten. Die andern Goldſchmiede ſagten darauf: „Benvenuto iſt die Ehre unſerer Kunſt und wir müſſen vor ihm und ſeinen Folien die Mütze wohl abnehmen.“ Cajo ſagte: „Jetzt will ich gleich zum Papſte gehen; er ſoll tauſend Goldgulden für die Faſſung zahlen. Auch lief er wirklich ſogleich hin und erzählte Alles. Darauf ſchickte der Papſt deſſelbigen Tages drei Mal, ob der Ring nicht fertig wäre.

Um dreiundzwanzig trug ich den Ring hinauf und, weil ich freien Eintritt hatte, ſo hob ich den Vorhang an der Thüre beſcheiden auf. Ich ſah den Papſt mit dem Marcheſe bei Tiſche ſprechen; ſie ſchienen über gewiſſe Dinge nicht einig zu ſein und ich hörte den Papſt ſagen: „Es geht nun einmal nicht; ich muß neutral bleiben, ſonſt habe ich Nichts zu thun.“ Ich zog mich ſogleich zurück; der Papſt rief mich. Scharf trat ich hinein; und da ich ihm den ſchönen Diamant überreichte, zog er mich ein wenig bei Seite und der Marcheſe entfernte ſich. Indem der Papſt den Diamanten anſah, ſagte er leiſe: „Benvenuto! fange Etwas mit mir zu reden an, das wichtig ausſieht und höre nicht auf, ſo lange der Marcheſe im Zimmer iſt. Nun ging er mit mir auf und ab; es gefiel mir, daß ich mich bei dieſer Gelegenheit zeigen konnte und ich fing nun an, dem Papſt zu erzählen, wie ich mich benommen hätte, dem Diamanten die ſchöne Folie zu geben.

Der Marcheſe lehnte ſich zur Seite an die Tapeten und wiegte ſich von einem Fuß auf den andern. Nun hatte ich zu meinem Discurs ein ſolches Thema, daß ich drei ganze Stunden hätte reden können, um es recht auszuführen. Der Papſt hörte mir mit Vergnügen zu und ſchien die unangenehme Gegenwart des Marcheſe zu vergeſſen. Ich hatte denn auch in meinem Vortrag den Theil von Philoſophie gemiſcht, der zu dieſer Kunſt nöthig iſt und hatte ſo beinahe eine Stunde geſprochen. Endlich fing es an, den Marcheſe zu verdrießen und er ging halb erzürnt hinweg. Da ergriff mir der Papſt die vertrauteſten Liebkoſungen und ſagte: „Sei nur fleißig, Benvenuto; ich will Dich anders belohnen als mit den tauſend Gulden, die mir Cajo vorgeſchlagen hatte.“

Als ich weg war, lobte mich der Papſt vor ſeinen Leuten, worunter denn auch Latino Juvenale ſich befand. Der war nun mein abgeſagter Feind geworden und ſuchte mir auf alle mögliche Weiſe zu ſchaden. Als er ſah, daß der Papſt mit ſo vieler Neigung und Kraft von mir ſprach, verſetzte er: „Es iſt kein Zweifel, Benvenuto iſt ein Mann von außerordentlichen Talenten, und es iſt ihm nicht zu verargen, daß er von ſeinen Landsleuten vortheilhaft denkt; nur ſollte er auch wiſſen, wie man von einem Papſte ſpricht; denn es iſt doch unvorſichtig, wenn er ſagt: Clemens ſei der ſchönſte Fürſt geweſen und dabei der würdigſte, nur habe er leider kein Glück gehabt! Bei Eu'rer Heiligkeit ſei es ganz umgekehrt; die Krone ſcheine ſich auf Ihrem Haupte zu betrüben; man glaube nur einen gekleideten Strohmann zu ſehen und nur Ihr gutes Glück ſei zu rühmen.“ Dieſe Worte brachte er mit einer ſo ungezwungenen Art vor, daß ſie leider nur eine zu ſtarke Wirkung thaten und der Papſt ihnen Glauben beimaß, da ich ſie doch weder jemals geſagt, noch auch irgend ſo Etwas gedacht hätte. Wäre es dem Papſte möglich geweſen, mir mit Ehren etwas Unangenehmes zu erzeigen, ſo hätte er es wohl gethan; aber als ein Mann von großem Geiſte ſchien er darüber zu lachen. Deſſen ungeachtet behielt er einen unverſöhnlichen Haß gegen mich, wie ich bald merkte; denn ich konnte nur mit großer Mühe in die Zimmer gelangen. Da ſah ich nun als Einer, der an dieſem Hofe viele Jahre gelebt hatte, wohl ein, daß mir Jemand einen ſchlechten Dienſt geleiſtet habe. Ich erkundigte mich auf geſchickte Weiſe darnach und erfuhr die üble Nachrede, aber nicht den Urheber. Ich konnte mir auch damals nicht vorſtellen, wer es geweſen ſein könnte; hätte ich es gewußt, ſo hätte ich ihm die Rache mit dem Kohlenmaße zugemeſſen.

Als das Büchelchen fertig war, brachte ich es dem Papſt, der, als er es erblickte, ſich nicht enthalten konnte, mich höchlich zu loben; darauf bat ich ihn, er möchte mich es auch, wie er es mir verſprochen, hinbringen laſſen. Er verſetzte: ich hätte meine Arbeit gethan und er wolle nun thun, was ihm gefiele. Und ſo befahl er, ich ſollte gut bezahlt werden. Ich erhielt fünfhundert Goldgulden, ſoviel hatte ich ungefähr in zwei Monaten verdient; und aller Uebrige, was er mir verſprochen hatte, war zu nichte. Nun ſchaute den Ring für hundert-

Zum Angedenken aufbewahrt,
Und lieber hungert, lieber bettelt!

Mephiſtopheles.

Madam, es thut mir herzlich leid;
Allein er hat ſein Geld wahrhaftig nicht verzettelt.
Auch er bereute ſeine Fehler ſehr,
Ja, und bejammerte ſein Unglück noch viel mehr.

Margarethe.

Ach! daß die Menſchen ſo unglücklich ſind!
Gewiß ich will für ihn manch Requiem noch bethen.

Mephiſtopheles.

Ihr wäret werth, gleich in die Eh' zu treten:
Ihr ſeyd ein liebenswürdig Kind.

Margarethe.

Ach nein, das geht jetzt noch nicht an.

undfünfzig Gulden; das Uebrige war für das Bächelchen, wovon ich mehr als tausend verdient hatte; denn die Arbeit war äußerst reich an Figuren, Laubwerk, Schmelz und Juwelen. Ich nahm eben, was ich haben konnte und setzte mich vor, mit Gott, Rom zu verlassen. Der Papst schickte Herrn Sforza, einen seiner Kerzen, mit dem Bächelchen zum Kaiser, der es sehr lobte und äußerst zufrieden war, auch sogleich nach mir fragte. Der junge Sforza, den man schon abgerichtet hatte, versetzte: wegen meiner Krankheit sei ich nicht selbst gekommen. Das erfuhr ich Alles wieder.

Achtes Capitel.

Indessen machte ich Anstalt, nach Frankreich zu gehen; und ich hätte die Reise wohl allein unternommen, wäre nicht ein junger Mensch, Namens Ascanio, gewesen, der sich schon eine Zeit lang in meinen Diensten befand. Er war sehr jung und der beste Diener von der Welt; er hatte vorher bei einem gewissen Spanischen Goldschmied, Namens Francesco, gedient, und ich sagte ihm mehr als ein Mal, daß ich ihn nicht zu mir nehmen wollte, um mit seinem Meister nicht in Streit zu gerathen. Der Knabe, der aber nun einmal Verlangen zu mir hatte, trieb es so lange, bis mir sein Meister selbst ein Billet schrieb, worin er mir den Jungen willig überließ. So blieb er mehrere Monate bei mir und war mager und eingefallen; wir nannten ihn nur unser Aschen: und man hätte wirklich denken sollen, daß er alt sei; denn er diente vortrefflich, war so verständig, und kaum schien es möglich, daß Jemand im dreizehnten Jahre so viel Verstand haben könnte. In kurzer Zeit hatte sich der Knabe wieder erholt; und indem sein Körper zunahm, ward er der schönste Jüngling von Rom, und neben seinen übrigen Tugenden ward er auch in der Kunst vortrefflich; ich liebte ihn wie meinen Sohn und hielt ihn auch so in der Kleidung. Als der Knabe sich wieder hergestellt sah, war er ganz entzückt über das Glück, das ihn in meine Hände geführt hatte und ging oft, seinem Meister zu danken, der sich in dieser Sache hatte so willig finden lassen. Nun hatte der Meister eine schöne, junge Frau; Die sagte zum Knaben: „Wie bist Du nun so schön geworden!“ Darauf antwortete Ascanio: „Es ist mein Meister, der mich schön, der mich aber auch gut gemacht hat.“ Das mochte dem Weibe gar nicht gefallen; und da sie es mit ihrem guten Rose gar nicht genau nahm, mochte sie den Jüngling mit allerlei Liebreizungen an sich locken, die eben nicht die ehrbarsten waren, und ich merkte wohl, daß er anfing, mehr als gewöhnlich seine ehemalige Meisterinn zu besuchen.

Nun begab sich's, daß er eines Tages einen meiner Lehrburschen ohne Ursache geschlagen hatte, der sich, als ich nach Haus kam, darüber beklagte und versicherte, Ascanio habe nicht die mindeste Ursache dazu gehabt. Darauf sagte ich zu Diesem: Mit oder ohne Ursache sollst Du Niemand' in meinem Hause schlagen, aber Du sollst sehen, wie ich Dich treffen will. Als er darauf Etwas einwenden wollte, warf ich mich gleich über ihn her, und versetzte ihm mit Fäusten und Füßen so rauhe Stöße, als er wohl jemals gefühlt haben mochte. Sobald er nur aus meinen Händen zu entkommen wußte, lief er ohne Jacke und Mütze aus der Werkstatt, und ich wußte zwei Tage nicht, wo er war, auch bekümmerte ich mich nicht um ihn. Nach Verlauf derselben kam ein Spanischer Edelmann zu mir, der Don Diego hieß und der liberalste Mann war, den ich je gekannt habe. Ich hatte für ihn einige Arbeiten vollendet und noch einige unter der Hand, so daß er mein großer Freund war. Er sagte mir: Ascanio sei zu seinem alten Meister zurückgekehrt, und ich möchte doch so gut sein, ihm seine Mütze und Wehre wiederzugeben. Ich antwortete: Meister Francesco habe sich übel betragen und es sei Dieses die rechte Art nicht. Hätte er mir gleich angezeigt, daß Ascanio sich in seinem Hause befinde, so hätte ich ihm gern den Abschied gegeben; da er ihn aber zwei Tage im Hause gehalten habe, ohne mir es anzuzeigen, so würde ich nicht leiden, daß er bei ihm bliebe; und sie sollten es nur nicht darauf ankommen lassen, daß ich ihn einmal dort erblickte. Alles Das überbrachte Don Diego, und Francesco spottete nur darüber.

Den andern Morgen sah ich Ascanio, der an der Seite seines Meisters einige Lappalien arbeitete. Er grüßte mich, da ich vorbeiging; der Meister aber schien mich beinahe zu verlachen und ließ mir durch Don Diego sagen: wenn mir's beliebte, so möchte ich Ascanio die Kleider schicken, die ich ihm geschenkt hätte; thät ich's auch nicht, so hätte es nichts zu sagen; Ascanio solle doch Kleider haben. Darauf wendete ich mich zu Diego und sagte: Mein Herr, ich habe keinen edlern und rechtschaffenern Mann gekannt als Euch, und davon ist der nichtswürdige Francesco gerade das Gegentheil; sagt ihm von meinetwegen, daß wenn er mir vor der Nachtglocke nicht den Ascanio hierher in meine Werkstatt bringt, so erwerbe ich ihn ohne Umstände. Und dem Ascanio sagt: wenn er nicht in der bestimmten Stunde von seinem Meister weggeht, so soll es ihm gleichfalls übel bekommen.

Ohne hierauf Etwas zu antworten, ging Don Diego fort, richtete unverdrießlich aus, was ich

gesagt hatte; und Francesco erschrak dergestalt, daß er nicht wußte, was er thun sollte. Inzwischen hatte Ascanio seinen Vater aufgesucht, der nach Rom gekommen war, der, nachdem er den Handel erfahren, dem Francesco gleichfalls rieth, den Ascanio zu mir zu führen. Darauf sagte Francesco: „So gehe denn nur, Ascanio, Dein Vater mag Dich begleiten.“ Darauf versetzte Don Diego: „Francesco, ich befürchte irgend ein großes Unglück! Du kennst Benvenuto besser als ich; führe ihn sicher zurück, ich gehe mit Dir.“ Indessen hatte ich mich zu Hause vorbereitet, ging in meiner Werkstatt auf und ab, und erwartete den Schlag der Abendglocke, völlig entschlossen, die fürchterlichste Handlung meines Lebens zu begehen. Endlich traten herein Don Diego, Francesco, Ascanio und der Vater, den ich nicht kannte; ich sah sie Alle mit einem fürchterlichen Blick an. Francesco, ganz blaß, sagte: „Siehe, hier ist Ascanio, den ich bisher bei mir gehabt habe, ohne daß es meine Absicht war, Dir Mißvergnügen zu machen.“ Ascanio sagte voll Ehrfurcht: „Meister verzeiht mir; ich bin hier, Alles zu thun, was Ihr befehlet.“ Darauf versetzte ich: Bist Du gekommen, Deine versprochene Zeit bei mir auszuhalten? „Ja,“ sagte er, „und ich will niemals wieder von Euch weichen.“ Darauf wendete ich mich und befahl dem Lehrburschen, den er geschlagen hatte, das Bündel Kleider zu holen. Hier ist, sagte ich zu Ascanio, was ich Dir geschenkt hatte; nimm zugleich Deine Freiheit und gehe, wohin Du willst. Don Diego, der ganz etwas Anderes erwartete, stand verwundert; indessen bat mich Ascanio, ich möchte ihm verzeihen und ihn wieder nehmen; das Gleiche that der fremde Mann, der dabeistund. Ich fragte ihn, wer er sei; er sagte, daß er der Vater wär' und fuhr zu bitten fort; endlich versetzte ich: Aus Liebe zu Euch mag's geschehen.

Nun hatte ich mich, wie schon oben erwähnt ist, entschlossen nach Frankreich zu gehen. Da der Papst mich nicht, wie sonst, mit günstigen Augen ansah, durch böse Zungen mein gutes Verhältniß gestört worden war und ich sogar befürchten mußte, daß es noch schlimmer werden könnte, so wollte ich ein besseres Land und mit Gottes Hülfe ein besseres Glück suchen und gedachte, mich allein auf den Weg zu machen.

Als ich eines Abends meine Reise für den andern Morgen beschlossen hatte, sagte ich meinem treuen Peter: er sollte sich aller meiner Sachen bis zu meiner Rückkunft bedienen, und wenn ich außen bliebe, sollte Alles sein gehören. Nachher versetzte ich mich noch mit einem Peruginer-Gesellen auseinander, der mir geholfen hatte, die Arbeit für den Papst zu endigen. Ich entließ ihn und bezahlte seine Arbeit; er aber bat mich, ich möchte ihn mit mir nehmen; er wolle die Reise auf seine Kosten machen. Nun war er freilich, wenn ich in Frankreich Arbeit finden sollte, der Beste von den Italienern, die ich kannte, um mir zu helfen und beizustehen. Da ließ ich mich denn überreden und nahm ihn mit, auf die Bedingungen, die er mir vorgeschlagen hatte. Ascanio, der bei diesem Gespräche gegenwärtig war, sagte halb weinend: „Ihr habt mich wieder genommen; ich habe versprochen, lebenslang bei Euch zu bleiben, und Das will ich auch thun.“ Ich sagte ihm: Dieß Mal könne ich ihn nun nicht mitnehmen. Darauf machte er Anstalt, mir zu Fuße zu folgen. Da ich diesen Entschluß sah, nahm ich ein Pferd auch für ihn, ließ ihm einen Mantelsack aufbinden; und so hatte ich mich viel mehr belästigt, als zuerst meine Absicht war.

So zog ich auf Florenz, nach Bologna, Venedig und von da nach Padua. Aus dem Wirthshause holte mich Herr Albertaccio bei Bene, mein werther Freund. Den andern Tag ging ich, Herrn Peter Bembo die Hand zu küssen, der damals noch nicht Cardinal war. Er empfing mich mit außerordentlichen Liebkosungen; dann wendete er sich zu Albertaccio und sagte: „Benvenuto soll mit allen seinen Leuten bei mir wohnen, und wenn es hundert wären; auch Ihr bleibt nur gleich in meinem Hause, denn auf andere Weise kann ich ihn Euch nicht überlassen; und so genoß ich des Umgangs dieses trefflichsten Herrn.

Er hatte mir ein Zimmer eingeräumt, das zu ehrenvoll für einen Cardinal gewesen wär', und verlangte, daß ich beständig an Seiner Gnaden Seite speisen sollte. Sodann zeigte er auf die bescheidenste Weise im Gespräche sein Verlangen, von mir abgebildet zu sein; und ich, der ich Nichts mehr in der Welt wünschte, bereitete mir sogleich in ein Schächtelchen die weßene Masse und fing an, diesen geistreichen Kopf mit so guter Art zu entwerfen, daß Ihro Gnaden ganz erstaunt darüber waren.

Nun war er in den Wissenschaften der größte Mann und außerordentlich in der Poesie; aber von meiner Kunst verstanden Seine Gnaden auch gar Nichts, so daß Sie glaubten, ich wäre fertig, als ich kaum angefangen hatte; und ich konnte ihm nicht begreiflich machen, daß man viel Zeit brauche, um so Etwas gut zu machen. Ich aber entschloß mich, soviel Zeit und Mühe anzuwenden, als ein solcher Mann verdiente; und da er einen kurzen Bart nach Venetianischer Art trug, hatte ich viele Noth, einen Kopf zu machen, der mir genug that. Doch ward ich endlich fertig und es schien mir die schönste Arbeit,

die ich jemals gemacht hatte, was meine Kunst betraf. Er aber war ganz verwirrt; denn er hatte geglaubt, ich würde das Modell in zwei Stunden und den Stempel vielleicht in zehn fertig machen. Nun aber sah er wohl, daß ich verhältnißmäßig über zweihundert brauchen würde und noch gar Urlaub nahm, nach Frankreich zu gehen. Da wußte er gar nicht, was er sagen sollte und verlangte, daß ich nur noch zur Rückseite einen Pegasus innerhalb eines Myrthenkranzes abbilden sollte. Das that ich in drei Stunden, und die Arbeit sah sehr gefällig aus. Er war äußerst zufrieden und sagte: „Das Pferd scheint mir zehn Mal schwerer zu machen, als das Köpfchen, mit dem Ihr Euch so sehr gequält habt; ich kann die Schwierigkeit nicht einsehen.“ Dann bat er mich, ich sollte ihm doch noch den Stempel schneiden. „Ich weiß,“ sagte er, „Ihr macht Das so geschwind, als Ihr nur wollt.“ Dagegen versetzte ich: daß ich sie hier nicht machen könne; sobald ich aber irgendwo eine Werkstatt errichtete, sollte es nicht fehlen.

Mittlerweile hatte ich auch um drei Pferde gehandelt. Er aber ließ alle meine Schritte beobachten; denn er stand zu Padua in dem größten Ansehen. Als ich nun die Pferde bezahlen wollte, die man mir um fünfzig Ducaten überlassen hatte, sagte der Besitzer: „Trefflicher Mann, ich verehre Euch diese drei Pferde.“ Darauf antwortete ich: Du verehrst sie mir nicht; und von Dem, der sie mir verehrt, darf ich sie nicht annehmen; denn ich habe ihm Nichts leisten können. Darauf sagte der gute Mann: „Wenn Ihr diese Pferde nicht nehmt, so wird man Euch gewiß in Padua keine andern geben, und Ihr würdet genöthigt sein, zu Fuße wegzugehen.“ Darauf ging ich zu Herrn Pietro, der von Nichts wissen wollte und mich auf's Freundschaftlichste ersuchte, in Padua zu bleiben. Ich aber, der ich auf alle Weise fort wollte, war genöthigt, die Pferde anzunehmen, und so reiste ich weiter.

Ich nahm den Weg zu Land durch Graubünden; denn die übrigen waren wegen des Krieges nicht sicher. Wir kamen über den Berg Milo und Merlina nur mit großer Lebensgefahr; denn ob es schon der achte Mai war, lag noch ein außerordentlicher Schnee. Jenseits des Berge blieben wir in einem Orte, der, wenn ich mich recht erinnere, Wallenstatt hieß, und nahmen Quartier daselbst. Die Nacht kam ein Florentinischer Courier zu uns, der sich Barbocca nannte; ich hatte von ihm vormals als von einem wackern Manne reden hören, der in seiner Profession sehr tüchtig sei; ich wußte aber nicht, daß er durch seine Schelmstreiche heruntergekommen war. Als er mich im Wirthshause erblickte, nannte er mich bei'm Namen und sagte zu mir: er gehe in wichtigen Geschäften nach Lyon; ich solle ihm Geld zur Reise borgen. Darauf antwortete ich: Zum Verborgen habe ich kein Geld; wenn Ihr aber mit mir in Gesellschaft kommen wollt, so werde ich bis Lyon für Euch bezahlen. Darauf meinte der Schelm, verstellte sich auf's Beste und sagte: daß in wichtigen Angelegenheiten der Nation, wenn einem armen Courier das Geld ausgehe, Unsereiner verbunden sei, ihm zu helfen. Ferner setzte er hinzu: daß er die wichtigsten Dinge von Herrn Philipp Strozzi bei sich habe, zeigte mir eine ledierne Kapsel eines Bechers und sagte mir in's Ohr: in diesem Becher sei ein Edelstein, viele tausend Ducaten an Werth, auch die wichtigsten Briefe von gedachtem Herrn. Darauf sagte ich: ich wolle ihm die Edelsteine in seine Kleider verbergen, wo sie sich'rer wären als in diesem Becher; den Becher aber solle er mir lassen, der ungefähr zehen Scudi werth war, ich wollte ihm mit fünfundzwanzig dienen. Darauf versetzte er: wenn es nicht anders gehe, so wollte er mit mir kommen; denn es würde ihm nicht zur Ehre gereichen, wenn er den Becher zurückließe, und dabei blieb's.

Des Morgens zogen wir ab und reisten von Wallenstatt nach Weien über einen See, der fünfzehn Meilen lang ist. Als ich die Bähne des See's erblickte, fürchtete ich mich; denn sie sind von Tannenholz, weder groß noch stark noch verpicht; und wenn ich nicht in einem andern ähnlichen Schiffe vier Deutsche Edelleute mit ihren vier Pferden gesehen hätte, so wär' ich lieber zurückgekehrt, als daß ich mich hätte bewegen lassen, einzusteigen. Ja, ich mußte denken, als ich die Bestialität jener Reisenden sah, daß die Deutschen Wasser nicht ersäufen wie unsere Italienischen.

Doch meine beiden jungen Leute sagten zu mir: „Benvenuto: es ist eine gefährliche Sache, mit vier Pferden in das Schiff zu steigen.“ Darauf versetzte ich: Sehet Ihr nicht, Ihr feigen Memmen, daß jene vier Edelleute vor Euch eingestiegen sind und lachend fortfahren? Wenn der See statt Wasser Wein wäre, so würde ich sagen: sie reisen so lustig, um darin zu ersaufen. Da es aber Wasser ist, so seid versichert, die Deutschen haben so wenig Lust, davon zu schlucken, als wir.

Der See war fünfzehn Miglien lang und ungefähr drei breit. An der einen Seite war ein hoher, höchenwaller Berg, an der andern das Ufer flach und grün. Als wir ungefähr vier Miglien zurückgelegt hatten, fing der See an, stürmisch zu werden, so daß die Männer, welche ruderten, uns um Beistand anriefen, wir sollten ihnen an der Arbeit helfen; und so thaten wir

eine Meile. Ich verlangte und bedeutete ihnen, ſie ſollten uns auf jene Seite bringen. Sie aber behaupteten: es ſei unmöglich. Denn es ſei nicht Waſſer genug, das Schiff zu tragen, und es befänden ſich dort einige Untiefen, an denen wir ſogleich ſcheiterten und Alle erſaufen würden. Dann verlangten ſie wieder, wir ſollten ihnen rudern helfen und riefen einander zu und ermunterten ſich zur Arbeit. Da ich ſie dergeſtalt verlegen ſah, legte ich den Zaum meines braunen Pferdes um deſſen Hals zurecht und faßte die Halfter mit der linken Hand. Sogleich ſchien es, als verſtehe mich das Thier, wie ſie denn manchmal ſehr geſcheidt ſind und wiſſe, was ich thun wollte; denn ich hatte ihm das Geſicht gegen die friſchen Wieſen gekehrt, und meine Abſicht war, daß es ſchwimmend mich mit ſich fortziehen ſollte. In dieſem Augenblick kam eine große Welle, welche über das Schiff ſchlug. Ascanio ſchrie: „Barmherzigkeit, lieber Vater! helft mir!“ und wollte ſich an mir halten. Darauf zog ich meinen Dolch und ſagte: ſie ſollten thun, was ich ihnen gezeigt habe; denn die Pferde würden ihnen ebenſo gut das Leben retten, als ich auf dieſe Weiſe hoffte, davon zu kommen; wer ſich aber an mir halten wollte, Den würde ich umbringen. So fuhren wir in dieſer Todesgefahr einige Miglien weiter. Ungefähr auf dem halben See fanden wir ein wenig niedriges Ufer, wo man anlenden konnte, und ich ſah daſelbſt die vier Deutſchen Edelleute ausſteigen. Als wir ein Gleiches zu thun verlangten, wollte der Schiffer es keineswegs zugeben. Darauf ſagte ich: Meine Kinder, nun iſt es Zeit, Etwas zu verſuchen. Ziehet die Degen und zwingt ſie, daß ſie uns an's Land ſetzen. Das erlangten wir mit großer Beſchwerde; denn ſie widerſetzten ſich, was ſie konnten. Als wir aber an's Land geſtiegen waren, mußten wir zwei Miglien einen Berg hinauf, ſchlimmer, als hätten wir über eine Leiter ſteigen ſollen. Ich hatte ein ſchweres Panzerhemd an, ſtarke Stiefeln und es regnete, was Gott nur ſchicken konnte. Die Teufel von Deutſchen Edelleuten thaten Wunder mit ihren Pferden, aber die Unſerigen taugten nicht dazu und wollten vor Anſtrengung umkommen, als wir ſie dieſen beſchwerlichen Berg hinaufzwingen mußten.

Als wir ein wenig hinauf waren, ſtrauchelte das Pferd des Ascanio, das ein trefflicher Unger war. Ein wenig hinter ihm ging Barbacca der Courier, dem Ascanio ſeinen Spieß zu tragen gegeben hatte. Als nun das Pferd fiel und ſich überſchlug, war der Schurke von Courier nicht ſo behend, die Spitze wegzuwenden; das Pferd ſtürzte vielmehr darauf und ſtach ſich den Hals durch und durch und blieb für todt liegen.

Mein anderer Geſelle wollte ſeinem Rappen gleichfalls ein wenig helfen, aber er ſtrauchelte gegen den See zu und hielt ſich nur noch an einer dünnen Weinrebe. Das Thier trug ein Paar Mantelſäcke, worin all' mein Geld war; denn ich hatte es darein gethan, um es nicht bei mir zu tragen und Alles, was ich nur von Werth mit mir führte, hatte ich dazu geſteckt. Ich rief dem Jüngling zu: er ſolle ſein Leben retten und das Pferd zum Henker laſſen. Der Sturz war über eine Miglie, der Fels hing über und es mußte in den See fallen; und gerade da unten hatten unſere Schiffer angelegt, ſo daß, wenn das Pferd fiel, ſo ſtürzte es ihnen auf den Hals.

Ich war Allen voraus; wir ſahen das Pferd ſtrauchelu und arbeiten und es ſchien, als wenn es gewiß zu Grunde gehen müßte. Ich ſagte aber zu meinen Geſellen: Bekümmert Euch um Nichts. Wir wollen uns retten und Gott für Alles danken; nur jammerte mich der arme Barbacca, der ſeine Edelſteine auch auf dem Pferde hat, in ſeinem Becher, die einige tauſend Ducaten werth ſind; er hat ſie an den Sattel gebunden und glaubte, da ſeien ſie am Sicherſten. Das Meinige iſt nicht viel über hundert Scudi, und ich fürchte nichts auf der Welt, wenn ich die Gnade Gottes habe. Barbacca verſetzte: „Um's Meine iſt mir's nicht, wohl aber um's Ew're!“ Da ſagte ich zu ihm: Warum betrübſt Du Dich um mein Weniges und nicht um Dein Vieles? Voll Verdruß verſetzte er darauf: „In Gottes Namen, da wir einmal in ſolchen Umſtänden und in ſolcher Lage ſind, ſo muß ich die Wahrheit ſagen. Ich weiß recht gut, daß Ew're wahrhafte Thaler ſind, aber in meinem Becher-Futteral, das ſo viel erlog'ner Juwelen enthalten ſollte, iſt Nichts als Kaviar. Da ich Das hörte, mußte ich lachen, meine Geſellen lachten auch und er weinte. Das Pferd half ſich aber, weil es ſich ſelbſt überlaſſen war; und ſo kamen unter dem Lachen unſere Kräfte wieder, und wir ſtiegen weiter bergauf.

Die vier Deutſchen Edelleute, welche eher als wir auf den Gipfel dieſes ſteilen Berges gekommen waren, ſchickten einige Perſonen, uns zu helfen, ſo daß wir endlich bei dem allereinſamſten und wildeſten Wirthshauſe ankamen, durchnäßt, müde und hungrig. Man nahm uns freundlich auf; wir ruhten aus, trockneten uns und ſtillten unſern Hunger; auch wurden dem verwundeten Pferde gewiſſe Kräuter aufgelegt. Man zeigte uns eine ſolche Pflanze, die häufig an Zäunen wuchs und ſagte uns, daß wenn wir die Wunde immer damit verſtopften, das Pferd nicht allein heilen, ſondern uns auch indeſſen dienen würde, als wenn es kein weiteres Uebel hätte. Wir befolgten den

Rath, dankten den Edelleuten und reiſten weiter, recht wohl wieder hergeſtellt. So zogen wir hin und prieſen Gott, daß er uns aus ſo großer Gefahr gerettet hatte.

Nun kamen wir in eine Stadt jenſeits Weſen, wo wir die Nacht ruhten und alle Stunden einen Wächter hörten, der recht angenehm ſang. Weil aber daſelbſt die Häuſer alle von Fichtenholz ſind, ſo entſteht das Feuer gar nichts Anderes, als daß man auf's Feuer Acht haben ſollte. Barbacca war noch vom Tage her in ſchreckhafter Bewegung und ſchrie im Traume: „O Gott, ich erſaufe!“ Und da er ſich, außer dem Schrecken des vergangenen Tages, noch des Abends betrunken hatte, weil er es mit den Deutſchen aufnehmen wollte, rief er manchmal: „Ich brenne!“ Manchmal wieder glaubte er in der Hölle zu ſein, mit dem Caviar am Halſe. So hatten wir eine ſehr luſtige Nacht und alle unſere Noth war in Lachen verkehret.

Des Morgens fingen wir bei'm ſchönſten Wetter auf und hielten Mittag in einem fröhlichen Oertchen, Lachen genannt, wo wir trefflich bewirthet wurden. Darauf nahmen wir Führer, die eben nach einer Stadt zurückkehrten, welche Zürich heißt. Der Bote, der uns führte, ritt auf einem Damm, über den das Waſſer ging, ſo daß der beſtialiſche Führer ſtrauchelte und mit dem Pferde in's Waſſer ſtürzte. Ich war gerade hinter ihm, hielt mein Pferd an und ſah die Beſtie aus dem Waſſer kommen. Er fing wieder an zu ſingen, als wenn Nichts geweſen wär' und machte mir ein Zeichen, daß ich ihm folgen ſollte; ich warf mich aber auf die rechte Hand, durchbrach gewiſſe Zäune und ſo führte ich meine Leute und den Barbacca.

Der Bote ſchrie und rief mir auf Deutſch: wenn die Leute mich ſähen, ſo würden ſie mich todt ſchlagen. So ritten wir weiter und kamen auch durch dieſen Sturm. Wir gelangten nach Zürich, einer wunderwürdigen Stadt, ſo weit wie ein Chriſtein; wir ruhten daſelbſt einen ganzen Tag. Des andern Morgens machten wir uns bei Zeiten auf und kamen in eine andere ſchöne Stadt, die Solothurn heißt und gelangten ferner nach Lauſanne, Genf und Lyon. Daſelbſt ruhten wir vier Tage; wir waren ſingend und lachend hingekommen. Ich ergötzte mich ſehr mit Einigen meiner Freunde und man bezahlte mir die Koſten, die ich gehabt hatte. Am Ende von vier Tagen nahm ich meinen Weg nach Paris. Das war eine angenehme Reiſe, außer daß in der Gegend von Palliſa uns eine Bande Räuber anfiel, von der wir uns nicht mit geringer Tapferkeit losmachten; von da aber reiſten wir nach Paris ohne irgend ein Hinderniß und immer lachend und ſingend gelangten wir in Sicherheit.

Neuntes Capitel.

Als ich ein wenig ausgeruht hatte, ging ich, Roſſo, den Maler, aufzuſuchen, der ſich im Dienſte des Königs Franciscus befand. Ich hielt dieſen Mann für meinen größten Freund auf der Welt; denn ich hatte ihm in Rom alle Gefälligkeit erzeigt, die ein Menſch von dem andern erwarten kann. Und weil ſich mit kurzen Worten erzählen läßt, was er mir für Verbindlichkeiten ſchuldig war, ſo will ich nicht verfehlen, es anzuzeigen und die Undankbarkeit eines hartnäckigen Freundes öffentlich darſtellen. Als er in Rom war, hatte er ſo viel Uebels von den Werken des Raphael von Urbino geſagt, daß die Schüler dieſes trefflichen Mannes ihn auf alle Weiſe erwerben wollten; davon errettete ich ihn und bewachte ihn Tag und Nacht mit der größten Müh'. Ferner hatte er auch von Herrn Antonio von Sanct Gallo, einem herrlichen Architecten, Böſes geſprochen, der ihm dagegen eine Arbeit nehmen ließ, die ihm Herr Agnolo von Cori aufgetragen hatte; und ſo fuhr gedachter Meiſter gegen Roſſo fort zu handeln, daß er bald vor Hunger umgekommen wär'; deßwegen borgte ich ihm manche zehn Scudi, um zu leben, die ich noch nicht wieder erhalten hatte.

Nun, da ich wußte, daß er im Dienſte des Königs war, ging ich, ihn, wie geſagt, zu beſuchen, nicht ſowohl um mein Geld wieder zu haben, aber weil ich hoffte, er ſolle mir helfen und beiſtehen, daß ich in den Dienſt des großen Königs käm'. Als der Mann mich erblickte, verwirrte er ſich ſogleich und ſagte: „Benvenuto, Du haſt auf dieſe Reiſe zu großes Geld verwendet, beſonders gegenwärtig, wo man an den Krieg denkt und nicht an Poſſen, wie wir machen können.“ Darauf verſetzte ich: ich habe ſo viel Geld mitgebracht, um wieder nach Rom auf eben die Weiſe zurückzukehren, wie ich nach Paris gekommen ſei. Ich habe für meine Müh' mit ihm eine andere Begegnung erwartet und faſt fange ich an, zu glauben, daß Herr Antonio von Sanct Gallo mehr von ihm gegen mich geredet habe. Er wollte darauf meine Worte in Scherz verkehren; denn er merkte, daß er ſich vergangen hatte. Ich zeigte ihm einen Wechſelbrief von fünfhundert Scudi, auf Ricardo bei Bene. Da ſchämte ſich der Böſewicht und wollte mich gleichſam mit Gewalt feſthalten; ich aber lachte ihn aus und ging mit einem andern Maler weg, der eben gegenwärtig war; er hieß Sguazzella, war auch ein Florentiner und ich wohnte in ſeinem Hauſe, mit drei Pferden und Dienern, für ein Gewiſſes die Woche. Er verköſtigte mich gut und ich bezahlte ihn noch beſſer.

Darauf ſuchte ich den König zu ſprechen, bei welchem mich ein gewiſſer Herr Julian Buonacorſi, ſein Schatzmeiſter, einführte. Ich bitte

nicht damit; denn ich wußte nicht, daß Rosso ſich mit allem Fleiß bemühte, mich von einer Unterredung mit dem König abzuhalten. Da aber Herr Julian Dieſes bemerkte, führte er mich ſchnell nach Fontainebleau und ſtellte mich vor den König, der mir eine ganze Stunde die gnädigſte Audienz gab; und weil er eben im Begriff war, nach Lyon zu gehen, ſagte er zu Herrn Julian: er ſolle mich mit ſich nehmen; unterwegs wolle man von einigen ſchönen Werken ſprechen, die Seine Majeſtät in Gedanken habe. So zog ich im Gefolge des Hofes nach, und unterwegs wartete ich dem Cardinal von Ferrara beſtändig auf, der damals den Hut noch nicht hatte. Dieſer ließ ſich alle Abend in große Unterredungen mit mir ein und ſagte einsmals: ich möchte in Lyon in einer ſeiner Abteien bleiben, wo ich vergnügt leben könne, bis der König aus dem Krieg zurückkomme; er ſelbſt gehe nach Grenoble und in ſeiner Abtei zu Lyon ſollte ich alle Bequemlichkeiten finden. Als wir in dieſer Stadt anlangten, war ich krank geworden, und mein Geſelle, Ascanio, hatte das viertägige Fieber, ſo daß mir die Franzoſen und ihr Hof äußerſt zuwider waren und ich die Zeit nicht erwarten konnte, wieder nach Rom zu kommen.

Als der Cardinal meine feſte Entſchließung ſah, wieder zurückzukehren, gab er mir ſoviel Geld, daß ich ihm in Rom ein Becken und einen Becher von Silber machen ſollte; und ſo reiſten wir fort auf den beſten Pferden.

Als wir über die Gebirge des Simplon's kamen, geſellte ich mich zu gewiſſen Franzoſen, mit denen wir eine Zeit lang reiſten, Ascanio mit ſeinem viertägigen und ich mit einem geheimen Fieber, das mich nicht einen Augenblick zu verlaſſen ſchien. Ich hatte mir den Magen ſo verdorben, daß ich kaum ein ganzes Brod die Woche verzehren mochte. Aeußerſt verlangte ich nach Italien zu kommen; ich wollte in meinem Vaterlande und nicht in Frankreich ſterben. Als wir den Berg Simplon zurückgelegt hatten, fanden wir einen Fluß, nahe bei einem Ort, der Isdevedro hieß; das Waſſer war ſehr breit und tief, und darüber ging ein langer, ſchmaler Steg ohne Geländer. Des Morgens war ein ſtarker Reif gefallen und ich befand mich vor allen Andern an der Brücke. Ich ſah, wie gefährlich ſie war und befahl meinen Geſellen: ſie ſollten abſteigen und ihre Pferde an der Hand führen. So kam ich glücklich über die Brücke und ging, mit einem Franzoſen, der ein Edelmann war, im Geſpräch begriffen, weiter fort. Der Andere, ein Notarius, war noch zurück und ſpottete über den Edelmann und mich, daß wir uns aus leerer Furcht die Mühe gegeben hätten, zu Fuße zu gehen. Da wendete ich mich; und als ich ihn mitten auf der Brücke ſah, bat ich ihn: er möchte ſachte kommen; denn er ſei auf einer ſehr gefährlichen Stelle. Dieſer Menſch, der ſeine franzöſiſche Natur nicht ablegen konnte, ſagte mir in ſeiner Sprache: ich ſei ein Mann von wenig Herz; hier ſei gar keine Gefahr. Indeſſen er dieſe Worte ſprach, wollte er das Pferd ein wenig anſporen, das ſogleich ſtrauchelte und neben einen großen Stein fiel. Weil aber Gott ſich oft der Narren erbarmet, ſo that dieſe Beſtie mit der andern Beſtie, ſeinem Pferde, einen großen Sturz, beide unter's Waſſer. Als ich Das ſah, eilte ich und lief und ſprang mit großer Beſchwerlichkeit auf den Felſen, hing mich an denſelben und erwiſchte den Zipfel eines Oberrocks, den der Mann anhatte; daran zog ich ihn herauf, als er ſchon ganz vom Waſſer bedeckt war. Er hatte viel geſchluckt und wenig fehlte, ſo wär' er erſoffen. Als ich ihn außer Gefahr ſah, bezeigte ich ihm meine Freude, ihm das Leben gerettet zu haben; aber er antwortete mir auf Franzöſiſch und ſagte: er danke mir nicht dafür; ſeine Schriften ſeien die Hauptſache, die manche zehn Scudi werth wären. Er ſagte Das gleichſam im Zorn, ganz durchweicht, ſprudelnd und triefend. Da wendete ich mich zu einigen Boten, die mir bei uns hatten und verlangte, ſie ſollten der Beſtie helfen; ich wolle ſie bezahlen. Einer davon bemühte ſich recht eifrig und fiſchte ihm ſeine Schriften wieder auf, ſo daß Nichts verloren ging; der Andere aber wollte auf keine Weiſe zugreifen, ſo daß er auch keine Bezahlung verdiente.

Nachdem wir an obgedachtem Orte angekommen waren, zog ich nach Tiſche die Börſe, die wir gemeinſchaftlich gemacht hatten, aus der ich die Auslage beſtritt, und gab dem Boten, der Jenem beigeſtanden hatte, einiges Geld aus dieſem gemeinſchaftlichen Beutel. Da verlangte aber der Notarius: ich ſollte den Mann von dem Meinigen zahlen und ihm aus der Caſſe nicht mehr als den ausgemachten Botenlohn reichen. Darauf ſchimpfte ich ihn aber wacker aus. Bald darauf trat der andere Bote vor mich, der gar Nichts gethan hatte, und verlangte, daß ich ihn auch bezahlen ſollte. Ich ſagte darauf: Jener verdient den Lohn, der das Kreuz getragen hat. Er antwortete: er wollte mir bald ein Kreuz zeigen bei dem ich weinen ſollte. Ich verſetzte: daß ich ihm zu dem Kreuz eine Kerze anzünden wolle, wobei er wohl zuerſt weinen würde. Wir waren auf der Grenze zwiſchen dem Venetianiſchen und Deutſchen; ſo lief er nach Leuten und kam mit ihnen, einen großen Spieß in der Hand. Ich ſaß auf meinem guten Pferde und öffnete die Pfanne meiner Büchſe. Darauf wendete ich mich zu

meinen Gesellen und sagte: Diesen bringe ich zuerst um und Ihr Andern thut Euere Schuldigkeit; denn Das sind Straßenräuber, welche nur diesen geringen Anlaß ergreifen, uns zu überfallen.

Der Wirth, bei dem wir gegessen hatten, rief einen von den Anführern, einen Alten, und bat ihn, er möchte einem so großen Uebel vorbeugen; „denn", sagte er, „Das ist ein tapferer, junger Mann; und bis Ihr ihn in Stücken haut, bringt er einen Theil von Euch um; vielleicht entwischt er Euch gar und schießt den Boten todt." Da ward Alles ruhig und der Alte, ihr Anführer, sagte zu mir: „Gehe in Frieden! Du würdest mit uns zu thun haben und wenn Du Hundert bei Dir hättest." Ich wußte wohl, daß er die Wahrheit sagte; denn ich war schon entschlossen und hatte mich für todt gegeben, da ich aber nichts weiter Schimpfliches vernahm, schüttelte ich den Kopf und sagte: Ich würde mein Möglichstes gethan haben, um Euch zu zeigen, daß ich ein lebendiges Geschöpf und ein Mensch sei. Darauf reis'ten wir weiter. Abends in der ersten Herberge zählten wir unsere Gäste und ich trennte mich von dem bestialischen Franzosen, mit dem andern aber, dem Edelmann, hielt ich Freundschaft und kam mit meinen drei Pferden allein nach Ferrara.

Sobald ich abgestiegen war, ging ich an den Hof des Herzogs, um Seiner Excellenz aufzuwarten; denn ich wollte Morgens nach Loretto verreisen. Ich wartete bis zwei Stunden in der Nacht; da erschien der Herzog und empfing mich auf's Gnädigste. Er befahl, als er zur Tafel ging: man solle mir auch das Handwasser reichen. Darauf antwortete ich auf's Anmuthigste: Gnädigster Herr! es sind über vier Monate, daß ich weniger gegessen habe, als man zum Lebensunterhalt nöthig glauben sollte; deßwegen weiß ich wohl, daß mich auch selbst die königlichen Speisen ihrer Tafel nicht stärken würden. Erlauben Sie mir unterdessen, daß ich mich mit den Ihrigen unterhalte; und vielleicht haben Beide davon mehr Vergnügen, als wenn ich an der Tafel säße. So fingen wir das Gespräch an, das bis fünf Uhr dauerte; dann beurlaubte ich mich, ging zu meinem Wirthshause und fand einen trefflichen Tisch, den der Herzog mir hatte von seinen Speisen abtragen lassen, dabei viel guten Wein. Da ich nun mehr als zwei Stunden meine gewöhnliche Tischzeit ausgesetzt hatte, aß ich mit großem Appetit, das erste Mal seit vier Monaten.

Morgens verreis'te ich zur heiligen Mutter von Loretto; und als ich daselbst meine Andacht verrichtet hatte, ging ich nach Rom, wo ich meinen getreuen Felix fand, dem ich meine Werkstatt mit allem Geräthe und Zierathen überließ und eine andere, weit größer und geräumiger, neben Sagarelli, dem Parfümeur, eröffnete. Und weil ich dachte, der große König Franciscus würde sich meiner nicht weiter erinnern, nahm ich mehrere Arbeiten von vielen Herren an, und arbeitete indessen an dem Becher und Becken, die ich für den Cardinal von Ferrara unternommen hatte.

Viele Gesellen arbeiteten bei mir; ich hatte viel in Gold und Silber zu thun. Indessen bekam ich mit meinem Peruginer-Gesellen Verdruß, der mit Alles, was er auf seine Kleidung und sonstige eigene Bedürfnisse verwendet hatte, auf meine Rechnung schrieb, so daß er mir mit den Reisekosten ungefähr siebenzig Scudi schuldig war. Wir hatten ausgemacht: er solle sich deßwegen drei Scudi monatlich abziehen lassen, da ich ihm mehr als acht Scudi verdienen ließ. Nach Verlauf von zwei Monaten ging dieser Schelm aus meiner Werkstatt, ließ mich mit vieler Arbeit beladen und sagte, er wäre mir Nichts weiter zahlen. Deßhalb rieth man mir, ihn gerichtlich zu belangen; ich aber hatte mir in den Kopf gesetzt, ihm einen Arm abzuhauen, und ich hätte es gewiß gethan. Doch meine Freunde sagten: es wäre nicht gut; ich verlör mein Geld und vielleicht Rom noch ein Mal; denn die Wunden ließen sich nicht abmessen und ich könne ihn ja auf seine Schrift, die ich in Händen habe, sogleich einstecken lassen. Ich folgte ihrem Rathe, aber ich wollte die Sache großmüthiger behandeln; ich klagte auf meine Schuld vor dem Auditor der Kammer und gewann den Proceß, nachdem er verschiedene Monate gedauert hatte, dann ließ ich den Burschen in's Gefängniß bringen.

Meine Werkstatt war nun mit den größten Arbeiten beladen; unter Anderm hatte ich allen Schmuck von Gold und Edelsteinen für die Gemahlin des Herrn Hieronymus Orsino in der Arbeit; dieser war der Vater Herrn Paul's, der gegenwärtig Schwiegersohn unsers Herrn Herzogs Cosmus ist. Diese Werke waren sämmtlich dem Ende nahe und immer wuchsen mir neue zu. Ich hatte acht Arbeiter und mußte noch vier anstellen; und so arbeitete ich, der Ehre und des Nutzens wegen, Tag und Nacht.

Indessen ich nun so auf's Eifrigste meine Arbeiten zu befördern bemüht war, erhielt ich einen Brief, den mir der Cardinal Ferrara aus Frankreich mit besonderer Eile schickte, des Inhalts:

„Benvenuto, lieber Freund! In diesen vergangenen Tagen hat sich der große, allerchristlichste König Deiner erinnert und Dich abermal in seine Dienste begehret; worauf ich ihm antwortete: Du habest mir versprochen, daß Du, sobald ich Dich zum Dienst Seiner Majestät

verlangte, ſogleich kommen wollteſt. Seine Majeſtät antwortete darauf: „Ich will, man ſoll ihm ſoviel Geld ſchicken, als ein Mann Seinesgleichen zu einer bequemen Reiſe braucht.“ Darauf befahl er dem Admiral: er ſolle mir tauſend Goldgulden aus dem Schatz der Erſparniſſe zahlen laſſen. Bei dieſer Unterredung war auch Cardinal Gaddi zugegen, der ſogleich hervortrat und ſagte: ein ſolcher Befehl ſei nicht nöthig; denn er habe Dir Geld genug angewieſen und Du müßteſt auf dem Wege ſein. Verhielte ſich nun die Sache nicht ſo, Du hätteſt kein Geld erhalten, wäreſt nicht unterwegs und es wäre Dir von Allem keine Nachricht zugekommen, ſondern es wäre eine bloße Aufſchneiderei des Cardinal's, um zu zeigen, daß er ſich auch um geſchickte Leute bekümmere, nach denen der König fragt, wie ich faſt glaube: ſo antworte mir, ſobald Du meinen Brief empfängſt, der die reine Wahrheit enthält, damit ich ein ander Mal, wenn ich vor dieſen großen König komme, in Gegenwart des Prahlhanſen, das Geſpräch nach und nach auf Dich leiten und ſagen kann: daß Du das Geld, welches Dir der Cardinal Gaddi geſchickt haben wolle, nicht erhalten haſt, daß Du nicht auf der Reiſe, ſondern in Rom biſt. Es wird ſich zeigen, daß der Cardinal dieß Alles nur aus Eitelkeit geſagt hat, und ich will einen neuen Befehl an den Admiral und den Schatzmeiſter auswirken, daß Du das Geld zur Reiſe, welches Dir der großmüthige König zugedacht hat, endlich erhalten mögeſt.“

Nun mag die Welt bedenken, was ein ungünſtiges Geſchick über uns Menſchen vermag! Ich hatte nicht zwei Mal in meinem Leben mit dem närriſchen Cardinälchen Gaddi geſprochen, und er prahlte auch dieß Mal nicht, um mir Schaden zu thun, ſondern es war eine Wirkung ſeines leeren und ungeſchickten Gehirns, weil es auch ſcheinen ſollte, als bekümmere er ſich um talentreiche Leute, die der König in ſeinen Dienſt wünſchte; er wollte darin dem Cardinal von Ferrara gleichen. Wenn er nur nachher ſo klug geweſen wäre und mir den Vorfall gemeldet hätte, ſo würde ich doch, um ſo einen dummen Strohmann nicht Recken zu laſſen, aus Patriotismus irgend eine Entſchuldigung gefunden und ſeiner thörichten Prahlerei einiger Maßen nachgeholfen haben. Sobald ich den Brief des hochwürdigſten Cardinal's von Ferrara erhielt, antwortete ich ſogleich: mir ſei vom Cardinal Gaddi Nichts in der Welt bekannt; und wenn er mich auch hätte bereden wollen, ſo würde ich mich, ohne Vorwiſſen Seiner Hochwürden Gnaden, nicht aus Italien bewegt haben, beſonders da ich in Rom mehr Arbeit als jemals habe; indeſſen würde ich mich auf ein Wort Seiner allerchriſtlichſten Majeſtät, das mir durch ſo einen Herrn zukäme, ſogleich auf den Weg machen und alles Andere bei Seite werfen.

In dieſer Zeit dachte mein Geſelle von Perugia, der Verräther, eine Bosheit aus, die ihm auch ſehr gut gelang. Denn er erregte den Geiz des Papſtes Paul Farneſe oder vielmehr ſeines natürlichen Sohnes, den man damals Herzog von Caſtro nannte. Nun ließ mein gedachter Geſell einem der Secretarien des Herrn Peter Ludwig merken, daß er, da er mehrere Jahre bei mir gearbeitet habe, wohl wiſſe und ſich verbürgen könne, daß ich ein Vermögen von achtzigtauſend Ducaten beſitze, davon der größte Theil in Juwelen beſtehe, die eigentlich der Kirche angehörten. Denn ich habe ſie damals, bei der Verheerung Rom's, im Caſtell Sanct Angelo bei Seite gebracht. Sie ſollten mich nur ein Mal ſchnell und ohne Geräuſch wegfangen laſſen.

Ich hatte einmal eines Morgens ſehr früh über drei Stunden an abgedachtem Brautſchmucke gearbeitet, und indeß man meine Werkſtatt eröffnete und kehrte, warf ich meine Jacke über, um mir ein wenig Bewegung zu machen. Ich ging durch Strada Julia und wandte mich an der Ecke nach der Chiavica um; da begegnete mir Cröſpin, der Vogel, mit ſeiner ganzen Häſcherei und ſagte: „Du biſt ein Gefangener des Papſtes!“ Darauf antwortete ich: Cröſpin, Du irrſt Dich in der Perſon. „Nein,“ verſetzte er, „Du biſt der brave Benvenuto; ich kenne Dich recht gut; ich habe Dich nach Caſtell Sanct Angelo zu führen, wohin treffliche Männer und Herren Deinesgleichen zu gehen pflegen.“

Da nun hierauf viele ſeiner Leute ſich auf mich warfen und mir mit Gewalt einen Dolch von der Seite und einige Ringe vom Finger reißen wollten, ſagte er zu ihnen: „Keiner unterſtehe ſich, ihn anzurühren! Genug, daß Ihr Euere Schuldigkeit thut und ihn nicht entwiſchen laßt.“ Dann trat er zu mir und verlangte mit höflichen Worten meine Waffen. Als ich ſie ihm gab, fiel mir ein, daß ich an derſelben Stelle den Pompeo ermordet hatte. Darauf führten ſie mich in's Caſtell und ſchloſſen mich in ein's der Zimmer eben auf dem Thurm. Das war das erſte Mal, daß ich das Gefängniß ſchmeckte, und war eben ſiebenunddreißig Jahr alt.

Zehntes Capitel.

Herr Peter Ludwig, ein Sohn des Papſtes, bedachte die große Summe, wegen welcher ich angeklagt war und bat ſogleich bei ſeinem Vater für mich um Gnade, unter der Bedingung, daß ich ihm ein Geſchenk davon machte. Der Papſt gewährte ihm ſeine Bitte und verſprach zugleich,

daß er ihm behülflich ſein wolle, das Geld zu erlangen. Sie hielten ſie mich acht Tage im Gefängniß, nach Verlauf derſelben ſie mich, um der Sache einige Geſtalt zu geben, zum Verhör holen ließen. Man brachte mich in einen der Säle des Caſtell's; der Ort war ſehr ehrbar, und als Examinatoren fand ich daſelbſt den Gouverneur von Rom, Herrn Benedetto Converſini von Piſtoja, der nachher Biſchof von Jeſi wurde, ſodann den Fiſcal, deſſen Namen ich vergeſſen habe, und den Criminal-Richter Herrn Benedetto Gaſi. Dieſe Drei fingen an, mich zu befragen, erſt mit freundlichen Worten, dann mit heftigen und fürchterlichen Ausdrücken; denn ich hatte zu ihnen geſagt: Meine Herren! Schon über eine Stunde fragt Ihr mich über Fabeln und leere Dinge; Ihr ſprecht hin und wieder, ohne daß ich weiß, was Das heißen ſoll. Ich bitte Euch, ſagt, was Ihr von mir verlangt, und laßt mich aus Euerm Munde gründliche Worte hören und nicht eitle Fabeln und Geſchwätze.

Hierauf konnte der Gouverneur, der von Piſtoja war, ſeine grimmige Natur nicht mehr verbergen und verſetzte: „Du ſprichſt ſehr ſicher, ja allzu kühn; dafür ſoll Dein Stolz ſo klein wie ein Häutchen werden, wenn Du meine gründlichen Worte hören wirſt, die weder Geſchwätz noch Märchen ſind, wie Du ſagſt, ſondern eine Folge von Gründen, die Du Mühe genug haben wirſt, gründlich zu widerlegen. Und zwar wiſſen wir ganz gewiß, daß Du zur Zeit der unglücklichen Verheerung von Rom gegenwärtig in dem Caſtell Sanct Angelo warſt und man ſich Deiner als eines Artilleriſten bediente. Da Du nun eigentlich Goldſchmied und Juwelier biſt, und Papſt Clemens Dich vorher gekannt hatte, auch kein Anderer von dieſer Profeſſion in der Nähe war, ließ er Dich insgeheim rufen, vertraute Dir dergeſtalt, daß er die Juwelen ſeiner Kronen, Bischofsmützen und Ringe durch Dich ausbrechen und in die Kaſten ſeiner Kleider nähen ließ. Bei dieſer Gelegenheit haſt Du für achtzigtauſend Scudi heimlich entwendet. Dieſes hat uns einer Deiner Geſellen geſagt, gegen den Du Dich Deſſen im Vertrauen gerühmt haſt. Nun erklären wir Dir freundlich: ſchaffe die Juwelen und ihren Werth herbei, ſo magſt Du alsdann frei wieder hingehen."

Als ich dieſe Worte hörte, konnte ich mich des lauten Lachens nicht enthalten, und erſt nachdem ich mich eine Weile ausgeſchüttet, ſagte ich: Gott ſei gedankt, daß ich das erſte Mal, da es ihm gefallen hat, mich gefänglich einziehen zu laſſen, ſo glücklich bin, nicht etwa wegen einer geringen Sache verhaftet zu werden, wie es öfters jungen Leuten zu begegnen pflegt! Wenn auch Alles wahr wäre, was Ihr ſagt, ſo iſt dabei nicht die geringſte Gefahr für mich, daß ich etwa am Körper geſtraft werden ſollte; denn in jener Zeit hatte das Geſetz alle ſeine Kraft verloren, und ich könnte mich daher entſchuldigen und ſagen: daß ich als Diener dieſen Schatz dem heiligen apoſtoliſchen Sitz aufgehoben habe mit der Abſicht, ſolche Koſtbarkeiten einem guten Papſte wieder zuzuſtellen oder Demjenigen, der mir ſie wieder abfordern ließ, wie es nun durch Euch geſchähe; wenn ſich die Sache ſo verhielt.

Hierauf ließ mich der raſende Piſtojeſer keine weitern Gründe vorbringen und verſetzte während: „Verziere Du die Sache, wie Du willſt, Benvenute! Uns iſt genug, das Unſere wieder gefunden zu haben, und machte nur geſchwind, wenn wir nicht auf andere Weiſe als mit Worten verfahren ſollen." Zugleich wollten ſie aufſtehen und weggehen, worauf ich zu ihnen ſagte: Meine Herren! Mein Verhör iſt nicht geendet, deßwegen hört mich an und dann geht, wohin es Euch gefällt. Sogleich nahmen ſie wieder in völligem Zorne Platz, als wenn ſie entſchieden wären, Nichts zu hören, was ich vorbringen könnte; ja ſie verbargen eine Art von Zufriedenheit nicht; denn ſie glaubten, Alles ſchon gefunden zu haben, was ſie zu wiſſen verlangten. Ich fing daher auf folgende Weiſe zu reden an:

Wißt, meine Herren, daß ich ungefähr zwanzig Jahre in Rom wohne und daß ich weder hier noch anderswo jemals eingekerkert worden bin.

Darauf ſagte der Höfiſcher von Gouverneur: „Und Du haſt hier doch Menſchen umgebracht!" Darauf verſetzte ich: Das ſagt Ihr und nicht ich. Denn wenn Einer kömmt, Euch umzubringen, ſo würdet Ihr Euch ſchnell genug vertheidigen; und wenn Ihr ihn erſchlägt, würden es die heiligen Geſetze Euch noch ſehen. Und nun laßt mich auch meine Gründe vorbringen, wenn Ihr dem Papſt die Sache gehörig vorgetragen und ein gerechtes Urtheil über mich zu ſprechen gedenkt. Ich ſage Euch von Neuem: es ſind ungefähr zwanzig Jahre, daß ich das wundervolle Rom bewohne und hier die größten Arbeiten meiner Profeſſion vollendet habe; und weil ich weiß, daß Chriſtus hier wohnet und regieret, ſo hätte ich mich darauf mit der größten Sicherheit verlaſſen; ja wenn ein weltlicher Fürſt verſucht hätte, mir einigen Schaden zuzufügen, ſo würde ich meine Zuflucht zu dem heiligen Stuhle und zu dem Statthalter Chriſti genommen haben, damit er mich beſchützt hätte. Wehe mir! Wo ſoll ich nun jetzo hingehen? Zu welchem Fürſten ſoll ich mich wenden, der mich vor dieſen ſchändlichen Abſichten rette? Hättet Ihr

nicht, ehe Ihr mich gefangen nahmt, untersuchen sollen, wo ich denn auch diese achtzigtausend Scudi verwahren könnte? Hättet Ihr nicht das Verzeichniß der Juwelen durchsehen sollen, das man bei unserer apostolischen Kammer seit fünfhundert Jahren fleißig fortsetzt? Hätte sich dann irgend eine Lücke gefunden, so hättet Ihr meine Bücher und mich nehmen und die Vergleichung anstellen sollen. Ich muß Euch nur sagen: die Bücher, in welchen die Juwelen des Papstes und der Kronen verzeichnet stehen, sind noch alle verhanden; und Ihr werdet finden, daß Alles, was Papst Clemens besessen hat, sorgfältig aufgeschrieben ist. Das Einzige könnte sein: Als der arme Mann, Papst Clemens, sich mit jenen kaiserlichen Freibeutern vergleichen wollte, die ihm Rom geplündert und die Kirche geschmäht hatten, da kam Einer zu dieser Vergleichshandlung, der, wenn ich mich recht erinnere, Cäsar Jscatinaro hieß. Man hatte sich beinahe über alle Puncte mit dem bedrängten Papste vereinigt, der doch dem Abgeordneten auch etwas Angenehmes erzeigen wollte und einen Diamanten vom Finger fallen ließ, der ungefähr viertausend Scudi werth sein konnte. Jscatinaro bückte sich, ihn aufzuheben, worauf der Papst sagte: er möchte sich des Rings aus Liebe zu ihm bedienen. Bei Diesem war ich gegenwärtig; und wenn dieser Diamant fehlen sollte, so sag' ich Euch, wo er hin ist, ob ich gleich überzeugt bin, auch Dieses wird bemerkt sein. Und nun könnt Ihr an Eurer Stelle Euch schämen, einen Mann Meinesgleichen so behandelt zu haben, der so Vieles ehrenvoll für diesen apostolischen Sitz unternommen hat. Denn wißt nur: war ich jenen Morgen, als die Kaiserlichen in den Borgo drangen, nicht so thätig, so überrumpelten sie ohne Hinderniß das Castell. Niemand hatte mich dazu gedungen und ich machte mich wacker an die Artillerie, welche von den Bombardirern und Soldaten ganz verlassen dastand. Ich sprach noch dabei einem meiner Bekannten Muth ein, der Raphael da Monte Lupo hieß und ein Bildhauer war; auch er hatte seinen Posten verlassen und sich ganz erschrocken in eine Ecke verkrochen. Ich weckte ihn aus seiner Unthätigkeit und wir Beide allein tödteten, von oben herunter, so viele Feinde, daß die Truppen einen andern Weg nahmen. Auch ich war es selbst, der nach dem Jscatinaro schoß, weil er in der Conferenz mit dem Papste ohne die mindeste Ehrfurcht sprach, und, als ein Lutheraner und Ketzer, wie er war, gegen Seine Heiligkeit eine grobe Verachtung zeigte. Papst Clemens ließ darauf eine Untersuchung anstellen und wollte den Thäter hängen lassen. Auch ich war es, der den Prinzen von Oranien an den Kopf traf, als er die Laufgräben visitiren wollte. Dann habe ich der heiligen Kirche soviel Schmuck und Zierde von Silber, Gold und Juwelen, und soviel schöne und treffliche Medaillen und Münzen gearbeitet. Und Das soll nun die freche pfäffische Belohnung sein, die man einem Manne zudenkt, der Euch mit soviel Treue und Anstrengung gedient und geliebt hat! Und geht nur, hinterbringt, was ich gesagt habe. Alles dem Papste, sagt ihm, daß er seine sämmtlichen Juwelen besitzt, und daß ich, zur Zeit jener Verheerung, von der Kirche nichts Anderes erhalten habe als hundert Wunden und Beulen. Ich habe immer auf eine kleine Vergeltung gehofft, die Papst Paul mir versprochen hatte; nun bin ich aber ganz klar über Seine Heiligkeit und über Euch, seine Diener.

Indessen ich so redete, hörten sie mir mit Erstaunen zu, sahen einander in's Gesicht und verließen mich mit Verwunderung. Als Drei zusammen gingen, dem Papste Alles zu hinterbringen, was ich gesagt hatte. Der Papst schämte sich und befahl eiligst: man solle die sämmtlichen Rechnungen der Juwelen durchsehen. Es fand sich, daß Nichts fehlte: aber sie ließen mich im Castell sitzen, ohne Etwas weiter zu fragen. Herr Peter Ludwig besonders, als er sah, daß er so übel gehandelt hatte, suchte meinen Tod zu beschleunigen.

Diese Unruhe und Verwirrung dauerte nicht lange, als der König Franz schon, mit allen Umständen, vernommen hatte, daß der Papst mich so widerrechtlich gefangen hielt; und er gab seinem Gesandten an diesem Hofe, Herrn von Morlät, in einem Schreiben den Auftrag: er solle mich als einen Diener Seiner Majestät vom Papste zurückfordern. Der Papst, der sonst ein verständiger und außerordentlicher Mann war, betrug sich doch in dieser meiner Sache sehr unüberlegt und albern. Er antwortete dem Gesandten: Seine Majestät möchten sich doch nicht weiter meiner annehmen; ich sei ein wilder und gefährlicher Mensch; er habe mich einziehen lassen wegen verschiedener Todtschläge und anderer solcher Teufeleien. Der König antwortete auf's Neue: auch in seinem Reiche pflege man der besten Gerechtigkeit. Seine Majestät wisse die wackern Leute zu belohnen und zu begünstigen, und ebenso die Uebelthäter zu bestrafen. Seine Heiligkeit habe den Benvenuto gehen lassen, ohne nach dessen Arbeiten weiter zu fragen. Als er, der König, diesen Mann in seinem Reiche gesehen, habe er ihn mit Vergnügen in seine Dienste genommen und verlange ihn nun als den Seinigen zurück.

Dieser Schritt des Königs brachte mir großen Verdruß und Schaden, so ehrenvoll mir auch der Antheil war, den er an mir nahm; denn der

Mephistopheles.

Ist's nicht ein Mann, sey's derweil' ein Galan.
Es ist eine der größten Himmelsgaben,
So ein lieb Ding im Arm zu haben.

Margarethe.

Das ist des Landes nicht der Brauch.

Mephistopheles.

Brauch oder nicht! Es gibt sich auch.

Marthe.

Erzählt mir doch!

Mephistopheles.

Ich stand an seinem Sterbebette,
Es war was besser als von Mist,
Von halb gefaultem Stroh; allein er starb als Christ,
Und fand, daß er weit mehr noch auf der Zeche hätte.
Wie, rief er, muß ich mich von Grund aus hassen,
So mein Gewerb, mein Weib so zu verlassen!

Papſt war in raſende Verlegenheit gerathen, ich möchte nun, wenn ich hinging, die verruchte Nichtswürdigkeit erzählen, die ſie an mir begangen hatten; deßwegen ſann er nach, wie er mich, ohne ſeine Ehre zu verletzen, aus der Welt ſchaffen könnte.

Der Caſtellan des Caſtell's Sanct Angelo war einer von unſern Florentinern, mit Namen Herr Georg Ugolini. Dieſer brave Mann behandelte mich auf das Gefälligſte von der Welt; und weil er das große Unrecht kannte, das mir geſchah, ließ er mich auf mein Wort frei umhergehen. Ich hatte ihn, um die Erlaubniß zu erhalten, Bürgſchaft leiſten wollen; allein er verſetzte: er könne ſie nicht annehmen; denn der Papſt ſei über meine Sache zu ſehr entrüſtet. Auf mein Wort hingegen wolle er trauen; denn er höre von Jedem, was ich für ein unverläßiger Mann ſei. Da gab ich ihm mein Wort und er verſchaffte mir zugleich die Bequemlichkeit, daß ich kleine Arbeiten machen konnte. Nun bedachte ich, daß dieſer Verdruß des Papſtes, ſowohl wegen meiner Unſchuld, als wegen der Gunſt des Königs, doch vorübergehen müſſe und erhielt meine Werkſtatt offen. Vecanio, mein Geſell, kam und brachte mir Arbeit. Vor Verdruß über das Unrecht, was mir geſchah, konnte ich zwar wenig thun; doch machte ich aus der Noth eine Tugend und ertrug ſo heiter, als ich konnte, mein widriges Geſchick, indem ich mir zugleich alle Wachen und Soldaten des Caſtell's zu Freunden gemacht hatte.

Manchmal ſpeiſ'te der Papſt im Caſtell; und unter der Zeit waren die Thore nicht bewacht, ſondern ſtanden einem Jeden frei, wie an einem gewöhnlichen Palaſt. Man fand alsdann nöthig, die Gefängniſſe mit mehr Sorgfalt zu verſchließen; aber ich ward immer gleich gehalten und konnte auch zu ſolchen Zeiten frei herumgehen. Oefters riethen mir einige Soldaten: ich ſolle mich davon machen; ſie wollten mir durch die Finger ſehen, weil ihnen das große Unrecht bekannt ſei, das mir geſchehe. Darauf antwortete ich nur: Ich habe dem Caſtellan mein Wort gegeben, der ein ſo braver Mann ſei und der mir ſoviel Gefälligkeit erzeigt habe.

Unter Andern war ein tapferer und geiſtreicher Soldat, der zu mir ſagte: „Wiſſe, mein Benvenuto, daß ein Gefangener nicht verbunden iſt und ſich auch nicht verbinden kann, ſein Wort zu halten oder irgend eine andere Verbindung zu erfüllen. Thue, was ich Dir ſage; fliehe vor dieſem Schurken von [illegible] und vor dem Baſtard, ſeinem Sohn, die Dir auf alle Weiſe nach dem Leben ſtehen.“ Aber ich, der ich lieber ſterben wollte, als daß ich dem würdigen Caſtellan mein Wort gebrochen hätte, ertrug dieſen ungeheuern Verdruß, ſo gut ich konnte, in Geſellſchaft eines Geiſtlichen aus dem Hauſe Paſſavicini, der ein großer Prediger war. Man hatte ihn als einen Lutheraner eingezogen; er war ein ſehr guter Geſellſchafter, aber als Mönch der ruchloſeſte Kerl von der Welt, der zu allen Arten von Laſtern geneigt war. Seine ſchönen Gaben bewunderte ich und ſeine häßlichen Laſter mußte ich auf's Höchſte verabſcheuen. Auch unterließ ich nicht, ihn darüber ganz freimüthig zu tadeln und zu ſchelten; dagegen wiederholte er mir immer: ich ſei als Gefangener nicht verbunden, dem Caſtellan mein Wort zu halten. Darauf antwortete ich: als Mönch ſage er wohl die Wahrheit, nicht als Menſch; denn wer Menſch und nicht Mönch wäre, müßte ſein Wort unter allen Umſtänden halten, in die er gerathen könnte und ſo wollte ich auch mein einfaches und tugendſames Wort nicht brechen. Da er hieraus ſah, daß er mich durch ſeine feinen und künſtlichen Argumente, ſo geſchickt er ſie auch vorbrachte, nicht bewegen konnte, gedachte er mich auf einem andern Wege zu verſuchen. Er ſchwieg viele Tage ganz von dieſer Sache, las mir indeſſen die Predigten des Bruder Hieronymus Savanarola und machte ſo eine vortreffliche Auslegung dazu, die mir viel ſchöner vorkam, als die Predigten ſelbſt und mich ganz bezauberte. Ich hätte Alles in der Welt für den Mann gethan, nur nicht, wie ſchon geſagt, mein Wort gebrochen. Da er nun ſah, daß ich vor ſeinen Talenten eine ſolche Ehrfurcht hatte, fing er an, mit guter Art mich zu fragen: auf welche Weiſe ich mich denn hätte flüchten wollen, wenn mir die Luſt dazu gekommen wäre, und wie ich, wenn man mich enger eingeſchloſſen hätte, das Gefängniß hätte eröffnen wollen. Dieſe Gelegenheit wollte ich nicht vorbeilaſſen, um dieſem klugen Manne zu zeigen, daß ich auch Geſchicklichkeit und Feinheit beſitze. Ich ſagte ihm: daß ich jedes Schloß, ſelbſt das ſchwerſte, gewiß eröffnen wolle; und beſonders die von dieſem Gefängniſſe ſollten mich nicht mehr Mühe gekoſtet haben, als ein Stückchen friſchen Käſes zu verzehren. Der Mönch, der mein Geheimniß zu erfahren wünſchte, verſpottete mich und ſagte: „Die Menſchen, die ſich einmal in den Ruf gelegt haben, daß ſie geiſtreich und geſchickt ſind, nehmen ſich gar vieler Dinge; wollte man ſie immer bei'm Wort halten, ſo würde Manches zurückbleiben und ſie würden einen guten Theil ihres Credit's verlieren. So möchte es auch wohl Euch gehen; Ihr ſagt ſo unwahrſcheinliche Dinge; und wenn man die Ausführung verlangte, würdet Ihr wohl ſchwerlich mit Ehre beſtehen.“

Das verdroß mich von dem Teufelsmönche und ich antwortete: daß ich immer viel weniger verſpräche, als ich auszuführen verſtünde; Das,

was ich wegen der Schlüssel behauptet hätte, sei eine geringe Sache; mit wenig Worten solle er vollkommen einsehen, daß Alles wahr sei. Darauf zeigte ich ihm unbesonnener Weise mit großer Leichtigkeit Alles, was ich behauptet hatte. Der Mönch, ob es gleich schien, als wenn er sich um die Sache Nichts bekümmere, lernte mir, als ein fähiger Mann, Alles in der Geschwindigkeit ab.

Nun ließ mich, wie ich schon oben erwähnt habe, der wackere Castellan des Tages frei herumgehen; auch ward ich des Nachts nicht wie die Uebrigen eingeschlossen. Ich konnte dabei in Gold, Silber und Wachs arbeiten, was ich wollte; und so hatte ich auch einige Wochen mich mit einem Becken für den Cardinal von Ferrara beschäftigt. Zuletzt verlor ich über meinen eingeschränkten Zustand alle Lust und arbeitete nur, um mich zu zerstreuen, an einigen kleinen Wachsfiguren. Von diesem Wachs entwandte mir der Mönch ein Stück und führte das Alles wegen der Schlüssel damit aus, was ich ihn unbedachtsamer Weise gelehrt hatte. Er nahm zum Gesellen einen Helfer, einen Schreiber, Namens Ludwig, einen Paduaner; allein als man die Schlüssel bestellte, that der Schleifer sogleich die Anzeige. Der Castellan, der mich einige Mal in meinem Zimmer besucht und meiner Arbeit zugesehen hatte, erkannte mein Wachs und sagte: „Wenn man schon diesem armen Benvenuto das größte Unrecht von der Welt gethan hat, so hätte er sich doch gegen mich solche Handlungen nicht erlauben sollen, da ich ihm alle mögliche Gefälligkeit erzeigt habe. Gewiß, ich will ihn selber halten und alle Nachsicht soll aufhören.“ So ließ er mich mit einigem Unmuth einschließen und mich verdrossen besonders die Worte, welche mir seine vertrautesten Diener hinterbrachten, deren Einige mir sehr wohlwollten und sonst von Zeit zu Zeit erzählten, wie sehr der Herr Castellan sich zu meinem Besten verwendet habe. Nun aber hinterbrachten sie mir, daß er mich einen undankbaren, eiteln und treulosen Menschen schelte.

Da nun Einer dieser Leute mir auf eine etwas harte und unschickliche Art diese Scheltworte in's Gesicht sagte, fühlte ich mich beleidigt in meiner Unschuld und antwortete: ich hätte niemals mein Wort gebrochen und ich wollte Das mit der ganzen Kraft meines Lebens behaupten; und wenn er oder ein Anderer wieder solche ungerechte Worte gegen mich brauchte, so würde ich ihn auf alle Fälle der Lügen strafen. Er entrüstete sich darüber, lief in das Zimmer des Castellan's, brachte mir das Wachs und meine Zeichnung des Schlüssels. Als ich das Wachs sah, sagte ich ihm: wir hätten Beide recht, allein er solle mir eine Unterredung mit dem Herrn Castellan verschaffen und ich wollte ihm eröffnen, wie sich die Sache befände, die von größerer Bedeutung sei, als sie glaubten. Sogleich ließ der Castellan mich rufen. Ich erzählte den ganzen Vorfall; der Mönch ward enger eingeschlossen und bekannte auf den Schreiber, der dem Galgen sehr nahe kam. Doch unterdrückte der Castellan die Sache, die schon bis zu den Ohren des Papstes gekommen war, rettete seinen Schreiber von dem Strick und ließ mir wieder soviel Freiheit als vorher.

Da ich sah, daß man sich bei diesem Falle mit so vieler Strenge benahm, fing ich doch auch an, an mich selber zu denken und sagte bei mir: wenn nun ein ander Mal eine solche Verwirrung entstünde und der Mann traute mir nicht mehr, so würde ich ihm auch nicht mehr verbunden sein und möchte mir wohl alsdann ein wenig mit meinen Erfindungen helfen, die gewiß besser als jene Pfaffenunternehmung ausfallen sollten. So fing ich nun an, mir neue, starke Leintücher bringen zu lassen und die alten schickte ich nicht wieder zurück. Wenn meine Diener darnach fragten, so sagte ich: sie sollten still sein; denn ich hätte sie einigen armen Soldaten geschenkt, die in Gefahr der Galeere geriethen, wenn so Etwas herauskäm', und so hielten sie mit Alle, besonders aber Felix, die Sache geheim. Nun leerte ich einen Strohsack aus und verbrannte das Stroh im Camine, das in meinem Gefängniß war und fing an, von den Leintüchern Binden zu schneiden, ein Drittheil einer Elle breit. Und als ich soviel gemacht hatte, als ich glaubte, daß genug sei, mich von der großen Höhe des Thurms herunterzulassen, sagte ich meinen Dienern: ich habe genug verschenkt; sie sollten nun, wenn sie mir neue Leintücher brächten, die alten immer wieder mitnehmen. Und so vergaßen meine Leute gar bald die ganze Sache.

Die Cardinäle Santiquattro und Cornaro ließen mir die Werkstatt aufschließen und sagten frei heraus: der Papst wolle Nichts von meiner Loslassung wissen; die große Gunst des Königs habe mir mehr geschadet als genutzt; denn die letzten Worte, welche Herr von Morlet von Seiten des Königs dem Papst hinterbracht habe, seien gewesen: er solle mich in die Hände der ordentlichen Gerichter geben; und wenn ich gefehlt habe, solle man mich züchtigen; aber habe ich nicht gefehlt, so verlange die Vernunft, daß er mich loslasse. Diese Worte hatten den Papst so sehr verdrossen, daß er sich versetzte, mich niemals wieder frei zu geben. Was den Castellan betrifft, der half mir von seiner Seite, so gut er konnte.

Elftes Capitel.

Als in dieſer Zeit meine Feinde ſahen, daß meine Werkſtatt verſchloſſen war, ſagten ſie alle Tage mit Verachtung irgend ein beleidigendes Wort zu meinen Dienern und Freunden, die mich noch im Gefängniß beſuchten; unter Anderm begegnete mit Aſcanio folgende Geſchichte. Er beſuchte mich alle Tage zwei Mal und verlangte eines Tages: ich ſolle ihm aus einer blauen Sammtweſte, die ich nicht mehr trug, und die mir nur ein einziges Mal bei der Proceſſion gedient hatte, ein Weſtchen machen laſſen. Ich ſagte ihm dagegen: es ſei weder Zeit noch Ort, ſolche Kleider zu tragen. Das nahm der junge Menſch ſo übel, daß er zu mir ſagte: er wolle nun auch nach Tagliacozzo zu den Seinigen gehen. Ich ſagte ihm voll Verdruß: er mache mir großes Vergnügen, wenn er mir aus den Augen ginge. Darauf ſchwur er, mit heftiger Leidenſchaft, daß er mir niemals mehr vor's Geſicht kommen wolle. Als wir Dieſes ſprachen, gingen wir eben um den Thurm des Caſtell's ſpaziren. Es begab ſich, daß der Caſtellan uns eben begegnete, als Aſcanio zu mir ſagte: „Nun gehe ich fort; leb' wohl für immer!" Und ich antwortete ihm: So ſei es denn für immer und damit es wahr bleibe, will ich der Wache ſagen, daß ſie Dich nicht mehr hereinlaſſen ſoll. Dann wendete ich mich zum Caſtellan und bat ihn von ganzem Herzen: er möge der Wache befehlen, daß Aſcanio nicht wieder hereindürfe und ſetzte hinzu: Dieſer Knabe vergrößert noch mein großes Uebel; deßwegen bitte ich Euch, Herr Caſtellan, laßt ihn nicht wieder herein. Dem Caſtellan that Das ſehr leid; denn er wußte, daß es ein Junge von viel Fähigkeiten war; dabei hatte er eine ſo ſchöne Geſtalt, daß Jeder, der ihn nur ein Mal geſehen hatte, ihn ganz beſonders lieb gewann.

Der junge Menſch ging weinend fort und hatte einen kleinen Säbel bei ſich, den er manchmal heimlich unter ſeinen Kleidern trug. Als er aus dem Caſtell mit ſo verweintem Geſicht kam, begegnete er zweien meiner größten Feinde, dem obgedachten Hieronymus von Perugia und einem gewiſſen Michael, zwei Goldſchmieden. Michael, weil er Freund von jenem Scheim von Perugia und Feind von Aſcanio war, ſagte: „Was will Das heißen, daß Aſcanio weint? Vielleicht iſt ſein Vater geſtorben; ich meine den Vater im Caſtell." Aſcanio verſetzte: „Er lebt, aber Du ſollſt ſterben; und ſo hieb er ihn zwei Mal über den Kopf. Mit dem erſten Mal ſtreckte er ihn auf die Erde; mit dem zweiten hieb er ihm die Finger der rechten Hand ab und traf ihm doch noch den Kopf; der Mann blieb für todt liegen. Sogleich erfuhr es der Papſt, der denn mit bedeutenden Worten ſagte: „Weil denn doch der König ein Urtheil verlangt, ſo gebt ihm drei Tage Zeit, ſeine Gründe beizubringen." Alsbald kamen ſie und beſorgten das Geſchäft, das ihnen der Papſt aufgetragen hatte. Der brave Caſtellan ging ſogleich zum Papſte und zeigte, daß ich von dieſer Sache Nichts wiſſen könne, indem ich den Knaben in dem Augenblick weggejagt habe. So vertheidigte mich der Mann mit aller Kraft und rettete mir das Leben in dieſem wilden Augenblick. Aſcanio entfloh nach Tagliacozzo zu den Seinigen, ſchrieb mir von da und bat tauſendmal um Vergebung. Er bekannte ſein Unrecht, daß er mir bei meinem großen Unglück noch Verdruß gemacht habe; wenn mir aber Gott die Gnade erzeigte, daß ich wieder aus dem Gefängniß käm', ſo wolle er mich nicht mehr verlaſſen. Ich ließ ihm wiſſen, daß er fortfahren ſollte, Etwas zu lernen; wenn Gott mir die Freiheit gäb', wollte ich ihn gewiß wieder zu mir berufen.

Der Caſtellan, der mich übrigens ſehr gut behandelte, ward alle Jahre von einer gewiſſen Krankheit befallen, die ihm ganz und gar den Kopf verrückte; und wenn er davon angegriffen wurde, pflegte er ſehr viel zu ſchwatzen; und es waren ſeine grillenhaften Vorſtellungen alle Jahre verſchieden. Denn ein Mal glaubte er ein Oelkrug zu ſein, ein ander' Mal ein Froſch; und da hüpfte er auch nach Art dieſes Thieres. Hielt er ſich für todt, ſo mußte man ihn begraben; und ſo hatte er alle Jahr eine neue Einbildung. Dieß Mal ſtellte er ſich vor, er ſei eine Fledermaus; und wenn er ſo ſpazieren ging, ziſchte er manchmal leiſe, wie dieſe Geſchöpfe, bewegte ſich auch ein wenig mit den Händen und dem Körper, als wollte er fliegen. Die Aerzte, die ihn wohl kannten, ſowie ſeine alten Diener, ſuchten ihm alle Art von Unterhaltung zu verſchaffen; und weil ſie glaubten, er habe großes Vergnügen, mich diſcuriren zu hören, ſo holten ſie mich alle Augenblicke und führten mich zu ihm. Ich mußte manchmal vier bis fünf Stunden bei dieſem armen Manne bleiben und durfte nicht aufhören zu reden. Er verlangte, daß ich an ſeiner Tafel gegen ihm über ſitzen ſollte und dabei wurde von beiden Seiten unaufhörlich geſprochen. Bei dieſer Gelegenheit aß ich ſehr gut; aber er, der arme Mann, aß nicht und ſchlief nicht und ermüdete mich dergeſtalt, daß ich nicht mehr vermochte. Manchmal, wenn ich ihn anſah, konnte ich bemerken, daß ſeine Augen ganz falſch gerichtet waren; das eine blickte dahin, das andere dorthin. Unter Anderm fing er auch an, mich zu fragen: ob mir wohl niemals die Luſt zu fliegen angekommen ſei. Darauf verſetzte ich: Eben

diejenigen Dinge, die dem Menſchen am Schwerſten vorkämen, hätte ich am Liebſten zu vollbringen gewünſcht und vollbracht; und was das Fliegen betreffe, ſo habe mir Gott und die Natur einen Körper ſehr geſchickt zum Laufen gegeben; und wenn ich nun noch einige mechaniſche Vortheile dazu thäte, ſo ſollte mir das Fliegen ſicher glücken.

Darauf fragte er mich, auf welche Weiſe ich es anfangen wollte; und ich verſetzte: Wenn ich die Thiere, welche fliegen, betrachte, um Das, was ihnen die Natur gegeben hat, durch Kunſt nachzuahmen, ſo finde ich nur die Fledermaus, die mir zum Muſter dienen kann.

Kaum hatte er den Namen Fledermaus gehört, als ſeine dießjährige Narrheit bei ihm aufwachte und er mit lauter Stimme rief: „Das iſt wahr! Das iſt das rechte Thier!“ Und dann wendete er ſich an mich und ſagte: „Benvenuto, nicht wahr, wenn man Dir die Gelegenheit gäb', ſo würdeſt Du auch Muth haben, zu fliegen?“ Ich verſetzte: er ſolle mir nur die Erlaubniß geben, ſo getraute ich mich, bis hinaus auf die Wieſen zu fliegen, wenn ich mir ein Paar Flügel von ſeiner gewichſter Leinwand machen wollte. Darauf verſetzte er: „Das könnte ich wohl zugeben, aber der Papſt hat mir befohlen, Dich auf's Genauſte in Acht zu nehmen; auch weiß ich, daß Du ein künſtlicher Teufel biſt und im Stand' wärſt, mir zu entfliehen: darum will ich Dich mit hundert Schlüſſeln verſchließen laſſen, damit Du aushalten muſt.

Nun fing ich an ihn zu bitten und brachte ihm in's Gedächtniß, daß ich alſo ihm ja ſchon hätte entfliehen können, daß ich aber mein Wort gegen ihn niemals gebrochen haben würde. Ich bat ihn um Gottesmillen und bei allen den Gefälligkeiten, die er mir ſchon erzeigt hatte, daß er das Uebel, das ich ohnedieß leiden muſte, nicht noch vergrößern möchte.

Indem er alſo ſprach, befahl er ausdrücklich, daß ſie mich binden und in meinem Gefängniſſe wohl einſchließen ſollten. Da ich nun ſah, daß nichts Anders zu hoffen war, ſagte ich ihm in Gegenwart Aller der Seinigen: So verſchließt mich nur wohl; denn ich werde Euch auf alle Weiſe zu entkommen ſuchen. So führten ſie mich weg und ſperrten mich mit der größten Sorgfalt ein.

Nun fing ich an, die Art und Weiſe zu überlegen, wie ich entkommen könnte. Sobald ich eingeſchloſſen war, unterſuchte ich das Gefängniß; und da ich ſicher glaubte, den Weg gefunden zu haben, wie ich herauskommen könnte, ſo bedachte ich, wie ich von dem hohen Thurm herunterkommen wollte, nahm meine Leintücher, die ich, wie geſagt, ſchon zerſchnitten hatte, nähte ſie wohl zuſammen und bedachte, wieviel Oeffnung ich brauchte, um durchzukommen und bereitete überhaupt Alles, was mir nur dienen konnte. Ich holte eine Zange hervor, die ich einem Savoyarden genommen hatte, der ſich unter der Schloßwache befand. Er ſorgte für die Waſſerfäſſer und Brunnen und arbeitete dabei allerlei in Holz. Unter verſchiedenen Zangen, die er brauchte, war auch eine ſehr ſtarke und große; ich überlegte, daß ſie mir ſehr nützlich ſein könnte, nahm ſie weg und verbarg ſie in meinem Strohſack. Als nun die Zeit herbeikam, daß ich mich ihrer bedienen wollte, ſo fing ich an, damit die Nägel zu unterſuchen, wodurch die Bänder der Thür befeſtigt waren. Weil aber die Thür doppelt war, ſo blieb auch der umgeſchlagene Theil der Nägel ganz verborgen, ſo daß ich mit der größten Mühe von der Welt endlich einen herausbrachte. Darauf überlegte ich, wie ich's nun anzufangen hätte, daß man es nicht merkte und vermiſchte ein wenig roſtigen Eiſenfeil mit Wachs, welches dadurch die Farbe der Nägelköpfe erhielt, die ich nun, ſowie ich einen herauszog, wieder auf den Bändern vollkommen nachahmte. So hatte ich die Bänder nur oben und unten befeſtigt, indem ich einige Nägel abſtutzte und ſie leicht wieder einſteckte, damit ſie mir die Bänder nur feſthalten ſollten.

Dieſes Alles vollbrachte ich mit großer Schwierigkeit; denn der Caſtellan träumte jede Nacht, ich ſei entflohen und ſchickte alle Stunden in's Gefängniß. Der Menſch, der jedes Mal kam, betrug ſich wie ein Häſcher; man nannte ihn Bozza; er brachte immer einen Andern mit ſich, der Johannes hieß, mit dem Zunamen Pedignone; Dieſer war Soldat, Jener Aufwärter. Johannes kam niemals in mein Gefängniß, ohne mir etwas Beleidigendes zu ſagen; der Andere war von Prato und daſelbſt bei einem Apotheker geweſen. Er betrachtete genau jene Bänder und überhaupt das ganze Gefängniß; und ich ſagte zu ihm: Nehmet mich wohl in Acht; denn ich gedenke auf alle Weiſe zu entfliehen. Ueber dieſe Worte entſtand zwiſchen mir und ihm die größte Feindſchaft, ſo daß ich mein Eiſenwerk, die Zange nämlich und einen ziemlich langen Dolch, auch andere dergleichen Dinge, ſorgfältig in meinem Strohſack verbarg.

Sobald es Tag ward, kehrte ich das Behältniß ſelbſt; und ob ich gleich von Natur mich an der Reinlichkeit ergetze, ſo trieb ich ſie zu jener Zeit auf's Aeußerſte. Sobald ich gekehrt hatte, machte ich mein Bett auf's Zierlichſte und putzte es mit Blumen, die ich mir faſt alle Morgen vom Savoyarden bringen ließ, dem ich die Zange entwendet hatte. Wenn nun Bozza und Pedignone kamen, ſo ſagte ich ihnen

gewöhnlich: ſie ſollten mir vom Bette bleiben; ich wollte es weder beſchmutzt noch eingeriſſen haben. Und wenn ſie es ja ein Mal, um mich zu necken, nur leicht berührt hätten, rief ich: Ihr ſchmutzigen Lumpen werd' ich doch gleich an einen Eu're Degen meine Hand legen und Euch ſo zurichten, daß Ihr Euch verwundern ſollt; glaubt Ihr wohl, werth zu ſein, das Bett von Meinesgleichen anzurühren? Wahrhaftig, ich werde mein Leben nicht achten, da ich gewiß bin, Euch das Eu're zu nehmen. Iſt es nicht genug an meinem Verdruß und meiner Noth? Wollt Ihr mich noch ärger quälen? Hört Ihr nicht auf, ſo will ich Euch zeigen, was ein verzweifelter Menſch thun kann.

Das ſagten ſie Alles dem Caſtellan wieder, der ihnen ausdrücklich befahl: ſie ſollten ſich meinem Bette nicht nähern und übrigens auf's Beſte für mich ſorgen. Da ich nun mein Bett geſichert hatte, glaubte ich ſchon Alles gethan zu haben, weil in demſelben alle Hülfsmittel zu meinem Unternehmen verborgen lagen und ich freute mich um ſo mehr, weil ich ſchon Aufſehen erregt hatte.

Am Abend eines Feſttages, unter Anderm, war der Caſtellan in einem ſehr übeln Zuſtand; ſeine Krankheit hatte ſich verſchlimmert und er wollte nun von nichts Anderm wiſſen, als daß er eine Fledermaus ſei. Er befahl ſeinen Leuten: wenn ſie hörten, daß Benvenuto weggeflogen wäre, ſollten ſie ihn nur gewähren laſſen, er wolle mich gewiß wieder einholen, denn bei Nacht würde er ſtärker fliegen als ich. „Benvenuto", pflegte er zu ſagen, „iſt nur eine nachgemachte Fledermaus, ich aber bin es wahrhaftig. Mir iſt er anbefohlen; ich will ſeiner ſchon wieder habhaft werden." So war es viele Nächte fortgegangen; er hatte alle ſeine Diener ermüdet. Ich erfuhr, was vorging, auf verſchiedenen Wegen, beſonders durch den Sacreparden, der mir ſehr wohlwollte.

An eben dieſem Abend hatte ich mich entſchloſſen, es koſte, was es wolle, zu entfliehen. Ich wendete mich vor allen Dingen zu Gott und bat ſeine göttliche Majeſtät, in ſo einem gefährlichen Unternehmen mich zu beſchützen und mir beizuſtehen. Hernach legte ich Hand an's Werk und arbeitete die ganze Nacht an den Sachen, die ich brauchen wollte. Zwei Stunden vor Tage nahm ich die Bänder mit großer Mühe herunter; denn das Thürgewände und der Riegel hinderten mich dergeſtalt, daß ich nicht aufmachen konnte, und ich mußte daher das Holz zerſplittern; doch brachte ich ſie endlich auf und nahm die Binden auf den Rücken, die ich auf zwei Hölzer, nach Art der Hanfſpindeln, gewunden hatte. Nun ging ich hinaus und an der rechten Seite des Thurms herum, deckte von innen zwei Ziegel des Dach's auf und zog mich mit Leichtigkeit hinauf. Ich hatte ein weißes Nachtweſtchen an, auch weiße Beinkleider und Halbſtiefeln, und in die Stiefeln hatte ich meinen Dolch geſteckt. Nachher nahm ich ein Ende meiner Binden und hing es an ein Stück Ziegel, das in den Thurm gemauert war und ungefähr vier Finger herausſtand. Die Binde hatte ich auf Art eines Steigbügels zubereitet. Darauf wendete ich mich zu Gott und ſagte: Hilf mir nun, weil ich recht habe, wie Du weißt und weil ich mir ſelbſt zu helfen gedenke.

Nun ließ ich mich ſachte hinab, und indem ich mich durch die Gewalt der Arme erhielt, kam ich endlich bis auf den Boden. Es war kein Mondenſchein, aber eine ſchöne Helle. Da ich unten war, betrachtete ich die große Höhe, von der ich ſo kühn heruntergekommen war und ging vergnügt weg; denn ich glaubte, befreit zu ſein. Es fand ſich aber anders; denn der Caſtellan hatte an dieſer Seite zwei hohe Mauern aufführen laſſen, wo er ſeine Ställe und ſeinen Hühnerhof hatte; und es waren die Thüren von Außen mit großen Riegeln verſchloſſen. Da ich ſah, daß ich nicht hinauskonnte, ging ich hin und wieder und überlegte, was zu thun ſei. Unverſehens ſtieß ich wider eine große Stange, die mit Stroh bedeckt war, richtete ſie mit großer Schwierigkeit gegen die Mauer und half mir mit der Gewalt meiner Arme in die Höhe. Weil aber die Mauer ſehr ſcharf war, ſo konnte ich nicht ganz hinauskommen und entſchloß mich, ein Stück meiner neuen Binden von der andern Spindel dazu anzuwenden; denn die andere war am Thurm des Schloſſes hängen geblieben. Da ich ſie nun an den Balken gebunden hatte, ließ ich mich auch dieſe Mauer hinunter; doch hatte ich dabei große Mühe und war ſehr ermüdet; denn die Hände waren mir inwendig aufgeſchunden und bluteten. Ich ruhte deßhalb ein wenig aus und wuſch mir die Hände mit meinem eigenen Waſſer. Als ich nun glaubte, meine Kräfte wären wieder hergeſtellt, griff ich zu meinen noch übrigen Binden und wollte ſie um einen Zacken des Mauerkranzes winden, um, wie von der größern Höhe, ſo auch von der kleinern herunterzukommen. Da bemerkte mich eine Schildwache; und in dieſer Gefahr, meinen Zweck vereitelt und mein Leben aufgeſetzt zu ſehen, nahm ich mir vor, die Wache anzugreifen, die, als ſie meinen entſchiedenen Vorſatz bemerkte und wie ich ihr mit gewaffneter Hand zu Leibe ging, größere Schritte machte und mir entwich.

Ich kehrte ſchnell zu meinen Binden zurück, und ob ich gleich wieder eine andere Schildwache ſah, ſo wollte doch dieſe mich dieß Mal

nicht ſehen. Nun hatte ich meine Binden am Mauerkranz befeſtigt und ließ mich hinab. Ob ich nun zu früh glaubte, daß ich ſchon nahe genug an der Erde ſei und die Hände aufthat, um hinabzuſpringen, oder ob ſie mir zu müde waren und die Anſtrengung nicht ausdauern konnten, weiß ich nicht zu ſagen; genug, ich fiel, verletzte mir den Kopf und blieb betäubt liegen.

Es mochten ungefähr anderthalb Stunden vergangen ſein, als der Thau, der einige Stunden vor Sonnenaufgang fällt, mich wieder erfriſchte und munter machte; doch war ich noch immer wie ſchlaftrunken, ob ich gleich einen Verſuch machte, mich aufzuheben. Noch immer war ich nicht bei mir; es kam mir vor, als hätte man mir das Haupt abgeſchlagen und ich befände mich im Fegefeuer. So kamen mir nach und nach die Kräfte wieder und der Gebrauch der Sinne ſtellte ſich her; dann ſah ich, daß ich außerhalb des Caſtell's war und ich erinnerte mich alles Deſſen, was ich gethan hatte. Vor allem Andern fühlte ich die Verletzung meines Hauptes; und als ich es mit den Händen befühlte, brachte ich ſie ganz blutig wieder herunter. Darauf betaſtete ich mich überall und glaubte, mich nicht ſonderlich beſchädigt zu haben; als ich mich aber von der Erde aufheben wollte, fand ich, daß ich meinen rechten Fuß gebrochen hatte, drei Finger über dem Knöchel, worüber ich ſehr erſchrack. Ich zog meinen Dolch aus dem Stiefel zuſammt der Scheide; dieſer hatte leider an der Spitze des Ortbandes ein ziemlich großes Küchelchen, und da ſich nun der Fuß deshalb auf keine Weiſe biegen konnte, ſo war es die Urſache, daß er an dieſer Stelle brach. Darauf warf ich die Scheide des Dolchs weg und ſchnitt mit demſelben ein Stück von der Binde, die mir übriggeblieben war, herunter, womit ich den Fuß, ſo gut ich konnte, zuſammenband; dann kroch ich auf allen Vieren mit dem Dolche nach dem Thor, das noch verſchloſſen war. Genau unter demſelben bemerkte ich einen Stein, den ich nicht für ſehr ſtark hielt; ich gedachte ihn loszubringen; deßwegen legte ich Hand an; und als ich eine Bewegung fühlte, kam ich leicht zu Stande, zog den Stein heraus und ſchlüpfte hinein. Es mochten mehr als fünfhundert Schritte ſein vom Orte, da ich herunterfiel, bis zum Thore.

Kaum war ich wieder nach Rom hinein, als einige große Hunde ſich auf mich warfen, die mich übel biſſen. Da ſie nun verſchiedene Male mich zu quälen wiederkamen, ſtach ich mit meinem Dolche unter ſie und traf einen ſo tüchtig, daß er laut aufſchrie und davonlief. Die andern Hunde, wie es ihre Art iſt, liefen ihm nach, und ich gedachte die nächſte Kirche zu erreichen, immer auf allen Vieren. Als ich nun an das Ende der Straße gekommen war, wo man ſich nach Sanct Angelo umkehrt, veränderte ich meinen Vorſatz und ging gegen Sanct Peter; und da es hell genug um mich wurde, betrachtete ich die Gefahr, in der ich ſchwebte. Da begegnete mir ein Waſſerhändler mit ſeinem beladenen Eſel und gefüllten Krügen. Ich rief ihn zu mir und bat ihn, er ſollte mich aufheben und mich auf die Höhe der Treppe von Sanct Peter tragen; dabei ſagte ich ihm: Ich bin ein armer Jüngling, der bei einem Liebeshandel ſich zum Fenſter herunterlaſſen wollte; ich bin gefallen und habe mir einen Fuß gebrochen. Und da der Ort, von dem ich komme, von großer Bedeutung iſt, ſo bin ich in Gefahr, in Stücken zerhauen zu werden. Deßwegen bitte ich Dich, hebe mich ſchnell auf; Du ſollſt einen Goldgulden haben.

Ich griff ſogleich nach dem Beutel, in welchem eine gute Menge ſich befanden. Er faßte mich unverzüglich an, nahm mich auf den Rücken und trug mich auf die Stufen von Sanct Peter. Da ſagte ich ihm: er ſolle mich nur laſſen und zu ſeinem Eſel zurücklaufen. Alsdann kroch ich nach dem Hauſe der Herzoginn, Gemahlinn des Herzogs Ottavio, einer natürlichen Tochter des Kaiſers, die vorher Gemahlinn Herzog Alexander's von Florenz geweſen war. Ich wußte gewiß, daß bei dieſer großen Fürſtinn viele von meinen Freunden ſich befanden, die mit ihr von Florenz gekommen waren; auch hatte ſie ſchon gelegentlich Gutes von mir geſprochen.

Denn als ſie ihren Einzug in Rom hielt, war ich Urſache, daß ein Schade von mehr als tauſend Scudi verhindert wurde. Es regnete ſehr ſtark und der Caſtellan war äußerſt verdrießlich; ich aber ſprach ihm Muth ein und ſagte ihm, wie ich mehrere Canonen nach der Gegend gerichtet hätte, wo die ſtärkſten Wolken wären. Und als ich mitten in einem dichten Regen anfing, die Stücke abzufeuern, hörte es auf und vier Mal zeigte ſich die Sonne; und ſo war ich Urſache, daß dieſes Feſt auf's Glücklichſte vorbeiging. Das hatte der Caſtellan dem Papſt erzählt, um Etwas zu meinen Gunſten vorzubringen. Als es die Herzoginn hörte, ſagte ſie: „Der Benvenuto iſt Einer von den geſchickten Leuten, die mit meinem ſeligen Herrn waren, und ich werde es ihm immer gedenken, wenn es Gelegenheit gibt.“ Auch hatte ſie von mir mit ihrem jetzigen Gemahl geſprochen. Deßwegen ging ich gerade nach Ihre Excellenz Wohnung, die im alten Borgo, in einem ſehr ſchönen Palaſte, war; da wäre ich nun ganz ſicher geweſen und der Papſt hätte mich nicht angerührt. Aber weil Das, was ich bisher gethan hatte, zu außerordentlich für einen ſterblichen Menſchen war, ſo wollte Gott nicht, daß ich mich

dieſes eigenen Ruhms überheben ſollte, vielmehr ſollte ich zu meinem Beſten noch größere Prüfungen ausſtehen, als jene waren, die ich ſchon erlitten hatte.

Daher begab ſich, daß, als ich ſo auf Händen und Füßen die Treppe hinunterkroch, ein Bedienter des Cardinal Cornaro mich erkannte. Dieſer lief ſogleich zu ſeinem Herrn, der im vaticaniſchen Palaſt wohnte, weckte ihn und ſagte: „Hochwürdigſter Herr! Da iſt Euer Benvenuto aus dem Caſtell geflohen und kriecht ganz blutig auf allen Vieren; ſoviel ſich bemerken läßt, hat er ein Bein gebrochen, und wir wiſſen nicht, wo er hin will.“ Darauf ſagte der Cardinal: „Sogleich lauft und tragt mir ihn hierher, in mein Zimmer.“ Als ich vor ihn kam, ſagte er: ich ſolle nur ruhig ſein und ſchickte ſogleich nach den erſten Aerzten von Rom, die mich in die Cur nahmen. Unter denſelben war Meiſter Jacob von Perugia, der trefflichſte Chirurgus; Der richtete mir den Fuß ein, verband mich und ließ mir ſelbſt zur Ader. Da nun die Gefäße übermäßig aufgetrieben waren, er auch die Oeffnung etwas groß gemacht hatte, ſo fuhr eine Menge Blutes dergeſtalt gewaltſam heraus, ihm in's Geſicht und bedeckte ihn über und über, daß er ſich entfernen mußte. Er nahm die Sache für ein böſes Anzeigen und curirte mich mit großem Widerwillen; ja einige Male wollte er mich gar verlaſſen; denn er fürchtete, dieſe Cur könnte ihm ſehr übel bekommen. Der Cardinal ließ mich in ein geheimes Zimmer legen und ging in der Abſicht weg, mich vom Papſte zu erbitten.

Zwölftes Capitel.

Indeſſen war in der Stadt ein entſetzlicher Lärm entſtanden; man hatte die Binden am großen Thurme hängen ſehen und ganz Rom lief, um dieſe unſchätzbare Begebenheit zu betrachten. Der Caſtellan war in ſeine größten Thorheiten verfallen, wollte mit aller Gewalt ſich von ſeinen Dienern losreißen und auch am Thurme herunterfliegen; denn er behauptete, es könne mich Niemand erreichen als er, wenn er mir nachflöge.

Um dieſe Stunde war Herr Robert Pucci, Vater des Herrn Pandolfo, da er dieſe große Sache vernommen, ſelbſt gegangen, um ſie zu ſehen; er kam darauf in den Palaſt, wo er dem Cardinal begegnete, der ihm den ganzen Erfolg erzählte und wie ich mich in einem ſeiner Zimmer ſchon verbunden befänd'. Dieſe zwei braven Männer gingen zuſammen, ſich zu den Füßen des Papſtes zu werfen, der ſie nicht zum Worte kommen ließ, ſondern ſogleich ſagte: „Ich weiß, was Ihr von mir wollt.“ Herr Robert Pucci verſetzte: „Heiligſter Vater! Wir bitten um Gnade für den armen Mann, der wegen ſeiner Geſchicklichkeit einiges Mitleiden verdient und der außerdem ſoviel Muth und Verſtand gezeigt hat, daß es gar keine menſchliche Sache zu ſein ſcheint. Wir wiſſen nicht, wegen welcher Vergehungen er ſo lange im Gefängniß war. Sind ſie allzu groß und ſchwer, ſo wird Ew. Heiligkeit, heilig und weiſe, wie ſie iſt, nach Gefallen verfahren; aber ſind es Dinge, die läßlich ſind, ſo bitten wir um Gnade für ihn.“ Der Papſt ſchämte ſich und ſagte: er habe mich auf Anſuchen Einiger der Seinigen innebehalten, weil ich ein wenig gar zu verwegen ſei. Da er aber meine guten Eigenſchaften kenne, ſo wolle er mich bei ſich behalten und mir ſoviel Gutes erzeigen, daß ich nicht Urſache haben ſollte, wieder nach Frankreich zu gehen. „Sein großes Uebel thut mir leid,“ ſetzte er hinzu; „er ſoll für ſeine Geſundheit ſorgen, und wenn er geneſen iſt, gedenken wir ihn von ſeinen andern Uebeln zu heilen.“ Sogleich kamen die beiden wackern Männer und brachten mir dieſe gute Nachricht.

Mittlerweile nun der Römiſche Adel mich beſuchte, Junge, Alte und von aller Art, ließ ſich der Caſtellan, noch ganz zerſtört, zum Papſte tragen; und als er vor ihn kam, ſchrie er: „Wenn Seine Heiligkeit den Benvenuto nicht wieder in's Gefängniß ſtellten, ſo geſchähe ihm das größte Unrecht. Er iſt“, rief er aus, „gegen ſein gegebenes Wort geflogen. Wehe mir! Er iſt davon geflogen und hat mir doch verſprochen, nicht wegzufliegen.“ Der Papſt ſagte lachend: „Geht nur, geht. Ihr ſollt ihn auf alle Fälle wieder haben.“ Dann hat noch der Caſtellan und ſagte: „Sendet doch den Gouverneur zu ihm, daß er vernehme, wer ihm geholfen hat; denn wenn es Einer von meinen Leuten iſt, ſo ſoll er an der Zinne hangen, an der ſich Benvenuto herunterließ.“

Als der Caſtellan weg war, rief der Papſt lächelnd den Gouverneur und ſagte: „Das iſt ein braver Mann und die Sache iſt wunderſam genug; doch als ich jung war, habe ich mich auch da oben heruntergelaſſen.“

Daran ſagte er nun freilich die Wahrheit; denn er hatte gefangen im Caſtell geſeſſen, weil er als Abbreviator ein Breve verfälſcht hatte. Papſt Alexander ließ ihn lange ſitzen, und weil die Sache gar zu arg war, wollte er ihm den Kopf nach dem Frohnleichnamsfeſte abſchlagen laſſen. Farneſe wußte das Alles und ließ Peter Chiavelluzzi mit Pferden beſtellen, beſtach Einige der Wache, ſo daß, am Frohnleichnamstage, indeſſen der Papſt in Proceſſion zog, Farneſe in einem Korb an einem Seile zur Erde gelaſſen wurde. Damals war das

Caſtell noch nicht mit Mauern umgeben, ſondern der Thurm ſtand frei und er hatte keineswegs die großen Hinderniſſe bei ſeiner Flucht als ich; auch ſaß er mit Recht und ich mit Unrecht gefangen; genug, er wollte gegen den Gouverneur ſich rühmen, daß er auch in ſeiner Jugend brav und lebhaft geweſen ſei und bemerkte nicht, daß er zu gleicher Zeit ſeine Niederträchtigkeit verrieth. Darauf ſagte er zu dem Gouverneur: „Geht und ſagt ihm, er ſoll bekennen, wer ihm geholfen hat. Es mag ſein, wer es will, genug, ihm iſt's verziehen; Das könnt Ihr ihm frei verſprechen.“

Der Gouverneur, der einige Tage vorher Biſchof von Jeſi geworden war, kam zu mir und ſagte: „Mein Benvenuto! wenn ſchon mein Amt die Menſchen erſchreckt, ſo komme ich doch dieß Mal zu beruhigen und ich habe dazu den eigenſten Befehl und Auftrag vom Papſte. Er hat mir geſagt, daß er auch von dort entflohen ſei und es wäre ihm nicht ohne viele Helfer und Geſellen möglich geweſen. Ich ſchwöre Dir bei dem Eid, den ich auf mir habe (denn ich bin ſeit zwei Tagen Biſchof), daß Dir der Papſt vergibt und Dich frei ſpricht, ja ſogar Dein Uebel bedauert. Sorge für Deine Geſundheit und nimm Alles zum Beſten. Selbſt dieſes Gefängniß, in das Du ohne die mindeſte Schuld gekommen biſt, wird auf immer zu Deinem Wohl gereichen; denn Du wirſt der Armuth entgehen und nicht nöthig haben, wieder nach Frankreich zurückzukehren und Dir's dann dort ſauer werden zu laſſen. Daher geſtehe mir frei, wie die Sache zugegangen iſt und wer Dir beigeſtanden hat; dann ſei getroſt und ruhig und geneſe.“

Da fing ich an und erzählte ihm die ganze Geſchichte, wie ſie ſich ereignet hatte, und gab ihm die genauſten Merkzeichen, ſogar von dem Waſſermanne, der mich getragen hatte. Darauf ſagte der Gouverneur: „Wahrlich, Das iſt zu viel für einen Mann und keines Menſchen als Deiner würdig.“ Darauf ließ er mich die Hand ausſtrecken und ſagte: „Sei munter und getroſt; bei dieſer Hand, die ich berühre, Du biſt frei, und ſo lange Du lebſt, wirſt Du glücklich ſein.“

Da er weg war, traten viele große Edelleute und Herren herein, die ſo lange gewartet hatten; denn Jeder wollte den Mann ſehen, der ſo viele Wunder thäte. Dieſer Beſuch blieb lange bei mir; Manche boten mir Unterſtützungen an, Manche brachten mir Geſchenke. Indeſſen war der Gouverneur zum Papſte gekommen und fing an, die Geſchichte zu erzählen, wie er ſie von mir gehört hatte; und zufälliger Weiſe war Herr Peter Ludwig, ſein Sohn, gegenwärtig. Alle verwunderten ſich höchlich und der Papſt ſagte: „Wahrhaftig, dieſe Vergeßenheit iſt allzu groß!“ Darauf verſetzte Herr Peter Ludwig: „Heiligſter Vater! Wenn Ihr ihn befreit, ſo wird er Euch noch größere ſehen laſſen; denn er iſt ein allzu kühner Mann. Ich will Euch Etwas Anders erzählen, was Ihr noch nicht wißt. Euer Benvenuto, ehe er noch gefangen geſetzt wurde, hatte einen Wortwechſel mit einem Edelmann des Cardinal's Santa Fiore über eine Kleinigkeit. Benvenuto antwortete ſo heftig und kühn, beinahe als wenn er ihn herausfordern wollte. Alles Das hinterbrachte der Edelmann dem Cardinal, welcher ſagte: wenn Benvenuto zu Thätigkeiten käm', ſo wollte er ihm den Narren ſchon aus dem Kopfe treiben. Benvenuto hatte Das vernommen; gleich hielt er ſeine kleine Büchſe parat, mit der er jedes Mal einen Pfennig trifft. Seine Werkſtatt iſt unter den Fenſtern des Cardinal's; und als Dieſer eines Tages herausſah, ergriff Jener ſeiner Büchſe, um nach dem Cardinal zu ſchießen, der, weil man ihn warnte, ſogleich zurücktrat. Benvenuto, damit es keinen Anſchein haben ſollte, ſchoß nach einer Feldtaube, die auf der Höhe des Palaſtes in einer Oeffnung niſtete, und traf ſie an den Kopf, was kaum zu glauben iſt. Nun thue Ew. Heiligkeit mit ihm, was Ihnen beliebt. Ich habe es wenigſtens ſagen wollen; denn es könnte ihm ein Mal die Luſt ankommen, nach Ew. Heiligkeit zu ſchießen, da er glaubt, man habe ihn unſchuldig gefangen geſetzt. Es iſt ein zu wildes, ein allzu ſcheues Gemüth. Als er den Pompeo ermordete, gab er ihm zwei Stiche in den Hals, in der Mitte von zehn Männern, die ihn bewachten, und rettete ſich ſogleich, worüber Jene, die doch brave und zuverläſſige Leute waren, nicht wenig geſcholten wurden.“ Der Edelmann des Cardinal's, Santa Fiore, der ſoeben gegenwärtig war, bekräftigte dem Papſt Alles, was ſein Sohn geſagt hatte; der Papſt ſchien verdrießlich und ſagte Nichts.

Nun will ich aber das wahre Verhältniß dieſer Sache genau und treulich erzählen. Gedachter Edelmann kam eines Tages zu mir und zeigte mir einen kleinen, goldenen Ring, der von Queckſilber ganz verunreinigt war und ſagte: „Reinige mir den Ring und mach' geſchwind.“ Ich hatte viel wichtige Werke und Arbeiten von Gold und Edelſteinen vor mir; und da mir Jemand ſo geradezu befahl, den ich niemals weder geſprochen noch geſehen hatte, ſagte ich ihm: ich hätte das Putzzeug ſoeben nicht bei der Hand; er möchte zu einem Andern gehen. Darauf ſagte er mir, ohne irgend einen Anlaß: ich ſei ein Eſel! Darauf antwortete ich: er rede nicht die Wahrheit; ich

ſei in jedem Betracht mehr als er; wenn er mich aber anſtieße, ſo wollte ich ihm Tritte geben, deger als ein Eſel. Das hinterbrachte er dem Cardinal und malte ihm eine Hölle vor. Zwei Tage darauf ſchoß ich nach einer wilden Taube in ein hohes Loch an dem Palaſt; ſie hatte dort geniſtet und ich hatte einen Goldſchmied, Johann Franciscus della Tacca, einen Mailänder, ſchon oft darnach ſchießen ſehen, der ſie nie getroffen hatte. Dieß Mal ſah die Taube nur mit dem Kopf heraus, da ihr verdächtig vorkam, daß man ſchon einige Mal nach ihr geſchoſſen hatte. Franciscus und ich waren auf der Jagd mit der Büchſe. Nebenbuhler und einige Edelleute, meine Freunde, die an meiner Werkſtatt lehnten, ſagten zu mir: Siehe, da droben iſt die Taube, nach der Francesco ſo lange geſchoſſen und ſie niemals getroffen hat. Siehe nur, wie das arme Thier in Furcht iſt; kaum läßt es den Kopf ſehen. Da hob ich die Augen in die Höhe und ſagte: der Kopf allein wäre mir genug, um das arme Thier zu erlegen; wenn es nur warten wollte, bis ich meine Büchſe angelegt hätte, gewiß, ich wollte nicht fehlen. Darauf ſagten meine Freunde: „Dem Erfinder der Büchſe ſelbſt würde ein ſolcher Schuß nicht gelingen.“ Ich aber verſetzte: wetten wir einen Becher Griechiſchen Weins von dem guten des Wirthes Palombo. Wartet ſie auf mich, bis ich meinen wunderſamen Brocardo anlege (denn ſo nannte ich meine Büchſe), ſo will ich ſie auf das Bißchen Kopf treffen, das ſie mir zeigt. Sogleich zielte ich aus freier Hand, ohne irgendwo anzulehnen, und hielt mein Wort. Ich dachte dabei weder an den Cardinal noch an irgend einen Menſchen; vielmehr hielt ich den Cardinal Santa Fiore für meinen großen Gönner. Daraus kann man nun ſehen, was das Glück für mancherlei Wege nimmt, wenn es Einen einmal beſchädigen und zu Grunde richten will.

So war der Papſt innerlich voll Aerger und Verdruß und bedachte, was ihm ſein Sohn geſagt hatte. Nun begehrte zwei Tage nachher der Cardinal Conaro ein Bisthum für einen ſeiner Edelleute, welcher Andrea Centano hieß. Der Papſt erinnerte ſich wohl, daß er gedachtem Manne das erſte zu erledigende Bisthum verſprochen hatte und war auch bereit, es ihm zu geben; nur verlangte er eine Gegengefälligkeit und zwar wollte er mich wieder in ſeine Hände haben. Darauf ſagte der Cardinal: „Da Ew. Heiligkeit ihm ſchon verziehen haben, was wird die Welt ſagen? Und da Sie ihn frei in meine Hände gaben, was werden die Römer von Ew. Heiligkeit und von mir denken?“ Darauf antwortete der Papſt: „Ich verlange den Benvenuto, wenn Ihr das Bisthum verlangt, und Jeder denke, was er will.“ Der gute Cardinal verſetzte: Seine Heiligkeit möchte ihm das Bisthum geben, dabei aber die Sache doch bedenken, und übrigens nach Belieben verfahren. Darauf antwortete der Papſt, der ſich doch einiger Maßen ſeines ſchändlich gebrochenen Worts ſchämte: „Ich werde den Benvenuto holen laſſen und zu meiner kleinen Satisfaction ſoll man ihn unten in die Zimmer des geheimen Gartens bringen, wo er völlig geneſen mag; ich will nicht verbieten, daß ihn alle ſeine Freunde beſuchen können und für ſeinen Unterhalt ſorgen, bis ihm alle Grillen wieder aus dem Kopfe ſind.“

Der Cardinal kam nach Hauſe und ließ mir durch Den, der das Bisthum erwartete, ſogleich ſagen: der Papſt wolle mich wieder in ſeine Hände haben; ich ſollte aber in einem untern Zimmer des geheimen Gartens bleiben, wo mich Jedermann beſuchen könnte, ſowie bisher in ſeinem Zimmer. Darauf bat ich Herrn Andreas: er möge dem Cardinal ſagen, daß er mich dem Papſt doch ja nicht ausliefern ſollte. Wenn er mich gewähren ließe, ſo wollte ich mich, in eine Matratze gewickelt, außerhalb Rom an einen ſichern Ort bringen laſſen; denn wenn ich wieder in die Hände des Papſtes geriethe, würde ich gewiß umkommen.

Wären meine Worte dem Cardinal hinterbracht worden, ſo glaube ich, er hätte es wohl gethan; aber der Herr Andreas, der das Bisthum erwartete, entdeckte die Sache. Der Papſt ſchickte geſchwind nach mir und ließ mich, wie er geſagt hatte, in eines der unterſten Zimmer ſeines geheimen Gartens bringen. Der Cardinal ließ mir ſagen: ich ſollte Nichts von den Speiſen eſſen, die mir der Papſt ſchicke; er wolle mir Eſſen ſenden. Was er gethan habe, ſei aus Nothwendigkeit geſchehen; ich ſollte guten Muths ſein, er wolle mir ſchon beiſtehen und mich befreien helfen.

Während dieſes Aufenthalts hatte ich täglich Beſuch und große Dinge wurden mir von den Edelleuten angeboten. Vom Papſt kam das Eſſen, das ich aber nicht anrührte, vielmehr nur Das genoß, was der Cardinal mir ſchickte und ſo ging es eine Weile. Unter andern Freunden hatte ich einen Griechiſchen Jüngling von fünfundzwanzig Jahren; derſelbe war ſehr munter, focht beſſer als irgend ein Anderer in Rom, dabei war er kleinmüthig, äußerſt treu, redlich und leichtgläubig. Nachdem ich vernommen hatte, wie der Papſt von Anfang und wie er nachher das Gegentheil geſprochen, vertraute ich mich dem jungen Griechen und ſagte zu ihm: Lieber Bruder, ſie wollen mich umbringen und es wird Zeit, daß ich mich rette; ſie denken, ich merke es nicht und erzeigen mir

deßwegen ſolche beſondere Gunſt, das Alles nur lauter Verrätherei iſt. Der gute Jüngling ſagte zu mir: „Mein Benvenuto, in Rom erzählt man, der Papſt habe Dir eine Stelle von fünfhundert Scudi gegeben; ich bitte Dich, bringe Dich nicht durch Deinen Verdacht um ein ſolches Glück.“ Ich aber bat ihn mit den Armen auf der Bruſt: er möchte mir forthelfen; ich wiſſe wohl, daß ein Papſt mir viel Gutes thun könne; es ſei aber leider nur zu gewiß, daß mir dieſer, inſofern er es nur mit Ehren thun dürfe, heimlich alles mögliche Böſe zufügen werde. So beſchwur ich meinen Freund: er ſolle mir das Leben retten; und wenn er mich wegbrächte, wie ich ihm die Mittel dazu angeben wollte, ſo würde ich anerkennen, daß ich ihm mein Leben ſchuldig ſei und es im Nothfall auch wieder für ihn verwenden.

Der arme Jüngling ſagte weinend zu mir: „Lieber Bruder! Du willſt Dein eigenes Verderben und doch kann ich Dir Das, was Du befiehlſt, nicht verſagen. Zeige mir die Art und Weiſe und ich will Alles verrichten, obſchon wider meinen Willen.“

So waren wir entſchloſſen. Ich hatte ihm die Art geſagt und Alles beſtellt, ſo daß es leicht hätte gehen müſſen. Er kam und ich glaubte, er werde nun in's Werk richten, was ich angeordnet hatte. Da ſagte er: um meines eig'nen Heils willen wolle er ungehorſam ſein; er wiſſe wohl, was er von Leuten gehört habe, die immer um den Papſt ſeien und denen mein wahres Verhältniß bekannt ſei. Da ich mir nun nicht anders zu helfen wußte, war ich höchſt verdrießlich und voller Verzweiflung.

Unter dieſem Zwiſt war der ganze Tag vergangen (es war Frohnleichnam 1539) und man brachte mir aus der Küche des Papſtes reichliches Eſſen, nicht weniger gute Speiſen aus der Küche des Cardinal's. Es kamen verſchiedene Freunde und ich bat ſie zu Tiſche, hielt meinen verbundenen Fuß auf dem Bette und aß fröhlich mit ihnen. Sie gingen nach ein Uhr hinweg; zwei meiner Diener brachten mich zu Bette und legten ſich darauf in's Vorzimmer.

Ich hatte einen Hund, wie ein Mohr ſo ſchwarz, von der zottigen Art, der mir auf der Jagd trefflich diente und der keinen Schritt von mir wich. Er lag unter meinem Bette und ich rief meinen Diener wohl drei Mal, er ſolle ihn hervorholen; denn das Thier heulte erſchrecklich. Sobald meine Diener kamen, warf er ſich auf ſie und biß um ſich; meine Leute fürchteten ſich, ſie glaubten, der Hund ſei toll, weil er beſtändig heulte. So brachten wir zu bis vier Uhr in der Nacht; wie die Stunde ſchlug, trat der Bargell mit vielen Gehülfen in mein Zimmer; da fuhr der Hund hervor und fiel grimmig über ſie her, zerriß ihnen Jacke und Strümpfe und jagte ihnen ſolche Furcht ein, daß ſie ihn auch für wüthend hielten. Deßwegen ſagte der Bargell als ein erfahr'ner Mann: Das iſt die Art der guten Hunde, daß ſie das Uebel, das ihren Herren bevorſteht, rathen und vorausſagen. Wehrt Euch mit ein Paar Stöcken gegen das Thier; bindet mir Benvenuto auf dieſen Tragſeſſel und bringt ihn an den bewußten Ort. Das war nun, wie ich ſchon ſagte, am Frohnleichnamstage, ungefähr um Mitternacht. So trugen ſie mich verdeckt und verſtopft und Viere gingen voraus, die wenigen Menſchen, die noch auf der Straße waren, bei Seite zu weiſen. Sie trugen mich nach Torre di Nona und brachten mich in das Gefängniß auf Leben und Tod, legten mich auf eine ſchlechte Matratze und ließen mir einen Wächter da, welcher die ganze Nacht mein übles Schickſal beklagte und immer ausrief: „Armer Benvenuto, was haſt Du dieſen Leuten gethan?“ Da begriff ich wohl, was mir begegnen konnte, theils weil man mich an einen ſolchen Ort gebracht hatte, theils weil der Menſch ſolche Worte wiederholte.

Einen Theil dieſer Nacht quälte mich der Gedanke, aus was für Urſache Gott mir eine ſolche Buße auflege. Und da ich ſie nicht finden konnte, war ich äußerſt unruhig. Indeſſen bemühte ſich die Wache, mich, ſo gut ſie wußte, zu tröſten und zu ſtärken; ich aber beſchwor ſie um Gotteswillen: ſie ſollte ſchweigen und Nichts zu mir ſprechen; denn ich würde ſelbſt am Beſten einen Entſchluß zu faſſen wiſſen und ſie verſprach mir, auch meinen Willen zu thun. Dann wendete ich mein ganzes Herz zu Gott und bat ihn inbrünſtig, er möge mir beiſtehn; denn ich habe mich allerdings über mein Schickſal zu beklagen. Meine Flucht ſei eine unſchuldige Handlung nach den Geſetzen, wie die Menſchen ſolche erkennten. Habe ich auch Todtſchläge begangen, ſo habe mich doch ſein Statthalter aus meinem Vaterlande zurückgerufen und mir, kraft der göttlichen Geſetze, verziehen; und was ich auch gethan habe, ſei zur Vertheidigung des Leibes geſchehen, den mir ſeine göttliche Majeſtät geliehen habe, ſo daß ich nicht einſehe, wie ich nach den Einrichtungen, die wir auf der Welt befolgen, einen ſolchen Tod verdiene; vielmehr ſchien' es, daß es mir wie unglücklichen Perſonen begegne, die auf der Straße von einem Ziegel todtgeſchlagen werden. Daran ſehe man eben die Macht der Geſtirne, nicht daß ſie ſich etwa verbänden, um uns Gutes oder Böſes zu erzeigen, ſondern weil ſie durch ihr Zuſammentreffen ſolches Uebel bewirkten. Ich erkenne zwar recht gut an, daß ich einen freien Willen habe und daß, wenn mein Glaube recht gröbt wär', die Engel des Himmels mich aus dieſem

Ach die Erinnerung tödtet mich.
Vergäb' ſie mir nur noch in dieſem Leben!

Marthe weinend.

Der gute Mann! ich hab' ihm längſt vergeben.

Mephiſtopheles.

Allein, weiß Gott! ſie war mehr Schuld als ich.

Marthe.

Das lügt er! Was! am Rand des Grab's zu lügen!

Mephiſtopheles.

Er fabelte gewiß in letzten Zügen,
Wenn ich nur halb ein Kenner bin.
Ich hatte, ſprach er, nicht zum Zeitvertreib zu gaffen,
Erſt Kinder, und dann Brot für ſie zu ſchaffen,
Und Brot im allerweit'ſten Sinn,
Und konnte nicht einmal mein Theil in Frieden eſſen.

Gefängniſſe herausſtragen und mich von jedem Unglück retten könnten; allein weil ich einer ſolchen göttlichen Gnade nicht werth ſei, ſo würden jene aſtraliſchen Einflüſſe wohl ihre Bösartigkeit an mir beweiſen. Nachdem ich Das ſo ein wenig durchgedacht hatte, faßte ich mich und ſchlief ſogleich ein.

Als es Tag ward, weckte mich die Wache auf und ſagte: „Unglücklicher, guter Mann, es iſt nicht mehr Zeit, zu ſchlafen; denn es iſt Einer gekommen, der Dir eine böſe Neuigkeit zu bringen hat.“ Darauf antwortete ich: Je geſchwinder ich aus dieſem irdiſchen Gefängniß befreiet werde, deſto angenehmer iſt es mir, beſonders da ich ſicher bin, daß meine Seele gerettet iſt und daß ich widerrechtlich ſterbe. Chriſtus, unſer herrlicher und göttlicher Erlöſer, geſellt mich zu ſeinen Schülern und Freunden, die, auch unſchuldig, den Tod erduldeten, und ich habe deßwegen Gott zu loben. Warum tritt Der nicht hervor, der mir das Urtheil anzukündigen hat? Darauf ſagte die Wache: „Er bedauert Dich gar zu ſehr und weint.“ Darauf nannte ich ihn bei'm Namen, er hieß Herr Benedetto da Cagli, und ſagte zu ihm: Kommt näher, mein Herr Benedetto; denn ich bin gegenwärtig ſehr gut gefaßt und entſchloſſen. Es iſt mir rühmlicher, daß ich unſchuldig ſterbe, als wenn ich ſchuldig umkäm'. Tretet herbei, ich bitte Euch und gebt mir einen Prieſter, mit dem ich wenige Worte reden kann; allein ich möchte doch auch die Befehle unſerer heiligen Mutter der Kirche erfüllen, der ich von Herzen das abſcheuliche Unrecht, das ſie mir anthut, verzeihe. So kommt nur, mein Herr Benedetto und vollzieht Euer Amt, ehe ich etwa wieder kleinmüthig werde.

Als ich dieſe Worte geſprochen, entfernte ſich der gute Mann und ſagte zur Wache: ſie ſollte die Thür verſchließen; denn ohne ihn könne Nichts vorgehen. Er eilte darauf zur Gemahlinn des Herrn Peter Ludwig, die bei abgedachter Herzoginn war und ſagte, indem er vor die Damen trat: „Erlauchte Frau, erzeigt mir um Gotteswillen die Gnade, den Papſt bitten zu laſſen, daß er einen Andern ſchicke, das Urtheil an Benvenuto zu vollſtrecken und mein Amt zu verrichten, dem ich auf immer entſage.“ Und ſo ging er mit großen Schmerzen hinweg. Die Herzoginn, welche gegenwärtig war, verzog das Geſicht und ſagte: „Das iſt eine ſchöne Gerechtigkeit, die der Statthalter Gottes in Rom ausübt! Der Herzog, mein Gemahl, wollte dieſem Manne ſehr wohl wegen ſeiner Kunſt und ſeiner Tugenden und ſah nicht gern, daß er nach Rom zurückkehrte; er hätte ihn viel lieber bei ſich behalten.“ Und ſo ging ſie mit vielen verdrießlichen Worten hinweg. Die Gemahlinn des Herrn Peter Ludwig, welche Frau Pieronyma hieß, ging ſogleich zum Papſte, warf ſich, in Gegenwart vieler Cardinäle, ihm zu Füßen und ſagte ſo große Dinge, daß der Papſt ſich ſchämen mußte. Er verſetzte darauf: „Euch zu Liebe mag es hingehen! Auch ſind wir niemals übel gegen ihn geſinnt geweſen. So äußerte ſich der Papſt, weil ſoviel Cardinäle die Worte dieſer kühnen, bewundernswerthen Frau gehört hatten.

Ich aber befand mich in den ſchlimmſten Umſtänden. Das Herz ſchlug mir in Einem fort und auch Diejenigen, die den böſen Auftrag verrichten ſollten, waren mißbehaglich. Es ward immer ſpäter und endlich Tiſchzeit; da ging Jeder ſeiner Wege und mir brachte man auch zu eſſen. Darüber verwunderte ich mich und ſagte: Hier hat die Wahrheit mehr vermocht als der ſchlimme Einfluß der himmliſchen Geſtirne und ich bitte Gott, daß er, nach ſeinem Gefallen, mich von dieſem Unheil errette. Nun fing ich an zu eſſen; und wie ich mich vorher in mein großes Uebel gegeben hatte, ſchöpfte ich gleich wieder gute Hoffnung. Ich ſpeiſ'te mit viel Appetit und ſah und hörte Nichts weiter, bis in der erſten Stunde der Nacht; da kam der Bargell mit mehrern ſeiner Leute, ſetzte mich wieder in den Seſſel, worauf ſie mich Abends vorher an dieſen Ort getragen hatten und ſagte mir mit vielen freundlichen Worten, ich ſollte ruhig ſein; und den Häſchern befahl er: ſie ſollten mich wohl in Acht nehmen und nicht an meinen zerbrochenen Fuß ſtoßen. So trugen ſie mich in's Caſtell wieder zurück; und da wir auf der Höhe des Thurms waren, wo ein kleiner Hof iſt, hielten ſie ſtill.

Dreizehntes Capitel.

Darauf ließ ſich der Caſtellan, krank und elend, wie er war, gleichfalls an dieſen Ort tragen und ſagte: „Nicht wahr, ich habe Dich wieder?“ Ja, verſetzte ich: aber nicht wahr, ich bin Euch entkommen? Und wäre ich nicht unter päpſtlicher Treue um ein Bisthum, zwiſchen einem Venetianiſchen Cardinal und einem Römer Farneſe, verhandelt worden, welche Beide den heiligen Geſetzen ſehr das Geſicht zerkratzt haben, ſo hätteſt Du mich nicht wieder erwiſchen ſollen. Weil ſie ſich aber ſo ſchlecht betragen haben, ſo thue nun auch das Schlimmſte, was Du kannſt; denn ich bekümmere mich um Nichts mehr in der Welt. Da fing der arme Mann an gewaltig zu ſchreien und rief: „Wehe mir! Dem iſt Leben und Sterben einerlei; und er iſt noch kühner, als da er geſund war. Bringt ihn unter den Garten und redet mir nicht mehr von ihm; denn er iſt Urſache an meinem Tode.“

Man trug mich unter den Garten in ein

dunkles Behältniß, das ſehr feucht war, voll Tarantel und giftiger Würmer. Man warf mir eine Matratze von Werk auf die Erde, gab mir dieſen Abend Nichts zu eſſen und verſchloß mich mit vier Thüren. So blieb ich bis neunzehn Uhr des andern Tages; da brachte man mir zu eſſen und ich verlangte einige meiner Bücher zum Leſen. Ohne mir zu antworten, hinterbrachten ſie es dem Caſtellan, welcher gefragt hatte, was ich denn ſagte. Den andern Morgen reichten ſie mir eine Bibel und die Chronik des Villani. Ich verlangte noch einige andere Bücher, aber ſie ſagten mir: daraus würde Nichts werden; ich hätte an dieſen ſchon zu viel. So lebte ich, elend genug, auf der ganz verfaulten Matratze; denn in drei Tagen war Alles naß geworden. Wegen meines zerbrochenen Fußes konnte ich mich nicht regen; und wenn ich um meiner Nothdurft willen aus dem Bette mußte, ſo hatte ich mit großer Noth auf allen Vieren zu kriechen, um den Unrath nur nicht nahe zu haben.

Ungefähr anderthalb Stunden des Tages drang ein wenig Widerſchein durch ein kleines Loch in die unglückſeligſte Höhle. Nur dieſe kurze Zeit konnte ich leſen; übrigens war ich Tag und Nacht in der Finſterniß und nicht ohne Gedanken an Gott und unſere menſchliche Gebrechlichkeit. Ja, es ſchien mir gewiß, daß ich in wenigen Tagen mein unglückliches Leben auf dieſe Weiſe endigen würde. Ich tröſtete mich, ſo gut ich konnte und betrachtete, wie viel trauriger es geweſen wäre, dieſes Leben durch den ſchmerzlichen Tod des Henkerbeils zu endigen, als jetzt, da ich durch eine Art von Traum hinausgehen würde, den ich nach und nach angenehm fand. Denn ich fühlte meine Kräfte von Zeit zu Zeit abnehmen, bis meine gute Natur ſich an dieſes Fegefeuer gewöhnte.

Da ich nun einmal ſo weit gekommen war, faßte ich Muth, das unglaubliche Elend ſo lange zu erdulden, als meine Kräfte noch hinreichten. Ich fing die Bibel von Anfang an und ſo fuhr ich täglich mit Leſen und frommen Betrachtungen fort; und ich war ſo verliebt darein, daß ich nichts Anders gethan haben würde. Aber ſobald mir das Licht mangelte, fiel der Verdruß mich wieder an und quälte mich ſo, daß ich mehr als ein Mal entſchloſſen war, mich ſelbſt umzubringen. Weil ſie mir aber kein Meſſer gelaſſen hatten, ſo war die Sache ſchwer zu verrichten. Doch hatte ich unter Anderm einmal ein großes Holz zurechte geſtellt und wie eine Falle unterſtützt und wollte es auf meinen Kopf ſchlagen laſſen, ſo daß ich gewiß gleich todt geblieben wäre. Als ich nun das Geſtelle zurechte gemacht hatte und eben, um loszudrücken, die Hand hineinſtreckte, ward ich von einem unſichtbaren Weſen ergriffen und vier Ellen weit weggeworfen, worüber ich ſo erſchrak, daß ich für todt liegen blieb.

Dieſer Zuſtand dauerte von Tages Anbruch bis neunzehn Uhr, da ſie mir das Eſſen brachten. Sie mochten oft hin- und hergegangen ſein, ehe ich ſie bemerkte; denn zuletzt, als ich zu mir kam, hörte ich den Capitän Sandrino Monaldi, der im Hereintreten ſagte: „Welches Ende haben ſo ſeltene Tugenden genommen!“ Als ich dieſe Worte vernahm, ſchlug ich die Augen auf und ſah die Prieſter in ihren Chorhemden, welche antworten: „Ihr habt ja geſagt, daß er todt ſei.“ Darauf antwortete Bozza: „Für todt habe ich ihn gefunden und ſo ſagte ich's auch.“ Schnell huben ſie mich auf, nahmen die Matratze weg, die ganz faul und wie Nudeln geworden war, warfen ſie vor die Thür und erzählten den Vorfall dem Caſtellan, der mir eine andere Matratze geben ließ.

Da ich nun überlegte, was wohl geweſen ſein könnte, das mich von meinem Vorſatz abgehalten hatte, ſo konnte ich wohl denken, daß es eine göttliche Kraft ſei, die ſich meiner annähm'. Die Nacht darauf erſchien mir eine wunderſame Geſtalt im Traume; es war der ſchönſte Jüngling, er ſagte mir mit zorniger Stimme: „Weißt Du, wer Dir den Körper geliehen hat, den Du vor der Zeit verderben wollteſt?“ Mir ſchien, als antwortete ich, daß ich Alles nur Gott und der Natur ſchuldig ſei. Nun verſetzte er: „Du verachteſt ſeine Werke, indem Du ſie zerſtören willſt. Laß Dich von ihm führen und verliere die Hoffnung nicht auf ſeine Macht.“ Er fügte noch viele der herrlichſten Worte hinzu, deren ich mich nicht den tauſendſten Theil erinnere. Nun fing ich an zu betrachten, daß dieſe Engelsgeſtalt mir die Wahrheit geſagt habe. Ich ſah mich im Gefängniß um und erblickte einen verwitterten Ziegel; ich rieb die Ziegel gegen einander und machte eine Art Teig daraus; alsdann kroch ich an die Thür und arbeitete mit den Zähnen ſo lange, bis ich einen Splitter ablöſ'te und erwartete die Stunde, da mir das Licht in's Gefängniß kam, welches gegen Abend war. Dann fing ich an, ſo gut ich konnte, auf weiße Blätter, die an die Bibel angebunden waren, zu ſchreiben. Ich ſchalt meine Seelenkräfte, daß ſie nicht mehr in dieſem Leben bleiben wollten; ſie antworteten meinem Körper, daß ſie ſo viel dulden müßten und der Körper gab ihnen Hoffnung beſſerer Tage, und ſo brachte ich ein Geſpräch in Verſen zu Stande.

Nachdem ich mich alſo ſelbſt geſtärkt hatte, fühlte ich neue Kraft, fuhr fort, meine Bibel zu leſen und hatte meine Augen ſo an die Dunkelheit gewöhnt, daß ich nunmehr ſtatt anderti-

halb Stunden, ſchon drei leſen konnte. Ich betrachtete mit Erſtaunen die Gewalt des göttlichen Einfluſſes auf dieſe einfältigen Menſchen, die mit ſo großer Inbrunſt glaubten, daß Gott ihnen Alles zu Gefallen thun würde, was ſie ſich nur ausgedacht hatten; und ſo verſprach ich mir auch die Hulfe Gottes, ſowohl weil er ſo erhaben und gnädig, als auch, weil ich ſo unſchuldig ſei. Beſtändig, bald mit Gebet, bald mit Geſpräch, wendete ich mich zu Gott und fühlte ein ſo großes Vergnügen bei dieſen Gedanken, daß ich mich keines andern Verdruſſes erinnerte, den ich gehabt haben mochte. So ſang ich auch den ganzen Tag Pſalmen und viele andere meiner Gedichte, alle an Gott gerichtet. Nur machten mir meine Nägel, die immer fortwuchſen, das größte Uebel. Ich konnte mich nicht anrühren, ohne daß ſie mich verwundeten, noch mich ankleiden, ohne daß ſie inwendig oder auswendig hängen blieben und mir große Schmerzen verurſachten; auch fingen mir die Zähne an im Munde abzuſterben; und weil ſie ſich an den geſunden feſteten, ſo wurden ſie endlich ganz los in der Kinnlade und die Wurzeln wollten nicht mehr in ihren Einfaſſungen bleiben. Wenn ich Das merkte, zog ich ſie heraus, wie aus einer Scheide, ohne Schmerz und Blut, und ſo hatte ich leider viele verloren. Indeſſen ſchickte ich mich auch in dieſe neuen Uebel; bald ſang ich, bald betete ich; auch fing ich ein Gedicht zum Lob des Gefängniſſes an und erzählte in demſelben alle die Vorfälle, die mir begegnet waren.

Der gute Caſtellan ſchickte oft, heimlich zu vernehmen, was ich mache und ich hatte mich, eben den letzten Juli, mit mir ſelbſt ergetzt und mich des großen Feſtes erinnert, das man in Rom am erſten Auguſt feiert; ich ſagte zu mir: Alle vergangenen Jahre habe ich dieſes angenehme Feſt mit der vergänglichen Welt gefeiert, dieß Mal will ich es mit der Gottheit des Herrn zubringen. O, wie viel erfreulicher iſt Dieſes als Jenes! Die Abgeſchickten des Caſtellan's hörten dieſe Worte und ſagten ihm Alles wieder. Dieſer verſetzte mit unglaublichem Verdruſſe: „Bei Gott! Soll Dieſer, der in ſo großem Elend lebt, noch triumphiren, indeſſen ich bei aller Bequemlichkeit mich abzehre und dieß um ſeinetwillen ſterbe? Gehet geſchwind und werft ihn in die unterſte Höhle, wo man den Prediger Jojano verhungern ließ; vielleicht wird ſich ihm alsdann in dieſem elenden Zuſtande der Muthwille aus dem Kopf verlieren."

Sogleich kam Capitän Sandrino Monaldi mit ungefähr zwanzig Dienern des Caſtellan's in mein Gefängniß. Sie fanden mich auf meinen Knieen und ich kehrte mich nicht nach ihnen um, vielmehr betete ich einen Gott Vater an, von Engeln umgeben und einen auferweckten, triumphirenden Chriſtus, die ich mit einem Stückchen Kohle an die Mauer gezeichnet hatte, das ich in meinem Kerker von Schutt bedeckt fand.

Nachdem ich vier Monate rücklings auf dem Bette wegen des zerbrochenen Fußes gelegen und ſo oft geträumt hatte, die Engel kämen, mich zu heilen, ſo war ich zuletzt ganz geſund geworden, als wenn ich niemals beſchädigt geweſen wär'. Nun kamen ſo viele Bewaffnete zu mir und ſchienen ſich zu fürchten, wie vor einem giftigen Drachen. Darauf ſagte der Capitän: „Du hörſt doch, daß wir Leute genug ſind und mit großem Geräuſch zu Dir kommen; und Du wendeſt Dich nicht zu uns." Als ich dieſe Worte vernahm, dachte ich mir recht gut das Schlimmſte, was mir begegnen konnte; und indem ich mich ſogleich mit dem Uebel bekannt machte und mich dagegen ſtärkte, ſagte ich zu ihm: Zu dieſem Gott und König des Himmels habe ich meine Seele gewendet, meine Betrachtung, und alle meine Lebensgeiſter und Euch habe ich gerade Das zugekehrt, was Euch angehört. Was gut an mir iſt, ſeid Ihr nicht werth zu ſehen; deßwegen macht nun mit Dem, was Euer iſt, Alles was Ihr könnt.

Der Capitän, der nicht wußte, was ich thun wollte, ſchien furchtſam und ſagte zu vier der Stärkſten unter Allen: „Legt Eu're Waffen ab!" Als ſie es gethan hatten, rief er: „Schnell packt ihn an und faßt ihn; und wenn er der Teufel wär', ſo ſollten wir uns ſo ſehr nicht vor ihm fürchten; haltet ihn feſt, daß er Euch nicht entwiſche. So ward ich von ihnen überwältigt und übel behandelt und dachte mir viel was Schlimmeres als Das, was mir zubereitet war; da hub ich die Augen zu Chriſtus auf und ſagte: Gerechter Gott, der Du auf dem hohen Holze alle unſere Schulden bezahlt haſt, warum ſoll meine Unſchuld für Schulden büßen, die ich nicht kenne? Doch Dein Wille geſchehe!

Indeſſen trugen ſie mich fort bei'm Scheine der Fackel und ich glaubte, ſie wollten mich in die Fallklappe des Sammalo ſtürzen; ſo heißt ein fürchterlicher Ort, der Lebendige genug verſchlungen hat; denn ſie fallen in den Grund des Caſtell's hinunter, in einen Brunnen. Aber Das begegnete mir nicht und ich glaubte nun, recht gut davon zu kommen, weil ſie mich in die gedachte häßliche Höhle hineinſchleppten, wo Jojano verhungert war. Dort verließen ſie mich und thaten mir weiter kein Leids. Da ſang ich ein de Profundis, ein Miserere, ein in te Domine, und feierte den ganzen erſten Auguſt mit Gott und mein Herz jauchzte voll Hoffnung und Glauben.

Den zweiten Tag zogen ſie mich aus dieſem Loche und trugen mich dahin zurück, wo die

Zeichnungen der Bilder Gottes waren; und als ich dieſe wieder ſah, weinte ich in ihrer Gegenwart vor ſüßer Freude. Nun wollte der Caſtellan alle Tage wiſſen, was ich mache und was ich zu ſagen hätte. Der Papſt hatte den ganzen Vorgang vernommen, nicht weniger, daß die Aerzte dem Caſtellan ſchon den Tod verkündigt hätten. Darauf ſagte er: „Ehe mein Caſtellan ſtirbt, ſoll er auch den Benvenuto, der Schuld an ſeinem Tode iſt, nach ſeiner Art aus der Welt ſchaffen.“ Als der Caſtellan dieſe Worte aus dem Munde des Herrn Peter Ludwig's hörte, ſagte er zu Dieſem: „So will alſo der Papſt, daß ich meine Rache an Benvenuto nehmen ſoll? Er ſchenkt mir ihn? Gut, er ſoll nur ruhig ſein und mich gewähren laſſen.“

So ſchlimm nun die Geſinnungen des Papſtes gegen mich waren, ſo übel dachte auch der Caſtellan in dieſem Augenblicke gegen mich; und ſogleich kam das Unſichtbare, das mich vom Selbſtmord abgehalten hatte, wieder unſichtbar zu mir, ließ ſich aber mit lauter Stimme vernehmen, ſtieß mich an, daß ich mich aufrichtete und ſagte ſodann: „Wehe, mein Benvenuto! Eilig, eilig! Wende Dich mit Deinem gewohnten Gebet zu Gott und ſchreie heftig zu ihm.“ Ich erſchrack, warf mich auf die Knie' und ſagte viele meiner Gebete, dann den ganzen Pſalm: qui habitat in auditorio. Darauf ſprach ich mit Gott ein wenig und auf ein Mal ſagte eine helle und deutliche Stimme: „Ruhe nunmehr und fürchte Dich nicht.“ Dieſer Vorfall aber deutete darauf, daß der Caſtellan, der den abſcheulichſten Auftrag wegen meines Todes ſchon gegeben hatte, augenblicklich ſeinen Entſchluß wieder veränderte und ausrief: „Iſt Das nicht Benvenuto, den ich ſo ſehr vertheidigt habe, von dem ich ſo gewiß weiß, daß er unſchuldig iſt und dem alles dieſes Uebel widerrechtlich begegnet? Wie ſoll Gott Barmherzigkeit mit mir und meinen Sünden haben, wenn ich Denen nicht verzeihe, die auch mich äußerſt beleidigen? Warum ſoll ich einen guten und unſchuldigen Mann verletzen, der mir Dienſt und Ehre erwieſen hat? Nein, anſtatt ihn zu tödten, will ich ihm Leben und Freiheit verſchaffen und in meinem Teſtamente will ich verordnen, daß ihm Niemand Etwas wegen ſeines hieſigen Aufenthaltes abfordern ſoll; denn er hätte ſonſt eine große Zeche zu bezahlen.“ Das vernahm der Papſt und war darüber ſehr ungehalten.

Ich indeſſen ſetzte meine gewöhnlichen Gebete fort und meine Träume waren alle Nacht angenehmer und gefälliger, ſo daß ſie alle Einbildungskraft überſtiegen. Mir träumte immer, daß ich mich ſichtlich bei Dem befinde, den ich unſichtbar empfunden hatte und noch oft empfand; ich verlangte von ihm zur einzigen Gnade und bat ihn dringend: er möchte mich dahin führen, wo ich die Sonne ſehen könnte. Das ſei das einzige Verlangen, das ich habe; ich wollte alsdann zufrieden ſterben und allen Verdruß dieſes Gefängniſſes vergeſſen. Auch war der Jammer mein Freund und Geſell geworden und Nichts konnte mich mehr irre machen. Anfangs erwarteten die Anhänger des Caſtellan's, er ſolle mich nach ſeiner Drohung an den Mauerzacken hängen laſſen, von dem ich mich heruntergelaſſen hatte. Da ſie aber ſeine entgegengeſetzte Entſchließung ſahen, waren ſie verdrießlich, ſuchten mir auf alle Weiſe Furcht einzujagen und mich in Beſorgniß für mein Leben zu ſetzen. Das war ich aber, wie geſagt, Alles ſo gewohnt, daß ich Nichts fürchtete, daß Nichts mich rührte. Das einzige Verlangen blieb mir, daß ich möchte im Traum die Sonnenſcheibe erblicken.

Darauf waren ſtets meine großen Gebete gerichtet, in welchen ich Chriſtum inbrünſtig anrief und immer ſagte: O, wahrhaftiger Sohn Gottes! ich bitte Dich bei Deiner Geburt, bei Deinem Tod am Kreuze, bei Deiner herrlichen Auferſtehung, daß Du mich werth achteſt, die Sonne wieder zu ſehen, wo nicht wirklich, wenigſtens im Traume. Aber ſollteſt Du mich würdig halten, daß ich ſie mit meinen ſterblichen Augen wieder ſähe, ſo verſpreche ich, Dich an Deinem heiligen Grabe zu beſuchen. Dieſen Vorſatz faßte ich und that unter großen Gebeten dieſes Gelübde am zweiten October 1539.

Den andern Morgen war ich, bei Anbruch des Tages, etwa eine Stunde vor Sonnenaufgang, von meinem unglückſeligen Lager aufgeſtanden und hatte ein ſchlechtes Kleid angezogen; denn es fing an, kalt zu werden. Ich ſtand und betete andächtiger als ſonſt und ſagte zu Chriſto: er möchte mir wenigſtens durch göttliche Eingebung wiſſen laſſen, für welche Sünde ich ſo ſchwer zu büßen hätte? Denn da ſeine göttliche Majeſtät mich nicht einmal werth hielte, die Sonne nur im Traume zu ſehen, ſo bät' ich ihn bei aller ſeiner Kraft und Macht, daß er mir wenigſtens die Urſache meiner Leiden entdecken möchte. Kaum hatte ich dieſe Worte ausgeſprochen, als der Unſichtbare nach Art eines Windes mich ergriff und mich in ein Zimmer führte, wo er ſich mir ſichtbar in menſchlicher Geſtalt darſtellte als ein Jüngling, dem der Bart keimt, von wunderſamer und ſchöner Bildung, aber ernſt, nicht wollüſtig. Er deutete mir auf die vielen Menſchen in dem Saal und ſagte: „Du ſiehſt hier, die bisher geboren und geſtorben ſind.“ Ich fragte ihn, warum er mich hierher führe. Er ſagte: „Komm nur mit mir und Du wirſt es bald ſehen.“ Ich hatte in der Hand einen Dolch und ein Panzerhemd über

dem Leibe. So führte er mich durch den großen Saal und zeigte mir Diejenigen, die zu unendlichen Tausenden darin hin und wieder gingen. Er brachte mich immer vorwärts, ging endlich zu einer kleinen Thüre hinaus und ich hinter ihm drein. Wir kamen in eine Art von engem Gäßchen; und als er mich hinter sich da hinein aus dem Saale zog, fand ich mich entwaffnet, ich hatte ein weißes Hemd an, Nichts auf dem Haupte und stand zur rechten Seite meines Gefährten. Da ich mich auf diese Weise fand, verwunderte ich mich; denn ich kannte die Straße nicht. Und als ich die Augen erhob, sah ich den Theil einer Mauer, wider den die Sonne schien; es war, als wenn ich nahe an einem großen Gebäude stünde. Da sagte ich: O, mein Freund! Wie mache ich es wohl, um mich so hoch in die Höhe zu heben, daß ich die Scheibe der Sonne selbst sehen kann? Da zeigte er mir einige Stufen, die zu meiner Rechten waren und sagte mir: „Steige Du nur allein da hinauf.“ Ich entfernte mich von ihm ein wenig und stieg einige Stufen rückwärts hinauf und nach und nach entdeckte ich die Nähe der Sonne; so eilte ich, auf gedachte Art immer höher zu steigen und entdeckte zuletzt den ganzen Kreis der Sonne. Die Gewalt der Strahlen nöthigte mich, wie gewöhnlich die Augen zu schließen; aber ich erholte mich bald, öffnete die Augen wieder, sah unverwandt nach ihr und sagte: O, meine Sonne, nach der ich so lange mich gesehnt habe; ich will nun weiter Nichts sehen, wenn auch Deine Strahlen mich blind machen sollten! Und so blieb ich mit festem Blick stehen.

Nach einer kurzen Zeit bemerkte ich, daß die ganze Gewalt der Strahlen sich auf die linke Seite der Sonne warf und die Scheibe ganz rein und klar blieb. Ich betrachtete die besondere Gnade, welche Gott mir diesen Morgen erzeigte und sagte mit starker Stimme: Wie wunderbar ist Deine Macht! wie herrlich Deine Kraft! Und wie viel größer ist Deine Gnade, als ich nie erwartete! Mir schien die Sonne, ohne ihre Strahlen, vollkommen wie ein Bad des reinsten Goldes. Indessen ich diesen merkwürdigen Gegenstand betrachtete, sah ich, daß die Mitte des Kreises sich aufblähte und in die Höhe strebte; auf ein Mal erzeugte sich ein Christus am Kreuz aus derselben Materie, woraus die Sonne war, so schön und gefällig gebildet und von dem gütigsten Anblick, so daß der menschliche Geist ihn nicht den tausendsten Theil so schön hätte erfinnen können. Indessen ich ihn betrachtete, rief ich laut: Wunder! o Wunder! gnädiger und allvermögender Gott, was machst Du mich würdig, diesen Morgen zu sehn? Indessen ich nun so betrachtete und sprach, bewegte sich Christus nach der Gegend, wo sich vorher die Strahlen hingezogen hatten und die Mitte der Sonne fing abermals an, sich aufzublähen. Diese Bewegung machte eine Weile und verwandelte sich schnell in die Gestalt der schönsten heiligen Jungfrau. Sie saß erhaben, ihren Sohn auf dem Arm, in der gefälligsten Stellung und gleichsam lächelnd. An beiden Seiten standen zwei Engel von solcher Schönheit, als die Einbildungskraft nicht erreicht. Auch sah ich in der Sonne zur rechten Hand eine Gestalt, nach Art eines Priesters gekleidet, der mir den Rücken zukehrte und gegen jene Mutter Gottes hinblickte. Alles Dieses sah ich klar und wirklich und dankte beständig Gott mit lauter Stimme.

Nachdem ich diese wunderbaren Dinge etwas über den achten Theil einer Stunde vor den Augen gehabt hatte, entfernten sie sich; und ich ward wieder auf mein Lager zurückgetragen. Sogleich rief ich mit lauter Stimme: Die Kraft Gottes hat mich gewürdigt, mir seine ganze Herrlichkeit zu zeigen, wie sie vielleicht kein anderes sterbliches Auge gesehen hat. Nun erkenne ich, daß ich frei und glücklich bin und in der Gnade Gottes stehe und ihr andern Bösewichter werdet unglücklich und in seiner Ungnade bleiben. Wißt nur, — ich bin ganz gewiß! — am Allerheiligen-Tage, als an meinem Geburtstage, genau den ersten November, Nachts um Viere, werdet Ihr genöthigt sein, mich aus diesem finstern Kerker zu befreien. Weniger werdet Ihr nicht thun können; denn ich habe es mit meinen Augen an dem Throne Gottes gesehen. Der Priester, welcher gegen den Herrn gekehrt stand und mir den Rücken wies, war Sanct Peter selbst, der für mich sprach und sich schämte, daß man in seinem Hause Christen so schändlich begegne. Sagt es nur, wem Ihr wollt! Niemand hat Gewalt, mir weiter ein Uebel anzuthun; sagt nur Eurem Herrn, er soll mir Wachs oder Papier geben, daß ich die Herrlichkeit Gottes ausdrücken kann, die ich gesehen habe. Wahrlich, ich will es thun!

Der Castellan, obgleich die Aerzte keine Hoffnung mehr zu seiner Genesung hatten, war doch wieder ganz zu sich gekommen und die Launen seiner jährlichen Tollheit hatten ihn ganz und gar verlassen. Da er nun allein für seine Seele besorgt war, machte ihm sein Gewissen Vorwürfe und er überzeugte sich, daß man mir, sowohl vorher als bis auf diesen Augenblick, großes Unrecht angethan hatte. Er ließ deßwegen den Papst von den großen Dingen berichten, die ich verkündigte. Der Papst, als Einer, der Nichts glaubte, weder an Gott noch an sonst was, ließ ihm antworten: ich sei toll geworden und er solle nur, so gut er könne, für seine Gesundheit sorgen. Als der Castellan diese

Antwort hörte, ließ er mich trösten, schickte mir Schreibzeug, Wachs und Petschaftchen mit vielen freundlichen Worten, die mir einer seiner Diener hinterbrachte, der mir wohlwollte. Dieser war ganz das Gegentheil von den andern sieben Schelmen, die mich gerne todt gesehen hätten. Ich nahm das Papier und das Wachs, fing an zu arbeiten und schrieb dabei folgendes Sonett, das ich an den Castellan richtete:

Und vor die Seele Dir, mein Herr, zu bringen,
Welch Wunder diese Tage Gott mir schickte,
Welch herrliches Gesicht mich hoch entzückte,
Wünscht' ich die Kraft, ein himmlisch' Lied zu singen.

O, möchte nur zum heiligen Vater dringen,
Wie mich die Macht der Gottheit selig beglückte,
Aus meiner dumpfen Wohnung mich entrückte!
Er würde meine große Noth bezwingen.

Die Thore sprängen auf, ich könnte gehen,
Und Haß und Wuth entflöh'n: die grimmig wilden,
Sie könnten künftig meinen Weg nicht hindern.

Ach, laß mich nur das Licht des Tages sehen,
Mit meiner Hand die Wunder nachzubilden!
Schon wurden meine Schmerzen sich vermindern.

Den andern Tag brachte mir derselbe Diener zu essen; ich gab ihm das Gedicht, das er heimlich, ohne daß es die übrigen bösartigen Leute bemerken konnten, dem Castellan überbrachte, der mich gern losgelassen hätte; denn er glaubte, das Unrecht, das er mir angethan habe, sei die eigentliche Ursache seines Todes. Er las das Sonett mehr als ein Mal, das weder Begriffe noch Worte eines Wahnsinnigen, vielmehr eines guten und braven Mannes enthielt; und sogleich befahl er seinem Secretär, es dem Papste zu bringen, es in seine eigenen Hände zu geben und ihn zugleich um meine Freiheit zu bitten.

Hierauf schickte mir der Castellan Licht für Tag und Nacht, mit allen Bequemlichkeiten, die man an solchem Orte verlangen konnte; und so fing ich an, das Ungemach meines Lebens zu verbessern, das auf das Höchste gestiegen war. Der Papst las das Sonett und ließ dem Castellan sagen: er werde bald Etwas thun, das ihm angenehm sein würde. Und gewiß, der Papst hätte mich gerne gehen lassen, hätte ich nicht um Herrn Peter Ludwig's willen, selbst gegen die Neigung des Vaters, müssen verwahrt bleiben.

Ich hatte jenes wunderbare Wunder gezeichnet und bossirt; indessen nahte sich der Tod des Castellan's und er schickte mir, am Allerheiligen-Tage des Morgens, durch Peter Ugolino, seinen Neffen, einige Juwelen zu beschauen. Als ich sie erblickte, sagte ich sogleich: Das ist das Wahrzeichen meiner Freiheit! Darauf versetzte der Jüngling, der sehr wenig zu sprechen pflegte: „Daran denke nur nicht, Benvenuto!" Darauf versetzte ich: Trage Deine Juwelen weg; denn ich bin so zugerichtet, daß ich nur in der Dämmerung dieser finstern Höhle sehen kann, in welcher sich die Eigenschaft der Juwelen nicht erkennen läßt. Aber ich werde bald aus diesem Gefängniß herausgehen; denn der ganze Tag wird nicht verstreichen, so werdet Ihr mich abholen; Das soll und muß geschehen und Ihr werdet nicht weniger thun können." Da ging Jener weg und ließ mich wieder einschließen. Nach Verlauf etwa zweier Stunden kam er wieder zu mir, ohne Bewaffnete, mit zwei Knaben, die mich unterstützen sollten; und so führte er mich in die weiten Zimmer, in denen ich vorher gewesen war, nämlich im Jahr 1538, und verschaffte mir daselbst alle Bequemlichkeit, die ich verlangte.

Wenige Tage darauf unterlag der Castellan, der mich in Freiheit glaubte, seinem großen Uebel und verließ das gegenwärtige Leben. An seine Stelle kam Herr Antonio Ugolini, sein Bruder, der ihm vorgespiegelt hatte, als habe er mich gehen lassen. Dieser Herr Antonio, soviel ich nachher vernahm, hatte Befehl vom Papste, mich in diesem weiten Gefängniß zu behalten, bis er ihm sagen würde, was mit mir geschehen sollte.

Obgedachter Herr Durante von Brescia hatte sich dagegen mit jenem Soldaten, dem Apotheker von Prato, verabredet, mir irgend einen Saft in dem Essen beizubringen, der mich nicht gleich, sondern etwa in vier bis fünf Monaten tödtete. Nun dachten sie sich aus, sie wollten mir gestoßene Diamanten unter die Speise mischen, was an und für sich keine Art von Gift ist, aber wegen seiner unschätzbaren Härte die allerschärfsten Ecken behält, und nicht etwa wie die andern Steine, wenn man sie stößt, gewissermaßen rundlich wird. Kömmt er nun mit den übrigen Speisen so scharf und spitzig in den Körper, so hängt er sich bei der Verdauung an die Häute des Magens und der Eingeweide und nach und nach, wenn andere Speisen darauf drücken, durchlöchert er die Theile mit der Zeit und man stirbt daran, anstatt daß jede andere Art von Steinen oder Glas keine Gewalt hat, sich anzuhängen und mit dem Essen fortgeht.

Wie gesagt, gab Herr Durante einen Diamanten von einigem Werthe einer Wache; die sollte ihn, wie ich nachher vernahm, einem gewissen Lione von Arezzo, einem Goldschmied, meinem großen Feinde, um den Stein in Pulver zu verwandeln, gebracht haben. Da nun dieser Lione sehr arm war und der Diamant doch manche zehn Scudi werth sein mochte, gab er ein falsches Pulver anstatt des gestoßenen Steins, das sie mir denn auch sogleich zu Mittage an alle Essen thaten, an den Salat, an das Ragout und die Suppe. Ich speis'te mit

gutem Appetit; denn ich hatte den Abend vorher gefastet und es war ein Sonntag. Und ob ich gleich Etwas unter den Zähnen knirschen fühlte, so dachte ich doch nicht an solche Schelmstücke. Nach Tische, als ein wenig Salat in der Schüssel übriggeblieben war, betrachtete ich einige Splitterchen, die sich daran befanden. Sogleich ergriff ich sie und brachte sie an's helle Fenster; ich erinnerte mich, indem ich sie betrachtete, wie außerordentlich die Speisen geknirscht hatten und, soviel meine Augen urtheilen konnten, glaubte ich schnell, es sei gestoßener Diamant. Ich hielt mich nun entschieden für ein Kind des Todes und wendete mich schmerzlich zum heiligen Gebete; und da ich mich in mein Schicksal ergeben hatte, betete ich zu Gott und dankte ihm für einen so leichten Tod. Da doch einmal meine Sterne es so bestimmt hatten, so schien es mir ein gutes Loos, auf eine so bequeme Weise aus der Welt zu gehen. Als ich nun die Welt und meine Lebenszeit gesegnet hatte, wendete ich mich mit meinem Gedanken zu dem bessern Reiche, das ich mit der Gnade Gottes erlangt zu haben hoffte; und in diesen Gedanken rieb ich einige sehr feine Körner zwischen den Fingern, die ich ganz gewiß für Diamant hielt.

Wie nun die Hoffnung nimmer stirbt, so regten sich auch bei mir einige eitle Lebensgedanken. Ich legte die gedachten Körnchen auf eine eiserne Fensterstange und drückte stark mit dem flachen Messer darauf. Da fühlte ich, daß der Stein sich zerrieb; und als ich recht genau darauf sah, fand ich auch, daß es sich also verhielt und sogleich erquickte ich mich wieder mit neuer Hoffnung. Die Feindschaft des Herrn Durante sollte mir nicht schaden; es war ein schlechter Stein, der mir nicht das geringste Leid zufügen konnte; und wie ich vorher entschlossen war, ruhig zu sein und auf diese Weise in Frieden zu sterben so machte ich nun auf's Neue meine Plane und überlegte, was zu thun sei. Aber ich hatte vor allen Dingen Gott zu loben und die Armuth zu segnen, die, wie sie öfters den Menschen den Tod bringt, nun die Ursache meines Lebens war. Denn Herr Durante, mein Feind, oder wer er auch sein mochte, hatte seinen Endzweck nicht erreicht. Lione hatte den Stein nicht gestoßen, sondern ihn aus Armuth für sich behalten, für mich aber zerrieb er einen geringen Beryll von wenigem Werth; vielleicht dachte er, weil es auch ein Stein sei, thue er dieselbigen Dienste.

Zu der Zeit war der Bischof von Pavia, Bruder des Grafen San Secondo, Monsignor de Rossi von Parma genannt, gleichfalls Gefangener im Castell. Ich rief ihm mit lauter Stimme und sagte, daß die Schelmen, mich umzubringen, mir einen gestoßenen Diamanten unter das Essen gemischt hätten. Ich ließ ihn durch einen seiner Diener Etwas von dem übergebliebenen Pulver zeigen und sagte ihm nicht, daß ich es für keinen gestoßenen Diamanten erkenne, vielmehr, daß sie mich gewiß nach dem Tode des guten Castellan's vergiftet hätten. Ich bat ihn, er möchte mir für meine wenige Lebenszeit nur des Tages eins von seinen Broden geben; denn ich hätte mir vorgenommen, Nichts zu essen, was von ihnen käme und er versprach mir, von seinem Essen zu schicken. Dieser Bischof war gefangen wegen einer Art von Verschwörung, die er in Pavia gemacht hatte und ich, weil er so sehr mein Freund war, vertraute mich ihm.

Herr Antonio, der neue Castellan, der gewiß Nichts von der Sache wußte, machte großen Lärm; und auch er wollte den gestoßenen Stein sehen, den er gleichfalls für Diamant hielt. Doch, da er glaubte, der Anschlag käm' vom Papste, ging er leicht darüber weg und die Sache ward als ein Zufall behandelt.

Ich aß nunmehr die Speisen, welche mir der Bischof sandte, schrieb beständig an meinem Gedichte über das Gefängniß und setzte täglich Punct vor Punct die Begebenheiten hinzu, die sich zutrugen. Inzwischen schickte mir der Castellan mein Essen durch jenen Johannes, den ehe-ligen Apotheker-Jungen von Prato, der nun hier Soldat war. Dieser, mein größter Feind, hatte mir eben den gestoßenen Diamanten gebracht und ich sagte ihm, daß ich nicht eher von seinen Speisen essen würde, ehe er sie mir credenzt hätte. Er sagte darauf: Das geschähe wohl dem Papste! Ich versetzte ihm: wie eigentlich Edelleute verbunden seien, einem Papst zu credenzen, so sei er, Soldat, Apotheker und Bauer von Prato schuldig, einem Florentiner Meinesgleichen aufzuwarten. Darüber sagte er mir harte Worte und ich erwiederte sie. Nun schämte sich Herr Antonio einiger Maßen über Das, was vorgegangen war; und weil er Lust hatte, mich alle Kosten zahlen zu lassen, die mir von dem guten verstorbenen Castellan schon geschenkt waren, wählte er unter seinen Dienern einen andern, der mir wohlwollte und schickte mir das Essen durch ihn, der mir mit vieler Gefälligkeit jedes Mal credenzte. Auch sagte er mir alle Tage, daß der Papst beständig vom Herrn von Morlüc angegangen werde, der von Seiten des Königs mich unablässig zurückverlangte, wobei der Papst wenig Lust zeige, mich herauszugeben, ja daß sogar Cardinal Farnese, sonst mein so großer Freund und Patron, sollte gesagt haben: ich würde wohl noch eine Weile mich gedulden müssen. Worauf ich versetzte: und ich werde ihnen Allen zum Trotz doch frei werden. Der gute Mensch bat mich, ich möchte still sein, daß Niemand so Etwas höre; denn es könne mir großen Schaden bringen; und mein

Vertrauen auf Gott möchte ich doch ja im Stillen erhalten und mich damit ſtärken. Ich antwortete ihm darauf: Die Kraft Gottes hat keine Furcht vor der böſartigen Ungerechtigkeit!

Drittes Buch.

Erſtes Capitel.

So vergingen wenige Tage, als der Cardinal von Ferrara in Rom erſchien, der, als er dem Papſt ſeine Aufwartung machte, ſo lange bei ihm aufgehalten wurde, bis die Stunde des Abendeſſens kam. Nun war der Papſt ein ſehr kluger Mann und wollte bequem mit dem Cardinal über die Franzoſereien ſprechen, weil man bei ſolchen Gelegenheiten ſich freier über viele Dinge als ſonſt herauslässt. Der Cardinal, indem er von der großmüthigen und freigebigen Art des Königs, die er genugſam kannte, ſehr ausführlich ſprach, gefiel dem Papſte außerordentlich, der ſich, wie er alle Woche ein Mal that, bei dieſer Gelegenheit betrank, von welchem Rauſch er ſich denn gewöhnlich ſogleich befreite, indem er Alles wieder von ſich gab.

Da der Cardinal die gute Dispoſition des Papſtes bemerkte, bei welcher wohl eine gnädige Gewährung zu hoffen war, verlangte er mich von Seiten des Königs auf das Nachdrücklichſte und verſicherte, daß Seine Majeſtät auf das Lebhafteſte nach mir begehre. Da nun der Papſt ſich nahe an der Zeit fühlte, wo er ſich zu übergeben pflegte, auch ſonſt der Wein ſeine Wirkungen äußerte, ſo ſagte er mit großem Lachen zum Cardinal: „Nun ſollt Ihr ihn gleich mit Euch nach Hauſe führen.“ Darauf gab er ſeinen beſondern Befehl und ſtand vom Tiſche auf. Sogleich ſchickte der Cardinal nach mir, ehe es Herr Peter Ludwig erführe; denn Der hätte mich auf keine Weiſe aus dem Gefängniß gelaſſen. Es kam der Befehl des Papſtes und zwei der erſten Edelleute des Cardinal's Ferrara; nach vier Uhr in der Nacht befreiten ſie mich aus dem Gefängniſſe und führten mich vor den Cardinal, der mich mit unſchätzbarer Freundſchaft empfing, mich gut einquartiren und ſonſt auf's Beſte verſorgen ließ. Herr Antonio, der neue Caſtellan verlangte, daß ich alle Koſten nebſt allen Trinkgeldern für den Bargell und dergleichen Leute bezahlen ſollte und wollte Nichts von allem Dem beobachtet wiſſen, was ſein Bruder, der Caſtellan, zu meinen Gunſten verordnet hatte. Das koſtete mich noch manche zehn Scudi.

Der Cardinal aber ſagte mir: ich ſolle nur guten Muthes ſein und mich wohl in Acht nehmen, wenn mir mein Leben lieb ſei: denn wenn er mich nicht ſelbigen Abend aus dem Gefängniß gebracht hätte, ſo wär' ich wohl niemals herausgekommen; er höre ſchon, daß der Papſt ſich beklage, mich losgelaſſen zu haben.

Nun muß ich noch einiger Vorfälle rückwärts gedenken, damit verſchiedene Dinge deutlich werden, deren ich in meinem Gedicht erwähne.

Als ich mich einige Tage in dem Zimmer des Cardinal's Cornaro aufhielt und nachher, als ich in dem geheimen Garten des Papſtes war, beſuchte mich unter andern werthen Freunden ein Caſſier des Herrn Bindo Altoviti, der Bernhard Gallazzi hieß, dem ich den Werth von einigen hundert Scudi vertraut hatte. Er kam zu mir im geheimen Garten des Papſtes und wollte mir Alles zurückgeben; ich aber verſetzte: ich wüßte meine Baarſchaft keinem liebern Freunde zu geben, noch ſie an einen Ort zu legen, wo ſie ſicherer ſtünde. Da wollte er mir das Geld mit Gewalt aufdringen und ich hatte Noth, ihn zu bewegen, daß er es behielt. Da ich nun aus dem Caſtell befreit wurde, fand ſich's, daß er verdorben war und ich verlor meine Baarſchaft.

Ferner hatte ich noch im Gefängniß einen ſchrecklichen Traum, als wenn mir Jemand mit der Feder Worte von der größten Bedeutung an die Stirn ſchrieb und mir drei Mal ſagte: ich ſollte ſchweigen und Niemand Nichts davon entdecken.

So erzählte man mir auch, ohne daß ich wußte, wer es war, Alles, was in der Folge Herrn Peter Ludwig begegnete, ſo deutlich und genau, daß ich nichts Anders glauben konnte, als ein Engel des Himmels habe es mir offenbaret.

Dann muß ich noch eine Sache nicht zurücklaſſen, die größer iſt, als daß ſie einem andern Menſchen begegnet wäre, ein Zeichen, daß Gott mich losgeſprochen und mir ſeine Geheimniſſe ſelbſt offenbaret hat. Denn ſeit der Zeit, daß ich jene himmliſchen Gegenſtände geſehen, iſt mir ein Schein um's Haupt geblieben, den Jedermann ſehen konnte, ob ich ihn gleich nur Wenigen gezeigt habe.

Dieſen Schein ſieht man des Morgens über meinem Schatten, wenn die Sonne aufgeht und etwa zwei Stunden darnach. Am Beſten ſieht man ihn, wenn ein leichter Thau auf dem Graſe liegt, imgleichen Abends bei Sonnenuntergang. Ich bemerkte ihn in Frankreich, in Paris, weil die Luft in jener Gegend viel reiner von Nebeln iſt, ſo daß man den Schein viel ausdrücklicher ſah, als in Italien, wo die Nebel viel häufiger ſind; Deſſen ungeachtet aber ſeh' ich ihn auf alle Weiſe und kann ihn auch Andern zeigen, nur nicht ſo gut, wie in jenen Gegenden.

Zweites Capitel.

Als ich nun so im Palast des Cardinal's von Ferrara mich befand, gern von Jedermann gesehen und noch weit mehr besucht als vorher, verwunderten sich Alle, daß ich aus so unglaublichem Unglück, in welchem ich gelebt hatte, wieder gerettet sei. Indessen ich nun mich wieder erholte, machte es mir das größte Vergnügen, meine Verse auszuarbeiten; denn um besser wieder zu Kräften zu kommen, nahm ich mir einst vor, wieder der freien Luft zu genießen, wozu mir mein guter Cardinal Freiheit und Pferde gab. Und so ritt ich mit zwei Römischen Jünglingen, deren einer von meiner Kunst war, der andere aber uns nur gern Gesellschaft leistete, von Rom weg und nach Tagliacozzo, meinem Lehrling Ascanio zu besuchen. Ich fand ihn mit Vater, Geschwistern und Stiefmutter, welche mich zwei Tage auf das Freundschaftlichste bewirtheten. Ich kehrte darauf nach Rom zurück und nahm den Ascanio mit mir. Unterwegs fingen wir an, von der Kunst zu sprechen, dergestalt, daß ich die lebhafteste Begierde fühlte, wieder nach Rom zu kommen, um meine Arbeiten anzufangen. Nach meiner Rückkunft schickte ich mich auch sogleich dazu an und fand ein silbernes Becken, das ich für den Cardinal angefangen hatte, ehe ich eingekerkert wurde; daran ließ ich obgedachten Paul arbeiten. Ein schöner Pocal aber, den ich zugleich mit diesem Becken in Arbeit genommen hatte, war mir indessen mit einer Menge anderer Sachen von Werth gestohlen worden. Ich fing ihn nun wieder von vorn an. Er war mit runden, halberhabenen Figuren geziert; desgleichen hatte ich auch auf dem Becken runde Figuren und Fische von halberhabener Arbeit vorgestellt, so daß Jeder, der es sah, sich verwundern mußte, sowohl über die Gewalt des Geistes und der Erfindung, als über die Sorgfalt und Reinlichkeit, welche die jungen Leute bei diesen Werken anwendeten.

Der Cardinal kam wenigstens alle Tage zwei Mal mit Herrn Ludwig Alamanni und Herrn Gabriel Cesano und man brachte einige Stunden vergnügt zu, ob ich gleich genug zu thun hatte. Er überhäufte mich mit neuen Werken und gab mir sein großes Siegel zu arbeiten, welches die Größe der Hand eines Knaben von zwölf Jahren hatte; darein grub ich zwei Geschichten, ein Mal, wie St. Johannes in der Wüste predigte, und dann, wie St. Ambrosius die Arianer verjagte; er war auf einem Pferde vorgestellt mit der Geißel in der Hand, von so hoher und guter Zeichnung und so sauber gearbeitet, daß Jedermann sagte: ich habe den großen Lautitie übertroffen, der sich nur allein mit dieser Art Arbeiten abgab. Der Cardinal war stolz, sein Siegel mit den Siegeln der übrigen Cardinäle zu vergleichen, welche gedachter Meister saß alle gearbeitet hatte.

So ward mir auch von dem Cardinal und den zwei obgedachten Herren aufgetragen, ein Salzgefäß zu machen; es sollte sich aber von der gewöhnlichen Art entfernen. Herr Ludwig sagte bei Gelegenheit dieses Salzfasses viele verwunderswürdige Dinge, sowie auch Herr Gabriel Cesano die schönsten Gedanken über denselben Gegenstand vorbrachte. Der Cardinal hörte gnädig zu und sehr zufrieden; von den Zeichnungen, welche die beiden Herren mit Worten gemacht hatten, sagte er zu mir: „Benvenuto, die beiden Vorschläge gefallen mir so sehr, daß ich nicht weiß, von welchem ich mich trennen soll; deswegen magst Du entscheiden, der Du sie in's Werk zu setzen hast.“ Darauf sagte ich: Es ist bekannt, meine Herren, von welcher großen Bedeutung die Könige und Kaiser sind, und in was für einem göttlichen Glanz sie erscheinen. Dessen ungeachtet, wenn Ihr einen armen, geringen Schäfer fragt, zu wem er mehr Liebe und Neigung empfinde, zu diesen Prinzen oder zu seinen eigenen Kindern: so wird er gewiß gestehen, daß er diese Letztern vorziehe. So habe ich auch eine große Vorliebe für meine eigenen Geburten, die ich durch meine Kunst hervorbringe; daher, was ich Euch zuerst vorlegen werde, hochwürdigster Herr und Gönner, Das wird ein Werk nach meiner eigenen Erfindung sein; denn manche Sachen sind leicht zu sagen, die nachher, wenn sie ausgeführt werden, keineswegs gut lassen. Und so wendete ich mich zu den beiden trefflichen Männern und versetzte: Ihr habt gesagt und ich will thun. Darauf lächelte Herr Ludwig Alamanni und erwiederte mit der größten Anmuth viele treffliche Worte zu meiner Gunst; und es stand ihm sehr wohl an; denn er war schön anzusehen, von Körper wohlgestaltet und hatte eine gefällige Stimme. Herr Gabriel Cesano war gerade das Gegentheil, so häßlich und ungefällig, und nach seiner Gestalt sprach er auch.

Herr Ludwig hatte mit Worten gezeichnet, daß ich Venus und Cupido vorstellen sollte mit allerlei Galanterien umher, und Alles sehr schicklich; Herr Gabriel hatte angegeben, ich solle eine Amphitrite vorstellen mit Tritonen und mehreren Dingen, alle gut zu sagen, aber nicht zu machen. Ich hingegen nahm einen runden Untersatz, ungefähr zwei Drittel einer Elle, und darauf, um zu zeigen, wie das Meer sich mit der Erde verbindet, machte ich zwei Figuren einen guten Palm groß, die mit verschränkten Füßen gegen einander saßen, sowie man die Arme des Meeres in die Erde hineinlaufen

ſteht. Das Meer, als Mann gebildet, hielt ein reich gearbeitetes Schiff, welches Salz genug faſſen konnte, darunter hatte ich vier Seepferde angebracht und der Figur in die rechte Hand den Dreizack gegeben; die Erde hatte ich weiblich gebildet, von ſo ſchöner Geſtalt und ſo anmuthig, als ich nur wußte und konnte. Ich hatte neben ſie einen reichen, verzierten Tempel auf den Boden geſtellt, der den Pfeffer enthalten ſollte. Sie lehnte ſich mit einer Hand darauf und in der andern hielt ſie das Horn des Ueberfluſſes mit allen Schönheiten geziert, die ich nur in der Welt wußte. Auf derſelben Seite waren die ſchönſten Thiere vorgeſtellt, welche die Erde hervorbringt, und auf der andern, unterhalb der Figur des Meeres, hatte ich die beſten Arten von Fiſchen und Muſcheln angebracht, die nur in dem kleinen Raum Statt finden konnten; übrigens machte ich an dem Oval ringsum die allerherrlichſten Zierathen.

Als nun darauf der Cardinal mit ſeinen zwei trefflichen Begleitern kam, brachte ich das Modell von Wachs hervor, worüber ſogleich Herr Gabriel Cesano mit großem Lärm herfiel und ſagte: „Das Werk iſt in zehn Menſchenleben nicht zu vollenden; und Ihr wollt, hochwürdigſter Herr, es doch in Euerm Leben noch fertig ſehen? Ihr werdet wohl vergebens darauf warten. Benvenuto will Euch von ſeinen Söhnen zeigen, nicht geben; wir haben doch wenigſtens Dinge geſagt, die gemacht werden konnten, er zeigt Dinge, die man nicht machen kann.“ Darauf nahm Herr Ludwig Alamanni meine Partie; der Cardinal aber ſagte: er wolle ſich auf ein ſo großes Unternehmen nicht einlaſſen. Da verſetzte ich: Hochwürdigſter Herr, ich ſage voll Zuverſicht, daß ich das Werk für Den zu endigen hoffe, der es beſtellen wird. Ihr ſollt es Alle noch hundert Mal reicher als das Modell vor Augen ſehen, und ich hoffe mit der Zeit noch mehr als Das zu machen. Darauf verſetzte der Cardinal mit einiger Lebhaftigkeit: „Wenn Du es nicht für den König machſt, zu dem ich Dich führe, ſo glaube ich nicht, daß Du es für einen andern zu Stande bringſt.“ Sogleich zeigte er mir den Brief, worin der König in einem Ablage ſchrieb: er ſolle geſchwind wieder kommen und Benvenuto mitbringen. Da hob ich die Hände gen Himmel und rief: O, wann wird das Geſchwinde doch kommen? Der Cardinal ſagte: ich ſollte mich einrichten und meine Sachen in Rom in Ordnung bringen, und zwar innerhalb zehn Tagen.

Als die Zeit der Abreiſe herbeikam, ſchenkte er mir ein ſchönes und gutes Pferd, das Lorenz hieß, weil der Cardinal dieſes Namens es ihm geſchenkt hatte; auch Paul und Ascanio, meine Schüler, wurden mit Pferden verſehen. Der Cardinal theilte ſeinen Hof, der ſehr groß war; den einen, edlern Theil nahm er mit ſich auf den Weg nach der Romagna, um die Madonna von Loretto zu beſuchen und alsdann nach Ferrara, in ſein Haus zu gehen; den andern Theil ſchickte er gegen Florenz; das war der größte und dabei ſeine ſchönſte Reiterei. Er ſagte mir: wenn ich auf der Reiſe über ſein wollte, ſo ſollte ich ſie mit ihm zurückkriegen, wo nicht, ſo könnte ich in Lebensgefahr gerathen. Ich gab mein Wort, daß ich mit ihm gehen wollte; aber weil Alles geſchehen muß, was im Himmel beſchloſſen iſt, ſo gefiel es Gott, daß mir meine arme leibliche Schweſter in den Sinn kam, die ſo viele Betrübniß über mein großes Uebel gehabt hatte; auch erinnerte ich mich meiner Nichten, die in Viterbo Nonnen waren, die eine Aebtiſſinn, die andere Schaffnerinn, ſo daß ſie die reiche Abtei gleichſam beherrſchten. Sie hatten auch um meinetwillen ſo viele ſchwere Leiden erduldet und für mich ſo viel gebetet, daß ich für gewiß glaube, meine Befreiung habe ich der Frömmigkeit dieſer guten Mädchen zu verdanken.

Da ich das Alles bedachte, beſchloß ich, nach Florenz zu gehen und ſtatt daß ich auf dieſem Wege, ſowie auf dem andern, mit den Leuten des Cardinal's die Reiſe hätte umſonſt machen können, ſo gefiel es mir noch beſſer, für mich und in anderer Geſellſchaft zu gehen. Den heiligen Montag reiſten wir zu Drei' von Rom ab; in Monteroſi traf ich Meiſter Cherubin, einen trefflichen Juwelier, meinen ſehr guten Freund und glaubte, weil ich öffentlich geſagt hatte, ich würde mit dem Cardinal gehen, ſeiner meiner Feinde würde mir weiter aufgepaßt haben. Und doch hätte es mir bei Monteroſi übel bekommen können; denn man hatte von uns einen Haufen wohlbewaffneter Leute hergeſchickt, mir etwas Unangenehmes zu erzeigen; und indeß wir bei Tiſche ſaßen, hatten Jene, nachdem ſie vernommen, daß ich nicht im Gefolge des Cardinal's reiſte, alle Anſtalt gemacht, mich zu beſchädigen. Da wollte Gott, daß das Gefolge ſo eben ankam, und ich zog mit ihm fröhlich und geſund nach Viterbo. Da hatte ich nun keine Gefahr mehr zu befürchten und ritt manchmal mehrere Meilen voraus, und die trefflichſten unter dieſen Truppen bezeigten mir viele Achtung.

Als ich nun ſo durch Gottes Gnade geſund und wohl nach Viterbo kam, empfingen meine Nichten mich mit den größten Liebkoſungen ſowie das ganze Kloſter; dann reiſte ich weiter mit meiner Geſellſchaft, indem wir uns bald vor, bald hinter dem Gefolge hielten, ſo daß wir am grünen Donnerstage um zweiundzwanzig nur ungefähr eine Poſt von Siena entfernt

Marthe.

Hat er so aller Treu', so aller Lieb' vergessen,
Der Plackerey bey Tag und Nacht!

Mephistopheles.

Nicht doch, er hat euch herzlich dran gedacht.
Er sprach: Als ich nun weg von Malta ging,
Da bethet' ich für Frau und Kinder brünstig;
Uns war denn auch der Himmel günstig,
Daß unser Schiff ein Türkisch Fahrzeug fing,
Das einen Schatz des großen Sultans führte.
Da ward der Tapferkeit ihr Lohn,
Und ich empfing denn auch, wie sich's gebührte,
Mein wohlgemeßnes Theil davon.

Marthe.

Ey wie? Ey wo? Hat er's vielleicht vergraben?

Mephistopheles.

Wer weiß, wo nun es die vier Winde haben.
Ein schönes Fräulein nahm sich seiner an,
Als er in Napel fremd umher spatzierte;

waren. Da fand ich einige Pferde, die eben von gedachter Stadt kamen; der Postillon aber wartete auf irgend einen Fremden, der für ein geringes Geld darauf allenfalls nach Siena zurückritte. Da stieg ich von meinem Pferde Lernon, legte mein Kissen und meine Steigbügel auf die gedachte Poststute, gab dem Knechte einen Julien, ließ meinen jungen Leuten mein Pferd, die es mir nachführen sollten, und machte mich auf den Weg, um eine halbe Stunde früher nach Siena zu kommen, sowohl weil ich einen Freund besuchen, als auch weil ich einige Geschäfte verrichten wollte. Und zwar ging es geschwind genug, doch ritt ich keineswegs postmäßig. Ich fand eine gute Herberge in Siena, besprach Zimmer für fünf Personen und schickte das Pferd nach der Post, die vor dem Thor zu Camollia angelegt war, ich hatte aber vergessen, mein Kissen und meine Steigbügel herunterzunehmen.

Wir brachten den Abend sehr lustig zu. Charfreitag Morgens erinnerte ich mich meines Pferdezeuges; und als ich darnach schickte, wollte der Postmeister es nicht wieder herausgeben, weil ich seine Stute zu Schanden geritten hätte. Die Boten gingen oft hin und her, und er versicherte beständig, daß er die Sachen nicht wieder herausgeben wolle, mit vielen beleidigenden und unerträglichen Worten. Da sagte der Wirth, wo ich wohnte: „Ihr kommt noch gut weg, wenn er Euch nichts Schlimmeres anthut, als daß er Kissen und Steigbügel behält; denn einen solchen bestialischen Mann hat es noch nicht in unserer Stadt gegeben; und er hat zwei Söhne bei sich, die tapfersten Leute und als Soldaten noch weit bestialischer denn er. Drum kauft nur wieder, was Ihr bedürft und reitet Euer Wege, ohne Euch weiter mit ihm einzulassen.“ Ich kaufte ein Paar Steigbügel und dachte, mein Kissen durch gute Worte wieder zu erlangen; und weil ich sehr gut bewaffnet war, auch eine treffliche Büchse auf dem Sattel hatte, erregten die großen Bestialitäten, die der rohe Mensch mir hatte sagen lassen, in mir nicht die geringste Furcht. Auch waren meine jungen Leute gewohnt, Panzerhemde und Aermel zu tragen; und auf meinen Römischen Vorsichten hatte ich ein besonderes Vertrauen; denn ich wußte, daß er, so lange wir in Rom waren, die Waffenstücke nicht abgelegt hatte. Auch Romano, ungeachtet seiner Jugend, trug dergleichen; und da es Char-Freitag war, dachte ich, die Tollheit der Italien sollte doch auch ein wenig feiern.

So kamen wir auf die gedachte Post Camollia und ich erkannte den Mann gleich an den Wahrzeichen, die man mir gegeben hatte; denn er war am linken Auge blind. Da ließ ich meine zwei jungen Leute und die andere Gesellschaft hinter mir, ritt auf ihn los und sagte ganz gelassen: Postmeister, wenn ich Euch verstehe, daß ich Euer Pferd nicht zu Schanden geritten habe, warum wollt Ihr mir Kissen und Steigbügel, die doch mein sind, nicht wieder geben? Darauf antwortete er mir wirklich auf eine tolle, bestialische Weise, wie man mir vorher hinterbracht hatte, worauf ich versetzte: Wie, seid Ihr nicht ein Christ; und wollt am heiligen Char-Freitage Euch und mir ein solches Aergerniß geben? Er versetzte: daß er sich weder um Gottes- noch um des Teufels-Freitag bekümmere; und wenn ich mich nicht gleich wegmachte, wollte er mich mit einem Spieße, den er indessen ergriffen hatte, zusammt mit meinem Schießgewehr zu Boden schlagen.

Auf die heftigen Worte kam ein alter Sanesischer Edelmann herbei, der eben von einer Andacht, wie man sie an selbigem Tage zu halten pflegt, zurückkam. Er hatte von Weitem recht deutlich meine Gründe vernommen und trat herzhaft hinzu, gedachten Postmeister zu tadeln, indem er meine Partei nahm. Er schalt auch auf die beiden Söhne, daß sie nicht nach ihrer Schuldigkeit die Fremden bedienten, vielmehr durch ihre Schwüre und gotteslästerlichen Reden der Stadt Siena Schande brächten. Die beiden Söhne sagten Nichts, schüttelten den Kopf und gingen in's Haus. Der rasende Vater aber, der auf die Worte des Ehrenmanns noch giftiger geworden war, fällte unter schimpflichen Flüchen seinen Spieß und schwur, daß er mich gewiß erwerben wolle.

Als ich diese bestialische Resolution bemerkte, ließ ich ihn die Mündung meines Gewehrs in Etwas sehen, um ihn einiger Maßen zurückzuhalten: er fiel mir aber nur desto rasender auf den Leib. Nun hatte ich die Büchse noch nicht gerade auf ihn gerichtet, wie ich doch zur Verwahrung und Vertheidigung meiner Person hätte thun können, sondern die Mündung war noch in der Höhe, als das Gewehr von selbst losging. Die Kugel traf den Bogen des Thors, schlug zurück und traf den Mann gerade in den Hals, so daß er todt zur Erde fiel. Seine Söhne liefen schnell herbei, der eine mit einem Aexchen, der andere mit der Partisane des Vaters und fielen über meine jungen Leute her. Der mit dem Spieß griff meinen Paul, den Römer, auf der linken Seite an, der Andere machte sich an einen Mailänder, der nördlich aussah und nicht etwa sich aus der Sache zog (denn er hätte nur sagen dürfen, ich gehe ihn Nichts an); vielmehr vertheidigte er sich gegen die Spitze jenes Spießes mit einem Stöckchen, das er in der Hand hatte, und konnte denn freilich

damit nicht zum Beſten pariren, ſo daß ihn ſein Gegner am Ende ein wenig an den Mund traf.

Herr Cherubin war als Geiſtlicher gekleidet; denn ob er gleich ein trefflicher Goldſchmied war, ſo hatte er doch viele Pfründen von dem Papſte mit guten Einkünften erhalten. Ascanio, gut bewaffnet, gab kein Zeichen von ſich, als wenn er fliehen wollte, und ſo wurden die Beiden nicht angefeindet. Ich hatte dem Pferde die Sporen gegeben und, indem es geſchwind galoppirte, mein Gewehr wieder geladen. Ich kehrte darauf wüthend zurück und dachte erſt aus dem Spaße Ernſt zu machen; denn ich fürchtete, meine Knaben möchten erſchlagen ſein; und da wollte ich auch mein Leben wagen. Ich war nicht weit zurückgeritten, als ich ihnen begegnete. Da fragte ich, ob ihnen ein Leid's widerfahren wär', und Ascanio ſagte: Paul ſei tödtlich mit einem Spieße verwundet. Darauf verſetzte ich: Paul, mein Sohn, ſo iſt der Spieß durch das Panzerhemd gedrungen? Er ſagte: „Ich habe es in den Mantelſack gethan.“ Da antwortete ich: Wohl erſt dieſen Morgen? So trägt man alſo die Panzerhemden in Rom, um ſich vor den Damen ſehen zu laſſen; und an gefährlichen Orten, wo man ſie eigentlich braucht, hat man ſie im Mantelſack. Alles Uebel, was Dir widerfährt, geſchieht Dir recht und Du biſt Schuld, daß ich auch hier umkommen werde; und indem ich ſo ſprach, ritt ich immer raſch wieder zurück. Darauf baten Ascanio und er mich um Gotteswillen: ich möchte ſie und mich erretten; denn wir gingen gewiß in den Tod. Zu gleicher Zeit begegnete ich Herrn Cherubin und dem verwundeten Mailänder. Jener ſchalt mich aus, daß ich ſo grimmig ſei: denn Niemand ſei beſchädigt; Paul's Wunde ſei nicht tief; der alte Poſtmeiſter ſei todt auf der Erde geblieben; und die Söhne nebſt andern Leuten ſeien dergeſtalt in Bereitſchaft, daß ſie uns ſicher Alle in Stücken hauen würden. Er bat mich, daß ich das Glück, das uns bei'm erſten Angriff gerettet hätte, nicht wieder verſuchen möchte; denn es könnte uns dieß Mal verlaſſen. Darauf verſetzt' ich: Da Ihr zufrieden ſeid, ſo will ich mich auch beruhigen; und, indem ich mich zu Paul und Ascanio wendete, fuhr ich fort: Gebt Euern Pferden die Sporen und laßt uns ohne weitern Aufenthalt nach Staggia galoppiren, und da werden wir ſicher ſein. Darauf ſagte der Mailänder: „Der Henker hole die Sünden! Das Uebel begegnet mir nur, weil ich geſtern ein wenig Fleiſchſuppe gegeſſen habe, da ich nichts Anders zu Mittage hatte.“ Darüber mußten wir, ungeachtet der großen Noth, in der wir uns befanden, laut lachen; denn die Beſtie hatte gar zu dummes Zeug vorgebracht. Wir ſetzten uns darauf in Galopp und ließen Herrn Cherubin und den Mailänder nach ihrer Bequemlichkeit langſam nachreiten.

Die Söhne des Todten waren ſogleich zu dem Herzog von Meiß gelaufen und hatten ihn um einige leichte Reiterei gebeten, um uns zu erreichen und zu fahen. Der Herzog, als er erfuhr, daß wir dem Cardinal von Ferrara angehörten, wollte weder Pferde noch Erlaubniß geben. Indeſſen kamen wir nach Staggia in Sicherheit; ich rief einen Arzt, ſo gut man ihn daſelbſt haben konnte, und ließ Paul'en beſichtigen, da ſich denn fand, daß es nur eine Hautwunde war, die Nichts zu ſagen hatte; und wir beſtellten das Eſſen. Hierauf erſchien Meiſter Cherubin und der närriſche Mailänder, der nur immer ſagte: „Pole der Henker alle Händel!“ Er betrübte ſich, daß er excommunicirt ſei, weil er dieſen heiligen Morgen ſeinen Roſenkranz nicht hätte beten können. Der Mann war erſtaunend garſtig, hatte von Natur ein großes Maul, und durch die Wunde war es ihm mehr als drei Finger gewachſen. Da nahm ſich erſt ſeine wunderliche Mailändiſche Sprache, die abgeſchmackten Redensarten und die dummen Worte, die er hervorbrachte, recht närriſch aus, und gaben uns ſoviel Gelegenheit zu lachen, daß wir, anſtatt über den Vorfall zu klagen, uns bei jedem ſeiner Worte luſtig machten. Nun wollte der Arzt ihm das Maul heften; und da derſelbe ſchon drei Stiche gethan hatte, ſagte der Patient: er möchte innehalten und ſollte ihm nicht etwa gar aus böſem Willen das Maul ganz zunähen. Darauf nahm er einen Löffel und verlangte: gerade ſo viel ſollte man offen laſſen, daß der Löffel durchkönne und er zu dem Seinigen käme.

Bei dieſen Worten, die er mit allerlei wunderlichen Bewegungen des Kopfes begleitete, ging erſt das Lachen recht los und ſo kamen wir mit der größten Luſt nach Florenz. Wir ſtiegen bei'm Hauſe meiner armen Schweſter ab, die uns ſowohl als ihr Mann auf's Beſte empfingen und bewirtheten. Herr Cherubin und der Mailänder gingen ihren Geſchäften nach; wir aber blieben vier Tage in Florenz, in welchen Paul geheilt wurde. Dabei war es die ſonderbarſte Sache, daß wir, ſo oft vom Mailänder geſprochen wurde, in eine ausgelaſſene Luſtigkeit verfielen, dagegen uns das Andenken der Unfälle, die wir ausgeſtanden, äußerſt ergötzte, ſo daß wir mehr als ein Mal zugleich lachten und weinen mußten.

Drittes Capitel.

Hierauf zogen wir nach Ferrara und fanden unſern Cardinal daſelbſt, der alle unſere Aben-

teuer gehört hatte, sich darüber beschwerte und sagte: „Ich bitte nur Gott um die Gnade, daß ich Dich lebendig zu dem König bringe, wie ich es ihm versprochen habe.“ Er wies mir darauf einen seiner Paläste in Ferrara, den angenehmsten Aufenthalt, an; der Ort hieß Belfiore, nahe an der Stadtmauer, und ich mußte mich daselbst zur Arbeit einrichten. Dann machte er Anstalt, nach Frankreich zu gehen, aber keine, mich mitzunehmen; und als er sah, daß ich darüber sehr verdrießlich war, sagte er: „Benvenuto, Alles, was ich thue, geschieht zu Deinem Besten. Denn ehe ich Dich aus Italien wegnehme, will ich erst gewiß sein, was in Frankreich mit Dir werden wird; arbeite nur fleißig am Becken und am Becher, und ich befehle meinem Cassier, daß er Dir geben soll, was Du nöthig hast.“ Nun verreiste er und ich blieb höchst mißvergnügt zurück. Oft kam mir die Lust an, in Gottes Namen davon zu gehen; denn nur der Gedanke, daß er mich aus den Händen des Papstes befreit hatte, konnte mich zurückhalten. Uebrigens war sein gegenwärtiges Betragen zu meinem großen Verdruß und Schaden. Deßwegen hätte ich mich in Dankbarkeit, suchte mich zur Geduld zu gewöhnen und den Ausgang der Sache abzuwarten. Ich arbeitete fleißig mit meinen jungen Leuten, und Becher und Becken näherten sich immer mehr der Vollendung.

Unsere Wohnung, so schön sie war, hatte ungesunde Luft; und da es gegen den Sommer ging, wurden wir Alle ein wenig krank. Um uns zu erholen, gingen wir in dem Garten spazieren, der zu unserer Wohnung gehörte und sehr groß war; man hatte fast eine Meile des Landes dabei als Wildniß gelassen, wo sich unzählige Pfauen aufhielten und daselbst im Freien nisteten. Da machte ich meine Büchse zurechte und bediente mich eines Pulvers, das keinen Lärm machte; dann paßte ich den jungen Pfauen auf und schoß alle zwei Tage einen. Dergestalt nährten wir uns reichlich und fanden die Speise so gesund, daß unsere Krankheiten sich gleich verloren; wir arbeiteten noch einige Monate freudig fort und hielten uns immer zu den beiden Gefäßen als an eine Arbeit, die viel Zeit kostete.

Der Herzog von Ferrara hatte so eben mit dem Papst Paul einige alte Streitigkeiten verglichen, die schon lange wegen Modena und anderer Städte dauerten. Das Recht war auf der Seite der Kirche und der Herzog erkaufte den Frieden mit schwerem Gelde. Ich glaube, er gab mehr als dreimalhunderttausend Kammer-Ducaten dafür. Nun hatte der Herzog einen alten Schatzmeister, einen Zögling seines Herrn Vaters, der Hieronymus Gigliolo hieß. Dieser konnte das Unglück nicht ertragen, daß so großes Geld zum Papste gehen sollte; er lief und schrie durch die Straßen: „Herzog Alphon's, der Vater, hätte mit diesem Gelde eher Rom weggenommen, als daß es der Papst sollte gesehen haben.“ Dabei rief er: „Ich werde auf keine Weise zahlen.“ Endlich als ihn der Herzog dennoch zwang, ward der Alte an einem Durchfall so heftig krank, daß er fast gestorben wär'.

Zu der Zeit ließ mich der Herzog rufen und verlangte, daß ich sein Bildniß machen sollte. Ich arbeitete es auf einer runden Schiefertafel, so groß wie ein mäßiger Teller, und ihm gefielen meine Arbeit sowie meine Unterhaltung sehr wohl, deßwegen er mir auch öfters vier bis fünf Stunden saß und mich manchmal überdies zur Tafel behielt. In Zeit von acht Tagen war ich mit dem Kopfe fertig; dann befahl er mir die Rückseite zu machen, wo eine Frau als Friede, mit der Fackel in der Hand, Trophäen verbrannte. Ich machte diese Figur in freudiger Stellung mit dem feinsten Gewande und der größten Anmuth, und unter ihr stellte ich die Wuth vor, traurig und schmerzlich und mit vielen Ketten gebunden. Diese Arbeit machte ich mit großer Sorgfalt und sie brachte mir viel Ehre; denn der Herzog konnte mir nicht andeuten, wie zufrieden er sei, als er mir die Umgegend sowohl um den Kopf als um die Rückseite zustellte. Auf dieser stand: Pretiosa in conspectu Domini. (Kostbar vor den Augen des Herrn.) Und wirklich war ihm der Friede theuer genug zu stehen gekommen.

Zu der Zeit, als ich daran arbeitete, hatte mir der Cardinal geschrieben: ich solle mich bereit halten; denn der König habe nach mir gefragt und er, der Cardinal, habe seinen Leuten geschrieben, Alles mit mir in Ordnung zu bringen. Ich ließ mein Becken und meinen Pocal einpacken; denn der Herzog hatte sie schon gesehen. Damals besorgte die Geschäfte des Cardinal's ein Edelmann von Ferrara, der Herr Albert Bendidio hieß. Dieser Mann war zwölf Jahre wegen einer Unpäßlichkeit zu Hause geblieben. Er schickte eines Tages mit großer Eile zu mir und ließ mir sagen: ich sollte geschwind aufsitzen und nach Frankreich Post reiten, um dem König aufzuwarten, der nach mir mit großem Verlangen gefragt habe und glaube, daß ich schon in Frankreich sei. Der Cardinal, sich zu entschuldigen, habe gesagt: ich sei in einer seiner Abteien zu Lyon ein wenig krank geblieben, er wolle aber sorgen, daß ich Seiner Majestät bald aufwartete; deßwegen sei es nun nöthig, daß ich Post nehme. Herr Albert war ein sehr redlicher Mann, aber dabei sehr steif und seine Krankheit machte ihn gar unerträg-

lich. Als er mir nun ſagte, daß ich mich geſchwind fertig machen und Poſt nehmen ſollte, ſo antwortete ich: meine Arbeit mache ſich nicht auf der Poſt, und wenn ich hinzugehen hätte, ſo wollte ich den Weg in bequemen Tagereiſen zurücklegen, auch Vocanio und Paul, meine Cameraden und Arbeiter, mitnehmen, die ich ſchon von Rom gebracht habe; und dabei verlangte ich noch einen Diener zu Pferd, der mir aufwartete, und Geld, ſoviel nöthig wäre. Der alte, kranke Mann antwortete mir mit ſtolzen Worten: „Auf die Art und nicht anders reiſ'ten die Söhne des Herzogs.“ Ich antwortete ihm: die Söhne meiner Kunſt reiſ'ten nun einmal ſo; wie aber die Söhne eines Herzogs zu reiſen pflegten, wüßte ich nicht; denn ich ſei nie einer geweſen. Auf alle Weiſe würde ich jetzt nicht hingehen.

Da mir nun der Cardinal ſein Wort nicht gehalten hatte und ich noch gar ſolche unartige Reden hören ſollte, ſo entſchloß ich mich, mit den Ferrareſern Nichts weiter zu thun zu haben, wendete ihm den Rücken und ging brummend fort, indem er nicht nachließ, harte und unanſtändige Reden zu führen. Ich ging nun, dem Herzog die gnädigſte Medaille zu bringen, und er begegnete mir mit den ehrenvollſten Liebkoſungen und hatte Herrn Hieronymus Gigliolo befohlen: er ſolle mir einen Ring von mehr als zweihundert Scudi kaufen und ihn Fraſchino, ſeinem Kämmerer, geben, der ihn mir bringen möchte. Und ſo geſchah es auch noch denſelben Abend. Um ein Uhr kam Fraſchino und überreichte mir einen Ring mit einem Diamanten, der viel Schein hatte, und ſagte von Seiten des Herzogs dieſe Worte: mit Dieſem ſolle die einzig kunſtreiche Hand geziert werden, die ſo trefflich zum Andenken Seiner Excellenz gearbeitet habe. Als es Tag ward, betrachtete ich den Ring und fand einen flachen Stein von ungefähr zehn Scudi an Werth; und es war mir ungelegen, daß die herrlichen Worte, die mir der Herzog hatte ſagen laſſen, mit ſo einer geringen Belohnung ſollten verbunden ſein, da der Herzog doch glauben könnte, er habe mich vollkommen zufrieden geſtellt. Auch dachte ich wohl, daß der Streich von dem Schelm, dem Schatzmeiſter, herkomme, und gab den Ring daher einem Freunde, mit Namen Bernhard Salitti, der ihn dem Kämmerer wieder geben ſollte, es möchte koſten, was es wolle; und das Geſchäft wurde trefflich ausgerichtet. Da kam Fraſchino eilig zu mir, in großer Bewegung und ſagte: wenn der Herzog wiſſen ſollte, daß ich ein Geſchenk zurückſchicke, das er mir ſo gnädig zugedacht habe, ſo möchte er es ſehr übel nehmen und es dürfte mich gereuen. Darauf antwortete ich: dieſer Ring ſei ungefähr zehn Scudi werth und meine Arbeit dürfte ich wohl auf zweihundert Scudi ſchätzen; mir ſei bloß an einem Zeichen ſeiner Gnade gelegen und er möchte mir nur einen von denen Krebsringen ſchicken, wie ſie aus England kommen und wovon einer ungefähr einen Paul werth iſt; den wollte ich mein ganzes Leben zum Andenken Seiner Excellenz tragen, mich dabei jener ehrenvollen Worte erinnern und mich dann für meine Arbeit hinlänglich belohnt fühlen, anſtatt daß jetzt der geringe Werth des Edelſteins meine Arbeit erniedrige. Dieſe Worte mißfielen dem Herzog ſo ſehr, daß er den Schatzmeiſter rufen ließ und ihn mehr als jemals ausſchalt. Mir ließ er bei Strafe ſeiner Ungnade befehlen, nicht aus Ferrara ohne ſeine Erlaubniß zu gehen; dem Schatzmeiſter aber befahl er, für mich einen Diamant aufzuſuchen, der gegen dreihundert Scudi werth wäre. Aber der alte Geizhals fand einen aus, den er höchſtens für ſechzig bezahlt hatte und machte den Herzog glauben, daß er weit über zweihundert zu ſtehen komme.

Indeſſen hatte Herr Albert ſich eines Beſſern beſonnen und mir Alles gegeben, was ich nur verlangte; und ich wäre gleich des Tages von Ferrara weggegangen, wenn nicht der geſchäftige Kämmerer mit Herrn Albert es ausgemacht hätte, daß er mir keine Pferde geben ſolle.

Schon hatte ich mein Maulthier mit vielen Geräthſchaften beladen und auch Becken und Kelch für den Cardinal eingepackt, da kam uns eben ein Ferrareſiſcher Edelmann zu uns, der Herr Alfonſo de Trotti hieß. Er war alt und ſehr angenehm, dabei liebte er die Künſte außerordentlich, war aber eine von denen Perſonen, die ſchwer zu befriedigen ſind; und wenn ſie zufälliger Weiſe ſich auf Etwas werfen, das ihnen gefällt, ſo malen ſie ſich's nachher ſo trefflich in ihrem Gehirn aus, daß ſie niemals glauben, wieder ſo etwas Herrliches ſehen zu können. Als er hereintrat, ſagte Herr Albert zu ihm: „Es iſt mir leid, daß Ihr zu ſpät kommt; denn ſchon ſind Becken und Becher eingepackt, die mit dem Cardinal nach Frankreich ſchicken.“ Herr Alfonſo antwortete, daß ihm Nichts daran gelegen ſei und ſchickte einen Diener fort, der ein Gefäß von weißer Erde, wie man ſie in Faenza macht, das ſehr ſauber gearbeitet ſei, herbeiholen ſollte. Indeſſen ſagte Herr Alfonſo: „Ich will Euch ſagen, warum ich mich nicht kümmere, mehr Gefäße zu ſehen; denn es iſt mir ein Mal ein antikes ſilbernes zu Geſichte gekommen, ſo ſchön und wunderbar, daß der menſchliche Geiſt ſo was Herrliches ſich nicht vorſtellen kann. Ein trefflicher Edelmann beſaß es, der nach Rom wegen einiger Geſchäfte gegangen war; man zeigte ihm heimlich das alte Gefäß und er beſuch mit großem Gelde den,

der es beſaß, und ſo brachte er es hierher, hielt es aber geheim, damit der Herzog Nichts davon erfahren ſollte; denn der Beſitzer war in großer Furcht, es zu verlieren.

Indeß Herr Alfonſo ſeine langen Mährchen erzählte, gab er auf mich nicht Acht; denn er kannte mich nicht. Endlich kam das herrliche Modell und ward mit großem Prahlen und Prangen aufgeſetzt. Kaum hatte ich es angeſehen, als ich mich zu Herrn Albert'en kehrte und ſagte: Wie glücklich bin ich, ſo was geſehen zu haben! Herr Alfonſo fing an zu ſchimpfen und ſagte: Wer biſt denn Du? Du weißt nicht, was Du ſagſt. Darauf verſetzte ich: Höret mich an; es wird ſich zeigen, wer von uns Beiden beſſer weiß, was er ſagt. Dann wendete ich mich zu Herrn Albert'en, einem ſehr ernſthaften und geiſtreichen Manne und ſagte: Dieſes Modell iſt von einem ſilbernen Becher genommen, der ſo und ſo viel wog, den ich zu der und der Zeit jenem Marktſchreier, Meiſter Jacob, Chirurgus von Carpi, machte, der nach Rom kam, ſechs Monate daſelbſt blieb und mit ſeiner Salbe manche Dutzend Herren und arme Edelleute beſchmierte, von denen er mehrere Tauſend Ducaten zog. Da arbeitete ich ihm dieſes Gefäß und noch ein anderes, verſchieden von dieſem. Er hat mir beide ſchlecht bezahlt, und noch ſind in Rom die Unglücklichen, die er geſalbt und elend gemacht hat; mir aber gereicht es zur großen Ehre, daß meine Werke bei Euch reichen Leuten ſo einen großen Namen haben. Aber ich verſichere Euch, ſeit der Zeit habe ich mir noch Mühe gegeben, was zu lernen, ſo daß ich denke, das Gefäß, das ich nach Frankreich bringe, ſoll ganz anders des Königs und des Cardinal's werth ſein, als dieſer Becher Ouers Medicaſter's.

Als ich mich ſo herausgelaſſen hatte, wollte Herr Alfonſo ſein Verlangen nach meiner neuen Arbeit ſchier vergehen; ich aber beſtand darauf, ſie nicht ſehen zu laſſen. Als wir uns eine Weile geſtritten hatten, ſagte er: er wolle zum Herzog gehen und Seine Excellenz werde ihm ſchon dazu verhelfen. Darauf verſetzte Herr Albert, der, wie ich ſchon geſagt habe, der Folgende Mann war: Herr Alfonſo, ehe Ihr von hier weggeht, ſollt Ihr die Arbeit ſehen, ohne dazu die Gunſt des Herzogs zu bedürfen. Da ging ich weg und ließ Paul und Veranio zurück, um ihm die Gefäße zu zeigen; die jungen Leute erzählten mir nachher, daß man die größten Sachen zu meinem Lobe geſagt hätte. Nun wollte Herr Alfonſo, daß ich ſein Hausgenoſſe werden ſollte, und eben deßwegen ſchienen mir's tauſend Jahre, bis ich von Ferrara weg und ihm aus den Augen kam.

Was ich übrigens Gutes und Nützliches an dieſem Orte genoſſen hatte, war ich dem Umgang des Cardinal's Salviati und des Cardinal's von Ravenna ſchuldig. Auch hatte ich Bekanntſchaft mit einigen geſchickten Tonkünſtlern gemacht und mit Niemand ſonſt. Denn die Ferrareſer ſind die geizigſten Leute; und was Andern gehört, gefällt ihnen gar zu wohl; ſie ſuchen es auf alle Weiſe zu erhaſchen, und ſo ſind ſie Alle.

Um zweiundzwanzig kam Fratchino, überreichte mir den Ring von ungefähr ſechzig Scudi und ſagte mit kurzen Worten: ich möchte den zum Andenken Seiner Excellenz tragen. Ich antwortete: Das will ich; und ſetzte ſogleich den Fuß in den Steigbügel und ritt in Gottes Namen fort. Er hinterbrachte meine Worte und mein Betragen dem Herzog, der ſehr erfreut war und große Luſt hatte, mich zurückhalten zu laſſen.

Ich ritt den Abend wohl noch zehn Meilen, immer im Trott und war ſehr froh, den andern Tag auf dem Ferrareſiſchen zu ſein; denn außer den jungen Pfauen, die ich gegeſſen und mich dadurch curirt hatte, war mir dort nichts Gutes geworden. Wir nahmen den Weg durch's Mantuaneſiſche und berührten die Stadt Mailand nicht, aus abgedachter Urſache, und ſo kamen wir glücklich und geſund nach Lyon, Paul, Veranio und ein Diener, alle Vier auf guten Pferden. In Lyon erwarteten wir einige Tage das Maulthier, worauf unſer Gepäck und die Gefäße waren, und wohnten in einer Abtei des Cardinal's. Als unſere Sachen ankamen, packten wir ſie ſorgfältig um und zogen nach Paris. Wir hatten auf dem Wege einige Händel, aber nicht von großer Bedeutung.

Viertes Capitel.

Den Hof des Königs fanden wir zu Fontainebleau. Wir meldeten uns beim Cardinal, der uns ſogleich Quartier anweiſen ließ; und dieſen Abend befanden wir uns recht wohl. Den andern Tag erſchien der Karren; und da wir unſere Sachen hatten, ſagte es der Cardinal dem König, der uns ſogleich ſehen wollte. Ich ging zu Seiner Majeſtät mit dem Pocal und Becher; als ich vor ihn kam, küßte ich ihm das Knie und er hob mich gnädig auf. Indeſſen dankte ich Seiner Majeſtät, daß er mich aus dem Kerker befreit habe und ſagte, es ſei eigentlich die Pflicht eines ſo guten und einzigen Fürſten, nützliche Menſchen zu befreien und zu beſchützen, beſonders wenn ſie unſchuldig ſeien wie ich; ſolche Wohlthaten ſeien in den Büchern Gottes obenan geſchrieben, vor allem Andern, was man in der Welt thun und wirken könne. Der gute König hörte mich an, bis ich geendigt

und meine Dankbarkeit mit wenigen Worten, die meiner werth waren, ausgedrückt hatte. Darauf nahm er Gelb und Becken und sagte: „Wahrhaftig, ich glaube nicht, daß die Alten jemals eine so schöne Art zu arbeiten gesehen haben; denn ich erinnere mich wohl vieler guten Sachen, die mir vor Augen gekommen sind und auch Dessen, was die besten neuern Meister gemacht haben; aber ich habe niemals ein Werk gesehen, das mich so höchlich bewegt hätte als das gegenwärtige." Diese Worte sagte der König auf Französisch zum Cardinal von Ferrara mit noch größern Ausdrücken. Dann wendete er sich zu mir, sprach mich Italienisch an und sagte: „Benvenuto! bringt Euere Zeit einige Tage fröhlich zu; dann wollen wir Euch alle Bequemlichkeit geben, irgend ein schönes Werk zu verfertigen." Der Cardinal von Ferrara bemerkte wohl das große Vergnügen des Königs über meine Ankunft und daß Seine Majestät sich aus meinen wenigen Arbeiten schon überzeugt hatte, von mir seien noch weit größere Dinge zu erwarten, die er denn auch gesehen und bewundert hatte.

Nun mußten wir aber gleich dem Hofe folgen und Das war eine rechte Qual. Denn es schleppt sich hinter dem König beständig ein Zug von zwölftausend Pferden her und Das ist das Geringste; denn wenn in Friedenszeiten der Hof ganz beisammen ist, so sind es achtzehntausend Mann und darunter mehr als zwölftausend berittene. Nun kamen wir manchmal an Orte, wo kaum zwei Häuser waren, und man schlug nach Art der Zigeuner Hütten von Leinwand auf und hatte oft gar viel zu leiden. Ich bat den Cardinal, er möchte den König bewegen, daß er mich zu arbeiten wegschickte; ich erhielt aber zur Antwort: das Beste in einem solchen Falle sei, wenn der König selbst meiner gedächte; ich sollte mich manchmal sehen lassen, wenn Seine Majestät speiste. Das that ich denn eines Mittags; der König rief mich und sprach Italienisch mit mir und sagte: er habe im Sinne, große Werke durch mich arbeiten zu lassen; er wolle mir bald befehlen, wo ich meine Werkstatt aufzuschlagen hätte, auch wolle er mich mit Allem, was ich bedürfe, versorgen; dann sprach er noch Manches von angenehmen und verschiedenen Dingen.

Der Cardinal von Ferrara war gegenwärtig; denn er speiste fast beständig Mittags an der kleinen Tafel des Königs, und da er alle die Reden vernommen, sprach er, als der König aufgestanden war, zu meinen Gunsten, wie man mir hernach wieder erzählte, und sagte: „Heilige Majestät! Dieser Benvenuto hat große Lust zu arbeiten und man könnte es fast eine Sünde nennen, wenn man einen solchen Künstler Zeit verlieren läßt." Der König versetzte: er habe wohl gesprochen und solle nur mit mir ausmachen, was ich für meinen Unterhalt verlange.

Nach demselben Abend nach Tische ließ mich der Cardinal rufen und sagte mir im Namen des Königs: Seine Majestät sei entschlossen, mir nunmehr Arbeit zu geben; er wolle aber zuerst meine Besoldung bestimmt wissen. Der Cardinal setzte fort: „Ich dächte, wenn Euch der König des Jahrs dreihundert Scudi Besoldung gibt, so könntet Ihr recht gut auskommen, und dann sage ich Euch, überlaßt mir nur die Sorge; denn alle Tage kommt Gelegenheit, in diesem großen Reiche etwas Gutes zu stiften und ich will Euch immer trefflich beisen."

Sogleich antwortete ich: Als Ihr mich in Ferrara ließet, hochwürdigster Herr! versprachtet Ihr mir, ohne daß ich es verlangte, mich niemals aus Italien nach Frankreich zu berufen, wenn nicht Art und Weise, wie ich mich bei dem König stehen solle, schon bestimmt wäre. Anstatt mich von hiervon zu benachrichtigen, schicket Ihr besondern Befehl: ich solle auf der Post kommen, als wenn eine solche Kunst sich postmäßig behandeln ließe. Hättet Ihr mir damals von dreihundert Scudi sagen lassen, wie ich jetzt hören muß, so hätte ich mich nicht vom Plage bewegt, nicht für sechshundert. Aber ich gedenke dabei, daß Gott Ew. Hochwürden als Werkzeug einer so großen Wohlthat gebraucht hat, als meine Befreiung aus dem Kerker war und ich versichere Ew. Hochwürden, daß wenn Ihr mir auch das größte Uebel zufügtet, so würde doch dadurch nicht der tausendste Theil des großen Guten aufgewogen werden, das ich durch Dieselben erhalten habe. Ich bin von ganzem Herzen dankbar, nehme meinen Urlaub und wo ich auch sein werde, will ich, so lange ich lebe, Gott für Euch bitten.

Der Cardinal versetzte gerührt: „Gehe hin, wohin Du willst; denn mit Gewalt kann man Niemanden wohlthun." Darauf sagten gewisse Hofleute, so einige von den Sammelsüchtigen: „Der könnte sich auch recht viel zu sein, da er dreihundert Dukaten Gehalts verschmäht!" Die Verständigen und Braven dagegen sagten: „Der König wird nie Seinesgleichen wieder finden und unser Cardinal will ihn erhandeln, als wenn es eine Last Holz wäre." Das sagte Herr Ludwig Alamanni, Jener, der zu Rom den Gedanken über das Modell des Colosses vortrug. Er war ein sehr gefälliger Mann und äußerst liebevoll gegen alle Leute von Talenten. Man erzählte mir, daß er es vor vielen andern Herren und Hofleuten gesagt hatte. Das begab sich in Dauphiné, in einem Schlosse, dessen

Namens ich mich nicht mehr erinnere, wo man jenen Abend eingekehrt war.

Ich verließ den Cardinal und begab mich in meine Wohnung; denn wir waren immer etwas entfernt von dem Hofe einquartirt, dieß Mal mocht' es etwa drei Miglien betragen. Ich ritt in Gesellschaft eines Mannes, der Secretär bei'm Cardinal und gleichfalls daselbst einquartiert war. Er hörte den ganzen Weg nicht auf, mit unerträglicher Neugierde zu fragen: was ich denn anfangen wollte, wenn ich nun zurückging, und was ich denn allenfalls für eine Besoldung verlangt hätte? Ich war halb zornig, halb traurig und voll Verdruß, daß man mich nach Frankreich gelockt hatte, um mir nun dreihundert Scudi des Jahres anzubieten, daher antwortete ich Nichts und wiederholte nur immer: ich wisse schon Alles.

Als ich in das Quartier kam, fand ich Paul'en und Mecanio, die auf mich warteten. Sie sahen, daß ich sehr verstört war; und da sie mich kannten, fragten sie, was ich habe. Die armen Jünglinge waren ganz außer sich. Deßwegen sagte ich zu ihnen: Morgen früh will ich Euch soviel Geld geben, daß Ihr reichlich wieder nach Hause kommen könnt; denn ich habe das wichtigste Geschäft vor, zu dem ich Euch nicht mitnehmen kann; ich hatte es lange schon im Sinne und Ihr braucht es nicht zu wissen. Neben unserer Kammer wohnte gedachter Secretär und es ist möglich, daß er meine Gesinnung und meinen festen Entschluß dem Cardinal gemeldet habe, ob ich es gleich nicht für gewiß sagen kann.

Keinen Augenblick schlief ich die ganze Nacht; und es schienen mir tausend Jahre, bis es Tag wurde, um den Entschluß auszuführen, den ich gefaßt hatte. Als der Tag graute, ließ ich die Pferde besorgen und setzte mich schnell in Ordnung. Ich schenkte den jungen Leuten alle Sachen, die ich mitgebracht hatte, und mehr als fünfzig Goldgulden; eben soviel behielt ich für mich und überdieß den Diamant, den mir der Herzog geschenkt hatte. Ich nahm nur zwei Hemden mit und einen schlechten Mantel, den ich auf dem Leibe hatte. Nun konnte ich mich aber von den jungen Leuten nicht losmachen, die ein für alle Mal mit mir kommen wollten; daher schalt ich sie aus und sagte: Der Eine hat schon einen Bart und dem Andern fängt er an zu wachsen; Ihr habt von mir viele arme Kunst gelernt so gut, als ich sie Euch zeigen konnte und so seid Ihr am heutigen Tage die ersten Meister von Italien. Schämt Euch doch, daß Ihr nicht aus dem Kinderwägelchen herauswollt! Soll es denn Euch immer fortschleppen? Das ist schimpflich! Und wenn ich Euch gar ohne Geld gehen ließ', was würdet Ihr sagen! Geht mir aus dem Gesichte! Gott segne Euch tausendmal, und so lebt wohl!

Ich wendete mein Pferd um und verließ sie weinend. Ich nahm den schönsten Weg durch einen Wald und dachte, mich diesen Tag wenigstens vierzig Miglien zu entfernen. Ich wollte an den unbekanntesten Ort gehen, den ich mir nur ausdenken konnte. Indem ich ungefähr einen Weg von zwei Miglien zurücklegte, hatte ich mir fest vorgenommen, mich an keinem Orte aufzuhalten, wo ich bekannt wär', und wollte auch Nichts weiter arbeiten, als einen Cheffano von drei Ellen, wobei ich mich der unendlichen Schönheit zu nähern hoffte, welche er mir selbst gezeigt hatte. So war ich völlig entschlossen, nach dem heiligen Grabe zu gehen und dachte schon so weit zu sein, daß mich Niemand mehr einholen könnte. Auf ein Mal hörte ich Pferde hinter mir und ich war nicht ohne Sorgen. Denn in jenen Gegenden schwärmten gewisse Haufen herum, die man Abenteurer nennt und die gar gern auf der Straße rauben und morden; und ob man gleich alle Tage genug von ihnen aufhängt, so scheint es doch, als wenn sie sich nicht darum bekümmern.

Da sie mir näher kamen, fand ich, daß es ein Abgeordneter des Königs sei, der den Mecanio bei sich hatte. Er sagte zu mir: „Im Namen des Königs befehle ich Euch, zu ihm zu kommen." Ich antwortete: Du kömmst vom Cardinal Ferrara und deßwegen werde ich Dir nicht folgen! Der Mann sagte: wenn ich ihm nicht gutwillig folgen wolle, so habe er die Macht, seinen Leuten zu befehlen, mich als einen Gefangenen zu binden. Nun bat mich Mecanio, was er konnte und erinnerte mich, daß der König, wenn er Jemanden in's Gefängniß setze, sich wenigstens fünf Jahre besinne, ehe er ihn wieder losließ'. Das Wort Gefängniß erschreckte mich dergestalt (denn ich dachte an mein Römisches Unglück), daß ich geschwind das Pferd dahin wendete, wohin es der Abgeordnete des Königs verlangte, der immer auf Französisch murmelte und auf der ganzen Reise nicht einen Augenblick still war, bis er mich nach Hofe gebracht hatte. Bald tregte er mir, bald sagte er Dieses, bald Jenes, so daß ich der Welt hätte entsagen mögen.

Als wir zu dem Quartier des Königs kamen, gingen wir bei der Wohnung des Cardinal's vorbei. Dieser stand unter der Thür und sagte: „Unser allerchristlichster König hat aus eigener Bewegung Euch dieselbe Besoldung ausgesetzt, die er Leonardo da Vinci, dem Maler gab, nämlich siebenhundert Scudi des Jahrs; daneben bezahlt er Euch alle Arbeit, die Ihr machen werdet, und zum Antritt schenkt er Euch tausendfünfhundert Goldgulden, die Euch ausgezahlt

werden sollen, ehe Ihr von hier weggeht." Darauf antwortete ich: Das sind Anerbieten eines so großen Königs würdig! Als der Abgeordnete, der mich nicht gekannt hatte, diese großen Anerbieten von Seiten des Königs hörte, bat er mich tausendmal um Verzeihung. Paul und Alexander sagten: „Gott hat uns geholfen, in ein so ehrenvolles Wägelchen wieder zurückzukommen."

Den andern Tag ging ich dem König zu danken und er befahl mir, daß ich zwölf Modelle zu silbernen Statuen machen sollte, um als zwölf Leuchter um seinen Tisch zu dienen; er wolle sechs Götter und sechs Göttinnen vorgestellt haben, gerade so groß, wie er selbst; und er war beinahe drei Ellen hoch. Als er mir diesen Auftrag gegeben hatte, wendete er sich zum Schatzmeister der Ersparnisse und fragte, ob man ihm befohlen habe, daß er mir fünfhundert Goldgulden zahlen solle. Dieser antwortete darauf: es sei nicht geschehen. Das empfand der König sehr übel; denn er hatte dem Cardinal aufgetragen, dem Schatzmeister seinen Willen zu sagen. Ferner befahl er mir: ich solle nach Paris gehen und mir eine Wohnung aussuchen, die zu solchen Arbeiten bequem sei, und ich sollte sie haben.

Da nahm ich meine fünfhundert Goldgulden und ging nach Paris in ein Quartier des Cardinal's von Ferrara, woselbst ich im Namen Gottes zu arbeiten anfing und vier Modelle, jedes von einem Fuß, verfertigte. Sie stellten Jupiter und Juno, Mars und Vulcan vor. Indessen kam der König nach Paris und ich eilte, ihm aufzuwarten, nahm meine Modelle mit mir, auch die jungen Leute Alexander und Paul. Der König war zufrieden und befahl mir: ich sollte ihm zuerst den Jupiter von Silber machen, von obengedachter Höhe. Darauf stellte ich Seiner Majestät die beiden Jünglinge vor und sagte: ich habe sie zum Dienste Seiner Majestät mit mir gebracht; denn da ich mir sie auferzogen hätte, so würden sie mir wohl mehr Dienste leisten, als Die, die ich in Paris finden könnte. Darauf sagte der König: ich solle Beiden eine Besoldung aussetzen, die hinreichend wäre, sie erhalten zu können. Ich sagte: daß hundert Goldgulden für Jeden genug sei; auch habe ich einen Ort gefunden, der mir zu einer Werkstatt höchst tauglich scheine. Das Gebäude gehörte Seiner Majestät eigen und hieß Klein-Nesle; der König hatte es dem Prevost von Paris eingegeben, der sich aber dessen nicht bediente; und so konnte mir's der König ja wohl einräumen, da ich es zu seinem Dienst bedurfte. Darauf antwortete der König: „Das Haus ist mein und ich weiß recht gut, daß Der, dem ich es gegeben habe, dasselbe nicht bewohnt noch gebraucht; deswegen sollt Ihr Euch dessen zu unserer Arbeit bedienen." Sogleich befahl er einem seiner Officiere, er solle mich in das gedachte Nesle einführen. Dieser weigerte sich einen Augenblick und sagte: er könne Das nicht thun. Da antwortete der König zornig: er wolle die Dinge vergeben, wie es ihm gefalle; Jener bediene sich Dessen nicht und ich sei ein mächtiger Mann, der für ihn arbeite; er wolle von seinem weitern Widerspruch hören. Da versetzte der Officier: es werde wohl nöthig sein, ein Bischen Gewalt zu brauchen. Darauf antwortete der König: „Jetzt geht; und wenn kleine Gewalt nicht hilft, so gebraucht große!" Eilig führte der Mann mich zu dem Gebäude und es war Gewalt nöthig, um mich in Besitz zu setzen. Dann sagte er mir: ich sollte nun wohl sorgen, daß ich d'rin nicht todt geschlagen würde.

Ich ging hinein, nahm sogleich Diener an, kaufte verschiedene Speisen und lebte mehrere Tage mit größtem Verdruß. Denn mein Gegner war ein Französischer Edelmann und die übrigen Edelleute waren sämmtlich meine Feinde und insultirten mich auf alle Weise, so daß es mir unerträglich schien. Hier muß ich noch bemerken, daß, als ich in Ihro Majestät Dienste ging, man 1539 schrieb und ich alle eben vierzig Jahre alt wurde. Nun ging ich, diese Beleidigung und meinen Verdruß dem König zu klagen und bat ihn, er möchte mich an einem andern Orte einrichten lassen. Darauf sagte der König: „Wer seid Ihr und wie heißt Ihr?" Ich war äußerst erschrocken; denn ich wußte nicht, was der König meinte, und als ich so still war, wiederholte er seine Frage. Darauf versetzte ich, daß ich Benvenuto hieße. Da sagte der König: „Seid Ihr der Benvenuto, von dem ich gehört habe, so handelt nach Eurer Weise und ich gebe Euch völlige Erlaubniß!" Ich versetzte darauf: daß mir allem seine Gnade hinreichend sei, übrigens kenne ich keine Gefahr. Der König lächelte ein wenig und sagte: „So geht nur; an meiner Gnade soll es Euch niemals fehlen." Sogleich befahl er einem seiner Secretäre, welcher Villeroi hieß: er solle mich mit Allem versehen und meine Bedürfnisse vollkommen einrichten lassen. Dieser Mann war ein großer Freund vom Prevost von Paris, der zuerst das kleine Nesle befohlen hatte. Dieses Gebäude war in dreieckigter Form an die Mauer der Stadt angelehnt, eigentlich ein altes Schloß von guter Größe; man hielt aber keine Wache darinn. Herr von Villeroi sieht mir: ich sollte mich ja nach einem andern Platz umsehen und diesen seinem alten Besitzer wieder einräumen; denn es sei ein sehr mächtiger Mann und er werde mich gewiß todtschlagen lassen. Darauf

ſagte ich: ich ſei aus Italien nach Frankreich gegangen, dieß um dieſem wunderſamen König zu dienen; und was das Todtſchlagen betreffe, ſo wiſſe ich recht gut, daß ich ſterben müſſe, ein Bischen früher oder ſpäter, daran ſei Nichts gelegen.

Dieſer Villerei war ein Mann von großem Geiſte, bewundernswerth in allen Dingen und ſehr reich. Nun war Nichts in der Welt, was er mir nicht zum Verdruß gethan hätte, aber er ließ ſich Nichts merken. Es war ein ernſthafter Mann von ſchönem Anblick und ſprach langſam. Die Beſorgung meiner Sache trug er einem andern Edelmann auf, welcher Herr von Marmagna hieß und Schatzmeiſter von Languedoc war. Das Erſte, was Dieſer that, war, daß er die beſten Zimmer des Gebäudes für ſich ſelbſt einrichten ließ. Da ſagte ich ihm: der König habe mir dieſen Ort zu ſeinem Dienſte gegeben und ich wolle nicht, daß Jemand außer mir und den Meinigen, hier ſeine Wohnung haben ſollte. Dieſer ſtolze, kühne und heftige Mann ſagte zu mir: er wolle thun, was ihm beliebte; ich könne nur mit dem Kopf gegen die Mauer, wenn ich ihm widerſtehen wolle; er habe Befehl von Villeroi, Das thun zu dürfen. Dagegen verſetzte ich: Habe ich von den Auftrag vom König und weiß ich doch, daß weder Ihr noch Villeroi ſo Etwas unternehmen ſollt. Hierauf ſagte mir der ſtolze Mann in ſeiner franzöſiſchen Sprache viele höfliche Worte, worauf ich denn in der meinigen verſetzte, daß er lüge. Erzürnt griff er nach ſeinem kleinen Dolch und ich legte Hand an meinen großen Dolch, den ich immer an der Seite zu meiner Vertheidigung trug und ſagte zu ihm: Biſt Du kühn genug, zu ziehen, ſo ſteck' ich Dich auf der Stelle todt. Er hatte zwei Diener mit ſich und meine zwei Geſellen ſtanden dabei. Marmagna ſchien einen Augenblick unentſchloſſen, doch eher zum Böſen geneigt und ſagte murmelnd: „Das werde ich nie ertragen.“ Ich befürchtete das Schlimmſte und ſagte entſchloſſen zu Paul'en und Ricanio: Sobald Ihr ſehet daß ich meinen Dolch ziehe, ſo werft Euch gleich über die Diener her und erſchlagt ſie, wenn Ihr könnt. Dieſer ließ zuerſt fallen und dann wollen wir uns mit Gott davon machen. Marmagna vernahm dieſen Entſchluß und war zufrieden, nur lebendig vom Platze zu kommen. Dieſe Begebenheit ſchrieb ich mit etwas gelindern Ausdrücken an den Cardinal, der ſie augenblicklich dem König erzählte. Seine Majeſtät war verdrießlich und gab einem Andern, der Vicomte d'Orbec hieß, die Aufſicht über mich; dieſer Mann ſorgte mit der größten Gefälligkeit für alle meine Bedürfniſſe.

Fünftes Capitel.

Da ich nun Haus und Werkſtatt vollkommen eingerichtet hatte, ſo daß ich bequem an meine Arbeit gehen konnte und dabei ſehr ehrenvoll wohnte, arbeitete ich ſogleich an den drei Modellen in der Größe, wie die Statuen von Silber werden ſollten, und zwar ſtellten ſie Jupiter, Vulcan und Mars vor. Ich machte ſie von Erde, inwendig ſehr wohl mit eiſernen Stäben verwahrt. Als ich fertig war, ging ich zum König, der mir, wenn ich mich recht erinnere, dreihundert Pfund Silber geben ließ, damit ich die Arbeit anfangen könnte; indeſſen ich nun Alles dazu vorbereitete, ward das Gefäß und das ovale Becken fertig, die mit verſchiedene Monate wegnahmen. Als ſie vollendet waren, ließ ich ſie trefflich vergolden und man konnte wohl ſagen, daß es die ſchönſte Arbeit ſei, die man je in Frankreich geſehen hatte. Sogleich trug ich ſie zum Cardinal von Ferrara, der mir über die Maßen dankte, hernach aber, ohne mich, zum König ging und demſelben damit ein Geſchenk machte. Der König hielt ſie ſehr werth und lobte mich übermäßiger, als jemals ein Menſch meiner Art gelobt worden iſt, und machte dem Cardinal ein Gegengeſchenk mit einer Abtei, die ſiebentauſend Scudi einkünfte hatte, und ließ die Welt merken, mir auch Etwas zu verehren, woran ihn der Cardinal verhinderte und ſagte: Seine Majeſtät verfahre zu geſchwind; denn ich habe für ihn ja noch keine Arbeit vollendet. Da verſetzte der freigebigſte König, mehr als jemals entſchloſſen: „Ich will ihm eben Luſt und Muth zu ſeiner Arbeit machen.“ Da ſchämte ſich der Cardinal und ſagte: „Ich bitte, laßt mich gewähren: denn ſobald ich die Abtei in Beſitz genommen habe, will ich ihm eine Penſion von wenigſtens dreihundert Scudi anweiſen.“ Davon iſt mir aber nie Etwas geworden und es wär' zu weitläufig, alle Teufeleien dieſes Cardinal's zu erzählen, beſonders da ich wichtigere Dinge vor mir habe.

Ich kehrte nach Paris zurück und Jedermann verwunderte ſich über die Gunſt, die mir der König bezeigte; ich erhielt das Silber und fing an, die Statue des Jupiters zu bearbeiten. Ich nahm viele Geſellen und fuhr mit großer Sorgfalt Tag und Nacht fort; Jupiter, Vulcan und Mars waren im Modell fertig; auch den erſten hatte ich in Silber ſchon weit gebracht, ſo daß meine Werkſtatt recht ganz ausſah. Um dieſe Zeit erſchien der König in Paris. Ich wartete ihm auf; und als er mich ſah, rief er mir freundlich zu: wenn ich ihm in meinem Hauſe etwas Schönes zu ſagen hätte, ſo wolle er kommen. Da erzählte ich Alles, was ich gemacht hatte und er bezeigte großes Verlangen, die

Arbeit zu ſehen. Gleich nach Tiſch machte er ſich auf mit Madame d'Etampes, dem Cardinal von Lothringen, dem König von Navarra, ſeinem Vetter und der Königinn, ſeiner Schweſter; auch kam der Dauphin und die Dauphine, ſo daß der ganze Adel des Hofes ſich in Bewegung ſetzte.

Ich war wieder nach Hauſe gegangen und hatte mich an die Arbeit begeben. Als nun der König vor das Thor meines Schloſſes kam und ſo viele Hämmer pochen hörte, befahl er, ein Jeder ſolle ſtill ſein; ſo war in meinem Hauſe Alles in Arbeit, und der König überraſchte mich, ehe ich es dachte. Er trat in meinen Saal und erblickte zuerſt mich mit einem großen Silberblech in der Hand, das zum Leibe Jupiter's beſtimmt war; ein Anderer machte den Kopf, ein Dritter die Füße, ſo daß der Saal außerordentlich war. Zufälliger Weiſe hatte mir eben in dieſem Augenblick ein franzöſiſcher Knabe, der bei der Arbeit um mich war, irgend Etwas nicht recht gemacht, deßwegen ich ihm einen Tritt gab, der glücklicher Weiſe nur zwiſchen die Beine traf. Doch hatte ich den Jungen über vier Ellen weit weggeſtoßen; der Knabe wollte fallen und hielt ſich am König, der eben hereintrat. Der König lachte überlaut und ich war ſehr verlegen. Dann fing er an zu fragen, was ich mache, und verlangte, daß ich in ſeiner Gegenwart arbeiten ſollte. Darauf ſagte er: es wäre ihm lieber, wenn ich mich nicht ſo anſtrengen wollte; ich ſollte doch ſo viel Leute nehmen als mir beliebte und dieſe Arbeiten laſſen und mich geſund erhalten, um ihm deſto länger dienen zu können. Da antwortete ich, daß ich eben krank werden würde, wenn ich nicht arbeitete, auch würden die Werke nicht von der Art werden, wie ich ſie für Seine Majeſtät zu fertigen hoffte. Der König konnte Das nicht einſehen und glaubte, es ſei nur Großſprecherei von mir und der Cardinal von Lothringen mußte mir's nachmals wieder ſagen, dem ich aber ſo offen und umſtändlich meine Gründe vorlegte, daß er mich vollkommen begriff. Er beruhigte daher den König und bat ihn: er möchte mich nur viel oder wenig, nach meinem Belieben, arbeiten laſſen.

Es geſchieden mit meinen Werken begab ſich der König nach ſeinem Palaſte zurück und überhäufte mich dergeſtalt mit Gunſt, daß ich nicht Alles erzählen kann. Den andern Tag nach Tiſch ließ er mich rufen; der Cardinal von Ferrara ſprach mit ihm. Als ich kam, war der König eben an der zweiten Tracht; ich trat herzu und Seine Majeſtät fing ſogleich mit mir zu reden an. Da er einen ſo ſchönen Becher und ſo ein vortreffliches Becken von mir beſitze, ſo wünſche er dazu auch ein ähnliches Salzfaß zu haben; ich ſollte ihm eine Zeichnung machen und zwar ſo geſchwind als möglich. Darauf verſetzte ich: Ew. Majeſtät ſollen eine ſolche Zeichnung geſchwinder ſehen, als Sie denken; denn als ich Ihre beiden Gefäße verfertigte, überlegte ich wohl, daß dieſen zur Geſellſchaft auch ein Salzfaß gearbeitet werden müſſe; darum habe ich ſo was Dergleichen ſchon aufgeſtellt; und wenn Seine Majeſtät einen Augenblick warten wollen, ſo könnte ich die Sache gleich vorzeigen. Das hörte der König mit vieler Zufriedenheit und wendete ſich zu den gegenwärtigen Herren, als dem König von Navarra, den Cardinälen von Lothringen und Ferrara und ſagte: „Das iſt wahrhaftig ein Mann, den alle Welt lieben und wünſchen muß.“ Dann ſagte er zu mir: er würde gern die Zeichnung ſehen, die ich zu einem ſolchen Werke gemacht. Da eilte ich fort, ging und kam geſchwind (denn ich hatte nur die Seine zu paſſiren) und brachte das Modell von Wachs mit, das ich auf Verlangen des Cardinals ſchon in Rom gemacht hatte. Als ich es aufdeckte, verwunderte ſich der König und ſprach: „Das iſt hundert Mal göttlicher, als ich gedacht habe. Das iſt ein großes Werk dieſes Mannes; er ſollte niemals feiern.“ Dann wendete er ſich zu mir mit ſehr freundlichem Geſichte und ſagte: das Werk gefalle ihm außerordentlich; er verlange, daß ich es ihm von Gold mache. Der Cardinal ſah mir in die Augen und gab mir durch einen Wink zu verſtehen, daß er das Modell recht gut wieder erkenne. Darauf ſagte ich: Ich habe wohl von dieſem Modell ſchon geſagt, daß ich das Werk gewiß vollenden wollte, wenn es nur Jemand beſtellte. Der Cardinal erinnerte ſich dieſer meiner Worte; und weil es ihm ſchien, als habe ich mich rächen wollen, ſo ſagte er mit einiger Empfindlichkeit zum König: „Sire! Das Unternehmen iſt groß und ich fürchte nur, wir ſehen es niemals geendigt; denn dieſe braven Künſtler, die ſo trefflicher Erfindungen fähig ſind, fangen gar gern an, ſie in's Werk zu ſtellen, ohne zu denken, wenn ſie geendigt werden können. Wenn ich ſo Etwas beſtellte, ſo wollte ich doch auch wiſſen, wann ich es haben ſollte.“ Der König antwortete: „Wenn man ſich ſo ängſtlich um das Ende der Arbeit bekümmere, ſo würde man ſie niemals anfangen.“ Das ſagte er auf eine Weiſe, daß man merken konnte, er wolle anzeigen, zu ſolchen Werken gehöre ein muthiger Geiſt. Ich verſetzte darauf: Alle Fürſten, die, wie Ew. Majeſtät, durch Handlungen und Reden ihren Dienern Muth machen, erleichtern ſich und ihnen die größten Unternehmungen; und da Gott mir einen ſo außerordentlichen Herrn gegeben hat, ſo hoffe ich auch, große und außerordentliche

Sie hat an ihm viel Lieb's und Treu's gethan,
Daß er's bis an ſein ſelig Ende ſpürte.

Marthe.

Der Scheim! Der Dieb an ſeinen Kindern!
Auch alles Elend, alle Noth
Konnt' nicht ſein ſchändlich Leben hindern!

Mephiſtopheles.

Ja ſeht! dafür iſt er nun todt.
Wär' ich nun jetzt an euerm Platze,
Betraurt' ich ihn ein züchtig Jahr,
Viſirte dann unterweil' nach einem neuen Schatze.

Marthe.

Ach Gott! wie doch mein erſter war,
Find' ich nicht leicht auf dieſer Welt den andern!
Es konnte kaum ein herz'ger Närrchen ſeyn.
Er liebte nur das allzuviele Wandern,
Und fremde Weiber, und fremden Wein,
Und das verfluchte Würfelſpiel.

Werke für ihn zu vollenden. „Ich glaube es!“ erwiederte der König, und stand von der Tafel auf.

Da ließ er mich auf sein Zimmer rufen und fragte mich, wie viel ich Geld zu diesem Salzfasse brauchte. Tausend Scudi, verlangte ich sogleich. Da rief er seinen Schatzmeister, den Vicomte d'Orbec, und befahl ihm, er solle mir tausend alte, gewichtige Goldgulden auszahlen lassen. Ich ging weg und schickte nach den besten Notarien, durch die ich auch das Silber für den Jupiter und viele andere Sachen erhalten hatte; dann hatte ich zu Hause ein kleines Körbchen, das mir meine Nichte, die Nonne, als ich durch Florenz reiste, geschenkt hatte, und nahm es, zu meinem Glück, statt eines Sackes; und weil ich dieses Geschäft noch bei Tage zu endigen dachte, auch meine Leute nicht in der Arbeit stören mochte, nahm ich nicht einmal einen Diener mit.

Ich fand den Schatzmeister zu Hause, der schon das Geld vor sich hatte und die vorwichtigen Stücke nach dem Befehl des Königs aussuchte; und indem mir schien, daß der Spitzbube mit Fleiß die Auszahlung des Geldes bis drei Stunden in die Nacht verzögerte, so wollte ich mich auch versehen und schickte nach einigen meiner Arbeiter: sie sollten kommen und mich begleiten; denn es sei eine Sache von Bedeutung. Als sie in einer gewissen Zeit nicht kamen, fragte ich den Schatzmeister von Bedienten, den ich abgeschickt hatte. Er versicherte mir, daß er sie gerufen habe, sie aber könnten nicht kommen; hingegen erbiete er sich, mir das Geld zu tragen. Ich antwortete: Das könne ich selbst.

Indessen war der Contract ausgefertigt, das Geld ward in das Körbchen gelegt und ich schob den Arm durch die zwei Henkel. Weil sie nun sehr eng waren, so drückte mein Arm fest auf das Geld und ich trug es bequemer und sicherer, als wenn es ein Bündchen gewesen wäre. Ich war gut bewaffnet mit Panzerhemd und Ermeln, hatte Degen und Dolch an der Seite und machte mich schnell auf den Weg. Da bemerkte ich, daß einige Diener zusammen lispelten, gleichfalls das Haus verließen und einen andern Weg nahmen, als den ich zu gehen hatte. Ich ging schnell und kam über die Brücke auf ein Mäuerchen am Flusse, das mich zu meiner Wohnung führte.

Eben befand ich mich bei den Augustinern, an einem sehr gefährlichen Orte, der zwar nur fünfhundert Schritte von meinem Schlosse entfernt war; weil aber inwendig die Wohnung fast noch ein Mal so weit ablag, so würde man, wenn ich auch hätte rufen wollen, mich dort nicht gehört haben. Als ich nun vier Degen hinter mir bemerkte, entschloß ich mich sogleich, bedeckte das Körbchen mit der Jacke, zog den Degen und rief, als sie mir näher kamen: Bei Soldaten ist Nichts zu holen, als die Jacke und der Degen, und Ihr sollt wenig gewinnen, wenn Ihr mir sie abnehmt! Da stritt ich heftig gegen sie und breitete öfters die Arme auseinander, damit, wenn sie auch von den Bedienten gehört hätten, daß ich so vieles Geld empfangen habe, sie vermuthen sollten, es müsse ein Anderer sein, der übrig ging. Das Gefecht dauerte kurz; sie zogen sich nach und nach zurück und sagten untereinander in ihrer Sprache: „Das ist ein braver Italiener und gewiß Der nicht, den wir suchen, und wenn er's ist, so hat er Nichts bei sich. Ich sprach Italienisch und mit vielen Stößen und Stichen ging ich ihnen zu Leibe, und da sie sahen, daß ich den Degen sehr gut führte, glaubten sie, ich sei eher Soldat als was Anders; sie hielten zusammen und entfernten sich langsam. Sie murmelten immer in ihrer Sprache und ich wiederholte auch mit einer gewissen gleichgiltigen Beschreibenheit: wer Wasse und Jacke von mir haben wolle, solle sie theuer bezahlen. Ich fing an stärker zu gehen und sie kamen immer langsam hinter mir drein, weswegen vermehrte sich meine Furcht; denn ich dachte, vielleicht lägen noch Andere vor mir im Hinterhalt, so daß sie mich hätten in die Mitte nehmen können.

Da ich nun noch ungefähr hundert Schritte von meinem Hause war, fing ich an zu laufen, und rief mit lauter Stimme: Waffen, Waffen heraus; man bringt mich um! Sogleich sprangen vier von meinen jungen Leuten mit Spießen aus dem Schlosse und wollten Jenen nach, die man noch wohl sehen konnte. Da hielt ich sie an und sagte laut: Die vier Memmen haben nicht einmal einem einzigen Mann die Beute von tausend Goldgulden abnehmen können, da mir doch dieser Schuft bald den Arm zerbrach. Den wollen wir nur erst in Sicherheit bringen; dann will ich Euch Gesellschaft leisten mit meinem Schwert zu zwei Händen, wohin Ihr wollt. Wir gingen hinein, verschlossen das Geld, und meine jungen Leute beklagten die große Gefahr, in die ich mich begeben hatte, machten mir Vorwürfe und sagten: „Ihr traut Euch selbst zu sehr und wir werden Euch doch noch einmal zu bewinnen haben.“ Nachdem wir uns lange darüber gestritten hatten, waren meine Widersacher verschwunden. Wir hielten uns nun vergnügt und fröhlich an's Abendessen und lachten über die sonderbaren Begebenheiten, die uns das Glück im Guten und Bösen zusendet und nahmen uns das Vergangene nicht zu Herzen. Es war, als wenn es Nichts gewesen wär'. Zwar sagt man: „Du wirst nun lernen, ein ander Mal klüger sein.“ Aber ich habe den

Spruch nicht richtig; denn was uns begegnet, kommt immer auf eine so verschiedene Weise, wie wir es uns nicht haben einbilden können.

Den folgenden Morgen machte ich sogleich den Anfang mit dem großen Salzfasse und ließ sowohl an diesem als an andern Werken mit großer Sorgfalt fortarbeiten. Ich hatte viele Gesellen angenommen, Bildhauer und Goldschmiede; es waren Italiener, Franzosen und Deutsche. Manchmal war eine große Menge beisammen, wenn ich sie gut und tauglich fand; doch machte jedesmal Tag mit ihnen eine Veränderung, weil ich nur die besten behielt. Diese trieb ich lebhaft an, besonders durch mein Beispiel; denn ich hatte eine stärkere Natur als sie. Da wollten Einige, von der großen Anstrengung ermüdet, sich durch vieles Essen und Trinken wieder herstellen, (besonders verschiedene Deutsche, welches die besten Arbeiter waren, zeigten den größten Eifer, mir nachzuahmen,) allein sie konnten die Arbeit nicht ertragen, so daß sie ihren Fleiß mit dem Leben bezahlen mußten.

Als nun mein silberner Jupiter vorwärtsging, bemerkte ich, daß mir noch Silber genug übrig blieb; und ohne Vorwissen des Königs legte ich Hand an ein großes Gefäß mit zwei Handhaben, ungefähr anderthalb Ellen hoch; auch kam mir die Lust an, ein großes Modell zum Jupiter in Erz gießen zu lassen.

Bei dieser neuen Unternehmung, da ich dergleichen selbst noch nicht gemacht hatte, überlegte ich die Sache mit einigen alten Pariser-Meistern und sagte ihnen die ganze Art, wie man in Italien bei solchen Werken zu verfahren pflegte. Sie antworteten mir darauf: dieser Weg sei ihnen unbekannt; aber wenn ich sie auf ihre Weise gehen ließ', so wollten sie mir das Bild so schön und glatt gießen, als es jetzt von Thon sei. Ich machte einen Accord mit ihnen, damit sie ganz die Sache übernähmen und über ihre Forderungen versprach ich ihnen noch einige Scudi mehr. Sie legten Hand an's Werk; und als ich sah, daß sie auf einem falschen Wege waren, fing ich die Büste des Julius Cäsar mit bewaffneter Brust an und zwar viel größer als die Natur. Ich arbeitete nach einem kleinen Modell, das ich in Rom nach der herrlichen Antike gearbeitet hatte. Zugleich modellirte ich einen Frauenkopf von derselben Größe, nach einem außerordentlich schönen Mädchen, das ich zu meiner Lust bei mir hatte. Ich nannte dieses Bildniß Fontainebleau, gleichsam als wenn es die Nymphe jener Quelle wäre, bei welcher der König sich seinen Lustort auserwählt hatte.

Das Oefchen zum Schmelzen des Erzes war auf's Beste gebaut, Alles in Ordnung und unsere drei Formen ausgebrannt; da sagte ich zu den Leuten: Ich glaube nicht, daß Euer Jupiter gut ausfallen wird; denn Ihr habt ihm nicht genug Luftröhren von unten gelassen; die Circulation wird nicht gehörig vor sich gehn und Ihr werdet Eure Zeit verlieren. Das Alles wurde in Gegenwart des Schatzmeister und anderer Edelleute gesprochen, die auf Befehl des Königs mich zu beobachten kamen und Alles, was sie sahen und hörten, Seiner Majestät hinterbringen mußten. Die beiden Alten, welche den Jupiter gießen wollten, verlangten: man solle mir den ganzen Vorrath zur Hand thun, weil sie nothwendig an meinen Formen Etwas verändern müßten; denn auf die Art, wie ich sie eingerichtet habe, sei es nicht möglich, daß der Guß gerathe und es wäre Schade, daß so schöne Arbeit verloren ginge. Als sie Dieses dem König beibringen ließen, antwortete Seine Majestät: sie sollten lieber aufmerken und lernen, als dem Meister Lehren geben. Da brachten sie mit großem Lachen ihr Werk in die Grube, und ich, ganz ruhig, ohne Freude oder Verdruß zu bezeigen, stellte meine Formen zu beiden Seiten des Jupiter's. Als unser Metall geschmolzen war, ließen wir es mit dem größten Vergnügen fließen; die Form des Jupiter's füllte sich auf's Beste, ebenso meine beiden Köpfe; die Meister waren froh und ich gewiß den, daß es besser gegangen war, als ein beiderseitiges Mißtrauen uns hatte vermuthen lassen. Da verlangten sie auf Französische Weise mit großer Fröhlichkeit zu trinken und ich gab ihnen sehr gern einen guten Schmaus. Nun verlangten sie zunächst das Geld von mir, das ich ihnen noch zu geben hatte, sowie auch den versprochenen Ueberschuß. Darauf sagte ich: Ihr habt gelacht, aber ich fürchte, daß ihr noch weinen werdet: denn ich habe überzeugt, daß in Eu're Form weit mehr Masse als nöthig gelassen ist; deßwegen werde ich Euch kein Geld geben bis morgen früh. Nun fingen die armen Leute meine Worte zu bedenken an und ohne was weiter zu sagen, gingen sie nach Hause. Früh Morgens kamen sie, Hüte, Hüte, die Arbeit aus der Grube zu nehmen; und weil sie zu der großen Form nicht kommen konnten, ohne zuerst meine Köpfe herauszunehmen, so brachten sie diese hervor. Sie waren trefflich gerathen; und als man sie aufhöhlte, hatten sie ein sehr gutes Ansehen. Da sie nun mit vier Arbeitern noch zwei Ellen tiefer gegraben hatten, thaten sie einen großen Schrei, den ich auf fünfhundert Schritte in meinem Zimmer hörte. Ich hielt es für ein Zeichen der Freude und lief herbei; als ich näher kam, fand ich sie an der Grube, wie man Diejenigen abbildet, die in das Grab Christi schauten, bekümmert und erschrocken.

Ich tröſtete mich, als ich meine beiden Köpfe ſo wohl gerathen erblickte, ſo mißvergnügt ich übrigens war; ſie aber entſchuldigten ſich und ſagten: „Da ſieht unſer Unglück!“ Ich verſetzte: Euer Glück war gut genug, aber ſchlecht Euer geringes Wiſſen. Hätte ich geſehen, wie Ihr den Kern in die Form brachtet, ſo hätte ich Euch mit einem einzigen Worte belehrt und Eu're Figur wäre auf's Beſte gekommen; ich hätte große Ehre und Ihr großen Nutzen davon gehabt. Was meine Ehre betrifft, die wird durch dieſe Köpfe gerettet; aber Euch wird weder Ehre noch Geld zu Theil werden. Deßwegen lernt ein ander' Mal arbeiten und Eu're Späße laßt bei Seite. Deſſen ungeachtet empfahlen ſie ſich mir und ſagten: ich habe recht; wenn ich ihnen aber nicht beiſtünde und ſie ſollten allen Aufwand und Schaden tragen, ſo würden ſie und ihre Familien zu Grunde gehen. Darauf antwortete ich: wenn die Schatzmeiſter des Königs ihnen den Ueberreſt noch bezahlen wollten, ſo wollte ich ihnen auch mein Verſprechen halten; denn ich hätte wohl geſehen, daß ſie mit gutem Willen nach ihrer beſten Einſicht gehandelt hätten. Hierüber wurden mir der Schatzmeiſter und die Diener des Königs dergeſtalt günſtig, daß es nicht auszuſagen war. Man ſchrieb Alles Seiner Majeſtät und dieſer einzig freigebigſte König befahl, daß man für mich Alles thun ſollte, was ich nur verlangte.

Sechſtes Capitel.

In derſelben Zeit kam der bewundernswürdige, tapfere Herr Strozzi an den Hof und erinnerte die Briefe ſeiner Naturaliſation. Der König ließ ſolche ſogleich ausfertigen und ſagte: „Laß ſie auch zugleich für Benvenuto ſchreiben; bringt ſie ihm in ſein Haus und nehmt ihm Nichts dafür ab.“ Den großen Strozzi koſteten die ſeinigen einige hundert Ducaten, die meinigen brachte einer der erſten Secretarien, der Herr Antonio Maſſene hieß. Dieſer Edelmann überreichte mir das Document mit außerordentlichen Gnadenbezeigungen von Seiten Seiner Majeſtät und ſagte: „Dieſes verehrt Euch der König, damit Ihr mit deſto mehr Luſt ihm dienen mögt; durch dieſes Document ſeid Ihr naturaliſirt.“ Er erzählte mir, daß vor auch langer Zeit und nur als eine beſondere Gunſt Herr Peter Strozzi ein Gleiches erhalten habe; daß der König mir Vieles aus eigener Bewegung ſchicke und daß eine ſolche Gnade in dieſem Reiche unerhört ſei. Darauf erwiederte ich eine unendliche Dankſagung gegen den König, bat aber ſodann gedachten Secretär, mir zu ſagen, was denn endlich ein ſolcher Naturaliſationsbrief zu bedeuten habe. Dieſer Mann, der voll Kenntniß und Anmuth war und gut Italieniſch ſprach, lachte zuerſt laut; dann nahm er ſeinen Ernſt wieder an und ſagte zu mir auf Italieniſch, was es zu bedeuten habe: daß es eine der größten Würden ſei, die man einem Fremden geben könne und daß es ganz was Anderes heiße, als zum Venetianiſchen Edelmann erhoben zu werden. Dieſes Alles erzählte er dem König, der auch nicht wenig lachte und alsdann ſprach: „Nun ſoll er erſt erfahren, warum ich ihm viele Briefe geſchickt habe; geht und machet ihn ſogleich zum Herrn von Klein-Nello, dem Schloſſe, das er beſitzt; denn es iſt mein Eigenthum. Da wird er eher begreifen, welch ein Vortheil es ſei, naturaliſirt zu werden. Nun kam ein anderer Abgeordneter mit gedachtem Geſchenke, dem ich dagegen ein Gratial geben wollte, der es aber anfing: denn der König habe es ſo befohlen. Viele Briefe, ſowohl der Naturaliſation als des Geſchenkes, daß mir der König mit dem Schloſſe machte, nahm ich mit, als ich nach Italien zurückging; und wo ich auch ſein und mein Leben enden werde, ſollen ſie immer bei mir bleiben.

Nun werde ich mich wieder an der übrigen Geſchichte meines Lebens und meiner Arbeiten. Alles Angefangene ging gleichen Schrittes fort, der Jupiter von Silber, das goldene Salzfaß, das große Gefäß von Silber und die zwei Köpfe von Erz; auch ſchickte ich mich an, das Aufgeſtell zum Jupiter aus Erz zu gießen, auf's Reichſte verziert. Ich bildete daran den Raub des Ganymedes, nicht weniger Leda mit ihrem Schwane vor, und beide halberhabene Arbeiten gelangen auf's Beſte. Zugleich machte ich ein anderes Fußgeſtell, um die Statue der Juno darauf zu ſetzen; denn ich dachte Dieſe ſogleich anzufangen, ſobald mir der König Silber dazu aushändigen ließe. Schon war der ſilberne Jupiter und das goldene Salzfaß zuſammengeſetzt, das ſilberne Gefäß weit vorwärts und die beiden Köpfe von Erz ſchon grundirt; kleine Arbeiten hatte ich für den Cardinal von Ferrara gemacht und ein erhabenarbeitetes, kleines Gefäß, welches ich Madame d'Etampes ſchenken wollte. Sodann hatte ich für viele Italieniſche Herren, als für Peter Strozzi, für die Grafen von Anguillara, Pitigliano, Mirandola und Andere, mehrere Werke verfertigt.

Endlich als mein großer König nach Paris zurückkam, beſuchte er mich den dritten Tag in meiner Wohnung, mit einer Menge des größten Adels ſeines Hofes; er verwunderte ſich über ſo viele Werke, die ich vor mir hatte und die ſchon ſo weit waren; ſeine Madame d'Etampes war bei ihm und ſie fingen an, von Fontainebleau zu ſprechen. Sie ſagten: Seine Majeſtät ſolle mich Etwas zur Zierde dieſes

Luſtorts arbeiten laſſen. Der König verſetzte: Das ſei wohl geſprochen und er wolle ſich ſogleich entſchließen. Darauf wendete er ſich zu mir und fragte mich, was ich wohl, um jene ſchöne Quelle zu zieren, erfinden möchte. Ich brachte darauf einige meiner Einfälle vor und der König ſagte auch ſeine Gedanken. Dann fügte er hinzu: er wolle auf vierzehn bis zwanzig Tage eine Reiſe nach Saint Germain en Laye machen, das zwölf Meilen von Paris lag; in der Zeit ſollte ich ein Modell für ſeine ſchöne Quelle fertigen, ſo reich an Erfindungen, als es mir möglich ſei; denn dieſer Ort ſei die größte Luſt, die er in ſeinem Reiche habe; deßwegen befehle und wünſche er, daß ich mein Möglichſtes thun möge, um etwas Schönes hervorzubringen und ich verſprach es.

Der König betrachtete die vielen Sachen noch ein Mal und ſagte zu Madame d'Eſtampes: „Ich habe Niemand von dieſer Profeſſion geſehen, der mir beſſer gefallen hätte und der mehr verdiente, belohnt zu werden, als Dieſer. Wir müſſen ſuchen, ihn feſtzuhalten; er verzehrt viel Geld, iſt ein guter Geſelle und arbeitet genug. Wir müſſen auch ſeiner gedenken um ſo mehr, Madame, als er niemals, er möchte zu mir oder ich hierher kommen, mir auch nur das Geringſte abgefordert hat. Man ſieht wohl, ſein Gemüth iſt ganz auf die Arbeit gerichtet; und wir müſſen ihm bald Etwas zu Gute thun, damit wir ihn nicht verlieren." Madame d'Eſtampes ſagte: „Ich will Euch an ihn erinnern." So gingen ſie weg und ich arbeitete mit großem Fleiße an meinen angefangenen Werken. Auch begann ich das Modell zum Brunnen und brachte es mit Eifer vorwärts.

In Zeit von anderthalb Monaten kam der König nach Paris zurück und ich, der ich Tag und Nacht gearbeitet hatte, machte ihm meine Aufwartung und brachte das Modell mit, ſo ſauber ausgeführt, daß man Alles köſtlich verſetzen konnte. Schon waren die Teufeleien zwiſchen ihm und dem Kaiſer wieder angegangen, ſo daß ich ihn ſehr verwirrt antraf; doch ſprach ich mit dem Cardinal von Ferrara und ſagte zu ihm, daß ich gewiſſe Modelle bei mir habe, die mir von Seiner Majeſtät aufgetragen worden. Ich bat ihn, wenn er einen Augenblick fänd', ein Wort dahin fallen zu laſſen, es doch ſo zu thun, weil ich überzeugt ſei, der König würde viel Vergnügen daran finden, wenn ich ſie ihm vorführen könnte. Der Cardinal that's und ſogleich kam der König dahin, wo ich mich mit den Modellen befand. Erſt hatte ich das Modell zu einem Portal des Schloſſes Fontainebleau gemacht, wobei ich ſo wenig als möglich die Anlage des gegründeten zu verändern brauchte. Es war nach ihrer Franzöſiſchen Manier groß und doch zwergenmäßig, ſeine Proportion wenig über ein Viereck und oben drüber ein halbes Rund, gebraucht, nach Art eines Kartenſpiels. In dieſe Oeffnung verlangte der König eine Figur, welche die Nymphe der Quelle vorſtellen ſollte. Nun gab ich zuerſt dem obern Theil ein ſchönes Verhältniß, zeichnete einen reinen Halbzirkel darein und machte gefällige Vorſprünge an den Seiten. Dem untern Theile gab ich einen Sockel und Geſims; und weil wegen dieſer Theile und Glieder an der Seite ein Paar Säulen erforderlich ſchienen, machte ich anſtatt derſelben ein Paar Satyren, höher als halb erhaben. Der eine ſchien mit der Hand das Gebälk zu tragen und hielt im andern Arm einen großen Stab; ſein Geſicht war mutzig und wild und konnte dem Anſchauenden Furcht einjagen. Der zweite hatte eine ähnliche Stellung, doch waren der Kopf und einige Nebenumſtände abgeändert; er hielt eine Geißel in der Hand mit drei Angeln, die an eben ſoviel Ketten feſthingen. Dieſe Figuren hatten ſonſt Nichts vom Satyr, als ein Paar kleine Hörner und etwas Ziegenmäßiges im Geſichte; das Uebrige war Alles menſchliche Geſtalt.

In dem halben Rund hatte ich eine weibliche Figur in angenehmer liegender Stellung abgebildet. Dieſe legte den linken Arm über den Hals eines Hirſches; ſo hatte es der König verlangt. Auf einer Seite hatte ich Rehe, wilde Schweine und anderes Wildpret vorgeſtellt, wie ſolches der ſchöne Wald, wo der Brunnen entſpringt, in großer Menge ernähret. Auf der andern Seite ſah man Doggen und Windhunde, um das Vergnügen der Jagd abzubilden. Dieſes Werk hatte ich in ein Viereck eingeſchloſſen und in die beiden Ecken, über dem halben Rund, zwei Siegesgöttinnen von halberhabener Arbeit angebracht, mit kleinen Fackeln in der Hand, nach dem Gebrauch der Alten. Noch hatte ich über das obere Viereck einen Salamander abgebildet, als des Königs eigenes Sinnbild, mit verſchiedenen angenehmen Zierathen, wie ſie ſich zum Werke ſchickten, das eigentlich der Joniſchen Ordnung ſich näherte.

Als der König das Modell ſah, machte es ihn gleich vergnügt und zerſtreute ihn von dem verdrießlichen Geſpräch, das er einige Stunden geführt hatte. Als ich ihn auf dieſe Weiſe in guter Laune ſah, deckte ich das andere Modell auf, das er wohl nicht erwartete; denn er dachte, ſchon in der erſten Arbeit genug geleiſtet zu haben. Das andere Modell war größer als zwei Ellen; und ich hatte einen Brunnen in vollkommenem Viereck vorgeſtellt; umher waren die ſchönſten Treppen, die einander durchſchnit-

ten, eine Art, wie man ſie niemals in Frankreich und ſelten in Italien geſehen hatte. In der Mitte war ein Fußgeſtell, ein wenig höher als das Geſtell des Brunnens, darauf eine nackte Figur von großer Anmuth ſtand; ſie hielt mit der rechten Hand eine gebrochene Lanze in die Höhe, die linke lag auf dem Griff eines Schwertes von der ſchönſten Form: die Figur ruhte auf dem linken Fuß, den rechten ſetzte ſie auf einen Helm, der ſo reich als möglich gearbeitet war. Auf den vier Ecken des Brunnens hatte ich ſpielende Figuren vorgeſtellt, eine jede mit angenehmen Sinnbildern. Da fragte der König, was Das für eine ſchöne Erfindung ſei, die ich ihm gemacht habe. Alles, was ich am Thore vorgeſtellt, ſei ihm verſtändlich, aber das größere Modell, ſo ſchön es ihm vorkomme, wiſſe er nicht auszulegen, und ihm ſei wohl bekannt, daß ich nicht, wie manche unverſtändige Künſtler, zu Werke gehe, die, wenn ſie auch allenfalls Etwas mit einiger Anmuth zu machen verſtänden, dennoch ihren Vorſtellungen keine Bedeutung zu geben wüßten.

Darauf nahm ich mich zuſammen; denn da meine Arbeit dem König gefallen hatte, ſo wollte ich, es ſollte ihm auch meine Rede angenehm ſein und ſagte deßhalb zu ihm: Heilige Majeſtät! Dieſe ganz kleine Arbeit iſt ſehr genau nach kleinen Maßen gemeſſen, ſo daß, wenn ſie ausgeführt wird, ſie eben auch im Großen die gefällige Wirkung thun wird; die mittelſte Figur ſoll vierundfünfzig Fuß hoch werden. Hier gab der König ein Zeichen großer Verwunderung von ſich. Sie iſt, fuhr ich fort, beſtimmt, den Kriegsgott vorzuſtellen; dieſe vier übrigen Figuren ſtellen die Künſte vor, an denen ſich Ew. Majeſtät ergetzt und die bei Ew. Majeſtät alle Unterſtützung finden. Dieſe zur Rechten iſt die Wiſſenſchaft der Wiſſenſchaften; hier iſt das Sinnbild, wenn man die Philoſophie erkennt und alle die Eigenſchaften, welche ſie begleiten. Die andere Figur ſtellt die bildenden Künſte vor, nämlich Bildhauerkunſt, Malerei und Baukunſt; die dritte iſt die Muſik, welche ſich gern zu jenen Künſten und Wiſſenſchaften geſellt; aber die letzte, welche ſo angenehm und gütig ausſieht, ſtellt die Freigebigkeit vor, weil ohne dieſe keines jener verwunderſamen Talente ausgeübt werden kann. Die Figur in der Mitte ſoll Ew. Majeſtät ſelbſt abbilden; denn Ihr ſeid der Kriegsgott und der einzige Tapfere in der Welt und Euere Tapferkeit wendet Ihr gerecht und fromm zur Erhaltung Eures Namens an.

Kaum hatte der König ſoviel Geduld, mich ausreden zu laſſen, als er mit lauter Stimme ſprach: „Wahrlich, in Dir habe ich einen Mann nach meinem Herzen gefunden!“ Er rief die Schatzmeiſter und befahl: ſie ſollten mir geben, was ich bedürfte; der Aufwand möchte ſo groß ſein, als er nur wollte. Dann ſchlug er mir mit der Hand auf die Schulter und ſagte: „Mon ami! (Das heißt: mein Freund) Ich weiß nicht, wer das größte Vergnügen haben mag, ein Fürſt, der einen Mann nach ſeinem Herzen gefunden hat, oder ein Künſtler, der einen Fürſten findet, von dem er alle Begünſtigkeit erwarten kann, ſeine großen und ſchönen Gedanken auszuführen.“ Ich verſetzte darauf: wenn ich Der ſei, den er meine, ſo ſei mein Glück immer das größte. Darauf verſetzte er: „Wir wollen ſagen: es ſei gleich.“

Ich ging mit großer Freudigkeit fort und machte mich an meine Arbeit. Unglücklicher Weiſe erinnerte mich Niemand, daß ich eben dieſe Comödie mit Madame d'Etampes hätte ſpielen ſehen. Dieſe hörte Alles, was vorgefallen war, Wendt aus dem Munde des Königs und darüber erzeugte ſich eine ſo giftige Wuth in ihrem Buſen, daß ſie verdrießlich ſagte: „Hätte mir Benvenuto ſeine ſchönen Arbeiten gezeigt, ſo hätte ich wohl auch Gelegenheit gefunden, ſeiner zu denken.“ Der König wollte mich entſchuldigen, aber es half Nichts.

Das hörte ich erſt vierzehn Tage darauf, als ſie nach einer Reiſe durch die Normandie wieder nach Saint Germain en Laye zurückgekehrt war. Ich nahm das ſchöne Geſchöpfchen, das ich auf ihr Verlangen gemacht hatte und dachte, wenn ich es ihr ſchenkte, könnte ich ihre Gunſt wieder erlangen. Ich zeigte es einer ihrer Kammerfrauen und ſagte derſelben, daß ich es als Geſchenk brächte; Dieſe begegnete mir mit ungläublicher Freundlichkeit und verſprach mir, ihrer Frau ein Wort zu ſagen, ehe noch nicht angekleidet ſei und ich würde ſodann gewiß eingelaſſen werden. Sie ſagte auch Alles ihrer Dame, die verdrießlich antwortete: „Sag ihm, er ſoll warten.“ Da ich Das vernahm, wappnete ich mich in Geduld, welches mir äußerſt ſchwer ankam; und ſo wartete ich, bis ſie zur Tafel ging.

Weil es nun ſchon ſpät war, machte mich der Hunger ſo toll, daß ich nicht mehr widerſtehen konnte. Ich verwünſchte ſie von Herzen und wollte fort, dem Cardinal von Lothringen aufzuwarten, dem ich das Geſchäft verdankte und ihn bloß bat, mich in der Gnade des Königs zu erhalten. Darauf antwortete er: es ſei Das nicht nöthig; und wenn es nöthig wäre, ſo wollte er es gern thun. Dann rief er ſeinen Schatzmeiſter und ſagte ihm Etwas in's Ohr. Der Schatzmeiſter wartete, bis ich vom Cardinal wegging; dann ſagte er zu mir: „Benvenuto lieber; ich will Euch einen Becher guten

Meine geben.“ Weil ich nicht wußte, daß er damit was Anders sagen wollte, versetzte ich: „Laß mich um's Himmelswillen einen Becher Wein trinken und gebt mir ein Stückchen Brod dazu. Fürwahr, ich werde ohnmächtig; denn ich habe diesen Morgen von acht Uhr bis jetzt nüchtern an der Thüre der Madame d'Etampes gestanden, um ihr das schöne vergoldete Gefäß zu schenken. Ich ließ ihr Alles hineinsagen, aber sie, um mich zu quälen, ließ mir immer antworten, ich solle warten. Nun kömmt der Hunger dazu und meine Kräfte wollen mir ausgehen. Gott hat mir gewollt, daß ich das Werk meiner Arbeit einem Manne schenken sollte, der es weit mehr verdient. So gebt mir nur ein wenig zu trinken; denn da ich etwas Cholerisch bin, so ist mir der Hunger dergestalt schmerzlich, daß ich auf der Stelle umfallen könnte. Indessen ich nun mit Noth diese Worte hervorbrachte, war vortrefflicher Wein erschienen und sonst noch ein angenehmes Frühstück, so daß ich mich völlig wieder herstellte; und da meine Lebensgeister wieder kamen, verging auch der Aerger.

Darnach überreichte mir der Schatzmeister hundert Goldgulden, die ich ein' für alle Mal nicht annehmen wollte. Er ging, dem Cardinal meine Weigerung zu hinterbringen, der ihn tüchtig ausschalt und ihm sagte: er soll mir das Geld mit Gewalt aufdringen oder ihn nicht mehr vor die Augen kommen. Der Schatzmeister kehrte erschrocken zurück und sagte: so arg habe der Cardinal ihn noch niemals ausgescholten. Und da ich noch immer ein wenig Widerstand leistete, so sagte er mir mit lebhaftem Verdruß: er würde mir das Geld mit Gewalt aufnöthigen. Darauf nahm ich das Geld; und als ich dem Cardinal deßhalb danken wollte, ließ er mir durch einen seiner Secretäre sagen: er würde zu jeder Zeit gern Etwas zu meinem Vergnügen thun. Ich kehrte noch selbigen Abend nach Paris zurück. Der König erfuhr die ganze Sache und plagte Madame d'Etampes scherzend darüber, der war deßhalb noch gehässiger gegen mich ward und mich in große Lebensgefahr setzte, wie ich an seinem Ort erzählen werde.

Nun muß ich aber auch der Freundschaft eines trefflichen, liebevollen, gefälligen und wackern Mannes gedenken, wie ich viel eher hätte thun sollen; Dieses war Herr Guido Guidi, ein sehr geschickter Arzt und Florentinischer Edelmann. Bei dem Aufzeichnen der mancherlei Begebenheiten, die mir ein ungünstiges Geschick in den Weg legte, habe ich seiner zu erwähnen unterlassen; denn ich dachte, wenn ich ihn immer im Herzen hätte, so wäre es hinreichend. Da ich aber wohl sehe, daß mein Leben ohne ihn nicht vollständig beschrieben werden kann, so will ich hier zwischen meinen sonderbaren Begebenheiten auch von ihm reden, daß, wie er mir damals Trost und Hülfe war, auch hier sein Andenken aufbewahrt werde.

Als Derselbe nach Paris kam und ich ihn hatte kennen lernen, nahm ich ihn in mein Castell und gab ihm freie Wohnung, da wir denn mehrere Jahre mit einander vergnügt zubrachten. Auch kam der Bischof von Parma, Monsignor de Rossi, Sohn des Grafen San Secondo. Diesen Herrn nahm ich aus dem Gasthofe und gab ihm gleichfalls in meinem Schlosse freie Wohnung, wo er und seine Diener und Pferde mehrere Monate gut bewirthet wurden. Auch nahm ich Herrn Ludwig Alamanni mit seinen Söhnen einige Monate zu mir, und danke Gott für die Gnade, daß ich großen und talentreichen Männern einiger Maßen gefällig sein konnte. Mit Herrn Guido Guidi dauerte meine Freundschaft so lange, als ich in Paris war, und wir rühmten unter einander oft das Glück, daß Jeder in seiner Jugend auf Reisen einen so großen und wundernswürdigen Fürsten seine Talente verwerthen konnte. Denn ich kann wahrhaft sagen: was ich auch sei und was ich Gutes und Schönes gewirkt habe, daran war dieser außerordentliche König allein Ursache. Deßwegen ergreife ich wieder den Faden, von ihm und von den großen Werken zu sprechen, die ich für ihn gearbeitet habe.

Es war in meinem Castell auch ein Ballspiel, von dem ich manchen Nutzen zog, indem ich diese Uebung verstattete. Es waren auch dabei einige kleine Zimmer, worin verschiedene Menschen wohnten, darunter ein geschickter Buchdrucker. Dieser hatte fast seinen ganzen Leben in meinem Schlosse und druckte Herrn Guido's erstes schönes Buch über die Medicin; da ich mich aber seiner Wohnung bedienen wollte, schickte ich ihn fort, jedoch nicht ohne Schwierigkeit. Auch wohnte dabei ein Salpeter-Fabricant; und als ich dessen Wohnung für einige meiner Deutschen Arbeiter verlangte, wollte er nicht ausziehen. Ich hatte ihm etliche Mal sehr gelassen gesagt: er solle meine Zimmer räumen; denn ich brauchte sie für meine Arbeiter zum Dienste des Königs. Je demüthiger ich sprach, desto kühner und stolzer antwortete mir die Bestie. Zuletzt gab ich ihm drei Tage Zeit, worüber er lachte und sagte: in drei Jahren wollte er daran zu denken anfangen. Ich wußte zwar nicht, daß dieser Mann Zutritt zu Madame d'Etampes hatte; aber ich war überhaupt seit jenen Händeln mit dieser Dame etwas vorsichtiger geworden, sonst hätte ich ihn gleich fortgejagt. Nun hatte ich die drei Tage Geduld. Wie sie vorbei waren, sagte ich weiter Nichts,

ſondern bewaffnete meine Deutſchen, Italieniſchen und Franzöſiſchen Arbeiter und nahm noch die vielen Handlanger dazu, die ich hatte, und in kurzer Zeit riß ich das ganze Haus nieder und warf ſeine Sachen zum Caſtell hinaus. Zu dieſem in Etwas ſtrengem Verfahren bewegten mich ſeine unverſchämten Worte; denn er hatte geſagt: es möchte wohl kein Italiener ſo kühn ſein, ihm nur einen Span vom Orte zu rücken. Nachdem nun die Sache geſchehen war und er herbeilief, ſagte ich zu ihm: Ich bin der geringſte Italiener und habe Dir noch Nichts angethan, wozu ich doch große Luſt hätte, und Das Du erfahren ſollſt, wenn Du nur ein Wörtchen ſprichſt! So ſagte ich zu ihm mit vielen andern ſchimpflichen Worten.

Erſtaunt und erſchrocken machte dieſer Mann ſeine Sachen ſo gut zuſammen, als er konnte, lief ſogleich zu Madame d'Eſtampes und malte ihr eine Hölle vor; und dieſe, meine Hauptfeindinn, ſchilderte mit ihrer außerordentlichen Beredſamkeit die Begebenheit dem König. Dieſer war, wie man mich verſichert hat, im Begriff, äußerſt gegen mich aufgebracht zu werden und Strenge zu verfügen; aber Heinrich, der Dauphin, jetziger König von Frankreich, war von jener kühnen Frau beleidigt worden, deßgleichen die Königinn von Navarra, Schweſter des Königs. Dieſe Beiden ſtanden mir mit ſo vielem Ernſte bei, daß der König zuletzt die Sache in's Lächerliche wendete und ſo entkam ich mit der Hülfe Gottes einem großen Uebel.

Siebentes Capitel.

Nun hatte ich freilich mit einem andern Manne denſelben Fall, wobei ich aber das Haus nicht ruinirte, ſondern ihm nur ſeine Sachen hinauswarf. Bei dieſer Gelegenheit war Madame d'Eſtampes ſo kühn, dem Könige zu ſagen: „Ich denke, dieſer Teufel wird Euch einmal Paris umkehren.“ Darauf antwortete der König erzürnt: „Er thut wohl, ſich gegen jene Canaillen zu vertheidigen, die ihn an meinem Dienſt verhindern wollen.“ Durch dergleichen Vorfälle wuchs die Raſerei dieſes grauſamen Weibes immer mehr. Sie rief einen Maler zu ſich, der in Fontainebleau wohnte, wo der König ſich immer aufhielt; es war ein Italiener und Bolegneſer und ward gewöhnlich nur Bologna genannt, doch hieß er eigentlich Franz Primaticcio. Zu Dieſem ſagte Madame d'Eſtampes: er ſolle von dem König die Arbeit verlangen, welche Seine Majeſtät mir zugedacht habe; ſie wolle ihm mit ihrer ganzen Gewalt beiſtehen; und ſo wurden ſie einig.

Als Bologna dieſe Arbeit ſchon ſo gut als gewiß vor ſich ſah, erfreute er ſich über die Maßen, ob es gleich ſeine Profeſſion nicht war, ſondern er nur, da er gut zeichnete, einige Arbeiter an ſich gezogen hatte, die von unſerm Florentiniſchen Maler Roſſo gebildet worden. Dieſer wirklich ſehr geſchickte Künſtler war ſchon todt, und was Bologna Gutes hatte, war aus der verwunderungswürdigen Manier ſeines Vorgängers genommen.

Nun brachten ſie Tag und Nacht dem König ihre künſtlichen Argumente vor; bald lag ihm Madame, bald Bologna in den Ohren. Wodurch aber eigentlich der König bewogen wurde, war die Geſchicklichkeit, mit der ſie einſtimmig und wiederholt zu ihm ſagten: „Ew. Majeſtät weiß, daß Benvenuto zwölf Statuen von Silber machen ſoll und er hat noch nicht eine vollendet; verwickelt Ihr ihn in ein ſo großes Unternehmen, ſo beraubt Ihr Euch aller übrigen Arbeiten, welche Ihr ſo ſehr zu ſehen wünſcht. Hundert der geſchickten Künſtler könnten nicht ſo große Werke vollenden, als dieſer nack're Mann begonnen hat; er iſt voll von deſſen Willen, zu arbeiten; aber eben weil er ſoviel unternimmt, werden Ew. Majeſtät ihn und die Arbeit verlieren.“ Durch ſolche und ähnliche Worte ließ der König ſich bewegen, in ihr Begehren zu willigen und hatte weder eine Zeichnung noch ein Modell zur Arbeit von Bologna's Hand geſehen.

In derſelbigen Zeit erregte jener zweite Einwohner, den ich aus meinem Schloſſe vertrieben hatte, einen Proceß gegen mich, indem er behauptete: ich habe ihm zu jener Zeit, als ich ihn herauswarf, viele ſeiner Sachen geſtohlen. Dieſer Proceß machte mir das größte Leiden und nahm mir ſoviel Zeit, daß ich mich öfters beinahe der Verzweiflung ergeben hätte und auf und davon gegangen wär'.

Sie haben die Gewohnheit in Frankreich, daß ſie einen Proceß für ein Capital halten, ſie mögen ihn nun mit einem Fremden oder mit einer andern Perſon anfangen, von der ſie merken, daß ſie nicht ganz mit dem Gang ihrer Rechtsſtreite bekannt iſt. Sobald ſie nun ſich einiger Maßen im Vortheil ſehen, haben ſie Gelegenheit, den Proceß zu verkaufen; ja manchmal hat man ſie als Mitgift den Töchtern mitgegeben, wenn ſie Männer heiratheten, die ein Handwerk daraus machen, Proceſſe zu kaufen.

Ferner haben ſie noch eine andere häßliche Gewohnheit. Der größte Theil der Leute in der Normandie nämlich treibt es als ein Gewerb, daß ſie falſch Zeugniß geben, ſo daß Diejenigen, die einen Proceß kaufen, ſogleich vier oder ſechs Zeugen, nach Bedürfniß, abrichten. Weiß nun der Gegentheil nicht Daſſelbe zu thun, indem die Gewohnheit ihm nicht

bekannt iſt, ſo hat er gleich ein Urtheil gegen ſich. Mir begegnete Beides; und indem ich die Sache für ſchändlich hielt, erſchien ich in dem großen Saale zu Paris, um meine Gründe ſelbſt vorzubringen. Da ſah ich den Richter, einen Civil-Lieutenant des Königs, erhoben auf einem großen Richterſtuhle; dieſer Mann war groß, ſtark und dick und von dem finſterſten Anſehn. Zu ſeiner einen Seite ſtanden viele Leute, zur andern Procuratoren und Advocaten, ſämmtlich in Ordnung, zur Rechten und zur Linken. Einige traten auf und brachten ihm eine Sache vor. Die Advocaten, die auf der Seite ſtanden, redeten manchmal alle zuſammen; und ich war höchſt verwundert, daß dieſer ſeltene Mann, der ein wahrhaft Platoniſches Anſehn hatte, mit merklicher Geberde bald Dieſem bald Jenem zuhörte und gehörig antwortete. Und weil ich immer gern alle Arten von Geſchicklichkeiten geſehen und genoſſen habe, ſo ſchien mir dieſer Mann ſo wunderſam, daß ich für Vieles ſeinen Anblick nicht hingegeben hätte.

Der Saal war ſehr groß und voll Menſchen; daher war man beſorgt, Niemanden hereinzulaſſen, als wer darin zu thun hatte; die Thür war verſchloſſen und es ſtand Wache dabei. Nun geſchah es manchmal, daß die Wache einigen Perſonen widerſtand, die ſie nicht hereinlaſſen wollte und durch ihren Lärm dem ſeltenen Richter beſchwerlich ward, welcher äußerſt zornig auf die Wache ſchimpfte. Dieſer Fall kam öfters vor und ich merkte beſonders auf die Worte des Richters bei dieſer Gelegenheit. Als nun einmal zwei Edelleute dieß als Zuſchauer hereindringen wollten, that ihnen jener Thürhüter den ſtärkſten Widerſtand. Da ſah der Richter hin und rief: „Stille, ſtille! Satan, fort, ſtille!“ Und zwar klingen dieſe Worte im Franzöſiſchen folgender Maßen: paix, paix! Satan, aller, paix! Ich, der ich die Franzöſiſche Sprache ſehr wohl gelernt hatte, erinnerte mich bei dieſem Spruche eines Ausdrucks, welchen Dante gebraucht, als er mit Virgil, ſeinem Meiſter, in die Thore der Hölle tritt; und ich verſtand nun den dunkeln Vers. Denn Dante war mit Giotto, dem Maler, in Frankreich und am Längſten in Paris geweſen; und wahrſcheinlich hat er auch dieſen Ort, den man wohl eine Hölle nennen kann, beſucht und hat dieſen hier gewöhnlichen Ausdruck, da er gut Franzöſiſch verſtand, auch in ſeinem Gedichte angebracht. Nun ſchien es mir ſonderbar, daß man dieſe Stelle niemals verſtanden hat; wie ihn überhaupt ſeine Ausleger wohl Manches ſagen laſſen, was er weder gedacht noch geträumt hat.

Daß ich nun wieder von meinen Angelegenheiten ſpreche, ſo wurde mir, durch die Kunſt dieſer Advocaten, mehr als ein ungünſtiges Urtheil gegeben. Als ich nun keine Mittel ſah, mir weiter zu helfen, nahm ich meine Zuflucht zu einem großen Dolche, den ich beſaß; denn ich liebte von jeher, ſchöne Waffen zu haben. Nun griff ich zuerſt den Principal an, der einen ſo ungerechten Proceß gegen mich angefangen hatte, und indem ich mich hätte, ihn zu ermorden, gab ich ihm ſo viel Stiche auf Arme und Schenkel, daß ich ihn des Gebrauchs beider Beine beraubte. Alsdann ſuchte ich den Andern auf, der den Proceß gekauft hatte, und auch Den traf ich ſo, daß er die Klage nicht weiter fortſetzte; und dafür dankte ich Gott, wie für jede andere Wohlthat, und hoffte dann doch nun eine Zeit lang in Ruhe zu bleiben.

Da ſagte ich meinen Hausgeſellen, beſonders den Italienern: Jeder ſolle um Gotteswillen ſich zu ſeiner Arbeit halten und mir einige Zeit auf's Beſte beiſtehen, damit ich nur, ſobald als möglich, die angefangenen Werke zu Stande brächte; alsdann wollte ich nach Italien zurückkehren; denn die Schmeichelreden der Franzoſen wären mir unerträglich. Und ſollte ja der gute König einmal auf mich erzürnt werden, ſo könnte mir es ſehr übel gehen, da ich zu meiner Vertheidigung doch manche ſolcher Handlungen vorgenommen habe.

Unter den Italienern, welche ich bei mir hatte, war der Erſte und Liebſte Ascanio, aus dem Neapolitaniſchen Städtchen Tagliacozzo, der Andere, Paul, ein Römer, von ſehr geringer Geburt; man kannte ſeinen Vater nicht. Dieſe hatte ich in Rom ſchon bei mir gehabt und ſie mit nach Frankreich gebracht. Dann war noch ein anderer Römer, der gleichfalls Paul hieß, ausdrücklich mich aufzuſuchen nach Paris gekommen. Sein Vater war ein armer Edelmann aus dem Hause der Maccherani; Dieſer verſtand nicht viel von der Kunſt, hielt ſich aber äußerſt brav in den Waffen. Ferner arbeitete ein Ferrareſer bei mir, mit Namen Bartholomäus Chieccia; ſodann ein Anderer, ein Florentiner, der Paul Miccerie hieß. Ein Bruder von Dieſem, mit dem Zunamen Gatta, war trefflich in der Feder; nur hatte er ein wenig zu viel ausgegeben, als er die Handlung des Thomas Guadagni, eines ſehr reichen Kaufmanns, führte. Gatta richtete mir gewiſſe Bücher ein, in denen ich die Rechnung des großen allerchriſtlichſten Königs und Anderer, für die ich Arbeit unternahm, einzuzeichnen pflegte. Nun führte gedachter Paul Miccerei, nach Art und Weiſe ſeines Bruders, meine Bücher fort und ich gab ihm dafür eine ſehr gute Beſoldung; ſo ſchien er mir auch ein gutartiger Jüngling. Denn ich ſah ihn immer ſehr andächtig; und da ich

ihn bald Pſalmen, bald den Roſenkranz murmeln hörte, ſo verſprach ich mir viel von ſeiner verſteckten Güte.

Ich rief ihn bei Seite und ſagte ihm: Paul, liebſter Bruder! Du ſiehſt, wie gut Du bei mir ſtehſt und weißt, daß Du ſonſt keine Ausſicht hatteſt; auch biſt Du ein Landsmann und ich vertraue Dir beſonders, weil ich ſehe, Du biſt andächtig und beobachteſt die Gebräuche der Religion. Das gefällt mir ſehr wohl und ich vertraue Dir mehr als allen Andern. Deßwegen bitte ich Dich: ſorge mir vor Allem für dieſe beiden erſten Dinge, damit ich keinen Verdruß habe. Zuvörderſt gib wohl auf meine Sachen Acht, daß mir Nichts entwendet wird und Du ſelbſt rühre mir Nichts an; dann habe ich das arme Mädchen, die Catharine, die ich beſonders wegen meiner Kunſt bei mir habe, denn ohne ſie könnte ich Nichts vollbringen. Nun habe ich freilich, weil ich ein Menſch bin, auch ſinnliche Vergnügungen mit ihr gepflogen; und es könnte geſchehen, daß ſie mit ein Kind von einem Andern brächte und mir einen Schimpf anthät', den ich nicht ertragen würde. Wär' Jemand in meinem Hauſe kühn genug, dergleichen zu unternehmen, ſo glaube ich gewiß, ich würde das Eine wie das Andere todtſchlagen. Deßwegen bitte ich Dich, Bruder, ſtehe mir bei; und wenn Du irgend Etwas bemerkſt, ſo entdecke mir's; denn ich ſchicke ſie, die Mutter und ihren Verführer an Galgen; deßwegen nimm Dich vor Allem ſelbſt in Acht.

Da machte der Schelm das Zeichen des Kreuzes, daß es ihm vom Kopf bis zu den Füßen reichte und ſagte: „Gebenedeiter Jeſus! Gott bewahre mich, daß ich an ſo was denken ſollte; denn ich bekümmere mich um dergleichen Zeug nicht! Und glaubt Ihr denn, daß ich die große Wohlthat verkenne, die ich bei Euch genieße?" Dieſe Worte ſagte er auf eine einfache und liebevolle Weiſe, ſo daß ich ſie ihm buchſtäblich glaubte.

Zwei Tage hernach, an einem Sonntage, hatte Herr Matthäus bei Muſaro, auch ein Italiener, ein Diener des Königs und ein trefflicher Mann in meiner Kunſt, mich und einige meiner Geſellen in einen Garten eingeladen; es war mir angenehm, mich nach jenen verdrießlichen Proceſſen ein wenig zu erholen, und ich ſagte zu Paul'en, er ſolle auch mit mir gehen.

Dieſer Menſch ſagte zu mir: „Wahrhaftig, es wäre ein großer Fehler, das Haus ſo allein zu laſſen! Seht, wie viel Gold, Silber und Juwelen darin ſind; und da wir uns in einer Stadt von Spitzbuben befinden, ſo muß man Tag wie Nacht Wache halten. Ich will einige Gebete verrichten, indem ich das Haus bewahre; Ihr nur ruhig und macht Euch einen guten Tag! Ein ander' Mal mag ein Anderer dieſen Dienſt thun." Nun ging ich mit beruhigtem Gemüth mit Paul'en, Alcanio und Chioccia, mich in gedachtem Garten zu vergnügen; und wir waren den größten Theil des Tages daſelbſt ſehr luſtig. Als es gegen Abend kam, überfiel mich eine böſe Laune und ich gedachte jener Worte, die mir der Unglückliche mit unendlicher Einfalt geſagt hatte. Da ſtieg ich zu Pferde und begab mich mit zwei' meiner Diener auf mein Schloß. Ich ertappte Paul'en und die abſcheuliche Catharine faſt auf der That; denn als ich ankam, rief die franzöſiſche, kuppleriſche Mutter: „Paul und Catharine, der Herr iſt da!" Da ſie nun Beide erſchrocken herankamen und ganz verwirrt vor mich traten, und weder wußten, was ſie ſagten, noch wo ſie ſich hinwenden ſollten, ſo ſah ich ganz deutlich, daß ſie das Verbrechen begangen hatten.

Da ward meine Vernunft durch den Zorn überwältigt; ich zog den Degen und beſchloß, ſie auf der Stelle Beide zu erwerben. Er floh und ſie warf ſich auf die Knie und ſchrie um alle Barmherzigkeiten des Himmels. Ich hätte gern den Burſchen zuerſt getroffen, konnte ihn aber ſobald nicht erreichen; indeſſen hatte ich denn doch überdacht, daß es beſſer ſei, Beide wegzujagen. Denn da ich kurz vorher verſchiedene andere Dinge der Art vorgenommen hatte, ſo wär' ich dieß Mal ſchwerlich mit dem Leben davon gekommen. Deßwegen ſagte ich zu Paul'en, als ich ihn erreichte: Hätten meine Augen geſehen, Du Schelm, was ich glauben muß, ſo ſtäch' ich Dir den Degen zehn Mal durch den Leib. Mache, daß Du fortkömmſt und bete, Du Heuchler, Dein letztes Vaterunſer unter dem Galgen. Darauf jagte ich Mutter und Tochter weg mit Stößen, Tritten und Fauſtſchlägen.

Sie dachten darauf, ſich zu rächen und hielten einen Rath mit einem Normänniſchen Advocaten. Der gab an, ſie ſolle ſagen: ich habe mich mit ihr auf Italieniſche Weiſe vergnügt, das heißt, gegen die Natur, und ſagte dabei: „Sobald der Italiener Das vernimmt und die große Gefahr bedenkt, ſo gibt er Euch ein Paar hundert Scudi, damit Ihr nur ſchweiget! Denn die Strafe iſt groß, die in Frankreich auf dieſes Vergehen geſetzt iſt; und ſo wurden ſie einig, verklagten mich und ich ward gefordert.

Leider, je mehr ich mir Ruhe ſuchte, deſto größer ward die Plage. Da mir nun das Glück täglich auf verſchiedene Weiſe zuwider war, überlegte ich, was ich thun ſollte, ob ich mit Gott fortgehen und Frankreich dem Henker laſſen ſollte, oder ob ich auch noch dieſen Streit beſtehen und zeigen könne, daß Gott mich nicht verlaſſen würde. Nachdem ich eine lange Zeit

hierüber zweifelhaft gewesen war, entschloß ich mich, fortzugehen, um nicht mein böses Glück so lange zu versuchen, bis es mir den Hals brächʼ. Als ich nun völlig entschlossen war, sorgte ich, diejenigen Sachen, die ich nicht mitnehmen konnte, an einem guten Orte unterzubringen, die kleinern aber so gut als möglich mir selbst und meinen Dienern aufzupacken. Doch vollbrachte ich dieses Geschäft mit großem Verdruß. Nun war ich allein in einem gewissen, kleinen Studir-Zimmer geblieben; denn nachdem meine Gesellen mir zugeredet hatten, ich sollte nun mit Gott davon gehen: so sagte ich zu ihnen, sie sollten mich nur allein lassen; denn ich wollte die Sache auch nun einmal mit mir selbst überlegen. Zwar hatte ich mich schon überzeugt, daß sie zum größten Theil recht hatten; denn wenn ich nur frei und außer dem Gefängniß blieb und dem Sturm ein wenig Platz machte, so konnte ich mich bei'm Könige besser entschuldigen, indem ich ihm diesen boshaft eingeleiteten Handel schriftlich erklärte; und so war ich, wie gesagt, auch entschlossen. Aber als ich weggehen wollte, faßte mich Etwas bei der Schulter und da ich mich umkehrte, sagte mir eine lebhafte Stimme: „Benvenuto, thue wie Du pflegst und fürchte Dich nicht.“ Sogleich entschloß ich mich anders und sagte zu meinen Italienischen Gesellen: Nehmt tüchtige Waffen und kommt mit mir. Gehorcht Allem, was ich Euch sage und denkt an nichts Anders; denn ich will erscheinen. Wenn ich mich entferne, so ginget Ihr den andern Tag Alle in Rauch auf; deßwegen gehorcht und kommt mit. Da sagten meine Bursche mit einer Stimme: „Da wir hier sind und von dem Seinigen leben, so müssen wir mit ihm gehen und, so lange der Athem in uns ist, ihm beistehen in Allem, was er gut findet; denn er hat es besser getroffen als wir. Fürwahr, so bald er weg wär', würden uns seine Feinde sämmtlich verjagen. Laßt uns die großen Werke betrachten, die er hier angefangen hat. Werke von so großer Wichtigkeit, die wir ohnehin niemals endigen können. Und seine Feinde würden sagen: er habe sich fortgemacht, weil er mit solchen Unternehmungen nicht habe zu Stande kommen können.“ Und so sagten sie noch viele große und bedeutende Worte.

Der Erste aber, der ihnen Muth machte, war der Römische Jüngling Mecherani. Er rief noch einige Deutsche und Franzosen, die mir wohlwollten und wir waren Zehn in Allem. So machte ich mich auf den Weg, entschlossen, mich nicht lebendig einfangen zu lassen. Als ich vor die Criminal-Richter kam, fand ich Catharine'n mit ihrer Mutter; und da ich unvermuthet hinzutrat, sah ich, daß sie mit ihrem Advocaten lachten. Ich fragte muthig nach dem Richter, der, aufgeblasen, dick und fett, höher als die Andern, auf einem Tribunal stand. Der Mann sah mich drehend an und sagte mit leiser Stimme: „Zwar ist sein Name Benvenuto; doch dieß Mal wirst Du übel ankommen.“ Ich vernahm's und sagte noch ein Mal schnell: Fertigt mich ab! Sagt, was ich hier zu thun habe! Darauf wendete er sich zu Catharine'n und sagte: „Catharine, nun erzähle Alles, was Du mit Benvenuto vorgehabt hast.“ Sie sagte darauf: ich habe auf Italienische Weise mit ihr gelebt. „Hörst Du Benvenuto,“ sagte darauf der Richter, „was Catharine sagt?“ Ich versetzte darauf: wenn es geschehen wär', so wär' meine Absicht gewesen, Kinder zu zeugen, wie es Andere auch thäten. Der Richter aber sagte: „Keineswegs; denn sie bekennt eben, daß es Dir nicht um Kinder zu thun war.“ Darauf sagte ich: Das muß also eine Französische und keine Italienische Manier sein, da Ihr sie kennt und ich nicht. Zugleich verlangte ich, sie solle genau die Art erzählen, was ich mit ihr begangen habe. Nun sagte die liederliche, schändliche Dirne Alles klar, wie sie sich's vorgenommen hatte. Ich ließ sie drei Mal alle Puncte einen nach dem andern wiederholen; dann sagte ich mit lauter Stimme: Herr Richter, Stellvertreter des allerchristlichsten Königs, ich fordere Gerechtigkeit; denn ich weiß, daß das Gesetz beide Theile zum Feuer verdammt. Diese bekennt das Verbrechen und ich weiß Nichts davon und diese ihre kupplerische Mutter verdient wegen mehr als einem Verbrechen das Feuer. Ich fordere Gerechtigkeit! Diese Worte wiederholte ich so oft und laut und rief immer noch Feuer für sie und die Mutter und sagte zum Richter: wenn er sie nicht in meiner Gegenwart gefänglich einzöge, so würde ich zum König laufen und ihm die Ungerechtigkeit seines Criminal-Richters anzeigen. Da ich nun so lärmte, mäßigten sie nach und nach ihre Stimmen und ich ward nur immer lauter. Da fing die Dirne mit der Mutter zu weinen an und ich rief immer zum Richter: Feuer, Feuer! Als nun diese dicke Memme sah, daß die Sache nicht so ablief, wie er gedacht hatte, so fing er mit sanften Worten an, die Schwäche des weiblichen Geschlechts zu entschuldigen. Da konnte ich mich rühmen, eine große Schlacht gewonnen zu haben und ging, murrend und drehend, aber sehr zufrieden, in Gottes Namen, weg; doch hätte ich gern fünfhundert Scudi gegeben, wenn ich nicht hätte erscheinen müssen. Nun dankte ich Gott von Herzen, daß ich aus dieser Noth entronnen war und kehrte mit meinen jungen Leuten fröhlich nach dem Castell zurück.

Mephistopheles.

Nun, nun, so könnt' es gehn und stehen,
Wenn er euch ungefähr so viel
Von seiner Seite nachgesehen.
Ich schwör' euch zu, mit dem Beding
Wechselt' ich selbst mit euch den Ring.

Marthe.

O es beliebt dem Herrn zu scherzen!

Mephistopheles für sich.

Nun mach' ich mich bey Zeiten fort!
Die hielte wohl den Teufel selbst bey'm Wort.

Zu Gretchen.

Wie steht es denn mit Ihrem Herzen?

Margarethe.

Was meint der Herr damit?

Mephistopheles für sich.

Du gut's, unschuldig's Kind!

Laut.

Lebt wohl ihr Frauen!

Achtes Capitel.

Wenn das feindſelige Geſchick, oder, um eigentlich zu reden, unſer widriger Stern, ſich einmal vornimmt, uns zu verfolgen, ſo fehlt es ihm niemals an neuen Arten und Weiſen, uns zu quälen oder zu beſchädigen. Kaum dachte ich von einem unüberſehlichen Unheil mich befreit zu haben; kaum hoffte ich, wenigſtens einige Zeit, einer erwünſchten Ruhe zu genießen; noch hatte ich mich von jener großen Gefahr nicht erholt, als mein feindſeliger Stern mir zwei neue zubereitete; denn in der Zeit von drei Tagen begegneten mir zwei Fälle, bei denen beiden mein Leben auf der Wagſchale lag.

Es begab ſich nämlich, daß ich nach Fontainebleau ging, um mit dem König zu ſprechen, der mir einen Brief geſchrieben hatte, in welchem ſein Wille enthalten war, daß ich die Stempel aller Münzen ſeines Reiches arbeiten ſollte. Dabei lagen einige Zeichnungen, um mir einiger Maßen ſeine Gedanken verſtändlich zu machen; doch gab er mir die Erlaubniß, ganz nach meinem Gefallen zu thun. Darauf hatte ich denn neue Zeichnungen nach meiner Einſicht und nach der Schönheit der Kunſt gemacht.

Als ich nun nach Fontainebleau kam, ſagte einer der Schatzmeiſter, die vom König den Befehl hatten, mir das Nöthige zu geben, ſogleich zu mir: „Benvenuto, der Maler Bologna hat vom König den Auftrag erhalten, Euern großen Coloß zu machen; und die ſämmtlichen ſchönen Aufträge, die der König für Euch beſtimmt hatte, ſind alle aufgehoben und nun auf ihn gerichtet. Das hat uns ſehr übel geſchienen und es kommt uns vor, daß Euer Italiener ſich ſehr vermeſſen gegen Euch beträgt; denn Ihr hattet ſchon die Beſtellung der Werke durch die Kraft Eu'rer Modelle und Eu'rer Bemühungen erhalten. Nun nimmt ſie Euch Dieſer, allein durch die Gunſt der Madame d'Eſtampes, weg; und ob es gleich ſchon mehrere Monate ſind, daß er den Auftrag erhalten hat, ſo ſieht man doch nicht, daß er irgend Anſtalt zur Arbeit machte." Ich verwunderte mich und ſagte: Wie iſt es möglich, daß ich nie Etwas davon erfahren habe? Darauf verſetzte er mir: jener habe die Sache äußerſt geheim gehalten. Der König habe ihm die Arbeit nicht geben wollen und nur allein durch die Emſigkeit der Madame d'Eſtampes ſei es ihm gelungen.

Da ich nun vernahm: man habe mich auf ſolche Weiſe beleidigt, mir ein ſolches Unrecht angethan und mir eine Arbeit entzogen, die ich mir durch meine Bemühungen erworben hatte: ſo nahm ich mir vor, etwas Großes von Bedeutung in den Waffen zu thun. Ich ging ſogleich, den Bologna aufzuſuchen und fand ihn in ſeinem Arbeitszimmer. Er ließ mich hineinrufen und ſagte mir mit ſo gewiſſen Lombardiſchen Manieren, was ich ihm Gutes brächte. Darauf verſetzte ich: Etwas Gutes und Großes. Sogleich befahl der Mann ſeinen Dienern: ſie ſollten zu trinken bringen und ſagte: „Ehe wir von Etwas ſprechen, wollen wir zuſammen trinken; denn es iſt die Franzöſiſche Art ſo." Darauf verſetzte ich: Das, was wir zu reden haben, bedarf nicht, daß man erſt trinke; vielleicht läßt ſich's hinterdrein thun. Ich fing darauf an, mit ihm zu ſprechen und ſagte: Jeder, der für einen rechtſchaffenen Mann gehalten ſein will, beträgt ſich auch auf die Weiſe rechtſchaffener Leute. Thut er das Gegentheil, ſo verdient er den Namen nicht mehr. Ich weiß, daß Euch wohl bekannt war, wie der König mir den Coloß aufgetragen hatte, von dem man achtzehn Monate ſprach, ohne daß weder Ihr, noch ſonſt Jemand hervorgetreten wär', um auch ſein Wort dazu zu geben. Deßwegen unternahm ich es, dem König meine großen Arbeiten vorzulegen; und da ihm meine Modelle gefielen, gab er mir das große Werk in die Arbeit; und ſo viele Monate habe ich nichts Anderes gehört. Nur dieſen Morgen vernahm ich, daß es mir entzogen und Euch aufgetragen ſein ſolle. Nun kann ich nicht zuſehen, daß Ihr mir meine Arbeit, die ich durch bewunderungswürdige Bemühungen mir verſchafft habe, mit Euern eitlen Worten nur ſo entreißen ſollt.

Darauf antwortete Bologna: „O, Benvenuto! Jeder ſucht auf alle mögliche Weiſe ſeine Sachen zu betreiben; und wenn der König ſo will, was habt Ihr darein zu reden? Ihr würdet nur die Zeit wegwerfen; denn die Arbeit iſt mir einmal aufgetragen, und ſie iſt mein."

Darauf verſetzte ich: Wiſſet, Meiſter Franz, daß ich viel zu ſagen hätte und Euch mit vielen wahren und vortrefflichen Gründen zum Bekenntniß bringen könnte, daß ſich unter vernünftigen Geſchöpfen die Art, wie Ihr Euch betragt und ſprecht, keineswegs geziemt; aber ich will mit kurzen Worten zum Punct des Schluſſes kommen. Oeffnet die Ohren und verſteht mich wohl; denn hier gilt es.

Da wollte er vom Sitz aufſtehen; denn er ſah, daß ich feuerroth im Geſicht wurde und höchlich verändert war. Ich ſagte aber: es ſei noch nicht Zeit, aufzuſtehen; er ſolle ſitzen bleiben und mich anhören. Darauf fing ich an und ſagte: Meiſter Franz, Ihr wißt, daß das Werk zuerſt mein war und daß nach der Welt Weiſe Niemand mehr Etwas darüber zu reden hat. Nun aber ſage ich Euch, daß ich zufrieden bin, wenn Ihr ein Modell macht und ich will außer dem meinigen noch ein anderes fertigen, dann wollen wir ſie beide zu unſerm großen König tragen; und wer auf dieſem Wege den Ruhm

davon trägt, am Beſten gearbeitet zu haben, der verdient alsdann den Coloß zu übernehmen. Trifft es Euch, ſo will ich das ganze Unrecht, das Ihr mir angethan habt, vergeſſen und Eu're Hände ſegnen, die würdiger als die meinigen einer ſo großen Ehre ſind; und ſo wollen wir bleiben und Freunde ſein, da wir auf andere Weiſe Feinde werden müßten. Gott beſchützt immer die Vernünftigen und er mag Euch überzeugen, in welchen großen Irrthum Ihr verfallen ſeid und daß Das der rechte Weg iſt, den ich angebe.

Da ſagte Meiſter Franz: „Das Werk iſt mein; und da es mir einmal aufgetragen iſt, ſo will ich das Meinige nicht erſt wieder in Frage ſtellen.“ Darauf antwortete ich: Meiſter Franz, da Ihr den guten Weg nicht gehen wollt, der gerecht und vernünftig iſt, ſo will ich Euch den andern zeigen, der, wie der Eu're, häßlich und mißfällig ausſieht: und ich ſage Euch: ſobald ich auf irgend eine Weiſe vernehme, daß Ihr von dieſem meinem Werke nur wieder ein Wort ſprecht, ſo ſchlage ich Euch ſogleich todt wie einen Hund. Und ob wir gleich weder in Rom, noch in Florenz, noch Neapel oder Bologna ſind und man hier auf eine ganz andere Weiſe lebt, ſo ſeid doch überzeugt, wenn ich nur irgend höre, daß Ihr davon mit dem König ſprecht, ſo ermorde ich Euch auf alle Weiſe. Denkt, welchen Weg Ihr nehmen wollt, den erſten guten, den ich Euch verſchlage, oder den letzten häßlichen, von dem ich Euch ſage.

Der Mann wußte nicht, was er reden oder thun ſollte; und ich hätte lieber gleich Wort gehalten, als daß ich noch viel Zeit ſollte verſtreichen laſſen. Darauf ſagte Bologna Nichts weiter, als: „Wenn ich wie ein rechtſchaffner Mann handle, ſo habe ich keine Furcht in der Welt.“ Ich aber verſetzte: Ihr habt wohl geſprochen; und wenn Ihr das Gegentheil thut, mögt Ihr Euch nur fürchten; denn alsdann betrifft's Euch.

Sogleich ging ich von ihm weg und zum König, da ich denn mit Ihro Majeſtät eine ganze Weile mich über das Geſchäft der Münze ſtritt, worüber wir nicht ſehr einig waren; denn ſeine Räthe, die ſich gegenwärtig befanden, überredeten ihn, man müſſe die Münze nach Franzöſiſcher Manier, wie bisher, ſchlagen. Darauf antwortete ich: Seine Majeſtät hätten mich aus Italien kommen laſſen, damit ich Ihnen Werke machte, die gut ausſähen; befählen Sie mir aber das Gegentheil, ſo würde ich niemals den Muth haben, ſie zu machen. Und ſo wurde die Sache aufgeſchoben, bis man noch ein Mal davon geſprochen hätte; und ſogleich kehrte ich nach Paris zurück.

Kaum war ich abgeſtiegen, ſo kam eine von den guten Perſonen, die Luſt haben, das Böſe zu ſehen und ſagte mir: Paul Miceri habe ein Haus für das Dirnchen Catharine und ihre Mutter gemiethet; er liege beſtändig bei ihr und wenn er mit ihr ſpreche, ſage er mit Verachtung: „Benvenuto hat den Bock zum Gärtner geſetzt; er glaubt, daß man gar keinen Appetit habe. Wenn er noch immer ſo groß thut und denkt, ich fürchte mich vor ihm, ſo habe ich dieſen Dolch und Degen angeſteckt, um zu zeigen, daß auch mein Stahl ſchneide. Ich bin Florentiner wie er, und die Miceri's ſind beſſer als ſeine Cellini's.“

Der Schelm, der mir dieſe Nachricht brachte, ſagte ſie mir mit ſo großer Lebhaftigkeit, daß ich ſogleich einen Fieberanfall verſpürte. Ich ſage Fieber nicht etwa gleichnißweiſe; es fuhr eine ſolche beſtialiſche Paſſion in mich, daß ich daran hätte ſterben können. Nun ſuchte ich ein Mittel dagegen und ergriff ſogleich die Gelegenheit, dieſer Sache einen Ausgang zu geben nach der Art und Weiſe, wie meine Leidenſchaft es verlangte. Ich ſagte meinem Ferrareſiſchen Arbeiter, welcher Cioccia hieß: er ſolle mit mir kommen; und ich ließ mir von meinem Knechte das Pferd nachführen.

Als ich an das Haus kam, wo jener Unglückliche war, fand ich die Thür angelehnt und ging hinein. Ich beobachtete ihn und ſah, daß er Degen und Dolch an der Seite hatte und auf einem Kaſten ſaß. Er hatte den Arm um den Hals der Catharine und ich horchte nur kurze Zeit, als ich hörte, daß ſie mit ihrer Mutter ſich über meine Angelegenheiten luſtig machte. Ich ſtieß die Thür auf, zog zu gleicher Zeit den Degen und ſetzte ihm die Spitze an die Gurgel, ohne daß ich ihm Zeit gelaſſen hätte zu denken, daß er auch einen Degen an der Seite habe. Dabei rief ich: Schlechter Kerl, empfehle Dich Gott; denn Du biſt des Todes! Er rührte ſich nicht und ſagte drei Mal: „O, meine Mutter, hilf mir!“ Als ich nun, der ich die Abſicht hatte, ihn auf alle Weiſe zu ermorden, dieſe dummen Worte vernahm, ging die Hälfte meines Zorns vorüber.

Ich hatte meinem Cioccia geſagt, er ſolle weder das Mädchen noch die Mutter hinauslaſſen; denn wenn ich ihn einmal traf, ſo hätte ich es mit den beiden Menſchen nicht beſſer gemacht. Ich hielt ihm beſtändig die Spitze an der Kehle und ſtach ihn manchmal ein wenig und ſtieß immer fürchterliche Worte aus. Da ich nun ſah, daß er ſich auch nicht im Mindeſten vertheidigte, ſo wußte ich nicht mehr, was ich machen ſollte; und damit mein Ueberfall und meine Drohung doch Etwas bedeuteten, ſo fiel mir ein, ihn wenigſtens mit dem Mädchen zu verheirathen und mich nachher an ihm zu rächen.

Da ſagte ich entſchloſſen: Nimm den Ring, den Du am Finger haſt, ſchlechter Menſch, und verlobe Dich mit ihr, damit ich mich nachher an Dir rächen kann, wie Du verdienſt. Darauf ſagte er ſogleich: „Wenn Ihr mich nur nicht ermorden wollt, ſo will ich gern Alles thun.“ Ich verſetzte: Stecke Catharine'n den Ring an den Finger und entferne die Spitze des Degens ein wenig von ſeiner Kehle, damit er die Handlung deſto bequemer verrichten könne und ſich nicht fürchten ſollte. So ſteckte er ihr den Ring an. Ich ſagte: Das iſt mir noch nicht genug; man muß zu zwei Notarien gehen, daß der Contract feſt und giltig werde und rief zu Chiccia, er ſolle die Notarien holen, wendete mich ſogleich zu dem Mädchen und der Mutter und ſagte zu ihnen auf Franzöſiſch: Es werden Notarien und andere Zeugen kommen. Die Erſte, die zu der Sache nur ein Wort ſpricht, ermorde ich auf der Stelle. Ich ermorde Euch Alle drei; d'rum bedenkt Euch und athmet nicht. Und zu ihm ſagte ich auf Italieniſch: Wenn Du irgend Etwas verſetzeſt auf Das, was ich vortragen werde, bei dem geringſten Worte, das Du ſprichſt, leere ich Dir ſogleich Deine Eingeweide aus. Er aber antwortete: „Wenn Ihr mich nur nicht umbringt, ſo will ich Alles thun, was Ihr nur wollt und in Nichts widerſprechen. Als nun die Notarien und Zeugen gekommen waren, machte man einen giltigen und trefflichen Contract; ſogleich war Aerger und Wuth, die mich bei jener Erzählung überfallen hatten, vorbei, und das Fieber verließ mich. Ich bezahlte die Notarien und ging weg.

Den andern Tag kam Bologna expreß nach Paris und ließ mich von Matthäus bei Naſoro rufen. Als ich zu ihm ging, kam er mir entgegen und bat mich: ich möchte ihn als einen Wunder halten, er wolle nicht mehr von gedachtem Werke reden; denn ich habe Recht.

Wenn ich nun bei einigen meiner Begebenheiten nicht bekennte, daß ich einfäh', übel gehandelt zu haben, ſo würden die andern, deren ich mich rühmen darf, nicht für wahr gehalten werden. Daher will ich nur bekennen, daß es nicht recht war, mich auf eine ſo ſeltſame Weiſe an Paul Micceri zu rächen, wie ich erzählen werde; denn es war ſchon genug, daß ich ihn nöthigte, eine ſo vollendete Dirne zu heirathen. Nun ließ ich ſie aber nachher, um meine Rache zu vollenden, zu mir rufen, modellirte ſie, gab ihr ein Frühſtück und vergnügte mich mit ihr, nur um Paul'en Verdruß zu machen und dann, um mich auch an ihr zu rächen, jagte ich ſie auch mit Tritten und Schlägen fort. Sie weinte und ſchwur, ſie wolle nicht wiederkommen. Den andern Morgen früh hörte ich an der Thür klopfen. Es war Catharine, die mit freundlichem Geſicht zu mir ſagte: „Meiſter, ich bin gekommen, mit Euch zu frühſtücken.“ Ich ſagte: Komm nur! Dann gab ich ihr das Frühſtück, modellirte ſie und ergetzte mich mit ihr, um mich an Paul zu rächen und das ging ſo viele Tage fort.

Indeſſen hatte ich die Stunden zu meinen Arbeiten eingetheilt und hielt mich beſonders an das Salzfaß, an welchem viele Leute arbeiten konnten; eine Bequemlichkeit, die ich nicht bei'm Jupiter hatte. Jenes war endlich vollkommen fertig; der König war wieder nach Paris gekommen und ich brachte ihm das geendigte Salzfaß, das ich nach Angabe des Modell's mit dem größten Fleiße ausgearbeitet hatte. Das Werk ſelbſt, das man aus meiner Beſchreibung ſchon kennt, hatte ich auf eine Baſe von ſchwarzem Ebenholze geſetzt. Dieſe war von gehöriger Stärke und von einem Gurt umgeben, in den ich vier Figuren von Gold ausgetheilt hatte, die mehr als halb erhaben waren; ſie ſtellten die Nacht und den Tag vor; auch die Morgenröthe war dabei; dann waren noch vier andere Figuren von derſelben Größe angebracht, welche die vier Hauptwinde vorſtellten, ſo ſauber gearbeitet und emaillirt, als man ſich nur denken kann. Da ich dieſes Werk vor die Augen des Königs brachte, ließ er einen Ausruf der Verwunderung hören und konnte nicht ſatt werden, das Werk anzuſehen. Dann ſagte er zu mir: ich möchte es wieder nach Hauſe tragen; er würde mir zu ſeiner Zeit befehlen, was ich damit machen ſolle. So trug ich es zurück, lud einige meiner beſten Freunde zuſammen und wir ſpeiſ ten in der größten Luſt; das Salzfaß ward in die Mitte des Tiſches geſetzt und wir bedienten uns Deſſen zuerſt. Dann fuhr ich fort, am Jupiter von Silber zu arbeiten und an dem großen Gefäß, das mit den artigſten Einfällen und mit vielen Figuren verziert war.

Ungefähr um dieſe Zeit gab gedachter Bologna, der Maler, dem König zu verſtehen: es ſei gut, wenn Seine Majeſtät ihn nach Rom gehen ließe und ihn daſelbſt durch Briefe dergeſtalt empfehle, daß er die ſchönſten vorzüglichen Alterthümer, den Laocoon, die Cleopatra, die Venus, den Commodus, die Zigeunerinn und den Apoll abgießen könnte. Und wirklich ſind auch Das die ſchönſten Stücke, die ſich in Rom befinden. Dabei ſagte er dem K. Franz, daß, wenn Seine Majeſtät dieſe herrlichen Werke würden geſehen haben, er alsdann über die bildenden Künſte erſt würde urtheilen können; denn Alles, was er von uns Neuen geſehen, ſei ſehr entfernt von der Art, die von den Alten beobachtet worden. Der König war zufrieden und begünſtigte ihn, wie er es wünſchte. So

ging die Beſtie in's Teufels Namen fort; und da er ſich nicht traute, in der Kunſt mit mir zu wetteifern, ſo nahm er den Lombardiſchen Ausweg und wollte meine Werke erniedrigen, indem er die Alten erhob. Aber ob er gleich jene Werke vortrefflich formen ließ, ſo entſtand doch eine ganz andere Wirkung, als er ſich eingebildet hatte, wovon ich nachher an ſeinem Orte reden will.

Indeſſen hatte ich die Catharine völlig weggejagt und der arme, unglückliche Jüngling ging, mit Noth, von Paris weg. Nun wollte ich meine Nymphe Fontainebleau vollenden, die ſchon von Erz gegoſſen war; auch gedachte ich, die zwei Siegesgöttinnen in den Ecken über dem Halbrund gut auszuarbeiten; deßhalb nahm ich ein armes Mädchen zu mir, von ungefähr fünfzehn Jahren, von Körper ſehr ſchön gebaut und ein wenig bräunlich. Sie war ſcheu in ihrem Weſen, von wenig Worten, ſchnell im Gange und von düſtern Blicken; ich nannte ſie Scozzona (die Gebändigte), ihr eigentlicher Name war Johanna. Nach dieſem Mädchen endigte ich trefflich meine Nymphe und die zwei gedachten Siegesgöttinnen. Sie kam als Jungfrau zu mir und ich erhielt von ihr den ſiebenzehnten Juni 1553 eine Tochter und alſo in meinem vierundvierzigſten Jahre. Dieſer gab ich den Namen Conſtanza und Herr Guido Guidi, Medicus des Königs, mein beſter Freund, hielt ſie bei der Taufe; er war, nach Franzöſiſcher Gewohnheit, der einzige Gevatter, und die beiden Gevatterinnen waren Frau Magdalena, Gattinn Herrn Ludwig's Alamanni, Florentiniſchen Edelmanns und trefflichen Dichters, mit der Gattinn des Herrn Ricardo del Bene, eines Florentiniſchen Bürgers und großen Kaufmanns; ſie ſtammte aus einer vornehmen Franzöſiſchen Familie. Dieſes war das erſte Kind, das ich jemals hatte, ſo viel ich weiß; der Mutter aber zahlte ich ſo viel Geld zur Mitgift aus, als eine Verwandte, der ich ſie wiedergab, hinreichend fand und ich hatte nachher kein weiteres Verhältniß mit ihr.

Ich war fleißig an meinen Arbeiten und hatte ſie ziemlich weit gebracht. Jupiter war beinahe geendigt, das Gefäß gleichfalls und die Thür fing an, ihre Schönheiten zu zeigen. In der Zeit kam der König nach Paris, und zwar hatten wir das Jahr 1545 noch nicht zurückgelegt. Von meiner Tochter, die 1553 geboren war, habe ich Etwas zu früh geſprochen, werde nun aber, um Erzählungen von wichtigern Dingen nicht zu unterbrechen, nicht wieder als an ſeinem Orte von ihr reden. Der König kam nach Paris, wie ich geſagt habe, und begab ſich ſogleich in mein Haus; und da er ſo ſchöne Werke vor ſich fand, die vor ſeinen Augen ſehr gut beſtehen konnten, war er damit ſo zufrieden, als nur Jemand verlangen kann, der ſich ſo viel Mühe gibt, als ich gethan hatte. Sogleich erinnerte er ſich von ſelber, daß der Cardinal von Ferrara mir Nichts von Dem gegeben hatte, was mir doch verſprochen war und ſagte murmelnd zu ſeinem Admiral: der Cardinal habe übel gethan, mir Nichts zu geben und er ſelbſt denke die Sache wieder gut zu machen. Denn er ſähe wohl, ich ſei ein Mann von wenig Worten; und ehe man ſich's verſehe, könnte ich einmal fortgehen. Ohne was weiter zu ſagen, gingen ſie nach Hauſe; und nach der Tafel ſagten Seine Majeſtät zum Cardinal: er ſolle im Namen Seiner Majeſtät dem Schatzmeiſter der Erſparniſſe ſagen, daß er mir, ſobald als möglich, ſiebentauſend Goldgulden in drei oder vier Zahlungen einhändige, ſowie es ihm bequem ſei; doch ſolle er es nicht fehlen laſſen. Ferner ſagte der König: „Ich habe Euch die Aufſicht über Benvenuto gegeben und Ihr habt mir ihn ganz vergeſſen.“ Der Cardinal verſetzte: er wolle gern Alles thun, was Seine Majeſtät befehle. Aber er ließ doch nachher, ſeiner böſen Natur nach, den guten Willen des Königs ohne Wirkung; denn indeſſen nahm der Krieg zu und es kam die Zeit, in welcher der Kaiſer mit ſeinem großen Heere gegen Paris zog. Der Cardinal ſah wohl, daß in Frankreich großer Geldmangel war; und als er ein Mal mit Vorbedacht auf mich zu reden kam, ſagte er zu Seiner Majeſtät: „Ich glaubte beſſer zu thun, wenn ich Benvenuto das Geld nicht auszahlen ließe; einmal, weil man es gegenwärtig gar zu nöthig braucht und dann, weil uns eine ſogroße Summe Geldes den Verluſt des Benvenuto zuziehen könnte; denn er möchte ſich reichſcheinen und ſich Güter in Italien kaufen und ſo hätte gelegentlich ſein wunderlicher Kopf einen guten Ausweg geſehen, von hier zu ſcheiden. Wenn Ew. Majeſtät ihn bei ſich feſthalten wollen, ſo geben Sie ihm lieber ein Beſitzthum in Ihrem Reiche.“

Der König ließ dieſe Gründe für gut gelten, weil er dieſen Augenblick ſelbſt Mangel an Baarſchaft fühlte; Deſſen ungeachtet ſah er in ſeinem edelſten und wahrhaft königlichen Gemüthe, daß gedachter Cardinal in dieſer Sache mehr aus eigenem Antrieb, als aus Nothwendigkeit ſo gehandelt habe; denn wie hätte er denn die Nothdurft eines ſo großen Reiches vorausſehen können? Und ſo blieb der König insgeheim ganz anderer Geſinnung; denn als er nach Paris zurückkam, beſuchte er mich den andern Tag, ohne daß ich gezwungen wär', ihn einzuladen. Ich ging ihm entgegen und führte ihn durch die Zimmer, wo ſich verſchiedene Arten von Arbeiten befanden. Ich fing bei denen

von Erz an, die er von solchem Werthe noch nicht gesehen hatte; dann zeigte ich ihm den silbernen Jupiter, beinahe fertig mit den schönsten Zierathen, den er mehr bewunderte, als vielleicht jeder Andere gethan hätte; denn es war ihm vor einigen Jahren ein sehr unangenehmer Fall begegnet. Er wollte nämlich dem Kaiser, der nach der Einnahme von Tunis durch Paris ging, ein Geschenk machen, das eines so großen Monarchen werth wäre. Da ließ er einen Hercules von Silber treiben, von derselben Größe, wie ich den Jupiter gemacht hatte. Der König versicherte, daß dieser Hercules das köstlichste Werk gewesen sei, das er jemals gesehen und diese seine Ueberzeugung habe er auch den Leuten gesagt, die sich für die größten Meister der Welt in dieser Profession ausgaben. Sie mußten gestehen, daß dieß Alles sei, was sie in Silber machen könnten, und wollten Dessen ungeachtet zweitausend Ducaten für ihre geringe Arbeit. Als nun der König meine Arbeit sah und sie so sauber ausgeführt fand, als er kaum geglaubt hatte, entschied er mit Bedacht und wollte, daß meine Arbeit am Jupiter auf zweitausend Scudi sollte geschätzt werden und sagte: „Jenen gab ich keinen Gehalt, und da ich Diesem schon jährlich tausend Scudi gebe, so kann er für diesen Preis wohl zufrieden sein. Dann führte ich ihn, andere Werke von Silber und Gold zu sehen und viele Modelle von neuen Erfindungen. Zuletzt, da er weggehen wollte, deckte ich auf der Wiese meines Schlosses den großen Riesen auf und gab dem König zu verstehen, daß das Alles sei, was man in Metall machen könne. Darüber bezeugte der König größere Verwunderung als bei keiner andern Sache, und wendete sich zum Admiral, welcher Herr Hannibal hieß, und sagte: „Nachdem der Cardinal nicht für ihn gesorgt hat und er selbst faul im Fordern ist, so will ich ohne Weiters, daß man an ihn denken soll; denn für die Menschen, welche wenig verlangen, sprechen ihre Werke desto mehr. Deßwegen gebt ihm die erste Abtei, die aufgeht, bis zu zweitausend Scudi Einkünften; und wenn es nicht auf ein Mal sein kann, so gebt es ihm in zwei oder drei Pfründen; denn Das kann ihm einerlei sein."

Ich war gegenwärtig und hörte Alles und dankte sogleich, als wenn ich die Wohlthat schon empfangen hätte und sagte: wenn Seine Majestät mich also versorgten, wollte ich ohne weitern Gehalt, Pension oder Gabe für Seine Majestät so lange arbeiten, bis mich das Alter an meinen Bemühungen verhinderte und ich mein müdes Leben ruhig auswarten könnte, immer mit dem Gedanken beschäftigt, einem so großen König gedient zu haben. Auf diese Worte wendete sich der König freudig mit großer Lebhaftigkeit zu mir und sagte: „Dabei soll es bleiben." Und wie er zufrieden wegging, so ließ er mich auch zurück.

Neuntes Capitel.

Madame d'Estampes erfuhr Alles, was geschehen war und ward nur giftiger gegen mich, indem sie bei sich selbst sagte: „Ich regiere gegenwärtig die Welt, und ein kleiner Mensch dieser Art achtet mich nicht." Nun setzte sie sich recht in den Gang, um gegen mich zu arbeiten. Da kam ihr ein Mann zur Hand, der ein großer Distillirer war und ihr einige wohlriechende und wundersame Wasser übergab, welche die Haut glatt machten, dergleichen man sich niemals in Frankreich bedient hatte; sie stellte ihn auch dem König vor, dem er einige abgezogene Wasser überreichte und diesem Herrn damit viel Vergnügen machte. In einem so günstigen Augenblick trieb sie den Mann an, vom König das Ballspiel zu begehren, das ich in meinem Schloß hatte, nebst einigen kleinen Zimmern, von denen sie sagte, daß ich mich derselben nicht bediene. Der gute König, der recht wohl einsah, woher die Sache kam, antwortete nicht. Madame d'Estampes aber wußte nachher ihren Willen auf die Weise durchzusetzen, wie es den Weibern bei den Männern gelingt und ihr Plan ging durch; denn sie benutzte eine verliebte Stimmung des Königs, der er manchmal unterworfen war, und Madame erhielt, was sie verlangte. Darauf kam gedachter Mann mit dem Schatzmeister Glorier, der sehr gut Italienisch sprach, einem großen Französischen Edelmann. Dieser fing erst an, mit mir zu scherzen; dann kam er auf die Sache und sagte: „Im Namen des Königs setze ich diesen Mann in Besitz des Ballspiels und der kleinen Häuser, die dazu gehören." Darauf versetzte ich: Der heilige König ist Herr von Allem, und Alles kommt von ihm, deßwegen könnt Ihr frei hineintreten. Da man aber auf diese gerichtliche Weise durch Notarien den Mann einsetzt, so sieht es mehr einem Betrug als einem königlichen Auftrag ähnlich, und ich versich're Euch, daß ich, anstatt mich bei'm Könige zu beklagen, mich selbst vertheidigen werde, wie Seine Majestät mir noch vor Kurzem befohlen hat. Ich werde Euch den Mann, den Ihr mir hier hereinsetzt, zum Fenster hinauswerfen, wenn ich nicht ausdrücklichen Befehl von des Königs eigener Hand sehe.

Da ging der Schatzmeister murmelnd und drohend hinweg; ich blieb und that deßgleichen; denn ich wollte vorerst Nichts weiter unternehmen. Sodann ging ich zu den Notarien, die

dieſen Mann in Beſitz geſetzt hatten; ſie waren meine guten Freunde und ſagten: es ſei eine Ceremonie, die wohl auf Befehl des Königs geſchehen ſei, aber nicht viel bedeuten wolle; denn wenn ich ein wenig widerſtanden hätte, ſo wäre der Mann gar nicht in Beſitz gekommen; es ſeien dieſes Handlungen und Gewohnheiten des Gerichtshofs, wobei das Anſetzen des Königs gar nicht zur Sprache komme; und wenn ich ihn aus dem Beſitz werfen könne, wie er hingekommen ſei, ſo wäre es wohl gethan und würde weiter keine Folgen haben.

Mir war dieſer Wink hinreichend und ich nahm den andern Tag die Waffen zur Hand; und ob es mir gleich ein wenig ſauer wurde, ſo hatte ich doch meinen Spaß d'ran (denn ich that alle Tage ein Mal einen Angriff mit Steinen, Piken und Flinten); und ob ich gleich ohne Kugeln ſchoß, ſo ſetzte ich ſie doch in ſolchen Schrecken, daß Niemand mehr kommen wollte, ihm beizuſtehen. Da ich nun eines Tags ſeine Partei ſchwach fand, drang ich in's Haus mit Gewalt, verjagte ihn und warf Alles heraus, was er hereingebracht hatte. Dann ging ich zum König und ſagte, ich hätte Alles nach dem Befehl Seiner Majeſtät gethan und mich gegen Diejenigen gewehrt, die mich an ſeinen Dienſten verhindern wollten. Der König lachte und ließ mir neue Briefe ausfertigen, daß man mich nicht weiter beläſtigen ſollte.

Indeſſen endigte ich mit großer Sorgfalt den ſchönen Jupiter von Silber mit ſeiner vergoldeten Vaſe, die ich auf einen hölzernen Unterſatz geſtellt hatte, der wenig zu ſehen war, und in denſelben hatte ich vier hölzerne Kügelchen gefügt, die über die Hälfte in ihren Vertiefungen verborgen waren; und Alles war ſo gut eingerichtet, daß ein kleines Kind ſehr leicht nach allen Seiten die gedachte Statue des Jupiter's bewegen konnte. Da ich ſie nun auf meine Weiſe zurecht gemacht hatte, brachte ich ſie nach Fontainebleau, wo der König war. Zu der Zeit hatte Bologna die gedachten Statuen von Rom zurückgebracht und ſie mit großer Sorgfalt in Erz gießen laſſen. Ich wußte Nichts davon, theils weil Fontainebleau über vierzig Miglien von Paris entfernt iſt, daher ich Nichts erfuhr. Als ich bei'm König anfragen ließ, wo er den Jupiter zu ſehen verlange, war Madame d'Eſtampes gegenwärtig und ſagte: es ſei kein geſchickterer Ort, um ihn aufzuſtellen, als in ſeiner ſchönen Gallerie. Das war, wie wir in Toscana ſagen würden, eine Loge oder vielmehr ein Gang; denn wir nennen Loge die Zimmer, die von einer Seite offen ſind. Es war aber dieſes Zimmer mehr als hundert Schritte lang und außerordentlich reich verziert mit Malereien von der Hand des trefflichen Neffe, eines unſerer Florentiner. Unter den Gemälden war viele Arbeit von Bildhauerkunſt angebracht, einige rund, einige halb erhaben. Es konnte ungefähr zwölf Schritte breit ſein. In dieſer Gallerie hatte Bologna alle die gedachten Arbeiten von Erz, die ſehr gut vollendet waren, in beſter Ordnung aufgeſtellt, jede auf ihrem Piedeſtal; und es waren, wie ich ſchon oben ſagte, die beſten Arbeiten der Alten in Rom.

In gedachtes Zimmer brachte ich meinen Jupiter; und als ich dieſe große Vorbereitung ſah und erkannte, daß ſie mit Fleiß gemacht ſei, dachte ich bei mir ſelbſt: Das iſt, als wenn man durch die Piken laufen müßte; nun helfe mir Gott! Ich ſtellte die Statue an ihren Ort, ſoviel ich vermochte, auf's Beſte zurecht und erwartete die Ankunft des großen Königs. Jupiter hatte in ſeiner rechten Hand den Blitz, in der Stellung, als wenn er ihn ſchleudern wollte, in die linke hatte ich ihm die Welt gegeben und hatte zwiſchen die Flamme des Blitzes, mit vieler Geſchicklichkeit, ein Stück weiße Kerze angebracht. Nun hatte Madame d'Eſtampes den König bis zur einbrechenden Nacht aufgehalten, um mir eins von den beiden Uebeln zuzufügen, entweder daß er gar nicht käme, oder daß mein Werk in der Nacht ſich weniger ausnehmen ſollte. Wie aber Gott Denjenigen beiſteht, welche an ihn glauben, ſo geſchah das Gegentheil ganz. Denn als es Nacht wurde, zündete ich die Kerze an, die Jupiter in der Hand hielt, und weil ſie etwas über den Kopf erhaben ſtand, fielen die Lichter von oben und gaben der Statue ein ſchöneres Anſehen, als ſie bei Tage würde gehabt haben. Nun kam der König mit ſeiner Madame d'Eſtampes, mit dem Dauphin, ſeinem Sohn, der gegenwärtig König iſt; auch war die Dauphine, der König von Navarra und Madame Margaretha, ſeine Tochter, dabei, nebſt vielen großen Herren, die von Madame d'Eſtampes unterrichtet waren, gegen mich zu ſprechen.

Als ich den König hereintreten ſah, ließ ich durch meinen Geſellen Accanio ganz ſachte den ſchönen Jupiter vorwärts bewegen, und weil die Statue gut und natürlich gemacht war und ich ſelbſt in die Art, wie ſie bei der Bewegung ſchwankte, einige Kunſt gelegt hatte, ſo ſchien ſie lebendig zu ſein. Die Geſellſchaft ließ jene antiken Statuen hinter ſich und betrachtete zuerſt mein Werk mit vielem Vergnügen. Sogleich ſagte der König: „Das iſt eine ſchönere Arbeit, als jemals ein Menſch geſehen hat, und ich, der ich mich doch an dergleichen Dingen vergnüge und ſie verſtehe, hätte mir ſie nicht den hundertſten Theil ſo vorgeſtellt.“ Die Herren, die gegen mich ſprechen

ſollten, waren umgewendet und konnten das Werk nicht genug loben; Madame d'Etampes ſagte aber auf eine kühne Weiſe: „Es ſcheint, als wenn Ihr nur zu loben hättet! Sehet Ihr nicht, wie viel ſchöner alle Figuren von Erz hier ſtehen, in welchen die wahre Kraft dieſer Kunſt beſteht, und nicht in ſolchen modernen Aufſchneidereien.“ Darauf machte der König eine Bewegung und die Andern zugleich und warf einen Blick auf gedachte Figuren, die aber, weil die Lichter tiefer ſtunden, ſich nicht gut ausnahmen. Darauf ſagte der König: „Wer dieſen Mann herunterſetzen wollte, hat ihn ſehr begünſtigt; denn eben bei dieſen herrlichen Figuren ſieht und erkennt man, daß die ſeinige viel ſchöner und wunderſamer iſt; und man muß den Benvenuto ſehr in Ehren halten, da ſeine Arbeiten nicht allein den alten gleich ſind, ſondern ſie noch übertreffen.“ Madame d'Etampes ſagte: „Wenn man von dieſem Werke ſprechen wollte, ſo müßte man es bei Tage ſehen, weil es alsdann nicht ein Tauſendtheil ſo ſchön als bei Nacht erſcheinen würde; auch müſſe man betrachten, daß ich der Figur einen Schleier umgeworfen habe, um ihre Fehler zu verbergen.

Es war Das ein ſehr feiner Schleier, den ich mit vieler Anmuth dem Jupiter umgelegt hatte, damit er majeſtätiſcher ausſehen ſollte. Ich faßte ihn darauf an, indem ich ihn von unten aufhub, die ſchönen Zeugungsglieder entdeckte und, indem ich ein wenig Verdruß zeigte, ihn ganz zerriß. Nun dachte ſie, ich habe ihr Das zum Verdruß gethan; der König aber merkte meinen Aerger und daß ich, von der Leidenſchaft hingeriſſen, anfangen wollte zu reden. Da ſagte der weiſe König in ſeiner Sprache dieſe verſtändigen Worte: „Benvenuto, ich ſchneide Dir das Wort im Munde ab und Du ſollſt tauſendmal mehr Belohnung erhalten, als Du erwarten kannſt.“ Da ich nicht reden konnte, machte ich die leidenſchaftlichſten Bewegungen und ſie brummte immer auf eine verdrießliche Weiſe. Da ging der König, geſchwinder als er ſonſt gethan hätte, weg und ſagte laut, um mir Muth zu machen, daß er aus Italien den vollkommenſten Mann gezogen habe, der jemals zu ſolchen Künſten geboren worden ſei.

Ich ließ den Jupiter daſelbſt; und da ich Morgens weggehen wollte, empfing ich tauſend Goldgulden. Zum Theil war es meine Beſoldung, zum Theil Rechnung, weil ich von dem Meinigen ausgelegt hatte. Ich nahm das Geld, ging munter und vergnügt nach Paris. So ergetzte ich mich in meinem Hauſe und ließ nach Tiſche meine Kleider herbeibringen, die von dem feinſten Pelzwerk waren ſowie von dem feinſten Tuche. Davon machte ich allen meinen Arbeitern ein Geſchenk, indem ich jedem nach ſeinem Verdienſte gab, ſogar den Mädchen und den Stallburſchen, und ſprach ihnen allen Muth ein, wie mit gutem Willen zu helfen. Ich arbeitete nun auch wieder mit vollkommener Lebhaftigkeit und hatte zum Endzweck, mit großem Nachdenken und aller Sorgfalt die Statue des Mars zu endigen, deren Modell von Holz ich mit Eiſen wohl befeſtigt hatte. Der Ueberzug war eine Kruſte von Gyps, ungefähr ein Achtheil einer Elle ſtark und fleißig gearbeitet. Dann hatte ich veranſtaltet, gedachte Figur in vielen Stücken auszuarbeiten und ſie zuletzt mit Schwalbenſchwänzen zu verbinden, wie es die Kunſt fordert und wie ich ſehr leicht thun konnte.

Nun will ich doch auch an dieſem Orte ein Abenteuer erzählen, das bei Gelegenheit dieſes großen Werkes vorfiel und das wirklich lachenswerth iſt. Ich hatte Allen, die in meinen Dienſten waren, verboten, daß ſie mir keine Mädchen in's Caſtell bringen ſollten, und ich war zugleich ſehr wachſam, daß es nicht geſchehe. Nun war Ascanio in ein außerordentlich ſchönes Mädchen verliebt und ſie in ihn; ſie floh deßhalb von ihrer Mutter und kam eines Nachts, um Ascanio aufzuſuchen, wollte aber nicht wieder weg und er wußte nicht, wohin er ſie verbergen ſollte. Zuletzt, als ein erfinderiſcher Kopf, verſteckte er ſie in die Figur des Mars und richtete ihr im Kopf des Bildniſſes eine Schlafſtelle zu, wo ſie ſich lange aufhielt und des Nachts manchmal von ihm ganz ſtille abgeholt wurde. Nun war der Kopf beinahe vollendet und ich ließ ihn aus einiger Eitelkeit aufgedeckt, ſo daß ihn wegen der Höhe, worauf er ſtand, ein großer Theil von Paris ſehen konnte. Nun ſtiegen die Nachbarn auf die Dächer, und auf dieſe Art ſahen ihn viele Menſchen. Da man ſich nun in Paris mit der Meinung trug, daß von Alters her in meinem Schloß ein Geiſt umgehe, den ſie Bovo hießen, ob ich gleich niemals das Geringſte davon geſpürt habe, ſo erhielt das Mährchen durch dieſen Zufall neue Kraft; denn das Mädchen, das im Kopfe wohnte, mußte ſich doch manchmal regen; und weil die Augen ſehr groß waren, ſo konnte man die Bewegung von etwas Lebendigem gar wohl bemerken. Daher ſagte das dumme Volk, der Geiſt ſei ſchon in die Figur gefahren und bewege ihr Augen und Mund, als wenn ſie reden wolle. Selbſt einige klügere Zuſchauer hatten die Sache genau betrachtet, konnten das Leuchten der Augen nicht begreifen und verſicherten, es müßte ein Geiſt dahinter ſtecken; ſie wußten aber nicht, daß wirklich ein guter Geiſt darin war und ein guter Leib dazu.

Zehntes Capitel.

Indeſſen befleißigte ich mich, mein ſchönes Thor aus allen den ſchon beſchriebenen Theilen zuſammen zu ſtellen und überlaſſe den Chronikenſchreibern, Dasjenige zu erzählen, was im Allgemeinen damals vorging, da der Kaiſer mit ſeinem großen Heere angezogen kam und der König ſich mit aller Macht bewaffnete. Zu der Zeit verlangte er meinen Rath, wie er Paris auf's Geſchwindeſte befeſtigen könnte. Er kam eilends deßhalb in mein Haus und führte mich um die ganze Stadt; und da er vernahm, mit welcher guten Einſicht ich von einer ſo ſchnellen Befeſtigung ſprach, gab er mir ausdrücklichen Auftrag, Das, was ich geſagt hatte, auf das Schnellſte zu vollbringen. Er gebot ſeinem Admiral, Jedermann zu befehlen, daß man mir, bei ſeiner Ungnade, in Allem gehorchen ſollte. Der Admiral, der durch die Gunſt der Madame d'Eſtampes und nicht durch ſein Verdienſt zu dieſer Stelle gelangt war, hatte wenig Kopf und hieß eigentlich Herr Hannibal; die Franzoſen ſprechen aber den Namen anders aus, ſo daß er in ihrer Sprache faſt klingt, als wollte man Eſel und Ochs ſagen, wie ſie ihn denn auch gewöhnlich nannten. Dieſe Beſtie erzählte Madame d'Eſtampes Alles; da befahl ſie ihm, er ſolle eilig den Hieronymus Belarmato rufen laſſen. Dieſer war ein Ingenieur von Siena und wohnte etwas mehr als eine Tagreiſe von Paris. Er kam ſogleich und fing auf dem längſten Wege an, die Stadt zu befeſtigen. Daher zog ich mich aus dem Unternehmen; und wenn der Kaiſer damals mit ſeinem Heere angerückt wär', ſo hätte er Paris mit großer Leichtigkeit erobert. Auch ſagte man, daß in dem Vertrag, der damals geſchloſſen wurde, Madame d'Eſtampes, die ſich mehr als Jemand darein miſchte, den König verrathen und bloßgeſtellt habe. Doch mag ich hiervon nicht mehr ſagen; denn es gehört nicht zu meiner Sache.

Ich arbeitete immerfort an der ehernen Thür, an dem großen Gefäße und ein' Paar andern von mittlerer Gattung, die ich aus meinem eigenen Silber gemacht hatte. Als die größte Gefahr vorbei war, kam der gute König nach Paris zurück, um ein wenig auszuruhen und hatte das verwünſchte Weib bei ſich, die gleichſam zum Verderben der Welt geboren war; und ich kann mir wirklich Etwas darauf einbilden, daß ſie ſich als meine Todfeindinn bewies. Als ſie einſt mit dem König über meine Angelegenheiten zu ſprechen kam, ſagte ſie ſoviel Uebels von mir, daß der gute Mann, um ihr gefällig zu ſein, zu ſchwören anfing: er wolle ſich nicht weiter um mich bekümmern, als wenn er mich niemals gekannt hätte. Dieſe Worte ſagte mir eilig ein Page des Cardinal's von Ferrara, der Villa hieß und mir verſicherte, er habe ſie ſelbſt aus dem Munde des Königs vernommen. Darüber erzürnte ich mich ſo ſehr, daß ich alle meine Eiſen und Arbeiten durcheinander warf und Anſtalt machte, mit Gott wegzugehen. Ich ſuchte ſogleich den König auf und kam nach der Tafel in ein Zimmer, wo Seine Majeſtät ſich mit wenig Perſonen befanden. Als er mich hereinkommen ſah und ich die gehörige Verbeugung, die man einem König ſchuldig iſt, gemacht hatte, nickte er mit freundlichem Geſichte mir ſogleich zu. Da faßte ich wieder einige Hoffnung und näherte mich langſam, weil er gewiſſe Arbeiten von meiner Profeſſion beſah. Als man nun eine Zeit lang darüber geſprochen hatte, fragte er, ob ich ihm zu Hauſe etwas Schönes zu zeigen hätte, und wenn ich wünſchte, daß er käme. Darauf verſetzte ich: wann es ihm auch gefällig ſei, könne ich ihm jederzeit Manches vorzeigen. Darauf ſagte er: ich ſolle nach Hauſe gehen, weil er gleich kommen wolle. Ich ging und erwartete den guten König, der von Madame d'Eſtampes erſt Urlaub zu nehmen gegangen war. Sie wollte wiſſen, wohin er gehe und ſagte, daß ſie ihn heute nicht begleiten könne, bat ihn auch, daß er aus Gefälligkeit heute nicht ohne ſie ausgehen möchte. Sie mußte ein Paar Mal anſetzen, um den König von ſeinem Vorhaben abzubringen, der denn auch dieſen Tag nicht in mein Haus kam. Tags darauf kehrte ich zur ſelbigen Stunde zum König zurück, der denn ſogleich, als er mich ſah, ſchwur, daß er mich beſuchen wolle. Da er nun aber auch dieß Mal nach ſeiner Gewohnheit von Madame d'Eſtampes ſich zu beurlauben ging und ſie ihn mit aller ihrer Gewalt nicht abhalten konnte, ſagte ſie mit ihrer giftigen Zunge ſo viel Uebels von mir, als man nur von einem Manne ſagen könnte, der ein Todfeind dieſer würdigen Krone wäre. Darauf verſetzte der gute König: er wolle nur zu mir gehen, mich dergeſtalt auszuſchelten, daß ich erſchrecken ſollte. Und als er ihr Dieſes zugeſichert hatte, kam er in mein Haus, wo ich ihn in gewiſſe untere Zimmer führte, in welchen ich das große Thor zuſammengeſetzt hatte, worüber der König ſo erſtaunte, daß er die Gelegenheit nicht fand, mich auszuſchelten, wie er es verſprochen hatte. Doch wollte er den Augenblick nicht ganz vorbeilaſſen und fing an: „Es iſt doch eine wunderbare Sache, Benvenuto, daß Ihr Andern, ſo geſchickt Ihr ſeid, nicht einſehen wollt, daß Ihr Eu're Talente nicht durch Euch ſelbſt zeigen könnt, ſondern daß Ihr Euch nur groß beweiſ't durch Gelegenheiten, die wir Euch geben; daher ſolltet Ihr ein wenig gehorſamer ſein, nicht ſo ſtolz und eigenliebig. Ich erinnere mich, Euch

befohlen zu haben, daß Ihr mir zwölf Statuen von Silber machen ſollter, und Das war mein ganzes Verlangen. Nun wolltet Ihr aber noch Gefäße, Köpfe und Thore verfertigen; und ich ſehe zu meinem Verdruß, daß Ihr Das, was ich wünſche, hintanſetzt und nur nach Euerm Willen handelt. Denkt Ihr aber ſo fortzufahren, ſo will ich Euch zeigen, wie mein Gebrauch iſt, wenn ich verlange, daß man nach meinem Willen handeln ſoll. Indeſſen ſage ich Euch: befolget, was man Euch geſagt hat; denn wenn Ihr auf Euern Einfällen beharren wollt, ſo werdet Ihr mit dem Kopf gegen die Mauer rennen."

Indem er alſo ſprach, waren die Herren aufmerkſam; und da ſie ſahen, daß er den Kopf ſchüttelte, die Augenbraunen runzelte, bald den einen, bald den andern Arm bewegte, zitterten ſie Alle meinetwegen vor Furcht. Ich hatte mir aber vorgenommen, mich nicht im Mindeſten zu fürchten; und als er, nach ſeinem Verſprechen, den Verweis hergeſagt hatte, beugte ich ein Knie zur Erde, küßte ihm das Kleid auf dem Knie und ſagte: Heilige Majeſtät! Ich bejahe, daß Alles wahr iſt, was Ihr ſagt; das Einzige nur darf ich verſichern, daß mein Herz beſtändig, Tag und Nacht, mit allen Lebensgeiſtern, angeſpannt geweſen iſt, Ihnen zu gehorchen und zu dienen. Sollte Ew. Majeſtät ſcheinen, daß ich gegen dieſe meine Abſicht Etwas gefehlt hätte, ſo iſt Das nicht Böswollen geweſen, ſondern ein unglückliges Geſchick, das mich hat unwürdig machen wollen, dem bewundernswertheſten Prinzen zu dienen, den je die Erde geſehen hat. Indeſſen bitte ich Sie, mir zu verzeihen; denn Ew. Majeſtät gaben mir nur Silber zu einer Statue; und da ich keines von mir ſelbſt habe, konnte ich nicht mehr als dieſe machen. Von dem wenigen Metalle, das von gedachter Figur mir übrig blieb, verfertigte ich dieſes Gefäß, um Ew. Majeſtät die ſchöne Manier der Alten zu zeigen; und vielleicht war es das erſte von dieſer Art, das Sie je geſehen hatten. Was das Salzfaß betrifft, ſo ſcheint mir, wenn ich mich recht erinnere, daß es Ew. Majeſtät von ſelbſt verlangten, bei Gelegenheit, daß Sie ein ähnliches Gefäß geſehen hatten. Darauf zeigte ich auf Ihren Befehl das Modell vor, das ich ſchon aus Italien mitbrachte und Sie ließen mir ſogleich tauſend Goldgulden zahlen, damit ich die Arbeit ungeſäumt anfangen könnte. Sie waren zufrieden mit der Arbeit; und beſonders erinnere ich mich, daß Sie mir dankten, als ich ſie fertig überbrachte. Was das Thor betrifft, ſcheint mir, daß Ew. Majeſtät deßhalb gelegentlich Herrn Villeroi, Ihrem Secretäre, Befehl ertheilten, welcher den Herren von Marmagne und Apa auftrug, die Arbeit bei mir zu betreiben und mir in Allem beizuſtehn. Ohne dieſe Beihülfe wär' ich nicht vorwärts gekommen; denn ich hätte die franzöſiſchen Erden, die ich nicht kannte, unmöglich durchprobiren können. Ferner würde ich dieſe großen Köpfe nicht gegoſſen haben, wenn ich nicht hätte verſuchen wollen, wie mir auch eine ſolche Arbeit gelänge. Die Piedeſtale habe ich gemacht, weil ich überzeugt war, daß ſie nöthig ſeien, um den Figuren ein Anſehen zu geben; und ſo habe ich in Allem, was ich that, geglaubt, das Beſte zu thun und mich niemals vom Willen Ew. Majeſtät zu entfernen. Es iſt wahr, daß ich den großen Colos, bis zur Stufe, auf der er ſich befindet, ganz aus meinem Beutel gemacht habe; und ich dachte, daß ich als ein ſo kleiner Künſtler in Dienſten eines ſo großen Königs zu Euerm und meinem Ruhm eine Statue machen müßte, dergleichen die Alten niemals gehabt haben. Nun aber ſehe ich, daß es Gott nicht gefällt, mich eines ſolchen Dienſtes werth zu achten und bitte Ew. Majeſtät, ſtatt der ehrenvollen Belohnung, die Sie meinen Arbeiten beſtimmt hatten, mir nur ein wenig Gnade zu gönnen und mir einen gnädigen Urlaub zu ertheilen; denn ich werde ſogleich, wenn Sie mir es erlauben, verreiſen, und auf meiner Rückkehr nach Italien immer Gott danken für die glücklichen Stunden, die ich in Ihrem Dienſte zugebracht habe.

Darauf faßte mich der König an, hob mich mit großer Anmuth auf und ſagte: ich ſollte mit großer Zufriedenheit für ihn arbeiten; was ich gemacht hätte, wäre gut und ihm angenehm. Dann wendete er ſich zu den Herren und ſagte: „Gewiß, wenn das Paradies Thore haben ſollte, ſo würden ſie nicht ſchöner ſein als dieſes." Da ich ſah, daß er dieſe Worte, die ganz zu meinen Gunſten waren, mit Lebhaftigkeit ausſprach, dankte ich ihm auf's Neue, mit größter Ehrfurcht; aber weil bei mir der Verdruß noch nicht vorbei war, ſo wiederholte ich die Bitte um meine Entlaſſung. Da der König ſah, daß ich ſeine außerordentlichen Liebkoſungen nicht zu ſchätzen wußte, befahl er mit ſtarker Stimme: ich ſollte kein Wort weiter reden, ſonſt würde es mich gereuen. Dann ſetzte er hinzu, er wolle mich in Gold erſticken und mir Urlaub geben. Da die Arbeiten, die er befohlen, noch nicht angefangen wären, ſo ſei er mit Allem zufrieden, was ich aus eigenem Triebe mache. Ich ſolle weiter keinen Verdruß mit ihm haben; denn er kenne mich; und ich ſolle mich nun auch bemühen, ihn kennen zu lernen, wie es die Pflicht fordere. Ich ſagte, daß ich Gott und Seiner Majeſtät für Alles dankbar ſei, bat ihn darauf, er möchte kommen, die große Figur zu ſehen und wie weit ich damit gelangt ſei. Ich führte ihn dahin und als ich

ſie aufdecken ließ, war er darüber auf's Aeuſſerſte verwundert und befahl einem ſeiner Secretäre, er ſollte mir ſogleich alles Geld wiedergeben, was ich von dem meinigen aufgelegt hatte, die Summe möchte ſein, welche ſie wollte; genug, wenn ich ſie mit meiner Hand quittirte. Dann ging er weg und ſagte: „Adieu, mon ami!" Ein Ausdruck, deſſen ſich ſonſt ein König nicht bedient.

Als er nach ſeinem Palaſte zurückkam; erzählte er die ſo wunderſam demüthigen und äuſerſt ſtolzen Worte, die ich gegen ihn gebraucht hätte und die ihm ſehr aufgefallen waren, in Gegenwart der Madame d'Eſtampes und des Herrn Sanct Paul, eines groſſen Baron's von Frankreich. Dieſer hatte ſonſt für meinen groſſen Freund gelten wollen und wirklich zeigte er es trefflich auf Franzöſiſche Weiſe. Denn als der König ſich weitläufig über den Cardinal von Ferrara beſchwerte, dem er mich in Aufſicht gegeben, der ſich aber weiter nicht um mich bekümmert hatte, ſo daß ich beinahe durch ſeine Schuld aus dem Königreich gegangen wär', ſagte Seine Majeſtät hinzu: er wolle mir nun wirklich einen andern Aufſeher geben, der mich beſſer kenne; denn er möge nicht wieder in Gefahr kommen, mich zu verlieren. Darauf bot ſich Herr von Sanct Paul gleich an und ſagte zum König: er ſolle mich in ſeine Gewahrſam geben; er wolle es ſchon ſo einrichten, daß ich nicht Urſache haben ſolle, mich aus dem Königreiche zu entfernen. Darauf verſetzte der König: er ſei Deſſen wohl zufrieden, wenn ihm Sanct Paul ſagen wolle, wie er es eigentlich einzurichten gedenke, um mich feſtzuhalten. Madame, die gegenwärtig war, zeigte ſich äuſerſt verdrieſslich und Sanct Paul machte Umſtände, dem König ſeine Gedanken zu ſagen. Aber Seine Majeſtät fragte auf's Neue, und Jener, Madame d'Eſtampes zu gefallen, verſetzte: ich würde ihn aufhängen laſſen; und auf dieſe Weiſe könntet Ihr ihn nicht aus dem Königreiche verlieren. Darauf erhub Madame d'Eſtampes ein groſſes Gelächter und ſagte: Das verdiene ich wohl. Darauf lachte der König zur Geſellſchaft mit und ſagte: er ſei wohl zufrieden, daß Sanct Paul mich aufhängen laſſe, wenn er ihm nur erſt einen andern Meinesgleichen ſchaffte; und ob ich es gleich nicht verdient habe, ſo gebe er ihm doch unter dieſer Bedingung die völlige Erlaubniß. Auf dieſe Weiſe ging der Tag vorbei und ich blieb friſch und geſund, dafür Gott gelobt und gepriesen ſei.

In dieſer Zeit hatte der König den Krieg mit dem Kaiſer geſtillt, aber nicht den mit den Engländern, ſo daß uns dieſe Teufel gewaltig zu ſchaffen machten. Nun hatte der König ganz was Ander's als Vergnügen im Kopfe und befahl Peter Strozzi, er ſolle einige Galeeren in die Engliſchen Meere führen, das eine groſſe und ſchwere Sache war. Dieſer Herr war als Soldat einzig in ſeiner Zeit und auch ebenſo einzig unglücklich. Nun waren verſchiedene Monate vergangen, daß ich weder Geld erhalten hatte noch Befehl, zu arbeiten, ſo daß ich alle meine Geſellen fortſchickte, auſer die zwei Italiener, die ich an den beiden Gefäſsen von meinem Silber arbeiten ließ; denn ſie verſtanden ſich nicht auf die Arbeit in Erz. Als ſie die Gefäſse geendigt hatten, ging ich damit nach einer Stadt, die der Königinn von Navarra gehörte; ſie hieß Argentan und liegt viele Tagreiſen von Paris. Als ich daſelbſt ankam, fand ich den König krank; und als der Cardinal von Ferrara zu ihm ſagte, daß ich angekommen ſei, antwortete der König Nichts; daher mußte ich viele Tage an gedachtem Orte mit vieler Beſchwerlichkeit aushalten und gewiß, ich bin nicht leicht verdrieſslicher geweſen. Doch ließ ich mich endlich einmal des Abends vor dem König ſehen und zeigte ihm die beiden Gefäſse, die ihm auſerordentlich gefielen. Als ich ihn ſo wohl aufgelegt ſah, bat ich ihn, er möchte ſo gnädig ſein und mir einen Spazierritt nach Italien erlauben; ich wollte ſieben Monate Beſoldung, die ich noch zu erheben hätte, zurücklaſſen, die mir Seine Majeſtät, wenn ich zurückkehrte, möchten bezahlen laſſen. Ich bäte um dieſe Gnade, weil es jetzt Zeit zu kriegen und nicht zu bildhauen ſei, auch habe Seine Majeſtät Bologna, dem Maler, ein Gleiches erlaubt; und ich bät' nur, mit dieſelbe Gnade zu erzeigen. Indeſſen ich dieſe Worte ſprach, betrachtete der König mit der gröſten Aufmerkſamkeit die beiden Gefäſse und traf mich manchmal mit einem ſeiner fürchterlichen Blicke; ich aber fuhr fort, ihn zu bitten, ſo gut ich wußte und konnte. Auf ein Mal ſah ich ihn erzürnt; er ſtand auf und ſagte mir auf Italieniſch: „Benvenuto, Ihr ſeid ein groſſer Thor! Bringt dieſe Gefäſse nach Paris; denn ich will ſie vergoldet haben." Weiter erhielt ich keine Antwort und er ging weg. Ich näherte mich dem Cardinal von Ferrara und bat ihn: da er mir ſo viel Gutes erzeigt habe, indem er mich aus den Kerkern von Rom befreiet und mich ſo viele andere Wohlthaten habe genieſſen laſſen, ſo möchte er mir auch dazu verhelfen, daß ich nach Italien könnte. Der Cardinal verſicherte, daß er Alles in der Welt thun wollte, um mir gefällig zu ſein; ich ſollte ihm nur die Sorge überlaſſen und könnte nur ganz frei hingehen; er wolle ſchon die Sache mit dem König machen. Darauf verſetzte ich: da Seine Majeſtät ihm die Aufſicht über mich anvertraut habe ſo würde ich verreiſen, ſobald er mir Urlaub gäb', jedoch auf den ge-

Margarethe.

Lebt wohl!

Marthe.

O sagt mir doch geschwind!
Ich möchte gern ein Zeugniß haben,
Wo, wie und wenn mein Schatz gestorben und begraben.
Ich bin von je der Ordnung Freund gewesen,
Möcht' ihn auch todt im Wochenblättchen lesen.

Mephistopheles.

Ja, gute Frau, durch zweyer Zeugen Mund
Wird allerwegs die Wahrheit kund;
Habe noch gar einen feinen Gesellen,
Den will ich euch vor den Richter stellen.
Ich bring' ihn her.

Marthe.

O thut das ja.

Mephistopheles.

Und hier die Jungfrau ist auch da?
Ein braver Knab'! ist viel gereis't,
Fräuleins alle Höflichkeit erweis't.

zingsten Wink Seiner Hochwürden wiederkommen. Der Cardinal sagte darauf: ich solle nur nach Paris gehen und daselbst acht Tage bleiben; in der Zeit hoffe er Urlaub vom König zu erhalten. Wäre Seine Majestät Denen ja nicht zufrieden, so wolle er mich gleich davon benachrichtigen; wenn er aber weiter Nichts schriebe, so könnte ich nur frei meines Wegs gehen.

Viertes Buch.

Erstes Capitel.

Auf diese Worte des Cardinal's ging ich nach Paris und ließ zwei tüchtige Knaben zu meinen silbernen Gefäßen verfertigen. Als nun zwanzig Tage vorbei waren, machte ich Anstalt und lud die beiden Gefäße auf ein Maulthier, das mir bis Lyon der Bischof von Pavia borgte, dem ich auf's Neue die Wohnung in meinem Castell gegeben hatte. Und so machte ich mich auf mit Herrn Hyppolytus Gonzaga, der in dem Dienste des Königs stand und zugleich vom Grafen Galeotto von Mirandola unterhalten wurde. In der Gesellschaft waren noch einige Edelleute des Grafen und Leonard Tedaldi, ein Florentiner. Ich überließ meinen Gesellen die Sorge für mein Castell und alle meine Sachen, worunter sich einige Gefäße befanden, welche sie endigen sollten. Auch meine Mobilien waren von großem Werthe; denn ich hatte mich sehr ehrenvoll eingerichtet; was ich zurückließ, mochte wohl fünfzehnhundert Scudi werth sein. Da sagte ich zu Ascanio: er solle sich erinnern, wie viel Wohlthaten er von mir erhalten habe; bis jetzt sei er ein Knabe ohne Kopf gewesen, es sei nun Zeit, sich als ein Mann zu zeigen; ich wolle ihm alle meine Sachen in Verwahrung geben und meine Ehre zugleich. Und wenn die Bestien, die Franzosen, sich nur irgend Etwas gegen mich vermessen sollten, so hätte er mir gleich Nachricht zu geben; denn ich möchte sein, wo ich wollte, so würde ich mit Post auf der Stelle zurückkommen, sowohl wegen der großen Verbindlichkeit gegen den König, als wegen meiner eig'nen Ehre.

Ascanio sagte darauf unter verstellten, schelmischen Thränen: Ich kannte nie einen bessern Vater als Euch und Alles, was ein guter Sohn thun soll, will ich immer gegen Euch thun." So wurden wir einig und ich verreis'te mit einem Diener und einem kleinen Französischen Knaben. Nach Verlauf eines halben Tages kamen einige Schatzmeister auf mein Schloß, die nicht eben meine Freunde waren; und dieses nichtswürdige Volk sagte sogleich zu Herrn Guido und dem Bischof von Pavia: sie sollten schnell nach den Gefäßen des Königs schicken; wo nicht, so würden sie es selbst thun und mir nicht wenig Verdruß machen. Der Bischof und Herr Guido hatten mehr Furcht als nöthig war, und schickten mir den Verräther Ascanio mit der Post nach, der gegen Mitternacht ankam. Ich schlief nicht, sondern lag in traurigen Gedanken. Wem lasse ich, sagte ich zu mir selbst, meine Sachen und mein Castell? O, welch ein Glück ist Das, das mich zu dieser Reise zwingt! Wahrscheinlich ist der Cardinal mit Madame d'Etampes einverstanden, die Nichts mehr wünscht, als daß ich die Gnade des guten Königs verliere. Indessen ich so mit mir selbst uneins war, hörte ich die Stimme des Ascanio, stand sogleich vom Bett' auf und fragte ihn, ob er gute oder traurige Nachrichten bringe. „Gute Nachrichten," sagte der Schelm; „nur müßt Ihr die Gefäße zurückschicken; denn die schelmischen Schatzmeister schreien und laufen, so daß der Bischof und Herr Guido Euch sagen lassen: Ihr möchtet die Gefäße auf alle Weise zurückschicken. Uebrigens habt keine Sorge und genießt glücklich diese Reise." Sogleich gab ich ihm die Gefäße zurück, die ich mit anderm Silber und was ich sonst bei mir hatte, in die Abtei des Cardinal's zu Lyon bringen wollte. Denn ob sie mir gleich nachsagten, es sei meine Absicht gewesen, sie nach Italien zu schaffen, so weiß doch Jeder, daß man weder Geld noch Gold und Silber, ohne ausdrückliche Erlaubniß, aus dem Reiche führen kann. Nie hätte ich zwei solche Gefäße, die mit ihren Kissen ein Maulthier einnahmen, unbemerkt durchbringen wollen? Wahr ist's, sie waren schön und von großem Werthe, und ich vermuthete mir den Tod des Königs, den ich sehr krank zurückgelassen hatte; und ich glaubte bei einem solchen Ereigniß Nichts verlieren zu können, was in den Händen des Cardinal's wär'.

Genug, ich schickte das Maulthier mit den Gefäßen und andern bedeutenden Dingen zurück und setzte den andern Morgen, mit gedachter Gesellschaft, meinen Weg fort und zwar unter beständigem Seufzen und Weinen. Doch stärkte ich mich einige Mal mit Gebet und sagte: Gott! Dir ist die Wahrheit bekannt und Du weißt, daß meine Reise allein zur Absicht hat, sechs armen unglücklichen Jungfrauen ein Almosen zu bringen, so auch ihrer Mutter, meiner leiblichen Schwester. Zwar haben sie noch ihren Vater; er ist aber so alt und verdient Nichts in seiner Kunst; und so könnten sie leicht auf üble Wege gerathen. Da ich nun dieses gute Werk thue, so hoffe ich Rath und Hülfe von Deiner göttlichen Majestät. Auf diese Weise stärkte und tröstete ich mich, indem ich vorwärts ging.

Als wir uns etwa eine Tagreiſe von Lyon befanden (es war ungefähr zwei Stunden vor Sonnenuntergang), that es bei ganz klarem Himmel einige trockene Donnerſchläge. Ich war wohl den Schuß einer Armbruſt weit vor meinen Geſellen hergeritten. Nach dem Donnern entſtand am Himmel ein ſo großer und fürchterlicher Lärm, daß ich dachte, das jüngſte Gericht ſei nahe. Als ich ein wenig ſtille hielt, fielen Schloſſen ohne einen Tropfen Waſſer, ungefähr in der Größe der Bohnen, die mir ſehr wehe thaten, als ſie auf mich fielen. Nach und nach wurden ſie größer, wie Armbruſtkugeln; und da mein Pferd ſehr ſcheu ward, ſo wendete ich es um und ritt mit großer Haſt, bis ich wieder zu meiner Geſellſchaft kam, die, um ſich zu ſchützen, in einem Fichtenwalde gehalten hatte. Die Schloßen wurden immer größer und endlich wie dicke Citronen. Ich ſang ein Miſerere; und indeſſen ich mich andächtig zu Gott wendete, ſchlug der Hagel einen ſehr ſtarken Aſt der Fichte herunter, wo ich mich in Sicherheit glaubte. Mein Pferd wurde auf den Kopf getroffen, ſo daß es beinah' zur Erde gefallen wäre; mich ſtreifte ein ſolches Stück und hätte mich todtgeſchlagen, wenn es mich völlig getroffen hätte. Auch der gute Leonard Tedaldi empfing einen Schlag, daß er, der, wie ich, auf den Knieen lag, vor ſich hin mit den Händen auf die Erde fiel. Da begriff ich wohl, daß der Aſt weder mich noch Andere mehr beſchützen könne und daß nebſt dem Miſerere man auch thätig ſein müſſe. Ich fing daher an, mir die Kleider über den Kopf zu ziehn und ſagte zu Leonard'en, der immer nur Jeſus! Jeſus! ſchrie: Gott werde ihm helfen, wenn er ſich ſelbſt hülfe; und ich hatte mehr Noth, ihn als mich zu retten.

Als das Wetter eine Zeit lang gedauert hatte, hörte es auf; und wir, die wir Alle zerſtoßen waren, ſetzten uns, ſo gut es gehen wollte, zu Pferde. Und als wir nach unſern Quartieren ritten und einander die Wunden und Beulen zeigten, fanden wir eine Meile vorwärts ein viel größeres Unheil als das, was wir erduldet hatten, ſo daß es unmöglich ſcheint, es zu beſchreiben. Denn alle Bäume waren zerſchmettert, alle Thiere erſchlagen, ſo viel es nur angetroffen hatte. Auch Schäfer waren todt geblieben und wir fanden genug ſolchen Hagels, den man nicht mit zwei Händen umſpannt hätte. Da ſahen wir, wie wohlfeil wir noch davon gekommen waren, und daß unſer Gebet und unſer Miſerere wirkſamer geweſen war als Alles, was wir zu unſerer Rettung hätten thun können; ſo dankten wir Gott und kamen nach Lyon. Nachdem wir daſelbſt acht Tage ausgeruht und uns ſehr vergnügt hatten, reiſ'ten wir weiter und kamen glücklich über die Berge; daſelbſt kaufte ich ein Pferd, weil die meinigen von dem Gepäcke gedrückt waren.

Nachdem wir uns eine Tagreiſe in Italien befanden, holte uns Graf Galeotto von Mirandola ein, der mit Poſt vorbeifuhr und, da er bei uns ſtille hielt, mir ſagte: ich habe unrecht gehabt, wegzugehen; ich ſolle nun nicht weiter reiſen. Denn wenn ich ſchnell zurückkehrte, würden meine Sachen beſſer ſtehen als jemals; bliebe ich aber länger weg, ſo gäbe ich meinen Feinden freies Feld und alle Gelegenheit, mir Uebels zu thun; käm' ich aber ſogleich wieder, ſo würde ich ihnen den Weg verrennen, den ſie zu meinem Schaden einſchlagen wollten; Diejenigen, auf die ich das größte Vertrauen ſetzte, ſeien eben Die, die mich betrögen. Weiter wollte er mir Nichts ſagen, ob er gleich ſehr gut wußte, daß der Cardinal von Ferrara mit den beiden Scheimen Eins war, denen ich meine Sachen in Verwahrung gegeben hatte; doch beſtand er darauf, daß ich auf alle Weiſe wieder zurückkehren ſollte. Dann fuhr er weiter und ich gedachte, Deſſen ungeachtet, mit meiner Geſellſchaft vorwärts zu gehen. Ich fühlte bei mir aber eine ſolche Beklemmung des Herzens und wünſchte entweder ſchnell nach Florenz zu kommen oder nach Frankreich zurückzukehren; und weil ich dieſe Unſchlüſſigkeit nicht länger ertragen konnte, wollte ich Poſt nehmen, um nur deſto geſchwinder in Florenz zu ſein. Auf der erſten Station ward ich nicht einig; doch nahm ich mir feſt vor, nach Florenz zu gehen und dort das Uebel abzuwarten. Ich verließ die Geſellſchaft des Herrn Hippolito Gonzaga, der ſeinen Weg nach Mirandola genommen hatte und wandte mich auf Parma und Piacenza.

Als ich an den letzten Ort kam, begegnete ich auf einer Straße dem Herzog Peter Ludwig Farneſe, der mich ſcharf anſah und erkannte; und da ich wohl wußte, daß er allein Schuld an dem Uebel war, das ich im Caſtell Sanct Angelo zu Rom ausgeſtanden hatte, fühlte ich eine gewaltige Bewegung, als ich ihn ſah. Da ich aber kein ander' Mittel wußte, ihm aus den Händen zu kommen, ſo entſchloß ich mich, ihn zu beſuchen und kam eben, als man das Eſſen weggenommen hatte und die Perſonen aus dem Hauſe Landi bei ihm waren, die ihn nachher umbrachten.

Da ich zu Seiner Excellenz kam, machte mir der Mann die unmäßigſten Liebkoſungen, die ſich nur denken laſſen und kam von ſelbſt auf den Umſtand, indem er zu Denen ſagte, die gegenwärtig waren, ich habe lange Zeit in Rom gefangen geſeſſen. Darauf wendete er ſich zu mir und ſagte: „Mein Benvenuto, das Uebel, das Euch begegnet iſt, that mir ſehr leid; ich

wußte, daß Ihr unſchuldig wär't, aber ich konnte Euch nicht helfen; denn mein Vater that es einigen Euer Feinde zu Gefallen, die ihm zu verſtehen gaben, als wenn Ihr übel von ihm geſprochen hättet. Ich weiß es ganz gewiß, daß man die Unwahrheit von Euch ſagte und mir that Euer Unglück äußerſt leid. Er wiederholte mit andern Ausdrücken eben dieſe Erklärung ſehr oft und es ſah faſt aus, als wenn er mich um Verzeihung bitten wollte. Dann fragte er nach allen Werken, die ich für den allerchriſtlichſten König gemacht hatte, hörte meiner Erzählung aufmerkſam zu und war überhaupt ſo gefällig, als nur möglich. Sodann fragte er mich, ob ich ihm dienen wolle. Ich antwortete ihm: daß ich nicht mit Ehren die großen Werke, die ich für den König angefangen hätte, könnte unvollendet laſſen; wären ſie aber fertig, ſo würde ich jeden großen Herrn verlaſſen, nur um Seiner Excellenz zu dienen.

Nun erkennt man wohl bei dieſer Gelegenheit, daß die große Kraft Gottes jene Menſchen niemals ungeſtraft läßt, welche, ſtark und mächtig, die Unſchuldigen ungerecht behandeln. Dieſer Mann hat mich gleichſam um Verzeihung in Gegenwart von Denen, die mich kurz darauf ſowie viele Andere, die von ihm gelitten hatten, auf das Vollkommenſte rächten. Und ſo mag kein Herr, ſo groß er auch ſei, über die Gerechtigkeit Gottes ſpotten, wie Einige thun, die ich kenne und die mich ſo ſchändlich verletzt haben, wie ich an ſeinem Orte ſagen werde. Alles Dieſes ſchreibe ich nicht aus weltlicher Eitelkeit, ſondern um Gott zu danken, der mich aus ſo großen Nöthen erlöſt hat. Auch bei Allem, was mir täglich Uebels begegnet, beklage ich mich gegen ihn, rufe zu ihm als zu meinem Beſchützer und empfehle mich ihm. Ich helfe mir ſelbſt, ſo viel ich kann; wenn man mich aber zu ſehr unterdrücken will und meine ſchwachen Kräfte nicht mehr hinreichen, zeigt ſich ſogleich die große Kraft Gottes, welche unerwartet Diejenigen überfällt, die Andere unrechtmäßig verletzen und das große und ehrenvolle Amt, das ihnen Gott gegeben hat, mit weniger Sorgfalt verwalten.

Ich kehrte zum Wirthshauſe zurück und fand, daß gedachter Herzog mir ſchöne und ehrenvolle Geſchenke an Eſſen und Trinken geſandt hatte; ich genoß die Speiſen mit Vergnügen, dann ſetzte ich mich zu Pferde und ritt nach Florenz zu. Als ich daſelbſt anlangte, fand ich meine Schweſter mit ſechs Töchtern, die älteſte mannbar und die jüngſte noch bei der Amme. Ich fand auch meinen Schwager, der, wegen den verſchiedenen Vorfällen der Stadt, nicht mehr an ſeiner Kunſt arbeitete. Mehr als ein Jahr vorher hatte ich ihnen Edelſteine und Franzöſiſche Kleinode für mehr als zweitauſend Ducaten an Werth geſchickt, und ich hatte ungefähr für tauſend Scudi mitgebracht. Da fand ich denn, daß, ob ich ihnen gleich vier Goldgulden des Monats gab, ſie noch großes Geld aus meinen Geſchenken nahmen, die ſie täglich verkauften. Mein Schwager war ſo ein rechtſchaffener Mann, daß, da das Geld, das ich ihm zu ſeinem Unterhalt ſchickte, nicht hinreichte, er lieber Alles verſetzte und ſich von den Intereſſen aufziehren ließ, als daß er Das angegriffen hätte, was nicht für ihn beſtimmt war. Daran erkannte ich den rechtſchaffenen Mann und ich fühlte ein großes Verlangen, ihm mehr Gutes zu thun. Auch nahm ich mir vor, ehe ich aus Florenz ging, für alle ſeine Töchter zu ſorgen.

Zweites Capitel.

Unſer Herzog von Florenz befand ſich zu dieſer Zeit (wir waren eben im Auguſt 1545) auf der Höhe von Cajano, einem Orte zehn Meilen von Florenz. Ich hielt für Schuldigkeit, ihm aufzuwarten, theils weil ich ein Florentiniſcher Bürger war, theils weil meine Vorfahren ſich immer freundſchaftlich zu dem Hauſe Mediciß gehalten hatten und ich mehr als Jemand dieſen Herzog Cosmus liebte; ich hatte aber dieß Mal nicht die geringſte Abſicht, bei ihm feſt zu bleiben. Nun gefiel es Gott, der Alles gut macht, daß gedachter Herzog mir, als er mich ſah, unendliche Liebkoſungen erzeigte und ſowohl als die Herzoginn nach den Werken fragte, die ich für den König gemacht hatte. Darauf erzählte ich gern Alles und Jedes nach der Reihe. Da er mich angehört hatte, ſagte er zu mir: „Ich habe das Alles auch gehört und Du redeſt die Wahrheit; aber welch einen geringen Lohn haſt Du für dieſe ſchönen und großen Arbeiten erhalten! Mein Benvenuto, wenn Du Etwas für mich thun wollteſt, ſo würde ich Dich ganz anders bezahlen, als Dein großer König gethan hat, von dem Du Dich ſo ſehr lobſt.“ Darauf erzählte ich den großen Dank, den ich Seiner Majeſtät ſchuldig ſei, daß ſie mich aus einem ſo ungerechten Kerker gezogen und mir ſodann Gelegenheit gegeben hatte, ſo wunderſame Arbeiten zu verfertigen, als jemals ein Künſtler meiner Art gefunden hätte.

Indem ich ſo ſprach machte der Herzog allerlei Geberden, als wenn er anzeigen wollte, daß er mich nicht hören könne. Dann, als ich geendigt hatte, ſagte er: „Wenn Du ein Werk für mich machen willſt, ſo werde ich Dich dergeſtalt behandeln, daß Du vielleicht darüber erſtaunen wirſt, wenn nur Deine Werke mir gefallen, woran ich nicht im Geringſten zweifle.“ Ich Armer, Unglücklicher fühlte ein großes Verlangen, auch unſerer wunderſamen Schule zu zei-

gen, daß ich indeſſen mich in andern Künſten mehr geübt hatte, als man vielleicht glaubte und antwortete dem Herzog, daß ich ihm gern von Erz oder Marmor eine große Statue auf ſeinen ſchönen Platz machen wolle. Darauf verſetzte er, daß er von mir als erſte Arbeit einen Perſeus begehre; ein ſolches Bildniß habe er ſich ſchon lange gewünſcht. Darauf bat er mich: ich möchte ihm ein Modell machen, das in wenig Wochen ungefähr in der Größe einer Elle fertig war. Es war von geldem Wachs, ziemlich geendigt und überhaupt mit großem Fleiß und vieler Kunſt gearbeitet.

Der Herzog kam nach Florenz und ehe ich ihm gedachtes Modell zeigen konnte, gingen verſchiedene Tage vorbei, ſo daß es ganz eigentlich ſchien, als wenn er mich weder geſehen noch gekannt hätte, weßhalb mir mein Verhältniß gegen Seine Excellenz nicht gefallen wollte. Doch als ich eines Tags nach der Tafel das Modell in die Garderobe brachte, kam er mit der Herzogin und wenigen andern Herren, die Arbeit anzuſehen. Sie gefiel ihm ſogleich und er lobte ſie außerordentlich. Da ſchöpfte ich ein wenig Hoffnung, daß er ſich einiger Maßen darauf verſtehen könnte.

Nachdem er das Modell genug betrachtet hatte, gefiel es ihm immer mehr; zuletzt ſagte er: „Wenn Du, mein Benvenuto, dieſes kleine Modell in einem großen Werk ausführteſt, ſo würde es die ſchönſte Arbeit ſein, die auf dem Platze ſtünde.“ Darauf ſagte ich: Gnädigſter Herr! Auf dem Platze ſtehen die Werke des großen Donatello und des verwunderſamen Michel Agnolo, welche Beide die größten Männer von den Alten her bis jetzt geweſen ſind; indeſſen erzeigen Ew. Excellenz meinem Modell eine zu große Ehre und ich getraue mir, das Werk drei Mal beſſer zu machen. Darüber ſtritt der Herzog ein wenig mit mir und ſagte: er verſtehe ſich recht gut darauf und wiſſe genau, was man machen könne. Da verſetzte ich: meine Werke ſollten ſeine Zweifel über dieſe Streitfrage auflöſen und gewiß wollte ich ihm mehr leiſten, als ich verſprächʼ, er möchte mir nur die Bequemlichkeit dazu geben; denn ohne dieſelbe wärʼ ich nicht im Stande, das große Unternehmen zu vollbringen, zu dem ich mich verbändʼ. Darauf ſagte Seine Excellenz: ich ſollte ihm ſchriftlich anzeigen, was ich verlangte und zugleich alle Bedürfniſſe bemerken; er wolle alsdann deßhalb umſtändlichen Befehl ertheilen. Gewiß: wärʼ ich damals ſo verſchmitzt geweſen, Alles, was zu meinem Werke nöthig war, durch einen Contract zu bedingen, ſo hätte ich mir nicht ſelbſt ſo großen Verdruß zugezogen, den ich nachher erleiden mußte; denn in dieſem Augenblick ſchien der Herzog den beſten Willen zu haben, theils Arbeiten von mir zu beſitzen, theils alles Nöthige deßhalb zu beſchicken. Freilich wußte ich nicht, daß dieſer Herr auch ſonſt noch ſo große Verlangen zu andern außerordentlichen Unternehmungen hatte und erzeigte mich auf das Freimüthigſte gegen ihn.

Als ich nun mein Bittſchreiben eingereicht und der Herzog darauf vollkommen günſtig geantwortet hatte, ſagte ich zu demſelben: Gnädigſter Herr! Das wahre Bittſchreiben und unſer wahrer Contract beſteht weder in dieſen Worten, noch in dieſen Papieren, ſondern Alles kömmt darauf an, ob mir meine Arbeit ſo gelingt, wie ich verſprochen habe. Geſchieht Das, ſo kann ich hoffen, daß Ew. Excellenz ſich auch meiner Perſon und Ihrer Verſprechungen erinnern werde. Bezaubert von dieſen Worten, von meinem Handeln und Reden, erzeigte mir der Herzog und ſeine Gemahlinn die äußerſte Gunſt, die ſich in der Welt denken läßt. Ich, der ich große Begierde hatte, meine Arbeit anzufangen, ſagte Seiner Excellenz: daß ich ein Haus nöthig hätte, worin Platz genug ſei, um meine Oefen aufzuſtellen und Arbeiten von Erde und Erz zu machen, worin auch abgeſonderte Räume ſich befänden, um in Gold und Silber zu arbeiten; denn da ich wiſſe, wie geneigt er ſei, auch von ſolcher Arbeit zu beſtellen, ſo bedürfe ich hinlänglicher Zimmer, um Alles mit Ordnung anlegen zu können; und damit Seine Excellenz ſähe, welches Verlangen ich trüge, ihr zu dienen, ſo habe ich ſchon das Haus gefunden, gerade wie ich es bedürfe und in der Gegend, die mir ſehr wohl gefalle. Weil ich aber nicht eher Geld oder ſonſt was von Seiner Excellenz verlange, bis ſie meine Werke geſehen hätten: ſo bätʼ ich, zwei Kleinode, die ich aus Frankreich mitgebracht habe, anzunehmen und mir dagegen das gedachte Haus zu kaufen, ſie ſelbſt aber ſo lange aufzuheben, bis ich ſie mit meinen Arbeiten wieder gewinnen würde. Es waren aber dieſe Kleinode ſehr gut gearbeitet, von der Hand meiner Geſellen nach meinen Zeichnungen.

Nachdem er ſie lange genug betrachtet hatte, ſagte er dieſe günſtigen Worte, welche mir die beſte Hoffnung gaben: „Nimm, Benvenuto, Deine Kleinode zurück; denn ich verlange Dich und nicht ſie; Du ſollſt Dein Haus frei erhalten. Dann ſchrieb er mir folgende Reſolution unter meine Supplik, die ich immer aufgehoben habe. „Man beſehe gedachtes Haus und erkundige ſich um den Preis; denn ich will Benvenuto damit zu Willen leben.“ Nun dachte ich des Hauſes gewiß zu ſein und war ſicher, daß meine Werke mehr gefallen ſollten, als ich verſprochen hatte.

Nächſt Dieſem hatte ſeine Excellenz ausdrück-

lichen Befehl seinem Hofmeister gegeben, der Peter Franciscus Riccio hieß, von Prato gebürtig und ehemals ein ABC-Lehrer des Herzogs gewesen war. Ich sprach mit dieser Bestie und sagte ihr Alles, was ich bedürfte. Denn in dem Garten des gedachten Hauses wollte ich meine Werkstatt aufbauen. Sogleich gab der Mann einem gewissen Lakaien den Auftrag, der ein trockener und spitzköpfiger Mensch war und Lactantio Gorini hieß. Dieses Menschchen, mit seinen Spinne-Manieren und einer Mückenstimme, thätig wie eine Schnecke, ließ mir, mit genauer Noth, nur soviel Steine, Sand und Kalk in's Haus fahren, daß man nicht gar einen Taubenschlag daraus hätte bauen können. Da ich sah, daß die Sachen so höchlich kalt vorwärts gingen, fing mir an, der Muth zu fallen; doch sagte ich manchmal zu mir selbst: Kleine Anfänge haben ein großes Ende und machte mir wieder Hoffnung, wenn ich betrachtete, wie viele tausend Ducaten der Herzog an gewisse päpstliche Uniformen von der Hand des bestialischen Baccio Bandinelle weggeworfen hatte. So machte ich mir selbst Muth und blies dem Lactantio Gorini in den H[illegible], und um ihn nur vom Platze zu bringen, hielt ich mich an einige lahme Esel und einen Blinden, der sie führte.

Unter allen diesen Schwierigkeiten hatte ich die Lage der Werkstatt entworfen, hieb Weinstöcke und Bäume nieder, nach meiner gewöhnlichen lebhaften Art und ein wenig wüthend. Zu meinem Glück hatte ich von der andern Seite Tasso, den Zimmermann, zur Hand und ließ ihn ein Gerüste von Holz machen, um gedachten Persens im Großen anzufangen. Tasso war ein trefflicher Arbeiter, ich glaube, der größte von seiner Profession, dabei gefällig und froh; und so oft ich zu ihm kam, eilte er mir entgegen und sang ein Liedchen durch die Zähne. Und ich, der ich schon halb verzweifelt war, sowohl weil ich hörte, daß die Sache in Frankreich übel ging, als auch weil ich mir hier wenig von dem kalten und langsamen Wesen versprach, mußte doch wenigstens über die Hälfte seines Liedchens anhören. Manchmal erheiterte ich mich mit ihm und suchte wenigstens einen Theil meiner verzweifelten Gedanken los zu werden.

So hatte ich nun, wie oben gesagt, Alles in Ordnung gebracht und eilte, vorwärts zu gehen, um so schnell als möglich jenes große Unternehmen vorzubereiten. Schon war ein Theil des Kalks verwendet, als ich auf ein Mal zu gedachtem Haushofmeister gerufen wurde. Ich fand ihn nach Tafel in dem Saale der Uhr; und als ich mit der größten Ehrfurcht zu ihm trat, fragte er mich mit der größten Strenge, wer mich in das Haus eingesetzt habe und mit welcher Befugniß ich darin angefangen habe mauern zu lassen. Er verwunderte sich sehr, wie ich so kühn und anmaßlich sein könne. Darauf antwortete ich: Seine Excellenz, der Herzog, habe mich in dieses Haus eingewiesen und im Namen desselben der Herr Haushofmeister selbst, indem er darüber den Auftrag an Lactantio Gorini gegeben; dieser Lactantio habe Steine, Sand und Kalk anfahren lassen und nach meinem Verlangen Alles besorgt und mich versichert, er habe dazu Befehl von dem Herrn, der gegenwärtig diese Frage an mich thue.

Als ich diese Worte gesagt hatte, wendete sich gedachte Bestie mit mehr Bitterkeit zu mir als vorher und sagte, daß weder Jener noch irgend Jemand, den ich anführe, die Wahrheit gesprochen habe. Darauf wurde ich unwillig und sagte: O Haushofmeister! So lange Dieselben der edeln Stelle gemäß leben, welche Sie bekleiden, so werde ich Sie verehren und mit derjenigen Unterwürfigkeit zu Ihnen sprechen, als wenn ich mit dem Herzog selbst redete; handeln Sie aber anders, so werde ich nur den Peter Franciscus del Riccio vor mir sehen. Da wurde der Mensch so zornig, daß ich dachte, er wollte auf der Stelle närrisch werden, um früher zu seinem Schicksale zu gelangen, das ihm der Himmel schon bestimmt hatte, und sagte zu mir mit einigen schimpflichen Worten: er verwundere sich nur, wie ich zu der Ehre komme, mit einem Manne Seinesgleichen zu reden. Darauf rührte ich mich und sagte: Nun hört mich, Franciscus del Riccio; ich will Euch sagen, wer Meinesgleichen sind; aber vorher sollt Ihr wissen: Euresgleichen sind Schulmeister, die Kindern das Lesen lehren. Als ich diese Worte gesprochen hatte, erhub der Mann mit zornigem Gesichte die Stimme und wiederholte seine Worte; auch ich machte ein Gesicht wie unter den Waffen. Und weil er so groß that, so zeigte ich mich auch übermüthig und sagte: Meinesgleichen seien würdig, mit Päpsten, Kaisern und großen Königen zu sprechen: Meinesgleichen ginge vielleicht nur Einer durch die Welt und von seiner Art durch jede Thür ein Dutzend aus und ein. Als er diese Worte vernahm, sprang er auf ein Fenstermäuerchen, das im Saal war; dann sagte er mir: ich solle noch ein Mal die Worte wiederholen, deren ich mich bedient hätte; und ich wiederholte sie mit noch mehr Kühnheit als vorher. Ferner sagte ich: es kümmere mich gar nicht, dem Herzog zu dienen; ich wolle nach Frankreich zurück, welches mir völlig frei stehe. So blieb die Bestie erstaunt und erbfarb und ich entfernte mich, voller Verdruß, in der Absicht, in Gottes Namen fortzugehen; und wollte Gott, ich hätte sie nur ausgeführt!

Ich wollte nicht, daß der Herzog sogleich diese Teufelei erfahren sollte; deßwegen hielt ich mich

einige Tage zu Hause und hatte alle Gedanken auf Florenz aufgegeben, außer was meine Schwestern und meine Nichten betraf, die ich durch Empfehlungen und Versorge so gut als möglich eingerichtet hinterlassen, nach Frankreich zurückkehren und mir Italien aus dem Sinne schlagen wollte. Und so hatte ich mir vorgenommen, so geschwind als möglich Alles in Ordnung zu bringen und ohne Urlaub des Herzogs oder Jemand anders davonzugehen.

Eines Morgens ließ mich aber gedachter Haushofmeister von selbst auf das Höflichste rufen und fing an, eine gewisse pedantische Rede herzusagen, in der ich weder Art, noch Anmuth, noch Kraft, weder Anfang noch Ende finden konnte. Ich hörte nur, daß er sagte: er wolle, als ein guter Christ, keinen Haß gegen Jemanden hegen, vielmehr frage er mich, im Namen des Herzogs, was für eine Besoldung ich zu meinem Unterhalt verlange. Darauf besann ich mich ein wenig und antwortete nicht, fest entschlossen, nicht da zu bleiben. Als er sah, daß ich nicht antwortete, hatte er soviel Verstand, zu sagen: „O Benvenuto, den Herzogen antwortet man und ich rede gegenwärtig im Namen Seiner Excellenz mit Dir.“ Darauf versetzte ich mit einiger Zufriedenheit: er solle Seiner Excellenz sagen, ich wolle Keinem nachstehen, der in meiner Kunst arbeitete. Darauf sagte der Haushofmeister: „Bandinello hat zweihundert Scudi Besoldung; bist Du damit zufrieden, so ist auch die Deinige gemacht.“ Ich sagte, daß ich zufrieden sei und Das, was ich mehr verdiente, möchte man mir geben, wenn man meine Werke sähe; ich wolle dem guten Urtheil Seiner Excellenz Alles überlassen. So knüpfte ich den Faden wider meinen Willen auf's Neue fest und machte mich an die Arbeit, indem mir der Herzog so freundliche Gunst bezeigte, als man sich in der Welt nur denken kann.

Drittes Capitel.

Ich hatte indessen öfters Briefe aus Frankreich von meinem treuen Freunde Herrn Guido Guidi gehabt; auch in diesen war Nichts als Alles Gute enthalten. Alcanio schrieb mir auch und bat mich: ich solle mir einen guten Tag machen; und wenn irgend Etwas begegne, so wolle er mir es melden. Indessen sagte man dem König, daß ich angefangen habe, für den Herzog in Florenz zu arbeiten; und weil es der beste Mann von der Welt war, so sagte er oft: „Warum kömmt Benvenuto nicht wieder?“ Und als er sich deßhalb besonders bei meinen Gesellen erkundigte, sagten Beide zugleich: ich schriebe ihnen, daß ich mich auf's Beste befände und sie glaubten, daß ich kein Verlangen trüge, in Ihre Majestät Dienste zurückzukehren. Als der König diese verwegenen Worte vernahm, deren ich mich niemals bedient hatte, ward er zornig und sagte: „Da er sich von uns, ohne irgend eine Ursache, entfernt hat, so werde ich auch nicht mehr nach ihm fragen; er bleibe, wo er ist.“ So hatten die Erzschelmen die Sache zu dem Puncte gebracht, den sie wünschten; denn wenn ich wieder nach Frankreich zurückgekehrt wäre, hätten sie wieder, wie vorher, als Arbeiter unter mir gestanden. Blieb ich aber hinweg, so lebten sie frei und auf meine Kosten; und so wendeten sie Alles an, um mich entfernt zu halten.

Indessen ich die Werkstatt mauern ließ, um den Perseus darin anzufangen, arbeitete ich im Erdgeschosse des Hauses und machte das Modell von Gyps und zwar von derselbigen Größe, wie die Statue werden sollte, in der Absicht, sie nachher von diesem Modell abzugießen. Als ich aber bemerkte, daß die Arbeit auf diesem Wege mir ein wenig zu lange dauerte, so griff ich zu einem andern Mittel; denn schon war ein Bischen Werkstatt, Ziegel auf Ziegel so erbärmlich aufgebaut, daß es mich ärgert, wenn ich nur wieder daran denke. Da fing ich die Figur sowohl als auch die Medusa vom Gerüst an, das ich von Eisen machte. Dann verfertigte ich die Statuen von Thon und brannte sie, allein mit einigen Knaben, unter denen einer von großer Schönheit war, der Sohn einer Dirne, die Gambetta genannt. Ich hatte mich dieses Knaben zum Modell bedient; denn wir finden keine andern Bücher, die Kunst zu lernen, als die Natur. Ich hatte mir geübte Arbeiter gesucht, um das Werk schnell zu vollenden; aber ich konnte keine finden und doch allein nicht Alles thun. Es waren wohl Einige in Florenz, die gern gekommen wären, wenn sie Bandinello nicht verhindert hätte, der, indem er mich so aufhielt, noch dabei zum Herzog sagte: ich wolle ihm seine Arbeiter entziehen; denn mir selbst sei es nicht möglich, eine große Figur zusammenzusetzen. Ich beklagte mich bei'm Herzog über den großen Verdruß, den mir die Bestie machte und bat ihn, daß er mir einige Arbeitsleute zugestehen möge. Diese Worte machten den Herzog glauben, daß Bandinello wahr rede. Als ich Das nun bemerkte, nahm ich mir vor, Alles, soviel als möglich, allein zu thun und gab mir alle erdenkliche Mühe. Indessen ich mich nun so Tag und Nacht bemühte, ward der Mann meiner Schwester krank; und als er in wenigen Tagen starb, hinterließ er mir meine jüngere Schwester mit sechs Töchtern, große und kleine; Das war meine erste Noth, die ich in Florenz hatte, Vater und Führer einer solchen zerstörten Familie zu sein.

Nun wollte ich aber, daß Alles gut gehen sollte; und da mein Garten sehr verwildert war, suchte ich zwei Taglöhner, die man mir von Ponte Vecchio zuführte. Der Eine war ein alter Mann von siebenzig Jahren, der Andere ein Jüngling von achtzehn. Als ich sie drei Tage gehabt hatte, sagte mir der Jüngling: der Alte wollte nicht arbeiten und ich thät' besser, ihn wegzuschicken; denn er sei nicht allein faul, sondern verhinderte auch ihn, den Jungen, Etwas zu thun; dabei versicherte er mir, er wolle die wenige Arbeit allein verrichten, ohne daß ich das Geld an andere Leute wegwürfe. Als ich sah, daß dieser Mensch, der Bernardino Mannellini von Lugello hieß, so ein fleißiger Arbeiter war, fragte ich ihn, ob er bei mir als Diener bleiben wolle; und wir wurden sogleich darüber einig. Dieser Jüngling besorgte mir ein Pferd, arbeitete im Garten und gab sich alle Mühe, mir auch in der Werkstatt zu helfen, wodurch er nach und nach die Kunst mit so vieler Geschicklichkeit lernte, daß ich nie eine bessere Beihülfe als ihn gehabt habe. Nun nahm ich mir vor, mit Diesem Alles zu machen, um dem Herzog zu zeigen, daß Baccio lle gelogen habe und daß ich recht gut ohne seine Arbeiter fertig werden könne.

Zu derselben Zeit litt ich ein wenig an der Nierenkrankheit; und weil ich meine Arbeit nicht fortsetzen konnte, hielt ich mich gern in der Garderobe des Herzogs auf mit einigen jungen Goldschmieden, die Johann Paul und Domenico Poggini hießen. Diese ließ ich ein goldenes Gefäßchen, ganz mit erhabenen Figuren und andern schönen Zierathen gearbeitet, verfertigen; Seine Excellenz hatte dasselbe der Herzogin zum Wassertrinken bestellt. Zugleich verlangte er von mir, daß ich ihm einen goldenen Gürtel machen solle; und auch dieses Werk war auf's Reichste mit Juwelen und anderen gefälligen Erfindungen von Masken und dergleichen verändert. Der Herzog kam sehr oft in die Garderobe und fand ein großes Vergnügen, bei der Arbeit zuzusehen und mit mir zu sprechen. Da ich mich von meiner Krankheit etwas erholt hatte, ließ ich mir Erde bringen; und indessen der Herzog auf- und abging, porträtirte ich ihn weit über Lebensgröße. Diese Arbeit gefiel Seiner Excellenz so wohl und er warf so große Neigung auf mich, daß er sagte: es werde ihm das größte Vergnügen sein, wenn ich im Palast arbeiten wollte und mir darin Zimmer aussuchte, wo ich meine Oefen aufbauen und was ich sonst bedürfte auf's Beste einrichten könnte; denn er habe an solchen Dingen das größte Vergnügen. Darauf sagte ich Seiner Excellenz: es sei nicht möglich; denn ich würde die Arbeit in hundert Jahren nicht vollenden.

Die Herzogin erzeigte mir gleichfalls unschätzbare Liebkosungen und hätte gewünscht, daß ich nur allein für sie gearbeitet und weder an den Perseus noch an etwas Anders gedacht hätte. Ich konnte mich dieser eiteln Gunst nicht erfreuen; denn ich wußte wohl, daß mein böses und widerwärtiges Schicksal ein solches Glück nicht lange dulden, sondern mir ein neues Unheil zubereiten würde; ja es lag mir immer im Sinne, wie sehr ich übel gethan hatte, um zu einem so großen Gute zu gelangen.

Denn was meine französischen Angelegenheiten betraf, so konnte der König den großen Verdruß nicht verschlucken, den er über meine Abreise gehabt hatte; und doch hätte er gewünscht, daß ich wieder käm', freilich auf eine Art, die ihm Ehre brächte. Ich glaubte aber, soviel Ursachen zu haben, um mich nicht erst zu bemühen; denn ich wußte wohl, wenn ich diesen ersten Schritt gethan hätte und vor den Leuten als ein gehorsamer Diener erschienen wäre, so hätten sie gesagt: ich sei der Gauner, und verschiedene Vorwürfe, die man mir fälschlich gemacht hatte, seien gegründet. Deßwegen nahm ich mich zusammen und schrieb als ein Mann von Verstande in strengen Ausdrücken über meine Angelegenheiten. Darüber hatten meine beiden verrätherischen Zöglinge die größte Freude; denn ich rühmte mich und meldete ihnen die großen Arbeiten, die mir in meinem Vaterlande von einem Herrn und einer Dame aufgetragen worden wären, die unumschränkte Herren von Florenz seien.

Mit einem solchen Briefe gingen sie zum König und drangen in Seine Majestät, ihnen mein Packet zu eröffnen auf die Weise, wie er mir es gegeben hatte. Der König, der ein guter und vortrefflicher Herr war, wollte niemals die verwegenen Forderungen dieser beiden Spitzbübchen verwilligen; denn er sah wohl ein, worauf ihre boshaften Absichten gerichtet waren. Um ihnen jedoch einige Hoffnung zu geben und mich zur Rückkehr zu veranlassen, ließ er mir auf eine etwas gezwungene Weise durch einen seiner Schatzmeister schreiben. Dieser hieß Herr Julian Buonaccorso, ein florentinischer Bürger. Dieser Brief enthielt: daß, wenn ich wirklich den Namen eines rechtschaffenen Mannes, den ich immer gehabt habe, behaupten wolle, so sei ich nun, da ich für meine Abreise keine Ursache anführen könne, ohne Weiteres verbunden, Sr. Excellenz von Allem zu geben, was ich von Seiner Majestät in Händen gehabt und was ich für sie gearbeitet habe.

Als ich diesen Brief erhielt, war ich äußerst vergnügt; denn ich hätte selbst nicht mehr noch weniger verlangen können. Nun machte ich mich daran und fülle neun Bogen gewöhnlichen Pa-

wies und bemerkte darauf alle Werke, die ich gemacht hatte, alle Zufälle, die mir dabei begegnet waren und die ganze Summe des darauf verwendeten Geldes. Alles war durch die Hand von zwei Notarien und einem Schatzmeisters gegangen und Alles von den Leuten, an die ich ausgezahlt hatte, eigenhändig quittirt, sie mochten das Geld für Materialien oder für Arbeitslohn erhalten haben. Ich zeigte, daß mir davon nicht ein Pfennig in die Tasche gefallen war und daß ich für meine geringeren Werke Nichts in der Welt erhalten hatte, außer einigen würdigen königlichen Versprechungen, die ich mit nach Italien genommen hatte. Ich fügte hinzu: daß ich mich nicht rühmen könne, etwas Anderes für meine Werke empfangen zu haben, als eine ungewisse Besoldung, die mir zu meinem Verdrusse ausgesetzt gewesen. Auf Dieselbe sei man mir noch über siebenhundert Goldgulden schuldig, die ich deswegen habe stehen lassen, damit sie mir zu meiner Rückreise dienen könnten. Ich merke wohl, sehr ich fort, daß einige boshafte, neidische Menschen mir einen bösen Dienst geleistet haben; aber die Wahrheit muß doch siegen und es ist mir um die Gunst des allerchristlichsten Königs und nicht um Geld zu thun. Denn ich bin überzeugt, weit mehr geleistet zu haben, als ich antrug und doch sind mir dagegen nur Versprechungen erfolgt. Mir ist einzig daran gelegen, in Seiner Majestät Gedanken als ein braver und reiner Mann zu erscheinen, dergleichen ich immer war; und wenn Seine Majestät den geringsten Zweifel hegen wollten, so würde ich auf den kleinsten Wink sogleich erscheinen und mit meinem eigenen Leben Rechenschaft ablegen. Da ich aber sehe, daß man so wenig aus mir mache, so habe ich nicht wollen wieder zurückkehren und mich anbieten; denn ich wisse, daß ich immer Brod finde, wo ich auch hingehe; und wenn man Ansprüche an mich mache, so werde ich zu antworten wissen. Uebrigens waren in diesen Briefen noch manche Nebenumstände bemerkt, die vor einen so großen König gehören und zur Vertheidigung meiner Ehre gereichten. Diesen Brief, ehe ich ihn wegschickte, trug ich zu meinem Herzog, der ihn mit Zufriedenheit durchlas; dann schickte ich ihn sogleich nach Frankreich unter des Packets des Cardinal's von Ferrara.

Zu der Zeit hatte Bernardone Baldini, der Juwelen-Händler, Seiner Excellenz einen Diamanten von Venedig gebracht, der mehr als fünfundzwanzig Carat wog; auch hatte Antonio Vittorio Landi einiges Interesse, diesen Stein dem Herzog zu verkaufen. Der Stein war erst eine Rosette gewesen; weil er aber nicht jene glänzende Klarheit zeigte, wie man an einem solchen Juwel verlangen konnte, so hatten die Herren die Spitze wegschleifen lassen und nun nahm er sich, als Brillant, auch nicht sonderlich aus. Unser Herzog, der die Juwelen äußerst liebte, gab dem Schein Bernardo gewisse Hoffnung, daß er diesen Diamant kaufen wolle. Und weil Bernardo allein die Ehre haben wollte, den Herzog zu hintergehen, so sprach er mit seinen Gesellen niemals von der Sache. Gedachter Antonio war von Jugend auf mein großer Freund gewesen und weil er sah, daß ich bei unserm Herzog immer aus- und einging, so rief er mich eines Tages bei Seite (es war gegen Mittag, an der Ecke des neuen Marktes) und sagte zu mir: „Benvenuto, ich bin gewiß, der Herzog wird Euch einen gewissen Diamanten zeigen, den er Lust hat zu kaufen. Ihr werdet einen herrlichen Diamant sehen; heißt zu dem Verkaufe, ich kann ihn für siebenzehntausend Scudi hingeben. Und wenn der Herzog Euch um Rath fragt und Ihr ihn geneigt zum Handel seht, so wird sich schon was thun lassen, daß er ihn behalten kann. Antonio zeigte große Sicherheit, dieses Juwel loszuwerden und ich versprach ihm, daß wenn man mir es zeigte, so wollte ich Alles sagen, was ich verstände, ohne dem Steine Schaden zu thun.

Nun kam, wie ich oben gesagt habe, der Herzog alle Tage einige Stunden in die Werkstatt der Goldschmiede, in der Nähe von seinem Zimmer. Und ungefähr acht Tage, nachdem Antonio Landi mit mir gesprochen hatte, zeigte mir der Herzog nach Tische den gedachten Diamanten, den ich an den Zeichen, die mir Antonio gegeben hatte, sowohl der Gestalt als dem Gewicht nach leicht erkannte. Und da der Diamant, wie schon gesagt, von etwas trüblichem Wasser war und man die Spitzen deßhalb abgeschliffen hatte, so wollte mir diese Art und Weise desselben gar nicht gefallen und ich würde ihm von diesem Handel abgerathen haben. Daher, als mir Seine Excellenz den Stein zeigte, fragte ich, was er wolle, daß ich sagen solle. Denn es sei ein Unterschied bei den Juwelieren, einen Stein zu schätzen, wenn ihn ein Herr schon gekauft habe; oder ihm den Preis zu machen, wenn er ihn kaufen wolle. Darauf sagte der Herzog mir: er habe ihn gekauft und ich sollte nur meine Meinung sagen. Da konnte ich nicht verfehlen, auf eine bescheidene Weise das Wenige anzuzeigen, was ich von dem Edelstein verstand. Er sagte mir: ich solle die Schönheit der langen Facetten sehen, die der Stein habe. Darauf sagte ich: es sei Das eben keine große Schönheit, sondern vielmehr nur eine abgeschliffene Spitze. Darauf gab mein Herr, welcher wohl einsah, daß ich wahr rede, einen Ton des Verdrusses von sich und sagte: ich solle den Werth des Edelsteins betrachten und sagen,

was ich ihn schätze. Da nun Antonio Landi den Stein für siebenzehntausend Scudi angeboten hatte, glaubte ich, der Herzog habe höchstens fünfzehntausend Kronen bezahlt und weil ich sah, daß er übel nahm, wenn ich die Wahrheit sagte, so wollte ich ihn in seiner falschen Meinung erhalten und sagte, indem ich ihm den Diamant zurückgab: Achtzehntausend Scudi habt Ihr bezahlt. Da that der Herzog einen großen Ausruf und machte mit dem Munde ein O, größer als die Oeffnung eines Brunnens und sagte: „Nun sehe ich, daß Du Dich nicht darauf verstehst.“ Ich versetzte: Gnädiger Herr! Ihr seht nicht recht. Wenn Ihr Euch bemüht, den Auf Lucrs Edelsteins zu erhalten, so werde ich bemüht sein, mich darauf zu verstehen. Sagt mir wenigstens, wie viel Ihr bezahlt habt, damit ich auf Weise Ew. Excellenz mich darauf verstehen lerne. Der Herzog ging mit einer etwas verdrießlichen Miene weg und sagte: „Fünfundzwanzigtausend Scudi und mehr, Benvenuto, habe ich dafür gegeben.“ Das geschah in der Gegenwart von den beiden Poggini, den Goldschmieden. Bacchiacca aber, ein Sticker, der in einem benachbarten Zimmer arbeitete, kam auf diesen Lärm herbeigelaufen. Zu Diesem sagte ich: ich würde dem Herzog nicht gerathen haben, den Stein zu kaufen: hätte er aber ja Lust dazu gehabt, so hat mir ihn Antonio Landi vor acht Tagen für siebenzehntausend Scudi angeboten, und ich glaube, für fünfzehntausend, ja noch für weniger, hätte man ihn bekommen. Aber der Herzog will seinen Edelstein in Ehren halten, ob ihm gleich Bernardone einen so abscheulichen Betrug gespielt hat. Er wird es niemals glauben, wie die Sache sich eigentlich verhält. So sprachen wir untereinander und lachten über die Leichtgläubigkeit des guten Herzogs.

Ich hatte schon die Figur der Medusa, wie gesagt, ziemlich weit gebracht. Ueber das Gerippe von Eisen war die Gestalt, gleichsam anatomisch überzogen, ungefähr um einen halben Finger zu mager. Ich brannte sie auf's Beste; dann brachte ich das Wachs d'rüber, um sie zu vollenden, wie sie dereinst in Erz werden sollte. Der Herzog, der oft gekommen war, mich zu sehen, war so besorgt, der Guß möchte mir nicht gerathen, daß er wünschte, ich möchte einen Meister zu Hülfe nehmen, der diese Arbeit verrichtete. Diese Gunst des Herrn ward mir sehr bemerket; und weil er oft mit Zufriedenheit von meiner Unterhaltung sprach, so dachte sein Hausbofmeister nur auf eine Gelegenheit, um mir den Hals zu brechen. Der Herzog hatte diesem schlechten Mann, der von Prato und alle ein Feind aller Florentiner war, große Gewalt gegeben und ihn, aus einem Sohn eines Böttchers, aus einem ungewaschen und elenden Pedanten, bloß weil er ihn in seiner Jugend unterrichtet hatte, als er an das Herzogthum noch nicht denken konnte, zum Oberaufseher der Polizei-Diener und aller Gerichtsstellen der Stadt Florenz gemacht. Dieser, als er mit aller seiner Wachsamkeit mir nichts Uebels thun und seine Klauen nirgends einschlagen konnte, fiel endlich auf einen Weg, zu seinem Zweck zu gelangen. Er suchte die Mutter meines Lehrburschen auf, der Cencio hieß, ein Weib, der man den Namen „die Gambetta“ gegeben hatte. Nun machte der pedantische Schelm mit der höllischen Spitzbüberei einen Anschlag, um mich in Gottes Namen fortzutreiben. Sie hatten auch einen Bargeß auf ihre Seite gebracht, der ein gewisser Volognese war, und den der Herzog nachher wegen ähnlicher Streiche wegjagte. Als nun die Gambetta den Auftrag von dem schelmischen, pedantischen Narren, dem Hausbofmeister, erhalten hatte, kam sie eine Sonnabendnacht mit ihrem Sohn zu mir und sagte: sie habe das Kind um meines Wohles willen einige Tage eingeschlossen. Darauf antwortete ich ihr: um meinetwillen solle sie ihn gehen lassen, wohin er wolle. Ich lachte sie aus und fragte, warum sie ihn eingeschlossen habe. Sie antwortete: weil er mit mir gesündigt habe, so sei ein Verfehl ergangen, uns Beide einzuziehen. Darauf sagte ich, halb ernsthaft: Wie habe ich gesündigt? Fragt den Knaben selbst. Sie fragte darauf den Sohn, ob es nicht wahr sei. Der Knabe weinte und sagte: „Nein!“ Darauf schüttelte die Mutter den Kopf und sagte zum Sohne: „Du Schelm, ich weiß wohl nicht, wie Das zugeht!“ Dann wendete sie sich zu mir und sagte: ich sollte ihn im Hause [illegible]alten; denn der Bargeß suche ihn und werde ihn überall wegnehmen, nur nicht aus meinem Hause. Darauf sagte ich: Ich habe bei mir eine verwittwete Schwester mit sechs frommen Töchtern und ich will Niemanden bei mir haben. Darauf sagte sie: der Hausbofmeister habe dem Bargeß die Commission gegeben, man solle suchen, mich auf alle Weise gefangen zu nehmen. Da ich aber den Sohn nicht im Hause behalten wolle, so sollte ich ihr hundert Scudi geben und weiter keine Sorge haben; denn der Hausbofmeister sei ihr größter Freund und sie werde mit ihm machen, was sie wolle, wenn ich ihr das verlangte Geld gäbe. Ich war indessen ganz wüthend geworden und rief: Weg von hier, nichtswürdige Hure! Thät' ich es nicht aus Achtung gegen die Welt und wegen der Unschuld eines unglücklichen Kindes, so hätte ich Dich schon mit diesem Dolche ermordet, nach dem ich zwei, drei Mal gegriffen habe. Mit diesen Worten und mit vielen schlimmen Stößen warf ich sie und das Kind zum Hause hinaus.

Viertes Capitel.

Da ich aber nachher bei mir die Verruchtheit und Gewalt des verwünschten Potanten betrachtete, überlegte ich, daß es beſſer ſei, dieſer Teufelei ein wenig aus dem Wege zu gehen; und nachdem ich Morgens zu guter Zeit meiner Schweſter Juwelen und andere Dinge, für ungefähr zweitauſend Scudi, aufgehoben gegeben hatte, ſtieg ich zu Pferde und machte mich auf den Weg nach Venedig und nahm meinen Bertuccia von Mugello mit. Als ich nach Ferrara kam, ſchrieb ich Seiner Excellenz dem Herzog: ſowie ich ohne Urlaub weggegangen ſei, ſo wollte ich auch ohne Befehl wieder kommen. Als ich nach Venedig kam und betrachtete, auf wie verſchiedene Weiſe mein grauſames Schickſal mich verfolgte, tröſtete ich mich, da ich mich ſo munter und friſch befand, und nahm mir vor, mit ihm auf meine gewöhnliche Weiſe zu ſchermuzieren. Indeſſen ich ſo an meine Umſtände dachte, vertrieb ich mir die Zeit in dieſer ſchönen und reichen Stadt. Ich beſuchte den wunderſamen Titian, den Maler und Meiſter Jacob bei Sanſovino, einen trefflichen Bildhauer und Baumeiſter, einen unſerer Florentiner, den die Venetianiſchen Herren ſehr reichlich unterhielten. Wir hatten uns in Florenz zu unſerer Jugend genau gekannt. Dieſe beiden trefflichen Männer ergötzten mir viel Luſtſtunden. Den andern Tag begegnete ich Herrn Lorenz Medicis, der mich ſogleich bei der Hand nahm und mir auf's freundlichſte zuſprach; denn wir hatten uns in Florenz gekannt, als ich die Münzen des Herzogs Alexander's verfertigte und nachher in Paris, als ich im Dienſte des Königs war. Damals wohnte er im Haus des Herrn Julian Bonaccorſi; und weil er, ohne ſeine größte Gefahr, ſich nicht überall durfte ſehen laſſen, brachte er die meiſte Zeit in meinem Stübchen zu und ſah mich an jenen großen Werken arbeiten. Wegen dieſer alten Bekanntſchaft nahm er mich bei der Hand und führte mich in ſein Haus, wo ich den Herrn Prior Strozzi fand, den Bruder des Herrn Peter. Sie freuten ſich und fragten, wie lange ich in Venedig bleiben wolle. Denn ſie dachten, es ſei meine Abſicht, nach Frankreich zurückzukehren. Da erzählte ich ihnen die Urſache, warum ich aus Florenz gegangen ſei und daß ich in zwei, drei Tagen wieder zurückgehe, meinem Gnädigen zu dienen. Auf dieſe Worte wendeten ſich Beide mit ſo viel Ernſt und Strenge zu mir, daß ich mich wirklich äußerſt fürchtete, und ſagten: „Du thätſt beſſer, nach Frankreich zu gehen, wo Du reich und bekannt biſt; hier Du da gewannen haſt, wirſt Du Alles in Florenz verlieren und beſtändig nur Verdruß haben.“

Ich antwortete Nichts auf ihre Reden und verreiſte den andern Tag ſo geheim, als ich konnte und nahm den Weg nach Florenz.

Indeſſen legten ſich die Teufeleien meiner Feinde; denn ich hatte an meinen Großherzog die ganze Urſache geſchrieben, die mich von Florenz entfernt hatte. So ernſt und ſtreng er war, durfte ich ihn doch ohne Ceremonien beſuchen. Nach einer kurzen, ernſthaften Stille erbete er mich freundlich zu und fragte, wo ich geweſen ſei. Ich antwortete: mein Herz ſei nicht einen Finger breit von Seiner Excellenz entfernt geweſen, ob mich gleich die Umſtände genöthigt hätten, den Körper ein wenig ſpatzieren zu laſſen. Darauf ward er noch freundlicher, fragte nach Venedig und ſo diecurrirten wir ein wenig. Endlich ſagte er zu mir: ich ſolle friſch ſein und ihm ſeinen Perſeus endigen.

So ging ich nach Hauſe, fröhlich und munter, erfreute meine Familie, meine Schweſter nämlich mit ihren ſechs Töchtern, nahm meine Werke wieder vor und arbeitete daran mit aller Sorgfalt. Das Erſte, was ich in Erz goß, war das große Bildniß Seiner Excellenz, das ich in dem Zimmer der Goldſchmiede boſſirt hatte, da ich nicht wohl war. Vieles Werk geriet; ich hatte es aber nur eigentlich unternommen, um die Erden zu verſuchen, welche zu den Formen gebraucht ſeien; denn ich bemerkte wohl, daß Donatello, der bei ſeinen Arbeiten in Erz ſich auch der Florentiniſchen Erden bedient hatte, dabei ſehr große Schwierigkeiten fand. Und da ich dachte, daß die Schuld an der Erde liege, ſo wollte ich, ehe ich den Guß meines Perſeus unternahm, keinen Fleiß ſparen, um die beſte Erde zu finden, welche der wunderſame Donatello nicht mußte gekannt haben, weil ich eine große Mühſeligkeit an ſeinen Werken bemerkte. So ſetzte ich nun ſogleich auf künſtliche Weiſe die Erde zuſammen, die mir auf's Beſte diente und der Guß des Kopfes gerieth mir. Weil ich aber meinen Ofen noch nicht fertig hatte, bediente ich mich der Werkſtatt des Meiſters Zanobi von Pagno, des Glockengießers; und da ich ſah, daß der Kopf ſehr rein ausgefloſſen war, erbaute ich ſogleich einen kleinen Ofen in der Werkſtatt, die auf Befehl des Herzogs, nach meiner Angabe und Zeichnung, in dem Hauſe, das er mir geſchenkt hatte, errichtet worden war. Und ſobald mein Ofen, mit aller möglichen Sorgfalt, ſich in Ordnung befand, machte ich Anſtalt, die Statue der Medusa zu gießen, die Figur nämlich des verdrehten Weibchens, das ſich unter den Füßen des Perſeus befindet. Da Dieſes nun ein ſehr ſchweres Unternehmen war, ſo unterließ ich Nichts von allem Dem, was mir durch Erfahrung bekannt worden war, damit mir nicht etwa ein Irrthum

Margarethe.

Müßte vor dem Herren ſchamroth werden.

Mephiſtopheles.

Vor keinem Könige der Erden.

Marthe.

Da hinter'm Haus in meinem Garten
Wollen wir der Herrn heut' Abend warten.

Straße.

Fauſt. Mephiſtopheles.

Fauſt.

Wie iſt's? Will's fördern? Will's bald gehn?

Mephiſtopheles.

Ah brav! Find' ich euch im Feuer?
In kurzer Zeit iſt Grethchen euer.
Heut' Abend ſollt' ihr ſie bey Nachbars Marthen ſehn:
Das iſt ein Weib wie auserleſen
Zum Kupplers und Zigeunerweſen!

begegnen möchte. Und ſo gerieth mir der erſte Guß aus meinem Ofen auf das Allerbeſte; er war ſo rein, daß meine Freunde glaubten, ich brauchte ihn weiter nicht auszuputzen. Sie verſtanden es aber ſo wenig, als gewiſſe Deutſche und Franzoſen, die ſich der ſchönſten Geheimniſſe rühmen und behaupten, vorgeſtalt in Erz gießen zu können, daß man nachher nicht nöthig habe, es auszuputzen. Das iſt aber ein nöthiges Vorgehen; denn jedes Erz, wenn es gegoſſen iſt, muß mit Hammer und Grabſtichel nachgearbeitet werden, wie es die wunderſamen Alten gethan hatten und auch die Neuen; ich meine Diejenigen, welche in Erz zu arbeiten verſtanden. Dieſer Guß gefiel Seiner Excellenz gar ſehr, als ſie in mein Haus kamen, ihn zu ſehen, wobei ſie mir großen Muth einſprachen, meine Sachen gut zu machen. Aber doch vermochte der raſende Neid des Bandinello zu viel, der immer Seiner Excellenz in den Ohren lag und ihr zu verſtehen gab: daß wenn ich auch dergleichen Statuen gösse, ſo ſei ich doch nie im Stande, ſie zuſammenzuſetzen; denn ich ſei neu in der Kunſt und Seine Excellenz ſolle ſich ſehr in Acht nehmen, ihr Geld nicht wegzuwerfen.

Dieſe Worte vermochten ſo viel auf das ruhmvolle Gehör, daß mir die Bezahlung für meine Arbeiten verkürzt wurde, ſo daß ich genöthigt war, mich gegen Seine Excellenz eines Morgens lebhaft darüber zu erklären. Ich wartete auf ihn in der Straße der Serviten und redete ihn folgender Geſtalt an: Gnädiger Herr! Ich erhalte das Nothdürftige nicht mehr und bringe daher, Ew. Excellenz mißfarne mir. Deßwegen ſage ich von Neuem: ich halte mich für fähig, das Modell drei Mal beſſer zu machen, als das Modell war, ſowie ich geſprochen habe. Als ich bemerkte, daß dieſe Worte Nichts fruchteten, weil ich keine Antwort erhielt, ſo ärgerte ich mich dergeſtalt und fühlte eine unerträgliche Leidenſchaft, ſo daß ich den Herzog auf's Neue anging und ſagte: Gnädiger Herr! Dieſe Stadt war auf alle Weiſe die Schule der Talente. Wenn aber Einer einmal bekannt iſt und Etwas gelernt hat, ſo thut er wohl, um den Ruhm ſeiner Stadt und ſeines Fürſten zu vermehren, wenn er anderswo arbeitet. Ew. Excellenz iſt bekannt, was Donatello und Leonardo da Vinci waren und was jetzt der wunderſame Michel Agnolo Buonarroti iſt; Dieſe vermehren auswärts durch ihre Talente den Ruhm von Ew. Excellenz. Und ſo hoffe ich, auch meinen Theil dazu zu thun und bitte deßwegen, mich gehen zu laſſen; aber ich bitte Euch ſehr, den Bandinello feſtzuhalten und ihm immer mehr zu geben, als er verlangt; denn wenn er anderswo geht, ſo wird ſeine Anmaßung und Unverſchämtheit dieſer edeln Schule auf alle Weiſe Schande machen. Und ſo gebe mir Urlaub; denn ich verlange nichts Anderes für meine bisherigen Bemühungen, als die Gnade von Ew. Excellenz.

Da der Herzog mich alſo entſchieden ſah, lehnte er ſich halb zornig um und ſagte: „Benvenuto, wenn Du Luſt haſt, das Werk zu vollenden, ſoll Dir's nicht abgehen.“ Darauf antwortete ich, daß ich kein anderes Verlangen habe, als den Neidern zu zeigen, daß ich im Stande ſei, das verſprochene Werk zu vollenden. Da ich nun auf dieſe Weiſe von Seiner Excellenz wegging, erhielt ich eine geringe Beihülfe, ſo daß ich genöthigt war, in meinen eigenen Beutel zu greifen, wenn das Werk mehr als Schritt gehen ſollte.

Ich ging noch immer des Abends in die Gemächer Seiner Excellenz, wo Domenico und Johann Paul Poggini fortfuhren, an dem goldenen Gefäß für die Herzogin und einem goldenen Gürtel zu arbeiten; auch hatte Seine Excellenz das Modell eines Gehänges machen laſſen, worin obgedachter großer Diamant gefaßt werden ſollte. Und ob ich gleich vermied, ſo Etwas zu unternehmen, ſo hielt mich doch der Herzog mit ſo vieler Anmuth alle Abend bis vier Uhr in der Nacht an der Arbeit und verlangte von mir auf die geläufigſte Weiſe, daß ich ſie bei Tage fortſetzen ſolle. Ich konnte mich aber unmöglich dazu verſtehen, ob ich gleich vorausſah, daß der Herzog mit mir darüber zürnen würde. Denn eines Abends unter Anderm, da ich etwas ſpäter als gewöhnlich pervenirte, ſagte er zu mir: „Da biſt unwillkommen (Malvenuto)!“ Darauf antwortete ich: Gnädiger Herr! Das iſt mein Name nicht; denn ich heiße Benvenuto. Aber ich denke, Ew. Excellenz ſcherzt nur, und ich will alſo meines Nichts ſagen. Darauf ſagte der Herzog: er ſcherze nicht; es ſei ſein völliger Ernſt; ich ſollte mich nur in meinen Handlungen in Acht nehmen; denn er höre, daß ich, im Vertrauen auf ſeine Gunſt, Dieſes und Jenes thue, was ſich nicht gehöre. Darauf bat ich ihn: er möge mir Jemanden anzeigen, dem ich Unrecht gethan hätte. Da ward er zornig und ſagte: „Ich erſt wieder, was Du von Vernachläſſigung vorgieſt. Da haſt Du Eins!“ Darauf verſetzte ich: Gnädiger Herr! Ich danke Euch und bitte, daß Ihr mich nur vier Worte anhören wollt. Es iſt wahr, daß er mir eine alte Wage gebrochen hat, zwei Amboſe und drei kleine Hämmer; und es ſind ſchon ſechzehn Jahre, daß ich ſeinem Georg von Cortona ſagte: er möge nach dieſem Geräthe ſchicken. Da kam gedachter Georg ſelbſt, ſie abzuholen; und wenn Ew. Excellenz jemals erfährt, daß ich, von meiner Geburt an, von irgend einer Perſon auf dieſe Weiſe Etwas begehrt, ſo komme oder ſo ſtrafe es ſei von Denen, die es Ihnen

(etwa hinterbringen oder von Andern, so strafen Sie mich nach dem Lohiermaße.

Als der Herzog mich in dieser heftigen Leidenschaft sah, wendete er sich auf eine gelinde und liebevolle Weise zu mir und sagte: „Wer Andern verschuldet hat, Dem ist es nicht gelegt. Verhält es sich, wie Du versicherst, so werde ich Dich immer gerne sehen, wie vorher.“ Darauf versetzte ich: Die Scheinkünste des Bernardone zwangen mich, Ew. Excellenz zu fragen und zu bitten, daß Sie mir sagen, wie viel Sie auf den großen Diamant mit der abgeschliffenen Ecke verwendet haben; denn ich hoffe, die Ursache zu ergründen, warum dieser böse Mensch mich in Ungnade zu bringen sucht. Darauf antwortete der Herzog: „Der Diamant kostet mich fünfundzwanzigtausend Scudi; warum fragst Du darnach?“ Darauf antwortete ich, indem ich ihm Tag und Stunde bezeichnete: Weil mir Antonio Landi gesagt, wenn ich suchen wollte, diesen Handel mit Ew. Excellenz zu machen, so wolle er ihn für sechszehntausend Scudi geben. Das war nun sein erstes Gebot und Ew. Excellenz weiß nun, was er gesagt hat. Und daß mein Angeben wahr sei, fragen Sie den Domenico Poggini und seinen Bruder, die hier gegenwärtig sind, ob ich es damals nicht gleich gesagt habe. Nachher habe ich aber nicht weiter davon geredet, weil Ew. Excellenz sagten, daß ich es nicht verstehe und ich wohl sah, daß Sie Ihren Stein den Ruhm erhalten wollten. Allein wisset, gnädiger Herr, ich verstehe mich sehr wohl darauf; und gegenwärtig handle ich als ein ehrlicher Mann, so gut als einer auf die Welt gekommen ist: und ich werde Euch niemals acht- bis zehntausend Scudi fehlen, vielmehr werde ich sie mit meiner Arbeit zu erwerben suchen. Ich befinde mich hier, Ew. Excellenz als Bildhauer, Goldschmied und Münzmeister zu dienen, nicht aber Ihnen die Handlungen Anderer zu hinterbringen; und daß ich Vieles jetzt sage, geschieht zu meiner Vertheidigung. Ich habe weiter Nichts dabei, und ich sage es in Gegenwart so vieler wackern Leute, die hier sind, damit Ew. Excellenz dem Bernardone nicht mehr glauben, was er sagt.

Sogleich stand der Herzog entrüstet auf und schickte nach Bernardone, der mit Antonio Landi geschwind nach Venedig zu reisen. Antonio behauptete, er habe nicht von diesem Diamant gesprochen. Als er von Venedig zurückkamen, ging ich zum Herzog und sagte: Gnädiger Herr! Was ich gesagt habe, ist wahr; und was Bernardone wegen der Geschichtchen sagt, ist nicht wahr; wenn er es beweist, will ich in's Gefängniß gehen. Darauf wendete sich der Herzog zu mir und sagte: „Benvenuto, bleibe ein rechtschaffener Mann und im Uebrigen ruhig.“ Er versuchte die Sache und es ward niemals mehr davon gesprochen. Ich hielt mich indessen zu der Fassung des Edelsteins; und als ich das Kleinod der Herzogin gewichtig brachte, sagte sie mir selbst, sie schätze meine Arbeit so hoch als den Diamant, den ihr der Bernardaccio verkauft habe. Sie wußte auch, daß ich ihr die Juwele selbst an die Brust stecken sollte und gab mir dazu eine große Stecknadel; darauf befestigte ich den Edelstein und ging unter vielen Complimenten, die sie mir machte, hinweg. Nachher hörte ich aber, daß sie ihn wieder habe entfassen lassen, durch einen Deutschen oder einen andern Fremden. Denn Bernardone behauptete, der Diamant würde sich nur besser ausnehmen, wenn er einfacher gefaßt wäre.

Die beiden Brüder Poggini arbeiteten, wie ich schon gesagt habe, in der Garderobe des Herzogs immer fort und verfertigten nach meinen Zeichnungen gewisse goldene Gefäße mit halberhobenen Figuren, auch andere Dinge von großer Bedeutung. Da sagte ich bei Gelegenheit zu dem Herzog: Wenn Ew. Excellenz mir einige Arbeiter bezahlen, so wollte ich die Stempel zu Ihren gewöhnlichen Münzen und Medaillen mit Ihrem Bildnisse machen und mit den Eisen verfertigen, zu vielleicht sie übertreffen; denn seitdem ich die Medaillen Papst Clemens des Siebenten gemacht, habe ich so viel gelernt, daß ich mir wohl etwas Besseres zu liefern getraue. So sollten sie auch besser werden, als die Münzen, die ich für den Herzog Alexander gearbeitet habe, die man noch für schön hielt; auch wollte ich Seiner Excellenz große Gefäße von Gold und Silber machen, wie dem wundersamen König Franz von Frankreich, den ich so gut bedient habe, weil er mir die große Bequemlichkeit vieler Arbeiter verschaffte, so daß ich indessen meine Zeit auf Statuen oder andere Statuen verwenden konnte. Darauf sagte der Herzog: „Thue was und ich werde sehen.“ Es gab mir aber Bequemlichkeit noch irgend eine Beihülfe.

Einen Tages ließ er mir einige Pfund Silber zustellen und sagte: „Das ist Silber aus meinem Bergwerk; mache mir ein schönes Gefäß.“ Weil ich aber meinen Verlust nicht zu schließen wollte und doch großes Verlangen hatte, ihm zu dienen, gab ich das Metall, mit einigen meiner Modelle und Zeichnungen, einem Schein, der Peter Martion, der Goldschmied, hieß, der die Arbeit angefangen anfing und sie nicht einmal förderte, so daß ich mehr Zeit verlor, als wenn ich sie eigenhändig gemacht hätte. Er zog mich einige Monate herum; und als ich sah, daß er weder selbst noch durch Andere die Arbeit zu Stande brachte, verlangte ich sie zurück; und ich hatte große Mühe, einen Theil

angefangenen Körper des Gefäßes und das übrige Silber wieder zu erhalten. Der Herzog, der Etwas von diesem Handel vernahm, schickte nach den Gefäßen und Modellen und sagte einmals wieder wie und warum. So hatte ich auch, nach meinen Zeichnungen, verschiedene Personen in Venedig und an andern Orten arbeiten lassen und wurd immer schlecht bedient.

Die Herzogin sagte mir oft: ich sollte Waffenschmiedsarbeiten für sie verfertigen. Darauf versetzte ich einmal: Die Welt und ganz Italien wisse wohl, daß ich ein guter Goldschmied sei; aber Italien habe keine Bildhauerarbeit von meiner Hand gesehen, und einige rasende Bildhauer verspotteten mich und nannten mich den neuen Bildhauer. Denen hoffte ich zu zeigen, daß ich kein Neuling sei, wenn mir vor Gott die Gnade gäbe, meinen Versuch auf dem ehrenvollen Platz Seiner Excellenz gerichtigt aufzustellen. So ging ich nach Hause, arbeitete Tag und Nacht und ließ mich nicht im Palast sehen; doch um mich bei der Herzogin in gutem Andenken zu erhalten, ließ ich ihr einige kleine silberne Gefäße machen, groß wie ein Zweipfennigstückchen mit schönen Masken auf die reichste antike Weise. Als ich die Gefäße brachte, empfing sie mich auf das Freundlichste und bezahlte mir das Gold und Silber, das ich darauf verwendet hatte. Ich empfahl mich ihr und bat sie: sie möchte dem Herzog sagen, daß ich zu einem so großen Werke zu wenig Beschäftigung hätte und daß er der bösen Zunge des Pandiarli's nicht glauben solle, die mich verhinderte, meinen Versuch zu vollenden. Zu diesen meinen höflichen Worten zuckte sie die Achsel und sagte: „Fürwahr, der Herzog sollte nur zuletzt einsehen, daß sein Pandiarli Nichts taugt."

Fünftes Capitel.

So hielt ich mich zu Hause, zeigte mich selten im Palast und arbeitete mit großer Sorgfalt, mein Werk zu vollenden. Leider mußte ich die Arbeiter aus meinem Beutel bezahlen; denn der Herzog hatte mir durch Lattanzio Gorini etwa achtzehn Monate lang gewisse Arbeiter gut gethan; nun währte es ihm zu lange und er nahm den Auftrag zurück. Hierüber befragte ich den Lattanzio, warum er mich nicht bezahle. Er antwortete mir mit seinem Mädchenmunden, indem er seine Lippen bewegte: „Warum erhältst Du nicht das Werk? Man glaubt, daß Du nie damit fertig werden wirst!" Ich sagte darauf erzürnt: Hol Euch der Teufel und Alle, die glauben, daß ich es nicht vollenden könnte! So ging ich verzweiflungsvoll wieder nach Hause zu meinem unglücklichen Verlust und nicht ohne Thränen; denn ich erinnerte mich des glücklichen Zustandes, den ich in Paris im Dienste des verwunderungswürdigen Königs verlassen hatte, der mich in Allem unterstützte; und hier fehlte mir Alles.

Oft war ich im Begriff, mich auf den Weg der Verzweiflung zu werfen. Einmal unter Anderm stieg ich auf ein schönes Pferd, nahm zwanzig Scudi zu mir und ritt nach Fiorenz, meinen natürlichen Sohn zu besuchen, den ich bei einer Gevatterinn, der Frau eines meiner Gesellen, in der Kost hatte. Ich fand das Kind wohlauf und küßte es in meinem Herzenstrost. Da ich weg wollte, ließ er mich nicht fort, hielt mich fest mit den Händen unter einem währenden Weinen und Geschrei, das, in dem Alter von ungefähr zwei Jahren, eine äußerst wunderliche Sache war.

Da ich mir aber vorgenommen hatte, den Pandiarli, der alle Mond auf ein Gut über St. Domenico zu gehen pflegte, wenn ich ihn fand', verzweiflungsvoll auf den Boden zu strecken, riß ich mich von meinem Knaben los und ließ ihn in seinen heftigen Thränen. So kam ich nach Florenz zurück; und als ich auf den Platz von St. Domenico gelangte, kam Pandiarlo eben an der andern Seite herein, und ich, sogleich entschlossen, das blutige Werk zu vollbringen, eilte auf ihn los. Als ich aber die Augen aufhob, sah ich ihn ohne Waffen auf einem Maultiere wie einen Esel sitzen; er hatte einen Knaben von zehn Jahren bei sich. Sobald er mich sah, ward er leichenblaß und zitterte vom Kopf bis zu den Füßen. Da ich nun diesen niederträchtigen Zustand erblickte, sagte ich: Fürchte Nichts, feige Memme, Du bist meiner Stiche nicht werth! Er sah mich mit niedergeschlagenen Augen an und sagte Nichts. Da faßte ich mich wieder und dankte Gott, daß er mich durch seine Kraft verhindert hatte, eine solche Unordnung anzurichten, und fühlte mich befreit von der teuflischen Raserei. Ich faßte Muth und sagte zu mir selber: Wenn mir Gott so viel Gnade erzeigt, daß ich mein Werk vollende, so hoffe ich damit alle meine Feinde zu erwerben und meine Rache wird größer und herrlicher sein, als wenn ich sie an einem einzigen ausgelassen hätte; und mit diesem guten Entschluß kehrte ich ein wenig munterer nach Hause.

Nach Verlauf von drei Tagen vernahm ich, daß meine Gevatterinn mit meinem einzigen Sohn erkrankt hatte, worüber ich solche Schmerzen fühlte, daß ich niemals einen größern empfunden habe. Dessen ungeachtet kniete ich wieder und nach meiner Gewohnheit nicht ohne Thränen, dankte ich Gott und sagte: Gott und Herr, Du gabst mir ihn und hast mir ihn nun genommen; für Alles danke ich Dir von Herzen. Und obschon

den große Schmerz mich ſo ganz aus der Faſſung gebracht hatte, ſo mochte ich doch aus der Natur einige Tugend mir ſchicke mich, ſo gut als möglich, in dieſen Unfall.

Um dieſe Zeit hatte ein junger Arbeiter den Marmor verlaſſen; er hieß Francesco, Sohn Matthäus, des Schmiedes. Dieſer Jüngling ließ mich fragen, ob ich ihm wollte zu arbeiten geben. Ich war Deſſen gewahr und ſtellte ihn an, die Figur der Medusa auszuarbeiten, die ſchon gegoſſen war. Nach vierzehn Tagen ſagte mir dieſer junge Menſch: er habe mit ſeinem wenigen Meſſer gearbeitet, bat mich fragen laſſen, ob ich eine Figur von Marmor machen möchte; er wolle mir ein ſchönes Stück Stein dazu geben. Darauf verſetzte ich: Sag' ihm, daß ich es annehme und es könnte ein beſſer Stein für ihn werden; denn er trägt mich immer und erinnert ſich nicht der großen Gefahr, der er auf dem Platze St. Domenico entronnen iſt. Nun ſag' ich ihm, daß ich den Stein auf alle Weiſe verlange. Ich rede hierauf von dieſer Sache und er kann mich nicht ungeduldig laſſen. Fürwahr, ich glaube, er hat Dich abgeſchickt, bei mir zu arbeiten, um mir meine Hauptfigur auszuſtehlen. Nun gehe und ſag' ihm, ich werde den Marmor, auch wider ſeinen Willen, abarbeiten, und Du magſt wieder bei ihm arbeiten.

Ich hatte mich viele Tage nicht im Palaſte ſehen laſſen. Einſt kam mir die Grille wieder und ich ging hin. Der Herzog hatte beinah' abgefrühſtückt und wie ich höre, ſo hatte Seine Exzellenz des Morgens viel Gutes von mir geſprochen; beſonders hatte er mich ſehr über das Faſſen der Steine gelobt. Als mich nun die Herzogin erblickte, ließ ſie mich durch Herrn Sforza rufen, und da ich mich ihr näherte, erſuchte ſie mich, ihr eine kleine Roſette in einen Ring zu paſſen und ſagte hinzu, daß ſie ihn immer am Finger tragen wolle. Sie gab mir das Maß und den Diamanten, der ungefähr hundert Scudi werth war, und bat mich, ich ſolle ihr Arbeit bald vollenden. Sogleich fing der Herzog an, mit der Herzogin zu ſprechen und ſagte: „Obwohl man Benvenuto in dieſer Kunſt ohne Gleichen; jetzt, da er ſie aber bei Seite gelegt hat, und ihm ein Ring, wie Ihr ihn verlangt, zu viel Mühe machen. Deßwegen bitte ich Euch: zwingt ihn nicht mit dieſer Kleinigkeit, die ihm, weil er nicht in Uebung iſt, zu große Arbeit verurſachen würde. Darauf dankte ich dem Herzog und bat ihn, daß er mir dieſen kleinen Dienſt für ſeine Gemahlinn erlauben ſolle. Alsbald legte ich Hand an und in wenig Tagen war der Ring fertig; er paßte an den kleinen Finger und beſtand aus vier runden Rubinen und vier Diamanten. Dazu fügte ich noch einige Stückchen weiß Elfenbein von Schmelz, ſo daß der Ehrlichkeit und die Faſſung ſich ſehr gut annahmen. Sogleich trug ich ihn zur Herzogin, die mir mit gütigen Worten ſagte: ich habe ihr eine ſehr ſchöne Arbeit gemacht und ſie werde an mich denken. Sie ſchickte gedachten Ring dem König Philipp zum Geſchenk und befahl mir nachher immer etwas Anders, und zwar ſo liebevoll, daß ich mich immer anſtrenge, ihr zu dienen, wenn mir gleich auch nur wenig Geld zu Gebote kam, und Gott weiß, daß ich es brauchte; denn ich wünſchte Nichts ſehnlicher, als meinem Perſeus zu obligen.

Es hatten ſich gewiſſe Geiſter gefunden, die mir halfen, die ich aber von dem Meinigen bezahlen mußte; und ich fing von Neuem an, mich mehr im Palaſt ſehen zu laſſen als vorher. Eines Sonntags, unter Andern, ging ich nach der Tafel hin, und als ich in den Saal der Uhr kam, ſah ich die Gartenthür offen. Und als ich mich ſehen ließ, rief der Herzog und ſagte mir auf eine ſehr freundliche Weiſe: „Du biſt willkommen! Siehſt, dieſes Kätzchen hat mir Herr Stephan von Palaſtrina zum Geſchenke geſchickt, eröffne es und laß und ſehen, was es enthält.“ Als ich das Kätzchen ſogleich eröffnet hatte, ſagte ich zum Herzog: Gnädiger Herr! Das iſt eine Figur von Griechiſchem Marmor, die Geſtalt eines Knaben, wunderlich gearbeitet. Ich erſtaunte mich nicht, unter den Alterthümern ein ſo ſchönes Werk und von ſo vollkommener Manier gefchen zu haben. Deßwegen bitte ich mich an, zu dieſer verſtümmelten Figur den Kopf, die Arme und die Füße zu machen; und ich will einen Block dazu verfertigen, damit man das Bild einen Augenblick umwenden kann. Zwar ſchickt ſich nicht für mich, Statuen anzufangen; denn Dies iſt das Handwerk gewiſſer Pfuſcher, die ihre Sache ſchlecht genug machen; indeſſen fordert mich die Verſtändigkeit dieſes Marmors zu ſolcher Arbeit auf. Der Herzog war ſehr vergnügt, daß die Statue ſo ſchön ſei, fragte mich viel darüber und ſagte: „Mein Benvenuto, erkläre mir genau, wenn denn die große Vortrefflichkeit dieſes Marmors beſtehe, worüber Du Dich ſo ſehr verwunderſt.“ Darauf zeigte ich Seiner Exzellenz, ſo gut ich nur konnte und wußte, alle Schönheiten und lehrte ihm das Talent, die Kenntniß und die feine Manier des Meiſters begreiflich zu machen. Hierüber hatte ich ſehr viel geſprochen und es war ſo lieb geweſen, als ich bemerkte, daß Seine Exzellenz großen Gefallen daran habe.

Indeſſen ich nun den Herzog auf dieſe angenehme Weiſe unterhielt, begab [illegible]. Auf einen Tag aus der Gartenthür ging, und als er

die Thür aufmachte, kam Vandinello herein. Der Herzog erblickte ihn, schien ein wenig unwillig und sagte mit ernsthaftem Gesichte: „Was willst Ihr, Vandinello?“ Ohne Etwas zu antworten, warf Dieser sogleich die Augen auf das Kätzchen, worin die aufgedeckte Statue lag und sagte mit einem widerwärtigen Lächeln und Kopfschütteln, indem er sich gegen den Herzog wendete: „Herr, Das ist auch eins von denen Dingen, über die ich Ew. Excellenz so oft gesprochen habe. Wißt nur, daß die Alten Nichts von der Anatomie verstanden, deßwegen auch ihre Werke voll Fehler sind.“ Ich war still und merkte nicht auf Das, was er sagte, ja ich hatte ihm den Rücken zugewendet. Sobald als die Bestie ihr ungeläuftiges Gewäsch geendigt hatte, sagte der Herzog zu mir: „Das ist ganz das Gegentheil von Dem, was Du mir soviel schönen Gründen mir erst auf's Beste bewiesen hast; vertheidige nun ein wenig Deine Meinung.“ Auf diese herzoglichen Worte, die mir mit so vieler Anmuth gesagt wurden, antwortete ich sogleich: Ew. Excellenz wird wissen, daß Baccio Bandinelli ganz aus bösen Eigenschaften zusammengesetzt ist, sowie er immer war, vergißt, daß Alles, was er auch ansieht, selbst Dinge, die im allerhöchsten Grad vollkommen gut sind, sich vor seinen widerlichen Augen sogleich in das schlimmste Uebel verwandeln; ich aber, der ich zum Guten geneigt bin, erkenne seiner die Wahrheit. Daher ist Das, was ich Ew. Excellenz von dieser vortrefflichen Statue gesagt habe, vollkommen wahr; was aber Bandinelli von ihr behauptet, Das ist nur ganz allein das Böse, woraus er zusammengesetzt ist.

Der Herzog stand und hörte mit vielem Vergnügen zu; und indessen als ich sprach, verzerrte Bandinelli seine Geberde und machte die häßlichsten Gesichter seines Gesichts, das häßlicher war, als man sich's in der Welt denken kann. Sogleich bewegte sich der Herzog, und indem er durch einige kleine Zimmer ging, folgte ihm Bandinelli; die Kämmerer nahmen mich bei der Jacke und zogen mich mit. So folgten wir dem Herzog, bis er in ein Zimmer kam, wo er sich niedersetzte. Bandinelli und ich standen zu seiner Rechten und Linken. Ich hielt mich still und die Umstehenden, verschiedene Diener Seiner Excellenz, sahen den Bandinelli scharf an und lächelten manchmal Einer zum Andern über die Worte, die ich in den Zimmern oben gesagt hatte. Nun fing Bandinelli zu reden an und sagte: „Als ich meinen Herkules und Cacus aufdeckte, wurden mir gewiß über hundert schlechte Sonette darauf gemacht, die das Schlimmste enthielten, was man von einem solchen Uebel erwarten kann.“ Gnädiger Herr! versetzte ich dagegen: als Euer Michel Agnolo Buonarotti seine Statuen aufstellte, wo man so viele schöne Figuren sieht, machte diese wunderbare und tugendreiche Schule, die Freundin des Wahren und Guten, mehr als hundert Sonette und Jeder witzelte, wer etwas Besseres darüber sagen könnte. Und so wie Jener das Gute verdiente, das man von ihm aussprach, so verdient Dieser alles das Uebel, was über ihn ergangen ist. Auf diese Worte wurde Bandinelli so rasend, daß er hätte bersten mögen, kehrte sich zu mir und sagte: „Und was möchtest Du noch mehr?“ Ich antwortete: Das will ich Dir sagen, wenn Du soviel Geduld hast, mir zuzuhören. Erwiderte: „Rede nur!“

Der Herzog und die Andern, die gegenwärtig waren, zeigten große Aufmerksamkeit und ich fing an: Wisse, daß es mir unangenehm ist, Dir die Fehler Deines Werkes herzuerzählen; aber ich werde Nichts aus mir selbst sagen, vielmehr sollst Du nur hören, was in dieser trefflichen Schule von Dir gesprochen wird.

Nun sagte dieser ungeschickte Mensch bald verdrießliche Dinge, bald machte er mit Händen und Füßen eine häßliche Bewegung, so daß ich auf eine sehr unangenehme Weise anfing, welches ich nicht gethan haben würde, wenn er sich besser betragen hätte. Daher fuhr ich fort: Diese treffliche Schule sagt, daß, wenn man dem Herkules die Hasse abschäle, kein Hinterkopf bleiben würde, um das Gehirn zu fassen; und was das Gesicht betrifft, so wisse man nicht, ob es einem Menschen oder Löw-Ochsen vorstellen solle. Er sehe gar nicht auf Das, was er thue; der Kopf hänge so schlecht mit dem Hals zusammen, mit so wenig Kunst und so übler Art, daß man es nicht schlimmer sehen könne. Seine abscheulichen Schultern gleichen, sagt man, zwei hölzernen Bogen von einem Kleidsattel; die Brust mit ihren Muskeln seien nicht nach einem Menschen gebildet, sondern nach einem Melonen-Gurke, den man gerade vor die Wand stellt; so sei auch der Rücken nach einem Sack voll langer Kürbisse modellirt. Wie die beiden Füße an dem häßlichen Leib hängen, könne Niemand einsehen; man begreife nicht, auf welchem Scherz der Körper ruhe, oder auf welchem er irgend eine Gewalt zeige. Auch sehe man nicht, daß er etwa auf beiden Füßen stehe, wie es manchmal solche Meister gebildet haben, die Etwas zu machen verstanden; man sehe deutlich genug, daß die Figur vornüber falle, mehr als den dritten Theil einer Elle, und Das allein sei der größte und unerträglichste Fehler, den nur ein Dilettantenmeister aus dem Pöbel begehen könne. Von den Armen sagt man: sie seien beide ohne die mindeste Zierlichkeit heruntergestreckt; man sehe daran keine Kunst, eben als wenn Ihr

niemals lebendige, nackte Menſchen erblickt hätten; an dem rechten Fuße des Hercules und des Cacus ſeien die Waden ineinander verſenkt, daß, wenn ſich die Füße von einander entfernten, nicht einer, ſondern beide ohne Waden bleiben würden. Ferner ſagen ſie: einer der Füße des Hercules ſtehe in der Erde und es ſcheine, als wenn Fuß unter dem andern ſei.

Nun hatten dieſe Worte den Mann ſo ungeduldig gemacht und er wollte nicht erwarten, daß ich auch noch die großen Fehler des Cacus anzeige. Denn ich ſagte nicht allein die Wahrheit, ſondern ich machte ſie auch dem Herzog und allen Gegenwärtigen vollkommen anſchaulich, ſo daß ſie die größte Verwunderung zeigten und einſahen, daß ich vollkommen recht hatte. Auf ein Mal fing dagegen der Menſch an und ſagte: „O Du böſe Zunge! — und wo bleibt meine Zeichnung?“ Ich antwortete: Wer gut zeichnet, kann nichts Schlechtes hervorbringen; deßwegen glaub' ich, Deine Zeichnung iſt wie Deine Werke. Da er nun das herzogliche Geſicht und die Geſichter der Andern anſah, die ihn mit Blicken und Mienen getroffen, ließ er ſich ſo ſehr von ſeiner Frechheit hinreißen, kehrte ſein höflichſtes Geſicht gegen mich und ſagte mit Heftigkeit: „O, ſchweige ſtill, Du Sodomit!“

Der Herzog ſah ihn auf dieſe Worte mit verdrießlichen Augen an; die Andern ſchloſſen den Mund und warfen ſtarre Blicke auf ihn, und ich, der ich mich auf eine ſo ſchändliche Weiſe beleidigt ſah, obgleich bis zur Wuth gereizt, faßte mich und ergriff ein geſchicktes Mittel. O, Du Thor! ſagte ich, Du überſchreitſt das Maß; aber wollte Gott, daß ich mich auf eine ſo edle Kunſt verſtände! Denn wir leſen, daß Jupiter ſie mit Ganymed'en verübte und hier auf der Erde pflegten die größten Kaiſer und Könige derſelben; ich aber, als ein niedriges und geringes Menſchlein, wüßte mich nicht in einen ſo wunderſamen Gebrauch zu finden. Hierauf konnte ſich Niemand halten; der Herzog und die Uebrigen lachten laut. Und ob ich mich gleich bei dieſer Gelegenheit munter und gleichgiltig bezeigte, ſo wiſſet nur, geneigte Leſer, daß mir inwendig das Herz ſpringen wollte, wenn ich dachte, daß das verruchteſte Schwein, das jemals zur Welt gekommen, ſo kühn ſein ſollte, mir in Gegenwart eines ſo großen Fürſten einen ſolchen Schimpf zu erzeigen. Aber wißt, er beleidigte den Herzog und nicht mich; denn hätte er dieſe Worte nicht in ſo großer Gegenwart ausgeſprochen, ſo hätte er mir todt auf der Erde liegen ſollen.

Da der ſchnöde, dumme Schelm nun ſah, daß die Herren nicht aufhörten zu lachen, fing er an, um dem Spott einiger Maßen eine andere Richtung zu geben, ſich wieder in eine neue Albernheit einzulaſſen, indem er ſagte: „Dieſer Benvenuto rühmt ſich, als wenn ich ihm einen Marmor verſprochen hätte.“ Darauf ſagte ich ſchnell: Wie, haſt Du mir nicht durch Franz'en, den Sohn Matthäus, des Schmieds, Deinen Geſellen, ſagen laſſen, daß, wenn ich in Marmor arbeiten wollte, Du mir ein Stück zu ſchenken bereit ſei'ſt? Ich habe es angenommen und verlange es. Er verſetzte darauf: „Rechne nur, daß Du es nicht ſehen wirſt!“ Noch voll Aergers über die vorher erlittene Beleidigung, verlor mich alle Vernunft, ſo daß ich die Gegenwart des Herzogs vergaß und mit großer Wuth verſetzte: Ich ſage Dir ausdrücklich, wenn Du mir nicht den Marmor bis in's Haus ſchickſt, ſo ſuche Dir eine andere Welt; denn in dieſer werde ich Dich auf alle Weiſe erwürgen. Sogleich kam ich wieder zu mir, und als ich bemerkte, daß ich mich in Gegenwart eines ſo großen Herzogs befand, wendete ich mich demüthig zu Seiner Excellenz und ſagte: Gnädiger Herr! Ein Narr macht hundert! Ueber der Narrheit dieſes Menſchen habe ich die Herrlichkeit von Ew. Excellenz und mich ſelbſt vergeſſen; deßwegen verzeiht mir! Darauf ſagte der Herzog zum Bandinell: „Iſt es wahr, daß Du ihm den Marmor verſprochen haſt?“ Dieſer antwortete, es ſei wahr. Der Herzog ſagte darauf zu mir: „Geh' in ſeine Werkſtatt und nimm Dir ein Stück nach Belieben.“ Ich verſetzte: er habe verſprochen, mir eins in's Haus zu ſchicken. Es wurden noch ſchreckliche Worte geſprochen und ich beſtand darauf, nur auf dieſe Weiſe den Stein anzunehmen.

Den andern Morgen brachte man mir den Marmor in's Haus; ich fragte, wer mir ihn ſchicke. Sie ſagten: es ſchicke ihn Bandinello und es ſei Das der Marmor, den er mir verſprochen habe. Sogleich ließ ich ihn in meine Werkſtatt tragen und fing an, ihn zu behauen; und indeſſen ich arbeitete, machte ich auch das Modell; denn ſo groß war meine Begierde, in Marmor zu arbeiten, daß ich nicht Geduld und Entſchluß genug hatte, ein Modell mit ſoviel Ueberlegung zu machen, als eine ſolche Kunſt erfordert. Da ich nun gar unter dem Arbeiten bemerkte, daß der Marmor einen kompleten und vortrefflichen Klang von ſich gab, gereute es mich oft, daß ich angefangen hatte. Doch machte ich darauf, was ich konnte, nämlich den Apollo und Hyacinth, den man noch vollendet in meiner Werkſtatt ſieht. Indeſſen ich nun arbeitete, kam der Herzog manchmal in mein Haus und ſagte über's Jahr: „Laß' das Ding ein wenig ſehen und arbeite am Marmor, daß ich Dir gutes ſage.“ Darauf nahm ich ſogleich die Eiſen

und arbeitete frisch weg. Der Herzog fragte nach dem Modell; ich antwortete: Dieser Marmor ist voll Stöcke; Dessen ungeachtet will ich Etwas herausbringen; aber ich habe mich nicht entschließen können, ein Modell zu machen und will mir nur so gut als möglich heraushelfen.

Geschwind ließ mir der Herzog von Rom ein Stück Griechischen Marmor kommen, damit ich ihm jenen antiken Ganymed restaurieren möchte, der Ursache des Streites mit Bandinell war. Als das Stück Marmor ankam, überlegte ich, daß es eine Schande sei, es in Stücke zu trennen, um Kopf, Arme und das Beywerk zum Ganymed zu verfertigen. Ich sah mich nach anderm Marmor um; zu dem ganzen Stücke aber machte ich ein kleines Wachs-Modell und nannte die Figur Narciß. Nun hatte der Marmor leider zwei Löcher, die wohl eine Viertelelle tief und zwei Finger breit waren. Deßhalb machte ich die Stellung, die man sieht, um meine Figur fern davon zu erhalten; aber die vielen Jahre, die es darauf gezeugt hatte, so daß die Oeffnungen immer voll Wasser standen, war die Feuchtigkeit hergestalt eingedrungen, daß der Marmor in der Gegend vom obern Loch geschwächt und gleichsam faul war. Das zeigte sich nachher, als der Arno überging und das Wasser in meiner Werkstatt über anderthalb Ellen hieg. Weil nun gedachter Marmor auf einem hölzernen Unterlag stand, so warf ihn das Wasser um, darüber er unter der Brust zerbrach. Und als ich ihn wieder herstellte, machte ich, damit man den Riß nicht sehen sollte, jenen Blumenkranz, den er unter der Brust hat. So arbeitete ich an seiner Vollendung gewisse Stunden vor Tag oder auch an Festtagen, nur um keine Zeit an meinem Perseus zu verlieren. Und als ich unter Anderm eines Morgens gewisse kleine Eisen, um daran zu arbeiten, zurechte machte, sprang mir ein Splitter vom feinsten Stahl in's rechte Auge und drang so tief in den Augapfel, daß man ihn auf keine Weise herausziehen konnte; und ich glaubte für gewiß, das Licht dieses Auges zu verlieren. Nach verschiedenen Tagen rief ich Meister Raphael Pilli, den Chirurgus, der zwei lebendige Tauben nahm und, indem er mich rücklings auf den Tisch legte, diesen Thieren eine Ader durchstach, die sie unter dem Flügel haben, so daß mir das Blut in die Augen lief, da ich denn schnell wieder gesund fühlte. In Zeit von zwei Tagen ging der Splitter heraus; ich blieb frei und mein Gesicht war verbessert. Als nun das Fest der heiligen Lucia herbeikam (es war nur noch drei Tage bis dahin), machte ich ein gold'nes Auge und einer Französischen Münze und ließ es der Heiligen durch eine meiner sechs Nichten überreichen. Das Kind war ungefähr zehn Jahre alt und durch sie dankte ich Gott und der heiligen Lucia. Ich hatte nun eine Zeit lang keine Lust, an gedachtem Narciß zu arbeiten; denn da ich den Perseus unter so vielen Hindernissen doch so weit gebracht hatte, so war ich entschlossen, ihn zu endigen und mit Gott hinweg zu gehen.

Sechstes Capitel.

Als der Guß meiner Medusa so gut gerathen war, arbeitete ich mit großer Hoffnung meinem Perseus in Wachs aus und versprach mir, daß er eben so gut wie Jene in Erz ausfallen sollte. So ward er in Wachs wohl vollendet und zeigte sich sehr schön. Der Herzog sah ihn und die Arbeit gefiel ihm sehr wohl. Nun mochte ihm aber Jemand eingebildet haben, die Statue könne so von Erz nicht ausfallen; oder er mochte sich es selbst vorgestellt haben: genug, er kam öfter, als er pflegte, in mein Haus und sagte mir ein Mal über's Andere: „Benvenuto, die Figur kann Dir nicht von Erz gelingen; denn die Kunst erlaubt es nicht.“ Ueber diese Worte war ich sehr verdrießlich und sagte: Ich weiß, daß Ew. Excellenz mir wenig vertrauen, und Das mag daher kommen, weil Sie entweder Denen zu viel glauben, die von mir Uebels reden, oder daß Sie die Sache nicht verstehen. Er ließ mich kaum ausreden und versetzte: „Ich gebe mir Mühe, mich darauf zu verstehen und verstehe es recht gut.“ Darauf antwortete ich: Ja, als Herr, aber nicht als Künstler; denn wenn Ew. Excellenz es auf diese Weise verstünden, wie Sie glauben, so würden Sie Vertrauen zu mir haben, da mir der schöne Kopf von Erz gerathen ist, das große Portrait von Ew. Excellenz, das nach Elba geschickt wurde, und da ich den Ganymed von Marmor mit so großer Schwierigkeit restaurirt und dabei mehr Arbeit gehabt habe, als wenn ich ihn ganz neu hätte machen sollen; so auch, weil ich die Medusa gegossen habe, die Ew. Excellenz hier gegenwärtig sehen. Dieß war ein sehr schwerer Guß, wobei ich gethan habe, was Niemand vor mir in dieser verlorenen Kunst leistete. Sehet, gnädiger Herr, ich habe dazu eine ganz neue Art von Ofen gebaut, völlig von den andern verschieden. Denn außer manchen Bequemlichkeiten und kunstreichen Einrichtungen, die man daran bemerkt, habe ich zwei Oeffnungen für das Erz gemacht, weil diese schwere und verdrehte Figur auf andere Weise niemals gekommen wär', wie es allein durch meine Einsicht geschehen ist und wie es keiner von den Gelehrten in dieser Kunst glauben sollte. Ja gewiß, mein Herr, alle die großen und schweren Arbeiten, die ich in Frankreich unter dem wunderlichen

König Franciscus gemacht habe, sind wir trefflich gerathen, bloß weil dieser gute König mir immer so großen Muth machte mit dem vielen Vorschuß und indem er mir so viel Arbeiter erlaubte, als ich nur verlangte, so daß ich mich, manchmal ihrer vierzig, ganz nach meiner Wahl bediente. Deßwegen habe ich in so kurzer Zeit so eine große Menge Arbeiten zu Stande gebracht. Gönnt mir, gnädiger Herr, und gebt mir die Beihülfe, deren ich bedarf, so hoffe ich, ein Werk zu Stande zu bringen, das Euch gefallen soll. Wenn aber Ew. Excellenz mir den Geist erniedrigt und mir die nöthige Hülfe nicht reichen läßt, so ist es unmöglich, daß weder ich noch irgend ein Mensch in der Welt Etwas leisten könne, das recht sei.

Der Herzog hörte meine Worte und Gründe nicht gern und wendete sich bald da bald dort hin, und ich Unglücklicher, Verzweifelter betrübte mich äußerst; denn ich erinnerte mich des schönen Zustandes, den ich in Frankreich verlassen hatte. Darauf versetzte der Herzog: „Nun sage, Benvenuto, wie ist es möglich, daß der schöne Kopf der Medusa da oben in der Hand des Perseus jemals kommen könne?“ Sogleich versetzte ich: Nun sehet, gnädiger Herr, daß Ihr es nicht versteht. Denn wenn Ew. Excellenz die Kenntniß der Kunst hätte, wie sie behauptet, so würde sie keine Furcht für den schönen Kopf haben, der nach Ihrer Meinung nicht kommen wird, aber wohl für den rechten Fuß, der da unten so weit entfernt steht.

Auf diese meine Worte wendete sich der Herzog halb erzürnt gegen einige Herren, die mit ihm waren: „Ich glaube, Benvenuto thut es aus Prahlerei, daß er von Allem das Gegentheil behauptet.“ Dann kehrte er sich schnell zu mir, halb verächtlich, worin ihm Alle, die gegenwärtig waren, nachfolgten, und fing an zu reden: „Ich will so viel Geduld haben, die Ursache anzuhören, die Du Dir ausdenken kannst, damit ich Deinen Worten glaube.“ Ich antwortete darauf: Ich will Ew. Excellenz so eine wahre Ursache angeben, daß sie die Sache vollkommen einsehen soll. Denn wisset, gnädiger Herr, es ist nicht die Natur des Feuers, abwärts, sondern aufwärts zu gehen; deßwegen versprecht ich, daß der Kopf der Medusa trefflich kommen soll. Weil es aber, um zu dem Fuße zu gelangen, durch die Gewalt der Kunst, sechs Ellen hinabgetrieben werden muß, so sage ich Ew. Excellenz, daß er sich unmöglich vollkommen ausgießen, aber leicht auszubessern sein wird. Da versetzte der Herzog: „Warum dachtest Du nicht d'ran, es so einzurichten, daß er ebenso gut als der Kopf sich ausgießen möge.“ Ich sagte: Ich hätte alsdann einen weit größern Ofen machen müssen und eine Gasröhre wie mein Fuß; und die Schwere des heißen Metalls hätte es alsdann gezwungen, da jetzt der Kopf, der bis zu den Füßen hinunter diese sechs Ellen reicht, nicht stärker als zwei Finger ist. Aber es hat Nichts zu bedeuten; denn Alles soll ausgebessert sein. Wenn aber meine Form halb voll sein wird, wie ich hoffe, alsdann wird das Feuer von dieser Hülfte an, nach seiner Natur, in die Höhe steigen und der Kopf des Perseus und der Medusa werden auf's Beste gerathen, wie ich Euch ganz sicher versprache. Da ich nun meine gründlichen Ursachen gesagt hatte, nebst noch unendlichen vielen andern, die ich nicht aufschreibe, um nicht zu lang zu werden, schüttelte der Herzog den Kopf und ging in Gottes Namen weg.

Nun sprach ich mir selbst Sicherheit und Muth ein und verjagte alle Gedanken, die sich mir stündlich aufdrangen und die mich oft zu bittern Thränen bewegten und zur lebhaften Reue, daß ich Frankreich verlassen hatte und nach Florenz, meinem süßen Vaterland, gekommen war, nur um meinen Nichten ein Almosen zu bringen. Nun sah ich freilich für eine solche Wohlthat den Anfang eines großen Uebels vor mir; Dessen ungeachtet versprach ich mir, daß, wenn ich mein angefangenes Werk, den Perseus, vollendete, sich meine Mühe in das größte Vergnügen und in einen herrlichen Zustand verwandeln würde, und griff muthig das Werk mit allen Kräften des Körpers und des Beutels an. Denn ob mir gleich wenig Geld übrig geblieben war, so schaffte ich mir doch manche Klafter Pinien-Holz, die ich aus dem Walde der Servigi, zunächst Monte Lupo, erhielt. Und indem ich darauf wartete, bekleidete ich meinen Perseus mit jenen Erden, die ich verschiedene Monate vorher zurecht gemacht hatte, damit sie ihre Zeit hätten, vollkommen zu werden. Und da ich den Ueberzug von Erde gemacht, ihn wohl verwahrt und äußerst sorgfältig mit Eisen umgeben hatte, fing ich mit gelindem Feuer an, das Wachs herauszuziehen, das durch viele Luftlöcher abfloß, die ich gemacht hatte; denn je mehr man deren macht, desto besser fällt sich nachher die Form aus.

Da ich nun aber Wachs herausgezogen hatte, machte ich einen Ofen um gedachte Form herum, den ich mit Ziegeln auf Ziegeln aufbaute und vielen Raum dazwischen ließ, damit das Feuer desto besser aufströmen könnte. Alsdann legte ich ganz sechs Holz an und machte zwei Tage und zwei Nächte Feuer, so lange, bis das Wachs völlig verzehrt und die Form selbst wohlgebrannt war. Dann fing ich schnell an, die Grube zu graben, um meine Form herauszubringen, und bediente mich aller schönen Vortheile, die mir diese Kunst anbot.

Als nun die Grube fertig war, hub ich meine Form durch die Kraft von Winden und guten Hanfseilen eine Elle über den Boden meines Ofens, so daß sie ganz frei über der Mitte der Grube zu schweben kam. Als ich sie nun wohl eingerichtet hatte, ließ ich sie sachte hinunter, daß sie dem Grunde des Bodens gleich kam, und stellte sie mit aller Sorgfalt, die man nur denken kann. Nachdem ich diese schöne Arbeit vollbracht hatte, fing ich sie mit eben der Erde, woraus der Ueberzug bestand, zu befestigen an, und sowie ich damit nach und nach heraufkam, vergaß ich nicht, die Luft-Canäle anzubringen, welches kleine Röhren von gebrannter Erde waren, wie man sie zu den Wasserleitungen und andern dergleichen Dingen braucht. Da ich sah, daß die Form gut befestigt war und meine Art, sie mit Erde zu umgeben sowohl, als die Röhren am schicklichsten Orte anzubringen, von meinen Arbeitern gut begriffen wurde, ob ich gleich dabei ganz anders als die übrigen Meister dieser Kunst zu Werke ging, so wendete ich mich, überzeugt, daß ich trauen konnte, zu meinem Ofen, in welchem ich vielen Abgang von Kupfer und andere Stücke Erz aufgehäuft hatte und zwar kunstmäßig Eins über das Andere geschichtet, um der Flamme ihren Weg zu weisen. Damit aber das Metall schneller erhitzt würde und zusammenflöße, so sagte ich lebhaft, sie sollten dem Ofen Feuer geben.

Nun warfen sie von dem Pinien-Holze hinein, das, wegen seines Harzes, in dem wohlgebauten Ofen so lebhaft flammte und arbeitete, daß ich genöthigt war, bald von einer, bald von der andern Seite zu helfen. Die Arbeit war so groß, daß sie mir fast unerträglich ward, und doch griff ich mich an, was nur möglich war. Dann kam unglücklicher Weise, daß das Feuer die Werkstatt ergriff und wir fürchten mußten, das Dach möchte über uns zusammenstürzen. Von der andern Seite gegen den Garten jagte mir der Himmel soviel Wind und Regen herein, daß mir der Ofen sich abkühlte. So stritt ich mit vielen verletzten Zufällen mehrere Stunden und ermüdete mich dergestalt, daß meine starke Natur nicht widerstand. Es überfiel mich ein Fieber so heftig, als man es denken konnte, daß ich mich genöthigt fühlte, wegzugehen und mich in's Bett zu legen. Da wendete ich mich sehr verdrießlich zu Denen, die mir beistanden, das ungefähr Zehn oder Mehrere waren, sowohl Meister im Erzgießen als Handlanger und Bauern, ingleichen die besondern Arbeiter meiner Werkstatt, unter denen sich Bernardino von Mugello befand, den ich mir verschiedene Jahre durch angezogen hatte. Zu Diesem sagte ich, nachdem ich mich Allen empfohlen hatte: Siehe, lieber Bernardin, beobachte die Ordnung, die ich Dir gezeigt habe; halte Dich dran, was Du kannst; denn das Metall wird bald gahr sein. Du kannst nicht irren. Die andern braven Männer machen geschwind die Canäle und mit diesen beiden Eisen könnt Ihr die Löcher aufstechen, und ich bin gewiß, daß meine Form sich zum Besten auflösen wird. Ich empfinde ein größeres Uebel, als jemals in meinem Leben und gewiß, in wenigen Stunden wird es mich umbringen. So ging ich höchst mißvergnügt von ihnen weg und legte mich zu Bette. Dann befahl ich meinen Mägden: sie sollten Allen zu essen und zu trinken in die Werkstatt bringen; und setzte hinzu: ich würde den Morgen nicht erleben. Sie munterten mich auf und sagten: dieses große Uebel würde vorbeigehen, das mich nur wegen zu gewaltsamer Anstrengung überfallen habe. Und so litt ich zwei ganze Stunden, ja ich fühlte das Fieber immer zunehmen und höre nicht auf zu sagen: ich fühle mich sterben.

Diejenige, die meinem ganzen Handwerken verstand und den Namen Frau Fiore von Castell del Rio hatte, war die trefflichste Person von der Welt und zugleich äußerst liebevoll. Sie schalt mich, daß ich so außer mir sei und suchte mich dabei wieder auf das freundlichste und Gefälligste zu bedienen. Da sie mich aber mit diesem unmäßigen Uebel befallen sah, konnte sie den Thränen nicht wehren, die ihr aus den Augen fielen, und doch nahm sie sich so viel als möglich in Acht, daß ich es nicht sehen sollte.

Da ich mich nun in diesen unendlichen Nöthen befand, sah ich einen gewissen Mann in mein Zimmer kommen, der von Person so krumm war, wie ein großes S. Dieser fing mit einem erbärmlichen und jämmerlichen Ton, wie Diejenigen, die den armen Sündern, die zum Gericht geführt werden, zuspechen, an zu reden und sagte: „Armer Benvenuto! Euer Werk ist verdorben, daß ihm in der Welt nicht mehr zu helfen ist.“ Sobald ich die Worte dieses Unglücklichen vernahm, that ich einen solchen Schrei, daß man ihn hätte im Feuerhimmel hören mögen. Ich stand vom Bett auf, nahm meine Kleider und fing an, sie anzulegen; und wer sich anbot, mir zu helfen, Magd oder Knabe, nach dem trat und schlug ich; dabei jammerte ich und sagte: O, Ihr neidischen Verräther! Dieses Unheil ist mit Fleiß geschehen und ich schwöre bei Gott: ich will es wohl herausbringen; und ehe ich sterbe, will ich noch so ein Beispiel auf der Welt lassen, daß mehr als Einer darüber erstaunen soll! Als ich angezogen war, ging ich mit schlimmen Gedanken gegen die Werkstatt, wo ich alle Leute, die ich so munter verlassen hatte, erstaunt und höchst erschrocken fand. Da sagte ich: Nun

verſucht mich. Weil Ihr die Art und Weiſe, die ich Euch angab, weder befolgen wolltet noch konntet, ſo gehorchet mir nun, da ich unter Euch und in der Gegenwart meines Werkes bin. Niemand widerſetzte ſich mir; denn in ſolchen Fällen braucht man Beiſtand und keinen Rath. Hierauf antwortete mir ein gewiſſer Meiſter Aleſſandro Lattricati und ſagte: „Sehet, Benvenuto, Ihr beſtehet vergebens darauf, ein Werk zu machen, wie es die Kunſt nicht erlaubt und wie es auf keine Weiſe gehen kann. Auf dieſe Worte wendete ich mich mit ſolcher Wuth zu ihm und zum Allerſchlimmſten entſchloſſen, ſo daß er und alle die Uebrigen mit einer Stimme riefen: „Auf! Befehlt uns nur; wir wollen Euch in Allem gehorchen und mit allen Leibes- und Lebenskräften beiſtehn.“ Dieſe freundlichen Worte, denk' ich, ſagten ſie nur, weil ſie glaubten, ich würde in Kurzem todt niederfallen.

Sogleich ging ich, den Ofen zu beſehen und fand das Metall ſiedend und zu einem Kuchen gronnen. Ich ſagte zwei Handlangern: ſie ſollten zum Nachbar Laperetta, dem Fleiſcher, gehen, deſſen Frau mir einen Stoß Holz von jungen Eichen verſprochen hatte, die ſchon länger als ein Jahr ausgetrocknet waren; und als nur die erſten Trachten herauskamen, fing ich an, den Feuerherd damit anzufüllen. Dieſe Holzart macht ein heftiger Feuer als alle andern; und man bedient ſich des Eichen- und Fichtenholzes zum Stückgießen, weil es gewaltiges Feuer macht. Als nun der Metall-Kuchen dieſes gewaltige Feuer empfand, fing er an, zu ſchmelzen und blitzen. Von der andern Seite betrieb ich die Canäle. Andere hatte ich auf das Dach geſchickt, dem Feuer zu wehren, daß bei der großen Stärke des Windes nicht auf's Neue gegriffen hatte; gegen den Garten zu ließ ich Tafeln, Tapeten und Laggen aufbreiten, die mir das Waſſer abhalten ſollten. Nachdem ich nun alles dieſes große Unheil, ſo viel als möglich, abgewendet hatte, rief ich mit ſtarker Stimme bald Dieſem bald Jenem zu: Bringe Dieß! nimm Das! ſo daß die ganze Geſellſchaft, als ſie ſahe, daß der Kuchen zu ſchmelzen anfing, mir mit ſo gutem Willen diente, daß Jeder die Arbeit für Drei verrichtete. Alsdann ließ ich einen halben Zentnerkuchen nehmen, der ungefähr ſechzig Pfund wiegen konnte und warf ihn auf das Metall im Ofen, das durch allerlei Beihülfe, durch friſches Feuer und Anſtoßen mit eiſernen Stangen, in kurzer Zeit ganz flüſſig ward.

Nun glaubte ich, einen Todten auferweckt zu haben, triumphirte über den Unglauben aller der Ignoranten und fühlte in mir eine ſolche Lebhaftigkeit, daß ich weder an's Fieber dachte, noch an die Furcht des Todes. Auf ein Mal hörte ich ein Getöſe, mit einem gewaltſamen Leuchten des Feuers, ſo daß es ſchien, als wenn ſich ein Blitz in unſerer Gegenwart erzeugt hätte. Ueber dieſe unerwartete, fürchterliche Erſcheinung war ein Jeder erſchrocken und ich mehr als die Andern. Als der große Lärm vorbei war, ſahen wir einander an und bemerkten, daß die Decke des Ofens geplatzt war und ſich in die Höhe hob, dergeſtalt, daß das Erz ausfloß. Sogleich ließ ich die Mündung meiner Form eröffnen und zu gleicher Zeit die beiden Gußlöcher aufſtoßen. Da ich aber bemerkte, daß das Metall nicht mit der Geſchwindigkeit lief, als es ſich gehörte, überlegte ich, daß vielleicht der Zuſatz durch das grimmige Feuer könnte verzehrt worden ſein und ließ ſogleich meine Schüſſeln und Teller von Zinn, deren etwa zweihundert waren, herbeiſchaffen und brachte eine nach der andern vor die Canäle; zum Theil ließ ich ſie auch in den Ofen werfen, ſo daß Jeder nunmehr das Erz auf das Beſte geſchmolzen ſah und zugleich bemerken konnte, daß die Form ſich füllte. Da halfen ſie mir froh und lebhaft und gehorchten mir, ich aber belebt und half bald da und bald dort und ſagte: O Gott, der Du durch Deiner unendlichen Kraft vom Tode auferſtanden und herrlich gen Himmel gefahren biſt, verſchaffe, daß meine Form ſich auf ein Mal fülle! Darauf kniete ich nieder und betete von Herzen. Dann wendete ich mich zu der Schüſſel, die nicht weit von mir auf einer Bank ſtand, aß und trank mit großem Appetit und ſo auch der ganze Haufen. Dann ging ich froh und geſund zu Bette (es waren zwei Stunden vor Tag) und, als wenn ich nicht das mindeſte Uebel gehabt hätte, war meine Ruhe ſanft und ſüß.

Indeſſen hatte mir jene wackere Magd aus eigenem Antrieb einen guten, fetten Capaun zurechte gemacht; und als ich aufſtand, war es eben Zeit zum Mittageſſen. Sie kam mir freſh entgegen und ſagte: „Iſt Das der Mann, der Todten machte? Ich glaube, Ihr habt das Fieber dieſe Nacht mit Euren Stößen und Tritten vertrieben? Denn als die Krankheit ſah, daß Ihr in Eurer Roſerei und ſo übel mißhandelt, iſt ſie erſchrocken und hat ſich davon gemacht, aus Furcht, es möchte ihr auch ſo gehen.“ So war unter den Meinigen Schrecken und Furcht verſchwunden und wir erhielten uns wieder von ſo ſaurer Arbeit. Ich ſchickte geſchwind, meine zinnernen Teller zu erſetzen, nach Thonwaaren; wir aßen Alle zuſammen fröhlich zu Mittag und ich erinnere mich nicht, in meinem Leben heiterer und mit beſſerem Appetit geſpeiſt zu haben. Nach Tiſche kamen alle Diejenigen, die mir geholfen hatten, erſtaunten

Faust.

So recht!

Mephistopheles.

Doch wird auch was von uns begehrt.

Faust.

Ein Dienst ist wohl des andern werth.

Mephistopheles.

Wir legen nur ein gültig Zeugniß nieder,
Daß ihres Ehherrn ausgereckte Glieder
In Padua an heil'ger Stätte ruhn.

Faust.

Sehr klug! Wir werden erst die Reise machen müssen!

Mephistopheles.

Sancta simplicitas! Darum ist's nicht zu thun;
Bezeugt nur ohne viel zu wissen.

Faust.

Wenn Er nichts bessers hat, so ist der Plan zerrissen.

ſich und dankten Gott für Alles, was begegnet war und ſagten, ſie hätten Sachen geſehen und gelernt, die alle andern Menſchen für unmöglich hielten. Ich war nicht wenig ſtolz und rühmte mich mit manchen Worten über den glücklichen Ausgang; dann bedachte ich das Nöthige, griff in meinen Beutel, bezahlte und beſtechigte ſie alle.

Sogleich ſuchte mein tödtlicher Feind, der abſcheuliche Hausheimeiſter des Herzogs, mit großer Sorgfalt zu erfahren, was Alles begegnet ſei und die Leuten, die ich im Verdacht hatte, als wenn ſie am Gewinnen des Metall's Schuld ſeien, ſagten ihm: ich ſei kein Menſch, ſondern eigentlich ein großer Teufel: denn ich habe Das verrichtet, was der Kunſt unmöglich ſei. Das brachten ſie nebſt vielen andern großen Dingen vor, die ſelbſt für einen böſen Geiſt zu viel geweſen wären. Gewiß ſie nun wahrſcheinlich mehr, als geſchehen war, vielleicht um ſich zu entſchuldigen, erzählten, ſo ſchrieb der Hausheimeiſter geſchwind an den Herzog, der ſich in Piſa befand, noch ſchrecklicher und noch wunderſamer, als Jene erzählt hatten.

Als ich nun zwei Tage mein gegoſſenes Werk hatte verkühlen laſſen, fing ich an, es langſam zu entblößen und fand zuerſt den Kopf der Meduſe, der ſehr gut gekommen war, weil ich die Züge richtig angebracht hatte und weil, wie ich dem Herzog ſagte, die Maſſung aufwärts ging; dann fuhr ich fort, das Uebrige aufzudecken und fand den zweiten Kopf, nämlich den Perſeus, der gleichfalls ſehr gut gekommen war. Hierbei hatte ich Gelegenheit, mich noch mehr zu verwundern; denn wie man ſieht, iſt dieſer Kopf viel niedriger als das Meduſen-Haupt und die Oeffnungen des Werks waren auf dem Kopfe des Perſeus und auf den Schultern angebracht. Nun fand ich, daß gerade auf dem Kopfe des Perſeus das Erz, das in meinem Ofen war, ein Ende hatte, ſo daß nicht das Mindeſte d'rüber ſtand, noch auch Etwas fehlte, worüber ich mich ſehr verwunderte und dieſe ſeltſame Begebenheit für eine Einwirkung und Fügung Gottes halten mußte. So ging das Aufdecken glücklich fort und ich fand Alles auf das Beſte gekommen; und als ich an den Fuß des rechten Schenkels gelangte, fand ich die Ferſe ausgegoſſen, ſowie den Fuß ſelbſt, ſo daß ich mich von einer Seite ergötzte, die Vollendetheit aber mir von der andern Seite unangenehm war, weil ich gegen den Herzog behauptet hatte, der Fuß könne nicht kommen. Da ich aber weiter vorwärtskam, ward ich wieder zufrieden geſtellt; denn die Zehen waren ausgebildet und ein wenig von der andern Hitze des Fußes. Und ob ich gleich dadurch wieder neue Arbeit fand, ſo war ich doch zufrieden, nur damit der Herzog ſehen ſollte, daß ich verſtehe, was ich verſpreche. Und wenn viel mehr von dieſem Fuß gekommen war, als ich geglaubt hatte, ſo war die Urſache, daß viele Dinge zuſammenkamen, die eigentlich nicht in der Ordnung der Kunſt ſind und weil ich auf die Weiſe, wie ich erzählt habe, dem Guß mit den pinernen Aſtern zu Hülfe kommen mußte, eine Art und Weiſe, die von Andern nicht gebraucht wird.

Da ich nun mein Werk ſo ſchön gerathen fand, ging ich geſchwind nach Piſa, um meinen Herzog zu finden, der mich ſo freundlich empfing, als ſich's nur denken läßt; deßgleichen that auch die Herzogin. Und obgleich der Hausheimeiſter ihm die ganze Sache geſchrieben hatte, ſo ſchien es Ihren Excellenzen noch viel erſtaunlicher und wunderſamer, die Geſchichte aus meinem Munde zu hören. Und als ich zuletzt an den Fuß des Perſeus kam, der ſich nicht angefüllt hatte, wie ich ſeiner Excellenz vorausſagte, ſo war er voll Erſtaunen und erzählte der Herzogin, was zwiſchen uns vorgefallen war. Da ich nun ſah, daß ſeine Herrſchaft ſo freundlich gegen mich war, bat ich den Herzog, er möchte mich nach Rom gehen laſſen. Da gab er mir gnädigen Urlaub und ſagte mir: ich möchte bald zurückkommen, ſeinen Perſeus zu endigen. Zugleich gab er mir Empfehlungsſchreiben an ſeinen Geſandten, welcher Averardo Serriſtori hieß. Es war in den erſten Jahren der Regierung Papſt Julius, des Dritten. (1550, 1551.)

Siebentes Capitel.

Ehe ich verreiſte, befahl ich meinen Arbeitern, daß ſie nach der Art, wie ich ihnen gezeigt hatte, am Perſeus fortfahren ſollten. Die Urſache aber, warum ich nach Rom ging, war folgende. Ich hatte das Portrait in Erz von Bindo Altoviti in natürlicher Größe gemacht und es ihm nach Rom geſchickt. Er hatte dieſes Bild in ſein Schreibzimmer geſtellt, das ſehr reich mit Alterthümern und andern ſchönen Dingen verziert war; aber dieſer Ort war weder für Bildhauerarbeit noch für Malerei; denn die Fenſter ſtanden zu tief, die Kunſtwerke hatten ein falſches Licht und zeigten ſich keineswegs auf die günſtige Weiſe, wie ſie bei einer vernünftigen Beleuchtung würden gethan haben. Eines Tages begab ſich's, daß gedachter Bindo an ſeiner Thür ſtand und den Michel Agnolo Buonarroti, ſeinen Vorbeigang, erſuchte: er möchte ihn würdigen, in ſein Haus zu kommen, um ſein Schreibzimmer zu ſehen. Und ſo führte er ihn hinein. Jener, ſobald er ſich umgeſehen hatte, ſagte: „Wer iſt der Meiſter, der Euch ſo gut und mit ſo ſchöner Manier abgebildet

hat? Wisset, daß der Kopf mir gefällt; ich habe ihn besser, als die Antiken hier, obgleich gute Sachen hier zu sehen sind. Stünden die Fenster oben, so würde sich Alles besser zeigen und Euer Bildniß würde sich unter so schönen Kunstwerken viel Ehre machen.

Als Michel Agnolo nach Hause kam, schrieb er mir den gefälligsten Brief, der Folgendes enthielt: „Mein Benvenuto! Ich habe Euch so viele Jahre als den trefflichsten Goldschmied gekannt, von dem wir jemals gewußt hätten und nun werde ich Euch auch für einen solchen Bildhauer halten müssen. Wisset, daß Herr Bindo Altoviti mir sein Portrait von Erz zeigte und sagte, daß es von Eu'rer Hand sei. Ich hatte viel Vergnügen d'ran; nur mußte ich tadeln, daß die Büste in schlechtem Lichte stand. Denn wenn sie vernünftig beleuchtet wäre, so würde sie als das schöne Werk erscheinen, das sie ist."

Diesen Brief, der so liebevoll und so günstig für mich geschrieben war, zeigte ich dem Herzog, der ihn mit viel Zufriedenheit las und sagte: „Benvenuto! wenn Du ihm schreibst, so suche ihn zu bereden, daß er wieder nach Florenz komme; ich will ihn zu einem der Achtundvierzig machen." Darauf schrieb ich ihm einen sehr gefälligen Brief und sagte ihm darin im Namen des Herzogs hundertmal mehr, als mir aufgetragen war. Doch, um nicht zu irren, zeigte ich das Blatt seiner Excellenz, ehe ich siegelte und fragte, ob ich vielleicht zu viel versprochen habe. Er antwortete mir dagegen: „Du hast nach seinem Verdienste geschrieben; gewiß, er verdient mehr, als Du ihm versprochen hast und ich will ihm auch mehr halten." Auf diesen Brief antwortete Michel Agnolo niemals und deßwegen war der Herzog sehr auf ihn erzürnt.

Als ich nun wieder nach Rom kam, wohnte ich im Hause des gedachten Bindo Altoviti, der mir sogleich erzählte, wie er sein Bild von Erz dem Michel Agnolo gezeigt und wie Dieser es außerordentlich gelobt habe; und wir sprachen darüber viel und weitläufig. Nun hatte er von mir zweihundert Goldgulden in Händen, die sich mit unter den fünftausend befanden, welche er unserm Herzog gebracht hatte und zählte mir meinen Theil von Interessen richtig. Das war die Ursache, daß ich sein Bildniß machte. Und als Bindo es von Wachs sah, schickte er mir zum Geschenk fünfzig Goldgulden durch einen seiner Leute, Julian Puccini, einen Mailänder, welches Geld ich nicht nehmen wollte und durch denselben Mann zurückschickte. Dann sagte ich zu gedachtem Bindo: Mir ist's genug, daß Ihr mir nur mein Geld lebendig erhaltet, daß es mir Etwas gewinne.

Nun sah ich aber, daß er gegenwärtig übel gegen mich gesinnt sei. Weil er mich liebzukosen, wie er sonst gewohnt war, zeigte er sich verschlossen gegen mich; und ob ich gleich in seinem Hause wohnte, sah ich ihn doch niemals heiter, sondern immer grämlich. Zuletzt kamen wir mit wenig Worten überein. Ich verlor mein Vermögen an seinem Bildnisse und das Erz dazu; und wir wurden einig, daß ich mein Geld bei ihm auf Leibrenten lassen wollte und er sollte mir, so lang ich lebte, fünfzehn Procent geben.

Vor allen Dingen war ich gegangen, dem Papst den Fuß zu küssen und glaubte, nach der Art, wie er mit mir sprach, würde ich leicht mit ihm übereinkommen; denn ich wäre gern wieder nach Rom gegangen, weil ich in Florenz allzu große Hindernisse fand; aber ich bemerkte bald, daß obgedachter Gesandte gegen mich gewirkt hatte. Dann besuchte ich Michel Agnolo Buonarotti und erinnerte ihn an jenen Brief, den ich ihm von Florenz im Namen des Herzogs geschrieben hatte. Er antwortete mir, daß er bei der Peters-Kirche angestellt sei und deßhalb sich nicht entfernen könne. Ich sagte darauf: da er sich entschlossen habe, das Modell von gedachtem Gebäude zu machen, so könne er nur seinen Urbino da lassen, der vortrefflich Alles befolgen würde, was er ihm befehle; dabei fügte ich noch viele andere Worte und Versprechungen von Seiten des Herzogs. Auf ein Mal faßte er mich in's Auge und sagte mit einem spöttischen Lächeln: „Und Ihr? Wie seid Ihr mit ihm zufrieden?" Ob ich nun gleich darauf versetzte, daß ich äußerst vergnügt sei und sehr wohl behandelt werde, so ließ er mich doch merken, daß er den größten Theil meiner Verdrießlichkeiten kenne und antwortete mir: er werde sich unmöglich lossagen können. Darauf setzte ich hinzu, er würde besser thun, nach Hause in sein Vaterland zu kehren, das von einem gerechten Herrn regiert werde und von einem so großen Liebhaber der Künste, als die Welt niemals gesehen hätte.

Nun hatte er, wie oben gesagt, einen Knaben bei sich, der von Urbino war; Dieser hatte ihm viele Jahre mehr als Knecht und Magd, als auf andere Weise gedient, welches man sehr wohl merken konnte, weil der junge Mensch gar Nichts von der Kunst gelernt hatte. Als ich nun den Michel Agnolo mit so vielen guten Gründen festhielt, daß Der nicht wußte, was er sagen sollte, wendete er sich schnell zu Urbino, als wenn er sagen wolle, was er dazu sage. Da rief dieser Mensch auf seine bäurische Weise und mit lauter Stimme: „Ich lasse nicht von Michel Agnolo, bis ich ihn schinde oder er mich." Ueber diese dummen Reden mußte ich lachen und ohne weiter Abschied zu nehmen, zuckte ich die Schultern, wendete mich und ging.

Da ich nun so schlecht mein Geschäft mit

Bindo Altoviti vollbracht hatte, wobei ich die eherne Büste verlor und ihm mein Geld noch als Leiherente lassen mußte, lernte ich einsehen, von was für einer Art der Kaufleute Treue und Glauben sei und kehrte verdrießlich wieder nach Florenz zurück. Ich fragte nach seiner Excellenz, dem Herzog, der eben im Castell an der Brücke zu Mitredi war. Im Palast zu Florenz fand ich Herrn Peter Franciscus Ricci, den Haushofmeister; und als ich mich ihm nähern wollte, um ihm nach Gewohnheit mein Compliment zu machen, sagte er mit unmäßiger Verwunderung: „Wie, Du bist zurückgekommen?" Darauf schlug er in die Hände und sagte, noch immer voll Erstaunen: „Der Herzog ist zu Castello." Er wendete mir darauf den Rücken und ging und ich konnte nicht begreifen, warum die Bestie sich so geberdete. Sogleich ging ich nach Castell; und als ich in den Garten kam, wo der Herzog war, sah ich ihn in einiger Entfernung. Er machte gleichfalls ein Zeichen der Verwunderung und gab mir zu verstehen, daß ich mich wegbegeben sollte. Ich, der ich gedacht hatte, Seine Excellenz sollten mich so freundlich, ja noch freundlicher empfangen, als sie mich entlassen hatten, mußte nun so ein wunderliches Betragen sehen, kehrte sehr verdrießlich nach Florenz zurück und suchte meine Werke mit Fleiß zu vollenden.

Da ich mir nun nicht denken konnte, was zu so einem Betragen hätte Anlaß geben können und dabei auf die Art merkte, womit Herr Sforza und die Uebrigen, welche zunächst um den Herzog waren, mir begegneten, kam mir die Lust an, Herrn Sforza selbst zu fragen, was Dies denn eigentlich bedeuten sollte. Er sagte darauf lachend zu mir: „Benvenuto, bleibe ein wack'rer Mann und bekümmere Dich um weiter Nichts." Erst viele Tage hernach hatte er die Gefälligkeit, mir mit dem Herzog eine Unterredung zu verschaffen, der auf eine trübe Weise freundlich war und mich fragte, was man in Rom mache. Ich fing, so gut ich wußte, meine Erzählung an, sprach von dem ehernen Kopf, den ich für Bindo Altoviti gemacht hatte und Dem, was daraus gefolgt. Dabei konnte ich bemerken, daß er mir mit großer Aufmerksamkeit zuhörte. Gleichfalls sagte ich ihm Alles wegen Michel Agnolo Buonarotti, worüber er sich ein wenig verdrießlich zeigte. Doch lachte er wieder sehr über die Worte des Urbino und über die Schinderei, von der dieser Bursche gesprochen hatte; allein er sagte zu allem Dem Nichts weiter, als: „Es ist sein eigener Schade!" Ich aber neigte mich und ging. Gewiß hatte der Haushofmeister wieder etwas Böses gegen mich aufgebracht, das ihm aber nicht gelang, wie denn Gott immer ein Freund der Wahrheit ist und mich aus so mancherlei Gefahren bis zu diesem meinem Alter errettet hat und mich erretten wird bis an's Ende meines Lebens, durch dessen Mühseligkeiten ich allein mit Beihülfe seiner Kraft muthig hindurchgehe, und weder die Wuth des Glücks noch ungünstige Sterne befürchte, so lange mir Gott seine Gnade erhält.

Nun aber vernimm, gefälliger Leser, einen schrecklichen Vorfall. Mit aller möglichen Sorgfalt befliß ich mich, mein Werk zu Ende zu bringen und ging Abends in die Garderobe des Herzogs, den Goldschmieden zu helfen, die für Seine Excellenz arbeiteten; und fast alle ihre Werke waren nach meinen Zeichnungen. Der Herzog sah gern der Arbeit zu und hatte Vergnügen, mit mir zu sprechen; deßwegen ging ich auch manchmal am Tage hin. Einmal unter Andern war ich auch in gedachter Garderobe; der Herzog kam nach seiner Gewohnheit und besonders da er wußte, daß ich zugegen sei. Sogleich fing er an, mit mir zu sprechen und ich hatte ihm dieß Mal so wohl gefallen, daß er sich mit freundlicher als jemals zeigte. Da kam einer von seinen Secretären eilig und sagte ihm Etwas in's Ohr; vielleicht Sachen von der größten Wichtigkeit. Der Herzog stand auf und sie gingen zusammen in ein anderes Zimmer. Indessen hatte die Herzogin geschickt, um zu sehen, was Seine Excellenz mache. Der Page sagte zu ihr: „Er spricht und lacht mit Benvenuto und ist sehr wohl aufgeräumt." Sogleich kam die Herzogin selbst in die Garderobe; und als sie den Herzog nicht fand, setzte sie sich zu uns. Und als sie uns eine Weile zugesehen hatte, wendete sie sich mit großer Freundlichkeit zu mir und zeigte mir einen Schmuck von großen Perlen, der wirklich sehr selten war und fragte mich, was ich davon hielte. Ich lobte ihr ihn. Darauf sagte sie: „Ich will, daß mir sie der Herzog kauft; darum, mein Benvenuto, lobe sie ihm, soviel Du kannst. Darauf versetzte ich mit aller Bescheidenheit und Aufrichtigkeit: Ich dächte, dieser Schmuck gehöre schon Ew. Excellenz; und da verlangt es die Vernunft, von den Dingen, die Ihnen gehören, nicht mit Tadel zu sprechen; jetzt aber muß ich sagen, daß ich vermöge meiner Profession viele Fehler an diesen Perlen wahrnehme und deßwegen nicht rathen wollte, daß Ew. Excellenz sie kaufte. Darauf sagte sie: „Der Kaufmann gibt mir sie für sechstausend Scudi; wenn sie ohne Mängel wären, würden sie zwölftausend werth sein. Darauf versetzte ich: Wäre dieser Schmuck auch von unendlicher Güte, so würde ich doch Niemanden rathen, mehr als fünftausend Scudi dafür zu geben; denn Perlen sind keine Juwelen, sie werden mit der Zeit geringer; aber ein Edelstein altert nicht und den hält man kostbar. Darauf sagte die Herzogin ein wenig verdrießlich: „Ich will

aber dieſe Perlen! Lobe ſie dem Herzog, ich bitte Dich d'rum: und wenn Du ja zu lügen glaubſt, ſo thue es, mir zu dienen, es ſoll Dein Vortheil ſein." Ein ſolcher Auftrag war mir, als einem beſtändigen Freunde der Wahrheit und Feinde der Lügen, höchſt beſchwerlich. Aber um die Gnade einer ſo großen Prinzeſſinn nicht zu verlieren, fand ich mich doch in die Nothwendigkeit verſetzt. Ich ging daher mit dieſen verfluchten Perlen in das Zimmer, wo ſich der Herzog befand, der, als er mich ſah, zu mir ſagte: „Benvenuto, was willſt Du?" Ich deckte den Schmuck auf und verſetzte: Ich komme, Euch einen Schmuck von den ſchönſten Perlen zu zeigen! Und als ich ſie noch ſehr gelobt hatte, ſetzte ich hinzu: Deßhalb ſollten Ihr ſie kaufen! Darauf ſagte der Herzog: „Ich kaufe ſie nicht, weil ſie nicht von unendlicher Güte ſind." Ich aber verſetzte: „Verzeiht; denn ſie übertreffen andere Perlen ſehr an Schönheit.

Die Herzoginn ſtand hinten und mußte gehört haben, was ich ſagte, ſowie meine unendliche Lobeserhebung. Der Herzog wendete ſich freundlich zu mir und ſagte: „Benvenuto! ich weiß, daß Du die Sache recht gut verſtehſt; und wenn die Perlen von ſolcher Schönheit wären, ſo würde ich ſie gern kaufen, ſowohl um die Herzoginn zufrieden zu ſtellen, als auch um ſie zu beſitzen. Da ich nun einmal angefangen hatte, zu lügen, ſahe ich fort und widerſprach Allem, was der Herzog ſagte, indem ich mich auf ſeine Gemahlinn verließ, daß ſie mir zur rechten Zeit beiſtehen ſollte. Ja, ſie hatte mir ſogar merken laſſen, daß ich zweihundert Scudi haben ſollte; ich hätte aber Nichts genommen, damit man nicht glauben möchte, ich habe es aus Eigennutz gethan. Der Herzog fing wieder an und ſagte: ich verſtände mich recht gut darauf und wenn ich der rechtſchaffene Mann wäre, wie er überzeugt ſei, ſo ſollte ich ihm die Wahrheit ſagen. Da wurden mir die Augen roth und feucht von Thränen und ich ſagte: Gnädiger Herr! Wenn ich Ew. Excellenz die Wahrheit ſage, ſo wird die Herzoginn meine Todfeindinn und ich bin genöthigt, mit Gott davon zu gehen und die Ehre meines Perſeus, die ich unſerer herrlichen Schule verſprochen habe, wird von meinen Feinden verkümmert werden; darum empfehle ich mich dem Schutze Ew. Excellenz. Der Herzog ſah wohl ein, daß ich Alles nur aus Zwang gethan hatte, verſetzte: „Wenn Du mir traueſt, ſo ſage für Nichts weiter." Darauf ſagte ich: Wie iſt es möglich, daß die Herzoginn Nichts erfahre? Er verdoppelte ſeine Zuſicherung und ſagte: „Rechne, daß Du Deine Worte in ein Diamanten-Käſtchen vergraben haſt." Darauf ſagte ich ihm, wie ich's verſtand und daß ſie nicht mehr als zweitauſend Scudi werth ſeien.

Als die Herzoginn hörte, daß wir ſtill wurden (denn wir redeten ziemlich leiſe), kam ſie hervor und ſagte: „Mein Herr, habt die Gnade und kauft mir den Schmuck Perlen; denn ich habe große Luſt dazu und Euer Benvenuto wird Euch geſagt haben, daß er nie einen ſchönern geſehen hat." Darauf verſetzte der Herzog: „Ich will ihn nicht kaufen." Sie verſetzte: „Warum will Ew. Excellenz mir den Gefallen nicht thun und dieſe Perlen anſchaffen?" Er antwortete: „Weil ich nicht Luſt habe, mein Geld wegzuwerfen." „Wie," ſagte die Herzoginn von Nevers; „warum Geld wegwerfen, wenn Euer Benvenuto, auf den Ihr mit Recht ſo viel Vertrauen habt, mir verſichert, daß über dreitauſend Scudi noch ein wohlfeiler Preis iſt?" Darauf ſagte der Herzog: „Signora! Mein Benvenuto hat mir geſagt: daß ich, wenn ich ſie kaufe, mein Geld wegwerfe; denn dieſe Perlen ſind weder rund noch gleich und es ſind auch genug alte darunter. Und daß Das wahr iſt, ſo ſeht nur dieſe, ſehet jene, ſehet hier, ſehet da! Das iſt keine Waare für mich." Auf dieſe Worte ſah mich die Herzoginn mit zornigem Blick an, drohte mir mit dem Haupt und ging weg, ſo daß ich veranlaßt war, mit Gott wegzugehen und mich aus Italien zu verlieren. Weil aber mein Perſeus beinahe geendigt war, ſo wollte ich doch nicht verfehlen, ihn aufzuſtellen.

Nun bedenke ein Jeder, in welcher großen Noth ich mich befand! Der Herzog hatte ſeinen Thürhütern in meiner Gegenwart befohlen: ſie ſollten mich immer durch die Zimmer laſſen, wo ſich Seine Excellenz befinde; und die Herzoginn hatte Ebendenſelbigen aufgegeben, ſo oft ich in den Palaſt käme, ſollten ſie mich wegjagen. Wenn ſie mich nun ſahen, verließen ſie ihren Poſten und jagten mich weg; ſie nahmen ſich aber wohl in Acht, daß es der Herzog nicht gewahr wurde, ſo daß, wenn er mich eher als dieſe Schelmen erblickte, er mir entweder zurief oder mir winkte, daß ich hereinkommen ſollte.

Indeſſen hatte die Herzoginn den Bernardone gerufen, über deſſen Feigheit und Schlechtigkeit ſie ſich gegen mich ſo ſehr beklagt hatte und empfahl ihm, ſo wie vormals mir, die Sache. Er antwortete: „Gnädige Frau! Laßt mich nur gewähren!" Darauf zeigte ſich der Schelm vor dem Herzog mit dem Schmuck in der Hand. Der Herzog, ſobald er ihn erblickte, ſagte: er ſolle ſich wegkehren! Der Schelm ſagte darauf mit einer höflichen Stimme, die ihm durch ſeine Eitelkeit klang: „O, gnädiger Herr! Kaufet doch den Schmuck der armen Dame, die vor Verlangen darnach ſtirbt und ohne denſelben nicht leben kann." Da er nun noch andere ſeiner

dammen Worte hinzufügte, ward er dem Herzog zur Laſt, der zu ihm ſagte: „Entweder Du gehſt, oder Du kriegſt Ohrfeigen.“ Dieſer Lumpenhund wußte ſehr gut, was er that; denn ihm war wohl bekannt, daß er auf dem Wege der Ohrfeigen und Unverſchämtheiten die Einwilligung zum Handel vom Herzog erhalten und ſich die Gnade der Herzogina, zugleich mit einer guten Proviſion, erwerben könne, die einige hundert Scudi betrug. Und ſo blies er aus Poſſen die Backen auf und der Herzog gab ihm einige tüchtige Maulſchellen, um ihn loszuwerden und zwar ein Bißchen derber, als er pflegte. So tüchtig getroffen, wurden die häßlichen Wangen roth und die Thränen kamen ihm aus den Augen und ſo fing er an: „Ach, gnädiger Herr! Ein treuer Diener, der Gutes zu thun ſucht, wird alle Art von Uebel ertragen, wenn nur die arme Dame zufrieden geſtellt wird.“ Hierüber wurde der Menſch dem Herzog äußerſt zur Laſt; und ſowohl wegen der Ohrfeigen als wegen der Liebe zur Herzogina, die Seine Excellenz immer zu befriedigen wünſchte, ſagte er ſogleich: „Hebe Dich weg! Gott möge Dich ſchonen! Gehe und mache den Handel. Ich bin Alles zufrieden, was meine Gemahlinn wünſcht.“

Da ſehe man nun die Wuth des böſen Glückes gegen einen armen Mann und die ſchändliche Gunſt des guten Glückes gegen eine nichtswürdige Perſon! Ich wollte die ganze Gnade der Herzogina und dadurch auch nach und nach die Gnade des Herzogs; Jener dagegen gewann ſich die große Proviſion und ihre Gnade. Soll es nicht genug ein, ehrlicher und tugendhafter Mann zu ſein, wenn das Glück uns übel will.

Achtes Capitel.

In der Zeit entſtand der Krieg von Siena und der Herzog, der Florenz befeſtigen wollte, vertheilte die Thore unter geſchickte Bildhauer und Baukünſtler. Mir theilte man das Thor al Prato zu und das Thürchen am Arno, das nach den Mühlen gehet; dem Cavalier Bandinell das Thor bei S. Friano; Paſqualino von Ancona ward bei dem Thor St. Pier Gattolini angeſtellt; Julian von Baccio d'Agnolo, der Zimmermeiſter, bei St. Georg; Particino, der Zimmermeiſter, bei St. Nicolas; Franciscus von St. Gallo, der Bildhauer, Margolla genannt, bei'm Kreuze und Johann Baptiſta, Taſſo genannt, bei dem Thore Pinti. Und ſo wurden andere Baſtionen und Thore andern Ingenieuren übergeben, deren ich mich nicht erinnere und die auch auf meine Geſchichte keinen Einfluß haben.

Der Herzog, der wirklich immer die beſten Einſichten zeigte, ging ſelbſt um die Stadt; und da Seine Excellenz Alles wohl überlegt und ſich entſchloſſen hatte, rief er Lactantio Gorini, ſeinen Lehrer, der ſich auch ein wenig mit dieſer Profeſſion abgab und ließ ihn alle die Art und Weiſe zeichnen, wie die Stadt und gedachte Thore befeſtigt werden ſollten und ſchickte einem Jeden ſein gezeichnetes Thor.

Da ich nun diejenigen Riſſe betrachtete, die man mir zugeſchickt hatte, ſchien es mir, daß ſie keineswegs nach den Umſtänden eingerichtet, ſondern äußerſt fehlerhaft wären. Sogleich eilte ich, mit der Zeichnung in der Hand, meinen Herzog aufzuſuchen; und als ich Seiner Excellenz die Mängel dieſer Arbeit zeigen wollte, hatte ich kaum zu reden angefangen, als der Herzog ſich ergrimmt zu mir wendete und ſagte: „Wenn die Rede iſt, wie man treffliche Figuren machen ſoll, ſo will ich Dir nachgeben; aber in dieſer Kunſt mußt Du mir gehorchen. D'rum befolge die Zeichnung, die ich Dir gegeben habe.“ Auf dieſe kurzen Worte antwortete ich ſo gelind, als ich in der Welt nur wußte und ſagte: Gnädiger Herr, auch die gute Art, Figuren zu machen, habe ich von Ew. Excellenz gelernt; denn wir haben immer ein wenig darüber geſtritten. Nun iſt die Rede von der Befeſtigung Ew'rer Stadt, einer Sache von viel größerer Bedeutung, als Figuren zu machen. Deßhalb bitte ich Ew. Excellenz, mich anzuhören; und wenn ich ſo mit Ihnen ſpreche, werden Sie mir die Art und Weiſe zeigen, wie ich Ihnen zu dienen habe. Dieſe meine gefälligen Worte nahm der Herzog ſehr gütig auf und fing an, mit mir über die Sache zu diſputiren; ich zeigte ſodann mit lebhaften und deutlichen Gründen, daß die Art, die man mir vorgeſchrieben hatte, nicht gut ſei. Darauf ſagte der Herzog: „Nun gehe und mache ſelbſt eine Zeichnung, und ich will ſehen, ob ſie mir gefällt.“ So machte ich ein Paar Zeichnungen von der wahren Art, wie die beiden Thore befeſtigt werden mußten und brachte ſie ihm. Er unterſchied das Wahre vom Falſchen und ſagte mir ſehr freundlich: „Nun gehe und mach' es nach Deiner Art; ich bin es zufrieden.“ Da fing ich denn mit großer Sorgfalt an.

Die Wache des Thors al Prato hatte ein Lombardiſcher Capitän von ſchrecklicher, barſcher Geſtalt und von gemeinen Redensarten. Dabei war er eingebildet und äußerſt unwiſſend. Dieſer fragte mich ſogleich: was ich machen wollte. Darauf ließ ich ihn gefällig meine Zeichnungen ſehen und mit der äußerſten Mühe erklärte ich ihm die Art, nach der ich verfahren wollte. Nun ſchüttelte die Beſtie den Kopf, wendete ſich da und dort hin, trat von einem Bein auf's andere, wickelte ſeinen ungeheuren Knebelbart, ſtrich ſich am Kinn, zog die Mütze über die Augen

und ſagte nur immer: „Zum Henker, ich verſtehe das Alles nicht!“ Verdrießlich über dieſe Beſtie, ſagte ich: So laßt es mich machen, der ich's verſtehe; dabei wendete ich ihm den Rücken, das er höchſt übel nahm und ſagte: „Du willſt gewiß, daß ich mit Dir auf's Blut rechten ſoll.“ Ich wendete mich erzürnt herum und ſagte: Es ſollte mir lieber ſein, mit Dir als mit der Baſtion zu thun zu haben. Sogleich legten wir Hand an die Degen; wir hatten ſie aber nicht einmal ganz gezogen, als ſich viele wackere Leute von unſern Florentinern und andern Hofleuten dazwiſchen legten. Der große Theil ſchalt ihn aus und ſagte: er habe unrecht; ich ſei ein Mann, es mit ihm aufzunehmen; und wenn es der Herzog erführe, ſollte es ihm übel bekommen. Nun bekümmerte er ſich um ſeine Geſchäfte und ich fing meine Baſtion an. Als ich nun die gehörige Anſtalt getroffen hatte, ging ich zu dem kleinen Thor am Arno, wo ich einen Capitän von Erfurt fand, den artigſten Mann, den ich jemals von dieſer Profeſſion gekannt hatte. Aeußerlich zeigte er ſich wie ein zierliches Mädchen und im Nothfalle war er einer der bravſten und tödtlichſten Menſchen, die man ſich denken kann. Dieſer Edelmann beobachtete mich ſogenau, daß er mir oft Nachdenken erregte; er wünſchte meine Arbeit zu verſtehen und ich zeigte ihm Alles auf's Gefälligſte. Genug, wir wetteiferten, wer ſich gegen den Andern freundlicher bezeigen könne, ſo daß ich dieſe Baſtion weit beſſer als jene zu Stande brachte.

Als ich mit meinen Feſtungswerken fertig war, hatten die Völker des Herrn Peter Strozzi im Lande geſtreift und das ganze Gebiet von Prato war ſo in Furcht geſetzt, daß Alles ausräumte und flüchtete. Nun kamen ſie mit allen ihren Karren herbei und Jeder fuhr ſeine Habe in die Stadt; ein Wagen berührte den andern und es war eine unendliche Menge. Da ich nun ſolche Unordnung ſah, ſagte ich zur Thorwache: ſie ſollten Acht haben, daß unter dem Thore nicht das Unglück begegne, wie in Turin, wo das Fallgatter, als man es brauchen wollte, von einem ſolchen Wagen in die Höhe gehalten wurde und ſeinen Dienſt nicht leiſten konnte. Als das Ungeheuer von Capitän dieſe meine Worte hörte, wendete er ſich mit Schimpfreden gegen mich, die ich ihm ſogleich zurückgab, ſo daß es zwiſchen uns hätte ſchlimmer als vorher werden können, doch trennte man uns wieder. Da ich nun meine Baſtion vollendet hatte, erhielt ich unerwartet vieles Geld, mit dem ich mir wieder aufhalf und mich wieder an die Arbeit begab, um meinen Perſeus zu vollenden.

In dieſen Tagen hatte man einige Alterthümer in der Gegend von Arezzo ausgegraben, worunter ſich auch die Chimäre befand, nämlich der eherne Löwe, den man in den nächſten Zimmern am großen Saal des Palaſtes noch ſehen kann; und zugleich hatte man viele kleine Statuen von Erz gefunden, die ganz mit Erde und Roſt bedeckt waren und einer jeden fehlte entweder der Kopf, die Hände oder die Füße. Der Herzog hatte Vergnügen, ſie ſelbſt mit gewiſſen Grabſtichein rein zu machen und einſt, als ich mit Seiner Excellenz ſprach, reichte er mir einen Hammer, womit ich auf die Meiſelchen, die er in der Hand hielt, ſchlug, ſo daß die Figuren von Erde und Roſt gereinigt wurden. So vergingen einige Abende und der Herzog veranlaßte mich, daß ich die fehlenden Glieder wieder herſtellte. Und da er ſoviel Vergnügen an dem wenigen Meiſeln hatte, ſo ließ er mich auch des Tages arbeiten; und wenn ich mich verſpätete, ſo mußte ich gerufen werden. Oefters gab ich Seiner Excellenz zu verſtehen, daß ich mich von meinem Perſeus abzöge und daß daraus gar manches Unangenehme entſtehen könnte. Endlich fürchtete ich, daß die lange Zeit, die ich zu meinem Werke brauchte, zuletzt Seiner Excellenz verdrießlich fallen möchte, wie es denn auch wirklich nachher geſchah; das Andere war, daß meine Arbeiter, wenn ich mich nicht gegenwärtig befand, mir theils mein Werk verderben, theils ſo wenig als möglich arbeiteten. Darauf begnügte ſich der Herzog, daß ich nur bei'm Einbruche der Nacht in den Palaſt kommen ſollte. Seine Excellenz war äußerſt ſanft und gütig gegen mich geworden und jeden Abend, den ich zu ihm kam, nahmen die Liebkoſungen zu.

In dieſen Tagen baute man an jenen neuen Zimmern gegen die Löwen, ſo daß Seine Excellenz, um abgeſondert zu ſein, ſich in den neuen Gemächern eine kleine Wohnung einrichten ließ; mir aber hatte er befohlen: ich ſollte durch ſeine Garderobe kommen, da ich denn heimlich über die Gallerie des großen Saals ging und durch gewiſſe Schlupflöcher zu jenem Gemach gelangte. Wenige Tage darauf brachte mich die Herzogin um dieſe Zugänge und ließ alle dieſe Thüren verſchließen, ſo daß ich alle Abende, wenn ich in den Palaſt kam, eine Weile warten mußte, weil ſie ſich ſelbſt in dieſen Vorzimmern befand, wo man vor ihrer Bequemlichkeit vorbei mußte. Und weil ſie nicht wohl war, ſo kam ich niemals, ohne ſie zu ſtören. Nun warf ſie deßwegen und wegen der ſchon bekannten Urſache den äußerſten Groll auf mich und konnte mich auf keine Weiſe weder ſehen noch leiden. Doch mit aller dieſer großen Noth und dieſem unendlichen Verdruß fuhr ich gelaſſen fort, hinzugehen. Der Herzog hatte ausdrücklich befohlen, daß man mir, wenn ich an die Thür pochte, ſogleich aufmachen ſollte; und ſo ließen ſie mich,

ohne mit Etwas weiter zu ſagen, durch alle Zimmer. Nun begegnete es manchmal, wenn ich ruhig und unerwartet durchging, daß ich die Herzoginn bei ihrer Bequemlichkeit fand, die ſich denn mit einem ſo wüthenden Zorne gegen mich herausließ, daß ich mich entſetzte. Sie ſagte mir immer: „Wann wirſt Du denn einmal mit den kleinen Figuren fertig ſein? Dein Kommen wird mir allzu läſſig.“ Darauf antwortete ich mit der größten Gelaſſenheit: Gnädige Frau und einzige Gönnerinn! Ich verlange Nichts mehr, als Ihnen mit Treue und äußerſtem Gehorſam zu dienen. Die Werke, die mir der Herzog befohlen hat, werden mehrere Monate brauchen. Wenn aber Ew. Excellenz nicht will, daß ich mehr hierher kommen ſoll, ſo werde ich auch nicht kommen, es rufe mich, wer will. Und wenn der Herzog zu mir ſchickt, ſo will ich ſagen, daß ich krank bin und Sie ſollen mich auf keine Weiſe hier wiederſehen. Darauf verſetzte ſie: „Ich ſage nicht, daß Du dem Herzog nicht gehorchen ſollſt; aber mir ſcheint, daß Deine Arbeit kein Ende nehmen wird.“ Mochte nun der Herzog hiervon Etwas gemerkt haben oder auf andere Weiſe veranlaßt worden ſein: genug, wenn vierundzwanzig Uhr herbeikam, ſo ließ er mich rufen und der Bote ſagte jedesmal: „Verfehle nicht zu kommen; der Herzog erwartet Dich; und ſo fuhr ich fort, mit eben denſelben Schwierigkeiten mehrere Abende hinzugehen. Ein Mal unter andern, als ich nach meiner Gewohnheit hereintrat, ſprach der Herzog wahrſcheinlich von geheimen Dingen mit ſeiner Gemahlinn und wendete ſich mit heftigem Zorne gegen mich, darüber ich, einiger Maßen erſchreckt, eilig zurückgehen wollte. Er aber ſagte ſchnell zu mir: „Komm herein, mein Benvenuto! Gehe an Deine Arbeit und ich werde bald bei Dir ſein.“ Indeſſen ich vorbeiging, nahm mich Prinz Grazia, ein Kind von neun Jahren, bei der Jacke und trieb ſo artige Scherze, als ein ſolches Kind nur machen kann. Der Herzog verwunderte ſich darüber und ſagte: „Was iſt Das für eine unmuthige Freundſchaft, die meine Kinder zu Dir haben?“

Indeſſen ich nun an dieſen Kleinigkeiten arbeitete, waren die Prinzen Don Giovanni, Don Francko und Don Grazia den ganzen Abend um mich herum und lachten mich, ohne daß es der Herzog ſah; ich aber bat ſie, ruhig zu ſein. Sie antworteten: „Wir können nicht!“ Und ich verſetzte: Was man nicht kann, will man auch nicht; d'rum laßt mich ruhen. Darüber fingen der Herzog und die Herzoginn an laut zu lachen.

Einen andern Abend, als ich jene vier Figuren von Erz fertig hatte, die an der Baſe des Perſeus angebracht ſind, nämlich Jupiter, Mercur, Minerva und Danae, Mutter des Perſeus mit ihrem kleinen Knaben zu Füßen, hatte ich ſie zuſammen in gedachtes Zimmer bringen laſſen, wo ich Abends arbeitete und ſie in eine Reihe, ein wenig höher als das Auge geſtellt, wo ſie ſich wirklich ſehr gut ausnahmen. Der Herzog, der es gehört hatte, kam etwas früher als gewöhnlich, und weil die Perſon, die ihm die Nachricht brachte, dieſe Arbeiten über Verdienſt gerühmt und geſagt hatte: ſie ſeien beſſer als die alten und mehr ſolche Dinge, ſo kam nun der Herzog und die Herzoginn und ſprach mit Zufriedenheit von meinen Werken. Ich aber ſtand geſchwind auf und ging ihm entgegen. Er hob darauf nach ſeiner fürſtlichen und edeln Art die rechte Hand auf, worin er eine Birn' hielt, ſo groß und ſchön, als man ſie nur ſehen kann und ſagte dabei: „Nimm hier, mein Benvenuto, und bringe dieſe Birn' in den Garten Deines Hauſes.“ Darauf antwortete ich gefällig: O gnädiger Herr! Iſt es Ihr Ernſt, daß ich die Birn' in den Garten meines Hauſes legen ſoll? Der Herzog ſagte von Neuem: „In den Garten des Hauſes, das Dein iſt. Verſtehſt Du mich recht?“ Darauf dankte ich Seiner Excellenz und der Herzoginn mit den beſten Ceremonien, die ich nur in der Welt zu machen wußte. Dann ſetzten ſie ſich gegen die Figuren über und ſprachen über zwei Stunden von Nichts als von denſelben, ſo daß die Herzoginn ein unmäßiges Verlangen darnach empfand und zu mir ſagte: „Ich will nicht, daß Du dieſe ſchönen Figuren da unten auf dem Platz verſchwendeſt, wo ſie in Gefahr kämen, verdorben zu werden; vielmehr ſollſt Du ſie mir in einem meiner Zimmer anbringen, wo ich ſie auf's Beſte will halten laſſen, wie ihre ſeltne Tugend verdient.“ Gegen dieſe Worte ſetzte ich mich mit unendlichen Gründen; weil ich aber ſah, wie feſt ſie entſchloſſen war, daß ich die Figuren nicht an die Baſe, wo ſie ſich jetzo befinden, aufſtellen ſollte, ſo wartete ich den andern Tag ab und ging um zweiundzwanzig in den Palaſt. Und als ich fand, daß der Herzog mit der Herzoginn ausgeritten waren, ließ ich die Figuren hinuntertragen; und weil ich an der Baſe ſchon Alles zurechte gemacht hatte, ſo befeſtigte ich ſie ſogleich ein, wie ſie bleiben ſollten. Als die Herzoginn es hörte, wurde ſie ſo zornig, daß ſie mir, wenn ihr Gemahl nicht geweſen wäre, gewiß vieles Uebel zugefügt hätte. Nun kam dieſer Verdruß noch zu jenem wegen der Perlen und ſie wirkte ſo viel, daß der Herzog ſein wenigſtes Vergnügen aufgab. Ich kam alle Abends nicht mehr hin; denn ich fand alle die vorigen Schwierigkeiten, wenn ich in den Palaſt wollte.

Ich wohnte nun, wo ich meinen Perſeus ſchon

hingebracht hatte und arbeitete an ſeiner Vollendung unter allen den Hinderniſſen, deren ich ſchon erwähnt habe, das heißt, ohne Geld und unter ſo vielen andern Verfällen, deren Hälfte ſchon einen Mann von Diamant zur Verzweiflung gebracht hätte. Als der Herzog vernahm, daß ich den Perſeus ſchon als geendigt zeigen konnte, kam er einen Tag, das Werk zu ſehen und gab auf eine deutliche Art zu erkennen, daß es ihm außerordentlich gefalle. Darauf wendete er ſich zu gewiſſen Herren, die mit ihm waren und ſagte: „Ob uns gleich dieſes Werk ſehr ſchön verkömmt, ſo muß es auch dem Volke gefallen. Deßwegen, mein Benvenuto, ehe Du die letzte Hand anlegſt, wünſchte ich, daß Du mir zu Liebe dieſe vordere Thüre nach meinem Platze zu öffneteſt, um zu ſehen, was das Volk dazu ſagt; denn es iſt keine Frage, daß es ein Unterſchied ſein muß, es frei oder in einer ſolchen Enge zu ſehen und es wird ſich gewiß anders als gegenwärtig zeigen.“ Auf dieſe Worte ſagte ich demüthig zu Seiner Excellenz: Es wird gewiß um die Hälfte beſſer ausſehen. Erinnern ſich Ew. Excellenz nicht, es in dem Garten meines Hauſes geſehen zu haben, wo es ſich ſo gut zeigte. Ja ſogar Bandinello, der es daſelbſt ſah, war genöthigt, ungeachtet ſeiner böſen Natur, Gutes davon zu reden, er, der ſein ganzes Leben lang von Niemanden Gutes geſprochen hat; und ich fürchte, Ew. Excellenz trauen ihm zu viel.

Darauf ſagte der Herzog ein wenig verdrießlich, aber mit gefälligen Worten: „Thue es, mein Benvenuto, zu meiner geringen Genugthuung.“

Als er weg war, machte ich mich daran, die Statue aufzudecken; weil aber ein wenig Gold fehlte, und ein gewiſſer Firniß und andere Kleinigkeiten, die zu Vollendung eines Werks gehören, murmelte ich verdrießlich, ſchalt und betrübte mich und verwünſchte den verfluchten Tag, der mich veranlaßt hatte, nach Florenz zu gehen. Denn ich ſah freilich den großen Verluſt, den ich mir zugezogen hatte, indem ich Frankreich verließ, und ſah und wußte noch nicht, was ich Gutes von meinem Herrn in Florenz erwarten ſollte. Denn Alles, was ich von Anfang bis zur Mitte und bis zum Ende gethan hatte, war Alles zu meinem größten Schaden geſchehen. Und ſo mit größtem Verdruße deckte ich die Bildſäule des folgenden Tages auf.

Nun gefiel es Gott, daß, ſobald als ſie geſehen wurde, ſich ein unmäßiges Geſchrei zum Lobe des Werks erhub, wobei ich mich ein wenig getröſtet fühlte. Die Leute hörten nicht auf, immerfort Sonette an die Thürgewände anzuheften, wodurch gleichſam ein feſtliches Anſehen entſtand. Indeſſen ſuchte ich das Werk zu vollenden und arbeitete an demſelben Tag daran, an welchem es mehrere Stunden aufgedeckt blieb, und mehr als zwanzig Sonette und griechiſche Verſe; denn eben waren Ferien auf der Univerſität Piſa, und alle die vortrefflichſten Lehrer und Schüler bemühten ſich um die Wette. Was mir aber das größte Vergnügen machte und mir die größte Hoffnung wegen der Geſinnung des Herzogs gab, war, daß die von der Kunſt, nämlich Maler und Bildhauer, gleichfalls wetteiferten, wer das meiſte Gute davon ſagen könnte, und unter Andern der geſchickte Maler Jacob von Ponterme. Am Höchſten aber ſchätzte ich das Lob des trefflichen Bronzino, des Malers, dem es nicht genug war, verſchiedene Gedichte öffentlich anheften zu laſſen, ſondern der mir derſelben auch noch in's Haus ſchickte, worin er ſoviel Gutes auf ſeine ſeltene und angenehme Weiſe ſagte, daß ich mich wieder einiger Maßen beruhigte. Und ſo hatte ich das Werk wieder bedeckt und ſuchte es mit allem Fleiß zu vollenden.

Als mein Herzog die Gunſt erfuhr, welche mir die treffliche Schule bei dieſem kurzen Anblick erzeigt hatte, ſagte er: „Ich freue mich, daß Benvenuto dieſe kleine Zufriedenheit gehabt hat; ſo wird er deſto geſchwinder die Arbeit vollenden: aber er denke nur nicht, wenn ſie ganz aufgedeckt iſt, daß die Leute noch immer auf gleiche Weiſe ſprechen werden. Es werden dann auch alle Fehler, die daran ſind, aufgedeckt ſein; und man wird andere, die nicht daran ſind, hinzuthun: ſo mag er ſich mit Geduld waffnen.“ An dieſen Reden war Bandinell Schuld; denn er hatte bei dieſer Gelegenheit die Werke des Andrea del Verrocchio angeführt, der den ſchönen Chriſtus und St. Thomas von Erz gemacht hatte, den man an der Façade Orſanmichele ſieht, und noch andere Werke, ſogar den verwunderungswürdigen David des göttlichen Michel Agnolo Buonarotti, von dem er auch behauptete, er zeige ſich nur von vorn gut. Dann ſprach er von ſeinem Herculeß und ſeinen unendlichen Sonetten, die daran geheftet wurden, und ſprach alles Uebel vom Volk. Der Herzog hatte ihn zu dieſen Reden veranlaßt und glaubte wirklich, die Sache werde auch ſo ablaufen; denn der nordiſche Bandinell hörte nicht auf, Uebels zu reden. So ſagte auch einmal, in der Gegenwart des Herzogs, der Schurke Bernardon, der Mäkler, nur um dem Bandinell zu ſchmeicheln: „Wißt, gnädiger Herr, große Figuren zu machen, iſt eine andere Kunſt, als kleine zu arbeiten! Ich will nicht ſagen, daß er die kleinen Figürchen nicht gut gemacht habe; aber Ihr werdet ſehen, die große gelingt ihm nicht.“ Und unter dieſe Pä-

miſchen Worte miſchte er nach ſeiner Spinnenart noch andere, und häufte Lügen auf Lügen.

Nun gefiel's aber meinem glorreichen Herrn und unſterblichen Gott, daß ich meine Statue vollendete und ſie an einem Donnerstag ganz aufdecken konnte. Alſobald, es war noch nicht ganz Tag, vereinigte ſich eine ſolche Menge Volks, daß es nicht zu zählen war, und Alle wetteiferten, das Beſte davon zu ſprechen. Der Herzog ſtand an einem niedern Fenſter des Palaſtes, das über der Thüre war, und ſo vernahm er, halb verborgen, Alles, was man ſagte. Als er nun einige Stunden zugehört hatte, ſtand er mit ſoviel Zufriedenheit und Lebhaftigkeit auf, wendete ſich zu Herrn Sforza und ſagte: „Sforza, geh' zu Benvenuto und ſag' ihm von meinetwegen, daß er mich mehr, als ich hoffte, befriedigt hat. Ich will ihn auch zufrieden ſtellen, er ſoll ſich verwundern; und ſag' ihm, er ſoll guten Muths ſein. Herr Sforza brachte mir dieſen ruhmvollen Auftrag, wodurch ich äußerſt geſtärkt ward und denſelben Tag ſehr vergnügt zubrachte, weil das Volk auf mich mit Fingern wies und mich Dem und Jenem als eine neue und wunderſame Sache zeigte. Unter Andern waren zwei Edelleute, die der Vice-König von Sicilien an unſern Herzog in Geſchäften geſendet hatte. Als man mich dieſen beiden gefälligen Männern auf dem Platze zeigte, kamen ſie heftig auf mich los und, mit ihren Mützen in der Hand, hielten ſie mir eine ſo umſtändliche Rede, die für einen Papſt zu viel geweſen wär'. Ich demüthigte mich, ſo viel ich konnte, aber ſie deckten mich dergeſtalt zu, daß ich ſie inſtändig bat, mit mir vom Platze wegzugehn, weil die Leute bei uns ſtill ſtanden und mich ſchärfer anſahen als unſern Perſeus ſelbſt. Unter dieſen Ceremonien waren ſie ſo kühn und verlangten: ich möchte nach Sicilien kommen, da ſie mir dann einen ſolchen Contract verſprachen, mit dem ich zufrieden ſein ſollte. Sie ſagten mir: Johann, Bruder Angiolo, von den Serviten, habe ihnen einen Brunnen gemacht, mit vielen Figuren verziert, aber ſie ſeien lange nicht von der Vortrefflichkeit wie der Perſeus, und er ſei dabei reich geworden. Ich ließ ſie nicht Alles, was ſie ſagen wollten, vollenden, ſondern verſetzte: Ich verwundere mich ſehr, daß Ihr von mir verlangt, daß ich einen Herrn verlaſſen ſoll, der die Talente mehr ſchätzt als irgend ein and'rer Fürſt, der je geboren wurde, um ſo mehr, da ich ihn in meinem Vaterlande fand, der Schule aber der großen Künſte. Hätte ich Luſt zu großem Gewinn, ſo wär' ich in Frankreich geblieben, im Dienſte des großen Königs Franciscus, der mir tauſend Goldgulden für meinen Unterhalt gab und dazu die Arbeit meiner ſämmtlichen Werke bezahlte, ſo daß ich mich alle Jahre über viertauſend Goldgulden ſtand. Nun bin ich aber doch weggegangen und habe den Lohn meiner Werke von vier Jahren in Paris zurückgelaſſen. Mit dieſen und andern Worten ſchnitt ich die Ceremonien durch, dankte den Herren für das große Lob, das ſie mir gegeben hatten und verſicherte ſie: Das ſei die größte Belohnung für Jeden, der ſich ernſthaft bemühe. Ich ſetzte hinzu: ſie hätten meine Luſt, gut zu arbeiten, ſo vermehrt, daß ich in wenigen Jahren ein anderes Werk aufzuſtellen hoffte, mit dem ich der vortrefflichen Florentiniſchen Schule noch mehr als mit dieſem zu gefallen gedächte. Die beiden Edelleute hätten gerne den Faden der Ceremonien wieder angeknüpft; aber ich, mit einer Mützenbewegung und einem tiefen Bückling, nahm ſogleich von ihnen Abſchied.

Auf dieſe Weiſe ließ ich zwei Tage vorübergehen; und als ich ſah, daß das große Lob immer zunahm, entſchloß ich mich, meinem Herzog aufzuwarten, der mit großer Freundlichkeit zu mir ſagte: „Mein Benvenuto, Du haſt mich und das ganze Volk zufrieden geſtellt; aber ich verſpreche Dir, daß ich Dich auf eine Weiſe befriedigen will, über welche Du Dich verwundern ſollſt; und ich ſage Dir, der morgende Tag ſoll nicht vorübergehen." Auf dieſe herrlichen Verſprechungen wendete ich alle Kräfte der Seele und des Leibes in einem Augenblick zu Gott und dankte ihm aufrichtig; zugleich hörte ich meinen Herzog an und halb weinend vor Freude küßte ich ihm das Kleid und ſagte: Mein glorreicher Herr, freigebig gegen alle Talente und gegen die Menſchen, die ſie anflehen! Ich bitte Ew. Excellenz um gnädigen Urlaub auf acht Tage, damit ich Gott danken möge. Denn ich weiß wohl, wie übermäßig ich mich angeſtrengt habe und bin überzeugt, daß mein feſter Glaube Gott zu meiner Hülfe bewogen hat. Wegen dieſes und ſo manches andern wunderbaren Beiſtands will ich acht Tage als Pilgrim auswandern und meinem unſterblichen Gott und Herrn danken, der immer Demjenigen hilft, der ihn mit Wahrheit anruft.

Darauf fragte mich der Herzog, wohin ich gehen wollte und ich verſetzte: morgen früh will ich weggehen, auf Vallombroſa zu, von da nach Camaldoli und zu den Eremiten, dann zu den Bädern der heiligen Maria und vielleicht bis Seſtile, weil ich höre, daß daſelbſt ſchöne Alterthümer ſind. Dann will ich über Sanct Francesco della Vernia zurückkehren, unter beſtändigem Danke gegen Gott und mit dem lebhaften Wunſch, Ew. Excellenz weiter zu dienen. Darauf ſagte mir der Herzog mit heiterm Geſichte: „Geh' und kehre zurück! Wirklich, ſo gefällt

Du mir; laſſe mir zwei Verſe zum Andenken und ſei unbeſorgt!“

Sogleich machte ich vier Verſe, in welchen ich Seiner Excellenz dankte und gab ſie Herrn Sforza, der ſie dem Herzog in meinem Namen überreichte. Dieſer empfing ſie, gab ſie ſodann zurück und ſagte: „Lege ſie mir täglich vor die Augen! Denn wenn Benvenuto zurückkäm' und ſeine Sache nicht ausgefertigt fänd', ich glaube, er brächte mich um.“ Auf dieſe ſcherzhafte Weiſe verlangte der Herzog erinnert zu werden. Dieſe beſtimmten Worte ſagte mir Herr Sforza noch ſelbigen Abend, verwunderte ſich über die große Gunſt und ſagte mir auf eine ſehr gefällige Weiſe: „Geh', Benvenuto und komme bald wieder. Ich beneide Dich.“

Neuntes Capitel.

Nun ging ich im Namen Gottes von Florenz weg, immer Pſalmen und Gebete zu Verherrlichung des göttlichen Namens auf der ganzen Reiſe ſagend und ausſprechend. Auf dem Wege hatte ich das größte Vergnügen; denn es war die ſchönſte Sommerzeit und die Ausſicht in ein Land, wo ich nie geweſen war, ſchien mir ſo reizend, daß ich erſtaunte und mich ergetzte. Zum Führer hatte ich einen jungen Mann aus meiner Werkſtatt mitgenommen, der von Bagno war und Cäſar hieß, von deſſen Eltern ich auf das Freundſchaftlichſte aufgenommen ward. Unter Andern war ein alter Mann in der Familie, über ſiebenzig Jahre, vom gefälligſten Weſen, ein Oheim des gedachten Cäſar's, eine Art von chirurgiſchem Arzt, der ein wenig nach der Alchimie hinzielte. Dieſer Mann zeigte mir, daß die Gegend Minen von Gold und Silber habe; er ließ mich viele ſchöne Sachen des Landes ſehen, woran ich ein großes Vergnügen fand. Als er und auf dieſe Weiſe mit mir bekannt geworden war, ſagte er unter Anderm eines Tages zu mir: „Ich will Euch einen Gedanken nicht verhehlen, woraus was ſehr Nützliches entſtehen könnte, wenn Seine Excellenz darauf hören wollte. Nämlich in der Gegend von Camaldoli iſt ein ſo verdeckter Paß, daß Peter Strozzi nicht allein ſicher durchkommen, ſondern auch Poppi ohne Widerſtand wegnehmen könnte. Als er mir die Sache mit Worten erklärt hatte, zog er ein Blatt aus der Taſche, worauf der gute Alte die ganze Gegend dergeſtalt gezeichnet hatte, daß man die große Gefahr ſehr wohl ſehen und deutlich erkennen konnte. Ich nahm die Zeichnung und ging ſogleich von Bagno weg, nahm meinen Weg über Prato Magno und über Sanct Francesco della Vernia, und ſo kam ich nach Florenz zurück. Ohne Verweilen, nur daß ich die Stiefeln auszog, ging ich nach dem Palaſte und begegnete dem Herzog, der eben aus dem Palaſte des Podeſta zurückkehrte, bei der Abtei. Als er mich ſah, empfing er mich auf's freundlichſte, doch mit ein wenig Verwunderung und ſagte: „Warum biſt Du ſo geſchwind zurückgekommen? Ich erwartete Dich noch nicht in acht Tagen.“ Darauf verſetzte ich: Zum Dienſt Ew. Excellenz bin ich zurückgekehrt; denn gern wäre ich noch mehrere Tage in jenen ſchönen Gegenden geblieben. „Und was Gutes bringſt Du denn bei Deiner ſchnellen Wiederkehr?“ fragte der Herzog. Darauf verſetzte ich: Mein Herr, es iſt nöthig, daß ich Euch Dinge von großer Bedeutung ſage und vorzeige; und ſo ging ich mit ihm nach dem Palaſt. Daſelbſt führte er mich in ein Zimmer, wo wir allein waren. Ich ſagte ihm Alles und ließ ihn die wenige Zeichnung ſehen, und es ſchien ihm angenehm zu ſein. Darauf ſagte ich zu Seiner Excellenz: es ſei nöthig, einer Sache von ſolcher Wichtigkeit bald abzuhelfen. Der Herzog dachte darauf ein wenig nach und ſagte: „Wiſſe, daß wir mit dem Herzog von Urbino einig ſind, der nun ſelbſt dafür ſorgen mag; aber behalte Das bei Dir. Und ſo kehrte ich mit großen Zeichen ſeiner Gnade wieder nach Hauſe.

Den andern Tag ließ ich mich wieder ſehen und der Herzog, nachdem er ein wenig geſprochen hatte, ſagte mit Heiterkeit: „Morgen ganz gewiß ſoll Deine Sache ausgefertigt werden; deßwegen ſei guten Muths.“ Ich hielt es nun für gewiß und erwartete den andern Tag mit großem Verlangen. Der Tag kam, ich ging nach dem Palaſt; und wie es gewöhnlich iſt, daß man böſe Neuigkeiten früher als die guten erfährt, ſo rief mich Herr Jacob Guidi, Secretär Seiner Excellenz, mit ſeinem ſchiefen Maule und ſpitzem Ton. Dabei zog er ſich auf ſich zurück, ſtand wie angepfählt und wie ein erſtarrter Menſch; dann fing er an folgender Maßen zu reden: „Der Herzog ſagt, er wolle von Dir wiſſen, was Du für Deinen Perſonen verlangſt.“ Ich ſtand erſtaunt und erſchrocken, und antwortete ſogleich: Es ſei meine Art nicht, den Preis meiner Arbeiten zu beſtimmen; Seine Excellenz habe mir vor zwei Tagen ganz was Anderes verſprochen. Sogleich ſagte mir der Menſch mit noch ſtärkerer Stimme: „Ich befehle Dir ausdrücklich von Seiten des Herzogs, daß Du mir ſagſt, was Du verlangſt, bei Strafe, völlig in Ungnade Seiner Excellenz zu fallen.

Ich hatte mir geſchmeichelt, bei den großen Liebkoſungen, die mir der Herzog erzeigt hatte, nicht ſowohl Etwas zu gewinnen, ſondern ich hoffte nur, ſeine ganze Gnade erlangt zu haben. Nun kam ich über das unerwartete Betragen

Mephistopheles.

O heil'ger Mann! Da wär't ihr's nun!
Ist es das erstemal in euerm Leben,
Daß ihr falsch Zeugniß abgelegt?
Habt ihr von Gott, der Welt und was sich d'rin bewegt,
Vom Menschen, was sich ihm in Kopf und Herzen regt,
Definitionen nicht mit großer Kraft gegeben,
Mit frecher Stirne, kühner Brust?
Und wollt ihr recht in's Innre gehen,
Habt ihr davon, ihr müßt es g'rad' gestehen,
So viel als von Herrn Schwerdleins Tod gewußt!

Faust.

Du bist und bleibst ein Lügner, ein Sophiste.

Mephistopheles.

Ja, wenn man's nicht ein Bißchen tiefer wüßte.
Denn morgen wirst in allen Ehren
Das arme Grethchen nicht bethören,
Und alle Seelenlieb' ihr schwören.

dergestalt in Wuth und besonders, daß mir die Botschaft durch diese giftige Kröte nach ihrer Weise vorgetragen wurde und antwortete sogleich: Wenn der Herzog mir zehntausend Scudi gäb', so würde er mir die Statue nicht bezahlen; und wenn ich geglaubt hätte, auf solche Weise behandelt zu werden, so wär' ich nie geblieben. Sogleich sagte mir der verdrießliche Mensch eine Menge schimpflicher Worte und ich that desgleichen. Den andern Tag wartete ich dem Herzog auf; er winkte mir und ich näherte mich. Darauf sagte er zornig: „Die Städte und großen Paläste der Fürsten und Könige baut man mit zehntausend Ducaten." Darauf antwortete ich schnell, indem ich das Haupt neigte: Seine Excellenz würde sehr viele Menschen finden, die ihr Städte und Paläste zu vollenden verständen, aber Statuen, wie der Perseus, möchte vielleicht Niemand in der Welt so zu machen im Stande sein. Sogleich ging ich weg, ohne was weiter zu sagen und zu thun.

Wenige Tage darauf ließ mich die Herzogin rufen und sagte mir: ich solle den Zwist, den ich mit dem Herzog habe, ihr überlassen; denn sie glaube, Etwas thun zu können, womit ich zufrieden sein würde. Auf diese gütigen Worte antwortete ich: daß ich nie eine größere Belohnung meiner Mühe verlangt hätte, als die Gnade des Herzogs; Seine Excellenz habe mir sie zugesichert, und ich überlasse mich nicht erst gegenwärtig ihnen beiderseits gänzlich, da ich es von der ersten Zeit meines Dienstes an mit aller Freundlichkeit schon gethan habe. Dann setzte ich hinzu: Wenn Seine Excellenz mir für meine Arbeit ein Gnadenzeichen gäben, das nur fünf Pfennige werth sei: so würde ich vergnügt und zufrieden sein, wenn ich mich dabei nur seiner Gnade versichern könnte. Darauf sagte mir die Herzogin lächelnd: „Du würdest am Besten thun, wenn Du meinem Rathe folgtest." Sogleich wendete sie mir den Rücken und ging hinweg.

Ich dachte, mein Bestes gethan zu haben, indem ich so demüthige Worte brauchte: denn ob sie gleich vorher ein wenig über mich gezürnt hatte, so war ihr doch eine gewisse gute Art zu handeln eigen. Aber die Sache nahm für mich leider eine schlimme Wendung. Ich war zu der Zeit sehr vertraut mit Hieronymus Albizzi, Vorgesetztem der Truppen des Herzogs, der mir eines Tages unter Anderm sagte: „O Benvenuto! Es wäre doch gut, die kleine Differenz, die Du mit dem Herzog hast, in's Gleiche zu bringen. Hättest Du Vertrauen in mich, so glaubte ich wohl, damit fertig zu werden; denn ich weiß, was ich sage. Wird der Herzog wirklich einmal böse, so wirst Du Dich dabei sehr übel befinden; Das sei Dir genug; ich kann Dir nicht Alles sagen." Nun hatte mich vorher schon wieder ein Schalk gegen die Herzogin mißtrauisch gemacht; denn er erzählte mir, er habe sie bei irgend einer Gelegenheit sagen hören: „Er will ja für weniger als zwei Pfennige den Perseus wegwerfen, und damit wird der ganze Streit geendigt sein."

Wegen dieses Verdachts sagte ich Herrn Albizzi: Ich überlasse ihm Alles; und ich würde mit Dem, was er thue, völlig zufrieden sein, wenn ich nur in der Gnade des Herzogs bliebe. Dieser Ehrenmann, der sich recht gut auf die Soldaten-Kunst verstand, besonders aber auf die Anführung leichter Truppen, das alles rohe Menschen sind, hatte keine Lust an der Bildhauerei und verstand auch deßwegen nicht das Mindeste davon. Als er nun mit dem Herzog sprach, sagte er: „Benvenuto hat sich mir ganz überlassen und mich gebeten, ich solle ihn Ew. Excellenz empfehlen. Darauf sagte der Herzog: „Auch ich will Euch die Entscheidung übertragen und mit Allem, was Ihr bestimmt, zufrieden sein." Darauf machte Herr Hieronymus einen Aufsatz, der sehr gut und zu meinen Gunsten geschrieben war, und bestimmte: der Herzog solle mir dreitausendfünfhundert Goldgulden reichen lassen, wodurch zwar ein solches Werk nicht völlig bezahlt, aber doch einiger Maßen für meinen Unterhalt gesorgt sei und womit ich zufrieden sein könnte. Es waren noch viele Worte hinzugefügt, die sich alle auf diesen Preis bezogen. Diesen Aufsatz unterschrieb der Herzog so gern, als ich übel damit zufrieden war. Als es die Herzogin vernahm, sagte sie: es wäre besser für den armen Mann gewesen, wenn er sich auf mich verlassen hätte; ich würde ihm wenigstens fünftausend Goldgulden verschafft haben. Und dieselbigen Worte sagte sie mir eines Tages, als ich in den Palast kam, in Gegenwart des Herrn Alamanni Salviati; sie lachte mich aus und sagte: das Uebel, das mir begegne, treffe mich mit Recht."

Der Herzog hatte befohlen, mir sollten hundert Goldgulden monatlich bezahlt werden; nachher sing Herr Antonio de Nobili, der gedachten Auftrag hatte, mir nur fünfzig zu zahlen an; dann gab er mir manchmal nur fünfundzwanzig, manchmal auch gar nichts. Da ich nun sah, daß ich so hingehalten ward, wendete ich mich auf's höflichste an ihn und bat ihn, mir die Ursache zu sagen, warum er die Zahlung nicht vollendete. Er antwortete mir so gütig und es schien mir, daß er sich gar zu weit herauslieste; denn er sagte: er könne die Zahlung nicht regelmäßig fortsetzen, weil man im Palast nicht zum Besten mit Geld versehen sei; er verspreche aber, daß er mich bezahlen wolle, sobald er Geld erhalte. Dann setzte er hinzu: „Ich müßte ein großer

Schein ſein, wenn ich Dich nicht bezahlte.“ Ich verwunderte mich, ein ſolches Wort von ihm zu hören und hoffte nun, ich würde mich ſobald als möglich befriedigt ſehen. Allein es erfolgte gerade das Gegentheil; und da ich mich ſo aufziehen ſah, ergrimmte ich mich mit ihm und ſagte ihm kühne und heftige Worte, und erinnerte ihn an ſeine eignen Ausdrücke. Indeſſen ſtarb er und man blieb mir fünfhundert Goldgulden ſchuldig bis heute, da wir nahe am Ende des Jahres 1566 ſind.

Auch war ein Theil meiner Beſoldung rückſtändig geblieben und ich dachte nicht, dieſen Reſt jemals zu erhalten; denn es waren ſchon drei Jahre verfloſſen. Aber der Herzog fiel in eine gefährliche Krankheit und konnte in achtundvierzig Stunden das Waſſer nicht laſſen. Als er nun merkte, daß ihm die Aerzte mit ihren Mitteln nicht helfen konnten, wendete er ſich vielleicht zu Gott und beſchloß, daß Jeder ſeinen Rückſtand erhalten ſolle. Da wurde ich denn auch bezahlt; aber für meinen Perſeus erhielt ich nicht die ganze Summe.

Faſt hatte ich mir vorgeſetzt, dem Leſer von meinem unglücklichen Perſeus Nichts mehr zu erzählen; doch kann ich einen merkwürdigen Umſtand nicht verſchweigen und nehme daher den Faden ein wenig rückwärts wieder auf. Damals, als ich mit der Herzogin ſprach und mit aller Demuth zu erkennen gab, daß ich mit Allem zufrieden ſein wolle, was der Herzog mir geben würde, hatte ich die Abſicht, mich wieder allmälig in Gunſt zu ſetzen und bei dieſer Gelegenheit den Herzog einiger Maßen zu beſänftigen. Denn wenige Tage vorher, ehe Albizzi den Accord machte, hatte ſich der Herzog heftig über mich erzürnt. Denn als ich mich bei Seiner Excellenz über die äußerſt ſchlechte Behandlung beklagte, die ich von Alfonſo Quiſtello, Prinz Jacob Polverino, dem Fiscal und beſonders von Baptiſta Bandini von Volterra dulden mußte und mit einiger Leidenſchaft meine Gründe vortrug, ſah ich den Herzog in ſo großen Zorn gerathen, als man ſich denken kann. Er ſagte mir dabei: „Das iſt ein Faß, wie mit Deinem Perſeus, für den Du mir zehntauſend Scudi gefordert haſt. Du biſt zu ſehr auf Deinen Vortheil bedacht. Ich will die Statue ſchätzen laſſen und was man recht findet, ſollſt Du haben.“ Hierauf antwortete ich ein wenig kühn und halb erzürnt, wie man ſich gegen große Herren nicht betragen ſoll: Wie wäre es möglich, daß mein Werk nach ſeinem Werth geſchätzt würde, da gegenwärtig Niemand in Florenz iſt, der ein gleiches machen kann! Darauf ward der Herzog noch zorniger und ſagte mir viele heftige Worte; unter andern rief er aus: „Ja, es iſt gegenwärtig ein Mann in Florenz, der ein ſolches Werk machen könnte und deßwegen wird er es auch zu beurtheilen wiſſen!“ Er meinte den Bandinell, Cavalier von St. Jacob. Darauf verſetzte ich: Ew. Excellenz hat mich in den Stand geſetzt, in der größten Schule der Welt ein großes und ſchweres Werk zu vollenden, daß mir mehr gelobt worden iſt als irgend eins, das jemals in dieſer göttlichen Schule aufgedeckt worden. Und was mir am Meiſten ſchmeichelte, war, daß die trefflichen Männer, die von der Kunſt ſind und ſich darauf verſtehen, wie z. B. Bronzino, der Maler, mir allen Beifall gaben. Dieſer treffliche Mann bemühte ſich und machte mir vier Sonette, worin er die edelſten und herrlichſten Worte ſagte, die man nur ausdrücken kann; und eben dieſer wunderſame Mann war Schuld, daß die ganze Stadt ſo ſehr in Bewegung kam. Freilich, wenn ſich dieſer Mann ſo gut mit der Bildhauerkunſt als der Malerei abgeben wollte, ſo würde er vielleicht ein ſolches Werk vollenden können. Auch geſtehe ich Ew. Excellenz, daß mein Meiſter Michel Agnolo Buonarotti, als er jünger war, gleichfalls ein ähnliches gemacht hatte, aber nicht mit weniger Anſtrengung als ich ſelbſt; nun aber, da er ſehr alt iſt, wird ihm eine ſolche Arbeit gewiß nicht gelingen, ſo daß ich gewiß überzeugt bin, daß zu unſerer Zeit Niemand bekannt ſei, der ſie ausführen könne. Nun hat meine Arbeit den größten Lohn erhalten, den ich in der Welt erlangen kann, beſonders da Ew. Excellenz ſich darüber ſo zufrieden zeigten und mir ſie mehr als ein Andrer lobten. Was konnte ich für eine größere und ehrenvollere Belohnung verlangen? Gewiß, Ew. Excellenz konnte mir ſie nicht mit einer herrlichern Münze bezahlen; denn keine Art von Schatz kann ſich mit dieſem vergleichen. So bin ich überflüſſig belohnt und ich danke Ew. Excellenz dafür von Herzen.

Darauf antwortete der Herzog: „Du denkſt nicht, daß ich reich genug bin, Dich zu bezahlen; aber ich ſage Dir, Du ſollſt mehr haben, als ſie werth iſt.“ Darauf verſetzte ich: Ich denke an keine andere Belohnung, als die mir Ew. Excellenz und die Schule ſchon gegeben haben; und nun will ich mit Gott fortgehen, ohne das Haus jemals wieder zu betreten, das Ew. Excellenz mir ſchenkte, und ich will nicht denken, jemals Florenz wieder zu ſehen.

Wir waren eben bei Sanct Felice (denn der Herzog ging nach dem Palaſte zurück), und auf meine heftigen Worte wendete er ſich ſchnell in großem Zorne gegen mich und ſagte: „Du gehſt nicht weg! Hüte Dich wohl, wegzugehen!“ Halb erſchrocken begleitete ich ihn nach dem Palaſt; dort gab er dem Biſchof von Piſa, Bartholini und Herrn Pandolfo della Stufa

den Auftrag: sie sollten Baccio Bandinelli von seinetwegen sagen, er möge meinen Versuch wohl betrachten und das Werk schätzen; denn der Herzog wolle mir den rechten Preis bezahlen. Diese beiden wackern Männer gingen sogleich zum Bandinell und verrichteten ihren Auftrag. Er wußte sehr gut, was sie werth war; aber weil er mit mir über vergangene Dinge erzürnt war, so wollte er sich in meine Angelegenheiten auf keine Weise mischen. Darauf fügten die beiden Edelleute hinzu: „Der Herzog hat uns gesagt, daß er bei Strafe seiner Ungnade Euch befehlt, ihm den Preis zu bestimmen. Wollt Ihr zwei, drei Tage, um sie recht zu betrachten, so nehmt Euch die Zeit und dann sagt uns, was die Arbeit verdiene.“ Darauf antwortete Jener: er habe sie genug betrachtet und wolle gern den Befehlen des Herzogs gehorchen; das Werk sei reich und schön gerathen, so daß es wohl sechszehntausend Goldguiden und mehr werth sei. Diese Worte hinterbrachten sogleich die guten Edelleute dem Herzog, welcher sich sehr darüber erzürnte. Auch sagten sie mir es wieder, worauf ich antwortete, daß ich auf keine Weise das Lob des Bandinell's annehmen wolle, da er nur Uebels von Jedermann spreche. Diese meine Worte sagte man dem Herzog wieder und deßhalb verlangte die Herzoginn, daß ich ihr die Sache überlassen sollte. Das ist nun Alles die reine Wahrheit; genug, ich hätte besser gethan, die Herzoginn walten zu lassen; denn ich wär' in Kurzem bezahlt gewesen und hätte einen größern Lohn empfangen.

Der Herzog ließ mir durch Herrn Celio Arezzi, seinen Auditor, sagen: er verlange, daß ich gewisse Geschichten in halberhobener Arbeit von Erz rings um den Chor von Santa Maria del Fiore verfertigen solle. Weil aber dieser Chor ein Unternehmen des Bandinell's war, so wollte ich sein Zeug nicht durch meine Bemühungen bereichern. Zwar hatte er selbst die Zeichnung dazu nicht gemacht; denn er verstand Nichts in der Welt von Architectur, vielmehr war der Riß von Julian di Baccio d'Agnolo, dem Zimmermann, der die Kuppel verdarb. Genug, es ist nicht die mindeste Kunst daran. Aus dieser doppelten Ursache wollte ich das Werk nicht machen; doch hatte ich immer auf das Ergebenste dem Herzog versichert, daß ich Alles thun würde, was Seine Excellenz mir befehle. Nun hatte der Herzog den Werkmeistern von Santa Maria del Fiore befohlen: sie sollten mit mir übereinkommen; er wolle mir eine Besoldung von zweihundert Scudi des Jahrs geben und meine Arbeit sollten sie mir aus der Bau-Casse bezahlen. So erschien ich vor gedachten Werkmeistern, welche mir den erhaltenen Befehl bekannt machten. Da ich nun glaubte, meine Gründe ihnen sicher vorlegen zu können, zeigte ich ihnen, daß so viele Geschichten von Erz eine große Ausgabe machen würden, die völlig weggeworfen wär'; dabei führte ich meine Ursachen an, welche sie Alle sehr wohl begriffen. Die erste war, die Zeichnung des Chor's sei ganz falsch und ohne die mindeste Vernunft gemacht; man sehe weder Kunst noch Bequemlichkeit, weder Anmuth noch Proportion daran. Die zweite Ursache war: weil gedachte Geschichten so niedrig zu stehen kämen, daß sie unter dem Auge blieben, von Hunden besudelt und immer von Staub und allem Unrath voll sein würden. Deßwegen wollte ich sie nicht machen; denn ich mochte nicht gern den Ueberrest meiner besten Jahre wegwerfen und dabei Seiner Excellenz nicht dienen, da ich ihr doch so sehr zu gefallen und zu dienen wünsche. Wenn aber der Herzog mir Etwas wolle zu thun geben, so möchte er mich die Mittelthüre von Santa Maria del Fiore machen lassen; dieses Werk würde gesehen werden und Seiner Excellenz zu größerm Ruhme gereichen. Ich wollte mich durch einen Contract verbinden, daß wenn ich sie nicht besser machte, als die schönste Thüre von Sanct Johann, so verlange ich Nichts für meine Arbeit; wenn ich aber sie nach meinem Versprechen vollendete, so wär ich zufrieden, daß man sie schätzen lasse; und man solle mir alsdann tausend Scudi weniger geben, als sie von Kunstverständigen geschätzt würde.

Denen Bauherren gefiel mein Vorschlag sehr wohl und sie gingen, um mit dem Herzog zu reden, unter Andern Peter Salviati, der dem Herzog das Angenehmste zu sagen glaubte. Es war aber gerade das Gegentheil; denn Dieser versetzte: ich wolle nur immer Das nicht thun, was er verlange. Und so ging Herr Peter weg, ohne daß Etwas entschieden worden wäre.

Als ich Das vernahm, suchte ich schnell den Herzog auf, der einiger Maßen über mich erzürnt schien. Ich bat ihn nur, daß er mich anhören möchte und er versprach mir's. So fing ich umständlich an und zeigte ihm die Reinheit der Sache mit soviel Gründen und daß eine große Ausgabe nur würde weggeworfen sein, daß ich ihn endlich beschäftigt hatte. Dann setzte ich hinzu: wenn es Seiner Excellenz nicht gefalle, daß gedachte Thüre gemacht würde, so gebrauche man in jenem Chor zwei Kanzeln, welches zwei große Werke seien und Seiner Excellenz zum Ruhm gereichen würden. Ich wolle daran eine Menge Geschichten in erhab'ner Arbeit von Erz verfertigen und viele Zierathen anbringen; dergestalt erweichte ich ihn und er trug mir auf, Modelle zu machen. Ich machte deren verschiedene mit der äußersten

Anstrengung, unter andern sind zu acht Seiten, mit mehr Fleiß als die andern, und es schien mir viel bequemer zu dem Dienste, wozu es bestimmt war. Ich hatte sie oft in den Palast getragen und der Herzog ließ mir durch seinen Kämmerer sagen, ich sollte sie da lassen. Nachdem sie der Herzog gesehen, bemerkte ich wohl, daß Seine Excellenz nicht das Beste gewählt hatte. Eines Tages ließ er mich rufen und im Gespräch über die Modelle zeigte ich mit vielen Gründen, daß Das zu acht Seiten das bequemste zum Dienst und das schönste zur Ansicht sei. Der Herzog antwortete mir: daß ihm Das zu vier Seiten besser gefalle und daß er es so haben wolle, und sprach lange auf eine freundliche Weise mit mir. Ich that Alles, was mir möglich war, um die Kunst zu vertheidigen. Ob nun der Herzog einsah, daß ich wahr redete und es doch auf seine Art wollte gemacht haben, weiß ich nicht; genug, es verging viel Zeit, daß mir Nichts weiter gesagt wurde.

Zehntes Capitel.

Zu dieser Zeit hatte man den großen Marmor, woraus nachher der Neptun gemacht wurde, auf dem Arno hergebracht. Man fuhr ihn sodann auf den Weg nach Poggio zu Cajano, um ihn besser auf der flachen Straße nach Florenz zu bringen. Ich ging, ihn zu besehen, und ob ich gleich gewiß wußte, daß die Herzogina, aus ganz besonderer Gunst, ihn dem Cavalier Bandinell zugedacht hatte, so jammerte mich doch der arme, unglückliche Marmor und ich hatte die besten Absichten für ihn. Denke nur aber Niemand einer Sache, die unter der Herrschaft eines bösen Geschicks liegt, auf irgend eine Weise zu Hülfe zu kommen; denn wenn er sie auch aus einem offenbaren Uebel errettet, so wird sie doch in ein viel schlimmeres fallen, sowie dieser Marmor in die Hände des Bartholomäus Ammanato kam, wie ich zu seiner Zeit wahrhaft erzählen werde. Als ich nun den schönen Marmor gesehen hatte, nahm ich sogleich seine Höhe und seine Stärke nach allen Seiten und kehrte nach Florenz zurück, wo ich verschiedene zweckmäßige Modelle machte. Dann ging ich auf die Höhe von Cajano, wo sich der Herzog und die Herzogina mit dem Prinzen, ihrem Sohn, befanden. Sie waren sämmtlich bei Tafel; Jene aber speisten allein und ich suchte Diesen zu unterhalten. Da ich eine ganze Weile mit dem Prinzen gesprochen hatte, hörte mich der Herzog, der in einem benachbarten Zimmer saß und ließ mich mit sehr günstigen Ausdrücken rufen. Als ich in ihre Gegenwart kam, fing die Herzogina mit vielen gefälligen Worten an, mit mir zu reden; und ich leitete nach und nach das Gespräch auf den schönen Marmor, den ich je gesehen hatte und sagte: wie ihre Vorfahren diese edelste Schule nur dadurch so vollkommen gemacht hätten, daß sie den Wetteifer aller Künstler untereinander zu erregen gewußt; auf diese Weise sei die wundersame Kuppel und die schönen Thüren von Sanct Johann und so viel andere schöne Tempel und Statuen fertig und ihre Stadt durch Talente so berühmt geworden, als seit den Alten keine bisher gewesen. Sogleich sagte die Herzogina mit Verdruß: sie wisse recht gut Alles, was ich sagen wolle; ich solle in ihrer Gegenwart nicht mehr von dem Marmor sprechen; denn ich mache ihr Verdruß. Ich aber versetzte: Also mache ich Euch Verdruß, weil ich für Ew. Excellenz besorgt bin und Alles bedenke, damit Sie besser bedient sein mögen? Beherzigt nur, gnädige Frau! Wenn Ew. Excellenz zufrieden wären, daß Jeder ein Modell des Neptun's machte, wenn Ihr auch schon entschlossen seid, daß Bandinell denselben machen soll, so würde Dieser, um seiner Ehre willen, mit größerm Fleiße arbeiten, ein schönes Modell hervorzubringen, als wenn er weiß, daß er keine Mitwerber hat. Auf diese Weise werdet Ihr besser bedient sein, der trefflichen Schule den Muth nicht nehmen und Denjenigen kennen lernen, der nach dem Guten strebt, ich meine, nach der schönen Art dieser wundersamen Kunst; Ihr werdet zeigen, daß Ihr Euch daran ergetzt und sie versteht. Darauf sagte die Herzogina in großem Zorne: meine Worte wären umsonst; sie wolle, daß Bandinell den Marmor haben solle. „Frage den Herzog," setzte sie hinzu, „ob Dieß nicht auch sein Wille sei." Darauf sagte der Herzog, der bisher immer still gewesen war: „Es sind zwanzig Jahre, daß ich diesen schönen Marmor ausdrücklich für Bandinell brechen ließ und so will ich auch, daß er ihn haben und darin arbeiten soll." Sogleich wendete ich mich zum Herzog und sagte: Ich bitte Ew. Excellenz, mir die Gnade zu erzeigen, daß ich nur wenige Worte zu Ihrem eigenen Vortheil sage. Der Herzog versetzte: ich solle sagen, was ich wolle; er werde mich anhören. Darauf fuhr ich fort: Wisset, mein Herr, der Marmor, woraus Bandinell seinen Hercules und Cacus machte, ward für den trefflichen Michel Agnolo Buonarotti gebrochen, der das Modell eines Simson's mit vier Figuren gemacht hatte, woraus er das schönste Werk der Welt ausgearbeitet hätte und Bandinell brachte nur zwei einzige Figuren heraus, übel gebildet und geflickt. Deßwegen schreit die treffliche Schule noch über das große Unrecht, das man jenem Marmor angethan. Ich glaube, daß mehr als tausend

Sonette zur Schmach dieser schlechten Arbeiten angeschlagen worden und ich weiß, daß Ew. Excellenz dieses Vorfalls sich sehr gut erinnert. Deßwegen, mein trefflicher Herr, wenn die Männer, denen das Geschäft aufgetragen war, so unweise handelten, dem Michel Agnolo seinen schönen Marmor zu nehmen und ihn dem Bandinell zu geben, der ihn verdarb, wie man sieht: könntet Ihr jemals ertragen, daß dieser viel schönere Marmor, ob er gleich dem Bandinell zugedacht ist, von ihm verdorben werde? Und wolltet Ihr ihn nicht lieber einem andern geschickten Manne geben, der ihn zu Eurem Vergnügen bearbeitete? Laßt, mein Herr, einen Jeden, der will, ein Modell machen; laßt sie vor der Schule sämmtlich aufstellen! Ew. Excellenz wird hören, was man sagt und mit Ihrem richtigen Urtheil das Beste wählen. Auf diese Weise werft Ihr Euer Geld nicht weg und nehmt einer so trefflichen Schule nicht den Muth auf dem Wege der Kunst, einer Schule, die jetzt einzig auf der Welt ist und Ew. Excellenz zum größten Ruhme gereicht. Als der Herzog mich gütigst angehört hatte, stand er sogleich von Tafel auf, wendete sich zu mir und sagte: „Gehe, mein Benvenuto, gewinne Dir den schönen Marmor; denn Du sagst mir die Wahrheit und ich erkenne sie.“ Die Herzoginn drohte mir mit dem Kopfe und murmelte erzürnt, ich weiß nicht was. Ich beurlaubte mich und kehrte nach Florenz zurück; und es schienen mir tausend Jahre, ehe ich die Hand an das Modell legen konnte.

Als der Herzog nach Florenz zurückkehrte, kam er, ohne mich Etwas wissen zu lassen, in meine Wohnung, wo ich ihm zwei Modelle zeigte, die beide von einander unterschieden waren. Er lobte sie, doch sagte er zu mir: das eine gefalle ihm besser als das andere; und Dieses, womit er zufrieden sei, solle ich nun ausarbeiten; es werde mein Vortheil sein.

Seine Excellenz hatten schon Dasjenige gesehen, was Bandinell gemacht hatte, und auch die Modelle einiger Andern, und doch lobte er meines vor allen, wie mir viele seiner Hofleute sagten, die es gehört hatten. Unter andern merkwürdigen Nachrichten über diese Sache ist aber folgende von großem Werth. Es kam nämlich der Cardinal Santa Fiore nach Florenz. Der Herzog führte ihn auf die Höhe nach Cajano; und als der Cardinal unterwegs gedachten Marmor erblickte, lobte er ihn sehr und fragte, wem er zur Arbeit bestimmt sei. Der Herzog antwortete sogleich: „Meinem Benvenuto, der ein sehr schönes Modell dazu gemacht hat.“ Diese Rede ward mir von glaubwürdigen Leuten hinterbracht. Deßhalb ging ich, die Herzoginn aufzusuchen und brachte ihr einige angenehme Kleinigkeiten meiner Kunst, welche sie sehr gut aufnahm. Dann fragte sie, was ich arbeite. Darauf versetzte ich: Gnädige Frau, ich habe zum Vergnügen eine der schwersten Arbeiten in der Welt unternommen, ein Crucifix von dem weißesten Marmor auf einem Kreuze von dem schwärzesten, so groß als ein lebendiger Mensch. Sogleich fragte sie mich, was ich damit machen wolle. Ich aber versetzte: Wisset, gnädige Frau, daß ich es nicht für zweitausend Goldgulden hingäb'. Denn so hat wohl eine Arbeit niemals einem Menschen zu schaffen gemacht; auch hätte ich mich niemals unterstanden, sie für irgend einen Herrn zu unternehmen, aus Furcht, damit in Schande zu gerathen. Deßwegen habe ich mir den Marmor für mein Geld gekauft und einen Arbeiter zwei Jahre gehalten, der mir helfen mußte. Und wenn ich Alles rechne, Marmor und Eisen, besonders da der Stein hart ist, dazu der Arbeitslohn, so kömmt er mich über dreihundert Scudi zu stehen, so daß ich ihn nicht für zweitausend Goldgulden geben möchte. Wenn aber Ew. Excellenz mir die erlaubteste Gnade erzeigen will, so mache ich Ihnen gern damit ein reines Geschenk; nur bitte ich, daß Sie mir bei Gelegenheit der Modelle, die zum Neptun befohlen sind, weder Gunst noch Ungunst erzeigen. Darauf sagte sie zornig: „Also schätzest Du weder meine Hülfe noch meinen Widerstand?“ Ich antwortete: Ja, gnädige Frau, ich weiß sie zu schätzen; denn ich biete Ihnen ein Werk an, das ich zweitausend Goldgulden werth halte. Aber ich verlasse mich zugleich auf meine mühsamen und kunstmäßigen Studien, womit ich die Palme zu erringen gedenke, und wenn der große Michel Agnolo Buonarotti selbst gegenwärtig wär', von welchem und von sonst Niemandem ich Das, was ich weiß, erlernt habe. Ja, es wäre mir lieber, daß Der, der so viel versteht, ein Modell machte, als Die, welche nur wenig wissen; denn durch den Wetteifer mit meinem großen Meister könnte ich gewinnen, da mit den Andern Nichts zu gewinnen ist. Als ich ausgesprochen hatte, stand sie halb erzürnt auf und ich kehrte an meine Arbeit zurück, indem ich mein Modell, so gut ich nur konnte, vorwärts zu bringen suchte.

Als ich fertig war, kam der Herzog, es zu besehen und mit ihm zwei Gesandten; der eine von dem Herzog von Ferrara, der andere von der Stadt Lucca. Das Modell gefiel sehr wohl und der Herzog sagte zu den Herren: „Wirklich, Benvenuto verdient's.“ Da begünstigten mich Beide gar sehr, am Meisten der Gesandte von Lucca, der ein Gelehrter und Doctor war. Ich hatte mich ein wenig entfernt, damit sie Alles sagen möchten, was ihnen gefiel. Als ich

aber vernahm, daß ich begnadigt wurde, trat ich sogleich näher, verbeugte mich zum Herzog und sagte: Ew. Excellenz sollte noch eine andere wundersame Vorsicht brauchen und befehlen: daß Jeder ein Modell von Erde und gerade so groß, als es der Marmor fordert, verfertigen solle! Dadurch würden Sie sich am Besten überzeugen können, wer ihn verdient. Denn sollte der Marmor unrecht zugesprochen werden, so werden Sie nicht dem verdienten Manne, sondern sich selbst großen Schaden thun und es wird Ihnen zur Scham und großen Schande gereichen; im Gegentheil, wenn die Arbeit an den Rechten kömmt, werden Sie zuerst den größten Ruhm erlangen. Sie werden Ihr Geld nützlich verwenden und einsichtsvolle Personen werden sich überzeugen, daß Sie an der Kunst Freude haben und sich darauf verstehen. Auf diese Worte zog der Herzog die Achsel, und indem er wegging sagte der Lucchesische Abgesandte zu ihm: „Herr, Euer Benvenuto ist ein schrecklicher Mensch.“ Der Herzog sagte darauf: „Er ist viel schrecklicher, als Ihr glaubt; und es wäre gut für ihn, wenn er es nicht gewesen wär'; denn er würde Sachen erhalten haben, die ihm entgangen sind.“ Diese ausdrücklichen Worte sagte mir derselbe Gesandte und schien mich über meine Handelsweise zu tadeln; worauf ich versetzte: Ich will meinem Herrn wohl, als ein treuer und liebevoller Diener; aber es ist mir nicht möglich, zu schmeicheln.

Verschiedene Wochen hernach starb Bandinello, und man glaubte, daß, außer seiner unordentlichen Lebensart, der Verdruß, den Marmor verloren zu haben, wohl die Ursache seines Todes gewesen sei. Denn als er vernommen hatte, daß ich obengedachtes Crucifix in der Arbeit habe, so legte er auch eilig Hand an ein wenig Marmor und machte jenes Bild der Mutter Gottes, den todten Sohn auf dem Schooße, wie man es in der Kirche der Verkündigung sieht. Nun hatte ich mein Crucifix nach Santa Maria Novella bestimmt und schon die Haken befestigt, um es anzuhängen; nur verlangte ich zu Füßen meines Bildes eine kleine Gruft, um nach meinem Tode darein gebracht zu werden. Darauf sagten mir die Geistlichen: sie könnten mir Das nicht zugestehen, ohne von ihren Bauherren die Erlaubniß zu haben. Darauf sagte ich: Warum verlanget Ihr nicht erst die Erlaubniß Eu'rer Bauherren, um das Crucifix aufstellen zu lassen und seht zu, wie ich die Haken und andere Vorbereitungen anbringe? Deßhalb wollte ich auch dieser Kirche die Frucht meiner äußersten Bemühung nicht mehr überlassen, wenn gleich nachher die Werkmeister zu mir kamen und mich darum baten. Ich warf sogleich meine Gedanken auf die Kirche der Verkündigung; und als ich angezeigt, auf welche Bedingung ich mein Crucifix dahin zu verehren gedächte, so waren die trefflichen Geistlichen auf der Stelle willig und einig, daß ich es in ihre Kirche bringen und mein Grab auf alle Weise, wie es mir gefalle, darin zurichten sollte. Bandinello hatte Dieses gemerkt und eilte, sein Bild mit großem Fleiß zu vollenden. Auch verlangte er von der Herzogin: sie solle ihm die Capelle, welche den Pazzi gehört hatte, verschaffen, die ihm auch, nicht ohne große Schwierigkeit, zu Theil wurde. Alsobald stellte er sein Werk hinein, das noch keineswegs fertig war, als er starb.

Da sagte die Herzogin: sie habe ihm im Leben geholfen, sie wolle ihm im Tode auch noch beistehen; und ob er gleich weg sei, sollte ich mir doch niemals Hoffnung machen, den Marmor zu bearbeiten. Darauf erzählte mir Bernardone, der Müller, eines Tages, als ich ihm begegnete: die Herzogin habe den Marmor weggegeben. Ich aber rief aus: Unglücklicher Marmor! Wahrlich, in den Händen des Bandinell's wärest Du übel gefahren, aber in den Händen des Ammanato wird Dir's noch übler ergehen!

Ich hatte, wie oben gesagt, Befehl vom Herzog, ein Modell von Erde zum Neptun zu machen, so groß, als er aus dem Marmor kommen könnte. Er hatte mich mit Holz und Thon versehen lassen und ließ mir ein wenig Schirm in der Loge, wo mein Personal stand, aufrichten. Auch bezahlte er mir einen Arbeiter. Ich legte mit allem möglichen Fleiße Hand an's Werk, machte das Gerippe von Holz nach meiner guten Ordnung und arbeitete glücklich vorwärts, ohne daran zu denken, daß ich ihn von Marmor machen wollte; denn ich wußte wohl, daß die Herzogin sich vorgesetzt hatte, mir ihn nicht zu überlassen. Und doch hatte ich Freude an der Arbeit; denn ich versprach mir, wenn die Herzogin mein Modell geendigt sehen würde, daß sie, als eine Person von Einsicht, es selbst bedauern müßte, dem Marmor und sich selbst einen so ungeheuern Schaden zugefügt zu haben.

Noch verschiedene Künstler machten solche Modelle: Johann Fiammingo im Kloster Santa Croce; Vincencio Danti von Perugia, im Hause des Herrn Octavio Medici; der Sohn des Moschino zu Pisa fing auch eins an, und ein anderes machte Barthelomeo Ammanato in der Loge, die für uns getheilt wurde.

Da ich das Ganze gut kreuzlet hatte und im Begriff war, den Kopf zu vollenden und man ihm schon ein wenig die letzte Hand ansah, kam der Herzog vom Palaste herunter mit Giorgetto, dem Maler, der ihn in den Raum des Ammanato

geführet hatte, um ihm den Neptun zu zeigen, an welchem gedachter Giorgetto mehrere Tage, nebst Ammanato und allen seinen Gesellen, gearbeitet hatte. Indessen der Herzog das Modell ansah, war er damit, wie man mir erzählte, wenig zufrieden; und ob ihn gleich gedachter Georg mit vielem Geschwätz einnehmen wollte, schüttelte doch der Herzog den Kopf und wandte sich zu seinem Herrn Stephan und sagte: „Geh' und frage den Benvenuto, ob sein Coloß so weit vorwärts ist, daß ich einen Blick darauf werfen könne. Herr Stephan richtete sehr gefällig und gütig den Auftrag des Herzogs aus und sagte mir dazu: wenn ich glaubte, daß ich mein Werk noch nicht könne sehen lassen, so solle ich es frei sagen; denn der Herzog wisse wohl, daß ich wenig Hülfe bei einem so großen Unternehmen gehabt habe. Ich versetzte, daß er nach Belieben kommen möge; und obgleich mein Werk noch wenig vorwärts sei, so würde doch der Geist Seiner Excellenz hinlänglich beurtheilen, wie das Werk fertig aussehen könne. Das hinterbrachte gemeldeter Edelmann dem Herzog, welcher gerne kam; und sobald Seine Excellenz in den Verschlag trat und die Augen auf mein Werk geworfen hatte, zeigte er sich sehr zufrieden damit. Dann ging er ringsherum, blieb an allen vier Ansichten stehen nicht anders, als der erfahrenste Künstler gethan hätte; dann ließ er viele Zeichen und Geberden des Beifalls sehen, wobei er die wenigen Worte sagte: „Benvenuto, Du mußt ihm nun die letzte Oberhaut geben. Dann wendete er sich zu Denen, die bei ihm waren und rühmte viel Gutes von meinem Werke. Unter Anderm sprach er: „Das kleine Modell, das ich in seinem Hause gesehen hatte, gefiel mir wohl; aber dieses Werk übertrifft jenes weit."

Wie nun nach Gottes Willen alle Dinge Denjenigen, die ihn lieben und ehren, zum Besten gereichen, so begegnete mir auch ein sonderbarer Vorfall. Um diese Zeit besuchte mich ein gewisser Schelm von Pichio, der Peter Maria von Anterigoli hieß und den Zunamen Sbietta hatte. Er war eigentlich ein Viehhändler und weil er mit Herrn Guido Guidi, dem Arzt, der jetzt Aufseher von Pescia ist, verwandt war, gab ich ihm Gehör, als er mir sein Landgut auf Leibrenten verkaufen wollte. Zwar konnte ich es nicht besehen, weil ich eifrig das Modell meines Neptun's zu endigen gedachte; und eigentlich war auch die Besichtigung des Guts bei diesem Handel nicht nöthig. Denn er verkaufte mir die Einkünfte, deren Verzeichniß er mir gegeben hatte, als soviel Scheffel Korn, soviel Wein, Oel, andere Feldfrüchte, Castanien und was sonst noch für Vortheile waren, die, nach der Zeit, in der wir lebten, mir sehr zu Statten kamen; denn diese Dinge waren wohl hundert Goldgulden werth und ich gab ihm hundertundsechszig Scudi, die Zölle mitgerechnet. So ließ er mir seine Handschrift: daß er mir, so lange ich lebte, die gedachten Einkünfte ausliefern wolle. Und es schien mir, wie ich sagte, nicht nöthig, das Gut zu besehen, sondern ich erkundigte mich nur auf's Beste, ob gedachter Sbietta und Herr Philipp, sein leiblicher Bruder, dergestalt wohlhabend wären, daß ich mich für sicher halten könnte. Und mehrere Personen, welche die beiden Brüder kannten, sagten mir, ich könne ganz ohne Sorge sein.

Nun ersuchten wir Beide Herrn Peter Franciscus Bertholdi, Notar bei der Kaufmannschaft, dem ich vor allen Dingen das Verzeichniß der Sachen gab, die Sbietta mir überliefern wollte und nicht anders dachte, als daß diese Schrift im Contract angeführet werden müßte; aber der Notarius hörte nur auf zweiundzwanzig Puncte, die ihm gedachter Sbietta vorsagte und rückte mein Verzeichniß nicht in den Contract. Indessen als der Notarius schrieb, fuhr ich fort zu arbeiten, und weil er einige Stunden damit zubrachte, so machte ich ein großes Stück an dem Kopfe meines Neptun's. Da nun also der Contract geschlossen war, erzeigte mir Sbietta die größten Liebkosungen und ich that ihm ein Gleiches; dann brachte er mir Ziegenkäse, Castanien, weichen Käse und viele Früchte, so daß ich anfing, mich zu schämen und ihn, so oft er nach Florenz kam, aus dem Gasthause in meine Wohnung holte, sowie auch seine Verwandten, die er oft bei sich hatte. Da fing er denn auf gefällige Weise mir zu sagen an: es sei nicht erlaubt, daß ich vor soviel Wochen ein Gut gekauft habe und mich noch nicht entschließen könnte, meine Arbeiten nur auf drei Tage ruhen zu lassen; ich solle doch ja kommen und es besehen. Endlich vermochte er soviel über mich, daß ich, zu meinem Unglück, hinausreiste. Mein Neptun war durch vielen Fleiß schon ziemlich weit gekommen; er war nach guten Grundsätzen entworfen, die Niemand vor mir weder gekannt noch gewußt hatte; und ob ich gleich, nach allen oben angeführten Vorfällen, gewiß war, den Marmor nicht zu erhalten, so dachte ich doch, das Modell bald zu endigen und es auf dem Platz zu meiner Genugthuung sehen zu lassen. Nun aber verließ ich die Arbeit und Sbietta empfing mich in seinem Hause so freundlich und ehrenvoll, daß er einem Herzog nicht mehr hätte thun können, und die Frau erzeigte mir noch mehr Liebkosungen als er. So blieb es eine Weile, bis sie Das ausführen konnten, was er und sein Bruder Philipp sich vorgenommen hatten. Das Wetter war warm und angenehm,

so daß ich mich eines Mittwochs, da zwei Feiertage einfielen, von meinem Landgut zu Trespiano, nachdem ich ein gutes Frühstück zu mir genommen hatte, nach Vicchio auf den Weg machte. Als ich daselbst ankam, fand ich Herrn Philipp am Thor, der von meiner Ankunft unterrichtet schien, denn er begegnete mir auf's freundlichste und führte mich in das Haus des Sbietta, der aber nicht gegenwärtig war; da fand ich sein schamloses Weib, die mich mit unmäßiger Freundlichkeit empfing. Ich schenkte ihr einen sehr feinen Strohhut, weil sie versicherte, keinen schönern gesehen zu haben. Als der Abend herbeikam, speisten wir sehr vergnügt zusammen; dann gab er mir ein anständiges Zimmer und ich legte mich in das reinlichste Bett. Meinen beiden Dienern gab man ein ähnliches nach ihrer Art. Des Morgens, als ich aufstand, wieder dieselbe Freundlichkeit.

Ich ging, mein Gut zu besehen, das mir sehr wohl gefiel. Man bestimmte mir soviel Weizen und andere Feldfrüchte, und als ich wieder nach Vicchio kam, sagte der Priester, Herr Philipp, zu mir: „Benvenuto, habt keinen Zweifel, und wenn Ihr auch das Gut nicht so ganz gefunden hättet, wie man es Euch beschrieben hat: seid versichert, man wird Euch über das Versprochene befriedigen; denn Ihr habt es mit rechtschaffenen Leuten zu thun. Auch haben wir eben unsern Feldarbeiter abgedankt, weil er ein trauriger (gefährlicher) Mensch ist. Dieser Arbeiter nannte sich Mariano Rosselli und sagte mir mehr als ein Mal: „Sehet nur zu Euern Sachen; es wird sich zeigen, wer von uns der Traurigste sein wird." Als er diese Worte aussprach, schielte der Bauer auf eine gewisse unangenehme Weise, die mir nicht ganz gefallen wollte; aber dennoch dachte ich auf keine Weise an Das, was mir begegnen sollte. Als ich nun vom Gut zurückkehrte, das zwei Meilen von Vicchio gegen das Gebirge lag, fand ich gedachten Geistlichen, der mich mit seinen gewöhnlichen Liebkosungen erwartete, und wir nahmen ein tüchtiges Frühstück zu uns. Dann ging ich durch den Ort, wo ein Jahrmarkt schon angegangen war, und alle Einwohner sahen mich mit Verwunderung, wie einen seltenen Gegenstand, an, besonders aber ein wackerer Mann, der sich schon lange Zeit an dem Ort befindet, dessen Frau Brod auf den Verkauf bäckt; was er an Gütern besitzt, liegt ungefähr eine Meile weit entfernt, er aber mag sich gern im Ort aufhalten. Dieser gute Mann nun wohnte zur Miethe in einem Hause, dessen Einkünfte mir auch mit jenem Gütchen angewiesen waren, und sagte zu mir: „Ich bin in Euerm Hause und Ihr sollt zur rechten Zeit Euern Zins erhalten, oder wollt Ihr ihn voraus? Denn ich wünschte, daß Ihr auf jede Weise mit mir zufrieden sein möget." Indeß wir so sprachen, bemerkte ich, daß dieser Mann mich ganz besonders betrachtete, so daß es mir auffiel und ich zu ihm sagte: Sagt mir, lieber Johann, warum Ihr mich so stark ansehet? Darauf sagte der wackere Mann: „Ich will es Euch gern eröffnen, wenn Ihr mir, zuverlässig, wie Ihr seid, versprecht, mein Vertrauen nicht zu mißbrauchen." Ich versprach's ihm und er fuhr fort: „So wisset denn, daß der Pfaffe, der Herr Philipp, vor einigen Tagen sich gerühmt hat, was sein Bruder Sbietta für ein geschickter Mann sei. Er habe sein Gut einem Alten auf Lebzeit verkauft, der aber kein Jahr mehr dauern würde. Ihr habt Euch mit Schelmen eingelassen; drum lebt um, so lange es gehen will. Thut die Augen auf; denn Ihr habt's Ursache. Ich sage Nichts weiter."

Alsdann ging ich auf den Markt spazieren und fand Johann Baptista Santini und gedachter Priester führte uns Beide zu Tische. Es war ungefähr zwanzig Uhr und man speis'te meinetwegen so früh, weil ich gesagt hatte, ich wolle noch Abends nach Trespiano zurückkehren. So mußte man Alles geschwind zurecht. Die Frau des Sbietta war äußerst geschäftig und unter Andern auch ein gewisser Cecchini Boti, ihr Aufwärter. Als die Gerichte fertig waren und man sich eben zu Tische setzen wollte, sagte der leidige Pfaffe, mit einer so gewissen vertracten Miene: „Ihr werdet verzeihen, daß ich mit Euch nicht speisen kann; denn es ist mir ein Geschäft von Wichtigkeit, das meinen Bruder betrifft, vorgefallen; und weil er nicht da ist, muß ich statt seiner eintreten. Durch unsere Bitten, doch bei uns zu bleiben, ließ er sich auf keine Weise bewegen und wir fingen an zu speisen. Als wir die Salate, die in gewissen Schüsselchen aufgetragen wurden, gegessen hatten und man anfing, das gesott'ne Fleisch zu geben, kam ein Schüsselchen für einen Mann. Sandino, der mir gegenüber saß, sagte darauf: „Habt Ihr jemals so gute Kost gesehen?" Und Euch geben sie auch dazu immer was Apartes." Ich habe Das nicht bemerkt, versetzte ich darauf. Dann sagte er zu mir: ich möchte doch die Frau des Sbietta zu Tische rufen, welche mit gedachtem Boti hin- und wiederlief, Beide ganz ordentlich beschäftigt. Endlich bat ich das Weib so sehr, daß sie zu uns kam; aber sie beklagte sich und sagte: „Meine Speisen schmecken Euch nicht; denn Ihr eßt so wenig." Ich lobte aber ihr Gastmahl über die Maßen und sagte, daß ich hinreichend gegessen habe. Nun hätte ich mir wahrlich nicht eingebildet, aus was Ursache dieses Weib mich so außerordentlich nöthigte. Als wir aufstanden, waren die Einundzwanzig vorbei und ich mußte noch den Abend nach Trespiano zu kommen und den andern Tag wieder an meine

Arbeit zu gehen. So empfahl ich mich Allen, dankte der Frau und reiſ'te fort. Ich war nicht drei Miglien entfernt, als mich däuchte, der Magen brenne mir. Ich litt entſetzlich und mir ſchienen es tauſend Jahre, bis ich auf mein Gut nach Trettviano kam. Mit großer Noth langte ich daſelbſt an und begab mich zu Bette; aber ich konnte die ganze Nacht nicht ruhen, es trieb mich öfters zu Stuhle: und weil es mit großen Schmerzen geſchah, ging ich, als es Tag ward, nachzuſehen und fand den Abgang Alles blutig. Da dachte ich gleich, ich müſſe etwas Giftiges gegeſſen haben; und als ich weiter darüber nachdachte, fielen mir die Speiſen und Teller ein, die mir das Weib beſonders vorgeſetzt hatte; auch fand ich bedenklich, daß der leidige Pfaffe, nachdem er mir ſo viel Ehre erzeigt hatte, nicht einmal bei Tiſche bleiben wollte, ja, daß er ſollte geſagt haben: ſein Bruder habe einem Alten das Gut auf Leibrenten gegeben, der aber das Jahr ſchwerlich überleben würde, wie mir der gute Sardella erzählt hatte. Hierdurch überzeugte ich mich, daß ſie mir in einem Schüſſelchen Brühe, die ſehr gut gemacht und angenehm zu eſſen war, eine Doſis Sublimat gegeben hatten, ein Gift, das alle gedachten Uebel hervorbringt. Weil ich aber das Fleiſch nicht mit Brühe und andern Zubereitungen, ſondern mit bloßem Salze genieße, ſo aß ich auch nur ein Paar Biſſen hiervon, ſo ſehr mich auch, wie ich mich noch wohl erinnerte, die Frau zum Eſſen aufgefordert hatte. Und vielleicht haben ſie mir noch auf andere Weiſe Sublimat beigebracht.

Ob ich mich nun ſchon auf ſolche Weiſe angegriffen fühlte, fuhr ich doch immer fort, in der Loge an meinem Coloß zu arbeiten, bis mich nach wenigen Tagen das Uebel dergeſtalt überwältigte, daß ich im Bette bleiben mußte. Sobald als die Herzoginn hörte, daß ich krank war, ließ ſie den unglücklichen Marmor dem Bartholomäus Ammanato frei zur Arbeit übergeben, der mir darauf ſagen ließ: ich möchte nun, was ich wollte, mit meinem angefangenen Modell machen, er habe den Marmor gewonnen und es ſollte viel davon zu reden geben. Nun wollte ich mich aber nicht bei dieſer Gelegenheit wie Baccinell betragen, der in Reden ausbrach, die einem Künſtler nicht ziemen; genug, ich ließ ihm antworten: Ich habe es immer vermuthet; er ſolle nur dankbar gegen das Glück ſein, da es ihm nach Würden eine ſolche Gunſt erzeigt habe. So blieb ich wieder mißvergnügt im Bette und ließ mich von dem trefflichen Mann, Meiſter Franciscus da Monte Varchi, curiren; daneben vertraute ich mich dem Chirurgus, Meiſter Raphael de' Pilli. Der Sublimat hatte dergeſtalt meinen Eingeweiden die Empfindung genommen, daß ich Nichts bei mir behalten konnte. Aber der geſchickte Meiſter Franciscus ſah wohl ein, daß das Gift alle Wirkung gethan hatte, und, da die Portion nicht groß war, meine ſtarke Natur nicht hatte überwältigen können. Daher ſagte er eines Tags: „Benvenuto, danke Gott, Du haſt gewonnen! Zweifle nicht, ich werde Dich, zum Verdruſſe der Schelmen, welche Dir zu ſchaden gedachten, durchbringen.“ Darauf verſetzte Meiſter Raphael: „Das wird eine von den beſten und ſchwerſten Curen ſein; denn Du mußt wiſſen, Benvenuto, daß Du eine Portion Sublimat verſchluckt haſt.“ Sogleich unterbrach ihn Meiſter Franciscus und ſagte: „Es war vielleicht ein giftiges Inſect.“ Da verſetzte ich: Ich weiß recht wohl, daß es Gift iſt und wer mir ihn gegeben hat. Sie curirten an mir ſechs Monate und es währte über ein Jahr, bis ich meines Lebens wieder froh werden konnte.

Eilftes Capitel.

Um dieſe Zeit war der Herzog verreiſ't, um ſeinen Einzug in Siena zu halten, wohin Ammanato ſchon einige Monate vorher gegangen war, um die Triumph-Bögen aufzurichten. Ein natürlicher Sohn von ihm war in der Loge bei der Arbeit geblieben und hatte mir einige Löcher von meinem Modell des Neptun's, das ich bedeckt hielt, weggezogen. Sogleich ging ich, mich darüber bei Don Francesco, dem Sohn des Herzogs, zu beſchweren, der mir ſonſt einiges Wohlwollen bezeigte. Ich ſagte, ſie hätten mir meine Figur aufgedeckt, die noch unvollkommen ſei, wenn ſie fertig wär', ſo hätte es mir gleichgiltig ſein können. Darauf antwortete mir der Prinz mit einer unzufriedenen Miene: „Benvenuto, bekümmert Euch nicht, daß ſie aufgedeckt iſt; denn ſie haben es zu ihrem eigenen Schaden gethan. Wollt Ihr aber, daß ich ſie ſoll bedecken laſſen, ſo ſoll es gleich geſchehen.“ Außer dieſen Worten ſagte Seine Excellenz noch Manches zu meinen Gunſten in Gegenwart vieler Herren; ich aber verſetzte: er möge doch die Gnade haben und mir Gelegenheit verſchaffen, daß ich das Modell endigen könnte; denn ich wünſchte, ſowohl mit dem großen als dem kleinen, ihm ein Geſchenk zu machen. Er antwortete mir, daß er eins wie das andere annehme, und ich ſolle alle Bequemlichkeit haben, die ich verlange. Dieſe geringe Gunſt richtete mich wieder auf und war Urſache, daß ich wieder nach und nach geſund wurde; denn der viele Verdruß und die großen Uebel hatten mich dergeſtalt niedergedrückt, daß ich irgend einer Aufmunterung bedurfte, um nur wieder einige Hoffnung für's Leben zu ſchöpfen.

Es war nun ein Jahr vorbei, daß ich jenes Gut von Sbietta auf gedachte Weise besaß; und ich mußte nun nach ihren Geldmischereien und anderen Schelmenstreichen bemerken, daß es mir so viel nicht eintrug, als sie mir versprochen hatten. Da ich nun, außer dem Haupt-Contracte, von Sbietta selbst noch eine besondere Handschrift hatte, wodurch er mir vor Zeugen die bestimmten Einkünfte zusagte, so ging ich zu den Herren Räthen, welche derzeit Averardo Serristori und Friedrich Ricci waren. Alfonzo Quistello war Fiscal und kam auch mit in ihre Signa. Der Namen der Uebrigen erinnere ich mich nicht; es war auch ein Alessandri darunter, genug, Alles Männer von großer Bedeutung. Als ich nun meine Gründe den Herren vorgelegt hatte, entschieden sie alle mit einer Stimme: Sbietta habe mir mein Geld zurückzugeben. Der einzige Friedrich Ricci widersprach: denn er bediente sich zur selbigen Zeit meines Gegners in seinen Geschäften. Alle waren verdrießlich, daß Friedrich Ricci die Ausfertigung ihres Schlusses verhinderte und einen erstaunlichen Lärm machte, indem Averardo Serristori und die Andern Widerpart hielten. Dadurch ward die Sache so lange aufgehalten, bis die Stunde der Session verflossen war. Nachdem sie auseinander gegangen waren, fand mich Herr Alessandri auf dem Platze der Nunciata und sagte ohne Rücksicht mit lauter Stimme: „Friedrich Ricci hat so viel über uns Andere vermocht, daß Du wider unsern Willen bist verletzt worden.

Darüber mag ich nun Nichts weiter sagen; denn der oberste Gewalthaber der Regierung müßte darüber unruhig werden; genug, mir geschah eine so auffallende Ungerechtigkeit, bloß weil ein reicher Bürger sich jenes Hutmann's bediente.

Zur Zeit, da der Herzog in Livorno war, ging ich ihm aufzuwarten, in Absicht, eigentlich mir Urlaub von ihm zu erbitten; denn ich fühlte meine Kräfte wieder; und da ich zu Nichts gebraucht wurde, so that es mir leid, meine Kunst so sehr hintanzusetzen. Mit diesen Entschließungen kam ich nach Livorno und fand meinen Herzog, der mich auf's Beste empfing. Ich war verschiedene Tage daselbst und ritt täglich mit Seiner Excellenz aus; denn gewöhnlich ritt er vier Miglien am Meer hin, wo er eine kleine Festung anlegte und er sah gern, daß ich ihn unterhielt, um die große Menge von Personen dadurch von ihm abzuhalten.

Eines Tags, als er mir sehr günstig schien, fing ich an von dem Sbietta, nämlich von Peter Maria von Anterigoli, zu sprechen und sagte: Ich will Ew. Excellenz einen wundersamen Fall erzählen, damit Sie die Ursache erfahren, warum ich das Modell des Neptun's, woran ich in der Lage arbeitete, nicht fertig machen konnte. Ich erzählte nun Alles auf's Genaueste und nach der vollkommensten Wahrheit; und als ich an das Gift kam, so sagte ich: Wenn mich Seine Excellenz jemals als einen guten Diener geschätzt hätten, so sollten Sie den Sbietta oder Diejenigen, welche mir das Gift gegeben, eher belohnen als bestrafen, weil das Gift, indem es nicht so stark gewesen, mich umzubringen, mir als ein gewaltiges Mittel gedient habe, den Magen und die Gedärme von einer tödtlichen Verschleimung zu reinigen, die mich vielleicht in drei bis vier Jahren umgebracht hätte. Durch diese sonderbare Medicin aber bin ich wieder auf zwanzig Jahre lebensfähig geworden, wozu ich denn auch mehr als jemals Lust habe, und Gott von Herzen danke, da er das Uebel, das er über mich geschickt, so sehr zu meinem Besten gewendet hat. Der Herzog hörte mir über zwei Miglien Wegs mit Aufmerksamkeit zu und sagte nur: „O, die bösen Menschen!" Ich aber versetzte, daß ich ihnen Dank schuldig sei und brachte das Gespräch auf andere angenehme Gegenstände.

Eines Tages trat ich sodann mit Vorsatz zu ihm, und als ich ihn in guter Stimmung fand, bat ich, er möchte mir Urlaub geben, damit ich nicht einige Jahre, worin ich noch etwas nütze wäre, unthätig verlebte. Was das Geld betreffe, das ich an der Summe für meinen Personen noch zu fordern habe, so könne mir dasselbe nach Gefallen ausgezahlt werden. Dann dankte ich Seiner Excellenz mit unsäglichen Ceremonien, worauf ich aber keine Antwort bekam, vielmehr schien es mir, als wenn er es übel genommen hätte. Den andern Tag begegnete mir Herr Barthelemäus Cancino, einer von den ersten Secretären des Herzogs und sagte mir halb trotzig: „Der Herzog meint, wenn Du Urlaub willst, so wird er Dir ihn geben; willst Du aber arbeiten, so sollst Du auch zu thun finden, mehr als Du gedenkst." Ich antwortete, daß ich nichts Besseres wünsche, als zu arbeiten und Seiner Excellenz mehr als irgend Jemanden, er möchte Papst, Kaiser oder König sein. Ja, lieber wollte ich Seiner Excellenz um einen Pfennig dienen, als einem Andern für einen Ducaten. Dann sagte er: „Wenn Du so denkst, so seid Ihr einig ohne Weiter's. Drum geht nach Florenz zurück und seid guten Muth's; denn der Herzog will Euch wohl." Und so ging ich nach Florenz.

In dieser Zeit beging ich den großen Fehler, daß ich mit obgedachtem Sbietta nicht allein einen veränderten Contract einging, sondern daß ich ihm auch noch eine Hälfte des andern Guts abkaufte; das Letzte geschah im December 1566. Doch ich will weiter dieser Sache

Fauſt.

Und zwar von Herzen.

Mephiſtopheles.

Gut und ſchön!
Dann wird von ewiger Treu' und Liebe,
Von einzig überallmächt'gem Triebe —
Wird das auch ſo von Herzen gehn?

Fauſt.

Laß das! Es wird! — Wenn ich empfinde,
Für das Gefühl, für das Gewühl
Nach Namen ſuche, keinen finde,
Dann durch die Welt mit allen Sinnen ſchweife,
Nach allen höchſten Worten greife,
Und dieſe Gluth, von der ich brenne,
Unendlich, ewig, ewig nenne,
Iſt das ein teufliſch Lügenſpiel?

Mephiſtopheles.

Ich hab' doch Recht!

nicht gedenken und Alles Gott überlaſſen, der mich ſo oft aus manchen Gefahren geriſſen hat.

Ich hatte nun mein marmornes Crucifix geendigt, nahm es von der Erde auf und brachte es in einiger Höhe an der Wand an, wo es ſich viel beſſer als vorher annahm, wie ich wohl erwartet hatte. Ich ließ es darauf Jeden ſehen, wer kommen wollte. Nun geſchah es nach Gottes Willen, daß man dem Herzog und der Herzoginn auch davon ſagte, ſo daß ſie eines Tages nach ihrer Rückkehr von Piſa unerwartet mit dem ganzen Adel ihres Hofes in mein Haus kamen, nur um das Crucifix zu ſehen. Es gefiel ſo ſehr, daß beide Herrſchaften ſowohl als alle Edelleute mir unendliche Lobeserhebungen ertheilten.

Da ich nun ſah, daß Ihre Excellenzen ſo wohl zufrieden mit dem Werke waren und es ſo ſehr lobten, auch ich Niemand gewußt hätte, der würdiger geweſen wär', es zu beſitzen, ſo machte ich ihnen gern ein Geſchenk damit und bat nur, daß ſie mit mir in das Erdgeſchoß gehen möchten. Auf dieſe Worte ſtanden ſie gefällig auf und gingen aus der Werkſtatt in das Haus. Dort ſah die Herzoginn mein Modell des Neptun's und des Brunnens zum erſten Mal; und es fiel ihr ſo ſehr in die Augen, daß ſie ſich mit lautem Ausdruck von Verwunderung zum Herzog wendete und ſagte: „Bei meinem Leben, ich hätte nicht gedacht, daß dieſes Werk den gehaßten Theil ſo ſchön ſein könnte! Der Herzog wiederholte darauf verſchiedene Mal: „Hab' ich's Euch nicht geſagt?“ So ſprachen ſie untereinander zu meinen Ehren lange Zeit und ſchienen mich gleichſam um Vergebung zu bitten. Darauf ſagte der Herzog: ich ſolle mir einen Marmor nach Belieben ausſuchen und eine Arbeit für ihn anfangen. Auf dieſe gütigen Worte verſetzte ich: Wenn Sie mir dazu die Bequemlichkeit verſchaffen wollen, ſo würde ich Ihnen zu Liebe gern ein ſo ſchweres Werk unternehmen. Darauf antwortete der Herzog ſchnell: „Du ſollſt alle Bequemlichkeit haben, die Du verlangſt; und was ich Dir von ſelbſt geben werde, ſoll noch viel mehr werth ſein.“ Mit ſo gefälligen Worten gingen ſie weg und ließen mich höchſt vergnügt zurück. Als aber viele Wochen vergingen, ohne daß man meiner gedachte und ich nun wohl ſah, daß man zu Nichts Anſtalt machte, gerieth ich beinahe in Verzweiflung.

In dieſer Zeit ſchickte die Königinn von Frankreich, Catharina von Medicis, Herrn Baccio del Bene an unſern Herzog, um von ihm in Eile eine Geldhülfe zu verlangen, womit er ihr auch aushalf, wie man ſagt. Gedachter Abgeſandter war mein genauer Freund und wir ſahen uns oft. Als er mir nun die Sache erzählte, die Seine Excellenz ihm bewies, fragte er mich auch, was ich für Arbeit unter den Händen hätte. Darauf erzählte ich ihm den Fall mit dem Neptun und dem Brunnen. Er aber ſagte mir im Namen der Königinn: Ihre Majeſtät wünſche ſehr, das Grab Heinrich's des Zweiten, ihres Gemahls, geendigt zu ſehen. Daniel von Volterra habe ein großes Pferd von Erz unternommen, ſein Termin aber ſei verlaufen; und überhaupt ſollten an das Grab die herrlichſten Zierathen kommen. Wollte ich nun nach Frankreich in mein Caſtell zurückkehren, ſo wolle ſie mir alle Bequemlichkeit verſchaffen, wenn ich nur Luſt hätte, ihr zu dienen. Darauf verſetzte ich gedachtem Baccio: er ſolle mich vom Herzog verlangen und wenn er es zufrieden ſei, ſo würde ich gern nach Frankreich zurückkehren. Darauf ſagte Herr Baccio fröhlich: „So gehen wir zuſammen!“ und nahm die Sache als ſchon ausgemacht an. Den andern Tag, als er mit dem Herzog ſprach, kam auch die Rede auf mich, worauf er denn ſagte: daß, wenn Seine Excellenz es zufrieden wären, ſo würde ſich die Königinn meiner bedienen. Darauf verſetzte der Herzog ſogleich: „Benvenuto iſt der geſchickte Mann, wofür ihn die Welt kennt; aber jetzt will er nicht mehr arbeiten!“ worauf er ſogleich das Geſpräch veränderte. Den andern Tag ſagte mir Herr Baccio Alles wieder; ich aber konnte mich nicht halten und ſagte: Wenn ich, ſeitdem mir Seine Excellenz Nichts mehr zu arbeiten gibt, eines der ſchwerſten Werke vollendet habe, das mich mehr als zweihundert Scudi von meiner Armuth koſtet, was würde ich gethan haben, wenn man mich beſchäftigt hätte! Ich ſage, man thut mir ſehr unrecht. Der gute Mann erzählte dem Herzog Alles wieder; Dieſer aber ſagte: Das ſei nur Scherz; er wolle mich behalten. Auf dieſe Weiſe ſtand ich verſchiedene Tage an und wollte mit Gott davon gehen. Nachher wollte die Königinn nicht mehr in den Herzog dringen laſſen, weil es ihm unangenehm zu ſein ſchien.

Zu dieſer Zeit ging der Herzog mit ſeinem ganzen Hof und allen ſeinen Kindern, außer dem Prinzen, der in Spanien war, in die Niederungen von Siena und von da nach Piſa. Das Gift jener böſen Ausdünſtungen ergriff den Cardinal zuerſt; er verfiel in ein peſtilenzialiſches Fieber, das ihn in wenig Tagen ermordete. Er war des Herzogs rechtes Auge, ſchön und gut; es war recht Schade um ihn. Ich ließ verſchiedene Tage vorbeigehen, bis ich glaubte, daß die Thränen getrocknet ſeien; dann ging ich nach Piſa.

Anhang

zur Lebensbeschreibung des Benvenuto Cellini,

bezüglich auf Sitten, Kunst und Technik.

I. Vorwort.

Wenn hinter einem Werke, wie die Lebensbeschreibung Cellini's, einer Nachschrift den Leser anspricht sollte, so müßte sie etwas Gleichartiges leisten und zu einem lebhaftern Anschauen der Zeitumstände führen, welche die Ausbildung einer so merkwürdigen und sonderbaren Person bewirken konnten.

Indem uns aber dieser Forderung im ganzen Umfange Genüge zu thun, Vorarbeiten, Anblick, Ausschluß und Gelegenheit abgehen, so geben wir für dies Mal Skizzenhaft, aphoristisch und fragmentarisch, Einiges beizubringen, wodurch wir uns jenem Ziele wenigstens annähern.

II. Gleichzeitige Künstler.

Wenn von Jahrhunderten oder andern Epochen die Rede ist, so wird man die Betrachtung vorzüglich dahin richten, welche Menschen sich auf dieser Erde zusammengefunden, wie sie sich berührt oder aus der Ferne einigen Einfluß auf einander bewiesen, wobei der Umstand, wie sie sich den Jahren nach gegen einander verhalten, von der größten Bedeutung ist. Deßhalb führen wir die Namen gleichzeitiger Künstler, in chronologischer Ordnung dem Leser vor und überlassen ihm, sich einen flüchtigen Entwurf jenes großen Zusammenwirkens selbst auszubilden.

Hierbei drängt sich uns die Betrachtung auf, daß die vorzüglichsten, im fünfzehnten Jahrhundert gebornen Künstler auch das sechszehnte erreicht und mehrere eines hohen Alters genossen, durch welches Zusammentreffen und Bleiben wohl die herrlichen Kunsterscheinungen jener Zeiten mochten bewirkt werden, um so mehr, als man die Anfänge, deren sich schon das vierzehnte Jahrhundert rühmen konnte, von Jugend auf vor Augen hatte.

Und zwar lebten, um nur die merkwürdigsten anzuführen, im Jahr 1500, als Cellini geboren wurde:

Gentile Bellin, Johann Bellin, Luca Signorelli, Leonardo da Vinci, Peter Perugin, Andreas Mantegna, Sansovino, Fra Bartolomeo, Franz Rustici, Albrecht Dürer, Michel Angelo, Balthasar Peruzzi, Tizian, Giorgione, Raphael, Andrea del Sarto, Primaticcio, Franz Penni, Julius Roman, Correggio, Polidor von Caravaggio, Rosso, Holbein, der Erste in einem Alter von einundachtzig, der Letzte von zwei Jahren. Ferner wurden in dem ersten Viertel des sechszehnten Jahrhunderts geboren: Perin del Vaga, Parmegianin, Daniel von Volterra, Jacob Bassan, Bronzin, Franz Salviati, Georg Vasari, Andreas Schiavone und Tintoret.

In einer so reichen Zeit ward Cellini geboren und von einem solchen Elemente der Mitwelt getragen. Der unterrichtete Leser rufe sich die Eigenschaften dieser Männer lebendig in Gedanken zurück und er wird über das Gedränge von Talenten erstaunen, welches jene Epoche verschwenderisch hervorbrachte.

III. Näherer Einfluß auf Cellini.

Wenden wir nun unsern Blick auf die Vaterstadt des Künstlers, so finden wir in derselben eine höchst lebendige Kunstwelt.

Ohne umständlich zu wiederholen, was anderwärts bei manchen Gelegenheiten über die Bildung der Florentinischen Schule von Mehrern, besonders auch von unsern Freunden, in dem ersten Stück des dritten Bandes der Propyläen, unter dem Artikel Masaccio abgehandelt worden, begnügen wir uns, hier eine summarische Uebersicht zu geben.

Cimabue ahmt die neuen Griechen nach, mit einer Art dunkler Ahnung, daß die Natur nachzuahmen sei. Er hängt an der Tradition und hat einen Blick hinüber in die Natur, versucht sich also hüben und drüben.

Giotto lernt die Handgriffe der Malerei von seinem Meister, ist aber ein außerordentlicher Mensch und erobert das Gebiet der Natur für die Kunst.

Seine Nachfolger, Gaddi und Andere, bleiben auf dem Naturwege.

Orgagna hebt sich höher und schließt sich an die Poesie, besonders an die Gestalten des Dante.

Brunelleschi, Donato und Ghiberti, drei große Männer, ergreifen dem Geist und der Form nach die Natur und rücken die Bildhauerkunst vor.

Der Erste erfand vielleicht die Gesetze der Perspective, wenigstens benutzt er sie früh und befördert diesen Theil der Kunst, worauf denn aber leider eine Art technischer Raserei, das Eine Gefundene durch alle Bedingungen durch-

geworben, faſt hundert Jahre bauert und das ächte Kunſt-Studium ſehr zuträglich.

Maſaccio ſteht groß und einzig in ſeiner Zeit und übt die Malerei vor.

Alles drängt ſich nun, in der von ihm gemachten Carriere zu arbeiten, weil die Menſchen, wenn ſie auch das Rechte nicht deutlich verſtehen, es doch allgemein empfinden.

Maſaccio wird nachgeahmt, inſofern er ſich der Natur im Ernſt und Wahrheit der Darſtellung nähert, ja ſogar an Kunſtfertigkeit übertroffen von Filippo Lippi, Botticelli, Ghirlandaio, welche aber Alle in der Naturnachahmung feſten blieben.

Endlich treten die großen Meiſter auf: Leonardo da Vinci, Fra Bartolomeo, Michel Angelo und Raphael.

IV. Cartone.

So hoch auch die Vorzüge dieſer früheren meiſterhaften Arbeiten auf das Gemüth des jungen Künſtlers mögen geweſen ſein, wie es ſelbſt hier und da zu bedauern nicht unterläßt: ſo war ihm doch vorzüglich die Wirkung bedeutend und einnehmend, welche zwei gleichzeitige Werke auf ihn ausgeübt hatten, Cartone des Leonardo da Vinci und des Michel Angelo, die ſogleich bei ihrer Entſtehung die Aufmerkſamkeit und den Nacheifer der ganzen lebenden Kunſtwelt erregten.

Von jeher hatten ſowohl die Vorſteher des Florentiniſchen Staats als einzelne Gilden und Geſellſchaften ſich zur Ehre gerechnet, durch Architectur, Sculptur und Malerei die Zeiten ihrer Adminiſtration zu verherrlichen und beſonders geiſtlichen Gebäuden durch bildende Kunſt einen lebendigen Schmuck zu verſchaffen.

Nun waren die Medicis vertrieben und das ſchöne Kunſt-Capital, das Lorenz beſonders in ſeinem Stadtgarten, geſammelt hatte, woſelbſt er eine Bildhauerſchule unter der Aufſicht des alten Bertoldo anlegte, war in den Tagen der Revolution, durch das leidenſchaftliche Ungeſtüm der Menge, zerſtreut und verödet. Eine neue republicaniſche Verfaſſung trat ein. Für den großen Rath war ein neuer Saal gebaut, deſſen Wände durch Veranſtaltung Peter Soderini's, des Gonfaloniere's und ſeiner Regiments-Genoſſen, von den würdigſten Künſtlern jener Zeit belebt werden ſollten.

Leonardo da Vinci, ungefähr im ſiebenundvierzigſten Jahre, hatte ſich von Mailand, nach dem Einmarſch der Franzoſen, auf Florenz zurückgezogen, woſelbſt Michel Angelo, ungefähr im ſechsundzwanzigſten, mit größter Anſtrengung den Studien oblag. Man verlangte von beiden Künſtlern Cartone zu großen Gemälden, worauf man glückliche Kriegsthaten der Florentiner bewundern wollte.

Schon Cellini hegte die Meinung, als wären die auf gedachten Cartonen vorgeſtellten Thaten und Ereigniſſe in dem Kriege vorgefallen, welchen die Florentiner gegen die Piſaner führten, der ſich mit der Eroberung von Piſa endigte. Die Gründe, warum wir von dieſer Meinung abgehen, werden wir zunächſt anzeigen, wenn wir vorher eine Darſtellung jener Kunſtwerke mit Hülfe älterer Ueberlieferungen und neuerer Nachrichten im Allgemeinen verſucht haben.

Nicolaus Piccinini, Feldherr des Herzogs Philipp von Mailand, hatte um die Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts einen Theil von Toscien weggenommen und ſtand gegen die päpſtlichen und Florentiniſchen Truppen unfern von Arezzo. Durch einige Kriegsvortheile im obern Italien geneckt, bewirkt ihn der Herzog zurück; die Florentiner, denen Dieß bekannt wurde, befahlen den Ihrigen, ſorgfältig ein Treffen zu vermeiden, wozu Piccinin, um bei ſeinem Abzug ehrenvoll zu erſcheinen, ſehr geneigt war.

1. Carton des Michel Angelo.

Die Florentiniſchen Anführer ſtanden nicht genugſam auf ihrer Hut, ſo wie überhaupt die loſe Art Krieg zu führen in damaliger Zeit, ingleichen die Inſubordination der Truppen, über alle Begriffe geht. Die Hitze war heftig; die Soldaten hatten zum großen Theil, um ſich zu erfriſchen oder zu ergetzen, das Lager verlaſſen.

Unter dieſen Umſtänden kommt Piccinin herangezogen. Ein Florentiner, deſſen Namen uns die Geſchichte bewahrt, Michael Attendolo, entdeckt zuerſt den Feind und ruft die zerſtreuten Krieger zuſammen.

Wir glauben, ihn in dem Manne zu ſehen, der faſt im Centrum des Bildes ſteht und, indem er vorſchreitet, mit ſeiner kriegeriſchen Stimme die Trompete zu begleiten und mit ihr zu wetteifern ſcheint.

Mag nun der Künſtler den Umſtand, daß die Krieger ſich eben im Flußbad erquicken, als der Feind unerwartet heranzieht, in der Geſchichte vorgefunden oder aus ſeinem Geiſte geſchöpft haben: wir finden dieſes gehörigſte Motiv hier angewendet. Das Baden ſteht, als das höchſte Symbol der Abſpannung, entgegengeſetzt der höchſten Kraftäußerung im Kampfe, zu der ſie aufgefordert werden.

„In dieſer durch den unerwarteten Aufruf belebten Menge iſt beinahe jede Behendigkeit des menſchlichen Alters, jede Bewegung, jeder Verſtellung, jede Pantomime von Beſtürzung, Schrecken, Haß, Angſt, Eil' und Eifer dargeſtellt. Wie Funken aus einem glühenden Eiſen unter dem Hammer, gehen alle dieſe Gemüths-

entlaste aus ihrem Gedränge hervor. Einige Krieger haben das Ufer erreicht, andere sind im raschen Fortschritt dazu begriffen; noch andere unternehmen einen kühn gewagten Freisprung; hier tauchen zwei Arme aus dem Wasser auf, die den Felsen umgreifen, dort stehen ein Paar andere um Hülfe; Verletzten beugen sich über, Verletzten zu retten, Andere stürzen sich verwundet zum Beistand. Oft nachgeahmt ist das gluthvolle Antlitz des grimmen, in Waffen grau gewordenen Kriegers, bei dem jede Sehne in angespannter Anstrengung dahin arbeitet, die Kleider mit Gewalt über die triefenden Glieder zu ziehen, indem er zugleich, widerwillig mit dem einen Fuß durch die verletzte Oeffnung hindurchfährt.

Mit dieser kriegerischen Hast, mit diesem ehrlichen Unmuth hat der sinnvolle Künstler die langsam bedächtige Eleganz eines halb abgewendeten Jünglings, der eilig bemüht ist, sich die Beinkleider anzuziehen, in den sprechendsten Contrast gesetzt. Hier ist auch ein Eilen — aber es ist Methode darin. Ein Dritter schwingt seinen Leib auf die Schulter, indeß ein Vierter, der ein Aufseher zu sein scheint, unbekümmert um Schmuck, kampffertig mit geschwungenem Speer einen Vormann über den Haufen rennt, der sich eben gebückt hat, eine Waffe aufzusammeln. Ein Soldat, der selbst ganz nackt ist, schnallt an dem Harnisch seines Kriegs-Cameraden herum und Dieser, gegen den Feind gekehrt, scheint ungeduldig den Grund zu stampfen. Erfahrung, Muth, gealterte Kraft, jugendlicher Muth und Schnelligkeit, hinausdrängend oder in sich zurückgezogen, wetteifern mit einander in kraftvollen Ausbrüchen. Nur ein Motiv beseelt diese ganze Scene des Tumults: Streitbegierde, Eifer, mit dem Feinde gemein zu werden, um durch die größte Anstrengung die verschuldete Fahrlässigkeit wieder abzubüßen.

Dieses gelang denn auch, wie uns die Geschichte weiter erzählt. Vergebens griffen die Truppen des Piccinin das verbündete Heer der päpstlich-florentinischen Truppen zu wiederholten Malen an; hartnäckig widerstanden diese und schlugen zuletzt, begünstigt durch ihre Stellung, den oft wiederkehrenden Feind zurück, dessen Fahnen, Waffen und Gepäck den Siegern in die Hände fielen.

2. Carton des Leonardo da Vinci.

Hatte Michel Angelo den zweifelhaften Anfang des Treffens in einer vielfachen Composition dargestellt, so wählte Leonardo da Vinci den letzten schwankenden Augenblick des Sieges und trug ihn in einer künstlichen, gedrängten Gruppe vor, die wir, insofern sie sich aus der Beschreibung des Malers und Anderer entwickeln läßt, unsern Lesern darzustellen suchen.

Vier Soldaten zu Pferde, wahrscheinlich ein Paar von jedem Heere, sind mit einander in Conflict gerathen; sie kämpfen um eine Standarte, deren Stab sie Alle ergriffen haben. Zwei widerstehen einander von beiden Seiten, sie heben die Schwerter empor, sich zu verwunden, oder, wie es auch scheinen will, den Stab der Standarte durchzuhauen.

Ein Dritter, wahrscheinlich im Vordergrunde, wendet sein Pferd gleichsam zur Flucht, indem er mit umgewendetem Körper und ausgestrecktem Arm die Stange erfaßt und durch diese gewaltsame Bewegung das Siegeszeichen den Uebrigen zu entreißen sucht, indessen ein Vierter, vermuthlich von hinten, gerade hervorwärtsdringt und, indem er die Stange selbst gefaßt hat, mit aufgehobenem Schwert die Hände Derer, die sie ihm streitig machen, abzuhauen droht. Character und Ausdruck dieses Letzten, als eines entschieden gewaltigen, in den Waffen grau gewordenen Kriegers, der hier mit einer rothen Mütze erscheint, wird besonders gerühmt, sowie der Zorn, die Wuth, die Siegerbegierde in Geberden und Mienen der Uebrigen, zu denen die Streitlust der Pferde sich gesellt, deren zwei mit verschränkten Füßen aufeinander einhauen und mit dem Gebiß, als natürlichen Waffen, wie ihre Reiter mit künstlichen, sich bekämpfen, wobei der Meister, welcher diese edle Thiergattung besonders studirt hatte, mit einem seltenen Talente glänzen konnte.

So zeigte diese geschlossene, in allen ihren Theilen auf's Künstlichste angeordnete Handlung den dringenden, letzten Moment eines unaufhaltsamen Sieges.

Unterwärts kämpften zwei Figuren, in Verkürzung, zwischen den Füßen der Pferde. Ein Krieger, beinahe auf die Erde ausgestreckt, sollte im Augenblick ein Opfer des wüthend eindringenden Gegners werden, der gewaltsam ausholt, um mit dem Dolch des Unterliegenden Kehle zu treffen. Aber noch widerstand mit Füßen und Armen der Unglückliche der Uebermacht, die ihm den Tod drohte.

Genug, alle Figuren, Menschen und Thiere, waren von gleicher Thätigkeit und Wuth belebt, so daß sie ein Ganzes von der größten Natürlichkeit und der höchsten Meisterschaft darstellten.

Beide Werke, welche die Bewunderung und den Nacheifer aller künstlerischen Zeitgenossen erregten und höher als andere Arbeiten dieser großen Meister geschätzt wurden, sind leider verloren gegangen.

Wahrſcheinlich hatte die Republik weder Kräfte noch Mühe genug, einen ſo groß gefaßten Gedanken ausführen zu laſſen; und ſchwerlich ſäßlten ſich die Mediciſ geneigt, als ſie bald zur Herrſchaft wieder zurückkehrten, Das, was Jene begonnen hatten, zu vollenden.

Andere Zeiten, andere Sorgen, ſowohl für Künſtler als für Oberhäupter! Und ſehen wir nicht in unſern Tagen das mit großem Sinne und Enthuſiasmus entworfene, mit ſchätzbarem Kunſtverdienſt begonnene, revolutionäre Bild David's, den Schwur im Ballhauſe vorſtellend, unvollendet? Und wer weiß, was von dieſem Werke in drei Jahrhunderten übrig ſein wird?

Doch was überhaupt ſo manche Kunſtunternehmungen in Florenz zum Stocken brachte, war die Erwählung Johann's von Medicis zum Römiſchen Papſte. Ihm, der unter dem Namen Leo X. ſo große Hoffnungen erregte und erfüllte, mag Alles noch, was unter einem ſolchen Geſtirn zu gedeihen werth war aber werth zu ſein glaubte.

Wie lange nun aber jene Cartone in den Sälen, in welchen ſie aufgehängt geweſen, unverſehrt geblieben, ob ſie abgenommen, verſtückt, verſtellt, verſandet oder zerſtört worden, iſt nicht ganz gewiß.

Indeſſen trägt der Ritter Vaſarinelli wenigſtens den Verdacht, daß er den Carton des Michel Angelo in den erſten unruhigen Zeiten des Regiments-Wechſels zerſchnitten habe, wodurch uns der Verluſt eines ſolchen Werks noch unerträglicher wird, als wenn wir ihn der gleichgiltigen Hand des Zufalls zuſchreiben müßten.

Späterhin klingt wieder Etwas von ihm nach und Fragmente ſcheinen in Mantua aufzutauchen; doch alle Hoffnung, einen Original-Zug wieder davon zu erblicken, iſt für Liebhaber verloren.

Der Carton des Leonardo da Vinci ſoll erhalten und nach Frankreich geſchafft worden ſein, wo er denn aber auch verſchwunden iſt.

Deſto wichtiger bleibt uns die Nachricht, daß dieſer Werke Gedächtniß nicht allein in Schriften aufbewahrt, ſondern auch noch in nachgebildeten Kunſtwerken übrig iſt.

Von der Leonardiſchen Gruppe findet ſich eine nicht allzu große Copie im Poggia Imperiale, wahrſcheinlich von Bronzin. Ferner iſt ſie in einem Gemälde des Leonardo, welches die Anbetung der Könige vorſtellt, im Hintergrund als ein Beiwerk angebracht. Auch ſoll davon ein Kupfer von Gerhard Edelink, jedoch nach einer ſchlechten, manierirten Zeichnung eines Niederländers, in den Sammlungen vorkommen.

Von dem Werke des Michel Angelo waren aber nur wenige Figuren auf einem Kupfer zu damaliger Zeit bekannt; gegenwärtig aber hat uns Heinrich Füßly, ein würdiger Bewunderer des großen Michel Angelo, eine Beſchreibung des Ganzen gegeben, wobei er eine kleine Copie, welche ſich zu Hallham in England befindet, zum Grunde legte.

Wir haben unſere obige Beſchreibung daher entlehnt und wünſchen Nichts mehr, als daß Füßly in England und Morghen in Italien die Herausgabe gedachter Werke in Kupfer beſorgen und befördern mögen. Sie würden ſich um die Kunſtgeſchichte ein großes Verdienſt erwerben, ſowie Solches von dem Letzten durch den Stich des Maillolſchen Denkmahls bereits geſchehen iſt.

Möge doch die Kupferſtecherkunſt, die ſo oft zu geringen Zwecken gemißbraucht wird, immer mehr ihrer höchſten Pflicht gedenken und uns die würdigſten Originale, welche Zeit und Zufall unaufhaltſam zu zerſtören in Bewegung ſind, durch tüchtige Nachbildung einigermaßen zu erhalten ſuchen.

Uebrigens können wir uns nicht enthalten, im Vorbeigehen zu bemerken, daß die Compoſition des Michel Angelo, durch die er jenen Aufruf zur Schlacht darſtellt, mit der Compoſition des jüngſten Gerichts große Aehnlichkeit habe, indem in beiden Stücken die Wirkung von einer einzigen Perſon augenblicklich auf die Menge übergeht. Eine Vergleichung beider Bilder wird deßhalb dereinſt höchſt intereſſant werden und die Huldigung, die wir dem großen Geiſte des Verfaſſers zollen, immer vermehren.

Schließlich rechtfertigen wir mit Wenigem, daß wir in Darſtellung der hiſtoriſchen Gegenſtände von der gewöhnlichen Meinung abgewichen.

Celini nimmt als bekannt an, daß beide Cartone ſolche Kriegsbegebenheiten vorſtellen, welche bei Gelegenheit der Belagerung von Piſa zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts vorgefallen; Vaſari hingegen deutet nur den einen Gegenſtand, welchen Michel Angelo behandelt, dorthin, erzählt aber, daß Leonardo auf dem ſeinigen einen Vorfall aus der Schlacht zwiſchen den verbundenen florentiniſch-päpſtlichen Truppen gegen Nicolaus Piccinin, Feldherrn des Herzogs von Mailand, in der Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts gewählt habe.

Man begann dieſe Schlacht mit einem merkwürdigen Ueberfall, wie Machiavell im fünften Buche ſeiner Florentiniſchen Geſchichte mit folgenden Worten umſtändlich erzählt:

„Niemand war bewaffnet, Alles entfernt vom Lager, wie nur ein Jeder, entweder Luft zu ſchöpfen (denn die Hitze war groß) oder ſonſt zum Vergnügen, ſich verlieren mochte.“

Wir glauben, hier den Anlaß jenes Bildes das Michel Angelo ausgeführt, zu erblicken

wobei ihm jedoch die Ehre der Erfindung des Bohrers, als des höchsten Symbols einer völligen Auflösung kriegerischer Thätigkeit und Aufmerksamkeit, zukommen dürfte.

Wir werden in dieser Meinung um so mehr bestärkt, als in einer sehr ausführlichen Beschreibung der Belagerung und Eroberung von Pisa von Palmerino, sowie in den Pisanischen Annalen des Tronci, welcher sonst die ganze Geschichte nicht zu Gunsten der Florentiner darstellt, keine Spur einer solchen Ueberfalls zu finden ist.

Bedenkt man zuletzt, daß es nicht wohl schicklich für eine Regierung gewesen wäre, durch Kunstwerke den alten Groll gegen die Pisaner, welche nun schon seit hundert Jahren die Ihrigen geworden, zu erneuern und zu verewigen: so läßt sich dagegen vermuthen, daß ein gemeiner, kriegsbegeisterter Florentiner überall, wo er Krieg und Streit sah, sich der bekämpften, überwundenen, unterjochten Pisaner erinnerte, anstatt daß von dem so bedeutenden Sieg über Pisa keine sinnliche Spur übrig geblieben war und kein Nationalhaß die Erinnerung an denselben schärfte.

Was hierbei noch zweifelhaft bleibt, findet vielleicht bei erregter Aufmerksamkeit bald seine Auflösung.

V. Antike Zierathen.

Wenn nun gleich Cellini von Jugend auf an menschliche Gestalt und ihre Darstellung im höchsten Sinne geführt werden: so zog ihn doch sein Metier und vielleicht auch eine gewisse subalterne Neigung zu den Zierathen hin, welche er an alten Monumenten und sonst sehr häufig vor sich fand und studirte.

Er gedenkt seines Fleißes auf dem Campo Santo zu Pisa und an seiner nachgelassenen, unübersehlichen Sammlung des Philippo Lippi, welcher dergleichen Gegenstände sorgfältig nachahmte, um sie in seinen Gemälden anzubringen.

VI. Vorzüglich technisches Talent.

Das allgemeine technische Talent, das unserm Benvenuto angeboren war, konnte bei der Goldschmiedezunft, die sich nach allen Seiten hin verbreiten durfte und sehr viel Geschicklichkeit und Anstrengung von ihren Gesellen forderte, genugsamen Anlaß zur Thätigkeit finden und sich stufenweise, durch vielfältige Practik, zu der Höhe der Sculptur, auf der er unter seinen Zeitgenossen einen bedeutenden Platz einnimmt, hinaufbilden.

VII. Zwei Abhandlungen über Goldschmiedearbeiten und Sculptur.

Wenn er uns nun in seiner Lebensbeschreibung nächst seinen Schicksalen auch seine Werke von Seiten der Erfindung und Wirkung bekannt macht, so hat er in ein Paar Abhandlungen uns das einzelne Technische begreiflich beschrieben, daß ihm unsere Einbildungskraft auch in die Werkstatt folgen kann.

Aus diesen Schriften machen wir einen summarischen Auszug, durch welchen der Leser, der sich früher am Leben und an der Kunst ergetzt, sich nun auch das Handwerk einiger Maßen vergegenwärtigen, die Terminologie deutlich machen und so zu einem vollständigern Anschauen, wenn ihm darum zu thun ist, gelangen kann.

VIII. Goldschmiedegeschäft.

1. Kenntniß der Edelsteine.

Die Aristotelische Lehre beherrschte zu damaliger Zeit Alles, was einiges Maßen theoretisch heißen wollte. Sie kannte nur vier Elemente und so wollte man auch nur vier Edelsteine haben. Der Rubin hütet das Feuer, der Smaragd die Erde, der Sapphir das Wasser und der Diamant die Luft vor. Rubinen von einiger Größe waren damals selten und galten endlich den Werth des Diamanten. So stand auch der Smaragd in hohem Preise. Die übrigen Edelsteine kannte man wohl, doch schloß man sie entweder an die vier genannten an, oder man versagte ihnen das Recht, Edelsteine zu heißen.

Daß einige Steine im Dunkeln leuchteten, hatte man bemerkt. Man schrieb es nicht dem Sonnenlichte zu, dem sie dieses Leuchten abgewonnen hatten, sondern einer eigenen, innewohnenden Kraft und nannte sie Carfunkel.

2. Fassen der Edelsteine.

Bei dem Fassen der Edelsteine behandelte man die Folien mit der äußersten Sorgfalt. Es sind Dieses gewöhnlich dünne, glänzende, farbige Metall-Blättchen, welche den farbigen Steinen untergelegt werden, um Farbe und Glanz zu erhöhen. Doch thun auch andere Materialien den gleichen Dienst, wie z. B. Cellini durch feingeschnittene, hochrothe Seide, mit der er den Ringkasten gefüttert, einen Rubin besonders erhöht haben will. Ueberhaupt thut er sich auf die Geschicklichkeit, Folien zu verfertigen und anzuwenden, viel zu Gute. Er tadelt bei gefärbten Steinen die allzu dunkle Folie mit Recht, indem keine Farbe erscheint, wenn nicht Licht durch sie hindurchfällt. Der Diamant erhält eine Unterlage aus dem feinsten Lampenruß bereitet; schwächern Diamanten legte man auch ein Glas unter.

3. Niello.

Mit Strichen eingegrabene Zierathen oder Figuren in Kupfer oder Silber wurden mit einer schwarzen Masse ausgefüllt. Diese Art zu arbeiten, war schon zu Cellini's Zeiten abgekom-

man; wahrſcheinlich weil ſie durch die Kupferſtecherkunſt, die ſich daher ablöſete, verdrängt worden war. Jeder, der ſich bemüht hatte, kunſtreiche Sachen in's Metall zu graben, mußte ſie lieber durch Abdruck vervielfacht ſehen, als ſie ein für alle Mal mit einer ſchwarzen Maſſe ausfüllen.

Dieſe Maſſe beſtand aus einem Theil Silber, zwei Theilen Kupfer und drei Theilen Blei, welche zuſammengeſchmolzen und nachher in einem verſchloſſenen irdenen Gefäß mit Schwefel zuſammengeſchüttelt wurden, wodurch eine ſchwarze, körnige Maſſe entſteht, welche ſodann durch öftere Schmelzungen verfeinert wird.

Zum Gebrauch wurde ſie gröblich und die eingegrabene Metall-Platte damit überſchmolzen, nach und nach wieder abgefeilt, bis die Platte zum Vorſchein kam und endlich die Fläche vergeſtalt polirt, daß nur die ſchwarzen Striche ordentlich ſtehen blieben.

Thomas Finigerra war ein berühmter Meiſter in dieſer Arbeit und man zeigt in den Kupferſtichſammlungen Abdrücke von ſeinen eingegrabenen, noch nicht mit Niello eingeſchmolzenen Platten.

5. Filigran.

Aus Gold- und Silberdrähten von verſchiedener Stärke ſowie aus dergleichen Körnern, wurden Zierathen zuſammengelegt, mit Dragant verbunden und die Löthe gehörig angebracht; ſodann auf einer eiſernen Platte einem gewiſſen Feuergrad ausgeſetzt und die Theile zuſammengelöthet, zuletzt gereinigt und ausgearbeitet.

6. Email.

In Gold und Silber wurden flacherhabene Figuren und Zierathen gearbeitet, dieſe alsdann mit wohlgeriebenen Email-Farben gemalt und mit großer Vorſicht in's Feuer gebracht, da denn die Farben wieder als durchſichtiges Glas zuſammenſchmolzen und der unterliegende metalliſche Grund zum Vorſchein kam.

Man verband auch dieſe Art zu arbeiten mit dem Filigran und ſchmelzte die zwiſchen den Fäden bleibenden Oeffnungen mit verſchieden gefärbten Gläſern zu; eine Arbeit, welche ſehr große Mühe und Genauigkeit erforderte.

7. Getriebene Arbeit.

Dieſe war nicht allein halberhaben, ſondern es wurden auch runde Figuren getrieben. Die ältern Meiſter, unter denen Caradoſſo vorzüglich genannt wird, machten erſt ein Urbild von Wachs, goſſen dieſes in Erz, überzogen das Erz ſodann mit einem Goldblech und trieben nach und nach die Geſtalt hervor, bis ſie das Erzbild herausnehmen und nach genauer Bearbeitung die in das Goldblech getriebenen Figuren zuſtutzen. Auf dieſe Weiſe wurden Medaillen von ſehr hohem Relief, um ſie am Hut zu tragen und kleine ringsum gearbeitete Figuren gefertigt.

8. Große Siegel

wurden beſonders für Cardinäle gearbeitet. Man machte das Modell von Wachs, goß es in Gyps aus und drückte in dieſe Form eine feine, im Feuer nicht ſchmelzende Erde. Dieſes letzte Modell macht zum Grund einer zweiten Form gelegt, in welche man das Modell gß. da denn das Siegel vertieft zum Vorſchein kam, welches, mit dem Grabſtichel und höhlernen Stempeln weiter ausgearbeitet, mit Inſchriften umgeben und zuletzt mit einem verjüngten Handgriff verſehen ward.

9. Münzen und Medaillen.

Zuerſt wurden Figuren, Verzierungen, Buchſtaben theilweiſe, wie es ſich zum Zweck am beſten ſchickte, erhöht in Stahl geſchnitten, gehärtet und ſodann mit dieſen erhabenen Modellen der Münzſtempel nach und nach eingeſchlagen, wodurch man in den Fall kam, viele ganz gleiche Stempel gleichſam hervorzubringen. Die Medaillen-Stempel wurden nachher noch mit dem Grabſtichel ausgearbeitet und beide Sorten entweder mit dem Hammer oder mit der Schraube ausgeprägt. Letzterer gab man ſchon zu Cellini's Zeiten den Vorzug.

9. Groſſerie.

Hierunter begriff man alle große, getriebene Arbeit, beſonders von Gefäßen, welche aus Gold oder Silber gefertigt wurden.

Das Metall wurde zuerſt gegoſſen und zwar bediente man ſich dabei eines Ofens mit einem Blaſebalg oder eines Windofens. Cellini erfand eine dritte Art, die er aus der Schale gießen benannte.

Die Formen wurden aus eiſernen Platten, zwiſchen die man eiſerne Stäbe legte, zuſammengeſetzt und mit eiſernen Federn zuſammengehalten. Inwendig wurden dieſe Formen mit Oel und auswendig mit Thon beſtrichen.

Die alſo gegoſſene Platte wird im Allgemeinen gereinigt, dann geſchabt, ſodann erhitzt und mit dem dünnen Theile des Hammers, aus den Ecken nach der Mitte und dann von innen heraus, bis ſie rund wird, geſchlagen. In der Mitte bleibt ſie am Stärkſten. Im Centro wird ein Punct gezeichnet, um welchen die Cirkel gezogen werden, wornach ſich die Form des Gefäßes beſtimmt. Nun wird die Platte von gedachtem Punct aus in einer Schneckenlinie geſchlagen, wodurch ſie ſich nach und nach wie ein Hutkopf vertieft und endlich das Gefäß ſeine beſtimmte Größe erhält. Gefäße, deren Hals enger iſt als der Körper, werden auf beſondern Amboſſen, die man von ihrer Form Kußzungen nennt,

ausgetrieben, (wozu überhaupt die Werkzeuge, womit man schlägt und womit man schlägt, die Arbeit möglich machen und erleichtern.

Nun wird das Bild mit schwarzem Pech gefüllt und die Zierathen, welche darauf kommen sollen, erst gravirt und leicht eingestochen und die Umrisse mit verschieden geformten Meißeln leicht eingeschlagen, das Pech herausgeschmolzen und auf Kohlen, an dem Ende besonders geformten Ambossen die Figuren nach und nach herausgetrieben. Alsdann wird das Ganze ausgeglättet, die Höhlung wieder mit Pech gefüllt und wieder mit Meißeln die Arbeit ausserordig durchgeführt. Das Ausschmelzen des Pechs und das Ausfüllen des Gefäßes wird so oft wiederholt, bis es beinahe vollendet ist.

Sodann, um den Kranz und die Handhaben zu erlangen, werden sie von Wachs an das Gefäß angebildet, eine Form gehörig darüber gemacht und das Wachs herausgeschmolzen, da sich denn die Form vom Gefäße absöndert, welche, von der Hinterseite eingeschlossen, wohl getrocknet und ausgegossen wird.

Manchmal giebt man auch die Form zum ersten Mal mit Thon aus, arbeitet nach seiner in dieses Metall und macht darüber eine neue Form, um solche in Silber auszugießen; wobei man den Vortheil hat, daß man das bleierne Modell aufheben und wieder brauchen kann.

Die Kunst, kleine Statuen aus Gold und Silber zu treiben, war, wie aus dem Vorigen bekannt ist, hoch gebracht; man verweilte nicht lange bei diesem kleinen Format, das man nach und nach bis zur Lebensgröße steigerte. Franz I. bestellte einen solchen Hercules, der die Himmelskugel trug, um Carl V, als er durch Paris ging, ein Geschenk zu machen; allein obschon in Frankreich die Grosserie sehr häufig und gut gearbeitet wurde, so konnten doch die Meister mit einer solchen Statue nicht fertig werden, bei welcher das letzte Zusammenarbeiten der Glieder äußerst schwierig bleibt. Die Art, solche Werke zu verfertigen, ist verschieden und es kommt dabei auf mehr oder weniger Gewandtheit des Künstlers an.

Man macht eine Statue von Thon von der Größe, wie das Werk werden soll. Diese wird in mehrere Theile getheilt und theilweise gesetzt, sodann einzeln in Erz gegossen, die Platten überzogen und die Gestalt nach und nach herausgeschlagen, wobei vorzüglich auf die Stellen zu sehen ist, welche künftig zusammentreffen sollen. Weil nun der Kopf allein aus dem Ganzen getrieben wird, der Körper aber, sowie Arme und Beine, Jedes aus einem Vorder- und Hintertheil besteht, so werden Diese erst zusammengearbeitet, so daß das Ganze nunmehr in sechs Stücken vorliegt.

Cellini, weil er in der Arbeit sehr gewandt war und sich auf seine Handhabungskunst sowie auf seine Hand verlassen konnte, griff das Modell nicht in Erz, sondern arbeitete aus freier Hand nach dem Thon, indem er das Werk, wie er es nöthig fand, von einer oder der andern Seite bekämmerte.

Jene abgenannten sechs Theile der Statue werden nun erst mit Pech ausgegossen und mit Meißeln, sowie von den Gefäßen erzählt worden, ausgearbeitet, mehr als ein Mal ausgeglättet und wieder mit Pech gefüllt und so mit der Arbeit fortgefahren, bis das getriebene Werk dem von Erz völlig gleich ist. Dann werden jene Theile mit Schrauben zusammen befestigt, die löcherige Materie ausgebessert und über einem eigens dazu bereiteten Heerde geglättet.

Das Weißleben hat auch bei so großen Werken seine Schwierigkeit. Cellini verrichtete es bei seinem Jupiter in einem Kübelofen.

Hierauf gibt Cellini noch Nachricht von verschiedenen Arbeiten, die hierher gehören, als vom Vergolden, von Erhöhung der Farbe des Vergoldens, Verfertigung des Arg- und Scheidewassers und dergleichen.

IX. Sculptur.

1. Erguß.

Um in Erz zu gießen, macht man zweierlei Arten von Formen.

Bei der ersten geht das Modell verloren, indem man es als Kern benutzt. Es wird in Thon so groß gearbeitet, als der künftige Guß werden soll. Man läßt es um einen Finger breit schwinden und brennt es. Alsdann wird Wachs darübergezogen und dieses sorgfältig ausgebessert, so daß dadurch das ganze Bild seinen ersten Umfang wieder erhält.

Hierüber wird eine feuerfeste Form gemacht und das Wachs herausgeschmolzen, da denn eine Höhlung bleibt, welche das Erz wieder ausfüllen soll.

Die andere Art zu formen ist folgende:

Das Modell von Thon erhält einen leichten Anstrich von Terpentin-Wachs und wird mit feinen Metall-Blättern überlegt. Dieses geschieht deßhalb, damit die Feuchtigkeit dem Modell nicht schade, wenn darüber eine Gyps-Form gemacht wird.

Diese wird auf die noch übliche Weise verfertigt und dergestalt eingerichtet, daß sie in mehrere Hauptheile zerfällt, so daß man bequem etwas Wachs oder Teig hineindrücken kann, so stark als künftig der Guß werden soll.

Hierauf wird das Gerippe zur Statue von eisernen Stangen und Drähten zusammen-

gelegt und mit feuerbeſtändiger Maſſe überzogen, ſo lang bis dieſer Kern ganz eingetrocknet. Oberhaut benetzt, weßhalb man immer Form und Kern gegen einander probiren muß. Sodann wird jene Oberhaut aus der Form genommen. Form und Kern werden wechſelsweis befeſtigt und der Raum, den die Oberhaut einnahm, wird mit Wachs ausgegoſſen.

Nun wird die Gyps-Form wieder abgenommen und das neue wächserne Grund- und Muſterbild durchaus überarbeitet.

Sodann werden wächserne Stäbe von Glied zu Glied gelöthet, je nachdem künftig das Metall durch verſchiedene Wege zu circuliren hat, indem Alles, was künftig in der Form feſt bleiben ſoll, an dem Modell von Wachs ausgearbeitet wird. Ueber dieſe alle gehörenden, wächserne Maſſe, wird eine feuerbeſtändige Form verfertigt, an welcher man unten einige Oeffnungen läßt, durch welche das Wachs, wenn nunmehr die Form über ein gelindes Feuer gebracht wird, ausſchmelzen kann.

Iſt alles Wachs aus der Form gelaſſen, ſo wird dieſe nochmals auf das Sorgfältigſte getrocknet und iſt alsdann das Metall zu empfangen bereit; das erſte Modell aber, welches völlig im Stande geblieben, dient dem Meiſter und den Geſellen bei künftiger Ausarbeitung des Guſſes, welcher folgender Maßen verunſtaltet wird:

Man gräbt eine Grube vor dem Ofen, weit und tief genug. In dieſe wird die Form mit Flaſchenzügen hineingelaſſen; an die untern Oeffnungen der Form, durch welche das Wachs ausgefloſſen, werden thönerne Röhren angeſetzt und nach oben zu geleitet. Der Raum um die Form in der Grube wird mit Erde nach und nach ausgefüllt, welche von Zeit zu Zeit feſtgeſtampft wird.

Wie man damit weiter heraufkommt, werden an die obern in der Form gelaſſenen Oeffnungen gleichfalls thönerne Röhren angelegt und ſolche nach den Forderungen der Kunſt miteinander verbunden und zuletzt in einen großen Mund vereinigt, welcher etwas über die Höhe des Hauptes zu ſtehen kommt. Alsdann wird ein Canal von dem Ofen bis zu gedachtem Munde abhängig gepflaſtert und das im Ofen geſchmolzene Erz in die Form gelaſſen, wobei es denn ſehr viel auf das Glück ankommt, ob ſie ſich gehörig füllt.

Den Bau des Ofens, die Bereitung und Schmelzung des Metall's übergehen wir, als zu weit von unſern Zwecken entfernt: wie denn überhaupt die techniſchen Kunſtgriffe in dieſem Fache in den neuern Zeiten vollkommener ausgebildet worden, wovon ſich der Liebhaber aus mehrern Schriften belehren kann.

2. Marmor-Arbeit

Cellini nimmt ſiebenerlei Arten weißen Marmor an, von dem gröbſten Korn bis zum feinſten. Er ſpricht alsdann von hartem Geſtein, von Porphyr und Granit, aus denen gleichfalls Werke der Sculptur verfertigt werden; dann von den weichen, als einer Art Kalkſtein, welche, indem ſie aus dem Bruch kommt, leicht zu behauen iſt, nachher an der Luft verhärtet. Ferner gedenkt er der florentiniſchen grauen Sandſteine, welche ſehr fein und mit Glimmer gemiſcht, beſonders in der Gegend von Fieſole, gebrochen und gleichfalls zu Bildhauerarbeiten gebraucht werden.

Bei Statuen in Lebensgröße ging man folgender Maßen zu Werke: Man machte ein kleines Modell mit vieler Sorgfalt und arbeitete theils aus Liebhaberei, theils im Gefühl ſeiner Meiſterſchaft öfters gleich nach dieſem die Statue im Großen aus dem Marmor heraus.

Doch wurden auch nach gedachtem kleinem große Modelle verfertigt und dieſe bei der Arbeit zum Grunde gelegt; doch auch alsdann arbeitete man noch leichtſinnig genug, indem man auf den Marmor die Hauptanſicht der Statue mit Kohlen aufzeichnete und ſofort dieſelbe nach Art eines Hoch-Relief's herausarbeitete. Zwar erwähnt Cellini auch der Art, eine Statue von allen Seiten her zugleich in's Runde zu bringen; er mißbilligt ſie aber. Und freilich mußten ohne genaues Maß bei beiden Arten Fehler entſtehen, die man bei der erſten, weil man noch Raum in der Tiefe behielt, eher verbeſſern konnte.

Ein Fehler ſolcher Art iſt der, welchen Cellini dem Bandinelli vermißt, daß an der Gruppe von Hercules und Cacus die Waden der beiden Streitenden ſo zuſammenſchmelzen, daß, wenn ſie die Füße auseinander thäten, keinem eine Wade übrig bleiben würde. Michel Angelo ſelbſt iſt von ſolchen Zufällen nicht frei geblieben.

Die Art alſo, nach Perpendikeln, mit welchen das Modell umgeben wird, die Maſſe hineinwärts zu nehmen, ſcheint zu Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts unbekannt geweſen zu ſein. Wenigſtens will Cellini ſie ſelbſt erfunden haben, als er in Frankreich nach kleinem Modellen einen ungeheuern Coloß zu fertigen unternahm. Seine Vorrichtungen dazu verdienen erzählt zu werden.

Erſt machte er mit großer Sorgfalt ein kleines Modell, ſodann ein größeres von drei Ellen. Um ſolches ſchlug er einen wage- und ſenkrechten Kaſten, in welchem das Maß der vierzig Ellen, als ſo groß der Coloß werden ſollte, in verjüngtem Maßſtab aufgezeichnet war. Um ſich nun zu verſichern, daß auf dieſem Wege

die Form in's Große übertragen werden könne, zeichnete er auf den Fußboden seines Saals ein Profil des Colosses, indem er Jemanden die Maße innerhalb des Kastens nehmen und aufzeichnen ließ. Als auf diese Weise eine Silhouette gut gelang, schritt er weiter fort und verfertigte zuerst ein Gerippe in der Größe des eingekasteten Modells, indem er einen geraden Stab, der durch den linken Fuß bis zum Kopfe ging, aufrichtete und an diesen, wie ihn sein Modell anwies, das Gerippe der übrigen Glieder befestigte.

Er ließ darauf einen Baumstamm, vierzig Ellen hoch, im Hofe aufrichten und vier gleiche Stämme in's Gevierte um ihn her; diese letzten wurden mit Brettern verschlagen, worauf ein ungeheurer Kasten entstand. Nun ward nach dem kleinen Modell das Gerippe des großen Gerippe innerhalb des Kastens ausgemessen und aufgebaut. Die Figur stand auf dem linken Fuße, durch welchen der Pflock ging, den rechten Fuß setzte sie auf einen Helm, welcher so eingerichtet war, daß man in denselben hineingehen und sodann die ganze Figur hinaufbringen konnte.

Als nun das Gerippe auf diese Weise zu Stande war, überzog man solches mit Gyps, indem die Arbeiter die Maße des kleinen Kastens in den großen übertrugen. So wurde in kurzer Zeit durch gemeine Arbeiter dieses ungeheure Modell bis gegen die letzte Haut fertig gebracht und sodann die vordere Bretwand weggenommen, um das Werk übersehen zu können.

Daß der Kopf dieses Colosses völlig ausgeführt worden und zu artigen Abenteuern Anlaß gegeben, erinnern wir uns aus der Lebensbeschreibung unsers Verfassers; die Vollendung aber des Modells und noch mehr der Statue in Erz unterblieb, indem die Kriegsunruhen von außen und die Leidenschaften des Künstlers von innen sich solchen Unternehmungen entgegensetzten.

X. Flüchtige Schilderung Florentinischer Zustände.

Können wir uns von dem sonderbaren Manne schon eine lebhaftere Vorstellung, einen deutlichern Begriff machen, wenn wir denselben in seine Werkstätte begleitet: so werden Diejenigen seinen Character in einem weit hellern Lichte sehen, die mit der Geschichte überhaupt, und besonders mit der Florentinischen, bekannt sind.

Denn indem man einen merkwürdigen Menschen als einen Theil eines Ganzen seiner Zeit oder seines Geburts- und Wohnorts betrachtet, so lassen sich gar manche Sonderbarkeiten entziffern, welche sonst ewig ein Räthsel bleiben würden. Daher entsteht bei jedem Leser solcher frühern, eignen Lebensbeschreibungen ein unwiderstehlicher Trieb, von den Umgebungen jener Zeiten nähere Kenntniß zu erlangen; und es ist ein großes Verdienst lebhaft geschriebener Memoiren, daß sie uns durch ihre zudringliche Einseitigkeit in das Studium der allgemeinern Geschichte hineinlocken.

Um auf diesen Weg wenigstens einige Schritte hinzudeuten, wagen wir eine flüchtige Schilderung Florentinischer Zustände, die, je nachdem sie Lesern begegnet, zur Erinnerung oder zum Anlaß weiterer Nachforschung dienen mag.

Die Anfänge von Florenz werden wahrscheinlich in frühen Zeiten von den Fiesolanern, welche die Bergseite jener Gegend bewohnten, in der Ebene zunächst am Arno zu Handelszwecken erbaut, sodann von den Römern durch Colonien zu einer Stadt erweitert, die, wie sie auch nach und nach an Größen mochte gewonnen haben, gar bald das Schicksal des übrigen Italiens theilte. Von Barbaren beschädigt, von fremden Gebietern eine Zeit lang unterdrückt, gelang es ihr endlich, das Joch abzuschütteln und sich in der Größe zu einer bedeutenden Größe zu erheben.

Unter dem Jahre 1010 wird uns die erste merkwürdige That der Florentiner gemeldet. Sie erobern ihre Mutterstadt und hartnäckige Nebenbuhlerinn Fiesole und versetzen mit Altrömischer Politik die Fiesolaner nach Florenz.

Von dieser Epoche an ist unserer Einbildungskraft abermals überlassen, eine sich mehrende Bürgerschaft, eine sich ausbreitende Stadt zu verschaffen. Die Geschichte überliefert uns wenig von solcher glücklichen Zeit, in welcher selbst die traurige Spaltung Italien's zwischen Kaiser und Papst sich nicht bis in die Florentinischen Mauern erstreckte.

Endlich, leider! zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, trennt sich die angeschwollene Masse der Einwohner zufällig über den Leichtsinn eines Jünglings, der eine edle Braut verläßt, in zwei Parteien und kann drei volle Jahrhunderte durch nicht wieder zur Vereinigung gelangen, bis sie, durch äußere Macht genöthigt, sich einem Alleinherrscher unterwerfen muß.

Da mochten denn Vondelmontier und Amideer, Donati und Uberti wegen verletzter Familien-Ehre streiten; gegenseitig bei Kaiser und Papst Hülfe suchen und sich nun zu den Guelfen und Ghibellinen zählen; oder schnell reichgewordne, derb grobe Bürger mit armen und empfindlichen Edelleuten sich vermischen und so die Cerci und Donat und daraus die Schwarzen und Weißen entstehen, späterhin die Ricci und Albicci einander entgegenarbeiten; durchaus erblickt man nur ein hin- und

Faust.

Hör' — merk' dir dieß,
Ich bitte dich, und schone meine Lunge —
Wer Recht behalten will und hat nur eine Zunge,
Behält's gewiß.
Und komm, ich hab' des Schwätzens Überdruß,
Denn du hast Recht, vorzüglich weil ich muß.

Garten.

Margarethe an Faustens Arm. Marthe mit Mephistopheles auf und ab spazierend.

Margarethe.

Ich fühl' es wohl, daß mich der Herr nur schont,
Herab sich läßt, mich zu beschämen,
Ein Reisender ist so gewohnt
Aus Gütigkeit fürlieb zu nehmen,
Ich weiß zu gut, daß solch' erfahrnen Mann
Mein arm Gespräch nicht unterhalten kann.

wiederkehrend, anziehend, anziehend, parteiisch werden.

Mauer gegen Bürger, Bürger gegen den Adel, Volk gegen Oligarchen, Pöbel gegen Volk, Verschiedenheit gegen Menge oder Aristocratie, findet man in beständigem Conflict. Hier zeigen sich dem aufmerksamen Beobachter die seltsamen Verschwörungen, Spaltungen, Unterverbindungen und Unterspaltungen, alle Arten von Coalitionen und Neutralitätsverein, wodurch man die Herrschaft zu erlangen und zu erhalten sucht.

Ja sogar werden Versuche gemacht, die oberste Gewalt einem oder mehrern Fremden aufzutragen und niemals wird Ruhe und Zufriedenheit erzielt.

Die meisten Städte, sagt Machiavell, besonders aber solche, die weniger gut eingerichtet sind und unter dem Namen von Republiken regiert werden, haben die Art ihrer Verwaltung öfters verändert und zwar gewöhnlich, nicht weil Freiheit und Knechtschaft, wie Viele meinen, sondern weil Knechtschaft und Gesetzlosigkeit mit einander im Streite liegen.

Bei so mannigfaltigen Veränderungen des Regiments, bei dem Schwanken der Parteien Gewalten entsteht ein immerwährendes Hin- und Herwogen von Verbannten, Ausgewanderten und Zurückberufenen und niemals waren solche Veränderungen ohne Zerstörung, Zerstörung, Mord, Brand und Plünderung.

Hierbei hat Florenz nicht allein seine eigene Weiterung zu büßen, sondern trägt die Verirrungen benachbarter Städte und Ortschaften, woselbst ähnliche politische Unruhen durch Florentinische Ausgewanderte oft erregt, immer unterhalten werden.

Siena, Pisa, Lucca, Pistoja, Prato beunruhigen auf mehrerlei Weise Florenz lange Zeit und müssen dagegen gar viel von der Hab- und Herrschsucht, von den Launen und dem Uebermuth ihrer Nachbarinn erdulden, bis sie Alle zuletzt, außer Lucca, welches sich selbstständig erhält, in die Hände der Florentiner fallen.

Daher wechselseitig ein unauslöschlicher Haß, ein unvertilgbares Mißtrauen. Wenn Jemanden der Verdacht einer ihm verderblichen Todfeindschaft auf Diesen oder Jenen wälzen will, so bedarf es nur, daß Dieser von Pistoja oder Prato gewesen. Ja, bis auf diesen Tag pflanzt sich eine leidenschaftliche Abneigung zwischen Florentinern und Lukkesern fort.

Wie bei ihrer ersten Entstehung, so auch in spätern Zeiten, erfährt die Stadt das Schicksal des übrigen Italien's, insofern es durch in- oder ausländische große Mächte bestimmt wird.

Der Papst und die Herrscher von Neapel im Süden, der Herzog von Mailand, die Republiken Genua und Venedig im Norden machen sie auf mancherlei Weise zu schaffen und wollen auf ihre politischen und kriegerischen Anhalten mächtig ein, und Dieß um so mehr und so schlimmer, als kein Verhältniß, groß oder klein, Festigkeit und Dauer gewinnen konnte. Alles, was sich in Italien getheilt hatte oder Theil am Raube zu nehmen wünschte: Päpste, Könige, Fürsten, Republiken, Gesellschaft, Parteyen, Kriegshelden, Usurpatoren, Bastarde: Alle schwiegen in feindseligem Streite durcheinander. Hier ist an kein dauerhaftes Bündniß zu denken. Das Interesse des Augenblicks, persönliche Gewalt oder Ohnmacht, Verrath, Mißtrauen, Furcht, Hoffnung bestimmen das Schicksal ganzer Staaten wie vorsätzlicher Menschen, und nur selten blickt bei Eingriffen oder Gewaltthaten ein höherer Zweck, ein durchgreifender Plan hervor.

Zieht nun gar ein Deutscher Kaiser oder ein anderer Prätendent an der Spitze von schlechtbesoldeten Truppen durch Italien und verwüstet durch seine Gegenwart das Verworrene auf's Höchste, ohne für sich selbst Etwas zu erreichen; streicht ein Zwiespalt die Kirche und gesellen sich zu diesen Uebeln auch die Plagen der Natur, Dürre, Theurung, Hungersnoth, Fieber, Pestilenz: so werden die Gebrechen eines übelregierten und schlecht policirten Staates immer noch fühlbarer.

Liest man nun in den Florentinischen Geschichten und Chroniken, die doch gewöhnlich nur solche Verwirrungen und Unheile anzeigen und vor die Augen bringen, weil sie das breite Fundament bürgerlicher Existenz, wodurch Alles getragen wird, als bekannt voraussetzen: so begreift man kaum, wie eine solche Stadt entstehen, zunehmen und dauern könne.

Wirft man aber einen Blick auf die schöne Lage, in einem reichen und gesunden Thale, an dem Fuße fruchtbarer Höhen: so überzeugt man sich, wie ein solches Local, von einer Gesellschaft Menschen einmal in Besitz genommen, nie wieder verlassen werden konnte.

Man denke sich diese Stadt zu Anfang des eilften Jahrhunderts hergestellt und ihre genugsame Bevölkerung durch den Einzug der Einwohner von Fiesole ansehnlich vermehrt; man vergegenwärtige sich, was jede wachsende bürgerliche Gesellschaft, nur um ihren eig'nen nächsten Bedürfnissen genug zu thun, für technische Thätigkeiten ausüben müsse, wodurch neue Thätigkeiten aufgeregt, neue Menschen herbeigezogen und beschäftigt werden.

So finden wir denn schon die Zünfte in früherer Zeit an diese oder jene Partei angeschlossen, bald selbst als Partei, nach dem Regimente strebend oder an dem Regimente theilnehmend.

Die Kunst der Metallarbeiter weisen wir schon in vorzüglicher Aufnahme und besonderem Ansehen, und erblicken alle Handwerker, die sich mit Bauen beschäftigen, in der größten Thätigkeit. Was der Mordbrenner zerstört, muß durch den gewerbsamen Bürger hergestellt werden; was der Kriegsmann zu Schutz und Trutz fordert, muß der friedliche Handwerker liefern. Welche Nahrung, und man kann sagen, welchen Zuwachs von Bevölkerung gewährte nicht die öftere Erneuerung der Mauern, Thore und Thürme, die öftere Erweiterung der Stadt, die Nothwendigkeit, angelegte Festungswerke zu verbessern, die Aufführung der Gemeinde- und Zunfthäuser, Hallen, Brücken, Kirchen, Klöster und Paläste. Ja das Stadtpflaster, als eine ungeheure Anlage, verdient mit angeführt zu werden, dessen stete Unterhaltung gewaltig große Summen aufgehn.

Wenn die Geschichte von Florenz in diesen Puncten mit den Geschichten anderer Städte zusammentrifft, so erscheint doch hier der seltnere Vorzug, daß sich aus den Handwerken die Künste früher und ständig entwickelten. Der Bauwerker dirigirte den Maurer, der Täncher arbeitete dem Maler vor, der Glockengießer sah mit Verwunderung sein tönendes Erz in bedeutende Gestalten verwandelt und der Steinhauer überließ die edelsten Blöcke dem Bildhauer. Die neuentstandene Kunst, die sich an Religion festhielt, verweilte in den höhern Gegenden, in denen sie allein gedeiht.

Erregte und begünstigte nun die Kunst hohe Gefühle, so mußte das Handwerk in Gesellschaft des Handels mit gefälligen und neuen Productionen der Pracht und Scheinliebe des Einzelnen schmeicheln. Wir finden daher schon früh Gesetze gegen übermäßigen Prunk, die von Florenz aus in andere Gegenden übergingen.

Auf diese Weise erscheint uns der Bürger mitten in fortdauernden Kriegsunruhen friedlich und geschäftig. Denn ob er gleich von Zeit zu Zeit nach den Waffen griff, und gelegentlich bei dieser oder jener Expedition sich hervorzuthun und Beute zu machen suchte: so ward der Krieg zu gewissen Epochen doch eigentlich durch eine besondere Zunft geführt, die, in ganz Italien, ja in der ganzen Welt zu Hause, um einen mäßigen Sold bald da bald dort Hülfe leistete oder schadete. Sie suchten mit der wenigsten Gefahr zu fechten, tödteten nur aus Noth und Leidenschaft, waren vorzüglich auf's Plündern gestellt und schonten sowohl sich als ihre Gegner, um gelegentlich an einem andern Ort dasselbige Schauspiel wieder aufführen zu können.

Solche Hülfstruppen beriefen die Florentiner oft und bezahlten sie gut; nun werden die Zwecke der Städter nicht immer erreicht, weil sie von den Absichten der Krieger gewaltig verschieden waren und die Heerführer mehrerer zusammenberufener Banden sich selten vereinigten und verstanden.

Ueber alles Dieses waren die Florentiner klug und thätig genug gewesen, an dem Seehandel Theil zu nehmen, und ob sie gleich in der Mitte des Landes eingeschlossen lagen, sich an der Küste Gelegenheiten zu verschaffen. Sie nahmen ferner durch merkantilische Colonien, die sie in der Welt verbreiteten, Theil an den Vortheilen, welche der gewandtere Geist der Italiener über andere Nationen zu jener Zeit davontrug. Genaue Haushaltungs-Register, die Zauberformeln der doppelten Buchhaltung, die freundlichen Wirkungen des Wechselgeschäftes: Alles finden wir sowohl in der Mutterstadt thätig und ausgebildet als in den Europäischen Reichen durch unternehmende Männer mit Gelegenheiten verbreitet.

Immer aber brachte über diese rührige und unersprießliche Welt die dem Menschen angeborne Ungeschicklichkeit, zu herrschen oder sich beherrschen zu lassen, neue Stürme und neues Unheil.

Der öftere Regiments-Wechsel und die seltsamen, mitunter beinahe lächerlichen Versuche, eine Constitution zu allgemeiner Zufriedenheit auszuklügeln, möchte sich wohl kaum ein Einheimischer, dem die Geschichte seines Vaterlandes am Herzen läge, im Einzelnen gern in's Gedächtniß zurückrufen. Wir eilen um so mehr nach unsern Zwecken darüber hin und kommen zu dem Puncte, wo bei innerer, lebhafter Wohlhabenheit der Volksmasse aus dieser Masse selbst Männer entstanden, die mit großem Vater- und Bürgersinn nach innen, und mit klarem Handels- und Weltsinn nach außen wirkten.

Gar manche tüchtige und treffliche Männer dieser Art hatten die Aufmerksamkeit und das Zutrauen ihrer Mitbürger erregt; aber ihr Andenken wird vor den Augen der Nachwelt durch den Glanz der Mediceer verdunkelt.

Diese Familie gewährt uns die höchste Erscheinung Dessen, was Bürgersinn, der vom Nachbaren und Tüchtigen ausgeht, in's Ganze wirken kann.

Die Glieder dieser Familie, besonders in den ersten Generationen, zeigen keinen augenblicklichen gewaltsamen Trieb nach dem Regiment, welcher sonst manchen Individuen sowohl als Parteien den Untergang beschleunigt; man bemerkt nur ein Festhalten im großen Sinne am hohen Zwecke, sein Haus wie die Stadt, die Stadt wie sein Haus zu behandeln, wodurch

ſich von innen und außen das Regiment ſelbſt anbietet. Erwerben, Erhalten, Erweitern, Mittheilen, Genießen gehen gleichen Schrittes und in dieſem lebendigen Ebenmaß läßt uns die bürgerliche Weisheit ihre ſchönſten Wirkungen ſehen.

Den Johannes Medicis bewundern wir auf einer hohen Stufe bürgerlichen Wohlſtandes als einen Mann der Heiligen; gute Geſichte, gute Handlungen ſind bei ihm Natur. Niemanden zu ſchaden, Jedem zu nutzen! bleibt ſein Wahlſpruch; unaufgefordert eilt er den Bedürftigen Anderer zu Hülfe; ſeine Milde, ſeine Wohlthätigkeit erregen Wohlwollen und Freundſchaft. Sogar aufgefordert, miſcht er ſich nicht in die brauſenden Partei-Händel; nur dann tritt er thatkräftig auf, wenn er dem Wohl des Ganzen zu nutzen glaubt; und ſo erhält er ſich ſein Leben durch bei wachſendem Glücksgütern ein dauerhaftes Zutrauen.

Sein Sohn Cosmus ſteht ſchon auf einer höhern und gefährlichern Stelle. Seine Perſon wird angefochten; Gefangenſchaft, Todesgefahr, Exil bedrohen und erreichen ihn; er bedarf hoher Klugheit zu ſeiner Rettung und Erhaltung.

Schon ſehen wir des Vaters Tugenden zweckmäßig angewendet; Milde verwandelt ſich in Freigebigkeit und Wohlthätigkeit in allgemeine Spende, die an Beſtechung grenzt. So wächſt ſein Anhang, ſeine Partei, deren leidenſchaftliche Handlungen er nicht bändigen kann. Er läßt dieſe ſelbſtſüchtigen Freunde gewähren und einen nach dem andern untergehen, wobei er immer im Gleichgewicht bleibt.

Ein großer Handelsmann iſt an und für ſich ein Staatsmann; und ſowie der Finanz-Miniſter doch eigentlich die erſte Stelle des Reichs einnimmt, wenn ihm auch Andere an Rang vorgehen: ſo verhält ſich der Wechsler zur bürgerlichen Geſellſchaft, da er das Zaubermittel zu allen Zwecken in Händen trägt.

An Cosmus wird die Lebensklugheit beſonders geprieſen; man ſchreibt ihm eine größere Ueberſicht der politiſchen Lagen zu als allen Regierungen ſeiner Zeit, deren leidenſchaftliche, planloſe Ungeſchicklichkeit ihm freilich manches Unternehmen mag erleichtert haben.

Cosmus war ohne frühere literariſche Bildung; ſein großer, derber Haus- und Weltſinn bei einer ausgebreiteten Uebung in Geſchäften diente ihm ſtatt aller andern Beihülfe. Selbſt Vieles, was er für Litteratur und Kunſt gethan, ſcheint in dem großen Sinne des Handelsmanns geſchehen zu ſein, der köſtliche Waaren in Umlauf zu bringen und das Beſte davon ſelbſt zu beſitzen ſich zur Ehre rechnet.

Bediente er ſich nun der entſtehenden beſſern Architektur, um öffentlichen und Privat-Bedürfniſſen auf eine vollſtändige und herrliche Weiſe genug zu thun: ſo hoffte ſeine tiefe Natur in der ausgebildeten Platoniſchen Philoſophie den Aufſchluß manches Räthſels, über welches er im Laufe ſeines mehr thätigen als nachdenklichen Lebens mit ſich ſelbſt nicht hatte einig werden können; und im Ganzen war ihm das Glück, als Genoſſe einer, nach der höchſten Bildung ſtrebenden Zeit, das Würdige zu feiern und zu nutzen; anſtatt daß wohl Andere in ähnlichen Lagen Das nur für würdig halten, was ſie zu nutzen verſtehen.

Ja Peter, ſeinem Sohn, der geiſtig und körperlich ein Bild der Unfähigkeit bei gutem Willen darſtellt, fällt das Glück und das Anſehen der Familie. Er iſt ungeſchickt genug, ſich einbilden zu laſſen, daß er allein beſtehen könne, ohne die Welt um ſich her auf eine oder die andere Weiſe zu beſtechen. Er fordert auf Anrieth eines falſchen Freundes die Darlehne, welche der Vater freiwillig, ſelbſt Wohlthaten, aufdrang, und wollte man ſich kaum als Schuldner erkennen will, zurück und entfernt alle Gemüther.

Die Partei ſeines Stammes, welche der bejahrte Cosmus ſelbſt nicht mehr beherrſchen konnte, wird noch weniger von ihm gebändigt, er muß ſie gewähren laſſen; und Florenz iſt ihrer unerträglichen Raubſucht aufgeſetzt.

Lorenz wird nun ſchon als Prinz erzogen. Er bereiſ't die Höfe und wird mit allem Weltweſen früh bekannt.

Nach ſeines Vaters Tode erſcheint er mit allen Vortheilen der Jugend an der Spitze einer Partei. Die Ermordung ſeines Bruders durch die Pazzi und ſeine eigene Lebensgefahr erhöhen das Intereſſe an ihm, und er gelangt ſtufenweiſe zu hohen Ehren und Einfluß. Seine Vaterſtadt erduldet viel um ſeinetwillen von äußern Mächten, deren Haß auf ſeine Perſon gerichtet iſt; dagegen wendet er große Gefahren durch Perſönlichkeit von ſeinen Mitbürgern ab. Man möchte ihn einen bürgerlichen Helden nennen. Ja, man erwartet einige Mal, daß er ſich als Heerführer zeigen werde; doch enthält er ſich des Soldaten-Handwerks mit ſehr richtigem Sinne.

Durch die Vorſteher ſeiner auswärtigen Handelsverhältniſſe bevortheilt und beſchädigt, zieht er nach und nach ſeine Gelder zurück und legt durch Ankauf größerer Landbeſitzungen den Grund des fürſtlichen Daſeins. Schon ſteht er mit den Großen ſeiner Zeit auf einer Stufe des Anſehns und der Bedeutung. Er ſieht ſeinen zweiten Sohn im dreizehnten Jahr als Cardinal auf dem Wege zum päpſtlichen Thron, und hat dadurch ſeinem Hauſe für alle Stürme künftiger Zeit Schutz und Wiederherſtellung von Unglücksfällen zugeſichert.

Sowie er ſich in körperlich ritterlichen Uebungen hervorthat und an der Falkenjagd ergetzte, ſo war er früh zu literariſchen Neigungen und poetiſchen Verſuchen gebildet. Seine päpſtlichen katholiſchen Gedichte haben weniger Auffallendes, weil ſie nur an höhere Vorbilder dieſer Art erinnern; aber unter ſeinen Scherzen gibt es Stücke, in denen man eine groteske Darſtellung geiſtiger Leere und eine heitere Lebendigkeit bewundert; wie er denn überhaupt im Verhältniß gegen Kinder und Freunde ſich einem ausgelaſſenen, luſtigen Weſen hingeben konnte. Von Gelehrten, Philoſophen, Dichtern häufig umgeben, ſieht man ihn ſehr hoch über den dunkeln Zuſtand mancher ſeiner Zeitgenoſſen erhoben. Ja, man könnte eine der katholiſchen Kirche, dem Papſtthume, drohende Veränderung mitten in Florenz vorahnen.

Dieſem großen, ſchönen, heitern Leben ſetzt ſich ein fragenhaftes, phantaſtiſches Ungeheuer, der Mönch Savonarola, unbeholfen, dürftig, tückiſch, tückiſch entgegen und trübt plötzlich die in dem Mediceiſchen Hauſe erbliche Heiterkeit der Todesſtunde.

Eben dieſer unreine Lotharfaß erſchüttert nach Lorenz'ens Tode die Stadt, die deſſen Sohn, der ſo unfähige als unglückliche Peter, verlaſſen und die großen Mediceiſchen Beſitzthümer mit dem Rücken anſehen muß.

Hätte Lorenz länger leben und eine fortſchreitende, kuſenhafte Ausbildung des gegründeten Zuſtandes Statt haben können, ſo würde die Geſchichte von Florenz eins der ſchönſten Phänomenen darſtellen; allein wie ſollen wohl im Lauf der irdiſchen Dinge die Erfüllung des ſchönen Möglichen nur ſelten erleben.

Oder wäre Lorenz'ens zweiter Sohn Johann, nachmals Leo X., im Regimente ſeinem Vater gefolgt, ſo hätte wahrſcheinlich Alles ein and're Anſehn gewonnen. Denn nur ein vorzüglicher Geiſt konnte die verworrenen Verhältniſſe auffaſſen und die gefährlichen beherrſchen; allein leider ward zum zweiten Male der Mediceiſchen Familie der Name Peter verderblich, als dieſer Erſtgeborne bald nach des Vaters Tod von der ſchwärmeriſch aufgeregten Menge ſich überwältigt und mit ſo manchen ſchönen ahnherrlichen Beſitzungen das aufgeſpeicherte Capital der Künſte und Wiſſenſchaften zerſtreut ſah.

Eine neueingerichtete, republicaniſche Regierung dauerte etwa ſechszehn Jahre; Peter kehrte nie in ſeine Vaterſtadt zurück und die nach ſeinem Tode überbliebenen Glieder des Hauſes Mediciis hatten nach wiedererlangter Herrſchaft mehr an ihre Sicherheit, als an die Verherrlichung der Vaterſtadt zu denken.

Entfernt nun die Erhöhung Leo's X. zur päpſtlichen Würde manchen bedeutenden Mann von Florenz und ſchickt auf mehr als eine Weiſe die dem eingeborenen Thätigkeit über Art: ſo wird doch durch ihn und ſeinen Nachfolger Clemens VII. die Herrlichkeit des Mediceer noch einigem abermaligen Glückswechſel entgehen.

Schließen ſie ſich ferner durch Heirath an das Oeſterreichiſche, an das Franzöſiſche Haus, ſo bleibt Cosmus, dem erſten Großherzog, wenig für die Sicherheit ſeines Regiment's zu ſorgen übrig; obgleich auch noch zu ſeiner Zeit manche Ausgewanderte von der Volks-Partei in mehreren Städten Italien's einen ohnmächtigen Haß verhegen.

Und ſo wären wir denn zu den Zeiten gelangt, in denen wir unſern Cellini finden, deſſen Character und Handlungsweiſe uns durchaus den Florentiner, im feſtigen techniſchen Künſtler ſowohl als im ſchwer zu regierenden Partei-Gänger darſtellt.

Kann ſich der Leſer unſerm ſolchen Character eher vergegenwärtigen und erklären, ſo wird er dieſe flüchtig entworfene Schilderung Florentiniſcher Begebenheiten und Zuſtände mit Nachſicht aufnehmen.

(Es kommentirt das Handbuch Medicis Siehe angenehm.)

XII. Schilderung Cellini's.

In einer ſo regſamen Stadt zu einer ſo bedeutenden Zeit erſchien ein Mann, der als Repräſentant ſeines Jahrhunderts und vielleicht als Repräſentant ſämmtlicher Menſchheit gelten dürfte. Solche Naturen können als geiſtige Flügelmänner angeſehen werden, die uns mit heftigen Aeußerungen Dasjenige andeuten, was durchaus, obgleich oft nur mit ſchwachen, unkenntlichen Zügen, in jeden menſchlichen Weſen eingeſchrieben iſt.

Beſtimmter jedoch zeigt er ſich als Repräſentanten der Künſtler-Claſſe durch die Allgemeinheit ſeines Talent's. Muſik und bildende Kunſt ſtreiten ſich um ihn, und die erſte, ob er ſie gleich Anfangs verabſcheut, behauptet in fröhlichen und gefühlvollen Zeiten über ihn ihre Rechte.

Auffallend iſt ſeine Fähigkeit zu allem Mechaniſchen. Er beſtimmt ſich früh zum Goldſchmied und trifft glücklicher Weiſe den Punct, von wo er auszugehen hatte, um, mit techniſchen, handwerksmäßigen Fertigkeiten ausgeſtattet, ſich dem Höchſten der Kunſt zu nähern. Ein Geiſt, wie der ſeinige, mußte bald gewahr werden, wie ſehr die Einſicht in das Hohe und Ganze die Ausübung der einzelnen, ſubalternen Forderungen erleichtert.

Schon waren die trefflichſten Florentiniſchen Bildhauer und Baumeiſter, Donato, Ser Brunelleſco, Ghiberti, Verocchio, Pollajuolo aus der Werkſtatt der Goldſchmiede ausge-

XI. Stammtafel des Hauses Medicis.

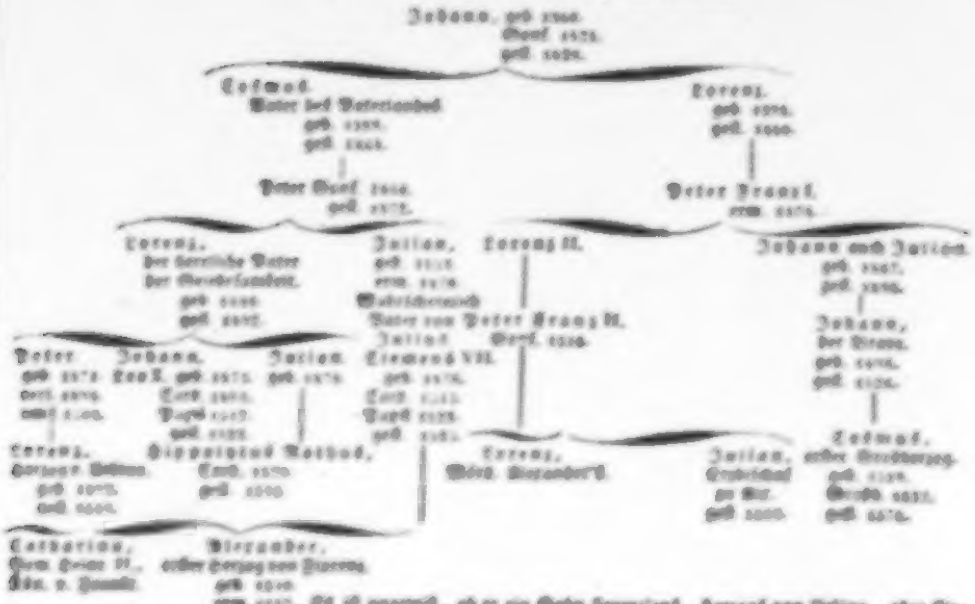

Es ist ungewiß, ob er ein Sohn Lorenz's, Herzogs von Urbino, oder Clemens VII. gewesen.

gangen, hatten unsterbliche Werke geliefert und die Nacheiferung jedes talentreichen Florentiner's rege gemacht.

Wenn aber ein solches Handwerk, indem es ächte und große Kunst zu Hülfe rufen muß, gar manche Vortheile einer solchen Verbindung genießt: so läßt es doch, weil mit geringerem Kraftaufwand die Zufriedenheit Anderer sowie der eigene, baare Nutzen zu erzwecken ist, gar oft Willkür und Frechheit des Geschmacks vorwalten.

Diese Betrachtung veranlassen Cellini und seine spätern Zeitgenossen; sie producirten leicht ohne geregelte Kraft, man betrachtete die höhere Kunst als Helferinn, nicht als Meisterinn.

Cellini schätzte durchaus die Natur, er schätzte die Antiken und ahmte beide nach, mehr, wie es scheint, mit technischer Leichtigkeit, als mit tiefem Nachdenken und ernstem, zusammenfassendem Kunstgefühl.

Jedes Handwerk nähret bei den Seinigen einen lebhaften Freiheitssinn. Von Werkstatt zu Werkstatt, von Land zu Land zu wandern und das gültigste Zeugniß ohne große Umstände augenblicklich durch That und Arbeit selbst ablegen zu können, ist wohl ein reizendes Vorrecht für Denjenigen, den Eigensinn und Ungeduld bald aus dieser, bald aus jener Lage treiben, ehe er einsehen lernt, daß der Mensch, um frei zu sein, sich selbst beherrschen müsse.

In damaliger Zeit genoß der Goldschmied vor vielen, ja man möchte wohl sagen, vor allen Handwerkern einen bedeutenden Vorzug. Die Kostbarkeiten des Material's, die Reinlichkeit der Behandlung, die Mannigfaltigkeit der Arbeiten, der beständige Verkehr mit Großen und Reichen: Alles versetzte die Genossen dieser Halbkunst in eine höhere Sphäre.

Aus der Heiterkeit eines solchen Zustandes mag denn wohl Cellini's guter Humor entspringen, den man durchgängig bemerkt und, wenn er gleich öfters getrübt wird, sogleich wieder zum Vorschein kommt, sobald nur das heftige Streben, sobald flammende Leidenschaften einiger Maßen wieder Pause machen.

Auch konnte es ihm an Geldthätigkeit, bei einem immer producibeln, brauchbaren und anwendbaren Talente nicht fehlen, um so weniger, als er sich schon zur Manier hinneigte, wo das Subject, ohne sich um Natur oder Idee ängstlich zu bekümmern, Das, was ihm nun einmal geläufig ist, mit Bequemlichkeit ausführt.

Dessen ungeachtet war er doch keineswegs der Mann, sich zu beschränken; vielmehr reizten ihn günstige äußere Umstände immer an, höhere Arbeiten zu unternehmen.

In Italien hatte er sich innerhalb eines kleinern Maßstabs beschäftigt, jedoch sich bald von Zierathen, Laubwerk, Blumen, Masken, Kindern zu höhern Gegenständen, ja zu einem Gott Vater selbst erhoben, bei welchem er, wie man aus der Beschreibung wohl sieht, die

Geſtalten des Michel Angelo als Muſter vor Augen hatte.

In Frankreich wurde er in's Größere geführt; er arbeitete Figuren von Gold und Silber, die letzten ſogar in Lebensgröße, bis ihn endlich Phantaſie und Talent antrieben, das ungeheure, achtzig Fuß hohe Gerüſte zum Modell einer Coloſſes aufzurichten, woran der Kopf allein ausgeführt, dem erſtaunten Volke zum Wunder und Mährchen ward.

Von ſolchen ausſchweifenden Unternehmungen, wozu ihn der barbariſche Sinn einer nördlichen gelegenen, damals nur einiger Maßen cultivirten Nation verführte, wurde er, als er nach Florenz zurückkehrte, ganz bald abgezogen. Er zog ſich wieder in das rechte Maß zuſammen, wendete ſich an den Marmor, verfertigte aber von Erz eine Statue, welche das Glück hatte, auf dem Platze von Florenz im Angeſicht der Arbeiten des Michel Angelo und Donatelli aufgeſtellt, andern feurig geſchätzt und dieſen vorgezogen zu werden.

Bei dergleichen Aufgaben fand er ſich nun durchaus genöthigt, die Natur fleißig zu ſtudiren; denn noch je größerm Maßſtabe der Künſtler arbeitet, deſto unerläßlicher wird Gehalt und Fülle gefordert. Daher kann Cellini auch nicht verläugnen, daß er beſonders die ſchöne weibliche Natur immer in ſeiner Nähe zu beſitzen geſucht und wir finden durchaus bald derbe, bald reizende Geſtalten an ſeiner Seite. Wohlgebildete Mägde und Haushälterinnen bringen viel Anmuth, aber auch manche Verwirrung in ſeine Wirthſchaft, und eine Menge ſo abenteuerlicher als gefährlicher Romane entſpringen aus dieſem Verhältniſſe.

Wenn nun von der einen Seite die Kunſt ſo nahe mit roher Sinnlichkeit verwandt iſt, ſo leitet ſie auf der entgegengeſetzten ihre Jünger zu den höchſten, zarteſten Gefühlen. Nicht leicht gibt es ein ſo hohes, heiteres, geiſtreiches Verhältniß, als das zu Porzia Chigi und kein ſanfteres, liebevolleres, leiſeres, als das zu der Tochter des Goldſchmieds Raphaelle bei Moro.

Bei dieſer Empfänglichkeit für ſinnliche und ſittliche Schönheiten, bei einem fortdauernden Wohnen und Bleiben unter Allem, was alte und neue Kunſt Großes und Bedeutendes hervorgebracht, mußte die Schönheit männlicher Jugend mehr als Alles auf ihn wirken. Und fürwahr, es ſind die anmuthigſten Stellen ſeines Werks, wenn er hierüber ſeine Empfindungen ausdrückt. Haben uns denn wohl Poeſie und Proſa viele ſo reizende Situationen dargeſtellt, als wir an dem Gaſtmahl finden, wo die Künſtler ſich mit ihren Mädchen, unter dem Vorſitz des Michel Angelo von Siena, vereinigen und Cellini einen verliebten Knaben hinzubringt?

Aber auch hiervon iſt die nächſtliche Folge, daß er ſich dem Verdacht roher Sinnlichkeit ausſetzt und deßhalb manche Gefahr erduldet.

Was uns jedoch aus ſeiner ganzen Geſchichte am Lebhafteſten entgegenſpringt, iſt die entſchieden ausgeſprochene, allgemeine Eigenſchaft des Menſchen-Charakter's, die augenblickliche, lebhafte Gegenwirkung, wenn ſich irgend Etwas dem Sein oder dem Wollen entgegenſetzt. Dieſe Reizbarkeit einer ſo gewaltigen Natur verurſacht ſchreckliche Explosionen und erregt alle Stürme, die ſeine Tage beunruhigen.

Durch den geringſten Anlaß zu heftigem Verdruß, zu unbezwinglicher Wuth aufgeregt, verläßt er Stadt um Stadt, Reich um Reich, und die mindeſte Verletzung ſeines Beſitzes oder ſeiner Würde zieht eine blutige Rache nach ſich.

Furchtbar ausgearbeitet war dieſe Weiſe, zu empfinden und zu handeln, in einer Zeit, wo die rechtlichen Bande, kaum geknüpft, durch Umſtände ſchon wieder loſer geworden und jeder tüchtige Menſch bei mancher Gelegenheit ſich durch Selbſthülfe zu retten genöthigt war. So ſtand Mann gegen Mann, Bürger und Fremder gegen Sold und gegen deſſen Pfleger und Diener. Die Kriege ſelbſt erſcheinen nur als große Duelle. Ja, hat man nicht ſchon das unglückliche Verhältniß Carl's V. und Franz's I., das die ganze Welt beunruhigte, als einen ungeheuern Zweikampf angeſehen?

Wie gewaltſam zeigt ſich in ſolchen Fällen der Italieniſche Character! Der Beleidigte, wenn er ſich nicht augenblicklich rächt, verfällt in eine Art von Fieber, das ihn als eine phyſiſche Krankheit verfolgt, bis er ſich durch das Blut ſeines Gegners geheilt hat. Ja, wenig fehlt, daß Papſt und Cardinäle Einem, der ſich auf dieſe Weiſe geholfen, zu ſeiner Geneſung Glück wünſchen.

In ſolchen Zeiten eines allgemeinen Kampfes tritt eine ſo techniſch gewandte Natur zuverſichtlich hervor, bereit mit Degen und Dolch, mit der Büchſe ſowie mit der Canone ſich zu vertheidigen und Andern zu ſchaden. Jede Reiſe iſt Krieg und jeder Reiſender ein gewaffneter Abenteurer.

Wie aber die menſchliche Natur ſich immer ganz herzuſtellen und darzuſtellen genöthigt iſt, ſo erſcheint in dieſen wüſten, ſinnlichen Welträumen an unſerm Helden, ſowie an ſeinen Umgebungen ein ſittliches und religiöſes Streben, das erſte im größten Widerſpruch mit der leidenſchaftlichen Natur, das andere zu Beruhigung in verdienten und unverdienten unausweichlichen Leiden.

Unſerm Helden ſchwebt das Bild ſittlicher Vollkommenheit als ein unerreichbares beſtändig vor Augen. Wie er die äußere Achtung von

Andern fordert, ebenſo verlangt er die innere von ſich ſelbſt, um ſo leichtfaßlicher, als er durch die Beichte auf die Stufen der Löblichkeit menſchlicher Fehler und Laſter immer aufmerkſam erhalten wird. Sehr merkwürdig iſt es, wie er in der Perſonenbeſchreibung, mit welcher er ſein Leben ſchreibt, ſich durchgehends zu rechtfertigen ſucht und ſeine Handlungen mit den Maßſtäben der äußern Sitte, des Gewiſſens, des bürgerlichen Geſetzes und der Religion auszugleichen bemüht.

Nicht weniger treibt ihn die Glaubensliebe ſeiner Kirche, ſowie die drang- und ahnungsvolle Zeit, zu dem Wunderbaren. Anfangs beruhigt er ſich in ſeiner Gefangenſchaft, weil er ſich durch ein Ehrenwort gebunden glaubt; dann befreit er ſich auf die künſtlichſte und kühnſte Weiſe; zuletzt, da er ſich völlig eingeſchloſſen ſieht, kehrt alle Thätigkeit in das Innere ſeiner Natur zurück. Empfindung, Leidenſchaft, Erinnerung, Einbildungskraft, Kunſtſinn, Sittlichkeit, Religioſität wirken Tag und Nacht in einer ungeduldigen, zwiſchen Verzweiflung und Hoffnung ſchwankenden Bewegung und bringen bei großen körperlichen Leiden die ſeltſamſten Erſcheinungen einer innern Welt hervor. Hier begeben ſich Viſionen, geiſtigkörperliche Gegenwarten treten auf, wie man ſie nur von einem andern Heiligen oder Auserwählten damaliger Zeit andächtig hätte rühmen können.

Ueberhaupt erſcheint die Gewalt, ſich innere Bilder zu wirklich gewiſſen Gegenſtänden zu realiſiren, mehrmals in ihrer völligen Stärke und tritt manchmal ſehr anmuthig an die Stelle gehinderter Kunſtausübung; wie er ſich z. B. gegen die ihm als Viſion erſcheinende Sonne völlig als ein plaſtiſcher Metall-Arbeiter verhält.

Bei einem feſten Glauben an ein unmittelbares Verhältniß zu einer göttlichen und geiſtigen Welt, in welchem wir das Künftige vorauszuempfinden hoffen dürfen, mußte er die Wunderzeichen verehren, in denen das ſonſt ſo ſtumme Weltall bei Schickſalen außerordentlicher Menſchen ſeine Theilnahme zu äußern ſcheint. Ja, damit ihm Nichts abgehe, was den Gottbegabten und Gottgeliebten bezeichnet, ſo legte er den Limbus, der bei aufgehender Sonne einem Wanderer um den Schatten ſeines Haupts auf feuchten Wieſen ſichtbar wird, mit demüthigem Stolz, als ein gnädiges Denkmal der glänzenden Gegenwart jener göttlichen Perſonen aus, die er von Angeſicht zu Angeſicht in ſeliger Wirklichkeit glaubte geſchaut zu haben.

Aber nicht allein mit den obern Mächten bringt ihn ſein wunderbares Geſchick in Verhältniß; Leidenſchaft und Uebermuth haben ihn auch mit den Geiſtern der Hölle in Berührung geſetzt.

Zauberei, ſo hoch ſie verpönt ſein mochte, blieb immer für abenteuerlich geſinnte Menſchen ein höchſt reizender Verſuch, zu dem man ſich leicht durch den allgemeinen Volksglauben verleiten ließ; wodurch ſich es auch die Berge von Norcia, zwiſchen dem Sabiner-Lande und dem Herzogthum Spoleto, von alten Zeiten her verdienen mochten; noch heut zu Tage heißen ſie die Sybillen-Berge. Mehrere Romane-Schreiber bedienten ſich dieſes Local's, um ihre Helden durch die wunderlichſten Ereigniſſe durchzuführen und vermochten den Glauben an ſolche Zaubergeſtalten, deren erſte Linien die Sage gezogen hatte. Ein Italieniſches Mährchen, Guerino Meſchino, und ein altes franzöſiſches Werk erzählten ſeltſame Begebenheiten, durch welche ſich neugierige Reiſende in jener Gegend überraſcht gefunden; und Meiſter Cecco von Aſcoli, der wegen necromantiſcher Schriften im Jahr 1327 zu Florenz verbrannt worden, erhält ſich durch den Antheil, den Ehronika-Schreiber, Maler und Dichter an ihm genommen, auch immer in friſchem Andenken.

Auf jenes Gebirg nun iſt der Wunſch unſers Helden gerichtet, als ihm ein Cicilianiſcher Geiſtlicher Schätze und andere glückliche Ereigniſſe im Namen der Geiſter verſpricht.

Kaum ſollte man glauben, daß, aus ſolchen phantaſtiſchen Regionen zurückkehrend, ein Mann ſich wieder ſo gut in's Leben finden würde; allein er bewegt ſich mit großer Leichtigkeit zwiſchen mehrern Welten. Seine Aufmerkſamkeit iſt auf alles Bedeutende und Würdige gerichtet, was zu ſeiner Zeit hervortritt und ſeine Verehrung aller Talente nimmt uns für ihn ein.

Mit ſo viel Parteilichkeit er Dieſen oder Jenen ſcheiten kann, ſo klar und unbefangen nimmt dieſer leidenſchaftlich ſelbſtiſche Mann an Allem Theil, was ſich ihm als außerordentliche Gabe oder Geſchicklichkeit aufdringt; und ſo theilt er Verdienſte in verſchiedenen Fächern mit treffender Schärfe.

Auf dieſem Wege erwirbt er ſich nach und nach, obgleich nur zum Gebrauch für Augenblicke, den gefaßten Anſtand eines Weltmanns; wie er ſich denn gegen Päpſte, Kaiſer, Könige und Fürſten auf das Beſte zu betragen weiß.

Der Verſuch, ſich bei Hofe zu erhalten, will ihm deſto weniger gelingen, wobei er, beſonders in ältern Tagen, mehr durch Mißtrauen und Grillen als durch ſeine Eigenheiten, die er in ſolchen Verhältniſſen ausübt, den Obern läſtig wird und begegnemen, obgleich an Talent und Character viel geringern Menſchen den Platz einräumen muß.

Auch als Redner und Dichter erſcheint er vortheilhaft. Seine Vertheidigung vor dem

Gouverneurs von Rom, als er ſich wegen entwendeter Juwelen angeklagt ſieht, iſt eines Meiſters werth, und ſeine Gedichte, obgleich ohne ſonderliches poetiſches Verdienſt, haben durchaus Mark und Sinn. Schade, daß uns nicht mehrere aufbehalten worden, damit wir einen Character, deſſen Andenken ſich ſo vollſtändig erhalten hat, auch durch ſolche Aeußerungen genauer kennen lernen.

Sonſt er nun in Abſicht auf bildende Kunſt wohl unſtreitig dadurch den größten Vortheil gewann, daß er in dem unſchätzbaren florentiniſchen Kunſtkreiſe geboren worden, ſo konnte er als Florentiner, ohne eben auf Sprache und Schreibart zu ſtudiren, vor vielen Andern zu der Fähigkeit gelangen, durch die Feder ſeinem Leben und ſeiner Kunſt faſt mehr als durch Grabſtichel und Meißel dauerhafte Denkmale zu ſetzen.

XIII. Letzte Lebensjahre.

Nach dieſem Ueberblick ſeines Characters, den wir ſeiner Lebensbeſchreibung verdanken, welche ſich bis 1562 erſtreckt, wird wohl gefordert werden können, daß wir erzählen, was ihm in acht Jahren, die er nachher noch gelebt, begegnet ſei, in denen ihm, wenn er auch mit der äußern Welt mehr in Frieden ſtand, doch noch manches innere, wunderbare Abenteuer zu ſchaffen machte.

Wir haben bei ſeinem ungebändigten Naturweſen durchaus einen Hinblick auf moraliſche Forderungen, eine Ehrfurcht für ſittliche Grundſätze wahrgenommen; wir konnten bemerken, daß ſich ſein Geiſt in Zeiten der Noth zu religiöſen Ideen, zu einem gründlichen Vertrauen auf Theilnahme und Einwirkung einer waltenden Gottheit erhob. Da ſich nun eine ſolche Sinnesweiſe bei zunehmendem Alter zu reinigen, zu befeſtigen und den Menſchen ausſchließlicher zu beherrſchen pflegt, ſo ſtand es ſeiner heftigen und brauſenden Natur wohl an, daß er, um jenes Geiſtige, wornach er ſich ſehnte, recht gewiß und vollſtändig zu beſitzen, endlich den zerſtreuten und gefährlichen Laienſtand verließ und in geiſtlicher Beſchränkung Glück und Ruhe zu finden trachtete.

Er nahm auch wirklich die Tonſur an, wodurch er den Entſchluß, ſeine Leidenſchaften völlig zu bändigen und ſich höhern Regionen anzunähern, entſchieden genug an den Tag legte.

Allein die allgemeine Natur, die von jeher ſtärker in ihm als eine jede beſondere Richtung und Bildung geherrſcht, nöthigt ihn gar bald zu einem Rückſchritt in die Welt.

Bei ſeinem mannigfaltigen, lebhaften Verhältniß zu dem andern Geſchlecht, woraus er uns in ſeiner Geſchichte kein Geheimniß macht, finden wir doch nur ein einzig' Mal erwähnt, daß er einen ernſten Vorſatz gefaßt habe, ſich zu verheirathen.

Ferner gedenkt er im Vorbeigehen zweier natürlicher Kinder, wovon das eine in Frankreich bleibt und ſich verliert, das andere ihm auf eine ungeſchickte Weiſe durch einen gewaltſamen Tod entriſſen wird.

Nun aber in einem Alter von mehr als ſechzig Jahren wird es ihm erſt klar, daß es löblich ſei, eheliche Kinder um ſich zu ſehen; alſobald thut er auf ſeine geiſtlichen Grade Verzicht, heirathet und hinterläßt, da er 1570 ſtirbt, zwei Töchter und einen Sohn, von denen wir keine weitere Nachricht gefunden.

Jedoch exiſtirte ein geſchickter, geiſtreicher, gutgelaunter, wohlhabender Schooßer kurz vor der Revolution in Florenz, der den Namen Cellini führte und wegen ſeiner trefflichen Arbeit von allen Elegants höflich geſchätzt wurde.

Cellini's Leichenbegängniß zeugt von der Achtung, in der er als Bürger und Künſtler ſtand.

Von ſeinem letzten Willen iſt auch eine kurze Notiz zu uns gekommen.

XIV. Hinterlaſſene Werke.

1. Goldſchmiedearbeit.

Von ſeinen getriebenen Arbeiten in Gold und Silber mag wenig übrig geblieben ſein; wenigſtens wüßten wir keine mit Gewißheit anzugeben. Vielleicht iſt auch noch gar in dieſen letzten Zeiten Manches, was ſich hier und da befunden, vermünzt worden.

Uebrigens war ſein Ruf ſo groß, daß ein jedes Kunſtſtück dieſer Art ihm von den Aufſehern der Kloſter- und Familien-Schätze gewöhnlich zugeſchrieben wurde. Auch noch neuerlich kündigte man einen Harniſch von vergoldetem Eiſen an, der aus ſeiner Werkſtatt ausgegangen ſein ſoll. (Journal de Francfort Nro. 259. 1802.)

Indeſſen findet ſich in Albertolli's drittem Bande auf der zwanzigſten Tafel der Kopf eines zum Opfer geſchmückten Widders, an welchem die thieriſche Natur, das ſtrenge Fell, die friſchen Blätter, das gewundene Horn, die geknüpfte Binde mit einer zwar modernen, jedoch bedeutenden, kräftigen, geiſtreichen, geſchmackvollen Methode ſowohl im Ganzen dargeſtellt als im Einzelnen ausgeführt iſt.

Man wird ſich dabei des Einhornkopfes erinnern, den Cellini als Baſe des großen Hornes, das der Papſt dem König in Frankreich zu ſchenken gedachte, vorſchlug.

In dem Jahre 1815 erfuhren wir durch einen aufmerkſamen, reiſenden Kunſtliebhaber, daß jenes goldene Saltzfaß, welches in Cellini's Leben eine ſo große Rolle geſpielt, noch vorhan-

den ſei, und zwar zu Wien im achten Zimmer des unteren Belvedere nebſt andern Schätzen, welche von dem Schloſſe Ambras dahin verſetzt worden, glücklich aufbewahrt werde.

Sehr wohlgerathene Zeichnungen dieſes wunderſamen Kunſtwerkes, welches den Charakter des Künſtlers vollkommen ausſpricht, befinden ſich auf der großherzoglichen Bibliothek zu Weimar. Man hat die runden Figuren von zwei Seiten genommen, um ihre Stellungen deutlicher zu machen, beſonders aber auch, um die mannichfaltigen, bis in's Kleinſte ausgeführten Nebenwerke dem Beſchauer vor's Geſicht zu bringen.

Ebenſo verfuhr man mit den halberhabenen Arbeiten der zweiten Baſis, welche erſt im Zuſammenhang mit dem Aufſatz, jedoch aber auch einzeln und freiſtehend vorgeſtellt ſind.

Soviel bekannt, war dieſes Werk für Franz I. beſtimmt und kam als Geſchenk Carl's IX. an den Erzherzog Ferdinand von Oeſterreich, und wurde nebſt andern wunderſeltenen Schätzen auf dem Schloß Ambras bis auf die neueſten Zeiten bewahrt. Nun können Kunſtfreunde ſich glücklich ſchätzen, daß dieſes Werk, welches die Verdienſte und Seltſamkeiten des ſechzehnten Jahrhunderts in ſich ſchließt, vollkommen erhalten und Jedem zugänglich iſt.

2. Plaſtiſche Arbeiten.

Größere Arbeiten hingegen, wo er ſich in der Sculptur als Meiſter bewieſen, ſind noch übrig und beſtätigen das Gute, das er von ſich ſelbſt, vielleicht manchmal allzu lebhaft, gedacht haben mag.

An ſeinem Perſeus, der in der Loge auf dem Markte zu Florenz ſteht, läßt ſich Manches erinnern, wenn man ihn mit den höhern Kunſtwerken, welche uns die Alten hinterlaſſen, vergleicht; doch bleibt er immer das beſte Werk ſeiner Zeit und iſt den Werken des Bandinelli und Ammanato vorzuziehen.

Ein Crucifix von weißem Marmor in Lebensgröße auf einem ſchwarzen Kreuze iſt das letzte bedeutende Werk, deſſen Cellini in ſeiner Lebensbeſchreibung erwähnt.

Es war ein Eigenthum des Großherzogs Cosmus, der es eine Zeit lang in ſeiner Garderobe aufbewahren ließ; wo es ſich aber gegenwärtig befinde, läßt ſich nicht mit Gewißheit angeben.

Diejenigen, welche die Merkwürdigkeiten des Escorial's beſchreiben, behaupten, daß es dort aufbewahrt werde; und wirklich zeigt man den Reiſenden daſelbſt ein ſolches Crucifix von vortrefflicher Arbeit.

Anton de la Puente meldet in ſeiner Reiſebeſchreibung durch Spanien, daß in einem Durchgange hinter dem Sitze des Priors und dem Portal der Kirche ein Altar geſehen werde, worauf ein Crucifix von Marmor ſtehe. Die Figur, ſagt er, iſt in Lebensgröße und vortrefflich von Benvenuto Cellini gearbeitet. Der Großherzog von Toscana hat es dem Könige Philipp II. zum Geſchenk geſandt. Der Name des Künſtlers iſt auf ſein Kreuz beigeſchrieben, nämlich: Benvenutus Cellinus, civis florentinus faciebat. 1562.

Ferner bemerkt Pater Siguenza als ein wunderbares Ereigniß, daß in eben demſelben Jahre der Ort zum Bau beſtimmt und mit dem Bau des Escorial's der Anfang gemacht worden, und daß in eben demſelben Monaten Cellini ſein Werk angefangen habe. Er ſetzt hinzu, daß es von dem Orte der Beſchiffung auf den Schultern bis nach dem Escorial getragen worden.

Ueberdieß nimmt Paolo Mini in ſeinem Discorso sopra la nobiltà di Firenze 1593 als bekannt an, daß Spanien ein bewundernswerthes Crucifix von unſerm Verfaſſer beſitze.

Gegen dieſe Nachrichten ſtreiten aber die Herausgeber der oft angeführten Tractate über Goldſchmiedekunſt und Sculptur, indem ſie behaupten, daß Cellini's Crucifix, welches erſt für die Kapelle im Palaſte Pitti beſtimmt geweſen, nachher in die unterirdiſche Capelle der Kirche Sanct Lorenzo gebracht worden, wo es ſich auch noch zu ihrer Zeit 1731 befinde.

Die neueſten Nachrichten aus Florenz melden: es ſei ein ſolches Crucifix aus gedachter, unterirdiſcher Capelle auf Befehl des letzten Großherzogs vor wenigen Jahren in die Kirche Sanct Lorenzo gebracht worden, wo es gegenwärtig auf dem Haupt-Altar aufgerichtet ſtehe. Es ſei weſentlich von dem Spaniſchen verſchieden und keins als eine Copie des andern anzuſehen.

Das Spaniſche ſei durchaus mit ſich ſelbſt übereinſtimmender, nach einer höhern Idee geformt. Der ſterbende oder vielmehr geſtorbene Chriſtus trage dort das Gepräge einer höhern Natur, der Florentiniſche hingegen ſei viel menſchlicher gebildet. Der ganze Körper zeige ſichtbare Spuren des vorhergegangenen Leidens, doch ſei der Kopf voll Ausdruck einer ſchönen Ruhe. Arme, Bruſt und Leib bis zur Hüfte ſind ſorgſam gearbeitet, eine etwas dürftige, aber wahre Natur. Schenkel und Beine erinnern an gemeine Wirklichkeit.

Ueber den Künſtler, der es verfertigt, iſt man in Florenz ſelbſt nicht einig. Die Meiſten ſchreiben es dem Michel Angelo zu, dem es gar nicht angehören kann, Einige dem Johann von Bologna, Wenige dem Benvenuto.

Vielleicht läßt ſich künftig durch Vergleichung mit dem Perſeus, einer beinahe gleichzeitigen

Arbeit unſers Künſtlers, eine Auflöſung dieſer Zweifel haben.

Ein von ihm zum Gegenſtand reſtaurirter, vortrefflicher Apoll befand ſich zu Florenz, an welchem freilich die neuen, in's Manierirte und Vielfache ſich neigenden Theile von der edeln Einfalt des alten Werks merklich abwichen.

Das Bruſtbild in Bronze von Cosmus I. ſteht wahrſcheinlich auch noch zu Florenz, deſſen ſehr gezierter Harniſch als ein Beiſpiel der großen Liebhaberei unſers Künſtlers zu Laubwerk, Masken, Schnörkeln und dergleichen angeführt werden kann.

Die halberhabene Nymphe in Bronze, welche er für eine Pforte in Fontainebleau gearbeitet, iſt zur Revolutions-Zeit abgenommen worden und ſtand vor einigen Jahren in Paris, zwar unter ſeinem Namen, doch an einem Orte, wohin nur wenig Fremde gelangten, in dem letzten Theile der Gallerie des Muſeum's, welche zunächſt an den Palaſt der Tuillerien ſtößt. Die Decke war zum Theil eingebrochen und ſollte erſt gebaut werden, daher auch die freie Ausſicht des Basrelief's durch altes Bauholz und dergleichen gehindert war.

Die beiden Victorien, welche in den Gehren über der Nymphe an dem Thor zu Fontainebleau angebracht waren, fanden in dem Vorrath des Franzöſiſchen Muſeum's bei den Auguſtinern, ohne daß dort der Name des Meiſters bekannt war.

Ein von ihm durch ein Stück getriebener Goldarbeit reſtaurirter Camee, ein zweiſpänniges Fuhrwerk vorſtellend, fand ſich in der Gemmen-Sammlung zu Florenz.

3. Zeichnungen.

Eine Zeichnung des goldenen Salzfaſſes, das in der Lebensbeſchreibung eine ſo wichtige Rolle ſpielt, war in der Florentiniſchen Zeichnungſammlung zu finden.

Mehrere von ihm angefangene Bildhauerarbeiten, ſowie eine Anzahl großer und kleiner Modelle, wovon das Verzeichniß noch vorhanden, ſind ſchon früher zerſtreut worden und verloren gegangen.

XV. Hinterlaſſene Schriften.

1. Lebensbeſchreibung.

Indem wir zu bewundern Urſache haben, daß eine allgemeinere Ausbildung als gewöhnlich dem Künſtler zu Theil zu werden pflegt, aus einer ſo gewaltſamen Natur, durch Uebung eines mannigfaltigen Talent's hervorgegangen, ſo bleibt uns nicht unbemerkt, daß Cellini ſeinen Nachruhm faſt mehr ſeinen Schriften als ſeinen Werken zu verdanken habe. Seine Lebensbeſchreibung, ob ſie gleich beinahe zweihundert Jahre im Manuſcript verweilte, ward von ſeinen Landsleuten höchlich geſchätzt und im Original, wovon es den Anfang ſelbſt geſchrieben, das Ende aber dictirt hatte, ſowie in vielfältigen Abſchriften aufbewahrt.

Und gewiß iſt dieſes Werk, das der Deutſche Herausgeber genugſam kennt, um es völlig zu ſchätzen, das er aber nicht nach ſeiner Ueberzeugung preiſen darf, weil man ihm Parteilichkeit vorwerfen könnte, ein ſehr ſchätzbares Document, worin ſich ein bedeutendes und gleichſam unbegrenztes Individuum, und in demſelben der gleichzeitige, ſonderbare Zuſtand vor Augen legt.

Unter den fremden Nationen, die ſich um dieſes Werk bekümmerten, ging die Engliſche voran. Ihrer Liebe zu biographiſchen Nachrichten, ihrer Neigung, ſeltſame Schickſale merkwürdiger, talentreicher Menſchen zu kennen, verdankt man, wie es ſcheint, die erſte und, ſoviel ich weiß, einzige Ausgabe der Celliniſchen Lebensbeſchreibung. Sie iſt, unter dem Schild eines gefreundeten Deutſchen, Cöln, ohne Jahrzahl, wahrſcheinlich in Florenz, um 1730 herausgekommen. Sie ward einem angeſehenen und reichen Engländer, Richard Boyle, zugeſchrieben und dadurch ſeinen Landsleuten, mehr aber noch durch eine Ueberſetzung des Thomas Nugent, welche in London 1771 herauskam, bekannt.

Dieſer Ueberſetzer bediente ſich einer bequemen und gefälligen Schreibart, doch beſitzt er nicht Ort- und Sachkenntniß genug, um ſchwierige Stellen zu entziffern. Er gleitet vielmehr gewöhnlich darüber hin. Wie er denn auch, zu Schonung mancher Leſer, das derbe Characteriſtiſche meiſtens verſchwächt und abrundet.

Von einer ältern Deutſchen Ueberſetzung hat man mir erzählt, ohne ſie vorweiſen zu können.

Leſſing ſoll ſich auch mit dem Gedanken einer ſolchen Unternehmung beſchäftigt haben; doch iſt mir von einem ernſtern Vorſatz nichts Näheres bekannt geworden.

Dumouriez ſagt in ſeiner Lebensbeſchreibung, daß er das Leben Cellini's im Jahr 1777 überſetzt, aber niemals Zeit gehabt habe, ſeine Arbeit herauszugeben. Leider ſcheint es, nach ſeinen Ausdrücken, daß das Manuſcript verloren gegangen, wodurch wir des Vortheils entbehren, zu ſehen, wie ein geiſtreicher Franzoſe in ſeiner Sprache die Originalität des Cellini behandelt habe.

2. Zwei Abhandlungen.

Die Tractate von der Goldſchmiede- und Bildhauerkunſt, von denen wir oben einen Auszug gegeben, wurden von ihm 1565 geſchrieben

Fauſt.

Ein Blick von dir, Ein Wort mehr unterhält,
Als alle Weisheit dieſer Welt.

Er küßt ihre Hand.

Margarethe.

Incommodirt euch nicht! Wie könnt' ihr ſie nur küſſen,
Sie iſt ſo garſtig, iſt ſo rauh!
Was hab' ich nicht ſchon alles ſchaffen müſſen!
Die Mutter iſt gar zu genau.

Gehn vorüber.

Marthe.

Und ihr, mein Herr, ihr reiſ't ſo immer fort?

Mephiſtopheles.

Ach, daß Gewerb' und Pflicht uns dazu treiben!
Mit wie viel Schmerz verläßt man manchen Ort,
Und darf doch nun einmal nicht bleiben!

und 1565, alſo noch bei ſeinen Lebzeiten, gedruckt. Als man im vergangenen Jahrhundert ſein Leben zum erſten Male herauskam, gedachte man auch jener Tractate wieder und verauſtaltete, da die erſte Ausgabe längſt vergriffen war, eine neue, Florenz 1751, wobei ſich eine lehrreiche Vorrede befindet, welche wir bei unſern Arbeiten zu nutzen geſucht haben.

a. Kleine Aufſätze.

Ein Mann, der mit ſo entſchiedenem Hange zur Reflexion von ſich ſelbſt in einer Lebensbeſchreibung, von ſeinem Handwerk in einigen Tractaten Rechenſchaft gegeben, mußte ſich zuletzt gedrungen fühlen, auch die Regeln ſeiner Kunſt, inſofern er ſie einſehen gelernt, den Nachkommen zu überliefern. Hierin hatte er Leonardo da Vinci zum Vorgänger, deſſen fragmentariſcher Tractat im Manuſcript circulirte und hoch verehrt ward.

Je unzufriedener man mit der Methode iſt, durch die man gebildet worden, deſto lebhafter entſteht in uns der Wunſch, einer Folgewelt den nach unſerer Einſicht beſſern Weg zu zeigen.

Cellini unternahm auch wirklich ein ſolches Werk, das aber bald in's Stocken gerieth und als Fragment zu uns gekommen iſt.

Es enthält eine Anleitung, wie man ſich das Skelet bekannt machen ſoll, mit ſo vieler Liebe zum Gegenſtand geſchrieben, daß der Leſer den Knochenbau von unten herauf entſtehen und wachſen ſieht, bis endlich das Haupt als der Gipfel des Ganzen ſich hervorthut.

Wir haben dieſe wenigen Blätter unſern Leſern in der Ueberſetzung vorlegen wollen, damit Diejenigen, die dem Verfaſſer günſtig ſind, ihn auch in dem ſonderbaren Zuſtand erblicken, wo er ſich gern als Theoretiker zeigen möchte.

Wie wenig ſeine leidenſchaftliche, nur auf's Gegenwärtige gerichtete Natur ein dogmatiſches Talent zuläßt, erſcheint ſo auffallend als begreiflich; und wie er ſich aus dem didactiſchen Schritt durch dieſen und jenen Nebengedanken, durch freundſchaftliche oder feindſelige Geſinnungen ablenken läßt, gibt zu heitern Betrachtungen Anlaß.

Ein Gleiches gilt von dem Aufſatz über den Rangſtreit der Malerei und Sculptur. Wie denn beide kleine Schriften manches Merkwürdige und Belehrende enthalten.

b. Poetiſche Verſuche.

Die beſchränkte Form der Sonette, Terzinen und Stanzen, durch die Natur der Italieniſchen Sprache höchlich begünſtigt, war allen Köpfen der damaligen Zeit durch fleißiges Leſen früherer Meiſterwerke und fortdauernden Gebrauch des Verſepunkts bei jeder Gelegenheit dergeſtalt eingeprägt, daß Jeder, auch ohne Dichter zu ſein, ein Gedicht hervorzubringen und ſich an die lange Reihe, die ſich von den Gipfeln der Poeſie bis in die proſaiſchen Ebenen erſtreckte, mit einigem Zutrauen anzuſchließen wagen durfte.

Verſchiedene Sonette und andere kleine poetiſche Verſuche ſind ſeiner Lebensbeſchreibung theils vorgeſetzt, theils eingewebt und man erkennt darin durchaus den ernſten, tiefen, nachſinnenden, weder mit ſich noch der Welt völlig zufriedenen Mann.

Wenige finden der Leſer durch Gefälligkeit eines Kunſtfreundes überſetzt, andere ſind weggeblieben, ſowie ein langes, ſogenanntes Capitolo, in Terzinen, zum Lobe des Kerkers. Es verdient im Original geleſen zu werden, ob es gleich die auf eine Ueberſetzung zu verwendende Mühe nicht zu lohnen ſcheint. Es enthält die Umſtände ſeiner Gefangenſchaft, welche dem Leſer ſchon bekannt geworden, auf eine bizarre Weiſe dargeſtellt, ohne daß dadurch eine neue Anſicht der Begebenheiten oder des Charakter's entſtehen kann.

c. Ungedruckte Papiere und Nachrichten.

Verſchiedene ſeiner Landsleute bewahrten ſorgfältig andere Manuſcripte, davon ſich in Florenz noch Manches, beſonders in der Bibliothek Ricardi, finden ſoll. Vorzüglich werden einige Haushaltungs- und Rechnungsbücher geſchätzt, welche über die Lebensweiſe jener Zeiten beſondere Aufſchlüſſe geben. Vielleicht bemüht ſich darum einmal ein Deutſcher Reiſender, aufgefordert durch das Intereſſe, das denn auch wohl endlich unſere Nation an einem ſo bedeutenden Menſchen und durch ihn auf's Neue an ſeinem Jahrhundert nehmen möchte.

XVI. Ueber die Grundſätze, nach welchen man das Zeichnen erlernen ſoll.

Unter andern wunderſamen Kunſtfertigkeiten, welche in dieſer unſerer Stadt Florenz ausgeübt worden und worin ſie nicht allein die Alten erreicht, ſondern gar übertroffen hat, kann man die edelſten Künſte der Sculptur, Malerei und Baukunſt nennen, wie ſich künftig an ſeinem Ort wird beweiſen laſſen.

Aber weil mein Hauptvorſatz iſt, über die Kunſt, ihre wahren Grundſätze und wie man ſie erlernen ſoll, zu reden: ein Vorhaben, welches auszuführen meine Vorfahren große Neigung gehabt, ſich aber nicht entſchließen konnten, einem ſo nützlichen und gefälligen Unternehmen den Anfang zu geben: ſo will ich, obgleich der Geringere von ſo vielen und vortrefflichen Geiſtern, damit ein ſolcher Nutzen den Lebenden nicht entgehe, auf die beſte Weiſe,

wie die Natur mir es reichen wird, dieſes Geſchäft übernehmen und mit aller Anſtrengung, doch ſo faßlich, als es ſich nur thun läßt, dieſen zuſammenhängenden Vortrag durchzuführen ſuchen.

Es iſt wahr, daß Manche zu Anfang eines ſolchen Unternehmens eine große Abhandlung zur Einleitung ſchreiben würden, weil ſo eine ungeheure Maſchine zu bewegen, man ſehr viele Inſtrumente nöthig hat.

Solche große Vorbereitungen erregen jedoch mehr Ueberdruß als Vergnügen und deßhalb wollen wir den Weg einſchlagen, der uns beſſer dünkt, daß wir von denen Künſten reden, welche Andern zum Grunde liegen und ſo nach und nach eine jede in Thätigkeit ſetzen, wie ſie eingreift. Auf dieſe Weiſe wird man Alles in einem beſſern Zuſammenhang im Gedächtniß behalten; deßhalb wir auch ohne Weiteres mit Bedacht zu Werke gehen.

Ihr Fürſten und Herren, die Ihr Euch an ſolchen Künſten vergnügt, Ihr vortrefflichen Meiſter und Ihr Jünglinge, die Ihr Euch auch erſt unterrichten wollt, wiſſet für gewiß: daß das ſchönſte Thier, das die Natur hervorgebracht, der Menſch ſei, daß das Haupt ſein ſchönſter Theil und der ſchönſte und wunderſamſte Theil des Hauptes das Auge ſei.

Will nun Jemand eben deßhalb die Augen nachahmen, ſo muß er darauf weit größere Kunſt verwenden als auf andere Theile des Körpers. Deßhalb ſcheint mir die Gewohnheit, die man bis auf den heutigen Tag beibehält, ſehr unſchicklich, daß Meiſter ihren armen, zarten Knaben gleich zu Anfang ein menſchliches Auge zu zeichnen und nachzuahmen geben. Daſſelbe iſt mir in meiner Jugend begegnet und ich denke, es wird Andern auch ſo gegangen ſein.

Aus oben angeführten Urſachen halte ich aber für gewiß, daß dieſe Art keineswegs gut ſei und daß man weit ſchicklicher und zweckmäßiger leichtere und zugleich nützlichere Gegenſtände den Schülern vorlegen könne.

Wollten jedoch einige ſtöckiſche Pedanten oder irgend ein Sudler gegen mich rechten und anführen, daß ein guter Fechtmeiſter ſeinen Schülern zu Anfang die ſchwerſten Waffen in die Hände gibt, damit ihnen die gewöhnlichen deſto leichter ſcheinen: ſo könnte ich gar Vieles dagegen auf das Schönſte verſetzen; allein Das wäre doch in den Wind geſprochen und ich, der ich ein Liebhaber von Reſultaten bin, begnüge mich, ihnen mit dieſen Worten den Weg verrannt zu haben und wende mich zu meiner leichtern und nützlichern Methode.

Weil nun das Wichtigſte eines ſolchen Talent's immer die Darſtellung des nackten Mannes und Weibes bleibt, ſo muß Derjenige, der ſo Etwas gut machen und die Geſtalten gegenwärtig haben will, auf den Grund des Nackten gehen, welches die Knochen ſind. Haſt Du dieſes Gebäude gut im Gedächtniß, ſo wirſt Du weder bei nackten noch bekleideten Figuren einen Irrthum begehen, welches viel geſagt iſt. Ich behaupte nicht, daß Du dadurch mehr oder mindere Anmuth Deinen Figuren verſchaffſt; es iſt hier die Rede, ſie ohne Fehler zu machen und Dieſes, kann ich Dich verſichern, wirſt Du auf meinem Wege erreichen.

Nun betrachte, ob es nicht leichter ſei, einen Knochen zum Anfang zu zeichnen als ein Auge.

Hierbei verlange ich, daß Du zuerſt den Hauptknochen des Beines zeichneſt. Denn wenn man einen ſolchen dem Schüler von dem zarteſten Alter vorlegt, ſo wird er einen Stab zu zeichnen glauben. Fürwahr, in den edelſten Künſten iſt es von der größten Wichtigkeit, wenn man ſie überwinden und beherrſchen will, daß man Muth faſſe und kein Kind wird ſo kleinmüthig ſein, daß ein ſolches beinernes Stäbchen, wo nicht auf das erſte, doch auf das zweite Mal nachzuahmen ſich verſpräche, wie Solches bei einem Auge nicht der Fall ſein würde. Alsdann wirſt Du die kleine Röhre, welche wohl über die Hälfte dünner iſt als die große, mit dem Hauptknochen gehörig zuſammenfügen und alſo nachzeichnen laſſen. Ueber dieſe beiden ſetzeſt Du den Schenkelknochen, welcher einzeln und ſtärker iſt, als die beiden vorhergehenden.

Dann fügſt Du die Kniescheibe zwiſchen ein und läſſeſt den Schüler dieſe vier Knochen ſich recht in's Gedächtniß faſſen, indem er ſie von allen Seiten zeichnet, ſowohl von vorn und hinten als von den beiden Profilen. Sodann wirſt Du ihnen die Knochen des Fußes nach und nach erklären, welche der Schüler, von welchem Alter er ſei, zählen und in's Gedächtniß prägen muß.

Daraus wird ſich ergeben, daß, wenn ſich Jemand die Knochen des ganzen Beines bekannt gemacht, ehe er an den Kopf kömmt, ihm alle andern Knochen leicht ſcheinen werden und ſo wird er nach und nach das ſchöne Inſtrument zuſammenſetzen lernen, worauf die ganze Wichtigkeit unſerer Kunſt beruht.

Laß nachher den Schüler einen der ſchönen Hüftknochen zeichnen, welche wie ein Becken geformt ſind und ſich genau mit dem Schenkelknochen verbinden, da, wo deſſen Ende gleich einer Kugel an einen Stab befeſtigt iſt. Dagegen hat der Beckenknochen eine wohl eingerichtete Vertiefung, in welcher der Schenkelknochen ſich nach allen Seiten bewegen kann, wobei die Natur geſorgt hat, daß er nicht über gewiſſe Grenzen hinausſchreite, in welchen ſie ihn mit Sehnen und andern ſchönen Einrichtungen zurückhält.

Iſt nun Dieſes gezeichnet und dem Gedächtniß wohl eingedrückt, ſo kommt die Reihe an einen ſehr ſchönen Knochen, welcher zwiſchen den beiden Hüftknochen befeſtigt iſt. Er hat acht Oeffnungen, durch welche die Meiſterin Natur mit Sehnen und andern Verrichtungen das ganze Knochenwerk zuſammenhält. Am Ende von gedachtem Bein iſt der Schluß des Rückengrates, welcher als ein Schwänzchen erſcheint, wie er es denn auch wirklich iſt.

Dieſes Schwänzchen wendet ſich in unſern warmen Gegenden nach innen; aber in den kälteſten Gegenden, weit hinten im Norden, wird es durch die Kälte nach Außen gezogen und ich habe es vier Finger breit bei einer Menſchenart geſehen, die ſich Iberni nennen und als Mauren erſcheinen; es verhält ſich aber damit nicht anders, als wie ich geſagt habe.

Sodann läſſeſt Du den wunderbaren Rückgrat folgen, der über gedachtem heiligen Bein aus vierundzwanzig Knochen beſteht. Sechszehn zählt man bis dahin, wo die Schultern anfangen und acht bis zur Verbindung mit dem Haupte, welchen Theil man den Nacken nennt. Der letzte Knochen hat eine runde Vertiefung, in welcher der Kopf ſich trefflich bewegt.

Von dieſem Knochen mußt Du einige mit Vergnügen zeichnen; denn ſie ſind ſehr ſchön. Sie haben eine große Oeffnung, durch welche der Strang des Rückenmarks durchgeht.

An dieſes Knochenwerk des Rückens ſchließen ſich vierundzwanzig Rippen, zwölf auf jeder Seite, ſo daß man das Zimmerwerk einer Galeere zu ſehen glaubt. Dieſes Rippenweſen mußt Du oft zeichnen und Dir wohl von allen Seiten bekannt machen. Du wirſt finden, daß ſie ſich am ſechſten Knochen, vom heiligen Bein an gerechnet, anzuſetzen anfangen. Die vier erſten ſtehen frei. Von dieſen ſind die beiden erſten klein und ganz knöchern. Die erſte iſt klein, die zweite größer, die dritte hat ein klein Stückchen Knorpel an der Spitze, die vierte aber ein größeres, die fünfte iſt auch noch nicht mit dem Bruſtknochen verbunden wie die übrigen ſieben. Dieſer Knochen iſt weiß wie ein Bimſtein und macht einen Theil des ganzen Rippenwerks aus.

Einige dieſer ſieben Rippen haben den dritten, einige den vierten Theil Knorpel und dieſer Knorpel iſt nichts Anders als ein zarter Knochen ohne Mark. Auf alle Weiſe läßt er ſich mehr einem Knochen als einer Sehne vergleichen; denn der Knochen iſt zerbrechlich, der Knorpel auch, die Sehne aber nicht.

Nun verſtehe wohl: wenn Du dieſes Rippenweſen gut im Gedächtniß haſt und dazu kommſt, Fleiſch und Haut darüber zu ziehen, ſo wiſſe, daß die fünf unterſten freien Rippen, wenn ſich der Körper recht oder vor- und rückwärts biegt, unter der Haut viele ſchöne Erhebungen und Vertiefungen zeigen, welches eben die ſchönen Dinge ſind, welche an dem Körper des Menſchen unfern des Nabels erſcheinen.

Diejenigen, welche nun dieſe Knochen nicht gut im Gedächtniß haben, wie mir einige einbildiſche Maler, zu Schmierer vorgekommen ſind, die ſich auf ihr Gedächtnißlein verlaſſen und ohne andere Studium als ſchlechter und oberflächlicher Anfänge zur Arbeit rennen, nichts Gutes verrichten und ſich dergeſtalt gewöhnen, daß ſie, wenn ſie auch wollten, nichts Tüchtiges leiſten können. Mit dieſem Handwerksweſen, wobei ſie noch der Geiz bethört, ſchaden ſie Denen, die auf dem guten Wege der Studien ſind und machen den Fürſten Schande, die, indem ſie ſich von ſolcher Beredtigkeit bethören laſſen, der Welt zeigen, daß ſie Nichts verſtehn. Die trefflichen Bildhauer und Maler verfertigen ihre Arbeiten für viele hundert Jahre zum Ruhme der Fürſten und zur größten Zierde ihrer Städte. Da ſolche Werke nun ein ſo langes Leben haben ſollen, ſo erwarte nicht, mächtiger und würdiger Fürſt, daß man ſie geſchwind vollbringe! Die gute Arbeit braucht vielleicht nur zwei oder drei Jahre mehr als die ſchlechte. Nun bedenke, ob ſie nicht, da ſie ſo viele Jahre leben ſoll, dieſen Aufſchub verdient.

Habe ich mich nun ein wenig von meinem Hauptzwecke entfernt, ſo kehre ich gleich dahin wieder zurück.

Ueber dieſem Rippenbau befinden ſich noch zwei Knochen außer der Ordnung, die ſich beide auf den Bruſtknochen auflegen und mit einiger Wendung ſich mit den Schulterknochen verbinden. Du brauchſt ſie nicht beſonders zu zeichnen, wie mehrere der andern, ſondern zugleich mit dem Rippenkaſten mußt Du Dir ſie wohl in das Gedächtniß eindrücken; es ſind dieſes die Schlüſſelbeine.

Diejenigen Knochen, mit welchen ſie ſich hinterwärts verbinden, haben die Form zweier Schaufeln. Es ſind ſehr ſchöne Knochen, die, weil ſie gewiſſe Erhöhungen haben, unter der Haut erſcheinen und daher von Deinem Schüler anſtatt des Auges zu zeichnen ſind. Es kömmt viel darauf an, daß er ſie recht kenne. Denn wenn ein Arm einige Gewalt brauchen will, ſo macht dieſer Knochen verſchiedene ſchöne Bewegungen, welche Der, der es verſteht, auf dem Rücken wohl erkennen kann, weil ſich dieſe Knochen ſehr von den Muskeln auszeichnen. Man nennt ſie Schulterblätter.

An dieſen ſind die Armknochen befeſtigt, welche den Beinen ähnlich, obgleich viel kleiner ſind. Wenn Du Dich mit dieſen beſchäftigſt, ſo

brauchſt Du es gerade nicht auf eben die Art zu thun, wie Du es mit den Füßen gehalten haſt. Denn wenn Du in der Ordnung, wie ich Dir angezeigt habe, bis zu den Armen gelangt biſt, ſo kannſt Du dieſe alsdann gewiß zugleich mit der Hand zeichnen, welches eine künſtliche und ſchöne Sache iſt. Auch dieſe Theile mußt Du genugſam, nach allen Seiten hin, zeichnen und zwar ſowohl die rechte als die linke.

Biſt Du ſo weit gelangt, ſo kannſt Du Dich gleichſam zum Vergnügen an dem wunderſamen Knochen des Schädels verſuchen, den Du alsdann, wenn Du fleißig und anhaltend die untern Theile ſtudirt haſt, mit Groß vornehmen magſt.

Haſt Du ihn nun von irgend einer Seite gezeichnet und Deiner Arbeit gefällt Dir, ſo mußt Du ſuchen, ihn mit den untern Theilen zu verbinden und Dieſes von allen Seiten und in allen Wendungen thun. Denn wer die Knochen des Schädels nicht gut in Gedanken hat, der wird keinen Kopf, er ſei, von welcher Art er wolle, mit einiger Anmuth anſtehen können.

Das Beſte wär', daß Du während der Zeit, wenn Du das menſchliche Knochengerüſte zeichneſt, Nichts weiter vornähmeſt, um Dein Gedächtniß nicht zu beſchweren. Nun mußt Du noch Dieſes wiſſen, daß Du auch das Maß aller dieſer Theile Dir bekannt zu machen haſt, auf daß Du mit mehr Sicherheit Sehnen und Muskeln darüber ziehen könneſt, womit die göttliche Natur mit ſo vieler Kunſt das ſchöne Inſtrument verbindet.

Wenn Du nun dieſe Knochen meſſen willſt, ſo mußt Du ſie ſo aufſtellen, als wenn es ein lebendiger Menſch wär'; z. B. der Fuß muß ſich in ſeiner Pfanne befinden, welche Richtung er auch nehme.

Den Körper kannſt Du daher kühnlich zurechte rücken, daß er auf zwei Beinen ſtehe und den Kopf ein wenig zur Seite wenden. Auch kannſt Du dem Arm einige Handlung geben.

Nachher magſt Du das Gerippe, hoch oder niedrig, ſitzen laſſen und ihm verſchiedene Wendungen und Bewegungen geben. Dadurch wirſt Du Dir ein wunderſames Fundament bereiten, das Dir die großen Schwierigkeiten unſerer göttlichen Kunſt erleichtern wird.

Damit ich Dir ein Beiſpiel zeige und den größten Meiſter anführe, ſo betrachte die Werke des Michel Angelo Buonarotti, deſſen hohe Weiſe, die von allen Andern und von Allem, was man bisher geſehen, ſo ſehr verſchieden iſt, nur darum ſo wohl gefallen hat, weil er das Gefüge der Knochen genau betrachtete. Dich hiervon zu überzeugen, betrachte alle ſeine Werke, ſowohl der Sculptur als Malerei, wo die an ihrem Ort wohlbezeichneten Muskeln ihm kaum ſoviel Ehre machen als die ſichere Andeutung der Knochen und ihres Uebergangs zu den Sehnen, wodurch das künſtliche Gebäude des Menſchen erſt entſchieden Geſtalt, Maß und Verbindung erhält.

XVII. Ueber den Naugſtreit der Sculptur und Malerei.

Man zeichnet mit verſchiedenen Materien und auf verſchiedene Weiſe, mit Kohle, Bleiweiß und der Feder. Die Zeichnungen mit der Feder werden gearbeitet, indem man eine Linie mit der andern durchſchneidet und mehr Linien anſetzt, wo man die Schatten verſtärken will. Soll er ſchwächer ſein, ſo läßt man es bei weniger Linien bewenden und für die Lichter bleibt das Papier ganz weiß. Gedachte Art iſt ſehr ſchwer und nur wenige Künſtler haben ſie vollkommen zu behandeln gewußt. Auf dieſem Wege ſind die Kupferſtiche erfunden worden, in welchen ſich Albrecht Dürer als ein wahrhaft bewundernswürdiger Meiſter bewieſen hat, ſowohl durch die Lebhaftigkeit und Feinheit der Zeichnung, als durch die Zartheit des Stichs.

Man zeichnet auch noch auf andere Weiſe, indem man, nach vollendetem Umriß mit der Feder, Pinſel nimmt und mit mehr oder weniger in Waſſer aufgelöſ ter und verdünnter Tuſche nach Bedürfniß hellern oder dunklern Schatten anbringt. Dieſe Art nennt man Acquarell.

Ferner färbt man mit verſchiedenen Farben das Papier und bedient ſich der ſchwarzen Kreide, den Schatten und des Bleiweißes, das Licht anzugeben. Dieſes Weiß wird auch gerieben mit etwas Arabiſchem Gummi vermiſcht und in Stäbchen, ſo ſtark als eine Feder, zu gedachtem Zwecke gebraucht.

Ferner zeichnet man mit Rothſtein und ſchwarzer Kreide. Mit dieſen Steinen wird die Zeichnung überaus angenehm und beſſer als auf die vorige Weiſe. Alle guten Zeichner bedienen ſich derſelben, wenn ſie Etwas nach dem Leben abbilden; denn wenn ſie mit gutem Bedacht Arm oder Fuß auf dieſe oder jene Weiſe geſtellt haben und ſie ihn nachher anders zu bewegen gedenken, höher oder niedriger, vor oder zurück, ſo können ſie es leicht thun, weil ſich mit ein wenig Brotkrumme die Striche leicht wegwiſchen laſſen; und deßwegen wird dieſe Weiſe für die beſte gehalten.

Da ich nun von der Zeichnung rede, ſo ſage ich nach meinem Dafürhalten: die wahre Zeichnung ſei nichts Anderes, als der Schatten des Runden und ſo kann man ſagen, daß das Runde der Vater der Zeichnung ſei; die Malerei aber iſt eine Zeichnung mit Farben gefärbt, wie ſie uns die Natur zeigt.

Man malt auf zweierlei Weiſe: ein Mal, daß man die ſämmtlichen Farben nachahmt, wi

wie ſie in der Natur vorkamen; ſodann daß man nur das Helle und Dunkle andeutete, welche letztere Art in unſern Zeiten in Rom wieder aufgebracht worden, von Polidor und Maturino, außerordentlichen Zeichnern, welche unter der Regierung Leo's, Hadrian's und Clemens ungeheure Werke darin verfertigt haben, ohne ſich mit den Farben abzugeben.

Indem ich nun aber zu der Art, wie man zeichnet, zurückkehre und beſonders meine Beobachtungen über die Verkürzung mittheilen will, ſo erzähle ich, daß wenn wir, mehrere Künſtler, zuſammen ſtudirten, ließen wir einen Mann von guter Geſtalt und friſchem Alter in einer gemeinen Kammer, entweder ſpend oder ſtehend, verſchiedene Stellungen machen, wobei man die ſchwerſten Verkürzungen beobachten konnte. Dann ſetzten wir ein Licht an die Rückſeite, weder zu hoch noch zu tief, noch zu weit entfernt von der Figur und befeſtigten es, ſobald es uns den wahren Schatten zeigte. Dieſer wurde denn alsbald umgezogen und man zeichnete die wenigen Linien, die man im Schatten nicht hatte ſehen können, in den Umriß hinein, als: die Falten am Arm, die von der Biegung des Ellbogens herkommen und ſo an andern Theilen des Körpers.

Dieſes iſt die wahre Art zu zeichnen, durch die man ein trefflicher Maler wird, wie es unſerm außerordentlichen Michel Angelo Buonarotti gelungen iſt, der, wie ich überzeugt bin, aus keiner andern Urſache in der Malerei ſoviel geleiſtet hat, als weil er der vollkommenſte Bildhauer war und in dieſer Kunſt mehr Kenntniſſe hatte, als Niemand anders zu unſern Zeiten.

Und welch ein größeres Lob kann man einer ſchönen Malerei geben, als wenn man ſagt: ſie trete dergeſtalt hervor, daß ſie als erhaben erſcheine. Daraus lernen wir, daß das Runde und Erhabene als der Vater der Malerei, einer angenehmen und reizenden Tochter, angeſehen werden müſſe.

Der Maler ſtellt nur eine der acht vornehmſten Anſichten dar, welche der Bildhauer ſämmtlich leiſten muß. Daher wenn Dieſer eine Figur, beſonders eine nackte, verfertigen will, nimmt er Erde oder Wachs und ſtellt die Theile nach und nach auf, indem er von den vordern Anſichten anfängt. Da findet er nun Manches zu überlegen, die Glieder zu erhöhen und zu erniedrigen, vorwärts und rückwärts zu wenden und zu biegen. Iſt er nun mit der vordern Anſicht zufrieden und betrachtet die Figur auch von der Seite, als einer der vier Hauptanſichten: ſo findet er oft, daß ſie weniger gefällig erſcheint, deßwegen er die erſte Anſicht, die er bei ſich ſchon feſtgeſetzt hatte, wieder verderben muß, um ſie mit der zweiten in Uebereinſtimmung zu ſetzen. Und es begegnet wohl, daß ihm jede Seite neue Schwierigkeiten entgegenſetzt. Ja, man kann ſagen, daß es nicht etwa nur acht, ſondern mehr als vierzig Anſichten gibt. Denn wie er nur ſeine Figur im Geringſten wendet, ſo zeigt ſich ein Muskel entweder zu ſehr oder zu wenig und es kommen die größten Verſchiedenheiten vor. Daher muß der Künſtler von der Anmuth der erſten Anſicht gar Manches aufopfern, um die Uebereinſtimmung rings um die ganze Figur zu leiſten; welche Schwierigkeit ſo groß iſt, daß man niemals eine Figur geſehen hat, welche ſich gleich gut von allen Seiten ausnähme.

Will man aber die Schwierigkeit der Bildhauerkunſt ſich recht vorſtellen, ſo kann man die Arbeiten des Michel Angelo zum Maßſtabe nehmen. Denn wenn er ein lebensgroßes Modell mit aller gehörigen Sorgfalt, die er bei ſeinen Arbeiten zu beobachten pflegte, vornahm, ſo endigte er es gewöhnlich in ſieben Tagen. Zwar habe ich ihn auch manchmal ein ſolches nacktes Modell von Morgens bis auf den Abend mit allem gehörigen Kunſtfleiß vollenden ſehen. Dieſes leiſtete er manchmal, wenn ihn unter der Arbeit ein wunderſamer, wüthender Paroxysmus überfiel. Wir können daher im Allgemeinen ſieben Tage annehmen. Wollte er aber eine ſolche Statue in Marmor ausführen, ſo brauchte er ſechs Monate, wie man öfters beobachtet hat.

Auch könnte die Zahl der Werke, welche Michel Angelo gemacht, zum Beweis der Schwierigkeit der Bildhauerkunſt dienen; denn für *eine* Figur in Marmor brachte er hundert gemalte zu Stande und bloß deßwegen, weil die Malerei nicht an der Schwierigkeit ſo vieler Anſichten haftet. Wir dürfen daher wohl ſchließen, daß die Schwierigkeit der Bildhauerei nicht bloß von der Materie herkomme, ſondern die Urſache in den größern Studien liege, die man machen und in den vielen Regeln, die man beobachten muß, um etwas Bedeutendes zu leiſten, welches bei der Malerei nicht der Fall iſt. Daher glaube ich mit aller Beſcheidenheit behaupten zu können, daß die Bildhauerkunſt der Malerei weit vorzuziehen ſei.

Da mich nun aber dieſe Meinung noch auf eine andere führt, die einen verwandten Gegenſtand betrifft, ſo halte ich für ſchicklich, auch dieſelbe hier vorzutragen.

Ich bin nämlich überzeugt, daß diejenigen Künſtler, welche durch Uebung der Bildhauerkunſt den menſchlichen Körper mit ſeinen Proportionen und Maßen am Beſten verſtehen, auch die beſſern Architecten ſein werden, vorausgeſetzt, daß ſie die andern Studien dieſer

erfahren und trefflichen Kunst nicht versäumt haben. Denn nicht allein haben die Gebäude einen Bezug auf den menschlichen Körper, sondern die Proportion und das Maß der Säulen und anderer Zierathen haben daher ihren Ursprung. Und wer eine Statue mit ihren übereinstimmenden Maßen und Theilen zu machen versteht, Dem wird es auch in der Baukunst gelingen, weil er gewohnt ist, große Schwierigkeiten zu überwinden und mit besonderm Fleiß zu arbeiten; daher er denn auch ein besonderes Urtheil sich über die Gebäude erwerben wird.

Dadurch will ich aber nicht behaupten, daß nun der treffliche Bildhauer ein guter Baumeister sein könne; denn Bramante, Raphael und viele andere Maler haben auch mit großem Sinn und vieler Anmuth sich in der Baukunst bewiesen; doch sind sie nicht zu der Höhe gelangt, auf welcher sich unser Buonarotti gezeigt hat, welches nur daher kam, weil er besser als jeder Andere eine Statue zu machen verstand.

Deswegen finden wir soviel Zierlichkeit und Anmuth in seinen architectonischen Werken, daß unsere Augen sich an ihrem Anschauen niemals genug sättigen können.

Dieses habe ich nicht sowohl um des Streites der Bildhauerkunst und der Malerei willen hier anführen wollen, sondern weil es Viele gibt, denen nur ein kleines Lichtchen in der Zeichenkunst geschienen und die, als völlige Idioten, sich unterstehen, Werke der Baukunst zu unternehmen. Dieß begegnete dem Meister Terzo, einem Ferrareſischen Krämer, der mit einer gewissen Neigung zur Baukunst und mit Hülfe einiger Bücher, die davon handelten, welche er fleißig las, mehrere bedeutende Männer überredete und viele Gebäude aufführte. Ja, er ward so kühn, daß er sein erstes Gewerb verließ und sich der Baukunst ganz ergab. Er pflegte zu sagen: die vollkommensten Meister dieser Kunst seien Bramante und Antonio von Sanct Gallo gewesen; außer Diesen nehme er es mit Jedem auf. Dadurch erwarb er sich den Spitznamen Terzo (der Dritte).

Wußte denn der Mann nicht, daß Brunelleſco der Erste gewesen, der die Baukunst nach so vielen Jahren wieder aufgeweckt, nachdem sie unter den Händen barbarischer Handwerker völlig erloschen? Wohl haben sich nachher Bramante, Antonio von Sanct Gallo und Balt. Peruzzi hervorgethan; aber zuletzt ist sie den höchsten Grad der Vortrefflichkeit durch Michel Angelo gelangt, welcher, da er die lebhafteste Kraft der Zeichnung durch das Mittel der Bildhauerkunst erlangt, Vieles an dem Tempel von Sanct Peter in Rom veränderte, was Jene angegeben hatten, wobei er sich nach dem allgemeinen Urtheil den guten Regeln der Architektur mehr angenähert.

Uebrigens behalte ich mir vor, ein ander Mal mehr hierüber zu sprechen, da ich denn auch die Perspective abhandeln und nächst Dem, was ich aus mir selbst mitzutheilen denke, auch unzählige Bemerkungen des Leonardo da Vinci, die ich aus einer schönen Schrift desselben gezogen, überliefern werde.

Daher will ich nicht länger säumen und Dasjenige, was ich bisher gesagt habe, Denen übergeben, die mit größern und bessern Gründen, ohne Leidenschaft, diese Dinge abzuhandeln werden im Stande sein.

J. W. v. Goethe's

sämmtliche Werke.

Wohlfeile Volksausgabe.

Vollständig in zwölf Bänden.

Mit

Kupfern, dem lithographirten Bildniſſe des Verfaſſers, critiſchen Ueberſichten und erläuternden Anmerkungen zu jedem Band;

ſowie

Goethe's Briefwechſel

mit Schiller, Lavater, Zelter u. ſ. w. im Auszuge enthaltend.

Achter Band.

Enthält:

Briefe aus der Schweiz. Campagne in Frankreich. 1792. Aus einer Reiſe in die Schweiz über Frankfurt, Heidelberg, Stuttgart und Tübingen im Jahr 1797. Aus einer Reiſe am Rhein, Main und Neckar in den Jahren 1814 und 1815. Tag- und Jahreshefte, als Ergänzung meiner ſonſtigen Bekenntniſſe, von 1749 bis 1806 und von 1807 bis 1822.

Stuttgart und Tübingen
im Verlag des Literatur-Comptoirs.

1837.

g
41 k

Bibliothek der
Goethegesellschaft.

Marthe.

In raschen Jahren geht's wohl an,
So um und um frey durch die Welt zu streifen;
Doch kömmt die böse Zeit heran,
Und sich als Hagestolz allein zum Grab' zu schleifen,
Das hat noch keinem wohl gethan.

Mephistopheles.

Mit Grausen seh' ich das von weiten.

Marthe.

Drum, werther Herr, bedenket euch in Zeiten.

Ehn vorüber

Margarethe

Ja, aus den Augen aus dem Sinn!
Die Höflichkeit ist euch geläufig;
Allein ihr habt der Freunde häufig,
Sie sind verständiger als ich bin.

Faust.

O Beste! glaube, was man so verständig nennt,
Ist oft mehr Eitelkeit und Kurzsinn.

Briefe aus der Schweiz.

Erſte Abtheilung.

Als vor mehrern Jahren nachſtehende Briefe abſchriftlich mitgetheilt wurden, behauptete man, ſie unter Werther's Papieren gefunden zu haben und wollte wiſſen, daß er vor ſeiner Bekanntſchaft mit Lotte'n in der Schweiz geweſen. Die Originale haben wir niemals geſehen und mögen übrigens dem Gefühl und Urtheil des Leſers auf keine Weiſe vorgreifen; denn, wie Dem auch ſei, ſo wird man die wenigen Blätter nicht ohne Theilnahme durchlaufen können.

Wie ekeln mich meine Beſchreibungen an, wenn ich ſie wieder leſe! Nur Dein Rath, Dein Geheiß, Dein Befehl können mich dazu vermögen. Ich las auch ſo viele Beſchreibungen dieſer Gegenſtände, ehe ich ſie ſah. Gaben ſie mir denn ein Bild oder nur irgend einen Begriff? Vergebens arbeitete meine Einbildungskraft, ſie hervorzubringen, vergebens mein Geiſt, Etwas dabei zu denken. Nun ſteh' ich und ſchaue dieſe Wunder, und wie wird mir dabei? Ich denke Nichts, ich empfinde Nichts und möchte ſo gern Etwas dabei denken und empfinden. Dieſe herrliche Gegenwart regt mein Innerſtes auf, fordert mich zur Thätigkeit auf; und was kann ich thun, was thue ich! Da ſetz' ich mich hin und ſchreibe und beſchreibe. So geht denn hin, Ihr Beſchreibungen! Betriegt meinen Freund, macht ihn glauben, daß ich Etwas thue, daß er Etwas ſieht und lieſt.

Frei wären die Schweizer? — frei dieſe wohlhabenden Bürger in den verſchloſſenen Städten? — frei dieſe armen Teufel an ihren Klippen und Felſen? Was man dem Menſchen nicht Alles weiß machen kann; beſonders wenn man ſo ein altes Mährchen in Spiritus aufbewahrt! Sie machten ſich einmal von einem Tyrannen los und konnten ſich in einem Augenblick frei denken; nun erſchuf ihnen die liebe Sonne aus dem Aas des Unterdrückers einen Schwarm von kleinen Tyrannen durch eine ſonderbare Wiedergeburt; nun erzählen ſie das alte Mährchen immer fort, man hört bis zum Ueberdruß: ſie hätten ſich einmal frei gemacht und wären frei geblieben. Und nun ſitzen ſie hinter ihren Mauern, eingefangen von ihren Gewohnheiten und Geſetzen, ihren Fratzereien und Philiſtereien; und da draußen auf den Felſen iſt's auch wohl der Mühe werth, von Freiheit zu reden, wenn man das halbe Jahr vom Schnee, wie ein Murmelthier, gefangen gehalten wird.

Pfui, wie ſteht ſo ein Menſchenwerk und ſo ein ſchlechtes, nothgedrungenes Menſchenwerk, ſo ein ſchwarzes Städtchen, ſo ein Schindel- und Steinhaufen, mitten in der großen, herrlichen Natur aus! Große Kieſel- und andere Steine auf den Dächern, daß ja der Sturm ihnen die traurige Decke nicht vom Kopfe wegführe, und den Schmutz, den Miſt! — und ſtaunende Wahnſinnige! — Wo man den Menſchen nur wieder begegnet, möchte man von ihnen und ihren kümmerlichen Werken gleich davon fliehen.

Daß in den Menſchen ſo viele geiſtige Anlagen ſind, die ſie im Leben nicht entwickeln können, die auf eine beſſere Zukunft, auf ein harmoniſches Daſein deuten, darin ſind wir einig, mein Freund, und meine andere Grille kann ich auch nicht aufgeben, ob Du mich gleich ſchon oft für einen Schwärmer erklärt haſt. Wir fühlen auch die Ahnung körperlicher Anlagen, auf deren Entwickelung wir in dieſem Leben Verzicht thun müſſen; ſo iſt es ganz gewiß mit dem Fliegen. Sowie mich ſonſt die Wolken ſchon reizten, mit ihnen fort in fremde Länder zu ziehn, wenn ſie hoch über meinem Haupte wegzogen, ſo ſteh' ich jetzt oft in Gefahr, daß ſie mich von einer Felſenſpitze mitnehmen, wenn ſie an mir vorbeiziehn. Welche Begierde fühl' ich, mich in den unendlichen Luftraum zu ſtürzen, über den ſchauerlichen Abgründen zu ſchweben und mich auf einen unzugänglichen Felſen niederzulaſſen. Mit welchem Verlangen hol' ich tiefer und tiefer Athem, wenn der Adler in dunkler, blauer Tiefe, unter

mir, über Felsen und Wäldern schwebt, und in Gesellschaft eines Weibchens um den Gipfel, dem er seinen Horst und seine Jungen anvertraut hat, große Kreise in sanfter Eintracht zieht! Soll ich denn nur immer die Höhe erkriechen, am höchsten Felsen wie am niedrigsten Boden kleben, und wenn ich mühselig mein Ziel erreicht habe, mich ängstlich anklammern, vor der Rückkehr schaudern und vor dem Falle zittern?

Mit welchen sonderbaren Eigenheiten sind wir doch geboren! Welches unbestimmte Streben wirkt in uns! Wir seltsam wirken Einbildungskraft und körperliche Stimmungen gegen einander! Sonderbarkeiten meiner frühen Jugend kommen wieder hervor. Wenn ich einen langen Weg vor mich hingehe und den Arm an meiner Seite schlenkert, greif' ich manchmal zu, als wenn ich einen Wurfspieß fassen wollte; ich schleud're ihn, ich weiß nicht, auf wen, ich weiß nicht, auf was; dann kommt ein Pfeil gegen mich angeflogen und durchbohrt mir das Herz; ich schlage mit der Hand auf die Brust und fühle eine unaussprechliche Süßigkeit, und kurz darauf bin ich wieder in meinem natürlichen Zustande. Woher kommt mir die Erscheinung? Was soll sie heißen und warum wiederholt sie sich immer ganz mit denselben Bildern, derselben körperlichen Bewegung, derselben Empfindung?

Man sagt mir wieder, daß die Menschen, die mich unterwegs gesehen haben, sehr wenig mit mir zufrieden sind. Ich will es gern glauben; denn auch Niemand von ihnen hat zu meiner Zufriedenheit beigetragen. Was weiß ich, wie es zugeht, daß die Gesellschaften mich drücken, daß die Höflichkeit mir unbequem ist, daß Das, was sie mir sagen, mich nicht interessirt, daß Das, was sie mir zeigen, mir entweder gleichgiltig ist oder mich ganz anders aufregt! Seh' ich eine gezeichnete, eine gemalte Landschaft, so entsteht eine Unruhe in mir, die unaussprechlich ist. Die Fußzehen in meinen Schuhen fangen an zu zucken, als ob sie den Boden ergreifen wollten, die Finger der Hände bewegen sich krampfhaft; ich beiße in die Lippen und es mag schicklich oder unschicklich sein, ich suche der Gesellschaft zu entfliehen; ich werfe mich der herrlichen Natur gegenüber auf einen unbequemen Sitz; ich suche sie mit meinen Augen zu ergreifen, zu durchbohren, und kritzle in ihrer Gegenwart ein Blättchen voll, das Nichts darstellt und doch mir so unendlich werth bleibt, weil es mich an einen glücklichen Augenblick erinnert, dessen Seligkeit mir diese stümperhafte Uebung ertragen hat. Was ist denn Das, dieses sonderbare Streben von der Kunst zur Natur, von der Natur zur Kunst zurück? Deutet es auf einen Künstler, warum fehlt mir die Stetigkeit? ruft mich's zum Genuß, warum kann ich ihn nicht ergreifen? Man schickte uns neulich einen Korb mit Obst; ich war entzückt wie von einem himmlischen Anblick; dieser Reichthum, diese Fülle, diese Mannigfaltigkeit und Verwandtschaft! Ich konnte mich nicht überwinden, eine Beere abzupflücken, eine Pfirsche, eine Feige aufzubrechen. Gewiß, dieser Genuß des Auges und des innern Sinnes ist höher, des Menschen würdiger; er ist vielleicht der Zweck der Natur, wenn die hungrigen und durstigen Menschen glauben, für ihren Gaum' habe sich die Natur in Wundern erschöpft. Ferdinand kam und fand mich in meinen Betrachtungen; er gab mir recht und sagte dann lächelnd mit einem tiefen Seufzer: „Ja, wir sind nicht werth, diese herrlichen Natur-Producte zu zerstören. Wahrlich, es wäre Schade! Erlaube mir, daß ich sie meiner Geliebten schicke.“ Wie gern sah ich den Korb wegtragen! wie liebte ich Ferdinand'en! wie dankte ich ihm für das Gefühl, das er in mir erregte, über die Aussicht, die er mir gab! Ja, wir sollen das Schöne kennen, wir sollen es mit Entzücken betrachten und uns zu ihm, zu seiner Natur zu erheben suchen; und um Das zu vermögen, sollen wir uns uneigennützig erhalten, wir sollen es uns nicht zueignen, wir sollen es lieber mittheilen, es Denen aufopfern, die uns lieb und werth sind.

Was bildet man nicht immer an unserer Jugend! Da sollen wir bald diese, bald jene Unart ablegen und doch sind die Unarten meist eben so viel Organe, die dem Menschen durch das Leben helfen. Was ist man nicht hinter dem Knaben her, dem man einen Funken Eitelkeit abmerkt! Was ist der Mensch für eine elende Creatur, wenn er alle Eitelkeit abgelegt hat! Wie ich zu dieser Reflexion gekommen bin, will ich Dir sagen: Vorgestern gesellte sich ein junger Mensch zu uns, der mir und Ferdinand'en äußerst zuwider war. Seine schwachen Seiten waren so herausgekehrt, seine Leerheit so deutlich, seine Sorgfalt für's Aeußere so auffallend: wir hielten ihn so weit unter uns, und überall war er besser aufgenommen als wir. Unter andern Thorheiten trug er eine Unterweste von rothem Atlas, die am Halse so zugeschnitten war, daß sie wie ein Ordensband aussah. Wir konnten unsern Spott über diese Albernheit nicht verbergen; er ließ Alles über sich ergehen, zog den besten Vortheil hervor und lachte uns wahrscheinlich heimlich aus. Denn Wirth und Wirthinn, Kutscher, Knecht und Mägde, sogar einige Passagiere ließen sich durch diese Scheinzierde betrügen, begegneten

ihm höflicher als uns; er ward zuerst bedient und zu unserer größten Demüthigung sahen wir, daß die hübschen Mädchen im Haus besonders nach ihm schielten. Zuletzt mußten wir die durch sein vornehmes Wesen theuer gewordene Zeche zu gleichen Theilen tragen. Wer war nun der Narr im Spiel? Er wahrhaftig nicht!

Es ist was Schönes und Erbauliches um die Sinnbilder und Sittensprüche, die man hier auf den Oefen antrifft. Hier hast Du die Zeichnung von einem solchen Lehrbild, das mich besonders ansprach. Ein Pferd mit dem Hinterfuße an einen Pfahl gebunden, graset umher, so weit es ihm der Strick zuläßt; unten steht geschrieben: Laß mich mein bescheiden Theil Speise dahinnehmen. So wird es ja wohl auch bald mit mir werden, wenn ich nach Hause komme und nach Euerm Willen, wie das Pferd in der Mühle, meine Pflicht thue und dafür, wie das Pferd hier am Ofen, einen wohl abgemessenen Unterhalt empfahe. Ja, ich komme zurück und was mich erwartet, war wohl der Mühe werth, diese Berghöhen zu erklettern, diese Thäler zu durchirren und diesen blauen Himmel zu sehen, zu sehen, daß es eine Natur gibt, die durch eine ewige, stumme Nothwendigkeit besteht, die unbedürftig, gefühllos und göttlich ist, indeß wir in Flecken und Städten unser kümmerliches Bedürfniß zu sichern haben und nebenher Alles einer verworrenen Willkür unterwerfen, die wir Freiheit nennen.

Ja, ich habe die Furka, den Gotthard bestiegen! Diese erhabenen, unvergleichlichen Natur-Scenen werden immer vor meinem Geiste stehen; ja, ich habe die Römische Geschichte gelesen, um bei der Vergleichung recht lebhaft zu fühlen, was für ein armseliger Schlucker ich bin.

Es ist mir nie so deutlich geworden, wie die letzten Tage, daß ich in der Beschränkung glücklich sein könnte, so gut glücklich sein könnte, wie jeder Andere, wenn ich nur ein Geschäft wüßte, ein rühriges, das aber keine Folge auf den Morgen hätte, das Fleiß und Bestimmtheit im Augenblick erforderte, ohne Vorsicht und Rücksicht zu verlangen. Jeder Handwerker scheint mir der glücklichste Mensch; was er zu thun hat, ist ausgesprochen; was er leisten kann, ist entschieden; er bekannt sich nicht bei Dem, was man von ihm fordert; er arbeitet, ohne zu denken, ohne Anstrengung und Hast, aber mit Applikation und Liebe, wie der Vogel sein Nest, wie die Biene ihre Zellen herstellt; er ist nur eine Stufe über dem Thier und ist ein ganzer Mensch. Wie beneid' ich den Töpfer an seiner Scheibe, den Tischer hinter seiner Hobelbank!

Der Ackerbau gefällt mir nicht, diese erste und nothwendige Beschäftigung der Menschen ist mir zuwider; man äfft die Natur nach, die ihre Samen überall ausstreut und will nun auf diesem besondern Feld diese besondere Frucht hervorbringen. Das geht nun nicht so; das Unkraut wächst mächtig, Kälte und Nässe schadet der Saat und Hagelwetter zerstört sie. Der arme Landmann harrt das ganze Jahr, wie etwa die Karten über den Wolken fallen mögen, ob er sein Paroli gewinnt oder verliert. Ein solcher ungewisser, zweideutiger Zustand mag den Menschen wohl angemessen sein, in unserer Dumpfheit, da wir nicht wissen, woher wir kommen, noch, wohin wir gehen. Mag es denn auch erträglich sein, seine Bemühungen dem Zufall zu übergeben, hat doch der Pfarrer Gelegenheit, wenn es recht schlecht aussieht, seiner Götter zu gedenken und die Sünden seiner Gemeinde mit Naturbegebenheiten zusammenzuhängen.

So habe ich denn Ferdinand'en Nichts vorzuwerfen! Auch mich hat ein liebes Abenteuer erwartet. Abenteuer? — warum brauche ich das alberne Wort? Es ist nichts Abenteuerliches in einem sanften Zuge, der Menschen zu Menschen hinzieht. Unser bürgerliches Leben, unsere falschen Verhältnisse, Das sind die Abenteuer, Das sind die Ungeheuer, und sie kommen uns doch so bekannt, so verwandt wie Onkel und Tanten vor!

Wir waren bei dem Herrn Tudon eingeführt, und wir fanden uns in der Familie sehr glücklich; reiche, offene, gute, lebhafte Menschen, die das Glück des Tages, ihres Vermögens, der herrlichen Lage mit ihren Kindern sorglos und anständig genießen. Wir jungen Leute waren nicht genöthigt, wie es in so vielen steifen Häusern geschieht, uns um der Alten willen am Spieltisch aufzuopfern. Die Alten gesellten sich vielmehr zu uns, Vater, Mutter und Tante, wenn wir kleine Spiele aufbrachten, in denen Zufall, Geist und Witz durcheinander wirken. Eleonore, denn ich muß sie nun doch ein Mal nennen, die zweite Tochter, ewig wird mir ihr Bild gegenwärtig sein, — eine schlanke, zarte Gestalt, eine reine Bildung, ein heiteres Auge, eine blasse Farbe, die bei Mädchen dieses Alters eher reizend als abschreckend ist, weil sie auf eine heilbare Krankheit deutet, im Ganzen eine unglaublich angenehme Gegenwart. Sie schien fröhlich und lebhaft, und man war so gern mit ihr. Bald, ja ich darf sagen gleich, gleich den ersten Abend gesellte sie sich zu mir, setzte sich

neben mich und wenn uns das Spiel trennte, wußte sie mich doch wieder zu finden. Ich war froh und heiter; die Reise, das schöne Wetter, die Gegend, Alles hatte mich zu einer unbedingten, ja ich möchte fast sagen, zu einer aufgespannten Fröhlichkeit gestimmt; ich nahm sie von Jedem auf und theilte sie Jedem mit; sogar Ferdinand schien einen Augenblick seiner Schönen zu vergessen. Wir hatten uns in abwechselnden Spielen erschöpft, als wir endlich auf's Heirathen fielen, das als Spiel lustig genug ist. Die Namen von Männern und Frauen werden in zwei Hüte geworfen und so die Ehen gegeneinander gezogen. Auf jede, die heraus kommt, macht eine Person in der Gesellschaft, an der die Reihe ist, das Gedicht. Alle Personen in der Gesellschaft, Vater, Mutter und Tanten mußten in die Hüte, alle bedeutende Personen, die wir aus ihrem Kreise kannten; und um die Zahl der Candidaten zu vermehren, warfen wir noch die bekanntesten Personen der politischen und litterarischen Welt mit hinein. Wir fingen an und es wurden gleich einige bedeutende Paare gezogen. Nicht Jedermann konnte mit den Versen sogleich nach. Sie, Ferdinand und ich und eine von den Tanten, die sehr artige französische Verse macht, wir theilten uns bald in das Secretariat. Die Einfälle waren meist gut und die Verse leidlich; besonders hatten die übrigen ein Naturell, das sich vor allen andern auszeichnete, eine glückliche Wendung, ohne eben geistreich zu sein, Scherz ohne Spott und einen guten Willen gegen Jedermann. Der Vater lachte herzlich und glänzte vor Freuden, als man die Verse seiner Tochter neben den unsern für die besten anerkennen mußte. Unser unmäßiger Beifall freute ihn hoch; wir lobten, wie man das Unerwartete preist, wie man preist, wenn uns der Autor bestochen hat. Endlich kam auch mein Loos, und der Himmel hatte mich ehrenvoll bedacht; es war Niemand weniger als die Russische Kaiserinn, die man mir zur Gefährtinn meines Lebens herausgezogen hatte. Man lachte herzlich und Eleonore behauptete, auf ein so hohes Beilager müßte sich die ganze Gesellschaft angreifen. Alle griffen sich an; einige Federn waren zerkaut. Sie war zuerst fertig, wollte aber zuletzt lesen; die Mutter und die eine Tante brachten gar Nichts zu Stande; und obgleich der Vater ein wenig geradezu, Ferdinand schalkhaft und die Tante zurückhaltend gewesen war, so konnte man doch durch Alles ihre Freundschaft und gute Meinung sehen. Endlich kam es an sie; sie holte tief Athem, ihre Heiterkeit und Freiheit verließ sie, sie las nicht, sie lispelte es nur und legte es vor mich hin zu den andern; ich war erstaunt, erschrocken; so bricht die Knospe der Liebe in ihrer größten Schönheit und Bescheidenheit auf! Es war mir, als wenn ein ganzer Frühling auf ein Mal seine Blüthen auf mich herunterschütteln. Jedermann schwieg; Ferdinand'en verließ seine Gegenwart des Geistes nicht, er rief: „Schön, sehr schön! Er verdient das Gedicht so wenig als ein Kaiserthum." „Wenn wir es nur verstanden hätten," sagte der Vater. Man verlangte, ich sollte es noch ein Mal lesen. Meine Augen hatten bisher auf diesen köstlichen Worten geruht, ein Schauder überlief mich vom Kopf bis auf die Füße, Ferdinand merkte meine Verlegenheit, nahm das Blatt weg und las; sie ließ ihn kaum endigen, als sie schon ein anderes Loos zog. Das Spiel dauerte nicht lange mehr und das Essen ward aufgetragen.

Soll ich oder soll ich nicht? Ist es gut, Dir Etwas zu verschweigen, dem ich so viel, dem ich Alles sage? Soll ich Dir etwas Bedeutendes verschweigen, indessen ich Dich mit so vielen Kleinigkeiten unterhalte, die gewiß Niemand lesen möchte, als Du, der Du eine so große und wunderbare Vorliebe für mich gefaßt hast; oder soll ich Etwas verschweigen, weil es Dir einen falschen, einen übeln Begriff von mir geben könnte? Nein! Du kennst mich besser, als ich mich selbst kenne; Du wirst auch Das, was Du mir nicht zutraust, zurecht legen, wenn ich's thun konnte; Du wirst mich, wenn ich tadelnswerth bin, nicht verschonen, mich leiten und führen, wenn meine Sonderbarkeiten mich vom rechten Wege abführen sollten.

Meine Freude, mein Entzücken an Kunstwerken, wenn sie wahr, wenn sie unmittelbar geistreiche Aussprüche der Natur sind, macht jedem Besitzer, jedem Liebhaber die größte Freude. Diejenigen, die sich Kenner nennen, sind nicht immer meiner Meinung; nun geht mich doch ihre Kennerschaft Nichts an, wenn ich glücklich bin. Drückt sich nicht die lebendige Natur lebhaft dem Sinne des Auges ein, bleiben die Bilder nicht fest vor meiner Stirn, verschönern sie sich nicht und freuen sie sich nicht, den durch Menschengeist verschönerten Bildern der Kunst zu begegnen? Ich gestehe Dir, darauf beruht bisher meine Liebe zur Natur, meine Liebhaberei zur Kunst, daß ich jene so schön, so schön, so glänzend und so entzückend sah, daß mich das Nachstreben des Künstlers, das unvollkommene Nachstreben, fast wie ein vollkommenes Vorbild hinriß. Geistreiche, gefühlte Kunstwerke sind es, die mich entzücken. Das kalte Wesen, das sich in einen beschränkten Zirkel einer gewissen dürftigen Manier, eines kümmerlichen Fleißes einschränkt, ist mir ganz unerträglich. Du siehst daher, daß meine Freude, meine Neigung bis jetzt nur solchen Kunstwerken

gelten konnte, deren natürliche Gegenstände mir bekannt waren, die ich mit meinen Erfahrungen vergleichen konnte. Ländliche Gegenden, mit Vieh, was in ihnen lebt und webt, Blumen und Fruchtstücke, Gothische Kirchen, ein der Natur unmittelbar abgewonnenes Portrait. Das konnt' ich erkennen, fühlen und, wenn Du willst, gewisser Maßen beurtheilen. Der wack're M*** hatte seine Freude an meinem Wesen und trieb, ohne daß ich es übel nehmen konnte, seinen Scherz mit mir. Er übersieht mich so weit in diesem Fache, und ich mag lieber leiden, daß man lehrreich spottet, als daß man unfruchtbar lobt. Er hatte sich abgemerkt, was mir zunächst anstieg, und verbarg mir noch einiger Bekanntschaft nicht, daß in den Dingen, die mich entzückten, noch manches Schätzenswerthe sein möchte, das mir erst die Zeit entdecken würde. Ich lasse Das dahin gestellt sein und muß denn doch, meine Feder mag auch noch so viele Umschweife nehmen, zur Sache kommen, die ich Dir, obwohl mit einigem Widerwillen, vertraue. Ich sehe Dich in Deiner Stube, in Deinem Hausgärtchen, wo Du bei einer Pfeife Tabak den Brief erbrechen und lesen wirst. Können mir Deine Gedanken in die freie und bunte Welt folgen? Werden Deiner Einbildungskraft die Verhältnisse und die Umstände so deutlich sein? Und wirst Du gegen einen abwesenden Freund so nachsichtig bleiben, als ich Dich in der Gegenwart oft gefunden habe?

Nachdem mein Kunstfreund mich näher kennen gelernt, nachdem er mich werth hielt, stufenweis bessere Stücke zu sehen, brachte er, nicht ohne geheimnißvolle Miene, einen Kasten herbei, der, eröffnet, mir eine Danae in Lebensgröße zeigte, die den gold'nen Regen in ihrem Schooße empfängt. Ich erstaunte über die Pracht der Glieder, über die Herrlichkeit der Lage und Stellung, über das Große der Zärtlichkeit und über das Geistreiche des sinnlichsten Gegenstandes; und doch stand ich nur in Betrachtung davor. Es erregte nicht jenes Entzücken, jene Freude, jene unaussprechliche Lust in mir. Mein Freund, der mir Vieles von den Verdiensten dieses Bildes vorsagte, bemerkte über sein eigenes Entzücken meine Kälte nicht und war erfreut, mir an diesem trefflichen Bilde die Vorzüge der Italienischen Schule deutlich zu machen. Der Anblick dieses Bildes hatte mich nicht glücklich, er hatte mich unruhig gemacht. Wie! sagte ich zu mir selbst, in welchem besondern Falle finden wir uns, wir bürgerlich eingeschränkten Menschen? Ein bemooster Fels, ein Wasserfall hält meinen Blick so lange gefesselt, ich kann ihn auswendig; seine Höhen und Tiefen, seine Lichter und Schatten, seine Farben, Halbfarben und Widerscheine: Alles stellt sich mir im Geiste dar, so oft ich nur will; Alles kommt mir aus einer glücklichen Nachbildung eben so lebhaft wieder entgegen. Und vom Meisterstücke der Natur, vom menschlichen Körper, von dem Zusammenhang, der Zusammenstimmung seines Gliederbaues habe ich nur einen allgemeinen Begriff, der eigentlich gar kein Begriff ist. Meine Einbildungskraft stellt mir diesen herrlichen Bau nicht lebhaft vor; und wenn mir ihn die Kunst darbietet, bin ich nicht im Stande, weder Etwas dabei zu fühlen noch das Bild zu beurtheilen. Nein! ich will nicht länger in dem stumpfen Zustande bleiben, ich will mir die Gestalt des Menschen eindrücken, wie die Gestalt der Trauben und Pfirschen.

Ich veranlaßte Ferdinand'en zu baden im See. Wie herrlich ist mein junger Freund gebildet! Welch ein Ebenmaß aller Theile! Welch eine Fülle der Form, welch ein Glanz der Jugend, welch ein Gewinn für mich, meine Einbildungskraft mit diesem vollkommenen Muster der menschlichen Natur bereichert zu haben! Nun bevölk're ich Wälder, Wiesen und Höhen mit so schönen Gestalten; ihn seh' ich als Adonis dem Eber folgen, ihn als Narciß sich in der Quelle bespiegeln!

Noch aber fehlt mir leider Venus, die ihn zurückhält, Venus, die seinen Tod betrauert, die schöne Echo, die noch einen Blick auf den kalten Jüngling wirft, ehe sie verschwindet. Ich nahm mir fest vor, es koste, was es wolle, ein Mädchen in dem Naturzustande zu sehen, wie ich meinen Freund gesehen hatte. Wir kamen nach Genf. Sollten in dieser großen Stadt, dachte ich, nicht Mädchen sein, die sich für einen gewissen Preis dem Mann überlassen; und sollte nicht eine darunter schön und willig genug sein, meinen Augen ein Fest zu geben? Ich horchte an dem Lohnbedienten, der sich mir, jedoch nur langsam und auf eine kluge Weise, näherte. Natürlich sagte ich ihm nichts von meiner Absicht; er mochte von mir denken, was er wollte; denn man will lieber Jemandem lasterhaft als lächerlich erscheinen. Er führte mich Abends zu einem alten Weibe; sie empfing mich mit viel Vorsicht und Bedenklichkeiten: es sei, meinte sie, überall und besonders in Genf gefährlich, der Jugend zu dienen. Ich erklärte mich sogleich, was ich für einen Dienst von ihr verlange. Mein Mährchen glückte mir und die Lüge ging mir geläufig vom Munde. Ich war ein Maler, hatte Landschaften gezeichnet, die ich nun durch die Gestalten schöner Nymphen zu heroischen Landschaften erheben wolle. Ich sagte die wunderlichsten Dinge, die sie ihr Lebtag nicht gehört haben mochte. Sie schüttelte dagegen den Kopf und versicherte mir, es sei schwer, meinen Wunsch zu befriedigen. Ein ehrbares Mädchen

werde ſich nicht leicht dazu entſchließen; es werde mich was koſten, ſie wolle ſehen. Was, rief ich aus, ein ehrbares Mädchen ergibt ſich für einen leiblichen Preis einem fremden Mann? Allerdings! — Und ſie will nicht nackend vor ſeinen Augen erſcheinen? — Keine Weges; dazu gehört viel Entſchließung — ſelbſt wenn ſie ſchön iſt — auch dann. Genug, ich will ſehen, was ich für Sie thun kann! Sie ſind ein junger, artiger, hübſcher Mann, für den man ſich ſchon Mühe geben muß.

Sie klopfte mir auf die Schultern und auf die Wangen: „Ja,“ rief ſie aus, „ein Mater Das muß es wohl ſein; denn Sie ſind weder alt noch vornehm genug, um dergleichen Scenen zu bedürfen.“ Sie beſtellte mich auf den folgenden Tag und ſo ſchieden wir auseinander.

Ich kann heute nicht vermeiden, mit Ferdinand'en in eine große Geſellſchaft zu gehen; und auf den Abend ſteht mir das Abenteuer bevor. Es wird einen ſchönen Gegenſatz geben. Schon kenne ich dieſe verwünſchte Geſellſchaft, wo die alten Weiber verlangen, daß man mit ihnen ſpielen, die jungen, daß man mit ihnen liebäugeln ſoll, wo man dann dem Gelehrten zuhören, den Geiſtlichen verehren, dem Edelmann Platz machen muß, wo die vielen Lichter kaum eine leibliche Geſtalt beleuchten, die noch dazu hinter einen barbariſchen Putz verſteckt iſt. Soll ich Franzöſiſch reden, eine fremde Sprache, in der man immer albern erſcheint, man mag ſich ſtellen, wie man will, weil man immer nur das Gemeine, nur die groben Züge und noch dazu ſtockend und ſtotternd ausdrücken kann. Denn was unterſcheidet den Dummkopf vom geiſtreichen Menſchen, als daß Dieſer das Zarte, Gehörige der Gegenwart ſchnell, lebhaft und eigenthümlich ergreift und mit Leichtigkeit ausdrückt; als daß Jene, gerade wie wir es in einer fremden Sprache thun, ſich mit ſchon geſtempelten, hergebrachten Phraſen bei jeder Gelegenheit behelfen müſſen. Heute will ich mit Ruhe ein Paar Stunden die ſchlechten Späße ertragen in der Ausſicht auf die ſonderbare Scene, die meiner wartet.

Mein Abenteuer iſt beſtanden, vollkommen nach meinen Wünſchen, über meine Wünſche; und doch weiß ich nicht, ob ich mich darüber freuen oder ob ich mich tadeln ſoll. Sind wir denn nicht gemacht, das Schöne rein zu beſchauen, ohne Eigennutz das Gute hervorzubringen? Fürchte Nichts und höre mich: ich habe mir Nichts vorzuwerfen; der Anblick hat mich nicht aus meiner Faſſung gebracht, aber meine Einbildungskraft iſt entzündet, mein Blut erhitzt. O, ſtünd' ich nur ſchon den großen Eidmaſſen gegenüber, um mich wieder abzukühlen! Ich ſchlich mich aus der Geſellſchaft und, in meinen Mantel gewickelt, nicht ohne Bewegung zur Alten. „Wo haben Sie Ihr Porteſeuille?“ rief ſie aus. — Ich hab' es dieß Mal nicht mitgebracht. Ich will heute nur mit den Augen ſtudiren. — „Ihre Arbeiten müſſen Ihnen gut bezahlt werden, wenn Sie ſo theure Studien machen können. Heute werden Sie nicht wohlfeil davon kommen. Das Mädchen verlangt "" und wir können Sie auch für meine Bemühung unter "" nicht geben. (Du verzeihſt mir, wenn ich Dir den Preis nicht geſtehe.) Dafür ſind Sie aber auch bedient, wie Sie es wünſchen können. Ich hoffe, Sie ſollen meine Vorſorge loben; ſo einen Augenſchmaus haben Sie noch nicht gehabt, und — das Anfühlen haben Sie umſonſt.

Sie brachte mich darauf in ein kleines, artig meublirtes Zimmer: ein ſauberer Teppich deckte den Fußboden, in einer Art von Niſche ſtand ein ſehr reinliches Bett, zu der Seite des Hauptes eine Toilette mit aufgeſtelltem Spiegel, und zu den Füßen ein Gueridon mit einem dreiarmigen Leuchter, auf dem ſchöne, helle Kerzen brannten; auch auf der Toilette brannten zwei Leuchter. Ein erloſchenes Caminfeuer hatte die Stube durchaus erwärmt. Die Alte wies mir einen Seſſel an, dem Bette gegenüber am Camin, und entfernte ſich. Es währte nicht lange, ſo kam zu der entgegengeſetzten Thüre ein großes, herrlich gebildetes, ſchönes Frauenzimmer heraus; ihre Kleidung unterſchied ſich nicht von der gewöhnlichen. Sie ſchien mich nicht zu bemerken, warf ihren ſchwarzen Mantel ab und ſetzte ſich vor die Toilette. Sie nahm eine große Haube, die ihr Geſicht bedeckt hatte, vom Kopfe; eine ſchöne, regelmäßige Bildung zeigte ſich, braune Haare mit vielen und großen Locken rollten auf die Schultern herunter. Sie fing an, ſich auszukleiden; welch eine wunderliche Empfindung, da ein Stück nach dem andern herabfiel und die Natur, von der fremden Hülle entkleidet, mir als fremd erſchien und beinahe, möcht' ich ſagen, mir einen ſchauerlichen Eindruck machte. Ach, mein Freund! iſt es nicht mit unſern Meinungen, unſern Vorurtheilen, Einrichtungen, Geſetzen und Grillen auch ſo? Erſchrecken wir nicht, wenn eine von dieſen fremden, ungehörigen, unwahren Umgebungen uns entzogen wird und irgend ein Theil unſerer wahren Natur entblößt daſtehen ſoll? Wir ſchaudern, wir ſchämen uns; aber vor keiner wunderlichen und abgeſchmackten Art, uns durch äußern Zwang zu entſtellen, fühlen wir die mindeſte Abneigung. Soll ich Dir's geſtehen, ich konnte mich eben ſo wenig in den herrlichen Körper finden, da die letzte Hülle

herabfiel, als vielleicht Freund L. ſich in ſeinen Zuſtand finden wird, wenn ihn der Himmel zum Anführer der Mohank's machen ſollte? Was ſehen wir an den Weibern? Was für Weiber gefallen uns und wie confundiren wir alle Begriffe? Ein kleiner Schuh ſteht gut aus und wir rufen: welch ein ſchöner kleiner Fuß! Ein ſchmaler Schnürleib hat etwas Elegantes und wir preiſen die ſchöne Taille.

Ich beſchreibe Dir meine Reflexionen, weil ich Dir mit Worten die Reihe von entzückenden Bildern nicht darſtellen kann, die mich das ſchöne Mädchen mit Anſtand und Artigkeit ſehen ließ. Alle Bewegungen folgten ſo natürlich aufeinander und doch ſchienen ſie ſo ſtudirt zu ſein. Reizend war ſie, indem ſie ſich entkleidete, ſchön, herrlich ſchön, als das letzte Gewand fiel. Sie ſtand, wie Minerva vor Paris mochte geſtanden haben, beſcheiden beſtieg ſie ihr Lager, unbedeckt verſuchte ſie in verſchiedenen Stellungen ſich dem Schlafe zu übergeben, endlich ſchien ſie entſchlummert. In der anmuthigſten Stellung blieb ſie eine Weile; ich konnte nur ſtaunen und bewundern. Endlich ſchien ein leidenſchaftlicher Traum ſie zu beunruhigen; ſie ſeufzte tief, veränderte heftig die Stellung, ſtammelte den Namen eines Geliebten und ſchien ihre Arme gegen ihn auszuſtrecken. „Komm!“ rief ſie endlich mit vernehmlicher Stimme, „komm, mein Freund, in meine Arme, aber ich ſchlafe wirklich ein.“ In dem Augenblick ergriff ſie die ſeid'ne, durchnähte Decke, zog ſie über ſich her und ein allerliebſtes Geſicht ſah unter ihr hervor.

Zweite Abtheilung.

Münſter, den 2. October. Sonntag Abends.

Von Baſel erhalten ſie ein Paket, das die Geſchichte unſerer bisherigen Reiſe enthält, indeſſen wir unſern Zug durch die Schweiz nun ernſtlich fortſetzen. Auf dem Wege nach Biel ritten wir das ſchöne Birs-Thal herauf und kamen endlich an den engen Paß, der hierher führt.

Durch den Rücken einer hohen und breiten Gebirgskette hat die Birs, ein mäßiger Fluß, ſich einen Weg von Urälters geſucht. Das Bedürfniß mag nachher durch ihre Schluchten ängſtlich nachgeklettert ſein. Die Römer erweiterten ſchon den Weg und nun iſt er ſehr bequem durchgeführt. Das über Felsſtücke rauſchende Waſſer und der Weg gehen nebeneinander hin und machen an den meiſten Orten die ganze Breite des Paſſes, der auf beiden Seiten von Felſen beſchloſſen iſt, die ein gemächlich aufgehobenes Auge faſſen kann. Hinterwärts heben Gebirge ſanft ihre Rücken, deren Gipfel uns vom Nebel bedeckt waren.

Bald ſteigen aneinanderhängende Wände ſenkrecht auf, bald ſtreichen gewaltige Lagen ſchief nach dem Fluß und dem Wege ein, breite Maſſen ſind aufeinander gelegt und gleich daneben ſtehen ſcharfe Klippen abgeſetzt. Große Klüfte ſpalten ſich aufwärts und Platten von Mauerſtärke haben ſich von dem übrigen Geſteine losgetrennt. Einzelne Felsſtücke ſind heruntergeſtürzt, andere hängen noch über und laſſen nach ihrer Lage fürchten, daß ſie dereinſt gleichfalls hereinkommen werden.

Bald rund, bald ſpitz, bald bewachſen, bald nackt ſind die Firſten der Felſen, wo oft noch oben d'rüber ein einzelner Kopf kahl und kühn herüberſteht, und an Wänden und in der Tiefe ſchmiegen ſich ausgewitterte Klüfte hinein.

Wie machte der Zug durch dieſe Enge eine große, ruhige Empfindung. Das Erhabene gibt der Seele die ſchöne Ruhe; ſie wird ganz dadurch ausgefüllt, fühlt ſich ſo groß, als ſie ſein kann. Wie herrlich iſt ein ſolches reines Gefühl, wenn es bis gegen den Rand ſteigt, ohne überzulaufen! Mein Auge und meine Seele konnten die Gegenſtände faſſen und da ich rein war, dieſe Empfindung nirgends falſch widerſtieß, ſo wirkten ſie, was ſie ſollten. Vergleicht man ſolch ein Gefühl mit jenem, wenn wir uns mühſelig im Kleinen umtreiben, Alles aufbieten, Dieſem ſo viel als möglich zu borgen und aufzuflicken und unſerm Geiſt durch ſeine eigene Creatur Freude und Futter zu bereiten: ſo ſieht man erſt, wie ein armſeliger Behelf es iſt.

Ein junger Mann, den wir von Baſel mitnahmen, ſagte: es ſei ihm lange nicht, wie das erſte Mal und gab der Neuheit die Ehre. Ich möchte aber ſagen: wenn wir einen ſolchen Gegenſtand zum erſten Mal erblicken, ſo weitet ſich die ungewohnte Seele erſt aus und es macht dieß ein ſchmerzlich' Vergnügen, eine Ueberfülle, die die Seele bewegt und uns wollüſtige Thränen ablockt. Durch dieſe Operation wird die Seele in ſich größer, ohne es zu wiſſen und iſt jener erſten Empfindung nicht mehr fähig. Der Menſch glaubt, verloren zu haben, er hat aber gewonnen. Was er an Wollüſt verliert, gewinnt er an innerm Wachsthum. Hätte mich nur das

Schicksal in irgend einer großen Gegend heißen wohnen, ich wollte mit jedem Morgen Nahrung der Großheit aus ihr saugen, wie aus einem lieblichen Thal Geduld und Stille.

Am Ende der Schlucht stieg ich ab und kehrte einen Theil allein zurück. Ich entwickelte mir auch ein tiefes Gefühl, durch welches das Vergnügen auf einen hohen Grad für den aufmerksamen Geist vermehrt wird. Man ahnet im Dunkeln die Entstehung und das Leben dieser seltsamen Gestalten. Es mag geschehen sein, wie und wann es wolle, so haben sich diese Massen, nach der Schwere und Aehnlichkeit ihrer Theile, groß und einfach zusammengesetzt. Was für Revolutionen sie nachher bewegt, getrennt, gespalten haben, so sind auch diese doch nur einzelne Erschütterungen gewesen und selbst der Gedanke einer so ungeheuern Bewegung gibt ein hohes Gefühl von ewiger Festigkeit. Die Zeit hat auch, gebunden an die ewigen Gesetze, bald mehr bald weniger auf sie gewirkt.

Sie scheinen innerlich von gelblicher Farbe zu sein; allein das Wetter und die Luft verändern die Oberfläche in graublau, daß nur hier und da in Streifen und in frischen Spalten die erste Farbe sichtbar ist. Langsam verwittert der Stein selbst und rundet sich an den Ecken ab, weichere Flecken werden weggezehrt und so gibt's gar zierlich ausgeschweifte Höhlen und Löcher, die, wenn sie mit scharfen Kanten und Spitzen zusammentreffen, sich seltsam zeichnen. Die Vegetation behauptet ihr Recht: auf jedem Vorsprung, Fläche und Spalt fassen Fichten Wurzel, Moos und Kräuter säumen die Felsen. Man fühlt tief: hier ist nichts Willkürliches, hier wirkt ein Alles langsam bewegendes, ewiges Gesetz und nur von Menschenhand ist der bequeme Weg, über den man durch diese seltsamen Gegenden durchschleicht.

Genf, den 27. October.

Die große Bergkette, die von Basel bis Genf Schweiz und Frankreich scheidet, wird, wie Ihnen bekannt ist, der Jura genannt. Die größten Höhen davon ziehen sich über Lausanne bis ungefähr über Nolle und Nyon. Auf diesem höchsten Rücken ist ein merkwürdiges Thal von der Natur eingegraben — ich möchte sagen eingeschwemmt, da auf allen diesen Kalkhöhen die Wirkungen der uralten Gewässer sichtbar sind, das la Vallée de Jour genannt wird, welcher Name, da Jour in der Landsprache einen Felsen oder Berg bedeutet, deutsch das Bergthal hieße. Eh' ich zur Beschreibung unserer Reise fortgehe, will ich mit Wenigem die Lage desselben geographisch angeben. Seine Länge streicht, wie das Gebirg selbst, ziemlich von Mittag gegen Mitternacht und wird an jener Seite von den Septmonceis, an dieser von der Dent de Vaulion, welche nach der Dole der höchste Gipfel des Jura ist, begrenzt und hat, nach der Sage des Landes, neun Meilen, nach unserer ungefähren Reiserechnung aber sechs starke Stunden. Der Berg, der es die Länge hin an der Morgenseite begrenzt und auch von dem flachen Land herauf sichtbar ist, heißt Le noir Mont. Gegen Abend streicht der Risou hin und verliert sich allmälig gegen die Franche-Comté. Frankreich und Bern theilen sich ziemlich gleich in dieses Thal, so daß jenes die obere, schlechte Hälfte und dieses die untere, bessere besitzt, welche letztere eigentlich La Vallée du Lac de Jour genannt wird. Ganz eben in dem Thal, gegen den Fuß der Septmonceis, liegt der Lac des Rousses, der keinen sichtlichen, einzelnen Ursprung hat, sondern sich aus quelligem Boden und den überall auslaufenden Brunnen sammelt. Aus demselben fließt die Orbe, durchstreicht das ganze Französische und einen großen Theil des Berner-Gebiets, bis sie wieder unten, gegen die Dent de Vaulion, sich zum Lac de Jour bildet, der seitwärts in einen kleinen See abfällt, woraus das Wasser endlich sich unter der Erde verliert. Die Breite des Thals ist verschieden, oben bei'm Lac des Rousses etwa eine halbe Stunde, alsdann verengert sich's und läuft wieder unten auseinander, wo etwa die größte Breite anderthalb Stunden wird. So viel zum bessern Verständniß des Folgenden, wobei ich Sie einen Blick auf die Karte zu thun bitte, ob ich sie gleich alle, was diese Gegend betrifft, unrichtig gefunden habe.

Den 24. October ritten wir, in Begleitung eines Hauptmanns und Oberforstmeisters dieser Gegenden, erstlich Mont hinan, einen kleinen, zerstreuten Ort, der eigentlicher eine Kette von Reb- und Landhäusern genannt werden könnte. Das Wetter war sehr hell; wir hatten, wenn wir uns umkehrten, die Aussicht auf den Genfer-See, die Savoyer- und Wallis-Gebirge, konnten Lausanne erkennen und durch einen leichten Nebel auch die Gegend von Genf. Der Montblanc, der über alle Gebirge des Faucigny ragt, kam immer mehr hervor. Die Sonne ging klar unter; es war so ein großer Anblick, daß ein menschlich' Auge nicht dazu hinreicht. Der fast volle Mond kam herauf und wir immer höher. Durch Fichtenwälder stiegen wir weiter den Jura hinan und sahen den See in Duft und den Widerschein des Monds darin. Es wurde immer heller. Der Weg ist eine weißgemachte Chaussée, nur angelegt, um das Holz aus dem Gebirg bequemer in das Land herunterzubringen. Wir waren wohl drei Stunden ge-

ſtiegen, als es hinterwärts fachte wieder hinabzugehen anfing. Wir glaubten unter uns einen großen See zu erblicken, indem ein tiefer Nebel das ganze Thal, was wir überſehen konnten, ausfüllte. Wir kamen ihm endlich näher, ſahen einen weißen Bogen, den der Mond darin bildete und wurden bald ganz vom Nebel eingewickelt. Die Begleitung des Hauptmanns verſchaffte uns Quartier in einem Hauſe, wo man ſonſt nicht Fremde aufzunehmen pflegt. Es unterſchied ſich in der innern Bauart von gewöhnlichen Gebäuden in Nichts, als daß der große Raum mitten inne zugleich Küche, Verſammlungsplatz, Vorſaal iſt und man von da in die Zimmer gleicher Erde und auch die Treppe hinaufgeht. Auf der einen Seite war an dem Boden auf ſteinernen Platten das Feuer angezündet, davon ein weiter Schornſtein, mit Bretern dauerhaft und ſauber ausgeſchlagen, den Rauch aufnahm. In der Ecke waren die Thüren zu den Backöfen, der ganze Fußboden übrigens gedielet, bis auf ein kleines Eckchen am Fenſter um den Spülſtein, das gepflaſtert war, übrigens ringsherum, auch in der Höhe über den Balken, eine Menge Hausrath und Geräthſchaften in ſchöner Ordnung angebracht, Alles nicht unreinlich gehalten.

Den 25., Morgens, war helles, kaltes Wetter, die Wieſen bereift, hier und da zogen leichte Nebel; wir konnten den untern Theil des Thals ziemlich überſehen; unſer Haus lag am Fuß des öſtlichen noir Mont. Gegen Achte ritten wir ab und um der Sonne gleich zu genießen, an der Abendſeite hin. Der Theil des Thals, an dem wir hinritten, beſteht in abgetheilten Wieſen, die gegen den See zu etwas ſumpfichter werden. Die Orbe fließt in der Mitte durch. Die Einwohner haben ſich theils in einzelnen Häuſern an der Seite angebaut, theils ſind ſie in Dörfern näher zuſammengerückt, die einfache Namen von ihrer Lage führen. Das erſte, wodurch wir kamen, war le Sentier. Wir ſahen von weitem die Dent de Vaulion über einem Nebel, der auf dem See ſtand, hervorblicken. Das Thal ward breiter, wir kamen hinter einem Feldgrat, der uns den See verdeckte, durch ein ander Dorf, le Lieu genannt; die Nebel ſtiegen und fielen wechſelsweiſe vor der Sonne. Hier nahebei iſt ein kleiner See, der keinen Zu- und Abfluß zu haben ſcheint. Das Wetter klärte ſich völlig auf und wir kamen gegen den Fuß der Dent de Vaulion und trafen hier an's nördliche Ende des großen See's, der, indem er ſich weſtwärts wendet, in den kleinen durch einen Damm, unter einer Brücke weg, ſeinen Ausfluß hat. Das Dorf d'rüben heißt le Pont. Die Lage des kleinen See's iſt wie in einem eigenen, kleinen Thal, was man nördlich ſagen kann. An dem weſtlichen Ende iſt eine merkwürdige Mühle in einer Felskluft angebracht, die ehemals den kleine See ausfüllte. Nunmehr iſt er abgedämmt und die Mühle in die Tiefe gebaut. Das Waſſer läuft durch Schleuſen auf die Räder, es ſtürzt ſich von da in Felsritzen, wo es eingeſchluckt wird und erſt eine Stunde von da in Valorbe hervorkommt, wo es wieder den Namen des Orbe-Fluſſes führet. Dieſe Abzüge (entonnoirs) müſſen rein gehalten werden, ſonſt würde das Waſſer ſteigen, die Kluft wieder ausfüllen und über die Mühle weggehen, wie es ſchon mehr geſchehen iſt. Sie waren ſtark in der Arbeit begriffen, den morſchen Kalkfelſen theils wegzuſchaffen, theils zu befeſtigen. Wir ritten zurück über die Brücke nach Pont, nahmen einen Wegweiſer auf la Dent. Im Aufſteigen ſahen wir nunmehr den großen See völlig hinter uns. Oſtwärts iſt der noir Mont ſeine Grenze, hinter dem der kahle Gipfel der Dole hervorkommt, weſtwärts hielt ihn der Felsrücken, der gegen den See ganz nackt iſt, zuſammen. Die Sonne ſchien heiß; es war zwiſchen Eilf und Mittag. Nach und nach überſahen wir das ganze Thal, konnten in der Ferne den Lac des Rouſſes erkennen und weiterher bis zu unſern Füßen die Gegend, durch die wir gekommen waren und den Weg, der uns rückwärts noch überblieb. Im Aufſteigen wurde von der großen Strecke Landes und den Herrſchaften, die man oben unterſcheiden könnte, geſprochen und in ſolchen Gedanken betraten wir den Gipfel; allein uns war ein ander Schauſpiel zubereitet. Nur die hohen Gebirgsketten waren unter einem klaren und heitern Himmel ſichtbar, alle niedern Gegenden mit einem weißen, wolligen Nebelmeer überdeckt, das ſich von Genf bis nordwärts an den Horizont erſtreckte und in der Sonne glänzte. Daraus ſtieg oſtwärts die ganze, reine Reihe aller Schnee- und Eisgebirge, ohne Unterſchied von Namen der Völker und Fürſten, die ſie zu beſitzen glauben, nur einem großen Herrn und dem Blick der Sonne unterworfen, der ſie ſchön röthete. Der Montblanc gegen uns über ſchien der höchſte, die Eisgebirge des Wallis und des Oberlandes folgten, zuletzt ſchloſſen niedere Berge des Canton's Bern. Gegen Abend war an einem Platze das Nebelmeer unbegrenzt; zur Linken in der weiteſten Ferne zeigten ſich ſodann die Gebirge von Solothurn, näher die von Neuchatel, gleich vor uns einige niedere Gipfel des Jura, unter uns lagen einige Häuſer von Vaulion, dahin die Dent gehört und daher den Namen hat. Gegen Abend ſchließt die Franche-Comté mit flachſtreichenden, waldigen Bergen den ganzen Horizont, wovon ein einziger ganz in der Ferne gegen Nordweſt ſich unterſchied. Gerade vor

ein schöner Anblick. Hier ist die Spitze, die diesem Gipfel den Namen eines Zahns gibt. Er geht steil und eher etwas einwärts hinunter; in der Tiefe schließt sich ein kleines Fichtenthal an mit schönen Grasplätzen, gleich d'rüber liegt das Thal, Valorbe genannt, wo man die Orbe aus dem Felsen kommen sieht und rückwärts zum kleinen See ihren unterirdischen Lauf in Gedanken verfolgen kann. Das Städchen Valorbe liegt auch in diesem Thal. Ungern schieden wir. Einige Stunden längern Aufenthalts, indem der Nebel um diese Zeit sich zu zerstreuen pflegt, hätten uns das tiefere Land mit dem See entdecken lassen; so aber mußte, damit der Genuß vollkommen werde, noch Etwas zu wünschen übrig bleiben. Abwärts hatten wir unser ganzes Thal in aller Klarheit vor uns, stiegen bei Pont zu Pferde, ritten an der Ostseite den See hinauf, kamen durch l'Abbaye de Jour, welches jetzt ein Dorf ist, ehemals aber ein Sitz der Geistlichen war, denen das ganze Thal zugehörte. Gegen Viere langten wir in unserm Wirthshaus an und fanden ein Essen, wovon uns die Wirthinn versicherte, daß es um Mittag gut gewesen sei, aber auch übergar trefflich schmeckte.

Daß ich noch Einiges, wie man mir es erzählt, hinzufüge. Wie ich eben erwähnte, soll ehedem das Thal Mönchen gehört haben, die es dann wieder vereinzelt und zu Zeiten der Reformation mit den Uebrigen ausgetrieben worden. Jetzt gehört es zum Canton Bern und sind die Gebirge umher die Holzkammer von dem Pays de Vaud. Die meisten Hölzer sind Privat-Besitzungen, werden unter Aufsicht geschlagen und so in's Land gefahren. Auch werden hier die Dauben zu fichtenen Fässern geschnitten, Eimer, Bottiche und allerlei hölzerne Gefäße verfertigt. Die Leute sind gut gebildet und gesittet. Neben dem Holzverkauf treiben sie die Viehzucht; sie haben kleines Vieh und machen gute Käse. Sie sind geschäftig und ein Erdschollen ist ihnen viel werth. Wir fanden Einen, der die wenige, aus einem Gräbchen aufgeworfene Erde mit Pferd und Karren in einige Vertiefungen eben derselben Wiese führte. Die Steine legen sie sorgfältig zusammen und bringen sie auf kleine Haufen. Es sind viele Steinschleifer hier, die für Genfer und andere Kaufleute arbeiten, mit welchem Erwerb sich auch die Frauen und Kinder beschäftigen. Die Häuser sind dauerhaft und sauber gebaut, die Form und Einrichtung nach dem Bedürfniß der Gegend und der Bewohner; vor jedem Hause läuft ein Brunnen und durchaus spürt man Fleiß, Rührigkeit und Wohlstand. Ueber Alles aber muß man die schönen Wege preisen, für die, in diesen entfernten Gegenden, der Staat Bern wie durch den ganzen übrigen Canton sorgt. Es geht eine Chaussée um das ganze Thal herum, nicht übermäßig breit, aber wohl unterhalten, so daß die Einwohner mit der größten Bequemlichkeit ihr Gewerbe treiben, mit kleinen Pferden und leichten Wagen fortkommen können. Die Luft ist sehr rein und gesund.

Den 26. ward beim Frühstück überlegt, welchen Weg man zurücknehmen wolle. Da wir hörten, daß die Dole, der höchste Gipfel des Jura, nicht weit von dem obern Ende des Thals liege, da das Wetter sich auf das Herrlichste anließ und wir hoffen konnten, was uns gestern noch gefehlt, heute vom Glück Alles zu erlangen, so wurde dahin zu gehen beschlossen. Wir packten einem Boten Käse, Butter, Brod und Wein auf und ritten gegen Achte ab. Unser Weg ging nun durch den obern Theil des Thals in dem Schatten des noir Mont hin. Es war sehr kalt, hatte gereift und gefroren; wir hatten noch eine Stunde im Bern'schen zu reiten, wo sich die Chaussée, die man eben zu Ende bringt, abschneiden wird. Durch einen kleinen Fichtenwald rückten wir in das Französische Gebiet ein. Hier verändert sich der Schauplatz sehr. Was wir zuerst bemerkten, waren die schlechten Wege. Der Boden ist sehr steinig, überall liegen sehr große Haufen zusammengelesen; wieder ist er eines Theils sehr morastig und quellig; die Waldungen umher sind sehr ruinirt; den Häusern und Einwohnern sieht man, ich will nicht sagen Mangel, aber doch bald ein sehr enges Bedürfniß an. Sie gehören fast als Leibeigene an die Canonici von St. Claude, sie sind an die Erde gebunden; viele Abgaben liegen auf ihnen (sujets à la main morte et au droit de la suite*), wovon mündlich ein Mehreres, wie auch von dem neuesten Edict des Königs, wodurch das droit de la suite aufgehoben wird, die Eigenthümer und Besitzer aber eingeladen werden, gegen ein gewisses Geld der main morte zu entsagen. Doch ist auch dieser Theil des Thals sehr angebaut. Sie nähren sich mühsam und lieben doch ihr Vaterland sehr, stehlen gelegentlich den Bernern Holz und verkaufen's wieder in's Land. Der erste Sprengel heißt le Bois d'Amont, durch den wir in das Kirchspiel les Rousses kamen, wo wir den kleinen Lac des Rousses und les sept Moncels, sieben kleine, verschieden gestaltete und verbundene Hügel, die mittägige Grenze des Thals, vor uns sahen. Wir kamen bald auf die neue Straße, die aus dem Pays de Vaud nach Paris führt; wir folgten ihr eine Weile abwärts und waren nunmehr von unserm Thale geschieden. Der kahle

*) Unterthanen eines Klosters, daß seine Güter nie an einen Andern kommen lassen will.

Margarethe.

Wie?

Fauſt.

Ach, daß die Einfalt, daß die Unſchuld nie
Sich ſelbſt und ihren heil'gen Werth erkennt!
Daß Demuth, Niedrigkeit, die höchſten Gaben
Der liebevoll austheilenden Natur —

Margarethe.

Denkt ihr an mich ein Augenblickchen nur,
Ich werde Zeit genug an euch zu denken haben.

Fauſt.

Ihr ſeyd wohl viel allein?

Margarethe.

Ja, unſre Wirthſchaft iſt nur klein,
Und doch will ſie verſehen ſeyn.
Wir haben keine Magd; muß kochen, fegen,
ſtricken
Und nähn, und laufen früh und ſpat;
Und meine Mutter iſt in allen Stücken
So accurat!

Gipfel der Dole lag vor uns; wir stiegen ab, unsere Pferde zogen auf der Straße voraus nach St. Cergues und wir stiegen die Dole hinan. Es war gegen Mittag, die Sonne schien heiß, aber es wechselte ein kühler Mittagswind. Wenn wir, auszuruhen, uns umsahen, hatten wir links seyt Monceis hinter uns, wir sahen noch einen Theil des Lac des Rousses und um ihn die zerstreuten Häuser des Kirchspiels; der noir Mont deckte uns das übrige ganze Thal; höher sahen wir wieder ungefähr die gestrige Aussicht in die Franche-Comté und näher bei uns, gegen Mittag, die letzten Berge und Thäler des Jura. Sorgfältig hüteten wir uns, nicht durch einen Bug der Hügel uns nach der Gegend umzusehen, um derentwillen wir eigentlich heraufstiegen. Ich war in einiger Sorge wegen des Nebels, doch zog ich aus der Gestalt des obern Himmels einige gute Vorbedeutungen. Wir betraten endlich den obern Gipfel und sahen mit größtem Vergnügen uns heute gegönnt, was uns gestern versagt war. Das ganze Pays de Vaud und de Gex lag wie eine Flurkarte unter uns, alle Besitzungen mit grünen Zäunen abgeschnitten, wie die Beete eines Parterres. Wir waren so hoch, daß die Höhen und Vertiefungen des vordern Landes gar nicht erschienen. Dörfer, Städtchen, Landhäuser, Weinberge und höher herauf, wo Wald und Alpen angehen, Sennhütten, meistens weiß und hell angestrichen, leuchteten gegen die Sonne. Vom Lemaner-See hatte sich der Nebel schon zurückgezogen, wir sahen den nächsten Theil an der diesseitigen Küste deutlich; den sogenannten kleinen See, wo sich der große verengt und gegen Genf zugeht, dem wir gegenüber waren, überblickten wir ganz und gegenüber klärte sich das Land auf, das ihn einschließt. Vor Allem aber behauptete der Anblick über die Eis- und Schneeberge seine Rechte. Wir setzten uns vor der kühlen Luft in Schutz hinter Felsen, ließen uns von der Sonne bescheinen; das Essen und Trinken schmeckte trefflich. Wir sahen dem Nebel zu, der sich nach und nach verzog; Jeder entdeckte Etwas oder glaubte Etwas zu entdecken. Wir sahen nach und nach Lausanne mit allen Gartenhäusern umher, Vevay und das ganze Schloß von Chillon ganz deutlich, das Gebirg, das uns den Eingang von Wallis verdeckte, bis in den See, von da, an der Savoyer-Küste, Evian, Nipaille, Tonon, Dörfchen und Häuschen zwischen inne; Genf kam endlich rechts auch aus dem Nebel, aber weiter gegen Mittag, gegen den Mont-crêbe und Montvauche, wo das Fort l'Ecluse inne liegt, zog er sich gar nicht weg. Wendeten wir uns wieder links, so lag das ganze Land von Lausanne bis Solothurn in leichtem Duft. Die nähern Berge und Höhen, auch Alles, was weiße Häuser hatte, konnten wir erkennen; man zeigte das Schloß Chanvan blinken, das vom Neuenburger-See links liegt, woraus wir seine Lage muthmaßen, ihn aber in dem blauen Duft nicht erkennen konnten. Es sind keine Worte für die Größe und Schöne dieses Anblicks; man ist sich im Augenblick selbst kaum bewußt, daß man sieht; man ruft sich nur gern die Namen und alten Gestalten der bekannten Städte und Orte zurück, und freut sich in einer taumelnden Erkenntniß, daß Das eben die weißen Puncte sind, die man vor sich hat.

Und immer wieder zog die Reihe der glänzenden Eisgebirge das Aug' und die Seele an sich. Die Sonne wendete sich mehr gegen Abend und erleuchtete ihre größern Flächen gegen uns zu. Schon was vom Schnee auf für schwarze Felsrücken, Zähne, Thürme und Mauern in vielfachen Reihen vor ihnen aufsteigen, wilde, ungeheure, undurchdringliche Vorhöfe bilden! Wenn sie dann erst selbst in der Reinheit und Klarheit in der freien Luft mannigfaltig dastiegen! Man gibt dagegen jede Prätension an's Unendliche auf, da man nicht einmal mit dem Endlichen im Anschauen und Gedanken fertig werden kann.

Vor uns sahen wir ein fruchtbares, bewohntes Land; der Boden, worauf wir standen, ein hohes, kahles Gebirge, trägt noch Gras, Futter für Thiere, von denen der Mensch Nutzen zieht. Das kann sich der einbildische Herr der Welt noch zueignen; aber jene sind wie eine heilige Reihe von Jungfrauen, die der Geist des Himmels in unzugänglichen Gegenden, vor unsern Augen, für sich allein in ewiger Reinheit aufbewahrt. Wir blieben und zeigten einander wechselsweise, Städte, Berge und Gegenden, bald mit bloßem Auge, bald mit dem Teleskop, zu entdecken und gingen nicht eher abwärts, als bis die Sonne im Weichen, den Nebel seinen Abendhauch über den See breiten ließ. Wir kamen mit Sonnenuntergang auf die Ruinen des Fort de St. Cergues. Auch näher am Thal waren unsere Augen nur auf die Eisgebirge gegenüber gerichtet. Die letzten, links im Oberland, schienen in einen leichten Feuerdampf aufzuschmelzen; die nächsten standen noch mit wohlbestimmten, rothen Seiten gegen uns, nach und nach wurden jene weiß, grün, graulich. Es sah fast ängstlich aus. Wie ein gewaltiger Körper von außen gegen das Herz zu abstirbt, so erblaßten alle langsam gegen den Montblanc zu, dessen weiter Busen noch immer roth herüber glänzte und auch zuletzt uns noch einen röthlichen Schein zu behalten schien, wie man den Tod des Geliebten nicht gleich bekennen und den Augenblick, wo der Puls zu schlagen aufhört, nicht abschneiden will. Auch nun gingen

wir ungern weg. Die Pferde fanden wir in St. Gergues und daß Nichts fehle, stieg der Mond auf und leuchtete uns nach Nyon, indeß unterwegs unsere angespannten Sinnen sich wieder lieblich entfalteten, wieder freundlich wurden, um mit frischer Luft aus den Fenstern des Wirthshauses den breitschwimmenden Widerglanz des Mondes im ganz reinen See genießen zu können.

Hier und da auf der ganzen Reise ward so viel von der Merkwürdigkeit der Savoyer-Eisgebirge gesprochen und wie wir nach Genf kamen, hörten wir, es werde immer mehr Mode, dieselben zu sehen, daß der Graf eine sonderliche Lust kriegte, unsern Weg dahin zu leiten, von Genf aus über Cluse und Salenche in's Thal Chamouni zu gehen, die Wunder zu betrachten, dann über Valorsine und Trient nach Martinach in's Wallis zu fallen. Dieser Weg, den die meisten Reisenden nehmen, schien wegen der Jahrszeit etwas bedenklich. Der Herr de Saussure wurde deßwegen auf seinem Landgute besucht und um Rath gefragt. Er versicherte, daß man ohne Bedenken den Weg machen könne: es liege auf den mittlern Bergen noch kein Schnee und wenn wir in der Folge auf's Wetter und auf den guten Rath der Landleute achten wollten, der niemals fehlschlage, so könnten wir mit aller Sicherheit diese Reise unternehmen. Hier ist die Abschrift eines sehr eiligen Tage-Registers.

Cluse, in Savoyen, den 5. November.

Heute, beim Abscheiden von Genf, theilte sich die Gesellschaft; der Graf, mit mir und einem Jäger, zog nach Savoyen zu; Freund W. mit den Pferden durch's Pays de Vaud in's Wallis. Wir, in einem leichten Cabriolet mit vier Rädern, fuhren erst, Huber'n auf seinem Landgute zu besuchen, den Mann, dem Geist, Imagination, Nachahmungsbegierde zu allen Gliedern heraus will, einen der wenigen, ganzen Menschen, die wir angetroffen haben. Er setzte uns auf den Weg und wir fuhren sodann, die hohen Schneegebirge, an die wir wollten, vor Augen, weiter. Vom Genfer-See laufen die vordern Bergketten gegen einander, bis da, wo Bonneville, zwischen der Mole, einem ansehnlichen Berge, und der Arve inne liegt. Da aßen wir zu Mittag. Hinter der Stadt schließt sich das Thal an, obgleich noch sehr breit; die Arve fließt sachte durch, die Mittagseite ist sehr angebaut und durchaus der Boden benutzt. Wir hatten seit früh etwas Regen, wenigstens auf die Nacht, befürchtet; aber die Wolken verließen nach und nach die Berge und theilten sich in Schäfchen, die uns schon mehr ein gutes Zeichen gewesen. Die Luft war so warm, wie Anfang September's und die Gegend sehr schön, noch viele Bäume grün, die meisten braungelb, wenige ganz kahl, die Saat hochgrün, die Berge im Abendroth rosenfarb in's Violete und diese Farben auf großen, schönen, gefälligen Formen der Landschaft. Wir schwatzten viel Gutes. Gegen Zäune kamen wir nach Cluse, wo das Thal sich schließt und nur einen Ausgang läßt, wo die Arve aus dem Gebirge kommt und wir morgen hineingehen. Wir stiegen auf einen hohen Berg und sahen unter uns die Stadt, an einen Fels gegenüber mit der einen Seite angelehnt, die andere mehr in die Fläche des Thals hingebaut, das wir mit vergnügten Blicken durchliefen und, auf abgestürzten Granit-Stücken sitzend, die Ankunft der Nacht, mit ruhigen und mannigfaltigen Gesprächen, erwarteten. Gegen Sieben, als wir hinabstiegen, war es noch nicht kühler, als es im Sommer um neun Uhr zu sein pflegt. In einem schlechten Wirthshaus, bei munteren und willigen Leuten, an deren Patois man sich erlustigt, erschlafen wir den morgenden Tag, vor dessen Anbruch wir schon unsern Stab weiter setzen wollen.

Abends gegen Zehn.

Salenche, den 6. November. Mittags.

Bis ein schlechtes Mittagessen von sehr willigen Händen wird bereitet sein, versuche ich, das Merkwürdigste von heute früh aufzuschreiben. Mit Tagesanbruch gingen wir zu Fuße von Cluse ab, den Weg nach Balme. Angenehm frisch war's im Thal, das letzte Mondviertel ging vor der Sonne hell auf und erfreute uns, weil man es selten so zu sehen gewohnt ist. Leichte, einzelne Nebel stiegen aus den Felsritzen aufwärts, als wenn die Morgenluft junge Geister aufweckte, die Luft kühlten, ihre Brust der Sonne entgegen zu tragen und sie an ihren Blicken zu vergolden. Der obere Himmel war ganz rein, nur wenige durchleuchtete Wolkenstreifen zogen quer darüber hin. Balme ist ein elendes Dorf, unfern vom Wege, wo sich eine Felsschlucht wendet. Wir verlangten von den Leuten, daß sie uns zur Höhle führen sollten, von der der Ort seinen Nuf hat. Da sahen sich die Leute untereinander an und sagten Einer zum Andern: „Nimm Du die Leiter, ich will den Strick nehmen, kommt Ihr Herren nur mit!" Diese wunderbare Einladung schreckte uns nicht ab, ihnen zu folgen. Zuerst ging der Steig durch abgestürzte Kalkfelsenstücke hinauf, die durch die Zeit vor die steile Felswand aufgestuset werden und mit Hasel- und Buchenbüschen durchwachsen sind. Auf ihnen kommt man endlich an die Gränze der Felswand, wo man mühselig und leidig, auf der Leiter und Felsstufen, mit Hülfe übergebogener Nußbaumäste und

d'ran befeſtigter Stricke, hinaufklettern muß; dann ſteht man fröhlich in einem Portal, das in den Felſen eingewittert iſt, überſieht das Thal und das Dorf unter ſich. Wir bereiteten uns zum Eingang in die Höhle, zündeten Lichter an und luden eine Piſtole, die wir losſchießen wollten. Die Höhle iſt ein langer Gang, meiſt ebenen Bodens, auf einer Schicht, bald zu einem bald zu zwei Menſchen breit, bald über Mannshöhe, dann wieder zum Bücken, auch zum Durchkriechen. Gegen die Mitte ſteigt eine Kluft aufwärts und bildet einen ſpitzigen Dom. In einer Ecke ſchießt eine Kluft abwärts, wo wir immer gelaſſen Siebenzehn bis Neunzehn gezählt haben, eh' ein Stein, mit verſchiedentlich widerſchallenden Sprüngen, endlich in die Tiefe kam. An den Wänden ſintert ein Tropfſtein, doch ſind ſie an den wenigſten Orten feucht; auch bilden ſich lange nicht die reichen, wunderbaren Figuren, wie in der Baumann's-Höhle. Wir drangen ſo weit vor, als es die Waſſer zuließen, ſchoſſen im Herausgehen die Piſtole los, davon die Höhle mit einem ſtarken, dumpfen Klang erſchüttert wurde und um uns wie eine Glocke ſummte. Wir brauchten eine ſtarke Viertelſtunde, wieder herauszugehen, machten uns die Felſen wieder hinunter, fanden unſern Wagen und fuhren weiter. Wir ſahen einen ſchönen Waſſerfall auf Staubbachs Art; er war weder ſehr hoch noch ſehr reich, doch ſehr intereſſant, weil die Felſen um ihn eine runde Niſche bilden, in das er herabſtürzt und weil die Kalkſchichten an ihm, in ſich ſelbſt umgeſchlagen, neue und ungewohnte Formen bilden. Bei hohem Sonnenſchein kamen wir hier an, nicht hungrig genug, das Mittageſſen, das aus einem aufgewärmten Fiſch, Kuhfleiſch und hartem Brod beſtehet, gut zu finden. Von hier geht weiter in's Gebirg kein Fuhrweg für eine ſo ſtattliche Reiſekutſche, wie wir haben; dieſe geht nach Genf zurück und ich nehme Abſchied von Ihnen, um den Weg weiter fortzuſetzen. Ein Mauleſel mit dem Gepäck wird uns auf dem Fuße folgen.

Chamouni, den 2. November. Abends gegen Neun.

Nur daß ich mit dieſem Blatt Ihnen um ſo viel näher rücken kann, nehme ich die Feder; ſonſt wäre es beſſer, meine Geiſter ruhen zu laſſen. Wir ließen Salenche in einem ſchönen, offenen Thale hinter uns; der Himmel hatte ſich während unſerer Mittagsraſt mit weißen Schäfchen überzogen, von denen ich hier eine beſondere Anmerkung machen muß. Wir haben ſie ſo ſchön und noch ſchöner, an einem heitern Tag, von den Berner-Eisbergen aufſteigen ſehen. Auch hier ſchien es uns wieder ſo, als wenn die Sonne die leiſeſten Ausdünſtungen von den höchſten Schneegebirgen gegen ſich anzöge und dieſe ganz feinen Dünſte von einer leichten Luft, wie eine Schaumwolke, durch die Atmoſphäre geſtimmt würden. Ich erinnere mich nie in den höchſten Sommertagen, bei uns, wo dergleichen Luftserſcheinungen auch vorkommen, etwas ſo Durchſichtiges, Lichtgewobenes geſehen zu haben. Schon ſahen wir die Schneegebirge, von denen ſie aufſteigen, vor uns, das Thal fing an zu ſtocken, die Arve ſchoß aus einer Felskluft hervor; wir mußten einen Berg hinan und wanden uns, die Schneegebirge rechts vor uns, immer höher. Abwechſelnde Berge, alte Fichtenwälder zeigten ſich uns rechts, theils in der Tiefe, theils in gleicher Höhe mit uns. Links über uns waren die Gipfel des Berges kahl und ſpitzig. Wir fühlten, daß wir einem ſtärkern und mächtigern Satz von Bergen immer näher rückten. Wir kamen über ein breites, trockenes Bett von Kieſeln und Steinen, das die Waſſerfluthen die Länge des Berges hinab zerreißen und wieder füllen; von da in ein ſehr angenehmes, rundgeſchloſſenes, flaches Thal, worin das Dörfchen Servos liegt. Von da geht der Weg um einige ſehr bunte Felſen wieder gegen die Arve. Wenn man über ſie weg iſt, ſteigt man einen Berg hinan; die Maſſen werden hier immer größer, die Natur hat hier mit ſachter Hand das Ungeheure zu bereiten angefangen. Es wurde dunkler; wir kamen dem Thale Chamouni näher und endlich darein. Nur die großen Maſſen waren uns ſichtbar. Die Sterne gingen nacheinander auf und wir bemerkten über den Gipfeln der Berge, rechts vor uns, ein Licht, das wir nicht erklären konnten. Hell, ohne Glanz wie die Milchſtraße, doch dichter, faſt wie die Plejaden, nur größer, unterhielt es lange unſere Aufmerkſamkeit, bis es endlich, da wir unſern Standpunct änderten, wie eine Pyramide, von einem innern geheimnißvollen Lichte durchzogen, das dem Schein eines Johanniswurms am beſten verglichen werden kann, über den Gipfeln aller Berge hervorragte und uns gewiß machte, daß es der Gipfel des Montblanc war. Es war die Schönheit dieſes Anblicks ganz außerordentlich; denn, da er mit den Sternen, die um ihn herumſtanden, zwar nicht in gleich raſchem Licht, doch in einer breitern, zuſammenhängendern Maſſe leuchtete, ſo ſchien er den Augen zu einer höhern Sphäre zu gehören und man hatte Müh', in Gedanken ſeine Wurzeln wieder an die Erde zu befeſtigen. Vor ihm ſahen wir eine Reihe von Schneegebirgen dämmernder auf den Rücken von ſchwarzen Fichtenbergen liegen und ungeheure Gletſcher zwiſchen den ſchwarzen Wäldern herunter in's Thal ſteigen.

Meine Beſchreibung fängt an unverdaulich und ängſtlich zu werden; auch brauchte es eigent-

sich immer zwei Menschen, einen, der's sähe und einen, der's beschriebe.

Wir sind hier in dem mittelsten Dorfe des Thals, le Prieuré genannt, wohl logirt, in einem Hause, das eine Witwe, den vielen Fremden zu Ehren, vor einigen Jahren erbauen ließ. Wir sitzen am Camin und lassen uns den Muscateller-Wein, aus der Vallée d'Aost, besser schmecken, als die Fastenspeisen, die uns aufgetischt werden.

Den 2. November. Abends.

Es ist immer eine Resolution, als wie wenn man in's kalte Wasser soll, ehe ich die Feder nehmen mag, zu schreiben. Hier hätt' ich nun gerade Lust, Sie auf die Beschreibung der Savoyen'schen Eisgebirge, die Bourit, ein passionirter Kletterer, herausgegeben hat, zu verweisen.

Erfrischt durch einige Gläser guten Wein und den Gedanken, daß diese Blätter eher als die Reisenden und Bourit's Buch bei Ihnen ankommen werden, will ich mein Möglichstes thun. Das Thal Chamouni, in dem wir uns befinden, liegt sehr hoch in den Gebirgen, ist etwa sechs bis sieben Stunden lang und geht ziemlich von Mittag gegen Mitternacht. Der Character, der mir es vor andern auszeichnet, ist, daß es in seiner Mitte fast gar keine Fläche hat, sondern das Erdreich, wie eine Mulde, sich gleich von der Arve aus gegen die höchsten Gebirge anschmiegt. Der Montblanc und die Gebirge, die von ihm herabsteigen, die Eismassen, die diese ungeheuern Klüfte ausfüllen, machen die östliche Wand aus, an der, die ganze Länge des Thals hin, sieben Gletscher, einer größer als der andere, herunterkommen. Unsere Führer, die wir gedingt hatten, das Eismeer zu sehen, kamen bei Zeiten. Der Eine ist ein rüstiger, junger Bursche, der Andere ein schon älterer und sich klugdünkender, der mit allen gelehrten Fremden Verkehr gehabt hat, von der Beschaffenheit der Eisberge sehr wohl unterrichtet und ein sehr tüchtiger Mann. Er versicherte uns, daß seit achtundzwanzig Jahren — so lange führ' er Fremde auf die Gebirge — er zum ersten Mal so spät im Jahr, nach Allerheiligen, Jemanden hinaufbringe; und doch sollten wir Alles eben so gut wie im August sehen. Wir stiegen, mit Speise und Wein gerüstet, den Mont-Anvert hinan, wo uns der Anblick des Eismeers überraschen sollte. Ich würde es, um die Backen nicht so voll zu nehmen, eigentlich das Eisthal oder den Eisstrom nennen; denn die ungeheuern Massen von Eis dringen aus einem tiefen Thal, von oben anzusehn, in ziemlicher Ebene hervor. Gerad' hinten endigt ein spitziger Berg, von dessen beiden Seiten Eiswogen in den Hauptstrom hereinstarren. Es lag noch nicht der mindeste Schnee auf der zackigen Fläche und die blauen Spalten glänzten gar schön hervor. Das Wetter fing nach und nach an, sich zu überziehen und ich sah wogige, graue Wolken, die Schnee anzudeuten schienen, wie ich sie niemals gesehn. In der Gegend, wo wir standen, ist die kleine, von Steinen zusammengelegte Hütte für das Bedürfniß der Reisenden zum Scherz das Schloß von Mont-Anvert genannt. Monsieur Blaire, ein Engländer, der sich zu Genf aufhält, hat eine geräumigere an einem schicklichern Ort, etwas weiter hinauf, erbauen lassen, wo man, am Feuer sitzend, zu einem Fenster hinaus, das ganze Eisthal übersehen kann. Die Gipfel der Felsen gegenüber und auch in die Tiefe des Thals hin sind sehr spitzig ausgezackt. Es kommt daher, weil sie aus einer Gesteinart zusammengesetzt sind, deren Wände fast ganz perpendicular in die Erde einschießen. Wittert eine leichter aus, so bleibt die andere spitz in die Luft stehen. Solche Zacken werden Nadeln genennet und die Aiguille du Dru ist eine solche hohe, merkwürdige Spitze, gerade dem Mont-Anvert gegenüber. Wir wollten nunmehr auch das Eismeer betreten und diese ungeheuern Massen auf ihnen selbst beschauen. Wir stiegen den Berg hinunter und machten einige hundert Schritte auf den wogigen Crystall-Klippen herum. Es ist ein ganz trefflicher Anblick, wenn man, auf dem Eise selbst stehend, den oberwärts sich herabdrängenden und durch seltsame Spalten geschiedenen Massen entgegensieht. Doch wollt' es uns nicht länger auf diesem schlüpfrigen Boden gefallen, wir waren weder mit Fußeisen, noch mit beschlagenen Schuhen gerüstet, vielmehr hatten sich unsere Absätze durch den langen Marsch abgerundet und geglättet. Wir machten uns also wieder zu den Hütten hinauf und nach einigem Ausruhen zur Abreise fertig. Wir stiegen den Berg hinab und kamen an den Ort, wo der Eisstrom stufenweis bis hinunter in's Thal dringt und traten in die Höhle, in der er sein Wasser ausgießt. Sie ist weit, tief, von dem schönsten Blau und es steht sich sicherer im Grund als vorn an der Mündung, weil an ihr sich immer große Stücke Eis schmelzend ablösen. Wir nahmen unsern Weg nach dem Wirthshause zu, bei der Wohnung zweier Blondins vorbei, Kinder von zwölf bis vierzehn Jahren, die sehr weiße Haut, weiße, doch schroffe Haare, rothe und bewegliche Augen, wie die Caninchen haben. Die tiefe Nacht, die im Thale liegt, ließ mich zeitig zu Bette und ich habe kaum noch so viel Munterkeit, Ihnen zu sagen, daß wir einen jungen, zahmen Steinbock gesehen haben, der sich unter den Ziegen ausnimmt,

wie der natürliche Sohn eines großen Herrn, deſſen Erziehung in der Stille einer bürgerlichen Familie aufgetragen iſt. Von unſern Discurſen geht's nicht an, daß ich Etwas außer der Reihe mittheile. An Graniten, Gneißen, Lerchen- und Zirbelbäumen finden Sie auch keine große Erbauung; doch ſollen Sie eheſtens merkwürdige Früchte von unſerm Botaniſiren zu ſehen kriegen. Ich bilde mir ein, ſehr ſchlaftrunken zu ſein und kann nicht eine Zeile weiter ſchreiben.

Chamouni, den 6. November. Früh.

Zufrieden mit Dem, was uns die Jahrszeit zu ſehen erlaubte, ſind wir reiſefertig, noch heute in's Wallis durchzudringen. Das ganze Thal iſt über und über bis an die Hälfte der Berge mit Nebel bedeckt und wir müſſen erwarten, was Sonne und Wind zu unſerm Vortheil thun werden. Unſer Führer ſchlägt uns einen Weg über den Col de Balme vor: ein hoher Berg, der an der nördlichen Seite des Thals gegen Wallis zu liegt, auf dem wir, wenn wir glücklich ſind, das Thal Chamouni, mit ſeinen meiſten Merkwürdigkeiten, noch auf ein Mal von ſeiner Höhe überſehen können. Indem ich Dieſes ſchreibe, geſchieht an dem Himmel eine herrliche Erſcheinung: die Nebel, die ſich bewegen und ſich an einigen Orten brechen, laſſen, wie durch Tagelöcher, den blauen Himmel ſehen und zugleich die Gipfel der Berge, die oben, über unſerer Dunſtdecke, von der Morgenſonne beſchienen werden. Auch ohne die Hoffnung eines ſchönen Tags iſt dieſer Anblick dem Aug' eine rechte Weide. Erſt jetzo hat man einiges Maß für die Höhe der Berge. Erſt in einer ziemlichen Höhe vom Thal auf ſtreichen die Nebel an dem Berg hin, deſſen hohe Wolken ſteigen von da auf und alsdann ſieht man noch über ihnen die Gipfel der Berge in der Verklärung ſchimmern. Es wird Zeit! Ich nehme zugleich von dieſem geliebten Thal und von Ihnen Abſchied.

Martinach, in Wallis, den 6. November. Abends.

Glücklich ſind wir herüber gekommen und ſo wäre auch dieſes Abenteuer beſtanden. Die Freude über unſer gutes Schickſal wird mir noch eine halbe Stunde die Feder lebendig erhalten.

Unſer Gepäck auf ein Maulthier geladen, zogen wir heute früh gegen Neune von Prieuré aus. Die Wolken wechſelten, daß die Gipfel der Berge bald erſchienen, bald verſchwanden, bald die Sonne kreisweis in's Thal bringen konnte, bald die Gegend wieder verdeckt wurde. Wir gingen das Thal hinauf, den Ausgang des Eisthals vorbei, ferner den Glacier d'Argentiere hin, den höchſten von allen, deſſen oberſter Gipfel uns aber von Wolken bedeckt war. In der Gegend wurde Rath gehalten, ob wir den Stieg über den Col de Balme unternehmen und den Weg über Valorſine verlaſſen wollten. Der Anſchein war nicht der vortheilhafteſte; doch da hier Nichts zu verlieren und Viel zu gewinnen war, traten wir unſern Weg keck gegen die dunkle Nebel- und Wolken-Region an. Als wir gegen den Glacier du tour kamen, riſſen ſich die Wolken auseinander und wir ſahen auch dieſen ſchönen Gletſcher in völligem Lichte. Wir ſetzten uns nieder, tranken eine Flaſche Wein aus und aßen etwas Weniges. Wir ſtiegen nunmehr immer den Quellen der Arve auf rauhen Matten und ſchlecht beraſ'ten Flecken entgegen und kamen dem Nebelkreis immer näher, bis er uns endlich völlig aufnahm. Wir ſtiegen eine Weile gedultig fort, als es auf ein Mal, indem wir aufſchritten, wieder über unſern Häuptern helle zu werden anfing. Kurze Zeit dauerte es, ſo traten wir aus den Wolken heraus, ſahen ſie in ihrer ganzen Laſt unter uns auf dem Thale liegen und konnten die Berge, die es rechts und links einſchließen, außer den Gipfel des Montblanc, der mit Wolken bedeckt war, ſehen, deuten und mit Namen nennen. Wir ſahen einige Gletſcher von ihren Höhen bis zu der Wolkentiefe herabſteigen, von andern ſahen wir nur die Plätze, indem uns die Eismaſſen durch die Bergſchrunden verdeckt wurden. Ueber die ganze Wolkenfläche ſahen wir, außerhalb dem mittägigen Ende des Thales, ferne Berge im Sonnenſchein. Was ſoll ich Ihnen die Namen von den Gipfeln, Spitzen, Nadeln, Eis- und Schneemaſſen vorerzählen, die Ihnen doch kein Bild, weder vom Ganzen noch vom Einzelnen, in die Seele bringen. Merkwürdiger iſt's, wie die Geiſter der Luft ſich unter uns zu ſtreiten ſchienen. Kaum hatten wir eine Weile geſtanden und uns an der großen Ausſicht ergetzt, ſo ſchien eine feindſelige Gährung in dem Nebel zu entſtehen, der auf ein Mal aufwärts ſtrich und uns auf's Neue einzuwickeln drohte. Wir gingen ſtärker den Berg hinan, ihm nochmals zu entgehn, allein er überflügelte uns und hüllte uns ein. Wir ſtiegen immer friſch aufwärts und bald kam uns ein Gegenwind vom Berge ſelbſt zu Hülfe, der durch den Sattel, der zwei Gipfel verbindet, hereinſtrich und den Nebel wieder in's Thal zurücktrieb. Dieſer wunderſame Streit wiederholte ſich öfter und wir langten endlich glücklich auf dem Col de Balme an. Es war ein ſeltſamer, eigener Anblick. Der höchſte Himmel über den Gipfeln der Berge war überzogen, unter uns ſahen wir durch den manchmal zerriſſenen Nebel in's ganze Thal Chamouni und zwiſchen dieſen beiden Wolkenſchichten waren

die Gipfel der Berge alle ſichtbar. Auf der Oſtſeite waren wir von ſchroffen Gebirgen eingeſchloſſen, auf der Abendſeite ſahen wir in ungeheure Thäler, wo doch auf einigen Matten ſich menſchliche Wohnungen zeigten. Vorwärts lag uns das Wallis-Thal, wo man mit einem Blick, bis Martinach und weiter hinein, mannigfaltig übereinandergeſchlungene Berge ſehen konnte. Auf allen Seiten von Gebirgen umſchloſſen, die ſich weiter gegen den Horizont immer zu vermehren und aufzuthürmen ſchienen, ſo ſtanden wir auf der Grenze von Savoyen und Wallis. Einige Contrebandiers kamen mit Mauleſeln den Berg herauf und erſchracken vor uns, da ſie an dem Platz jetzo Niemanden vermutheten. Sie thaten einen Schuß, als ob ſie ſagen wollten: damit Ihr ſeht, daß ſie geladen ſind, und Einer ging voraus, um uns zu recognosciren. Da er unſern Führer erkannte und unſere harmloſen Figuren ſah, rückten die Andern auch näher und wir zogen, mit wechſelſeitigen Glückwünſchen, an einander vorbei. Der Wind ging ſcharf und es fing ein wenig an zu ſchneien. Nunmehr ging es einen ſehr rauhen und wilden Stieg abwärts, durch einen alten Fichtenwald, der ſich auf Felsplatten von Gneiß eingewurzelt hatte. Vom Wind übereinandergeriſſen, verfaulten hier die Stämme mit ihren Wurzeln und die zugleich losgebrochenen Felſen lagen ſchroff durcheinander. Endlich kamen wir in's Thal, wo der Trient-Fluß aus einem Gletſcher entſpringt, ließen das Dörfchen Trient ganz nahe rechts liegen und folgten dem Thale durch einen ziemlich unbequemen Weg, bis wir endlich gegen Sechſe hier in Martinach auf flachem Wallis-Boden angekommen ſind, wo wir uns zu weitern Unternehmungen ausruhen wollen.

Martinach, den 6. November. Abends.

Wie unſere Reiſe ununterbrochen fortgeht, knüpft ſich auch ein Blatt meiner Unterhaltung mit Ihnen an's andere, und kaum hab' ich das Ende unſerer Savoyer-Wanderungen gefaltet und bei Seite gelegt, nehm' ich ſchon wieder ein anderes Papier, um Sie mit Dem bekannt zu machen, was wir zunächſt vorhaben.

Zu Nacht ſind wir in ein Land getreten, nach welchem unſere Neugier ſchon lange geſpannt iſt. Noch haben wir Nichts als die Gipfel der Berge, die das Thal von beiden Seiten einſchließen, in der Abenddämmerung geſehen. Wir ſind im Wirthshauſe untergekrochen, ſehen zum Fenſter hinaus die Wolken wechſeln; es iſt uns ſo heimlich und ſo wohl, daß wir ein Dach haben, als Kindern, die ſich aus Stühlen, Tiſchblättern und Teppichen eine Hütte am Ofen machen und ſich darin verreden, es regne und ſchneie draußen, um angenehme, eingebildete Schauer in ihren kleinen Seelen in Bewegung zu bringen. So ſind wir in der Herbſtnacht in einem fremden, unbekannten Lande. Aus der Karte wiſſen wir, daß wir in dem Winkel eines Ellenbogens ſitzen, von wo aus der kleinere Theil des Wallis, ungefähr von Mittag gegen Mitternacht, die Rhone hinunter ſich an den Genfer-See anſchließt, der andere aber und längſte, von Abend gegen Morgen, die Rhone hinauf bis an ihren Urſprung, die Furka, ſteigt. Das Wallis ſelbſt zu durchreiſen macht uns eine angenehme Ausſicht; nur wie wir oben hinauskommen werden, erregt einige Sorge. Zuvörderſt iſt feſtgeſetzt, daß wir, um den untern Theil zu ſehen, morgen bis St. Maurice gehen, wo der Freund, der mit den Pferden durch das Pays de Vaud gegangen, eingetroffen ſein wird. Morgen Abend gedenken wir wieder hier zu ſein und übermorgen ſoll es das Land hinauf. Wenn es nach dem Rath des Herrn de Sauſſure geht, ſo machen wir den Weg bis an die Furka zu Pferde, ſodann wieder bis Brieg zurück über den Simpel-Berg, wo bei jeder Witterung eine gute Paſſage iſt, über Domo d'oſſola, den Lago maggiore, über Bellinzona und dann den Gotthard hinauf. Der Weg ſoll gut und durchaus für Pferde practicabel ſein. Am Liebſten gingen wir über die Furka auf den Gotthard, der Kürze wegen und weil der Schwanz durch die Italieniſchen Provinzen von Anfang an nicht in unſerm Plane war; allein wo mit den Pferden hin, die ſich nicht über die Furka ſchleppen laſſen, wo vielleicht gar ſchon Zuhängern der Weg durch Schnee verſperrt iſt? Wir ſind darüber ganz ruhig und hoffen von Augenblick zu Augenblick wie bisher, von den Umſtänden ſelbſt guten Rath zu nehmen. Merkwürdig iſt in dieſem Wirthshauſe eine Magd, die, bei einer großen Dummheit, alle Manieren eines ſich empfindſam ziererden Deutſchen Fräuleins hat. Es gab ein großes Gelächter, als wir uns die müden Füße mit rothem Wein und Kleien, auf Anrathen unſers Führers, badeten und ſie von dieſer anmuthigen Dirne abtrocknen ließen.

Nach Tiſche.

Am Eſſen haben wir uns nicht ſehr erholt und hoffen, daß der Schlaf beſſer ſchmecken ſoll.

Den 7., St. Maurice. Gegen Mittag.

Unter Weges iſt es meine Art, die ſchönen Gegenden zu genießen, daß ich mit meine abweſenden Freunde wechſelsweiſe herbeirufe und mich mit ihnen über die herrlichen Gegenſtände unterhalte. Komm' ich in ein Wirthshaus, ſo iſt Ausruhen, mich Rückerinnern an Sie ſchreiben Eins, wenn ſchon manchmal die allzu ſehr ausgeſpannte Seele lieber in ſich ſelbſt

ſammenſtelle und mit einem halben Schlaf ſich erhielte. Heute früh gingen wir in der Dämmerung von Martinach weg; ein friſcher Nordwind ward mit dem Tage lebendig; wir kamen an einem alten Schloſſe vorbei, das auf der Ecke ſteht, wo die beiden Arme des Wallis ein Y machen. Das Thal iſt eng und wird auf beiden Seiten von mannigfaltigen Bergen beſchloſſen, die wieder zuſammen von eigenem, obgleich lieblichem Character ſind. Wir kamen hin, wo der Trient-Strom um enge und gerade Felſenwände herum in das Thal dringt, daß man zweifelhaft iſt, ob er nicht unter den Felſen hervorkomme. Gleich dabei ſteht die alte, wie im Jahr durch den Fluß beſchädigte Brücke, unweit welcher ungeheure Felsſtücke vor kurzer Zeit vom Gebirge herab die Landſtraße verſchüttet haben. Dieſe Gruppe zuſammen würde ein außerordentlich ſchönes Bild machen. Nicht weit davon hat man eine neue, hölzerne Brücke gebaut und ein ander' Stück Landſtraße eingeleitet. Wir wußten, daß wir uns dem berühmten Waſſerfall der Piſſe-vache näherten und wünſchten einen Sonnenblick, wozu uns die wechſelnden Wolken einige Hoffnung machten. In dem Wege betrachteten wir die vielen Granit- und Gneiß-Stücke, die bei ihrer Verſchiedenheit doch alle e i n e s Urſprungs zu ſein ſchienen. Endlich traten wir vor den Waſſerfall, der ſeinen Ruhm vor vielen andern verdient. In ziemlicher Höhe ſchießt aus einer Felskluft ein ſtarker Bach flammend herunter in ein Becken, wo er in Staub und Schaum ſich weit und breit im Wind herumtreibt. Die Sonne trat hervor und machte den Anblick doppelt lebendig. Unten im Waſſerſtaube hat man einen Regenbogen hin und wieder, wie man geht, ganz nahe vor ſich. Tritt man weiter hinauf, ſo ſieht man noch eine ſchönere Erſcheinung. Die luftigen, ſchäumenden Maſſen des obern Strahls, wenn ſie ziſchend und flüchtig die Linien berühren, worin unſern Augen der Regenbogen entſteht, färben ſich flammend, ohne daß die aneinanderhängende Geſtalt eines Bogens erſcheine; und ſo iſt an dem Platze immer eine abwechſelnde, feurige Bewegung. Wir kletterten d'ran herum, ſetzten uns dabei nieder und wünſchten, ganze Tage und gute Stunden des Lebens dabei zubringen zu können. Auch hier wieder, wie ſo oft auf dieſer Reiſe, fühlten wir, daß große Gegenſtände im Vorübergehen gar nicht empfunden und genoſſen werden können. Wir kamen in ein Dorf, wo luſtige Soldaten waren und tranken daſelbſt neuen Wein, den man uns geſtern auch ſchon vorgeſetzt hatte. Er ſieht aus wie Seifenwaſſer, doch mag ich ihn lieber trinken als ihren ſauern jährigen und zweijährigen. Wenn man durſtig iſt, bekommt Alles wohl. Wir ſahen St. Maurice von weitem, wie es ſich an einem Platze, liegt, wo das Thal ſich zu einem Paſſe zuſammendrückt. Links über der Stadt ſahen wir an einer Felſenwand eine kleine Kirche mit einer Einſiedelei angeklebt, wo wir noch hinaufzuſteigen denken. Hier im Wirthshauſe fanden wir ein Billet vom Freunde, der zu Ver, drei Viertelſtunden von hier, geblieben iſt. Wir haben ihm einen Boten geſchickt. Der Graf iſt ſpazieren gegangen, vorwärts die Gegend noch zu ſehen; ich will einen Biſſen eſſen und alsdann auch nach der berühmten Brücke und dem Paſſe zugehn.

Nach Tiſch.

Ich bin wieder zurück von dem Fleckchen, wo man tagelang ſitzen, zeichnen, herumſchleichen, und, ohne müde zu werden, ſich mit ſich ſelbſt unterhalten könnte. Wenn ich Jemandem einen Weg in's Wallis rathen ſollte, ſo wär' es dieſer vom Genfer-See die Rhone herauf. Ich bin auf dem Weg nach Ver zu über die große Brücke gegangen, wo man gleich in's Berner-Gebiet eintritt. Die Rhone fließt dort hinunter und das Thal wird nach dem See zu etwas weiter. Wie ich mich umkehrte, ſah ich die Felſen ſich bei St. Maurice zuſammendrücken und über die Rhone, die unten durchrauſcht, in einem hohen Bogen eine ſchmale, leichte Brücke kühn hinübergeſprengt. Die mannigfaltigen Erker und Thürme eines Burg ſchließen drüben gleich an und mit einem einzigen Thore iſt der Eingang in's Wallis geſperrt. Ich ging über die Brücke nach St. Maurice zurück, ſuchte noch vorher einen Geſichtspunct, den ich bei Huber gezeichnet geſehn habe und auch ungefähr fand.

Der Graf iſt wieder gekommen, er war den Pferden entgegengegangen und hat ſich auf ſeinem Braunen voraus gemacht. Er ſagt, die Brücke ſei ſo ſchön und leicht gebaut, daß es ausſähe, als wenn ein Pferd flüchtig über einen Graben ſetzt. Der Freund kommt auch an, zufrieden von ſeiner Reiſe. Er hat den Weg am Genfer-See her bis Ver in wenigen Tagen zurückgelegt und es iſt eine allgemeine Freude, ſich wieder zu ſehen.

Martinach. Gegen Neun.

Wir ſind tief in die Nacht geritten und der Herweg hat uns länger geſchienen als der Hinweg, wo wir von einem Gegenſtand zu dem andern gelockt worden ſind. Auch habe ich alter Beſchreibungen und Reflexionen für heute herzlich ſatt, doch will ich zwei ſchöne noch geſchwind in der Erinnerung feſthalten. An der Piſſe-vache kamen wir in tiefer Dämmerung wieder vorbei. Die Berge, das Thal und ſelbſt der Himmel waren dunkel und dämmernd. Graulich und mit ſtillem Rauſchen ſah man den herabſchießenden

Strom von allen andern Gegenſtänden ſich unterſcheiden, man bemerkte faſt gar keine Bewegung. Es war immer dunkler geworden. Auf ein Mal ſahen wir den Gipfel einer ſehr hohen Klippe, völlig wie geſchmolzen Erz im Ofen, glühen und rothen Dampf davon aufſteigen. Dieſes ſonderbare Phänomen wirkte die Abendſonne, die den Schnee und den davon aufſteigenden Nebel erleuchtete.

Sion, den 8. November. Nach 3 Uhr.

Wir haben heute früh einen Fehltritt gethan und uns wenigſtens um drei Stunden verſäumt. Wir ritten vor Tag von Martinach weg, um bei Zeiten in Sion zu ſein. Das Wetter war außerordentlich ſchön, nur daß die Sonne, wegen ihres niedern Standes, von den Bergen gehindert war, den Weg, den wir ritten, zu beſcheinen; und der Anblick des wunderſchönen Wallis-Thals machte manchen guten und muntern Gedanken rege. Wir waren ſchon drei Stunden die Landſtraße hinan, die Rhone uns linker Hand, geritten; wir ſahen Sion vor uns liegen und freuten uns auf das bald zu veranſtaltende Mittagseſſen, als wir die Brücke, die wir zu paſſiren hatten, abgetragen fanden. Es blieb uns, nach Angabe der Leute, die dabei beſchäftigt waren, Nichts übrig, als entweder einen kleinen Fußpfad, der an dem Felſen hinging, zu wählen, oder eine Stunde wieder zurückzureiten und alsdann über einige andere Brücken der Rhone zu gehen. Wir wählten das Letzte und ließen uns von keinem übeln Humor anfechten, ſondern ſchrieben dieſen Unfall wieder auf Rechnung eines guten Geiſtes, der uns bei der ſchönſten Tageszeit durch ein ſo intereſſantes Land ſpazieren führen wollte. Die Rhone macht überhaupt in dieſem engen Laude böſe Händel. Wir mußten, um zu den andern Brücken zu kommen, über anderthalb Stunden durch die ſandigen Flecke reiten, die ſie durch Ueberſchwemmungen ſehr oft zu verändern pflegt und die nur zu Erlen und Weidengebüſchen zu benutzen ſind. Endlich kamen wir an die Brücken, die ſehr böſe, ſchwankend, lang und von falſchen Klöppeln zuſammengeſetzt ſind. Wir mußten einzeln unſere Pferde, nicht ohne Sorge, darüber führen. Nun ging es an der linken Seite des Wallis wieder nach Sion zu. Der Weg an ſich war meiſtentheils ſchlecht und ſteinig, doch zeigte uns jeder Schritt eine Landſchaft, die eines Gemäldes werth geweſen wäre. Beſonders führte er uns auf ein Schloß hinauf, wo herunter ſich eine der ſchönſten Ausſichten zeigte, die ich auf dem ganzen Wege geſehen habe. Die nächſten Berge ſchloſſen auf beiden Seiten mit ihren Lagen in die Erde ein und verjüngten durch ihre Geſtalt die Gegend gleichſam perſpectiviſch. Die ganze Breite des Wallis von Berg zu Berg lag bequem anzuſehen unter uns; die Rhone kam mit ihren mannigfaltigen Krümmen und Buſchwerken bei Dörfern, Wieſen und angebauten Hügeln vorbeigefloſſen; in der Entfernung ſah man die Burg von Sion und die verſchiedenen Hügel, die ſich dahinter zu erheben anfingen; die letzte Gegend ward wie mit einem Amphitheater-Bogen durch eine Reihe von Schneegebirgen geſchloſſen, die wie das übrige Ganze von der hohen Mittagsſonne erleuchtet ſtanden. So unangenehm und ſteinig der Weg war, den wir zu reiten hatten, ſo erfreulich fanden wir die noch ziemlich grünen Reblauben, die ihn bedeckten. Die Einwohner, denen jedes Fleckchen Erdreich koſtbar iſt, pflanzen ihre Weinſtöcke gleich an ihre Mauern, die ihre Güter von dem Wege ſcheiden; ſie wachſen zu außerordentlicher Dicke und werden vermittelſt Pfähle und Latten über den Weg gezogen, ſo daß es faſt eine aneinanderhängende Laube bildet. In dem untern Theile war meiſtens Wieſewachs, doch fanden wir auch, da wir uns Sion näherten, einigen Feldbau. Gegen dieſe Stadt zu wird die Gegend durch wechſelnde Hügel außerordentlich mannigfaltig und man wünſchte eine längere Zeit des Aufenthalts genießen zu können. Doch unterbricht die Häßlichkeit der Städte und der Menſchen die angenehmen Empfindungen, welche die Landſchaft erregt, gar ſehr. Die ſcheußlichen Kröpfe haben mich ganz und gar übels Humor's gemacht. Unſern Pferden dürfen wir wohl heute Nichts mehr zumuthen und denken deßwegen zu Fuße nach Sevtert zu gehen. Hier in Sion iſt das Wirthshaus abſcheulich und die Stadt hat ein widriges, ſchwarzes Anſehn.

Sevtert, den 9. November. Nachts

Da wir bei einbrechendem Abend erſt von Sion weggegangen, ſind wir bei Nacht unter einem hellen Sternhimmel hier angekommen. Wir haben einige ſchöne Ausſichten darüber verloren, merk' ich wohl. Beſonders wünſchten wir das Schloß Tourbillon, das bei Sion liegt, erſtiegen zu haben; es muß von da aus eine ganz ungemein ſchöne Ausſicht ſein. Ein Bote, den wir mitnahmen, brachte uns glücklich durch einige böſe Flecke, wo das Waſſer ausgetreten war. Bald erreichten wir die Höhe und hatten die Rhone immer rechts unter uns. Mit verſchiedenen aſtronomiſchen Geſprächen verkürzten wir den Weg und ſind bei guten Leuten, die ihr Beſtes thun werden, uns zu bewirthen, eingekehrt. Wenn man zurück denkt, kommt Einem ſo ein durchlebter Tag, wegen der mancherlei Gegenſtände, faſt wie eine Woche vor. Es fängt mir an, recht leid zu thun, daß ich

nicht Zeit und Geſchick habe, die merkwürdigſten Gegenden auch nur einigermaßen zu zeichnen; es iſt immer beſſer als alle Beſchreibungen für einen Abweſenden.

Leuterd, den 9.

Noch ehe wir aufſtehen, kann ich Ihnen einen guten Morgen bieten. Der Graf wird mit mir links in's Gebirg nach dem Leuker-Bad zu gehen, der Freund indeſſen die Pferde hier erwarten und uns morgen in Leuk wieder antreffen.

Leuker-Bad, den 9., am Fuß der Gemmi-Wand.

In einem kleinen, bretternen Haus, wo wir von ſehr braven Leuten gar freundlich aufgenommen werden, ſitzen wir in einer ſchmalen und niedrigen Stube und ich will ſehen, wie viel von unſerer heutigen, ſehr intereſſanten Tour durch Worte mitzutheilen iſt. Von Seyters ſtiegen wir heute früh drei Stunden lang einen Berg herauf, nachdem wir vorher große Verwüſtungen der Bergwaſſer unterwegs angetroffen hatten. Es reißt ein ſolcher ſchnell entſtehender Strom auf Stunden weit Alles zuſammen, überführt mit Steinen und Kies Felder, Wieſen und Gärten, die denn nach und nach kümmerlich, wenn es allenfalls noch möglich iſt, von den Leuten wieder hergeſtellt und noch ein Paar Generationen vielleicht wieder verſchüttet werden. Wir hatten einen grauen Tag mit abwechſelnden Sonnenblicken. Es iſt nicht zu beſchreiben, wie mannigfaltig auch hier das Wallis wieder wird; mit jedem Augenblick biegt und verändert ſich die Landſchaft. Es ſcheint Alles ſehr nah' beiſammen zu liegen und man iſt doch durch große Schlichten und Berge getrennt. Wir hatten bisher noch meiſt das offene Wallis-Thal rechts neben uns gehabt, als ſich auf ein Mal ein ſchöner Anblick in's Gebirg vor uns auftha.

Ich muß, um anſchaulicher zu machen, was ich beſchreiben will, Etwas von der geographiſchen Lage der Gegend, wo wir uns befinden, ſagen. Wir waren nun ſchon drei Stunden aufwärts in das ungeheure Gebirg geſtiegen, das Wallis vom Bern trennt. Es iſt eben der Stock von Bergen, der in Einem fort vom Genfer-See bis auf den Gotthard läuft und auf dem ſich in dem Berner-Gebiet die großen Eis- und Schnee-Maſſen eingeniſtet haben. Hier ſind eben und unten relative Worte des Augenblicks. Ich ſage, unter mir auf einer Fläche liegt ein Dorf und eben dieſe Fläche liegt vielleicht wieder an einem Abgrund, der viel höher iſt als mein Verhältniß zu ihr.

Wir ſahen, als wir um eine Ecke herum kamen und bei einem Heiligenſtock anruhten, unter uns am Ende einer ſchönen, grünen Matte, die an einem ungeheuern Felſenſchlund hergieng, das Dorf Juden mit einer weißen Kirche ganz am Hange des Felſens, in der Mitte von der Landſchaft liegen. Ueber der Schlucht drüben gingen wieder Matten und Tannenwälder auf- und abwärts; gleich hinter dem Dorfe ſtieg eine große Kluft von Felſen in die Höhe, die Berge von der linken Seite ſchloſſen ſich bis zu uns an, die von der rechten ſetzten auch ihre Rücken weiter fort, ſo daß das Dörfchen mit ſeiner weißen Kirche gleichſam wie im Brennpunct von ſo viel zuſammenlaufenden Felſen und Abhängen daſtand. Der Weg nach Juden iſt in die ſteile Felswand gehauen, die dieſes Amphitheater von der linken Seite, im Hingehen gerechnet, einſchließt. Es iſt dieſes kein gefährlicher, aber doch ſehr fürchterlich ausſehender Weg. Er geht auf den Lagen einer ſchroffen Felswand hinunter, an der rechten Seite mit einer geringen Planke von dem Abgrunde geſondert. Ein Kerl, der mit einem Manteſel neben uns hinabſtieg, faßte ſein Thier, wenn es an gefährliche Stellen kam, beim Schweife, um ihm einige Hülfe zu geben, wenn es gar zu ſteil vor ſich hinunter in den Felſen hinein mußte. Endlich kamen wir in Juden an, und da unſer Bote wohl bekannt war, ſo fiel es uns leicht, von einer willigen Frau ein gut' Glas rothen Wein und Brod zu erhalten, da ſie eigentlich in dieſer Gegend keine Wirthshäuſer haben. Nun ging es in die hohe Schlucht hinter Juden hinauf, wo wir denn bald den ſo ſchrecklich beſchriebenen Gemmi-Berg vor uns ſahen und das Leuker-Bad an ſeinem Fuß, zwiſchen andern, hohen, unwegſamen und mit Schnee bedeckten Gebirgen, gleichſam wie in einer hohlen Hand liegen fanden. Es war gegen drei, als wir ankamen; unſer Führer ſchaffte uns bald Quartier. Es iſt zwar kein Gaſthof hier, aber alle Leute ſind ſo ziemlich, wegen der vielen Badgäſte, die hierher kommen, eingerichtet. Unſere Wirthin liegt ſeit geſtern in den Wochen und ihr Mann macht mit einer alten Mutter und der Magd ganz artig die Ehre des Hauſes. Wir beſtellten Etwas zu eſſen und ließen uns die warmen Quellen zeigen, die an verſchiedenen Orten ſehr ſtark aus der Erde hervorkommen und reinlich eingefaßt ſind. Außer dem Dorfe, gegen das Gebirg zu, ſollen noch einige ſtärkere ſein. Es hat dieſes Waſſer nicht den mindeſten ſchwefelichten Geruch, ſagt, wo es quillt und wo es durchfließt, nicht den mindeſten Ocher noch ſonſt irgend etwas Mineraliſches oder Irdiſches an, ſondern läßt wie ein anderes reines Waſſer keine Spur zurück. Es iſt, wenn es aus der Erde kommt, ſehr heiß und wegen ſeiner guten Acchte berühmt. Wir hatten noch Zeit zu einem Spatziergang gegen den Fuß des Gemmi, der uns ganz nah' zu liegen ſchien.

Ich muß hier wieder bemerken, was ſchon ſo oft vorgekommen, daß wenn man mit Gebirgen umſchloſſen iſt, Einem alle Gegenſtände ſo außerordentlich nahe ſcheinen. Wir hatten eine ſtarke Stunde über heruntergeſtürzte Felsſtücke und dazwiſchen geſchwemmtem Kies hinaufzuſteigen, bis wir uns an dem Fuß des ungeheuern Gemmi-Bergs, wo der Weg an ſteilen Klippen aufwärts geht, befanden. Es iſt Dieß der Uebergang in's Berner-Gebiet, wo alle Kranken ſich müſſen in Sänften herumtragen laſſen. Hieß' uns die Jahrszeit nicht eilen, ſo würde wahrſcheinlicher Weiſe morgen ein Verſuch gemacht werden, dieſen ſo merkwürdigen Berg zu beſteigen; ſo aber werden wir uns mit der bloßen Anſicht für dieß Mal begnügen müſſen. Wie wir zurückgingen, ſahen wir dem Gebäude der Wolken zu, das in der jetzigen Jahrszeit in dieſen Gegenden äußerſt intereſſant iſt. Ueber das ſchöne Wetter haben wir bisher ganz vergeſſen, daß wir im November leben; es iſt auch, wie man uns im Bern'ſchen vorausſagte, hier der Herbſt ſehr gefällig. Die frühen Abende und ſchneeverkündende Wolken erinnern uns aber doch manchmal, daß wir tief in der Jahrszeit ſind. Das wunderbare Wehen, das ſie heute Abend verführten, war außerordentlich ſchön. Als wir vom Fuß des Gemmi-Bergs zurückkamen, ſahen wir, aus der Schlucht von Inden herauf, leichte Nebelwolken ſich mit großer Schnelligkeit bewegen. Sie wechſelten bald rückwärts, bald vorwärts und kamen endlich aufſteigend dem Leuker-Bad ſo nahe, daß wir wohl ſahen, wir mußten unſere Schritte verdoppeln, um bei hereinbrechender Nacht nicht in Wolken eingewickelt zu werden. Wir kamen auch glücklich zu Hauſe an, und während ich Dieſes hinſchreibe, legen ſich wirklich die Wolken ganz ernſtlich in einen kleinen, artigen Schnee auseinander. Es iſt dieſer der erſte, den wir haben und, wenn wir auf unſere geſtrige, warme Reiſe von Martinach nach Sion, auf die noch ziemlich belaubten Rebengeländer zurückdenken, eine ſehr ſchnelle Abwechſelung. Ich bin in die Thüre getreten, ich habe dem Weſen der Wolken eine Weile zugeſehen, das über alle Beſchreibung ſchön iſt. Eigentlich iſt es noch nicht Nacht, aber ſie verhüllen abwechſelnd den Himmel und machen dunkel. Aus den tiefen Felsſchluchten ſteigen ſie herauf, bis ſie an die höchſten Gipfel der Berge reichen; von dieſen angezogen, ſcheinen ſie ſich zu verdichten und, von der Kälte gepackt, in Geſtalt des Schnee's niederzufallen. Es iſt eine unausſprechliche Einſamkeit hier oben, in ſo großer Höhe doch noch wie in einem Brunnen zu ſein, wo man nur vorwärts durch die Abgründe einen Fußpfad hinaus vermuthet. Die Wolken, die ſich hier in dieſem Sacke ſtoßen, die ungeheuern Felſen bald zudecken und in eine undurchdringliche, die Dämmerung verſtärkende, bald Theile davon wieder als Geſpenſter ſehen laſſen, geben dem Zuſtand ein trauriges Leben. Man iſt voller Ahnung bei dieſen Wirkungen der Natur. Die Wolken, eine dem Menſchen von Jugend auf ſo merkwürdige Lufterſcheinung, iſt man in dem platten Lande doch nur als etwas Fremdes, Ueberirdiſches anzuſehen gewohnt. Man betrachtet ſie nur als Gäſte, als Streichvögel, die, unter einem andern Himmel geboren, von dieſer aber jener Gegend bei uns augenblicklich vorbeigezogen kommen; als prächtige Teppiche, womit die Götter ihre Herrlichkeit vor unſern Augen verſchließen. Hier aber iſt man von ihnen ſelbſt, wie ſie ſich erzeugen, eingehüllt und die ewige, innerliche Kraft der Natur fühlt man ſich ahnungsvoll durch jede Nerve bewegen.

Auf die Nebel, die bei uns eben dieſe Wirkungen hervorbringen, gibt man weniger Acht; auch weil ſie uns weniger vor's Auge gedrängt ſind, iſt ihre Wirthſchaft ſchwerer zu beobachten. Bei allen dieſen Gegenſtänden wünſcht man nur länger ſich verweilen und an ſolchen Orten mehrere Tage zubringen zu können; ja iſt man ein Liebhaber von dergleichen Betrachtungen, ſo wird der Wunſch immer lebhafter, wenn man bedenkt, daß jede Jahrszeit, Tageszeit und Witterung neue Erſcheinungen, die man gar nicht erwartet, hervorbringen muß. Und wie in jedem Menſchen, auch ſelbſt dem gemeinen, ſonderbare Spuren übrig bleiben, wenn er bei großen, ungewöhnlichen Handlungen etwa einmal gegenwärtig geweſen iſt; wie er ſich von dieſem einen Flecke gleichſam größer fühlt, unermüdlich Ebendaſſelbe erzählend wiederholt und ſo, auf jene Weiſe, einen Schatz für ſein ganzes Leben gewonnen hat, ſo iſt es auch dem Menſchen, der ſolche große Gegenſtände der Natur geſehen und mit ihnen vertraut geworden iſt. Er hat, wenn er dieſe Eindrücke zu bewahren, ſie mit andern Empfindungen und Gedanken, die in ihm entſtehen, zu verbinden weiß, gewiß einen Vorrath von Gewalt, womit er den unſchmackhaften Theil des Lebens verbeſſern und ſeinem ganzen Weſen einen durchziehenden, guten Geſchmack geben kann.

Ich bemerke, daß ich in meinem Schreiben der Menſchen wenig erwähne; ſie ſind auch unter dieſen großen Gegenſtänden der Natur, beſonders im Vorbeigehen, minder merkwürdig. Ich zweifle nicht, daß man bei längerm Aufenthalt gar intereſſante und gute Leute finden würde. Eins glaub' ich überall zu bemerken: je weiter man von der Landſtraße und dem größern Gewerbe der Menſchen abkömmt, je mehr in den Gebirgen die Menſchen beſchränkt,

Nicht daß sie just so sehr sich einzuschränken hat;
Wir könnten uns weit eh' als andre regen:
Mein Vater hinterließ ein hübsch Vermögen,
Ein Häuschen und ein Gärtchen vor der Stadt.
Doch hab' ich jetzt so ziemlich stille Tage:
Mein Bruder ist Soldat,
Mein Schwesterchen ist todt.
Ich hatte mit dem Kind wohl meine liebe Noth;
Doch übernähm' ich gern noch einmal alle Plage,
So lieb war mir das Kind.

Faust.

Ein Engel, wenn dir's glich.

Margarethe.

Ich zog es auf, und herzlich liebt' es mich.
Es war nach meines Vaters Tod geboren.
Die Mutter gaben wir verloren,
So elend wie sie damals lag,
Und sie erhohlte sich sehr langsam, nach und nach.

abgeſchnitten und auf die äußerſten Bedürfniſſe des Lebens zurückgewieſen ſind, je mehr ſie ſich von einem einfachen, langſamen, unveränderlichen Erwerbe nähren: deſto beſſer, willfähriger, freundlicher, uneigennütziger, gaſtfreier bei ihrer Armuth hab' ich ſie gefunden.

Leuker-Bad, den 10. November.

Wir machen uns bei Licht zurechte, um mit Tagesanbruch wieder hinunter zu gehen. Dieſe Nacht habe ich ziemlich unruhig zugebracht. Ich lag kaum im Bette, ſo kam mir vor, als wenn ich über und über mit einer Neſſelſucht befallen wäre; doch merkte ich bald, daß es ein großes Heer hüpfender Inſecten war, die den neuen Ankömmling blutdürſtig überfielen. Dieſe Thiere erzeugen ſich in den hölzernen Häuſern in großer Menge. Die Nacht ward mir ſehr lang und ich war zufrieden, als man uns den Morgen Licht brachte.

Leuk, Gegen 10 Uhr.

Wir haben nicht viel Zeit, doch will ich, eh' wir hier weggehen, die merkwürdige Trennung unſerer Geſellſchaft melden, die hier vorgegangen iſt und was ſie veranlaßt hat. Wir gingen mit Tagesanbruch heute von Leuker-Bad aus und hatten im friſchen Schnee einen ſchlüpfrigen Weg über die Matten zu machen. Wir kamen bald nach Inden, wo wir dann den ſteilen Weg, den wir geſtern herunter kamen, zur Rechten über uns ließen und auf der Matte nach der Schlucht, die uns nunmehr links lag, hinabſtiegen. Es iſt dieſe wild und mit Bäumen verwachſen, doch geht ein ganz leidlicher Weg hinunter. Durch dieſe Felsklüfte hat das Waſſer, das vom Leuker-Bad kommt, ſeine Abflüſſe in's Wallis-Thal. Wir ſahen in der Höhe an der Seite des Felſens, den wir geſtern herunter gekommen waren, eine Waſſerleitung gar künſtlich eingehauen, wodurch ein Bach erſt daran her, dann durch eine Höhle aus dem Gebirge in das benachbarte Dorf geleitet wird. Wir mußten nunmehr wieder einen Hügel hinauf und ſahen dann bald das off'ne Wallis und die gartige Stadt Leuk unter uns liegen. Es ſind dieſe Städchen meiſt an die Berge angeflickt, die Dächer mit groben, geriſſenen Schindeln unzierlich gedeckt, die durch die Jahrszeit ganz ſchwarz gefault und verwerft ſind. Wie man auch nur hineintritt, ſo ekelt's Einem; denn es iſt überall unſauber. Mangel und ängſtlicher Erwerb dieſer privilegirten und freien Bewohner kommt überall zum Vorſchein. Wir fanden den Freund, der die ſchlimme Nachricht brachte, daß es nunmehr mit den Pferden ſehr beſchwerlich weiter zu gehen anfange. Die Ställe werden kleiner und enger, weil ſie nur auf Mauleſel und Saumroſſe eingerichtet ſind; der Haber fängt auch an ſehr ſelten zu werden, ja man ſagt, daß weiter hin in's Gebirg gar keiner mehr anzutreffen ſei. Ein Beſchluß war bald gefaßt: der Freund ſollte mit den Pferden das Wallis wieder hinunter über Sier, Vevay, Lauſanne, Freyburg und Bern auf Luzern gehen, der Graf und ich wollten unſern Weg das Wallis hinauf fortſetzen, verſuchend, wo wir auf den Gotthard hinaufdringen könnten, alsdann durch den Canton Uri über den Vierwaldſtätter-See gleichfalls in Luzern eintreffen. Man findet in dieſer Gegend überall Maulthiere, die auf ſolchen Wegen immer beſſer ſind als Pferde, und zu Fuße zu gehen iſt am Ende doch immer das Angenehmſte. Wir haben unſere Sachen getrennt. Der Freund iſt fort; unſer Mantelſack wird auf ein Maulthier, das wir gemiethet haben, gepackt, und ſo wollen wir aufbrechen und unſern Weg zu Fuße nach Brieg nehmen. Am Himmel ſieht es bunt aus, doch ich denke, das gute Glück, das uns bisher begleitet und uns ſo weit gelockt hat, ſoll uns auf dem Platze nicht verlaſſen, wo wir es am Nöthigſten brauchen.

Brieg, den 10. Abends.

Von unſerm heutigen Weg kann ich wenig erzählen, ausgenommen, wenn Sie mit einer weitläufigen Wettergeſchichte ſich wollen unterhalten laſſen. Wir gingen in Geſellſchaft eines Schwäbiſchen Metzgerknechts, der ſich hierher verloren, in Leuk Condition gefunden hatte und eine Art von Hanswurſt machte, unſer Gepäck auf ein Maulthier geladen, das ſein Herr vor ſich hertrieb, gegen Eilf von Leuk ab. Hinter uns, ſo weit wir in das Wallis-Thal hineinſehen konnten, lag es mit dicken Schauerwolken bedeckt, die das Land heraufgezogen kamen. Es war wirklich ein trüber Anblick und ich befürchtete in der Stille, daß, ob es gleich ſo hell vor uns aufwärts war als wie im Lande Goſen, uns doch die Wolken bald einholen und wir vielleicht im Grunde des Wallis an beiden Seiten von Bergen eingeſchloſſen, von Wolken zugedeckt und in einer Nacht eingeſchneit ſein könnten. So ſtützerte die Sorge, die ſich meiſtentheils des einen Ohrs bemeiſtert. Auf der andern Seite ſprach der gute Muth mit weit zuverläſſigerer Stimme, verwies mir meinen Unglauben, hielt mir das Vergangene vor und machte mich auch auf die gegenwärtigen Lufterſcheinungen aufmerkſam. Wir gingen dem ſchönen Wetter immer entgegen; die Rhone hinauf war Alles heiter, und ſo ſtark der Abendwind das Gewölk hinter uns hertrieb, ſo konnte es uns doch niemals erreichen. Die Urſache war dieſe: in das Wallis-Thal gehen, wie ich Ihnen ſo oft geſagt, ſehr viele Schluchten des benach-

barten Gebirges auf und ergießen ſich wie kleine Bäche in den großen Strom, wie denn auch alle ihre Gewäſſer in der Rhone zuſammenlaufen. Aus jeder ſolcher Oeffnung ſtreicht ein Zugwind, der ſich in den innern Thälern und Krümmungen erzeugt. Wie nun der Hauptzug der Wolken das Thal herauf an ſo eine Schlucht kommt, ſo läßt die Zugluft die Wolken nicht vorbei, ſondern kämpft mit ihnen und dem Winde der ſie trägt, hält ſie auf und macht ihnen wohl Stunden lang den Weg ſtreitig. Dieſem Kampf ſahen wir oft zu, und wenn wir glaubten, von ihnen überzogen zu werden, ſo fanden ſie wieder ein ſolches Hinderniß; und wenn wir eine Stunde gegangen waren, konnten ſie noch kaum vom Fleck. Gegen Abend war der Himmel außerordentlich ſchön. Als wir uns Brieg näherten, trafen die Wolken faſt zu gleicher Zeit mit uns ein; doch mußten ſie, weil die Sonne untergegangen war und ihnen nunmehr ein packender Morgenwind entgegenkam, ſtille ſtehen und machten von einem Berge zum andern einen großen halben Mond über das Thal. Sie waren von der kalten Luft zur Conſiſtenz gebracht und hatten da, wo ſich ihr Saum gegen den blauen Himmel zeichnete, ſchöne, leichte und muntere Formen. Man ſah, daß ſie Schnee enthielten; doch ſcheint uns die friſche Luft zu verheißen, daß dieſe Nacht nicht viel fallen ſoll. Wir haben ein ganz artiges Wirthshaus und, was uns zu großem Vergnügen dient, in einer geräumigen Stube ein Camin angetroffen; wir ſitzen am Feuer und machen Rathſchläge wegen unſerer weitern Reiſe. Hier in Brieg geht die gewöhnliche Straße über den Simplon nach Italien; wenn wir alſo unſern Gedanken, über die Furka auf den Gotthard zu gehen, aufgeben wollten, ſo gingen wir mit gemietheten Pferden und Maulthieren auf Domo d'oſſola, Margozzo, fuhren den Lago maggiore hinaufwärts, dann auf Bellinzona und ſo weiter den Gotthard hinauf, über Airolo zu den Capuzinern. Dieſer Weg iſt den ganzen Winter über gebahnt und mit Pferden bequem zu machen, doch ſcheint er unſerer Vorſtellung, da er in unſerm Plane nicht war und uns fünf Tage ſpäter als unſern Freund nach Luzern führen würde, nicht reizend. Wir wünſchen vielmehr, das Wallis bis an ſein oberes Ende zu ſehen, dahin wir morgen Abends kommen werden; und wenn das Glück gut iſt, ſo ſitzen wir übermorgen um dieſe Zeit in Realp in dem Urſer-Thal, welches auf dem Gotthard, nahe bei deſſen höchſtem Gipfel iſt. Sollten wir nicht über die Furka kommen, ſo bleibt uns immer der Weg hierher unverſchloſſen und wir werden alsdann das uns Noth ergreifen, was wir aus Wahl nicht gerne thun. Sie können ſich vorſtellen, daß ich hier ſchon wieder die Leute examinirt habe, ob ſie glauben, daß die Paſſage über die Furka offen iſt; denn Das iſt der Gedanke, mit dem ich aufſtehe, ſchlafen gehe, mit dem ich den ganzen Tag über beſchäftigt bin. Bisher war es einem Marſch zu vergleichen, den man gegen einen Feind richtet, und nun iſt's, als wenn man ſich dem Flecke nähert, wo er ſich verſchanzt hat und man ſich mit ihm herumſchlagen muß. Außer unſerm Maulthier ſind zwei Pferde auf morgen früh beſtellt.

Münſter, den 11. Abends 6 Uhr.

Wieder einen glücklichen und angenehmen Tag zurückgelegt! Heute früh, als wir von Brieg bei guter Tageszeit austritten, ſagte uns der Wirth noch auf dem Weg: „Wenn der Berg", ſo nennen ſie hier die Furka, „gar zu grimmig wäre, ſo möchten wir wieder zurückkehren und einen andern Weg ſuchen." Mit unſern zwei Pferden und einem Maulesel kamen wir nun bald über angenehme Matten, wo das Thal ſo eng wird, daß es kaum einige Büchſenſchüſſe breit iſt. Es hat daſelbſt eine ſchöne Weide, worauf große Bäume ſtehen und Felsſtücke, die ſich von benachbarten Bergen abgelöſt haben, zerſtreut liegen. Das Thal wird immer enger; man wird genöthiget, an den Bergen ſeitwärts hinauf zu ſteigen und hat nunmehr die Rhone in einer ſchroffen Schlucht immer rechts unter ſich. In der Höhe aber breitet ſich das Land wieder recht ſchön aus, auf mannigfaltig gebogenen Hügeln ſind ſchöne, nahrhafte Matten, liegen hübſche Oerter, die mit ihren dunkelbraunen, hölzernen Häuſern gar wunderlich unter dem Schnee hervor gucken. Wir gingen viel zu Fuß und thaten's uns einander wechſelſeitig zu Gefallen. Denn ob man gleich auf den Pferden ſicher iſt, ſo ſieht es doch immer gefährlich aus, wenn ein Anderer, auf ſo ſchmalen Pfaden, von ſo einem ſchwachen Thiere getragen, an einem ſchroffen Abgrund vor Einem herreitet. Weil nun kein Vieh auf der Weide ſein kann, indem die Menſchen alle in den Häuſern ſtecken, ſo ſieht eine ſolche Gegend einſam aus, und der Gedanke, daß man immer enger und enger zwiſchen ungeheuern Gebirgen eingeſchloſſen wird, gibt der Imagination graue und unangenehme Bilder, die Einen, der nicht recht feſt im Sattel ſäße, gar leicht herabwerfen könnten. Der Menſch iſt niemals ganz Herr von ſich ſelbſt. Da er die Zukunft nicht weiß, da ihm ſogar der nächſte Augenblick verborgen iſt, ſo hat er oft, wenn er etwas Ungemeines vernimmt, mit unwillkürlichen Empfindungen, Ahnungen, traumartigen Vorſtellungen zu kämpfen, über die man kurz hinterdrein wohl lachen kann, die aber oft in dem Augenblicke der Ent-

ſchaffung höchſt beſchwerlich ſind. In unſerm Mittags-Quartier begegnete uns was Angenehmes. Wir traten bei einer Frau ein, in deren Hauſe es ganz reinlich ausſah. Ihre Stube war nach hieſiger Landesart ausgeräſelt, die Betten mit Schnitzwerk geziert, die Schränke, Tiſche und was ſonſt von kleinen Repoſitorien an den Wänden und in den Ecken befeſtigt war, hatte artige Zierathen von Drechsler- und Schnitzwerk. An den Portraits, die in der Stube hingen, konnte man bald ſehen, daß Mehrere aus dieſer Familie ſich dem geiſtlichen Stand gewidmet hatten. Wir bemerkten auch eine Sammlung wohl eingebundener Bücher über der Thür, die wir für eine Stiftung eines dieſer Herren hielten. Wir nahmen die Legenden der Heiligen herunter und laſen d'rin, während das Eſſen vor uns zubereitet wurde. Die Wirthinn fragte uns einmal, als ſie in die Stube trat, ob wir auch die Geſchichte des heiligen Alexis geleſen hätten? Wir ſagten nein, nahmen aber weiter keine Notiz davon und Jeder las in ſeinem Capitel fort. Als wir uns zu Tiſche geſetzt hatten, ſetzte ſie ſich zu uns und fing wieder von dem heiligen Alexis an zu reden. Wir fragten, ob es ihr Patron oder der Patron ihres Hauſes ſei, welches ſie verneinte, dabei aber verſicherte, daß dieſer heilige Mann ſoviel aus Liebe zu Gott ausgeſtanden habe, daß ihr ſeine Geſchichte erbärmlicher vorkomme, als viele der übrigen. Da ſie ſah, daß wir gar nicht unterrichtet waren, fing ſie an, uns zu erzählen: „Es ſei der heilige Alexis der Sohn vornehmer, reicher und gottesfürchtiger Eltern in Rom geweſen, ſei ihnen, die den Armen außerordentlich viel Gutes gethan, in Ausübung guter Werke mit Vergnügen gefolgt; doch habe ihm Dieſes noch nicht genug gethan, ſondern er habe ſich in der Stille Gott ganz und gar geweiht und Chriſto eine ewige Keuſchheit angelobet. Als ihn in der Folge ſeine Eltern an eine ſchöne und treffliche Jungfrau verheirathen wollen, habe er zwar ſich ihrem Willen nicht widerſetzt, die Trauung ſei vollzogen worden; er habe ſich aber, anſtatt ſich zu der Braut in die Kammer zu begeben, auf ein Schiff, das er bereit gefunden, geſetzt und ſei damit nach Aſien übergefahren. Er habe daſelbſt die Geſtalt eines ſchlechten Bettlers angezogen und ſei dergeſtalt unkenntlich geworden, daß ihn auch die Knechte ſeines Vaters, die man ihm nachgeſchickt, nicht erkannt hätten. Er habe ſich daſelbſt an der Thüre der Hauptkirche gewöhnlich aufgehalten, dem Gottesdienſt beigewohnt und ſich von geringem Almoſen der Gläubigen genährt. Nach drei oder vier Jahren ſeien verſchiedene Wunder geſchehen, die ein beſonderes Wohlgefallen Gottes angezeigt. Der Biſchof habe in der Kirche eine Stimme gehört, daß er den frömmſten Mann, deſſen Gebet vor Gott am Angenehmſten ſei, in die Kirche rufen und an ſeiner Seite den Dienſt verrichten ſollte. Da Dieſer hierauf nicht gewußt, wer gemeint ſei, habe ihm die Stimme den Bettler angezeigt, den er denn auch zu großem Erſtaunen des Volks hereingeholt. Der heilige Alexis, betroffen, daß die Aufmerkſamkeit der Leute auf ihn rege geworden, habe ſich in der Stille davon und auf ein Schiff gemacht, Willens, weiter ſich in die Fremde zu begeben. Durch Sturm aber und andere Umſtände ſei er genöthigt worden, in Italien zu landen. Der heilige Mann habe hierin einen Wink Gottes geſehen und ſich erfreut, eine Gelegenheit zu finden, wo er die Selbſtverläugnung im höchſten Grade zeigen konnte. Er ſei daher gerade zu auf ſeine Vaterſtadt losgegangen, habe ſich als ein armer Bettler vor ſeiner Eltern Hausthür geſetzt; Dieſe, ihn auch dafür haltend, haben ihn nach ihres frommen Wohlthätigkeit gut aufgenommen und einem Bedienten aufgetragen, ihn mit Quartier im Schloß und den nöthigen Speiſen zu verſehen. Dieſer Bediente, verdrießlich über die Mühe und unwillig über ſeiner Herrſchaft Wohlthätigkeit, habe dieſen anſcheinenden Bettler in ein ſchlechtes Loch unter der Treppe gewieſen und ihm daſelbſt geringes und ſparſames Eſſen gleich einem Hunde vorgeworfen. Der heilige Mann, anſtatt ſich dadurch irre machen zu laſſen, habe darüber erſt Gott recht in ſeinem Herzen gelobt und nicht allein Dieſes, was er leicht ändern können, mit gelaſſenem Gemüthe getragen, ſondern auch die andauernde Betrübniß der Eltern und ſeiner Gemahlinn über die Abweſenheit ihres ſo geliebten Alexis mit unglaublicher und übermenſchlicher Standhaftigkeit ausgehalten. Denn ſeine vielgeliebten Eltern und ſeine ſchöne Gemahlinn hat er des Tags wohl hundert Mal ſeinen Namen ausrufen hören, ſich nach ihm ſehnen und über ſeine Abweſenheit ein kummervolles Leben verzehren ſehen.“ An dieſer Stelle konnte ſich die Frau der Thränen nicht mehr enthalten und ihre beiden Mädchen, die ſich während der Erzählung an ihren Rock angehängt, ſahen unverwandt an die Mutter hinauf. „Ich weiß mir keinen erbärmlichern Zuſtand vorzuſtellen“, ſagte ſie, „und keine größere Marter, als was dieſer heilige Mann bei den Seinigen und aus freiem Willen ausgeſtanden hat. Aber Gott hat ihm ſeine Beſtändigkeit auf's Herrlichſte vergolten und bei ſeinem Tode die größten Zeichen der Gnade vor den Augen der Gläubigen gegeben. Denn als dieſer heilige Mann, nachdem er einige Jahre in dieſem Zuſtande gelebt, täglich mit

größter Inbrunſt dem Gottesdienſte beigewohnet, ſo iſt er endlich krank geworden, ohne daß Jemand ſonderlich auf ihn Acht gegeben. Als darnach an einem Morgen der Papſt, in Gegenwart des Kaiſers und des ganzen Adels, ſelbſt hohes Amt gehalten, haben auf ein Mal die Glocken der ganzen Stadt Rom wie zu einem vornehmen Todtengeläute zu läuten angefangen; wie nun Jedermänniglich darüber erſtaunt, ſo iſt dem Papſte eine Offenbarung geſchehen, daß dieſes Wunder den Tod des heiligſten Mannes in der ganzen Stadt anzeige, der in dem Hauſe des Patricii [illegible] ſo eben verſchieden ſei. Der Vater des Alexis fiel auf Befragen ſelbſt auf den Bettler. Er ging nach Hauſe und fand ihn unter der Treppe wirklich todt. In den zuſammengefalteten Händen hatte der heilige Mann ein Papier ſtecken, welches ihm der Alte, wiewohl vergebens, herauszuziehen ſuchte. Er brachte dieſe Nachricht dem Kaiſer und Papſt in die Kirche zurück, die alsdann mit dem Hofe und der Cleriſei ſich aufmachten, um ſelbſt den heiligen Leichnam zu beſuchen. Als ſie angelangt, nahm der heilige Vater ohne Mühe das Papier dem Leichnam aus den Händen, überreichte es dem Kaiſer, der es ſogleich von ſeinem Canzler vorleſen ließ. Es enthielt dieſes Papier die bisherige Geſchichte dieſes Heiligen. Da hätte man nun erſt den übergroßen Jammer der Eltern und der Gemahlinn ſehen ſollen, die ihren theuern Sohn und Gatten ſo nahe bei ſich gehabt und ihm Nichts zu Gute thun können und nunmehr erſt erfuhren, wie übel er behandelt worden. Sie fielen über den Körper her, klagten ſo wehmüthig, daß Niemand von allen Umſtehenden ſich des Weinens enthalten konnte. Auch waren unter der Menge Volks, die ſich nach und nach zudrängte, viele Kranke, die zu dem heiligen Körper gelaſſen und durch deſſen Berührung geſund wurden." — Die Erzählerinn verſicherte nochmals, indem ſie ihre Augen trocknete, daß ſie eine erbärmlichere Geſchichte niemals gehört habe; und mir kam ſelbſt ein ſo großes Verlangen zu weinen an, daß ich große Mühe hatte, es zu verbergen und zu unterdrücken. Nach dem Eſſen ſuchte ich im Pater Cochem die Legende ſelbſt auf und fand, daß die gute Frau den ganzen, reinen, menſchlichen Faden der Geſchichte behalten und alle abgeſchmackten Anwendungen dieſes Schriftſtellers rein vergeſſen hatte.

Wir gehen fleißig in's Fenſter und ſehen uns nach der Witterung um; denn wir ſind jetzt ſehr im Fall, Winde und Wolken anzubeten. Die frühe Nacht und die allgemeine Stille iſt das Element, worin das Schreiben recht gut gedeiht und ich bin überzeugt, wenn ich mich nur einige Monate an ſo einem Orte innehalten könnte und müßte, ſo würden alle meine angefangenen Dramen, ein's nach dem andern, aus Noth fertig. Wir haben ſchon verſchiedene Leute vorgehabt und ſie nach dem Uebergange über die Furka gefragt; aber auch hier können wir nichts Beſtimmtes erfahren, ob der Berg gleich nur zwei Stunden entfernt iſt. Wir müſſen uns alſo darüber beruhigen und morgen mit Anbruch des Tages ſelbſt recognoſciren und ſehen, wie ſich unſer Schickſal entſcheidet. So gefaßt ich auch ſonſt bin, ſo muß ich geſtehen, daß mir's höchſt verdrießlich wäre, wenn wir zurückgeſchlagen würden. Glückt es, ſo ſind wir morgen Abend in Realp auf dem Gotthard und übermorgen zu Mittage auf dem Gipfel des Bergs bei den Capuzinern; mißlingt's, ſo haben wir nur zwei Wege zur Retirade offen, wovon keiner ſonderlich beſſer iſt als der andere. Durch's ganze Wallis zurück und den bekannten Weg über Bern auf Luzern; oder auf Brieg zurück und erſt durch einen großen Umweg auf den Gotthard. Ich glaube, ich habe Ihnen Das in dieſen wenigen Blättern ſchon drei Mal geſagt. Freilich iſt es für uns von der größten Wichtigkeit. Der Ausgang wird entſcheiden, ob unſer Muth und Zutrauen, daß es gehen müſſe, oder die Klugheit einiger Perſonen, die uns dieſen Weg mit Gewalt widerrathen wollen, Recht behalten wird. So viel iſt gewiß, daß beide, Klugheit und Muth, das Glück über ſich erkennen müſſen. Nachdem wir vorher nochmals das Wetter examinirt, die Luft kalt, den Himmel heiter und ohne Diſpoſition zu Schnee geſehen haben, legen wir uns ruhig zu Bette.

Münſter, den 12. November. Früh 6 Uhr.

Wir ſind ſchon fertig und Alles iſt eingepackt, um mit Tagesanbruch von hier wegzugehen. Wir haben zwei Stunden bis Oberwald, und von da rechnet man gewöhnlich ſechs Stunden auf Realp. Unſer Maulthier geht mit dem Gepäck nach, ſo weit wir es bringen können.

Realp, den 12. November. Abends.

Mit einbrechender Nacht ſind wir hier angekommen. Es iſt überſtanden und der Knoten, der uns den Weg verſtrickte, entzwei geſchnitten. Eh' ich Ihnen ſage, wo wir eingekehrt ſind, eh' ich Ihnen das Weſen unſrer Gaſtfreunde beſchreibe, laſſen Sie mich mit Vergnügen den Weg in Gedanken zurückmachen, den wir mit Sorgen vor uns liegen ſahen und den wir glücklich, doch nicht ohne Beſchwerde, zurückgelegt haben. Um Sieben gingen wir von Münſter weg und ſahen das beſchneite Amphitheater der hohen Gebirge vor uns zugeſchloſſen, hielten den Berg, der hinten quer vorſteht, für die

Furka; allein wir irrten uns, wie wir nachmals erfuhren; ſie war durch Berge, die uns links lagen und durch hohe Wolken bedeckt. Der Morgenwind blies ſtark und ſchlug ſich mit einigen Schneewolken herum und jagte abwechſelnd leichte Geſtöber an den Bergen und durch das Thal. Deſto ſtärker trieben aber die Windwehen an dem Boden hin und machten uns etliche Mal den Weg verfehlen, ob wir gleich, auf beiden Seiten von Bergen eingeſchloſſen, Oberwald am Ende doch finden mußten. Nach Neune trafen wir daſelbſt an und ſprachen in einem Wirthshaus ein, wo ſich die Leute nicht wenig wunderten, ſolche Geſtalten in dieſer Jahrszeit erſcheinen zu ſehen. Wir fragten, ob der Weg über die Furka noch gangbar wäre. Sie antworteten, daß ihre Leute den größten Theil des Winters d'rüber gingen; ob wir aber hinüberkommen würden, das wüßten ſie nicht. Wir ſchickten ſogleich nach ſolchen Führern; es kam ein unterſetzter, ſtarker Mann, deſſen Geſtalt ein gutes Zutrauen gab, dem wir unſern Antrag thaten: Wenn er den Weg für uns noch practicabel hielte, ſo ſollt' er's ſagen, noch einen oder mehr Cameraden zu ſich nehmen und mit uns kommen. Nach einigem Bedenken ſagte er's zu, ging weg, um ſich fertig zu machen und den Andern mitzubringen. Wir zahlten indeſſen unſerm Manteſeltreiber ſeinen Lohn, den wir mit ſeinem Thiere nunmehr nicht weiter brauchen konnten, aßen ein Weniges Käs und Brod, tranken ein Glas rothen Wein und waren ſehr luſtig und wohlgemuth, als unſer Führer wieder kam und noch einen größern und ſtärker ausſehenden Mann, der die Stärke und Tapferkeit eines Roſſes zu haben ſchien, hinter ſich hatte. Einer packte den Manteſack auf den Rücken und nun ging der Zug zu Fünfen zum Dorfe hinaus, da wir denn in kurzer Zeit den Fuß des Berges, der uns links lag, erreichten und allmälig in die Höhe zu ſteigen anfingen. Zuerſt hatten wir auch einen betretenen Fußpfad, der von einer benachbarten Alpe herunterging, bald aber verlor ſich dieſer und wir mußten im Schnee den Berg hinaufſteigen. Unſere Führer wanden ſich durch die Felſen, um die ſich der bekannte Fußpfad ſchlingt, ſehr geſchickt herum, obgleich Alles übereinzugeſchneit war. Noch ging der Weg durch einen Fichtenwald; wir hatten die Rhone in einem engen, unfruchtbaren Thal unter uns. Nach einer kleinen Weile mußten wir ſelbſt hinab in dieſes Thal, kamen über einen kleinen Steg und ſahen nunmehr den Rhone-Gletſcher vor uns. Es iſt der ungeheuerſte, den wir ſo ganz überſehen haben. Er nimmt den Sattel eines Berges in ſehr großer Breite ein, ſteigt ununterbrochen herunter bis da, wo unten im Thale die Rhone aus ihm herausfließt. An dieſem Ausfluſſe hat er, wie die Leute erzählten, verſchiedene Jahre her abgenommen; Das will aber gegen die übrige ungeheure Maſſe gar nichts ſagen. Obgleich Alles voll Schnee lag, ſo waren doch die ſchroffen Eisklippen, wo der Wind ſo leicht keinen Schnee haften läßt, mit ihren vitriolblauen Spalten ſichtbar und man konnte deutlich ſehen, wo der Gletſcher aufhört und der beſchneite Felſen anhebt. Wir gingen ganz nahe daran hin; er lag uns linker Hand. Bald kamen wir wieder auf einen leichten Steg über ein kleines Bergwaſſer, das in einem muldenförmigen, unfruchtbaren Thal nach der Rhone zufloß. Vom Gletſcher aber rechts und links und vorwärts ſieht man nun keinen Baum mehr, Alles iſt öde und wüſte. Keine ſchroffen und überſtehenden Felſen, nur lang gedehnte Thäler, ſacht geſchwungene Berge, die nun gar im Alles vergleichenden Schnee die einfachen, ununterbrochenen Flächen uns entgegenwieſen. Wir ſtiegen nunmehr links den Berg hinan und ſanken in tiefen Schnee. Einer von unſern Führern mußte voran und brach, indem er herzhaft durchſchritt, die Bahn, in der wir folgten. Es war ein ſeltſamer Anblick, wenn man einen Moment ſeine Aufmerkſamkeit von dem Wege ab und auf ſich ſelbſt und die Geſellſchaft wendete: in der ödeſten Gegend der Welt und in einer ungeheuern einförmigen, ſchneebedeckten Gebirgswüſte, wo man rückwärts und vorwärts auf drei Stunden keine lebendige Seele weiß, wo man auf beiden Seiten die weiten Tiefen verſchlungener Gebirge hat, eine Reihe Menſchen zu ſehen, deren einer in des andern tiefe Fußtapfen tritt und wo in der ganzen, glatt überzogenen Weite Nichts in die Augen fällt, als die Furche, die man gezogen hat. Die Tiefen, aus denen man herkommt, liegen grau und endlos in Nebel hinter Einem. Die Wolken wechſeln über die blaſſe Sonne, breitfadiger Schnee zieht in der Tiefe und zieht über Alles einen ewig beweglichen Flor. Ich bin überzeugt, daß Einer, über den auf dieſem Weg ſeine Einbildungskraft nur einiger Maßen Herr würde, hier ohne anſcheinende Gefahr vor Angſt und Furcht vergehen müßte. Eigentlich iſt auch hier keine Gefahr des Sturzes, ſondern nur die Lawinen, wenn der Schnee ſtärker wird, als er jetzt iſt und durch ſeine Laſt zu rollen anfängt, ſind gefährlich. Doch erzählten uns unſere Führer, daß ſie den ganzen Winter durch d'rüber gingen, um Ziegenfelle aus dem Wallis auf den Gotthard zu tragen, womit ein ſtarker Handel getrieben wird. Sie gehen alsdann, um die Lawinen zu vermeiden, nicht da, wo wir gingen, den Berg allmälig hinauf, ſondern bleiben eine Weile unten im breitern Thal und ſteigen alsdann den ſteilen

Berg gerade hinauf. Der Weg iſt da ſicherer, aber auch viel unbequemer. Nach vierthalb Stunden Marſch kamen wir auf dem Sattel der Furka an, beim Kreuz, wo ſich Wallis und Uri ſcheiden. Auch hier ward uns der doppelte Gipfel der Furka, woher ſie ihren Namen hat, nicht ſichtbar. Wir hofften nunmehr einen bequemern Hinabſtieg; allein unſere Führer verkündigten uns einen noch tiefern Schnee, den wir auch bald fanden. Unſer Zug ging wie vorher hintereinander fort und der Vorderſte, der die Bahn brach, ſaß oft bis über den Gürtel darin. Die Geſchicklichkeit der Leute und die Leichtigkeit, womit ſie die Sache tractirten, erhielten auch unſern guten Muth; und ich muß ſagen, daß ich für meine Perſon ſo glücklich geweſen bin, den Weg ohne große Mühſeligkeit zu überſtehen, ob ich gleich damit nicht ſagen will, daß es ein Spaziergang ſei. Der Jäger Hermann verſicherte, daß er auf dem Thüringer-Walde auch ſchon ſo tiefen Schnee gehabt habe, doch ließ er ſich am Ende verlauten, die Furka ſei ein S***z. Es kam ein Lämmergeier mit unglaublicher Schnelle über uns hergeflogen; er war das einzige Lebende, was wir in dieſen Wüſten antrafen und in der Ferne ſahen wir die Berge des Urſ'ner-Thals im Sonnenſchein. Unſere Führer wollten in einer verlaſſenen, ſteinernen und zugeſchneiten Hirtenhütte einkehren und Etwas eſſen; allein wir trieben ſie fort, um in der Kälte nicht ſtille zu ſtehen. Hier ſchlingen ſich wieder andere Thäler ein und endlich hatten wir den offenen Anblick in's Urſ'ner-Thal. Wir gingen ſchärfer und, nach vierthalb Stunden Wegs, vom Kreuz an, ſahen wir die zerſtreuten Dächer von Realp. Wir hatten unſere Führer ſchon verſchiedentlich gefragt, was für ein Wirthshaus und beſonders, was für Wein wir in Realp zu erwarten hätten. Die Hoffnung, die ſie uns gaben, war nicht ſonderlich; doch verſicherten ſie, daß die Capuziner daſelbſt, die zwar nicht, wie die auf dem Gotthard, ein Hoſpitium hätten, dennoch manchmal Fremde aufzunehmen pflegten. Bei Dieſen würden wir einen guten, rothen Wein und beſſeres Eſſen, als im Wirthshaus finden. Wir ſchickten Einen deßwegen voraus, daß er die Patres disponiren und uns Quartier machen ſollte. Wir ſäumten nicht, ihm nachzugehen und kamen bald nach ihm an, da uns denn ein großer, anſehnlicher Pater an der Thür empfing. Er hieß uns mit großer Freundlichkeit eintreten und bat noch auf der Schwelle, daß wir mit ihnen vorlieb nehmen möchten, da ſie eigentlich, beſonders in jetziger Jahrszeit, nicht eingerichtet wären, ſolche Gäſte zu empfangen. Er führte uns ſogleich in eine warme Stube und war ſehr geſchäftig, uns, indem wir unſere Stiefeln ausgezogen und Wäſche wechſelten, zu bedienen. Er bat uns ein Mal über das and're: wir möchten ja völlig thun, als ob wir zu Hauſe wären. Wegen des Eſſens müßten wir, ſagte er, in Geduld ſtehen, indem ſie in ihrer langen Faſten begriffen wären, die bis Weihnachten dauert. Wir verſicherten ihm, daß eine warme Stube, ein Stück Brod und ein Glas Wein, unter gegenwärtigen Umſtänden, alle unſere Wünſche erfülle. Er reichte uns das Verlangte und wir hatten uns kaum ein wenig erholt, als er uns ihre Umſtände und ihr Verhältniß hier auf dieſem öden Flecke zu erzählen anfing. „Wir haben", ſagte er, „kein Hoſpitium, wie die Patres auf dem Gotthard; wir ſind hier Pfarrherren und unſer Drei: ich habe das Predigtamt auf mir, der zweite Pater die Schullehre und der Bruder die Haushaltung." Er fuhr fort, zu erzählen, wie beſchwerlich ihre Geſchäfte ſeien, am Ende eines einſamen, von aller Welt abgeſonderten Thals zu liegen und für ſehr geringe Einkünfte viele Arbeit zu thun. Es ſei ſonſt dieſe, wie die übrigen dergleichen Stellen von einem Weltgeiſtlichen verſehen worden, der aber, als einſtens eine Schneelawine einen Theil des Dorfs bedeckt, ſich mit der Monſtranz geflüchtet; da man ihn denn abgeſetzt und ſie, denen man mehr Reſignation zutraue, an deſſen Stelle eingeführet habe. Ich habe mich, um Dieſes zu ſchreiben, in eine obere Stube begeben, die durch ein Loch von unten auf geheizt wird. Es kommt die Nachricht, daß das Eſſen fertig iſt, die, ob wir gleich ſchon Einiges vorgearbeitet haben, ſehr willkommen klingt.

Nach Neun.

Die Patres, Herren, Knechte und Träger haben Alle zuſammen an einem Tiſche gegeſſen; nur der Frater, der die Küche beſorgte, war erſt ganz gegen Ende der Tafel ſichtbar. Er hatte aus Eiern, Milch und Mehl gar mannigfaltige Speiſen zuſammengebracht, die wir uns eine nach der andern ſehr wohl ſchmecken ließen. Die Träger, die eine große Freude hatten, von unſerer glücklich vollbrachten Expedition zu reden, lobten unſere ſeltene Geſchicklichkeit im Gehen und verſicherten, daß ſie es nicht mit einem Jeden unternehmen würden. Sie geſtanden uns nun, daß heute früh, als ſie aufgefordert wurden, erſt Einer gegangen ſei uns zu recognoſciren, um zu ſehen, ob wir wohl die Miene hätten, mit ihnen fortzukommen; denn ſie hätten ſich ſehr, alte oder ſchwache Leute in dieſer Jahrszeit zu begleiten, weil es ihre Pflicht ſei, Demjenigen, dem ſie einmal zugeſagt, ihn hinüber zu bringen, im Fall er matt oder krank würde, zu tragen und ſelbſt wenn er ſtürbe, nicht liegen zu laſſen, außer

wenn ſie in augenſcheinliche Gefahr ihres eigenen Lebens kämen. Es war nunmehr durch dieſes Geſtändniß die Schleuſe der Erzählung aufgezogen und nun brachte Einer nach dem Andern Geſchichten von beſchwerlichen oder verunglückten Bergwanderungen hervor, worin die Leute hier gleichſam wie in einem Elemente leben, ſo daß ſie mit der größten Gelaſſenheit Unglücksfälle erzählen, denen ſie täglich ſelbſt unterworfen ſind. Der Eine brachte eine Geſchichte vor, wie er auf dem Kandersteg, um über den Gemmi zu gehen, mit noch einem Cameraden, der denn auch immer mit Vor- und Zunamen genennt wird, in tiefem Schnee, eine arme Familie angetroffen, die Mutter ſterbend, den Knaben halb todt und den Vater in einer Gleichgiltigkeit, die dem Wahnſinne ähnlich geweſen. Er habe die Frau aufgehebt, ſein Camerad den Sohn und ſo haben ſie den Vater, der nicht vom Flecke gewollt, vor ſich hergetrieben. Beim Abſteigen vom Gemmi ſei die Frau ihm auf dem Rücken geſtorben und er habe ſie noch todt bis hinunter in's Leukerbad gebracht. Auf Befragen, was es für Leute geweſen ſeien und wie ſie in dieſer Jahrszeit auf die Gebirge gekommen, ſagte er: es ſeien arme Leute aus dem Canton Bern geweſen, die, von Mangel getrieben, ſich in unſchicklicher Jahrszeit auf den Weg gemacht, um Verwandte im Wallis oder den Italieniſchen Provinzen aufzuſuchen und ſeien von der Witterung übereilt worden. Sie erzählten ferner Geſchichten, die ihnen begegnet, wenn ſie Winters Ziegenfelle über die Furka trugen, wo ſie aber immer geſellſchaftsweiſe zuſammen gingen. Der Pater machte dazwiſchen viele Entſchuldigungen wegen ſeines Eſſens und wir verdoppelten unſere Verſicherungen, daß wir nicht mehr wünſchten und erfuhren, da er das Geſpräch auf ſich und ſeinen Zuſtand lenkte, daß er noch nicht ſehr lange an dieſem Platze ſei. Er fing an vom Predigtamte zu ſprechen und von dem Geſchick, das ein Prediger haben müſſe; er verglich ihn mit einem Kaufmann, der ſeine Waare wohl herauszuſtreichen und durch einen gefälligen Vortrag den Leuten angenehm zu machen habe. Er ſetzte nach Tiſch die Unterredung fort und indem er aufgeſtanden die linke Hand auf den Tiſch ſtemmte, mit der rechten ſeine Worte begleitete und von der Rede ſelbſt redneriſch redete, ſo ſchien er in dem Augenblick uns überzeugen zu wollen, daß er ſelbſt der geſchickte Kaufmann ſei. Wir gaben ihm Beifall und er kam von dem Vortrage auf die Sache ſelbſt. Er lobte die catholiſche Religion. „Eine Regel des Glaubens müſſen wir haben," ſagte er: „und daß dieſe ſo feſt und unveränderlich als möglich ſei, iſt ihr größter Vorzug. Die Schrift haben wir zum Fundamente unſers Glaubens, allein Dieß iſt nicht hinreichend. Dem gemeinen Manne dürfen wir ſie nicht in die Hände geben; denn ſo heilig ſie iſt und von dem Geiſt Gottes auf allen Blättern zeugt, ſo kann doch der irdiſch geſinnte Menſch Dieſes nicht begreifen, ſondern findet überall leicht Verwirrung und Anſtoß. Was ſoll ein Laie Gutes aus den ſchändlichen Geſchichten, die darin vorkommen und die doch zur Stärkung des Glaubens für geprüfte und erfahrene Kinder Gottes von dem heiligen Geiſte aufgezeichnet worden; was ſoll ein gemeiner Mann daraus Gutes ziehen, der die Sachen nicht in ihrem Zuſammenhange betrachtet? Wie ſoll er ſich aus den hier und da anſcheinenden Widerſprüchen, aus der Unordnung der Bücher, aus der mannigfaltigen Schreibart herauswickeln, da es den Gelehrten ſelbſt ſo ſchwer wird und die Gläubigen über ſo viele Stellen ihre Vernunft gefangen nehmen müſſen? Was ſollen wir alſo lehren? Eine auf die Schrift gegründete, mit der beſten Schriftauslegung bewieſene Regel! Und wer ſoll die Schrift auslegen, wer ſoll dieſe Regel feſtſetzen? Etwa ich oder ein anderer einzelner Menſch? Mit Nichten! Jeder hängt die Sache auf eine andere Art zuſammen, ſtellt ſie ſich nach ſeinem Concepte vor. Das würde eben ſo viele Lehren als Köpfe geben und unſägliche Verwirrungen hervorbringen, wie es auch ſchon gethan hat. Nein, es bleibt der allerheiligſten Kirche allein, die Schrift auszulegen und die Regel zu beſtimmen, wornach wir unſere Seelenführung einzurichten haben. Und wer iſt dieſe Kirche? Es iſt nicht etwa ein oder das andere Oberhaupt, ein oder das andere Glied derſelben: nein! es ſind die heiligſten, gelehrteſten, erfahrenſten Männer aller Zeiten, die ſich zuſammen vereinigt haben, nach und nach, unter dem Beiſtand des heiligen Geiſtes, dieſes übereinſtimmende, große und allgemeine Gebäude aufzuführen; die auf den großen Verſammlungen ihre Gedanken einander mitgetheilt, ſich wechſelſeitig erbaut, die Irrthümer verbannt und eine Sicherheit, eine Gewißheit unſerer allerheiligſten Religion gegeben, deren ſich keine andere rühmen kann; ihr einen Grund gegraben und eine Bruſtwehr aufgeführet, die die Hölle ſelbſt nicht überwältigen kann. Ebenſo iſt es auch mit dem Texte der heiligen Schrift. Wir haben die Vulgata, wir haben eine approbirte Ueberſetzung der Vulgata und zu jedem Spruche eine Auslegung, welche von der Kirche gebilligt iſt. Daher kommt dieſe Uebereinſtimmung, die einen Jeden erſtaunen muß. Ob Sie mich hier reden hören, an dieſem entfernten Winkel der Welt, oder in der größten Hauptſtadt in einem entfernteſten Lande, den Ungeſchickteſten oder den Fähigſten: Alle werden

eine Sprache führen, ein catholischer Christ wird immer Dasselbige hören, überall auf dieselbe Weise unterrichtet und erbaut werden: und Das ist's, was die Gewißheit unsers Glaubens macht, was uns die süße Zufriedenheit und Versicherung gibt, in der wir Einer mit dem Andern fest verbunden leben und in der Gewißheit, uns glücklicher wieder zu finden, von einander scheiden können." — Er hatte diese Rede, wie im Discurs, Ein's auf das And're, folgen lassen, mehr in dem innern, behaglichen Gefühl, daß er sich uns von einer vortheilhaften Seite zeige, als mit dem Ton einer bigotten Belehrungssucht. Er wechselte theils mit den Händen dabei ab, schob sie ein Mal in die Kuttenärmel zusammen, ließ sie über dem Bauch ruhen, bald holte er mit gutem Anstand seine Dose aus der Capuze und warf sie nach dem Gebrauch wieder hinein. Wir hörten ihm aufmerksam zu und er schien mit unserer Art, seine Sachen aufzunehmen, sehr vergnügt zu sein. Wie sehr würde er sich gewundert haben, wenn ihm ein Geist im Augenblicke offenbaret hätte, daß er seine Peroration an einen Nachkommen Friedrich's, des Weisen, richte.

Den 12. November, oben auf dem Gipfel des Gotthard's bei den Capuzinern. Morgens um Zehn.

Endlich sind wir auf dem Gipfel unserer Reise glücklich angelangt! Hier, ist's beschlossen, wollen wir stille stehen und uns wieder nach dem Vaterlande zuwenden. Ich komme mir sehr wunderbar hier oben vor; wo ich mich vor vier Jahren mit ganz andern Sorgen, Gesinnungen, Planen und Hoffnungen, in einer andern Jahrszeit einige Tage aufhielt, und mein künftiges Schicksal unvorahnend, durch ein, ich weiß nicht, was bewegt, Italien den Rücken zukehrte und meiner jetzigen Bestimmung unwissend entgegenging. Ich erkannte das Haus nicht wieder. Vor einiger Zeit ist es durch eine Schneelawine stark beschädigt worden; die Patres haben diese Gelegenheit ergriffen und eine Kapelle im Lande eingesammelt, um ihre Wohnung zu erweitern und bequemer zu machen. Beide Patres, die hier oben wohnen, sind nicht zu Hause, doch, wie ich höre, noch eben dieselben, die ich vor vier Jahren antraf. Pater Seraphim, der schon dreizehn Jahre auf diesem Posten aushält, ist gegenwärtig in Mailand, den Andern erwarten sie noch heute von Airolo herauf. In dieser reinen Luft ist eine ganz grimmige Kälte. Sobald wir gegessen haben, will ich weiter fortfahren; denn vor die Thüre, merk' ich schon, werden wir nicht viel kommen.

Nach Tische.

Es wird immer kälter, man mag gar nicht von dem Ofen weg. Ja, es ist die größte Lust, sich oben d'rauf zu setzen, welches in diesen Gegenden, wo die Oefen von steinernen Platten zusammengesetzt sind, gar wohl angeht. Zuvörderst also wollen wir an den Abschied von Realp und unsern Weg hierher.

Noch gestern Abend, ehe wir zu Bette gingen, führte uns der Pater in sein Schlafzimmer, wo Alles auf einen sehr kleinen Platz zusammengestellt war. Sein Bett, das aus einem Strohsack und einer wollenen Decke bestand, schien uns, die wir uns an ein gleiches Lager gewöhnt, nichts Verdienstliches zu haben. Er zeigte uns Alles mit großem Vergnügen und innerer Zufriedenheit, seinen Bücherschrank und andere Dinge. Wir lobten ihm Alles und schieden sehr zufrieden von einander, um zu Bette zu gehen. Bei der Einrichtung des Zimmers hatte man, um zwei Betten an eine Wand anzubringen, beide kleiner als gehörig gemacht. Diese Unbequemlichkeit hielt mich vom Schlafe ab, bis ich mir durch zusammengestellte Stühle zu helfen suchte. Erst heute früh bei hellem Tage erwachten wir wieder und gingen hinunter, da wir denn durchaus vergnügte und freundliche Gesichter antrafen. Unsere Führer, im Begriff, den lieblichen, gestrigen Weg wieder zurück zu machen, schienen es als Epoche anzusehen und als Geschichte, mit der sie sich in der Folge gegen andere Fremde was zu Gute thun könnten; und da sie gut bezahlt wurden, schien bei ihnen der Begriff von Abenteuer vollkommen zu werden. Wir nahmen noch ein starkes Frühstück zu uns und schieden. Unser Weg ging nunmehr durch's Urs'ner-Thal, das merkwürdig ist, weil es in so großer Höhe schöne Matten und Viehzucht hat. Es werden hier Käse gemacht, denen ich einen besondern Vorzug gebe. Hier wachsen keine Bäume; Büsche von Saalweiden fassen den Bach ein und an den Gebirgen flechten sich kleine Sträucher durcheinander. Wir ist's unter allen Gegenden, die ich kenne, die liebste und interessanteste; es sei nun, daß alte Erinnerungen sie werth machen, oder daß mir das Gefühl von so viel zusammengeketteten Wundern der Natur ein heimliches und unnennbares Vergnügen erregt. Ich setze zum voraus, die ganze Gegend, durch die ich Sie führe, ist mit Schnee bedeckt, Fels und Matte sind alle überein verschneit. Der Himmel war ganz klar ohne irgend eine Wolke, das Blau viel tiefer als man es in dem platten Lande gewohnt ist, die Rücken der Berge, die sich weiß davon abschnitten, theils hell im Sonnenlicht, theils blaulich im Schatten. In anderthalb Stunden waren wir im Hospital; ein Oertchen, das noch im Urs'ner-Thal am Weg auf den Gotthard liegt. Hier betrat ich zum ersten Mal wieder die Bahn meiner vorigen Reise. Wir kehrten ein, bestellten uns auf

Morgen ein Mittageſſen und ſtiegen den Berg hinauf. Ein großer Zug von Mauleſeln machte mit ſeinen Glocken die ganze Gegend lebendig. Es iſt ein Ton, der alle Bergerinnerungen reg macht. Der größte Theil war ſchon vor uns aufgeſtiegen und hatte den platten Weg mit den ſcharfen Eiſen ſchon ziemlich aufgehauen. Wir fanden auch einige Wegeknechte, die beſtellt ſind, das Glatteis mit Erde zu überfahren, um den Weg practicabel zu erhalten. Der Wunſch, den ich in vorigen Zeiten gethan hatte, dieſe Gegend einmal im Schnee zu ſehen, iſt mir nun auch gewähret. Der Weg geht an der über Felſen ſich immer hinabſtürzenden Reuß hinauf und die Waſſerfälle bilden hier die ſchönſten Formen. Wir verweilten lange bei der Schönheit des einen, der über ſchwarze Felſen in ziemlicher Breite herunterkam. Hier und da hatten ſich, in den Ritzen und auf den Flächen, Eismaſſen angeſetzt und das Waſſer ſchien über ſchwarz und weiß geſprengten Marmor herzulaufen. Das Eis blinkte wie Cryſtall-Adern und Strahlen in der Sonne, und das Waſſer lief rein und friſch dazwiſchen hinunter. Auf den Gebirgen iſt keine beſchwerlichere Reiſegeſellſchaft als Maulthiere. Sie halten einen ungleichen Schritt, indem ſie, durch einen ſonderbaren Inſtinct, unten an einem ſteilen Orte erſt ſtehen bleiben, dann denſelben ſchnell hinaufſchreiten und oben wieder ausruhen. Sie halten auch auf graden Flächen, die hier und da vorkommen, manchmal inne, bis ſie durch den Treiber oder durch die nachfolgenden Thiere vom Platze bewegt werden. Und ſo, indem man einen gleichen Schritt hält, drängt man ſich an ihnen auf dem ſchmalen Wege vorbei und gewinnt über ſolche ganze Reihen den Vortheil. Steht man ſtill, um Etwas zu betrachten, ſo kommen ſie Einem wieder zuvor, und man iſt von dem betäubenden Laut ihrer Klingeln und von ihrer breit auf die Seite ſtehenden Bürde beſchwert. So langten wir endlich auf dem Gipfel des Berges an, den Sie ſich wie einen kahlen Scheitel, mit einer Krone umgeben, denken müſſen. Man iſt hier auf einer Fläche, ringsum wieder von Gipfeln umgeben, und die Ausſicht wird in der Nähe und Ferne von kahlen und auch meiſtens mit Schnee bedeckten Rippen und Klippen eingeſchränkt.

Man kann ſich kaum erwärmen, beſonders da ſie nur mit Reiſig heizen können und auch dieſes ſparen müſſen, weil ſie es faſt drei Stunden herauf zu ſchleppen haben und oberwärts, wie geſagt, faſt gar kein Holz wächſt. Der Vater iſt von Airolo heraufgekommen, ſo erfroren, daß er bei ſeiner Ankunft kein Wort hervorbringen konnte. Ob ſie gleich hier oben ſich bequemer als die Uebrigen vom Orden tragen dürfen, ſo iſt es doch immer ein Anzug, der für dieſes Clima nicht gemacht iſt. Er war von Airolo herauf den ſehr glatten Weg gegen den Wind geſtiegen; der Bart war ihm eingefroren und es währte eine ganze Weile, bis er ſich beſinnen konnte. Wir unterhielten uns von der Beſchwerlichkeit dieſes Aufenthalts; er erzählte, wie es ihnen das Jahr über zu gehen pflege, ihre Bemühungen und häuslichen Umſtände. Er ſprach Nichts als Italieniſch und wir fanden hier Gelegenheit von den Uebungen, die wir uns das Frühjahr in dieſer Sprache gegeben, Gebrauch zu machen. Gegen Abend traten wir einen Augenblick vor die Hausthüre heraus, um uns vom Pater denjenigen Gipfel zeigen zu laſſen, den man für den höchſten des Gotthards hält; wir konnten aber kaum einige Minuten dauern, ſo durchdringend und angreifend kalt iſt es. Wir bleiben alſo wohl für dieß Mal in dem Hauſe eingeſchloſſen, bis wir Morgen fortgehen und haben Zeit genug, das Merkwürdige dieſer Gegend in Gedanken zu durchreiſen.

Aus einer kleinen geographiſchen Beſchreibung werden Sie ſehen, wie merkwürdig der Punct iſt, auf dem wir uns jetzt befinden. Der Gotthard iſt zwar nicht das höchſte Gebirg der Schweiz und in Savoyen übertrifft ihn der Montblanc an Höhe um ſehr Vieles; doch behauptet er den Rang eines königlichen Gebirges über alle andere, weil die größten Gebirgsketten bei ihm zuſammenlaufen und ſich an ihn lehnen. Ja, wenn ich mich nicht irre, ſo hat mir Herr Wyttenbach zu Bern, der von dem höchſten Gipfel die Spitzen der übrigen Gebirge geſehen, erzählt, daß ſich dieſe alle gleichſam gegen ihn zu neigen ſchienen. Die Gebirge von Schwyz und Unterwalden, gekettet an die von Uri, ſteigen von Mitternacht, von Morgen die Gebirge des Graubünder-Landes, von Mittag die der Italieniſchen Vogteien herauf und von Abend drängt ſich durch die Furka das doppelte Gebirg, welches Wallis einſchließt, an ihn heran. Nicht weit vom Hauſe hier ſind zwei kleine See'n, davon der eine den Teſſin durch Schluchten und Thäler nach Italien, der andere gleicher Weiſe die Reuß nach dem Vierwaldſtätter-See ausgießt. Nicht fern von hier entſpringt der Rhein und läuft gegen Morgen, und wenn man alsdann die Rhone dazu nimmt, die an einem Fuß der Furka entſpringt und nach Abend durch das Wallis läuft, ſo befindet man ſich hier auf einem Kreuzpuncte, von dem aus Gebirge und Flüſſe in alle vier Himmelsgegenden auslaufen.

Campagne in Frankreich.

1792.

Den 22. August 1792.

Gleich nach meiner Ankunft in Mainz besuchte ich Herrn von Stein, den Aeltern, königlich Preußischen Kammerherrn und Oberforstmeister, der eine Art Residenten-Stelle daselbst versah und sich im Haß gegen alles Revolutionäre gewaltsam auszeichnete. Er schilderte mir mit flüchtigen Zügen die bisherigen Fortschritte der verbündeten Heere und versah mich mit einem Auszug des topographischen Atlas von Deutschland, welchen Jäger zu Frankfurt, unter dem Titel: „Kriegs-Theater" veranstaltet.

Mittags bei ihm zur Tafel fand ich mehrere Französische Frauenzimmer, die ich mit Aufmerksamkeit zu betrachten Ursache hatte; die Eine (man sagte, es sei die Geliebte des Herzogs von Orleans) eine stattliche Frau, stolzen Betragens und schon von gewissen Jahren, mit rabenschwarzen Augen, Augenbraunen und Haar; übrigens im Gespräch mit Schicklichkeit freundlich. Eine Tochter, die Mutter jugendlich darstellend, sprach kein Wort. Desto munterer und reizender zeigte sich die Fürstinn Monaco, entschiedene Freundinn des Prinzen von Condé, die Zierde von Chantilly in guten Tagen. Anmuthiger war Nichts zu sehen als diese schlanke Blondine; jung, heiter, possenhaft; kein Mann, auf den sie's anlegte, hätte sich verwahren können. Ich beobachtete sie mit freiem Gemüth und wunderte mich, Philine'n, die ich hier nicht zu finden glaubte, so frisch und munter ihr Wesen treibend mir abermals begegnen zu sehen. Sie schien weder so gespannt noch aufgeregt, als die übrige Gesellschaft, die denn freilich in Hoffnung, Sorgen und Beängstigung lebte. In diesen Tagen waren die Alliirten in Frankreich eingebrochen. Ob sich Longwy sogleich ergeben, ob es widerstehen werde, ob auch republicanisch Französische Truppen sich zu den Alliirten gesellen und Jedermann, wie es versprochen worden, sich für die gute Sache erklären und die Fortschritte erleichtern werde: das Alles schwebte gerade in diesem Augenblicke in Zweifel. Couriere wurden erwartet; die letzten hatten nur das langsame Vorschreiten der Armee und die Hindernisse grundloser Wege gemeldet. Der gepreßte Wunsch dieser Personen ward nur noch bänglicher, als sie nicht verbergen konnten, daß sie die schnellste Rückkehr in's Vaterland wünschen mußten, um von den Assignaten, der Erfindung ihrer Feinde, Vortheil ziehen, wohlfeiler und bequemer leben zu können.

Sodann verbracht' ich mit Sömmerring's, Huber, Forster's und andern Freunden zwei muntere Abende; hier fühlt' ich mich schon wieder in vaterländischer Luft. Meist schon frühere Bekannte, Studien-Genossen, in dem benachbarten Frankfurt wie zu Hause (Sömmerring's Gattinn war eine Frankfurterinn), sämmtlich mit meiner Mutter vertraut, ihre genialen Eigenheiten schätzend, manches ihrer glücklichen Worte wiederholend, meine große Aehnlichkeit mit ihr in heiterm Betragen und lebhaften Reden mehr als ein Mal betheuernd: was gab es da nicht für Anlässe, Anklänge, in einem natürlichen, angebornen und angewöhnten Vertrauen! Die Freiheit eines wohlwollenden Scherzes auf dem Boden der Wissenschaft und Einsicht verlieh die heiterste Stimmung. Von politischen Dingen war die Rede nicht; man fühlte, daß man sich wechselseitig zu schonen habe: denn wenn sie republicanische Gesinnungen nicht ganz verläugneten, so eilte ich offenbar mit einer Armee zu ziehen, die eben diesen Gesinnungen und ihrer Wirkung ein entschiedenes Ende machen sollte.

Zwischen Mainz und Bingen erlebt' ich eine Scene, die mir den Sinn des Tages alsobald weiter aufschloß. Unser leichtes Fuhrwerk erreichte schnell einen vierspännigen, schwerbepackten Wagen: der ausgefahrne Hohlweg aufwärts am Berge her nöthigte uns auszusteigen; und da fragten wir denn die ebenfalls abgestiegenen Schwäger, wer vor uns dahin fahre. Der Postilion jenes Wagens erwiederte darauf mit Schimpfen und Fluchen, daß es Franzosen seien, die mit ihrem Papiergeld durchzukommen glaubten, die er aber gewiß noch umwerfen wolle, wenn sich einiger Maßen Gelegenheit fände. Wir verwiesen ihm seine gehässige Leidenschaft, ohne ihn im Mindesten zu bessern. Bei sehr langsamer Fahrt trat ich hervor an den

Da konnte sie nun nicht d'ran denken:
Das arme Würmchen selbst zu tränken,
Und so erzog ich's ganz allein,
Mit Milch und Wasser; so ward's mein,
Auf meinem Arm, in meinem Schoos
War's freundlich, zappelte, ward groß.

Faust.

Du hast gewiß das reinste Glück empfunden.

Margarethe.

Doch auch gewiß gar manche schwere Stunden.
Des Kleinen Wiege stand zu Nacht
An meinem Bett, es durfte kaum sich regen,
War ich erwacht;
Bald mußt' ich's tränken, bald es zu mir legen,
Bald, wenn's nicht schwieg, vom Bett' aufstehn,
Und tänzelnd in der Kammer auf und nieder gehn,
Und früh am Tage schon am Waschtrog stehn;
Dann auf dem Markt und an dem Herde sorgen,
Und immer fort wie heut so morgen.

Schlag der Dame und redete ſie freundlich an, worauf ſich ein junges, ſchönes, aber von ängſtlichen Zügen beſchattetes Geſicht einiger Maßen erheiterte.

Sie vertraute ſogleich, daß ſie dem Gemahl nach Trier folge und von da bald möglichſt nach Frankreich zu gelangen wünſche. Da ich ihr nun dieſen Schritt als ſehr voreilig ſchilderte, geſtand ſie, daß außer der Hoffnung, ihren Gemahl wieder zu finden, die Nothwendigkeit, wieder von Papier zu leben, ſie hierzu bewege. Ferner zeigte ſie ein ſolches Zutrauen zu den verbündeten Streitkräften der Preußen, Oeſterreicher und Emigrirten, daß man, wär' auch Zeit und Ort nicht hinderlich geweſen, ſie ſchwerlich zurückgehalten hätte.

Unter dieſen Geſprächen fand ſich ein ſonderbarer Anſtoß; über den Hohlweg, worin wir befangen waren, hatte man eine hölzerne Rinne geführt, die das nöthige Waſſer einer jenſeits ſtehenden, oberſchlächtigen Mühle zubrachte. Man hätte denken ſollen, die Höhe des Geſtells wäre doch wenigſtens auf einen Heuwagen berechnet geweſen. Wie dem aber auch ſei, das Fuhrwerk war ſo unmäßig oben aufgepackt, Kiſtchen und Schachteln pyramidaliſch übereinander getürmt, daß die Rinne dem weitern Fortkommen ein unüberwindliches Hinderniß entgegenſetzte.

Hier ging nun erſt das Fluchen und Schelten der Poſtillone los, die ſich um ſo viele Zeit aufgehalten ſahen; wir aber erboten uns freundlich, halfen abpacken und an der andern Seite des träufelnden Schlagbaums wieder aufpacken. Die junge, gute, noch und noch entſchädigte Frau wußte nicht, wie ſie ſich dankbar genug bezeigen ſollte; zugleich aber wuchs ihre Hoffnung auf uns immer mehr und mehr. Sie ſchrieb den Namen ihres Mannes und bat inſtändig, da wir doch früher als ſie nach Trier kommen müßten, ob wir nicht am Thore den Aufenthalt des Gatten ſchriftlich niederzulegen geneigt wären. Bei dem beſten Willen verzweifelten wir an dem Erfolg wegen Größe der Stadt, ſie aber ließ nicht von ihrer Hoffnung.

In Trier angelangt, fanden wir die Stadt von Truppen überlegt, von allerlei Fuhrwerk überfahren, nirgends ein Unterkommen. Die Wagen hielten auf den Plätzen; die Menſchen irrten auf den Straßen; das Quartier-Amt, von allen Seiten beſtürmt, wußte kaum Rath zu ſchaffen. Ein ſolches Gewirre jedoch iſt wie eine Art Lotterie; der Glückliche zieht irgend einen Gewinn: und ſo begegnete mir Lieutenant von Fritſch, von des Herzogs Regiment, und brachte mich nach freundlichſtem Begrüßen zu einem Canonicus, deſſen großes Haus und weitläufiges Gehöfte mich und meine compendiöſe Equipage freundlich und bequemlich aufnahm, wo ich denn ſogleich einer genugſamen Erholung pflegte. Gedachter junge, militäriſche Freund, von Kindheit auf mir bekannt und empfohlen, war mit einem kleinen Commando in Trier zu verweilen beordert, um für die zurückgelaſſenen Kranken zu ſorgen, die nachziehenden Marodeurs, verſpätete Bagage-Wagen u. dgl. aufzunehmen und ſie weiter zu befördern; wobei denn auch mir ſeine Gegenwart zu Gute kam, ob er gleich nicht gern im Rücken der Armee verweilte, wo für ihn, als einen jungen, ſtrebenden Mann, wenig Glück zu hoffen war.

Mein Diener hatte kaum das Nothwendigſte aufgepackt, als er ſich in der Stadt umzuſehen Urlaub erbat; ſpät kam er wieder und des andern Morgens trieb eine gleiche Unruhe ihn aus dem Hauſe. Mir war dieß ſeltſame Benehmen unerklärlich, bis das Räthſel ſich löſ'te: die ſchönen Franzöſinnen hatten ihn nicht ohne Antheil gelaſſen: er ſpürte ſorgfältig und hatte das Glück, ſie auf dem großen Platze, mitten unter hundert Wagen haltend, an der Schachtel-Pyramide zu erkennen, ohne jedoch ihren Gemahl aufgefunden zu haben.

Auf dem Wege von Trier nach Luxemburg erfreute mich bald das Monument in der Nähe von Igel. Da mir bekannt war, wie glücklich die Alten ihre Gebäude und Denkmäler zu ſetzen wußten, warf ich in Gedanken ſogleich die ſämmtlichen Dorfhütten weg und nun ſtand es an dem würdigſten Platze. Die Moſel fließt unmittelbar vorbei, mit welcher ſich gegenüber ein anſehnliches Waſſer, die Saar, verbindet. Die Krümmung der Gewäſſer, das Auf- und Abſteigen des Erdreichs, eine üppige Vegetation geben der Stelle Lieblichkeit und Würde.

Das Monument ſelbſt könnte man einen architectoniſch-plaſtiſch verzierten Obelisk nennen. Er ſteigt in verſchiedenen, künſtleriſch übereinandergeſtellten Stockwerken in die Höhe, bis er ſich zuletzt in einer Spitze endigt, die mit Schuppen ziegelartig verziert iſt und mit Kugel, Schlange und Adler in der Luft ſich abſchloß.

Möge irgend ein Ingenieur, welchen die gegenwärtigen Kriegsläufe in dieſe Gegend führen und vielleicht eine Zeit lang feſthalten, das Denkmal auszumeſſen und, inſofern er Zeichner iſt, auch die Figuren der vier Seiten, wie ſie noch kenntlich ſind, uns überliefern und erhalten!

Wie viel traurige, bildloſe Obelisken ſah ich nicht zu meiner Zeit errichten, ohne daß irgend Jemand an jenes Monument gedacht hätte! Es iſt freilich ſchon aus einer ſpätern Zeit, aber man ſieht immer noch die Luſt und

Liebe, ſeine perſönliche Gegenwart mit aller Umgebung und den Zeugniſſen von Thätigkeit ſinnlich auf die Nachwelt zu bringen. Hier ſtehen Eltern und Kinder gegen einander; man ſchmauſ't im Familien-Kreiſe; aber damit der Beſchauer auch wiſſe, woher die Wohlhäbigkeit komme, ziehen beladene Saumroſſe einher, Gewerb und Handel werden auf mancherlei Weiſe vorgeſtellt. Denn eigentlich ſind es Kriegs-Commiſſarien, die ſich und den Ihrigen dieß Monument errichteten, zum Zeugniß, daß damals wie jetzt an ſolcher Stelle genugſamer Wohlſtand zu erringen ſei.

Man hatte dieſen ganzen Spitzbau aus tüchtigen Sand-Quadern roh übereinander getürmt und alsdann, wie aus einem Felſen, die architectoniſch-plaſtiſchen Gebilde herausgehauen. Die ſo manchem Jahrhunderte widerſtehende Dauer dieſes Monument's mag ſich wohl aus einer ſo gründlichen Anlage herſchreiben.

Dieſen angenehmen und fruchtbaren Gedanken konnte ich mich nicht lange hingeben; denn ganz nahe dabei, in Grevenmachern, war mir das modernſte Schauſpiel bereitet. Hier fand ich das Corps Emigrirter, das aus lauter Edelleuten, meiſt Ludwigsrittern, beſtand. Sie hatten weder Diener noch Reitknechte, ſondern beſorgten ſich ſelbſt und ihr Pferd. Gar Manchen hab' ich zur Tränke führen, vor der Schmiede halten geſehen. Was aber den ſonderbarſten Contraſt mit dieſem demüthigen Beginnen hervorrief, war ein groſſer, mit Kutſchen und Reiſewagen aller Art überladener Wieſenraum. Sie waren mit Frau und Liebchen, Kindern und Verwandten zu gleicher Zeit eingerückt, als wenn ſie den innern Widerſpruch ihres gegenwärtigen Zuſtandes recht wollten zur Schau tragen.

Da ich einige Stunden hier unter freiem Himmel auf Poſtpferde warten mußte, konnt' ich noch eine andere Bemerkung machen. Ich ſaß vor dem Fenſter des Poſthauſes unfern von der Stelle, wo das Käſtchen ſtand, in deſſen Einſchnitt man die unfrankirten Briefe zu werfen pflegt. Einen ähnlichen Zudrang hab' ich nie geſehn; zu Hunderten wurden ſie in die Ritze geſenkt. Das grenzenloſe Beſtreben, wie man mit Leib, Seel' und Geiſt in ſein Vaterland durch die Lücke des durchbrochenen Dammes wieder einzuſtrömen begehre, war nicht lebhafter und aufdringlicher vorzubilden.

Vor Langerweile und aus Luſt, Geheimniſſe zu entwickeln oder zu ſuppliren, dacht' ich mir, was in dieſer Briefmenge wohl enthalten ſein möchte. Da glaubt' ich denn, eine Liebende zu ſpüren, die mit Leidenſchaft und Schmerz die Qual des Entbehrens in ſolcher Trennung heftigſt ausdrückte; einen Freund, der von dem Freunde in der äuſerſten Noth einiges Geld verlangte; ausgetriebene Frauen, mit Kindern und Dienſtanhang, deren Caſſe bis auf wenige Geldſtücke zuſammengeſchmolzen war; feurige Anhänger der Prinzen, die, das Beſte hoffend, ſich einander Luſt und Muth zuſprachen; Andere, die ſchon das Unheil in der Ferne witterten und ſich über den bevorſtehenden Verluſt ihrer Güter jammervoll beſchwerten; — und ich denke, nicht ungeſchickt gerathen zu haben.

Ueber Manches klärte der Poſtmeiſter mich auf, der, um meine Ungeduld nach Pferden zu beſchwichtigen, mich vorſätzlich zu unterhalten ſuchte. Er zeigte mir verſchiedene Briefe mit Stempeln, aus entfernten Gegenden, die nun den Vorgerückten und Vorrückenden nachirren ſollten. Frankreich ſei an allen ſeinen Grenzen mit ſolchen Unglücklichen umlagert, von Antwerpen bis Nizza; dagegen ſtanden ebenſo die Franzöſiſchen Heere zur Vertheidigung und zum Ausfall bereit. Er ſagte manches Bedenkliche; ihm ſchien der Zuſtand der Dinge wenigſtens ſehr zweifelhaft.

Da ich mich nicht ſo wüthend erwies, wie Andere, die nach Frankreich hineinſtürmten, hielt er mich bald für einen Republicaner und zeigte mehr Vertrauen; er ließ mich die Unbilden bedenken, welche die Preußen von Wetter und Weg über Coblenz und Trier erlitten, und machte eine ſchauderhafte Beſchreibung, wie ich das Lager in der Gegend von Longwy finden würde. Von Allem war er gut unterrichtet und ſchien nicht abgeneigt, Andere zu unterrichten; zuletzt ſuchte er mich aufmerkſam zu machen, wie die Preußen bei'm Einmarſch ruhige und ſchuldloſe Dörfer geplündert, es ſei nun durch die Truppen geſchehen oder durch Packknechte und Nachzügler. Zum Scheine habe man's beſtraft, aber die Menſchen im Innerſten gegen ſich aufgebracht.

Da mußte mir denn jener General des dreißigjährigen Kriegs einfallen, welcher, als man ſich über das feindſelige Betragen ſeiner Truppen in Freundesland höchlich beſchwerte, die Antwort gab: „Ich kann meine Armee nicht im Sack transportiren.“ Ueberhaupt aber konnte ich bemerken, daß unſer Rücken nicht ſehr geſichert ſei.

Longwy, deſſen Eroberung mir ſchon unterwegs triumphirend verkündigt war, ließ ich auf meiner Fahrt rechts in einiger Ferne und gelangte den 27. Auguſt, Nachmittags, gegen das Lager von Brocourt. Auf einer Fläche geſchlagen, war es zu überſehen, aber dort anzulangen, nicht ohne Schwierigkeit. Ein feuchter, aufgewühlter Boden war Pferden und Wagen

hinderlich; daneben fiel es auf, daß man weder Wachen noch Posten noch irgend Jemanden antraf, der sich nach den Pässen erkundigt und bei dem man dagegen wieder einige Erkundigung hätte einziehen können. Wir fuhren durch eine Zeitwüste; denn Alles hatte sich verkrochen, um vor dem schrecklichen Wetter kümmerlichen Schutz zu finden. Nur mit Mühe erforschten wir von Einigen die Gegend, wo wir das Herzoglich Weimar'sche Regiment finden könnten, erreichten endlich die Stelle, fanden bekannte Gesichter und wurden von Leidensgenossen gar freundlich aufgenommen. Kämmerer Wagner und sein schwarzer Pudel waren die ersten Begrüßenden; Beide erkannten einen vieljährigen Lebensgesellen, der abermals eine bedenkliche Epoche mit durchkämpfen sollte. Zugleich erfuhr ich einen unangenehmen Vorfall. Des Fürsten Leibpferd, der Amarant, war gestern, nach einem gräßlichen Schrei, niedergestürzt und todt geblieben.

Nun mußte ich von der Situation des Lagers noch viel Schlimmeres gewahren und vernehmen, als der Postmeister mir vorausgesagt. Man denke sich's auf einer Ebene am Fuße eines sanft aufsteigenden Hügels, in welchem ein von Alters her gezogener Graben Wasser von Feldern und Wiesen abhalten sollte. Dieser aber wurde so schnell als möglich Behälter alles Unraths, aller Abwürflinge; der Abzug stockte; gewaltige Regengüsse durchbrachen Nachts den Damm und führten das widerwärtigste Unheil unter die Zelte. Da ward nun, was die Fleischer an Eingeweiden, Knochen und sonst bei Seite geschafft, in die ohnehin feuchten und ängstlichen Schlafstellen getragen.

Mir sollte gleichfalls ein Zelt eingeräumt werden; ich zog aber vor, mich des Tags über bei Freunden und Bekannten aufzuhalten und Nachts in dem großen Schlafwagen der Ruhe zu pflegen, dessen Bequemlichkeit von frühern Zeiten her mir schon bekannt war. Seltsam mußte man es jedoch finden, wie er, obgleich nur etwa dreißig Schritte von den Zelten entfernt, doch dergestalt unzugänglich blieb, daß ich mich Abends mußte hinein- und Morgens wieder heraustragen lassen.

Den 29. August.

So wunderlich tagte mir dieß Mal mein Geburtsfest. Wir setzten uns zu Pferde und ritten in die eroberte Festung; das wohlgebaute und befestigte Städtchen liegt auf einer Anhöhe. Meine Absicht war, große wollene Decken zu kaufen und wir verfügten uns sogleich in einen Kramladen, wo wir Mutter und Töchter hübsch und anmuthig fanden. Wir feilschten nicht viel und zahlten gut und waren so artig, als es Deutschen ohne Tournure nur möglich ist.

Die Schicksale des Hauses während des Bombardements waren höchst wunderbar. Mehrere Granaten hintereinander fielen in das Familien-Zimmer. Man flüchtete; die Mutter riß ein Kind aus der Wiege und floh; und in dem Augenblick schlug noch eine Granate gerade durch die Kissen, wo der Knabe gelegen hatte. Zum Glück war keine der Granaten gesprungen; sie hatten die Meubeln zerschlagen, am Getäfel gesengt, und so war Alles ohne weitern Schaden vorübergegangen; in den Laden war keine Kugel gekommen.

Daß der Patriotismus Derer von Longwy nicht allzu kräftig sein mochte, sah man daraus, daß die Bürgerschaft den Commandanten sehr bald genöthigt hatte, die Festung zu übergeben. Auch hatten wir kaum einen Schritt aus dem Laden gethan, als der innere Zwiespalt der Bürger sich uns genugsam verdeutlichte. Königlich Gesinnte und also unsere Freunde, welche die schnelle Uebergabe bewirkt, bedauerten, daß wir in dieses Waarengewölbe zufällig gekommen und dem schlimmsten aller Jacobiner, der mit seiner ganzen Familie Nichts tauge, soviel schönes Geld zu lösen gegeben. Gleicher Maßen warnte man uns vor einem splendiden Gasthofe, und zwar so bedenklich, als wenn den Speisen daselbst nicht ganz zu trauen sein möchte; zugleich deutete man auf einen geringern, als zuverlässig, wo wir uns denn auch freundlich aufgenommen und leidlich bewirthet sahen.

Nun saßen wir alte Kriegs- und Garnisons-Cameraden traulich und froh wieder neben und gegen einander; es waren die Officiere des Regiment's, vereint mit des Herzogs Hof-, Haus- und Canzlei-Genossen. Man unterhielt sich von dem Nächstvergangenen: wie bedeutend und bewegt es Anfang Mai's in Aschersleben gewesen, als die Regimenter sich marschfertig zu halten Ordre bekommen, der Herzog von Braunschweig und mehrere hohe Personen daselbst Besuch abgestattet, wobei des Marquis von Bouille, als eines bedeutenden und in die Operationen kräftig eingreifenden Fremden, zu erwähnen nicht vergessen wurde. Sobald dem horchenden Gastwirth dieser Name zu Ohren kam, erkundigte er sich eifrigst, ob wir den Herrn kennten. Die Meisten durften es bejahen, wobei er denn viel Respect bewies und große Hoffnung auf die Mitwirkung dieses würdigen, thätigen Mannes aussprach; ja es wollte scheinen, als wenn wir von diesem Augenblicke an besser bedient würden.

Wie wir nun alle hier Versammelten uns mit Leib und Seele einem Fürsten angehörig

bekannten, der ſeit mehrern Regierungs-Jahren ſo große Vorzüge entwickelt und ſich nunmehr auch im Kriegshandwerk, dem er von Jugend auf zugethan geweſen, das er ſeit geraumer Zeit getrieben, ſich bewähren ſollte, ſo ward auf ſein Wohl und ſeiner Angehörigen nach guter Deutſcher Weiſe angeſtoßen und getrunken; beſonders aber auf des Prinzen Bernhard's Wohl, bei welchem kurz vor dem Ausmarſch Obriſtwachtmeiſter von Weyhrach als Abgeordneter des Regiment's Gevatter geſtanden hatte.

Nun wußte Jeder von dem Marſche ſelbſt gar Manches zu erzählen, wie man, den Harz links laſſend, an Goslar vorbei nach Nordheim durch Göttingen gekommen. Da hörte man denn von trefflichen und ſchlechten Quartieren, bäuriſch unfreundlichen, gebildet mißmuthigen, hypochondriſch gefälligen Wirthen, von Nonnenklöſtern und mancherlei Abwechſelung des Weges und Wetters. Alsdann war man am öſtlichen Rand Weſtphalen's her bis Coblenz gezogen, hatte mancher hübſchen Frau zu denken, von ſeltſamen Geiſtlichen, unvermuthet begegnenden Freunden, zerbrochenen Rädern, umgeworfenen Wagen buntſchäckigen Bericht zu erſtatten.

Von Coblenz aus beklagte man ſich über bergige Gegenden, beſchwerliche Wege und mancherlei Mangel, und rückte ſodann, nachdem man ſich im Vergangenen kaum zerſtreut, dem Wirklichen immer näher. Der Einmarſch nach Frankreich in dem ſchrecklichſten Wetter ward als höchſt unerfreulich und als würdiges Vorſpiel beſchrieben des Zuſtandes, den wir, nach dem Lager zurückkehrend, vorausſehen konnten. Jedoch in ſolcher Geſtalt ermuthigt ſich Einer am Andern, und ich beſonders beruhigte mich bei'm Anblick der köſtlichen wollenen Decken, welche der Reitknecht aufgebunden hatte.

Im Lager fand ich Abends in dem großen Zelte die beſte Geſellſchaft; ſie war dort beiſammen geblieben, weil man keinen Fuß herausſetzen konnte; Alles war guten Muths und voller Zuverſicht. Die ſchnelle Uebergabe von Longwy beſtätigte die Zuſage der Emigrirten, man werde überall mit offenen Armen aufgenommen ſein; und es ſchien ſich dem großen Vorhaben Nichts als die Witterung entgegen zu ſetzen. Haß und Verachtung des revolutionären Frankreich's, durch die Manifeſte des Herzogs von Braunſchweig ausgeſprochen, zeigten ſich ohne Ausnahme bei Preußen, Oeſterreichern und Emigrirten.

Freilich durfte man nur das wahrhaft bekannt Gewordene erzählen, ſo ging daraus hervor, daß ein Volk, auf ſolchen Grad verunreinigt, nicht einmal in Parteien geſpalten, ſondern im Innerſten zerrüttet, in lauter Einzelnheiten getrennt, dem hohen Einheitsſinne der edel Verbündeten nicht widerſtehen könne.

Auch hatte man ſchon von Kriegsthaten zu erzählen; gleich nach dem Eintritt in Frankreich ſtießen bei'm Recognoſciren fünf Escadronen Huſaren von Wolfrat auf tauſend Chaſſeurs, die von Sedan her unſer Vorrücken beobachten ſollten. Die Unſerigen, wohl geführt, griffen an; und da die Gegenſeitigen ſich tapfer wehrten, auch keinen Pardon annehmen wollten, gab es ein gräulich' Gemetzel, worin wir ſiegten, Gefangene machten, Pferde, Carabiner und Säbel erbeuteten, durch welches Vorſpiel der kriegeriſche Geiſt erhöht, Hoffnung und Zutrauen feſter gegründet wurden.

Am 29. Auguſt geſchah der Aufbruch aus dieſen halberſtarrten Erd- und Waſſerwogen; langſam und nicht ohne Beſchwerde; denn wie ſollte man Zelte und Gepäck, Monturen und Sonſtiges nur einiger Maßen reinlich halten, da ſich keine trockene Stelle fand, wo man irgend Etwas hätte zurechtlegen und ausbreiten können.

Die Aufmerkſamkeit jedoch, welche die höchſten Heerführer dieſem Abmarſch zuwendeten, gab uns friſches Vertrauen. Auf das Strengſte war alles Fuhrwerk ohne Ausnahme hinter die Colonne beordert, nur jeder Regiments-Chef berechtigt, eine Chaiſe vor ſeinem Zug hergehen zu laſſen; da ich denn das Glück hatte, im leichten, offenen Wägelchen die Haupt-Armee für dieß Mal anzuführen. Beider Häupter, der König ſowohl als der Herzog von Braunſchweig, mit ihrem Gefolge hatten ſich da poſtirt, wo Alles an ihnen vorbei mußte. Ich ſah ſie von weitem und als wir herankamen, ritten Ihro Majeſtät an mein Wäglein heran und fragten in Ihro laconiſchen Art: wem das Fuhrwerk gehöre? Ich antwortete laut: Herzog von Weimar! und wir zogen vorwärts. Nicht leicht iſt Jemand von einem vornehmern Viſitator angehalten worden.

Weiter hin jedoch fanden wir den Weg hier und da etwas beſſer. In einer wunderlichen Gegend, wo Hügel und Thal miteinander abwechſelten, gab es beſonders für Die zu Pferde noch trockene Räume genug, um ſich behaglich vorwärts bewegen zu können. Ich warf mich auf das meine und ſo ging es freier und luſtiger fort. Das Regiment hatte den Vortritt bei der Armee; wir konnten alſo immer voraus ſein und der läſtigen Bewegung des Ganzen völlig entgehen.

Der Marſch verließ die Hauptſtraße; wir kamen über Arancy, worauf uns denn Chatillon l'Abbaye, als erſtes Kennzeichen der Revolution, ein verkauftes Kirchengut, in halb

abgebrochenen und zerstörten Mauern zur Seite liegen blieb.

Nun aber sahen wir über Hügel und Thal des Königs Majestät sich eilig zu Pferde bewegend, wie den Kern eines Cometen von einem langen, schweifartigen Gefolge begleitet. Kaum war jedoch dieses Phänomen mit Blitesschnelle vor uns vorbeigeschwunden, als ein zweites von einer andern Seite den Hügel krönte oder das Thal erfüllte. Es war der Herzog von Braunschweig, der Elemente gleicher Art an und nach sich zog. Wir nun, obgleich mehr zum Beobachten als zum Beurtheilen geneigt, konnten doch der Betrachtung nicht ausweichen, welche von beiden Gewalten denn eigentlich die obere sei; welche wohl im zweifelhaften Falle zu entscheiden habe. Unbeantwortete Fragen, die uns nur Zweifel und Bedenklichkeiten zurückließen.

Was nun aber hierbei noch erstern Stoff zum Nachdenken gab, war, daß man beide Heerführer so ganz frank und frei in ein Land hineinreiten sah, wo nicht unwahrscheinlich in jedem Gebüsch ein aufgeregter Todfeind lauern konnte. Doch mußten wir gestehen, daß gerade das kühne, persönliche Hingeben von jeher den Sieg errang und die Herrschaft behauptete.

Bei wolkigem Himmel schien die Sonne sehr heiß; das Fuhrwerk in grundlosem Boden fand ein schweres Fortkommen. Zerbrochene Räder an Wagen und Kanonen machten gar manchen Aufhalt; hier und da ermattete Füseliere, die sich schon nicht mehr fortschleppen konnten.

Man hörte die Canonade bei Thionville und wünschte jener Seite guten Erfolg.

Abends erquickten wir uns im Lager bei Villon. Eine liebliche Waldwiese nahm uns auf; der Schatten erfrischte schon; zum Küchfeuer war Gestrüpp genug bereit; ein Bach floß vorbei und bildete zwei klare Bassins, die beide sogleich von Menschen und Thieren sollten getrübt werden. Das eine gab ich frei, vertheidigte das andere mit Heftigkeit und ließ es sogleich mit Pfählen und Stricken umziehen. Ohne Lärm gegen die Zudringlichen ging es nicht ab. Da fragte einer von unsern Reitern den andern, die eben ganz gelassen an ihrem Zeuge putzten: „Wer ist denn Der, der sich so mausig macht?“ „Ich weiß nicht,“ versetzte der Andere, „aber er hat recht.“

Also kamen nun Preußen und Oesterreicher und ein Theil von Frankreich auf Französischem Boden, ihr Kriegshandwerk zu treiben. In wessen Macht und Gewalt thaten sie Das? Sie konnten es in eigenem Namen thun; der Krieg war ihnen zum Theil erklärt, ihr Bund war kein Geheimniß; aber nun ward noch ein Vorwand erfunden. Sie traten auf im Namen Ludwig's XVI.; sie requirirten nicht, aber sie borgten gewaltsam. Man hatte Bons drucken lassen, die der Commandirende unterzeichnete, Derjenige aber, der sie in Händen hatte, nach Befund beliebig ausfüllte; Ludwig XVI. sollte bezahlen. Vielleicht hat nach dem Manifest Nichts so sehr das Volk gegen das Königthum aufgehetzt als diese Behandlungsart. Ich war selbst bei einer solchen Scene gegenwärtig, deren ich mich als höchst tragisch erinnere. Mehrere Schäfer mochten ihre Herden vereinigt haben, um sie in Wäldern oder sonst abgelegenen Orten sicher zu verbergen; von thätigen Patrioten aber aufgegriffen und zur Armee geführt, sahen sie sich zuerst wohl und freundlich empfangen. Man fragte nach den verschiedenen Besitzern; man sonderte und zählte die einzelnen Herden. Sorge und Furcht, doch mit einiger Hoffnung, schwebte auf den Gesichtern der tüchtigen Männer. Als sich aber dieses Verfahren dahin auflöste, daß man die Herden unter Regimenter und Compagnien vertheilte, den Besitzern hingegen, ganz höflich, auf Ludwig XVI. gestellte Papiere überreichte, indessen ihre wolligen Zöglinge von den ungeduldigen, fleischlustigen Soldaten vor ihren Füßen ermordet wurden, so gesteh' ich wohl, es ist mir nicht leicht eine grausamere Scene und ein tieferer männlicher Schmerz in allen seinen Abstufungen jemals vor Augen und zur Seele gekommen. Die Griechischen Tragödien allein haben so einfach tief Ergreifendes.

Den 20. August.

Vom heutigen Tag, der uns gegen Verdun bringen sollte, versprachen wir uns Abenteuer; und sie blieben nicht aus. Der auf- und abwärtsgehende Weg war schon besser getrocknet; das Fuhrwerk zog ungehinderter dahin; die Reiter bewegten sich leichter und vergnüglich.

Es hatte sich eine muntere Gesellschaft zusammengefunden, die, wohl beritten, so weit vorging, bis sie einen Zug Husaren antraf, der den eigentlichen Vortrab der Haupt-Armee machte. Der Rittmeister, ein gesetzter Mann, schon über die mittlern Jahre, schien unsere Ankunft nicht gerne zu sehen. Die strengste Aufmerksamkeit war ihm empfohlen; Alles sollte mit Vorsicht geschehen, jede unangenehme Zufälligkeit klüglich beseitigt werden. Er hatte seine Leute kunstmäßig vertheilt; sie rückten einzeln vor in gewissen Entfernungen, und Alles begab sich in der größten Ordnung und Ruhe. Menschenleer war die Gegend, die äußerste Einsamkeit ahnungsvoll. So waren wir Hügel auf, Hügel ab über Mangienne, Damvillers, Wauwille und Ormont gekommen, als auf einer Höhe, die eine schöne Aussicht gewährte, rechts in den Weinbergen ein Schuß fiel, worauf die

Huſaren ſogleich zuzuführen, die nächſte Umgebung zu unterſuchen. Sie brachten auch wirklich einen ſchwarzhaarigen, dürftigen Mann herbei, der ziemlich wild ausſah und bei dem man ein ſchlechtes Terzerol gefunden hatte. Er ſagte trotzig, daß er die Vögel aus ſeinem Weinberg verſcheuche und Niemand Etwas zu Leide thue. Der Rittmeiſter ſchien, bei ſtiller Ueberlegung, dieſen Fall mit ſeinen gemeſſenen Ordres zuſammen zu halten und entließ den bedrohten Gefangenen mit einigen Hieben, die der Kerl ſo eilig mit auf den Weg nahm, daß man ihm ſeinen Hut mit großem Luftgeſchrei nachwarf, den er aber aufzunehmen keinen Beruf empfand.

Der Zug ging weiter; wir unterhielten uns über die Vorkommenheiten und über Manches, was zu erwarten ſein möchte. Nun iſt zu bemerken, daß unſere kleine Geſellſchaft, wie ſie ſich den Huſaren aufgedrungen hatte, zufällig zuſammengekommen, aus den verſchiedenſten Elementen beſtand; meiſtens waren es g'radſinnige, jeder nach ſeiner Weiſe dem Augenblick gewidmete Menſchen. Einen jedoch muß ich beſonders auszeichnen, einen ernſten, ſehr achtbaren Mann von der Art, wie ſie zu jener Zeit unter den Preußiſchen Kriegsleuten öfter vorkamen, mehr äſthetiſch als philoſophiſch gebildet, ernſt, mit einem gewiſſen hypochondriſchen Zuge, ſtill in ſich gekehrt und zum Wohlthun mit zarter Leidenſchaft aufgelegt.

Als wir ſo weiter vor uns hinrückten, trafen wir auf eine ſo ſeltſame als angenehme Erſcheinung, die eine allgemeine Theilnahme erregte. Zwei Huſaren brachten ein einſpänniges, zweirädriges Wägelchen den Berg herauf; und als wir uns erkundigten, was unter der überſpannten Leinwand wohl befindlich ſein möchte, ſo fand ſich ein Knabe von etwa zwölf Jahren, der das Pferd lenkte, und ein wunderſchönes Mädchen oder Weibchen, das ſich aus der Ecke hervorbeugte, um die vielen Reiter anzuſehen, die ihren zweirädrigen Schirm umzingelten. Niemand blieb ohne Theilnahme; aber die eigentlich thätige Wirkung für die Schöne mußten wir unſerm empfindenden Freund überlaſſen, der von dem Augenblick an, als er das bedürftige Fuhrwerk näher betrachtet, ſich zur Rettung unaufhaltſam hingedrängt fühlte. Wir traten in den Hintergrund, er aber fragte genau nach allen Umſtänden; und es fand ſich, daß die junge Perſon in Gamogneux wohnhaft, dem bevorſtehenden Bedrängniß ſeitwärts zu entfernten Freunden auszuweichen Willens, ſich eben der Gefahr in den Rachen geflüchtet habe; wie in ſolchen ängſtlichen Fällen der Menſch wähnt, es ſei überall beſſer als da, wo er iſt. Einſtimmig ward ihr nun auf das freundlichſte begreiflich gemacht, daß ſie zurückkehren müſſe. Auch unſer Anführer, der Rittmeiſter, der zuerſt eine Spionerei hier wittern wollte, ließ ſich endlich durch die herzliche Rhetorik des ſittlichen Mannes überreden; der ſie denn auch, zwei Huſaren an der Seite, bis an ihren Wohnort einiger Maßen getröſtet zurückbrachte, woſelbſt ſie uns, die wir in beſter Ordnung und Mannszucht bald nachher durchzogen, auf einem Mäuerchen unter den Ihrigen ſtehend, freundlich und, weil das erſte Abenteuer ſo gut gelungen war, hoffnungsvoll begrüßte.

Es gibt dergleichen Pauſen mitten in den Kriegszügen, wo man durch augenblickliche Mannszucht ſich Credit zu verſchaffen ſucht und eine Art von geſetzlichem Frieden mitten in der Verwirrung begehrt. Dieſe Momente ſind köſtlich für Bürger und Bauern und für Jeden, dem das dauernde Kriegsunheil noch nicht allen Glauben an Menſchlichkeit geraubt hat.

Ein Lager dießſeits Verdun wird aufgeſchlagen, und man zählt auf einige Tage Raſt.

Den Einunddreißigſten, Morgens, war ich im Schlafwagen, gewiß der trockenſten, wärmſten und erfreulichſten Lagerſtätte, halb erwacht, als ich Etwas an den Ledervorhängen rauſchen hörte und bei Eröffnung derſelben den Herzog von Weimar erblickte, der mir einen unerwarteten Fremden vorſtellte. Ich erkannte ſogleich den abenteuerlichen Grothuß, der, ſeine Parteigänger-Rolle auch hier zu ſpielen nicht abgeneigt, angelangt war, um den bedenklichen Auftrag der Aufforderung Verdun's zu übernehmen. In Gefolg Deſſen war er gekommen, unſern fürſtlichen Anführer um einen Stabs-Trompeter zu erſuchen, welcher, einer ſolchen beſondern Auszeichnung ſich erfreuend, alſobald zu dem Geſchäft beordert wurde. Wir begrüßten uns, alter Wunderlichkeiten eingedenk, auf das Heiterſte, und Grothhuß eilte zu ſeinem Geſchäft; worüber denn, als es vollbracht war, gar mancher Scherz getrieben wurde. Man erzählte ſich, wie er, den Trompeter voraus, den Huſaren hinterdrein, die Fahrſtraße hinabgeritten, die Verdunер aber als Sansculotten, das Völkerrecht nicht kennend oder verachtend, auf ihn canonirt; wie er ein weißes Schnupftuch an die Trompete befeſtigt und immer heftiger zu blaſen befohlen; wie er von einem Commando eingeholt und mit verbundenen Augen allein in die Feſtung geführt, allhort ſchöne Reden gehalten, aber Nichts bewirkt, und was Dergleichen mehr war; wodurch man denn, nach Weltart, den geleiſteten Dienſt zu verkleinern und dem Unternehmenden die Ehre zu verkümmern wußte.

Als nun die Feſtung, wie natürlich, auf die erſte Forderung ſich zu ergeben abgeſchlagen, mußte man mit Ernſthaften zum Bombardement

vorſchreiten. Der Tag ging hin; indeſſen beſorgt' ich noch ein kleines Geſchäft, deſſen gute Folgen ſich mir bis auf den heutigen Tag erſtrecken. In Mainz hatte mich Herr von Stein mit dem Jäger'ſchen Atlas verſorgt, welcher den gegenwärtigen, hoffentlich auch den nächſtkünftigen Kriegsſchauplatz in mehrern Blättern darſtellte. Ich nahm das eine hervor, das achtundvierzigſte, in deſſen Bezirk ich bei Longwy hereingetreten war; und da unter des Herzogs Leuten ſich gerade ein Boßler befand, ſo ward es zerſchnitten und aufgezogen, und dient mir noch zur Wiedererinnerung jener für die Welt und mich ſo bedeutenden Tage.

Nach ſolchen Vorbereitungen zum künftigen Nutzen und augenblicklicher Bequemlichkeit ſah ich mich um auf der Wieſe, wo wir lagerten und von wo ſich die Zelte bis auf die Hügel erſtreckten. Auf dem großen, grünen, ausgebreiteten Teppich zog ein wunderliches Schauſpiel meine Aufmerkſamkeit an ſich: eine Anzahl Soldaten hatten ſich in einen Kreis geſetzt und handirten Etwas innerhalb desſelben. Bei näherer Unterſuchung fand ich ſie um einen trichterförmigen Erdfall gelagert, der, von dem reinſten Quellwaſſer gefüllt, oben etwa dreißig Fuß im Durchmeſſer haben konnte. Nun waren es unzählige kleine Fiſchchen, nach denen die Kriegsleute angelten, wozu ſie das Geräth neben ihrem übrigen Gepäcke mitgebracht hatten. Das Waſſer war das klarſte von der Welt und die Jagd luſtig genug anzuſehen. Ich hatte jedoch nicht lange dieſem Spiele zugeſchaut, als ich bemerkte, daß die Fiſchlein, indem ſie ſich bewegten, verſchiedene Farben ſpielten. Im erſten Augenblick hielt ich dieſe Erſcheinung für Wechſelfarben der beweglichen Körperchen; doch bald eröffnete ſich mir eine willkommene Aufklärung. Eine Scherbe Steingut war in den Trichter gefallen, welche mir aus der Tiefe herauf die ſchönſten prismatiſchen Farben gewährte. Heller als der Grund, dem Auge entgegengehoben, zeigte ſie an dem von mir abſtehenden Rande die Blau- und Violet-Farbe, an dem mir zugekehrten Rande dagegen die rothe und gelbe. Als ich mich darauf um die Quelle ringsum bewegte, folgte mir, wie natürlich bei einem ſolchen ſubjectiven Verſuche, das Phänomen, und die Farben erſchienen, bezüglich auf mich, immer dieſelbigen.

Leidenſchaftlich ohnehin mit dieſen Gegenſtänden beſchäftigt, machte mir's die größte Freude, Dasjenige hier unter freiem Himmel ſo friſch und natürlich zu ſehen, weßhalb ſich die Lehrer der Phyſik ſchon faſt hundert Jahre mit ihren Schülern in eine dunkle Kammer einzuſperren pflegten. Ich verſchaffte mir noch einige Scherbenſtücke, die ich hineinwarf, und konnte gar wohl bemerken, daß die Erſcheinung unter der Oberfläche des Waſſers ſehr bald anfing, bei'm Herabſinken immer zunahm und zuletzt ein kleiner, weißer Körper, ganz überfärbt in Geſtalt eines Flämmchens, am Boden anlangte. Dabei erinnerte ich mich, daß Agricola ſchon dieſer feurigen Erſcheinung gedacht und ſie unter die feurigen Phänomene zu rechnen ſich bewogen geſehn.

Nach Tiſche ritten wir auf den Hügel, der unſern Zelten die Anſicht von Verdun verbarg; wir fanden die Lage der Stadt, als einer ſolchen, ſehr angenehm von Wieſen, Gärten umgeben, in einer heitern Fläche, von der Maas in mehrern Aeſten durchſtrömt, zwiſchen nähern und fernern Hügeln; als Feſtung freilich einem Bombardement von allen Seiten ausgeſetzt. Der Nachmittag ging hin mit Errichtung der Batterien, da die Stadt ſich zu ergeben geweigert hatte. Mit guten Ferngläſern beſchauten wir indeſſen die Stadt und konnten ganz genau erkennen, was auf dem gegen uns gekehrten Wall vorging, mancherlei Volk, das ſich hin und her bewegte und beſonders an einem Fleck ſehr thätig zu ſein ſchien.

Um Mitternacht fing das Bombardement an, ſowohl von der Batterie auf unſerm rechten Ufer, als von einer andern auf dem linken, welche, näher gelegen und mit Brand-Raketen ſpielend, die ſtärkſte Wirkung hervorbrachte. Dieſe geſchwänzten Feuer-Meteore mußte man denn ganz gelaſſen durch die Luft fahren und bald darauf ein Stadt-Quartier in Flammen ſehen. Unſere Ferngläſer, dorthin gerichtet, geſtatteten uns auch, dieſes Unheil im Einzelnen zu betrachten; wir konnten die Menſchen erkennen, die ſich oben auf den Mauern, dem Brande Einhalt zu thun, eifrig bemühten; wir konnten die freiſtehenden, zuſammenſtürzenden Geſparre bemerken und unterſcheiden. Dieſes Alles geſchah in Geſellſchaft von Bekannten und Unbekannten, wobei es unſägliche, oft widerſprechende Bemerkungen gab und gar verſchiedene Geſinnungen geäußert wurden. Ich war in eine Batterie getreten, die eben gewaltſam arbeitete; allein der fürchterlich dröhnende Klang abgefeuerter Haubitzen fiel meinem friedlichen Ohr unerträglich, Ich mußte mich bald entfernen. Da traf ich auf den Fürſten Reuß, den XI., der mir immer ein freundlicher, gnädiger Herr geweſen. Wir gingen hinter Weinbergsmauern hin und her, durch ſie geſchützt vor den Kugeln, welche herauszuſenden die Belagerten nicht faul waren. Nach mancherlei politiſchen Geſprächen, die uns denn freilich nur in ein Labyrinth von Hoffnungen und Sorgen verwickelten, fragte mich der Fürſt, womit ich mich gegenwärtig beſchäftige, und war ſehr

verwundert als ich, anſtatt von Tragödien und Romanen zu vermeiden, aufgeregt durch die heutige Refractions-Erſcheinung, von der Farbenlehre mit großer Lebhaftigkeit zu ſprechen begann. Denn es ging mir mit dieſen Entwickelungen natürlicher Phänomene wie mit Gedichten: ich machte ſie nicht, ſondern ſie machten mich. Das einmal erregte Intereſſe behauptete ſein Recht, die Production ging ihren Gang, ohne ſich durch Canonen-Kugeln und Feuerballen im Mindeſten ſtören zu laſſen. Der Fürſt verlangte, daß ich ihm faßlich machen ſollte, wie ich in dieſes Feld gerathen. Hier gereichte mir nun der heutige Fall zu beſonderm Nutzen und Frommen.

Bei einem ſolchen Manne bedurfte es nicht vieler Worte, um ihn zu überzeugen, daß ein Naturfreund, der ſein Leben gewöhnlich im Freien, es ſei nun im Garten, auf der Jagd, reiſend oder durch Feldzüge durchführt, Gelegenheit und Muße genug finde, die Natur im Großen zu betrachten und ſich mit den Phänomenen aller Art bekannt zu machen. Nun bieten aber atmoſphäriſche Luft, Dünſte, Regen, Waſſer und Erde aus immerfort abwechſelnde Farbenerſcheinungen und zwar unter ſo verſchiedenen Bedingungen und Umſtänden, daß man wünſchen müſſe, ſolche beſtimmter kennen zu lernen, ſie zu ſondern, unter gewiſſe Rubriken zu bringen, ihre nähere und fernere Verwandtſchaft auszuforſchen. Hierdurch gewinne man nun in jedem Fach neue Anſichten, unterſchieden von der Lehre der Schule und von gedruckten Ueberlieferungen. Unſere Altväter hätten, begabt mit großer Sinnlichkeit, vortrefflich geſehen, jedoch ihre Beobachtungen nicht fortnoch durchgeſetzt; am Wenigſten ſei ihnen gelungen, die Phänomene wohl zu ordnen und unter die rechten Rubriken zu bringen.

Dergleichen ward abgehandelt, als wir den feuchten Raſen hin- und hergingen; ich ſetzte, aufgeregt durch Fragen und Einreden, meine Lehre fort, als die Kälte des einbrechenden Morgens uns an ein Bivouac der Oeſterreicher trieb, welches, die ganze Nacht unterhalten, einen angenehmen wohlthätigen Kohlenkreis darbot. Eingenommen von meiner Sache, mit der ich mich erſt ſeit zwei Jahren beſchäftigte und die alſo noch in einer friſchen, unreifen Gährung begriffen war, hätte ich kaum wiſſen können, ob der Fürſt mir auch zugehört, wenn er nicht einſichtige Worte dazwiſchen geſprochen und zum Schluß meinen Vortrag wieder aufgenommen und beifällige Aufmunterung geäußert hätte.

Wie ich denn immer bemerkt habe, daß mit Geſchäfts- und Weltleuten, die ſich gar vielerlei aus dem Stegreife müſſen vortragen laſſen und deshalb immer auf ihrer Hut ſind, um nicht hintergangen zu werden, viel beſſer auch in wiſſenſchaftlichen Dingen zu handeln iſt, weil ſie den Geiſt frei halten und dem Referenten aufpaſſen, ohne weiteres Intereſſe als eigene Aufklärungen; da Gelehrte hingegen gewöhnlich Nichts hören, als was ſie gelernt und gelehrt haben und worüber ſie mit Ihresgleichen übereingekommen ſind. An die Stelle des Gegenſtandes ſetzt ſich ein Wort-Credo, bei welchem denn ſo gut zu verharren iſt als bei irgend einem andern.

Der Morgen war friſch aber trocken; wir gingen, theils gebraten theils erſtarrt, wieder auf und ab und ſahen an den Weinbergsmauern ſich auf ein Mal Etwas regen. Es war ein Piket Jäger, das die Nacht da zugebracht hatte, nun aber Büchſe und Torniſter wieder aufnahm, hinab in die niedergebrannten Vorſtädte zog, um von da aus die Wälle zu beunruhigen. Einem wahrſcheinlichen Tod entgegengehend, ſangen ſie ſehr libertine Lieder, in dieſer Lage vielleicht verzeihbar.

Kaum verließen ſie die Stätte, als ich auf der Mauer, an der ſie geruht, ein ſehr auffallendes geologiſches Phänomen zu bemerken glaubte; ich ſah auf dem von Kalkſtein errichteten weißen Mäuerchen ein Geſtus von hellgrünen Steinen, völlig von der Farbe des Jaspis und war höchlich betroffen, wie mitten in dieſen Kalkflözen eine ſo merkwürdige Steinart in ſolcher Menge ſich ſollte gefunden haben. Auf die eigenſte Weiſe ward ich jedoch entzaubert, als ich, auf das Geſpenſt losgehend, ſogleich bemerkte, daß es das Innere von verſchimmeltem Brod ſei, das, den Jägern ungenießbar, mit gutem Humor ausgeſchnitten und zu Verzierung der Mauer ausgebreitet worden.

Hier gab es nun ſogleich Gelegenheit, von der, ſeitdem wir in Feindesland eingetreten, immer wieder zur Sprache kommenden Vergiftung zu reden, welche freilich ein kriegendes Heer mit paniſchem Schrecken erfüllt, indem nicht allein jede vom Wirth angebotene Speiſe, ſondern auch das ſelbſt gebackene Brod verdächtig wird, deſſen innerer, ſchnell ſich entwickelnder Schimmel ganz natürlichen Urſachen zuzuſchreiben iſt.

Es war den 1. September früh um 9 Uhr, als das Bombardement aufhörte, ob man gleich noch immerfort Kugeln hinüber und herüber wechſelte. Beſonders hatten die Belagerten einen Vierundzwanzigpfünder gegen uns gekehrt, deſſen ſparſame Schüſſe ſie mehr zum Scherz als Ernſt verwendeten.

Auf der freien Höhe zur Seite der Weinberge, gerade im Angeſichte dieſes gehaßten Geſchützes, waren zwei Huſaren zu Pferd aufgeſtellt, um Stadt und Zwiſchenraum aufmerkſam

zu beobachten. Diese blieben die Zeit ihrer Postirung über unangefochten. Weil aber bei der Ablösung sich nicht allein die Zahl der Mannschaft vermehrte, sondern auch manche Zuschauer g'rad in diesem Augenblick herbeiliefen und ein tüchtiger Klump Menschen zusammenkam, so hielten Jene ihre Ladung bereit. Ich stand in diesem Augenblick mit dem Rücken dem ungefähr hundert Schritt entfernten Husaren- und Volks-Trupp zugekehrt, mich mit einem Freund besprechend, als auf ein Mal der grimmige, pfeifend schmetternde Ton hinter mir herauf'te, so daß ich mich auf dem Absatz herumdrehte, ohne sagen zu können, ob der Ton, die bewegte Luft, eine innere psychische, sittliche Anregung dieses Umkehren hervorgebracht. Ich sah die Kugel, weit hinter der aufgestobenen Menge, noch durch einige Zäune ricochetiren. Mit großem Geschrei lief man ihr nach, als sie aufgehört hatte, furchtbar zu sein; Niemand war getroffen; und die Glücklichen, die sich dieser runden Eisenmasse bemächtigt, trugen sie im Triumph umher.

Gegen Mittag wurde die Stadt zum zweiten Mal aufgefordert und erbat sich vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit. Diese nutzten auch wir, uns etwas bequemer einzurichten, um zu proviantiren, die Gegend umher zu bereiten, wobei ich denn nicht unterließ, mehrmals zu der unterrichtenden Quelle zurückzukehren, wo ich meine Beobachtungen ruhiger und besonnener anstellen konnte; denn das Wasser war rein ausgestiegt und hatte sich vollkommen klar und ruhig gesetzt, um das Spiel der niedersinkenden Flämmchen nach Luft zu wiederholen; und ich befand mich in der angenehmsten Gemüthsstimmung. Einige Unglücksfälle versetzten uns wieder bald in Kriegszustand. Ein Officier von der Artillerie suchte sein Pferd zu tränken; der Wassermangel in der Gegend war allgemein. Meine Quelle, an der er vorbeiritt, lag nicht flach genug; er begab sich nach der nahe fließenden Maas, wo er an einem abhängigen Ufer versank. Das Pferd hatte sich gerettet, ihn trug man todt vorbei.

Kurz darauf sah und hörte man eine starke Explosion im Oesterreichischen Lager an dem Hügel, zu dem wir hinaufsehen konnten; Knall und Dampf wiederholte sich einige Mal. Bei einer Bomben-Füllung war, durch Unvorsichtigkeit, Feuer entstanden, das höchste Gefahr drohte; es theilte sich schon gefüllten Bomben mit und man hatte zu fürchten, der ganze Vorrath möchte in die Luft gehen. Bald aber war die Sorge gestillt durch rühmliche That kaiserlicher Soldaten, welche, die bedrohende Gefahr verachtend, Pulver und gefüllte Bomben aus dem Zeitraum eilig hinaustrugen.

So ging auch dieser Tag hin; am andern Morgen ergab sich die Stadt und ward in Besitz genommen; sogleich aber sollte uns ein republicanischer Character-Zug begegnen. Der Commandant Beaurepaire, bedrängt von der bedrängten Bürgerschaft, die bei fortdauerndem Bombardement ihre ganze Stadt verbrannt und zerstört sah, konnte die Uebergabe nicht länger verweigern; als er aber auf dem Rathhaus in voller Sitzung seine Zustimmung gegeben hatte, zog er ein Pistol hervor und erschoß sich, um abermals ein Beispiel höchster patriotischer Aufopferung darzustellen.

Nach dieser so schnellen Eroberung von Verdun zweifelte Niemand mehr, daß wir bald darüber hinausgelangen und in Chalons und Epernay uns von den bisherigen Leiden an gutem Weine bestens erholen sollten. Ich ließ daher ungesäumt die Jäger'schen Karten, welche den Weg nach Paris bezeichneten, zerschneiden und sorgfältig aufziehen, auch auf die Rückseite weißes Papier kleben, wie ich es schon bei der ersten gethan, um kurze Tagesbemerkungen flüchtig aufzuzeichnen.

Den 3. September.

Früh hatte sich eine Gesellschaft zusammengefunden, nach der Stadt zu reiten, an die ich mich anschloß. Wir fanden gleich beim Eintritt große, frühere Anstalten, die auf einen längern Widerstand hindeuteten: das Straßenpflaster war in der Mitte durchaus aufgehoben und gegen die Häuser angehäuft; das feuchte Wetter machte deßhalb das Umherwandeln nicht erfreulich. Wir besuchten aber sogleich die namentlich gerühmten Läden, wo der beste Liqueur aller Art zu haben war. Wir probirten ihn durch und versorgten uns mit mancherlei Sorten. Unter andern war einer, Namens Baume humain, welcher, weniger süß aber stärker, ganz besonders erquickte. Auch die Dragées, überzuckerte, kleine Gewürzkörner, in saubern cylindrischen Dosen, wurden nicht abgewiesen. Bei so vielem Guten gedachte man nun der lieben Zurückgelassenen, denen dergleichen am friedlichen Ufer der Ilm gar wohl behagen möchte. Kistchen wurden gepackt; gefällige, wohlwollende Couriere, das bisherige Kriegsglück in Deutschland zu melden beauftragt, waren geneigt, sich mit einigem Gepäck dieser Art zu belasten, wodurch sich denn die Freundinnen zu Hause in höchster Beruhigung überzeugen mochten, daß wir in einem Lande wallfahrteten, wo Reiß und Süßigkeit niemals ausgehen dürfen.

Als wir nun darauf die theilweis verletzte und verwüstete Stadt beschauten, waren wir veranlaßt, die Bemerkung zu wiederholen, daß

bei ſolchem Unglück, welches der Menſch dem Menſchen bereitet, wie bei dem, was die Natur uns zuſchickt, einzelne Fälle vorkommen, die auf eine Schickung, eine günſtige Vorſehung hinzudeuten ſcheinen. Der untere Stock eines Eckhauſes auf dem Markte ließ einen von vielen Fenſtern wohl erleuchteten Fayance-Laden ſehen. Man machte uns aufmerkſam, daß eine Bombe, von dem Platz aufſchlagend, an den ſchwachen ſteinernen Thürpfoſten des Ladens gefahren, von demſelben aber wieder abgewieſen andere Richtung genommen habe. Der Thürpfoſten war wirklich beſchädigt, aber er hatte die Pflicht eines guten Vorfechters gethan; die Glanzfülle des oberflächlichen Porcellan's ſtand in widerſpiegelnder Herrlichkeit hinter den waſſerhellen, wohlgeputzten Fenſtern.

Mittags am Wirthstiſche wurden wir mit guten Schöpſenkeulen und Wein von Bar tractirt, den man, weil er nicht verfahren werden kann, im Lande ſelbſt aufſuchen und genießen muß. Nun iſt aber an ſolchen Tiſchen Sitte, daß man wohl Löffel, jedoch weder Meſſer noch Gabel erhält, die man daher mitbringen muß. Von dieſer Landesart unterrichtet, hatten wir ſchon ſolche Beſtecke angeſchafft, die man dort, flach und zierlich gearbeitet, zu kaufen findet. Muntere, reſolute Mädchen warteten auf nach derſelben Art und Weiſe, wie ſie vor einigen Tagen ihrer Garniſon noch aufgewartet hatten.

Bei der Beſitznehmung von Verdun ereignete ſich jedoch ein Fall, der, obgleich nur einzeln, großes Aufſehen erregte und allgemeine Theilnahme hervorrief. Die Preußen zogen ein und es fiel aus der Franzöſiſchen Volksmaſſe ein Flintenſchuß, der Niemanden verletzte, deſſen Wageſtück aber ein Franzöſiſcher Grenadier nicht verläugnen konnte noch wollte. Auf der Hauptwache, wohin er gebracht wurde, hab' ich ihn ſelbſt geſehn: es war ein ſehr ſchöner, wohlgebildeter junger Mann, feſten Blicks und ruhigen Betragens. Bis ſein Schickſal entſchieden wäre, hielt man ihn läßlich. Zunächſt an der Wache war eine Brücke, unter der ein Arm der Maas durchzog; er ſetzte ſich auf's Mäuerchen, blieb eine Zeit lang ruhig; dann überſchlug er ſich rückwärts in die Tiefe und ward nur todt aus dem Waſſer herausgebracht.

Dieſe zweite heroiſche, ahnungsvolle That erregte leidenſchaftlichen Haß bei den friſch Eingewanderten und ich hörte ſonſt verſtändige Perſonen behaupten, man möchte weder Dieſem noch dem Commandanten ein ehrlich' Begräbniß geſtatten. Freilich hatte man ſich andere Geſinnungen verſprochen; und noch ſah man nicht die geringſte Bewegung unter den Fränkiſchen Truppen, zu uns überzugehen.

Größere Heiterkeit verbreitete jedoch die Erzählung, wie der König in Verdun aufgenommen worden. Vierzehn der ſchönſten, wohlerzogenſten Frauenzimmer hatten Ihro Majeſtät mit angenehmen Reden, Blumen und Früchten bewillkommt. Seine Vertrauteſten jedoch riethen ihm ab, vom Genuß Vergiftung befürchtend; aber der großmüthige Monarch verfehlte nicht, dieſe wünſchenswerthen Gaben mit galanter Wendung anzunehmen und ſie zutraulich zu koſten. Dieſe reizenden Kinder ſchienen auch unſern jungen Officieren einiges Vertrauen eingeflößt zu haben; gewiß, Diejenigen, die das Glück gehabt, dem Ball beizuwohnen, konnten nicht genug von Liebenswürdigkeit, Anmuth und gutem Betragen ſprechen und rühmen.

Aber auch für ſolidere Genüſſe war geſorgt: denn wie man gehofft und vermuthet hatte, fanden ſich die beſten und reichlichſten Vorräthe in der Feſtung und man eilte, vielleicht nur zu ſehr, ſich daran zu erholen. Ich konnte gar wohl bemerken, daß man mit geräuchertem Speck und Fleiſch, mit Reis und Linſen und andern guten und nothwendigen Dingen nicht haushältiſch genug verfahre, welches in unſerer Lage bedenklich ſchien. Luſtig dagegen war die Art, wie ein Zeughaus oder Waffenſammlung aller Art ganz gelaſſen geplündert ward. In ein Kloſter hatte man allerlei Gewehre, mehr alte als neue, und mancherlei ſeltſame Dinge gebracht, womit der Menſch, der ſich zu wehren Luſt hat, den Gegner abhält oder wohl gar erlegt.

Mit jener ſanften Plünderung aber verhielt es ſich folgender Maßen. Als, nach eingenommener Stadt, die hohen Militär-Perſonen ſich von den Vorräthen aller Art zu überzeugen gedachten, begaben ſie ſich ebenfalls in dieſe Waffenſammlung; und indem ſie ſolche für das allgemeine Kriegsbedürfniß in Anſpruch nahmen, fanden ſie manches Beſondere, welches dem Einzelnen zu beſitzen nicht unangenehm wäre und Niemand war leicht mit Muſterung dieſer Waffen beſchäftigt, der nicht auch für ſich Etwas herausgemuſtert hätte. Dieß ging nun durch alle Grade durch, bis dieſer Schatz zuletzt beinahe ganz in's Freie fiel. Nun gab Jedermann der angeſtellten Wache ein kleines Trinkgeld, um ſich dieſe Sammlung zu beſehen und nahm dabei Etwas heraus, was ihm anſtehen mochte. Mein Diener erbeutete auf dieſe Weiſe einen flachen, hohen Stock, der, mit Bindfaden ſtark und geſchickt umwunden, dem erſten Anblick nach Nichts weiter erwarten ließ; ſeine Schwere aber deutete auf einen gefährlichen Inhalt; auch enthielt er eine ſehr breite, wohl vier Fuß lange Degenklinge, womit eine kräftige Fauſt Wunder gethan hätte.

So zwiſchen Ordnung und Unordnung, zwiſchen Erhalten und Verderben, zwiſchen Rauben

Da geht's, mein Herr, nicht immer muthig zu;
Doch schmeckt dafür das Essen, schmeckt die Ruh.

Gehn vorüber.

Marthe.

Sagt g'rad', mein Herr, habt ihr noch nichts gefunden?
Hat sich das Herz nicht irgendwo gebunden?

Mephistopheles.

Das Sprichwort sagt: Ein eigner Herd,
Ein braves Weib, sind Gold und Perlen werth.

Marthe.

Ich meine: ob ihr niemals Lust bekommen?

Mephistopheles.

Man hat mich überall recht höflich aufgenommen.

Marthe.

Ich wollte sagen: ward's nie Ernst in euerm Herzen?

und Bezahlen lebte man immerhin; und Dieß mag es wohl sein, was den Krieg für das Gemüth eigentlich verderblich macht. Man spielt den Kühnen, Zerstörenden, dann wieder den Sanften, Belebenden; man gewöhnt sich an Phrasen, mitten in dem verzweifeltsten Zustand Hoffnung zu erregen und zu beleben. Hierdurch entsteht nun eine Art von Heuchelei, die einen besondern Character hat und sich von der pfäffischen, höfischen, oder wie sie sonst heißen mögen, ganz eigen unterscheidet.

Einer merkwürdigen Person aber muß ich noch gedenken, die ich, zwar nur in der Entfernung, hinter Gefängnißgittern, gesehen: es war der Postmeister von St. Menehould, der sich ungeschickter Weise von den Preußen hatte fangen lassen. Er scheute keineswegs die Blicke der Neugierigen und schien bei seinem ungewissen Schicksal ganz ruhig. Die Emigrirten behaupteten, er habe tausend Tode verdient und hetzten deßhalb an den obersten Behörden, denen aber zum Ruhme zu rechnen ist, daß sie in diesem wie in andern Fällen sich mit geziemender, hoher Ruhe und anständigem Gleichmuth betragen.

Am 4. September.

Die viele Gesellschaft, die ab- und zuging, belebte unsere Zeite den ganzen Tag; man hörte Vieles erzählen, Vieles bereden und beurtheilen; die Lage der Dinge that sich deutlicher auf als bisher. Alle waren einig, daß man so schnell als möglich nach Paris vordringen müsse. Die Festungen Montmedy und Sedan hatte man unerobert sich zur Seite gelassen und schien von der in dortiger Gegend stehenden Armee wenig zu befürchten.

Lafayette, auf welchem das Vertrauen des Kriegsvolks beruhte, war genöthigt gewesen, aus der Sache zu scheiden; er sah sich gedrängt, zum Feinde überzugehen und ward als Feind behandelt. Dumouriez, wenn er auch sonst als Minister Einsicht in Militär-Angelegenheiten bewiesen hatte, war durch keinen Feldzug berühmt; und aus der Canzlei zum Oberbefehl der Armee befördert, schien er auch nur jene Inconsequenz und Verlegenheit des Augenblicks zu beweisen. Von der andern Seite verlauteten die traurigen Vorfälle von der Hälfte des August's aus Paris, wo, dem Braunschweig'schen Manifest zum Trotze, der König gefangen genommen, abgesetzt und als Missethäter behandelt wurde. Was aber für die nächsten Kriegs-Operationen höchst bedenklich sei, ward am Umständlichsten besprochen.

Der waldbewachsene Gebirgsriegel, welcher die Aire von Süden nach Norden an ihm herzufließen nöthigt, Forêt d'Argonne genannt, lag unmittelbar vor uns und hielt unsere Bewegung auf. Man sprach viel von den Isletten, dem bedeutenden Paß zwischen Verdun und St. Menehould. Warum er nicht besetzt werde, besetzt worden sei, darüber konnte man sich nicht vereinigen. Die Emigrirten sollten ihn einen Augenblick überrumpelt haben, ohne ihn halten zu können. Die abziehende Besatzung von Longwy hatte sich, so viel wußte man, dorthin gezogen; auch Dumouriez schickte, während wir uns auf dem Marsch nach Verdun und mit dem Bombardement der Stadt beschäftigten, Truppen querüber durch's Land, um diesen Posten zu verstärken und den rechten Flügel seiner Position hinter Grandpré zu decken und so den Preußen, Oesterreichern und Emigrirten ein zweites Thermopylä entgegenzustellen.

Man gestand sich einander die höchst ungünstige Lage und mußte sich in die Anstalten fügen, wornach die Armee, welche unaufhaltsam gerade vorwärts hätte dringen sollen, die Aire hinabziehen sollte, um sich an den verschanzten Bergschluchten auf gut Glück zu versuchen; wobei noch für höchst vortheilhaft galt, daß Clermont den Franzosen entrissen und von Hessen besetzt sei, welche, gegen die Isletten operirend, sie, wo nicht wegnehmen, doch beunruhigen konnten.

Den 6. September.

In diesem Sinne ward nunmehr das Lager verändert und kam hinter Verdun zu stehen; das Haupt-Quartier des Königs, Glorieux, des Herzogs von Braunschweig, Regrets genannt, gab zu wunderlichen Betrachtungen Anlaß. An den ersten Ort gelangte ich selbst durch einen verdrießlichen Zufall. Des Herzogs von Weimar Regiment sollte bei Jardin Fontaine zu stehen kommen, nahe an der Stadt und der Maas. Zum Thore fuhren wir glücklich heraus, indem wir uns in den Wagenzug eines unbekannten Regiments einschwärzten und von ihm fortschleppen ließen, obgleich zu bemerken war, daß man sich zu weit entferne. Auch hätten wir nicht einmal bei dem schmalen Wege aus der Reihe weichen können, ohne uns in den Gräben unwiederbringlich zu verfahren. Wir schauten rechts und links, ohne zu entdecken; wir fragten ebenso und erhielten keinen Bescheid; denn Alle waren fremd, wie wir und auf's Verdrießlichste von dem Zustand angegriffen. Endlich auf eine sanfte Höhe gelangt, sah ich links unten in einem Thal, das zu guter Jahrszeit ganz angenehm sein mochte, einen hübschen Ort mit bedeutenden Schloßgebäuden, wohin glücklicher Weise ein sanfter, grüner Rain uns bequem hinunterzubringen versprach. Ich ließ um so eher aus der schrecklichen Fahrleise hinabwärts ausbiegen, als ich unten Officiere und Reitknechte

hin- und wiederſprengen, Packwagen und Chaiſen aufgefahren ſah. Ich vermuthete ein's der Haupt-Quartiere und ſo fand ſich's; es war Glorieux, der Aufenthalt des Königs. Aber auch da war mein Fragen, wo Jardin Fontaine liege, ganz umſonſt. Endlich begegnete ich wie einem Himmelsboten Herrn von Alvensleben, der ſich mir früher freundlich erwieſen hatte. Dieſer gab mir denn Beſcheid: ich ſolle den von allem Fuhrwerk freien Dorfweg im Thale bis nach der Stadt verfolgen, vor derſelben aber links durchzudringen ſuchen; und ich würde Jardin Fontaine gar bald entdecken.

Beides gelang mir und ich fand auch unſere Zelte aufgeſchlagen, aber im ſchrecklichſten Zuſtande: man ſah ſich in grundloſen Koth verſenkt; die verfaulten Schlingen der Zelttücher zerriſſen eine nach der andern und die Leinwand ſchlug Dem über Kopf und Schulter zuſammen, der darunter ſein Heil zu ſuchen gedachte. Eine Zeit lang hatte man's ertragen; doch fiel zuletzt der Entſchluß dahin aus, das Oertchen ſelbſt zu beziehen. Wir fanden in einem wohleingerichteten Haus und Hof einen guten, neckiſchen Mann als Beſitzer, der ehemals Koch in Deutſchland geweſen war. Mit Munterkeit nahm er uns auf; im Erdgeſchoß fanden ſich ſchöne, heitere Zimmer, gutes Camin und was ſonſt nur erquicklich ſein konnte.

Das Gefolge des Herzogs von Weimar ward aus der fürſtlichen Küche verſorgt; unſer Wirth verlangte jedoch dringend, ich ſolle nur ein einziges Mal von ſeiner Kunſt Etwas koſten. Er bereitete mir auch wirklich ein höchſt wohlſchmeckendes Gaſtmahl, das mir aber ſehr übel bekam, ſo daß ich wohl auch an Gift hätte denken können, wenn mir nicht noch zeitig genug der Knoblauch eingefallen wäre, durch welchen jene Schüſſeln erſt recht ſchmackhaft geworden, der auf mich aber, ſelbſt in der geringſten Doſis, höchſt gewaltſame Wirkung auszuüben pflegte. Das Uebel war bald vorbei und ich hielt mich nach wie vor deſto lieber an die Deutſche Küche, ſo lange ſie auch nur das Mindeſte leiſten konnte.

Als es zum Abſchied ging, überreichte der gutgelaunte Wirth meinem Diener einen vorher verſprochenen Brief nach Paris an eine Schweſter, die er beſonders empfehlen wolle, fügte jedoch nach einigen Hin- und Wiederreden gutmüthig hinzu: „Du wirſt wohl nicht hinkommen!"

Den 11. September.

Wir wurden alſo, nach einigen Tagen gütlicher Pflege, wieder in das ſchrecklichſte Wetter hinausgeſtoßen; unſer Weg ging auf dem Gebirgsrücken hin, der, die Gewäſſer der Maas und Aire ſcheidend, beide nach Norden zu fließen nöthigt. Unter großen Leiden gelangten wir nach Malancourt, wo wir leere Keller und Küchen wirthlos fanden und ſchon zufrieden waren, unter Dach, auf trockener Bank, eine ſpärlich mitgebrachte Nahrung zu genießen. Die Einrichtung der Wohnungen ſelbſt gefiel mir, ſie zeugte von einem ſtillen, häuslichen Behagen; Alles war einfach naturgemäß, dem unmittelbarſten Bedürfniß genügend. Dieß hatten wir geſtört, Dieß zerſtörten wir; denn aus der Nachbarſchaft erſcholl ein Angſtruf gegen Plünderer, worauf wir denn hinzueilend, nicht ohne Gefahr, dem Unfug für den Augenblick ſteuerten. Auffallend genug dabei war, daß die armen, unbekleideten Verbrecher, denen wir Mäntel und Hemden entriſſen, uns der härteſten Grauſamkeit anklagten, daß wir ihnen nicht vergönnen wollten, auf Koſten der Feinde ihre Blöße zu decken.

Aber noch einen eignern Vorwurf ſollten wir erleben. In unſer erſtes Quartier zurückgekehrt, fanden wir einen vornehmen, uns ſonſt ſchon bekannten Emigrirten. Er ward freundlich begrüßt und verſchmähte nicht feugale Biſſen; allein man konnte ihm eine innere Bewegung anmerken; er hatte Etwas auf dem Herzen, dem er durch Ausrufungen Luft zu machen ſuchte. Als wir nun, früherer Bekanntſchaft gemäß, einiges Vertrauen in ihm zu erwecken ſuchten, ſo beſchrie er die Grauſamkeit, welche der König von Preußen an den Franzöſiſchen Prinzen ausübe. Erſtaunt, faſt beſtürzt, verlangten wir nähere Erklärung. Da erfuhren wir nun: der König habe, bei'm Ausmarſch von Glorieux, unerachtet des ſchrecklichſten Regens, keinen Ueberrock angezogen, keinen Mantel umgenommen, da denn die königlichen Prinzen ebenfalls ſich dergleichen wetterabwehrende Gewande hätten verſagen müſſen; unſer Marquis aber habe dieſe allerhöchſten Perſonen, leicht gekleidet, durch und durch genäßt, träufelnd von abfließender Feuchte, nicht ohne das größte Bejammern anſchauen können; ja er hätte, wenn es nütze geweſen wäre, ſein Leben daran gewendet, ſie in einem trockenen Wagen dahin ziehen zu ſehen, ſie, auf denen Hoffnung und Glück des ganzen Vaterlandes beruhe, die an eine ganz andere Lebensweiſe gewöhnt ſeien.

Wir hatten freilich darauf Nichts zu erwiedern; denn ihm konnte die Betrachtung nicht tröſtlich werden, daß der Krieg, als ein Vortod, alle Menſchen gleich mache, allen Beſitz aufhebe und ſelbſt die höchſte Perſönlichkeit mit Pein und Gefahr bedrohe.

Den 12. September.

Den andern Morgen aber entſchloß ich mich, in Betracht ſo hoher Beiſpiele, meine leichte und doch mit vier requirirten Pferden beſpannte

Chaise unter dem Schutz des zuverlässigen Kämmerier Wagner's zu lassen, welchem die Equipage und das so nöthige bare Geld nachzubringen aufgetragen war. Ich schwang mich, mit einigen guten Gesellen, zu Pferde und so begaben wir uns auf den Marsch nach Landres. Wir fanden auf Mitte Wege Wesen und Reisig eines abgeschlagenen Birkenhölzchens, deren innere Trockenheit die äußere Feuchte bald überwand und uns lohe Flamme und Kohlen, zur Erwärmung wie zum Kochen genugsam, sehr schnell zum Besten gab. Aber die schöne Anstalt einer Regiments-Tafel war schon gestört; Tische, Stühle und Bänke sah man nicht nachkommen; man behalf sich stehend, vielleicht angelehnt, so gut es gehen wollte. Doch war das Lager gegen Abend glücklich erreicht; so campirten wir unsern Landres, gerade Grandpré gegenüber, wußten aber gar wohl, wie stark und vortheilhaft der Paß besetzt sei. Es regnete unaufhörlich, nicht ohne Windstoß; die Zeltdecke gewährte wenig Schutz.

Glückselig aber Der, dem eine höhere Leidenschaft den Busen füllte! Die Farbenerscheinung der Quelle hatte mich dieser Tage her nicht einen Augenblick verlassen; ich überdachte sie hin und wieder, um sie zu bequemen Versuchen zu erheben. Da dictirte ich an Vogel, der sich auch hier als treuen Canzlei-Gefährten erwies, in's gebrochene Concept und zeichnete nachher die Figuren darneben. Diese Papiere besitz' ich noch mit allen Merkmalen des Regenwetters und als Zeugniß eines treuen Forschens auf eingeschlagenem, bedenklichem Pfad. Den Vortheil aber hat der Weg zum Wahren, daß man sich unsicherer Schritte, eines Umwegs, ja eines Fehltritts noch immer gern erinnert.

Das Wetter verschlimmerte sich und ward in der Nacht so arg, daß man es für das höchste Glück schätzen mußte, sie unter der Decke des Regiments-Wagens zuzubringen. Wie schrecklich war da der Zustand, wenn man bedachte, daß man im Angesicht des Feindes gelagert sei und befürchten mußte, daß er aus seinen Berg- und Waldverschanzungen irgendwo hervorzubrechen Lust haben könne!

Vom 15. bis zum 17. September.

Es traf der Kämmerier Wagner, den Pudel mit eingeschlossen, bei guter Zeit mit aller Equipage bei uns ein; er hatte eine schreckliche Nacht verlebt, war nach tausend andern Hindernissen im Finstern von der Armee abgekommen, verführt durch schlaf- und weintrunkene Knechte eines General's, denen er nachfuhr. Sie gelangten in ein Dorf und vermutheten die Franzosen ganz nahe. Von allerlei Allarm geängstigt, verlassen von Pferden, die aus der Schwemme nicht zurückkamen, wußte er sich denn doch so zu richten und zu schicken, daß er von dem unseligen Dorfe loskam und wir uns zuletzt mit allem mobilen Hab und Gut wieder zusammenfanden.

Endlich gab es eine Art von erschütternder Bewegung und zugleich von Hoffnung; man hörte auf unserm rechten Flügel stark canoniren und sagte sich: General Clairfait sei aus den Niederlanden angekommen und habe die Franzosen auf ihrer linken Flanke angegriffen. Alles war äußerst gespannt, den Erfolg zu vernehmen.

Ich ritt nach dem Haupt-Quartier, um näher zu erfahren, was die Canonade bedeute und was eigentlich zu erwarten sei. Man wußte daselbst noch Nichts genau, als daß General Clairfait mit den Franzosen handgemein sein müsse. Ich traf auf den Major von Weyprach, der sich, aus Ungeduld und Langerweile, so eben zu Pferde setzte und an die Vorposten reiten wollte; ich begleitete ihn und wir gelangten bald auf eine Höhe, wo man sich weit genug umsehen konnte. Wir trafen auf einen Husaren-Posten und sprachen mit dem Officier, einem jungen, hübschen Manne. Die Canonade war weit über Grandpré hinaus und er hatte Ordre, nicht vorwärts zu gehen, um nicht ohne Noth eine Bewegung zu verursachen. Wir hatten uns nicht lange besprochen, als Prinz Louis Ferdinand mit einigem Gefolge ankam, nach kurzer Begrüßung und Hin- und Wiederreden von dem Officier verlangte, daß er vorwärtsgehen solle. Dieser that dringende Vorstellungen, worauf der Prinz aber nicht achtete, sondern vorwärts ritt, dem wir denn Alle folgen mußten. Wir waren nicht weit gekommen, als ein Französischer Jäger sich von ferne sehen ließ, an uns bis auf Büchsenschußweite heransprengte und sodann umkehrend ebenso schnell wieder verschwand. Ihm folgte der Zweite, dann der Dritte, welche ebenfalls wieder verschwanden. Der Vierte aber, wahrscheinlich der Erste, schoß die Büchse ganz ernstlich auf uns ab; man konnte die Kugel deutlich pfeifen hören. Der Prinz ließ sich nicht irren und Jene trieben auch ihr Handwerk, so daß mehrere Schüsse fielen, indem wir unsern Weg verfolgten. Ich hatte den Officier manchmal angesehen, der zwischen seiner Pflicht und zwischen dem Respect vor einem königlichen Prinzen in der größten Verlegenheit schwankte. Er glaubte wohl in meinen Blicken etwas Theilnehmendes zu lesen, ritt auf mich zu und sagte: „Wenn Sie irgend Etwas auf den Prinzen vermögen, so ersuchen Sie ihn zurückzugehen; er setzt mich der größten Verantwortung aus. Ich habe den strengsten Befehl, meinen angewiesenen Posten nicht zu verlassen; und es ist Nichts verdrüs-

tiger, als daß wir den Feind nicht reizen, der hinter Grandpré in einer festen Stellung gelagert ist. Kehrt der Prinz nicht um, so ist in Kurzem die ganze Vorpostenkette allarmirt, man weiß im Haupt-Quartier nicht, was es heißen soll; und der erste Verdruß ergeht über mich ganz ohne meine Schuld." Ich ritt an den Prinzen heran und sagte: Man erzeigt mir so eben die Ehre, mir einigen Einfluß auf Ihro Hoheit zuzutrauen, deßhalb ich um geneigtes Gehör bitte. Ich brachte ihm darauf die Sache mit Klarheit vor, welches kaum nöthig gewesen wäre; denn er sah selbst Alles vor sich und war freundlich genug, mit einigen guten Worten sogleich umzukehren, worauf denn auch die Jäger verschwanden und zu schießen aufhörten. Der Officier dankte mir auf's Verbindlichste; und man sieht hieraus, daß ein Vermittler überall willkommen ist.

Nach und nach klärte sich's auf. Die Stellung Dumouriez bei Grandpré war höchst fest und vortheilhaft. Daß er auf seinem rechten Flügel nicht anzugreifen sei, wußte man wohl; auf seiner Linken waren zwei bedeutende Päße: le Croix aux Bois und le Chêne le Populeux, beide wohl verhauen und für unzugänglich gehalten. Allein der letzte war einem Officier anvertraut, einem dergleichen Auftrag nicht gewachsenen oder nachlässigen. Die Oesterreicher griffen an; bei der ersten Attake blieb Prinz von Ligne, der Sohn; sodann aber gelang es, man überwältigte den Posten und der große Plan Dumouriez war zerstört. Er mußte seine Stellung verlassen und sich die Aisne hinaufwärts ziehen, und Preußische Husaren konnten durch den Paß dringen und jenseits des Argonner-Waldes nachsetzen. Sie verbreiteten einen solchen panischen Schrecken über das Französische Heer, daß zehntausend Mann vor fünfhundert fliehen und nur mit Mühe konnten zum Stehen gebracht und wieder gesammelt werden, wobei sich das Regiment Chamborand besonders hervorthat und den Uaserigen ein weiteres Vordringen verwehrte, welche, ohnehin nur gewisser Maßen auf Recognoscirungen ausgeschickt, siegreich mit Freuden zurückkehrten und nicht läugneten, einige Wagen gute Beute gemacht zu haben. In das unmittelbar Brauchbare, Geld und Kleidung, hatten sie sich getheilt; mir aber als einem Canzlei-Mann kamen die Papiere zu gut, worunter ich einige ältere Befehle Lafayette's und mehrere höchst sauber geschriebene Listen fand. Was mich aber am Meisten überraschte, war ein ziemlich neuer Moniteur. Dieser Druck, dieses Format, mit denen man seit einigen Jahren ununterbrochen bekannt gewesen und die man nun seit mehreren Wochen nicht gesehen, begrüßten mich auf eine etwas unfreundliche Weise, indem ein laconischer Artikel vom 3. September mir drohend rief: Les Prussiens pourront venir à Paris, mais ils n'en sortiront pas. Also hielt man denn doch in Paris für möglich, wir könnten hingelangen; daß wir wieder zurückkehrten, dafür mochten die obern Gewalten sorgen.

Die schreckliche Lage, in der man sich zwischen Erde und Himmel befand, war einiger Maßen erleichtert, als man die Armee zurücken und eine Abtheilung der Avantgarde nach der andern vorwärts ziehen sah. Endlich kam die Reihe auch an uns; wir gelangten über Hügel, durch Thäler, Weinberge vorbei, an denen man sich auch wohl erquickte. Man kam sodann zu aufgehellter Stunde in eine freiere Gegend und sah in einem freundlichen Thal der Aire das Schloß von Grandpré auf einer Höhe sehr wohlgelegen, eben an dem Puncte, wo genannter Fluß sich westwärts zwischen die Hügel drängt, um auf der Gegenseite des Gebirgs sich mit der Aisne zu verbinden, deren Gewässer immer, dem Sonnenuntergang zu, durch Vermittelung der Oise endlich in die Seine gelangen; woraus denn erhellt, daß der Gebirgsrücken, der uns von der Maas trennte, zwar nicht von bedeutender Höhe, doch von entschiedenem Einfluß auf den Wasserlauf, uns in eine andere Flußregion zu nöthigen geeignet war.

Auf diesem Zuge gelangte ich zufällig in das Gefolge des Königs, dann des Herzogs von Braunschweig; ich unterhielt mich mit Fürst Reuß und andern diplomatisch-militärischen Bekannten. Diese Reitermaßen machten zu der angenehmen Landschaft eine reiche Staffage; man hätte einen von der Meulen gewünscht, um solchen Zug zu verewigen. Alles war heiter, munter, voller Zuversicht und heldenhaft. Einige Dörfer brannten zwar vor uns auf; allein der Rauch thut in einem Kriegsbilde auch nicht übel. Man hatte, so hieß es, aus den Häusern auf den Vortrab geschossen und dieser, nach Kriegsrecht, sogleich die Selbstrache geübt. Es ward getadelt, war aber nicht zu ändern; dagegen nahm man die Weinberge in Schutz, von denen sich die Besitzer doch keine große Lese versprechen durften; und so ging es zwischen freund- und feindseligem Betragen immer vorwärts.

Wir gelangten, Grandpré hinter uns lassend, an und über die Aisne und lagerten bei Vaux le Mouron. Hier waren wir nun in der verrufenen Champagne; es sah aber so übel noch nicht aus. Ueber dem Wasser an der Sonnenseite erstreckten sich wohlgehaltene Weinberge; und wo man Dörfer und Scheunen visitirte, fanden sich Nahrungsmittel genug für Menschen und Thiere, nur leider der Weizen

nicht aufgebrochen, noch weniger genugſame Mühlen; Oefen zum Backen waren auch ſelten und ſo fing es wirklich an, ſich einem tantaliſchen Zuſtande zu nähern.

Am 19. September.

Dergleichen Betrachtungen anzuſtellen, verſammelte ſich eine große Geſellſchaft, die überhaupt, wo es Halt gab, ſich immer mit einigem Zutrauen, beſonders beim Nachmittags-Caffee, zuſammenfügte. Sie beſtand aus wunderlichen Elementen, Deutſchen und Franzoſen, Kriegern und Diplomaten, Alles bedeutende Perſonen, erfahren, klug, geiſtreich, aufgeregt durch die Wichtigkeit des Augenblicks, Männer ſämmtlich von Werth und Würde, aber doch eigentlich nicht in den innern Rath gezogen und alſo deſto mehr bemüht, auszuſinnen, was beſchloſſen ſein, was geſchehen könnte.

Dumouriez, als er den Paß von Grandpré nicht länger halten konnte, hatte ſich die Aisne hinauf gezogen und, da ihm der Rücken durch die Jolettes geſichert war, ſich auf die Höhen von St. Menehould, die Front gegen Frankreich, geſtellt. Wir waren durch den engen Paß hereingedrungen, hatten unerobert Veſten, Sedan, Montmedy, Stenay, im Rücken und an der Seite, die uns jede Zufuhr nach Belieben erſchweren konnten. Wir betraten bei'm ſchlimmſten Wetter ein ſeltſames Land, deſſen undankbarer Kalkboden nur kümmerlich ausgeſtreute Ortſchaften ernähren konnte.

Freilich lagen Rheims, Chalons und ihre geſegneten Umgebungen nicht fern; man konnte hoffen, ſich vorwärts zu erholen. Die Geſellſchaft überzeugte ſich daher beinahe einſtimmig, daß man auf Rheims marſchiren und ſich Chalons bemächtigen müſſe; Dumouriez könne ſich in ſeiner vortheilhaften Stellung alsdann nicht ruhig verhalten, eine Schlacht wäre unvermeidlich, wo es auch ſei; man glaubte, ſie ſchon gewonnen zu haben.

Den 20. September.

Manches Bedenken gab es daher, als wir den Neunzehnten beordert wurden, auf Maſſige unſern Zug zu richten, die Aisne aufwärts zu verfolgen und dieſes Waſſer ſowohl als das Waldgebirg, näher oder ferner, linker Hand zu behalten.

Nun erholte man ſich unterwegs von ſolchen nachdenklichen Betrachtungen, indem man mancherlei Zufälligkeiten und Ereigniſſen eine heitere Theilnahme ſchenkte; ein wunderſames Phänomen zog meine ganze Aufmerkſamkeit auf ſich. Man hatte, um mehrere Colonnen nebeneinander fortzuſchieben, die eine querfeldein über flache Hügel geführt, zuletzt aber, als man wieder in's Thal ſollte, einen ſteilen Abhang gefunden. Dieſer ward nun alsbald, ſo gut es gehen wollte, abgeböſcht; doch blieb er immer noch ſchroff genug. Nun trat eben zu Mittag ein Sonnenblick hervor und ſpiegelte ſich in allen Gewehren. Ich hielt auf einer Höhe und ſah jenen blinkenden Waffenfluß glänzend heranziehen; überraſchend aber war es, als die Colonne an den ſteilen Abhang gelangte, wo ſich die bisher geſchloſſenen Glieder ſprungweiſe trennten und jeder Einzelne, ſo gut er konnte, in die Tiefe zu gelangen ſuchte. Dieſe Unordnung gab völlig den Begriff eines Waſſerfalls; eine Unzahl durcheinander hin- und wiederblinkender Bajonette bezeichneten die lebhafteſte Bewegung. Und als nun unten am Fuße ſich Alles wieder gleich in Reih und Glied ordnete und, ſowie ſie oben angekommen, nun wieder im Thale fortzogen, ward die Vorſtellung eines Fluſſes immer lebhafter. Auch war dieſe Erſcheinung um ſo angenehmer, als ihre lange Dauer fort und fort durch Sonnenblicke begünſtigt wurde, deren Werth man in ſolchen zweifelhaften Stunden nach langer Entbehrung erſt recht ſchätzen lernte.

Nachmittags gelangten wir endlich nach Maſſige, nur noch wenige Stunden vom Feind; das Lager war abgeſteckt und wir bezogen den für uns beſtimmten Raum. Schon waren Pfähle geſchlagen, die Pferde d'ran gebunden, Feuer angezündet und der Küchwagen that ſich auf. Ganz unerwartet kam daher das Gerücht, das Lager ſolle nicht Statt haben; denn es ſei die Nachricht angekommen, das Franzöſiſche Heer ziehe ſich von St. Menehould auf Chalons, der König wolle ſie nicht entwiſchen laſſen und habe daher Befehl zum Aufbruch gegeben. Ich ſachte an der rechten Schwiede hierüber Gewißheit und vernahm Das, was ich ſchon gehört hatte, nur mit dem Zuſatze: auf dieſe unſichere und unwahrſcheinliche Nachricht ſei der Herzog von Weimar und der General Heymann mit eben den Huſaren, welche die Unruhe erregt, vorgegangen. Nach einiger Zeit kamen dieſe Generale zurück und verſicherten, es ſei nicht die geringſte Bewegung zu bemerken; auch wollten jene Patrouillen geſehen, daß ſie das Gemeldete mehr geſchloſſen als geſehen hätten.

Die Anregung aber war einmal gegeben und der Befehl lautete: die Armee ſolle verrücken, jedoch ohne das mindeſte Gepäck; alles Fuhrwerk ſollte bis Maiſon Champagne zurückkehren, dort eine Wagenburg bilden und den, wie man vorausſetzte, glücklichen Ausgang einer Schlacht abwarten.

Nicht einen Augenblick zweifelhaft, was zu thun ſei, überließ ich Wagen, Gepäck und Pferde meinem entſchloſſenen, ſorgfältigen Be-

dienten und ſetzte mich mit den Kriegsgenoſſen alſobald zu Pferde. Es war ſchon früher mehrmals zur Sprache gekommen, daß wer ſich in einen Kriegszug einlaſſe, durchaus bei den regulirten Truppen, welche Abtheilung es auch ſei, an die er ſich angeſchloſſen, feſtbleiben und keine Gefahr ſcheuen ſolle; denn was uns auch da betreffe, ſei immer ehrenvoll, da hingegen bei der Bagage, bei'm Troß oder ſonſt zu verweilen, zugleich gefährlich und ſchmählich. Und ſo hatte ich auch mit den Officieren des Regiment's abgeredet, daß ich mich immer an ſie und wo möglich an die Leib-Schwadron anſchließen wolle, weil ja dadurch ein ſo ſchönes und gutes Verhältniß nur immer beſſer befeſtigt werden könne.

Der Weg war das kleine Waſſer, die Tourbe, hinauf vorgezeichnet, durch das traurigſte Thal von der Welt, zwiſchen niedrigen Hügeln ohne Baum und Buſch; es war befohlen und eingeſchärft, in aller Stille zu marſchiren, als wenn wir den Feind überfallen wollten, der doch in ſeiner Stellung das Heranrücken einer Maſſe von fünfzigtauſend Mann wohl mochte erfahren haben. Die Nacht brach ein, weder Mond noch Sterne leuchteten am Himmel, es ging ein wüſter Wind; die ſtille Bewegung einer ſo großen Menſchenreihe in tiefer Finſterniß war ein höchſt Eigenes.

Indem man neben der Colonne herritt, begegnete man mehrern bekannten Officieren, die hin und wieder ſprengten, um die Bewegung des Marſches bald zu beſchleunigen bald zu retardiren. Man beſprach ſich, man hielt ſtille, man verſammelte ſich. So hatte ſich ein Kreis von vielleicht zwölf Bekannten und Unbekannten zuſammengefunden; man fragte, klagte, wunderte ſich, ſchalt und raiſonnirte; das geſtörte Mittageſſen konnte man dem Heerführer nicht verzeihen. Ein munterer Gaſt wünſchte ſich Bratwurſt und Brod; ein anderer ſprang gleich mit ſeinen Wünſchen zum Rehbraten und Sardellenſalat. Da das Alles aber unentgeltlich geſchah, fehlte es auch nicht an Poſſen und ſonſtigen Leckerbiſſen, nicht an den köſtlichſten Weinen; und ein ſo vollkommenes Gaſtmahl war beiſammen, daß endlich Einer, deſſen Appetit übermäßig rege geworden, die ganze Geſellſchaft verwünſchte und die Pein einer aufgeregten Einbildungskraft im Gegenſatze des größten Mangels ganz unerträglich ſchalt. Man verlor ſich aneinander und der Einzelne war nicht beſſer d'ran als Alle zuſammen.

Den 19. September. Nachts.

So gelangten wir bis Somme-Tourbe, wo man Halt machte; der König war in einem Gaſthofe abgetreten, vor deſſen Thüre der Herzog von Braunſchweig, in einer Art Laube, Haupt-Quartier und Canzlei errichtete. Der Platz war groß; es brannten mehrere Feuer, durch große Bündel Weinpfähle gar lebhaft unterhalten. Der Fürſt Feld-Marſchall tadelte einige Mal' perſönlich, daß man die Flamme allzu ſtark auflodern laſſe; wir beſprachen uns darüber und Niemand wollte glauben, daß unſere Nähe den Franzoſen ein Geheimniß geblieben ſei.

Ich war zu ſpät angekommen und mochte mich in der Nähe umſehen, wie ich wollte, Alles war ſchon, wo nicht verzehrt, doch in Beſitz genommen. Indem ich ſo umherforſchte, gaben mir die Emigrirten ein kluges Küchenſchauſpiel; ſie ſaßen um einen großen, runden, flachen, abglimmenden Aſchenhaufen, in den ſich mancher Weinſtab kniſternd mochte aufgelöſ't haben. Klüglich und ſchnell hatten ſie ſich aller Eier des Dorfes bemächtigt; und es ſah wirklich appetitlich aus, wie die Eier in dem Aſchenhaufen nebeneinander aufrecht ſtanden und eins nach dem andern zu rechter Zeit ſchürfbar herausgehoben wurde. Ich kannte Niemanden von den edeln Küchengeiſtern; unbekannt mocht' ich ſie nicht anſprechen. Als mir aber ſo eben ein lieber Bekannter begegnete, der ſo gut wie ich, Hunger und Durſt litt, fiel mir eine Kriegsliſt ein, nach einer Bemerkung, die ich auf meiner kurzen militäriſchen Laufbahn anzuſtellen Gelegenheit gehabt. Ich hatte nämlich bemerkt, daß man bei'm Fouragiren um die Dörfer und in denſelben tölpiſch, geradezu verfahre: die erſten Andringenden fielen ein, nahmen weg, verdarben, zerſtörten; die Folgenden fanden immer weniger und was verloren ging, kam Niemanden zu Gute. Ich hatte ſchon gedacht, daß man bei dieſer Gelegenheit ſtrategiſch verfahren und, wenn die Menge von vorne herein bringe, ſich von der Gegenſeite nach einigem Verhältniß umſehen müſſe. Dieß konnte nun hier kaum der Fall ſein; denn Alles war überſchwemmt; aber das Dorf zog ſich ſehr in die Länge und zwar ſeitwärts der Straße, wo wir hereingekommen. Ich forderte meinen Freund auf, die lange Gaſſe mit hinunterzugehen. Aus dem vorletzten Hauſe kam ein Soldat fluchend heraus, daß ſchon Alles aufgezehrt und nirgends Nichts mehr zu haben ſei. Wir ſahen durch die Fenſter; da ſaßen ein Paar Jäger ganz ruhig; wir gingen hinein, um wenigſtens auf einer Bank unter Dach zu ſitzen; wir begrüßten ſie als Cameraden und klagten freilich über den allgemeinen Mangel. Nach einigem Hin- und Wiederreden verlangten ſie, wir ſollten ihnen Verſchwiegenheit geloben, worauf wir die Hand gaben. Nun eröffneten ſie uns, daß ſie in dem Hauſe einen ſchönen, wohlbeſtellten Keller

gefunden, deſſen Eingang ſie zwar ſelbſt ſecretirt, uns jedoch von dem Verrath einen Antheil nicht verſagen wollten. Einer zog einen Schlüſſel hervor und nach verſchiedenen, weggeräumten Hinderniſſen fand ſich eine Kellerthüre zu eröffnen. Hinabgeſtiegen fanden wir nun mehrere, etwa zweiimerige Fäſſer auf dem Lager, was uns aber mehr intereſſirte, verſchiedene Abtheilungen in Sand gelegter, gefüllter Flaſchen, wo der gutmüthige Cameral, der ſie ſchon durchprobirt hatte, an die beſte Sorte wies. Ich nahm zwiſchen die ausgeſpreizten Finger jeder Hand zwei Flaſchen, zog ſie unter den Mantel, mein Freund deßgleichen; und ſo ſchritten wir, in Hoffnung baldiger Erquickung, die Straße wieder hinaufwärts.

Unmittelbar am großen Wachfeuer gewahrte ich eine ſchwere, ſtarke Egge, ſetzte mich darauf und ſchob unter dem Mantel meine Flaſchen zwiſchen die Zacken herein. Nach einiger Zeit brachte ich eine Flaſche hervor, wegen der mich meine Nachbarn beriefen, denen ich ſogleich den Mitgenuß anbot. Sie thaten gute Züge, der Letzte beſcheiden, da er wohl merkte, er laſſe mir nur Wenig zurück. Ich verbarg die Flaſche neben mir und brachte bald darauf die zweite hervor, trank den Freunden zu, die ſich's abermals wohl ſchmecken ließen; Anfangs das Wunder nicht bemerkten, bei der dritten Flaſche jedoch laut über den Herrenweinſter ausſchrieen; und es war, in dieſer traurigen Lage, ein auf alle Weiſe willkommener Scherz.

Unter den vielen Perſonen, deren Geſtalt und Geſicht im Kreiſe vom Feuer erleuchtet war, erblickt' ich einen ältlichen Mann, den ich zu kennen glaubte. Nach Erkundigung und Annäherung war er nicht wenig verwundert, mich hier zu ſehen. Es war Marquis von Bombelles, dem ich vor zwei Jahren in Venedig, der Herzogin Amalie folgend, aufgewartet hatte, wo er, als Franzöſiſcher Geſandter reſidirend, ſich höchſt angelegen ſein ließ, dieſer trefflichen Fürſtin den dortigen Aufenthalt ſo angenehm als möglich zu machen. Wechſelſeitiger Verwunderungsausruf, Freude des Wiederſehens und Erinnerung erheiterten dieſen erſten Augenblick. Zur Sprache kam ſeine prächtige Wohnung am großen Canal; es ward gerühmt, wie wir, daſelbſt in Gondeln auffahrend, ehrenvoll empfangen und freundlich bewirthet worden; wie er durch kleine Feſte, gerade im Geſchmack und Sinn dieſer Natur und Kunſt, Heiterkeit und Anſtand in Verbindung liebender Damen, ſie und die Ihrigen auf vielfache Weiſe erfreute, auch ſie durch ſeinen Einfluß manches andere, für Fremde ſonſt verſchloſſene Gute genießen laſſen.

Wie ſehr war ich aber verwundert, da ich ihn, den ich durch eine wahrhafte Lobrede zu ergetzen gedachte, mit Wehmuth ausrufen hörte: „Schweigen wir von dieſen Dingen. Jene Zeit liegt nur gar zu weit hinter mir und ſchon damals, als ich meine edeln Gäſte mit ſcheinbarer Heiterkeit unterhielt, wogte mir der Harm am Herzen; ich ſah die Folgen voraus Deſſen, was in meinem Vaterlande vorging. Ich bewunderte Ihre Sorgloſigkeit, in der Sie die auch Ihnen bevorſtehende Gefahr nicht ahneten; ich bereitete mich im Stillen zu Veränderung meines Zuſtandes. Bald nachher mußt' ich meinen ehrenvollen Poſten und das werthe Venedig verlaſſen und eine Irrfahrt antreten, die mich endlich auch hierher geführet hat."

Das Geheimnißvolle, das man dieſem offenbaren Herzoge von Zeit zu Zeit hatte geben wollen, ließ uns vermuthen, man werde noch in dieſer Nacht aufbrechen und vorwärts gehen; allein ſchon dämmerte der Tag und mit demſelben ſtrich ein Sprühregen daher; es war ſchon völlig hell, als wir uns in Bewegung ſetzten. Da des Herzogs von Weimar Regiment den Vortrab hatte, gab man der Leib-Schwadron, als der vorderſten der ganzen Colonne, Huſaren mit, die den Weg unſerer Beſtimmung kennen ſollten. Nun ging es, mitunter im ſcharfen Trab, über Felder und Hügel ohne Buſch und Baum; vor in der Entfernung links ſah man die Argonner-Waldgegend; der Sprühregen ſchlug uns heftiger in's Geſicht; bald aber erblickten wir eine Pappel-Allee, die, ſehr ſchön gewachſen und wohl unterhalten, unſere Richtung quer durchſchnitt. Es war die Chauſſée von Chalons auf St. Menehould, der Weg von Paris nach Deutſchland; man jubelte uns d'rüber weg und in's Graue hinein.

Schon früher hatten wir den Feind vor der waldigten Gegend gelagert und aufmarſchirt geſehen; nicht weniger ließ ſich bemerken, daß neue Truppen ankamen; es war Kellermann, der ſich ſo eben mit Dumouriez vereinigte, um deſſen linken Flügel zu bilden. Die Unſerigen brannten vor Begierde, auf die Franzoſen loszugehen; Officiere wie Gemeine hegten den glühenden Wunſch, derſelbe Herr möge in dieſem Augenblick angreifen; auch unſer heftiges Vordringen ſchien darauf hinzudeuten. Aber Kellermann hatte ſich zu vortheilhaft geſtellt und nun begann die Canonade, von der man viel erzählt, deren augenblickliche Gewaltſamkeit jedoch man nicht beſchreiben, nicht einmal in der Einbildungskraft zurückrufen kann.

Schon lag die Chauſſée weit hinter uns; wir ſtürmten immerfort gegen Weſten zu, als auf ein Mal ein Adjutant geſprengt kam, der uns zurück beorderte. Man hatte uns zu weit geführt; und nun erhielten wir den Befehl,

wieder über die Chauſſée zurückzukehren und unmittelbar an ihre linke Seite den rechten Flügel zu lehnen. Es geſchah, und ſo machten wir Fronte gegen das Vorwerk la Lune, welches auf der Höhe etwa eine Viertelſtunde vor uns an der Chauſſée zu ſehen war. Unſer Befehlshaber kam uns entgegen; er hatte ſo eben eine halbe reitende Batterie hinaufgebracht. Wir erhielten Ordre, im Schutz derſelben vorwärts zu gehen und fanden unterwegs einen alten Schirrmeiſter ausgeſtreckt, als das erſte Opfer des Tags, auf dem Acker liegen. Wir ritten ganz getroſt weiter; wir ſahen das Vorwerk näher; die dabei aufgeſtellte Batterie feuerte lebhaft.

Bald aber fanden wir uns in einer ſeltſamen Lage; Canonen-Kugeln flogen wild auf uns ein, ohne daß wir begriffen, wo ſie herkommen konnten; wir exercirten ja hinter einer befreundeten Batterie und das feindliche Geſchütz auf den entgegengeſetzten Hügeln war viel zu weit entfernt, als daß es uns hätte erreichen ſollen. Ich hielt ſeitwärts vor der Fronte und hatte den wunderbarſten Anblick; die Kugeln ſchlugen bufendweiſe vor der Escadron nieder, zum Glück nicht ricochetirend, in den weichen Boden hineingewühlt; Koth aber und Schmutz beſprützte Mann und Roß; die ſchwarzen Pferde, von tüchtigen Reitern möglichſt zuſammengehalten, ſchnaubten und toſten; die ganze Maſſe war, ohne ſich zu trennen oder zu verwirren, in ſtutzender Bewegung. Ein ſonderbarer Anblick erinnerte mich an andere Zeiten. In dem erſten Gliede der Escadron ſchwankte die Standarte in den Händen eines ſchönen Knaben hin und wieder; er hielt ſie feſt, ward aber vom aufgeregten Pferde widerwärtig geſchaukelt; ſein anmuthiges Geſicht brachte mir, ſeltſam genug aber natürlich, in dieſem ſchauerlichen Augenblick die noch anmuthigere Mutter vor die Augen und ich mußte an die ihr zur Seite verbrachten, friedlichen Momente gedenken.

Endlich kam der Befehl, zurück und hinab zu gehen; es geſchah von den ſämmtlichen Cavallerie-Regimentern mit großer Ordnung und Gelaſſenheit; nur ein einziges Pferd von Lottum ward getödtet, da wir Uebrigen, beſonders auf dem äußerſten rechten Flügel, eigentlich alle hätten umkommen müſſen.

Nachdem wir uns denn aus dem unbegreiflichen Feuer zurückgezogen, von Ueberraſchung und Erſtaunen uns erholt hatten, löſ'te ſich das Räthſel: wir fanden die halbe Batterie, unter deren Schutz wir vorwärts zu gehen geglaubt, ganz unten in einer Vertiefung, dergleichen das Terrain zufällig in dieſer Gegend gar manche bildete. Sie war von oben vertrieben worden und an der andern Seite der Chauſſée in einer Schlucht herumtergegangen, ſo daß wir ihren Rückzug nicht bemerken konnten; feindliches Geſchütz trat an die Stelle und was uns hätte bewahren ſollen, wäre beinahe verderblich geworden. Auf unſern Tadel lachten die Burſche nur und verſicherten ſcherzend: hier unten im Schauer ſei es doch beſſer.

Wenn man aber nachher mit Augen ſah, wie eine ſolche reitende Batterie ſich durch die ſchreckbaren ſchlammigen Hügel qualvoll durchzerren mußte, ſo hatte man abermals den bedenklichen Zuſtand zu überlegen, in den wir uns eingelaſſen hatten.

Indeſſen dauerte die Canonade immer fort: Kellermann hatte einen gefährlichen Poſten bei der Mühle von Valmy, dem eigentlich das Feuern galt; dort ging ein Pulverwagen in die Luft und man freute ſich des Unheils, das er unter den Feinden angerichtet haben mochte. Und ſo blieb Alles eigentlich nur Zuſchauer und Zuhörer, was im Feuer ſtand und nicht. Wir hielten auf der Chauſſée von Chalons an einem Wegweiſer, der nach Paris deutete.

Dieſe Hauptſtadt alſo hatten wir im Rücken, das franzöſiſche Heer aber zwiſchen uns und dem Vaterland. Stärkere Riegel waren vielleicht nie vorgeſchoben, Demjenigen höchſt appreheuſiv, der eine genaue Karte des Kriegs-Theaters nun ſeit vier Wochen unabläſſig ſtudirte.

Doch das augenblickliche Verhältniß behauptet ſein Recht ſelbſt gegen das nächſtkünftige. Unſere Huſaren hatten mehrere Brodkarren, die von Chalons nach der Armee gehen ſollten, glücklich aufgefangen und brachten ſie den Hohweg daher. Wie es uns nun fremd vorkommen mußte, zwiſchen Paris und St. Menehould paßirt zu ſein, ſo konnten Die zu Chalons des Feindes Armee keineswegs auf dem Wege zu der ihrigen vermuthen. Gegen einiges Trinkgeld ließen die Huſaren von dem Brod Etwas ab; es war das ſchönſte weiße; der Franzos erſchrickt vor jeder ſchwarzen Krume." Ich theilte mehr als einen Laib unter die zunächſt Angehörigen, mit der Bedingung, mir für die folgenden Tage einen Antheil daran zu verwahren. Auch noch zu einer andern Vorſicht fand ich Gelegenheit. Ein Jäger aus dem Gefolge hatte gleichfalls dieſen Huſaren eine tüchtige wollene Decke abgehandelt; ich bot ihm die Uebereinkunft an, mir ſie auf drei Nächte, jede Nacht für acht Groſchen, zu überlaſſen, wogegen er ſie am Tage verwahren ſollte. Er hielt dieſes Bedingniß für ſehr vortheilhaft; die Decke hatte ihm einen Gulden gekoſtet und nach kurzer Zeit erhielt er ſie mit Profit zu wieder. Ich aber konnte auch zufrieden ſein; meine köſtlichen wollenen Hüllen von Longwy waren mit der Bagage zurückgeblieben;

und nun hatte ich doch bei allem Mangel von Dach und Fach außer meinem Mantel noch einen zweiten Schutz gewonnen.

Alles Dieſes ging unter anhaltender Begleitung des Kanonen-Donners vor. Von jeder Seite wurden an dieſem Tage ſechstauſend Schüſſe verſchwendet, wobei auf unſerer Seite nur zweihundert Mann und auch dieſe ganz unnöthig fielen. Von der ungeheuren Erſchütterung klärte ſich der Himmel auf; denn man ſchoß mit Kanonen völlig, als wär' es Peloton-Feuer, zwar ungleich, bald abnehmend, bald zunehmend. Nachmittags ein Uhr, nach einiger Pauſe, war es am gewaltſamſten; die Erde bebte im ganz eigentlichſten Sinne und doch ſah man in den Stellungen nicht die mindeſte Veränderung. Niemand wußte, was daraus werden ſollte.

Ich hatte ſo viel vom Kanonen-Fieber gehört und wünſchte zu wiſſen, wie es eigentlich damit beſchaffen ſei. Langeweile und ein Geiſt, den jede Gefahr zur Kühnheit, ja zur Verwegenheit aufruft, verleitete mich, ganz gelaſſen nach dem Vorwerk la Lune hinaufzureiten. Dieſes war wieder von den Unſerigen beſetzt, gewährte jedoch einen gar wilden Anblick. Die zerſchoſſenen Dächer, die herumgeſtreuten Weizenbündel, die darauf hier und da ausgeſtreckten tödtlich Verwundeten und dazwiſchen noch manchmal eine Kanonen-Kugel, die, ſich herüber verirrend, in den Ueberreſten der Ziegeldächer klapperte.

Ganz allein, mir ſelbſt gelaſſen, ritt ich links auf den Höhen weg und konnte deutlich die glückliche Stellung der Franzoſen überſchauen; ſie ſtanden amphitheatraliſch in größter Ruh' und Sicherheit, Kellermann jedoch auf dem linken Flügel eher zu erreichen.

Mir begegnete gute Geſellſchaft; es waren bekannte Officiere vom General-Stabe und vom Regimente, höchſt verwundert, mich hier zu finden. Sie wollten mich wieder mit ſich zurück nehmen; ich ſprach ihnen aber von beſonderen Abſichten und ſie überließen mich ohne Weiteres meinem bekannten, wunderlichen Eigenſinn.

Ich war nun vollkommen in die Region gelangt, wo die Kugeln herüberſpielten; der Ton iſt wunderſam genug, als wär' er zuſammengeſetzt aus dem Brummen des Kreiſels, dem Wallen des Waſſers und dem Pfeifen eines Vogels. Sie waren weniger gefährlich wegen des feuchten Erdbodens; wo eine hineinfuhr, blieb ſie ſtecken und ſo ward mein thörichter Verſuch mir wenigſtens vor der Gefahr des Rikochettirens geſichert.

Unter dieſen Umſtänden konnt' ich jedoch bald bemerken, daß etwas Ungewöhnliches in mir vorgehe; ich achtete genau darauf und doch werde ich die Empfindung nur gleichnißweiſe mittheilen laſſen. Es ſchien, als wäre man an einem ſehr heißen Orte, und zugleich von derſelben Hitze völlig durchdrungen, ſo daß man ſich mit demſelben Element, in welchem man ſich befindet, vollkommen gleich fühlt. Die Augen verlieren Nichts an ihrer Stärke noch Deutlichkeit; aber es iſt doch, als wenn die Welt einen gewiſſen, braunröthlichen Ton hätte, der den Zuſtand, ſowie die Gegenſtände noch apprehenſiver macht. Von Bewegung des Blutes habe ich Nichts bemerken können, ſondern mir ſchien vielmehr Alles in jener Gluth verſchlungen zu ſein. Hieraus erhellet nun, in welchem Sinne man dieſen Zuſtand ein Fieber nennen könne. Bemerkenswerth bleibt es indeſſen, daß jenes gröblich Mängliche nur durch die Ohren zu uns gebracht wird; denn der Kanonen-Donner, das Heulen, Pfeifen, Schmettern der Kugeln durch die Luft, iſt doch eigentlich Urſache an dieſen Empfindungen.

Als ich zurückgeritten und völlig in Sicherheit war, fand ich bemerkenswerth, daß alle jene Gluth ſogleich erloſchen und nicht das Mindeſte von einer fieberhaften Bewegung übrig geblieben ſei. Es gehört übrigens dieſer Zuſtand unter die am wenigſten wünſchenswerthen; wie ich denn auch unter meinen lieben und edeln Kriegs-Cameraden kaum einen geſunden habe, der einen eigentlich leidenſchaftlichen Trieb hiernach geäußert hätte.

So war der Tag hingegangen; unbeweglich ſtanden die Franzoſen, Kellermann hatte ihnen einen bequemern Platz genommen; unſere Leute zog man aus dem Feuer zurück und es war eben, als wenn Nichts geweſen wäre. Die größte Beſtürzung verbreitete ſich über die Armee. Noch am Morgen hatte man nicht anders gedacht, als die ſämmtlichen Franzoſen anzugreifen und aufzuſpießen, ja mich ſelbſt hatte das unbedingte Vertrauen auf ein ſolches Heer, auf den Herzog von Braunſchweig zur Theilnahme an dieſer geſährlichen Expedition erlockt. Nun aber ging Jeder vor ſich hin; man ſah ſich nicht an, aber wenn es geſchah, ſo war es, um zu fluchen oder zu verwünſchen. Wir hatten, ehe es Nacht werden wollte, zufällig einen Kreis geſchloſſen, in deſſen Mitte nicht einmal wie gewöhnlich ein Feuer konnte angezündet werden; die Meiſten ſchwiegen, Einige ſprachen und es fehlte doch eigentlich einem Jeden Beſinnung und Urtheil. Endlich rief man mich auf, was ich dazu denke; denn ich hatte die Schaar gewöhnlich mit kurzen Sprüchen erheitert und ergötzt. Dieß Mal ſagte ich: Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeſchichte aus und Ihr könnt' ſagen, Ihr ſeid dabei geweſen.

In dieſen Augenblicken, wo Niemand Nichts

zu eſſen hatte, verlangte ich einen Biſſen Brod von dem heute früh erworbenen; auch war von dem geſtern reichlich verſpendeten Weine noch der Inhalt einer Branntweinflaſchchens übrig geblieben und ich mußte daher auf die geſtern am Feuer ſo kühn geſpielte Rolle des willkommenen Wunderthäters völlig Verzicht thun.

Die Canonade hatte kaum aufgehört, als Regen und Sturm ſchon wieder eindrangen und einen Zuſtand unter freiem Himmel, auf zähem Lehmboden höchſt unerfreulich machten. Und doch kam, nach ſo langem Wachen, Gemüths- und Leibesbewegung, der Schlaf ſich anmeldend, als die Nacht herandämmerte. Wir hatten uns hinter einer Erhöhung, die den ſchneidenden Wind abhielt, nothdürftig gelagert, als es Jemandem einfiel, man ſolle ſich für dieſe Nacht in die Erde graben und mit dem Mantel zudecken. Hierzu machte man gleich Anſtalt und es wurden mehrere Gräber ausgehauen, wozu die reitende Artillerie Geräthſchaften hergab. Der Herzog von Weimar ſelbſt verſchmähte nicht eine ſolche voreilige Beſtattung.

Hier verlangt' ich nun gegen Erlegung von acht Groſchen die bewußte Decke, wickelte mich darein und breitete den Mantel noch oben d'rüber, ohne von deſſen Feuchtigkeit viel zu empfinden. Nie kann unter ſeinem auf ähnliche Weiſe erworbenen Mantel nicht mit mehr Behaglichkeit und Selbſtgenügen geruht haben.

Alle dieſe Bereitungen waren wider den Willen des Oberſten geſchehen, welcher uns bemerken machte, daß auf einem Hügel gegenüber hinter einem Buſche die Franzoſen eine Batterie ſtehen hatten, mit der ſie uns im Ernſte begraben und nach Belieben vernichten konnten. Allein wir mochten den windſtillen Ort und unſere weidlich erſonnene Bequemlichkeit nicht aufgeben; und es war Dieß nicht das letzte Mal, wo ich bemerkte, daß man, um der Unbequemlichkeit auszuweichen, die Gefahr nicht ſcheue.

Den 21. September

waren die wechſelſeitigen Grüße der Erwachenden keineswegs heiter und froh; denn man ward ſich in einer beſchämenden, hoffnungsloſen Lage gewahr. Am Rand eines ungeheuern Amphitheaters fanden wir uns aufgeſtellt, wo jenſeits auf Höhen, deren Fuß durch Flüſſe, Teiche, Bäche, Moräſte geſichert war, der Feind einen kaum überſehbaren Halbcirkel bildete. Dießſeits ſtanden wir völlig wie geſtern, um zehntauſend Canonen-Kugeln leichter, aber eben ſo wenig ſtruirt zum Angriff; man blickte in eine weit ausgebreitete Arena hinunter, wo ſich zwiſchen Dorfſchaften und Gärten die beiderſeitigen Huſaren herumtrieben und mit Spiegelgefechten bald vor- bald rückwärts, eine Stunde nach der andern, die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer zu feſſeln wußten. Aber aus all' dem Hin- und Herſprengen, dem Hin- und Wiederpuffen ergab ſich zuletzt kein Reſultat, als daß einer der Unſerigen, der ſich zu kühn zwiſchen die Heeken gewagt hatte, umzingelt und, da er ſich keineswegs ergeben wollte, erſchoſſen wurde.

Dieß war das einzige Opfer der Waffen an dieſem Tage; aber die eingeriſſene Krankheit machte den unbequemen, drückenden, hülfloſen Zuſtand trauriger und fürchterlicher.

So ſchlagluſtig und fertig man auch geweſen, geſtand man doch, daß ein Waffenſtillſtand wünſchenswerth ſei, da ſelbſt der Muthigſte, Leidenſchaftlichſte, noch weniger Ueberlegung, ſagen mußte, ein Angriff würde das verwegenſte Unternehmen von der Welt ſein. Noch ſchwankten die Meinungen den Tag über, wo man ehrenhalben dieſelbe Stellung behauptete, wie beim Augenblick der Canonade. Gegen Abend jedoch veränderte man ſie einiger Maßen; zuletzt war das Haupt-Quartier nach Hans gelegt und die Bagage herbeigekommen. Nun hatten wir zu vernehmen die Angſt, die Gefahr, den nahen Untergang unſerer Dienerſchaft und Habſeligkeiten.

Das Waldgebirg Argonne, von Sainte Menehould bis Grandpré, war von Franzoſen beſetzt; von dort aus ſäheten ihre Huſaren den kühnſten, muthwilligſten kleinen Krieg. Wir hatten geſtern vernommen, daß ein Secretär des Herzogs von Braunſchweig und einige andere Perſonen der fürſtlichen Umgebung zwiſchen der Armee und der Wagenburg waren gefangen worden. Dieſe verdiente aber keineswegs den Namen einer Burg; denn ſie war ſchlecht aufgeſtellt, nicht geſchloſſen, nicht genugſam eſcortirt. Nun beängſtete ſie ein blinder Lärm nach dem andern und zugleich die Canonade in geringer Entfernung. Späterhin trug man ſich mit der Fabel oder Wahrheit: die Franzöſiſchen Truppen ſeien ſchon den Gebirgswald herab, auf dem Wege geweſen, ſich der ſämmtlichen Equipage zu bemächtigen; da gab ſich denn der von ihnen gefangene und wieder losgelaſſene Läufer des General Kalkreuth ein großes Anſehn, indem er verſicherte: er habe durch glückliche Lügen von ſtarker Bedeckung, von reitenden Batterien und Dergleichen einen feindlichen Anfall abgewendet. Wohl möglich! Wer hat nicht in ſolchen bedeutenden Augenblicken zu thun oder gethan!

Nun waren die Zelte da. Wagen und Pferde; aber Nahrung für kein Lebendiges. Mitten im Regen erwanzigten wir ſogar des Waſſers und einige Teiche waren ſchon durch eingeſunkene Pferde verunreinigt; das Alles zuſammen bildete den ſchrecklichſten Zuſtand. Ich wußte nicht,

Mephiſtopheles.

Wie Frauen ſoll man ſich nie unterſtehn zu
ſcherzen.

Marthe.

Ach, ihr verſteht mich nicht!

Mephiſtopheles.

Das thut mir herzlich leid!
Doch ich verſteh' — daß ihr ſehr gütig ſeyd.
Geht vorüber.

Fauſt.

Du kanntest mich, o kleiner Engel, wieder,
Gleich als ich in den Gärten kam?

Margarethe.

Saht ihr es nicht? Ich ſchlug die Augen nieder.

Fauſt.

Und du verzeih'ſt die Freyheit, die ich nahm?
Was ſich die Frechheit unterfangen,
Als du jüngſt aus dem Dom gegangen?

was es heißen ſollte, als ich meinen treuen Zögling, Diener und Geführten, Paulchen, von dem Leder des Reiſewagens das zuſammengefloſſene Regenwaſſer ſehr emſig ſchöpfen ſah. Er bekannte, daß es zur Chocolade beſtimmt ſei, davon er glücklicher Weiſe einen Vorrath mitgebracht hatte. Ja, was mehr iſt, ich habe auch den Fußtapfen der Pferde ſchöpfen ſehen, um einen unerträglichen Durſt zu ſtillen. Man kaufte das Brod von alten Soldaten, die, an Entbehrung gewöhnt, Etwas zuſammen ſparten, um ſich am Branntwein zu erquicken, wenn derſelbe wieder zu haben wäre.

Am 22. September

hörte man, die Generale Mannſtein und Heymann ſeien nach Dampierre, in das Haupt-Quartier von Kellermann, wo ſich auch Dumouriez einfinden ſollte. Es war von Auswechſeln der Gefangenen, von Verſorgung der Kranken und Verwundeten zum Schein die Rede; im Ganzen hoffte man aber mitten im Unglück eine Umkehr der Dinge zu bewirken. Seit dem 10. Auguſt war der König von Frankreich gefangen; grauſenloſe Mordthaten waren im September geſchehen. Man wußte, daß Dumouriez für den König und die Conſtitution geſinnt geweſen; er mußte alſo, ſeines eigenen Heils, ſeiner Sicherheit willen, die gegenwärtigen Zuſtände bekämpfen und eine große Begebenheit wäre es geworden, wenn er ſich mit den Alliirten allirt und ſo auf Paris losgegangen wäre.

Seit der Ankunft der Equipage fand ſich die Umgebung des Herzogs von Weimar um Vieles gebeſſert; denn man mußte dem Kämmerer, dem Koch und andern Hausbeamten das Zeugniß geben, daß ſie niemals ohne Vorrath geweſen und ſelbſt in dem größten Mangel immer für etwas warme Speiſe geſorgt. Hierdurch erquickt, ritt ich umher, mich mit der Gegend nur einiger Maßen bekannt zu machen, ganz ohne Frucht; dieſe flachen Hügel hatten keinen Charakter, kein Gegenſtand zeichnete ſich vor andern aus. Mich doch zu orientiren, forſchte ich nach der langen und hochaufgewachſenen Pappel-Allee, die größern ſo auffallend geweſen war; und da ich ſie nicht entdecken konnte, glaubte ich mich weit verirrt, allein bei näherer Aufmerkſamkeit fand ich, daß ſie niedergehauen, weggeſchleppt und wohl ſchon verbrannt ſei.

An den Straßen, wo die Canonade hingewirkt, erblickte man große Jammer: die Menſchen lagen unbegraben und die ſchwer verwundeten Thiere konnten nicht erſterben. Ich ſah ein Pferd, das ſich in ſeinen eigenen, aus dem verwundeten Leibe herausgefallenen Eingeweiden mit den Vorderfüßen verfangen hatte und ſo unſelig dahinhinkte.

Im Nachlagern traf ich den Prinzen Louis Ferdinand im freien Felde, auf einem hölzernen Stuhle ſitzen, den man aus einem untern Hauſe herausgeſchafft. Zugleich ſchleppten einige ſeiner Leute einen ſchweren, verſchloſſenen Küchenſchrank herbei; ſie verſicherten, es klappere darin; ſie hofften, einen guten Fang gethan zu haben. Man erbrach ihn begierig, fand aber nur ein Buch beſchriebenes Kochbuch und nun, indeſſen der geſpaltene Schrank im Feuer aufloderte, las man die köſtlichſten Küchen-Recepte vor und ſo ward abermals Hunger und Begierde durch eine aufgeregte Einbildungskraft bis zur Verzweiflung geſteigert.

Den 23. September.

Erheitert einiger Maßen wurde das ſchlimmſte Wetter von der Welt durch die Nachricht, daß ein Stillſtand geſchloſſen ſei und daß man alſo wenigſtens die Ausſicht habe, mit einiger Gemüthsruhe leiden und darben zu können. Aber auch Dieſes gedieh nur zum halben Troſt, da man bald vernahm, es ſei eigentlich nur eine Uebereinkunft, daß die Vorpoſten Friede halten ſollten, wobei nicht unbenommen bleibe, die Kriegs-Operationen außer dieſer Berührung nach Gutdünken fortzuſetzen. Dieſes war eigentlich zu Gunſten der Franzoſen bedingt, welche eingeſammelt ihre Stellung verändern und uns beſſer einſchließen konnten; wir aber, in der Mitte, mußten ſtillhalten und in unſerm ſtockenden Zuſtand verweilen. Die Vorpoſten aber ergriffen dieſe Erlaubniß mit Vergnügen; zuerſt kamen ſie überein, daß, welchem von beiden Theilen Wind und Wetter in's Geſicht ſchlage, der ſolle das Recht haben, ſich umzukehren und, in ſeinen Mantel gewickelt, von dem Gegentheil Nichts bemerken. Es kam weiter: die Franzoſen hatten immer noch etwas Weniges zur Nahrung, indeß den Deutſchen Alles abging; Jene theilten daher Einiges mit und man ward immer cameradlicher. Endlich wurden ſogar mit Freundſchaft von Franzöſiſcher Seite Druckblätter ausgetheilt, wodurch den guten Deutſchen das Heil der Freiheit und Gleichheit in zwei Sprachen verſtändigt war; die Franzoſen ahmten das Manifeſt des Herzogs von Braunſchweig in umgekehrtem Sinne nach, entboten guten Willen und Bruderfreundſchaft; und ob ſich ſchon bei ihnen mehr Volk, als ſie von oben herein regieren konnten, auf die Beine gemacht hatte, ſo geſchah dieſer Antrag, wenigſtens in dieſem Augenblick, mehr um den Gegentheil zu ſchwächen, als ſich ſelbſt zu ſtärken.

Am 24. September.

Als Leidensgenoſſen bedauerte ich auch in dieſer Zeit zwei hübſche Knaben von vierzehn

bis ſiebzehn Jahren. Sie hatten, als Requirirte, mit vier ſchwachen Pferden meine leichte Chaiſe bis hierher kaum durchgeſchleppt und litten ſtill, mehr für ihre Thiere als für ſich; doch war ihnen ſo wenig als uns Allen zu helfen. Da ſie um meinetwillen jedes Unheil ausſtanden, fühlte ich mich zu irgend einer Pietät gedrungen und wollte jenes erhandelte Commiß-Brod redlich mit ihnen theilen; allein ſie lehnten es ab und verſicherten, dergleichen könnten ſie nicht eſſen. Und als ich fragte, was ſie denn gewöhnlich genöſſen, verſetzten ſie: du bon pain, de la bonne soupe, de la bonne viande, de la bonne bière. Da nun bei ihnen Alles gut und bei uns Alles ſchlimm war, verzieh ich ihnen gern, daß ſie mit Zurücklaſſung ihrer Pferde ſich bald darauf davon machten. Sie hatten übrigens manches Unheil ausgeſtanden; ich glaube aber, daß eigentlich das dargebotene Commiß-Brod ſie zu dem letzten, entſcheidenden Schritt, als ein furchtbares Geſpenſt, bewogen habe. Weiß' und ſchwarz' Brod iſt eigentlich das Schibolet, das Feldgeſchrei zwiſchen Deutſchen und Franzoſen.

Eine Bemerkung darf ich hier nicht unberührt laſſen: wir kamen freilich zur ungünſtigſten Jahrszeit in ein von der Natur nicht geſegnetes Land, das aber denn doch ſeine wenigen, arbeitſamen, ordnungsliebenden, genügſamen Einwohner allenfalls ernährt. Reichere und vornehmere Gegenden mögen eine ſolche freilich geringſchätzig behandeln; ich aber habe keineswegs Ungeziefer und Bettelherbergen dort getroffen. Von Mauerwerk gebaut, mit Ziegeln gedeckt ſind die Häuſer und überall hinreichende Thätigkeit. Auch iſt die eigentlich ſchlimme Landſtrecke höchſtens vier bis ſechs Stunden breit und hat ſowohl an dem Argonner-Waldgebirge her, als gegen Rheims und Chalons zu, ſchon wieder günſtigere Gegenheit. Kinder, die man in dem erſten beſten Dorfe aufgegriffen hatte, ſprachen mit Zufriedenheit von ihrer Nahrung; und ich durfte mich nur des Reſtes zu Sommepy Tourbe und des weißen Brodes, das uns ganz friſch von Chalons her in die Hände gefallen war, erinnern, ſo ſchien es doch, als ob in Friedenszeiten hier nicht gerade Hunger und Ungeziefer zu Hauſe ſein müſſe.

Den 25. September.

Daß während des Stillſtandes die Franzoſen von ihrer Seite thätig ſein würden, konnte man vermuthen und erfahren. Sie ſuchten, die verlorne Communication mit Chalons wieder herzuſtellen und die Emigrirten in unſerm Rücken zu verdrängen oder vielmehr an uns heranzudrängen. Doch augenblicklich ward für uns das Schädlichſte, daß ſie, ſowohl vom Argonner-Waldgebirge, als von Sedan und Montmedy her, uns die Zufuhr erſchwerten, wo nicht völlig vernichten konnten.

Den 26. September.

Da man mich als auf mancherlei aufmerkſam kannte, ſo brachte man Alles, was irgend ſonderbar ſcheinen mochte, herbei. Unter Anderm legte man mir eine Canonen-Kugel vor, ungefähr vierpfündig zu achten; doch war das Wunderliche daran, ſie auf ihrer ganzen Oberfläche in cryſtalliſirten Pyramiden endigen zu ſehen. Augen waren jenes Tags genug verſchoſſen worden, daß ſich eine gar wohl hierüber konnte verloren haben. Ich erdachte mir allerlei Hypotheſen, wie das Metall beim Guſſe oder nachher ſich zu dieſer Geſtalt beſtimmt hätte; durch einen Zufall ward ich hierüber aufgeklärt. Nach einer kurzen Abweſenheit wieder in mein Zelt zurückkehrend, fragte ich nach der Kugel; ſie wollte ſich nicht finden. Als ich darauf beſtand, berichtete man, ſie ſei, nachdem man Allerlei an ihr probirt, zerſprungen. Ich forderte die Stücke und fand, zu meiner großen Verwunderung, eine Cryſtalliſation, die, von der Mitte anfangend, ſich ſtrahlig gegen die Oberfläche erweiterte. Es war Schwefelkies, der ſich in einer freien Lage ringsum mußte gebildet haben. Dieſe Entdeckung führte weiter; dergleichen Schwefelkieſe fanden ſich mehr, obſchon kleiner in Kugel- und Nierenform, auch in andern weniger regelmäßigen Geſtalten, durchaus aber darin gleich, daß ſie ringsum angeſeſſen hatten und daß ihre Cryſtalliſation ſich immer auf eine gewiſſe Mitte bezog; auch waren ſie nicht abgerundet, ſondern völlig friſch und deutlich cryſtalliniſch abgeſchloſſen. Sollten ſie ſich wohl in dem Boden ſelbſt erzeugt haben und findet man Dergleichen mehr auf Aderfeldern?

Aber ich nicht allein war auf die Mineralien der Gegend aufmerkſam; die ſchöne Kreide, die ſich überall vorfand, ſchien durchaus von einigem Werth. Es iſt wahr, der Soldat durfte nur ein Kochloch aufhauen, ſo traf er auf die klarſte, weiße Kreide, die er zu ſeinem blanken und glatten Putz ſonſt ſo nöthig hatte. Da ging wirklich ein Armee-Befehl aus: der Soldat ſolle ſich mit dieſer, hier umſonſt zu habenden, nothwendigen Waare ſoviel als möglich verſehen. Dieß gab nun freilich zu einigem Spott Gelegenheit; mitten in den furchtbarſten Koth verſenkt, ſollte man ſich mit Reinlichkeits- und Putzmitteln beladen; wo man nach Brod ſeufzte, ſich mit Staub zufrieden ſtellen. Auch klagten die Officiere nicht wenig, als ſie im Haupt-Quartier übel angelaſſen wurden, weil ſie nicht

ſo reinlich, ſo zierlich, wie auf der Parade zu Berlin oder Potsdam erſchienen. Die Obern konnten nicht helfen; ſo ſollten ſie, meinte man, auch nicht ſcheiten.

Den 27. September.

Eine etwas wunderliche Vorſichtsmaßregel, dem dringenden Hunger zu begegnen, ward gleichfalls bei der Armee publicirt: man ſolle die verhaubenen Gerſtengarben ſo gut als möglich ausklopfen, die gewonnenen Körner in heißem Waſſer ſo lange ſieden, bis ſie aufplatzen und durch dieſe Speiſe die Befriedigung des Hungers verſuchen.

Unſerer nächſten Umgebung war jedoch eine beſſere Beihülfe zugedacht. Man ſah in der Ferne zwei Wagen feſtgefahren, denen man, weil ſie Proviant und andere Bedürfniſſe geliefert hatten, gern zu Hülfe kam. Stallmeiſter von Seebach ſchickte ſogleich Pferde dorthin; man brachte ſie los, führte ſie aber auch ſogleich des Herzogs Regiment zu. Sie proteſtirten dagegen, als zur Oeſterreichiſchen Armee beſtimmt, wohin auch wirklich ihre Päſſe lauteten. Allein man hatte ſich einmal ihrer angenommen; um den Zudrang zu verhüten und ſie zugleich feſtzuhalten, gab man ihnen Wache; und da ſie auch von uns bezahlt erhielten, was ſie forderten, ſo mußten ſie auch bei uns ihre eigentliche Beſtimmung finden.

Eilig drängten ſich zu allererſt die Hausbeſitzer, Köche und ihre Gehülfen herbei, nahmen von der Butter in Fäßchen, von Schinken und andern guten Dingen Beſitz. Der Zulauf vermehrte ſich; die größere Menge ſchrie nach Tabak, der denn auch um theuren Preis häufig ausgegeben wurde. Die Wagen aber waren ſo umringt, daß ſich zuletzt Niemand mehr nähern konnte; deßwegen wieſen unſere Leute und Reiter anwieſen und auf das Dringendſte baten, ihnen zu dieſem nothwendigſten aller Bedürfniſſe zu verhelfen.

Ich ließ mir durch Soldaten Platz machen und erhielt ſogleich, um mich nicht im Gedränge zu verwirren, den nächſten Wagen; dort bepackte ich mich für gutes Geld mit Tabak, was nur meine Taſchen faſſen wollten und ward, als ich wieder herab und ſpendend in's Freie gelangte, für den größten Wohlthäter geprieſen, der ſich jemals der leidenden Menſchheit erbarmt hatte. Auch Branntwein war angelangt; man verſah ſich damit und bezahlte die Bouteille gern mit einem Louisthaler.

Den 27. September.

Geweſt im Haupt-Quartiere ſelbſt, wohin man zuweilen gelangte, als bei allen Denen, die von dort herkamen, erkundigte man ſich nach der Lage der Dinge; ſie konnte nicht bedenklicher ſein. Von dem Unheil, das in Paris vorgegangen, verlautete immer mehr und mehr; und was man Anfangs für Fabeln gehalten, erſchien zuletzt als Wahrheit überſchwenglich furchtbar. König und Familie waren gefangen die Abſetzung Deſſen ſchon zur Sprache gekommen; der Haß des Königthums überhaupt gewann immer mehr Breite; ja ſchon konnte man erwarten, daß gegen den unglücklichen Monarchen ein Proceß würde eingeleitet werden. Unſere unmittelbaren kriegeriſchen Gegner hatten ſich eine Communication mit Chalons wieder eröffnet; dort befand ſich Luckner, der die von Paris anſtrömenden Freiwilligen zu Kriegshaufen bilden ſollte. Aber Dieſe, in den gräßlichen erſten September Tagen, durch die reißend fließenden Blutſtröme, aus der Hauptſtadt ausgewandert, brachten Luſt zum Morden und Rauben mehr als zu einem rechtlichen Kriege mit. Nach dem Beiſpiel des Pariſer-Gränelvolks erſahen ſie ſich wüſterliche Schlachtopfer, um ihnen, wie ſich's fände, Autorität, Beſitz oder wohl gar das Leben zu rauben. Man durfte ſie nur undisciplinirt loslaſſen, ſo machten ſie uns den Garaus.

Die Emigrirten waren an und herangedrückt worden und man erzählte noch von gar manchem Unheil, das im Rücken und von der Seite bedrohte. In der Gegend von Rheims ſollten ſich zwanzigtauſend Bauern zuſammengerottet haben, mit Feldgeräth und wildergriffenen Naturwaffen verſehen; die Sorge war groß, auch Dieſe möchten auf uns losbrechen.

Von ſolchen Dingen ward am Abend in des Herzogs Zelt, in Gegenwart von bedeutenden Kriegsoberſten geſprochen; Jeder brachte ſeine Nachricht, ſeine Vermuthung, ſeine Sorge als Beitrag in dieſen rathloſen Rath; denn es ſchien durchaus nur ein Wunder uns retten zu können. Ich aber dachte in dieſem Augenblick, daß wir gewöhnlich in mißlichen Zuſtänden uns gern mit hohen Perſonen vergleichen, beſonders mit ſolchen, denen es noch ſchlimmer gegangen; da fühlte ich mich getrieben, wo nicht zur Erheiterung, doch zur Ableitung, aus der Geſchichte Ludwig's des Heiligen die drangvollſten Begebenheiten zu erzählen. Der König, auf ſeinem Kreuzzuge, will zuerſt den Sultan von Egypten bewältigen; denn von Dieſem hängt gegenwärtig das geliebte Land ab. Damiette fällt ohne Belagerung den Chriſten in die Hände. Ungeſtört von ſeinem Bruder Graf Artois, unternimmt der König einen Zug, das rechte Nil-Ufer hinauf, nach Babylon-Cairo. Es glückt, einen Graben auszufüllen, der Waſſer vom Nil empfängt. Die Armee zieht hinüber. Aber nun findet ſie ſich gehemmt zwiſchen dem Nil, deſſen Haupt- und Neben-Canälen, dagegen

die Saracenen auf beiden Ufern des Fluſſes glücklich poſtirt ſind. Ueber die größern Waſſerleitungen zu ſetzen wird ſchwierig. Man baut Blockhäuſer gegen die Blockhäuſer der Feinde; dieſe aber haben den Vortheil des Griechiſchen Feuers. Sie beſchädigen damit die hölzernen Bollwerke, Bauten und Menſchen. Was hilft den Chriſten ihre entſchiedene Schlachtordnung, immerfort von den Saracenen gereizt, gemordet, angegriffen, theilweiſe in Scharmützel verwikkelt! Einzelne Wagniſſe, Fauſtkämpfe ſind bedeutend, herzerhebend, aber die Heiden, der König ſelbſt wird abgeſchnitten. Zwar brechen die Tapferſten durch, aber die Verwirrung wächſt. Der Graf von Artois iſt in Gefahr; zu deſſen Rettung wagt der König Alles. Der Bruder iſt ſchon todt, das Unheil ſteigt auf's Aeußerſte. An dieſem heißen Tage kommt Alles darauf an, eine Brücke über ein Seitenwaſſer zu vertheidigen, um die Saracenen vom Rücken des Hauptgefechtes abzuhalten. Den wenigen da poſtirten Kriegsleuten wird auf alle Weiſe zugeſetzt, mit Geſchütz von den Soldaten, mit Steinen und Koth durch Troßbuben. Mitten in dieſem Unheil ſpricht der Graf von Soiſſons zum Ritter Joinville ſcherzend: „Seneſchal! Laßt das Hundepack beißen und blöken! Bei Gottes Thron! (ſo pflegte er zu ſchwören) von dieſem Tage ſprechen wir noch im Zimmer vor den Damen.“

Man lächelte, nahm das Omen gut auf, beſprach ſich über mögliche Fälle; beſonders hob man die Urſachen hervor, warum die Franzoſen uns eher ſchonen als verderben müßten; der lange, vagetrübte Stillſtand, das bisherige zurückhaltende Betragen gaben einige Hoffnung. Dieſe zu beleben, wagte ich noch einen heitern Vortrag und erwuchs mit Vorzeigung der Special-Karten, daß zwei Meilen von uns nach Weſten das berüchtigte Teufelsfeld gelegen ſei, bis wohin Attila, König der Hunnen, mit ſeinen ungeheuern Heereshaufen, im Jahr 452, gelangte, dort aber von den Burgundiſchen Fürſten, unter Beiſtand des Römiſchen Feldherrn Actius, geſchlagen worden; daß, hätten ſie ihren Sieg verfolgt, er in Perſon und mit allen ſeinen Leuten umgekommen und vertilgt worden wäre. Der Römiſche General aber, der die Burgunder-Fürſten nicht von aller Furcht vor dieſem gewaltigen Feind zu befreien gedachte, weil er ſie alsdann ſogleich gegen die Römer gewendet geſehen hätte, beredete Einen nach dem Andern, nach Hauſe zu ziehen; und ſo entkam denn auch der Hunnen-König mit beinahe überreſten eines unzählbaren Volkes.

In eben dem Augenblick ward die Nachricht gebracht, der erwartete Brod-Transport von Grandpré ſei angekommen. Auch Dieß belebte deppelt und dreifach die Geiſter; man ſchied getröſteter von einander und ich konnte dem Herzog bis gegen Morgen in einem unterhaltenden Franzöſiſchen Buche vorleſen, das auf die wunderlichſte Weiſe in meine Hände gekommen. Bei den verwegenen, frevelhaften Scherzen, welche mitten in dem bedrängteſten Zuſtand noch Lachen erregten, erinnerte ich mich der leichtſinnigen Jäger vor Verdun, welche Scheinlieder ſingend in den Tod gingen. Freilich, wenn man deſſen Bitterkeit vertreiben will, muß man es mit den Mitteln ſo genau nicht nehmen.

Den 24. September.

Das Brod war angekommen, nicht ohne Mühſeligkeit und Verluſt; auf den ſchlimmſten Wegen von Grandpré, wo die Bäckerei lag, bis zu uns heran waren mehrere Wagen ſtecken geblieben, andere dem Feind in die Hände gefallen und ſelbſt ein Theil des Transport's ungenießbar; denn im mäſſerigen, zu ſchnell gebackenen Brode trennte ſich Krume von Rinde, und in den Zwiſchenräumen ergoß ſich Schimmel. Abermals in Angſt vor Gift brachte man mir dergleichen Laibe, dieß Mal in ihren innern Höhlungen hoch pomeranzenfarbig anzuſehn, auf Arſenik und Schwefel hindeutend, wie jenes vor Verdun auf Grünſpan. War es aber auch nicht vergiftet, ſo erregte doch der Anblick Ekſchen und Ekel; getäuſchte Befriedigung ſchärfte den Hunger; Krankheit, Elend, Mißmuth lagen ſchwer auf einer ſo großen Maſſe guter Menſchen. In ſolchen Bedrängniſſen wurden wir noch gar durch eine unglaubliche Nachricht überraſcht und betrübt; es hieß: der Herzog von Braunſchweig habe ein früheres Manifeſt an Dumouriez geſchickt, welcher, darüber ganz verwundert und entrüſtet, ſogleich den Stillſtand aufgekündigt und den Anfang der Feindſeligkeiten befohlen habe. So groß das Unheil war, in welchem wir ſtaken und noch größeres bevorſahen, konnten wir doch nicht unterlaſſen, zu ſcherzen und zu ſpotten; wir ſagten: da ſieht man, was für Unheil die Autorſchaft nach ſich ziehe! Jeder Dichter und ſonſtige Schriftſteller trage ſeine Arbeiten einem Jeden vor, ohne daß er frage, ob es der rechte Zeit und Stunde ſei. Nun ergehe es dem Herzog von Braunſchweig ebenſo, der, die Freuden der Autorſchaft genießend, ſein unglückliches Manifeſt ganz zur unrechten Zeit wieder produzire.

Wir erwarteten nun die Vierpoſten abermals paſſen zu hören; man ſchaute ſich nach allen Hügeln um, ob nicht irgend ein Feind erſcheinen möchte; aber es war Alles ſo ſtill und ruhig, als wäre Nichts vorgegangen. Indeſſen lebte man in der peinlichſten Ungewißheit und Unſicherheit; denn Jeder ſah wohl ein, daß wir

ſtrategiſch verloren waren, wenn es dem Feind im Mindeſten einfallen ſollte, uns zu beunruhigen und zu drängen. Doch deutete ſchon Manches in dieſer Ungewißheit auf Uebereinkunft und mildere Geſinnung; ſo hatte man zum Beiſpiel den Poſtmeiſter von St. Menehould gegen die am Zwanzigſten zwiſchen der Wagenburg und Armee weggefangenen Perſonen der königlichen Suite frei und ledig gegeben.

Den 21. September.

Gegen Abend ſetzte ſich, der ertheilten Ordre gemäß, die Equipage in Bewegung; unter Seiner Regiment's Herzog von Braunſchweig ſollte ſie vorangehn, um Mitternacht die Armee folgen. Alles regte ſich, aber mißmuthig und langſam; denn ſelbſt der beſte Wille gerieth auf dem durchweichten Boden und verſank, eh' er ſich's verſah. Auch dieſe Stunden gingen vorüber; Zeit und Stunde traut durch den rauheſten Tag.

Es war Nacht geworden; auch dieſe ſollte man ſchlaflos zubringen; der Himmel war nicht ungünſtig, der Vollmond leuchtete, aber hatte Nichts zu beleuchten. Zelte waren verſchwunden, Gepäck, Wagen und Pferde, Alles hinweg und unſere kleine Geſellſchaft beſonders in einer ſeltſamen Lage. An dem beſtimmten Orte, wo wir uns befanden, ſollten die Pferde uns aufſuchen, ſie waren ausgeblieben. So weit wir bei fahlem Licht umherſahen, ſchien Alles öd' und leer; wir horchten vergebens, weder Geſtalt noch Ton war zu vernehmen. Unſere Zweifel wogten hin und her; wir wollten den bezeichneten Platz lieber nicht verlaſſen, als die Unſerigen in gleicher Verlegenheit ſetzen und ſie gänzlich verfehlen. Doch war es grauerlich, in Feindesland, nach ſolchen Ereigniſſen vereinzelt, aufgegeben, wo nicht zu ſein, doch für den Augenblick zu ſcheinen. Wir poſteten auf, ob nicht vielleicht eine feindliche Demonſtration vorkomme, aber es rührte und regte ſich weder Günſtiges noch Ungünſtiges.

Wir trugen nach und nach alles hinterlaſſene Zeltſtroh in der Umgegend zuſammen und verbrannten es, nicht ohne Sorgen. Gelockt durch die Flamme, zog ſich eine alte Marketenderin zu uns heran; ſie mochte ſich beim Rückweg in den fernen Orten nicht ohne Thätigkeit verſpätet haben; denn ſie trug ziemliche Bündel unter den Armen. Nach Gruß und Erwärmung hob ſie zuvörderſt Friedrich den Großen in den Himmel und pries den ſiebenjährigen Krieg, dem ſie als Kind wollte beigewohnt haben; ſchalt grimmig auf die gegenwärtigen Fürſten und Herrſcher, die ſo große Mannſchaft in ein Land brächten, wo die Marketenderinn ihr Handwerk nicht treiben könne, worauf es denn doch eigentlich abgeſehen ſei. Man konnte ſich an ihrer Art, die Sachen zu betrachten, gar wohl erluſtigen und ſich für einen Augenblick zerſtreuen; doch waren uns endlich die Pferde höchſt willkommen; da wir denn auch mit dem Regimente Weimar den ahnungsvollen Rückzug antraten.

Vorſichtsmaßregeln, bedeutende Befehle ließen fürchten, daß die Feinde unſerm Abmarſch nicht gelaſſen zuſehen würden. Mit Bangigkeit hatte man noch am Tage das ſämmtliche Fuhrwerk, am ängſtlichſten aber die Artillerie, in den durchweichten Böden einſchneidend, ſich ſtockend bewegen ſehen; was mochte nun zu Nacht Alles verfallen? Mit Bedauern ſah man geſtürzte, geborſtene Bagage-Wagen im Bachwaſſer liegen, mit Bejammern hieß man zurückbleibende Kranke hülflos. Wo man ſich auch umſah, einiger Maßen vertraut mit der Gegend, geſtand man, hier ſei gar keine Rettung, ſobald es dem Feinde, den wir links, rechts und im Rücken wußten, belieben möchte, uns anzugreifen. Da Dieß aber in den erſten Stunden nicht geſchah, ſo ſtellte ſich das hoffnungsbedürftige Gemüth ſchnell wieder her und der Menſchengeiſt, der Allem, was geſchieht, Verſtand und Vernunft unterlegen möchte, ſagte ſich getroſt, die Verhandlungen zwiſchen den Haupt-Quartieren Haus und St. Menehould ſeien glücklich und zu unſerm Beſten abgeſchloſſen worden. Von Stunde zu Stunde vermehrte ſich der Glaube; und als ich Halt machen, die ſämmtlichen Wagen über dem Dorfe St. Jean ordnungsgemäß auffahren ſah, war ich ſchon völlig gewiß, wir würden nach Hauſe gelangen und in guter Geſellſchaft (devant les Dames) von unſern ausgeſtandenen Qualen ſprechen und erzählen hören. Auch dieß Mal theilt' ich Freunden und Bekannten meine Ueberzeugung mit und wir ertrugen die gegenwärtige Noth ſchon mit Heiterkeit.

Kein Lager ward bezogen; aber die Unſerigen ſchlugen ein großes Zelt auf, inwendig und auswendig umher die leichten, herrlichen Wagendecken zur Schloßhütte gebreitet. Der Mond ſchien hell durch die beruhigte Luft, nur ein leichter Zug leichter Wolken war bemerklich, die ganze Umgebung ſichtbar und beweglich, faſt wie am Tage. Beſchienen waren die ſchlafenden Menſchen, die Pferde, vom Futterbedürfniß noch gehalten, darunter viele weiße, die das Licht kräftig wiedergaben; weiße Wagenbedeckungen, ſelbſt die zur Nachtruhe gewendeten weißen Garben: Alles verbreitete Helle und Heiterkeit über dieſe bedeutende Scene. Fürwahr, der größte Maler hätte ſich glücklich geſchätzt, einem ſolchen Bilde gewachſen zu ſein.

Erſt ſollt' legt' ich mich in's Zelt und hoffte, des tiefſten Schlafes zu genießen; aber die

Natur hat manches Unbequeme zwischen ihre schönsten Gaben ausgestreut, und so gehört zu den ungefälligsten Unarten des Menschen, daß er schlafend, eben wenn er selbst am tiefsten ruht, den Gefährten durch unbändiges Schnarchen noch zu halten pflegt. Kopf an Kopf, ich innerhalb, er außerhalb des Zeltes, lag ich mit einem Manne, der mir durch ein gräßlich' Stöhnen die so nöthige Ruhe unwiederbringlich verkümmerte. Ich löste den Strang vom Zeltpflock, um meinen Widersacher kennen zu lernen; es war ein braver, tüchtiger Mann von der Dienerschaft; er lag, vom Mond beschienen, in so tiefem Schlaf, als wenn er Endymion selbst gewesen wäre. Die Unmöglichkeit, in solcher Nachbarschaft Ruhe zu erlangen, regte den schalkischen Geist in mir auf; ich nahm eine Weizenähre und ließ die schwankende Last über Stirn und Nase des Schlafenden schweben. In seiner tiefen Ruhe gestört, fuhr er mit der Hand mehrmals über's Gesicht; und sobald er wieder in Schlaf versank, wiederholt' ich mein Spiel, ohne daß er hätte begreifen mögen, woher in dieser Jahrszeit eine Bremse kommen könne. Endlich brachte ich es dahin, daß er völlig ermuntert aufzustehen beschloß. Indessen war auch mir alle Schlafluft vergangen; ich trat vor das Zelt und bewunderte in dem wenig veränderten Volke die unendliche Ruhe am Rande der größten, immer noch denkbaren Gefahr. Und wie in solchen Augenblicken Angst und Hoffnung, Kümmerniß und Beruhigung wechselsweise auf- und abgaukeln, so erschrack ich wieder, bedenkend, daß, wenn der Feind uns in diesem Augenblick überfallen wollte, weder eine Kalesche noch ein Menschengebein davon kommen würde.

Der anbrechende Tag wirkte sodann wieder zerstreuend; denn da zeigte sich manches Wunderliche. Zwei alte Marketenderinnen hatten mehrere seidene Weiberröcke buntscheckig um Hüfte und Brust übereinander gebunden, den obersten aber um den Hals und oben darüber noch ein Halstüchlein. In diesem Ornat stolzirten sie gar comisch einher und behaupteten, durch Kauf und Tausch sich diese Maskerade gewonnen zu haben.

Den 20. September.

So früh sich auch mit Tagesanbruch das sämmtliche Fuhrwerk in Bewegung setzte, so legten wir doch nur einen kurzen Weg zurück; denn schon um neun Uhr hielten wir zwischen Laval und Borge-Moulin. Menschen und Thiere suchten sich zu erquicken, kein Lager ward aufgeschlagen. Nun kam auch die Armee heran und rastete sich auf einer Anhöhe; durchaus herrschte die größte Stille und Ordnung. Zwar konnte man an verschiedenen Vorsichtsmaßregeln gar wohl bemerken, daß noch nicht alle Gefahr überstanden sei: man recognoscirte; man unterhielt sich heimlich mit unbekannten Personen; man rüstete sich zum abermaligen Aufbruch.

Den 1. October.

Der Herzog von Weimar führte die Vorhut und deckte zugleich den Rückzug der Bagage. Ordnung und Stille herrschten diese Nacht und man beruhigte sich in dieser Ruhe, als um zwölf Uhr aufzubrechen befohlen ward. Nun ging aber aus Allem hervor, daß dieser Marsch nicht ganz sicher sei wegen Streif-Partieen, welche vom Argonner-Wald herunter zu befürchten waren. Denn wäre auch mit Dumouriez und den höchsten Gewalten Uebereinkunft getroffen gewesen, welches nicht einmal als ganz gewiß angenommen werden konnte, so gehorchte doch damals nicht leicht Jemand dem Andern; und die Mannschaft im Waldgebirge durfte sich nur für selbstständig erklären, einen Versuch machen zu unserm Verderben, welches Niemand damals hätte mißbilligen dürfen.

Auch der heutige Marsch ging nicht weit; es war die Absicht, Equipage und Armee zusammen sollten auch gleichen Schritt mit den Oesterreichern und Emigrirten halten, die, uns zur linken Seite, parallel gleichfalls auf dem Rückzug begriffen waren.

Gegen acht Uhr hielten wir schon, bald nachdem wir Rouvroy hinter uns gelassen hatten; einige Zelte wurden aufgeschlagen, der Tag war schön und die Ruhe nicht gestört.

Und so will ich denn hier auch noch aufführen, daß ich in diesem Elend das weibliche Gelübde gethan: man solle, wenn ich aus erlöst und mich wieder zu Hause sähe, von mir niemals wieder einen Klagelaut vernehmen über den meine freiere Zimmersaussicht beschränkenden Nachbargiebel, den ich vielmehr jetzt recht schmerzlich zu erblicken wünsche; ferner wollt' ich mich über Mißbehagen und Langeweile im Deutschen Theater nie wieder beklagen, wo man doch immer Gott danken könne, unter Dach zu sein, was auch auf der Bühne vorgehe. Und so gelobt' ich noch ein Drittes, das mir aber entfallen ist.

Es war noch immer genug, daß Jeder für sich selbst in dem Grade sorgte, und Roß und Wagen, Mann und Pferd nach ihren Abtheilungen regelmäßig zusammenblieben, und so auch wir, sobald Halte gehalten oder ein Lager aufgeschlagen ward, immer wieder gedeckte Tafeln und Bänke und Stühle fanden. Doch wollte uns bedünken, daß wir gar zu schmal abgefunden würden, ob wir uns gleich bei dem bekannten allgemeinen Mangel bescheiden dazu erzählen.

Indeſſen ſchenkte mir das Glück Gelegenheit, einem beſſern Gaſtmahl beizuwohnen. Es war gegen Nacht geworden; Jedermann hatte ſich ſogleich auf die unbereitete Streue gelegt; auch ich war eingeſchlafen, doch weckte mich ein lebhafter, angenehmer Traum; denn mir ſchien, als röch' ich, als genöß' ich die beſten Biſſen; und als ich darüber aufwachte, mich aufrichtete, war mein Geiſt voll des herrlichſten Geruchs gebratenen und verlangten Schweinefettes, der mich ſehr ſüßern machte. Unmittelbar an der Natur, mußte es uns verziehen ſein, den Schweinchiten für göttlich und Schweinebraten für unſchätzbar zu halten. Ich ſtand auf und erblickte in gemeiner Ferne ein Feuer, glücklicher Weiſe über dem Winde; von daher kam mir die Fülle des guten Dunſtes. Unbedenklich ging ich dem Scheine nach und fand die ſämmtliche Dienerſchaft um ein großes, bald zu Kohlen verbranntes Feuer beſchäftigt, den Rücken des Schweins ſchon beinahe gahr, das Uebrige zerſtückt, zum Einpacken bereit, einen Jeden aber thätig und hantreichend, um die Würſte bald zu vollenden. Unfern des Feuers lagen ein Paar große Baumſtämme; nach Begrüßung der Geſellſchaft ſetzt' ich mich darauf, und ohne ein Wort zu ſagen, ſah ich einer ſolchen Thätigkeit mit Vergnügen zu. Theils wollten mir die guten Leute wohl, theils konnten ſie den unerwarteten Gaſt ſchicklicher Weiſe nicht ausſchließen und wirklich, da es zum Austheilen kam, reichten ſie mir ein koſtbares Stück; auch war Brod zu haben und ein Schluck Branntwein dazu; es fehlte eben an keinem Guten.

Nicht weniger ward mir ein tüchtiges Stück Wurſt gereicht, als wir uns noch bei Nacht auf Nebel zu Pferde ſetzten; ich ſteckte es in meine Piſtolen-Halfter, und ſo war mir die Wegzehrung des Nachtwindes gut zu Statten gekommen.

Den 7. October.

Wenn man ſich auch mit einigem Eſſen und Trinken geſtärkt und den Geiſt durch ſittliche Troſtgründe beſchwichtigt hatte, ſo wechſelten doch immer Hoffnung und Sorge, Verdruß und Scham in der ſchwankenden Seele: man freute ſich, noch am Leben zu ſein; unter ſolchen Bedingungen zu leben verwünſchte man. Nachts um zwei Uhr brachen wir auf, zogen mit Vorſicht an einem Walde vorbei, kamen bei Tage über die Stelle unſers vor Kurzem verlaſſenen Lagers und bald an die Brücke. Hier fanden wir zwei Brücken geſchlagen, die uns auf's rechte Ufer hinüberleiteten. Da verweilten wir nun zwiſchen beiden, die wir zugleich überſehen konnten, auf einem Sand- und Weidenwerder das lebhafteſte Küchenfeuer ſogleich beſorgend. Die guten Linſen, die ich zuvor genoſſen; lange, rothe, ſchmackhafte Kartoffeln waren bald bereitet. Als aber zuletzt jene, von den Oeſterreichiſchen Fuhrleuten aufgebrachten, bisher ſtreng verheimlichten Schinken gahr geworden, konnte man ſich genugſam wieder herſtellen.

Die Equipage war ſchon herüber; aber bald entdeckte ſich ein ſo prächtiger als trauriger Anblick. Die Armee zog über die Brücken, Fußvolk und Artillerie, die Reiterei durch einen Fluß, alle Geſchütze blieben, jeder Mund verſchloſſen, eine gräßliche Empfindung mittheilend. Kamen Regimenter heran, unter denen man Bekannte, Befreundete wußte, ſo eilte man hin, man umarmte, man beſprach ſich, aber unter welchen Fragen, welchem Jammer, welcher Beſchämung, nicht ohne Thränen.

Indeſſen freuten wir uns, ſo marketenderhaft eingerichtet zu ſein, um Hohe wie Niedere erquicken zu können. Erſt war die Trommel eines allda poſtirten Pionnier's die Tafel, dann holte man aus benachbarten Orten Stühle, Tiſche und machte ſich's und den verſchiedenartigſten Gäſten ſo bequem als möglich. Der Kronprinz und der Prinz Louis ließen ſich die Linſen ſchmecken; mancher General, der von weitem den Rauch ſah, zog ſich darnach. Freilich, wie auch unſer Vorrath ſein mochte, was ſollte Das unter ſo Viele? Man mußte zum zweiten und dritten Male anlegen und unſere Reſerve verminderte ſich.

Wie nun unſer Fürſt gern Alles mittheilte, ſo hielten's auch ſeine Leute, und es wäre ſchwer, einzeln zu erzählen, wie viel der unglücklichen, vorbeigehenden, einzelnen Kranken durch Kümmerlein und Koch erquickt wurden.

So ging es nun den ganzen Tag, und ſo ward mir der Rückzug nicht etwa nur durch Beiſpiel und Gleichniß, nein, in ſeiner völligen Wirklichkeit dargeſtellt und der Schmerz durch jede neue Uniform erneuert und vervielfältigt. Ein ſo grauenvolles Schauſpiel ſollte denn auch ſeiner würdig ſchließen; der König und ſein General-Stab ritt von weitem her, hielt an der Brücke eine Zeit lang ſtille, als wenn er ſich's noch ein Mal überſehen und überdenken wollte; zog dann aber am Ende den Weg über den Seinen. Eben ſo erſchien der Herzog von Braunſchweig an der andern Brücke, zauderte und ritt herüber.

Die Nacht brach ein, windig aber trocken, und ward auf dem traurigen Weidenfelde meiſt ſchlaflos zugebracht.

Den 8. October.

Morgens um ſechs Uhr verließen wir dieſen Platz, zogen über eine Anhöhe nach Brandyce zu und trafen daſelbſt die Armee gelagert. Dort gab es neues Uebel und neue Sorgen; das

Schloß war zum Krankenhauſe umgebildet und ſchon mit mehrern hundert Unglücklichen belegt, denen man nicht helfen, ſie nicht erquicken konnte. Man zog mit Scheu vorüber und mußte ſie der Menſchlichkeit des Feindes überlaſſen.

Hier überfiel uns abermals ein grimmiger Regen und lähmte jede Bewegung.

Den 4. October.

Die Schwierigkeit, vom Platze zu kommen, wuchs mehr und mehr; um den erfahrbaren Hauptwegen zu entgehen, ſuchte man ſich Bahn über Feld. Der Koth, von rothlicher Farbe, noch zäher als der bisherige Kreideboden, hinderte jede Bewegung. Die vier kleinen Pferde konnten meine Halb-Chaiſe kaum wegziehen; ich dachte, ſie wenigſtens um das Gewicht meiner Perſon zu erleichtern. Die Reitpferde waren nicht zu erblicken; der große Küchwagen, mit ſechs tüchtigen beſpannt, kam an mir vorbei. Ich beſtieg ihn; von Victualien war er nicht ganz leer; die Küchmagd aber ſaß ſehr verdrießlich in der Ecke. Ich überließ mich meinen Studien. Den dritten Band von Fiſcher's phyſicaliſchem Lexicon hatte ich aus dem Koffer genommen; in ſolchen Fällen iſt ein Wörterbuch die willkommenſte Begleitung, wo jeden Augenblick eine Unterbrechung vorfällt, und dann gewährt es wieder die beſte Zerſtreuung, indem es uns von Thorn zum Andern führt.

Man hatte ſich auf den zähen, hier und da quelligen, rothen Thonfeldern nothgedrungen unvorſichtig eingelaſſen; in einer ſolchen Falge mußte zuletzt auch dem tüchtigen Küchengeſpann die Kraft ausgehen. Ich ſchien mir in meinem Wagen wie eine Parodie von Pharao im rothen Meere; denn auch um mich her wollten Reiter und Fußvolk in gleicher Farbe gleicher Weiſe verſaufen. Sehnſüchtig ſchaut' ich nach allen umgebenden Hügelhöhen; da erblickt' ich endlich die Reitpferde, darunter den mir beſtimmten Schimmel; ich winkte ſie mit Heftigkeit herbei und nachdem ich meine Phyſik der armen, krankheitverdrießlichen Küchmagd übergeben und ihrer Sorgfalt empfohlen, ſchwang ich mich auf's Pferd, mit dem feſten Vorſatz, mich ſobald nicht wieder auf eine Fahrt einzulaſſen. Hier ging es nun freilich ſelbſtſtändiger, aber nicht beſſer, noch ſchneller.

Grandpré, das nun als ein Ort der Peſt und des Todes geſchildert war, ließen wir gern hinter uns. Mehrere beſeeundete Kriegsgenoſſen trafen zuſammen und traten im Kreiſe, hinter ſich am Zügel die Pferde haltend, um ein Feuer. Sie ſagen: Dieß ſei das einzige Mal geweſen, wo ich ein verdrießlich' Geſicht gemacht und ſie weder durch Ernſt geſtärkt, noch durch Scherz erheitert habe.

Den 5. October.

Der Weg, den das Heer eingeſchlagen hatte, führte gegen Vauquois, weil man oberhalb Dun über die Maas gehen wollte. Wir ſchlugen unſer Lager unmittelbar bei Sivry, in deſſen Umgegend wir noch nicht Alles verzehrt fanden. Der Soldat ſtürzte in die erſten Gärten und verdarb, was Andere hätten genießen können. Ich ermunterte unſern Koch und ſeine Leute zu einer ſtrategiſchen Tournirung; wir zogen um's ganze Dorf und fanden noch völlig unangetaſtete Gärten und eine reiche, unbeſtrittene Ernte. Hier war von Kohl und Zwiebeln, von Wurzeln und andern guten Vegetabilien die Fülle; wir nahmen deßhalb nicht mehr, als wir brauchten, mit Beſcheidenheit und Schonung. Der Garten war nicht groß, aber ſauber gehalten; und ehe wir zu dem Zaun wieder hinauskrochen, ſtellt' ich Betrachtungen an, wie es zugehe, daß in einem Handgarten doch auch keine Spur von einer Thür in's anſtoßende Gebäude zu entdecken ſei. Als wir mit Küchenbeute wohl beſchwert wieder zurückkamen, hörten wir großen Lärm vor dem Regimente. Einem Reiter war ſein vor zwanzig Tagen etwa in dieſer Gegend requirirtes Pferd davon gelaufen; es hatte den Pfahl, an dem es gebunden geweſen, mit fortgenommen; der Cavallerie wurde ſehr übel angeſehen, bedroht und beſchimpft, das Pferd wieder zu ſchaffen.

Da es beſchloſſen war, den Hünfen in der Gegend zu raſten, ſo wurden wir in Sivry einquartirt und fanden, nach ſoviel Uebeln, die Häuslichkeit gar erfreulich und konnten den franzöſiſch ländlichen, idylliſch homeriſchen Zuſtand zu unſerer Unterhaltung und Zerſtreuung abermals genauer bemerken. Man trat nicht unmittelbar von der Straße in das Haus, ſondern fand ſich erſt in einem kleinen, offenen, viereckten Raum, wie die Thüre ſelbſt das Quadrat angab. Von da gelangte man, durch die eigentliche Hausthüre, in ein geräumiges, hohes, dem Familien-Leben beſtimmtes Zimmer. Es war mit Ziegelſteinen gepflaſtert, links an der langen Wand ein Feuerherd, unmittelbar an Mauer und Ecke; die Ecke, die den Rauch abzog, ſchwebte darüber. Nach Begrüßung der Wirthsleute zog man ſich gern dahin, wo man eine entſchieden bleibende Anordnung für die Umſtehenden gewahrte. Rechts am Feuer ſtand ein hohes Klappſtühlchen, das auch zum Stuhl diente; es enthielt das Salz, welches, in Vorrath angeſchafft, an einem trockenen Platze verwahrt werden mußte. Hier war der Ehrenſitz, der ſogleich dem vornehmen Fremden angewieſen wurde; auf mehrere hölzerne Stühle ſetzten ſich die übrigen Anweſenden mit den Hausgenoſſen. Die landſittliche Kochvorrichtung,

pot au feu, konnt' ich hier zum erſten Mal genau betrachten. Ein großer eiſerner Keſſel hing an einem Haken, den man durch Verzahnungen erhöhen und erniedrigen konnte, über dem Feuer; darin befand ſich ſchon ein gutes Stück Rindfleiſch mit Waſſer und Salz, zugleich aber auch mit weißen und gelben Rüben, Porree, Kraut und andern vegetabiliſchen Ingredienzien.

Indeſſen wir uns freundlich mit den guten Menſchen beſprachen, bemerkt' ich erſt, wie architectoniſch klug Mutchte, Waſſereimer, Topf und Tellerbretter angebracht ſeien. Dieſe nahmen ſämmtlich den längſten Raum ein, den jenes Viereck des offenen Vorhauſes inwendig zur Seite ließ. Reit und Alles der Ordnung gemäß war das Geräthe zuſammengeſtellt; eine Magd oder Schweſter des Hauſes beſorgte Alles auf's Zierlichſte. Die Hausfrau ſaß am Feuer, ein Knabe ſtand an ihren Knieen, zwei Töchterchen drängten ſich an ſie heran. Der Tiſch war gedeckt, ein großer irdener Napf aufgeſtellt, ſchönes weißes Brod in Scheibchen hineingeſchnitten, die heiße Brühe d'rüber gegoſſen und guten Appetit empfohlen. Hier hätten jene Knaben, die mein Commiß-Brod verſchmähten, mich auf das Muſter von bon pain und bonne soupe verweiſen können. Hierauf folgte das zu gleicher Zeit gahrgewordene Zugemüſe, ſo wie das Fleiſch, und Jedermann hätte ſich an dieſer einfachen Kochkunſt begnügen können.

Wir fragten theilnehmend nach ihren Zuſtänden. Sie hatten ſchon das vorige Mal, als wir ſo lange bei Landres geſtanden, ſehr viel gelitten und fürchteten, kaum hergeſtellt, von einer feindlichen zurückziehenden Armee nunmehr den völligen Untergang. Wir bezeigten uns theilnehmend und freundlich, tröſteten ſie, daß es nicht lange dauern werde, da wir außer der Avantgarde die Letzten ſeien, und gaben ihnen Rath und Regel, wie ſie ſich gegen Nachzügler zu verhalten hätten. Bei immer wechſelndem Sturm und Regengüſſen brachten wir den Tag meiſt unter Dach und am Feuer zu; das Vergangene in Gedanken zurückrufend, das Nächſtbevorſtehende nicht ohne Sorge bedenkend. Seit Grandpré hatte ich weder Wagen noch Keſſer noch Bedienten wiedergeſehen; Hoffnung und Sorge wechſelten deßhalb augenblicklich ab. Die Nacht war herangekommen; die Kinder ſollten zu Bette gehen; ſie näherten ſich Vater und Mutter ehrfurchtsvoll, verneigten ſich, küßten ihnen die Hand und ſagten bon soir Papa, bon soir Maman, mit wünſchenswerther Zumuth. Bald darauf erfuhren wir, daß der Prinz von Braunſchweig in unſerer Nachbarſchaft gefährlich krank liege und erkundigten uns nach ihm. Beſuch lehnte man ab und verſicherte zugleich, daß es mit ihm viel beſſer geworden, ſo daß er morgen früh unverzüglich aufzubrechen gedenke.

Kaum hatten wir uns vor dem ſchrecklichen Regen wieder an's Kamin geflüchtet, als ein junger Mann hereintrat, den wir als den jüngern Bruder unſers Wirthes wegen entſchiedener Aehnlichkeit erkennen mußten; und ſo erklärte ſich's auch. In die Tracht des Franzöſiſchen Landvolks gekleidet, einen ſtarken Stab in der Hand, trat er auf, ein ſchöner, junger Mann. Sehr ernſt, ja verdrießlich, wild ſaß er bei uns am Feuer, ohne zu ſprechen; doch hatte er ſich kaum erwärmt, als er mit ſeinem Bruder auf- und ab-, ſodann in das nächſte Zimmer trat. Sie ſprachen ſehr lebhaft und vertraulich zuſammen. Er ging in den grimmigen Regen hinaus, ohne daß ihn unſere Wirthsleute zu halten ſuchten.

Aber auch wir wurden durch ein Angſt- und Zettergeſchrei in die ſtürmiſche Nacht hinausgerufen. Unſere Soldaten hatten unter dem Vorwand, Fourage auf den Böden zu ſuchen, zu plündern angefangen und zwar ganz ungeſchickter Weiſe, indem ſie einem Weber ſein Werkzeug wegnahmen, eigentlich für ſie ganz unbrauchbar. Mit Ernſt und einigen guten Worten brachten wir die Sache wieder in's Gleiche; denn es waren nur Wenige, die ſich ſolcher That unterfingen. Wie leicht konnte Das anſteckend werden und Alles d'runter und d'über gehn!

Da ſich mehrere Perſonen zuſammen gefunden hatten, ſo trat ein Weimar'ſcher Huſar zu mir, ſeines Handwerks ein Fleiſcher und vertraute, daß er in einem benachbarten Haus ein gemäſtetes Schwein entdeckt habe; er heiſche darum, könne es aber von dem Beſitzer nicht erhalten: wir möchten mit Ernſt dazu thun; denn es würde in den nächſten Tagen an Allem fehlen. Es war wunderbar genug, daß wir, die ſo eben der Plünderung Einhalt gethan, zu einem ähnlichen Unternehmen aufgefordert werden ſollten. Indeſſen, da der Hunger kein Geſetz anerkennt, gingen wir mit dem Huſaren in das bezeichnete Haus, fanden gleichfalls ein großes Kaminfeuer, begrüßten die Leute und ſetzten uns zu ihnen. Es hatte ſich noch ein anderer Weimar'ſcher Huſar, Namens Liſeur, zu uns gefunden, deſſen Gewandtheit wir die Sache vertrauten. Er begann in geläufigem Franzöſiſch von den Tugenden regulirter Truppen zu ſprechen und rühmte die Perſonen, welche nur für baares Geld die nothwendigſten Victualien anzuſchaffen verlangten. Dahingegen ſchalt er die Nachzügler, Packknechte und Marketender, die mit Ungeſtüm und Gewalt auch die letzte Kluft ſich zuzueignen gewohnt ſeien. Er wolle daher einem

Jeden den wohlmeinenden Rath geben, auf den Verkauf zu ſinnen, weil Geld noch immer leichter zu verbergen ſei als Thiere, die man wohl auswittere. Seine Argumente jedoch ſchienen keinen großen Eindruck zu machen, als ſeine Unterhandlung ſeltſam genug unterbrochen wurde.

An der feſt verſchloſſenen Hausthüre entſtand auf ein Mal ein heftiges Pochen; man achtete nicht darauf, weil man keine Luſt hatte, noch mehr Gäſte einzulaſſen. Es pochte fort, die kläglichſte Stimme rief dazwiſchen, eine Weiberſtimme, die auf gut' Deutſch flehentlich um Eröffnung der Thüre bat. Endlich erweicht, ſchlug man auf; es drang eine alte Marketenderinn herein, Etwas, in ein Tuch gewickelt, auf dem Arme tragend; hinter ihr eine junge Perſon, nicht häßlich, aber blaß und entkräftet; ſie hielt ſich kaum auf den Füßen. Mit wenigen aber kräftigen Worten erklärte die Alte den Zuſtand, indem ſie ein nacktes Kind vorwies, von dem ſeine Frau auf der Flucht entbunden worden. Dadurch verſäumt, waren ſie, mißhandelt von Bauern, in dieſer Nacht endlich an unſere Pforte gekommen. Die Mutter hatte, weil ihr die Milch verſchwunden, dem Kinde, ſeitdem es Athem holte, noch keine Nahrung reichen können. Jetzt forderte die Alte mit Ungeſtüm Mehl, Milch, Tiegel, auch Leinwand, das Kind hineinzuwickeln. Da ſie kein Franzöſiſch konnte, mußten wir in ihrem Namen fordern; aber ihr herriſches Weſen, ihre Heftigkeit gab unſern Reden genug pantomimiſches Gewicht und Nachdruck: man konnte das Verlangte nicht geſchwind genug herbeiſchaffen und das Herbeigeſchaffte war ihr nicht gut genug. Dagegen war auch ſehenswerth, wie behend ſie verfuhr. Uns hatte ſie bald vom Feuer verdrängt; der beſte Sitz war ſogleich für die Wöchnerinn eingenommen, ſie aber machte ſich auf ihrem Schemel ſo breit, als wenn ſie im Hauſe allein wäre. In einem Nu war das Kind gereinigt und gewickelt, der Brei gekocht; ſie fütterte das kleine Geſchöpf, dann die Mutter; an ſich ſelbſt dachte ſie kaum. Nun verlangte ſie friſche Kleider für die Wöchnerinn, indeß die alten trockneten. Wir betrachteten ſie mit Verwunderung; ſie verſtand ſich auf's Requiriren.

Der Magen ließ nach; wir ſuchten unſer vorige Quartier auf und kurz darauf brachten die Huſaren das Schwein. Wir zahlten ein Billiges. Nun ſollte es geſchlachtet werden; es geſchah; und als im Nebenzimmer am Tragebalken ein Kloben eingeſchraubt zu ſehen war, hing das Schwein ſogleich dort, um kunſtmäßig zerlegt und bereitet zu werden.

Daß unſere Hausleute bei dieſer Gelegenheit ſich nicht verdrießlich, vielmehr behülflich und zuthätig erwieſen, ſchien uns einiger Maßen wunderbar, da ſie wohl Urſache gehabt hätten, unſer Betragen roh und rückſichtslos zu finden. In dem hinteren Zimmer, wo wir die Operation vornahmen, lagen die Kinder in reinlichen Betten und aufgeweckt durch unſer Getöſe, ſchauten ſie artig furchtſam unter den Decken hervor. Nahe an einem großen, zweiflügeligen Ehebett, mit grünem Raſch ſorgfältig umſchloſſen, hing das Schwein, ſo daß die Vorhänge einen maleriſchen Hintergrund zu dem erleuchteten Körper machten. Es war ein Nachtſtück ohne Gleichen. Aber ſolchen Betrachtungen konnten ſich die Einwohner nicht hingeben; wir merkten vielmehr, daß ſie jenem Hauſe, dem man das Schwein abgewonnen, nicht ſonderlich befreundet ſeien und alſo eine gewiſſe Schadenfreude hierbei obwalte. Früher hatten wir auch gutmüthig Einiges von Fleiſch und Wurſt verſprochen; das Alles kam der Function zu Statten, die in wenig Stunden vollendet ſein ſollte. Unſer Huſar aber bewies ſich in ſeinem Fache ſo thätig und behend, wie die Zigeunerinn drüben in dem ihrigen; und wir freuten uns ſchon auf die guten Würſte und Braten, die uns von dieſer Hausbeute zu Theil werden ſollten. In Erwartung Deſſen legten wir uns in der Schmiedewerkſtatt unſers Wirthes auf die ſchönſten Weizengarben und ſchliefen geruhig bis an den Tag. Indeſſen hatte unſer Huſar ſein Geſchäft im Innern des Hauſes vollendet; ein Frühſtück fand ſich bereit und das Uebrige war ſchon eingepackt, nachdem vorher den Wirthsleuten gleichfalls ihr Theil geſpendet worden, nicht ohne Verdruß unſerer Leute, welche behaupteten: bei dieſem Volk ſei Gutmüthigkeit übel angewendet; ſie hätten gewiß noch Fleiſch und andere gute Dinge verborgen, die wir auszuwittern noch nicht recht gelernt hätten.

Als ich mich in dem innern Zimmer umſah, fand ich zuletzt eine Thüre verriegelt, die ihrer Stellung nach in einen Garten gehen mußte. Durch ein kleines Fenſter an der Seite konnt' ich bemerken, daß ich nicht irre geſchloſſen hatte; der Garten lag etwas höher als das Haus und ich erkannt' ihn ganz deutlich für denſelben, wo wir uns früh mit Küchenwaaren verſehen hatten. Die Thüre war verrammelt und von außen ſo geſchickt verſchüttet und bedeckt, daß ich nun wohl begriff, warum ich ſie heute früh vergebens geſucht hatte. Und ſo ſtand es in den Sternen geſchrieben, daß wir, ungeachtet aller Vorſicht, doch in das Haus gelangen ſollten.

Den 4. October. Früh.

Bei ſolchen Umgebungen darf man ſich nicht einen Augenblick Ruhe, nicht das kürzeſte Verharren irgend eines Zuſtandes erwarten. Mit

Margarethe.

Ich war bestürzt, mir war das nie geschehn;
Es konnte niemand von mir übels sagen.
Ach, dacht' ich, hat er in deinem Betragen
Was freches, unanständiges gesehn?
Es schien ihn gleich nur anzuwandeln,
Mit dieser Dirne g'rade hin zu handeln.
Gesteh' ich's doch! Ich wußte nicht was sich
Zu euerm Vortheil hier zu regen gleich begonnte;
Allein gewiß, ich war recht bös' auf mich,
Daß ich auf euch nicht böser werden konnte.

Faust.

Süß Liebchen!

Margarethe.

Laßt einmal.

Sie pflückt eine Sternblume und zupft die Blätter ab, eins nach dem andern.

Faust.

Was soll das? Einen Strauß?

Tagesanbruch war der ganze Ort auf ein Mal in großer Bewegung; die Geſchichte des entflohenen Pferdes kam wieder zur Sprache. Der gängſtigte Reiter, der es herbeiſchaffen oder Strafe leiden und zu Fuße gehen ſollte, war auf den nächſten Dörfern herumgerannt, wo man ihm denn, um die Plackerei ſelbſt loszuwerden, zuletzt verſicherte: es müſſe in Sivry ſtecken; dort habe man vor ſo viel Wochen einen Rappen ausgehoben, wie er ihn beſchreibe; unmittelbar vor Sivry habe nun das Pferd ſich losgemacht; und was ſonſt noch die Wahrſcheinlichkeit vermehren mochte. Nun kam er, begleitet von einem ernſten Unter-Officier, der, durch Bedrohung des ganzen Ortes, endlich die Auflöſung des Räthſels fand. Das Pferd war wirklich hinein nach Sivry zu ſeinem vorigen Herrn gelaufen; die Freude, den vermißten Haus- und Stallgenoſſen wiederzuſehen, ſagen ſie, ſei in der Familie grenzenlos geweſen, allgemein die Theilnahme der Nachbarn. Künſtlich genug hatte man das Pferd auf einen Oberboden gebracht und hinter Heu verſteckt; Jedermann bewahrte das Geheimniß. Nun aber ward es, unter Klagen und Jammern, wieder hervorgezogen und Betrübniß ergriff die ganze Gemeinde, als der Reiter ſich darauf ſchwang und dem Wachmeiſter folgte. Niemand gedachte weder eigener Laſten noch des keineswegs aufgeklärten, allgemeinen Geſchickes; das Pferd und der zum zweiten Mal getäuſchte Beſitzer waren der Gegenſtand der zuſammengelaufenen Menge.

Eine augenblickliche Hoffnung that ſich hervor; der Kronprinz von Preußen kam geritten und indem er ſich erkundigen wollte, was die Menge zuſammengebracht, wendeten ſich die guten Leute an ihn mit Flehen, er möge ihnen das Pferd wieder zurückgeben. Es ſtand nicht in ſeiner Macht; denn die Kriegsläufe ſind mächtiger als die Könige; er ließ ſie troſtlos, indem er ſich ſtillſchweigend entfernte.

Nun beſprachen wir wiederholt mit unſern guten Hauswirten das Manöver gegen die Nachzügler; denn ſchon ſpukte das Geſchmeiß hin und wieder. Wir riethen: Mann und Frau, Magd und Geſelle ſollten in der Thüre innerhalb des kleinen Vorraums ſich halten und allenfalls ein Stück Brod, einen Schluck Wein, wenn es gefordert würde, auswendig reichen, den eindringenden Ungeſtüm aber tapfer abwehren. Mit Gewalt erſtürmten dergleichen Leute nicht leicht ein Haus; einmal eingelaſſen aber, werde man ihrer nicht wieder Herr. Die guten Menſchen baten uns, noch länger zu bleiben; allein wir hatten an uns ſelber zu denken. Das Regiment des Herzogs war ſchon verwärts und der Kronprinz abgeritten; Dieß war genug, unſern Abſchied zu beſtimmen.

Wie kläglich Dieß geweſen, wurde uns noch deutlicher, als wir, bei der Colonne angelangt, zu hören hatten, daß der Vortrab der Franzöſiſchen Prinzen geſtern, als er eben den Paß Chevne le populeur und die Aisne hinter ſich gelaſſen, zwiſchen les Grandes et Petites Armoises von Bauern angegriffen worden. Einem Officier ſolle das Pferd unter'm Leib getödtet, dem Bedienten des Commandirenden eine Kugel durch den Hut gegangen ſein. Nun fiel mir's auf's Herz, daß in vergangener Nacht, als der bärtige Schwager in's Haus trat, ich einen ſolchen Ahnung mich nicht erwehren konnte.

Vom 6. October.

Aus der gefährlichſten Klemme waren wir nun heraus, unſer Rückzug jedoch noch immer beſchwerlich und bedenklich, der Transport unſers Haushaltes von Tag zu Tag läſtiger; denn freilich führten wir ein completes Mobiliar mit uns; außer dem Küchengeräth noch Tiſch und Bänke, Kiſten, Kaſten und Stühle, ja ein Paar Blechöfen. Wie wollte man die mehrern Wagen fortbringen, da der Pferde täglich weniger wurden! Einige fielen, die überbliebenen zeigten ſich kraftlos. Es blieb Nichts übrig, als einen Wagen ſtehen zu laſſen, um die andern fortzubringen. Nun ward gerathſchlagt, was wohl das Entbehrlichſte ſei und ſo mußte man einen mit allerlei Geräth wohlbepackten Wagen im Stiche laſſen, um nicht Alles zu entbehren. Dieſe Operation wiederholte ſich einige Mal; unſer Zug ward um Vieles compendiöſer. Und doch wurden wir auf's Neue an eine ſolche Reduction gemahnt, da wir uns an den vierdrigen Ufern der Maas mit größter Unbequemlichkeit fortſchleppten.

Was mich aber in dieſen Stunden am Meiſten drückte und beſorgt machte, war, daß ich meinen Wagen ſchon einige Tage vermißte. Nun konnt' ich mir's nicht anders denken, als mein ſonſt ſo reſoluter Diener ſei in Verlegenheit gerathen, habe ſeine Pferde verloren und andere zu requiriren nicht vermocht. Da ſah ich denn in trauriger Einbildungskraft meine werthe Böhmiſche Halb-Chaiſe, ein Geſchenk meines Fürſten, die mich ſchon ſo weit in der Welt herumgetragen, im Koth verſunken, vielleicht auch über Bord geworfen und ſomit, wie ich da zu Pferde ſaß, trug ich nun Alles bei mir. Der Koffer mit Kleidungsſtücken, Manuſcripten jeder Art und manches durch Gewohnheit ſonſt noch werthe Beſitzthum, Alles ſchien mir verloren und ſchon in die Welt zerſtreut.

Was war aus der Brieftaſche mit Geld und bedeutenden Papieren geworden, aus ſonſtigen Kleinigkeiten, die man an ſich herumſteckt! Hatte ich das Alles nun recht umſtändlich und

peinlich durchgedacht, ſo ſtellte ſich der Geiſt aus dem unerträglichen Zuſtande bald wieder her. Das Vertrauen auf meinen Diener fing wieder an zu wachſen und wie ich vorher umſtändlich den Verluſt gedacht, ſo dacht' ich nunmehr Alles durch ſeine Thätigkeit erhalten und freute mich Deſſen, als läg' es mir ſchon vor Augen.

Den 7. October.

Als wir eben auf dem linken Ufer der Maas aufwärts zogen, um an die Stelle zu gelangen, wo wir überſetzen und die gebahnte Hauptſtraße jenſeits erreichen ſollten, gerade auf dem ſumpfigſten Wieſenfleck, hieß es: der Herzog von Braunſchweig komme hinter uns her. Wir hielten an und begrüßten ihn ehrerbietig; er hielt auch ganz nahe vor uns ſtille und ſagte zu mir: „Es thut mir zwar leid, daß ich Sie in dieſer unangenehmen Lage ſehe; jedoch darf es mir in dem Sinne erwünſcht ſein, daß ich einen einſichtigen, glaubwürdigen Mann mehr weiß, der bezeugen kann, daß wir nicht vom Feinde, ſondern von den Elementen überwunden worden."

Er hatte mich in dem Haupt-Quartier zu Haus vorbeigehend geſehen und wußte überhaupt, daß ich bei dem ganzen traurigen Zug gegenwärtig geweſen. Ich antwortete ihm etwas Schickliches und bedauerte noch zuletzt, daß er, nach ſo viel Leiden und Anſtrengung, noch durch die Krankheit ſeines fürſtlichen Schutz ſei in Sorgen geſetzt worden, woran wir vorige Nacht in Sivry großen Antheil empfunden. Er nahm es wohl auf, (denn dieſer Prinz war ſein Liebling,) zeigte ſodann auf ihn, der in der Nähe hielt; wir verneigten uns auch vor ihm. Der Herzog wünſchte uns Allen Geduld und Ausdauer und ich ihm dagegen eine ungeſtörte Geſundheit, weil ihm ſonſt Nichts abgehe, uns und die gute Sache zu retten. Er hatte mich eigentlich niemals geliebt; Das mußte ich mir gefallen laſſen. Er gab es zu erkennen, Das konnt' ich ihm verzeihen; nun aber war das Unglück eine milde Vermittlerinn geworden, die uns auf eine theilnehmende Weiſe zuſammenbrachte.

Den 7. und 8. October.

Wir hatten über die Maas geſetzt und den Weg eingeſchlagen, der aus den Niederlanden nach Verdun führt. Das Wetter war furchtbarer als je; wir lagerten bei Conflans. Die Unbequemlichkeit, ja das Unheil ſtiegen auf's Höchſte, die Zelte durchnäßt, kaum keinen Schirm, kein Obdach; man wußte nicht, wohin man ſich wenden ſollte. Noch immer fehlte mein Wagen und ich entbehrte das Nothwendigſte. Konnte man ſich auch unter einem Zelte bergen, ſo war doch an keine Kabeſtelle zu denken. Wie ſehnte man ſich nicht nach Stroh, ja nach irgend einem Bretſtück! Und zuletzt blieb doch Nichts übrig, als ſich auf den kalten, feuchten Boden niederzulegen.

Nun hatte ich aber ſchon in vorigen gleichen Fällen mir ein practiſches Hülfsmittel erſonnen, wie ſolche Noth zu überdauern ſei: ich ſtand nämlich ſo lange auf den Füßen, bis die Knie zuſammenbrachen; dann ſetzt' ich mich auf einen Feldſtuhl, wo ich hartnäckig verweilte, bis ich niederzuſinken glaubte, da denn jede Stelle, wo man ſich horizontal ausſtrecken konnte, höchſt willkommen war. Wie alſo Hunger das beſte Gewürz bleibt, ſo wird Müdigkeit der herrlichſte Schlaftrunk ſein.

Zwei Tage und zwei Nächte hatten wir auf dieſe Weiſe verlebt, als der traurige Zuſtand einiger Kranken auch Geſunden zu Gute kommen ſollte. Des Herzogs Kammerdiener war von dem allgemeinen Uebel befallen; einen Junker vom Regiment hatte der Fürſt aus dem Lazaret von Grandpré gerettet; nun beſchloß er, die Beiden in das etwa zwei Meilen entfernte Verdun zu ſchicken. Kämmerier Wagner wurde ihnen zur Pflege mitgegeben und ich ſäumte nicht, auf gnädigſte vorſorgliche Anmahnung den vierten Platz einzunehmen. Mit Empfehlungsſchreiben an den Commandanten wurden wir entlaſſen; und als bei'm Einſitzen der Pudel nicht zurückbleiben durfte, ſo ward aus dem ſonſt ſo beliebten Schlafwagen ein halbes Lazareth und etwas Menagerie-Artigel.

Zur Escorte, zum Quartier- und Proviant-Meiſter erhielten wir jenen Huſaren, der, Namens Lieur, aus Luxemburg gebürtig, der Gegend kundig, Geſchick, Gewandtheit und Kühnheit eines Freibeuters vereinigte; mit Behagen ritt er voraus und machte dem mit ſechs ſtarken Schimmeln beſpannten Wagen und ſich ſelbſt ein gutes Anſehen.

Zwiſchen anſteckende Kranke gepackt, wußt' ich von keiner Appreheuſion. Der Menſch, wenn er ſich getreu bleibt, findet zu jedem Zuſtande eine hülfreiche Maxime; mir ſtellte ſich, ſobald die Gefahr groß ward, der blindeſte Fatalismus zur Hand; und ich habe bemerkt, daß Menſchen, die ein durchaus gefährlich Metier treiben, ſich durch denſelben Glauben geſtählt und geſtärkt fühlen. Die Mahomedaniſche Religion gibt hiervon den beſten Beweis.

Den 9. October.

Unſere traurige Lazaret-Fahrt zog nun langſam dahin und gab zu ernſten Betrachtungen Anlaß, da wir in dieſelbe Heerſtraße fielen, auf der wir mit ſo viel Muth und Hoffnung in's Land eingetreten waren. Hier berührten wir nun wieder dieſelbe Gegend, wo der erſte

Schuß aus den Weinbergen fiel, denſelben Hochweg, wo uns die hübſche Frau in die Hände lief und zurückgeführt worden; kamen an dem Mäuerchen vorbei, von wo ſie uns mit den Ihrigen freundlich und zur Hoffnung aufgeregt begrüßte. Wie ſah das Alles jetzt anders aus! Und wie doppelt unerfreulich erſchienen die Folgen eines fruchtloſen Feldzugs durch den trüben Schleier eines anhaltenden Regenwetters!

Doch mitten in dieſen Trübniſſen ſollte mir gerade das Gewünſchteſte begegnen. Wir hatten ein Fuhrwerk ein, das mit vier kleinen, unanſehnlichen Pferden vor uns herzog. Hier aber gab es einen Luſt- und Erkennungsauftritt: denn es war mein Wagen, mein Diener. Paul! rief ich aus, Teufelsjunge, biſt Du's! Wie kommſt Du hierher? Der Koffer ſtand gemächlich aufgepackt an ſeiner alten Stelle; welch' erfreulicher Anblick! Und als ich mich nach Portefeuille und Anderm haſtig erkundigte, ſprangen zwei Freunde aus dem Wagen, geheimer Secretär Weyland und Hauptmann Bent. Das war eine gar frohe Scene des Wiederfindens und ich erfuhr nun, wie es bisher zugegangen.

Seit der Flucht jener Bauernknaben hatte mein Diener die vier Pferde durchzubringen gewußt und ſich nicht allein von Haus bis Grandpré, ſondern auch von da, als er mir aus den Augen gekommen, über die Linie geſchleppt und immer ſofort verlangt, begehrt, fourragirt, requirirt, bis wir zuletzt glücklich wieder zuſammentrafen und nun, Alle vereint und höchſt vergnügt, nach Verdun zogen, wo wir genugſame Ruhe und Erquickung zu finden hofften. Hierzu hatte denn auch der Huſar weislich und klüglich die beſten Vorausſtalten getroffen; er war voraus in die Stadt geritten und hatte ſich, bei der Fülle des Drangs, gar bald überzeugt, daß hier ordnungsgemäß durch Wirkſamkeit und guten Willen eines Quartier-Amts nichts zu hoffen ſei. Glücklicher Weiſe aber ſah er in dem Hof eines ſchönen Hauſes Anſtalten zu einer herannahenden Abreiſe; er ſprengte zurück, bedeutete uns, wie wir fahren ſollten und eilte nun, ſobald jene Partei heraus war, das Hofthor zu beſetzen, deſſen Schließen zu verhindern und uns gar erwünſcht zu empfangen. Wir fuhren ein, wir ſtiegen aus, unter Proteſtation einer alten Haushälterinn, welche, ſo eben von einer Einquartierung befreit, keine neue, beſonders ohne Billet aufzunehmen Luſt empfand. Indeſſen waren die Pferde ſchon ausgeſpannt und im Stalle; wir aber hatten uns in die obern Zimmer getheilt. Der Hausherr, ältlich, Edelmann, Ludwigs-Ritter, ließ es geſchehen; weder er noch Familie wollten von Gäſten weiter wiſſen, am Wenigſten dieß Mal von Preußen auf dem Rückzuge.

Den 10. October.

Ein Knabe, der uns in der verwilderten Stadt herumführte, fragte mit Bedeutung: ob wir denn von den unvergleichlichen Verdüner-Paſtetchen noch nicht gekoſtet hätten. Er führte uns darauf zu dem berühmteſten Meiſter dieſer Art. Wir traten in einen weiten Hausraum, in welchem große und kleine Oefen ringsherum angebracht waren, zugleich auch in der Mitte Tiſch und Bänke zum friſchen Genuß des augenblicklich Gebak'nen. Der Künſtler trat vor, ſprach aber ſeine Verzweiflung höchſt lebhaft aus, daß es ihm nicht möglich ſei, uns zu bedienen, da es ganz und gar an Butter fehle. Er zeigte die ſchönſten Vorräthe des feinſten Weizenmehls; aber wozu nützten ihm dieſe ohne Milch und Butter! Er rühmte ſein Talent, den Beifall der Einwohner, der Durchreiſenden und bejammerte nur, daß er gerade jetzt, wo er ſich vor ſolchen Fremden zu zeigen und ſeinen Ruf auszubreiten Gelegenheit habe, gerade des Nothwendigſten ermangeln müßte. Er beſchwor uns daher, Butter herbeizuſchaffen und gab zu verſtehen: wenn wir nur ein wenig Ernſt zeigen wollten, ſo ſollte ſich dergleichen ſchon irgendwo finden. Doch ließ er ſich für den Augenblick zufrieden ſtellen, als wir verſprachen, bei längerm Aufenthalt von Jardin Fontaine dergleichen herbeizuholen.

Unſern jungen Führer, der uns weiter durch die Stadt begleitete und ſich ebenſowohl auf hübſche Kinder als auf Paſtetchen zu verſtehen ſchien, befragten wir nach einem wunderſchönen Frauenzimmer, das ſich eben aus dem Fenſter eines wohlgebauten Hauſes herausbog. „Ja", verſetzte, nachdem er ihren Namen genannt, „das hübſche Köpfchen mag ſich feſt auf den Schultern halten; es iſt auch eine von Denen, die dem König von Preußen Blumen und Früchte überreicht haben. Ihr Haus und Familie dachten ſchon, ſie wären wieder oben'rauf; das Blatt aber hat ſich gewendet; jetzt tauſch' ich nicht mit ihr." Er ſprach hierüber mit beſonderer Gelaſſenheit, als wäre es ganz naturgemäß und könne und werde nicht anders ſein.

Mein Diener war von Jardin Fontaine zurückgekommen, wohin er, unſern alten Wirth zu begrüßen und den Brief an die Schweſter zu Paris wiederzubringen, gegangen war. Der neckiſche Mann empfing ihn gutmüthig genug, bewirthete ihn auf's Beſte und lud die Herrſchaft ein, die er gleichfalls zu tractiren verſprach.

So wohl ſollt' es uns aber nicht werden; denn kaum hatten wir den Keſſel über's Feuer gehängt, mit herkömmlichen Ingredienzien und Ceremonien, als eine Ordonnanz hereintrat und im Namen des Commandanten, Herrn von

Corbiere, freundlich andeutete, wir möchten uns einrichten, morgen früh um acht Uhr aus Verdun zu ſahren. Höchſt betroffen, daß wir Dach, Fach und Herd, ohne uns nur einiger Maßen herſtellen zu können, eiligſt verlaſſen und uns wieder in die wüſte, ſchmutzige Welt hinausgeſtoßen ſehen ſollten, verieſen wir uns auf die Krankheit des Junkers und Kammerdieners, worauf er denn meinte: wir ſollten Dieſe baldmöglichſt fortzubringen ſuchen, weil in der Nacht die Lazarethe geleert und nur die völlig intransportabeln Kranken zurückgelaſſen würden. Uns überfiel Schrecken und Entſetzen; denn bisher zweifelte Niemand, daß von Seiten der Alliirten man Verdun und Longwy erhalten, wo nicht gar noch einige Feſtungen erobern und ſichere Winter-Quartiere bereiten müſſe. Von dieſen Hoffnungen konnten wir nicht auf ein Mal Abſchied nehmen; daher ſchien es uns, man wolle nur die Feſtungen von den unzähligen Kranken und dem unglaublichen Troß befreien, um ſie alsdann mit der nothwendigen Garniſon beſetzen zu können. Kämmerier Wagner jedoch, der das Schreiben des Herzogs dem Commandanten überbracht hatte, glaubte das Allerbedenklichſte in dieſen Maßregeln zu ſehen. Was es aber im Ganzen für einen Ausgang nähme, mußten wir uns dieß Mal in unſer Schickſal ergeben und ſpeiſ'ten geruhig den einfachen Topf in verſchiedenen Abſätzen und Trachten. Als eine andere Ordonnanz abermals hereintrat und uns beſchied, wir möchten ja ohne Zaudern und Aufenthalt morgen früh um drei Uhr aus Verdun zu kommen ſuchen. Kämmerier Wagner, der den Inhalt jenes Briefs an den Commandanten zu wiſſen glaubte, ſah hierin ein entſchiedenes Bekenntniß, daß die Feſtung den Franzoſen ſogleich wieder würde übergeben werden. Dabei gedachten wir der Drohung des Knaben, gedachten der ſchönen, geputzten Frauenzimmer, der Früchte und Blumen, und betrübten uns zum erſten Mal recht herzlich und gründlich über eine ſo entſchieden mißlungene, große Unternehmung.

Ob ich ſchon unter dem diplomatiſchen Corps ächte und verehrungswürdige Freunde gefunden, ſo konnt' ich doch, ſo oft ich ſie mitten unter dieſen großen Bewegungen fand, mich gewiſſer neckiſcher Einfälle nicht enthalten; ſie kamen mir vor wie Schauſpiel-Directoren, welche die Stücke wählen, Rollen austheilen und in unſcheinbarer Geſtalt einhergehen, indeſſen die Truppe, ſo gut ſie kann, auf's Beſte herausgeſtutzt, das Reſultat ihrer Bemühungen dem Glück und der Laune des Publicum's überlaſſen muß.

Baron Breteuil wohnte gegen uns über; ſeit der Halsbandgeſchichte war er mir nicht aus den Gedanken gekommen. Sein Haß gegen den Cardinal von Roſan verleitete ihn zu der furchtbarſten Uebereilung; die durch jenen Proceß entſtandene Erſchütterung ergriff die Grundfeſten des Staates, vernichtete die Achtung gegen die Königinn und gegen die obern Stände überhaupt: denn leider Alles, was zur Sprache kam, machte nur das gräuliche Verderben deutlich, worin der Hof und die Vornehmern befangen lagen.

Dieß Mal glaubte man, er habe den auffallenden Vergleich geſtiftet, der uns zum Rückzug verpflichtete, zu deſſen Entſchuldigung man höchſt günſtige Bedingungen vorausſetzte; man verſicherte, König, Königinn und Familie ſollten frei gegeben und ſonſt noch manches Wünſchenswerthe erfüllt werden. Die Frage aber, wie dieſe großen diplomatiſchen Vortheile mit allem Uebrigen, was uns doch auch bekannt war, übereinſtimmen ſollten, ließ einen Zweifel nach dem andern aufkeimen.

Die Zimmer, die wir bewohnten, waren anſtändig meublirt; mir fiel ein Wandſchrank auf, durch deſſen Glasthüren ich viele regelmäßig beſchnittene, gleiche Hefte in Quart erblickte. Zu meiner Verwunderung erſah ich daraus, daß unſer Wirth als einer der Notabeln im Jahre 1787 zu Paris geweſen; in dieſen Heften war ſeine Inſtruction abgedruckt. Die Mäßigkeit der damaligen Forderungen, die Beſcheidenheit, womit ſie abgefaßt, contraſtirten völlig mit den gegenwärtigen Zuſtänden von Gewaltſamkeit, Uebermuth und Verzweiflung. Ich las dieſe Blätter mit wahrhafter Rührung und nahm einige Exemplare zu mir.

Den 21. October.

Ohne die Nacht geſchlafen zu haben, waren wir früh um drei Uhr eben im Begriff, unſern, gegen das Poſthor gerichteten Wagen zu beſteigen, als wir ein unüberwindliches Hinderniß gewahr wurden: denn es zog ſchon eine ununterbrochene Colonne Krankenwagen, zwiſchen den zur Seite aufgehäuften Pflaſterſteinen, durch die zum Sumpf gefahrene Stadt. Als wir nun ſo ſtanden, abzuwarten, was erreicht werden könnte, drängte ſich unſer Wirth, der Ludwigs-Ritter, ohne zu grüßen, an uns vorbei. Unſere Verwunderung über ſein frühes und unfreundliches Erſcheinen ward aber bald in Mitleid verkehrt; denn ſein Bedienter, hinter ihm d'rein, trug ein Bündelchen auf dem Stocke. Und ſo ward es nur allzu deutlich, daß er, nachdem er vier Wochen vorher Haus und Hof wieder geſehen hatte, es nun abermals, wie wir unſere Eroberungen, verlaſſen mußte.

Sodann ward aber meine Aufmerkſamkeit auf die beſſern Pferde vor meiner Chaiſe ge-

lenkt. Da geſtand denn die liebe Dienerſchaft: daß ſie die bisherigen ſchwachen, unbrauchbaren gegen Zucker und Caffee vertauſcht, ſogleich aber in Requiſition anderer glücklich geweſen ſei. Die Thätigkeit des gewandten Lieur's war hierbei nicht zu verkennen; auch durch ihn kamen wir dieß Mal vom Flecke, denn er ſprengte in eine Lücke der Wagenreihe und hielt das folgende Geſpann ſo lange zurück, bis wir ſechs- und vierſpännig eingeſchaltet waren; da ich mich denn friſcher Luft in meinem leichten Wägelchen abermals erfreuen konnte.

Nun bewegten wir uns mit Leichenſchritt, aber bewegten uns doch; der Tag brach an, wir befanden uns vor der Stadt in dem größtmöglichen Gewirr und Gewimmel. Alle Arten von Wagen, wenig Reiter, unzählige Fußgänger durchkreuzten ſich auf dem großen Platze vor dem Thor. Wir zogen mit unſerer Colonne rechts gegen Epernay, auf einem beſchränkten Fahrweg mit Gräben zu beiden Seiten. Die Selbſterhaltung in einem ſo ungeheuern Drange konnte ſchon kein Mitleiden, keine Rückſicht mehr; nicht weit vor uns fiel ein Pferd vor einem Reißwagen; man ſchnitt die Stränge entzwei und ließ es liegen. Als nun aber die drei übrigen die Laſt nicht weiter bringen konnten, ſchnitt man auch ſie los, warf das ſchwerbepackte Fuhrwerk in den Graben und mit dem geringſten Aufhalte fuhren wir weiter und zugleich über das Pferd weg, das ſich eben erholen wollte; und ich ſah ganz deutlich, wie deſſen Gebeine unter den Rädern knirſchten und ſchlotterten.

Reiter und Fußgänger ſuchten ſich von der ſchmalen, unwegſamen Fahrſtraße auf die Wieſen zu retten; aber auch dieſe waren zu Grunde gerichtet, von ausgetretenen Gräben überſchwemmt, die Verbindung der Fußſteige überall unterbrochen. Vier anſehnliche, ſchöne, ſauber gekleidete Franzöſiſche Soldaten wateten eine Zeit lang neben unſern Wagen her, durchaus naß und reinlich und wußten ſo gut hin und her zu treten, daß ihr Fußwerk nur bis an die Knieen von der ſchmutzigen Waſſerflut zeugte, welche die guten Leute beſtanden.

Daß man unter ſolchen Umſtänden in Gräben, auf Wieſen, Feldern und Angern todte Pferde genug erblickte, war natürliche Folge des Zuſtandes; bald aber fand man ſie auch abgedeckt, die fleiſchigen Theile ſogar ausgeſchnitten; trauriges Zeichen des allgemeinen Mangels!

So zogen wir fort, jeden Augenblick in Gefahr, bei der geringſten eigenen Stockung ſelbſt über Bord geworfen zu werden; unter welchen Umſtänden freilich die Sorgfalt unſers Geleitsmanns nicht genug zu rühmen und zu preiſen war. Dieſelbe bethätigte ſich denn auch zu Epernay, wo wir gegen Mittag anlangten und in dem ſchönen, wohlgebauten Städtchen, durch Straßen und auf Plätzen, einſtweilen verwirrendes Gewimmel um und neben uns erblickten; die Maſſe wogte hin und her und indem Alles vorwärts drang, ward Jeder dem Andern hinderlich. Unvermuthet ließ unſer Führer die Wagen vor einem wohlgebauten Hauſe des Marktes halten; wir traten ein, Hausherr und Frau begrüßten uns in ehrerbietiger Entfernung.

Man führte uns in ein getäfeltes Zimmer auf gleicher Erde, wo im ſchwarz marmornen Kamin behäglichen Feuer brannte. In dem großen Spiegel darüber beſchauten wir uns ungern: denn ich hatte noch immer nicht die Entſchließung gefaßt, meine langen Haare kurz ſchneiden zu laſſen, die jetzt wie ein verwirrener Hanfrocken umherquollen; der Bart ſtruppig vermehrte das wilde Anſehen unſerer Gegenwart.

Nun aber konnten wir, aus den niedrigen Fenſtern den ganzen Markt überſchauend, unmittelbar das grenzenloſe Getümmel beinahe mit Händen greifen. Aller Art Fußgänger, Uniformirte, marode, geſunde aber trauernde Bürgerliche, Weiber und Kinder drängten und quetſchten ſich zwiſchen Fuhrwerk aller Geſtalt; Reiß- und Leiterwagen, Ein- und Mehrſpänner, hundertelei eigenes und requirirtes Geſpferde, weichend, ausſetzend, hinderte ſich rechts und links. Auch Hornvieh zog damit weg, wahrſcheinlich geforderte, weggenommene Herden. Reiter ſah man wenig; auffallend aber waren die eleganten Wagen der Emigirten, vielfarbig lackirt, vergoldet und verſilbert, die ich wohl ſchon in Grevenmachern mochte bewundert haben. Die größte Noth entſtand aber da, wo die den Markt füllende Menge in eine zwar gerade und wohlgebaute, doch verhältnißmäßig viel zu enge Straße ihren Weg einſchlagen ſollte. Ich habe in meinem Leben nichts Aehnliches geſehen; vergleichen aber ließ ſich der Anblick mit einem erſt über Wieſen und Anger ausgetretenen Strome, der ſich nun wieder durch enge Brückenbogen durchdrängen und im beſchränkten Bette weiter fließen ſoll.

Die lange, aus unſern Fenſtern überſehbare Straße hinab ſchwoll unaufhaltſam die ſeltſamſte Woge; ein hoher, zweiſitziger Reiſewagen ragte über der Fluth empor. Er ließ uns an die ſchönen Franzöſinnen denken; ſie waren es aber nicht, ſondern Graf Haugwitz, den ich mit einiger Schadenfreude Schritt vor Schritt dahinwackeln ſah.

Am 11. October.

Ein gutes Eſſen war uns bereitet, die köſtliche Schöpſenkeule beſonders willkommen;

an gutem Wein und Brod fehlte es nicht. Und so waren wir neben dem größten Getümmel in der schönsten Beruhigung; wie man auch wohl der stürmenden See, am Fuße eines Leuchtthurms, auf dem Steindamm sitzend, der wilden Wellenbewegung zusieht und dort und da ein Schiff ihrer Willkür preisgegeben. Aber uns erwartete in diesem gastlichen Hause eine wahrhaft herzergreifende Familien-Scene.

Der Sohn, ein schöner, junger Mann, hatte schon einige Zeit, hingerissen von den allgemeinen Gesinnungen, in Paris unter den National-Truppen gedient und sich dort hervorgethan. Als nun aber die Preußen eingedrungen, die Emigrirten mit der holden Hoffnung eines gewissen Sieges herangelangt waren, verlangten die nun auch zuversichtlichen Eltern dringend und wieder dringend: der Sohn solle seine dortige Lage, die er nunmehr verabscheuen müsse, eiligst aufgeben, zurückkehren und diesseits für die gute Sache fechten. Der Sohn wider Willen, aus Pietät, kommt zurück eben in dem Moment, da Preußen, Oesterreicher und Emigrirte retiriren; er eilt verzweiflungsvoll durch das Gedränge zu seinem Vaterhause. Was soll er nun anfangen? Und wie sollen sie ihn empfangen? Freude, ihn wiederzusehen, Schmerz, ihn in dem Augenblick wieder zu verlieren; Verwirrung, ob Haus und Hof in diesem Sturm werde zu erhalten sein. Als junger Mann dem neuen Systeme günstig, kehrte er, gendthigt, zu einer Partei zurück, die er verabscheut; und eben, als er sich in dieß Schicksal ergibt, sieht er diese Partei zu Grunde gehen. Aus Paris entwichen, weiß er sich schon in das Sünden- und Todes-Register geschrieben; und nun im Augenblick soll er aus seinem Vaterlande verbannt, aus seines Vaters Hause gestoßen werden. Die Eltern, die sich gern an ihm letzen möchten, müssen ihn selbst wegtreiben, und er, in Schmerzenswonne des Wiedersehens, weiß nicht, wie er sich losreißen soll; die Umarmungen sind Vorwürfe und das Scheiden, das vor unsern Augen geschieht, schrecklich.

Unmittelbar vor unserer Stubenthüre ereignete sich das Alles auf der Hausflur. Kaum war es still geworden und die Eltern hatten sich weinend entfernt, als eine Scene, fast noch wunderbarer, auffallender, uns selbst ansprach, ja in Verlegenheit setzte und, obgleich herzergreifend genug, uns doch zuletzt ein Lächeln abnöthigte. Einige Bauersleute, Männer, Frauen und Kinder, drangen in unsere Zimmer und warfen sich heulend und schreiend mir zu Füßen. Mit der vollen Beredtsamkeit des Schmerzes und des Jammers klagten sie, daß man ihr schönes Rindvieh wegtreibe; sie schienen Pächter eines ansehnlichen Gutes. Ich solle nur zum Fenster hinaussehen, eben triebe man sie vorbei; es hätten Preußen sich derselben bemächtigt; ich solle befehlen, solle Hülfe schaffen. Hierauf trat ich, um mich zu besinnen, an's Fenster. Der leichtfertige Husar stellte sich hinter mich und sagte: „Verzeihen Sie! Ich habe Sie für den Schwager des Königs von Preußen ausgegeben, um gute Aufnahme und Bewirthung zu finden. Die Bauern hätten freilich nicht hereinkommen sollen; aber mit einem guten Wort weisen Sie die Leute an mich und scheinen überzeugt von meinen Vorschlägen."

Was war zu thun? Ueberrascht und unwillig nahm ich mich zusammen und schien über die Umstände nachzudenken. Wird doch, sagt' ich zu mir selbst, List und Verschlagenheit im Kriege gerühmt! Wer sich durch Scheine bedienen läßt, kommt in Gefahr, von ihnen irre geführt zu werden. Ein Scandal, unnütz und beschämend, ist hier zu vermeiden. Und wie der Arzt in verzweifelten Fällen wohl noch ein Hoffnungs-Recept verschreibt, entließ ich die guten Menschen mehr pantomimisch als mit Worten. Dann sagt' ich mir zu meiner Beruhigung: hatte doch bei Sivry der ächte Thronfolger den bedrängten Leuten ihr Pferd nicht zusprechen können, so dürfte sich der untergeschobene Schwager des Königs wohl verzeihen, wenn er die Hülfsbedürftigen mit irgend einer klugen, eingeflüsterten Wendung abzulehnen suchte.

Wir aber gelangten in finsterer Nacht nach Sedincourt; alle Fenster waren helle, zum Zeichen, daß alle Zimmer besetzt seien. An jeder Hausthüre ward protestirt von den Einwohnern, die keine neuen Gäste, von den Einquartirten, die keine Genossen aufnehmen wollten. Ohne viel Umstände aber drang unser Husar in's Haus; und als er einige französische Soldaten in der Halle am Feuer fand, ersuchte er sie zudringlich, vornehmen Herren, die er geleite, einen Platz am Camin einzuräumen. Wir traten zugleich herein; sie waren freundlich und rückten zusammen, setzten sich aber bald wieder in die wunderliche Positur, ihre aufgehobenen Füße gegen das Feuer zu strecken. Sie liefen auch wohl ein Mal im Saale hin und wieder und kehrten bald in ihre vorige Lage zurück; und nun konnt' ich bemerken, daß es ihr eigentliches Geschäft sei, den untern Theil ihrer Camaschen zu trocknen.

Gar bald aber erschienen sie mir als bekannt: es waren eben Dieselbigen, die heute früh neben unserm Wagen im Schlamme so zierlich einhertraten. Nun früher als wir angelangt, hatten sie schon am Brunnen die untersten Theile gewaschen und gebürstet, trockneten sie nunmehr, um morgen früh neuem Schmutz und Unrath galant entgegen zu gehen. Ein muster-

haftes Betragen, an das man ſich in manchen Fällen des Lebens wohl wieder zu erinnern hat! Auch dacht' ich dabei meiner lieben Kriegs-Cameraden, die den Befehl zur Reinlichkeit murrend aufgenommen hatten.

Doch uns dergeſtalt untergebracht zu haben, war dem klugen, dienſtfertigen Liſeur nicht genug. Die Fiction des Mittags, die ſich ſo glücklich erwieſen hatte, ward kähnlich wiederholt; die hohe Generals-Perſon, der Schwager des Königs, wirkte mächtig und vertrieb eine ganze Maſſe guter Emigrirten aus einem Zimmer mit zwei Betten. Zwei Officiere von Köhler nahmen wir dagegen in demſelben Raum auf, ich aber begab mich vor die Hausthüre, zu dem alten, erprobten Schlafwagen, deſſen Deichſel, dieß Mal nach Deutſchland gekehrt, mir ganz eigene Gedanken hervorrief, die jedoch durch ein ſchnelles Einſchlummern gar bald abgeſchnitten wurden.

Den 12. October.

Der heutige Weg erſchien noch trauriger als der geſtrige; ermattete Pferde waren öfter gefallen und lagen mit umgeſtürzten Wagen häufiger neben der Hochſtraße auf den Wieſen. Aus den geborſtenen Decken der Roßwagen fielen gar niedliche Mantelſäcke, einem Emigrirten-Corps gehörig, hervor; das bunte, zierliche Anſehen dieſes herrenloſen, aufgegebenen Gutes lockte die Begierde der Vorbeiwandernden, und Mancher bepackte ſich mit einer Laſt, die er zunächſt auch wieder abwerfen ſollte. Daraus mag denn wohl die Rede entſtanden ſein, auf dem Rückzuge ſeien Emigrirte von Preußen geplündert worden.

Von ähnlichen Vorfällen erzählte man auch manches Scherzhafte; ein ſchwer beladener Emigranten-Wagen war ebener Maßen an einer Anhöhe ſtecken geblieben und verloſſen worden. Nachfolgende Truppen unterſuchen den Inhalt, finden Käſtchen von mäßiger Größe, auffallend ſchwer, beläſtigen ſich gemeinſchaftlich damit und ſchleppen ſie mit unſäglicher Mühe auf die nächſte Höhe. Hier wollen ſie nun in die Beute und in die Laſt ſich theilen; aber welch' ein Anblick! Aus jedem zerſchlagenen Kaſten fällt eine Unzahl Kartenſpiele hervor und die Goldluſtigen tröſten ſich im wechſelſeitigen Spott durch Lachen und Poſſen.

Wir aber zogen durch Longuion nach Longwy; und hier muß man, indem die Bilder bedeutender Freuden-Scenen aus dem Gedächtniß verſchwinden, ſich glücklich ſchätzen, daß auch widerwärtige Gräuelbilder ſich vor der Einbildungskraft abſtumpfen. Was ſoll ich alſo wiederholen, daß die Wege nicht beſſer wurden, daß man nach wie vor zwiſchen umgeſtürzten Wagen abgedeckte und friſch ausgeſchnittene Pferde aber- und abermals rechts und links verabſcheute! Von Büſchen ſchlecht bedeckte, geplünderte und ausgezogene Menſchen konnte man oft genug bemerken, und endlich lagen auch Die vor dem offenen Blick neben der Straße.

Uns ſollte jedoch auf einem Seitenwege abermals Erquickung und Erholung werden, dagegen aber auch traurige Betrachtungen über den Zuſtand des wohlhabenden, gutmüthigen Bürgers in ſchrecklichem, dieß Mal ganz unerwartetem Kriegsunheil.

Den 13. October.

Unſer Führer wollte nicht freventlich ſeine braven, wohlhabenden Verwandten in dieſer Gegend geröhmt haben; er ließ uns deßhalb einen Umweg machen über Arlon, wo wir in einem ſchönen Städtchen bei anſehnlichen und wackern Leuten, in einem wohlgebauten und gutreingerichteten Hauſe, von ihm angemeldet, gar freundlich aufgenommen wurden. Die guten Perſonen freuten ſich ſelbſt ihres Vetters, glaubten gewiſſe Beſſerung und nächſte Beförderung ſchon in dem Auftrage zu ſehen, daß er uns mit zwei Wagen, ſoviel Pferden und, wie er ihnen glauben gemacht hatte, mit vielem Geld und Koſtbarkeiten aus dem gefährlichſten Gewirre herauszuführen beehrt worden. Auch wir konnten ſeiner bisherigen Leitung das beſte Zeugniß geben; und ob wir gleich an die Bekehrung dieſes verlornen Sohnes nicht ſonderlich glauben konnten, ſo waren wir ihm doch dieß Mal ſo viel ſchuldig geworden, daß wir auch ſeinem künftigen Betragen einiges Zutrauen nicht ganz verweigern durften. Der Schelm verfehlte nicht, mit ſchmeichelhaftem Weſen das Seinige zu thun, und erhielt wirklich in der Stille von den braven Leuten ein artiges Geſchenk in Gold. Wir erquickten uns dagegen an gutem, kaltem Frühſtück und dem trefflichſten Wein und beantworteten die Fragen der freilich auch ſehr erſtaunten, wackern Leute, wegen der wahrſcheinlichen nächſten Zukunft, ſo ſchonend als möglich.

Vor dem Hauſe hatten wir ein Paar ſonderbare Wagen bemerkt, länger und theilweiſe höher als gewöhnliche Roßwagen, auch an der Seite mit wunderlichen Anſätzen geformt; mit rege gewordener Neugier fragte ich nach dieſem ſeltſamen Fuhrwerk. Man antwortete mir zutraulich, aber mit Vorſicht: es ſei darin die Aſſignaten-Fabrik der Emigrirten enthalten und bemerkte dabei, was für ein grenzenloſes Unglück dadurch über die Gegend gebracht werden. Denn, da man ſich ſeit einiger Zeit der ächten Aſſignaten kaum erwehren könne, ſo habe man nun auch, ſeit dem Einmarſch der Alliirten,

dieſe falſchen in Umlauf gezwungen. Aufmerkſame Handelsleute hätten dagegen ſogleich, ihrer Sicherheit willen, dieſe verdächtige Papierwaare nach Paris zu ſenden und ſich von dorther officielle Erklärung ihrer Falſchheit zu verſchaffen gewußt. Dieß verwirre aber Handel und Wandel in's Unendliche. Denn da man bei den ächten Aſſignaten ſich nur zum Theil gefährdet finde, bei den falſchen aber gewiß gleich um das Ganze betrogen ſei, auch bei'm erſten Anblick Niemand ſie zu unterſcheiden vermöge: ſo wiſſe kein Menſch mehr, was er geben und was er empfangen ſolle. Dieß verbreite ſchon bis Luxemburg und Trier ſolche Ungewißheit, Mißtrauen und Bangigkeit, daß nunmehr von allen Seiten das Elend nicht größer werden könne.

Bei allen ſolchen ſchon erlittenen und noch zu fürchtenden Unbilden zeigten ſich dieſe Perſonen in bürgerlicher Würde, Freundlichkeit und gutem Benehmen zu unſerer Verwunderung, wovon uns in den franzöſiſchen ernſten Dramen alter und neuer Zeit ein Abglanz herübergekommen iſt. Von einem ſolchen Zuſtande können wir uns in eigener vaterländiſcher Wirklichkeit und ihrer Nachbildung keinen Begriff machen. Die Petite Ville mag lächerlich ſein, die Deutſchen Kleinſtädter ſind dagegen abſurd.

Den 12. October.

Sehr angenehm überraſcht fuhren wir von Arlon nach Luxemburg auf der beſten Kunſtſtraße, und wurden in dieſe ſonſt ſo wichtige und wohlverwahrte Feſtung eingelaſſen wie in jedes Dorf, in jeden Flecken. Ohne irgend angehalten oder befragt zu werden, ſahen wir uns nach und nach innerhalb der Außenwerke, der Wälle, Gräben, Zugbrücken, Mauern und Thore, unſerm Führer, der Mutter und Vater hier zu finden vergab, das Weitere vertrauend. Ueberdrängt war die Stadt von Bleſſirten und Kranken, von thätigen Menſchen, die ſich ſelbſt, Pferde und Fuhrwerk wieder herzuſtellen trachteten.

Unſere Geſellſchaft, die ſich bisher zuſammengehalten hatte, mußte ſich trennen; mir verſchaffte der gewandte Quartier-Meiſter ein hübſches Zimmer, das aus dem engſten Höfchen, wie aus einer Feuereſſe, doch bei ſehr hohen Fenſtern genugſames Licht erhielt. Hier mußte er mich mit meinem Gepäck und ſonſt gar wohl einzurichten und für alle Bedürfniſſe zu ſorgen; er gab mir den Begriff von den Haus- und Miethleuten des Gebäudes und verſicherte, daß ich gegen eine kleine Gabe ſobald nicht ausgetrieben und wohl behandelt werden ſollte.

Hier konnt' ich nun zum erſten Mal den Koffer wieder aufſchließen und mich meiner Reiſehabſeligkeiten, des Geldes, der Manuſcripte wieder verſichern. Das Convolut zur Farbenlehre bracht' ich zuerſt in Ordnung, immer meine früheſte Maxime vor Augen: die Erfahrung zu erweitern und die Methode zu reinigen. Ein Kriegs- und Reiſetagebuch mocht' ich gar nicht anrühren. Der unglückliche Verlauf der Unternehmung, der noch Schlimmeres befürchten ließ, gab immer neuen Anlaß zum Wiederklänen des Verdruſſes und zu neuem Aufregen der Sorge. Meine ſtille, von jedem Geräuſch abgeſchloſſene Wohnung gewährte mir wie eine Kloſterzelle vollkommenen Raum zu den ruhigſten Betrachtungen, dagegen ich mich, ſobald ich nur den Fuß vor die Hausthüre hinausſetzte, in dem lebendigſten Kriegsgetümmel befand und nach Luſt das wunderlichſte Local durchwandeln konnte, das vielleicht in der Welt zu finden iſt.

Den 13. October.

Wer Luxemburg nicht geſehen hat, wird ſich keine Vorſtellung von dieſem an- und übereinander gefügten Kriegsgebäude machen. Die Einbildungskraft verwirrt ſich, wenn man die ſeltſame Mannigfaltigkeit wieder hervorrufen will, mit der ſich das Auge des hin- und hergehenden Wanderers kaum befreunden konnte. Plan und Grundriß vor ſich zu nehmen, wird nöthig ſein, Nachſtehendes nur einiger Maßen verſtändlich zu finden.

Ein Bach, Petrus genannt, erſt allein, dann verbunden mit dem entgegenkommenden Fluß, die Eſſe, ſchlingt ſich mäanderartig zwiſchen Felſen durch und um ſie herum, bald im natürlichen Lauf, bald durch Kunſt genöthigt. Auf dem linken Ufer liegt hoch und flach die alte Stadt; ſie, mit ihren Feſtungswerken nach dem offenen Lande zu, iſt andern befeſtigten Städten ähnlich. Als man nun für die Sicherheit derſelben nach Weſten Sorge getragen, ſah man wohl ein, daß man ſich auch gegen die Eſſe, wo das Waſſer fließt, zu verwahren habe. Bei zunehmender Kriegskunſt war auch Das nicht hinreichend; man mußte, auf dem rechten Ufer des Gewäſſers, nach Süden, Oſten und Norden, auf ein- und ausſpringenden Winkeln unregelmäßiger Fels-Partien, neue Schanzen verſchieben, nöthig immer eine zur Beſchützung der andern. Hieraus entſtand nun eine Verkettung unüberſehbarer Baſtionen, Redouten, halber Monde und ſolches Zangen- und Krakelwerk, als nur die Vertheidigungskunſt im ſeltſamſten Falle zu leiſten vermochte.

Nichts kann deßhalb einen wunderlichern Anblick gewähren, als das mitten durch dieß Alles am Fluſſe ſich hinabziehende enge Thal, deſſen wenige Flächen, deſſen ſanft oder ſteil aufſtei-

gende Höhen zu Gärten angelegt, in Terraſſen abgeſtuft und mit Luſthäuſern belebt ſind, von wo aus man auf die ſteilſten Felſen, auf hochgethürmte Mauern rechts und links hinaufſchaut. Hier findet ſich ſo viel Größe mit Anmuth, ſo viel Ernſt mit Lieblichkeit verbunden, daß wohl zu wünſchen wäre, Pouſſin hätte ſein herrliches Talent in ſolchen Räumen bethätigt.

Nun beſaßen die Eltern unſers lockern Führers in dem Pfaffenthal einen artigen, abhängigen Garten, deſſen Genuß ſie mir gern und freundlich überließen. Kirche und Kloſter, nicht weit entfernt, rechtfertigte den Namen dieſes Elyſium's, und in dieſer geiſtlichen Nachbarſchaft ſchien auch den weltlichen Bewohnern Ruh' und Friede verheißen, ob ſie gleich mit jedem Blick in die Höhe an Krieg, Gewalt und Verderben erinnert wurden.

Jetzt nun aber aus der Stadt, wo das unſelige Kriegsnachſpiel mit Lazarethen, abgeriſſenen Soldaten, zerſtückten Waffen, herzuſtellenden Aren, Rädern und Lafetten, zugleich mit ſonſtigen Trümmern aller Art aufgeſchichtet wurde, in eine ſolche Stille zu flüchten, war höchſt wohlthätig; aus den Straßen zu entweichen, wo Wagner, Schmiede und andere Gewerke ihr Weſen öffentlich, unermüdet und geräuſchvoll treiben und ſich in das Gärtchen im geiſtlichen Thale zu verbergen, war höchſt behaglich. Hier fand ein Ruhe- und Sammlungsbedürftiger das willkommenſte Aſyl.

Den 21. October.

Die allen Begriff überſteigende Mannigfaltigkeit der auf- und aneinander gethürmten, gefügten Kriegsgebäude, die bei jedem Schritt vor- oder rückwärts, auf- oder abwärts ein anderes Bild zeigten, riefen die Luſt hervor, wenigſtens Etwas davon auf's Papier zu bringen. Freilich mußte dieſe Neigung auch wieder ein Mal ſich regen, da ſeit ſoviel Wochen mir kaum ein Gegenſtand vor die Augen gekommen, der ſie geweckt hätte. Unter Anderm fiel es ſonderbar auf, daß ſo manche gegen einander überſtehenden Felſen, Mauern und Vertheidigungswerke in der Höhe durch Zugbrücken, Gallerien und gewiſſe wunderliche Vorrichtungen verbunden waren. Irgend Jemand vom Metier hätte dieſes Alles mit Kunſtaugen angeſehen und ſich mit Soldaten-Blick der ſichern Einrichtung erfreut; ich aber konnte nur den maleriſchen Effect ihr abgewinnen und hätte gar zu gern, wäre nicht alles Zeichnen an und in den Feſtungen höchlich verpönt, meine Nachbildungskräfte hier in Uebung geſetzt.

Den 22. October.

Nachdem ich nun alſo mehrere Tage in dieſen Labyrinthen, wo Naturfels und Kriegsgebäu wetteifernd ſeltſam ſteile Schluchten gegen einander aufgethürmt und daneben Pflanzenwachsthum, Baumzucht und Luſtgebüſch nicht ausgeſchloſſen, mich ſinnend und denkend einſam genug herumgewunden hatte, fing ich an, nach Hauſe kommend, die Bilder, wie ſie ſich der Einbildungskraft nach und nach einprägten, auf's Papier zu bringen, unvollkommen zwar, doch hinreichend, das Andenken eines höchſt ſeltſamen Zuſtandes einiger Maßen feſtzuhalten.

Den 29. October.

Ich hatte Zeit gewonnen, das kurz Vergangene zu überdenken; aber je mehr man dachte, je verworrener und unſicherer ward Alles vor dem Blicke. Auch ſah ich, daß wohl das Nothwendigſte ſein möchte, ſich auf das unmittelbar Bevorſtehende zu bereiten. Die wenigen Meilen bis Trier mußten zurückgelegt werden; aber was mochte dort zu finden ſein, da nun die Herren ſelbſt mit andern Flüchtlingen ſich nachdrängten?

Als das Schmerzlichſte jedoch, was einen Jeden, mehr oder weniger reſignirt, wie er war, mit einer Art von Furien-Wuth ergriff, empfand man die Kunde, die ſich nicht verbergen ließ, daß unſere höchſten Heerführer mit den vermaledeiten, durch das Manifeſt dem Untergang gewidmeten, durch die ſchrecklichſten Thaten abſcheulich dargeſtellten Aufrührern doch übereinkommen, ihnen die Feſtungen übergeben mußten, um nur ſich und den Ihrigen eine mögliche Rückkehr zu gewinnen. Ich habe von den Unſerigen geſehen, für welche der Wahnſinn zu fürchten war.

Den 22. October.

Auf dem Wege nach Trier fand ſich bei Grevenmachern Nichts mehr von jener galanten Wagenburg; öde, wüſt und zerfahren lagen die Anger und die weit' und breiten Spuren deuteten auf jenes vorübergegangene, flüchtige Daſein. Am Poſthaus fuhr ich dieß Mal mit requirirten Pferden ganz im Stillen vorbei; das Briefkäſtchen ſtand noch auf ſeinem Platze, kein Gedränge war umher; man konnte ſich der wunderlichſten Gedanken nicht erwehren.

Doch ein herrlicher Sonnenblick belebte ſo eben die Gegend, als mir das Monument von Igel, wie der Leuchtthurm einem nächtlich Schiffenden, entgegen glänzte.

Vielleicht war die Macht des Alterthums nie ſo gefühlt worden, als an dieſem Contraſt: ein Monument, zwar auch kriegeriſcher Zeiten, aber doch glücklicher, ſiegreicher Tage und eines dauernden Wohlbefindens rühriger Menſchen in dieſer Gegend.

Obgleich in ſpäter Zeit unter den Antoninen erbaut, behält es immer noch von trefflicher

Kunſt ſo viel Eigenſchaften übrig, daß es uns im Ganzen anmuthig ernſt zuſpricht und uns ſeinen, obgleich ſehr beſchädigten Theilen das Gefühl eines fröhlich thätigen Daſeins mittheilt. Es hielt mich lange feſt; ich notirte Manches, ungern ſcheidend, da ich mich nur deſto unbehaglicher in meinem erbärmlichen Zuſtande fühlte.

Doch auch jetzt wechſelte ſchnell wieder eine freudige Ausſicht in der Seele, die bald darauf zur Wirklichkeit gelangte.

Den 22. October.

Wir brachten unſerm Freunde Lieutenant von Fritſch, den wir auf ſeinem Poſten widerwillig zurückgelaſſen, die erwünſchte Nachricht, daß er den Militär-Verdienſt-Orden erhalten habe, mit Recht, wegen einer braven That, und mit Glück, ohne an unſerm Jammer Theil genommen zu haben. Die Sache verhielt ſich aber alſo.

Die Franzoſen, weil ſie uns weit genug in's Land vorgedrungen, uns in bedeutender Entfernung, in großer Noth wußten, verſuchten im Rücken einen unerwarteten Streich; ſie näherten ſich Trier in bedeutender Anzahl, ſogar mit Canonen. Lieutenant von Fritſch erfährt es und mit weniger Mannſchaft geht er dem Feinde entgegen, der, über die Wachſamkeit ſtutzend, mehr anrückende Truppen befürchtend, nach kurzem Gefecht ſich bis Merzig zurückzieht und nicht wieder erſcheint. Dem Freunde war das Pferd bleſſirt, durch dieſelbe Kugel ſein Stiefel geſtreift, dagegen er aber auch als Sieger zurückkehrend auf's Beſte empfangen wird. Der Magiſtrat, die Bürgerſchaft erzeigen ihm alle mögliche Aufmerkſamkeit; auch die Frauenzimmer, die ihn bisher als einen hübſchen, jungen Mann gekannt, erfreuen ſich nun doppelt an ihm als einem Helden.

Sogleich berichtet er ſeinem Chef den Vorfall, der, wie billig, dem Könige vorgetragen wird, worauf denn der blaue Kreuzſtern erfolgt. Die Glückſeligkeit des braven Jünglings, deſſen lebhafteſte Freude mitzufühlen, war ein angemeiner Genuß; ihn hatte das Glück, das uns vermied, in unſerm Rücken aufgeſucht und er ſah ſich für den militäriſchen Gehorſam belohnt, der ihn an einer unthätigen Lage zu feſſeln ſchien.

Den 21. October.

Der Freund hatte mir bei jenem Canonicus abermals Quartier verſchafft. Auch ich war von der allgemeinen Krankheit nicht ganz frei geblieben und bedurfte daher einiger Arznei und Schonung.

In dieſen ruhigen Stunden nahm ich ſogleich die kurzen Bemerkungen vor, die ich bei dem Monument zu Igel aufgezeichnet hatte.

Soll man den allgemeinſten Eindruck ausſprechen, ſo iſt hier Leben dem Tod, Gegenwart der Zukunft entgegengeſtellt und Beide untereinander im äſthetiſchen Sinne aufgehoben. Dieß war die herrliche Art und Weiſe der Alten, die ſich noch lange genug in der Kunſtwelt erhielt.

Die Höhe des Monument's kann ſiebenzig Fuß betragen; es ſteigt in mehrern architectoniſchen Abtheilungen obeliskenartig hinauf; erſt der Grund, auf dieſem ein Sockel, ſodann die Hauptmaſſe, darüber eine Attike, ſodann ein Fronton und zuletzt eine wunderſam ſich aufſchlingende Spitze, wo ſich die Reſte einer Kugel und eines Adlers zeigen. Jede dieſer Abtheilungen iſt mit den Gliedern, aus denen ſie beſteht, durchaus mit Bildern und Zierathen geſchmückt.

Dieſe Eigenſchaft deutet denn freilich auf ſpätere Zeiten; denn Dergleichen tritt ein, ſobald ſich die reine Proportion im Ganzen verliert, wie denn auch hier daran Manches zu erinnern ſein möchte.

Dem ungeachtet muß man anerkennen, daß dieſes Werk auf eine erſt kurzvergangene, höhere Kunſt gegründet iſt. So waltet denn auch über das Ganze der antike Sinn, in dem das wirkliche Leben dargeſtellt wird, allegoriſch gewürzt durch mythologiſche Andeutungen. In dem Hauptfelde Mann und Frau von coloſſaler Bildung, ſich die Hände reichend, durch eine dritte verloſchene Figur als einer ſegnenden verbunden. Sie ſtehen zwiſchen zwei ſehr verzierten, mit übereinander geſtellten, tanzenden Kindern geſchmückten Pilaſtern.

Alle Flächen ſodann deuten auf die glücklichſten Familien-Verhältniſſe, übereinbenkende und wirkende Verwandte, redliches, genußreiches Zuſammenleben darſtellend.

Aber eigentlich waltet überall die Thätigkeit vor; ich getraue mir jedoch nicht, Alles zu erklären. In einem Felde ſcheinen ſich Geſchäft überlegende Handelsleute verſammelt zu haben; offenbar aber ſind beladene Schiffe, Delphine als Verzierung, Transport auf Saumroſſen, Ankunft von Waaren und deren Beſchauen, und was ſonſt noch Menſchliches und Natürliches mehr vorkommen dürfte.

Sodann aber auch im Zodiak ein rennendes Pferd, das vielleicht vormals Wagen und Lenker hinter ſich zog, in Frieſen, ſodann ſonſtigen Räumen und Giebelfeldern Bacchus, Fauren, Sol und Luna, und was ſonſt noch Wunderbares Knopf und Gipfel verzieren und verziert haben mag.

Das Ganze iſt höchſt erfreulich und man

Margarethe.

Nein, es ſoll nur ein Spiel.

Fauſt.

Wie?

Margarethe.

Geht! ihr lacht mich aus.

Sie tupft und murmelt.

Fauſt.

Was murmelſt du?

Margarethe halb laut.

Er liebt mich — liebt mich nicht,

Fauſt.

Du holdes Himmels-Angeſicht!

Margarethe fährt fort.

Liebt mich — Nicht — Liebt mich — Nicht —

Das letzte Blatt ausrupfend, mit holder Freude.

Er liebt mich!

Fauſt.

Ja, mein Kind! Laß dieſes Blumenwort

konnte auf der Stufe, wo heut zu Tag Bau- und Bildkunſt ſtehen, in dieſem Sinne ein herrliches Denkmal den würdigſten Menſchen, ihren Lebensgenüſſen und Verdienſten gar wohl errichten. Und ſo war es mir denn recht erwünſcht, mit ſolchen Betrachtungen beſchäftigt, im Geburtstag unſerer verehrten Herzogin Amalie im Stillen zu feiern, ihr Leben, ihr edles Wirken und Wohlthun umſtändlich zurückzurufen; woraus ſich denn ganz natürlich die Aufregung ergab, ihr in Gedanken einen gleichen Obelisk zu widmen und die ſämmtlichen Räume mit ihren individuellen Schickſalen und Tugenden characteriſtiſch zu verzieren.

Trier, den 25. October.

Die mir nunmehr gegönnte Ruhe und Bequemlichkeit benutzte ich nun ferner, Manches zu ordnen und aufzubewahren, was ich in den wildeſten Zeiten bearbeitet hatte. Ich recapitulirte und redigirte meine chromatiſchen Acten, zeichnete mehrere Figuren zu den Farbentafeln, die ich oft genug veränderte, um Das, was ich darſtellen und behaupten wollte, immer anſchaulicher zu machen. Hierauf dacht' ich denn auch, meinen dritten Theil von Fiſcher's phyſicaliſchem Lexicon wieder zu erlangen. Auf Erkundigung und Nachforſchen fand ich endlich die Küchmagd im Lazareth, das man mit ziemlicher Sorgfalt in einem Kloſter errichtet hatte. Sie litt an der allgemeinen Krankheit; doch waren die Räume luftig und reinlich. Sie erkannte mich, konnte aber nicht reden, nahm den Band unter dem Haupte hervor und übergab mir ihn ſo reinlich und wohlerhalten, als ich ihn überliefert hatte, und ich hoffe, die Sorgfalt, der ich ſie empfahl, wird ihr zu Gute gekommen ſein.

Ein junger Schullehrer, der mich beſuchte und mir verſchiedene der neueſten Journale mittheilte, gab Gelegenheit zu erfreulichen Unterhaltungen. Er verwunderte ſich, wie ſoviel Andere, daß ich von Poeſie Nichts wiſſen wolle, dagegen auf Naturbetrachtungen mich mit ganzer Kraft zu werfen ſchien. Er war in der Kant'ſchen Philoſophie unterrichtet und ich konnte ihm daher auf den Weg deuten, den ich eingeſchlagen hatte. Wenn Kant in ſeiner Critik der Urtheilskraft der äſthetiſchen Urtheilskraft die teleologiſche zur Seite ſtellt, ſo ergibt ſich daraus, daß er andeuten wolle: ein Kunſtwerk ſolle wie ein Naturwerk, ein Naturwerk wie ein Kunſtwerk behandelt und der Werth eines jeden aus ſich ſelbſt entwickelt, an ſich ſelbſt betrachtet werden. Ueber ſolche Dinge konnte ich ſehr beredt ſein und glaube, dem guten, jungen Mann einiger Maßen genützt zu haben. Es iſt wunderſam, wie eine jede Zeit Wahrheit und Irrthum aus dem Kurzvergangenen, ja dem Längſtvergangenen mit ſich trägt und ſchleppt, muntere Geiſter jedoch ſich auf neuer Bahn bewegen, wo ſie ſich's denn freilich gefallen laſſen, meiſt allein zu gehen oder einen Geſellen auf eine kurze Strecke mit ſich fortzuziehen.

Den 26. October.

Nun durfte man aber aus ſolchen ruhigen Umgebungen nicht heraustreten, ohne ſich wie im Mittelalter zu finden, wo Kloſtermauern und der tollſte, unregelmäßigſte Kriegszuſtand miteinander immerfort contraſtirten. Beſonders jammerten einheimiſche Bürger ſowie zurückkehrende Emigrirte über das ſchreckliche Unheil, was durch die falſchen Aſſignaten über Stadt und Land gekommen war. Schon hatten Handelshäuſer gewußt, Dergleichen nach Paris zu bringen und von dort die Falſchheit, völlige Ungiltigkeit, die höchſte Gefahr vernommen, ſich [illegible] Dergleichen nur irgend abzugeben. Daß die Acten gleichfalls dadurch in Mißcredit geriethen, daß man bei völliger Umkehrung der Dinge auch wohl die Vernichtung aller dieſer Papiere zu fürchten habe, fiel Jedermann auf. Dieſes ungeheure Uebel nun geſellte ſich zu den übrigen, ſo daß es vor der Einbildungskraft und dem Gefühl ganz grenzenlos erſchien; ein verzweiflungsvoller Zuſtand, demjenigen ähnlich, wenn man eine Stadt vor ſich niederbrennen ſieht.

Den 28. October.

Die Wirthstafel, an der man übrigens ganz wohl verſorgt war, gab auch ein ſinneverwirrendes Schauſpiel: Militärs und Angeſtellte, aller Art Uniformen, Farben und Trachten, im Stillen mißmuthig, auch wohl in Aeußerungen heftig, aber Alle wie in einer gemeinſamen Hölle zuſammengefaßt.

Daſelbſt begegnete mir ein wahrhaft rührendes Ereigniß. Ein alter Huſaren-Officier, mittler Größe, grauen Bartes und Haares und funkelnden Auges, kam nach Tiſch auf mich zu, ergriff mich bei der Hand und fragte, ob ich denn das Alles auch mit ausgeſtanden habe. Ich konnte ihm Einiges von Valmy und Hans erzählen, woraus er ſich denn gar wohl das Uebrige nachbilden konnte. Hierauf fing er mit Enthuſiasmus und warmem Antheil zu ſprechen an, Worte, die ich nachzuſchreiben kaum wage, des Inhalts: es ſei ſchon unverantwortlich, daß man ſie, deren Metier und Schuldigkeit es bleibe, dergleichen Zuſtände zu erdulden und ihr Leben dabei zuzuſetzen, in ſolche Noth geführt, die vielleicht kaum jemals erhört worden; daß aber auch ich (er drückte ſeine gute Meinung über meine Perſönlichkeit und meine Arbeiten aus) Das hätte mit erdulden ſollen,

darüber wollt' er sich nicht zufrieden geben. Ich stellte ihm die Sache von der heitern Seite vor, von der Seite, mit meinem Fürsten, dem ich nicht ganz unnütz gewesen, mit so vielen wackern Kriegsmännern zu eigener Prüfung diese wenigen Wochen her geduldet zu haben. Allein er blieb bei seiner Rede, indessen ein Civilist zu uns trat und dagegen erwiderte: man sei mir Dank schuldig, daß ich das Alles habe mit ansehen wollen, indem man sich nun gar wohl von meiner geschickten Feder Darstellung und Aufklärung erwarten könne. Der alte Degen wollte davon auch Nichts wissen und rief: „Glaubt es nicht; er ist viel zu klug! Was er schreiben dürfte, mag er nicht schreiben, und was er schreiben möchte, wird er nicht schreiben."

Uebrigens mochte man kaum hier und da hinhorchen; der Verdruß war grenzenlos. Und wie es schon eine verdrießliche Empfindung erregt, wenn glückliche Menschen nicht ablassen, uns ihr Behagen vorzurechnen: so ist es noch viel unausstehlicher, wenn uns ein Unheil, das wir selbst aus dem Sinne schlagen möchten, immer wiederkäuend vorgetragen wird. Von den Franzosen, die man haßte, aus dem Lande gedrängt zu sein, genöthigt, mit ihnen zu unterhandeln, mit den Männern des 10. August's sich zu befreunden: das Alles war für Geist und Gemüth so hart als bisher die körperliche Duldung gewesen. Man schonte der obersten Leitung nicht und das Vertrauen, das man dem berühmten Feldherrn so lange Jahre gegönnt hatte, schien für immer verloren.

Den 20. October.

Als man sich nun auf Deutschem Grund und Boden wiederfand und aus der ungeheuersten Verwirrung zu entwickeln hoffen durfte, traf uns die Nachricht von Custine's verwegenen und glücklichen Unternehmungen. Das große Magazin zu Speier war in seine Hände gerathen; er hatte darauf gewußt, eine Uebergabe von Mainz zu bewirken. Diese Schritte schienen die grenzenlosesten Uebel nach sich zu ziehen; sie deuteten auf einen außerordentlichen, so kühnen als folgerechten Geist, und da mußte denn schon Alles verloren sein. Nichts fand man wahrscheinlicher und natürlicher, als daß auch schon Coblenz von den Franken besetzt sei. Und wie sollten wir unsern Rückweg antreten! Frankfurt gab man in Gedanken gleichfalls auf; Hanau und Aschaffenburg an einer, Cassel an der andern Seite sah man bedroht, und was nicht Alles zu fürchten! Vom unseligen Neutralitäts-System die nächsten Fürsten paralysirt, desto lebendigthätiger die von revolutionären Gesinnungen ergriffene Masse. Sollte man, wie Mainz bearbeitet worden, nicht auch die Gegend und die nächst anstoßenden Provinzen zu Gesinnungen vorbereiten und die schon entwickelten schleunig benutzen? Das Alles mußte zum Gedanken, zur Sprache kommen.

Oefters hört' ich wiederholen: „Sollten die Franzosen wohl ohne große Ueberlegung und Umsicht, ohne starke Heeresmacht solche bedeutende Schritte gethan haben?" Custine's Handlungen schienen so kühn als vorsichtig; man dachte sich ihn, seine Gehülfen, seine Obern als weise, kräftige, consequente Männer. Die Noth war groß und sinnverwirrend, unter allen bisher erduldeten Leiden und Sorgen ohne Frage die größte.

Mitten in diesem Unheil und Tumulte fand mich ein verspäteter Brief meiner Mutter, ein Blatt, das an jugendlich ruhige, städtisch häusliche Verhältnisse gar wunderſam erinnerte. Mein Oheim, Schöff Textor, war gestorben, dessen nahe Verwandtschaft mich von der ehrenhaft wirksamen Stelle eines Frankfurter-Rathsherrn bei seinen Lebzeiten ausschloß, worauf man, herkömmlich löblicher Sitte gemäß, meiner sogleich gedachte, der ich unter den Frankfurter-Graduirten ziemlich weit vorgerückt war.

Meine Mutter hatte den Auftrag erhalten, bei mir anzufragen, ob ich die Stelle eines Rathsherrn annehmen würde, wenn mir, unter die Loosenden gewählt, die goldene Kugel zufiele. Vielleicht konnte eine solche Anfrage in keinem seltsamern Augenblicke anlangen als in dem gegenwärtigen; ich war betroffen, in mich selbst zurückgewiesen; tausend Bilder stiegen vor mir auf und ließen mich nicht zu Gedanken kommen. Wie aber ein Kranker oder Gefangener sich wohl im Augenblicke an einem erzählten Märchen zerstreut, so war auch ich in andere Sphären und Jahre versetzt.

Ich befand mich in meines Großvaters Garten, wo die reich mit Pfirsichen gesegneten Spaliere des Enkels Appetit gar lästern ansprachen und nur die angedrohte Verweisung aus diesem Paradiese, nur die Hoffnung, die reifste, rothbäckigste Frucht aus des wohlthätigen Ahnherrn eigener Hand zu erhalten, solche Begierde bis zum endlichen Termin einiger Maßen beschwichtigen konnte. Sodann erblickt' ich den ehrwürdigen Altvater um seine Rosen beschäftigt, wie er gegen die Dornen mit altertümlichen Handschuhen, als Tribut überreicht von goldbefreiten Städten, sich vorsichtig verwahrte, dem edeln Laertes gleich, nur nicht wie Dieser sehnsüchtig und kummervoll. Dann erblickt' ich ihn im Ornat als Schultheiß, mit der goldenen Kette, auf dem Thronsessel unter des Kaisers Bildniß, sodann leider im halben Bewußtsein einige Jahre auf dem Krankenstuhle und endlich im Sarge.

Bei meiner letzten Durchreise durch Frankfurt hatte ich meinen Oheim im Besitz des Hauses, Hofes und Gartens gefunden, der als wack'rer Sohn, dem Vater gleich, die höhern Stufen freistädtischer Verfassung erstieg. Hier im traulichen Familien-Kreis, in dem unveränderten, altbekannten Local riefen sich jene Knabenerinnerungen lebhaft hervor und traten mir nun neukräftig vor die Augen. Sodann gesellten sich zu ihnen andere jugendliche Vorstellungen, die ich nicht verschweigen darf. Welcher reichstädtische Bürger wird läugnen, daß er, früher oder später, den Rathsherren, Schöff und Bürgermeister im Auge gehabt und, seinem Talent gemäß, nach diesen, vielleicht auch nach mindern Stellen emsig und vorsichtig gestrebt? Denn der süße Gedanke, an irgend einem Regimente Theil zu nehmen, erwacht gar bald in der Brust eines jeden Republicaners, lebhafter und stolzer schon in der Seele des Knaben.

Diesen freundlichen Kinderträumen konnt' ich mich jedoch nicht lange hingeben; nur allzu schnell aufgeschreckt, besah ich mir die ahnungsvolle Localität, die mich umfaßte, die traurigen Umgebungen, die mich beengten, und zugleich die Aussicht nach der Vaterstadt getrübt, ja verfinstert: Mainz in Französischen Händen, Frankfurt bedroht, wo nicht schon eingenommen, der Weg dorthin versperrt, und innerhalb jener Mauern, Straßen, Plätze, Wohnungen, Jugendfreunde, Blutverwandte vielleicht schon von demselben Unglück ergriffen, daran ich Longwy und Verdun so grausam hatte leiden sehen. Wer hätte gewagt, sich in solchen Zustand zu stürzen!

Aber auch in der glücklichsten Zeit jenes ehrwürdigen Staatskörpers wäre mir nicht möglich gewesen, auf diesen Antrag einzugehen; die Gründe waren nicht schwer auszusprechen. Seit zwölf Jahren genoß ich eines seltenen Glückes, des Vertrauens wie der Nachsicht des Herzogs von Weimar. Dieser von der Natur höchst begünstigte, glücklich ausgebildete Fürst ließ sich meine wohlgemeinten, oft unzulänglichen Dienste gefallen und gab mir Gelegenheit, mich zu entwickeln, welches unter keiner andern vaterländischen Bedingung möglich gewesen wäre. Meine Dankbarkeit war ohne Grenzen, sowie die Anhänglichkeit an die hohen Frauen Gemahlinn und Mutter, an die heranwachsende Familie, an ein Land, dem ich doch auch Manches geleistet hatte. Und mußte ich nicht zugleich jenes Cirkels neuerworbener, höchstgebildeter Freunde gedenken, auch so manches andern häuslich Lieben und Guten, was sich aus meinen treubeharrlichen Zuständen entwickelt hatte? Diese, bei solcher Gelegenheit abermals erregten Bilder und Gefühle erheiterten mich auf ein Mal in dem betrübtesten Augenblick; denn man ist schon halb gerettet, wenn man, aus traurigster Lage im fremden Land, einen hoffnungsvollen Blick in die geöffnete Heimath zu thun aufgeregt wird. So genießen wir diesseits auf Erden, was uns jenseits der Sphären zugesagt ist.

In solchem Sinne begann ich den Brief an meine Mutter; und wenn sich diese Beweggründe zunächst auf mein Gefühl, auf persönliches Behagen, individuellen Vortheil zu beziehen schienen, so hatt' ich noch andere hinzuzufügen, die auch das Wohl meiner Vaterstadt berücksichtigten und meine dortigen Gönner überzeugen konnten. Denn wie sollt' ich mich in dem ganz eigenthümlichen Kreise thätigwirksam erzeigen, wozu man vielleicht mehr als zu jedem andern treulich herangebildet sein muß? Ich hatte mich seit soviel Jahren zu Geschäften, meinen Fähigkeiten angemessen, gewöhnt, und zwar solchen, die zu städtischen Bedürfnissen und Zwecken kaum verlangt werden möchten. Ja, ich durfte hinzufügen: daß wenn eigentlich nur Bürger in den Rath aufgenommen werden sollten, ich nunmehr jenem Zustand so entfremdet sei, um mich völlig als einen Auswärtigen zu betrachten. Dieses Alles gab ich meiner Mutter dankbar zu erkennen, welche sich auch wohl nichts Anderes erwartete. Freilich mag dieser Brief spät genug zu ihr gelangt sein.

Den 29. October.

Mein junger Freund, mit dem ich gar manche angenehme wissenschaftliche und litterarische Unterhaltung genoß, war auch im Geschichtlichen der Stadt und Umgebung gar wohl erfahren. Unsere Spaziergänge bei leidlichem Wetter waren deßhalb immer belehrend und ich konnte mir das Allgemeinste merken.

Die Stadt an sich hat einen auffallenden Character; sie behauptet, mehr geistliche Gebäude zu besitzen als irgend eine andere von gleichem Umfang und es möchte ihr dieser Ruhm wohl kaum zu läugnen sein; denn sie ist innerhalb der Mauern von Kirchen, Capellen, Klöstern, Conventen, Collegien, Ritter und Brüdergebäuden belastet, ja erdrückt; außerhalb von Abteien, Stiften, Carthausen blokirt, ja belagert.

Dieses zeugt denn von einem weiten geistlichen Wirkungskreis, welchen der Erzbischof sonst von hier aus beherrschte; denn seine Diöces war auf Metz, Toul und Verdun ausgedehnt. Auch dem weltlichen Regiment fehlt es nicht an schönen Besitzthümern, wie denn der Churfürst von Trier auf beiden Seiten der Mosel ein herrliches Land beherrscht; und so fehlt es auch Trier nicht an Palästen, welche beweisen,

daß zu verſchiedener Zeit von hier aus die Herrſchaft ſich weit und breit erſtreckte.

Der Urſprung der Stadt verliert ſich in die Fabelzeit; das erfreuliche Local mag früh genug Anbauende hierher gelockt haben. Die Trevirer waren in's Römiſche Reich eingeſchloſſen, erſt Heiden, dann Chriſten, von Normannen und von Franken überwältigt, und zuletzt ward das ſchöne Land dem Römiſch-Deutſchen Reiche einverleibt.

Ich wünſchte wohl, die Stadt in guter Jahreszeit, an friedlichen Tagen zu ſehen, ihre Bürger näher kennen zu lernen, welche von jeher den Ruf haben, freundlich und fröhlich zu ſein. Von erſter Eigenſchaft finden ſich in dieſem Augenblicke wohl noch Spuren, von der zweiten kaum; und wie ſollte Fröhlichkeit ſich in einem ſo widerwärtigen Zuſtande erhalten!

Freilich wer in die Annalen der Stadt zurückſieht, findet wiederholte Nachricht von Kriegsunheil, das dieſe Gegend betroffen, da das Moſel-Thal, ja der Fluß ſelbſt, dergleichen Züge begünſtigt. Attila ſogar aus dem fernſten Oſten hatte mit ſeinem unzählbaren Heere Vor- und Rückzug, wie wir, durch dieſe Fluß-Region genommen. Was erduldeten die Einwohner nicht im dreißigjährigen Kriege, bis zu Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts, indem ſich der Fürſt an Frankreich, als den nachbarlichſten Alliirten, angeſchloſſen hatte und darüber in langwierige Oeſterreichiſche Gefangenſchaft gerieth. Auch an innern Kriegen erkrankte die Stadt mehr als ein Mal, wie es überall in biſchöflichen Städten ſich ereignen mußte, wo der Bürger mit geiſtlich-weltlicher Obergewalt ſich nicht immer vertragen konnte.

Mein Führer, indem er mich geſchichtlich unterrichtete, machte mich auf Gebäude der verſchiedenſten Zeit aufmerkſam, wovon das Meiſte curios und daher wohl merkwürdig ſchien, Weniges aber dem Geſchmacksurtheil erfreulich zuſagte, wie vorher an dem Monumente zu Igel gerühmt werden konnte.

Die Reſte des Römiſchen Amphitheaters fand ich reſpectabel; da aber das Gebäude über ſich ſelbſt zuſammengeſtürzt und wahrſcheinlich mehrere Jahrhunderte als Steinbruch behandelt war, ließ ſich Nichts entziffern. Bewundernswerth jedoch war noch immer, wie die Alten, ihrer Weisheit gemäß, große Zwecke mit mäßigen Mitteln hervorzubringen ſuchten und die Naturgelegenheit eines Thals zwiſchen zwei Hügeln zu nutzen gewußt, wo die Geſtalt des Bodens an Excavation und Subſtruction dem Baumeiſter Vieles glücklich erſparte. Wenn man nun von den erſten Höhen des Martis-Berges, wo dieſe Ruine gelegen, etwas weiter aufſteigt, ſo ſieht man über alle Reliquien der Heiligen, über Dome, Dächer und Schirme nach dem Apollo-Berg hinüber. Und ſo behaupten beide Götter, den Mercur zur Seite, ihres Namens Gedächtniß; die Bilder waren zu beſeitigen, der Genius nicht.

Zu Betrachtung der Baukunſt früherer Mittelzeit bietet Trier merkwürdige Monumente. Ich habe von ſolchen Dingen wenige Kenntniß, und ſie ſprechen nicht zum gebildeten Sinn. Mich wollte der Anblick bei einiger Theilnahme verwirren; Manches davon iſt verſchüttet, zerſtückt, zu anderm Gebrauche gewidmet.

Ueber die große Brücke, auch noch im Alterthum gegründet, führte man mich im heiterſten Momente. Hier nun ſieht man deutlich, wie die Stadt auf einer, mit ausſpringendem Winkel nach dem Fluß zudrängenden Fläche, welche denſelben gegen das linke Ufer hinweiſt, erbaut iſt. Nun überſchaut man vom Fuße des Apollo-Berges Fluß, Brücke, Mühlen, Stadt und Gegend, da ſich denn die noch nicht ganz entlaubten Weinberge, ſowohl zu unſern Füßen als auf den erſten Höhen des Martis-Berges, gegenüber gar freundlich ausnahmen, anſchaulich machten, in welcher geſegneten Gegend man ſich befinde und ein Gefühl von Wohlfahrt und Behagen erweckten, welches über den Weinländern in der Luft zu ſchweben ſcheint. Die beſten Sorten Moſel-Wein, die uns nun zu Theil wurden, ſchienen nach dieſem Ueberblick einen angenehmern Geſchmack zu haben.

Den 29. October.

Unſer fürſtlicher Heerführer kam an und nahm Quartier im Cloſter Sanct Maximin. Dieſe reichen und ſonſt überglücklichen Menſchen hatten denn freilich ſchon eine gute Zeit her große Unruhe erduldet; die Brüder des Königs waren dort einquartirt geweſen und nachher war es nicht wieder leer geworden. Eine ſolche Anſtalt, aus Ruh' und Frieden entſprungen, auf Ruh' und Friede berechnet, nahm ſich freilich unter dieſen Umſtänden wunderlich aus, da, man mochte noch ſo ſchonend verfahren, ein gewaltiger Gegenſatz des Ritter- und Mönchthums ſich hervorthat. Der Herzog wußte jedoch hier wie überall, ſelbſt als ungebetener Gaſt, durch Freigebigkeit und freundliches Betragen ſich und die Seinigen angenehm zu machen.

Mich aber ſollte auch hier der böſe Kriegs-Dämon wieder verfolgen. Unſer guter Oberſt von Gotſch war gleichfalls im Kloſter einquartirt; ich fand ihn zur Nacht ſeinen Sohn bewachend und beſorgend, welcher an der unglücklichen Krankheit gleichfalls hart darnieder lag. Hier mußt' ich nun wieder die Litanei und Verwünſchung unſers Feldzugs aus dem Munde

eines alten Soldaten und Vaters vernehmen, der die ſämmtlichen Fehler mit Leidenſchaft zu rügen berechtigt war, die er als Soldat einſah und als Vater verfluchte. Auch die Idiotten kamen wieder zur Sprache; und es mußte wirklich ein Jeder, der ſich dieſen unſeligen Punct deutlich machte, durchaus verzweifeln.

Ich erfreute mich der Gelegenheit, die Abtei zu ſehen und fand ein weitläuftiges, wahrhaft fürſtliches Gebäude, die Zimmer von bedeutender Größe und Höhe und die Fußboden getäfelt, Sammet und damaſt'ne Tapeten, Stukkatur, Vergoldung und Schnitzwerk nicht geſpart und, was man ſonſt in ſolchen Palläſten zu ſehen gewohnt iſt, Alles doppelt und dreifach in großen Spiegeln wiederholt.

Auch ward den einquartirten Perſonen ganz wohl dabei. Die Pferde jedoch konnten nicht ſämmtlich untergebracht werden; ſie mußten unter freiem Himmel aushalten ohne Lagerſtätte, Raufen und Tröge. Unglücklicher Weiſe waren die Futterſäcke gefault und ſo mußte der Haſer von der Erde aufgeſchnappert werden.

Wenn aber die Stallungen unbedeutend waren, ſo fand man die Keller deſto geräumiger. Noch über die eigenen Weinberge genoß das Kloſter die Einnahme von vielen Zehnten. Freilich mochte in den letzten Monaten gar manches Stückfaß geleert worden ſein; es lagen deren viele auf dem Hofe.

Den 30. October

gab unſer Fürſt große Tafel; drei der vornehmſten geiſtlichen Herren waren eingeladen; ſie hatten köſtliches Tiſchzeug, ſehr ſchönes Porcellan-Service hergegeben. Von Silber war wenig zu ſehen; Schätze und Koſtbarkeiten lagen in Ehrenbreitſtein. Die Speiſen, von den fürſtlichen Köchen ſchmackhaft zubereitet; Wein, der uns früher hätte nach Frankreich folgen ſollen, von Luxemburg zurückkehrend, ward hier genoſſen. Was aber am Meiſten Lob und Preis verdiente, war das koſtbarſte weiße Brod, das an den Gegenſatz des Commiß-Brods bei Hand erinnerte.

Ich hatte mich, als ich nach Trier'ſcher Geſchichte in dieſen Tagen forſchte, nothwendig auch um die Abtei St. Maximin bekümmern müſſen: ich konnte daher mit meinem geiſtlichen Nachbar ein ganz ausgedehntes, geſchichtliches Geſpräch führen. Das hohe Alter des Stifts ward vorausgeſetzt; dann gedachte man ſeiner mannigfaltig wechſelnden Schickſale, der nahen Lage des Stifts an der Stadt, beiden Theilen gleich gefährlich; wie es denn im Jahre 1674 niedergebrannt und völlig verwüſtet wurde. Von dem Wiederaufbau und der allmäligen Herſtellung in den gegenwärtigen Zuſtand ließ ich mich auch unterrichten. Dazu konnte man viel Gutes ſagen und die Anſtalten preiſen, welches der geiſtliche Herr auch gern vernahm. Von den letzten Zeiten aber wollte er nichts Rühmliches wiſſen: die Franzöſiſchen Prinzen waren da lange im Quartier gelegen und man hatte von manchem Unfug, Uebermuth und Verſchwendung zu hören.

Bei Abwechſelung des Geſprächs daher ging ich wieder in's Geſchichtliche zurück. Als ich aber der frühern Zeit erwähnte, wo das Stift ſich dem Erzbiſchof gleich geſetzt und der Abt Reichsſtand des Römiſch-Deutſchen Reichs geweſen, wich er lächelnd aus, als wenn er eine ſolche Erinnerung in der neueſten Zeit für verfänglich halte.

Die Sorge des Herzogs für ſein Regiment ward nun thätig und klar; denn als die Kranken zu Wagen fortzubringen unmöglich war, ſo ließ der Fürſt ein Schiff miethen, um ſie bequem nach Coblenz zu transportiren.

Nun aber kamen andere, auf eine eigene Weiſe breſthafte Kriegsmänner an. Auf dem Rückzuge hatte man gar bald bemerkt, daß die Canonen nicht fortzubringen ſeien; die Artillerie-Pferde kamen um, eines nach dem andern; wenig Vorſpann war zu finden; die Pferde, auf dem Hinzug requirirt, bei'm Herzug geflüchtet, fehlten überall; man griff zu der letzten Maßregel: von jedem Regiment mußte eine ſtarke Anzahl Reiter abſitzen und zu Fuße wandern, damit das Geſchütz gerettet werde. In ihren ſteifen Stiefeln, die zuletzt nicht mehr durchhalten wollten, litten dieſe braven Menſchen bei dem ſchrecklichen Wege unendlich; aber auch ihnen erheiterte ſich die Zeit; denn es ward Anſtalt getroffen, daß auch ſie zu Waſſer nach Coblenz fahren konnten.

October.

Mein Fürſt hatte mir aufgetragen, dem Marquis Lucheſini aufzuwarten, eine Abſchiedsempfehlung auszuſprechen und mich nach Einigem zu erkundigen. Bei ſpäter Abendzeit, nicht ohne einige Schwierigkeiten, ward ich bei dieſem, mir früher nicht ungewogenen, bedeutenden Manne eingelaſſen. Die Anmuth und Freundlichkeit, mit der er mich empfing, war wohlthätig, nicht ſo die Beantwortung meiner Fragen und Erfüllung meiner Wünſche. Er entließ mich, wie er mich aufgenommen hatte, ohne mich im Mindeſten zu fördern; und man wird mir zutrauen, daß ich darauf vorbereitet geweſen.

Als ich nun die Abfahrt jener kranken und ermüdeten Reiter eifrig betreiben ſah, ergriff mich gleichfalls das Gefühl, es ſei wohl am Beſten gethan, einen Ausweg auf dem Waſſer

zu ſuchen. Sehr ungern ließ ich meine Chaiſe zurück, die man mir aber nach Coblenz nachzuſenden verſprach und miethete ein einmänniges Boot, wo mir denn beim Einſchiffen meine ſämmtlichen Habſeligkeiten vorgezählt, einen ſehr angenehmen Eindruck machten, indem ich ſie mehr als ein Mal verloren glaubte oder zu verlieren fürchtete. Zu dieſer Fahrt geſellte ſich ein Preußiſcher Officier, den ich als alten Bekannten aufnahm, deſſen ich mich als Pagen gar wohl erinnerte und dem ſeine Hofzeit noch gar deutlich vorſchwebte; wie er mir denn gewöhnlich den Caffee wollte präſentirt haben.

Das Wetter war leidlich, die Fahrt ruhig und man erkannte die Anmuth dieſer Wohlthat um ſo mehr, je mühſeliger auf dem Landwege, der ſich dem Fluſſe hier und da näherte, die Colonnen dahinzogen oder auch wohl von Zeit zu Zeit ſtockend verweilten. Schon in Trier hatte man geklagt, daß bei ſo eiligem Rückmarſch die größte Schwierigkeit ſei, Quartier zu finden, indem gar oft die einem Regiment angewieſenen Ortſchaften ſchon beſetzt gefunden worden, wodurch große Noth und Verwirrung entſtehe.

Die Uferanſichten der Moſel waren längs dieſer Fahrt höchſt mannigfaltig. Denn obgleich das Waſſer eigenſinnig ſeinen Hauptlauf von Südweſt nach Nordoſt richtet, ſo wird es doch, da es ein ſchicanöſes, gebirgiges Terrain durchſtreift, von beiden Seiten durch vorſpringende Winkel bald rechts bald links gedrängt, ſo daß es nur im weitläufigen Schlangengange fortwandeln kann. Deßwegen iſt denn aber auch ein tüchtiger Fährmeiſter höchſt nöthig; der unſere bewies Kraft und Gewandtheit, indem er bald hier einen vorgeſchobenen Kies zu vermeiden, ſogleich aber dort den an ſteiler Felswand herſtuthenden Strom zu ſchnellerer Fahrt kühn zu benutzen wußte. Die vielen Ortſchaften zu beiden Seiten gaben den mannigfaltigſten Anblick; der Weinbau, überall ſorgfältig gepflegt, ließ auf ein heiteres Volk ſchließen, das keine Mühe ſcheut, den köſtlichen Saft zu erzielen. Jeder ſonnige Hügel war benutzt; bald aber bewunderten wir ſchroffe Felſen am Strom, auf deren ſchmalen, vorragenden Kanten, wie auf zufälligen Natur-Terraſſen, der Weinſtock zum Allerbeſten gedieh.

Wir landeten bei einem artigen Wirthshauſe, wo uns eine alte Wirthinn wohl empfing, manches erduldete Ungemach beklagte, den Emigranten aber beſonders alles Böſe gönnte. Sie habe, ſagte ſie, an ihrem Wirthstiſche gar oft mit Grauen geſehen, wie dieſe gottesvergeſſenen Menſchen das liebe Brod kugel- und brockenweiſe ſich an den Kopf geworfen, ſo daß ſie und ihre Mägde es nachher mit Thränen zuſammengekehrt.

Und ſo ging es mit gutem Glück und Muth immer weiter hinab bis zur Dämmerung, da wir uns denn aber in das mäandriſche Flußgewinde, wie es ſich gegen die Höhen von Montreal herandrängt, verſchlungen ſahen. Nun überfiel uns die Nacht, bevor wir Trarbach erreichen oder auch nur gewahren konnten. Es ward ſtockfinſter; eingeengt wußten wir uns zwiſchen mehr oder weniger ſteilem Ufer, als ein Sturm, bisher ſchon ruckweiſe verkündigt, gewaltſam anhaltend hereinbrach; bald ſchwoll der Strom im Gegenwinde, bald wechſelten abprallende Windſtöße niederſtürzend mit wüthendem Sauſen; eine Welle nach der andern ſchlug über den Kahn; wir fühlten uns durchnäßt. Der Schiffmeiſter barg nicht ſeine Verlegenheit; die Noth ſchien immer größer, je länger ſie dauerte und der Drang war auf's Höchſte geſtiegen, als der wackere Mann verſicherte, er wiſſe weder, wo er ſei, noch, wohin er ſteuern ſolle.

Unſer Begleiter verſtummte; ich war ſtill in mir gefaßt; wir ſchwebten in der tiefſten Finſterniß: nur manchmal wollte mir ſcheinen, daß Maſſen über mir doch noch etwas dunkler als der verfinſterte Himmel ſich dem Auge bemerklich machten. Dieß gewährte jedoch wenig Troſt und Hoffnung; zwiſchen Land und Fels eingeſchloſſen zu ſein, drang ſich immer ängſtlicher auf. Und ſo wurden wir im Stockfinſtern lange hin- und hergeworfen, bis ſich endlich in der Ferne ein Licht und damit auch Hoffnung anthat. Nun ward nach Möglichkeit d'rauf losgeſteuert und gerudert, wobei ſich Paul nach Kräften thätig erwies.

Endlich ſtiegen wir in Trarbach glücklich an's Land, wo man uns in einem leidlichen Gaſthofe Henne mit Reis alſobald anbot. Ein angeſehener Kaufmann aber, die Landung von Fremden in ſo tiefer, ſtürmiſcher Nacht vernehmend, nöthigte uns in ſein Haus, wo wir bei hellem Kerzenſchein, in wohlgeſchmückten Zimmern, Engliſche ſchwarze Kunſtblätter, in Rahm und Glas gar zierlich aufgehangen, mit Freude, ja mit Rührung, gegen die kurz vorher erduldeten, finſtern Gefährlichkeiten, begrüßend erblickten. Herr und Frau, noch junge Leute, beeiferten ſich, uns gütlich zu thun; wir genoſſen des köſtlichſten Moſel-Weins, an dem ſich mein Gefährte, der eine Wiederherſtellung freilich am Nöthigſten haben mochte, beſonders erquickte.

Paul geſtand, daß er ſchon Rock und Stiefel ausgezogen, um, wenn wir ſcheitern ſollten, uns durch Schwimmen zu retten; wobei er ſich denn freilich nur allein möchte durchgebracht haben.

Kaum hatten wir uns getrocknet und gelegt, als es in mir ſchon wieder zu treiben anfing und ich fortzueilen begehrte. Der freundliche

Wirth wollte uns nicht entlaſſen, ſondern verlangte vielmehr, wir ſollten den morgenden Tag noch zugeben, verſprach auch von einer benachbarten Höhe die weiteſte, ſchönſte Ausſicht über ein bedeutend' Gelände und manches Andere, was uns zur Erquickung und Zerſtreuung hätte dienen können. Aber es iſt wunderbar: wie ſich der Menſch an ruhige Zuſtände gewöhnt und in denſelben verharren mag, ſo gibt es auch eine Gewöhnung zum unruhigen; es war in mir die Nöthigung zu einem rollenden Fortteilen, der ich nicht gebieten konnte.

Als wir daher fortzueilen im Begriff ſtanden, nöthigte uns der wackere Mann noch zwei Matratzen auf, damit wir im Schiff wenigſtens einige Bequemlichkeit hätten. Die Frau gab ſolche nicht gerne her, welches ihr, da der Barchent neu und ſchön, gar nicht zu verdenken war. Und ſo ereignet ſich's oft in Eingnartirungs-Fällen, daß bald der eine bald der andere Gatte dem aufgedrungenen Gaſt mehr oder weniger wohl will.

Bis Coblenz ſchwammen wir ruhig hinunter und ich erinnere mich nur deutlich, daß ich am Ende der Fahrt das ſchönſte Naturbild geſehen, was mir vielleicht zu Augen gekommen. Als wir gegen die Moſel-Brücke zufuhren, ſtand uns dieſes ſchwarze, mächtige Bauwerk kräftig entgegen; durch die Bogenöffnungen aber ſchauten die ſtattlichen Gebäude des Thals, über der Brückenlinie ſodann das Schloß Ehrenbreitſtein im blauen Dufte durch und hervor; rechts bildete die Stadt, an die Brücke ſich anſchließend, einen tüchtigen Vorgrund. Dieſes Bild gab einen herrlichen, aber nur augenblicklichen Genuß; denn wir landeten und ſchickten ſogleich gewiſſenhaft die Matratzen unverſehrt an das von den wackern Trarbachern uns bezeichnete Handelshaus.

Dem Herzog von Weimar war ein ſchönes Quartier eingeräumt, worin auch ich ein gutes Unterkommen fand. Die Armee rückte nach und nach heran; die Dienerſchaft des fürſtlichen General's traf ein und konnte nicht genug von den Unbilden erzählen, die ſie habe erleiden müſſen. Wir ſegneten uns, die Waſſerfahrt eingeſchlagen zu haben und die glücklich überſtandene Windsbraut ſchien nur ein geringes Uebel gegen eine ſtockende und überall gehinderte Landfahrt.

Der Fürſt ſelbſt war angekommen; um den König verſammelten ſich viele Generäle; ich aber, in einſamen Spaziergängen den Rhein hin, wiederholte mir die wunderlichen Ereigniſſe der vergangenen Wochen.

Ein Franzöſiſcher General, Lafayette, Haupt einer großen Partei, vor Kurzem der Abgott ſeiner Nation, des vollkommenſten Vertrauens der Soldaten genießend, lehnt ſich gegen die Obergewalt auf, die allein, nach Gefangennehmung des Königs, das Reich repräſentirt; er entflieht, ſeine Armee, nicht ſtärker als dreiundzwanzigtauſend Mann, bleibt, ohne General und Ober-Officiere, desorganiſirt, beſtürzt.

Zur ſelbigen Zeit betritt ein mächtiger König mit einem achtzigtauſend Mann ſtarken, verbündeten Heere den Boden von Frankreich; zwei befeſtigte Städte, nach geringem Zaudern, ergeben ſich.

Nun erſcheint ein wenig gekannter General, Dumouriez; ohne jemals einen Oberbefehl geführt zu haben, nimmt er, gewandt und klug, eine ſehr ſtarke Stellung. Sie wird durchbrochen und doch erreicht er eine zweite, wird auch daſelbſt eingeſchloſſen und zwar ſo, daß der Feind ſich zwiſchen ihn und Paris ſtellt.

Aber ſonderbar verwickelte Zuſtände werden durch anhaltendes Regenwetter herbeigeführt; das furchtbar alliirte Heer, nicht weiter als ſechs Stunden von Chalons und zehn von Rheims, ſieht ſich abgehalten, dieſe beiden Orte zu gewinnen, bequemt ſich zum Rückzug, räumt die zwei eroberten Plätze, verliert über ein Drittel ſeiner Mannſchaft und davon höchſtens Zweitauſend durch die Waffen und ſieht ſich nun wieder am Rheine. Alle dieſe Begegniſſe, die an das Wunderbare grenzen, ereignen ſich in weniger als ſechs Wochen und Frankreich iſt aus der größten Gefahr gerettet, deren ſeine Jahrbücher jemals gedenken.

Vergegenwärtige man ſich nun die vielen tauſend Theilnehmer an ſolchem Mißgeſchick, denen das grimmige Leibes- und Seelenleiden einiges Recht zur Klage zu geben ſchien, ſo wird man ſich leicht vorſtellen, daß nicht Alles im Stillen abgethan ward und ſo ſehr man ſich auch vorzuſehen gedachte, doch aus einem vollen Herzen der Mund zu Zeiten überging.

Und ſo begegnete denn auch mir, daß ich an großer Tafel neben einem alten, trefflichen Generale ſaß und vom Vergangenen zu ſprechen mich nicht ganz enthielt, worauf er mir zwar freundlich, aber mit gewiſſer Beſtimmtheit antwortete: „Erzeigen Sie mir morgen früh die Ehre, mich zu beſuchen, da wir uns hierüber freundlich und aufrichtig beſprechen wollen.“ Ich ſchien es anzunehmen, blieb aber aus und gelobte mir innerlich, das gewohnte Stillſchweigen ſobald nicht wieder zu brechen.

Auf der Waſſerfahrt ſowie auch in Coblenz hatte ich manche Bemerkung gemacht zum Vortheil meiner chromatiſchen Studien; beſonders war mir über die epoptiſchen Farben ein neues Licht aufgegangen und ich konnte immer mehr hoffen, die phyſiſchen Erſcheinungen in ſich zu

verknüpfen und sie von andern abzusondern, mit denen sie in entfernterer Verwandtschaft zu stehen schienen.

Auch kam mir des treuen Kämmerlers Wagner Tagebuch zu Ergänzung des meinigen gar wohl zu Statten, das ich in den letzten Tagen ganz und gar vernachlässigt hatte.

Des Herzogs Regiment war herangekommen und cantonnirte in den Dörfern gegen Neuwied über. Hier bewies der Fürst die väterlichste Sorgfalt für seine Untergebenen; jeder Einzelne durfte seine Noth klagen und soviel nur möglich, ward abgestellt und nachgeholfen. Lieutenant von Flotho, in der Stadt auf Commando stehend und dem Wohlthäter am nächsten, erwies sich thätig und hülfreich. Dem Hauptbedürfniß an Schuhen und Stiefeln wurde dadurch abgeholfen, daß man Leder kaufte und die im Regimente sich findenden Schuster unter den Meistern der Stadt arbeiten ließ. Auch für Reinlichkeit und Zierde war gesorgt, gelbe Kreide angeschafft, die Collets gesäubert und gefärbt und unsere Reiter trabten wieder ganz schmuck einher.

Meine Studien jedoch sowohl als die heitere Unterhaltung mit den Canzlei- und Hausgenossen wurden gar sehr belebt durch den Ehrenwein, welcher von trefflicher Mosel-Sorte unserm Fürsten vom Stadtrathe gereicht ward und welchen wir, da der Fürst meist auswärts speis'te, zu genießen die Erlaubniß hatten. Als wir Gelegenheit fanden, einem von den Herren darüber ein Compliment zu machen und dankbar anerkannten, daß sie sich bei solcher Gelegenheit, um unsertwillen, mancher guten Flasche berauben wollen, vernahmen wir die Erwiederung: daß sie uns Dieß und noch viel mehr gönnten und nur die Fässer bedauerten, welche sie an die Emigrirten wenden müssen, welche zwar viel Geld, aber auch viel Unheil über die Stadt gebracht, ja den Zustand derselben völlig umgekehrt; besonders aber wollte man ihr Betragen gegen den Fürsten nicht rühmen, an dessen Stelle sie sich gewissermaßen gesetzt und gegen seinen Willen kühnlich Unverantwortliches unternommen.

In der letzten, Unheil drohenden Zeit war er auch nach Regensburg abgereis't und ich schlich, zu schöner, heiterer Mittagsstunde, an sein Schloß hin, das auf dem linken Rheinufer etwas oberhalb der Stadt wunderschön, seitdem ich diese Gegend nicht betreten, aus der Erde gewachsen war. Es stand einsam und als die allerneueste, wenn auch nicht architectonische, doch politische Ruine da und ich hatte nicht den Muth, mir von dem umherwandelnden Schloßvogt den Eingang zu gewinnen. Wie schön war die nähere und weitere Umgebung, wie angebaut und gartenreich der Raum zwischen Schloß und Stadt; die Aussicht den Rhein stromauf ruhig und beschäftigend, gegen Stadt und Festung aber prächtig und aufregend!

In der Absicht, mich übersetzen zu lassen, ging ich zur fliegenden Brücke, ward aber aufgehalten oder hielt mich vielmehr selbst auf, in Beschauung eines Oesterreichischen Wagen-Transports, welcher nach und nach übergesetzt wurde. Hier ereignete sich ein Streit zwischen einem Preußischen und Oesterreichischen Unter-Officier, welcher den Character beider Nationen klar in's Licht setzte.

Vom Oesterreicher, der hierher postirt war, um die möglich schnelle Ueberfahrt der Wagen-Colonne zu beaufsichtigen, aller Verwirrung vorzubeugen und deßhalb kein anderes Fuhrwerk dazwischen zu lassen, verlangte der Preuße heftig eine Ausnahme für sein Wägelchen, auf welchem Frau und Kind mit einigen Habseligkeiten gepackt waren. Mit großer Gelassenheit versagte der Oesterreicher die Forderung, auf die Ordre sich berufend, die ihm Dergleichen ausdrücklich verbiete; der Preuße ward heftiger, der Oesterreicher so möglich gelassener: er litt keine Lücke in der ihm empfohlenen Colonne und der Andere fand sich einzudrängen keinen Raum. Endlich schlug der Zudringliche an seinen Säbel und forderte den Widerstehenden heraus; mit Drohen und Schimpfen wollte er seinen Gegner in's nächste Gäßchen bewegen, um die Sache daselbst auszumachen; der höchst ruhige, verständige Mann aber, der die Rechte seines Postens gar wohl kannte, rührte sich nicht und hielt Ordnung nach wie vor.

Ich wünschte diese Scene wohl von einem Character-Zeichner aufgefaßt: denn wie im Betragen so auch in Gestalt unterschieden sich Beide; der Gelassene war kämmig und stark, der Wüthende (denn zuletzt erwies er sich so) hager, lang, schmächtig und rührig.

Die auf diesen Spaziergang zu verwendende Zeit war zum Theil schon verstrichen und mir vertrieb die Furcht vor ähnlichen Retardationen bei der Rückkehr jede Lust, das sonst so geliebte Thal zu besuchen, das doch nur das Gefühl schmerzlichen Entbehrens erregt und mich fruchtlos zu Betrachtung früherer Jahre aufgeregt hätte; doch stand ich lange hinüberschauend, friedlicher Zeiten mitten im verwirrenden Wechsel irdischer Ereignisse treulich eingedenk.

Und so traf es zufällig, daß ich von den Maßregeln zum fernern Feldzuge auf dem rechten Ufer näher unterrichtet ward. Des Herzogs Regiment rückte sich, hinüberzuziehen; der Fürst selbst mit seiner ganzen Umgebung sollte folgen. Mir bangte vor jeder Fortsetzung des kriegerischen Zustandes und das Flüchtigefühl ergriff

mich abermals. Ich möchte Dieß ein umgekehrtes Heimweh nennen: eine Sehnsucht in's Weite statt ins Enge. Ich stand; der herrliche Fluß lag vor mir, er gleitete so sanft und lieblich hindurch in ausgedehnter, breiter Landschaft; er floß zu Freunden, mit denen ich, trotz manchem Wechseln, und Wenden immer treu verbunden geblieben. Mich verlangte aus der fremden, gewaltsamen Welt an Freundesbrust und so miethete ich, nach erhaltenem Urlaub, eilig einen Kahn bis Düsseldorf, meine noch immer zurückbleibende Chaise Coblenzer-Freunden empfehlend, mit Bitte, sie mir hinabwärts zu sperren.

Als ich nun mit meinen Habseligkeiten mich eingeschifft und sogleich auf dem Strome dahinschwimmen sah, begleitet vom getreuen Paul und einem blinden Passagier, welcher gelegentlich zu rudern sich verband, hielt ich mich für glücklich und von allem Uebel befreit.

Indeß standen noch einige Abenteuer bevor. Wir hatten nicht lange flußabwärts gerudert, als zu bemerken war, daß der Kahn ein starkes Leck haben müsse, indem der Fährmann von Zeit zu Zeit das Wasser fleißig ausschöpfte. Und nun entdeckte sich erst, daß wir bei übereilt unternommener Fahrt nicht bedacht hatten, wie auf die weite Strecke hinab, von Coblenz bis Düsseldorf, der Schiffer nur ein altes Boot zu nehmen pflegt, um es unten als Brennholz zu verkaufen und, sein Fährgeld in der Tasche, ganz leicht nach Hause zu wandern.

Indessen fuhren wir getrost dahin. Eine sternhelle, doch sehr kalte Nacht begünstigte unsere Fahrt, als auf ein Mal der fremde Ruderer verlangte an's Land gesetzt zu werden und sich mit dem Schiffer zu streiten anfing, an welcher Stelle es denn eigentlich für den Wanderer am Vortheilhaftesten sei, worüber sie sich nicht vereinigen konnten.

Unter diesen Händeln, die mit Heftigkeit geführt wurden, stürzte unser Fährmann in's Wasser und wurde nur mit Mühe herausgezogen. Nun konnte er bei heller, klarer Nacht nicht mehr aushalten und bat dringend um die Erlaubniß, bei Bonn anfahren zu dürfen, um sich zu trocknen und zu erwärmen. Mein Diener ging mit ihm in eine Schiffertaverne, ich aber beharrte, unter freiem Himmel zu bleiben und ließ mir ein Lager auf Mantelsack und Portefeuille bereiten. So groß ist die Macht der Gewohnheit, daß mir, der ich die letzten sechs Wochen fast immer unter freiem Himmel zugebracht hatte, vor Dach und Zimmer graute. Dieß Mal aber entstand daraus für mich ein neues Unheil, welches man freilich hätte vorhersehen sollen: den Kahn hatte man zwar so weit als möglich auf den Strand gezogen, aber nicht so weit, daß er nicht durch das Leck noch hätte Wasser einnehmen können.

Nach einem tiefen Schlafe fand ich mich mehr als erfrischt; denn das Wasser war bis zu meinem Lager gedrungen und hatte mich und meine Habseligkeiten durchnäßt. Ich war daher genöthigt, aufzustehen, das Wirthshaus aufzusuchen und mich in tabakschmauchender, glühweinschlürfender Gesellschaft so gut als möglich zu trocknen, worüber denn der Morgen ziemlich herankam und eine verspätete Reise durch frisches Rudern eifrig beschleunigt wurde.

Zwischenrede.

Wenn ich mich nun so, in der Erinnerung, den Rhein hinunterschwimmen sehe, wüßte ich nicht genau zu sagen, was in mir vorging. Der Anblick eines friedlichen Wasserspiegels, das Gefühl der bequemen Fahrt auf demselben, ließ mich nach der kurz vergangenen Zeit zurückschauen, wie auf einen bösen Traum, von dem ich mich so eben erwacht fände; ich überließ mich den heitersten Hoffnungen eines nächsten gemüthlichen Zusammenseins.

Nun aber, wenn ich mitzutheilen fortfahren soll, muß ich eine andere Behandlung wählen, als dem bisherigen Vortrag wohl geziemte: denn wo Tag für Tag das Bedeutendste vor unsern Augen vorgeht, wenn wir mit soviel Tausenden leiden und fürchten und nur furchtsam hoffen, dann hat die Gegenwart ihren entschiedenen Werth und Schritt vor Schritt vorgetragen, erneut sie das Vergangene, indem sie auf die Zukunft hindeutet.

Was aber in geselligen Cirkeln sich ereignet, kann nur aus einer sittlichen Folge der Aeußerungen innerlicher Zustände begriffen werden; die Reflexion ist hier an ihrer Stelle, der Augenblick spricht nicht für sich selbst; Andenken an das Vergangene, spätere Betrachtungen müssen ihn dolmetschen.

Wie ich überhaupt ziemlich unbewußt lebte und mich vom Tag zum Tage führen ließ, wobei ich mich, besonders die letzten Jahre, nicht übel befand, so hatte ich die Eigenheit, niemals weder eine nächst zu erwartende Person, noch eine irgend zu betretende Stelle vorauszudenken, sondern diesen Zustand unvorbereitet auf mich einwirken zu lassen. Der Vortheil, der daraus entsteht, ist groß; man braucht von einer vorgefaßten Idee nicht wieder zurückzukommen, nicht ein selbstbeliebig gezeichnetes Bild wieder auszulöschen und mit Unbehagen die Wirklichkeit an dessen Stelle aufzunehmen; der Nachtheil dagegen mag wohl hervortreten, daß wir mit Unbewußtsein in wichtigen Augenblicken nur herumtasten und uns nicht gerade

in jeden ganz unvorhergeſehenen Zuſtand aus dem Stegreife zu finden wiſſen.

In eben dem Sinne war ich auch niemals aufmerkſam, was meine perſönliche Gegenwart und Geiſtesſtimmung auf die Menſchen wirke, da ich denn oft ganz unerwartet fand, daß ich Neigung oder Abneigung und ſogar oft Beides zugleich erregte.

Wollte man nun auch dieſes Betragen als eine individuelle Eigenheit weder loben noch tadeln, ſo muß doch bemerkt werden, daß ſie im gegenwärtigen Falle gar wunderliche Phänomene und nicht immer die erfreulichſten hervorbrachte.

Ich war mit jenen Freunden ſehr vielen Jahren nicht zuſammen geweſen; ſie hatten ſich gerne an ihrem Lebensgange gehalten, dagegen mir das wunderbare Loos beſchieden war, durch manche Stufen der Prüfung, des Thuns und Duldens durchzugehen, ſo daß ich, in eben der Perſon beharrend, ein ganz anderer Menſch geworden, meinen alten Freunden faſt unerkenntlich auftrat.

Es würde ſchwer halten, auch in ſpätern Jahren, wo eine freiere Ueberſicht des Lebens gewonnen iſt, ſich genaue Rechenſchaft von jenen Uebergängen abzulegen, die bald als Vorſchritt, bald als Rückſchritt erſcheinen und doch alle dem geſetzlich geführten Menſchen zu Nutz und Frommen gereichen müſſen. Ungeachtet ſolcher Schwierigkeiten aber will ich, meinen Freunden zu Liebe, einige Andeutung verſuchen.

Der ſittliche Menſch erregt Neigung und Liebe nur inſofern, als man Sehnſucht an ihm gewahr wird; ſie drückt Beſitz und Wunſch zugleich aus, den Beſitz eines zärtlichen Herzens und den Wunſch, ein Gleiches in Andern zu finden; durch Jenes ziehen wir an, durch Dieſes geben wir uns hin.

Das Sehnſüchtige, das in mir lag, das ich in frühern Jahren vielleicht zu ſehr gehegt und bei fortſchreitendem Leben kräftig zu bekämpfen trachtete, wollte dem Manne nicht mehr ziemen, nicht mehr genügen und er ſuchte deßhalb die reelle, endliche Befriedigung. Das Ziel meiner innigſten Sehnſucht, deren Qual mein ganzes Inneres erfüllte, war Italien, deſſen Bild und Gleichniß mir viele Jahre vergebens vorſchwebte, bis ich endlich durch kühnen Entſchluß die wirkliche Gegenwart zu faſſen mich entriſſen. In jenes herrliche Land ſind mir meine Freunde gern auch in Gedanken gefolgt; ſie haben mich auf Hin- und Herwegen begleitet. Möchten ſie nun auch nächſtens den längern Aufenthalt daſelbſt mit Neigung theilen und von dort mich wieder zurück begleiten, da ſich alsdann manches Problem faßlicher auflöſen wird!

In Italien fühlte ich mich nach und nach klimatiſchen Vorſtellungen entriſſen, falſchen Wünſchen entſtoben und an die Stelle der Sehnſucht nach dem Land der Künſte ſetzte ſich die Sehnſucht nach der Kunſt ſelbſt; ich war ſie gewahr geworden, nun wünſchte ich, ſie zu durchdringen.

Das Studium der Kunſt wie das der alten Schriftſteller gibt uns einen gewiſſen Halt, eine Befriedigung in uns ſelbſt; indem ſie unſer Inneres mit großen Gegenſtänden und Geſinnungen füllt, bemächtigt ſie ſich aber Wünſche, die nach außen ſtrebten, hegt aber jedes würdige Verlangen im ſtillen Buſen; das Bedürfniß der Mittheilung wird immer geringer und wie Malern, Bildhauern, Baumeiſtern, ſo geht es auch dem Liebhaber; er arbeitet einſam für Genüſſe, die er mit Andern zu theilen kaum in den Fall kommt.

Aber zu gleicher Zeit ſollte mich noch eine Ableitung der Welt entfremden und zwar die entſchiedenſte Wendung gegen die Natur, zu der ich aus eigenſtem Trieb auf die individuellſte Weiſe hingelenkt worden. Hier fand ich weder Meiſter noch Geſellen und mußte ſelbſt für Alles ſehen. In der Einſamkeit der Wälder und Gebirge, in den Hundetonnen der dunkeln Kammer wäre ich ganz einzeln geblieben, hätte mich nicht ein glückliches, häusliches Verhältniß in dieſer wunderlichen Epoche lieblich zu erquicken gewußt. Die Römiſchen Elegien, die Venetianiſchen Epigramme fallen in dieſe Zeit.

Nun aber ſollte mir auch ein Vorgeſchmack kriegeriſcher Unternehmungen werden: denn der Schelliſchen, durch den Reichenbacher Congreß geſchlichteten Campagne beizuwohnen verdarb, hatte ich mich in einem bedeutenden Lande durch manche Erfahrung aufgeklärt und erhoben geſehen und zugleich durch anmuthige Zerſtreuung hin- und herzaukeln laſſen, indeſſen das Unheil der franzöſiſchen Staatsumwälzung, ſich immer weiter verbreitend, jeden Geiſt, er mochte hindenken und ſinnen, wohin er wollte, auf die Oberfläche der europäiſchen Welt zurückfordernd und ihm die grauſamſten Wirklichkeiten aufdrang. Rief mich nun gar die Pflicht, meinen Fürſten und Herrn erſt in die bedenklichen, bald aber traurigen Ereigniſſe des Tags abermals hinein zu begleiten und das Unerfreuliche, das ich nur gemäßigt meinen Leſern mitzutheilen gewagt, männlich zu erdulden: ſo hätte Alles, was noch Zartes und Herzliches ſich in's Innerſte zurückgezogen hatte, auslöſchen und verſchwinden mögen.

Faſſe man Dieß Alles zuſammen, ſo wird der Zuſtand, wie er nachſtehend ſkizzenhaft verzeichnet iſt, nicht ganz räthſelhaft erſcheinen, welches ich um ſo mehr wünſchen muß, da ich ungern dem Trieb widerſtehe, dieſe vor vielen Jahren flüchtig verfaßten Blätter nach gegen-

Dir Götter-Ausdruck seyn. Er liebt dich!
Verstehst du, was das heißt? Er liebt dich!

Er faßt ihr beyde Hände.

Margarethe.

Mich überläuft's!

Faust.

O schaudre nicht! Laß diesen Blick,
Laß diesen Händedruck dir sagen,
Was unaussprechlich ist:
Sich hinzugeben ganz und eine Wonne
Zu fühlen, die ewig seyn muß!
Ewig! — Ihr Ende würde Verzweiflung seyn.
Nein, kein Ende! Kein Ende!

Margarethe

drückt ihm die Hände, macht sich los und läuft weg. Er steht einen Augenblick in Gedanken, dann folgt er ihr.

Marthe kommend.

Die Nacht bricht an.

Mephistopheles.

Ja, und wir wollen fort.

nützliger Einſicht und Ueberzeugung umzuſtreben.

Pempelfort. November.

Es war ſchon ſpäter, als ich in Düſſeldorf landete und mich daher mit Laternen nach Pempelfort bringen ließ, wo ich nach angenehmlicher Unterhaltung die freundlichſte Aufnahme fand; vielfaches Hin- und Herſprechen, wie ein ſolches Wiederſehen aufregt, nahm einen Theil der Nacht hinweg.

Den nächſten Tag war ich durch Fragen, Antworten und Erzählen bald eingeweiht; der unglückliche Feldzug gab leider genugſame Unterhaltung. Niemand hatte ſich den Ausgang ſo traurig gedacht. Aber auch ausſprechen konnte Niemand die tiefe Wirkung eines beinahe vierwöchentlichen, furchtbaren Schweigens, die ſich immer ſteigernde Ungewißheit bei dem Mangel aller Nachrichten. Eben als wäre das älteſte Heer von der Erde verſchlungen worden, ſo wenig verlautete von demſelben; Jedermann, in eine gräßliche Leere hineinblickend, war von Furcht und Bangen gepeinigt: und nun erwartete man mit Entſetzen die Kriegsläufe ſchon wieder in den Niederlanden; man ſah das linke Rhein-Ufer und zugleich das rechte bedroht.

Von ſolchen Betrachtungen verſtummten nur merkliche und litterariſche Verhandlungen, wobei mein Neuliemus zum Vorſchein kommend die Freunde nicht ſonderlich erbaute.

Ich hatte ſeit der Revolution, mich von dem wilden Weſen einiger Maßen zu zerſtreuen, ein wunderbares Werk begonnen, eine Reihe von ſieben Dramen verſchiedener Art, jedes nach ſeiner Weiſe dem Drange dienend, durchaus abenteuerlich und mährchenhaft, verworren, Ausſicht und Abſicht verbergend, ein Gleichniß unſers eigenen Zuſtandes. Man verlangte eine Vorleſung; ich ließ mich nicht viel bitten und rückte mit meinen Heften hervor; aber ich bedurfte auch nur wenig Zeit, um zu bemerken, daß Niemand davon erbaut ſei. Ich ließ daher meine wandernde Familie in irgend einem Hafen und mein weiteres Manuſcript auf ſich ſelbſt beruhen.

Meine Freunde jedoch, die ſich in ſo veränderte Geſinnung nicht gleich ergeben wollten, verſuchten mancherlei, um frühere Gefühle durch ältere Arbeiten wieder hervorzurufen und gaben mir Iphigenie'n zur abendlichen Vorleſung in die Hand. Das wollte mir aber gar nicht munden; dem zarten Sinne fühlte ich mich entfremdet; auch von Andern vorgetragen, war mir ein ſolcher Anklang läſtig. Indem aber das Stück gar bald zurückgiengt ward, ſchien es, als wenn man mich durch einen höhern Grad von Talent zu prüfen gedenke. Man brachte Oedipus auf Colonos, deſſen erhabene Heiligkeit meinem gegen Kunſt, Natur und Welt gewendeten, durch eine ſchreckliche Campagne verhärteten Sinn ganz unerträglich ſchien; nicht hundert Zeilen hielt ich aus. Da ergab man ſich denn wohl in die Geſinnung des veränderten Freundes, fehlte es doch nicht an ſo mancherlei Anhaltspuncten des Geſprächs.

Aus den frühern Zeiten Deutſcher Litteratur ward manches Einzelne erfreulich hervorgerufen, niemals aber drang die Unterhaltung in einen tiefern Zuſammenhang, weil man Merkmale ungleicher Geſinnung vermeiden wollte. Soll ich irgend etwas Nägemeines hier einſchalten, ſo war es ſchon ſeit zwanzig Jahren wirklich eine merkwürdige Zeit, wo bedeutende Exiſtenzen zuſammenſtoßen und Menſchen von einer Seite ſich aneinander ſchließen, obgleich von der andern höchſt verſchieden. Jeder brachte einen hohen Begriff von ſich ſelbſt zur Geſellſchaft und man ließ ſich eine wechſelſeitige Verehrung und Schonung gern gefallen.

Das Talent befeſtigte ſeinen erworbenen Beſitz einer allgemeinen Achtung, durch geſellige Verbindungen wußte man ſich zu hegen und zu fördern; die errungenen Vortheile wurden nicht mehr durch Einzelne, ſondern durch eine übereinſtimmende Mehrheit erhalten. Das hierbei eine Art Wechſelhaftigkeit durchwalten mußte, lag in der Sache; ſo gut wie andere Welt- oder Verſtandsleute ſie eine gewiſſe Kunſt in ihre Verhältniſſe zu legen; man verzieh ſich die Eigenheiten, eine Empfindlichkeit hielt der andern die Wage und die wechſelſeitigen Mißverſtändniſſe blieben lange verborgen.

Zwiſchen dieſem Allem hatte ich einen wunderlichen Stand: mein Talent gab mir einen ehrenvollen Platz in der Geſellſchaft, aber meine heftige Leidenſchaft für Das, was ich als wahr und naturgemäß erkannte, erlaubte ſich manche gehäſſige Ungezogenheit gegen irgend ein ſcheinbar ſolches Streben; weßwegen ich mich auch mit den Gliedern jenes Kreiſes zu Zeiten überwarf, ganz oder halb verſöhnte, immer aber im Dünkel des Rechthabens auf meinem Wege fortging. Dabei behielt ich Etwas von der Jugendzeit des Voltaire'ſchen Humors noch in ſpätern Alter, ſo daß ich zugleich unerträglich und liebenswürdig ſein konnte.

Ein Feld jedoch, in welchem man ſich mit mehr Freiheit und Uebereinſtimmung ergieng, war die weſtliche, um nicht zu ſagen, Franzöſiſche Litteratur. Jacobi, indem er ſeinen eigenen Weg wandelte, nahm doch Kenntniß von allem Bedeutenden und die Nachbarſchaft der Niederlande trug viel dazu bei, ihn nicht allein intereſſirt, ſondern auch perſönlich in jenen Kreis zu ziehen. Er war ein ſehr wohlgeſtalteter Mann, von der vortheilhafteſten Geſichtszügen,

von einem ganz gewesenen, aber doch höchst gefälligen Betragen, bestimmt, in jedem gebildeten Kreise zu glänzen.

Wundersam war jene Zeit, die man sich kaum wieder vergegenwärtigen kann. Voltaire hatte wirklich die alten Bande der Menschheit aufgelöst; daher entstand in guten Köpfen eine Zweifelsucht an Dem, was man sonst für würdig gehalten hatte. Wenn der Philosoph von Ferney seine ganze Bemühung dahin richtete, den Einfluß der Geistlichkeit zu mindern und zu schwächen und hauptsächlich Europa's Auge behielt: so erstreckte der Pan seinen Eroberungsgeist über fernere Welttheile; er wollte weder Chinesen noch Egyptern die Ehre gönnen, die ein vieljähriges Vorurtheil auf sie gehäuft hatte. Als Canonicus von Xanten, Nachbar von Düsseldorf, unterhielt er ein freundschaftliches Verhältniß mit Jacobi; und wie mancher Andere wäre nicht hier zu nennen!

Und so wollen wir doch noch Hemsterhuis einführen, welcher, der Fürstin Galizin ergeben, in dem benachbarten Münster viel verweilte. Dieser ging nun von seiner Seite mit Geistesverwandten auf fixirte Beruhigung, auf ideelle Befriedigung aus und neigte sich mit Platonischen Gesinnungen der Religion zu.

Bei diesen fragmentarischen Erinnerungen muß ich auch noch Diderot's gedenken, des heftigen Dialectiker's, der sich auch eine Zeit lang in Pempelfort als Gast sehr wohl gefiel und mit großer Freimüthigkeit seine Paradoxen behauptete.

Auch waren Rousseau's auf Naturzustände gerichtete Ansichten diesem Kreise nicht fremd, welcher Nichts ausschloß, also auch mich nicht, ob er mich gleich eigentlich nur duldete.

Denn wie die äußere Literatur auf mich in jüngern Jahren gewirkt, ist an mehrern Orten schon angedeutet. Fremdes konnte ich wohl in meinen Nutzen verwenden, aber nicht anerkennen, deßhalb ich mich denn über das Fremde mit Andern ebenso wenig zu verständigen vermochte. Eben so wunderlich sah es mit der Production aus; diese hielt immer gleichen Schritt mit meinem Lebensgange. Und da dieser selbst für meine nächsten Freunde meist ein Geheimniß blieb, so wußte man selten mit einem meiner neuen Producte sich zu befreunden, weil man denn doch etwas Aehnliches zu dem schon Bekannten erwartete.

War ich nun schon mit meinen lieben Brüdern übel angekommen, weil sie Schwester Iphigenie's nicht im Mindesten glichen, so merkte ich wohl, daß ich die Freunde durch meinen Groß-Cophta, der längst gedruckt war, sogar verletzt hatte; es war die Rede nicht davon und ich hütete mich, sie darauf zu bringen. Indessen wird man mir gestehen, daß ein Autor, der in der Lage ist, seine neuesten Werke nicht vortragen oder darüber reden zu hören, sich in peinlich fühlen muß, wie ein Componist, der seine neuesten Melodien zu wiederholen sich gehindert fühlte.

Mit meinen Naturbetrachtungen wollte es mir kaum besser glücken; die ernstliche Leidenschaft, womit ich diesem Geschäft nachging, konnte Niemand begreifen; Niemand sah, wie sie aus meinem Innersten entsprang. Sie hielten dieses löbliche Bestreben für einen größern Irrthum; ihrer Meinung nach konnte ich was Besseres thun und meinem Talent die alte Richtung lassen und geben. Sie glaubten sich hierzu um desto mehr berechtigt, als meine Denkweise sich an die ihrige nicht anschloß, vielmehr in den meisten Puncten gerade das Gegentheil aussprach. Man kann sich keinen isolirtern Menschen denken, als ich damals war und lange Zeit blieb. Der Polytheismus, oder wie man es nennen will, dem ich anhing und dessen tiefen Grund ich in seiner Würde und Heiligkeit unberührt ließ, machte mich unempfänglich, ja unleidsam gegen jene Denkweise, die eine Idee, auf welche Art es auch sei, auf- und angeregte Materie als Glaubensbekenntniß aufstellte. Ich hatte mir aus Kant's Naturwissenschaft nicht entgehen lassen, daß Anziehungs- und Zurückstoßungskraft zum Wesen der Materie gehören und keine von der andern im Begriff der Materie getrennt werden könne; daraus ging mir die Ur-Polarität aller Wesen hervor, welche die unendliche Mannigfaltigkeit der Erscheinungen durchdringt und belebt.

Schon bei dem frühern Besuche der Fürstin Galizin mit Fürstenberg und Hemsterhuis in Weimar hatte ich Dergleichen vorgebracht, ward aber als wer mit gottesläßerlichen Reden bei Seite und zur Ruhe gewiesen.

Man kann es keinem Kreise verdenken, wenn er sich in sich selbst abschließt; und Das thaten meine Freunde zu Pempelfort redlich. Von der schon ein Jahr gedruckten Metamorphose der Pflanzen hatten sie wenig Kenntniß genommen; und wenn ich meine morphologischen Gedanken, so gründig sie mir auch waren, in beßre Ordnung und, wie es mir schien, bis zur kräftigsten Ueberzeugung vortrug: so mußte ich doch leider bemerken, daß die starre Vorstellungsart, Nichts könne werden, als was schon sei, sich aller Geister bemächtigt habe. In Gefolg Dessen mußte ich denn auch wieder hören, daß alles Lebendige aus dem Ei komme, worauf ich denn mit bittrem Scherze die alte Frage hervorhob, ob denn die Henne oder das Ei zuerst gewesen. Die Einschachtelungslehre schien so plausibel

und die Natur mit Vernunft zu contemplieren höchſt erſprießlich.

Von meinen Beiträgen zur Optik hatte auch Etwas verlautet und ich ließ mich nicht lange bitten, die Geſellſchaft mit einigen Phänomenen und Verſuchen zu unterhalten, wo mir denn ganz Neues vorzubringen nicht ſchwer fiel; denn alle Perſonen, ſo gebildet ſie auch waren, hatten das gefärbte Licht eingeleert und wußten leider das lebendige, woran ſie ſich erfreuten, auf jene tolte Hypotheſe zurückgeführt wiſſen.

Doch ließ ich mir Vergleichen eine Zeit lang gern gefallen; denn ich hielt niemals einen Vortrag, ohne daß ich dabei gewonnen hätte. Gewöhnlich zogen wir unter'm Sprechen neue Lichter auf und ich erfand im Fluß der Rede am Gewiſſeſten.

Freilich konnte ich auf dieſe Weiſe nur didaktiſch und dogmatiſch verfahren; eine eigentlich dialectiſche und converſirende Gabe war mir nicht verliehen. Oft aber tut auch eine böſe Gewohnheit Noth, deren ich mich anklagen muß. Da mir das Geſpräch, wie es gewöhnlich geführt wird, höchſt langweilig war, indem Nichts als beſchränkte, individuelle Vorſtellungsarten zur Sprache kamen, ſo pflegte ich, den unter Menſchen gewöhnlich entſtehenden beengten Streit durch gewaltſame Paradoxe aufzuregen und an's Aeußerſte zu führen. Dadurch war die Geſellſchaft meiſt verletzt und in mehr als einem Sinne verdrießlich. Denn oft, um meinen Zweck zu erreichen, mußte ich das böſe Princip ſpielen; und da die Menſchen gut ſein und auch mich gut haben wollten, ſo ließen ſie es nicht durchgehen. Als Ernſt konnte man es nicht gelten laſſen, weil es nicht gründlich, als Scherz nicht, weil es zu herb war; zuletzt nannten ſie mich einen umgekehrten Heuchler und verſöhnten ſich bald wieder mit mir. Doch kann ich nicht läugnen, daß ich durch dieſe böſe Manier mir manche Perſon entfremdet, andere zu Feinden gemacht habe.

Wie mit dem Zauberſtäbchen jedoch konnte ich ſogleich alle böſen Geiſter vertreiben, wenn ich von Italien zu erzählen anfing. Auch dahin war ich unvorbereitet, unvorſichtig gegangen. Abenteuer fehlten keineswegs; das Land ſelbſt, ſeine Anmuth und Herrlichkeit, hatte ich mir völlig eingeprägt; mir war Geſtalt, Farbe, Haltung jener vom günſtigſten Himmel umſchienenen Landſchaft noch unmittelbar gegenwärtig. Die ſchwachen Verſuche eigenen Nachbildens hatten das Gedächtniß geſchärft; ich konnte beſchreiben, als wenn ich's vor mir ſähe; von belebender Staffage wimmelte es durch und durch. Und ſo war Jedermann über die lebhaft vorbeigeführten Bilderzüge zufrieden, manchmal entzückt.

Menſchenwerth war nun zuletzt, daß man, um die Anmuth des Pempelforter Aufenthalts vollkommen herzuſtellen, auch die Oertlichkeit, wenn dieß Alles vorging, klar vergegenwärtigen könnte. Ein freiſtehendes, geräumiges Haus in der Nachbarſchaft von wohlgehaltenen Gärten, im Sommer ein Paradies, auch im Winter höchſt erfreulich. Jeder Sonnenblick ward zu benutzen, freier Umgebung genießen. Trieb aber bei ungünſtigem Wetter zog man ſich gern in die ſchönen, großen Zimmer zurück, die behaglich, ohne Prunk ausgeſtattet, eine würdige Scene jeder geſtrichenen Unterhaltung darboten. Ein großes Speiſezimmer, zahlreicher Familie und vielen lieben Gäſten, geräumig, heiter und bequem, lud an eine lange Tafel, wo es nicht an mäßigenwerthen Speiſen fehlte. Hier fand man ſich zuſammen, der Handwerksmann immer munter und aufgeregt, die Schweſtern wohlwollend und einſichtig, der Sohn ernſt und hoffnungsvoll, die Tochter wohlgebildet, tüchtig, munterzig und liebenswürdig, an die leider ſchon verſtorbene Mutter und an die frühern Tage erinnernd, die man vor zwanzig Jahren in Frankfurt mit ihr zugebracht hatte. Dringe, mit zur Familie gehörig, verſtand Scherze jeder Art zu erwidern; es gab Momente, wo man nicht aus dem Lachen kam.

Die wenigen einſamen Stunden, die mir in dieſem gaſtfreiſten aller Häuſer übrig blieben, wendete ich im Stillen an eine wunderliche Arbeit. Ich hatte während der Campagne neben dem Tagebuch poetiſche Tagesbefehle, ſatyriſche Ordres du jour aufgezeichnet; nun wollte ich ſie durchſehen und redigiren; allein ich bemerkte bald, daß ich mit kurzſichtigem Dünkel Manches falſch geſehen und unrichtig beurtheilt habe. Und da man gegen Nichts ſtrenger iſt als gegen ſich abgelegte Irrthümer, es auch bedenklich ſchien, dergleichen Papiere irgend einem Zufall auszuſetzen: ſo vernichtete ich das ganze Heft in einem lebhaften Steinkohlenfeuer; worüber ich mich nun inſofern beruhige, als es mir jetzt viel werth zur Einſicht in den Gang der Vorſätze und die Folge meiner Gedanken darüber ſein würde.

In dem nicht weit entfernten Düſſeldorf wurden fleißige Beſuche gemacht bei Freunden, die zu dem Pempelforter Cirkel gehörten; auf der Gallerie war die gewöhnliche Zuſammenkunft. Dort ließ ſich eine entſchiedene Neigung für die Italieniſche Schule ſpüren; man zeigte ſich höchſt ungerecht gegen die Niederländiſche; freilich war der hohe Sinn der erſten anziehend, die Gemüther hinreißend. Auch hatten wir uns lange in dem Saale des Abends und der vorzüglichſten Nachtſtücke aufgehalten. Als wir heraus-

traten, hing die Himmelfahrt von Guido gerade gegenüber; da rief Einer begeiſtert aus: „Iſt es Einem nicht zu Muthe, als wenn man aus einer Schenke in gute Geſellſchaft käme!“ Um meinem Theile konnte ich mir geſtehen laſſen, daß die Meiſter, die mich noch vor Kurzem über den Alpen entzückt, ſich ſo herrlich zeigten und leidenſchaftliche Bewunderung erweckten: doch ſuchte ich mich auch mit den Niederländern bekannt zu machen, deren Tugenden und Vorzüge im höchſten Grade ſich hier den Augen darſtellten; ich fand mir Gewinn für's ganze Leben.

Was mir aber noch mehr auffiel, war, daß ein gewiſſer Freiheitsſinn, ein Streben nach Democratie ſich in die hohen Stände verbreitet hatte; man ſchien nicht zu fühlen, was Alles erſt zu verlieren ſei, um zu irgend einer Art zweideutigen Gewinnes zu gelangen. Lafayette's und Mirabeau's Büſte, von Houdon ſehr natürlich und ähnlich gebildet, ſah ich hier göttlich verehrt; Jenen wegen ſeiner ritterlichen und bürgerlichen Tugenden, Dieſen wegen Geiſteskraft und Rednergewalt. So ſeltſam ſchwankte ſchon die Geſinnung der Deutſchen; Einige waren ſelbſt in Paris geweſen, hatten die bedeutenden Männer reden gehört, handeln geſehen und waren, leider nach Deutſcher Art und Weiſe, zur Nachahmung aufgeregt worden und Das gerade zu einer Zeit, wo die Sorge für das linke Rhein-Ufer ſich in Furcht verwandelte.

Die Noth ſchien dringend. Emigrirte füllten Düſſeldorf; ſelbſt die Brüder des König's kamen an. Man eilte, ſie zu ſehen; ich traf ſie auf der Gallerie und erinnerte mich dabei, wie ſie durchaus bei dem Auszuge aus Montmedy geſehen worden. Herr von Grimm und Frau von Beuil erſchienen gleichfalls. Bei Ueberfüllung der Stadt hatte ſie ein Apotheker aufgenommen; das Naturalien-Cabinet diente zum Schlafzimmer; Affen, Papageien und anderes Gethier belauſchten den Morgenſchlaf der liebenswürdigſten Dame; Muſcheln und Corallen hinderten die Toilette, ſich gehörig auszubreiten; und ſo war das Emigrirungs-Uebel, das wir kaum erſt nach Frankreich gebracht hatten, wieder zu uns herübergeſchifft.

Frau von Boubenhofen, eine ſchöne, geiſtreiche Dame, ſonſt die Zierde des Mainzer-Hofes, hatte ſich auch hierher geflüchtet. Herr und Frau von Dom Lomen von Deutſcher Seite heran, um von den Zuſtänden nähere Kenntniſſe zu nehmen.

Frankfurt war noch von den Franzoſen beſetzt; die Kriegsbewegungen hatten ſich zwiſchen die Lahn und das Taunus-Gebirge gezogen. Bei täglich abwechſelnden, bald ſichern, bald unſichern Nachrichten, war das Geſpräch lebhaft und geiſtreich, aber wegen ſtreitenden Intereſſes und Meinungen gewährte es nicht immer eine erfreuliche Unterhaltung. Ich konnte einer ſo problematiſchen, durchaus ungewiſſen, dem Zufall unterworfenen Sache keinen Ernſt abgewinnen und war mit meinen paradoxen Späßen mitunter aufheiternd, mitunter läſtig.

So erinnere ich mich, daß an dem Abendtiſche der Frankfurter-Bürger mit Ehren gedacht ward: ſie ſollten ſich gegen Edelleute manierlich und gut betragen haben; ihre Aufführung und Geſinnung, hieß es, ſtehe gar ſehr abgegen die unerlaubte Weiſe, wie ſich die Mainzer betragen und noch betrügen. Frau von Boubenhofen, in dem Enthuſiasmus, der ſie ſehr gut kleidete, rief aus: ſie gäbe viel darum, eine Frankfurter-Bürgerin zu ſein. Ich erwiederte: Das ſei etwas Leichtes; ich wiſſe ein Mittel, werde es aber als Geheimniß für mich behalten. Da man nun heftig und heftiger in mich drang, erklärt' ich zuletzt, die treffliche Dame dürfe mich nur heirathen, wodurch ſie augenblicklich zur Frankfurter-Bürgerin umgeſchaffen werde. Allgemeines Gelächter!

Und was kam nicht Alles zur Sprache! Als einſt von der unglücklichen Campagne, beſonders von der Canonade bei Valmy die Rede war, verſicherte Herr von Grimm: es ſei von meinem wunderlichen Ritt in's Canonen-Feuer an des Königs Tafel die Rede geweſen. Wahrſcheinlich hatten die Officiere, denen ich damals begegnete, davon geſprochen. Das Reſultat ging darauf hinaus: daß man ſich darüber nicht wundern müſſe, weil gar nicht zu berechnen ſei, was man von einem ſeltſamen Menſchen zu erwarten habe.

Auch ein ſehr geſchickter, geiſtreicher Arzt nahm Theil an unſern Halb-Saturnalien und ich dachte nicht in meinem Uebermuth, daß ich ſeiner ſobald bedürfen würde. Er lachte daher zu meinem Aerger laut auf, als er mich im Bette fand, wo ein gewaltiges rheumatiſches Uebel, das ich mir durch Verkältung zugezogen, mich beinahe unbeweglich feſthielt. Er, ein Schüler des Geheimerath Hofmann, deſſen tüchtige Wunderlichkeiten, von Mainz und dem churfürſtlichen Hofe aus, bis weit hinunter den Rhein gewirkt, verſuhr ſogleich mit Campher, welcher faſt als Univerſal-Medicin galt. Löſchpapier, Kreide darauf gerieben, ſodann mit Campher beſtreut, ward äußerlich, Campher gleichfalls, in kleinen Doſen, innerlich angewandt. Dem ſei nun, wie ihm wolle: ich war in einigen Tagen hergeſtellt.

Die Langeweile jedoch des Leidens ließ mich manche Betrachtung anſtellen; die Schwäche, die aus einem bettlägerigen Zuſtande gar leicht erfolgt, ließ mich meine Lage bedenklich finden. Das Zerſtreuen der Franzoſen in den Nieder-

landen war bedeutend und durch den Ruf vergrößert; man ſprach täglich und ſtündlich von unvorgekommenen Ausgewanderten.

Mein Aufenthalt in Pempelfort war ſchon lang genug; und ohne die herzlichſte Gaſtfreiheit der Familie hätte Jeder glauben müſſen, dort läſtig zu ſein. Auch hatte ſich mein Bleiben nur zufällig verlängert; ich erwartete täglich und ſtündlich meine Böhmiſche Chaiſe, die ich nicht gern zurückſchicken wollte. Sie war von Trier ſchon in Coblenz angekommen und ſollte von dort bald weiter herab ſpedirt werden. Da ſie jedoch ausblieb, vermehrte ſich die Ungeduld, die mich in den letzten Tagen ergriffen hatte. Jacobi überließ mir einen bequemen, obgleich an Eilen ziemlich ſchweren Reiſewagen. Alles zog, wie man höre, nach Weſtphalen hinein und die Brüder des Königs wollten dort ihren Sitz aufſchlagen.

Und ſo ſchied ich denn mit dem wunderlichſten Zwieſpalt; die Neigung hielt mich in dem freundlichſten Kreiſe, der ſich ſo eben auch höchſt beunruhigt fühlte und ich ſollte die edelſten Menſchen in Sorgen und Verwirrung hinter mir laſſen, bei ſchrecklichem Weg und Wetter mich nun wieder in die wilde, wüſte Welt hinauswagen, von dem Strome mit fortgezogen der unaufhaltſam eilenden Flüchtlinge, ſelbſt mit Flüchtlingsgefühl.

Und doch hatte ich Ausſicht unterwegs auf die angenehmſte Einkehr, indem ich ſo nahe bei Münſter die Fürſtin Gallizin nicht umgehen durfte.

Duisburg, November.

Und ſo fand ich mich denn abermals, nach Verlauf von vier Wochen, zwar viele Meilen weit entfernt von dem Schauplatz unſeres erſten Unheils, doch wieder in derſelben Geſellſchaft, in demſelben Gedränge der Emigrirten, die nun, jenſeits entſchieden vertrieben, dieſſeits nach Deutſchland ſtrömten, ohne Hülfe und ohne Rath.

So Mittag in dem Gaſthof etwas ſpät angekommen, ſaß ich am Ende der langen Tafel; Wirth und Wirthin, die mir als einem Deutſchen den Widerwillen gegen die Franzoſen ſchon ausgeſprochen hatten, entſchuldigten ſich, daß alle guten Plätze von vielen unwillkommenen Gäſten beſetzt ſeien. Hierbei wurde bemerkt, daß unter ihnen, trotz aller Erniedrigung, Elend und zu befürchtender Armuth, noch immer dieſelbe Rangſucht und Unbeſcheidenheit gefunden werde.

Indem ich nun die Tafel hinauf ſah, erblickt' ich ganz oben, quer vor, an der erſten Stelle einen alten, kleinen, wohlgehaltenen Mann von ruhigem, beinahe nichtigem Betragen. Er mußte vornehm ſein; denn zwei Bedienſtete erwieſen ihm die größte Aufmerkſamkeit, wählten die erſten und beſten Biſſen, ihm vorzulegen und man hätte beinahe ſagen können, daß ſie ihm ſolche zum Munde führten. Mir blieb nicht lange verborgen, daß er vor Alter ſeiner Sinne kaum mächtig, als ein bedauernswürdiges Automat, den Schatten eines frühern wohlhabenden und ehrenvollen Lebens kümmerlich durch die Welt ſchleppe, indeſſen zwei Ergebene ihm den Traum des vorigen Zuſtandes wieder herbeizuſpiegeln trachteten.

Ich beſchaute mir die Uebrigen; das bedrohlichſte Schickſal war auf allen Stirnen zu leſen: Soldaten, Commiſſäre, Abenteurer vielleicht zu unterſcheiden. Alle waren hier; denn Jeder hatte ſeine eigene Noth zu übertragen; ſie ſahen ein grenzenloſes Elend vor ſich.

Etwa in der Hälfte des Mittagmahls kam noch ein hübſcher, junger Mann herein, ohne ausgezeichnete Geſtalt oder irgend ein Abzeichen; man konnte an ihm den Fußwanderer nicht verkennen. Er ſetzte ſich ſtill gegen mir über, nachdem er den Wirth um ein Couvert begrüßt hatte und ſpeiſ'te, was man ihm nachholte und vorſetzte, mit ruhigem Betragen. Nach aufgehobener Tafel trat ich zum Wirth, der mir in's Ohr ſagte: „Ihr Nachbar ſoll ſeine Zeche nicht theuer bezahlen!" Ich begriff Nichts von dieſen Worten; aber als der junge Mann ſich näherte und fragte, was er ſchuldig ſei, erwiederte der Wirth, nachdem er ſich flüchtig über die Tafel umgeſchaut, die Zeche ſei ein Karolin. Der Fremde ſchien betreten und ſagte: Das ſei wohl ein Irrthum; denn er habe nicht allein ein gutes Mittagseſſen gehabt, ſondern auch einen Scheppen Wein; Das müſſe mehr betragen. Der Wirth antwortete darauf ganz ernſthaft: er pflege ſeine Rechnung ſelbſt zu machen und die Gäſte erlegten getreu, was er forderte. Nun zahlte der junge Mann, entfernte ſich beſcheiden und verwundert. Sogleich aber löſ'te man dem Wirth das Räthſel. „Dieß iſt der Erſte von vielen verunglückten Volke," rief er aus, „der ſchwarz Brod gegeſſen hat; Das mußte ihm zu Gute kommen."

In Duisburg wußt' ich einen einzigen, alten Bekannten, den ich aufzuſuchen nicht verſäumte; Profeſſor Pleſſing war es, mit dem ich vor vielen Jahren ein ſentimental-romanenhaftes Verhältniß unterhielt, wovon ich hier das Nähere mittheilen will, da unſere Abendunterhaltung dadurch aus den unruhigen Zeiten in die friedlichſten Tage verſetzt wurde.

Werther, bei ſeinem Erſcheinen in Deutſchland, hatte keineswegs, wie man ihm vorwarf, eine Krankheit, ein Fieber erregt, ſondern nur das Uebel aufgedeckt, das in jungen Gemüthern verborgen lag. Während einer langen und glück-

lichen Friedens hatte ſich eine litterariſch-äſthetiſche Ausbildung auf Deutſchem Grund und Boden, innerhalb der National-Sprache, auf das Schönſte entwickelt; doch griffelte ſich bald, weil der Bezug nur auf's Innere ging, eine gewiſſe Sentimentalität hinzu, bei deren Urſprung und Fortgang man den Einfluß von Yorik Sterne nicht verkennen darf. Wenn auch ſein Geiſt nicht über den Deutſchen ſchwebte, ſo theilte ſich ſein Gefühl um deſto lebhafter mit. Es entſtand eine Art gänzlich leidenſchaftlicher Myſtik, welche, da uns die humoriſtiſche Ironie des Briten nicht gegeben war, in eine leidige Selbſtzuſtiererei gewöhnlich ausarten mußte. Ich hatte mich perſönlich von dieſem Uebel zu befreien geſucht und trachtete nach meiner Ueberzeugung Andern hülfreich zu ſein. Das aber war ſchwerer, als man denken konnte; denn eigentlich kam es darauf an, einem Jeden gegen ſich ſelbſt beizuſtehen, wo denn von aller Hülfe, wie ſie uns die äußere Welt anbietet, es ſei Erkenntniß, Belehrung, Beſchäftigung, Vergnügung, die Rede gar nicht ſein konnte.

Hier müßen wir uns gar manche, damals mit einwirkende Thätigkeiten, ſtillſchweigend übergehen, aber zu unſern Zwecken macht ſich nöthig, eines andern, großen, für ſich waltenden Verhältniſſes umſtändlicher zu gedenken.

Lavater's Phyſiognomik hatte dem ſittlich geſelligen Intereſſe eine ganz andere Wendung verliehen. Er ſchätzte ſich im Beſitz der geiſtigſten Kraft, jene ſämmtlichen Eindrücke zu deuten, welche des Menſchen Geſicht und Geſtalt auf einen Jeden ausübt, ohne daß er ſich davon Rechenſchaft zu geben wüßte. Da er aber nicht geſchaffen war, irgend eine Abſtraction methodiſch zu ſuchen, ſo hielt er ſich am einzelnen Falle und alſo am Individuum.

Heinrich Leo, ein talentvoller, junger Künſtler, beſonders geeignet zum Portrait, ſchloß ſich feſt an ihn, und ſowohl zu Hauſe, als auf der unternommenen Rhein-Reiſe, kam er ſeinem Meiſter nicht von der Seite. Nun ließ Lavater, theils aus Heißhunger nach grenzenloſer Erfahrung, theils um ſo viel bedeutende Menſchen als möglich an ſein künftiges Werk zu gewöhnen und zu ködern, alle Perſonen abbilden, die nur einiger Maßen durch Stand und Talent, durch Character und That ausgezeichnet ihm begegneten.

Dadurch kam denn freilich gar manches Individuum zur Evidenz; es ward etwas mehr werth, aufgenommen in einen ſo edeln Kreis; ſeine Eigenſchaften wurden durch den beſtimmenden Meiſter hervorgehoben; man glaubte, ſich einander näher zu kennen. Und ſo ergab ſich's auf's Sonderbarſte, daß mancher Einzelne in ſeinem perſönlichen Werth entſchieden hervortrat, der ſich bisher im bürgerlichen Leben und Staatsgange ohne Bedeutung eingedrängt und eingeflochten geſehen.

Dieſe Wirkung war ſtärker und größer, als man ſie denken mag; ein Jeder fühlte ſich berechtigt, von ſich ſelbſt, als von einem abgeſchloſſenen, abgerundeten Weſen, das Beſte zu denken; und in ſeiner Einzelnheit vollſtändig gekräftigt, hielt er ſich auch wohl für befugt, Eigenheiten, Thorheiten und Fehler in den Complex ſeines werthen Daſeins mit aufzunehmen. Dergleichen Erfolg konnte ſich um ſo leichter entwickeln, als bei dem ganzen Verfahren die beſondere individuelle Natur allein, ohne Rückſicht auf die allgemeine Vernunft, die doch alle Natur beherrſchen ſoll, zur Sprache kam. Dagegen war das religiöſe Element, worin Lavater ſchwebte, nicht hinreichend, eine ſich immer mehr entſcheidende Selbſtgefälligkeit zu mildern; ja, es entſtand bei frommgeſinnten daraus eher ein geiſtlicher Stolz, der es dem natürlichen an Erhebung auch wohl zuvorthat.

Was aber zugleich nach jener Epoche folgerecht auffallend herverging, war die Trennung der Individuen unter einander. Namhafte ältere Männer wurden, wo nicht perſönlich, doch im Bilde verehrt; und es durfte auch wohl ein junger Mann ſich nur einiger Maßen bedeutend hervorthun, ſo war alsbald der Wunſch nach perſönlicher Bekanntſchaft rege, in deren Ermangelung man ſich mit ſeinem Portrait begnügte, wobei denn die mit Sorgfalt und gutem Geſchick auf's Genauſte gezogenen Schattenriſſe willkommene Dienſte leiſteten. Jedermann war darin geübt; und kein Fremder zog vorüber, den man nicht Abends an die Wand geſchrieben hätte; die Storchſchnäbel durften nicht raſten.

Menſchenkenntniß und Menſchenliebe waren uns bei dieſem Verfahren verſprochen; wechſelſeitige Theilnahme hatte ſich entwickelt; wechſelſeitiges Kennen und Erkennen aber wollte ſich ſo ſchnell nicht entfalten. Zu beiden Zwecken jedoch war die Thätigkeit ſehr groß; und was in dieſem Sinne von einem herrlich begabten, jungen Hörſten, von ſeiner wohlgeſinnten, geiſtreich lebhaften Umgebung für Anmunterung und Förderniß nah' und fern gewirkt ward, wäre ſchön zu erzählen, wenn es nicht löblich ſcheint, die Anklänge bedeutender Zuſtände einem ehrwürdigen Dunkel anheim zu geben. Vielleicht ſahen die Cotyledonen jener Saat einmal wunderlich aus; der Ernte jedoch, woran das Vaterland und die Außenwelt ihren Antheil freudig dahinnahm, wird in den ſpäteſten Zeiten noch immer ein dankbares Andenken nicht ermangeln.

Wer Vorgefaßtes in Gedanken feſthält und ſich davon durchdringt, wird nachſtehendes Ver-

unser, welches beide Theilnehmende unter dem Übrigen vergnüglich in der Erinnerung belebten, weder unwahrscheinlich noch ungereimt finden.

Zu manchem andern, freundlichen und persönlichen Zudrang erhielt ich in der Hälfte des Jahres 1776, von Wernigerode datirt, Pfeffing unterzeichnet, ein Schreiben, vielmehr ein Heft, faß das Wunderbarste, was mir in jener seltsamen Art vor Augen gekommen. Man erkannte darin einen jungen, durch Schulen und Universität gebildeten Mann, dem aber sein sämmtliches Gelerntes zu eigener, innerer, sittlicher Beruhigung nicht gedeihen wollte. Eine geübte Handschrift war gut zu lesen, der Styl gewandt und fließend; und ob man gleich eine Bestimmung zum Canzleidiener darin entdeckte, so war doch Alles frisch und derb aus dem Herzen geschrieben, daß man ihm einen gegenseitigen Antheil nicht versagen konnte. Wollte man aber dieser Antheil lebhaft werden, suchte man sich die Zustände des Leidenden näher zu entwickeln: so glaubte man, statt des Duldens Eigensinn, statt des Ertragens Hartnäckigkeit und statt eines sehnsüchtigen Verlangens abstoßendes Wegweisen zu bemerken. Da ward nun denn auch jenem Zeitsinn der Wunsch lebhaft rege, diesen jungen Mann von Angesicht zu sehen; ihn aber zu mir zu bescheiden, hielt ich nicht für räthlich. Ich hatte mir, unter bekannten Umständen, schon eine Zahl von jungen Männern aufgebürdet, die, anstatt mit mir auf meinem Wege einer reinern, höhern Bildung entgegen zu gehen, auf dem ihrigen verharrend, sich nicht besser befanden und mich in meinen Fortschritten hinderten. Ich ließ die Sache indessen hängen, von der Zeit irgend eine Vermittelung erwartend. Da erhielt ich einen zweiten kürzern, aber auch lebhaftern, heftigern Brief, worin der Schreiber auf Antwort und Erklärung drang und sie ihm nicht zu versagen, mich feierlichst beschwor.

Aber auch dieser wiederholte Sturm brachte mich nicht aus der Fassung; die zweiten Blätter gingen mir so wenig als die ersten zu Herzen; aber die herrliche Gewohnheit, jungen Männern meines Alters in Herzens- und Geistesnöthen beizustehen, ließ mich sein doch nicht ganz vergessen.

Die um einen trefflichen, jungen Fürsten versammelte Weimar'sche Gesellschaft trennte sich nicht leicht; ihre Beschäftigungen und Unternehmungen, Scherze, Freuden und Leiden waren gemeinsam. Da ward denn zu Ende Novembers eine Jagd-Partie auf wilde Schweine, nothgedrungen auf das häufige Klagen des Landvolks, im Ettersburger Revier unternommen, der ich, als damaliger Gast, auch beigewohnet hatte; ich erbat mir jedoch die Erlaubniß, nach einem kleinen Umweg mich anschließen zu dürfen.

Nun hatte ich einen wunderlichen, geheimen Reiseplan. Ich mußte nämlich, nicht nur etwa von Geschäftsleuten, sondern auch von vielen, am Ganzen theilnehmenden Weimanern, öfter den lebhaften Wunsch hören, es möge doch das Ilmenauer-Bergwerk wieder aufgenommen werden. Nun ward von mir, der ich nur die allgemeinsten Begriffe von Bergbau allenfalls besaß, zwar weder Gutachten noch Meinung, doch Antheil verlangt; aber diesen konnt' ich an irgend einem Gegenstand nur durch unmittelbares Anschauen gewinnen. Ich dachte mir vorläufig, vor allen Dingen das Bergwesen in seinem ganzen Umfange, auf wär' es auch nur flüchtig, mit Augen zu sehen und mit dem Geiste zu fassen; denn alsdann nur konnt' ich hoffen, in das Positive weiter einzudringen und mich mit dem Historischen zu befreunden. Deßhalb hatt' ich mir längst eine Reise auf den Harz gedacht und gerade jetzt, da ohnehin diese Jahreszeit in Jagdlust unter freiem Himmel zugebracht werden sollte, fühlte ich mich dahin getrieben. Alles Winterwesen hatte überdieß in jener Zeit für mich große Reize; und was die Bergwerke betraf, so war ja in ihren Tiefen weder Winter noch Sommer merklich; wobei ich zugleich gern bekenne, daß die Absicht, meinen wunderlichen Correspondenten persönlich zu sehen und zu prüfen, wohl die Hälfte des Gewichts meinem Entschluß hinzufügte.

Indem sich nun die Jagdlustigen nach einer andern Seite hindrängten, ritt ich ganz allein dem Ettersberge zu und begann jene Öde, die unter dem Titel „Harzreise im Winter" so lange als Räthsel unter meinen kleinern Gedichten Platz gefunden. Im Höhern und von Norden her sich heranwälzenden Schneegewölk schwebte hoch ein Geier über mir. Die Nacht verblieb ich in Sondershausen und gelangte des andern Tags so bald nach Nordhausen, daß ich gleich nach Tische weiter zu gehen beschloß, aber mit Beten und Lateine noch mancherlei Gefälligkeiten sehr spät in Zeit kam.

Ein ansehnlicher Gasthof war glänzend erleuchtet; es schien ein besonderes Fest dasselbst gefeiert zu werden. Erst wollte der Wirth mich gar nicht aufnehmen. Die Commissarien der höhern Höfe, hieß es, seien schon lange hier beschäftigt, wichtige Einrichtungen zu treffen und verschiedene Interessen zu vermitteln; und da Dieß nun glücklich vollendet sei, gäben sie heute Abend einen allgemeinen Schmaus. Auf dringende Vorstellung jedoch und einige Winke des Boten, daß man mit mir nicht übel fahren, erbot sich der Mann, mir den Vertretersohn in der Wirthsstube, seinen eigentlichen

Maßstab und zugleich fein weiß zu überziehenden Ebenheit einzunehmen. Er führte mich durch das weite, heitererhellte Wirthszimmer, da ich mir denn im Vorbeigehen die sämmtlichen munteren Gäste flüchtig beschaute.

Doch sie sämmtlich zu meiner Unterhaltung näher zu betrachten, gab mir in den Blättern des Verschlags eine Öffnung die beste Gelegenheit, die, seine Gäste zu belauschen, dem Wirthe selbst oft dienen mochte. Ich sah die lange und wohlbesetzte Tafel von unten hinauf; ich überschaute sie, wie man oft die Hochzeit von Cana gemalt sieht. Nun musterte ich bequem von oben bis herab alle: Vorsitzende, Räthe, andere Theilnehmende und dann immer so weiter, Secretarien, Schreiber und Gehülfen. Ein glücklich geendigtes, beschwerliches Geschäft schien eine Stetigkeit aller thätig Theilnehmenden zu beweisen; man schwatzte mit Freiheit, trank Gesundheiten, wechselte Scherz um Scherz, wobei einige Gäste bezeichnet schienen, Witz und Spaß an ihnen zu üben: genug, es war ein fröhliches, bedeutendes Mahl, das ich bei dem hellsten Kerzenscheine in seinen Eigenthümlichkeiten ruhig beobachten konnte, eben als wenn der hinkende Teufel mir zur Seite stehe und einen ganz fremden Zustand anschaulich zu beschauen und zu erkennen mich begünstigte. Und wie Vieß mir auch der köstlichen Nachtreise in den Harz hinein ergetzlich gewesen, werden die Freunde solcher Abenteuer beurtheilen. Manchmal schien es mir ganz gespensterhaft, als ob ich in einer Bergöhle wohlgemuthe Geister sich erlustigen.

Nach einer wohl durchschlafenen Nacht eilte ich früh, von einem Boten abermals geleitet, der Baumanns-Höhle zu; ich durchkroch sie und betrachtete mir das sortwirkende Naturereignis ganz genau. Schwarze Marmor-Massen aufgethürmt, zu weißen crystallinischen Säulen und Flächen wieder hergestellt, deuteten mir auf das fortwebende Leben der Natur. Freilich verschwanden vor dem ernsten Blick alle die Wunderbilder, die sich eine köstlich wirkende Einbildungskraft so gern aus formlosen Gestalten erschaffen mag; dafür blieb aber auch das eig'ne Maß desto reiner zurück und ich fühlte mich dadurch gar schön bereichert.

Wieder an's Tageslicht gelangt, schrieb ich die aufwendigsten Bemerkungen, zugleich aber auch mit ganz frischem Sinn die ersten Strophen des Gedichts, das unter dem Titel „Harzreise im Winter" die Aufmerksamkeit mancher Freunde bis auf die letzten Zeiten erregt hat. Davon mögen denn die Strophen, welche sich auf den nun bald zu erblickenden, wunderlichen Mann beziehen, hier Platz finden, weil sie mehr als viele Worte den damaligen liebevollen Zustand meines Innern aussprechen geeignet sind.

Aber abseits, wer ist's?
Im's Gebüsch verliert sich sein Pfad;
Hinter ihm schlagen
Die Sträucher zusammen.
Das Gras deckt wieder auf;
Der Liebe verschlingt ihn.

Nicht wer heilet die Schmerzen
Dem, dem Partheim zu Gott ward,
Der sich Menschenhaß
Aus der Tiefe der Liebe trank?
Groß verachtet, arm ein Verachter,
Hebet er heimlich auf
Seinen eigenen Werth
In ungesungener Seligkeit.

Ich auf Deinem Pfade,
Vater der Liebe, ein Tor
Deinem Ohr vernehmlich,
Ein ernstes sein Herz!
Deine den wandelnden Füßen
Lieber die tausend Dornen
Neben dem Dornlosen
In der Wüste.

Im Gasthof zu Wernigerode angekommen, ließ ich mich mit dem Actuar in ein Gespräch ein; ich fand ihn als einen feinigen Menschen, der seine städtischen Mitgenossen ziemlich zu kennen schien. Ich sagt' ihm darauf, es sei meine Art, wenn ich an einem fremden Ort ohne besondere Empfehlung anlange, mich nach jüngern Personen zu erkundigen, die sich durch Wissenschaft und Geistesfreiheit auszeichneten; er möge mir daher Jemanden der Art nennen, damit ich einen angenehmen Abend gebrächte. Darauf erwiderte ohne weiteres Bedenken der Actuar: es würde mir gewiß mit der Gesellschaft des Herrn Pleßing gedient sein, dem Sohne des Superintendenten; als Knabe sei er schon in Schulen auszeichnet worden und habe noch immer den Ruf eines heftigen, guten Kopfs; nur wolle man seine sichere Laune tadeln und nicht gut finden, daß er mit unverdrießlichem Betragen sich aus der Gesellschaft ausschließe. Gegen Fremde sei er gastfreundlich, wie Beispiele bekannt wären; wolle ich angemeldet sein, so könne es sogleich geschehen.

Der Actuar brachte mir bald eine bejahende Antwort und führte mich hin. Es war schon Abend geworden, als ich in ein großes Zimmer des Erdgeschosses, wie man es in größlichen Häusern antrifft, hineintrat und den jungen Mann in der Dämmerung noch ziemlich deutlich erblickte. Allein an einigen Symptomen konnt' ich bemerken, daß die Eltern eilig das Zimmer verlassen hatten, um dem unerwarteten Gaste Platz zu machen.

Das hereingebrachte Licht ließ mich den jungen Mann nunmehr ganz deutlich erkennen; er glich seinem Briefe völlig und sowie jenes Schrei-

den erregte es Intereſſe, ohne Anziehungskraft auszuüben.

Um ein näheres Geſpräch einzuleiten, erklärt' ich mich für einen Zeichenkünſtler von Gotha, der wegen Familien-Angelegenheiten in dieſer unfreundlichen Jahreszeit Schweſter und Schwager in Braunſchweig zu beſuchen habe.

Mit Lebhaftigkeit fiel er mir beinahe in's Wort und rief aus: „Da Sie ſo nahe an Weimar wohnen, ſo werden Sie doch auch dieſen Ort, der ſich ſo berühmt macht, öfters beſucht haben.“ Dieſes beſaht' ich ganz einfach und fing an, von Rath Krauß, von der Zeichenſchule, von Legations-Rath Bertuch und deſſen unermüdeter Thätigkeit zu ſprechen, ich vergaß weder Muſäus noch Jagemann, Capell-Meiſter Wolf und einige Frauen, und bezeichnete den Kreis, den dieſe wackern Perſonen abſchließen und jeden Fremden willig und freundlich unter ſich aufnahmen.

Endlich fuhr er etwas ungeduldig heraus: „Warum nennen Sie denn Goethe nicht?“ Ich erwiederte, daß ich Dieſen auch wohl in geachtetem Kreiſe als willkommenen Gaſt geſehen, und von ihm ſelbſt perſönlich als fremder Künſtler wohl aufgenommen und gefördert worden, ohne daß ich weiter viel von ihm zu ſagen wiſſe, da er theils allein, theils in andern Verhältniſſen lebe.

Der junge Mann, der mit unruhiger Aufmerkſamkeit zugehört hatte, verlangte nunmehr mit einigem Ungeſtüm, ich ſolle ihm das ſeltſame Individuum ſchildern, das ſo viel von ſich reden mache. Ich trug ihm darauf mit großer Zugeneigtheit eine Schilderung vor, die für mich nicht ſchwer wurde, da die ſeltſame Perſon in der ſeltſamſten Lage mir gegenwärtig ſtand; und wäre ihm von der Natur nur etwas mehr Herzens-Sagacität gegönnt geweſen, ſo konnte ihm nicht verborgen bleiben, daß der vor ihm ſtehende Mann ſich ſelbſt ſchildere.

Er war einige Mal im Zimmer auf- und abgegangen, indeß die Magd hereintrat, eine Flaſche Wein und ſehr reinlich bereitetes, kaltes Abendbrod auf den Tiſch ſetzte; er ſchenkte Beiden ein, ſtieß an und ſchlückte das Glas ſehr lebhaft hinunter. Und kaum hatte ich mit etwas gemäßigtern Zügen das meinige geleert, ergriff er heftig meinen Arm und rief: „O, verzeihen Sie meinem wunderlichen Betragen! Sie haben mir aber ſo viel Vertrauen eingeflößt, daß ich Ihnen Alles entdecken muß. Dieſer Mann, wie Sie mir ihn beſchrieben, hätte mir doch antworten ſollen. Ich habe ihm einen ausführlichen, herzlichen Brief geſchickt, ihm meine Zuſtände, meine Leiden geſchildert, ihn gebeten, ſich meiner anzunehmen, mir zu rathen, mir zu helfen; und nun ſind ſchon Monate verſtrichen, ich vernehme Nichts von ihm; wenigſtens hätte ich ein abſchlagendes Wort auf ein ſo unbegrenztes Vertrauen wohl verdient.“

Ich erwiederte darauf, daß ich ein ſolches Benehmen weder erklären noch entſchuldigen könne; ſo viel wiſſe ich aber aus eigener Erfahrung, daß ein gewaltiger ſowohl innerer als äußerer Zudrang dieſen ſonſt wohlgeſinnten, wohlwollenden und hilfsfertigen jungen Mann oft außer Stand ſetze, ſich zu bewegen, geſchweige zu wirken.

„Sind wir zufällig ſo weit gekommen,“ ſprach er darauf mit einiger Faſſung, „den Brief muß ich Ihnen verleſen und Sie ſollen urtheilen, ob er nicht irgend eine Antwort, irgend eine Erwiederung verdiente.

Ich ging im Zimmer auf und ab, die Verleſung zu erwarten, ihrer Wirkung ſchon beinahe ganz gewiß, deßhalb nicht weiter nachdenkend, um mir ſelbſt in einem ſo zarten Falle nicht vorzugreifen. Nun ſaß er gegen mir über und fing an, die Blätter zu leſen, die ich in- und auswendig kannte; und vielleicht war ich niemals mehr von der Behauptung der Phyſiognomiſten überzeugt: ein lebendiges Weſen ſei in allem ſeinem Handeln und Betragen vollkommen übereinſtimmend mit ſich ſelbſt, und jede in die Wirklichkeit hervorgetretene Manns ergeige ſich in vollkommener Einheit ihrer Eigenthümlichkeiten. Der Leſende paßte völlig zu dem Geleſenen; und wie Dieſes ſchon in der Abweſenheit mich nicht anſprach, ſo war es nun auch mit der Gegenwart. Man konnte zwar dem jungen Mann eine Achtung nicht verſagen, eine Theilnahme, die mich denn auch auf einen ſo wunderlichen Weg geführt hatte: denn ein großliches Wollen ſprach ſich aus, ein edler Sinn und Zweck; aber obſchon von den zärtlichſten Gefühlen die Rede war, blieb der Vortrag ohne Anmuth und eine ganz eigene beſchränkte Selbſtigkeit that ſich kräftig hervor. Als er nun geendet hatte, fragte er mit Haſt, was ich dazu ſage und ob ein ſolches Schreiben nicht eine Antwort verdient, ja gefordert hätte.

Indeſſen war mir der bedauernswürdige Zuſtand dieſes jungen Mannes immer deutlicher geworden; er hatte nämlich von der Außenwelt niemals Kenntniß genommen, dagegen ſich durch Lectüre mannigfaltig ausgebildet, alle ſeine Kraft und Neigung aber nach Innen gewendet und ſich auf dieſe Weiſe, da er in der Tiefe ſeines Lebens kein productives Talent fand, ſo gut als zu Grunde gerichtet; wie ihm denn ſogar Unterhaltung und Troſt, dergleichen uns aus der Beſchäftigung mit alten Sprachen ſo herrlich zu gewinnen offen ſteht, völlig abgegangen ſchien.

Da ich an mir und Andern ſchon glücklich er

wußt hatte, daß in ſolchem Fall eine raſche, gläubige Wendung gegen die Natur und ihre grenzenloſe Mannigfaltigkeit das beſte Heilmittel ſei: ſo wagt' ich alſobald den Verſuch, es auch in dieſem Falle anzuwenden und ihm daher nach einigem Bedenken folgender Maßen zu antworten.

Ich glaube zu begreifen, warum der junge Mann, auf den Sie ſo viel Vertrauen geſetzt, gegen Sie ſtumm geblieben; denn ſeine jetzige Denkweiſe weicht zu ſehr von der Ihrigen ab, als daß er paſſen dürfte, ſich mit Ihnen verſtändigen zu können. Ich habe ſelbſt einigen Unterhaltungen in jenem Kreiſe beigewohnt und behaupten hören: man werde ſich aus einem ſchmerzlichen, ſelbſtquäleriſchen, düſternSeelenzuſtande nur durch Naturbeſchauung und herzliche Theilnahme an der äußern Welt retten und befreien. Schon die allgemeinſte Bekanntſchaft mit der Natur, gleichviel von welcher Seite, ein thätiges Eingreifen, ſei es als Gärtner oder Landbebauer, als Jäger oder Bergmann, ziehe uns von uns ſelbſt ab; die Richtung geiſtiger Kräfte auf wirkliche, wahrhafte Erſcheinungen gebe nach und nach das größte Behagen, Klarheit und Belehrung; wie denn der Künſtler, der ſich treu an der Natur halte und zugleich ſein Inneres auszubilden ſuche, gewiß am Beſten fahren werde.

Der junge Freund ſchien darüber ſehr unruhig und ungeduldig, wie man über eine fremde oder verworrene Sprache, deren Sinn wir nicht vernehmen, ärgerlich zu werden anfängt. Ich darauf, ohne ſonderliche Hoffnung eines glücklichen Erfolgs, eigentlich aber um nicht zu verſtummen, fuhr zu reden fort. Mir, als Landſchaftsmaler, ſagte ich, wußte Dieß zu allererſt einzuleuchten, da ja meine Kunſt unmittelbar auf die Natur gewieſen iſt; doch habe ich ſeit jener Zeit emſiger und eifriger als bisher nicht etwa nur aufgezeichnete und auffallende Naturbilder und Erſcheinungen betrachtet, ſondern mich zu Allem und Jedem liebevoll hingewendet. Damit ich mich nun aber nicht in's Allgemeine verliere, erzählte ich, wie mir ſogar dieſe aufgedrungene Winterreiſe, anſtatt beſchwerlich zu ſein, dauernden Genuß gewährt. Ich ſchilderte ihm mit maleriſcher Poeſie und doch ſo unmittelbar und natürlich, als ich nur konnte, den Vorſchritt meiner Reiſe, jenen morgendlichen Schneehimmel über den Bergen, die mannigfaltigſten Tageserſcheinungen; dann bot ich ſeiner Einbildungskraft die wunderlichen Thurm- und Mauerbefeſtigungen von Nordhauſen, geſehen bei hereinbrechender Abenddämmerung, ferner die nächtlich rauſchenden, von des Mondes Laterne zwiſchen Bergſchluchten flüchtig erleuchtet blinkenden Gewäſſer und gelangte ſodann zur Baumanns-Höhle. Hier aber unterbrach er mich lebhaft und verſicherte: der kurze Weg, den er daran gewendet, gereue ihn ganz eigentlich; ſie habe keineswegs dem Bilde ſich gleichgeſtellt, das er in ſeiner Phantaſie entworfen. Nach dem Vorhergegangenen konnten mich ſolche krankhafte Symptome nicht verdrießen; denn wie oft hatte ich erfahren müſſen, daß der Menſch den Werth einer klaren Wirklichkeit gegen ein trübes Phantom ſeiner düſtern Einbildungskraft von ſich abſtehn? Ebenſo wenig war ich verwundert, als er auf meine Frage, wie er ſich denn die Höhle vorgeſtellt habe, eine Beſchreibung machte, wie kaum der kühnſte Theater-Maler den Vorhof des Plutoniſchen Reichs darzuſtellen gewagt hätte.

Ich verſuchte hierauf noch einige pſychiſche Wendungen als Verſuchsmittel einer zu unternehmenden Kur; ich ward aber mit der Verſicherung, es könne und ſolle ihm Nichts in dieſer Welt genügen, ſo entſchieden abgewieſen, daß mein Innerſtes ſich zuſchloß und ich mein Gewiſſen durch den beſchwerlichen Weg, im Bewußtſein des beſten Willens, völlig befreit und mich gegen ihn von jeder weitern Pflicht entbunden glaubte.

Es war ſchon ſpät geworden, als er mir den zweiten, noch heftigern, mir gleichfalls nicht unbekannten brieflichen Erlaß vorleſen wollte, doch aber meine Entſchuldigung wegen allzu großer Müdigkeit gelten ließ, indem er zugleich eine Einladung auf Morgen zu Tiſche im Namen der Seinigen dringend hinzufügte, wogegen ich mir die Erklärung auf Morgen ganz in der Frühe vorbehielt. Und ſo ſchieden wir friedlich und freundlich; ſeine Perſönlichkeit ließ einen ganz individuellen Eindruck zurück. Er war von mittlerer Größe, ſeine Geſichtszüge hatten nichts Anlockendes, aber auch nicht eigentlich Abſtoßendes; ſein höheres Weſen erſchien nicht unfreundlich, er konnte vielmehr für einen wohlerzogenen, jungen Mann gelten, der ſich in der Stille auf Schulen und Academien zu Lehramt und Lehrfähigkeit vorbereitet hatte.

Heraustretend fand ich den völlig aufgeheiterten Himmel von Sternen blinken, Straßen und Plätze mit Schnee überdeckt, blieb auf einem ſchmalen Steg ruhig ſtehen und beſchaute mir die winternächtliche Welt. Zugleich überdacht' ich das Abenteuer und ſchickte mich feſt entſchloſſen, den jungen Mann nicht wieder zu ſehen. Zu Gelolg Deſſen beſtellt' ich mein Pferd auf Tagesanbruch, übergab ein anonymes, entſchuldigendes Viersilbenbillchen dem Kellner, dem ich zugleich ſo viel Gutes und Wahres von dem jungen Manne, den er mir bekannt gemacht, zu ſagen wußte, welches denn der ge-

Marthe.

Ich bäth' euch länger hier zu bleiben,
Allein es iſt ein gar zu böſer Ort.
Es iſt als hätte niemand nichts zu treiben
Und nichts zu ſchaffen,
Als auf des Nachburn Schritt und Tritt zu gaffen,
Und man kommt in's Gered' wie man ſich immer ſtellt.
Und unſer Pärchen?

Mephiſtopheles.

Iſt den Gang dort aufgeflogen.
Muthwill'ge Sommervögel!

Marthe.

Er ſcheint ihr gewogen.

Mephiſtopheles.

Und ſie ihm auch. Das iſt der Lauf der Welt.

---

wandte Bursche mit eig'ner Zufriedenheit gewiß wohl bewahrt haben mag.

Nun trat ich an dem Nordoſt-Hange des Harzes im grimmigen, mich zur Seite beſtürmenden Stöberwetter, nachdem ich vorher den Rammelsberg, Meſſing-Hütten und die ſonſtigen Anſtalten der Art beſchaut und ihre Weiſe mir eingeprägt hatte, nach Goslar, wovon ich dieß Mal nicht weiter erzähle, da ich mich künftig mit meinen Leſern darüber umſtändlich zu unterhalten hoffe.

Ich wußte nicht, wie viel Zeit verflogen, ohne daß ich Etwas weiter von dem jungen Manne gehört hätte, als unerwartet an einem Morgen mir ein Billet in's Gaſthaus bei Weimar zukam, wodurch er ſich anmeldete. Ich ſchrieb ihm einige Worte dagegen, er werde mir willkommen ſein. Ich erwartete nun einen ſeltſamen Erkennungsauftritt; allein er blieb hereintretend ganz ruhig und ſprach: „Ich bin nicht überraſcht, Sie hier zu finden; die Handſchrift Ihres Billet's rief mir ſo deutlich jene Züge wieder in's Gedächtniß, die Sie, aus Werningerode ſchreibend, mir hinterließen, daß ich keinen Augenblick zweifelte, jenen geheimnißvollen Reiſenden abermals hier zu finden.

Schon dieſer Eingang war erfreulich und es eröffnete ſich ein traulliches Geſpräch, wovon er mir ſeine Lage zu entwickeln trachtete und ich ihm dagegen meine Meinung nicht vorenthielt. Inwiefern ſich ſeine innern Zuſtände wirklich gebeſſert hatten, wäg' ich nicht mehr anzugeben; es mußte aber damit nicht ſo gar ſchlimm ausſehen: denn wir ſchieden nach mehreren Geſprächen friedlich und freundlich, nur daß ich ſein heftiges Begehren nach leidenſchaftlicher Freundſchaft und innigſter Verbindung nicht erwiedern konnte.

Noch eine Zeit lang unterhielten wir ein briefliches Verhältniß; ich kam in den Fall, ihm einige kleine Dienſte zu leiſten, deren er ſich denn auch bei gegenwärtiger Zuſammenkunft dankbar erinnerte, ſowie denn überhaupt das Zuneigungen in jene frühern Tage beiden Theilen einige angenehme Stunden gewährte. Er, nach wie vor immer nur mit ſich ſelbſt beſchäftigt, hatte viel zu erzählen und mitzutheilen. Ihm war geglückt, im Laufe der Jahre ſich den Rang eines geachteten Schriftſtellers zu erwerben, indem er die Geſchichte älterer Philoſophie ernſtlich behandelte, beſonders derjenigen, die ſich zum Geheimniß neigt, woraus er denn die Anlage und Umſtände der Menſchen abzuleiten trachtete. Seine Bücher, die er mir, wie ſie herauskamen, ſendete, hatte ich freilich nicht geleſen; jene Bemühungen lagen zu weit von Demjenigen ab, was mich intereſſirte.

Seine gegenwärtigen Zuſtände fand ich auch keineswegs behaglich: er hatte Sprach- und Geſchichtskenntniſſe, die er, ſo lange verſäumt und abgelehnt, endlich mit wüthender Anſtrengung erſtürmt und durch dieſes geiſtige Unmaß ſein Phyſiſches zerrüttet; zudem ſchienen ſeine ökonomiſchen Umſtände nicht die beſten; wenigſtens erlaubte ſein mäßiges Einkommen ihm nicht, ſich ſonderlich zu pflegen und zu ſchonen. Auch hatte ſich das böſere, jugendliche Treiben nicht ganz ausgleichen können; noch immer ſchien er einem Unerreichbaren nachzuſtreben. Und als die Erinnerung früherer Verhältniſſe endlich erſchöpft war, ſo wollte keine eigentlich frohe Mittheilung Statt finden. Meine gegenwärtige Art zu ſein, konnte faſt noch entfernter von der ſeinigen als jemals angeſehen werden. Wir ſchieden jedoch in dem beſten Vernehmen, aber auch ihn verließ ich in Furcht und Sorge wegen der drangvollen Zeit.

Den verdienten Merkern beſuchte ich gleichfalls, deſſen ſchöne naturhiſtoriſche Kenntniſſe alsbald eine frohere Unterhaltung gewährten. Er zeigte mir manches Bedeutende vor, erzählte mir ſein Werk über die Schlangen und ſo ward ich aufmerkſam auf ſeinen weitern Lebensgang, woraus mir manchen Nutzen erwuchs; denn Das iſt der höchſt erfreuliche Vortheil von Menſchen, daß ein Mal erkannte Perſönlichkeiten und Localitäten unſern Antheil zeitlebens nicht loslaſſen.

Wanderer: Anmerkungen.

Der Fürſtinn angemeldet, hoffte ich gleich den behaglichſten Zuſtand; allein ich ſollte noch vorher eine zeitgemäße Prüfung erdulden: denn auf der Fahrt von mancherlei Hinderniſſen aufgehalten, gelangte ich erſt tief in der Nacht zur Stadt. Ich hielt nicht für ſchicklich, durch einen ſolchen Ueberfall gleich beim Eintritt die Gaſtfreundſchaft in dieſem Grade zu prüfen; ich ſuchte daher an einem Gaſthof, wo mir aber Zimmer und Bette durchaus verſagt wurde; die Emigrirten hatten ſich in Maſſe auch hierher geworfen und jeden Winkel gefüllt. Unter dieſen Umſtänden bedachte ich mich nicht lange und brachte die Stunden auf einem Stuhle in der Wirthsſtube hin, immer noch begnügter als vor Kurzem, da bei'm tückiſchen Regenwetter von Dach und Fach Nichts zu finden war.

Auf dieſe geringe Entbehrung erlöſte ich den andern Morgen das Aeußerſte. Die Fürſtinn ging mir entgegen; ich fand in ihrem Hauſe zu meiner Aufnahme Alles vorbereitet. Das Verhältniß von meiner Seite war rein; ich kannte die Glieder des Cirkels ſolcher genugſam; ich wußte, daß ich in einen frommen, ſittlichen Kreis hereintrat und betrug mich darnach. Von

Dieſe Sammlung hatte die Fürſtinn zum größten Theile entſtehen geſehen. Einſicht, Geſchmack und Liebe daran gewonnen, und beſaß ſie nun als Nachlaß eines abgeſchiedenen Freundes, der in dieſen Schätzen immer als gegenwärtig erſchien.

Hemſterhuis Philoſophie, die Fundamente derſelben, ſeinen Ideen-Gang konnt' ich mir nicht anders zu eigen machen, als wenn ich ſie in meine Sprache überſetzte. Das Schöne und das an demſelben Gefreuliche ſei, ſo ſprach er ſich aus, wenn wir die größte Menge von Vorſtellungen in einem Moment beyſamen erblicken und faſſen. Ich aber mußte ſagen: das Schöne ſei, wenn wir das geſetzmäßig Lebendige in ſeiner größten Thätigkeit und Vollkommenheit ſchauen, wodurch wir, zur Reproduction gereizt, uns gleichfalls lebendig und in höchſte Thätigkeit verſetzt fühlen. Genau betrachtet iſt Eins und Ebendaſſelbe geſagt, nur von verſchiedenen Menſchen ausgeſprochen, und ich enthalte mich, mehr zu ſagen; denn das Schöne iſt nicht ſowohl leitend als verſprechend, dagegen das Hübſche, auf einer Stockung entſtehend, ſelbſt ſtocken macht und Nichts hoffen, begehren und erwarten läßt.

Ich glaubte mir auch den Brief über die Sculptur hiernach meinem Sinne gemäß zu deuten; ferner ſchien mir das Büchlein „Ueber das Begehren" auf dieſem Wege klar. Denn wenn das heftig verlangte Schöne in unſern Beſitz kommt, ſo hält es nicht immer im Einzelnen, was es im Ganzen verſprach; und ſo iſt es offenbar, daß Dasjenige, was uns als Ganzes aufregte, im Einzelnen nicht durchaus befriedigen wird.

Dieſe Betrachtungen waren um ſo bedeutender, als die Fürſtinn ihren Freund heftig nach Kunſtwerken verlangen, aber im Beſitz erkalten geſehen, was er ſo ſcharfſinnig und liebenswürdig in abgemeſſenem Büchlein ausgeführt hatte. Dabei hat man freilich den Unterſchied zu bedenken, ob der Gegenſtand des für ihn empfindenen Enthuſiasmus würdig ſei. Iſt er es, ſo muß Freude und Bewunderung immer daran wachſen, ſich ſtets erneuen; iſt er es nicht ganz, ſo geht das Thermometer um einige Grade zurück und man gewinnet an Einſicht, was man an Vortheil verlor; deßhalb es wohl ganz richtig iſt, daß man Kunſtwerke laſſen müſſe, um ſie kennen zu lernen, damit das Verlangen aufgehoben und der wahre Werth feſtgeſtellt werde. Indeſſen müſſen auch hier Sehnſucht und Befriedigung in einem paſſionirenden Leben miteinander abwechſeln, ſich gegenſeitig ergreifen und loslaſſen, damit der ein Mal Vergegnete nicht aufhöre, zu begehren.

Wie empfänglich die Societät, in der ich mich befand, für ſolche Geſpräche ſein mochte, wird Derjenige am Beſten beurtheilen, der von Hemſterhuis Werken Kenntniß genommen hat, welche, in dieſem Kreiſe entſprungen, ihm auch Leben und Nahrung verdankten.

Zu den geſchnittenen Steinen aber wieder zurückzukehren, war mehrmals höchſt erfreulich; und man mußte Dieß gewiß als einen der ſonderbarſten Fälle anſehen, daß gerade die Mitte des Heidenthums in einem chriſtlichen Hauſe verwahrt und hochgeſchätzt werden ſollte. Ich verſäumte nicht, die ſittlichſten Motive hervorzuheben, die aus dieſen würdigen, kleinen Gebilden dem Auge entgegenſprangen. Auch hier durfte man ſich nicht verläugnen, daß Nachahmung großer, würdiger, älterer Werke, die für uns ewig verloren wären, in dieſen engen Räumen zuverläßig aufgehoben werden, und es fehlte faſt an keiner Art. Der kräftigſte Hercules, mit Epheu bekränzt, durfte ſeinen coloſſalen Urſprung nicht verläugnen; ein großes Medusen-Haupt, ein Bacchus, der ehemals im Mediceiſchen Cabinet verwahrt worden, ältere Opfer und Bacchanalien, und zu allem Dieſem die ſchätzbarſten Portraite von bekannten und unbekannten Perſonen mußten bei wiederholter Betrachtung bewundert werden.

Aus ſolchen Geſprächen, die ungeachtet ihrer Höhe und Tiefe nicht Gefahr liefen, ſich in's Abſtruſe zu verlieren, ſchien eine Vereinigung hervorzugehen, indem jede Verehrung eines würdigen Gegenſtandes immer von einem religiöſen Gefühl begleitet iſt. Doch konnte man ſich nicht verbergen, daß die reinſte chriſtliche Religion mit der wahren bildenden Kunſt immer ſich zwieſpältig befinde, weil jene ſich von der Sinnlichkeit zu entfernen ſtrebt, dieſe von aber das ſinnliche Element als ihren eigentlichſten Wirkungskreis anerkennt und darin beharren muß. In dieſem Geiſte ſchrieb ich nachſtehendes Gedicht augenblicklich nieder:

Unſer, nicht aber das Kind, der Jüngling, der Pflichten verlobte,
Gab im Olympus ſich um, ſtreift und der Ganze gewahrt:
Eine Göttinn erblickt er, vor allen die herrlichſte Göttinn,
Venus Urania war's, und er entbrannte für ſie
Ach, und die Sehnſucht loht, in unterirdiſch nächtlichen Werken,
Und der Vermeſſene hofft ſie im Arme bedrückt.
Da entſtand aus ihnen ein neuer, tückiſcher Dämon,
Der dem Vater den Sinn, Sitte der Mutter verdunkelt;
Immer ſtrebt Du ihn in beſſrer Natur Gemüthlichkeit,
Und ſein ewig treibender Pfeil trifft die Liebe der Kunſt.

Mit dieſem allegoriſchen Glaubensbekenntniß ſchien man nicht ganz unzufrieden; indeſſen blieb es auf ſich ſelbſt beruhen und beide Theile machten ſich's zur Pflicht, von ihren Gefühlen und Ueberzeugungen nur Dasjenige hervorzukehren, was gemeinſam war und zu wechſelſeitiger

Belehrung und Ergetzung ohne Widerſtreit gereichen könnte.

Immer aber konnten die geſchnittenen Steine als ein herrliches Mittelglied eingeſchoben werden, wenn die Unterhaltung irgend lückenhaft zu werden drohte. Ich von meiner Seite konnte freilich nur das Poetiſche ſchätzen, das Motiv ſelbſt, Compoſition, Darſtellung überhaupt beurtheilen und rühmen, dagegen die Freunde dabei noch ganz andere Betrachtungen anzuſtellen gewohnt waren. Denn es iſt für den Liebhaber, der ſolche Kleinodien anſchaffen, den Beſitz zu einer mäßigen Sammlung erheben will, nicht genug zur Sicherheit ſeines Erwerbs, daß er Geiſt und Sinn der köſtlichen Kunſtarbeit einſehe und ſich daran ergetze, ſondern er muß auch äußerliche Kennzeichen zu Hülfe rufen, die für Den, der nicht ſelbſt techniſcher Künſtler im gleichen Fache iſt, höchſt ſchwierig ſein möchten. Hemſterhuis hatte mit ſeinem Freunde Ratter viele Jahre darüber correſpondirt, wovon ſich noch bedeutende Briefe vorfanden. Hier kam nun erſt die Steinart ſelbſt zur Sprache, in welche gearbeitet worden, indem man ſich der einen in frühern, der andern in folgenden Zeiten bedient. Sodann war vor allen Dingen eine größere Aufmerkſamkeit im Auge zu halten, wo man auf bedeutende Zeiten ſchließen konnte, ſowie flüchtige Arbeit bald auf Geiſt, theils auf Unfähigkeit, theils auf Leichtſinn hindeutete, frühere oder ſpätere Epochen zu erkennen gab. Beſonders legte man großen Werth auf die Palme vertiefter Steinen und glaubte darin ein unverwerfliches Zeugniß der beſten Zeiten zu ſehen. Ob aber ein geſchnittener Stein entſchieden antik oder neu ſei, darüber mochte man ſeine feſten Criterien anzugeben; Freund Hemſterhuis habe ſelbſt nur mit Beſtimmung jenes trefflichen Künſtlers ſich über dieſen Punct zu beruhigen gewußt.

Ich konnte nicht verbergen, daß ich hier in ein ganz friſches Feld gerathe, wo ich mich höchſt bedeutend angeſprochen fühle und nur die Kürze der Zeit bedauere, wodurch ich die Gelegenheit mir abgeſchnitten ſehe, meine Augen ſowohl als den innern Sinn auch auf dieſe Bedingungen kräftiger zu richten. Bei einem ſolchen Anlaſſe äußerte ſich die Fürſtin heiter und einfach: ſie ſei geneigt, mir die Sammlung mitzugeben, damit ich ſolche zu Hauſe mit Freunden und Kennern ſtudiren und mich in dieſem bedeutenden Zweige der bildenden Kunſt, mit Zuziehung von Schwefel- und Glasabdrücken, umſehen und beſtärken möchte. Dieſes Anerbieten, das ich für kein leeres Compliment halten durfte und für mich höchſt reizend war, lehnt' ich jedoch dankbarlichſt ab; und ich geſtehe, daß mir im Innern die Art, wie dieſer Schatz aufbewahrt wurde, eigentlich das größte Bedenken gab. Die Ringe waren in einzelnen Fächern, einer allein, zwei, drei, wie es der Zufall gegeben hatte, nebeneinander geſteckt. Es war unmöglich, beim Vorzeigen am Ende zu bemerken, ob wohl einer fehle; wie denn die Fürſtin ſelbſt geſtand, daß einſt in der beſten Geſellſchaft ein Hercules abhanden gekommen, den man erſt ſpäterhin vermißt habe. Sodann ſchien es bedenklich genug, in gegenwärtiger Zeit ſich mit einem ſolchen Werth zu beſchweren und eine höchſt bedeutende, ängſtliche Verantwortung zu übernehmen. Ich ſuchte daher mit der freundlichſten Dankbarkeit die ſchicklichſten, ablehnenden Gründe vorzubringen, welche Einſicht die Freundin wohlwollend in Betracht zu ziehen ſchien, indem ich nun um deſto eifriger die Aufmerkſamkeit auf dieſe Gegenſtände, inſofern es ſich nur einiger Maßen ſchicken wollte, zu lenken ſuchte.

Von meinen Naturbetrachtungen aber, die ich, weil auch wenig Glück für ſie hier am Orte zu hoffen war, eher verheimlichte, war ich doch genöthigt, einige Rechenſchaft zu geben. Von Fürſtenberg brachte zur Sprache, daß es mit Verwunderung, welche beinahe wie Befremden ausſah, hier und da gehört habe, wie ich der Phyſiognomik wegen die allgemeine Knochenlehre ſtudire, wovon ſich doch ſchwerlich irgend eine Beihülfe zu Beurtheilung der Geſichtszüge des Menſchen hoffen laſſe. Nun mocht' ich wohl bei einigen Freunden das für einen Dichter ganz unſchicklich gehaltene Studium der Oſteologie zu entſchuldigen und einiger Maßen einzuleiten, gelaufert haben, ich ſei, wie es denn wirklich auch an Dem war, durch Lavater's Phyſiognomik in dieſes Fach wieder eingeführt worden, da ich in meinen akademiſchen Jahren darin die erſte Bekanntſchaft geſucht hatte. Lavater ſelbſt, der glücklichſte Beſchauer organiſirter Oberflächen, ſah ſich, in Vorausſetzung, daß Muskel- und Hautgehalt und ihre Wirkung von dem entſchiedenen, innern Knochengebäude durchaus abhängen müſſe, getrieben, mehrere Thierſchädel in ſein Werk abbilden zu laſſen und ſelbige mit zu einem ſüchtigen Commentar darüber zu empfehlen. Was ich aber gegenwärtig hiervon wiederholen oder in demſelben Sinne zu Gunſten meines Verfahrens anführen wollte, konnte mir wenig helfen, indem zu jener Zeit ein ſolcher wiſſenſchaftlicher Grund alles weit eblog und man, im augenblicklichen, geſchäftigen Leben befangen, nur den beweglichen Geſichtszügen, und vielleicht gar nur in leidenſchaftlichen Momenten, eine gewiſſe Bedeutung zugeſtand, ohne zu bedenken, daß hier nicht etwa bloß ein regelloſer Schein wirken könne, ſondern daß das Aeußere,

Bewegliche, Veränderliche, als ein wichtiges, bedeutendes Reſultat eines innern entſchiedenen Lebens betrachtet werden müſſe.

Glücklicher als in dieſen Vorträgen war ich in Unterhaltung größerer Geſellſchaft; geiſtliche Männer von Sinn und Verſtand, heranblühende Jünglinge, wohlgeſtaltet und wohlerzogen, an Geiſt und Geſinnung viel verſprechend, waren gegenwärtig. Hier wählte ich unaufgefordert die Römiſchen Kirchenfeſte, Char-Woche und Oſtern, Frohnleichnam und Peter Paul; ſodann zur Erheiterung die Pferderenne, wozu auch andere Hand- und Hofthiere Theil nehmen. Dieſe Feſte waren mir damals nach allen charakteriſtiſchen Einzelnheiten vollkommen gegenwärtig: denn ich ging darauf aus, ein Römiſches Jahr zu ſchreiben, den Verlauf geiſtlicher und weltlicher Oeffentlichkeiten; daher ich denn auch, ſogleich jene Feſte nach einem reinen, hervorzubringenden Eindruck darzuſtellen im Stande, meinen catholiſchen, frommen Zirkel mit meinen vorgeſchauten Bildern ebenſo zufrieden ſah, als die Weltkinder mit dem Carneval. Ja, einer von den Gegenwärtigen, mit den Geſammtverhältniſſen nicht genau bekannt, hatte im Stillen gefragt, ob ich denn wirklich catholiſch ſei. Als die Fürſtinn mir Dieſes erzählte, eröffnete ſie mir noch ein Anderes. Man hatte ihr nämlich vor meiner Ankunft geſchrieben: ſie ſolle ſich vor mir in Acht nehmen; ich wiſſe mich ſo fromm zu ſtellen, daß man mich für religiös, ja für catholiſch halten könne.

Geben Sie mir zu, verehrte Freundinn, rief ich aus, ich ſtelle mich nicht fromm: ich bin es am rechten Orte; mir fällt nicht ſchwer, mit einem klaren, unſchuldigen Blick alle Zuſtände zu beachten und ſie wieder auch ebenſo rein darzuſtellen. Jede Art frohnhafter Verzerrung, wodurch ſich heuchleriſche Menſchen nach eigener Sinnesweiſe an dem Gegenſtande verſündigen, war mir von jeher zuwider. Was mir widerſteht, davon wend' ich den Blick weg; aber Manches, was ich nicht gerade billige, mag ich gern in ſeiner Eigenthümlichkeit erkennen. Da zeigt ſich denn meiſt, daß die Andern ebenſo recht haben, nach ihrer eigenthümlichen Art und Weiſe zu erſcheinen, als ich nach der meinigen. Hierdurch war man denn auch wegen dieſes Punct's aufgeklärt und eine freilich keineswegs zu billigende, feindliche Einmiſchung in unſere Verhältniſſe hatte gerade im Gegentheil, wie ſie Mißtrauen erregen wollte, Vertrauen erregt.

In einer ſolchen zarten Umgebung wär' es nicht möglich geweſen, herb' oder unfreundlich zu ſein; im Gegentheil fühlt' ich mich milder als ſeit langer Zeit, und es hätte mir wohl kein größeres Glück begegnen können, als daß ich nach dem ſchrecklichen Kriegs- und Flüchtweſen endlich wieder fromme, menſchliche Sitte auf mich einwirken fühlte.

Einer ſo edeln, guten, ſittlich-freien Geſellſchaft war ich jedoch in einem Puncte ungefällig, ohne daß ich ſelbſt weiß, wie es zugegangen iſt. Ich war wegen eines glücklichen, freien, bedeutenden Vortrages berühmt; man wünſchte, mich zu hören: und da man wußte, daß ich die Louiſe von Voß, wie ſie im November-Heft des Mercur 1784 erſchienen war, leidenſchaftlich verehrte und ſie gerne vortrug, ſpielte man darauf an, ohne zudringlich zu ſein; man legte das Mercur-Stück unter den Spiegel und ließ mich gewähren. Und nun weiß' ich nicht zu ſagen, was mich abhielt; mir war wie Sinn und Lippe verſiegelt, ich konnte das Heft nicht aufnehmen, mich nicht entſchließen, eine Pauſe des Geſprächs zu meiner und der Andern Freude zu unterbrechen; die Zeit ging hin und ich wunderte mich noch über dieſe unerklärliche Verſtocktheit.

Der Tag des Abſchieds nahte heran; man mußte doch ſich ein Mal trennen. „Nun," ſagte die Fürſtinn, „hier gilt keine Widerrede! Sie müſſen die geſchnittenen Steine mitnehmen; ich verlange es." Als ich aber meine Weigerung auf das Höflichſte und Freundlichſte feſthielt, ſagte ſie zuletzt: „So muß ich Ihnen denn eröffnen, warum ich es fordere. Man hat mir abgerathen, Ihnen dieſen Schatz anzuvertrauen; und eben deßwegen will ich, muß ich es thun: man hat mir vorgeſtellt, daß ich Sie doch auf dieſen Grad nicht kenne, um auch in einem ſolchen Falle von Ihnen ganz gewiß zu ſein. Darauf habe ich", fuhr ſie fort, „erwidert: Glaubt Ihr denn nicht, daß der Begriff, den ich von ihm habe, mir lieber ſei als dieſe Steine? Sollt' ich die Meinung von ihm verlieren, ſo mag dieſer Schatz auch hinterdrein gehen." Ich konnte nun weiter Nichts erwiedern, indem ſie durch eine ſolche Aeußerung in eben dem Grad mich zu ehren und zu verpflichten wußte. Jedes übrige Hinderniß räumte ſie weg; vorhandene Schwefelabgüſſe, catalogirt, waren zu Controle, ſollte ſie nöthig befunden werden, in einem ſaubern Käſtchen mit den Originalien eingepackt, und ein ſehr kleiner Raum faßte bald leicht transportable Schätze.

So nahmen wir freundlichen Abſchied, ohne jedoch ſogleich zu ſcheiden; die Fürſtinn lüdigte mir an, ſie wolle mich auf die nächſte Station begleiten, ſetzte ſich zu mir im Wagen; der übrige folgte. Die bedeutenden Puncte des Lebens und der Lehre kamen abermals zur Sprache: ich wiederholte mild und ruhig mein gewöhnliches Credo; auch ſie verharrte bei dem ihrigen. Jedes ging von ſeinem Wege nach

Hause, sie mit dem nachgesandten Wunsche, mich, wo nicht hier, doch dort wieder zu sehen.

Diese Abschieds-Formel wohlmeinender, freundlicher Katholiken war mir nicht fremd noch zuwider; ich hatte sie oft bei vorübergehenden Bekanntschaften in Bädern und sonst meist von wohlwollenden, mir freundlich zugethanen Geistlichen vernommen: und ich sehe nicht ein, warum ich irgend Jemandem versagen sollte, der wünscht, mich in seinen Kreis zu ziehen, wo sich nach seiner Ueberzeugung ganz allein ruhig leben und, einer ewigen Seligkeit versichert, ruhig sterben läßt.

Durch Vorsorge, auf Anregung der edeln Freundinn, wird ich von dem Postmeister nicht allein rasch gefördert, sondern auch durch Laufzettel weiter angemeldet und empfohlen, welches angenehm und höchst nothwendig war. Denn ich hatte bei schöner, freundschaftlicher, friedlicher Unterhaltung vergessen, daß Kriegsfurcht mir nachdräue; und leider fand ich unterwegs die Schaar der Emigranten, die sich immer weiter nach Deutschland hineindrängte und gegen welche die Postillone ebenso wenig als am Rhein gütig gesinnt waren. Gar oft kriegt' ich derbaften Weg, man fuhr bald hüben, bald drüben, begegnete und kreuzte sich. Heidegebüsch und Gesträuche, Morgenkümpfen, Sand, Moor und Binsen, Eins so unbequem und unerfreulich wie das Andere. Auch ohne Leidenschaftlichkeit ging es nicht ab.

Ein Wagen blieb stecken; Paul sprang geschwind herab und zu Hülfe; er glaubte, die schönen Französinnen, die er in Düsseldorf in den traurigsten Umständen wieder angetroffen, seien abermals im Falle, seines Beistandes zu bedürfen. Die Dame hatte ihren Gemahl nicht wieder gefunden und war, in dem Strudel des Unheils mit fortgerissen und gedrängt, endlich über den Rhein gewiesen worden.

Hier aber in dieser Wüste erschien sie nicht; einige alte, ehrwürdige Damen forderten unsere Theilnahme. Als aber unser Postillon halten und mit seinen Pferden dem dortigen Wagen zu Hülfe kommen sollte, weigerte er sich trotzig und sagte: wir sollten nur zu unserm eignen, mit Silber und Gold genugsam beschwerten Wagen ernstlich sehen, damit wir nicht etwa stecken blieben oder umgeworfen würden; denn ob er es gleich mit uns redlich meine, so hätt' er doch in dieser Wüstenei für Nichts.

Glücklicher Weise, unser Gewissen zu beschwichtigen, hatte sich eine Anzahl Westphälischer Bauern um jenen Wagen versammelt und gegen ein bedungenes gutes Trinkgeld ihn wieder auf den fahrbaren Weg gebracht.

An unserm Fuhrwerk war freilich das Eisen das Schwerste, und der kostbare Schatz, den wir mit uns schleppten, so leicht, um in einer leichten Chaise nicht bemerkt zu werden. Wie lebhaft wünscht' ich mir mein Böhmisches Fuhrwerk herbei! Gleichwohl gab mir jenes Vorurtheil, welches wichtige Schätze bei uns voraussetzte, doch immer eine Art von Unruhe. Wir hatten bemerkt, daß ein Postillon dem andern die Notiz von Ueberschwere des Wagens und die Vermuthung von Geld und Kostbarkeiten jederzeit überlieferte. Nun aber wurden wir wegen vorausgeschickter Postzettel, deren richtige Stunde wir ohnehin des schlechten Wetters wegen nicht einhielten, auf jeder Station eilig vorwärtsgedrängt und ganz eigentlich in die Nacht hinausgestoßen, da uns denn wirklich der bängliche Fall begegnete, daß der Postillon in bösester Nacht schwur, er könne das Ding nicht weiter fortbringen, und an einer einsamen Wallfahrtskirche hielt, deren Lage, Bauart und Bewohner schon bei'm hellsten Sonnenschein hätten Schaudern erregen können. Der Tag, selbst der graueste, war dagegen erquicklich; man rief das Andenken der Freunde hervor, bei denen man vor Kurzem so traurliche Stunden zugebracht; man musterte sie mit Achtung und Liebe, belehrte sich an ihren Eigenheiten und erbaute sich an ihren Vorzügen. Wie aber die Nacht wieder hereinbrach, da fühlte man sich schon wieder von allen Sorgen umhüllt in einem kummervollen Zustand. Wie bäßer aber auch in der letzten und schwärzesten aller Nächte meine Gedanken mochten gewesen sein, so wurden sie auf ein Mal wieder aufgehellt, als ich in das „mit hundert und aber hundert Lampen erleuchtete Cassel hineinsahe. Bei diesem Anblick entwickelten sich vor meiner Seele alle Vortheile eines bürgerlich städtischen Zusammenseins, die Wohlhabigkeit eines jeden Einzelnen in seiner von innen erleuchteten Wohnung und die behaglichen Anstalten zur Aufnahme der Fremden. Diese Heiterkeit jedoch ward mir für einige Zeit getrübt, als ich auf dem prächtigen, tagreichen Königsplatze an dem wohlbekannten Gasthofe anfuhr; der anmeldende Diener schrie zurück mit der Erklärung, es sei kein Platz zu haben. Als ich aber nicht weichen wollte, trat ein Kellner sehr höflich an den Schlag und bat in schönen Französischen Phrasen um Entschuldigung, da es nicht möglich sei, mich aufzunehmen. Ich erwiderte darauf in gutem Deutsch, wie ich mich wundern müsse, daß in einem so großen Gebäude, dessen Raum ich gar wohl kenne, einem Fremden in der Nacht die Aufnahme verweigert werden wolle. „Sie sind ein Deutscher," rief er aus; „das ist ein Unterer!" Und sogleich ließ er den Postillon in das Hofthor hereinfahren. Als er mir ein schickliches Zimmer angewiesen, ver-

ſetzte er: er ſei feſt entſchloſſen, keinen Emigranten mehr aufzunehmen; ihr Betragen ſei höchſt anmaßend, die Bezahlung knauſerig; denn mitten in ihrem Elend, da ſie nicht wüßten, wo ſie ſich hinwenden ſollten, betrügen ſie ſich noch immer, als hätten ſie von einem eroberten Lande Beſitz genommen. So ſchied ich nun in gutem Frieden und fand auf dem Wege nach Eiſenach weniger Zudrang der ſo häufig und unverſehens herangetriebenen Gäſte.

Meine Ankunft in Weimar ſollte auch nicht ohne Abenteuer bleiben; ſie ereignete ſich nach Mitternacht und gab Anlaß zu einer Familien-Scene, welche wohl in irgend einem Roman die tiefſte Finſterniß erhellen und erheitern würde.

Nun fand ich das von meinem Fürſten mir beſtimmte, erneuerte, wohleingerichtete Haus ſchon meiſtens bewohnbar, ohne daß mir die Freude ganz verſagt geweſen wäre, bei dem Ausbau mit- und einzuwirken. Die Meinigen entgegneten mir munter und geſund; und als es an ein Erzählen ging, contraſtirte freilich der heitere, ruhige Zuſtand, in welchem ſie die aus Werken geſammelten Schätze genoſſen, mit demjenigen, worin wir, die ſie in paradieſiſchen Zuſtänden glaubten, mit aller denkbaren Noth zu kämpfen hatten. Unſer ſtiller, häuslicher Kreis war nun um ſo reicher und froher abgeſchloſſen, indem Heinrich Meyer zugleich als Hausgenoſſe, Künſtler, Kunſtfreund und Mitarbeiter zu den Unſerigen gehörte und an allem Beiſprechen ſowie an allem Wirkſamen lebhaften Antheil nahm.

Das Weimar'ſche Theater beſtand ſeit dem Mai 1791; es hatte ſowohl den Sommer genannten Jahres als auch den des laufenden in Lauchſtädt zugebracht und ſich durch Wiederholung damals gangbarer, meiſt bedeutender Stücke ſchon ziemlich gut zuſammengeſpielt. Ein Theil der Bellomo'ſchen Geſellſchaft, alſo ſchon untereinander gewohnter Perſonen, gab den Grund; andere theils ſchon brauchbare, theils verſprechende Glieder füllten ſchicklich und gewöhnlich die entſtandenen Lücken.

Man kann ſagen, daß es damals noch ein Schauſpielerhandwerk gab, wodurch befähigte Glieder entfernter Theater gar bald in Einklang geſetzt, beſonders wenn man ſo glücklich war, für die Recitation Nieder-Deutſche, für den Geſang Ober-Deutſche herbeizuziehen; und ſo konnte das Publicum für den Anfang gar wohl zufrieden ſein. Da ich Theil an der Direction genommen, ſo war es mir eine unterhaltende Beſchäftigung, gelind zu verſuchen, auf welchem Wege das Unternehmen weiter gerückt werden könnte. Ich ſah gar bald, daß eine gewiſſe Technik aus Nachahmung, Gleichſtellung mit Andern und Routine hervorgehen konnte; allein es fehlte durchaus an Dem, was ich Grammatik nennen dürfte, die doch erſt zum Grunde liegen muß, ehe man zu Rhetorik und Poeſie gelangen kann. Da ich auf dieſen Gegenſtand zurückzukehren gedenke und ihn vorläufig nicht gern zerſtückeln möchte: ſo ſage ich nur ſo viel, daß ich eben jene Technik, welche ſich Alles aus Ueberlieferung aneignet, zu ſtudiren und auf ihre Elemente zurückzuführen ſuchte, und Das, was mir klar geworden, in einzelnen Fällen, ohne auf ein Allgemeines hinzuweiſen, beobachten ließ.

Was mir bei dieſem Unternehmen aber beſonders zu Statten kam, war der damals überhand nehmende Natur- und Converſations-Ton, der zwar höchſt lebenswerth und erfreulich iſt, wenn er als vollendete Kunſt, als eine zweite Natur hervortritt, nicht aber, wenn ein Jeder glaubt, nur ſein eigenes, nacktes Weſen beizugeben zu dürfen, um etwas Beifallwürdiges darzubieten. Ich aber benutzte dieſen Trieb zu meinen Zwecken, indem ich gar wohl zufrieden ſein konnte, wenn das angeborne Naturell ſich mit Freiheit hervorthat, um ſich nach und nach durch gewiſſe Regeln und Anordnungen einer höhern Bildung entgegen führen zu laſſen. Doch darf ich hiervon nicht weiter ſprechen, weil, was gethan und geleiſtet worden, ſich erſt nach und nach aus ſich ſelbſt entwickelte und alſo hiſtoriſch dargeſtellt werden möchte.

Umſtände jedoch, die für das neue Theater ſich höchſt günſtig hervorthaten, muß ich hierſelbſt aufführen. Iffland und Kotzebue blühten in ihrer beſten Zeit, ihre Stücke, natürlich und faßlich, die einen gegen ein bürgerlich rechtliches Behagen, die andern gegen eine lockere Sittenfreiheit hingewendet; beide Richtungen waren dem Tage genau und erhielten ſtrenge Theilnahme; mehrere noch als Manuſcript ergötzten durch den lebendigen Duft des Augenblicks, den ſie mit ſich brachten. Schröder, Voß, Ziegler, glücklich energiſche Talente, lieferten bedeutenden Beitrag; Beckmann und Jünger, ebenfalls gleichwirkig, gaben anſprechlich einer bequemen Fröhlichkeit Raum. Hagemann und Hagemeiſter, Talente, die ſich auf die Länge nicht halten konnten, arbeiteten gleichfalls für den Tag und waren, wo nicht bewundert, doch als neu geſchont und willkommen. Dieſe lebendige, ſich im Kreiſe herumtreibende Maſſe ſuchte man mit Shakeſpeare, Gozzi und Schiller gehaltiger zu erheben; man verließ die bisherige Art, nur Neues zum nächſten Verluſt einzuſtudiren; man war ſorgfältig in der Wahl und bereitete ſchon ein Repertorium vor, welches viele Jahre gehalten hat. Aber auch dem Manne, der uns dieſe Anſtalt gründen half, müſſen wir eine dankbare Er-

innerung nicht schuldig bleiben. Es war J. J. Fischer, ein Schauspieler in Jahren, der sein Handwerk verstand, mäßig, ohne Leidenschaft, mit seinem Zustande zufrieden, sich mit einem beschränkten Rollenfache begnügend. Er brachte mehrere Schauspieler von Prag mit, die in seinem Sinne wirkten und wußte die einheimischen gut zu behandeln, wodurch ein innerer Friede sich über das Ganze verbreitete.

Was die Oper anlangt, so kamen uns die Dittersdorf'schen Arbeiten auf das Beste zu Statten. Er hatte mit glücklichem Naturell und Humor für ein fürstliches Privat-Theater gearbeitet, wodurch seinen Productionen eine gewisse leichte Behaglichkeit zu Theil ward, die auch uns zu Gute kam, weil wir unser neues Theater als eine Liebhaberbühne zu betrachten die Klugheit hatten. Auf den Text, im rhythmischen und prosaischen Sinne, wendete man viel Mühe, um ihn dem Ober-Sächsischen Geschmack mehr anzueignen; und so gewann diese leichte Waare Beifall und Abgang.

Die aus Italien wiedergekehrten Freunde bemühten sich, die leichtern Italienischen Opern jener Zeit, von Paisiello, Cimarosa, Guglielmi und Andern, herüberzuführen, wo denn zuletzt auch Mozart's Geist einzuwirken anfing. Denke man sich, daß von diesem Allen Wenig bekannt, gar Nichts abgedruckt war: so wird man gestehen, daß die Anfänge des Weimar'schen Theaters mit den jugendlichen Zeiten des Deutschen Theaters überhaupt oder zugleich eintraten und Vortheile genießen, die offenbar zu einer natürlichen Entwickelung uns selbst den reinsten Anlaß geben mußten.

Um nun aber auch Genuß und Studium der anvertrauten Gemmen-Sammlung vorzubereiten und zu sichern, ließ ich gleich zwei zierliche Ringkästchen verfertigen, worin die Steine, mit einem Blick übersehbar, nebeneinander standen, so daß irgend eine Lücke sogleich zu bemerken gewesen wäre; worauf alsdann Schwefel- und Gypsabgüsse in Mehrzahl verfertigt und der Prüfung durch stark vergrößernde Linsen unterworfen wurden, auch vorhandene Abdrücke älterer Sammlungen vorgesucht und zu Rathe gezogen. Wir bemerkten wohl, daß hier für uns das Studium der geschnittenen Steine zu gründen sei; wie groß aber die Vergünstigung der Freundin gewesen, wurde erst nach und nach eingesehen.

Das Resultat mehrjähriger Betrachtung sei deßhalb hier eingeschaltet, weil wir wohl schwerlich unsere Aufmerksamkeit sobald wieder auf diesen Punct wenden dürften.

Aus innern Gründen der Kunst sahen sich die Weimar'schen Freunde berechtigt, wo nicht alle, doch bei weitem die größte Anzahl dieser geschnittenen Steine für ächt antike Kunstdenkmale zu halten, und zwar fanden sich mehrere darunter, welche zu den vorzüglichsten Arbeiten dieser Art gerechnet werden durften. Einige zeichneten sich dadurch aus, daß sie als wirklich identisch mit ältern Schwefel-Pasten angesehen werden mußten; mehrere bemerkte man, deren Darstellung mit andern antiken Gemmen zusammentraf, die aber deßwegen immer noch für ächt gelten konnten. In den größten Sammlungen kommen wiederholte Vorstellungen vor, und man würde sehr irren, die einen als Original, die andern als moderne Copien anzusprechen.

Immer müssen wir dabei die edle Kunsttreue der Alten im Sinne tragen, welche die ein Mal glücklich gelungene Behandlung eines Gegenstandes nicht oft genug wiederholen konnte. Jene Künstler hielten sich für Original genug, wenn sie einen originellen Gedanken auffaßten und ihn auf ihre Weise wieder darzustellen fähigkeit und Fertigkeit empfanden. Mehrere Steine zeigten sich auch mit eingeschnittenen Künstlernamen, worauf man seit Jahren großen Werth gelegt hatte. Eine solche Zuthat ist wohl immer merkwürdig genug, doch bleibt sie meist problematisch; denn es ist möglich, daß der Stein alt und der Name neu eingeschnitten sei, um dem Vortrefflichen noch einen Beiwerth zu verleihen.

Ob wir uns nun gleich hier, wie billig, alles Catalogirens enthalten, da Beschreibung solcher Kunstwerke ohne Nachbildung wenig Begriff gibt, so unterlassen wir doch nicht, von den vorzüglichsten einige allgemeine Andeutungen zu geben.

Kopf des Hercules. Bewundernswürdig in Betracht des edeln, freien Geschmacks der Arbeit, und noch mehr zu bewundern in Hinsicht auf die herrlichen Ideal-Formen, welche mit keinem der bekannten Hercules-Köpfe ganz genau übereinkommen und eben dadurch die Merkwürdigkeit dieses köstlichen Denkmals noch vermehren helfen.

Brustbild des Bachus. Arbeit, wie auf den Stein gehaucht, und in Hinsicht auf die idealen Formen einer der edelsten antiken Werke. Es finden sich in verschiedenen Sammlungen mehrere diesem ähnliche Stücke und zwar, wenn wir uns recht erinnern, sowohl hoch als tief geschnitten; doch ist uns noch keines bekannt geworden, welches vor dem gegenwärtigen den Vorzug verdiente.

Faun, welcher einer Bacchantin das Gewand rauben will. Vortreffliche und auf alten Monumenten mehrmals vorkommende Composition, ebenfalls gut gearbeitet.

Eine umgestürzte Leier, deren Hörner zwei

Delphine darſtellen; der Körper aber, wenn man will, der Fuß, Amor's Haupt mit Roſen bekränzt; zu derſelben iſt Bacchus Panther, in der Vorderpfote den Thyrſus-Stab haltend, zierlich gruppirt. Die Ausführung dieſes Steins befriedigt den Kenner; und wer zarte Bedeutung liebt, wird gleichfalls ſeine Rechnung finden.

Maske mit großem Bart und weit geöffnetem Mund; eine Epheuranke umſchlingt die kahle Stirn. In ſeiner Art mag dieſer Stein einer der allervorzüglichſten ſein; und eben ſo ſchätzbar iſt auch

Eine andere Maske mit langem Bart und zierlich aufgebundenen Haaren; ungewöhnlich tief gearbeitet.

Venus tränket den Amor. Eine der lieblichſten Gruppen, die man ſehen kann, geiſtreich behandelt, doch ohne großen Aufwand von Fleiß.

Cybele, auf dem Löwen reitend, tief geſchnitten; ein Werk, welches als vortrefflich den Liebhabern durch Abdrücke, die faſt in allen Paſten-Sammlungen zu finden ſind, genugſam bekannt iſt.

Gigant, der einen Greif aus ſeiner Felſenhöhle hervorzieht. Ein Werk von ſehr vielem Kunſtverdienſt und als Darſtellung vielleicht ganz einzig. Die vergrößerte Nachbildung deſſelben finden unſere Leſer vor dem Voß'ſchen Programm zu der Jenaiſchen A. L. Z. 1804. IV. Band.

Behelmter Kopf im Profil, mit großem Bart. Vielleicht iſt's eine Maske; indeſſen hat ſie im Geringſten nichts Carricatur-Artiges, ſondern ein gedrungenes, heldenmäßiges Angeſicht und iſt vortrefflich gearbeitet.

Homer, als Perme, faſt ganz von vorne dargeſtellt und ſehr tief geſchnitten. Der Dichter erſcheint hier jünger als gewöhnlich, kaum im Anfange des Greiſenalters; daher dieſes Werk nicht allein von Seiten der Kunſt, ſondern auch des Gegenſtandes wegen ſchätzbar iſt.

In Sammlungen von Abdrücken geſchnittener Steine wird oftmals der Kopf eines ehrwürdigen, bejahrten Mannes mit langem Bart und Haaren angetroffen, der (jedoch ohne daß Gründe dafür angegeben werden) das Bildniß des Ariſtophanes ſein ſoll. Ein ähnlicher, nur durch unbedeutende Abweichungen von jenem ſich unterſcheidender Kopf iſt in unſerer Sammlung anzutreffen und in der That eins der beſten Stücke.

Das Profil eines Unbekannten iſt vermuthlich über den Augenbrunnen abgebrochen gefunden und in neuerer Zeit wieder zum Ringſtein zugeſchliffen worden. Großartiger und lebensvoller haben wir die menſchliche Geſtalt auf dem kleinen Raum einer Gemme dargeſtellt geſehen, ſelten den Fall, wo der Künſtler ein ſo unbeſchränktes Vermögen zeigte. Von ähnlichem Gehalt iſt auch

Der ebenfalls unbekannte Portrait-Kopf mit übergezogener Löwenhaut; derſelbe war auch ſowie der vorige über dem Auge abgebrochen, allein das Fehlende iſt mit Gold ergänzt.

Kopf eines bejahrten Mannes von gedrungenem, kräftigem Character, mit kurzgeſchornen Haaren; außerordentlich geiſtreich und meiſterhaft gearbeitet; beſonders iſt die kühne Behandlung des Bart's zu bewundern und vielleicht einzig in ihrer Art.

Männlicher Kopf oder Bruſtbild ohne Bart, um das Haar eine Binde gelegt, das reichgefaltete Gewand auf der rechten Schulter geheftet. Es iſt ein geiſtreicher, kräftiger Ausdruck in dieſem Werk, und Züge, wie man gewohnt iſt, dem Julius Cäſar zuzuſchreiben.

Männlicher Kopf ebenfalls ohne Bart, die Toga, wie bei Opfern gebräuchlich war, über das Haupt gezogen. Außerordentlich viel Wahrheit und Character iſt in dieſem Geſicht, und kein Zweifel, daß die Arbeit ächt alt und aus den Zeiten der erſten Römiſchen Kaiſer ſei.

Bruſtbild einer Römiſchen Dame; um das Haupt doppelte Flechten von Haaren gewunden, das Ganze bewunderungswürdig fleißig ausgeführt, und in Hinſicht des Character's voll Wahrheit, Behaglichkeit, Naivetät, Leben.

Kleiner behelmter Kopf, mit ſtarkem Bart und kräftigem Character, ganz von vorne dargeſtellt und ſchätzbare Arbeit.

Eines neuern vortrefflichen Steines gedenken wir zum Schluſſe, des Haupts der Meduſe in dem herrlichſten Carneol. Es iſt ſolches der bekannten Meduſe des Socles vollkommen ähnlich und geringe Abweichungen kaum zu bemerken. Allerdings eine der vortrefflichſten Nachahmungen antiker Werke; denn für eine ſolche möchte er ungeachtet ſeiner großen Vorzüge doch zu halten ſein, da die Behandlung etwas weniger Freiheit hat und überdieß ein unter dem Abſchnitt des Halſes angebrach'ſ N doch wohl auf eine Arbeit von Natter ſelbſt ſchließen läßt.

An dieſem Wenigen werden wahre Kunſtkenner den hohen Werth der gepriſenen Sammlung zu ahnen vermögen. Wo ſie ſich gegenwärtig befindet, iſt uns unbekannt; vielleicht erhielte man hierüber einige Nachricht, die einen reichen Kunſtfreund wohl anreizen könnte, dieſen Schatz, wenn er verkäuflich iſt, ſich zuzueignen.

Die Weimar'ſchen Kunſtfreunde zogen, ſo lange dieſe Sammlung in ihren Händen war, allen möglichen Vortheil daraus. Schon in dem laufenden Winter gab ſie der geiſtreichen Geſellſchaft, welche ſich um die Herzogin Amalie

zu vereinigen pflegte, ausgezeichnete Unterhaltung. Man ſuchte ſich in dem Studium geſchnittener Steine zu begründen, wobei uns das Wohlwollen der trefflichen Beſitzerinn ſehr zu Statten kam, indem ſie uns mehrere Jahre dieſen Genuß gönnte. Doch ergetzte ſie ſich kurz vor ihrem Ende noch an der ſchönen, anſchaulichen Ordnung, worin ſie die Ringe in zwei Käſtchen auf ein Mal, wie ſie ſolche nie geſehen, vollſtändig gereiht wieder erblickte und alſo des geſchenkten, großen Vertrauens ſich edelmüthig zu erfreuen hatte.

Auch nach einer andern Seite wendeten ſich unſere Kunſtbetrachtungen. Ich hatte die Farben genugſam in unterſchiedenen Lebensverhältniſſen beobachtet und ſah die Hoffnung, auch endlich ihre Kunſt-Harmonie, welche zu ſuchen ich eigentlich ausgegangen war, zu finden. Freund Meyer entwarf verſchiedene Compoſitionen, wo man ſie theils in einer Reihe, theils in Gegenſatz zu Prüfung und Beurtheilung aufgeſtellt ſah.

Am klarſten ward ſie bei einfachen landſchaftlichen Gegenſtänden, wo der Lichtſeite immer das Gelbe und Gelbrothe, der Schattenſeite das Blaue und Blaurothe zugetheilt werden mußte, aber wegen Mannigfaltigkeit der natürlichen Gegenſtände gar leicht durch's Braungrüne und Blaugrüne zu vermitteln. Auch hatten hier ſchon große Meiſter durch Beiſpiel gewirkt, mehr als im Hiſtoriſchen, wo der Künſtler bei Wahl der Farben zu den Gewändern ſich ſelbſt überlaſſen bleibt und in ſolcher Verlegenheit nach Herkommen und Ueberlieferung greift, ſich auch wohl durch irgend eine Bedeutung verführen läßt und dadurch von wahrer harmoniſcher Darſtellung öfters abgeleitet wird.

Von ſolchen Studien bildender Kunſt fühle ich mich denn doch gedrungen, wieder zum Theater zurückzukehren und über mein eigenes Verhältniß zu demſelben einige Betrachtungen anzuſtellen, welches ich erſt zu vermeiden wünſchte. Man ſollte denken, es ſei die beſte Gelegenheit geweſen, für das neue Theater und zugleich für das Deutſche überhaupt, als Schriftſteller auch Etwas von meiner Seite zu leiſten; denn genau beſehen lag zwiſchen obengenannten Autoren und ihren Productionen noch mancher Raum, der gar wohl hätte ausgefüllt werden können; es gab zu natürlich einfacher Behandlung noch vielfältigen Stoff, den man nur hätte aufgreifen dürfen.

Um aber ganz deutlich zu werden, gedenk' ich meiner erſten dramatiſchen Arbeiten, welche, der Weltgeſchichte angehörig, zu ſehr in's Breite gingen, um bühnenhaft zu ſein; meine letzten, dem tiefſten innern Sinn gewidmet, fanden bei ihrer Erſcheinung wegen allzu großer Gebundenheit wenig Eingang. Indeſſen hatte ich mir eine gewiſſe mittlere Technik eingeübt, die etwas mäßig Erfreuliches dem Theater hätte verſchaffen können; allein ich vergriff mich im Stoff, oder vielmehr ein Stoff überwältigte meine innere ſittliche Natur, der allerwiderſpenſtigſte, um dramatiſch behandelt zu werden.

Schon im Jahre 1785 erſchreckte mich die Halsbandsgeſchichte wie das Haupt der Gorgone. Durch dieſes unerhört frevelhafte Beginnen ſah ich die Würde der Majeſtät untergraben, ſchon im Voraus vernichtet, und alle Folgeſchritte von dieſer Zeit an beſtätigen leider allzu ſehr die furchtbaren Ahnungen. Ich trug ſie mit mir nach Italien und brachte ſie noch geſchärfter wieder zurück. Glücklicher Weiſe ward mein Taſſo noch abgeſchloſſen; aber alsdann nahm die weltgeſchichtliche Gegenwart meinen Geiſt völlig ein.

Mit Verdruß hatte ich viele Jahre die Betrügereien kühner Phantaſten und abſichtlicher Schwärmer zu verwünſchen Gelegenheit gehabt und mich über die unbegreifliche Verblendung vorzüglicher Menſchen bei ſolchen frechen Zudringlichkeiten mit Widerwillen verwundert. Nun lagen die directen und indirecten Folgen ſolcher Narrheiten als Verbrechen und Halbverbrechen gegen die Majeſtät vor mir, alle zuſammen wirkſam genug, um den ſchönſten Thron der Welt zu erſchüttern.

Mir aber einigen Troſt und Unterhaltung zu verſchaffen, ſuchte ich dieſem Ungeheuern eine heitere Seite abzugewinnen; und die Form der comiſchen Oper, die ſich mir ſchon ſeit längerer Zeit als eine der vorzüglichſten dramatiſchen Darſtellungsweiſen empfohlen hatte, ſchien auch ernſtern Gegenſtänden nicht fremd, wie an König Theodor zu ſehen geweſen. Und ſo wurde denn jener Gegenſtand rhythmiſch bearbeitet, die Compoſition mit Reichardt verabredet, wovon denn die Anlagen einiger tüchtigen Baß-Arien bekannt geworden; andere Muſik-Stücke, die außer dem Contert keine Bedeutung hatten, blieben zurück und die Stelle, von der man ſich die meiſte Wirkung verſprach, kam auch nicht zu Stande. Das Geiſterſehen in der Cryſtall-Kugel vor dem ſchlafend weiſſagenden Cophtha ſollte als blendendes Final vor allen glänzen.

Aber da waltete kein froher Geiſt über dem Ganzen; es gerieth in Stocken, und um nicht alle Mühe zu verlieren, ſchrieb ich ein proſaiſches Stück, zu deſſen Haupt-Figuren ſich wirklich analoge Geſtalten in der neuen Schauſpielergeſellſchaft vorfanden, die denn auch in der ſorgfältigſten Aufführung das Ihrige leiſteten.

Aber eben deſwegen, weil das Stück ganz trefflich geſpielt wurde, machte es einen um deſto widerwärtigern Effect. Ein furchtbarer

Ein Gartenhäuschen.

Margarethe springt herein, steckt sich hinter die Thür, hält die Fingerspitze an die Lippen, und guckt durch die Ritze.

Margarethe.

Er kommt!

Faust kommt.

Ach Scheim, so neckst du mich!
Treff' ich dich!

Er küßt sie.

Margarethe

ihn fassend und den Kuß zurück gebend.

Bester Mann! Von Herzen lieb' ich dich!

Mephistopheles klopft an.

Faust stampfend.

Wer da?

Mephistopheles.

Gut Freund!

Faust.

Ein Thier!

und zugleich abgeſchmackter Stoff, kühn und ſchonungslos behandelt, ſchreckte Jedermann, kein Herz klang an; die faſt gleichzeitige Nähe des Vorbildes ließ den Eindruck noch greller empfinden. Und weil geheime Verbindungen ſich ungeſtört behandelt glaubten, ſo fühlte ſich ein großer reſpectabler Theil des Publicum's entfremdet, ſowie das weibliche Zartgefühl ſich vor einem verwegenen Liebesabenteuer entſetzte.

Ich war immer gegen die unmittelbare Wirkung meiner Arbeiten gleichgiltig geweſen und ſah auch dieß Mal ganz ruhig zu, daß dieſe letzte, an die ich ſo viel Jahre gewendet, keine Theilnahme fand; ja ich ergetzte mich an einer heimlichen Schadenfreude, wenn gewiſſe Menſchen, die ich dem Betrug oft genug ausgeſetzt geſehen, kühnlich verſicherten, ſo grob könne man nicht betrogen werden.

Aus dieſem Ereigniß zog ich mir jedoch keine Lehre; Das, was mich innerlich beſchäftigte, erſchien mir immerfort in dramatiſcher Geſtalt; und wie die Halsbandsgeſchichte als bäſere Vorbedeutung, ſo ergriff mich nunmehr die Revolution ſelbſt als die gräßlichſte Erfüllung. Den Thron ſah ich geſtürzt und zerſplittert, eine große Nation aus ihren Fugen gerückt und nach unſerm unglücklichen Feldzug offenbar auch die Welt ſchon aus ihren Fugen.

Indem mich nun dieß Alles in Gedanken bedrängte, beängſtigte, hatte ich leider zu bemerken, daß man im Vaterlande ſich ſpielend mit Oeffnungen unterhielt, welche eben auch uns ähnliche Schickſale vorbereiteten. Ich kannte genug edle Gemüther, die ſich gewiſſen Ausſichten und Hoffnungen, ohne weder ſich noch die Sache zu begreifen, phantaſtiſch hingaben, indeſſen ganz ſchlechte Subjecte bittern Unmuth zu erregen, zu mehren und zu benutzen wußten.

Als ein Zeugniß meines dergeſtalt guten Humor's ließ ich den Bürger-General auftreten, wozu mich ein Schauſpieler verführte, Namens Beck, welcher den Schaupf in den beiden Billets noch Florian mit ganz individueller Trefflichkeit ſpielte, indem ſelbſt ſeine Fehler ihm dabei zu Statten kamen. Da ihm nun dieſe Maske ſo gar wohl anſtand, brachte man das gedachten kleinen, durchaus beliebten Nachſpiels erſte Fortſetzung, den Stammbaum von Anton Wall hervor. Und als ich nun auf Proben, Ausſtattung und Verſtellung dieſer Kleinigkeit ebenfalls die größte Aufmerkſamkeit wendete, ſo konnte nicht fehlen, daß ich mich von dieſem närriſchen Schaupf ſo durchdrungen fand, daß mich die Luſt anwandelte, ihn nochmals zu produciren. Dieß geſchah auch mit Neigung und Ausführlichkeit; wie denn das gehaltreiche Mantelſäckchen ein wirklich franzöſiſches war, das Paul auf jener Flucht eilig aufgerafft hatte. In der Haupt-Scene erwies ſich Malcolmi als alter, wohlhabender, wohlwollender Bauersmann, der ſich eine geſteigerte Unverſchämtheit als Spaß auch ein Mal gefallen läßt, unübertrefflich, und wetteiferte mit Beck in wahrer natürlicher Zweckmäßigkeit. Aber vergebens; das Stück brachte die widerwärtigſte Wirkung hervor, ſelbſt bei Freunden und Gönnern, die, um ſich und mich zu retten, hartnäckig behaupteten: ich ſei der Verfaſſer nicht, habe nur aus Scherz meinen Namen und einige Federſtriche einer ſehr ſubalternen Production zugewendet.

Wie mich aber niemals irgend ein Aeußeres mit ſelbſt entfremden konnte, mich vielmehr nur ſtrenger in's Innere zurückwies, ſo blieben jene Nachbildungen des Zeitſinnes für mich eine Art von gemüthlich tröſtlichem Geſchäft. Die Unterhaltungen der Ausgewanderten, fragmentariſcher Verſuch, das unvollendete Stück, die Aufgeregten, ſind ebenſo viel Bekenntniſſe Deſſen, was damals in meinem Buſen vorging; wie auch ſpäterhin Hermann und Dorothea noch aus derſelbigen Quelle floſſen, welche denn freilich zuletzt erſtarrte. Der Dichter konnte der rollenden Weltgeſchichte nicht nacheilen und mußte den Abſchluß ſich und Andern ſchuldig bleiben, da er das Räthſel auf eine ſo entſchiedene als unerwartete Weiſe gelöſ't ſah.

Unter ſolchen Conſtellationen war nicht leicht Jemand, in ſo weiter Entfernung vom eigentlichen Schauplatz des Unheils, gedrückter als ich; die Welt erſchien mir blutiger und blutdürſtiger als jemals. Und wenn das Leben eines Königs in der Schlacht für Tauſende zu rechnen iſt, ſo wird es auch viel bedeutender im gräßlichen Kampfe. Ein König wird auf Tod und Leben angeklagt; da kommen Gedanken in Umlauf, Verhältniſſe zur Sprache, welche für ewig zu beſchwichtigen ſich das Königthum vor Jahrhunderten kräftig eingeſetzt hatte.

Aber auch aus dieſem gräßlichen Unheil ſuchte ich mich zu retten, indem ich die ganze Welt für nichtswürdig erklärte, wobei mir denn durch eine beſondere Fügung Reineke Fuchs in die Hände kam. Hatte ich mich bisher an Straßen-, Markt- und Pöbelauftritten bis zum Ekeln überſättigen müſſen, ſo war es nun wirklich erheiternd, in den Hof- und Regenten-Spiegel zu blicken. Denn wenn auch hier das Menſchengeſchlecht ſich in ſeiner ungeheuchelten Thierheit ganz natürlich verträgt, ſo geht doch Alles, wo nicht muſterhaft, doch heiter zu und nirgends fühlt ſich der gute Humor geſtört.

Um nun das köſtliche Werk recht innig zu genießen, begann ich alſobald eine treue Nachbildung; ſolche jedoch in Hexametern zu unternehmen, war ich folgender Worte veranlaßt.

Schon ſeit vielen Jahren ſchrieb man in Deutſchland nach Klopſtock's Einleitung ſehr löbliche Hexameter; Voß, indem er ſich wohl auch dergleichen bediente, ließ doch hier und da merken, daß man ſie beſſer machen könne, ja er ſchonte ſogar ſeine eigenen, vom Publicum gut aufgenommenen Arbeiten und Ueberſetzungen nicht. Ich hätte Das gar gern auch gelernt, allein es wollte mir nicht glücken. Herder und Wieland waren in dieſem Puncte Latitudinarier, und man durfte der Voß'ſchen Bemühungen, wie ſie nach und nach ſtrenger und für den Augenblick ungelenk erſchienen, kaum Erwähnung thun. Das Publicum ſelbſt ſchätzte längere Zeit die Voß'ſchen frühern Arbeiten, als geläufiger, über die ſpätern; ich aber hatte zu Voß, deſſen Ernſt man nicht verkennen konnte, immer ein ſtilles Vertrauen und wäre, in jüngern Tagen oder andern Verhältniſſen, wohl ein Mal nach Eutin gereiſ't, um das Geheimniß zu erfahren; denn er, aus einer zu ehrenden Pietät für Klopſtock, wollte, ſo lange der würdige, allgefeierte Dichter lebte, ihm nicht geradezu in's Geſicht ſagen: daß man in der Deutſchen Rhythmik eine ſtrictere Obſervanz einführen müſſe, wenn ſie irgend gegründet werden ſolle. Was er inzwiſchen äußerte, waren für mich ſibylliniſche Blätter. Wie ich mich an der Vorrede zu den Georgiken abgequält habe, erinnere ich mich noch immer gerne, der redlichen Abſicht wegen, aber nicht des daraus gewonnenen Vortheils.

Da mir recht gut bewußt war, daß alle meine Bildung nur practiſch ſein könne, ſo ergriff ich die Gelegenheit, ein Paar tauſend Hexameter hinzuſchreiben, die bei dem köſtlichſten Gehalt ſelbſt einer mangelhaften Technik gute Aufnahme und nicht vergänglichen Werth verleihen durften. Was an ihnen zu tadeln ſei, werde ſich, dacht' ich, am Ende ſchon finden; und ſo wendete ich jede Stunde, die mir ſonſt übrig blieb, an eine ſolche, ſchon innerhalb der Arbeit vorläufig dankbare Arbeit, dunte inzwiſchen und wendete fort, ohne zu denken, was weiter mit mir ſich ereignen würde, ob ich es gleich gar wohl vorausſehen konnte.

So weit wir auch abwärts von der großen Weltbegebenheit gelegen waren, erſchienen doch ſchon dieſen Winter flüchtige Vorläufer unſerer ausgetriebenen weſtlichen Nachbarn; es war, als wenn ſie ſich umſähen nach irgend einer geſitteten Stätte, wo ſie Schutz und Aufnahme fänden. Obgleich nur vorübergehend, mußten ſie durch anſtändiges Betragen, duldſam zufriedenes Weſen, durch Bereitwilligkeit ſich ihrem Schickſal zu fügen, und durch irgend eine Thätigkeit ihr Leben zu friſten, dergeſtalt für ſich einzunehmen, daß durch dieſe Einzelnen die Mängel der ganzen Maſſe ausgelöſcht und jeder Widerwille in entſchiedene Gunſt verwandelt wurde. Dieß kam denn freilich ihren Nachfahrern zu Gute, die ſich ſpäterhin in Thüringen feſtſetzten, unter denen ich nur Mournier und Camille Jourdan zu nennen brauche, um ein Vorurtheil zu rechtfertigen, welches man für die ganze Colonie gefaßt hatte, die ſich, wo nicht den Genannten gleich, doch derſelben keineswegs unwürdig erzeigte.

Uebrigens läßt ſich hierbei bemerken, daß in allen wichtigen politiſchen Fällen immer diejenigen Zuſchauer am Beſten d'ran ſind, welche Partei nehmen; was ihnen wahrhaft günſtig iſt, ergreifen ſie mit Freuden, das Ungünſtige ignoriren ſie, leugnen's ab oder legen's wohl gar zu ihrem Vortheil aus. Der Dichter aber, der ſeiner Natur nach unparteiiſch ſein und bleiben muß, ſucht ſich von den Zuſtänden beider kämpfender Theile zu durchdringen, wo er denn, wenn Vermittelung unmöglich wird, ſich entſchließen muß, tragiſch zu endigen. Und mit welchem Cyclus von Tragödien ſahen wir uns von der toſenden Weltbewegung bedroht!

Wer hatte ſeit ſeiner Jugend ſich nicht vor der Geſchichte des Jahrs 1649 entſetzt; wer nicht vor der Hinrichtung Carl's I. geſchaudert und zu einigem Troſte gehofft, daß dergleichen Scenen der Parteiwuth ſich nicht abermals ereignen könnten? Nun aber wiederholte ſich das Alles, gräulicher und grimmiger, bei dem gebildetſten Nachbarvolke, wie vor unſern Augen; Tag für Tag, Schritt vor Schritt. Man denke ſich, welchen December und Januar Diejenigen verlebten, die den König zu retten ausgezogen waren und nun in ſeinen Proceß nicht eingreifen, die Vollſtreckung des Todesurtheils nicht hindern konnten.

Frankfurt war wieder in Deutſchen Händen; die möglichſten Vorbereitungen, Mainz wieder zu erobern, wurden eifrigſt beſorgt. Man hatte ſich Mainz genähert und Hochheim beſetzt; Königſtein mußte ſich ergeben. Nun aber war vor allen Dingen nöthig, durch einen vorläufigen Feldzug auf dem linken Rhein-Ufer ſich den Rücken frei zu machen. Man zog daher am Taunus-Gebirge hin auf Ihrein über das Benedictiner-Kloſter Schönau nach Caub, ſodann über eine wohlerrichtete Schiffbrücke nach Bacharach; von da an gab es faſt ununterbrochene Vorpoſtengefechte, welche den Feind zum Rückzug nöthigten. Man ließ den eigentlichen Hundsrück rechts, zog nach Stromberg, wo General Neubinger gefangen wurde. Man gewann Kreuznach und reinigte den Winkel zwiſchen der Nahe und dem Rhein; und ſo bewegte man ſich mit Sicherheit gegen dieſen Fluß. Die Kaiſerlichen waren bei Speier über den Rhein gegangen und man

konnte die Umzingelung von Mainz den 14. April abſchließen, wenigſtens vorerſt die Einwohner mit Mangel, als dem Vorläufer größerer Noth, in Angſt ſetzen.

Dieſe Nachricht vernahm ich zugleich mit der Aufforderung, mich an Ort und Stelle zu zeigen, um, wie früher an einem beweglichen Uebel, ſo nun an einem ſtationairen Theil zu nehmen. Die Umzingelung war vollbracht, die Belagerung konnte nicht ausbleiben. Wie ungern ich mich dem Kriegs-Theater abermals näherte, überzeuge ſich, wer etwa die zweite, nach meinen Skizzen radirte Tafel in die Hand nimmt; (ſie iſt einem ſehr genauen Federumriß nachgebildet, den ich wenige Tage vor meiner Abreiſe ſorgfältig auf Papier gebracht hatte;) mit welchem Gefühl, ſagen die wenigen, dazu gedichteten Reimzeilen:

Hier ſind wir denn vorerſt ganz ſtill zu Haus,
Von Thür' zu Thüre ſieht es lieblich aus;
Der Künſtler freut die ſtillen Blicke hegt,
Wo Leben ſich zum Leben freundlich regt.
Und wie wir auch durch ferne Lande ziehn,
Da kommt es her, da kehrt es wieder hin;
Wir wenden uns, wie auch die Welt entzückt,
Der Enge zu, die uns allein beglückt.

Belagerung von Mainz.

Montag, den 26. Mai 1793, von Frankfurt nach Höchſt und Flörsheim; hier ſtand viel Belagerungsgeſchütz. Der alte freie Weg nach Mainz war geſperrt; ich mußte über die Schiffbrücke bei Raſſelsheim; in Ginsheim ward gefüttert; der Ort iſt ſehr zerſchoſſen; dann über die Schiffbrücke auf die Nonnenaue, wo viele Bäume niedergehauen lagen, ſofort auf dem zweiten Theil der Schiffbrücke über den größern Arm des Rhein's; ferner auf Hochheim und Ober-Ulm, wo ich mich cantonirungsmäßig einrichtete und ſogleich mit Hauptmann Vieni nach dem rechten Flügel über Hechtsheim ritt, wo die Lage beſah von Mainz, Caſſel, Koſtheim, Hochheim, Weißenau, der Main-Spitze und den Rhein-Inſeln. Die Franzoſen hatten ſich der einen bemächtigt und ſich dort eingegraben; ich ſchlief Nachts in Ober-Ulm.

Dienſtag, den 27. Mai, eilte ich, meinen Fürſten im Lager bei Marienborn zu verehren, wobei mir das Glück ward, dem Prinzen Maximilian von Zweibrücken, meinem immer gnädigen Herrn, aufzuwarten; vertauſchte dann ſogleich gegen ein geräumiges Zelt in der Fronte des Regiment's mein leidiges Cantonirungs-Quartier. Nun wollt' ich auch die Mitte des Blocade-Halbkreiſes kennen lernen, ritt auf die Schanze vor dem Chauſſee-Haus, überſah die Lage der Stadt, die neue franzöſiſche Schanze bei Zahlbach und das merkwürdig gefährliche Verhältniß des Dorfes Bretzenheim. Dann zog ich mich gegen das Regiment zurück und war bemüht, einige genaue Umriſſe auf's Papier zu bringen, um mir die Bezüge und die Diſtanzen der landſchaftlichen Gegenſtände deſto beſſer zu imprimiren.

Ich wartete dem General, Grafen Kalkreuth, in Marienborn auf und war Abends bei demſelben; da denn viel über eine Mähre geſprochen wurde, daß in dem Lager der andern Seite vergangene Nacht der Lärm entſtanden, als ſei ein Deutſcher General zu den Franzoſen übergegangen, worüber ſogar das Feldgeſchrei verändert worden und einige Bataillons in's Gewehr getreten.

Ferner unterhielt man ſich über das Detail der Lage überhaupt, über Blocade und künftige Belagerung. Viel ward geſprochen über Perſönlichkeiten und deren Verhältniſſe, die gar Mancherlei wirken, ohne daß ſie zur Sprache kommen. Man zeigte daraus, wie unzuverläſſig die Geſchichte ſei, weil kein Menſch eigentlich wiſſe, warum oder woher Dieſes und Jenes geſchehe.

Mittwoch, den 28. Mai, bei Oberſt von Stein, auf dem Forſthauſe, das äußerſt ſchön liegt, ein höchſt angenehmer Aufenthalt. Man fühlte, welch eine behagliche Stelle es geweſen, Landjägermeiſter eines Churfürſten von Mainz zu ſein. Von da überſieht man den großen landſchaftlichen Keſſel, der ſich bis Hochheim hinüber erſtreckt, wo in der Urzeit Rhein und Main ſich wirbelnd brechten und erſtaunend die beſten Aecker vorbereiteten, ehe ſie bei Biberich weſtwärts zu fließen völlige Freiheit fanden.

Ich ſpeiſ'te im Haupt-Quartier; der Rückzug aus der Champagne ward beſprochen; Graf Kalkreuth ließ ſeiner Laune gegen die Theoriſten freien Lauf.

Nach der Tafel ward ein Geiſtlicher hereingebracht, als revolutionairer Geſinnungen verdächtig. Eigentlich war er toll oder wollte ſo ſcheinen; er glaubte, Turenne und Condé geweſen und nie von einem Weibe geboren zu ſein; durch das Wort werde Alles gemacht! Er war guter Dinge und zeigte in ſeiner Tollheit viel Conſequenz und Gegenwart des Geiſtes.

Ich ſuchte mir die Erlaubniß, Lieutenant von Ihenblitz zu beſuchen, welcher am 9. Mai in einer Affaire vor Mainz mit Schuß und Hieb verwundet und endlich gefangen genommen worden. Feindſeligerweiſe betrug man ſich auf das Schonendſte gegen ihn und gab ihn bald wieder heraus. Reden durft' er noch nicht; doch erfreute ihn die Gegenwart eines alten Kriegs-Cameraden, der Manches zu erzählen wußte.

Gegen Abend fanden ſich die Officiere des Regiment's bei'm Marketender, wo es etwas muthiger herging als vor'm Jahr in der Champagne; denn wir tranken den dortigen ſchäumenden Wein, und zwar im Trock'nen bei'm ſchönſten Wetter. Meiner vormaligen Weiſſagung ward auch gedacht; ſie wiederholten meine Worte: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeſchichte aus und Ihr könnt' ſagen, Ihr ſeid dabei geweſen.“ Wunderbar genug ſah man dieſe Prophezeiung nicht etwa nur dem allgemeinen Sinn, ſondern dem beſondern Buchſtaben nach genau erfüllt, indem die Franzoſen ihren Calender von dieſen Tagen an datiren.

Wie aber der Menſch überhaupt iſt, beſonders aber im Kriege, daß er ſich das Unvermeidliche gefallen läßt, und die Intervalle zwiſchen Gefahr, Noth und Verdruß mit Vergnügen und Luſtbarkeit auszufüllen ſucht: ſo ging es auch hier; die Hautboiſten von Thadden ſpielten Ça ira und den Marſeiller-Marſch, wobei eine Flaſche Champagner nach der andern geleert wurde.

Abends acht Uhr canonirte man ſtark von den Batterien des rechten Flügels.

Donnerstag, den 29. Mai, früh neun Uhr, Victoria wegen des Siegs der Oeſterreicher bei Tournay. Dieſes allgemeine Abfeuern nützte mir, die Lage der Batterien und die Stellung der Truppen kennen zu lernen; zugleich war ein ernſtlicher Handel bei Boezenheim: denn freilich hatten die Franzoſen alle Urſache, uns aus dieſem ſo nahe gelegenen Dorfe zu vertreiben.

Inzwiſchen erfuhr man, woher das Mährchen der geſtrigen Deſertion entſtanden, durch ſeltſam zufällige Combinationen, ſo abgeſchmackt als möglich, aber doch einige Zeit umherlaufend.

Ich begleitete meinen gnädigſten Herrn nach dem linken Flügel, wandte dem Herrn Landgrafen von Darmſtadt auf, deſſen Lager beſonders zierlich mit kiefernen Lauben ausgeputzt war, deſſen Zelt jedoch alles, was ich ſe in dieſer Art geſehen, übertraf, wohl ausgedacht, vortrefflich gearbeitet, bequem und prächtig.

Gegen Abend war uns, wir aber beſonders, ein liebenswürdiges Schauſpiel bereitet; die Prinzeſſinnen von Mecklenburg hatten im Haupt-Quartier zu Bodenheim bei Ihro Majeſtät, dem Könige, geſpeiſ't und beſuchten nach Tafel das Lager. Ich ſtellte mich in mein Zelt ein und durfte ſo die hohen Herrſchaften, welche unmittelbar daran ganz vertraulich auf und nieder gingen, auf das Genaueſte beobachten. Und wirklich konnte man in dieſem Kriegsgetümmel die beiden jungen Damen für himmliſche Erſcheinungen halten, deren Eindruck auch mir niemals verlöſchen wird.

Freitag, den 30. Mai. Früh hörte man hinter dem Lager Kleingewehrfeuer, welches einige Appreheniion gab; Dieß klärte ſich dahin auf, daß die Bauern den Frohnleichnam gefeiert. Ferner ward Victoria geſchoſſen aus Canonen und kleinem Gewehr, jenes glücklichen Ereigniſſes in den Niederlanden wegen; dazwiſchen ſcharf aus der Stadt und hinein. Nachmittag ein Donnerwetter.

Holländiſche Artillerie-Flotille iſt angekommen, liegt bei Ebenheim.

In der Nacht vom 30. zum 31. Mai ſchlief ich, wie gewöhnlich ganz angezogen, ruhig im Zelte, als ich vom Plagen eines kleinen Gewehrfeuers aufgeweckt wurde, das nicht allzu entfernt ſchien. Ich ſprang auf und heraus, und fand ſchon Alles in Bewegung; es war offenbar, daß Marienborn überfallen ſei. Bald darauf feuerten unſere Canonen von der Batterie vor dem Chauſſée-Haus; Dieß mußte alſo einem heraudringenden Feinde gelten. Das Regiment des Herzogs, von dem eine Schwadron hinter dem Chauſſée-Haus gelagert war, rückte aus; der Moment war kaum erklärbar. Das Kleingewehrfeuer in Marienborn, im Rücken unſerer Batterien, dauerte fort, und unſere Batterien ſchoſſen auch. Ich ſetzte mich zu Pferde und ritt weiter vor, wo ich, nach früher genommener Kenntniß, ob es gleich Nacht war, die Gegend beurtheilen konnte. Ich erwartete jeden Augenblick, Marienborn in Flammen zu ſehen, und ritt zu unſern Zelten zurück, wo ich die Leute des Herzogs beſchäftigt fand, einund aufzupacken auf alle Fälle. Ich empfahl ihnen meinen Koffer und Portefeuille und beſprach unſern Rückzug. Sie wollten auf Oppenheim zu; dorthin konnte ich leicht folgen, da mir der Fußpfad durch das Fruchtfeld bekannt war. Doch wollt' ich den Erfolg erſt abwarten und mich nicht eher entfernen, bis das Dorf brennte und der Streit ſich hinter demſelben weiter heranzöge.

In ſolcher Ungewißheit ſah ich der Sache zu; aber bald legte ſich das Kleingewehrfeuer, die Canonen ſchwiegen, der Tag fing an zu grauen und das Dorf lag ganz ruhig vor mir. Ich ritt hinunter. Die Sonne ging auf mit trübem Schein und die Opfer der Nacht lagen neben einander. Unſere rieſenhaften, mohrenkleideten Eskadrons machten einen wunderlichen Contraſt mit den zwergenhaften, ſchneiderlichen, zerlumpten Ohnehoſen; der Tod hatte ſie ohne Unterſchied hingemäht. Unſer guter Rittmeiſter La Viere war unter den Erſten geblieben, Rittmeiſter von Voß, Adjutant des Grafen Kalkreuth, durch die Bruſt geſchoſſen; man erwartete

ſeinen Lob. Ich war veranlaßt, eine kurze Relation dieſes wunderbaren und unangenehmen Vorfalls aufzuſetzen, welche ich hier einſchalte und ſodann noch einige Particularitäten hinzufüge.

Von dem Ausfall der Franzoſen in der Nacht auf Marienborn vermelde ich Folgendes:

Das Haupt-Quartier Marienborn liegt in der Mitte des Halbkreiſes von Lagern und Batterien, die am linken Ufer des Rhein's oberhalb Mainz anfangen, die Stadt nicht gar in der Entfernung einer halben Stunde umgeben und unterhalb derſelben ſich wieder an den Fluß anſchließen. Die Capelle zum heiligen Kreuz, die Dörfer Weißenau, Hechtsheim, Marienborn, Drais, Gonzenheim, Mombach werden von dieſem Kreiſe entweder berührt oder liegen nicht weit außerhalb deſſelben. Die bei den Zidgel bei Weißenau und Mombach wurden vom Anfang der Blocade an von den Franzoſen öfters angegriffen und erſteres Dorf abgebrannt, die Mitte hingegen blieb ohne Anfechtung. Niemand konnte vermuthen, daß ſie dahin einen Ausfall richten würden, weil ſie in Gefahr kamen, von allen Seiten in's Gedränge zu gerathen, abgeſchnitten zu werden, ohne irgend Etwas von Bedeutung auszurichten. Indeſſen waren die Vorpoſten um Bretzenheim und Dalheim, Orte, die vor Marienborn in einem Grunde liegen, der ſich nach der Stadt zieht, immer aneinander und man behauptete Bretzenheim diesſeits um ſo eifriger, als die Franzoſen bei Zahlbach, einem Kloſter nahe bei Dahlheim, eine Batterie errichtet hatten und damit das Feld und die Chauſſée beſtrichen.

Eine Abſicht, die man dem Feinde nicht zutraute, bewog ihn endlich zu einem Ausfall gegen das Haupt-Quartier. Die Franzoſen wollten (ſo iſt man durch die Gefangenen überzeugt) den General Kalkreuth, der in Marienborn, den Prinzen Ludwig, Ferdinand's Sohn, der auf dem Chauſſee-Hauſe einige Schritte vom Dorfe in Quartier lag, entweder gefangen fortführen oder todt zurücklaſſen. Sie wählten die Nacht vom 30. zum 31., zogen ſich vielleicht dreitauſend Mann aus dem Zahlbacher-Grunde ſchlängelnd über die Chauſſée und durch einige Gebäude bis wieder an die Chauſſée, paſſirten ſie wieder und eilten auf Marienborn los. Sie waren gut geführt und nahmen ihren Weg zwiſchen den Oeſterreichiſchen und Preußiſchen Patrouillen durch, die leider wegen geringen Wechſels von Höhen und Tiefen nicht aneinanderſtießen. Auch kam ihnen noch ein Umſtand zu Hülfe.

Tags vorher hatte man Bauern beordert, das Getreide, das gegen die Stadt zu ſteht, in dieſer Nacht abzumähen. Als Dieſe nach vollendeter Arbeit zurückgingen, folgten ihnen die Franzoſen und einige Patrouillen wurden dadurch irre gemacht. Sie kamen unentdeckt ziemlich weit vorwärts; und als man ſie bemerkte und auf ſie ſchoß, drangen ſie in der größten Eile nach Marienborn vor und erreichten das Dorf gegen ein Uhr, wo man ſorglos entweder ſchlief oder wachte. Sie ſchoſſen ſogleich in die Häuſer, wo ſie Licht ſahen, drängten ſich durch die Straße und umringten den Ort und das Kloſter, in welchem der General lag. Die Verwirrung war groß, die Batterien ſchoſſen, das Infanterie-Regiment Wegner rückte gleich vor; eine Schwadron des Herzogs von Weimar, die hinter dem Orte lag, war bei der Hand, die Sächſiſchen Huſaren deßgleichen; es entſtand ein verwirrtes Gefecht.

Indeſſen hörte man im ganzen Umkreis des blokirenden Lagers das Feuern von falſchen Attaquen; Jedes wurde auf ſich aufmerkſam gemacht und Niemand wagte, dem Andern zu Hülfe zu eilen.

Der abnehmende Mond ſtand am Himmel und gab ein mäßiges Licht. Der Herzog von Weimar nahm den übrigen Theil ſeines Regiment's, das eine Viertelſtunde hinter Marienborn auf der Höhe lag und eilte hinzu; Prinz Ludwig führte die Regimenter Wegner und Thadden; und nach einem anderthalbſtündigen Gefechte trieb man die Franzoſen gegen die Stadt. An Todten und Bleſſirten ließen ſie dreißig Mann zurück; was ſie mit ſich geſchleppt, iſt unbekannt.

Der Verluſt der Preußen an Todten und Bleſſirten mag neunzig Mann ſein. Major La Viere von Weimar iſt todt; Rittmeiſter und Adjutant von Voß tödtlich verwundet. Ein unglücklicher Zufall vermehrte den diesſeitigen Verluſt: denn als ſich die Feldwachen von Bretzenheim auf Marienborn zurückziehen wollten, kamen ſie unter die Franzoſen und wurden zugleich mit ihnen von unſern Batterien beſchoſſen.

Als es Tag ward, fand man Pechkränze, mit Pech überzogene Birkenruthen an allen Enden des Dorfes; ſie hatten die Abſicht, wenn der Coup gelänge, zuletzt das Dorf anzuzünden.

Man erfuhr, daß ſie zu gleicher Zeit verſucht hatten, eine Brücke von einer Rhein-Inſel an der Main-Spitze, in die ſie ſich ſeit einiger Zeit geniſtet, auf die nächſte Inſel zu ſchlagen, wahrſcheinlich in der Abſicht, gegen die Schiffbrücken bei Gindheim Etwas vorzunehmen. Das zweite Treffen der Kette ward näher an das erſte herangezogen und des Herzogs Regiment ſteht nahe bei Marienborn.

Man weiß, daß bei'm Ausfall National-Trup-

gen vorangingen, dann Linien-, dann wieder National-Truppen folgten; es mag daher das Gerücht entstanden sein, die Franzosen seien in drei Colonnen ausgezogen.

Den 4. Juni rückte das Regiment näher nach Marienborn; der Tag ging hin mit Veränderung des Lagers; auch die Infanterie veränderte ihre Stellung und man traf verschiedene Vertheidigungsanstalten.

Ich besuchte Rittmeister von Voß, den ich ohne Hoffnung fand; er saß aufrecht im Bette und schien seine Freunde zu kennen, zu sprechen vermochte er nicht. Auf einen Wink des Chirurgen begaben wir uns weg; und ein Freund machte mich unterwegs aufmerksam, daß vor einigen Tagen in demselben Zimmer ein heftiger Streit entstanden, indem Einer gegen Viele hartnäckig behauptet: Marienborn, als Haupt-Quartier, liege viel zu nahe an der blokirten und zu belagernden Stadt; man habe sich gar wohl eines Ueberfalls zu versehen.

Weil aber überhaupt eine heftige Widerrede gegen Alles, was von oben herein befohlen und veranstaltet war, zur Tagesordnung gehörte: so ging man darüber hinaus und ließ diese Warnung sowie manche andere verhallen.

Den 2. Juni ward ein Bauer aus Ober-Ulm gehangen, der bei'm Ueberfall die Franzosen angeführt hatte; denn ohne die genaueste Kenntniß des Terrain's wäre das schlängelnde Heranziehen nicht denkbar gewesen. Zum Unglück für ihn wußte er nicht ebenso gut mit den Rückkehrenden die Stadt zu erreichen und wurde von den ausgesandten Patrouillen, die Alles auf das Sorgfältigste durchsuchten, eingefangen.

Ward Major La Viere mit allen militärischen Ehren vor den Standarten begraben; starb Rittmeister von Voß; waren Prinz Ludwig, General Kalkreuth und Mehrere bei dem Herzog zur Tafel. Abends Feuern an der Rhein-Spitze.

Den 3. Juni große Mittagstafel bei Herrn von Stein auf dem Jägerhause; herrliches Wetter, unschätzbare Aussicht, ländlicher Genuß, durch Scenen des Todes und Verderbens getrübt. Abends wurde Rittmeister von Voß neben La Viere niedergesenkt.

Den 5. Juni. Man fährt fort, an der Verschanzung des Lagers ernstlich zu arbeiten.

Große Attaque und Canonade an der Main-Spitze.

Den 6. Juni war die Preußische und Oesterreichische Generalität bei Serenissimo zu Tafel, in einem großen, von Zimmerwerk zu solchen Festen aufgebauten Saale. Ein Obrist-Lieutenant vom Regiment Wegner, schief gegen mir über sitzend, betrachtete mich gewisser Maßen mehr als billig.

Den 7. Juni schrieb ich früh viel Briefe. Bei Tafel im Haupt-Quartier schwadronirte ein Major viel über künftige Belagerung und redete sehr frei über das Benehmen bisher.

Gegen Abend führte mich ein Freund zu jenem bedachtenden Obrist-Lieutenant, der vor einigen Tagen meine Bekanntschaft zu machen gewünscht hatte. Wir fanden keine sonderliche Aufnahme; es war Nacht geworden, es erschien keine Kerze, Seiters-Wasser und Wein, das man jedem Besuchenden anbot, blieb aus; die Unterhaltung war Null. Mein Freund, welcher diese Verstimmung dem Umstande zuschrieb, daß wir zu spät gekommen, blieb nach dem Abschiede einige Schritte zurück, um uns zu entschuldigen; Jener aber versetzte zutraulich: es habe gar Nichts zu sagen; denn gestern bei Tafel habe er schon an meinen Gesichtszügen gesehen, daß ich gar der Mann nicht sei, wie er sich ihn vorgestellt habe. Wir scherzten über diesen verunglückten Versuch neuer Bekanntschaft.

Den 8. Juni setzte ich meine Arbeit an Reinecke Fuchs fleißig fort; ritt mit durchlauchtigstem Herzog nach dem Darmstädtischen Lager, wo ich den Herrn Landgrafen als meinen vierjährigen, unabänderlich gnädigsten Herrn mit Freuden verehrte.

Abends kam Prinz Maximilian von Zweibrücken mit Obrist von Stein zu Serenissimo; da ward Manches durchgesprochen; zuletzt kam das offenbare Geheimniß der nächstkünftigen Belagerung an die Reihe.

Den 9. Juni glückte den Franzosen ein Ausfall auf Heilig-Kreuz; es gelang ihnen, Kirche und Dorf unmittelbar vor den Oesterreichischen Batterien anzuzünden, einige Gefangene zu machen und sich nicht ohne Verlust hierauf zurückzuziehen.

Den 10. Juni wagten die Franzosen einen Tagesüberfall auf Gunzenheim, der zwar abgeschlagen ward, aber uns doch wegen des linken Flügels und besonders wegen des Darmstädter-Lagers einige Zeit in Verlegenheit und Sorge setzte.

Den 11. Juni. Das Lager Ihro Majestät, des Königs, war nun etwa tausend Schritte über Marienborn bestimmt und angelegt, gerade an dem Abhange, wo der große Kessel, in welchem Mainz liegt, sich endigt, in aufsteigenden Lehmwänden und Hügeln; Dieses gab zu benannthigten Einrichtungen Gelegenheit. Das leicht zu behandelnde Erdreich bot sich den Händen geschickter Gärtner dar, welche die gefälligste Pari-Anlage mit wenig Bewässerung bildeten: die abhängige Seite ward geböscht und mit Rasen belegt, Lauben gebaut, auf- und absteigende Communications-Gänge gegraben, Flächen planirt, wo das Militär in seiner ganzen Pracht

und Zierlichkeit ſich zeigen konnte, anſtoßende Mädchen und Büſche mit in den Plan gezogen, ſo daß man bei der köſtlichſten Ausſicht Nichts mehr wünſchen konnte, als dieſe ſämmtlichen Räume ebenſo bearbeitet zu ſehen, um des herrlichſten Park's von der Welt zu genießen. Unſer Kranke zeichnete ſorgfältig die Ausſicht mit allen ihren gegenwärtigen Eigenthümlichkeiten."

Den 14. Juni. Eine kleine Schanze, welche die Franzoſen unterhalb Weißenau errichtet hatten und beſetzt hielten, ſtand der Eröffnung der Parallele im Weg. Sie ſollte Nachts eingenommen werden und mehrere davon unterrichtete Perſonen begaben ſich auf die diesſeitigen Schanzen unſers rechten Flügels, von wo man die ganze Lage überſehen konnte. In der ſehr finſtern Nacht wartete man nunmehr, da man die Stelle recht gut kannte, wohin unſere Truppen geſendet waren; Angriff und Widerſtand ſollten durch ein lebhaftes Feuer ein bedeutendes Schauſpiel geben. Man harrte lang, man harrte vergebens; ſtatt Deſſen gewahrte man aber eine weit lebhaftere Erſcheinung. Alle Poſten unſerer Stellung mußten angegriffen ſein: denn in dem ganzen Kreis derſelben erblickte man ein lebhaftes Feuern, ohne daß man deſſen Veranlaſſung irgend begreifen konnte; auf der Stelle aber, von der eigentlich die Rede ſein ſollte, blieb Alles todt und ſtumm. Verdrießlich gingen wir nach Hauſe, beſonders Herr Gore, als auf ſolche Feuer und Nachtgefechte der Begierigſte. Der folgende Tag gab uns die Auflöſung dieſes Räthſels. Die Franzoſen hatten ſich vorgenommen, in dieſer Nacht alle unſere Poſten anzugreifen und deßhalb ihre Truppen aus den Schanzen weg- und zum Angriff zuſammengezogen. Unſere Abgeſendeten daher, die mit der größten Vorſicht an die Schanze herangingen, fanden weder Waffen noch Widerſtand; ſie erſtiegen die Schanze und fanden ſie leer, einen einzigen Canonier ausgenommen, der ſich über dieſen Beſuch höchlich verwunderte. Während des allgemeinen Feuerns, das nur ſie nicht betraf, hatten ſie gute Zeit, die Wälle zu zerſtören und ſich zurückzuziehen. Jener allgemeine Angriff hatte auch keine weitern Folgen; die allarmirten Linien beruhigten ſich wieder mit dem Einbruch des Tags.

Den 16. Juni. Die immer beſprochene und dem Feind verheimlichte Belagerung von Mainz nahte ſich denn doch endlich; man ſagte ſich in's Ohr: heute Nacht ſolle die Tranchée eröffnet werden. Es war ſehr finſter und man ritt den bekannten Weg nach der Weißenauer-Schanze. Man ſah Nichts, man hörte Nichts; aber unſere Pferde ſtutzten auf ein Mal und wir wurden unmittelbar vor uns einen kaum zu unterſcheidenden Zug gewahr. Oeſterreichiſche, grau gekleidete Soldaten, mit grauen Faſchinen auf den Rücken, zogen ſtillſchweigend dahin, kaum daß von Zeit zu Zeit der Klang aneinanderſchlagender Schaufeln und Hacken irgend eine nahe Bewegung andeutete. Wunderbarer und geſpenſterhafter läßt ſich kaum eine Erſcheinung denken, die ſich halb geſehen immer wiederholte, ohne deutlicher geſehen zu werden. Wir blieben auf dem Flecke halten, bis daß ſie vorüber waren; denn von da aus konnten wir wenigſtens nach der Stelle hinſehen, wo ſie im Finſtern wirken und arbeiten ſollten. Da dergleichen Unternehmungen immer in Gefahr ſind, dem Feind verrathen zu werden: ſo konnte man erwarten, daß von den Wällen aus auf dieſe Gegend, und wenn auch nur auf gut' Glück, gefeuert werden würde. Allein in dieſer Erwartung blieb man nicht lange; denn gerade an der Stelle, wo die Tranchée angefangen werden ſollte, ging auf ein Mal Kleingewehrfeuer los, Allen unbegreiflich. Sollten die Franzoſen ſich herausgeſchlichen, bis an oder gar über unſere Vorpoſten herangewagt haben? Wir begriffen es nicht. Das Feuern hörte auf und Alles verſank in die allertiefſte Stille. Erſt den andern Morgen wurden wir aufgeklärt, daß unſere Vorpoſten ſelbſt auf die ſtill heranziehende Colonne wie auf eine feindliche gefeuert hatten. Dieſe ſtutzte, verwirrte ſich; Jeder warf ſeine Faſchine weg, Schaufeln und Hacken wurden allenfalls gerettet. Die Franzoſen, auf den Wällen aufmerkſam gemacht, waren auf ihrer Hut; man kam unverrichteter Sache zurück; die ſämmtliche Belagerungs-Armee war in Beſtürzung.

Den 17. Juni. Die Franzoſen errichten eine Batterie an der Chauſſée. Nachts entſetzlicher Regen und Sturm.

Den 18. Juni. Als man die neulich mißglückte Eröffnung der Tranchée unter den Sachverſtändigen beſprach, wollte ſich finden, daß man viel zu weit von der Feſtung mit der Anlage geblieben ſei, man beſchloß daher ſogleich, die dritte Parallele näher zu rücken und dadurch aus jenem Unfall entſchiedenen Vortheil zu ziehen. Man unternahm es und es ging glücklich von Statten.

Den 24. Juni. Franzoſen und Clubbiſten, wie man wohl bemerken konnte, daß es Ernſt werde, veranſtalteten, dem zunehmenden Mangel an Lebensmitteln Einhalt zu thun, eine unbarmherzige Exportation gegen Caſſel, von Greiſen und Kranken, Frauen und Kindern, die eben ſo grauſam wieder zurückgewieſen wurden. Die Noth wehe- und hülfloſer, zwiſchen innere und äußere Feinde gequetſchter Menſchen ging über alle Begriffe.

Man verſäumte nicht, den Oeſterreichiſchen

Zapfenstreich zu hören, welcher alle andere der ganzen alliirten Armee übertraf.

Den 25. Juni, Nachmittags, entstand ein heftiges, Allen unbegreifliches Canoniren am Ende unsers linken Flügels. Zuletzt klärte sich's auf, das Feuern sei auf dem Rhein, wo die Holländische Flotte vor Ihro Majestät, dem Könige, manövrire; Höchstdieselben waren deßhalb nach Elfeld gegangen.

Den 27. Juni Anfang des Bombardement's, wodurch die Dechanei sogleich angezündet war.

Nachts glückte den Unsern der Sturm auf Weißenau und die Schanze oberhalb der Karthause, freilich unerläßliche Puncte, den rechten Flügel der zweiten Parallele zu sichern.

Den 28. Juni, Nachts. Fortgesetztes Bombardement gegen den Dom; Thurm und Dach brennen ab und viele Häuser umher, nach Mitternacht die Jesuiten-Kirche.

Wir sahen auf der Schanze vor Marienborn diesem schrecklichen Schauspiele zu; es war die sternenhelle Nacht; die Bomben schienen mit den Himmelslichtern zu wetteifern und es waren wirklich Augenblicke, wo man beide nicht unterscheiden konnte. Nun war uns das Steigen und Fallen der Feuerkugeln: denn wenn sie erst mit einem flachen Cirkel-Bogen das Firmament zu erreichen drohten, so knickten sie in einer gewissen Höhe parabolisch zusammen und die aufsteigende Lohe verkündigte bald, daß sie ihr Ziel zu erreichen gewußt.

Herr Gore und Rath Krause behandelten den Vorfall künstlerisch und machten so viele Brandstudien, daß ihnen später gelang, ein durchscheinendes Nachtstück zu verfertigen, welches noch vorhanden ist und, wohl erleuchtet, mehr als irgend eine Wortbeschreibung die Vorstellung einer unselig glühenden Hauptstadt des Vaterlandes zu überliefern im Stande sein möchte.

Und wie deutete nicht ein solcher Anblick auf die traurigste Lage, indem wir uns zu retten, uns einiger Maßen wieder herzustellen, zu solchen Mitteln greifen mußten!

Den 29. Juni. Schon längst war von einer schwimmenden Batterie die Rede gewesen, welche, bei Ginsheim gebaut, auf den Main-Kopf und die zunächst liegenden Inseln und Auen wirken und sie besetzen sollte. Man sprach soviel davon, daß sie endlich vergessen ward. Auf meinem gewöhnlichen Nachmittagsritte nach unserer Schanze über Weißenau war ich kaum dorthin gelangt, als ich auf dem Fluß eine große Bewegung bemerkte: Französische Kähne ruderten emsig nach den Inseln und die Oesterreichische Batterie, angelegt, um den Fluß bis dorthin zu bestreichen, feuerte unausgesetzt in Preßschüssen auf dem Wasser, für mich ein ganz neues Schauspiel. Wie die Kugel zum ersten Mal auf das bewegliche Element aufschlug, entsprang eine starke, sich viele Fuß in die Höhe bäumende Springwelle. Diese war noch nicht zusammengestürzt, als schon eine zweite in die Höhe getrieben wurde, kräftig wie die erste, nur nicht von gleicher Höhe und so folgte die dritte, vierte, immer ferner abnehmend, bis sie zuletzt gegen die Kähne gelangte, flacher fortwirkte und den Fahrzeugen zufällig gefährlich ward.

An diesem Schauspiel konnte ich mich nicht satt sehen; denn es folgte Schuß auf Schuß, immer wieder neue, mächtige Fontainen, indessen die alten noch nicht ganz verrauscht hatten.

Auf ein Mal löste sich drüben auf dem rechten Ufer, zwischen Büschen und Bäumen, eine seltsame Maschine los; ein viereckiges, großes, von Balken gezimmertes Local schwamm daher, zu meiner großen Verwunderung, zu meiner Freude zugleich, daß ich bei dieser wichtigen, soviel besprochenen Expedition Augenzeuge sein sollte. Meine Segenswünsche schienen jedoch nicht zu wirken; meine Hoffnung dauerte nicht lange: denn gar bald drehte die Masse sich auf sich selbst; man sah, daß sie keinem Steuerruder gehorchte, der Strom zog sie immer im Drehen mit sich fort. Auf der Rhein-Schanze, oberhalb Cassel und vor derselben war Alles in Bewegung; Hunderte von Franzosen rannten am Ufer aufwärts und verfäherten ein gewaltiges Jubelgeschrei, als dieses Trojanische Meerpferd, fern von dem beabsichtigten Ziel der Landspitze, durch den einströmenden Main ergriffen und nun zwischen Rhein und Main gelassen und unaufhaltsam dahinfuhr. Endlich zog die Strömung diese unbehülfliche Maschine gegen Cassel; dort strandete sie unsern der Schiffbrücke auf einem flachen, noch vom Fluß überströmten Boden. Hier versammelte sich nun das sämmtliche Französische Kriegsvolk. Und wie ich bisher mit meinem trefflichen Fernrohr das ganze Ereigniß auf's Genaueste beobachtet: so sah ich nun auch leider die Fallthüre, die diesen Raum verschloß, niedersinken und die darin Versperrten heraus und in die Gefangenschaft wandern. Es war ein ärgerlicher Anblick; die Fallbrücke reichte nicht bis an's trockne Land; die kleine Garnison mußte daher erst durch's Wasser waten, bis sie den Kreis ihrer Gegner erreichten. Es waren vierundsechzig Mann, zwei Officiere und zwei Canonen; sie wurden gut empfangen, sodann nach Mainz und zuletzt in's Preußische Lager zur Auswechselung gebracht.

Nach meiner Rückkehr versehlte ich nicht, von diesem unerwarteten Ereigniß Nachricht zu geben; Niemand wollte es glauben, wie ich ja selbst meinen Augen nicht getraut hatte. Zufällig befanden sich Ihro königliche Hoheit, der

Kronprinz, in des Herzogs von Weimar Gezelt; ich ward gerufen und mußte den Vorfall erzählen; ich that es genau aber ungern, wohl wissend, daß man dem Boten der Hiobs-Post immer Etwas von der Schuld des Unglücks, das er erzählt, anzurechnen pflegt.

Unter den Täuschungen mancher Art, die uns bei unerwarteten Vorfällen in einem ungewohnten Zustande betreffen mögen, gibt es gar viele, gegen die man sich erst im Augenblick waffnen kann. Ich war gegen Abend ohne den mindesten Anstoß den gewöhnlichen Fußpfad nach der Weißenauer-Schanze geritten. Der Weg ging durch eine kleine Vertiefung, wo weder Wasser noch Sumpf noch Graben noch irgend ein Hinderniß sich bemerken ließ. Bei meiner Rückkehr war die Nacht eingebrochen und als ich eben in jene Vertiefung hereinreiten wollte, sah ich gegenüber eine schwarze Linie gezogen, die sich von dem verdüsterten braunen Erdreich scharf abschnitt. Ich mußt' es für einen Graben halten; wie aber ein Graben in der kurzen Zeit über meinen Weg her sollte gezogen sein, war nicht begreiflich. Mir blieb daher nichts übrig, als d'rauf loszureiten.

Als ich näher kam, blieb zwar der schwarze Streif unverrückt, aber es schien mir vor demselbigen sich Einiges hin und wieder zu bewegen; bald auch ward ich anzurufen und befand mich sogleich mitten unter wohlbekannten Cavallerie-Officieren. Es war des Herzogs von Weimar Regiment, welches, ich weiß nicht, zu welchem Zwecke ausgerückt, sich in dieser Vertiefung aufgestellt hatte, da denn die lange Linie schwarzer Pferde mir als Vertiefung erschien, die meinen Fußpfad zerschnitt. Nach wechselseitigem Begrüßen eilte ich sodann ungehindert zu den Zelten.

Und so war nach und nach das innere, grenzenlose Unglück einer Stadt, außen und in der Umgegend, Anlaß zu einer Lust-Partie geworden. Die Schanze über Weißenau, welche die herrlichste Uebersicht gewährte, täglich von Einzelnen besucht, die sich von der Lage einen Begriff machen und was in dem weiten, übersehbaren Kreis vorginge, bemerken wollten, war Sonn- und Feiertags der Sammelplatz einer unzählbaren Menge Landleute, die sich aus der Nachbarschaft herbeizogen. Dieser Schanze konnten die Franzosen wenig anhaben; Hochschüsse waren sehr ungewiß und gingen meist darüber weg. Wenn die Schildwache, auf der Brustwehr hin- und wieder gehend, bemerkte, daß die Franzosen das hierher gerichtete Geschütz abfeuerten, so rief sie: „Buck!" und sodann ward von allen, innerhalb der Batterie befindlichen Personen erwartet, daß sie sich auf die Kniee wie auf's Angesicht niederwürfen, um durch die Brustwehr gegen eine niedrig ankommende Kugel geschützt zu sein.

Nun war es Sonntags und Feiertags lustig anzusehen, wenn die große Menge geputzter Bauersleute, oft noch mit Gebetbuch und Rosenkranz aus der Kirche kommend, die Schanze füllten, sich umsahen, schwatzten und schäckerten, auf ein Mal aber die Schildwache „Buck!" rief und sie sämmtlich flugs vor dieser gefährlich hochwürdigen Erscheinung niederfielen und ein vorüberfliegendes, göttlich sausendes Wesen anzubeten schienen, bald aber nach geschwundener Gefahr sich wieder aufrafften, sich wechselsweise verspotteten und bald darauf, wenn es den Belagerten gerade beliebte, abermals niederstürzten. Man konnte sich dieses Schauspiel sehr bequem verschaffen, wenn man sich auf der nächsten Höhe etwas seitwärts außer der Richtung der Kugel stellte, unter sich dieses wunderliche Gewimmel sah und die Kugel an sich vorbeisausen hörte.

Aber eine solche über die Schanze weggehende Kugel verfehlte nicht Zweck noch Absicht. Auf dem Rücken dieser Höhen zog sich der Weg von Frankfurt her, so daß man die Procession von Kutschen und Chaisen, Reitern und Fußgängern aus Mainz sehr gut beobachten und also zugleich die Schanze und die Wallfahrtenden in Schrecken setzen konnte. Auch wurde bei einiger Aufmerksamkeit des Militärs der Eintritt einer solchen Menge gar bald verboten und die Frankfurter nahmen einigen Umweg, auf welchem sie unbemerkt und unerreicht in das Haupt-Quartier gelangten.

Ende Juni. — In einer unruhigen Nacht unterhielt ich mich, aufzuhorchen auf die mannigfaltigen fern und nah erregten Töne und konnte folgende genau unterscheiden.

Wer da! der Schildwache vor'm Zelt.
Wer da! der Infanterie-Posten.
Wer da! wenn die Runde kam.
Hin- und Wiedergehen der Schildwache.
Geklapper des Säbels auf dem Sporn.
Bellen der Hunde fern.
Knurren der Hunde nahe.
Krähen der Hähne.
Scharren der Pferde.
Schnauben der Pferde.
Häckerlingschneiden.
Singen, Discutiren und Zanken der Leute.
Kanonen-Donner.
Brüllen des Rindviehs.
Schreien der Maulesel.

Lücke.

Daß eine solche hier einfällt, möchte wohl kein Wunder sein. Jede Stunde war unglücksträchtig; man sorgte jeden Augenblick für seinen

verehrten Fürsten, für die liebsten Freunde; man vergaß, an eigene Sicherheit zu denken. Von der wilden, wüsten Gefahr angezogen, wie von dem Blick einer Klapperschlange, stürzte man sich unberufen in die tödtlichen Räume, ging, ritt durch die Tranchéen, ließ die Haubitz-Granaten über dem Kopfe dröhnend zerspringen, die Trümmer neben sich niederstürzen; manchem schwer Blessirten wünschte man baldige Erlösung von grimmigen Leiden und die Todten hätte man nicht in's Leben zurückgerufen.

Wie Vertheidiger und Angreifende nunmehr aber gegen einander standen, davon wäre im Allgemeinen hier so viel zu sagen. Die Franzosen hatten bei androhender Gefahr sich zeitig vorgesehen und vor die Hauptwerke hinaus kleinere Schanzen kunstgemäß angelegt, um die Blockirenden in gewisser Ferne zu halten, die Belagerung aber zu erschweren. Alle diese Hindernisse mußten nun weggeräumt werden, wenn die dritte Parallele eröffnet, fortgesetzt und geschlossen werden sollte, wie im Nachfolgenden einzeln aufgezeichnet ist. Wir aber indessen, mit einigen Freunden, obgleich ohne Ordre und Beruf, begaben uns an die gefährlichsten Posten. Weißenau war in Deutschen Händen, auch die flußabwärts liegende Schanze schon erobert; man besuchte den zerstörten Ort, hielt in dem Gebeinhause Nachlese von krankhaften Knochen, wovon das Beste schon in die Hände der Wundärzte mochte gelangt sein. Indem nun aber die Kugeln der Carls-Schanze immer in die Ueberreste der Dächer und Gemäuer schlugen, ließen wir uns durch einen Mann des dortigen Wachtpostens, gegen ein Trinkgeld, an eine bekannte bedeutende Stelle führen, wo mit einiger Vorsicht gar Vieles zu übersehen war. Man ging mit Behutsamkeit durch Trümmer und Trümmer und ward endlich, eine stehen gebliebene, steinerne Wendeltreppe hinauf, an das Balkon-Fenster eines freistehenden Giebels geführt, das freilich in Friedenszeiten dem Besitzer die herrlichste Aussicht gewährt haben mußte. Hier sah man den Zusammenfluß des Main- und Rhein-Stroms und also die Main- und Rhein-Spitze, die Bleiau, das befestigte Cassel, die Schiffbrücke und am linken Ufer sodann die herrliche Stadt; zusammengebrochene Thurmspitzen, lückenhafte Dächer, rauchende Stellen untröstlichen Anblicks.

Unser Führer hieß bedächtig sein, nur einzeln um die Fensterpfosten herumschauen, weil von der Carls-Schanze her gleich eine Kugel würde geflogen kommen und er Verdruß hätte, solche veranlaßt zu haben.

Nicht zufrieden hiermit, schlich man weiter gegen das Nonnenkloster, wo es freilich auch wild genug aussah, wo unten in den Gewölben für billiges Geld Wein geschenkt wurde, indeß die Kugeln von Zeit zu Zeit rasselnde Dächer durchlöcherten.

Aber noch weiter trieb der Vorwitz; man kroch in die letzte Schanze des rechten Flügels, die man unmittelbar über den Ruinen der Favorite und der Karthause tief in's Glacis der Festung eingegraben hatte und nun hinter einem Bollwerk von Schanzkörben auf ein Paar hundert Schritte Canonen-Kugeln wechselte; wobei es denn freilich darauf ankam, wer dem Andern zuerst Schweigen aufzulegen das Glück hatte.

Hier fand ich es nun, aufrichtig gestanden, heiß genug, und man nahm sich's nicht übel, wenn irgend eine Anwandelung jenes Canonen-Fiebers sich wieder hervorthun wollte. Man drückte sich nun zurück, wie man gekommen war und kehrte doch, wenn es Gelegenheit und Anlaß gab, wieder in gleiche Gefahr.

Bedenkt man nun, daß ein solcher Zustand, wo man sich, die Angst zu übertäuben, jeder Vernichtung aussetzte, bei drei Wochen dauerte: so wird man uns verzeihen, wenn wir über diese schrecklichen Tage wie über einen glühenden Boden hinüberzueilen trachten.

Den 1. Juli war die dritte Parallele in Thätigkeit und sogleich die Bocks-Batterie bombardirt.

Den 2. Juli. Bombardement der Citadelle und Carls-Schanze.

Den 3. Juli. Neuer Brand in der St. Sebastians-Capelle; benachbarte Häuser und Paläste gehen in Flammen auf.

Den 6. Juli. Die sogenannte Clubbisten-Schanze, welche den rechten Flügel der dritten Parallele nicht zu Stande kommen ließ, mußte weggenommen werden; allein man verfehlte sie und griff vorliegende Schanzen des Hauptwalles an, da man denn freilich zurückgeschlagen wurde.

Den 7. Juli. Endliche Behauptung dieses Terrain's; Kostheim wird angegriffen; die Franzosen geben es auf.

Den 13. Juli Nachts. Das Rathhaus und mehrere öffentliche Gebäude brennen ab.

Den 14. Juli. Stillstand auf beiden Seiten, Freuden- und Feiertag, der Franzosen wegen der in Paris geschlossenen National-Conföderation, der Deutschen wegen Eroberung von Condé; bei den Letzten Canonen- und Kleingewehrfeuer, bei Jenen ein theatralisches Freiheitsfest, wovon man viel zu hören hatte.

Nachts vom 14. zum 15. Juli. Die Franzosen werden aus einer Batterie vor der Carls-Schanze getrieben; fürchterliches Bombardement. Von der Main-Spitze über den Main

Mephiſtopheles.

Es iſt wohl Zeit zu ſcheiden.

Marthe.

Ja, es iſt ſpät, mein Herr.

Fauſt.

Darf ich euch nicht geleiten?

Margarethe.

Die Mutter würde mich — Lebt wohl!

Fauſt.

Muß ich denn gehn?
Lebt wohl!

Marthe.

Ade!

Margarethe.

Auf baldig Wiederſehn!

Fauſt und Mephiſtopheles ab.

brachte man das Benedictiner-Kloſter auf der Citadelle in Flammen. Auf der andern Seite entzündet ſich das Laboratorium und ſteigt in die Luft. Fenſter, Läden und Schornſteine dieſer Stadtſeite brechen ein und ſtürzen zuſammen.

Am 15. Juli beſuchten wir Herrn Gore in Klein-Winternheim und fanden Rath Krauſe beſchäftigt, ein Bildniß des werthen Freundes zu malen, welches ihm gar wohl gelang. Herr Gore hatte ſich ſtattlich angezogen, um bei fürſtlicher Tafel zu erſcheinen, wenn er vorher ſich in der Gegend abermals würde umgeſchaut haben. Nun ſaß er, umgeben von allerlei Haus- und Feldgeräth, in der Bauernkammer eines Deutſchen Dörfchens, auf einer Kiſte, den angeſchlagenen Zuckerhut auf einem Papiere neben ſich; er hielt die Caffee-Taſſe in der einen, die ſilberne Reibfeder ſtatt des Löffelchens in der andern Hand; und ſo war der Engländer ganz anſtändig und behaglich auch in einem ſchlechten Cantonirungs-Quartier vorgeſtellt, wie er uns noch täglich zu angenehmer Erinnerung vor Augen ſteht.

Wenn wir nun dieſes Freundes allhier gedenken, ſo verfehlen wir nicht, etwas Mehreres über ihn zu ſagen. Er zeichnete ſehr glücklich in der Camera obscura und hatte, Land und See bereiſend, ſich auf dieſe Weiſe die ſchönſten Erinnerungen geſammelt. Nun konnte er, in Weimar wohnhaft, angewohnter Beweglichkeit nicht entſagen, blieb immer geneigt, kleine Reiſen vorzunehmen, wobei ihn denn gewöhnlich Rath Krauſe zu begleiten pflegte, der mit leichter, glücklicher Faſſungsgabe die vorſtehenden Landſchaften zu Papier brachte, ſchattirte, färbte; und ſo arbeiteten Beide um die Wette.

Die Belagerung von Mainz, als ein ſeltener, wichtiger Fall, wo das Unglück ſelbſt maleriſch zu werden verſprach, lockte die beiden Freunde gleichfalls nach dem Rhein, wo ſie ſich keinen Augenblick müßig verhielten.

Und ſo begleiteten ſie uns denn auch auf einem Gefahrzug nach Weißenau, wo ſich Herr Gore ganz beſonders gefiel. Wir beſuchten abermals den Kirchhof, in Jagd auf pathologiſche Knochen; ein Theil der nach Mainz gewendeten Mauer war eingeſchoſſen, man ſah über freies Feld nach der Stadt. Kaum aber merkten Die auf den Wällen etwas Lebendiges in dieſem Raume, ſo ſchoſſen ſie mit Preußſchüſſen nach der Lücke; nun ſah man die Kugel mehrmals aufſpringen und Staub erregend herankommen, da man ſich denn zuletzt hinter die ſtehen gebliebene Mauer oder in das Gebeingewölbe zu retten wußte und der den Kirchhof durchrollenden Kugel heiter nachſchaute.

Die Wiederholung eines ſolchen Vergnügens ſchien dem Kammerdiener bedenklich, der, um Leben und Glieder ſeines alten Herrn beſorgt und Allen in's Gewiſſen ſprach und die kühne Geſellſchaft zum Rückzug nöthigte.

Der 16. Juli war mir ein ängſtlicher Tag und zwar bedrängte mich die Ausſicht auf die nächſte, meinen Freunden gefährliche Nacht; damit verhielt es ſich aber folgender Maßen. Eine der vorgeſchobenen, kleinen feindlichen Schanzen, vor der ſogenannten Welſchen Schanze, leiſtete völlig ihre Pflicht; ſie war das größte Hinderniß unſerer vordern Parallele und mußte, was es auch koſten möchte, weggenommen werden. Dagegen war nun Nichts zu ſagen; allein es zeigte ſich ein bedenklicher Umſtand. Auf Nachricht oder Vermuthung: die Franzoſen ließen hinter dieſer Schanze und unter dem Schutz der Feſtung Cavallerie campiren, wollte man zu dieſem Aus- und Ueberfalle auch Cavallerie mitnehmen. Was Das heiße, aus der Tranchée heraus, unmittelbar vor den Canonen der Schanze und der Feſtung, Cavallerie zu entwickeln und ſich in düſterer Nacht damit auf dem feindlich beſetzten Glacis herumzutummeln, wird Jedermann begreiflich finden; mir aber war es höchſt bänglich. Herr von Oppen, als der Freund, der mir vom Regiment zunächſt anlag, dazu commandirt zu werden. Gegen Einbruch der Nacht mußte jedoch geſchieden ſein und ich eilte zur Schanze Nr. 4., wo man jene Gegend ziemlich im Auge hatte. Daß es losbrach und hitzig zuging, ließ ſich wohl aus der Ferne bemerken und daß mancher wackere Mann nicht zurückkehren würde, war vorauszuſehen.

Indeſſen verkündigte der Morgen, die Sache ſei gelungen; man habe die Schanze erobert, geſchleift und ſich ihr gegenüber gleich ſo feſt geſetzt, daß ihre Wiederherſtellung dem Feinde wohl unmöglich bleiben ſollte. Freund Oppen kehrte glücklich zurück; die Vermißten gingen mich ſo noch nicht an; nur bedauerten wir den Prinzen Ludwig, der als kühner Anführer eine, wo nicht gefährliche, doch beſchwerliche Wunde davon trug und in einem ſolchen Augenblick den Kriegsſchauplatz ſehr ungern verließ.

Den 17. Juli ward nun Derſelbe zu Schiffe nach Mannheim gebracht; der Herzog von Weimar bezog deſſen Quartier im Chauſſé-Hauſe; es war kein unmuthigerer Aufenthalt zu denken.

Nach herkömmlicher Ordnungs- und Reinlichkeitsliebe, ließ ich den ſchönen Platz davor kehren und reinigen, der bei dem ſchnellen Quartier-Wechſel mit Stroh und Spänen und allerlei Abwärtigen eines eilig verlaſſenen Cantonnements überſäet war.

Den 18. Juli, Nachmittags, auf große, faſt

unerträgliche Hitze Donnerwetter, Sturm und Regenguß, dem Allgemeinen erquicklich, den Eingegrabenen als solchen freilich sehr lästig.

Der Commandant thut Vergleichsvorschläge, welche zurückgewiesen werden.

Den 19. Juli. Das Bombardement geht fort; die Rhein-Mühlen werden beschädigt und unbrauchbar gemacht.

Den 20. Juli. Der Commandant, General d'Oyre, überschickt eine Punctation, worüber verhandelt wird.

Nachts vom 21. auf den 22. Juli. Heftiges Bombardement; die Dominicaner-Kirche geht in Flammen auf; dagegen fliegt ein Preußisches Laboratorium in die Luft.

Den 22. Juli. Als man vernahm, der Stillstand sei wirklich geschlossen, eilte man nach dem Haupt-Quartier, um die Ankunft des Französischen Commandanten d'Oyre zu erwarten. Er kam; ein großer, wohlgebauter, schlanker Mann von mittlern Jahren, sehr natürlich in seiner Haltung und Betragen. Indessen die Unterhandlung im Innern verging, waren wir Alle aufmerksam und hoffnungsvoll. Da es aber ausgesprochen ward, daß man einig geworden und die Stadt den folgenden Tag übergeben werden sollte, da entstand in Mehrern das wunderbare Gefühl einer schnellen Entledigung von bisherigen Lasten, von Druck und Bangigkeit, daß einige Freunde sich nicht erwehren konnten, aufzuhüpfen und gegen Mainz zu reiten. Unterwegs holten wir Sömmering ein, der gleichfalls mit einem Gesellen nach Mainz eilte, freilich auf stärkere Veranlassung als wir, aber doch auch die Gefahr einer solchen Unternehmung nicht achtend. Wir sahen den Schlagbaum des äußersten Thores von fern und hinter demselben eine große Masse Menschen, die sich dort anlehnten und andrängten. Nun sahen wir Wolfsgruben vor uns; allein unsere Pferde, dergleichen schon gewohnt, brachten uns glücklich zwischendurch. Wir ritten unmittelbar bis vor den Schlagbaum; man rief uns zu: was wir brächten? Unter der Menge fanden sich wenig Soldaten, Alles Bürger, Männer und Frauen. Unsere Antwort, daß wir Stillstand und wahrscheinlich Morgen Freiheit und Oeffnung versprächen, wurde mit lautem Beifall aufgenommen. Wir gaben einander wechselsweise so viel Aufklärung, als einem Jeden beliebte; und als wir eben, von Segenswünschen begleitet, wieder umkehren wollten, traf Sömmering ein, der sein Gespräch an das unserige knüpfte, bekannte Gesichter fand, sich vertraulicher unterhielt und zuletzt verschwand, ehe wir's uns versahen; wir aber hielten für Zeit, umzukehren.

Gleiche Begierde, gleiches Bestreben fühlten eine Anzahl Ausgewanderter, welche, mit Victualien versehen, erst in die Außenwerke, dann in die Festung selbst einzudringen verstanden, um die Zurückgelassenen wieder zu umarmen und zu erquicken. Wir begegneten mehrern solcher leidenschaftlichen Wanderer; und es mochte dieser Zustand so heftig werden, daß endlich, nach verdoppelten Posten, das strengste Verbot ausging, den Wällen sich zu nähern; die Communication war auf ein Mal unterbrochen.

Am 23. Juli. Dieser Tag ging hin unter Besetzung der Außenwerke, sowohl von Mainz als von Cassel. In einer leichten Chaise machte ich eine Spazierfahrt in einem so engen Kreis um die Stadt, als es die ausgesetzten Wachen erlauben wollten. Man besuchte die Tranchéen und besah sich die nach erreichtem Zweck verlassene, unnütze Erdarbeit.

Als ich zurückfuhr, rief mich ein Mann mittlern Alters an und bat mich, seinen Knaben von ungefähr acht Jahren, den er an der Hand mit fortschleppte, zu mir zu nehmen. Er war ein ausgewanderter Mainzer, welcher mit großer Hast und Lust seinen bisherigen Aufenthalt verlassend herbeilief, den Auszug der Feinde triumphirend anzusehen, sodann aber den zurückgelassenen Clubbisten Tod und Verderben zu bringen schwor. Ich redete ihm begütigende Worte zu und stellte ihm vor, daß die Rückkehr in einen friedlichen und häuslichen Zustand nicht mit neuem bürgerlichen Krieg, Haß und Rache müsse verunreinigt werden, weil sich das Unglück ja sonst verewige; die Bestrafung solcher schuldigen Menschen müsse man den hohen Alliirten und dem wahren Landesherrn nach seiner Rückkehr überlassen; und was ich sonst noch Besänftigendes und Ernstliches anführte, wozu ich ein Recht hatte, indem ich das Kind in den Wagen nahm und Beide mit einem Trunk guten Weins und Bretzeln erquickte. An einem abgeredeten Ort setzte ich den Knaben nieder, da sich denn der Vater schon von weitem zeigte und mit dem Hut mir tausend Dank und Segen zuwinkte.

Den 24. Juli. Der Morgen ging ziemlich ruhig hin; der Ausmarsch verzögerte sich; es sollten Beidangelegenheiten sein, die man sobald nicht abthun könne. Endlich zu Mittag, als Alles bei Tisch und Topf beschäftigt und eine große Stille im Lager sowie auf der Chaussée war, fuhren mehrere dreispännige Wagen in einiger Ferne von einander sehr schnell vorbei, ohne daß man sich's versah und darüber nachsann. Doch bald verbreitete sich das Gerücht: auf diese kühne und kluge Weise hätten mehrere Clubbisten sich gerettet. Leidenschaftliche Personen behaupteten, man müsse nachsetzen; andere ließen es bei'm Verdruß bewenden; wie-

der andere wollten ſich verwundern, daß auf dem ganzen Wege keine Spur von Wache, noch Piquet, noch Aufſicht erſcheine; woraus erhelle, ſagten ſie, daß man von oben herein durch die Finger zu ſehen und Alles, was ſich ereignen könnte, dem Zufall zu überlaſſen gezeigt ſei.

Dieſe Betrachtungen wurden jedoch durch den wirklichen Anzug unterbrochen und umgeſtimmt. Auch hier kamen mir und Freunden die Fenſter des Chauſſée-Hauſes zu Statten. Den Zug ſahen wir in aller ſeiner Feierlichkeit herankommen. Angeführt durch Preußiſche Reiterei, folgte zuerſt die Franzöſiſche Garniſon. Seltſamer war Nichts, als wie ſich dieſer Zug ankündigte; eine Colonne Marſeiller, klein, ſchwarz, buntſcheckig, lumpig gekleidet, trappelten heran, als habe der König Edwin ſeinen Berg aufgethan und das muntere Zwergenheer ausgeſendet. Hierauf folgten regelmäßigere Truppen, ernſt und verdrießlich, nicht aber etwa niedergeſchlagen oder beſchämt. Als die merkwürdigſte Erſcheinung dagegen mußte Jedermann auffallen, wenn die Jäger zu Pferd heranritten; ſie waren ganz ſtill bis gegen uns herangezogen, als ihre Muſik den Marſeiller-Marſch anſtimmte. Dieſes revolutionäre Te Deum hat ohnehin etwas Trauriges. Ahnungsvolles, wenn es auch noch ſo muthig vorgetragen wird; dieß Mal aber nahmen ſie das Tempo ganz langſam, dem ſchleichenden Schritt gemäß, den ſie ritten. Es war ergreifend und furchtbar und ein ernſter Anblick, als die Reitenden, lange, hagere Männer, von gewiſſen Jahren, die Miene gleichfalls jenen Tönen gemäß, heranrückten; einzeln hätte man ſie dem Don Quixote vergleichen können, in Maſſe erſchienen ſie höchſt ehrwürdig.

Bemerkenswerth war nun ein einzelner Trupp, die Franzöſiſchen Commiſſarien. Merlin von Thionville in Huſaren-Tracht, durch wilden Bart und Blick ſich auszeichnend, hatte eine andere Figur in gleichem Coſtüme links neben ſich; das Volk rief mit Wuth den Namen eines Clubbiſten und bewegte ſich zum Anfall. Merlin hielt an, berief ſich auf ſeine Würde eines Franzöſiſchen Repräſentanten, auf die Rache, die jeder Beleidigung folgen ſollte; er wolle rathen, ſich zu mäßigen; denn es ſei das letzte Mal nicht, daß man ihn hier ſehe. Die Menge ſtand betroffen; kein Einzelner wagte ſich vor. Er hatte einige unſerer daſtehenden Officiere angeſprochen und ſich auf das Wort des Königs berufen und ſo wollte Niemand weder Angriff noch Vertheidigung wagen; der Zug ging unangetaſtet vorbei.

Den 25. Juli. Am Morgen dieſes Tags bemerkt' ich, daß leider abermals keine Anſtalten auf der Chauſſée und in deren Nähe gemacht waren, um Unordnungen zu verhüten. Sie ſchienen heute um ſo nöthiger, als die armen ausgewanderten, grenzenlos unglücklichen Mainzer, von entfernten Orten her nunmehr angekommen, ſchaarenweis die Chauſſée umlagerten, mit Fluch- und Rachworten das gequälte und geängſtigte Herz erleichternd. Die geſtrige Kriegsliſt der Entwiſchenden gelang daher nicht wieder. Einzelne Reiſewagen rannten abermals eilig die Straße hin; überall aber hatten ſich die Mainzer-Bürger in die Chauſſée-Graben gelagert und wie die Flüchtigen einem Hinterhalt entgingen, fielen ſie in die Hände des andern.

Der Wagen ward angehalten; fand man Franzoſen oder Franzöſinnen, ſo ließ man ſie entkommen, wohlbekannte Clubbiſten keineswegs. Ein ſehr ſchöner, dreiſpänniger Reiſewagen rollt daher; eine freundliche junge Dame verſäumt nicht, ſich am Schlage ſehen zu laſſen und hüben und drüben zu grüßen. Aber dem Poſtillon fällt man in die Zügel; der Schlag wird eröffnet, ein Erz-Clubbiſt an ihrer Seite ſogleich erkannt. Zu verkennen war er freilich nicht, kurz gebaut, dicklich, breiten Angeſichts, blatternarbig. Schon iſt er bei den Füßen herausgeriſſen; man ſchließt den Schlag und wünſcht der Schönheit glückliche Reiſe. Ihn aber ſchleppt man auf den nächſten Acker, zerrüttet und zerprügelt ihn fürchterlich; alle Glieder ſeines Leibes ſind zerſchlagen, ſein Geſicht unkenntlich. Eine Wache nimmt ſich endlich ſeiner an; man bringt ihn in ein Bauernhaus, wo er, auf Stroh liegend, zwar vor Thätlichkeiten ſeiner Stadtfeinde, aber nicht vor Schimpf, Schadenfreude und Schmähungen geſchützt war. Doch auch damit ging es am Ende ſo weit, daß der Officier Niemand mehr hineinließ, auch mich, dem er es als einem Bekannten nicht abgeſchlagen hatte, dringend bat, ich möchte dieſem traurigſten und ekelhafteſten aller Schauſpiele entſagen.

Zum 25. Juli. Auf dem Chauſſée-Hauſe beſchäftigte uns nun der fernere regelmäßige Anzug der Franzoſen. Ich ſtand mit Herrn Gore daſelbſt am Fenſter, unten verſammelte ſich eine große Menge; doch auf dem geräumigen Platze konnte dem Beobachtenden Nichts entgehen.

Infanterie, muntere, wohlgebildete Linien-Truppen kamen nun heran; Mainzer-Mädchen zogen mit ihnen aus, theils nebenher, theils innerhalb der Glieder. Ihre eigenen Bekannten begrüßten ſie nun mit Kopfſchütteln und Spottreden: „Ei, Jungfer Lieschen, will Sie ſich auch in der Welt umſehen?“ und dann: „Die Sohlen ſind noch neu, ſie werden bald durch-

gelaufen sein!" Ferner: „Hat Sie auch in der Zeit Französisch gelernt? — Glück auf die Reise!" Und so ging es immerfort durch diese Zungenrathen; die Mädchen aber schienen alle heiter und getrost; einige wünschten ihren Nachbarinnen wohl zu leben, die meisten waren still und sahen ihre Liebhaber an.

Indessen war das Volk sehr bewegt; Schimpfreden wurden ausgestoßen, von Drohungen heftig begleitet. Die Weiber tadelten an den Männern, daß man diese Nichtswürdigen so vorbeilasse, die in ihrem Bündelchen gewiß Manches von Hab und Gut eines ächten Mainzer-Bürgers mit sich schleppten; und nur der ernste Schritt des Militärs, die Ordnung, durch nebenhergehende Officiere erhalten, hinderte einen Ausbruch; die leidenschaftliche Bewegung war furchtbar.

Gerade in diesem gefährlichsten Momente erschien ein Zug, der sich gewiß schon weit hinweggewünscht hatte. Ohne sonderliche Bedeckung zeigte sich ein wohlgebildeter Mann zu Pferde, dessen Uniform nicht gerade einen Militär ankündigte, an seiner Seite ritt in Mannskleidern ein wohlgebautes und sehr schönes Frauenzimmer; hinter ihnen folgten einige vierspännige Wagen mit Kisten und Kasten bepackt; die Stille war ahnungsvoll. Auf ein Mal rauscht' es im Volke und rief: „Haltet ihn an! Schlagt ihn todt! Das ist der Spitzbube von Architecten, der erst die Dom-Dechanei geplündert und nachher selbst angezündet hat!" Es kam auf einen einzigen entschlossenen Menschen an und es war geschehen.

Ohne Weiteres zu überlegen, als daß der Burgfriede vor des Herzogs Quartier nicht verletzt werden dürfe, mit dem blitzschnellen Gedanken, was der Fürst und General bei seiner Nachhausekunft sagen würde, wenn er über die Trümmer einer solchen Selbsthülfe kaum seine Thür erreichen könnte, sprang ich hinunter, hinaus und rief mit gebietender Stimme: Halt!

Schon hatte sich das Volk näher herangezogen; zwar den Schlagbaum unterstand sich Niemand herabzulassen, der Weg aber selbst war von der Menge versperrt. Ich wiederholte mein Halt! Und die vollkommenste Stille trat ein. Ich fuhr darauf stark und heftig sprechend fort: hier sei das Quartier des Herzogs von Weimar, der Platz davor sei heilig; wenn sie Unfug treiben und Rache üben wollten, so fänden sie noch Raum genug. Der König habe freien Auszug gestattet; wenn er diesen hätte bedingen und gewisse Personen ausnehmen wollen, so würde er Aufseher angestellt, die Schuldigen zurückgewiesen oder gefangen genommen haben; davon sei aber Nichts bekannt, keine Patrouille zu sehen. Und sie, wer und wie sie hier auch seien, hätten mitten in der Deutschen Armee keine andere Rolle zu spielen, als ruhige Zuschauer zu bleiben; ihr Unglück und ihr Haß gebe ihnen hier kein Recht und ich litte ein für alle Mal an dieser Stelle keine Gewaltthätigkeit.

Nun staunte das Volk, war stumm; dann wogt' es wieder, brummte, schalt; Einzelne wurden heftig, ein Paar Männer drangen vor, den Reitenden in die Zügel zu fallen. Sonderbarer Weise war einer davon jener Perrücken-Macher, den ich gestern schon gewarnt, indem ich ihm Gutes erzeigte. — Wie! rief ich ihm entgegen, habt Ihr schon vergessen, was wir gestern zusammen gesprochen? Habt Ihr nicht darüber nachgedacht, daß man durch Selbstrache sich schuldig macht, daß man Gott und seinen Obern die Strafe der Verbrecher überlassen soll, wie man ihnen das Ende dieses Elends zu bewirken auch überlassen mußte, und was ich sonst noch kurz und bündig, aber laut und heftig sprach. Der Mann, der mich gleich erkannte, trat zurück, das Kind schmiegte sich an den Vater und sah freundlich zu mir herüber; schon war das Volk zurückgetreten und hatte den Platz freier gelassen, auch der Weg durch den Schlagbaum war wieder offen. Die beiden Figuren zu Pferde wußten sich kaum zu benehmen. Ich war ziemlich weit in den Platz hereingetreten. Der Mann ritt an mich heran und sagte: er wünsche meinen Namen zu wissen, zu wissen, wem er einen so großen Dienst schuldig sei; er werde es zeitlebens nicht vergessen und gern erwiedern. Auch das schöne Kind näherte sich mir und sagte das Verbindlichste. Ich antwortete, daß ich Nichts als meine Schuldigkeit gethan und die Sicherheit und Heiligkeit dieses Platzes behauptet hätte; ich gab einen Wink und sie zogen fort. Die Menge war nun ein Mal in ihrem Rachesinne irre gemacht; sie blieb stehen; dreißig Schritte davon hätte sie Niemand gehindert. So ist's aber in der Welt, wer nur erst über einen Anstoß hinaus ist, kommt über tausend. (Chi scampa d'un punto, scampa di mille.)

Als ich nach meiner Expedition zu Freund Gore hinaustam, rief er mir in seinem Englisch-Französisch entgegen: „Welche Fliege sticht Euch; Ihr habt Euch in einen Handel eingelassen, der übel ablaufen konnte."

Dafür war mir nicht bange, versetzte ich; und findet Ihr nicht selbst hübscher, daß ich Euch den Platz vor dem Hause so rein gehalten habe? Wie sähe es aus, wenn das nun Alles voll Trümmer läge, die Jedermann ärgerten, leidenschaftlich aufregten und Niemand zu Gute kämen; mag auch Jener den Besitz nicht verdienen, den er wohlbehaglich fortgeschleppt hat.

Indeſſen aber ging der Auszug der Franzoſen gelaſſen unter unſerm Fenſter vorbei; die Menge, die kein Intereſſe weiter daran fand, verlief ſich; wer es möglich machen konnte, ſuchte ſich einen Weg, um in die Stadt zu ſchleichen, die Seinigen und was von ihrer Habe allenfalls gerettet ſein konnte, wiederzufinden und ſich Deſſen zu erfreuen. Mehr aber trieb ſie die höchſt verzeihliche Wuth, ihre verhaßten Feinde, die Clubbiſten und Comitiſten, zu ſtrafen, zu vernichten, wie ſie mitunter bedrohlich genug ausriefen.

Indeſſen konnte ſich mein guter Gore nicht zufrieden geben, daß ich, mit eigener Gefahr für einen unbekannten, vielleicht verbrecheriſchen Menſchen ſo viel gewagt habe. Ich wies ihn immer ſcherzhaft auf den reinen Platz vor dem Hauſe und ſagte zuletzt ungeduldig: Es liegt nun einmal in meiner Natur; ich will lieber eine Ungerechtigkeit begehen als Unordnung ertragen.

Den 26. und 27. Juli. Den 26. gelang es uns ſchon, mit einigen Freunden zu Pferd in die Stadt einzudringen; dort fanden wir den bejammernswertheſten Zuſtand. In Schutt und Trümmer war zuſammengeſtürzt, was Jahrhunderten aufzubauen gelang, wo in der ſchönſten Lage der Welt Reichthümer von Provinzen zuſammenfloſſen und Religion Das, was ihre Diener beſaßen, zu befeſtigen und zu vermehren trachtete. Die Verwirrung, die den Geiſt ergriff, war höchſt ſchmerzlich, viel trauriger, als wäre man in eine durch Zufall eingeäſcherte Stadt gerathen.

Bei aufgelöſ'ter polizeilicher Ordnung hatte ſich zum traurigen Schutt noch aller Unrath auf den Straßen geſammelt; Spuren der Plünderung ließen ſich bemerken in Gefolg innerer Feindſchaft. Hohe Mauern drohten den Einſturz, Thürme ſtanden unſicher; und was bedarf es einzelner Beſchreibungen, da man die Hauptgebäude nacheinander genannt, wie ſie in Flammen aufgingen. Aus alter Vorliebe eilte ich zur Deckanei, die mir noch immer als ein kleines, architectoniſches Paradies vorſchwebte; zwar ſtand die Säulenvorhalle mit ihrem Giebel noch aufrecht, aber ich trat nur zu bald über den Schutt der eingeſtürzten, ſchadgewölbten Decken; die Drahtgitter lagen mit im Wege, die ſanft hinweiſe von oben erleuchtende Fenſter ſchützten; hier und da war noch ein Reſt alter Pracht und Zierlichkeit zu ſehen, und ſo lag denn auch dieſe Muſtermahnung für immer zerſtört. Alle Gebäude des Platzes umher hatten daſſelbige Schickſal; es war die Nacht vom 27. Juni, wo der Untergang dieſer Herrlichkeiten die Gegend erleuchtete.

Hierauf gelangt' ich in die Gegend des Schloſſes, dem ſich Niemand zu nähern wagte. Außen angebrachte, bretterne Angebäude deuteten auf die Verunreinigung jener fürſtlichen Wohnung; auf dem Platze davor ſtanden, gedrängt ineinander geſchoben, unbrauchbare Kanonen, theils durch den Feind, theils durch eigene hitzige Anſtrengung zerſtört.

Wie nun von außen her durch feindliche Gewalt ſo manches herrliche Gebäude mit ſeinem Inhalt vernichtet worden, ſo war auch innerlich Vieles durch Rohheit, Frevel und Muthwillen zu Grunde gerichtet. Der Palaſt Ottheim ſtand noch in einer Integrität, allein zur Schneiderherberge, zu Einquartirungs- und Wachſtuben verwandelt, eine Umkehrung, verwünſcht anzuſehen. Säle von Lappen und Fetzen, dann wieder die gypsmarmornen Wände mit Hacken und großen Nägeln zerſprengt, Gewehre dort aufgehangen und umhergeſtellt.

Das Academie-Gebäude nahm ſich von Außen noch ganz freundlich aus; nur eine Kugel hatte im zweiten Stock ein Fenſter gerade in Sömmering's Quartier zerſprengt. Ich fand dieſen Freund wieder daſelbſt, ich darf nicht ſagen, eingezogen; denn die ſchönen Zimmer waren durch die wilden Gäſte auf's Schlimmſte behandelt. Sie hatten ſich nicht begnügt, die blauen, reinlichen Papier-Tapeten, ſo weit ſie reichen konnten, zu verderben; Leitern oder übereinander geſtellte Tiſche und Stühle mußten ſie gebraucht haben, um die Zimmer bis an die Decke mit Speck oder ſonſtigen Fettigkeiten zu beſudeln. Es waren dieſelbigen Zimmer, wo wir vor'm Jahr ſo heiter und traulich zu wechſelſeitigem Scherz und Belehrung freundſchaftlich beiſammen geſeſſen. Indeß war bei dieſem Unheil doch auch noch etwas Tröſtliches zu zeigen; Sömmering hatte ſeinen Keller uneröffnet und ſeine dahin geflüchteten Präparate durchaus unbeſchädigt gefunden. Wir machten ihnen einen Beſuch, wogegen ſie uns zu belehrendem Geſpräch Anlaß gaben.

Eine Proclamation des neuen Gouvernements hatte man ausgegeben; ich fand ſie in eben dem Sinne, ja faſt mit den gleichen Worten meiner Anmahnung an jenen ausgewanderten Perrücken-Macher; alle Selbſthülfe war verboten; dem zurückkehrenden Landesherrn allein ſollte das Recht zuſtehen, zwiſchen guten und ſchlechten Bürgern den Unterſchied zu bezeichnen. Sehr nothwendig war ein ſolcher Erlaß; denn bei der augenblicklichen Auflöſung, die der Stillſtand vor einigen Tagen verurſachte, drangen die kühnſten Ausgewanderten in die Stadt und veranlaßten ſelbſt die Plünderung der Clubbiſten-Häuſer, indem ſie die hereinziehenden Belagerungs-Soldaten aufhetzten und aufregten. Jene Verordnung war mit den

mildesten Verfahren griff, um, wie billig, den gerechten Zorn der gegen uns beleidigten Menschen zu schonen.

Wie schwer ist es, eine bewegte Menge wieder zur Ruhe zu bringen! Auch noch in unserer Gegenwart geschahen solche Unregelmäßigkeiten. Der Soldat ging in einen Laden, verlangte Labsal und, indem man ihn abwog, bemächtigte er sich des Ganzen. Auf das Zetergeschrei der Bürger legten sich unsere Officiere ins Mittel, und so kam man über eine Stunde, über einen Tag der Unordnung und Verwirrung hinweg.

Auf unseren Wanderungen fanden wir eine alte Frau an der Thüre eines niedrigen, fast in die Erde gegrabenen Häuschens. Wir verwunderten uns, daß sie schon wieder zurückgekehrt, worauf wir vernahmen, daß sie gar nicht ausgewandert, ob man ihr gleich zugemuthet, die Stadt zu verlassen. „Euch zu mir", sagte sie, „hat die Hausväter getrommelt mit ihren bunten Scherpen, haben mir befohlen und gedroht; ich habe ihnen aber tüchtig die Wahrheit gesagt; Gott wird mich, arme Frau, in dieser meiner Hütte lebendig und in Ehren erhalten, wenn ich Euch schon längst in Schimpf und Schande sehen werde. Ja hieß sie mit ihren Narreteien weitergehen. Sie fürchteten, mein Geschrei möchte die Nachbarn aufregen und stießen mich in Ruhe. Und so hab' ich die ganze Zeit, theils im Keller, theils im Freien, zugebracht, mich von Wenigem genährt und liebe nach Gott zu Ehren, Jenen aber wird es schlecht ergehen."

Nun deutete sie uns auf ein Echaus gegenüber, um zu zeigen, wie nahe die Gefahr gewesen. Wir kannten in das untere Eckzimmer eines solchen Gebäudes hineinschauen; Das war ein wunderlicher Anblick. Hier hatte seit langen Jahren eine alte Sammlung von Seltenheiten gestanden. Figuren von Porzellan und Bisquit, Chinesische Tassen, Teller, Schüsseln und Krüge; an Elfenbein und Perlmutter mocht' es auch nicht gefehlt haben sowie an anderem Schnitz- und Drechslerwerk, aus Wood, Stroh und tausend zusammengelesenen Gemälden, und was man sich in einer solchen Sammlung denken mag. Das Alles war nun auf den Trümmern zu schauen; denn eine Bombe, durch alle Stockwerke durchschlagend, war in diesem Raume geplatzt; die gewaltsame Entladung, indem sie sämmtliche Wände von der Stelle warf, schlug die Fenster heraus, mit ihnen die Fensterpfeiler, die sonst das Innere schwerlich mit den zierlichen Bogenstellungen draußen herumgetragen erscheinen. Die gute Frau versicherte, daß sie bei dieser Explosion selbst mit unterzugehen geglaubt habe.

Wir suchten unsere Mittagsruhe an einem großen Wirthstisch; bei diesem Hin- und Widerreden schien uns das Mahl, zu schweigen. Wundersam genug fiel es aber auf, daß man von den gegenwärtigen Musicanten den Marseiller-Marsch und das Ça ira verlangte; alle Gäste schienen einzustimmen und ertönten.

Bei unserem folgenden Hin- und Herwandern wußten wir den Platz, wo die Favorite gestanden, kaum zu unterscheiden. Im August vorigen Jahres erhob sich hier noch ein prächtiger Gartensaal; Terrassen, Orangerie, Springwerke machten diesen unmittelbar am Rhein liegenden Lustort höchst vergnüglich. Hier grünten die Alleen, in welchen, wie der Gärtner mir erzählte, sein gnädigster Churfürst die höchsten Häupter mit allem Gefolge an ausdersehnten Tafeln bewirthet; und was der gute Mann nicht Alles von damaligen Gebräuchen, Scherzen und Geschirr zu erzählen hatte. Gelabelt an jene Erinnerung, machte die Gegenwart nur noch einen unerträglicheren Eindruck.

Die benachbarte Carthause war ebenfalls wie verschwunden; denn man hatte die Steine dieser Gebäude sogleich zur bedeutenden Befestigungs-Schanze verwendet. Das Nonnenklösterchen stand noch in früherer, kaum wieder herzustellender Ruinen.

Die Freunde Boye und Krause begleitete ich auf die Citadelle. Da fand man Custos Denkmal, ungefähr noch ebenso, wie ich es als Knabe gezeichnet hatte, auch dieß Mal unerschüttert, so viel Feuerkugeln deren mochten vorbei geflogen sein, ja darauf geschlagen haben.

Herr Boye stellte seine tragbare bunte Kammer auf den Wall sogleich zurechte, in Absicht, eine Zeichnung der ganzen, durch die Belagerung entstellten Stadt zu unternehmen, die sich von der Mitte, vom Dom aus, großenheils und genau zu Staube kam, gegen die Seiten weniger verheert, wie sie uns in seinen hinterlassenen, schön gearbeiteten Blättern noch vor Augen liegt.

Endlich wendeten sich auch unsere Wege nach Cassel; auf der Rhein-Brücke [illegible] man noch frischen Athem wie vor Alters, und betrug sich einen Augenblick, als wenn jene Zeit wieder kommen könnte. Da der Verpflegung von Cassel hatte man während der Belagerung immerfort gewaltet; wir sahen einen Trog solcher Kalbsköpfe, Kalbsfüße daselbst und eine entsetzige Sorte; man hatte, nach aufgezehrtem Schlachtvieh und Ueberzahl, Pferde schon auf liegen lassen.

Es verdrießlig aber als traurig anzusehen war der Verlust einer so schönen Lustfahrt-Schaluppe; man hatte sogar die Bälle der Cassel'schen Garnison dazu verbraucht. Bei der Gelegenheit abgängig, die Ruderbänke, andere Zierde weggethan. Ich sah von der Brücken, regelmäßig geschnitzten Knaben entkleidet und entblößt

…ch ein unterirdisches, letztes Bollwerk. …hieven zu gleicher Zeit gepflanzte Bäume, …gleich gnädigen Umständen erwachten, und …, zu freudigern Zwecken benutzt, dem Un… überliessen.

…ngst aber konnte man sich einem solchen …ern nicht hingeben; denn Wirth und …hin und jeder Einwohner, den man an…, schienen ihren eigenen Zimmer zu ver…, um sich in mittelmässigere Erhältnisse …genseitigen Elends heraus zu lassen, in …em die zur Veränderung genöthigten …ger-Bürger zwischen zwei Feuer, …n und äussern, sich gefährdet sahen. Denn …der Krieg allein, sondern der durch Kosten …lich'te bürgerlicher Zustand hatte ein solches …ß bereitet und herbeigeführt.

…iger Massen erhielt sich unter Gott von …em Artikel und Zimmer bei Erhöhung …er persischen Thor der tüchtigen Stadt…. Erst sah man mit Schrecken das Gewe…mert als ein unvermeidliches Elend an; …störende Gewalt der Feuerkugeln war …ß, und anrückende Unglück zu entsetzen. …rmand glaubte, entgegenwirken zu kön…erblich aber, bekannter mit der Gefahr, …ß man sich, ihr zu begegnen. Eine Bombe, … ein Haus fiel, mit breitem Mauer zu …, gab Gelegenheit zu löschem Scherz; …zählte Mancher von weiblichen Heldin…eier Art, welche sich und Andere glücklich …rt. Aber auch der Untergang von tüch…nahem Menschen war zu betrauern. Ein …ster und sein Sohn gingen über dieser …ion zu Grunde.

…o man nun, das Unglück bedauernd, sich …deres Bild wünschte, das Ende der …zu sehen, so verwunderte man sich zu…, daß die Festung nicht länger gehalten …. In dem Schiffe des Domes, dessen …er sich erhalten hatten, lag eine große …ausgetheilter Mehlbilder; man sprach …deren Vorräthen und von unentbehrlichem …. Man hegte daher die Vermuthung, daß …te Revolution in Paris, wodurch die …, wenn die Mainzer-Commissarien ge…, sich zum Regiment aufgeschwungen, …ch die friedliche Uebergabe der Festung …t. Meretin von Thionville, Neubel und …mählichen gegenwärtig zu sein, wo nach …ch von Gegnern Nichts mehr zu fürchten war. Erst musste …inwohnig schlagen, an dieser Verab…Theil nehmen, sich zu bedeutenden Gut…ben, gnädig Verwilligen ergeben, als …es bei langgehegter heftiger Feindschaft auch …ter entwaffnet und der wahrscheinlich …n feindlichen Einzelnheit abermals mit …ssen, die wegen Vollziehungen über andere Länder auszubreiten, den Berg von Mainz, ja von weit mehr, wieder zu erringen suchten.

Für Niemanden war aus Bleibens mehr in dieser verwüsteten, öden Umgebung. Der König zog den Garden zog zuerst, die Regimenter folgten. Weitern Antheil an den Anfällen des Krieges zu nehmen, ward nicht mehr verlangt; ich erhielt Urlaub, nach Hause zurückzukehren, doch wollt' ich vorher noch Mannheim wieder besuchen.

Mein erster Gang war, Ihre Königlichen Hoheit, dem Prinzen Louis Ferdinand, aufzuwarten, den ich ganz wohlerwarb auf seinem Lager ausgestreckt fand, nicht völlig bequem, weil ihn die Wunde am Finger eigentlich peinigte; wobei er auch die Begierde nicht verbergen konnte, baldmöglichst auf dem Kriegsschauplatz persönlich wieder aufzutreten.

Darauf begegnete mir im Gasthofe ein artiger Abenteuer. An der langen, sehr belegten Wirthstafel sah ich an einem Ende, der Kammerherr des Königs, von Berg, an dem andern, ein grosser, wohlgebauter, starker, breitschultriger Mann, einer Gestalt, wie sie dem tapfersten Friedrich Wilhelm's gut wohl gefiele. Er mit seiner nächsten Umgebung waren sehr laut geworden und hatten sehren Mosket von Tafel auf; ich sah Herrn Berg auf mich zukommen; er begrüßte mich gastfreundlich, indem ich meinen lang gedienten, endlich gemachten Bekanntschaft, sagte einiges Schmeichelhafte hinzu und sagte schon: ich müsse ihn besuchen; er habe aber noch ein persönliches Interesse, mich hier zu sehen und zu sehen. Man habe ihn bisher immer behauptet: Göthe Goethe und Leute von Genie möchten klein und hager, kränklich und verwöhnt aussehen, wie man ihm denn dergleichen Beispiele genug angeführt. Das habe ihn immer verdrossen; denn er glaube doch auch nicht, auf den Kopf gefallen zu sein, habe aber gesund und stark und von tüchtiger Bildung; aber nun sonst er sich, an mir einen Mann zu sehen, der doch auch noch Etwas aussehe und den man deßhalb nicht weniger für ein Genie gelten lasse. Er sonst sich Tassen und mehrere Flaschen lange Tonne einer solchen Behauptung.

Ich erwiderte gleichfalls verbindliche Worte; es schüttelte mir die Hand und ich konnte mich rühmen, daß, wenn jener mehrgedachte Oberstlieutenant meiner Begegnung absichtig, welcher wahrscheinlich auch eine vermuthete Person erwartet hatte, ich vermuthe, leichtlich in einer ganz entgegengesetzten Eigenschaft, zu Ehren kam.

In Heidelberg, bei der alten, treuen Hausfrau Zeit, begegnete ich meinem Schwager und Jugendfreund Schlosser. Wir besprachen gar

Standort; auch er mußte einen Vertrag meiner Forderungen aufhalten. Erst auf wiederholtes Fragen er sie an, ob es gleich von der Denkweise, die er sich festgesetzt hatte, nicht loskommen konnte und vor allen Dingen darauf bedacht, zu wissen, inwiefern sich meine Verheirathung mit der Luther'schen Theorie vereinigen lasse, der er gefolgt sei. Ich mußte leider bekennen, daß auf meinem Wege hiermit gar nicht gerannt werde, sondern nur, daß daraus zu thun sei, mannigfaltige Erscheinungen in's Enge zu bringen, sie zu ordnen, ihre Verwandtschaft, Stellung gegeneinander und nebeneinander aufzuzeigen, sich selbst und Andern faßlich zu machen. Diese That mochte ihm jedoch, da ich nur wenig Experimente vorlegen konnte, nicht ganz deutlich werden.

Da nun hierbei die Schwierigkeit des Unternehmens sich hervorthat, zeigt' ich ihm einen Versuch, den ich während der Belagerung geschrieben hatte, wovon ich erzählte: wie eine Gesellschaft verschiedenartiger Männer gemeinsam arbeiten und jeder von seiner Seite mit eingreifen könnte, um ein so bedeutendes und vielseitiges Unternehmen fördern zu helfen. Ich hatte den Philosophen, den Physiker, Mathematiker, Maler, Mechaniker, Künstler und, Gott weiß, wen Alles in Vorschlag gebracht. Dieß hörte er im Allgemeinen ganz gelassen an; als ich ihm aber die Absonderung im Einzelnen vorlesen wollte, verbat er sich's und lachte mich aus. Ich sei, meinte er, in meinen alten Tagen noch immer ein Kind und Neuling, daß ich mir einbilde, es werde Jemand an Demjenigen Theil nehmen, worüber ich Jemanden zeige; es werde Jemand ein fremdes Verlangen billigen und es zu dem seinigen machen; es könne in Deutschland irgend eine gemeinsame Wirkung und Mitwirkung stattfinden.

Ebenso wie über diesen Gegenstand äußerte er sich über andere; sowie hatte er als Mensch, Geschäftsmann, Schriftsteller gar Vieles erlebt und erlitten, daher kam sein ernster Charakter sich in sich selbst verschließt und jeder heiteren, glücklichen, oft höllischen Ansicht widerspenstig entzogen. Wie aber mochte es den ausgesprochenen Einsiedl, daß ich, aus dem schrecklichen Kriegszustand wieder in's ruhige Privat-Leben zurückkehrend, nicht ein Mal besser selbst auf eine thätige Theilnahme an einem Unternehmen. Und mich so sehr beschäftigte und das in der ganzen Welt möglich und interessant schien.

Dadurch regte sich abermals der alte Mann; leichtsinnige Behauptungen, paradoxe Sätze, ironische Negationen und was Dergleichen mehr war, ergoßen bald Verwirrung und Mißbehagen unter den Freunden. Schlosser verbat sich Dergleichen sehr heftig; der Minister wußte nicht, was er aus und Beiden machen sollte, und ihre Bemühung bewirkte wenigstens, daß der Abschied etwas schneller als vorgesetzt, doch nicht übereilt erfolgen.

Von meinem Aufenthalt in Frankfurt wüßte ich wenig zu sagen, ebenso wenig von meiner übrigen Rückreise; der Schluß des Jahrs, der Anfang des folgenden lief aus Gastereien einer verwilderten und zugleich sogenannten Nation zusammen. Aber auch aus Rand ein ganz eigener Wechsel der gemischten Lebensweise hervor. Der Herzog von Weimar trat nach grausiger Campagne aus Preußischen Diensten; das Mißlingen des Regiments's war groß durch alle Stufen; sie verloren Vasallen, Fürsten, Aufgeben, Wohlthäter und Retter zugleich. Auch ich sollte von ausgebreiteten, trefflichen Männern auf ein Mal scheiden; es geschah nicht ohne Thränen der Beiden. Die Verehrung des einzigen Mannes und Fürsten hatte uns zusammengebracht und gehalten, und wir schienen uns selbst zu verlieren, als wir seiner Leitung und einem heiteren, verständigen Umgang auseinander entsagen sollten. Die Begier zu Wiedersehen, der nahe Hof, war bald und so leicht zu bereden, erschien für mich verloren; auch bin ich niemals wieder tief hineingetreten.

Und so mußen wir schließen, um nicht in Betrachtung der Weltgeschichte zu gerathen, die uns noch zwölf Jahre beschäftigen, bis wir von dem deutschen Flachen und Überschwemmt, so nicht verschlungen gingen.

Aus einer Reiſe in die Schweiz

über

Frankfurt, Heidelberg, Stuttgart und Tübingen im Jahre 1797.

Einleitendes.

Aus Bolaten, wenige Zeit vor der Abreiſe an Wieland nach Zürich und Lavaterſchen.

Mannheim, den 21. April 1797.

Bisher habe ich immer, wenn ich angekündigt werden wollte, Sie, mein werthester Freund, mir zum Muſter vorgeſtellt: denn Ihre Lage, obgleich mitten unter den herrlichſten Kunſtwerken, gewährte Ihnen doch keine Unterhaltung und gemeinſchaftlichen Genuß, wodurch Alles, was roher iſt, doch erſt zum Leben kommt; dagegen ich, obgleich abgeſchnitten von dem ſo ſehr gewünſchten Anſchauen der bildenden Künſte, doch in einem fortdauernden Austauſch der Ideen lebte und in vielen Sachen, die mich intereſſirten, weiter kam.

Nun aber geſteh' ich Ihnen gern, daß meiner Neugier und meinem Unmuth auf einen hohen Grad genommen, da nicht allein alle Wege nach Italien für den Augenblick verſperrt, ſondern auch die Ausſichten auf die nächſte Zeit äußerſt ſchlimm ſind.

In Wien hat man alle Fremden ausgetrieben; Graf Fries, mit dem ich früher zu reiſen hoffte, geht leider erſt im September zurück; der Weg von da auf Triest iſt für jetzt auch verſperrt und für die Zukunft wie die Einigen verſichert und unangenehm. In dem obern Italien ſelbſt, wie weit es da nicht auseinander, wenn außer den Feindſchaften Oeſterreichs auch noch zwei Parteien gegen einander Krieg führen! Und ſelbſt nach einem Frieden, wie natürlich und gewünſcht auch es einer langen Zeit in einem Lande bleiben, wo keine Polizei ſich noch feſte wird! Einige Perſonen, die jetzt über Mailand heraus ſind, können nicht genug erzählen, wie grauſam und gehindert man überall wegen der Pässe ꝛc. war, wie man angehalten und herumgeſchickt wird, und was man auch für Noth bei Lebensmitteln und Einigem haben und erdulden hat.

Sie können nicht denken, daß unter dieſen Umſtänden mich Pferd, und einiges Bedürfniß an mir nimmt, von einer Reiſe abzuſtehen; auch ich gleich nicht gut weiß, daß man bei ähnlichen einigen Maßen gewagten Unternehmungen auf die Negationen nicht achten ſoll: ſo iſt doch der Fall von der Art, daß man ſelbſt durch einiges Nachdenken das Unthunliche einer ſolchen Expedition ſehr leicht einſehen kann.

Dieſes Alles zuſammen bringt mir beinahe den Entſchluß ab: hinten Sommer und vielleicht das ganze Jahr an eine ſolche Reiſe nicht weiter zu denken. Ich überlege Ihnen Dieſes täglich, um auf alle Fälle mich auch mit Ihnen darüber ſchriftlich unterhalten zu können. Denn was ich Ihnen rathen ſoll, weiß ich wahrlich nicht. So ſehr Sie mir auf allen Seiten fehlen und ſo ſehr ich durch Ihre Abweſenheit von allem Genuß der höheren Kunſt getrennt bin: ſo möchte ich doch Sie nicht gern ſchuld ſein an der Störung Ihres Talents, die Sie künftig in Deutſchland wieder ganz verwinden werden, getrennt wiſſen. Wenn mein Plan durch die äußern Umſtände zum Scheitern gebracht wird, ſo wünſchte ich doch, den Ihrigen nützlicher zu ſein.

Ich habe mir wieder eine eigne Welt gemacht und das große Intereſſe, das ich an der epiſchen Dichtung gefaßt habe, wird mich ſchon eine Zeit lang beſchäftigen. Mein Gedicht Hermann und Dorothea iſt fertig; es beſteht aus ſiebenzehnhundert Hexametern und iſt in neun Geſänge getheilt, und ich ſehe heute wenigſtens einen Theil meiner Wünſche erfüllt. Meine hieſigen und benachbarten Freunde ſind wohl damit zufrieden, und es kommt hauptſächlich darauf an, ob es auch vor Ihren die Probe beſteht. Denn die höchſte Inſtanz, vor der es gerichtet werden kann, iſt die, vor welcher der Menſchen eigne Compoſitionen kommt; auf es wird die Frage ſein, ob ſie unter dem mahnenden Gebilde der wahren, ächten Menſchen-Proportionen und Bildungen beſtehen werden.

Der Gegenſtand ſelbſt iſt äußerſt glücklich. Ein Sujet, wie man es in ſeinem Leben nur zwei Mal findet, wo denn überhaupt die Gegenſtände zu wahren Kunſtwerken ſelten gefunden werden als man denkt, beſonders auch

die Alten beſtändig ſich nur in einem gewiſſen Kreiſ bewegen.

In der Lage, in der ich mich befinde, habe ich mir angelegen, an Nichts mehr Theil zu nehmen als an Dem, was ich in meiner Gewalt habe, wie ein Gedicht; wo man weiß, daß man zuletzt nur ſich zu tadeln oder zu loben hat; an einem Werke, an dem man, wenn der Plan einmal gut iſt, nicht das Schickſal des Penelopeiſchen Schleiers erlebt. Denn leider in allen übrigen irdiſchen Dingen laſſen Einem die Menſchen gewöhnlich wieder auf, was man mit großer Sorgfalt gewoben hat und das Leben gleicht jener beſchwerlichen Art zu wallfahrten, wo man drei Schritte vor und zwei zurück thun muß. Kommen Sie zurück, ſo wünſchte ich, Sie könnten ſich auf jene Weiſe geſchwören, daß Sie nur innerhalb einer beſtimmten Fläche, ja ich möchte wohl ſagen, innerhalb eines Rahmens, wo Sie ganz Herr und Meiſter ſind, Ihre Kunſt ausüben wollen. Zwar iſt, ich geſtehe es, ein ſolcher Entſchluß ſehr illuſoriſch und nur Verzweiflung kann Einen dazu bringen; es iſt aber doch immer beſſer, ein für alle Mal zu entlagen, als immer einmal einen um den andern Tag reuend zu werden.

Vorſtehendes war ſchon vor einigen Tagen geſchrieben, nicht im beſten Humor, als auf ein Mal die Friedensnachricht von Frankfurt kam. Wir erwarten zwar noch die Beſtätigung, und von den Bedingungen und Umſtänden iſt uns noch Nichts bekannt. Ich will aber dieſen Brief nicht aufhalten, damit Sie doch wieder Etwas von mir vernehmen und Eingeſchloſſenes, das man mir an Sie gegeben hat, nicht liegen bleibe. Leben Sie wohl und laſſen Sie mich bald wieder von ſich hören! In wenniger Zeit muß ich von hier fortfahren und ich hoffe, der Wunſch, uns in Italien gereift wiederzuſehen, ſoll uns doch noch einmal gegönnt werden.

Den 6. Mai.

Am 8. April ſchrieb ich Ihnen einen Brief aus dieſer Lande; die Friedensnachrichten, die in dem Augenblick dazu kamen, verſüßten den Inhalt. Seit der Zeit habe ich mir vorgeſetzt, ſo ſchön als ein Menſch ſich Etwas vorſetzen kann:

Daß ich Anfangs Juli nach Frankfurt abreiſe, um mit meiner Mutter noch Mancherlei zu arrangiren und daß ich alsdann, von da aus, nach Italien gehen will, um Sie aufzuſuchen.

Ich darf Sie alle wohl bitten, in jenen Augenblicken zu verweilen und, wenn Sie mich thätig finden können, mich dazu zu ergötzen. Sollten Sie aber Ihre Geſundheit wegen nach der Schweiz geſchlichen wollen, ſo ſchreiben Sie mir, wo ich Sie treffe. Ich kann nächſtens, daß Sie dieſen Brief Ende Mai's erhalten; antworten Sie mir aber vor unſrer dem Einſchluß von Frau Rath Goethe nach Frankfurt am Main, ſo habe ich Ihren Brief gewiß und werde mich darnach richten. In der Zwiſchenzeit erfahren wir die Verhältniſſe des obern Italien's und ſehen uns mit Zufriedenheit, wo es auch ſei, wieder. Ich wiederhole nur kürzlich, daß es mir ganz gleich iſt, in welche Gegend ich mich von Frankfurt aus hinbewege, wenn ich nur erfahre, wo ich Sie am Nächſten treffen kann. Leben Sie recht wohl! Mir geht Alles recht gut, ſo daß ich noch dem erſehnten Frieden hoffen kann. Sie auch auf einem betriebſamen, obgleich ſehr geprüften Boden wieder zu ſehen.

Jena, den 9. Juni.

Ihren Brief vom 15. Mai habe ich geſtern erhalten, woraus ich ſehe, daß die Poſten zwar noch nicht mit der alten Schnelligkeit, doch aber wieder ihren Gang gehen und Das macht mir Muth, Ihnen gleich wieder zu ſchreiben.

Seitdem ich die Nachricht erhielt, daß Sie ſich nicht wohl befinden, bin ich unruhiger als jemals; denn ich kenne Ihre Natur, die ſich kaum anders als in der vaterländiſchen Luft wieder herſtellt. Sie haben indeſſen noch zwei Briefe von mir erhalten, einen vom 28. April und einen vom 8. Mai. Möchten Sie doch auf den letzten diejenige Entſchließung gegründet haben, die zu Ihrem Beſten dient! Ihre Meinung, die ich nach dem jetzigen Lauf der Poſten in Frankfurt gewiß haben kann, wird meine Wege leiten. Selbſt mit vielem Vergnügen würde ich Sie in Ihrem Vaterland aufſuchen und an dem Zürich-See einige Zeit mit Ihnen verleben. Möge doch das Gute, das Ihnen aus unſerm freundſchaftlichen Verhältniſſe entſpringen kann, Sie einiger Mühen überall halten für die Leiden, die Sie in der Zwiſchenzeit ausgeſtanden haben und die auch auf mich, in der Ferne, den unangenehmſten Einfluß hatten. Denn noch niemals bin ich von einer ſolchen Ungewißheit hin- und hergeworfen worden; noch niemals haben meine Pläne und Entſchließungen ſo von Woche zu Woche variirt. Ich ward bei dem Interregnum unſrer Provinzen und nahe Verbündeten nicht ſteif, indem ich Sie einem mehr und mehr einen Weg nach dem andern abgeſchnitten ſah.

Nun mag denn Ihr nächſter Brief entſcheiden; und ich will mich darein finden und ergeben, was er auch anbefiehlt. Wie wir auch zuſammenkommen, und es muß nothwendig ſein, ſo wird es eine merkwürdige Epoche ſein. Die Wiederkehr, die mir mehrere gewonnen iſt, wird ich durch Mittheilung auf das Schönſte genießen.

Daß ich in meinem neuen Garten nicht

Margarethe.

Du lieber Gott! was so ein Mann
Nicht alles alles denken kann!
Beschämt nur steh' ich vor ihm da,
Und sag' zu allen Sachen ja.
Bin doch ein arm unwissend Kind,
Begreife nicht was er an mir find't.

ab.

heiter und thätig; er hat zu seinem Materialien sehr große Vorarbeiten gemacht. Wenn die alten Dichter ganz bekannte Mythen und noch dazu überliefert, in ihren Dramen vortrugen: so hat ein neuerer Dichter, wie die Sachen stehen, immer den Nachtheil, daß er erst die Exposition, die doch eigentlich nicht allein auf's Factum, sondern auf die ganze Breite des Erlebens und auf Stimmung geht, mit vortragen muß. Schiller hat deswegen einen sehr guten Gedanken gehabt, daß er ein fixirtes Stück, die Maltesser, als Exposition vorausschickt, wo die Masse der Armee, gleichsam wie der Chor der Alten, sich mit Gewalt und Gewicht darstellt, weil am Ende des Hauptstücks doch Alles darauf ankommt, daß die Masse nicht mehr bei ihm bleibt, sobald er die Journal des Dienstes verändert. Es ist in einer viel prosaischern und alle für die Kunst bedeutenden Momente als die Geschichte von Demonvicy.

Höchst verlangend bin ich auch, Ihre Ideen über das Dorftheater und Vorspielstunde zu vernehmen. Alles Glück eines Kunstwerks beruht auf dem prägnanten Stoffe, den es darzustellen unternimmt. Nun ist der ewige Irrthum, daß man bald etwas Bedeutendes, bald etwas Hübsches, Gutes und, Gott weiß, was Alles, sich unterschicht, wenn man doch einmal was machen will und weiß.

Wir haben auch in hiesiger Gegend Gelegenheit gehabt, Manches abzuhandeln über Dat, was in irgend einer poetischen Form geht und nicht geht. Es ist wirklich bisweilen möglich, daß Etwas, was in dem einen Epidermoske noch ganz gut und charakteristisch ist, in einem andern leer und unerträglich scheint. Doch eben so möglich sind ja die abweichendsten Ideen auf einer Redoute, wo Stimmung, Bewegung und Alles durch das Maskengehen gleich aufgehoben wird.

Da nun meine ganze Operation von Ihrer Antwort auf meinen Brief vom 6. Mai abhängt, so will ich nicht weiter schreiben, als bis ich diese erhalten habe und Ihnen nachher gleich antworten, wo ich bin und wie ich gehe. Sollten Sie auch auf diesen noch irgend Etwas zu vermelden haben, so schicken Sie es nur auf Frankfurt an meine Mutter, wo ich schon bei Meinen bringen will.

[illegible], den 9. Juni.

Gott's Gnade mit Ihnen auf naturlichstem Grund und Boden gegrüßt! Ihr Brief vom 24. Juni, den ich heut' erhalte, hat mir eine große Last vom Herzen gewälzt. Denn wenn ich sehen, daß Sie auf meinen Brief vom 6. Mai gleich geschrieben hätten; allein bei meiner Liebe zu Ihnen, bei meiner Sorge für Ihre Gesundheit, bei dem Gewicht des Briefes, den ich auf meine einzigen Verhältniß lege, war mir die Lage der Sache äußerst schmerzlich, und mein durch die Lähmung meines Plan's ohnehin schon sehr gekränktes Gemüth ward nun durch die Nachricht von Ihrem Zustande noch mehr angegriffen. Ich machte mir Vorwürfe, daß ich, trotz der Unruhe, nicht früher gegangen sei, Sie aufzusuchen; ich stellte mir Ihr einsames Verhältniß und Ihre Empfindungen recht lebhaft vor, und arbeitete ohne Trieb und Behaglichkeit, bloß, um mich zu zerstreuen. Nun geht eine neue Epoche an, in welcher Alles eine bessere Gestalt gewinnen wird. Auf meinem eigentlichen Unternehmen mag nun werden, was will, sorgen Sie einzig für Ihre Gesundheit und ordnen Sie das Geschäftliche noch Lust und Belieben. Alles, was Sie thun, ist gut; denn Alles hat einen Bezug auf ein Ganzes.

Ihr Brief hat mich noch in Weimar getroffen, wohin mir meine Mutter ihn schickte. Der Herzog ist schon einige Monate abwesend; er will mich vor meiner Abreise noch über Manches sprechen und ich erwarte ihn. Inzwischen habe ich Alles geordnet und bin so lost und ledig als je war. Ich gehe sodann nach Frankfurt mit den Meinigen, um sie meiner Mutter vorzuführen, und nach einem kurzen Aufenthalte suche ich Ihnen gerad' und komme, Sie am schönen Ort zu treffen. Welch eine angenehme Empfindung ist es mir, Sie bis auf jenen glücklichen Augenblick wohl aufgehoben und in einem verbesserten Zustande zu wissen!

Schreiben Sie mir noch den Empfang Dieses nur nach Frankfurt. Dort mir erhalten Sie nun alle acht Tage Nachricht. Zum Willkomm auf Deutschem Grund und Boden sende ich Ihnen Etwas über die Hölle meines neuen Gedichts. Möge Ihnen die Rose, die Ihnen darauf entgegenwächst, angenehm und erquicklich sein! Weiter lege ich Nichts. Da mir nun glücklicher Weise wieder so viel selber gedacht worden, so soll nun meine ersten Schritte bestimmt; und soll wie mir einmal erst wieder gelungen, so werden wir sie zusammen thun und meine Berge meinen gelungenen vorführen. Leben Sie tausend Mal wohl!

[illegible], den 11. Juni.

Seitdem ich Sie wieder in Ihr Vaterland gerettet weiß, hab meine Gedanken nun hauptsächlich darauf gerichtet, daß wir nächstens mit Frankfurt bekannt werden, und Jeder sieht daher einzeln für sich gethan hat. Sie haben durch Zeichnung und Betrachtung ein natürliches Fach sonders gewinnt, und ich habe inzwischen von meiner Seite, durch Nachdenken und Brüten über Theorie und Methode, auch meine aufgehäuften Stoffe verdauet, so daß wir uns einander zusammenthun und meine Arbeiten zu

zusammentreffen, aber uns wenigstens sehr leicht werden erklären und vereinigen können.

Ich schicke Ihnen hier einen Aufsatz, worin, nach einigem Räsonniren, über Laocoon gehandelt ist. Die Veranlassung zu diesem Aufsatze sage ich hernach. Schiller ist mit der Methode und dem Sinn Desjenigen zufrieden. Es ist nun die Frage, ob Sie mit dem Stoff einig sind; ob Sie glauben, daß ich das Kunstwerk richtig gefaßt und den eigentlichen Lebenspunct des Dargestellten wahrhaft angegeben habe. Auf alle Fälle können wir uns künftig vereinigen; theils dieses Kunstwerk, theils andere in einer gewissen Folge dergestalt zu behandeln, daß wir, nach unserm festen Schema, eine vollständige Entwickelung von der ersten poetischen Conception des Werks bis auf die letzte mechanische Ausführung zu liefern suchen und dadurch uns und Andern mannigfaltig nützen.

Hofrath Hirt ist hier, der in Berlin eine Existenz nach seinen Wünschen hat und sich auch bei uns ganz behaglich befindet. Seine Gegenwart hat uns sehr angenehm unterhalten, indem er bei der großen Masse von Erfahrungen, die ihm zu Gebote steht, beinah' Alles in Anregung bringt, was in der Kunst interessant ist, und dadurch einen Cirkel von Freunden derselben, selbst durch Widerspruch, belebt. Er communicirte uns einen kleinen Aufsatz über Laocoon, den Sie vielleicht schon seit früher Jahren und der das Verdienst hat, daß er den Kunstwerken auch das Charakteristische und Leidenschaftliche als Stoff vindicirt, welches durch den Mißverstand des Begriffs von Schönheit und göttlicher Ruhe alles sehr verdrängt worden war. Schiller, der auch seit einigen Tagen hier ist, hatte von dieser Seite gedachter Aufsatz besonders gefallen, indem er selbst jetzt über Tragödie denkt und arbeitet, wo eben diese Punkte zur Sprache kommen. Um mich nun eben hierüber am Deutlichen und Vollständigen zu erklären und zu weiteren Gesprächen Gelegenheit zu geben, sowie auch besonders in Rücksicht unserer nächsten gemeinschaftlichen Arbeiten, schreib ich die Blätter, die ich Ihnen nun zur Prüfung überschicke.

Sorgen Sie vor allen Dingen für Ihre Gesundheit in dem vaterländischen Luft und Sorgen Sie sich besonders durch Schreiben ja nicht an. Ökonomisiren Sie sich Ihr Schreiben im Ganzen und ranguiren Sie die Sorge Ihrer Correspondenz und Ihres Gutbefinden; warten Sie ab, bis wir wieder zusammenkommen, da Sie die Bequemlichkeit des Diktirens haben werden, indem ich einen Schreiber mitbringe, wodurch das Mechanische der Arbeit, welches für einen nicht ganz gesunden Denker peinlich ist, sehr erleichtert, ja gewissen Fällen aufgehoben wird.

Unser Herzog scheint sich auf seinen Reise zu gefallen; denn er läßt uns eine Woche nach der andern warten. Doch beruhigt mich seine verspätete Ankunft, die ich erwarten muß, gegenwärtig nicht, indem ich Sie in Sicherheit weiß. Ich hoffe, Sie haben meinen Brief vom 7. mit dem Anfange des Gedichts richtig erhalten und ich will es nunmehr so einrichten, daß ich alle Wochen Etwas an Sie absende. Schreiben Sie mir, wenn es auch nur wenig ist, unter der Adresse meiner Mutter nach Frankfurt. Ich hoffe, Ihnen bald meine Adresse von hier und meine Ankunft dort melden zu können, und wünsche, daß Sie sich recht bald erholen möchten und daß ich die Freude habe, Sie, wo nicht völlig hergestellt, doch in einem recht leidlichen Zustande wieder zu sehen. Leben Sie recht wohl, werthester Freund! Wie freue ich mich auf den Augenblick, in welchem ich Sie wiedersehen werde, um durch ein vereintes Leben uns für die bisherige Trennung einigermaßen zu entschädigen zu sehen.

Schiller und die Hausfreunde grüßen; Alles freut sich Ihrer Nähe und Besserung.

Heut über acht Tage will ich verschiedene Gedichte beilegen. Wir haben uns vereinigt, in den diesjährigen Almanach mehrere Balladen zu geben, und uns bei dieser Arbeit über Stoff und Behandlung dieser Dichtungsart selbst aufzuklären; ich hoffe, es sollen sich gute Resultate zeigen.

Humboldt's werden nun auch von Dresden nach Wien abgehen. Gerning, der uns interessirt bei jedem Anlaß Visite macht, ist über Magdeburg ebendahin abgegangen. Beide Parteien denken, von jener Seite nach Italien vorzudringen; die Folge wird lehren, wie weit sie kommen.

Die Herzogin Mutter ist nach Ettersburg. Wieland steht in Osmannstedt mit dem nothdürftigen Feldbedarf. Jakobine von Imhof entwickelt ein recht schönes, poetisches Talent; sie hat einige allerliebste Sachen zum Almanach gegeben. Wir erwarten in diesen Tagen den jungen Stolz von Berlin, der sich im Weimarischen recht schön ausbildet. Hat Sie hören Sie denn auch einige Nachricht von dem Projecte, das einen Theil des Weimar'schen Theaters ausmacht. Bei Ihrer jetzt größern Nähe scheint es mir, als ob man Ihnen auch hierüber Etwas sagen könne und möge. Knebel ist auch Nürnberg gegangen; er macht Miene, in jenen Gegenden zu bleiben; nun suchen sich, er wird Nichts weiter an seinen Platze haben. Besonders ist Nürnberg, das er liebt, in dem jetzigen Augenblick ein interessanter Aufenthalt. Nochmals ein herzliches Lebewohl!

Den 29. Juli.

Hier ist, mein werther Freund, die dritte wöchentliche Sendung, mit der ich Ihnen zugleich ankündigen kann, daß mein Koffer mit dem Postwagen heute früh nach Frankfurt abgegangen und daß also schon ein Theil von mir nach Ihnen zu in Bewegung ist. Der Körper wird nun auch wohl bald dem Geiste und den Kleidern nachfolgen.

Dieß Mal sende ich Ihnen, damit Sie doch je auch recht mannichfaltig empfangen werden, ein Paar Balladen, bei denen ich wohl nicht zu sagen brauche, daß die erste von Schiller, die zweite von mir ist. Sie werden daraus sehen, daß wir, indem wir Ton und Stimmung dieser Dichtart beizubehalten suchen, die Stoffe würdiger und mannigfaltiger zu wählen bestrebt sind; nächstens erhalten Sie noch mehr Dergleichen.

Die Note von Böttiger über die zusammengeschnürten Schlangen ist meiner Hypothese über Laokoon sehr günstig, er hatte, als er sie schrieb, meine Abhandlung nicht gelesen.

Schiller war diese acht Tage bei mir, persönlich gesund und sehr munter und thätig; Ihrer ist, ich darf wohl sagen, in jeder Stunde gedacht worden.

Unsere Freundin Maxe hat sich auch in der Dichtkunst versuchen wollen und sehr artige Sachen gemacht, die mit einiger Nachhülfe recht gut erscheinen werden. Man merkt ihren Verfassungen sehr deutlich die leidigen Einflüsse in eine andere Kunst an und wenn sie so bleiben sollte, so kann sie auf einem besonderen Grad gelangen.

Heute nicht mehr. Nur noch den herzlichen Wunsch, daß Ihre Gesundheit sich immer verbessern möge! Schicken Sie Ihre Briefe nur an meine Mutter!

Frankfurt.

Frankfurt, den 1. August.

Zum ersten Mal habe ich die Reise auf Thüringen nach dem Main-Strome durchaus bei Tage mit Ruhe und Bewußtsein gemacht und das deutliche Bild der verschiedenen Gegenden, ihre Charaktere und Uebergänge, war mir sehr lehrreich und angenehm. In der Nähe von Gotha war mir der Anblick merkwürdig, wenn diese Stadt liegt. Es scheint sich in der Urzeit gebildet zu haben, da nach Süden und Westen Felsenriffe und die Luft durch die Berge hervorwehte.

Der Moment, wenn der hervorstehende Felsenkalk, nur Lichtschroffen! In Thüringen sind Alles zum Schauen, so hatte schon Luther wie die Mönche auf dem Felde und gleichen Hymnen und Frankfurt war noch die Stoppelei. Vom Wein versteht man sich nicht viel; das Obst ist gut gerathen.

Wir waren von Weimar bis hier vier Tage unterwegs und haben von der heißen Jahreszeit wenig oder gar nicht gelitten. Die Gewitter [illegible] Nachts und Morgens die Atmosphäre aus, wir fuhren sehr früh; die heißesten Stunden des Tags saßen wir; und wenn denn auch einige Stunden des Wegs bei warmer Tageszeit zurückgelegt wurden, so ist doch meist auf den Höhen und in den Thälern, wo Bäche fließen, ein Labsal.

So bin ich denn vergnügt und gesund am Ziele in Frankfurt angekommen und übernehme in einer ruhigen und heitern Wohnung nun erst, was es heißt, in meinen Jahren in die Welt zu gehen. In früherer Zeit imponirten und verwirrten mich die Gegenstände mehr, weil mir sie nicht beitheilen und zusammenfassen konnten; aber wir werden doch mit ihnen leichter fertig, weil wir nur auffassen, was in unserm Wege liegt und rechts und links wenig achten. Später kennen wir die Dinge mehr; es interessirt uns deren eine größere Anzahl und wir möchten uns gar übel befinden, wenn uns nicht Gewohnheit und Methode in diesen Fällen zu Hülfe kämen. Ich will nun Ihnen, was mir in diesen Tagen vorgekommen, so gut als möglich ist, gerecht suchen, an Frankfurt selbst als einer vielumfassenden Stadt meine Schwingen probiren und mich dann zu einer weitern Reise vorbereiten.

Sehr nothwendig ist mir auch schon, mir es eigentlich mit dem Publicum einer großen Stadt beschaffen ist. Es lebt in einem beständigen Tumult von Erwerben und Verlieren und Lust, und wir Stimmung suchen, läßt sich weder hervorbringen noch wünschen. Wir Vorgedrungen, selbst das Theater, selbst uns verlassen; und die große Neigung des gebildeten Publicum's zu Journalen und Romanen entsteht eben daher, weil Jene immer und Diese meist Zerstreuung in die Zerstreuung bringen.

Ich glaube sogar eine Art von Scheu gegen poetische Productionen aber wenigstens, seitdem sie poetisch sind, bemerkt zu haben, die mir auch eben hierin Ursachen ganz natürlich vorkommt. Die Poesie verlangt, zu gebietet Sammlung; sie stellt den Menschen über seine Mitte; sie verlangt Selbstheit auf und ist in der besten Welt (um nicht zu sagen, in der großen) [illegible] eine [illegible] Tochter.

Ich genehme mich nun, Alles, wie wir die Gegenstände vorkommen und auch ich über sie denke, aufzuzeichnen, ohne die genauere Ver-

achtung und das reifste Urtheil von mir zu fordern aber auch an einen thätigen Gebrauch zu denken. Wenn man den Weg einmal ganz zurückgelegt hat, so kann man mit besserer Ueberſicht das Vorräthige immer wieder als Stoff gebrauchen.

Das Theater habe ich einige Mal beſucht und zu deſſen Beurtheilung mir auch einen merkwürdigen Entwurf gemacht. Indem ich ihn nun nach und nach ausgefüllen ſuche, ſo iſt mir erſt recht aufgefallen, daß man eigentlich nur von fremden Ländern, wo man mit Niemanden in Verhältniß ſteht, eine leidliche Reiſebeſchreibung machen könnte. Ueber den Ort, wo man gewöhnlich ſich aufhält, wird Niemand wagen, Etwas zu ſchreiben, es möchte denn von bloßer Aufzählung der vorhandenen Gegenſtände die Rede ſein. Eben ſo geht es mit Allem, was uns noch einiger Maßen nahe iſt; man fühlt erſt, daß es eine Impietät wäre, wenn man auch ſein gerechteſtes, mäßigſtes Urtheil über die Dinge öffentlich ausſprechen wollte. Dieſe Betrachtungen führen auf artige Reſultate und zeigen mir den Weg, der zu gehen iſt. So vergleiche ich z. B. jetzt das hieſige Theater mit dem Weimariſchen. Habe ich noch das Stuttgarter geſehen, ſo läßt ſich vielleicht über die drei etwas Allgemeines ſagen, das bekannter iſt und das ſich auch ahnenlaſſ öffentlich produciren läßt.

Den 2. Auguſt.

In Frankfurt iſt Alles thätig und lebhaft und das vielfache Unglück ſcheint nur einen allgemeinen Leichtſinn bewirkt zu haben. Die Millionen Kriegs-Contribution, die man im vorigen Jahre den vorgedrungenen Franzoſen hingeben mußte, fehl, ſowie die Noth jener Augenblicke, vergeſſen und Jedermann ſcheint es äußerſt zuwider, daß er nun zu den Intereſſen und Abzahlungen auch das Seinige beitragen ſoll. Ein Jeder beklagt ſich über die äußerſte Theurung und läßt doch ſein Geld ausgeben und den Luxus zu vermehren, über den er ſich beſchwert. Doch habe ich auch ſchon einige wunderliche und unerwartete Bedenken bemerken können.

Geſtern Abend entſtand auf ein Mal ein lebhaftes Feuerwerk; inzwiſchen es gepfeifen ſei, muß ſich bald zeigen.

Ich habe mich in dieſen wenigen Tagen ſchon viel umgeſehen und die Stadt unterſuchen und umgangen; vorn und innen entdeckt ein Gebäude nach dem andern und der beſſere und größere Geſchmack läßt ſich bemerken, obgleich auch hier manche Rückſchritte geſchehn. Geſtern war ich im Schweizer'ſchen Hauſe, das auch inwendig viel Gutes enthält; beſonders hat mir die Thür des Zimmers ſehr wohl gefallen; ich werde ein kleines Modell davon an die Schloſſer-Commiſſion ſchicken.

Das hieſige Theater hat gute Subjecte, iſt aber im Ganzen für eine ſo große Anlage viel zu ſchwach beſetzt; die Läden, welche bei Ankunft der Franzoſen entſtanden, ſind noch nicht wieder aufgebaut. Auf den Sonntag wird Palmira gegeben, worauf ich ſehr neugierig bin.

Ich lege einige Recenſionen einiger Italieniſchen Zeitungsblätter bei, die mich intereſſirt haben, weil ſie einen Blick in jene Zuſtände thun laſſen.

Italieniſche Zeitungen.

Es liegen verſchiedene Italieniſche Zeitungen vor mir, über deren Charakter und Inhalt ich Einiges zu ſagen gedenke.

Die auswärtigen Nachrichten ſämmtlich ſind aus fremden Zeitungen überſetzt; ich bemerke alſo nur das Eigene der inländiſchen.

L'Osservatore Triestino No. 58. 21. Juli 1797. Ein ſehr gut geſchriebener Brief über die Beſitznehmung von Chevio vom 10. Juli. Dann Einiges von Zara. Die Anhänge ſind wie unſere Beilagen und Wochenblätter.

Gazetta Universale No. 94. 22. Juli 1797. Piemont. Ein nachdrückliches Geſetz gegen Mißbrauch des Talismans, Plünderns und Abpfändens der Fremden, im Piemonteſiſchen publicirt.

Notizie Universali No. 60. 28. Juli 1797. Roveredo. Ein Artikel aus Oeſterreich macht auf die große bemaſſirte Stücke des Kaiſers aufmerkſam.

Il Corriere Milanese. No. 59. 21. Juli 1797. Die Italieniſchen Angelegenheiten werden im republicaniſchen Sinne, aber mit großer Mäßigung, Freiheit und rhetoriſcher Stellung vorgetragen; es läßt Einem dabei der Leidener Lärm ein.

In einer Buchhändlernachricht iſt ein Werk: Memorie Storiche del Professore Gio. Battista Rottondo nativo di Monza, nel Milanese, scritte da lui medesimo, angekündigt. Wahrſcheinlich eine romanhafte Compoſition, durch welche man, ſowie ſich auch der Anzeige ermeſſen läßt, den Revolutionairen in Italien Mäßigkeit rathen will.

Giornale Degli Uomini Liberi, Bergamo, 18. Juli 1797. No. 5. Lebhaft demokratiſch, wodurch ſich in der Bergamaſker-Manier ſehr lebhaft unterſcheidet; denn wer lacht nicht, wenn er lieſt: Non si dee dubitare il Popolo Sovrano Bergamasco di dargli notizia etc.

Für den Tag aber und für die Nähe könnte das Blatt ſehr gemeinſchaftig zu ſein, indem es hauptſächlich die Angelegenheiten der Stadt und des Bezirks behandelt.

No. 6. Die Aufhebung einer Kloſter kann

die Mehrheit der Mönchsklöster wird begehrt; die aristocratische Partei verlangt unanimia.

Die Sprachverdrehungen haben etwas Originelles und der ganze Vortrag ist lebhaft, treu, naiv, so daß man den Patriotismus besten Sinne zu hören glaubt.

Il Patriota Bergamasco. Nr. 17, 18. Juli 1797. Ein Compliment an die Bergamasker, daß ihre National-Garden bei dem großen Föderations-Fest sich so ganz besonders ausgenommen haben: I Segni di esso manifestati di patriotismo e di giocondità strasserro la comune meraviglia, e loro meritarono il vanto de' più energici repubblicani. Wenn man viele Stelle gehörig übersetzt, so möchte man, die Bergamasker bei dieser Gelegenheit mit ihrer giocondità gesehen zu haben. Den Nachrichten aus dem Kirchenstaat sieht man durch Worte, die Schwachheit gebraucht sind, eine ironische Tournure zu geben.

Ein Brief des General's Buonaparte an den Präsidenten Cagnoli in Verona, der bei den Unruhen viel gelitten und verloren hatte, soll den Gemüthern Beruhigung einflößen, da dem Manne Ersatz und Sicherheit versprochen wird.

No. 18 ist sehr merkwürdig; der Patriot beklagt sich, daß nach der Revolution noch keine Revolution sei und daß gerade Alles noch seinen alten, aristocratischen Gang gehen wolle. Natürlicher Weise hat, wie überall, die liebe Gewohnheit nach den ersten lebhaften Bewegungen wieder ihr Recht behauptet und Alles sucht sich wieder auf die Füße zu stellen; worüber sich denn der gute Patriot gar sehr beklagt.

Turn v. Mayenf.

Das allgemeine Gespräch und Interesse ist heute der Feier des morgenden Tags, die in Wetzlar begangen werden soll; man erzählt Wunderdinge davon. Zwanzig Generale sollen derselben beiwohnen; neu aber Regimenter sollen Truppen dazu gesammelt werden; militärische Evolutionen sollen geschehen. Gerüste sind aufgerichtet und was Dergleichen mehr ist. Indessen dachten die Einwohner bei dieser Gelegenheit viele Scenen; mehrere haben sich entfernt; man will heute Abend schon canonirt gehört haben.

Bei uns Dem lebt man hier in vollkommener Sicherheit und Jeder treibt sein Handwerk eben, als wenn Nichts geweien wäre; man hält den Frieden für gewiß und schwerlich sich, daß der Congreß hier seine werde, ob man gleich nicht weiß, wo man die Gesandten unterbringen will. Wenn Alles ruhig bleibt, so wird die nächste Messe über die Maßen voll und gedrängt werden, es sind schon viele Quartiere bestellt und die Gastwirthe und andere Einwohner setzen unerhörte Preise auf ihre Zimmer.

Was mich betrifft, so sehe ich nur immer mehr ein, daß Jeder nur sein Handwerk ernsthaft treiben und das Uebrige Alles lustig nehmen soll. Ein Paar Verse, die ich zu machen habe, interessiren mich jetzt mehr als viel wichtigere Dinge, auf die mir kein Einfluß gestattet ist; und wenn ein Jeder das Gleiche thut, so wird es in der Stadt und im Hause wohl stehen. Die wenigen Tage, die ich hier bin, hat mich die Betrachtung so mancher Gegenstände schon sehr vergnügt und unterhalten und ich habe für die nächste Zeit noch genug vor mir.

Ich will hernach unsern guten Meyer, der am Zürich-See angekommen ist, aufsuchen und, ehe ich meinen Rückweg antrete, noch irgend eine kleine Tour mit ihm machen. Nach Italien habe ich keine Lust, ich mag die Nasen und Ehrfurchten der Zukunft nicht beobachten; weit lieber möchte ich die entgegenkommenden französischen Schmetterlinge sehen.

Gestern war ich bei Herrn von Schmidtseyl, der mit seiner jungen Frau auf einem Bethmann'schen Gute wohnt; es liegt sehr angenehm, eine starke halbe Stunde von der Stadt, vor dem Eschenheimer Thore, auf einer sanften Anhöhe, von der man vorwärts die Stadt und den ganzen Grund, worin sie liegt, und hinterwärts den Nida-Grund bis an das Gebirg übersieht. Das Gut gehörte ehemals der Familie der von Marie und ist wegen der Steinbrüche bekannt, die sich in dem Bezirk befinden. Der ganze Hügel besteht aus Basalt und der Feldbau wird in einem Erdreiche getrieben, das aus Verwitterung dieser Gebirgsart sich gebildet hat; es ist auf der Höhe ein wenig steinig, aber Früchte und Obstbäume gedeihen vortrefflich. Bethmann's haben viel Lage gekauft und meine Mutter hat ihnen ein schönes Baumstück, das unmittelbar daran stößt, abgelassen. — Die Fruchtbarkeit des herrlichen Grundes um Frankfurt und die Mannigfaltigkeit seiner Erzeugnisse erregt Erstaunen; und an den neuen Häusern, Gärten und Lusthäusern, die sich weit um die Stadt umher verbreiten, sieht man, wie viel wohlhabende Leute in der letzten Zeit auch größere und kleinere Städten einen freundlichen Wohnort gegründet haben. Das große Feld, worauf nur Gemüse gebaut wird, genießt in der jetzigen Jahreszeit einer sehr angenehmen und mannigfaltigen Aussicht. Ueberhaupt ist die Lage, wie ich sie an einem schönen Morgen vom Thurme wieder gesehen, ganz herrlich und zu einem heiteren und freundlichen Genusse eingerichtet, besonders da die Menschen auch so emsig hier angebaut und eingehaust haben. Merkwürdig war mir die tiefe Fäulniß einiger

da ich gestern las, daß schon 1674 befohlen ward, die Schindeldächer wegzuthun, nachdem schon früher die Strohdächer abgeschafft waren. Es läßt sich denken, wie ein solches Beispiel in dreihundert Jahren auf die ganze Gegend gewirkt haben müsse.

Den 11. August.

Gestern sah ich die Oper Palmira, die im Ganzen genommen sehr gut und anständig gegeben ward. Ich habe aber dabei vorzüglich die Freude gehabt, einen Theil ganz vollkommen zu sehen, nämlich die Decorationen. Sie sind von einem Mailänder Faccini, der sich gegenwärtig hier befindet.

Bei der Theater-Architectur ist die große Schwierigkeit, daß man die Grundsätze der ächten Baukunst einsehen und von ihnen doch wieder zweckmäßig abweichen soll. Die Baukunst im höhern Sinne soll ein ernstes, hohes, festes Dasein ausdrücken; sie kann sich, ohne schwach zu werden, kaum auf's Anmuthige einlassen; aber auf dem Theater soll Alles eine anmuthige Erscheinung sein. Die theatralische Baukunst muß leicht, gewandt, mannigfaltig sein und sie soll doch zugleich das Prächtige, Hohe, Edle darstellen. Die Decorationen sollen überhaupt, besonders die Hintergründe, Tableaux machen. Der Decorateur muß noch einen Schritt weiter als der Landschaftsmaler thun, der auch die Architectur nach seinem Bedürfniß zu modificiren weiß.

Die Decorationen zu Palmira geben Beispiele, woraus man die Lehre der Theater-Malerei abstrahiren könnte. Es sind sechs Decorationen, die aufeinander in zwei Acten folgen, ohne daß eine wieder kommt; sie sind mit sehr kluger Abwechslung und Gradation erfunden. Man sieht ihnen an, daß der Meister alle Mittel der ernsthaften Baukunst kennt; selbst da, wo er baut, wie man nicht bauen soll und würde, behält Alles den Schein der Möglichkeit bei und alle seine Constructionen gründen sich auf den Begriff Dessen, was im Wirklichen gefordert wird. Seine Zierathen sind sehr reich, aber mit feinem Geschmack angebracht und vertheilt; diesen sieht man die große Decorator-Schule an, die sich in Mailand befindet und die man aus den Kupferstichwerken des Albertolli kann kennen lernen. Alle Proportionen gehen in's Schlanke, alle Figuren, Statuen, Basreliefs, gemalte Bildhauer-Arbeit; aber die übermäßige Länge und die gewaltsamen Verkürzungen mancher Figuren sind nicht Manier, sondern die Mathematik und der Geschmack haben sie so gefordert. Das Colorit ist ausdrucksvoll und die Art zu malen sicher, frei und bestimmt. Alle die perspectivischen Lustspiele, alle die Reize der nach Directions-Linien gerichteten Massen zeigen sich in diesen Werken; die Theile sind völlig deutlich und klar, ohne hart zu sein und das Ganze hat die liebenswürdigste Haltung. Man sieht die Studien einer großen Schule und die Ueberlieferungen mehrerer Menschenleben in den mannichfaltigsten Details; und man darf wohl sagen, daß diese Kunst hier auf dem höchsten Grade steht; nur Schade, daß der Mann so kränklich ist, daß man an seinem Leben verzweifelt. Ich will sehen, daß ich Das, was ich hier nur flüchtig hingeworfen habe, besser zusammenfasse und ausführe.

Erste Decoration.

Auf niedrigen, nicht zu starken, alt-dorischen, blauen Säulen und ihren weißen Capitälen ruht ein weißes, einfaches Gesims, dessen mittlerer Theil der höchste ist; es könnte auch für einen eigens proportionirten Architrav gelten. Von diesen geht ein Tonnengewölb über das ganze Theater, das wegen seiner ungeheuren Höhe und Breite einen herrlichen Effect macht. Da das Tonnengewölbe von den Coulissen nicht überdeckt sein kann, so scheint es eben durch diese Vorhänge verdeckt, auf dem Hintergrunde aber erscheint es in seiner Vollkommenheit. Gleich wo das Gewölbe auf dem Gesimse ruht, sind Basreliefs angebracht. Das Uebrige ist mit einfachen Steinen gewölbt. Das Tonnengewölbe läuft auf ein Kreisgebäude aus, das sich wieder im Kreuze am Tonnengewölbe anschließt, wie die Art der neuern Kirchen ist; nur trägt diese Anlage auf ihrem Kreuze keine Kuppel, sondern eine Gallerie, über die man hinaus einen gestirnten Himmel sieht.

Schilderung einiger Personen des Frankfurter-Theaters.

Frauen.

Demoiselle Morandi. Frauenzimmerliche Mittelgröße, wohlgebaut, etwas stark von Gliedern, jung, natürliche Bewegungen, mit den Armen gewisse Gesten, die nicht übel wären, wenn sie nicht immer wieder kämen; ein zusammengeflochtenes Gesicht, lebhafte schwarze Augen; ein hörbares Verspielen des Mundes verstellt sie oft; eine schöne und gut ausgebildete Stimme, im Dialog zu schnell; daher sie die meisten Stellen überhastet.

Rollen. Erste Liebhaberinnen in der Oper: Constanze, Pamina, die Mädchen.

Demoiselle Vendet. Weibliche Mittelgröße; gerad, lebhaftes Betragen, rasche Gebärden. Gewisse natürliche Noten spricht sie gut; nur drücken ihre Mienen und Gebärden zu oft Härte, Kälte, Stolz und Verachtung aus, indem sie

angenehm macht. Sie ſpricht deutlich und iſt überhaupt eine energiſche Natur.

Rollen. Mutter, naive: Margarethe in den Hugenotten. Fiorra Serenatore.

Madame Bſchorbrenner. Nicht gut gebaut; ſonſt gut gebaut; ein artiges Geſicht, ſchwarze Augen. In ihrer Declamation und Geberden hat ſie das weinerlich Angriffende, was man ſonſt für pathetiſch hielt. Sie tanzt gut; es hat aber dieſe Kunſt keine gedeihige Wirkung auf ſie gehabt, indem ſie in Gang und Geberden manierirt iſt.

Rollen. Affectvolle, ſentimentale Liebhaberinnen; ſingt auch ein wenig. Cora in der Sonnenjungfrau. Ophelia in Hamlet.

Madame Bolle. Mittelgröße, etwas größer als Madame Bſchorbrenner, gute Geſichtsbildung; ihre Action ein wenig zu ruhig, der Ton ihrer Stimme ein wenig zu hell und ſcharf.

Rollen. Edle Mütter, Frauen von Stande, heitere humoriſtiſche Rollen: Elvira in Rolla's Tod. Die Frau in dem Ehepact aus der Provinz. Iſabella von Sachſen in der Entführung.

Madame Böttcher. Etwas über Mittelgröße, wohlgebaut, mäßig ſtark, angenehme Bildung; ſteht für ihre Caricatur-Rollen etwas zu gut aus.

Rollen. Caricaturen und was ſich daran nähert: Oberhofmeiſterinn in Elſe von Valberg. Frau Schmalheim. Frau Griesgram.

Männer.

Herr Brandt. Wohlgebaut, nicht angenehm gebildet. Lebhafte ſchwarze Augen, die er zu ſehr rollt; ſonore, tiefe Stimme, gute Bewegungen.

Rollen. Helden. Würdige Alte: Rolla. Igor. Ser-Capitän im Bruderzwiſt. Malai in den Tempelherren.

Herr Schröder. Mittelgröße, wohlgebaut, gute, jugendliche Geſichtsbildung, lebhafte Bewegung; ſingt baritonn. im Dialog tiefe, etwas ſchnarrende, heiſere, rauhe Stimme.

Rollen. Erſte Liebhaber in der Oper: Don Juan. Defterreur. Figaroartige Rollen im Schauſpiel. Fürſt in Dienſtpflicht. Philipp, der Schöne, in den Tempelherren.

Herr Lux. Gutgebaute, gutgebildete Mittelgeſtalt; weiß ſeine Kleidung und Geberden nach den Rollen zu modificiren, hat einen guten, doch nicht recht vollklingenden Baß; ſpielt zu ſehr nach dem Sonſtigen.

Rollen. Erſter Baß in der Oper. Im Schauſpiel ähnliche Rollen: Der Bedienten bei Caſtelmo im Bruderzwiſt. Der Cantmann in der Verlobung.

Herr Schlegel. Wohlgebaut, hat aber bei aller Beweglichkeit etwas Steifes. In der Bewegung ſeiner Beine ſieht man, daß es ein Tänzer iſt; ſingt als guter Baß noch gut genug. Es mag ihm an Geſchmack und Gefühl fehlen; darum übertreibt es leicht.

Rollen. Zweite Baße's auch z. B. Leander, Johann Catabre und den Geiſt in Don Juan.

Herr Demmer. Gutgebaut, übermäßig etwas dicklicht, vorſtehendes Geſicht, blond und kleine Augen; hat was Weibiſches in der Stimme und einen weibiſchen Humor.

Rollen. Erſte Liebhaber in der Oper: Tamino. Johann. Caricatur-Rollen: Schöpſel in Armuth und Edelſinn. Polizei im Spectat.

Herr Schmidt. Hager, alt, ſchwächlich, überwacht; man bemerkt an ihm weder Natur noch Geſchmack.

Rollen. Schwache, verliebte, humoriſtiſche Alte: Eva Sachſen in der Entführung. Brandchen im Räuſchchen.

Herr Dügel. Jugendliche Größe, hager aber gutgebildet; ſteife Geſichtszüge; im Ganzen brav.

Rollen. Lauſige Rollen, Halb-Caricaturen. Polizeidiener. Kerkermeiſter im Defterreur. Roſſobei in den Tempelherren.

Herr Stenzſch. Jugendlich wohlgebildet. Figur und Wuchs ſind nicht durchgearbeitet; Sprache und Geberden haben keinen Fluß; im Ganzen iſt er nicht unangenehm, aber er läßt den Zuſchauer völlig kalt.

Rollen. Erſte Liebhaber, junge Helden: Ludwig der Springer. Hamlet. Theodor des Mädchens von Marienburg.

Herr Gruner. Von deſſen Phädria mit der Abgeordneten-Schauſpiel-Direction im dritten Stück des zweiten Bandes des Hamburger-Theater-Journal's von 1797 viel erzählt wird, ſpielte hier einige Bedienten-Rollen. Er hat Gewandtheit auf dem Theater und eine leichte Geſtalt, iſt aber nicht mehr jung und hat kein gefälliges Geſicht. Seine Sprache iſt äußerſt Provinziſch und auch ſein Spiel (ich ſah ihn als Eichel) hat eine gewiſſe provinzliche Gewohnheit; ſeine Stimme iſt von keiner Bedeutung.

Frankfurt, am 15. August.

Ueber den eigentlichen Zuſtand einer ordentlichen Reiſenden, habe ich ſeit Erfahrungen gemacht und eingeſehen, worin ſehr oft der Fehler der Reiſebeſchreibungen liegt. Man mag ſich ſtellen, wie man will, ſo ſieht man auf der Reiſe die Sache nur von einer Seite und übereilt ſich im Urtheil; dagegen ſieht man aber auch die Sache von vielen Seiten lebhaft und das Urtheil iſt im großen Ganzen richtig. Ich habe mir daher Acten gemacht, worin ich alle Acten von öffentlichen Papieren, die mir zu Geſichte kommen, Anzeigen, Wochenblätter, Verordnungen, Comödien-Zettel, Porto-Tarifen einheften laſſe und ſodann auch

ſowohl Das, was ich ſehe und bemerke, als auch mein augenblickliches Urtheil einſchalte. Ich ſpreche nachher von dieſen Dingen in Geſellſchaft und bringe meine Meinung vor, da ich denn bald ſehe, inwiefern ich gut unterrichtet bin und inwiefern mein Urtheil mit dem Urtheil wohlunterrichteter Menſchen übereinſtimmt. Sodann nehme ich die neue Erfahrung und Belehrung auch wieder zu den Alten und ſo gibt es Materialien, die mir künftig als Geſchichte des Aeußern und Innern intereſſant genug bleiben müſſen. Wenn ich bei meinen Vorkenntniſſen und meiner Reiſefertigkeit Luſt behalte, dieſes Handwerk eine Weile fortzuſetzen, ſo kann ich eine große Maſſe zuſammenbringen.

Ein Paar poetiſche Stoffe bin ich ſchon gewahr geworden, die ich in einem feinen Herzen aufbewahren werde; und dann kann man niemals im erſten Augenblick wiſſen, was ſich aus der reifen Erfahrung in der Folgezeit noch als weiteres Gehalt anſondert.

Bei dem Allem läugne ich nicht, daß mich mehr als einſt eine Sehnſucht nach dem Saalgrunde wieder angewandelt; und würde ich heute dahin verſetzt, ſo würde ich gleich, ohne irgend einen Rückblick, etwa meinen Faust oder ſonſt ein poetiſches Werk anfangen können.

Hier möchte ich mich nun an ein großes Stadtleben wieder gewöhnen, mich gewöhnen, nicht mehr zu reiſen, ſondern auch auf der Reiſe zu leben; wenn mir nur Dieſes vom Schickſal nicht ganz verſagt iſt! Denn ich fühle recht gut, daß meine Natur nur nach Sammlung und Stimmung ſtrebt und an Allem keinen Genuß hat, was Viele hindert. Hätte ich nicht an meinem Hermann und Dorothea ein Beiſpiel, daß die modernen Gegenſtände, in einem gewiſſen Sinne genommen, ſich zum Epiſchen bequemen, ſo möchte ich von aller dieſer empiriſchen Breite Nichts mehr wiſſen.

Auf dem Theater, wie ich auch wieder hier ſehe, wäre in dem gegenwärtigen Augenblick Manches zu thun, aber man müßte es leicht nehmen und in der Goldoniſchen Manier traktiren; doch es iſt in keinem Sinne der Mühe werth.

Meyer hat meine Balladen ſehr gut aufgenommen. Ich habe nun, weil ich von Weimar aus nach Stäfa wöchentlich Briefe an ihn ſchreib, ſchon mehrere Briefe von ihm hier erhalten; es iſt eine reine und treu feſtſchreitende Natur, vollkommen in jedem Sinne. Ich will nun eilen, ihn weiter perſönlich kennen zu lernen und ihn dann nicht wieder von mir laſſen.

Dem 20. Januar.

Ich bringe gegen den Theater-Maler, deſſen Werth mir in der letzten Zeit beſſer und ſonſt einen kleinen, wohlgebildeten, ſtillen, verſtändigen, beſcheidenen Mann. Er iſt in Mailand geboren, heißt Fontana; und als ich ihm ſeine Arbeiten lobte, ſagte er mir: er ſei aus der Schule des Sanzaga, dem er, was er zu machen verſtehe, zu verdanken habe. Er ließ mich die Zeichnungen zu jenen Decorationen ſehen, die, wie man erwarten kann, ſehr hoch und decorationsmäßig mit wenigen Federzügen gemacht und auf denen die Maſſen mit Tuſche leicht angegeben ſind. Er zeigte mir auch verſchiedene Entwürfe zu Decorationen, die zunächſt gemalt werden ſollen, worunter einer zu einem gemeinen Zimmer mit beſonders wohlgedacht erſchien. Er ließ mich auch die Veränderungen bemerken, die zwiſchen den Zeichnungen und den ausgeführten Decorationen zu Palmira ſich fanden. Es iſt eine Freude, einen Künſtler zu ſehen, der ſeiner Sache ſo gewiß iſt, ſeine Kunſt ſo genau kennt, ſo gut weiß, was ſie leiſten und wirken kann. Er entſchuldigte Verſchiedenes, das er an ſeinen Arbeiten ſelbſt nicht billigte, durch die Forderungen des Poeten und des Schauſpielers, die nicht immer mit den Geſetzen der guten Decoration in Einſtimmung zu bringen ſeien.

Bei Gelegenheit der Farbengebung, da bemerkt wurde, daß das Violette bei Nacht grau ausſähe, ſagte er: daß er deßhalb das Violette, um ein gewiſſes leuchtendes und durchſichtiges Grau hervorzubringen, anwende; ferner, wie viel auf die Beleuchtung der Decorationen ankomme.

Es ward bemerkt, welch eine große Praxis nöthig ſei, um mit Sicherheit einer gegebenen Manier die Farben anzupaſſen und es kam nicht ohne Lächeln zur Sprache, daß es Menſchen gebe, die von einem Studium, wodurch man zur Gewißheit gelangt, ſo wenig Begriff haben, daß ſie die ſchwere und leichte Manipule des Meiſters für Nichts achten, vielmehr Denjenigen rühmen, der ſich bei der Arbeit bedient und ſudelt und corrigirt. Man ſieht die Leichtheit des Meiſters für Willkür und zufällige Arbeit an.

Dem 21. Januar.

Wenn man Frankfurt durchwandert und die öffentlichen Anſtalten ſieht, ſo drängt ſich Einem der Gedanke auf: daß die Stadt in frühern Zeiten von Menſchen müſſe regiert worden ſein, die keinen übrigen Begriff von öffentlicher Verwaltung, keine Luſt an Einrichtung zu beſſerer Regelmäßigkeit des bürgerlichen Lebens gehabt, ſondern die vielmehr nur ſo nothdürftig hingeregiert und Alles gehen laſſen, wie es konnte. Man hat aber bei dieſer Betrachtung alle Urſache, billig zu ſein. Wenn man bedenkt, was Frankfurt ſein will, und nur

die nächsten Bedürfnisse einer Bürgergemeinde, die sich in trüben Zeiten zufällig zusammengefunden, nach und nach befriedigt, die für ihre Sicherheit gesorgt und die ihr nur das Leben, indem sie sich zusammenfindet und vermehrt, möglich und leidlich gemacht wird; so sieht man, daß die Vorgesetzten zu thun genug haben, um nur von einem Tag zum andern mit Rath und Wirkung auszulangen. Mißstände, wie das Ueberbauen der Häuser, die krummen Anlagen der Straßen, wo Jeder nur sein Plätzchen und seine Bequemlichkeit im Auge hatte, fallen in einem dunkeln, gewerbvollen Zustande nicht auf; und den höhern Zustand der Gemüther kann man an den höhern Kirchen und an den dunkeln und traurigen Klöstern jener Zeit am Besten erkennen. Das Gewerb ist so ängstlich und enge, daß es sich nicht mehr genug ausdehnen kann; der Kaiser hebt die engen Straßen, als wenn er den Häuser mit Häusern greifen wollte. So sind alle die alten Städte gebaut, außer die, welche gänzlich umgeschaffen worden.

Die großen, alten, öffentlichen Gebäude sind Werke der Geistlichkeit und zeugen von ihrem Ernst und erhöhtem Sinn. Der Dom mit seinem Thurm ist ein großes Unternehmen; die übrigen Klöster, in Absicht auf den Raum, den sie einschließen, sowohl als in Absicht auf ihre Gebäude, sind bedeutende Werke und Prachtwerke. Alles Dasein ist durch den Geist einer dunkeln Frömmigkeit und Wohlthätigkeit zusammengebracht und errichtet. Die Höfe und ehemaligen Gärten der Aebtigen nehmen auch einen großen Raum ein; und man sieht in den Gegenden, wo diese geistlichen und weltlichen Besitzungen stehen, wie sie Anfangs gleichsam als Inseln dalagen und die Bürger sich nur nothdürftig d'ran herumbauten.

Die Fleischhäuke sind das Häßlichste, was vielleicht dieser Art sich in der Welt befindet; sie sind auf keine Weise zu verbessern, weil der Fleischer seine Waaren, sowie ein anderer Krämer, unter im Hause hat. Diese Häuser stehen auf einem Klumpen beisammen und sind mehr durch Gänge als Plätze getrennt.

Der Markt ist klein und weil sich durch die beschränkten Straßen bis auf den Römer-Berg anstehens. Verlegung desselben auf den Holzgraben vor Metzger.

Das Rathhaus scheint solches ein großes Kaufhaus und Waarenlager gewesen zu sein, wie es auch noch in seinen Gewölben für die Waare einen dunkeln und dem Verkehr nicht günstigen Raum gänzlich Lust gewährt.

Die Häuser baute man in frühern Zeiten, um Raum zu gewinnen, in jenen Fachwerke oben. Noch sind die Straßen im Ganzen gut angelegt, welches aber wohl dem Zufall zuzuschreiben ist; denn sie gehen entweder mit dem Flusse parallel, aber es sind Straßen, welche viele durchkreuzen und nach dem Lande zu gehen. Um das Ganze lief halbmondförmig ein Wall und Graben, der nachher ausgefüllt wurde; doch auch in der neuen Stadt ist nichts Regelmäßiges und auf einander Passendes. Die Zeile geht krumm, nach der Richtung des alten Straßenzugs und die großen Plätze der neuen Stadt ist man nur dem Unwerthe des Raums zu jener Zeit schuldig. Die Festungswerke hat die Nothwendigkeit hervorgebracht und man kann ist sagen, daß die Main-Brücke das einzige schöne und einer so großen Stadt würdige Monument aus der frühern Zeit sei; auch ist die Hauptwache anständig gebaut und gut gelegen.

Es würde interessant sein, die Darstellung der verschiedenen Epochen der Aufklärung, Aufhebung und Thätigkeit in Absicht solcher öffentlichen Anstalten zu versuchen, die Geschichte der Wasserleitungen, Cloaken, des Pflasters mehr auseinander zu setzen und auf die Zeit und verzüglichen Menschen, welche gewirkt, aufmerksam zu sein.

Schon früher wurde festgesetzt, daß Jemand, der ein neues Haus baut, nur in den ersten Stock überhauen dürfe. Schon durch diesen Schritt war viel gewonnen. Mehrere schöne Häuser entstanden; das Ganze gestaltete sich nach und nach auf's Senkrechte und manche sind viele höhere Häuser auch senkrecht aufgebaut. Was man aber den Gebieten bis auf den neuesten Zeitpunkt und überhaupt manchem Andern ansehe, ist, daß die Stadt niemals einen Verluste mit Ernste gehabt hat. Alles, was Gutes dieser Art sich findet, ist aus Frankreich herübergekommen.

Eine Haupt-Epoche macht denn nun zuletzt das Schweiger'sche Haus auf der Zeile, das in einem ächten, soliden und großen Italienischen Style gebaut ist und vielleicht lange das einzige bleiben wird. Denn obgleich auch einige von dieser Art sind gebaut worden, so hatten doch die Baumeister nicht Talent genug, mit dem ersten zu wetteifern, sondern sie verirrten, indem sie nur nicht eben Fehlerhaftes machen wollten, auf falsche Wege; und wenn es so hergeht, so ist der Geschmack, anstatt ein einziges Haus nach richtigen Grundsätzen aufgeführt worden, schon weiter im Ganzen.

Die beiden neuen reformirten Predigthäuser sind in einem weitern, nicht so strengen und großen, aber doch richtigen und feinen Geschmack gebaut und, bis auf einige Mängel in Nebensachen, trefflich zweckmäßig.

Die neuerbaute katholische Hauptkirche gibt leider viel zu denken. Sie ist als Gebäude nicht

verwerflich, ob ſie gleich im allerwohlerworbenen Sinne gebaut iſt. Allein da kein Platz in der Stadt weder wirklich noch brauchbar iſt, auf dem ſie eigentlich ſtehen könnte und ſollte, ſo hat man wohl den größten Fehler begangen, daß man zu einem ſolchen Platz eine ſolche Form wählte. Die Kirche ſollte von allen Seiten zu ſehen ſein; man ſollte ſie in großer Entfernung umgehen können, und ſie ſteht zwiſchen Gebäuden, die ihrer Natur und Koſtbarkeit wegen unbeweglich ſind und die man ſchwerlich wird abbrechen laſſen. Sie verlangt um ſich herum einen großen Raum und ſteht an einem Orte, wo der Raum äußerſt koſtbar iſt. Um ſie her iſt das größte Gedräng und Bewegung der Meſſe und es iſt nicht daran gedacht, wie auch irgend nur ein Laden ſtattfinden könnte. Man wird alſo wenigſtens in der Meßzeit hölzerne Buden an ſie hinanſchieben müſſen, die vielleicht mit der Zeit unbeweglich werden, wie man an der Catharinen-Kirche noch ſieht und ehemals um den Münſter von Straßburg ſah.

Nirgends wäre vielleicht ein ſchönerer Fall geweſen, in welchem man die Alten höchſt zweckmäßig hätte nachahmen können, die, wenn ſie einen Tempel mitten in ein lebhaftes Quartier ſetzen wollten, das Heiligthum durch eine Mauer vom Gemeinen abſonderten, dem Gebäude einen würdigen Vorhof gaben und es nur von dieſer Seite ſehen ließen. Ein ſolcher Vorhof wäre hier möglich geweſen, deſſen Raum für die Kaufleute, deſſen Arcaden zur Bequemlichkeit der Fußgänger und zugleich, im Fall der Meſſe, zum Ort des ſchönſten Verkehrs gedient hätte.

Es wäre ein philantropiſches Unternehmen, das freilich in dieſem Falle von keinem Nutzen mehr ſein könnte, vielleicht aber bei künftigen Unternehmungen wirken würde, wenn man noch ſelbſt jetzt hinterdrein Pläne und Riſſe von dem, was hätte geſchehen ſollen, darlegte. Denn da eine öffentliche Anſtalt ſo viel Tadel ertragen muß, wie man es nicht hätte machen ſollen: ſo iſt es wenigſtens billiger, wenn man zu zeigen überwindet, wie man es anders hätte machen ſollen. Doch iſt vielleicht überhaupt keine Zeit mehr, Kirchen und Paläſte zu bauen; wenigſtens würde ich in beiden Fällen immer rathen, die Gemeinden in anſtändige Wohnhäuſer und die großen Familien in bequeme und heitere Stadt- und Landhäuſer zu theilen und Beides geſchieht ja in unſern Tagen ſchon gewiſſer Maßen von ſelbſt.

Was die Bürgerhäuſer betrifft, ſo würde ich überhaupt rathen, der Italieniſchen Manier nicht weiter zu folgen und ſelbſt mit Privatgebäuden ſparſamer zu ſein. Häuſer, deren erſter Stock von Quadern, das Uebrige von Holz iſt, wie mehrere jetzt ſehr anſtändig gebaut ſind, halte ich in jedem Sinn für Frankfurt für die ſchicklichſten; ſie ſind überhaupt trockner, die Zimmer werden größer und luftiger. Der Frankfurter, wie überhaupt der Nordländer, liebt viele Fenſter und heitere Stuben, die bei einer Façade im höhern Geſchmack nicht Statt finden können. Dann iſt auch zu bedenken, daß ein ſteinernes, einem Palaſt ähnliches, feſtbares Haus nicht ſo leicht ſeinen Beſitzer verändert, als ein anderes, das für mehr als einen Bewohner eingerichtet iſt. Der Frankfurter, bei dem Alles Waare iſt, ſollte ſein Haus niemals anders als Waare betrachten. Ich würde daher vielmehr rathen, auf die innere Einrichtung aufmerkſam zu ſein und hierin die Leipziger-Bauart nachzuahmen, wo in einem Hauſe mehrere Familien wohnen können, ohne in dem mindeſten Verhältniß zuſammenzuſtehen. Es iſt aber ſonderbar: noch jetzt baut der Mann, der beſtimmt zum Vermiethen baut, in Abſicht auf Anlegung der Treppen, der offenen Vorſäle u. ſ. w., noch ebenſo, als Jener, der vor Zeiten ſein Haus, um es allein zu bewohnen, eingerichtet. Und ſo muß z. B. der Miethmann eines Stockwerks, wenn er ausgeht, dafür ſorgen, daß ein Halbdutzend Thüren verſchloſſen werden. So mächtig iſt die Gewohnheit und ſo ſelten das Urtheil.

Die verſchiedenen Epochen, in denen öffentliche, heitere Anſtalten, z. B. die Alleen um die Stadt, angelegt wurden, und wie der öffentliche Geiſt mit dem Privatgeiſte ſich verband, wodurch ganz allein ein ächtes bürgerliches Weſen hervorgebracht wird, wären näher zu betrachten. Die Erbauung des Schauſpielhauſes, die Pflaſterung des Platzes vor demſelben, die Anſtellung der Pferdeſchwemme auf dem Roßmarkt und vor Allem das unſchätzbare Unternehmen der neuen Straße an der Bäche wäre zu erwähnen, welches Denen, die es angaben, anfingen, befürderten und, gebe der Himmel! in ſeinem ganzen Umfange aufrichtig werden, zur bleibenden Ehre gereichen wird.

In frühern Zeiten das Abtragen der alten Pforten nicht zu vergeſſen.

Ueber die Juden-Gaſſe, das Aufbauen des abgebrannten Theils und ihre etwaige Erweiterung nach dem Graben zu wäre zu denken und darüber auch allenfalls ein Gedanke zu äußern.

Einer iſt zwar nicht zuläſſig, jedoch einem aufmerkſamen Beobachter nicht verborgen, daß Alles, was öffentliche Anſtalt iſt, zu hieſiger Gegend die Hilfe ſcheut, dagegen ſich die Einzelnen anglaublich rühren und ihre Geſchäfte fördern. Ferner deutet dieſe Erſcheinung auf ein Verhältniß, das nicht mit Unrecht gerühmt werden kann, auf die Sorge und Sorgfalt, in welcher ſich

Grethchens Stube.

Gretchen
am Spinnrade allein.

Meine Ruh' iſt hin,
Mein Herz iſt ſchwer,
Ich finde ſie nimmer
Und nimmermehr.

Wo ich ihn nicht hab'
Iſt mir das Grab,
Die ganze Welt
Iſt mir vergällt.

die Vorſteher des gemeinen Weſens befanden, wie die durch den Krieg ihnen aufgedrängte Schuldenlaſt getragen und mit der Zeit vermindert werden ſoll, indeß der Einzelne ſich wenig um dieſes allgemeine Uebel bekümmert und nur ſeinen Privatvortheil lebhaft zu fördern bemüht iſt.

Die Haupturſache von den in früherer Zeit vernachläſſigten öffentlichen Anſtalten iſt wohl eben im Sinne der Unabhängigkeit der einzelnen Bilden, Handwerke und dann weiter in fortdauernden Streitigkeiten und Anmaßungen der Klöſter, Familien, Stiftungen u. ſ. w. zu ſuchen, ja in den von einer gewiſſen Seite lebendigen Widerſtrebungen der Bürgerſchaft. Dadurch wurde aber der Rath, er mochte ſich betragen, wie er wollte, immer gehindert; und indem man über Befugniſſe ſtritt, konnte ein gewiſſer liberaler Sinn des allgemein Vortheilhaften nicht Statt finden.

Es wäre vielleicht eine für die gegenwärtige Zeit intereſſante Unterſuchung, darzuſtellen, wie das Volk den Regenten, die nicht ganz abſolut regierten, von jeher das Leben und Regiment ſauer gemacht. Es wäre Dieſes keineswegs eine ariſtocratiſche Schrift; denn eben jetzt ſollen alle Vorſteher der Republiken an dieſen Hinderniſſen.

Ich habe in dieſen Tagen darüber nachgedacht, wie ſich ein Zug von Liberalität und Ueberſicht eben über das ſtädtiſche Weſen in Frankfurt manifeſtiren könnte.

Was wäre nicht eine Straße, die vom Liebfrauenberg auf die Zeile durchgegangen wäre, für eine Wohlthat für's Publicum geweſen! Eine Sache, die in früheren Zeiten mit ſehr geringen Koſten, ja mit Vortheil abgethan war.

Den 27. Auguſt.

Die franzöſiſche Revolution und ihre Wirkung ſieht man hier viel näher und unmittelbarer, weil ſie ſo große und wichtige Folgen auch für dieſe Stadt gehabt hat und weil man mit der Nation in ſo vielfacher Verbindung ſteht. Bei uns ſieht man Paris immer nur in einer Ferne, daß es wie ein blauer Berg ausſieht, an dem das Auge wenig erkennt, dafür aber auch Imagination und Leidenſchaft deſto freieres Spiel haben kann. Hier unterſcheidet man ſchon die einzelnen Theile und Local-Farben.

Von dem großen Spiel, das die Zeit hier ſpielt werden, hört man überall reden. Es gehört hieher Manche mit unter die Begleiter des Kriegs; denn ſie verbreiten ſich an Gewaltſamkeiten zu den Zeiten, wenn großes Glück und Unglück auf der allgemeinen Wagſchale liegt, wenn die Gemüthsart angegriffen werden, wenn der Gang der [illegible] ſchnellen Gewinnſt und Verluſt auch die Particularen erwarten läßt. Es iſt faſt in allen Wirthshäuſern geſpielt worden, außer im Rothen Hauſe. Die eine Bank hat für einen Monat, nur für's Zimmer, hundert Carolin bezahlt. Einige Banquiers haben Frühſtück und Abendeſſen auf's Vollſtändigſte für die Pointeurs auftragen laſſen. Jetzt, da man nach und nach von Seiten des Raths dieſem Uebel zu ſteuern ſucht, denken die Liebhaber auf andere Wege. Auf dem Saalhofe, auf Deutſchherrnſchem Grund und Boden, hat man eine koſtbare Anſtalt einer neuen Wirthſchaft errichtet, die großen mit hundert und dreißig Converts eröffnet worden. Die Meubles ſind aus der herzoglich Zweibrückiſchen Auction, ſowie die ganze Einrichtung überhaupt ſehr elegant ſein ſoll. Dabei iſt Alles zuletzt auf's Spielen angeſehen.

Das Haupt-Intereſſe ſollte eigentlich gegenwärtig für die Frankfurter die Wiedererlangung ihrer Kriegsſchulden und die einträgliche Verintereſſirung derſelben ſein; da aber die Gefahr vorbei iſt, haben Wenige Luſt, thätig mitzuwirken. Der Rath iſt hierüber in einer unangenehmen Lage; er und der wackere Theil der Bürger, der ſein baares Geld, ſein Silbergeſchirr, ſeine Münz-Cabinette und was ſonſt noch des edeln Metalls verräthig war, freiwillig hingab, hat nicht allein damals hierdurch und durch die perſönlichen Leiden der weggeſchleppten Geiſel die Stadt und den egoiſtiſchen flüchtigen Theil der Reichen vertreten und gerettet, ſondern iſt auch gutmüthig genug geweſen, für die nicht Schutzverwandten, als die Stifter, Klöſter und Deutſchen Orden u. ſ. w., die Contributionen in der Maſſe mit zu erlegen. Da es nun zum Erlaß kommen ſoll, ſo exiſtirt weder ein Faß, worauf, noch ein Mittel, wodurch man eine ſo große Summe, als zu dem Intereſſe- und dem Amortiſations-Fond nöthig iſt, beibringen könnte. Der bisherige Schatzungsfuß iſt ſchon für den ordinairen Zuſtand völlig unzureichend, geſchweige für einen außerordentlichen Fall; jede Art von neuer Abgabe drückt irgend wohin und unter den hundert und mehr Menſchen, die mitzuſprechen haben, findet ſich immer Ein' und der Andere, der die Laſt von ſeiner Seite wegzuſchieben weiß. Die Vorſteher des Raths ſind an das bürgerliche Leben gewagen gegangen; ich fürchte aber ſehr, daß man nicht ewig werden wird und daß, wenn man ewig wäre, der Reichshofrath doch wieder anderes ſentiren würde. Indeſſen bezahlt man von Seiten wichtige Beiträge, die künftig berechnet werden und, wenn man bei erfolgender Repartition zu viel gegeben hat, reclamirt werden können. [illegible] weil die Intereſſen doch

bezahlt werden müſſen. Ich wünſche, daß ich mich irre, aber ich fürchte, daß dieſe Angelegenheit ſo leicht nicht in Ordnung kommen wird.

Für einen Reiſenden geziemt ſich ein ſkeptiſcher Realismus; was noch idealiſch an mir iſt, wird in einem Schatullchen, wohlverſchloſſen, mitgeführt wie jenes Indiniſche Pygmäen-Weibchen. Sie werden alſo von dieſer Seite Geduld mit mir haben. Wahrſcheinlich werde ich jenes Reiſegeſchichtchen auf der Reiſe zuſammenſchreiben können. Uebrigens will ich erſt ein Paar Monate abwarten. Denn obgleich in der Empirie faſt Alles einzeln unangenehm auf mich wirkt, ſo that doch das Ganze ſehr wohl, wenn man endlich zum Bewußtſein ſeiner eigenen Perſönlichkeit kommt.

Ich denke, etwa in acht Tagen weiter zu gehen und mich bei dem herrlichen Wetter, das ſich nun bald in den ächten, mäßigen Zuſtand des Nachſommers ſetzen wird, durch die ſchöne Bergſtraße, das wohlbebaute, gute Schwaben nach der Schweiz zu begeben, um auch einen Theil dieſes einzigen Landes mit wieder zu vergegenwärtigen.

Den 22. Auguſt.

Die hieſige Stadt mit ihrer Beweglichkeit und den Schauſpielen verſchiedener Art, die ſich täglich erneuern, ſowie die mannigfaltige Geſellſchaft, geben eine gar gute und angenehme Unterhaltung. Ein Jeder hat zu erzählen, wie es ihm in jenen gefährlichen und kritiſchen Tagen ergangen, wobei denn manche luſtige und abenteuerliche Geſchichten vorkommen. Am Liebſten aber höre ich diejenigen Perſonen ſprechen, die ihrer Geſchäfte und Verhältniſſe wegen vielen der Hauptperſonen des gegenwärtigen Kriegs-Drama's näher gekommen, auch beſonders mit den Franzoſen Manscherlei zu ſchaffen gehabt und das Betragen dieſes ſonderbaren Volkes von mehr als einer Seite kennen gelernt haben. Einige Details und Reſultate verdienen aufgezeichnet zu werden.

Der Franzoſe iſt nicht einen Augenblick ſtill; er geht, ſchaugt, ſpringt, pfeift, ſingt und macht durchaus einen ſolchen Lärm, daß man in einer Stadt oder in einem Dorfe immer eine größere Anzahl zu ſehen glaubt, als ſich hier befinden; anſtatt daß der Oeſterreicher ſtill, ruhig und ohne Aeußerung irgend einer Leidenſchaft gerade vor ſich hinlebt. Wenn man ihre Sprache nicht verſteht, werden ſie unwillig; ſie ſcheinen laute Forderung an die ganze Welt zu machen; ſie erlauben ſich alsdann Manches, um ſich ſelbſt ihre Bedürfniſſe zu verſchaffen. Wenn man aber mit ihnen zu reden und ſie zu behandeln, ſo zeigen ſie ſich ſogleich als [illegible] und [illegible] ſehr leiten Anlaß einer Verſtändigung ſind. Dagegen erzählt man von ihnen manches Erpreſſungsgeſchichten unter allerlei Vorwänden, wovon verſchiedene luſtig genug ſind. So ſollen ſie an einem Ort, wo Cavallerie gelegen, der'm Abzuge verlangt haben, daß man ihnen den Miſt bezahle. Als man ſich Deſſen geweigert, ſetzten ſie ſo viel Wagen in Requiſition, als nöthig waren, um dieſen Miſt nach Frankreich zu führen; da man ſich denn endlich entſchloß, lieber ihr erſtes Verlangen zu befriedigen. In einigen andern Orten behauptet man: der abreiſende General laſſe ſich jederzeit beſtehlen, um wegen Erſatz des Verlaſſes noch zuletzt von dem Orte eine Auflage fordern zu können. Bei einer Mahlzeit ſind ihre Forderungen ſo beſtimmt und unabläßlich, daß ſogar die Zahnſtocher nicht vergeſſen werden. Beſonders iſt jetzt der gemeine Mann, obgleich er genährt wird, ſehr auf's Geld begierig, weil er keins erhält und er ſucht daher auch von ſeiner Seite Etwas mit Façon zu erpreſſen und zu erſchleichen. So hält z. E. auf dem Wege nach den Bädern jeder aufgeſtellte Poſten die Reiſenden an, unterſucht die Päſſe und erfindet alle erdenklichen Schwierigkeiten, die man durch ein kleines Trinkgeld gar leicht hebt; man kommt aber auch, wenn man nur Zeit verlieren und ſich mit ihnen herumbalgen will, endlich ohne Geld durch. Als Einquartirung in der Stadt haben ſie ſowohl das erſte als das zweite Mal gutes Lob, dagegen waren ihre Requiſitionen unerhört und oft lächerlich, da ſie wie Kinder oder wahre Naturmenſchen Alles, was ſie ſahen, zu haben wünſchten.

In den Canzleien ihrer Generale wird die große Ordnung und Thätigkeit gerühmt, ſo auch der Gemeingeiſt ihrer Soldaten und die lebhafte Richtung aller nach einem Zweck. Ihre Generale, obgleich meiſt junge Leute, ſind ernſthaft und verſchloſſen, gebieteriſch gegen ihre Untergebenen und in manchen Fällen heftig und grob gegen Landsleute und Fremde. Sie haben den Poſt für abgeſchafft erklärt, weil eine Probe der Tapferkeit bei Leuten, die ſo oft Gelegenheit hätten, ſie abzulegen, auf eine ſolche Weiſe nicht nöthig ſei. In Wiesbaden forderte ein Trier'ſcher Officier einen Franzöſiſchen General heraus; Dieſer ließ ihn ſogleich arretiren und über die Grenze bringen.

Aus dieſen wenigen Zügen läßt ſich doch gleich überſehen, daß in Armee's von dieſer Art eine ganz eigene Energie und eine ſonderbare Kraft wirken müſſe, und daß eine ſolche Nation in mehr als einem Sinne furchtbar ſei.

Die Stadt kann von Glück ſagen, daß ſie nicht wieder in ihre Hände gekommen iſt, weil ſonſt der Requiſitionen, ungeachtet des Friedens, kein Ende geweſen wäre. Die Domen,

in denen ſie liegen, werden alle ruinirt; jede Gemeinde iſt verſchuldet und in den Wochenblättern ſtehen mehrere, welche Capitalien ſuchen; dadurch iſt auch die Theurung in der Stadt ſehr groß. Ich werde eheſtens eine Liſte der verſchiedenen Preiſe überſchicken. Ein Haſe z. B. koſtet 2 fl. und iſt doch für dieſes Geld nicht einmal zu haben.

Den 11. Auguſt.

Es liegen drei Bataillons des Regiments Manſtein hier, unter denen ſich, wie man an gar mancherlei Symptomen bemerken kann, ſehr viel Recruten befinden. Die Leute ſind ſaft durchaus von einerlei Größe, eine kleine, aber derbe und wohlgebaute Art. Vorwaltend iſt die Stärkheit der Größe, aber noch mehr die Behendigkeit der Geſichter; es ſind, ſo viel ich merke, Weſtphalen. Sie haben meiſt lang geſchlitzte, kleine Augen, die etwas nach der gegen Oſtſüdoſt gerichtet, aber nicht ſehr tief ſind; eingedrückte Stirnen, lange Naſen, die doch feine Stumpfnaſen ſind, mit breiten, ſchief eingeſchnittenen Naſenflügeln; die Oberwange iſt etwas ſtark und nach der Seite ſtehend, der Mund lang, die Mittellinie faſt ganz grad, die Lippen ſtark; bei Vielen hat der Mund einen verdrießlich ruhigen Ausdruck; die Hinterköpfe ſcheinen klein, wenigſtens macht das kleine und enge Cabinet das Anſehen. Sie ſind lange und gut gekleidet; ein lebendiger, geübter Anblick von allerlei täglich friſchem Land auf dem Cabinette gibt ein gutes Anſehen, wenn ſie verſammelt ſind. Sie machen die Handgriffe, ſoweit ich ſie auf der Parade geſehen, raſch und gut; am Defiliren und Marſchiren allein ſpürt man mitunter das Recrutenhafte. Uebrigens ſind ſie ſowohl einzeln als im Ganzen ruhig und geſetzt.

Die Franzoſen dagegen, die manchmal einzeln in der Stadt erſcheinen, ſind gerade das Gegentheil. Wenn die Kleidung der Oeſterreicher dieß aus dem Nothwendigen und Nöthlichen zuſammengeſetzt iſt, ſo iſt die der Franzoſen reichlich, überflüſſig, ja beinahe weibiſch und ſündlich. Lange blaue Beinkleider ihnen bis an die Knöchel, an denen Gamaſchen mit vielen Knöpfen ſich ſchließen; der Rock iſt weißlich, der Kragen, lange Rock hat einen weißen, ſeitigen Vorſtoß; der große Hut, der in der Quere aufgeſtutzt wird, iſt mit ſehr langen Federn aufgeputzt und entweder mit dem beſtändigen Pinſel oder mit einem breiten Federbuſch geziert. Die Gang und Bewegung iſt ſehr leicht und ſchwunghaft, doch durchaus ruhig und gelaſſen, wie es ſich in einer fremden, noch nicht ganz beherrſchten Stadt geziemt. Unter Troupen, die ich ſah, waren keine Recruten und ohne Waffe als Marketender.

Den 12. Auguſt.

Noch Etwas von den Franzoſen und ihrem Betragen.

Als bei Custine's Einfall der General Neuwinger die Thore von Sachſenhauſen beſetzen ließ, hatten die Truppen kaum ihre Torniſter abgelegt, als ſie ſogleich ihre Begierde hervorſuchten und die Fiſche aus dem Stadtgraben herausfiſchten.

In den Ortſchaften, die ſie noch jetzt beſetzen, findet man unter den Officieren ſehr verſtändige, mäßige und geſittete Leute, die Gemeinen haben nicht einen Augenblick Ruh' und ſchaden beinahe ſehr viel in den Gemüthern. Sie haben bei ihren Compagnien und Regimentern Fechtmeiſter; und es kam vor Kurzem darüber, welcher der beſte Fechtmeiſter ſei, unter ſeinen Schülern zu großen Mißhelligkeiten. Es herrſcht im Kleinen wie im Großen: wenn der Franzoſe Ruhe und Raſten hat, iſt der häuslichſte Krieg unvermeidlich.

Von Frankfurt nach Heidelberg.

Den 13. Auguſt.

Bei mäßigem, beſtändigem, aber angenehmem Wetter früh nach ſieben Uhr von Frankfurt ab. Hinter der Warte war mir ein Kletterer merkwürdig, der mit Hülfe eines Stockes und zweier Eiſen an den Schuhen auf die Kaſten und hohen Bäume ſtieg. Auf der Chauſſee von Sprendlingen bis Langen findet ſich viel Baſalt, der ſehr häufig in dieſer ſich erhebenden Gegend brechen muß; weiterhin lediget, ſandiges Land, viel Feldbau, aber mager. Ich ſah mit Vergnügen mehrmal wieder die Kinder auf der Straße die Pferde-Excremente in Körbchen ſammeln.

Um Zwölf in Darmſtadt, wo mir in einer Viertelſtunde expedirt worden. Auf der Chauſſee finden ſich von Steine des Grundgebirges: Sienite, Porphyre, Thonſchiefer und andere Steinarten dieſer Epoche. Darmſtadt hat eine artige Lage vor dem Gebirge und iſt wahrſcheinlich durch die Fortſetzung des Wegs aus der Bergſtraße nach Frankfurt in frühern Zeiten entſtanden. In der Gegend von Eberſtadt liegen ſandige Hügel, gleichfalls alte Dünen, gegen den Rhein vor und vorwärts gegen das Gebirg iſt eine kleine Vertiefung, wo ſehr ſchöner Feldbau getrieben wird. Die Zwingenberg bleibt der Melibocus Schotan und das ſchöne, wohlgebaute Thal daneben thut. Die Weinberge fangen an, ſich über die Hügel bis an das Gebirge anzulegen. In der Gegend von Heppenheim iſt man mit der Cultur recht zufrieden. Zwei ſchöne Caſtelle, der ob dem Dorfe und Bensheim, hatten es an Feſtigkeit der Bauart mit Gemälden gut gemeint, jetzt modern ſie für ehrwürdige Ruinen hin. Die Leute ſind im Ganzen recht gut-

Wegen Pferdemangel fuhren wir erſt halb Sechs von Heppenheim weiter. Beim Purpurlichte des Abends waren die Schatten, beſonders auf dem grünen Graſe, wunderſam ſmaragdgrün. Man paſſirt zum erſten Mal wieder ein Waſſer von einiger Bedeutung, die Weſchnitz, die bei Gewittern ſehr ſtark anſchwillt. Schöne Lage von Weinheim. Abends halb zehn Uhr erreichten wir Heidelberg und kehrten, da der goldene Hecht beſetzt war, in den drei Königen ein.

Heidelberg, den 24. Auguſt.

Ich ſah Heidelberg an einem völlig klaren Morgen, der durch eine angenehme Luft zugleich kühl und erquicklich war. Die Stadt in ihrer Lage und mit ihrer ganzen Umgebung hat, man darf ſagen, etwas Ideales, das man ſich erſt recht deutlich machen kann, wenn man mit der Landſchaftsmalerei bekannt iſt und wenn man weiß, was denkende Künſtler aus der Natur genommen und in die Natur hineingelegt haben. Ich ging in Erinnerung früherer Zeiten über die ſchöne Brücke und am rechten Ufer des Neckar's hinauf. Etwas weiter oben, wenn man zurückſieht, hat man die Stadt und die ganze Lage in ihrem ſchönſten Verhältniſſe vor ſich. Sie iſt in der Länge auf einem ſchmalen Raum zwiſchen den Bergen und dem Fluße gebaut; das obere Thor ſchließt ſich unmittelbar an die Felſen an, an deren Fuß die Landſtraße nach Neckar-Gemünd nur die nöthige Breite hat. Ueber dem Thore ſteht das alte, verfallene Schloß in ſeinen großen und ernſten Halb-Ruinen. Den Weg hinauf bezeichnet, durch Bäume und Büſche blickend, eine Straße kleiner Häuſer, die einen ſehr angenehmen Anblick gewährt, indem man der Verbindung des alten Schloſſes und der Stadt bewohnt und belebt ſieht. Darunter zeigt ſich die Maſſe einer wohlgebauten Kirche und ſo weiter die Stadt mit ihren Häuſern und Thürmen, über die ſich ein völlig bewachſener Berg erhebt, höher als der Schloßberg, indem er in großen Partien den rothen Felſen, aus dem er beſteht, ſehen läßt. Wirft man den Blick auf den Fluß hinaufwärts, ſo ſieht man einen großen Theil des Waſſers zu Gunſten einer Mühle, die gleich unter dem untern Thore liegt, zu einer ſchönen Fläche geſtemmt, indeſſen der übrige Strom über abgerundete Granit-Bänke in dieſer Jahreszeit ſeicht dahin und nach der Brücke fließt, welche, im ächten, guten Sinne gebaut, dem Ganzen eine edle Würde verleiht, beſonders in den Bogen Demjenigen, der ſich noch der alten, hölzernen Brücke erinnert. Die Statue des Churfürſten, die hier mit doppeltem Rechte ſteht, ſo wie die Statue der Minerva von der andern Seite, möchte man an einen Bogen weiter nach der Mitte zu, wo ſie am Anfang der horizontalen Brücke um ſo viel höher, ſich viel beſſer und freier in der Luft zeigen würden. Allein bei näherer Betrachtung der Conſtruction möchte ſich finden, daß die ſtarken Pfeiler, auf welchen die Statuen ſtehen, hier zur Feſtigkeit der Brücke nöthig ſind; da denn die Schönheit wie billig der Nothwendigkeit weichen mußte.

Der Granit, der an dem Wege herausſteht, machte mir mit ſeinen Feldſpath-Cryſtallen einen angenehmen Eindruck. Wenn man dieſe Steinarten an ſo ganz entfernten Orten gekannt hat und wiederfindet, ſo geben ſie uns eine erfreuliche Andeutung des großen und großen Verhältniſſes der Grundlagen unſerer bewohnten Welt gegen einander. Daß der Granit noch ſo ganz kurz an einer großen Plaine hervorſpringt und ſpätere Gebirgsarten im Rücken hat, iſt ein Fall, der mehr vorkommt; beſonders iſt der von der Nothtrappe merkwürdig. Zwiſchen dem Brocken und den eben genannten angrenzenden Granit-Felſen, die ſo weit vorliegen, finden ſich verſchiedene Arten Porphyre, Kieſelſchiefer u. ſ. w. Doch ich kehre vom rauhen Harz in dieſe heitere Gegend gern und geſchwind zurück, und ſehe durch dieſen Granit eine ſchöne Straße gebauet; ich ſehe hohe Mauern aufgeführt, um das Erdreich der unterſten Weinberge zuſammenzuhalten, die ſich auf dieſer rechten Seite des Fluſſes, den Berg hinauf, gegen die Sonne gekehrt, verbreiten.

Ich ging in die Stadt zurück, eine Freundin zu beſuchen und ſodann zum Oberthore hinaus. Hier hat die Lage und Gegend keinen maleriſchen, aber einen ſehr natürlich ſchönen Anblick. Gegenüber ſieht man nun die hohen, gutgebauten Weinberge, an deren Mauer man erſt hinging, in ihrer ganzen Ausdehnung. Die kleinen Häuſer darin machen mit ihren Lauben ſehr artige Partien und es ſind einige, die als die ſchönſten maleriſchen Studien gelten könnten. Die Sonne machte Licht und Schatten ſowie die Farben deutlich; wenige Wolken hingen auf.

Die Brücke zeigt ſich von hier aus in einer Schönheit, wie vielleicht keine Brücke der Welt; durch die Bogen ſieht man den Neckar nach den flachen Rhein-Gegenden fließen und über ihn die lichtblauen Gebirge jenſeits des Rheins in der Ferne. An der rechten Seite ſchließt ein bewachſener Fels mit röthlichen Seiten, der ſich mit der Region der Weinberge verbindet, die Ausſicht.

Gegen Abend ging ich mit Demoiſelle Delf nach der Plaine, zuerſt an den Weinbergen hin, dann auf der große Chauſſée herunter bis dahin, wo man Neckarau ſehen kann. Hier wird die Lage von Heidelberg beſonders intereſſant, da

man die wohlgebauten Weinberge im Rücken, die herrliche, fruchtbare Ebene bis gegen den Rhein und dann die überrheinischen blauen Gebirge in ihrer ganzen Reihe vor sich sieht. Abends besuchten wir Frau von Eckbert und ihre Tochter, zwei sehr gebildete und würdige Personen, die im Elsaß viel Verdruß erlitten. Sie empfahl mir ihren Sohn, der gegenwärtig in Jena studirt.

Den 21. August.

An der Table d'hote waren gute Bemerkungen zu machen; eine Gesellschaft Oesterreichischer Officiere, theils von der Armee, theils von der Verpflegung, gewöhnliche Leute, unterhielten sich heiter und in ihren verschiedenen Verhältnissen des Mittags und der Stube ganz artig.

Sie lasen in einem Briefe, worin einem neuen Escadron-Chef von einem humoristischen Cameraden und Untergebenen zu seiner neuen Stelle Glück gewünscht wird; unter anderen sehr leidlichen Bonmots war mir das eindrücklichste: „Officiere und Gemeine gratuliren sich, endlich aus den Klauen der Demoiselle Aeltere erlöst zu sein.“ Andere brachten gelegentlich Eigenheiten und Unverträglichkeiten verschiedener Chefs aus eigener Erfahrung zur Sprache. Einer fand grüne Schabracken mit rothen Borden bei seiner Escadron und erklärte diese Farben für ganz abscheulich; er befahl also in Gefolg dieses Geschmacksurtheils sogleich, daß man rothe Schabracken mit grünen Borden anschaffen solle. Ebenso befahl er auch, daß die Officiere Hals- und Hosenschnallen völlig übereinander tragen sollten, und daß der Oberst alle Monate genau darnach zu sehen habe.

Ueberhaupt bemerkte ich, daß sie sämmtlich sehr gescheidt und sogar mit Geist und Verwegenheit, mit mehr oder weniger Geschmack, die richtige und comische Seite der Sachen auffaßten; doch zeigte mir das Sonderbare, daß ein einziges vernünftiges Wort die ganze Gesellschaft aus der Fassung brachte. Einer erzählte nämlich von dem Einschlagen eines Gewitters und sagte bezüglich auf den alten Aberglauben: daß es ein Haus eben immer abbrenne. Einer von den Freunden, der, wie ich wohl nachher merkte, ein wenig in Naturwissenschaften gepfuscht haben mochte, versetzte sogleich: „Ja, wenn es nicht gelöscht wird!“ worin er zwar ganz recht hatte, allein zugleich zu vielem Hohn und Widerrede Anlaß gab, bei dem der ganze Discurs in Confusion gerieth, wovon ich mich aber wohlweislich in ein allgemeines Stillschweigen verlor.

Unter Andrem [illegible] auch einer [illegible], der wohl irgendwo zu brauchen wäre: Ein Uebergroßer, absolute trockener humoristischer Mensch, der aber, wenn er erzählt und schwört, gewiß eine Lüge sagt, sie aber ohne Zweifel selbst glaubt.

Geschichten vom General M. und seinem Sohne, der im Elsaß zuerst zu plündern und zu rauben anfing. Ueberhaupt von der seltsamen Constitution der Armee: ein Wunsch des Generalen nach Krieg, des Officier's nach Frieden.

Von Heidelberg über Heilbronn und Ludwigsburg nach Stuttgart.

Stuttgart, den 27. August.

Aus Heidelberg am sechs Uhr, an einem kühlen und heitern Morgen. Der Weg geht am linken Ufer des Neckars hinaus zwischen Granitfelsen und Nußbäumen. Drüben liegt ein Stift und Spital sehr anmuthig. Rechts am Wege stehen kleine Häuser mit ihren Besitzungen, die sich den Berg hinauf erstrecken. Ueber dem Wasser, am Ende der Weinbergshöhe, die sich von Heidelberg herauszieht, liegt Ziegelhausen. Es legen sich neue Gebirge und Thäler an; man fährt durch Schlierbach. Ueber dem Wasser sieht man Sandsteinfelsen in horizontalen Lagen, dieß [illegible] am linken Ufer Frucht- und Weinbau. Man fährt an Sandsteinfelsen vorbei; es zeigt sich über dem Wasser eine schöne, sanft ablaufende, wohlgebaute Erdspitze, um die der Neckar herumkommt. Der Blick auf Neckar-Gemünd ist sehr schön, die Gegend erweitert sich und ist fruchtbar.

Neckar-Gemünd ist eine artige, reinliche Stadt. Das obere Thor ist neu und gut gebaut, ein schreibarer Fallgatter schließt den obern Halbzirkel. Man hat hier den Neckar verlassen; man findet Maulbeerbäume, dann neben einer gerade Chaussée durch ein sanftes, nicht breites Thal zu beiden Seiten Feld-, Obst- und Gartenbau; die gleichen Höhen sind zu beiden Seiten mit Wald bedeckt; man sieht kein Wasser. Der Wald verliert sich, die Höhen werden mannigfaltiger; man findet nur Fruchtbau, die Gegend sieht einer Thüringischen ähnlich.

Mielenbach, sauberes Dorf, Alles mit Ziegeln gedeckt. Die Männer tragen blaue Röcke und mit gewirkten Blumen gezierte, weiße Westen. Hier fließt wenig Wasser. Der Hopfen war eben gehäufelt und das Feld sah leer. Der Boden ist lehmig, der Weg geht bergauf, man sieht wenig Männer, die Wege sind leidlich reparirt.

Mosser liegt freundlich; eine artige Thurnuhr. Man fährt vom Dorfe nach einem Lusthause. Die Weiber haben eine katholische, nicht unangenehme Bildung; die Männer sind [illegible] keine Spur von Aechtheit; man bemerkt eher eine südliche Größe. Hinter dem Orte findet man eine Allee von Kastanienbäumen an der Chaussée,

die durch feuchte Wiesen erhöht durchgeht; sie wird mit Kalkstein gebessert.

Meckesheim liegt artig an einem Kalksteinhügel, der mit Wein bebaut ist; es hat Wiesen und Feldbau.

Zuzenhausen, auf Lehmhügeln; guter Fruchtbau an der rechten Seite, links Wiesen und anmuthige, waldige Hügel.

Hoffenheim; von da geht eine schöne, alte Pappel-Allee bis Sinsheim, wo wir ein Viertel nach zehn Uhr ankamen und in den drei Königen einkehrten.

Sinsheim hat das Ansehen eines nach der Landesart heitern Landstädtchens. Das gut angelegte Pflaster ist nach dem Kriege nicht reparirt worden. Ich bemerkte eine Anstalt, die ich in dem sehr reinlichen Neckar-Gemünd auch schon, doch in einem sehr viel geringern Grade, gesehen hatte, daß nämlich Mist und Gassenkoth sehr oder weniger an die Häuser angedrückt war. Der Hauptweg in der Mitte, die Gossen an beiden Seiten und die Pflasterwege vor den Häusern bleiben dadurch ziemlich rein. Der Bürger, der gelegentlich seinen Dung auf die Felder schaffen will, ist nicht durch eine allzu ängstliche Polizei gequält; und wenn er den Unrath sich häufen läßt, so muß er ihn unter seinen Fenstern dulden; das Publicum aber ist auf der Straße wenig oder gar nicht incommodirt.

Sinsheim hat schöne Wiesen und Felder, viel Kleebau, und die Stallfütterung ist hier allgemein. Sie haben auch von der Viehseuche viel gelitten, die noch in der Nachbarschaft grassirt. Die Gemeinde hat das Recht, zusammen tausend Schafe zu halten, welches mit einer Anzahl Wiesen, diese zu überwintern, verpachtet ist. Die Schafe werden auf Stoppeln und Brache getrieben. Sobald das Grummet von den Wiesen ist, kommt erst das Rindvieh d'rauf, die Schafe nicht eher, als bis es gefroren hat.

Es ist eine Administration hier, welche die ehemaligen Kirchgüter verwaltet, an denen Katholiken und Lutheraner in gewissen Proportionen Theil nehmen.

Ein Klafter Holz, 6 Fuß breit, 6 Fuß hoch, und die Scheite 3 Fuß lang, kostet bis an's Haus 18 fl., das Pfund Butter kostet gegenwärtig 50 kr., in Heidelberg 48 kr.

Um zwei Uhr von Sinsheim ab. Drauben links liegt ein artiges Kloster; eine alte, schöne Pappel-Allee begleitet die Straße. Vorwärts und weiter rechts sieht man an einem schönen Wiesengrund Rohrbach und Steinsfurt liegen, durch welche man nachher durchkommt. Die Pappeln dauern fort; wo sie auf der Höhe aufhören, fangen Kirschbäume an, die aber traurig stehen. Der Feldbau ist auf den Höhen und den sanften Gründen wie bisher; der Weg steigt aufwärts. Die Kirschbäume zeigen sich schöner gewachsen. Flötzkalk in schmalen, horizontalen, sehr zerklüfteten Schichten. Ueber der Höhe gehen die Pappeln wieder an.

Kirchard. Der Weg geht wieder auf- und absteigend. Der horizontale Kalk dauert fort. Gerade Chausseen und schöner Fruchtbau bis

Züfeld. Geringer Landert. Weiter dauern die Fruchtbäume fort. Auf dieser ganzen Fahrt sieht man wenig oder gar kein Wasser. Man erblickt nun die Berge des Neckar-Thals.

Kirchhausen liegt zwischen anmuthigen Gärten und Baumanlagen; dahinter ist eine schöne Aussicht nach den Gebirgen des Neckars; man kommt durch ein artiges Wäldchen und durch eine Pappel-Allee bis

Frankenbach. Die Rieshügel an der Chaussée erleichtern sehr die Erhaltung derselben. Schöne Pappel-Allee bis Heilbronn, die hier und da wahrscheinlich vom Fuhrwerk im Kriege gelitten hat und deren baldige Recruitirung nach dem Frieden jeder Reisende zum Vergnügen seiner Nachfolger wünschen muß. Ueberhaupt sind von Heidelberg hierher die Chausseen meist mit mehr oder weniger Sorgfalt gebessert.

Abends um sechs Uhr erreichten wir Heilbronn und stiegen in der Sonne, einem schönen und, wenn er fertig sein wird, bequemen Gasthofe ab.

Heilbronn, den 21. August.

Wenn man sich einen gehörigen Begriff von Heilbronn machen will, so muß man um die Stadt gehen. Die Mauern und Gräben sind ein wichtiges Denkmal der vorigen Zeit. Die Gräben sind sehr tief und fast bis herauf gemauert, die Mauern hoch und aus Quaderstücken gut gefugt und in den neuern Zeiten genau verstrichen. Die Steine waren als Rustica gehauen, doch sind die Vorsprünge jetzt meistens verwittert. Das geringe Bedürfniß der alten Defension kann man hier recht sehen. Hier ist bloß auf Tiefe und Höhe gerechnet, die freilich kein Mensch leicht übersteigen wird; aber die Mauer geht in geraden Linien und die Thürme springen nicht einmal vor, so daß kein Theil der Mauer von der Seite vertheidigt ist. Man sieht recht, daß man das Sturmlaufen bei der Anlage dieses großen Werks für unmöglich gehalten hat; denn jede Schießscharte vertheidigt eigentlich gerade auf vor sich selbst. Die Thürme sind viereckig und hoch; unten an der Mauer her geht ein gewölbter, bedeckter Weg. Die Thürme an den Thoren springen vor und es sind deshalb die nöthigen Vertheidigungswerke angebracht; hinterwärts ist ein Versuch einer Befestigung nach neuer Art sichtbar. Unterhalb

des bedeckten Weges und an deſſen Stelle ſind an einigen Orten Baumſchulen und andere Pflanzungen angelegt.

Eine ſchöne Allee führt um den größten Theil des Grabens. Sie beſteht aus Linden und Caſtanien, die als Gewölbe gehauen und gezogen ſind; die Gärten ſtoßen gleich daran als größere und kleinere Beſitzungen.

Die Stadt iſt ihrer glücklichen Lage, ihrer ſchönen und fruchtbaren Gegend nach, auf Garten-, Frucht- und Weinbau gegründet, und man ſieht, wie ſie zu einer gewiſſen Zeit der Unruhe ſich entſchließen mußte, die ſämmtlichen Bewohner, ſowohl die gewerbtreibenden als ackerbauenden, in ihre Mauern einzuſchließen. Da ſie ziemlich auf der Plaine liegt, ſind ihre Straßen nicht ängſtlich, aber meiſt alt mit überhängenden Giebeln. Auf die Straße gehen große hölzerne Rinnen, die das Waſſer über die Seitenwege, welche an den Häuſern her größtentheils erhöht gepflaſtert ſind, hinweg führen. Die Hauptſtraßen ſind meiſtens rein; aber die kleinern, beſonders nach den Mauern zu, ſcheinen hauptſächlich von Gärtnern und Ackerleuten bewohnt zu ſein. Die Straße dient jedem kleinen Hausbeſitzer zum Miſthof; Ställe und Scheune, Alles iſt dort, jedoch nur klein und von jedem einzelnen Beſitzer zuſammengedrängt. Ein einziges großes, ſteinernes Gebäude, zu Aufbewahrung der Frucht, bemerkte ich, das einem reichen Beſitzer aufdringlich. Man ſieht nicht, wie an andern Orten, verſchiedene Epochen der Bauart, beſonders keine Renovation, die ſolche Epochen mit ſich führen. Ein einziges Gebäude zeichnet ſich aus, das durch die Bildſäule des Aeſculap's und durch die Basreliefs von zwei Einhörnern ſich als Apotheke ankündigt. Noch einige neue Steinerne, aber ganz ſchlichte Häuſer finden ſich auch; das Uebrige iſt Alles von altem Schlag; doch wird ſich das Gaſthaus der Sonne durch einen Sprung, wenn es fertig iſt, auszeichnen. Es iſt ganz von Stein und im guten, wenn ſchon nicht im beſten Geſchmack, ungefähr wie das Saalhofiſche auf dem Kornmarkt zu Frankfurt. Das Untergeſchoß hat recht wohnbare Mezzoninen, darüber liegen noch zwei Geſchoſſe. Die Zimmer, ſo weit ſie fertig, ſind geſchmackvoll und ſehr artig mit franzöſiſchem Papier ausgeſchlagen.

Was öffentliche Gemeindeanſtalten betrifft, ſo ſcheint man in einer ſehr frühen Zeit mit Thätigkeit darauf bedacht geweſen zu ſein. Die alten Kirchen ſind nicht groß, von außen einfach und ohne Zierath; der Markt mäßig, das Rathhaus nicht groß, aber ſchicklich; die Fleiſchbänke, ein ſteinernes, ringsum frei auf Säulen gehendes, mit einem hölzernen Dache bedecktes Gebäude. Sie ſind wenigſtens viel löblicher als die Frankfurter, ſcheinen aber für die gegenwärtige Zeit zu klein, oder aus ſonſt einer Urſache verlaſſen. Ich fand wenig Fleiſcher darin; hingegen haben die Metzger an ihren in der Stadt zerſtreuten Häuſern ihre Waare aufgelegt und ausgehängt; ein böſer und unreinlicher Mißbrauch. Das weiße Brod iſt hier ſehr ſchön. Männer und Frauenzimmer gehen ordentlich, aber nicht ſehr modiſch gekleidet. Es werden keine Juden hier geduldet. Eine Beſchreibung oder Plan konnte ich von Heilbronn nicht erhalten.

Was ich aus dem Erzählten und andern Symptomen durch das bloße Anſchauen ſchließen konnte, iſt, daß die Stadt durch den Grund und Boden, den ſie beſitzt, mehr als durch etwas Anderes wohlhabend iſt; daß die Glücksgüter ziemlich gleich ausgetheilt ſind; daß Jeder ſich in ſeinem Einzelnen vor ſich hinlebt, ohne gerade viel auf ſeine Umgebungen und auf's Aeußere verwenden zu wollen; daß die Stadt übrigens eine gute Gewerbsnahrung, aber keinen anſehnlichen Handel hat; daß ſie auf gemeine bürgerliche Gleichheit fundirt iſt; daß weder Geiſtlichkeit noch Edelleute in frühern Zeiten großen Fuß in der Stadt gelaßt hatten; daß das öffentliche Weſen in frühern Zeiten reich und mächtig war und daß es bis jetzt noch an einer guten, mäßigen Verwaltung nicht fehlen mag. Der Umſtand, daß der neuerbaute Gaſthof auf ein Mal über alle Stufen der Architectur wegſprang, mag ein Zeugniß ſein, wie viel die Bürger-Claſſe in dieſen Zeiten gewonnen hat.

Die Menſchen ſind durchaus höflich und zeigen in ihrem Betragen eine gute, natürliche, ſtille, bürgerliche Denkart.

Die Mägde ſind meiſt ſchön, ſtark und fein gebildete Mädchen und geben einen Begriff von der Bildung des Landvolks; ſie gehen aber meiſtentheils ſchmutzig, weil ſie mit zu dem Feldbau der Familien gebraucht werden.

Der Neckar iſt oberhalb und unterhalb der Stadt zum Behufe verſchiedener Mühlen durch Wehre gedämmt; die Schiffahrt von unten herauf geht alſo nur bis hierher, wo ausgeladen werden muß; man lädt oberhalb wieder ein und kann bis Cannſtadt fahren. Dieſe Schiffe tragen bei hohem Waſſer ungefähr achthundert Centner; auch wird hier viel ausgeladen und weiter in's Land hinein zur Höhe transportirt.

Vor dem Thor ſteht ein großes Gebäude, das ehemals ein Waiſenhaus war; die Waiſen ſind aber großentheils nach den bekannten Beiſpielen auf Dörfer vertheilt.

Das Wirthshausgebäude iſt von einem Forſtbeamten, Baumeiſter, der ſich in Paris aufgehalten, gebaut, und von ihm ſowohl das Ganze

als das Einzelne angegeben. Daß die Handwerker ihn nicht völlig frondirten, sieht man am Einzelnen.

An den Fensterscheiben fand ich eine Sonderbarkeit. Es sind länglich viereckigte Tafeln, die in der Quere stehen und unten eingebogen sind, so daß man von dem Fenster und dem Rahmen Etwas abnehmen müßte. Der Hausherr sagte mir nun, daß der Glaser sich nach den Tafeln habe richten müssen; er glaubt, daß sie sich, wenn sie noch biegsam sind, so werfen. Ich kann auch nichts Zweckmäßiges darin finden. Uebrigens ist es Lehrer-Glas.

An der Wirthstafel speiste außer der Hausfamilie noch der Oberamtmann von Möckmühl und die Seinen.

Abends um sechs Uhr fuhr ich mit dem Bruder des Wirths auf den Wartberg. Es ist, weil Heilbronn in der Tiefe liegt, eigentlich die Warte und dient anstatt eines Hauptthurms. Die wesentliche Einrichtung oben aber ist eine Glocke, wodurch den Ackerleuten und besonders Weingärtnern ihre Feierstunde angekündigt wird. Der Thurm liegt ungefähr eine halbe Stunde von der Stadt auf einer mit buschigem Holz oben bewachsenen Höhe, an deren Fuß Weinberge sich hinunterziehen. In der Nähe des Thurmes steht ein artiges Gebäude mit einem großen Saale und einigen Nebenzimmern, wo die Woche einige Mal getanzt wird. Wir fanden eben die Sonne als eine blutrothe Scheibe in einem wahren Scirocco-Duft rechts von Wimpfen untergehen. Der Neckar schlängelt sich ruhig durch die Gegend, die von beiden Seiten des Flusses sanft aufsteigt. Heilbronn liegt am Flusse und das Erdreich erhöht sich nach und nach bis gegen die Hügel in Norden und Nordosten. Alles, was man übersieht, ist fruchtbar; das Nächste sind Weinberge, und die Stadt selbst liegt in einer großen, grünen Masse von Gärten. Der Anblick erweckt das Gefühl von einem ruhigen, breiten, hinziehenden Genuß. Es sollen zwölftausend Morgen Weinberge um die Stadt liegen; die Gärten sind sehr theuer, so daß wohl 1500 fl. für einen Morgen gegeben werden.

Ich hatte sehr schönes Vieh gesehen und fragte darnach. Man sagte mir, daß vor dem Kriege dreitausend Stücke in der Stadt gewesen, die man aber aus Sorge vor der Viehseuche nach und nach abgeschafft und erst wieder herbeischaffen werde; eine Kuh könne immer zwölf bis achtzehn Carolin kosten und werth sein; viele halten sie auf Stallfütterung; geringe Leute haben Gelegenheit, sie auf die Weide zu schicken, wozu die Gemeinde schöne Wiesen besitzt.

Ich fragte nach dem Bauwesen. Der Stadtrath hat es vor dem Krieg sehr zu befördern gesucht; besonders wird der Bürgermeister gerühmt, der schöne Kenntnisse besessen und sich dieses Theils sehr angenommen. Vor dem Kriege hat man von Seiten der Stadt Demjenigen, der nach Vorschrift von Stein baute, die Steine umsonst angefahren und ihm leicht verzinsliche Vorschuß gegeben. Was diese Vorsorge gefruchtet und warum sich die Baulust nicht mehr ausgebreitet, verdient einer nähern Untersuchung.

Die Obrigkeit besteht aus lauter Protestanten und Studirten. Sie scheint sehr gut Haus zu halten; denn sie hat die bisherigen Kriegslasten ohne Aufborgung oder neue Auflagen bestritten. Einer Contribution der Franzosen ist sie glücklich entgangen. Sie war auf 140,000 fl. angesetzt, die auch schon parat lagen. Jetzt werden alle Vorspanne, welche die Oesterreicher verlangen, aus dem Aerarium bezahlt, und die Bürger verdienen dabei. Das beste Zeichen einer guten Wirthschaft ist, daß die Stadt fortfährt, Grundstücke zu kaufen, besonders von fremden Besitzern in der Nachbarschaft. Hätten die Reichsstädte in früherer Zeit diesen großen Grundsatz von den Klöstern gelernt, so hätten sie sich sehr erweitern und zum Theil manchen Verdruß ersparen können, wenn sie fremde Besitzer mitunter in ihr Territorium einkaufen ließen.

Die Stadt hat eine Schneidemühle mit dem Rechte, allein Bauholz und Bretter zu verkaufen. Diese Befugniß ist auf dreißig Jahre verpachtet. Der Einwohner kann zwar von einem vorbeifahrenden Flößer auch kaufen, muß aber dem Monopolisten einen Batzen vom Gulden abgeben, sowie der Flößer Diesem auch eine Abgabe bezahlen muß.

Da nun der Pachter, indem er Holz im Großen kauft und selbst fällt, das Holz so wohlfeil als der Flößer geben kann, so kann er sich einen guten Vortheil machen. Dagegen wird er, wenn er es zu hoch treiben wollte, wieder durch die Concurrenz des Flößers balancirt. Unter diesen Umständen scheint also nicht, wie ich Anfangs glaubte, diese Art von bedingtem Alleinhandel dem Bauen hinderlich zu sein.

Was die Abgaben betrifft, so sollen die Grundstücke sehr gering, das baare Vermögen hingegen und die Capitalien hoch belegt sein.

Bei Erzählung von der Warte habe ich einer artigen alten Einrichtung zu erwähnen vergessen. Oben auf dem Thurm steht ein hohler, mit Kupferblech beschlagener, großer Knopf, der zwölf bis sechszehn Personen zur Noth fassen könnte. Diesen konnte man ehemals mannbar in die Höhe winden und ebenso vermittel-

das wieder auf das Dach herablassen. So lange der Knopf in der Höhe stand, mußten die Arbeiter ihr Tagewerk verrichten; sobald er niedergelassen ward, war Mittagsruhe oder Feierabend. Seiner Größe wegen konnte man ihn überall erkennen, und dieses dauernde, sichtbare Zeichen war zuverlässiger als das Zeichen der Glocke, das doch verhört werden kann. Schade, daß dieses Denkmal alter Sinnlichkeit außer Gebrauch gekommen ist.

In dem Hinfahren sah ich auch Weinsberg liegen, nach dem man wohl, wie Bürger thut, fragen muß, da es sehr zwischen Hügel hineingedrückt ist, am Fuße des Berges, auf dem das durch Treuentreue berühmte, jetzt zerstörte Schloß liegt, dessen Ruinen ich denn auch, wie billig, begrüßt habe. Auch hier ist man mit der Ernte sehr zufrieden.

Sie kam, wie überall, sehr lebhaft hintereinander, so daß die Winterfrüchte zugleich mit den Sommerfrüchten reif wurden. Der Feldbau ist auch hier in drei Jahresabtheilungen eingetheilt, obgleich kein Feld brach liegt, sondern im dritten Jahre mit Hafer bestellt wird. Außerdem benutzt ein Jeder, insofern er es mit der Düngung zwingen kann, seinen Boden in der Zwischenzeit, wie es angeht, z. B. mit Kunkelrüben.

Ludwigsburg, den 10. August.

Von Heilbronn gegen fünf Uhr, vor Sonnenaufgang, fort. Der Weg führt erst durch schöne Gärtnerei, verläßt dann die Allee und man kommt auf die alte Ludwigsburger-Straße. Nebel bezeichneten den Gang des Neckars. Neckargartach lag rechts im Nebel des Neckar-Thales; links auf der Fläche sah man Feldbau. Man kommt durch Sontheim, das Deutschherrisch ist, und sieht in der Ebene eine immer abwechselnde Fruchtbarkeit, bald Wein-, bald Feldbau. Wir fuhren quer durch den obern Theil eines artigen Wiesenthals, an dem weiter unten Schloß und Dorf Thalheim liegt. Hier wird der horizontale Kalkstein wieder angetroffen.

Lauffen hat eine artige Lage, theils auf der Höhe, theils am Wasser. Die Weinberge sind wieder häufig und der Boden ist so gut, daß sie nach der Ernte noch Türkisch-Korn gesäet hatten, das grün abgehauen und verfüttert wird. Durch eine schöne Allee von Obstbäumen fahrend, sahen wir bald den Neckar wieder und kamen durch Kirchheim, genannt am Neckar. Wir ließen den Fluß links im Rücken, der zwischen engern Hügeln durchgeht, aber hier und da an den aufspringenden Winkeln schöne, flache Räder läßt zum Frucht- und Weinbau.

Halb sieben Uhr kamen wir nach Besigheim, wo wir ein wenig fütterten. Die Enz und der Neckar fließen hier zusammen, und die horizontalen Kalkfelsen, mit Mauerwerk artig zu Terrassen verbunden und mit Wein bepflanzt, gewähren einen erfreulichen Anblick. Brücke über die Enz. Hinter Bietigheim fuhren wir an mächtigen Kalklagern vorbei, durch eine schöne Allee von Fruchtbäumen. Man sah ferne und nahe Wäldchen durch Alleen verbunden und hatte den Asperg und bald Ludwigsburg vor Augen, wo wir, da der Tag sehr heiß war, bis gegen Abend verweilten.

Das bekannte, geräumige Schloß in Ludwigsburg ist sehr wohnbar, aber sowohl das alte als das neue in verhältnißmäßig bösem Geschmack ausgeziert und verbaut. Im neuen fanden wir die egalen Parquets von eichenem Holze, die sich sehr gut gehalten hatten. Wahrscheinlich waren sie nicht gerissen, weil die Etage an den Gatten stößt und nur wenig über ihn erhoben ist. Auf einer Gallerie waren alte, schlechte, Gemälde von venetianischen Lustbarkeiten, worunter auch die berühmte Bucentaurschlacht von Pisa. Diese Bilder, besonders dieß eine, ob es gleich gar kein Kunstverdienst hat, ist dennoch sehr merkwürdig; denn man sieht, wie der unsinnigste Streich zum Spaß der ganzen Welt gereicht, die alle Balcone füllt und mit Zujauchzen, Schnupftuchwinken und sonstigem Antheil lebhaft erregt ist. Das Bild ist nicht übel, zwar nach Art der Dugendbilder, fabrikmäßig, aber doch charakteristisch gemalt.

Das große Opern-Theater ist ein merkwürdiges Gebäude aus Holz und leichten Pfeilern zusammengeschlagen und zeugt von dem Geiste des Erbauers, der viele und hohe Gäste würdig und bequem unterhalten wollte. Das Theater ist achtzehn Schritte breit, auch ungeheuer hoch, indem das Haus vier Logen enthält. In seiner möglichen Länge hat es sechsundsiebenzig Schritt. Das Proscenium und das Orchester ist sehr groß, das Parterre dagegen sehr klein, man konnte überall gut sehen und höchst wahrscheinlich auch gut hören. Gegenwärtig ist es seit der Anwesenheit des Großfürsten zu einem Tanzsaale eingerichtet.

Von Ludwigsburg um fünf Uhr abgefahren. Herrliche Allee, vom Schloßberg an der langen Straße des Orts hin. Jede Seite der Allee vor dem Ort ist mit einer doppelten Reihe Bäume besetzt; links sieht man die Neckar-Gebirge. Man kommt nach Kornwestheim; von da stehen Fruchtbäume an der Chaussee, die Aussicht verliert sich, so daß die Aussicht wenig Abwechslung gewährt. Die Solitude sieht man in der Ferne. Herrlicher Fruchtbau. Der Weg geht über manche Hügel; ein Kalkbruch, zum Behuf der Chaussee, liegt ganz nahe an der Straße.

Nach Zoffenhauſen hinabfahrend, ſahen wir Feuerbach rechts in einem ſchönen Wieſengrunde. Ein Bauer, der eine Querpfeife auf dem Jahrmarkt gekauft hatte, ſpielte darauf im Nachhausegehen; faſt das einzige Zeichen von Fröhlichkeit, das uns auf dem Wege begegnet war. Nach Sonnenuntergang ſah man Stuttgart. Seine Lage, in einem Kreiſe von ſanften Gebirgen, machte in dieſer Tageszeit einen ernſten Eindruck.

Stuttgart, den 20. Auguſt.

Ich machte meine erſte gewöhnliche Tour um ſechs Uhr früh allein und recognoſcirte die Stadt mit ihren Umgebungen. Eine Seite hat eine Befeſtigung nach der Heilbronner-Art, nur nicht ſo ſtattlich; die Gräben ſind auch in Weinberge und Gartenpflanzungen verwandelt. Bald nachher findet man die ſchönſten Alleen von mehreren Baumreihen und ganz beſchattete Plätze. Zwiſchen dieſen und einer Art von Vorſtadt liegt eine ſchöne Wieſe. Durch die Vorſtadt kommt man bald auf den Platz vor das Schloß oder vielmehr vor die Schlöſſer. Der Platz iſt ſeit der Anweſenheit des Großfürſten ſchön planirt und die theils auf Raſen, in großen, regelmäßigen Partien, theils als Alleen gepflanzten Catanien-Bäume ſind ſehr gut gediehen. Das Schloß ſelbſt iſt von dem Geſchmack der Hälfte dieſes Jahrhunderts, das Ganze aber anſtändig, frei und breit. Das alte Schloß wäre jetzt kaum zu einer Theater-Decoration gut. Die alte Stadt gleicht Frankfurt in ihren alten Theilen; ſie liegt in der Tiefe nach dem kleinen Waſſer zu. Die neue Stadt iſt in entſchiedenen Richtungen meiſt geradlinig und rechtwinkelig gebaut, ohne Aengſtlichkeit in der Ausführung. Man ſieht Häuſer mit mehr oder weniger Ueberhängen, ganz perpendicular, von verſchiedener Art und Größe; und ſo bemerkt man, daß die Anlage nach einem allgemeinen Geſetz und doch nach einer gewiſſen bürgerlichen Willkür gemacht wird.

Nachdem ich mich umgekleidet, beſuchte ich nach zehn Uhr Herrn Handelsmann Rapp und fand an ihm einen wohlunterrichteten, verſtändigen Kunſtfreund. Er zeigte mir eine ſchöne Landſchaft von Dorr; er ſelbſt zeichnet als Liebhaber landſchaftliche Gegenſtände recht glücklich.

Wir beſuchten Profeſſor Dannecker in ſeinem Studium im Schloſſe und fanden bei ihm einen Hector, der den Paris ſchilt, ein etwas über Lebensgröße in Gyps ausgeführtes Modell, ſowie auch eine ruhende, nackte, weibliche Figur im Character der ſehnſuchtsvollen Sappho, in Gyps fertig und in Marmor angefangen; desgleichen eine kleine, trauernd ſitzende Figur zu einem Zimmer-Monument. Ich ſah ferner bei ihm das Gyps-Modell einer Kopfes, vom gegenwärtigen Herzog, der beſonders in Marmor ſehr gut gelungen ſein ſoll, ſowie auch ſeine eigene Büſte, die ohne Uebertreibung geiſtreich und lebhaft iſt. Was mich aber beſonders frappirte, war der Original-Abguß von Schiller's Büſte, der eine ſolche Wahrheit und Anſtändigkeit hat, daß er wirklich Erſtaunen erregt. Ich ſah noch kleine Modelle bei ihm, recht artig gedacht und angegeben; nur leidet er daran, woran wir Modernen alle leiden, an der Wahl des Gegenſtandes. Dieſe Materie, die wir bisher ſo oft und zuletzt wieder bei Gelegenheit der Abhandlung über den Laocoon beſprochen haben, erſcheint mir immer in ihrer höhern Wichtigkeit. Wann werden wir armen Künſtler dieſer letzten Zeiten uns zu dieſem Hauptbegriff erheben können!

Auch ſah ich eine Maſe bei ihm, aus grangeſtreiftem Alabaſter, von Iſopi, von dem uns Wolzogen ſoviel erzählte. Es geht aber über alle Beſchreibung und Niemand kann ſich ohne Anſchauung einen Begriff von dieſer Vollkommenheit der Arbeit machen. Der Stein, was ſeine Farbe betrifft, iſt nicht günſtig, aber ſeiner Materie nach deſto mehr. Da er ſich leichter behandeln läßt als der Marmor, ſo werden hier Dinge möglich, wozu ſich der Marmor nicht darbieten würde. Wenn Cellini, wie ſich glauben läßt, ſeine Blätter und Zierathen in Gold und Silber ebenſo gedacht und vollendet hat, ſo kann man ihm nicht übel nehmen, wenn er ſelbſt mit Entzücken von ſeiner Arbeit ſpricht.

Man fängt an, den Theil des Schloſſes, der unter Herzog Carl eben, als er geendigt war, abbrannte, wieder aufzubauen und man iſt eben mit den Geſimſen und Decken beſchäftigt. Iſopi modellirt die Theile, die alsdann von andern Stuccatoren ausgegoſſen und eingeſetzt werden. Seine Verzierungen ſind ſehr geiſtreich und geſchmackvoll; er hat eine beſondere Liebhaberei zu Vögeln, die er ſehr gut modellirt und mit andern Zierathen angenehm zuſammenſtellt. Die Compoſition des Ganzen hat etwas Originelles und Leichtes.

In Herrn Profeſſor Scheffauer's Werkſtatt fand ich eine ſchlafende Venus mit einem Amor, der ſie aufweckt, von weißem Marmor, wohlgearbeitet und gelegt; nur wollte der Arm, den ſie rückwärts unter den Kopf gebraucht hatte, gerade an der Stelle der Hauptanſicht keine gute Wirkung thun. Einige Basreliefs antiken Inhalts, ferner die Modelle zu dem Monument, welches die Gemahlinn des jetzigen Herzogs auf die durch Gebete des Volks und der Familie wieder erlangte Geneſung des Fürſten aufrichten läßt. Der Obelisk ſteht ſchon auf dem Schloßplatze, mit den Gyps-Modellen gegiert.

Mein armer Kopf
Iſt mir verrückt,
Mein armer Sinn
Iſt mir zerſtückt.

Meine Ruh' iſt hin,
Mein Herz iſt ſchwer,
Ich finde ſie nimmer
Und nimmermehr.

Nach ihm nur ſchau' ich
Zum Fenſter hinaus,
Nach ihm nur geh' ich
Aus dem Haus.

Sein hoher Gang,
Sein' edle Geſtalt,
Seines Mundes Lächeln,
Seiner Augen Gewalt,

In Abweſenheit des Profeſſor Hetſch ließ uns ſeine Gattinn ſeinen Arbeitsſaal ſehen; ſein Familien-Bild in ganzen, lebensgroßen Figuren hat viel Verdienſt, beſonders iſt ſeine eigene höchſt wahr und natürlich. Es iſt in Rom gemalt. Seine Portraite ſind ſehr gut und lebhaft und ſollen ſehr ähnlich ſein. Er hat ein hiſtoriſches Bild vor, aus der Meſſiade, da Maria ſich mit Porcia, der Frau des Pilatus, von der Glückſeligkeit des ewigen Lebens unterhält und ſie davon überzeugt. Was läßt ſich über die Wahl eines ſolchen Gegenſtandes ſagen! Und was kann ein ſchönes Geſicht ausdrücken, das die Entzückung des Himmels vorausfühlen ſoll? Ueberdieß hat er zu dem Kopf der Porcia zwei Studien nach der Natur gemacht, das eine nach einer Römerinn, einer geiſt- und gefühlvollen, herrlichen Brünette und das andere nach einer blonden, guten, weichen Deutſchen. Der Ausdruck von beiden Geſichtern iſt, wie ſich's verſteht, nichts weniger als überirdiſch; und wenn ſo ein Bild auch gemacht werden könnte, ſo dürften keine individuellen Züge darin erſcheinen. Indeſſen möchte man den Kopf der Römerinn immer vor Augen haben. Es hat mich ſo ein erdentſcher Einfall ganz verdrießlich gemacht. Daß doch der gute, bildende Künſtler mit dem Worten wetteifern will, da er doch eigentlich durch Das, was er allein machen kann und zu machen hätte, den Dichter zur Verzweiflung bringen könnte!

Profeſſor Müller fand ich an dem Graff'ſchen Portrait, das Graff ſelbſt gemalt hat. Der Kopf iſt ganz vortrefflich, das künſtleriſche Auge hat den höchſten Glanz; nur will mir die Stellung, da er über einen Stuhlrücken ſich herüberlehnt, nicht gefallen, um ſo weniger, da dieſer Rücken durchbrochen iſt und das Bild alſo unten durchlöchert erſcheint. Das Kupfer iſt übrigens auf dem Wege, gleichfalls ſehr vollkommen zu werden. Sodann iſt er auch an einem Tod eines Generals beſchäftigt, und zwar eines Americaniſchen, eines jungen Mannes, der bei Bunkershill blieb. Das Gemälde iſt von einem Americaner, Trumbul, und hat Vorzüge des Künſtlers und Fehler des Liebhabers. Die Vorzüge ſind: ſehr characteriſtiſche und vortrefflich radirte Portrait-Geſichter; die Fehler: Disproportionen der Körper unter einander und ihrer Theile. Componirt iſt es, verhältnißmäßig zum Gegenſtande, recht gut und für ein Bild, auf dem ſo viele rothe Uniformen erſcheinen müſſen, ganz verſtändig gefärbt; doch macht es im erſten Anblick immer eine große Wirkung, bis man ſich mit ihm wegen ſeiner Verdienſte verſöhnt. Das Kupfer that im Ganzen ſehr gut und iſt in ſeinen Theilen vortrefflich gerathen. Ich ſah auch das bewunderungswürdige Kupfer des letzten Königs von Frankreich, in einem vorzüglichen Abdruck aufgeſtellt.

Gegen Abend beſuchten wir Herrn Conſiſtorial-Rath Moſer, welcher eine treffliche Sammlung von Zeichnungen und Kupfern beſitzt, wovon ein Theil zur Freude und Bequemlichkeit der Liebhaber unter Glas aufgehängt iſt. Sodann gingen wir in Rapp's Garten und ich hatte abermals das Vergnügen, mich an den verſtändigen und wohlgefühlten Urtheilen dieſes Mannes über manche Gegenſtände der Kunſt, ſowie über Dannecker's Lebhaftigkeit zu erfreuen.

Den 21. Auguſt.

Ueber Das, was ich geſtern geſehen, wären noch manche Bemerkungen zu machen. Beſonders traurig für die Baukunſt war die Betrachtung, was Herzog Carl bei ſeinem Streben nach einer gewiſſen Größe hätte hinſetzen können, wenn ihm der wahre Sinn dieſer Kunſt aufgegangen und er ſo glücklich geweſen wäre, tüchtige Künſtler zu ſeinen Anlagen zu finden. Allein man ſieht wohl, er hatte nur eine gewiſſe vornehme Nachrichtung ohne Geſchmack; und in ſeiner frühern Zeit war die Baukunſt in Frankreich, woher er ſeine Muſter nahm, ſelbſt verfallen. Ich bin gegenwärtig voll Verlangen, Hohenheim zu ſehen.

Nach allem Dieſem muß ich noch ſagen, daß ich unterwegs auf ein poetiſches Genre gefallen bin, in welchem wir künftig mehr machen müſſen. Es ſind Geſpräche in Liedern. Wir haben in einer gewiſſen ältern Deutſchen Zeit ähnliche recht artige Sachen und es läßt ſich in dieſer Form Manches ſagen; man muß nur erſt hineinkommen und dieſer Art ihr Eigenthümliches abgewinnen. Ich habe ſo ein Geſpräch zwiſchen einem Knaben, der in eine Müllerinn verliebt iſt, und dem Mühlbach angefangen und hoffe es bald zu überſchicken. Das poetiſch-tropiſch Allegoriſche wird durch dieſe Wendung lebendig; und beſonders auf der Reiſe, wo Einen ſoviel Gegenſtände anſprechen, iſt es ein recht gutes Genre.

Auch bei dieſer Gelegenheit iſt merkwürdig zu betrachten, was für Gegenſtände ſich zu dieſer beſondern Behandlungsart bequemen. Ich kann Ihnen nicht ſagen, um meine obigen Klagelieder zu wiederholen, wie ſehr mich jetzt, beſonders um der Bildhauer willen, die Mißgriffe im Gegenſtand beunruhigen; denn dieſe Künſtler böſen offenbar den Fehler und den Unbegriff der Zeit am Schwerſten. Sobald ich mit Meyer zuſammenkomme und ſeine Ueberlegungen, die er mir angekündigt, nutzen kann, will ich gleich mich daran machen und wenigſtens die Haupt-Momente zuſammenſchreiben.

Ueber das theatraliſch Komiſche habe ich auch

verſchiedene Mal zu denken Gelegenheit gehabt; das Reſultat iſt: daß man es nur in einer großen, mehr oder weniger rohen Menſchenmaſſe gewahr werden kann und daß wir leider ein Capital dieſer Art, womit wir poetiſch wuchern könnten, bei uns gar nicht haben.

Uebrigens hat man vom Kriege hier viel gelitten und leidet immerfort. Wenn die Franzoſen dem Lande fünf Millionen abnahmen, ſo ſollen die Kaiſerlichen nun ſchon an ſechszehn Millionen verzehrt haben. Dagegen erſtaunt man denn freilich als Fremder über die ungeheure Fruchtbarkeit dieſes Landes und begreift die Möglichkeit, ſolche Laſten zu tragen.

Cotta hat mich freundlich eingeladen, in Tübingen bei ihm zu logiren; ich habe es mit Dank angenommen, da ich bisher, beſonders bei dem heißen Wetter, in den Wirthshäuſern mehr als auf dem Wege gelitten.

Ich habe nun auch die Vaſen von Iſopi geſehen, von welchem Wolzogen auch nicht zu viel erzählt hat. Der Einfall, den Henkel und die Schnauze der Kanne durch Thiere vorzuſtellen, iſt ſehr artig und ſehr gut angebracht, beſonders an der einen, da der Kranich, der aus dem Gefäße trinkt, den Henkel und der betrübte Fuchs die Schnauze macht. Die Arbeit aber in Hinſicht ihrer Feinheit und Zierlichkeit geht über alle Begriffe. Er verlangt für die beiden großen und noch drei oder vier kleinere fünfhundert Ducaten. Man muß bei der Arbeit wie bei dem Menſchen immer an Cellini denken. Obgleich Iſopi keine Spur von jener Rohheit hat, ſo iſt er doch ein ebenſo fürchterlich paſſionirter Italiener. Die Art, wie er die Franzoſen haßt und wie er ſie ſchildert, iſt einzig, ſowie er überhaupt eine höchſt intereſſante Natur iſt.

Als die Franzoſen nach Stuttgart kamen, fürchtete man eine Plünderung. Er hatte ſeine Vaſen wohl eingepackt im Danneker'ſchen Hauſe ſtehen. Heimlich kauft er ſich ein Paar Taſchen-Piſtolen, Pulver und Blei und trägt die Gewehre geladen mit ſich herum; und da man in der erſten Nacht unvorſichtiger Weiſe einige Franzoſen in's Haus läßt, die nach der gewöhnlichen Marodeurs-Manier zu trinken forderten, ſich aber nachher ziemlich unartig bezeigten, ſtand er immer dabei und hatte die Hände in der Taſche, entſchloſſen, dem Erſten, der ſich ſeinem Zimmer und dem Kaſten genähert hätte, eine Kugel durch den Leib zu jagen und neben ſeinen Arbeiten zu ſterben.

Den 2. September.

Geſtern Nachmittag war ich bei'm Mechaniker Liebmann, einem verſchiedenen Arbeiter, der ſich ſelbſt gebildet hat. Mehrere Geiſten arbeiten unter ihm und er iſt eigentlich nur beſchäftigt, ſeine Ferngläſer zuſammenzuſetzen; eine Bemühung, die wegen der Objectiv-Gläſer viel Zeit erfordert, indem diejenigen Gläſer, die eigentlich zuſammengehören, jedes Mal durch die Erfahrung zuſammengeſucht werden müſſen. Ein Perſpectiv, deſſen erſtes Rohr ungefähr 18 Zoll lang iſt und durch das man eine Schrift von ungefähr einem Zoll hoch auf 600 Fuß ſehr deutlich leſen, ja auf einer weißen Tafel kleine Puncte recht deutlich unterſcheiden kann, verkauft er für 7½ Carolin.

Wir beſuchten Herrn Obriſt-Lieutenant Wing, der recht gute Gemälde beſitzt. Wir ſahen eins von Franz Floris, mehrere Frauen, mit Säuglingen beſchäftigt, ein beſonders, in einzelnen Theilen ſehr gutes Bild. Ein anderes von Hetſch: Achill, von dem man die Briſeis wegführt, würde vorzüglicher ſein, wenn die Figur des Achill nicht in der Ecke zu ſehr allein ſtünde. Ueberhaupt haben die Hetſch'ſchen Bilder, ſoviel ich ihrer geſehen, bei ihren übrigen Verdienſten und bei glücklichen Appercus, immer Etwas, daß man ſie noch ein Mal durchgearbeitet wünſcht. Auch ſah ich eine Landſchaft mit Rindern, die für Rubens gegeben wird, die ich ihm aber nicht zuſchreiben würde, ob ſie gleich in ihrer natürlichen Behandlungsart vortrefflich iſt. Ferner ſah ich einige andere, mehr oder weniger kleine, ausgeführte Bilder von Rubens.

Darauf beſuchten wir Herrn Profeſſor Harper, einen gebornen Landſchaftsmaler. Die Begebenheiten und Bewegungen der Natur, indem ſie Gegenden zuſammenſetzt, ſind ihm ſehr gegenwärtig, ſo daß er mit vielem Geſchmack landſchaftliche Gemälde hervorbringt. Freilich ſind es Alles nur imaginirte Bilder und ſeine Farbe iſt hart und roh; allein er malt ſo aus Grundſätzen, indem er behauptet, daß ſein Colorit mit der Zeit Ton und Harmonie bekomme, wie denn auch einige dreißig- und vierzigjährige Bilder von ihm zu beweiſen ſcheinen. Er iſt ein gar guter, allgemein beliebter, wohlhaltener Mann in den Sechsziger und wird von hier bald nach Berlin abgehen.

Wir ſahen die Aloë, die in einem herrſchaftlichen Garten ſeit drei Monaten der Blüthe ſich nähert. Der Stengel iſt jetzt 25 Fuß hoch, die Knoſpen ſind noch geſchloſſen und brauchen allenfalls noch vierzehn Tage zur völligen Entwickelung. Sie iſt auch zeitig, indem man ſie in ein engeres Gefäß geſetzt, zu dieſer Blüthe genöthigt worden.

Hierauf gingen wir ein wenig ſpazieren und dann in das Schauſpiel. Es ward Don Carlos von Schiller gegeben. Ich habe nicht leicht ein Ganzes geſehen, das ſich ſo ſehr dem Marionetten-Theater nähert als dieſes. Eine Gat-

heit, eine Kälte, eine Geſchmackloſigkeit, ein Ungeſchick, die Meubles auf dem Theater zu ſtellen, ein Mangel an richtiger Sprache und Declamation in jeder Art Ausdruck irgend eines Gefühls oder höhern Gedankens, daß man ſich eben zwanzig Jahre und länger zurückverſetzt fühlt. Und was am Merkwürdigſten iſt, kein Einziger findet ſich unter ihnen, der auch nur irgend zu ſeinem Vortheil ſich auszeichnete; ſie paſſen Alle auf das Beſte zuſammen. Ein Paar junge, wohlgewachſene Leute ſind dabei, die weder übel ſprechen noch agiren und doch wüßte ich nicht zu ſagen, ob von Einem irgend für die Zukunft Etwas zu hoffen wäre. Der Cattepreneur, Miſolé, wird abgehen und ein neuer antreten, der aber die Obliegenheit hat, ſowohl Schauſpieler als Tänzer, die ſich von dem alten Theater des Herzogs Carl herſchreiben und auf Zeitlebens penſionirt ſind, beizubehalten. Da er nun zugleich ſeinen Vortheil ſucht und ſich durch Abſchaffung untauglicher Subjecte nicht Luft machen kann, ſo iſt nicht zu denken, daß dieſes Theater leicht verbeſſert werden könnte. Doch wird es beſucht, getadelt, gelobt und ertragen.

Den 2. September.

Geſtern war ich mit Herrn Profeſſor Danneker in Hohenheim. Gleich vor dem Thore begegneten wir Oeſterreichern, die in's Lager zogen. Gaisburg liegt rechts der Straße in einem ſchönbebauten und waldigen Grunde. Wenn man höher kommt, ſieht man Stuttgart ſehr zu ſeinem Vortheil liegen.

Hohenheim ſelbſt, der Garten ſowohl als das Schloß, iſt eine merkwürdige Erſcheinung. Der ganze Garten iſt mit kleinen und größern Gebäuden überſäet, die mehr oder weniger theils einen engen, theils einen Repräſentations-Geiſt verrathen. Die wenigſten von dieſen Gebäuden ſind auch nur für den kürzeſten Aufenthalt angenehm oder brauchbar. Sie ſtecken in der Erde, indem man den allgemeinen Fehler Derer, die am Berge bauen, durchaus begangen hat, daß man den vordern oder untern Sockel zuerſt beſtimmt und ſodann das Gebäude hinten in den Berg gedeckt hat, anſtatt daß, wenn man nicht planiren will noch kann, man den hintern Sockel zuerſt beſtimmen muß, der vordere mag alsdann ſo hoch werden als er will.

Da alle dieſe Anlagen theils im Garten-Calender, theils in einem eigenen Werke beſchrieben werden, ſo ſind ſie weiter nicht zu recenſiren; doch wäre künftig, bei einer Abhandlung über die Gärten überhaupt, dieſer in ſeiner Art als Beiſpiel aufzuſtellen. Bei dieſen vielen kleinen Partien iſt merkwürdig, daß faſt keine darunter iſt, die nicht ein jeder wohlhabende Particulier ebenſo gut und beſſer beſitzen könnte. Nur machen viele kleine Dinge zuſammen leider kein großes. Der Waſſermangel, dem man durch gepflaſterte, ſchmale Bachbetten und durch kleine Baſſins und Teiche hat abhelfen wollen, gibt dem Ganzen ein kümmerliches Anſehen, beſonders da auch die Pappeln nur ärmlich daſtehen. Schöne, gemalte Fenſterſcheiben an einigen Orten, ſowie eine ſtarke Sammlung Majolica ſind für den Liebhaber dieſer Art von Kunſtwerken intereſſant. Ich erinnerte mich dabei verſchiedener Bemerkungen, die ich über Glasmalerei gemacht hatte und nahm mir vor, ſie zuſammenzuſtellen und nach und nach zu completiren. Denn da wir alle Glasfritten ſo gut und beſſer als die Alten machen können, ſo käme es bloß auf uns an, wenn wir nur genau den übrigen Mechanismus beobachteten, in Scherz und Ernſt ähnliche Bilder hervorzubringen.

Außer einigen Bemerkungen in dieſem Fache fand ich nichts Wiſſens- und Nachahmungswerthes in dieſem Garten. Eine einzige, altgothiſch gebaute, aber auch kleine und in der Erde ſteckende Capelle wird jetzt von Thouret, der ſich lange in Paris und Rom aufgehalten und die Decoration ſtudirt hat, mit ſehr vielem Geſchmack ausgeführt; nur Schade, daß Alles bald wieder beſchlagen und vermodern muß und der Aufenthalt feucht und ungenießbar iſt.

Das Schloß, das mit ſeinen Nebengebäuden ein ausgebreitetes Werk darſtellt, gewährt den gleichgiltigſten Anblick von der Welt, ſowie auch ſämmtliche Gebäude ganz weiß angeſtrichen ſind. Man kann vom Aeußern der Gebäude ſagen, daß ſie in gar keinem Geſchmack gebaut ſind, indem ſie nicht die geringſte Empfindung weder von Neigung noch Widerwillen erregen. Eher iſt das völlig Characterloſe einer bloßen, beinahe nur handwerksmäßigen Baukunſt auffallend.

Der Haupteingang iſt zu breit gegen ſeine Höhe, wie überhaupt der ganze Stock zu niedrig iſt. Die Treppen ſind gut angelegt, die Stufen jedoch gegen ihre geringe Höhe zu ſchmal. Der Hauptſaal, leider mit Marmor decorirt, iſt ein Beiſpiel einer bis zum Ekel ungeſchickten Architectur. In den Zimmern ſind mitunter angenehme Verzierungen, die aber doch einen unſichern und unbeſtimmten Geſchmack verrathen. Einiges ſind Nachzeichnungen, die aus Paris geſendet worden, in denen mehr Harmonie iſt. Ein artiger Einfall von kleinen ſeidenen Vorhängen, die, mit Franzen verbrämt und in zierlichen Falten aufgezogen, von den Geſimſen herunterhängen, verdient mit Geſchmack nachgeahmt zu werden. Die Stuccatur-Arbeit iſt meiſtens höchſt ſchlecht.

Da ein Theil des Schloſſes noch nicht aufgebaut iſt, ſo läßt ſich hoffen, daß durch ein

Paar geſchickte Leute, die gegenwärtig hier ſind, die Decorationen ſehr gewinnen werden. Ein Saal, der auch ſchon wieder auf dem Wege war, in ſchlechtem Geſchmack verziert zu werden, iſt wieder abgeſchlagen worden und wird nach einer Zeichnung von Thouret durch Iſopi ausgeführt.

Die Gypsarbeit des Iſopi und ſeiner Untergebenen zu ſehen, iſt höchſt merkwürdig, beſonders wie die freiſtehenden Blätter der Roſen und die hohlen Kronen ausgearbeitet und aus Theilen zuſammengeſetzt werden, wodurch ſehr ſchöne und durch Schatten wirkſame Vertiefungen entſtehen. Auch war mir ſehr merkwürdig, wie er Dinge, die nicht gegoſſen werden können, z. B. die Verzierungen einer ovalen Einfaſſung, deren Linien alle nach einem Mittelpuncte gehen ſollen, durch einen jungen Knaben ſehr geſchickt ausſchneiden ließ. Die Leute arbeiten außer mit kleinen Federmeſſern, Flach- und Hohlmeißeln, auch mit großen Nägeln, die ſie ſich ſelbſt unten zuſchleifen und oben mit einem Läppchen, um ſie bequemer anzufaſſen, umwickeln. Von den größern Roſen bringt ein geſchickter Arbeiter nur eine den Tag zu Stande. Sie arbeiten ſeit Iſopi's Direction mit großem Vergnügen, weil ſie ſehen, wie ſehr ſie in ihrer Geſchicklichkeit zunehmen. Iſopi macht, wie ſich's verſteht, die Modelle, die alsdann geformt und ausgegoſſen werden. Das Characteriſtiſche von Iſopi's Arbeit ſcheint mir zu ſein, daß er, wie oben bemerkt, hauptſächlich auf die Vertiefungen denkt. So werden z. B. die Eier in der bekannten architectoniſchen Zierath beſonders gegoſſen und in die Vertiefungen eingeſetzt.

Ein Hauptfehler der alten Decken-Decorationen iſt, daß ſie gleichſam für ſich allein ſteht und mit dem Untern nicht rein correſpondirt, welches daher rühren mag, daß Alles zu haſtig und gefällig gearbeitet worden, das nun bei Thouret und Iſopi nicht mehr vorkommen kann. Hier ward ich auch durch die Ausführung in einem Gedanken beſtärkt, daß man nämlich bei Säulen-Decorationen, die in Zimmern angebracht werden, nur den Architrav und nicht das ganze Gebälke anbringen dürfe. Die Ordnung wird dadurch höher, das Ganze leichter und iſt dem Begriffe der Conſtruction gemäß.

Iſopi will niemals eine Cornice unmittelbar an der Decke haben; es ſoll immer noch eine leichte Wölbung vorhergehen, die der Geſchmack des Architecten nach der Länge und Breite des Zimmers, als das Verhältniß, in dem ſie geſehen wird, beſtimmen ſoll.

Die rothe Damaſt-Farbe ſah ich nirgends als in kleinen Cabinetten, wo ſie nur in ſchmalen Paneaux oder ſonſt unterbrochen vorkam. Die größern Zimmer waren alle mit ſanftern Farben decorirt und zwar ſo, daß das Seidenzeug helleres gefärbtes Land als der Grund hatte. Die Parquets ſind ſämmtlich von Eichenholz, unabwechſelnd wie die in Ludwigsburg, aber ſehr gut gearbeitet.

Auf dem Hauſe ſteht eine Kuppel, die aber nur eine Treppe enthält, um auf den obern Altan zu kommen.

Im Garten iſt ein Häuschen, von den drei Kuppeln genannt, auch merkwürdig, daß inwendig ganz flache Decken hat, ſo daß die Kuppeln eigentlich nur Decorationen nach außen ſind.

Ich fand die Amaryllis Belladonna blühen, ſo wie in dem eiſernen Hauſe manche ſchöne auswärtige Pflanze.

Artig nahm ſich zu Fußdecken kleiner Cabinette ein bunter Flanell aus.

In den untern Zimmern des Schloſſes iſt eine Gemäldeſammlung, worunter ſich manches Gute befindet. Ein Frauenbild von Holbein, beſonders aber eine alte Mutter, die mit Einfädelung der Nadel beſchäftigt iſt, indeß die Tochter ſehr emſig näht und ein Liebhaber, der bei ihr ſteht, ihr in dem Augenblick ſeine Wünſche zu offenbaren ſcheint, iſt vortrefflich gedacht, componirt und gemalt. Das Bild hat halbe Figuren von faſt Lebensgröße.

Einiges über Glasmalerei.

Bei der Glasmalerei iſt vor Allem das Clairobſcur und die Farbengebung zu betrachten.

Das Clairobſcur iſt an der vordern Seite, d. h. nach dem Gebäude zu, eingeſchmolzen; es mögen nun mit dem Pinſel die Umriſſe aufgetragen oder Licht und Schatten in breiten Flächen angegeben ſein. Das Zweite geſchah dergeſtalt, daß man die Platte mit dem ganzen chemiſchen Grunde überdeckte und mit einer Nadel die Lichter herausriß; es iſt alſo, wenn man will, eine Art ſchwarzer Kunſt, oder beſſer, es ward gearbeitet, wie man auf dunkelm Grunde die Lichter aufhöht. Dieſes geſchah mit der größten Feinheit und Accurateſſe. Ob ſie nun dieſen Grund zuerſt einſchmolzen und die Farben auf die andere Seite brachten und nochmals einſchmolzen, oder ob Alles zugleich geſchah, weiß ich noch nicht.

Es gibt, in Abſicht auf Färbung, auf Glas gemalte und aus Glas zuſammengeſetzte Bilder.

Die erſten haben nur gewiſſe Farben: Gelb bis in's Gelbrothe, Blau, Violet und Grün kommen daraus vor, aber niemals ein Purpur. Wahrſcheinlich braucht der Goldlack ein ſtärkeres Feuer, um in Fluß zu gerathen, als die übrigen und konnte daher nicht mit jenen Farben zugleich eingeſchmolzen werden.

Wer alſo Zeichnung und Clairobſcur eines

Bildes fertig, ſo wurden auf der Rückſeite die Farben aufgetragen und eingeſchmolzen. Merkwürdig iſt die gelbe Farbe, die ſich durch ein trübes Mittel, nach dem bekannten optiſchen Geſetz, hervorbrachten; der Theil der Scheibe, welcher inwendig herrlich gelb ausſieht, erſcheint von Außen als ein ſchmutziges Hellblau, das in's Gräuliche oder Violete ſpielt.

Wenn ſie ſchwarz hervorbringen wollten, ſo ließen ſie den ſchwarzen Grund auf dem Glaſe unberührt. Weil derſelbe aber doch noch durchſcheinend und braun geweſen wäre, ſo bedeckten ſie ihn hinten mit irgend einem undurchſichtigen Schmelzwerk, wodurch das Schwarze ganz vollkommen wurde.

Bei der größern Unſchmelzbarkeit des rothen Glaſes wurde es, wie ſo viele Fälle zeigen, nur in einzelnen Stücken eingeſetzt. Bei dem artigen Fall, daß ein weißer Steinbock auf rothem Grunde erſcheinen ſollte, verfuhr man folgender Maßen: Man ſchmolz zuerſt einen purpurnen Ueberzug auf weißes Glas, ſo daß die ganze Tafel ſchön purpurn erſchien. Sodann brannte man die Figur, nach Zeichnung und Schattirung, auf die weiße Seite ein und ſchliff zuletzt von der Hinterſeite die rothe Lage des Glaſes weg, ſo weit ſie die Figur des Steinbocks bedeckte, wodurch dieſer blendend weiß auf dem farbigen Grunde erſchien.

Sobald ich wieder eine Anzahl ſolcher Scheiben antreffe, werde ich meine Bemerkungen completiren und zuſammenſtellen.

Den 2. September.

Geſtern beſuchte ich die Bibliothek, die ein ungeheures hölzernes Gebäude, das ehemals ein Kaufhaus war, einnimmt. Es ſteht am gewerbreichſten Theile der Stadt, zwar ringsherum frei, jedoch nicht ſo, daß es vor aller Feuergefahr ſicher wäre. Die Sammlung zum Kunſt-, Antiquitäten- und Naturfach iſt beſonders ſchön, ſowie auch die Sammlung der Dichter und des ſtatutariſchen Rechtes von Deutſchland. Bibliothecare ſind Petersen und Hofrath Schott.

Vorher beſuchten wir den Profeſſor Thouret, bei dem ich verſchiedene gute Sachen ſah. Eine Allegorie auf die Wiedergeneſung des Herzogs iſt ihm beſonders wohlgelungen. Dieſe ſowohl als eine Allegorie auf die Franzöſiſche Revolution, ſowie Electra mit Oreſt und Pylades, zeugen von ſeiner Einſicht in die einfachen ſymmetriſchen und contraſtirenden Compoſitionen, ſowie die Riſſe zu einem fürſtlichen Grabe und zu einem Stadtthor ſein ſolides Studium der Architectur beurkunden. Ich werde nach Dieſem und nach der Zeichnung, die ich in Hohenheim von ihm geſehen, rathen, daß man bei Decorirung unſers Schloſſes auch ſein Gutachten einhole.

Nach Tiſche ging ich zu dem Preußiſchen Geſandten von Madeweiß, der mich mit ſeiner Gemahlinn ſehr freundlich empfing. Ich fand daſelbſt die Gräfin Königsegk, Herrn und Frau von Marchimont und einen Herrn von Wimpfen. Man zeigte mir ein Paar vortreffliche Gemälde, die dem Legations-Rath Abel gehören. Zunächſt eine Schlacht von Wouvermann. Die Cavallerie hat ſchon einen Theil der Infanterie überritten und iſt im Begriff, ein zweites Glied, das eben abfeuert, anzugreifen. Ein Trompeter, auf ſeinem hagern Schimmel, ſprengt rückwärts, um Succurs herbeizublaſen.

Das andere Bild iſt eine Claude Lorrain von Mittelgröße und beſonderer Schönheit: ein Sonnenuntergang, den er auch ſelbſt radirt hat. Es iſt faſt keine Vegetation auf dem Bilde, ſondern nur Architectur, Schiffe, Meer und Himmel.

Abends bei Herrn Capell-Meiſter Zumſteeg, wo ich verſchiedene gute Muſik hörte. Er hat die Colma, nach meiner Ueberſetzung, als Cantate, doch nur mit Begleitung des Clavier's componirt. Sie thut ſehr gute Wirkung und wird vielleicht für das Theater zu arrangiren ſein, worüber ich nach meiner Rückkunft denken muß. Wenn man Fingal und ſeine Helden ſich in der Halle verſammeln ließe, Minona ſingend und Oſſian, ſie auf der Harfe accompagnirend, vorſtellte, und das Pianoforte auf dem Theater verſteckte, ſo müßte die Aufführung nicht ohne Effect ſein.

Heute fuhren wir in's kaiſerliche Lager. Wir kamen durch Berg, worauf die Haupt-Attaque von Moreau gerichtet war; dann auf Cannſtadt; Münſter ſahen wir im Grunde liegen. Wir kamen durch Schmiedheim und fingen an, das Lager zu überſehen. Der linke Flügel lehnt ſich an Mühlhauſen; alsdann zieht es ſich über Aldingen bis gegen Hochberg. In Neckar-Remß wurden wir vom Hauptmann Jakardowsky, vom General-Stabe, gut aufgenommen, der uns erſt früh das Lager überhaupt von dem Berge bei Hochberg zeigte und uns gegen Abend an der ganzen Fronte bis gegen Mühlhauſen hinführte. Wir nahmen den Weg nach Kornweßheim, da wir denn auf die Ludwigsburger-Chauſſie kamen und ſo nach der Stadt zurückfuhren.

Im Lager mögen etwa fünfundzwanzigtauſend Mann ſtehen; das Haupt-Quartier des Erzherzogs wird in Hochberg ſein.

Der Pionier in Neckar-Remß heißt Zeller, der Oberamtmann von Cannſtadt Groſorth und iſt ein Bruder des Profeſſors in Göttingen.

Den 4. September.

Nachdem ich früh Verſchiedenes zu Papiere gebracht und einige Briefe beſorgt hatte, ging ich mit Herrn Profeſſor Danneker ſpatziren und beredete hauptſächlich mit ihm meine Abſichten, wie Iſepi und Thouret auch für unſere Weimar'ſchen Verhältniſſe zu nutzen ſein möchten. Zu Mittag ſpeiſ'te ich an der Table d'hote, wo ſich ein junger Herr von Liven, der ſich hier bei der Ruſſiſchen Geſandtſchaft befindet, als ein Sohn eines alten academiſchen Freundes mir zu erkennen gab.

Hernach beſuchte ich Herrn Beiling, deſſen Frau ſehr ſchön Clavier ſpielte. Er iſt ein ſehr paſſionirter Liebhaber der Muſik, beſonders des Geſangs.

Aus den brillanten Zeiten des Herzogs Carl, wo Jomelli die Oper dirigirte, iſt der Eindruck und die Liebe zur Italieniſchen Muſik bei ältern Perſonen hier noch lebhaft verblieben. Man ſieht, wie ſehr ſich Etwas im Publicum erhält, das ein Mal ſolid gepflanzt iſt. Leider dienen die Zeitumſtände den Obern zu einer Art von Rechtfertigung, daß man die Künſte, die mit Wenigem hier zu erhalten und zu beleben wären, nach und nach ganz ſinken und verklingen läßt.

Von da zur Frau Legations-Rath Abel, wo ich die beiden ſchönen Bilder, die ich bei Herrn von Madeweiß geſehen, nochmals wieder fand. Außer Dieſen zeigte man mir noch eine vortreffliche und wohlerhaltene Landſchaft von Nicolaus Pouſſin und noch einen andern Claude aus einer frühern Zeit, aber unendlich lieblich.

Wir machten darauf einen Spatzirgang auf die Weinbergshöhen, wo man Stuttgart in ſeinem Umfange und ſeinen verſchiedenen Theilen liegen ſieht.

Stuttgart hat eigentlich drei Regionen und Character: unten ſieht es einer Landſtadt, in der Mitte einer Handelsſtadt und oben einer Hof- und wohlhabenden Particulier-Stadt ähnlich.

Wir gingen in's Theater, wo man Ludwig, den Springer, gab.

Das Ballet, dieß Mal ein bloßes Divertiſſement, war ganz heiter und artig. Madame Vauli, erſt kurzverheirathet, zeigte ſich als ſehr hübſche und anmuthige Tänzerinn.

Die Stuttgarter ſind überhaupt mit ihrem Theater nicht übel zufrieden, ob man gleich auch hier und da darauf ſchilt.

Merkwürdig war mir's auch heute, daß das Publicum, wenn es beiſammen iſt, es mag ſein, wie es will, durch ſein Schweigen und ſeinen Beifall immer ein richtiges Gefühl verräth. Sowohl im heutigen Stücke, als neulich im Carlos, wurden die Schauſpieler faſt nie, einige Mal aber das Stück applaudirt; kaum aber trat dieſen Abend die Tänzerinn mit ihren wirklich reizenden Bewegungen auf, ſo war der Beifall gleich da.

Den 5. September.

Früh im großen Theater. Ich ſah daſelbſt verſchiedene Decorationen, welche ſich noch von Colomba herſchreiben. Sie müſſen ſich auf dem Theater ſehr gut ausnehmen; denn es iſt Alles ſehr faßlich und in großen Partien ausgetheilt und gemalt. Die Frankfurter-Decorationen haben aber doch darin den Vorzug, daß ihnen eine ſolidere Baukunſt zum Grunde liegt und daß ſie reicher ſind, ohne überladen zu ſein; da hingegen die hieſigen in einem gewiſſen Sinne leer genannt werden können, ob ſie gleich wegen der Größe des Theaters und wegen ihrer eigenen Grandioſität ſehr guten Effect thun müſſen.

Sodann bei Herrn Meyer, der verſchiedene gute Gemälde hat. Er zeigte mir Blumen- und Fruchtſtücke von einem gewiſſen Wolfermann, der erſt mit naturhiſtoriſchen Arbeiten angefangen, ſich aber darauf nach de Hem und Huyſum gebildet und ſowohl in Waſſer- als Oelfarbe Früchte und Inſecten außerordentlich gut macht. Da er arm iſt und ſich hier kaum erhält, ſo würde er leicht zu haben ſein und bei künftigen Decorationen vortrefflich dienen, um die Früchte, Inſecten, Gefäße und was ſonſt noch der Art vorkäme, zu malen und Andern den rechten Weg zu zeigen. Auch könnte man ihn zu der neuen Marmor-Malerei brauchen, wenn ihn Profeſſor Thouret vorher darin unterrichten wollte.

Ich ſah bei dem Hof-Tapezirer Stühle von Mahagoni-Holz gearbeitet; ſie waren mit ſchwarzem geſtreiftem Seidenzeug überzogen, das Pekin ratiné heißt und eine ſehr gute Wirkung thut. Beſonders artig nehmen ſich daran hochrothe, ſeidene Litzen aus, mit denen die Kanten der Kiſſen bezeichnet ſind.

Nachmittags war ich bei Regierungs-Rath Frommann, der mir einige ſchöne eigene, ſowie andere, dem Legations-Rath Abel gehörige Gemälde vorzeigte. Unter den Letztern zeichnete ſich beſonders ein Faun aus, der eine am Baum gebundene Nymphe peinigt. Dieſelbe Idee iſt in den Scherzi d'amore von Carracci vorgeſtellt und mag dieſes Bild, das vortrefflich gemalt iſt, wohl von Lodovico ſein. Auch dieſer Liebhaber hat Manches aus den Franzöſiſchen Auctionen für einen ſehr billigen Preis erhalten.

Abends bei Rapp. Vorleſung des Hermann und Dorothea.

Den 6. September.

Früh beſuchte mich Herr Profeſſor Thouret, mit dem ich über die architectoniſchen Decorationen ſprach. Dazu kam Profeſſor Heideloff, der leider ſehr an den Augen leidet; ferner ein Ober-

Lieutenant von Sondela, von den Oeſterreichern, ein wohlgebildeter, junger Mann und großer Liebhaber der Muſik. Darauf ging ich mit Thouret, ſein Modell zum Oval-Saal in Stuttgart zu ſehen, das im Ganzen gut gedacht iſt; nur wäre die Frage: ob man den Uebergang von den langen perpendicularen Wänden, der mir zu arm ſcheint, nicht reicher und anmuthiger machen könnte. Ich ging alsdann mit ihm, Schellhauſer und einem Würtemberg'ſchen Officier, der ganz artig malt, das Schloß zu beſehen, wo ich nichts Nachahmungswerthes fand, vielmehr unzählige Beiſpiele Deſſen, was man vermeiden ſoll. Die Marmore, beſonders aber die Alabaſter (Kalkſpäthe) des Landes nehmen ſich ſehr gut aus, ſind aber nicht zur glücklichſten Decoration verwendet. Uebrigens ſind die Zimmer, man möchte ſagen, gemein-vornehm; ſo z. B. ſieht man auf einem gemein angeſtrichenen weißen Gypsgrunde viele vergoldete Architectur, die Thüren bei ihren ſchönſten Vertheilungen mit Leimfarbe angeſtrichen, die Guibal'ſchen Plafonds nach der bekannten Art.

In dem Wohnzimmer des jetzigen Herzogs ſah ich eine halbe Figur, die auf Quercin hindeutet, einige Landſchaften aus Biermann's früherer Zeit, ein gutes Bild von Hetſch, die Mutter der Gracchen im Gegenſatz mit der eitelen Römerinn vorſtellend.

Ich ging mit Herrn Profeſſor Thouret die verſchiedenen Decorationen durch, die bei Verzierungen eines Schloſſes vorkommen können und bemerkte hiervon Folgendes.

Das Erſte, worin wir übereinkamen, war, daß man ſich, um eine Reihe von Zimmern zu decoriren, vor allen Dingen über das Ganze beſtimmen ſolle, man möge es nun einem einzelnen Künſtler übertragen, oder aus den Vorſchlägen mehrerer nach eigenem Geſchmacke für die verſchiedenen Zimmer eine Wahl anſtellen. Da ohnehin ein ſolches Unternehmen jederzeit großes Geld koſte, ſo ſei der Hauptpunct, daß man ſtufenweiſe verfahre, das Koſtbare nicht am unrechten Platze anbringe und ſich nicht ſelbſt nöthige, mehr, als man ſich vorgeſetzt, zu thun.

So ſei z. B. bei dem Appartement unſerer Herzogin, deſſen Lage ich ihm bezeichnete, es hauptſächlich darum zu thun, aus dem Anſtändigen eines Vorſaals in das Würdigere des Vorzimmer, in das Prächtigere des Audienz-Zimmers überzugehen; das Mandel des Eckes und das darauf folgende Zimmer heiter und hoch prächtig zu einer innern Converſation anzulegen; von da in's Stille und Angenehme der Wohn- und Schlafzimmer überzugehen und die daran ſtoßenden Cabinette und Bibliothek mannigfaltig, zierlich und mit Ernſt und Vergnüglich zu machen.

Wir ſprachen über die Möglichkeit, ſowohl durch das anzuwendende Material, als durch die zu beſtimmenden Formen, einem jeden dieſer Zimmer einen eigenen Character und dem Ganzen eine Folge durch Uebergänge und Contraſte zu geben. Er erbot ſich, wenn man ihm die Riſſe und Maße der Zimmer ſchicke, einen erſten Vorſchlag dieſer Art zu thun, den man zur Grundlage bei der künftigen Arbeit brauchen könnte.

Decken und Geſimſe ſind das Erſte, an deren Beſtimmung und Fertigung man zu denken hat; allein Dieſe hängen von der Decoration des Zimmers ſowohl in Proportionen als Ornamenten ab.

Die Geſimſe oder den Uebergang von der Wand zur Decke kann man auf zweierlei Art machen: ein Mal, daß man ein mehr oder weniger vorſpringendes Geſimſe in die Ecke anbringt und die Decke unmittelbar darauf ruhen läßt, oder auch, daß man durch eine größere oder kleinere Hohlkehle die Wand und Decke ſanft verbindet. Jene Art würde in ihrer größern Einfachheit ſich wohl für die Vorzimmer ſchicken und, wenn man Glieder und Theile mehr zuſammenſetzt, auch wohl den prächtigen Zimmern gemäß ſein. Doch haben die Hohlkehlen immer etwas Heiteres und ſind mannigfaltiger Verzierungen fähig. Jiovi will ſelbſt über dem architectoniſchen Geſimſe und jederzeit eine Hohlkehle haben, um dem Ganzen mehr Freiheit und Anſehen zu geben; eine Meinung, die ſich noch prüfen läßt.

Geſimſe und Decken ſtehen in einer beſtändigen Correlation; die Einfalt des Einen beſtimmt die Einfalt des Andern und ſo theilen ſie einander auch ihre mannigfaltigen Character mit. Stuck, Vergoldung und Malerei können mit einander hier wetteifern und ſich ſteigern. Wir haben hiervon in dem Römiſchen Hauſe ſchon ſehr ſchöne Beiſpiele.

Was die Wände ſelbſt betrifft, ſo leiden ſie die mannigfaltigſten Veränderungen. Eine ſauber abgetünchte Wand, auf welcher die angebrachte Stuccatur durch einen leichten Ton abgeſetzt wird, gibt für Vorſäle die angenehmſte und heiterſte Verzierung.

Sehr wichtig aber iſt für Decoration die Kenntniß, Granit, Porphyr und Marmor auf verſchiedene Weiſe nachzuahmen.

Die bekannte Art des ſogenannten Gyps-Marmors thut zwar, nächſt dem natürlichen Stein, den ſchönſten und herrlichſten Effect; allein ſie iſt ſehr koſtbar und die Arbeit geht langſam. Hingegen bedient man ſich in Italien außerdem noch dreier anderer Arten, welche

nach dem verſchiedenen Gebrauch und Würde der Zimmer anzuwenden ſind und alle drei ſehr guten Effect machen.

Die erſte wird auf naſſen Kalk gemalt und hinterdrein vom Maurer verglichen und von dem Maler wieder übergangen, ſo daß Beide immer zuſammen arbeiten; ſie können auf dieſe Weiſe des Tages ſechs Quadrat-Schuh fertig machen. Der neue Saal von Hohenheim wird auf dieſe Weiſe decorirt und man könnte daſelbſt im Frühjahre ſchon die Reſultate ſehen.

Die zweite iſt, was die Italiener Scajola nennen, eine Art von naſſem Moſaik. Der Pilaſter oder die Füllung, die auf dieſe Art bearbeitet werden ſoll, wird mit einem einfärbigen, beliebigen Gypsgrunde angelegt. Wenn er trocken iſt, ſticht der Künſtler, der freilich darin Practik haben muß, mit Eiſen die Adern, oder was man für Zufälligkeiten anbringen will, heraus und füllt und ſtreicht die entſtandenen Vertiefungen mit einer andern Farbe wieder aus, wozu er ſich kleiner Spatels bedient. Wenn Dieſes wieder trocken iſt, übergeht er es abermals und Das ſo lange, bis der Effect erreicht iſt, da denn das Ganze abgeſchliffen wird. Man kann durch dieſe Art weit mehr als durch das Miſchen des Marmors die Natur erreichen und es ſoll bei gehöriger Practik um einen großen Theil geſchwinder gehen.

Die dritte Art iſt für Vorſäle und Zimmer, die man leicht behandeln will; ſie ſoll ſich aber auch ſehr gut ausnehmen. Der Marmor wird nämlich mit Leimfarbe auf die abgetünchte Wand gemalt und mit einem Spiritus-Firniß überſtrichen.

Alle drei Arten offerirt Herr Thouret, durch Beſchreibung, noch lieber aber durch perſönliche Anleitung mitzutheilen. Er widerräth das Malen des Marmors mit Oel auf die abgetünchte Wand, weil die Arbeit eine unangenehme, der Natur widerſprechende Bräune nach und nach erhält.

Der Gebrauch der Seide zur Verzierung der Wände iſt auch wohl zu überlegen. Ganze Wände damit zu überziehen, hat immer etwas Eintöniges, man müßte ihnen denn nach Größe und Verhältniß der Zimmer harte Bordüren geben und auf die großen Räume wenigſtens einige würdige Gemälde anbringen.

Uebrigens aber ſind die kleinern ſeidenen Abtheilungen, mit Stuccatur und Marmor verbunden, immer das Angenehmſte und Reichſte, wie wir das Beiſpiel auch im Römiſchen Hauſe ſehen.

Da die Spiegel nunmehr jederzeit als ein Theil der Architectur angeſehen, in die Wand eingelaſſen und niemals in mehr oder weniger barbariſchen Rahmen aufgehängt werden: ſo fallen die Rahmen dazu meiſt in das Feld des Stuccaturers; wenigſtens hat der Bildſchnitzer nicht viel daran zu thun. Dagegen iſt zu wünſchen, daß das Schnitzwerk an den Thüren, die im Ganzen einerlei Form haben können, nach Verhältniß angebracht werde; wie ſie denn überhaupt nur immer Holzfarbe ſein ſollten, um ſo mehr, da man durch Fournirung verſchiedener Hölzer, Schnitzwerk, Bronze, Vergoldung, ihre Mannigfaltigkeit ſehr hoch treiben kann und eine weiße Thür immer etwas Albernes hat.

Statt des koſtbaren Schnitzwerks laſſen ſich auch bei Tapeten-Leiſten, die von Carton ausgedruckten, vergoldeten Zierathen ſehr gut brauchen.

Wegen der Lambris hielt man dafür, daß bei hohen Zimmern allenfalls die Höhe der Fenſterbrüſtung beibehalten werden könne, ſonſt aber ſähe ein niedriger, ſockelartiger Lambris immer beſſer aus, indem er die Wand niemals gedruckt erſcheinen laſſe.

Wegen der Fußböden kamen auch ſehr gute Vorſchläge zur Sprache, die nächſtens im weitern Umfang zu Papiere zu bringen ſind.

Einer von den Hauptfehlern bei der Decoration der Zimmer, der auch bei der frühern Conſtruction der Gebäude begangen wird, iſt, daß man die Maſſen, die man haben kann oder hat, trennt und zerſcheidet, wodurch das Große ſelbſt kleinlich wird.

Wenn man z. B. in einem Saal eine Säulenordnung, die nur einen Theil der Höhe einnimmt, anbringt und über derſelben gleichſam noch eine Attike bis an die Decke macht. Dieſer Fall iſt noch in dem ausgebrannten Schloſſe zu Stuttgart zu ſehen. Oder wenn man die Lambris verhältnißmäßig zu hoch macht, oder die Geſimſe oder Frieſen oben zu breit. Durch ſolche Operationen kann man ein hohes Zimmer niedrig erſcheinen machen, wie durch die umgekehrte richtige Behandlung ein niedriges hoch erſcheint. Dieſem Fehler ſind alle Diejenigen ausgeſetzt, welche nur immer an mannigfaltige Verzierungen denken, ohne die Hauptbegriffe der Maſſen, der Einheit und der Proportionen vor Augen zu haben.

Den 4. September.

Nach Tiſche ging ich mit Danneker zu Mayr, wo ich ein ſehr merkwürdiges oſteologiſches Präparat fand.

Ein Frauenzimmer, deren Geſchwiſter ſchon an Knochenkrankheiten gelitten hatten, empfand in früher Jugend einen heftigen Schmerz, wenn die [illegible] unter dem linken Auge berührt wurde. Dieſer erſtreckte ſich nach und nach abwärts bis in die Hälfte des Gaumens; es entſtand daſelbſt ein Geſchwür, in welchem man etwas Hartes ſpüren konnte. Sie lebte neun-

zehn Jahre und ſtarb an der Auszehrung. Der Theil des Schädels, den man, nachdem ſie anatomirt, zurückbehalten, zeigt folgende Merkwürdigkeiten. Die linke Hälfte des Oberkiefers intermaxillaris enthält zwei gute Schneidezähne; der Eckzahn fehlt und nach der kleinen Alveole ſieht man, daß er bald nach der zweiten Zahnung ausgefallen ſein müſſe. Dann folgt ein Backzahn, dann eine kleine Lücke, jedoch ohne Alveole, ſondern mit dem ſcharfen Rand; dann ein ſtarker Backzahn, darauf ein noch nicht ganz ausgebildeter, ſogenannter Weisheitszahn. Betrachtet man nun die Naſenhöhle des Präparat's, ſo findet man die große Merkwürdigkeit: es ſitzt nämlich ein Zahn unter dem Augenrande mit ſeiner Wurzel an einer kleinen, runden, faltigen Knochenmaſſe feſt; er erſtreckt ſich in ſeiner Lage ſchief herab nach hinten zu und hat den Gaumentheil der obern Maxille gleich hinter den Canalibus incisivis gleichſam durchbohrt, oder vielmehr es iſt durch die widernatürliche Berührung der Theil cariös geworden und eine Oeffnung, die größer als ſeine Krone, findet ſich ausgefreſſen. Die Krone ſteht nur wenig vor der Gaumenfläche vor.

Der Zahn iſt nicht völlig wie andere Backzähne gebildet; ſeine Wurzel iſt einfach und lang und ſeine Krone nicht völlig breit. Es ſcheint nach allem Dieſem ein geſunder Zahn mit lebhaftem Wachsthum zu ſein, dem aber der Weg nach ſeinem rechten Platze durch ein ungleiches und ſchnelleres Wachsthum der Nachbarzähne verſperrt worden, ſo daß er ſich hinterwärts entwickelt und das Unglück angerichtet hat. Wahrſcheinlich iſt es der fehlende Backzahn, von deſſen Alveole keine Spur zu ſehen iſt. Im Anfange glaubte ich faſt, es ſei der Eckzahn.

Wenn man dieſen Fall hätte vermuthen können, ſo bin ich überzeugt, daß dieſe Perſon leicht zu operiren und der Zahn herauszuziehen geweſen wäre, ob man aber, bei ihrer übrigen unglücklichen Conſtitution, ihr das Leben dadurch gefriſtet hätte, iſt faſt zu zweifeln.

Schade, daß man nur das intereſſante Stück ausgeſchnitten und nicht die andere Hälfte der Maxille, ja den ganzen Schädel verwahrt hat, damit man den Knochenbau noch an den Theilen, welche keine auffallende Unregelmäßigkeit zeigen, hätte beobachten können.

Den 6. September.

Abends im Theater wurden die Due Litiganti von Sarti gegeben. Die Vorſtellung war äußerſt ſchwach und unbedeutend.

Herr Brand gar Nichts. Demoiſelle Bambus unangenehme Nudität. Madame Kaufmann, kleine, hagere Figur, ſteife Bewegung, angenehme, gebildete, aber ſchwache Stimme. Demoiſelle Ferber Nichts. Herr Krebs angenehmer Tenor, ohne Ausdruck und Action. Herr Reuter unbedeutend. Herr Weberling, eine gewiſſe Art von drolligem Humor, den man leiden mag, aber auch weiter Nichts.

Ich habe Mehrere, die das Theater öfters beſuchen, darüber ſprechen hören, und da kommt es denn meiſt auf eine gewiſſe Toleranz hinaus, die aus der Nothwendigkeit entſpringt, dieſe Leute zu ſehen, wo denn doch Jeder in einer gewiſſen Rolle ſich die Gunſt des Publicum's zu verſchaffen weiß.

Uebrigens hat das Theater ſo eine ſeltſame Conſtitution, daß eine Verbeſſerung deſſelben unmöglich wird.

Von Stuttgart nach Tübingen.

Tübingen, den 7. September.

Früh halb ſechs Uhr von Stuttgart abgefahren. Auf der Höhe hinter Hohenheim ging der Weg durch eine ſchöne Allee von Obſtbäumen, wo man einer weiten Ausſicht nach den Neckar-Bergen genießt. Man kommt durch Echterdingen, ein wohlgebautes, heiteres Dorf, und die Straße geht ſodann auf und ab, quer durch die Thäler, welche das Waſſer nach dem Neckar zuſchicken.

Ueber Waldenbuch, das im Thale liegt und wo wir um halb neun Uhr ankamen, hat man eine ſchöne Ausſicht auf eine fruchtbare, doch hügelige und rauhere Gegend, mit mehrern Dörfern, Feldbau, Wieſen und Wald. Waldenbuch ſelbſt iſt ein artiger, zwiſchen Hügeln gelegener Ort mit Wieſen, Feld, Weinbergen und Wald und einem herrſchaftlichen Schloß, der Wohnung des Oberforſtmeiſters.

Eine ähnliche Cultur dauert bis Dettenhauſen fort, doch iſt die Gegend rauher und ohne Weinberg. Wir ſahen Weiber und Kinder Flachs brechen. Weiterhin wird es etwas flacher. Einzelne Eichbäume ſtehen hier und da auf der Trift, und man hat die ſchöne Ausſicht der nunmehr nähern Neckar-Berge ſowie einen Blick in's mannigfaltige Neckar-Thal. Wir ſahen bald das Tübinger-Schloß und fuhren durch eine anmuthige Aue nach Tübingen hinein, wo wir bei Cotta einkehrten.

Ich machte bei ihm die Bekanntſchaft mit Herrn Dr. Gmelin und ging gegen Abend mit Beiden, die Gegend zu ſehen. Von dem Garten des Dr. Gmelin hatte man die Ausſicht auf das Ammer-Thal und Neckar-Thal zugleich. Der Rücken eines ſchön bebauten Sandſteingebirges trennt beide Thäler, und Tübingen liegt auf einem kleinen Einſchnitt dieſes Rückens wie auf einem Sattel und macht Face gegen

beide Thäler. Oberhalb liegt das Schloß, unterhalb iſt der Berg durchgraben, um die Ammer auf die Möhlen und durch einen Theil der Stadt zu leiten. Der größte Theil des Waſſers iſt zu dieſem Behuf weit über der Stadt in einen Graben gefaßt; das übrige Waſſer, im ordentlichen Bette, ſowie die Gewitterwaſſer laufen noch eine weite Strecke, bis ſie ſich mit dem Neckar vereinigen.

Die Exiſtenz der Stadt gründet ſich auf die Academie und die großen Stiftungen; der Boden daher liefert den geringſten Theil ihrer Bedürfniſſe.

Die Stadt an ſich ſelbſt hat drei verſchiedene Charactere: der Abhang nach der Morgenſeite, gegen den Neckar zu, zeigt die großen Schul-, Kloſter- und Seminarien-Gebäude; die mittlere Stadt ſieht einer alten, zufällig zuſammengebauten Gewerbſtadt ähnlich; der Abhang gegen Abend, nach der Ammer zu, ſowie der untere, flache Theil der Stadt wird von Gärtnern und Feldleuten bewohnt; er iſt äußerſt ſchlecht, bloß nothdürftig gebaut und die Straſſen ſind von dem vielen Miſt äußerſt unſauber.

Den 6. September.

Mittags lernte ich die Herren Plouquet, die beiden Gmelin und Schott kennen. In dem Plouquet'ſchen Garten, der auf der unterhalb der Stadt wieder anſteigenden Berghöhe liegt, iſt die Ausſicht ſehr angenehm; man ſieht in beide Thäler, indem man die Stadt vor ſich hat. In der Gegenſeite des Neckar-Thals zeigen ſich die höhern Berge nach der Donau zu in einer ernſthaften Reihe.

Den 7. September.

Gegen Abend mit Cotta auf dem Schloſſe. In den Zimmern finden ſich ſowohl an Decken als an Wänden und Fenſtern artige Beiſpiele der alten Verzierungs-Manier oder vielmehr jener Art, die Theile des innern Ausbaues nach gewiſſen Bedürfniſſen oder Begriffen zu beſtimmen. Da man denn doch bei einem Baumeiſter manchmal ſolche Angabe fordert, ſo wird er hier verſchiedene Studien machen können, die, mit Geſchmack gebraucht, gute Wirkung thun würden.

Abends die kleine Kaul'ſche Schrift gegen Schloſſer, ſowie den Garten-Calender und die Würtemberg'ſche kleine Geographie durchgeleſen und angeſehen.

Den 10. September.

Früh mit Profeſſor Kielmeyer, der mich beſuchte, Verſchiedenes über Anatomie und Phyſiologie organiſcher Naturen durchgeſprochen. Sein Programm zum Behuf ſeiner Vorleſungen wird eheſtens gedruckt werden. Er trug mir ſeine Gedanken vor, wie er die Geſetze der organiſchen Natur an allgemeine phyſiſche Geſetze anzuknüpfen geneigt ſei, z. B. der Polarität, der wechſelſeitigen Stimmung und Correlation der Extreme, der Ausdehnungskraft expanſibler Flüſſigkeiten.

Er zeigte mir meiſterhafte naturhiſtoriſche und anatomiſche Zeichnungen, die nur des leichtern Verſtändniſſes halber in Briefe eingezeichnet waren, von George Cuvier, von Mömpelgard, der gegenwärtig Profeſſor der vergleichenden Anatomie am National-Inſtitut in Paris iſt. Wir ſprachen Verſchiedenes über ſeine Studien, Lebensweiſe und Arbeiten. Er ſcheint durch ſeine Gemüthsart und ſeine Lage nicht der völligen Freiheit zu genießen, die einem Mann von ſeinen Talenten zu wünſchen wäre.

Ueber die Idee, daß die höhern organiſchen Naturen in ihrer Entwickelung einige Stufen vorwärts machen, auf denen die andern hinter ihnen zurückbleiben. Ueber die wichtige Betrachtung der Häutung, der Anaſtomoſen, des Syſtem's der blinden Därme, der ſimultanen und ſucceſſiven Entwickelung.

Den 11. September.

Dictirt an verſchiedenen Aufſätzen, nach Weimar beſtimmt. In der Kirche Beſichtigung der farbigen Fenſter im Chor. Aufſatz darüber. Mittags Profeſſor Schnurrer, nach Tiſche Viſiten bei den Herren, die ich hier im Hauſe hatte kennen lernen, ſowie bei Profeſſor Meyer. Abends die Nachricht von der erklärten Fehde des Directoriums mit dem Rathe der Fünfhundert. Regnichter Tag.

An den Herzog von Weimar.

Den 11. September.

Vom 25. Auguſt an, da ich von Frankfurt abreiſ'te, habe ich langſam meinen Weg hierher genommen. Ich bin nur bei Tage gereiſ't und habe nun, vom ſchönen Wetter begünſtigt, einen deutlichen Begriff von den Gegenden, die ich durchwandert, ihren Lagen, Verhältniſſen, Anſichten und Fruchtbarkeit. Durch die Gelaſſenheit, womit ich meinen Weg mache, lerne ich, freilich etwas ſpät, noch reiſen. Es gibt eine Methode, durch die man überhaupt in einer gewiſſen Zeit die Verhältniſſe eines Orts und einer Gegend, und die Exiſtenz einzelner vorzüglicher Menſchen gewahr werden kann. Ich ſage gewahr werden, weil der Reiſende kaum mehr von ſich fordern darf; es iſt ſchon genug, wenn er einen ſaubern Umriß nach der Natur machen lernt und überhaupt die großen Partien von Licht und Schatten anzulegen weiß; an das Ausführen muß er nicht denken.

Der Genuß der ſchönen Stunden, die mich

Und ſeiner Rede
Zauberfluß,
Sein Händedruck,
Und ach ſein Kuß!

Meine Ruh' iſt hin,
Mein Herz iſt ſchwer,
Ich finde ſie nimmer
Und nimmermehr.

Mein Buſen drängt
Sich nach ihm hin,
Ach dürft' ich faſſen
Und halten ihn!
Und küſſen ihn
So wie ich wollt',
An ſeinen Küſſen
Vergehen ſollt'!

durch die Bergstraße führten, ward durch die sehr ausgefahrnen Wege einiger Maßen unterbrochen. Heidelberg und seine Gegend betrachtete ich in zwei völlig heitern Tagen mit Verwunderung und, ich darf wohl sagen, mit Erstaunen. Die Aussichten nähern sich von mehrern Seiten dem Ideal, das der Landschaftsmaler aus mehrern glücklichen Naturlagen sich in seiner schöffenden Phantasie zusammen bildet. Der Weg von da nach Heilbronn ist theils für's Auge sehr reizend, theils durch den Anblick von Fruchtbarkeit vergnüglich.

Heilbronn hat mich sehr interessirt sowohl wegen seiner offenen, fruchtbaren, wohlgebauten Lage, als auch wegen des Wohlstandes der Bürger und der guten Administration ihrer Vorgesetzten. Ich hätte gewünscht, diesen kleinen Kreis näher kennen zu lernen.

Von da nach Stuttgart wird man von der Einförmigkeit einer glücklichen Cultur beinah' krank und ermüdet. In Ludwigsburg besah ich das einsame Schloß und bewunderte die herrlichen Alleen-Pflanzungen, die sich durch die Hauptstraßen des ganzen Ortes erstrecken.

In Stuttgart blieb ich neun Tage. Es liegt in seinem engen, wohlgebauten Thal sehr anmuthig, und seine Umgebungen, sowohl nach den Höhen, als nach dem Neckar zu, sind auf mannigfaltige Weise characteristisch.

Es ist sehr interessant, zu beobachten, auf welchem Punct die Künste gegenwärtig in Stuttgart stehen. Herzog Carl, dem man bei seinen Unternehmungen eine gewisse Großheit nicht absprechen kann, wußte doch nur zu Befriedigung seiner augenblicklichen Leidenschaften und zur Realisirung abwechselnder Phantasien. Indem er aber auf Schein, Repräsentation, Effect arbeitete, so bedurfte er besonders der Künstler; und indem er nur den niedern Zweck im Auge hatte, mußte er doch die höhern befördern.

In früherer Zeit begünstigte er das lyrische Schauspiel und die großen Feste; er suchte sich die Meister zu verschaffen, um diese Erscheinungen in größter Vollkommenheit darzustellen. Diese Epoche ging vorbei; allein es blieb eine Anzahl von Liebhabern zurück: und zu Vollständigkeit seiner Academie gehörte auch der Unterricht in Musik, Gesang, Schauspiel und Tanzkunst. Das Alles erhält sich noch, aber nicht als ein lebendiges, fortschreitendes, sondern als ein stillstehendes und abnehmendes Institut.

Musik kann sich am Längsten erhalten. Dieses Talent kann mit Glück bis in ein höheres Alter geübt werden; auch ist es, was einzelne Instrumente betrifft, allgemeiner und von jungen Leuten erreichbar. Das Theater dagegen ist vielschnellern Abwechselungen unterworfen, und es ist gewissermaßen ein Unglück, wenn das Personal einer besondern Bühne sich lange neben einander erhält; ein gewisser Ton und Schlendrian pflanzt sich leicht fort, sowie man z. B. dem Stuttgarter-Theater an einer gewissen Steifheit und Trockenheit seinen academischen Ursprung gar leicht abmerken kann. Wird, wie gesagt, ein Theater nicht oft genug durch neue Subjecte angefrischt, so muß es allen Reiz verlieren. Singstimmen dauern nur eine gewisse Zeit; die Jugend, die zu gewissen Rollen erforderlich ist, geht vorüber, und so hat ein Publicum nur eine Art von kümmerlicher Freude durch Gewohnheit und hergebrachte Nachsicht. Dieß ist gegenwärtig der Fall in Stuttgart und wird es lange bleiben, weil eine wunderliche Constitution der Theater-Aufsicht jede Verbesserung sehr schwierig macht.

Michel ist abgegangen und nun ist ein anderer Entrepreneur angestellt, der die Beiträge des Hofes und Publicum's einnimmt und darüber sowie über die Ausgaben Rechnung ablegt. Sollte ein Schaden entstehen, so muß er ihn allein tragen; sein Vortheil hingegen darf nur bis zu einer bestimmten Summe steigen; was darüber gewonnen wird, muß er mit der herzoglichen Theater-Direction theilen. Man sieht, wie sehr durch eine solche Einrichtung Alles, was zu einer Verbesserung des Theaters geschehen könnte, paralysirt wird. Ein Theil der ältern Acteurs darf nicht abgedankt werden.

Das Ballet verhält sich überhaupt ungefähr wie die Musik. Figuranten dauern lange, wie Instrumentalisten, und sind nicht schwer zu ersetzen. So können auch Tänzer und Tänzerinnen in einem höhern Alter noch reizend sein; unterdessen findet sich immer wieder ein junger Nachwuchs. Dieses ist auch der Stuttgarter-Fall. Das Ballet geht überhaupt seinen alten Gang und sie haben eine junge, sehr reizende Tänzerinn, der nur eine gewisse Mannigfaltigkeit der Bewegungen und mehr Characteristisches in ihrem Thun und Lassen fehlt, um sehr interessant zu sein. Ich habe nur einige Divertissements gesehen.

Unter den Particuliers hat sich viel Liebe zur Musik erhalten und es ist manche Familie, die sich im Stillen mit Clavier und Gesang sehr gut unterhält. Alle sprechen mit Entzücken von jenen brillanten Zeiten, in denen sich ihr Geschmack zuerst gebildet, und verabscheuen Deutsche Musik und Gesang.

Bildhauer und Maler schickte der Herzog, wenn sie gewissen Maßen vorbereitet waren, nach Paris und Rom. Es haben sich vorzügliche Männer gebildet, die zum Theil hier sind, zum Theil sich noch auswärts befinden. Auch unter Liebhaber hat sich die Lust des Zeichnens,

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50924-3
GOETHE,J.W. FN. 1864/473

Malens und Boſſirens verbreitet; mehr oder weniger bedeutende Sammlungen von Gemälden und Kupferſtichen ſind entſtanden, die ihren Beſitzern eine angenehme Unterhaltung ſowie eine geiſtreiche Communication mit andern Freunden gewähren.

Sehr auffallend iſt es, daß der Herzog gerade die Kunſt, die er am Meiſten brauchte, die Baukunſt, nicht auf eben die Weiſe in jungen Leuten beförderte und ſich die ſo nöthigen Organe bildete; denn es iſt mir Keiner bekannt, der auf Baukunſt gereiſ't wäre. Wahrſcheinlich begnügte er ſich mit Subjecten, die er um ſich hatte und gewohnt war, und mochte durch ſie ſeine eigenen Ideen gern mehr oder weniger ausgeführt ſehen. Dafür kann man aber auch bei Allem, was in Ludwigsburg, Stuttgart und Hohenheim geſchehen iſt, nur das Material, das Geld, die Zeit, ſowie die verlorne Kraft und Gelegenheit, was Gutes zu machen, bedauern. Ein Saal, der jetzt in der Arbeit iſt, verſpricht endlich ein Mal, geſchmackvoll verziert zu werden. Iſopi, ein trefflicher Ornamentiſt, den der Herzog kurz vor ſeinem Tode von Rom verſchrieb, führt die Arbeit nach Zeichnungen von Thouret aus. Dieſes iſt ein junger, lebhafter Maler, der ſich aber mit viel Luſt auf Architectur gelegt hat.

Das Kupferſtechen ſteht wirklich hier auf einem hohen Puncte; Profeſſor Müller iſt einer der erſten Künſtler in dieſer Art und hat eine ausgebreitete Schule, die, indem er nur große Arbeiten unternimmt, die geringern buchhändleriſchen Bedürfniſſe unter ſeiner Aufſicht befriedigt. Profeſſor Leybold, ſein Schüler, arbeitete gleichfalls nur an größern Platten und würde an einem andern Orte, in Abſicht der Wirkung auf eine Schule, Das bald leiſten, was Profeſſor Müller hier thut.

Ueberſieht man nun mit einem Blicke alle dieſe erwähnten Zweige der Kunſt und andere, die ſich noch weiter verbreiten: ſo überzeugt man ſich leicht, daß nur bei einer ſo langen Regierung, durch eine eigene Richtung eines Fürſten, dieſe Ernte gepflanzt und ausgeſäet werden konnte; ja, man kann wohl ſagen, daß die ſpätern und beſſern Früchte jetzo erſt zu reifen anfangen. Wie Schade iſt es daher, daß man gegenwärtig nicht einſieht, welch ein großes Capital man daran beſitzt, mit wie mäßigen Koſten es zu erhalten und weit höher zu treiben ſei! Aber es ſcheint Niemand einzuſehen, welchen hohen Grad von Wirkung die Künſte, in Verbindung mit den Wiſſenſchaften, Handwerk und Gewerbe in einem Staate hervorbringen. Die Einſchränkungen, die der Augenblick gebietet, hat man von dieſer Seite angefangen und dadurch mehrere gute Leute mißmuthig und zum Auswandern geneigt gemacht.

Vielleicht nutzt man an andern Orten dieſe Epoche und eignet ſich, um einen leidlichen Preis, einen Theil der Cultur zu, die hier durch Zeit, Umſtände und große Koſten ſich entwickelt hat.

Eigentlich wiſſenſchaftliche Richtung bemerkt man in Stuttgart wenig; ſie ſcheint mit der Carl's-Academie, wo nicht verſchwunden, doch ſehr vereinzelt worden zu ſein.

Den Preußiſchen Geſandten Madeweiß beſuchte ich und ſah bei ihm ein Paar ſehr ſchöne Bilder, die dem Legations-Rath Abel, der gegenwärtig in Paris iſt, gehören. Die Sammlung dieſes Mannes, der für ſich und ſeine Freunde ſehr ſchätzbare Gemälde aus dem Franzöſiſchen Schiffbruch zu retten gewußt hat, iſt aus Furcht vor den Franzoſen in den Häuſern ſeiner Freunde zerſtreut, wo ich ſie nach und nach aufgeſucht habe.

Den ſehr corpulenten Erb-Prinzen ſah ich in der Comödie; eine ſchwarze Binde, in der er den vor Kurzem auf der Jagd gebrochenen Arm trug, vermehrte noch ſein Volumen. Die Erb-Prinzeſſinn iſt wohlgebaut und hat ein verſtändiges, gefälliges Anſehen; ihr Betragen, ſowohl nach innen als nach außen, muß, wie ich auf den Reſultaten bemerken konnte, äußerſt klug und den Umſtänden gemäß ſein. Der regierende Herzog ſcheint, nach dem Schlagfluſſe, der ihn im Juni des vorigen Jahres traf, nur noch ſo leidlich hinzuleben. Die Wogen des Landtags haben ſich gelegt und man erwartet nun, was aus der Infuſion ſich nach und nach präcipitiren wird.

Ich machte in guter Geſellſchaft den Weg nach Canſtadt und Neckar-Rems, um das Lager von den ungefähr 25,000 Mann Oeſterreichern zu ſehen, das zwiſchen Hochberg und Mühlhauſen ſteht und den Neckar im Rücken hat; es geht darin, wie natürlich, Alles ſauber und ordentlich zu.

Darauf ſah ich auch Hohenheim mit Aufmerkſamkeit, indem ich einen ganzen Tag dazu anwendete. Das mit ſeinen Seitengebäuden äußerſt weitläufige Schloß und der mit unzähligen Ausgeburten einer unruhigen und kleinlichen Phantaſie überſäete Garten gewähren, ſelbſt im Einzelnen, wenig Befriedigendes; nur hier und da findet man Etwas, das, beſſer behandelt, eine gute Wirkung hervorgebracht haben würde.

Einen thätigen Handelsmann, gefälligen Wirth und wohlunterrichteten Kunſtfreund, der viel Talent in eigenen Arbeiten zeigt und den Namen Rapp führt, fand ich in Stuttgart und bin ihm manchen Genuß und Belehrung ſchuldig geworden. Profeſſor Dannecker iſt, als Künſtler

und Mensch, eine herrliche Natur und wilde, in einem reichern Kunst-Elemente noch mehr leisten als hier, wo er zu viel aus sich selbst nehmen muß.

So ging ich denn endlich von Stuttgart ab durch eine zwar noch fruchtbare, doch um Vieles rauhere Gegend und bin nun am Fuße der höhern Berge angelangt, welche schon verkündigen, was weiterhin bevorsteht. Ich habe hier schon den größern Theil von Professoren kennen gelernt und mich auch in der schönen Gegend umgesehen, die einen doppelten Character hat, da Tübingen auf einem Bergrücken zwischen zwei Thälern liegt, in deren einem der Neckar, in dem andern die Ammer fließt.

Wie unauslöschlich die Züge der Gegenstände im Gedächtniß seien, bemerkte ich hier mit Verwunderung, indem mir doch auch keine Spur vom Bilde Tübingen's geblieben ist, das wir doch auch, auf jener sonderbaren und angenehmen ritterlichen Expedition, vor soviel Jahren berührten.

Die Academie ist hier sehr schwach, ob sie gleich verdienstvolle Leute besitzt und ein ungeheures Geld auf die verschiedenen Anstalten verwendet wird; allein die alte Form widerspricht jedem fortschreitenden Leben, die Wirkungen greifen nicht in einander, und über der Sorge, wie die verschiedenen Einrichtungen im alten Gleise zu erhalten seien, kann nicht zur Betrachtung kommen, was man ehemals dadurch bewirkte und jetzt auf andere Weise bewirken könnte und sollte. Der Hauptsinn einer Verfassung wie die Würtemberg'sche bleibt nur immer, die Mittel zum Zwecke recht fest und gewiß zu halten; und eben deßwegen kann der Zweck, der selbst beweglich ist, nicht wohl erreicht werden.

Den 11. September.

Ueber Glasmalerei.
(Fortsetzung.)

In dem Chor der Tübinger-Kirche befanden sich bunte Fenster, welche ich beobachtete und folgende Bemerkungen machte.

Den Grund betreffend.

Derselbe ist bräunlich, scheint gleich aufgetragen zu sein und in einem trockenen Zustande mit Nadeln ausgerissen. Bei den hohen Lichtern ist der Grund scharf weggenommen, die übrige Haltung aber mit kleinen Strichlein hervorgebracht, wie man auf einem dunkeln Grund mit Kreide höhen würde. Auf diese Weise ist die Haltung bewirkt und das Bild befindet sich auf der Seite, die nach innen gekehrt ist. Der Grund ist rauh und unschmelzbar, und muß durch ein großes Feuer in das Glas gebrannt sein; die feinsten Nadelzüge stehen in ihrer völligen Schärfe da; es konnte damit auf weißen und allen andern Gläsern operirt werden. Hier sind Vögel und Thierarten auf gelbem Grunde mit unglaublicher Geschicklichkeit radirt; sowohl die Umrisse als die tiefsten Schatten scheinen mit dem Pinsel gemacht zu sein, so daß der erste Grund doch gleichsam schon als eine starke Mittelitinte anzusehen ist.

Die Färbung betreffend.

Man kann hierüber bei den Tübinger-Scheiben wenig lernen, weil sie äußerst zusammengesetzt sind. Sie haben zwar sehr gelitten und sind mitunter höchst ungeschickt geflickt; aber man sieht doch, daß sie gleich von Anfang aus sehr kleinen Stücken zusammengesetzt waren, z. B. selbst die einzelnen Theile eines Harnisches, der doch völlig einfärbig ist.

Wenn hier auf einem Glas zwei, ja drei Farben vorkommen, so ist es durch das Ausschleifen geleistet. Es sieht sehr gut aus, wenn eine weiße Stickerei auf einem farbigen Kleide ausgeschliffen ist. Dieses Ausschleifen ist vorzüglich bei Wappen gebraucht. Die weiße Wäsche neben den Gewändern so auszuschleifen, würde einen sehr guten Effect thun. Durch dieses Mittel können z. B. viererlei Farben auf ein Mal dargestellt werden, ja mehrere. Eine Purpurschicht wird auf ein weißes Glas geschmolzen, das Schwarze wird auf den Purpur gemalt, das Uebrige wird herausgeschliffen und man kann auf der Rückseite des Weißen wieder Farben anbringen, welche man will. Sehr dünner Purpur thut einen herrlichen Effect und würde bei dem geschmackvollsten Colorit seinen Platz gehörig einnehmen. Ebenso könnte gelb auf Purpur geschmolzen und eine Farbe ausgeschliffen werden.

Das Schwarze habe ich hier auf der innern Seite sehr dicht aufgemalt gesehen. Es sind auf diese Weise theils die schwarzen Theile der Wappen, theils große Zierrathen auf farbige Scheiben aufgetragen.

Zu Holz, Stein und anderm Nebenwesen gibt es sehr artige Töne, die aus dem Grünen, Rothen, Gelben und Violeten in's Braune spielen. Man müßte damit, bei geschmackvollerer Malerei, seine Gründe sehr sanft halten können.

Die Fleischfarbe ist nun freilich am Wenigsten gut, sie steigt vom Gelben bis zum Rothgelben; ja ich habe an Neben-Figuren ein violetlich' Braun bemerkt. Wollte man überhaupt wieder Etwas in dieser Art versuchen, so müßte man sich einen gewissen Styl machen und nach den mechanischen Möglichkeiten die Arbeiten behandeln.

Die Hauptfarben sind alle da und zwar in ihrer höchsten Energie und Sattheit.

Ein Dunkelblau iſt vortrefflich. Ein Hellblau ſcheint neuer. Eine Art von Stahlblau, vielleicht von hinten durch eine graue Schmelzfarbe hervorgebracht. Gelb vom hellſten bis in's Orange, ja Ziegelroth, Smaragdgrün, Gelbgrün, Violet und zwar ein blauliches und ein röthliches, Beides ſehr ſchön. Purpur in allen Tönen, des hellen und dunkeln, von der größten Herrlichkeit.

Dieſe Hauptfarben können, wie ſchon oben geſagt, wenn man wollte, getödtet werden und man müßte nicht allein dieſe lebhafte und heftige, ſondern auch eine angenehme Harmonie hervorbringen können.

An Schiller.

Den 11. September.

Seit dem 4. September, an dem ich meinen letzten Brief abſchickte, iſt es mir durchaus recht gut gegangen. Ich blieb in Stuttgart noch drei Tage, in denen ich noch manche Perſonen kennen lernte und manches Intereſſante beobachtete. Als ich bemerken konnte, daß mein Verhältniß zu Rapp und Dannecker im Wachſen war und Beide manchen Grundſatz, an dem mir theoretiſch ſo viel gelegen iſt, aufzufaſſen nicht abgeneigt waren, auch von ihrer Seite ſie mir manches Gute, Angenehme und Brauchbare mittheilten, ſo entſchloß ich mich, ihnen den Hermann vorzuleſen, das ich denn auch in einem Abend vollbrachte. Ich hatte alle Urſache, mich des Effect's zu erfreuen, den er hervorbrachte und es ſind uns Allen dieſe Stunden fruchtbar geworden.

Nun bin ich ſeit dem Siebenten in Tübingen, deſſen Umgebungen ich die erſten Tage, bei ſchönem Wetter, mit Vergnügen betrachtete und nun eine traurige Regenzeit, durch geſelligen Umgang, um ihren Einfluß betrüge. Bei Cotta habe ich ein heiteres Zimmer und, zwiſchen der alten Kirche und dem academiſchen Gebäude, einen freundlichen, obgleich ſchmalen Ausblick in's Neckar-Thal. Indeſſen bereitete ich mich zur Abreiſe und meinen nächſten Brief erhalten Sie von Stäfa. Meyer iſt ſehr wohl und erwartet mich mit Verlangen. Es läßt ſich gar nicht berechnen, was Beiden unſere Zuſammenkunft ſein und werden kann.

Je näher ich Cotta kennen lerne, deſto beſſer gefällt er mir. Für einen Mann von ſtrebender Denkart und unternehmender Handelsweiſe hat er ſo viel Mäßiges, Sanftes und Gefaßtes, ſo viel Klarheit und Beharrlichkeit, daß er mir eine ſeltene Erſcheinung iſt. Ich habe mehrere von den hieſigen Profeſſoren kennen lernen, in ihren Fächern, Denkungsart und Lebensweiſe ſehr ſchätzbare Männer, die ſich alle in ihrer Lage gut zu befinden ſcheinen, ohne daß ſie gerade einer bewegten academiſchen Circulation nöthig hätten. Die großen Stiftungen ſcheinen den großen Gebäuden gleich, in die ſie eingeſchloſſen ſind; ſie ſtehen wie ruhige Coloſſen auf ſich ſelbſt gegründet und bringen keine lebhafte Thätigkeit hervor, die ſie zu ihrer Erhaltung nicht bedürfen.

Sonderbar hat mich hier eine kleine Schrift von Kant überraſcht, die Sie gewiß auch kennen werden: „Verkündigung des nahen Abſchluſſes eines Tractat's zum ewigen Frieden in der Philoſophie;" ein ſehr ſchätzbares Product ſeiner bekannten Denkart, das, ſowie Alles, was von ihm kommt, die herrlichſten Stellen enthält, aber auch in Compoſition und Styl Kant'ſcher als Kantiſch iſt. Mir macht es großes Vergnügen, daß ihn die vornehmen Philoſophen und die Prediger des Vorurtheils ſo ärgern konnten, daß er ſich mit aller Gewalt gegen ſie ſtemmt. Indeſſen thut er doch, wie mir ſcheint, Schloſſer Unrecht, daß er ihn einer Unredlichkeit, wenigſtens indirect, beſchuldigen will. Wenn Schloſſer fehlt, ſo iſt es wohl darin, daß er ſeiner innern Ueberzeugung eine Realität nach außen zuſchreibt und kraft ſeines Characters und ſeiner Denkweiſe zuſchreiben muß; und wer iſt in Theorie und Praxis ganz frei von dieſer Anmaßung? Zum Schluſſe laſſe ich Ihnen noch einen kleinen Scherz abſchreiben; machen Sie aber noch keinen Gebrauch davon. Es folgen auf dieſe Introduction noch drei Lieder in Deutſcher, Franzöſiſcher und Spaniſcher Art, die zuſammen einen kleinen Roman ausmachen.

Der Edelknabe und die Müllerinn.

Alt-Engliſch.

Edelknabe.

Wohin, wohin,
Schöne Müllerinn?
Wie heißt Du?

Müllerinn.

Liſe.

Edelknabe.

Wohin denn? Wohin
Mit dem Rechen in der Hand?

Müllerinn.

Auf des Vaters Land,
Auf des Vaters Wieſe!

Edelknabe.

Und gehſt ſo allein?

Müllerinn.

Das Heu ſoll herein,
Das bedeutet der Rechen;
Und im Garten daran
Fangen die Birn' zu reifen an;
Die will ich brechen.

Edelknabe.

Iſt nicht eine ſtille Laube dabei?

Müllerinn.

Sogar ihrer zwei
An beiden Ecken.

Edelknabe.

Ich komme Dir nach,
Und am heißen Mittag

Wollen wir uns d'rein verſtecken.
Nicht wahr? im grauen, vertraulichen Haus –

Müllerinn.

Das gäbe Geſchichten.

Edelknabe.

Ruhst Du in meinen Armen aus?

Müllerinn.

Mit Nichten!
Denn wer die artige Müllerinn küßt,
Auf der Stelle verrathen iſt.
Euer ſchönes, dunkles Kleid
Thät' mir leid
So weiß zu färben.
Gleich und gleich; ſo allein iſt's recht!
Darauf will ich leben und ſterben!
Ich liebe mir den Müllerknecht;
An Dem iſt Nichts zu verderben.

Von Tübingen nach Schaffhauſen.

Den 16. September.

Früh vier Uhr aus Tübingen abgefahren. Sobald man aus dem Würtemberg'ſchen kommt, wird der Weg ſchlecht. Zur Linken hat man Berge, an deren Fuß ſich ein Thal bildet, in welchem die Steinlach fließt.

Wir erreichten Hechingen halb acht Uhr; es liegt zum Theil im Grunde, zum Theil mit dem Schloſſe auf der Anhöhe, und man hat bei der Einfahrt eine ſehr ſchöne Anſicht. Unten zwiſchen Wieſen und Feldern liegt ein Kloſter und dahinter Hohenzollern auf dem Berge. Auf der Brücke traf ich ſeit langer Zeit den erſten heiligen Nepomuk, der aber auch wegen der ſchlechten Wege nöthig war. Sehr ſchöne Kirche. Betrachtung über die Klarheit der Pfaffen in ihren eigenen Angelegenheiten, und die Dumpfheit, die ſie verbreiten. Von Philoſophen könnte man beinahe das Umgekehrte ſagen.

Hinter Hechingen ſchöne Gärten und Baumſtücke, ſchöne Pappelanlagen, abhängige Wieſen und freundliches Thal. Nach dem Schloß Hohenzollern zu ſchöne, weite Ausſicht. Die Berge links gehen immer fort ſowie das Thal zu ihren Füßen.

Weſſingen. Auf der Chauſſée, wie auch ſchon eine Weile vorher, ſehr dichter, inwendig blauer Kalkſtein mit ſplitterig muſcheligem Bruche, faſt wie der Feuerſtein.

Steinhofen. Eine hübſche Kirche auf der Höhe. Hier und in einigen Dörfern vorher war bei dem Dorfbrunnen eine Art von Herd eingerichtet, auf dem das Waſſer zum Waſchen auf der Stelle heiß gemacht wird. Der Feldbau iſt der einer rauhern Gegend; man ſah Wieſen und Triften und noch viel Kartoffeln und Hanf.

Engſchlatt zwiſchen angenehmen Hügeln im Grunde, ſeitwärts Berge.

Bahlingen gleichfalls eine ſchöne Gegend; links in einiger Entfernung hohe, waldige Berge, bis an deren ſteilern Fuß ſich fruchtbare Hügel hinauf erſtrecken. Wir kamen um zehn Uhr an. Der Ort liegt zwiſchen fruchtbaren, mehr oder weniger ſteilen, zum Theil mit Holz bewachſenen Hügeln und hat in einiger Entfernung gegen Südoſt hohe, holzbewachſene Berge. Die Eyach fließt durch ſchöne Wieſen. Dieſe erſt beſchriebene Gegend ſah ich auf einem Spaziergange hinter Bahlingen. Hohenzollern iſt rückwärts noch ſichtbar. Die Eyach läuft über Kalkfelſen, unter denen große Bänke von Verſteinerungen ſind. Der Ort ſelbſt wäre nicht übel, er iſt faſt nur eine lange und breite Straße; das Waſſer läuft durch, und ſtehen hin und wieder gute Brunnen; aber die Nachbarn haben ihre Miſthaufen in der Mitte der Straße am Bach, woraus doch gewaſchen und zu manchen Bedürfniſſen unmittelbar geſchöpft wird.

An beiden Seiten an den Häuſern bleibt ein nothdürftiger Platz zum Fahren und Gehen. Bei'm Regenwetter muß es abſcheulich ſein. Ueberdieß legen die Leute, wegen Mangel an Raum hinter den Häuſern, ihren Vorrath von Brennholz gleichfalls auf die Straße, und das Schlimmſte iſt, daß nach Beſchaffenheit der Umſtände faſt durch keine Anſtalt dem Uebel zu helfen wäre.

Endingen. Man behält die Berge noch immer links.

Dottenhauſen. Bis dahin ſchöne, ſchwarze Felder, die aber feucht und quellig ſcheinen.

Schemberg ſtarker Stieg, den vor einigen Jahren ein Poſtwagen hinunterrutſchte. Der Ort iſt ſchmutzig und voller Miſt; er iſt wie Bahlingen, als Städtchen enge gebaut und in Mauern gezwängt und wird von Güterbeſitzern bewohnt, die nun keine Höfe haben. Man findet auf der Höhe wieder eine ziemliche Fläche, wo Acker und Weide iſt; der Hafer ward hier erſt hineingeſchafft. Der Weg ſteigt immer höher, es zeigen ſich Fichten, große, flache Weideplätze, dazwiſchen Feldbau; eben einzelner Hof. Das Terrain fällt gegen Mittag, die Waſſer fließen aber noch immer nach dem Neckar zu; es kommen mehr Fichtenwäldchen.

Um drei Uhr in Weilendingen, wo wir anhielten. Gegen Friedingen geht es wieder ſtark bergauf. Boden und Cultur wird etwas beſſer. Links liegt Aldingen. Auch die undankbarſten Bergrücken und ehemaligen Triften findet man cultivirt. Man kommt auf eine ſchöne Fläche und fühlt, daß man hoch iſt. Die Straße wendet ſich durch Aldingen, einem heitern, weitläufig gebauten Ort; links Gebirge. Höhen, worauf ein Schlößchen liegt.

Hofen, Spaichingen, Balgheim, wo die höchſte Höhe erreicht iſt. Von Riedheim an fallen die Waſſer der Donau zu. Wurmlingen. Wir fah-

ren durch ein enges Thal hinabwärts nach Tuttlingen, wo wir Abends halb neun Uhr ankamen.

Den 17. September.

Von Tuttlingen um sieben Uhr. Der Nebel war sehr stark; ich ging noch vorher, die Donau zu sehen. Sie scheint schon breit, weil sie durch ein großes Wehr gedämmt ist. Die Brücke ist von Holz und, ohne bedeckt zu sein, mit Verstand auf die Dauer construirt; die Tragewerke liegen in den Lehnen, und die Lehnen sind mit Bretern verschlagen und mit Schindeln gedeckt. Hinter Tuttlingen geht es gleich anhaltend bergauf; man trifft wieder Kalkstein mit Versteinerungen. Ich bemerkte eine gute und wohlfeile Art einer Lehne am Wege; in starke Hölzer waren viereckig längliche Löcher eingeschnitten und lange, dünne Stämme getrennt und durchgeschoben. Wo sich zwei einander mit dem obern und untern Ende berührten, waren sie verkeilt.

Ueberhaupt muß man alle Würtemberg'schen Anstalten von Chausséen und Brücken durchaus loben.

Der Nebel sank in das Donau-Thal, das wie ein großer See, wie eine überschneite Fläche aussah, indem die Masse ganz horizontal und mit fast unmerklichen Erhöhungen niedersank. Oben war der Himmel völlig rein.

Man steigt so hoch, daß man mit dem Rücken der sämmtlichen Kalkgebirge, zwischen denen man bisher durchfuhr, beinahe gleich zu sein scheint. Die Donau kommt vom Abend hergeflossen, man sieht weit in ihr Thal hinauf; und wie es von beiden Seiten eingeschlossen ist, so begreift man, wie ihr Wasser weder südwärts nach dem Rhein, noch nordwärts nach dem Neckar fallen könne. Man sieht auch ganz hinten im Grunde des Donau-Thals die Berge quer vorliegen, die sich an der rechten Seite des Rheins bei Freiburg hinziehen und den Fall der Wasser nach Abend gegen den Rhein zu verhindern.

Die neue Saat des Dinkels stand schon sehr schön; man säet hier früh, weil es auf den Höhen zeitig einwintert.

Es thut sich die Aussicht auf, links nach dem Bodensee und nach den Bergen von Graubünden, vorwärts nach Hohentwiel, Thaingen und dem Fürstenbergischen. Man hat das Donau-Thal nunmehr rechts und sieht jenseits desselben die Schlucht, durch die man herunter gekommen; man erkennt sie leicht an dem Schlößchen, das über Aldingen liegt.

Die Straße wendet sich gegen Abend. Nachdem man lange kein Dorf gesehen, sieht man in einem breiten, fruchtbaren Thal, dessen Wasser nach dem kleinern Bodensee zufallen, Hattingen liegen, einen Ort, zu dem man sich denn auch südwärts wieder hinunter wendet. Die Ansicht ist sehr interessant und vorschweizerisch. Hinten characteristische, mit Wald bewachsene Berge, an deren sanftern Abhängen Fruchtbau sich zeigt; dann im Mittelgrunde lange, über Hügel und Thäler sich erstreckende Waldungen, zunächst wieder wohlgebautes Feld.

Hier, sowie schon drüben über der Donau, sieht man viele abgerundete Geschiebe, aber Alles Kalk wie die Felsen selbst. Man denkt sich, wie durch die ehemaligen Brandungen, Meerströme und Strudel die losgewordenen Theile der Gebirge an ihrem Fuße abgerundet worden.

Hinter Haltingen guter Boden, Anfangs stark mit Steinen gemischt, nachher weniger und dann meist rein. Einiges schien Neubruch und war es auch; denn die Aecker bleiben neun Jahre als Wiese liegen und werden dann wieder andere neun Jahre benutzt. Einige Steinbrüche zum Behuf der Chaussée zeigen, daß der Kalkfels nicht tief unter der fruchtbaren Erde liegt.

Man kommt durch gemischte Waldungen über Hügel und Thäler; es geht einen starken Stieg hinunter und angenehme Waldthäler setzen fort.

Wir fanden eine Pflanze, bei der außer ihrer Gestalt merkwürdig ist, daß viele Insecten außer Art sich in ihren Samenkapseln nähren. Artig mit reifen Früchten zeigte sich auch. Ein Holzschlag. Kohlenmeiler. Gentianen. Das waldige Thal geht neben einem Wiesengrunde angenehm fort; Schneidemühlen, einiger Fruchtbau. Astrantia. Epilobium. Gentianen in ganzen Massen. Campanula dazwischen. Antirrhinum. Frage, ob die Gentianen und andere Blumen nicht auch schon im Frühjahr geblüht haben?

Kleines, ziemlich steiles, ehemaliges Wald-Amphitheater, auf dem die Stöcke der abgehauenen Bäume noch stehen, zum Kartoffelfelde mühsam umgearbeitet. Das Thal verbreitet sich und alle Lehen sind wo möglich zum Feldbau umgearbeitet.

Man nähert sich Engen. Ein characteristischer, obgleich ganz bewachsener Berg mit einem alten Schlosse zeigt sich rechts; ein kleiner Ort, der unmittelbar vor Engen liegt, ist den 8. October 1796 von den Franzosen zum Theil abgebrannt worden. Das Städtchen selbst liegt auf einem Hügel, gedachtem Berg gegenüber. Wir kamen um eilf Uhr an und rasteten.

Von Morgen her gesehen gibt Engen ein artig topographisches Bild, wie es unter dem bedeutenden Berge auf einem Hügel sich in's Thal verliert. Die Bürger des Orts thaten auf dem Rückzuge, in Verbindung mit den Kaiserlichen, den Franzosen Abbruch; diese Letztern, als sie doch die Oberhand behielten, verbrannten mehrere Häuser vor der Stadt und bedrohten

die Stadt ſelbſt mit einem gleichen Schickſal. Ich ſah daſelbſt eine ſehr gut gekleidete kaiſerliche Garniſon, in der Nähe ein ſtarkes, aufgefahrnes Proviant-Fuhrweſen und erbärmlich gekleidete Kranke.

Um zwölf Uhr fuhren wir ab. Vor der Stadt erſchien wieder Weinbau. Schon oben bei dem Städtchen hatte ich die erſten Geſchiebe des Geſteins von Quarz und Hornblende gefunden. Nußbäume zeigen ſich wieder, ſchöne Wieſen und Baumſtücke. Links ein artig' Dorf an einer Höhe hinter einer flachen Wieſe. Es öffnet ſich eine ſchöne, fruchtbare Fläche im Thal; die höhern Felſen ſcheinen nunmehr eine andere Steinart zu ſein, um die ſich der Kalkſtein herumlegt. Viele weiße Rüben werden gebaut. Man kommt nach Welſchingen, einem leidlichen Ort. Man ſteigt wieder ſtark bis gegen Weiterdingen. Es finden ſich hier viel Geſchiebe von farbigem Quarz mit weißen Adern, rother Jaspis, Hornblende in Quarz.

Man überſieht nunmehr von Engen das ſchöne Thal rückwärts. In den fruchtbaren Feldern liegen weitläufige Dörfer, und jener ſteile Berg zeigt ſich nun in ſeiner Würde an der linken Seite.

Vorwärts liegt Hohentwiel, hinten die Graubündner-Berge in Dünſten am Horizonte kaum bemerklich.

Man kommt durch Weiterdingen. Links ein ſehr ſchönes Wieſenthal, über demſelben Weinbau. Auf eben der Seite liegt Hohentwiel; man iſt nunmehr mit dieſer Feſtung in gleicher Linie und ſieht die große Kette der Schweizer-Gebirge vor ſich.

Holzingen liegt in einem weiten Thale zwiſchen fruchtbaren Hügeln; Feldbau, Wieſewachs und Weinberg umher.

Die Päſſe wurden daſelbſt von einem Oeſterreichiſchen Wachmeiſter unterzeichnet, und der Amtsſchreiber ſtellte einen Cautions-Schein aus, daß die Pferde wieder kommen würden.

Man ſteigt lange und ſieht immer das Thal von Holzingen hinter und neben ſich ſowie Hohentwiel.

Sie nennen hier zu Lande einen Hemmſchuh nicht ungeſchickt einen Schleifſtrog.

Ebringen. Nun geht es weiter über verſchiedene fruchtbare Hügel; die höhern Berge ſind mit Wald und Büſchen beſetzt. Viel Weinbau am Fuße eines Kalkfelſens, meiſt blaue Trauben, ſehr volkhängend.

Thdingen, der erſte Schweizeriſche Ort, guter Wein. Müller, Gaſtwirth zum Adler.

Herblingen; ſtarker Weinbau, Fruchtfeld, Wald links. Kalkſtein, mit einem muſcheligen Bruche, faſt feuerſteinartig.

Vor Schaffhauſen iſt Alles umzäunt; die Beſitzungen ſind immer abgetheilt und geſichert; Alles ſcheint Gartenrecht zu haben und hat es auch. Die Stadt ſelbſt liegt in der Tiefe; ein ſchmaler, angenehmer Wieſengrund zieht ſich hinab; man fährt rechts und hat auf derſelben Hand Gartenhäuſer und Weinberge neben ſich. Links iſt der Abhang mehr oder weniger ſteil. Bei einem großen Hauſe, das unten ſteht, geht man durch eine Brücke zum Dach hinein. Höchſt anmuthige Abwechſelung von großen und kleinen Gärten und Höfen. Man ſieht das Schloß vor ſich. Die Gartenhäuſer vermehren ſich und werden anſehnlicher. Nach der Stadt zu ſteigen die Weinberge weit hinauf; links wird der Abhang nach dem kleinen Thale zu ſanfter.

Schaffhauſen und der Rhein-Fall.

In der menſchlichen Natur liegt ein heftiges Verlangen, zu Allem, was wir ſehen, Worte zu finden; und faſt noch lebhafter iſt die Begierde, Dasjenige mit Augen zu ſehen, was wir beſchreiben hören. Zu Beidem wird in der neuern Zeit beſonders der Engländer und der Deutſche hingezogen. Jeder bildende Künſtler iſt uns willkommen, der eine beſchriebene Gegend uns vor Augen ſtellt, der die handelnden Perſonen eines Roman's oder eines Gedichtes, ſo gut oder ſo ſchlecht er es vermag, ſichtlich vor uns handeln läßt. Ebenſo willkommen iſt aber auch der Dichter oder Redner, der durch Beſchreibung in eine Gegend uns verſetzt, er mag nun unſere Erinnerung wieder beleben oder unſere Phantaſie aufregen; ja, wir erfreuen uns ſogar, mit dem Buch in der Hand eine wohlbeſchriebene Gegend zu durchlaufen; unſerer Bequemlichkeit wird nachgeholfen, unſere Aufmerkſamkeit wird erregt und wir vollbringen unſere Reiſe in Begleitung eines unterhaltenden und unterrichtenden Geſellſchafters.

Kein Wunder alſo, daß in einer Zeit, da ſo viel geſchrieben wird, auch ſo manche Schrift dieſer Art erſcheint; kein Wunder, daß Künſtler und Dilettanten in einem Fache ſich üben, dem das Publicum geneigt iſt.

Als eine ſolche Uebung ſetzen wir die Beſchreibung des Waſſerfalls von Schaffhauſen hierher, freilich nur ſkizzenhaft und ohne ſie von den kleinen Bemerkungen eines Tagebuchs zu trennen. Jenes Natur-Phänomen wird noch oft genug gemalt und beſchrieben werden; es wird jeden Beſchauer in Erſtaunen ſetzen, manchen zu einem Verſuch reizen, ſeine Anſchauung, ſeine Empfindung mitzutheilen und von keinem wird es ſtrict, noch weniger erſchöpft werden.

Schaffhauſen, den 17. September. Abends.

Im Gaſthof zur Krone abgeſtiegen. Mein Zimmer war mit Kupferſtichen geziert, welche die

Geschichte der traurigen Epoche Ludwig's XVI. darstellten. Ich hatte dabei mancherlei Betrachtungen, die ich mir vornahm weiter auszuführen.

Abends an der Table d'hote verschiedene Emigrirte. Eine Gräfinn, Condésche Officiere, Pfaffen, Oberst Landolt.

Den 12. September.

Früh um halb sieben Uhr ausgefahren, um den Rhein-Fall zu sehen. Grüne Wasserfarbe, Ursache derselben.

Die Höhen waren mit Nebel bedeckt, die Tiefe war klar und man sah das Schloß Laufen halb im Nebel. Der Dampf des Rhein-Falls, den man recht gut unterscheiden konnte, vermischte sich mit dem Nebel und stieg mit ihm auf.

Gedanke an Ossian. Liebe zum Nebel bei heftigen innern Empfindungen.

Man kommt über Umiesen, ein Dorf, das oben Weinberge, unten Feldbau hat.

Der Himmel klärte sich langsam auf: die Nebel lagen noch auf den Höhen.

Laufen. Man steigt hinab und steht auf Kalkfelsen.

Theile der sinnlichen Erscheinung des Rhein-Falls, vom hölzernen Vorbau gesehen. Felsen, in der Mitte stehende, von dem höhern Wasser ausgeschliffene, gegen die das Wasser heraufschießt. Ihr Widerstand; einer oben, der andere unten, werden völlig überströmt. Schnelle Wellen, Lakenzischt im Sturz, Gischt unten im Kessel, siedende Strudel im Kessel.

Der Vers legitimirt sich:

Es wallet und siedet und brauset und zischt ꝛc.

Wenn die strömenden Wellen grün aussehen, so erscheint der nächste Gischt leise purpurn gefärbt.

Unten strömen die Wellen schäumend ab, schlagen hüben und drüben an's Ufer, die Bewegung verklingt weiter hinab und das Wasser zeigt im Fortfließen seine grüne Farbe wieder.

Erregte Ideen über die Gewalt des Sturzes. Unerschöpfbarkeit als wie ein Unnachlassen der Kraft. Zerstörung, Bleiben, Dauern, Bewegung, unmittelbare Ruhe nach dem Fall.

Beschränkung durch Mühlen drüben, durch einen Vorbau hüben. Ja, es war möglich, die schönste Ansicht dieses herrlichen Natur-Phänomen's wirklich zu verschließen.

Umgebung: Weinberge, Feld, Wäldchen.

Bisher war Nebel, zu besonderm Glück und Bemerkung des Detail's; die Sonne trat hervor und beleuchtete auf das Schönste schief von der Hinterseite das Ganze. Das Sonnenlicht theilte nun die Massen ab, bezeichnete alles Vor- und Zurückstehende und verkörperte die ungeheure Bewegung. Das Streben der Ströme gegen einander schien gewaltsam zu werden, weil man ihre Richtungen und Abtheilungen deutlicher sah. Stark spritzende Massen aus der Tiefe zeichneten sich nun beleuchtet vor dem feinern Dunste aus, ein halber Regenbogen erschien im Dunste.

Bei längerer Betrachtung scheint die Bewegung zuzunehmen. Das dauernde Ungeheure muß uns immer wachsend erscheinen; das Vollkommene muß uns erst stimmen und uns nach und nach zu sich hinaufheben. So erscheinen uns schöne Personen immer schöner, verständige immer verständiger.

Das Meer gebiert das Meer. Wenn man sich die Quellen des Ocean's dichten wollte, so müßte man sie so darstellen.

Nach einiger Beruhigung des Gemüths verfolgt man den Strom in Gedanken bis zu seinem Ursprung und begleitet ihn wieder hinab.

Beim Hinabsteigen nach dem flachern Ufer Gedanken an die neumodische Park-Sucht.

Der Natur nachzuhelfen, wenn man schöne Motive hat, ist in jeder Gegend lobenswürdig; aber es ist bedenklich, gewisse Imaginationen realisiren zu wollen, da die größten Phänomene der Natur selbst hinter der Idee zurückbleiben.

Wir fuhren über.

Der Rhein-Fall von vorn, wo er faßlich ist, bleibt noch herrlich, man kann ihn auch schön nennen. Man sieht schon mehr den stufenweisen Fall und die Mannigfaltigkeit in seiner Breite; man kann die verschiedenen Wirkungen vergleichen, vom Unbändigsten rechts bis zum nützlich Verwendeten links.

Ueber dem Sturz sieht man die schöne Felsenwand, an der man das Hergleiten des Stromes ahnen kann; rechts das Schloß Laufen. Ich fand so, daß das Schlößchen Wörth und der Damm den linken Vordergrund machten. Auch auf dieser Seite sind Kalkfelsen und wahrscheinlich sind auch die Felsen in der Mitte des Sturzes Kalk.

Schlößchen Wörth.

Ich ging hinein, um ein Glas Wein zu trinken.

Alter Eindruck bei Erblickung des Mannes.

Ich sah Trippel's Bild an der Wand und fragte, ob er etwa zur Verwandtschaft gehöre. Der Hausherr, Namens Gelzer, war mit Trippel verwandt, durch Mutter Geschwisterkind. Er hat das Schlößchen mit dem Lachsfang, Zoll, Weinberg, Holz u. s. w. von seinen Voreltern her im Besitz, doch als Schupf-Lehen, wie sie es heißen. Er muß nämlich dem Kloster oder dessen jetzigen Successoren die Zolleinkünfte berechnen, zwei Drittel des gefangenen Lachses einliefern, auf die Waldung Aufsicht führen und daraus nur zu seiner Nothdurft schlagen und nehmen; er hat die Nutzung des Weinberges

und der Felder und gibt jährlich überhaupt nur 30 Thaler ab. Und so iſt er eine Art von Lehenmann und zugleich Verwalter. Das Lehen heißt Schupf-Lehen deßwegen, weil man ihn, wenn er ſeine Pflichten nicht erfüllt, aus dem Lehen herausſchieben oder ſchuppen kann.

Er zeigte mir ſeinen Lehenbrief von Anno 1762, der alle Bedingungen mit großer Einfalt und Klarheit enthält. Ein ſolches Lehen geht auf die Söhne über, wie der gegenwärtige Beſitzer die ältern Briefe auch noch aufbewahret. Allein im Briefe ſelbſt ſteht Nichts davon, obwohl von einem Regreß an die Erben darin die Rede iſt.

Um zehn Uhr fuhr ich bei ſchönem Sonnenſchein wieder herüber. Der Rhein-Fall war noch immer ſeitwärts von hinten erleuchtet; ſchöne Licht- und Schattenmaſſen zeigten ſich ſowohl von dem Laufen'ſchen Felſen als von den Felſen in der Mitte.

Ich trat wieder auf die Bühne an den Sturz heran und fühlte, daß der vorige Eindruck ſchon verwiſcht war; denn es ſchien gewaltſamer als vorher zu ſtürmen, wobei ich zu bemerken hatte, wie ſchnell die Nerve in ihren alten Zuſtand ſich wieder herſtellt. Der Regenbogen erſchien in ſeiner größten Schönheit; er ſtand mit ſeinem ruhigen Fuß in dem ungeheuern Giſcht und Schaum, der, indem er ihn gewaltſam zu zerſtören droht, ihn jeden Augenblick neu hervorbringen muß.

Betrachtungen über die Sicherheit neben der entſetzlichen Gewalt.

Durch das Rücken der Sonne entſtanden noch größere Maſſen von Licht und Schatten und da nun kein Nebel war, ſo erſchien der Giſcht gewaltiger, wenn er über der reinen Erde gegen den reinen Himmel hinauffuhr. Die dunkle, grüne Farbe des abſtrömenden Fluſſes ward auffallender.

Wir fuhren zurück.

Wenn man nun den Fluß nach dem Falle hinabgleiten ſieht, ſo iſt er ruhig, ſeicht und unbedeutend. Alle Kräfte, die ſich gelaſſen ſucceſſiv einer ungeheuern Wirkung nähern, ſind ebenſo anzuſehen. Mir fielen die Colonnen ein, wenn ſie auf dem Marſche ſind.

Man zieht nun links über die bebaute Gegend und Weinhügel, mit Dörfern und Höfen belebt und mit Häuſern wie beſäet. Ein wenig vorwärts zeigen ſich Hohentwiel und, wenn ich nicht irre, die vorſtehenden Felſen bei Engen und weiter herwärts. Rechts die hohen Gebirge der Schweiz in weiter Ferne hinter den mannigfaltigſten Mittelgründen. Auch bemerkt man hinterwärts gar wohl an der Geſtalt der Berge den Weg, den der Rhein nimmt.

In dem Dorf Umieſen fand ich in der Zimmerarbeit Nachahmung der Maurerarbeit. Was ſollen wir zu dieſer Erſcheinung ſagen, da das Gegentheil der Grund aller Schönheit unſerer Baukunſt iſt!

Auch ſah ich wieder Mangold und nahm mir vor, Samen davon mitzunehmen und künftigen Sommer unſern Wieland damit zu tractiren.

Ich wurde abermals daran erinnert, wie eine ſentimentale Stimmung das Ideale auf einen einzelnen Fall anwendet, wo es denn meiſtens ſchief iſt.

Schaffhauſen lag mit ſeiner Dächermaſſe links im Thale.

Die Schaffhauſer-Brücke iſt ſchön gezimmert und wird höchſt reinlich gehalten. In der Mitte ſind einige Sitze angebracht, hinter denen die Oeffnungen mit Glasfenſtern zugeſchloſſen ſind, damit man nicht im Zuge ſitze.

Unter'm Thore des Wirthshauſes fand ich ein Paar Franzoſen wieder, die ich auch am Rhein-Fall geſehen hatte. Der Eine ſchien wohl damit zufrieden, der Andere aber ſagte: C'est assez joli, mais pas si joli que l'on me l'avoit dit. Ich möchte die Ideen des Mannes und ſeinen Maßſtab kennen.

Bei Tiſche ſaß ich neben einem Manne, der aus Italien kam und ein Mädchen von ungefähr vierzehn Jahren, eine Engländerinn, Namens Dillon, nach England zurückführte, deren Mutter, eine geborne d'Alton, in Padua geſtorben war. Er konnte von der Theurung in Italien nicht genug ſagen. Ein Pfund Brod koſtet 20 franzöſiſche Sous und ein Paar Tauben einen kleinen Thaler.

Macaroniſche Uniform franzöſiſcher edeln Cavalleriſten. Fürchterliches Zeichen der drei ſchwarzen Lilien auf der weißen Binde am Arm.

Nachmittags drei Uhr fuhr ich wieder nach dem Rhein-Fall. Mir fiel die Art wieder auf, an den Häuſern Erker und Fenſterchen zu haben. Sogar beſitzen ſie ein beſonderes Geſchick, ſolche Guckfenſter durch die Mauern zu bohren und ſich eine Ausſicht zu verſchaffen, die Niemand erwartet. Wie nun Dieſes die Luſt anzeigt, unbemerkt zu ſehen und zu beobachten, ſo zeugen dagegen die vielen Bänke an den Häuſern, welche an den vornehmen geſchnitzt, aufgeſchlagen und zugeſchloſſen ſind, von einer zutraulichen Art nachbarlichen Zuſammenſeins, wenigſtens voriger Zeit.

Viele Häuſer haben bezeichnende Inſchriften, auch wohl manche ſelbſt ein Zeichen, ohne gerade ein Wirthshaus zu ſein.

Ich fuhr am rechten Rhein-Ufer hin. Rechts ſind ſchöne Weinberge und Gärten; der Fluß ſtrömt über Felsbänke mit mehr oder weniger Rauſchen.

Marthens Garten.

Margarethe. Faust.

Margarethe.

Verſprich mir, Heinrich!

Faust.

Was ich kann!

Margarethe.

Nun ſag', wie haſt du's mit der Religion?
Du biſt ein herzlich guter Mann,
Allein ich glaub' du hält'ſt nicht viel davon.

Faust.

Laß das, mein Kind! Du fühlſt ich bin dir gut;
Für meine Lieben ließ' ich Leib und Blut,
Will niemand ſein Gefühl und ſeine Kirche rauben.

Margarethe.

Das iſt nicht recht, man muß d'ran glauben!

Man fährt weiter hinauf. Schaffhauſen hat man nun in der Tiefe und man ſieht die Mühlen, die vor der Stadt den Fluß herabwärts liegen. Die Stadt ſelbſt liegt wie eine Brücke zwiſchen Deutſchland und der Schweiz. Sie iſt wahrſcheinlich in dieſer Gegend durch die Hemmung der Schifffahrt durch den Rhein-Fall entſtanden. Ich habe in ihr nichts Geſchmackvolles und nichts Abgeſchmacktes bemerkt, weder an Häuſern, Gärten, Menſchen, noch Betragen.

Der Kalkſtein, an dem man vorbeifährt, iſt ſehr klüftig, ſowie auch der drüben bei Lauſen. Das wunderbarſte Phänomen beim Rhein-Fall ſind mir daher die Felſen, welche ſich in deſſen Mitte ſo lange erhalten, da ſie doch wahrſcheinlich von derſelben Gebirgsart ſind.

Da ſich der Fluß wendet, ſo kommen nun die Weinberge an das entgegengeſetzte Ufer und man fährt dießſeits zwiſchen Wieſen und Baumſtücken durch. Sodann erſcheinen drüben ſteile Felſen und hüben die ſchönſte Cultur.

Bei der Abendſonne ſah ich noch den Rheinfall von oben und hinten, die Mühlen rechts, unter mir das Schloß Lauſen, im Angeſicht eine große, herrliche, aber faßliche, in allen Theilen intereſſante, aber begreifliche Natur-Scene: man ſieht den Fluß heranſtrömen und rauſchen und ſieht, wie er fällt.

Man geht durch die Mühlen durch in der kleinen Bucht. Bei den in der Höhe hervorſtehenden mancherlei Gebäuden wird ſelbſt der kleine Abfall eines Mühlwaſſers intereſſant und die letzten dießſeitigen Ströme des Rhein-Falls ſchießen aus grünen Büſchen hervor.

Wir gingen weiter um das Schlößchen Wörth herum; der Sturz war zu ſeinem Vortheil und Nachtheil von der Abendſonne gerade beleuchtet; das Grün der tiefern Strömungen war lebhaft, wie heute früh, der Purpur aber des Schaumes und Staubes viel lebhafter.

Wir fuhren näher an ihn hinan; es iſt ein herrlicher Anblick, aber man fühlt wohl, daß man keinen Kampf mit dieſem Ungeheuer beſtehen kann.

Wir beſtiegen wieder das kleine Gerüſte und es war eben wieder, als wenn man das Schauſpiel zum erſten Mal ſähe. In dem ungeheuern Gewühle war das Farbenſpiel herrlich. Von dem großen, überſtrömten Felſen ſchien ſich der Regenbogen immerfort herabzuwälzen, indem er in dem Dunſt des herunterſtürzenden Schaumes entſtand. Die untergehende Sonne färbte einen Theil der beweglichen Maſſen gelb, die tiefen Strömungen erſchienen grün und aller Schaum und Dunſt war lichtpurpurn; auf allen Tiefen und Höhen erwartete man die Entwickelung eines neuen Regenbogens.

Herrlicher war das Farbenſpiel in dem Augenblick der ſinkenden Sonne, aber auch alle Bewegung ſchien ſchneller, wilder und ſprühender zu werden. Leichte Windſtöße kräuſelten lebhafter die Säume des ſtürzenden Schaumes, Dunſt ſchien mit Dunſt gewaltſamer zu kämpfen; und indem die ungeheure Erſcheinung immer ſich ſelbſt gleich blieb, fürchtete der Zuſchauer, dem Uebermaß zu unterliegen und erwartete als Menſch jeden Augenblick eine Cataſtrophe.

Von Schaffhauſen nach Stäfa.

Den 19. September.

Früh halb ſieben Uhr fuhren wir aus Schaffhauſen. Berge und Thäler waren klar, der Morgenhimmel leicht gewölkt, im Abend zeigten ſich dichtere Wolken.

Wir fuhren einen Theil des geſtrigen Wegs. Ein Apfelbaum, mit Epheu umwunden, gab Anlaß zur Elegie Amyntas.

Man ſah die ganze Bergreihe der Schweiz mit ihren Schneegebirgen, ſchönes Fruchtfeld, bewachſene Berge rechts und links.

Jeſtetten mit fruchtbarer Umgebung. Hanf, Klee und Weinbau machten das Feld noch lebendig. Nach verſchiedenen Hügeln und Thälern kam man auf eine ſchöne, fruchtbare Fläche gegen den Rhein zu, hinten mit herrlichen Vorbergen.

In Raſt ward den Pferden Brod gegeben und wir fuhren hinab nach Eglisau über die zierliche Brücke, die ſehr reinlich gehalten war. Ein Paar Mädchen von zwölf bis vierzehn Jahren ſaßen am Zoll in einem artigen Cabinette und nahmen das Weggeld ein. Die Jüngere nahm das Geld und überreichte den Zettel, indeß die Andere Buch hielt. Schöne, fruchtbare Fläche zwiſchen waldbewachſenen Bergen. Vorwärts Plaine und ein Eichenwald, durch welchen die gerade Straße hindurchging.

Um eilf Uhr kamen wir nach Bulach, wo wir während der warmen Tageszeit ein Paar Stunden verweilten. Ich hatte die Freude, wieder gemalte Fenſter zu treffen, wo ich das Ausſchleifen auch bei andern Farben als der Purpur-Farbe angewendet fand. Ich ſah eine ſehr lichte eigentliche Purpur-Farbe, die in's Violetliche fällt. Auch fand ich auf die farbige Scheibe hinten eine andere Farbe zur Miſchung gebracht, als Gelb und Blau, wodurch ein Grün entſteht; beſonders nimmt ſich das Gelbe auf dem erſtgedachten lichten Purpur ſehr ſchön aus. Uebrigens ſind die Scheiben oft auf eine ſehr wunderbare und unnöthig ſcheinende Weiſe zuſammengeſetzt; doch findet man bei näherer Betrachtung die Urſache. Auch ſind ſie oft und ſchlimm genug reparirt. Sie ſind ſämmtlich von 1570, aber

an der ſtarken Stellung der gerüſteten Männer, an der Gewalt der heraldiſchen Thiere, an den tüchtigen Körpern der Zierathen, an der Lebhaftigkeit der Farben ſieht man den Kerngeiſt der Zeit, wie wacker jene Künſtler waren und wie derbſtändig und bürgerlich vornehm ſie ſich ihre Zeitgenoſſen und die Welt dachten. Eine Scheibe mit dem doppelten Wappen der Stadt Schaffhauſen, über dem der kaiſerliche Adler in einem Schilde ſteht, iſt vortrefflich gemacht und an der Krone iſt der herrlichen Zierathen kein Ende.

Von Bulach, wo es kühl und anmuthig geweſen, fuhren wir um halb zwei Uhr weiter.

Betrachtung, daß der Menſch die Rede eigentlich für die höchſte Handlung hält, ſowie man Vieles thun darf, was man nicht ſagen ſoll.

Die Gegend hat im Ganzen nichts ſonderlich Characteriſtiſches, links fruchtbare Plaine, vorwärts die Gebirge; der Boden iſt fruchtbar und gut gearbeitet, an verſchiedenen Orten ſehr kieſig und mit unzähligen Geſchieben überſäet.

Gegen ſechs Uhr kamen wir nach Zürich bei ſehr ſchönem Wetter und kehrten ein bei Herrn Ott im Schwert. Einen Brief an Meyer ſchickte ich ab zu Frau Schultheß. Abends an der Table d'hote mit Herrn Landvogt Imthurn von Schaffhauſen, der vom Syndicate aus Lauis zurückkehrte und einem andern Züricher-Herrn, der gleichfalls aus Italien kam. Beide erzählten wenig Gutes von den jetzigen Umſtänden daſelbſt.

Den 20. September.

Früh bei ſchönem Wetter oberhalb der Stadt an den See gegangen. Auf dem Rückweg ſah ich die Geiſtlichen zu und von einem Verbrecher hinüber- und herüberfahren. Dann brachte ich den Morgen unter den hohen Linden auf dem ehemaligen Burgplatze zu.

Wenn nach gehaltenem Blutgerichte die gewöhnliche Eilfuhrglocke geläutet wird, ſo iſt es ein Zeichen, daß der Verbrecher begnadigt worden; hält aber die Glocke inne, ſo iſt das Todesurtheil geſprochen und ſie gibt um halb zwölf Uhr das Zeichen zu ſeiner Hinausführung. Dieß Mal ward er begnadigt. Der Verbrecher war ein falſcher Münzer, der ſchon vorher wegen Diebſtähle war gebrandmarkt worden.

Mittags bei Tiſche lernte ich Herrn Hauptmann Bürkli kennen. Das Wetter war ſehr trüb; deſſen ungeachtet ging ich nach Tiſch ein wenig über die neuen Anlagen nach dem Schanzhof ſpaziren.

Gegen vier Uhr kam Meyer; es fiel ein ſtarker Regen. Abends bei Tiſche fand ich Herrn Hofrath Müller von Wien.

Den 21. September.

Wir fuhren zu Schiffe gegen acht Uhr ab und bei heiterm Wetter den See hinaufwärts. Zu Mittag wurden wir von Herrn Eſcher auf ſeinem Gute bei Herliberg am See freundlich bewirthet und gelangten Abends nach Stäfa.

Stäfa, den 22. September.

Einen trüben Tag brachten wir mit Betrachtung der von Meyer verfertigten und angeſchafften Kunſtwerke zu, ſowie wir auch einander verſchiedene Ideen und Aufſätze mittheilten. Abends machten wir noch einen großen Spaziergang den Ort hinaufwärts, welcher von der ſchönſten und höchſten Cultur einen reizenden und idealen Begriff gibt. Die Gebäude ſtehen weit auseinander, Weinberge, Felder, Gärten, Obſtanlagen breiten ſich zwiſchen ihnen aus; und ſo erſtreckt ſich der Ort wohl eine Stunde am See hin und eine halbe bis nach dem Hügel oſtwärts, deſſen ganze Seite die Cultur auch ſchon erobert hat.

Sonnabend, den 23. September.

Früh Meyer's mitgebrachte Arbeiten nochmals durchgeſehen. Bekanntſchaft mit Maler Diogg und mit Bannerherrn Zwicki von Glarus. Abends auf den Berg zu dem ſogenannten Philoſophen, die Anlagen ſeiner Cultivation zu ſehen.

Sonntags, den 24. September.

Geſpräch mit Meyer über die vorhabende rhetoriſche Reiſebeſchreibung. Wechſelſeitige Theilnahme. Ueber die Nothwendigkeit: die Terminologie zuerſt feſtzuſetzen, wornach man Kunſtwerke beſchreiben und beurtheilen will. Zu Mittag kamen Herr Horner und Eſcher, der Sohn, von Zürich. Abends fuhren wir auf die kleine Inſel Ufnau und kamen mit einbrechender Nacht zurück.

Montag, den 25. September.

Früh Briefe nach Hauſe.

Stäfa, den 25. September.

An Herrn Geheimerath Voigt.

Sie erhalten hierbei, werthester Freund, eine kurze Nachricht, wie es mir ſeit Tübingen ergangen, welche ich dem Herzog mitzutheilen und mich auf das Beſte dabei zu empfehlen bitte.

Etwa übermorgen denke ich mit Profeſſor Meyer eine kleine Gebirgsreiſe anzutreten. Man kann ſich nicht verwehren, wenn man ſo nahe iſt, ſich auch wieder unter dieſe ungeheuern Natur-Phänomene zu begeben. Die mineralogiſche und geognoſtiſche Liebhaberei iſt auch erleichtert, ſeitdem ſo manche Schweizer ſich mit dieſem Studium abgegeben und durch ihre Rei-

ſen, die ſie ſo leicht wiederholen können, den Fremden den Vortheil verſchafft haben, ſich leichter zu orientiren. Die Aufſätze eines Herrn Eſcher von Zürich haben mir eine geſchwinde Ueberſicht gegeben Deſſen, was ich auf meiner kleinen vorgenommenen Tour zu erwarten habe. Das Neueſte in dieſem Fache iſt ein biegſamer Stein, nach der Beſchreibung jenem Danziſchen ähnlich, wovon ich Etwas mitzubringen hoffe.

Die öffentlichen Angelegenheiten ſehen in dieſem Lande wunderlich aus. Da ein Theil der ganzen Maſſe ſchon völlig democratiſch regiert wird, ſo haben die Unterthanen der mehr oder weniger ariſtocratiſchen Cantone an ihren Nachbarn ſchon ein Beiſpiel Deſſen, was jetzt der allgemeine Wunſch des Volk's iſt. An vielen Orten herrſcht Unzufriedenheit, die ſich hier und da in kleinen Unruhen zeigt. Ueber alles Dieß kommt in dem gegenwärtigen Augenblicke noch eine Sorge und Furcht vor den Franzoſen. Man will behaupten, daß mehrere Schweizer bei der letzten Unternehmung gegen die Republik Partei gemacht und ſich mit in der ſogenannten Verſchwörung befunden haben und man erwartet nunmehr, daß die Franzoſen ſich deßhalb an die Einzelnen, vielleicht gar an's Ganze halten möchten. Die Lage iſt äußerſt gefährlich und es überſieht Niemand, was daraus entſtehen kann.

Bei dieſen, ſelbſt für die ruhige Schweiz ſo wunderbaren Ausſichten werde ich um deſto eher meinen Rückweg baldmöglichſt antreten und geſchwinder, als ich hergegangen bin, wieder in jene Gegenden zurückkehren, wo ich mir eine ruhigere Zeit unter geprüften Freunden verſprechen kann.

Später.

So eben erhalte ich Ihr werthes Schreiben vom 11. September und werde Ihnen dadurch abermals, ſowie in der Gegenwart auch in der Abweſenheit, unendlich viel ſchuldig. Daß ich meinen Auguſt wieder geſund und froh bei Ihnen denken kann, wie Sie die Güte haben, ſeine Reiſeerinnerungen rege zu machen und ihm ſo zu einer weitern Ausbildung zu verhelfen, iſt mir unſchätzbar und dieſe Vorſtellung wird mich auf meiner kleinen Reiſe in die rauhen Gebirge begleiten.

Schon in Frankfurt ſchrieb ich auf einen erhaltenen Brief von Böckmann ein Blatt, wodurch ich Sie bat, das bewußte Käſtchen der Ueberbringerinn, welches Fräulein Stauf ſein würde, zu übergeben und wodurch ich ſogleich jenen, bei mir zu Hauſe aufgehobenen Archiv-Schein amortiſire und vergaß, ſo oft ich an ſie ſchrieb, davon den ſchuldigen Avis zu geben. Ich denke, daß Sie mir ein Wort davon ſagen; wahrſcheinlich iſt dieſes Depoſitum nun ſchon in Carlsruhe glücklich angelangt. Dem Herzog bezeigen Sie mein Beileid und zugleich meinen Glückwunſch, daß der Unfall noch in Grenzen geblieben. Viel Glück zu allen Unternehmungen und Geduld mit dem Bergbau, als dem ungezogenſten Kinde in der Geſchäfts-Familie!

Amyntas.

Elegie.

Niklas, trefflicher Mann, Du Arzt des Leibs und der Seele!
Krank, ich bin es fürwahr; aber Dein Mittel iſt hart.
Ach, die Kraft ſchon ſchwand mir dahin, dem Rathe zu folgen,
Ja, und es ſcheinet der Freund ſchon mir ein Gegner zu ſein.
Widerlegen kann ich Dich nicht, ich ſage mir Uebel,
Sage das bittere Wort, das Du verſchweigeſt, mir auch.
Aber ach, das Waſſer entflüchtet der Stelle des Felſens
Raſch, und die Welle des Bachs halten Geſänge nicht auf!
Raſt nicht unaufhaltſam der Sturm, und wälzet die Sonne
Sich, von dem Gipfel des Tags, nicht in die Wellen hinab?
Und ſo ſpricht mir ringsher die Natur: auch Du biſt, Amyntas,
Unter das ſtrenge Geſetz ehrner Gewalten gebeugt.
Mangle die Sterne nicht tiefer, mein Freund! und höre gefällig,
Was mich geſtern ein Baum, dort an dem Bache, gelehrt.
Wenig Aepfel trägt er mir nur, der ſonſt ſo belad'ne;
Sieh' der Epheu iſt Schuld, der ihn gewaltig umgibt.
Und ich faßte das Meſſer, das krummgebogene, ſcharfe,
Ernnte ſchneidend und riß Ranke nach Ranken herab;
Aber ich ſchauderte gleich, als tief erſeufzend und kläglich
Aus den Gipfeln zu mir lispelnd die Klage ſich goß:
O, verletze mich nicht, den treuen Gartengenoſſen,
Dem Du als Knabe ſchon früh manche Genüſſe verdankt!
O, verletze mich nicht! Du reißeſt mit dieſem Geflechte,
Das Du gewaltig zerſtörſt, grauſam das Leben mir aus:
Hab' ich nicht ſelbſt ſie gepflegt und ſanft ſie herauf mir erzogen?
Iſt, wie mein eigenes Haus, mir nicht das ihre verwandt?
Soll ich nicht lieben die Pflanze, die meiner einzig bedürftig,
Still, mit begieriger Kraft, mir um die Seite ſich ſchlingt?
Tauſend Ranken wurzelten an mit tauſend und tauſend Fibern ſenkt ſie feſt mir in das Leben ſich ein.
Nahrung nimmt ſie von mir; was ich bedürfte, genießt ſie,
Und ſo ſaugt ſie das Mark, ſaugt die Seele mir aus.
Nur vergebens nähr' ich mich auch; die gewaltige Wurzel
Sendet lebendigen Saft, ach! nur zur Hälfte hinauf.
Denn der gefährliche Saft, der geliebte, maßet behende
Unterweges die Kraft verderblicher Früchte ſich an.
Nichts gelangt zur Krone hinauf; die äußerſten Gipfel
Dorren, es dorret der Aſt über dem Bache ſchon hin.
Ja, die Verrätherinn iſt's! Sie ſchmeichelt mir Leben und Güter,
Schmeichelt die ſtrebende Kraft, ſchmeichelt die Hoffnung mir ab.
Sie nur fühl' ich, nur ſie, die Umſchlingende, freue der Feſſeln,
Freue des tödtenden Schmucks fremder Umlaubung mich nur.
Halte das Meſſer zurück, o Niklas! Schone den Armen,
Der ſich in liebender Luſt willig gezwungen verirrt!

Es iſt eine Verſchwendung: o, laß mich der ſchönen genießen!
Wer ſich der Liebe vertraut, hält er ſein Leben zu Rath?

An Schiller.

Stäfa, den 25. September.

Ihren erfreulichen Brief vom 7. September habe ich vorgeſtern hier erhalten. Da er länger ausblieb, als ich hoffte, ſo mußte ich befürchten, daß Ihr Uebel ſich vermehrt habe, wie ich denn nun auch aus Ihrem Briefe leider erfahre. Möchten Sie doch in Ihrer Stille einer ſo guten Geſundheit genießen, als ich bei meiner Bewegung! Ein Blatt, das beiliegt, ſagt Ihnen, wie es mir ſeit Tübingen ergangen iſt. Meyer, den ich nun zu unſerer wechſelſeitigen Freude wiedergefunden habe, befindet ſich ſo wohl als jemals und wir haben ſchon was Ehrliches zuſammen durchgeſchwatzt; er kommt mit trefflichen Kunſtſchätzen und mit Schätzen einer ſehr genauen Beobachtung wieder zurück. Wir wollen nun überlegen, in was für Formen wir einen Theil brauchen und zu welchen Abſichten wir den andern aufheben wollen.

Nun ſoll es in einigen Tagen nach dem Vierwaldſtätter-See gehen. Die großen Naturſcenen, die ihn umgeben, muß ich mir, da wir ſo nahe ſind, wieder zum Anſchauen bringen; denn die Rubrik dieſer ungeheuern Felſen darf mir unter meinen Reiſe-Capiteln nicht fehlen. Ich habe ſchon ein Paar tüchtige Acten-Faſcikel geſammelt, in die Alles, was ich erfahren habe, oder was mir ſonſt vorgekommen iſt, ſich einzuſchreiben und einzuheften befindet, bis jetzt noch der bunteſte Stoff von der Welt, aus dem ich auch nicht einmal, wie ich früher hoffte, Etwas für die Horen herausheben könnte.

Ich hoffe, dieſe Reiſeſammlung noch um Vieles zu vermehren und kann mich dabei an ſo mancherlei Gegenſtänden prüfen. Man genießt doch zuletzt, wenn man fühlt, daß man ſo Manches ſubſummiren kann, die Früchte der großen und Anfangs unfruchtbar ſcheinenden Arbeiten, mit denen man ſich in ſeinem Leben geplagt hat.

Da Italien durch ſeine frühern Unruhen und Frankreich durch ſeine neueſten, den Fremden mehr oder weniger verſperrt iſt, ſo werden wir wohl vom Gipfel der Alpen wieder zurück dem Falle des Waſſers folgen und den Rhein hinab uns wieder gegen Norden bewegen, ehe die ſchlimme Witterung einfällt. Wahrſcheinlich werden wir dieſen Winter am Fuße des Fuchsthurm's vergnügt zuſammen wohnen; ja, ich vermuthe ſogar, daß Humboldt uns Geſellſchaft leiſten wird. Die ſämmtliche Caravane hat, wie mir ſein Brief ſagt, den ich in Zürich fand, die Reiſe nach Italien gleichfalls aufgegeben; ſie werden ſämmtlich nach der Schweiz kommen. Der Jüngere hat die Abſicht, ſich in dieſem, für ihn in mehrern Rückſichten ſo intereſſanten Lande umzuſehen und der Aeltere wird wahrſcheinlich eine Reiſe nach Frankreich, die er projectirt hatte, unter den jetzigen Umſtänden aufgeben müſſen. Sie gehen den 1. October von Wien ab; vielleicht erwarte ich ſie noch in dieſen Gegenden.

Aus meinen frühern Briefen werden Sie geſehen haben, daß es mir in Stuttgart ganz wohl und behaglich war. Ihrer iſt viel und von Vielen und immer auf's Beſte gedacht worden. Für uns Beide, glaube ich, war es ein Vortheil, daß wir ſpäter und gebildeter zuſammentrafen.

Sagen Sie mir doch in dem nächſten Briefe, wie Sie ſich auf künftigen Winter einzurichten gedenken, ob ihr Plan auf den Garten, das Griesbach'ſche Haus oder Weimar gerichtet iſt. Ich wünſche Ihnen die behaglichſte Stelle, damit Sie nicht bei ihren andern Uebeln auch noch mit der Witterung zu kämpfen haben.

Wenn Sie mir nach Empfang dieſes Briefes ſogleich ſchreiben, ſo haben Sie die Güte, den Brief unmittelbar nach Zürich mit dem bloßen Beiſatz: bei Herrn Rittmeiſter Ott zum Schwert, zu adreſſiren. Ich kann rechnen, daß Gegenwärtiges acht Tage läuft, daß eine Antwort ungefähr eben ſo lange gehen kann und ich werde ungefähr in der Hälfte Octobers von meiner Bergreiſe in Zürich anlangen.

Für die Nachricht, daß mein Kleiner wieder hergeſtellt iſt, danke ich Ihnen um ſo mehr, als ich keine directe Nachricht ſchon ſeit einiger Zeit erhalten hatte und die Briefe aus meinem Hauſe irgendwo ſtocken müſſen. Dieſe Sorge allein hat mir manchmal einen trüben Augenblick gemacht, indem ſich ſonſt Alles gut und glücklich ſchickte. Leben Sie recht wohl! Grüßen Sie Ihre liebe Frau und erfreuen Sie ſich der letzten ſchönen Herbſttage mit den Ihrigen, indeß ich meine Wanderung in die hohen Gebirge anſtelle; meine Correſpondenz wird nun eine kleine Pauſe machen, bis ich wieder hier angelangt ſein werde.

Bald hätte ich vergeſſen, Ihnen zu ſagen, daß der Vers: „Es wallet und ſiedet und brauſet und ziſcht ꝛc.“ ſich bei dem Rheinfall trefflich legitimirt hat. Es war mir ſehr merkwürdig, wie er die Haupt-Momente dieſer ungeheuern Erſcheinung in ſich begreift. Ich habe auf der Stelle das Phänomen in ſeinen Theilen und im Ganzen, wie es ſich darſtellt, zu faſſen geſucht und die Betrachtungen, die man dabei macht, ſowie die Ideen, die es erregt, abgeſondert bemerkt. Sie werden dereinſt ſehen, wie ſich jene wenigen dichteriſchen Zeilen gleichſam wie ein Faden durch dieſes Labyrinth durchſchlingen.

So eben erhalte ich auch die Bogen J und K des Almanach's durch Cotta und hoffe nun, auf meiner Rückkunft aus den Bergen und See'n wieder Briefe von Ihnen zu finden. Meyer wird selbst ein Paar Worte schreiben; ich habe die größte Freude, daß er so wohl und heiter ist. Möge ich doch auch Dasselbe von Ihnen erfahren!

Herrliche Stoffe zu Idyllen und Elegien und wie die verwandten Dichtarten alle heißen mögen, habe ich schon wieder aufgefunden, auch Einiges schon wirklich gemacht; sowie ich überhaupt noch niemals mit solcher Bequemlichkeit die fremden Gegenstände aufgefaßt und zugleich wieder Etwas producirt habe. Leben Sie recht wohl und lassen Sie uns theoretisch und practisch immer so fortfahren!

Der Junggesell und der Müllerbach.

Gesell.

Wo willst Du, klares Bächlein, hin,
So munter?
Du eilst mit frohem, leichtem Sinn
Hinunter:
Was suchst Du eilig in dem Thal?
So höre doch und sprich ein Mal!

Bach.

Ich war ein Bächlein, Junggesell,
Sie haben
Mich so gefaßt, damit ich schnell
Im Graben
Zur Mühle dort hinunter soll,
Und immer bin ich rasch und voll.

Gesell.

Du eilst mit gutaf'nem Muth
Zur Mühle,
Und weißt nicht, was ich, junges Blut,
Hier fühle.
Es blickt die schöne Müllerinn
Wohl freundlich manchmal nach Dir hin?

Bach.

Sie öffnet früh bei'm Morgenlicht
Den Laden,
Und kommt, ihr liebes Angesicht
Zu baden;
Ihr Busen ist so voll und weiß,
Es wird mir gleich zum Dampfen heiß.

Gesell.

Kann sie im Wasser Liebesgluth
Entzünden,
Wie soll man Ruh' mit Fleisch und Blut
Wohl finden?
Wenn man sie ein Mal nur gesehn,
Ach, immer muß man nach ihr gehn.

Bach.

Dann stürz' ich auf die Räder mich
Mit Brausen,
Und alle Schaufeln drehen sich
Im Sausen.
Seitdem das schöne Mädchen schafft,
Hat auch das Wasser dess're Kraft.

Gesell.

Du Armer, fühlst Du nicht den Schmerz
Wie And're?
Sie lacht Dich an und sagt im Scherz:
Nun wand're!
Sie bietet Dich wohl selbst zurück
Mit einem sehr verbindlich Nick.

Bach.

Mir wird so schwer, so schwer, vom Ort
Zu fließen:
Ich krümme mich nur sachte fort
Durch Wiesen;
Und kömm' es erst auf mich nur an,
Der Weg wär' bald zurückgethan.

Gesell.

Gefährte meiner Liebesqual,
Ich scheide;
Du murmelst mir vielleicht einmal
Zur Freude.
Geh', sag' ihr gleich, und sag' ihr oft,
Was still der Knabe wünscht und hofft.

Von Stäfa auf den Gotthard und zurück.

Donnerstag, den 20. September.

Um acht Uhr von Stäfa zu Schiffe, um nach Richterswil hinüber zu fahren. Der Glanz der Wolken über dem Ende des See's sowie ein Sonnenblick auf Richterswil und den nächsten Höhen gewährten einen erfreulichen Anblick. Nebel und Wolken lagen über des See's unterm Theile nach Zürich zu. In der Mitte des See's hinaufwärtsblickend, hatte man Stäfa, Rapperswil und die Berge von Glarus vor sich, sowie die übereinander greifenden Vorgebirge, hinter und zwischen denen der Wallenstatter-See liegt. Die kleine Insel Ufnau auf der Wasserfläche.

Richterswil hat eine sehr artige Lage am See. Gleich hinter dem Ort steigen fruchtbare Höhen auf und hinter diesen einige Berge des Cantons Schwyz.

In drei Viertelstunden fuhren wir hinüber. Ehe man landet erscheint der obere Theil des See's sehr weit und groß.

Der Ort ist hübsch gebaut, hat sehr große Wirthshäuser, unter denen ein neues mit Bädern. Die Rhede ist freundlich, die Schifffahrt lebhaft; denn die meisten Producte aus dem Canton Schwyz werden hierhergeschafft und weiter transportirt, weil Schwyz selbst keinen Hafen hat und einen anzulegen von Zürich verhindert wird.

Auch hat Richterswil durch die Pilger, die nach Einsiedeln wallfahrten, viel Zugang. Diesen Sommer war eine große Anzahl durchgegangen, sehr viele aus Schwaben, wahrscheinlich wegen Gelübden in der Kriegsgefahr.

Wir gingen, unsere Wanderung fortsetzend, Richterswil hinauf und sahen mehrere neue Häuser. Am Wege fanden wir die grauen und rothen Platten und andere entschiedene Breccien zum Gebrauche hingeschafft. Die grünen

Platten haben in ihren Abwechselungen viel Aehnlichkeit mit der Harzer grauen Wacke, indem sie bald porphyr-, bald breccienartig erscheinen.

Wir stiegen höher. Schöne Seeansicht; Feld- und Obstbau fährt fort, mehr Wiesen treten ein. Auf der Höhe, in einer flachen Vertiefung, die ehemals voll Wasser gestanden haben mag, trafen wir guten Torf. Schöne, reinliche Häuser standen zwischen den Besitzungen. Man sieht nun mittagwärts in ein heiteres, gleichfalls fruchtbares Thal. Es ward von Windstürmen gesprochen, die an dieser Seite anschlagen und wieder gegen Stäfa zurückprallen.

Wir verließen die gepflasterte Fahrstraße. Der Fußpfad führt an einer Reihe von zehn Eichen vorbei; man kommt auf einen Triftplatz und gewinnt eine herrliche Aussicht nach dem See und ringsum in die fruchtbaren Thäler.

Die Gegend wird etwas rauher; man trifft Binsen, Farrnkraut, doch auch noch schöne Kirschbäume. Die graue Wacke scheint die Hügel zu bilden. Wir kamen an ausgestochene Torfflächen, die durch Binsen, Haide und Dergleichen sich nach und nach wieder ausfüllen und anwachsen. Der Weg, den man in der Mitte gelassen, zeugt von der Güte des ehemaligen Torfes. Wir fanden einen schönen Mandelstein als Stufe.

Rechter Hand liegt der Hütten'er-See, der gute Fische und Krebse hat. Sieht man darüber, so sieht das Gebirge, das man überstiegen hat, wie eine Erdenge zwischen diesem und dem Zürcher-See aus.

Um halb eilf Uhr kamen wir in Hütten an. Man sprach von der jährlichen Ausführung der Kühe nach Italien; es werden etwa dreitausend ausgeführt, höchstens fünfjährige, das Stück von zehn zu sechszehn Louisd'or. Gegenwärtig fürchtet man ein Verbot, da in Italien eine Seuche sich zeigen soll. Es ward auch von der Weinausfuhr gesprochen, die gegenwärtig sehr stark nach Schwaben ist; es haben sich schon Käufer zu dem dießjährigen Wein am Stocke gemeldet.

Um zwölf Uhr gingen wir von Hütten weiter. Von der Höhe den Hütten'er- und Zürich-See zu sehen, mit dem jenseitigen Ufer des Letztern, und zunächst die mannigfaltigen, mit Wäldern, Frucht-, Obstbau und Wiesen geschmückten Höhen und Thäler, gewährte einen schönen Moment. Bis nach der Stadt zu war Alles klar, sowie hinaufwärts gegen Stäfa, Rapperswil, bis in die Gebirge von Toggenburg.

Herr Pfarrer Beyel von Hütten begleitete uns. Als wir schöne Stechpalmen bemerkten, sagte er: daß er auf dem Berge rechts einen starken Stamm, von der Dicke eines Mannesschenkels, etwa zwölf Fuß hoch, gefunden habe.

Wir kamen an den Grenzstein zwischen Schwyz und Zürich. Man sagt: die Schwyzer haben den Aberglauben, wenn sie mit dem Stocke an die Seite des Zürcher-Wappens schlagen, daß es der ganze Canton Zürich übel fühle.

Rückwärts sahen wir die ganze Reihe des Albis, sowie nach den freien Aemtern zu die niedern Gebirgreihen, an denen die Reuß hinfließt; der Anblick ist jenen Gegenden sehr günstig.

Auf dem Weg scheint das Gebirg grobe Breccie zu sein und die Kalkfelsen, die hier und da aus dem Grase heraussehen, herabgestürzt. Man sieht Uznach liegen und die Aussicht nach dem obern Theil des See's wird immer schöner. Rechts des Fußsteiges ist eine Art von natürlichem Wall, hinter dem die Sihl herfließt. Dem ersten Anblicke nach sollte es an einigen Stellen nicht große Mühe und Kosten erfordern, den Hügel mit einem Stollen zu durchfahren und soviel Wasser, als man wollte, zu Wässerung und Werken in die unterhalb liegende Gegend zu leiten; ein Unternehmen, das freilich in einem democratischen Cantone und bei der Complication der Grundstücke, die es betreffen würde, nicht denkbar ist.

Der Weg wendet sich nach Schindeleggi hinein; die Aussicht verbirgt sich, man kommt über die Sihl, über eine hölzerne Brücke; darauf in ein wildes Thal, dessen Seiten mit Fichten bewachsen sind; der reißende, steinige Sihl-Fluß bleibt links.

Die Felsen sind ein feiner Sandstein, der in gröbere Breccie übergeht. Man ist gleich in einer andern Welt. Rechts auf kahlen Triften erhebt man sich über das Sihl-Thal und kommt an einem Brunnen vorbei, der wegen seiner Frische berühmt ist. Triften, ferne Alpenhütten an ziemlich sanften Höhen.

Wir kamen auf die Chaussée, die von Wollerau heraufgeht, auf welcher die Waaren von Schwyz über Steinen und zum Thurm nach Richterswil und nach Bach gebracht werden; sie ist hier flach und gut.

Wir nahten uns wieder der Sihl. Rechts über dem Wege zeigen sich Flußgeschiebe in großer Höhe; links fand sich ein schwarzer Quarzgestein von der größten Festigkeit, mit Schwefelkies durchsetzt, in großen Wacken. Man verläßt die Straße und wendet sich links; eine Brücke führt über die Biber. Starker Steig, die Gegend bleibt sich ähnlich. Um fünf Uhr sahen wir Einsiedeln, kamen gegen sechs Uhr an und logirten zum Pfauen gegen der Kirche über.

Freitags, den 29. September, als am Michaelis-Tage.

Am Morgen besahen wir die Kirche, deren Chor unsinnig verziert ist. Der Schatz wird nur

zum Theil gezirkt, unter dem Vorwande, daß man nach einem Diebſtahle die beſten Sachen bei Seite gebracht habe.

In der Bibliothek ſtehen ſchöne, bunte Glasſcheiben in Rahmen an den Fenſtern herum, wobei ich bemerken konnte, daß das farbige Glas in dem Fall des doppelten Glaſes nicht weggeſchliffen, ſondern mit dem Diamant weggekratzt war.

Im Naturalien-Cabinet iſt ein kleiner, wilder Schweinskopf und einige andere Theile des Thiers, in Sandſtein bei Uznach gefunden, merkwürdig; ingleichen ſchöne Ovularien, ein Granat mit natürlichen Facetten von Mittelgröſſe.

In dem Kupferſtich-Cabinet, unter der Bibliothek, hängen einige der beſten Kupferſtiche von Martin Schön.

Der Bibliothecarius führte uns nicht ſelbſt herum. Sein Kloſtername war Michael, und er hatte alſo das Recht, am Tage ſeines Patrons ein feierliches Hochamt zu leſen. Wir wohnten einem Theil deſſelben bei, nicht ſehr erbaut von der Muſik.

Um eilf Uhr von Einſiedeln ab. Ein Nebel überzog den Himmel und die Gipfel der Berge; nur ein wenig blauer Himmel ſah durch. Da wir kein Kyanometer bei uns hatten, ſo ſchätzten wir die Erſcheinung nach Ultramarin. Die gegenwärtige ward nur für die Ultramarin-Aſche gehalten. Wir gingen das Dorf und moorige Thal hinauf; ein Fußpfad von Kieſeln war ſtreckenweiſe nicht übel, ja in der Nachbarſchaft von Sägemühlen mit Sägeſpänen beſtreut. Das Nonnenkloſter rechts ſah wie ein Gut aus; das Gebäude war ohne Mauer. Wir erinnerten uns der Murate in Florenz.

So gingen wir im Thale der Alp am rechten Ufer derſelben auf einem leidlichen Fußwege hin und kamen über das Bett des Fluſſes, das meiſt aus Kalk, wenigem Sandſtein und einigen Stücken ſehr feſten und ſerpentinartigen Geſteins beſteht. Das Alpthal erſchien traurig, beſonders weil kein Vieh zu ſehen war, das noch auf den höhern Alpen weidet.

Wir ſahen eine Schneidemühle mit ſchönem Bretter- und Bohlen-Vorrath; eine Kirche und Wirthshaus ſcheinen ſich daran cryſtalliſirt zu haben. Dieſe kleine Gruppe von Gebäuden heißt ſelbſt Alpthal.

Nun ſteigt man rechts, auf einem ſteilen Weg in die Höhe, über Kalkfelstrümmern, Platten und Fichtenſtämme und gelangt zum erſten Gießbach, wo es einen rauhen Knüppelſteig hinaufgeht. Alte Baumſtämme ſtehen hier kahl von der Rinde entblößt und verwitternd, als Zeichen, daß man auf Brennholz eben keinen Werth legt. Bei'm Capellchen kamen wir auf einen Ruheplatz, welches wir als ein böſes Augurium anſahen, daß uns noch ein ſtarker Stieg bevorſtehe. Wir kamen nun wirklich in den Nebel. Wüſte Schlucht und Gießbach, daneben einige Trift und leidlicher Pfad. Röthliches Thongeſtein. Graues, ſchieferiges Thongeſtein mit ganz feinen Pflanzenabdrücken.

Wir hatten nun die Höhe des Schwyzer-Haggens erſtiegen, allein alle Ausſicht war durch nahe und ferne Nebel gehindert. Sie zogen auf die ſeltſamſte Weiſe in der Tiefe und an den Höhen hin. Unten über dem Thale von Schwyz ſchwebte ein weißer, wolkenartiger; ein grauſicher ließ den gegenüberſtehenden Berg halb durchſehen; ein anderer drang zu unſerer linken Seite von den Mythen herunter und bedeckte ſie völlig.

Wir kehrten in einem einzelnen Hauſe ein. Als wir nach der Weite des Wegs fragten, ſagte man uns, daß wir wohl anderthalb Stunden brauchen würden. „Wir aber", fuhr der Mann fort, „kneheln ihn wohl in einer Stunde hinunter." Wir hatten Urſache, uns dieſes Ausdrucks zu erinnern, denn der Stieg war abſcheulich, über ſchlüpfrige, feuchte Matten. Man kommt über eine Brücke und findet einen bedeckten Ruheplatz. Dann iſt der Weg gepflaſtert, aber nicht unterhalten.

Wir traten nun wieder aus der Nebel-Region heraus, ſahen den Lauerzer-See, die Berge, die ihn einſchließen, den ſchönen Raum, in welchem die Häuſer von Schwyz liegen und das angenehme Thal nach Brunnen hin.

Die Berggipfel waren alle mit vielfachen Wolken und Nebeln bedeckt, ſo daß ihre Maſſen ſelten durchblickten und meiſt nur geahnet werden konnten. Ein ſeltſamer Schein in den Wolken und Nebeln zeigte den Untergang der Sonne an. Dieſe Hüllen lagen ſo gehäuft übereinander, daß man bei einbrechender Nacht nicht glaubte, daß es wieder Tag werden könne.

Sonnabend, den 20. September.

Wir übernachteten in Schwyz und hatten am Morgen einen ſchönen Anblick des völlig grünen, mit hohen, zerſtreuten Fruchtbäumen und weißen Häuſern überſäeten Landes, ſowie der ſteilen, dunkeln Felſen dahinter, an denen die Wolken ſinkend hinſtrichen. Die Mythen und übrigen Berge waren klar, der Himmel blickte an verſchiedenen Stellen blau durch; einige Wolken glänzten von der Sonne erleuchtet. Man ſieht einen Streif des Vierwaldſtätter-See's, beſchneite Gebirge jenſeits; der Eingang in's Muotta-Thal aus dem Thal von Schwyz erſcheint links. Die Heiterkeit der Nebel war ein Vorbote der Sonne. Unausſprechliche Anmuth entwickelte ſich, ſobald nur einzelne Sonnen-

blicke hier- und dahin kreisten. Kein Besitzthum ist mit einer Mauer eingeschlossen; man übersieht alle Wiesen und Baumstücke. Die Nußbäume sind besonders mächtig.

Betrachtung über die Lage des ganzen Cantons, bezüglich auf politische Verhältnisse.

Ein Viertel auf Neun gingen wir bei heiterm Sonnenschein von Schwyz ab und genossen eines herrlichen Rückblicks auf die ernsten Mythen. Von unten lagen sie im leichten Nebel und Rauchdunste des Orts, am Gipfel zogen leichte Wolken hin.

Erst hatten wir gepflasterten Weg, dann einen schönen, gleichen Fußpfad. Eine hölzerne Brücke führt über die Muotta; eine flache, große Weide mit Nußbäumen dehnte sich vor uns aus; rechts im Felde sahen wir hübsche Mädchen mit der Mutter, auf den Knieen mit der Kartoffelernte beschäftigt. Die schöne, eingeschlossene Fläche dauert fort und ein kleiner, vorliegender Hügel schließt das Thal nach dem See zu, von dessen Seiten ein fruchtbarer Abhang nach der Muotta hinuntergeht. Das Thal verbreitet sich rechts. Die Wiesen sind wegen der Tiefe schon saurer. Wir sahen Kühe, zu ihrer Reise über den Gotthard, beschlagen. Bei einer Sägemühle hatten wir einen schönen Rückblick.

Wir kamen nach Brunnen und an den See in einem heitern Moment und schifften uns ein. Man sieht nackte Kalkflöze, die nach Mittag und Mitternacht einfallen und sich gleichsam über einen Kern, auf dem sie ruhen, hinlegen. Die großen Flöze theilen sich wieder in kleinere, die sehr zerklüftet sind, so daß der Felsen an einigen Orten wie aufgemauert erscheint. Der Theil des See's nach Stanz zu verschwindet. Freiheits-Grütli. Grüne des See's, steile Ufer, Kleinheit der Schiffe gegen die ungeheuern Felsmassen. Ein schwer mit Käse beladenes Schiff fuhr vorüber. Die Abhänge sah man mit Wald bewachsen; die Gipfel mit Wolken umhüllt. Sonnenblicke streiften über die Gegend; man fühlte die gestaltlose Großheit der Natur. Abermals nord- und südwärts fallende Flöze, gegen dem Grütli über. Links steile Felsen. Confusion der Flöze haben und drüben, die selbst in ihren Abweichungen correspondiren. Kleine Kirche, links Sissingen. Thal hineinwärts, erst gelinde ansteigende, dann steile Matten. Angenehmer Anblick der Nutzbarkeit zwischen dem Rauhsten; die Seelinie machte das Ganze so ruhig, die Bergbilder schwankten im See. Gegen die Tellen-Platte ist eine schöne Stelle, erst kahler Fels und Steinrutsche, dann anmuthige, nicht allzu steile Matten mit schönen Bäumen und Büschen umgeben. Die Felsen sind bis auf ihre höchsten Gipfel bewachsen.

Es begegneten uns Schiffe, welche Vieh transportirt hatten; wir landeten und traten in Tell's Capelle. Wenn man die gegenüberstehenden Felsen aus der Capelle gleichsam als ein geschlossenes Bild sieht, so gewähren sie gleich einen andern Anblick. Freitag nach Himmelfahrt wird hier gepredigt und die Zuhörer sitzen in Schiffen.

Wir fuhren weiter an einer Felsenecke vorbei und blickten nun in's Uner-Thal. Nach einem ungeheuern steilen Felsen folgen niedere Matten. Man sieht Fideien, die schönste Alpe herwärts; hinterwärts sieht man in's flache Thal, von steilen Gebirgen umgeben.

Wir gingen gegen Altdorf. Hinter Fideien trafen wir schöne Wiesen, rastende Kühe, Plattenweg, Kiesel-Breccie mit Löchern, ingleichen eine feinere; man findet eine in die andere übergehend. Schwalbenversammlung auf den Weiden.

In Altdorf angelangt, logirten wir im schwarzen Löwen bei Herrn Franz Maria Arnold. An den Zimmern waren artige Thürschlösser, die man von außen aufstößt und von innen aufzieht.

Castagnetten-Rhythmus der Kinder mit Holzschuhen.

Der Ort selbst mit seinen Umgebungen bildet einen Gegensatz von Schwyz, er ist schon stadtmäßiger und alle Gärten sind mit Mauern umgeben. Ein Italienisches Wesen blickt durch, auch in der Bauart. So sind auch die untern Fenster vergittert, welche Vorsicht die starke Passage nothwendig zu machen scheint. Ich bemerkte eine hübsche Art, das kurze Stummet in Netzen einzufassen.

Ton der großen Glocken der läutenden Kühe. Schellen der Maulthiere.

Sonntag, den 2. October.

Altorf. Morgens früh Regenwolken, Nebel, Schnee auf den nächsten Gipfeln. Kühe wurden durchgetrieben. Die Leute trugen kleine hölzerne Gefäße, die Thiere einige Melkstühle; denn die Leute nähren sich unterwegs von der Milch.

Höflicher Abschied vom Wirth, Schein wechselseitiger Zufriedenheit. Wirthsgleichniß.

Halb Neune gingen wir ab. Schöne Matten rechts und links. Nebelwesen. Man weiß nicht, ob sie steigen, sinken, sich erzeugen oder verzehren, wegziehen oder sich herabstürzen. Herrliche Felswände, Kalk.

Breite, klare Quelle, Sonne, blauer Himmel durchblickend, an den Bergen Wolkengebilde. Kindergeschrei aus der Höhle. Steile Kalkfelsen links bis auf die Wiesen herab, wie vorher bis auf die Oberfläche des See's. Rückwärts und niedrig erschien ein fast horizontales Stück eines sehr breiten Regenbogens. Das

Zickzack der Felslager erscheint wieder. Wir kamen an die Reuß. Granit-Geschiebe. Artig bewalte saubere Kirche mit einem Jagdwunder, ungefähr wie des heiligen Hubertus.

Rastende Kühe auf der Weide. Sechszehn Stück kosten ungefähr einen Louisd'or des Tags.

Wir trafen zusammengestürzte Gneismassen. Man geht von der Straße ab und kommt auf einen meist angenehm bequemen Fußpfad bis Amsteg.

Bisher hatte das Thal meist gleiche Weite; nun schließt ein Felsstock die eine Hälfte ab; es besteht aus einem sehr quarzhaften Glimmerschiefer.

Nachmittags war das Wetter völlig schön. Gleich hinter Amsteg kommt das Wasser aus dem Maderaner-Thal; man sieht einen Pilger- und Mineralogen-Stieg den Berg hinaufgehen.

Wir traten unsern Weg nach dem Gotthard an. Man trifft schieferiges Talkgestein. Etwas höher hat man einen schönen Rückblick nach Amsteg. Der Character der Gegend ist eigenthümlich; der Blick hinaufwärts verkündigt das Ungeheure. Um halb Viere war die Sonne schon hinter dem Berge. Wir kamen an einen Wasserfall und bald an einen zweiten schönern. Grünlich Gestein mit viel Glimmer, Granit. Abermals schöner Wasserfall, etwas Baumtrockniß. Herrlicher Blick auf die Reuß, an einer alten Fichte und einem großen Felsen vorbei. Immer Granit, mit Talk gemischtes Quarzgestein. Prächtiger Rückblick in die hinabstürzende Reuß. Die Felsmassen werden immer ganzer, ungeheurer. Echo. Sehr schlechter Weg, flacheres Beet der Reuß. Brücke. Zweite Brücke. Es ward Nacht. Von der Höhe Rückblick in die Tiefe; die Lichter in den Häusern und Sägemühlen nahmen sich in der ungeheuern nächtlichen Schlucht gar vertraulich aus. Die Herrlichkeit des Herrn nach der neuesten Exegese. Wir erreichten Wasen, wo wir übernachteten.

Alte Wirthinn, ihre Familien-Geschichte sowie ihre Geduldslehre.

Montag, den 2. October.

Früh sechs Uhr war es klar in der Nähe, Nebel lagen an den Höhen, bald entwickelten sich Anzeigen des blauen Himmels und der durchdringenden Sonne.

Um sieben Uhr von Wasen ab, die Nebel zertheilten sich, die Schatten der Berggipfel sah man in den Wolken. Karge Vegetation, horizontale Wolken-Soffitten; unter uns Wasen, grüne Matten mit Granit-Blöcken und geringen Fichtengruppen. Man kommt vor einen schönen, mannigfaltigen Wasserfall, der erst kleine Absätze macht, dann einen großen Sturz thut. Darauf theilt sich das Wasser in die Breite, sammelt sich wieder in der Mitte und trennt sich wieder, bis es endlich zusammen in die Reuß stürzt. Brücke; Wasserfall über Felsen, die noch ganz scharfkantig sind; schöne Austheilung des Wassers darüber. Man ist eigentlich in der Region der Wasserfälle. Betrachtung, daß der Vierwaldstätter-See auch darum einen sehr ruhigen Eindruck macht, weil kein Wasser in denselben hineinstürzt.

Fast Alles umher steht von zerstreutem Granit, verwittertem Holz und grau gewordenen Häusern grau aus; man sieht noch etwas Kartoffelbau und kleine Gärtchen. Granit-Wände unzerstörlich scheinend. Verwitterter Granit. Brücke. Die Steine derselben, die Felsen, besonders die, welche das Wasser bei hohem Strome bespühlt, sind heißgrau; Nebel zogen gleichsam als Gehänge über das Thal hin und die Sonne, an den Gipfeln hinstreifend, erleuchtete rechts die Berge durch die leichten Nebel, die sich an ihnen hinzogen. Pflanzen werden immer dürftiger; man kommt noch vor einem ansehnlichen Wasserfall vorbei, wo man an den Höhen durch den Nebel lange Wasserstreifen sich herunterbewegen sah. Granit-Felsen wie aufgebaute Pyramiden, ganz glatte Wände der losen Felsstücke, Obelisken-Form. Vorwärts steiles Amphitheater der Schneeberge im Sonnenlichte.

Nach acht Uhr kamen wir nach Göschenen, wo es wieder einen starken Stieg hinaufgeht. Ein Maultierzug begegnete uns; der Weg war durch einen großen Sturz von Granit-Blöcken versperrt gewesen und man hatte ihn durch Sprengen und Wegschaffen derselben kaum wieder aufgeräumt. Holzschleppende Weiber begegneten uns. Sie erhalten oben im Urserener-Thal 6 gr. für die Last, die sie bei Göschenen für 3 gr. kaufen; die andere Hälfte ist ihr Tagelohn. Sturz der Reuß in großen Partien. Brücke. Daneben in Granit war der Name Schricker eingehauen, wahrscheinlich der Vorgesetzte bei'm Brückenbau. Das Thal Urseren baut den Weg fast bis Göschenen. Sonderbare Aussichten in die Tiefe rückwärts; Kühe und Holzträgerinnen stiegen herauf und Nebel zugleich mit ihnen. Zu unserer Seite Granit-Wände, von denen die trockenen Stellen grau, die feuchten violet aussahen. Zum ersten Mal beschien heut die Sonne unsern Weg sowie die durch ungeheure Granit-Blöcke schäumende Reuß. Wir kamen abermals an eine aufgeräumte, vor Kurzem verschüttete Straße. Die Nebel zogen schnell die Schlucht herauf und verhüllten die Sonne. Harter Stieg. Vogelbeerbaum mit den schönsten Früchten. Wir ließen die Kühe an uns vorbei. Die Fichten

verſchwinden ganz; man kommt zur Teufelsbrücke. Rechts ungeheure Wand, Sturz des Waſſers. Die Sonne trat aus dem Nebel hervor. Starker Stieg, Wandſteile der ungeheuern Felſen, Enge der Schlucht. Drei große Raben kamen geflogen; die Nebel ſchlugen ſich nieder; die Sonne war hell. Das Urſener-Thal ganz heiter; die flache, grüne Wieſe lag in der Sonne. Die Urſerner-Kirche, das Hoſpital mit ſeinem alten Thurme waren völlig wie vor Alters. Der Schnee ging nicht ganz bis an die Wieſe herab. Weidendes Vieh; die Berge hinter Realp waren ganz mit Schnee bedeckt, unten begrenzt vom grünen vorſtehenden Abhang, oben vom blauen Himmel. Schon war alle Mühe vergeſſen; der Appetit ſtellte ſich ein. Ein Schlitten mit Käſen ging vorbei. Bächlein zur Wäſſerung der Matten. Granit mit viel Feldſpath, aber noch immer ſich zum Blätterigen neigend. Brücke über die Reuß. Wir erreichten das Hoſpital, wo wir zum gold'nen Löwen oder der Poſt einkehrten.

Dinstag, den 3. October.

Um halb Neune vom Hoſpital aufwärts. Wir faßen Glimmerſchiefer mit vielem und ſchönem Quarz und den erſten Schnee neben uns. Ein ſchöner, breiter, gleichförmiger Waſſerfall ſtrömte über Glimmerſchieferplatten herüber, die gegen den Berg eingeſtürzt waren. Schöne Sonne. Kahles, leeres Thal; abhängige, abgewitterte Seiten. Die Bläue des klaren Himmels ſchätzten wir nach Ultramarin zu dreißig Scudi. Ungeheure, ganz glatte Wände des blätterigen Granit's. Ueber große Maſſen, Platten und Blöcke deſſelben Geſteins ſtürzte ſich ein abermaliger Waſſerfall. Wir nahten uns nun nach und nach dem Gipfel. Moor, Glimmerſand, Schnee, Alles quillt um Einen herum. See'n.

Ich fand den Pater Lorenz noch ſo munter und guten Muthes, als vor zwanzig Jahren und freute mich ſeiner verſtändigen und mäßigen Urtheile über die gegenwärtigen Verhältniſſe in Mailand. Es war ſeit einigen Jahren ein Stammbuch eingeführt. Ein junger Menſch, Joſt Has von Luzern, zum künftigen Poſtboten beſtimmt, wohnte ſeit acht Monaten bei'm Pater. Mineralien-Handel der Köchinn. Sie zeigte uns eine große Menge Adularien. Erzählung, wo ſie ſolche hernimmt. Wechſelnde mineralogiſche Moden: erſt fragte man nach Quarz-Cryſtallen, dann nach Feldſpäthen, darauf nach Adularien und jetzt nach rothem Schörl (Titanit).

Nach der Obſervation eines gewiſſen Johnſton, die in des Capuciners Buch eingeſchrieben iſt, ſoll das Kloſter 46°33''45''' nördlicher Breite liegen.

Nach Tiſche gingen wir wieder hinunter und waren ſo leicht und bald im Hoſpital, daß wir uns verwunderten und der Bergluft dieſe Wirkung zuſchrieben.

Im Hinuntergehen bemerkten wir eigens zackige Gipfel hinter Realp, die daher entſtehen, wenn die oberſten Enden einiger Granit-Wände verwittern, die andern aber ſtehen bleiben. Das Wetter war ganz klar. Aus der Reuß-Schlucht, von der Teufelsbrücke herauf, quollen ſtarke Nebel, die ſich aber gleich an den Berg anlegten.

Mittwoch, den 4. October.

Um halb Neun vom Hoſpital ab zur Rückreiſe nach Stäfa. Völlig klarer Himmel ohne eine Spur von Wolken; es war friſch, ein wenig Reif war gefallen. Ueber Urſeren, wo die Sonne hinſchien, zog ein horizontaler, leichter Duft.

In Urſeren beſuchten wir die Cabinette des Landammann Rogers und Dr. Halters. Auch iſt ein Specerei-Händler, Carl Andreas Chriſten, daſelbſt, der mit Mineralien handelt. Wollte man an ſie ſchreiben, ſo müßte man nicht verſäumen, Urſeren an der Matt auf die Adreſſe zu ſetzen. Wir kehrten in den drei Königen ein und aßen zu Mittag.

Als wir wieder gegen die Teufelsbrücke kamen, ſtiegen feuchte Nebel uns entgegen, die ſich mit dem Waſſerſtaub vermiſchten, ſo daß man nicht wußte, woher ſie kamen und wohin ſie gingen. Die Steinart iſt ſich gleich; denn das Ungeheure läßt keine Mannigfaltigkeit zu. Schnee, der die Vögel in die Schlingen jagt, deren unzählige hier gefangen werden. Ein Zug Maulthiere begegnete uns und der Ton des Kühhornes erklang zu uns aus dem Thale herauf.

Bei Göſchenen belebte ein ſchöner Sonnenblick das Seitenthal; Nebel und Wolken vermehrten ſich an den Gipfeln, unter Waſen hingen ſie ſchon ſoſſittenmäßig. Dort angelangt, kehrten wir wieder am Zoll ein, wo auch fünf Franzoſen zu Nacht blieben.

Donnerstag, den 5. October.

Früh um ſieben Uhr von Waſen ab. Oben an den Berggipfeln war der Nebel ſchon vertheilt; indem wir aber hinabſtiegen, wurden wir davon eingehüllt. Die Gebirge erſchienen im Nebel als ganz flache Maſſen. Ich ſprach mit Meyer über die Idee, eine Reiſe als Halb-Roman zu ſchreiben und wir ſcherzten über ſo viele halbe Genres. Wir kamen wieder in die Region der Nußbäume; und nachdem wir im Gaſthof zu Amſtäg uns ein wenig erfriſcht hatten, gingen wir den Fußweg gegen Altorf. Waſſer und Brodgelübde der geizigen Wirthinn.

Fauſt.

Muß man?

Margarethe.

Ach! wenn ich etwas auf dich könnte!
Du ehrſt auch nicht die heil'gen Sacramente.

Fauſt.

Ich ehre ſie.

Margarethe.

Doch ohne Verlangen.
Zur Meſſe, zur Beichte biſt du lange nicht gegangen.
Glaubſt du an Gott?

Fauſt.

Mein Liebchen, wer darf ſagen,
Ich glaub' an Gott?
Magſt Prieſter oder Weiſe fragen,
Und ihre Antwort ſcheint nur Spott
Über den Frager zu ſeyn.

Margarethe.

So glaubſt du nicht?

Ich beobachtete die grüne Farbe des Waſſers im Vergleich mit dem Grünen des durchſchimmernden Talkes ſowie die Orangen-Farbe des abgehauenen Erlenſtockes.

Anmuthige Gegend an der Reuß. Es iſt ein Fehler bei Fußreiſen, daß man nicht oft genug rückwärts ſieht, wodurch man die ſchönſten Ausſichten verliert.

Wir kamen wieder an die bemalte Kirche an der Jagdmatt, wo Jäger und Hunde vor dem Hirſch knieen, der eine Veronica zwiſchen dem Geweihe hat. Die Kirche war offen und gut gepuzt, aber es war Niemand weit und breit, der darauf Acht gehabt hätte. Begriff von geiſtlicher und weltlicher Policei.

Der Glimmerſchiefer geht noch weit in's Thal herunter auf beiden Seiten. Der Character des Gebirgs zeigt zugleich an, wo der Kalk anfängt. Beſchneite höhere Gebirge in der Nähe veranlaßten die Frage, ob das Schnee-Niveau dieſer Berge mit dem Urſerner daſſelbe ſei. Wir ſprachen über Verkürzung des Wegs und Verbreiterung der Pläze in Gedanken.

Am Wege ward eine Gemſe ausgehauen, bei welcher Gelegenheit man uns die Geſchichte eines Jägers erzählte, der einen Mann ſtatt der Gemſe erſchoß und dem zur Strafe verboten wurde, zehn Jahre lang kein Gewehr zu führen. Gemſen kommen noch öfters vor ſowie auch Murmelthiere, wovon wir mehrere im Hoſpital ſahen, die, noch im Felle, an der Luft trockneten.

Abends in Altorf verzehrten wir ein gutes und wohlbereitetes Berghuhn.

Freitag, den 6. Oktober.

Unter verſchiedenen theoretiſchen Geſprächen gingen wir von Altorf zeitig ab und kamen nach Flüelen zum Vierwaldſtätter-See, um hinab nach Beckenried zu fahren. Die Schiffe ſind ſehr leicht gebaut, ſo daß ein's nur drei Jahre hält. Das Steuerruder iſt, wie die andern, nur mit einem leichten Ringe von Schlingholz befeſtigt. Die Wagage der Reiſenden wird auf das Vordertheil der Schiffe gelegt, ſowie man ſich überhaupt mehr vorwärts ſezt. Es ward von Gemſen, Lawinen und Stürmen geſprochen. Die größten Stürme erregt der Föhnwind, der im Frühjahr, beſonders aber im Herbſt, über die Berge von Mittag kommt und große Wellen und Wirbel aufregt. Wir kamen dem Axenberg näher; ungeheure Felswände ragen aufwärts; man kommt an eine Halbbucht, dann folgt eine zweite, etwas tiefere, dann die Tellen-Platte. Die Beleuchtung war ſehr ſchön, die Capelle lag im Schatten; die Kronaly, wegen der Krone von Flüzen auf ihrer Höhe ſo genannt, lag in der Sonne. Alles Menſchenwerk, wie auch alle Vegetation, erſcheint klein gegen die ungeheuern Felsmaſſen und Höhen.

Wir fuhren nun quer über den See nach der linken Landſpize zu, wo dann nordöſtlich die Schwyzer-Mythen-Berge bald wieder erſchienen. Ein Reiger flog auf. Wir kamen am Grütli vorbei, wo man kurz vor der Ecke Flüze wie Mauerwerk und Thürme, ſowie, Brunnen gegenüber, an der Ecke anmuthig überhängende Bäume ſieht. Die Mythen lagen nun in völliger Breite vor uns; auch ſah man einen Theil der Landbucht von Schwyz und die ſchönen, nicht allzu ſteilen Matten der Schwyzer rechts am See. Wir hielten uns an der linken Seite fort und kamen an einem in Fels und Waldgebüſch am Ufer ſtehenden Wirthshauſe vorbei, wo wir Piemonteſer-Soldaten und Luzerner-Frauen einnahmen. Man ſah Beckenried von weitem am dießſeitigen Ufer, in derſelben Richtung den Pilatus-Berg gegen Weſten in Wolken. Es entſtand ein Segenwind und wir kamen an der Grenze von Uri und Unterwalden vorüber, die ſehr leicht bezeichnet iſt.

Hier wird nun der Anblick, den See hinab, mannigfaltig groß und intereſſant: das linke Ufer iſt waldig und ſchön bewachſen; man ſieht Beckenried an einem fruchtbaren Abhange eines Berges liegen, deſſen ſteiler Gipfel nach und nach ſanft bis in die Mitte des Bildes abläuft; hinter dieſen ſchönbewachſenen Strichen ahnet man die Fläche von Stanz. Der wolkenbedeckte Pilatus blickte im Hintergrunde hervor; näher in derſelben Richtung ſieht man den mit Holz bewachſenen Bergrücken, der Unterwalden nordwärts gegen den Luzerner-See begrenzt. Rechts in der Nähe liegt Gersau und im Weiterfahren ſieht man bald die Enge, durch die der See ſeine Wendung nordweſtwärts nimmt.

Eine beliebte Apfel-Sorte wird in dieſer Gegend Breitacher genannt; die Italiener nennen ſie Melaruzzi.

In der Nähe von Beckenried ſahen wir den Gipfel des Rigi, der tiefer hinab mit Wolken umhüllet war. Den See in nordweſtlicher Richtung hinabblickend, unterſchieden wir in der Ferne Wegis, einen Ort, der durch einen langſam vorſchiebenden Kiesboden vor kurzer Zeit von der Stelle geſchoben wurde. Das Schieben des Erdreichs, wobei Alles zu Grunde ging, was ſich auf der Oberfläche befand, dauerte vierzehn Tage, ſo daß die Leute ihre Häuſer abtragen und das Holz wegſchaffen konnten. Ein Haus wurde dergeſtalt herumgedreht, daß es, wie man uns ſagte, jezt nach einer andern Seite hinſteht.

Wir erreichten um halb ein Uhr Beckenried, wo wir ausſtiegen und ſogleich den Fußpfad nach Stanz weiter gingen, den angenehmſten Weg,

den man ſich denken kann. Er geht unmittelbar am See hin, ſanft in die Höhe durch grüne Matten, unter hohen Nuß- und andern Fruchtbäumen durch und an reinlichen Häuſern vorbei, die an dem ſanften Abhang liegen. Wir kamen nun über eine breite Steinrutſche, die durch einen Gießbach heruntergeſchoben worden, welche Naturwirkung ſchon viel gutes Terrain weggenommen hat und noch mehr wegnehmen wird. Die Landleute haben ein fremdes Anſehen; ſie ſind wohlgebildet aber blaß; der feuchte Boden ſetzt ſie Scrophel- und Hautkrankheiten aus. Der See macht hier einen Buſen gegen ein niedriges Land zu, das nordwärts durch die Mittagsſeite eines ſanft abhangenden Berges begrenzt wird, welcher ſehr gut bebaut iſt. Die Bäume hingen voll Obſt; die Nüſſe wurden abgeſchlagen; die Bucht endigt ſich mit flachen, ſumpfigen Wieſen. Wir kamen durch Buochs, wobei ein Landungsplatz für dieſe Seite iſt und ſahen Landleute mit Hanf beſchäftigt. Ein ſchön gepflaſterter Weg führt über eine Höhe, zwiſchen Matten hin, auf welchen Kühe ſchweigten. Dergleichen Matten werden im Frühjahr abgeäpt; und wenn das Heu gemacht iſt, wachſen ſie abermals ſtark genug, ſo daß die Kühe bis auf den Winter hinreichende Nahrung finden. Man kommt durch ein ſchmales Thal zwiſchen eingezäunten Matten und endlich auf die ſchöne, völlig ebene Fläche, worauf Stanz liegt, nicht zu nahe von hohen Bergen umgeben. Wir traten im Gaſthofe zur Krone ein, wo man, der Kirche gegenüber, auf einen hübſchen Platz ſieht. In der Mitte ſteht ein Brunnen, auf den der alte Winkelried geſtellt iſt, mit den Speeren im Arm. Nicolaus von der Flüe hing in der Stube. Auf gemalten Fenſterſcheiben waren über verſchiedene Wappen die Haupt-Momente der Schweizer-Chronik aufgezeichnet. Wir laſen in einem Buche: „Kleiner Verſuch einer beſondern Geſchichte des Freiſtaates Unterwalden. Luzern 1789.“ In der Dedication fand ſich der ſonderbare Titel: Helvetiſch Großmächtige.

Heilige, Helden, Staatsleute und Frauen aus der Geſchichte des Landes.

Sonnabend, den 7. October.

Früh Nebel; doch der Schein der Morgenſonne hier und da auf den Gipfeln der Berge. Gegen acht Uhr von Stanz ab auf dem Wege nach Stanzſtade. Man kommt über flache Matten zwiſchen Bergen und glaubt zu bemerken, wie der ehemals höhere See hierher eingewirkt und das Erdreich zubereitet hat. Gegen Stanzſtade wird es ſumpfiger.

Es begegneten uns Mädchen, die auf den kleinen Strohhüten vier wechſelsweiſe roth und grüne Schleifen trugen. In Stanzſtade hielten wir uns nicht auf und waren bald am Landungsplatze am See, um von hier zu Schiffe nach Küßnach zu gehen. Es lagen ſchöne Sand- oder graue Wackenplatten am Ufer, aus dem Luzern'ſchen hierher transportirt. Hier nun iſt ringsumher der Anblick der Gegend gar angenehm, wegen der mannigfaltigen Berge, Buchten und Arme des See's, die man deutlich ſieht oder ahnet. Bei etwas Nebel fuhren wir ab.

In der Mitte des Kreuzes, das der See bildet, hat man höchſt bedeutende Anſichten; denn der Character der Ufer variirt nach allen Seiten. Luzern liegt links gegen Weſten in einer Bucht, umgeben von ſanften, fruchtbaren Höhen, welche ſich rechts an dem Ufer des Arms, der nach Küßnach hinreicht, erſtrecken. Blickt man nordwärts nach Küßnach, ſo liegt rechts ein artiges Vorgebirg, von mannigfaltiger Geſtalt, gut bewachſen und bebaut. Oſtwärts iſt das Waſſer zwiſchen ſteilen und dunkelbewachſenen Wänden eingefaßt und die Spitze von Gersau ſcheint nur einen geringen Durchgang in den obern Theil des See's zu laſſen. Nach Süden zurück ſieht man nun den berühmten Wartthurm von Stanzſtade und den kleinen Ort auf ſeiner Fläche, umgeben von den mannigfaltigſten Gebirgen und Vorgebirgen, hinter denen ſüdweſtlich der Pilatus hervorſteht.

Wir ſahen uns überall nach dem Reynald'ſchen Monumente um, aber vergebens; man wies uns den Felſen, wo es geſtanden hatte. Durch die Zuleitung des goldenen Knopfs auf der Spitze ward es vom Blitz getroffen, beſchädigt und abgetragen.

Wir fuhren an dem artigen Vorgebirge vorbei, das aus ſehr neuen Kalk- und Thonflötzen beſteht. In Stanz, ſowie in Uri, ziehen ſie Birnen an den Häuſern, von denen wir einige von Stanz mitgenommen hatten; die von einem unglaublichen Trieb des Saftes aufgeſchwollen waren, ſo daß die Epiderm in Höckern aufgetrieben worden, ja ſogar der Stiel ſaftige Exantheme an ſich hatte.

In Küßnach kehrten wir im Gaſthof zum Engel ein, wo wir zu Mittag aßen und bald nach Tiſch auf der Straße nach Immenſee weiter gingen. Wir hatten einen ſanft in die Höhe ſteigenden, angenehmen Weg; geſprengte Granit-Blöcke lagen an der Seite, die man von einer Matte, wo ſie wahrſcheinlich als ungeheure Geſchiebe liegen, herüber an die Straße geſchafft hatte. Die Steinart iſt die des Gotthard's, nur weniger blätterig.

Wir erreichten die Höhe der kleinen Erdzunge, welche den Vierwaldſtätter- und den Zuger-See trennt und wo eine Capelle zum Andenken von Geßler's Tode ſteht. Man ſieht

nun rückwärts von oben herunter eine anmuthig bebaute, aufsteigende Bucht vom Luzerner-See herauf. Wir fanden einige Castanien-Bäume, sehr schön bestandene Matten und Baumstücke, deren hohes Gras und Kraut von den Kühen mehr zertreten als gefressen ward. Etwas weiter erblickten wir auch den Zuger-See, von sanft-abhängigen Bergen umgeben, in dessen südöstlichem Winkel man Art liegen sah.

In Immensee gingen wir zu Schiff und fuhren in nördlicher Richtung nach Zug. Die Schiffe sind klein, nur aus zwei Stücken zusammengesetzt und gleichen also völlig einem großen, ausgehöhlten Baumstamme; die Bänke stehen durchaus quer und passen sauber in die Fugen; an den Seiten sind noch Bretter angesetzt, an denen die kleinen Ruder angebracht sind, womit sie in geschwindem Tact sehr schnell fahren. Links ward ein Sandstein gebrochen. Sobald man um die vorstehende Ecke ist, nimmt der See nordwärts einen sehr heitern Character an, indem er, nur von Hügeln umgeben, die Berge des untern Landes in der Ferne zeigt. Im Grunde bei'm Ausfluß steht man Cham, woraber ein ferner, flacher Berg hervorragt. Rechts besteht das Ufer aus Thonflötzen, über denen man einen mit artigen Gruppen bewachsenen Berg sich hervorheben sieht. Sodann erscheint eine mit fruchtbaren Höhen begrenzte, angenehme Fläche am See, mit dem weitläufigen Dorf Oberwil. Man sieht wieder etwas Weinbau.

In Zug an's Land steigend, kehrten wir im Ochsen ein. Der Ort ist alt, aber reinlich und gut gebaut und liegt an einer Anhöhe. Er ist der Stapelort von den Gütern, die nach Zürich gehen und daher kommen und liefert den kleinen Cantonen Töpferwaare, denen aller Thon zu dem Endzweck mangelt. Auch sind verschiedene Feuerhandwerke daselbst in guter Nahrung.

An den schönen, eigentlich gemalten Scheiben im Wirthshaus bemerkte ich eine Farbe, die sich dem Purpur nähert, eigentlich aber nur eine Granat- oder Hyacinth-Farbe war. Man sah daraus, daß sie Alles versucht hatten, um den Purpur in diesen Fällen zu ersetzen.

Sonntag, den 8. October.

Um acht Uhr aus Zug auf der Straße über Baar nach Horgen zu am Zürcher-See. Man kommt sogleich durch ein angenehmes Thal, das hier und da an den Höhen etwas Fruchtbau hat, in den Tiefen und Flächen ist Moorland.

Die Fläche um Baar herum erschien höchst mannigfaltig. Gute Wiesen wechseln mit Baumstücken, nassen Wiesen, Weiden und Erlen. Auf den besten Wiesen wächst viel Leontoden. Der Ort ist artig gebaut; man sieht eine geräumige Gasse sowie zwischen Wiesen und Gärten zerstreute Häuser. Gleich hinter dem Ort erstreckt sich eine große Gemeinweide mit Obstbäumen. Man kommt an einen Bach und steigt aufwärts, wo ich Ilex aquifolium fand. Der Weg geht sodann auf einem Knüppeldamm durch ein artiges Buschholz, hinter welchem auf der freien Höhe man wieder Fruchtbau findet auf magerm, doch gemischtem Boden. Rückwärts sieht man nun einen Theil des Zuger-See's. Weiterhin wird der Boden sumpfig und man findet keine Häuser mehr. Der Fahrweg ist abscheulich. Saures Gras und niederes Reisig wird zum Streuen gehauen.

Man kommt über die Sihl-Brücke. Der Aufstieg gegenüber im Züricher-Gebiet ist steil, aber der Weg gut. Endlich gelangt man wieder zur Aussicht des Züricher-See's, den man rechts hat, sowie links das nördliche Ende des Zuger-See's. Man steigt hinab; es entwickelt sich eine große Mannigfaltigkeit nach dem See zu; und man kommt den letzten Theil des Weges auf einem abscheulich unterhaltenen Pflaster nach Horgen, dem Stapelorte der Waaren, die von Zürich und Zug kommen.

Wir aßen im Löwen zu Mittag, wo wir zugleich einer schönen Aussicht genossen und fuhren sodann gegen Abend bei anmuthigem Wetter in zwei Stunden zu Schiffe nach Stäfa.

Stäfa, Montag, den 9. October.

Früh am Tagebuch dictirt. Sodann die Schweizer-Chronik wegen der Geschichte des Tell gelesen und mit Meyer über die Behandlung derselben, sowie über Behandlung im Allgemeinen bei Gelegenheit der Schiller'schen Briefe gesprochen.

Dienstag, den 10. October.

Abschrift des Tagebuchs. Die Mineralien verzeichnet und eingepackt; darauf in Tschudi's Chronik weiter gelesen. Zeichnung Tell's mit dem Knaben. Niobe, Vorlesung.

Mittwoch, den 11. October.

Abschrift des Tagebuchs fortgesetzt. Briefe des Julius Roman. Andrea del Sarto. Vorlesung der Florentinischen Kunstgeschichte. Fernere Einpacken der Steine.

An Schiller.

Stäfa, den 13. October.

An einem sehr regnichten Morgen bleibe ich, Werther Freund, in meinem Bette liegen, um mich mit Ihnen zu unterhalten und Ihnen Nachricht von unserm Zustande zu geben, damit Sie, wie bisher, uns mit Ihrem Geiste begleiten und uns von Zeit zu Zeit mit Ihren Briefen erfreuen mögen.

Aus den Gebirgen sind wir glücklich zurück-

gekehrt. Der Inſtinct, der mich zu dieſer Ausflucht trieb, war ſehr zuſammengeſetzt und undeutlich. Ich erinnerte mich des Effects, den dieſe Gegenſtände vor zwanzig Jahren auf mich gemacht; der Eindruck war im Ganzen geblieben, die Theile waren erloſchen und ich fühlte ein wunderſames Verlangen, jene Erfahrungen zu wiederholen und zu rectificiren. Ich war ein anderer Menſch geworden und alſo mußten mir die Gegenſtände auch anders erſcheinen. Meyer's Wohlbefinden und die Ueberzeugung, daß kleine gemeinſchaftliche Abenteuer, ſowie ſie neue Bekanntſchaften ſchneller knüpfen, auch den alten günſtig ſind, wenn ſie nach einigem Zwiſchenraum wieder erneut werden ſollen, entſchieden uns völlig und wir reiſ'ten mit dem beſten Wetter ab, das uns auch auf das Vortheilhafteſte eilf Tage begleitete. In der Beilage bezeichne ich wenigſtens den Weg, den wir gemacht haben; ein vollſtändiges, obgleich apheriſtiſches Tagebuch theile ich in der Folge mit. Indeſſen wird Ihre liebe Frau, die einen Theil der Gegenden kennt, vielleicht Eins oder das Andere aus der Erinnerung hinzufügen.

Bei unſerer Zurückkunft fand ich Ihre beiden lieben Briefe mit den Beilagen, die ſich unmittelbar an die Unterhaltung anſchloſſen, welche wir auf dem Wege ſehr eifrig geführt hatten, indem die Materie von den vorzuſtellenden Gegenſtänden, von der Behandlung derſelben durch die verſchiedenen Künſte oft von uns in ruhigen Stunden vorgenommen worden. Vielleicht zeigt Ihnen eine kleine Abhandlung bald, daß wir völlig Ihrer Meinung ſind; am meiſten aber wird mich's freuen, wenn Sie Meyer's Beſchreibungen und Beurtheilungen ſo vieler Kunſtwerke hören und leſen. Man erfährt wieder bei dieſer Gelegenheit, daß eine vollſtändige Erfahrung die Theorie in ſich enthalten muß. Um deſto ſicherer ſind wir, daß wir uns in einer Mitte begegnen, da wir von ſo vielen Seiten auf die Sache losgehen.

Wenn ich Ihnen nun von meinem Zuſtande ſprechen ſoll, ſo kann ich ſagen, daß ich bisher mit meiner Reiſe alle Urſache habe zufrieden zu ſein. Bei der Leichtigkeit, die Gegenſtände aufzunehmen, bin ich reich geworden, ohne beladen zu ſein. Der Stoff incommodirt mich nicht, weil ich ihn gleich zu ordnen oder zu verarbeiten weiß; und ich fühle mehr Freiheit als jemals, mannigfaltige Formen zu wählen, um das Verarbeitete für mich oder Andere darzuſtellen. Von dem unfruchtbaren Gipfel des Gotthards bis zu den herrlichen Kunſtwerken, welche Meyer mitgebracht hat, führt uns ein labyrinthiſcher Spaziergang durch eine verwickelte Reihe von intereſſanten Gegenſtänden, welche dieſes ſonderbare Land enthält. Sich durch unmittelbares Anſchauen die naturhiſtoriſchen, geographiſchen, öconomiſchen und politiſchen Verhältniſſe zu vergegenwärtigen, und ſich dann durch eine alte Chronik die vergangenen Zeiten näher zu bringen, auch ſonſt manchen Aufſatz der arbeitſamen Schweizer zu nutzen, gibt, beſonders bei der Umſchriebenheit der helvetiſchen Exiſtenz, eine ſehr angenehme Unterhaltung, und die Ueberſicht ſowohl des Ganzen als die Einſicht in's Einzelne wird beſonders dadurch ſehr beſchleunigt, daß Meyer hier zu Hauſe iſt, mit ſeinem richtigen und ſcharfen Blick ſchon ſo lange die Verhältniſſe kennt und ſie in einem treuen Gedächtniſſe bewahrt. So haben wir in kurzer Zeit mehr zuſammen gebracht, als ich mir vorſtellen konnte, und es iſt nur Schade, daß wir um einen Monat dem Winter zu nahe ſind; noch eine Tour von vier Wochen müßte uns mit dieſem ſonderbaren Lande ſehr weit bekannt machen.

Was werden Sie nun aber ſagen, wenn ich Ihnen vertraue, daß, zwiſchen allen dieſen proſaiſchen Stoffen, ſich auch ein poetiſcher hervorgethan hat, der mir viel Zutrauen einflößt? Ich bin faſt überzeugt, daß die Fabel von Tell ſich werde epiſch behandeln laſſen und es würde dabei, wenn es mir, wie ich vorhabe, gelingt, der ſonderbare Fall eintreten, daß das Märchen durch die Poeſie erſt zu ſeiner vollkommenen Wahrheit gelangte, anſtatt daß man ſonſt, um Etwas zu leiſten, die Geſchichte zur Fabel machen muß. Doch darüber künftig mehr. Das beſchränkte, höchſt bedeutende Local, worauf die Begebenheit ſpielt, habe ich mir wieder recht genau vergegenwärtigt, ſowie ich die Charactere, Sitten und Gebräuche der Menſchen in dieſen Gegenden ſo gut, als in der kurzen Zeit möglich, beobachtet habe, und es kommt nun auf gut Glück an, ob aus dieſem Unternehmen Etwas werden kann.

Nun aber entſteht eine Frage, die uns doch von Zeit zu Zeit zweifelhaft iſt, wo wir uns hinwenden ſollen, um ſowohl Meyer's Collectaneen als meinen eigenen alten und neuen Vorrath auf's Bequemſte und Baldigſte zu verarbeiten. Leider ſind hier am Orte die Quartiere nicht auf den Winter eingerichtet; ſonſt läugne ich nicht, daß ich recht geneigt geweſen wäre, hier zu bleiben, da uns denn die völlige Einſamkeit nicht wenig gefördert haben würde. Dazu kommt, daß es der geſchickteſte Platz geweſen wäre, um abzuwarten, ob Italien oder Frankreich auf's künftige Frühjahr den Reiſenden wieder anlockt oder einläßt. In Zürich ſelbſt kann ich mir keine Exiſtenz denken und wir werden uns wohl nunmehr ſachte wieder nach Frankfurt begeben.

Ueberhaupt aber bin ich auf einer Idee, zu deren Ausführung mir nur noch ein wenig Ge-

wohnheit mangelt; es würde nämlich nicht schwer werden, sich so einzurichten, daß man auf der Reise selbst mit Sammlung und Zufriedenheit arbeiten könnte. Denn wenn sie zu gewissen Zeiten zerstreut, so führt sie uns zu andern desto schneller auf uns selbst zurück; der Mangel an äußern Verhältnissen und Verbindungen, ja die Langeweile, ist Demjenigen günstig, der Manches zu verarbeiten hat. Die Reise gleicht einem Spiel; es ist immer Gewinn und Verlust dabei, und meist von der unerwarteten Seite; man empfängt mehr oder weniger, als man hofft; man kann ungestraft eine Weile hinschlendern und dann ist man wieder genöthigt, sich einen Augenblick zusammenzunehmen. Für Naturen wie die meine, die sich gerne festsetzen und die Dinge festhalten, ist eine Reise unschätzbar; sie belebt, berichtigt, belehrt und bildet.

Ich bin auch jetzt überzeugt, daß man recht gut nach Italien gehen könnte: denn Alles setzt sich in der Welt nach einem Erdbeben, Brand und Ueberschwemmung so geschwind als möglich in seine alte Lage, und ich würde persönlich die Reise ohne Bedenken unternehmen, wenn mich nicht andere Betrachtungen abhielten. Vielleicht sehen wir uns also sehr bald wieder und die Hoffnung, mit Ihnen das Erbeutete zu theilen und zu einer immer größern theoretischen und practischen Vereinigung zu gelangen, ist eine der schönsten, die mich nach Hause lockt. Wir wollen sehen, was wir noch Alles unterwegs mitnehmen können. So hat Basel wegen der Nähe von Frankreich einen besondern Reiz für mich; auch sind schöne Kunstwerke, sowohl ältere als ausgewanderte, daselbst befindlich.

An Herrn Geheimerath Voigt.

Stäfa, den 17. October.

Wir sind von unserer Reise auf den Gotthard glücklich zurückgekommen; das Wetter hat uns sehr begünstigt und ein ziemlich umständliches Tagebuch wird künftig zu mancherlei Unterhaltung Gelegenheit geben. Jetzt ist man hier am See in der Weinlese begriffen, die um desto mehr die Menschen erfreut, als der Wein im hohen Preis ist und stark ausgeführt wird.

Seit einigen Tagen sind die Nachrichten vom Rhein her beunruhigend und die Franzosen scheinen selbst an den Schweizern Händel zu suchen. Sollte der Krieg wieder angehen, so ist ein ungeheures Unheil zu befürchten.

Indessen wünschte ich Ihnen nur einen Blick von dem kleinen Balcon meines Zimmers in die äußerst cultivirten Besitzungen dieses Orts, den daran stoßenden See und die jenseitigen Ufer mit den heitern Ortschaften, die sich daran hinziehen. Wenn man mit dem Perspectiv die Flächen durchläuft, so ist es eine unendliche Welt, die man übersieht. Im Süden zeigen sich die Gipfel der Berge bei Einsiedeln und Schwyz, jetzt schon stark beschneit, während die ganze untere Landschaft noch grün ist und kaum einige Bäume durch roth' und braune Tinten das Alter des Jahres verkündigen. Was man sonst von Oeconomen wünschen hört, den höchsten Grad von Cultur mit einer gewissen mäßigen Wohlhabenheit, Das sieht man hier vor Augen.

In acht Tagen wird sich's entscheiden, was wir wegen unserer Rückreise zu beschließen haben, da die ganze Welt ringsum sich wieder zu verwirren drohet. Am Ende bleibt uns wohl nur der Weg, den Wieland vor einem Jahre nahm. Wer hätte denken sollen, daß man in der Schweiz nochmals in Gefahr käme, von Deutschland abgeschnitten zu werden!

Daß wir auf unserer Reise brav Steine geklopft haben, können Sie leicht denken, und ich habe deren fast mehr als billig ist, aufgepackt. Wie soll man sich aber enthalten, wenn man zwischen mehrern Centnern von Mandarien mitten inne sitzt! Unter mehrern bekannten Dingen bringe ich auch einige seltene und vorzüglich schöne Sachen mit. Ich wünschte, schon läge Alles aufgepackt vor Ihnen und ich genösse Ihre Unterhaltung wieder. Doch die Zeit wird auch kommen und wir wollen ihr ruhig entgegengehn. Leben Sie indeß mit den werthen Ihrigen, denen ich mich bestens empfehle, recht wohl! Meyer empfiehlt sich zum Besten.

An den Herzog von Weimar.

Stäfa, den 17. October.

Kaum sind wir aus der unglaublichen Ruhe, in welcher die kleinen Cantone hinter ihren Felsen versenkt liegen, zurückgekehrt, als uns vom Rhein und aus Italien her das Kriegsgeschrei nach- und nach entgegenschallt. Bis dieser Brief Sie erreicht, wird Manches entschieden sein; ich spreche nur ein Wort vom gegenwärtig Nächsten.

Die Franzosen haben an Bern einen Botschafter geschickt mit dem Begehren, man solle den Englischen Gesandten sogleich aus dem Lande weisen. Sie geben zur Ursache an: Man sehe nicht ein, was er gegenwärtig in der Schweiz zu thun habe, als der Republik innere und äußere Feinde zu machen und aufzureizen. Die Berner haben geantwortet: Es hänge nicht von ihnen ab, indem der Gesandte an die sämmtlichen Cantone accreditirt sei. Der Französische Abgeordnete ist deßhalb nach Zürich gekommen. Das Weitere steht zu erwarten. Mir will es scheinen, als suchten die Franzosen Händel mit den Schweizern. Die Ueberbliebenen im Directorium sind ihre Freunde nicht; in Barthelemy

ist ihr Schutz-Patron verbannt. Ein verständiger Mann, der von Paris kommt und die letzten Scenen mit erlebt hat, behauptet, daß es nicht sowohl der royalistischen als der friedliebenden Partei gegolten habe.

Unsere eilftägige Reise, auf der wir die Cantone Schwyz, Uri, Unterwalden und Zug durchstrichen, ist sehr vom Wetter begünstigt worden. Der Pater Lorenz ist noch so munter, als wir ihn vor soviel Jahren kannten. Tausend Mal, ja beständig habe ich mich der Zeit erinnert, da wir diesen Weg zusammen machten. Ich habe viel Freude gehabt, diese Gegenstände wieder zu sehen und mich in mehr als einem Sinne an ihnen zu prüfen. Meine mehrere Kenntniß der Mineralogie war ein sehr angenehmes Hülfsmittel der Unterhaltung. Die Cultur dieser Gegenden, die Benutzung der Producte gewährt einen sehr angenehmen Anblick. Es war eben die Zeit des Bellenzer-Marktes und die Straße des Gotthard's war mit Zügen sehr schönen Viehes belebt. Es mögen dieß Mal wohl an viertausend Stück, deren jedes hier im Lande zehn bis fünfzehn Louisd'or gilt, hindurchgetrieben worden sein. Die Kosten des Transport's auf's Stück sind ungefähr fünf Landthaler; geht es gut, so gewinnt man auf's Stück zwei Louisd'or gegen den Einkaufspreis und also, die Kosten abgezogen, drei Landthaler. Man denke, welche ungeheure Summe also in diesen Tagen in's Land kommt. Ebenso hat der Wein auch großen Zug nach Schwaben und die Käse sind sehr gesucht, so daß ein unbedenkliches Geld einfließt.

Ich lege eine kleine Schilderung, eine Aussicht von meinem Balcon bei. Die Cultur ist um den Züricher-See wirklich auf dem höchsten Punct und der Augenblick der Weinlese macht Alles sehr lebhaft.

Meyer empfiehlt sich zu Gnaden; er ist fleißig mit dem Pinsel und der Feder gewesen. Der letzte Kasten von Rom, der die Aldobrandinische Hochzeit enthält, ist eben über Trieft, Villach und Constanz angekommen. Nun sind alle unsere Schätze beisammen, und wir können nun auch von dieser Seite beruhigt und erfreut unsern Weg antreten. In einigen Tagen gedenken wir nach Zürich zu gehen und erwarten, was uns die Kriegs- oder Friedensgöttinn für einen Weg nach Hause zeigen wird, wo wir Sie gesund und vergnügt anzutreffen hoffen. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlinn zu Gnaden und erhalten mir Ihre geneigten Gesinnungen.

An Herrn Cotta in Tübingen.

Den 17. October.

Wir sind von unserer Fuß- und Wasserreise glücklich wieder in Stäfa angelangt und werden in wenigen Tagen nach Zürich gehen. Dürfte ich Sie bitten, Alles, was von [illegible] an bei Ihnen anlangt, bei Sich liegen zu lassen, bis ich es entweder selbst abhole oder einen Ort, wohin es gesendet werden könnte, bezeichnen kann. Das Kriegsfeuer, das sich überall wieder zu entzünden scheint, setzt einen Reisenden in eine sehr zweifelhafte Lage. Ich habe indessen von der kurzen Zeit den möglichsten Gebrauch gemacht. Von den Winter-Scenen des Gotthard's, die nur noch durch Mineralogie belebt werden können, durch die auf mancherlei Weise fruchtbaren, genutzten und in ihren Einwohnern emsigen Gegenden von Unterwalden, Zug und Zürich, wo uns nun besonders die Weinlese umgibt, haben wir uns in ein Museum zurückgezogen, das durch die von Meyer aus Italien mitgebrachten eigenen Arbeiten und sonstige Acquisitionen gebildet wird, und sind also von dem Formlosesten zu dem Geformtesten übergegangen. Besonders wichtig ist die Copie des antiken Gemäldes der sogenannten Aldobrandinischen Hochzeit, die im eigentlichsten Sinne mit Critik gemacht ist, um darzustellen, was das Bild zu seiner Zeit gewesen sein kann, und was an dem jetzigen, nach so mancherlei Schicksalen, noch übrig ist. Er hat dazu einen ausführlichen Commentar geschrieben, der Alles enthält, was noch über die Vergleichung des alten und leider so oft restaurirten Bildes mit seiner gegenwärtigen Copie und einer ältern Copie von Poussin, nach der die Kupferstiche gemacht sind, zu sagen ist. Das Bild selbst, das von einem geschickten Meister zu Titus Zeiten mit Leichtigkeit und Leichtsinn auf die Wand gemalt, nunmehr, soviel es möglich war, nachgebildet und wieder hergestellt vor sich zu sehen, sich daran erfreuen und sich über seine Tugenden und Mängel besprechen zu können, ist eine sehr reizende und belehrende Unterhaltung. Das Bild ist 8 Fuß lang, 5½ Fuß hoch und die Figuren sind nicht gar 2 Fuß Leipziger-Maß; die Copie ist in Allem, sowohl in der Größe als den Farben, den Tugenden und den Fehlern dem Original möglichst gleich gehalten. Ich hoffe, daß Sie dereinst, wenn es bei mir aufgestellt sein wird, das Vergnügen, es zu beschauen, mit uns theilen werden. Leben Sie recht wohl und gedenken mein!

Euphrosyne.

Auch von des höchsten Gebirgs beeisten, zackigen Gipfeln
Schwindet Purpur und Glanz scheidender Sonne hinweg.
Lange verhüllt schon Nacht das Thal und die Pfade des Wand'rers,
Der, am tosenden Strom, auf zu der Hütte sich sehnt,
Zu dem Ziele des Tags, der stillen, ländlichen Wohnung;
Und der göttliche Schlaf eilet gefällig voraus,
Dieser holde Geselle des Reisenden. Daß er auch heute
Gegend kränze das Haupt mir mit dem heiligen Mahl!

Aber was leuchtet mir dort vom Felsen glänzend herüber,
Und erhöht den Duft schäumender Ströme so hold?
Strahlt die Sonne vielleicht durch heimliche Spalten und Klüfte?
Denn ein irdischer Glanz ist es, der wandelnde, dort.
Näher wagt sich die Woge, sie grüßt. Ich staune dem Wunder!
Wird der rosige Strahl nicht ein bewegtes Gebild?
Welche Göttinn naht sich mir? Und welche der Musen
Sucht den treuen Freund, selbst in dem grausen Gefilde?
Schöne Göttinn, enthülle Dich mir und täusche, verschwindend,
Nicht den begeisterten Sinn, nicht das gerührte Gemüth!
Nenne, wenn Du es darfst, vor einem Sterblichen Deinen
Göttlichen Namen; wo nicht, rege bedeutend mich auf,
Daß ich suche, welche Du bist von den ewigen Töchtern
Zeus, und der Dichter sogleich preise Dich würdig im Lied. —
Kennst Du mich, Vater, nicht mehr? Und kämst diese Gestalt Dir,
Die Du doch sonst geliebt, schon als ein fremdes Gebild?
Zwar der Erde gehör' ich nicht mehr, und trauernd entschwang sich
Schon der schaudernde Geist jugendlich frohem Gemüth;
Aber ich hoffte mein Bild noch fest in der Freunde Erinn'rung
Eingeschrieben, und noch schön durch die Liebe verklärt.
Ja, schon sagt mir gerührt Dein Blick, mir sagt es die Thräne:
Euphrosyne, sie ist noch von dem Freunde gekannt,
Sind', die Scheidende zieht durch Wald und granses Gebirge,
Sucht den wandernden Mann, ach! in der Ferne noch auf;
Sucht den Lehrer, den Freund, den Vater, blickt noch ein Mal
Nach dem leichten Gerüst irdischer Freuden zurück.
Hat mich der Tage gewendet, da mich, das Kind, Du dem Spiele
Jener täuschenden Kunst reizender Musen geweiht.
Hat mich der Stunde gedenken und jedes seinem Umstands.
Ach, wer ruft nicht so gern Unwiederbringliches an!
Jenes süße Gedränge der leichtesten irdischen Tage,
Ach, wer schätzt ihn genug, diesen verrinnenden Werth!
Klein erscheinet es nun, doch ach! nicht kleinlich dem Herzen;
Macht die Liebe, die Kunst, jegliches Kleine doch groß!
Denkst Du der Stunde noch wohl, wie, auf dem Vorlegerüste,
Du mich der höhern Kunst ernstere Stufen geführt?
Knabe schien ich, ein rührendes Kind, Du nanntest mich Arthur,
Und bestreutest in mir Britisches Dichtergebild,
Drücktest mit grimmiger Glut den armen Augen und wandtest
Selbst den thränenden Blick innig getäuschet hinweg.
Ach, da wardst Du so hold und schütztest ein trauriges Leben,
Das die vermessene Flucht endlich dem Knaben entriß.
Freundlich faßtest Du mich, den Zerschmetterten, trugst mich von dannen,
Und ich heuchelte lang', Dir an dem Busen, den Tod.
Endlich schlug die Augen ich auf, und sah Dich, in ernste,
Stille Betrachtung versenkt, über den Liebling geneigt.
Kindlich strebt' ich empor und küßte die Hände Dir dankbar,
Reichte zum reinen Kuß Dir den gefälligen Mund;
Frogte: Warum, mein Vater, so ernst? Und hab' ich gefehlet,
O, so zeige mir an, wie mir das Beste gelingt!
Keine Mühe verdrießt mich bei Dir, und Alles und Jedes
Wiederhol' ich so gern, wenn Du mich leitest und lehrst.
Aber Du faßtest mich fest und drücktest mich schon im Arme,
Und es schauderte mir tief in dem Busen das Herz.
Nein, mein göttliches Kind! so riefst Du; Alles und Jedes,
Wie Du es heute gezeigt, zeig' es auch morgen der Stadt.
Rühre sie alle, wie mich Du gerührt; und es fließen, zum Beifall,
Dir von dem trocknenden Aug' herrliche Thränen herab.
Aber am Tiefsten traust Du doch mich, den Freund, der im Arm Dir
Hätt, den selber der Schein früherer Leiche geschreckt.
Ach, Natur, wie sicher und groß in Allem erscheinst Du!
Himmel und Erde besteht ewiges, festes Gesetz!
Jahre folgen auf Jahre, dem Frühlinge reichet der Sommer
Und dem reichlichen Herbst traulich der Winter die Hand.
Felsen stehen gegründet; es stürzt sich das ewige Wasser
Auf der bewährten Kluft, schäumend und brausend hinab.
Fichten grünen so fort, und selbst die entlaubten Gebüsche
Hegen im Winter schon heimliche Knospen am Zweig.
Alles entsteht und vergeht nach Gesetz; doch über des Menschen
Leben, dem köstlichen Schatz, herrschet ein schwankendes Loos.
Nicht dem Bildenden nickt der willig scheidende Vater,
Seinem trefflichen Sohn, freundlich vom Rande der Gruft;
Nicht der Jüngere schließt dem Aeltern immer das Auge,
Daß sich willig gesenkt, kräftig dem Schwächern zu.
Oefter, ach! verkehrt das Geschick die Ordnung der Tage:
Hülflos klaget ein Greis, Kinder und Enkel umsonst,
Steht ein beschädigter Stamm, dem ringsherschmetterte Zweige
Um die Seiten umherströmende Schlossen gestreckt.
Und so, lieblichstes Kind, durchdrang mich die tiefe Betrachtung,
Als Du zur Leiche verkehrt über die Arme mir hingst;
Aber freudig seh' ich Dich mir, in dem Glanze der Jugend,
Blühendstes Geschöpf, wieder am Herzen belebt.
Springe fröhlich dahin, verjüngter Knabe! Das Mädchen
Möcht' zur Freude der Welt, mir zum Entzücken heran.
Immer strebe so fort, und Deine natürlichen Gaben
Bilde, bei jeglichem Schritt steigenden Lebens, die Kunst.
Sei mir lange zur Lust; und eh' mein Auge sich schließet,
Mußt' ich Dein schönes Talent glücklich vollendet zu sehn. —
Also sprachst Du, — ach nie vergaß ich der wichtigen Stunde!
Denkend entwickelt' ich mich an dem erhabenen Wort.
O, wie sprach ich so gerne vom Wolf die rührenden Reden,
Die Du, voller Gehalt, kindlichen Lippen vertraut!
O, wie bildet' ich mich an Deinen Augen und suchte
Dich im tiefen Gedräng' staunender Hörer heraus!
Doch dort wirst Du nun sein und leben, und nimmer bewegt sich
Euphrosyne hervor, Dir zu erheitern den Blick.
Da vernimmst sie nicht mehr, die Töne des wachsenden Zöglings,
Die Du zu liebendem Schmerz frühe, so frühe gestimmt.
Andere kommen und gehn; es werden Dir Andere gelassen,
Selbst dem großen Talent drängt sich ein größeres nach.
Aber Du, vergessest mich nicht! Wenn Eine Dir jemals
Die in verworrener Geschäft heiter entgegenbewegt,
Dein Umblick sich fügt, an Deinem Lächeln sich freuet,
Und am Platze sich nur, den Du bestimmtest, gefällt;
Wenn sie Mühe nicht spart nach Fleiß; wenn thätig der Kräfte,
Selbst bis zur Pforte des Grabs, freudiges Opfer sie bringt;
Vater! dann gedenkest Du mein und rufest auch spät noch:
„Euphrosyne, sie ist wieder erstanden vor mir!“

Mark sagt' ich noch genug doch, ach! die Schuldvolle weilt nicht,
Wie sie wollte; mich führet streng ein gebietender Gott.
Lebe wohl! Oben zieht mich's dahin in schwankendem Eilen.
Einen Wunsch nur vernimm; freundlich gewähre mir ihn:
Laß nicht ungeräumt mich zu den Schatten hinabgehn!
Nur die Muse gewähret einiges Leben dem Tod.
Denn gestaltlos schweben umher in Persephoneia's Reiche, massenweis, Schatten vom Namen getrennt;
Wen der Dichter aber verherrlicht, der wandelt gestaltet, Einzeln, genießet dem Chor aller Heroen sich zu.
Freudig tret' ich einher, von Deinem Liede verkündet,
Und der Gottinn Blick weilet gefällig auf mir.
Mild empfänget sie mich dann und nennt mich; es winken die Hehren,
Göttlichen Frauen mich an, immer die nächsten am Thron.
Penelopeia redet zu mir, die treu'ste der Weiber,
Auch Evadne, gesellet auf den geliebten Gemahl.
Jüngere nahen sich dann, zu früh Heruntergesandte,
Und beklagen mit mir unser gemeines Geschick.
Wenn Antigone kommt, die schwesterlichste der Seelen,
Und Polyxena, früh noch von dem bräutlichen Tod,
Seh' ich als Schwestern sie an und trete würdig zu ihnen;
Denn der tröstlichen Kunst beide Geschöpfe sind sie.
Bildete doch ein Dichter auch mich, und seine Gesänge,
Ja, sie verbreiten an mir, was mir das Leben versagt —
Also sprach sie, und noch bewegte der liebliche Mund sich,
Weiter zu reden; allein schwirrend versagte der Ton.
Denn aus dem Purpur-Gewölk, dem schwebenden, immer bewegten,
Trat der herrliche Gott Hermes gelassen hervor.
Mild erhob er den Stab und deutete; wankend verschlangen
Nachtende Wolken im Zug beide Gestalten vor mir.
Tiefer liegt die Nacht um mich her; die stürzenden Wasser
Brausen gewaltiger nun neben dem schlüpfrigen Pfad.
Unbezwingliche Trauer befällt mich, entkräftender Jammer,
Und ein moosiger Fels rühret den Sinkenden nur.
Wehmuth reißt durch die Saiten der Brust; die nächtlichen Thränen
Fließen, und über dem Wald kündet der Morgen sich an.

Den 19. October.

Eingepackt; kam zu Mittag der junge Escher. Wir gingen spatziren und beschäftigten uns noch mit der Cultur des Ortes. Abends in Tschudi's Chronik weiter gelesen.

Donnerstag, den 19. October.

Mit Einpacken beschäftigt. Verschiedene Spatziergänge.

Freitag, den 20. October.

Der Vorsatz abzureisen durch Gegenwind verhindert.

Sonnabend, den 21. October.

Früh 10 Uhr von Stäfa ab. Mittags zu Herrliberg bei Herrn Hauptmann Escher.

Sonntag, den 22. October.

Früh Herrn Escher's Cabinet gesehen, das sehr schöne Seiten des Schweizer-Gebirges enthält.

Montag, den 23. October.

Besuch bei Professor Füßli und Hauptmann Bürkli; dann zu Chorherrn Rahn, dessen Cabinet kostbare Stücke der Schweizer-Mineralien enthält. Nach Tische zu Chorherrn Hottinger und Dr. Lavater. Abends bei Frau Schultheß.

Dienstag, den 24. October.

Früh Briefe. Dann das Bild von Füeßli im Rathhause gesehen; darauf in die Kunsthandlung. Nach Tische zu Mako, sodann zu Herrn Antistes Heß.

Herrn Geheimerath Voigt.

Zürich, den 24. October.

Ihre werthen Briefe vom 22. September bis 6. October haben mich in Zürich auf's Freundlichste empfangen, als wir von den obern Gegenden des Zürcher-See's in die Stadt kamen. Die Heiterkeit, womit Sie mich von den mancherlei Zuständen und Vorfällen, die Ihnen nahe sind, unterrichten, vermehret den Muth und die Lust, auch wieder bald zurückzukehren. Wir gedenken noch Basel zu sehen und alsdann über Schaffhausen, Tübingen und wahrscheinlich über Anspach und Nürnberg unsere Rückreise zu nehmen. Die Herbsttage haben hier noch viel angenehme Stunden und wir hoffen, daß uns auch auf dem Wege die Jahreszeit günstig sein soll.

Nun Einiges kürzlich über den Inhalt Ihres gefälligen Briefes.

Dante ist ein verdienstvoller Mann; wie er sich aus den Decorationen des Schlosses ziehen wird, wollen wir abwarten; ich zweifle, daß er die Mannigfaltigkeit der Motive habe, die nöthig sind, um einen so großen Raum mit Glück zu decoriren. Ich würde hierzu unter der gehörigen Aufsicht und der regulirenden Einwirkung eher Personen wählen, die erst ganz frisch Rom und Paris gesehen und sich daselbst einen Reichthum der Mittel und einen Geschmack der Zusammensetzung erworben haben. Indessen bin ich für meinen Theil zufrieden, wenn nur Jemand die Sache in Theilen angibt und im Ganzen dirigirt; denn auf- oder abgenommen ist Alles am Ende ganz einerlei, was gemacht wird. Wenn man einen rechten Park sehen will, so muß man nur vier Wochen in der Schweiz umherziehen und wenn man Gebäude liebt, so muß man nach Rom gehen. Was wir in Deutschland, ja aller Orten, der Natur aufdringen und der Kunst abgewinnen wollen, sind Alles vergebliche Bemühungen.

Verzeihen Sie mir diese gleichsam hypochondrischen Reflexionen; ich freue mich Ihres guten Humors, der aus Ihren freundschaftlichen Briefen hervorleuchtet um desto mehr, als ich immer selbst vielleicht allzu sehr zum Ernste geneigt bin.

Wegen des Apothekers will ich mich in Tübingen erkundigen, wo ich einen ſehr braven Mann in dieſer Kunſt habe kennen lernen. Heute kommen uns von Baſel wieder Friedenshoffnungen; es bleibt uns Nichts übrig, als daß wir abwarten.

Laſſen Sie ſich unſer Theater einiger Maßen empfohlen ſein! Ich freue mich, wenn der Almanach Ihnen etwas Angenehmes gebracht hat. Sowohl dieſer als der Vieweg'ſche ſollte ſchon aufgewartet haben, wenn meine Beſtellungen alle wären richtig beſorgt worden. Leben Sie recht wohl! Es iſt eine der angenehmſten Hoffnungen, der ich entgegenſehe, Sie noch vor Ende des nächſten Monats zu umarmen.

An Herrn Ober-Conſiſtorial-Rath Böttiger.

Den 22. October.

Es war unſerm Meyer und mir ein angenehmer Empfang in Zürich, auch einen Brief von Ihnen vorzufinden. Denn beſonders, ſeitdem die Albobrandiniſche Hochzeit dem weit und breit gewaltigen Buonaparte glücklich entronnen und vor wenigen Tagen in Stäfa angelangt war, ſo konnte der Wunſch nicht außen bleiben, dieſes dem Mohr und den Franzoſen entriſſene Bild ſchon in Weimar aufgeſtellt und auch von Ihnen beleuchtet zu ſehen. Es wird, ſorgfältig eingepackt, auf der Reiſe mitgeführt, weil wir dieſen Schatz fremden Händen und neuen Zufällen nicht ausſetzen mögen.

Seitdem ich mit Meyer wieder zuſammen bin, haben wir viel theoretiſirt und practiſirt; und wenn wir dieſen Winter unſern Vorſatz ausführen und ein Epitome unſerer Reiſe und Nachreiſe zuſammenſchreiben, ſo wollen wir abwarten, was unſere Verlagsverwandten für einen Werth auf unſere Arbeit legen; es ſoll keiner von der Concurrenz ausgeſchloſſen ſein. Unſere Abſicht iſt, ein Paar allgemein lesbare Octav-Bände zuſammenzuſtellen und im dritten Dasjenige als Noten und Beilagen nachzubringen, was vielleicht nur ein ſpecielleres Intereſſe erregen könnte. Davon ſoll denn bei unſerer nächſten Zurückkunft weiter gehandelt werden und deſto ausführlicher, als wir uns Ihre Beihülfe zu erbitten haben.

Das gute Zeugniß, das Sie unſerm Theater geben, hat mich ſehr beruhigt; denn ich läugne nicht, daß der Tod der Becker mir ſehr ſchmerzlich geweſen. Sie war mir in mehr als einem Sinne lieb. Wenn ſich manchmal in mir die abgeſtorbene Luſt, für's Theater zu arbeiten, wieder regte, ſo hatte ich ſie gewiß vor Augen und meine Mädchen und Frauen bildeten ſich nach ihr und ihren Eigenſchaften. Es kann größere Talente geben, aber für mich kein anmuthigeres. Die Nachricht von ihrem Tode hatte ich lange erwartet; ſie überraſchte mich in den formloſen Gebirgen. Liebende haben Thränen und Dichter Rhythmen zur Ehre der Todten; ich wünſchte, daß mir Etwas zu ihrem Andenken gelungen ſein möchte.

Ueber die Genauigkeit, mit welcher Meyer die Kunſtſchätze der alten und mittlern Zeit recenſirt hat, werden Sie erſtaunen und ſich erfreuen, wie eine Kunſtgeſchichte aus dieſen Trümmern gleichſam wie ein Phönix aus einem Aſchenhaufen aufſteigt. Wie wichtig ein ſolcher neuer Pauſanias ſei, fällt erſt in die Augen, wenn man recht deutlich anſchaut, wie die Kunſtwerke durch Zeit und offenbare oder geheime Ereigniſſe zerſtreut und zerſtört werden. Wie manche Unterhaltung ſoll uns Dieß und Alles, was damit verwandt iſt, dieſen Winter geben! Gegenwärtig wollen wir nur noch von Baſel in das nicht gelobte Land hindberſehen und dann wahrſcheinlich über Schaffhauſen und durch Schwaben unſern Rückweg antreten.

Leben Sie recht wohl und gedenken unſerer!

Das Exemplar des Vaſen-Heftes ſoll von Frankfurt wieder zurückkommen. Den neuen Muſen-Almanach habe ich noch nicht geſehen; da ihm das Gewürz der Bosheit und Verwegenheit mangelt, ſo fürchte ich, daß er ſich mit ſeinem vorjährigen Bruder nicht werde meſſen können.

Nochmals ein Lebewohl und die beſten Grüße an Freund Wieland, deſſen freundliche, wohlbehaltene Tochter ich geſtern mit Freuden geſehen habe! Das Enkelchen ſchlief, ſonſt könnte ich von Dem auch einige Nachricht geben.

An Schiller.

Den 22. October.

Ehe ich von Zürich abgehe, nur einige Worte! Denn ich bin ſehr zerſtreut und werde es wohl noch eine Weile bleiben. Wir gedenken auf Baſel, von da auf Schaffhauſen, Tübingen und ſo weiter zu gehen; wahrſcheinlich treffe ich am letzten Orte wieder Etwas von Ihnen an. Keinen Muſen-Almanach, keinen Hermann habe ich noch geſehen; alles Das und Mehreres wird mir denn wohl in Deutſchland begegnen.

Wäre die Jahreszeit nicht ſo weit, ſo ſähe ich mich wohl noch gern einen Monat in der Schweiz um, mich von den Verhältniſſen im Ganzen zu unterrichten. Es iſt wunderbar, wie alte Verfaſſungen, die bloß auf Sein und Erhalten gegründet ſind, ſich in Zeiten annehmen, wo Alles zum Werden und Verändern ſtrebt. Ich ſage heute weiter Nichts als ein herzliches Lebewohl! Von Tübingen hören Sie mehr von mir.

Wir hatten kaum in dieſen Tagen unſer Schema über die zuläſſlichen Gegenſtände der bildenden Kunſt mit großem Nachdenken entworfen, als uns eine ganz beſondere Erfahrung in die Quere kam. Ihnen iſt die Zudringlichkeit des Vulcans gegen Minerva bekannt, wodurch Erichthonius producirt wurde. Haben Sie Gelegenheit, ſo leſen Sie dieſe Fabel ja in der ältern Ausgabe des Heberich nach und denken dabei, daß Raphael daher Gelegenheit zu einer der angenehmſten Compoſitionen genommen hat. Was ſoll denn nun dem glücklichen Genie gerathen oder geboten ſein?

Spitter.

Ich habe vorhin über einen Fall geſcherzt, der uns unvermuthet überraſcht und erfreut hat; er ſchien unſere theoretiſchen Bemühungen umzuſtoßen und hat ſie auf's Neue beſtärkt, indem er uns nöthigte, die Deduction unſerer Grundſätze gleichſam umzukehren. Ich drücke mich alſo hierüber nochmals ſo aus:

Wir können einen jeden Gegenſtand der Erfahrung als einen Stoff anſehen, deſſen ſich die Kunſt bemächtigen kann. Und da es bei derſelben hauptſächlich auf die Behandlung ankommt, ſo können wir die Stoffe beinahe als gleichgiltig anſehen. Nun iſt aber bei näherer Betrachtung nicht zu läugnen, daß die Einen ſich der Behandlung bequemer darbieten als die Andern und daß wenn gewiſſe Gegenſtände durch die Kunſt leicht zu überwinden ſind, andere dagegen unüberwindlich ſcheinen. Ob es für das Genie einen wirklich unüberwindlichen Stoff gebe, kann man nicht entſcheiden, aber die Erfahrung lehrt uns, daß in ſolchen Fällen die größten Meiſter wohl angenehme und liebenswürdige Bilder gemacht, die aber keineswegs in dem Sinne vollkommen ſind, als die, bei welchen der Stoff ſie begünſtigte. Denn es muß ſich die Kunſt ja faſt ſchon erſchöpfen, um einem ungünſtigen Gegenſtande Dasjenige zu geben, was ein günſtiger ſchon mit ſich bringt. Bei den ächten Meiſtern wird man immer bemerken, daß ſie da, wo ſie völlige freie Hand hatten, jederzeit günſtige Gegenſtände wählten und ſie mit glücklichem Geiſte ausführten. Gaben ihnen Religions- oder andere Verhältniſſe andere Aufgaben, ſo ſuchten ſie ſich zwar ſo gut als möglich herauszuziehen. Es wird aber immer einem ſolchen Stück Etwas an der höchſten Vollkommenheit, das heißt, an innerer Selbſtſtändigkeit und Beſtimmtheit, fehlen. Wunderbar iſt es, daß die neuern und beſonders die neueſten Künſtler ſich immer die unüberwindlichen Stoffe aufſuchen und auch nicht einmal die Schwierigkeiten ahnen, mit denen ſie dann zu kämpfen haben; und ich glaube daher, es wäre ſchon viel für die Kunſt gethan, wenn man den Begriff der Gegenſtände, die ſich ſelbſt darbieten und anderer, die der Darſtellung widerſtreben, recht anſchaulich und allgemein machen könnte.

Aeußerſt merkwürdig iſt mir bei dieſer Gelegenheit, daß auch hier Alles auf die Erörterung der Frage ankäme, welche die Philoſophen ſo ſehr beſchäftigt: inwiefern wir nämlich einen Gegenſtand, der uns durch die Erfahrung gegeben wird, als einen Gegenſtand an ſich anſehen dürfen, oder ihn als unſer Werk und Eigenthum anſehen müſſen. Denn wenn man der Sache recht genau nachgeht, ſo ſieht man, daß nicht allein die Gegenſtände der Kunſt, ſondern ſchon die Gegenſtände zur Kunſt eine gewiſſe Idealität an ſich haben. Denn indem ſie bezüglich auf Kunſt betrachtet werden, ſo werden ſie durch den menſchlichen Geiſt ſchon auf der Stelle verändert. Wenn ich nicht irre, ſo behauptet der critiſche Idealismus ſo Etwas von aller Empirie; und es wird nur die Frage ſein: wie wir in unſerm Falle, in welchem wir, wo nicht eine Erſchaffung, doch eine Metamorphoſe der Gegenſtände annehmen, uns ſo deutlich ausdrücken, daß wir allgemein verſtändlich ſein und daß wir auf eine geſchickte Weiſe den Unterſchied zwiſchen Gegenſtand und Behandlung, welche beide ſo ſehr zuſammenfließen, ſchicklich bezeichnen können.

Donnerstag, den 21. October.

Nach einem Aufenthalte von drei Tagen fuhren wir früh acht Uhr von Zürich ab, die Straße nach Schaffhauſen. In der Gegend von Bulach fanden wir den Weinſtock niedergelegt, welches am Züricher-See nicht geſchieht.

Um zwölf Uhr waren wir in Eglisau, wo wir im Gaſthof zum Hirſch einkehrten, am vorbeifließenden Rhein und um halb Zwei weiter fuhren.

Dunkler Streif zwiſchen dem Regenbogen ſehr ſichtbar. In der Nähe des Rhein-Falles ſtiegen wir aus und gingen den Weg hinab. Die Dämmerung trat ein; und wir hatten einen böſen Fußweg nach Schaffhauſen.

Freitag, den 22. October.

Früh von Schaffhauſen ab, auf der Straße nach Tübingen. Seitwärts am Wege ſieht man die drei Baſalt-Felſen: Hohentwiel, Hohenkrähen und Hohentwiel. Gegen Mittag in Engen. Geſchichte des Bauern, der ſein ſchlechtes Häuschen anmalen ließ und darüber immer Einquartirung bekam. Abends in Tuttlingen.

Sonnabend, den 23. October.

Bis Bahlingen.

Aeußerungen der Schalkheit.

Auf Fragen ſchiefe Antworten.
Nichts loben.

Faust.

Mißhör' mich nicht, du holdes Angeſicht!
Wer darf ihn nennen?
Und wer bekennen,
Ich glaub' ihn?
Wer empfinden?
Und ſich unterwinden
Zu ſagen, ich glaub' ihn nicht?
Der Allumfaſſer,
Der Allerhalter,
Faßt und erhält er nicht
Dich, mich, ſich ſelbſt?
Wölbt ſich der Himmel nicht dadroben?
Liegt die Erde nicht hierunten feſt?
Und ſteigen freundlich blickend
Ewige Sterne nicht herauf?
Schau' ich nicht Aug' in Auge dir,
Und drängt nicht alles
Nach Haupt und Herzen dir,
Und webt in ewigem Geheimniß
Unſichtbar ſichtbar neben dir?
Erfüll' davon dein Herz, ſo groß es iſt,

Alles, wo nicht tadeln, doch nicht recht finden und das Gegentheil wünschen.
Das Tändeln.
Das Schweigen.
Temperär im Gegensatz der Gesprächigkeit des Mannes.
Perpetuirlich.
Ohnmacht, wobei man gut hört.
Negative durch übel placirte Thätigkeit.

Sonntag, den 29. October.

Bis Tübingen, wo wir zwei Tage verweilten.

An Schiller.

Tübingen, den 30. October.

Wir haben die Tour auf Basel aufgegeben und sind gerade auf Tübingen gegangen. Die Jahreszeit, Wetter und Weg sind nun nicht mehr einladend. Und da wir einmal nicht in der Ferne bleiben wollen, so können wir uns nun nach Hause wenden; welchen Weg wir nehmen, ist noch unentschieden.

Viel Glück zum Wallenstein! Ich wünsche, daß wenn wir kommen, ein Theil schon sichtbar sein möge. Meyer grüßt bestens. Möchten wir Sie mit den Ihrigen recht gesund finden! Auf der Hälfte des Wegs, von Frankfurt oder Nürnberg, hören Sie noch einmal von uns.

Humboldt hat von München geschrieben; er geht nach Basel. Nochmals Lebewohl und Hoffnung baldigen Wiedersehens!

Mittwoch, den 1. November.

Früh sechs Uhr von Tübingen über Echterdingen, wo wir im Gasthof zum Hirsch Mittag hielten. Nachts in Stuttgart logirten wir im schwarzen Adler.

Donnerstag, den 2. November.

Morgens fünf Uhr von Stuttgart abgefahren auf der Straße nach Nürnberg. Bei Cannstadt, wo wir über den Neckar gingen und später bei Waiblingen trafen wir eine große Anzahl Wagen und Mehlfässer. Der Weg ging den ganzen Tag sehr angenehm an Hügeln vorbei und über Flächen mit Wiesen, Frucht- und Weinbau. Wir kamen durch manchen anmuthig gelegenen Ort und erreichten Abends Gmünd, die freie Reichsstadt an der Rems, mit grünen Matten und Gärten umgeben. Die Stadt hat zwei Wälle und manche sehr alte Häuser. Wir logirten in der Post.

Freitag, den 3. November.

Früh sechs Uhr aus Gmünd. Vor der Stadt große Wagenburg und Geschütz. Mittags in Aalen, wo wir schöne Mädchen sahen. Hinter Buch geht der Weg aufwärts nach Schwabsberg, wo man Ellwangen vor sich auf der Höhe sieht und die Jart unten im Thale fließt. Nachts in Ellwangen.

Sonnabend, den 4. November.

Früh von Ellwangen ab. Man fährt den Weg nach dem Schloß hinauf, dann auf der fruchtbaren Höhe fort, wo man gegenüber einen schönen Berg liegen sieht. Später führt der Weg in eine Tiefe durch Tannenwald, auf rothem, sandigem Boden. Man sieht einige Fischteiche mit Wald umgeben.

Mittags in Dünkelsbühl. Die Stadt hat eine fruchtbare Lage, ist alt, aber reinlich und hat zwei Wälle. Nachts in Großen-Riedt.

Sonntag, den 5. November.

Morgens sechs Uhr von Großen-Riedt weiter. Man kommt durch kleine Wald-Partien und Tannenwäldchen über fruchtbare Felder und durch ein Thal mit viel Hopfenbau und einigen Mühlen.

Gegen Abend in Schwabach. Die Stadt liegt in einem ganz flachen, fruchtbaren Thale. Die innere Stadt ist alt, hat aber hier und da einige schöne neue Häuser. Besonders sind vor den Thoren viele meist ganz von Steinen aufgeführt. Wir logirten im Lamm.

Im stillen Busch den Bach hinab
Treibt Amor seine Spiele.
Und immer leise: dip, dip, dap,
So schleicht er nach der Mühle.
Es macht die Mühle klap, rap, rap;
So geht es stille dip, dip, dap,
Was ich im Herzen fühle.

Da saß sie wie ein Täubchen,
Und rückte sich am Häubchen
Und wendete sich ab!
Ich glaube gar, sie lachte.
Und meine Kleider machte
Die Alte gleich zum Bündel.
Wie nur so viel Gesindel
Im Hause sich verbarg!
Es lärmten die Verwandten;
Und zwei verfluchte Tanten,
Die machten's teuflisch arg.

Montag, den 6. November.

Früh von Schwabach auf gutem Wege über Reichelsdorf, Eubach und Schweinau nach Nürnberg, wo wir Vormittags 10 Uhr ankamen und im rothen Hahn Logis nahmen.

An Schiller.

Nürnberg, den 10. November.

Wir haben zu unserer besondern Freude Knebel hier angetroffen und werden daher etwas länger, als wir gedachten, verweilen. Die Stadt bietet mancherlei Interessantes an, alte Kunst-

werke, mechaniſche Arbeiten, ſowie ſich auch über politiſche Verhältniſſe manche Betrachtungen machen laſſen. Ich ſage Ihnen daher nur ein Wort des Grußes und ſende ein Gedicht. Es iſt das vierte zu Ehren der ſchönen Müllerinn. Das dritte iſt noch nicht fertig; es wird den Titel haben: Verrath und die Geſchichte erzählen, da der junge Mann in der Mühle übel empfangen wird.

Wir haben in dem freundlichen Cirkel der Kreisgeſandten bereits einige frohe Tage verlebt und gedenken erſt den 15. von hier abzugehen. Wir werden den geraden Weg über Erlangen, Bamberg und Kronach nehmen; und ſo hoffe ich denn, in wenig Tagen das Vergnügen zu haben, Sie wieder zu umarmen und über hundert Dinge ihre Gedanken zu erfragen.

Aus einer

Reiſe am Rhein, Main und Neckar

in den Jahren 1814 und 1815.

Zu des Rheins gestreckten Hügeln,
Hochgesegneten Gebreiten,
Dann, die den Fluß besiegeln,
Weingeschmückten Landbreiten
Möget, mit Gedankenflügeln,
Ihr den treuen Freund begleiten!

Sanct Rochus-Feſt zu Bingen.

Am 15. August 1814.

Vertraute, geſellige Freunde, welche ſchon wochenlang in Wiesbaden der heilſamen Cur genoſſen, empfanden eines Tages eine gewiſſe Unruhe, die ſie durch Ausführung längſt gehegter Vorſätze zu beſchwichtigen ſuchten. Mittag war ſchon vorbei und doch ein Wagen augenblicklich beſtellt, um den Weg in's angenehme Rheingau zu ſuchen. Auf der Höhe über Bieberich erſchaute man das weite, prächtige Flußthal mit allen Anſiedelungen innerhalb der fruchtbarſten Gauen. Doch war der Anblick nicht vollkommen ſo ſchön, als man ihn am frühen Morgen ſchon öfters genoſſen, wenn die aufgehende Sonne ſo viel weißangeſtrichene Haupt- und Giebelſeiten unzähliger Gebäude, größerer und kleinerer, am Fluſſe und auf den Höhen beleuchtete. In der weiteſten Ferne glänzte dann vor allen das Kloſter Johannisberg; einzelne Lichtpuncte lagen dieß- und jenſeits des Fluſſes ausgeſäet.

Damit wir aber ſogleich erführen, daß wir uns in ein frommes Land bewegten, entgegnete uns vor Mosbach ein Italieniſcher Spyegießer, auf dem Haupte ſein wohlbeladenes Bret gar kühnlich im Gleichgewichte ſchwenkend. Die darauf ſchwebenden Figuren aber waren nicht etwa, wie man ſie nordwärts antrifft, farbloſe Götter- und Heldenbilder, ſondern der frohen und heitern Gegend gemäß bunt angemalte Heilige. Die Mutter Gottes thronte über Allen; aus den vierzehn Nothhelfern waren die vorzüglichſten auserleſen; der heilige Rochus, in ſchwarzer Pilgerkleidung, ſtand voran, neben ihm ſein brodtragendes Hündlein.

Nun fuhren wir bis Schierſtein durch breite Kornfelder, hier und da mit Nußbäumen geſchmückt. Dann erſtreckt ſich das fruchtbare Land links an den Rhein, rechts an die Hügel, die ſich nach und nach dem Wege näher ziehen. Schön und gefährlich erſcheint die Lage von Walluf, unter einem Rheinbuſen, wie auf einer Landzunge. Durch reichbefruchtete, ſorgfältig unterſtützte Obſtbäume hindurch ſah man Schiffe ſegeln, luſtig, doppelt begünſtigt, ſtromabwärts.

Auf das jenſeitige Ufer wird das Auge gezogen; wohlgebaute, große, von fruchtbaren Gauen umgebene Ortſchaften zeigen ſich; aber bald muß der Blick wieder herüber: in der Nähe ſteht eine Capellen-Ruine, die, auf grüner Matte, ihre mit Epheu begrünten Mauern wunderſam reinlich, einfach und angenehm erhebt. Rechts nun ſchieben Rebhügel ſich völlig an den Weg heran.

In dem Städtchen Walluf lieſet Friede, nur die Einquartirungs-Kreide an den Hausthüren noch nicht ausgelöſcht. Weiterhin erſcheint Weinbau zu beiden Seiten. Selbſt auf flachem, wenig abhängigem Boden wechſeln Rebſtücke und Kornfelder; entferntere Hügel rechts ganz bedeckt von Rebgeländern.

Und ſo, in freier, umhügelter, zuletzt nordwärts von Bergen umkränzter Fläche liegt Eltfeld, gleichfalls nah' am Rheine, gegenüber einer großen, bebauten Aue. Die Thürme einer alten Burg ſowie der Kirche deuten ſchon auf eine größere Landſtadt, die ſich auch inwendig durch ältere, architectoniſch verzierte Häuſer und ſonſt auszeichnet.

Die Urſachen, warum die erſten Bewohner dieſer Ortſchaften ſich an ſolchen Plätzen angeſiedelt, auszumitteln, würde ein angenehmes Geſchäft ſein. Bald iſt es ein Bach, der von der Höhe nach dem Rhein fließt, bald günſtige Lage zum Landen und Ausladen, bald ſonſt irgend eine örtliche Bequemlichkeit.

Man ſieht ſchöne Kinder und erwachſen wohlgebildete Menſchen; alle haben ein ruhiges, keineswegs ein haſtiges Anſehen. Luſtfuhren und Luſtwandler begegneten uns fleißig, Letztere öfters mit Sonnenſchirmen. Die Tageshitze war groß, die Trockenheit allgemein, der Staub höchſt beſchwerlich.

Unter Elfeld liegt ein neues, prächtiges, von Kunſtgärten umgebenes Landhaus. Noch ſieht man Fruchtbau auf der Fläche links, aber der Weinbau vermehrt ſich. Orte drängen ſich, Höfe fügen ſich dazwiſchen, ſo daß ſie, hintereinander geſehen, ſich zu berühren ſcheinen.

Alles dieſes Pflanzenleben der Flächen und Hügel gedeiht in einem Kiesboden, der, mehr oder weniger mit Leimen gemiſcht, den in die Tiefe wurzelnden Weinſtock vorzüglich begünſtigt. Die Gruben, die man zu Ueberſchüttung der Heerſtraße ausgegraben, zeigen auch nichts Anderes.

Erbach iſt, wie die übrigen Orte, reinlich gepflaſtert, die Straßen trocken, die Erdgeſchoſſe bewohnt und, wie man durch die offenen Fenſter ſehen kann, reinlich eingerichtet. Abermals folgt ein palaſtähnliches Gutsgebäude; die Gärten erreichen den Rhein; köſtliche Terraſſen und ſchattige Lindengänge durchſchaut man mit Vergnügen.

Der Rhein nimmt hier einen andern Character an: es iſt nur ein Theil desſelben, die vorliegende Aue beſchränkt ihn und bildet einen mäßigen, aber friſch und kräftig ſtrömenden Fluß. Nun rücken die Rebhügel der rechten Seite ganz an den Weg heran, von ſtarken Mauern getragen, in welchen eine vertiefte Blende die Aufmerkſamkeit an ſich zieht. Der Wagen hält ſtill; man erquickt ſich an einem reichlich quellenden Röhrwaſſer; Dieſes iſt der Marktbrunnen, von welchem der auf der Hügelſtrecke gewonnene Wein ſeinen Namen hat.

Die Mauer hört auf, die Hügel verflächen ſich, ihre ſanften Seiten und Rücken ſind mit Weinſtöcken überdrängt. Links Fruchtbäume. Nah' am Fluß Weidichte, die ihn verſtecken.

Durch Hattenheim ſteigt die Straße; auf der hinter dem Ort erreichten Höhe iſt der Lehmenboden weniger tiefig. Von beiden Seiten Weinbau, links mit Mauern eingefaßt, rechts abgeböſcht. Reichardtshauſen, ehemaliges Kloſtergut, jetzt der Herzoginn von Naſſau gehörig. Die letzte Mauerecke durchbrochen, zeigt einen anmuthig beſchatteten Acazien-Sitz.

Reiche, ſanfte Fläche auf der fortlaufenden Höhe, dann aber zieht ſich die Straße wieder an den Fluß, der bisher tief und entfernt gelegen. Hier wird die Ebene zu Feld- und Gartenbau benutzt, die mindeſte Erhöhung zu Wein. Oeſterreich in einiger Entfernung vom Waſſer, auf anſteigendem Boden, liegt ſehr anmuthig; denn hinter dem Orte ziehen ſich die Weinhügel bis an den Fluß und ſo fort bis Mittelheim, wo ſich der Rhein in herrlicher Breite zeigt. Langenwinkel folgt unmittelbar; den Beinamen des Langen verdient es, ein Ort bis zur Ungeduld der Durchfahrenden in die Länge gezogen; Winkelhaftes läßt ſich dagegen Nichts bemerken.

Vor Geiſenheim erſtreckt ſich ein flaches, niederes Erdreich bis an den Strom, der es wohl noch jetzt bei hohem Waſſer überſchwemmt; es dient zu Garten- und Kleebau. Die Aue im Fluß, das Städtchen am Ufer ziehen ſich ſchön gegen einander; die Ausſicht jenſeits wird freier. Ein weites, hügliches Thal bewegt ſich zwiſchen zwei anſteigenden Höhen gegen den Hunsrück zu.

Wie man ſich Rüdesheim nähert, wird die niedere Fläche links immer auffallender und man faßt den Begriff, daß in der Urzeit, als das Gebirge bei Bingen noch verſchloſſen geweſen, das hier aufgehaltene, zurückgeſtaute Waſſer dieſe Niederung ausgeglichen und endlich, nach und nach ablaufend und fortſtrömend, das jetzige Rhein-Bett daneben gebildet habe.

Und ſo gelangten wir in weniger als viertehalb Stunden nach Rüdesheim, wo uns der Gaſthof zur Krone, unfern des Thores anmuthig gelegen, ſogleich anlockte.

Er iſt an einen alten Thurm angebaut und läßt aus den vordern Fenſtern rheinabwärts, aus der Rückſeite rheinaufwärts blicken; doch ſuchten wir bald das Freie. Ein vorſpringender Steinbau iſt der Platz, wo man die Gegend am Reinſten überſchaut. Flußaufwärts ſieht man von hier die bewachſenen Auen in ihrer ganzen perſpectiviſchen Schönheit; unterwärts am gegenſeitigen Ufer Bingen, weiter hinabwärts den Mäuſethurm im Fluſſe.

Von Bingen heraufwärts erſtreckt ſich, nahe am Strom, ein Hügel gegen das obere, flache Land. Er läßt ſich als Vorgebirg in den alten, höhern Waſſern denken. An ſeinem öſtlichen Ende ſieht man eine Capelle, dem heiligen Rochus gewidmet, welche ſo eben vom Kriegsverderben wieder hergeſtellt wird. An einer Seite ſtehen noch die Rüſtſtangen; Deſſen ungeachtet aber ſoll morgen das Feſt gefeiert werden. Man glaubte, wir ſeien deßhalb hergekommen und verſpricht uns viel Freude.

Und ſo vernahmen wir denn, daß während der Kriegszeiten, zu großer Betrübniß der Gegend, dieſes Gotteshaus entweiht und verwüſtet worden, zwar nicht gerade aus Willkür und Muthwillen, ſondern weil hier ein vortheilhafter Poſten die ganze Gegend überſchaute und einen Theil derſelben beherrſchte. Und ſo war das Gebäude denn aller gottesdienſtlichen Erforder-

niſſe, ja aller Zierden beraubt, durch Biwouacs angeſchwärzt und verunreinigt, ja durch Pferdeſtallung geſchändet.

Deßwegen aber ſank der Glaube nicht an den Heiligen, welcher die Peſt und anſteckende Krankheiten von Gelobenden abwendet. Freilich war an Wallfahrten hierher nicht zu denken: denn der Feind, argwöhniſch und vorſichtig, verbot alle frommen Auf- und Umzüge, als gefährliche Zuſammenkünfte, Gemeinſinn befördernd und Verſchwörungen begünſtigend. Seit vierundzwanzig Jahren konnte daher dort oben kein Feſt gefeiert werden. Doch wurden benachbarte Gläubige, welche von den Vortheilen örtlicher Wallfahrt ſich überzeugt fühlten, durch große Noth gedrängt, das Aeußerſte zu verſuchen. Hiervon erzählen die Rüdesheimer folgendes merkwürdige Beiſpiel. In tiefer Winternacht erblickten ſie einen Fackelzug, der ſich ganz unerwartet, von Bingen aus, den Hügel hinaufbewegte, endlich um die Capelle verſammelte, dort, wie man vermuthen können, ſeine Andacht verrichtete. Inwiefern die damaligen Franzöſiſchen Behörden dem Drange dieſer Gelobenden nachgeſehen, da man ſich ohne Vergünſtigung Dergleichen wohl kaum unterfangen hätte, iſt niemals bekannt geworden, ſondern das Geſchehene blieb in tiefer Stille begraben.

Alle Rüdesheimer jedoch, die, an's Ufer laufend, von dieſem Schauſpiel Zeugen waren, verſichern, ſeltſamer und ſchauderhafter in ihrem Leben Nichts geſehen zu haben.

Wir gingen ſachte den Strand hinab; und wer uns auch begegnete, freute ſich über die Wiederherſtellung der nachbarlichen, heiligen Stätte. Denn obgleich Bingen vorzüglich dieſe Erneuerung und Belebung wünſchen muß, ſo iſt es doch eine fromme und frohe Angelegenheit für die ganze Gegend und deßhalb eine allgemeine Freude auf morgen.

Denn der gehinderte, unterbrochene, ja oft aufgehobene Wechſelverkehr der beiden Rheinufer, nur durch den Glauben an dieſen Heiligen unterhalten, ſoll glänzend wieder hergeſtellt werden. Die ganze umliegende Gegend iſt in Bewegung, alte und neue Gelübde dankbar abzutragen. Dort will man ſeine Sünde bekennen, Vergebung erhalten, in der Maſſe ſo vieler zu erwartenden Fremden längſt vermißten Freunden wieder begegnen.

Unter ſolchen frommen und heitern Ausſichten, wobei wir den Fluß und das jenſeitige Ufer nicht aus dem Auge ließen, waren wir, das weit ſich erſtreckende Rüdesheim hinab zu dem alten, comiſchen Caſtell gelangt, das, am Ende gelegen, durch treffliche Mauerung ſich erhalten hat. Ein glücklicher Gedanke des Beſitzers, des Herrn Grafen Ingelheim, bereitete hier jedem Fremden eine ſchnell belehrende und erfreuliche Ueberſicht.

Man tritt in einen brunnenartigen Hof: der Raum iſt eng; hohe, ſchwarze Mauern ſteigen wohlgefügt in die Höhe, rauh anzuſehen; denn die Steine ſind äußerlich unbehauen, eine kunſtloſe Ruſtica. Die ſteilen Wände ſind durch neu angelegte Treppen erſteiglich; in dem Gebäude ſelbſt findet man einen eigenen Contraſt wohleingerichteter Zimmer und großer, wüſter, von Wachfeuern und Rauch geſchwärzter Gewölbe. Man windet ſich ſtufenweiſe durch finſtere Mauerſpalten hindurch und findet zuletzt auf thurmartigen Zinnen die herrlichſte Ausſicht. Nun wandeln wir in der Luft hin und wieder, indeſſen wir Gartenanlagen, in den alten Schutt gepflanzt, neben uns bewundern. Durch Brücken ſind Thürme, Mauerhöhen und Flächen zuſammengehängt, heitere Gruppen von Blumen und Strauchwerk dazwiſchen; ſie waren dieß Mal regenbedürftig, wie die ganze Gegend.

Nun, im klaren Abendlichte, lag Rüdesheim vor und unter uns. Eine Burg der mittlern Zeit, nicht fern von dieſer uralten. Dann iſt die Ausſicht reizend über die unſchätzbaren Weinberge; ſanftere und ſteilere Kieshügel, ja Felſen und Gemäuer, ſind zu Anpflanzung von Reben benutzt. Was aber auch ſonſt noch von geiſtlichen und weltlichen Gebäuden dem Auge begegnen mag, der Johannisberg herrſcht über Alles.

Nun mußte denn wohl, im Angeſicht ſo vieler Rebhügel, des Eilfers in Ehren gedacht werden. Es iſt mit dieſem Weine wie mit dem Namen eines großen und wohlthätigen Regenten; er wird jederzeit genannt, wenn auf etwas Vorzügliches im Lande die Rede kommt; ebenſo iſt auch ein gutes Weinjahr in aller Munde. Ferner hat denn auch der Eilfer die Haupteigenſchaft des Trefflichen, er iſt zugleich köſtlich und reichlich.

In Dämmerung verſank nach und nach die Gegend. Auch das Verſchwinden ſo vieler bedeutender Einzelnheiten ließ uns erſt recht Werth und Würde des Ganzen fühlen, worin wir uns lieber verloren hätten; aber es mußte geſchieden ſein.

Unſer Rückweg ward aufgemuntert durch fortwährendes Canoniren von der Capelle her. Dieſer kriegeriſche Klang gab Gelegenheit an der Wirthstafel, des hohen Hügelpunctes als militäriſchen Poſtens zu gedenken. Man ſieht von da das ganze Rheingau hinauf und unterſcheidet die meiſten Ortſchaften, die wir auf dem Herwege genannt.

Zugleich machte man uns aufmerkſam, daß wir von der Höhe über Wieberich ſchon die Rochus-Capelle, als weißen Punct von der Morgenſonne beleuchtet, deutlich öfters müßten geſehen ha-

den; deſſen wir uns denn auch gar wohl erinnerten.

Bei allem Dieſem konnte es denn nicht fehlen, daß man den heiligen Rochus als einen würdigen Gegenſtand der Verehrung betrachtete, da er, durch das gefeſſelte Zutrauen, dieſen Haber- und Kriegspoſten augenblicklich wieder zum Friedens- und Verſöhnungspoſten umgeſchaffen.

Indeſſen hatte ſich ein Fremder eingefunden und zu Tiſche geſetzt, den man auch als einen Wallfahrer betrachtete und deßhalb ſich um ſo unbefangener zum Lobe des Heiligen erging. Allein zu großer Verwunderung der wohlgeſinnten Geſellſchaft fand ſich, daß er, obgleich Catholik, gewiſſer Maßen ein Widerſacher des Heiligen ſei. Am 16. Auguſt, als am Feſttage, während ſo Viele den heiligen Rochus feierten, brannte ihm das Haus ab. Ein anderes Jahr am ſelbigen Tage wurde ſein Sohn bleſſirt. Den dritten Fall wollte er nicht bekennen.

Ein kluger Gaſt verſetzte darauf: bei einzelnen Fällen komme es hauptſächlich darauf an, daß man ſich an den eigentlichen Heiligen wende, in deſſen Fach die Angelegenheit gehöre. Der Feuersbrunſt zu wehren, ſei St. Florian beauftragt; den Wunden verſchaffe St. Sebaſtian Heilung; was den dritten Punct betreffe, ſo wiſſe man nicht, ob St. Hubertus vielleicht Hülfe geſchafft hätte. Im Uebrigen ſei den Gläubigen genugſamer Spielraum gegeben, da im Ganzen vierzehn heilige Nothhelfer aufgeſtellt worden. Man ging die Tugenden derſelben durch und fand, daß es nicht Nothhelfer genug geben könne.

Um dergleichen, ſelbſt in heiterer Stimmung immer bedenkliche Betrachtungen los zu werden, trat man heraus unter den brennend geſtirnten Himmel und verweilte ſo lange, daß der darauf folgende tiefe Schlaf als Nuß betrachtet werden konnte, da er uns vor Sonnenaufgang verließ. Wir treten ſogleich heraus, nach den grauen Rhein-Schluchten hinabzublicken; ein friſcher Wind blies von dorther uns in's Angeſicht, günſtig den Herüber- wie den Hinüberfahrenden.

Schon jetzt ſind die Schiffer ſämmtlich rege und beſchäftigt; die Segel werden bereitet; man feuert von oben, den Tag anzufangen, wie man ihn Abends angekündigt. Schon zeigen ſich einzelne Figuren und Geſelligkeiten, als Schattenbilder am klaren Himmel, um die Capelle und auf dem Bergrücken; aber Strom und Ufer ſind noch wenig belebt.

Leidenſchaft zur Naturkunde reizt uns, eine Sammlung zu betrachten, wo die metalliſchen Erzeugniſſe des Weſterwaldes, nach deſſen Länge und Breite, auch vorzügliche Minern von Rhein-Breitenbach vorliegen ſollten. Aber dieſe wiſſenſchaftliche Betrachtung wäre uns faſt zum Schaden gediehen; denn als wir zum Ufer des Rheins zurückkehren, finden wir die Abfahrenden in lebhafteſter Bewegung. Maſſenweiſe ſtrömen ſie an Bord und ein überdrängtes Schiff nach dem andern ſtößt ab.

Drüben, am Ufer her, ſieht man Schaaren ziehen, Wagen fahren; Schiffe aus den obern Gegenden landen daſelbſt. Den Berg aufwärts wimmelt's bunt von Menſchen, auf mehr oder weniger gähen Fußpfaden die Höhe zu erſteigen bemüht. Fortwährendes Canoniren deutet auf eine Folge wallfahrender Ortſchaften.

Nun iſt es Zeit! Auch wir ſind mitten auf dem Fluſſe; Segel und Ruder wetteifern mit Hunderten. Ausgeſtiegen bemerken wir ſogleich, mit geologiſcher Vorliebe, am Fuße des Hügels wunderſame Felſen. Der Naturforſcher wird von dem heiligen Pfade zurückgehalten. Glücklicher Weiſe iſt ein Hammer bei der Hand. Da findet ſich ein Conglomerat, der größten Aufmerkſamkeit würdig. Ein im Augenblick des Werdens zertrümmertes Quarz-Geſtein, die Trümmer ſcharfkantig, durch Quarz-Maſſe wieder verbunden. Ungeheure Feſtigkeit hindert uns, mehr als kleine Bröckchen zu gewinnen. — Möge bald ein reiſender Naturforſcher dieſe Felſen näher unterſuchen, ihr Verhältniß zu den ältern Gebirgsmaſſen unterwärts beſtimmen, mir davon gefällige Nachricht nebſt einigen belehrenden Muſterſtücken zukommen laſſen! Dankbar würde ich es erkennen.

Den ſteilſten, zickzack über Felſen ſpringenden Stieg erklommen wir mit Hundert und aber Hunderten, langſam, öfters raſtend und ſcherzend. Es war die Tafel des Lebens im eigentlichſten Sinne bewegt, lebendig; nur daß hier nicht ſoviel ableitende Nebenwege Statt fanden.

Oben um die Capelle finden wir Drang und Bewegung. Wir dringen mit hinein. Der innere Raum, ein beinahe gleiches Viereck, jede Seite von etwa dreißig Fuß, das Chor im Grunde vielleicht zwanzig. Hier ſteht der Haupt-Altar, nicht modern, aber im wohlhäbigen catholiſchen Kirchengeſchmack. Er ſteigt hoch in die Höhe und die Capelle überhaupt hat ein recht freies Anſehen. Auch in den nächſten Ecken des Hauptvierecks zwei ähnliche Altäre, nicht beſchädigt, Alles wie vor Zeiten. Und wie erklärt man ſich Dieß in einer jüngſt zerſtörten Kirche?

Die Menge bewegte ſich von der Hauptthüre gegen den Hochaltar, wandte ſich dann links, wo ſie einer im Glasſarge liegenden Reliquie große Verehrung bezeigte. Man betaſtete den Kaſten, beſtrich ihn, ſegnete ſich und verweilte, ſo lange man konnte. Aber Einer verdrängte den Andern; und ſo ward auch ich im Strome vorbei und zur Seitenpforte hinausgeſchoben.

Weitere Männer von Bingen treten zu uns, den herzoglich Naſſauiſchen Beamten, unſern werthen Geleitsmann, freundlich zu begrüßen; ſie rühmen ihn als einen guten und hülfreichen Nachbar, ja, als den Mann, der ihnen möglich gemacht, das heutige Feſt mit Anſtand zu feiern. Nun erfahren wir, daß, nach aufgehobenem Kloſter Eibingen, die innern Kirchenerforderniſſe, Altäre, Kanzel, Orgel, Beicht- und Beichtſtühle, an die Gemeine zu Bingen, zu völliger Einrichtung der Rochus-Capelle um ein Billiges überlaſſen worden. Da man ſich nun von proteſtantiſcher Seite dergeſtalt förderlich erwieſen, gelobten ſämmtliche Bürger Bingen's, gedachte Stücke perſönlich herüberzuſchaffen. Man zog nach Eibingen; Alles ward ſorgfältig abgenommen; der Einzelne bemächtigte ſich kleinerer, Mehrere der größern Theile und ſo trugen ſie, Ameiſen gleich, Säulen und Geſimſe, Bilder und Verzierungen herab an das Waſſer. Dort wurden ſie, gleichfalls dem Gelübde gemäß, von Schiffern eingenommen, übergeſetzt, am linken Ufer ausgeſchifft und abermals, auf frommen Schultern, die mannigfaltigen Pfade hinaufgetragen. Da nun das Alles zugleich geſchah, ſo konnte man, von der Capelle herabſchauend, über Land und Fluß, den wunderbarſten Zug ſehen, indem Geſchnitztes und Gemaltes, Vergoldetes und Lackirtes in bunter Folgereihe ſich bewegte. Dabei genoß man des angenehmen Gefühls, daß Jeder, unter ſeiner Laſt und bei ſeiner Bemühung, Segen und Erbauung ſein ganzes Leben hoffen durfte. Die auch herübergeſchaffte, noch nicht aufgeſtellte Orgel wird nächſtens auf einer Gallerie, dem Haupt-Altar gegenüber, Platz finden. Nun löſ'te ſich erſt das Räthſel; man beantwortet ſich die aufgeworfene Frage: wie es komme, daß alle dieſe Zierden ſchon verjährt und doch wohlerhalten, unbeſchädigt, und doch nicht neu in einem erſt hergeſtellten Raum ſich zeigen konnten.

Dieſer jetzige Zuſtand des Gotteshauſes muß uns um ſo erbaulicher ſein, als wir dabei an den beſten Willen, wechſelſeitige Beihülfe, planmäßige Ausführung und glückliche Vollendung erinnert werden. Denn daß Alles mit Ueberlegung geſchehen, erhellt nicht weniger aus Folgendem. Der Haupt-Altar aus einer weit größern Kirche ſollte hier Platz finden und man entſchloß ſich, die Mauern um mehrere Fuß zu erhöhen, wodurch man einen anſtändigen, ja reich verzierten Raum gewann. Der ältere Gläubige kann nun vor demſelbigen Altar auf dem linken Rhein-Ufer knieen, vor welchem er, von Jugend an, auf dem rechten gebetet hatte.

Auch war die Verehrung jener heiligen Gebeine ſchon längſt herkömmlich. Dieſe Ueberreſte des heiligen Rupprecht's, die man ſonſt zu Eibingen gläubig berührt und hülfreich geprieſen hatte, fand man hier wieder. Und ſo Manchen belebt ein freudiges Gefühl, einem längſt erprobten Gönner wieder in die Nähe zu treten. Hierbei bemerke man wohl, daß es ſich nicht geziemt hätte, dieſe Heiligthümer in den Kauf mit einzuſchließen oder zu irgend einem Preis anzuſchlagen; nein, ſie kamen vielmehr durch Schenkung als fromme Zugabe gleichfalls nach St. Rochus. Möchte man doch überall, in ähnlichen Fällen, mit gleicher Schonung verfahren ſein!

Und nun ergreift uns das Gewühl! Tauſend und aber tauſend Geſtalten ſtreiten ſich um unſere Aufmerkſamkeit. Dieſe Völkerſchaften ſind an Kleidertracht nicht auffallend verſchieden, aber von der mannigfaltigſten Geſichtsbildung. Das Getümmel jedoch läßt keine Vergleichung aufkommen; allgemeine Kennzeichen ſuchte man vergebens in dieſer augenblicklichen Verworrenheit; man verliert den Faden der Betrachtung; man läßt ſich in's Leben hineinziehen.

Eine Reihe von Buden, wie ein Kirchweihfeſt ſie fordert, ſtehen unfern der Capelle. Voran geordnet ſieht man Kerzen, gelbe, weiße, gemalte, dem verſchiedenen Vermögen der Weihenden angemeſſen. Gebetbücher folgen. Officium zu Ehren des Gefeierten. Vergebens fragten wir nach einem erfreulichen Hefte, wodurch uns ſein Leben, Leiſten und Leiden klar würde; Roſenkränze jedoch aller Art fanden ſich häufig. Sodann war aber auch für Wecken, Semmeln, Pfefferniſſe und mancherlei Buttergebackenes geſorgt, nicht weniger für Spielſachen und Galanterie-Waaren, Kinder verſchiedenen Alters anzulocken.

Proceſſionen dauerten fort. Dörfer unterſcheiden ſich von Dörfern; der Anblick hätte einem ruhigen Beobachter wohl Reſultate verliehen. Im Ganzen durfte man ſagen: die Kinder ſchön, die Jugend nicht, die alten Geſichter ſehr ausgearbeitet; mancher Greis befand ſich darunter. Sie zogen mit Abſingen und Antwort, Fahnen flatterten, Standarten ſchwankten, eine große und größere Kerze erhob ſich Zug für Zug. Jede Gemeinde hatte ihre Mutter Gottes, von Kindern und Jungfrauen getragen, neu gekleidet, mit vielen roſenfarbenen, reichlichen, im Winde flatternden Schleifen geziert. Anmuthig und einzig war ein Jeſus-Kind, ein großes Kreuz haltend und das Marter-Inſtrument freundlich anblickend. Ach! rief ein zartfühlender Zuſchauer: Iſt nicht jedes Kind, das fröhlich in die Welt hineinſteht, in demſelben Falle! Sie hatten es in neuen Goldſtoff gekleidet und es nahm ſich, als Jugendfürſtchen, gar hübſch und heiter aus.

Eine große Bewegung aber verkündet: nun komme die Haupt-Procession von Bingen herauf. Man eilt den Hügelrücken hin, ihr entgegen. Und nun erstaunt man auf ein Mal über den schönen, herrlich veränderten Landschaftsblick in eine ganz neue Scene. Die Stadt, an sich wohlgebaut und erhalten, Gärten und Baumgruppen um sie her, am Ende eines wichtigen Thales, wo die Nahe heraus kommt. Und nun der Rhein, der Mäusethurm, die Ehrenburg! Im Hintergrunde die ernsten und grauen Felswände, in die sich der mächtige Fluß eindrängt und verbirgt.

Die Procession kommt herauf, gereiht und geordnet wie die Uebrigen. Vorweg die kleinsten Knaben, Jünglinge und Männer hinterdrein. Getragen der heilige Rochus, in schwarzsammetenem Pilgerkleide, dazu, von gleichem Stoff, einen langen, goldverbrämten Königsmantel, unter welchem ein kleiner Hund, das Brod zwischen den Zähnen haltend, hervorschaut. Folgen sogleich mittlere Knaben in kurzen, schwarzen Pilgerkutten, Muscheln auf Hut und Kragen, Stäbe in Händen. Dann treten ernste Männer heran, weder für Bauern noch Bürger zu halten. An ihren ausgearbeiteten Gesichtern glaubt' ich Schiffer zu erkennen, Menschen, die ein gefährliches, bedenkliches Handwerk, wo jeder Augenblick sinnig beachtet werden muß, ihr ganzes Leben über sorgfältig betreiben.

Ein rothseidener Baldachin wankte herauf; unter ihm verehrte man das Hochwürdigste, vom Bischof getragen, von geistlich Würdigen umgeben, von Oesterreichischen Kriegern begleitet; gefolgt von zeitigen Autoritäten. So ward vorgeschritten, um dieß politisch-religiöse Fest zu feiern, welches für ein Symbol gelten sollte des wiedergewonnenen linken Rhein-Ufers sowie der Glaubensfreiheit an Wunder und Zeichen.

Sollte ich aber die allgemeinsten Eindrücke kürzlich aussprechen, die alle Processionen bei mir zurückließen, so würde ich sagen: die Kinder waren sämmtlich froh, wohlgemuth und behaglich, als bei einem neuen, wundersamen, heitern Ereigniß. Die jungen Leute dagegen traten gleichgiltig auher. Denn sie, in böser Zeit Geborne, konnte das Fest an Nichts erinnern, und wer sich des Guten nicht erinnert, hofft nicht. Die Alten aber waren Alle gerührt, als von einem glücklichen, für sie unnütz zurückkehrenden Zeitalter. Hieraus ersehen wir, daß des Menschen Leben nur insofern Etwas werth ist, als es eine Folge hat.

Nun aber ward von diesem edeln und vielfachwürdigen Vorschreiten der Betrachter unschicklich abgezogen und weggestört durch einen Lärm im Rücken, durch ein wunderliches, gemeinheftiges Geschrei. Auch hier wiederholte sich die Erfahrung, daß ernste, traurige, ja schreckliche Schicksale oft durch ein unversehenes abgeschmacktes Ereigniß, als von einem lächerlichen Zwischenspiel, unterbrochen werden.

An dem Hügel rückwärts entsteht ein seltsames Rufen; es sind nicht Töne des Hasses, des Schreckens, der Wuth, aber doch wild genug. Zwischen Gestein und Busch und Gestrüpp irrt eine aufgeregte, hin- und wieder laufende Menge: rufend: „Halt! — hier! — da! — dort! — nun! — hier! nun heran!" So schallt es mit allerlei Tönen; Hunderte beschäftigen sich laufend, springend, mit hastigem Ungethüm, als jagend und verfolgend. Doch gerade in dem Augenblick, als der Bischof mit dem hochehrwürdigen Zug die Höhe erreicht, wird das Räthsel gelöst.

Ein flinker, derber Bursche läuft hervor, einen hinteren Dachs behaglich vorzuweisen. Das arme, schuldlose Thier, durch die Bewegung der andringenden frommen Menge aufgeschreckt, abgeschnitten von seinem Bau, wird, am schonungsreichsten Feste, von den immer unbarmherzigen Menschen im segenvollsten Augenblicke getödtet.

Gleichgewicht und Ernst war jedoch alsobald wieder hergestellt und die Aufmerksamkeit auf eine neue, stattlich heranziehende Procession gelockt. Denn indem der Bischof nach der Kirche zuwallte, trat die Gemeinde von Bidenheim so zahlreich als anständig heran. Auch hier mißlang der Versuch, den Character dieser einzelnen Ortschaft zu erforschen. Wir, durch so viel Verwirrendes verwirrt, ließen sie in die immer wachsende Verwirrung ruhig dahinziehen.

Alles drängte sich nun gegen die Capelle und strebte zu derselben hinein. Wir, durch die Wege seitwärts geschoben, verweilten im Freien, um an der Rückseite des Hügels der weiten Aussicht zu genießen, die sich in das Thal eröffnet, in welchem die Nahe ungesehen heranschleicht. Hier beherrscht ein gesundes Auge die mannigfaltigste, fruchtbarste Gegend, bis zu dem Fuße des Donnersbergs, dessen mächtiger Rücken den Hintergrund majestätisch abschließt.

Nun wurden wir aber sogleich gewahr, daß wir uns dem Lebensgenusse näherten. Gezelte, Buden, Bänke, Schirme aller Art standen hier aufgereiht. Ein willkommener Geruch gebratenen Fettes drang uns entgegen. Beschäftigt fanden wir eine junge, thätige Wirthinn, umgeben einen glühenden, weiten Aschenhaufen, frische Würste — sie war eine Metzgerstochter — zu braten. Durch eigenes Handreichen und vieler flinker Diener unablässige Bemühung wußte sie einer solchen Masse von zuströmenden Gästen genugzuthun.

Auch wir, mit fetter, dampfender Speise, nebst

frischem, trefflichem Brod reichlich versehen, bemühten uns, Platz an einem geschirmten, langen, schon besetzten Tische zu nehmen. Freundliche Leute rückten zusammen und wir erfreuten uns angenehmer Nachbarschaft, ja liebenswürdiger Gesellschaft, die von dem Ufer der Nahe zu dem erneuten Fest gekommen war. Muntere Kinder tranken Wein wie die Alten. Braune Krüglein, mit weißem Namenszug des Heiligen, rundeten im Familien-Kreise. Auch wir hatten dergleichen angeschafft und setzten sie wohlgefällt vor uns nieder.

Da ergab sich nun der große Vortheil solcher Volksversammlung, wenn durch irgend ein höheres Interesse aus einem großen, weitschichtigen Kreise, so viele einzelne Strahlen nach einem Mittelpunct gezogen werden.

Hier unterrichtet man sich auf ein Mal von mehrern Provinzen. Schnell entdeckte der Mineralog Personen, welche, bekannt mit der Gebirgsart von Oberstein, den Achaten daselbst und ihrer Bearbeitung, dem Naturfreunde belehrende Unterhaltung gaben. Der Quecksilber-Minern zu Muschel-Landsberg erwähnte man gleichfalls. Neue Kenntnisse thaten sich auf und man faßte Hoffnung, schönes, crystallisirtes Amalgam von dorther zu erhalten.

Der Genuß des Weins war durch solche Gespräche nicht unterbrochen. Wir sendeten unsere leeren Gefäße zu dem Schenken, der uns ersuchen ließ, Geduld zu haben, bis die vierte Ohm angesteckt sei. Die dritte war in der frühen Morgenstunde schon verzapft.

Niemand schämt sich der Weinlust; sie rühmen sich einiger Maßen des Trinkens. Hübsche Frauen gestehen, daß ihre Kinder mit der Mutterbrust zugleich Wein genießen. Wir fragten: ob denn wahr sei, daß es geistlichen Herren, ja Kurfürsten geglückt, acht Rheinische Maß, das heißt: sechszehn unsrer Bouteillen, in vierundzwanzig Stunden zu sich zu nehmen.

Ein scheinbar ernsthafter Gast bemerkte: man dürfe sich, zu Beantwortung dieser Frage, nur der Fastenpredigt ihres Weih-Bischofs erinnern, welcher, nachdem er das schreckliche Laster der Trunkenheit seiner Gemeinde mit den stärksten Farben dargestellt, also geschlossen habe:

„Ihr überzeugt Euch also hieraus, andächtige, zu Reu und Buße schon begnadigte Zuhörer, daß Derjenige die größte Sünde begehe, welcher die herrlichen Gaben Gottes solcher Weise mißbraucht. Der Mißbrauch aber schließt den Gebrauch nicht aus. Stehet doch geschrieben: Der Wein erfreuet des Menschen Herz! Daraus erhellet, daß wir, uns und Andere zu erfreuen, des Weines gar wohl genießen können und sollen. Nun ist aber unter meinen männlichen Zuhörern vielleicht Einer, der nicht zwei Maß Wein zu sich nähme, ohne deßhalb gerade einige Verwirrung seiner Sinne zu spüren. Wer jedoch bei der dritten oder vierten Maß schon so arg in Vergessenheit seiner selbst geräth, daß er Frau und Kinder verkennt, sie mit Scheiten, Schlägen und Fußtritten verletzt und seine Geliebtesten als die ärgsten Feinde behandelt, der gehe sogleich in sich und unterlasse ein solches Uebermaß, welches ihn mißfällig macht: Gott und Menschen und Seinesgleichen verächtlich.

Wer aber bei dem Genuß von vier Maß ja von fünfen und sechsen noch dergestalt sich selbst gleich bleibt, daß er seinem Nebenchristen liebevoll unter die Arme greifen mag, dem Hauswesen vorstehen kann, ja die Befehle geistlicher und weltlicher Obern auszurichten sich im Stande findet: auch Der genieße sein bescheiden' Theil und nehme es mit Dank dahin. Er hüte sich aber, ohne besondere Prüfung weiter zu gehen, weil hier gewöhnlich dem schwachen Menschen ein Ziel gesetzt ward. Denn der Fall ist äußerst selten, daß der grundgütige Gott Jemanden die besondere Gnade verleiht, acht Maß trinken zu dürfen, wie er mich, seinen Knecht, gewürdigt hat. Da mir nun aber nicht nachgesagt werden kann, daß ich in ungerechtem Zorn auf irgend Jemanden losgefahren sei, daß ich Hausgenossen und Anverwandte mißkannt oder wohl gar die mir obliegenden geistlichen Pflichten und Geschäfte verabsäumt hätte, vielmehr ihr Alle mir das Zeugniß geben werdet, wie ich immer bereit bin, zu Lob und Ehre Gottes, auch zu Nutz' und Vortheil meines Nächsten mich thätig finden zu lassen: so darf ich wohl mit gutem Gewissen und mit Dank dieser anvertrauten Gabe mich auch fernerhin erfreuen.

Und Ihr, meine andächtigen Zuhörer, nehmt ein Jeder, damit er nach dem Willen des Gebers, am Leibe erquickt, am Geiste erfreut werde, sein bescheiden' Theil dahin. Und, auf daß ein Solches geschehe, alles Uebermaß dagegen verbannt sei, handelt sämmtlich nach der Vorschrift des heiligen Apostels, welcher spricht: „Prüfet Alles und das Beste behaltet."

Und so konnte es denn nicht fehlen, daß der Hauptgegenstand alles Gespräches der Wein blieb, wie er es gewesen. Da erhebt sich denn sogleich ein Streit über den Vorzug der verschiedenen Gewächse; und hier ist erfreulich zu sehen, daß die Magnaten unter sich keinen Rangstreit haben. Hochheimer, Johannisberger, Rüdesheimer lassen einander gelten; nur unter den Göttern mindern Ranges herrscht Eifersucht und Neid. Hier ist denn besonders der sehr beliebte Asmannshäuser-Rothe vielen Anfechtungen unterworfen. Einen Weinbergsbesitzer von Oberingelheim hörte ich behaupten: der Ihrige gebe Jenem wenig nach. Der Eifer sich löblich ge-

weſen ſein, davon ſich jedoch kein Beweis führen laſſe, weil er ſchon ausgetrunken ſei. Dieß wurde von den Beiſitzenden gar ſehr gebilligt, weil man rothe Weine gleich in den erſten Jahren genießen müſſe.

Nun rühmte dagegen die Geſellſchaft von der Nahe einen in ihrer Gegend wachſenden Wein, der Monzinger genannt. Er ſoll ſich leicht und angenehm wegtrinken, aber doch, ehe man ſich's verſieht, zu Kopfe ſteigen. Man lud uns darauf ein. Er war zu ſchön empfohlen, als daß wir nicht gewünſcht hätten, in ſo guter Geſellſchaft, und wäre es mit einiger Gefahr, ihn zu koſten und uns an ihm zu prüfen.

Auch unſere braunen Krüglein kamen wiederum gefüllt zurück; und als man die heitern weißen Namenszüge des Heiligen überall ſo wohlthätig beſchäftigt ſah, mußte man ſich faſt ſchämen, die Geſchichte deſſelben nicht genau zu wiſſen, ob man gleich ſich recht gut erinnerte, daß er, auf alles irdiſche Gut völlig verzichtend, bei Wartung von Peſtkranken auch ſein Leben nicht in Anſchlag gebracht habe.

Nun erzählte die Geſellſchaft, dem Wunſche gefällig, jene anmuthige Legende, und zwar um die Wette, Kinder und Eltern ſich einander einhelfend.

Hier lernte man das eigentliche Weſen der Sage kennen, wenn ſie von Mund zu Mund, von Ohr zu Ohr wandelt. Widerſprüche kamen nicht vor, aber unendliche Unterſchiede, welche daher entſpringen mochten, daß jedes Gemüth einen andern Antheil an der Begebenheit und den einzelnen Vorfällen genommen, wodurch denn ein Umſtand bald zurückgeſetzt, bald hervorgehoben, nicht weniger die verſchiedenen Wanderungen ſowie der Aufenthalt des Heiligen an verſchiedenen Orten verwechſelt wurde.

Ein Verſuch, die Geſchichte, wie ich ſie gehört, geſprächsweiſe aufzuzeichnen, wollte mir nicht gelingen. So mag ſie uns auf die Art, wie ſie gewöhnlich überliefert wird, hier eingeſchaltet ſtehen.

St. Rochus, ein Bekenner des Glaubens, war aus Montpellier gebürtig und hieß ſein Vater Johann, die Mutter aber Libera, und zwar hatte dieſer Johann nicht nur Montpellier, ſondern auch noch andere Orte unter ſeiner Gewalt, war aber ein frommer Mann und hatte lange Zeit ohne Kinderſegen gelebt, bis er ſeinen Rochus von der heiligen Maria erbeten und brachte das Kind ein rothes Kreuz auf der Bruſt mit auf die Welt. Wenn ſeine Eltern faſteten, mußte er auch faſten und gab ihm ſeine Mutter an einem ſolchen Tag nur ein Mal ihre Bruſt zu trinken. Im fünften Jahre ſeines Alters fing er an, ſehr wenig zu eſſen und zu trinken; im zwölften legte er allen Ueberfluß und Eitelkeit ab und wendete ſein Taſchengeld an die Armen, denen er ſonderlich viel Gutes that. Er bezeigte ſich auch fleißig im Studiren und erlangte bald großen Ruhm durch ſeine Geſchicklichkeit, wie ihn dann auch noch ſein Vater auf ſeinem Todbette durch eine bewegliche Rede, die er an ihn hielte, zu allem Guten ermahnte. Er war noch nicht zwanzig Jahre alt, als ſeine Eltern geſtorben, da er denn all' ſein ererbtes Vermögen unter die Armen austheilte, das Regiment über das Land niederlegte, nach Italien reiſ'te und zu einem Hoſpital kam, darinnen viele an anſteckenden Krankheiten lagen, denen er aufwarten wollte. Und ob man ihn gleich nicht alſobald hineinließ, ſondern ihm die Gefahr vorſtellte, ſo hielte er doch ferner an; und als man ihn zu den Kranken ließ, machte er ſie alle durch Berührung mit ſeiner rechten Hand und Bezeichnung mit dem heiligen Kreuz geſund. Sodann begab er ſich ferner nach Rom, befreite auch allda nebſt vielen Andern einen Cardinal von der Peſt und hielt ſich in die drei Jahre bei demſelben auf.

Als er aber ſelbſt endlich auch mit dem ſchrecklichen Uebel befallen wurde und man ihn in das Peſthaus zu den Andern brachte, wo er, wegen grauſamer Schmerzen, manchmal erſchrecklich ſchreien mußte, ging er aus dem Hoſpital und ſetzte ſich außen vor die Thüre hin, damit er den Andern durch ſein Geſchrei nicht beſchwerlich fiele. Und als die Vorbeigehenden Solches ſahen, vermeinten ſie, es wäre aus Unachtſamkeit der Peſtwärter geſchehen. Als ſie aber hernach das Gegentheil vernahmen, hielt ihn Jedermann für thöricht und unſinnig. Und ſo trieben ſie ihn zur Stadt hinaus, da er denn, unter Gottes Geleit, durch Hülfe ſeines Stabes allgemach in den nächſten Wald fortkroch. Als ihn aber der große Schmerz nicht weiter fortkommen ließ, legte er ſich unter einen Ahornbaum und ruhete daſelbſt ein wenig, da denn neben ihm ein Brunnen entſprang, daraus er ſich erquickte.

Nun lag nicht weit davon ein Landgut, wohin ſich viele Vornehme aus der Stadt geflüchtet, darunter Einer, Namens Gotthardus, welcher viele Knechte und Jagdhunde bei ſich hatte. Da ereignet ſich aber der ſonderbare Umſtand, daß ein ſonſt ſehr wohlgezogener Jagdhund ein Brod vom Tiſche wegſchnappt und davon läuft. Obgleich abgeſtraft, erſieht er ſeinen Vortheil den zweiten Tag wieder und entflieht glücklich mit der Beute. Da argwohnt der Graf irgend ein Geheimniß und folgt mit den Dienern.

Dort finden ſie denn unter dem Baum den ſterbenden frommen Pilger, der ſie erſucht, ſich zu entfernen, ihn zu verlaſſen, damit ſie nicht von gleichem Uebel angefallen würden. Gotthardus aber nahm ſich vor, den Kranken nicht

Und wenn du ganz in dem Gefühle ſelig biſt,
Nenn' es dann wie du willſt,
Nenn's Glück, Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Namen
Dafür! Gefühl iſt alles;
Name iſt Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsgluth.

Margarethe.

Das iſt alles recht ſchön und gut;
Ungefähr ſagt das der Pfarrer auch,
Nur mit ein Bißchen andern Worten.

Fauſt.

Es ſagen's aller Orten
Alle Herzen unter dem himmliſchen Tage,
Jedes in ſeiner Sprache;
Warum nicht ich in der meinen?

Margarethe.

Wenn man's ſo hört, möcht's leidlich ſcheinen,
Steht aber doch immer ſchief darum;
Denn du haſt kein Chriſtenthum.

eher von ſich zu laſſen, als bis er geneſen wäre und verſorgte ihn zum Beſten. Als nun Rochus wieder ein wenig zu Kräften kam, begab er ſich ſtracks nach Florenz, heilte daſelbſt viele von der Peſt und wurde ſelbſt durch eine Stimme vom Himmel völlig wieder hergeſtellt. Er beredete auch Gotthardus dahin, daß Dieſer ſich entſchloß, mit ihm ſeine Wohnung in dem Wald aufzuſchlagen und Gott ohne Unterlaß zu dienen, welches auch Gotthardus verſprach, wenn er nur bei ihm bleiben wollte, da ſie ſich denn eine geraume Zeit mit einander in einer alten Hütte aufhielten. Und nachdem endlich Rochus Gotthardus zu ſolchem Eremiten-Leben genugſam eingeweiht, machte er ſich abermals auf den Weg und kam nach einer beſchwerlichen Reiſe glücklich wieder nach Hauſe, und zwar in ſeiner Stadt, die ihm ehemals zugehört und die er ſeinem Vetter geſchenkt hatte. Allda nun wurde er, weil es Kriegszeit war, für einen Landſchafter gehalten und vor den Landsherrn geführt, der ihn wegen ſeiner großen Veränderung und armſeligen Kleidung nicht mehr kannte, ſondern in ein hart' Gefängniß ſetzen ließ. Er aber dankte ſeinem Gott, daß er ihn allerlei Unglück erfahren ließ und brachte fünf ganze Jahre im Kerker zu, wollte es auch nicht einmal annehmen, wenn man ihm etwas Gekochtes zu eſſen brachte, ſondern kreuzigte noch dazu ſeinen Leib mit Wachen und Faſten. Als er merkte, daß ſein Ende nahe ſei, bat er die Bedienten des Kerkermeiſters, daß ſie ihm einen Prieſter holen möchten. Nun war es eine ſehr finſtere Gruft, wo er lag; als aber der Prieſter kam, wurde es helle, darüber Dieſer ſich höchlich verwunderte, auch, ſobald er Rochus anſah, etwas Göttliches an ihm erblickte und vor Schrecken halbtodt zur Erden fiel, auch ſich ſogleich zum Landesherrn begab und ihm anzeigte: was er erfahren und wie Gott wäre ſehr beleidigt worden, indem man den frömmſten Menſchen ſo lange Zeit in einem ſo beſchwerlichen Gefängniß aufgehalten. Als Dieſes in der Stadt bekannt geworden, lief Jedermann häufig nach dem Thurm. St. Rochus aber wurde von einer Schwachheit überfallen und gab ſeinen Geiſt auf. Jedermann aber ſah, durch die Spalten der Thüre, einen hellen Glanz hervorbringen; man fand auch bei Eröffnung den Heiligen todt und ausgeſtreckt auf der Erde liegen und bei ſeinem Haupt und den Füßen Lampen brennen; darauf man ihn auf des Landesherrn Befehl mit großem Gepränge in die Kirche begrub. Er wurde auch noch an dem rothen Kreuz, ſo er auf der Bruſt mit auf die Welt gebracht hatte, erkannt und war ein großes Heulen und Lamentiren darüber entſtanden.

Solches geſchahe im Jahre 1327 den 16. Auguſt und iſt ihm auch nach der Zeit zu Venedig, allwo nunmehr ſein Leib verwahret wird, eine Kirche zu Ehren gebaut worden. Als nun im Jahre 1414 zu Conſtanz ein Concilium gehalten wurde und die Peſt allda entſtand, auch nirgend Hülfe verhanden war, ließ die Peſt alſobald nach, ſobald man dieſen Heiligen anrief und ihm zu Ehren Proceſſionen anſtellte.

Dieſe friedliche Geſchichte ruhig zu vernehmen war kaum der Ort. Denn in der Tiſchreihe ſtritten Mehrere ſchon längſt über die Zahl der heute Wallfahrenden und Beſuchenden. Nach einiger Meinung ſollten zehntauſend, nach Andern mehr und dann noch mehr auf dieſem Hügelrücken durch einander wimmeln. Ein Oeſterreichiſcher Officier, militäriſchem Blick vertrauend, bekannte ſich zu dem höchſten Gebote.

Noch mehrere Geſpräche kreuzten ſich. Verſchiedene Bauernregeln und ſprüchwörtliche Wetter-Prophezeiungen, welche dieß Jahr eingetroffen ſein ſollten, verzeichnete ich in's Taſchenbuch. Und als man Theilnahme bemerkte, beſann man ſich auf mehrere, die denn auch hier Platz finden mögen, weil ſie auf Landesart und auf die wichtigſten Angelegenheiten der Bewohner hindeuten.

„Trockner April iſt nicht der Bauern Will'. — Wenn die Grasmücke ſingt, ehe der Weinſtock ſproßt, ſo verkündet es ein gutes Jahr. — Viel Sonnenſchein im Auguſt bringt guten Wein. — Je näher das Chriſtfeſt dem neuen Monde zufällt, ein deſto härteres Jahr ſoll hernach folgen; ſo es aber gegen den vollen und abnehmenden Mond kommt, je gelinder es ſein ſoll. — Die Fiſcher haben von der Hechtleber dieſes Merkmal, welches genau eintreffen ſoll: wenn dieſelbe gegen dem Gallenbläschen zu breit, der vordere Theil aber ſpitzig und ſchmal iſt, ſo bedeutet es einen langen und harten Winter. — Wenn die Milchſtraße im December ſchön weiß und hell ſcheint, ſo bedeutet es ein gutes Jahr. — Wenn die Zeit von Weihnachten bis drei König nebelicht und dunkel iſt, ſollen das Jahr darauf Krankheiten folgen. — Wenn in der Chriſtnacht die Weine in den Fäſſern ſich bewegen, daß ſie übergehen, ſo hofft man auf ein gutes Weinjahr. — Wenn die Rohrdommel zeitig gehört wird, ſo hofft man eine gute Ernte. — Wenn die Bohnen übermäßig wachſen und die Eichbäume viel Frucht bringen, ſo gibt es wenig Getreide. — Wenn die Eulen und andere Vögel ungewöhnlich die Wälder verlaſſen und häufig den Dörfern und Städten zufliegen, ſo gibt es ein unfruchtbares Jahr. — Kühler Mai gibt guten Wein und vieles Heu. — Nicht zu kalt und nicht zu naß, füllt die Scheuer und das Faß. — Reife Erdbeeren um Pfingſten bedeuten einen guten Wein. — Wenn es in der

Walpurgis-Nacht regnet, so hofft man ein gutes Jahr. — Ist das Brustbein von einer gebratenen Martins-Gans braun, so bedeutet es Kälte; ist es weiß, Schnee.“ —

Ein Bergbewohner, welcher diese vielen, auf reiche Fruchtbarkeit hinzielenden Sprüche, wo nicht mit Neid, doch mit Ernst vernommen, wurde gefragt, ob auch bei ihnen Dergleichen ging und gäbe wäre. Er versetzte darauf: mit soviel Abwechselung könne er nicht dienen; Räthselrede und Segen sei bei ihnen nur einfach und heiße:

Morgens rund,
Mittags gestampft,
Abends in Scheiben;
Dabei soll's bleiben,
Es ist gesund.

Man freut sich über diese glückliche Genügsamkeit und versicherte, daß es Zeiten gäbe, wo man zufrieden sei, es ebenso gut zu haben.

Indessen steht manche Gesellschaft gleichgiltig auf, den fast unübersehbaren Tisch verlassend; Andere grüßen und werden gegrüßt; so verliert sich die Menge nach und nach. Nur die zunächst spenden, wenige wünschenswerthe Gäste zaudern; man verläßt sich ungern, ja man kehrt einige Mal gegen einander zurück, das angenehme Weh eines solchen Abschiedes zu genießen und verspricht endlich, zu einiger Vertröstung, unmögliches Wiedersehn.

Außer den Zelten und Buden empfindet man leider in der hohen Sonne sogleich den Mangel an Schatten, welchen jedoch eine große neue Anpflanzung junger Nußbäume auf dem Hügelrücken künftigen Urenkeln verspricht. Möge jeder Wallfahrende die zarten Bäume schonen, eine löbliche Bürgerschaft von Bingen diese Anlage schirmen, durch eifriges Nachpflanzen und sorgfältiges Hegen ihr, zu Nutz' und Freude so vieler Tausende, nach und nach in die Höhe helfen.

Eine neue Bewegung deutet auf neues Ereigniß; man eilt zur Predigt, alles Volk drängt sich nach der Ost-Seite. Dort ist das Gebäude noch nicht vollendet, hier stehen noch Rüststangen; schon während des Baues dient man Gott. Ebenso war es, als in Wüsteneien, von frommen Einsiedlern, mit eigenen Händen, Kirchen und Klöster errichtet wurden. Jedes Behauen, jedes Niederlegen eines Steins war Gottesdienst. Kunstfreunde erinnern sich der bedeutenden Bilder von Le Sueur, des heiligen Bruno Wandel und Wirkung darstellend. Also wiederholt sich alles Bedeutende im großen Weltgange; der Achtsame bemerkt es überall.

Eine steinerne Kanzel, außen an der Kirchmauer auf Kragsteinen getragen, ist nur von innen zugänglich. Der Prediger tritt hervor, ein Geistlicher in den besten Jahren. Die Sonne steht hoch, daher ihm ein Knabe den Schirm überhält. Er spricht mit klarer, verständlicher Stimme einen rein verständigen Vortrag. Wir glaubten seinen Sinn gefaßt zu haben und wiederholten die Rede manchmal mit Freunden. Doch ist es möglich, daß wir, bei solchen Ueberlieferungen, von dem Ur-Text abwichen und von dem Unsrigen mit einwebten. Und so wird man im Nachstehenden einen milden, Thätigkeit fordernden Geist finden, wenn es auch nicht immer die kräftigen, ausführlichen Worte sein sollten, die wir damals vernahmen.

„Andächtige, geliebte Zuhörer! In großer Anzahl besteigt Ihr, an dem heutigen Tage, diese Höhe, um ein Fest zu feiern, das seit vielen Jahren durch Schickung Gottes unterbrochen worden. Ihr kommt, das vor Kurzem noch entehrt und verwüstet liegende Gotteshaus hergestellt, geschmückt und eingeweiht zu finden, dasselbe andächtig zu betreten und die dem Heiligen, der hier besonders verehrt wird, gewidmeten Gelübde dankbar abzutragen. Da mir nun die Pflicht zukommt, an Euch bei dieser Gelegenheit ein erbauliches Wort zu sprechen, so möchte wohl Nichts besser an der Stelle sein, als wenn wir zusammen beherzigen: wie ein solcher Mann, der zwar von frommen, aber doch sündigen Eltern erzeugt worden, zur Gnade gelangt sei, vor Gottes Thron zu stehen und für Diejenigen, die sich im Gebet gläubig an ihn wenden, verbittend Befreiung von schrecklichen, ganze Völkerschaften dahinraffenden Uebeln, ja vom Tode selbst, erlangen könne?

Er ist dieser Gnade würdig worden, so dürfen wir mit Zutrauen erwiedern, gleich allen Denen, die wir als Heilige verehren, weil er die vorzüglichste Eigenschaft besaß, die alles übrige Gute in sich schließt: eine unbedingte Ergebenheit in den Willen Gottes.

Denn obgleich kein sterblicher Mensch sich anmaßen dürfte, Gott gleich oder demselben auch nur ähnlich zu werden: so bewirkt doch schon eine unbegrenzte Hingebung in seinen heiligen Willen die erste und sicherste Annäherung an das höchste Wesen.

Sehen wir doch ein Beispiel an Vätern und Müttern, die mit vielen Kindern gesegnet, liebreiche Sorge für alle tragen. Zeichnet sich aber eins oder das andere darunter in Folgsamkeit und Gehorsam besonders aus, befolgt ohne Fragen und Zaudern die elterlichen Gebote, vollzieht es die Befehle ausdrücklich und beträgt sich dergestalt, als lebte es nur in und für die Erzeuger: so erwirbt es sich große Vorrechte. Auf dessen Bitte und Vorbitte hören die Eltern und lassen oft Zorn und Unmuth, durch freundliche Liebkosungen besänftigt, vorübergehen. Also denke man sich, menschlicher Weise, das Verhältniß unsers Heiligen zu Gott, in

welches er sich durch unbedingte Ergebung emporgeschwungen."

Wir Zuhörenden schauten indeß zu dem reinen Gewölbe des Himmels hinauf; das klarste Blau war von leicht hinschwebenden Wolken belebt; wir standen auf hoher Stelle. Die Aussicht rheinaufwärts licht, deutlich, frei; den Prediger zur Linken über uns; die Zuhörer vor ihm und uns hinabwärts.

Der Raum, auf welchem die zahlreiche Gemeinde steht, ist eine große, unvollendete Terrasse, ungleich und hinterwärts abhängig. Künftig, mit baumeisterlichem Sinne, zweckmäßig herangemauert und eingerichtet, wäre das Ganze eine der schönsten Oertlichkeiten in der Welt. Kein Prediger, vor mehrern tausend Zuhörern sprechend, sah je eine so reiche Landschaft über ihren Häuptern. Nun stelle der Baumeister aber die Menge auf eine reine, gleiche, vielleicht hinterwärts wenig erhöhte Fläche, so sähen alle den Prediger und hörten bequem. Dieß Mal aber, bei unvollendeter Anlage, standen sie abwärts hinter einander, sich in einander schickend, so gut sie konnten; eine von oben überschaute wundersame, stillschwankende Woge. Der Platz, wo der Bischof der Predigt zuhörte, war nur durch den hervorragenden Baldachin bezeichnet, er selbst in der Menge verborgen und verschlungen. Auch diesem würdigen obersten Geistlichen würde der einsichtige Baumeister einen angemessenen, ansehnlichen Platz anweisen und dadurch die Feier verherrlichen. Dieser Umblick, diese, dem geübten Kunstauge abgenöthigten Betrachtungen hinderten nicht, aufmerksam zu sein auf die Worte des würdigen Predigers, der zum zweiten Theile schritt und etwa folgender Maßen zu sprechen fortfuhr:

„Eine solche Ergebung in den Willen Gottes, so hoch verdienstlich sie auch gepriesen werden kann, wäre jedoch nur unfruchtbar geblieben, wenn der fromme Jüngling nicht seinen Nächsten sowie sich selbst, ja mehr wie sich selbst, geliebt hätte. Denn ob er gleich, vertrauensvoll auf die Fügungen Gottes, sein Vermögen den Armen vertheilt, um als frommer Pilger das heilige Land zu erreichen, so ließ er sich doch von diesem preiswürdigen Entschlusse unterwegs ablenken. Die große Noth, worin er seine Mitchristen findet, legt ihm die unerläßliche Pflicht auf, den gefährlichsten Kranken beizustehen, ohne an sich selbst zu denken. Er folgt seinem Berufe durch mehrere Städte, bis er endlich, selbst vom wüthenden Uebel ergriffen, seinen Nächsten weiter zu dienen außer Stand gesetzt wird. Durch diese gefahrvolle Thätigkeit nun hat er sich dem göttlichen Wesen abermals genähert: denn wie Gott die Welt in so hohem Grade liebte, daß er zu ihrem Heil seinen einzigen Sohn gab, so opferte St. Rochus sich selbst seinen Mitmenschen."

Die Aufmerksamkeit auf jedes Wort war groß, die Zuhörer unübersehbar. Alle einzeln herangekommenen Wallfahrer und alle vereinigten Gemeinde-Processionen standen hier versammelt, nachdem sie vorher ihre Standarten und Fahnen an die Kirche zur linken Hand des Predigers angelehnt hatten, zu nicht geringer Zierde des Ortes. Erfreulich aber war nebenan, in einem kleinen Höfchen, das gegen die Versammlung zu unvollendet sich öffnete, sämmtlich herangetragene Bilder auf Gerüsten erhöht zu sehen, als die vornehmsten Zuhörer ihre Rechte behauptend.

Drei Mutter-Gottes-Bilder von verschiedener Größe standen neu und frisch im Sonnenscheine; die langen rosenfarbenen Schleifenbänder flatterten munter und lustig im lebhaftesten Zugwinde. Das Christuskind in Wolkenlauf blieb immer freundlich. Der heilige Rochus, auch mehr als ein Mal, schaute seinem eigenen Feste gemüthig zu. Die Gestalt im schwarzen Sammetkleide, wie billig, oben an.

Der Prediger wandte sich nun zum dritten Theil und ließ sich ungefähr also vernehmen:

„Aber auch diese wichtige und schwere Handlung wäre von keinen seligen Folgen gewesen, wenn St. Rochus, für so große Aufopferungen, einen irdischen Lohn erwartet hätte. Solchen gottseligen Thaten kann nur Gott lohnen, und zwar in Ewigkeit. Die Spanne der Zeit ist zu kurz für grenzenlose Vergeltung. Und so hat auch der Ewige unsern heiligen Mann für alle Zeiten begnadigt und ihm die höchste Seligkeit gewährt, nämlich Andern, wie er schon hienieden im Leben gethan, auch von oben herab für und für hülfreich zu sein.

Wir dürfen daher in jedem Sinne ihn als ein Muster ansehn, an welchem wir die Stufen unsers geistlichen Wachsthums abmessen. Habt Ihr nun in traurigen Tagen Euch an ihn gewendet und glückliche Erhörung erlebt durch göttliche Huld, so beseitiget jetzt allen Uebermuth und anmaßliches Hochfahren, aber fragt Euch demüthig und wehmüthig: Haben wir denn seine Eigenschaften vor Augen gehabt? Haben wir uns befleißet, ihm nachzustreben?

Ergaben wir uns zur schrecklichsten Zeit, unter kaum erträglichen Lasten, in den Willen Gottes? Unterdrückten wir ein aufkeimendes Murren? Lebten wir einer getrosten Hoffnung, um zu verdienen, daß sie uns nun, so unerwartet als gnädig, gewährt sei? Haben wir in den gräßlichsten Tagen pestartig wüthender Krankheiten nicht nur gebetet und um Rettung gefleht? Haben wir den Unsrigen, näher oder entfernten Verwandten und Bekannten, ja

Fremden und Widersachern in dieser Noth beigestanden, um Gottes und des Heiligen willen unser Leben daran gewagt?

Könnt Ihr nun diese Fragen im stillen Herzen mit Ja beantworten, wie gewiß die meisten unter Euch redlich vermögen, so bringt Ihr ein löbliches Zeugniß mit nach Hause.

Dürft Ihr sodann, wie ich nicht zweifle, noch hinzufügen: wir haben bei allem Diesem an keinen irdischen Vortheil gedacht, sondern wir begnügten uns an der gottgefälligen That selbst: so könnt Ihr Euch um desto mehr erfreuen, keine Fehlbitte gethan zu haben und ähnlicher geworden zu sein dem Fürbittenden.

Wachset und nehmet zu an diesen geistlichen Eigenschaften, auch in guten Tagen, damit Ihr, zu schlimmer Zeit, wie sie oft unversehens hereinbricht, zu Gott durch seinen Heiligen Gebet und Gelübde wenden dürfet.

Und so betrachtet auch künftig die wiederholten Wallfahrten hierher als erneute Erinnerungen, daß Ihr dem Höchsten kein größeres Dankopfer darbringen könnt, als ein Herz gebessert und an geistlichen Gaben bereichert."

Die Predigt endigte gewiß für Alle heilsam; denn Jeder hat die deutlichen Worte vernommen und Jeder die verständigen practischen Lehren beherzigt.

Nun kehrt der Bischof zur Kirche zurück; was drinnen vorgegangen, blieb uns verborgen. Den Widerhall des Te Deum vernahmen wir von außen. Das Ein- und Ausströmen der Menge war höchst bewegt; das Fest neigte sich zu seiner Auflösung. Die Processionen reihten sich, um abzuziehen; die Bibenheimer, als zuletzt angekommen, entfernte sich zuerst. Wir schauten aus dem Wirrwarr und zogen deßhalb mit der ruhigen und ernsten Binger-Procession hinab. Auch auf diesem Wege bemerkten wir Spuren der Kriegswehetage. Die Stationen des Leidensganges unsers Herrn waren vermuthlich zerstört. Bei Erneuerung dieser könnte frommer Geist und redlicher Kunstsinn mitwirken, daß Jeder, er sei, wer er wolle, diesen Weg mit theilnehmender Erbauung zurücklegte.

In dem herrlich gelegenen Binge angelangt, fanden wir doch daselbst keine Ruhe; wir wünschten vielmehr nach so viel wunderbaren, göttlichen und menschlichen Ereignissen uns geschwind in das derbe Naturbad zu stürzen. Ein Kahn führte uns flußabwärts die Strömungen. Ueber den Rest des alten Felsendammes, den Zeit und Kunst besiegten, glitten wir hinab; der mährchenhafte Thurm, auf unverwüstlichen Quarz-Stein gebaut, blieb uns zur Linken, die Ehrenburg rechts; bald aber kehrten wir für dieß Mal zurück, das Auge voll von jenen abschießenden granitischen Gebirgsschichten, durch welche sich der Rhein seit ewigen Zeiten hindurcharbeitete.

So wie den ganzen Morgen, also auch auf diesem Rückwege begleitete uns die hohe Sonne, obgleich aufsteigende, vorüberziehende Wolken zu einem ersehnten Regen Hoffnung gaben. Und wirklich strömte endlich Alles erquickend nieder und hielt lange genug an, daß wir auf unserer Rückreise die ganze Landesstrecke erfrischt fanden. Und so hatte der heilige Rochus, wahrscheinlich auf andere Nothhelfer wirkend, seinen Segen auch außer seiner eigentlichen Obliegenheit reichlich erwiesen.

Im Rheingau Herbsttage.

Supplement des Rochus-Festes 1814.

Das lebendige Schauen der nunmehr zu beschreibenden Oertlichkeiten und Gegenstände verdanke ich der geliebten wie verehrten Familie Brentano, die mir an den Ufern des Rheins, auf ihrem Landgute zu Winkel, viele glückliche Stunden bereitete.

Die herrliche Lage des Gebäudes läßt nach allen Seiten die Blicke frei und so können auch die Bewohner, zu welchen ich mehrere Wochen mich dankbar zählte, sich ringsumher, zu Wasser und Land, fröhlich bewegen. Zu Wagen, Fuß und Schiff erreichte man auf beiden Ufern die herrlichsten, oft vermutheten, öfters unvermutheten Standpuncte. Hier zeigt sich die Welt mannigfaltiger, als man sie denkt; das Auge selbst ist sich in der Gegenwart nicht genug: wie sollte nunmehr ein schriftliches Wort hinreichen, die Erinnerung aus der Vergangenheit hervorzurufen? Mögen deßhalb diese Blätter wenigstens, meinem Gefühl an jenen unschätzbaren Augenblicken und meinem Dank dafür innigst gewidmet sein.

Den 1. September.

Kloster Eibingen gibt den unangenehmsten Begriff eines zerstörten würdigen Daseins. Die Kirche, alles Zubehörs beraubt, Zimmer und Säle ohne das mindeste Hausgeräth, die Zellenwände eingeschlagen, die Thüren nach den Gängen mit Riegeln verzimmert, die Fache nicht ausgemauert, der Schutt umherliegend. Warum denn aber diese Zerstörung ohne Zweck und Sinn? Wir vernehmen die Ursache. Hier sollte ein Lazareth angelegt werden, wenn der Kriegsschauplatz in der Nähe geblieben wäre. Und so muß man sich noch über diesen Schutt und über die verlassene Arbeit freuen. Man scheint übrigens gegenwärtig die leeren Räume zu Munitur-Kammern und Aufbewahrung dürrer, wenig

brauchbarer Kriegsbedürfnisse benutzen zu wollen. Im Chor liegen Sättel gereihet, in Sälen und Zimmern Tornister; an abgelegten Montirungs-Stücken fehlt es auch nicht, so daß, wenn eine der Nonnen vor Jahren die Gabe des Vorgesichts gehabt hätte, sie sich vor der künftigen Zerrüttung und Entweihung hätte entsetzen müssen. Die Wappen dieser ehemals hier beherbergten und ernährten Damen verzieren noch einen ausgeleerten Saal.

Hierauf besuchten wir in Rüdesheim das Brömser'sche Gebäude, welches zwar merkwürdige, aber unerfreuliche Reste aus dem sechszehnten Jahrhundert enthält. Nur ist ein Familien-Gemälde der Herren von Kronenburg, von 1549, in seiner Art besonders gut und der Aufmerksamkeit aller Freunde des Alterthums und der Kunst würdig.

In der Stadtkirche auf dem Markt befindet sich das Wunderbild, das ehemals so viele Gläubige nach Roth-Gottes gezogen hatte. Christus knieend, mit aufgehobenen Händen, etwa acht Zoll hoch, wahrscheinlich die übrig gebliebene Haupt-Figur einer vollen Oelbergs-Gruppe. Kopf und Körper aus Holz geschnitzt. Das Gewand von feinem Leinenzeuge aufgeklebt, fest anliegend, wo die Falten schön in's Holz geschnitzt waren, an den rohen Armen aber locker, die Aermel bildend und ausgestopft, das Ganze bekreidet und bemalt. Die angesetzten Hände zwar zu lang, die Gelenke und Nägel hingegen gut ausgedrückt; aus einer nicht unfähigen, aber ungeschickten Zeit.

Den 2. September.

Ungefähr in der Mitte von Winkel biegt man aus nach der Höhe zu, um Vollrath zu besuchen. Erst geht der Weg zwischen Weinbergen, dann erreicht man eine Wiesenfläche; sie ist hier unerwartet feucht und mit Weiden umgeben. Am Fuß des Gebirges, auf einem Hügel, liegt das Schloß, rechts und links fruchtbare Felder und Weinberge, einen Bergwald von Buchen und Eichen im Rücken.

Der Schloßhof, von ansehnlichen Wohn- und Haushaltungsgebäuden umschlossen, zeugt von altem Wohlstande; der kleine hintere Theil desselben ist den Feldbedürfnissen gewidmet.

Rechts tritt man in einen Garten, der, wie das Ganze, von altem Wohlhaben und gutsherrlicher Vorsorge zeugt und jetzt als eine belebte Ruine uns eigenthümlich anspricht. Die sonst pyramiden- und fächerartig gehaltenen Obstbäume sind zu mächtigen Stämmen und Aesten kunstlos wild aufgewachsen, überschatten die Beete, ja verdrängen die Wege und geben, von vortrefflichem Obste reich behangen, den wundersamsten Anblick. Eine Luftwohnung, von dem Kurfürsten aus der Greifenklau'schen Familie erbaut, empfängt mit sichtbarstem Verfall den Eintretenden. Die untern Räume sind völlig entadelt; der Saal des ersten Stocks erweckt durch Familien-Bilder, die, ohne gut gemalt zu sein, doch die Gegenwart der Persönlichkeiten aussprechen, das Andenken einer frühern blühenden Zeit. Lebensgroß sitzt ein behaglicher Greifenklau, der auf sich und seinen Zustand sich Etwas einbilden durfte. Zwei Gattinnen und mehrere Söhne, Domherren, Soldaten und Hofleute stehen ihm zur Seite; und was von Kindern, vielleicht auch Verwandten, auf ebenem Boden nicht Platz fand, erscheint als Gemälde im Gemälde oben im Bilde. So hängen auch Kurfürsten, Domherren und Ritter, lebensgroß, in ganzen und halben Figuren, umher in dem nicht verwüsteten, aber wüsten Saale, wo alte, reiche Stühle zwischen vernachlässigten Gamenstanden und anderm Unrath unordentlich noch ihren Platz behaupten. In den Seitenzimmern schlottern die Soldaten-Tapeten an den Wänden; man scheint die Tapezier-Nägel, die sie festhalten, zu anderm Gebrauch herausgezogen zu haben.

Wendet nun das Auge von diesem Grauel sich weg gegen das Fenster, so genießt es, den verwilderten, fruchtbaren Garten unter sich, der herrlichsten Aussicht. Durch ein sanft geöffnetes Thal sieht man Winkel nach seiner Länge; überrheinisch sodann Unter- und Ober-Ingelheim, in fruchtbarer Gegend. Wir gingen durch den vernachlässigten Garten, die Baumschulen aufzusuchen, die wir aber in gleichem Zustande fanden; der Gärtner, wollte man wissen, liebe die Fischerei.

Draußen, unter dem Garten, auf der Wiese, zog eine große, wohlgewachsene Pappel unsere Aufmerksamkeit an sich. Wir hörten, sie sei am Hochzeitsfeste des vorletzten Greifenklau gepflanzt, dessen Witwe noch zuletzt diese Herrlichkeiten mit ungebändigter Lust genossen habe. Nach dem frühzeitigen Tode eines Sohnes aber ging der Besitz dieses schönen Guts auf eine andere Linie hinüber, welche, entfernt wohnend, für dessen Erhaltung weniger besorgt zu sein scheint. Einen wunderlichen, in einen kleinen Teich gebauten Thurm gingen wir vorüber und verfügten uns in das ansehnliche Wohngebäude.

Hatten wir gestern im Kloster Eibingen die Zerstörung gesehen, welche durch Aenderung der Staatsverhältnisse, Religionsbegriffe, durch Kriegsläufe und andere Sorgen und Bedürfnisse, mit Wissen und Unwissen, einreicht; sahen wir dort ein aufgehobenes Kloster: so fanden wir hier die Spuren einer alten Familie, die sich selbst aufhebt. Die ehrwürdigen Stammbäume erhielten sich noch an den Wänden der

umherlaufenden Ranke. Hier ſproßten Greifenklaue und Sickingen gegen einander über und verzweigten ſich in's Vielfache; die vornehmſten und berühmteſten Namen ſchloſſen ſich weiblicherſeits an die Greifenklau'ſchen.

Auf einem andern dieſer Bilder knieten Biſchöffe, Aebte, Geiſtliche, Frauen unter dem Baume, von dem ſie entſproſſen, Heil erbittend. Ein drittes Gemälde dieſer Art war muthwillig oder abſichtlich entſtellt; es hatte Jemand den Stammvater herausgeſchnitten, vielleicht ein Liebhaber ſolcher Alterthümer, denen nirgends zu trauen iſt. Da ſchwebten nun Aeſte und Zweige in der Luft, das Verdorren weiſſagend.

Wie unterhaltend übrigens in guten, lebendigen Zeiten dieſe Gallerien für Familien-Glieder, für Verwandte müſſen geweſen ſein, kann man noch daraus ermeſſen, daß die Grundriſſe mancher Beſitzungen mit ihren Grenzen, Gerechtſamen, ſtreitigen Bezirken und was ſonſt bemerklich ſein mochte, hier aufgehangen und vor das Auge gebracht ſind.

Doch fehlte nunmehr Manches, was Beſuchende hier in früherer Zeit gekannt hatten und wir entdeckten zuletzt in einer Kammer ſämmtliche Familien-Bilder, ſchichtweiſe übereinander geſchichtet und dem Verderben geweiht. Einige ſind werth, erhalten zu ſein; allen hätte man wohl einen Platz an den Wänden gegönnt. In wenigen Zimmern finden ſich noch Stühle und Bettſtellen, Commoden und Dergleichen, durch Zeit und Unordnung langſam verderben und unbrauchbar.

In der kleinen Capelle wird noch Gottesdienſt gehalten; auch dieſe iſt nur nothdürftig reinlich. Ein Paar kleine Griechiſche Bildchen verdienen kaum aus dieſem allgemeinen Verderben gerettet zu werden.

Aus ſolchen traurigen Umgebungen eilten wir in die reiche, frohe Natur, indem wir auf der Höhe des Hügels Weinberge links, friſchgeackerte Fruchtfelder rechts, dem Johannisberg zugingen. Die Grenze des Weinbaues bezeichnet zugleich die Grenze des aufgeſchwemmten Erdreichs; wo die Aecker anfangen, zeigt ſich die urſprüngliche Gebirgsart. Es iſt ein Quarz, dem Thonſchiefer verwandt, der ſich in Platten und Prismen zu trennen pflegt.

Man kann nicht unterlaſſen, links, hinterwärts nach dem Fluß und den ihn an beiden Ufern begleitenden Landſchaften und Wohnlichkeiten umzuſchauen, die, im Einzelnen ſchon bekannt, mit größerm Antheil im Ganzen überblickt werden.

Ueberraſcht wird man aber doch, wenn man auf den Altan des Johannisberger-Schloſſes tritt. Denn wollte man auch alle in der Feſtbeſchreibung genannten Orte und Gegenſtände wiederholen, ſo würde ſich doch nur Dasjenige allenfalls in der Folge dem Gedächtniß darſtellen, was man hier auf ein Mal überſieht, wenn man, auf demſelben Flecke ſtehend, den Kopf nur rechts und links wendet. Denn von Biebrich bis Bingen iſt Alles einem geſunden oder bewaffneten Auge ſichtbar: der Rhein mit den daran gegränzten Ortſchaften, mit Inſeln, jenſeitigen Ufern und aufſteigenden Gefilden; links oben die blauen Gipfel des Altkönigs und Feldbergs, gerade vor uns der Rücken des Donnersbergs. Er leitet das Auge nach der Gegend, woher die Nahe fließt. Rechts unten liegt Bingen, daneben die ahnungvolle Bergſchlucht, wohin ſich der Rhein verliert.

Die uns im Rücken verweilende Abendſonne beleuchtete dieſe mannigfaltigen Gegenſtände an der uns zugekehrten Seite. Leichte, ſeltſam ſtreifenweis vom Horizont nach dem Zenith ſtrebende Wolken unterbrachen die allgemeine Klarheit des Bildes; wechſelnde Sonnenblicke lenkten jetzt die Aufmerkſamkeit bald da, bald dorthin und das Auge ward ſtellenweiſe mit einzelner friſcher Anmuth ergetzt. Der Zuſtand des Schloſſes ſelbſt ſtörte nicht dieſe angenehmen Eindrücke. Leer ſteht's, ohne Hausgeräth, aber nicht verdorben.

Bei untergehender Sonne bedeckte ſich der Himmel von allen Seiten mit bunten, immer auf den Horizont ſich beziehenden, pfeilförmigen Streifen; ſie verkündigten eine Wetterveränderung, über welche die Nacht entſcheiden wird.

Den 2. September.

Der Morgenhimmel, erſt völlig umwölkt, erheiterte ſich bei fortdauerndem Nord-Wind. Nachdem wir in Geiſenheim, bei einem Handelsmanne, ein altes Gemälde geſehen, ging der Weg aufwärts durch einen Eichenbuſch, welcher alle vierzehn Jahre zum Behuf der Gerberei abgetrieben wird. Hier findet ſich das Quarz-Geſtein wieder und weiter oben eine Art von Todtliegendem. Rechts blickt man in ein tiefes, von alten und jungen Eichen vollgedrängtes Bergthal hinab; die Thürme und Dächer eines alten Kloſters zeigen ſich, von dem reichſten Grün ganz eingeſchloſſen, in wildem, einſamem Grunde; eine Lage, übereinſtimmend mit dem Namen dieſer heiligen Stätte; denn man nennt ſie noch immer Noth-Gottes, obgleich das Wunderbild, das dem Ritter hier ſeine Noth zuſammerte, in die Kirche von Rüdesheim verſetzt worden. Völlig unwirthbar erſchiene dieſe Stelle noch jetzt, hätte man nicht einen kleinen Theil der angrenzenden Höhe gerodet und dem Feldbau gewidmet.

Aufwärts dann, eine hochgelegene, bebaute Fläche hin, geht der Weg, bis man endlich auf

den Niederwald gelangt, wo eine gerade, lange, breite Fahrstraße vornehme Anlagen verkündigt. Am Ende derselben steht ein Jagdschloß mit Nebengebäuden. Schon vor dem Hofraum, besser von einem Thürmchen, sieht man in der ungeheuern Schlucht den Rhein abwärts fließen. Lorch, Dreieckhausen, Bacharach sind zuhen und drüben zu sehen und mir war in diesem Blick der Anfang einer neuen Gegend und der völlige Abschluß des Rheinganes gegeben.

Auf einem Spaziergang durch den Wald gelangte man zu verschiedenen Aussichten und endlich zu einem auf einer Felskuppe des Vorgebirgs liegenden Altan, von welchem eine der schönsten Ueberblicken genossen wird. Tief unter uns die Strömung des Binger-Lochs, oberhalb derselben den Mäusethurm. Die Nahe durch die Brücke von Bingen herfließend; aufwärts der Bergrücken der Rochus-Capelle und was dem angehört; eine große, in allen Theilen mannigfaltige Aussicht. Wendet sich das Auge zurück und unterwärts, so sehen wir das verfallene Schloß Ehrenfels zu unsern Füßen.

Durch eine große, wohlbestandene Waldstrecke gelangt man zu dem gegen Norden gerichteten, runden Tempel. Hier blickt man von Neuem rheinaufwärts und findet Anlaß, Alles zu summiren, was man diese Tage her gesehen und wieder gesehen hat. Wir sind mit den Gegenständen im Einzelnen wohl bekannt und so läßt sich durch das Fernrohr, ja sogar mit bloßen Augen, manches Besondere, nah' und fern, schauen und bemerken.

Wer sich in der Folge bemühte, den Niederwald besser darzustellen, müßte im Auge behalten, wie das Grundgebirge von Wiesbaden her immer mehr an den Rhein heranrückt, den Strom in die westliche Richtung drängt und nun die Felsen des Niederwaldes die Grenzen sind, wo er seinen nördlichen Weg wieder antreten kann.

Der steile Fußpfad nach Rüdesheim hinab führt durch die herrlichsten Weinberge, welche mit ihrem lebhaften Grün in regelmäßigen Reihen, wie mit wohlgewirkten Teppichen, manche sich an- und übereinander drängende Hügel bekleiden.

Den 4. September.

Früh in der Kirche, wo der Gottesdienst, wegen einer Steinkuhl'schen Stiftung, feierlicher als gewöhnlich begangen wurde. Geputzte und bekränzte Kinder knieten an den Seitenstufen des Altars und streuten, in den Haupt-Momenten des Hochamtes, Blumenblätter aus ihren Körbchen, weil sie aber verschwenderisch damit umgingen und doch in dem feierlichsten Augenblick nicht fehlen wollten, rafften sie das Ausgestreute wieder in ihre Körbchen und die Gabe ward zum zweiten Male geopfert.

Sodann zu der verfallenen, in ein Winzerhaus verwandelten Capelle des heiligen Rochus. Sie soll das erste Gebäude in Winkel gewesen sein; alt genug scheint es. Die Erde, oder vielmehr der Schutt, aufgerafft an der Stelle, wo der Altar gestanden, soll Ratten und Mäuse vertreiben.

Nach Tische in einem mit Menschen überladenen Kahne, von Mittelheim nach Weinheim, bei ziemlich lebhaftem Nordost-Wind. Der Stromstrich wirkt hier stark auf das linke Ufer, nachdem er eine vorliegende Aue weggerissen. Die Wurzeln der alten Weiden sind entblößt, die Stämme vom Eis entrindet. Man hat einen Damm aufgeworfen, um die dahinter liegenden Felder vor Ueberschwemmung zu sichern.

Am Ende dieses Dammes, gegen Nieder-Ingelheim zu, fanden wir ganz eigentliche Dünen, in den ältesten Zeiten vom Wasser abgesetzt, nun ihr leichter Sand vom Winde hin- und hergetrieben. Unzählige kleine Schnecken waren mit demselben vermengt, ein Theil davon den Turbiniten ähnlich, die sich im Weinheimer-Kalktuffe befinden. Daß Dergleichen sich noch jetzt in diesem Sandbezirk vermehren, läßt sich folgern, da mir die aufmerksamen Kinder ein Schneckenhaus mit lebendigem Thiere vorzeigten.

Hinter einer Mühle beginnt ein fruchtbareres Gelände, das sich bis Nieder-Ingelheim zieht. Dieser Ort schon hoch, an einer sanften Anhöhe gelegen, gehört zu dem District, der sonst das heiligen Römischen Reichs Thal genannt wurde. Carl des Großen Palast fanden wir halb zerstört, zerstückelt, in kleine Besitzungen vertheilt; den Bezirk desselben kann man noch an den hohen, vielleicht spätern Mauern erkennen. Ein Stück einer weißen Marmor-Säule findet sich an dem Thor eingemauert, mit folgender Inschrift aus dem dreißigjährigen Kriege:

„Vor achthundert Jahren ist dieser Saal des großen Kaisers Carl, nach ihm Ludwig, des milden Kaisers Carl'en Sohn, im Jahr 1044 aber Kaisers Heinrichs, im Jahr 1360 Kaisers Carlen, Königs in Böhmen, Palast gewesen und hat Kaiser Carle d. Große, neben andern gezogenen Säulen, diese Säule aus Italia von Ravenna anhero in diesen Palast fahren lassen, welche man bei Regierung Kaisers Ferdinandi des II und Königs in Hispania Philippi des IV auch derer verordneter hochlöblicher Regierung in der untern Pfalz, den 6 Aprilis Anno 1628 als der katholische Glauben wiederumb eingeführet worden ist, aufgerichtet.

Münsterus in Historia von Ingelheim des heil. römiſch. Reichs Thal fol. DCLXXXIX.“

Den Ort, wo die Küche vor Alters geſtanden, will man dadurch entdeckt haben, daß ſehr viele Thierknochen, beſonders wilde Schweinszähne, in dem nächſten Graben gefunden worden. Während der Franzöſiſchen Herrſchaft hat man verſchiedene Nachſuchungen gethan; auch wurden einige Säulen nach Paris geſchafft.

Neuerlich ward bei Gelegenheit des großen Chauſſée-Baues Ingelheim vortrefflich gepflaſtert, das Poſthaus gut eingerichtet. Frau Glöckle nennt ſich die Poſtmeiſterinn, jetzt von Reiſenden, beſonders Engländern und Engländerinnen, fleißig beſucht.

Bei dunkler Nacht gelangten wir auf der Fähre, zwar nicht ohne Unbilden, aber doch glücklich nach Hauſe.

Den 5. September

fuhren wir im Wagen nach Rüdesheim, ſodann im Kahne, bei einem ſtarken, ſtromaufwärts wehenden Winde, nach Bingen hinüber; die Fähre brachte den Wagen nach.

Spaziergang am Ufer, Gyps ausgeladen, viel mit grauem Thon vermiſcht. Woher derſelbe kommen mag? Spaziergang durch die Stadt; im Gaſthaus zum weißen Roß eingekehrt. Melancholiſche Wirthinn, mit ſeltſamem Bewußtſein ihres Zuſtandes. Nach guter und wohlfeiler Bewirthung fuhren wir den Rochus-Berg hinauf, an den verfallenen Stationen vorbei. Die Rochus-Capelle fanden wir offen. Der Mann, der die Wiederherſtellung beſorgt hatte, war gegenwärtig, froh über ſein Werk, das auch wirklich für gelungen gelten kann. Man hat die Kirchenmauern erhöht, ſo viel als nöthig, um dem Haupt-Altar von Eibingen gehörigen Raum zu verſchaffen. Der Transport koſtete Nichts; denn Die von Bingen hatten Alles von d'rüben herab- und hüben heraufgetragen, die Schiffer gleichfalls ohne Lohn gefahren. Dadurch war das Einzelne wohlerhalten geblieben und nur Weniges zu repariren nöthig.

Man beſchäftigte ſich eben, die Orgel aufzuſtellen. Als wir Denjenigen, den wir für den Meiſter hielten, nach der Güte der Orgel fragten, erwiederte er mit Bedenklichkeit: „Es iſt eine weiche Orgel, eine Nonnenorgel!“ Man ließ uns einige Regiſter hören; ſie waren für den Umfang der Capelle ſtark genug.

Nun wendeten wir uns zu der niemals genug zu ſchauenden Ausſicht und unterſuchten ſodann das Geſtein. Auf der Höhe beſteht es aus einem dem Thonſchiefer verwandten Quarz, am Fuße gegen Kempten zu aus einer Art Todtliegendem, welches aus ſcharfkantigen Quarz-Stücken, faſt ohne Bindungsmittel, beſteht. Es iſt äußerſt feſt und hat außen durch die Witterung den bekannten Chalcedon-Ueberzug erlangt. Es wird billig unter die Ur-Breccien gerechnet.

Wir fuhren durch die Weinberge hinabwärts, ließen Kempten links und gelangten auf die neue, treffliche Chauſſée, an deren beiden Seiten ein leicht zu bearbeitender Boden geſehen wird. Da wir nach Ober-Ingelheim verlangten, ſo verließen wir die Straße und fuhren rechts, auf einem ſandigen Boden, durch junge Kiefernwäldchen; ſanfte Anhöhen zeigten ſchon beſſeres Erdreich; endlich trafen wir Weinberge und gelangten nach Ober-Ingelheim. Dieſes Oertchen liegt an einer Anhöhe, an deſſen Fuß ein Waſſer, die Sulze genannt, hinfließt.

In dem reinlichen, wohlgepflaſterten Orte ſind wenig Menſchen zu ſehen. Zu oberſt liegt ein altes, durchaus verfallenes, weitläufiges Schloß, in deſſen Bezirk eine noch gebrauchte, aber ſchlecht erhaltene Kirche. Zur Revolutions-Zeit meißelte man die Wappen von den Rittergräbern. Uralte Glasſcheiben brechen nach und nach ſelbſt zuſammen. Die Kirche iſt proteſtantiſch.

Ein wunderbarer Gebrauch war zu bemerken. Auf den Häuptern der ſteinernen Ritter-Coloſſen ſah man bunte, leichte Kronen von Draht, Papier und Band, thurmartig zuſammengeflochten. Dergleichen ſtanden auch auf Geſimſen, große beſchriebene Papierherzen daran gehängt. Wir erfuhren, daß es zum Andenken verſtorbener unverheiratheter Perſonen geſchehe. Dieſe Todtengedächtniſſe waren der einzige Schmuck des Gebäudes.

Wir begaben uns in ein Wirthshaus und fanden einen alten Wirth, der, ungeachtet ſeines kurzen Athems, uns von guten und böſen Zeiten zu unterhalten nicht ermangelte. Die beiden Ingelheime gehörten zu einem Landesſtrich, den man die acht Ortſchaften nannte, welche ſeit uralten Zeiten große Privilegien genoſſen. Die Abgaben waren gering, bei ſchöner Fruchtbarkeit. Unter Franzöſiſcher Botmäßigkeit hatte man große Laſten zu tragen.

Man baute ſonſt hier nur weißen Wein, nachher aber, in Nachahmung und Nacheiferung von Rüdesheim, auch rothen; man rühmte deſſen Vorzüge, ob man uns gleich mit keinem rothen Eilfer mehr dienen konnte; wir ließen uns daher den weißen genannten Jahres wohl ſchmecken.

Als wir nach Weinheim zurück an's Ufer kamen und nach einem Kahn verlangten, erboten ſich zwei Knaben, uns überzufahren. Man zeigte einiges Mißtrauen gegen ihre Jugend; ſie verſicherten aber, beſſer zu ſein als die Alten; auch brachten ſie uns ſchnell und glücklich an's rechte Ufer.

Den 4. September.

Auf einem Spaziergange, bei Gelegenheit, daß eine Mauer errichtet wurde, erfuhr ich, daß der Kalkstein, welcher fast ganz aus kleinen Schnecken besteht, an den jenseitigen Höhen und mehrern Orten gebrochen werde. Da diese Schnecken, nach der neuesten Ueberzeugung, Ausgeburten des süßen Wassers sind, so wird die ehemalige Stagnation des Flusses zu einem großen See immer anschaulicher.

Man zeigte mir am Rheine, zwischen einem Weidicht, den Ort, wo Fräulein von Günderode sich entleibt. Die Erzählung dieser Catastrophe an Ort und Stelle, von Personen, welche in der Nähe gewesen und Theil genommen, gab das unangenehme Gefühl, was ein tragisches Local jederzeit erregt, wie man Eger nicht betreten kann, ohne daß die Geister Wallenstein's und seiner Gefährten uns umschweben.

Von diesen tragischen Gefühlen wurden wir befreit, indem wir uns nach den Gewerben des Lebens erkundigten.

Gerberei. Der Stockausschlag eines abgetriebenen Eichenbusches braucht dreizehn bis vierzehn Jahre; dann werden die jungen Eichen geschält, entweder am Stamme oder schon umgeschlagen; dieß muß im Safte geschehen. Diese Schale wird von fernen Orten hergeholt, vom Neckar über Heidelberg, von Trier u. s. w. Die Wasserfahrt erleichtert das Geschäft. Mühlen zum Kleinmahlen der Lohe. Häute, die Nordamericanischen kommen während der letzten Zeit immer über Frankreich. Behandlung der Häute, Zeit des Gahrwerdens.

Weinbau. Mühe dabei. Vortheile, Gewinn, Verlust. Anno 1811 wurden in Winkel 800 Stück Wein gebaut. Großer Ertrag des Zehnten. Die Güte des Weins hängt von der Lage ab, aber auch von der spätern Lese. Hierüber liegen die Armen und Reichen beständig im Streite; jene wollen viel, diese guten Wein. Man behauptet, es gebe um den Johannisberg bessere Lagen; weil aber jener, als eingeschlossener Bezirk, seine Weinlese ungehindert verspäten könne, daher komme die größere Güte des Erzeugnisses. In den Gemeinde-Bezirken werden die Weinberge einige Zeit vor der Lese geschlossen; auch der Eigenthümer darf nicht hinein. Will er Trauben, so muß er einen verpflichteten Mann zum Zeugen rufen.

Und so hätten wir denn abermals mit dem glücklichen Rundworte geschlossen:

Am Rhein, am Rhein,
Da wachsen unsre Reben!

Kunstschätze
am Rhein, Main und Neckar.
1814 und 1815.

Cöln.

Nach einer glücklichen Rhein-Fahrt wurden wir in Cöln von Freunden und Bekannten, ja von Unbekannten, mit dem frohen Gruße überrascht: daß jenes von Rubens für seinen Geburtsort gemalte, die Kreuzigung Petri vorstellende, der Kirche dieses Stadt-Patron's gewidmete Bild von Paris zurückgebracht werde und nächstens im Triumph zu seiner ehemaligen frommen Stelle wieder gelangen solle. Wir freuten uns, daß einer zahlreichen Bürgerschaft durch eine einfache große Handlung das herrliche Gefühl gegeben sei, nunmehr einem Fürsten anzugehören, der ihnen in so hohem Sinne Recht zu verschaffen und ein schmählich vermißtes Eigenthum wieder zu erstatten kräftig genug wäre. Nun durfte man mit desto freyerer Theilnahme Kunstliebhaber besuchen, die sich durch ihren wiedererscheinenden Heiligen doppelt getröstet und erquickt fühlten und den allgemeinen Gewinn als Unterpfand betrachteten, daß ihrer eigensten Neigung Sicherheit und Förderniß gelobt sei.

Wenn nämlich im dreizehnten Jahrhundert die bildende Kunst am Nieder-Rhein sich zu regen anfing, so schmückte sie vorzüglich Kirchen, Klöster und öffentliche Gebäude an Mauern und Wänden, oft auch auf großen Tafeln mit frommen und heiligen Gegenständen; die neuere Kunst verschaffte dagegen auch dem einzelnen Bürger kleinere Bilder, angemessen dem Innern der Wohnungen und häuslichen Gefühlen. Mit glänzender Sinnlichkeit behandelte sie natürliche, beliebte Gegenstände und Jedermann konnte in seiner eigenen Wohnung an herrlichen Werken ein stilles Behagen empfinden.

Solche kunstreiche Umgebungen gehörten nun zu den Bedürfnissen des Bemittelten, zum Anstande des Wohlhabenden. Einheimische Künstler wurden beschäftigt. Ein lebhafter Handel mit Brabant und Holland brachte eine Unzahl solcher Kunstwerke in Umtrieb. Liebhaberei und Gewinn waren zu verbinden und Gewinn belebte die Neigung. Handelsleute thaten sich hervor, welche, in das ferne Ausland wirkend, Kunst und Künstler förderten. Unter solchen wird der Name Jabach mit Ehrfurcht genannt. Dieser vorzügliche Mann, umgeben von seiner wohlgebildeten und wohlthätigen Familie, wird uns noch jetzt, lebensgroß, durch ein Bild von Le Brun vor Augen gestellt. Es ist vollkommen erhalten noch in Cöln und verdient als eine der ersten Zierden

einer bald zu hoffenden öffentlichen Anſtalt einverleibt zu werden.

Nun müſſen wir aber jener bedeutenden Richtung gedenken, welche die Kunſtliebe in unſern Tagen genommen. Eine gegen das Ende des vergangenen Jahrhunderts vorbereitete, in dem gegenwärtigen aber ſich mehr entwickelnde Leidenſchaft zu den Reſten der alten Kunſt, wie ſie ſich nach und nach aus dem trübern Mittelalter hervorthat, erhielt reichliche Nahrung, als Kirchen und Klöſter aufgehoben, heilige Gemälde und Geräthſchaften verkauft wurden. Nunmehr konnten die ſchätzbarſten Dinge, welche bisher der Gemeinde gehörten, in den Beſitz des Privat-Mannes übergehen. Mehrere Perſonen in Cöln fühlten ſich daher veranlaßt, Dergleichen zu retten und zuſammen zu halten. Die Herren Boiſſerée, Gebrüder, und Bertram ſtellten mit Neigung, Kenntniß, Ausdauer, Aufwand und Glück eine Reihe ſolcher Bilder als unterrichtenden Kunſtſchatz zuſammen, welcher, gegenwärtig in Heidelberg befindlich, in Cöln ungern vermißt wird. Hier am Orte jedoch beſitzen die Herren Wallraff, Lieversberg, Fochem nebſt andern Perſonen höchſt ſchätzbare Werke dieſer Art.

Da nun aber faſt alle ſolche Gemälde von Rauch und Staub mußten behutſam gereinigt, ſchadhafte Stellen ſorgfältig ausgebeſſert und der Goldgrund vorſichtig hergeſtellt werden: ſo bildeten ſich Reſtauratoren, unentbehrliche Perſonen für jeden Ort, wo ſich ein lebhafter Kunſtverkehr entwickelt. Ein herrliches Document ſolcher Bemühungen, wo Liebhaber und Künſtler patriotiſch kunſtverſtändig zuſammen gewirkt, iſt das große, aus der Raths-Capelle in den Dom verſetzte Altar-Bild. Die mittlere Tafel ſtellt die Anbetung der heiligen drei Könige vor, die Seitentafeln aber zeigen die übrigen Schutz-Patrone der Stadt, ritterlich und jungfräulich, kühn und beſcheiden, fromm alle miteinander. Der Künſtler lebte zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts.

Alle jene dem Gottesdienſt gewidmeten Vorſtellungen und Zierden aber, welche durch die unruhige, zerſtückelnde Zeit von ihren geweihten Plätzen entfernt wurden, ſchienen in Privat-Häuſern nicht ganz an ihrer Stelle; daher der heitere, erfinderiſche Geiſt der Beſitzer und Künſtler an ſchickliche Umgebung dachte, um dem Geſchmack zu erſtatten, was der Frömmigkeit entriſſen war. Man erſann ſcheinbare Haus-Capellen, um Kirchenbilder und Geräthſchaften in altem Zuſammenhang und Würde zu bewahren. Man ahmte die bunten Glasſcheiben auf Leinwand täuſchend nach; man wußte an den Wänden theils perſpectiviſche, theils halberhobene köſtliche Gegenſtände als wirklich abzubilden.

Dieſe anmuthige Decorir-Kunſt blieb jedoch nicht lange im Düſtern; der muntere Geiſt der Einwohner führte ſie bald in's freie Tageslicht, wo denn der Künſtler auch ſolchen Forderungen genugzuthun verſtand, indem er den Hintergrund enger, an den Seiten mit Pflanzen und Blumen beſetzter Höfe, durch wohlgerathene, perſpectiviſche Gemälde, in's Unendliche zu erweitern glücklich unternahm. Alles Dieſes und ſo manches Andere, welches auf den Fremden höchſt angenehm neu und bedeutend wirkt, zeugt von einer frohen, frommen, Genuß und Erhebung verlangenden Sinnlichkeit, die, wenn ſie zu Zeiten des Drucks und der Noth ſich ſo thätig und heiter bewies, in Zeiten der Sicherheit und Ruhe, bei zunehmendem Wohlhaben neu ermuntert, gar bald hervortreten wird.

Betrachtet man alſo das viele in Cöln Verbliebene, Erhaltene, Neubelebte mit Aufmerkſamkeit, ſo wird man gewahr, wie leicht eine Regierung hier einwirken kann, wenn die Obern und Vorgeſetzten zuerſt Dasjenige freundlich anerkennen, was von Einzelnen aus freier Neigung und Liebhaberei bisher geſchah und einen ſolchen frohen Willen auf alle Weiſe begünſtigen. Hierdurch wird den Obgeordneten als Kennern und Liebhabern Nichts unbekannt bleiben, was am Orte von Kunſtwerken befindlich iſt, was zu- und abgeht oder den Beſitzer verändert. Zugleich werden ſie, die Thätigkeit des Einzelnen fördernd, auf den Fall merken, wo lebenslängliche Bemühung eines Privat-Mannes dem Gemeinweſen auf ein Mal zu Gute kommt; denn es geſchieht nicht ſelten, daß eine Sammlung dem Liebhaber, der ſich auf mancherlei Weiſe beengt fühlt, zur Laſt wird. Mangel an Raum, Wechſel der Wohnung, verändertes oder abgeſtumpftes Intereſſe, vermindern oft den Kunſtwerth in den Augen des Beſitzers; und hier iſt es, wo die Obern zu Gunſten beider Theile ſich thätig erweiſen können. Durch ehrenvolle Aufmerkſamkeit findet ſich der Wohlhabende ſchon dergeſtalt geſchmeichelt, daß er, patriotiſch aufgeregt, wo nicht ſchenkend, doch zu mäßigen Bedingungen ſein Beſitzthum einer öffentlichen Anſtalt überläßt und einverleibt. Findet er in ſeinem Wohnorte nur Gleichgiltigkeit, er wird ſich in der Fremde des Danks erholen. So wäre z. B. die unüberſehbare Sammlung des Baron von Hüpſch, die unter mancherlei Wuſt die ſchätzbarſten Gegenſtände der Kunſt und des Alterthums enthielt, nicht von Cöln nach Darmſtadt gezogen, nicht des Herrn Noſe höchſt bedeutende Zuſammenſtellung Niederrheiniſcher Gebirgsarten von Godesberg nach Berlin gewandert, hätten dieſe Männer in

Faust.

Lieb's Kind!

Margarethe.

Es thut mir lang' schon weh,
Daß ich dich in der Gesellschaft seh'.

Faust.

Wie so?

Margarethe.

Der Mensch, den du da bey dir hast,
Ist mir in tiefer inn'rer Seele verhaßt:
Es hat mir in meinem Leben
So nichts einen Stich in's Herz gegeben,
Als des Menschen widrig Gesicht.

Faust.

Liebe Puppe, fürcht' ihn nicht!

Margarethe.

Seine Gegenwart bewegt mir das Blut.
Ich bin sonst allen Menschen gut;
Aber wie ich mich sehne dich zu schauen,

Zeiten gelebt, wie diejenigen, denen wir entgegensehen.

Forschen wir nun nach dergleichen Schätzen gegenwärtig in Cöln, so werden wir zuerst auf die Sammlung des Herrn Professors und Canonicus Wallraff gewiesen, der, seiner Vaterstadt leidenschaftlich angeeignet, sein ganzes Leben, Habe und Gut verwendete, ja die ersten Bedürfnisse sich öfters entzog, um alles ihm erreichbare Merkwürdige seinem Geburtsort zu erhalten. Vorzüglich aufmerksam auf Römische Alterthümer, Bildwerke, Münzen, geschnittene Steine und Inschriften, hat er zugleich neuere Kunstwerke aller Art, Gemälde, Handzeichnungen und Kupferstiche, Bücher, Handschriften, selbst sehr bedeutende Mineralien an sich gebracht. Dieser, wegen Mannigfaltigkeit und Verwickelung schwer zu übersehende Vorrath konnte weder zu eigenem Genuß, noch zum Unterricht Anderer jemals geordnet werden, weil selbst die dem Sammler späterhin gestattete, freie Wohnung nicht Raum hat, so viel zu fassen, geschweige gesondert aufzustellen. Wünschenswerth wäre es daher, wenn man baldmöglichst dem gemeinen Wesen diesen Schatz zueignete, damit die Jahre, welche dem würdigen Besitzer gegönnt sind, benutzt werden könnten, diese kostbaren Gegenstände mit Genauigkeit zu übernehmen, zu ordnen, genießbar und nutzbar zu machen.

Dieses aber setzt ein hinreichendes Local voraus, welches in der weitläufigen Stadt gar wohl zu finden wäre. Hätte man ein solches bestimmt, so würden die vorhandenen Räume wohl beachtet, damit die verschiedenen Abtheilungen der Sammlung gehörig zu sondern wären. Dabei nähme man auf die Zukunft beständig Hinsicht; die Räume würden groß genug eingerichtet, nach Maßgabe einer zu hoffenden Vermehrung. Die Anleitung hierzu würde die Sammlung selbst geben, die, indem sie Gegenstände aller Art besitzt und nach allen Seiten hindeutet, vielerlei Rubriken veranlaßt, die sich in der Folge innerlich vermehren und ausdehnen. Denn auch deßhalb ist diese Sammlung so schätzbar, weil sie künftige Conservatoren nöthigt, alles Vorkommende nach seiner Art zu würdigen, und auch das Geringste als integrirenden Theil des Ganzen zu betrachten. Wie überraschend angenehm würde es alsdann sein, wenn die Localitäten geschmackvoll und analog den Gegenständen verziert würden, wovon wir zwar einzelne Beispiele in verschiedenen Städten bewundern, jedoch kein ganzes allgemeines Museum in diesem Sinne verziert wissen! Es ist gar so angenehm unterrichtend, wenn Sarcophagen, Urnen und alle dazu gehörigen Leichen- und Grabgeräthe in nachgeahmten Colombarien aufgestellt sind; wenn der Römische Denkstein, Altar und Cippus von einer Decoration eingefaßt werden, welche an die Appische Straße erinnert; wenn die Ueberreste des frühern Mittelalters von Verzierungen ihrer Art, die des spätern gleichfalls übereinstimmend bekleidet sind; wenn selbst den Naturreichen durch Abbildung des nicht Vorhandenen nachgeholfen wird. Wollte man diese Gedanken verfolgen und Vorschläge gelten lassen, so würde gar Manches bewirkt werden, welches voraus anzudeuten nur anmaßlich scheinen möchte. In einer Gegend, wo das Wissen nur insofern geschätzt werden kann, als es zugleich in's Leben tritt, wird eine solche Einrichtung schon gefordert. Hier wird der bloß neugierig Gleichgiltige unterhalten und angeregt, ja, er mag sich stellen, wie er will, belehrt; der Kenner aber läßt sich durch eine solche, der Ordnung noch hinzugefügte Täuschung ebenso wenig irre machen, als durch die Confusion der alten Krambude eines Raritäten-Händlers. In Cöln würde man sich hierzu des Talent's eines vorzüglichen Künstlers, Herrn Fuchs, bedienen, der in ähnlichen Fällen schon Erfindungsgabe, Geschmack und Fertigkeit bewiesen. Zugleich aber wird man mit Bedauern den in jugendlichem Alter schon Vieles leistenden Joseph Hofmann vermissen, welcher wohl verdient hätte, bessere Zeiten zu erleben.

Jedermann, der das Gesagte beherzigt, wird sich überzeugen, daß bei weiser, kräftiger Anregung von oben, tüchtiger Ordnung und klarer Anlage eines Conservatoriums in Cöln, Kunst, Geist und Fleiß sogleich sich vereinen werden, dasselbe zu schmücken; da es denn auch an patriotischer Thätigkeit nicht fehlen wird, dasselbige fortwährend zu vermehren und auszustatten. So sehen wir schon gegenwärtig, da ein allgemeiner Vereinigungspunct nur erst gehofft wird, das rühmliche Beispiel, wie Herr General von Rauch alles Dasjenige, was bei Anlage der neuen Festungswerke ausgegraben wird, bei sich sammelt, um Solches dereinst dem öffentlichen Gewahrsam zu übergeben. Das Bedeutende, was schon gefunden worden, erregt die schönsten Hoffnungen und sichert diesem trefflichen Kriegsmanne auch von dieser Seite die immerdauernde Dankbarkeit einer wieder aufblühenden Stadt.

In Cöln jedoch an eine förmliche Kunst-Academie zu denken, möchte nicht nöthig noch räthlich sein. Republicanische, von alten Zeiten her den Gemüthern eingeprägte Formen passen am Besten in diesen Gegenden, wenigstens für die freien Künste. Einsichtige Kunstliebe und Gönnerschaft setzt sich überall an die Stelle der Direction; jeder Künstler zieht in seinem Fache

ſich ſeine eigenen Schüler, ſowie jeder Schüler ſich frei ſeinen Meiſter aufſucht. Hier kann Jeder, uneingeſchränkt von Seinesgleichen, durch eigene Arbeiten, durch Reſtauration und Kunſthandel ſich in eine Lage verſetzen, die ſehr angenehm werden muß, wenn die Regierung ſein Talent auch zu ihren Zwecken benutzt, durch angemeſſene Penſionen ſein Talent den erſten Nahrungsſorgen überhebt, ſodann aber durch billiges Honorar ſeine außerordentlichen Arbeiten belohnt.

Wird ſich nach allgemeinem Wünſchen und Hoffen ein zuſammenhängender Kunſtverkehr am Rhein und Main verbreiten, ſo wird auch die Theilnahme des Reiſenden nicht fehlen. Der Kunſtfreund verlangt nicht immer Originale; trifft und rührt ihn irgend ein merkwürdiges Bild, deſſen Beſitz nicht zu erlangen iſt, ſo erfreut er ſich an einer Copie. Dieſes zeigt ſich ſchon gegenwärtig bei der Freude an der altdeutſchen Kunſt, daß man Nachbildungen von Gemälden dieſer Art verlangt und ſchätzt. Von jener großen Tafel im Dom hat Herr Lieutenant Rabe die Mittelgruppe in Miniatur höchſt befriedigend nachgebildet. Herr Beckenkamp beſchäftigt ſich immerfort mit Copien deſſelben, die ſogleich ihre Liebhaber finden. Wie viel Umſtände treffen nicht zuſammen, uns zu verſprechen, daß ein freithätiges, uneingeſchränktes Kunſtleben in dieſen Gegenden ſich aus einer niemals ganz aufgeſtorbenen Vorzeit fröhlich entwickeln werde!

Ehe jedoch der Fremde ſo mannigfaltige Merkwürdigkeiten mit Ruhe genießen kann, wird er vor Allem unwiderſtehlich nach dem Dom gezogen. Hat er nun dieſes, leider nur beabſichtigten Weltwunders Unvollendung von außen und innen beſchaut, ſo wird er ſich von einer ſchmerzlichen Empfindung belaſtet fühlen, die ſich nur in einiges Behagen auflöſen kann, wenn er den Wunſch, ja die Hoffnung nährt, das Gebäude völlig ausgeführt zu ſehen. Denn vollendet bringt ein großgedachtes Meiſterwerk erſt jene Wirkung hervor, welche der außerordentliche Geiſt beabſichtigte: das Ungeheure faßlich zu machen. Bleibt aber ein ſolches Werk unausgeführt, ſo hat weder die Einbildungskraft Macht, noch der Verſtand Gewandtheit genug, das Bild oder den Begriff zu erſchaffen.

Mit dieſem leidigen Gefühl, welches einen Jeden drückt, kämpften zu unſerer Zeit in Cöln eingeborne Jünglinge, welche glücklicher Weiſe den Muth faßten, eine Vollendung des Dom's, nach der erſten Abſicht des Meiſters, wenigſtens in Zeichnungen und Riſſen zu Stande zu bringen. Dürfte auch ein ſolches bildliches Unternehmen gegen die wirkliche Ausführung gering ſcheinen, ſo gehörte doch ſchon hierzu ſoviel Einſicht als Unternehmungsgeiſt, ſoviel Thun als Beharren, ſoviel Selbſtſtändigkeit als Einwirkung auf Andere, wenn die Gebrüder Boiſſerée zur ungünſtigſten Zeit ein Kunſt- und Prachtwerk ſo weit fördern ſollten, daß es von nun an heftweiſe wird erſcheinen können. Der Grundriß hatte ſich glücklicher Weiſe im Original gefunden, ſowie auch der Aufriß, ſpäter entdeckt, der bisherigen Bemühung, Ausmeſſung und Vermuthung glücklich zu Hülfe kam. In gehöriger Größe werden alſo Grundriß, Aufriſſe, Durchſchnitte, perſpectiviſche Zeichnungen nach und nach erſcheinen, wodurch ein Werk gebildet wird, das, vermöge ſeines Inhalts wie durch die Künſtler, die es gearbeitet, den lebhafteſten Antheil verdient. Denn daß die Zeichnungen vortrefflicher Deutſcher Männer, Moller, Fuchs, Quaglio, auch in Deutſchland geſtochen werden konnten, dazu gehörte von Seiten der Unternehmer jene Fülle, unverwüſtliche Vaterlandsliebe, die in den ſchlimmſten Zeiten Dasjenige zu erhalten und zu fördern weiß, was glücklichen Tagen unentbehrlich iſt; und ſo ſind die trefflichen Kupferſtecher, die Herren Duttenhofer in Stuttgart, Darnſtedt in Dresden zur Theilnahme an dieſer wichtigen Arbeit herbeigerufen worden.

Sind wir nun durch Bemühungen von Privat-Perſonen dazu gelangt, uns einen deutlichen Begriff von jenem unſchätzbaren Gebäude zu machen, ſo daß wir es als ein Wunderwerk, gegründet auf die höchſten, chriſtlich-kirchlichen Bedürfniſſe, ſo genial als verſtändig gedacht, durch vollendete Kunſt und Handwerk ausgeführt, in der Einbildungskraft faſſen und ſeine wirklich vorhandenen Theile einſtig genießen können: ſo wird man ſich nicht verwehren, jene kühne Frage nochmals aufzuwerfen, ob nicht jetzt der günſtige Zeitpunct ſei, an den Fortbau eines ſolchen Werks zu denken.

Hier treffen wir aber bei näherm Erwägen auf die traurige Entdeckung, daß der Dom ſeit zwanzig Jahren aller Hülfsmittel beraubt iſt, um auch nur im baulichen Stand erhalten zu werden. Als Reichsſtift und weil die Güter für den Bauunterhalt mit den Pfründegütern zuſammengeworfen waren, hatte die Kirche das eigene und einzige Schickſal, ſie, die am Meiſten bedarf, die ärmſte von allen zu werden, indeſſen andere Kirchen ihre Baugüter behalten oder zurückbekommen haben.

Das Erſte vor allen Dingen wäre daher, an eine Stiftung zu denken, zu vollkommener Erhaltung des Gebäudes. Erhaltung iſt aber nicht zu bewirken, wenn man den Vorſatz des Fortbauens gänzlich aufgibt; denn nicht allein Baarſchaft reicht hin zu ſolchen Bedürfniſſen, ſondern es will auch, bei gegenwärtiger vollkommener

Einſicht in den Willen des Meiſters, Kunſt und Handwerk auf's Neue erregt und belebt ſein. Was aber auch geſchähe, ſo iſt ein ſolcher Gegenſtand mit Großheit zu behandeln, zu welcher man nur gelangt, wenn man ſich die Schwierigkeiten nicht verbirgt noch verläugnet.

Auf alle Weiſe aber ſteht der Dom ſchon jetzt als feſter Mittelpunct; er und die vielen andern Gebäude der Stadt und des Landes bilden im engen Kreiſe eine ganze Kunſtgeſchichte. Und auch dieſe iſt litterariſch und artiſtiſch vorbereitet, indem jene ſo leidenſchaftlich als gründlich arbeitenden Kunſtliebhaber, bei dem Fleiße, den ſie dem Cölner-Dom gewidmet, ihre Aufmerkſamkeit zugleich auf die Vor- und Nachkunſt richteten. Daher wurden alte Riſſe geſammelt, Durchzeichnungen veranſtaltet, Kupferſtiche und Zeichnungen der vorzüglichſten ſogenannten Gothiſchen Gebäude in allen Landen angeſchafft, beſonders von allen bedeutenden, alten Bauwerken des ganzen Niederrheins von der Moſel abwärts. Hieraus könnte ein Werk entſtehen, das in mäßigem Format die Epochen der ältern Baukunſt in Deutſchland, von den erſten chriſtlichen Zeiten an bis zum Erſcheinen des ſogenannten Gothiſchen Geſchmacks im dreizehnten Jahrhundert, in belehrender Form zur Anſchauung brächte.

Die den Reiſenden zugemeſſene Zeit war zu kurz, als daß man von allem Bedeutenden hätte völlige Kenntniß nehmen können; jedoch verſäumte man nicht, den Herrn Dom-Vicarius Hardy zu beſuchen, einen merkwürdigen achtzigjährigen, muntern Greis, der, bei angebornem entſchiedenem Talent und Kunſttrieb, von Jugend auf ſich ſelbſt bildete, phyſicaliſche Inſtrumente künſtlich ausarbeitete, ſich mit Glasſchleifen beſchäftigte, vorzüglich aber, von der bildenden Kunſt angezogen, Email zu malen unternahm, welches ihm auf's Glücklichſte gelang. Am Meiſten jedoch hat er ſich dem Wachs-Boſſiren ergeben, wo er denn ſchon in früheſter Jugend die unendlich feinen perſpectiviſch-landſchaftlichen, architectoniſch-hiſtoriſchen kleinen Arbeiten verfertigte, dergleichen, von mehrern Künſtlern verſucht, wir noch bis auf die neueſte Zeit ſogar in Ringen bewundern. Später beſchäftigte er ſich mit einer Art, die höchſt gefällig iſt; er boſſirte nämlich halbe Figuren in Wachs, beinahe rund, wozu er die Jahreszeiten und ſonſt characteriſtiſch gefällige Gegenſtände wählte, von der lebensluſtigſten Gärtnerinn mit Frucht- und Gemüſekorbe bis zum alten, vor einem frugalen Tiſch betenden Bauersmann, ja bis zum frommen Sterbenden. Dieſe Gegenſtände, hinter Glas, in ungefähr fußhohen Käſtchen, ſind mit buntem Wachs, harmoniſch, dem Character gemäß, colorirt. Sie eignen ſich, dereinſt in einem Cöln'ſchen Muſeum ſorgfältig aufbewahrt zu werden; denn man wird hierdurch ſo deutlich angeſprochen, daß wir uns in der Geburtsſtadt des Rubens befunden, am Nieder-Rhein, wo die Farbe von jeher die Kunſtwerke beherrſcht und verherrlicht hat. Die ſtille Wirkung eines ſolchen Mannes in ſeinem Kreiſe verdient recht deutlich geſchildert zu werden, ein Geſchäft, welches Herr Canonicus Wallraff mit Vergnügen übernehmen wird, da er, als ein Jüngerer, dieſem würdigen Greis auf dem Lebens- und Kunſtwege gewiß manche Anregung verdankt.

Ein Schüler dieſes würdigen Mannes, Herr Hagbold, beſchäftiget ſich mit ähnlichen Arbeiten; doch hat er bisher nur Profil-Portraite geliefert, denen man eine glückliche Aehnlichkeit nicht abſprechen kann. Die Reinlichkeit und Feinheit der Kleidungs- und Putzſtücke an dieſen Bildern iſt höchlich zu loben; und wenn er ſie in der Folge, ſowohl von vorn in voller Anſicht, ganz rund, als von der Seite, nur halb erhaben ausführen wird, ſo kann es ihm an Beifall und Kunden nicht fehlen.

Noch iſt hier ein geſchickter Miniatur-Maler zu erwähnen, Herr Lützenkirchen, welcher ſich, bei ſehr ſchönen Talenten, als ein denkender Künſtler erweiſt und ſich auch ſchon das Vertrauen hoher Perſonen bei bedeutenden Gelegenheiten erworben hat.

Indem man nun von dem Vergangenen und Gegenwärtigen ſpricht, was Cöln merkwürdig, ehrwürdig und angenehm macht, und ſodann frägt, was denn ferner wünſchenswerth wäre, damit gebildete Perſonen aller Art ihren Aufenthalt hier gerne wählten: ſo wird man die Antwort hören, daß Wiſſenſchaft und diejenige Cultur, welche aus dem Studium der alten Sprachen hervorgeht, nebſt Allem, was geſchichtlich heißen kann, hier von Friſchem angeregt und begünſtigt werden ſollten; von Friſchem ſage ich, denn auch dieſe Vorzüge haben ſich hier nicht ganz verloren. Man darf nur die im Lapidar-Styl glücklich aufgeſtellten Inſchriften, worin Herr Canonicus Wallraff ſich beſonders hervorthut, ſowie ſeine heitern und gehaltreichen Lateiniſchen Gelegenheitsgedichte betrachten; man darf die hiſtoriſchen Bemühungen, welche Derſelbe noch andern Perſonen den vaterſtädtiſchen kirchlichen Ereigniſſen widmet, näher in's Auge faſſen: ſo findet man noch Vergahungen genug, welche nur auf einen neuen Anbau zu warten ſcheinen.

Und hier wird man unmittelbar an jene anſehnliche Univerſität erinnert, welche ehemals hier ihren Sig hatte. Ihre Lage war vortheilhaft, in der Mitte der Länder zwiſchen Moſel, Maas und Lippe, auch zur Verbindung mit

verwandten Nachbarländern, mehr noch bis zur Franzöſiſchen Umwälzung Studirende, meiſt von catholiſcher Religion, ſich auf dieſe Univerſität wendeten in ſolcher Anzahl, daß ſie eine ſogenannte Nation unter den Studenten ausmachten. Die mediciniſche Facultät zog durch ausgezeichnete Lehrer noch bis zu Ende des letzten Jahrzehuts Holländiſche Studenten nach Cöln, und noch jetzt genießt die Stadt in den angrenzenden Ländern ihren alten Ruhm. Ja, in den erſten Jahren der Franzöſiſchen Herrſchaft wurde die Hoffnung rege zu Wiederbelebung der alten Univerſität, und bis in die letzten Zeiten nicht ganz aufgegeben, erhielt ſie ſich an der Aufmerkſamkeit, welche die Central-Schule genoß, die nachher in eine höhere Secundar-Schule verwandelt wurde. Ihr blieben bedeutende Güter, Anſtalten und Sammlungen, welche zum Theil ſich noch vermehrten; wie denn ein wohlbeſtelltes, phyſicaliſches Cabinet angeſchafft und ein botaniſcher Garten ganz neu angelegt wurde. Fänden nun in demſelbigen, von den Jeſuiten ehemals benutzten Raume die Kunſtſammlungen gleichfalls ihren Platz, ſo würde ſich alles Kennenswerthe hier vereinigen laſſen. Hierauf, wie auf manches Andere, gründen die Cölner die Hoffnung, die alte Univerſität in ihren Mauern wieder erneuert zu ſehen.

Alles, was wir bisher an dieſer Stadt gerühmt, ſchien dieſe Hoffnung zu begünſtigen, da nicht mehr die Frage ſein kann, ob nicht auch in großen Städten eine Univerſität gedeihen könne. Ja, man wollte behaupten, daß hier, wo die reichſten Schätze der großen Vorzeit zu finden ſind; wo geiſtliche und weltliche Gebäude, Mauern und Thürme, und ſo mannigfaltige Kunſtſammlungen eine anſchauliche Geſchichte der Vergangenheit liefern; wo Schifffahrt und Handel das gegenwärtige Leben darſtellen, — daß hier Lehrenden und Lernenden Alles nützlich und förderlich ſein müſſe, indem in unſern Tagen nicht mehr von Schul- und Partei-Wiſſen, ſondern von allgemeinen Weltanſichten, auf ächte Kenntniſſe gegründet, die Rede ſei.

Man wolle jenen Univerſitäten, in kleinen Städten angelegt, gewiſſe Vortheile nicht ſtreitig machen; es ſei aber doch nicht zu läugnen, daß ſie ſich aus jenen Zeiten herſchreiben, wo der Jugend, die aus einem dumpfen Schulzwange zu einem ängſtlichen Geſchäftszwange gebildet werden ſollte, ein gewiſſer Zwiſchenraum gegönnt war, in welchem ſie ſich neben dem Lernen auch ablüben und eine fröhliche Erinnerung vollbrachter Thorheiten gewinnen möchte. Gegenwärtig ſei Dieſes aber unzuläſſig, ſchädlich und gefährlich: denn der Deutſche Jüngling habe ſich meiſt im Felde verſucht, habe an großen Thaten Antheil genommen, und ſelbſt der Nachwuchs ſei ſchon ernſter geſinnt; man verlange nicht nach einer abenteuerlichen, hohlen Freiheit, ſondern nach einer ausbildenden, reichen Begrenzung. Wo ſei nun eine ſolche ſchönere zu finden, als in einer Stadt, die eine Welt in ſich enthalte; wo Thätigkeit aller Art ſich muſterhaft vor dem Geiſte des Jünglings bewege, und wo junge Leute nicht an Cameraden-Selbſtigkeit, ſondern an höhern Weltanſichten und an unzähligen Gewerbs- und Kunſtthätigkeiten ihre Unterhaltung fänden; wo der Studirende nur über den Fluß zu ſetzen brauche, um ſeine Ferien in dem reichſten Bergwerks-, Hütten- und Fabriken-Lande nützlich zuzubringen?

Ferner behaupteten die Cölner, daß der Studirende nirgends mehr ſich ſelbſt achten und geachtet werden könne, als bei ihnen, indem er als Miterbauer einer großen, alten, durch Zeit und Schickſal zurückgekommenen Exiſtenz angeſehen werden müſſe.

Bonn.

Nach aufmerkſamer Betrachtung einiger Kirchen und des öffentlich aufgeſtellten, antiken Monuments, unterhielt in Bonn die Durchreiſenden eine Sammlung des Herrn Canonicus Pick. Dieſer heitere, geiſtreiche Mann hat Alles und Jedes, was ihm als alterthümlich in die Hände kam, gewiſſenhaft geſammelt, welches ſchon ein großes Verdienſt wäre; ein größeres aber hat er ſich erworben, daß er mit Ernſt und Scherz, gefühlvoll und geiſtreich, heiter und witzig, ein Chaos von Trümmern geordnet, belebt, nützlich und genießbar gemacht hat. Ohne ſein Haus, mit welchem dieſe Schätze zuſammengewachſen ſind, durchwandert zu haben, kann man ſich hiervon keine Vorſtellung machen.

Der Treppenraum zeigt eine Menge Portraite von ſehr verſchiedenem Kunſtwerth, alle jedoch vereinigt, die Trachten mancher Länder und Zeiten vor's Auge zu bringen. Verziert ſind die Wohnzimmer mit Kupferſtichen und Gemälden, eigens bedeutend auf traurige und frohe vaterländiſche Ereigniſſe hinweiſend, auf Glück und Unglück eines übermüthigen Feindes anſpielend. Ueber den Thüren erregt manche inſchriftliche Tafel ein bedenkliches Lächeln. Nun aber öffnet ſich die Sammlung ſelbſt; man durchſchaut ſie mit immer verändertem Intereſſe, welches jederzeit eine hiſtoriſche Richtung zu nehmen genöthigt iſt. Kupferſtiche und Münzen, nach Jahren und Ländern geordnet, Geräthſchaften aller Art, Alles zierlich zuſammengeſtellt.

Wir gedenken z. B. einer ganzen Wand mit gemalt ſcheinenden Bildern, merkwürdig durch

den Stoff, woraus ſie verfertigt worden: Moſaik und Eingelegtes, von Stroh oder Moos Zuſammengeſetztes, aus gehackter Wolle Geſtreutes, ſammtartig Gewobenes, Geſticktes oder aus Läppchen Zuſammengeſticktes. Durch ſolche Annäherungen werden hundert Dinge, deren Aufbewahrung einen erfahrenen Kunſtkämmerer verlegen machte, dem Auge intereſſant; ſie geben dem Geiſte Nahrung, ja dem Geſchmacksurtheil manchen Anlaß. Hierbei iſt zu bemerken, daß ein junger Vetter, naturwiſſenſchaftlich unterrichtet, eine ſchöne Mineralien-Sammlung, dem Kenner wie dem Liebhaber willkommen, ſyſtematiſch aufgeſtellt hat.

Und ſo, nach ergetzender Betrachtung einer unzähligen Menge älterer Putz- und Scherzgeräthe, nimmt man ernſtern Antheil an einer würdig errichteten Schein-Capelle. Geſchmackvoll zuſammengerahmte, bunte alte Glasfenſter verbreiten ein düſteres Licht über den beſchränkten Raum; gibt man demſelben dagegen die erforderliche Helle, ſo ſieht man die aus aufgehobenen Kirchen geretteten, frommen Bedürfniſſe aller Art an ſchicklicher Stelle: geſchnitzte Betſchemel und Pulte, ein völlig hergeſtellter Altar, auf demſelben ein Reliquien-Kaſten mit getriebenen Silberſtäbchen geziert, mit Email reichlich bedeckt; ferner Crucifixe und Leuchter, alle ältern Urſprungs, nach Form und Materie an jenen heiligen Prachtkaſten erinnernd, der in dem Cöln'ſchen Dom die Gebeine der drei Könige verwahrt. Den Wänden fehlt es nicht an alten Gemälden, welche ſich hier, als hätten ſie ihre Stelle nicht verändert, einer gewohnten Nachbarſchaft erfreuen.

Gelangt man darauf in ein Zimmer, wo alte Drucke und Manuſcripte aufbewahrt, auch andere bedeutende Dinge einſtweilen niedergelegt ſind: ſo bedauert man, daß die Unruhe der Zeiten dieſen würdigen Mann verhinderte, von ſeinem ganzen Hauſe Gebrauch zu machen, um Alles in gleichem Sinne zu ordnen und zu bewahren.

Mit dem größten Vergnügen aber betritt man die Garten-Terraſſe, wo das Talent eines geiſtreichen Conſervators ſich in vollem Glanze zeigt. Hier ſieht man unter freiem Himmel verſchiedene architectoniſche Theile und Glieder, Säulen und Geſimstrümmer, ſowie manche Zierathsreſte, zu Ruinen gruppirt, Inſchriften zierlich eingemauert, halberhabene Arbeiten wohl vertheilt, große gebrannte Gefäße als Denkmale aufgeſtellt und, mit wenigen Worten, hier und da wahrhaft rege patriotiſche Geſinnungen bedeutſam ausgedrückt.

Eine ausführliche Beſchreibung dieſes glücklichen Unternehmens würde ſchon der Einbildungskraft und dem Gemüth eine angenehme Unterhaltung geben. Nur Eines führe ich an, daß ein kleines wohlerhaltenes Basrelief, die ſchlimmen Folgen der Trunkenheit verſtändig, unter einer Weinranke geſehen wurde, die ſo eben voller Trauben hing.

Denkt man ſich Bonn als Reſidenz und dieſen Schatz unverrückt als Kunſtkammer, ſo beſitzt der Hof eine Sammlung ſo allgemein unterhaltend und reizend, als nur zu wünſchen iſt. Setzte man ſie im gleichen Sinne fort, ſo würden Beſitzer und Erhalter ſich und Andern zu großem Vergnügen bemüht ſein.

Während man nun dieſe Zeit über mit aufgeklärten und im ächten Sinne freidenkenden Perſonen umging, ſo kam die Angelegenheit der ehemals hier vorhandenen Univerſität zur Sprache. Da man nämlich ſchon längſt an der Wiederherſtellung der veralteten hohen Schule in Cöln verzweifelt, habe man den Verſuch gemacht, eine neue in Bonn zu gründen. Dieſes Unternehmen ſei deßhalb mißlungen, weil man, beſonders in geiſtlichen Dingen, polemiſch und nicht vermittelnd verfahren. Furcht und Parteigeiſt zwiſchen den verſchiedenen Glaubensgenoſſen ſei indeſſen beſchwichtigt und gegenwärtig die einzig mögliche und vernünftig herbeizuführende Vereinigung der Catholiken und Proteſtanten könne nicht auf dogmatiſchem und philoſophiſchem, ſondern allein auf hiſtoriſchem Wege gefunden werden, in allgemeiner Bildung durch gründliche Gelehrſamkeit. Eine bedeutende Univerſität am Nieder-Rhein ſei höchſt wünſchenswerth, da es der catholiſchen Geiſtlichkeit und ſomit auch dem größten Theil der Gemeinde an einer vielſeitigern Geiſtesbildung fehle. Die Abneigung, ja die Furcht vor der Gelehrſamkeit ſei früher daher entſtanden, daß die Trennung der Chriſtenheit durch Philologie und Critik geſchehen; dadurch ſei die alte Kirche in Schrecken geſetzt, Entfernung und Stillſtand verurſacht worden. Bei veränderten Umſtänden und Anſichten jedoch könne Dasjenige, was die Kirche getrennt, ſie nun wieder vereinigen und vielleicht wäre eine ſo ſchwer ſcheinende Aufgabe bei gegenwärtiger Gelegenheit, im oben angedeuteten Sinne, am Sicherſten zu löſen.

Wenn die Einwohner von Bonn ihre Stadt zum Sitz einer Univerſität empfehlen, iſt es ihnen nicht zu verargen. Sie rühmen die Beſchränktheit ihres Orts, die Ruhe deſſelben. Sie betheuern die Achtung, welche dem Studirenden hier zu Theil würde, als nothwendigem und nützlichem Mitbewohner; ſie ſchildern die Freiheit, die der Jüngling genießen würde in der herrlichſten Gegend, ſowohl landwärts als rheinwärts und überrheiniſch. Die Urſachen, warum der erſte Verſuch mißlungen, kenne man unmehr und dürfe nur die ähnlichen fliehen

vermeiden, so habe man die völlige Gewißheit, dieß Mal zum Ziele zu gelangen.

Diese und ähnliche Gespräche wurden auf der Terrasse des Schloßgartens geführt und man mußte gestehen, daß die Aussicht von demselben entzückend sei: der Rhein und die Siebengebirge links, eine reich bebaute und lustig bewohnte Gegend rechts. Man vergnügt sich so sehr an dieser Aussicht, daß man sich eines Versuchs, sie mit Worten zu beschreiben, kaum enthalten kann.

Neuwied.

Doch unser eigentlichster Zweck ruft uns stromaufwärts, um Neuwied's zu gedenken. Diese freundliche Stadt, erbaut auf einem von Bergen umstellten Raum, ist uns wegen der Alterthümer merkwürdig, welche man daselbst gefunden hat und findet. Die neuerdings von Deutschlands Feinden benutzte Gelegenheit, hier über den Rhein zu gehen, ward von den Römern schon ergriffen, sodann aber der sichere und angenehme Raum Castellen und Wohngebäuden angeeignet. Die Spuren einer einfachen alten Befestigung fanden sich hinter Biber, eine halbe Stunde von Neuwied, wobei die Ueberreste eines Bades entdeckt wurden. Die verschütteten Trümmer von städtischen Wohnungen finden sich bei Hettesdorf, wovon schon Manches zu Tage gefördert worden. Möge die friedliche Ruhe, deren wir zu genießen hoffen, auch fernere Ausgrabungen begünstigen! Das sorgfältig angelegte Museum in dem Schlosse zu Neuwied würde dadurch bereichert, sowie die Sitten und Gebräuche der ältesten Feinde Deutschlands immer mehr aufgeklärt werden. Von alten Wegen und Schutzmauern, die sich am Main und Rhein weit erstrecken, haben mehrere Schriftsteller gehandelt und es wird sich nach und nach bei fortgesetzter Bemühung der ganze Zusammenhang endlich vollkommen entwickeln.

Coblenz.

Ungern verlassen wir diese Gegenden und eilen, unseres Zweckes eingedenk, nach Coblenz. Auch hier würde sich ein Mittelpunct zur Aufbewahrung der Alterthümer und zu Förderung der Kunst von selbst bilden. Die herrliche Lage des Orts, die schönen Straßen und Gebäude, die günstigen Wohnräume sind für den Einheimischen erfreulich, für den Fremden einladend. Da diese Stadt zum beständigen Sitz einer Regierung bestimmt ist, so kann es hier niemals an vorzüglichen Männern fehlen, deren Aufmerksamkeit gar Manches entdecken und versammeln wird; wie denn zum Anfange die wenigen, aber bedeutenden Reste der Abtei Laach mit Vorsicht und Sorgfalt hierher zu retten wären.

Die Juristen-Schule zu Coblenz ist eine neue Anstalt, die wohl schwerlich, isolirt wie sie steht, erhalten werden dürfte, dagegen die Güter der dortigen Secundär-Schule wohl zu einem höhern Gymnasium hinreichen, welches jener, dem Nieder-Rhein zugedachten Universität vorarbeitete; und gewiß würden die Glieder solcher Anstalten sich einem Bunde, der Kunst und Alterthum zu fördern gedächte, willig und kräftig anschließen.

Ueberschaut man von der Carthaus die köstliche Lage der Stadt und deren reiche Umgebung, so bedauert man die unwiederherstellbaren Ruinen der Festung Ehrenbreitstein, welche nun im Sinne der neuern Kriegskunst wieder ausgebessert werden. Das schöne, weitläufige, der Stadt sich verbindende Schloß hingegen sieht man gern, von außen wenigstens, unbeschädigt. Die Frage, inwieweit es als Residenz wieder herzurichten sei, liegt außer unserm Kreise; aber des traurigen Schicksals müssen wir gedenken, welches überhaupt den Nieder-Rhein betroffen hat, daß, durch seltsame Fügung, weit und breit alle Fürstensitze verödet sind, während am Ober-Rhein noch die meisten geblieben. Welch einen schönen Sommeraufenthalt würden höchste und hohe Personen finden, wenn die noch ziemlich erhaltenen großen Schlösser Poppelsdorf, Brühl, Bensberg, Benrad und andere wieder eingerichtet und neue Lebens-Elemente von da aus in die Gegend verbreitet würden. Für die Zwecke, welche wir im Auge haben, könnte daraus die günstigste Wirkung entspringen.

Mainz.

Der Bewohner von Mainz darf sich nicht verbergen, daß er für ewige Zeiten einen Kriegsposten bewohnt; alte und neue Ruinen erinnern ihn daran. Aber auch diese wird der eifrige Forscher zu Vermehrung seiner Kenntnisse, zu Bildung des Geistes nutzen, und so sind wir einem fleißigen und sorgfältigen Manne, Herrn Professor Lehne, vielen Dank schuldig, daß er manches bekannte Alterthümliche mehr bezeichnet und bestimmt, anderes aber neu aufgefunden, gesammelt und geordnet hat. Seine Karte, worauf die Lage des Römischen Mainz und der sich darauf beziehenden Castelle, in Vergleichung mit der heutigen Stadt und deren Festungswerken, dargestellt ist, gibt einen freien Ueberblick über das Vergangene, welches, von dem Gegenwärtigen fast verschlungen, unsern Sinnen entzogen ist. Die Mauern des uralten Kriegspostens, die innerhalb desselben ehemals befindlichen Tempel und Gebäude werden uns wieder vergegenwärtigt, sowie außerhalb das Denkmal des Drusus, die Wasserleitung, der künstliche Teich, die Gräber wieder an ihre

Stelle treten; und schnell faßt der Reisende die Verhältnisse solcher Baulichkeiten gegen einander, die ihm sonst nur ein Räthsel geblieben.

Das Bibliothek-Gebäude enthält in seinen untern Hallen wohlgeordnete Alterthümer. In anschaulichster Ordnung sind die Grabsteine römischer Soldaten aufgestellt, die, aus allen Nationen zusammengefordert, hier in der Garnison ihren Tod fanden. Name, Geburtsort, Zahl der Legion ist auf jeder Tafel bezeichnet. Man fand sie reihenweis an Hügel angelehnt, hinter jedem die Urne, das Gebein enthaltend, zum Beweise, wie hoch in jener Zeit der Einzelne geschätzt wurde.

In derselben Halle finden sich Monumente anderer Art, welche, sowie die besonders aufbewahrten antiken Gefäße und Geräthschaften, in Kupfer gestochen und von einer Erklärung begleitet, ein Werk bilden, welches hoffentlich bald die Wünsche der Liebhaber befriedigen und unter denselbigen einen neuen Vereinigungspunct stiften wird.

Außer der Büchersammlung enthält das Gebäude manches wissenschaftlich Brauchbare. Was von physicalischem Apparat, an mineralogischen und andern Gegenständen der vormaligen Universität angehörte, ist hier aufbewahrt und kann einer künftigen Lehranstalt zum Grunde dienen.

Eine Anzahl schätzbarer Gemälde, die aus Paris hierhergebracht worden, ist gleichfalls geräumig und genießbar aufgestellt und wird immer beitragen, die Kunstliebe in Stadt und Gegend zu beleben.

Herr Graf Kesselstadt, Freund und Erhalter von Gemälden und Alterthümern, versäumt keine Gelegenheit, seine bedeutende Sammlung zu bereichern. Die Gemälde des Landschaftsmalers Caspar Schneider vergnügen mit Recht die Liebhaber. Ein Künstler und Gemäldehändler, Namens Arbeiter, besitzt schöne Sachen und läßt sich billig finden. Genug, es steht hier so Manches beisammen, daß kein Zweifel übrig bleibt, Mainz werde in dem Rheinischen Kunstverein sich an seiner Stelle thätig und förderlich erweisen.

Zum Schlusse sei es vergönnt, einen Wunsch auszusprechen, welcher der jetzigen und künftigen Lage von Mainz so ganz gemäß ist. Möge der militärische Genius, der über diesem Orte waltet, hier eine Kriegsschule anordnen und gründen, hier, wo mitten im Frieden Jeder, der die Augen aufschlägt, an Krieg erinnert wird! Thätigkeit allein verscheucht Furcht und Sorge, und welch ein Schauplatz der Befestigungs- und Belagerungskunst hat sich hier nicht schon so manchmal eröffnet! Jede Schanze, jeder Hügel würde lehrreich zu dem jungen Krieger sprechen und ihm täglich und stündlich das Gefühl einprägen, daß hier vielleicht der wichtigste Punct sei, wo die Deutsche Vaterlandsliebe sich zu den festesten Vorsätzen stählen müsse.

Biberich.

Nach so vielen Ruinen alter und neuer Zeit, welche den Reisenden am Nieder-Rheine nachdenklich, ja traurig machen, ist es wieder die angenehmste Empfindung, ein wohlerhaltenes Lustschloß zu sehen, das, unerachtet der gefährlichsten Nachbarschaft, in völligem Stande von seinem Fürsten bewohnt, durch einen Hof belebt wird, der den Fremden des liberalsten Empfanges genießen läßt. Die hier befindlichen Bibliotheken und Naturalien-Sammlungen, deren Ordnung durch die vieljährigen Unbilden des Kriegs gelitten, werden nun bald auch zum Nutzen und Vergnügen der Einheimischen und Vorübergehenden aufgestellt sein; wie denn Herr Kammerherr von Nauendorf seine ansehnliche und wohlgeordnete Mineralien-Sammlung dem Liebhaber mit Vergnügen belehrend vorweist.

Wiesbaden.

Hier ist in gedachter Rücksicht schon viel geschehen und mehrere aus Klöstern gewonnene Bücher in guter Ordnung aufgestellt. Ein altes Manuscript, die Visionen der heiligen Hildegard enthaltend, ist merkwürdig. Was nun in dieser Anstalt angeschafft wird, hat vorzüglich den Zweck, die Staatsdiener mit dem Laufenden der litterarischen und politischen Welt bekannt zu machen. Sämmtliche Zeitungen und Journale werden deßhalb vollständig und in bester Ordnung gehalten. Dieses geschieht unter der Aufsicht des Herrn Bibliothekars Hundeshagen, welcher dem Publicum schon durch die Bemühungen um den Palast Friedrich's I. zu Gelnhausen rühmlich bekannt ist. Leider ist die ganze vollendete Ausgabe dieses Werks bei dem Bombardement von Hanau verbrannt, wiewohl die Kupfertafeln glücklich gerettet worden, deßhalb man die Hoffnung nähren kann, daß die günstigere Zeit auch die Reise dieses Werks befördern werde. Der Plan der Festung Mainz, von jenem talentvollen Manne herausgegeben, zeugt nicht weniger von dessen Fleiß und Geschicklichkeit. Unter ihm arbeiten beständig mehrere junge Leute an ähnlichen Unternehmungen.

Das Cabinet des Herrn Oberbergraths Cramer ist ein vorzüglicher Schmuck dieses Ortes. Es enthält eine vollständige systematische Folge der Mineralien und außerdem belehrende Prachtstücke aus den wichtigen Bergwerken des Westerwaldes. Der gefällige, theoretisch und practisch gebildete Besitzer, auch als Schriftsteller seines Faches geschätzt, widmet Einzelnen und Durch-

ziehenden jede freie Stunde zur Unterhaltung und Unterricht.

Dem Freunde der Baukunst wird der große Cursaal, sowie die neuangelegten Straßen, Verzügen und Muster gewähren. Diese durch ansehnliche Befreiungen und Zuschüsse von höchsten Behörden entschieden begünstigten Anlagen zeugen von des Herrn Bau-Directors Götz und des Herrn Bau-Inspectors Zais Talenten und Thätigkeit. Die großen Wohnräume, die in den neuangelegten schönen Häusern entstehen, beleben die Hoffnung, daß mancher Vorsatz auszuführen sei, den man hier im Stillen nährt, um eine so viel besuchte, an Ausdehnung und Umfang täglich wachsende Stadt durch Sammlungen und wissenschaftliche Anstalten noch bedeutender zu machen. Schon haben mehrere Freunde der Kunst, der Natur und des Alterthums sich unterzeichnet, eine Gesellschaft zu bilden, welche, sowohl überhaupt als besonders für diese Gegend, um alles Merkwürdige bemüht wäre. Herr von Gerning, der das Taunus-Gebirg zum Gegenstand seiner Dichtungen und Betrachtungen vorzüglich gewählt, möchte wohl zu bewegen sein, seine reiche Sammlung hierher zu versetzen und einen Grund zu legen, worauf die Gunst des Fürsten und die Bereitwilligkeit manches dankbaren Fremden gewiß mit Eifer fortbauen würde.

Frankfurt.

Unter so vieler Jahre Kriegsdruck und Dulden hat sich diese Stadt auf das Prächtigste und Heiterste hervorgebaut. Ein Fremder, wenn er sie lange nicht besucht hat, erstaunt, und Einheimische bewundern täglich das längst Bekannte. Der mit großer Freiheit und Einsicht entworfene Plan bietet noch zum fernern Fortbau die schönsten Räume. Gesegnet ruhen daher an öffentlicher, freundlicher Stelle die Reste des Senators Guiolet, welcher die ersten Entwürfe zu diesen weitausgreifenden Anlagen fürstlicher Begünstigung verlegte und bis an sein Ende der folgerechten Ausführung vorstand. Die Liebe zu den bildenden Künsten, im weitesten Sinne, hat sich immerfort bei Privat-Personen lebendig erhalten und es tritt nunmehr der Zeitpunct ein, wo eine freie Bürgerschaft auch für öffentliche Annäherung und Zusammenordnung einzelner Schätze, durch glücklich zusammentreffende Umstände aufgefordert, gemeinsam Sorge tragen wird.

Gleich beim Beginn kommt uns die erwünschte Nachricht entgegen, daß man sich ernstlich mit dem Gedanken beschäftige, ein neues Bibliothek-Gebäude aufzuführen. Die ansehnliche Bücherversammlung hatte der neu zu erbauenden Barfüßer-Kirche weichen müssen und ward bisher in verschiedenen ungünstigen Localitäten aufbewahrt. Nunmehr aber bestimmt man einen der noch freien, großen Plätze zu diesem Zweck, wo noch Raum genug ist, daß auch andere öffentliche Anstalten sich würdig anschließen können. Herr Baumeister Hesse, durch Lehre und Beispiel seines Herrn Vaters, durch ausbildende Reisen und das Anschauen der großen, geschmackvoll hier schon errichteten Gebäude geübt und erregt, hat den Auftrag, die Risse zu verfertigen. Der einsichtige und thätige Bibliothekar, Herr Professor Schlosser, wird sowohl bei Einrichtung und Aufstellung, als bei künftiger planmäßiger Vermehrung sich um seine Vaterstadt höchst verdient machen; denn man darf wohl sagen, daß mit diesem Gebäude der Grund zu allen übrigen wissenschaftlichen Bemühungen wird gelegt sein. Auch hat dieses wichtige Unternehmen sich schon ansehnlicher patriotischer Beiträge zu erfreuen, indem bei der Feier wiederhergestellter Stadtfreiheit eine sehr bedeutende Subscription zu Stande gekommen.

Und vielleicht schließt sich an dieses Local eine gegenwärtig schon blühende Anstalt, unter dem Namen Museum bekannt, nachbarlich an. Eine Gesellschaft von Kunstfreunden hatte eine ansehnliche Casse gestiftet, schöne, weitläufige Räume gemiethet, um sich von Zeit zu Zeit zu versammeln und am Kunstgenuß zu ergetzen. Um diesen Mittelpunct vereinigte sich alsobald gar Manches: eine Gemäldereihe füllte den großen Saal, eine reiche Kupferstichsammlung ward von Herrn Brüner, nebst ansehnlichem Capital, vermacht, ja sogar alle den aufgehobenen Klöstern entnommenen Gemälde derselben zugeeignet.

Hauptsächlich um dieser Bilder willen ist zu wünschen, daß man an hinreichende Räume denke, um sie würdig aufzustellen, indem sie gegenwärtig übereinander geschichtet dastehen und, nicht ohne die Unbequemlichkeit des gefälligen Herrn Schütz von dem Kunstfreunde betrachtet werden. Diese Sammlung ist deßhalb merkwürdig, weil sie meist Gemälde von Oberdeutschen, Oberrheinischen Künstlern enthält, mit welchen Frankfurt mehr in Verkehr gestanden, als mit den Niederrheinischen, Brabantischen. Holbein, der Aeltere, ward einige Jahre von den Carmeliten bewirthet, dessen Talent man hier ganz zu überschauen und zu würdigen im Fall ist. Möge in einigen Jahren diese Sammlung zur Ergetzung des Liebhabers öffentlich aufgestellt und geordnet sein! Wie schnell wird sie sich alsdann vermehren durch Ankauf, Geschenke und Vermächtnisse! Es werden daher Diejenigen, welche dem neu aufzuführenden Bau vorstehen, keinen Tadel zu befürchten haben, daß sie sehr große Räume einrichteten, wenn sie auch für das augenblickliche Bedürfniß

unverhältnißmäßig ſcheinen ſollten; denn auch ſolche ſind ſogleich auf das Fruchtbarſte zu benutzen.

Sieht der Deutſche ſich um, was zu der ſchlimmſten Zeit an vielen Orten Lobens- und Nachahmungswürdiges eingerichtet worden, ſo wird er gewiß der ſchönen Anſtalt gedenken, welche die Stadt Prag den Böhmiſchen Ständen ſchuldig geworden. Dieſe nämlich haben den Vorzug des würdigen Grafen Sternberg, der als ein edler Kunſtfreund und Patriot ſeine eigene bedeutende Gemäldeſammlung zur öffentlichen Betrachtung ausſtellte, zu würdigen gewußt und ihre Kunſtſchätze demſelbigen Zweck mit der ſeinigen vereinigt und zwar dergeſtalt, daß das Eigenthum einem jeden Beſitzer verbleibt, durch angeheftete Namen bezeichnet und die Freiheit, darüber zu ſchalten, unbenommen iſt. Auch gelobte dieſelbe Geſellſchaft jährliche Beiträge zum Unterhalt einer Kunſt- und Zeichenſchule, in welcher ſich, durch das belebende Talent des Herrn Directors Bergler, bewundernswürdige Schüler, ſelbſt in den höhern Ständen, gebildet haben. Und warum ſollte man in Frankfurt nicht ein Aehnliches, ja ein Gleiches hoffen können?

Denn ſchon gegenwärtig iſt einem wichtigen, für ſich beſtehenden Inſtitut eine ſichere Gründung zugedacht. Der Decan aller hier lebenden ächten Kunſtfreunde, Herr Städel, genießt in ſeinem hohen Alter noch immer der lebenslänglich mit Einſicht und Beharrlichkeit geſammelten Kunſtſchätze, in dem wohlgelegenſten Hauſe. Mehrere Zimmer ſind mit ausgeſuchten Gemälden aller Schulen geſchmückt; in vielen Schränken ſind Handzeichnungen und Kupferſtiche aufbewahrt, deren unüberſehbare Anzahl, ſowie ihr unſchätzbarer Werth, den öfters wiederkehrenden Kunſtfreund in Erſtaunen ſetzt. Man will wiſſen, daß dieſer im Stillen unabläſſig vaterländiſch denkende, treffliche Mann ſeine Kunſtſchätze ſämmtlich, nebſt geräumigem Local und anſehnlichen Capitalien, dem gemeinſamen Nutzen gewidmet habe, wodurch denn freilich Kunſtfreunde und Kunſtjünger hier für ewige Zeiten die gewiſſeſte Anregung und die ſicherſte Bildung hoffen können.

Herr Dr. Brentano beſitzt gleichfalls eine Sammlung, die alle Erwartung überſteigt, an Gemälden, Kupferſtichen und Handzeichnungen. Die entſchiedene Kunſtkenntniß des Beſitzers hilft dem Beſuchenden zu ſchneller Aufklärung und gründlicher Einſicht. Dieſer unermüdliche Kunſtfreund, bis auf die neueſte Zeiten an lebenden Künſtlern theilnehmend, beſchäftigt und begünſtigt mehrere ſich entwickelnde Talente, unter welchen Herr Wendelſtädt ihm unmittelbar an Händen geht und ſich durch Geſchicklichkeit zum Lehrer, durch hiſtoriſche Kenntniſſe aber zum künftigen Conſervator qualificirt.

Herr Franz Brentano hat in einem geräumigen, wohlerleuchteten Saal, ſowie in mehrern großen Zimmern, eine treffliche Gemäldeſammlung wohlgeordnet aufgeſtellt; ſie iſt durch deſſen verewigten Schwiegervater von Birkenſtock, der, aus den Rhein-Gegenden abſtammend, in der gelehrten und Kunſtwelt rühmlichſt bekannt war, während ſeines lebenslänglichen Aufenthalts in Wien, zuſammengebracht. Hieran ſchließt ſich eine reiche Kupferſtichſammlung, wo unter andern die Werke des Marc Anton's und ſeiner ältern Italiener in Abdrücken geſchaut werden, wie ſie dem Liebhaber ſelten vor Augen kommen.

Wer dieſe benannten Sammlungen zu benutzen das Glück hat, wird ſeine Kenntniß, auf welcher Stufe der Einſicht er auch ſteht, gewiß erweitert und belebt fühlen.

Herr von Gerning verwahrt ein Muſeum von vielartigen Schätzen, welche, in größere Räume vertheilt, die Freude und Bewunderung eines jeden Liebhabers und Kenners noch mehr erregen würden als gegenwärtig, wo in einer Privat-Wohnung nicht jedem Gegenſtande Gerechtigkeit widerfahren kann. So würde z. B. die Sammlung antiker Vaſen, Bronzen und ſonſtiger Alterthümer, ſchon allein als integrirender Theil einer großen Sammlung, die Aufmerkſamkeit überall auf ſich ziehen.

Herr Becker, als Medailleur höchſt ſchätzenswerth, hat eine bedeutende Folge von Münzen aller Zeiten, zu Aufklärung der Geſchichte ſeines Fachs, einſichtig geordnet. Man findet bei demſelben Gemälde von Bedeutung, wohlerhaltene Bronzen und alterthümliche Kunſtwerke mancher Art.

Einzelne wichtige Gemälde befinden ſich hier und da im Privat-Beſitz. Bei Herrn von Holzhauſen auf der Oede ein ſchätzenswerthes Bild von Lucas Cranach: Chriſtus, der die Mütter und Kinder um ſich her verſammelt, merkwürdig durch die glücklich gedachte Abwechſelung der Motive von Mutterliebe und Verehrung des Propheten. Wohlerhaltene Familien-Gemälde aus der ältern Zeit geben uns einen Begriff von der Würde des genannten Geſchlechts und der Kunſtliebe ſeiner Ahnherren.

Vorzügliche Gemälde zieren auch die Wohnungen des Herrn Leer's und Frau de Neufville. Eins der ſchönſten Bilder von van der Neer beſitzt Herr Etling. Die Lauberg'ſche Sammlung iſt leider in alle Welt zerſtreut.

Hier wollen wir nun einer Art und Weiſe vorläufig gedenken, wie in der Folge, wenn ſich in Frankfurt Alles mehr geſtaltet und geordnet hat, ein dortiger Kunſtfreund Einhei-

mischen und Reisenden den größten Dienst erzeigen könnte. Die Venetianer besitzen nämlich von den Gemälden ihrer Stadt einen Catalog, nach den Epochen der Kunstgeschichte und nach den Jahren, in welchen die Künstler geblüht; sie sind sämmtlich in historischer Folge aufgezählt und bei jedem Bilde bemerkt, wo es zu finden. Wenn ein junger Frankfurter-Kunstfreund sich dieses Werk zum Muster nähme und im Stillen die nöthigen Vorbereitungen machte, so könnte er zu rechter Zeit damit hervortreten, und dadurch die lehrreichste Uebersicht befördern. Jede methodische Zusammenstellung zerstreuter Elemente bewirkt eine Art von geistiger Geselligkeit, welche denn doch das Höchste ist, wornach wir streben.

Ferner dürfen wir nicht verschweigen, wie die hiesigen Kunstfreunde noch auf mancherlei Weise gefördert sind. Herr Morgenstern fährt auch im hohen Alter fort, Gemälde mit bewundrungswürdigem Fleiß und Genauigkeit zu restauriren. Wie sehr er sich in Geist und Art eines jeden Künstlers zu versetzen weiß, davon zeugen mehrere Copien, die er im Kleinen, nach den vorzüglichsten Meisterwerken, die durch seine Hände gegangen, gefertigt und in einem Schränkchen gleichsam als einen Hausaltar zusammengeordnet. Auf diesen Schatz werden gewiß Vorsteher öffentlicher Anstalten aufmerksam bleiben, damit er nicht aus Frankfurt entfernt werde.

Herr Silberberg ist im Besitz der trefflichsten alten und neuen Kupferstiche, die er durch Tausch und Handel dem Liebhaber zu überlassen gezeigt ist. Bei Herrn Boye findet man alle Arten von Kunst- und Natur-Producten; und wie mancher Name bleibt noch Demjenigen zu nennen übrig, der eine Anleitung für Fremde, Frankfurt kennen zu lernen, aufsetzen wird?

Ueberhaupt kann die Lage eines Kunstfreundes nicht günstiger sein, als an diesem Orte. Man bedenke nur der Auctionen inländischer Verlassenschaften sowie der Sammlungen, welche auf Speculation hierher gesendet werden. Der Liebhaber wird dadurch in den Stand gesetzt, sich mit vielen Meistern und ihren Vorzügen bekannt zu machen, ja, wenn er Neigung hat, eigentlich um mäßige Preise durch treffliche Sachen seinen Kunstvorrath zu vermehren. Solche Ausstellungen finden sich jede Messe öfters doppelt und dreifach, und künftig gewiß häufiger, da, bei der ungeheuern Weltbewegung, mancher Kunstwerk seinen Herrn wechselte, mancher Liebhaber sich genöthigt sieht, einen ererbten Besitz gegen Baarschaft umzutauschen. Und so läßt sich Frankfurt als kunstvermittelnd zwischen dem Ober- und Unter-Rhein, zwischen dem nordöstlichen und südwestlichen Deutschland, zwischen dem In- und Auslande denken.

Forschen wir nun nach Dem, was für den Unterricht in Künsten geschieht, so finden wir auch schon deßhalb vorläufig gesorgt. Eine der Zeichenschulen, wie sie in Deutschland mit Recht seit langer Zeit beliebt sind, wo man mehr das Auge des Privat-Manns und des Handwerkers zu bilden und einen gewissen Geschmack zu verbreiten denkt, als daß man Künstler zu erziehen die Absicht hätte, ist auch hier schon eingerichtet. Herr Reges steht derselbigen vor, unter der Direction des Herrn Dr. Stambs. Solche Schulen haben außer jenen Zwecken noch den besondern Vortheil, daß sie Novizíate für's Talent sind, indem die Vorsteher gar bald unterschreiben, wo angeborne Fertigkeiten sich mit Aufmerksamkeit und Fleiß zusammenfinden, als woran der künftige eigentliche Künstler allein erkannt wird.

Um solche jedoch weiter zu bringen, möchte ich hier so wenig als anderswo zu einer Kunst-Academie rathen. Es gehört schon eine große Masse von gebildeten Künstlern, eine Menge von heranstrebenden Fähigkeiten dazu, wenn man sich entschließen soll, ihnen eine gesetzliche Form, ja ein Oberhaupt zu geben. Wir wissen jede Kunst-Academie zu ehren, die in der Hauptstadt eines großen Reichs, in der Fülle von Kunstschätzen, von trefflichen Männern geleitet wird; aber ehe man sich's versieht, schleicht sich die republicanische Form auch daselbst ein. So unterscheidet man in Dresden die Schüler der Herren Seidelmann, Grassy, Matthäi, Kügelgen und Hartmann, sowie diejenigen, welche sich an Zink, Klengel oder Friedrich halten. Ein Unterricht im Allgemeinen ist höchst schätzbar; der einzelne Jüngling hingegen will vom einzelnen Meister unterrichtet sein; und wenn er dort nur gehorcht, so werden hier Neigung, Zutrauen und eine gewisse stille Ueberzeugung höchst kräftig wirken.

Man würde also nach Frankfurt vorzügliche Männer, wo nicht gerade berufen, doch ihnen leicht machen, an solchem Orte zu leben; man setzte sie in die Lage, ein schickliches Quartier miethen zu können und verschaffte ihnen sonst einige Vortheile. Die Oberaufsicht städtischer Kunstanstalten gäbe nun solchen Meistern ein vielversprechendes Talent in die Lehre und zahlte dagegen ein billiges Honorar. Ja, der junge Mann dürfte seinen Lehrer selbst wählen, je nachdem er zu einer Kunstart oder zu einer Person Neigung und Zutrauen hätte. Wohlhabende Eltern zahlten für ihre Kinder, wohlwollende Liebhaber für Günstlinge, von denen sie Etwas hofften. Wäre ein solcher Meister verheirathet und sonst nicht einem größern Verhältnisse abgeneigt, so könnte er Jünglinge in's Quartier an Tisch nehmen und eine förmliche

Hab' ich vor dem Menſchen ein heimlich Grauen,
Und halt' ihn für einen Schelm dazu!
Gott verzeih' mir's, wenn ich ihm Unrecht thu'!

Fauſt.

Es muß auch ſolche Käuze geben.

Margarethe.

Wollte nicht mit ſeines Gleichen leben!
Kommt er einmal zur Thür herein,
Sieht er immer ſo ſpöttiſch drein,
Und halb ergrimmt,
Man ſieht, daß er an nichts keinen Antheil nimmt;
Es ſteht ihm an der Stirn' geſchrieben,
Daß er nicht mag eine Seele lieben.
Mir wird's ſo wohl in deinem Arm,
So frey, ſo hingegeben warm,
Und ſeine Gegenwart ſchnürt mir das Inn're zu.

Fauſt.

Du ahndungsvoller Engel du!

Pensionen einrichten, wobei ihm die Gebildeten schon als Unterlehrer an Handen gingen. Steht es vorher Dasselbe zu thun in einer freien Stadt Mehreren frei, so wird man herrliche Wirkungen davon erfahren.

Daß man junge Männer practisch bilde, fordert die neueste Zeit. Bei einem Meister, wie wir ihn voraussetzen, würden sie zeichnen, malen, copiren und restauriren lernen; ja, auch mittlere Talente würden nicht, wie es oft geschieht, wo man im Unterricht allzu weit ausholt, in Verdruß und Stocken gerathen. Zeigt sich ein eminentes Individuum, so ist noch immer Zeit, dasselbe einer auswärtigen höhern Anstalt anzuvertrauen.

Daß Diejenigen, denen eine solche Uebersicht obliegt, auch durchaus dafür sorgen werden, daß den Meistern Alles, was sie selbst nicht beischaffen können, an Modellen, Gliedermännern und sonst genugsam gereicht werde, darf man kaum erwähnen. So steht schon jetzt eine Sammlung von Gypsabgüssen antiker Statuen in dem Garten des Herrn von Bethmann. Und was läßt sich nicht Alles von einem Manne erwarten, dessen Neigung und Thätigkeit durch ein so großes Vermögen in lebhafter Bewegung erhalten wird?

Vorschläge dieser Art können wir um so eher thun, als sie dem Zeitgeist gemäß sind und man bei allen Bildungsanstalten die erprobte Erfahrung hat: daß es viel vortheilhafter sei, sie auf eine liberale, humane Weise anzufüllen, als auf eine zwingende, kleinlich subordinirende Art in's Enge zusammenzuziehen. Der Frankfurter gehe in die Geschichte zurück, in die Zeiten, wo so viele Künstler neben einander und kurz nach einander blühten, ohne daß man sie irgend einem academischen Zwange unterworfen hätte, wo der Familien-Kreis anstatt Schule und Academie galt. Man erinnere sich, von den ältern bis in die neuesten Zeiten, der Feyerabendt, Merian, Rose, Schütz: so wird der Weg vorgezeichnet sein, auf welchem der freistädtische Künstler Ausbildung und Absicht am Besten erreicht.

Und hier werden wir denn aufgefordert, noch einiger vorzüglicher Künstler zu gedenken. Herr Schütz, durch den Beinamen der Vetter bezeichnet, setzt die landschaftlichen Arbeiten fort, welche seit Sachtleben sich ununterbrochen mit Nachbildung der Rhein-Gegenden beschäftigen. Seine Zeichnungen in Sepia sind von bewundernswürdiger Reinheit und Fleiß, die Klarheit des Wassers und des Himmels unübertrefflich. Die Darstellung der Ufer an beiden Seiten, der Auen und Felsen und des Stromes selbst ist so treu als anmuthig, und das Gefühl, das den Rhein-Fahrenden ergreift, wird uns bei Betrachtung dieser Blätter mitgetheilt oder wieder erweckt. Die Oelgemälde dieses Künstlers geben ihm Gelegenheit, die Abänderung der Farbentöne, wie sie die Tage- und Jahreszeiten, nicht weniger die atmosphärischen Wirkungen hervorbringen, auf eine glückliche Weise nachzubilden.

Von Herrn Nabel sind bei Grambs höchst schätzbare Aquarell-Zeichnungen zu sehen, Gegenden um Frankfurt, sowie anmuthige Thäler des Taunus-Gebirges vorstellend, welche, obgleich nach der Natur gezeichnet, doch an geschmackvoller Wahl des Gegenstandes, an kunstmäßiger Austheilung von Licht und Schatten sowie der Farbe Nichts zu wünschen übrig lassen.

Solche Künstler dem größern und auch auswärtigen Publicum bekannt zu machen, wird eine angenehme Pflicht der Kunstvorsteher sein. Uns sei es erlaubt, hier einen Vorschlag zu thun, der, wenn er auch etwas wunderbar scheinen sollte, doch gewiß alle Prüfung verdient. Wir haben kein Geheimniß daraus gemacht, daß wir Alles, was einer Pfründe ähnlich sieht, bei unsern Kunstanstalten nicht lieben; dagegen wäre unser Vorschlag dieser: Bei einem geschickten Künstler, der nicht gerade Bestellungen hat oder auf's Gerathewohl arbeiten kann, bestelle man von Seiten der Vorsteher gewissenhaft gearbeitete Bilder; man bezahle sie ihm nach Billigkeit und überlasse sie alsdann Liebhabern um einen geringern Preis. Der Verlust, der hieraus entspringt, wird eine größere Wohlthat für den Künstler, als wenn man ihm eine Pension ohne Bedingungen gäbe. Hat er wirklich Verdienst und wird derselbe den Liebhabern allgemeiner bekannt, so werden sich die Bestellungen häufen und er kann alsdann mit einiger Klugheit immer wieder auf seinen Preisen bestehen. Eine genugsam ausgestattete Casse könnte auf dieses Capitel eine gewisse Summe festsetzen, und die Vorsteher derselben könnten sich recht gut durch öffentliche Ausstellungen und Ausgebot solcher Arbeiten, vielleicht gar durch Auction, vor allem Vorwurfe der Parteilichkeit sichern. Und so werden Männer von anerkannter Redlichkeit und geprüfter Einsicht auf's Neue Geist und Leben in die Epoche bringen, die wir gegenwärtig vorbereiten.

Indem wir nun bei diesen neuen Einrichtungen republicanische Formen begünstigen, so sei es uns erlaubt hinzuzufügen, daß es dagegen dem freien Bürger, der sich nicht leicht von Jemand will meistern lassen, gar wohl anstehe, an sich selbst gesellige Tugenden auszubilden; denn die Erfahrung von den ältesten bis in die neuesten Zeiten belehrt uns, daß der Bewohner einer freien Stadt sich schwer mit Seinesgleichen vereinige. Es ist Nichts natürlicher, als daß Un-

abhängigkeit uns in unſerm eigenen Weſen beſtärke, wodurch der Character, in einer Folge von mehrern Jahren, immer ſchroffer werden muß; und weil nun ein Jeder ſich ſo ſelbſt gewähren läßt, müſſen Diejenigen am Ende ſich öfters getrennt finden, welche durch die ſchönſten Bande verknüpft ſein könnten. Selbſt gemeinſame Liebhaberei iſt nicht mehr im Stande, ſolche Gemüther auch nur für einen Moment zu vereinigen: Blumenfreunde werden ſich über Blumen, Münzkenner bei Münzen entzweien, wenn der Geiſt gewohnt iſt, ſeinen Gefühlen und Leidenſchaften unbedingt nachzuhängen.

Wie angenehm iſt es daher, zu vernehmen, daß in Frankfurt eine Geſellſchaft von Kunſtfreunden ſich reihum verſammelt, wo ſie an Kupferſtichen, in Beſitz eines Jeden, ſich belehrend unterhalten! Hierdurch wird ein ſo weitläufiges und ſchwieriges Fach, wo Alles auf dem Werthe des einzelnen Abdrucks beruht, nach und nach überſehbar. Der weit größere Vortheil aber wird daraus entſpringen, daß auch, was Andern gehört, geiſtig unſer eigen werde. Das Vortreffliche zu kennen und zu lieben, was man nicht beſitzt noch zu beſitzen hofft, iſt eigentlich der größte Vorzug des gebildeten Menſchen, da der rohere, ſelbſtige, im Beſitz oft nur ein Surrogat für Einſicht und Liebe, die ihm abgehen, zu erwerben ſucht. Geſchehen ſolche Mittheilungen künftig in allen Kunſtfächern, ſo wird ſich die neue Generation durch allgemeine heitere Friedensbande vereint fühlen, die in ſchrecklicher Zeit die eine Hälfte ſich zu Schutz und Trutz, die andere zu Rath und Hülfe, das Vaterland zu retten, muſterhaft verbündete.

Haben wir nun von den höchſten Beweggründen geſprochen, die uns zu Belebung der Kunſt und Wiſſenſchaft treiben, von zart ſittlichen und geiſtigen Mitteln, die dabei anwendenswerth ſind: ſo müſſen wir auch einem Vortheil begegnen, welches ſich mitunter merken läßt. Der Liebhaber nämlich trennt ſich oft zu ſeinem Verdruß von dem Kunſthändler. Es ſchreibt ſich Dieſes aus ältern Zeiten her, wo der Wohlhabende Dasjenige, was er beſaß, eben deßwegen, weil er es beſaß, hoch ſchätzte, ja oft überſchätzte. In der neuern, mehr beliebten Welt aber kann ſich der Liebhaber nicht entbrechen, durch Tauſch oder Handel ſo manches Kunſtwerk, dem er entwachſen iſt, oder für welches ſeine Liebhaberei ſich abſtumpfte, einem Dritten zu überlaſſen, dem es Freude macht. Beſonders in Frankfurt läßt ſich bei der großen Bewegung, bei dem Zu- und Abſtrömen von Kunſtwerken, kaum ein ſtationäres Cabinet denken; und man wird es in der Folge gewiß keinem Liebhaber verargen, wenn er, ſeine Kräfte berechnend, durch verkauften Beſitz ſeine Neigung lebendig zu erhalten ſucht.

Und ſo brauchen wir nicht weit umherzuſchauen, wenn wir Beiſpiele ſuchen, daß Gewerbsthätigkeit mit Liebe zu Wiſſenſchaft und Kunſt, wie vor Alters ſo auch in unſern Tagen, recht wohl vereinbar ſei; denn wir finden, daß von Seiten des Buchhandels ſich für Kunſt erwünſchte Ausſichten hervorthun. Herr Brönner hat in einem anſtändigen, wohl angelegten und verzierten Local ſchön eingebundene Bücher aufgeſtellt, und außer Dem, was ſich von ſelbſt verſteht, findet man bei ihm die neueſten Kupferwerke, ja Gemälde zur Unterhaltung und beliebigem Ankauf. Herr Wenner, auf ſeiner Reiſe nach Rom, erwies thätigen Antheil an den dortigen Deutſchen Künſtlern, förderte die Herren Riepenhauſen, Overbeck und Cornelius und übernahm den Verlag der von Dieſem in Federzeichnungen dargeſtellten Scenen aus Fauſt. Sie ſind von Ferdinand Ruſchewey mit großer Liebe und Genauigkeit geſtochen, wie ſich Liebhaber an den Probedrücken überzeugen können. Auch verpflanzte Herr Wenner die vortrefflichen Kupferſtiche nach Canova und Thorwaldſen in ſeine Vaterſtadt, indem er die Betrachtung und Anſchaffung derſelben erleichterte. Herr Willmanns, gleichfalls Kunſtliebhaber, beſitzt ſchätzenswerthe Gemälde; ſeine Bemühungen um Litteratur und Kunſt ſind allgemein bekannt. Möge doch je eher je lieber eine ausführlichere Nachricht, als der Reiſende geben kann, von allen Kunſtſchätzen und Kunſtthätigkeiten, welche dieſe wieder frei aufſtrebende Stadt verherrlichen, bald in dem einen oder andern Verlag erſcheinen!

Weil wir aber Dieſes ſowohl von Frankfurt als von verſchiedenen ſchon genannten und noch zu nennenden Orten und Städten wünſchen: ſo erſuchen wir die Unternehmer, eine ſolche Arbeit nicht ängſtlich zu veranſtalten, vielmehr von einem leicht entworfenen Heft, welches der Fremde gern für ein Billiges anſchaffen wird, nur kleine Auflagen zu machen und die nächſte darauf erweitert, vermehrter und belebter zu geben. Alles, was in den Tag eingreifen ſoll, muß ein friſches Anſehen haben; und hier wird kein Werk zum Aufbewahren, ſondern nur zum Aufbrauchen verlangt.

Daß auch in den andern Künſten ein thätiger Geiſt ſich zu regen anfange, davon gibt eine Singſchule Zeugniß, welche Herr Döring aus eigenem Antrieb und aus reiner Liebe zur Kunſt unternommen. Dieſe Anſtalt iſt ſchon ſo weit gediehen, daß junge Perſonen beiderlei Geſchlechts, die ſich ſeiner Leitung anvertraut, bei feierlichen Gelegenheiten, in den Kirchen beider Confeſſionen, Muſiken aufgeführt, zu Vergnügen und Erbauung der Gemeinden. Auch in öffent-

lichen Concerten iſt Dieſes geſchehen. Jeden Sonntag früh findet eine ſolche Uebung Statt, zu welcher auf Anmeldung auch Zuhörer gelaſſen werden. Ein größeres Local wäre der Anſtalt zu gönnen, wodurch ſie auf ein Mal ſehr viel gewinnen würde. Sie empfiehlt ſich allen Muſik-Freunden und es wird ihr auch weder an Unterſtützung fehlen, noch an Ausbildung der einzelnen Stimmen, da Frankfurt an Herrn Schmidt einen trefflichen Muſik-Director beſitzt und die Oper mit Talenten geſchmückt iſt, die nicht allein durch Ausübung ihrer Kunſt ergetzen, ſondern auch dieſelbe durch Lehre und Unterricht zu verbreiten und fortzupflanzen ſich zur Pflicht machen.

Nachdem wir uns ſo manchen frommen Wunſch geäußert, von manchen bedeutenden Vorſätzen und weitausſehenden Planen geſprochen: ſo gelangen wir endlich zu einer Anſtalt, die auf das Sicherſte gegründet iſt und bei welcher eben jetzt eine erneute Thätigkeit hervortritt, um bisherige Stockungen aufzuheben und zufällige Hinderniſſe zu beſeitigen. Es iſt hier von der Stiftung die Rede, welche Dr. Senckenberg, geſegneten Andenkens, ausübender Arzt und kenntnißreicher Mann, ſeiner Vaterſtadt hinterlaſſen. Sie theilt ſich in zwei Einrichtungen, die eine zu practiſchem, die andere zu theoretiſchem Zweck. Die erſte, ein Bürger-Hoſpital, iſt auf ein palaſtähnliches, von dem Stifter neuerrichtetes Gebäude gegründet, ſowie durch anſehnliche Capitalien geſichert. Hierher floſſen, von der erſten Zeit an, große Schenkungen und Vermächtniſſe, woraus ein bedeutendes Vermögen entſtand, welches durch Ueberſchuß der Caſſe ſich jährlich vermehrt. Hier bleibt alſo Nichts zu wünſchen übrig.

Deſto mehr Aufmerkſamkeit und guten Willen haben wir dagegen auf die zweite Abtheilung zu wenden, welche, in theoretiſch wiſſenſchaftlicher Abſicht angelegt, nicht in gleicher Maße begünſtigt iſt. Sie umfaßt Haus-, Hof- und Gartenräume der ehemaligen Wohnung des Beſitzers. Das Haus, darin einem von den Vorgeſetzten ein Quartier beſtimmt iſt, hat freilich nur beſchränkte Zimmer, welche für Dasjenige, was ſie faſſen ſollen, nur alsdann hinreichen, wenn alles Enthaltene in beſter Ordnung aufgeſtellt iſt. Hier findet ſich eine treffliche Bibliothek, welche bis auf die unmittelbaren Nachfolger Haller's hinaufreicht; ſie enthält die bedeutendſten ältern anatomiſchen und phyſiologiſchen Bücher, und würde, geordnet, fortgeſetzt und zum Gebrauch eröffnet, der Stadt-Bibliothek ein bedeutendes Fach erſparen.

Ein mineralogiſches Cabinet, das bis jetzt der Bibliothek nur eingeſchoben war, wird ſo eben abgeſondert und aufgeordnet; es enthält viel Vortreffliches, aber nur gruppenweiſe, ohne innern Zuſammenhang. Die Verſteinerungen, zur glücklichſten Zeit geſammelt, übertreffen alle Erwartung.

Der botaniſche Garten iſt geräumig genug, um der Stiftung gemäß die officinellen Pflanzen zu enthalten, woneben ſich noch Platz finden würde, um das phyſiologiſch Bedeutende, was zur Einſicht in das Pflanzenleben führt und das ganze Studium krönt, weislich anzufügen.

Das ältere chemiſche Laboratorium iſt auf der gegenwärtigen Höhe der Wiſſenſchaft nicht mehr brauchbar; ein neues, hinreichendes ward, zum Behuf einer andern Schule, unmittelbar an der Senckenberg'ſchen Gartenmauer erbaut und ſteht gegenwärtig iſolirt, einzeln, unbenutzt.

Das anatomiſche Theater iſt zweckmäßig und geräumig; die daſelbſt aufgeſtellten Präparate gehören nicht ſämmtlich der Anſtalt.

Nach dieſer kurzen Erwähnung der einzelnen Theile, woraus das Ganze beſteht, iſt es Pflicht, die Zuſtände nochmals vorzunehmen, dabei auch Wünſche und Hoffnungen auszuſprechen und zu bezeichnen. Hier iſt nun wohl vor allen Dingen die Abſicht des Stifters zu bedenken, der, als wiſſenſchaftlicher, kenntnißreicher Mann, ſein Hoſpital nicht beſſer zu verſorgen glaubte, als wenn er ihm eine Studien- und Lehranſtalt an die Seite ſetzte. Er gedachte den Aerzten ſeiner Vaterſtadt einen Mittelpunct wiſſenſchaftlicher Mittheilung zu verſchaffen; er lud einige nebſt andern Bürgern zu Pflegern, rief ſie ſämmtlich zu monatlichen Zuſammenkünften in ſein Local und ermunterte ſie, Vorleſungen in mehreren Fächern zu halten.

Sein früher, unglücklicher Tod unterbrach eine von ihm ſelbſt ausgehende Einleitung, und doch konnte ſich dieſes Inſtitut einer thätigen und wahrhaft blühenden Periode rühmen zu der Zeit, als der verdiente Reichardt, Verfaſſer der Frankfurter-Flora, Stiftarzt war. Indeſſen nahmen die zu dieſer Abtheilung beſtimmten Capitalien nicht zu aus dem Grunde, weil man in einer Handelsſtadt dem Practiſchen geneigter als dem Wiſſenſchaftlichen iſt und ſich überhaupt mehr gedrängt fühlt, einem gegenwärtigen Uebel abzuhelfen, als einem künftigen vorzubeugen. Dieſem nach wurde die Krankenanſtalt mit Schenkungen und Vermächtniſſen allein bedacht und das Wiſſenſchaftliche vorbeigegangen.

Dieſes verſank immer mehr in Staub und Verborgenheit, und erkrankte an äußern und innern Uebeln. Eine mediciniſche Schule, welche das Studium auf's Neue beleben ſollte, entſtand und verging. Die Kriegslaſten wurden und werden mitgetragen, ſo wie manches andere Unheil, das ſich auftut; genug, das Inſtitut iſt gegenwärtig ſo arm, daß es nicht das

gringste Bedürfniß aus eigenen Mitteln bestreiten kann. Schon jetzt, bei Anschaffung der Schränke zu Sonderung und Ordnung der Mineralien, muß auf fremde Güte gerechnet werden.

Doch auch hier belebt sich die Hoffnung. Der kurz verstorbene Stiftarzt Dr. Löhr, dem Frankfurt die Einimpfung der Kuhpocken verdankt, hat seine Bibliothek der Senckenberg'schen einverleibt, eine Sammlung von Portraiten berühmter Aerzte ihr vermacht, sowie ein Capital von neuntausend Gulden, dessen Zinsen dem jedesmaligen Arzte als Zulage dienen, mit der Bedingung, im Sommerhalbjahre unentgeltlich Botanik zu lesen.

Herr Dr. Neuburg, ärztlicher Pfleger dieser Anstalt, dessen Kenntnisse, Thätigkeit und Wohlwollen allgemein anerkannt sind und welcher gegenwärtig das Ordnen der Naturalien-Sammlung eifrig betreibt, gedenkt, sobald man Besitz und Lücken übersieht, die Doubletten seiner Conchylien und Vögel hierher zu verehren; und gewiß wird Bibliothek und Natur-Museum, wenn es nur erst im Reinen den Frankfurter-Patrioten vor Augen steht, manchen einzelnen Besitz und manche Wohlthat an sich ziehen.

Gedenken wir nun der Pflanzenkunde, so ist aus Obigem ersichtlich, daß für diese vorläufig gesorgt sei. Herr Dr. Nees wird, unter Assistenz der Gärtner Bäumer und Ilsermann, die zweckmäßige Vollständigkeit des Gartens sowie den Gebrauch desselben nächstes Frühjahr einzuleiten wissen.

Im Ganzen wäre jedoch für Botanik in Frankfurt schon viel geleistet, wenn die Pflanzenfreunde sich zu wechselseitigen Besuchen und Mittheilungen vereinigten, besonders aber sich darin verbänden, daß Jeder ein einzelnes Fach vorzüglich übernähme. Holländer und Engländer gehen uns mit dem besten Beispiele vor; Jene, daß sie eine Gesellschaft errichteten, deren Glieder sich die Aufgabe machten, Prachtpflanzen in der größten Herrlichkeit darzustellen; Diese, daß eine Anzahl Gartenfreunde sich verabredeten, ganz einzelnen Abtheilungen, wie z. E. den Stachelbeeren, vorzügliche Aufmerksamkeit zu widmen, wobei jeder Theilnehmende sich anheischig machte, nur eine Spielart mit der größten Sorgfalt zu pflegen. Sollte Dieses Manchem, von der wissenschaftlichen Höhe herab, kleinlich, ja lächerlich scheinen: so bedenke man, daß ein reicher Liebhaber etwas Seltenes und Augenfälliges zu besitzen wünscht und daß der Obstgärtner auch für die Tafel seiner Kunden zu sorgen hat. Bei einem solchen Verein würde Frankfurt sogleich im botanischen Fache bedeutend erscheinen.

Bliebe der Senckenberg'sche Garten bloß medicinischen und physiologischen Forderungen gewidmet, so würde der Lehrer an dieser Anstalt sehr gefördert sein, wenn er die Vergünstigung hätte, die Gärten der Herren Salzwedel, Jassoy, Löhr, in und bei Frankfurt, die Anlage des Herrn Metzler über Oberrad mit seinen Zuhörern zu besuchen. Den Besitzern wie den Gästen entstünde daraus gemeinsame Freude und Aufmunterung. In einer lebensreichen Stadt sollte sich Alles aufsuchen, was mit einander einiger Maßen verwandt ist; und so sollte Botaniker, Blumist, Kunstgärtner, Obst- und Küchengärtner sich nicht von einander sondern, da sie sich einander wechselsweise belehren und nützen können.

Was die Chemie betrifft, so wird dieser durch den einfachsten Entschluß leicht zu helfen sein, da es weder an Local noch an Persönlichkeit fehlt. Das unmittelbar an den Senckenberg'schen Stiftsgarten anstoßende Laboratorium, neu und zweckmäßig erbaut, steht, nach aufgehobener medicinischer Schule, herrenlos und unbenutzt und es muß der allgemeine Wunsch sein, dasselbe dem Senckenberg'schen Stifte einverleibt zu sehen. Die höchste obrigkeitliche Anordnung deßhalb wird, bei nunmehr beruhigten Zeiten, nicht länger außen bleiben. Herr Dr. Küstner erwartet sehnlichst diese höchste Entscheidung und darf hoffen, daß ihm bei seinen Bemühungen jede Unterstützung nicht fehlen werde. Gewiß steht, durch eine chemische regelmäßige Vorlesung, manchem gebildeten Einwohner einen seiner schönsten Wünsche glücklich erfüllt. Denn die Gelegenheit, mit dem Umfange der neuern Chemie, die schon den größten Theil der Physik in sich aufgenommen hat, bekannt zu werden, ist jedem größern Ort, besonders Frankfurt, zu gönnen. Hier fände der ausübende Arzt die neuesten Erfahrungen und Ansichten, die er auf seiner practischen Laufbahn zur Seite liegen läßt, bequem überliefert. Der Pharmacent würde besser einsehen lernen, was es denn eigentlich mit den Bereitungen und Mischungen, die er so lange nach Vorschrift unternimmt, für eine Beschaffenheit habe. So viele Personen, die in wichtigen Fabrik-Unternehmungen die Quellen ihres Reichthums finden, würden durch Uebersicht der neuesten Entdeckungen gefördert; andere, nach höherer Bildung Strebende würden in der chemischen Kenntniß wahre Geisteserhebung gewinnen; ja Solche, welche den ältern chemisch-mystischen Vorstellungen nicht abgeneigt sind, würden hier vollkommene Befriedigung finden, wenn sie erkennten, daß so Vieles, was unsere Vorfahren in dunkeln Zeiten nur zerstückelt gewahr wurden und im Ganzen [illegible] ahneten, jetzt sich immer mehr an und in einander schließt, sich aufklärt, so daß [illegible] leicht in keinem Fache mehr als im chemisch[illegible]

wiſſenſchaftliche Ueberſicht das Ideelle in der Wirklichkeit darzuſtellen vermag.

Wäre es möglich, einen tüchtigen Phyſiker herbeizuziehen, der ſich mit dem Chemiker vereinigte und Dasjenige herausbrächte, was ſo manches andere Capitel der Phyſik, woran der Chemiker keine Anſprüche macht, enthält und andeutet; ſetzte man auch Dieſen in Stand, die zur Verſinnlichung der Phänomene nöthigen Inſtrumente anzuſchaffen, ohne deßhalb einen weitläuftigen, koſtſpieligen und Platz raubenden Apparat aufzuhäufen: ſo wäre in einer großen Stadt für wichtige, insgeheim immer genährte Bedürfniſſe geſorgt und mancher verderblichen Anwendung von Zeit und Kräften eine edlere Richtung gegeben. Zum Local ſolcher phyſiſchen Anſtalt könnte man mit gutem Gewiſſen das anatomiſche Theater beſtimmen. Anſtatt zu gedenken, daß Herr Dr. Behrens, der als ein würdiger Schüler Sömmerring's bisher dieſem Fache vorſtand, ſeine Entlaſſung genommen; anſtatt zu erwähnen, daß Herr Dr. Lucä, ein thätiger, in der vergleichenden Zergliederung gebildeter Mann nach Marburg abgeht: ſei uns vergönnt, im Allgemeinen von dem Verhältniß der Anatomie zu dem beſtehenden Senckenberg'ſchen Inſtitut zu ſprechen. Hier hat ſich nämlich der Stifter, indem er ſich ein Bild einer vollſtändigen mediciniſchen Anſtalt dachte, vielleicht vergriffen, da er die beſondern Bedingungen, in der ſich ſeine Anſtalt befand, nicht beachtete. Kenner der Zergliederungskunſt, Profeſſoren dieſes Fachs auf Academien werden gerne zugeſtehen, daß es eine der ſchwierigſten Aufgaben ſei, die Lehre der Zergliederung zu überliefern. Bibliothek, Zeichnungen, Präparate und hundert Vorrichtungen, Vorarbeiten, die vielen Aufwand erfordern, ſollen zum Grunde liegen und alsdann wird noch die menſchliche Leiche als unmittelbarer Gegenſtand des Beobachtens und Belehrens gefordert. Woher aber Dieſe nehmen? Ueberall werden die deßhalb beſtandenen Zwanggeſetze läſſiger beobachtet oder umgangen und der Profeſſor der Anatomie ſteht in einem humanen Zeitalter immer als unmenſchlich gegen Leidende und Trauernde.

Möge alles Dieſes als Reflexion eines vorübereilenden Reiſenden angeſehen werden! Der bleibende Geſchäftsmann ſieht vielleicht die Verhältniſſe in einem andern Lichte.

Allein Alles, was wir geſagt, würde ganz vergeblich geweſen ſein, wenn wir uns nicht erkühnten, auszuſprechen: daß ein ſo wohl durchdachtes, dem Stifter wie der Stadt Ehre bringendes, wiſſenſchaftliches Inſtitut nicht gedeihen, noch auch mit aller Bemühung der Angeſtellten nur im Mindeſten nützen könne, wenn ſeine Einkünfte nicht verbeſſert werden. Auch hierzu liegt die Möglichkeit nahe genug und wir tragen kein Bedenken, ſowohl die bürgerlichen als ärztlichen Herren Vorſteher aufzufordern, in Ueberlegung zu nehmen: inwiefern von dem Ueberfluß, deſſen das Hoſpital genießt, ein Theil zur wiſſenſchaftlichen Anſtalt herübergewendet werden könne, und jene trefflichen Männer dringend zu erſuchen, daß ſie hierüber, wenn ſie bejahend einig geworden, um die höchſte obrigkeitliche Billigung baldigſt nachſuchen mögen. Die, einer ſolchen Wendung entgegenſtehenden Schwierigkeiten ſind nicht unbekannt; es läßt ſich ihnen aber mit einem Wort begegnen: daß einer freien Stadt ein freier Sinn gezieme und daß man bei einem erneuten Daſein, um die Spuren ungeheurer Uebel auszulöſchen, ſich vor allen Dingen von veralteten Vorurtheilen zu befreien habe. Es geziemt Frankfurt, von allen Seiten zu glänzen und nach allen Seiten hin thätig zu ſein. Freilich gehört theoretiſche Betrachtung, wiſſenſchaftliche Bildung den Univerſitäten vorzüglich an; aber nicht ausſchließlich gehört ſie ihnen. Einſicht iſt überall willkommen. Man erkundige ſich, welchen Einfluß die Univerſitäten in Berlin, Breslau, Leipzig auf das practiſche Leben der Bürger haben; man ſehe, wie in London und Paris, den bewegteſten und thätigſten Orten, der Chemiker und Phyſiker gerade ſein wahres Element findet; und Frankfurt hat gar wohl das Recht, nach ſeinem Zuſtand, ſeiner Lage, ſeinen Kräften für ſo löbliche Zwecke mitzueifern.

Naturliches zu Frankfurt am Main.

Die Senckenberg'ſche Stiftung, eine höchſt wichtige Anſtalt, und zwar deren wiſſenſchaftlicher Theil, ſteht unter der Aufſicht des Herrn Dr. Neuburg, eines Mannes von unermüdlichem Eifer, ebenſo bereit, ſich für die Sache aufzuopfern, als für dieſelbe zu ſtreiten. Da wir in Jahresfriſt durch ſeine Bemühungen und die eingreifende Thätigkeit der Angeſtellten ſchon ſoviel Wünſchenswerthes erfüllt geſehen: ſo kann es nicht fehlen, daß man auch endlich von Seiten der Adminiſtration des Krankenhauſes dem wiſſenſchaftlichen Inſtitut zu Hülfe kommen werde. Der Geiſt, dieſe Nothwendigkeit einzuſehen, die Möglichkeit zu erkennen und die Ausführung zu bewerkſtelligen, muß in Frankfurt ſchon lebendig ſein oder nächſtens lebendig werden.

Der verewigte Senckenberg hinterließ eine Sammlung von Mineralien und foſſilen Schalthieren, wovon die erſte minder wichtig und nach dem frühern Standpunct der Mineralogie unordentlich durcheinander lag. Ueber vierzig Jahre lag dieſe Sammlung mit Staub bedeckt, ohne daß ſich Jemand darum bekümmerte; und

nur erſt in dieſem Jahre verbanden ſich einige Mineralogen, unter welchen Herr Dr. Buch ſich beſonders verdient gemacht hatte und brachten dieſelbe nach dem Werner'ſchen und Leonhard'ſchen Syſteme in Ordnung, mit dem lebendigſten Vorſatze, ſie mit den vielen mangelnden Mineral-Körpern zu bereichern und ein geordnetes Ganzes daraus zu machen. Es iſt zu bedauern, daß der rege Eifer der Unternehmer wenig Unterſtützung findet und ſie trotz ihres Aufwandes an Zeit, ſowie an manchen, ob zwar geringen Geldausgaben nur nach und nach ihren Zweck erreichen können. Dieſe Einrichtung wäre beinahe noch neulich erſt durch den Vorſchlag einiger Adminiſtratoren zu Grunde gegangen, der aber glücklicher Weiſe zurückgewieſen wurde. Man wollte nämlich, um der Stiftung in Etwas aufzuhelfen, das Stifthaus vermiethen; dem Uebel wäre dadurch eben ſo abgeholfen worden, wie mancher unheilbaren Krankheit durch den Tod.

Das anatomiſche Theater hat durch den unermüdeten Fleiß des Herrn Dr. Kretſchmar, der Vorleſungen darin hält, bedeutend gewonnen; auch ſucht Derſelbe, durch eigenen Fleiß und denjenigen ſeiner Schüler, die Präparate zu erſetzen, die daſſelbe in der letzten Zeit verloren hat. Mehrere gelungene Präparate eingeſprützter Blutgefäße, Vogel-Skelette und andere Gegenſtände der vergleichenden Anatomie, wohin vorzüglich einige ſehr abweichende Theile des Testudo Mydas gehören, können hierzu als überzeugende Beweiſe dienen.

Auch der botaniſche Garten hat im letzten Sommer ſehr viel gewonnen. Eine nicht geringe Zahl Pflanzen wurden, ohne daß der Stiftungs-Fond ſie anſchaffte, in das Treibhaus gebracht und mehrere in der Wetterauer-Flora nicht aufgenommene, in hieſiger Gegend wildwachſende Pflanzen wurden im Garten angepflanzt. Man hat ſich es nämlich zum Geſetz gemacht, bei der Beſchränktheit des botaniſchen Gartens, hauptſächlich auf officinelle oder ökonomiſche Pflanzen oder auch auf ſolche Rückſicht zu nehmen, die als ſeltene Gewächſe in unſerer Gegend vorkommen, indem der geringe Raum des Local's keine große Menge aufzunehmen geſtattet. Der hieſige ſehr unterrichtete Herr Apotheker Stein hat mehrere von der Stadt entfernte Excurſionen vorgenommen und mehrere ſeltene Gewächſe, die er auf denſelben fand, dem Garten geſchenkt. Das Gewächshaus wurde mit mehrern ſeltenen ausländiſchen Pflanzen, wie mit Laurus Camphora, Epidendron Vanilla u. ſ. w. botirt. Die Kürze der Zeit erlaubte nicht, den bisher in ſeiner Einrichtung vernachläſſigten Garten in dem letztverfloſſenen regnichten Sommer völlig in Ordnung zu bringen; jedoch ein Theil deſſelben wurde mit Beihülfe des ſehr geſchickten Botanikers, Herrn Becker's aus Offenbach, der aus Liebe zur Wiſſenſchaft mitwirkte, in ſyſtematiſche Ordnung gebracht und es iſt nicht zu zweifeln, daß der ganze Garten im Laufe des künftigen Sommers dahin gebracht werden wird.

Die Bibliothek erhielt eine anſehnliche Zahl der beſten alten mediciniſchen Werke, konnte aber mit den neuern nicht, wie es zu wünſchen geweſen wäre, bereichert werden, aus der ſchon erwähnten Beſchränktheit des Fonds. Sie iſt bis zur Periode, in der Senckenberg ſtarb, ziemlich vollſtändig, da er ſie ſelbſt anſchaffte und ſie der Stiftung überließ. Nachher wurden zwar mehrere Werke angeſchafft; auch Herr Dr. Lehr vermehrte dieſelbe durch ſeinen hinterlaſſenen Büchervorrath; in den letzten Jahren blieben aber manche Lücken der mediciniſchen Litteratur in derſelben unausgefüllt.

Das unter dem Fürſten Primas zum Behufe der mediciniſchen Special-Schule aufgeführte chemiſche Laboratorium, das nun wieder ſtädtiſches Eigenthum wurde, ſowie der daran ſtoßende, auf dem ehemaligen Wall gelegene, kleine Garten, wurde auf Anſuchen der Adminiſtratoren der Stiftung vom Senate unentgeltlich überlaſſen. Es iſt ſehr zu wünſchen, daß auch hierin Senckenberg's Wille in Erfüllung gehen möchte, der die Wichtigkeit der Chemie zu würdigen wußte und ſie in einem angewieſenen Local in dem Stifthauſe betrieben wiſſen wollte, um ſo mehr, da dieſe Wiſſenſchaft in unſern Tagen beinahe alle andern hinter ſich läßt.

Die anfangende Baufälligkeit des Gewächshauſes, ſowie nicht minder das Alter der übrigen Gebäude, der Mangel an ſo manchen unentbehrlichen Gegenſtänden, ſowohl wiſſenſchaftlicher als anderer Art, dürften bei der Langſamkeit, womit die Sachen des Stifts betrieben werden, die mit des ſeligen Stifters Wünſchen ſo grell abſticht, uns eine traurige Prognoſe ſtellen: und es wäre ſehr zu wünſchen, daß die Caſſen unſerer reichen Mitbürger, wenn auch nur durch mäßige Beiträge, dem einbrechenden Verfall eines ſo nützlichen Inſtitut's vorbauen möchten.

Für das Krankenhaus, deſſen Fond von demjenigen der Stiftung getrennt iſt, iſt bisher viel geſchehen. Noch erſt im verfloſſenen Jahre wurde eine bedeutende Summe zurückgelegt, als Ueberſchuß über die Ausgabe. So löblich dieſe Wohlthätigkeit der Frankfurter gegen das Krankenhaus ſein mag, ſo iſt es doch traurig, ſo wenig Sinn für die mediciniſche Wiſſenſchaft und Kunſt, die der Stifter ſo ſehr beabſichtigte und deren Beförderung ſo heilſam in ihren Folgen iſt, bei ihnen zu bemerken. Man würde unfehlbar im Geiſte des Stifters mehr handeln, wenn

das mit der Stiftung verschwisterte Krankenhaus, von seinem Ueberfluß, der jährlich zunimmt, nur einen kleinen Theil abgäbe, wenigstens in zweifelhaften Fällen, die nicht selten vorkommen, nicht so drückend gegen dasselbe verführe. Man sollte bedenken, daß der größte Verlust für beide Institute in der Unterlassung des Guten bestehe und daß keine angeschafften Capitalien, so wichtig sie Dem scheinen mögen, der sich von Jugend auf sie zu häufen gewöhnt hat, dasselbe nur im Geringsten zu ersetzen im Stande sind. Die Opfer, welche die Stiftung dem Institute bei seiner Entstehung brachte, diese allein sollten die Administratoren bewegen, die erstere zu unterstützen, mit deren Zusammensinken den Frankfurter-Aerzten, die wie Handwerker für jeden einzelnen Gang belohnt werden und die weder Auszeichnung noch sonstige Beförderung für das Gefahrvolle und Beschwerliche ihres Standes zu erwarten haben, jede Aufmunterung, mit der Zeit weiter zu kommen, benommen wird.

Herr Städel, ein Kunstfreund wie wenige, ist in seinem neunundachtzigsten Jahre verstorben. Sein eröffnetes Testament bestimmt Haus, Sammlungen und Vermögen, nach einem mäßigen Anschlag dreizehnhunderttausend Gulden geschätzt, einer Stiftung für bildende Kunst. Herr Dr. Grambs, ein einsichtiger Sammler und Kunstfreund, ist zum Vollstrecker dieses letzten Willens bestimmt.

Offenbach.

An diesem wohlgebauten und täglich zunehmenden, heitern Orte verdient die Sammlung ausgestopfter Vögel des Herrn Hofrath Meyer alle Aufmerksamkeit, indem dieser verdienstvolle Mann, als Bewohner einer glücklichen Gegend, sich zugleich als Jagdliebhaber und Naturforscher ausgebildet und eine vollständige Reihe inländischer Vögel aufgestellt hat. Er beschäftigt mehrere Künstler mit Abbildung dieser Geschöpfe, fördert und belebt dadurch einen in der Naturgeschichte sehr nothwendigen Kunstzweig, die genaue Nachbildung organischer Wesen, unter welchen die mannigfaltige Gestalt der Vögel, die abweichende Bildung ihrer Körpertheile, das leichte, zarte, buntfarbige Gefieder die feinste Unterscheidungsgabe des Künstlers und dessen größte Sorgfalt in Anspruch nimmt. Das von Herrn Mey[er] herausgegebene Werk hat die Verdienste dieses vorzüglichen Mannes längst dem Vaterlande bewährt, welcher sich durch die in diesem Jahr erschienene Beschreibung der Vögel Liv- und Esthlands abermals den Dank der Naturforscher erworben. Die von ihm sowohl in seinem Hause als außerhalb beschäftigten Künstler sind namentlich die Herren Sadler und Hergenröder. Die Schwester des Letztern wird als Pflanzenzeichnerin gerühmt. Demoiselle Stricker in Frankfurt, welche gleichfalls in schönes Talent hierin besitzt, kann sich nicht soviel damit beschäftigen, als zu wünschen wäre.

Hanau.

Die neuere Zeit hat dieser Stadt einen vortheilhaften und bewährten Ruf in naturgeschichtlicher Hinsicht verschafft. Es fanden sich hier eifrige Forscher aus allen Zweigen der herrlichen Scienz durch einen seltenen, günstigen Zufall vereinigt. So hatte Herr Dr. Gärtner, dieser achtungswerthe Veteran unter Deutschlands Botanikern, durch die Theilnahme an der Wetterau'schen Flora längst schon seinen Meisterbrief gelöst. Der geistvolle Leitler umfaßte die gesammte Zoologie; jedoch concentrirte er sein Studium mehr auf die Vögel und Säugethiere. Chemie und Physik wurden von Herrn Hofrath Dr. Kopp, zumal in besonderer Anwendung auf das mineralogische Wissen, mit dem besten Erfolge getrieben. Der vorzugsweise als naturhistorischer Künstler sehr schätzbare Schaumburg, dessen Sammlung unter den Deutschen Privat-Cabinetten sonder Zweifel die erste Stelle einnimmt, bot eine Fülle trefflicher Erfahrungen dar. Ebenso hatten sich in dem Herrn Geheimerath Leonhard und dem nun verstorbenen Pfarrer Merz thätige Bearbeiter für Mineralogie gefunden. Das Publicum kennt das von beiden in Gemeinschaft mit Dr. Kopp herausgegebene, größere tabellarische Werk. Geheimerath Leonhard, der fortdauernd durch seine Zeitschrift wirkt, hat ferner eine topographische Mineralogie verfaßt und ehestens haben wir von ihm, Dr. Kopp und Gärtner, dem Jüngern, einem sehr verständigen Chemiker und Physiker, eine Einleitung und Vorbereitung zur Mineralogie mit vielen illuminirten und schwarzen Kupfern zu erwarten. Diese Propädeutik für die Naturgeschichte des unorganischen Reiches, die Frucht einer mehrjährigen, mühevollen Arbeit, durch welche eine sehr wesentliche Lücke unserer Litteratur ausgefüllt wird, darf von dem wissenschaftlichen Publicum mit gerechtem Vertrauen erwartet werden.

Unterdessen schien es den genannten Männern zweckmäßig, die Bemühungen der Einzelnen auf einen Punct zu leiten, um mit gemeinsamen Kräften weiter zu streben. Mitten in den Stürmen der Zeit, im ungeschlichteten Zwiste der Völker, 1808, wurde der Plan zu Begründung eines wissenschaftlichen naturhistorischen Vereins gefaßt. Die kleine Zahl der Verbundenen gab dem Ganzen Haltung und Wirklichkeit.

Bald gesellten sich ihnen andere verdiente Männer aus nahen und fernen Gegenden bei, und so erweiterte sich dieser litterarische Bund weit über die Grenzen der heimathlichen Provinz nach allen Theilen des gelehrten Europa hinaus. Ein passendes Local, vom Gouvernement eingeräumt, bot zur Anlage eines Museums Gelegenheit. Von allen Seiten wurde die nützliche Anstalt durch Gaben bereichert. Indessen blieben die Mittel sehr beschränkt, bis der theilnehmende Carl von Dalberg, 1811, aus seiner Schatulle eine nicht unbedeutende Rente bewilligte, in deren Genuß die Gesellschaft mehrere Jahre verblieb. Die Epidemie, Folge des Französischen Rückzugs, raubte der geschlungenen Kette manche der werthvollsten Glieder. Dagegen lebt man nun der angenehmen Hoffnung, das jetzige Gouvernement werde das Institut seiner Aufmerksamkeit gleichmäßig werth achten, die Bestätigung des Local's gewähren und so der löblichsten Anstalt, die sonst unfehlbar zerstieben würde, Grund und Dauer verleihen.

Es ist leicht zu erachten, daß bei dem regen Eifer der Hanauer-Naturforscher auch mehrere wichtige Sammlungen hier zu finden sein müssen.

Das Museum der Wetterau'schen Gesellschaft umfaßt alle Zweige dieses Wissens und war bisher in stetem Zunehmen; denn die meisten Mitglieder hatten, nach der klüglichen Vorschrift der Gesetze, die Wahl zu rechtfertigen gesucht, welche sie zu jener ehrenvollen Bestimmung rief. Im Ganzen aber gewährt das Beschauen dieses Museums in seiner Allgemeinheit weniger Interesse, als die einem jeden der hiesigen Gelehrten zugehörigen Privat-Sammlungen. Hier spricht sich das Individuelle mit mehr Lebendigkeit aus, sowie der Eifer und die Sorgfalt, womit sich ein Werk geschaffen wird, das nicht selten der Preis einer ganzen Lebenszeit ist.

Was die zoologischen Cabinette betrifft, so zeichnen sich darunter vorzüglich die Sammlung des verstorbenen Leisler und die Schaumburg'sche aus. Die letztere ist jedoch, seitdem der Besitzer den Ort seines Aufenthalts mit Cassel vertauschte, nicht mehr anwesend, und auch die Leisler'sche wird, da die Erben solche zu veräußern entschlossen sind, nicht lange mehr in Hanau verbleiben.

Das Andenken des genannten vorzüglichen Mannes einiger Maßen hier zu feiern, bemerken wir Folgendes. Er beschäftigte sich in frühern Jahren mit der Entomologie, späterhin aber widmete er sich mit ganzer Seele dem Studium der Säugethiere, Vögel und Fische; indessen blieb die Ornithologie für die längste Zeit der Gegenstand seiner Nachforschungen. Seine Verdienste um die Kenntniß vaterländischer Vögel nur im Vorbeigehen bemerkend, erwähnen wir, daß er die verschiedenen Farbenkleider der Vögel zu kennen und zu berichtigen bemüht war; denn die meisten Wasservögel mausen sich zwei Mal im Jahre, und so erscheint derselbe Vogel im Frühling und im Herbste, in der Jugend und im Alter, in anderer Farbenhülle. Und so sammelte er mit regem Fleiß jede einzelne Art in den verschiedensten Farben und Uebergängen. Da er nun selbst Jäger und ihm die Kunst, thierische Körper auszustopfen, vorzüglich bekannt war, so erhält seine Sammlung von mehrern Seiten große Vorzüge, so daß man ihr, wenigstens in Deutschland, die Meyer'sche ausgenommen, keine andere an die Seite stellen kann.

In den letzten Jahren beschäftigte er sich mit dem Studium der Fledermäuse. Da er aber, seinem trefflichen Gedächtniß vertrauend, Nichts niederschrieb, so wären seine Erfahrungen für uns sämmtlich verloren, wenn nicht ein junger Mann, der letzte von seinen Schülern, sich so viel davon zu eigen gemacht hätte, um eine Monographie dieser seltsamen Geschöpfe zu schreiben, welche nächstens erscheinen wird.

Die Fische sind alle vortrefflich ausgestopft und von seltener Größe. Die Reihenfolge aus den süßen Gewässern Deutschlands ist beinahe vollständig, und aus der See findet man viele Exemplare von hoher Schönheit. Die Insecten-Sammlung ist bedeutend. Von sechszehnhundert Nummern machen die Schmetterlinge die größte Hälfte aus.

Am Schlusse stehe die Bemerkung, daß Leisler, bevor er sich der Heilkunde widmete, die Rechte mit glücklichem Erfolg studirte und als philosophischer Schriftsteller durch Abfassung eines Naturrechts sich Beifall erwarb.

Dr. Gärtner, der eifrige und berühmte Pflanzenforscher, dem wir die Bildung mancher trefflicher Botaniken verdanken, hat sich durch die Mittheilung vieler schön getrockneter Pflanzenmuster kein geringes Verdienst um die Wissenschaft erworben. Nach der Herausgabe der bereits erwähnten Wetterau'schen Flora betrieb er fortdauernd und mit unermüdetem Fleiße das Studium der vaterländischen Vegetabilien. Er entdeckte viele Phänogamen und mehr als zweihundert Cryptogamen, deren Beschreibung durch seine Meisterhand gewiß höchst wünschenswerth ist. Sein Herbarium, vorzugsweise in cryptogamischer Hinsicht äußerst beträchtlich, ist auf das Zierlichste geordnet. In der neuern Zeit hat sich Gärtner auch mit allem Fleiße der vaterländischen Zoologie gewidmet. Seine Sammlungen von Säugethieren, Vögeln und

Conchylien geben die Belege dazu. Obſchon ſeine ausländiſchen Conchylien ſehr zahlreich ſind und unter der Menge Exemplare von großer Seltenheit bemerkt werden, ſo ſchätzt er dennoch ſeine in der Umgegend von Hanau geſammelten um vieles höher, indem dieſer Zweig des naturgeſchichtlichen Wiſſens zuerſt durch ihn in der Wetterau cultivirt wurde. Er verbreitete jene einheimiſchen Producte im Kreiſe ſeiner Freunde und regte auf dieſe Art ein Studium von [illegible]em an, das in Deutſchland faſt ganz vernachläſſigt ſchien. In frühern Jahren beſchäftigte ſich Gärtner auch mit Chemie, Phyſik und Mineralogie, ſo daß er den Namen eines Naturforſchers im umfaſſendſten Sinne des Wortes verdient. Bei dem Sammeln und Ordnen des Wetterau'ſchen Muſeums und bei der Redaction der von dieſem naturhiſtoriſchen Verein herausgegebenen Annalen wirkte er auf das Eifrigſte. Zu bedauern iſt, daß ſein Alter und eine durch große Anſtrengung geſchwächte Geſundheit ihm in dieſem Augenblicke ſeine große Thätigkeit vergällen.

Das Mineralien-Cabinet des Geheimeraths Leonhard, über ſiebentauſend Exemplare ſtark, ſondert ſich in eine oryctognoſtiſche und in eine geognoſtiſche Hälfte. Die oryctognoſtiſche Sammlung findet ſich nach der, in der ſyſtematiſch-tabellariſchen Ueberſicht und Characteriſtik der Mineral-Körper angenommenen Claſſifications-Weiſe geordnet, wobei jedoch die durch das Fortſchreiten der Scienz nothwendig gewordenen Veränderungen nicht unbeachtet blieben. Erfreulich iſt das Methodiſche, welches ſich in Anordnung und Aufſtellung ausſpricht. Bei allen Exemplaren iſt das Characteriſtiſche und die Friſchheit berückſichtigt, und ein hoher Grad von Gleichmäßigkeit des Format's gewähret viel Gefälliges. Nächſtdem iſt dieſe Sammlung um der hohen Vollſtändigkeit willen bemerkenswerth. Man vermißt darin faſt keine der neueſten Entdeckungen, und die Suiten, welche ſie von ſehr vielen Gattungen aufbewahrt, machen ihr Studium für die Verhältniſſe des Vorkommens der Foſſilien wichtig und belehrend; eine bisher viel zu ſehr vernachläſſigte und nun wieder hervorgeforderte Rückſicht.

Geheimerath Leonhard hat ſich durch die Stiftung eines mineralogiſch-mercantiliſchen Inſtitut's Anſprüche auf den Dank des Publicums erworben. Es iſt dieſe Anſtalt förderlich für die Wiſſenſchaft, indem ſie die Mittel darbietet, um, gegen Tauſch oder billige Zahlung, Foſſilien aus allen Gegenden und Ländern, einzeln oder zu ſyſtematiſchen Ganzen geordnet, zu erhalten. Gedoppeltes Vertrauen gebührt dieſem Unternehmen darum, weil es nicht von Gewinnſucht, ſondern ausſchließlich von der Liebe zur Wiſſenſchaft geleitet wird.

Unter den Bildungsanſtalten zur Kunſt verdient die Zeichenſchule eine ſehr ehrenvolle Erwähnung. Herr Hofrath Weſtermayr, welcher dieſem Inſtitute, das vom Staate eine nur mäßige Unterſtützung erhält, als erſter Lehrer und Director vorſteht, hat um daſſelbe ſehr weſentliche Verdienſte. Seit ſeiner Wiederkehr von Weimar iſt der Sinn für die Kunſt bedeutend geweckt worden, und man bemerkt mit Vergnügen, daß mancher der vermögenden Einwohner kleine Bildersammlungen anzulegen beginnt. In der Zeichenſchule finden gegenwärtig 250 bis 300 Zöglinge Belehrung. Das Inſtitut beſitzt Fond, Früchte des Erwerbs der Lehrer, welche ſehr nützlich zur Anſchaffung von Gemälden und andern Kunſtgegenſtänden verwendet werden könnten.

Auch die würdige Gattinn des Hofraths Weſtermayr wirkt thätig für das Beſte der Anſtalt. Außer dieſer Künſtlerinn verdienen unter den hieſigen Malern die Namen Tiſchbein, Carteret, Berneaud, Franz Nickel und Deikert genannt zu werden; den genialen Kraft und den durch dieſes Studium gebildeten Duel nicht zu vergeſſen, die auch in der Ferne ihrer Vaterſtadt Ehre machen.

Mit der Email-Malerei beſchäftigen ſich vorzüglich Carteret und Berneaud, und Beide haben auf den Künſtlernamen die gerechteſten Anſprüche. Außer ihnen zeichnet ſich auch Fr. Nickel, ein geborner Hanauer, der viele Jahre in Madrid verlebt und daſelbſt bei der Academie das Amt eines Adjuncten verſehen, ſehr vortheilhaft in jenem Zweige der Malerei aus.

Unter den hieſigen Gemäldeſammlungen gebühret der des Kaufmanns Herrn W. Leidler, jüngern Bruders des Naturforſchers, der Vorzug.

Die hieſigen Bijouterie-Fabriken ſind ganz beſonders merkwürdig. Sie beſtehen ſeit dem Jahre 1679 und ſind als die Pflanzſchule ähnlicher Anſtalten in mehrern Europäiſchen und Deutſchen Hauptſtädten anzuſehen, die indeſſen ohne Ausnahme das Vorbild nicht erreichten. Die Hanauer-Arbeiter genießen eines ſehr vortheilhaften Rufes; überall werden ſie geſucht. Die jetzigen bedeutendſten Chefs, Gebrüder Touſſaint, Gouchal und Collin, Buri, Müller und Jünger, erhalten die Fabriken nicht nur in ihrem Rufe, ſondern ſind zugleich bemüht, ſolche mit jedem Tage zu vervollkommnen; und ſo läßt ſich mit Wahrheit behaupten, daß Hanau Arbeiten liefert, die man weder in Paris noch in London zu fertigen weiß, ja die nicht ſelten jene des induſtriöſen Genf's übertreffen. Dabei iſt noch beſonders das Umfaſſende der Ateliers

genannter Goldarbeiter, von dem Rohen des Materials bis zur vollendeten Waare in der größten Mannigfaltigkeit, zu bemerken.

Die Teppich-Fabrik von Herrn J. D. Peiſter und Comp. verdient um deßwillen beſondere Aufmerkſamkeit, weil in derſelben die unter dem Namen gezogene Wilton-Teppiche bekannte Waare in ihrer größten Vollkommenheit bereitet wird. Man findet nicht allein eine umfaſſende Auswahl geſchmackvoller Deſſins in den ſchönſten und lebhafteſten Farben, ſondern es kann auch jede beſondere Zeichnung gefertigt werden. Außerdem liefert dieſe Fabrik nichtgeſchorne und hochgeſchorne Teppiche auf Sammetart, Venetianiſche und Schottländiſche Teppiche u. ſ. w. Die früherhin ſtattgehabte Vereinigung von Holland mit Frankreich war dem Abſatz ſehr nachtheilig und die Deutſchen Höfe waren es faſt allein, welche während dieſer Friſt der Fabrik Beſchäftigung darboten.

Auch die Fabrik der ſeidenen Tapeten verdient Erwähnung, indem ſie in frühern Zeiten die meiſten Deutſchen Höfe mit den geſchmackvollſten Umeublements verſah. In der ſtürmiſchen Periode der letzten zehn Jahre aber fanden es die Unternehmer, die Brüder Blachierre, für rathſamer, nur ſolche Waaren bereiten zu laſſen, die allen Claſſen dienen. So ſind überhaupt die Wollen- und Seiden-Fabriken in Hanau, welche dem Kunſtſinn weniger als dem allgemeinen Bedürfniß entſprechen, von entſchiedenerem Nutzen auf Volksmenge und Exportation geweſen; und jetzt vermag man die Hoffnung zu faſſen, daß der offene Seehandel auch dieſer Fabrik-Stadt einen Theil ihres vormaligen Flors wieder verſchaffen werde.

Aſchaffenburg.

Auch hier befanden ſich Altdeutſche Gemälde aus aufgehobenen Klöſtern: von Grünwald und andern, vielleicht auch von Dürer, und ſonſt noch wenige, aber ſchätzenswerthe Kunſtwerke. Sollte von den faſt bis zur Beſchwerlichkeit zahlreichen Schätzen der Hauptſtadt Einiges hierher gebracht und eine Sammlung zu Genuß und Unterricht aufgeſtellt werden, ſo erhielte dieſer wohlgelegene Ort wenigſtens einigen Erſatz für Das, was er durch die Entfernung des Hofes verlor. Mancher Fremde würde hier gern verweilen.

Jetzt, da die in Paris aufgehäuften Schätze wieder das Freie ſuchen und, über Europa ausgeſäet, einzeln aufregen und nutzen, ſo wäre es groß, wenn die höchſten Deutſchen Regierungen ſich beeiferten, Dasjenige mit Ueberzeugung und Willen zu thun, was die überwundene Nation ſich widerwillig muß gefallen laſſen: wir meinen, den Ueberfluß der Reſidenzen in die Provinz-Städte zu vertheilen. Nur kleinere Staaten thun wohl, ihre mäßigen Schätze beiſammen aufzubewahren, große können ihren Kunſtreichthum nicht weit genug umherſtreuen. Dadurch werden nicht allein Künſtler, ſondern auch Liebhaber hervorgerufen; und je häufiger Dieſe ſind, deſto mehr iſt für Jene geſorgt.

Ungern halten wir den Fuß an, um uns nicht allzu weit in die Betrachtung des reichen Oſten zu verlieren, und kehren an die Stelle zurück, wo der Main ſich dem Rheine nähert.

Darmſtadt.

Das hieſige großherzogliche Muſeum wird wohl immer unter den Anſtalten dieſer Gegenden zu den vorzüglichſten gezählt werden, und deſſen muſterhafte Einrichtung wird allen ähnlichen Unternehmungen billig zur Richtſchnur dienen. In dem geräumigſten Local ſind die mannigfaltigſten Gegenſtände ohne Prunk, aber mit Ordnung, Würde und Reinlichkeit aufgeſtellt, ſo daß man durchaus mit Bewunderung im Genuſſe belehrt wird.

Die herrlichſten Statuen in vortrefflichen Gyps-Abgüſſen verdienen wohl zuerſt genannt zu werden, an die ſich zahlreiche Büſten, Körpertheile, Basreliefe anſchließen, Alles in anſtändigen Räumen, der Betrachtung ſowie den Studien gleich günſtig. Die Nachbildungen in Kork von allen bedeutenden Römiſchen, ja Italieniſchen Monumenten, wozu ſich ältere Deutſche geſellen, geben dem Baukünſtler zu den bedeutendſten Vergleichungen Anlaß.

Eine zahlreiche Gemäldeſammlung, in welcher jeder Liebhaber ſich nach ſeinem beſondern Intereſſe an ältern und neuern Meiſtern geſchichtlich unterrichten oder gemüthlich ergetzen kann, iſt durch mehrere Zimmer verbreitet.

Sucht man nun vergebens von den übrigen Schätzen einige Notiz zu liefern, ſo muß man wünſchen, daß ein Catalog, wenn auch nur das Allgemeinſte andeutend, dem Reiſenden bald in die Hände gereicht werde. Denn wie ſoll man ſich ſonſt aus dem unendlichen, obgleich vortrefflich geordneten und zuſammengeſtellten Reichthum herausfinden? Man ſagt nicht zu viel, wenn man behauptet, daß Muſterſtücke der Kunſt und Merkwürdigkeiten aller Jahrhunderte und Gegenden, welche uns betrachtungswürdig überliefert werden, hier anzutreffen ſind. Vaſen und Urnen aller Art, Trink- und Scherzgefäße, Bronzen aller Jahrhunderte, worunter man die köſtlichſten Candelaber und mehrdochtige eherne Lampen bewundert, Reliquien-Käſtchen der älteſten Byzantiniſchen Zeit von Erz und Schmelz, elfenbeinerne etwas ſpäter, Kirchengeräthe jeder Art, unſchätzbare Handzeichnungen der größten Meiſter, ſo gut

Margarethe.

Das übermannt mich so sehr,
Daß, wo er nur mag zu uns treten,
Mein' ich sogar, ich liebte dich nicht mehr.
Auch wenn er da ist, könnt' ich nimmer bethen,
Und das frißt mir in's Herz hinein;
Dir, Heinrich, muß es auch so seyn.

Faust.

Du hast nun die Antipathie!

Margarethe.

Ich muß nun fort.

Faust.

Ach kann ich nie
Ein Stündchen ruhig dir am Busen hängen,
Und Brust an Brust und Seel' in Seele drängen?

Margarethe.

Ach wenn ich nur alleine schlief!
Ich ließ dir gern heut' Nacht den Riegel offen;
Doch meine Mutter schläft nicht tief,

ältere als neuere Chineſiſche und Japaniſche Arbeiten, Glasgeſchirre durch Materie, Form und Schleifkunſt koſtbar; und ſo müßte man fortfahren, ein allgemeines Bild einer muſterhaften Kunſtſammlung aufzuſtellen, und man würde dennoch das Ganze nicht ergründen.

So finden ſich z. B. eine große Anzahl Altdeutſcher Kirchengemälde, welche, reſtaurirt und aufgefriſcht, einer Schein-Capelle zur vorzüglichſten Zierde dienen würden.

Was jedoch beinahe noch mehr als die Schätze ſelbſt den Beſchauer anſpricht, iſt die Lebendigkeit, welche man dieſer Sammlung als einer ſich immer fortbildenden anmerkt. Alle Fächer ſind in Bewegung; überall ſchließt ſich etwas Neues an; überall fügt ſich's klarer und beſſer, ſo daß man von Jahr zu Jahr den ſchaffenden und ordnenden Geiſt mehr zu bewundern hat. Selbſt wenn man in Bezug auf Cöln die Sammlung des Herrn von Hüpſch dem Darmſtädtiſchen Muſeum mißgönnte, ſo freut man ſich hier des glücklichen Geſchicks, welches dieſem Chaos zu Theil ward, entwickelt, geſondert und einer ſchon lebendig geordneten Welt einverleibt zu werden.

Eine naturhiſtoriſche Sammlung von gleichem Reichthum und Vollſtändigkeit ſteht dieſer Kunſtſammlung zur Seite. In hellen Gallerien aufgeordnet finden ſich die drei Reiche der Natur, an welchen immer durch thätige Männer Reinlichkeit erhalten, das Erfreuliche für den Beſchauer vermehrt, und die Ordnung für den Wiſſenden und Wißbegierigen immer klarer eingerichtet wird. Wenn auch hiervon nur im Allgemeinen die Rede ſein kann, ſo darf man wenigſtens insbeſondere der Sammlung gedenken, welche, der vergleichenden Anatomie gewidmet, jene merkwürdigen Foſſilien, Reſte der gigantiſchen Thiere aus der Urzeit, wie ſie in dem weiten Rhein-Thale ſo oft aufgegraben werden, geordnet und erhalten vor Augen ſtellt. Während war es dem Beſchauer, viele Stücke hier zu finden, welche von dem verblichenen Jugendfreunde Merk mit Liebe und Leidenſchaft geſammelt, nun durch landesherrliche Neigung und durch Sorgfalt eines nachfolgenden Naturforſchers hier gerettet und geſichert lagen.

Auch fand man jenen Wunſch ſchon erfüllt, daß nämlich ſeltene Naturgegenſtände, die man ſchwerlich je mit Augen ſehen wird, neben andern wirklichen Seltenheiten aufgeſtellt würden. Das ungeheure Geweih, wie man ſie in Irland ausgräbt, ward zu Bewunderung des Anſchauenden verſuchsweiſe auf eine Papierfläche gemalt. Möge der gefaßte Vorſatz, dieſen Gegenſtand und ähnliche auf den großen Räumen über den Schränken abbilden zu laſſen, baldigſt erfüllt werden!

Eine höchſt reiche, ebenſo würdig als reinlich aufgeſtellte Bibliothek ſetzt den Reiſenden alsdann in Verwunderung und erregt in ihm den Wunſch, längere Zeit von dieſen Schätzen Gebrauch machen zu können; wie er denn auch, wenn er völlig fremd und mit hieſigen Verhältniſſen ganz unbekannt wäre, nothwendig auf den Geiſt, der einem ſolchen großen Körper Leben gibt und erhält, aufmerkſam werden müßte. Ihm könnte nicht einen Augenblick verborgen bleiben, daß die Neigung des Fürſten zu ſolchen Unterhaltungen groß und entſchieden ſein müſſe; daß er einem einſichtigen Manne, welcher planmäßig und thätig hierin angeſtellt wirken kann, das volle Vertrauen ſchenkte; woraus denn wieder folgt, daß dem Vorgeſetzten nur ſolche Mitarbeiter zu- und untergeordnet werden, welche in gleichem Sinne, mit gleichem Schritt, ohne Pauſe und Uebereilung, in einer Richtung fortarbeiten. Freilich wird alsdann eine ſolche vortreffliche Einrichtung nicht als ein Wunder erſcheinen; aber doch auf unſerm Weltboden, wo Trennung, Unordnung und Willkür ſo ſehr begünſtigt iſt, möchte ſie noch immer wunderbar bleiben. Erfreulich wird es alsdann Jedem ſein, zu ſehen, daß Ihro königliche Hoheit, der Großherzog, ſo lange Jahre unter den ungünſtigſten Umſtänden ſolche ſchöne Neigung ununterbrochen gehegt; daß Herr Geheime-Cabinetsrath Schleiermacher das höchſte Vertrauen in ſolchem Grade zu verdienen und ſich zu erhalten gewußt, und unter ſeiner Leitung ſeine Herren Söhne den Kunſtſammlungen und der Bibliothek vorſtehen, ja einen phyſicaliſchen Apparat durch Vorleſungen nutzbar machen; daß Herr Münzmeiſter Fehr den mineralogiſchen und geologiſchen Theil, nicht weniger die Conchylien-Sammlung, ſowie Herr Oberforſtrath Becker das übrige Thierreich beſorgt. Findet man nun beim Durchſchauen der vielen Säle Alles wie aus einem Guſſe; bemerkt man, daß in Jahresfriſt Alles planmäßig zugenommen, ſo wird man wohl den Wunſch hegen, daß jeder Conſervator dieſe Sammlung von der artiſtiſchen, antiquariſchen, naturwiſſenſchaftlichen, litterariſchen, am Meiſten aber von der ethiſchen ſtudiren und zum Vorbilde nehmen möchte.

Daß es auch an thätigen Künſtlern nicht fehle, iſt bei ſolchen Begünſtigungen wohl zu erwarten. Herr Oberbaurath Moller findet in einer Reſidenz, deren Straßen ſich täglich mehr ausdehnen, wo Privat-Gebäude aufgeführt, öffentliche projectirt werden, für ſein architektoniſches Talent erwünſchte Gelegenheit. Ferner hat er ſich ſeit mehreren Jahren auch mit Abbildung Altdeutſcher Bauwerke beſchäftigt, und das Boiſſerée'ſche Denkmal wird von ſeinem Fleiß

und Genauigkeit, ſowie von ſeinem Geſchmack das unzweideutigſte Zeugniß ablegen. Der neuentdeckte Original-Riß des Cölner-Doms iſt in ſeinen Händen und ein Facſimile deſſelben wird im Gefolge des Boiſſerée'ſchen Werks von ihm herausgegeben; und ſo wird ihm denn auch die Geſchichte der Deutſchen Baukunſt die ſchönſten Beiträge verdanken, indem er die alten Gebäude ſeines Bezirks in Mainz, Oppenheim, Worms, Speier, Frankfurt u. ſ. w. zu zeichnen und in Kupfer ſtechen zu laſſen beſchäftigt iſt.

Herr Primaveſi, rühmlichſt bekannt durch eigenhändig radirte landſchaftliche Darſtellungen, arbeitet fleißig immer fort. Er hat die mühſame Arbeit unternommen, die Rhein-Gegenden, von den beiden Quellen herab, nach der Natur zu zeichnen. Das daraus entſtehende Werk wird heftweiſe nebſt einer kurzen Beſchreibung herauskommen; und ſo werden auch auf dieſem Wege die an den Deutſchen Hauptfluß grenzenden Merkwürdigkeiten künſtleriſch in Verbindung gebracht.

Heidelberg.

Dieſe Stadt, von ſo mancher Seite merkwürdig, beſchäftigt und unterhält den Beſuchenden auf mehr als eine Weiſe. Der Weg jedoch, welchen wir zu unſern Zwecken eingeſchlagen haben, führt uns zuerſt in die Sammlung alter Gemälde, welche, vom Nieder-Rhein heraufgebracht, ſeit einigen Jahren als beſondere Zierde des Orts, ja der Gegend, angeſehen werden kann.

Indem ich nun die Boiſſerée'ſche Sammlung nach einer jährigen Pauſe zum zweiten Mal betrachte, in ihren Sinn und Abſicht tiefer einzudringen, auch nicht abgeneigt bin, darüber ein Wort öffentlich auszuſprechen, ſo begegnen mir alle vorgefühlten Schwierigkeiten. Denn weil aller Vorzug der bildenden Kunſt darin beſteht, daß man ihre Darſtellungen mit Worten zwar andeuten, aber nicht ausdrücken kann: ſo weiß der Einſichtige, daß er in ſolchem Falle ein Unmögliches übernähme, wenn er ſich nicht zu ſeiner Bahn ſelbſt Maß und Ziel ſetzen wollte. Da erkennt er denn, daß auf hiſtoriſchem Wege hier das Reinſte und Nützlichſte zu wirken iſt; er wird den Vorſatz faſſen, eine ſo wohlverſehene und wohlgeordnete Sammlung dadurch zu ehren, daß er nicht ſowohl von den Bildern ſelbſt als von ihrem Bezug untereinander Rechenſchaft zu geben trachtet; er wird ſich vor Vergleichungen nach außen im Einzelnen hüten, ob er gleich die Kunſt-Epoche, von welcher hier die Rede iſt, aus entfernten, durch Zeit und Ort geſchiedenen Kunſtthätigkeiten ableiten muß. Und ſo wird er den koſtbaren Werken, mit denen wir uns gegenwärtig beſchäftigen, an ihrem Platz vollkommenes Recht widerfahren laſſen und ſie dergeſtalt behandeln, daß ihnen der gründliche Geſchichtskenner gern ihre Stelle in dem großen Kreiſe der allgemeinen Kunſtwelt anweiſen mag.

Als Einleitung hierzu, und damit das Beſondere dieſer Sammlung deutlicher hervortrete, iſt vor allen Dingen ihre Entſtehung zu bedenken. Die Gebrüder Boiſſerée, welche ſolche in Geſellſchaft mit Bertram gegenwärtig beſitzen und den Genuß derſelben mit Kunſtfreunden auf das Offenſte theilen, waren früher dem Kaufmannſtande geweiht und hatten auf dieſen Zweck ihre Studien ſowohl zu Hauſe als auswärts in großen Handelsſtädten gerichtet. Indeſſen ſuchten ſie zugleich einen Trieb nach höherer Bildung zu befriedigen, wozu ſie ſchöne Gelegenheit fanden, als auf die Cölner neuerrichtete Schule vorzügliche Deutſche Männer zu Lehrern berufen wurden. Dadurch gewannen ſie eine jenen Gegenden ſeltenere Ausbildung. Und obgleich ihnen, die ſich von Jugend auf von alten und neuen Kunſtwerken umgeben geſehen, Freude daran und Liebe derſelben angeboren und anerzogen ſein mußte, ſo war es doch eigentlich ein Zufall, der die Neigung, Dergleichen zu beſitzen, erweckte und zu dem lobenswürdigſten Unternehmen den Anlaß gab.

Man erinnere ſich jenes Jünglings, der am Strande des Meeres einen Ruderpflock fand und durch das Wohlgefallen an dieſem einfachen Werkzeug bewogen, ſich ein Ruder, darauf einen Kahn, hierzu Maſt und Segel anſchaffte und, ſich erſt an Uferfahrten verübend, zuletzt muthig in die See ſtach und mit immer vergrößertem Fahrzeug endlich zu einem reichen und glücklichen Kauffahrer gedieh. Dieſem gleich erhandelten unſere Jünglinge zufällig eines der auf den Trödel geſprengten Kirchenbilder um den geringſten Preis, bald mehrere. Und indem ſie durch Beſitz und Wiederherſtellung immer tiefer in den Werth ſolcher Arbeiten eindrangen, verwandelte ſich die Neigung in Leidenſchaft, welche ſich mit wachſender Kenntniß im Beſitz guter und vortrefflicher Dinge immer vermehrte, ſo daß es ihnen keine Aufopferung ſchien, wenn ſie durch koſtſpielige Reiſen, neue Anſchaffungen und ſonſtiges Unternehmen einen Theil ihres Vermögens ſowie ihre ganze Zeit auf die Ausführung des einmal gefaßten Vorſatzes verwendeten.

Jener Trieb, die alten Deutſchen Baudenkmale aus der Vergeſſenheit zu ziehn, die beſſern in ihrer Reinheit darzuſtellen und dadurch ein Urtheil über die Verſchlimmerung dieſer Bauart feſtzuſetzen, wurde gleicher Maßen belebt. Ein Vermögen ſchritt neben den andern fort und ſie ſind nun im Stande, ein in Deutſchland un-

gewöhnliches Prachtwerk herauszugeben und eine aus zweihundert Bildern bestehende Sammlung vorzuweisen, die an Seltenheit, Reinheit, glücklicher Erhaltung und Wiederherstellung, besonders aber an reiner, geschichtlicher Folge Ihresgleichen schwerlich haben möchte.

Um nun aber so viel, als es mit Worten geschehen kann, hierüber verständlich zu werden, müssen wir in ältere Zeiten zurückgehen, gleichwie Derjenige, der einen Stammbaum ausarbeiten soll, soweit als möglich von den Zweigen zur Wurzel dringen muß; wobei wir jedoch immer voraussetzen, daß dem Leser diese Sammlungen entweder wirklich oder in Gedanken gegenwärtig sei, nicht weniger, daß er sonstige Kunstwerke, deren wir erwähnen, gleichfalls kenne und mit nüchternem Sinn sich ernstlich mit uns unterrichten wolle.

Durch militärisches und politisches Unheil war das Römische Reich auf einen Grad von Verwirrung und Erniedrigung gesunken, daß gute Anstalten jeder Art und also auch die Kunstfertigkeit von der Erde verschwanden. Die noch vor wenigen Jahrhunderten so höchst lebende Kunst hatte sich in dem wilden Kriegs- und Heereswesen völlig verloren, wie uns die Münzen dieser so sehr erniedrigten Zeiten den deutlichsten Beweis geben, wo eine Anzahl Kaiser und Kaiserlinge sich nicht entehrt fanden, in der fratzenhaftesten Gestalt auf den schlechtesten Kupferpfenningen zu erscheinen und ihren Soldaten, statt ehrenvollen Soldes, ein bettelhaftes Almosen kümmerlich zu spenden.

Der christlichen Kirche dagegen sind wir die Erhaltung der Kunst, und wär' es auch nur als Funken unter der Asche, schuldig. Denn obgleich die neue, innerliche, sittlich sanftmüthige Lehre jene äußere, kräftig sinnliche Kunst ablehnen und ihre Werke, wo nicht zerstören, doch entfernen mußte, so lag doch in dem Geschichtlichen der Religion ein so vielfacher, ja unendlicher Same als in keiner andern; und daß dieser, selbst ohne Wollen und Zuthun der neuen Bekenner, aufgehen würde, lag in der Natur.

Die neue Religion bekannte einen obersten Gott, nicht so königlich gedacht wie Zeus, aber menschlicher; denn er ist Vater eines geheimnißvollen Sohnes, der die sittlichen Eigenschaften der Gottheit auf Erden darstellen sollte. Zu Beiden gesellt sich eine flatternde, unschuldige Taube, als eine gestaltete und gekühlte Flamme und bildete ein wundersames Kleeblatt, wo umher ein seliges Geister-Chor in unzähligen Abstufungen sich versammelte. Die Mutter jenes Sohnes konnte als die reinste der Frauen verehrt werden; denn schon im heidnischen Alterthum war Jungfräulichkeit und Mutterschaft verbunden denkbar. Zu ihr tritt ein Greis und von oben her wird eine Mißheirath gebilligt, damit es dem neugebornen Gotte nicht an einem irdischen Vater zu Schein und Pflege fehlen möge.

Was nun bei'm Erwachsen und bei endlicher Thätigkeit dieses göttlich-menschliche Wesen für Anziehungskraft ausübt, zeigt uns die Masse und Mannigfaltigkeit seiner Jünger und Anhänger, männlichen und weiblichen Geschlechts, die sich, an Alter und Characteren verschieden, um den Einen versammeln, die aus der Menge hervortretenden Apostel, die vier Annalen-Schreiber, so mancher Bekenner aller Art und Stände und von Stephanus an eine Reihe Märtyrer.

Gründet sich nun ferner dieser neue Bund auf einen ältern, dessen Ueberlieferungen bis zu Erschaffung der Welt reichen und auch mehr historisch als dogmatisch sind; bringen wir die ersten Eltern, die Erzväter und Richter, Propheten, Könige, Wiederhersteller in Anschlag, deren Jeder sich besonders auszeichnet oder auszuzeichnen ist: so sehen wir, wie natürlich es war, daß Kunst und Kirche in einander verschmolzen und Eins ohne das Andere nicht zu bestehen schien.

Wenn daher die Hellenische Kunst vom Allgemeinen begann und sich ganz spät in's Besondere verlor, so hatte die christliche den Vortheil, von einer Anzahl Individualitäten ausgehen zu können, um sich nach und nach in's Allgemeine zu erheben. Man thue nur noch einen Blick auf die hererzählte Menge historischer und mythischer Gestalten; man erinnere sich, daß von jeder bedeutend characteristische Handlungen gerühmt werden; daß ferner der neue Bund zu seiner Berechtigung sich im alten symbolisch wiederzufinden bemüht war und sowohl historisch irdische, als himmlisch geistige Bezüge auf tausendfache Weise anspielten: so sollten auch in der bildenden Kunst der ersten christlich kirchlichen Jahrhunderte schöne Denkmäler übrig geblieben sein.

Allein die Welt war im Ganzen zu sehr verworren und gedrückt; die immer wachsende Unordnung vertrieb die Bildung aus dem Westen; nur Byzanz blieb noch ein fester Sitz für die Kirche und die mit ihr verbundene Kunst.

Jedoch hatte leider in dieser Epoche der Orient schon ein trauriges Ansehen und was die Kunst betrifft, blähten jene obgenannten Individualitäten nicht sogleich auf, aber sie verhinderten doch, daß ein alter, starrer, mumienhafter Styl nicht alle Bedeutsamkeit verlor. Man unterschied immerfort die Gestalten; aber diesen Unterschied fühlbar zu machen, schrieb man Name für Name auf das Bild, oder unter dasselbe, damit man ja unter den immer häufiger

und häufiger werdenden Heiligen und Märtyrern nicht einen ſtatt des andern verehrte, ſondern einem jeden ſein Recht, wie billig, bewahrte. Und ſo ward es denn eine kirchliche Angelegenheit, die Bilder zu fertigen. Dieß geſchah nach genauer Vorſchrift, unter Aufſicht der Geiſtlichkeit, wie man ſie denn auch durch Weihe und Wunder dem einmal beſtehenden Gottesdienſte völlig aneignete. Und ſo werden bis auf den heutigen Tag, die unter den Gläubigen der Griechiſchen Kirche zu Hauſe und auf Reiſen verehrten Andachtsbilder in Sudal, einer Stadt des einundzwanzigſten Gouvernement's von Rußland und deren Umgebung, unter Aufſicht der Geiſtlichkeit gefertigt; daher denn eine große Uebereinſtimmung erwachſen und bleiben muß.

Kehren wir nun nach Byzanz und in jene beſprochene Zeit zurück, ſo läßt ſich bemerken, daß die Religion ſelbſt durchaus einen diplomatiſch pedantiſchen Character, die Feſte hingegen die Geſtalt von Hof- und Staatsfeſten annehmen.

Dieſer Begrenzung und Hartnäckigkeit iſt es auch zuzuſchreiben, daß ſelbſt das Bilderſtürmen der Kunſt keinen Vortheil gebracht hat, indem die bei dem Siege der Hauptpartei wieder hergeſtellten Bildern den alten völlig gleich ſein mußten, um in ihre Rechte einzutreten.

Wie ſich aber die trift-ſte aller Erſcheinungen eingeſchlichen, daß man, wahrſcheinlich aus Egyptiſchen, Aethiopiſchen, Abyſſiniſchen Anläſſen, die Mutter Gottes braun gebildet und dem auf dem Tuche Veronica's abgedruckten Heilandsgeſicht gleichfalls eine Mohrenfarbe gegeben, mag ſich bei beſonderer Bearbeitung der Kunſtgeſchichte jenes Theils genauer nachweiſen laſſen; Alles aber deutet auf einen nach und nach immer mehr verkümmerten Zuſtand, deſſen völlige Auflöſung immer noch ſpäter erfolgte, als man hätte vermuthen ſollen.

Hier müſſen wir uns deutlich zu machen ſuchen, was die Byzantiniſche Schule, von der wir wenig Löbliches zu ſagen wußten, in ihrem Innern noch für große Verdienſte mit ſich trug, die aus der hohen Erbſchaft älterer Griechiſcher und Römiſcher Verfahren kunſtmäßig auf ſie übergegangen, gildenmäßig aber in ihr erhalten worden.

Denn wenn wir ſie früher nicht mit Unrecht mumifirt genannt haben, ſo wollen wir bedenken, daß bei aufgetrockneten Körpern, bei vertrockneten und verharzten Muskeln, dennoch die Geſtalt des Gebeins ihr Recht behaupte. Und ſo iſt es auch hier, wie eine weitere Ausführung zeigen wird.

Die höchſte Aufgabe der bildenden Kunſt iſt, einen beſtimmten Raum zu verzieren oder eine Zierde in einen unbeſtimmten Raum zu ſetzen; aus dieſer Forderung entſpringt Alles, was wir kunſtgerechte Compoſition heißen. Hierin waren die Griechen und nach ihnen die Römer große Meiſter.

Alles, was uns daher als Zierde anſprechen ſoll, muß gegliedert ſein und zwar im höhern Sinne, daß es aus Theilen beſtehe, die ſich wechſelsweiſe auf einander beziehen. Hierzu wird erfordert, daß es eine Mitte habe, ein Oben und Unten, ein Höhen und Tiefen, woraus zuerſt Symmetrie entſteht, welche, wenn ſie dem Verſtande völlig faßlich bleibt, die Zierde auf der geringſten Stufe genannt werden kann. Je mannigfaltiger dann aber die Glieder werden und je mehr jene anfängliche Symmetrie verflochten, verſteckt, in Gegenſätzen abgewechſelt, als ein offenbares Geheimniß vor unſern Augen ſteht, deſto angenehmer wird die Zierde ſein und ganz vollkommen, wenn wir an jene erſten Grundlagen dabei nicht mehr denken, ſondern als von einem Willkürlichen und Zufälligen überraſcht werden.

An jene ſtrenge, trockene Symmetrie hat ſich die Byzantiniſche Schule immerfort gehalten; und obgleich dadurch ihre Bilder ſteif und unangenehm werden, ſo kommen doch Fälle vor, wo durch Abwechſelung der Gliederſtellung bei Figuren, die einander entgegenſtehen, eine gewiſſe Anmuth hervorgebracht wird. Dieſen Vorzug alſo, ingleichen jene oben gerühmte Mannigfaltigkeit der Gegenſtände alt- und neuteſtamentlicher Ueberlieferungen, verbreiteten dieſe öſtlichen Kunſt- und Handwerksgenoſſen über die damals ganze bekehrte Welt.

Was hierauf in Italien ſich ereignet, iſt allgemein bekannt. Das practiſche Talent war ganz und gar verſchwunden und Alles, was gebildet werden ſollte, hing von den Griechen ab. Die Thüren des Tempels St. Paul, außerhalb der Mauern, wurden im eilften Jahrhundert zu Conſtantinopel gegoſſen und die Felder derſelben mit eingegrabenen Figuren abſcheulich verziert. Zu eben dieſer Zeit verbreiteten ſich Griechiſche Malerſchulen durch Italien; Conſtantinopel ſendete Baumeiſter und Moſaik-Arbeiter und Dieſe bedeckten mit einer traurigen Kunſt den zerſtörten Weſten. Als aber im dreizehnten Jahrhundert das Gefühl an Wahrheit und Lieblichkeit der Natur wieder aufwachte, ſo ergriffen die Italiener ſogleich die an den Byzantinern gerühmten Verdienſte, die ſymmetriſche Compoſition und den Unterſchied der Charactere. Dieſes gelang ihnen um ſo eher, als ſich der Sinn für Form ſchnell hervorthat. Er konnte bei ihnen nicht ganz untergehen. Prächtige Gebäude des Alterthums ſtanden Jahrhunderte vor ihren Augen und die erhaltenen Theile der eingegangenen oder zerſtörten

wurden ſogleich wieder zu künſtlichen und öffentlichen Zwecken benutzt. Die herrlichſten Statuen entgingen dem Verderben, wie denn die beiden Coloſſen niemals verſchüttet worden. Und ſo war denn auch noch jede Trümmer geſtaltet. Der Römer beſonders konnte den Fuß nicht niederſetzen, ohne etwas Geformtes zu berühren, nicht ſeinen Garten, ſein Feld bauen, ohne das Köſtlichſte an den Tag zu fördern. Wie es in Siena, Florenz und ſonſt ergangen, darf uns hier nicht aufhalten, um ſo weniger, als jeder Kunſtfreund ſich ſowohl hierüber als über die ſämmtlichen hier beſprochenen Gegenſtände aus dem höchſt ſchätzbaren Werk des Herrn d'Agincourt auf das Genauſte unterrichten kann.

Die Betrachtung jedoch, daß die Deutſchen, als Bewohner von Küſten und Niederungen, den Sinn der Farbe bei ſich ſo bald aufgeſchloſſen gefühlt, iſt uns hier wichtig, da wir ſie als Uebergang zu den Niederländern benutzen, bei denen wir dieſelbe Eigenſchaft antreffen.

Und ſo nähern wir uns denn unſerm eigentlichen Ziele, dem Nieder-Rhein, welchem zu Liebe wir jenen großen Umweg zu machen nicht angeſtanden.

Nur mit Wenigem erinnern wir uns, wie die Ufer dieſes herrlichen Fluſſes von Römiſchen Heeren durchzogen, kriegeriſch befeſtigt, bewohnt und kräftig gebildet worden. Führt nun ſogar die dortige vorzüglichſte Colonie den Namen von Germanicus Gemahlinn, ſo bleibt uns wohl kein Zweifel, daß in jenen Zeiten große Kunſtbemühungen daſelbſt Statt gefunden; denn es mußten ja bei ſolchen Anlagen Künſtler aller Art, Baumeiſter, Bildhauer, Töpfer und Münzmeiſter mitwirken, wie uns die vielen Reſte bezeugen können, die man ausgrub und ausgräbt. Inwiefern in ſpäterer Zeit die Mutter Conſtantin's des Großen, die Gemahlinn Otto's, hier gewirkt, bleibt den Geſchichtsforſchern zu unterſuchen. Unſere Abſicht fördert es mehr, der Legende näher zu treten und in ihr oder hinter ihr einen weltſchauenden Sinn auszuſpähen.

Man läßt eine Britanniſche Prinzeſſinn Urſula über Rom, einen Africaniſchen Prinzen Gereon gleichfalls über Rom nach Cöln gelangen; Jene mit einer Schaar von edeln Jungfrauen, Dieſen mit einem Helden-Chor umgeben. Scharfſinnige Männer, welche durch den Duft der Ueberlieferung hindurchſchauen, theilten bei dieſen Ueberlieferungen Folgendes mit: Wenn zwei Parteien in einem Reiche entſtehen und ſich unwiderruflich von einander trennen, wird ſich die ſchwächere von dem Mittelpuncte entfernen und der Grenze zu nähern ſuchen. Da iſt ein Spielraum für Factionen; dahin reicht nicht ſogleich der tyranniſche Wille. Dort macht allenfalls ein Präfect, ein Statthalter ſich ſelbſt durch Mißvergnügte ſtark, indem er ihre Geſinnungen, ihre Meinungen duldet, begünſtigt und wohl gar theilen mag. Dieſe Anſicht hat für mich viel Reiz; denn wir haben das ähnliche, ja gleiche Schauſpiel in unſern Tagen erlebt, welches in grauer Vorzeit auch mehr als ein Mal Statt fand. Eine Schaar der edelſten und bravſten chriſtlichen Ausgewanderten, eine nach der andern begibt ſich nach der berühmten, ſchön gelegenen Agrippiniſchen Colonie, wo ſie, wohl aufgenommen und gehalten, eines heitern und frommen Lebens in der herrlichſten Gegend genießen, bis ſie den gewaltſamen Maßregeln einer Gegenpartei ſchmählich unterliegen. Betrachten wir die Art des Martyrthums, wie Urſula und ihre Geſellſchaft daſſelbe erlitten, ſo finden wir nicht etwa jene abſurden Geſchichten wiederholt, wie in dem beſtialiſchen Rom zarte, unſchuldige, höher gebildete Menſchen von Henkern und Thieren gemartert und gemordet werden, zur Schauluſt eines wahnſinnigen unteren und oberen Pöbels; nein, wir ſehen in Cöln ein Blutbad, das eine Partei an der andern ausübt, um ſie ſchneller aus dem Wege zu räumen. Der über die edeln Jungfrauen verhängte Mord gleicht einer Bartholomäus-Nacht, einem September-Tage; ebenſo ſcheint Gereon mit den Seinen gefallen zu ſein.

Wurde nun zu gleicher Zeit am Ober-Rhein die Thebaiſche Legion niedergemetzelt, ſo haben wir uns in einer Epoche, wo nicht etwa die herrſchende Partei eine heranwachſende zu unterdrücken, ſondern eine ihr zu Kopf gewachſene zu vertilgen ſtrebt.

Alles bisher Geſagte, obgleich in möglichſter Kürze, doch umſtändlich ausgeführt, war höchſt nöthig, um einen Begriff der Niederländiſchen Kunſtſchule zu gründen. Die Byzantiniſche Malerſchule hatte in allen ihren Verzweigungen mehrere Jahre wie über den ganzen Weſten auch am Rhein geherrſcht und einheimiſche Geſellen und Schüler zu allgemeinen Kirchenarbeiten gebildet; daher ſich denn auch manches Trockene, jener frühern Schule völlig Aehnliche, in Cöln und in der Nachbarſchaft findet. Allein der National-Character, die climatiſche Einwirkung, thut ſich in der Kunſtgeſchichte vielleicht nirgend ſo ſchön hervor, als in den Rhein-Gegenden; deßhalb wir auch der Entwickelung dieſes Punctes alle Sorgfalt gönnen und unſerm Vortrag freundliche Aufmerkſamkeit erbitten.

Wir übergehen die wichtige Epoche, in welcher Carl der Große die linke Rhein-Seite von Mainz bis Aachen mit einer Reihe von Reſidenzen bepflanzte, weil die daraus entſprungene Bildung auf die Malerkunſt, von der wir eigentlich reden, keinen Einfluß hatte. Denn jene

orientaliſche, härtere Trockenheit erheiterte ſich auch in dieſen Gegenden nicht vor dem dreizehnten Jahrhundert. Nun aber bricht ein friſches Naturgefühl auf ein Mal durch und zwar nicht etwa als Nachahmung des einzelnen Wirklichen, ſondern es iſt eine behagliche Augenluſt, die ſich im Allgemeinen über die ſinnliche Welt auftut. Apfelrunde Knaben- und Mädchengeſichter, eiförmiger Männer- und Frauenantlitz, wohlhäbige Greiſe mit fließenden oder gekrauſ'ten Bärten, das ganze Geſchlecht gut, fromm und heiter und ſämmtlich, obgleich noch immer characteriſtiſch genug, durch einen zarten, ja weichlichen Pinſel dargeſtellt. Ebenſo verhält es ſich mit den Farben. Auch dieſe ſind heiter, klar, ja kräftig, ohne eigentliche Harmonie, aber auch ohne Buntheit, durchaus dem Auge angenehm und gefällig.

Die materiellen und techniſchen Kennzeichen der Gemälde, die wir hier characteriſiren, ſind der Goldgrund, mit eingedruckten Heiligenſcheinen um's Haupt, worin der Name zu leſen. Auch iſt die glänzende Metall-Fläche oft mit wunderlichen Blumen tapetenartig geſtempelt, oder durch braune Umriſſe und Schattirungen zu vergoldetem Schnitzwerk ſcheinbar umgewandelt. Daß man dieſe Bilder dem dreizehnten Jahrhundert zuſchreiben könne, bezeugen diejenigen Kirchen und Capellen, wo man ſie ihrer erſten Beſtimmung gemäß noch aufgeſtellt gefunden. Den ſtärkſten Beweis gibt aber, daß die Kreuzgänge und andere Räume mehrerer Kirchen und Klöſter mit ähnlichen Bildern, an welchen dieſelbigen Merkmale anzutreffen, ihrer Erbauung gleichzeitig gemalt geweſen.

Unter den in der Boiſſerée'ſchen Sammlung befindlichen Bildern ſteht eine heilige Veronica billig oben an, weil ſie zum Beleg des bisher Geſagten von mehrern Seiten dienen kann. Man wird vielleicht in der Folge entdecken, daß dieſes Bild, was Compoſition und Zeichnung betrifft, eine herkömmliche Byzantiniſche, heilige Vorſtellung geweſen. Das ſchwarzbraune, wahrſcheinlich nachgedunkelte, bejahrte Antlitz iſt von einem wunderſamen, edel ſchmerzlichen Ausdrucke. Die Zipfel des Tuchs werden von der Heiligen gehalten, welche kaum ein Drittel Lebensgröße dahinter ſteht und bis an die Bruſt davon bedeckt wird. Höchſt anmuthig ſind Mienen und Geberden; das Tuch ſteht unten auf einen angedeuteten Fußboden, auf welchem in den Ecken des Bildes an jeder Seite drei ganz kleine, wenn ſie ſtänden höchſtens fußhohe, ſingende Engelchen ſitzen, die in zwei Gruppen ſo ſchön und künſtlich zuſammengerückt ſind, daß die höchſte Forderung an Compoſition dadurch vollkommen befriedigt wird. Die ganze Denkweiſe des Bildes deutet auf eine herkömmliche, überlegte, durchgearbeitete Kunſt. Denn weiche Abſtraction gehört nicht dazu, die aufgeführten Geſtalten in drei Dimenſionen hinzuſtellen und das Ganze durchgängig zu ſymboliſiren? Die Körperchen der Engel, beſonders aber Köpfchen und Händchen, bewegen und ſtellen ſich ſo ſchön gegen einander, daß dabei Nichts zu erinnern übrig bleibt. Begründen wir nun hiermit das Recht, dem Bilde einen Byzantiniſchen Urſprung zu geben, ſo nöthigt uns die Anmuth und Weichheit, womit die Heilige gemalt iſt, womit die Kinder dargeſtellt ſind, die Ausführung des Bildes in jene Niederrheiniſche Epoche zu ſetzen, die wir ſchon weitläufig characteriſirt haben. Es gibt daher, weil es das doppelte Element eines ſtrengen Gedankens und einer gefälligen Ausführung in ſich vereinigt, eine unglaubliche Gewalt auf die Beſchauenden aus; wozu denn der Contraſt des furchtbaren, meduſenhaften Angeſichtes zu der zierlichen Jungfrau und den anmuthigen Kindern nicht wenig beiträgt.

Einige größere Tafeln, worauf mit eben ſo weichem, angenehmen Pinſel, heitern und erfreulichen Farben Apoſtel und Kirchenväter, halb Lebensgröße zwiſchen goldenen Zinnen und andern architectoniſch gemalten Zierathen, gleichſam als farbige Schnitzbilder, inne ſtehen, geben uns zu ähnlichen Betrachtungen Anlaß, deuten aber zugleich auf neue Bedingungen. Es iſt nämlich gegen das Ende des ſogenannten Mittelalters die Plaſtik auch in Deutſchland der Malerei vorgeeilt, weil ſie der Baukunſt unentbehrlicher, der Sinnlichkeit gemäßer und dem Talente näher zur Hand war. Der Maler, wenn er aus dem mehr oder weniger Manierirten ſich durch eigene Anſchauung der Wirklichkeit retten will, hat den doppelten Weg, die Nachahmung der Natur oder die Nachbildung ſchon vorhandener Kunſtwerke. Wir verkürzen daher in dieſer maleriſchen Epoche dem Niederländiſchen Künſtler keineswegs ſein Verdienſt, wenn wir die Frage aufwerfen: ob nicht dieſe hier mit lieblicher Weichheit und Zartheit in Gemälden aufgeführten, reich aber frei bemalteten, heiligen Männer Nachbildungen von geſchnitzten Bildniſſen ſeien, die entweder ungefärbt oder gefärbt zwiſchen ähnlichen vergoldeten, architectoniſchen, wirklichen Schnitzwerken geſtanden. Wir glauben uns zu dieſer Vermuthung beſonders berechtigt durch die zu den Füßen dieſer Heiligen in verzierten Fächern gewalt liegenden Schädel, woraus wir denn folgern, daß dieſe Bilder ein irgendwo aufgeſtelltes Reliquiarium mit deſſen Zierathen und Figuren nachahmen. Ein ſolches Bild nun wird um deſto angenehmer, als ein gewiſſer Ernſt, den die Plaſtik vor der Malerei immer voraus hat, durch eine freund-

liche Behandlung würdig hindurch ſieht. Alles, was wir hier behaupten, mag ſich in der Folge noch mehr beſtätigen, wenn man auf die freilich zerſtreuten altkirchlichen Ueberreſte eine vorurtheilsfreie Aufmerkſamkeit wenden wird.

Wenn nun ſchon zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts Wolfram von Eſchilbach in ſeinem Parcival die Maler von Cöln und Maeſtricht gleichſam ſprüchwörtlich als die beſten von Deutſchland aufführt, ſo wird es Niemanden wundern, daß wir von alten Bildern dieſer Gegenden ſo viel Gutes geſagt haben. Nun aber fordert eine ne... , zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts eintretende Epoche unſere ganze Aufmerkſamkeit, wenn wir derſelben gleichfalls ihren entſchiedenen Character abzugewinnen gedenken. Ehe wir aber weiter gehn und von der Behandlungsweiſe ſprechen, welche ſich nunmehr hervorthut, erwähnen wir nochmals der Gegenſtände, welche den Niederrheiniſchen Malern vorzüglich gegeben waren.

Wir bemerkten ſchon oben, daß die Hauptheiligen jener Gegend edle Jungfrauen und Jünglinge geweſen; daß ihr Tod Nichts von den widerlichen Zufälligkeiten gehabt, welche bei Darſtellung anderer Märtyrer der Kunſt ſo äußerſt unbequem fallen. Doch zum höchſten Glück mögen es ſich die Maler des Niederrheines zählen, daß die Gebeine der drei morgenländiſchen frommen Könige von Mailand nach Cöln gebracht worden. Vergebens durchſucht man Geſchichte, Fabel, Ueberlieferung und Legende, um einen gleich günſtigen, reichen, gemüthlichen und anmuthigen Gegenſtand auszufinden, als den, der ſich hier darbietet: zwiſchen verfallenem Gemäuer, unter kümmerlichem Obdach ein neugeborner und doch ſchon ſich ſelbſt bewußter Knabe, auf der Mutter Schooß gepflegt, von einem Greiſe beſorgt. Vor ihm nun beugen ſich die Würdigen und Großen der Welt, unterwerfen der Unmündigkeit Verehrung, der Armuth Schätze, der Niedrigkeit Kronen. Ein zahlreiches Gefolge ſteht verwundert über das ſeltſame Ziel einer langen und beſchwerlichen Reiſe. Dieſem allerliebſten Gegenſtande ſind die Niederländiſchen Maler ihr Glück ſchuldig; und es iſt nicht zu verwundern, daß ſie denſelben kunſtreich zu wiederholen Jahrhunderte durch nicht ermüdeten. Nun aber kommen wir an den wichtigen Schritt, welchen die Rheiniſche Kunſt auf der Grenze des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts thut. Schon längſt waren die Künſtler wegen der vielen darzuſtellenden Charactere an die Mannigfaltigkeit der Natur gewieſen; aber ſie begnügten ſich an einem allgemeinen Ausdruck derſelben, ob man gleich hier und da etwas Portraitartiges wahrnimmt. Nun aber wird der Meiſter Wilhelm von Cöln ausdrücklich genannt, welchem in Nachbildung menſchlicher Geſichter Niemand gleichgekommen ſei. Dieſe Eigenſchaft tritt nun in dem Dombild zu Cöln auf das Bewundernswürdigſte hervor, wie es denn überhaupt als die Baſis der Niederrheiniſchen Kunſtgeſchichte angeſehen werden kann. Nur iſt zu wünſchen, daß ſein wahres Verdienſt hiſtoriſch-critiſch anerkannt bleibe. Denn freilich wird es jetzt dergeſtalt mit Hymnen umräuchert, daß zu befürchten iſt, es werde bald wieder ſo verdüſtert vor den Augen des Geiſtes daſtehn, wie es ehemals, von Lampen- und Kerzenruß verdunkelt, den leiblichen Augen entzogen geweſen. Es beſteht aus einem Mittelbilde und zwei Seitentafeln. Auf allen dreien iſt der Goldgrund, nach Maßgabe der bisher beſchriebenen Bilder, beibehalten. Ferner iſt der Teppich hinter Maria mit Stempeln gepreßt und bunt aufgefärbt. Im Uebrigen iſt dieſes ſonſt ſo häufig gebrauchte Mittel durchaus verſchmäht; der Maler wird gewahr, daß er Brocat und Damaſt, und was ſonſt farbenwechſelnd, glänzend und ſcheinend iſt, durch ſeinen Pinſel hervorbringen könne und mechaniſcher Hülfsmittel nicht weiter bedürfe.

Die Figuren des Hauptbildes, ſowie der Seitenbilder, beziehen ſich auf die Mitte, ſymmetriſch, aber mit viel Mannigfaltigkeit bedeutender Contraſte an Geſtalt und Bewegung. Die herkömmlich Byzantiniſche Maxime herrſcht noch vollkommen, doch mit Lieblichkeit und Freiheit beobachtet.

Einen verwandten National-Character hat die ſämmtliche Menge, welche weiblich die heilige Urſula, ritterlich den Gereon, in's Orientaliſche maskirt, die Hauptgruppe umgibt. Vollkommen Portrait aber ſind die beiden knieenden Könige und ein Gleiches möchten wir von der Mutter behaupten. Weitläufiger über dieſe reiche Zuſammenſetzung und die Verdienſte derſelben wollen wir uns hier nicht ausſprechen, indem das Taſchenbuch für Freunde Altdeutſcher Zeit und Kunſt uns eine ſehr willkommene Abbildung dieſes vorzüglichen Werkes vor Augen legt, nicht weniger eine ausreichende Beſchreibung hinzufügt, welche wir mit reinem Dank erkennen würden, wenn nicht darin eine enthuſiaſtiſche Myſtik waltete, unter deren Einfluß weder Kunſt noch Wiſſen gedeihen kann.

Da dieſes Bild eine große Uebung des Meiſters vorausſetzt, ſo mag ſich bei genauerer Unterſuchung noch Ein' und das Andere der Art künftig vorfinden, wenn auch die Zeit Manches zerſtört und eine nachfolgende Kunſt Manches verdrängt hat. Für uns iſt es ein wichtiges Document eines entſchiedenen Schrittes, der ſich von der geſtempelten Wirklichkeit losmacht und von einer allgemeinen National-Geſchichtbildung

auf die vollkommene Wirklichkeit des Portrait's losarbeitet. Nach dieſer Ableitung alſo halten wir uns überzeugt, daß dieſer Künſtler, er heiße auch, wie er wolle, ächt Deutſchen Sinnes und Urſprungs geweſen, ſo daß wir nicht nöthig haben, Italieniſche Einflüſſe zu Erklärung ſeiner Verdienſte herbeizurufen.

Da dieſes Bild 1419 gemalt iſt, ſo ſtellt es ſich in die Epoche, wo Johann von Eyck ſchon als entſchiedener Künſtler blühte; und ſo dient es uns, das Unbegreifliche der Eyck'ſchen Vortrefflichkeit einiger Maßen zu erklären, indem es bezeugt, was für Zeitgenoſſen der genannte vorzügliche Mann gehabt habe. Wir nannten das Dombild die Achſe, worauf ſich die ältere Niederländiſche Kunſt in die neue dreht; und nun betrachten wir die Eyck'ſchen Werke als zur Epoche der völligen Umwälzung jener Kunſt gehörig. Schon in den ältern Byzantiniſch-niederrheiniſchen Bildern finden wir die eingedruckten Teppiche manchmal perſpectiviſch, obgleich ungeſchickt behandelt. Im Dombild erſcheint keine Perſpective, weil der reine Goldgrund Alles abſchließt. Nun wirft Eyck alles Geſtempelte, ſowie den Goldgrund, völlig weg; ein freies Local thut ſich auf, worin nicht allein die Hauptperſonen, ſondern auch alle Neben-Figuren vollkommen Portrait ſind, von Angeſicht, Statur und Kleidung, ſo auch völlig Portrait jede Nebenſache.

So ſchwer es immer bleibt, Rechenſchaft von einem ſolchen Manne zu geben, ſo wagen wir doch einen Verſuch, in Hoffnung, daß die Anſchauung ſeiner Werke dem Leſer nicht entgehen werde; und hier zweifeln wir keinen Augenblick, unſern Eyck in die erſte Claſſe Derjenigen zu ſetzen, welche die Natur mit maleriſchen Fähigkeiten begabt hat. Zugleich ward ihm das Glück, in der Zeit einer techniſch hochgebildeten, allgemein verbreiteten und bis an eine gewiſſe Grenze gelangten Kunſt zu leben. Hierzu kam noch, daß er eines höhern, ja des höchſten techniſchen Vortheils in der Malerei gewahrte. Denn es mag mit der Erfindung der Oelmalerei beſchaffen ſein, wie es will: ſo möchten wir nicht in Zweifel ziehen, daß Eyck der Erſte geweſen, der ölige Subſtanzen, die man ſonſt über die fertigen Bilder zog, unter die Farben ſelbſt gemiſcht, aus den Oelen die am Leichteſten trocknenden, aus den Farben die klärſten, die am Wenigſten dedenden ausgeſucht habe, um bei'm Auftragen derſelben das Licht des weißen Grundes und Farbe durch Farbe nach Belieben durchſcheinen zu laſſen. Weil nun die ganze Kraft der Farbe, welche an ſich ein Dunkles iſt, nicht dadurch erregt wird, daß Licht davon zurückſcheint, ſondern daß es durch ſie durchſcheint: ſo ward durch dieſe Entdeckung und Behandlung zugleich die höchſte phyſiſche und artiſtiſche Forderung befriedigt. Das Gefühl aber für Farbe hatte ihm, als einem Niederländer, die Natur verliehen. Die Macht der Farbe war ihm wie ſeinen Zeitgenoſſen bekannt und ſo brachte er es dahin, daß er, um nur von Gewändern und Teppichen zu reden, den Schein der Tafel weit über alle Erſcheinung der Wirklichkeit erhob. Ein Solches muß denn freilich die ächte Kunſt leiſten: denn das wirkliche Sehen iſt, ſowohl in dem Auge als an den Gegenſtänden, durch unendliche Zufälligkeiten bedingt; da hingegen der Maler nach Beſitzen malt, wie die Gegenſtände, durch Licht, Schatten und Farbe von einander abgeſondert, in ihrer vollkommenſten Sehbarkeit von einem geſunden, friſchen Auge geſchaut werden ſollen. Ferner hatte ſich Eyck in Beſitz der perſpectiviſchen Kunſt geſetzt und ſich die Mannigfaltigkeit der Landſchaft, beſonders unendlicher Baulichkeiten, eigen gemacht, die nun an der Stelle des kümmerlichen Goldgrundes oder Teppiches hervortreten.

Jetzt aber möchte es ſonderbar ſcheinen, wenn wir ausſprechen, daß er, materielle und mechaniſche Unvollkommenheiten der bisherigen Kunſt wegwerfend, ſich zugleich einer bisher im Stillen bewahrten, techniſchen Vollkommenheit entäußerte, des Begriffs nämlich der ſymmetriſchen Compoſition. Allein auch Dieſes liegt in der Natur eines außerordentlichen Geiſtes, der, wenn er eine materielle Schale durchbricht, nie bedenkt, daß über derſelben noch eine ideelle, geiſtige Grenze gezogen ſei, gegen die er umſonſt ankämpft, in die er ſich ergeben oder ſie nach ſeinem Sinne erſchaffen muß. Die Compoſitionen Eyck's ſind daher von der größten Wahrheit und Lieblichkeit, ob ſie gleich die ſtrengen Kunſtforderungen nicht befriedigen; ja, es ſcheint, als ob er von Allem Dem, was ſeine Vorgänger hierin beſeſſen und geübt, vorſätzlich keinen Gebrauch habe machen wollen. In ſeinen uns bekannt gewordenen Bildern iſt keine Gruppe, die ſich jenen Engeln neben der heiligen Veronica vergleichen könnte. Weil aber ohne Symmetrie irgend ein Gegenſtand keinen Reiz ausübt, ſo hat er ſie, als ein Mann von Geſchmack und Zartgefühl, auf ſeine eigene Weiſe hervorgebracht, woraus Etwas entſtanden iſt, welches anmuthiger und eindringlicher wirkt als das Kunſtgerechte, ſobald Dieſes die Naivetät entbehrt, indem es alsdann nur den Verſtand anſpricht und den Calcul hervorruft.

Hat man uns bisher geduldig zugehört und ſtimmen Kenner mit uns überein, daß jeder Vorſchritt aus einem erſtarrten, veralteten, künſtlichen Zuſtand in die freie, lebendige Naturwahrheit ſogleich einen Verluſt nach ſich ziehe, der erſt nach und nach und oft in ſpäteren Zeiten

ſich wieder herſtellt: ſo können wir unſern Eyck nunmehr in ſeiner Eigenthümlichkeit betrachten, da wir denn in den Fall kommen, ſein individuelles Weſen unbedingt zu verehren. Schon die frühern Niederländiſchen Künſtler ſtellten alles Zarte, was ſich in dem neuen Teſtament darbot, gern in einer gewiſſen Folge dar und ſo finden wir in dem großen Eyck'ſchen Werke, welches dieſe Sammlung ſchmückt, das aus einem Mittelbilde und zwei Flügelbildern beſteht, den denkenden Künſtler, der mit Gefühl und Sinn eine fortſchreitende Trilogie darzuſtellen unternimmt. Zu unſerer Linken wird der mädchenhafteſten Jungfrau durch einen himmliſchen Jüngling ein ſeltſames Ereigniß angekündigt. In der Mitte ſehen wir ſie als glückliche, verwunderte, in ihrem Sohn verehrte Mutter und zur Rechten erſcheint ſie, das Kind im Tempel zur Weihe bringend, ſchon beinahe als Matrone, die in hohem Ernſte vorfühlt, was dem vom Hohenprieſter mit Entzücken aufgenommenen Knaben bevorſtehe. Der Ausdruck aller drei Geſichter, ſowie die jedesmalige Geſtalt und Stellung, das erſte Mal knieend, dann ſitzend, zuletzt ſtehend, iſt einnehmend und würdig. Der Bezug der Perſonen unter einander auf allen drei Bildern zeugt von dem zarteſten Gefühl. In der Darſtellung im Tempel findet ſich auch eine Art von Parallelism, der ohne Mitte durch eine Gegenüberſtellung der Charactere bewirkt wird. Eine geiſtige Symmetrie, ſo gefühlt und ſinnig, daß man angezogen und eingenommen wird, ob man ihr gleich den Maßſtab der vollendeten Kunſt nicht anlegen kann.

Sowie nun Johann von Eyck als ein trefflich denkender und empfindender Künſtler geſteigerte Mannigfaltigkeit ſeiner Haupt-Figur zu bewirken gewußt, hat er auch mit gleichem Glück die Localitäten behandelt. Die Verkündigung geſchieht in einem verſchloſſenen, ſchmalen, aber hohen, durch einen obern Fenſterflügel erleuchteten Zimmer. Alles iſt darin ſo reinlich und nett, wie es ſich geziemt für die Unſchuld, die nur ſich ſelbſt und ihre nächſte Umgebung beſorgt. Wandbänke, ein Betſtuhl, Bettſtätte, Alles zierlich und glatt; das Bett roth bedeckt und umhängt; Alles, ſowie die brocatene, hintere Bettwand, auf das Bewundernswürdigſte dargeſtellt. Das mittlere Bild dagegen zeigt uns die freieſte Ausſicht; denn die edle, aber zerrüttete Capelle der Mitte dient mehr zum Rahmen mannigfaltiger Gegenſtände, als daß ſie ſolche verdeckte. Links des Zuſchauers eine mäßig entfernte ſtraßen- und häuſerreiche Stadt, voll Gewerbes und Bewegung, welche gegen den Grund hin ſich in das Bild hereinzieht und einem weiten Felde Raum läßt. Dieſes, mit mancherlei ländlichen Gegenſtänden geziert, verläuft ſich zuletzt in eine waſſerreiche Weite. Rechts des Zuſchauers tritt ein Theil eines runden Tempelgebäudes von mehrern Stockwerken in das Bild; das Innere dieſer Rotunde aber zeigt ſich auf dem daran ſtoßenden Thürflügel und contraſtirt durch ſeine Höhe, Weite und Klarheit auf das Herrlichſte mit jenem erſten Zimmerchen der Jungfrau. Sagen und wiederholen wir nun, daß alle Gegenſtände der drei Bilder auf das Vollkommenſte mit meiſterhafter Genauigkeit ausgeführt ſind, ſo kann man ſich im Allgemeinen einen Begriff von der Vortrefflichkeit dieſer wohlerhaltenen Bilder machen. Von den Flechtbreiten auf dem verwitterten, zerbröckelten Ruingeſtein; von den Grashalmen, die auf dem vermoderten Strohdache wachſen, bis zu den goldenen, juwelenreichen Becherzeſchenken; vom Gewand zum Tuffſtein: von der Nähe bis zur Ferne, — Alles iſt mit gleicher Sorgfalt behandelt und keine Stelle dieſer Tafeln, die nicht durch's Vergrößerungsglas gewinne. Ein Gleiches gilt von einer einzelnen Tafel, worauf Lucas das Bild der heiligen ſäugenden Mutter entwirft.

Und hier kommt der wichtige Umſtand zur Sprache, daß der Künſtler die von uns ſo dringend verlangte Symmetrie in die Umgebung gelegt und dadurch an die Stelle des gleichgiltigen Goldgrundes ein künſtleriſches und augengefälliges Mittel geſetzt hat. Mögen nun auch ſeine Figuren nicht ganz kunſtgerecht ſich darin bewegen und gegen einander verhalten: ſo iſt es doch eine geſetzliche Localität, die ihnen eine beſtimmte Grenze vorſchreibt, wodurch ihre natürlichen und gleichſam zufälligen Bewegungen auf das Angenehmſte geregelt erſcheinen.

Doch alles Dieſes, ſo genau und beſtimmt wir auch zu ſprechen geſucht, bleiben doch nur leere Worte ohne die Anſchauung der Bilder ſelbſt. Höchſt wünſchenswerth wäre es deßhalb, daß uns die Herren Beſitzer vorerſt von den erwähnten Bildern, in mäßiger Größe, genaue Umriſſe mittheilten, wodurch auch ein Jeder, der das Glück nicht hat, die Gemälde ſelbſt zu ſehen, Dasjenige, was wir bisher geſagt, würde prüfen und beurtheilen können.

Indem wir nun dieſen Wunſch äußern, ſo haben wir um deſto mehr zu bedauern, daß ein junger, talentvoller Mann, der ſich an dieſer Sammlung gebildet, zu früh mit Tode abgegangen. Sein Name, Eyp, iſt noch allen Denjenigen werth, die ihn gekannt, beſonders aber den Liebhabern, welche Copien alter Werke von ihm beſitzen, die er mit Treue und Fleiß auf's Redlichſte verfertigt hat. Doch dürfen wir auch deßhalb nicht verzweifeln, indem ein ſehr geſchickter Künſtler, Herr Koſter, ſich an die Beſitzer angeſchloſſen und der Erhaltung einer ſo

bedeutenden Sammlung ſich gewidmet hat. Dieſer würde ſein ſchönes und gewiſſenhaftes Talent am Sicherſten bethätigen, wenn er ſich zu Ausführung jener gewünſchten Umriſſe und deren Herausgabe bemühte. Wir würden alsdann, vorausſetzend, daß ſie in den Händen aller Liebhaber wären, noch gar Manches hinzufügen, welches jetzt, wie es bei Wortbeſchreibung von Gemälden gewöhnlich geſchieht, die Einbildungskraft nur verwirren möchte.

Ungern bequeme ich mich hier zu einer Pauſe; denn gerade Das, was in der Reihe nun zu melden wäre, hat gar manches Anmuthige und Erfreuliche. Von Johann von Eyck ſelbſt dürfen wir kaum mehr ſagen; denn auf ihn kehren wir immer wieder zurück, wenn von den folgenden Künſtlern geſprochen wird. Die Nächſten aber ſind ſolche, bei denen wir ebenſo wenig als bei ihm genöthigt ſind, fremdländiſchen Einfluß vorauszuſetzen. Ueberhaupt iſt es nur ein ſchwacher Behelf, wenn man bei Würdigung außerordentlicher Talente voreilig auszumitteln denkt, woher ſie allenfalls ihre Vorzüge genommen. Der aus der Kindheit aufblickende Menſch findet die Natur nicht etwa rein und nackt um ſich her; denn die göttliche Kraft ſeiner Vorfahren hat eine zweite Welt in die Welt erſchaffen. Aufgedrungene Angewöhnungen, herkömmliche Gebräuche, beliebte Sitten, ehrwürdige Ueberlieferungen, ſchätzbare Denkmale, erſprießliche Geſetze und ſo mannigfache, herrliche Kunſterzeugniſſe umzingeln den Menſchen dergeſtalt, daß er wie zu unterſcheiden weiß, was urſprünglich und was abgeleitet iſt. Er bedient ſich der Welt, wie er ſie findet und hat dazu ein vollkommenes Recht.

Den originalen Künſtler kann man alſo Denjenigen nennen, welcher die Gegenſtände um ſich her nach individueller, nationeller und zunächſt überlieferter Weiſe behandelt und zu einem gefugten Ganzen zuſammenbildet. Wenn wir alſo von einem Solchen ſprechen, ſo iſt es unſere Pflicht, zuallererſt ſeine Kraft und die Ausbildung derſelben zu betrachten, ſodann ſeine nächſte Umgebung, inſofern ſie ihm Gegenſtände, Fertigkeiten und Geſinnungen überliefert, und zuletzt dürfen wir erſt unſern Blick nach außen richten und unterſuchen nicht ſowohl, was er Fremdes gekannt, als wie er es benutzt habe. Denn der Hauch von vielem Guten, Vergnüglichen, Nützlichen weht über die Welt, oft Jahrhunderte hindurch, ehe man ſeinen Einfluß ſpürt. Man wundert ſich oft in der Geſchichte über den langſamen Fortſchritt nur mechaniſcher Fertigkeiten. Den Byzantinern ſtanden die unſchätzbaren Werke Helleniſcher Kunſt vor Augen, ohne daß ſie aus dem Kummer ihrer ausgetrockneten Pinſelei ſich hervorheben konnten. Und ſieht man es denn Albrecht Dürer ſonderlich an, daß er in Venedig geweſen? Dieſes Treffliche läßt ſich durchgängig aus ſich ſelbſt erklären.

Und ſo wünſche ich den Patriotismus zu haben, zu dem jedes Reich, Land, Provinz, ja Stadt berechtigt iſt. Denn wie wir den Character des Einzelnen erheben, welcher darin beſteht, daß er ſich nicht von den Umgebungen meiſtern läßt, ſondern dieſelben meiſtert und bezwingt: ſo erzeigen wir jedem Volk, jeder Volksabtheilung die Gebühr und Ehre, daß wir ihnen auch einen Character zuſchreiben, der ſich in einem Künſtler oder ſonſt vorzüglichen Manne offenbart. Und ſo werden wir zunächſt handeln, wenn von ſchätzenswerthen Künſtlern, von Hemmling, Israel von Mecheln, Lucas von Leyden, Quintin Meſſis u. A. die Rede ſein wird. Dieſe halten ſich ſämmtlich in ihrem heimiſchen Kreiſe und unſere Pflicht iſt, ſoviel als möglich, fremden Einfluß auf ihre Vorzüge abzuleugnen. Nun aber tritt Schoreel auf, ſpäter Hemskerk und Mehrere, die ihre Talente in Italien ausgebildet haben. Deſſen ungeachtet aber den Niederländer nicht verläugnen können. Hier mag nun das Beiſpiel von Leonard da Vinci, Correggio, Tizian, Michel Angelo hervorſcheinen; der Niederländer bleibt Niederländer, ja die National-Eigenthümlichkeit beherrſcht ſie dergeſtalt, daß ſie ſich zuletzt wieder in ihren Zauberkreis einſchließen und jede fremde Bildung abweiſen. So hat Rembrandt das höchſte Künſtler-Talent bethätigt, wozu ihm Stoff und Anlaß in der unmittelbarſten Umgebung genügte, ohne daß er je die mindeſte Kenntniß genommen hätte, ob jemals Griechen und Römer in der Welt geweſen.

Wäre uns nun eine ſolche beabſichtigte Darſtellung gelungen, ſo müßten wir uns an den Ober-Rhein begeben und uns an Ort und Stelle, ſowie in Schwaben, Franken und Baiern, von den Vorzügen und Eigenthümlichkeiten der Oberdeutſchen Schule zu durchdringen ſuchen. Auch hier würde es unſere vornehmſte Pflicht ſein, den Unterſchied, ja den Gegenſatz zwiſchen beiden herauszuheben, um zu bewirken, daß eine Schule die andere ſchätze, die außerordentlichen Männer beiderſeitig anerkenne, die Fortſchritte einander nicht abläugne und was alles für Gutes und Edles aus gemeinſamen Geſinnungen hervortritt. Auf dieſem Wege werden wir die Deutſche Kunſt des fünfzehnten und ſechszehnten Jahrhunderts freudig verehren und der Schaum der Ueberſchätzung, der jetzt ſchon dem Kenner und Liebhaber widerlich iſt, wird ſich nach und nach verlieren. Mit Sicherheit können wir alsdann immer weiter oſt- und ſüd-

Und würden wir von ihr betroffen,
Ich wär' gleich auf der Stelle todt!

Fauſt.

Du Engel, das hat keine Noth.
Hier iſt ein Fläſchchen, drey Tropfen nur
In ihren Trank umhüllen
Mit tiefem Schlaf gefällig die Natur.

Margarethe.

Was thu' ich nicht um deinetwillen?
Es wird ihr hoffentlich nicht ſchaden!

Fauſt.

Würd' ich ſonſt, Liebchen, dir es rathen?

Margarethe.

Seh' ich dich, beſter Mann, nur an,
Weiß nicht was mich nach deinem Willen
treibt;
Ich habe ſchon ſo viel für dich gethan,
Daß mir zu thun faſt nichts mehr über bleibt.

ab.

wärts blicken und uns mit Wohlwollen an Genossen und Nachbarn anreihen.

Bei Herausgabe dieser der Zeit gewidmeten Blätter darf man wohl wünschen, daß sie theils auf die Zeit einen freundlichen Einfluß ausüben, theils von derselben wieder gehoben und begünstigt werden; welches nur durch Erfüllung der billigen Wünsche, durch Vergleichung und Auflösung der problematischen Vorschläge, deren wir erwähnen, besonders aber durch fortschreitende Thätigkeit aller Unternehmenden bewirkt werden kann. So sind die Boisserée'schen Tafeln in der Zwischenzeit immer weiter vorgerückt; Möller hat die erste Platte des früher entdeckten Domrisses in dem genauesten Facsimile vollendet, zugleich auch zwei Hefte seiner schätzenswerthen Darstellung älterer Deutschen Gebäude und Baudenkmale im genauesten und reinlichsten Stich herausgegeben. So haben sich denn auch, nach dem glücklichen Beispiel des uns zu Cöln begrüßenden ersten Vorläufers der aus bisheriger Sclaverei erlösten Kunstschätze unterdessen die übrigen nach allen Weltgegenden in ihre Heimath zurück begeben, und es muß dadurch die über Länder und Reiche wieder verbreitete Kunst so der Kenntniß als dem Andenken eine neue Wendung verleihen.

Ueber die Boisserée'sche Gemäldesammlung fügen wir noch hinzu, daß sie seit einem Jahre ansehnlich vermehrt worden, besonders mit trefflichen Bildern aus der Oberdeutschen Schule. Von Meistern, welche fehlten, sind eingerückt: Wohlgemuth, Altdorfer, Beuckelaar und ein bisher ganz unbekannter, vorzüglicher Cölner, Johann von Meiern, in der Art des Schoreel; bedeutende, ja zum Theil Hauptwerke. Sodann wurden angeschafft von Meistern, deren Werke sich schon in der Sammlung befanden: Martin Schön, von J. J. Walch, ein mit Dürer gleichzeitiger Portrait-Maler, von Dürer selbst und von Johann Mabuse. Letzterer, als einer der vorzüglichsten alten Niederländischen Maler, ist auch durch die Mannigfaltigkeit seiner Behandlungsweise merkwürdig; um so höher ist also das Glück zu schätzen, daß mehrere Hauptwerke, wahre Kleinode der Ausführung und Erhaltung, aus seinen verschiedenen Lebenszeiten der Sammlung hinzugefügt werden konnten. Vielleicht ist aber unter allem Neuangeschafften die Kreuzabnahme von Dürer am Höchsten zu schätzen.

Ferner darf nicht unbemerkt bleiben, daß die Besitzer durch weit verbreitete, höchst günstige Verbindungen die nächste Aussicht haben, ihre Sammlung zweckmäßig zu bereichern und immer vollständiger zu machen, da sie denn gegründete Hoffnung hegen, daß sie bald das Glück haben dürften, mehrere seit Jahrhunderten in fernem Auslande zerstreute, für die Aufklärung der Deutschen Kunstgeschichte höchst schätzbare Denkmale wieder zu gewinnen und in den schon vorhandenen, verwandten Kunstkreis einzuschließen.

Am Nieder-Rhein bereitet man anreichende Anhalten für Wissenschaft und Kunst und so viel mir bekannt, ist überall das Erwünschte fortgesetzt und emsig bethätigt worden. Glücke uns nochmals, am Ober-Rhein zu verweilen, so bieten uns Mannheim, Schwetzingen und die gräfliche Sammlung Deutscher Alterthümer zu Erbach den schönsten Stoff, sowie auch Carlsruhe wegen Gartenanlagen und botanischer Anhalten, schöner naturhistorischer und Kunstsammlungen und bedeutender neuer Gebäude Gelegenheit gibt zu den wichtigsten Betrachtungen. Wünschen wir sodann dem Ober-Rhein Glück, daß er des seltenen Vorzugs genießt, in Herrn Hebel einen Provinzial-Dichter zu besitzen, der, von dem eigentlichen Sinne seiner Landesart durchdrungen, von der höchsten Stufe der Cultur seine Umgebungen überschauend, das Gewebe seiner Talente gleichsam wie ein Netz auswirft, um die Eigenheiten seiner Landes- und Zeitgenossen aufzufischen und die Menge ihr selbst zur Belustigung und Belehrung vorzuweisen: so werden wir durch die nach Heidelberg zurückkehrenden Manuscripte auf die Schätze älterer Deutscher Zeit hingeleitet und wie bisher an frühere Bildkunst so auch an frühere Dichtkunst erinnert, wo denn der gleiche Fall eintritt; denn auch hier ist Ueberschätzung, Mißdeutung und unglückliche Anwendung zu Hause. Aber auch hier scheinen die schönsten Hoffnungen zu ruhen, daß nämlich, wenn die übermäßige Freude über Neuaufgefundenes oder Neubeachtetes wird beschwichtigt sein, wahre Einsicht und wohlgerichtete Thätigkeit jetzt schnell sich allgemein verbreiten werden.

Nach der ersten Absicht dieser freilich jetzt zufällig entstandenen Blätter sollte nur von Kunst und Alterthum darin die Rede sein; doch wie lassen sich die beiden ohne Wissenschaft und die drei ohne Natur denken? Und so fügte sich nach und nach Alles an einander, was vor Augen und Hand kam. Möge eine freundliche Aufnahme des Gegebenen, welches eigentlich nur als ein fortwährender Dank des Reifenden für so vieles empfangene Gute angesehen werden dürfte, die Fortsetzung befördern!

Und so kann ich denn schließlich nicht verschweigen, daß die Wünsche und Vorsätze der Kunstfreunde auch durch das Glück befördert werden. Es hat sich nämlich ein zweiter Original-Riß des Cölner-Doms in Paris gefunden, von

welchen ich nun aus eigener Anſchauung Rechenſchaft geben und die frühern mir zugekommenen Nachrichten beſtätigen kann.

Von demſelben wie von ein Paar andern ihn begleitenden Riſſen wäre vorläufig Folgendes zu ſagen. Der größte iſt in Rückſicht des Maßſtabs und der Zeichnung durchaus ein Gegenſtück zu dem Darmſtädter-Riſſe; dieſer ſtellt jenen nördlichen, der unſerige aber den ſüdlichen Thurm dar, nur mit dem Unterſchied, daß er den ganzen, ſich daranſchließenden, mittlern Kirchengiebel mit der Hauptthüre und den Fenſtern befaßt, wodurch alſo die Lücke ausgeglichen werden kann, welche durch einen abgeriſſenen Streifen an dem Darmſtädter entſtanden iſt. Der neuaufgefundene iſt im Ganzen 3 Fuß 2 Zoll Rheinländiſch breit und 13 Fuß 3 Zoll lang.

Auf dem zweiten Blatt ſieht man den Grundriß des ſüdlichen, zur Rechten des Haupteingangs gelegenen Thurms in demſelben Maßſtab und von derſelben Hand auf's Sauberſte gezeichnet; ſodann auf dem dritten den Aufriß von der Oſt-Seite des zweiten Geſchoſſes dieſes Thurms, mit dem Durchſchnitt des an das Schiff der Kirche anſchließenden Endes, in einem andern Maßſtab, von einer andern Hand, weniger ſchön und ſorgfältig gezeichnet, doch auch Original, weil er nicht nur, wie der Hauptriß, an einer weſentlichen Stelle von dem angeführten Gebäude, ſondern auch noch einiger Maßen von dem Hauptriſſe ſelbſt abweicht. Schon dem Gegenſtand nach iſt dieſe letzte Zeichnung bloß zum Behuf der Conſtruction gefertigt und beſonders in dieſer Hinſicht merkwürdig und lehrreich. Man darf ſie für eine Arbeit des Aufſehers und Polirers der Bauhütte annehmen. Beide Blätter ſind von gleicher Größe, über 3 Fuß lang und 2½ Fuß breit, ebenfalls Pergament und ſehr gut und reinlich erhalten.

Was die Erhaltung des großen Riſſes betrifft, ſo findet man, außer ein Paar kleinen Stellen, keine gewaltſame Verletzung. Dagegen iſt er durch den Gebrauch abgenutzt und hier und da, wiewohl unthätig, von ſpäterer Hand überarbeitet. Aus dieſem Grund und weil der Riß ſammt den ihn begleitenden Blättern ſich auf den Thurm bezieht, welcher am Meiſten ausgebaut iſt; ferner, weil man in Cöln nie Etwas von dieſem zweiten, ſondern immer nur von jenem ehemals im Dom-Archiv verwahrten Darmſtädter-Aufriß gewußt hat, ſteht zu vermuthen, daß er in der Bauhütte geweſen und ſchon vor Alters von Cöln weggekommen, welches um ſo eher geſchehen konnte, als die Baumeiſter dieſer Stadt ſehr oft an fremde Orte berufen worden.

Sehen wir uns gegenwärtig den patriotiſchen Deutſchen leidenſchaftlich in Gedanken beſchäftigt, ſeiner heiligen Baudenkmale ſich zu erfreuen, die ganz oder halbvollendeten zu erhalten, ja das Zerſtörte wieder herzuſtellen; finden wir an einigen Orten hierzu die gehörigen Renten; ſuchen wir die entwendeten wieder herbeizuſchaffen oder zu erſetzen: ſo beunruhigt uns die Bemerkung, daß nicht allein die Geldmittel ſpärlich geworden, ſondern daß auch die Kunſt- und Handwerksmittel beinahe völlig ausgegangen ſind. Vergebens blicken wir nach einer Maſſe Menſchen umher, zu ſolcher Arbeit fähig und willig. Dagegen belehrt uns die Geſchichte, daß die Steinhauerarbeit in jenen Zeiten durch Glieder einer großen, weitverbreiteten, in ſich abgeſchloſſenen Innung, unter den ſtrengſten Formen und Regeln, verfertigt wurde.

Die Steinmetzen hatten nämlich in der gebildeten Welt einen ſehr glücklichen Poſten gefaßt, indem ſie ſich zwiſchen der freien Kunſt und dem Handwerke in die Mitte ſetzten. Sie nannten ſich Bruderſchaft; ihre Statuten waren vom Kaiſer beſtätigt. Dieſe Anſtalt gründete ſich auf ungeheure Menſchenkraft und Ausdauer, zugleich aber auf rieſenmäßige Bauwerke, welche alle zugleich errichtet, gefördert, erhalten werden ſollten. Unzählige eingeübte Knaben, Jünglinge und Männer arbeiteten, über Deutſchland ausgeſäet, in allen bedeutenden Städten. Die Obermeiſter dieſer Heerſchaar ſaßen in Cöln, Straßburg, Wien und Zürich. Jeder ſtand ſeinem Sprengel vor, der geographiſchen Lage gemäß.

Erkundigen wir uns nun nach den innern Verhältniſſen dieſer Geſellſchaft, ſo treffen wir auf das Wort Hütte, erſt, im eigentlichen Sinne, den mit Brettern bedeckten Raum bezeichnend, in welchem der Steinmetz ſeine Arbeit verrichtete, im uneigentlichen aber als den Sitz der Gerechtſame, der Archive und des Handhabens aller Rechte. Sollte nun zum Werke geſchritten werden, ſo verfertigte der Meiſter den Riß, der, von dem Bauherrn gebilligt, als Document und Vertrag in des Künſtlers Händen blieb. Ordnung für Lehrknaben, Geſellen und Diener, ihr Anlernen und Anſtellen, ihre kunſtgemäßen, techniſchen und ſittlichen Obliegenheiten ſind auf's Genauſte beſtimmt und ihr ganzes Thun durch das zarteſte Ehrgefühl geleitet. Dagegen ſind ihnen große Vortheile zugeſagt, auch jener höchſt wirkſame: durch geheime Zeichen und Sprüche in der ganzen dauernden Welt, das heißt in der gebildeten, halb- und ungebildeten, ſich den Ihrigen kenntlich zu machen.

Organiſirt alſo denke man ſich eine unzählbare Menſchenmaſſe, durch alle Grade der

Geſchicklichkeit, dem Meiſter an Handen gehend, täglicher Arbeit für ihr Leben gewiß, vor Alter- und Krankheitsfällen geſichert, durch Religion begeiſtert, durch Kunſt belebt, durch Sitte gebändigt: dann fängt man an zu begreifen, wie ſo ungeheure Werke concipirt, unternommen und, wo nicht vollendet, doch immer weiter als denkbar geführt worden. Fügen wir noch hinzu, daß es Geſetz und Bedingung war, dieſe grenzenloſen Gebäude im Tagelohn aufzuführen, damit ja der genaueſten Vollendung bis in die kleinſten Theile genug geſchähe: ſo werden wir die Hand auf's Herz legen und mit einigem Bedenken die Frage thun: welche Vorkehrungen wir zu treffen hätten, um zu unſerer Zeit etwas Aehnliches hervorzubringen?

Wenn wir in der Folge von der Steinmetzen-Brüderſchaft nähere Nachrichten geben können, ſo ſind wir Solches dem würdigen, geiſtreichen Veteran, Herrn Dr. Ehrmann in Frankfurt, ſchuldig, welcher aus ſeinem antiquariſchen Reichthum eine Sammlung von Urkunden und Nachrichten zu dieſem Behuf, ſowie eigene Bemerkung und Bearbeitung, gefällig mitgetheilt hat.

Unſern Bemühungen in Süd-Weſten kommt ein wünſchenswerthes Unternehmen in Norden zu Hülfe, wir von Herrn Dr. Büſching beſorgten, „wöchentlichen Nachrichten für Freunde der Geſchichte, Kunſt und Gelahrtheit des Mittelalters," welche Keinem, der ſich für dieſen Zeitraum intereſſirt, unbekannt bleiben dürfen. Auch ſind deſſen Abgüſſe Aitſchließſcher Siegel in Eiſen überall empfehlbar und nachahmenswerth, wenn auch in anderer Materie. Denn der Liebhaber erhält dadurch im Kleinen Kunſtdenkmale in die Hände, an die er im Großen niemals Anſpruch machen darf.

Höchſt erfreulich und bedeutend muß es uns nun ſein, zum Schluſſe noch die Nachricht einzurücken, daß, auf Allerhöchſte Verwendung Ihro Majeſtäten, des Kaiſers von Oeſterreich und Königs von Preußen, Seine päpſtliche Heiligkeit der Univerſität Heidelberg nicht nur die in Paris gefundenen Werke aus der ehemaligen Pfälziſchen Bibliothek überlaſſen, ſondern auch dieſen noch achthundertſiebenundvierzig aus eben dieſer Sammlung herrührende Bände, welche ſich noch in der Vaticaniſchen Bibliothek befinden, zurückzugeben befohlen haben. Jeder Deutſche fühlt den Werth dieſer Gabe zu ſehr, als daß wir noch etwas Weiteres hinzufügen dürften. Nur die Betrachtung ſei uns vergönnt: wie viel Wünſche der Deutſchen ſind nicht erfüllt worden, ſeitdem den Reiſenden die freudige Nachricht der Wiederkehr des Schutz-Patron's von Cöln zum erſten Mal entgegenkam.

Tag- und Jahreshefte,

als Ergänzung meiner ſonſtigen Bekenntniſſe.

Von 1749 bis 1761.

Bei zeitig erwachendem Talente, nach vorhandenen poetiſchen und proſaiſchen Muſtern, mancherlei Eindrücke kindlich bearbeitet, meiſtens nachahmend, wie es gerade jedes Muſter andeutete. Die Einbildungskraft wird mit heitern Bildern beſchäftigt, die ſich ſelbſtgefällig an Perſönlichkeit und die nächſten Zuſtände anſchloſſen. Der Geiſt näherte ſich der wirklichen, wahrhaften Natur durch Gelegenheitsgedichte. Daher entſtand ein gewiſſer Begriff von menſchlichen Verhältniſſen mit individueller Mannigfaltigkeit; denn beſondere Fälle waren zu betrachten und zu behandeln. Vielſchreiberei in mehrern Sprachen, durch frühzeitiges Dictiren begünſtigt.

Von 1761 bis 1769.

Aufenthalt in Leipzig. Verdruß einer beſchränkten Form zu beſſerer Beurtheilung der eigenen Productionen wird gefühlt; die Griechiſch-Franzöſiche, beſonders der Dramen, als anerkannt, ja geſetzlich, wird aufgenommen. Erſtere, unſchuldige, aber ſchmerzliche Jugendempfindungen drängen ſich auf, werden betrachtet und ausgeſprochen, indeſſen der Jüngling mancherlei Verbrechen innerhalb des übertünchten Zuſtandes der bürgerlichen Geſellſchaft gewahret. Von Arbeiten erſterer Art iſt „die Laune des Verliebten" und einige Lieder, von der zweiten „die Mitſchuldigen" übriggeblieben, denen man bei näherer Betrachtung ein fleißiges Studium der Molier'ſchen Welt nicht abſprechen wird; daher aber auch das Fremdartige der Sitten, wodurch das Stück lange Zeit vom Theater ausgeſchloſſen blieb.

Von 1769 bis 1775.

Fernere Einſicht in's Leben.

Ereigniß, Leidenſchaft, Genuß und Pein. Man fühlt die Nothwendigkeit einer freiern Form und ſchlägt ſich auf die Engliſche Seite. So entſtehen „Werther", „Götz von Berlichingen", „Egmont." Bei einfachern Gegenſtänden wendet man ſich wieder zur beſchränktern Weiſe: „Clavigo", „Stella", „Erwin und Elmire", „Claudine von Villa Bella", beide Letztere perſiflirender Verſuch mit Geſängen durchwebt. Hierher gehören die Lieder an Belinde und Lili, deren manche, ſowie verſchiedene Gelegenheitsſtücke, Epiſteln und ſonſtige geſellige Scherze, verloren gegangen.

Inzwiſchen geſchehen kühnere Griffe in die tiefere Menſchheit; es entſteht ein leidenſchaftlicher Widerwille gegen mißleitende, beſchränkte Theorien; man widerſetzt ſich dem Anpreiſen falſcher Muſter. Alles Dieſes und was daraus folgt, war tief und wahr empfunden, oft aber einſeitig und ungerecht ausgeſprochen. Nachſtehende Productionen: „Fauſt", „die Puppenſpiele", „Prolog zu Bahrdt" ſind in dieſem Sinne zu beurtheilen; ſie liegen Jedermann vor Augen. Dagegen waren die Fragmente des „ewigen Juden" und „Hanswurſt's Hochzeit" nicht mitzutheilen. Letzteres erſchien darum heiter genug, weil die ſämmtlichen Deutſchen Schimpfnamen in ihren Characteren perſönlich auftraten. Mehreres dieſer frechen Art iſt verloren gegangen; Götter, Helden und Wieland erhalten.

Die Recenſionen in den Frankfurter gelehrten Anzeigen von 1772 und 1773 geben einen vollſtändigen Begriff von dem damaligen Zuſtand unſerer Geſellſchaft und Perſönlichkeit. Ein unbedingtes Beſtreben, alle Begrenzungen zu durchbrechen, iſt bemerkbar.

Die erſte Schweizer-Reiſe eröffnete mir mannigfaltigen Blick in die Welt; der Beſuch in Weimar umſchlang mich mit ſchönen Verhältniſſen und drängte mich unverſehens auf einen neuen, glücklichen Lebensgang.

Bis 1780.

An alten vorgemeldeten, nach Weimar mitgebrachten, unvollendeten Arbeiten konnte man nicht fortfahren; denn da der Dichter durch Anticipation die Welt voraus nimmt, ſo iſt ihm die auf ihn losdringende, wirkliche Welt unbequem und ſtörend; ſie will ihm geben, was er ſchon hat, aber anders, das er ſich zum zweiten Male zueignen muß.

Bei Gelegenheit eines Liebhaber-Theaters und feſtlicher Tage wurden gedichtet und aufgeführt: „Lila“, „die Geſchwiſter“, „Iphigenie“, „Proſerpina“, Letztere freventlich in den „Triumph der Empfindſamkeit“ eingeſchaltet und ihre Wirkung vernichtet; wie denn überhaupt eine ſchale Sentimentalität überhandnehmend manche harte realiſtiſche Gegenwirkung veranlaßte. Viele kleine Ernſt-, Scherz- und Spottgedichte, bei größern und kleinern Feſten, mit unmittelbarem Bezug auf Perſönlichkeiten und das nächſte Verhältniß, wurden von mir und Andern oft gemeinſchaftlich hervorgebracht. Das Meiſte ging verloren; ein Theil, z. B. „Hans Sachs“, iſt eingeſchaltet oder ſonſt verwendet. Die Anfänge des „Wilhelm Meiſter“ wird man in dieſer Epoche auch ſchon gewahr, obgleich nur cotyledonenartig; die fernere Entwickelung und Bildung zieht ſich durch viele Jahre.

Dagegen wurde manche Zeit und Mühe auf den Verſuch, das Leben Herzog Bernhard's zu ſchreiben, vergebens aufgewendet. Nach vielfachem Sammeln und mehrmaligem Schematiſiren ward zuletzt nur allzu klar, daß die Ereigniſſe des Helden kein Bild machen. In der jammervollen Iliade des dreißigjährigen Krieges ſpielt er eine würdige Rolle, läßt ſich aber von jener Geſellſchaft nicht abſondern. Einen Ausweg glaubte ich jedoch gefunden zu haben: ich wollte das Leben ſchreiben wie einen erſten Band, der einen zweiten nothwendig macht, auf den auch ſchon vorbereitend gedeutet wird; überall ſollten Verzahnungen ſtehen bleiben, damit Jedermann bedaure, daß ein frühzeitiger Tod den Baumeiſter verhindert habe, ſein Werk zu vollenden. Für mich war dieſe Bemühung nicht unfruchtbar; denn wie das Studium zu Berlichingen und Egmont mir tiefere Einſicht in das fünfzehnte und ſechzehnte Jahrhundert gewährte, ſo mußte mir dieß Mal die Verworrenheit des ſiebenzehnten ſich mehr, als ſonſt vielleicht geſchehen wäre, entwickeln.

Ende 1779 fällt die zweite Schweizer-Reiſe. Aufmerkſamkeit auf äußere Gegenſtände, Anordnung und Leitung unſerer geſelligen Irrfahrt ließen wenig Productivität aufkommen. Uebriggeblieben iſt davon als Denkmal: die Wanderung von Genf auf den Gotthard.

Die Rückreiſe, da wir wieder in die flüchtere Schweiz gelangten, ließ mich „Jery und Bätely“ erfinnen; ich ſchrieb das Gedicht ſogleich und konnte es völlig fertig mit nach Deutſchland nehmen. Die Gebirgsluft, die darinnen weht, empfinde ich noch, wenn mir die Geſtalten auf Bühnenbrettern zwiſchen Leinwand und Pappenfelſen entgegentreten.

Bis 1786.

Die Anfänge „Wilhelm Meiſters“ hatten lange geruht. Sie entſprangen aus einem dunkeln Vorgefühl der großen Wahrheit: daß der Menſch oft Etwas verſuchen möchte, wozu ihm Anlage von der Natur verſagt iſt, unternehmen und ausüben möchte, wozu ihm Fertigkeit nicht werden kann; ein inneres Gefühl warnt ihn abzuſtehen; er kann aber mit ſich nicht in's Klare kommen, und wird auf falſchem Wege zu falſchem Zwecke getrieben, ohne daß er weiß, wie es zugeht. Hierzu kann Alles gerechnet werden, was man falſche Tendenz, Dilettantismus u. ſ. w. genannt hat. Geht ihm hierüber von Zeit zu Zeit ein halbes Licht auf, ſo entſteht ein Gefühl, das an Verzweiflung grenzt; und doch läßt er ſich wieder gelegentlich von der Welle, nur halb widerſtrebend, fortreißen. Gar Viele vergeuden hierdurch den ſchönſten Theil ihres Lebens und verfallen zuletzt in wunderſamen Trübſinn. Und doch iſt es möglich, daß alle die falſchen Schritte zu einem unſchätzbaren Guten hinführen: eine Ahnung, die ſich im Wilhelm Meiſter immer mehr entfaltet, aufklärt und beſtätigt, ja ſich zuletzt mit klaren Worten ausſpricht: „Du kommſt mir vor, wie Saul, der Sohn Kis, der ausging, ſeines Vaters Eſelinnen zu ſuchen, und ein Königreich fand.“

Wer die kleine Oper: „Scherz, Liſt und Rache“ mit Nachdenken leſen mag, wird finden, daß dazu mehr Aufwand als billig gemacht worden. Sie beſchäftigte mich lange Zeit; ein dunkler Begriff des Intermezzo verführte mich, und zugleich die Luſt, mit Sparſamkeit und Kargheit in einem engen Kreiſe viel zu wirken. Dadurch häuften ſich aber die Muſik-Stücke dergeſtalt, daß drei Perſonen ſie nicht zu leiſten vermögen. Sodann hat der feine Betrug, wodurch ein geiziger Pedant myſtificirt wird, für einen rechtlichen Deutſchen keinen Reiz, wenn Italiener und Franzoſen ſich daran wohl ergetzen möchten; bei uns aber kann die Kunſt den Mangel des Gemüths nicht leicht entſchuldigen. Noch einen Grundfehler hat das Singſpiel, daß drei Perſonen, gleichſam eingeſperrt, ohne die Möglichkeit eines Chors, dem Componiſten ſeine Kunſt zu entwickeln und den Zuhörer zu ergetzen, nicht genugſame Gelegenheit geben. Deſſen ungeachtet hatte mir mein Landsmann Kayſer, in Zürich ſich aufhaltend, durch ſeine Compoſition manchen Genuß verſchafft, viel zu denken gegeben und ein gutes Zugrundverhältniß, welches ſich nachher in Rom erneuerte, immerfort lebendig erhalten.

Die „Vögel“ und andere verloren gegangene Feſtſpiele für Ettersburg mögen hier noch ge-

nannt werden. Die zwei Acte von „Egmont“ wurden 1785 geſchrieben. Zu Ende dieſer Epoche reifte der Entſchluß, meine ſämmtlichen Arbeiten bei Göſchen herauszugeben. Die Redaction der vier erſten Bände war Michael 1786 vollendet.

1787 bis 1788.

Die vier letzten Bände ſollten ſodann nur meiſtens angriffe und unvollendete Arbeiten enthalten; auf Herder's Anregung jedoch wird deren fernere Bearbeitung unternommen. Von Ausführung des Einzelnen findet ſich viel in den zwei Bänden der Italieniſchen Reiſe. „Iphigenie“ ward abgeſchloſſen noch vor der Sicilianiſchen Fahrt. Als ich, bei meiner Rückkehr nach Rom, „Egmont“ bearbeitete, fiel mir auf, in den Zeitungen leſen zu müſſen, daß in Brüſſel die Scenen, die ich geſchildert, ſich faſt wörtlich erneuerten, ſo daß auch hier die poetiſche Anticipation wieder in Betracht kam. In die eigentliche Italieniſche Opern-Form und ihre Vortheile hatte ich mich, bei meinem Aufenthalte in dem muſicaliſchen Lande, recht eingedacht und eingeübt; deßhalb unternahm ich mit Vergnügen, „Claudine von Villa Bella“ metriſch zu bearbeiten, ingleichen „Erwin und Elmire“, und ſie dem Componiſten zu freudiger Behandlung entgegen zu führen. Nach der Rückkehr aus Italien im Jahr 1788 wurde „Taſſo“ erſt abgeſchloſſen, aber die Ausgabe bei Göſchen dem Publicum vollſtändig überliefert.

1789.

Kaum war ich in das Weimar'ſche Leben und die dortigen Verhältniſſe, bezüglich auf Geſchäfte, Studien und litterariſche Arbeiten, wieder eingerichtet, als ſich die Franzöſiſche Revolution entwickelte und die Aufmerkſamkeit aller Welt auf ſich zog. Schon im Jahr 1785 hatte die Halsbandgeſchichte einen unausſprechlichen Eindruck auf mich gemacht. In dem unſittlichen Stadt-, Hof- und Staatsabgrunde, der ſich hier eröffnete, erſchienen mir die gräulichſten Folgen geſpenſterhaft, deren Erſcheinung ich geraume Zeit nicht loswerden konnte; wobei ich mich ſo ſeltſam benahm, daß Freunde, unter denen ich mich eben auf dem Lande aufhielt, als die erſte Nachricht hiervon zu uns gelangte, mir nur ſpät, als die Revolution längſt ausgebrochen war, geſtanden, daß ich ihnen damals wie wahnſinnig vorgekommen ſei. Ich verfolgte den Proceß mit großer Aufmerkſamkeit, bemühte mich in Sicilien um Nachrichten von Caglioſtro und ſeiner Familie, und verwandelte zuletzt, nach gewohnter Weiſe, um alle Betrachtungen los zu werden, das ganze Ereigniß unter dem Titel: „der Groß-Cophta“, in eine Oper, wozu der Gegenſtand vielleicht beſſer als zu einem Schauſpiele gelangt hätte. Capell-Meiſter Reichardt griff ſogleich ein, componirte mehreres Einzelne, als: die Baß-Arie: „Laſſet Gelehrte ſich zanken und ſtreiten ꝛc.“ „Geh', gehorche meinen Winken ꝛc.“

Dieſe reine Opern-Form, welche vielleicht die günſtigſte aller dramatiſchen bleibt, war mir ſo eigen und geläufig geworden, daß ich manchen Gegenſtand darin behandelte. Ein Singſpiel: „die ungleichen Hausgenoſſen“, war ſchon ziemlich weit gediehen. Sieben handelnde Perſonen, die aus Familien-Verhältniß, Wahl, Zufall, Gewohnheit auf einem Schloß zuſammen verweilten, aber von Zeit zu Zeit ſich daſelbſt verſammelten, waren deßhalb dem Ganzen vortheilhaft, weil ſie die verſchiedenſten Charactere bildeten, in Wollen und Können, Thun und Laſſen völlig einander entgegenſtanden, entgegenwirkten und doch einander nicht loswerden konnten. Arien, Lieder, mehrſtimmige Partien daraus vertheilte ich nachher in meine lyriſchen Sammlungen und machte dadurch jede Wiederaufnahme der Arbeit ganz unmöglich.

Gleich nach meiner Rückkunft aus Italien machte mir eine andere Arbeit viel Vergnügen. Seit Sterne's unnachahmliche ſentimentale Reiſe den Ton gegeben und Nachahmer geweckt, waren Reiſebeſchreibungen faſt durchgängig den Gefühlen und Anſichten des Reiſenden gewidmet. Ich dagegen hatte die Maxime ergriffen, mich ſoviel als möglich zu verläugnen und das Object ſo rein, als nur zu thun wäre, in mich aufzunehmen. Dieſen Grundſatz befolgte ich getreulich, als ich dem Römiſchen Carneval beiwohnte. Ausführlich ward ein Schema aller Vorkommenheiten aufgeſetzt, auch feſtigten gefällige Künſtler characteriſtiſche Masken-Zeichnungen. Auf dieſe Vorarbeiten gründete ich meine Darſtellung des Römiſchen Carneval's, welche, gut aufgenommen, geiſtreiche Menſchen veranlaßte, auf ihren Reiſen gleichfalls das Eigenthümlichſte der Völkerſchaften und Verhältniſſe klar und rein auszudrücken, worin ich nur den talentvollen, früh verſtorbenen Friedrich Schulz nennen und ſeine Beſchreibung eines Polniſchen Reichstags in Erinnerung bringen will.

1790.

Meine frühern Verhältniſſe zur Univerſität Jena, wodurch wiſſenſchaftliche Bemühungen angeregt und begünſtigt worden, ſuchte ich ſogleich wieder anzuknüpfen. Die dortigen Muſeen fernerhin, unter Mitwirkung vorzüglicher ſachkundiger Männer, vermehrt aufzuſtellen, zu ordnen und zu erhalten, war eine ſo ange-

nehme als lehrreiche Beſchäftigung, und ich fühlte mich bei'm Betrachten der Natur, bei'm Studium einer weit umhergreifenden Wiſſenſchaft für den Mangel an Kunſtleben einiger Maßen entſchädigt. „Die Metamorphoſe der Pflanzen" ward als Herzenserleichterung geſchrieben. Indem ich ſie abdrucken ließ, hoffte ich ein Specimen pro loco den Wiſſenden darzulegen. Ein botaniſcher Garten ward vorbereitet.

Maleriſche Farbengebung war zu gleicher Zeit mein Augenmerk; und als ich auf die erſten phyſiſchen Elemente dieſer Lehre zurückging, entdeckte ich zu meinem großen Erſtaunen: die Newton'ſche Hypotheſe ſei falſch und nicht zu halten. Genaueres Unterſuchen beſtätigte mir nur meine Ueberzeugung, und ſo war mir abermals eine Entwickelungskrankheit eingeimpft, die auf Leben und Thätigkeit den größten Einfluß haben ſollte.

Angenehme, häuslichgeſellige Verhältniſſe gaben mir Muth und Stimmung, die „Römiſchen Elegien" aufzuarbeiten und zu redigiren. Die „Venetianiſchen Epigramme" gewann ich unmittelbar darauf. Ein längerer Aufenthalt in der wunderbaren Waſſerſtadt, erſt in Erwartung der von Rom zurückkehrenden Herzogin Amalia, ſodann aber ein längeres Verweilen daſelbſt im Gefolge dieſer, Alles um ſich her, auswärts und zu Hauſe, belebenden Fürſtin, brachten mir die größten Vortheile. Eine hiſtoriſche Ueberſicht der unſchätzbaren Venetianiſchen Schule ward mir anſchaulich, als ich erſt allein, ſodann aber mit den Römiſchen Freunden, Heinrich Meyer und Bury, nach Anleitung des höchſt ſchätzbaren Werkes: Della pittura Veneziana 1771, von den damals noch unverrückten Kunſtſchätzen, inſofern ſie die Zeit verſchont hatte, und wie man ſie zu erhalten und herzuſtellen ſuchte, vollſtändige Kenntniß nahm.

Die verehrte Fürſtin mit dem ganzen Gefolge beſuchte Mantua und ergetzte ſich an dem Uebermaß dortiger Kunſtſchätze. Meyer ging nach ſeinem Vaterlande, der Schweiz, Bury nach Rom zurück; die weitere Reiſe der Fürſtin gab Genuß und Einſicht.

Kaum nach Hauſe gelangt, ward ich nach Schießen gefordert, wo eine bewaffnete Stellung zweier großer Mächte den Congreß von Reichenbach begünſtigte. Erſt gaben Cantonirungs-Quartiere Gelegenheit zu einigen Epigrammen, die hier und da eingeſchaltet ſind. In Breslau hingegen, wo ein ſoldatiſcher Hof und zugleich der Adel einer der erſten Provinzen des Königreichs glänzte, wo man die ſchönſten Regimenter ununterbrochen marſchiren und manövriren ſah, beſchäftigte mich unaufhörlich, ſo wunderlich es auch klingen mag, die vergleichende Anatomie, weßhalb, mitten in der bewegteſten Welt, ich als Einſiedler in mir ſelbſt abgeſchloſſen lebte. Dieſer Theil des Natur-Studiums war ſonderbarlich angeregt worden. Als ich nämlich auf den Dünen des Lido, welche die Venetianiſchen Lagunen von dem Adriatiſchen Meere ſondern, mich oftmals erging, fand ich einen ſo glücklich geborſtenen Schafſchädel, der mir nicht allein jene große, früher von mir erkannte Wahrheit: die ſämmtlichen Schädelknochen ſeien aus verwandelten Wirbelknochen entſtanden, abermals beſtätigte, ſondern auch den Uebergang innerlich ungeformter, organiſcher Maſſen, durch Aufſchluß nach außen, zu fortſchreitender Veredelung höchſter Bildung und Entwickelung in die vorzüglichſten Sinneswerkzeuge vor Augen ſtellte, und zugleich meinen alten, durch Erfahrung beſtärkten Glauben wieder auffriſchte, welcher ſich feſt darauf begründet, daß die Natur kein Geheimniß habe, was ſie nicht irgendwo dem aufmerkſamen Beobachter nackt vor die Augen ſtellt.

Da ich nun aber einmal mitten in der bewegteſten Lebensumgebung zum Knochenbau zurückgekehrt war, ſo mußte meine Vorarbeit, die ich auf den Zwiſchenknochen vor Jahren verwendet, abermals rege werden. Loder, deſſen unermüdliche Theilnahme und Einwirkung ich immerfort zu rühmen habe, gedenkt derſelben in ſeinem anatomiſchen Handbuch von 1788. Da aber die dazu gehörige kleine Abhandlung, Deutſch und Lateiniſch, noch unter meinen Papieren liegt, ſo erwähne ich kürzlich nur ſo viel: Ich war völlig überzeugt, ein allgemeiner, durch Metamorphoſe ſich erhebender Typus gehe durch die ſämmtlichen organiſchen Geſchöpfe durch, laſſe ſich in allen ſeinen Theilen auf gewiſſen mittlern Stufen gar wohl beobachten und müſſe auch noch da anerkannt werden, wenn er ſich auf der höchſten Stufe der Menſchheit in's Verborgene beſcheiden zurückzieht.

Hierauf waren alle meine Arbeiten, auch die in Breslau, gerichtet; die Aufgabe war indeſſen ſo groß, daß ſie in einem zerſtreuten Leben nicht gelöſ't werden konnte.

Eine Luftfahrt nach den Salinen von Wieliczka und ein bedeutender Gebirgs- und Landritt über Adersbach, Glatz u. ſ. w. unternommen, bereicherte mit Erfahrung und Begriffen. Einiges findet ſich aufgezeichnet.

1791.

Ein ruhiges, innerhalb des Hauſes und der Stadt zugebrachtes Jahr! Die freigelegenſte Wohnung, in welcher eine geräumige, dunkle Kammer einzurichten war, auch die anſtoßenden Gärten, woſelbſt im Freien Verſuche jeder Art

angeſtellt werden konnten, veranlaßten mich, den chromatiſchen Unterſuchungen ernſtlich nachzuhängen. Ich bearbeitete vorzüglich die prismatiſchen Erſcheinungen; und indem ich die ſubjectiven derſelben in's Unendliche vermannigfaltigte, ward ich fähig, das erſte Stück optiſcher Beiträge herauszugeben, die mit ſchlechtem Dank und hohlen Redensarten der Schule bei Seite geſchoben wurden.

Damit ich aber doch von dichteriſcher und äſthetiſcher Seite nicht allzu kurz käme, übernahm ich mit Vergnügen die Leitung des Hof-Theaters. Eine ſolche neue Einrichtung ward veranlaßt durch den Abzug der Geſellſchaft Bellomo's, welche ſeit 1788 in Weimar geſpielt und angenehme Unterhaltung gegeben hatte. Sie war aus Ober-Deutſchland gekommen und man hatte ſich mit jenem Dialect im Dialog, um des guten Geſangs willen, befreundet. Nun waren die Stellen der Abziehenden deſto leichter zu erſetzen, weil man die Theater von ganz Deutſchland zur Auswahl vor ſich ſah. Breslau und Hannover, Prag und Berlin ſendeten uns tüchtige Mitglieder, die ſich in kurzer Zeit in einander einſpielten und einſprachen und gleich von Anfang viele Zufriedenheit gewährten. Sodann blieben auch von jener abziehenden Geſellſchaft verdienſtvolle Individuen zurück, von welchen ich nur den unvergeßlichen Malcolmi nennen will. Kurz vor der Veränderung ſtarb ein ſehr ſchätzbarer Schauſpieler, Neumann; er hinterließ uns eine vierzehnjährige Tochter, das liebenswürdigſte, natürlichſte Talent, das mich um Ausbildung anflehte.

Nur wenig Vorſtellungen zum Eintritt wurden in Weimar gegeben. Die Geſellſchaft hatte einen großen Vortheil, Sommers in Lauchſtädt zu ſpielen; ein neues Publicum, aus Fremden, aus dem gebildeten Theil der Nachbarſchaft, den kenntnißreichen Gliedern einer nächſtgelegenen Academie und leidenſchaftlich fordernden Jünglingen zuſammengeſetzt, ſollten wir befriedigen. Neue Stücke wurden nicht eingelernt, aber die ältern durchgeübt; und ſo kehrte die Geſellſchaft mit friſchem Muthe im October nach Weimar zurück. Mit der größten Sorgfalt behandelte man nun die Stücke jeder Art; denn bei der neu zuſammentretenden Geſellſchaft mußte Alles neu eingelernt werden.

Gar ſehr begünſtigte mich jene Neigung zur muſicaliſchen Poeſie. Ein unermüdlicher Concert-Meiſter, Kranz, und ein immer thätiger Theater-Dichter, Vulpius, griffen lebhaft mit ein. Einer Anzahl Italieniſcher und Franzöſiſcher Opern eilte man Deutſchen Text unterzulegen, auch gar manchen ſchon vorhandenen zu beſſerer Singbarkeit umzuſchreiben. Die Partituren wurden durch ganz Deutſchland verſchickt. Fleiß und Luſt, die man hierbei aufgewendet, obgleich das Andenken völlig verſchwunden ſein mag, haben nicht wenig zur Verbeſſerung Deutſcher Opern-Texte mitgewirkt.

Dieſe Bemühungen theilte der aus Italien mit gleicher Vorliebe zurückkehrende Freund, von Einſiedel, und ſo waren wir von dieſer Seite auf mehrere Jahre geborgen und verſorgt. Und da die Oper immer, ein Publicum anzuziehen und zu ergetzen, das ſicherſte und bequemſte Mittel bleibt, ſo konnten wir, von dieſer Seite beruhigt, dem recitirenden Schauſpiel deſto reinere Aufmerkſamkeit widmen. Nichts hinderte dieſes auf eine würdige Weiſe zu behandeln und von Grund aus zu beleben.

Bellomo's Repertorium war ſchon von Bedeutung. Ein Director ſpielt Alles, ohne zu prüfen; was fällt, hat doch einen Abend ausgefüllt; was bleibt, wird ſorgfältig benutzt. Dittersdorf'ſche Opern, Schauſpiele aus Iffland's beſſer Zeit fanden wir und brachten ſie nach. „Die theatraliſchen Abenteuer", eine immer erfreuliche Oper, mit Cimaroſa's und Mozart's Muſik, ward noch vor Ende des Jahrs gegeben; „König Johann" aber von Shakeſpeare war unſer größter Gewinn. Chriſtiane Neumann als Arthur, von mir unterrichtet, that wundervolle Wirkung; alle die Uebrigen mit ihr in Harmonie zu bringen, mußte meine Sorge ſein. Und ſo verfuhr ich von vorneherein, daß ich in jedem Stück den Vorzüglichſten zu bemerken und ihm die Andern anzunähern ſuchte.

1792.

So war der Winter hingegangen und das Schauſpiel hatte ſchon einige Conſiſtenz gewonnen. Wiederholung früherer, werthvoller und beliebter Stücke, Verſuche mit aller Art von neuern gaben Unterhaltung und beſchäftigten das Urtheil des Publicums, welches denn die damals neuen Stücke aus Iffland's höchſter Epoche mit Vergnügen anzuſchauen ſich gewöhnte. Auch Kotzebue's Productionen wurden ſorgfältig aufgeführt und, inſofern es möglich war, auf dem Repertorium erhalten.

Dittersdorf's Opern, dem jugenden Schauſpieler leicht, dem Publicum anmuthig, wurden mit Aufmerkſamkeit gegeben; Hagemann'ſche und Hagemeiſter'ſche Stücke, obgleich hohl, doch für den Augenblick Theilnahme erregend und Unterhaltung gewährend, nicht verſchmäht. Bedeutendes aber geſchah, als wir ſchon zu Anfange des Jahrs Mozart's „Don Juan" und bald darauf „Don Carlos" von Schiller aufführen konnten. Ein lebendiger Vortheil entſprang aus dem Beitritt des jungen Vohs zu unſerm Theater. Er war von der Natur höchſt

begünstigt und erhielten eigentlich jetzt erst als bedeutender Schauspieler.

Das Frühjahr belebte meine dramatischen Arbeiten; ich verfaßte das zweite Stück der epischen Beiträge und gab es, von einer Tafel begleitet, heraus. In der Mitte des Sommers ward ich abermals in's Feld berufen; dieß Mal zu ernstern Scenen. Ich eilte über Frankfurt, Mainz, Trier und Luxemburg nach Longwi, welches ich den 28. August schon eingenommen fand; von da zog ich mit bis Malmy, sowie auch zurück bis Trier; sodann, um die unendliche Verwirrung der Heerstraße zu vermeiden, die Mosel herab nach Coblenz. Mancherlei Naturerfahrungen schlangen sich, für den Aufmerksamen, durch die bewegten Kriegsereignisse. Einige Theile von Fischer's physicalischem Wörterbuche begleiteten mich; manche Langeweile stockender Tage betrog ich durch fortgesetzte dramatische Arbeiten, wozu mich die schönsten Erfahrungen in freier Welt aufregten, wie sie keine dunkle Kammer, kein Löchlein im Laden geben kann. Papiere, Acten und Zeichnungen darüber häuften sich.

Bei meinem Besuch in Mainz, Düsseldorf und Münster konnte ich bemerken, daß meine alten Freunde mich nicht recht wieder erkennen wollten, wovon uns in Huber's Schriften ein Wahrzeichen übriggeblieben, dessen psychische Entwickelung gegenwärtig nicht schwer fallen sollte.

1793.

Eben dieser würdigen Art, alles Sentimentale zu verschmähen, sich an die unvermeidliche Wirklichkeit halb verzweifelnd hinzugeben, begegnete gerade Reinecke Fuchs als wünschenswerthester Gegenstand für eine zwischen Uebersetzung und Umarbeitung schwebende Behandlung. Meine dieser unheiligen Weltbibel gewidmete Arbeit gereichte mir zu Hause und auswärts zu Trost und Freude. Ich nahm sie mit zur Blocade von Mainz, der ich bis zum Ende der Belagerung beiwohnte; auch darf ich zu bemerken nicht vergessen, daß ich sie zugleich als Uebung im Hexameter vornahm, den wir freilich damals nur dem Gehör nachbildeten. Voß, der die Sache verstand, wollte, so lange Klopstock lebte, aus Pietät dem guten alten Herrn nicht in's Gesicht sagen, daß seine Hexameter schlecht seien; Das mußten wir Jüngern aber büßen, die wir von Jugend auf uns in jene Rhythmik eingeleiert hatten. Voß verlängerte selbst seine Uebersetzung der Odyssee, die wir verehrten, fand an seiner Luise auszusetzen, nach der wir uns bildeten; und so wußten wir nicht, welchem Heiligen wir uns widmen sollten.

Auch die Farbenlehre begleitete mich wieder an den Rhein und ich gewann in freier Luft, unter heiterm Himmel immer freiere Ansic[ht] über die mannigfaltigen Bedingungen, [un]ter denen die Farbe erscheint.

Diese Mannigfaltigkeit, verglichen mit [d]er beschränkten Fähigkeit des Gewahrwerden[s] Auffassens, Ordnens und Verbindens, [sch]ien mir die Nothwendigkeit einer Gesellschaft h[er]beizuführen. Eine solche dachte ich mir in al[l]ihren Gliedern, bezeichnete die verschieden[en] Obliegenheiten und deutete zuletzt an, wie m[an] auf eine gleichwirkende Art handelnd, bald[ig] zum Zweck kommen müßte. Diesen Aufsatz le[gte] ich meinem Schwager Schlosser vor, den ich n[ach] der Uebergabe von Mainz, dem siegreichen He[re] weiter folgend, in Heidelberg sprach. Ich wa[r] aber gar unangenehm überrascht, als dieser a[ls] Practicus mich herzlich auslachte und versicher[te] in der Welt überhaupt, besonders aber in d[em] lieben Deutschen Vaterlande, sei an eine rei[ne] gemeinsame Behandlung irgend einer wissen[-] schaftlichen Aufgabe nicht zu denken. Ich b[e]gegen, obgleich auch nicht mehr jung, widersp[ra]als ein Gläubiger, wogegen er mir Manch[es] umständlich voraussagte, welches ich dam[als] verwarf, in der Folge aber, mehr als bil[lig] probat gefunden habe.

Und so hielt ich für meine Person wenigst[ens] mich immer fest an diese Studien, wie an ein[en] Balken im Schiffbruch; denn ich hatte nun z[u] Jahre unmittelbar und persönlich das fürch[ter]liche Zusammenbrechen aller Verhältnisse [er]lebt. Ein Tag im Haupt-Quartiere zu Pe[t] und ein Tag in dem wieder eroberten Ma[in]waren Symbole der gleichzeitigen Weltgeschi[ch]te, wie sie es noch jetzt Demjenigen bieten, [der] sich synchronistisch jener Tage wieder zu er[in]nern sucht.

Einem thätigen, productiven Geiste, ein[em] wahrhaft vaterländisch gesinnten und einh[ei]mische Litteratur beförderaden Manne w[ird] man es zu Gute halten, wenn ihn der Umf[ang] alles Vorhandenen schreckt, ohne daß die m[in]deste Ahnung zu ihm spräche, was denn Beste[s] ja nur Anderes daraus erfolgen solle. M[an] wird ihm beistimmen, wenn es ihn verdrie[ßt], daß dergleichen Influenzen sich auch Deutschla[nd] erstrecken, und verrückte, ja unwürdige Perso[nen] das Heft ergreifen. In diesem Sinne war [...] „Bürger-General" geschrieben, ingleichen [...] „Aufgeregten" entworfen, sodann die „Unt[er]haltungen der Ausgewanderten". Alles P[ro]ductionen, die dem ersten Ursprung, ja sog[ar] der Ausführung nach meist in dieses und [...] folgende Jahr gehören.

Der „Bürger-General" ward gegen Ende [...] 1793 in Weimar aufgeführt. Ein im Fach [...] Schauspiele höchst gewandter Schauspieler, [...] war erst zu unserm Theater getreten, auf dess[en]

Talent und Humor vertrauend, ich eigentlich die Rolle schrieb.

Er und der Schauspieler Malcolmi gaben ihre Rollen auf's Vollkommenste; das Stück ward wiederholt, aber die Ungeheuer dieser lustigen Gespenster waren zu furchtbar, als daß nicht selbst die Scheinbilder hätten beängstigen sollen.

Neu und frisch traten die Schauspieler Graff und Haide mit einiger Vorbildung zu unserm Vereine; die Eheleute Porth brachten uns eine liebenswürdige Tochter, die in muntern Rollen durchaus erfreulich wirkte und noch jetzt unter dem Namen Vohs bei allen Theater-Freunden geschätzt und beliebt ist.

1791.

Von diesem Jahre durft' ich hoffen, es werde mich gegen die vorigen, in welchen ich viel entbehrt und gelitten, durch mancherlei Thätigkeit zerstreuen, durch mancherlei Freundlichkeit erquicken; und ich bedurfte Dessen gar sehr.

Denn persönlicher Zeuge höchst bedeutender und die Welt bedrohender Umwendungen gewesen zu sein, das größte Unglück, was Bürgern, Bauern und Soldaten begegnen kann, mit Augen gesehen, ja solche Zustände getheilt zu haben, gab die traurigste Stimmung.

Doch wie sollte man sich erholen, da uns die ungeheuern Bewegungen innerhalb Frankreichs jeden Tag beängstigten und bedrohten. Im vorigen Jahre hatten wir den Tod des Königs und der Königinn bedauert; in diesem das gleiche Schicksal der Prinzessinn Elisabeth. Robespierre's Greuelthaten hatten die Welt erschreckt; und der Sinn für Freude war so verloren, daß Niemand über dessen Untergang zu jauchzen sich getraute, am Wenigsten, da die äußern Kriegsthaten der im Innersten aufgeregten Nation unaufhaltsam vorwärtsdrängten, ringsumher die Welt erschütterten und alles Bestehende mit Umschwung, wo nicht mit Untergang bedrohten.

Indeß lebte man doch in einer traumartigen, schüchternen Sicherheit im Norden und beschwichtigte die Furcht durch eine halbgegründete Hoffnung auf das gute Verhältniß Preußens zu den Franzosen.

Bei großen Begebenheiten, ja selbst in der äußersten Bedrängniß, kann der Mensch nicht unterlassen, mit Waffen des Wortes und der Schrift zu kämpfen. So machte ein Deutsches Heft großes Aufsehen: Aufruf an alle Völker Europens; es sprach den siedenden Haß gegen die Franzosen aus, in dem Augenblicke, da sich die ungebändigten Feinde mächtig gegen unsere Grenzen näherten. Um aber den Wechselstreit der Meinungen auf's Höchste zu treiben, setzten Französische revolutionäre Lieder im Stillen umher; sie gelangten auch zu mir durch Personen, denen man es nicht zugetraut hätte.

Der innere Zwiespalt der Deutschen, in Absicht auf Vertheidigung und Gegenwirkung, zeigte sich offenbar im Ganze der politischen Anstalten. Preußen, ohne sich über die Absicht näher auszusprechen, verlangte Verpflegung für seine Truppen; es erschien ein Aufgebot; Niemand aber wußte geben, noch sich gehörig waffnen und versehen. In Regensburg kam eine Union der Fürsten gegen Preußen zur Sprache, begünstigt von derjenigen Seite, welche Vergrößerungsabsichten in der einseitigen Friedensverhandlung vermuthete. Minister von Hardenberg versuchte dagegen die Reichsstände zu Gunsten seines Königs zu erregen und man schwankte in Hoffnung, einen Halbfreund der Franzosen zu gewinnen, auch wohl auf diese Seite. Wer sich indessen von den Zuständen Rechenschaft gab, mochte wohl im Innern sich gestehen, daß man sich mit eitlen Hoffnungen zwischen Furcht und Sorge nur hinhalte.

Die Oesterreicher zogen sich über den Rhein herüber, die Engländer in die Niederlande; der Feind nahm einen größern Raum ein und erwarb wichtigere Mittel. Die Nachrichten von Flüchtigen aller Orten vermehrten sich; und es war keine Familie, kein Freundeskreis, der nicht in seinen Gliedern wäre beschädigt worden. Man sendete mir aus dem südlichen und westlichen Deutschland, Schatzkästchen, Sparthaler, Kostbarkeiten mancher Art zum treuen Aufbewahren, die mich als Zeugniß großen Zutrauens erfreuten, während sie mir als Beweise einer bedrängten Nation traurig vor Augen standen.

Und so rückten denn auch, insofern ich in Frankfurt angesessen war, die Besorglichkeiten immer näher und näher. Der schöne bürgerliche Besitz, dessen meine Mutter seit dem Ableben meines Vaters sich erfreute, ward ihr schon seit dem frühern Anfang der Feindseligkeiten zur Last, ohne daß sie sich es zu bekennen getraute; doch hatte ich bei meinem vorjährigen Besuch sie über ihren Zustand aufgeklärt und aufgemuntert, sich solcher Bürde zu entledigen. Aber gerade in dieser Zeit war unerläßlich zu thun, was man für nothwendig hielt.

Ein bei unsern Lebzeiten gewachsenes, bürgerlich bequemes und anständiges Haus, ein wohlversorgter Keller, Hausgeräth aller Art und der Zeit nach von gutem Geschmack, Bücherssammlungen, Gemälde, Kupferstiche und Landkarten, Alterthümer, kleine Kunstwerke und Curiositäten, gar manches Merkwürdige, das mein Vater aus Liebhaberei und Neugierde bei guter Gelegenheit um sich versammelt hatte: es stand Alles da und noch beisammen; es griff

Mephistopheles tritt auf.

Mephistopheles.

Der Grasaff'! ist er weg?

Faust.

Hast wieder spionirt?

Mephistopheles.

Ich hab's ausführlich wohl vernommen.
Herr Doctor wurden da katechisirt;
Hoff' es soll Ihnen wohl bekommen.
Die Mädels sind doch sehr interessirt,
Ob einer fromm und schlicht nach altem Brauch.
Sie denken, buckt er da, folgt er uns eben auch.

Faust.

Du, Ungeheuer, siehst nicht ein,
Wie diese treue liebe Seele
Von ihrem Glauben voll,

durch Ort und Stellung gar bequem und nachbarlich in einander und hatte zusammen nur eigentlich seinen herkömmlichen Werth. Dachte man sich, daß es sollte vertheilt und zerstreut werden, so mußte man fürchten, es verschleudert und verloren zu sehen.

Auch merkte man bald, indem man sich mit Freunden berieth, mit Mäklern unterhandelte, daß in der jetzigen Zeit ein jeder Verkauf, selbst ein unvortheilhafter, sich verspäten müsse. Doch der Entschluß war einmal gefaßt, und die Aussicht auf eine lebenslängliche Miethe in einem schön gelegenen, obgleich erst neu zu erbauenden Hause gab der Einbildungskraft meiner guten Mutter eine heitere Stimmung, die ihr manches Unangenehme der Gegenwart ertragen half.

Schwankende Gerüchte vom An- und Eindringen der Feinde verbreiteten schreckenvolle Unsicherheit. Handelsleute schafften ihre Waaren fort, mehrere das beweglich Kostbare; und so wurden auch viele Personen aufgeregt, an sich selbst zu denken. Die Unbequemlichkeit einer Auswanderung und Ortsveränderung stritt mit der Furcht vor einer feindlichen Behandlung; auch ward mein Schwager Schlosser in diesem Strudel mit fortgerissen. Mehrmals bot ich meiner Mutter einen ruhigen Aufenthalt bei mir an, aber sie fühlte keine Sorge für ihre eigene Persönlichkeit; sie bestärkte sich in ihrem altteſtamentlichen Glauben und durch einige, zur rechten Zeit ihr begegnende Stellen aus den Psalmen und Propheten in der Neigung zur Vaterstadt, mit der sie ganz eigentlich zusammengewachsen war; weshalb sie denn auch nicht einmal einen Besuch zu mir unternehmen wollte.

Sie hatte ihr Bleiben an Ort und Stelle entschieden ausgesprochen, als Frau von la Roche sich bei Wieland anmeldete und ihn dadurch in die größte Verlegenheit setzte. Hier waren wir nun in dem Fall, ihm und uns einen Freundschaftsdienst zu erweisen. Angst und Sorge hatten mir schon genug; dazu aber noch obendrein die Wehklage zu erdulden, schien ganz unmöglich. Gewandt in solchen Dingen, wußte meine Mutter, selbst so Vieles ertragend, auch ihre Freundin zu beschwichtigen und sich dadurch unsern größten Dank zu verdienen.

Sömmering mit seiner trefflichen Gattinn hielt es in Frankfurt aus, die fortwährende Unruhe zu ertragen. Jacobi war aus Pempelfort nach Wandsbeck geflüchtet; die Seinigen hatten andere Orte der Sicherheit gesucht. Max Jacobi war in meiner Nähe, als der Medicin Beflissener in Jena.

Das Theater, wenn es mich auch nicht ergötzte, unterhielt mich doch in fortwährender Beschäftigung; ich betrachtete es als eine Lehranstalt zur Kunst mit Heiterkeit, ja als ein Symbol des Welt- und Geschäftslebens, wo es auch nicht immer sanft hergeht und ertragen was es Unerfreuliches haben mochte.

Schon zu Anfang des Jahres konnte die „Zauberflöte" gegeben werden, bald darauf „Richard Löwenherz", und Dieß wollte zu jener Zeit, unter den gegebenen Umständen, schon Etwas heißen. Dann kamen einige bedeutende Iffland'sche Schauspiele an die Reihe und unser Personal lernte sich immer besser und reiner in diese Vorträge finden. Das Repertorium war schon ansehnlich; daher denn kleinere Stücke, wenn sie sich auch nicht hielten, immer einige Mal als Neuigkeit gelten konnten. Die Schauspielerinn Beck, welche in diesem Jahre auftrat, füllte das in Iffland'schen und Kotzebue'schen Stücken wohlbedachte Fach gutmüthiger und bösartiger Mütter, Schwestern, Tanten und Schließerinnen ganz vollkommen aus. Vohs hatte die höchst anmuthige, zur Gurli geschaffene Port geheirathet und es blieb in dieser mittlern Region wenig zu wünschen übrig. Die Gesellschaft spielte den Sommer über einige Monate in Lauchstädt, daher man wie immer den doppelten Vortheil zog, daß eingelernte Stücke fortgeübt wurden, ohne dem Weimar'schen Publicum verdrießlich zu fallen.

Nunmehr gegen Jena und die dortigen Lehrbühnen die Aufmerksamkeit lenkend, erwähne ich Folgendes:

Nach Reinhold's Abgang, der mit Recht als ein großer Verlust für die Academie erschien, war mit Kühnheit, ja Verwegenheit, an seine Stelle Fichte berufen worden, der in seinen Schriften sich mit Großheit, aber vielleicht nicht ganz gehörig über die wichtigsten Sitten- und Staatsgegenstände erklärt hatte. Es war eine der tüchtigsten Persönlichkeiten, die man je gesehen und an seinen Gesinnungen in höherm Betracht Nichts auszusetzen. Aber wie hätte er mit der Welt, die er als seinen erschaffenen Besitz betrachtete, gleichen Schritt halten sollen?

Da man ihm die Stunden, die er zu öffentlichen Vorlesungen benutzen wollte, an Werkeltagen verkümmert hatte, so unternahm er Sonntags Vorlesungen, deren Einleitung Hindernisse fanden. Kleine und größere daraus entspringende Widerwärtigkeiten waren kaum, nicht ohne Unbequemlichkeit der obern Behörden, getilgt und geschlichtet, als uns dessen Aeußerungen über Gott und göttliche Dinge, über die man freilich besser ein tiefes Stillschweigen beobachtet, von außen beschwerende Anregungen zuzogen. In Ehrfachen wußte man von gewissen Stellen der Fichte'schen Zeitschrift nicht das Beste denken und freilich hatte man alle Mühe, Dasjenige, was in Worten etwas stark verfaßt war, durch andere Worte leidlich auszu-

legen, zu mildern und, wo nicht gutend, doch verzeihlich zu machen.

Professor Göttling, der nach einer freisinnigen Bildung durch wissenschaftliche Reisen unter die Allerersten zu zählen ist, die den allerdings hohen Begriff der neuern französischen Chemie in sich aufnahmen, trat mit der Entdeckung hervor, daß Phosphor auch in Stickluft brenne. Die deshalb entstehenden Hin- und Widerversuche beschäftigten uns eine Zeit lang.

Geheimerath Voigt, ein getreuer Mitarbeiter auch im mineralogischen Felde, kam von Carlsbad zurück und brachte sehr schöne Topase, theils in größern Massen, theils deutlich crystallisirt, womit wir späterhin, als dergleichen seltener vorkamen, gar manchen Liebhaber erfreuen konnten.

Alexander von Humboldt, längst erwartet, von Baireuth ankommend, nöthigte uns in's Allgemeinere der Naturwissenschaft. Sein älterer Bruder, gleichfalls in Jena gegenwärtig, ein klares Interesse nach allen Seiten hin richtend, theilte Streben, Forschen und Unterricht.

Zu bemerken ist, daß Hofrath Loder eben die Bänderlehre las, den höchst wichtigen Theil der Anatomie; denn was vermittelt wohl Muskeln und Knochen als die Bänder? Und doch ward durch eine besondere Verrücktheit der medicinischen Jugend gerade dieser Theil vernachlässigt. Wir Genannten, mit Freund Meyer, wandelten des Morgens im tiefsten Schnee, um in einem fast leeren anatomischen Auditorium diese wichtige Verknüpfung auf's Deutlichste nach den genauesten Präparaten vorgetragen zu sehen.

Der treffliche, immerfort thätige, selbst die kleinsten Nachhülfen seines Bestrebens nicht verschmähende Batsch ward in diesem Jahre in einen mäßigen Theil des obern Fürstengartens zu Jena eingesetzt. Da aber ein dort angestellter, auf Nutzung angewiesener Hofgärtner im Hauptbesitz blieb, so gab es manche Unannehmlichkeiten, welche zu beseitigen man dieß Mal nur Pläne für die Zukunft machen konnte.

Auch in diesem Jahre, gleichsam zu guter Vorbedeutung, ward die Nachbarschaft des grünenden Gartens heiterer und freundlicher. Ein Theil der Stadtmauer war eingefallen und um die Kosten der Wiederherstellung zu vermeiden, beschloß man die Ausfüllung des Grabens an dieser Stelle; dann sollte die gleiche Operation sich auf den übrigen Theil nach und nach erstrecken.

Gegen die großen, immer gesteigerten Forderungen der Chromatik fühlte ich mehr und mehr meine Unzulänglichkeit. Ich ließ daher nicht ab, fortwährend Gemüthsfreunde heranzuziehen. Mit Schlosser gelang es mir nicht; denn selbst in den friedlichsten Zeiten würde er diesem Geschäft seine Aufmerksamkeit nicht zugewendet haben. Der sittliche Theil des menschlichen Wesens unterlag seinen Betrachtungen und von dem Innern zu dem Aeußern überzugehen ist schwerer, als man denkt. Sömmering dagegen setzte seine Theilnahme durch alle die verworrenen Schicksale fort. Griesbach war sein Eingreifen, förderend selbst sein Widerspruch; und wenn ich auf seine Mittheilungen recht aufmerkte, so sah ich immer weiter.

Von allen Unbilden dieses Jahres nahm die Natur ihrer Gewohnheit gemäß nicht die geringste Kenntniß. Alle Feldfrüchte geriethen herrlich, Alles reifte einen Monat früher, alles Obst gelangte zur Vollkommenheit, Apricosen und Pfirschen, Melonen und auch Cakanien boten sich dem Liebhaber reif und schmackhaft dar und selbst in der Reihe vortrefflicher Weinjahre finden wir 1794 mit aufgezählt.

Von litterarischen Arbeiten zu reden, so war der Reineke Fuchs nunmehr abgedruckt; allein die Unbilden, die aus Versendung der Frei-Exemplare sich immer hervorthun, blieben auch dieß Mal nicht aus. So verdarb eine Zufälligkeit mir die frische Theilnahme meiner Gothaischen Gönner und Freunde. Herzog Ernst hatte mir verschiedene physicalische Instrumente freundlichst geborgt, bei deren Rücksendung ich die Exemplare des Scherzgedichtes beipackte, ohne derselben in meinem Briefe zu erwähnen, ich weiß nicht, ob aus Uebereilung, oder eine Ueberraschung beabsichtigend. Genug, der mit solchen Geschäften Beauftragte des Fürsten war abwesend und die Kiste blieb lange Zeit unausgepackt; ich aber, eine theilnehmende Erwiederung so werther und sonst so pünctlicher Freunde mehrere Wochen entbehrend, machte mir tausend Grillen, bis endlich nach Eröffnung der Kiste nur Entschuldigungen, Anklagen, Bedauernisse, wiederholt ausgedrückt, mir statt einer heitern Aufnahme unglücklicher Weise zu Theil wurden.

Von der beurtheilenden Seite aber waren Voß's rhythmische Bemerkungen nicht trefflich; und ich mußte nur zufrieden sein, daß mein gutes Verhältniß zu den Freunden nicht gestört wurde, anstatt daß es sich hätte erhöhen und befestigen sollen. Doch setzte sich Alles bald wieder in's Gleiche: Prinz August fuhr mit seinen litterarischen Scherzen fort, Herzog Ernst gewährte mir ununterbrochen ein wohlgegründetes Vertrauen, indem ich besonders seiner Kunstliebhaberei gar manche angenehme Belehrung zuführte. Auch Voß konnte mit mir zufrieden sein, indem ich, auf seine Bemerkungen achtend, mich in der Folge nachgiebig und bildsam erwies.

Der Abdruck des ersten Bandes von „Wilhelm Meister" war begonnen; der Entschluß

eine Arbeit, an der ich noch ſoviel zu erinnern hatte, für fertig zu erklären, war endlich gefaßt; und ich war froh, den Anfang aus den Augen zu haben, wenn mich ſchon die Fortſetzung, ſowie die Ausſicht auf eine nunmehrige Beendigung, peinlich bedrängte. Die Nothwendigkeit aber iſt der beſte Rathgeber.

In England erſchien eine Ueberſetzung der Iphigenie; Unger druckte ſie nach; aber weder ein Exemplar des Originals noch der Copie iſt mir geblieben.

An dem Bergbaue zu Ilmenau hatten wir uns ſchon mehrere Jahre herumgequält; eine ſo wichtige Unternehmung iſolirt zu wagen, war nur einem jugendlichen, thätig frohen Uebermuth zu verzeihen. Innerhalb eines großen eingerichteten Bergweſens hätte ſie ſich fruchtbarer fortbilden können; allein mit beſchränkten Mitteln, fremden, obgleich ſehr tüchtigen, von Zeit zu Zeit herbeigerufenen Officianten konnte man zwar in's Klare kommen, dabei aber war die Ausführung weder umſichtig noch energiſch genug und das Werk, beſonders bei einer ganz unerwarteten Naturbildung, mehr als ein Mal im Begriff zu ſtocken.

Ein ausgeſchriebener Gewerkentag ward nicht ohne Sorge von mir und ſelbſt von meinem Collegen, dem geſchäftsgewandtern Geheimerath Voigt, mit einiger Bedenklichkeit bezogen; aber uns kam ein Succurs, von woher wir ihn niemals erwartet hätten. Der Zeitgeiſt, dem man ſoviel Gutes und ſoviel Böſes nachſagen hat, zeigte ſich als unſer Alliirter; einige der Abgeordneten fanden gerade gelegen, eine Art von Convent zu bilden, und ſich der Führung und der Leitung der Sache zu unterziehen. Anſtatt daß wir Commiſſarien alſo adhibirt hätten, die Litanei von Uebeln, zu der wir uns ſchon vorbereitet hatten, demüthig abzubeten, ward ſogleich beſchloſſen, daß die Repräſentanten ſelbſt ſich Punct für Punct an Ort und Stelle aufzuklären und ohne Vorurtheil in die Natur der Sache zu ſehen ſich bemühen ſollten.

Wir traten gern in den Hintergrund; und von jener Seite war man nachſichtiger gegen die Mängel, die man ſelbſt entdeckt hatte, zutraulicher auf die Hülfsmittel, die man ſelbſt erfand, ſo daß zuletzt Alles, wie wir es nur wünſchen konnten, beſchloſſen wurde. Und da es denn endlich an Geld nicht fehlen durfte, um dieſe weiſen Rathſchläge in's Werk zu ſetzen, ſo wurden auch die nöthigen Summen verwilligt und Alles ging mit Behaglichkeit auseinander.

Ein wunderſamer, durch verwickelte Schickſale nicht ohne ſeine Schuld verarmter Mann, hielt ſich durch meine Unterſtützung in Ilmenau unter fremdem Namen auf. Er war mir ſehr nützlich, da er mir in Bergwerks- und Steuerſachen durch unmittelbare Anſchauung, als gewandter, obgleich hypochondriſcher Geſchäftsmann, Mehreres überlieferte, was ich ſelbſt nicht hätte bis auf den Grad einſehen und mir zu eigen machen können.

Durch meine vorjährige Reiſe an den Nieder-Rhein hatte ich mich an Fritz Jacobi und die Fürſtinn Galizin mehr angenähert; doch blieb es immer ein wunderbares Verhältniß, deſſen Art und Weiſe ſchwer auszuſprechen und nur durch den Begriff der ganzen Claſſe gebildeter, oder vielmehr der ſich erſt bildenden Deutſchen einzuſehen.

Dem beſten Theil der Nation war ein Licht aufgegangen, das ſie aus der öden, gehaltloſen, abhängigen Pedanterie als einem kümmerlichen Streben herauszuleiten verſprach. Sehr Viele waren zugleich von demſelben Geiſt ergriffen; ſie erkannten die gegenſeitigen Verdienſte; ſie achteten einander, fühlten das Bedürfniß, ſich zu verbinden; ſie ſuchten, ſie liebten ſich und dennoch konnte keine wahrhafte Einigung entſtehen. Das allgemeine Intereſſe, ſittlich, moraliſch, war doch ein vages, unbeſtimmtes und es fehlte im Ganzen wie im Einzelnen an Richtung zu beſondern Thätigkeiten. Daher zerfiel der große unſichtbare Kreis in kleinere, meiſt locale, die manches Löbliche erſchufen und hervorbrachten; aber eigentlich iſolirten ſich die bedeutenden immer mehr und mehr.

Es iſt zwar Dieß die alte Geſchichte, die ſich bei Erneuerung und Belebung ſtarrer, ſtockender Zuſtände gar oft ereignet hat und mag alſo für ein litterariſches Beiſpiel gelten Deſſen, was wir in der politiſchen und kirchlichen Geſchichte ſo oft wiederholt ſehen.

Die Hauptfiguren wirkten ihrem Geiſt, Sinn und Fähigkeit nach unbedingt; an ſie ſchloſſen ſich andere, die in ſich zwar Kräfte fühlten, aber doch ſchon geſellig und unterordnend zu wirken nicht abgeneigt waren.

Klopſtock ſei zuerſt genannt. Geiſtig warben ſich Viele zu ihm; ſeine keuſche, abgemeſſene, immer Ehrfurcht gebietende Perſönlichkeit aber lockte zu keiner Annäherung. An Wieland ſchloſſen ſich gleichfalls Wenige perſönlich, das litterariſche Zutrauen aber war grenzenlos; — das ſüdliche Deutſchland, beſonders Wien, ſah ihm ihre poetiſche und proſaiſche Cultur ſchuldig; — unüberſehbare Einſendungen jedoch brachten ihn oft zu heiterer Verzweiflung.

Herder wirkte ſpäter. Sein anziehendes Weſen ſammelte nicht eigentlich eine Menge um ihn her, aber Einzelne geſtalteten ſich an und um ihn, hielten an ihm feſt und hatten zu ihrem größten Vortheile ſich ihm ganz hingegeben. Und ſo hatten ſich kleine Welt-Syſteme gebildet.

Auch Gleim war ein Mittelpunct, um den ſich viele Talente verſammelten. Mir wurden viele Spitzbeinköpfe zu Theil, welche faſt den Ehrennamen eines Genie's zum Spitznamen herabgebracht hätten.

Aber bei allem Dieſem fand ſich das Sonderbare, daß nicht nur jeder Häuptling, ſondern auch jeder Angeordnete ſeine Selbſtſtändigkeit feſthielt und Andere deßhalb an und nach ſich in ſeine beſondern Geſinnungen heranzuziehen bemüht war; wodurch denn die ſeltſamſten Wirkungen und Gegenwirkungen ſich hervorthaten.

Und wie Lavater forderte, daß man ſich nach ſeinem Beiſpiel mit Chriſto transſubſtantiiren müſſe, ſo verlangte Jacobi, daß man ſeine individuelle, tiefe, ſchwer zu definirende Denkweiſe in ſich aufnehmen ſolle. Die Fürſtinn hatte in der catholiſchen Sinnesart, innerhalb der Ritualitäten der Kirche, die Möglichkeit gefunden, ihren edeln Zwecken gemäß zu leben und zu handeln. Dieſe Beiden liebten mich wahrhaft und ließen mich im Augenblick gewähren, jedoch immer mit ſtiller, nicht ganz verheimlichter Hoffnung, mich ihren Geſinnungen völlig anzueignen; ſie ließen ſich daher manche von meinen Unarten gefallen, die ich oft aus Ungeduld und um mir gegen ſie Luft zu machen, vorſätzlich ausübte.

Im Ganzen war jedoch jener Zuſtand eine ariſtocratiſche Anarchie, ungefähr wie der Conflict jener, eine bedeutende Selbſtſtändigkeit entweder ſchon beſitzenden oder zu erringen ſtrebenden Gewalten im Mittelalter. Auch war es eine Art Mittelalter, das einer höhern Cultur vorausging, wie wir jetzt wohl überſehen, da uns mehrere Einblicke in dieſen nicht zu beſchreibenden, vielleicht für Nachlebende nicht zu faſſenden Zuſtand eröffnet worden. Hamann's Briefe ſind hierzu ein unſchätzbares Archiv, zu welchem der Schlüſſel im Ganzen wohl möchte gefunden werden, für die einzelnen geheimen Fächer vielleicht nie.

Als Hausgenoſſen beſaß ich nunmehr meinen älteſten Römiſchen Freund, Heinrich Meyer. Erinnerung und Fortbildung Italieniſcher Studien blieb tägliche Unterhaltung. Bei dem letzten Aufenthalt in Venedig hatten wir uns auf's Neue von Grund aus verſtändigt und uns nur deſto inniger verbunden.

Wie aber alles Beſtreben, einen Gegenſtand zu faſſen, in der Entfernung vom Gegenſtande ſich nur verwirrt, aber, wenn man zur Klarheit vorzudringen ſucht, die Unzulänglichkeit der Erinnerung fühlbar macht und immerfort eine Rückkehr zur Quelle des Anſchauens in der lebendigen Gegenwart fordert, ſo war es auch hier. Und wer, wenn er auch mit wenigerm Ernſt in Italien gelebt, wünſcht nicht immer dorthin zurückzukehren!

Noch aber war der Zwieſpalt, den das wiſſenſchaftliche Bemühen in mein Daſein gebracht, keineswegs ausgeglichen; denn die Art, wie ich die Naturerfahrungen behandelte, ſchien die übrigen Seelenkräfte ſämmtlich für ſich zu fordern.

In dieſem Drange des Widerſtreits übertraf alle meine Wünſche und Hoffnungen das auf ein Mal ſich entwickelnde Verhältniß zu Schiller; von der erſten Annäherung an war es ein unaufhaltſames Fortſchreiten philoſophiſcher Ausbildung und äſthetiſcher Thätigkeit. Zum Behuf ſeiner Horen mußte ihm ſehr angelegen ſein, was ich im Stillen gearbeitet, angefangen, unternommen, ſämmtlich zu kennen, neu anzuregen und zu benutzen; für mich war es ein neuer Frühling, in welchem Alles friſch neben einander keimte und aus aufgeſchloſſenen Samen und Zweigen hervorging. Die nunmehr geſammelten und geordneten beiderſeitigen Briefe geben davon das unmittelbarſte, reinſte und vollſtändigſte Zeugniß.

1795.

Die Horen wurden ausgegeben, Epiſteln, Elegien, Unterhaltungen der Ausgewanderten von meiner Seite beigetragen. Außerdem überlegten und beriethen wir gemeinſam den ganzen Inhalt dieſer neuen Zeitſchrift, die Verhältniſſe der Mitarbeiter und was bei dergleichen Unternehmungen ſonſt vorkommen mag. Hierbei lernte ich Mitlebende kennen; ich ward mit Anderen und Productionen bekannt, die mir ſonſt niemals einige Aufmerkſamkeit abgewonnen hätten. Schiller war überhaupt weniger ausſchließend als ich und mußte nachſichtig ſein als Herausgeber.

Bei allem Dieſem konnt' ich mich nicht enthalten, Anfangs Juli nach Carlsbad zu gehen und über vier Wochen daſelbſt zu verweilen. In jüngern Jahren iſt man ungeduldig bei den kleinſten Uebeln und Carlsbad war mir ſchon öfters heilſam geweſen. Vergebens aber hatt' ich mancherlei Arbeiten mitgenommen; denn die auf gar vielfache Weiſe mich beläſtigende große Maſſe von Menſchen zerſtreute, hinderte mich, gab mir freilich aber auch manche neue Anſicht auf Welt und Perſönlichkeiten.

Kaum war ich zurück, als von Ilmenau die Nachricht einlief, ein bedeutender Einbruch habe dem dortigen Bergbau den Garaus gemacht. Ich eilte hin und ſah nicht ohne Bedenken und Beſtürzniß ein Werk, worauf ſo viele Zeit, Kraft und Geld verwendet worden, in ſich ſelbſt erſtickt und begraben.

Erheiternd war mir dagegen die Geſellſchaft

meines fünfjährigen Sohnes, der diese Gegend, an der ich mich nun seit zwanzig Jahren müde gesehen und gedacht, mit frischem kindlichen Sinn wieder auffaßte, alle Gegenstände, Verhältnisse, Thätigkeiten mit neuer Lebenslust ergriff und viel entschiedener, als mit Worten hätte geschehen können, durch die That aussprach, daß dem Abgestorbenen immer etwas Belebtes folge und der Antheil der Menschen an dieser Erde niemals erlöschen könne.

Von da ward ich nach Eisenach gefordert; der Hof weilte daselbst mit mehrern Fremden, besonders Emigrirten. Bedenkliche Kriegsbewegungen riefen Jedermann zur Aufmerksamkeit: die Oesterreicher waren sechzigtausend Mann über den Main gegangen und es schien, als wenn in der Gegend von Frankfurt die Ereignisse lebhaft werden sollten. Einen Auftrag, der mich dem Kampfplatze genähert hätte, wußte ich abzulehnen; ich kannte das Kriegsunheil zu sehr, als daß ich es hätte aufsuchen sollen.

Hier begegnete mir ein Fall, an welchen ich öfters zu denken im Leben Ursache hatte. Graf Dumanoir, unter allen Emigrirten ohne Frage der am meisten Gebildete, von tüchtigem Character und reinem Menschenverstand, dessen Urtheil ich meist unbefangen gefunden hatte, — er begegnete mir in Eisenach vergnügt auf der Straße und erzählte, was in der Frankfurter-Zeitung Günstiges für ihre Angelegenheiten stehe. Da ich doch auch den Gang des Weltwesens ziemlich vor mir im Sinne hatte, so stutzte ich und es schien mir unbegreiflich, wie Dergleichen sich sollte ereignet haben. Ich eilte daher mir das Blatt zu verschaffen, und konnte bei'm Lesen und Wiederlesen nichts Aehnliches darin finden, bis ich zuletzt eine Stelle gewahrte, die man allenfalls auf diese Angelegenheit beziehen konnte, da sie denn aber gerade das Gegentheil würde bedeutet haben.

Früher hatte ich schon einmal ein Stärkeres, aber freilich auch von einem Emigrirten vernommen. Die Franzosen hatten sich bereits über der ganzen Oberfläche ihres Vaterlandes auf alle Weise gewendet; die Assignate waren zu Mandaten und diese wieder zu Nichts geworden; von allem Dem war umständlich und mit großem Bedauern die Rede, als ein Marquis mit einiger Beruhigung versetzte: Dieß sei zwar ein großes Unglück; nur befürchte er, es werde noch gar der bürgerliche Krieg ausbrechen und der Staats-Bankerott unvermeidlich sein.

Wem Dergleichen von Beurtheilung unmittelbarer Lebensverhältnisse vorgekommen, der wird sich nicht mehr wundern, wenn ihm in Religion, Philosophie und Wissenschaft, wo das Menschen abgesondertes Innere in Anspruch genommen wird, eben solche Verfinsterung des Urtheils und der Meinung am hellen Mittag begegnet.

In derselben Zeit ging Freund Meyer nach Italien zurück; denn obgleich der Krieg in der Lombardei schon heftig geführt wurde, so war doch im Uebrigen Alles noch unangetastet und wir lebten im Wahn, die Jahre von 87 und 88 wiederholen zu können. Seine Entfernung beraubte mich alles Gesprächs über bildende Kunst, und selbst meine Vorbereitung, ihm zu folgen, führte mich auf andere Wege.

Ganz abgelenkt und zur Naturbetrachtung zurückgeführt ward ich, als gegen Ende des Jahrs die beiden Gebrüder von Humboldt in Jena erschienen. Sie nahmen beiderseits in diesem Augenblick an Naturwissenschaften großen Antheil und ich konnte mich nicht enthalten, meine Ideen über vergleichende Anatomie und deren methodische Behandlung im Gespräch mitzutheilen. Da man meine Darstellungen zusammenhängend und ziemlich vollständig erachtete, ward ich dringend aufgefordert, sie zu Papier zu bringen, welches ich auch sogleich befolgte, indem ich an Max Jacobi das Grund-Schema einer vergleichenden Knochenlehre, gegenwärtig wie es mir war, dictirte, den Freunden Genüge that und mir selbst einen Anhaltpunct gewann, woran ich meine weitern Betrachtungen knüpfen konnte.

Alexander von Humboldt's Einwirkungen verlangen besonders behandelt zu werden. Seine Gegenwart in Jena fördert die vergleichende Anatomie; er und sein älterer Bruder bewegen mich, das noch vorhandene, allgemeine Schema zu dictiren. Bei seinem Aufenthalt in Baireuth ist mein briefliches Verhältniß zu ihm sehr interessant.

Gleichzeitig und verbunden mit ihm tritt Geheimerath Wolf von einer andern Seite, doch im allgemeinen Sinne, mit in unsern Kreis.

Die Versendung der Frei-Exemplare von Wilhelm Meister's erstem Theil beschäftigte mich eine Weile. Die Beantwortung war nur theilweise erfreulich, im Ganzen keineswegs förderlich; doch bleiben die Briefe, wie sie damals einlangten und noch vorhanden sind, immer bedeutend und belehrend. Herzog und Prinz von Gotha, Frau von Frankenberg daselbst, von Thümmel, meine Mutter, Sömmerring, Schlosser, von Humboldt, von Dalberg in Mannheim, Voß, die Meisten, wenn man es genau nimmt, so defendendo gegen die geheime Gewalt des Werkes sich in Position setzend. Eine geistreiche, geliebte Freundin aber brachte mich ganz besonders in Verzweiflung durch Ahnung mancher Geheimnisse, Bestreben nach Enthüllung und ängstliche Deuterei, anstatt daß ich gewünscht

hätte, man möchte die Sache nehmen, wie ſie lag, und ſich den faßlichen Sinn zueignen.

Indem nun Unger die Fortſetzung betrieb und den zweiten Band zu beſchleunigen ſuchte, ergab ſich ein widerwärtiges Verhältniß mit Capell-Meiſter Reichardt. Man war mit ihm, ungeachtet ſeiner vor- und zudringlichen Natur, in Rückſicht auf ſein bedeutendes Talent, in gutem Vernehmen geſtanden. Er war der Erſte, der mit Ernſt und Stetigkeit meine lyriſchen Arbeiten durch Muſik in's Allgemeine förderte; und ohnehin lag es in meiner Art, aus herkömmlicher Dankbarkeit unbequeme Menſchen fortzudulden, wenn ſie mir es nicht gar zu arg machten, alsdann aber meiſt mit Ungeſtüm ein ſolches Verhältniß abzubrechen. Nun hatte ſich Reichardt mit Wuth und Ingrimm in die Revolution geworfen; ich aber, die gräulichen, unaufhaltſamen Folgen ſolcher gewaltthätig aufgelöſ'ten Zuſtände mit Augen ſchauend und zugleich ein ähnliches Geheimtreiben im Vaterlande durch und durch blickend, hielt ein für alle Mal am Beſtehenden feſt, an deſſen Verbeſſerung, Belebung und Richtung zum Einzigen, Verſtändigen ich mein Leben lang bewußt und unbewußt gewirkt hatte, und konnte und wollte dieſe Geſinnung nicht verhehlen.

Reichardt hatte auch die Lieder zum „Wilhelm Meiſter" mit Glück zu componiren angefangen, wie denn immer noch ſeine Melodie zu: „Kennſt Du das Land ꝛc.", als vorzüglich bewundert wird. Unger theilte ihm die Lieder der folgenden Bände mit; und ſo war er von der muſikaliſchen Seite unſer Freund, von der politiſchen unſer Widerſacher, daher ſich im Stillen ein Bruch vorbereitete, der zuletzt unaufhaltſam an den Tag kam.

Ueber das Verhältniß zu Jacobi habe ich hierdurch Beſſeres zu ſagen, ob es gleich auch auf keinem ſichern Fundament gebaut war. Lieben und Dulden und von jener Seite Hoffnung, eine Sinnesveränderung in mir zu bewirken, drücken es am Kürzeſten aus. Er war, vom Rheine wegwandernd, nach Holſtein gezogen und hatte die freundlichſte Aufnahme zu Eutendorf in der Familie des Grafen Reventlau gefunden; er meldete mir ſein Behagen an den dortigen Zuſtänden auf's Reizendſte, beſchrieb verſchiedene Familien-Feſte zur Feier ſeines Geburtstags und des Grafen anmuthig und umſtändlich, worauf denn auch eine wiederholte, dringende Einladung dorthin erfolgte.

Dergleichen Mummereien innerhalb eines einfachen Familien-Zuſtandes waren mir immer widerwärtig; die Ausſicht darauf ſtieß mich mehr ab, als daß ſie mich angezogen hätte; mehr aber noch hielt mich das Gefühl zurück, daß man meine menſchliche und dichteriſche Freiheit durch gewiſſe conventionelle Sittlichkeiten zu beſchränken gedachte, und ich fühlte mich hierin ſo feſt, daß ich der dringenden Aufforderung, einen Sohn, der in der Nähe ſtudirt und promovirt hatte, dorthin zu geleiten, keineswegs Folge leiſtete, ſondern auf meiner Weigerung ſtandhaft verharrte.

Auch ſeine Briefe über „Wilhelm Meiſter" waren nicht einladend; dem Freunde ſelbſt, ſowie ſeiner vornehmen Umgebung, erſchien das Reale, noch dazu eines niedern Kreiſes, nicht erbaulich; an der Sittlichkeit hatten die Damen gar Manches auszuſetzen und nur ein einziger, tüchtiger, überſchauender Weltmann, Graf Bernſtorf, nahm die Partei des bedrängten Buches. Um ſo weniger konnte der Autor Luſt empfinden, ſolche Lectionen perſönlich einzunehmen und ſich zwiſchen eine wohlwollende, liebenswürdige Pedanterie und den Theetiſch grillenmt zu ſehen.

Von der Fürſtinn Gallizin erinnere ich mich nicht, Etwas über „Wilhelm Meiſter" vernommen zu haben; aber in dieſem Jahre klärte ſich eine Verwirrung auf, welche Jacobi zwiſchen uns gewirkt hatte, ich weiß nicht, ob aus leichtſinnigem Scherz oder Vorſatz; es war aber nicht löblich: und wäre die Fürſtinn nicht ſo reiner Natur geweſen, ſo hätte ſich früh oder ſpät eine unerfreuliche Scheidung ergeben. Auch ſie war von Münſter vor den Franzoſen geflohen; ihr großer, durch Religion geſtärkter Character hielt ſich aufrecht. Und da eine ruhige Thätigkeit ſie überall hinbegleitete, blieb ſie mit mir in wohlwollender Verbindung; und ich war froh, in jenen verworrenen Zeiten ihren Empfehlungen gemäß manches Gute zu ſtiften.

Wilhelm von Humboldt's Theilnahme war indeß fruchtbarer; aus ſeinen Briefen geht eine klare Einſicht in das Wollen und Vollbringen hervor, daß ein wahres Förderniß daraus erfolgen mußte.

Schiller's Theilnahme nenne ich zuletzt; ſie war die innigſte und höchſte. Da jedoch ſeine Briefe hierüber noch vorhanden ſind, ſo darf ich weiter Nichts ſagen, als daß die Bekanntmachung derſelben wohl eins der ſchönſten Geſchenke ſein möchte, die man einem gebildeten Publicum bringen kann.

Das Theater war ganz an mich gewieſen; was ich im Ganzen überſah und leitete, ward durch Kirms ausgeführt; Meyern, dem es zu dieſem Geſchäft an Talent nicht fehlte, griff ein mit zweckmäßiger Thätigkeit. Was im Laufe dieſes Jahres gegeben wurde, iſt ungefähr folgendes:

Die „Zauberflöte" gewährte noch immer ihren frühern Einfluß und die Oper zog mehr an als alles Uebrige. „Don Juan", „Doctor und

Apotheker", „Cosa Mara", das „Sonnenfeſt der Braminen" befriedigten das Publicum. Leſſing's Werke tauchten von Zeit zu Zeit auf, doch waren eigentlich Schröder'ſche, Iffland'ſche, Kotzebue'ſche Stücke an der Tagesordnung. Auch Hagemann und Greßmann galten Etwas. „Abellino" ward den Schiller'ſchen Stücken ziemlich gleichgeſtellt; unſere Bemühung aber, Alles und Jedes zur Erſcheinung zu bringen, zeigte ſich daran vorzüglich, daß wir ein Stück von Meyer, den „Sturm vom Bocksberg", aufzuführen unternahmen, freilich mit wenig Glück; indeſſen hatte man doch ein ſolches merkwürdiges Stück geſehen und ſein Daſein, wo nicht beurtheilt, doch empfunden.

Daß unſere Schauſpieler in Lauchſtädt, Erfurt, Rudolſtadt von dem verſchiedenſten Publicum mit Freuden aufgenommen, durch Enthuſiasmus belebt und durch gute Behandlung in der Achtung gegen ſich ſelbſt geſteigert wurden, gereichte nicht zum geringen Vortheil unſerer Bühne und zur Anfriſchung einer Thätigkeit, die, wenn man dasſelbe Publicum immer vor ſich ſieht, deſſen Character, deſſen Urtheilsweiſe man kennt, gar bald zu erſchlaffen pflegt.

Wenden ſich nun meine Gedanken von dieſen kleinen, in Vergleich mit dem Weltweſen höchſt unwichtigen Verhältniſſen zu dieſem, ſo muß mir jener Bauer einfallen, den ich bei der Belagerung von Mainz, im Bereich der Kanonen, hinter einem auf Rädern vor ſich hingeſchobenen Schanzkorbe ſeine Feldarbeit verrichten ſah. Der einzelne beſchränkte Menſch gibt ſeine nächſten Zuſtände nicht auf, wie auch das große Ganze ſich verhalten möge.

Nun verlauteten die Baſeler-Friedens-Präliminarien und ein Schein von Hoffnung ging dem nördlichen Deutſchland auf. Preußen machte Frieden, Oeſterreich ſetzte den Krieg fort, und nun fühlten wir uns in neuer Sorge befangen; denn Churſachſen verweigerte den Beitritt zu einem beſondern Frieden. Unſere Geſchäftsmänner und Diplomaten bewegten ſich nun nach Dresden, und unſer gnädigſter Herr, anregend Alle und thätig vor Allen, begab ſich nach Deſſau. Inzwiſchen hörte man von Bewegungen unter den Schweizer-Landleuten, beſonders am obern Züricher-See; ein deßhalb eingeleiteter Proceß regte den Widerſtreit der Geſinnungen noch mehr auf; doch bald ward unſere Theilnahme ſchon wieder in die Nähe gerufen. Das rechte Main-Ufer ſchien abermals unſicher; man fürchtete ſogar für unſere Gegenden; eine Demarcations-Linie kam zur Sprache; doppelt und dreifach traten Zweifel und Sorge hervor.

Elenſeit tritt auf; wir halten uns an Churſachſen; von dorther aber ſtets Vorbereitungen und Anhalten geſpürt. Und als man Kriegsſteuern ausſchreiben muß, kommt man endlich auf den glücklichen Gedanken, auch den Geiſt, an den man bisher nicht gedacht hatte, contribuabel zu machen; doch verlangte man nur von ihm ein Don Gratuit.

In dem Laufe dieſer Jahre hatte meine Mutter den wohlbeſtellten Weinkeller, die in manchen Fächern wohl ausgerüſtete Bibliothek, eine Gemäldeſammlung, das Beſte damaliger Künſtler enthaltend, und was ſonſt nicht Alles verkauft; und ich ſah, indem ſie dabei nur eine Bürde los zu ſein froh war, die ernſte Umgebung meines Vaters zerſtückt und verſchleudert. Es war auf meinen Antrieb geſchehen; Niemand konnte damals dem Andern rathen noch helfen. Zuletzt blieb das Haus noch übrig; dieß wurde endlich auch verkauft und die Meubels, die ſie nicht mitnehmen wollte, zum Abſchluß in einer Auction vergeudet. Die Ausſicht auf ein neues, luſtiges Quartier an der Hauptwache realiſirte ſich, und dieſer Wechſel gewährte zur Zeit, da nach vorüberfliegender Friedenshoffnung neue Sorge wieder eintrat, ihr eine zerſtreuende Beſchäftigung.

Als bedeutendes und für die Folge fruchtbares Familien-Ereigniß habe ich zu bemerken, daß Nicolovius, zu Eutin wohnhaft, meine Nichte heirathete, die Tochter Schloſſer's und meiner Schweſter.

Außer den gedachten Unbilden brachte der Verſuch, entſchiedene Idealiſten mit den höchſt realen academiſchen Verhältniſſen in Verbindung zu ſetzen, fortdauernde Verdrießlichkeiten. Fichte's Abſicht, Sonntags zu leſen und ſeine von mehreren Seiten gehinderte Thätigkeit frei zu machen, mußte den Widerſtand ſeiner Collegen höchſt unangenehm empfinden, bis ſich denn gar zuletzt ein Studenten-Haufen vor's Haus zu treten erkühnte und ihn die Fenſter einwarf; die unangenehmſte Weiſe, von dem Daſein eines Nicht-Ichs überzeugt zu werden.

Wer nicht ſeine Perſönlichkeit allein, auch die eines Andern machte den Unter- und Oberbehörden viel zu ſchaffen. Er hatte einen denkenden, jungen Mann, Namens Weißhuhn, nach Jena berufen, einen Gehülfen und Mitarbeiter an ihm hoffend; allein Dieſer wich bald in einigen Dingen, das heißt, für einen Philoſophen in Allem, von ihm ab, und ein reines Zuſammenſein war gar bald geſtört, ob wir gleich zu den Horen deſſen Theilnahme nicht verſchmähten.

Dieſer Wackere, mit den äußern Dingen noch weniger als Fichte ſich in's Gleichgewicht zu ſetzen fähig, erlebte bald mit Prorector und Gerichten die unangenehmſten, perſönlichen Händel; es ging auf Injurien-Proceſſe hinaus, welche zu beſchwichtigen man von oben

her die eigentliche Lebensweisheit hereinbringen mußte.

Wenn uns nun die Philoſophen kaum beizulegende Händel von Zeit zu Zeit erneuerten, ſo nahmen wir jeder günſtigen Gelegenheit wahr, um die Angelegenheiten der Naturfreunde zu befördern. Der geiſtig ſtrebende und unaufhaltſam vordringende Batſch war denn im Wirklichen doch ſchrittweis zufrieden zu ſtellen; er empfand ſeine Lage, kannte die Mittel, die uns zu Gebote ſtanden, und beſchied ſich in billigen Dingen. Daher gereichte es uns zur Freude, ihm in dem fürſtlichen Garten einen feſtern Fuß zu verſchaffen; ein Glashaus, hinreichend für den Anfang, ward nach ſeinen Angaben errichtet, wobei die Ausſicht auf fernere Begünſtigung ſich von ſelbſt hervorthat.

Für einen Theil der Jena'ſchen Bürgerſchaft ward auch gerade in dieſer Zeit ein bedeutendes Geſchäft beendigt. Man hatte den alten Arm der Saale, oberhalb der Naſenmühle, der durch mehrere Krümmungen die ſchönſten Wieſen des rechten Ufers in Kiesbeete des linken verwandelte, in's Trockene zu legen, einen Durchſtich angeordnet und den Fluß in gerader Linie abwärts zu führen unternommen. Schon einige Jahre dauerte die Bemühung, welche endlich gelang und den anſtoßenden Bürgern, gegen geringe, frühere Beiträge, ihre verlorenen Räume wieder gab, indem ihnen die alte Saale und die indeß zu nahaften Weidichten herangewachſenen Kieströume zugemeſſen und ſie auf dieſe Weiſe über ihre Erwartung befriedigt wurden; weßhalb ſie auch eine ſeltene Dankbarkeit gegen die Vorgeſetzten des Geſchäftes ausdrückten.

Unzufriedene machte man jedoch auch bei dieſer Gelegenheit; denn auch ſolche Anlieger, die im Unglauben auf den Erfolg des Geſchäftes die frühern geringen Beiträge verweigert hatten, verlangten ihren Theil an dem eroberten Boden, wo nicht als Recht, doch als Gunſt, die aber hier nicht ſtattfinden konnte, indem herrſchaftliche Kaſſe für ein bedeutendes Opfer einige Entſchädigung an dem errungenen Boden zu fordern hatte.

Dreier Werke von ganz verſchiedener Art, welche jedoch in dieſem Jahr das größte Aufſehen erregten, muß ich noch gedenken. „Dumouriez Leben" ließ uns in die beſondern Vorfallenheiten, wovon uns das Allgemeine leider genugſam bekannt war, tiefer hineinſehen; manche Charactere wurden uns aufgeſchloſſen und der Mann, der uns immer viel Antheil abgewonnen hatte, erſchien uns klarer und im günſtigen Lichte. Geiſtreiche Frauenzimmer, die denn doch immer irgendwo Neigung unterzubringen genöthigt ſind und den Tagesheiden, wie billig, am Meiſten begünſtigen, erquickten und erbauten ſich an dieſem Werke, das ich ſorgfältig ſtudirte, um die Epoche ſeiner Großthaten, von denen ich perſönlich Zeuge geweſen, mir bis in's einzeln Geheime genau zu vergegenwärtigen. Dabei erfreute ich mich denn, daß ſein Vortrag mit meinen Erfahrungen und Bemerkungen vollkommen übereinſtimmte.

Das zweite, dem allgemeinen Bemerken ſich aufdringende Werk, waren „Balde's Gedichte", welche nach Herder's Ueberſetzung, jedoch mit Verheimlichung des eigentlichen Autors, an's Licht kamen und ſich der ſchönſten Wirkung erfreuten.

Von reichem Zeitgehalt, mit Deutſchen Geſinnungen ausgeſprochen, wären ſie immer vollkommen geweſen; kriegeriſch verworrene Zeitläufe aber, die ſich in allen Jahrhunderten gleichen, fanden in dieſem dichteriſchen Spiegel ihr Bild wieder, und man empfand als wie von geſtern, was unſere Urvorfahren gequält und geängſtigt hatte.

Einen ganz andern Kreis bildete ſich das dritte Werk. „Lichtenberg's Hogarth" und das Intereſſe daran war eigentlich ein gemachtes; denn wie hätte der Deutſche, in deſſen einfachem, reinem Zuſtande ſehr ſelten ſolche excentriſche Fratzen vorkommen, hieran ſich wahrhaft vergnügen können? Nur die Tradition, die einen von ſeiner Nation hochgefeierten Namen auch auf dem Continent hatte geltend gemacht; nur die Seltenheit, ſeine wunderlichen Darſtellungen vollſtändig zu beſitzen, und die Bequemlichkeit, zu Betrachtung und Bewunderung ſeiner Werke weder Kunſtkenntniß noch höhern Sinnes zu bedürfen, ſondern allein böſen Willen und Verachtung der Menſchheit mitbringen zu können: erleichterte die Verbreitung ganz beſonders, vorzüglich aber, daß Hogarth's Witz auch Lichtenberg's Witzeleien den Weg gebahnt hatte.

Junge Männer, die von Kindheit auf, ſeit beinahe zwanzig Jahren, an meiner Seite heranfgewachſen, ſahen ſich nunmehr in der Welt um und die von ihnen mir zugehenden Nachrichten mußten mir Freude machen, da ich ſie mit Verſtand und Thatkraft auf ihrer Bahn weiter ſchreiten ſah. Friedrich von Stein hielt ſich in England auf und gewann daſelbſt für ſeinen techniſchen Sinn viele Vortheile. August von Herder ſchrieb aus Neufchatel, wo er ſich auf ſeine übrigen Lebenszwecke vorzubereiten dachte.

Mehrere Emigrirte waren bei Hof und in der Geſellſchaft wohl aufgenommen, allein nicht alle begnügten ſich mit dieſen ſocialen Vortheilen. Manche von ihnen hegten die Abſicht, hier wie an andern Orten durch eine löbliche Thätigkeit

ihren Lebensunterhalt zu gewinnen. Ein wackerer Mann, schon vorgerückt in Jahren, mit Namen von Wendel, brachte zur Sprache, daß in Ilmenau, bei einem gesellschaftlichen Hammerwerke, der herzoglichen Kammer einige Antheile zustanden. Freilich wurde dieses Werk auf eine sonderbare Weise benutzt, indem die Hammermeister in einem gewissen Turnus arbeiteten, jeder für sich, so gut er vermochte, um nach kurzer Frist seinem Nachfolger abermals auf dessen eigene Rechnung zu überlassen. Eine solche Einrichtung läßt sich nur in einem althergekommlichen Zustande denken, und ein höher gesinnter, an eine freiere Thätigkeit gewöhnter Mann konnte sich hierin nicht finden, ob man ihm gleich die herrschaftlichen Antheile für ein mäßiges Pachtgeld überließ, das man vielleicht nie eingefordert hätte. Sein ordnungsliebender, in's Ganze rege Geist suchte durch erweiterte Plane seine Unzufriedenheit zu beschwichtigen; bald sollte man mehrere Theile, bald das Ganze zu acquiriren suchen: Beides war unmöglich, da sich die mäßige Existenz einiger ruhiger Familien auf dieses Geschäft gründete.

Nach etwas Anderm war nun der Geist gerichtet; man baute einen Reverberir-Ofen, um altes Eisen zu schmelzen und eine Gießanstalt in's Werk zu richten. Man versprach sich große Wirkung von der aufs höchst concentrirten Glut; aber sie war groß über alle Erwartung: denn das Ofengewölbe schmolz zusammen, indem das Eisen zum Fluß kam. Noch manches Andere ward unternommen ohne glücklichen Erfolg; der gute Mann, endlich empfindend, daß er gänzlich aus seinem Elemente entfallen sei, gerieth in Verzweiflung, nahm eine übergroße Gabe Opium zu sich, die, wenn nicht auf der Stelle, doch in ihren Folgen seinem Leben ein Ende machte. Freilich war sein Unglück so groß, daß weder die Theilnahme des Fürsten noch die wohlwollende Thätigkeit der beauftragten Räthe ihn wieder herzustellen vermochte. Weit entfernt von seinem Vaterlande, in einem stillen Winkel des Thüringer-Waldes fiel auch er ein Opfer der grenzenlosen Umwälzung.

Von Personen, deren Schicksalen und Verhältnissen bemerke Folgendes.

Schlosser wandert aus und begibt sich, da man nicht an jedem Asyl verzweifeln konnte, nach Ansbach, und hat die Absicht, daselbst zu verbleiben.

Herder fühlt sich von einiger Entfernung, die sich nach und nach hervorthut, betroffen, ohne daß dem daraus entstehenden Mißgefühl wäre zu helfen gewesen. Seine Abneigung gegen die Kant'sche Philosophie und daher auch gegen die Academie Jena, hatte sich immer gesteigert, während ich mit beiden durch das Verhältniß zu Schiller immer mehr zusammengezogen. Daher war jeder Versuch, das alte Verhältniß herzustellen, fruchtlos, um so mehr, als Wieland die neuere Lehre selbst in der Person seines Schwiegersohns verwünschte und als Latitudinarier sehr übel empfand, daß man Pflicht und Recht durch Vernunft, sowie es hieß, steuren und allem humoristisch-poetischen Schwanken ein Ende zu machen drohte.

Traurig aber war mir ein Schreiben des höchst bedeutenden Carl von Moser. Ich hatte ihn früher auf dem Gipfel ministerieller Machtvollkommenheit gesehen, wo er, den Ehe-Contract zwischen unserm theuern fürstlichen Ehepaar aufzusetzen, nach Carlsruhe berufen ward, zu einer Zeit, wo er mir manche Gefälligkeit erwies, ja einen Freund durch entschiedene Kraft und Einfluß vom Untergang errettete. Dieser war nun seit zwanzig Jahren nach und nach in seinen Vermögensumständen dergestalt zurückgekommen, daß er auf einem alten Bergschlosse, Zwingenberg, ein kümmerliches Leben führte. Nun wollte er sich auch einer feinen Gemäldesammlung entäußern, die er zu besserer Zeit mit Geschmack um sich versammelt hatte; er verlangte meine Mitwirkung und ich konnte sein zartes, dringendes Verlangen leider nur mit einem freundlich höflichen Brief erwiedern. Hierauf ist die Antwort eines geistreichen, bedrängten und zugleich in sein Schicksal ergebenen Mannes von der Art, daß sie mich noch jetzt wie damals rühret, da ich in meinem Bereich kein Mittel sah, solchem Bedürfnisse abzuhelfen.

Anatomie und Physiologie verlor ich dieses Jahr fast nicht aus den Augen. Hofrath Loder demonstrirte das menschliche Gehirn einem kleinen Freundescirkel, hergebrachter Weise, in Schichten von oben herein, mit seiner ihn auszeichnenden Klarheit. Die Camper'schen Arbeiten wurden mit denselben durchgesehen und durchgedacht.

Sömmerring's Versuch, dem eigentlichen Sitz der Seele näher nachzuspüren, veranlaßte nicht wenige Beobachtung, Nachdenken und Prüfung.

Brandes in Braunschweig zeigte sich in Naturbetrachtungen geistreich und belebend; auch er, wie wir, versuchte sich an den schwersten Problemen.

Seit jener Epoche, wo man sich in Deutschland über den Mißbrauch der Genialität zu beklagen anfing, drängten sich freilich von Zeit zu Zeit auffallend verrückte Menschen heran. Da nun ihr Bestreben in einer dunkeln, düstern Region verfirrte und grundhaltig die Energie des Handelns ein günstiges Vorurtheil und die Hoffnung erregt, sie werde sich von einiger Vernünftigkeit wenigstens im Verfolg doch leiten lassen: so versagte man solchen Personen seinen

Antheil nicht, bis ſie denn zuletzt entweder ſelbſt verzweifelten oder uns zur Verzweiflung brachten.

Ein ſolcher war von Bielefeld, der ſich den Cimbrier nannte, eine phyſiſch glühende Natur, mit einer gewiſſen Einbildungskraft begabt, die aber ganz in hohlen Räumen ſich erging. Klopſtock's Patriotismus und Meſſianismus hatten ihn ganz erfüllt, ihm Geſtalten und Geſinnungen geliefert, mit denen er denn nach wilder und wüſter Weiſe gutherzig gebahrte. Sein großes Geſchäft war ein Gedicht vom jüngſten Tage, wo ſich denn wohl begreifen läßt, daß ich ſolchen apocalyptiſchen Ereigniſſen, energumeniſch vorgetragen, keinen beſondern Geſchmack abgewinnen konnte. Ich ſuchte ihn abzulehnen, da er, jede Warnung ausſchlagend, auf ſeinen ſeltſamen Wegen verharrte. So trieb er es in Jena eine Zeit lang zu Beängſtigung guter, vernünftiger Geſellen und wohlwollender Gönner, bis er endlich bei immer vermehrtem Wahnſinn ſich zum Fenſter herausſtürzte und ſeinem unglücklichen Leben dadurch ein Ende machte.

Auch thaten ſich in Staatsverhältniſſen hierunächſt die Folgen einer jugendlichen Gutmüthigkeit hervor, die ein bedeutendes Vertrauen auf einen Unwürdigen niedergelegt hatte. Die deßhalb entſtandenen Proceſſe wurden dieſſeits von einſichtsvollen Männern mit großer Gewandtheit einem glücklichen Ausgang entgegengeführt. Indeſſen beunruhigte eine ſolche Bewegung unſere geſelligen Kreiſe, indem nahverwandte, ſonſt tüchtig denkende, auch uns verbundene Perſonen Ungerechtigkeit und Härte ſahen, wo wir nur eine ſtetige Verfolgung eines unerläßlichen Rechtsgangs zu erblicken glaubten. Die freundlichſten, zarteſten Reclamationen von jener Seite hinderten zwar den Geſchäftsgang nicht, allein bedauerlich war es, die ſchönſten Verhältniſſe beinahe zerſtört zu ſehen.

1796.

Die Weimar'ſche Bühne war nun ſchon ſo beſetzt und beſeſſen, daß es in dieſem Jahre keiner neuen Schauſpieler bedurfte. Zum größten Vortheil derſelben trat Iffland im März und April vierzehn Mal auf. Außer einem ſolchen belehrenden, hinreißenden, unſchätzbaren Beiſpiele wurden dieſe Vorſtellungen bedeutender Stücke Grund eines dauerhaften Repertoriums und ein Anlaß, das Wünſchenswerthe näher zu kennen. Schiller, der an dem Vorhandenen immer feſt hielt, redigirte zu dieſem Zwecke den „Egmont", der zum Schluß der Iffland'ſchen Gaſtrollen gegeben ward, ungefähr wie er noch auf Deutſchen Bühnen vorgeſtellt wird.

Ueberhaupt finden ſich hier, rückſichtlich auf das Deutſche Theater, die merkwürdigſten Anfänge. Schiller, der ſchon in ſeinem Carlos ſich einer gewiſſen Mäßigkeit befliß und durch Reduction dieſes Stücks für's Theater zu einer beſchränktern Form gewöhnte, hatte nun den Gegenſtand von Wallenſtein aufgefaßt und den grenzenloſen Stoff in der Geſchichte des dreißigjährigen Kriegs dergeſtalt behandelt, daß er ſich als Herrn dieſer Maſſe gar wohl empfinden mochte. Aber eben durch dieſe Fülle ward eine ſtrengere Behandlung peinlich, wovon ich Zeuge ſein konnte, weil er ſich über Alles, was er dichteriſch vorhatte, mit Andern gern beſprach und, was zu thun ſein mochte, hin und wieder überlegte.

Bei dem unabläſſigen Thun und Treiben, was zwiſchen uns ſtattfand; bei der entſchiedenen Luſt, das Theater kräftig zu beleben, ward ich angeregt, den Fauſt wieder hervorzunehmen; allein, was ich auch that, ich entfernte ihn mehr vom Theater, als daß ich ihn herangebracht hätte.

Die Horen gingen indeſſen fort; mein Antheil blieb derſelbige; doch hatte Schiller's grenzenloſe Thätigkeit den Gedanken eines Muſen-Almanach's gefaßt, einer poetiſchen Sammlung, die jener, meiſt proſaiſchen, vortheilhaft zur Seite ſtehen könnte. Auch hier war ihm das Zutrauen ſeiner Landsleute günſtig. Die guten, ſtrebſamen Köpfe neigten ſich zu ihm. Er ſchickte ſich übrigens trefflich zu einem ſolchen Redacteur; den innern Werth eines Gedichts überſah er gleich; und wenn der Verfaſſer ſich zu weitläufig angethan hatte, oder nicht endigen konnte, wußte er das Ueberflüſſige ſchnell auszuſondern. Ich ſah ihn wohl ein Gedicht auf ein Drittheil Strophen reduciren, wodurch es wirklich brauchbar ward, ja bedeutend.

Ich ſelbſt werd' ſeiner Aufmunterung viel ſchuldig, wovon die Horen und Almanache vollgültiges Zeugniß abgeben. „Alexis und Dora", „Braut von Corinth", „Gott und Bajadere" wurden hier ausgeführt oder entworfen. „Die Xenien", die anfänglich unſchuldigen, ja gleichgiltigen Anfängen ſich nach und nach zum Herbſten und Schärfſten hinaufſteigerten, unterhielten uns viele Monate und machten, als der Almanach erſchien, noch in dieſem Jahre die größte Bewegung und Erſchütterung in der Deutſchen Litteratur. Sie wurden, als höchſter Mißbrauch der Preßfreiheit, von dem Publicum verdammt. Die Wirkung aber bleibt unberechenbar.

Einer höchſt lieb' und werthen, aber auch ſchwer laſtenden Bürde entledigte ich mich gegen Ende Auguſt. Die Reinſchrift des letzten Buches von Wilhelm Meiſter ging endlich ab an den Verleger. Seit ſechs Jahren hatte ich Ernſt

Der ganz allein
Ihr selig machend ist, sich heilig quäle,
Daß sie den liebsten Mann verloren halten
soll.

Mephistopheles.

Du übersinnlicher, sinnlicher Freyer,
Ein Mägdelein nasführet dich.

Faust.

Du Spottgeburt von Dreck und Feuer!

Mephistopheles.

Und die Physiognomie versteht sie meisterlich;
In meiner Gegenwart wird's ihr sie weiß
nicht wie,
Mein Mäskchen da weissagt verborgnen
Sinn;
Sie fühlt, daß ich ganz sicher ein Genie,
Vielleicht wohl gar der Teufel bin.
Nun heute Nacht —?

gemacht, dieſe frühe Conception auszubilden, zurecht zu ſtellen und dem Drucke nach und nach zu übergeben. Es bleibt daher Dieſes eine der incalculabelſten Productionen, man mag ſie im Ganzen oder in ihren Theilen betrachten; ja um ſie zu beurtheilen, fehlt mir beinahe ſelbſt der Maßſtab.

Kaum aber hatte ich mich durch ſucceſſive Herausgabe davon befreit, als ich mir eine neue Laſt auflegte, die jedoch leichter zu tragen, oder vielmehr keine Laſt war, weil ſie gewiſſe Vorſtellungen, Gefühle, Begriffe der Zeit auszuſprechen Gelegenheit gab. Der Plan von „Hermann und Dorothea“ war gleichzeitig mit den Xenienläufen aufgedacht und entwickelt; die Ausführung ward während des Septembers begonnen und vollbracht, ſo daß ſie Freunden ſchon producirt werden konnte. Mit Leichtigkeit und Behagen war das Gedicht geſchrieben und es theilte dieſe Empfindungen mit. Mich ſelbſt hatte Gegenſtand und Ausführung dergeſtalt durchdrungen, daß ich das Gedicht niemals ohne große Rührung vorleſen konnte und dieſelbe Wirkung iſt mir ſeit ſoviel Jahren noch immer geblieben.

Freund Meyer ſchrieb fleißig aus Italien gewichtige Blätter. Meine Vorbereitung, ihm zu folgen, nöthigte mich zu mannigfaltigen Studien, deren Acten-Stücke mir noch gegenwärtig vielen Nutzen bringen. Als ich mich in die Kunſtgeſchichte von Florenz einarbeitete, ward mir Cellini wichtig und ich faßte, um mich dort recht einzubürgern, gern den Entſchluß, ſeine Selbſt-Biographie zu überſetzen, beſonders weil ſie Schüler zu den Horen brauchbar ſchien.

Auch die Naturwiſſenſchaften gingen nicht leer aus. Den Sommer über fand ich die ſchönſte Gelegenheit, Pflanzen unter farbigen Gläſern und ganz im Finſtern zu erziehen, ſowie die Metamorphoſen der Inſecten in ihren Einzelnheiten zu verfolgen.

Galvanismus und Chemismus drängten ſich auf; die Chromatik ward zwiſchen Allem durchgetrieben; und um mir den großen Vortheil der Vergegenwärtigung zu gewähren, fand ſich eine edle Geſellſchaft, welche Vorträge dieſer Art gern anhören mochte.

Im Auswärtigen beharrt Churſachſen auf ſeiner Anhänglichkeit an Kaiſer und Reich und will in dieſem Sinne ſein Contingent marſchiren laſſen. Auch unſere Mannſchaft rüſtet ſich; die Acten hierzu geben Manches zu bedenken.

Im großen Weltweſen ereignet ſich, daß die hinterbliebene Tochter Ludwigs XVI., Prinzeſſin Marie Thereſe Charlotte, bisher in den Händen der Republicaner, gegen gefangene Franzöſiſche Generale ausgewechſelt wird, ingleichen, daß der Papſt ſeinen Waffenſtillſtand theuer erkauft.

Die Oeſterreicher gehen über die Lahn zurück, beſtehen bei Annäherung der Franzoſen auf dem Beſitz von Frankfurt, die Stadt wird bombardirt, die Juden-Gaſſe zum Theil verbrannt, ſonſt wenig geſchadet, worauf denn die Uebergabe erfolgt. Meine gute Mutter, in ihrem ſchönen neuen Quartiere an der Hauptwache, hat gerade die Zeit hinaufſchauend den bedrohten und beſchädigten Theil vor Augen; ſie rettet ihre Habſeligkeiten in feuerfeſte Keller und flüchtet über die freigelaſſene Main-Brücke nach Offenbach. Ihr Brief deßhalb verdient beigelegt zu werden.

Der Churfürſt von Mainz geht nach Heiligenſtadt; der Aufenthalt des Landgrafen von Darmſtadt bleibt einige Zeit unbekannt; die Frankfurter flüchten, meine Mutter hält aus. Wir leben in einer eingeſchläferten Furchtſamkeit. In den Rhein- und Main-Gegenden fortwährende Unruhen und Flucht. Frau von Coudenhofen verweilt in Eiſenach und ſo durch Flüchtlinge, Briefe, Boten, Staffetten ſtrömt der Kriegs-Alarm ein und das ander Mal bis zu uns; doch beſtätigt ſich nach und nach die Hoffnung, daß wir in dem Augenblicke Nichts zu fürchten haben und wir halten uns für geborgen.

Der König von Preußen, bei einiger Veranlaſſung, ſchreibt von Pyrmont an den Herzog, mit diplomatiſcher Gewandtheit den Beitritt zur Neutralität vorbereitend und den Schritt erleichternd. Furcht, Sorge, Verwirrung dauert fort; endlich erklärt ſich Churſachſen zur Neutralität, erſt vorläufig, dann entſchieden; die Verhandlungen deßhalb mit Preußen werden auch uns bekannt.

Doch kaum ſcheinen wir durch ſolche Sicherheit beruhigt, ſo gewinnen die Oeſterreicher abermals die Oberhand. Moreau zieht ſich zurück; alle königlich Geſinnten bedauern die Uebereilung, zu der man ſich hatte hinreißen laſſen; die Gerüchte vermehren ſich zum Nachtheil der Franzoſen; Moreau wird zur Seite verfolgt und beobachtet; ſchon ſagt man ihn eingeſchloſſen. Auch Jourdan zieht ſich zurück und man iſt in Verzweiflung, daß man ſich allzu frühzeitig gerettet habe.

Eine Geſellſchaft hochgebildeter Männer, welche ſich jeden Freitag bei mir verſammelten, beſtätigte ſich mehr und mehr. Ich las einen Geſang der Ilias von Voß, erwarb mir Beifall, dem Gedicht hohen Antheil, rühmliches Anerkennen dem Ueberſetzer. Ein jedes Mitglied gab von ſeinen Geſchäften, Arbeiten, Liebhabereien, beliebige Kenntniß, mit freimüthigem Antheil aufgenommen. Dr. Buchholz fuhr fort, die neueſten phyſiſch-chemiſchen Erfahrungen mit

Gewandtheit und Glück vorzulegen. Nichts war ausgeſchloſſen und das Gefühl der Theilhaber, welches Fremde ſogar in ſich aufnahmen, hielt von ſelbſt Alles ab, was einiger Maßen hätte läſtig ſein können. Academiſche Lehrer geſellten ſich hinzu; und wie fruchtbar dieſe Anſtalt ſelbſt für die Univerſität geworden, geht aus dem einzigen Beiſpiel ſchon genugſam hervor, daß der Herzog, der in einer ſolchen Sitzung eine Vorleſung des Dr. Chriſtian Wilhelm Hufeland angehört, ſogleich beſchloß, ihm eine Profeſſur in Jena zu ertheilen, wo derſelbe ſich durch mannigfache Thätigkeit zu einem immer umfaſſendern Wirkungskreiſe vorzubereiten wußte.

Dieſe Societät war in dem Grade regulirt, daß meine Abweſenheit zu keiner Störung Anlaß gab; vielmehr übernahm Geheimerath Voigt die Leitung; und wir hatten uns mehrere Jahre der Folgen einer gemeinſam geregelten Thätigkeit zu erfreuen.

Und ſo ſahen wir denn auch unſern trefflichen Batſch dieſes Jahr in thätiger Zufriedenheit. Der edle, reine, aus ſich ſelbſt arbeitende Mann bedurfte, gleich einer ſaftigen Pflanze, weder vieles Lobreich noch ſtarke Bewäſſerung, da er die Fähigkeit beſaß, aus der Atmoſphäre ſich die beſten Nahrungsſtoffe zuzueignen.

Von dieſem ſchönen, ſtillen Wirken zeugen noch heut ſeine Schreiben und Berichte, wie er ſich an ſeinem mäßigen Glashauſe begnügt und durch das allgemeine Zutrauen gleichzeitiger Naturforſcher die Achtung ſeiner Societät wachſen und ihren Beſitz ſich erweitern ſieht; wie er denn auch bei ſolchen Gelegenheiten ſeine Vorſätze vertraulich mittheilte, nicht weniger ſeine Hoffnungen mit beſcheidener Zuverſicht vortrug.

1797.

Zu Ende des vorigen Jahrs machte ich eine Reiſe, meinen gnädigſten Herrn nach Leipzig zu begleiten, beſuchte einen großen Ball, wo uns die Herren Dyk und Compagnie und wer ſich ſonſt durch die Xenien verletzt oder erſchreckt hielt, mit Apprehenſion, wie das böſe Princip, betrachteten. In Deſſau erquickte uns die Erinnerung früherer Zeiten; die Familie von Loen zeigte ſich als eine angenehme, zutrauliche Verwandtſchaft und man konnte ſich der früheſten Frankfurter-Tage und Stunden zuſammen erinnern.

Schon in den erſten Monaten des Jahrs erfreute ſich das Theater an dem Beitritt von Caroline Jagemann, als einer neuen Zierde. „Oberon" ward gegeben, bald darauf „Telemach" und manche Rollen konnten mit mehr Auswahl beſetzt werden. Aeußerlich führte man das Bühnenweſen zunächſt in ſeinem gewohnten Gange fort, innerhalb aber ward manches Bedeutende vorbereitet. Schiller, der nunmehr ein wirkliches Theater in der Nähe und vor Augen hatte, dachte ernſtlich darauf, ſeine Stücke ſpielbarer zu machen; und als ihm hierin die große Breite, wie er Wallenſtein ſchon gedacht, abermals hinderlich war, entſchloß er ſich, den Gegenſtand in mehrern Abtheilungen zu behandeln. Dieß gab in Abweſenheit der Geſellſchaft, den ganzen Sommer über, reichliche Belehrung und Unterhaltung. Schon war der Prolog geſchrieben; Wallenſtein's Lager wuchs heran.

Auch blieb meinerſeits in vollkommener Thätigkeit: „Hermann und Dorothea" erſchien als Taſchenbuch und ein neues epiſch-romantiſches Gedicht wurde gleich darauf entworfen. Der Plan war in allen ſeinen Theilen durchgedacht, den ich unglücklicher Weiſe meinen Freunden nicht verhehlte. Sie riethen mir ab und es betrübt mich noch, daß ich ihnen Folge leiſtete; denn der Dichter allein kann wiſſen, was in einem Gegenſtande liegt und was er für Reiz und Anmuth bei der Ausführung daraus entwickeln könne. Ich ſchrieb den „neuen Paufias" und die „Metamorphoſe der Pflanzen" in elegiſcher Form; Schiller wetteiferte, indem er ſeinen „Taucher" gab. Im eigentlichen Sinne hielten wir Tag und Nacht keine Ruhe; Schiller beſuchte der Schlaf erſt gegen Morgen; Leidenſchaften aller Art waren in Bewegung. Durch die Xenien hatten wir ganz Deutſchland aufgeregt; Jedermann ſchalt und lachte zugleich. Die Verletzten ſuchten uns auch etwas Unangenehmes zu erweiſen; alle unſere Gegenwirkung beſtand in unermüdet fortgeſetzter Thätigkeit.

Die Univerſität Jena ſtand auf dem Gipfel ihres Flors; das Zuſammenwirken von talentvollen Menſchen und glücklichen Umſtänden wäre der treueſten, lebhafteſten Schilderung werth. Fichte gab eine neue Darſtellung der Wiſſenſchaftslehre im philoſophiſchen Journal. Woltmann hatte ſich intereſſant gemacht und berechtigte zu den ſchönſten Hoffnungen. Die Gebrüder von Humboldt waren gegenwärtig und Alles der Natur Angehörige kam philoſophiſch und wiſſenſchaftlich zur Sprache. Mein ſchwäbiſcher Typus von 1793 gab uns Veranlaſſung, die öffentliche Sammlung, ſowie meine eigene, rationeller zu betrachten und zu benutzen. Ich ſchematiſirte die Metamorphoſe der Inſecten, die ich ſeit mehrern Jahren nicht aus den Augen ließ. Die Kraut'ſchen Zeichnungen der Harzfelſen gaben Anlaß zu geologiſchen Betrachtungen; galvaniſche Verſuche wurden durch Humboldt angeſtellt. Scherer zeigte ſich als hoffnungsvoller Chemicus. Ich fing an, die Farbentafeln in Ordnung zu bringen. Für Schiller fuhr ich fort, am Cellini zu überſetzen; und da ich bisliche Stufe in Arbeit, preiſche Gegen-

ſtände zu finden, wieder aufnahm, ſo ließ ich mich verführen, die Reiſe der Kinder Israel durch die Wüſte critiſch zu behandeln. Der Aufſatz, mit beigefügter Karte, ſollte jenen wunderlichen vierzigjährigen Irrgang zu einem, wo nicht vernünftigen, doch faßlichen Unternehmen umbilden.

Eine unwiderſtehliche Luſt nach dem Land- und Gartenleben hatte damals die Menſchen ergriffen. Schiller kaufte einen Garten bei Jena und zog hinaus; Wieland hatte ſich in Oßmannſtedt angeſiedelt. Eine Stunde davon, am rechten Ufer der Ilm, ward in Ober-Roßla ein kleines Gut verkäuflich; ich hatte Abſichten darauf.

Als Beſuch erfreuten uns Lerſe und Hirt. Der ſeltſame Reiſende Lord Briſtol gab mir zu einer abenteuerlichen Erfahrung Anlaß. Ich bereite mich zu einer Reiſe nach der Schweiz, meinem aus Italien zurückkehrenden Freunde Heinrich Meyer entgegen. Der Weimar'ſche Schloßbau nöthigt zur Umſicht nach einem geiſtreichen Architecten und geſchickten Handwerkern. Auch die Zeichenſchule erhält neue Anregung.

Vor meiner Abreiſe verbrenn' ich alle an mich geſendeten Briefe ſeit 1772, aus entſchiedener Abneigung gegen Publication des ſtillen Gangs freundſchaftlicher Mittheilung. Schiller beſucht mich noch in Weimar und ich reiſe den 30. Juli ab. Da ein geſchickter Schreiber mich begleitete, ſo iſt Alles in Acten geheftet, wohl erhalten, was damals auffallend und bedeutend ſein konnte.

Da hieraus mit ſchicklicher Redaction ein ganz unterhaltendes Bändchen ſich bilden ließe, ſo ſei von dem ganzen Reiſeverlauf nur das Allgemeinſte hier angedeutet.

Unterwegs beſchäftigt mich die genaue Betrachtung der Gegenden hinſichtlich auf Geognoſie und der darauf gegründeten Cultur. In Frankfurt belehrt mich Sömmerring durch Unterhaltung, Präparate und Zeichnungen. Ich werde mit manchen Perſönlichkeiten bekannt, mit Oeffentlichem und Beſonderm; ich beachte das Theater und führe lebhafte Correſpondenz mit Schiller und andern Freunden. Oeſterreichiſche Garniſon, gefangene Franzoſen als Gegenſatz; jene von imperturbablem Ernſt, dieſe immer von poſſenhafter Heiterkeit. Franzöſiſche ſatyriſche Kupferſtiche.

Den 25. ab von Frankfurt; über Heidelberg, Heilbronn, Ludwigsburg kam ich den 30. in Stuttgart an. Kaufmann Rapp, Dannecker, Scheffauer werden beſucht; Bekanntſchaft mit Profeſſor Thouret, mit geſchickten Arbeitern von Zierathen, Stukaturen, Quadraturen, die ſich aus der bewegten Regierungszeit Herzogs Carls herſchrieben; Unterhandlungen mit denſelben, ſie bei dem Weimar'ſchen Schloßbau anzuſtellen.

Anfang Septembers fällt der „Junggeſell und der Mühlbach", den Zumſteeg ſogleich componirt, ſodann der „Jüngling und die Zigeunerinn". Den 9. September in Tübingen, bei Cotta gewohnt, die vorzüglichen dortigen Männer beſprochen. Naturalien-Cabinet des Profeſſor Dürr beſichtigt, das, vormals Pasquay in Frankfurt am Main gehörig, mit der liebevollſten Sorgfalt nach Tübingen transportirt worden. Den 16. September von dort weg. Schaffhauſen, Rheinfall, Zürich. Den 21. in Stäfa; Zuſammenkunft mit Meyer, mit ihm die Reiſe angetreten, den 28. über Marie Einſiedeln bis auf den Gotthard. Den 8. October waren wir wieder zurück. Zum dritten Male beſuchte ich die kleinen Cantone; und weil die epiſche Form bei mir gerade das Uebergewicht hatte, erſann ich einen „Tell" unmittelbar in der Gegenwart der claſſiſchen Oertlichkeit. Eine ſolche Ableitung und Zerſtreuung war nöthig, da mich die traurigſte Nachricht mitten in den Gebirgen erreichte. Chriſtiane Neumann, verehlichte Becker, war von uns geſchieden; ich widmete ihr die Elegie „Euphroſyne". Liebreiches, ehrenvolles Andenken iſt Alles, was wir den Todten zu geben vermögen.

Auf dem St. Gotthard hatte ich ſchöne Mineralien gewonnen; der Hauptgewinn aber war die Unterhaltung mit meinem Freunde Meyer; er brachte mir das lebendigſte Italien zurück, das uns die Kriegsläufe leider nunmehr verſchloſſen. Wir bereiteten uns zum Troſt auf die Propyläen vor. Die Lehre von den Gegenſtänden und was denn eigentlich dargeſtellt werden ſoll, beſchäftigte uns vor allen Dingen. Die genaue Beſchreibung und kennerhafte Bemerkung der Kunſtgegenſtände alter und neuer Zeit verwahrten wir als Schätze für die Zukunft. Nachdem ich eine Beſchreibung von Stäfa verſucht, die Tagebücher revidirt und mundirt waren, gingen wir den 21. October von dort ab. Den 26. October von Zürich abreiſend, langten wir den 6. November in Nürnberg an. In dem freundlichen Cirkel der Kreisgeſandten durchlebten wir einige frohe Tage. Den 15. Novemb[er] von dort ab.

In Weimar hatte die Ankunft mehrerer bedeutender Emigrirten die Geſellſchaft erweitert, angenehm und unterhaltend gemacht. Nachzutragen iſt noch, daß Ober-Appellations-Rath Körner und ſeine liebe und hoffnungsvolle Familie uns im abgelaufenen Sommer mit ihrer Gegenwart erfreuten, und doch bleibt noch manches Beſondere dieſes merkwürdigen Jahrs zurück.

Wilhelm's antiquariſche Thätigkeit begann zu

wirken; den größten Einfluß aber übten Wolf's „Prolegomena.“

Auf dem Theater fand ich die große Lücke; Christian Neumann fehlte und doch war's der Platz noch, wo sie mir soviel Interesse eingeflößt hatte. Ich war durch sie an die Bretter gewöhnt; und so wendete ich nun dem Ganzen zu, was ich ihr sonst fast ausschließlich gewidmet hatte.

Ihre Stelle war besetzt, wenigstens mit einer wohlgefälligen Schauspielerinn. Auch Caroline Jagemann indessen bildete sich immer mehr aus und erwarb sich zugleich im Schauspiel allen Beifall. Das Theater war schon so gut bestellt, daß die currenten Stücke ohne Anstoß und Rivalität sich besetzen ließen.

Einen großen und einzigen Vortheil brachte aber diese Unternehmung, daß die vorzüglichsten Werke Iffland's und Kotzebue's schon vom Theater gewirkt und sich auf neuen, in Deutschland noch nicht betretenen Wegen großen Beifall erworben hatten. Beide Autoren waren noch in ihrem Vigor; Ersterer als Schauspieler stand in der Epoche höchster Kunstausbildung.

Auch gereichte zu unserm größten Vortheil, daß wir nur vor einem kleinen, genugsam gebildeten Publicum zu spielen hatten, dessen Geschmack wir befriedigen und uns doch dabei unabhängig erhalten konnten; ja wir durften Manches versuchen, uns selbst und unsere Zuschauer in einem höhern Sinne auszubilden.

Hier kam uns nun Schiller vorzüglich zu Hülfe; er stand im Begriff, sich zu beschränken, dem Rohen, Uebertriebenen, Gigantischen zu entsagen; schon gelang ihm das wahrhaft Große und dessen natürlicher Ausdruck. Wir verlebten keinen Tag in der Nähe, ohne uns mündlich, keine Woche in der Nachbarschaft, ohne uns schriftlich zu unterhalten.

1798.

So arbeiteten wir unermüdet dem Besuche Iffland's vor, welcher uns im April durch acht seiner Vorstellungen auffrischen sollte. Groß war der Einfluß seiner Gegenwart: denn jeder Mitspielende mußte sich an ihm prüfen, indem er mit ihm wetteiferte, und die nächste Folge davon war, daß auch dieß Mal unsere Gesellschaft gar löblich ausgestattet nach Lauchstädt zog.

Kaum war sie abgegangen, als der alte Wunsch sich regte, in Weimar ein besseres Local für die Bühne einzurichten. Schauspieler und Publicum fühlten sich eines anständigern Raumes würdig; die Nothwendigkeit einer solchen Veränderung ward von Jedermann anerkannt und es bedurfte nur eines geistreichen Anstoßes, um die Ausführung zu bestimmen und zu beschleunigen.

Baumeister Thouret war von Stuttgart berufen, um den neuen Schloßbau weiter zu fördern: als Nebenzweck gab er einen sogleich beifällig aufgenommenen, erfreulichen Plan zu einer neuen Einrichtung des vorhandenen Theater-Local's, nach welchem sich zu richten er die größte Gewandtheit bewies. Und so ward auch an uns die alte Bemerkung wahr, daß Gegenwart eines Baumeisters Baulust erregt. Mit Fleiß und Hast betrieb man die Arbeit, so daß mit dem 12. October Hof und Publicum zu Eröffnung des neuen Hauses eingeladen werden konnten. Ein Prolog von Schiller und Wallenstein's Lager gaben dieser Feierlichkeit Werth und Würde.

Den ganzen Sommer hatte es an Vorarbeiten hierzu nicht gefehlt; denn der große Wallenstein'sche Cyclus, zuerst nur angekündigt, beschäftigte uns durchaus, obgleich nicht ausschließlich.

Von meinen eigenen poetischen und schriftstellerischen Werken habe ich soviel zu sagen, daß die „Weissagungen des Bakis“ mich nur einige Zeit unterhielten. Zur „Achilleis“ hatte ich den Plan ganz im Sinne, den ich Schillern eines Abends ausführlich erzählte. Der Freund schalt mich aus, daß ich Etwas so klar vor mir sehen konnte, ohne solches auszubilden durch Worte und Sylbenmaß. So angetrieben und fleißig ermahnt, schrieb ich die zwei ersten Gesänge; auch den Plan schrieb ich auf, zu dessen Förderniß mir ein treuer Auszug aus der Ilias dienen sollte.

Doch hiervon leitete mich ab die Richtung zur bildenden Kunst, welche sich bei Meyer's Zurückkunft aus Italien ganz entschieden abermals hervorgethan hatte. Vorzüglich waren wir beschäftigt, das erste Stück der Propyläen, welches theils vorbereitet, theils geschrieben wurde, lebhaft weiter zu fördern. Cellini's Leben setzte ich fort, als einen Anhaltpunct der Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts. Diderot, von den Farben, ward mit Anmerkungen begleitet, welche mehr humoristisch als künstlerisch zu nennen wären; und indem sich Meyer mit den Gegenständen in dem Hauptpunct aller bildenden Kunst gründlich beschäftigte, schrieb ich den Sammler, um manches Nachdenken und Bedenken in die heitere, freiere Welt einzuführen.

In der Naturwissenschaft fand ich Manches zu denken, zu beschauen und zu thun. Schelling's Weltseele beschäftigte unser höchstes Geistesvermögen. Wir sahen sie nun in der ewigen Metamorphose der Außenwelt abermals verkörpert. Alles Naturgeschichtliche, das sich uns lebendig näherte, betrachtete ich mit großer Aufmerksamkeit, fremde, merkwürdige Thiere, besonders ein junger Elephant, vermehrten unsere Erfahrungen.

Hier muß ich aber auch eines Aufsatzes ge-

denken, den ich über pathologiſches Elfenbein ſchrieb. Ich hatte ſolche Stellen angeſchoſſener und wieder verheilter Elephanten-Zähne, die beſonders den Kammachern höchſt verdrießlich ſind, wenn ihre Säge oft unvermuthet auf ſie ſtößt, ſeit mehrern Jahren geſammelt, an Zahl mehr denn zwanzig Stücke, woran ſich in gar ſchöner Folge zeigen ließ, wie eine eiſerne Kugel in's Innere der Zahnmaſſe eindringen, wohl die organiſche Lebendigkeit ſtören, aber nicht zerſtören kann, indem dieſe ſich hier auf eine eigene Weiſe wehrt und wieder herſtellt. Ich freute mich, dieſe Sammlung, beſchrieben und ausgelegt, dem Cabinette meines Freundes Loder, dem ich ſoviel Belehrung ſchuldig geworden, dankbar einzuverleiben.

In welcher Ordnung und Abtheilung die Geſchichte der Farbenlehre vorgetragen werden ſollte, ward epochenweiſe durchgedacht und die einzelnen Schriftſteller ſtudirt, auch die Lehre ſelbſt genau erwogen und mit Schiller durchgeſprochen. Er war es, der den Zweifel löſ'te, der mich lange Zeit aufhielt; worauf denn eigentlich das wunderliche Schwanken beruhe, daß gewiſſe Menſchen die Farben verwechſeln; wobei man auf die Vermuthung kam, daß ſie einige Farben ſehen; da er denn zuletzt entſchied, daß ihnen die Erkenntniß des Blauen fehle. Ein junger Bildemeiſter, der eben in Jena ſtudirte, war in ſolchem Falle und bot ſich freundlich zu allem Hin- und Wiederverſuchen, woraus ſich denn zuletzt für uns jenes Reſultat ergab.

Ferner, um das Mentale ſichtlich darzuſtellen, verfertigten wir zuſammen mancherlei ſymboliſche Schemata. So zeichneten wir eine Temperamenten-Roſe, wie man eine Windroſe hat, und entwarfen eine tabellariſche Darſtellung, was der Dilettantismus jeder Kunſt Nützliches und Schädliches bringe.

Gar manche Vortheile, die wir im Naturwiſſenſchaftlichen gewannen, ſind wir einem Beſuch ſchuldig geworden, den uns Herr von Marum gönnen wollte.

Damit aber auch von der andern Seite der Geiſt zur unmittelbaren gemeinen Natur zurückgezogen werde, folgte ich der damaligen landſchaftlichen Grille. Der Beſitz des Freiguts zu Roſla nöthigte mich, dem Grund und Boden, der Landesart, den dörflichen Verhältniſſen näher zu treten und verlieh gar manche Anſichten und Mitgefühle, die mir ſonſt völlig fremd geblieben wären. Hieraus entſtand mir auch eine nachbarliche Gemeinſchaft mit Wieland, welcher freilich tiefer in die Sache gegangen war, indem er Weimar völlig verließ und ſeinen Wohnort in Oßmannſtedt aufſchlug. Er hatte nicht bedacht, was ihm am erſten hätte einfallen ſollen: daß er unſerer Herzogin Amalia und ſie ihm zum Lebensumgang völlig unentbehrlich geworden. Aus jener Entfernung entſtand denn ein ganz wunderbares Hin- und Wiederſenden von reitenden und wandernden Boten, zugleich auch eine gewiſſe, kaum zu beſchwichtigende Unruhe.

Eine wunderbare Erſcheinung war in dieſem Sommer Frau von La Roche, mit der Wieland eigentlich niemals übereingeſtimmt hatte, jetzt aber mit ihr im vollkommenen Widerſpruch ſich befand. Freilich war eine gutmüthige Sentimentalität, die allenfalls vor dreißig Jahren, zur Zeit wechſelſeitiger Schonung, noch ertragen werden konnte, nunmehr ganz außer der Jahrszeit und einem Manne wie Wieland unerträglich. Ihre Enkelinn, Sophie Brentano, hatte ſie begleitet und ſpielte eine entgegengeſetzte, nicht minder wunderliche Rolle.

1799.

Den 30. Januar Aufführung von den „Piccolomini", den 20. April von „Wallenſtein". Indeſſen war Schiller immer thätig. „Maria Stuart" und „die feindlichen Brüder" kommen zur Sprache. Wir beriethen uns über den Gedanken, die Deutſchen Stücke, die ſich erhalten ließen, theils unverändert im Druck zu ſammeln, theils aber verändert und in's Enge gezogen der neuern Zeit und ihrem Geſchmack näher zu bringen. Ebendaſſelbe ſollte mit ausländiſchen Stücken geſchehen, eigene Arbeit jedoch durch eine ſolche Umbildung nicht verdrängt werden. Hier iſt die Abſicht unverkennbar, den Deutſchen Theatern den Grund zu einem ſoliden Repertorium zu legen und der Eifer, Dieß zu leiſten, ſpricht für die Ueberzeugung, wie nothwendig und wichtig, wie folgereich ein ſolches Unternehmen ſei.

Wir waren ſchon gewohnt, gemeinſchaftlich zu handeln: und wie wir dabei verfuhren, iſt bereits im Morgenblatt ausführlich vorgetragen. In das gegenwärtige Jahr fällt die Redaction von „Macbeth" und die Ueberſetzung von „Mahomet".

Die Memoiren der Stephanie von Bourbon Conti erregten in mir die Conception der „natürlichen Tochter." In dem Plane bereitete ich mir ein Gefäß, worin ich Alles, was ich ſo manches Jahr über die Franzöſiſche Revolution und deren Folgen geſchrieben und gedacht, mit geziemendem Ernſte niederzulegen hoffte. Kleinere Stücke ſchematiſirte ich mit Schiller gemeinſchaftlich, wovon noch Einiges von Schiller eigenhändig geſchrieben übrig iſt.

Die „Propyläen" wurden fortgeſetzt. Im September hielten wir die erſte Ausſtellung der Preisbilder; die Aufgabe war Paris und Helena. Hartmann in Stuttgart erreichte den Preis.

Erwarben nun auf dieſe Weiſe die Weimar'ſ-

ſchen Kunſtfreunde ſich einiges Zutrauen der Außenwelt, ſo war auch Schiller aufgeregt, unabläſſig die Betrachtung über Natur, Kunſt und Sitten gemeinſchaftlich anzuſtellen. Hier fühlten wir immer mehr die Nothwendigkeit von tabellariſcher und ſymboliſcher Behandlung. Wir zeichneten zuſammen jene Temperamenten-Roſe wiederholt; auch der nützliche und ſchädliche Einfluß des Dilettantismus auf alle Künſte ward tabellariſch weiter ausgearbeitet, wovon die Blätter beihändig noch vorliegen. Ueberhaupt wurden ſolche methodiſche Entwürfe durch Schiller's philoſophiſchen Ordnungsgeiſt, zu welchem ich mich ſymboliſirend hinneigte, zur angenehmſten Unterhaltung. Man nahm ſie von Zeit zu Zeit wieder auf, prüfte ſie, ſtellte ſie um; und ſo iſt denn auch das Schema der Farbenlehre öfters bearbeitet worden.

Und ſo konnte das Leben nirgends ſtocken in denjenigen Zweigen der Wiſſenſchaft und Kunſt, die wir als die unſerigen anſahen. Schelling theilte die Einleitung zu ſeinem Entwurf der Natur-Philoſophie freundlich mit; er beſprach gern mancherlei Phyſicaliſches; ich verfaßte einen allgemeinen Schematismus über Natur und Kunſt.

Im Auguſt und September bezog ich meinen Garten am Stern, um einen ganzen Mondswechſel durch ein gutes Spiegel-Teleſcop zu beobachten und ſo ward ich denn mit dieſem, ſo lange geliebten und bewunderten Nachbar endlich näher bekannt. Bei allem Dieſem lag ein großes Naturgebicht, das mir vor der Seele ſchwebte, durchaus im Hintergrund.

Während meines Gartenaufenthalts las ich Herder's Fragmente, ingleichen Winckelmann's Briefe und erſte Schriften, ferner Milton's verlornes Paradies, um die mannigfaltigſten Zuſtände, Denk- und Dichtweiſen mir zu vergegenwärtigen. In die Stadt zurückgekehrt, ſtudirte ich zu obgemeldeten Theater-Zwecken ältere Engliſche Stücke, vorzüglich des Ben Johnſon's, nicht weniger andere, welche man Shakeſpeare zuſchreibt. Durch guten Rath nahm ich Antheil an den „Schweſtern von Lesbos", deren Verfaſſerinn mich früher als ein höchſt ſchönes Kind, ſpäter als ein vorzügliches Talent angezogen hatte. Tieck las mir ſeine Genoveva vor, deren wahrhaft poetiſche Behandlung mir ſehr viel Freude machte und den freundlichſten Beifall abgewann. Auch die Gegenwart Wilhelm Auguſt Schlegel's war für mich gewinnreich. Kein Augenblick ward müſſig zugebracht, und man konnte ſchon auf viele Jahre hinaus ein geiſtiges, gemeinſames Intereſſe vorherſehen.

1800.

Dieſes Jahr brachte ich halb in Weimar, halb in Jena zu. Den 30. Januar ward „Mahomet" aufgeführt zu großem Vortheil für die Bildung unſerer Schauſpieler. Sie mußten ſich aus ihrem Naturaliſiren in eine gewiſſe Beſchränktheit zurückziehen, deren Manieirtes aber ſich gar leicht in ein Natürliches verwandeln ließ. Wir gewannen eine Vorübung in jedem Sinne zu den ſchwierigern, reichern Stücken, welche bald darauf erſchienen. Von Opern will ich nur „Tarare" nennen.

Späterhin, am 24. October, als am Geburtstag der Herzoginn Amalie, ward im engern Kreiſe „Paläophron und Neoterpe" gegeben. Die Aufführung des kleinen Stücks durch junge Kunſtfreunde war muſterhaft zu nennen. Fünf Figuren ſpielten in Masken; der Dame allein war vergönnt, uns in der eigenſten Anmuth ihrer Geſichtszüge zu ergetzen.

Dieſe Darſtellung bereitete jene Masken-Comödien vor, die in der Folge eine ganz neue Unterhaltung jahrelang gewährten.

Die Bearbeitung verſchiedener Stücke, gemeinſchaftlich mit Schiller, ward fortgeſetzt und zu dieſem Zwecke das „Geheimniß der Mutter" von Horace Walpole ſtudirt und behandelt, bei näherer Betrachtung jedoch unterlaſſen. Die neuern kleinen Gedichte wurden an Unger abgeliefert, „die guten Frauen", ein geſelliger Scherz, geſchrieben.

Nun ſollte zum nächſten, immer gefeierten 30. Januar, ganz am Ende des Jahrs, „Tancred" überſetzt werden; und ſo geſchah es auch, ungeachtet einer ſich anmeldenden krankhaften Unbehaglichkeit.

Als wir im Auguſt dieſes Jahrs die zweite Aufſtellung vorbereiteten, fanden wir uns ſchon von vielſeitiger Theilnahme begünſtigt. Die Aufgabe: der Tod des Abſalon und Hector's Abſchied von Andromache, hatten viele wackere Künſtler gelockt. Den erſten Preis erhielt Hofmann zu Cöln, den zweiten Nahl zu Caſſel. Der „Propyläen" drittes und letztes Stück ward, bei erſchwerter Fortſetzung, aufgegeben. Wie ſich bösartige Menſchen dieſem Unternehmen entgegengeſtellt, ſollte wohl zum Troſt unſerer Enkel, denen es auch nicht beſſer gehen wird, gelegentlich näher bezeichnet werden.

Die Naturforſchung verfolgte ihren Gang. Ein ſechsfüßiger Herſchel war für unſere wiſſenſchaftlichen Anſtalten angeſchafft. Ich beobachtete nun einzeln mehrere Mondwechſel und machte mich mit den bedeutendſten Lichtgrenzen bekannt, wodurch ich denn einen guten Begriff von dem Relief der Mondoberfläche erhielt. Auch war mir die Haupteintheilung der Farbenlehre in die drei Hauptmaſſen, die didactiſche, polemiſche und hiſtoriſche, zuerſt ganz klar geworden und hatte ſich entſchieden.

Um mir im Botaniſchen das Juſſieu'ſche Syſtem recht anſchaulich zu machen, brachte ich die ſämmtlichen Kupfer mehrerer botaniſchen Octav-Werke in jene Ordnung; ich erhielt dadurch eine Anſchauung der einzelnen Geſtalt und eine Ueberſicht des Ganzen, welches ſonſt nicht zu verlangen geweſen wäre.

1801.

Zu Anfang des Jahrs überfiel mich eine grimmige Krankheit; die Veranlaſſung dazu war folgende. Seit der Aufführung „Mahomet's" hatte ich eine Ueberſetzung des „Tancred" von Voltaire begonnen und mich damit beſchäftigt; nun aber ging das Jahr zu Ende und ich mußte das Werk ernſtlich angreifen; daher begab ich mich Hälfte Decembers nach Jena, wo ich in den großen Zimmern des herzoglichen Schloſſes einer altherkömmlichen Stimmung ſogleich gebieten konnte. Auch dieß Mal waren die dortigen Zuſtände meiner Arbeit günſtig; allein die Emſigkeit, womit ich mich daran hielt, ließ mich den ſchlimmen Einfluß der Localität dieß Mal wie ſchon öfter überſehen. Das Gebäude liegt an dem tiefſten Puncte der Stadt, unmittelbar an der Mühlache; Treppe ſowie Treppengebäude von Gyps, als einer ſehr kalten und verkältenden Steinart, an die ſich bei eintretendem Thauwetter die Feuchtigkeit häufig anwirft, machen den Aufenthalt, beſonders im Winter, ſehr zweideutig. Allein wer Etwas unternimmt und leiſtet, denkt er wohl an den Ort, wo es geſchieht? Genug, ein heftiger Catarrh überfiel mich, ohne daß ich deßhalb in meinem Vorſatz irre geworden wäre.

Damals hatte das Brown'ſche Dogma ältere und jüngere Mediciner ergriffen; ein junger Freund, demſelben ergeben, wußte von der Erfahrung, daß Peruvian'ſcher Balſam, verbunden mit Opium und Myrrhen, in den höchſten Bruſtübeln einen augenblicklichen Stillſtand verurſache und dem gefährlichen Verlauf ſich entgegenſetze. Er rieth mir zu dieſem Mittel und in dem Augenblick war Huſten, Auswurf und Alles verſchwunden. Wohlgemuth begab ich mich in Profeſſor Schelling's Begleitung nach Weimar, als gleich zu Anfange des Jahrs der Catarrh mit verſtärkter Gewalt zurückkehrte und ich in einen Zuſtand gerieth, der mir die Beſinnung raubte. Die Meinigen waren außer Faſſung; die Aerzte theilten nur; der Herzog, mein gnädigſter Herr, die Gefahr überſchauend, griff ſogleich perſönlich ein und ließ durch einen Eilboten den Hofrath Stark von Jena herüberkommen. Es vergingen einige Tage, ohne daß ich zu einem völligen Bewußtſein zurückkehrte. Und als ich nun durch die Kraft der Natur und ärztliche Hülfe mich ſelbſt wieder gewahr wurde, fand ich die Umgebung des rechten Auges geſchwollen, das Sehen gehindert und mich übrigens in erbärmlichem Zuſtande. Der Fürſt ließ in ſeiner ſorgfältigen Leitung nicht nach, der hocherfahrne Leibarzt, im Practiſchen von ſicherm Griff, bot Alles auf, und ſo ſtellte Schlaf und Tranſpiration mich nach und nach wieder her.

Innerlich hatte ich mich indeſſen ſchon wieder ſo geſtaltet, daß am 19. Januar die Langeweile des Zuſtandes mir eine mäßige Thätigkeit abforderte; und ſo wendete ich mich zur Ueberſetzung des Theophraſt'ſchen Büchleins „von den Farben", die ich ſchon längſt im Sinne gehabt. Die nächſten Freunde, Schiller, Herder, Voigt, Einſiedel und Loder waren thätig, mich über fernere böſe Stunden hinauszuheben. Am 22. war ſchon bei mir ein Concert veranſtaltet und Se. Durchlaucht, dem Herzog, konnt' ich am 24., als am Tage, wo er nach Berlin reiſ'te, für die bis zuletzt ununterbrochene Sorgfalt mit erheitertem Geiſte danken; denn an dieſem Tage hatte ſich das Auge wieder geöffnet und man durfte hoffen, frei und vollſtändig abermals in die Welt zu ſchauen. Auch konnte ich zunächſt mit geneſendem Blick die Gegenwart der durchlauchtigſten Herzoginn Amalie und ihrer freundlich geiſtreichen Umgebung bei mir verehren.

Am 29. durchging ich die Rolle der Amenaide mit Demoiſelle Caſpers, einer ſich heranbildenden Schauſpielerinn. Freund Schiller leitete die Proben und ſo gab er mir denn auch den 30. Abends nach der Aufführung Nachricht von dem Gelingen. So ging ich ferner dieſelbe Rolle mit Demoiſelle Jagemann durch, deren Naturell und Verdienſt als Schauſpielerinn und Sängerinn damals ein Verehrer nach unmittelbaren Eindrücken hätte ſchildern ſollen.

Brauchbar und angenehm in manchen Rollen war Ehlers als Schauſpieler und Sänger, beſonders in dieſer letzten Eigenſchaft geſelliger Unterhaltung höchſt willkommen, indem er Balladen und andere Lieder der Art zur Guitarre mit genaueſter Präciſion der Text-Worte ganz unvergleichlich vortrug. Er war unermüdet im Studiren des eigentlichſten Ausdrucks, der darin beſteht, daß der Sänger nach einer Melodie die verſchiedenſte Bedeutung der einzelnen Strophen hervorzuheben und ſo die Pflicht des Lyrikers und Epikers zugleich zu erfüllen weiß. Hiervon durchdrungen, ließ er ſich's gern gefallen, wenn ich ihm zumuthete, mehrere Abendſtunden, ja bis tief in die Nacht hinein, daſſelbe Lied mit allen Schattirungen auf's Pünctlichſte zu wiederholen; denn bei der gelungenen Praxis überzeugte er ſich, wie verwerflich alles ſogenannte Durch-Componiren der Lieder ſei, wodurch der allgemein lyriſche Character ganz auf-

gehoben und eine falſche Theilnahme am Einzelnen gefordert und erregt wird.

Schon am 7. Februar regte ſich in mir die productive Ungeduld; ich nahm den „Fauſt" wieder vor und führte ſtellenweiſe Dasjenige aus, was in Zeichnung und Umriß ſchon längſt vor mir lag.

Als ich zu Ende vorigen Jahrs in Jena den „Tancred" bearbeitete, ließen meine dortigen geiſtreichen Freunde den Vorwurf laut werden, daß ich mich mit franzöſiſchen Stücken, welche bei der jetzigen Geſinnung von Deutſchland nicht wohl Gunſt erlangen könnten, ſo emſig beſchäftige und nichts Eigenes vornähme, wovon ich doch ſo Manches hatte merken laſſen. Ich rief mir daher „die natürliche Tochter" vor die Seele, deren ganz ausgeführtes Schema ſchon ſeit einigen Jahren unter meinen Papieren lag.

Gelegentlich dacht' ich an das Weitere; allein durch einen auf Erfahrung geſtützten Aberglauben, daß ich ein Unternehmen nicht ausſprechen dürfe, wenn es gelingen ſolle, verſchwieg ich ſelbſt Schiller dieſe Arbeit und erſchien ihm daher als untheilnehmend, glauben- und thatlos. Ende Decembers ſtud' ich bemerkt, daß der erſte Act der „natürlichen Tochter" vollendet worden.

Doch fehlte es nicht an Ableitungen, beſonders naturwiſſenſchaftlichen, ſowie in's Philoſophiſche und Litterariſche. Ritter beſuchte mich öfters; und ob ich gleich in ſeine Behandlungsweiſe mich nicht ganz finden konnte, ſo nahm ich doch gern von ihm auf, was er von Erfahrungen überlieferte und was er nach ſeinen Beſtrebungen, ſich in's Ganze auszubilden, getrieben war. Zu Schelling und Schlegel blieb ein thätiges, mittheilendes Verhältniß. Tieck hielt ſich länger in Weimar auf; ſeine Gegenwart war immer anmuthig fördernd. Mit Paulus blieb ebenfalls ein immer gleiches Verhältniß; wie denn alle dieſe Verhältniſſe durch die Nähe von Weimar und Jena ſich immerfort lebendig erhielten und durch meinen Aufenthalt am letzteren Orte immer mehr beſtätigt wurden.

Von Naturhiſtoriſchem berührte mich Weniges; ein krummer Elephanten-Zahn ward nach einem großen Regenguß in der Gelmeröder Schlucht entdeckt. Er lag höher als alle die bisherigen Reſte dieſer frühern Geſchöpfe, welche in den Tuffſteinbrüchen, eingehüllt in dieſes Gebein, wenig Fuß über der Ilm gefunden werden; dieſer aber ward unmittelbar auf dem Kalkflöz unter der aufgeſchwemmten Erde im Gerölle entdeckt, über der Ilm etwa zweihundert. Er ward zu einer Zeit gefunden, wo ich, dergleichen Begebenheiten entfremdet, daran wenig Antheil nahm. Die Finder hielten die Materie für Meerſchaum und ſchickten ſolche Stücke nach Eiſenach; nur kleine Trümmer waren mir zugekommen, die ich auf ſich beruhen ließ. Bergrath Werner jedoch, bei einem abermaligen belehrenden Beſuche, wußte ſogleich die Sache zu entſcheiden und wir erfreuten uns der von einem Meiſter des Fachs ausgeſprochenen Beruhigung.

Auch die Verhältniſſe, in die ich durch den Beſitz des Freiguts zu Roßla gekommen war, forderten aufmerkſame Theilnahme für einige Zeit, wobei ich jedoch die Tage, die mir geraubt zu werden ſchienen, vielſeitig zu benutzen wußte. Der erſte Pächter war anzuklagen, ein neuer einzuſetzen und man mußte die Erfahrungen für Etwas rechnen, die man im Verfolg ſo fremdartiger Dinge nach und nach gewonnen hatte.

Zu Ende März war ein ländlicher Aufenthalt ſchon erquicklich genug. Oeconomen und Juriſten überließ man das Geſchäft und ergetzte ſich einſtweilen in freier Luft; und weil die Concluſion ergo hibamus zu allen Prämiſſen paßt, ſo ward auch bei dieſer Gelegenheit manches herkömmliche und willkürliche Feſt gefeiert; es fehlte nicht an Beſuchen und die Koſten einer wohlbeſetzten Tafel vermehrten das Deficit, das der alte Pachter zurückgelaſſen hatte.

Der neue war ein leidenſchaftlicher Freund von Baumzucht; ſeiner Neigung gab ein angenehmer Thalgrund von dem fruchtbarſten Boden Gelegenheit zu ſolchen Anlagen. Die eine buſchige Seite des Abhangs, durch eine lebendige Quelle geſchmückt, rief dagegen meine alte Park-Spielerei zu geſchlängelten Wegen und geſelligen Räumen hervor; genug, es fehlte Nichts als das Nützliche und ſo wäre dieſer kleine Beſitz höchſt wünſchenswerth geblieben. Auch die Nachbarſchaft eines bedeutenden Städtchens, kleinerer Ortſchaften, durch verſtändige Beamte und tüchtige Pächter geſellig, gaben dem Aufenthalt beſondern Reiz; die ſchon entſchiedene Straßenführung nach Eckardsberge, welche unmittelbar hinter dem Hausgarten abgeſteckt wurde, veranlaßte bereits Gedanken und Plane, wie man ein Luſthäuschen anlegen und von dort an den belebenden Meßfuhren ſich ergetzen wollte; ſo daß man ſich auf dem Grund und Boden, der einträglich hätte werden ſollen, nur neue Gelegenheiten zu vermehrten Aufgaben und verderblichen Zerſtreuungen mit Behagen vorbereitete.

Eine fromme, für's Leben bedeutende Feierlichkeit fiel jedoch im Innern des Hauſes in dieſen Tagen vor. Die Confirmation meines Sohnes, welche Herder nach ſeiner edeln Weiſe verrichtete, ließ uns nicht ohne rührende Erinnerung vergangener Verhältniſſe, nicht ohne Hoffnung künftiger freundlicher Bezüge.

Unter dieſen und andern Ereigniſſen war der

Tag hingegangen. Aerzte ſowohl als Freunde verlangten, ich ſolle mich in ein Bad begeben, und ich ließ mich, nach dem damaligen Stärkungs-Syſtem, um ſo mehr für Pyrmont beſtimmen, als ich mich nach einem Aufenthalt in Göttingen ſchon längſt geſehnt hatte.

Den 5. Juni reiſ'te ich ab von Weimar und gleich die erſten Meilen waren mir höchſt erfriſchend; ich konnte wieder einen theilnehmenden Blick auf die Welt werfen; und obgleich von keinem äſthetiſchen Gefühl begleitet, wirkte er doch höchſt wohlthätig auf mein Inneres. Ich mochte gern die Folge der Gegend, die Abwechſelung der Landesart bemerken, nicht weniger den Character der Städte, ihre ältere Herkunft, Erneuerung, Polizei, Arten und Unarten. Auch die menſchliche Geſtalt zog mich an und ihre höchſt merkbaren Verſchiedenheiten; ich fühlte, daß ich der Welt wieder angehörte.

In Göttingen, bei der Krone eingekehrt, bemerkt' ich, als eben die Dämmerung einbrach, einige Bewegung auf der Straße; Studirende kamen und gingen, verloren ſich in Seitengäßchen und traten in bewegten Maſſen wieder vor. Endlich erſcholl auf ein Mal ein freudiges Lebehoch! Aber auch im Augenblick war Alles verſchwunden. Ich vernahm, daß dergleichen Beifallsbezeugungen verpönt ſeien; und es freute mich um ſo mehr, daß man es gewagt hatte, mich nur im Vorbeigehen auf dem Stegreiſe zu begrüßen. Gleich darauf erhielt ich ein Billet, unterzeichnet „Schuhmacher aus Holſtein", der mir auf eine anſtändig vertrauliche Art den Vorſatz meldet, den er und eine Geſellſchaft junger Freunde gehegt, mich zu Michaeli in Weimar zu beſuchen und wie ſie nunmehr hofften, hier am Ort ihren Wunſch befriedigt zu ſehen. Ich ſprach ſie mit Antheil und Vergnügen. Ein ſo freundlicher Empfang wäre dem Geſunden ſchon wohlthätig geweſen, dem Geneſenden ward er es doppelt.

Hofrath Blumenbach empfing mich nach gewohnter Weiſe. Immer von dem Neueſten und Merkwürdigſten umgeben, iſt ein Willkommen jederzeit belehrend. Ich ſah bei ihm den erſten Aerolithen, an welches Naturerzeugniß der Glaube und erſt vor Kurzem in die Hand gegeben ward. Ein junger Küſtner und von Arnim, früher bekannt und verwandten Sinnes, ſuchten mich auf und begleiteten mich zur Reitbahn, wo ich den berühmten Stallmeiſter Pfeil in ſeinem Wirkungskreiſe begrüßte. Eine wohlbeſtellte Reitbahn hat immer etwas Imponirendes: das Pferd ſteht als Thier ſehr hoch; doch ſeine bedeutende, weitreichende Intelligenz wird auf eine wunderſame Weiſe durch gebundene Extremitäten beſchränkt. Ein Geſchöpf, das bei ſo bedeutenden, ja großen Eigenſchaften ſich nur im Treten, Laufen, Nennen zu äußern vermag, iſt ein ſeltſamer Gegenſtand für die Betrachtung; ja man überzeugt ſich beinahe, daß es nur zum Organ des Menſchen geſchaffen ſei, um, geſellt zu höherem Sinne und Zwecke, das Kräftigſte wie das Anmuthigſte bis zum Unmöglichen auszurichten.

Warum denn auch eine Reitbahn ſo wohlthätig auf den Verſtändigen wirkt, iſt, daß man hier, vielleicht einzig in der Welt, die zweckmäßige Beſchränkung der That, die Verbannung aller Willkür, ja des Zufalls, mit Augen ſchaut und mit dem Geiſte begreift. Menſchen und Thier verſchmelzen hier dergeſtalt in Eins, daß man nicht zu ſagen wüßte, wer denn eigentlich den Andern erzieht. Dergleichen Betrachtungen wurden bis auf's Höchſte geſteigert, als man die zwei Paare ſogenannter weißgeborner Pferde zu ſehen bekam, welche Fürſt Sanguſko in Hannover für eine bedeutende Summe gekauft hatte.

Von da zu der allerruhigſten und unſichtbarſten Thätigkeit überzugehen, war in oberflächlicher Beſchauung der Bibliothek gegönnt; man fühlt ſich wie in der Gegenwart eines großen Capitals, das geräuſchlos unberechenbare Zinſen ſpendet.

Hofrath Heyne zeigte mir Köpfe Homer'ſcher Helden von Tiſchbein in großem Maßſtabe ausgeführt; ich kannte die Hand des alten Freundes wieder und freute mich ſeiner fortgeſetzten Bemühungen, durch Studium der Antike ſich der Einſicht zu nähern, wie der bildende Künſtler mit dem Dichter zu wetteifern habe. Wie viel weiter war man nicht ſchon gekommen als vor zwanzig Jahren, da der treffliche, das Aechte vorahnende Leſſing vor den Irrwegen des Grafen Caylus warnen und gegen Klotz und Riedel ſeine Ueberzeugung vertheidigen mußte, daß man nämlich nicht nach dem Homer, ſondern wie Homer mythologiſch-epiſche Gegenſtände bildkünſtleriſch zu behandeln habe.

Neue und erneuerte Bekanntſchaften fanden ſich wohlwollend ein. Unter Leitung Blumenbach's beſah ich abermals die Muſeen und fand im Steinreiche mir noch unbekannte außereuropäiſche Muſterſtücke.

Und wie denn jeder Ort den fremden Ankömmling zerſtreuend hin- und herzieht und unſere Fähigkeit, das Intereſſe mit den Gegenſtänden ſchnell zu wechſeln, von Augenblick zu Augenblick in Anſpruch nimmt: ſo wußte ich die Bemühung des Profeſſors Oſiander zu ſchätzen, der mir die wichtige Anſtalt des neu und ſonderbar erbauten Accouchir-Hauſes, ſowie die Behandlung des Geſchäftes, erklärend zeigte.

Den Lockungen, mit denen Blumenbach die Jugend anzuziehen und ſie unterhaltend zu be-

lehren weiß, entging auch nicht mein zehnjähriger Sohn. Als der Knabe vernahm, daß von den vielgestaltigen Versteinerungen der Heinberg wie zusammengesetzt sei, drängte er mich zum Besuch dieser Höhe, wo denn die gewöhnlichen Gebilde häufig aufgepackt, die seltenern aber einer spätern emsigen Forschung vorbehalten wurden.

Und so entfernte ich mich den 12. Juni von diesem einzig bedeutenden Orte in der angenehm beruhigenden Hoffnung, mich zur Nach-Cur länger daselbst aufzuhalten.

Der Weg nach Pyrmont bot mir neue Betrachtungen dar: das Leine-Thal mit seinem milden Character erschien freundlich und wohnlich; die Stadt Einbeck, deren hochaufstrebende Dächer mit Sandsteinplatten gedeckt sind, machte einen wundersamen Eindruck. Sie selbst und die nächste Umgegend mit dem Sinne Zadig's durchwandelnd, glaubt' ich zu bemerken, daß sie vor zwanzig, dreißig Jahren einen trefflichen Bürgermeister müsse gehabt haben. Ich schloß Dieß aus bedeutenden Baumpflanzungen von ungefähr diesem Alter.

In Pyrmont bezog ich eine schöne, ruhig gegen das Ende des Orts liegende Wohnung bei dem Brunnen-Cassirer; und es konnte mir nichts glücklicher begegnen, als daß Griesbach's ebendaselbst eingemiethet hatten und bald nach mir ankamen. Stille Nachbarn, geprüfte Freunde, so unterrichtete als wohlwollende Personen trugen zur ergetzlichen Unterhaltung das Vorzüglichste bei. Prediger Schütz aus Bückeburg, jenen als Bruder und Schwager und mir als Gleichniß seiner längst bekannten Geschwister höchst willkommen, mochte sich gern von Allem, was man werth und würdig halten mag, gleichfalls unterhalten.

Hofrath Richter von Göttingen, in Begleitung des angekrankten Fürsten Sanguszco, zeigte sich immer in den liebenswürdigsten Eigenheiten, heiter auf trockene Weise, neckisch und neckend, bald ironisch und parador, bald gründlich und offen.

Mit solchen Personen fand ich mich gleich Anfangs zusammen; ich wüßte nicht, daß ich eine Badezeit in besserer Gesellschaft gelebt hätte, besonders da eine mehrjährige Bekanntschaft ein wechselseitig waltendes Vertrauen eingeleitet hatte.

Auch lernte ich kennen Frau von Weinheim, ehemalige Generalin von Bauer, Madame Schulin und Ralieff, Verwandte von Madame Sander in Berlin. Anmuthige und liebenswürdige Freundinnen machten diesen Cirkel höchst wünschenswerth.

Leider war ein stürmisch regnerisches Wetter einer öftern Zusammenkunft im Freien hinderlich; ich widmete mich zu Hause der Uebersetzung des Theophrast und einer weitern Ausbildung der sich immer mehr bereichernden Farbenlehre.

Die merkwürdige Dunsthöhle in der Nähe des Ortes, wo das Stickgas, welches, mit Wasser verbunden, so kräftig heilsam auf den menschlichen Körper wirkt, für sich unsichtbar eine tödtliche Atmosphäre bildet, veranlaßte manche Versuche, die zur Unterhaltung dienten. Nach ernstlicher Prüfung des Local's und des Niveau's jener Luftschicht konnte ich die auffallenden und erfreulichen Experimente mit sicherer Kühnheit anstellen. Die auf dem unsichtbaren Elemente lustig tanzenden Seifenblasen, das plötzliche Verlöschen eines flackernden Strohwisches, das augenblickliche Wiederentzünden und was Dergleichen sonst noch war, bereitete staunendes Ergetzen solchen Personen, die das Phänomen noch gar nicht kannten und Bewunderung, wenn sie es noch nicht im Großen und Freien ausgeführt gesehen hatten. Und als ich nun gar dieses geheimnißvolle Agens, in Pyrmonter-Flaschen gefüllt, mit nach Hause trug und in jedem anscheinend leeren Trinkglas das Wunder des auslöschenden Wachsstocks wiederholte, war die Gesellschaft völlig zufrieden und der ungläubige Brunnenmeister so zur Ueberzeugung gelangt, daß er sich bereit zeigte, mir einige dergleichen wasserleere Flaschen den übrigen gefüllten mit beizupacken, deren Inhalt sich auch in Weimar noch völlig wirksam offenbarte.

Der Fußpfad nach Lüde, zwischen abgeschränkten Weidezäunen her, ward öfters zurückgelegt. In dem Oertchen, das einige Mal abgebrannt war, erregte eine desperate Hausinschrift unsere Aufmerksamkeit; sie lautet:

Gott segne das Haus!
Zwei Mal rannt' ich heraus,
Denn zwei Mal ist's abgebrannt.
Kommt' ich zum dritten Mal gerannt,
Da segne Gott meinen Lauf;
Ich lauf's wahrlich nicht wieder auf!

Das Franciscaner-Kloster ward besucht und einige dargebotene Milch genossen. Eine uralte Kirche außerhalb des Ortes gab den ersten unschuldigen Begriff eines solchen frühern Gotteshauses mit Schiff und Kreuzgängen unter einem Dach bei völlig glattem, unverziertem Vordergiebel. Man schrieb sie den Zeiten Carl's des Großen zu; auf alle Fälle ist sie für uralt zu achten, es sei nun der Zeit nach, oder daß sie die ursprünglichen Bedürfnisse jener Gegend ausspricht.

Mich und besonders meinen Sohn überraschte höchst angenehm das Anerbieten des Architekt Werner, uns auf den sogenannten

Faust.

Was geht dich's an?

Mephistopheles.

Hab' ich doch meine Freude d'ran.

Am Brunnen.

Grethchen und Lieschen
mit Krügen.

Lieschen.

Hast nichts von Bärbelchen gehört?

Grethchen.

Kein Wort. Ich komm' gar wenig unter Leute.

Lieschen.

Gewiß, Sibille sagt' mir's heute!
Die hat sich endlich auch bethört.
Das ist das Vornehmthun!

Crystall-Berg hinter Löde zu führen, wo man bei hellem Sonnenschein die Aecker von tausend und aber tausend kleinen Berg-Crystallen widerschimmern sieht. Sie haben ihren Ursprung in kleinen Höhlen eines Mergelsteins und sind auf alle Weise merkwürdig als ein neueres Erzeugniß, wo ein Minimum der im Kalkstein enthaltenen Kieselerde, wahrscheinlich dunstartig befreit, rein und wasserhell in Crystalle zusammentritt.

Ferner besuchten wir die hinter dem Königsberge von Quäkern angelegte wie auch betriebene Messer-Fabrik und fanden uns veranlaßt, ihrem ganz nahe bei Pyrmont gehaltenen Gottesdienst mehrmals beizuwohnen, dessen, nach langer Erwartung, für improvisirt gelten sollende Rhetorik kaum Jemand das erste Mal, geschweige denn bei wiederholtem Besuch, für inspirirt anerkennen möchte. Es ist eine traurige Sache, daß ein reiner Cultus jeder Art, sobald er an Orte beschränkt und durch die Zeit bedingt ist, eine gewisse Heuchelei niemals ganz ablehnen kann.

Die Königinn von Frankreich, Gemahlinn Ludwigs XVIII., unter dem Namen einer Gräfinn Lille, erschien auch am Brunnen, in weniger, aber abgeschlossener Umgebung.

Bedeutende Männer habe ich noch zu nennen: Consistorial-Rath Horstig und Hofrath Marquart, den Letztern als einen Freund und Nachfolger Zimmermann's.

Das fortdauernde üble Wetter drängte die Gesellschaft öfters in's Theater. Mehr dem Personal als den Stücken wendete ich meine Aufmerksamkeit zu. Unter meinen Papieren find' ich noch ein Verzeichniß der sämmtlichen Namen und der geleisteten Rollen; der zur Beurtheilung gelassene Platz hingegen ward nicht ausgefüllt. Iffland und Kotzebue thaten auch hier das Beste und Eulalia, wenn man schon wenig von der Rolle verstand, bewirkte doch durch einen sentimental-tönend weichlichen Vortrag den größten Effect; meine Nachbarinnen zerflossen in Thränen.

Was aber in Pyrmont appretensiv wie eine böse Schlange sich durch die Gesellschaft windet und bewegt, ist die Leidenschaft des Spiels und das daran bei einem Jeden, selbst wider Willen, erregte Interesse. Man mag, um Wind und Wetter zu entgehen, in die Säle selbst treten oder in bessern Stunden, die Allee auf- und abwandeln, überall zischt das Ungeheuer durch die Reihen. Bald hört man, wie ängstlich eine Gattinn den Gemahl nicht weiter zu spielen anfleht; bald begegnet uns ein junger Mann, der in Verzweiflung über seinen Verlust die Geliebte vernachlässigt, die Braut vergißt; dann erschallt auf ein Mal ein Ruf grenzenloser Verwunderung: „Die Bank sei gesprengt!" Es geschah dieß Mal wirklich in Roth und Schwarz. Der vorsichtige Gewinner setzte sich alsbald in eine Post-Chaise, seinen unerwartet erworbenen Schatz bei nahen Freunden und Verwandten in Sicherheit zu bringen. Er kam zurück, wie es schien, mit mäßiger Börse; denn er lebte stille fort, als wäre Nichts geschehen.

Nun aber kann man in dieser Gegend nicht verweilen, ohne auf jene Urgeschichten hingewiesen zu werden, von denen uns Römische Schriftsteller so ehrenvolle Nachrichten überliefern. Hier ist noch die Umwallung eines Berges sichtbar, dort eine Reihe von Hügeln und Thälern, wo gewisse Heereszüge und Schlachten sich hatten ereignen können. Da ist ein Gebirgs-, ein Ortsname, der dorthin Winke zu geben scheint; herkömmliche Gebräuche sogar deuten auf die frühesten, roh feiernden Zeiten. Und man mag sich wehren und wenden, wie man will; man mag noch so viel Abneigung beweisen vor solchen aus dem Ungewissen in's Ungewissere verleitenden Bemühungen: man findet sich wie in einem magischen Kreise befangen; man identificirt das Vergangene mit der Gegenwart; man beschränkt die allgemeinste Räumlichkeit auf die jedes Mal nächste und fühlt sich zuletzt in dem behaglichsten Zustande, weil man für einen Augenblick wähnt, man habe sich das Unfaßlichste zur unmittelbaren Anschauung gebracht.

Durch Unterhaltungen solcher Art, gesellt zum Lesen von so mancherlei Heften, Büchern und Büchelchen, alle mehr oder weniger auf die Geschichte von Pyrmont und die Nachbarschaft bezüglich, ward zuletzt der Gedanke einer gewissen Darstellung in mir rege, wozu ich nach meiner Weise sogleich ein Schema verfertigte.

Das Jahr 1582, wo auf ein Mal ein wundersamer Zug aus allen Weltgegenden nach Pyrmont hinströmte und die zwar bekannte, aber noch nicht hochberühmte Quelle mit unzähligen Gästen heimsuchte, welche bei völlig mangelnden Einrichtungen sich auf die kümmerlichste und wunderlichste Art behelfen mußten, ward als prägnanter Moment ergriffen und auf einen solchen Zeitpunct, einen solchen unvorbereiteten Zustand vorwärts und rückwärts ein Mährchen erbaut, das zur Absicht hatte, wie die Amusemens des eaux de Spa, sowohl in der Ferne als der Gegenwart eine unterhaltende Belehrung zu gewähren. Wie aber ein so löbliches Unternehmen unterbrochen und zuletzt ganz aufgegeben worden, wird aus dem Nachfolgenden deutlich werden. Jedoch kann ein allgemeiner Entwurf unter andern kleinen Aufsätzen dem Leser zunächst mitgetheilt werden.

Ich hatte die letzten Tage bei sehr unbeständigem Wetter nicht auf das Angenehmste

zugebracht und fing an zu fürchten, mein Aufenthalt in Pyrmont würde mir nicht zum Heil gedeihen. Nach einer so hoch entzündlichen Krankheit mich abermals im Brown'schen Sinne einem so entschieden anregenden Bade zuzuschicken, war vielleicht nicht ein Zeugniß richtig beurtheilender Aerzte. Ich war auf einen Grad reizbar geworden, daß mich Nachts die heftigste Blutsbewegung nicht schlafen ließ, bei Tage das Gleichgiltigste in einen excentrischen Zustand versetzte.

Der Herzog, mein gnädigster Herr, kam den 9. Juli in Pyrmont an; ich erfuhr, was sich zunächst in Weimar zugetragen und was daselbst begonnen worden; aber eben jener aufgeregte Zustand ließ mich einer so erwünschten Nähe nicht genießen. Das fortdauernde Regenwetter verhinderte jede Geselligkeit im Freien; ich entfernte mich am 17. Juli, wenig erbaut von den Resultaten meines Aufenthaltes.

Durch Bewegung und Zerstreuung auf der Reise, auch wohl wegen unterlassenen Gebrauchs des aufregenden Mineral-Wassers gelangt' ich in glücklicher Stimmung nach Göttingen. Ich bezog eine angenehme Wohnung bei dem Instrumenten-Macher Körner an der Allee im ersten Stocke. Mein eigentlicher Zweck bei einem längern Aufenthalt daselbst war, die Lücken des historischen Theils der Farbenlehre, deren sich noch manche fühlbar machten, abschließlich auszufüllen. Ich hatte ein Verzeichniß aller Bücher und Schriften mitgebracht, deren ich bisher nicht habhaft werden können; ich übergab Solches dem Herrn Professor Reuß und erfuhr von ihm sowie von allen übrigen Angestellten die entschiedenste Beihülfe. Nicht allein ward mir, was ich aufgezeichnet hatte, vorgelegt, sondern auch gar Manches, das mir unbekannt geblieben war, nachgewiesen. Einen großen Theil des Tags vergönnte man mir auf der Bibliothek zuzubringen; viele Werke wurden mir nach Hause gegeben; und so verbracht' ich meine Zeit mit dem größten Nutzen. Die Gelehrtengeschichte von Göttingen, nach Pütter, studirte ich nun am Orte selbst mit größter Aufmerksamkeit und eigentlichster Theilnahme, ja ich ging die Lections-Catalogen vom Ursprung der Academie sorgfältig durch, woraus man denn die Geschichte der Wissenschaften neuerer Zeit gar wohl abnehmen konnte. Sodann beachtete ich vorzüglich die sämmtlichen physicalischen Compendien, nach welchen gelesen worden, in den nach und nach aufeinander folgenden Ausgaben und in solchen besonders das Capitel von Licht und Farben.

Die übrigen Stunden verbracht' ich sodann in großer Erheiterung. Ich müßte das ganze damals lebende Göttingen nennen, wenn ich Alles, was mir an freundlichen Gesellschaften, Mittags- und Abendtafeln, Spaziergängen und Landfahrten zu Theil ward, einzeln aufführen wollte. Ich gedenke nur einer angenehmen nach Wehnde mit Professor Bouterweck zu Oberamtmann Westfeld und einer andern von Hofrath Meiners veranstalteten, wo ein ganz heiterer Tag zuerst auf der Papiermühle, dann in Pöppelshausen, ferner auf der Pliesse, wo eine stattliche Restauration bereitet war, in Gesellschaft des Professor Fiorillo zugebracht und am Abend auf Mariaspring traulich beschlossen wurde.

Die unermüdliche, durchgreifende Belehrung Hofrath Blumenbach's, die mir so viel neue Kenntniß und Aufschluß verlieh, erregte die Leidenschaft meines Sohnes für die Fossilien des Hoheberges. Gar manche Spaziergänge wurden dorthin vorgenommen, die häufig vorkommenden Exemplare gierig zusammengesucht, den seltnern emsig nachgespürt. Hierbei ergab sich der merkwürdige Unterschied zweier Charactere und Tendenzen: indeß mein Sohn mit der Leidenschaft eines Sammlers die Vorkommnisse aller Art zusammentrug, hielt Eduard, ein Sohn Blumenbach's, als geborner Militär, sich bloß an die Belemniten und verwendete solche, um einen Sandhaufen, als Festung betrachtet, mit Palissaden zu umgeben.

Sehr oft besucht' ich Professor Hofmann und ward mit den Cryptogamen, die für mich immer eine unzugängliche Provinz gewesen, näher bekannt. Ich sah bei ihm mit Verwunderung die Erzeugnisse colossaler Farrenkräuter, die das sonst nur durch Microscope Sichtbare dem gewöhnlichen Tagesblick entgegenführten. Ein gewaltsamer Regenguß überschwemmte den untern Garten und einige Straßen von Göttingen standen unter Wasser. Hieraus erwuchs uns eine sonderbare Verlegenheit. Zu einem herrlichen, bei Hofrath Martens angestellten Gastmahl sollten wir uns in Portechaisen hinbringen lassen. Ich kam glücklich durch, allein der Freund, mit meinem Sohne zugleich eingeschachtelt, ward den Trägern zu schwer; sie setzten, wie bei trock'nem Pflaster, den Kasten nieder und die geputzten Insassen waren nicht wenig verwundert, den Strom zu ihnen hereindringen zu fühlen.

Auch Professor Seyferts zeigte mir die Instrumente der Sternwarte mit Gefälligkeit umständlich vor. Mehrere bedeutende Fremde, deren man auf frequentirten Universitäten immer als Gäste zu finden pflegt, lernt' ich daselbst kennen und mit jedem Tag vermehrte sich der Reichthum meines Gewinnes über alles Erwarten. Und so hab' ich denn auch der freundlichen Theilnahme des Professor Sartorius zu

gedenken, der in allem und jedem Bedürfen, dergleichen man an fremden Orten mehr oder weniger ausgesetzt ist, mit Rath und That fortwährend zur Hand ging, um durch ununterbrochene Geselligkeit die sämmtlichen Ereignisse meines dortigen Aufenthaltes zu einem nützlichen und erfreulichen Ganzen zu verflechten.

Auch hatte derselbe, in Gesellschaft mit Professor Hugo, die Geneigtheit, einen Vortrag von mir zu verlangen und, was ich denn eigentlich bei meiner Farbenlehre beabsichtige, näher zu vernehmen. Einem solchen Antrage durft' ich wohl, halb Scherz halb Ernst, zu eig'ner Fassung und Uebung nachgeben; doch konnte bei meiner noch nicht vollständigen Beherrschung des Gegenstandes dieser Versuch weder mir noch ihnen zur Befriedigung ausschlagen.

So verbracht' ich denn die Zeit so angenehm als nützlich und mußte noch zuletzt gewahr werden, wie gefährlich es sei, sich einer so großen Masse von Gelehrsamkeit zu nähern. Denn indem ich, um einzelner, in mein Geschäft einschlagender Dissertationen willen, ganze Bände dergleichen academischer Schriften vor mich legte: so fand ich nebenher allseitig so viel Anlockendes, daß ich, bei meiner ohnehin leicht zu erregenden Bestimmbarkeit und Verkenntniß in vielen Fächern, hier und da hingezogen ward und meine Collectaneen eine bunte Gestalt anzunehmen drohten. Ich faßte mich jedoch bald wieder in's Enge und wußte zur rechten Zeit einen Abschluß zu finden.

Indeß ich nun eine Reihe von Tagen nützlich und angenehm, wie es wohl selten geschieht, zubrachte, so erlitt ich dagegen zur Nachtzeit gar manche Unbilden, die im Augenblick höchst verdrießlich und in der Folge lächerlich erscheinen.

Meine schöne und talentvolle Freundinn, Demoiselle Jagemann, hatte kurz vor meiner Ankunft das Publicum auf einen hohen Grad entzückt; Ehemänner gedachten ihrer Vorzüge mit mehr Enthusiasmus, als den Frauen lieb war, und glücklicher Weise sah man eine erregbare Jugend hingerissen; aber mir hatte die Superiorität ihrer Natur- und Kunstgaben ein großes Unheil bereitet. Die Tochter meines Wirthes, Demoiselle Krämer, hatte von Natur eine recht schöne Stimme, durch Uebung eine glückliche Ausbildung derselben erlangt; ihr aber fehlte die Anlage zum Triller, dessen Anmuth sie nun von einer fremden Virtuosin in höchster Vollkommenheit gewahr worden; nun schien sie alles Uebrige zu vernachlässigen und nahm sich vor, diese Zierde des Gesanges zu erringen. Wie sie es damit die Tage über gehalten, weiß ich nicht zu sagen, aber Nachts, eben wenn man sich zu Bette legen wollte, erstieg ihr Eifer den Gipfel: bis Mitternacht wiederholte sie gewisse cadenzartige Gänge, deren Schluß mit einem Triller gekrönt werden sollte, meistens aber häßlich entstellt, wenigstens ohne Bedeutung abgeschlossen wurde.

Andern Anlaß zur Verzweiflung gaben ganz entgegengesetzte Töne; eine Hundeschaar versammelte sich um das Eckhaus, deren Gebell anhaltend unerträglich war. Sie zu verscheuchen, griff man nach dem ersten besten Werkzeuge und da flog denn manches Ammons-Horn des Heinberges, von meinem Sohne mühsam herbeigetragen, gegen die unwillkommenen Ruhestörer und gewöhnlich umsonst. Denn wenn wir alle verscheucht glaubten, bellt' es immerfort, bis wir endlich entdeckten, daß über unsern Häuptern sich ein großer Hund des Hauses, am Fenster aufrecht gestellt, seine Cameraden durch Erwiederung hervorrief.

Aber Dieß war noch nicht genug; aus tiefem Schlafe weckte mich der ungeheure Ton eines Hornes, als wenn es mir zwischen die Bettvorhänge hineinbliese. Ein Nachtwächter unter meinem Fenster verrichtete sein Amt auf seinem Posten und ich war doppelt und dreifach unglücklich, als seine Pflichtgenossen an allen Ecken der auf die Allee führenden Straßen antworteten, um durch erschreckende Töne uns zu beweisen, daß sie für die Sicherheit unserer Ruhe besorgt seien. Nun erwachte die krankhafte Reizbarkeit und es blieb mir Nichts übrig, als mit der Polizei in Unterhandlung zu treten, welche die besondere Gefälligkeit hatte, erst eins, dann mehrere dieser Hörner um des wunderlichen Fremden willen zum Schweigen zu bringen, der im Begriff war, die Rolle des Oheims in Humphry Klinker zu spielen, dessen ungeduldige Reizbarkeit durch ein Paar Waldhörner zum thätigen Wahnsinn gesteigert wurde.

Belehrt, froh und dankbar reis'te ich den 14. August von Göttingen ab, besuchte die Basalt-Berge von Dransfeld, deren problematische Erscheinung schon damals die Naturforscher beunruhigte. Ich bestieg den hohen Hahn, auf welchem das schönste Wetter die weite Umsicht begünstigte und den Begriff der Landschaft vom Harz her deutlicher fassen ließ. Ich begab mich nach Hannöverisch-Minden, dessen merkwürdige Lage auf einer Erdzunge, durch die Vereinigung der Werre und Fulde gebildet, einen sehr erfreulichen Anblick darbot. Von da begab ich mich nach Cassel, wo ich die Meinigen mit Professor Meyer antraf; wir besahen unter Anleitung des wackern Nahl's, dessen Gegenwart uns an den frühern Römischen Aufenthalt gedenken ließ, Wilhelms-Höhe an dem Tage, wo die Springwasser das mannigfaltige Park- und Garten-Local verherrlichten. Wir beachteten sorgfältig die köstlichen Gemälde der Bilder-

Gallerie und des Schloſſes, durchwandelten das Muſeum und beſuchten das Theater. Erfreulich war uns das Begegnen eines alten theilnehmenden Freundes, Major von Trachſeß, der in früheren Jahren durch redliche Tüchtigkeit ſich in die Reihe der Götze von Berlichingen zu ſtellen verdient hatte.

Den 21. Auguſt gingen wir über Hohenleichen nach Kreuzburg; am folgenden Tage, nachdem wir die Salinen beſehen, gelangten wir nach Eiſenach, begrüßten die Wartburg und den Mädelſtein, wo ſich manche Erinnerung von zwanzig Jahren her belebte. Die Anlagen des Handelsmann Röſe waren zu einem neuen, unerwarteten Gegenſtand indeſſen herangewachſen.

Darauf gelangte ich nach Gotha, wo Prinz Auguſt mich nach altem, freundſchaftlichem Verhältniß in ſeinem angenehmen Sommerhauſe wirthlich aufnahm und die ganze Zeit meines Aufenthalts eine im Engen geſchloſſene Tafel hielt; wobei der Herzog und die theuern von Frankenberg'ſchen Gatten niemals fehlten.

Herr von Grimm, der, vor den großen revolutionären Unbilden flüchtend, kurz vor Ludwig XVI., glücklicher als Dieſer von Paris entwichen war, hatte bei dem altbefreundeten Hofe eine ſichere Zufluchtſtatt gefunden. Als gebildeter Weltmann und angenehmer Mitgaſt konnte er doch eine innere Bitterkeit über den großen erduldeten Verluſt nicht immer verbergen. Ein Beiſpiel, wie damals aller Beſitz in Nichts zerfloß, ſei folgende Geſchichte: Grimm hatte bei ſeiner Flucht dem Geſchäftsträger einige hunderttauſend Franken in Aſſignaten zurückgelaſſen; dieſe wurden durch Mandate noch auf geringern Werth reducirt, und als nun jeder Einſichtige, die Vernichtung auch dieſer Papiere vorausfürchtend, ſie in irgend eine unzerſtörliche Waare umzuſetzen trachtete, — wie man denn z. B. Reis, Wachslichter und was Dergleichen nur noch zum Verkaufe angeboten wurde, begierlich aufſpeicherte, — ſo zauderte Grimm's Geſchäftsträger wegen großer Verantwortlichkeit, bis er zuletzt in Verzweiflung noch Etwas zu retten glaubte, wenn er die ganze Summe für eine Garnitur Brüſſeler-Manchetten und Buſenkrauſe hingab. Grimm zeigte ſie gern der Geſellſchaft, indem er launig den Vorzug pries, daß wohl Niemand ſo koſtbare Staatszierden aufzuweiſen habe.

Die Erinnerung früherer Zeiten, wo man in den achtziger Jahren in Gotha gleichfalls zuſammen geweſen, ſich mit poetiſchen Vorträgen mit äſthetiſch litterariſchen Mittheilungen unterhalten, ſtach freilich ſehr ab gegen den Augenblick, wo eine Hoffnung nach der andern verſchwand und man ſich, wie bei einer Sündfluth, kaum auf den höchſten Gipfeln, ſo hier kaum in der Nähe erhabener Gönner und Freunde geſichert glaubte. Indeſſen fehlte es nicht an unterhaltender Heiterkeit. Meinen eintretenden Geburtstag wollte man mit gnädiger Aufmerkſamkeit bei einem ſolchen geſchloſſenen Mahle feiern; ſchon an den gewöhnlichen Gängen ſah man einigen Unterſchied; bei'm Nachtiſch aber trat nun die ſämmtliche Livrée des Prinzen in ſtattlich gekleidetem Zug herein, voran der Hausmeiſter; dieſer trug eine große, von bunten Wachsſtöcken flammende Torte, deren in's Halbhundert ſich belaufende Anzahl einander zu ſchmelzen und zu verzehren drohte, anſtatt daß bei Kinderfeierlichkeiten der Art noch Raum genug für nächſtfolgende Lebenskerzen übrig bleibt.

Auch mag Dieß ein Beiſpiel ſein, mit welcher anſtändigen Naivetät man ſchon ſeit ſo viel Jahren einer wechſelſeitigen Neigung ſich zu erfreuen gewußt, wo Scherz und Aufmerkſamkeit, guter Humor und Gefälligkeit, geiſtreich und wohlwollend das Leben durchaus zierlich durchzuführen ſich gemeinſam beeiferten.

In der beſten Stimmung kehrte ich am 30. Auguſt nach Weimar zurück und vergaß über den neuandringenden Beſchäftigungen, daß mir noch irgend eine Schwachheit als Folge des erduldeten Uebels und einer gewagten Cur möchte zurückgeblieben ſein. Denn mich empfingen ſchon zu der nunmehrigen dritten Ausſtellung eingeſendete Concurrenz-Stücke. Sie ward abermals mit Sorgfalt eingerichtet, von Freunden, Nachbarn und Fremden beſucht und gab mannigfaltigen Unterhaltungen, zu näherer Kenntniß mitlebender Künſtler und der daraus herzuleitenden Beſchäftigung derſelben Anlaß. Nach geendigter Ausſtellung erhielt der in der Römiſch-antiken Schule zu ſchöner Form und reinlichſter Ausführung gebildete Nahl die Hälfte des Preiſes, wegen Achill auf Scyros, Hofmann aus Cöln hingegen, der farben- und lebensluſtigen Niederländiſchen Schule entſproſſen, wegen Achill's Kampf mit den Flüſſen, die andere Hälfte; außerdem wurden beide Zeichnungen honorirt und zur Verzierung der Schloßzimmer aufbewahrt.

Und hier iſt wohl der rechte Ort, eines Hauptgedankens zu erwähnen, den der umſichtige Fürſt den Weimar'ſchen Kunſtfreunden zur Ueberlegung und Ausführung gab.

Die Zimmer des neueinzurichtenden Schloſſes ſollten nicht allein mit anſtändiger fürſtlicher Pracht ausgeſtattet werden, ſie ſollten auch den Talenten gleichzeitiger Künſtler zum Denkmal gewidmet ſein. Am Reinſten und Vollſtändigſten ward dieſer Gedanke in dem von durchlauchtigſter Herzogin bewohnten Eckzimmer ausgeführt, wo mehrere Concurrenz- und ſonſtige

Stücke gleichzeitiger Deutſcher Künſtler, meiſt in Sepie, unter Glas und Rahmen auf einfachen Grund angebracht wurden. Und ſo wechſelten auch in den übrigen Zimmern Bilder von Hofmann aus Cöln und Nahl aus Caſſel, von Heinrich Meyer aus Stäfa und Hummel aus Neapel, Statuen und Basreliefe von Tiek, eingelegte Arbeit und Flacherhobenes von Catel, in geſchmackvoller, harmoniſcher Folge. Daß jedoch dieſer erſte Vorſatz nicht durchgreifender ausgeführt worden, davon mag der gewöhnliche Weltgang die Schuld tragen, wo eine löbliche Abſicht oft mehr durch den Zwieſpalt der Theilnehmenden, als durch äußere Hinderniſſe gefährdet wird.

Meiner Büſte, durch Tiek mit großer Sorgfalt gefertigt, darf ich einſchaltend an dieſer Stelle wohl gedenken.

Was den Gang des Schloßbaues in der Hauptſache betrifft, ſo konnte man demſelben mit deſto mehr Beruhigung folgen, als ein Paar Männer, wie Genz und Raabe, darin völlig aufgeklärt zu wirken angefangen. Ihr zuverläſſiges Verdienſt überhob aller Zweifel in einigen Fällen, die man ſonſt mit einer gewiſſen Bangigkeit ſollte betrachtet haben; denn im Grunde war es ein wunderbarer Zuſtand. Die Mauern eines alten Gebäudes ſtanden gegeben; einige neuere, ohne genugſame Umſicht darin vorgenommene Anordnungen ſchienen überdachtern Planen hinderlich, und das Alte ſo gut als das Neue hätten und freiern Unternehmungen im Wege; weßhalb denn wirklich das Schloßgebäude manchmal ausſah wie ein Gebirg, aus dem man, nach Indiſcher Weiſe, die Architectur heraushauen wollte. Und ſo leiteten dieß Mal das Geſchäft gerade ein Paar Männer, die freilich als geiſtreiche Künſtler mit friſchem Sinn herankamen und von denen man nicht abermals abzuändernde Abänderungen, ſondern eine ſchließliche Feſtſtellung des Bleibenden zu erwarten hatte.

Ich wende nunmehr meine Betrachtungen zum Theater zurück. Am 24. October, als am Jahrtag des erſten Masken-Spieles „Palaeophron und Neoterpe", wurden „die Brüder", nach Terenz von Einſiedel bearbeitet, aufgeführt und ſo eine neue Folge theatraliſcher Eigenheiten eingeleitet, die eine Zeit lang gelten, Mannigfaltigkeit in die Vorſtellungen bringen und zu Ausbildung gewiſſer Fertigkeiten Anlaß geben ſollten.

Schiller bearbeitete Leſſing's „Nathan"; ich blieb dabei nicht unthätig. Den 28. November ward er zum erſten Mal aufgeführt, nicht ohne bemerklichen Einfluß auf die Deutſche Bühne.

Schiller hatte die „Jungfrau von Orleans" in dieſem Jahr begonnen und geendigt; wegen der Aufführung ergaben ſich manche Zweifel, die uns der Freude beraubten, ein ſo wichtiges Werk zuerſt auf das Theater zu bringen. Es war der Thätigkeit Iffland's vorbehalten, bei den reichen Mitteln, die ihm zu Gebote ſtanden, durch eine glänzende Darſtellung dieſes Meiſterſtücks ſich für alle Zeiten in den Theater-Annalen einen bleibenden Ruhm zu erwerben.

Nicht geringen Einfluß auf unſere dießjährigen Leiſtungen erwies Madame Unzelmann, welche zu Ende Septembers in Hauptrollen bei uns auftreten ſollte. Gar manches Unbequeme, ja Schädliche, hat die Erſcheinung von Gäſten auf dem Theater; wir lehnten ſie ſonſt möglich ab, wenn ſie uns nicht Gelegenheit gaben, ſie als neue Anregung und Steigerung unſerer bleibenden Geſellſchaft zu benutzen; Dieß konnte nur durch vorzügliche Künſtler geſchehen. Madame Unzelmann gab acht wichtige Vorſtellungen hintereinander, bei welchen das ganze Perſonal in bedeutenden Rollen auftrat und ſchon an und für ſich, zugleich aber im Verhältniß zu dem neuen Gaſte, das Möglichſte zu leiſten hatte. Dieß war von unſchätzbarer Anregung. Nichts iſt trauriger als der Schlendrian, mit dem ſich der Einzelne, ja eine Geſammtheit hingehen läßt; aber auf dem Theater iſt es das Allerſchlimmſte, weil hier augenblickliche Wirkung verlangt wird und nicht etwa ein durch die Zeit ſelbſt ſich einleitender Erfolg abzuwarten iſt. Ein Schauſpieler, der ſich vernachläſſigt, iſt mir die widerwärtigſte Creatur von der Welt; meiſt iſt er incorrigibel. Deßhalb ſind neues Publicum und neue Rivale unentbehrliche Reizmittel: Jenes läßt ihm ſeine Fehler nicht hingehen, Dieſer fordert ihn zu ſchuldiger Anſtrengung auf. Und ſo möge denn nun auch das auf dem Deutſchen Theater unaufhaltſame Gaſtrollenſpielen ſich zum allgemeinen Beſten wirkſam erweiſen.

Stolberg's öffentlicher Uebertritt zum catholiſchen Cultus zerriß die ſchönſten, früher geknüpften Bande. Ich verlor dabei Nichts; denn mein näheres Verhältniß zu ihm hatte ſich ſchon längſt in allgemeines Wohlwollen aufgelöſ't. Ich fühlte früh für ihn als einen wackern, liebenswürdigen, liebenden Mann wahrhafte Neigung; aber bald hatte ich zu bemerken, daß er ſich nie auf ſich ſelbſt ſtützen werde, und ſodann erſchien er mir als Einer, der außer dem Bereich meines Beſtrebens Heil und Beruhigung ſuche.

Auch überraſchte mich dieſes Ereigniß keineswegs; ich hielt ihn längſt für catholiſch, und er war es ja der Geſinnung, dem Gange, der Umgebung nach, und ſo konnt' ich mit Ruhe dem Tumulte zuſehen, der aus einer ſpäten Manifeſtation geheimer Mißverhältniſſe zuletzt entſpringen mußte.

1802.

Auf einen hohen Grad von Bildung waren schon Bühne und Zuschauer gelangt. Ueber alles Erwarten glückten die Vorstellungen von „Jon" (4. Januar), „Turandot" (30. Januar), „Iphigenie" (15. Mai), „Alarcos" (29. Mai); sie wurden mit größter Sorgfalt trefflich gegeben; Letzterer konnte sich jedoch keine Gunst erwerben. Durch diese Vorstellungen bewiesen wir, daß es Ernst sei, Alles, was der Aufmerksamkeit würdig wäre, einem freien, reinen Urtheil aufzustellen; wir hatten aber dieß Mal mit verdrängendem, ausschließendem Parteigeist zu kämpfen.

Der große Zwiespalt, der sich in der Deutschen Litteratur hervorthat, wirkte, besonders wegen der Nähe von Jena, auf unsern Theater-Kreis. Ich hielt mich mit Schiller auf der einen Seite; wir bekannten uns zu der neuern strebenden Philosophie und einer daraus herzuleitenden Aesthetik, ohne viel auf Persönlichkeiten zu achten, die nebenher im Besondern ein muthwilliges und freches Spiel trieben.

Nun hatten die Gebrüder Schlegel die Gegenpartei am Tiefsten beleidigt, deßhalb trat schon am Vorstellungsabend „Jon's", dessen Verfasser kein Geheimniß geblieben war, ein Oppositions-Versuch unbescheiden hervor; in den Zwischen-Acten flüsterte man von allerlei Tadelnswürdigem, wozu denn die freilich etwas bedenkliche Stellung der Mutter erwünschten Anlaß gab. Ein sowohl den Autor als die Intendanz angreifender Aufsatz war in das Mode-Journal projectirt, aber ernst und kräftig zurückgewiesen; denn es war noch nicht Grundsatz, daß in demselbigen Staat, in derselbigen Stadt es irgend einem Glied erlaubt sei, Das zu zerstören, was Andere kurz vorher aufgebaut hatten.

Wir wollten ein für alle Mal den Klatsch des Tages auf unserer Bühne nicht dulden, indeß der andern Partei gerade daran gelegen war, sie zum Tummelplatz ihres Mißwollens zu entwürdigen. Deßhalb gab es einen großen Kampf, als ich aus den „Kleinstädtern" Alles ausstrich, was gegen die Personen gerichtet war, die mit mir in der Hauptsache übereinstimmten, wenn ich auch nicht jedes Verfahren billigen, noch ihre sämmtlichen Productionen lobenswerth finden konnte. Man regte sich von der Gegenseite gewaltig und behauptete, daß, wenn der Autor gegenwärtig sei, man mit ihm Rath zu pflegen habe: es sei mit Schiller geschehen und ein Anderer könne das Gleiche fordern. Diese wunderliche Schlußfolge konnte bei mir aber nicht gelten; Schiller brachte nur edel Aufregendes, zum Höhern Strebendes auf die Bühne, Jene aber Niederziehendes, das problematisch Gute Entstellendes und Vernichtendes herbei. Und Das ist das Kunststück solcher Gesellen, daß sie, jedes wahre, reine Verhältniß mißachtend, ihre Schlechtigkeiten in die lässige Nachsicht einer geselligen Convenienz einzuschwärzen wissen. Genug, die bezeichneten Stellen blieben verbannt und ich gab mir die Mühe, alle entstandenen Lücken durch allgemeinen Scherz wieder auszufüllen, wodurch mir eben auch gelang, das Lachen der Menge zu erregen.

Dieses Alles aber waren nur Kleinigkeiten gegen den entschiedenen Riß, der wegen eines am 5. März zu feiernden Festes in der Weimar'schen Societät sich ereignete. Die Sachen standen so, daß es früher oder später dazu kommen mußte; warum gerade gedachter Tag erwählt war, ist mir nicht erinnerlich; genug, an demselben sollte zu Ehren Schiller's eine große Exhibition von mancherlei auf ihn und seine Werke bezüglichen Darstellungen in dem großen, von der Gemeinde ganz neu decorirten Gasthausſaale Platz finden. Die Absicht war offenbar, Aufsehen zu erregen, die Gesellschaft zu unterhalten, den Theilnehmenden zu schmeicheln, sich dem Theater entgegen zu stellen, der öffentlichen Bühne eine geschlossene entgegen zu setzen, Schiller's Wohlwollen zu erschleichen, mich durch ihn zu gewinnen, oder, wenn Das nicht gelingen sollte, ihn von mir abzuziehen.

Schiller war nicht wohl zu Muthe bei der Sache; die Rolle, die man ihn spielen ließ, war immer verfänglich, unerträglich für einen Mann von seiner Art, wie für jeden Wohldenkenden, so als eine Zielscheibe fratzenhafter Verehrungen in Person vor großer Gesellschaft dazustehen. Er hatte Lust, sich krank zu melden; doch war er, geselliger als ich, durch Frauen- und Familien-Verhältnisse mehr in die Societät verflochten, fast genöthigt, diesen bittern Kelch auszuschlürfen. Wir setzten voraus, daß es vor sich gehen würde, und scherzten manchen Abend darüber; er hätte krank werden mögen, wenn er an solche Zudringlichkeiten gedachte.

Soviel man vernehmen konnte, sollten manche Gestalten der Schiller'schen Stücke vortreten; von einer Jungfrau von Orleans war man's gewiß. Helm und Fahne, durch Bildschnitzer und Vergolder behaglich über die Straßen in ein gewisses Haus getragen, hatten großes Aufsehen erregt und das Geheimniß voreilig ausgesprengt. Die schönste Rolle aber hatte sich der Chor-Führer selbst vorbehalten; eine gemauerte Form sollte vorgebildet werden, der edle Meister im Schurzfell daneben stehen; nach gesprochenem geheimnißvollem Gruße, nach gelassener glühender Masse sollte endlich aus der zerschlagenen Form Schiller's Büste hervor-

treten. Wir befliſſigten uns an dieſem nach und nach ſich verbreiteten Geheimniß und ſahen den Handel gelaſſen vorwärtsgehen.

Nur hielt man uns für allzu gutmüthig, als man uns ſelbſt zur Mitwirkung aufforderte. Schiller's einzige Original-Büſte, auf der Weimar'ſchen Bibliothek befindlich, eine frühere, herzliche Gabe Dannecker's, wurde zu jenem Zwecke verlangt und aus dem ganz natürlichen Grunde abgeſchlagen, weil man noch nie eine Gypsbüſte unbeſchädigt von einem Feſte zurückerhalten habe. Noch einige andere, von andern Seiten her zufällig eintretende Verweigerungen erregten jene Verbündeten auf's Höchſte; ſie bemerkten nicht, daß mit einigen diplomatiſchklugen Schritten Alles zu beſeitigen ſei; und ſo glich Nichts dem Erſtaunen, dem Befremden, dem Ingrimm, als die Zimmerleute, die mit Stollen, Latten und Bretern angezogen kamen, um das dramatiſche Gerüſt aufzuſchlagen, den Saal verſchloſſen fanden und die Erklärung vernehmen mußten: er ſei erſt ganz neu eingerichtet und decorirt; man könne daher ihm zu ſolchem tumultuariſchen Beginnen nicht einräumen, da ſich Niemand des zu befürchtenden Schadens verbürgen könne.

Das erſte Finale des „unterbrochenen Opferfeſtes" macht nicht einen ſo entſetzlichen Spectakel als dieſe Störung, ja Vernichtung des löblichſten Vorſatzes zuerſt in der obern Societät und ſodann ſtufenweiſe durch alle Grade der ſämmtlichen Population anrichtete. Da nun der Zufall unterſchiedliche, jenem Vorhaben in den Weg tretende Hinderniſſe dergeſtalt geſchickt combinirt hatte, daß man darin die Leitung eines einzigen feindlichen Princips zu erkennen glaubte, ſo war ich es, auf den der heftigſte Grimm ſich richtete, ohne daß ich es Jemandem verargen mochte. Man hätte aber bedenken ſollen, daß ein Mann wie Kotzebue, der durch vielfache Anläſſe nach manchen Seiten hin Mißwollen erregt, ſich gelegentlich feindſelige Wirkungen ſchneller da- und dorther zuzieht, als einer verabredeten Verſchwörung zu veranlaſſen jemals gelingen würde.

War nun eine bedeutende höhere Geſellſchaft auf der Seite des Widerſachers, ſo zeigte die mittlere Claſſe ſich ihm abgeneigt und brachte Alles zur Sprache, was gegen deſſen erſte jugendliche Unfertigkeiten zu ſagen war; und ſo wogten die Geſinnungen gewaltſam widereinander.

Unſere höchſten Herrſchaften hatten von ihrem erhabenen Standort, bei großartigem, freiem Umblick, dieſen Privat-Händeln keine Aufmerkſamkeit zugewendet; der Zufall aber, der, wie Schiller ſagt, oft naiv iſt, ſollte dem ganzen Ereigniß die Krone aufſetzen, indem gerade in dem Moment der verſchließende Burgermeiſter, als verdienter Geſchäftsmann, durch ein Decret die Auszeichnung als Rath erhielt. Die Weimaraner, denen es an geiſtreichen, das Theater mit dem Leben verknüpfenden Einfällen nie gefehlt hat, gaben ihm daher den Namen des Fürſten Piccolomini, ein Prädicat, das ihm auch ziemlich lange in heiterer Geſellſchaft verblieben iſt.

Daß eine ſolche Erſchütterung auch in der Folge auf unſern geſelligen Kreis ſchädlich eingewirkt habe, läßt ſich denken. Was mich davon zunächſt betroffen, möge hier gleichfalls Platz finden.

Schon im Lauf des vergangenen Winters hielt ſich, ganz ohne ſpeculative Zwecke, eine edle Geſellſchaft zu uns, an unſerm Umgang und ſonſtigen Leiſtungen ſich erfreuend. Bei Gelegenheit der Pikniks dieſer geſchloſſenen Vereinigung, die in meinem Hauſe, unter meiner Beſorgung, von Zeit zu Zeit gefeiert wurden, entſtanden mehrere nachher in's Allgemeine verbreitete Geſänge. So war das Bekannte: „Mich ergreift, ich weiß nicht, wie," zu dem 22. Februar gedichtet, wo der durchlauchtigſte Erbprinz, nach Paris reiſend, zum letzten Mal bei uns einkehrte, worauf denn die dritte Strophe des Liedes zu deuten iſt. Ebenſo hatten wir ſchon das neue Jahr begrüßt, und im Stiftungsliede: „Was geht Du, ſchöne Nachbarinn." So konnten ſich die Glieder der Geſellſchaft, als unter leichte Masken verhüllt, gar wohl erkennen. Ferner ward ich noch andere durch Naivetät vorzüglich anſprechende Geſänge dieſer Vereinigung ſchuldig, wo Neigung ohne Leidenſchaft, Wetteifer ohne Neid, Geſchmack ohne Anmaßung, Gefälligkeit ohne Ziererei und zu all' Dem Natürlichkeit ohne Rohheit wechſelſeitig ineinander wirkten.

Nun hatten wir freilich den Widerſacher, ungeachtet mancher ſeiner anklopfenden klüglichen Verſuche, nicht hereingelaſſen, wie er denn niemals mein Haus betrat; weßhalb er genöthigt war, ſich eine eigene Umgebung zu bilden; und Dieß ward ihm nicht ſchwer. Durch gefälliges, beſcheiden zudringliches Weltweſen wußte er wohl einen Kreis um ſich zu verſammeln; auch Perſonen des unſerigen traten hinüber. Wo die Geſelligkeit Unterhaltung findet, iſt ſie zu Hauſe. Alle freuten ſich, an dem Feſte des 5. März activen Theil zu nehmen, deßhalb ich denn, als vermeintlicher Zerſtörer ſolchen Freuden- und Ehrentages, eine Zeit lang verwünſcht wurde. Unſere kleine Verſammlung trennte ſi.. und Geſänge jener Art gelangen mir nie wieder.

Alles jedoch, was ich mir mit Schiller und andern verbündeten, thätigen Freunden vorgeſetzt, ging unaufhaltſam ſeinen Gang; denn

wir waren im Leben ſchon gewohnt, den Verluſt hinter uns zu laſſen und den Gewinn im Auge zu behalten. Und hier konnte es um deſto eher geſchehen, als wir von den erhabenen Geſinnungen der alleroberſten Behörden gewiß waren, welche nach einer höhern Anſicht die Hof- und Stadtabenteuer als gleichgiltig vorübergehend, ſogar manchmal als unterhaltend betrachteten.

Ein Theater, das ſich mit friſchen, jugendlichen Subjecten von Zeit zu Zeit erneuert, muß lebendige Fortſchritte machen; hierauf nun war beſtändig unſer Abſehen gerichtet.

Am 17. Februar betrat Demoiſelle Maas zum erſten Mal unſere Bühne. Ihre niedliche Geſtalt, ihr anmuthig natürliches Weſen, ein wohlklingendes Organ, kurz das Ganze ihrer glücklichen Individualität gewann ſogleich das Publicum. Nach drei Probereden: als „Mädchen von Marienburg", als Minne in „Juriſt und Bauer", als Lottchen im „Deutſchen Hausvater", ward ſie engagirt; und man konnte ſehr bald bei Beſetzung wichtiger Stücke auf ſie rechnen. Am 29. November machten wir abermals eine hoffnungsvolle Acquiſition. Aus Achtung für Madame Unzelmann, aus Neigung zu derſelben, als einer allerliebſten Künſtlerinn, nahm ich ihren zwölfjährigen Sohn auf gut' Glück nach Weimar. Zufällig prüft' ich ihn auf eine ganz eigene Weiſe. Er mochte ſich eingerichtet haben, mir Mancherlei vorzutragen; allein ich gab ihm ein zur Hand liegendes Orientaliſches Märchenbuch, woraus er auf der Stelle ein heiteres Geſchichtchen las, mit ſoviel natürlichem Humor, Characteriſtik im Ausdruck bei'm Perſonen- und Situations-Wechſel, daß ich nun weiter keinen Zweifel an ihm hegte. Er trat in der Rolle als Görge in den „beiden Billets" mit Beifall auf und zeigte ſich beſonders in natürlich humoriſtiſchen Rollen aufs Wünſchenswertheſte.

Indeß nun auf unſerer Bühne die Kunſt in jugendlich lebendiger Thätigkeit fortblühte, ereignete ſich ein Todesfall, deſſen zu erwähnen ich für Pflicht halte.

Corona Schröder ſtarb; und da ich mich gerade nicht in der Verfaſſung fühlte, ihr ein wohlverdientes Denkmal zu widmen, ſo ſchien es mir angenehm wunderbar, daß ich ihr vor ſoviel Jahren ein Andenken ſtiftete, das ich jetzt characteriſtiſcher nicht zu errichten gewußt hätte. Es war ebenmäßig bei einem Todesfalle, bei dem Abſcheiden Mieding's, des Theater-Decorateurs, daß in ernſter Heiterkeit der ſchönen Freundinn gedacht wurde. Gar wohl erinnere ich mich des Trauergedichts, auf ſchwarz gerändertem Papier für das Tiefurter-Journal reinlich abgeſchrieben. Doch für Corona war es keine Vorbedeutung; ihre ſchöne Geſtalt, ihr munterer Geiſt erhielten ſich noch lange Jahre; ſie hätte wohl noch länger in der Nähe einer Welt bleiben ſollen, aus der ſie ſich zurückgezogen hatte.

Nachträglich zu den Theater-Angelegenheiten iſt noch zu bemerken, daß wir in dieſem Jahr uns gutmüthig beigehen ließen, auf ein Intriguen-Stück einen Preis zu ſetzen. Wir erhielten nach und nach ein Dutzend, aber meiſt von ſo deſperater und vertrakter Art, daß wir nicht genugſam uns wundern konnten, was für ſeltſame, falſche Beſtrebungen im lieben Vaterlande heimlich obwalteten, die denn bei ſolchem Aufruf ſich an das Tageslicht drängten. Wir hielten unſer Urtheil zurück, da eigentlich keins zu fällen war, und lieferten auf Verlangen den Autoren ihre Productionen wieder aus.

Auch iſt zu bemerken, daß in dieſem Jahre Calderon, den wir dem Namen nach Zeit unſers Lebens kannten, ſich zu nähern anfing und uns gleich bei den erſten Muſterſtücken in Erſtaunen ſetzte.

Zwiſchen alle dieſe vorerzählten Arbeiten und Sorgen ſchlangen ſich gar manche unangenehme Bemühungen, im Gefolg der Pflichten, die ich gegen die Muſeen zu Jena ſeit mehrern Jahren übernommen und durchgeführt hatte.

Der Tod des Hofraths Büttner, der ſich in der Mitte des Winters ereignete, legte mir ein mühevolles und dem Geiſte wenig fruchtendes Geſchäft auf. Die Eigenheiten dieſes wunderlichen Mannes laſſen ſich in wenige Worte faſſen: unbegrenzte Neigung zum wiſſenſchaftlichen Beſitz, beſchränkte Genauigkeitsliebe und völliger Mangel an allgemein überſchauendem Ordnungsgeiſte. Seine anſehnliche Bibliothek zu vermehren, wendete er die Penſion an, die man ihm jährlich für die ſchuldige Summe der Stamm-Bibliothek darreichte. Mehrere Zimmer im Seitengebäude des Schloſſes waren ihm zur Wohnung eingegeben und dieſe ſämmtlich beſetzt und belegt. In allen Auctionen beſtellte er ſich Bücher; und als der alte Schloßvogt, ſein Commiſſionär, ihm einſtmals eröffnete: daß ein bedeutendes Buch ſchon zwei Mal vorhanden ſei, hieß es dagegen: ein gutes Buch könne man nicht oft genug haben.

Nach ſeinem Tode fand ſich ein großes Zimmer, auf deſſen Boden die ſämmtlichen Auctions-Erwerbniſſe partienweis, wie ſie angekommen, nebeneinander hingelegt waren. Die Wandſchränke ſtanden gefüllt; in dem Zimmer ſelbſt konnte man keinen Fuß vor den andern ſetzen. Auf alte, gebrechliche Stühle waren Stöße roher Bücher, wie ſie von der Meſſe kamen, gehäuft; die gebrechlichen Füße knickten

zuſammen und das Neue ſchob ſich ſtoßweiſe über das Alte hin.

In einem andern Zimmer lehnten, an den Wänden umhergethürmt, planirte, gefalzte Bücher, wozu der Probeband erſt noch hinzugelegt werden ſollte. Und ſo ſchien dieſer wackere Mann, im höchſten Alter die Thätigkeit ſeiner Jugend fortzuſetzen begierig, endlich nur in Weſentäten verloren. Denke man ſich andere Kammern mit brauchbarem und unbrauchbarem phyſicaliſch-chemiſchem Apparat überſtellt; und man wird die Verlegenheit mitfühlen, in der ich mich befand, als dieſer Theil des Nachlaſſes von dem ſeiner Erben geſondert, übernommen und aus dem Quartiere, das ſchon längſt zu andern Zwecken beſtimmt geweſen, tumultuariſch ausgeräumt werden mußte. Darüber verlor ich meine Zeit; Vieles kam zu Schaden, und mehrere Jahre reichten nicht hin, die Verworrenheit zu löſen.

Wie nöthig in ſolchem Falle eine perſönlich entſcheidende Gegenwart ſei, überzeugt man ſich leicht. Denn da, wo nicht die Rede iſt, das Beſte zu leiſten, ſondern das Schlimmere zu vermeiden, entſtehen unauflösliche Zweifel, welche nur durch Entſchluß und That zu beſeitigen ſind.

Leider ward ich zu einem andern gleichfalls dringenden Geſchäft abgerufen und hatte mich glücklich zu ſchätzen, ſolche Mitarbeiter zu hinterlaſſen, die in beſprochenem Sinne die Arbeit einige Zeit fortzuführen ſo fähig als geneigt waren.

Schon mehrmals war im Lauf unſerer Theater-Geſchichten von dem Vortheil die Rede geweſen, welche der Lauchſtädter-Sommeraufenthalt der Weimar'ſchen Geſellſchaft bringe; hier iſt aber Deſſen ganz beſonders zu erwähnen. Die dortige Bühne war von Bellomo ſo ökonomiſch als möglich eingerichtet; ein Paar auf einem freien Platz ſtehende, hohe Bretergiebel, von welchen zu beiden das Pultdach bis nahe zur Erde reichte, ſtellten dieſen Muſen-Tempel dar; der innere Raum war der Länge nach durch zwei Wände getheilt, wovon der mittlere dem Theater und den Zuſchauern gewidmet war, die beiden niedrigen, ſchmalen Seiten aber den Garderoben. Nun aber, bei neuerer Belebung und Steigerung unſerer Anſtalt, forderten ſowohl die Stücke als die Schauſpieler, beſonders aber auch das Halle'ſche und Leipziger theilnehmende Publicum ein würdiges Local.

Der mehrere Jahre lang erſt ſachte, dann lebhafter betriebene Schloßbau zu Weimar rief talentvolle Baumeiſter heran, und wie es immer war und ſein wird: wo man bauen ſieht, regt ſich die Luſt zum Bauen. Wie ſich's nun vor einigen Jahren auswies, da wir, durch die Gegenwart des Herrn Thouret begünſtigt, das Weimar'ſche Theater würdig einrichteten, ſo fand ſich auch dieß Mal, daß die Herren Genz und Raabe aufgefordert wurden, einem Lauchſtädter-Hausbau die Geſtalt zu verleihen.

Die Zweifel gegen ein ſolches Unternehmen waren vielfach zur Sprache gekommen. In bedeutender Entfernung, auf fremdem Grund und Boden, bei ganz beſondern Rückſichten der dort Angeſtellten, ſchienen die Hinderniſſe kaum zu beſeitigen. Der Platz des alten Theaters war zu einem größern Gebäude nicht geeignet, der ſchöne, einzig ſchickliche Raum ſtreitig zwiſchen verſchiedenen Gerichtsbarkeiten; und ſo trug man Bedenken, das Haus dem ſtrengen Sinne nach ohne rechtlichen Grund aufzuerbauen. Doch von dem Drang der Umſtände, von unruhiger Thätigkeit, von leidenſchaftlicher Kunſtliebe, von unverſiegbarer Productivität getrieben, beſeitigten wir endlich alles Entgegenſtehende; ein Plan ward entworfen, ein Modell der eigentlichen Bühne gefertigt; und im Februar hatte man ſich ſchon über Das, was geſchehen ſollte, vereinigt. Abgewieſen ward vor allen Dingen die Hüttenform, die das Ganze unter ein Dach begreift. Eine mäßige Vorhalle für Caſſe und Treppen ſollte angelegt werden, dahinter der höhere Raum für die Zuſchauer emporſteigen, und ganz dahinter der höchſte für's Theater.

Viel, ja Alles, kommt darauf an, wo ein Gebäude ſtehe. Dieß ward an Ort und Stelle mit größter Sorgfalt bedacht, und auch nach der Ausführung konnte man es nicht beſſer verlangen. Der Bau ging nun kräftig vor ſich; im März lag das accordirte Holz freilich noch bei Saalfeld eingefroren, Deſſen ungeachtet aber ſpielten wir den 26. Juni zum erſten Mal. Das ganze Unternehmen in ſeinem Detail, das Günſtige und Ungünſtige in ſeiner Eigenthümlichkeit, wie es unſere Thatluſt drei Monate lang unterhielt, Mühe, Sorge, Verdruß brachte und durch Alles hindurch perſönliche Aufopferung forderte: Dieß zuſammen würde einen kleinen Roman geben, der als Symbol größerer Unternehmungen ſich ganz gut zeigen könnte.

Nun iſt das Eröffnen, Einleiten, Einweihen ſolcher Anſtalten immer bedeutend. In ſolchem Falle iſt die Aufmerkſamkeit gereizt, die Neugierde geſpannt und die Gelegenheit recht geeignet, das Verhältniß der Bühne und des Publicums zur Sprache zu bringen. Man verſäumte daher dieſe Epoche nicht und ſtellte in einem Vorſpiel auf ſymboliſche und allegoriſche Weiſe Dasjenige vor, was in der letzten Zeit auf dem Deutſchen Theater überhaupt, beſonders auf dem Weimar'ſchen, geſchehen war.

Das Poſſenſpiel, das Familien-Drama, die Oper, die Tragödie, das Naive ſowie das Masken-Spiel producirte ſich nach und nach in ihren Eigenheiten, ſpielten und erklärten ſich ſelbſt oder wurden erklärt, indem die Geſtalt eines Mercur das Ganze zuſammenknüpfte, auslegte, deutete.

Die Verwandlung eines ſchlechten Bauernwirthshauſes in einen theatraliſchen Palaſt, wobei zugleich die meiſten Perſonen in eine höhere Sphäre verſetzt worden, beförderte heiteres Nachdenken.

Den 6. Juni begab ich mich nach Jena und ſchrieb das Vorſpiel ungefähr in acht Tagen; die letzte Hand ward in Lauchſtädt ſelbſt angelegt und bis zur letzten Stunde memorirt und geübt. Es that eine liebliche Wirkung und lange Jahre erinnerte ſich mancher Freund, der uns dort beſuchte, jener hochgeſteigerten Kunſtgenüſſe.

Mein Lauchſtädter-Aufenthalt machte mir zur Pflicht, auch Halle zu beſuchen, da man uns von dorther nachbarlich um des Theaters, auch um perſönlicher Verhältniſſe willen mit öfterem Zuſpruch beehrte. Ich nenne Geheimerath Wolf, mit welchem einen Tag zuzubringen ein ganzes Jahr gründlicher Belehrung einträgt; Kanzler Niemeyer, der ſo thätigen Theil unſern Beſtrebungen ſchenkte, daß er die „Andria" zu bearbeiten unternahm, wodurch wir denn die Summe unſerer Masken-Spiele zu erweitern und zu vermannigfaltigen glücklichen Anlaß fanden.

Und ſo war die ſämmtliche gebildete Umgebung mit gleicher Freundlichkeit mich und die Anſtalt, die mir ſo ſehr am Herzen lag, geneigt, zu befördern. Die Nähe von Giebichenſtein lockte zu Beſuchen bei dem gaſtreichen Reichard; eine würdige Frau, anmuthige, ſchöne Töchter, ſämmtlich vereint, bildeten in einem romantiſch-ländlichen Aufenthalte einen höchſt gefälligen Familien-Kreis, in welchem ſich bedeutende Männer aus der Nähe und Ferne kürzere oder längere Zeit gar wohl gefielen und glückliche Verbindungen für das Leben anknüpften.

Auch darf nicht übergangen werden, daß ich die Melodien, welche Reichard meinen Liedern am Früheſten vergönnt, von der wohlklingenden Stimme ſeiner älteſten Tochter gefühlvoll vortragen hörte.

Uebrigens bliebe noch gar Manches bei meinem Aufenthalt in Halle zu bemerken. Den botaniſchen Garten unter Sprengel's Leitung zu betrachten, das Meckel'ſche Cabinet, deſſen Beſitzer ich leider nicht mehr am Leben fand, zu meinen beſondern Zwecken aufmerkſam zu beſchauen, war nicht geringer Gewinn; denn überall, ſowohl an den Gegenſtänden als aus den Geſprächen, konnte ich Etwas entnehmen, was mir zu mehrerer Vollſtändigkeit und Förderniß meiner Studien diente.

Einen gleichen Vortheil, der ſich immer bei academiſchem Aufenthalt hervorthut, fand ich in Jena während des Auguſtmonats. Mit Loder wurden früher angemerkte anatomiſche Probleme durchgeſprochen; mit Himly gar Vieles über das ſubjective Sehen und die Farbenerſcheinung verhandelt. Oft verloren wir uns ſo tief in den Text, daß wir über Berg und Thal bis in die tiefe Nacht herumwanderten. Voß war nach Jena gezogen und zeigte Luſt, ſich anzukaufen; ſeine große, umſichtige Gelehrſamkeit, wie ſeine herrlichen poetiſchen Darſtellungen, die Freundlichkeit ſeiner häuslichen Exiſtenz zog mich an und mir war Nichts angelegener, als mich von ſeinen rhythmiſchen Grundſätzen zu überzeugen. Dadurch ergab ſich denn ein höchſt angenehmes und fruchtbares Verhältniß.

Umgeben von den Muſeen und von Allem, was mich früh zu den Naturwiſſenſchaften angeregt und gefördert hatte, ergriff ich jede Gelegenheit, auch hier mich zu vervollſtändigen. Die Wolfsmilchraupe war dieſes Jahr häufig und kräftig ausgebildet; an vielen Exemplaren ſtudirte ich das Wachsthum bis zu deſſen Gipfel, ſowie den Uebergang zur Puppe. Auch hier ward ich mancher trivialen Vorſtellungen und Begriffe los.

Auch die vergleichende Knochenlehre, die ich beſonders mit mir immer im Gedanken herumführte, hatte großen Theil an meinen beſchäftigten Stunden.

Das Abſcheiden des verdienſtreichen Batſch ward als Verluſt für die Wiſſenſchaft, für die Academie, für die naturforſchende Geſellſchaft tief empfunden. Leider wurde das von ihm geſammelte Muſeum durch ein wunderliches Verhältniß zerſtückt und zerſtreut. Ein Theil gehörte der naturforſchenden Geſellſchaft; dieſe folgte den Directoren oder vielmehr einer höhern Leitung, die mit bedeutendem Aufwande die Schulden der Societät bezahlte und ein neues unentgeltliches Local für die vorhandenen Körper anwies. Der andere Theil konnte, als Eigenthum des Verſtorbenen, deſſen Erben nicht beſtritten werden. Eigentlich hätte man das kaum zu trennende Ganze mit etwas mehrerm Aufwand herüberneh̃men und zuſammenhalten ſollen; allein die Gründe, warum es nicht geſchah, waren auch von Gewicht.

Ging nun hier Etwas verloren, ſo war in der ſpäteren Jahrszeit ein neuer vorausgeſehener Gewinn beſchieden. Das bedeutende Mineralien-Cabinet des Fürſten Galizin, das er als

Grethchen.

Wie ſo?

Lieschen.

Es ſtinkt!
Sie füttert zwey, wenn ſie nun ißt und trinkt,

Grethchen.

Ach!

Lieschen.

So iſt's ihr endlich recht ergangen.
Wie lange hat ſie an dem Kerl gehangen!
Das war ein Spatzieren,
Auf Dorf und Tanzplatz führen,
Mußt' überall die erſte ſeyn,
Curteſirt' ihr immer mit Paſtetchen und Wein;
Bild't ſich was auf ihre Schönheit ein,
War doch ſo ehrlos ſich nicht zu ſchämen
Geſchenke von ihm anzunehmen.
War ein Gekoſ' und ein Geſchleck';
Da iſt denn auch das Blümchen weg!

Präſident derſelben ihr zugedacht hatte, ſollte nach Jena geſchafft und nach der von ihm beliebten Ordnung aufgeſtellt werden. Dieſer Zuwachs gab dem ohnehin ſchon wohlverſehenen Muſeum einen neuen Glanz. Die übrigen wiſſenſchaftlichen Anſtalten, meiner Leitung untergeben, erhielten ſich in einem mäßigen, von der Caſſe gebotenen Zuſtand.

Belebt ſodann war die Academie durch bedeutende Studirende, die durch ihr Streben und Hoffen auch den Lehrern gleichen jugendlichen Muth gaben. Von bedeutenden, einige Zeit ſich aufhaltenden Fremden nenne von Pobmanizky, der, vielſeitig unterrichtet, an unſerm Wollen und Wirken Theil nehmen und thätig mit eingreifen mochte.

Neben allem dieſem wiſſenſchaftlichen Beſtreben hatte die Jena'ſche Geſelligkeit Nichts von ihrem heitern Character verloren. Neue, heranwachſende, hinzutretende Glieder vermehrten die Anmuth und erſetzten reichlich, was mir in Weimar auf einige Zeit entgangen war.

Wie gern hätte ich dieſe in jedem Sinne angenehmen und belehrenden Tage noch die übrige ſchöne Herbſtzeit genoſſen! Allein die vorzubereitende Ausſtellung trieb mich nach Weimar zurück, womit ich auch den September zubrachte. Denn bis die angekommenen Stücke ſämmtlich ein- und aufgenommen wurden, bis man ſie in ſchicklicher Ordnung in günſtigem Lichte aufgeſtellt und den Beſchauern einen würdigen Anblick vorbereitet hatte, war Zeit und Mühe nöthig, beſonders da ich Alles mit meinem Freunde Meyer ſelbſt verrichtete, auch auf ein ſorgfältiges Zurückſenden Bedacht zu nehmen hatte.

Perſeus und Andromeda war der für die dießjährige vierte Ausſtellung bearbeitete Gegenſtand. Auch dabei hatten wir die Abſicht, auf die Herrlichkeit der äußern menſchlichen Natur in jugendlichen Körpern beiderlei Geſchlechts aufmerkſam zu machen: denn wo ſollte man den Gipfel der Kunſt finden, als auf der Blüthenhöhe des Geſchöpfs nach Gottes Ebenbilde.

Ludwig Hummel, geboren in Neapel, wohnhaft in Caſſel, war der Preis zu erkennen; er hatte mit zartem Kunſtſinn und Gefühl den Gegenſtand behandelt. Andromeda ſtand aufrecht in der Mitte des Bildes am Felſen; ihre ſchon befreite linke Hand konnte durch Heranziehen einiger Falten des Mantels Beſcheidenheit und Schamhaftigkeit bezeichnen; andrubend ſaß Perſeus auf dem Haupte des Ungeheuers zu ihrer Seite und gegenüber löſ'te ein heraneilender Genius ſo eben die Feſſeln der rechten Hand. Seine bewegte Jünglingsgeſtalt erhöhte die Schönheit und Kraft des würdigen Paares.

Einer Landſchaft von Roden aus Caſſel ward in dieſem Fach der Preis zuerkannt. Die Jena'ſche allgemeine Litteratur-Zeitung vom Jahr 1803 erhält durch einen Umriß des hiſtoriſchen Gemäldes das Andenken des Bildes und durch umſtändliche Beſchreibung und Beurtheilung der eingeſendeten Stücke die Erinnerung jener Thätigkeit.

Indem wir nun aber uns auf jede Weiſe bemühten, Dasjenige in Ausübung zu bringen und zu erhalten, was der bildenden Kunſt als allein gemäß und vortheilhaft ſchon längſt anerkannt worden, vernahmen wir in unſern Sälen: daß ein neues Büchlein vorhanden ſei, welches vielen Eindruck mache; es bezog ſich auf Kunſt und wollte die Frömmigkeit als alleiniges Fundament derſelben feſtſetzen. Von dieſer Nachricht waren wir wenig gerührt: denn wie ſollte auch eine Schlußfolge gelten, eine Schlußfolge wie dieſe: einige Mönche waren Künſtler, deßhalb ſollen alle Künſtler Mönche ſein!

Doch hätte bedenklich ſcheinen dürfen, daß werthe Freunde, die unſere Ausſtellung theilnehmend beſuchten, auch unſer Verfahren billigten, ſich doch an dieſen, wie man wohl merkte, ſchmeichelhaften, die Schwäche begünſtigenden Einflüſterungen zu ergetzen ſchienen und ſich davon eine glückliche Wirkung verſprachen.

Die im October fleißig beſuchte Ausſtellung gab Gelegenheit, ſich mit einheimiſchen und auswärtigen Kunſtfreunden zu unterhalten; auch fehlte es, der Jahrszeit gemäß, nicht an willkommenen Beſuchen aus der Ferne. Hofrath Blumenbach gönnte ſeinen Weimar'- und Jena'ſchen Freunden einige Tage und auch dieß Mal wie immer verlieh ſeine Gegenwart den heiterſten Unterricht.

Und wie ein Gutes immer ein anderes zur Folge hat, ſo ſtellte ſich das reine Vernehmen in der innerſten Geſellſchaft nach und nach wieder her.

Eine bedeutende Correſpondenz ließ mich unmittelbare Blicke ſelbſt in die Ferne richten. Friedrich Schlegel, der bei ſeiner Durchreiſe mit unſern Bemühungen um ſeinen Marcos wohl zufrieden geweſen, gab mir von Pariſer-Zuſtänden hinreichende Nachricht. Hofrath Sartorius, der gleichfalls zu einem Beſuch das lange beſtandene, gute Verhältniß abermals aufgefriſcht und eben jetzt mit den Studien der Hanſeſtädte beſchäftigt war, ließ mich an dieſem wichtigen Unternehmen auch aus der Ferne Theil nehmen.

Hofrath Rochlitz, der unſer Theater mit zunehmendem Intereſſe betrachtete, gab Solches durch mehrere Briefe, die ſich noch vorfinden, zu erkennen.

Gar manches Andere von erfreulichen Verhältniſſen finde ich noch angemerkt; drei junge

Männer: Klaproth, Bode, Hain, hielten sich in Weimar auf und benutzten mit Vergnügung den Böttner'schen polyglottischen Nachlaß.

Wenn ich nun dieses Jahr in immerwährender Bewegung gehalten wurde und bald in Weimar, bald in Jena und Lauchstädt meine Geschäfte, wie sie vorkamen, versah, so gab auch der Besitz des kleinen Freigutes Roßla Veranlassung zu manchen Hin- und Herfahrten. Zwar hatte sich schon deutlich genug hervorgethan, daß wer von einem so kleinen Eigenthum wirklich Vortheil ziehen will, es selbst bebauen, besorgen und, als sein eigener Pachter und Verwalter, den unmittelbaren Lebensunterhalt daraus ziehen müsse, da sich denn eine ganz artige Existenz darauf gründen lasse, nur nicht für einen verwöhnten Weltbürger. Indessen hat das sogenannte Ländliche, in einem angenehmen Thale, an einem kleinen baum- und buschbegrenzten Flusse, in der Nähe von fruchtreichen Höhen, unfern eines volkreichen und nahrhaften Städtchens, doch immer Etwas, das mich tagelang unterhielt und sogar zu kleinen poetischen Productionen eine heitere Stimmung verlieh. Frauen und Kinder sind hier in ihrem Elemente und die in Städten unerträgliche Gevatterei ist hier wenigstens an ihrem einfachsten Ursprung; selbst Abneigung und Mißwollen scheinen reiner, weil sie aus den unmittelbaren Bedürfnissen der Menschheit hervorspringen.

Höchst angenehm war die Nachbarschaft von Ossmannstedt, in demselbigen Thale aufwärts, nur auf der linken Seite des Wassers. Auch Wieland flog dieser Naturzustand an bedenklich zu werden; einmal setzte er sehr humoristisch auseinander, welches Umschweifes es bedürfe, um der Natur nur etwas Genießbares abzugewinnen. Er wußte die Umständlichkeiten des Erzeugnisses der Futterkräuter gründlich und heiter darzustellen; erst brachte er den sorgsam gebauten Klee mühsam durch eine theuer zu ernährende Magd zusammen und ließ ihn von der Kuh verzehren, um nur zuletzt etwas Weißes zum Caffee zu haben.

Wieland hatte sich in jenen Theater- und Festhändeln sehr wacker benommen, wie er denn, immer redlich, nur manchmal, wie es einem Jeden geschieht, in augenblicklicher Leidenschaft, bei eingeflößtem Vorurtheil, in Abneigungen, die nicht ganz zu schelten waren, eine launige Unbilligkeit zu äußern verführt ward. Wir besuchten ihn oft nach Tische und waren zeitig genug über die Wiesen wieder zu Hause.

In meinen Weimar'schen häuslichen Verhältnissen ereignete sich eine bedeutende Veränderung. Freund Meyer, der seit 1792, einige Jahre Abwesenheit ausgenommen, als Haus- und Tischgenosse, mich durch belehrende, unterrichtende, berathende Gegenwart erfreute, verließ mein Haus in Gefolg einer eingegangenen ehelichen Verbindung. Jedoch die Nothwendigkeit, sich ununterbrochen mitzutheilen, überwand bald die geringe Entfernung; ein wechselseitiges Einwirken blieb lebendig; so daß weder Hinderniß noch Pause jemals empfunden ward.

Unter allen Tumulten dieses Jahres ließ ich doch nicht ab, meinen Liebling „Eugenien" im Stillen zu hegen. Da mir das Ganze vollkommen gegenwärtig war, so arbeitete ich am Einzelnen, wie ich ging und stand: daher denn auch die große Ausführlichkeit zu erklären ist, indem ich mich auf den jedesmaligen einzelnen Punct concentrirte, der unmittelbar in die Anschauung treten sollte.

„Cellini" gehörte schon mehr einer wilden, zerstreuten Welt an; auch diesen mußte ich, jedoch nicht ohne Anstrengung, zu fördern; denn im Grunde war die unternommene Arbeit mehr von Belang, als ich Anfangs denken mochte.

„Reinecke Fuchs" durfte nun auch in jedem leidenschaftlich leichtfertigen Momente hervortreten; so war er wohl empfangen und für gewisse Zeit ebenfalls gepflegt.

1803.

Zum neuen Jahre gaben wir „Palaeophron und Neoterpe" auf dem öffentlichen Theater. Schon war durch die Vorstellung der Terenz'schen Brüder das Publicum an Masken gewöhnt und nun konnte das eigentliche erste Musterstück seine gute Wirkung nicht verfehlen. Der frühere, an die Herzogin Amalie gerichtete Schluß ward in's Allgemeinere gewendet und die gute Aufnahme dieser Darstellung bereitete den besten Humor zu ernstern Unternehmungen.

Die Aufführung der „Braut von Messina" (19. März) machte viel Vorarbeit, durchgreifende Lese- und Theater-Proben nöthig. Der bald darauf folgenden „natürlichen Tochter" erster Theil (2. April), sodann die „Jungfrau von Orleans" verlangten die volle Zeit; wir hatten uns vielleicht nie so lebhaft, so zweckmäßig und zu allgemeiner Zufriedenheit bemüht.

Daß wir aber alles Mißwollende, Verwirrende, Herabziehende durchaus ablehnten und entfernten, davon sei Nachstehendes ein Zeugniß. Zu Anfang des Jahres war mir durch einen werthen Freund ein kleines Lustspiel zugekommen mit dem Titel: „der Schädelkenner", die respectabeln Bemühungen eines Mannes wie Gall lächerlich und verächtlich machend. Ich schickte Solches zurück mit einer aufrichtigen allgemeinen Erklärung, welche, als in's Ganze greifend, hier gar wohl einen Platz verdient.

„Indem ich das kleine, artige Stück, als bei uns nicht aufführbar, zurücksende, halte ich es, nach unserm alten, freundschaftlichen Verhältnisse, für Pflicht, die nähern Ursachen anzugeben.

Wir vermeiden auf unserm Theater, soviel möglich, Alles, was wissenschaftliche Untersuchungen vor der Menge herabsetzen könnte, theils aus eigenen Grundsätzen, theils weil unsere Academie in der Nähe ist und es unfreundlich scheinen würde, wenn wir Das, womit sich dort Mancher sehr ernstlich beschäftigt, hier leicht und lächerlich nehmen wollten.

Gar mancher wissenschaftliche Versuch, der Natur irgend ein Geheimniß abgewinnen zu wollen, kann für sich, theils auch durch Charlatanerie der Unternehmer, eine lächerliche Seite bieten; und man darf dem Comiker nicht verargen, wenn er im Vorbeigehen sich einen kleinen Seitenhieb erlaubt. Darin sind wir auch keineswegs pedantisch; aber wir haben sorgfältig Alles, was sich in einiger Breite auf philosophische oder litterarische Händel, auf die neue Theorie der Heilkunde u. s. w. bezog, vermieden. Aus eben der Ursache möchten wir nicht gern die Gall'sche wunderliche Lehre, der es denn doch, so wenig als der Lavater'schen, an einem Fundament fehlen möchte, dem Gelächter Preis geben, besonders da wir fürchten müßten, manchen unserer achtungswerthen Zuhörer dadurch verdrießlich zu machen.

Weimar, am 21. Januar 1803."

Mit einem schon früher auflangenden und nun frisch bereicherten Repertorium kamen wir wohl ausgestattet nach Lauchstädt. Das neue Haus, die wichtigen Stücke, die sorgfältigste Behandlung erregten allgemeine Theilnahme. Die „Andria" des Terenz, von Herrn Riemeyer bearbeitet, ward ebenmäßig wie „die Brüder" mit Annäherung an's Antike aufgeführt. Auch von Leipzig fanden sich Zuschauer; sie sowohl als die von Halle wurden mit unsern ernsten Bemühungen immer mehr bekannt, welches uns zu großem Vortheil gedieh. Ich verweilte dieß Mal nicht länger daselbst als nöthig, um mit Hofrath Kirms, meinem Mit-Commissarius, die Bedürfnisse der Baulichkeiten und einiges Wünschenswerthe der Umgebung anzuordnen.

In Halle, Giebichenstein, Merseburg, Naumburg erneuerte ich gar manche werthe Verbindung. Professor Wolf, Geheimerath Schmalz, Jacob, Reil, Lafontaine, Riemeyer entgegneten mir mit gewohnter Freundlichkeit. Ich besah von Leyser's Mineralien-Cabinet, bestieg den Petersberg, um frische Porphyr-Stücke zu holen. Ehe ich abreiste, sah ich noch mit Freuden, daß unser theatralisches Ganze sich schon von selbst bewegte und im Einzelnen Nichts nachzuhelfen war, wobei freilich die große Thätigkeit des Regisseurs Genast gerühmt werden mußte. Ich nahm meinen Rückweg über Merseburg, das gute Verhältniß mit den dortigen obern Behörden zu befestigen, sodann meinen Geschäften in Weimar und Jena weiter obzuliegen.

Als ich mir nun für diese Zeit das Theater-Wesen ziemlich aus dem Sinne geschlagen hatte, ward ich im Geiste mehr als jemals dahin zurückgeführt. Es meldeten sich, mit entschiedener Neigung für die Bühne, zwei junge Männer, die sich Wolf und Grüner nannten, von Augsburg kommend; Jener bisher zum Handelsstande, Dieser zum Militär zu rechnen. Nach einiger Prüfung fand ich bald, daß Beide dem Theater zur besondern Zierde gereichen würden und daß, bei unserer schon wohlbestellten Bühne, ein Paar frische Subjecte von diesem Werth sich schnell heranbilden würden. Ich beschloß, sie festzuhalten, und weil ich eben Zeit hatte, auch einer heitern Ruhe genoß, begann ich mit ihnen gründliche Didascalien, indem ich auch mir die Kunst aus ihren einfachsten Elementen entwickelte und an den Fortschritten beider Lehrlinge mich nach und nach emporstudirte, so daß ich selbst klarer über ein Geschäft ward, dem ich mich bisher instinctmäßig hingegeben hatte. Die Grammatik, die ich mir ausbildete, verfolgte ich nachher mit mehrern jungen Schauspielern; Einiges davon ist schriftlich übrig geblieben.

Nach jenen genannten Beiden fügte sich's, daß noch ein hübscher, junger Mann, Namens Grimmer, mit gleichmäßigem Antrag bei uns vortrat. Auch von ihm ließ sich nach Gestalt und Wesen das Beste hoffen; besonders war er Schiller willkommen, der seinen personenreichen Tell im Sinne hatte und auf schickliche Besetzung der sämmtlichen Rollen sein Augenmerk richtete. Wir hielten daher auch ihn fest und fanden ihn bald an seinem Platze brauchbar.

Der erste Theil von „Eugenie" war geschrieben, gespielt und gedruckt; das Schema des Ganzen lag Scene nach Scene vor mir und ich kann wohl sagen, meine mehrjährige Neigung zu diesem Erzeugniß hatte keineswegs abgenommen.

Der zweite Theil sollte auf dem Landgut, dem Aufenthalt Eugeniens, vorgehen, der dritte in der Hauptstadt, wo mitten in der größten Verwirrung das wiedergefundene Sonett freilich kein Heil, aber doch einen schönen Augenblick würde hervorgebracht haben. Doch ich darf nicht weiter gehen, weil ich sonst das Ganze umständlich vortragen müßte.

Ich hatte mich der freundlichsten Aufnahme von vielen Seiten her zu erfreuen, wovon ich

die wohlthätigsten Zeugnisse gesammelt habe, die ich dem Oeffentlichen mitzutheilen vielleicht Gelegenheit habe. Man empfand, man dachte, man folgerte, was ich nur wünschen konnte; allein ich hatte den großen, unverzeihlichen Fehler begangen, mit dem ersten Theil hervorzutreten, eh' das Ganze vollendet war. Ich nenne den Fehler unverzeihlich, weil er gegen meinen alten, gerüsteten Aberglauben begangen wurde, einen Aberglauben, der sich indeß wohl ganz vernünftig erklären läßt.

Einen sehr tiefen Sinn hat jener Wahn, daß man, um einen Schatz wirklich zu heben und zu ergreifen, stillschweigend verfahren müsse, kein Wort sprechen dürfe, wie viel Schreckliches und Ergetzendes auch von allen Seiten erscheinen möge. Ebenso bedeutsam ist das Mährchen, man müsse, bei wunderbafter Wagefahrt nach einem kostbaren Talisman, in entlegensten Bergwildnissen unaufhaltsam vorschreiten, sich ja nicht umsehen, wenn auf schroffem Pfade fürchterlich drohende oder lieblich lockende Stimmen ganz nahe hinter uns vernommen werden.

Indessen war's geschehen und die geliebten Scenen der Folge besuchten mich nur manchmal wie unstäte Geister, die, wiederkehrend, flehentlich nach Erlösung seufzen.

Sowie schon einige Jahre machte der Zustand von Jena uns auch dieß Mal gar manche Sorge. Seit der Französischen Revolution war eine Unruhe in die Menschen gekommen, dergestalt, daß sie entweder an ihrem Zustand zu ändern, oder ihren Zustand wenigstens dem Ort nach zu verändern gedachten. Hierzu konnten besonders die Lehrer an Hochschulen ihrer Stellung nach am Meisten verlockt werden. Und da eben zu dieser Zeit dergleichen Anstalten neu errichtet und vorzüglich begünstigt wurden, so fehlte es nicht an Reiz und Einladung dorthin, wo man ein besseres Einkommen, höhern Rang, mehr Einfluß in einem weitern Kreise sich versprechen konnte.

Diese großweltlichen Ereignisse muß man im Auge behalten, wenn man sich im Allgemeinen einen Begriff machen will von Dem, was um diese Zeit in dem kleinen Kreise der Jenaischen Academie sich ereignete.

Der im ärztlichen Fache so umsichtige und mit mannigfachem Talent der Behandlung und Darstellung begabte Christian Wilhelm Hufeland war nach Berlin berufen, führte dort den Titel eines Geheimeraths, welcher in einem großen Reiche schon zum bloßen Ehren-Titel geworden war, indessen er in kleinern Staaten noch immer die ursprüngliche active Würde bezeichnete und ohne dieselbe nicht leicht verliehen werden konnte. Eine solche Rangerhöhung aber blieb auf die Zurückgelassenen nicht ohne Einfluß.

Fichte hatte in seinem philosophischen Journal über Gott und göttliche Dinge auf eine Weise sich zu äußern gewagt, welche den hergebrachten Ausdrücken über solche Geheimnisse zu widersprechen schien. Er ward in Anspruch genommen; seine Vertheidigung besserte die Sache nicht, weil er leidenschaftlich zu Werke ging, ohne Ahnung, wie gut man diesseits für ihn gesinnt sei, wiewohl man seine Gedanken, seine Worte auszulegen wisse; welches man freilich ihm nicht gerade mit dürren Worten zu erkennen geben konnte und ebenso wenig die Art und Weise, wie man ihm auf das Gelindeste herauszuhelfen gedachte. Das Hin- und Widerreden, das Vermuthen und Behaupten, das Bestärken und Entschließen wogte in vielfachen, unsichern Reden auf der Academie durcheinander; man sprach von einem ministeriellen Verhalt, von nichts Geringerm, als einer Art Verweis, dessen Fichte sich zu gewärtigen hätte. Hierüber ganz außer Fassung, hielt er sich für berechtigt, ein heftiges Schreiben bei'm Ministerium einzureichen, worin er, jene Maßregel als gewiß voraussetzend, mit Ungestüm und Trotz erklärte: er werde Dergleichen niemals dulden; er werde lieber ohne Weiteres von der Academie abziehen und in solchem Falle nicht allein, indem mehrere bedeutende Lehrer mit ihm einstimmig den Ort gleichzeitig zu verlassen gedächten.

Hierdurch war nun auf ein Mal aller gegen ihn gehegte gute Wille gehemmt, ja paralysirt; hier blieb kein Ausweg, keine Vermittelung übrig und das Gelindeste war, ihm ohne Weiteres seine Entlassung zu ertheilen. Nun erst, nachdem die Sache sich nicht mehr ändern ließ, vernahm er die Wendung, die man ihr zu geben im Sinne gehabt und er mußte seinen übereilten Schritt bereuen, wie wir ihn bedauerten.

Zu einer Verabredung jedoch, mit ihm die Academie zu verlassen, wollte sich Niemand bekennen; Alles blieb für den Augenblick an seiner Stelle; doch hatte sich ein heimlicher Unmuth aller Geister so bemächtigt, daß man in der Stille sich nach außen umthat und zuletzt Hufeland, der Jurist, nach Ingolstadt, Paulus und Schelling aber nach Würzburg wanderten.

Nach allem Diesem vernahmen wir im August, die so hochgeschätzte Litteratur-Zeitung solle auch von Jena weg und nach Halle gebracht werden. Der Plan war klug genug angelegt; man wollte ganz im gewohnten Gange das laufende Jahr durchführen und schließen, sodann, als geschähe weiter Nichts, ein neues anfangen, zu Ostern aber gleichsam nur den Druckort verändern und durch solches Manöver, mit Anstand und Bequemlichkeit, diese wichtige Anstalt für ewig von Jena wegspielen.

Die Sache war von der größten Bedeutsam-

keit, und es iſt nicht zu viel geſagt: dieſe ſtille Einleitung bedrohte die Academie für den Augenblick mit völliger Auflöſung. Man war dieſſeits wirklich in Verlegenheit: denn ob man gleich das Recht hatte, die Unternehmer zu fragen, ob dieſes allgemeine Gerücht einen Grund habe, ſo wollte man doch in einer ſolchen gehäſſigen Sache nicht übereilt noch hart erſcheinen; daher anfänglich ein Zaudern, das aber von Tag zu Tag gefährlicher ward. Die erſte Hälfte des Auguſts war verſtrichen und Alles kam darauf an, was in den ſechs Wochen bis Michael zu einer Gegenwirkung vorgenommen werden könnte.

Auf ein Mal kommt Hülfe, woher ſie nicht zu erwarten war. Kotzebue, der ſich ſeit den Scenen des vorigen Jahrs als Todfeind aller Weimar'ſchen Thätigkeit erwieſen hatte, kann ſeinen Triumph nicht im Stillen feiern; er gibt in dem Freimüthigen übermüthig an den Tag: „Mit der Academie Jena, welche bisher ſchon großen Verluſt an tüchtigen Profeſſoren erlitten, ſei es nun völlig zu Ende, indem die allgemeine Litteratur-Zeitung, in Gefolg großer, dem Redacteur verwilligter Begünſtigungen, von da hinweg und nach Halle verlegt werde.“

Von unſerer Seite hörte nun alles Bedenken auf; wir hatten volle Urſache, die Unternehmer zu fragen, ob Dieß ihre Abſicht ſei. Und da ſolche nun nicht geläugnet werden konnte, ſo erklärte man ihren Vorſatz, die Anſtalt bis Oſtern in Jena hinzuhalten, für nichtig und verſicherte zugleich, man werde mit dem neuen Jahre in Jena die allgemeine Litteratur-Zeitung ſelbſt fortſetzen.

Dieſe Erklärung war kühn genug; denn wir hatten kaum die Möglichkeit in der Ferne zu ſehen geglaubt; doch rechtfertigte der Erfolg den wackern Entſchluß. Die Acten-Stücke jener Tage ſind in der größten Ordnung verwahrt; vielleicht ergetzen ſich unſere Nachkommen an dem Hergang dieſer für uns wenigſtens höchſt bedeutenden Begebenheit.

Nachdem alſo die Anſtalt der Litteratur-Zeitung in ihrem ganzen Gewichte geſichert war, hatte man ſich nach Männern umzuſehen, die erledigten Lehrſtühle wieder zu beſetzen. Von mehrern in Vorſchlag gebrachten Anatomen wurde Ackermann berufen, welcher den Grund zu einem längſt beabſichtigten, ſtehenden anatomiſchen Muſeum legte, das der Academie verbleiben ſollte. Auch Scheiver ward herangezogen und der botaniſchen Anſtalt vorgeſetzt. Man hatte von ſeiner Perſönlichkeit, als eines zugleich höchſt zarten und tiefkundigen Weſens, die beſten Hoffnungen für die Naturwiſſenſchaft.

Die von Lenz gegründete mineralogiſche Societät erweckte das größte Vertrauen; alle Freunde dieſes Wiſſens wünſchten als Mitglieder aufgenommen zu werden und ſehr viele beeiferten ſich mit bedeutenden Geſchenken das angelegte Cabinet zu vermehren.

Unter Solchen zeichnete ſich Fürſt Salizin aus, welcher die Ehre der ihm übertragenen Präſidenten-Stelle durch das Geſchenk ſeines anſehnlichen Cabinets anzuerkennen ſuchte. Und da durch dieſen wie durch andern Zuwachs die Anſtalt höchſt bedeutend geworden, ſo beſtätigte der Herzog gegen Ende des Jahrs die Statuten der Geſellſchaft und gab ihr dadurch unter den öffentlichen Anſtalten einen entſchiedenen Rang.

Nach dem Verluſt ſo mancher bedeutenden Perſonen hatten wir uns jedoch neumitwirkender Männer zu erfreuen. Fernow kam von Rom, um künftig in Deutſchland zu verbleiben; wir hielten ihn feſt. Herzogin Amalie gab ihm die ſeit Jagemann's Tode unbeſetzte Bibliothekar-Stelle ihrer beſondern Büchерſammlung; ſeine gründliche Kenntniß der Italieniſchen Litteratur, eine ausgeſuchte Bibliothek dieſes Faches und ſeine angenehmen geſelligen Eigenſchaften machten dieſen Erwerb höchſt ſchätzbar. Daneben führte er einen bedeutenden Schatz mit ſich, die hinterlaſſenen Zeichnungen ſeines Freundes Karſten's, dem er in ſeiner künſtleriſchen Laufbahn bis an ſein frühzeitiges Ende mit Rath und That, mit Urtheil und Nachhülfe treulichſt beigeſtanden hatte.

Dr. Riemer, der mit Herrn von Humboldt nach Italien gegangen war und dort einige Zeit in deſſen Familien-Kreis mitgewirkt hatte, war in Fernow's Geſellſchaft herausgereif't und als gewandter Kenner der alten Sprachen uns gleichfalls höchlich willkommen. Er geſellte ſich zu meiner Familie, nahm Wohnung bei mir und wendete ſeine Sorgfalt meinem Sohne zu.

Auch mit Zelter ergab ſich ein näheres Verhältniß; bei ſeinem vierzehntägigen Aufenthalt war man wechſelſeitig in künſtleriſchem und ſittlichem Sinne um Vieles näher gekommen. Er befand ſich in dem ſeltſamſten Drange zwiſchen einem ererbten, von Jugend auf geübten, bis zur Meiſterſchaft durchgeführten Handwerk, das ihm eine bürgerliche Exiſtenz ökonomiſch verſicherte und zwiſchen einem eingebornen, kräftigen, unwiderſtehlichen Kunſttriebe, der aus ſeinem Individuum den ganzen Reichthum der Tonwelt entwickelte. Jenes treibend, von Dieſem getrieben, von Jenem eine erworbene Fertigkeit beſitzend, in Dieſem nach einer zu erwerbenden Gewandtheit beſtrebt, ſtand er nicht etwa wie Hercules am Scheidewege zwiſchen Dem, was zu ergreifen oder zu meiden ſein möchte, ſondern er ward von zwei gleich werthen Muſen hin- und hergezogen, deren Eine ſich ſeiner bemächtigt, deren Andere dagegen er ſich

anzueignen wünſchte. Bei ſeinem redlichen, tüchtig bürgerlichen Ernſt war es ihm ebenſo ſehr um ſittliche Bildung zu thun, als dieſe mit der äſthetiſchen ſo nah verwandt, ja ihr verkörpert iſt und eine ohne die andere zu wechſelſeitiger Vollkommenheit nicht gedacht werden kann.

Und ſo konnte ein doppelt wechſelſeitiges Beſtreben nicht außen bleiben, da die Weimar'ſchen Kunſtfreunde ſich faß in demſelben Falle befanden; wozu ſie nicht geſchaffen waren, hatten ſie zu leiſten, und was ſie Angebornes zu leiſten wünſchten, ſchien immerfort unverſucht zu bleiben.

Die Angebäude der Bibliothek, nach dem Schloſſe zu, wurden der freiern Ausſicht wegen abgebrochen; nun machte ſich ſtatt ihrer ein neuer Geloß nöthig, wozu die Herren Genz und Raabe gleichfalls die Riſſe zu liefern gefällig übernahmen. Was ſonſt in jenen Plan gefunden hatte, ſtattliche Treppe, geräumige Expeditions- und Geſellſchaftszimmer, wurden gewonnen, ferner im zweiten Stock nicht allein Stand für mehrere Bücher-Repoſitorien, ſondern auch einige Räume für Alterthümer, Kunſtſachen und was Dem anhängt; nicht weniger wurde das Münz-Cabinet, vollſtändig an Sächſiſchen Medaillen, Thalern und kleinern Geldſorten, nebenher auch mit Denkmünzen, ingleichen Römiſchen und Griechiſchen verſehen, beſonders aufbewahrt.

Da ich mich in meinem Leben vor Nichts ſo ſehr als vor leeren Worten gehütet und mir eine Phraſe, wobei Nichts gedacht oder empfunden war, an Andern unerträglich, an mir unmöglich ſchien: ſo litt ich bei der Ueberſetzung des Cellini, wozu durchaus unmittelbare Anſicht gefordert wird, wirkliche Pein. Ich bedauerte herzlich, daß ich meine erſte Durchreiſe, meinen zweiten Aufenthalt zu Florenz nicht beſſer benutzt, mir von der Kunſt neuerer Zeit nicht ein eindringlicheres Anſchauen verſchafft hatte. Freund Meyer, der in den Jahren 1796 und 1797 ſich daſelbſt die gründlichſten Kenntniſſe erworben hatte, half mir möglichſt aus, doch ſehnt' ich mich immer nach dem eigenen, nicht mehr gegönnten Anblick.

Ich kam daher auf den Gedanken, ob nicht wenigſtens Cellini'ſche Münzen, auf die er ſich ſoviel zu Gute thut, noch zu finden ſein möchten, ob nicht Anderes, was mich in jene Zeiten verſetzen könnte, noch zu haben wäre.

Glücklicher Weiſe vernahm ich von einer Nürnberg'ſchen Auction, in welcher Kupfermünzen des fünfzehnten und ſechszehnten, ja des ſiebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts feil geboten wurden, und es gelang, die ganze Maſſe zu erhalten. Die Original-Folge von Päpſten, ſeit Martin dem V. bis auf Clemens XI., alſo bis zum erſten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts, wurde mir nicht allein zu eigen, ſondern auch dazwiſchen Cardinäle und Prieſter, Philoſophen, Gelehrte, Künſtler, merkwürdige Frauen, in ſcharfen unbeſchädigten Exemplaren, theils gegoſſen, theils geprägt; aber verwunderſam und bedauerlich: unter ſo manchen Hunderten kein Cellini. Aufgeregt war man nun, auch hier das Geſchichtliche zu ſtudiren; man forſchte nach Benanni, Mazzucchelli und Andern, und legte ſo den Grund zu ganz neuer Belehrung.

Das ältere Schießhaus vor dem Frauenthor war ſchon längſt von den Park-Anlagen überflügelt, der Raum, den es einnahm, bereits zwiſchen Gärten eingeſchloſſen und Spaziergängen, die Uebungen nach der Scheibe, beſonders aber das eigentliche Vogelſchießen, nach und nach unbequem und gefährlich.

Zum Tauſch nahm der Stadtrath mit mehrfachem Gewinn einen großen, ſchön gelegenen Bezirk vor dem Kegelthor; die weit verbreiteten Aecker ſollten in Gärten, Gartenländer verwendet und an dem ſchicklichſten Platz ein neues Schießhaus gebaut werden.

Die eigentliche Lage eines Gebäudes, ſobald dem Architecten Freiheit gegeben iſt, bleibt immer deſſelben Hauptangenmerk: ein ländliches Gebäude ſoll die Gegend zieren und wird von ihr geziert; und ſo war die ſorgfältigſte Berathung zwiſchen den Berliner-Architecten und den Weimar'ſchen Kunſtfreunden, nicht weniger dem Stadtrath und der Schützengeſellſchaft eine geraume Zeit im Schwunge.

Bei einem neuen Luſtgebäude mit ſeinen Umgebungen, zur Aufnahme einer großen Menge beſtimmt, iſt das Haupterforderniß Schatten, welcher nicht ſogleich herbeigebannt werden kann. Hier war alſo ein angenehmes Hölzchen der nothwendige Punct, einen Flügel daran zu lehnen; für die Hauptrichtung entſchied ſodann eine oberhalb jenes Buſchwerks hergehende, uralte, vierfache Linden-Allee; man mußte den Flügel und alſo das ganze Gebäude rechtwinkelig darauf richten.

Ein mäßiger Plan, den Bedürfniſſen allenfalls hinreichend, erweiterte ſich nach und nach; die Schützengeſellſchaft, das Publicum, als die Tanzenden, die Genießenden, Alle wollten bedacht ſein, Alle verlangten ein ſchickliches und bequemes Local. Nun aber forderte die nahebei, doch geſondert anzulegende Wirthſchaft ebenfalls ihre mannigfaltigen Bedürfniſſe und ſo dehnte ſich der Plan immer mehr aus. Zwar gab die Ungleichheit des Terrains, die man zu überwinden hatte, die ſchönſte Gelegenheit, aus der nothwendigen Bedingtheit des Locals die Forderungen des Zweckes zu entwickeln; am

Ende aber konnte man ſich nicht läugnen, bei ökonomiſcher Ausdehnung und nach äſthetiſchen Rückſichten, über die Grenze des Bedürfniſſes hinausgegangen zu ſein.

Doch ein Gebäude gehört unter die Dinge, welche nach erfüllten innern Zwecken auch zu Befriedigung der Augen aufgeſtellt werden, ſo daß man, wenn es fertig iſt, niemals fragt, wie viel Erfindungskraft, Anſtrengung, Zeit und Geld dazu erforderlich geweſen: die Total-Wirkung bleibt immer das Dämoniſche, dem wir huldigen.

Gegen Ende des Jahrs erlebte ich das Glück, mein Verhältniß zu den Erbſchollen von Roſſla völlig aufgehoben zu ſehen. War der vorige Pächter ein Lebemann und in ſeinem Geſchäft leichtſinnig und nachläſſig, ſo hatte der neue, als bisheriger Bürger einer Landſtadt, eine gewiſſe eigene, kleinliche Rechtlichkeit, wovon die Behandlung jener bekannten Quelle ein Symbol ſein mag. Der gute Mann, in ſeinen Gartenbegriffen einen Springbrunnen als das Höchſte beſtandend, leitete das dort mäßig abfließende Waſſer in engen Blechröhren an die niedrigſte Stelle, wo es denn wieder einige Fuß in die Höhe ſprang, aber ſtatt des Waſſerſpiegels einen Sumpf bildete. Das idylliſche Naturweſen jenes Spaziergangs war um ſeine Einfalt verkümmert, ſowie denn auch andere ähnliche Anſtalten ein gewiſſes erſtes Gefallen nicht mehr zuließen.

Zwiſchen allem Dieſem war dem häuslichen Mann doch auch klar geworden, daß die Beſitzung für Den, der ſie perſönlich benutzte, ganz einträglich ſei; und in dem Maße, wie mir der Beſitz verleidete, mußte er ihm wünſchenswürdig erſcheinen. Und ſo ereignete ſich's, daß ich nach ſechs Jahren das Gut ihm abtrat, ohne irgend einen Verluß als der Zeit und allenfalls des Aufwandes auf ländliche Feſte, deren Vergnügen man aber doch auch für Etwas rechnen mußte. Konnte man ferner die klare Anſchauung dieſer Zuſtände auch nicht zu Geld anſchlagen, ſo war doch viel gewonnen und nebenbei mancher heitere Tag im Freien geſellig zugebracht.

Frau von Stael kam Anfangs December in Weimar an, als ich noch in Jena mit dem Programm beſchäftigt war. Was mir Schiller über ſie am 31. December ſchrieb, diente, auf ein Mal über das wechſelſeitige, aus ihrer Gegenwart ſich entwickelnde Verhältniß aufzuklären.

„Frau von Stael wird Ihnen völlig ſo erſcheinen, wie Sie ſie ſich a priori ſchon conſtruirt haben werden; es iſt Alles aus einem Stück und kein fremder, falſcher, pathologiſcher Zug in ihr. Dieß macht, daß man ſich, trotz des immenſen Abſtands der Naturen und Denkweiſen, vollkommen wohl bei ihr befindet, daß man Alles von ihr hören, ihr Alles ſagen mag. Die Franzöſiſche Geiſtesbildung ſtellt ſie rein und in einem höchſt intereſſanten Lichte dar. In Allem, was wir Philoſophie nennen, folglich in allen letzten und höchſten Inſtanzen, iſt man mit ihr im Streit und bleibt es, trotz alles Redens. Aber ihr Naturell und Gefühl iſt beſſer als ihre Metaphyſik, und ihr ſchöner Verſtand erhebt ſich zu einem genialiſchen Vermögen. Sie will Alles erklären, einſehen, ausmeſſen; ſie ſtatuirt nichts Dunkles, Unzugängliches; und wohin ſie nicht mit ihrer Fackel leuchten kann, da iſt Nichts für ſie vorhanden. Darum hat ſie eine horrible Scheu vor der Ideal-Philoſophie, welche nach ihrer Meinung zur Myſtik und zum Aberglauben führt, und Das iſt die Klippe, wo ſie umkommt. Für Das, was wir Poeſie nennen, iſt kein Sinn in ihr; ſie kann ſich von ſolchen Werken nur das Leidenſchaftliche, Redneriſche und Allgemeine zueignen, aber ſie wird nichts Falſches ſchätzen, nur das Rechte nicht immer erkennen. Sie erſehen aus dieſen Paar Worten, daß die Klarheit, Entſchiedenheit und geiſtreiche Lebhaftigkeit ihrer Natur nicht anders als wohlthätig wirken können. Das einzige Läſtige iſt die ganz ungewöhnliche Fertigkeit ihrer Zunge; man muß ſich ganz in ein Gehör-Organ verwandeln, um ihr folgen zu können. Da ſogar ich, bei meiner wenigen Fertigkeit im Franzöſiſch-Reden, ganz leidlich mit ihr fortkomme, ſo werden Sie, bei ihrer größern Uebung, eine ſehr leichte Communication mit ihr haben."

Da ich mich von Jena, ohne mein Geſchäft abgeſchloſſen zu haben, nicht entfernen konnte, ſo gelangten noch gar mancherlei Schilderungen und Nachrichten zu mir, wie Frau von Stael ſich benehme und genommen werde, und ich konnte mir ziemlich die Rolle vorſchreiben, welche ich zu ſpielen hätte. Doch ſollte das Alles ganz anders werden, wie in dem nächſten Jahr, wohin wir hinüber gehen, zu melden iſt.

Wie unbequem aber ein ſo bedeutender Beſuch mir gerade zu der Zeit ſein mußte, wird Derjenige mitempfinden, der die Wichtigkeit des Geſchäfts bedenkt, das mich damals in Jena feſthielt. Der weltberühmten Allgemeinen Litteratur-Zeitung mit Aufkündigung des Dienſtes zuvorzukommen und indem ſie ſich an einen andern Ort bewegte, ſie an derſelben Stelle fortſetzen zu wollen, war ein kühnes Unternehmen. Man bedenkt nicht immer, daß ein kühn Unternommenes in der Ausführung gleichfalls Kühnheit erfordert, weil bei dem Ungemeinen durch gemeine Mittel nicht wohl auszulangen ſein möchte. Mehr als ein Verſtändiger, Einſichtiger gab mir das Erſtaunen zu erkennen, wie man man ſich in ein ſolch unmögliches Unternehmen habe einlaſſen dürfen. Freilich aber war die Sache dadurch möglich geworden, daß ein Mann

von dem Verdienſte des Herrn Hofrath Eichſtädt ſich zu Fortſetzung des Geſchäfts entſchloß, an dem er bisher ſo bedeutenden Theil genommen hatte.

Die Weimar'ſchen Kunſtfreunde hielten es nunmehr für Pflicht, Das, was an ihrem Einfluß gewichtig ſein konnte, auch auf die Schale zu legen. Preisaufgaben für bildende Künſtler, Recenſionen der eingeſendeten Blätter, Preisertheilung, ſonſtig verwandte Ausführungen, Ausſchreiben einer neuen Preisaufgabe: dieſer Complex von ineinandergreifenden Operationen, welcher bisher den „Propyläen“ angehört hatte, ſollte nunmehr der allgemeinen Litteratur-Zeitung zu Theil werden. Das Programm hierzu beſchäftigte mich in meiner dießmaligen Abſonderung, indem ich mit dem Freund und eifrigen Mitarbeiter Heinrich Meyer in fortwährender Communication blieb.

Wer Gelegenheit hat, den erſten Jahrgang der Neuen oder Jena'ſchen Allgemeinen Litteratur-Zeitung anzuſehen, der wird gern bekennen, daß es keine geringe Arbeit geweſen. Die Preisaufgabe von 1803 war auf verſchiedene Weiſe gelöſ't, auch Profeſſor Hoffmann aus Stuttgart der Preis zuerkannt, nachdem vorher die verſchiedenen Verdienſte der Mitwerber gewürdigt ſowohl als von freiwillig Eingeſendetem Rechenſchaft gegeben worden. Alsdann hatte man einen Verſuch gemacht, Polygnot's Gemälde in der Leſche zu Delphi zu reſtauriren und ſich in Gedanken der Kunſt dieſes Urvaters, wie es ſich thun ließe, zu nähern.

Die Weimar'ſchen Kunſtfreunde hatten dieſe fünf Jahre her, während welcher ſie dieſe Anſtalt durchgeführt, gar wohl bemerken können, daß eine allzu engbeſtimmte Aufgabe dem Künſtler nicht durchaus zuſage und daß man dem freien Geiſt einigen Spielraum laſſen müſſe, um nach eigenem Sinn und Vermögen eine Wahl anſtellen zu können. Die dießjährige Aufgabe war daher: das Menſchengeſchlecht, vom Elemente des Waſſers bedrängt; wovon wir eine ganz beſondere Mannigfaltigkeit hoffen konnten.

Aus jenem Programm füge zum Schluß noch eine Stelle hier ein, die Gelegenheit gibt, ein anmuthiges Ereigniß zu beſprechen. „Unter den Schätzen der Gallerie zu Caſſel verdient die Charitas, von Leonardo da Vinci, die Aufmerkſamkeit der Künſtler und Liebhaber im höchſten Grad. Herr Riepenhauſen hatte den ſchönen Kopf dieſer Figur, in Aquarell-Farben trefflich copirt, zur Ausſtellung eingeſandt. Die ſüße Traurigkeit des Mundes, das Schmachtende der Augen, die ſanfte, gleichſam bittende Neigung des Hauptes, ſelbſt der gedämpfte Farbenton des Original-Bildes waren durchaus rein und gut nachgeahmt. Die größte Zahl Derer, welche die Ausſtellung beſuchten, haben dieſen Kopf mit vielem Vergnügen geſehen; ja derſelbe muß einen Kunſtliebhaber im höchſten Grade angezogen haben, indem wir die unverkennbaren Spuren eines herzlichen Kuſſes von angenehmen Lippen auf dem Glaſe, da wo es den Mund bedeckt, aufgedrückt fanden.“

Wie liebenswürdig aber das Facſimile eines ſolchen Kuſſes geweſen, wird man nur erſt ganz empfinden, erfährt man die Umſtände, unter welchen Solches möglich geworden. Unſere Ausſtellung kam dieſes Jahr ſpäter zu Stande; bei dem Antheil, welchen das Publicum zeigte, ließen wir es länger als gewöhnlich ſtehen, die Zimmer wurden kälter und nur gegen die Stunden des eröffneten Einlaſſes geheizt. Eine geringe Abgabe für die einmalige Entrée zum Beſten der Anſtalt war genehmigt, beſonders von Fremden; für Einheimiſche war ein Abonnement eingerichtet, welches nach Belieben auch außer der beſtimmten Zeit den Eintritt gewährte. Indem wir alſo, nach Gewahrwerden dieſer liebevollen Theilnahme an einem vorzüglichen Kunſtwerk, uns in ſtiller Heiterkeit den Urheber zu entdecken bemühten, wurde Folgendes erſt feſtgeſetzt. Jung war der Küſſende; Das hätte man vorausſetzen können: aber die auf dem Glas ſtirten Züge ſprechen es aus; er muß allein geweſen ſein, vor Vielen hätte man Dergleichen nicht wagen dürfen. Dieß Ereigniß geſchah früh bei ungeheizten Zimmern; der Sehnſüchtige hauchte das kalte Glas an, drückte den Kuß in ſeinen eigenen Hauch, der alsdann erſtarrend ſich conſolidirte. Nur Wenige wurden mit dieſer Angelegenheit bekannt; aber es war leicht aufzumachen, wer bei Zeiten in den ungeheizten Zimmern allein ſich eingefunden. Und da traf ſich's denn auch recht gut: die bis zur Gewißheit geſteigerte Vermuthung blieb auf einem jungen Menſchen ruhen, deſſen wirklich köſtliche Lippen wir Eingeweihten nachher mehr als ein Mal freundlich zu begrüßen Gelegenheit hatten.

Soviel wir wiſſen, iſt das Bild nach Dorpat gekommen.

1804.

Der Winter hatte ſich mit aller Gewalt eingefunden, die Wege waren verſchneit, auf der Schnecke kein Fortkommen. Frau von Stael kündigte ſich immer dringender an; mein Geſchäft war vollendet und ich entſchloß mich, in mancherlei Betracht nach Weimar zu gehen. Aber auch dieß Mal fühlt' ich die Schädlichkeit des Winteraufenthaltes im Schloſſe. Die ſo theure Erfahrung von 1801 hatte mich nicht aufmerkſam, nicht klüger gemacht; ich kehrte mit einem ſtarken Catarrh zurück, der, ohne

gefährlich zu ſein, mich einige Tage im Bette und ſodann wochenlang in der Stube hielt. Dadurch ward mir nun ein Theil des Aufenthalts dieſer ſeltenen Frau hiſtoriſch, indem ich, was in der Geſellſchaft vorging, von Freunden berichtlich vernahm. Und ſo mußte denn auch die Unterhaltung erſt durch Billette, dann durch Zwiegeſpräche, ſpäter in dem kleinſten Cirkel Statt haben: vielleicht die günſtigſte Weiſe, wie ich ſie kennen lernen und mich ihr, inſofern Dieß möglich war, auch mittheilen konnte.

Mit entſchiedenem Andrang verfolgte ſie ihre Abſicht, unſere Zuſtände kennen zu lernen, ſie ihren Begriffen ein- und unterzuordnen, ſich nach dem Einzelnen ſo viel als möglich zu erkundigen, als Weltfrau ſich die geſelligen Verhältniſſe klar zu machen, in ihrer geiſtreichen Weiblichkeit die allgemeinern Vorſtellungsarten und was man Philoſophie nennt, zu durchdringen und zu durchſchauen. Ob ich nun gleich gar keine Urſache hatte, mich gegen ſie zu verſtellen, wiewohl ich, auch wenn ich mich gehen laſſe, doch immer von den Leuten nicht recht gefaßt werde: ſo trat doch hier ein äußerer Umſtand ein, der mich für den Augenblick ſcheu machte. Ich erhielt ſo eben ein erſt herausgekommenes Franzöſiſches Buch, die Correſpondenz von ein Paar Frauenzimmern mit Rouſſeau enthaltend. Sie hatten den unzugänglichen, ſcheuen Mann ganz eigentlich myſtificirt, indem ſie ihn erſt durch kleine Angelegenheiten zu intereſſiren, zu einem Briefwechſel mit ihnen anzulocken gewußt, den ſie, nachdem ſie den Scherz genug hatten, zuſammenſtellen und drucken ließen.

Hierüber gab ich mein Mißfallen an Frau von Stael zu erkennen, welche die Sache leicht nahm, ſogar zu billigen ſchien und nicht undeutlich zu verſtehen gab: ſie denke ungefähr gleicher Weiſe mit uns zu verfahren. Weiter bedurft' es Nichts, um mich aufmerkſam und vorſichtig zu machen, mich einiger Maßen zu verſchließen.

Die großen Vorzüge dieſer hochdenkenden und empfindenden Schriftſtellerinn liegen Jedermann vor Augen und die Reſultate ihrer Reiſe durch Deutſchland zeigen genugſam, wie wohl ſie ihre Zeit angewendet.

Ihre Zwecke waren vielfach: ſie wollte das ſittliche, geſellige, litterariſche Weimar kennen lernen und ſich über Alles genau unterrichten; dann aber wollte auch ſie gekannt ſein und ſuchte daher ihre Anſichten ebenſo geltend zu machen, als es ihr darum zu thun ſchien, unſere Denkweiſe zu erforſchen. Allein dabei konnte ſie es nicht laſſen; auch wirken wollte ſie auf die Sinne, auf's Gefühl, auf den Geiſt, ſie wollte zu einer gewiſſen Thätigkeit aufregen, deren Mangel ſie uns vorwarf.

Da ſie keinen Begriff hatte von Dem, was Pflicht heißt und zu welcher ſtillen, gefaßten Lage ſich Derjenige, der ſie übernimmt, entſchließen muß: ſo ſollte immerfort eingegriffen augenblicklich gewirkt, ſowie in der Geſellſchaft immer geſprochen und verhandelt werden.

Die Weimaraner ſind gewiß eines Enthuſiasmus fähig, vielleicht gelegentlich auch eines falſchen, aber das Franzöſiſche Auflodern ließ ſich nicht von ihnen erwarten, am Wenigſten zu einer Zeit, wo die Franzöſiſche Uebergewalt ſo allſeitig kränkte und ſinnige Menſchen das unausweichliche Unheil vorausſahen, das uns im nächſten Jahre an den Rand der Vernichtung führen ſollte.

Auch vorleſend und declamirend wollte Frau von Stael ſich Kränze erwerben. Ich entſchuldigte mich von einem Abend, wo ſie „Phädra“ vortrug und wo ihr der mäßige Deutſche Beifall keineswegs genugthat.

Philoſophiren in der Geſellſchaft heißt, ſich über unauflösliche Probleme lebhaft unterhalten. Dieß war ihre eigentliche Luſt und Leidenſchaft. Natürlicher Weiſe trieb ſie es in Reden und Wechſelreden gewöhnlich bis zu denen Angelegenheiten des Denkens und Empfindens, die eigentlich nur zwiſchen Gott und dem Einzelnen zur Sprache kommen ſollten. Dabei hatte ſie, als Frau und Franzöſinn, immer die Art, auf Hauptſtellen poſitiv zu verharren und eigentlich nicht genau zu hören, was der Andere ſagte.

Durch alles Dieſes war der böſe Genius in mir aufgeregt, daß ich nicht anders als widerſprechend, dialectiſch und problematiſch alles Vorkommende behandelte und ſie durch hartnäckige Gegenſätze oft zur Verzweiflung brachte, wo ſie aber erſt recht liebenswürdig war und ihre Gewandtheit im Denken und Erwidern auf die glänzendſte Weiſe darthat.

Noch hatte ich mehrmals unter vier Augen folgerechte Geſpräche mit ihr, wobei ſie jedoch auch nach ihrer Weiſe läßig war, indem ſie über die bedeutendſten Vollkommenheiten nicht einen Augenblick ſtilles Nachdenken erlaubte, ſondern leidenſchaftlich verlangte, man ſolle bei dringenden Angelegenheiten, bei den wichtigſten Gegenſtänden ebenſo ſchnell bei der Hand ſein, als wenn man einen Federball aufzufangen hätte.

Ein Geſchichtchen ſtatt vieler möge hier Platz nehmen. Frau von Stael trat einen Abend vor der Hofzeit bei mir ein und ſagte gleich zum Willkommen, mit heftiger Lebhaftigkeit: „Ich habe Euch eine wichtige Nachricht anzukündigen: Moreau iſt arretirt mit einigen Andern und des Verraths gegen den Tyrannen angeklagt.“ Ich hatte ſeit langer Zeit, wie Jedermann, an der Perſönlichkeit des Edeln Theil genommen

und war ſeinem Thun und Handeln gefolgt; ich rief im Stillen mir das Vergangene zurück, um nach meiner Art daran das Gegenwärtige zu prüfen und das Künftige daraus zu ſchließen, oder doch wenigſtens zu ahnen. Die Dame veränderte das Geſpräch, daſſelbe, wie gewöhnlich, auf mannigfach gleichgiltige Dinge führend; und als ich, in meinem Grübeln verharrend, ihr nicht ſogleich geſprächig zu erwidern wußte, erneuerte ſie die ſchon oft vernommenen Vorwürfe: ich ſei dieſen Abend wieder ein Mal, gewohnter Weiſe, maußade und keine heitere Unterhaltung bei mir zu finden. Ich war wirklich im Ernſt böſe, verſicherte, ſie ſei keines wahren Antheils fähig; ſie falle mit der Thür in's Haus, betäube mich mit einem derben Schlag und verlange ſodann, man ſolle alſobald ſein Liedchen pfeifen und von einem Gegenſtand zum andern hüpfen.

Dergleichen Aeußerungen waren recht in ihrem Sinn; ſie wollte Leidenſchaft erregen, gleichviel welche. Um mich zu verſöhnen, ſprach ſie die Momente des gedachten wichtigen Unfalls gründlich durch und bewies dabei große Einſicht in die Lage der Dinge, wie in die Charactere.

Ein anderes Geſchichtchen bezeugt gleichfalls, wie heiter und leicht mit ihr zu leben war, wenn man es auf ihre Weiſe nahm. An einem perſonenreichen Abendeſſen bei Herzogin Amalie ſaß ich weit von ihr und war eben auch für dieß Mal ſtill und mehr nachdenklich. Meine Nachbarſchaft verwies es mir und es gab eine kleine Bewegung, deren Urſache endlich bis zu den höhern Perſonen hinaufreichte. Frau von Stael vernahm die Anklage meines Schweigens, äußerte ſich darüber, wie gewöhnlich und fügte hinzu: „Ueberhaupt mag ich Goethe nicht, wenn er nicht eine Bouteille Champagner getrunken hat.“ Ich ſagte darauf halb laut, ſo daß es nur meine Nächſten vernehmen konnten: Da müſſen wir uns denn doch ſchon manchmal zuſammen verſpitzt haben. Ein mäßiges Gelächter entſtand darauf; ſie wollte den Anlaß erfahren; Niemand konnte und mochte meine Worte im eigentlichſten Sinne Franzöſiſch wieder geben, bis endlich Benjamin Conſtant, auch ein Nahſitzender, auf ihr anhaltendes Fordern und Drängen, um die Sache abzuſchließen, es unternahm, ihr mit einer euphemiſtiſchen Phraſe genugzuthun.

Was man jedoch von ſolchen Verhältniſſen hinterher denken und ſagen mag, ſo iſt immer zu bekennen, daß ſie von großer Bedeutung und Einfluß auf die Folge geweſen. Jenes Werk über Deutſchland, welches ſeinen Urſprung dergleichen geſelligen Unterhaltungen verdankte, iſt als ein mächtiges Rüſtzeug anzuſehen, das in die Chineſiſche Mauer antiquirter Vorurtheile, die uns von Frankreich trennte, ſogleich eine breite Lücke durchbrach, ſo daß man über dem Rhein und, in Gefolg Deſſen, über dem Canal, endlich von uns nähere Kenntniß nahm, wodurch wir nicht anders als lebendigen Einfluß auf den fernern Weſten zu gewinnen hatten. Gegnen wollen wir alſo jenes Unbequeme und den Conflict nationeller Eigenthümlichkeiten, die uns damals ungelegen kamen und keineswegs förderlich erſcheinen wollten.

Ebenſo hätten wir dankbar der Gegenwart Herrn Benjamin Conſtant's zu gedenken.

Gegen Ende Juni begab ich mich nach Jena und ward gleich an demſelbigen Abend durch lebhafte Johannis-Feuer munter genug empfangen. Es iſt keine Frage, daß ſich dieſe Luftflammen auf den Bergen, ſowohl in der Nähe der Stadt, als wenn man das Thal auf- und abwärts fährt, überraſchend freundlich ausnehmen.

Nach Verſchiedenheit der vorhandenen Materialien, ihrer Menge, mehr oder weniger Schnelligkeit der Verwendung, züngeln ſie bald obelisken- bald pyramidenartig in die Höhe, ſcheinen glühend zu verliſchen und leben auf ein Mal erneuert wieder auf. Und ſo ſieht man ein ſolches feuriges Wechſelſpiel Thal auf, Thal ab auf die mannigfaltigſte Weiſe belebend fortſetzen.

Unter allen dieſen Erſcheinungen that ſich eine, zwar nur auf kürzere Zeit, aber bedeutend und auffallend hervor. Auf der Spitze des Hausberges, welcher, von ſeiner Vorderſeite angeſehen, kegelartig in die Höhe ſteigt, flammte gleichmäßig ein bedeutendes Feuer empor; doch hätte es einen beweglichern und unruhigern Character; auch verlief nur kurze Zeit, als es ſich in zwei Bächen, an den Seiten des Kegels herunterfließend, ſehen ließ. Dieſe, in der Mitte durch eine feurige Querlinie verbunden, zeigten ein coloſſales leuchtendes A, auf deſſen Gipfel eine ſtarke Flamme gleichſam als Krone ſich hervorthat und auf den Namen unſerer verehrten Herzogin-Mutter hindeutete. Dieſe Erſcheinung ward mit allgemeinem Beifall aufgenommen; fremde Gäſte fragten verwundert über die Mittel, wodurch ein ſo bedeutendes und Feſtlichkeit krönendes Feuergebilde habe veranſtaltet werden können.

Sie erfuhren jedoch gar bald, daß Dieſes das Werk einer vereinigten Menge war und einer ſolchen, von der man es am Wenigſten erwartet hätte.

Die Univerſitäts-Stadt Jena, deren unterſte, ärmſte Claſſe ſich ſo fruchtbar erweiſt, wie es in den größten Städten ſich zu ereignen pflegt, wimmelt von Knaben verſchiedenen Alters, welche man gar füglich den Lazaroni's vergleichen kann. Ohne eigentlich zu betteln, nehmen ſie

Grethchen.

Das arme Ding!

Lieschen.

Bedauerst sie noch gar!
Wenn unser eins am Spinnen war,
Uns Nachts die Mutter nicht hinunter ließ;
Stand sie bey ihrem Buhlen süß,
Auf der Thürbank und im dunkeln Gang
Ward ihnen keine Stunde zu lang.
Da mag sie denn sich ducken nun,
Im Sünderhemdchen Kirchbuß' thun!

Grethchen.

Er nimmt sie gewiß zu seiner Frau.

Lieschen.

Er wär' ein Narr! Ein flinker Jung'
Hat anderwärts noch Luft genung.
Er ist auch fort.

durch Vielthätigkeit das Wohlthun der Einwohner, beſonders aber der Studirenden, in Anſpruch. Bei vorzüglicher Frequenz der Academie hatte ſich dieſe Erwerbs-Claſſe beſonders vermehrt: ſie ſtanden am Markte und an den Straßenecken überall bereit, trugen Botſchaften hin und wieder, beſtellten Pferde und Wagen, trugen die Stammbücher hin und her und ſolicitirten das Einſchreiben, Alles gegen geringe Retributionen, welche denn doch ihnen und ihren Familien bedeutend zu Gute kamen. Man nannte ſie Mohren, wahrſcheinlich weil ſie von der Sonne verbrannt, ſich durch eine dunklere Geſichtsfarbe auszeichneten.

Dieſe hatten ſich ſchon lange her das Recht angemaßt, das Feuer auf der Spitze des Hausbergs anzuzünden und zu unterhalten, welches anzufachen und zu ernähren ſie ſich folgender Mittel bedienten. Ebenſo den weiblichen Dienſtboten der bürgerlichen Häuſer als den Studirenden willfährig, wußten ſie Jene durch manche Gefälligkeit zu verpflichten, dergeſtalt daß ihnen die Beſenſtumpfen das Jahr über aufbewahrt und zu dieſer Feſtlichkeit abgeliefert wurden. Um dieſe regelmäßig in Empfang zu nehmen, theilten ſie ſich in die Quartiere der Stadt und gelangten am Abend des Johannistags ſchaarenweis zuſammen auf der Spitze des Hausberges an, wo ſie dann ihre Reiſefackeln ſo ſchnell als möglich anzündeten und ſodann mit ihnen mancherlei Bewegungen machten, welche ſich dieß Mal zu einem großen A geſtalteten, da ſie denn ſtillhielten und Jeder an ſeinem Platze, die Flamme ſo lange als möglich zu erhalten ſuchten.

Dieſe lebhafte Erſcheinung, bei einem heitern Abendgelag von verſammelten Freunden gewahrt und bewundert, eignete ſich auf alle Fälle, einigen Enthuſiasmus zu erregen. Man ſtieß auf das Wohl der verehrten Fürſtin an; und da ſchon ſeit einiger Zeit eine immer ernſtere Polizei dergleichen feurige Lußbarkeiten zu verbieten Anſtalten machte: ſo bedauerte man, daß eine ſolche Seelenfreude künftig nicht mehr genoſſen werden ſollte und äußerte den Wunſch für die Dauer einer ſolchen Gewohnheit in dem heitern Toaſt:

Johannis-Feuer ſei unverwehrt,
Die Freude nie verloren!
Beſen werden immer ſtumpf gekehrt
Und Jungens immer geboren.

Einer gründlichern Heiterkeit genoß man bei Unterſuchung der dortigen wiſſenſchaftlichen Anſtalten; beſonders hatte die Sammlung der mineralogiſchen Geſellſchaft an Reichthum und Ordnung merklich zugenommen. Die Blitzſinter, welche zu der Zeit erſt lebhaft zur Sprache gekommen, gaben, wie es mit allem bedeutenden Neuen geſchieht, dem Studium ein falſches Intereſſe. Prognoſtiſche Erfahrungen, geologiſche Gedanken in ein folgerechtes Anſchauen einzuleiten, gedachte man an ein Modell, das bei'm erſten Anblick eine anmuthige Landſchaft vorſtellen, deren Unebenheiten bei dem Auseinanderziehen des Ganzen durch die innerlich angedeuteten, verſchiedenen Gebirgsarten rationell werden ſollten. Eine Anlage im Kleinen ward gemacht, anfänglich nicht ohne Erfolg, nachher aber durch andere Intereſſen beſeitigt und durch ſtreitige Vorſtellungsarten über dergleichen problematiſche Dinge der Vergeſſenheit übergeben.

Die von Hofrath Büttner hinterlaſſene Bibliothek gab noch immer Manches zu thun und das Binden der Bücher, das nachherige Einordnen manche Beſchäftigung.

Höchſt erfreulich aber bei allem Dieſem war der Beſuch meines gnädigſten Herrn, welcher mit Geheimerath von Voigt, einem in dieſen Geſchäften eifrig mitwirkenden Staatsmanne, herüberkam. Wie belohnend war es, für einen ſolchen Fürſten zu wirken, welcher immer neue Ausſichten dem Handeln und Thun eröffnete, ſodann die Ausführung mit Vertrauen ſeinen Dienern überließ, immer von Zeit zu Zeit wieder ein Mal hereinſah und ganz richtig beurtheilte, inwiefern man den Abſichten gemäß gehandelt hatte; da man ihn denn wohl ein und das andere Mal durch die Reſultate ſchnellerer Fortſchritte zu überraſchen wußte.

Bei ſeiner dießmaligen Anweſenheit wurde der Beſchluß reif, ein anatomiſches Muſeum einzurichten, welches bei Abgang eines Profeſſors der Anatomie der wiſſenſchaftlichen Anſtalt verbleiben müſſe. Es ward Dieſes um ſo nöthiger, als bei Entfernung des bedeutenden Loder'ſchen Cabinets eine große Lücke in dieſem Fach empfunden wurde. Profeſſor Ackermann, von Heidelberg berufen, machte ſich's zur Pflicht, ſogleich in dieſem Sinne zu arbeiten und zu ſammeln, und unter ſeiner Anleitung gedieh gar bald das Unternehmen zuerſt im didactiſchen Sinne, welcher durchaus ein anderer iſt als der wiſſenſchaftliche, der zugleich auf Neues, Seltenes, ja Curioſes Aufmerkſamkeit und Bemühung richtet, und nur in Gefolg des erſten allenfalls Platz finden kann und muß.

Je weiter ich in meinen chromatiſchen Studien vorrückte, deſto wichtiger und liebwerther wollte mir die Geſchichte der Naturwiſſenſchaften überhaupt erſcheinen. Wer dem Gange einer höhern Erkenntniß und Einſicht getreulich folgt, wird zu bemerken haben, daß Erfahrung und Wiſſen fortſchreiten und ſich bereichern können, daß jedoch das Denken und die eigentlichſte Einſicht keineswegs in gleicher Maße vollkommener wird, und zwar aus der ganz natürlichen Urſache, weil

das Wiſſen unendlich und jedem neugierig Umherſtehenden zugänglich, das Ueberlegen, Denken und Verknüpfen aber innerhalb eines gewiſſen Kreiſes der menſchlichen Fähigkeiten eingeſchloſſen iſt; dergeſtalt, daß das Erkennen der vorliegenden Weltgegenſtände, vom Fixſtern bis zum kleinſten lebendigen Lebepunct, immer deutlicher und ausführlicher werden kann, die wahre Einſicht in die Natur dieſer Dinge jedoch in ſich ſelbſt gehindert iſt und Dieſes in dem Grade, daß nicht allein die Individuen, ſondern ganze Jahrhunderte vom Irrthum zur Wahrheit, von der Wahrheit zum Irrthum ſich in einem ſtetigen Kreiſe bewegen.

In dieſem Jahre war ich bis zu der wichtigen Zeit gelangt, wo die nachher königlich genannte Engliſche Geſellſchaft ſich erſt in Oxford, dann in London zuſammenthat, durch mannigfaltige wichtige Hinderniſſe aufgehalten, ſodann durch den großen Brand in London in ihrer Thätigkeit unterbrochen, zuletzt aber immer mehr eingerichtet, geordnet und gegründet war.

Die Geſchichte dieſer Societät von Thomas Sprat las ich mit großem Beifall und bedeutender Belehrung, was auch ſtrengere Forderer gegen dieſen freilich etwas flüchtigen Mann mögen einzuwenden haben. Geiſtreich iſt er immer und läßt uns in die Zuſtände recht eigentlich hineinblicken.

Die Protocolle dieſer Geſellſchaft, herausgegeben von Birch, ſind dagegen unbeſtritten ganz unſchätzbar. Die Anfänge einer ſo großen Anſtalt [illegible] uns genug zu denken. Ich widmete dieſem Werke jede ruhige Stunde und habe von Dem, was ich mir davon zugeeignet, in meiner Geſchichte der Farbenlehre kurze Rechenſchaft gegeben.

Hier darf ich aber nicht verſchweigen, daß dieſe Werke von der Göttinger Bibliothek durch die Gunſt des edeln Heyne mir zugekommen, deſſen nachſichtige Geneigtheit durch viele Jahre mir ununterbrochen zu Theil ward, wenn er gleich öfters wegen verſpäteter Zurückſendung mancher bedeutenden Werke einen kleinen Unwillen nicht ganz verbarg. Freilich war meine deſultoriſche Lebens- und Studienweiſe meiſtens Schuld, daß ich an tüchtige Werke nur einen Anlauf nehmen und ſie wegen äußerer Zudringlichkeiten bei Seite legen mußte, in Hoffnung eines günſtigeren Augenblicks, der ſich denn wohl auf eine lange Zeitſtrecke verzögerte.

Winckelmann's frühere Briefe an Hofrath Behrends waren ſchon längſt in meinen Händen und ich hatte mich zu ihrer Ausgabe vorbereitet. Um Das, was zu Schilderung des außerordentlichen Mannes auf mannigfaltige Weiſe dienen könnte, zuſammenzuſtellen, zog ich die werthen Freunde, Wolf in Halle, Meyer in Weimar, Fernow in Jena, mit in's Intereſſe, und ſo bildete ſich nach und nach der Octav-Band, wie er ſodann in die Hände des Publicum's gelangte.

Ein Franzöſiſches Manuſcript, „Diderot's Neffe," ward mir von Schiller eingehändigt mit dem Wunſche, ich möchte ſolches überſetzen. Ich war von jeher, zwar nicht für Diderot's Geſinnungen und Denkweiſe, aber für ſeine Art der Darſtellung als Autor ganz beſonders eingenommen und ich fand das mir vorliegende kleine Heft von der größten aufregenden Trefflichkeit. Frecher und gehaltener, geiſtreicher und verwegener, unſittlich-ſittlicher war mir kaum Etwas vorgekommen; ich entſchloß mich daher ſehr gern zur Ueberſetzung, rief zu eigenem und fremdem Verſtändniß das früher Eingeſehene aus den Schätzen der Litteratur hervor, und ſo entſtand, was ich unter der Form von Noten in alphabetiſcher Ordnung dem Werk hinzufügte und es endlich bei Göſchen herausgab. Die Deutſche Ueberſetzung ſolle vorausgehen und das Original bald nachher abgedruckt werden. Hiervon überzeugt, verſäumte ich eine Abſchrift des Originals zu nehmen, woraus, wie ſpäter zu erzählen ſein wird, gar wunderliche Verhältniſſe ſich hervorthaten.

Die neue Allgemeine Litteratur-Zeitung bewegte ſich mit jedem Monat lebendiger vorwärts, nicht ohne mancherlei Anfechtungen, doch ohne eigentliches Hinderniß. Alles für und Wider, was hier durchgefochten werden mußte, im Zuſammenhang zu erzählen, würde keine unangenehme Aufgabe ſein und der Gang eines wichtigen litterariſchen Unternehmens wäre jedenfalls belehrend. Hier können wir uns jedoch nur durch ein Gleichniß ausdrücken. Der Irrthum jenſeits beſtand darin: Man hatte nicht bedacht, daß man von einem militäriſch günſtigen Poſten wohl eine Batterie wegführen und an einen andern bedeutenden verſetzen kann, daß aber dadurch der Widerſacher nicht verhindert wird, an der verlaſſenen Stelle ſein Geſchütz aufzufahren, um für ſich gleiche Vortheile daraus zu gewinnen. An der Leitung des Geſchäftes nahm ich fortwährenden lebhaften Antheil; von Recenſionen, die ich lieferte, will ich nur die der Voß'ſchen Gedichte nennen und bezeichnen.

Im Jahre 1797 hatte ich mit dem aus Italien zurückkehrenden Freunde Meyer eine Wanderung nach den kleinen Cantonen, wohin mich nun ſchon zum dritten Male eine unglaubliche Sehnſucht anregte, heiter vollbracht. Der Vierwaldſtätter-See, die Schwyzer-Haggen, Küßnen und Altdorf, auf dem Hin- und Herwege nur wieder mit freiem, offenem Auge beſchaut, nöthigten meine Einbildungskraft, dieſe Localitäten als eine ungeheure Landſchaft mit Perſonen zu bevölkern; und welche ſtellten ſich ſchnell

ter war als Tell und ſeine wackern Zeitgenoſſen? Ich erfand hier an Ort und Stelle ein epiſches Gedicht, dem ich um ſo lieber nachhing, als ich wünſchte, wieder eine größere Arbeit in Hexametern zu unternehmen, in dieſer ſchönen Dichtart, in die ſich nach und nach unſere Sprache zu finden wußte, wobei die Abſicht war, mich immer mehr durch Uebung und Beachtung mit Freunden darin zu vervollkommnen.

Von meinen Abſichten meldete nur mit Wenigem, daß ich in dem Tell eine Art von Demos darzuſtellen vorhatte und ihn deßhalb als einen coloſſal kräftigen Laſtträger bildete, der rohen Thierfelle und ſonſtige Waaren durch's Gebirg herüber und hinüber zu tragen ſein Leben lang beſchäftigt, und, ohne ſich weiter um Herrſchaft noch Knechtſchaft zu bekümmern, ſein Gewerbe treibend und die unmittelbarſten perſönlichen Uebel abzuwehren fähig und entſchloſſen. In dieſem Sinne war er den reichern und höhern Landsleuten bekannt, und harmlos übrigens auch unter den fremden Bedrängern. Dieſe ſeine Stellung erleichterte mir eine allgemeine, in Handlung geſetzte Expoſition, wodurch der eigentliche Zuſtand des Augenblicks anſchaulich ward.

Mein Landvogt war einer von den behaglichen Tyrannen, welche herz- und rückſichtlos auf ihre Zwecke hindringen, übrigens aber ſich gern bequem finden, deßhalb auch leben und leben laſſen, dabei auch humoriſtiſch gelegentlich Dieß oder Jenes verüben, was entweder gleichgiltig wirken oder auch wohl Nutzen und Schaden zur Folge haben kann. Man ſieht aus beiden Schilderungen, daß die Anlage meines Gedichtes von beiden Seiten etwas Läßliches hatte und einen gemeſſenen Gang erlaubte, welcher dem epiſchen Gedichte ſo wohl anſteht. Die ältern Schweizer und deren treue Repräſentanten, an Beſitzung, Ehre, Leib und Anſehn verletzt, ſollten das ſittlich Leidenſchaftliche zur innern Gährung, Bewegung und endlichem Ausbruch treiben, indeß jene beiden Figuren perſönlich gegen einander zu ſtehen und unmittelbar aufeinander zu wirken hatten.

Dieſe Gedanken und Einbildungen, ſo ſehr ſie mich auch beſchäftigt und ſich zu einem reifen Ganzen gebildet hatten, feſſelten mir, ohne daß ich zur Ausführung mich hätte bewegt gefunden. Die Deutſche Proſodie, inſofern ſie die alten Sylbenmaße nachbildete, war, anſtatt ſich zu regeln, immer problematiſcher; die anerkannten Meiſter ſolcher Künſte und Künſtlichkeiten lagen bis zur Feindſchaft in Widerſtreit. Hierdurch war das Zweifelhafte noch ungewiſſer; mir aber, wenn ich Etwas vorhatte, war es unmöglich, über die Mittel erſt zu denken, wodurch der Zweck zu erreichen wäre; jene mußten mir ſchon bei der Hand ſein, wenn ich dieſen nicht alſobald aufgeben ſollte.

Ueber dieſes innere Bild und äußere Unterlaſſen waren wir in das neue Jahrhundert eingetreten. Ich hatte mit Schiller dieſe Angelegenheit oft beſprochen und ihn mit einer lebhaften Schilderung jener Felswände und gedrängten Zuſtände oft genug unterhalten, dergeſtalt, daß ſich bei ihm dieſes Thema nach ſeiner Weiſe zurechtſtellen und formen mußte. Auch er machte mich mit ſeinen Anſichten bekannt und ich entbehrte Nichts an einem Stoff, der bei mir den Reiz der Neuheit und des unmittelbaren Anſchauens verloren hatte, und überließ ihm daher denſelben gerne und förmlich, wie ich ſchon früher mit den Kranichen des Ibycus und manchem anderm Thema gethan hatte; da ſich denn aus jener obigen Darſtellung, verglichen mit dem Schiller'ſchen Drama, deutlich ergibt, daß ihm Alles vollkommen angehört und daß er mir Nichts als die Anregung und eine lebendigere Anſchauung ſchuldig ſein mag, als ihm die einfache Legende hätte gewähren können.

Eine Bearbeitung dieſes Gegenſtandes ward immerfort, wie gewöhnlich, unter uns beſprochen, die Rollen zuletzt nach ſeiner Ueberzeugung ausgetheilt, die Proben gemeinſchaftlich vielfach und mit Sorgfalt behandelt; auch ſuchten wir in Coſtüm und Decoration nur mäßig, wiewohl ſchicklich und characteriſtiſch, zu verfahren, wobei, wie immer, mit unſern ökonomiſchen Kräften die Ueberzeugung zuſammentraf, daß man mit allem Aeußern mäßig verfahren, hingegen das Innere, Geiſtige ſo hoch als möglich ſteigern müſſe. Ueberwiegt Jenes, ſo erdrückt der einer jeden Sinnlichkeit am Ende doch nicht genugthuende Stoff alles das eigentlich höher Geformte, deſſentwegen das Schauſpiel eigentlich nur zufällig iſt. Den 17. März war die Aufführung und durch dieſe erſte wie durch die folgenden Vorſtellungen, nicht weniger durch das Stück, welches dieſes Werk durchaus machte, die darauf gewendete Sorgfalt und Mühe vollkommen gerechtfertigt und belohnt.

Der Verabredung mit Schiller gemäß, ein Repertorium unſers Deutſchen Theaters nach und nach zu bilden, verſuchte ich mich an „Götz von Berlichingen", ohne dem Zweck genugthun zu können. Das Stück blieb immer zu lang; in zwei Theile getheilt, war es unbequem und der fließende hiſtoriſche Gang hinderte durchaus ein ſtationäres Intereſſe der Scenen, wie es auf dem Theater gefordert wird. Indeſſen war die Arbeit angefangen und vollendet, nicht ohne Zeitverluſt und ſonſtige Unbilden.

In dieſen Zeiten meldete ſich auch bei mir Graf Zenobio, um die ſünfzig Carolin wieder zu empfangen, die er vor einigen Jahren bei

mir niedergelegt hatte; sie waren als Preis ausgesetzt für die beste Auflösung einer von ihm gestellten Frage, die ich gegenwärtig nicht mehr zu articuliren wüßte, die aber auf eine wunderliche Weise da hinausging: wie es eigentlich von jeher mit der Bildung der Menschen und menschlicher Gesellschaft zugegangen sei. Man hätte sagen mögen, die Antwort sei in Herder's Ideen und sonstigen Schriften der Art schon enthalten gewesen; auch hätte Herder in seinem frühern Vigor, um diesen Preis zu gewinnen, wohl noch ein Mal zu einem faßlichen Resumé seine Feder walten lassen.

Der gute, wohldenkende Fremde, der sich's um die Aufklärung der Menschen Etwas wollte kosten lassen, hatte sich von der Universität Jena eine Vorstellung gemacht, als wenn es eine Academie der Wissenschaften wäre. Von ihr sollten die eingekommenen Arbeiten durchgesehen und beurtheilt werden. Wie sonderbar eine solche Forderung zu unsern Zuständen paßte, ist bald übersehen. Indessen besprach ich die Sache mit Schiller weitläufig, sodann auch mit Griesbach. Beide fanden die Aufgabe allzu weit umgreifend und doch gewissermaßen unbestimmt. In wessen Namen sollte sie ausgeschrieben, von wem sollte sie beurtheilt werden und welcher Behörde durfte man zumuthen, die eingehenden Schriften, welche nicht anders als umfänglich sein konnten, selbst von dem besten Kopfe ausgearbeitet, durchzuprüfen? Der Conflict zwischen den Anatoliern und Occumeniern war damals lebhafter als jetzt; man fing an sich zu überzeugen, daß das Menschengeschlecht überall unter gewissen Naturbedingungen habe entstehen können, und daß jede so entstehende Menschen-Race sich ihre Sprache nach organischen Gesetzen habe erfinden müssen. Jene Frage nöthigte nun, auf diese Anfänge hinzudringen. Entschied man sich für eine Seite, so konnte der Aufsatz keinen allgemeinen Beifall erwarten; schwanken zwischen beiden war nicht ein Leichtes. Genug, nach vielen Hin- und Widerreden ließ ich Preis und Frage ruhen; und vielleicht hatte unser Mäcen in der Zwischenzeit andere Gedanken gefaßt und glaubte sein Geld besser anwenden zu können, welches aus meiner Verwahrung und Verantwortung loszuwerden, für mich ein angenehmes Ereigniß war.

1805.

Also ward auch dieses Jahr mit den besten Vorsätzen und Hoffnungen angefangen, und zumal „Demetrius" umständlich öfters besprochen. Weil wir aber Beide durch körperliche Gebrechen öfters in den Hauptarbeiten gestört wurden, so setzte Schiller die Uebertragung der „Phädra", ich die des „Rameau" fort, wobei nicht eigene Production verlangt, sondern unser Talent durch fremde, schon vollendete Werke aufgeheitert und angeregt wurde.

Ich ward bei meiner Arbeit aufgemuntert, ja genöthigt, die Französische Litteratur wieder vorzunehmen und zu Verständniß des seltsamen, frechen Büchleins manche, für uns Deutsche wenigstens, völlig verschollene Namen in charakteristischen Bildern abermals zu beleben. Musicalische Betrachtungen rief ich auch wieder hervor, obgleich diese mir früher so angenehme Beschäftigung lange geschwiegen hatte. Und so benutzte ich manche Stunde, die mir sonst in Leiden und Ungeduld verloren gegangen wäre. Durch einen sonderbar glücklichen Zufall traf zu gleicher Zeit ein Franzose hier ein, Namens Terier, welcher sein Talent, Französische Comödien mit abwechselnder Stimme, wie ihre Schauspieler sie vortragen, munter und geistreich vorzulesen, bei Hofe mehrere Abende hindurch zu bewundern gab; mir besonders zu Gewinn und Nutzen, da ich Molière, den ich höchlich schätzte, dem ich jährlich einige Zeit widmete, um eine wohl empfundene Verehrung immer wieder zu prüfen und zu erneuen, nunmehr in lebendiger Stimme von einem Landsmann vernahm, der, gleichfalls von einem so großen Talente durchdrungen, mit mir in Hochschätzung desselben darstellend wetteiferte.

Schiller, durch den 30. Januar gedrängt, arbeitete fleißig an „Phädra", die auch wirklich am bestimmten Tage aufgeführt ward und hier am Orte wie nachher auswärts bedeutenden Schauspielerinnen Gelegenheit gab, sich hervorzuthun und ihr Talent zu steigern.

Indessen war ich durch zwei schreckhafte Vorfälle, durch zwei Bedürfnisse, welche in wenigen Abenden und Nächten hintereinander entstanden, und wobei ich jedes Mal persönlich bedroht war, in mein Uebel, aus dem ich mich zu retten strebte, zurückgeworfen. Schiller fühlte sich von gleichen Banden umschlungen. Unsere persönlichen Zusammenkünfte waren unterbrochen; wir wechselten fliegende Blätter. Einige im Februar und März von ihm geschriebene zeugen noch von seinen Leiden, von Thätigkeit, Ergebung und immer mehr schwindender Hoffnung. Anfangs Mai wagt' ich mich aus; ich fand ihn im Begriff, in's Schauspiel zu gehen, wovon ich ihn nicht abhalten wollte. Ein Mißbehagen hinderte mich, ihn zu begleiten und so schieden wir vor seiner Hausthüre, um uns niemals wieder zu sehen. Bei dem Zustande meines Körpers und Geistes, die nun aufrecht zu bleiben aller eigenen Kraft bedurften, wagte Niemand, die Nachricht von seinem Scheiden in meine Einsamkeit zu bringen. Er war am 9. verschieden und ich

nun von allen meinen Uebeln doppelt und dreifach angefallen.

Als ich mich ermannt hatte, blick' ich nach einer entſchiedenen, großen Thätigkeit umher; mein erſter Gedanke war, den „Demetrius" zu vollenden. Von dem Vorſatz an bis in die letzte Zeit hatten wir den Plan öfters durchgeſprochen: Schiller mochte gern unter dem Arbeiten mit ſich ſelbſt und Andern für und wider ſtreiten, wie es zu machen wäre: er ward ebenſo wenig müde, fremde Meinungen zu vernehmen, wie ſeine eigenen hin und her zu wenden. Und ſo hatte ich alle ſeine Stücke, vom „Wallenſtein" an, zur Seite begleitet, meiſtentheils friedlich und freundlich, ob ich gleich manchmal, zuletzt wenn es zur Aufführung kam, gewiſſe Dinge mit Heftigkeit beſtritt, wobei denn endlich Einer oder der Andere nachzugeben für gut fand. So hatte ſein aus- und aufſtrebender Geiſt auch die Darſtellung des „Demetrius" in viel zu großer Breite gedacht; ich war Zeuge, wie er die Expoſition in einem Vorſpiel bald dem Wallenſtein'ſchen, bald dem Orleans'ſchen ähnlich ausbilden wollte, wie er nach und nach ſich in's Engere zog, die Haupt-Momente zuſammenfaßte und hier und da zu arbeiten anfing. Indem ihn ein Ereigniß vor dem andern anzog, hatte ich beirathig und mitthätig eingewirkt; das Stück war mir ſo lebendig als ihm. Nun brannt' ich vor Begierde, unſere Unterhaltung, dem Tode zu Trotz, fortzuſetzen, ſeine Gedanken, Anſichten und Abſichten bis in's Einzelne zu bewahren, und ein herkömmliches Zuſammenarbeiten bei Redaction eigener und fremder Stücke hier zum letzten Mal auf ihrem höchſten Gipfel zu zeigen. Sein Verluſt ſchien mir erſetzt, indem ich ſein Daſein fortſetzte. Unſere gemeinſamen Freunde hoffi' ich zu verbinden; das Deutſche Theater, für welches wie bisher gemeinſchaftlich, er dichtend und beſtimmend, ich belehrend, überd und ausführend gearbeitet hatten, ſollte bis zur Herankunft eines friſchen, ähnlichen Geiſtes durch ſeinen Abſchied nicht ganz verwaiſ't ſein. Genug, aller Enthuſiasmus, den die Verzweiflung bei einem großen Verluſt in uns aufregt, hatte mich ergriffen. Frei war ich von aller Arbeit; in wenigen Monaten hätte ich das Stück vollendet. Es auf allen Theatern zugleich geſpielt zu ſehen, wäre die herrlichſte Todtenfeier geweſen, die er ſelbſt ſich und den Freunden bereitet hätte. Ich ſchien mir geſund; ich ſchien mir getröſtet. Nun aber ſetzten ſich der Ausführung mancherlei Hinderniſſe entgegen, mit einiger Beſonnenheit und Klugheit vielleicht zu beſeitigen, die ich aber durch leidenſchaftlichen Sturm und Verworrenheit nur noch vermehrte; eigenſinnig und übereilt gab ich den Vorſatz auf, und ich darf noch jetzt nicht an den Zuſtand denken, in welchen ich mich verſetzt fühlte. Nun war mir Schiller eigentlich erſt entriſſen, ſein Umgang erſt verſagt. Meiner künſtleriſchen Einbildungskraft war verboten, ſich mit dem Katafalk zu beſchäftigen, den ich ihm aufzurichten gedachte, der länger als jener zu Meſſina das Begräbniß überdauern ſollte; ſie wendete ſich nun und folgte dem Leichnam in die Gruft, die ihn gepränglos eingeſchloſſen hatte. Nun fing er mir erſt an zu verweſen; unleidlicher Schmerz ergriff mich; und da mich körperliche Leiden von jeglicher Geſellſchaft trennten, ſo war ich in traurigſter Einſamkeit befangen. Meine Tagebücher melden Nichts von jener Zeit; die weißen Blätter deuten auf den hohlen Zuſtand; und was ſonſt noch an Nachrichten ſich findet, zeugt nur, daß ich den laufenden Geſchäften ohne weitern Antheil zur Seite ging und mich von ihnen leiten ließ, anſtatt ſie zu leiten. Wie oft mußt' ich nachher im Laufe der Zeit ſtill bei mir lächeln, wenn theilnehmende Freunde Schiller's Monument in Weimar vermißten! Mich wollte fort und fort bedünken, als hätt' ich ihm und unſerm Zuſammenſein das Erfreulichſte ſtiften können.

Die Ueberſetzung von „Rameau's Neffen" war noch durch Schiller nach Leipzig geſandt. Einige geſchriebene Hefte der Farbenlehre erhielt ich nach ſeinem Tode zurück. Was er bei angeſtrichenen Stellen einzuwenden gehabt, konnt' ich mir in ſeinem Sinne deuten; und ſo wirkte ſeine Freundſchaft vom Todtenreiche aus noch fort, als die meinige unter die Lebendigen ſich gebannt ſah.

Die einſame Thätigkeit mußt' ich nun auf einen andern Gegenſtand werfen. Winckelmann's Briefe, die mir zugekommen waren, veranlaßten mich, über dieſen herrlichen, längſt vermißten Mann zu denken und was ich über ihn ſeit ſo viel Jahren im Geiſt und Gemüth herumgetragen, in's Enge zu bringen. Manche Freunde waren ſchon früher zu Beiträgen aufgefordert, ja Schiller hatte verſprochen, nach ſeiner Weiſe Theil zu nehmen.

Nun aber darf ich es wohl als die Fürſorge eines gutgeſinnten Genius preiſen, daß ein vorzüglich gebildeter und verehrter Mann, mit dem ich früher nur in den allgemeinen Verhältniſſen eines gelegentlichen Briefwechſels und Umgangs geſtanden, ſich mir näher anzuſchließen Veranlaſſung fühlte. Profeſſor Wolf aus Halle bewährte ſeine Theilnahme an Winckelmann und Dem, was ich für ſein Andenken zu thun gedachte, durch Ueberſendung eines Aufſatzes, der mir höchlich willkommen war, ob er ihn gleich für unbefriedigend erklärte. Schon im März des Jahrs hatte er ſich bei uns angekündigt; die ſämmtlichen Weimar'ſchen Freunde

freuten ſich, ihn abermals in ihrem Kreiſe zu beſitzen, den er leider um ein edles Mitglied vermindert und uns Alle in tiefer Herzenstrauer fand, als er am 30. Mai in Weimar anlangte, begleitet von ſeiner jüngern Tochter, die in allen Reizen der friſchen Jugend mit dem Frühling wetteiferte. Ich konnte den werthen Mann gaſtfreundlich aufnehmen und ſo mit ihm höchſt erfreulich belehrende Stunden zubringen. Da nun in ſo vertraulichem Verhältniß Jeder offen von Demjenigen ſprach, was ihm zunächſt am Herzen lag, ſo that ſich ſehr bald die Differenz entſchieden hervor, die zwiſchen uns Beiden obwaltete. Hier war ſie von anderer Art als diejenige, welche mich mit Schiller anſtatt zu entzweien innigſt vereinigte. Schiller's ideeller Tendenz konnte ſich meine reelle gar wohl nähern, und weil beide vereinzelt doch nicht zu ihrem Ziele gelangen, ſo traten beide zuletzt in einem lebendigen Sinne zuſammen.

Wolf dagegen hatte ſein ganzes Leben den ſchriftlichen Ueberlieferungen des Alterthums gewidmet, ſie, inſofern es möglich war, in Handſchriften oder ſonſt in Ausgaben genau unterſucht und verglichen. Sein durchdringender Geiſt hatte ſich der Eigenheiten der verſchiedenen Autoren, wie ſie ſich nach Orten und Zeiten ausſpricht, dergeſtalt bemächtigt, ſein Urtheil auf den höchſten Grad geſchärft, daß er in dem Unterſchied der Sprache und des Styls zugleich den Unterſchied des Geiſtes und des Sinnes zu entdecken wußte, und Dieß vom Buchſtaben, von der Sylbe hinauf bis zum rhythmiſchen und proſaiſchen Wohlklang, von der einfachen Wortfügung bis zur mannigfaltigen Verflechtung der Sätze.

War es daher ein Wunder, daß ein ſo großes Talent, das mit ſolcher Sicherheit in dieſem Elemente ſich erging, mit einer faſt magiſchen Gewandtheit Tugenden und Mängel zu erkennen und einem jeden ſeine Stelle nach Ländern und Jahren anzuweiſen verſtand, und ſo im höchſten Grade die Vergangenheit ſich vergegenwärtigen konnte! — War es alſo ein Wunder, daß ein ſolcher Mann dergleichen durchgreifende Bemühungen auf das Höchſte ſchätzen und die daraus entſpringenden Reſultate für einzig halten mußte! Genug, aus ſeinen Unterhaltungen ging hervor: er achte Das nur einzig für geſchichtlich, für wahrhaft glaubwürdig, was durch geprüfte und zu prüfende Schrift aus der Vorzeit zu uns herübergekommen ſei.

Dagegen hatten die Weimar'ſchen Freunde mit denſelben Ueberzeugungen einen andern Weg eingeſchlagen; bei leidenſchaftlicher Neigung für bildende Kunſt mußten ſie gar bald gewahr werden, daß auch hier das Geſchichtliche ſowohl der Grund eines jeden Urtheils als einer practiſchen Nacheiferung werden könne. Sie hatten daher ſowohl alte als neuere Kunſt auf ihrem Lebenswege immer geſchichtlich zu betrachten ſich gewöhnt und glaubten auch von ihrer Seite ſich gar mancher Merkmale bemächtigt zu haben, woran ſich Zeit und Ort, Meiſter und Schüler, Urſprüngliches und Nachgeahmtes, Vorgänger und Nachfolger füglich unterſcheiden ließen.

Wenn nun im lebhafteſten Geſpräche beide Arten, die Vergangenheit ſich zu vergegenwärtigen, zur Sprache kamen, ſo durften die Weimar'ſchen Kunſtfreunde ſich wohl gegen den trefflichen Mann im Vortheil dünken, da ſie ſeinen Studien und Talenten volle Gerechtigkeit widerfahren ließen, ihren Geſchmack an dem ſeinigen ſchärften, mit ihrem geiſtigen Vermögen ſeinem Geiſte nachzudringen ſuchten und ſich alſo im höhern Sinne auferbaulich bereicherten. Dagegen läugnete er hartnäckig die Zuläſſigkeit ihres Verfahrens und es fand ſich kein Weg, ihn vom Gegentheil zu überzeugen. Denn es iſt ſchwer, ja unmöglich, Demjenigen, der nicht aus Liebe und Leidenſchaft ſich irgend einer Betrachtung gewidmet hat, und dadurch auch nach und nach zur genauern Kenntniß und zur Vergleichungsfähigkeit gelangt iſt, auch nur eine Ahnung des zu Unterſcheidenden aufzuregen, weil denn doch immer zuletzt in ſolchem Falle an Glauben, an Zutrauen Anſpruch gemacht werden muß. Wenn wir ihm nun ſehr billig zugaben, daß einige Reden Cicero's, vor denen wir den größten Reſpect hatten, weil ſie zu unſerm wenigen Latein uns behülflich geweſen waren, für ſpäter untergeſchobenes Machwerk und keineswegs für ſonderliche Redemuſter zu achten ſeien, ſo wollte er uns dagegen keineswegs zugeben, daß man auch die überbliebenen Bildwerke nach einer gewiſſen Zeitfolge zuverläſſig ordnen könne.

Ob wir nun gleich gern einräumten, daß auch hier Manches problematiſch müßte liegen bleiben, wie denn ja auch der Schriftforſcher weder ſich ſelbſt noch Andere jederzeit völlig befriedigen werde: ſo konnten wir doch niemals von ihm erlangen, daß er unſern Documenten gleiche Giltigkeit mit den ſeinigen, unſerer durch Uebung erworbenen Sagacität gleichen Werth wie der ſeinigen zugeſtanden hätte. Aber eben aus dieſem hartnäckigen Conflict ging für uns der bedeutende Vortheil hervor, daß alle die Argumente für und wider auf das Entſchiedenſte zur Sprache kamen, und es denn nicht fehlen konnte, daß Jeder, indem er den Andern zu erleuchten trachtete, bei ſich ſelbſt auch heller und klarer zu werden beſtrebt ſein mußte.

Da nun allen dieſen Beſtrebungen Wohlwollen, Neigung, Freundſchaft, wechſelſeitiges Bedürfniß zum Grunde lag, weil beide Theile

während der Unterhaltung noch immer ein Unendliches von Kenntniß und Bestreben vor sich sahen: so herrschte in der ganzen Zeit eines längern Zusammenseins eine aufgeregte Munterkeit, eine heftige Heiterkeit, die kein Stillstehen duldete und innerhalb desselben Kreises immer neue Unterhaltung fand.

Nun aber mußte, indem von der ältern Kunstgeschichte die Rede war, der Name Phidias oft genug erwähnt werden, der so gut der Welt- als der Kunstgeschichte angehört: denn was wäre die Welt ohne Kunst? Und so ergab sich's ganz natürlich, daß der beiden Colossal-Köpfe der Dioscuren von Monte Cavallo als in Rudolstadt befindlich gedacht wurde. Der ungläubige Freund nahm hiervon Gelegenheit zu einer Spazierfahrt, als Beweis des guten Willens, sich uns zu nähern, allein, wie voraus zu sehen war, ohne sonderlichen Erfolg: denn er fand leider die beiden Riesenköpfe, für welche man bis jetzt keinen schicklichen Raum hat finden können, an der Erde stehen; da denn nur dem liebevollsten Kenner ihre Trefflichkeit hätte entgegenleuchten mögen, indem jedes faßliche Anschauen ihrer Vorzüge versagt war. Wohl aufgenommen von dem dortigen Hofe, vergnügte er sich in den bedeutend schönen Umgebungen; und so kam er, nach einem Besuch in Schwarzburg, mit seinem Begleiter, Freund Meyer, vergnügt und behaglich, aber nicht überzeugt zurück.

Die Weimar'schen Kunstfreunde hatten sich bei dem Aufenthalt dieses höchst werthen Mannes soviel Fremdes zugeeignet, soviel Eigenes aufgeklärt und geordnet, daß sie in mehr als einem Sinne sich gefördert finden mußten. Und da nun ihr Gast noch außerdem lebenslustig als theilnehmender Gesellschafter sich erwies, so war durch ihn der ganze Kreis auf das Schönste belebt, und auch er kehrte mit heiterm Sinne und mit dringender Einladung zu einem baldigen Gegenbesuch in Halle wohlgemuth nach Hause zurück.

Ich hatte daher die schönste Veranlassung, abermals nach Lauchstädt zu gehen, obgleich das Theater mich eigentlich nicht hinforderte. Das Repertorium enthielt so manches dort noch nicht gesehene Gute und Treffliche, so daß wir mit dem anlockenden Worte zum ersten Male gar manchen unserer Anschläge zieren konnten. Möge hier den Freunden der Theater-Geschichte zu Liebe die damalige Constellation vorgeführt werden, womit wir in jener Sphäre zu glänzen suchten. Als meistens neu, aber doch sehr beliebt, erschienen an Trauer- und Heldenspielen: „Othello", „Regulus", „Wallenstein", „Nathan der Weise", „Götz von Berlichingen", „Jungfrau von Orleans", „Johanna von Montfaucon". Ebenmäßig führte man an L.-J.- und Gesellspielen folgende vor: „Lorenz Stark", „beschämte Eifersucht", „Mitschuldige", „Laune des Verliebten", „die beiden Klingsberge", „Hussiten und Pagen-Streiche". An Singspielen wurden vorgetragen: „Saalnixe", „Cosa Rara", „Fanchon", „Unterbrochenes Opferfest", „Schatzgräber", „Soliman II." [illegible] zum Schlusse sodann das „Lied von der Glocke", als ein werthes und würdiges Andenken des verehrten Schiller, da einer beabsichtigten eigentlichen Feier sich mancherlei Hindernisse entgegenstellten.

Bei einem kurzen Aufenthalt in Lauchstädt suchte ich daher vorzüglich Dasjenige zu besorgen, was an Baulichkeiten und sonstigen Localitäten, nicht weniger, was mit dortigen Beamten zu verabreden und festzustellen war, und begab mich darauf nach Halle, wo ich in dem Hause meines Freundes die gastlichste Aufnahme fand. Die vor Kurzem abgebrochene Unterhaltung ward lebhaft fortgesetzt und nach vielen Seiten hin erweitert. Denn da ich hier den unablässig arbeitenden Mann, mitten in seiner täglichen, bestimmten, manchmal aufgereizten Thätigkeit fand: so gab es tausend Gelegenheiten, einen neuen Gegenstand, eine verwandte Materie, irgend eine in's Leben eingreifende Handlung zum Text geistreicher Gespräche aufzufassen, wobei denn der Tag und halbe Nächte schnell vorübergingen, aber bedeutenden Reichthum zurückließen.

Hatte ich nun an ihm die Gegenwart eines ungeheuern Wissens zu bewundern, so war ich doch auch neugierig zu vernehmen, wie er das Einzelne an die Jugend methodisch und eingänglich überliefere. Ich hörte daher, durch seine liebenswürdige Tochter geleitet, hinter einer Tapeten-Thüre seinem Vortrag mehrmals zu, wo ich denn Alles, was ich von ihm erwarten konnte, in Thätigkeit fand: eine aus der Fülle der Kenntniß hervortretende, freie Ueberlieferung, aus gründlichstem Wissen mit Freiheit, Geist und Geschmack sich über die Zuhörer verbreitende Mittheilung.

Was ich unter solchen Verhältnissen und Zuständen gewonnen, läßt sich nicht übersehen; wie einflußreich diese wenigen Monate auf mein Leben gewesen, wird aber der Verständige im Allgemeinen mitempfinden können.

Hierauf nun erwartete mich in einem andern Fache eine höchst durchgreifende Belehrung. Dr. Gall begann seine Vorlesungen in den ersten Tagen des Augusts und ich gesellte mich zu den vielen sich an ihn herandrängenden Zuhörern. Seine Lehre mußte gleich, sowie sie bekannt zu werden anfing, mir dem ersten Anblicke nach zusagen. Ich war gewohnt, das Gehirn von der vergleichenden Anatomie her zu betrachten,

wo ſchon dem Auge kein Geheimniß bleibt, daß die verſchiedenen Sinne als Zweige des Rückenmarks ausfließen und erſt einfach, einzeln zu erkennen, nach und nach aber ſchwerer zu beobachten ſind, bis allmälig die angeſchwollene Maſſe Unterſchied und Urſprung völlig verbirgt. Da nun eben dieſe organiſche Operation ſich in allen Syſtemen des Thiers von unten auf wiederholt und ſich vom Greiflichen bis zum Unbemerkbaren ſteigert: ſo war mir der Hauptbegriff keineswegs fremd; und ſollte Gall, wie man vernahm, auch, durch ſeinen Scharfblick verleitet, zu ſehr in's Specifiſche gehen, ſo hing es ja nur von uns ab, ein ſcheinbar paraderes Abſondern in ein faßlicher Allgemeines hinüberzuheben. Man konnte den Mord-, Raub- und Diebſinn ſo gut als die Kinder-, Freundes- und Menſchenliebe unter allgemeinere Rubriken begreifen und alſo gar wohl gewiſſe Tendenzen mit dem Vorwalten gewiſſer Organe in Bezug ſetzen.

Wer jedoch das Allgemeine zum Grund legt, wird ſich nicht leicht einer Anzahl wünſchenswerther Schüler zu erfreuen haben; das Beſondere hingegen zieht die Menſchen an und mit Recht: denn das Leben iſt auf's Beſondere angewieſen und gar viele Menſchen können im Einzelnen ihr Leben fortſetzen, ohne daß ſie nöthig hätten, weiter zu gehen als bis dahin, wo der Menſchenverſtand noch ihren fünf Sinnen zu Hülfe kommt.

Bei'm Anfang ſeiner Vorträge brachte er einiges die Metamorphoſe der Pflanze Berührendes zur Sprache, ſo daß der neben mir ſitzende Freund Loder mich mit einiger Verwunderung anſah; aber eigentlich zu verwundern war es, daß er, ob er gleich dieſe Analogie gefühlt haben mußte, in der Folge nicht wieder darauf zurückkam, da doch dieſe Idee gar wohl durch ſein ganzes Geſchäft hätte walten können.

Außer dieſen öffentlichen, vorzüglich craneologiſchen Belehrungen entfaltete er privatim das Gehirn ſelbſt vor unſern Augen, wodurch denn meine Theilnahme ſich ſteigerte. Denn das Gehirn bleibt immer der Grund und daher das Hauptaugenmerk, da es ſich nicht nach der Hirnſchale, ſondern dieſe nach jenem zu richten hat und zwar dergeſtalt, daß die innere Diploe der Hirnſchale vom Gehirn feſtgehalten und an ihre organiſche Beſchränkung gefeſſelt wird; dagegen denn, bei genugſamem Vorrath von Knochenmaſſe, die äußere Lamina ſich bis in's Monſtröſe zu erweitern und innerhalb ſo viele Kammern und Fächer auszubilden das Recht behauptet.

Gall's Vortrag durfte man wohl als den Gipfel vergleichender Anatomie anerkennen. Denn ob er gleich ſeine Lehre von derher nicht ableitete und mehr von außen nach innen verfuhr, auch ſich mehr eine Belehrung als eine Ableitung zum Zweck vorzuſetzen ſchien: ſo ſtand doch Alles mit dem Rückenmark in ſolchem Bezug, daß dem Geiſt vollkommene Freiheit blieb, ſich nach ſeiner Art dieſe Geheimniſſe auszulegen. Auf alle Weiſe war die Gall'ſche Entfaltung des Gehirns in einem höhern Sinne als jene in der Schule hergebrachte, wo man, eingegen- oder ſegmentweiſe von oben herein, durch beſtimmten Meſſerſchnitt von gewiſſen untereinander folgenden Theilen Anblick und Namen erhielt, ohne daß auf irgend Etwas weiter daraus wäre zu folgern geweſen. Selbſt die Baſis des Gehirns, die Urſprünge der Nerven blieben Local-Kenntniſſe, denen ich, ſo ernſt mir es auch war, Nichts abgewinnen konnte; weßhalb auch noch vor Kurzem die ſchönen Abbildungen von Vicq d'Azyr mich völlig in Verzweiflung geſetzt hatten.

Dr. Gall war in der Geſellſchaft, die mich ſo freundlich aufgenommen hatte, gleichfalls mit eingeſchloſſen; und ſo ſahen wir uns täglich, faſt ſtündlich und das Geſpräch hielt ſich immer in dem Kreiſe ſeiner bewundernswürdigen Beobachtung. Er ſcherzte über uns Alle und behauptete, meinem Stirnbau zufolge: ich könne den Mund nicht aufthun, ohne einen Tropus auszuſprechen; worauf er mich denn freilich jeden Augenblick ertappen konnte. Mein ganzes Weſen betrachtet, verſicherte er ganz ernſtlich, daß ich eigentlich zum Volksredner geboren ſei. Dergleichen gab nun zu allerlei ſcherzhaften Bezügen Gelegenheit; und ich mußte es gelten laſſen, daß man mich mit Chryſoſtomus in eine Reihe zu ſetzen beliebte.

Nun mochte freilich ſolche geiſtige Anſtrengung, verflochten in geſelliges Wohlleben, meinen körperlichen Zuſtänden nicht eben zuſagen; es überfiel mich ganz unverſehens der Paroxyſmus eines herkömmlichen Uebels, das, von den Nieren ausgehend, ſich von Zeit zu Zeit durch krankhafte Symptome ſchmerzlich ankündigte. Es brachte mir dieß Mal den Vortheil einer größern Annäherung an Bergrath Reil, welcher als Arzt mich behandelnd, mir zugleich als Practiker, als denkender, wohlgeſinnter und anſchauender Mann bekannt wurde. Wie ſehr er ſich meinen Zuſtand angelegen ſein ließ, davon gibt ein eigenhändiges Gutachten Zeugniß, welches vom 17. September dieſes Jahrs unter meinen Papieren noch mit Achtung verwahrt wird.

Dr. Gall's fernern Unterricht ſollte ich denn auch nicht vermiſſen; er hatte die Gefälligkeit, den Apparat jeder Vorleſung auf mein Zimmer zu ſchaffen und mir, der ich durch mein Uebel

an höherer Beſchauung und Betrachtung nicht gehindert war, ſehr ausführende Kenntniß und Ueberſicht ſeiner Ueberzeugungen mitzutheilen.

Dr. Gall war abgegangen und beſuchte Göttingen; wir aber wurden durch die Ausſicht eines eigenen Abenteuers angezogen. Der wunderliche, in manchem Sinne viele Jahre durch ſchon bekannte, problematiſche Mann, Hofrath Weireis in Helmſtädt, war mir ſchon ſo oft genannt; ſeine Umgebung, ſein merkwürdiger Beſitz, ſein ſonderbares Betragen, ſowie das Geheimniß, das über allem Dieſem waltete, hatte ſchon längſt auf mich und meine Freunde beunruhigend gewirkt; und man mußte ſich ſcheuen, daß man eine ſo einzig merkwürdige Perſönlichkeit, die auf eine frühere, vorübergehende Epoche hindeutete, nicht mit Augen geſehen, nicht im Umgang einiger Maßen erforſcht habe. Profeſſor Wolff war in demſelbigen Falle und wir beſchloſſen, da wir den Mann zu Hauſe wußten, eine Fahrt nach ihm, der wie ein geheimnißvoller Greif über außerordentlichen und kaum denkbaren Schätzen waltete. Mein humoriſtiſcher Reiſegefährte erlaubte gern, daß mein vierzehnjähriger Sohn Auguſt Theil an dieſer Fahrt nehmen durfte und Dieſes gereith zur beſten geſelligen Erheiterung. Denn indem der tüchtige, gelehrte Mann den Knaben unausgeſetzt zu necken ſich zum Geſchäft machte, ſo durfte Dieſer des Rechts der Nothwehr, welche denn auch, wenn ſie gelingen ſoll, offenſiv verfahren muß, ſich zu bedienen und wie der Angreifende auch wohl manchmal die Grenze überſchreiten zu können glauben; wobei ſich denn wohl mitunter die wörtlichen Neckereien in Kitzeln und Balgen zu allgemeiner Heiterkeit, obgleich im Wagen etwas unbequem, zu ſteigern pflegten. Nun machten wir Halt in Bernburg, wo der würdige Freund gewiſſe Eigenheiten in Kauf und Tauſch nicht unterließ, welche der junge, loſe Vogel, auf alle Handlungen ſeines Gegners geſpannt, zu bemerken, hervorzuheben und zu beſcherzen nicht ermangelte.

Der ebenſo treffliche als wunderliche Mann hatte auf alle Zöllner einen entſchiedenen Haß geworfen und konnte ſie, ſelbſt wenn ſie ruhig und mit Nachſicht verfuhren, ja wohl eben deßhalb, nicht ungehudelt laſſen, woraus denn unangenehme Begebenheiten beinahe entſtanden wären.

Da nun aber auch dergleichen Abneigungen und Eigenheiten uns in Magdeburg vom Beſuch einiger verdienter Männer abhielten, ſo beſchäftigte ich mich vorzüglich mit den Alterthümern des Doms, betrachtete die plaſtiſchen Monumente, vorzüglich die Grabmäler. Ich ſpreche nur von drei bronzenen derſelben, welche für drei Erzbiſchöfe von Magdeburg errichtet waren: Adelbert II. nach 1403, ſteif und ſtarr, aber ſorgfältig und einiger Maßen natürlich, unter Lebensgröße. Friedrich nach 1464, über Lebensgröße, natur- und kunſtgemäßer. Ernſt mit der Jahrzahl 1499, ein unſchätzbares Denkmal von Peter Viſcher, das Wenigen zu vergleichen iſt. Hieran konnte ich mich nicht genug erfreuen: denn wer einmal auf die Zunahme der Kunſt, auf deren Abnahme, Ausweichen zur Seite, Rückkehr in den rechten Weg, Herrſchaft einer Haupt Epoche, Einwirkung der Individualitäten gerichtet, Aug und Sinn darnach gebildet hat, Der findet kein Zweigeſpräch belehrender und unterhaltender als das ſchweigſame in einer Folge von ſolchen Monumenten. Ich verzeichnete meine Bemerkungen ſowohl zur Uebung als Erinnerung und finde die Blätter noch mit Vergnügen unter meinen Papieren; doch wünſchte ich Nichts mehr in dieſen Stunden, als daß eine genaue Nachbildung, beſonders des herrlichen Viſcher'ſchen Monument's vorhanden ſein möge. (Iſt ſpäterhin lobenswürdig mitgetheilt worden.)

Stadt, Feſtung und, von den Wällen aus, die Umgegend ward mit Aufmerkſamkeit und Theilnahme betrachtet; beſonders verweilte mein Blick lange auf der großen Baumgruppe, welche nicht allzu fern die Fläche zu zieren ehrwürdig daſtand. Sie beſchattete Kloſter Bergen, einen Ort, der mancherlei Erinnerungen aufrief. Dort hatte Wieland in allen concentrirten jugendlichen Zartgefühlen gewandelt, zu höherer litterariſchen Bildung den Grund gelegt; dort wirkte Abt Steinmetz in frommem Sinne, vielleicht einſeitig, doch redlich und kräftig. Und wohl bedarf die Welt, in ihrer unfrommen Einſeitigkeit, auch ſolcher Licht- und Wärmequellen, um nicht daraus im egoiſtiſchen Irrſaale zu erfrieren und zu verdurſten.

Bei wiederholten Beſuchen des Doms bemerkten wir einen lebhaften Franzoſen in geiſtlicher Kleidung, der, von dem Küſter umhergeführt, ſich mit ſeinen Gefährten ſehr laut unterhielt, indeſſen wir als Eingewohnte unſere ſtillen Zwecke verfolgten. Wir erfuhren, es ſei der Abbé Gregoire; und ob ich gleich ſehr neugierig war, mich ihm zu nähern und eine Bekanntſchaft anzuknüpfen, ſo wollte doch mein Freund, aus Abneigung gegen den Gallier, nicht einwilligen; und wir begnügten uns, in einiger Ferne beſchäftigt, ſein Betragen genauer zu bemerken und ſeine Urtheile, die er laut ausſprach, zu vernehmen.

Wir verfolgten unſern Weg, und da der Uebergang aus einer Fluß-Region in die andere immer der Hauptangenmerk mein', des Geognoſten, war, ſo fielen mir die Sandſteinhöhen auf, die nun, ſtatt nach der Elbe, nach

der Weſer hindeuteten. Helmſtädt ſelbſt liegt ganz freundlich; der Sand iſt dort, wo ein geringes Waſſer fließt, durch Gärten und ſonſt anmuthige Umgebung gebändigt. Wer nicht gerade den Begriff einer lebhaften Deutſchen Academie mitbringt, der wird angenehm überraſcht ſein, in einer ſolchen Lage eine ältere, beſchränkte Studien-Anſtalt zu finden, wo auf dem Fundament eines frühern Kloſterweſens Lehrſtühle ſpäterer Art gegründet worden; wo gute Pfründen einen behaglichen Sitz darbieten; wo alträumliche Gebäude einem anſtändigen Haushalt, bedeutenden Bibliotheken, anſehnlichen Cabinetten hinreichenden Platz gewähren, und eine ſtille Thätigkeit deſto emſiger ſchriftſtelleriſch wirken kann, als eine geringe Verſammlung von Studirenden nicht jene Haſt der Ueberlieferung fordert, die uns auf beſuchten Academien nur betäubt.

Das Perſonal der Lehrer war auf alle Weiſe bedeutend; ich darf nur die Namen Henke, Pott, Lichtenſtein, Crell, Brown und Bredow nennen, ſo weiß Jedermann den damaligen Cirkel zu ſchätzen, in welchem die Reiſenden ſich befanden. Gründliche Gelehrſamkeit, willige Mittheilungen, durch immer nachwachſende Jugend erhaltene Heiterkeit des Umgangs, frohe Behaglichkeit bei ernſten und zweckmäßigen Beſchäftigungen: das Alles wirkte ſo ſchön in einander, wozu noch die Frauen mitwirkten, ältere durch gaſtfreie Häuslichkeit, jüngere Gattinnen mit Anmuth, Töchter in aller Liebenswürdigkeit, ſämmtlich nur einer allgemeinen, einzigen Familie anzugehören ſcheinend. Eben die großen Räume altherkömmlicher Häuſer erlaubten zahlreiche Gaſtmahle und die beſuchteſten Feſte.

Bei einem derſelben zeigte ſich auch der Unterſchied zwiſchen mir und meinem Freunde. Am Ende einer reichlichen Abendtafel hatte man uns Beiden zwei ſchöngeflochtene Kränze zugedacht; ich hatte dem ſchönen Kinde, das mir ihn aufſetzte, mit einem lebhaft erwiederten Kuß gedankt und mich eitel genug gefreut, als ich in ihren Augen das Bekenntniß zu leſen ſchien, daß ich ihr ſo geſchmückt nicht mißfalle. Indeſſen ſträubte ſich mir gegenüber der eigenſinnige Gaſt gegen ſeine lebensmuthige Göttinn gar widerſpenſtig, und wenn auch der Kranz unter ſolchem Ziehen und Zerren nicht ganz entſtellt wurde, ſo mußte doch das liebe Kind ſich einiger Maßen beſchämt zurückziehen, daß ſie ihn nicht losgeworden war.

Ueber ſo vieles Anmuthige hätten wir nun faſt den Zweck vergeſſen können, der uns eigentlich hierher geführt hatte: allein Beireis belebte durch ſeine heitere Gegenwart jedes Feſt. Nicht groß, wohl und beweglich gebaut, konnte man eben die Legenden ſeiner Fechterkünſte gelten laſſen; eine unglaublich hohe und gewölbte Stirn, ganz in Mißverhältniß der untern, fein zuſammengezogenen Theile, deutete auf einen Mann von beſondern Geiſteskräften; und in ſo hohen Jahren konnt' er ſich fürwahr einer beſonders muntern und ungeheuchelten Thätigkeit erfreuen.

In Geſellſchaften, beſonders aber bei Tiſche, gab er ſeiner Galanterie die ganz eigene Wendung, daß er ſich als ehemaliger Verehrer der Mutter, als jetziger Freier der Tochter oder Nichte ungezwungen darzuſtellen wußte; und man ließ ſich dieſes oft wiederholte Mährchen gern gefallen, weil zwar Niemand auf den Beſitz ſeiner Hand, wohl aber Mancher gern auf einen Antheil an ſeinem Nachlaß Anſpruch gemacht hätte.

Angemeldet, wie wir waren, bot er uns alle Gaſtfreundſchaft an; eine Aufnahme in ſein Haus lehnten wir ab, dankbar aber ließen wir uns einen großen Theil des Tags bei ihm unter ſeinen Merkwürdigkeiten gefallen.

Gar Manches von ſeinen frühern Beſitzungen, das ſich dem Namen und dem Ruhme nach noch lebendig erhalten hatte, war in den jämmerlichſten Umſtänden; die Vaucanſoniſchen Automaten fanden wir durchaus paralyſirt. In einem alten Gartenhauſe ſaß der Flötenſpieler in ſehr unſcheinbaren Kleidern; aber er flötete nicht mehr, und Beireis zeigte die urſprüngliche Walze vor, deren erſte einfache Stückchen ihm nicht genügt hatten. Dagegen ließ er eine zweite Walze ſehen, die er von jahrelang im Hauſe unterhaltenen Orgelkünſtlern hat unternehmen laſſen, welche aber, da Jene zu früh geſchieden, nicht vollendet, noch an die Stelle geſetzt werden können, weßhalb denn der Flötenſpieler gleich Anfangs verſtummte. Die Ente, unbefiedert, ſtand als Gerippe da, fraß den Haber noch ganz munter, verdaute jedoch nicht mehr. Bei allem Dem ward er aber keineswegs irre, ſondern ſprach von dieſen veralteten, halb zerſtörten Dingen mit ſolchem Behagen und ſo wichtigem Ausdruck, als wenn ſeit jener Zeit die höhere Mechanik nichts friſches Bedeutenderes hervorgebracht hätte.

In einem großen Saale, der Naturgeſchichte gewidmet, wurde gleichfalls die Bemerkung rege, daß Alles, was ſich ſelbſt erhält, bei ihm gut aufgehoben ſei. So zeigte er einen ſehr kleinen Magnet-Stein vor, der ein großes Gewicht trug, einen ächten Phrenites vom Cap, von größter Schönheit, und ſonſtige Mineralien in vorzüglichen Exemplaren.

Aber eine in der Mitte des Saals gedrängt ſtehende Reihe ausgeſtopfter Vögel zerfielen unmittelbar durch Mottenfraß, ſo daß Gewürm

Grethchen.

Das iſt nicht ſchön!

Lieschen.

Kriegt ſie ihn, ſoll's ihr übel gehn.
Das Kränzel reißen die Buben ihr
Und Häckerling ſtreuen wir vor die Thür!

ab.

Grethchen

nach Hauſe gehend.

Wie konnt' ich ſonſt ſo tapfer ſchmählen,
Sah ich ein armes Mägdlein fehlen!
Wie konnt' ich über andrer Sünden
Nicht Worte g'nug der Zunge finden!
Wie ſchien mir's ſchwarz, und ſchwärzt's noch
gar,
Mir's immer doch nicht ſchwarz g'nug war,

und Federn auf den Geſtellen ſelbſt aufgehäuft lagen. Er bemerkte Dieß auch und verſicherte: es ſei eine Kriegliſt; denn alle Motten des Hauſes zögen ſich hierher, und die übrigen Zimmer blieben von dieſem Geſchmeiße rein. In geordneter Folge kamen denn nach und nach die ſieben Wunder von Helmſtädt zu Tage; die Lieberkühn'ſchen Präparate ſowie die Hahn'ſche Mechen-Maſchine. Von Jenen wurden einige wirklich bewundernswürdige Beiſpiele vorgewieſen, an Dieſem complicirte Exempel einiger Species durchgeführt. Das magiſche Orakel jedoch war verſtummt; Beireis hatte geſchworen, die gehorſame Uhr nicht wieder aufzuziehen, die auf ſeine, des entfernt Stehenden, Befehle bald ſtillhielt, bald fortging. Ein Officier, den man wegen Erzählung ſolcher Wunder Lügen geſtraft, ſei im Duell erſtochen worden, und ſeit der Zeit habe er ſich feſt vorgenommen, ſeine Bewunderer nie ſolcher Gefahr wieder auszuſetzen, noch die Ungläubigen zu ſo übereilten Gräuelthaten zu veranlaſſen.

Nach dem bisher Erzählten darf man nun wohl ſich einige Bemerkungen erlauben. Beireis, im Jahre 1730 geboren, fühlte ſich als trefflicher Kopf eines weitumfaſſenden Wiſſens fähig und zu vielſeitiger Ausübung geſchickt. Den Anregungen ſeiner Zeit zufolge bildete er ſich zum Polyhiſtor; ſeine Thätigkeit widmete er der Heilkunde; aber bei dem glücklichſten, Alles feſthaltenden Gedächtniß konnte er ſich anmaßen, in den ſämmtlichen Facultäten zu Hauſe zu ſein, jeden Lehrſtuhl mit Ehre zu betreten. Seine Unterſchrift in meines Sohnes Stammbuch lautet folgender Maßen:

Godofredus Christophorus Beireis,
Primarius Professor Medicinae, Chemiae, Chirurgiae, Pharmaceuticae, Physices, Botanices et religuae Historiae naturalis,
Helmstadii a. d. XVII. Augusti MDCCCV.

Aus dem bisher Vorgezeigten jedoch ließ ſich einſehen, daß ſeine Sammlungen, dem naturhiſtoriſchen Theile nach, einen eigentlichen Zweck haben konnten, daß hingegen Das, worauf er den meiſten Werth legte, eigentlich Curioſitäten waren, die durch den hohen Kaufpreis Aufmerkſamkeit und Bewunderung erregen ſollten; wobei denn nicht vergeſſen wurde, daß bei Ankauf Desſelben Kaiſer und Könige überboten worden.

Dem ſei nun, wie ihm wolle, anſehnliche Summen mußten ihm zu Gebote ſtehen; denn er hatte, wie man wohl bemerken konnte, ebenſo ſehr eine gelegene Zeit zu ſolchen Ankäufen abgewartet, als auch mehr denn Andere vielleicht ſich ſogleich zahlungsfähig erwieſen. Obgenannte Gegenſtände zeigte er zwar mit Antheil und Behagen umſtändlich vor; allein die Freude daran ſchien ſelbſt gewiſſer Maßen nur hiſtoriſch zu ſein. Wo er ſich aber lebhaft, leidenſchaftlich überredend und zudringlich bewies, war bei Vorzeigen ſeiner Gemälde, ſeiner neueſten Liebhaberei, in die er ſich ohne die mindeſte Kenntniß eingelaſſen hatte. Bis in's Unbegreifliche ging der Grad, womit er ſich hierüber getäuſcht hatte oder uns zu täuſchen ſuchte, da er denn doch auch vor allen Dingen gewiſſe Curioſa vorzuſtellen pflegt. Hier war ein Chriſtus, bei deſſen Anblick ein Göttinger-Profeſſor in den bitterſten Thränenguß ſollte ausgebrochen ſein; ſogleich darauf ein von einer Engliſchen Dogge angebeltes, natürlich genug gemaltes Brod auf dem Tiſche der Jünger zu Emaus; ein anderes aus dem Feuer wunderwürdig gerettetes Heiligenbild und was Dergleichen mehr ſein mochte.

Die Art, ſeine Bilder vorzuweiſen, war ſeltſam genug und ſchien gewiſſer Maßen abſichtlich; ſie hingen nämlich nicht etwa an den hellen, breiten Wänden ſeiner obern Stockwerke wohlgenießbar nebeneinander; ſie ſtanden vielmehr in ſeinem Schlafzimmer um das große Thronhimmelbette, an den Wänden geſchichtet, übereinander, von wo er, alle Hülfleiſtung ablehnend, ſie ſelbſt herholte und dahin wieder zurückbrachte. Einiges blieb in dem Zimmer um die Beſchauer herumgeſtellt; immer enger und enger zog ſich der Kreis zuſammen, ſo daß freilich die Ungeduld unſers Reiſegefährten, allzu ſtark erregt, plötzlich ausbrach und ſein Entfernen veranlaßte.

Es war mir wirklich angenehm; denn ſolche Qualen der Unvernunft ertragen ſich leichter allein als in Geſellſchaft eines einſichtigen Freundes, wo man bei geſteigertem Unwillen jeden Augenblick einen Ausbruch von einer oder der andern Seite befürchten muß.

Und wirklich war es auch zu ſtark, was Beireis ſeinen Gäſten zumuthete; er wußte ſich nämlich damit am Meiſten, daß er von den größten namhaften Künſtlern drei Stücke beſitze, von der erſten, zweiten und letzten Manier; und wie er ſie vorſtellte und vortrug, war jede Art von Faſſung, die dem Menſchen zu Gebot ſtehen ſoll, kaum hinreichend; denn die Scene war lächerlich und ärgerlich, beleidigend und wahnſinnig zugleich.

Die erſten Lehrlingsproben eines Raphael, Titian, Carracci, Correggio, Dominichin, Guido, und von wem nicht ſonſt, waren Nichts weiter als ſchwache, von mäßigen Künſtlern gefertigte, auch wohl copirte Bilder. Hier verlangte er nun jederzeit Nachſicht gegen dergleichen Anfänge, rühmte aber mit Bewunderung in den folgenden die außerordentlichſten Fortſchritte. Unter ſolchen, der zweiten Epoche zu-

geſchriebenen fand ſich wohl manches Gute, aber von dem Namen, dem es zugeeignet worden, ſowohl dem Talent als der Zeit nach himmelweit entfernt. Ebenſo verhielt es ſich mit den Letzten, wo denn auch die leerſten Phraſen, deren anmaßliche Unkenner ſich bedienen, gar wohlgefällig vom Munde floſſen.

Zum Beweis der Aechtheit ſolcher und anderer Bilder zeigte er die Auctions-Cataloge vor und freute ſich der gedruckten Lobpreiſung jeder von ihm erſtandenen Nummer. Darunter befanden ſich zwar ächte, aber ſtark reſtaurirte Originale; genug, an irgend eine Art von Critik war bei dieſem ſonſt werthen und würdigen Manne gar nicht zu denken.

Hatte man nun die meiſte Zeit alle Geduld und Zurückhaltung nöthig, ſo ward man denn doch mitunter durch den Anblick trefflicher Bilder getröſtet und belohnt.

Unſchätzbar hielt ich Albrecht Dürer's Portrait, von ihm ſelbſt gemalt, mit der Jahrzahl 1493, alſo in ſeinem zweiundzwanzigſten Jahre, halbe Lebensgröße, Bruſtſtück, zwei Hände, die Ellenbogen abgeſtutzt, purpurrothes Mützchen mit kurzen, ſchmalen Neſteln, Hals bis unter die Schlüſſelbeine bloß, am Hemde geſtickter Oberſaum, die Falten der Aermel mit pfirſichrothen Bändern unterbunden, blaugrauer, mit gelben Schnüren verbrämter Ueberwurf, wie ſich ein feiner Jüngling gar zierlich herausgeputzt hätte, in der Hand bedeutſam ein blaublühendes Eryngium, im Deutſchen Mannstreue genannt, ein ernſtes Jünglingsgeſicht, keimende Barthaare um Mund und Kinn, das Ganze herrlich gezeichnet, reich und unſchuldig, harmoniſch in ſeinen Theilen, von der höchſten Ausführung, vollkommen Dürer's würdig, obgleich mit ſehr dünner Farbe gemalt, die ſich an einigen Stellen zuſammengezogen hatte.

Dieſes preiswürdige, durchaus unſchätzbare Bild, das ein wahrer Kunſtfreund, im goldenen Rahmen eingefaßt, im ſchönſten Schränkchen aufbewahrt hätte, ließ er das auf ein dünnes Bret gemalte ohne irgend einen Rahmen und Verwahrung. Jeden Augenblick ſich zu ſpalten drohend, ward es unvorſichtiger als jedes andere hervorgeholt, auf- und wieder bei Seite geſtellt; nicht weniger die dringende Theilnahme des Gaſtes, die um Schonung und Sicherung eines ſolchen Kleinods flehte, gleichgiltig abgelehnt; er ſchien ſich, wie Hofrath Büttner, in einem herkömmlichen Unweſen eigenſinnig zu gefallen.

Ferner gedenk' ich eines geiſtreich frei gemalten Bildes von Rubens, länglich, nicht allzu groß, wie er ſich's für ſolche ausgeführte Skizzen liebte. Eine Höckerfrau ſitzend in der Fülle eines wohlverſorgten Gemüſekrams, Kohlhäupter und Salat aller Arten, Wurzeln, Zwiebeln aller Farben und Geſtalten; ſie iſt eben im Handel mit einer ſtattlichen Bürgersfrau begriffen, deren behagliche Würde ſich gar gut ausnimmt neben dem ruhig anbietenden Weſen der Verkäuferinn, hinter welcher ein Knabe, ſo eben im Begriff, einiges Obſt zu ſtehlen, von ihrer Magd mit einem unvorgeſehenen Schlag bedroht wird. An der andern Seite, hinter der angeſehenen Bürgersfrau, ſieht man ihre Magd einen wohlgeflochtenen, mit Marktwaaren ſchon einiger Maßen verſehenen Korb tragen; aber auch ſie iſt nicht müßig, ſie blickt nach einem Burſchen und ſcheint deſſen Fingerzeig mit einem freundlichen Blick zu erwiedern. Beſſer gedacht und meiſterhafter ausgeführt war nicht leicht Etwas zu ſchauen; und hätten wir nicht unſere jährlichen Ausſtellungen abzuſchließen feſtgeſtellt, ſo würden wir dieſen Gegenſtand, wie er hier beſchrieben iſt, als Preisaufgabe geſetzt haben, um die Künſtler kennen zu lernen, die, von der überhandnehmenden Verirrung auf Goldgrund noch unangeſteckt, in's derbe, friſche Leben Blick und Talent zu wenden geneigt wären.

Im kunſtgeſchichtlichen Sinne hatte denn auch Beireis, bei Aufhebung der Klöſter, mehr als ein bedeutendes Bild gewonnen; ich betrachtete ſie mit Antheil und bemerkte manches in mein Taſchenbuch. Hier ſind' ich nun verzeichnet, daß außer dem erſten vorgewieſenen, welches für ächt Byzantiniſch zu halten wäre, die übrigen alle in's fünfzehnte, vielleicht in's ſechzehnte Jahrhundert fallen möchten. Zu einer genauern Würdigung mangelte es mir an durchgreifender Kenntniß und bei Einigem, was ich allenfalls noch hätte näher beſtimmen können, brachte mich Zeitrechnung und Nomenclatur unſers wunderlichen Sammlers Schritt vor Schritt aus der Richte.

Denn er wollte nun ein für alle Mal, wie perſönlich ſo auch in ſeinen Bekſungen, einzig ſein; und wie er jenes erſte Byzantiniſche Stück dem vierten Jahrhundert zuſchrieb, ſo wies er ferner eine ununterbrochene Reihe aus dem fünften, ſechsten u. ſ. w. bis in's fünfzehnte mit einer Sicherheit und Ueberzeugung vor, daß Einem die Gedanken vergingen, wie es zu geſchehen pflegt, wenn uns das handgreiflich Unwahre als Etwas, das ſich von ſelbſt verſteht, zutraulich vorgeſprochen wird, wo man denn weder den Selbſtbetrug noch die Unverſchämtheit in ſolchem Grade für möglich hält.

Ein ſolches Beſchauen und Betrachten ward ſodann durch feſtliche Gaſtmahle gar angenehm unterbrochen. Hier ſpielte der ſeltſame Mann ſeine jugendliche Rolle mit Behagen fort; er

ſcherzte mit den Müttern, als wenn ſie ihm auch wohl früher hätten geneigt ſein mögen, mit den Töchtern, als wenn er im Begriff wäre, ihnen ſeine Hand anzubieten. Niemand erwiederte dergleichen Aeußerungen und Anträge mit irgend einem Befremden; ſelbſt die geiſtreichen, männlichen Glieder der Geſellſchaft behandelten ſeine Thorheiten mit einiger Achtung; und aus Allem ging hervor, daß ſein Haus, ſeine Natur- und Kunſtſchätze, ſeine Baarſchaften und Capitalien, ſein Reichthum, wirklich oder durch Großthun geſteigert, Vielen in's Auge ſtach, weßhalb denn die Achtung für ſeine Verdienſte und ſeinen Seltſamkeiten das Wort zu reden ſchien.

Und gewiß, es war Niemand geſchickter und gewandter, Erbſchleicherei zu erzeugen, als er; ja es ſchien Maxime zu ſein, ſich dadurch eine neue, künſtliche Familie und die unfromme Pietät einer Anzahl Menſchen zu verſchaffen.

In ſeinem Schlafzimmer hing das Bild eines jungen Mannes, von der Art, wie man hunderte ſieht, nicht ausgezeichnet, weder anziehend noch abſtoßend. Dieſen ließ er ſeine Gäſte gewöhnlich beſchauen und bejammerte dabei das Ereigniß, daß dieſer junge Mann, an den er Vieles gewendet, dem er ſein ganzes Vermögen zugedacht, ſich gegen ihn untreu und undankbar bewieſen, daß er ihn habe müſſen fahren laſſen und nun vergebens nach einem zweiten ſich umſehe, mit dem er ein gleiches und glücklicheres Verhältniß anknüpfen könne.

In dieſem Vortrag war irgend etwas Scheinliches; denn wie Jeder bei Erblickung eines Lotterie-Plans das große Loos auf ſich bezieht, ſo ſchien auch jedem Zuhörer, wenigſtens in dem Augenblick, ein Hoffnungsgeſtirn zu leuchten; ja ich habe kluge Menſchen gekannt, die ſich eine Zeit lang von dieſem Irrlicht nachziehen ließen.

Den größten Theil des Tages brachten wir bei ihm zu und Abends bewirthete er uns auf Chineſiſchem Porcellan und Silber mit fetter Schafmilch, die er als höchſt geſunde Nahrung pries und aufnöthigte. Hatte man dieſer ungewohnten Speiſe erſt einigen Geſchmack abgewonnen, ſo iſt nicht zu läugnen, daß man ſie gern genoß und ſie auch wohl als geſund anſprechen durfte.

Und ſo beſah man denn auch ſeine ältern Sammlungen, zu deren glücklichem Beiſchaffen hiſtoriſche Kenntniß genügt, ohne Geſchmack zu verlangen. Die goldenen Münzen Römiſcher Kaiſer und ihrer Familien hatte er auf's Vollſtändigſte zuſammengebracht, welches er durch die Cataloge des Pariſer- und Gotha'ſchen Cabinet's eifrig zu belegen und dabei zugleich ſein Uebergewicht durch mehrere dort fehlende Exemplare zu bezeugen wußte. Was jedoch an dieſer Sammlung am Höchſten zu bewundern, war die Vollkommenheit der Abdrücke, welche ſämmtlich, als kämen ſie aus der Münze, vorlagen. Dieſe Bemerkung nahm er wohl auf und verſicherte, daß er die einzelnen erſt nach und nach eingetauſcht und mit ſchwerer Zubuße zuletzt erhalten und doch noch immer von Glück zu ſagen habe.

Brachte nun der geſchäftige Beſitzer aus einem nebenſtehenden Schrank neue Schieber zum Anſchauen, ſo ward man ſogleich der Zeit und dem Ort nach anders wohin verſetzt. Sehr ſchöne Silbermünzen Griechiſcher Städte lagen vor, die, weil ſie lange genug in feuchter, verſchloſſener Luft aufbewahrt worden, die wohlerhaltenen Gepräge mit einem bläulichen Anhauch darwieſen. Ebenſo wenig fehlte es ſodann an goldenen Roſenobeln, päpſtlichen ältern Münzen, an Bracteaten, verfänglichen ſatyriſchen Gepräge und was man nur merkwürdig Seltſames bei einer ſo zahlreichen, althergebrachten Sammlung erwarten konnte.

Nun war aber nicht zu läugnen, daß er in dieſem Fache unterrichtet und in gewiſſem Sinne ein Kenner war; denn er hatte ja ſchon in frühern Jahren eine kleine Abhandlung, wie ächte und falſche Münzen zu unterſcheiden ſeien, herausgegeben. Indeſſen ſcheint er auch hier, wie in andern Dingen, ſich einige Willkür vorbehalten zu haben; denn er behauptete, hartnäckig und über alle Münzkenner triumphirend, die goldenen Lyſimachen ſeien durchaus falſch, und behandelte deßhalb einige vorliegende, ſchöne Exemplare höchſt verächtlich. Auch Dieſes ließen wir, wie manches Andere, hingehen und ergötzten uns mit Belehrung an dieſen wirklich ſeltenen Schätzen.

Neben allen dieſen Merkwürdigkeiten, zwiſchen ſo vieler Zeit, die uns Beiden widmete, trat immer zugleich ſeine ärztliche Thätigkeit hervor: bald war er Morgens früh ſchon vom Lande, wo er eine Bauersfrau entbunden, zurückgekehrt; bald hatten ihn verwickelte Conſultationen beſchäftigt und feſtgehalten.

Wie er nun aber zu ſolchen Geſchäften Tag und Nacht bereit ſein könne und ſie doch mit immer gleicher äußerer Würde zu vollbringen im Stande ſei, machte er auf ſeine Friſur aufmerkſam; er trug nämlich rollenartige Locken, länglich, mit Nadeln geſteckt, feſt gepicht über beiden Ohren. Das Vorderhaupt war mit einem Toupée geſchmückt, Alles feſt, glatt und tüchtig gepudert. Auf dieſe Weiſe, ſagte er, laſſe er ſich alle Abend friſiren, lege ſich, die Haare feſtgebunden, zu Bette, und welche Stunde er denn auch zu einem Kranken gerufen werde, erſcheine er doch ſo anſtändig, eben als wie er

in jede Gesellschaft komme. Und es ist wahr, man sah ihn in seiner hellblaugrauen, vollständigen Kleidung, in schwarzen Strümpfen und Schuhen mit großen Schnallen, überall ein wie das andere Mal.

Während solcher beliebten Unterhaltung und fortdauernder Zerstreuung hatte er eigentlich von unglaublichen Dingen noch wenig vorgebracht; allein in der Folge konnte er nicht ganz unterlassen, die Litanei seiner Legenden nach und nach mitzutheilen. Als er uns nun eines Tags mit einem ganz wohlbestellten Gastmahle bewirthete, so mußte man eine reichliche Schüssel besonders großer Krebse in einer so bach- und wasserarmen Gegend höchst merkwürdig finden; worauf er denn versicherte, sein Fischkasten dürfe niemals ohne dergleichen Vorrath gefunden werden; er sei diesen Geschöpfen soviel schuldig, er achte den Genuß derselben für so heilsam, daß er sie nicht nur als schmackhaftes Gericht für werthe Gäste, sondern als das wirksamste Arznei-Mittel in äußersten Fällen immerfort bereit halte. Nun aber schritt er zu einigen geheimnißvollen Einleitungen; er sprach von gänzlicher Erschöpfung, in die er sich durch ununterbrochene, höchst wichtige, aber auch höchst gefährliche Arbeit versetzt gesehen, und wollte dadurch den schwierigen Proceß der höchsten Wissenschaft verstanden wissen.

In einem solchen Zustande habe er nun ohne Bewußtsein in letzten Zügen hoffnungslos dagelegen, als ein junger, ihm herzlich verbundener Schüler und Wärter, durch inspirationsmäßigen Instinct angetrieben, eine Schüssel großer, gesottener Krebse seinem Herrn und Meister dargebracht und davon genugsam zu sich zu nehmen genöthigt; worauf denn Dieser wundersam in's Leben zurückgekehrt und die hohe Verehrung für dieses Gericht behalten habe.

Schalkhafte Freunde behaupteten, Beireis habe sonst auch wohl gelegentlich zu verstehen gegeben, er wüßte, durch das Universale, ausgesuchte Maikäfer in junge Krebse zu verwandeln, die er denn auch nachher durch besondere spagirische Nahrung zu merkwürdiger Größe heraufzufüttern verstehe. Wir hielten Dieß wie billig für eine im Geist und Geschmack des alten Wunderthäters erfundene Legende, dergleichen mehr auf seine Rechnung herumgehen, und die er, wie ja wohl Taschenspieler und sonstige Thaumaturgen auch gerathen finden, keineswegs abzuläugnen geneigt war.

Hofrath Beireis ärztliches Ansehen war in der ganzen Gegend wohl gegründet, wie ihn denn auch die gräflich Wolfheim'sche Familie zu Harbke als Hausarzt willkommen hieß, in die er uns daher einzuführen sich sogleich geneigt erklärte. Angemeldet traten wir dort ein; stattliche Wirthschaftsgebäude bildeten vor dem hohen, ältlichen Schlosse einen geräumigen Gutshof. Der Graf hieß uns willkommen und freute sich, an mir einen alten Freund seines Vaters kennen zu lernen; denn mit Diesem hatte uns Andere durch mehrere Jahre das Studium des Bergwesens verbunden; nur daß er versuchte, seine Naturkenntnisse zu Aufklärung problematischer Stellen alter Autoren zu benutzen. Mochte man ihm bei diesem Geschäft auch allzu großer Kühnheit beschuldigen, so konnte man ihm einen geistreichen Scharfsinn nicht absprechen.

Gegen den Garten hin war das alterthümlich aufgeschmückte, ansehnliche Schloß vorzüglich schön gelegen. Unmittelbar aus demselben trat man auf ebene, reinliche Flächen, woran sich sanft aufsteigende, von Büschen und Bäumen überschattete Hügel anschlossen. Bequeme Wege führten sodann aufwärts zu heitern Aussichten gegen benachbarte Höhen, und man ward mit dem weiten Umkreis der Herrschaft, besonders auch mit den wohlbestandenen Wäldern, immer mehr bekannt. Den Großvater des Grafen hatte vor fünfzig Jahren die Forst-Cultur ernstlich beschäftigt, wobei er denn Nordamericanische Gewächse der Deutschen Landesart anzueignen trachtete. Nun führte man uns in einen wohlbestandenen Wald von Weymouths-Kiefern, ansehnlich stark und hoch gewachsen, in deren stattlichen Bezirk wir uns, wie sonst in den Forsten des Thüringer-Waldes, auf Moos gelagert, an einem guten Frühstück erquickten und besonders an der regelmäßigen Pflanzung ergetzten. Denn dieser großväterliche Forst zeigte noch die Absichtlichkeit der ersten Anlage, indem die sämmtlichen Bäume, reihenweis gestellt, sich überall in's Gevierte sehen ließen. Ebenso konnte man in jeder Forstabtheilung bei jeder Baumgattung die Absicht des vorsorgenden Ahnherrn gar deutlich wahrnehmen.

Die junge Gräfin, so eben ihrer Entbindung nahe, blieb leider unsichtbar, da wir von ihrer gerühmten Schönheit selbst doch gern Zeugniß abgelegt hätten. Indessen wußten wir uns mit ihrer Frau Mutter, einer verwittibten Frau von Lauterbach, aus Frankfurt am Main, von alten reichstädtischen Familien-Verhältnissen angenehm zu unterhalten.

Die beste Bewirthung, der anmuthigste Umgang, belehrendes Gespräch, worin uns nach und nach die Vortheile einer so großen Besitzung im Einzelnen deutlicher wurden, besonders da hier soviel für die Unterthanen geschehen war, erregten den stillen Wunsch, länger zu verweilen, dem denn eine freundlich dringende Einladung unverhofft entgegen kam. Aber

unſer theurer Gefährte, der vortreffliche Wolff, der hier für ſeine Neigung keine Unterhaltung fand und deſto eher und heftiger von ſeiner gewöhnlichen Ungeduld ergriffen ward, verlangte ſo dringend, wieder in Helmſtädt zu ſein, daß wir uns entſchließen mußten, aus einem ſo angenehmen Kreiſe zu ſcheiden; doch ſollte ſich bei unſerer Trennung noch ein wechſelſeitiges Verhältniß entwickeln. Der freundliche Wirth verehrte aus ſeinen foſſilen Schätzen einen köſtlichen Encriniten meinem Sohn, und wir glaubten kaum etwas Gleichgefälliges erwiedern zu können, als ein forſtmänniſches Problem zur Sprache kam. Im Ettersberg nämlich, bei Weimar, ſolle, nach Ausweis eines beliebten Journal's, eine Buche gefunden werden, welche ſich in Geſtalt und ſonſtigen Eigenſchaften offenbar der Eiche nähere. Der Graf, mit angeerbter Neigung zur Forſt-Cultur, wünſchte davon eingelegte Zweige, und was ſonſt noch zu genauerer Kenntniß beitragen könne, beſonders aber wo möglich einige lebendige Pflanzen. In der Folge waren wir ſo glücklich, dieß Gewünſchte zu verſchaffen, unſer Verſprechen wirklich halten zu können, und hatten das Vergnügen, von dem zweideutigen Baume lebendige Abkömmlinge zu überſenden, auch nach Jahren von dem Gedeihen derſelben erfreuliche Nachricht zu vernehmen.

Auf dem Rückwege nun wie auf dem Hinwege hatten wir denn mancherlei von des alten, uns geleitenden Zauberers Großthaten zu hören. Nun vernahmen wir aus deſſen Munde, was uns ſchon aus ſeinen frühern Tagen durch Ueberlieferung zugekommen war; doch, genau beſehen, fand ſich in der Legende dieſes Heiligen eine merkliche Monotonie. Als Knabe jugendlich muthiger Entſchluß, als Schüler raſche Selbſtvertheidigung; academiſche Händel, Rappier-Fertigkeit, kunſtmäßige Geſchicklichkeit im Reiten, und ſonſtige körperliche Vorzüge, Muth und Gewandtheit, Kraft und Ausdauer, Beſtändigkeit und Thatluſt: alles Dieſes lag rückwärts in dunkeln Zeiten; dreijährige Reiſen blieben geheimnißvoll, und ſonſt noch Manches im Vortrag, gewiß aber in der Erörterung unbeſtimmt.

Weil jedoch das auffallende Reſultat ſeines Lebensganges ein unüberſehlicher Beſitz von Koſtbarkeiten, ein unſchätzbarer Geldreichthum zu ſein ſchien, ſo konnte es ihm an Gläubigen, an Verehrern gar nicht fehlen. Jene Beiden ſind eine Art von Hausgöttern, nach welchen die Menge andächtig und gierig die Augen wendet. Iſt nun ein ſolcher Beſitz nicht etwa ererbt und offenbaren Herkommens, ſondern im Geheimniß ſelbſt erworben, ſo gibt man im Dunkeln alles übrige Wunderbare zu; man läßt ihm ſein mährchenhaftes Weſen treiben: denn eine Maſſe gemünztes Gold und Silber verleiht ſelbſt dem Unwahren Anſehen und Gewicht; man läßt die Lüge gelten, indem man die Baarſchaft beneidet.

Die möglichen oder wahrſcheinlichen Mittel, wie Beireis zu ſolchen Gütern gelangt, werden einſtimmig und einfach angegeben. Er ſolle eine Farbe erfunden haben, die ſich an die Stelle der Cochenille ſetzen konnte; er ſolle vortheilhaftere Gährungs-Proceſſe, als die damals bekannten, an Fabrik-Herren mitgetheilt haben. Wer in der Geſchichte der Chemie bewandert iſt, wird beurtheilen, ob in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts dergleichen Recepte umherſchleichen konnten; er wird wiſſen, inwiefern ſie in der neuern Zeit offenbar und allgemein bekannt geworden. Sollte Beireis z. B. nicht etwa zeitig auf die Veredlung des Krapps gekommen ſein?

Nach allem Dieſem aber iſt das ſittliche Element zu bedenken, worin und worauf er gewirkt hat, ich meine die Zeit, d[ie] eigentlichen Sinn, das Bedürfniß derſelben. Die Communication der Weltbürger ging noch nicht ſo ſchnell, wie gegenwärtig; noch konnte Jemand, der an entfernten Orten, wie Swedenborg, oder auf einer beſchränkten Univerſität, wie Beireis, ſeinen Aufenthalt nahm, immer die beſte Gelegenheit finden, ſich in geheimnißvolles Dunkel zu hüllen, Geiſter zu berufen und am Stein der Weiſen zu arbeiten. Haben wir nicht in den neuern Tagen Caglioſtro geſehen, wie er, große Räume eilig durchkreiſend, wechſelsweiſe im Süden, Norden, Weſten ſeine Taſchenſpielereien treiben und überall Anhänger finden konnte? Iſt es denn zu viel geſagt, daß ein gewiſſer Aberglaube an dämoniſche Menſchen niemals aufhören, ja daß zu jeder Zeit ſich immer ein Local finden wird, wo das problematiſch Wahre, vor dem wir in der Theorie allein Reſpect haben, ſich in der Ausübung mit der Lüge auf das Allerbequemſte begatten kann.

Länger, als wir gedacht, hatte uns die anmuthige Geſellſchaft in Helmſtädt aufgehalten. Hofrath Beireis betrug ſich in jedem Sinne wohlwollend und mittheilend; doch von ſeinem Hauptſchatz, dem Diamanten, hatte er noch nicht geſprochen, geſchweige denſelben vorgewieſen. Niemand der Helmſtädter-Academie-Verwandten hatte denſelben geſehen, und ein oft wiederholtes Mährchen, daß dieſer unſchätzbare Stein nicht am Orte ſei, diente ihm, wie wir hörten, auch gegen Fremde zur Entſchuldigung. Er pflegte nämlich ſcheinbar vertraulich zu äußern, daß er zwölf vollkommen gleiche, verſiegelte Käſtchen eingerichtet habe, in deren einem der Edelſtein befindlich ſei; dieſe zwölf

Käſtchen nun vertheile er an auswärtige Freunde, deren Jeder einen Schatz zu beſitzen glaube; er aber wiſſe nur allein, wo er befindlich ſei. Daher mußten wir befürchten, daß er auf Anfragen dieſes Naturwunder gleichfalls verläugnen werde. Glücklicher Weiſe jedoch kurz vor unſerm Abſchiede begegnete Folgendes:

Eines Morgens zeigte er in einem Bande der Reiſe Tournefort's die Abbildung einiger natürlichen Diamanten, die ſich in Eiform mit theilweiſer Abweichung in's Nieren- und Zitzenförmige unter den Schätzen der Jubier gefunden hatten. Nachdem er uns die Geſtalt wohl eingeprägt, brachte er ohne weitere Ceremonien aus der rechten Hoſentaſche das bedeutende Naturerzeugniß. In der Größe eines mäßigen Gänſeeies war es vollkommen klar, durchſichtig, doch ohne Spur, daß daran gefeilt worden; an der Seite bemerkte man einen ſchwachen Höcker, einen nierenförmigen Auswuchs, wodurch der Stein jenen Abbildungen vollkommen ähnlich ward.

Mit ſeiner gewöhnlichen, ruhigen Haltung zeigte er darauf einige zweideutige Verſuche, welche die Eigenſchaften eines Diamanten bethätigen ſollten: auf mäßiges Reiben zog der Stein Papierſchnitzchen an; die engliſche Feile ſchien ihm Nichts anzuhaben; doch ging er eilig über dieſe Beweisthümer hinweg und erzählte die oft wiederholte Geſchichte: wie er den Stein unter einer Muffel geprüft und über das herrliche Schauſpiel der ſich entwickelnden Flamme das Feuer zu mildern und auszulöſchen vergeſſen, ſo daß der Stein über eine Million Thaler an Werth in Kurzem verloren habe. Deßungeachtet aber prieß er ſich glücklich, daß er ein Feuerwerk geſehen, welches Kaiſern und Königen verſagt worden.

Indeſſen er nun ſich weitläufig darüber herausließ, hatte ich, chromatiſcher Prüfungen eingedenk, das Wunderei vor die Augen genommen, um die horizontalen Fenſterſtäbe dadurch zu betrachten, fand aber die Farbenſäume nicht breiter, als ein Berg-Cryſtall ſie auch gegeben hätte; weßhalb ich im Stillen wohl einige Zweifel gegen die Aechtheit dieſes gefeierten Schatzes fernerhin nähren durfte. Und ſo war denn unſer Aufenthalt durch die größte Rodomontade unſers wunderlichen Freundes ganz eigentlich gekrönt.

Bei heitern, vertraulichen Unterhaltungen in Helmſtädt, wo denn vorzüglich die Beireis'ſchen Eigenheiten zur Sprache kamen, ward auch mehrmals eines höchſt wunderlichen Edelmanns gedacht, welchen man, da unſer Rückweg über Halberſtadt genommen werden ſollte, als unſern vom Wege wohnend, auf der Reiſe gar wohl beſuchen und ſomit die Kenntniß ſeltſamer Charactere erweitern könne. Man war zu einer ſolchen Expedition deſto eher geneigt, als der heitere, geiſtreiche Probſt Hencke uns dorthin zu begleiten verſprach; woraus wenigſtens hervorzugehen ſchien, daß man über die Unarten und Unſchicklichkeiten jenes berufenen Mannes noch allenfalls hinauskommen werde.

So ſaßen wir denn zu Vier' im Wagen, Probſt Hencke mit einer langen weißen Thonpfeife, die er, weil ihn jede andere Art zu rauchen anwiderte, ſogar im Wagen, ſelbſt, wie er verſicherte, auf weitern Reiſen, mit beſonderer Vorſicht ganz und unzerſtückt zu erhalten wußte.

In ſo froher als belehrender Unterhaltung legten wir den Weg zurück und langten endlich an dem Gute des Mannes an, der, unter dem Namen des tollen Pagen weit und breit bekannt, wie eine Art von gefährlichem Cyclopen auf einer ſchönen Beſitzung hauſ'te. Der Empfang war ſchon characteriſtiſch genug. Er machte uns aufmerkſam auf das an tüchtigem Schmiedewerk hangende Schild ſeines neuerbauten Gaſthofes, das den Gäſten zur Lockung dienen ſollte. Wir waren jedoch nicht wenig verwundert, hier von einem nicht ungeſchickten Künſtler ein Bild ausgeführt zu ſehen, welches das Gegenſtück jenes Schildes vorſtellt, an welchem der Reiſende in das ſüdliche Frankreich ſich ſo umſtändlich ergeht und ergetzt; man ſah auch hier ein Wirthshaus mit dem bedenklichen Zeichen und umſtehende Betrachter vorgeſtellt.

Ein ſolcher Empfang ließ uns freilich das Schlimmſte vermuthen, und ich ward aufmerkſamer, indem mich die Ahnung anflog, als hätten die werthen neuen Freunde, nach dem edeln Helmſtädter-Drama, uns zu dieſem Abenteuer beredet, um uns als Mitſpieler in einer leidigen Satyr-Poſſe verwickelt zu ſehen. Sollten ſie nicht, wenn wir dieſen Jocus unwillig aufnehmen, ſich mit einer ſtillen Schadenfreude kitzeln!

Doch ich verſcheuchte ſolchen Argwohn, als wir das ganze anſehnliche Gehöfte betraten. Die Wirthſchaftsgebäude befanden ſich im beſten Zuſtand, die Höfe in zweckmäßiger Ordnung, obgleich ohne Spur irgend einer äſthetiſchen Abſicht. Des Herrn gelegentliche Behandlung der Wirthſchaftsleute mußte man rauh und hart nennen, aber ein guter Humor, der durchblickte, machte ſie erträglich; auch ſchienen die guten Leute an dieſe Weiſe ſchon ſo gewöhnt zu ſein, da ſie ganz ruhig, als hätte man ſie ſanft angeſprochen, ihrem Geſchäft weiter obtagen.

In dem großen, reinlichen, hellen Tafelzimmer fanden wir die Hausfrau, eine ſchlanke, wohlgebildete Dame, die ſich aber in ſtummer Leidensgeſtalt ganz untheilnehmend erwies und uns die ſchwere Duldung, die ſie zu übertragen

hatte, unmittelbar zu erkennen gab; ferner zwei Kinder, ein Preußiſcher Fähnrich auf Urlaub, und eine Tochter aus der Braunſchweig'ſchen Penſion zum Beſuche da, Beide noch nicht zwanzig, ſtumm, wie die Mutter, mit einer Art von Verwunderung d'rein ſehend, wenn die Blicke Jener ein vielfaches Leben ausſprachen.

Die Unterhaltung war ſogleich einiger Maßen ſoldatiſch derb; der Burgunder, von Braunſchweig bezogen, ganz vortrefflich; die Hausfrau machte ſich durch eine ſo wohlbediente als wohlbeſtellte Tafel Ehre; daher wäre denn bis jezt Alles ganz leidlich gegangen, nur durfte man ſich nicht weit umſehen, ohne das Tannenrohr zu erblicken, das durch die häusliche Zucht eines wohlhabenden Landedelmanns durchſtach. In den Ecken des Saales ſtanden ſaubere Abgüſſe des Apollin und ähnlicher Statuen, wunderlich aber ſah man ſie aufgeputzt; denn er hatte ſie mit Manſchetten, von ſeinen abgelegten, wie mit Feigenblättern der guten Geſellſchaft zu accomodiren geglaubt. Ein ſolcher Anblick gab nur um ſo mehr Apprehenſion, da man verſichert ſein kann, daß ein Abgeſchmacktes gewiß auf ein anderes hindeutet, und ſo fand ſich's auch. Das Geſpräch war noch immer mit einiger Mäßigung, wenigſtens von unſerer Seite, geführt, aber doch auf alle Fälle in Gegenwart der heranwachſenden Kinder unſchicklich genug. Als man ſie aber während des Nachtiſches fortgeſchickt hatte, ſtand unſer wunderlicher Wirth ganz feierlich auf, nahm die Manſchettchen von den Statuen weg und meinte, nun ſei es Zeit, ſich etwas natürlicher und freier zu benehmen. Wir hatten indeſſen der bedauernswerthen Leibesgeſtalt unſerer Wirthinn durch einen Schwank gleichfalls Urlaub verſchafft; denn wir bemerkten, worauf unſer Wirth ausgehen mochte, indem er noch ſchmackhaftern Burgunder vorſetzte, dem wir uns nicht abhold bewieſen. Dennoch wurden wir nicht gehindert, nach aufgehobener Tafel einen Spaziergang vorzuſchlagen. Dazu wollte er aber keinen Gaſt zulaſſen, wenn er nicht vorher einen gewiſſen Ort beſucht hätte. Dieſer gehörte freilich auch zum Ganzen. Man fand in einem reinlichen Cabinet einen gepolſterten Großvaterſeſſel und, um zu einem längern Aufenthalt einzuladen, eine mannigfaltige Unzahl bunter, ringsumher aufgeklebter Kupferſtiche, ſatyriſchen, pasquillantiſchen, unſaubern Inhalts, nackiſch genug. Dieſe Beiſpiele genügen wohl, die wunderliche Lage anzudeuten, in der wir uns befanden. Bei eintretender Nacht nöthigte er ſeine bedrängte Hausfrau, einige Lieder nach eigener Wahl zum Flügel zu ſingen, wodurch ſie uns bei gutem Vortrag allerdings Vergnügen machte. Zulezt aber enthielt er ſich nicht, ſein Mißfallen an ſolchen faden Geſängen zu bezeugen, mit der Anmaßung, ein tüchtigeres vorzutragen, worauf ſich denn die gute Dame genöthigt ſah, eine höchſt unſchickliche und abſurde Strophe mit dem Flügel zu begleiten. Nun fühlte ich, indignirt durch das Widerwärtige, inſpirirt durch den Burgunder, es ſei Zeit, meine Ju[illegible]pferde zu beſteigen, auf denen ich mich ſonſt übermüthig gerne herumgetummelt hatte.

Nachdem er auf mein Erſuchen die deteſtable Strophe noch einige Male wiederholt hatte, verſicherte ich ihm, das Gedicht ſei vortrefflich; nur müſſe er ſuchen, durch künſtlichen Vortrag ſich dem köſtlichen Inhalt gleich zu ſtellen, ja ihn durch den rechten Ausdruck erſt zu erhöhen. Nun war zuvörderſt von Forte und Piano die Rede, ſodann aber von feinern Abſchattirungen, von Accenten, und ſo mußte gar zulezt ein Gegenſatz von Lispeln und Ausſchrei zur Sprache kommen. Hinter dieſer Tollheit lag jedoch eine Art von Didascalie verborgen, die mir denn auch eine große Mannigfaltigkeit von Forderungen an ihn verſchaffte, woran er ſich als ein geiſtreich barocker Mann zu unterhalten ſchien. Doch ſuchte er dieſe läßigen Zumuthungen manchmal zu unterbrechen, indem er Burgunder einſchenkte und Backwerk anbot. Unſer Wolff hatte ſich, unendlich gelangweilt, ſchon zurückgezogen; Abt Hencke ging mit ſeiner langen thönernen Pfeife auf und ab, und ſchüttete den ihm aufgedrungenen Burgunder, ſeine Zeit erſehend, zum Fenſter hinaus, mit der größten Gemüthsruhe den Verlauf dieſes Unſinnes abzuwarten. Dieß aber war kein Geringes; denn ich forderte immer mehr, noch immer einen wunderlichern Ausdruck von meinem humoriſtiſch gelehrigen Schüler, und verwarf zulezt gegen Mitternacht alles Bisherige. Das ſei nur eingelernt, ſagte ich, und gar Nichts werth. Nun müſſe er erſt aus eigenem Geiſt und Sinn das Wahre, was bisher verborgen geblieben, ſelbſt erfinden und dadurch mit Dichter und Muſiker als Original wetteifern.

Nun war er gewandt genug, um einiger Maßen zu gewahren, daß hinter dieſen Tollheiten ein gewiſſer Sinn verborgen ſei, ja er ſchien ſich an einem ſo freventlichen Mißbrauch eigentlich reſpectabler Lehren zu ergetzen; doch war er indeſſen ſelbſt müde und, ſo zu ſagen, mürbe geworden; und als ich endlich den Schluß zog, er müſſe nun erſt der Ruhe pflegen und abwarten, ob ihm nicht vielleicht im Traum eine Aufklärung komme, gab er gerne nach und entließ uns zu Bette.

Den andern Morgen waren wir früh wieder bei der Hand und zur Abreiſe bereit. Beim

Frühſtück ging es ganz menſchlich zu; es ſchien, als wolle er uns nicht mit ganz ungünſtigen Begriffen entlaſſen. Als Landrath wußte er vom Zuſtand und den Angelegenheiten der Provinz ſehr treffende, nach ſeiner Art barocke Rechenſchaft zu geben. Wir ſchieden freundlich und konnten dem nach Helmſtädt mit unzerbrochener langer Pfeife zurückkehrenden Freunde für ſein Geleit bei dieſem bedenklichen Abenteuer nicht genugſam Dank ſagen.

Vollkommen friedlich und vernunftgemäß ward uns dagegen ein längerer Aufenthalt in Halberſtadt beſcheert. Schon war vor einigen Jahren der edle Gleim zu ſeinen früheſten Freunden hinübergegangen; ein Beſuch, den ich ihm vor geraumer Zeit abſtattete, hatte nur einen dunkeln Eindruck zurückgelaſſen, indem ein dazwiſchenrauſchendes, mannigfaltiges Leben mir die Eigenheiten ſeiner Perſon und Umgebung beinahe verlöſchte. Auch konnte ich, damals wie in der Folge, kein Verhältniß zu ihm gewinnen, aber ſeine Thätigkeit war mir niemals fremd geworden; ich hörte viel von ihm durch Wieland und Herder, mit denen er immer in Briefwechſel und Bezug blieb.

Dieß Mal wurden wir in ſeiner Wohnung von Herrn Körte gar freundlich empfangen; ſie deutete auf reinliche Wohlhabigkeit, auf ein friedliches Leben und ſtilles, geſelliges Behagen. Sein vorübergegangenes Wirken feierten wir an ſeiner Verlaſſenſchaft; viel ward von ihm erzählt, Manches vorgewieſen, und Herr Körte verſprach, durch eine ausführliche Lebensbeſchreibung und Herausgabe ſeines Briefwechſels einem Jeden Anlaß genug zu verſchaffen, auf ſeine Weiſe ein ſo merkwürdiges Individuum ſich wieder hervorzurufen.

Dem allgemeinen Deutſchen Weſen war Gleim durch ſeine Gedichte am Meiſten verwandt, worin er als ein vorzüglich liebender und liebenswürdiger Mann erſcheint. Seine Poeſie, von der techniſchen Seite beſehen, iſt rhythmiſch, nicht melodiſch, weßhalb er ſich denn auch meiſtens freier Sylbenmaße bedient; und ſo gewähren Vers und Reim, Brief und Abhandlung, durcheinander verſchlungen, den Ausdruck eines gemüthlichen Menſchenverſtandes, innerhalb einer wohlgeſinnten Beſchränkung.

Vor Allem aber war uns anziehend der Freundſchafts-Tempel, eine Sammlung von Bildniſſen älterer und neuerer Angehörigen. Sie gab ein ſchönes Zeugniß, wie er die Mitlebenden geſchätzt, und uns eine angenehme Recapitulation ſo vieler ausgezeichneter Geſtalten, eine Erinnerung an die bedeutenden einwohnenden Geiſter, an die Bezüge dieſer Perſonen untereinander und zu dem werthen Manne, der ſie meiſtens eine Zeit lang um ſich verſammelte und die Scheidenden, die Abweſenden wenigſtens im Bilde feſtzuhalten Sorge trug. Bei ſolchem Betrachten ward gar manches Bedenken hervorgerufen; nur eines ſprech' ich aus: man ſah über hundert Poeten und Litteratoren, aber unter dieſen keinen einzigen Muſiker und Componiſten. Wie, ſollte jener Greis, der, ſeinen Aeußerungen nach, nur im Singen zu leben und zu athmen ſchien, keine Ahnung von dem eigentlichen Geſang gehabt haben, von der Tonkunſt, dem wahren Element, woher alle Dichtungen entſpringen und wohin ſie zurückkehren?

Suchte man nun aber in einen Begriff zuſammen zu faſſen, was uns von dem edeln Manne vorſchwebt, ſo könnte man ſagen: ein leidenſchaftliches Wohlwollen lag ſeinem Character zu Grunde, das er durch Wort und That wirkſam zu machen ſuchte. Durch Rede und Schrift aufmunternd, ein allgemeines, rein menſchliches Gefühl zu verbreiten bemüht, zeigte er ſich, als Freund von Jedermann, hülfreich dem Darbenden, armer Jugend aber beſonders förderlich. Ihm, als gutem Haushalter, ſcheint Wohlthätigkeit die einzige Liebhaberei geweſen zu ſein, auf die er ſeinen Ueberſchuß verwendet. Das Meiſte that er aus eigenen Kräften; ſeltener und erſt in ſpätern Jahren bedient er ſich ſeines Namens, ſeines Ruhms, um bei Königen und Miniſtern einigen Einfluß zu gewinnen, ohne ſich dadurch ſehr gefördert zu ſehen. Man behandelt ihn ehrenvoll, duldet und belobt ſeine Thätigkeit, hilft ihm auch wohl noch, trägt aber gewöhnlich Bedenken, in ſeine Abſichten kräftig einzugehen.

Alles jedoch zuſammengenommen, muß man ihm den eigentlichſten Bürgerſinn in jedem Betracht zugeſtehen; er ruht als Menſch auf ſich ſelbſt, verwaltet ein bedeutendes öffentliches Amt, und beweiſt ſich übrigens gegen Stadt und Provinz und Königreich als Patriot, gegen Deutſches Vaterland und Welt als ächten Liberalen. Alles Revolutionäre dagegen, das in ſeinen ältern Tagen hervortritt, iſt ihm höchlich verhaßt, ſo wie Alles, was früher Preußen's großem Könige und ſeinem Reiche ſich feindſelig entgegenſtellt.

Da nun ferner eine jede Religion den reinen, ruhigen Verkehr der Menſchen unter einander befördern ſoll, die chriſtlich evangeliſche jedoch hierzu beſonders geeignet iſt: ſo konnte er, die Religion des rechtſchaffenen Mannes, die ihm angeboren und ſeiner Natur nothwendig war, immerfort ausübend, ſich für den rechtgläubigſten aller Menſchen halten und an dem ererbten Bekenntniß, ſowie bei dem herkömmlichen, ein-

ſachen Cultus der proteſtantiſchen Kirche, gar wohl beruhigen.

Nach allen dieſen lebhaften Vergegenwärtigungen ſollten wir noch ein Bild des Vergänglichen erblicken; denn auf ihrem Siechbette begrüßten wir die ablebende Nichte Gleim's, die unter dem Namen Gleminde viele Jahre die Zierde eines dichteriſchen Kreiſes geweſen. Zu ihrer anmuthigen, obſchon kränklichen Bildung, ſtimmte gar fein die große Reinlichkeit ihrer Umgebung und wir unterhielten uns gern mit ihr von vergangenen guten Tagen, die ihr mit dem Wandeln und Wirken ihres trefflichen Oheims immer gegenwärtig geblieben waren.

Zuletzt, um unſere Wallfahrt ernſt und würdig abzuſchließen, traten wir in den Garten, um das Grab des edeln Greiſes, dem nach vieljährigen Leiden und Schmerzen, Thätigkeit und Erdulden, umgeben von Denkmalen vergangener Freunde, an der ihm gemüthlichen Stelle gegönnt war auszuruhen.

Die öden, feuchten Räume des Doms beſuchten wir zu wiederholten Malen; er ſtand, obgleich ſeines frühern religiöſen Lebens beraubt, doch noch unerſchüttert in urſprünglicher Würde. Dergleichen Gebäude haben etwas eigen Anziehendes; ſie vergegenwärtigen uns tüchtige, aber düſtere Zuſtände; und weil wir uns manchmal gern in's Halbdunkel der Vergangenheit einhüllen, ſo finden wir es willkommen, wenn eine ahnungsvolle Beſchränkung uns mit gewiſſen Schauern ergreift, körperlich, phyſiſch, geiſtig auf Gefühl, Einbildungskraft und Gemüth wirkt, und ſomit ſittliche, poetiſche und religiöſe Stimmung anregt.

Die Spiegelberge, unſchuldig buſchig bewachſene Anhöhen, dem nachbarlichen Harze vorliegend, jetzt durch die ſeltſamſten Gebilde ein Tummelplatz häßlicher Creaturen, eben als wenn eine vermaledeite Geſellſchaft, vom Blocksberge wiederkehrend, durch Gottes unergründlichen Rathſchluß hier wäre verſteinert worden. Am Fuße des Aufſtiegs dient ein ungeheures Faß abſcheulichem Zwergengeſchlecht zum Hochzeitſaal; und von da, durch alle Gänge der Anlagen, lauern Mißgeburten jeder Art, ſo daß der Mißgeſtalten liebende Prätorius ſeinen mundus anthropodemicus hier vollkommen realiſirt erblicken konnte.

Da fiel es denn recht auf, wie nöthig es ſei, in der Erziehung die Einbildungskraft nicht zu beſeitigen ſondern zu regeln, ihr durch zeitig vorgeführte, edle Bilder Luſt am Schönen, Bedürfniß des Vortrefflichen zu geben. Was hilft es, die Sinnlichkeit zu zähmen, den Verſtand zu bilden, der Vernunft ihre Herrſchaft zu ſichern? Die Einbildungskraft lauert als der mächtigſte Feind; ſie hat von Natur einen unwiderſtehlichen Trieb zum Abſurden, der ſelbſt in gebildeten Menſchen mächtig wirkt und gegen alle Cultur die angeſtammte Rohheit fratzenliebender Wilden mitten in der anſtändigſten Welt wieder zum Vorſchein bringt.

Von der übrigen Rückreiſe darf ich nur vorübereilend ſprechen. Wir ſuchten das Bodethal und den längſt bekannten Hammer; von hier ging ich, nun zum dritten Male in meinem Leben, das von Granit-Felſen eingeſchloſſene, rauſchende Waſſer hinan, und hier fiel mir wiederum auf, daß wir durch Nichts ſo ſehr veranlaßt werden, über uns ſelbſt zu denken, als wenn wir höchſt bedeutende Gegenſtände, beſonders entſchiedene characteriſtiſche Natur-Scenen, nach langen Zwiſchenräumen endlich wiederſehen und den zurückgebliebenen Eindruck mit der gegenwärtigen Einwirkung vergleichen. Da werden wir denn im Ganzen bemerken, daß das Object immer mehr hervortritt; daß, wenn wir uns früher an den Gegenſtänden empfanden, Freud' und Leid, Heiterkeit und Verwirrung auf ſie übertrugen, wir nunmehr bei gebändigter Selbſtigkeit ihnen das gebührende Recht widerfahren laſſen, ihre Eigenheiten zu erkennen und ihre Eigenſchaften, ſofern wir ſie durchdringen, in einem höhern Grade zu ſchätzen wiſſen. Jene Art des Anſchauens gewährt der künſtleriſche Blick; dieſe eignet ſich dem Naturforſcher und ich mußte mich, zwar Anfangs nicht ohne Schmerzen, zuletzt doch glücklich preiſen, daß, indem jener Sinn mich nach und nach zu verlaſſen drohte, dieſer ſich in Aug' und Geiſt deſto kräftiger entwickelte.

1806.

Die Interims-Hoffnungen, mit denen wir uns philiſterhaft ſchon manche Jahre hingehalten, wurden ſo abermals im gegenwärtigen genährt. Zwar brannte die Welt in allen Ecken und Enden, Europa hatte eine andere Geſtalt genommen, zu Lande und See gingen Städte und Flotten zu Trümmern; aber das mittlere, das nördliche Deutſchland genoß noch eines gewiſſen fieberhaften Friedens, in welchem wir uns einer problematiſchen Sicherheit hingaben. Das große Reich im Weſten war gegründet; es trieb Wurzeln und Zweige nach allen Seiten hin. Indeſſen ſchien Preußen das Vorrecht gegönnt, ſich im Norden zu befeſtigen. Zunächſt beſaß es Erfurt, einen ſehr wichtigen Haltpunct; und wir ließen uns in dieſem Sinne gefallen, daß von Anfang des Jahrs Preußiſche Truppen bei uns einkehrten. Dem Regiment Oſtin folgten, Anfangs Februar, Füſeliere; ſodann trafen ein die Regimenter Bork, Arnim, Pirſch; man hatte ſich ſchon an dieſe Unruhe gewöhnt.

Der Geburtstag unſerer verehrten Herzoginn, der 30. Januar, ward für dieß Mal zwar pomphaft genug, aber doch mit unerfreulichen Vorahnungen gefeiert. Das Regiment Oſtin rühmte ſich eines Chor-Trompeter, das Seinesgleichen nicht hätte; ſie traten in einem Halbkreis zum Willkommen auf das Theater, gaben Proben ihrer außerordentlichen Geſchicklichkeit und begleiteten zuletzt einen Geſang, deſſen allgemein bekannte Melodie, einem Inſelkönig gewidmet und noch keineswegs von dem patriotiſchen Feſtland überboten, ihre vollkommen herzerhebende Wirkung that.

Eine Ueberſetzung oder Umbildung des „Cid“ von Corneille ward hiernach aufgeführt, ſowie auch „Stella“, zum erſten Mal mit tragiſcher Cataſtrophe. „Götz von Berlichingen“ kam wieder an die Reihe, nicht weniger „Egmont“. Schiller's „Glocke“ mit allem Apparat des Gießens und der fertigen Darſtellung, die wir als Didascalie ſchon längſt verſucht hatten, ward gegeben und ſo daß die ſämmtliche Geſellſchaft mitwirkte, indem der eigentliche dramatiſche Kunſt- und Handwerkstheil dem Meiſter und den Geſellen anheimfiel; das übrige Lyriſche aber an die männlichen und weiblichen Glieder, von den älteſten bis zu den jüngſten, vertheilt und jedem charakteriſtiſch angeeignet ward.

Aufmerkſamkeit erregte im Ganzen der von Iffland zur Vorſtellung gebrachte „Doctor Luther“, ob wir gleich zauderten, denſelben gleichfalls aufzunehmen.

Bei dem verlängerten Aufenthalt in Carlsbad gedachte man der nächſten Theater-Zeitung und verſuchte, Oehlenſchläger's verdienſtliche Tragödie, „Hakon Jarl“, unſerer Bühne anzueignen; ja, es wurden ſogar ſchon Kleider und Decorationen aufgeſucht und gefunden. Allein ſpäterhin ſchien es bedenklich, zu einer Zeit, da mit Kronen im Ernſt geſpielt wurde, mit dieſer heiligen Zierde ſich ſcherzhaft zu geberden. Im vergangenen Frühjahr hatte man nicht mehr thun können, als das beſtehende Repertorium zu erhalten und einiger Maßen zu vermehren. Im Spätjahr, als der Kriegsdrang jedes Verhältniß aufzulöſen drohte, hielt man für Pflicht, die Theater-Anſtalt, als einen öffentlichen Schatz, als ein Gemeingut der Stadt zu bewahren. Nur zwei Monate blieben die Vorſtellungen unterbrochen, die wiſſenſchaftlichen Bemühungen nur wenige Tage, und Iffland's Theater-Calender gab der Deutſchen Bühne eine ſchwunghafte Aufmunterung.

Die projectirte neue Ausgabe meiner Werke nöthigte mich, ſie ſämmtlich wieder durchzugehen und ich widmete jeder einzelnen Production die gehörige Aufmerkſamkeit, ob ich gleich bei meinem alten Vorſatze blieb, Nichts eigentlich umzuſchreiben aber auf einen hohen Grad zu verändern.

Die zwei Abtheilungen der Elegien, wie ſie noch vorliegen, wurden eingerichtet und „Fauſt“ in ſeiner jetzigen Geſtalt fragmentariſch behandelt. So gelangte ich dieſes Jahr bis zum vierten Theil einſchließlich; aber mich beſchäftigte ein wichtigeres Werk. Der epiſche Teil kam wieder zur Sprache, wie ich ihn 1797 in der Schweiz concipirt und nachher dem dramatiſchen Teil Schiller's zu Liebe bei Seite gelegt. Beide konnten recht gut neben einander beſtehen; Schiller war mein Plan gar wohl bekannt und ich war zufrieden, daß er den Hauptbegriff eines ſelbſtſtändigen, von den übrigen Verſchworen unabhängigen Teil benutzte. In der Ausführung aber mußte er, der Richtung ſeines Talent's zufolge ſowie nach den Deutſchen Theater-Bedürfniſſen, einen ganz andern Weg nehmen; und mir blieb das epiſch-ruhig Grandioſe noch immer zu Gebot, ſowie die ſämmtlichen Motive, wo ſie ſich auch berührten, in beiden Bearbeitungen durchaus eine andere Geſtalt nahmen.

Ich hatte Luſt, wieder einmal Hexameter zu ſchreiben und mein gutes Verhältniß zu Voß, Vater und Sohn, ließ mich hoffen, auch in dieſer herrlichen Versart immer ſicherer vorzuſchreiten. Aber die Tage und Wochen waren ſo ahnungsvoll, die letzten Monate ſo ſtürmiſch und ſo wenig Hoffnung zu einem freiern Athemholen, daß ein Plan, auf dem Vierwaldſtätter-See und auf dem Wege nach Altdorf, in der freien Natur concipirt, in dem beängſtigten Deutſchland nicht wohl wäre ausgeführt geweſen.

Wenn wir nun auch ſchon unſer öffentliches Verhältniß zur bildenden Kunſt aufgegeben hatten, ſo blieb ſie uns doch im Innern ſtets lieb und werth. Bildhauer Weiſſer, ein Kunſtgenoſſe von Friedrich Tieck, bearbeitete mit Glück die Büſte des hier verſtorbenen Herzogs von Braunſchweig, welche, in der öffentlichen Bibliothek aufgeſtellt, einen ſchönen Beweis ſeines viel verſprechenden Talents abgibt.

Kupferſtiche ſind überhaupt das Kunſtmittel, durch welches Kenner und Liebhaber ſich am Meiſten und Bequemſten unterhalten; und ſo empfingen wir aus Rom von Gmelin das vorzügliche Blatt, unterzeichnet: der Tempel der Venus, nach Cicade. Es war mir um ſoviel mehr werth, als das Original erſt nach meinem Abgang von Rom bekannt geworden und ich mich alſo zum erſten Mal von den Vorzügen deſſelben aus dieſer kunſtreichen Nachbildung überzeugen ſollte.

Ganz in einem andern Fache, aber heiter und geiſtreich genug, erſchienen die Riepenhauſen'ſchen Blätter zur Genoveva, deren Original-Zeich-

Und segnet' mich und that so groß,
Und bin nun selbst der Sünde bloß!
Doch — alles was mich dazu trieb,
Gott! war so gut! ach war so lieb!

wungen wir ſchon früher gekannt. Nach dieſe jungen Männer, die ſich zuvor an Polygnot geübt hatten, wandten ſich nun gegen die Romantik, welche ſich durch ſchriftſtelleriſche Talente bei'm Publicum eingeſchmeichelt hatte und ſo die Bemerkung wahr machte: daß mehr, als man denkt, der bildende Künſtler vom Dichter und Schriftſteller abhängt.

In Carlsbad unterhielt mich belehrend eine Sammlung Kupfer, welche Graf Löpel mit ſich führte; nicht weniger große, mit der Feder gezeichnete, aquarellirte Blätter von Ramberg bewährten das heitere, glücklich auffaſſende, mitunter extemporirende Talent des genannten Künſtlers. Graf Corneillan beſaß dieſelben und nebſt eigenen Arbeiten noch ſehr ſchöne Landſchaften in Deckfarben.

Die hieſigen Sammlungen vermehrten ſich durch einen Schatz von Zeichnungen im höhern Sinne. Karſten's künſtleriſche Verlaſſenſchaft war an ſeinen Freund Jernow vererbt; man traf mit dieſem eine billige Uebereinkunft: und ſo wurden mehrere Zeichnungen des verſchiedenſten Formats, größere Cartons und kleinere Bilder, Studien in ſchwarzer Kreide, in Rothſtein, aquarellirte Federzeichnungen und ſo vieles Andere, was den Künſtler das jedesmalige Studium Bedürfniß oder Laune mannigfaltig ergreifen läßt, für unſer Muſeum erworben.

Wilhelm Tiſchbein, der nach ſeiner Entfernung von Neapel, von dem Herzog von Oldenburg begünſtigt, ſich in einer friedlichen, glücklichen Lage befand, ließ auch gelegentlich von ſich hören und ſendete dieß Frühjahr manches Angenehme.

Er theilte zuerſt die Bemerkung mit, daß die flüchtigſten Bilder oft die glücklichſten Gedanken haben; eine Beobachtung, die er gemacht, als ihm viele hundert Gemälde von trefflichen Meiſtern, herrlich gedacht, aber nicht ſonderlich ausgeführt, vor die Augen gekommen. Und es bewährt ſich freilich, daß die ausgeführteſten Bilder der Niederländiſchen Schule, bei allem großen Reichthum, womit ſie ausgeſtattet ſind, doch manchmal Etwas an geiſtreicher Erfindung zu wünſchen übrig laſſen. Es ſcheint, als wenn die Gewiſſenhaftigkeit des Künſtlers, dem Liebhaber und Kenner etwas vollkommen Würdiges überliefern zu wollen, den Aufflug des Geiſtes einiger Maßen beſchränke, dahingegen eine geiſtreich gefaßte, flüchtig hingeworfene Skizze außer aller Verantwortung das eigenſte Talent des Künſtlers offenbare. Er ſendete einige aquarellirte Copien, von welchen uns zwei geblieben ſind: Schatzgräber in einem tiefen Stadtgraben und Salamanten, bei Nachtzeit durch unzulängliche Beſchwörungen ſich die böſen Geiſter auf den Hals ziehend, der entdeckten und ſchon halb ergriffenen Schätze verluſtig. Der Anſtand iſt bei dieſer Gelegenheit nicht durchaus beobachtet, Vorgeſtelltes und Ausführung einem Geheimbilde angemeſſen; das zweite Bild vielleicht noch mehr: eine gräuliche Kriegs-Scene, erſchlagene, beraubte Männer, troſtloſe Weiber und Kinder, im Hintergrunde ein Kloſter in vollen Flammen, im Vordergrund mißhandelte Mönche; gleichfalls ein Bild, welches im Schränkchen müßte aufbewahrt werden.

Ferner ſendete Tiſchbein an Herzogin Amalie einen mäßigen Folio-Band aquarellirter Federzeichnungen. Hierin iſt nun Tiſchbein ganz beſonders glücklich, weil auf dieſe leichte Weiſe ein geübtes Talent Gedanken, Einfälle, Grillen ohne großen Aufwand und ohne Gefahr, ſeine Zeit zu verlieren, ausſpricht. Solche Blätter ſind fertig, wie gedacht.

Thiere darzuſtellen, war immer Tiſchbein's Liebhaberei; ſo erinnern wir uns hier auch eines Eſels, der mit großem Behagen Ananas ſtatt Diſteln fraß.

Auf einem andern Bilde blickt man über die Dächer einer großen Stadt gegen die aufgehende Sonne; ganz nah an dem Beſchauer, im vorderſten Vordergrunde, ſitzt ein ſchwarzer Oeffenjunge unmittelbar an dem Schornſtein. Was an ihm noch Farbe annehmen konnte, war von der Sonne vergoldet und man mußte den Gedanken allerliebſt finden, daß der letzte Sohn des jammervollſten Gewerbes unter viel Tauſenden der Einzige ſei, der eines ſolchen herzerhebenden Naturanblicks genöſſe.

Dergleichen Mittheilungen geſchahen von Tiſchbein immer unter der Bedingung, daß man ihm eine poetiſche oder proſaiſche Auslegung ſeiner ſittlich künſtleriſchen Träume möge zukommen laſſen. Die kleinen Gedichte, die man ihm zur Erwiderung ſendete, finden ſich unter den meinigen. Herzogin Amalie und ihre Umgebung theilten ſich darin nach Stand und Würden, und erwiderten ſo eigenhändig die Freundlichkeit des Gebers.

Auch ich ward in Carlsbad angetrieben, die bedeutend abwechſelnden Gegenſtände mir durch Nachbildung beſſer einzuprägen; die vollkommenern Skizzen behielten einigen Werth für mich und ich fing an, ſie zu ſammeln.

Ein Medaillen-Cabinet, welches von der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts an, über den Weg, den die Bildhauerkunſt genommen, hinlänglichen Aufſchluß zu geben ſchon reich genug war, vermehrte ſich anſehnlich und lieferte immer vollſtändigere Begriffe.

Ebenſo wurde die Sammlung von eigenhändig geſchriebenen Blättern vorzüglicher Männer beträchtlich vermehrt. Ein Stammbuch der Walch'ſchen Familie, ſeit etwa den Anfängen des acht-

zehnten Jahrhunderts, worin Maffei voraussieht, war höchst schätzenswerth und ich danke sehr verpflichtet den freundlichen Gebern. Ein alphabetisches Verzeichniß des handschriftlichen Besitzes war gedruckt; ich legte solches jedem Brief an Freunde bei, und erhielt dadurch nach und nach fortdauernde Vermehrung.

Von Künstlern besuchte uns nun abermals Raabe von Berlin und empfahl sich ebenso durch sein Talent wie durch seine Gefälligkeit.

Aber betrüben mußte mich ein Brief von Hackert. Dieser treffliche Mann hatte sich von einem apoplectischen Anfall nur insofern erholt, daß er einen Brief dictiren und unterschreiben konnte. Es jammerte mich die Hand, die soviel sichere Character-Striche geführt, nun zitternd und unvollständig, den eigenen, so oft mit Freude und Vortheil unterzeichneten, berühmten Namen blos andeuten zu sehen.

Bei den Jena'schen Museen drangen immer neue Gegenstände zu, und man mußte deßhalb Erweiterungen vornehmen und in der Anordnung eine veränderte Methode befolgen.

Der Nachlaß von Batsch brachte neue Mühe und Unbequemlichkeit. Er hatte die naturforschende Gesellschaft gestiftet, auch in einer Reihe von Jahren durch und für sie ein unterrichtendes Museum aller Art zusammengebracht, welches dadurch ansehnlicher und wichtiger geworden, daß er demselben seine eigene Sammlung methodisch eingeschaltet. Nach seinem Hintritt reclamirten die Directoren und anwesenden Glieder jener Gesellschaft einen Theil des Nachlasses, besonders das ihr zustehende Museum; die Erben forderten den Rest, welchen man ihnen, da eine Schenkung des bisherigen Directors nur muthmaßlich war, nicht vorenthalten konnte. Von Seiten herzoglicher Commission entschloß man sich, auch hier einzugreifen; und da man mit den Erben nicht einig werden konnte, so schritt man zu dem unangenehmen Geschäft der Sonderung und Theilung. Was dabei an Rückständen zu zahlen war, glich man aus und gab der naturforschenden Gesellschaft ein Zimmer im Schlosse, wo die ihr zugehörigen Naturalien abgesondert stehen konnten. Man verpflichtete sich, die Erhaltung und Vermehrung zu begünstigen; und so ruhte auch dieser Gegenstand, ohne abzuerben.

Als ich von Carlsbad im September zurückkam, fand ich das mineralogische Cabinet in der schönsten Ordnung, auch das zoologische reinlich aufgestellt.

Dr. Seebeck brachte das ganze Jahr in Jena zu und förderte nicht wenig unsere Einsicht in die Physik überhaupt, und besonders in die Farbenlehre. Wenn er zu jenen Zwecken sich um den Galvanismus bemühte, so waren seine übrigen Versuche auf Oxydation und Desoxydation, auf Erwärmen und Erkalten, Entzünden und Auslöschen für mich im chromatischen Sinne von der größten Bedeutung.

Ein Versuch, Glasscheiben trübe zu machen, wollte unserm wackern Göttling nicht gelingen, eigentlich aber nur deßhalb, weil er die Sache zu ernst nahm, da doch diese chemische Wirkung, wie alle Wirkungen der Natur, aus einem Hauch, aus der mindesten Bedingung, hervorgehen. Mit Professor Schreiber ließen sich gar schöne Betrachtungen wechseln; das Zarte und Gründliche seiner Natur gab sich im Gespräch gar liebenswürdig hervor, wo es dem Mitredenden sich mehr anbequemte als sonst dem Leser, der sich immer, wie bei allzu tief gegriffenen Monologen, entfremdet fühlte.

Sömmerring's Gehörwerkzeuge führten uns zur Anatomie zurück; Alexander von Humboldt's freundliche Sendungen riefen uns in die weit' und breite Welt; Steffen's Grundzüge der philosophischen Naturwissenschaften gaben genug zu denken, indem man gewöhnlich mit ihm in uneiniger Einigkeit lebte.

Um soviel, als mir gegeben sein möchte, an die Mathematik heranzugehen, las ich Montuclas Histoire des Mathematiques, und nachdem ich die höhern Ansichten, woraus das Einzelne sich herleitet, abermals bei mir möglichst aufgeklärt und mich in die Mitte des Reichs der Natur und der Freiheit zu stellen gesucht, schrieb ich das Schema der allgemeinen Naturlehre, um für die besondere Chromatik einen sichern Standpunct zu finden.

Aus der alten Zeit, in die ich so gern zurücktrete, um die Muster einer menschenverständigen Anschauung mir abermals zu vergegenwärtigen, las ich Agricola de ortu et causis subterraneorum, und bemerkte hierbei, daß ich auf eben einer solchen Wanderung in's Vergangene die glaubwürdigste Nachricht von einem Meteor-Stein in der Thüringer-Chronik fand.

Und so darf ich denn am Schlusse nicht vergessen, daß ich in der Pflanzenkunde zwei starke Anregungen erlebte: die große Charte botanique d'après Ventenat machte mir die Familien-Verhältnisse augenfälliger und eindrücklicher. Sie hing in einem großen Zimmer des Jena'schen Schlosses, welches ich im ersten Stock bewohnte und blieb, als ich eilig dem Fürsten Hohenlohe Platz machte, an der Wand zurück. Nun gab sie seinem unterrichteten General-Stab, so wie nachher dem Napoleon'schen gelegentliche Unterhaltung und ich fand sie daselbst noch unversehrt, als ich nach soviel Sturm und Ungethüm meine sonst so friedliche Wohnung wieder bezog.

Cotta's Naturbetrachtung über das Wachs-

thum der Pflanzen, nebſt beigefügten Muſterſtücken von durchſchnittenen Hölzern, waren mir eine ſehr angenehme Gabe. Abermals regte ſie jene Betrachtungen auf, denen ich ſo viele Jahre durch nachhing und war die Hauptveranlaſſung, daß ich, von Neuem zur Morphologie mich wendend, den Vorſatz faßte, ſowohl die Metamorphoſe der Pflanzen als ſonſt ſich Anſchließendes wieder abdrucken zu laſſen.

Die Vorarbeiten zur Farbenlehre, mit denen ich mich ſeit zwölf Jahren ohne Unterbrechung beſchäftigte, waren ſo weit gediehen, daß ſich die Theile immer mehr zu runden anfingen und das Ganze bald ſelbſt eine Conſiſtenz zu gewinnen verſprach. Was ich nach meiner Weiſe an den phyſiologiſchen Farben thun konnte und wollte, war gethan; ebenſo lagen die Anfänge des Geſchichtlichen bereits vor, und man konnte daher den Druck des erſten und zweiten Theils zugleich anfangen. Ich wendete mich nun zu den pathologiſchen Farben; und im Geſchichtlichen ward unterſucht, was Plinius von den Farben mochte geſagt haben.

Während nun das Einzelne vorſchritt, ward ein Schema der ganzen Lehre immer durchgearbeitet.

Die phyſiſchen Farben verlangten nun der Ordnung nach meine ganze Aufmerkſamkeit. Die Betrachtung ihrer Erſcheinungsmittel und Bedingungen nahm alle meine Geiſteskräfte in Anſpruch. Hier mußt' ich nun meine längſt befeſtigte Ueberzeugung ausſprechen, daß, da wir alle Farben nur durch Mittel und an Mitteln ſehen, die Lehre vom Trüben, als dem allerzarteſten und reinſten Materiellen, derjenige Beginn ſei, woraus die ganze Chromatik ſich entwickele.

Ueberzeugt, daß rückwärts, innerhalb dem Kreiſe der phyſiologiſchen Farben, ſich auch ohne mein Mitwirken eben Daſſelbe nothwendig offenbaren müſſe, ging ich vorwärts und redigirte, was ich Alles über Refraction mit mir ſelbſt und Andern verhandelt hatte. Denn hier war eigentlich der Aufenthalt jener bezaubernden Prinzeſſinn, welche im ſiebenfarbigen Schmuck die ganze Welt zum Beſten hatte. Hier lag der grimmig ſophiſtiſche Drache, einem Jeden bedrohlich, der ſich unterſtehen wollte, das Abenteuer mit dieſen Irrſalen zu wagen. Die Bedeutſamkeit dieſer Abtheilung und der dazu gehörigen Capitel war groß; ich ſuchte ihr durch Ausführlichkeit genugzuthun, und ich fürchte nicht, daß Etwas verſäumt worden ſei. Daß, wenn bei der Refraction Farben erſcheinen ſollen, ein Bild, eine Grenze verrückt werden müſſe, ward feſtgeſtellt. Wie ſich bei ſubjectiven Verſuchen ſchwarz und weiße Bilder aller Art durch's Prisma an ihren Rändern verhalten; wie das Gleiche geſchieht an grauen Bildern aller Schattirungen, an bunten jeder Farbe und Abſtufung, bei ſtärkerer oder geringerer Refraction. Alles ward ſtreng auseinander geſetzt und ich bin überzeugt, daß der Lehrer, die ſämmtlichen Erſcheinungen in Verſuchen vorlegend, weder an dem Phänomen noch am Vortrag Etwas vermiſſen wird.

Die cataoptriſchen und paroptiſchen Farben folgten darauf, und es war in Betreff jener zu bemerken, daß bei der Spiegelung nur alsdann Farben erſcheinen, wenn der ſpiegelnde Körper geritzt oder fadenartig glänzend angenommen wird. Bei den paroptiſchen läugnete man die Beugung und leitete die farbigen Streifen von Doppellichtern her. Daß die Ränder der Sonne, jeder für ſich, einen eigenen Schatten werfen, kam bei einer ringförmigen Sonnenfinſterniß gar bekräftigend zum Vorſchein.

Die ſinnlich ſittliche Wirkung der Farbe ward darauf aufgeführt und im Geſchichtlichen nebenher Gauthier's Chrongeneſie betrachtet.

Mit dem Abdruck waren wir bis zum dreizehnten Bogen des erſten Theils und bis zum vierten des zweiten gelangt, als mit dem 14. October das grimmigſte Unheil über uns hereinbrach und die übereilt geflüchteten Papiere unwiederbringlich zu vernichten drohte.

Glücklich genug vermochten wir, bald wieder ermannt, mit andern Geſchäften auch dieſes von Neuem zu ergreifen und in gefaßter Thätigkeit unſer Tagewerk weiter zu fördern.

Nun wurden vor allen Dingen die nöthigen Tafeln ſorgfältig bearbeitet. Eine mit dem guten und werthen Runge fortgeſetzte Correſpondenz gab uns Gelegenheit, ſeinen Brief dem Schluß der Farbenlehre beizufügen, wie denn auch Seebeck's geſteigerte Verſuche dem Ganzen zu Gute kamen.

Mit befreiter Bruſt dankten wir den Muſen für ſo offenbar gegönnten Beiſtand; aber kaum hatten wir einiger Maßen friſchen Athem geſchöpft, ſo ſahen wir uns genöthigt, um nicht zu ſtocken, alſogleich den widerwärtigen polemiſchen Theil anzufaſſen und unſere Bemühungen um Newton's Optik, ſowie die Prüfung ſeiner Verſuche und der daraus gezogenen Beweiſe, auch in's Enge und dadurch endlich zum Abſchluß zu bringen. Die Einleitung des polemiſchen Theils gelang mit Ausgang des Jahrs.

An fremdem poetiſchem Verdienſt war, wo nicht aufgedeckte, aber doch innig erfreuliche Theilnahme. Das Wunderhorn, alterthümlich und phantaſtiſch, ward ſeinem Verdienſte gemäß geſchätzt und eine Recenſion deſſelben mit freundlicher Behaglichkeit ausgefertigt. Hiller's Naturdichtungen, gerade im Gegenſatz, ganz gegenwärtig und der Wirklichkeit angehörig,

wurden nach ihrer Art mit billigem Urtheil empfangen. „Aladdin" von Oehlenſchläger war nicht weniger wohl aufgenommen, ließ auch nicht Alles, beſonders im Verlauf der Fabel, ſich gutheißen. Und wenn ich unter den Studien früherer Zeit die „Perſer des Aeſchylus" bemerkt habe, ſo ſcheint mir, als wenn eine Vorahnung Deſſen, was wir zu erwarten hatten, mich dahin getrieben habe.

Aber einen eigentlichen National-Antheil hatten doch die „Nibelungen" gewonnen; ſie ſich anzueignen, ſich ihnen hinzugeben, war die Luſt mehrerer verdienter Männer, die mit uns gleiche Vorliebe theilten.

Schiller's Verlaſſenſchaft blieb ein Hauptaugenmerk, ob ich gleich, jenes frühern Verſuchs ſchmerzlich gedenkend, allem Antheil an einer Herausgabe und einer biographiſchen Skizze des trefflichen Freundes ſtandhaft entſagte.

Adam Müller's Vorleſungen kamen mir in die Hände. Ich las, ja ſtudirte ſie, jedoch mit getheilter Empfindung: denn wenn man wirklich darin einen vorzüglichen Geiſt erblickte, ſo ward man auch mancher unſichern Schritte gewahr, welche nach und nach folgerecht das beſte Naturell auf falſche Wege führen mußten.

Hamann's Schriften wurden von Zeit zu Zeit aus dem myſtiſchen Gewölbe, wo ſie ruhten, hervorgezogen. Der durch die ſonderbare Sprachhülle hindurch wirkende, rein kräftige Geiſt zog immer die Bildungsluſtigen wieder an, bis man, an ſoviel Räthſeln müde und irre, ſie bei Seite legte und doch jedes Mal eine vollſtändige Ausgabe zu wünſchen nicht unterlaſſen konnte.

Wieland's Ueberſetzung der Horaziſchen Epiſtel an die Piſonen leitete mich wirklich auf eine Zeit lang von andern Beſchäftigungen ab. Dieſes problematiſche Werk wird dem Einen anders vorkommen als dem Andern, und Jedem alle zehn Jahre auch wieder anders. Ich unternahm das Wagniß kühner und wunderlicher Auslegungen des Ganzen ſowohl als des Einzelnen, die ich wohl aufgezeichnet wünſchte und wenn auch nur um der humoriſtiſchen Anſicht willen: allein dieſe Gedanken und Grillen, gleich ſo vielen tauſend andern in freundſchaftlicher Converſation ausgeſprochen, gingen in's Nichts der Lüfte.

Der große Vortheil, mit einem Manne zu wohnen, der ſich aus dem Grunde irgend einem Gegenſtande widmet, ward uns reichlich durch Fernow's dauernde Gegenwart. Auch in dieſem Jahre brachte er uns durch ſeine Abhandlung über die Italieniſchen Dialecte mitten in's Leben jenes merkwürdigen Landes.

Auch die Geſchichte der neuern Deutſchen Litteratur gewann gar manch.s Licht, durch Johannes Müller in ſeiner Selbſt-Biographie, die wir mit einer Recenſion begrüßten; ferner durch den Druck der Gleim'ſchen Briefe, die wir dem eingeweihten Körte, Huber's Lebensjahre, die wir ſeiner treuen und in ſo vieler Hinſicht höchſt ſchätzenswerthen Gattin verdanken.

Von ältern geſchichtlichen Studien findet ſich Nichts bemerkt, als daß ich bei Lampridius Kaiſergeſchichte geleſen und ich erinnere mich noch gar wohl des Grauſens, das bei Betrachtung jenes Unregiments mich befiel.

An dem höhern, ſittlich religiöſen Theil zu nehmen, riefen mich die Studien von Daub und Kreuzer auf, nicht weniger der Haliſchen Miſſions-Berichte zweiundſiebenzigſtes Stück, das ich wie die vorigen der Sorgfalt des Herrn Dr. Knapp verdankte, welcher, von meiner aufrichtigen Theilnahme an der Verbreitung des ſittlichen Gefühls durch religiöſe Mittel überzeugt, mir ſchon ſeit Jahren die Nachrichten von den geſegneten Fortſchritten einer immer lebendigen Anſtalt nicht vorenthielt.

Von anderer Seite ward ich zu der Kenntniß des gegenwärtig Politiſchen geführt durch die „Gegengewichte" von Genz; ſowie mir von Aufklärung einzelner Zeitereigniſſe noch wohl erinnerlich iſt, daß ein bei uns wohnender Engländer von Bedeutung, Herr Osborn, die Strategie der Schlacht von Trafalgar, ihrem großen Sinn und kühner Ausführung nach, umſtändlich graphiſch erklärte.

Seit 1801, wo ich nach überſtandener großer Krankheit Pyrmont beſucht hatte, war ich eigentlich meiner Geſundheit wegen in kein Bad gekommen; in Landſtädt hatt' ich dem Theater zu Liebe manche Zeit zugebracht und in Weimar der Kunſtausſtellung wegen. Allein es meldeten ſich dazwiſchen ganz manche Gebrechen, die eine duldende Indolenz eine Zeit lang hingehen ließ; endlich aber, von Freunden und Aerzten beſtimmt, entſchloß ich mich, Carlsbad zu beſuchen, um ſo mehr, als ein thätiger und beſorgter Freund, Major von Heydrich, die ganze Reiſeſorge zu übernehmen geneigt war. Ich fuhr alſo mit ihm und Riemer Ende Mai's ab. Unterwegs beſtanden wir erſt das Abenteuer, den „Puſſiten vor Naumburg" beizuwohnen, und in eine Verlegenheit anderer Art geriethen wir in Eger, als wir bemerkten, daß uns die Päſſe fehlten, die, vor lauter Geſchäftigkeit und Reiſeanſtalt vergeſſen, durch eine wunderliche Complication von Umſtänden auch an der Grenze nicht waren abgefordert worden. Die Polizei-Beamten in Eger fanden eine Form, dieſem Mangel abzuhelfen, wie denn dergleichen Fälle die ſchönſte Gelegenheit darbieten, wo eine Behörde ihre Competenz und Gewandtheit be-

thätigen kam; ſie gaben uns einen Geleitſchein nach Carlsbad gegen Verſprechen, die Päſſe nachzuliefern.

An dieſem Cur-Orte, wo man ſich, um zu genesen, aller Sorgen entſchlagen ſollte, kam man dagegen recht in die Mitte von Angſt und Beklemmniß.

Fürſt Reuß XIII., der mir immer ein gnädiger Herr geweſen, befand ſich daſelbſt und war geneigt, mir mit diplomatiſcher Gewandtheit das Unheil zu entfalten, das unſern Zuſtand bedrohte. Gleiches Zutrauen hegte General Richter zu mir, der mich in's Vergangene gar manchen Blick thun ließ. Er hatte die harten Schickſale von Ulm mit erlebt und mir ward ein Tagebuch vom 3. October 1805 bis zum 17., als dem Tage der Uebergabe gedachter Feſtung, mitgetheilt. So kam der Juli heran; eine bedeutende Nachricht verdrängte die andere.

Zu Förderniß geologiſcher Studien hatte in den Jahren, da ich Carlsbad nicht beſucht, Joſeph Müller trefflich vorgearbeitet. Dieſer wackere Mann, von Tarnau gebürtig, als Steinſchneider erzogen, hatte ſich in der Welt mancherlei verſucht und war zuletzt in Carlsbad einheimiſch geworden. Dort beſchäftigte er ſich mit ſeiner Kunſt und gerieth auf den Gedanken, die Carlsbader-Sprudelſteine in Tafeln zu ſchneiden und reinlich zu poliren, wodurch denn dieſe ausgezeichneten Sinter nach und nach der naturliebenden Welt bekannt wurden. Von dieſen Productionen der heißen Quellen wendete er ſich zu andern auffallenden Gebirgserzeugniſſen, ſammelte die Zwillings-Cryſtalle des Feldſpathes, welche die dortige Umgegend vereinzelt finden läßt.

Schon vor Jahren hatte er an unſern Spaziergängen Theil genommen, als ich mit Baron von Racknitz und andern Naturfreunden bedeutenden Gebirgsarten nachging, und in der Folge hatte er Zeit und Mühe nicht geſpart, um eine mannigfaltige characteriſtiſche Sammlung aufzuſtellen, ſie zu numeriren und nach ſeiner Art zu beſchreiben. Da er nun dem Gebirg gefolgt war, ſo hatte ſich ziemlich, was zuſammengehörte, auch zuſammengefunden und es bedurfte nur Weniges, um ſie wiſſenſchaftlichen Zwecken näher zu führen, welches er ſich denn auch, obgleich hier und da mit einigem Widerſtreben, gefallen ließ.

Was von ſeinen Unterſuchungen mir den größten Gewinn verſprach, war die Aufmerkſamkeit, die er dem Uebergangsgeſtein geſchenkt hatte, das ſich dem Granit des Hirſchenſprungs vorlegt, einen mit Hornſtein durchzogenen Granit darſtellt, Schwefelkies und auch endlich Kalkſpath enthält. Die heißen Quellen entſpringen unmittelbar hieraus und man war nicht abgeneigt, in dieſer auffallenden geologiſchen Differenz, durch den Zutritt des Waſſers, Erhitzung und Auflöſung und ſo das geheimnißvolle Räthſel der wunderbaren Waſſer aufgehellt zu ſehen.

Er zeigte mir ſorgfältig die Spuren obgedachten Geſteins, welches nicht leicht zu finden iſt, weil die Gebäude des Schloßbergs darauf laſten. Wir zogen ſodann zuſammen durch die Gegend, beſuchten die auf dem Granit aufſitzenden Baſalte über dem Hammer, nahe dabei einen Acker, wo die Zwillings-Cryſtalle ſich ausgeſtreut finden. Wir fuhren nach Engelhaus, bemerkten im Orte ſelbſt den Schrift-Granit und anderes vom Granit nur wenig abweichendes Geſtein. Der Klingſteinfelſen ward beſtiegen und beklopft, und von der weiten, obgleich nicht erheiternden Ausſicht, der Character gewonnen.

Zu allem Dieſem kam der günſtige Umſtand hinzu, daß Herr Legations-Rath von Struve, in dieſem Fache ſo unterrichtet als mittheilend und gefällig, ſeine ſchönen mitgeführten Stufen belehrend ſehen ließ, auch an unſern geologiſchen Betrachtungen vielen Theil nahm und ſelbſt einen ideellen Durchſchnitt des Leſſauer- und Hohdorfer-Gebirges zeichnete, wodurch der Zuſammenhang der Erdbrüche mit dem unter- und nebenliegenden Gebirg deutlich dargeſtellt und vermittelſt vorliegender Muſter, ſowohl des Grundgeſteins als ſeiner Veränderung durch das Feuer, belegt werden konnte.

Spaziergänge, zu dieſem Zwecke angeſtellt, waren zugleich belehrend, erheiternd und von den Angelegenheiten des Tags ablenkend.

Späterhin traten Bergrath Werner und Auguſt von Herder, Jener auf längere, Dieſer auf kürzere Zeit, an uns heran. Wenn nun auch, wie bei wiſſenſchaftlichen Unterhaltungen immer geſchieht, abweichende, ja contraſtirende Vorſtellungsarten an den Tag kommen, ſo iſt doch, wenn man das Geſpräch auf die Erfahrung hinzuwenden weiß, gar Vieles zu lernen. Werner's Ableitung des Sprudels von fortbrennenden Steinkohlenflötzen war mir zu bekannt, als daß ich hätte wagen ſollen, ihm meine neueſten Ueberzeugungen mitzutheilen; auch gab er der Uebergangsgebirgsart vom Schloßberge, die ich ſo wichtig fand, nur einen untergeordneten Werth. Auguſt von Herder theilte mir einige ſchöne Erfahrungen von dem Gehalt der Gebirgsgänge mit, der verſchieden iſt, indem ſie nach verſchiedenen Himmelsgegenden ſtreichen. Es iſt immer ſchön, wenn man das Unbegreifliche als wirklich vor ſich ſieht.

Ueber eine pädagogiſch-militäriſche Anſtalt bei der Franzöſiſchen Armee gab uns ein trefflicher, aus Baiern kommender Geiſtlicher ge-

neue Nachricht. Es werde nämlich von Officieren und Unter-Officieren am Sonntage eine Art von Catechiſation gehalten, worin der Soldat über ſeine Pflichten ſowohl als auch über ein gewiſſes Erkennen, ſo weit es ihn in ſeinem Kreiſe fördert, belehrt werde. Man ſah wohl, daß die Abſicht war, durchaus kluge und gewandte, ſich ſelbſt vertrauende Menſchen zu bilden; dieß aber ſetzte freilich voraus, daß der ſie anführende große Geiſt desungeachtet über Jeden und Alle hervorragend blieb und von Maſſenneuerungen Nichts zu fürchten hatte.

Angſt und Gefahr jedoch vermehrte der brave, tüchtige Wille ächter Deutſcher Patrioten, welche in der ganz ernſtlichen und nicht einmal verhohlenen Abſicht, einen Volksaufſtand zu organiſiren und zu bewirken, über die Mittel dazu ſich leidenſchaftlich beſprachen, ſo daß, während wir von fernen Gewittern uns bedroht ſahen, auch in der nächſten Nähe ſich Nebel und Dunſt zu bilden anfing.

Indeſſen war der Deutſche Rhein-Bund geſchloſſen und ſeine Folgen leicht zu überſehen; auch fanden wir bei unſerer Rückreiſe durch Hof in den Zeitungen die Nachricht: das Deutſche Reich ſei aufgelöſ't.

Zwiſchen dieſe beunruhigenden Geſpräche jedoch traten manche ableitende. Landgraf Carl von Heſſen, tiefern Studien von jeher zugethan, unterhielt ſich gern über die Urgeſchichte der Menſchheit und war nicht abgeneigt, höhere Anſichten anzuerkennen, ob man gleich mit ihm einſtimmig auf einen folgerechten Weg nicht gelangen konnte.

Carlsbad gab damals das Gefühl, als wäre man im Lande Goſen; Oeſterreich war zu einem ſcheinbaren Frieden mit Frankreich genöthigt und in Böhmen ward man wenigſtens nicht, wie in Thüringen, durch Märſche und Widermärſche jeden Augenblick aufgeregt. Allein kaum war man zu Hauſe, als man das bedrohende Gewitter wirklich heranrollen ſah, die entſchiedenſte Kriegserklärung durch Heranmarſch unüberſehlicher Truppen.

Eine leidenſchaftliche Bewegung der Gemüther offenbarte ſich nach ihrem verſchiedenen Verhältniß und, wie ſich in ſolcher Stimmung jederzeit Mährchen erzeugen, ſo verbreitete ſich auch ein Gerücht von dem Tode des Grafen Haugwitz, eines alten Jugendfreundes, früher als thätiger und gefälliger Miniſter anerkannt, jetzt der ganzen Welt verhaßt, da er den Unwillen der Deutſchen durch abgedrungene Hinneigung zu dem Franzöſiſchen Uebergewicht auf ſich geladen.

Die Preußen fahren fort, Erfurt zu befeſtigen; auch unſer Fürſt, als Preußiſcher General, bereitet ſich zum Abzuge. Welche ſorgenvolle Verhandlungen ich mit meinem treuen und ewig unvergeßlichen Geſchäftsfreunde, dem Staats-Miniſter von Voigt, damals gewechſelt, möchte ſchwer auszuſprechen ſein, ebenſo wenig die prägnante Unterhaltung mit meinem Fürſten im Haupt-Quartier Nieder-Roßla.

Die Herzogin Mutter bewohnte Tiefurt; Capell-Meiſter Hummel war gegenwärtig und man muſicirte mit ſchwerem Herzen; es iſt aber in ſolchen bedenklichen Momenten das Herkömmliche, daß Vergnügen und Arbeiten, ſo gut wie Eſſen, Trinken, Schlafen, in däſterer Folge hintereinander fortgehen.

Die Carlsbader Gebirgsfolge war in Jena angelangt; ich begab mich am 26. September dahin, ſie auszupacken und unter Beiſtand des Directors Lenz vorläufig zu catalogiren; auch ward ein ſolches Verzeichniß für das Jena'ſche Litteratur-Intelligenz-Blatt fertig geſchrieben und in die Druckerei gegeben.

Indeſſen war ich in den Seitenflügel des Schloſſes gezogen, um dem Fürſten Hohenlohe Platz zu machen, der, mit ſeiner Truppenabtheilung widerwillig heranrückend, lieber auf der Straße nach Hof dem Feind entgegenzugehen gewünſcht hätte. Dieſer trüben Anſichten ungeachtet, ward nach alter, academiſcher Weiſe mit Hegel manches philoſophiſche Capitel durchgeſprochen. Schelling gab eine Erklärung heraus, von Ths beantwortet. Ich war bei Fürſt Hohenlohe zu Tafel, ſah manche bedeutende Männer wieder, machte neue Bekanntſchaften. Niemandem war wohl; Alle fühlten ſich in Verzweiflung, die Keiner umhin konnte, wo nicht durch Worte, doch durch Betragen zu verrathen.

Mit Oberſt von Maſſenbach, dem Heißkopfe, hatte ich eine wunderliche Scene. Auch bei ihm kam die Neigung, zu ſchriftſtellern, der politiſchen Klugheit und militäriſchen Thätigkeit in den Weg. Er hatte ein ſeltſames Opus verfaßt, nichts Geringeres als ein mortaliſches Manifeſt gegen Napoleon. Jedermann ahnete, fürchtete die Uebergewalt der Franzoſen; und ſo geſchah es denn, daß der Drucker, begleitet von einigen Rathgebern, mich anging und ſie ſämmtlich mich dringend baten, den Druck des vorgelegten Manuſcriptes abzuwenden, welches bei'm Einrücken des Franzöſiſchen Heeres der Stadt nothwendig Verderben bringen müſſe. Ich ließ mir es übergeben und fand eine Folge von Perioden, deren erſte mit den Worten anfing: „Napoleon, ich liebte Dich!“ die letzte aber: „ich haſſe Dich!“ Dazwiſchen waren alle Hoffnungen und Erwartungen ausgeſprochen, die man Anfangs von der Großheit des Napoleon'ſchen Characters hegte, indem man dem außerordentlichen Manne ſittlich menſchliche Zwecke unterlegen zu müſſen wähnte und zuletzt

ward alles das Böſe, was man in der neuern Zeit von ihm habe erdulden müſſen, in geſchärften Ausdrücken vorgeworfen. Mit wenigen Veränderungen hätte man es in den Verdruß eines betrogenen Liebhabers über ſeine untreue Geliebte überſetzen können und ſo erſchien dieſer Aufſatz ebenſo lächerlich als gefährlich.

Durch das Andringen der wackern Jenenſer, mit denen ich ſo viele Jahre her in gutem Verhältniß geſtanden, überſchritt ich das mir ſelbſt gegebene Geſetz, mich nicht in öffentliche Händel zu miſchen; ich nahm das Heft und fand den Autoren in den weitläuftigen antiken Zimmern der Wilhelmiſchen Apotheke. Nach erneuerter Bekanntſchaft rückte ich mit meiner Proteſtation hervor und hatte, wie zu erwarten, mit einem beharrlichen Autoren zu thun. Ich aber blieb ein ebenſo beharrlicher Bürger und ſprach die Argumente, die freilich Gewicht genug hatten, mit beredter Heftigkeit aus, ſo daß er endlich nachgab. Ich erinnere mich noch, daß ein langer, ſtracker Preuße, dem Anſehen nach ein Adjutant, in unbewegter Stellung und unveränderten Geſichtszügen dabei ſtand und ſich wohl über die Kühnheit eines Bürgers innerlich verwundern mochte. Genug, ich ſchied von dem Oberſten im beſten Vernehmen, verflocht in meinen Dank alle perſuaſoriſchen Gründe, die eigentlich an ſich hinreichend geweſen wären, nun aber eine milde Verſöhnung hervorbrachten.

Noch trefflichen Männern wartete ich auf; es war am Freitag, den 3. October. Den Prinzen Louis Ferdinand traf ich nach ſeiner Art tüchtig und freundlich; General-Lieutenant von Gravert, Oberſt von Maſſow, Hauptmann Winzingerode, Letzterer jung, Halb-Franzoſ, freundlich und zutraulich. Zu Mittag mit Allen bei Fürſt Hohenlohe zur Tafel.

Verwunderlich ſchienen mir, bei dem großen Zutrauen auf Preußiſche Macht und Kriegsgewandtheit, Warnungen, die hier und da an meinen Ohren vorübergingen: man ſolle doch die beſten Sachen, die wichtigſten Papiere zu verbergen ſuchen. Ich aber, unter ſolchen Umſtänden aller Hoffnung quitt, rief, als man eben die erſten Lerchen ſpeiſ'te: Nun, wenn der Himmel einfällt, ſo werden ihrer viel gefangen werden.

Den 8. fand ich in Weimar Alles in voller Unruhe und Beſtürzung. Die großen Charactere waren gefaßt und entſchieden; man fuhr fort zu überlegen, zu beſchließen. Verbleiben; wer ſich entfernen ſollte? Das war die Frage.

1807.

Zu Ende des vorigen Jahrs war das Theater ſchon wieder eröffnet; Balcon und Logen, Parterre und Gallerie bevölkerten ſich gar bald wieder, als Wahrzeichen und Gleichniß, daß in Stadt und Staat Alles die alte Richtung angenommen. Freilich hatten wir von Glück zu ſagen, daß der Kaiſer ſeiner Haupt-Maxime getreu blieb, mit Allem, was den Sächſiſchen Namen führte, in Frieden und gutem Willen zu leben, ohne ſich durch irgend einen Nebenumſtand irre machen zu laſſen. General Denzel, der in Jena vor ſoviel Jahren Theologie ſtudirt hatte und wegen ſeiner Local-Kenntniſſe zu jener großen Expedition berufen ward, zeigte ſich als Commandant zu freundlicher Behandlung gar geneigt. Der jüngere Mounier, bei uns erzogen, mit Freundſchaft an manches Haus geknüpft, war als Commiſſaire-Ordonnateur angeſtellt und ein gelindes Verfahren beſchwichtigte nach und nach die beunruhigten Gemüther. Jeder hatte von den ſchlimmen Tagen her Etwas zu erzählen und gefiel ſich in Erinnerung überſtandenen Unheils; auch ertrug man gar manche Laſt willig, als die aus dem Stegreif einbrechenden Schreckniſſe nicht mehr zu fürchten waren.

Ich und meine Nächſten ſuchten alſo dem Theater ſeine alte Conſiſtenz wieder zu geben und es gelangte, zwar vorbereitet aber doch zufällig, zu einem neuen Glanz, durch eine freundliche, den innigſten Frieden herſtellende Kunſterſcheinung. „Taſſo" ward aufgeführt, allerdings nicht erſt unter ſolchen Stürmen, vielmehr längſt im Stillen eingelernt: denn wie bei uns antretende jüngere Schauſpieler ſich in manchen Rollen übten, die ſie nicht alſobald übernehmen ſollten, ſo verfuhren auch die ältern, indem ſie manchmal ein Stück einzulernen unternahmen, das zur Aufführung nicht eben gleich geeignet ſchien. Hiernach hatten ſie auch „Taſſo" ſeit geraumer Zeit unter ſich verabredet, vertheilt und einſtudirt, auch wohl in meiner Gegenwart geleſen, ohne daß ich jedoch, aus verzeihlichem Unglauben und daran geknüpftem Eigenſinn, die Vorſtellung hätte anſagen und entſcheiden wollen. Nun, da Manches zu ſtocken ſchien; da ſich zu anderm Neuen weder Gelegenheit noch Muth fand, nothwendig zu feiernde Feſttage ſich drängten: da regte ſich die freundliche Zudringlichkeit meiner lieben Zöglinge, ſo daß ich zuletzt Dasjenige halb unwillig zugeſtand, was ich eifrig hätte wünſchen, befördern und mit Dank anerkennen ſollen. Der Beifall, den das Stück genoß, war vollkommen der Reife gleich, die es durch ein liebevolles, anhaltendes Studium gewonnen hatte, und ich ließ mich gern beſchämen, indem ſie Dasjenige als möglich zeigten, was ich hartnäckig als unmöglich abgewieſen hatte.

Mit beharrlicher, treuer Sorgfalt ward auch

die nächſten Monate das Theater behandelt und junge Schauſpieler in Allem, was ihnen nöthig war, beſonders in einer gewiſſen natürlichen Geſetztheit und eigener perſönlichen Ausbildung, die alle Manier ausſchließt, geleitet und unterrichtet. Eine höhere Bedeutung für die Zukunft gab ſodann der „ſandhafte Prinz", der, wie er ein Mal zur Sprache gekommen, im Stillen unaufhaltſam fortwirkte. Auf ein anderes, freilich in anderm Sinne, problematiſches Theater-Stück hatte man gleichfalls ein Auge geworfen, es war der „zerbrochene Krug", der gar mancherlei Bedenken erregte und eine höchſt ungünſtige Aufnahme zu erleben hatte. Aber eigentlich erholte ſich das Weimar'ſche Theater erſt durch einen längern Aufenthalt in Halle und Lauchſtädt, wo man vor einem gleichfalls gebildeten, zu höhern Forderungen berechtigten Publicum das Beſte, was man liefern konnte, zu leiſten genöthigt war. Das Repertorium dieſer Sommervorſtellungen iſt vielleicht das Bedeutendſte, was die Weimar'ſche Bühne, wie nicht leicht eine andere, in ſo kurzer Zeit gedrängt aufzuweiſen hat.

Gar bald nach Aufführung des „Taſſo", einer ſo reinen Darſtellung zarter, geiſt- und liebevoller Hof- und Welt-Scenen, verließ Herzogin Amalie den für ſie im tiefſten Grund erſchütterten, ja zerſtörten Vaterlandsboden, Allen zur Trauer, mir zum beſondern Kummer. Ein eiliger Aufſatz, mehr in Geſchäftsform als in höherm innerem Sinne abgefaßt, ſollte nur Bekenntniß bleiben, wie viel mehr ihrem Andenken ich zu widmen verpflichtet ſei. Indeſſen wird man jene Skizze mitgetheilt finden.

Um mich aber von allen dieſen Bedrängniſſen loszureißen und meine Geiſter in's Freie zu wenden, kehrte ich an die Betrachtung organiſcher Naturen zurück. Schon waren mehrmals Anklänge bis zu mir gedrungen, daß die frühere Denkweiſe, die mich glücklich gemacht, auch in verwandten Gemüthern ſich entwickle; daher fühlte ich mich bewogen, die „Metamorphoſe der Pflanzen" wieder abdrucken zu laſſen, manchen alten Heft- und Papierbündel durchzuſehen, um etwas den Naturfreunden Angenehmes und Nützliches daraus zu ſchöpfen. Ich glaubte des Gelingens dergeſtalt ſicher zu ſein, daß bereits im Meß-Catalog auf Oſtern dieſes Jahres eine Ankündigung unter dem Titel: „Goethe's Ideen über organiſche Bildung", dieſerwegen auftrat, als könnte zunächſt ein ſolches Heft ausgegeben werden. Die tiefern, hierauf bezüglichen Betrachtungen und Studien wurden deßhalb ernſtlicher vorgenommen als je; beſonders ſuchte man, von Caſpar Fr. Wolf's Theorie der Generation ſich immer mehr zu durchdringen. Die ältern, oſteologiſchen Anſichten, vorzüglich die im Jahre 1791 in Venedig von mir gemachte Entdeckung, daß der Schädel aus Rückenwirbeln gebildet ſei, ward näher beleuchtet und mit zwei theilnehmenden Freunden, Voigt, dem Jüngern, und Riemer, verhandelt, welche Beide mir mit Erſtaunen die Nachricht brachten, daß ſo eben dieſe Bedeutung der Schädelknochen durch ein academiſches Programm in's Publicum geſprungen ſei, wie ſie, da ſie noch leben, Zeugniß geben können. Ich erſuchte ſie, ſich ſtille zu halten; denn daß in ebengedachtem Programm die Sache nicht geiſtreich durchdrungen, nicht aus der Quelle geſchöpft war, fiel dem Wiſſenden nur allzu ſehr in die Augen. Es geſchahen mancherlei Verſuche, mich reden zu machen; allein ich wußte zu ſchweigen.

Nächſtdem wurden die verſammelten Freunde der organiſchen Metamorphoſen-Lehre durch einen Zufall begünſtigt. Es zeigt ſich nämlich der monoculus apus manchmal, obgleich ſelten, in ſtehenden Waſſern der Jena'ſchen Gegend; Dergleichen ward mir dieß Mal gebracht und nirgends iſt wohl die Verwandlung eines Glieds, das immer dasſelbige bleibt, in eine andere Geſtalt deutlicher vor Augen zu ſehen, als bei dieſem Geſchöpfe.

Da nun ferner ſeit ſoviel Jahren Berg um Berg beſtiegen, Fels um Fels beklettert und beklopft, auch nicht verſäumt wurde, Stollen und Schächte zu befahren: ſo hatte ich auch die Naturerſcheinungen dieſer Art ſelbſt gezeichnet, um ihre Weiſe und Weſen mir einzudrücken, theils zeichnen laſſen, um wichtigere Abbildungen zu gewinnen und feſtzuhalten. Bei allem Dieſem ſchwebte mir immer ein Modell im Sinne, wodurch Das anſchaulicher zu machen wäre, wovon man ſich in der Natur überzeugt hatte. Es ſollte auf der Oberfläche eine Landſchaft vorſtellen, die aus dem flachen Lande bis in das höchſte Gebirg ſich erhob. Hatte man die Durchſchnittstheile auseinander gerückt, ſo zeigte ſich an den innern Profilen das Faßen, Streichen und was ſonſt verlangt werden mochte. Dieſen erſten Verſuch bewahrte ich lange und bemühte mich, ihm von Zeit zu Zeit mehr Vollſtändigkeit zu geben. Freilich aber ſtieß ich dabei auf Probleme, die ſo leicht nicht zu löſen waren. Höchſt erwünſcht begegnete mir daher ein Antrag des wackern Naturforſchers Haberle, den Legations-Rath Bertuch bei mir eingeführt hatte. Ich legte ihm meine Arbeit vor mit dem Wunſch, daß er ſie weiter bringen möge; allein bei einiger Berathung darüber ward ich nur allzu bald gewahr, daß wir in der Behandlungsart nicht übereinſtimmen dürften. Ich überließ ihm jedoch die Anlage, auf ſeine weitere Bearbeitung hoffend; habe ſie aber, da er wegen meteorolo-

giſcher Mißlehren ſich von Weimar verdrießlich entfernte, niemals wiedergeſehen.

Hochgeehrt fand ich mich auch in der erſten Hälfte des Jahrs durch ein von Herrn Alexander von Humboldt in bildlicher Darſtellung mir auf ſo bedeutende Weiſe gewidmetes, gehaltvolles Werk: „Ideen zu einer Geographie der Pflanzen", nebſt einem Naturgemälde der Tropen-Länder.

Aus früheſter und immer erneuter Freundſchaft für den edeln Verfaſſer, und durch dieſen neueſten, mir ſo ſchmeichelhaften Anklang aufgerufen, eilte ich, das Werk zu ſtudiren; allein die Profil-Karte dazu ſollte, wie gemeldet ward, erſt nachkommen. Ungeduldig, meine völlige Erkenntniß eines ſolchen Werkes aufgehalten zu ſehen, unternahm ich gleich, nach ſeinen Angaben einen gewiſſen Raum, mit Höhenmaßen an der Seite, in ein landſchaftliches Bild zu verwandeln. Nachdem ich der Vorſchrift gemäß die tropiſche rechte Seite mir ausgebildet und ſie als die Licht- und Sonnenſeite dargeſtellt hatte: ſo ſetzte ich zur linken an die Stelle der Schattenſeite die Europäiſchen Höhen und ſo entſtand eine ſymboliſche Landſchaft, nicht unangenehm dem Anblick. Dieſe zufällige Arbeit widmete ich inſchriftlich dem Freunde, dem ich ſie ſchuldig geworden war.

Das Induſtrie-Comptoir gab eine Abbildung mit einigem Text heraus, welche auch anwärts ſoviel Gunſt erwarb, daß ein Nachſtich davon in Paris erſchien.

Zu der Farbenlehre wurden, mit Genauigkeit und Mühe, die längſt vorbereiteten Tafeln nach und nach in's Reine gebracht und geſtochen, indeſſen der Abdruck des Entwurfs immer vorwärtsrückte und zu Ende des Januars vollendet ward. Nun konnte man ſich mit mehr Freiheit an die Polemik wenden. Da Newton durch Verknüpfung mehrerer Werkzeuge und Vorrichtungen einen experimentalen Unfug getrieben hatte, ſo wurden beſonders die Phänomene, wenn Prismen und Linſen aufeinander wirken, entwickelt und überhaupt die Newton'ſchen Experimente eins nach dem andern genauer unterſucht. Somit konnte denn der Anfang des polemiſchen Theils zum Druck gegeben werden; das Geſchichtliche behielt man zugleich immer im Auge. Nugnet über die Farben aus dem Journal de Trevoux war höchſt willkommen. Auch wandte man ſich zurück in die mittlere Zeit; Roger Bacon kam wieder zur Sprache und zur Vorbereitung ſchrieb man das Schema des fünfzehnten Jahrhunderts.

Freund Meyer ſtudirte das Colorit der Alten und fing an, einen Aufſatz darüber auszuarbeiten; die Verdienſte dieſer nie genug zu ſchätzenden, claſſiſchen Altvordern wurden in ihrer reinen Natürlichkeit redlich geachtet. Eine Einleitung zur Farbenlehre, dazu ein Vorwort, war geſchrieben; auch verſuchte ein theilnehmender Freund eine Ueberſetzung in's Franzöſiſche, wovon mich die bis jetzt erhaltenen Blätter noch immer an die ſchönſten Stunden erinnern. Indeſſen mußte die Polemik immer fortgeſetzt und die gedruckten Bogen beider Theile berichtigt werden. Am Ende des Jahrs waren dreißig Aushängebogen des erſten und fünf des zweiten Theils in meinen Händen.

Wie es nun geht, wenn man ſich mit Gegenſtänden lange beſchäftigt und ſie uns ſo bekannt und eigen werden, daß ſie uns bei jeder Gelegenheit vorſchweben: ſo gebraucht man ſie auch gleichnißweiſe im Scherz und Ernſt; wie ich denn ein Paar glückliche Einfälle heiterer Freunde in unſern litterariſchen Mittheilungen anführen werde.

Das Manuſcript zu meinen Schriften wird nach und nach abgeſendet; die erſte Lieferung kommt gedruckt an.

Ich vernehme Hackert's Tod; man überſendet mir nach ſeiner Anordnung biographiſche Aufſätze und Skizzen; ich ſchreibe ſein Leben im Auszuge, zuerſt für's Morgenblatt.

Der vorjährige Aufenthalt in Carlsbad hatte mein Befinden dergeſtalt verbeſſert, daß ich wohl das Glück, dem großen hereinbrechenden Kriegsunheil nicht unterlegen zu ſein, ungezweifelt jener ſorgfältig gebrauchten Cur zuſchreiben durfte. Ich entſchloß mich daher zu einer abermaligen Reiſe und zwar einer baldigen, und ſchon in der zweiten Hälfte des Mai's war ich daſelbſt angelangt. An kleineren Geſchichten, erſonnen, angefangen, fortgeſetzt, ausgeführt, war dieſe Jahrszeit reich; ſie ſollten alle durch einen romantiſchen Faden, unter dem Titel: „Wilhelm Meiſter's Wanderjahre" zuſammengeſchlungen, ein wunderlich anziehendes Ganze bilden. Zu dieſem Zweck finden ſich bemerkt, „Schluß der neuen Meluſine", „der Mann von fünfzig Jahren", „die pilgernde Thörin."

Glücklich war ich nicht weniger mit Joſeph Müller's Carlsbader-Sammlung. Die Vorbereitungen des verfloſſenen Jahrs waren ſorgfältig und hinreichend; ich hatte Beiſpiele der darin aufzuführenden Gebirgsarten zur Genüge mitgenommen und dieſelben, meine Zwecke hartnäckig verfolgend, in dem Jena'ſchen Muſeum niedergelegt, mit Bergrath Lenz ihre Characteriſtik und dem Vorkommen gemäße Anordnung beſprochen.

Alſo aufgerüſtet gelangte ich dieß Mal nach Carlsbad in die Fülle des Müller'ſchen Steinvorraths. Mit weniger Abweichung von der vorjährigen Ordnung, in welcher ich eine Muſter-

ſammlung noch beiſammen fand, wurde, mit gutem Willen und Ueberzeugung des alten Steinfreundes, die entſchiedene neue Ordnung beliebt, ſogleich ein Aufſatz gefertigt und wiederholt mit Sorgfalt durchgegangen.

Ehe der kleine Aufſatz nun abgedruckt werden konnte, mußte die Billigung der obern Prager-Behörde eingeholt werden, und ſo habe ich das Vergnügen, auf einem meiner Manuſcripte das Vidi der Prager-Cenſur zu erblicken. Dieſe wenigen Bogen ſollten mir und Andern in der Folge zum Leitfaden dienen und zu mehr ſpecieller Unterſuchung Anlaß geben.

Zugleich war die Abſicht, gewiſſe geologiſche Ueberzeugungen in die Wiſſenſchaft einzuſchwärzen.

Für den guten Joſeph Müller aber war die erfreuliche Folge, daß die Aufmerkſamkeit auf ſeine Sammlung gerichtet und mehrere Beſtellungen darauf gegeben wurden. Doch ſo eingewurzelt war ihm die, freilich wegen der Concurrenz ſo nöthige Geheimnißluſt, daß er mir den Fundort von einigen Nummern niemals entdecken wollte, vielmehr die ſeltſamſten Ausflüchte erſann, um ſeine Freunde und Gönner irre zu führen.

In reifern Jahren, wo man nicht mehr ſo heftig wie ſonſt durch Zerſtreuungen in die Weite getrieben, durch Leidenſchaften in die Enge gezogen wird, hat eine Badezeit große Vortheile, indem die Mannigfaltigkeit ſo vieler bedeutender Perſonen von allen Seiten Lebensbelehrung zuführt. So war dieſes Jahr in Carlsbad mir höchſt günſtig, indem nicht nur die reichſte und angenehmſte Unterhaltung mir ward, ſondern ſich auch ein Verhältniß anknüpfte, welches ſich in der Folge ſehr fruchtbar ausbildete. Ich traf mit dem Reſidenten von Reinhard zuſammen, der mit Gattinn und Kindern dieſen Aufenthalt wählte, um von harten Schickſalen ſich zu erholen und auszuruhen. In frühern Jahren mit in die Franzöſiſche Revolution verflochten, hatte er ſich einer Folge von Generationen angeähnlicht, war durch miniſterielle und diplomatiſche Dienſte hoch emporgekommen. Napoleon, der ihn nicht lieben konnte, wußte ihn doch zu gebrauchen, ſendete ihn aber zuletzt an einen unerfreulichen und gefährlichen Poſten, nach Jaſſi, wo er, ſeiner Pflicht treulich vorſtehend, eine Zeit lang verweilte, ſodann aber von den Ruſſen aufgehoben, durch manche Länderſtrecken mit den Seinigen geführt, endlich auf dienſame Vorſtellungen wieder losgegeben wurde. Hiervon hatte ſeine höchſt gebildete Gattinn, eine Hamburgerinn, Reimarus Tochter, eine treffliche Beſchreibung aufgeſetzt, wodurch man die verwickelten, ängſtlichen Zuſtände genauer einſah und zu wahrer Theilnahme hingeneigt wurde.

Schon der Moment, in welchem ſich ein neuer, würdiger Landsmann von Schiller und Cuvier darſtellte, war bedeutend genug, um alſobald eine nähere Verbindung zu bewirken. Beide Gatten, wahrhaft aufrichtig und Deutſch geſinnt, nach allen Seiten gebildet, Sohn und Tochter anmuthig und liebenswürdig, hatten mich bald in ihren Kreis gezogen. Der treffliche Mann ſchloß ſich um ſo mehr an mich, als er, Repräſentant einer Nation, die im Augenblick ſo vielen Menſchen wehethat, von der übrigen geſelligen Welt nicht wohlwollend angeſehen werden konnte.

Ein Mann vom Geſchäftsfache, gewohnt, ſich die fremdeſten Angelegenheiten vortragen zu laſſen, um ſolche alsbald zurecht gelegt in klarer Ordnung zu erkennen, leiht einem Jeden ſein Ohr und ſo gönnte mir auch dieſer neue Freund anhaltende Aufmerkſamkeit, als ich ihm meine Farbenlehre vorzutragen nicht unterlaſſen konnte. Er ward ſehr bald damit vertraut, übernahm die Ueberſetzung einiger Stellen; ja, wir machten den Verſuch einer ſonderbaren wechſelſeitigen Mittheilung, indem ich ihm Geſchichte und Schickſale der Farbenlehre, von den älteſten Zeiten bis auf die neueſten und auch meine Bemühungen eines Morgens aus dem Stegreif vortrug und er dagegen ſeine Lebensgeſchichte am andern Tage gleichfalls ſummariſch erzählte. So wurden wir denn, ich mit Dem, was ihm begegnet, er mit Dem, was mich auf das Lebhafteſte beſchäftigte, zugleich bekannt und ein innigeres Eingreifen in die wechſelſeitigen Intereſſen erleichtert.

Zunächſt habe ich nun der Fürſtinn Solms, einer gebornen Prinzeſſinn von Mecklenburg, zu gedenken, die mir immer, wo ich ihr auch begegnete, ein gnädiges Wohlwollen erwies. Sie veranlaßte mich jederzeit, ihr Etwas vorzuleſen und ich wählte ſtets das Neueſte, was mir aus Sinn und Herz hervorgequollen war, wodurch denn die Dichtung jedes Mal als der Ausdruck eines wahren Gefühls auch wahr erſchien und, weil ſie aus dem Innern hervortrat, wieder auf's Innerſte ihre Wirkung ausübte. Eine freundlich ſinnige Hofdame, Fräulein Lefocq, war es, welche mit gutem Geiſte dieſen vertraulichen Mittheilungen beiwohnte.

Sodann ſollte mir der Name Reinhard noch ein Mal theuer werden. Der königlich Sächſiſche Oberhofprediger ſuchte ſeine ſchon ſehr zerrüttete Geſundheit an der heißen Quelle wieder aufzubauen. So leid es that, dieſen Wackern in bedenklichen Krankheitsumſtänden zu ſehen, ſo erfreulich war die Unterhaltung mit ihm. Seine ſchöne, ſittliche Natur, ſein ausgebildeter Geiſt,

Wald und Höhle.

Faust allein.

Erhabner Geist, du gabst mir, gabst mir alles,
Warum ich bath. Du hast mir nicht umsonst
Dein Angesicht im Feuer zugewendet.
Gabst mir die herrliche Natur zum Königreich,
Kraft sie zu fühlen, zu genießen. Nicht
Kalt staunenden Besuch erlaubst du nur,
Vergönnest mir in ihre tiefe Brust,
Wie in den Busen eines Freund's, zu schauen.
Du führst die Reihe der Lebendigen
Vor mir vorbey, und lehrst mich meine Brüder
Im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen.
Und wenn der Sturm im Walde brauſt und
knarrt,

ſein redliches Wollen, ſowie ſeine practiſche Einſicht, was zu wünſchen und zu erſtreben ſei, traten überall in ehrwürdiger Liebenswürdigkeit hervor. Ob er gleich mit meiner Art, mich über das Vorliegende zu äußern, ſich nicht ganz befreunden konnte, ſo hatte ich doch die Freude, in einigen Hauptpuncten gegen die herrſchende Meinung mit ihm vollkommen übereinzuſtimmen, woraus er einſehen mochte, daß mein ſcheinbarer liberaliſtiſcher Indifferentismus, im tiefſten Ernſte mit ihm practiſch zuſammentreffend, doch nur eine Maske ſein dürfte, hinter der ich mich ſonſt gegen Pedanterie und Dünkel zu ſchützen ſuchte. Auch gewann ich in einem hohen Grade ſein Vertrauen, wodurch mir manches Treffliche zu Theil ward. Und ſo waren es ſittliche, das Unvergängliche berührende Geſpräche, welche das Gewaltſame der aufeinander folgenden Kriegsnachrichten ablehnten oder milderten.

Die erneuerte Bekanntſchaft mit dem verdienten Kreishauptmann von Schiller gewährte gleichfalls, ungeachtet der vielfachen Arbeiten dieſes überhäuften Geſchäftsmannes, gar manche angenehme Stunde. Auch überraſchte mich durch ſeine Gegenwart Hauptmann Blumenſtein, den ich vor einem Jahr in Jena, am furchtbaren Vorabend unſerer Unglückstage, theilnehmend und aufrichtig gefunden. Voller Einſicht, Heiterkeit und glücklicher Einfälle war er der beſte Geſellſchafter und wir trieben manchen Schwank zuſammen; doch konnte er, als leidenſchaftlicher Preuße, mir nicht verzeihen, daß ich mit einem franzöſiſchen Diplomaten zu vertraulich umgehe. Aber auch Dieſes ward durch ein Paar luſtige Einfälle bald zwiſchen uns in Freundſchaft abgethan.

Nun aber ſchloß ſich mir ein neuer Kreis auf. Fürſtin Bagration, ſchön, reizend, anziehend, verſammelte um ſich eine bedeutende Geſellſchaft. Hier ward ich dem Fürſten Ligne vorgeſtellt, deſſen Name mir ſchon ſo viele Jahre bekannt, deſſen Perſönlichkeit mir durch Verhältniſſe zu meinen Freunden höchſt merkwürdig geworden. Seine Gegenwart beſtätigte ſeinen Ruf; er zeigte ſich immer heiter, geiſtreich, allen Vorfällen gewachſen und als Welt- und Lebemann überall willkommen und zu Hauſe. Der Herzog von Koburg zeichnete ſich aus durch ſchöne Geſtalt und anmuthig würdiges Betragen. Der Herzog von Weimar, den ich in Bezug auf mich zuerſt hätte nennen ſollen, weil ich ihm die ehrenvolle Aufnahme in dieſen Kreis zu verdanken hatte, belebte denſelben durch ſeine Gegenwart vorzüglich. Graf Corneillan war auch hier, durch ſein ernſtes, ruhiges Betragen und dadurch, daß er angenehme Kunſtwerke zur Unterhaltung brachte, immer willkommen. Vor der Wohnung der Fürſtin, mitten auf der Wieſe, fanden ſich ſtets einige Glieder dieſer Kette zuſammen, unter Dieſen auch Hofrath von Genz, der mit großer Einſicht und Ueberſicht der kurzvergangenen Kriegsereigniſſe mir gar oft ſeine Gedanken vertraulich eröffnete, die Stellungen der Armeen, den Erfolg der Schlachten und endlich ſogar die erſte Nachricht von dem Frieden zu Tilſit mittheilte.

An Aerzten war dieß Mal Carlsbad gleichfalls geſegnet. Dr. Kappe von Dresden nenne ich zuerſt, deſſen Anweſenheit im Bade mich immer glücklich machte, weil ſeine Unterhaltung überaus lehrreich und ſeine Sorgfalt für Den, der ſich ihm anvertraute, höchſt gewiſſenhaft war. Hofrath Sulzer von Ronneburg, ein treuer Naturforſcher und emſiger Mineralog, ſchloß ſich an; Dr. Mitterbacher, ſofern ſeine Geſchäfte erlaubten, war auch beirathig. Dr. Florian, ein Böhme von Mayentin, trat gleichfalls hinzu und ſo hatte man Gelegenheit, mehr als eine der ärztlichen Denk- und Behandlungsweiſen gewahr zu werden.

Auch von Seiten der Stadt und Regierung ſchien man geneigt, Anſtalt zu treffen, dieſe heißen Quellen beſſer als bisher zu ehren und den herangelockten Fremden eine angenehmere Localität zu bereiten. Ein zur Seite des Bernhard Felſens angelegtes Hoſpital gab Hoffnungen für die unvermögende Claſſe und die höhern Stände freuten ſich ſchon zum Voraus, dereinſt am Neubrunnen einen bequemern und ſchicklichern Spaziergang zu finden. Man zeigte mir die Pläne vor, die nicht anders als zu billigen waren; man hatte die Sache wirklich im Großen überdacht und ich freute mich gleichfalls der nahen Ausſicht, mit ſoviel tauſend Andern aus dem möglichſt unanſtändigen Gedränge in eine würdig geräumige Säulenhalle verſetzt zu ſein.

Meiner Neigung zur Mineralogie war auch manches Andere förderlich. Die Porcellan-Fabrik in Dalwig beſtätigte mich abermals in meiner Ueberzeugung, daß geognoſtiſche Kenntniß im Großen und im Kleinen jedem practiſchen Unternehmen von der größten Wichtigkeit ſei. Was wir ſonſt nur dieſem oder jenem Lande zugeeignet glaubten, wiſſen wir jetzt an hundert Orten zu finden; man erinnere ſich der vormals wie ein Kleinod geachteten Sächſiſchen Porcellan-Erde, die ſich jetzt überall hervorthut.

Für ein näheres Verſtändniß der Edelſteine war mir die Gegenwart eines Juwelier's, Zöllner von Prag, höchſt intereſſant; denn ob ich ihm gleich nur Weniges abkaufte, ſo machte er mich mit ſo Vielem bekannt, was mir im Augenblick zur Freude und in der Folge zum Nutzen gereichte.

Uebergehen will ich nicht, daß ich in meinem

Tagebüchern angemerkt finde, wie des Dr. Hartmann's und ſeiner Reiſe nach Norwegen mit Ehren und Zutrauen in der Geſellſchaft gedacht worden.

Und ſo wurde mir auch noch, wie gewöhnlich in den ſpäteſten Tagen des Carlsbader-Aufenthalts, Bergrath Werner's Anweſenheit höchſt belebend. Wir kannten einander ſeit vielen Jahren und harmonirten vielleicht mehr durch wechſelſeitige Nachſicht, als durch übereinſtimmende Grundſätze. Ich vermied, ſeinen Sprudelurſprung aus Kohlenflötzen zu berühren, war aber in andern Dingen aufrichtig und mittheilend, und er, mit wirklich muſterhafter Gefälligkeit, mochte gern meinen dynamiſchen Theſen, wenn er ſie auch für Grillen hielt, aus reicher Erfahrung belehrend nachhelfen.

Es lag mir damals mehr als je am Herzen, die porphyrartige Bildung gegen conglomeratiſche hervorzuheben; und ob ihm gleich das Princip nicht zuſagte, ſo machte er mich doch in Gefolg meiner Fragen mit einem höchſt wichtigen Geſtein bekannt; er nannte es nach trefflicher, eigenartiger Beſtimmung dattelförmig körnigen Quarz, der bei Priebern in Schleſien gefunden werde. Er zeichnete mir ſogleich die Art und Weiſe des Erſcheinens und veranlaßte dadurch vieljährige Nachforſchungen.

Es begegnet uns auf Reiſen, wo wir entweder mit fremden oder doch lange nicht geſehenen Perſonen, es ſei nun an ihrem Wohnort oder auch unterwegs, zuſammentreffen, daß wir ſie ganz anders finden, als wir ſie zu denken gewohnt waren. Wir erinnern uns, daß dieſer oder jener namhafte Mann einem oder dem andern Wiſſen mit Neigung und Leidenſchaft zugethan iſt; wir treffen ihn und wünſchen uns gerade in dieſem Fache zu belehren: und ſiehe da! er hat ſich ganz wo anders hingewendet und Das, was wir bei ihm ſuchen, iſt ihm völlig aus den Augen gekommen. So ging es mir dieß Mal mit Bergrath Werner, welcher oryctognoſtiſche und geognoſtiſche Geſpräche lieber vermied und unſere Aufmerkſamkeit für ganz andere Gegenſtände forderte.

Der Sprachforſchung war er dieß Mal ganz eigentlich ergeben; deren Urſprung, Ableitung, Verwandtſchaft gab ſeinem ſcharfſinnigen Fleiß hinreichende Beſchäftigung und es bedurfte nicht viel Zeit, ſo hatte er uns auch für dieſe Studien gewonnen. Er führte eine Bibliothek von Papierkaſten mit ſich, worin er Alles, was hierher gehörte, ordnungsgemäß, wie es einem ſolchen Mann geziemt, verwahrte und dadurch eine freie, geiſtreiche Mittheilung erleichterte.

Damit aber Dieſes nicht allzu paradox erſcheine, ſo denke man an die Nöthigung, wodurch dieſer Treffliche in ein ſolches Fach hingedrängt worden. Jedes Wiſſen fordert ein zweites, ein drittes und immer ſo fort: wir mögen den Baum in ſeinen Wurzeln oder in ſeinen Aeſten und Zweigen verfolgen, Eins ergibt ſich immer aus dem Andern; und je lebendiger irgend ein Wiſſen in uns wird, deſto mehr ſehen wir uns getrieben, es in ſeinem Zuſammenhange auf- und abwärts zu verfolgen. Werner hatte ſich in ſeinem Fach, wie er herankam, für die Einzelheiten ſolcher Namen bedient, wie ſie ſeinem Vorgänger beliebt; da er aber zu unterſcheiden anfing, da ſich täglich neue Gegenſtände aufdrangen, ſo fühlte er die Nothwendigkeit, ſelbſt Namen zu ertheilen.

Namen zu geben iſt nicht ſo leicht, wie man denkt und ein recht gründlicher Sprachforſcher würde zu manchen ſonderbaren Betrachtungen aufgeregt werden, wenn er eine Critik der vorliegenden oryctognoſtiſchen Nomenclatur ſchreiben wollte. Werner fühlte Das gar wohl und holte freilich weit aus, indem er, um Gegenſtände eines gewiſſen Fachs zu benennen, die Sprachen überhaupt in ihrem Entſtehen, Entwickelungs- und Bildungsſinne betrachten und ihnen Das, was zu ſeinem Zwecke gefordert ward, ablernen wollte.

Niemand hat das Recht, einem geiſtreichen Manne vorzuſchreiben, womit er ſich beſchäftigen ſoll. Der Geiſt ſchießt aus dem Centrum ſeine Radien nach der Peripherie; ſtößt er dort an, ſo läßt er's auf ſich beruhen und treibt wieder neue Verſuchslinien aus der Mitte, auf daß, wenn ihm nicht gegeben iſt, ſeinen Kreis zu überſchreiten, er ihn doch möglichſt erkennen und ausfüllen möge. Und wenn auch Werner über dem Mittel den Zweck vergeſſen hätte, welches wir doch keineswegs behaupten dürfen, ſo waren wir doch Zeugen der Freudigkeit, womit er das Geſchäft betrieb und wir lernten von ihm und lernten ihm ab, wie man verfährt, um ſich in einem Unternehmen zu beſchränken und darin eine Zeit lang Glück und Befriedigung zu finden.

Sonſt ward mir weder Muße noch Gelegenheit, in ältere Behandlungen der Naturgeſchichte einzugehen. Ich ſtudirte den Albertus Magnus, aber mit wenigem Erfolg. Man müßte ſich den Zuſtand ſeines Jahrhunderts vergegenwärtigen, um nur einiger Maßen zu begreifen, was hier gemeint und gethan ſei.

Gegen das Ende der Cur kam mein Sohn nach Carlsbad, dem ich den Anblick des Ortes, wovon ſo oft zu Hauſe die Rede war, auch gönnen wollte. Dieß gab Gelegenheit zu einigen Abenteuern, welche den innern unruhigen Zuſtand der Geſellſchaft offenbarten. Es war zu jener Zeit eine Art von Pekeſchen Mode, grün, mit Schnüren von gleicher Farbe vielfach beſetzt,

bei'm Reiten und auf der Jagd ſehr bequem und deßhalb ihr Gebrauch ſehr verbreitet. Dieſe Hüte hatten ſich mehrere, durch den Krieg verſprengte Preußiſche Officiere zu einer Interims-Uniform beliebt und konnten überall unter Pächtern, Gutsbeſitzern, Jägern, Pferdehändlern und Studenten unerkannt umhergehen. Mein Sohn trug Dergleichen. Indeſſen hatte man in Carlsbad einige dieſer verkappten Officiere ausgewittert und nun deutete gar bald dieſes auszeichnete Coſtüm auf einen Preußen.

Niemand wußte von der Ankunft meines Sohnes. Ich ſtand mit Fräulein Leſoeq an der Tepelmauer vor dem Sächſiſchen Saale; er geht vorbei und grüßt; ſie zieht mich bei Seite und ſagt' mit Heftigkeit: „Dies iſt ein Preußiſcher Officier; und was mich erſchreckt, er ſieht meinem Bruder ſehr ähnlich.“ Ich will ihn herrufen, verſetzte ich, will ihn examiniren. Ich war ſchon weg, als ſie mir nachrief: „Um Gotteswillen, machen Sie keine Streiche!“ Ich brachte ihn zurück, ſtellte ihn vor und ſagte: Dieſe Dame, mein Herr, wünſcht einige Auskunft. Mögen Sie uns wohl entdecken, woher Sie kommen und wer Sie ſind? Beide junge Perſonen waren verlegen, Eins wie das Andere. Da mein Sohn ſchwieg und nicht wußte, was es bedeuten ſolle und das Fräulein ſchweigend auf einen ſchicklichen Rückzug zu denken ſchien, nahm ich das Wort und erklärte mit einer ſcherzhaften Wendung, daß es mein Sohn ſei und wir müßten es für ein Familien-Glück halten, wenn er ihrem Bruder einiger Maßen ähnlich ſehen könnte. Sie glaubte es nicht, bis das Mährchen endlich in Wahrſcheinlichkeit und zuletzt in Wirklichkeit überging.

Das zweite Abenteuer war nicht ſo ergetzlich. Wir waren ſchon in den September gelangt, zu der Jahrszeit, in welcher die Polen häufiger ſich in Carlsbad zu verſammeln pflegen. Ihr Haß gegen die Preußen war ſchon ſeit langer Zeit groß und nach den letzten Unfällen in Verachtung übergegangen. Sie mochten unter der grünen, als Polniſchen Urſprungs, recht eigentlich Polniſchen Jacke dieß Mal auch einen Preußen wittern. Er geht auf dem Platz umher, vor den Häuſern der Wieſe; vier Polen begegnen ihm, auf der Mitte des Sandweges hergehend; Einer löſ t ſich ab, geht an ihm vorbei, ſieht ihm in's Geſicht und geſellt ſich wieder zu den Andern. Mein Sohn weiß ſo zu manövriren, daß er ihnen nochmals begegnet, in der Mitte des Sandwegs auf ſie losgeht und die Viere durchſchneidet, dabei ſich auch ganz kurz erklärt, wie er heiße, wo er wohne und zugleich, daß ſeine Abreiſe auf morgen früh beſtimmt ſei, und daß, wer was an ihn zu ſuchen habe, es dieſen Abend noch thun könne. Wir verbrachten den Abend, ohne beunruhigt zu ſein: und ſo reiſ'ten wir auch den andern Morgen ab. Es war, als könnte dieſe Comödie von vielen Acten wie ein Engliſches Luſtſpiel nicht endigen ohne Ehrenhändel.

Bei meiner Rückkunft von Carlsbad brachten mir die Sänger ein Ständchen, woraus ich zugleich Neigung, guten Willen, Fortſchreiten in der Kunſt und manch' anderes Erfreuliche gewahr werden konnte. Ich vergnügte mich nunmehr, bekannten Melodien neue, aus der Gegenwart geſchöpfte Lieder zu heiterer Geſelligkeit unterzulegen. Demoiſelle Engels trug ſie mit Geiſt und Leben vor; und ſo eigneten wir uns die beliebteſten Gangweiſen nach und nach dergeſtalt an, als wenn ſie für unſern Kreis wären gedichtet worden. Muſicaliſche, mehrſtimmige Vorübungen fanden fleißig Statt und am 30. December konnte der erſte Sonntag von großer Geſellſchaft gefeiert werden.

Das Weimar'ſche Theater gewann zu Michael einen angenehmen und hoffnungsvollen Tenoriſten, Mueyhard. Seine Ausbildung beförderte ein älterer muſicaliſcher Freund, dem eine gewiſſe concertmeiſterliche Geſchicklichkeit eigen war, mit der Violine dem Geſang nachzuhelfen und dem Sänger Sicherheit, Muth und Luſt einzuflößen. Dieß gab Veranlaſſung zu muſicaliſchen Didascalien, nach Art jener dramatiſchen zu halten, als Vorübung, um den Sänger in Rollen einzuleiten, die ihm vielleicht nur ſpäter zugetheilt würden. Zugleich war die Abſicht, Perſonen von weniger Stimme in leichten, faßlichen Opern, die als Einſchub immer willkommen ſind, brauchbar und angenehm zu machen. Hieraus entſprang fernerhin eine Uebung mehrſtimmigen Geſanges, welches denn früher oder ſpäter dem Theater zum Nutzen, zu Gute kommen mußte.

Auch als Dichter wollte ich für die Bühne nicht unthätig bleiben. Ich ſchrieb einen Prolog für Leipzig, wo unſere Schauſpieler eine Zeit lang auftreten ſollten; ferner einen Prolog zum 30. September, um die Wiedervereinigung der fürſtlichen Familie nach jener widerwärtigen Trennung zu feiern.

Als das wichtigſte Unternehmen bemerke ich jedoch, daß ich „Pandora's Wiederkunft“ zu bearbeiten anfing. Ich that es zwei jungen Männern, vieljährigen Freunden, zu Liebe: Leo von Seckendorf und Dr. Stoll. Beide von litterariſchem Beſtreben, dachten einen Muſen-Almanach in Wien herauszufördern; er ſollte den Titel „Pandora“ führen. Und da der mythologiſche Punct, wo Prometheus auftritt, mir immer gegenwärtig und zur beliebten Fix-Idee geworden: ſo griff ich ein, nicht ohne die ernſtlichſten Intentionen, wie ein Jeder ſich über-

zeugen wird, der das Stück, so weit es vorliegt, aufmerksam betrachten mag.

Dem Bande meiner epischen Gedichte sollte „Achilleis" hinzugefügt werden; ich nahm das Ganze wieder vor, hatte jedoch genug zu thun, nur die beiden ersten Gesänge so weit zu führen, um sie anfügen zu können.

Gedenken muß ich auch noch einer ebenfalls aus freundschaftlichem Sinne unternommenen Arbeit. Johannes von Müller hatte mit Anfang des Jahres zum Andenken König Friedrich's II. eine academische Rede geschrieben und wurde deßhalb heftig angefochten. Nun hatte er seit den ersten Jahren unserer Bekanntschaft mir viele Liebe und Treue erwiesen und wesentliche Dienste geleistet; ich dachte daher, ihm wieder etwas Gefälliges zu erzeigen und glaubte, es würde ihm angenehm sein, wenn er von irgend einer Seite her sein Unternehmen gebilligt sähe. Ein freundlicher Widerhall durch eine harmlose Uebersetzung schien mir das Geeignetste; sie trat im Morgenblatt hervor; und er wußte mir's Dank, ob an der Sache gleich Nichts gebessert wurde.

„Pandora's Wiederkunft" war schematisirt und die Ausführung geschah nach und nach. Nur der erste Theil ward fertig, zeigt aber schon, wie absichtlich dieses Werk unternommen und fortgeführt worden.

Die bereits zum Oeftern genannten, kleinen Erzählungen beschäftigten mich in heitern Stunden und auch die „Wahlverwandtschaften" sollten in der Art kurz behandelt werden. Allein sie dehnten sich bald aus; der Stoff war allzu bedeutend und zu tief in mir gewurzelt, als daß ich ihn auf eine so leichte Weise hätte bewältigen können.

„Pandora" sowohl als die „Wahlverwandtschaften" drücken das schmerzliche Gefühl der Entbehrung aus und konnten also neben einander gar wohl gedeihen. Pandoren's erster Theil gelangte zu rechter Zeit gegen Ende des Jahrs nach Wien; das Schema der „Wahlverwandtschaften" war weit gediehen und manche Vorarbeiten theilweise vollbracht. Ein anderes Interesse that sich im letzten Viertel des Jahres hervor; ich wendete mich an die „Nibelungen", wovon wohl Manches zu sagen wäre.

Ich kannte längst das Dasein dieses Gedichts aus Bodmer's Bemühungen. Christian Heinrich Müller sendete mir seine Ausgabe leider ungeheftet; das köstliche Werk blieb roh bei mir liegen und ich, in anderm Geschäft, Neigung und Sorge befangen, blieb so stumpf dagegen wie die übrige Deutsche Welt; nur las ich zufällig eine Seite, die nach Außen gekehrt war und fand die Stelle, wo die Meerfrauen dem kühnen Helden weissagen. Dieß traf mich, ohne daß ich wäre gereizt worden, in's Ganze tiefer einzugehen; ich phantasirte mir vielmehr eine für sich bestehende Ballade des Inhalts, die mich in der Einbildungskraft oft beschäftigte, obschon ich es nicht dazu brachte, sie abzuschließen und zu vollenden.

Nun aber ward, wie Alles seine Reife haben will, durch patriotische Thätigkeit die Theilnahme an diesem wichtigen Alterthum allgemeiner und der Zugang bequemer. Die Damen, denen ich das Glück hatte, noch immer am Mittwoche Vorträge zu thun, erkundigten sich darnach und ich säumte nicht, ihnen davon gewünschte Kenntniß zu geben. Unmittelbar ergriff ich das Original und arbeitete mich bald dermaßen hinein, daß ich, den Text vor mir habend, Zeile für Zeile eine verständliche Uebersetzung vorlesen konnte. Es blieb der Ton, der Gang, und vom Inhalt ging auch Nichts verloren. Am Besten glückt ein solcher Vortrag ganz aus dem Stegreife, weil der Sinn sich beisammen halten und der Geist lebendig kräftig wirken muß, indem es eine Art von Improvisiren ist. Doch indem ich in das Ganze des poetischen Werks auf diese Weise einzudringen dachte, so versäumte ich nicht, mich auch dergestalt vorzubereiten, daß ich auf Befragen über das Einzelne einiger Maßen Rechenschaft zu geben im Stande wäre. Ich verfertigte mir ein Verzeichniß der Personen und Charactere, flüchtige Aufsätze über Localität und Geschichtliches, Sitten und Leidenschaften, Harmonie und Incongruitäten und entwarf zugleich zum ersten Theil eine hypothetische Karte. Hierdurch gewann ich viel für den Augenblick, mehr für die Folge, indem ich nachher die ernsten, anhaltenden Bemühungen Deutscher Sprach- und Alterthumsfreunde besser zu beurtheilen, zu genießen und zu benutzen wußte.

Zwei weit ausgreifende Werke wurden durch Dr. Niethammer angeregt von München her; ein historisch religiöses Volksbuch und eine allgemeine Liedersammlung zu Erbauung und Ergetzung der Deutschen. Beides wurde eine Zeit lang durchgedacht und schematisirt, das Unternehmen jedoch wegen mancher Bedenklichkeit aufgegeben. Indessen wurden von Beiden, weil doch in der Folge etwas Aehnliches unternommen werden konnte, die gesammelten Papiere zurückgelegt.

Zu Hackert's Biographie wurde die Vorarbeit ernstlich betrieben. Es war eine schwierige Aufgabe; denn die mir überlieferten Papiere waren weder ganz als Stoff noch ganz als Bearbeitung anzusehen. Das Gegebene war nicht ganz aufzulösen und, wie es lag, nicht völlig zu gebrauchen. Es verlangte daher diese Arbeit mehr Sorgfalt und Mühe als ein eigenes, aus mir

ſelbſt entſprungenes Werk, und es gehörte einige Beharrlichkeit und die ganze, dem abgeſchiedenen Freunde gewidmete Liebe und Hochachtung dazu, um nicht die Unternehmung aufzugeben, da die Erben des edeln Mannes, welche ſich den Werth der Manuſcripte ſehr hoch vorſtellten, mir nicht auf das Allerfreundlichſte begegneten.

Sowohl der polemiſche als der hiſtoriſche Theil der Farbenlehre rücken zwar langſam aber doch gleichmäßig fort; von geſchichtlichen Studien bleiben Roger Bacon, Aquilonius und Boyle die Hauptſchriftſteller; am Ende des Jahrs iſt der erſte Theil meiſt vollendet, der zweite nur zum neunten Reviſions-Bogen gelangt.

Die Jena'ſchen Anſtalten hatten ſich nach den kriegeriſchen Stürmen, aus denen ſie glücklich und wie durch ein Wunder gerettet worden, völlig wieder erholt. Alle Theilnehmenden hatten eifrig eingegriffen; und als man im September ſie ſämmtlich revidirte, ließ ſich dem Schöpfer derſelben, unſerm gnädigſten Herrn, bei ſeiner glücklichen Rückkehr davon gnädigſter Vortrag abſtatten.

1808.

Die geſelligen Perſönlichkeiten in Carlsbad hatten dieſen Sommer für mich ein ganz ander' Weſen; die Herzogin von Curland, immer ſelbſt anmuthig mit anmuthiger Umgebung, Frau von der Recke, begleitet von Tiedge und was ſich daran anſchloß, bildeten höchſt erfreulich eine herkömmliche Mitte der dortigen Zuſtände. Man hatte ſich ſo oft geſehen, an derſelben Stelle, in denſelben Verbindungen; man hatte ſich in ſeiner Art und Weiſe immer als Dieſelbigen gefunden; es war, als hätte man viele Jahre miteinander gelebt; man vertraute einander, ohne ſich eigentlich zu kennen.

Für mich machte die Familie Zigeſar einen andern, mehr entſchiedenen, nothwendigern Kreis. Ich kannte Eltern und Nachkommen bis in alle Verzweigungen; für den Vater hatte ich immer Hochachtung, ich darf wohl ſagen Verehrung empfunden. Die unverwüſtbar behagliche Thätigkeit der Mutter ließ in ihrer Umgebung Niemanden unbefriedigt; Kinder, bei meinem erſten Eintritt in Drackendorf noch nicht geboren, kamen mir ſtattlich und liebenswürdig herangewachſen hier entgegen; Bekannte und Verwandte ſchloſſen ſich an; einiger und zuſammenſtimmender wäre kein Cirkel zu finden. Frau von Seckendorf, geborne von Lechtritz, und Pauline Gotter waren nicht geringe Zierden dieſes Verhältniſſes. Alles ſuchte zu gefallen, und Jedes gefiel ſich mit dem Andern, weil die Geſellſchaft ſich paarweiſe bildete und Scheelſucht und Mißhelligkeit zugleich ausſchloß. Dieſe ungeſuchten Verhältniſſe brachten eine Lebensweiſe hervor, die bei bedeutendern Intereſſen eine Novelle nicht übel gekleidet hätte.

Bei einem in der Fremde miethweiſe geführten Haushalt erſcheinen ſolche Zuſtände ganz natürlich, und bei geſellſchaftlichen Wanderungen ſind ſie ganz unvermeidlich. Das Leben zwiſchen Carlsbad und Franzensbrunnen, im Ganzen nach gemeſſener Vorſchrift, im Einzelnen immer zufällig, veranlaßt, von der Klugheit der Aeltern zuerſt angeordnet, von Leidenſchaftlichkeit der Jüngern am Ende doch geformt, machte auch die aus ſolchem Conflict hervorgehenden Unbilden immer noch ergetzlich, ſowie in der Erinnerung höchſt angenehm, weil doch zuletzt Alles ausgeglichen und überwunden war.

Von jeher und noch mehr ſeit einigen Jahren überzeugt, daß die Zeitungen eigentlich nur da ſind, um die Menge hinzuhalten und über den Augenblick zu verblenden, es ſei nun, daß den Redacteur eine äußere Gewalt hindere, das Wahre zu ſagen, oder daß ein innerer Parteiſinn ihm Ebendaſſelbe verbiete, las ich keine mehr; denn von den Hauptereigniſſen benachrichtigten mich neuigkeitsluſtige Freunde, und ſonſt hatte ich im Laufe dieſer Zeit Nichts zu ſuchen. Die Allgemeine Zeitung jedoch, durch Freundlichkeit des Herrn Cotta regelmäßig zugeſendet, häufte ſich bei mir an, und ſo fand ich durch die Ordnungsliebe eines Canzlei-Genoſſen die Jahre 1806 und 1807 reinlich gebunden, eben als ich nach Carlsbad abreiſen wollte. Ob ich nun gleich, der Erfahrung gemäß, wenig Bücher bei ſolchen Gelegenheiten mit mir nahm, indem man die mitgenommenen und vorhandenen nicht benutzt, wohl aber ſolche lieſt, die uns zufällig von Freunden mitgetheilt werden, ſo fand ich bequem und erfreulich, dieſe politiſche Bibliothek mit mir zu führen; und ſie gab nicht allein mir unerwarteten Unterricht und Unterhaltung, ſondern auch Freunde, welche dieſe Bände bei mir gewahr wurden, erſuchten mich abwechſelnd darum, ſo daß ich ſie am Ende gar nicht wieder zur Hand bringen konnte. Und vielleicht zeigte dieſes Blatt eben darin ſein beſonderes Verdienſt, daß es mit kluger Retardation zwar hier und da zurückhielt, aber doch mit Gewiſſenhaftigkeit nach und nach mitzutheilen nicht verſäumte, was dem ſinnigen Beobachter Aufſchluß geben ſollte.

Indeſſen war die Lage des Augenblicks noch immer bänglich genug, ſo daß die verſchiedenen Völkerſchaften, welche an einem ſolchen Heilort zuſammentreffen, gegen einander eine gewiſſe Apprehenſion empfanden und deßhalb auch alles politiſchen Geſprächs enthielten. Um ſo mehr aber mußte die Lectüre ſolcher Schrif-

ten als ein Surrogat desſelben lebhaftes Bedürfniß werden.

Des regierenden Herzogs Auguſt von Gotha darf ich nicht vergeſſen, der ſich als problematiſch darzuſtellen und, unter einer gewiſſen weichlichen Form, angenehm und widerwärtig zu ſein beliebte. Ich habe mich nicht über ihn zu beklagen, aber es war immer ängſtlich, eine Einladung zu ſeiner Tafel anzunehmen, weil man nicht vorausſehen konnte, welchen der Ehrengäſte er ſchonungslos zu behandeln zufällig geneigt ſein möchte.

Sodann will ich noch des Fürſt-Biſchofs von Breslau und eines geheimnißvollen Schweden, in der Badeliſte von Reiterholm genannt, erwähnen. Erſterer war leidend, aber freundlich und zuthunlich, bei einer wahrhaft perſönlichen Würde. Mit Letzterm war die Unterhaltung immer bedeutend; aber weil man ſein Geheimniß ſchonte und doch es zufällig zu berühren immer fürchten mußte, ſo kam man wenig mit ihm zuſammen, da wir ihn nicht ſuchten und er uns vermied.

Kreishauptmann von Schiller zeigte ſich wie immer, eher den Curgäſten ausweichend als ſich ihnen anſchließend, ein an ſeiner Stelle ſehr nothwendiges Betragen, da er bei vorkommenden policeilichen Fällen Alle nur, inſofern ſie Recht oder Unrecht hatten, betrachten konnte und kein anders Verhältniß, welches perſönlich ſo leicht günſtig oder ungünſtig ſtimmt, hier obwalten durfte.

Mit Bergrath von Herder ſetzte ich die herkömmlichen Geſpräche fort, als wären wir nur eben vor Kurzem geſchieden, ſo auch mit Wilhelm von Schütz, welcher, wie ſich bald bemerken ließ, auf ſeinem Wege gleichfalls treulich fortſchreiten mochte.

Auch Bergrath Werner trat nach ſeiner Gewohnheit erſt ſpät herzu. Seine Gegenwart belehrte jederzeit, man mochte ihn und ſeine Denkweiſe betrachten, oder die Gegenſtände, mit denen er ſich abgab, durch ihn kennen lernen.

Ein längerer Aufenthalt in Franzenbrunnen läßt mich den problematiſchen Kammerberg bei Eger öfters beſuchen. Ich ſammle deſſen Producte, betrachte ihn genau, beſchreibe und zeichne ihn. Ich finde mich veranlaßt, von der Reuß'ſchen Meinung, die ihn als pſeudovulcaniſch anſpricht, abzugehen und ihn für vulcaniſch zu erklären. In dieſem Sinne ſchreib' ich einen Aufſatz, welcher für ſich ſelber ſprechen mag; vollkommen möchte die Aufgabe dadurch wohl nicht gelöſ't und eine Rückkehr zu der Reuß'ſchen Auslegung gar wohl räthlich ſein.

In Carlsbad war erfreulich zu ſehen, daß die Joſeph Müller'ſchen Sammlungen Gunſt gewannen, obgleich die immerfort bewegten Kriegsläufe alle eigentlich wiſſenſchaftlichen Bemühungen mit Ungunſt verfolgten. Doch war Müller guten Muthes, trug häufige Steine zuſammen und, an die neue Ordnung gewöhnt, wußte er ſie ſo zierlich zurecht zu ſchlagen, daß bei Sammlungen größern oder kleinern Formats alle Stücke von gleichem Maße ſauber und inſtructiv vor uns lagen. Denn weil aus den unter dem Hammer zerſprungenen Steinen immer der paſſende oder bedeutende ſich auswählen ließ und das Weggeworfene nicht von Werthe war, ſo konnte er immer den Liebhaber auf's Beſte und Treulichſte verſorgen. Aber zu bewegen war er nicht, ſeinen rohen Vorrath zu ordnen; die Sorge, ſein Monopol zu verlieren, und Gewohnheit der Unordnung machten ihn allem guten Rath unzugänglich. Bei jeder friſchen Sammlung fing er an, aus dem chaotiſchen Vorrath auszuklauben und nach der neuen Einrichtung, auf Bretern, die durch ſchwache Bretchen in Vierecke getheilt waren und dadurch die Größe des Exemplars angaben, in der Nummer-Folge die Steine zu vertheilen und ſo die Faſen des Bretes nach und nach auszufüllen. Ich beſuchte ihn täglich auf dem Wege nach dem Neubrunnen zu einer immer erfreulichen, belehrenden Unterhaltung; denn ein ſolcher Naturkreis möge noch ſo beſchränkt ſein, es wird immer darin etwas Neues oder aus dem Alten Etwas hervorſtehend erſcheinen.

Nach ſolchen vielleicht allzu trocken und materiell erſcheinenden Gegenſtänden ſollten mich erneuerte Verhältniſſe mit wackern Künſtlern auf eine eigene Weiſe anregen und beleben.

Die Gegenwart Kaazen's, des vorzüglichen Dresdener-Landſchaftsmalers, brachte mir viel Freude und Belehrung, beſonders da er meiſterhaft meine dilettantiſchen Skizzen ſogleich in ein wohl erſcheinendes Bild zu verwandeln wußte. Indem er dabei eine Aquarell- und Deckfarben leicht verbindende Manier gebrauchte, rief er auch mich aus meinem phantaſtiſchen Kritzeln zu einer reinern Behandlung. Und zum Belege, wie uns die Nähe des Meiſters gleich einem Elemente hebt und trägt, bewahre ich noch aus jener Zeit einige Blätter, die gleich Lichtpuncten andeuten, daß man unter ſolchen Umſtänden Etwas vermag, was vor- und nachher als unmöglich erſcheinen wäre.

Sodann hatte ich die angenehme Ueberraſchung von einem vieljährigen Freunde und Angeeigneten, nach altem Herkommen, mich leidenſchaftlich angegangen zu ſehen. Es war der gute, talentvolle Bury, der, im Gefolg der Frau Erbprinzeſſin von Heſſen-Caſſel, in und um Dresden zu Kunſt- und Naturgenuß ſich eine Zeit lang aufgehalten hatte und nun beurlaubt auf einige Tage hierherkam.

Ich ſchrieb ein Gedicht zu Ehren und Freuden dieſer würdigen, auch mir gewogenen Dame, welches, in der Mitte eines großen Blattes calligraphirt, mit dem bildreichſten Rahmen eingefaßt werden ſollte, die Gegenden darſtellend, durch welche ſie gereiſt, die Gegenſtände, denen ſie die meiſte Aufmerkſamkeit zugewendet, die ihr den meiſten Genuß gewährt hatten. Eine ausführliche Skizze ward erfunden und gezeichnet, und Alles dergeſtalt mit Eifer vorbereitet, daß an glücklicher Ausführung nicht zu zweifeln war. Das Gedicht ſelbſt findet ſich unter den meinigen, jedoch nur mit den Anfangsbuchſtaben bezeichnet, abgedruckt. Bei dieſer Gelegenheit zeichnete Bury abermals mein Portrait in kleinem Format und Umriß, welches meine Familie als erfreuliches Denkmal jener Zeit in der Folge zu ſchätzen wußte. So bereicherte ſich denn von Seiten der bildenden Kunſt dieſer Sommeraufenthalt, welcher einen ganz andern Character als der vorige, doch aber auch einen werthen und folgereichen, angenommen hatte.

Nach meiner Rückkunft ward ich zu noch höherer Kunſtbetrachtung aufgefordert. Die unſchätzbaren Mionettiſchen Paſten nach Griechiſchen Münzen waren angekommen. Man ſah in einen Abgrund der Vergangenheit und erſtaunte über die herrlichſten Gebilde. Man bemühte ſich, in dieſem Reichthum zu einer wahren Schätzung zu gelangen und fühlte voraus, daß man für viele Jahre Unterricht und Unterhaltung daher zu erwarten habe. Geſchnittene Steine von Bedeutung vermehrten meine Ringſammlung. Albrecht Dürer's Federzeichnungen in Steindruck kamen wiederholt und vermehrt zu uns.

Runge, deſſen zarte, fromme, liebenswürdige Bemühungen bei uns guten Eingang gefunden hatten, ſendete mir die Original-Zeichnungen ſeiner gedanken- und blumenreichen Tageszeiten, welche, obgleich ſo treu und ſorgfältig in Kupfer ausgeführt, doch an natürlichem, unmittelbarem Ausdruck große Vorzüge bewieſen. Auch andere, meiſt halb vollendete Umrißzeichnungen von nicht geringerem Werthe waren beigelegt. Alles wurde dankbar zurückgeſandt, ob man gleich Manches, wäre es ohne Indiſcretion zu thun geweſen, gern bei unſern Sammlungen zum Andenken eines vorzüglichen Talents behalten hätte.

Auch wurde uns im Spätjahr eine Anzahl landſchaftlicher Zeichnungen, von Friedrich, die angenehmſte Betrachtung und Unterhaltung. Sein ſchönes Talent war bei uns bekannt und geſchätzt, die Gedanken ſeiner Arbeiten zart, ja fromm, aber in einem ſtrengen Kunſtſinne nicht durchgängig zu billigen. Wie dem auch ſei, manche ſchöne Zeugniſſe ſeines Verdienſtes ſind bei uns einheimiſch geworden. Am Schluſſe des Jahrs beſuchte uns der überall willkommene Kügelchen; er malte mein Portrait, und ſeine Perſönlichkeit mußte nothwendig auf den gebildet geſelligen Kreis die zarteſte Einwirkung ausüben.

Ein Ständchen, das mir die Sänger vor meiner Abreiſe nach Carlsbad brachten, verſicherte mich damals ihrer Neigung und beharrlichen Fleißes auch während meiner Abweſenheit, und Dem gemäß fand ich auch bei meiner Wiederkehr Alles in demſelben Gange. Die muſicaliſchen Privat-Uebungen wurden fortgeſetzt und das geſellige Leben gewann dadurch einen höchſt erfreulichen Anklang.

Gegen Ende des Jahrs ergaben ſich beim Theater mancherlei Mißhelligkeiten, welche, zwar ohne den Gang der Vorſtellungen zu unterbrechen, doch den December verkümmerten. Nach mancherlei Discuſſionen vereinigte man ſich über eine neue Einrichtung in Hoffnung, auch dieſe werde eine Zeit lang dauern können.

Des perſönlich Erfreulichen begegnete mir in dieſem Jahre Manches: Unſern jungen Herrſchaften ward Prinzeſſin Marie geboren, Allen zur Freude, und beſonders auch mir, der ich einen neuen Zweig des fürſtlichen Baumes, dem ich mein ganzes Leben gewidmet hatte, hervorſproſſen ſah.

Mein Sohn Auguſt zog rüſtig und wohlgemuth auf die Academie Heidelberg; mein Segen, meine Sorgen und Hoffnungen folgten ihm dahin. An wichtige, vormals Jena'ſche Freunde, Voß und Thibaut, von Jugend auf empfohlen, konnte er wie im elterlichen Hauſe betrachtet werden.

Bei der Durchreiſe durch Frankfurt begrüßte er ſeine gute Großmutter, noch eben zur rechten Zeit, da ſie ſpäter im September uns leider entriſſen ward. Auch gegen Ende des Jahrs ereignete ſich der Tod eines jüngern Mannes, den wir jedoch mit Bedauern ſegneten. Fernow ſtarb nach viel beſchwerlichem Leiden; die Erweiterung der Hals-Arterie quälte ihn lange bedrängte Tage und Nächte, bis er endlich eines Morgens, aufrecht ſitzend, plötzlich, wie es bei ſolchen Uebeln zu geſchehen pflegt, entſeelt gefunden ward.

Sein Verluſt war groß für uns; denn die Quelle der Italieniſchen Litteratur, die ſich ſeit Jagemann's Abſcheiden kaum wieder hervorgethan hatte, verſiegte zum zweiten Male; denn alles fremde Litterariſche muß gebracht, ja aufgedrungen werden; es muß wohlfeil, mit weniger Bemühung zu haben ſein, wenn wir darnach greifen ſollen, um es bequem zu genießen. So ſehen wir im öſtlichen Deutſchland

das Italieniſche, im weſtlichen das Franzöſiſche, im nördlichen das Engliſche wegen einer nachbarlichen oder ſonſtiger Einwirkung vorwalten.

Der im September erſt in der Nähe verſammelte, dann bis zu uns heranrückende Congreß zu Erfurt iſt von ſo großer Bedeutung, auch der Einfluß dieſer Epoche auf meine Zuſtände ſo wichtig, daß eine beſondere Darſtellung dieſer wenigen Tage wohl unternommen werden ſollte.

1809.

Dieſes Jahr muß mir in der Erinnerung, ſchöner Reſultate wegen, immer lieb und theuer bleiben; ich brachte ſolches ohne auswärtigen Aufenthalt, theils in Weimar, theils in Jena zu, wodurch es mehr Einheit und Geſchloſſenheit gewann als andere, die, meiſt in der Hälfte durch eine Badereiſe zerſchnitten, an mannigfaltiger Zerſtreuung zu leiden hatten.

Was ich mir aber in Jena zu leiſten vorgenommen, ſollte eigentlich durch einen ganz ununterbrochenen Aufenthalt begünſtigt ſein. Dieſer war mir jedoch nicht gegönnt; unerwartete Kriegsläufe drangen zu und nöthigten zu einem mehrmaligen Ortswechſel.

Die fernern und nähern Kriegsbewegungen in Spanien und Oeſterreich mußten ſchon Jedermann in Furcht und Sorgen ſetzen. Der Abmarſch unſerer Jäger, den 14. März nach Tyrol, war traurig und bedenklich; gleich darauf zeigte ſich Einquartierung; der Prinz von Ponte-Corvo, als Anführer des Sächſiſchen Armee-Corps, wendete ſich nach der Grenze von Böhmen und zog von Weimar den 25. April nach Kranichfeld. Ich aber längſt, und beſonders ſchon ſeit den letzten Jahren, gewohnt, mich von der Außenwelt völlig abzuſchließen, meinen Geſchäften nachzuhangen, Geiſtes-Productionen zu fördern, begab mich ſchon am 29. April nach Jena. Dort bearbeitete ich die Geſchichte der Farbenlehre, holte das fünfzehnte und ſechzehnte Jahrhundert nach und ſchrieb die Geſchichte meiner eigenen chromatiſchen Bekehrung und fortſchreitender Studien, welche Arbeit ich am 24. Mai, vorläufig abgeſchloſſen, bei Seite legte und auch nur erſt gegen Ende des Jahrs wieder aufnahm, als Runge's Farbenkugel unſere chromatiſchen Betrachtungen auf's Neue in Bewegung ſetzte.

In dieſer Epoche führte ich die Farbenlehre bis zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts, wie denn auch zu gleicher Zeit der Druck des zweiten Theils ununterbrochen fortging und die Aufmerkſamkeit zunächſt ſich auf die Controvers mit Newton richtete. Bei allem Dieſem war Dr. Seebeck theilnehmend und hülfreich.

Um von poetiſchen Arbeiten nunmehr zu ſprechen, ſo hatte ich von Ende Mai's an die „Wahlverwandtſchaften", deren erſte Conception mich ſchon längſt beſchäftigte, nicht wieder aus dem Sinne gelaſſen. Niemand verkennt an dieſem Roman eine tief leidenſchaftliche Wunde, die im Heilen ſich zu ſchließen ſcheut, ein Herz, das zu geneſen fürchtet. Schon vor einigen Jahren war der Hauptgedanke gefaßt; nur die Ausführung erweiterte, vermannigfaltigte ſich immerfort und drohte, die Kunſtgrenze zu überſchreiten. Endlich nach ſo vielen Verarbeiten beſtätigte ſich der Entſchluß, man wolle den Druck beginnen, über manchen Zweifel hinausgehen, das Eine feſthalten, das Andere endlich beſtimmen.

In dieſem raſchen Vorſchritt ward ich jedoch auf ein Mal geſtört; denn indem man die Nachrichten des gewaltſamen Vordringens der Franzoſen in Oeſterreich mit Bangigkeit vernommen hatte, begann der König von Weſtphalen einen Zug gegen Böhmen, weßhalb ich den 13. Juni nach Weimar zurückging. Die Nachrichten von dieſer ſonderbaren Expedition waren ſehr ungewiß, als zwei dem Haupt-Quartier folgende diplomatiſche Freunde, von Reinhard und Wangenheim, mich unerwartet beſuchten, einen unerklärlichen Rückzug räthſelhaft ankündigend. Schon am 15. Juli kommt der König nach Weimar, der Rückzug ſcheint in Flucht auszuarten, und gleich am 20. ängſtigt das umherſtreifende Oels'ſche Corps uns und die Nachbarſchaft. Aber auch dieſes Gewitter zieht ſchnell in nordweſtlicher Richtung vorüber, und ich ſäume nicht, am 23. Juli wieder nach Jena zu gehen.

Unmittelbar darauf werden die „Wahlverwandtſchaften" in die Druckerei gegeben; und indem dieſe fleißig fördert, ſo reinigt und rändet ſich auch nach und nach die Handſchrift, und der 8. October befreit mich von dem Werke, ohne daß die Empfindung des Inhalts ſich ganz hätte verlieren können.

In geſelliger Unterhaltung wandte ſich das Intereſſe faſt ausſchließlich gegen nordiſche und überhaupt romantiſche Vorzeit. Die, nach dem Original, aus dem Stegreif vorgetragene und immer beſſer gelingende Ueberſetzung der „Nibelungen" hielt durchaus die Aufmerkſamkeit einer edeln Geſellſchaft feſt, die ſich fortwährend Mittwochs in meiner Wohnung verſammelte. „Hierabras" und andere ähnliche Heldenſagen und Gedichte, „König Rother", „Triſtan und Iſolde" folgten und begünſtigten einander; beſonders aber wurde die Aufmerkſamkeit auf „Wilkina-Saga" und ſonſtige nordiſche Verhältniſſe und Productionen gelenkt, als der wanderliche Fußreiſende, Runen-Antiquar Arndt, bei uns einkehrte, durch perſönliche Mittheilungen und Vorträge die Geſellſchaft wo nicht

für ſich einnahm, doch ſich ihr erträglich zu machen ſuchte. Dr. Majer's nordiſche Sagen trugen das Ihrige bei, uns unter dem düſtern Himmel wohlbehaglich zu erhalten; zugleich war Nichts natürlicher, als daß man Deutſche Sprachalterthümer hervorhob und immer mehr ſchätzen lernte, wozu Grimm's Aufenthalt unter uns mitwirkte, indeß ein gründlich grammatiſcher Ernſt durch des Knaben Wunderhorn lieblich aufgefriſcht wurde.

Die Ausgabe meiner Werke bei Cotta forderte gleichfalls manchen Zeitaufwand; ſie erſchien und gab mir Gelegenheit, durch Verſendung mancher Exemplare mich Gönnern und Freunden in's Gedächtniß zu rufen. Von derſelben wird an einem andern Orte die Rede ſein.

Was aber bei meinen dießjährigen Bemühungen am Entſchiedenſten auf das Künftige hinwies, waren Vorarbeiten zu jenem bedeutenden Unternehmen einer Selbſt-Biographie; denn es mußte mit Sorgfalt und Umſicht verfahren werden, da es bedenklich ſchien, ſich lange verfloſſener Jugendzeiten erinnern zu wollen. Doch ward endlich der Vorſatz dazu gefaßt mit dem Entſchluß, gegen ſich und Andere aufrichtig zu ſein und ſich der Wahrheit möglichſt zu nähern, inſoweit die Erinnerung nur immer dazu behülflich ſein wollte.

Meinen dießjährigen längern Aufenthalt in Jena forderte auch die neue Einrichtung, welche in Abſicht des Hauptgeſchäftes, das mir oblag, anlangt beliebt wurde. Unſer gnädigſter Herr nämlich hatte angeordnet, daß alle unmittelbaren Anſtalten für Wiſſenſchaft und Kunſt unter einer Oberaufſicht verſammelt, aus einer Caſſe beſtritten und in einem Sinne verhältnißmäßig fortgeführt werden ſollten. Höchſtdieſelben hatten das Zutrauen zu Geheimerath von Voigt und mir, daß wir dieſe Abſichten treu und zweckmäßig erfüllen würden. Zu dieſen Anſtalten aber, welche, ohne mit ähnlichen Inſtituten verknüpft und in ältere Verhältniſſe verflochten zu ſein, bloß von dem Willen des Fürſten abhingen, indem er auch den Aufwand derſelben aus eigenen Mitteln beſtritt, gehörten in Weimar die Bibliothek und das Münz-Cabinet, ingleichen die freie Zeichenſchule; in Jena die verſchiedenen, ſeit dem Regierungsantritt des Herzogs erſt gegründeten und ohne Mitwirkung der übrigen höchſten Herren Erhalter der Academie errichteten Muſeen und ſonſtigen wiſſenſchaftlichen Einrichtungen. Bei nunmehrigem Verein aller dieſer Inſtitute, die bisher beſondere Etats gehabt, hing es von den Vorgeſetzten ab, zu ermeſſen, wo jedes Mal, nach Vorkommniß der Umſtände, Beider verwendet und dieſem und jenem Zwecke nachgeholfen werden ſollte; welches bei lebendiger Ueberſicht und vorurtheilsfreien Geſinnungen um deſto möglicher war, da der Fürſt nicht ſowohl Vorſchläge zu Dem, was geſchehen ſollte, verlangte, als vielmehr gern von Dem, was geſchehen war, berichtlich und perſönlich Kenntniß nahm.

Da die gedachten Jena'ſchen Anſtalten, ſeit dreißig Jahren gegründet und fortgeführt, bei der Franzöſiſchen Invaſion nur wenig gelitten hatten, ſo ſuchte man ſie um deſto muthiger vollkommen herzuſtellen und noch andere neu damit zu verbinden. Weil aber, wegen Erweiterung beſchränkter Localitäten und zweckmäßiger Umſtellung des Vorhandenen, alles Dieſes eine gewiſſe durchdringende, individuelle Einſicht verlangte, ſo wurde die perſönliche Gegenwart Desjenigen, der zu entſcheiden berechtigt war, um ſo mehr erfordert, als hier kein Plan ſich denken ließ, und nur eine, die augenblicklichen Umſtände benutzende Gewandtheit zum Ziele führen konnte.

Für Weimar dagegen machte ſich eine Baulichkeit von Bedeutung nöthig, ein Anbau nämlich an herzogliche Bibliothek, wodurch ſowohl Expeditions-Zimmer als andere Räume zu dem ſich immer vermehrenden Vorrath an Büchern, Kupferſtichen und andern Kunſtſachen gewonnen wurden. Die wegen Ausbau des Schloſſes anweſenden Preußiſchen Architecten Genz und Raabe waren beirathig, und ſo entſtand ein ſo nützliches als erfreuliches, auch innerhalb wohl verziertes Gebäude.

Doch nicht für Räume und Sammlungen allein ward geſorgt, eine durch Sparſamkeit in gutem Zuſtand erhaltene Caſſe erlaubte gerade zur rechten Zeit, einen jungen Naturforſcher, den Profeſſor Voigt, nach Frankreich zu ſenden, der, gut vorbereitet, in Paris und andern Orten, ſeinen Aufenthalt ſorgfältig zu nutzen wußte und in jedem Sinne wohl ausgeſtattet zurückkehrte.

Das Theater ging, nach überſtandenen leichten Stürmen, ruhig ſeinen Gang. Bei dergleichen Erregungen iſt niemals die Frage, wer Etwas leiſten, ſondern wer einwirken und befehlen ſoll; ſind die Mißverhältniſſe ausgeglichen, ſo bleibt Alles wie vorher, und iſt nicht beſſer wo nicht ſchlimmer. Das Repertorium war wohl ausgeſtattet, und man wiederholte die Stücke dergeſtalt, daß das Publicum an ſie gewöhnt blieb, ohne ihrer überdrüſſig zu werden. Die neueſten Erzeugniſſe: „Antigone" von Rochlitz, Kurbel's Ueberſetzung von „Saul des Alfieri,", die „Tochter Jephta" von Robert, wurden der Reihe nach gut aufgenommen. Werner's bedeutendes Talent zu begünſtigen, bereitete man eine Aufführung „des 24. Februar's" mit großer Sorgfalt vor, indeſſen die

gefälligen, heitern Stücke von Steigentesch ſich im Publicum einſchmeichelten.

Demoiſelle Häſler, als vielverſprechende Sängerinn, Meilke, als höchſt angenehmer Tenor, traten zu unſerer Bühne und nahmen Theil an den Didascalien, welche treulich und eifrig fortgeſetzt wurden. Werner verſuchte große und kleine Tragödien, ohne daß man hoffen konnte, ſie für das Theater brauchbar zu ſehen.

Die häuslichen muſicaliſchen Unterhaltungen gewannen durch ernſtere Einrichtungen immer mehr an Werth. Das Sänger-Chor, unter Anleitung Eberwein's, leiſtete immer mehr. Donnerstag Abends war Probe, nach der man meiſtens zu einem fröhlichen Mahl zuſammenblieb. Sonntags Aufführung vor großer, guter Geſellſchaft, begleitet von irgend einem Frühſtück. Dieſe, durch den Sommer einiger Maßen unterbrochenen Privat-Uebungen wurden im Spätherbſt ſogleich wieder aufgenommen, indeſſen Theater und öffentliche Muſik durch den antretenden Capell-Meiſter Müller belebt und geregelt wurden. Auch iſt nicht zu vergeſſen, daß im Laufe des Jahrs Fräulein aus dem Winkel uns durch die mannigfaltigſten Talente zu ergetzen wußte.

Auch die bildende Kunſt, die wir freilich immerfort auf das Herzlichſte pflegten, brachte uns dieſes Jahr die ſchönſten Früchte.

In München wurden die Handzeichnungen Albrecht Dürer's herausgegeben, und man durfte wohl ſagen, daß man erſt jetzt das Talent des ſo hoch verehrten Meiſters erkenne. Aus der gewiſſenhaften Peinlichkeit, die ſowohl ſeine Gemälde als Holzſchnitte beſchränkt, trat er heraus bei einem Werke, wo ſeine Arbeit nur ein Beiwerken bleiben, wo er mannigfaltig gegebene Räume verzieren ſollte. Hier erſchien ſein herrliches Naturell völlig heiter und humoriſtiſch; es war das ſchönſte Geſchenk des aufkeimenden Steindrucks.

Von der Malerei wurden wir auch gar freundlich theilnehmend heimgeſucht; Kügelchen, der gute, im Umgang Allen ſo werthe Künſtler, verweilte mehrere Wochen bei uns; er malte Wieland's Portrait und mein's nach der Perſon, Herder's und Schiller's nach der Ueberlieferung. Menſch und Maler waren Eins in ihm, und daher werden jene Bilder immer einen doppelten Werth behalten.

Wie nun er durch Menſchengeſtalt die Aufmerkſamkeit ſowohl auf ſeine Arbeit als auf die Gegenſtände hinzog, ſo zeigte Kaaz mehrere landſchaftliche Gemälde vor, theils nach der Natur eigens erfunden, theils den beſten Vorgängern nachgebildet. Die Ausſtellung, ſowohl hier als in Jena, gab zu ſinnig geſelligen Vereinen den heiterſten Anlaß und brachte auch ſolche Perſonen zuſammen, die ſich ſonſt weniger zu nähern pflegten.

Hirt's Werk über die Baukunſt forderte zu neuer Aufmerkſamkeit und Theilnahme in dieſem Fache; ſodann nöthigte er uns durch die Reſtaurationen des Tempels der Diana zu Epheſus, ingleichen des Salomon'ſchen, in's Alterthum zurück. Zu Geſchichte und trümmerhafter Anſchauung mußte die Einbildungskraft ſich geſellen; wir nahmen lebhaft Theil und wurden zu ähnlichen Verſuchen aufgeregt.

Ein vorzügliches, für alterthümliche Kunſt höchſt wichtiges Geſchenk ertheilte uns Herr Dr. Stieglitz, indem er Schwefelabgüſſe ſeiner anſehnlichen Münzſammlung verehrte und ſowohl dadurch als durch das beigefügte Verzeichniß den Forſchungen in dem Felde alterthümlicher Kunſt nicht geringen Vorſchub leiſtete.

Zugleich vermehrten ſich unſere Münzfächer durch Medaillen des fünfzehnten und ſechszehnten Jahrhunderts. Betrachtungen darüber wurden zu Programmen der allgemeinen Jena'ſchen Litteratur-Zeitung beſtimmt; der kunſtreiche Schwerdgeburt, mit gewiſſenhafter Genauigkeit, ſtach dazu einige Umrißtafeln.

Zu allem Dieſem fügte ſich noch eine Sammlung Köſtritzer Ausgrabungen metallener Geräthe von unbekannten Formen, denen ich viel Aufmerkſamkeit ſchenkte. Ich forſchte Manches darüber in der ältern Geſchichte, beſonders jener Epoche, wo Heiden und Chriſtenthum in Franken und Thüringen gegeneinander ſchwankten. Unter den Büchern, die ich damals aufſchlug, waren mir die Antiquitates Nordgravienses beſonders merkwürdig, und veranlaßten eine genaue Betrachtung der Paganien, d. h. der heidniſchen Gebräuche, welche durch die erſten fränkiſchen Concilien verbannt wurden. Ich überzeugte mich auf's Neue, daß unſere heidniſchen Urväter zwar viele auf Naturahnungen ſich beziehende, daß aber abergläubiſche Gewohnheiten, aber keine fratzenhaften Götzenbilder gehabt. Ein ſchriftlicher Aufſatz über dieſe Gegenſtände ward von dem fürſtlich Reuß'ſchen Beſitzer freundlich aufgenommen und mit dagegen ein Exemplar der gefundenen räthſelhaften Alterthümer verehrt.

Auch eine Sammlung von eigenen Handſchriften bedeutender Perſonen ward dieſes Jahr durch Freundesgunſt anſehnlich vermehrt, und ſo befeſtigte ſich der Glaube, daß die Handſchrift auf den Character des Schreibenden und ſeine jedesmaligen Zuſtände entſchieden hinweiſe, wenn man auch mehr durch Ahnung als durch klaren Begriff ſich und Andern davon Rechenſchaft geben könne; wie es ja bei aller Phyſiognomik der Fall iſt, welche bei ihrem

Die Rieſenfichte, ſtürzend, Nachbaräſte
Und Nachbarſtämme, quetſchend, nieder ſtreift,
Und ihrem Fall dumpf hohl der Hügel don-
nert;
Dann führſt du mich zur ſichern Höhle, zeigſt
Mich dann mir ſelbſt, und meiner eignen
Bruſt
Geheime tiefe Wunder öffnen ſich:
Und ſteigt vor meinem Blick der reine Mond
Beſänftigend herüber, ſchweben mir
Von Felſenwänden, aus dem feuchten Buſch
Der Vorwelt ſilberne Geſtalten auf,
Und lindern der Betrachtung ſtrenge Luſt.

O daß dem Menſchen nichts Vollkomm'nes
wird,
Empfind' ich nun. Du gabſt zu dieſer Wonne,
Die mich den Göttern nah' und näher bringt,
Mir den Gefährten, den ich ſchon nicht mehr
Entbehren kann, wenn er gleich, kalt und
frech,

ächten Naturgrunde nur dadurch außer Credit kam, daß man sie zu einer Wissenschaft machen wollte.

Von Naturereignissen erwähne ich des gewaltsamen Sturms in der Nacht vom 30. auf den 31. Januar, welcher weit und breit wüthete und auch mir einen empfindlichen Schaden brachte, indem er einen alten, ehrwürdigen Wachholderbaum in meinem Garten am Sterne niederwarf und so einen treuen Zeugen glücklicher Tage von meiner Seite riß. Dieser Baum, der einzige in der ganzen Gegend, wo der Wachholder fast nur als Gesträuche vorkommt, hatte sich wahrscheinlich aus jenen Zeiten erhalten, wo hier noch keine Garten-Cultur gewesen. Es hatten sich allerlei Fabeln von ihm verbreitet: ein ehemaliger Besitzer, ein Schulmann, sollte darunter begraben sein; zwischen ihm und dem alten Hause, in dessen Nähe er stand, wollte man gespensterhafte Mädchen, die den Platz reine kehrten, gesehen haben; genug, er gehörte zu dem abenteuerlichen Complex jenes Aufenthalts, in welchem so manche Jahre meines Lebens hingeflossen, und der mir und Andern durch Neigung und Gewohnheit, durch Dichtung und Wahn so herzlich lieb geworden.

Den umgestürzten Baum ließ ich durch einen jungen Künstler zeichnen, wie er noch auf herzoglicher Bibliothek zu sehen ist; die Unterschrift sagt von ihm Folgendes:

„Oben gezeichneter **Wachholderbaum** stand in dem Garten des Herrn Geheimeraths von Goethe, am Stern. Die Höhe vom Boden bis dahin, wo er sich in zwei Aeste theilte, war 12 hiesige Fuß, die ganze Höhe 43 Fuß. Unten an der Erde hielt er 17 Zoll im Durchmesser, da, wo er sich in die beiden Aeste theilte, 15 Zoll. Jeder Ast 11 Zoll, und nachher fiel es ab, bis sich die Spitzen ganz zart verzweigten.

„Von seinem äußerst hohen Alter wagt man Nichts zu sagen. Der Stamm war inwendig vertrocknet, das Holz desselben mit horizontalen Rissen durchschnitten, wie man sie an den Kohlen zu sehen pflegt, von gelblicher Farbe und von Würmern zerfressen.

„Der große Sturm, welcher in der Nacht vom 30. zum 31. Januar wüthete, im Jahr 1809, riß ihn um; ohne dieses außerordentliche Ereigniß hätte er noch lange stehen können. Die Gipfel der Aeste sowie die Enden der Zweige waren durchaus grün und lebendig."

1810.

Ein bedeutendes Jahr, abwechselnd an Thätigkeit, Genuß und Gewinn; so daß ich mich bei einem überreichen Ganzen in Verlegenheit fühle, wie ich die Theile gehörig ordnungsgemäß darstellen soll.

Vor allen Dingen verdient wohl das Wissenschaftliche einer nähern Erwähnung. Hier war der Anfang des Jahrs mühsam genug; man war mit dem Abdruck der Farbenlehre so weit vorgerückt, daß man den Abschluß vor Jubilate zu bewirken nicht für unmöglich hielt; ich schloß den polemischen Theil sowie die Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Die nach meinen sorgfältigen Zeichnungen gestochenen Tafeln wurden illuminirt, die Recapitulation des Ganzen vollbracht, und man sah das letzte Blatt mit Vergnügen in die Druckerei wandern.

Dieß geschah achtzehn Jahre nach dem Gewahrwerden eines uralten Irrthums, in Gefolg von unablässigen Bemühungen und dem endlich gefundenen Puncte, worum sich Alles versammeln mußte. Die bisher getragene Last war so groß, daß ich den 16. Mai als glücklichen Befreiungstag ansah, an welchem ich mich in den Wagen setzte, um nach Böhmen zu fahren. Um die Wirkung war ich wenig bekümmert und that wohl. Einer so vollkommenen Untheilnahme und abscheidenden Unfreundlichkeit war ich aber doch nicht gewärtig; ich schweige davon und erwähne lieber, wie viel ich bei dieser und bei meinen übrigen wissenschaftlichen und litterarischen Arbeiten einem mehrjährigen Hausgenossen, Reisegefährten, so gelehrten als gewandten und freundlichen Mitarbeiter, Dr. Friedrich Wilhelm Riemer, schuldig geworden.

Weil man aber, einmal des Mühens und Bemühens gewohnt, sich immer sehr gern und leicht neue Lasten auflegt, so entwickelte sich, bei nochmaliger schematischer Uebersicht der Farbenlehre, der verwandte Gedanke, ob man nicht auch die Tonlehre unter ähnlicher Ansicht auffassen könnte; und so entsprang eine ausführliche Tabelle, wo in drei Columnen Subject, Object und Vermittelung aufgestellt worden.

Und wie keine unserer Gemüthskräfte sich auf dem einmal eingeschlagenen Wege leicht irre machen läßt, es sei nun, daß man zum Wahren oder zum Falschen hinschreite, so wurde jene Vorstellungsart auf die ganze Physik angewandt: das Subject in genauer Erwägung seiner auffassenden und erkennenden Organe; das Object als ein allenfalls Erkennbares gegenüber; die Erscheinung, durch Versuche wiederholt und vermannigfaltigt, in der Mitte; wodurch denn eine ganz eigene Art von Forschung bereitet wurde.

Der Versuch, als Beweis irgend eines subjectiven Ausspruches, ward verworfen; es entstand, was man schon längst Anfrage an die Natur genannt hat. Und wie denn alles Erfinden als eine weise Antwort auf eine vernünftige Frage angesehen werden kann, so konnte man sich bei jedem Schritt überzeugen, daß

man auf dem rechten Wege ſei, indem man überall im Einzelnen und Ganzen nur Gewinne zur Seite ſah.

Wie ſehr ich aber auch durch glückliche Umgebung in dieſem Fache feſtgehalten wurde, geht daraus hervor, daß Dr. Seebeck ſowohl zu Hauſe als auswärts faſt immer in meiner Nähe blieb. Profeſſor Voigt kam aus Frankreich zurück und theilte gar manche ſchöne Erfahrung und Anſicht mit; die wiſſenſchaftlichen Zuſtände in Paris wurden uns durch einen Deutſchen nach unſerer Sprach- und Denkweiſe näher gebracht, und wir bekannten mit Vergnügen, daß er ſeine Zeit ſowohl für ſich als für uns gut angewendet hatte.

Was für Muſik im Theater, ſowohl in den erſten als letzten Monaten des Jahrs, geſchah, vermelde kürzlich. Die Uebungen der freiwilligen Haus-Capelle wurden regelmäßig fortgeſetzt; Donnerstags Abends Probe vor einigen Freunden gehalten; Sonntags früh Aufführung vor großer Geſellſchaft. Aeltere und jüngere Theater-Sänger, Choriſten und Liebhaber nahmen Theil; Eberwein dirigirte meiſterhaft. Mehrſtimmige Sachen von Zelter und andern Italieniſchen Großen wurden in's Leben geführt und ihr Andenken gegründet, Vergnügen und Nutzen, Anwendung und Fortſchreiten in Eins verbunden.

Dadurch, daß die Probe von der Aufführung vollkommen getrennt blieb, ward das dilettantiſche Pfuſchen völlig entfernt, das gewöhnlich erſt im Augenblick der Aufführung noch probirt, ja bis den letzten Augenblick unausgemacht läßt, was denn eigentlich aufgeführt werden kann und ſoll.

Die Donnerstage waren critiſch und didactiſch, die Sonntage für Jeden empfänglich und genußreich.

Gegen Ende des Jahrs konnten von dieſer Geſellſchaft öffentliche Unterhaltungen im Theater gegeben werden; man führte ſolche Muſik-Stücke auf, welche zu hören das Publicum ſonſt keine Gelegenheit findet und woran jeder Gebildete ſich wenigſtens ein Mal im Leben ſollte erquickt und erfreut haben. Als Beiſpiel nenne ich hier Johanna Sebus, componirt von Zelter, die einen unauslöſchlichen Eindruck in allen Gemüthern zurückließ.

Ebenmäßig wurden mit den recitirenden Schauſpielern die Didascalien fortgeſetzt, mit den geübteſten nur bei neuen Stücken, mit den jüngern bei friſcher Beſetzung älterer Rollen. Dieſe letzte Bemühung iſt eigentlich der wichtigſte Theil des Unterrichts; ganz allein durch ſolches Nachholen und Nacharbeiten wird ein ungeſtörtes Enſemble erhalten.

„Zaire", überſetzt von Pencer, bewies abermals die Fertigkeit unſers Perſonal's im reinen Recitiren und Declamiren. Die erſte Leſeprobe war ſo vollkommen, daß ein gebildetes Publicum durchaus dabei hätte gegenwärtig ſein können.

Der „vierundzwanzigſte Februar" von Werner, an ſeinem Tage aufgeführt, war vollends ein Triumph vollkommener Darſtellung. Das Schreckliche des Stoffs verſchwand vor der Reinheit und Sicherheit der Ausführung; dem aufmerkſamſten Kenner blieb Nichts zu wünſchen übrig.

Bewegte Plaſtik ward uns durch das ausgezeichnete Talent der Frau Hendel-Schütz vorgeführt; öffentliche ernſte Darſtellung, heitere, ſcherzhafte, ja comiſche Zimmerunterhaltung gewährte neue Kunſtanſichten und vielen Genuß.

Die Vorſtellung der Oper „Achill" durch Vrizzi in Italieniſcher Sprache, eröffnete gegen Ende des Jahrs ein neues Feld, und zu gleicher Zeit näherte ſich, unter den ernſteſten und treueſten Bemühungen, bei hochgeſteigertem Talent des Schauſpielers Wolf, der „ſtandhafte Prinz" der erſehnten Aufführung.

Bezüglich auf bildende Kunſt ergab ſich gleichfalls eine merkwürdige Epoche. Die Gebrüder Boiſſerée ſandten mir durch den auf die Leipziger-Meſſe reiſenden Buchhändler Zimmer von Heidelberg ihre köſtlichen ausgeführten Zeichnungen des Domgebäudes. Gern rief ich die Gefühle jener Jahre zurück, als der Straßburger-Münſter mir Bewunderung abnöthigte und mich zu ſeltſamen, aber tief empfundenen, enthuſiaſtiſchen Aeußerungen veranlaßte. Nun ward das Studium jener ältern beſondern Baukunſt abermals ernſtlich und gründlich aufgeregt, und dieſer wichtige Gegenſtand von den Weimar'ſchen Kunſtfreunden theilnehmend in Betrachtung gezogen.

Eine Anwandlung, landſchaftliche Skizzen zu zeichnen, wies ich nicht ab; bei Spaziergängen im Frühling, beſonders nahe bei Jena, faßt' ich irgend einen Gegenſtand auf, der ſich zum Bild qualificiren wollte, und ſuchte ihn zu Hauſe alsdann zu Papier zu bringen. Gleicher Maßen ward meine Einbildungskraft durch Erzählungen leicht erregt, ſo daß ich Gegenden, von denen im Geſpräch die Rede war, alſobald zu entwerfen trachtete. Dieſer wunderſame Trieb erhielt ſich lebhaft auf meiner ganzen Reiſe und verließ mich nur bei meiner Rückkehr, um nicht wieder hervorzutreten.

Auch fehlte es nicht im Laufe des Jahrs an Gelegenheit, feſtlichen Tagen manches Gedicht und manche Darſtellung zu widmen. „Die romantiſche Poeſie", ein großer Redouten-Aufzug, war dem 30. Januar gewidmet, zum 16. Februar wiederholt, wobei zugleich eine characteriſtiſche Reihe Ruſſiſcher Völkerſchaften

ſich auflöſte, gleichfalls von Gedicht und Geſang begleitet. Die Gegenwart der Kaiſerin von Oeſterreich Majeſtät in Carlsbad rief gleich angenehme Pflichten hervor und manches andere kleinere Gedicht entwickelte ſich im Stillen.

Hackert's Biographie ward indeſſen ernſtlich angegriffen, eine Arbeit, die viel Zeit und Mühe koſtete; wobei uns das Andenken an den verewigten Freund zu Hülfe kommen mußte. Denn obgleich die vorliegenden Papiere von Bedeutung waren und genugſamen Gehalt lieferten, ſo blieb doch die verſchiedenartige Form deſſelben ſchwer zu gewältigen und in irgend ein congruentes Ganzes zuſammenzufügen.

Zerſtreuungen der Reiſe, vorübergehende Theilnahme begegnender Freunde an kleinern Aufſätzen erinnerte mich an die mancherlei Einzelnheiten, die auf eine Verbindung warteten, um dem Publicum ſich, theils neu, theils zum zweiten Male, wieder vorzuſtellen. Der Gedanke der „Wanderjahre", der den „Lehrjahren" ſo natürlich folgte, bildete ſich mehr und mehr aus und beſchäftigte mich in einzelnen Stunden, die auf andere Weiſe nicht genutzt werden konnten.

Bezüglich auf die Rechte des Autors mußte man merkwürdig finden, daß Miniſter Portalis bei mir anfragte, ob es mit meiner Bewilligung geſchehen könne, daß ein Cöln'ſcher Buchhändler die „Wahlverwandtſchaften" abdrucke. Ich antwortete dankbar in Betreff meiner, verwies aber die Angelegenheit an den rechtmäßigen Verleger. Soviel höher ſtanden ſchon die Franzoſen im Begriff von geiſtigem Beſitz und gleichem Recht des Hohen und Niedern, wozu ſich die guten Deutſchen wohl ſobald nicht erheben werden.

In Carlsbad betrachtete ich die Verwüſtung, die der Sprudel angerichtet, mit großem Intereſſe. Aus den hintern Fenſtern des weißen Hirſches zeichnete ich dieſen ſeltſamen Zuſtand ſorgfältig nach der Wirklichkeit, und überließ mich der Erinnerung vieljähriger Betrachtungen und Folgerungen, deren ich hier nur kürzlich erwähnen darf.

1811.

Dieſes Jahr zeichnet ſich durch anhaltende äußere Thätigkeit beſonders aus. Das Leben Philipp Hackert's ward abgedruckt und die vorliegenden Papiere nach jedesmaligem Bedürfniß ſorgfältig redigirt. Durch dieſe Arbeit wurde ich von abermals nach Süden gelockt; die Ereigniſſe, die ich jener Zeit in Hackert's Gegenwart oder doch in ſeiner Nähe erfahren hatte, wurden in der Einbildungskraft lebendig; ich hatte Urſache, mich zu fragen, warum ich Dasjenige, was ich für einen Andern thue, nicht für mich ſelbſt zu leiſten unternehme. Ich wandte mich daher noch vor Vollendung jenes Bandes an meine eigene früheſte Lebensgeſchichte; hier fand ſich nun freilich, daß ich zu lange gezaudert hatte. Bei meiner Mutter Lebzeiten hätt' ich das Werk unternehmen ſollen; damals hätte ich ſelbſt noch jenen Kinder-Scenen näher geſtanden und wäre durch die hohe Kraft ihrer Erinnerungsgabe völlig dahin verſetzt worden. Nun aber mußte ich dieſe entſchwundenen Geiſter in mir ſelbſt hervorrufen und manche Erinnerungsmittel gleich einem nothwendigen Zauber-Apparat mühſam und kunſtreich zuſammenſchaffen. Ich hatte die Entwickelung eines bedeutend gewordenen Kindes, wie ſie ſich unter gegebenen Umſtänden hervorgethan, aber doch, wie ſie im Allgemeinen dem Menſchenkenner und deſſen Einſichten gemäß wäre, darzuſtellen.

In dieſem Sinne nannt' ich beſcheiden genug ein ſolches mit ſorgfältiger Treue behandeltes Werk: **Wahrheit und Dichtung**, innigſt überzeugt, daß der Menſch in der Gegenwart, ja vielmehr noch in der Erinnerung die Außenwelt nach ſeinen Eigenheiten bildend modele.

Dieſes Geſchäft, inſofern ich durch geſchichtliche Studien und ſonſtige Local- und Perſonenvergegenwärtigung viel Zeit aufzuwenden hatte, beſchäftigte mich, wo ich ging und ſtand, zu Hauſe wie auswärts, dergeſtalt, daß mein wirklicher Zuſtand den Character einer Nebenſache annahm, ob ich gleich überall, wo ich durch's Leben hingefordert wurde, gleich wieder mit ganzer Kraft und vollem Sinne mich gegenwärtig erwies.

Für das Theater geſchah ſehr viel, wobei des trefflichen Wolf ſich immer ſteigerndes Talent im beſten Sinne hervortrat. Der „ſtandhafte Prinz" ward mit allgemeinem Beifalle aufgeführt und ſo der Bühne eine ganz neue Provinz erobert. Auch erſchien Wolf als Pygmalion und ſeine Darſtellung machte vergeſſen, wie unzuläßlich und unerfreulich dieß Stück eigentlich ſei.

Von Knebel's überſetzter „Saul Alfieri's", die „Tochter Jephta", „Taſſo" wurden wiederholt, „Romeo und Julie" für's Theater bearbeitet; wobei ſowohl Riemer als Wolf eifrig mitwirkten; und ſo ward auch für die nächſte Folge Calderon's „Leben, ein Traum" vorbereitet.

Demoiſelle Frank aus Mannheim erntete als Emmeline und Zaucheu großen Beifall; Brizzi wiederholte ſeinen Beſuch; die Vorſtellung von „Achill" nahm wieder ihren glänzenden Gang. Die zweite große Oper „Minerva" konnte ſich jener nicht gleich ſtellen; auch hier bewahrheitete ſich die alte Lehre, daß ein verfehlter Text der

Muſik und Darſtellung insgeheim den Untergang vorbereite. Ein Böſewicht und Verräther nimmt ſich am Ende überall ſchlecht aus, am Schlechteſten auf dem Theater, wo der Verlauf ſeiner Niederträchtigkeiten abgeſponnen und uns vor die Augen geführt wird.

Das neuerbaute Schauſpielhaus zu Halle verlieh die ſämmtlichen Vortheile der Landſtädter-Bühne; die Einweihung deſſelben gab Gelegenheit zu einem Prolog, welchem freundliche Theilnahme zu Theil ward.

Mit der Muſik gelang es mir nicht ſo glücklich; was ich vor einem Jahre meine Haus-Capelle zu nennen wagte, fühlte ich im Innerſten bedroht. Niemand merkte einige Veränderung; aber es hatten ſich gewiſſe Wahlverwandtſchaften eingefunden, die mir ſogleich gefährlich ſchienen, ohne daß ich ihren Einfluß hätte hindern können. Noch zu Anfang des Jahres ward nach herkömmlicher Weiſe verfahren, doch ſchon nicht mehr in ſo regelmäßiger wöchentlicher Folge. Noch trugen wir ächte, alte Sachen vor; mehrere neue Canons von Ferrari belebten die Luſt der Sänger und den Beifall der Zuhörer; ich aber hatte mich ſchon in dieſen Verluſt ergeben. Und als bei meiner bevorſtehenden Sommerreiſe zu Ende Aprils eine Pauſe eintreten mußte, ſo war ſchon mein Entſchluß gefaßt, nie wieder zu beginnen. Ich verlor dabei ſehr viel und mußte deßhalb ernſtlich bedacht ſein, mich anderwärts zu entſchädigen.

Noch während dieſer auferbaulichen Unterhaltung ſchrieb ich die Cantate „Rinaldo" für des Prinzen Friedrich von Gotha Durchlaucht; ſie ward durch den verdienſtvollen Capell-Meiſter Winter componirt und gewährte, durch des Prinzen anmuthige Tenor-Stimme vorgetragen, von Chören begleitet, einen ſchönen Genuß.

Was ſich auf ältere, bildende Kunſt bezog, ward vorzüglich geachtet. Meyer bearbeitete unabläſſig die Kunſtgeſchichte, und alle deßhalb gepflogenen Unterſuchungen gaben Stoff zu belehrendem Geſpräch.

Mionetiſche Paſten Altgriechiſcher Münzen hatten, als die würdigſten Documente jener Zeit, die entſchiedenſten Ausſichten eröffnet.

Die Luſt, ſich Vergangenes zu vergegenwärtigen, wirkte fort und wir ſuchten mit Hülfe eines guten Rechners, den Rogus des Hephäſtion, beſonders aber das ungeheure Amphitheater wieder herzuſtellen, in deſſen Mitte er aufgeführt war, und wozu die Mauer von Babylon Erde und Schutt hatte hergeben müſſen, wie zum Rogus die Ziegeln. Das ganze Griechiſche Heer ſah mit Bequemlichkeit der Feier zu.

Viele Jahrhunderte waren dagegen zu überſchreiten, als Dr. Sulpiz Boiſſerée mit einer wichtigen Folge von Zeichnungen und Kupfern bei uns eintraf, und unſere Kunſtbetrachtungen in's Mittelalter hinlenkte. Hier verweilten wir ſo gern, weil eine wohl überdachte Folge übereinſtimmender Monumente vor uns lag, die uns in eine zwar düſtere, aber durchaus ehrenund antheilwerthe Zeit verſetzte. Das lebhafte Intereſſe des Vorzeigenden, die gründliche Erkenntniß jener Zuſtände und Abſichten: Alles theilte ſich mit und man ließ ſich, wie bei einer veränderten Theater-Decoration, abermals gern in Zeiten und Localitäten verſetzen, zu denen man in der Wirklichkeit nicht wieder gelangen ſollte.

Und ſo ward ein treuer Sinnes- und Herzensbund mit dem edeln Gaſte geſchloſſen, der für die übrige Lebenszeit folgereich zu werden verſprach.

Ferner hatte Derſelbe Federzeichnungen nach dem Gedichte: „die Nibelungen", von Cornelius mitgebracht, deren alterthümlich kupfern Sinn, mit unglaublicher techniſcher Fertigkeit ausgeſprochen, man höchlich bewundern mußte.

Als Nachklang jener frühern Weimar'ſchen Kunſtausſtellung, in Gefolg guter, daraus ſich herleitender Verhältniſſe mit lebenden Künſtlern, ward gar Manches eingeſendet. Der verdienſtvolle Nauwerck zu Ratzeburg ſchickte Zeichnungen und Gemälde; des allzu früh abgeſchiedenen Landſchaftsmalers Kaaz hinterlaſſene Zeichnungen wurden vorgelegt. Prinzeſſin Caroline von Mecklenburg, ſelbſt einen ſchönen Sinn für landſchaftliche Zeichnungen beſitzend, ſowie anmuthig ausführend, verſchaffte ſich von Beiden eine Auswahl.

So wurden wir auch mit einem hoffnungsvollen Talente eines jung abgeſchiedenen Mannes, Namens Wehle, zum erſten Mal bekannt, deſſen Verlaſſenſchaft Baron Schönberg-Rothſchönberg künſtlich an ſich gebracht hatte. Sowohl in Skizzen als ausgeführten Blättern nach der Natur offenbarte ſich ein glücklich künſtleriſcher Blick in die Welt, und das Intereſſe an dieſen Blättern war durch fremdartige, ſeltſamliche Localität erhöht. Er war bis Tiflis vorgedrungen und hatte Fernes ſo wie Nahes mit characteriſtiſcher Leichtigkeit dem Papier anvertraut.

Vor der Naturbetrachtung war man einiger Maßen auf der Hut; doch ſtudirte ich zwiſchendurch die Geſchichte der Phyſik, um das Herankommen dieſer höchſten Wiſſenſchaft mit möglichſt zu vergegenwärtigen; denn ganz allein durch Aufklärung der Vergangenheit läßt ſich die Gegenwart begreifen. Eine Wiſſenſchaft iſt, wie jede menſchliche Anſtalt und Einrichtung, eine ungeheure Contignation von Wahrem und Falſchem, von Freimüthigem und Nothwendigem,

von Geſundem und Krankhaftem; Alles, was wir tagtäglich gewahr werden, dürfen wir am Ende doch nur als Symptome anſehen, die, wenn wir uns wahrhaft ausbilden wollen, auf ihre phyſiologiſchen und pathologiſchen Principe zurückzuführen ſind.

Ich enthielt mich perſönlich von Verſuchen aller Art, aber ein Indianiſches Weißfeuer auf dem Landgrafenberg, von Profeſſor Döbereiner abgebrannt, gab durch Erleuchtung des Thales, beſonders der gegenüber liegenden Berge, eine höchſt überraſchende Erſcheinung.

Nach dieſem aufblickenden Lichtglanze durfte ſich der herrliche, lang verweilende Comet wohl auch noch ſehen laſſen, unſere Augen entzücken und unſern innern Sinn in das Weltall hinausfordern.

Mein dießjähriger Aufenthalt in Carlsbad nahm einen ganz eigenen Character an; die Luſt des Haftens an der Natur, des Zeichnens und Nachbildens hatte mich ganz und gar verlaſſen; Nichts der Art wollte weiter gelingen, und ſo war ich auch des Durchſtöberns und Durchklopfens der allzu bekannten Felsmaſſen völlig müde. Müller, in hohen Jahren, war nicht mehr anregend, und ſo ſah ich denn auch die Bemühungen, dem Sprudel ſeinen alten Weg wieder zu weiſen, mit Gleichgiltigkeit, getröſtet durch die Bemerkung, daß man zwar althergebrachten Vorurtheilen zu ſchmeicheln, aber doch einem ähnlichen Uebel zuvorzukommen trachtete.

In Geſellſchaft von lebensluſtigen Freunden und Freundinnen übergab ich mich einer tagverzehrenden Zerſtreuung. Die herkömmlichen Promenaden zu Fuß und Wagen gaben Raum genug, ſich nach allen Seiten zu bewegen; die nähern ſowohl als die entferntern Luſtorte wurden beſucht, zu welchen ſich noch ein neuer auf eine faſt lächerliche Weiſe geſellt hatte. In Weheditz, einem Dorfe über der Eger gegen Dalwitz gelegen, hatte ſich ein Bauer, der als Fuhrmann bis Ungarn frachtete, auf dem Rückwege mit jungen, geiſtig wohlſchmeckenden Weinen beladen und in Hof und Haus eine kleine Wirthſchaft errichtet. Bei dem niedrigen Stande des Papiergeldes, faſt wie Zehn gegen Eins, trank man eine anmuthige Flaſche Ungar-Wein für den Betrag von wenig Silbergroſchen. Die Neuheit, das Seltſame, ja die Unbequemlichkeit des Aufenthalts fügten zur Wohlfeilheit einen gewiſſen Reiz; man zog hinaus, man lachte, ſpottete über ſich und Andere und hatte immer mehr des einſchmeichelnden Weins genoſſen, als billig war. Man trug ſich über eine ſolche Wallfahrt mit folgender Anecdote: Drei bejahrte Männer gingen nach Weheditz zum Weine:

Oberſt Otto, alt	87 Jahr.
Steinſchneider Müller . .	84 „
Ein Erfurter	82 „
	253 Jahr.

Sie zechten wacker und nur der Letzte zeigte bei Nachhauſegehen einige Spuren von Beſpitzung; die beiden Andern griffen dem Jüngern unter die Arme und brachten ihn glücklich zurück in ſeine Wohnung.

Einen ſolchen allgemeinen Leichtſinn begünſtigte jener niedere Stand des Papiers. Ein ergangenes Patent hatte alle Welt verwirrt gemacht; die vorhandenen Zettel hatten allen Werth verloren; man erwartete die neuen ſogenannten Anticipations-Scheine. Die Verkäufer und Empfänger konnten dem ſinkenden Papierwerth nicht genug nachrücken; den Käufern und Ausgebenden gerieth es auch nicht zum Vortheil; ſie verſchleuderten Groſchen und wurden ſo allmälig ihre Thaler los. Der Zuſtand war von der Art, daß er auch den Beſonnenſten zur Verrücktheit hinriß.

Doch iſt der Tag ſo lang, daß er ſich ohne nützliche Beſchäftigung nicht hinbringen läßt und ſo ſetzte ich mit Riemer's Beiſtand unter fortwährendem Beſprechen die Arbeit an der Biographie fort, das Nächſte ausführend, das Fernere ſchematiſirend. Auch waren zum fortgeſetzten Leſen und Betrachten die kleinern Schriften Plutarch's jederzeit bei der Hand, wie es denn auch an mancherlei Erfahrung und Belehrung in einem ſo großen Zuſammenfluß von bedeutenden Menſchen, die in geſchäftsloſer Freiheit ſich gern von Dem, was ihnen lieb und werth iſt, unterhalten, keineswegs fehlen konnte.

Von Perſonen, die dieſes Jahr in Weimar eingeſprochen, ſind' ich Folgende bemerkt: Engelhardt, Architect von Caſſel, auf ſeiner Durchreiſe nach Italien. Man wollte behaupten, ich habe ihn in früherer Zeit als Muſterbild ſeines Kunſtgenoſſen in den „Wahlverwandtſchaften" im Auge gehabt. Der ſo geſchickte als gefällige Maabe hielt ſich einige Zeit bei uns auf, malte mein Bildniß in Oel auf Kupfer. Ritter Ohara, ein trefflicher Geſellſchafter, guter Wirth und Ehrenmann, wählte Weimar für einige Zeit zu ſeinem Wohnort. Die Geſchichten ſeiner vieljährigen Irrfahrten, die er mit einigem Scherz über ſich ſelbſt zu würzen verſtand, verbreiteten über ſeine Tafel einen angenehmen, vertraulichen Ton. Daß ſeine Köchin die trefflichſten Beefſteaks zu bereiten wußte, auch daß er mit dem ächteſten Mocca-Caffee ſeine Gaſtmahle ſchloß, ward ihm nicht zum geringen Verdienſt angerechnet.

Lefevre, Franzöſiſcher Legations-Secretär,

von Caſſel kommend, durch Baron Reinhard angemeldet, regte im lebhaften Geſpräch Franzöſiſche Rede, Poeſie und Geſchichte wieder auf, zu angenehmſter Unterhaltung. Profeſſor Thierſch ging, gute Eindrücke zurücklaſſend und hoffentlich mitnehmend, bei uns vorüber. Das Ehepaar von Arnim hielt ſich eine Zeit lang bei uns auf; ein altes Vertrauen hatte ſich ſogleich eingefunden; aber eben durch ſolche freie, unbedingte Mittheilungen erſchien erſt die Differenz, in die ſich ehemalige Uebereinſtimmung aufgelöſ't hatte. Wir ſchieden in Hoffnung einer künftigen glücklichern Annäherung.

Von wichtigen Büchern, deren Einfluß bleibend war, las ich St. Croix, Examen des Historiens d'Alexandre; Heeren's Ideen über die Geſchichte des Handels; Degerando, histoire de la philosophie; ſie verlangten ſämmtlich, daß man ſeine Anſicht innerhalb der vergangenen Zeiten auszudehnen und zu erweitern ſich entſchließe.

Jacobi „von den göttlichen Dingen" machte mir nicht wohl; wie konnte mir das Buch eines ſo herzlich geliebten Freundes willkommen ſein, worin ich die Theſe durchgeführt ſehen ſollte: die Natur verberge Gott! Mußte, bei meiner reinen, tiefen, angebornen und geübten Anſchauungsweiſe, die mich Gott in der Natur, die Natur in Gott zu ſehen unverbrüchlich gelehrt hatte, ſo daß dieſe Vorſtellungsart den Grund meiner ganzen Exiſtenz machte, mußte nicht ein ſo ſeltſamer, einſeitig beſchränkter Ausſpruch mich dem Geiſte nach von dem edelſten Manne, deſſen Herz ich verehrend liebte, für ewig entfernen? Doch ich ging meinem ſchmerzlichen Verdruſſe nicht nach; ich rettete mich vielmehr zu meinem alten Aſyl und fand in Spinoza's Ethik auf mehrere Wochen meine tägliche Unterhaltung. Und da ſich indeß meine Bildung geſteigert hatte, ward ich im ſchon Bekannten gar Manches, das ſich neu und anders hervorthat, auch ganz eigen friſch auf mich einwirkte, zu meiner Verwunderung gewahr.

Uwarow's Project einer aſiatiſchen Academie lockte mich in jene Regionen, wohin ich auf längere Zeit zu wandern ohnedem geneigt war. Hebel's abermalige „Alemanniſche Gedichte" gaben mir den angenehmen Eindruck, den wir bei Annäherung von Stammverwandten immer empfinden. Nicht ſo von Hagen's „Heldenbuch"; hier hatte ſich eine Alles verwandelnde Zeit dazwiſchen gelegt. Ebenſo brachte mir Büſching's „armer Heinrich", ein an und für ſich betrachtet höchſt ſchätzenswerthes Gedicht, phyſiſch-äſthetiſchen Schmerz. Den Ekel gegen einen ausſätzigen Herrn, für den ſich das wackerſte Mädchen aufopfert, wird man ſchwerlich los; wie denn durchaus ein Jahrhundert, wo die widerwärtigſte Krankheit in Einem fort Motive zu leidenſchaftlichen Liebes- und Ritterthaten reichen muß, uns mit Abſcheu erfüllt. Die dort einem Heroismus zum Grunde liegende, ſchreckliche Krankheit wirkt wenigſtens auf mich ſo gewaltſam, daß ich mich vom bloßen Berühren eines ſolchen Buchs ſchon angeſteckt glaube.

Durch einen beſondern Zufall kam mir ſodann ein Werk zur Hand, von welchem man dagegen eine unſittliche Anſteckung hätte befürchten können. Weil man ſich aber vor geiſtigen Einwirkungen, aus einem gewiſſen, frevelhaften Dünkel, immer ſicherer hält als vor körperlichen, ſo las ich die Bändchen mit Vergnügen und Eile, da ſie mir nicht lange vergönnt waren; es ſind die Novelle galanti von Verecchio: ſie ſtehen denen des Abbate Caſti an poetiſchem und rhetoriſchem Werth ziemlich nahe; nur iſt Caſti künſtleriſch mehr zuſammen genommen und beherrſcht ſeinen Stoff meiſterhafter. Auf Erinnerung eines Freundes ſchloß ich die Novelle del Bandelli unmittelbar an. Die Abenteuer des Ritter Grieux und Manon l'Escot wurden als nahe verwandt herbeigerufen; doch muß ich mir zuletzt das Zeugniß geben, daß ich nach allem Dieſem endlich zum Landprediger von Wakefield mit unſchuldigem Behagen zurückkehrte.

1812.

Die Familie Kobler eröffnete mit höchſt anmuthigen Balleten das Jahr. „Romeo und Julie", ſodann „Turandot" werden wiederholt; die Aufführung von: „Leben, ein Traum" vorbereitet. Die zu würdiger Darſtellung ſolcher Stücke erforderlichen Anſtrengungen gaben neue Gelegenheit zum tiefer eindringenden Studium, und der ganzen Behandlung einen friſchen Schwung. Ein junger Schauſpieler trat hinzu, Namens Durand, mit allen Vorzügen, die man im Allgemeinen an einem jungen, ſogenannten Liebhaber wünſchen kann; nur vermißte man an ihm ein gewiſſes inneres Feuer oder auch nur jene Art von Enthuſiasmus, der ihn aus ſich ſelbſt herausgetrieben, womit er ſich dem Publicum aufgedrungen hätte, daß es ihn fühlen und anerkennen mußte. Man hoffte jedoch, daß er dieß Bedürfniß bald ſelbſt empfinden werde.

Theodor Körner war als Theater-Dichter hervorgetreten; deſſen „Toni", „Zriny" und „Roſamunde", als Nachklänge einer kurz vergangenen Epoche, von den Schauſpielern leicht aufgefaßt und wiedergegeben und ebenſo dem Publicum kund- und artverwandt, von ihm günſtig aufgenommen wurden. Zu höhern Zwecken ward die große „Zenobia" von Calderon ſtudirt und der „wunderbare Magus" durch Grieſe's Ueberſetzung uns angenähert.

Wolf und Riemer machten einen Plan zu Aufführung des „Faust", wodurch der Dichter verleitet ward, mit diesem Gegenstand sich abermals zu beschäftigen, manche Zwischen-Scenen zu bedenken, ja sogar Decorationen und sonstiges Erforderniß zu entwerfen. Jene genannten, immer thätigen Freunde entwarfen gleichfalls den Versuch einer neuen Redaction des „Egmont" mit Wiederherstellung der Herzogin von Parma, die sie nicht entbehren wollten. Die Anwesenheit der Madame Schönberger veranlaßte die erfreulichsten Darstellungen. Iffland schloß das Jahr auf das Erwünschteste, indem er mehrmals auftrat; vom 20. December an sehen wir folgende Vorstellungen: „Clementine", „Geistesherrschung", „der Jude", „Künstlers Erdewallen", „Don Ranudo" und der „arme Poet"; der „Kaufmann von Venedig", der „gutherzige Polterer".

Neben ihm traten von unserm wohlbestellten Theater folgende Schauspieler auf, deren Gemeinschaft er seiner hohen Kunst nicht unwürdig fand. Es scheint uns der Sache gemäß, ihre Namen hier anzuführen, die Herren: Durand, Deny, Graff, Genast, Haide, Lorzing, Malcolmi, Oels, Unzelmann, Wolf; sodann die Damen: Beck, Eberwein, Engels, Lorzing, Wolf.

Der Biographie zweiter Band wurde gearbeitet und abgeschlossen, auch der dritte Band eingeleitet, im Ganzen entworfen, im Einzelnen ausgeführt. In Gefolg der Darstellung Mosaischer Geschichte im ersten Bande nahm ich den Irrgang der Kinder Israel durch die Wüste aus alten Papieren wieder vor, die Arbeit selbst aber wurde zu andern Zwecken zurückgelegt.

Drei Gedichte für Kaiserliche Majestäten, im Namen der Carlsbader Bürger, gaben mir eine ehrenvoll angenehme Gelegenheit zu versuchen, ob noch einiger poetischer Geist in mir walte.

In der bildenden Kunst ereignete sich manches Günstige: die Nachricht von dem Fund auf Aegina eröffnete der Kunstgeschichte neue Aussichten, an welchen wir uns mit Freund Meyer, der in seinen Bemühungen immer vorwärtsging, erbauten und ergetzten.

Der Gedanke, aus vorliegenden alten Münzen das Andenken verlorner Kunstwerke zu ergänzen, war zu reizend und hatte einen dergestalt soliden Grund, daß man nach dem Aufsatz über Myron's Kuh in dergleichen Betrachtungen fortfuhr, den Olympischen Jupiter, die Polycletische Juno und manches andere würdige Bild auf diese Weise wieder herzustellen trachtete.

Ein kleiner Centaur von Silber, etwa spannenlang und bewundernswürdig gearbeitet, rief eine lebhafte Streitigkeit hervor, ob er antik oder modern sei. Die Weimar'schen Kunstfreunde, überzeugt, daß in solchen Dingen niemals an Uebereinstimmung und Entscheidung zu denken sei, bewunderten ihn, belehrten sich daran und traten zu derjenigen Partei, die ihn für alt und aus den ersten Kaiserzeiten hielt.

Ich acquirirte eine nicht gar ellenhohe Altflorentinische Copie des sitzenden Moses von Michel Angelo, in Bronze gegossen und im Einzelnen durch Grabstichel und andere ciselirende Instrumente fleißigst vollendet; ein schönes Denkmal sorgfältiger, beinahe gleichzeitiger Nachbildung eines höchst geschätzten Kunstwerkes jener Epoche und ein Beispiel, wie man dem kleinen Bilde, welches natürlich die Großheit des Originals nicht darstellen konnte, durch eine gewisse Ausführlichkeit im Einzelnen einen eigenthümlichen Werth zu geben wußte.

Die Naturwissenschaft erfreute sich manchen Gewinnes; Rambur „von den Verdauungswerkzeugen der Insecten" bestätigte unsere Denkweise über die allmälige Steigerung organischer Wesen. Uebrigens aber wandte sich die Aufmerksamkeit mehr gegen allgemeine Naturforschung.

Dr. Seebeck, der chromatischen Angelegenheit immerfort mit gewohntem Fleiße folgend, bemühte sich um den zweiten Newton'schen Versuch, den ich in meiner Polemik nur soviel als nöthig berührt hatte; er bearbeitete ihn in meiner Gegenwart und es ergaben sich wichtige Resultate, wie jene Lehre, sobald man anstatt der anfänglichen Prismen zu Linsen übergeht, in eine fast unauflösliche Verflechtung verwickelt werde.

Zu allgemeiner Betrachtung und Erhebung des Geistes eigneten sich die Schriften des Jordanus Brunus von Nola, aber freilich das gediegene Gold und Silber aus der Masse jener so ungleich begabten Erzgänge auszuscheiden und unter den Hammer zu bringen, erfordert fast mehr, als menschliche Kräfte vermögen und [illegible]. Jeder, dem ein ähnlicher Trieb eingeboren ist, thut besser, sich unmittelbar an die Natur zu wenden, als sich mit den Gangarten, vielleicht mit Schlackenhalden, vergangener Jahrhunderte herumzumühen.

In Carlsbad fand man sich wieder zu herkömmlichen geologischen Betrachtungen genöthigt. Die Erweiterung des Raumes um den Neubrunnen, ein kühnes, vielleicht in früherer Zeit nicht denkbares Vornehmen, bestärkte in den bisherigen Vorstellungen; ein merkwürdiges Gestein ward daselbst gewonnen, starkes Wasser der Tepl und heftiges Aufbrausen der heißen Quellen trafen zusammen, Umstände, welche auf die Hypothese hinzudeuten schienen: diese

große Naturwirkung ſei als ein ungeheures galvaniſches Experiment anzuſehen.

Von Töplitz aus beſuchte man Dr. Stolz in Auſſig und belehrte ſich an deſſen trefflichen Kenntniſſen und Sammlungen. Foſſile Knochen in Böhmen waren auch zur Sprache gekommen.

Nach Hauſe zurückgekehrt, verweilte man zuerſt in Jena, um den dortigen Muſeen im Augenblick einer eintretenden günſtigen Epoche eine freudige Aufmerkſamkeit zu widmen. Ihro Kaiſerliche Hoheit, die Frau Erb-Prinzeſſinn, beſtimmten eine anſehnliche Summe zu dieſem Zwecke und Mechanicus Körner verfertigte eine Luftpumpe für das phyſicaliſche Cabinet. Sonſtige Inſtrumente und andere Anſchaffungen dorthin werden gleichfalls eingeleitet und um des Raumes mehr zu gewinnen, die obern Zimmer im Jena'ſchen Schloß für die Aufnahme eines Theils der Muſeen eingerichtet. Von Trebra verehrte merkwürdige Granit-Uebergangsplatten als Documente früherer geognoſtiſcher Wanderungen auf dem Harze; ſein Werk vom Innern der Gebirge wird auf's Neue vorgenommen, und dabei ältere und jüngere Vorſtellungsarten beſprochen.

Sogenannte Schwefelquellen in Berka, an der Ilm, oberhalb Weimar gelegen, die Austrocknung des Teichs, worin ſie ſich manchmal zeigten, und Benutzung derſelben zum Heilbade, gaben Gelegenheit, geognoſtiſche und chemiſche Betrachtungen hervorzurufen. Hierbei zeigte ſich Profeſſor Döbereiner auf das Lebhafteſte theilnehmend und einwirkend.

1813.

Die erneuerte Gegenwart Brizzi's hatte der Oper einen eigenen Schwung gegeben, auch die Aufführung derſelben Italieniſch möglich gemacht. Keinem Sänger iſt dieſe Sprache ganz fremd: denn er muß ſein Talent mehrentheils in ſelbiger produciren; ſie iſt überhaupt für Den, dem die Natur ein glückliches Ohr gegönnt, leicht zu erlernen. Zu größerer Bequemlichkeit und ſchnellerer Wirkung ward ein Sprachmeiſter angeſtellt. Ebenſo hatte Iffland's Gegenwart alle Aufmerkſamkeit unſerer Schauſpieler angeregt und ſie wetteiferten allzuſammt, würdig neben ihm zu ſtehen. Wer in die Sache tief genug hineinſah, konnte wohl erkennen, daß die Uebereinſtimmung, die Einheit unſerer Bühne dieſem großen Schauſpieler vollkommene Leichtigkeit und Bequemlichkeit gab, ſich wie auf einem reinen Element nach Gefallen zu bewegen. Nach ſeiner Abreiſe wurde Alles wieder ernſtlich und treulich fortgeſetzt; aber jedes künſtleriſche Beſtreben durch Furcht vor immer näher heraudringenden Kriegsereigniſſen dergeſtalt gelähmt, daß man ſich begnügen mußte, mit den Verräthern auszulangen.

Poetiſcher Gewinn war dieſes Jahr nicht reichlich; drei Romanzen; der „Todtenkranz", der „getreue Eckhard" und die „wandelnde Glocke" verdienten einige Erwähnung. Der „Löwenritt", eine Oper, gegründet auf die alte Ueberlieferung, die ich nachher in der Ballade „die Kinder, die hören es gerne" ausgeführt, gerieth in's Stocken und verharrte darin. Der Epilog zum Eſſer darf wohl auch erwähnt werden.

Der dritte Band meiner Biographie ward redigirt und abgedruckt und erfreute ſich, ungeachtet äußerer mißlicher Umſtände, einer guten Wirkung. Das Italieniſche Tagebuch ward näher beleuchtet und zu deſſen Behandlung Anſtalt gemacht; ein Aufſatz zu Wieland's Andenken in der Trauer-Loge vorgeleſen und zu vertraulicher Mittheilung dem Druck übergeben.

Im Felde der Litteratur ward manches Aeltere, Neuere und Verwandte vorgenommen und mehr oder weniger durch Fortſetzung der Arbeit irgend einem Ziele näher gebracht; beſonders iſt das Studium zu erwähnen, das man Shakeſpeare'n in Bezug auf ſeine Vorgänger widmete.

Geographiſche Karten zu ſinnlicher Darſtellung der über die Welt vertheilten Sprachen wurden mit Wilhelm von Humboldt's Theilnahme bearbeitet, begrenzt und illuminirt; ebenſo ward ich von Alexander von Humboldt veranlaßt, die Bergköpfe der alten und neuen Welt in ein vergleichendes landſchaftliches Bild zu bringen.

Hier iſt nun am Platze, mit Wenigem auszuſprechen, wie ich das Glück, gleichzeitig mit den vorzüglichſten Männern zu leben, mir zu verdienen ſuchte.

Von dem Standpuncte aus, worauf es Gott und der Natur mich zu ſetzen beliebt, und wo ich zunächſt den Umſtänden gemäß zu wirken nicht unterließ, ſah ich mich überall um, wo große Beſtrebungen ſich hervorthaten und andauernd wirkten. Ich meines Theils war bemüht, durch Studien, eigene Leiſtungen, Sammlungen und Verſuche ihnen entgegen zu kommen und ſo, auf den Gewinn Deſſen, was ich nie ſelbſt erreicht hätte, treulich vorbereitet, es zu verdienen, daß ich unbefangen, ohne Rivalität oder Neid, ganz friſch und lebendig Dasjenige mir zueignen durfte, was von den beſten Geiſtern dem Jahrhundert geboten ward. Und ſo zog ſich mein Weg gar manchen ſchönen Unternehmungen parallel, nahm ſeine Richtung gerade auf andere zu; das Neue war mir deßhalb niemals fremd und ich kam nicht in Gefahr, es mit Ueberraſchung aufzunehmen oder wegen veralteten Vorurtheils zu verwerfen.

Als Zeichen der Aufmerkſamkeit auf das Aeu-

beſonderſte brachte ich Durchzeichnungen von Bildern aus einer alten Handſchrift des Sachſen-Spiegels Kennern und Liebhabern in die Hände, welche denn auch davon den löblichſten Gebrauch machten und die Symbolik eines, in Abſicht auf bildende Kunſt völlig kindiſchen Zeitalters gar ſinnig und überzeugend auslegten.

Des Allerneueſten hier zu erwähnen, ſendete mir Abbati Monti, früherer Verhältniſſe eingedenk, ſeine Ueberſetzung der Ilias.

Alle Kunſtſchätze kamen mir in's Haus: Gypsabguß von Jupiter's Coloſſal-Büſte, kleine Herme eines Indiſchen Bachus von rothem antiken Marmor, Gypsabgüſſe von Peter Viſcher's Statuen der Apoſtel am Grabmal des heiligen Sebaldus zu Nürnberg. Vorzüglich bereicherten eine meiner liebwertheſten Sammlungen Päpſtliche Münzen, doppelt erwünſcht, theils wegen Ausfüllung gewiſſer Lücken, theils weil ſie die Einſichten in die Geſchichte der Plaſtik und der bildenden Kunſt überhaupt vorzüglich beförderten. Freund Meyer ſetzt ſeine Kunſtgeſchichte fort: Philoſtrat's Gemälde belebten ſich wieder; man ſtudirte Heyne's Arbeiten darüber; die coloſſale Statue Demitian's, von Statius beſchrieben, ſuchte man ſich gleichfalls zu vergegenwärtigen, zu reſtauriren und an Ort und Stelle zu ſetzen. Die Philologen Riemer und Hand waren mit Gefälligkeit beirathig. Visconti's Iconographie grecque ward wieder aufgenommen und in jene alten Zeiten führte mich unmittelbar ein höchſt willkommenes Geſchenk. Herr Börnſtett beſchenkte mich im Namen der zu ſo bedeutenden Zwecken nach Griechenland Gereiſ'ten mit einem zum Spazirſtabe umgeformten Palmenzweig von der Acropolis; eine bedeutende Griechiſche Silbermünze vertrat die Stelle des Knopfes.

Damit man ja recht an ſolchen Betrachtungen feſtgehalten werde, fand ſich Gelegenheit, die Dresdener-Sammlung, der Originalien ſowohl als der Abgüſſe, mit Muße zu betrachten.

Indeſſen zog denn doch auch die Meiſterſchaft mancher Art, die den Neuern vorzüglich zu Theil geworden, eine gefühlte Aufmerkſamkeit an ſich. Bei Betrachtung Ruisdaliſcher Arbeiten entſtand ein kleiner Aufſatz: „der Landſchaftsmaler als Dichter.“

Von Mitlebenden hatte man Gelegenheit, die Arbeiten Kerſting's kennen zu lernen und Urſache, ſie werth zu ſchätzen.

Naturwiſſenſchaften, beſonders Geologie, erhielten ſich gleichfalls in der Reihe; von Töplitz aus beſuchte ich die Zinnwerke von Graupen, Zinnwalde und Altenberge; in Bilin erfreute ich mich der Leitung des erfahrenen, klar denkenden Dr. Reuß; ich gelangte unter ſeiner Führung bis an den Fuß des Bilmer-Felſens, wo auf dem Klingſtein in Maſſe der ſäulenförmige unmittelbar aufſteht; eine geringe Veränderung der Bedingungen mag die Veränderung dieſes Geſtaltens leicht bewirkt haben.

Die in der Nähe von Bilin ſich befindenden Granaten, deren Sortiren und Behandlung überhaupt, ward mir gleichfalls ausführlich bekannt.

Eben ſo viel wäre von anderer Seite ein Beſuch von Dr. Stolz in Außig zu rühmen; auch hier erſchien das große Verdienſt eines Mannes, der ſeinen Kreis zunächſt durchprüft und dem ankommenden Gaſt gleich ſoviel Kenntniſſe mittheilt, als ihm ein längerer Aufenthalt kaum hätte gewähren können.

Aus dem mannigfaltigen Bücher-Studium ſind hier abermals Trebra's Erfahrungen vom Innern der Gebirge und Charpentier's Werke zu nennen. Es war meine Art, auf Anſichten und Ueberzeugungen mitlebender Männer vorzüglich zu achten, beſonders wenn ſie nicht gerade der Schnurre des Tags angemeſſene Bewegung machen konnten.

Das intentionirte Schwefelbad zu Berka gab zu mancherlei Discuſſionen Gelegenheit; man verſuchte, was man vorausſehen konnte und ließ bewenden, was man nicht hätte beabſichtigen ſollen.

Die entopiſchen Farben erregten Aufmerkſamkeit; unabhängig hiervon hatte ich einen Aufſatz über den Doppelſpath geſchrieben.

Und ſo bemerke ich am Schluſſe, daß die Inſtrumente für die Jena'ſche Sternwarte beſtellt und Klugen's Werk über den animaliſchen Magnetismus beachtet wurde.

Bedeutende Perſonen wurden von mir geſehen: in Tharand Forſtmeiſter Cotta, in Töplitz Dr. Kappe, Graf Brühl, General Thielemann, Rittmeiſter von Schwanenfeld, Profeſſor Dietrich vom Gymnaſium zu Commotau, Großfürſtinnen Catharina und Maria.

Nach der Schlacht von Leipzig in Weimar geſehen: Wilhelm von Humboldt, Graf Metternich, Staatskanzler von Hardenberg, Prinz Paul von Würtemberg, Prinz Auguſt von Preußen, Kur-Prinzeſſinn von Heſſen, Profeſſor John, Chemicus, Hofrath Rochlitz.

Hier muß ich noch einer Eigenthümlichkeit meiner Handlungsweiſe gedenken. Wie ſich in der politiſchen Welt irgend ein ungeheures Verderbliches hervorthat, ſo warf ich mich eigenſinnig auf das Entfernteſte. Dahin iſt denn zu rechnen, daß ich von meiner Rückkehr aus Carlsbad an mich mit ernſtlichſtem Studium dem Chineſiſchen Reich widmete und dazwiſchen, eine nothgedrungene, unerfreuliche Aufführung des „Eſſer“ im Auge, der Schauſpielerin Wolf zu

Liebe und um ihre fatale Rolle zuletzt noch einiger Maßen glänzend zu machen, den Epilog zu Eſſer ſchrieb, gerade an dem Tage der Schlacht von Leipzig.

Zum Behuf meiner eigenen Biographie zog ich aus den Frankfurter gelehrten Zeitungen vom Jahr 1772 und 1773 die Recenſionen aus, welche ganz oder zum Theil mir gehörten. Um in jene Zeiten mich noch mehr zu verſetzen, ſtudirte ich Möſer's Phantaſien, ſodann aber auch Klinger's Werke, die mich an die unverwüſtliche Thätigkeit nach einem beſondern eigenthümlichen Weſen gar characteriſtiſch erinnerten. In Abſicht auf allgemeinern Sinn in Begründung äſthetiſchen Urtheils hielt ich mich immerfort an Erneſti's Technologie Griechiſcher und Römiſcher Redekunſt und beſpiegelte mich darinnen ſcherz- und ernſthaft, mit nicht weniger Beruhigung, daß ich Tugenden und Mängel nach ein Paar Tauſend Jahren als einen großen Beweis menſchlicher Beſchränktheit in meinen eigenen Schriften unausweichlich wieder zurückkehren ſah.

Von Ereigniſſen bemerke vorläufig: Der Franzöſiſche Geſandte wird in Gotha überrumpelt und entkommt. Ein geringes Corps Preußen beſetzt Weimar und will uns glauben machen, wir ſeien unter ſeinem Schutze ſicher. Die Freiwilligen betragen ſich unartig und nehmen nicht für ſich ein. Ich reiſe ab; Begegniſſe unterwegs. In Dresden Ruſſiſche Einquartirung, Nachts mit Fackeln; ingleichen der König von Preußen. In Töplitz Vertraulichkeiten. Vorläufige Andeutungen einer allgemeinen Verbindung gegen Napoleon. Schlacht von Lützen. Franzoſen in Dresden. Waffenſtillſtand. Aufenthalt in Böhmen. Luſt-Manöver zwiſchen Blün, Oſſek und Ducks. Mannigfache Ereigniſſe in Dresden. Rückkehr nach Weimar. Die jüngſte Franzöſiſche Garde zieht ein. General Travers, den ich als jenen Begleiter des Königs von Holland kennen gelernt, wird bei mir zu ſeiner höchſten Verwunderung einquartirt. Die Franzoſen ziehen alle vorwärts. Schlacht von Leipzig. Die Koſaken ſchleichen heran; der Franzöſiſche Geſandte wird hier genommen; die Franzoſen, von Apolda und Umpferſtedt her andrängend. Die Stadt wird vom Ettersberg her überfallen. Die Oeſterreicher rücken ein.

1814.

Auf dem Theater ſah man die „Schuld" von Müllner. Ein ſolches Stück, man denke übrigens davon, wie man wolle, bringt der Bühne den großen Vortheil, daß jedes Mitglied ſich zuſammennehmen, ſein Möglichſtes thun muß, um ſeiner Rolle nur einiger Maßen gemäß zu erſcheinen.

Die Löſung dieſer Aufgabe bewirkte mehrere treffliche Vorſtellungen von „Romeo und Julie", „Egmont", „Wallenſtein's Lager und Tod". Alle Rollenveränderungen, die in dieſen Stücken vorfielen, werden benutzt zu ſorgfältigen Didascalien, um geübte und ungeübte Schauſpieler mit einander in Harmonie zu ſetzen.

Indem man ſich nun nach etwas Neuem, Fremdem und zugleich Bedeutendem umſah, glaubte man aus den Schauſpielen Fouque's, Arnim's und anderer Humoriſten einigen Vortheil ziehen zu können und durch theatermäßige Bearbeitung ihrer öfters ſehr glücklichen und bis auf einen gewiſſen Grad günſtigen Gegenſtände ſie bühnengerecht zu machen: ein Unternehmen, welches jedoch nicht durchzuführen war, ſo wenig als bei den frühern Arbeiten von Tieck und Brentano.

Der Beſuch des Fürſten Radzivil erregte gleichfalls eine ſchwer zu befriedigende Sehnſucht; ſeine genialiſche, uns glücklich mit fortreißende Compoſition zu „Fauſt" ließ uns doch nur entfernte Hoffnung ſehen, das ſeltſame Stück auf das Theater zu bringen.

Unſere Schauſpielergeſellſchaft ſollte wie bisher auch dieß Mal der Gunſt genießen, in Halle den Sommer durch Vorſtellungen zu geben. Der wackere Reil, dem die dortige Bühne ihre Entſtehung verdankte, war geſtorben; man wünſchte ein Vorſpiel, das zugleich als Todtenfeier für den trefflichen Mann gelten könnte; ich entwarf es bei'm Frühlingsaufenthalte zu Berka an der Ilm. Als ich aber, durch Iffland unerwartet aufgefordert, das „Erwachen des Epimenides" unternahm, ſo wurde Jenes durch Riemer nach Verabredung ausgearbeitet. Capell-Meiſter Weber beſuchte mich wegen der Compoſition des „Epimenides", über die wir uns verglichen.

Das Monodram „Proſerpina" wurde nach Eberwein's Compoſition mit Madame Wolf eingelernt und eine kurze, aber höchſt bedeutende Vorſtellung vorbereitet, in welcher Recitation, Declamation, Mimik und edelbewegte plaſtiſche Darſtellung wetteiferten und zuletzt ein großes Tableau, Pluto's Reich vorſtellend und das Ganze krönend, einen ſehr günſtigen Eindruck hinterließ.

Das „Gaſtmahl der Weiſen", ein dramatiſch lyriſcher Scherz, worin die verſchiedenen Philoſophen jene zudringlichen metaphyſiſchen Fragen, womit das Volk ſie oft beläſtigt, auf heitere Weiſe beantworten oder vielmehr ablehnen, war, wohl nicht für's Theater, doch für geſellſchaftliche Muſik beſtimmt, mußte aber wegen Anzüglichkeit unter die Paralipomena gelegt werden.

Muſicaliſche Aufmunterung durch Zelter's

Mich vor mir ſelbſt erniedrigt, und zu Nichts,
Mit einem Werthauch, deine Gaben wandelt.
Er facht in meiner Bruſt ein wildes Feuer
Nach ſeinem ſchönen Bild geſchäftig an.
So tauml' ich von Begierde zu Genuß,
Und im Genuß verſchmacht' ich nach Begierde.

Mephiſtopheles tritt auf.

Mephiſtopheles.

Habt ihr nun bald das Leben g'nug geführt?
Wie kann's euch in die Länge freuen?
Es iſt wohl gut, daß man's einmal probirt!
Dann aber wieder zu was neuen.

Fauſt.

Ich wollt', du hätteſt mehr zu thun,
Als mich am guten Tag zu plagen.

Mephiſtopheles.

Nun nun! ich laß' dich gerne ruhn,
Du darfſt mir's nicht im Ernſte ſagen.
An dir Geſellen unhold, barſch und toll,

Gegenwart und durch Inſpector Schütz's Vortrag der Bachiſchen Sonaten.

Die Feierlichkeiten zur Ankunft des Herzogs aus dem glücklichen Feldzug erregten Vorbereitungen zu architectoniſcher Zierde der Straßen. Redaction einer Gedichtſammlung nachher unter dem Titel „Willkommen" herausgegeben.

Indeſſen war die neue Ausgabe meiner Werke vorbereitet; der biographiſche dritte Band gelangte zu Jubilate in's Publicum. Die „Italieniſche Reiſe" rückte vor; der „weſtöſtliche Divan" ward gegründet; die Reiſe nach den Rhein-, Main- und Neckar-Gegenden gewährte eine große Ausbeute und reichlichen Stoff an Perſönlichkeiten, Localitäten, Kunſtwerken und Kunſtreſten.

In Heidelberg bei Boiſſerée's, Studium der Niederländiſchen Schule in Gefolg ihrer Sammlung. Studium des Cölner-Dom's und anderer alten Baulichkeiten nach Riſſen und Planen. Letzteres fortgeſetzt in Darmſtadt bei Moller. Alte Oberdeutſche Schule in Frankfurt bei Schütz. Von dieſer Ausbeute und reichlichem Stoff an Menſchenkenntniß, Gegenden, Kunſtwerken und Kunſtreſten mitgetheilt in der Zeitſchrift „Rhein und Main".

Naturwiſſenſchaft wurde ſehr gefördert durch gefällige Mittheilung des Bergrath Cramer zu Wiesbaden an Mineralien und Notizen des Bergweſens auf dem Weſterwalde. Das Darmſtädter-Muſeum; die Frankfurter-Muſeen; Aufenthalt bei Geheimerath von Leonhard in Hanau. Nach meiner Rückkunft Sorge für Jena.

Von öffentlichen Ereigniſſen bemerke ich die Einnahme von Paris und daß ich der erſten Feier des 18. Octobers in Frankfurt beiwohnte.

1815.

Schon im vorigen Jahre waren mir die ſämmtlichen Gedichte Hafis in der von Hammer'ſchen Ueberſetzung zugekommen; und wenn ich früher den hier und da in Zeitſchriften überſetzt mitgetheilten einzelnen Stücken dieſes herrlichen Poeten Nichts abgewinnen konnte, ſo wirkten ſie doch jetzt zuſammen deſto lebhafter auf mich ein und ich mußte mich dagegen productiv verhalten, weil ich ſonſt vor der mächtigen Erſcheinung nicht hätte beſtehen können. Die Einwirkung war zu lebhaft; die Deutſche Ueberſetzung lag vor und ich mußte alſo hier Veranlaſſung finden zu eigener Theilnahme. Alles, was dem Stoff und dem Sinne nach bei mir Aehnliches verwahrt und gehegt worden, that ſich hervor und Dieß mit um ſo mehr Heftigkeit, als ich höchſt nöthig fühlte, mich aus der wirklichen Welt, die ſich ſelbſt offenbar und im Stillen bedrohte, in eine ideelle zu flüchten, an welcher vergnüglichen Theil zu nehmen meiner Luſt, Fähigkeit und Willen überlaſſen war.

Nicht ganz fremd mit den Eigenthümlichkeiten des Oſtens wandte ich mich zur Sprache, inſofern es unerläßlich war, jene Luft zu athmen, ſogar zur Schrift mit ihren Eigenheiten und Verzierungen. Ich rief die Moallacats hervor, deren ich einige gleich nach ihrer Erſcheinung überſetzt hatte. Den Beduinen-Zuſtand bracht' ich mir vor die Einbildungskraft; Mahomet's Leben von Deiſner, mit dem ich mich ſchon längſt befreundet hatte, förderte mich auf's Neue. Das Verhältniß zu von Diez befeſtigte ſich; das Buch Cabus eröffnete mir den Schauplatz jener Sitten in einer höchſt bedeutenden Zeit, der unſerigen gleich, wo ein Fürſt gar wohl Urſache hatte, ſeinen Sohn in einem weitläufigen Werke zu belehren, wie er allenfalls bei traurigſtem Schickſale ſich doch noch in einem Geſchäft und Gewerbe durch die Welt bringen könne. „Metſchnun und Leila", als Muſter einer grenzenloſen Liebe, ward wieder dem Gefühl und der Einbildungskraft zugeeignet; die reine Religion der Parſen aus dem ſpätern Verfall hervorgehoben und zu ihrer ſchönen Einfalt zurückgeführt; die längſt ſtudirten Reiſenden, Andrea della Valle, Tavernier, Chardin abſichtlich durchgeleſen; und ſo häufte ſich der Stoff, bereicherte ſich der Gehalt, daß ich nur ohne Bedenken zulangen konnte, um das augenblicklich Bedurfte ſogleich zu ergreifen und anzuwenden. Dieß war die Gefälligkeit ſelbſt, meine wunderlichen Fragen zu beantworten; Lorsbach höchſt theilnehmend und hülfreich; auch blieb ich durch ihn nicht ohne Berührung mit Syveſtre de Sacy. Und obgleich dieſe Männer kaum ahnen, noch weniger begreifen konnten, was ich eigentlich wolle, ſo trug doch ein Jeder dazu bei, mich auf's Eiligſte in einem Felde aufzuklären, in dem ich mich manchmal geübt, aber niemals ernſtlich umgeſehen hatte. Und wie mir die von Hammer'ſche Ueberſetzung täglich zur Hand war und mir zum Buch der Bücher wurde, ſo verfehlte ich nicht, aus ſeinen Fundgruben mir manches Kleinod zuzueignen.

Indeſſen ſchien der politiſche Himmel ſich nach und nach aufzuklären; der Wunſch in die freie Welt, beſonders aber in's freie Geburtsland, zu dem ich wieder Luſt und Antheil faſſen konnte, drängte mich zu einer Reiſe. Heitere Luft und raſche Bewegung gaben ſogleich mehrern Productionen im neuen öſtlichen Sinne Raum. Ein heilſamer Badeaufenthalt, ländliche Wohnung in bekannter, von Jugend auf betretener Gegend, Theilnahme geiſtreicher, liebender Freunde gediehen zur Belebung und Steigerung eines

glücklichen Zustandes, der sich einem jeden Reinfühlenden aus dem „Divan" darbieten muß.

Gegen Ende dieser Wallfahrt fand ich meine Sammlung so bereichert, daß ich sie schon nach gewisser Verwandtschaft sondern, in Bücher eintheilen, die Verhältnisse der verschiedenen Zweige ermessen und das Ganze, wo nicht der Vollendung, doch dem Abschluß näher bringen konnte. Und so hatte ich in dieser Zerstreuung mehr gewonnen und gefunden, als mir eine gleiche Zeit in den ruhevollsten Tagen hätte gewähren können.

Vor meiner Abreise waren vier Bände der neuen Auflage meiner Werke fortgesendet. Ich fing an, die Sicilianische Reise zu redigiren; doch riß das Orientalische Interesse mein ganzes Vermögen mit sich fort. Glücklich genug; denn wäre dieser Trieb aufgehalten, abgelenkt worden, ich hätte den Weg zu diesem Paradiese nie wieder zu finden gewußt.

Wenig Fremdes berührte mich; doch nahm ich großen Antheil an Griechischen Liedern neuerer Zeit, die in Original und Uebersetzung mitgetheilt wurden und die ich bald gedruckt zu sehen wünschte. Die Herren von Nagmer und Harthausen hatten diese schöne Arbeit übernommen.

In litterarischer Hinsicht förderten mich mit wenig Göttinger-Anzeigen, deren ich viele Bände auf der Wiesbadener-Bibliothek antraf und sie, der Ordnung nach, mit gemüthlicher Aufmerksamkeit durchlas. Hier ward man erst gewahr, was man erlebt und durchlebt hatte und was ein solches Werk bedeute, das, mit Umsicht aus dem Tage entsprungen, in die Zeiten fortwirkt. Es ist höchst angenehm, in diesem Sinne das längst Geschehene zu betrachten. Man sieht das Wirkende und Gewirkte schon im Zusammenhange; aller mindere Werth ist schon zerstoben; der falsche Antheil des Augenblicks ist verschwunden; die Stimme der Menge verhallt und das überbliebene Würdige ist nicht genug zu schätzen.

Zunächst wäre sodann der ältern Deutschen Baukunst zu gedenken, deren Begriff sich mir immer mehr und mehr erweiterte und reinigte.

Eine Fahrt nach Cöln in der ehrenden Gesellschaft des Herrn Staats-Ministers von Stein drückte hierauf das Siegel. Ich sah mit verbreitetem Erstaunen das schmerzensvolle Denkmal der Unvollendung und konnte doch mit Augen das Maß fassen von Dem, was es hätte werden sollen, ob es gleich dem angestrengtesten Sinne noch immer unbegreiflich blieb. Auch von altertümlicher Malerei fand sich in Professor Wallraff's Sammlung und anderer Privaten gar viel zu schauen, gar mancher Werth zu erkennen und der Aufenthalt, so kurz er gewesen, ließ doch unvergängliche Wirkungen zurück. Diese wurden gehegt und erhöht durch die gesellige Nähe von Sulpiz Boisserée, mit dem ich, von Wiesbaden über Mainz, Frankfurt, Darmstadt reisend, fast nur solche Gespräche führte. In Heidelberg angelangt, fand ich die gastfreundlichste Aufnahme und hatte die schönste Gelegenheit, die unschätzbare Sammlung mehrere Tage zu betrachten, mich von ihrer characteristischen Vortrefflichkeit im Einzelnen zu überzeugen und in eben dem Maße historisch wie artistisch zu belehren. Aufgezeichnet ward manches Bemerkte, dem Gedächtniß zu Hülfe und künftigem Gebrauche zum Besten.

Hinsichtlich auf Baukunst, in Bezug auf meine Cölner-Fahrt, ward gar Manches, in Gegenwart von Grund- und Aufrissen älterer Deutscher, Niederländischer und Französischer Gebäude, besprochen und verhandelt, wodurch man denn sich nach und nach fähig fühlte, aus einer großen, oft wunderlichen und verwirrenden Masse das Reine und Schöne, wohin der menschliche Geist unter jeder Form strebt, herauszufinden und sich zuzueignen. Die zwei Moller'schen ersten Hefte, in dem Augenblick erscheinend, gewährten hierbei erwünschte Hülfe. Das Technische anlangend, gab ein altes gedrucktes Exemplar „der Steinmetzen Brüderschaft" von der hohen Bedeutsamkeit dieser Gilde ein merkwürdiges Zeugniß. Wie Handwerk und Kunst hier zusammentraf, ließ sich recht gut einsehen.

So wurde ich denn auch auf dieser Reise gewahr, wie viel ich bisher, durch das unselige Kriegs- und Knechtschaftswesen auf einen kleinen Theil des Vaterlandes eingeschränkt, leider vermißt und für eine fortschreitende Bildung verloren hatte. In Frankfurt konnte ich die Städel'schen Schätze abermals bewundern, auch der patriotischen Absichten des Sammlers mich erfreuen; nur überfiel mich die Ungeduld, so viel Kräfte ungenutzt zu sehen; denn meinem Sinne nach hätte man bei viel geringerm Vermögen die Anstalt gründen, errichten und die Künstler in's Leben führen können. Dann hätte die Kunst schon seit Jahren schöne Früchte getragen und Dasjenige hinreichend ersetzt, was dem Capital an Interessen vielleicht abgegangen wäre.

Die Brentano'sche Sammlung an Gemälden und Kupferstichen und andern Kunstwerken gab doppelten Genuß, bei dem lebhaften Antheil der Besitzer und ihrer freundlichen Aufforderung, so viel Gutes mit zu genießen.

Dr. Grambs, der seine Kunstschätze den Städel'schen anzuschließen bedacht war, ließ mehrmals seine trefflichen Besitzungen theilweise beschauen; wobei denn gar manche Betrachtung einer gründlichern Kenntniß den Weg bahnte. Hofrath Becker in Offenbach zeigte be-

bedeutende Gemälde, Münzen und Gemmen vor, nicht abgeneigt, dem Liebhaber eins und das andere Wünschenswerthe zu überlassen.

Auf Naturgeschichte bezüglich sahen wir die Sammlung von Vögeln bei Hofrath Meyer, nicht ohne neue Belehrung über diesen herrlichen Zweig der Naturkunde.

Das Senckenberg'sche Stift in Frankfurt fand man in den besten Händen; die Thätigkeit des Augenblicks ließ voraussehen, daß eine neue Epoche dieser schönen Anstalt unmittelbar zu erwarten sei.

In Carlsruhe ward uns, durch Gemeinheit des Herrn Gmelin, eine zwar flüchtige aber hinreichende Uebersicht des höchst bedeutenden Cabinet's; wie wir denn überhaupt die kurze, dort vergönnte Zeit ebenso nützlich als vergnüglich anwendeten.

Bei so manchen Hin- und Widerfahrten konnte die Geognosie auch nicht leer ausgehen. Von Höpel's Gebirge der Grafschaft Mark wurden, besonders mit Beihülfe dortiger Beamten, auch in der Ferne belehrend. In Holzapfel, bei Gelegenheit des dortigen, höchst merkwürdigen Ganges, kam Werner's Gang-Theorie (von 1791) zur Sprache, ingleichen des dort angestellten Schmidt Verschiebung der Gänge (von 1810). Diese wichtige, von mir so oft betrachtete und immer geheimnißvoll bleibende Erscheinung trat mir abermals vor die Seele und ich fand das Glück, im Lahn-Thal, einer aufgehobenen Abtei ungefähr gegenüber, auf einer verlassenen Halde Thonschieferplatten mit kreuzweis laufenden, sich mehr oder weniger verschiebenden Quarzgängen zu finden, wo das Grund-Phänomen mit Augen gesehen, wenn auch nicht begriffen, noch weniger ausgesprochen werden kann.

Besonderes Glück ereignete sich mir auch zu Biberich, indem des Herrn Erbherzogs Carl königliche Hoheit die Gnade hatte, nach einem interessanten Gespräch, mir die Beschreibung Ihrer Feldzüge mit den höchst genau und sauber gestochenen Karten zu verehren. Auf diesen überaus schätzbaren Blättern fand sich gerade die Umgebung der Lahn von Wetzlar bis Neuwied, und ich machte die Bemerkung, daß eine gute Militär-Karte zu geognostischen Zwecken die allerdienlichste sei. Denn weder Soldat noch Geognost fragt, wem Fluß, Land und Gebirg gehöre, sondern Jener: inwiefern es ihm zu seinen Operationen vortheilhaft und Dieser: wie es für seine Erfahrungen ergänzend und nochmals belegend sein möchte. Eine Fahrt in verschiedene Gegenden zu beiden Seiten der Lahn, mit Bergrath Cramer begonnen und mit ihm größtentheils durchgeführt, gab manche schöne Kenntniß und Einsicht; auch verdiente sie wohl unter die kleinen geognostischen Reisen aufgenommen zu werden.

Auch meiner Rückreise werde ich mich immer mit vorzüglichem Antheil erinnern. Von Heidelberg auf Würzburg legte ich sie mit Sulpiz Boisserée zurück. Da uns Beiden der Abschied wehe that, so war es besser, auf fremdem Grund und Boden zu scheiden, als auf dem heimischen. Ich reis'te sodann über Meiningen, den Thüringer-Wald, auf Gotha und kam den 11. October in Weimar an, nachdem ich viele Wochen mich auswärts umgesehen.

Zu Hause erwähne ich zuerst den Besuch des Dr. Stolz, des wackern Arztes aus Teplitz, wobei mineralogische und geognostische Unterhaltung, die uns früher in Böhmen belehrt und ergetzt, mit Leidenschaft erneuert wurde. Bei dem nächsten Aufenthalte leitete mich Professor Döbereiner zuerst in die Geheimnisse der Stöchiometrie; auch machte er zu gleicher Zeit wiederholte Versuche mit dem Weißfeuer, welches, von dem Landgrafen herunter das Jena'sche Thal erhellend, einen magisch überraschenden Anblick gewährte.

In der Farbenlehre ward fortschreitend Einiges gethan; die entoptischen Farben blieben beständiges Augenmerk. Daß ich in Frankfurt Dr. Seebeck begegnet war, gereicht zu großem Gewinn, indem er, außer allgemeiner, in's Ganze greifender Unterhaltung, besonders die Lehre des Doppelspaths, die er wohl durchdrungen hatte, und das Verhältniß der Achsen solcher refrangirender Körper Naturfreunden vor Augen zu bringen wußte. Die Tonlehre ward weiter mit der Farbenlehre verglichen; Professor Voigt verfolgte seine Bemerkungen bezüglich auf Farben organischer Körper und über meiner ganzen naturhistorischen Beschäftigung schwebte die Howard'sche Wolkenlehre.

Nach so viel Natürlichem ist's doch wohl auch billig, zur Kunst zurückzukehren. Auf dem Weimar'schen Theater beschäftigte man sich immerfort mit Calderon; die große „Zenobia" ward aufgeführt. Die drei ersten Acte geriethen trefflich, die zwei letztern, auf national-conventionelles und temporäres Interesse gegründet, wußte Niemand weder zu genießen noch zu beurtheilen und nach diesem letzten Versuche verklang gewissermaßen der Beifall, der den ersten Stücken so reichlich geworden war.

Das Monodram „Proserpina" ward bei uns mit Eberwein's Composition glücklich dargestellt; „Epimenides" für Berlin gearbeitet; zu Stiller's und Iffland's Andenken gemeinschaftlich mit Pencer ein kleines Stück geschrieben. In dieser Epoche durfte man wohl sagen, daß sich das Weimar'sche Theater, in Absicht auf reine Recitation, kräftige Declamation, natürliches

zugleich und kunſtreiches Darſtellen auf einen bedeutenden Gipfel des innern Werths erhoben hatte. Auch das Aeußere mußte ſich nach und nach ſteigern; ſo die Garderobe durch Nacheiferung, zuerſt der Frauenzimmer, hierauf der Männer. Ganz zur rechten Zeit gewannen wir an dem Decorateur Beuther einen vortrefflichen, in der Schule von Fuentes gebildeten Künſtler, der durch perſpectiviſche Mittel unſere kleinen Räume in's Grenzenloſe zu erweitern, durch characteriſtiſche Architectur zu vermannigfaltigen und durch Geſchmack und Zierlichkeit höchſt angenehm zu machen wußte. Jede Art von Styl unterwarf er ſeiner perſpectiviſchen Fertigkeit, ſtudirte auf der Weimar'ſchen Bibliothek die Aegyptiſche ſo wie die Altdeutſche Bauart und gab den ſie fordernden Stücken dadurch neues Anſehen und eigenthümlichen Glanz.

Und ſo kann man ſagen, das Weimar'ſche Theater war auf ſeinem höchſten, ihm erreichbaren Punct zu dieſer Epoche gelangt, der man eine erwünſchte Dauer auch für die nächſte und folgende Zeit verſprechen durfte.

Von der eingeſchränkten Bretterbühne auf den großen Weltſchauplatz hinauszutreten, möge nun auch vergönnt ſein. Napoleon's Wiederkehr erſchreckte die Welt; hundert ſchickſalsſchwangere Tage mußten wir durchleben; die kaum entfernten Truppen kehrten zurück; in Wiesbaden fand ich die Preußiſche Garde; Freiwillige waren aufgerufen und die friedlich beſchäftigten, kaum zu Athem gekommenen Bürger fügten ſich wieder einem Zuſtande, dem ihre phyſiſchen Kräfte nicht gewachſen und ihre ſittlichen nicht einſtimmig waren. Die Schlacht von Waterloo, in Wiesbaden zu großem Schrecken als verloren gemeldet, ſodann zu überraſchender, ja beängſtender Freude als gewonnen angekündigt. In Furcht vor ſchneller Ausbreitung der Franzöſiſchen Truppen, wie vormals über Provinzen und Länder, machten Badegäſte ſchon Anſtalten zum Einpacken und konnten, ſich vom Schrecken erholend, die unnütze Vorſicht keineswegs bedauern.

Von Perſonen habe ich noch mit Ehrfurcht und Dankbarkeit zu nennen: Erzherzog Carl in Biberich, Großfürſtinn Catharina in Wiesbaden, Herzog und Herzoginn von Cumberland bei Frankfurt, den Erbgroßherzog von Mecklenburg ebendaſelbſt; in Carlsruhe die Grafen von Hochberg, Herrn Weinbrenner und Hebel; nach Hauſe gelangt, Ihre, der regierenden Kaiſerinn von Rußland, Majeſtät ſämmtliche Umgebung; Graf Barclay de Tolly.

1816.

Das mannigfaltig Bedeutende, das ich vor einem Jahr im eigentlichen Mutterlande geſehen, erlebt und gedacht hatte, mußte ſich auf irgend eine Weiſe widerſpiegeln. Ein Heft „Kunſt und Alterthum am Rhein und Main" ward unternommen und dazu am Ende vorigen Jahres mehr als eine Vorarbeit durchgeführt, die ältern Niederländer van Eyck und was ſich von ihm herſchrieb, gründlich erwogen, das frühere problematiſche Bild Veronica zu künftigem Gebrauch verkleinert und geſtochen. Böhmer's wöchentliche Nachrichten arbeiteten zu gleichem Zweck und in dieſem Sinne wandte ſich die Pietät der Weimar'ſchen Kunſtfreunde gegen alte Heiligenbilder, die wir von Heilsberg am Thüringer-Wald kommen und unter unſern Augen reparirten ließen. Weil aber immer in neuerer Zeit Eins in's Andere wirkt, ja ſogar Gegenſeitiges durch Gegenſeitiges, ſo war auch ein Heiterkeit, als Gleichniß von Blücher's Perſönlichkeit, in Gefolg ſeiner großen Thaten, zur Sprache gekommen.

Wenn der Held mit Gefahr ſeines Lebens und Ruhms die Schickſale der Welt auf's Spiel ſetzt und der Erfolg ihm glücklicher Weiſe zuſagt: ſo kann der Patriot und nimmt gern den Künſtler zu Hülfe, um für ſein Bewundern, ſein Verehren irgend eine Sprache zu finden.

Ja hergebrachter Denkweiſe der Vorzeit, heroiſche Geſtalt mit angenähertem Coſtum der Neuwelt heranzubringen, war nach vorgängigem Schriftwechſel mit Herrn Director Schadow zuletzt die Aufgabe und Uebereinkunft. Wegen Beſchädigung des erſten Modell's brachte der Künſtler ein zweites, worüber man, nach lebhaften Geſprächen, zuletzt bis auf Veränderungen, welche das Vollenden immer herbeiführt, ſich freulich vereinigte. Und ſo ſteht dieſes Bild, wie auf dem Scheidepunct älterer und neuerer Zeit, auf der Grenze einer gewiſſen conventionellen Idealität, welche an Erinnerung und Einbildungskraft ihre Forderungen richtet und einer unbedingten Natürlichkeit, welche die Kunſt, ſelbſt wider Willen, an eine oft beſchwerliche Wahrhaftigkeit bindet.

Von Berlin erfreuten ſich transparente Gemälde nach meinem Sinn und Sacht. Denn wie mich früher Nachbildung der ältern, treulich ernſten, characteriſtiſchen Dichtkunſt lange Zeit ergetzt hatte, ſo war mir es angenehm, ſie wieder als vermittelnd gegen neuere Künſtler auftreten zu ſehen. Zeichnungen zum „Fauſt" von Cornelius und Retſch wirkten in ihrer Art das Aehnliche. Denn ob man gleich eine vergangene Vorſtellungsweiſe weder zurückrufen kann noch ſoll, ſo iſt es doch löblich, ſich hiſtoriſch practiſch an ihr zu üben und durch neuere Kunſt das Andenken einer ältern aufzufriſchen, damit man, ihre Verdienſte erkennend, ſich alsdann um ſo lieber zu freiern Anſichten erhebe.

In geſellſchaftlichen Kreiſen hatte die Luſt zu Bilder-Scenen immer zugenommen und ward von mir, wenn auch nicht unmittelbar gefördert, doch gelegentlich mit einigen Strophen begleitet.

Im Nachklang der Rhein'ſchen Eindrücke ward von den Weimar'ſchen Kunſtfreunden das Bild des heiligen Rochus, wie er als völlig ausgebeutelt von ſeinem Palaſt die Pilgerſchaft antritt, erfunden und ſkizzirt, hierauf ſorgfältig cartonirt, und zuletzt, von zarter Frauenzimmerhand, gemalt, in der freundlichen Rochus-Kapelle günſtig aufgenommen. Ein geſtochener, verkleinerter Umriß iſt in dem zweiten Rhein- und Main-Heft wie billig vorgefunden.

Von Offenbach erhielt ich ſchöne bronzene Münzen, die mich in den Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts wieder zurückführten. Graf Cicognara's Storia della Scultura kam eben zu rechter Zeit dieſen ſchönen Studien zu Hülfe. In höhere Regionen führte uns der Olympiſche Jupiter von Quatremère de Quincy; hier gab es viel zu lernen und zu denken. Die Ankunft der Elgin'ſchen Marmore erregte großes Verlangen unter allen Kunſtliebhabern; indeſſen blieb auch Burtin Connaissance des Tableaux, das uns Einſicht in ein anderes bedeutendes Feld gewährte, nicht unbeachtet.

Die Reſtauration der Dresdner-Gemälde kam in Anregung. Welch eine große Anſtalt hierzu erforderlich ſei, einiger Maßen darzuſtellen, erzählte ich von der Reſtaurations-Academie in Venedig, die aus einem Director und zwölf Profeſſoren beſtand und große Räume eines Kloſters zu ihren Arbeiten bezogen hatte. Eine ſolche Wiederherſtellung und Rettung iſt wichtiger, als man denkt; ſie kann nicht aus dem Stegreif unternommen werden.

Die Weimar'ſche Zeichenſchule hatte ſich in eine große Veränderung zu fügen. Da das alte Local zu andern Zwecken beſtimmt und kein gleich großes für ſie zu finden war, ſo wurden die Claſſen getheilt, für die erſte ein Gebäude auf der Esplanade erkauft, die beiden andern aber vor dem Frauenthor im ſogenannten Jägerhaus eingerichtet. Auch dieſe Veränderung, wie die vorhergehenden, verdiente wohl eine beſondere Schilderung, indem ſie nicht ohne gute Folgen für die Anſtalt bleiben ſollte.

Gleichzeitig ward ein vorzüglicher Bildhauer, Nament Kaufmann, von Rom berufen, der auch dieſe Kunſt wieder neu zum Leben brachte.

Soll ich meiner eigenen Arbeiten gedenken, ſo habe ich wohl zuerſt des „Divan's" zu erwähnen. Er ward immer mehr ſupplirt, geordnet und Einiges davon zum Damen-Calender beſtimmt. Für den hiſtoriſchen und erklärenden Theil ſammelte ich immer mehr Vorarbeit. Von Dieß Denkwürdigkeiten, deſſen Streitigkeit mit Hammer, des Letztern Orientaliſche Fundgruben, ſtudirte ich mit Aufmerkſamkeit und überall ſchöpfte ich friſche, köſtliche Luft. Nur „Zeilen" kam zu rechter Zeit mir in die Hände; beſonders werth jedoch erſchien mir Heide's „Perſiſche Religion"; und wie denn, ſobald ein bedeutender Stoff mir vor die Seele trat, ich denſelben unwillkürlich zu geſtalten aufgefordert wurde, ſo entwarf ich eine Orientaliſche Oper und fing an, ſie zu bearbeiten. Sie wäre auch fertig geworden, da ſie wirklich eine Zeit lang in mir lebte, hätte ich einen Muſiker zur Seite und ein großes Publicum vor mir gehabt, um genöthigt zu ſein, den Fähigkeiten und Fertigkeiten des Einen, ſowie dem Geſchmack und den Forderungen des Andern entgegenzuarbeiten.

Wunderliche Menſchen, wie es gibt, verlangten, verführt durch die Schiller'ſche Ausgabe in chronologiſcher Folge, das Gleiche von mir, und hätten beinahe den ſchon eingeleiteten Abdruck in Verwirrung gebracht. Meine Gründe, Dieſes abzulehnen, wurden indeß gebilligt und das Geſchäft ging unbehelligt ſeinen Gang. Der neunte und zehnte Band ward revidirt; die Italieniſche Reiſe, beſonders nach Neapel und Sicilien, geſtaltete ſich immer mehr; und wie eine Arbeit die andere jederzeit hervorruft, konnte ich nicht unterlaſſen, an dem vierten, ſo lange verzögerten und erwarteten Bande von „Wahrheit und Dichtung" wieder einige Haupt-Momente zu verzeichnen. Das Rhein- und Main-Heft zweites Stück, ward gefördert, „Reinecke Fuchs" durchgeſehen und das „Rochus-Feſt" geſchrieben.

Die zweite Lieferung meiner Werke kommt an; die Paralipomena werden neuerdings beachtet; ein Lied für das Berliner-Künſtlerfeſt geſchrieben, wogegen eine beabſichtigte große Cantate zum Luther-Feſt, wegen Mangel an Zeit und Aufmunterung, bald nach der Conception, aufgeſtelltem Schema und geringer Bearbeitung liegen blieb und für die Ausbildung verloren ging.

Mein Antheil an fremden Werken bezog ſich lebhaft auf Boron's Gedichte, der immer wichtiger hervortrat und mich nach und nach mehr anzog, da er mich früher durch hypochondriſche Leidenſchaft und heftigen Selbſthaß abgeſtoßen und, wenn ich mich ſeiner großen Perſönlichkeit zu nähern wünſchte, von ſeiner Muſe mich völlig zu entfernen drohte. Ich leſe den „Corſar" und „Lara", nicht ohne Bewunderung und Antheil. Zu gleicher Zeit erſchienen „Nelſon's Briefe" mit ſeinem Leben, gaben viel zu denken und viel zu trauern. Gries, durch die Ausgabe des zweiten Theils ſeines „Calderon",

machte uns im Spanien des ſiebenzehnten Jahrhunderts immer einheimiſcher. „Anatole“ verſetzte uns nach einem neuern Paris und ließ uns einen ſchönen Roman bewundern. Die „Friedensgefangenen“ von Lawrence, eine der ſeltſamſten Productionen, nöthigte uns, alle Aufmerkſamkeit einem ganz verwandelten Zuſtand zu ſchenken. Reiſende Engländer, in Verdun feſtgehalten, nach neuern Völkerrechts-Maximen bei'm Ausbruch eines Krieges mit Albion; republicaniſche Franzoſen, beſonders Commandant und Commandantinn, von geringem Stande während der Revolution emporgekommen; heimliche, für Engländer gehaltene Emigrirte, verkappte Vornehme, und wer ſonſt noch zu bemerken wäre, machen ein barockes Bild, das auf die Nachwelt zu kommen verdient, weil es nur unter dieſer Bedingung von einem geiſtreich anſchauenden Leidensgenoſſen concipirt und mehr mit Haß als Liebe vollendet werden konnte.

Auch Stahl ſchrieb über die Deutſche Sprache, und das nicht zu erſchöpfende Werk Ernesti's, Technologia rhetorica Graecorum et Romanorum, lag mir immer zur Hand; denn dadurch erfuhr ich wiederholt, was ich in meiner ſchriftſtelleriſchen Laufbahn recht und unrecht gemacht hatte. Noch aber muß ich einer höchſt merkwürdigen, vielleicht einzigen Darſtellung gedenken; es iſt das Tag- und Stundenbuch der Leipziger-Schlacht von Rochlitz, wovon ich anderswo gehandelt habe.

Die Jena'ſchen unmittelbaren Anſtalten der Naturlehre im Allgemeinen, der Naturgeſchichte im Beſondern gewidmet, erfreuten ſich der aufmerkſamſten Behandlung. Faſt in allen Abtheilungen war die innere Thätigkeit ſo herangewachſen, daß man ſie zwar durch gute Haushaltung ſämmtlich beſtreiten konnte, aber doch an einen neuen erhöhten Muſeums-Etat nothwendig denken und einen neuen Maßſtab feſtſtellen mußte. Döbereiner's Wohnhaus ward umgebaut, ein Gartenſtück bei der Sternwarte angekauft und zu dieſem Behuf hinzugeſchlagen. Die Veterinär-Anſtalt in Jena beſtätigte ſich; Profeſſor Renner begann ſeinen Curſus, und ich gab meine ältern zerſtückten und ſonſt präparirten Pferdeſchädel zum didactiſchen Anfang hindber, da ſie früher mir auch zum Anfang gedient hatten.

Die lang unterbrochenen Ausgrabungen des uralten Grabhügels bei Romſtedt wurden fortgeſetzt und gaben uns mehrere Schädel; nicht weniger wurde durch beſondere Aufmerkſamkeit nach Jena ein ganzes Skelet geſchafft und, ſorgfältig geordnet, niedergelegt. Ein durch Knochenaufſchwellung merkwürdig monſtröſer Schädel kam in Gyps-Abgüſſen von Darmſtadt, durch die Gewogenheit des Herrn Schlichtegroll.

Ich rief mir das Andenken Caspar Friedrich Wolf's wieder hervor, durchdachte Jäger's Mißbildung der Gewächſe, ingleichen Philipp A.... Pflanzenkrankheiten. Von Humboldt's Werk über Vertheilung der Pflanzengeſtalten auf dem Erdboden war höchſt willkommen, und Nees von Eſenbeck ausführlichſte Arbeit über Pilze und Schwämme ließ mich ein treffliches Microscop bedauern, das mir ein ſeltſames Schickſal in den angenehmſten Lebensaugenblicken zerſtört hatte.

Aus dem Thierreiche wurde uns ein Wundergeſchöpf, der proteus anguinus, durch Herrn Profeſſor Configliachi vorgezeigt, der ihn, in einem Glaſe mit Waſſer, auf der Reiſe höchſt ſorgfältig im Buſen verwahrt, lebendig bis zu uns gebracht hatte.

Im Mineral-Reiche waren wir ſehr begünſtigt; Geheimerath Heim's zu Meiningen wichtige Sammlung gelangte durch ſein Wohlwollen für unſere Anſtalt nach Jena, wo ſie, nach ſeinem Sinn geordnet, aufgeſtellt wurde. Von einzelnen Merkwürdigkeiten verdient der Kugel-Sienit von Vallinco auf Corſica vorzügliche Erwähnung. In meine Sammlung gelangten, in Gefolg eines vorjährigen Reiſebeſuchs, Mineralien vom Weſterwald und Aſtrin, auch ein Hyalit von Frankfurt als Ueberzug vielleicht der größeſten Fläche, an der er je ſich vorgefunden, von ſieben Zoll im Durchmeſſer. Geheimerath von Leonhard's „Bedeutung und Stand der Mineralien“ bereicherte uns von theoretiſcher Seite.

Howard's Wolken-Terminologie ward fleißig auf die atmoſphäriſchen Erſcheinungen angewendet, und man gelangte zu beſonderer Feſtigkeit, ſie mit dem Barometer-Stand zu parallelliſiren.

Zu ſonſtigen phyſicaliſchen Aufklärungen war der Verſuch einer Gasbeleuchtung in Jena veranſtaltet; wie wir denn auch durch Döbereiner die Art, durch Druck verſchiedene Stoffe zu extrahiren, kennen lernten.

Im Chromatiſchen wären die entoptiſchen Phänomene an der Tagesordnung. Ich nahm zuſammen, was ich bis jetzt erfahren hatte, und trug es in einem kurzen Aufſatz vor, deſſen bald gefühlte Unzulänglichkeit mich zu weitern Forſchungen nöthigte und mich immer näher zu dem Wahrhaften hindrängte.

Profeſſor Pfaff ſandte mir ſein Werk gegen die Farbenlehre, nach einer den Deutſchen angeborenen, unartigen Zudringlichkeit. Ich legte es zur Seite bis auf künftige Tage, wo ich mit mir ſelbſt vollkommen abgeſchloſſen hätte, Seinen eigenen Weg zu verfolgen, bleibt immer

das Wortheilhafteste; denn dieser hat das Glückliche, uns von Irrwegen wieder auf uns selbst zurückzuführen.

Dr. Schopenhauer trat als wohlwollender Freund an meine Seite. Wir verhandelten Manches übereinstimmend miteinander, doch ließ sich zuletzt eine gewisse Scheidung nicht verkennen, wie wenn zwei Freunde, die bisher miteinander gegangen, sich die Hand geben, der eine jedoch nach Norden, der andere nach Süden will, da sie denn sehr schnell einander aus dem Gesichte kommen.

Farbenversuche mit vegetabilischen Extracten dienten wiederholt, die höchste Consequenz der Farbenlehre darzuthun.

Nun muß ich aber ein Zwischenspiel im Zusammenhange vortragen, worin mancherlei vorkommt, das ich unter die Rubriken nicht zersplittern mochte. Bei herannahender guter Witterung gedachte ich, nach Wunsch und Neigung die schönen Tage des vorigen Jahrs im Mutterlande abermals zu genießen. Freund Meyer wollte mich begleiten; Natur und Kunst sollten uns mit ihren Schätzen überfüllen. Vorarbeiten waren gemacht, Pläne entworfen, wie Alles zu genießen und zu nutzen wäre; und so saßen wir wohlgepackt und eingerichtet in einem bequemen Wagen; aber die Hälfte des Erfurter-Wegs war noch nicht erreicht, als wir umgeworfen wurden, die Achse brach, der Freund sich an der Stirne beschädigte und wir umzukehren genöthigt waren. Aus Aberglaube ward die vorgesetzte Reise vielleicht übereilt aufgegeben und wir verfügten uns, ohne langes Besinnen, nach Dornburg, wo ein Thüringer-Schwefelwasser gute Wirkung versprach. Dort interessirte mich nach meiner Gewohnheit Localität und Geschichte; denn eigentlich bewegt sich die Thüringer-Vorwelt viel an der Unstrut. Ich las daher die Thüringische Chronik, die an Ort und Stelle gar Manches in deutlicher Localität erscheinen ließ. Die Lage der Stadt an ihrem Platz und in der Umgegend ward betrachtet, und man konnte wohl begreifen, wie hier in der frühesten Zeit sich Wohnungen gesammelt hatten. Wir besuchten Herbsleben an der Unstrut, Klein-Wallhausen und andere nahgelegene Orte, und so fanden wir in der Ebene ausgetrocknete Seen, Torfeinbrüche und Conchylien des süßen Wassers in Menge. Fast bei allen Excursionen hatten wir die Rückseite des Ettersbergs vor Augen und konnten uns leicht nach Hause denken. Die Menge versammelte sich bei einem Vogelschießen, nicht weniger bei einem Bauernfest, welches durch einen Kinderaufzug recht gemüthlich wurde.

„Agamemnon", übersetzt von Humboldt, war mir so eben in die Hände gekommen und verlieh mir den bequemen Genuß einer Stätte, das ich von jeher abgöttisch verehrt hatte. Julius Frorio von Nordhausen suchte mich auf; unerwartet erschien Geheimerath Wolf; die Unterhaltung war bedeutend und förderlich, und Meyer nahm daran eingreifenden künstlerischen Antheil. Zufällig jedoch verließen mich beide Freunde am 27. August, und so hatte ich Zeit genug, meinen Geburtstag abermals in stiller Sammlung zu feiern und den Werth der Kränze zu bedenken, womit ich mein Zimmer von der wohlwollenden Wirthin aufgeschmückt sah. Uebrigens war ich der mir an diesem Orte gegönnten Sammlung und Ruhe die ausführliche Darstellung des „Nachtfestes" schuldig geworden.

Ferner habe ich zu rühmen, welchen vorzüglichen Genuß mir ein Hermstädt'sches Concert und Privat-Exhibition gegeben, da, von musikalischen Freunden lange Zeit entfernt, ich diesem herrlichen Kunst- und Natur-Element beinahe entfremdet worden.

Oeffentliche Ereignisse, die mich in diesem Jahre nahe genug berührten, erwähne ich mit freudiger und trauriger Erinnerung. Am 30. Januar ward der Falkenorden gestiftet und mir zugleich das Großkreuz ertheilt. Des Herzog Bernhard's Vermählung gab die schönsten Hoffnungen; dagegen versetzte mich der Tod der Kaiserinn von Oesterreich in einen Zustand, dessen Nachgefühl mich niemals wieder verlassen hat. Der Staats-Minister von Voigt, ein theurer, vieljähriger Mitarbeiter und Beförderer meiner wohlgemeinten Unternehmungen, feierte sein Dienst-Jubiläum, das ich mit einem Gedicht und den treusten Wünschen begrüßt.

Von Besuchen bemerk' ich folgende, sämmtlich Erinnerungen früher und früherer Zeiten erweckend: von Meusel, Dr. Hufeland, Max Jacobi, von Loeffert, Dr. Chladni, Zelter und Winkler, Graf und Gräfinn Ostorok, Hofrathinn Kestner aus Hannover.

Ein solcher innerer Friede ward durch den äußern Frieden der Welt begünstigt, als nach ausgesprochener Preßfreiheit die Aufklärung der Zeit erfaßten und jeder wohldenkende Weltkenner die leicht zu berechnenden unmittelbaren, und die nicht zu berechnenden weitern Folgen mit Schrecken und Bedauern voraussah.

1817.

Dieses Jahr ward ich auf mehr als eine Weise zu einem längern Aufenthalt in Jena veranlaßt, den ich voraussah und deshalb an eigenen Manuscripten, Zeichnungen, Apparaten und Sammlungen Manches hinüberschaffte. Zuvörderst wurden die sämmtlichen Zufälligkeiten durch-

geſehen und, als ich gar Manches für Bildung und Umbildung der Pflanzen Merkwürdiges vorfand, ein eigenes botaniſches Muſeum eingerichtet und darin ſowohl bedeutende Sammlungen getrockneter Pflanzen, Anfänge einer Zuſammenſtellung von Samereien, nicht weniger Beiſpiele deſſen, was ſich auf Holzbildung bezog, angelegt und in Verbindung gebracht. Monſtroſitäten aber von beſonderer Wichtigkeit in einer großen Reihenfolge aufgeſtellt.

Die Verſetzung des Hof-Mechanicus Körner von Weimar nach Jena brachte einen geſchickt gewandten, thätigen Mann den dortigen Anſtalten in die Nähe. Ein noch in Weimar von demſelben verfertigtes Paſſage-Inſtrument ward, wegen einiger an der Sternwarte zu beſorgenden Bauſichkeiten, zuerſt in dem Schloſſe aufgeſtellt.

Ferner die mannigfaltigen Gaben, welche Serenissimus von der Maltäniſchen Reiſe mitgebracht, wurden in die verſchiedenen Fächer eingeordnet.

Die Vorgaben hatten ſich gemehrt, der Platz mußte abermals capitalmäßig durchgearbeitet werden; ich ſchrieb einen umſtändlichen Anſchlag deßhalb, und eine klare Überſicht war ſodann höchſten Orts vorzulegen.

Allein es kam in dem letzten Viertel des Jahres eine mehrjährig beſprochene und wegen großer Schwierigkeiten immer verſchobene Angelegenheit wieder in Bewegung. Unter allen theils auf Serenissimi Betrieb und Koſten allein, theils mit Zuziehung des Gothaiſchen Hofes, verbeſſerten oder gar neu gegründeten Anſtalten konnte man leider die academiſche Bibliothek noch nicht zählen; ſie lag deſſ-ungeachtet im Argen, ohne daß man deßhalb Jemanden eigentlich die Schuld hätte geben können. Zu den vor dreihundert Jahren geſtifteten Anfängen hatte ſich nach und nach eine bedeutende Zahl von einzelnen Bücherſammlungen, durch Vermächtniß, Ankauf und ſonſtige Contracte, nicht weniger einzelne Bücher, auf mannigfaltige Weiſe gehäuft, daß ſie ſämmtlich in dem angewieſenen Locale bei der widerwärtigſten, großentheils zufälligen Einrichtung über- und nebeneinander gelagert ſtanden. Wie und wo man ein Buch finden ſollte, war beinahe ein ausſchließliches Geheimniß mehr des Bibliothek-Dieners als der höheren Angeſtellten. Die Räume langten nicht mehr zu; die Bauer'ſche Bibliothek ſtand verſchloſſen, kaum zugänglich; ſie ſollte nach dem Willen des Stifters ewig unangetaſtet bleiben.

Aber nicht nur dieſe ſonderbaren Verhältniſſe ſollten entwickelt und dieſes Chaos geordnet werden; auch die im Schloß befindliche, ehemals Böttner'ſche Bibliothek wollte man gleichfalls der Hauptmaſſe einverleibt ſehen. Überſchaute man die Sache im Ganzen, durchdrang man das Einzelne, ſo durfte man ſich nicht läugnen, daß, bei völlig neu zu ſchaffenden Localitäten, vielleicht wenig Bände in der alten Ordnung nebeneinander würden zu ſtehen kommen. Unter dieſen Umſtänden war wohl Niemanden zu verdenken, wenn er, den Angriff des Geſchäfts zu beſchleunigen, Anſtand nahm. Endlich aber erhielt ich am 11. October durch gnädigſtes Reſcript den Auftrag, die Angelegenheit ungeſäumt zu behandeln. Hier blieb alſo Nichts übrig, als die Sache nochmals durchzudenken, die Hinderniſſe zur Noth zu erkennen, wie man ja bei jedem bedeutenden Unternehmen thun muß, beſonders wenn es unter der Clauſel non obstantibus quibuscunque muthig angegriffen iſt. Und ſo begann ich raſch und ſehr unaufhaltſam fort.

Die Feuchtigkeit des unteren Saales hatte man jahrelang bejammert; kein Vorſchlag aber war in's Werk geſetzt, noch weniger durchgeführt worden. Dieß war alſo zuerſt in's Auge zu faſſen. Die beſchränkende Mauer nach dem Graben zu wurde, trotz einer lebhaften, ſogar intriguirenden Proteſtation, abgetragen, die vorliegende Erde weggeſchafft, vor allen Dingen aber die Expeditions-Zimmer ſo eingerichtet, daß man darin gern arbeiten mochte. Indeſſen andere Bauſichkeiten vorbereitet und accordirt wurden, verfloß das Jahr.

Für die Veterinair-Schule mußte nun vorläufig geſorgt werden. Die Einrichtung derſelben ging Schritt vor Schritt. Von wiſſenſchaftlicher Seite brachte ich mein Portefeuille der vergleichenden Anatomie nach Jena, und ſtellte, was von Zeichnungen am Meiſten bedeutend gefunden wurde, unter Glas und Rahmen.

Profeſſor Renner bemerkte mir Verſchiedenes, beſonders bezüglich auf das lymphatiſche Syſtem. Eine verendete Ptaca wird dem herumſpringenden Thiermeiſter abgekauft und ſecirt; bedeutende Präparate werden verfertigt.

Spix Cephalogenesis erſcheint; bei mannigfaltiger Benutzung verliehen ſtößt man auf angenehme Hinderniſſe. Methode der allgemeinen Darſtellung, Nomenclatur der einzelnen Theile: Beides iſt nicht zur Reife gediehen; auch ſieht man dem Text an, daß mehr Ueberlieferted als Eigenerdachted vorgetragen werde.

Herold von Marburg macht uns durch Anatomie der Raupen und Schmetterlinge ein angenehmes Geſchenk. Wie viel weiter in ſinniger Betrachtung organiſcher Naturweſen ſind wir nicht ſeit dem ſorgfältigen und überzeugenden Lieret gekommen!

Ich beendete mit Neigung das zweite Heft

der Morphologie und betrachte geſchichtlich den Einfluß der Kant'ſchen Lehre auf meine Studien.

Geognoſie, Geologie, Mineralogie und Angehöriges war an der Tagesordnung. Ich überdachte die Lehre von den Gängen überhaupt, vergegenwärtigte mir Werner's und Charpentier's Uebergegangen. Die merkwürdigen Thonſchieferplatten aus dem Lahn-Thal ſtellt' ich als Tableau zuſammen. Muſter des Vorkommens der Feldmaſſen ſuchte ich überall auf und glaubte Vieles zu finden, was für die porphyrartige Entſtehung ſo mancher Breccien zeugte. Eine von Serenissimo angeſchaffte Suite von Chamouni ward im Muſeum folgerichtig aufgeſtellt, nicht weniger manche Schweizer-Gebirgkarten, Modelle und Panoramen, jedes nach ſeiner Weiſe aufbewahrt, benutzt und zur Evidenz gebracht.

Die umgegenden Bäder erregten durch Mineralanalyſen und Behandlung ein mannichfaltiges Intereſſe, und ſeine geologiſche Karte jener Gegend, von hoher Hand mitgetheilt, war dem augenblicklichen Bedürfniß unſerer Studien überaus willkommen. Brocchi's „Thal von Faſſa" forderte uns auf, die Waſſerbildung nach ihm und Andern zu ſtudiren.

Herr Kammerherr von Trebra hatte auf ſeiner Reiſe dorthin auch für mich die ſchönſten Exemplare beſorgt.

Hamé's Aufſatz über Burſtein und die dortigen Edelſteine gab uns von dieſer Seite eine nähere Kenntniß jener Länder. Ich aber trat in ein nammittelbares Verhältniß zu ihm und erhielt durch ſeine Vorſorge eine ſchöne Sammlung Engliſcher Zinnſtufen, wie immer, unmittelbar vom Urgebirg gewonnen, und zwar dieß Mal im Chlorit-Geſtein.

Geheimerath von Leonhard große Tabellen-Werke in Geſellſchaft mit andern Naturforſchern herausgegeben, erleichterten die Anordnung meines Privat-Cabinets.

Nicht geringe Aufklärungen in Geologie und Geographie jedoch verdankte ich der Europäiſchen Gebirgs-Karte Carriot's. So ward mir, zum Beiſpiel, Spaniens für einen Feldherrn ſo ökonomiſcher, den Guerillas ſo günſtiger Grund und Boden auf ein Mal deutlich. Ich zeichnete ſeine Hauptwaſſerſcheide auf meine Karte von Spanien, und ſo ward mir jede Reiſe-Route, ſowie jeder Feldzug, jedes regelmäßige und unregelmäßige Beginnen der Art klar und begreiflich; und wer gedachte coloſſale Karte ſeinen geognoſtiſchen, geologiſchen, geographiſchen und topographiſchen Studien mit Sinn zu Grunde legt, wird ſich dadurch auf's Höchſte gefördert ſehen.

Die Chromatik beſchäftigte mich im Stillen unausgeſetzt; ich ſuchte mir den Zuſtand derſelben in England, Frankreich, Deutſchland zu vergegenwärtigen; ich ſtudirte vier Engliſche Schriftſteller, welche ſich in dieſem Fache hervorgethan, ſuchte mir ihre Leiſtungen und Sinnesweiſen deutlich zu machen; es waren Bancroft, Sowerby, Dr. Read und Brewſter. Einerſeits bemerkte ich mit Vergnügen, daß ſie, durch reine Betrachtung der Phänomene, ſich dem Naturwege genähert, ja ihn ſogar manchmal berührt hatten; aber mit Bedauern wurde ich bald gewahr, daß ſie ſich von dem alten Irrthum, die Farbe ſei im Licht enthalten, nicht völlig befreien konnten; daß ſie ſich der herkömmlichen Terminologie bedienten und deßhalb in die größte Verwickelung geriethen. Auch ſchien beſonders Brewſter zu glauben, durch eine unendliche Aufführlichkeit der Verſuche werde die Sache gefördert, da vielmehr mannigfaltige und genaue Experimente nur Vorarbeiten der wahren Naturfreunde ſind, um ein reines, von allen Nebendingen befreites Reſultat zuletzt ausſprechen zu können.

Das Widerwärtigſte aber, was mir jemals vor Augen gekommen, war Biot's Capitel über die entoptiſchen Farben, dort Polariſation des Lichts genannt. So hatte man denn, nach falſcher Analogie eines Magnet-Stabs, das Licht auch in zwei Pole verzerrt und alſo, nicht weniger wie vorher, die Farben aus einer Differenzirung des Unveränderlichſten und Unantaſtbarſten erklären wollen.

Um nun aber einen falſchen Satz mit Beweiſen zu verdecken, ward hier abermals die ſämmtliche mathematiſche Rüſtkammer in Bewegung geſetzt, ſo daß die Natur ganz und gar vor dem äußern und innern Sinne verſchwand. Ich mußte das ganze Ereigniß als einen pathologiſchen Fall anſehen, als wenn ein organiſcher Körper einen Splitter fange und ein ungeſchickter Chirurg, anſtatt dieſen zu augenblicklicher Heilung herauszuziehen, die größte Sorgfalt auf die Geſchwulſt verwendete, um ſolche zu mildern und zu vertheilen, indeſſen das Geſchoß innerlich bis zur Unheilbarkeit fortarbeitete.

Und ſo war es mir denn auch ganz ſchrecklich, als ein academiſcher Lehrer, nach Anleitung eines Programm's des Hofrath Meyer's in Göttingen, mit unglaublicher Ruhe und Sicherheit, vor hohen und einſichtigen Perſonen, den unſatthafteſten Apparat aufkramte; da man denn nach Schauen und Wiederſchauen, nach Blinzen und Wiederblinzen, weder wußte, was man geſehen hatte, noch was man ſehen ſollte. Ich war indeſſen bei den erſten Anſtalten auf und davon gegangen und hörte den Verlauf dieſer Demonſtration, als vorausgeſehen, bei meiner Rückkunft ohne Verwunderung. Auch erfuhr man bei dieſer Gelegenheit, unter Ver-

weiſung einiger Billard-Augen, daß die runden Lichttheilchen, wenn ſie mit den Polen auf's Glas treffen, durch und durch gehen, wie ſie aber mit dem Aequator ankommen, mit Proteſt zurückgeſchickt werden.

Indeſſen vermannigfaltigte ich die entoptiſchen Verſuche in's Grenzenloſe, da ich denn zuerſt den einfachen atmoſphäriſchen Urſprung entdecken mußte. Zu völliger Ueberzeugung beſtätigte ſich der Hauptbegriff am 17. Juni bei ganz klarem Himmel, und ich machte nun Anſtalt, die vielen Einzelheiten als Schalen und Hüllen wegzuwerfen und den Kern Natur- und Kunſtfreunden mündlich und ſchriftlich mitzutheilen. Dabei entdeckte ſich, daß ein dem Maler günſtiges oder ungünſtiges Licht von dem directen oder obliquen Widerſchein herrühre. Profeſſor Nasse hatte die Gefälligkeit, mir genaue Nachbildungen der entoptiſchen Farbenbilder zu liefern. Beide Seiten, die helle ſowohl als die dunkle, ſah man nun in größerer Folge nebeneinander; jeder Beſchauende rief aus, daß er die Cyklaniſchen Figuren gefärbt vor ſich ſehe.

Der Aufſatz Leonardo da Vinci's über die Urſache der blauen Farbenerſcheinung an fernen Bergen und Gegenſtänden, machte mir wiederholt große Freude. Er hatte als ein die Natur unmittelbar anſchauend auffaſſender, an der Erſcheinung ſelbſt denkender, ſie durchdringender Künſtler ohne Weiter's das Rechte getroffen. Nicht weniger kam die Theilnahme einzelner aufmerkender und denkender Männer. Staatsrath Schulz in Berlin überſandte mir den zweiten Aufſatz über phyſiologe Farben, wo ich meine Hauptbegriffe in's Leben geführt ſah. Ebenſo erbaute mich Profeſſor Hegel's Zuſtimmung. Seit Schiller's Abſterben hatte ich mich von aller Philoſophie im Stillen entfernt und ſuchte nur die mir eingeborne Methodik, indem ich ſie gegen Natur, Kunſt und Leben wendete, immer zu größerer Sicherheit und Gewandtheit auszubilden. Großen Werth mußte deßhalb für mich haben, zu ſehen und zu bedenken, wie ein Philoſoph von Dem, was ich meinerſeits nach meiner Weiſe vorgelegt, nach ſeiner Art habe Kenntniß nehmen und damit gebaren mögen. Und hierdurch war mir vollkommen vergönnt, das geheimnißvoll klare Licht, als die höchſte Energie, ewig, einzig und untheilbar zu betrachten.

Für die bildende Kunſt näherten ſich dieſes Jahr große Aufſchlüſſe. Von Elgin's Marmoren vernahm man immer mehr und mehr, und die Begierde, etwas dem Phidias Angehöriges mit Augen zu ſehen, ward ſo lebhaft und heftig, daß ich an einem ſchönen ſonnigen Morgen, ohne Abſicht aus dem Hauſe fahrend, von meiner Leidenſchaft überraſcht, ohne Vorbereitung auf dem Stegreiſe nach Rudolſtadt lenkte und mich dort an den erſtaunenswürdigen Reſten von Monte Cavallo für lange Zeit herſtellte. Nähere Kenntniß des Aeginetiſchen Marmore ward mir gleichfalls durch Zeichnungen des in Rom mit der Reſtauration Beauftragten; und zu einem der herrlichſten Erzeugniſſe neuerer Kunſt wendete ich mich durch eine gleiche Veranlaſſung.

Boiſſ'e's Werk über das Abendmahl von Leonardo da Vinci näher zu betrachten, befähigten mich die Durchzeichnungen, welche unſer Fürſt aus Mailand mitgebracht hatte; Studium und Vergleichung derſelben beſchäftigten mich lange, und ſonſt war noch Manches uns zur Betrachtung angenähert. Die architectoniſchen Ueberreſte von Eleuſis, in Geſellſchaft unſers Oberbau-Directors Coudray betrachtet, ließen in eine unvergleichliche Zeit hindurchſehen. Schinkel's große, bewundernswürdige Federzeichnungen, die neueſten Münchner-Steindrücke, Thierfabeln von Menzzel, eine Kupferſtichſammlung aus einer Leipziger-Auction, ein ſchätzenswerthes Oelbildchen, von Rochlitz verehrt, hielten meine Betrachtung von vielen Seiten feſt. Zuletzt fand ich Gelegenheit, eine bedeutende Sammlung Majolica anzuſchaffen, welche ihrem Verdienſt nach unter neueren Kunſtwerken ſich allerdings zeigen durften.

Von eigenen Arbeiten ſag' ich Folgendes. Um des „Divan's" willen ſetzte ich meine Studien Orientaliſcher Eigenheiten immer fort und wendete viele Zeit darauf. Da aber die Handſchrift im Orient von ſo großer Bedeutung iſt, ſo wird man es kaum ſeltſam finden, daß ich mich, ohne ſonderliches Sprach-Studium, doch dem Schönſchreiben mit Eifer widmete und zu Scherz und Ernſt Orientaliſche, mir vorliegende Manuſcripte ſo nett als möglich, ja mit mancherlei herkömmlichen Zierathen, nachzubilden ſuchte. Dem aufmerkſamen Leſer wird die Einwirkung dieſer geiſtig techniſchen Bemühungen bei näherer Betrachtung der Gedichte nicht entgehen.

Die dritte Lieferung meiner Werke, nemlich die zwölfter Band, erſcheint zu Oſtern; das zweite Rhein- und Main-Heft wird abgeſchloſſen, das dritte angefangen und vorbereitet. Die Reiſe nach Neapel und Sicilien wird gedruckt, die Biographie überhaupt wieder vorgenommen. Ich verzeichne „die Meteore des litterariſchen Himmels" und beſchäftige mich „die Urtheilsworte Franzöſiſcher Kritiker" aus der von Grimm'ſchen Correſpondenz auszuziehen; einen Aufſatz über die Hofmannen, Regenbogen-Schüſſelchen genannt, theil' ich den Freunden ſolcher Curioſitäten mit. Die berühmte Heidelberger-Zuſchrift laſſe ich mit einer

Iſt wahrlich wenig zu verlieren.
Den ganzen Tag hat man die Hände voll!
Was ihm gefällt und was man laſſen ſoll,
Kann man dem Herrn nie an der Naſe ſpüren.

Fauſt.

Das iſt ſo juſt der rechte Ton!
Er will noch Dank, daß er mich ennüyirt.

Mephiſtopheles.

Wie hätt'ſt du, armer Erdenſohn,
Dein Leben ohne mich geführt?
Vom Kribskrabs der Imagination
Hab' ich dich doch auf Zeiten lang curirt;
Und wär' ich nicht, ſo wär'ſt du ſchon
Von dieſem Erdball abſpatirt.
Was haſt du da in Höhlen, Felſenritzen
Dich wie ein Schuhu zu verſitzen?
Was ſchlurfſt aus dumpfen Moos und triefendem Geſtein,
Wie eine Kröte, Nahrung ein?

von Hammer'ſchen Erklärung abdrucken, die jedoch kein Glück machte.

Von Poetiſchem wüßt' ich Nichts vorzuzeigen als die Orphiſchen Worte in fünf Strophen und einen Iriſchen Todtengeſang, aus Ossianen überſetzt.

Zur Naturkenntniß erwähne ich hier ein bedeutendes Nordlicht im Februar.

Uebereinſtimmung des Stoffs mit der Form der Pflanzen belehrte die Unterhaltung zwiſchen mir und Hofrath Voigt, deſſen Naturgeſchichte, als dem Studium höchſt förderlich, dankbar anzuerkennen war. An die Verbindung der Verbeiß-Blume und der dorthin deutenden, geiben Naturdrücke älterer Zwieblätter wendete ich manche Betrachtung. Durch die Gefälligkeit Hofrath Döbereiner's konnte ich mich der Döbereiner'ſchen Lehre im Allgemeinen fernerweit annähern. Zufällig machte ich mir ein Geſchäft, eine alte Ausgabe des Thomas Campanella de sensu rerum von Druckfehlern zu reinigen; eine Folge des höchſt aufmerkſamen Leſens, das ich dieſem wichtigen Denkmal ſeiner Zeit von Neuem zuwendete. Graf Bonnet erfreute auch ſeine abweſenden Freunde durch fernere gedruckte Mittheilungen, in welchen ſeine geiſtreiche Thätigkeit uns um ſo mehr anſprach, als ſie uns die perſönliche Unterhaltung derſelben wieder vergegenwärtigte.

Da aus näherer Betrachtung der Howard'ſchen Wolkenformen hervorzugehen ſchien, daß ihre verſchiedenen Formen verſchiedenen atmoſphäriſchen Höhen eigneten, ſo wurden ſie verſuchsweiſe auf jene frühere Höhentafel ſorgfältig eingetragen und ſo die wechſelſeitigen Verhältniſſe im Allgemeinen verſinnlicht und dadurch einer Prüfung angenähert.

Hier ſchließt ſich nun, indem ich von Büchern zu reden gedenke, ganz natürlich die Ueberſetzung des Indiſchen „Megha-Dutta" freundlichſt an. Man hatte ſich mit Wolken und Wolkenformen ſo lange getragen und konnte nun erſt dieſem Wolkenboten in ſeinen tauſendfältig veränderten Geſtalten mit deſto ſicherer Anſchauung im Geiſte folgen.

Engliſche Poeſie und Litteratur trat vor allen andern dieſes Jahr beſonders in den Vordergrund; Lord Byron's Gedichte, je mehr man ſich mit den Eigenheiten dieſes außerordentlichen Geiſtes bekannt machte, gewannen immer größere Theilnahme, ſo daß Männer und Frauen, Mädchen und Jünglinge faſt aller Deutſchheit und Nationalität zu vergeſſen ſchienen. Bei erleichterter Gelegenheit, ſeine Werke zu finden und zu beſitzen, ward es auch mir zur Gewohnheit, mich mit ihm zu beſchäftigen. Er war mir ein theurer Zeitgenoß, und ich folgte ihm in Gedanken gern auf den Irrwegen ſeines Lebens.

Der Roman „Glenarvon" ſollte uns über manches Liebesabenteuer Deſſelben Aufſchluß geben; allein das voluminoſe Werk war an Intereſſe ſeiner Maſſe nicht gleich; es wiederholte ſich in Situationen, beſonders in unerträglichen; man mußte ihm einen gewiſſen Werth zugeſtehen, den man aber mit mehr Freude bekannt hätte, wenn er uns in zwei mäßigen Bänden wäre dargereicht worden.

Von Peter Pindar wünſcht' ich mir, nachdem ich ſeinen Namen ſo lange nennen gehört, endlich auch einen deutlichen Begriff; ich gelangte dazu, erinnere mich Deſſen aber nur, daß er mir wie ein der Caricatur ſich zuneigendes Talent vorkam. John Hunter's Leben erſchien höchſt wichtig, als Denkmal eines herrlichen Geiſtes, der ſich bei geringer Schulbildung an der Natur edel und kräftig entwickelte. Das Leben Franklin's ſprach im Allgemeinen denſelben Sinn aus, im Beſondern himmelweit von jenem verſchieden. Von fernen, bisher unzugänglichen Gegenden belehrte uns Elphinſton's Cabul; das Bekanntere dagegen verdeutlichte Raffle's Geſchichte von Java ganz ungemein. Zugleich traf das Prachtwerk Indiſcher Jagden, beſorgt von Howett, bei uns an und half durch treffliche Bilder einer Einbildungskraft nach, die ſich, ohne gerade dieſen Punct der Wirklichkeit zu treffen, in's Unbeſtimmte wieder verloren haben. Auf North-America bezüglich ward uns Vielfaches zu Theil.

Von Büchern und ſonſtigen Druckſchriften und deren Einwirkung bemerke Folgendes: Hermann über die älteſte Griechiſche Mythologie intereſſirte die Weimar'ſchen Sprachfreunde auf einen hohen Grad; in einem verwandten Sinne Raynouard Grammatik der Romaniſchen Sprache. Manuscrit venu de St. Hélène beſchäftigte alle Welt. Aechtheit oder Unächtheit, halbe oder ganze Urſprünglichkeit wurde durchgeſprochen und durchgefochten. Daß man dem Herrn gar Manches abgehorcht hatte, blieb offenbar und unzweifelhaft. Deutſchlands Urgeſchichte von Barth griff in unſere Studien der Zeit nicht ein; dagegen war der „Pflugmunig" von Profeſſor Arnold in Straßburg eine höchſt liebenswürdige Erſcheinung. Es iſt ein entſchieden anmuthiges Gefühl, von dem man wohl thut, ſich nicht klares Bewußtſein zu geben, wenn ſich eine Nation in den Eigenthümlichkeiten ihrer Glieder beſpiegelt; denn ja nur im Beſondern erkennt man, daß man Verwandte hat, im Allgemeinen fühlt man immer nur die Sippſchaft von Adam her. Ich beſchäftigte mich viel mit gedachtem Buch und

ſprach mein Behagen daran aufrichtig und umſtändlich aus.

Von Ereigniſſen bemerkte Weniges, aber für mich und Andere Bedeutendes. Seit vierzig Jahren zu Wagen, Pferd und Fuß Thüringen kreuz und quer durchwandernd, war ich niemals nach Paulinzelle gekommen, obgleich wenige Stunden davon hin und her mich bewegend. Es war damals noch nicht Mode, dieſe kirchlichen Ruinen als höchſt bedeutend und ehrwürdig zu betrachten; endlich aber mußte ich ſo viel davon hören; die einheimiſche und reiſende junge Welt rühmte mir den großartigen Anblick, daß ich mich entſchloß, meinen dießjährigen Geburtstag, den ich immer gern im Stillen feierte, einſam dort zuzubringen. Ein ſehr ſchöner Tag begünſtigte das Unternehmen, aber auch hier bereitete mir die Freundſchaft ein unerwartetes Feſt. Oberforſtmeiſter von Fritſch hatte von Ilmenau her mit meinem Sohne ein frohes Gaſtmahl veranſtaltet, wobei mir jenes von der Schwarzburg-Rudolſtädtiſchen Regierung aufgeräumte, alte Bauwerk mit heiterer Muſe beſchauen konnten. Seine Entſtehung fällt in den Anfang des zwölften Jahrhunderts, wo noch die Anwendung der Halbcirkelbogen Statt fand. Die Reformation verſetzte Solches in die Wüſte, worin es entſtanden war; das geiſtliche Ziel war verſchwunden, aber es blieb ein Mittelpunct weltlicher Gerechtſame und Einnahme bis auf den heutigen Tag. Zerſtört ward es nie, aber zu ökonomiſchen Zwecken theils abgetragen, theils entſtellt; wie man denn auf dem Dachboden noch von den uralten Coloſſal-Ziegeln, einige hart gebrannt und glaſirt, wahrnehmen kann; ja ich zweifle nicht, daß man in den Amts- und andern Anzeichnungen noch Einiges von dem uralten Gebälke der flachen Decke und ſonſtiger urſprünglichen Contignation entdecken würde.

Aus der Ferne kam uns Nachricht von Zerſtörung und Wiederherſtellung. Das Berliner Schauſpielhaus war niedergebrannt; ein neues ward in Leipzig errichtet. Ein Symbol der Souveränetät ward uns Weimaranern durch die Feierlichkeit, als der Großherzog vom Thron den Fürſten von Thurn und Taxis, in ſeinem Abgeordneten, mit dem Poſt-Regal belieh, wobei wir ſämmtlichen Diener in geziemendem Schmuck nach Rangesgebühr erſchienen, und alſo auch unſererſeits die Oberherrſchaft des Fürſten anerkannten, indeſſen im Lauf deſſelben Jahrs eine allgemeine Feier Deutſcher Studirender am 18. Juni zu Jena und noch bedeutender den 18. October auf der Wartburg eine abhängende Gegenwirkung verkündigten.

Das Reformations-Jubiläum verſchwand vor dieſen friſchen, jüngern Bewegungen. Vor dreihundert Jahren hatten tüchtige Männer Großes unternommen; nun ſchienen ihre Großthaten veraltet, und man mochte ſich ganz Anderes von den neueſten, öffentlich-geheimen Beſtrebungen erwarten.

Perſönliche Erneuerung früherer Gunſt und Gewogenheit ſollte mich auch dieſes Jahr öfter beglücken. Die Frau Erb-Prinzeſſin von Heſſen wußte mich niemals in ihrer Nähe, ohne mir Gelegenheit zu geben, mich ihrer fortdauernden Gnade perſönlich zu verſichern. Herr Staats-Miniſter von Humboldt ſprach auch dieß Mal wie immer belebend und anregend bei mir ein. Eine ganz eigene Einwirkung jedoch auf längere Zeit empfand ich von der bedeutenden Anzahl in Jena und Leipzig ſtudirender, junger Griechen. Der Wunſch, ſich beſonders Deutſche Bildung anzueignen, war bei ihnen höchſt lebhaft, ſowie das Verlangen, allen ſolchen Gewinn dereinſt zur Aufklärung, zum Heil ihres Vaterlandes zu verwenden. Ihr Fleiß glich ihrem Beſtreben; nur war zu bemerken, daß ſie, was den Hauptſinn des Lebens betraf, mehr von Worten als von klaren Begriffen und Zwecken regiert wurden.

Papadopulos, der mich in Jena öfters beſuchte, rühmte mir einſt im jugendlichen Enthuſiasmus den Lehrvortrag ſeines philoſophiſchen Meiſters. „Es klingt", rief er aus, „ſo herrlich, wenn der vortreffliche Mann von Tugend, Freiheit und Vaterland ſpricht." Als ich mich aber erkundigte, was denn dieſer treffliche Lehrer eigentlich von Tugend, Freiheit und Vaterland vermelde, erhielt ich zur Antwort: Das könne er ſo eigentlich nicht ſagen, aber Wort und Ton klängen ihm ſtets vor der Stelle auch: Tugend, Freiheit und Vaterland.

Es iſt Derſelbe, welcher zu jener Zeit meine Iphigenie in's Neu-Griechiſche überſetzte; und wunderbar genug: wenn man das Stück in dieſer Sprache und in dieſer Beziehung betrachtet, ſo drückt es ganz eigentlich die ſehnſüchtigen Gefühle eines reiſenden oder verbannten Griechen aus; denn die allgemeine Sehnſucht nach dem Vaterlande iſt hier unter der Sehnſucht nach Griechenland, als dem einzig menſchlich gebildeten Lande, ganz ſpecifiſch ausgedrückt.

Eine neue angenehme Bekanntſchaft machte ich an einem Fellenberg'ſchen Zöglinge, Namens Lippe; deſſen klare Ruhe, Entſchiedenheit ſeiner Lebenszwecke, Sicherheit von dem guten Erfolg ſeiner Wirkungen mir höchſt ſchätzbar entgegentraten und mich zugleich in der guten Meinung ſo für ihn wie für das Inſtitut, dem er ſich gewidmet hatte, beſtärkten. Gar mannigfaltig war ein erwünſchtes Wiederſehen.

Wilhelm von Schütz, von Ziebingen, erneuerte frühere Unterhaltungen in Ernſt und Tiefe. Mit dieſem Freunde erging es mir indeſſen ſehr wunderlich: bei dem Anfange jedes Geſpräches trafen wir in allen Prämiſſen völlig zuſammen; in fortwährender Unterhaltung jedoch kamen wir immer weiter auseinander, ſo daß zuletzt an keine Verſtändigung mehr zu denken war. Gewöhnlich ereignete ſich Dieß auch bei der Correſpondenz und verurſachte mir manche Pein, bis ich mir dieſen ſelten vorkommenden Widerſpruch endlich aufzulöſen das Glück hatte. Doch auch das Umgekehrte ſollte mir begegnen, damit es ja an keiner Erfahrung fehle. Hofrath Hirt, mit welchem ich mich, was die Grundſätze betraf, niemals hatte vereinigen können, erfreute mich durch einen mehrtägigen Beſuch, bei welchem, ſo im ganzen Verlauf als im Einzelnen, auch nicht die geringſte Differenz vorkam. Betrachtete ich nun das angedeutete Verhältniß zu beiden Freunden genau, ſo entſprang es daher, daß von Schütz aus dem Allgemeinen, das mir gemäß war, in's Allgemeinere ging, wohin ich ihm nicht folgen konnte, Hirt dagegen das beiderſeitige Allgemeine auf ſich beruhen ließ und ſich an das Einzelne hielt, worin er Herr und Meiſter war, wo man ſeine Gedanken gern vernahm und ihm mit Ueberzeugung zuſtimmte.

Der Beſuch von Berliner-Freunden, Staatsrath Huſeland und Langermann, Varnhagen von Enſe blieb mir, wie die Frommen ſich auszudrücken gewohnt ſind, nicht ohne Segen; denn was kann ſegenreicher ſein, als wohlwollende, einſtimmende Zeitgenoſſen zu ſehen, die auf dem Wege, ſich und Andere zu bilden, unaufhaltſam fortſchreiten?

Ein junger Batſch, an ſeinen Vater durch freundliches, thätiges Benehmen, ſowie durch übereinſtimmende, gefällig geiſtreiche Geſtalt, erinnernd, kehrte von Cairo zurück, wohin er in Geſchäften Europäiſcher Kaufleute gegangen war. Er hatte zwar treue, aber keineswegs kunſtgemäße Zeichnungen von dortigen Gegenden mitgebracht, ſo auch kleine Alterthümer Egyptiſcher und Griechiſcher Abkunft. Er ſchien mit lebendiger Thätigkeit Dasjenige im practiſchen Handel wirken zu wollen, was ſein Vater theoretiſch in der Naturwiſſenſchaft geleiſtet hatte.

1818.

Der „Divan" war auch den Winter über mit ſo viel Neigung, Liebe, Leidenſchaft gehegt und gepflegt worden, daß man den Druck deſſelben im Monat März anzufangen nicht länger zauderte. Auch gingen die Studien immerfort, damit man durch Noten, durch einzelne Aufſätze ein beſſeres Verſtändniß zu erreichen hoffen durfte; denn freilich mußte der Deutſche ſtutzen, wenn man ihm Etwas aus einer ganz andern Welt herüberzubringen unternahm. Auch hatte die Probe in dem Damen-Calender das Publicum mehr irre gemacht als vorbereitet. Die Zweideutigkeit: ob es Ueberſetzungen oder angeregte oder angeeignete Nachbildungen ſeien, kam dem Unternehmen nicht zu Gute; ich ließ es aber ſeinen Gang gehen, ſchon gewohnt, das Deutſche Publicum erſt ſtutzen zu ſehen, eh' es empfing und genoß.

Vor allen Dingen ſchien ſodann nothwendig, die Charactere der ſieben Perſiſchen Hauptdichter und ihre Leiſtungen mir und Andern klar zu machen. Dieß ward nur möglich, indem ich mich der von Hammer'ſchen bedeutenden Arbeit mit Ernſt und Treue zu bedienen trachtete. Alles ward herangezogen, Anquetil's Religionsgebräuche der alten Parſen, Bidpai's Fabeln, Freitag's Arabiſche Gedichte, Michaelis Arabiſche Grammatik: Alles mußte dienen, mich dort einheimiſcher zu machen.

Indeſſen hatten die von unſerm Fürſten aus Mailand mitgebrachten Seltenheiten, wovon ſich der größere Theil auf Leonardo's Abendmahl bezog, im höchſten Grad meine Aufmerkſamkeit erregt. Nach eifrigem Studium der Arbeit Boſſi's über dieſen Gegenſtand, nach Vergleichung der vorliegenden Durchzeichnungen, nach Betrachtung vieler andern gleichzeitigen Kunſtleiſtungen und Vorkommniſſe, ward endlich die Abhandlung geſchrieben, wie ſie im Druck vorliegt, und zugleich in's Franzöſiſche überſetzt, um den Mailänder-Freunden verſtändlich zu ſein. Zu gleicher Zeit ward uns von dorther ein ähnlicher Widerſtreit des Antiken und Modernen, wie er ſich auch in Deutſchland rührt und regt, gemeldet; man mußte von dorther auch über Claſſiſches und Romantiſches polemiſche Nachrichten vernehmen.

Zwiſchen allem Dieſem, bei irgend einer Pauſe, nach dem Griechiſchen hingezogen, verfolgte ich einen alten Lieblingsgedanken, daß Myron's Kuh auf den Münzen Dyrrachium's dem Hauptſinne nach aufbehalten ſei; denn was kann erwünſchter ſein, als entſchiedenes Andenken des Höchſten aus einer Zeit, die nicht wieder kommt? Eben dieſer Sinn ließ mich auch Philoſtrat's Gemälde wieder aufnehmen, mit dem Vorſatz, das trümmerhaft Vergangene durch einen Sinn, der ſich ihm gleichzubilden trachtet, wieder zu beleben. Womit ich mich ſonſt noch beſchäftigt, zeigt „Kunſt und Alterthum" viertes Stück.

Ein wunderſamer Zuſtand bei hellerem Morgenſchein brachte mir das Lied „Um Mitternacht", welches mir deſto lieber und werther

iſt, da ich nicht ſagen könnte, woher es kam und wohin es wollte. Aufgefordert und deßhalb in ſeiner Entſtehung klarer, aber doch ebenſo wenig in der Ausführung berechenbar, erſchien mir zu Ende des Jahrs ein Gedicht, in kurzer Zeit verlangt, erfunden, eingeleitet und vollbracht. Zu Verehrung Ihro Majeſtät, der Kaiſerinn Mutter, ſollte ein Masken-Zug die vieljährigen poetiſchen Leiſtungen des Weimar'ſchen Muſen-Kreiſes in einzelnen Gruppen geſtalten und dieſe, einen Augenblick in höchſter Gegenwart verweilend, durch ſchickliche Gedichte ſich ſelbſt erklären. Er ward am 18. December aufgeführt und hatte ſich einer günſtigen Aufnahme und dauernden Erinnerns zu erfreuen.

Kurz vorher war der ſiebenzehnte und achtzehnte Band meiner Werke bei mir angelangt. Mein Aufenthalt in Jena war dieß Mal auf mehr als eine Weiſe fruchtbar. Ich hatte mich im Erker der Tanne zu Lambdorf einquartiert und genoß mit Bequemlichkeit, bei freier und ſchöner Aus- und Umſicht, beſonders der characteriſtiſchen Wolkenerſcheinungen. Ich beachtete ſie nach Howard in Bezug auf den Barometer und gewann mancherlei Einſicht.

Zugleich war das entoptiſche Farben-Capitel an der Tagesordnung. Brewſter's Verſuche, dem Glaſe durch Druck, wie ſonſt durch Hitze, dieſelbe Eigenſchaft des regelmäßigen Farbenzeigens bei Spiegelung zu ertheilen, gelangen gar wohl und ich meinerſeits, überzeugt vom Zuſammenwirken des Techniſch-Mechaniſchen mit dem Dynamiſch-Ideellen, ließ die Seebeck'ſchen Kreuze auf Damaſt-Art ſticken und konnte ſie nun nach beliebigem Scheinwechſel hell oder dunkel auf derſelben Fläche ſehen. Dr. Seebeck beſuchte mich den 16. Juni und ſeine Gegenwart förderte in dieſem Augenblick wie immer zur gelegenen Zeit.

In Carlsbad ſah ich mit Bedauern ein wohlgearbeitetes meſſingenes Rohr mit Stabbogen, wodurch die Polariſation des Lichtes erwieſen werden ſollte. Es war in Paris gefertigt; man ſah aber hier in der Beſchränkung nur theilweiſe, was wir ſchon längſt ganz und völlig in freier Luft darzuſtellen verſtanden. Deſto angenehmer war mir ein Apparat zu gleichem Zwecke, verehrt zu meinem Geburtstage, von Profeſſor Schweigger, welcher Alles leiſtet, was man in dieſem Capitel verlangen kann.

Zur Geognoſie waren uns auch die ſchönſten Beiträge gekommen, mit bedeutenden Exemplaren aus Italien. Brochi's Werk über Italieniſche Foſſilien, Sömmerring's foſſile Eidechſen und Fledermäuſe. Von da erhoben wir uns wieder in ältere Regionen, betrachteten Werner's Gang-Theorie und Freyeleben's Sächſiſche Zinn-Formation. Eine angekündigte Mineralien-Sammlung aus Norden kommt an, Verſteinerungen von der Inſel Rügen durch Koſegarten, Mineralien aus Sicilien und der Inſel Elba durch Odeleben. Die Lage des Cöleſtin's bei Dornburg wird erforſcht. Durch beſondere Gelegenheit kommt die Geognoſie der Vereinigten Staaten uns näher. Was für Vortheil daher entſpringt, wird auf freundliche und ſolide Weiſe erweitert.

In Böhmen war ſogleich die allgemeine Geognoſie um deſto ernſter gefördert, als ein junger, weitſchreitender Bergfreund, Namens Reupel, auf kurze Zeit mit uns zuſammentraf und eine Karte des Königreichs mir zu illuminiren die Gefälligkeit hatte, des Vorſatzes, in einer eigenen Schrift dieſes Beſtreben weiter zu führen und öffentlich bekannt zu machen. Man beſuchte Haidinger's Porcellan-Fabrik in Elbogen, wo man außer dem Material des reinen verwitterten Feldſpathes auch das ausgebreitete Braun-Material der Braunkohlen kennen lernte und von dem Fundort der Zwillings-Cryſtalle zugleich unterrichtet wurde. Wir beſuchten Bergmeiſter Beſchorner in Schlackenwalde, erfreuten uns an deſſen inſtructiver Mineralien-Sammlung und erlangten zugleich am Tage eine Art von Ueberſicht der Localität des Stockwerks. Im Granit einbrechende oder vielmehr im Granit enthaltene und ſich durch Verwitterung daraus ablöſende Theile, wie z. B. Glimmerkugeln, wurden bemerkt und aufgehoben. So wurden mir auch ſehr belehrende cryſtallographiſche Unterhaltungen mit Profeſſor Weiß. Er hatte einige cryſtalliſirte Diamante bei ſich, deren Entwickelungsfolge er nach ſeiner höhern Einſicht mich gewahr werden ließ. Eine kleine Müller'ſche Sammlung, beſonders inſtructiv, ward zurecht gelegt; Roſen-Quarz von Königswart gelangte zu mir, ſowie ich einige Böhmiſche Chryſolithe gelegentlich anſchaffte.

Bei meiner Rückkehr fand ich zu Hauſe Mineralien von Coblenz und ſonſtiges Belehrendes dieſer Art. Auf die Academie Jena war die Aufmerkſamkeit der höchſten Herren Erhalter ganz beſonders gerichtet; ſie ſollte auf's Neue ausgeſtattet und beſetzt werden. Man unternahm, die ältern Statuten der neuen Zeit gemäß einzurichten und auch ich, inſofern die unmittelbaren Anhalten mit der Academie ſich berührten, hatte das Meinige durch dienſame Vorſchläge beigetragen. Das Bibliotheks-Geſchäft jedoch heiſchte ſeit Anfang des Jahres fortgeſetzte und erweiterte Thätigkeit. Das Local wurde in genaue Betrachtung gezogen und hauptſächlich, was an Räumlichkeiten ohne großen Aufwand zu gewinnen ſei, artiſtiſch und handwerksmäßig überlegt, auch inwiefern Dem gemäß die Arbeit ſelbſt begonnen und feſtgeſetzt

werden könne, wohl überdacht. Die Vorschläge zu sichrem Gang der Angelegenheit werden durch die höchsten Höfe gebilligt und entschieden, und Accorde mit den Handwerkern sogleich geschlossen. Die Hauptsache blieb immer die Trockenlegung des untern großen Saals. Wie man von außen gegen Graben und Garten zu Luft gemacht hatte, so geschah es nun auch von innen durch Vertiefung des Hofes. Alles Andere, was zur Sicherheit und Trockniß des Gebäudes dienen konnte, ward berathen und ausgeführt, daher die äußere Verappung sogleich vorgenommen. Nachdem auch im Innern gewisse Hindernisse mit Lebhaftigkeit beseitigt waren, ward nunmehr die Schloß-Bibliothek translocirt, welches mit besonderer Sorgfalt und Vorsicht geschah, indem man sie in der bisherigen Ordnung wieder aufstellte, um bis zur neuen Anordnung auch die Benutzung derselben nicht zu unterbrechen. Ueberhaupt ist hier zu Ehren der Angestellten zu bemerken, daß bei allem Umkehren des Ganzen wie des Einzelnen die Bibliothek noch wie vor, ja noch viel stärker und lebhafter, benutzt werden konnte.

Hier finde ich nun eine Schuld abzutragen, indem ich die Männer nenne, welche mir in diesem höchst verwickelten und verworrenen Geschäft treulich und jeder Anordnung gemäß mitwirkend sich erwiesen haben. Professor Göldenapfel, bisheriger Jena'scher Bibliothecar, hatte unter dem vorigen Zustand so viel gelitten, daß er zu einer Veränderung derselben freudig die Hand bot und eine gewisse hypochondrische Sorgfalt auch auf die neue Veränderung mit Räthlichkeit hinwendete. Rath Volpius, Bibliothecar in Weimar, hatte bisher der im Schloß verwahrten Böttner'schen Bibliothek vorgestanden und versagte zu der Translocation derselben seine Dienste nicht, wie er denn auch manche neue, nöthig werdende Verzeichnisse mit großer Fertigkeit zu liefern wußte. Dr. Weller, ein junger, kräftiger Mann, übernahm die Obsorge über die oft mißlichen Baulichkeiten, indem sowohl die Benutzung der Localitäten zu neuen Zwecken als auch der Wiedergebrauch von Repositorien und andern Holzarbeiten eine sowohl gewandte als fortdauernde Aufsicht und Anleitung erforderten. Der Canzlist Compter, der bisherige Custos der Schloß-Bibliothek, förderten thaten Jeder an seiner Stelle und auf seine Weise das Mögliche, so daß ich in diesem Falle die Liebe zur Sache und die Anhänglichkeit an mich sämmtlicher Angestellten nicht genugsam zu rühmen wüßte.

Innerhalb dieser arbeitsamen Zeit war der Verkauf der Gruner'schen, so höchst bedeutenden Bibliothek angekündigt und sogar der Antrag gethan, solche im Ganzen anzukaufen und die Dubletten in der Folge wieder zu veräußern. Ich, als ein abgesagter Feind solcher Operationen, bei denen Nichts zu gewinnen ist, ließ den Gruner'schen Catalog mit den Catalogen sämmtlicher Bibliotheken vergleichen und durch Buchstaben andeuten, was und wo es schon besessen werde. Durch diese mühselige und in der Zwischenzeit oft getadelte Sorgfalt erschien zuletzt, wie viel Vorzügliches die öffentlichen Anstalten schon besaßen; über das Andere, was noch zu acquiriren wäre, ward die medicinische Facultät gefragt und wir gelangten dadurch mit mäßigem Aufwand zu dem Inhalt der ganzen Gruner'schen Bibliothek. Schon aber konnte sich diese neue, nun eben erst Bestand gewinnende, in Gefolg ihres academischen Rufes, einer auswärtigen Aufmerksamkeit erfreuen, indem mit freundlicher Anmerkung der Herzog von Egreton die von ihm herausgegebenen Werke sämmtlich einsendete. Im November erstattete die Behörde einen Hauptbericht, welcher sich höchsten Beifalls um so mehr getrösten sollte, als der umsichtige Fürst persönlich von dem ganzen Geschäftsgange Schritt vor Schritt Kenntniß genommen hatte.

Die Oberaufsicht über die sämmtlichen unmittelbaren Anstalten hatte sich im Innern noch einer besondern Pflicht zu entledigen. Die Thätigkeit in einzelnen wissenschaftlichen Fächern hatte sich dergestalt vermehrt, die Forderungen waren auf einen solchen Grad gewachsen, daß der bisherige Etat nicht mehr hinreichte. Dieß konnte zwar im Ganzen bei guter Wirthschaft einiger Maßen ausgeglichen werden: allein das Unsichere war zu beseitigen, ja es mußten, mehrerer Klarheit wegen, neue Rechnungs-Capitel und eine neue Etats-Ordnung eingeführt werden. In diesem Augenblick war der bisherige Rechnungsführer, als Rent-Beamter, von herzoglicher Kammer an eine andere Stelle befördert und die beschwerliche Arbeit, die alte Rechnung abzuschließen, die Gewährschaft insozuwerden und einen neuen Etat nebst Rechnungs-Formular aufzustellen, blieb mir, dem Vorgesetzten, der wegen Eigenheit der Lage sich kaum der Mitwirkung eines Kundigen bedienen konnte.

Auch in diesem Jahr fällt ein Unternehmen, dessen man sich vielleicht nicht hätte unterziehen sollen; das Abtragen des Löberthors. Als nämlich das heiter auch von außen hergestellte Bibliotheks-Gebäude den Wunsch hervorrief, gleicher Weise die nächste, bisher vernachlässigte Umgebung gereinigt und erheitert zu sehen: so that man den Vorschlag, sowohl das äußere als innere Löberthor abzutragen, zu gleicher Zeit die Gräben auszufüllen und dadurch einen Marktplatz für Holz- und Frachtwagen, nicht

wenigen eine Verbindung der Stadt in Feuersgefahr mit den Teichen zu bewirken. Das Letztere ward auch bald erreicht; als man aber an die innern Gebäude kam, durch deren Wegräumung man einen ſtattlichen Eingang der Stadt zu gewinnen hoffte, that ſich eine Gegenwirkung hervor, gegründet auf die moderne Maxime, daß der Einzelne durchaus ein Recht habe, gegen den Vortheil des Ganzen den ſeinigen geltend zu machen. Und ſo blieb ein höchſt unſchicklicher Anblick ſtehen, den, wenn es glückt, die Folgezeit den Augen unſerer Nachkommen entziehen wird.

Für die Einſicht in höhere bildende Kunſt begann dieſes Jahr eine neue Epoche. Schon war Nachricht und Zeichnung der Aeginetiſchen Marmore zu uns gekommen; die Bildwerke von Phigalia ſahen wir in Zeichnungen, Umriſſen und ausgeführten Blättern vor uns. Jedoch war das Höchſte uns noch fern geblieben; daher forſchten wir dem Parthenon und ſeinen Giebelbildern, wie ſie die Reiſenden des ſiebenzehnten Jahrhunderts noch geſehen hatten, fleißig nach und erhielten von Paris jene Zeichnung copirt, die damals zwar nur leicht gefertigt, doch einen deutlichern Begriff von der Intention des Ganzen verſchaffte, als es in der neuern Zeit bei fortgeſetzter Zerſtörung möglich iſt. Aus der Schule des Loud'ner-Malers Haydon ſandte man uns die Copien in ſchwarzer Kreide, gleich groß mit den Marmoren, da uns denn der Hercules und die im Schooß einer andern ruhende Figur, auch die dritte dazu gehörige Sitzende, im kleinern Maßſtab, in ein würdiges Erſtaunen verſetzte. Einige Weimar'ſche Kunſtfreunde hatten auch die Gypsabgüſſe wiederholt geſehen und bekräftigten, daß man hier die höchſte Stufe der aufſtrebenden Kunſt im Alterthum gewahr werde.

Zu gleicher Zeit ließ uns eine kaſtbare Sendung von Kupferſtichen aus dem ſechzehnten Jahrhundert in eine andere, gleichfalls höchſt ernſthaft gemeinte Kunſt-Epoche ſchauen. Die beiden Bände von Bartſch XIV und XV wurden deßwegen hierauf ſtudirt, und was wir dahin Gehöriges ſchon beſaßen, durchgeſehen und nur Einiges, wegen ſehr hoher Preiſe, mit beſcheidener Liebhaberei angekauft.

Gleichfalls höchſt unterrichtend, in einer neuern Sphäre jedoch, war eine große Kupferſtichſendung aus einer Leipziger-Auction. Ich ſah Jackſon's holzgeſchnittene Blätter beinahe vollſtändig zum erſten Mal; ich ordnete und betrachtete dieſe Acquiſition, und fand ſie in mehr als einem Sinne bedeutend. Eine jede Technik wird merkwürdig, wenn ſie ſich an vorzügliche Gegenſtände, ja wohl gar an ſolche wagt, die über ihr Vermögen hinausſtreben.

Aus der Franzöſiſchen Schule erhielt ich viele gute Blätter um den geringſten Preis. Die Nachbar-Nation war damals in dem Grade verhaßt, daß man ihr kein Verdienſt zugeſtehen und ſo wenig irgend Etwas, das von ihr herkäme, an ſeinen Beſitz heranziehen mochte. Und ſo war mir ſchon ſeit einigen Auctionen gelungen, für ein Spottgeld bedeutende, ſogar in der Kunſt und Kunſtgeſchichte wohlgekannte, durch Anecdoten und Eigenheiten der Künſtler namhafte, große, wohlgeſtochene Blätter, eigenhändige Radirungen mehrerer im achtzehnten Jahrhundert berühmter und beliebter Künſtler, das Stück für zwei Groſchen, anzuſchaffen. Das Gleiche gerieth mir mit Sebaſtian Bourdon's geätzten Blättern und ich lernte bei dieſer Gelegenheit einen Künſtler, den ich immer im Allgemeinen geſchätzt, auch im Einzelnen werth achten.

Eine Medaille, welche die Mailänder zu Ehren unſers Fürſten als ein Andenken ſeines dortigen Aufenthalts prägen laſſen, gibt mir Gelegenheit, zur Plaſtik zurückzukehren. Ich acquirirte zu gleicher Zeit eine vorzüglich ſchöne Münze Alexanders; mehrere kleine Bronzen von Bedeutung wurden mir in Carlsbad theils käuflich, theils durch Freundesgeſchenk glücklich zu eigen. Graf Tolſtoi's Basreliefe, deren ich nur wenige kannte, überſchickte mir der wohlwollende Künſtler durch einen vorübereilenden Courier; und daß ich noch einiges Zerſtreute zuſammenfaſſe, das Kupferwerk vom Campo Santo in Piſa erneute das Studium jener ältern Epoche, ſowie im wunderbarſten Gegenſatz das Omaggio della Provincia Veneta alla S. M. l'Imperatrice d'Austria,*) von dem wunderlichen Sinnen und Denken gleichzeitiger Künſtler ein Beiſpiel vor Augen brachte. Von den in Paris befeſtigten zwei Pferdebändigern, einem Venezianiſchen und Atheniſchen, kam jener zuerſt und ließ uns ſeine Vorzüge empfinden, ehe uns der andere durch überſchwengliche Sinnlichkeit dafür unempfänglich gemacht hätte.

1819.

Von perſönlichen Verhältniſſen wäre Folgendes zu ſagen: die Königin von Würtemberg ſtirbt zu Anfang, Erbgroßherzog von Mecklenburg zu Ende des Jahrs. Staats-Miniſter von Voigt verläßt uns den 22. März; für mich entſteht eine große Lücke und dem Kreiſe meiner Thätigkeit entgeht ein mitwirkendes Princip. Er fühlte ſich in der letzten Zeit ſehr angegriffen von den unaufhaltſam wirkenden revolutionairen Potenzen und ich pries ihn deßhalb ſelig, daß

*) Huldigung der Provinz Venedig Ihro Majeſtät, der Kaiſerinn von Oeſterreich.

er die Ermordung Kotzebue's, die am 23. März vorfiel, nicht mehr erfuhr, noch durch die heftige Bewegung, welche Deutſchland hierauf ergriff, ängſtlich beunruhigt wurde.

In dem übrigens ganz ruhigen Gang und Zug der Welt trafen Ihro Majeſtät, die regierende Kaiſerinn von Rußland, in Weimar ein; ich ſah in dieſer Zeit den Grafen Stourdza und den Staatsrath von Köhler.

Erfreuliches begegnete dem Fürſtlichen Hauſe, daß dem Herzog Bernhard ein Sohn geboren war, ein Ereigniß, das allgemeine Heiterkeit verbreitete. Der Aufenthalt in Dornburg und Jena gab zu mancherlei Vergnüglichkeiten Anlaß. Die Prinzeſſinnen hatten ihren Garten in Jena bezogen, wodurch denn hin und her viele Bewegung entſtand; auch wurde die hohe Geſellſchaft dadurch vermehrt, daß Herzog von Meiningen und Prinz Paul von Mecklenburg, der Studien wegen, in Jena einige Zeit verweilten.

In Carlsbad ſah ich Fürſt Metternich und deſſen diplomatiſche Umgebung und fand an ihm wie ſonſt einen gnädigen Herrn. Grafen Bernſtorf lernte ich perſönlich kennen, nachdem ich ihn lange Jahre hatte vortheilhaft nennen hören und ihn wegen inniger, treuer Verhältniſſe zu werthen Freunden auch ſchätzen lernen. Auch ſah ich Graf Kaunitz und Andere, die mit Kaiſer Franz in Rom geweſen waren, fand aber keinen darunter, der von der Deutſch frommen Ausſtellung im Palaſte Caffarelli hätte ein Gnügliches vermelden mögen. Den Grafen Carl Harrach, den ich vor ſoviel Jahren, als er ſich der Medicin zu widmen den Entſchluß faßte, in Carlsbad genau kannte, fand ich zu meinem großen Vergnügen gegen mich wieder, wie ich ihn verlaſſen und ſeinem Berufe nunmehr leidenſchaftlich treu. Seine ganz einfach lebhaften Erzählungen von der beweglichen Wiener-Lebensweiſe verwirrten mir wirklich in den erſten Abenden Sinne und Verſtand; doch in der Folge ging es beſſer; theils wurde ich die Darſtellung eines ſo kreiſelhaften Treibens mehr gewohnt, theils beſchränkte er ſich auf die Schilderung ſeiner practiſchen Thätigkeit, ärztlicher Verhältniſſe, merkwürdiger Verirrungen und Einflüſſe, die eine Perſon der Art als Standes-, Welt- und Heilmann erlebt, und ich erfuhr in dieſem Puncte gar manches Neue und Fremdartige.

Geheimerath Behrens von Berlin, ein ſogleich Vertrauen erweckender Medicus, ward mir und meinem Begleiter, dem Dr. Rehbein, einem jüngern, vorzüglich einſichtigen und ſorgfältigen Arzte, als Nachbar lieb und werth. Die verwittwete Frau Berghauptmann von Trebra erinnerte mich an den großen Verluſt, den ich vor Kurzem in ihrem Gemahl, einem vielſeitigen, ſo nachſichtigen als nachhelfenden Freund erlitten; und ſo ward ich auch im Geſpräch mit Profeſſor Dietrich von Constanz an frühere Töpliger-Momente hingewieſen, alte Freude, altes Leid wieder hervorgerufen.

Zu Hauſe, ſowie in Jena, ward mir gar manches Gute durch bleibende und vorübergehende Perſonen. Ich nenne die Grafen Caniz coff und Bombelles und ſodann ältere und neuere Freunde, theilnehmend und belehrend: Nees von Eſenbeck, nach Berlin reiſend und zurückkehrend, von Stein aus Breslau. Mannigfaltige Mittheilungen dieſes thätigen, rüſtigen Mannes und frühern Zöglings erfreuten mich. Ein gleiches Verhältniß erneuerte ſich zu Bergrath von Herder. General-Superintendent Krauſe erſchien als tiefkranker Mann und man mußte vielleicht manche ſchwache Aeußerung einem innewohnenden unheilbaren Uebel zuſchreiben. Er empfahl den obern Claſſen des Gymnaſium's Tiedge's „Urania" als ein claſſiſches Werk, wohl nicht bedeutend, daß die von dem trefflichen Dichter ſo glücklich bekämpfte Zweifelſucht ganz aus der Mode gekommen, daß Niemand mehr an ſich ſelbſt zweifle und ſich die Zeit gar nicht nehme, an Gott zu zweifeln. Seine Gegenwart muthete mich nicht an; ich habe ihn nur ein Mal geſehen und bedauert, daß er ſeine gerühmte Einſicht und Thätigkeit nicht auch an Weimar'ſchen Kirchen und Schulen habe beweiſen können. Lebenheiterer war mir der Anblick der zahlreichen Seebeck'ſchen Familie, die von Nürnberg nach Berlin zog, den glücklichen Aufenthalt an jenem Orte mit innigem Bedauern rühmend, früherer Jena'ſcher Verhältniſſe an Ort und Stelle ſich lebhaft erinnernd und nach Berlin mit freudiger Hoffnung hinſchauend. Ein Beſuch Dr. Schopenhauer's, eines meiſt verkannten, aber auch ſchwer zu kennenden, verdienſtvollen jungen Mannes, regte mich auf und gedieh zur wechſelſeitigen Belehrung. Ein junger Ingenieur von Berlin, der ſich durch Talent, Mäßigung und Fleiß aus bedenklichen Umſtänden zu einer anſehnlichen Stelle, einem bequemen, häuslichen Zuſtande und einer hübſchen jungen Frau geholfen hatte. Major von Luck, der Mainzer-Humoriſt, der ganz nach ſeiner Weiſe zum Beſuch bei mir unverſehens eintritt, ſein Bleiben ohne Noth verkürzt und gerade aus Uebereilung die Reiſegelegenheit verſäumt. Franz Nicolovius, ein lieber Verwandter, hielt ſich länger auf und gab Raum, eine vielverſprechende Jugend zu kennen und zu ſchätzen. Geheimerath von Willemer, der die Folgen einer für ihn höchſt traurigen Angelegenheit großmüthig abzulenken ſuchte, reiſ'te nach Berlin, um von Ihro Majeſtät, dem König, Verzeihung für den Gegner ſeines Sohnes zu erflehen. Der Briefe Gegen

beſuchte mich öfters, auch hatte ich ſeine Landsleute, die, um höhere Bildung zu gewinnen, nach Deutſchland gekommen waren, immer freundlich aufgenommen. Präſident von Beiten aus Baireuth, ſo ſehr wie jeder Vorgeſetzte von academiſcher Turbulenz beunruhigt, beſuchte mich und man konnte ſich über die damals ſo dringenden Angelegenheiten nichts Erfreuliches mittheilen. Die Weimar- und Gotha'ſchen Regierungsbevollmächtigten von Conta und von Hof ſprachen gleichfalls wegen academiſcher Beſorgniſſe bei mir ein. Ein Sohn von Baggeſen erfreute mich durch heitere Gegenwart und unbewundenes Geſpräch. Ernſt von Schiller, dem es hier nicht glücken wollte, ging einer Anſtellung im Preußiſchen entgegen. Sodann lernte ich noch einen jungen Chemicus, Namens Runge, kennen, der mir auf gutem Wege zu ſein ſchien.

Des Antheils habe ich nunmehr zu erwähnen, den man meinem ſiebenzigſten Geburtstage an vielen Orten und von vielen Seiten her zu ſchenken geneigt war. Durch eine wunderſinnige Grille eigenſinniger Verlegenheit ſuchte ich der Feier meines Geburtstags jederzeit auszuweichen. Dieß Mal hatte ich ihn zwiſchen Hof und Carlsbad auf der Reiſe zugebracht; am letzten Orte kam ich Abends an und in beſchränktem Sinne glaubt' ich überwunden zu haben. Allein am 29. Auguſt ſollte ich zu einem ſchon beſprochenen Gaſtmahl auf den Poſthof eingeladen werden, wovon ich mich, in Rückſicht auf meine Geſundheit, nicht ohne Grund entſchuldigen mußte. Auch überraſchte mich aus der Ferne noch gar mannigfaltiges Gute. In Frankfurt am Main hatte man am 28. Auguſt ein ſchönes und bedeutendes Feſt gefeiert: die Geſellſchaft der Deutſchen Geſchichtskunde hatte mich zum Ehrenmitgliede ernannt; die Ausfertigung deßhalb erhielt ich durch miniſterielle Gelegenheit. Die Mecklenburg'ſchen Herren Stände verehrten mir zu dieſem Tage eine goldene Medaille, als Dankzeichen für den Kunſtantheil, den ich bei Verfertigung der Blücher'ſchen Statue genommen hatte.

1820.

Nachdem wir den 29. März eine Mondverdunkelung gehabt hatten, blieb die auf den 7. September angekündigte, ringförmige Sonnenfinſterniß unſer Augenmerk. Auf der Sternwarte zu Jena wurden vorläufige Zeichnungen derſelben verfertigt, der Tag kam heran, aber leider mit ganz überwölktem Himmel. In dem Garten der Prinzeſſinnen waren Einrichtungen getroffen, daß mehrere Perſonen zugleich eintreten konnten. Serenissimus beſuchten Ihre lieben Enkel zur guten Stunde; das Gewölk um die Sonne ward lichter; Anfang und Mitte konnten vollkommen beachtet werden; und den Austritt, das Ende zu ſehen, begab man ſich auf die Sternwarte, wo Profeſſor Poſſelt mit andern Angeſtellten beſchäftigt war. Auch hier gelang die Betrachtung und man konnte vollkommen zufrieden ſein, während in Weimar ein bedeckter Himmel jede Anſicht vereitelte.

Auf einer Reiſe nach Carlsbad beobachtete ich die Wolkenformen ununterbrochen und pedigirte die Bemerkungen daſelbſt. Ich ſetzte ein ſolches Wolken-Diarium bis Ende Juli und weiter fort, wodurch ich die Entwickelung der ſichtbaren atmoſphäriſchen Zuſtände auseinander immer mehr kennen lernte und endlich eine Zuſammenſtellung der Wolkenformen auf einer Tafel in verſchiedenen Feldern unternehmen konnte. Nach Hauſe zurückgekehrt, beſprach ich die Angelegenheit mit Profeſſor Poſſelt, welcher daran ſehr verſtändigen Theil nahm. Auch wurden nunmehr von Eiſenach Wetterbeobachtungen eingeſendet. Von Büchern förderte mich am Meiſten Brande's Witterungskunde und ſonſtige Bemühungen in dieſem Fache. Dittmar's Arbeiten wurden benutzt, freilich nicht in dem Sinne, wie es der gute Mann wünſchen mochte.

Das Botaniſche ward nicht außer Augen gelaſſen; der Belvedere'ſche Catalog kam zu Stande und ich ſah mich dadurch veranlaßt, die Geſchichte der Weimar'ſchen Botanik zu ſchreiben. Ich ließ hierauf ein Franzöſiſches Heft überſetzen, das in galantem Vortrag die Vermehrung der Arten anrieth und anleitete. Jäger über Mißbildung der Pflanzen, Decandolle Arzneikräfte derſelben, Heuſchel gegen die Sexualität, Nees von Eſenbeck's Handbuch, Robert Braun über die Syngeneſisten wurden ſämmtlich beachtet, da ein Aufenthalt in dem botaniſchen Garten zu Jena mir dazu die erwünſchteſte Muße gab.

Bedeutender Honigthau wurde auf der Stelle beobachtet und beſchrieben; Herr Dr. Carus theilte von einem Kirchhof in Sachſen ein zartes Geflechte von Lindenwurzeln mit, welche, zu den Särgen hinabgeſtiegen, dieſe ſowohl als die enthaltenen Leichname wie mit Filigranarbeit umwickelt hatten. Ich fuhr fort, mich mit Wartung des Bryophyllum calycinum zu beſchäftigen, dieſer Pflanze, die den Triumph der Metamorphoſe im Offenbaren feiert. Indeſſen war durch die Reiſe Oeſterreichiſcher und Baieriſcher Naturforſcher nach Braſilien die lebhafteſte Hoffnung erregt.

Auf meiner Reiſe nach Carlsbad nahm ich den Weg über Mauſedel nach Alexandersbad, wo ich die ſeltſamen Trümmer eines Granit-Gebirges nach vielen Jahren ſeit 1785 zum

erſten Mal wieder beobachtete. Mein Abſcheu vor gewaltſamen Erklärungen, die man auch hier mit reichlichen Erdbeben, Vulcanen, Waſſerfluthen und andern Titaniſchen Ereigniſſen geltend zu machen ſuchte, ward auf der Stelle vermehrt, da mit einem ruhigen Blick ſich gar wohl erkennen ließ, daß durch theilweiſe Auflöſung wie theilweiſe Beharrlichkeit des Urgeſteins, durch ein daraus erfolgendes Stehenbleiben, Sinken, Stürzen, und zwar in ungeheuren Maſſen, dieſe ſtaunenswürdige Erſcheinung ganz naturgemäß ſich ergeben habe. Auch dieſer Gegenſtand ward in meinen wiſſenſchaftlichen Heften wörtlich und bildlich entwickelt; ich zweifle jedoch, daß eine ſo ruhige Anſicht dem turbulenten Zeitalter genügen werde.

In Carlsbad legte ich die alte gegnoſtiſche Folge wieder in belehrenden Muſtern zuſammen, worunter ſchöne Stücke des Granit's vom Schloßberge und Bernhardit-Felſen, mit Hornſteinadern durchzogen, gar wohl in die Augen fielen. Eine neue ſpecißere Folge, auf Porcellan- und Steingut-Fabrication ſich beziehend, zugleich die natürlichen unveränderten Stücke enthaltend, ward angefügt. Eine ſolche vollſtändigſte Sammlung zeigte ich dem Fürſten von Thurn und Taxis und ſeiner Umgebung vor, welcher bei theilnehmendem Beſuch mit dem Aufgewieſenen zufrieden ſchien.

Den pſeudovulcaniſchen Gebirgen ſchenkte ich gleichfalls erneute Aufmerkſamkeit, wozu mir einige, Behufs des Wegebaues, neu aufgeſchloſſene Bergräume in der Gegend von Daßwitz und Leſſau die beſte Gelegenheit gaben. Hier war es augenfällig, wie die urſprünglichen Schichten des frühern Flötzgebirges, ehemals innigſt mit Steinkohlenmaſſe vermiſcht, nunmehr durchgeglüht, als bunter Porcellan-Jaspis, in ihrer alten Lage verharrten, da denn z. B. auch eine ganze Schicht ſtenglichen Eiſenſteins ſich dazwiſchen deutlich auszeichnete und Veranlaſſung gab, ſowohl die Müller'ſche Sammlung als die eigenen und Freundes-Cabinette mit großen und belehrenden Stücken zu bereichern.

Als ich nun hierauf den, durch den Wegebau immer weiter aufgeſchloſſenen Kammerberg bei Eger beſtieg, ſorgfältig abermals betrachtete und die regelmäßigen Schichten deſſelben genau anſah, ſo mußte ich freilich zu der Ueberzeugung des Bergrath Reuß wieder zurückkehren und dieſes problematiſche Phänomen für pſeudovulcaniſch anſprechen. Hier war ein mit Kohlen geſchwängerter Glimmerſchiefer wie dort ſpätere Thonflötzlager durchglüht, geſchmolzen und dadurch mehr oder weniger verändert.

Dieſe Ueberzeugung, einem friſchen Anſchauen gemäß, kränkte mich Nichts weiter gegen ein eigenes gedrucktes Heft anzunehmen; denn wo ein bedeutendes Problem vorliegt, iſt es kein Wunder, wenn ein redlicher Forſcher in ſeiner Meinung wechſelt.

Die kleinen Baſalte vom Horn, einem hohen Berge in der Nähe von Eibogen, denen man bei der Größe einer Kinderfauſt oft eine beſtimmte Geſtalt abgewinnen kann. Der Grund-Typus, woraus alle die übrigen Formen ſich zu entwickeln ſchienen, ward in Thon nachgebildet, auch Muſterſtücke an Herrn von Schreibers nach Wien geſendet.

Auf den Jena'ſchen Muſtern revidirte ich die Carlsbader-Suite mit neuer Ueberſicht; und da man denn doch immer vorſätzliche Feuer- und Glutversuche anſtellt, um zu den Naturbränden parallele Erſcheinungen zu gewinnen, ſo hatte ich in der Flaſchen-Fabrik zu Zwätzen Dergleichen anſtellen laſſen und es betrübt mich, die chemiſchen Erfolge nicht in der eingeleiteten Ordnung des Catalog's aufbewahrt zu haben, beſonders da einige Gebirgsarten nach dem heftigſten Brande ſich äußerſt regelmäßig geſtalteten. Gleicher Weiſe ſandte man von Sebleniz aus natürlichen Thon und daraus übermäßig gebrannte Ziegeln, welche auch ſich ſchlackenartig und zugleich geſtaltet erwieſen.

Jüngere Freunde verſorgten mich mit Muſterſtücken von dem Urgeſchiebe bei Danzig, ingleichen bei Berlin, aus denen man eine völlig ſyſtematiſche Sammlung Geſtreinarten und zwar in ihren härteſten Fels- und Ganztheilen anreihen konnte.

Das Beiſpiel einer allerletzten Formation zeigte uns der Steinſchneider Facciné. Er hatte in einem Tuffſtein-Conglomerat, welches mancherlei abgerundete Geſchiebe enthielt, auch einen geſchnittenen Chalcedon gefunden, worauf ein Obelisk mit allerlei nicht Egyptiſchen Zeichen, ein knieend Betender zu der einen, ein ſtehend Opfernder an der andern Seite, von leidlicher Arbeit. Man ſuchte ſich dieſe offenbar zufällige Erſcheinung aus vorwaltenden Umſtänden zu erklären, die jedoch hier zu entwickeln nicht der Ort iſt. Der Mecklenburg'ſche Kammerherr, Herr von Preen, verehrte mir von einer Reiſe aus Tyrol mitgebrachte, bedeutende Mineralien; Graf Bedemar, königlich Däniſcher Kammerherr, ſchöne Opale von den Feroer-Inſeln.

An Büchern waren mir ſehr angenehm: Reiſe über Baſalt-Gebirge, ein alter Gleichzeitiger, der auch noch an alten Begriffen hielt; ferner deſſen Symbola; einen Auszug des erſtern theilte ich im Drucke mit, einer des letztern liegt noch unter meinen Papieren. Herrn von Schreiber's Verdienſten förderten uns auch in dieſem Capitel. Von England waren ſehr wil-

kommen The first Principles of Geology, by G. B. Greenough. Lond. 1819. Die Werner'ſchen Anſichten, die man nun ſchon ſo viele Jahre gewohnt war, in einer fremden Sprache wieder zu vernehmen, war aufregend ergetzlich. Eine große geologiſche Karte von England war durch beſondere Ausführung und Reinlichkeit einer erſten Belehrung höchſt förderlich. Als ſelbſtthätig tiefere ich zur Morphologie und Naturwiſſenſchaft des erſten Bandes drittes Heft.

Friſche Luſt zu Bearbeitung der Farbenlehre gaben die entoptiſchen Farben. Ich hatte mit großer Sorgfalt meinen Aufſatz im Auguſt dieſes Jahrs abgeſchloſſen und dem Druck übergeben. Die Ableitung, der ich in meiner Farbenlehre gefolgt, fand ſich auch hier bewährt; der entoptiſche Apparat war immer mehr vereinfacht worden. Glimmer- und Gypsblättchen wurden bei Verſuchen angewendet und ihre Wirkung ſorgfältig verglichen. Ich hatte das Glück, mit Herrn Staatsrath Schultz dieſe Angelegenheit mehrmals durchzugehen; ſodann begab ich mich an verſchiedene Parallelpunkte der Farbenlehre. Purkinje, zur Kenntniß des Sehens, ward aufgezogen und die Widerſacher meiner Bemühungen nach Jahren aufgeführt.

Von theilnehmenden Freunden wurde ich auf ein Werk aufmerkſam gemacht: Nouvelle Chromogénèse par le prince, welches als Wirkung und Beſtätigung meiner Farbenlehre angeſehen werden könne. Bei näherer Betrachtung fand ſich jedoch ein bedeutender Unterſchied. Der Verfaſſer war auf demſelben Wege wie ich dem Irrthum Newton's auf die Spur gekommen; allein er förderte weder ſich noch Andere, indem er, wie Doctor Reid auch gethan, etwas gleich Unhaltbares an die alte Stelle ſetzen wollte. Es gab mir zu abermaliger Betrachtung Anlaß, wie der Menſch von einer Erleuchtung ergriffen und aufgeklärt, doch ſo ſchnell wieder in die Finſterniß ſeines Individuum's zurückfällt, wo er ſich alsdann mit einem ſchwachen Laternchen kümmerlich herumzuhelfen ſucht.

Gar mancherlei Betrachtungen über das Herkommen in den Wiſſenſchaften, über Vorſchritt und Retardation, ja Rückſchritt werden angeſtellt. Der ſich immer mehr an den Tag gebende und doch immer geheimnißvollere Bezug aller phyſicaliſchen Phänomene auf einander ward mit Beſcheidenheit betrachtet und ſo die Chladniſchen und Seebeck'ſchen Figuren parallelliſirt, als auf ein Mal in der Entdeckung des Bezugs des Galvanismus auf die Magnet-Nadel, durch Profeſſor Oerſtedt, ſich was ein beinahe blendendes Licht aufthat. Dagegen betrachtete ich ein Beiſpiel des fürchterlichſten Obſcurantismus mit Schrecken, indem ich die Arbeiten Biot's über die Polariſation des Lichtes näher ſtudirte. Man wird wirklich krank über ein ſolches Verfahren; dergleichen Theorien, Beweis- und Ausführungsarten ſind wahrhafte Necroſen, gegen welche die lebendige Organiſation ſich nicht herſtellen kann.

Der untere große Jena'ſche Bibliothek-Saal war nun in der Hauptſache hergeſtellt; die Repoſitorien, die ſonſt der Länge nach den Raum verfinſterten, nahmen nunmehr in der Quere das Licht gehörig auf. Ein buntes, von Sereniſſimo verehrtes Altdeutſches Fenſter ward eingeſetzt und daneben die Gypsbüſten der beiden Herren Autoren aufgeſtellt, in dem obern Saal ein geräumiger Pult eingerichtet und ſo immer mehrern Erforderniſſen Genüge geleiſtet. Um in den allzu einfachen, unverzierten, dem Auge wenig Ergetzliches bietenden Sälen einige Erheiterung anzubringen, dachte man auf ſymboliſche, die verſchiedenen geiſtigen Thätigkeiten bezeichnende Bilder, welche ſonſt ſo beliebt, mit Sinnſprüchen begleitet, in allen wiſſenſchaftlichen Anſtalten dem Beſucher entgegenleuchteten. Einiges wurde ausgeführt, Anderes durch Herrn Schinkel's Gefälligkeit vorbereitet, das Meiſte blieb als Skizze, ja nur als bloßer Gedanke zurück. Die Huber'ſchen Doubletten wurden durch Vulpius catalogirt, ein Böhmiſches Manuſcript, auf Huß's Zeiten bezüglich, durch Dr. Wieca überſetzt, ein Hauptinventarium Bericht erſtattet, eine überſtändliche Fortwirkung durch ausführliche Tagebücher und Dr. Weller's perſönliche Berichterſtattung möglich gemacht.

Bei der botaniſchen Anſtalt beſchäftigte uns die Anlage eines neuen Glashauſes, nach dem Befehl Sereniſſimi und unter deſſen beſonderer Mitwirkung. Riß und Anſchlag wurden geprüft, die Accorde abgeſchloſſen und zu gehöriger Zeit die Arbeit vollendet. Auch war der Ankauf der Sturk'ſchen Präparaten-Sammlung für das anatomiſche Cabinet gebilligt und abgeſchloſſen, der Transport derſelben aber, welcher ein neues Local forderte, noch aufgeſchoben. Der untere große Saal im Schloſſe, der ſeit Entfernung der Büttner'ſchen Bibliothek noch im Wuſte lag, ward völlig wieder hergeſtellt, um verſchiedene Curioſa darin aufzubewahren. Ein bedeutendes Modell des Amſterdamer-Rathhauſes, das bei mehrmaligem Umſtellen und Transportiren höchſt beſchädigt worden war, ließ ſich nun reparirt ruhig wieder anſehen.

In Weimar ging Alles ſeinen Gang; das Münz-Cabinet war an Vulpius zu endlicher Einordnung übergeben worden; auch kam die Acten-Repoſitur völlig in Ordnung.

Zu meinem Geburtstagsfeſte hatte vorigen

Ein ſchöner, ſüßer Zeitvertreib!
Dir ſteckt der Doctor noch im Leib.

Fauſt.

Verſtehſt du was für neue Lebenskraft,
Mir dieſer Wandel in der Öde ſchafft?
Ja würdeſt du es ahnden können,
Du pärzſt Teufel g'nug mein Glück mir nicht zu gönnen.

Mephiſtopheles.

Ein überirdiſches Vergnügen!
In Nacht und Thau auf den Gebirgen liegen,
Und Erd' und Himmel wonniglich umfaſſen,
Zu einer Gottheit ſich aufſchwellen laſſen,
Der Erde Mark mit Ahndungsdrang durchwühlen,
Alle ſechs Tagewerk' im Buſen fühlen,
In ſtolzer Kraft ich weiß nicht was genießen,
Bald liebewonniglich in alles überfließen,
Verſchwunden ganz der Erdenſohn,
Und dann die hohe Intuition —

Jahr die angesehene Gesellschaft der Deutschen Alterthümer in Frankfurt am Main die Aufmerksamkeit, mich unter die Ehrenmitglieder aufzunehmen. Indem ich nun ihre Forderungen näher betrachtete und welche Theilnahme sie allenfalls auch von mir wünschen könnte: so ging mir der Gedanke bei, es möchte wohl auch ein Vortheil sein, in spätern Jahren, bei höherer Ausbildung, in ein neues Fach gerufen zu werden. Es lag auf der Jena'schen Bibliothek ein geschätztes Manuscript von der Chronik des Otto von Freysingen, auch einige andere, welche nach dem Wunsch jener Gesellschaft sollten beschrieben werden. Nun hatte der Bibliothek-Schreiber Compter ein besonderes Talent zu dergleichen Dingen; es glückte ihm die Nachahmung der alten Schriftzüge ganz besonders, deßwegen er auch die genaueste Aufmerksamkeit auf so Etwas zu legen pflegte. Ich verfertigte ein sorgfältiges Schema, wornach die Codices Punct für Punct verglichen werden sollten. Hiernach fing er an, gedachtes Manuscript des Otto von Freysingen mit dem ersten Straßburger-Abdruck desselben zu vergleichen; eine Arbeit, die nicht fortgesetzt wurde. Im Ganzen ward jedoch die Beschäftigung eine Zeit lang fortgesetzt, sowie das Verhältniß zu Herrn Büchler in Frankfurt unterhalten.

Zu gleicher Zeit erkaufte die Frau Erbgroßherzogin aus der Auction des Canonicus Pik zu Cöln eine wohlerhaltene silberne Schale, deren eingegrabene Darstellung sowohl als Inschrift sich auf einen Tauf-Act Friedrich I. beziehen und auf einen Pathen, Otto genannt. Es wurde in Steindruck für Frankfurt copirt, daselbst und an mehrern Orten commentirt; aber eben hieraus zeigte sich, wie unmöglich es sei, antiquarische Meinungen zu vereinigen. Ein deßhalb geführtes Acten-Heft ist ein merkwürdiges Beispiel eines solchen antiquarisch-critischen Dissensus und ich läugne nicht, daß mir nach solcher Erfahrung weitere Lust und Muth zu diesem Studium ausging. Denn meiner gnädigsten Fürstinn hatte ich eine Erklärung der Schale angekündigt; und da immer ein Widerspruch dem andern folgte, so ward die Sache dergestalt ungewiß, daß man kaum noch die silberne Schale in der Hand zu halten glaubte und wirklich zweifelte, ob man Bild und Inschrift noch vor Augen habe.

Der Triumph-Zug Mantegna's, von Andreas Andreani in Holz geschnitten, hatte unter den Kunstwerken des sechszehnten Jahrhunderts von jeher meine größte Aufmerksamkeit an sich gezogen. Ich besaß einzelne Blätter desselben und sah sie vollständig in keiner Sammlung, ohne ihnen eine lebhafte Betrachtung ihrer Folge zu widmen. Endlich erhielt ich sie selbst und konnte sie ruhig neben und hinter einander beschauen; ich studirte den Vasari deßhalb, welcher mir aber nicht zusagen wollte. Wo aber gegenwärtig die Originale seien, da sie, als auf Tafeln gemalt, von Mantua weggeführt worden, blieb mir verborgen. Ich hatte meine Blätter in dem Jena'schen Gartenhause vollständig aufgelegt, um sie genauer zu betrachten, als der junge Meßisch, ein Sohn meines alten Freundes, hereintrat und sich alsobald in bekannter Gesellschaft zu finden erklärte, indem er kurz vor seiner Abreise aus England sie zu Hampton-court wohlerhalten in den königlichen Zimmern verlassen hatte. Die Nachforschung ward leichter; ich erneuerte meine Verhältnisse zu Herrn Dr. Nöhden, welcher auf die freundlichste Weise bemüht war, allen meinen Wünschen entgegenzukommen. Zahl, Maß, Zustand, ja die Geschichte ihres Besitzes von Carl I. her, Alles ward aufgeklärt, wie ich Solches in „Kunst und Alterthum" IV. Bd. II. Hft. umständlich ausgeführt habe. Die von Mantegna selbst in Kupfer gestochenen Original-Blätter aus dieser Folge kamen mir gleichfalls durch Freundesgunst zur Hand und ich konnte alle zusammen, mit den Nachweisungen von Bartsch verglichen, nunmehr ausführlich erkennen und mich über einen so wichtigen Punct der Kunstgeschichte ganz eigens aufklären.

Von Jugend auf war meine Freude, mit bildenden Künstlern umzugehen. Durch freie, leichte Bemühung entstand im Gespräch und aus dem Gespräch Etwas vor unsern Augen; man sah gleich, ob man sich verstanden hatte und konnte sich um deste eher verständigen. Dieses Vergnügen ward mir dieß Mal in hohem Grade: Herr Staatsrath Schulz brachte mir drei würdige Berliner-Künstler nach Jena, wo ich gegen Ende des Sommers in der gewöhnlichen Gartenwohnung mich aufhielt. Herr Geheimerath Schinkel machte mich mit den Absichten seines neuen Theater-Baues bekannt und wies zugleich unschätzbare landschaftliche Federzeichnungen vor, die er auf einer Reise in's Tyrol gewonnen hatte. Die Herren Tieck und Rauch modellirten meine Büste, ersterer zugleich ein Profil von Freund Kuebel. Eine lebhafte, ja leidenschaftliche Kunstunterhaltung ergab sich dabei und ich durfte diese Tage unter die schönsten des Jahres rechnen. Nach vollbrachtem Modell in Thon sorgte Hofbildhauer Kaufmann für eine Gypsform. Die Freunde begaben sich nach Weimar, wohin ich ihnen folgte und die angenehmsten Stunden wiederholt genoß. Es hatte sich in den wenigen Tagen so viel Productives — Anlage und Ausführung, Plane und Vorbereitung, Belehrendes und Ergetzliches — zusammengedrängt, daß die Erinnerung daran immer wieder neu belebend sich erweisen mußte.

Von den Berlin'ſchen Kunſtzuſtänden ward ich nunmehr auf's Vollſtändigſte unterrichtet, als Hofrath Meyer mir das Tagebuch eines dortigen Aufenthaltes mittheilte; ſowie die Betrachtung über Kunſt und Kunſtwerke im Allgemeinen, durch deſſen Aufſätze in Bezug auf Kunſtſchulen und Kunſtſammlungen, bis zu Ende des Jahrs lebendig erhalten wurde. Von moderner Plaſtik erhielt ich die vollſtändige Sammlung der Medaillons, welche Graf Tolſtoi, zu Ehren des großen Befreiungskrieges, in Meſſing geſchnitten hatte. Wie höchlich lobenswerth dieſe Arbeit angeſprochen werden mußte, ſetzten die Weimar'ſchen Kunſtfreunde in „Kunſt und Alterthum" mehr auseinander.

Leipziger-Auctionen und ſonſtige Gelegenheiten verſchafften meiner Kupferſtichſammlung belehrende Beiſpiele. Braundrücke, nach Raffaelin da Reggio, einer Grablegung, wovon ich das Original ſchon einige Zeit beſaß, gaben über die Verfahrungsart der Künſtler und Nachbildner erfreulichen Aufſchluß. Die Sacramente von Pouſſin ließen tief in das Naturell eines ſo bedeutenden Künſtlers hineinſchauen. Alles war durch den Gedanken gerechtfertigt, auf Kunſtbegriff gegründet; aber eine gewiſſe Naivetät, die ſich ſelbſt und die Herzen Anderer aufſchließt, fehlte faſt durchaus und in ſolchem Sinne war eine Folge ſo wichtiger und verehrter Gegenſtände höchſt förderlich.

Auch kamen mir gute Abdrücke zu von Halberwang's Aquatinta nach ſorgfältigen Nahl'ſchen Zeichnungen der vier Caſſeler Claude Lorrain's. Dieſe ſetzen immerfort in Erſtaunen und erhalten um ſo größern Werth, als die Originale, aus unſerer Nachbarſchaft entrückt, in dem hohen Norden nur Wenigen zugänglich bleiben.

Der wackere, immer fleißige, den Weimar'ſchen Kunſtfreunden immer genau geblieben Friedrich Gmelin ſendete von ſeinen Kupfern zum Virgil der Herzogin von Devonſhire die meiſten Probeabdrücke. So ſehr man aber auch hier ſeine Nadel bewunderte, ſo ſehr bedauerte man, daß er ſolchen Originalen habe ſeine Hand leihen müſſen. Dieſe Blätter, zur Begleitung einer Prachtausgabe der Aeneis von Annibal Caro beſtimmt, geben ein trauriges Beiſpiel von der modernen realiſtiſchen Tendenz, welche ſich hauptſächlich bei den Engländern wirkſam erweiſt. Denn was kann wohl trauriger ſein, als einem Dichter aufhelfen zu wollen durch Darſtellung wüſter Gegenden, welche die lebhafteſte Einbildungskraft nicht wieder anzubauen und zu bevölkern wüßte? Muß man denn nicht ſchon annehmen, daß Virgil zu ſeiner Zeit Mühe gehabt, ſich jenen Urzuſtand der Lateiniſchen Welt zu vergegenwärtigen, um die längſt verfloſſenen, verſchwundenen, durchaus veränderten Schlöſſer und Städte einiger Maßen vor den Römern ſeiner Zeit dichteriſch aufzuſtellen? Und bedenkt man nicht, daß verwüſtete, der Erde gleich gemachte, verſumpfte Localitäten die Einbildungskraft völlig paralyſiren und ſie alles Auf- und Nachſchwungs, der allenfalls noch möglich wäre, ſich dem Dichter gleichzuſtellen, völlig berauben?

Die Münchener-Steindrücke ließen uns die unaufhaltſamen Fortſchritte einer ſo hochwichtigen Technik von Zeit zu Zeit anſchauen. Die Kupfer zum „Fauſt", von Retſch gezeichnet, erſchienen im Nachſtich zu London, höchſt reinlich und genau. Ein hiſtoriſches Blatt, die verſammelten Miniſter bei'm Wiener-Congreſſe darſtellend, ein Geſchenk der Frau Herzogin von Curland, nahm in den Portefeuilles des größten Formats ſeinen Platz.

Der älteſte Grundſatz der Chromatik: die körperliche Farbe ſei ein Dunkles, das man nur bei durchſcheinendem Lichte gewahr werde, bethätigte ſich an den transparenten Schweizer-Landſchaften, welche König von Schaffhauſen bei uns aufſtellte. Ein kräftig Durchſchienenes ſetzte ſich an die Stelle des lebhaft Beſchienenen und überwannte das Auge ſo, daß anſtatt des entſchiedenſten Genuſſes endlich ein peinvolles Gefühl eintrat.

Schließlich habe ich noch dankbar eines Steindrucks zu gedenken, welcher, von Mainz aus, meinen dießjährigen Geburtstag feiernd, mit einem Gedicht freundlich geſendet wurde. Auch langte der Riß an zu einem Monument, welches meine theuern Landsleute mir zugedacht hatten. Als anmuthige Verzierung einer idylliſchen Garten-Scene, wie der erſte Freundesgedanke die Abſicht ausſprach, wäre es dankbar anzuerkennen geweſen, aber als große, architectoniſche, ſelbſtſtändige Prachtmaſſe war es wohl geziemender, ſie beſcheiden zu verbitten.

Aber zu höhern, ja zu den höchſten Kunſtbetrachtungen wurden wir aufgefordert, indem die Bau- und Bildwerke Griechenlands lebhafter zur Sprache kamen. An das Parthenon wurden wir auf's Neue geführt; von den Elgin'ſchen Marmoren kam uns nähere Kunde, nicht weniger von dem Phigal'ſchen. Die äußerſten Grenzen menſchlicher Kunſtthätigkeit im höchſten Sinne und mit natürlichſter Nachbildung wurden wir gewahr und prieſen uns glücklich, auch Dieß erlebt zu haben.

Auch ein gleichzeitiger Freund feſſelte Lieb und Einbildungskraft am Alterthum; das neueſte Heft von Tiſchbein's Bildwerken zum Homer gab zu manchen Vergleichungen Anlaß. Der Mailändiſche Codex der Ilias, obgleich aus ſpäterer Zeit, war für die Kunſtbetrachtungen

von großem Belang, indem offenbar ältere, herrliche Kunstwerke darin nachgebildet und deren Andenken dadurch für uns erhalten worden.

Der Aufenthalt Herrn Rabe's in Rom und Neapel war für uns nicht ohne Wirkung geblieben. Wir hatten auf höhere Veranlassung demselbigen einige Aufgaben mitgetheilt, wovon sehr schöne Resultate uns übersendet wurden. Eine Copie der Aldobrandinischen Hochzeit, wie der Künstler sie vorfand, ließ sich mit einer ältern, vor dreißig Jahren gleichfalls sehr sorgfältig gefertigten, angenehm vergleichen. Auch hatten wir, um das Colorit der Pompejischen Gemälde wieder in's Gedächtniß zu rufen, davon einige Copien gewünscht, da uns denn der wackere Künstler mit Nachbildung der bekannten Centauren und Tänzerinnen höchlich erfreute. Das chromatische Zartgefühl der Alten zeigte sich ihren übrigen Verdiensten völlig gleich. Und wie sollte es auch einer so harmonischen Menschheit an diesem Hauptpuncte gerade gemangelt haben? Wie sollte, statt dieses großen Kunsterfordernisses, eine Lücke in ihrem vollständigen Wesen geblieben sein?

Als aber unser werther Künstler bei der Rückreise nach Rom diese seine Arbeit vorwies, erklärten sie die dortigen Nazarener für völlig unnütz und zweckwidrig. Er aber ließ sich dadurch nicht irren, sondern zeichnete und colorirte, auf unsern Rath, in Florenz Einiges nach Peter von Cortona, wodurch unsere Ueberzeugung, daß dieser Künstler besonders für Farbe ein schönes Naturgefühl gehabt habe, sich abermals bestätigte. Wäre seit Anfang des Jahrhunderts unser Einfluß auf Deutsche Künstler nicht ganz verloren gegangen; hätte sich der durch Frömmelei erschlaffte Geist nicht auf ergrauten Moder zurückgezogen: so würden wir zu einer Sammlung der Art Gelegenheit gegeben haben, die dem reinen Natur- und Kunstblick eine Geschichte ältern und neuern Colorit's, wie sie schon mit Worten verfaßt worden, in Beispielen vor Augen gelegt hätte. Da es aber einmal nicht sein sollte, so suchten wir nur uns und die wenigen zunächst Verbündeten in vernünftiger Ueberzeugung zu bestärken, indeß jener wahnsinnige Secten-Geist keine Scheu trug, das Verwerfliche als Grund-Maxime alles künstlerischen Handelns auszusprechen.

Mit eigenen künstlerischen Productionen waren wir in Weimar nicht glücklich. Heinrich Müller, der sich in München des Steindrucks befleißigt hatte, ward aufgemuntert, verschiedene, hier vorhandene Zeichnungen, worunter auch Karsten'sche waren, auf Stein zu übertragen. Sie gelangen ihm zwar nicht übel; allein das unter dem Namen Weimar'sche Pinacothek ausgegebene erste Heft gewann, bei überfülltem Markt, wo noch dazu sich vorzüglichere Waare fand, keine Käufer. Er versuchte noch einige Platten; allein man ließ das Geschäft ganz halten, in Hoffnung, bei verbesserter Technik in der Folge dasselbe wieder aufzunehmen.

Als mit bildender Kunst einigermaßen verwandt, bemerke ich hier, daß meine Aufmerksamkeit auf eigenhändige Schriftzüge vorzüglicher Personen dieses Jahr auch wieder angeregt worden, indem eine Beschreibung des Schlosses Friedland, mit Facsimile's von bedeutenden Namen aus dem dreißigjährigen Kriege, herauskam, die ich an meine Original-Documente sogleich ergänzend anschloß. Auch erschien zu derselben Zeit ein Portrait des merkwürdigen Mannes in ganzer Figur, von der leichtgeübten Hand des Director Langer in Prag, wodurch denn die Geister jener Tage zweifach an uns wieder herangebannt wurden.

Von gleicher Theilnahme an Werken mancher Art wäre so viel zu sagen. Hermann's Programm über das Wesen und die Behandlung der Mythologie empfing ich mit der Hochachtung, die ich den Arbeiten dieses vorzüglichen Mannes von jeher gewidmet hatte: denn was kann uns zu höherm Vortheil gereichen, als in die Ansichten solcher Männer einzugehen, die mit Tief- und Scharfsinn ihre Aufmerksamkeit auf ein einziges Ziel hinrichten? Eine Bemerkung konnte mir nicht entgehen, daß die sprachersindenden Urvölker, bei Benamung der Naturerscheinungen und deren Verehrung als waltender Gottheiten, mehr durch das Furchtbare als durch das Erfreuliche derselben aufgeregt worden, so daß sie eigentlich mehr tumultuarisch zerstörende, als ruhig schaffende Gottheiten gewahr wurden. Mir schienen, da sich denn doch dieses Menschengeschlecht in seinen Grundzügen niemals verändert, die neuesten geologischen Theoristen von eben dem Schlage, die ohne feuerspeiende Berge, Erdbeben, Klüftrisse, unterirdische Druck- und Quellwerke (Hydrauren), Stürme und Sündfluthen keine Welt zu erschaffen wissen.

Wolf's Prolegomena nahm ich abermals vor. Die Arbeiten dieses Mannes, mit dem ich in nähern persönlichen Verhältnissen stand, hatten mir auch schon längst auf meinem Wege vorgeleuchtet. Bei'm Studiren des gedachten Werkes merkte ich mir selbst und meinen innern Geistes-Operationen auf. Da gewahrte ich denn, daß eine Systole und Diastole immerwährend in mir vorging. Ich war gewohnt, die beiden Homer'schen Gedichte als Ganzheiten anzusehen, und hier wurden sie mir jedes mit großer Kenntniß, Scharfsinn und Geschicklichkeit getrennt und auseinander gezogen. Und indem sich mein Verstand dieser Vorstellung willig hingab: so faßte gleich darauf ein herkömmliches Gefühl

Alles wieder auf einen Punct zuſammen und eine gewiſſe Lüſtlichkeit, die uns bei allen wahren poetiſchen Productionen ergreift, ließ mich die bekannt gewordenen Lücken, Differenzen und Mängel wohlmollend überſehen. Reiſig's Bemerkungen über den Ariſtophanes erſchienen bald darauf; ich eignete mir gleichfalls, was mir gehörte, daraus zu, obgleich das Grammatiſche an ſich ſelbſt außerhalb meiner Sphäre lag. Lebhafte Unterhaltungen mit dieſem tüchtigen jungen Mann, geiſtreich wechſelſeitige Mittheilungen verliehen mir bei meinem dießmaligen längern Aufenthalt in Jena die angenehmſten Stunden.

Die Franzöſiſche Litteratur, ältere und neuere, erregte auch dieß Mal vorzüglich mein Intereſſe. Den mir zum Leſen faſt aufgedrungenen Roman „Anatole" mußte ich als genügend billigen. Die Werke der Madame Roland erregten bewunderndes Erſtaunen. Daß ſolche Charactere und Talente zum Vorſchein kommen, wird wohl der Hauptvortheil bleiben, welchen unſelige Zeiten der Nachwelt überliefern. Sie ſind es denn auch, welche den abſcheulichſten Tagen der Weltgeſchichte in unſern Augen einen ſo hohen Werth geben. Die Geſchichte der Johanna von Orleans in ihrem ganzen Detail thut eine gleiche Wirkung, nur daß ſie in der Entfernung mehrerer Jahrhunderte noch ein gewiſſes abenteuerliches Helldunkel gewinnt. Ebenſo werden die Gedichte Maria's von Frankreich durch den Duft der Jahre, der ſich zwiſchen uns und ihre Perſönlichkeit hineinzieht, anmuthiger und lieber.

Von Deutſchen Productionen war mir „Otfried" und „Liſena" eine höchſt willkommene Erſcheinung, worüber ich mich auch mit Antheil ausſprach. Das einzige Bedenken, was ſich auch in der Folge einiger Maßen rechtfertigte, war: der junge Mann möchte ſich in ſolchen Umfang zu früh ausgegeben haben. Werner's „Maccabäer" und Houwald's „Bild" traten mir, jedes in ſeiner Art, unerfreulich entgegen; ſie kamen mir vor wie Ritter, welche, um ihre Vorgänger zu überbieten, den Dank außerhalb der Schranken ſuchen. Auch enthielt ich mich von dieſer Zeit an alles Neuern, Genuß und Beurtheilung jüngern Gemüthern und Geiſtern überlaſſend, denen ſolche Beeren, die mir nicht mehr munden wollten, noch ſchmackhaft ſein konnten.

In eine frühere Zeit jedoch durch Blumauer's „Aeneis" verſetzt, erſchrack ich ganz eigentlich, indem ich mir vergegenwärtigen wollte, wie eine ſo grenzenloſe Nüchternheit und Plattheit doch auch ein Mal dem Tag willkommen und gemäß hatte ſein können. „Tentamen" von Ilgen zog mich unerwartet wieder nach dem Orient. Meine Bewunderung jener Mährchen, beſonders nach der ältern Redaction, wovon Roſengarten in dem Anhange uns Beiſpiele gab, erhöhte ſich, oder vielmehr ſie friſchte ſich an: lebendige Gegenwart des Unerforſchlichen und Unglaublichen iſt es, was uns hier ſo gewaltſam erfreulich anzieht. Wie leicht wären ſolche naſchbare naive Dinge durch myſtiſche Symbolik für Gefühl und Einbildungskraft zu zerſtören! Als völligen Gegenſatz erwähne ich hier einer ſchriftlichen Sammlung Lettiſcher Lieder, die ebenſo begrenzt, wie jene grenzenlos, ſich in dem natürlichſten, einfachſten Kreiſe bewegten.

In ferne Länder ward mein Antheil hingezogen und in die ſchrecklichſten Africaniſchen Zuſtände verſetzt durch Dümont, in Marocca'niſcher Sclaverei; in Verhältniſſe älterer und neuerer, ſteigender und ſinkender Bildung, durch Laborde's Reiſe nach Spanien. In die Oſt-See führte mich ein geſchriebenes Reiſetagebuch von Zeiter, das mir auf's Neue die Ueberzeugung bethätigte, daß die Neigung, die wir zum Reiſenden hegen, uns auf's Allerſicherſte entfernte Localitäten und Sitten vergegenwärtigt.

Bedeutende Perſönlichkeiten, ferner und näher, forderten meine Theilnahme. Des Schweizer-Hauptmann Landolt's Biographie von Weiß, beſonders mit einigen handſchriftlichen Zuſätzen, erneuerten Anſchauung und Begriff des wunderſamſten Menſchenkindes, das vielleicht auch nur in der Schweiz geboren und groß werden konnte. Ich hatte den Mann im Jahre 1779 perſönlich kennen gelernt und, als Liebhaber von Seltſamkeiten und Excentricitäten, die tüchtige Wunderlichkeit deſſelben angeſtaunt, auch mich an den Mährchen, mit denen man ſich von ihm trug, nicht wenig ergetzt. Hier fand ich nun jene frühern Tage wieder hervorgehoben und konnte ein ſolches pſychiſches Phänomen um ſo eher begreifen, als ich ſeine perſönliche Gegenwart und die Umgebung, worin ich ihn kennen gelernt, der Einbildungskraft und dem Nachdenken zu Hülfe rief.

Näher berührte mich die zwiſchen Voß und Stolberg ausbrechende Mißhelligkeit, nicht ſowohl der Ausbruch ſelbſt, als die Einſicht in ein vieljähriges Mißverhältniß, das klügere Menſchen früher ausgeſprochen und aufgehoben hätten. Aber wer entſchließt ſich leicht zu einer ſolchen Operation? Sind doch Ortsverhältniſſe, Familien-Bezüge, Herkömmlichkeiten und Gewohnheiten ſchon abſtumpfend genug; ſie machen in Geſchäften, im Ehe- und Hausſtande, in geſelligen Verbindungen das Unerträgliche ertragbar. Auch hätte das Unvereinbare von Voß's und Stolberg's Natur ſich früher ausgeſprochen und entſchieden, hätte nicht Agnes als Engel

das irdiſche Unweſen beſänftigt und als Grazioſo eine furchtbar drohende Tragödie mit anmuthiger Ironie durch die erſten Acte zu mildern geſucht. Kaum war ſie abgetreten, ſo that ſich das Unverſöhnliche hervor und wir haben daraus zu lernen: daß wir zwar nicht übereilt, doch bald möglichſt aus Verhältniſſen treten ſollen, die einen Mißklang in unſer Leben bringen; oder daß wir uns ein für alle Mal entſchließen müſſen, denſelben zu dulden und aus anderm Betracht mit Weisheit zu tragen. Eins iſt freilich ſo ſchwer als das Andere; indeſſen ſchicke ſich Jeder, ſo gut er kann, in Das, was ihm begegnet in Gefolg von Ereigniſſen oder von Entſchluß.

Mich beſuchte Ernſt Schubarth, deſſen perſönliche Bekanntſchaft mir höchſt angenehm war. Die Neigung, womit er meine Arbeiten umfaßt hatte, mußte mir ihn lieb und werth machen; ſeine innige Gegenwart lehrte mich, ihn noch höher ſchätzen: und ob mir zwar die Eigenheit ſeines Characters einige Sorge für ihn gab, wie er ſich in das bürgerliche Weſen finden und fügen werde, ſo that ſich doch eine Ausſicht auf, in die er mit günſtigem Geſchick einzutreten hoffen durfte.

Eigene Arbeiten und Vorarbeiten beſchäftigten mich auf einen hohen Grad. Ich nahm den zweiten Aufenthalt in Rom wieder vor, um der Italieniſchen Reiſe einen nothwendigen Fortgang anzuſchließen; ſodann aber fand ich mich beſtimmt, die Campagne von 1792 und die Belagerung von Mainz zu behandeln. Ich machte deßhalb einen Auszug aus meinen Tagebüchern, las mehrere auf jene Epochen bezügliche Werke und ſuchte manche Erinnerungen hervor. Ferner ſchrieb ich eine ſummariſche Chronik der Jahre 1797 und 98 und lieferte zwei Hefte von „Kunſt und Alterthum", als Abſchluß des zweiten Bandes und bereitete das erſte des dritten vor, wobei ich einer abermaligen ſorgfältigen Entwickelung der Motive der Ilias zu gedenken habe. Ich ſchrieb den „Verräther ſein' ſelbſt", die Fortſetzung des „ausgebrannten Mädchens" und förderte den ideellen Zuſammenhang der „Wanderjahre". Die freie Gemüthlichkeit einer Reiſe erlaubte mir, dem „Divan" wieder nahe zu treten; ich erweiterte das Buch des Paradieſes und fand Manches in die vorhergehenden einzuſchalten. Die ſo freundlich von vielen Seiten her begangene Feier meines Geburtstages ſuchte ich dankbar durch ein ſymboliſches Gedicht zu erwidern. Aufgeregt durch theilnehmende Anfrage, ſchrieb ich einen Commentar zu dem abſtruſen Gedichte: „Harz-Reiſe im Winter".

Von fremder Litteratur beſchäftigte mich Graf Carmagnola. Der wahrhaft liebenswürdige Verfaſſer, Alexander Manzoni, ein geborner Dichter, ward wegen theatraliſcher Ortsverletzung von ſeinen Landsleuten des Romanticismus angeklagt, von deſſen Unarten doch nicht die geringſte an ihm haftete. Er hielt ſich an einem hiſtoriſchen Ganze; ſeine Dichtung hatte den Character einer vollkommenen Humanität; und ob er gleich wenig ſich in Tropen erging, ſo waren doch ſeine lyriſchen Aeußerungen höchſt rühmenswerth, wie ſelbſt mißwollende Critiker anerkennen mußten. Unſere guten Deutſchen Jünglinge könnten an ihm ein Beiſpiel ſehen, wie man in einfacher Größe natürlich waltet; vielleicht dächte ſie Das von dem durchaus falſchen Tranſcendiren zurückbringen.

Muſik war mir ſpärlich, aber doch lieblich zugemeſſen. Ein Kinderlied, zum Nepomuks-Feſte in Carlsbad gedichtet, und einige andere von ähnlicher Naivetät gab mir Freund Zelter in angemeſſener Weiſe und hohem Sinne zurück. Muſik-Director Eberwein wandte ſein Talent dem „Divan" mit Glück zu; und ſo wurde mir durch den allerliebſten Vortrag ſeiner Frau manche ergetzliche, geſellige Stunde.

Einiges auf Perſonen Bezügliche will ich, wie ich es bemerkt finde, ohne weitern Zuſammenhang aufzeichnen. Der Herzog von Berry wird ermordet, zum Schrecken von ganz Frankreich. Hofrath Jagemann ſtirbt zur Betrauerung von Weimar. Herr von Gaggern's längſt erſehnte Bekanntſchaft wird mir bei einem freundlichen Beſuche, wo mir die eigenthümliche Individualität des vorzüglichen Mannes entgegentritt. Ihro Majeſtät, der König von Würtemberg, beehren mich in Begleitung unſerer jungen Herrſchaften mit Ihro Gegenwart. Hierauf habe ich das Vergnügen, auch ſeine begleitenden Cavaliere, werthe Männer, kennen zu lernen. In Carlsbad treffe ich mit Gönnern und Freunden zuſammen. Gräfin von der Recke und Herzoginn von Curland finde ich wie ſonſt anmuthig und theilnehmend gewogen. Mit Dr. Schütz werden litterariſche Unterhaltungen fortgeſetzt. Legations-Rath Couta nimmt einſichtigen Theil an den geognoſtiſchen Excurſionen. Die auf ſolchen Wanderungen und ſonſt zuſammengebrachten Muſterſtücke betrachtet der Fürſt von Thurn und Taxis mit Antheil, ſowie auch deſſen Begleitung ſich dafür intereſſiret. Prinz Carl von Schwarzburg-Sondershauſen zeigt ſich mir gewogen. Mit Profeſſor Hermann aus Leipzig führt mich das gute Glück zuſammen und man gelangt wechſelſeitig zu näherer Aufklärung.

Und ſo darf ich denn wohl auch zuletzt in Scherz und Ernſt einer bürgerlichen Hochzeit gedenken, die auf dem Schießhauſe, dem ſogenannten kleinen Verſailles, gefeiert wurde. Ein angenehmes Thal an der Seite des Schlackenwalder-Weges war von wohlgekleideten Bürgern über-

ſäet, welche ſich, theils als Gäſte des jungen Paars unter einer Alles überſchallenden Tanz-Muſik mit einer Pfeife Tabak luſtwandelnd, oder bei oft wieder gefüllten Gläſern und Bierkrüglein ſitzend, gar traulich ergetzten. Ich geſellte mich zu ihnen und gewann in wenigen Stunden einen deutlichern Begriff von dem eigentlich ſtädtiſchen Zuſtande Carlsbad's, als ich in vielen Jahren vorher mir nicht hatte zueignen können, da ich den Ort bloß als ein großes Wirths- und Krankenhaus anzuſehen gewohnt war.

Mein nachheriger Aufenthalt in Jena wurde dadurch ſehr erheitert, daß die Herrſchaften einen Theil des Sommers in Dornburg zubrachten, wodurch eine lebhaftere Geſelligkeit entſtand, auch manches Unerwartete ſich hervorthat; wie ich denn den berühmten Indiſchen Gaukler und Schwertverſchlucker, Artom Bazlahia, ſeine außerordentlichen Künſte mit Erſtaunen bei dieſer Gelegenheit vortragen ſah.

Gar mancherlei Beſuche beglückten und erfreuten mich in dem alten Gartenhauſe und dem daran wohlgelegenen, wiſſenſchaftlich gezirkelten, botaniſchen Garten: Madame Nodde, geborne Schlözer, die ich vor vielen Jahren bei ihrem Vater geſehen hatte, wo ſie als das ſchönſte, hoffnungsvollſte Kind zur Freude des ſtrengen, faſt mißmuthigen Mannes glücklich emporwuchs. Dort ſah ich auch ihre Büſte, welche unſer Landsmann Trippel kurz vorher in Rom gearbeitet hatte, als Vater und Tochter ſich dort befanden. Ich möchte wohl wiſſen, ob ein Abguß davon noch übrig iſt und wo er ſich findet; er ſollte vervielfältigt werden: Vater und Tochter verdienen, daß ihr Andenken erhalten bleibe. Von Voß und Gemahlinn aus Roſtock, ein werthes Ehepaar, durch Herrn von Preen mir näher verwandt und bekannt, brachten mir eines Natur- und National-Dichters, D. G. Babst's, Productionen, welche ſich neben den Arbeiten ſeiner gleichbürtigen gar wohl und löblich ausnehmen. Höchſt ſchätzbar ſind ſeine Gelegenheitsgedichte, die uns einen altherkömmlichen Zuſtand, in feſtlichen Augenblicken neu belebt, wieder darſtellen. Graf Paar, Adjutant des Fürſten von Schwarzenberg, dem ich in Carlsbad mich freundſchaftlich verbunden hatte, verſicherte mir durch unerwartetes Erſcheinen und durch fortgeſetzte vertrauliche Geſpräche ſeine unverbrüchliche Neigung. Anton Prokeſch, gleichfalls Adjutant des Fürſten, ward mir durch ihn zugeführt. Beide von der Hanemann'ſchen Lehre durchdrungen, auf welche der herrliche Fürſt ſeine Hoffnung geſetzt hatte, machten mich damit umſtändlich bekannt, und mir ſchien daraus hervorzugehen, daß, wer auf ſich ſelbſt aufmerkſam, einer angemeſſenen Diät nachlebt, bereits jener Methode ſich unbewußt annähert.

Herr von der Malsburg gab mir Gelegenheit, ihm für ſo manches aufklärende Vergnügen und tiefere Einſicht in die Spaniſche Litteratur zu danken. Ein Fellenberg'ſcher Sohn brachte mir die menſchenfreundlich bildenden Bemühungen des Vaters deutlicher zu Sinn und Seele. Frau von Helwig, geborne von Imhof, erweckte durch ihre Gegenwart angenehme Erinnerungen früherer Verhältniſſe, ſowie ihre Zeichnungen bewieſen, daß ſie auf dem Grund immer fortbaute, den ſie in Geſellſchaft der Kunſtfreunde vor Jahren in Weimar gelegt hatte. Graf und Gräfinn Hopfgarten, ſowie Förſter und Frau, brachten mir perſönlich die Verſicherung bekannten und unbekannten treuen Antheils an meinem Daſein. Geheimerath Rudolphi von Berlin, ſowie Profeſſor Weiß, gingen allzu ſchnell vorüber, und doch war ihre kurze Gegenwart mir zur aufmunternden Belehrung.

Für unſern Kreis erwarteten wir zu dieſer Zeit Herrn General-Superintendenten Röhr. Welche große Vortheile durch ihn für uns ſich bereiteten, war gleich bei ſeinem Eintritt zwar nicht zu berechnen, aber doch vorauszuſehen. Mir kam er zur glücklichen Stunde; ſeine erſte geiſtliche Handlung war die Taufe meines zweiten Enkels, deſſen unentwickeltes Weſen mir ſchon manches Gute vorzudeuten ſchien. Geheimer Hofrath Blumenbach und Familie erfreuten uns einige Tage durch ihre Gegenwart, er immer der heitere, umſichtige, kenntnißreiche Mann von unerloſchenem Gedächtniß, ſelbſtſtändig, ein wahrer Repräſentant der großen gelehrten Anſtalt, als deren höchſt bedeutendes Mitglied er ſo viele Jahre gewirkt hatte. Die lieben Verwandten, Rath Schloſſer und Gattinn, von Frankfurt am Main kommend, hielten ſich einige Tage bei uns auf, und das vieljährig thätige, freundſchaftliche Verhältniß konnte ſich durch perſönliche Gegenwart nur zu höherm Vertrauen ſteigern. Geheimerath Wolf belebte die gründlichen litterariſchen Studien durch ſeinen belehrenden Widerſpruchsgeiſt, und bei ſeiner Abreiſe traf es ſich zufällig, daß er den nach Halle berufenen Dr. Reißig als Geſellſchafter mit dahin nehmen konnte, welchen jungen Mann ich nicht allein um meinetwillen ſehr ungern ſcheiden ſah. Dr. Küchelbecker von Petersburg, von Quandt und Gemahlinn, von Arnim und Maler Kuhl brachten durch die intereſſanteſten Unterhaltungen große Mannigfaltigkeit in unſere geſelligen Tage.

Von Seiten unſerer fürſtlichen Familie erfreute uns die Gegenwart Herzog Bernhard's mit Gemahlinn und Nachkommenſchaft; faſt zu

gleicher Zeit aber ſollten durch eine unglückliche Beſchädigung unſerer Frau Großherzogin, indem ſie bei einem unverſehenen Ausgleiten den Arm brach, die ſämmtlichen Ihrigen in Kummer und Sorge verſetzt werden.

Nachträglich muß ich noch bemerken, daß Ende Septembers die Revolution in Portugal ausbrach; daß ich perſönlich einem Geſchäft entging, deſſen Uebernahme bei großer Verantwortlichkeit mich mit unüberſteigbarem Verdruß bedrohte.

1831.

Zu eigenen Arbeiten fand ſich manche Veranlaſſung. Vieljährige Neigung und Freundſchaft des Grafen Brühl verlangte zu Eröffnung des neuen Berliner-Schauſpielhauſes einen Prolog, der denn wegen dringender Zeit gleichſam aus dem Stegreife erfunden und aufgeführt werden mußte. Die gute Wirkung war auch mir höchſt erfreulich; denn ich hatte die Gelegenheit erwünſcht gefunden, dem werthen Berlin ein Zeichen meiner Theilnahme an bedeutenden Epochen ſeiner Zuſtände zu geben.

Ich faßte darauf die Paralipomena wieder an. Unter dieſer Rubrik verwahre ich mir verſchiedene Futterale, was noch von meinen Gedichten ungedruckt oder ungeſammelt vorhanden ſein mag. Sie zu ordnen, und da viel Gelegenheitsgedichte darunter ſind, ſie zu commentiren, pflegte ich von Zeit zu Zeit, indem eine ſolche Arbeit in die Länge nicht anziehen kann.

Auch zahme Xenien brach' ich zuſammen; denn ob man gleich ſeine Dichtungen überhaupt nicht durch Verdruß und Widerwärtiges entſtellen ſoll, ſo wird man ſich doch im Einzelnen manchmal Luft machen. Von kleinen, auf dieſe Weiſe entſtehenden Productionen ſonderte ich die läßlichſten und ſtellte ſie in Pappen zuſammen.

Schon ſeit einigen Jahren hatte mich die Wolkenbildung nach Howard beſchäftigt und große Vortheile bei Naturbetrachtungen gewährt. Ich ſchrieb ein Ehrengedächtniß in vier Strophen, welche die Hauptworte ſeiner Terminologie enthielten; auf Anſuchen Londoner-Freunde ſodann noch einen Eingang von drei Strophen, zu beſſerer Vollſtändigkeit und Verdeutlichung des Sinnes.

Lord Byrons' Invective gegen die Edinburger, die mich in vielfachem Sinne intereſſirte, fing ich an, zu überſetzen; doch nöthigte mich die Unkunde der vielen Particularien, bald inne zu halten. Deſto leichter ſchrieb ich Gedichte zu einer Sendung von Tiſchbein's Zeichnungen und eben dergleichen zu Landſchaften, nach meinen Skizzen radirt.

Hierauf ward mir das unerwartete Glück, Ihro, des Großfürſten Nicolaus und Gemahlinn Alexandra kaiſerliche Hoheit, im Geleit unſerer gnädigſten Herrſchaften bei mir in Haus und Garten zu verehren. Der Frau Großfürſtinn Kaiſerliche Hoheit vergönnten einige poetiſche Zeilen in das zierlich-prächtige Album verehrend einzuzeichnen.

Auf Anregung eines theilnehmenden Freundes ſuchte ich meine in Druck und Manuſcript zerſtreuten naturwiſſenſchaftlichen Gedichte zuſammen und ordnete ſie nach Bezug und Folge.

Endlich ward eine Indiſche, mir längſt im Sinne ſchwebende, von Zeit zu Zeit ergriffene Legende wieder lebendig und ich ſuchte ſie völlig zu bewältigen.

Geh' ich nun von der Poeſie zur Proſa hinüber, ſo habe ich zu erzählen, daß die „Wanderjahre" neuen Antheil erregten. Ich nahm das Manuſcript vor, aus einzelnen, zum Theil ſchon abgedruckten, kleinen Erzählungen beſtehend, welche, durch Wanderungen einer bekannten Geſtalt verknüpft, zwar nicht aus einem Stück, aber doch in einem Sinn erſcheinen ſollten. Es war wenig daran zu thun, und ſelbſt der widerſtrebende Gehalt gab zu neuen Gedanken Anlaß und ermuthigte zur Ausführung. Der Druck war mit Januar angefangen und in der Hälfte Mai beendigt.

„Kunſt und Alterthum", III. Bd. 2. Hft., behandelte man zu gleicher Zeit und legte darin Manches nieder, was gebildeten Freunden angenehm ſein ſollte.

Sonderbar genug ergriff mich im Vorübergehen der Trieb, am vierten Bande von „Wahrheit und Dichtung" zu arbeiten; ein Drittheil davon ward geſchrieben, welches freilich einladen ſollte, das Uebrige nachzubringen. Beſonders ward ein angenehmes Abenteuer von Lili's Geburtstag mit Neigung hervorgehoben, Anderes bemerkt und aufgezeichnet. Doch ſah ich mich bald von einer ſolchen Arbeit, die nur durch liebevolle Vertraulichkeit gelingen kann, durch anderweitige Beſchäftigung zerſtreut und abgelenkt.

Einige Novellen wurden projectirt: die gefährliche Nachläſſigkeit, verderbliches Zutrauen auf Gewohnheit, und mehr dergleichen ganz einfache Lebens-Momente aus herkömmlicher Gleichgiltigkeit heraus- und auf ihre bedeutende Höhe hervorgehoben.

In der Mitte Novembers ward an der Campagne von 1792 angefangen. Die Sonderung und Verknüpfung des Vorliegenden erforderte alle Aufmerkſamkeit; man wollte durchaus wahr bleiben und zugleich den gebührenden Euphemismus nicht verſäumen. „Kunſt und Alterthum", III. Bd. 3. Hft., verfolgte gleichfalls ſeinen Weg; auch leichtere Bemühungen, wie

etwa die Vorreden zum „Deutſchen Gil-Blas“, kürzere Biographien zur „Trauerloge“ gelangen freundlich in ruhigen Zwiſchenzeiten.

Von außen, auf mich und meine Arbeiten bezüglich, erſchien gar manches Angenehme. Eine Ueberſetzung von Howard's Ehrengedächtniß zeigte mir, daß ich auch den Sinn der Engländer getroffen und ihnen mit der Hochſchätzung ihres Landmannes Freude gemacht. Dr. Röhden, bei dem Muſeum in London angeſtellt, überſetzte commentirend meine Abhandlung über „da Vinci's Abendmahl“, die er in trefflicher Ausgabe, auf das Zierlichſte gebunden, überſendet. „Rameau's Neffe“ wird in Paris überſetzt und einige Zeit für das Original gehalten, und ſo werden auch meine Theater-Stücke nach und nach übertragen. Meine Theilnahme an fremder wie an Deutſcher Litteratur kann ich folgender Maßen bewähren.

Man erinnert ſich, welch' ein ſchmerzliches Gefühl über die Freunde der Dichtkunſt und des Genuſſes an derſelben ſich verbreitete, als die Perſönlichkeit des Homer, die Einheit des Urhebers jener weltberühmten Gedichte, auf eine ſo kühne und tüchtige Weiſe beſtritten wurde. Die gebildete Menſchheit war im Tiefſten aufgeregt, und wenn ſie ſchon die Gründe des höchſt bedeutenden Gegners nicht zu entkräften vermochte, ſo konnte ſie doch den alten Sinn und Trieb, ſich hier nur eine Quelle zu denken, woher ſo viel Köſtliches entſprungen, nicht ganz bei ſich auslöſchen. Dieſer Kampf währte nun ſchon über zwanzig Jahre, und es war eine Umwälzung der ganzen Weltgeſinnung nöthig, um der alten Vorſtellungsart wieder einiger Maßen Luft zu machen.

Aus dem Zerſtörten und Zerſtückten wünſchte die Mehrheit der claſſiſch Gebildeten ſich wieder herzuſtellen, aus dem Unglauben zum Glauben, aus dem Sondern zum Vereinen, aus der Kritik zum Genuß wieder zu gelangen. Eine friſche Jugend war herangewachſen, unterrichtet wie lebensluſtig; ſie unternahm mit Muth und Freiheit, den Vortheil zu gewinnen, deſſen wir in unſerer Jugend auch genoſſen hatten, ohne die ſchärfſte Unterſuchung ſelbſt den Schein eines wirkſamen Ganzen als ein Ganzes gelten zu laſſen. Die Jugend liebt das Zerſtückelte überhaupt nicht; die Zeit hatte ſich in manchem Sinne kräftig hergeſtellt; und ſo fühlte man ſchon den frühern Geiſt der Verſöhnung wiederum walten.

Schubarth's Ideen über Homer wurden laut, ſeine geiſtreiche Behandlung, beſonders die herausgehobene Begünſtigung der Trojaner, erregten ein neues Intereſſe und man fühlte ſich dieſer Art, die Sache anzuſehen, geneigt. Ein Engliſcher Aufſatz über Homer, worin man auch die Einheit und Untheilbarkeit jener Gedichte auf eine freundliche Weiſe zu behaupten ſuchte, kam zu gelegener Zeit, und ich, in der Ueberzeugung, daß, wie es ja bis auf den heutigen Tag mit ſolchen Werken geſchieht, der letzte Redacteur und flunige Abſchreiber getrachtet habe, ein Ganzes nach ſeiner Fähigkeit und Ueberzeugung herzuſtellen und zu überliefern, ſuchte den Auszug der Ilias wieder vor, den ich zu ſchnellerer Ueberſicht derſelben vor vielen Jahren unternommen hatte.

Die Fragmente Phaethon's, von Ritter Hermann mitgetheilt, erregten meine Productivität. Ich ſtudirte eilig manches Stück des Euripides, um mir den Sinn dieſes außerordentlichen Mannes wieder zu vergegenwärtigen. Profeſſor Göttling überſetzte die Fragmente und ich beſchäftigte mich lange mit einer möglichen Ergänzung.

Ariſtophanes von Voß, gab uns neue Anſichten und ein friſches Intereſſe an dem ſeltſamſten aller Theater-Dichter. Plutarch und Appian werden ſtudirt, dieß Mal um der Triumph-Züge willen, in Abſicht, Mantegna's Blätter, deren Darſtellungen er offenbar aus den Alten geſchöpft, beſſer würdigen zu können. Bei dieſem Anlaß ward man zugleich in den höchſt wichtigen Ereigniſſen und Zuſtänden der Römiſchen Geſchichte hin und her geführt. Von Knebel's Ueberſetzung des Lucrez, welcher nach vielfältigen Studien und Bemühungen endlich herauskam, nöthigte zu weitern Betrachtungen und Studien in demſelben Felde; man ward zu dem hohen Stande der Römiſchen Cultur ein halbes Jahrhundert vor Chriſti Geburt und in das Verhältniß der Dicht- und Redekunſt zum Kriegs- und Staatsweſen genöthigt. Dionys von Halicarnaß konnte nicht verſäumt werden, und ſo reizend war der Gegenſtand, daß mehrere Freunde ſich mit und an demſelben unterhielten.

Nun war der Antheil an der Engliſchen Litteratur durch vielfache Bücher und Schriften, beſonders auch durch die Hüttner'ſchen höchſt intereſſanten, handſchriftlichen Berichte, von Landen geſendet, immer lebendig erhalten. Lord Byron's früherer Kampf gegen ſeine ſchwachen und unwürdigen Recenſenten brachte mir die Namen mancher ſeit dem Anfange des Jahrhunderts merkwürdig gewordener Dichter und Proſaiſten vor die Seele, und ich las daher Jacobſon's biographiſche Chreſtomathie mit Aufmerkſamkeit, um von ihren Zuſtänden und Talenten das Genauere zu erfahren. Lord Byron's „Marino Faliero“, wie ſein „Manfred“, in Döring's Ueberſetzung, hielten uns jenen werthen, außerordentlichen Mann immer vor Augen. „Kenilworth“ von Walter Scott, ſtatt

vieler andern ſeiner Romane aufmerkſam geleſen, ließ mich ſein vorzügliches Talent, Hiſtoriſches in lebendige Anſchauung zu verwandeln, bemerken und überhaupt als höchſt gewandt in dieſer Dicht- und Schreibart anerkennen.

Unter Vermittelung des Engliſchen, nach Anleitung des werthen Profeſſor Koſegarten, wandte ich mich wieder eine Zeit lang nach Indien. Durch ſeine genaue Ueberſetzung des Anfangs von Camarupa, kam dieſes unſchätzbare Gedicht mir wieder lebendig vor die Seele und gewann ungemein durch eine ſo treue Annäherung. Auch „Nala" ſtudirte ich mit Bewunderung und bedauerte nur, daß bei uns Empfindung, Sitten und Denkweiſe ſo verſchieden von jener öſtlichen Nation ſich ausgebildet haben, daß ein ſo bedeutendes Werk unter uns nur wenige, vielleicht nur Leſer vom Fache, ſich gewinnen möchte.

Von Spaniſchen Erzeugniſſen nenne ich zuvörderſt ein bedeutendes Werk: „Spanien und die Revolution." Ein Gereifter, mit den Sitten der Halbinſel, den Staats-, Hof- und Finanz-Verhältniſſen gar wohl bekannt, eröffnet uns methodiſch und zuverläſſig, wie es in den Jahren, wo er ſelbſt Zeuge geweſen, mit den innern Verhältniſſen ausgeſehen, und gibt uns einen Begriff von Dem, was in einem ſolchen Lande durch Umwälzungen bewirkt wird. Seine Art, zu ſchauen und zu denken, ſagt dem Zeitgeiſt nicht zu; daher ſecretirt dieſer das Buch durch ein unverbrüchliches Schweigen, in welcher Art von Inquiſitions-Cenſur es die Deutſchen weit gebracht haben.

Zwei Stücke von Calderon machten mich ſehr glücklich: der abſurdeſte Gegenſtand in „Aurora von Copacabana", der vernunft- und naturgemäßeſte „die Tochter der Luft", beide mit gleichem Geiſt und überſchwenglichem Talent behandelt, daß die Macht des Genie's in Beherrſchung alles Widerſprechenden daraus auf's Kräftigſte hervorleuchtet und den hohen Werth ſolcher Productionen doppelt und dreifach beurkundet.

Eine Spaniſche Blumenleſe, durch Gefälligkeit des Herrn Perthes erhalten, war mir höchſt erfreulich; ich eignete mir daraus zu, was ich vermochte, obgleich meine geringe Sprachkenntniß mich dabei manche Hinderung erfahren ließ.

Aus Italien gelangte nur wenig in meinen Kreis: „Ildegonda" von Groſſi erregte meine ganze Aufmerkſamkeit, ob ich gleich nicht Zeit gewann, öffentlich darüber Etwas zu ſagen. Hier ſieht man die mannigfaltigſte Wirkſamkeit eines vorzüglichen Talent's, das ſich großer Muſterien rühmen kann, aber auf eine wunderſame Weiſe. Die Stanzen ſind ganz vortrefflich, der Gegenſtand modern unerfreulich, die Ausführung höchſt gebildet nach dem Character großer Vorgänger: Taſſo's Anmuth, Arioſt's Gewandtheit, Dante's widerwärtige, oft abſcheuliche Großheit, Eins nach dem Andern wickelt ſich ab. Ich mochte das Werk nicht wieder leſen, um es näher zu beurtheilen, da ich genug zu thun hatte, die geſpenſterhaften Ungeheuer, die mich bei der erſten Leſung verſchüchterten, nach und nach aus der Einbildungskraft zu vertilgen.

Deſto willkommener blieb mir „Graf Carmagnola", Trauerſpiel von Manzoni, einem wahrhaften, klar auffaſſenden, mutig durchdringenden, menſchlich fühlenden, gemüthlichen Dichter.

Von der neuern Deutſchen Litteratur durft' ich wenig Kenntniß nehmen; meiſt nur, was ſich unmittelbar auf mich bezog, konnt' ich in meine übrige Thätigkeit mit aufnehmen. Zauper's „Grundzüge einer Deutſchen theoretiſch-practiſchen Poetik" brachten mich mit ſelbſt entgegen und gaben mir, wie aus einem Spiegel, zu manchen Betrachtungen Anlaß. Ich ſagte mir: da man ja doch zum Unterrichte der Jugend und zur Einleitung in eine Sprache Chreſtomathien anwendet, ſo iſt es gar nicht übel gethan, ſich an einen Dichter zu halten, der mehr aus Trieb und Schickſal, denn aus Wahl und Vorſatz dahin gelangt, ſelbſt eine Chreſtomathie zu ſein; denn da findet ſich im Ganzen doch immer ein aus dem Studium vieler Vorgänger gebildeter Sinn und Geſchmack. Dieſes beſchränkt keineswegs den jüngern Mann, der einen ſolchen Gang nimmt, ſondern nöthigt ihn, wenn er ſich lange genug in einem gewiſſen Kreiſe eigenſinnig umher getrieben hat, zum Ausflug in die weite Welt und in die Ferne der Zeitalter, wie man an Schubarth ſehen kann, der ſich eine ganze Weile in meinem Bezirk enthielt und ſich dadurch nur geſtärkt fand, nunmehr die ſchwierigſten Probleme des Alterthums anzugreifen und eine geiſtreiche Löſung zu bewirken. Dem guten Zauper ſagte ich Manches, was ihm förderlich ſein konnte und beantwortete ſeine Aphorismen, die er mir im Manuſcript zuſendete, mit kurzen Bemerkungen, für ihn und Andere nicht ohne Nutzen.

Die Neigung, womit Dr. Kannegießer meine Harz-Reiſe zu entziffern ſuchte, bewog mich, in meine früheſte Zeit zurückzugehen und einige Aufſchlüſſe über jene Epoche zu geben.

Ein Manuſcript aus dem fünfzehnten Jahrhundert, die Legende der heiligen drei Könige in's Märchenhafteſte behandelnd und ausmalend, hatte mich, da ich es zufällig gewann, in manchem Sinne intereſſirt. Ich beſchäftigte mich

damit und ein geiſtreicher junger Mann, Dr. Schwab, mochte es überſetzen. Dieſes Studium gab Anlaß zu Betrachtung, wie Mährchen und Geſchichten epochenweiſe gegen und durcheinander arbeiten, ſo daß ſie ſchwer zu ſondern ſind und man ſie durch ein weiteres Trennen nur weiter zerſtört.

Jedes Mal bei meinem Aufenthalt in Böhmen bemüht' ich mich einiger Maßen um Geſchichte und Sprache, wenn auch nur im Allgemeinſten. Dieß Mal las ich wieder Zacharias Theobaldus Huſſiten-Krieg und ward mit Stransky respublica Bohemiae, mit der Geſchichte des Verfaſſers ſelbſt und dem Werthe des Werks, zu Vergnügen und Belehrung, näher bekannt. Durch die Ordnung der academiſchen Bibliothek zu Jena wurde auch eine Sammlung fliegender Blätter des ſechszehnten Jahrhunderts dem Gebrauch zugänglich: einzelne Nachrichten, die man in Ermangelung von Zeitungen dem Publicum mittheilte, wo man unmittelbar mit dem urſprünglichen Factum genauer bekannt wurde als jetzt, wo jedes Mal eine Partei uns Dasjenige mittheilt, was ihren Geſinnungen und Abſichten gemäß iſt, weßhalb man erſt hinterdrein die Tagesblätter mit Nutzen und wahrer Einſicht zu leſen in den Fall kommt.

Die unſchätzbare Boiſſerée'ſche Sammlung, die uns einen neuen Begriff von früherer Niederdeutſcher Kunſtmalerei gegeben und ſo eine Lücke in der Kunſtgeſchichte ziemlich ausgefüllt hat, ſollte denn auch durch treffliche Steindrücke dem Abweſenden bekannt und der Ferne ſogleich angelockt werden, ſich dieſen Schätzen perſönlich zu nähern. Stringer, ſchon wegen ſeiner Münchner-Arbeiten längſt gerühmt, zeigte ſich auch hier zu ſeinem großen Vortheil; und obgleich der auffallende Werth der Original-Bilder in glänzender Färbung beſteht, ſo lernen wir doch hier den Gedanken, den Ausdruck, die Zeichnung und Zuſammenſetzung kennen und werden, wie mit den Oberdeutſchen Künſtlern durch Kupferſtiche und Holzſchnitte, ſo hier durch eine neuerfundene Nachbildungsweiſe auch mit den bisher unter uns kaum genannten Meiſtern des fünfzehnten und ſechszehnten Jahrhunderts vertraut. Jeder Kupferſtichſammler wird ſich dieſe Hefte gern anſchaffen, da in Betracht ihres innern Werthes der Preis für mäßig zu achten iſt.

So erſchienen uns denn auch die Hamburger-Steindrücke, meiſt Portraits, in Vortrefflichkeit von zuſammen lebenden und arbeitenden Künſtlern unternommen und ausgeführet. Wir wünſchen einem jeden Liebhaber Glück zu guten Abdrücken derſelben.

Vieles Andere, was die Zeit hervorbrachte und was wohl für grenzenlos angeſprochen werden kann, iſt an anderm Orte genannt und gewürdigt.

Nun müſſen wir noch einer eigenen Bemühung gedenken, eines Weimariſch lithographiſchen Heftes mit erklärendem Text, das wir unter dem Titel einer „Pinacothek" herausgaben. Die Abſicht war, manches bei uns vorhandene Mittheilungswerthe in's Publicum zu bringen. Wie es aber auch damit mochte beſchaffen ſein, dieſer kleine Verſuch erwarb ſich zwar manche Gönner aber wenig Käufer, und ward nur langſam und im Stillen fortgeſetzt, um den wackern Künſtler nicht ohne Uebung zu laſſen und eine Technik lebendig zu erhalten, welche zu fördern ein jeder Ort, groß oder klein, ſich zum Vortheil rechnen ſollte.

Nun aber brachte die Kupferſtecherkunſt nach langem Erwarten uns ein Blatt von der größten Bedeutung. Hier wird uns in ſchönſter Klarheit und Reinlichkeit ein Bild Raphael's überliefert, aus den ſchönſten Jünglingsjahren; hier iſt bereits ſo viel geleiſtet, als noch zu hoffen. Die lange Zeit, welche der überliefernde Kupferſtecher Longhi hierauf verwendet, muß als glücklich zugebracht angeſehen werden, ſo daß man ihm den dabei errungenen Gewinn gar wohl gönnen mag.

Von Berlin kamen uns faſt zu gleicher Zeit Muſterblätter für Handwerker, die auch wohl einem jeden Künſtler höchſt willkommen ſein müßten. Der Zweck iſt edel und ſchön, einer ganzen großen Nation das Gefühl des Schönen und Reinen auch an unbelebten Formen mitzutheilen; daher iſt an dieſen Muſtern Alles muſterhaft: Wahl der Gegenſtände, Zuſammenſtellung, Folge und Vollſtändigkeit: Tugenden, welche zuſammen, dieſem Anfange gemäß, ſich in den zu wünſchenden Heften immer mehr offenbaren werden.

Nach ſo trefflichen, in's Ganze reichenden Arbeiten darf ich wohl eines einzelnen Blattes gedenken, das ſich zunächſt auf mich bezieht, doch als Kunſtwerk nicht ohne Verdienſt bleibt; man verdankt es der Bemühung, welche ſich Dawe, ein Engliſcher Maler, bei ſeinem längern hieſigen Aufenthalt um mein Portrait gegeben; es iſt in ſeiner Art als gelungen anzuſprechen und war es wohl werth, in England ſorgfältig geſtochen zu werden.

In die freie Welt wurden wir durch Landſchaftszeichnungen des Herrn David Heß aus Zürich hinausgeführet. Eine ſehr ſchön coloriste Aquatinten-Folge brachte uns auf den Weg über den Simplon, ein Coloſſal-Bau, der zu ſeiner Zeit viel Redens machte.

In ferne Regionen verſetzten uns die Zeichnungen zu des Prinzen von Neuwied Durch-

Mit einer Geberde.

Ich darf nicht ſagen wie — zu ſchließen.

Fauſt.

Pfuy über dich!

Mephiſtopheles.

Das will euch nicht behagen,
Ihr habt das Recht geſittet pfuy zu ſagen.
Man darf das nicht vor keuſchen Ohren nennen,
Was keuſche Herzen nicht entbehren können.
Und kurz und gut, ich gönn' Ihm das Vergnügen,
Gelegentlich ſich etwas vorzulügen;
Doch lange hält Er das nicht aus.
Du biſt ſchon wieder abgetrieben,
Und, währt es länger, aufgerieben
In Tollheit oder Angſt und Graus.
Genug damit! Dein Liebchen ſitzt dadrinne,
Und alles wird ihr eng' und trüb'.
Du kommſt ihr gar nicht aus dem Sinne,
Sie hat dich übermächtig lieb.

lauchte Braſilianiſche Reiſe: das Wunderſame der Gegenſtände ſchien mit der künſtleriſchen Darſtellung zu wetteifern.

Noch einer Künſtelei muß ich gedenken, die aber als räthſelhaft jeden guten erfinderiſchen Kopf in Anſpruch nahm und beunruhigte: es war die Erfindung, eine Kupfertafel nach Belieben größer oder kleiner abzudrucken. Ich ſah dergleichen Probeblätter bei einem Reiſenden, der ſolche ſo eben als eine große Seltenheit von Paris gebracht hatte, und man mußte ſich, ungeachtet der Unwahrſcheinlichkeit, doch bei näherer Unterſuchung überzeugen, der größere und kleinere Abdruck ſeien wirklich als eines Urſprungs anzuerkennen.

Um nun auch von der Malerei einiges Bedeutende zu melden, ſo verfehlen wir nicht, zu eröffnen, daß, als auf höhere Veranlaſſung dem talentreichen Hauptmann Raabe, nach Italien bis Neapel zu gehen, Mittel gegönnt waren, wir ihm den Auftrag geben konnten, Verſchiedenes zu copiren, welches zur Geſchichte des Colorit's merkwürdig und für dieſen wichtigen Kunſttheil ſelbſt förderlich werden möchte. Was er während ſeiner Reiſe geleiſtet und in's Vaterland geſendet, ſowie das nach Vollendung ſeiner Wanderſchaft Mitgebrachte war gerade der lobenswürdige Beitrag, den wir wünſchten. Die Aldobrandiniſche Hochzeit in ihrem neueſten Zuſtande, die unſchätzbaren Tänzerinnen und Bacchiſchen Centauren, von deren Geſtalt und Zuſammenſetzung man allenfalls im Norden durch Kupferſtiche unterrichtet wird, ſah man jetzt gefärbt und konnte auch hier den großen antiken Geſchmackſinn freudig bewundern. Solche Bemühung wollte freilich Deutſchen, von modernem Irrſal befangenen Kunſtjüngern nicht einſtößig werden, weßhalb man denn ſowohl ſich ſelbſt als den verſtändigen Künſtler zu beruhigen wußte.

Angeweht dem antiken Sinne, erſchien uns darauf Mantegna's Triumph-Zug abermals höchſt willkommen; wir ließen, geſtützt auf den eigenhändigen Kupferſtich des großen Künſtlers, das zehnte hinter den Triumph-Wagen beſtimmte Blatt in gleicher Art und Größe zeichnen und brachten dadurch eine höchſt lehrreich abgeſchloſſene Folge zur Anſchauung.

Mit größter Sorgfalt in Zeichnung und Farbe nachgebildete Copien alter Glasmalereien der St. Gereons-Kirche in Cöln ſetzten Jedermann in Verwunderung und gaben einen merkwürdigen Beleg, wie ſich eine aus ihren erſten Elementen auftretende Kunſt zu Erreichung ihrer Zwecke zu benehmen gewußt.

Anderes dieſer Niederdeutſchen Schule, weiter heraufkommend und ausgebildeter, ward uns durch die Freundlichkeit des Boiſſerée'ſchen Kreiſes zu Theil; wie uns denn auch ſpäter von Caſſel ein neueres, zu dem Alten zurückſtrebendes Kunſtbemühen vor Augen kam: drei ſingende Engel von Ruhl, welche wir wegen ausführlicher Genauigkeit beſonderer Aufmerkſamkeit werth zu achten Urſache hatten.

Im Gegenſatz jedoch von dieſer ſtrengen, ſich ſelbſt retardirenden Kunſt kam uns von Antwerpen ein lebensluſtiges Gemälde, Rubens als Jüngling, von einer ſchönen, ſtattlichen Frau dem alternden Lipſius vorgeſtellt, und zwar in dem unverändert aus jener Zeit her verbliebenen Zimmer, worin dieſer auf ſeine Weiſe vorzügliche Mann als Reviſor der Plantin'ſchen Officin gearbeitet hatte.

Unmittelbar ſtimmte hierzu eine Copie nach den Söhnen Rubens in Dresden, welche Gräfin Julie von Egloffſtein vor Kurzem lebhaft und glücklich vollendet hatte. Wir bewunderten zu gleicher Zeit ihr höchſt geübtes und ausgebildetes Talent in einem Zeichenbuche, worin ſie Freundes-Portraite ſowie landſchaftliche Familien-Sitze mit ſo großer Gewandtheit als Natürlichkeit eingezeichnet.

Endlich kam auch mein eigenes ſtockendes Talent zur Sprache, indem bedeutende und werthe Sammler Etwas von meiner Hand verlangten, denen ich denn mit einiger Scheu willfahrte, zugleich aber eine ziemliche Anzahl von mehr als gewöhnt reinlichen Blättern in einen Band vereinigte: es waren die vom Jahre 1810, wo mich zum letzten Male der Trieb, die Natur nach meiner Art auszuſprechen, Monate lang belebte; ſie durften für mich, des ſonderbaren Umſtandes halber, einigen Werth haben.

Im Bezug auf die Baukunſt verhielt ich mich eigentlich nur hiſtoriſch, theoretiſch und critiſch. Oberbau-Director Coudray, gründlich, gewandt, ſo thätig als geiſtreich, gab mir Kenntniß von den bei uns zu unternehmenden Bauten und das Geſpräch darüber war mir höchſt förderlich. Wir gingen manche bedeutende Kupferwerke zuſammen durch; das neue von Durand: Partie graphique des Cours d'Architecture etc., an kurz vergangene Zeit erinnernd; Richardſon's The New Vitruvius Britannicus, und im Einzelnen die ſtets muſterhaften Zierathen Albertolli's und Moreau's.

Höchſt vollkommen in dieſem Fache war eine Zeichnung, mir von Berlin durch das Wohlwollen des Herrn Theater-Intendanten zugeſendet, die Decoration, innerhalb welcher bei Eröffnung des Theaters der von mir verfaßte Prolog geſprochen worden.

Boiſſerée's Abhandlung über den Cölner-Dom rief mich in frühere Jahrhunderte zurück; man bedurfte aber das Manuſcript eher, als mir lieb war und der mit augenblicklichem Ju-

tereſſe angeſponnene Faden der Reflexionen zerriß, deſſen ebenſo eifriges Anknüpfen jedoch manchen Zufälligkeiten unterworfen ſein möchte.

Hatte man nun dort die Altdeutſche Baukunſt auf ihrem höchſt geregelten Gipfel erblickt, ſo ließen andere Darſtellungen, wie z. B. die alten Baudenkmale im Oeſterreichiſchen Kaiſerthume, nur eine bei'm Hergebrachten in's Willkürliche auslaufende Kunſt ſehen.

An eine gute Zeit dieſer Bauart erinnerte jedoch eine uralte Jüdiſche Synagoge in Eger, einſt zur chriſtlichen Capelle umgewandelt, jetzt verwaiſ't vom Gottesdienſte des alten und neuen Teſtaments. Die Jahrzahl einer alten Hebräiſchen Inſchrift, hoch am Pfeiler, war ſelbſt einem durchreiſenden ſtudirten Juden nicht zu entziffern. Dieſelbe Zweideutigkeit, welche ſowohl die Jahres- als Volkszahlen der Hebräer höchſt unſicher läßt, waltet auch hier und hieß uns von fernerer Unterſuchung abſtehen.

In der Plaſtik zeigte ſich auch einige Thätigkeit, wenn nicht im Vielen, doch im Bedeutenden; einige Büſten in Gyps und Marmor vom Hofbildhauer Kaufmann erhalten Beifall, und eine kleinere Medaille, mit Sereniſſimi Bild in Paris zu fertigen, ward beſprochen und berathen.

Theorie und Critik, auch ſonſtiger Einfluß verfolgte ſeinen Gang und nützte bald im Engern bald im Breitern. Ein Aufſatz des Weimar'ſchen Kunſtfreundes für Berlin, Kunſtſchulen und Academien betreffend, ein anderer auf Muſeen rückſichtlich, nach Ueberzeugung mitgetheilt, wenn auch nicht allen Orten mit Billigung aufgenommen; eine Abhandlung über den Steindruck, die Meiſter ſolcher Kunſt belobend, ihnen gewiß erfreulich: alles Dieſes zeigte von dem Ernſt, womit man das Heil der Kunſt von ſeiner Seite zu fördern mannigfaltig bedacht war.

Eine ſehr angenehme Unterhaltung mit auswärtigen Freunden gewährte, durch Vermittelung von Kupferſtichen, manche Betrachtung über Conception, höhere ſowie techniſche Compoſition, Erfinden und Feſthalten der Motive. Der hohe Werth der Kupferſtecherkunſt in dieſem hiſtoriſchen Sinne ward zugleich hervorgehoben und ſie für ein Glück gehalten.

Die Muſik verſprach gleichfalls in meinem häuslichen Kreiſe ſich wieder zu heben; Alexander Boucher und Frau, mit Violine und Harfe, ſetzten zuerſt einen kleinen Kreis verſammelter Freunde in Verwunderung und Erſtaunen, wie es ihnen nachher mit unſerm und dem ſo großen und an alles Treffliche gewöhnten Berliner-Publicum gelang. Director Eberwein und ſeiner Gattin muſicaliſch-productive und ausführende Talente wirkten zu wiederholtem Genuß, und in der Hälfte Mai's konnte ſchon ein größeres Concert gegeben werden. Recitation und rhythmiſchen Vortrag zu vernehmen und anzuleiten, war eine alte, nie ganz erſtorbene Leidenſchaft. Zwei entſchiedene Talente dieſes Faches, Gräfin Julie Egloffſtein und Fräulein Adele Schopenhauer, ergetzten ſich, den Berliner-Prolog vorzutragen, Jede nach ihrer Weiſe, Jede die Poeſie durchdringend und ihrem Character gemäß in liebenswürdiger Verſchiedenheit darſtellend. Durch die kenntnißreiche Sorgfalt eines längſt bewährten Freundes, Hofrath Rochlitz, kam ein bedachtſam geprüfter Schreiber'ſcher Flügel von Leipzig an, glücklicher Weiſe: denn bald darauf brachte uns Zelter einen höchſte Verwunderung erregenden Zögling, Felix Mendelſohn, deſſen unglaubliches Talent wir ohne eine ſolche vermittelnde Mechanik niemals hätten gewahr werden können. Und ſo kam denn auch ein großes, bedeutendes Concert zu Stande, wobei unſer nicht genug zu preiſende Capell-Meiſter Hummel ſich gleichfalls hören ließ, der ſodann auch von Zeit zu Zeit durch die merkwürdigſten Ausübungen den Beſitz des vorzüglichen Inſtrumentes in's Unſchätzbare zu erheben verſtand.

Ich wende mich zur Naturforſchung und da hab' ich vor Allem zu ſagen, daß Purkinje's Werk über das ſubjective Sehen mich beſonders aufregte. Ich zog es aus und ſchrieb Noten dazu, und ließ in Abſicht, Gebrauch davon in meinen Heften zu machen, die beigefügte Tafel copiren, welche mühſame und ſchwierige Arbeit der genaue Künſtler gern unternahm, weil er in früherer Zeit durch ähnliche Erſcheinungen geängſtigt worden und nun mit Vergnügen erfuhr, daß ſie als naturgemäß keinen krankhaften Zuſtand andeuteten.

Da auf dem reinen Begriff vom Trüben die ganze Farbenlehre beruht, indem wir durch ihn zur Anſchauung des Ur-Phänomens gelangen und durch eine vorſichtige Entwickelung deſſelben uns über die ganze ſichtbare Welt aufgeklärt finden: ſo war es wohl der Mühe werth, ſich umzuſehen, wie die verſchiedenen Völker ſich hierüber ausgedrückt, von wo ſie ausgegangen und wie ſie, roher oder zarter, in der Beziehung ſich näherer oder entfernterer Analogien bedient. Man ſuchte gewiſſe Wiener-Trinkgläſer habhaft zu werden, auf welchen eine trübe Glaſur das Phänomen ſchöner als irgendwo darſtellte.

Verſchiedenes Chromatiſche wurde zum vierten Hefte aus frühern Papieren hervorgeſucht; Bernardinus Teleſius ſowohl überhaupt als beſonders der Farbe wegen ſtudirt. Seebeck's Vorleſung über die Wärme im prismatiſchen Sonnenbilde war höchſt willkommen und die frühern

eigenen Vorſtellungen über dieſe merkwürdigen Erſcheinungen erwachten wieder.

Hof-Mechanicus Körner beſchäftigte ſich, Flintglas zu fertigen, ſtellte in ſeiner Werkſtatt nach Franzöſiſchen Vorſchriften ein Inſtrument auf, zu den ſogenannten Polariſations-Verſuchen; das Reſultat derſelben war, wie man ſich ſchon lange belehrt hatte, kümmerlich und merkwürdig genug, daß zu gleicher Zeit eine Fehde zwiſchen Biot und Arrago laut zu werden anfing, woraus für den Wiſſenden die Nichtigkeit dieſer ganzen Lehre noch mehr an den Tag kam.

Herr von Henning von Berlin beſuchte mich; er war in die Farbenlehre Dem zufolge, was ich mit ihm ſprach, vollkommen eingeweiht und zeigte Muth, öffentlich derſelben ſich anzunehmen. Ich theilte ihm die Tabelle mit, woraus hervorgehen ſollte, was für Phänomene und in welcher Ordnung man bei einem chromatiſchen Vortrag zu ſchauen und zu beachten habe.

In der Kenntniß der Oberfläche unſers Erdbodens wurden wir ſehr gefördert durch Graf Sternberg's „Flora der Vorwelt", und zwar deren erſtes und zweites Stück. Hierzu geſellte ſich die Pflanzenkunde von Rothe in Breslau. Auch des Urſtiers, der aus dem Haßleber-Torfbruch nach Jena gebracht und dort aufgeſtellt wurde, iſt wohl als eines der neueſten Zeugniſſe der frühern Thiergeſtalten hier zu erwähnen. Das Archiv der Urwelt hatte ſchon eines gleichen gedacht und mir ward das beſondere Vergnügen, mit Herrn Körte in Halberſtadt bei dieſer Gelegenheit ein früheres freundliches Verhältniß zu erneuen.

Die Abſicht Käferſtein's, einen geologiſchen Atlas für Deutſchland herauszugeben, war mir höchſt erwünſcht; ich nahm eifrig Theil daran und war gern, was die Färbung betrifft, mit meiner Ueberzeugung beirathig. Leider konnte durch die Gleichgiltigkeit der ausführenden Techniker gerade dieſer Hauptpunct nicht ganz gelingen. Wenn die Farbe zu Darſtellung weſentlicher Unterſchiede dienen ſoll, ſo müßte man ihr die größte Aufmerkſamkeit widmen.

Die Marienbader-Gebirgsarten ſammelte man mit Sorgfalt; in Jena geordnet, wurden ſie dann verſuchsweiſe dem Publicum mitgetheilt, ſowohl um mich ſelbſt bei Wiederkehr eines Anhaltens zu verſichern, als auch Nachfolgern Dergleichen an die Hand zu geben. Sartorius übergab dem Jena'ſchen Muſeum eine Folge der Gebirgsarten von der Röhn ſich herſchreibend, als Beleg zu ſeiner dem Vulcan gewidmeten Abhandlung.

Auch in dieſem Jahre lenkte ich die Aufmerkſamkeit meiner Schießſchen Freunde auf den Prieborner gegliederten Sandſtein, aber wie man dieſe wunderſame Gebirgsart urnuen will, ſowie auf die in früherer Zeit häufigen, aber nicht erkannten Blitzröhren bei Maſſel, an einem endlichen Gelingen nicht verzweifelnd.

Im Allgemeinſten wurde ich gefördert durch d'Anbiſſon de Voſin's Geognoſie und durch Soriot's Höhenkarte von Europa.

Meteorologie ward fleißig betrieben; Profeſſor Poſſelt that das Seinige; Conducteur Schrön bildete ſein Talent immer mehr aus; Hof-Mechanicus Körner war in allen techniſchen Vorrichtungen auf das Sorgfältigſte behülflich und Alles trug bei, die Abſichten und Anordnungen des Fürſten möglichſt zu befördern. Eine Inſtruction für die ſämmtlichen Beobachter im Großherzogthum ward aufgeſetzt, neue Tabellen gezeichnet und geſtochen; die atmoſphäriſchen Beobachtungen in der Mitte Aprils waren merkwürdig, ſowie der Höherauch vom 27. Juni. Der junge Preller brachte meine Wolkenzeichnungen in's Reine; und damit es an keinerlei Beobachtungen fehlen möge, beauftragte man den Jena'ſchen Thürmer, auf gewiſſe Meteore aufmerkſam zu ſein. Indeſſen gaben die Dittmar'ſchen Prophezeiungen viel zu reden, woraus aber weder Nutzen noch Beifall hervorging.

Wollte man ausführlicher von der Belveder'ſchen Thätigkeit in der Pflanzen-Cultur ſprechen, ſo müßte man hierzu ein eigenes Heft verwenden. Erwähnt ſei nur, daß ein Palmenhaus zu Stande kam, welches zugleich dem Kenner genügen und den Geſchmack eines jeden Beſuchenden befriedigen muß. Das entgegengeſetzte Ende der tropiſchen Vegetation gaben getrocknete Pflanzen-Exemplare von der Inſel Melville, welche durch Kummer und Dürftigkeit ſich beſonders auszeichneten und das letzte Verſchwinden einer übrigens bekannten Vegetation vor's Auge ſetzten. Der Anblick eines beſchädigten und wieder zuſammengewachſenen Baumſtammes gab zu manchen Unterſuchungen über die Wiederherſtellungskraft der Natur Anlaß.

In Jena fing der botaniſche Garten an, ſich neubelebt zu zeigen; der demſelben vorgeſetzte Hofrath Voigt, ingleichem der dabei angeſtellte Kunſtgärtner Baumann, machten eine Reiſe nach Berlin, woher ſie nicht ohne Vortheil für ſich und die Anſtalt zurückkehrten.

Ich ließ mir angelegen ſein, die beiden Bände Morphologie und Wiſſenſchaftslehre durch das vierte Heft abzuſchließen, und behielt noch ſo viel Vorrath übrig, um auch wohl ein folgendes vorzubereiten.

1822.

Zur Altdeutſchen Baukunſt, zu Prüfung ihres Characters durch Schätzung ihres Sinnes, zum

Begriff der Zeit, worin ſie entſtand, führten mich zwei bedeutende Werke. Moller's Deutſche Baudenkmale, deren erſtes Heft nun geſchloſſen, lagen uns vor. Nach mehrern Probedrücken erſchien auch das erſte Heft des Boiſſerée'ſchen Dom-Werks. Ein großer Theil des Textes, den ich vorher im Manuſcript ſtudirt hatte, lag dabei und die Ueberzeugung beſtätigte ſich, daß zu richtiger Einſicht in dieſer Sache Zeit, Religion, Sitte, Kunſtfolge, Bedürfniß, Anlage der Jahrhunderte, wo dieſe Bauart überſchwenglich ausgedehnt in Anwendung blühte, Alles zuſammen als eine große, lebendige Einheit zu betrachten ſei. Wie ſich nun an das Kirchthum auch das Ritterthum anſchloß, zu anderm Bedürfniß in gleichem Sinne, wollte ebenmäßig wohl erwogen ſein.

Die Plaſtik brachte wenig, aber Bedeutendes; die kleinere Medaille mit Sereniſſimi Bild und der Inſchrift: Doctarum frontium praemia, ward in Paris von Barre geſchnitten. Ein kleiner Bacchus von Bronze, ächt antik und von der größten Zierlichkeit, ward mir durch die Geneigtheit des Herrn Major von Staff. Er war auf dem Feldzuge nach Italien durch Welſchland bis nach Calabrien gekommen und hatte manches hübſche Kunſtwerk anzuſchaffen Gelegenheit. Meine Vorliebe für ſolche Werke kennend, verehrte er mir das kleine Bild, welches, wie ich es anſehe, mich zu erheitern geeignet iſt.

Tiſchbein, aus alter, guter Neigung, überraſchte mich durch eine Gemme mit Storch und Fuchs, die Arbeit roh, Gedanke und Compoſition ganz vortrefflich.

Ich erhalte Howard's Clima von London, zwei Bände. Poſſelt ſchrieb eine Recenſion. Die inländiſchen Beobachtungen gehen nach allen Rubriken fort und werden regelmäßig in Tabellen gebracht. Director Biſchoff von Döhrenberge bringt auf vergleichende Barometer-Beobachtungen, denen man entgegenkommt; Zeichnungen der Wolkengeſtalten wurden geſammelt, mit Aufmerkſamkeit fortgeſetzt. Beobachten und Ueberlegen gehen gleichen Schrittes; dabei wird durch ſymboliſch-graphiſche Darſtellung der gleichförmige Gang ſo vieler, wo nicht zu ſagen, aller Barometer, deren Beobachtungen ſich von ſelbſt parallel ſtellten, zum Anlaß, eine tellu-riſche Urſache zu finden, und das Steigen und Fallen des Queckſilbers innerhalb gewiſſer Grenzen einer ſtetig veränderten Anziehungskraft der Erde zuzuſchreiben.

Bei meinem dießmaligen Aufenthalt in Böhmen ward die geologiſche Sammlung der Marienbader-Gegend wieder aufgenommen und vervollſtändigt in Bezug auf die Acten und das in den Druck gegebene Verzeichniß. In einem Schranke wurden ſolche, wohlgeordnet, bei der Abreiſe Dr. Heidler übergeben, als Grundlage für künftige Naturforſcher. Das Töpler-Muſeum verehrt mir ſchönen Kalkſchiefer mit Fiſchen und Pflanzen von der Herrſchaft Walſch. Angenehmes und lehrreiches Geſprechen des Herrn von Buch. In Eger traf ich den für Naturkunde aufmerkſamen Herrn Rath Grüner beſchäftigt, eine uralte, coloſſale Eiche, die quer über das Flußbett im Tiefen gelegen hatte, hervorziehen zu laſſen. Die Rinde war völlig braunkohlenartig. Sodann beſuchten wir den ehemaligen Kalkbruch von Dölitz, wo der Mammuthszahn ſich beſchrieb, der lange Zeit als merkwürdiges Erbſtück der beſitzenden Familie ſorgfältig aufbewahrt, nunmehr für das Prager-Muſeum beſtimmt wurde. Ich ließ ihn abgießen, um ihn zur nähern Unterſuchung an Herrn D'Alton mitzutheilen.

Mit durchreiſenden Fremden wurde das Geſammelte betrachtet, wie auch der problematiſche Kammerberg wieder beſucht. Bei allem Dieſem war Diask's Naturgeſchichte von Böhmen förderlich und behülflich.

Herr von Eſchwege kommt aus Braſilien, zeigt Juwelen, Metalle und Gebirgsarten vor. Sereniſſimus machen bedeutenden Ankauf. Bei dieſer Gelegenheit wird mir die Edelſteinſammlung übergeben, welche früher aus der Bruckmann'ſchen Erbſchaft erkauft wurde. Mir war höchſt intereſſant, eine ſolche, von einem frühern paſſionirten Liebhaber und, für ſeine Zeit, treuen und umſichtigen Kenner zuſammengeſtellte Folge zu revidiren, das ſpäter Acquirirte einzuſchalten und dem Ganzen ein fröhliches Anſehn zu geben. Eine Zahl von fünfzig rohen Demant-Cryſtallen, merkwürdig einzeln, noch mehr der Reihe nach betrachtet, jetzt von Herrn Soret nach ihrer Geſtaltung beſchrieben und geordnet, gab mir eine ganz neue Anſicht über dieſes merkwürdige und höchſte Naturereigniß. Ferner theilte Herr von Eſchwege Braſilianiſche Gebirgsarten mit, die abermals bewieſen, daß die Gebirgsarten der neuen Welt mit denen der alten in der erſten Erſcheinung vollkommen übereinſtimmen; wie denn auch ſowohl ſeine gedruckten als handſchriftlichen Bemerkungen hierüber dankenswerthen Aufſchluß verleihen.

Zur Pflanzenkunde verfertigte ich das Schema zur Pflanzen-Cultur im Großherzogthum Weimar. Ein wunderbar gezeichnetes Buchenholz gewann ich als pathologiſches Phänomen. Ein geſpaltener Klotz war es, von einem Buchſtamme, in welchem ſich entdeckte, daß vor mehrern Jahren die Rinde regelmäßig mit einem eingeſchnittenen Kreuze bezeichnet worden, welches aber, vernarbend überwachſen, in den Stamm

eingeſchloſſen; ſich nunmehr in der Spaltung als Form und Abdruck wiederholt.

Das Verhältniß zu Ernſt Meyer gab mir neues Leben und Anregung. Das Geſchlecht Juncus, von Demſelben näher beſtimmt und durchgeführt, bracht' ich mir mit Beihülfe von Hoſt's gramina austriaca zur Anſchauung.

Und ſo muß ich noch zum Schluß eines rieſenhaften Cactus melo-Cactus, von Herrn André zu Frankfurt geſendet, dankbar erwähnen.

Für das Allgemeine erſchienen mehrere bedeutende Werke. Die große, naturgeſchichtliche Karte von Wilbrand und Ritgen, in Bezug auf das Element des Waſſers und auf Bergeshöhe, wie ſich die Organiſation überall verhalte. Ihr Werth ward ſogleich anerkannt, die ſchöne, augenfällige Darſtellung an die Wand geheftet, zum täglichen Gebrauch vorgezeigt und commentirt in geſelligen Verhältniſſen, und immerfort ſtudirt und benutzt.

Käſtſtein's „geognoſtiſches Deutſchland" war in ſeiner Fortſetzung gleichfalls ſehr förderlich und wäre es bei genauerer Färbung noch mehr geweſen. Man wird ſich's in ſolchen Fällen noch öfter wiederholen müſſen, daß da, wo man durch Farben unterſcheiden will, ſie doch auch unterſcheidbar ſein ſollten.

Das vierte Heft meiner morphologiſchen und naturwiſſenſchaftlichen Bemühungen ward ſorgfältig durchdacht und ausgeführt, da mit ihm die beiden Bände für dieß Mal geſchloſſen ſein ſollten.

Die Veränderung der Erdoberfläche von Herrn von Hof gab neuen Reiz. Hier liegt ein Schatz, zu welchem man immer Etwas hinzuthun möchte, indem man ſich daran bereichert.

Ich erhielt zu Aufriſchung der Berg- und Geſteinluſt bedeutende Pflanzenabdrücke in Kohlenſchiefer durch den ſorgfältigen und dieſen Studien ergebenen Rent-Amtmann Mahr. Fichtelberg'ſche Mineralien erhalte ich von Redwitz, manches Andere von Tyrol, wogegen ich den Freunden Verſchiedenes zuſende. Herr Soret vermehrt meine Sammlung durch manches Bedeutende, ſowohl aus Savoyen als aus der Inſel Elba und fernern Gegenden. Seine cryſtallographiſche Kenntniß war höchſt förderlich in Beſtimmung der Diamanten und anderer näher zu bezeichnenden Mineralien; wobei er denn die von ihm in Druck verfaßten Aufſätze willig mittheilte und beſprach.

Im Chromatiſchen ward mir großer Gewinn, indem endlich die Hoffnung erſchien, daß ein Jüngerer die Pflicht über ſich nehmen wolle, dieſes wichtige Capitel durchzuführen und durchzufechten. Herr von Heuning beſuchte mich und brachte höchſt glücklich gerathene entoptiſche Gläſer, auch ſchwarze Glasſpiegel mit, welche, verbunden durchaus alle wünſchenswerthen Phänomene ohne viel weitere Umſtändlichkeit vor die Augen bringen. Die Unterhaltung war leicht, er hatte das Geſchäft durchdrungen und manche Frage, die ihm übrig blieb, konnt' ich ihm gar bald beantworten. Er erzählte von ſeinen Vorleſungen, wie er es damit gehalten und zu denen er mir ſchon die Einleitung mitgetheilt. Wechſelſeitig tauſchte man Anſicht und Verſuche; einen ältern Aufſatz über Prismen in Verbindung mit Linſen, die man im bisherigen Vortrag zu falſchen Zwecken angewendet, überlieferte ich ihm und er dagegen regte mich an, die chromatiſchen Acten und Papiere nunmehr vollkommener und ſachgemäßer zu ordnen. Dieſes Alles geſchah im Herbſt und gab mir nicht wenig Beruhigung.

Ein entoptiſcher Apparat war für Berlin eingerichtet und fortgeſendet, indeſſen die einfachen, entoptiſchen Gläſer mit ſchwarzen Glasſpiegeln auf einen neuen Weg leiteten, die Entdeckungen vermehrten, die Anſicht erweiterten und ſodann zu der entoptiſchen Eigenſchaft des ſchmelzenden Eiſes Gelegenheit gaben.

Die Farben-Tabelle wurde revidirt und abgedruckt; ein höchſt ſorgfältiges Inſtrument, die Phänomene der Licht-Polariſation nach Franzöſiſchen Grundſätzen ſehen zu laſſen, ward bei mir aufgeſtellt und ich hatte Gelegenheit, deſſen Bau und Leiſtung vollkommen kennen zu lernen.

In der Zoologie förderte mich Carus's Urwirbel, nicht weniger eine Tabelle, in welcher die Filiation ſämmtlicher Wirbelverwandlungen anſchaulich verzeichnet war. Hier empfing ich nun erſt den Lohn für meine frühern allgemeinen Bemühungen, indem ich die von mir nur geahnete Ausführung bis in's Einzelne vor Augen ſah. Ein Gleiches ward mir, indem ich D'Alton's frühere Arbeit über die Pferde wieder durchnahm, und ſodann durch Deſſen Pachyderme und Raubthiere belehrt und erfreut wurde.

Der hinter dem Ettersberg im Torfbruche gefundene Urſtier beſchäftigte mich eine Zeit lang. Er ward in Jena aufgeſtellt, möglichſt reſtaurirt und zu einem Ganzen verbunden. Dadurch kam ich wieder mit einem alten Wohlwollenden in Berührung, Herrn Dr. Körte, der mir bei dieſer Gelegenheit manches Angenehme erwies.

Heinroth's Anthropologie gab mir Aufſchlüſſe über meine Verfahrungsart in Naturbetrachtungen, als ich eben bemüht war, mein naturwiſſenſchaftliches Heft zu Stande zu bringen.

Herr Parkinſon beſuchte uns und gewährte einen entſchiedenen Begriff von merkwürdiger Perſönlichkeit und unerhörter Anſtrengung und Aufopferung.

Indem ich zu meiner eigenen Aufklärung Kun-

kel's Glasmacherkunſt, die ich bisher in düſterm Vorurtheil und ohne wahre Schätzung betrachtet hatte, genauer zu kennen und anſchaulicher zu machen wünſchte, hatte ich manche Communication mit Herrn Dr. Döbereiner, welcher mir die neueſten Erfahrungen und Entdeckungen mittheilte. Gegen Ende des Jahrs kam er nach Weimar, um vor Sereniſſimo und einer gebildeten Geſellſchaft die wichtigen Verſuche galvaniſch-magnetiſcher wechſelſeitiger Einwirkung mit Augen ſehen zu laſſen und erklärende Bemerkungen anzuknüpfen, die bei kurz vorher erfreuendem Beſuche des Herrn Profeſſor Oerſtedt nur um deſto erwünſchter ſein mußten.

Was geſellige Mittheilungen betrifft, war dieſes Jahr unſerm Kreiſe gar wohl gerathen; zwei Tage der Woche waren beſtimmt, unſern gnädigſten Herrſchaften bei mir einiges Bedeutende vorzulegen und darüber die nöthigen Aufklärungen zu geben. Hierzu fand ſich denn jederzeit neuer Anlaß und die Mannigfaltigkeit war groß, indem Altes und Neues, Kunſtreiches und Wiſſenſchaftliches jederzeit wohl aufgenommen wurde.

Jeden Abend fand ſich ein engerer Kreis bei mir zuſammen, unterrichtete Perſonen beiderlei Geſchlechts; damit aber auch der Antheil ſich erweitere, ſetzte man den Dinstag feſt, wo man ſicher war, eine gute Geſellſchaft an dem Thee-Tiſch zuſammen zu ſehen; auch vorzügliche, Geiſt und Herz erquickende Muſik ward von Zeit zu Zeit vernommen. Gebildete Engländer nahmen an dieſen Unterhaltungen Theil; und da ich außerdem gegen Mittag gewöhnlich Fremde auf kurze Zeit gern annahm, ſo blieb ich zwar auf mein Haus eingeſchränkt, doch immer mit der Außenwelt in Berührung, vielleicht inniger und gründlicher, als wenn ich mich nach außen bewegt und zerſtreut hätte.

Ein junger Bibliothek- und Archivs-Verwandter macht ein Repertorium über meine ſämmtlichen Werke und ungedruckten Schriften, nachdem er Alles ſortirt und geordnet hatte.

Bei dieſer Gelegenheit fand ſich auch ein vorläufiger Verſuch, die Chronik meines Lebens zu redigiren, der bisher vermißt war, wodurch ich mich ganz beſonders gefördert ſah. Ich ſetzte gleich darauf mit neuer Luſt die Arbeit fort, durch weitere Ausführung des Einzelnen.

Van Bren aus Antwerpen ſendete ſeine Hefte zur Lehre der Zeichenkunſt. Tiſchbein's Homer VII. Stück kam an. Die große Maſſe lithographiſcher Zeichnungen von Stirner und Piloti ſonderte ich nach Schulen und Meiſtern, wodurch denn die Sammlung zuerſt wahrhaften Werth gewann. Steindrücke von allen Seiten dauerten fort und brachten manches gute Bild zu unſerer Kenntniß. Einem Freund zu Liebe erklärte ich ein Paar problematiſche Kupfer, Polidor's Manna und ein Tizianiſches Blatt, Landſchaft, St. Georg, mit dem Drachen und der angefeſſelten Schönheit; Mantegna's Triumph-Zug ward fernerweit redigirt.

Maler Kolbe von Düſſeldorf ſtellte hier einige Arbeiten aus und vollendete verſchiedene Portraite; man freute ſich, dieſen wackern Mann, den man ſchon ſeit den Weimar'ſchen Kunſtausſtellungen gekannt, nunmehr perſönlich zu ſchätzen und ſich ſeines Talents zu freuen. Gräfin Julie Egloffſtein machte bedeutende Vorſchritte in der Kunſt. Ich ließ die Radirungen nach meinen Skizzen austuſchen und ausmalen, um ſie an Freunde zu überlaſſen.

Meyer's Kunſtgeſchichte ward ſchließlich mundirt und dem Druck angenähert. Dr. Carus gab einen ſehr wohlgedachten und wohlgefühlten Aufſatz über Landſchaftsmalerei in dem ſchönen Sinne ſeiner eigenen Productionen.

J. W. v. Goethe's
sämmtliche Werke.

Wohlfeile Volksausgabe.

Vollständig in zwölf Bänden.

Mit
Kupfern, dem lithographirten Bildniſſe des Verfaſſers, critiſchen Ueberſichten und erläuternden Anmerkungen zu jedem Band;
ſowie
Goethe's Briefwechſel
mit Schiller, Lavater, Zelter u. ſ. w. im Auszuge enthaltend.

Neunter Band.

Enthält:
Schriften über Kunſt.

im Verlag vom Litteratur-Comptoir.

1837.

g
41 i.

Bibliothek der
Goethegesellschaft.

Schriften über Kunſt.

Winckelmann.

Vorrede.

Die in Weimar verbündeten und mehrere Jahre zuſammenlebenden Kunſtfreunde dürfen ihres Verhältniſſes zu dem größern Publicum wohl erwähnen, indem ſie, worauf doch zuletzt Alles ankommt, ſich immer in gleichem Sinn und nach gleichen, wohl errathenen Grundſätzen äußert. Nicht daß ſie, auf gewiſſe Verſtellungsarten beſchränkt, hartnäckig einerlei Standpunct behauptet hätten, geſchehen ſie vielmehr gern, durch mannigfaltige Mittheilung gelernt zu haben; wie ſie denn auch gegenwärtig mit Vergnügen gewahr werden, daß ihre Bildung ſich an die in Deutſchland immer allgemeiner werdende höhere Bildung mehr und mehr anſchließt.

Sie erinnern mit einem heitern Bewußtſein an die Propyläen, an die nunmehr ſchon ſechs Ausſtellungen commentirenden Programme, an manche Aeußerungen in der Jena'ſchen Litteratur-Zeitung, an die Bearbeitung der Cellini'ſchen Lebensbeſchreibung.

Wenn dieſe Schriften nicht zuſammen gedruckt und gebunden ſind, wenn ſie nicht Theile eines einzigen Werkes ausmachen, ſo ſind ſie doch aus eben demſelben Geiſte hervorgegangen. Sie haben auf das Ganze gewirkt, wie uns zwar langſam, aber doch erfreulich genug, nach und nach bekannt geworden, ſo daß wir eines mannigfaltig erfahrnen Undanks, eines kalten und ſchweigenden Gegenwirkens wohl kaum gedenken dürfen.

Unmittelbar ſchließt ſich vorliegendes Werk an die übrigen Arbeiten an und wir erwähnen von ſeinem Inhalt hier nur das Nothwendigſte.

Entwurf einer Geſchichte der Kunſt des achtzehnten Jahrhunderts.

Für den Künſtler wie für den Menſchen iſt eine geſchichtliche Anſicht verwandter Zuſtände zu ſchnellerer Bildung höchſt vortheilhaft. Jeder einzelne Menſch, beſonders der tüchtige, kommt ſich früher viel zu bedeutend vor, und ſo nimmt er auch, im Vertrauen auf ſelbſtändige Kraft, viel zu geſchwind für dieſe oder jene Maxime Partei, handelt und arbeitet auf dem eingeſchlagenen Wege mit Lebhaftigkeit vor ſich hin, und wenn er zuletzt ſeine Einſeitigkeit, ſeinen Irrthum einſehen lernt, ſo wechſelt er eben ſo heftig, exercirt eine andere, vielleicht eben ſo fehlerhafte Richtung und hält ſich an einen eben ſo mangelhaften Grundſatz. Nur erſt ſpät wird er ſeine Geſchichte gewahr und lernt einſehen, wie viel weiter ihn eine thätige Bildung nach einem gegebenen Leitfaden hätte führen können.

Wenn der Kenner ſeine Einſicht bloß der Geſchichte verdankt; wenn ſie den Körper zu den Ideen hergibt, aus welchen die Kunſt entſpringt: ſo iſt auch die Geſchichte der Kunſt für den jungen Künſtler von der größten Bedeutung, nur müßte er nicht in ihr etwa nur trübe, leidenſchaftlich zu ergreifende Vorbilder, ſondern ſich ſelbſt auf ſeinem Standpunct, in ſeiner Beſchränkung gleichſinnig gewahr werden. Aber leider iſt ſelbſt das kaum Vergangene für den Menſchen ſelten belehrend, ohne daß man ihn deßhalb anklagen kann. Denn indem wir die Irrthümer unſerer Vorfahren einſehen lernen, ſo hat die Zeit ſchon wieder neue Irrthümer erzeugt, die uns unbemerkt umfließen und woven die Darſtellung dem künftigen Geſchichtſchreiber, ebenfalls ohne Vortheil für ſeine Gegenwart, überlaſſen bleibt.

Doch wer mag ſolchen trübſinnigen Betrachtungen nachhängen und nicht lieber ſich beſtreben, die Klarheit der Anſichten in ſeinem Fache nach Möglichkeit zu verbreiten? Dieß machte ſich der Verfaſſer jenes Entwurfs zur Pflicht, deſſen Schwierigkeit die Kenner einſehen, deſſen Mängel ſie bemerken, deſſen Unvollſtändigkeit ſie nachholen und dadurch die Möglichkeit verbreiten mögen, daß aus dieſem Entwurf künftig ein Werk entſtehen könne.

Winckelmann's Briefe an Bunau.

Briefe gehören unter die wichtigſten Denkmäler, die der einzelne Menſch hinterlaſſen kann. Lebhafte Perſonen ſtellen ſich ſchon bei ihren Selbſtgeſprächen manchmal einen abweſenden Freund als gegenwärtig vor, dem ſie ihre innerſten Aeußerungen mittheilen, und ſo iſt auch der Brief eine Art von Selbſtgeſpräch; denn oft wird ein Freund, an den man ſchreibt, mehr der Anlaß als der Gegenſtand des Briefes. Was uns freut oder ſchmerzt, drückt oder beſchäftigt,

Erſt kam deine Liebeswuth übergefloſſen,
Wie vom geſchmolznen Schnee ein Bächlein
überſteigt;
Du haſt ſie ihr in's Herz gegoſſen,
Nun iſt dein Bächlein wieder ſeicht.
Mich dünkt, anſtatt in Wäldern zu thronen,
Ließ es dem großen Herren gut,
Das arme affenjunge Blut
Für ſeine Liebe zu belohnen.
Die Zeit wird ihr erbärmlich lang;
Sie ſteht am Fenſter, ſieht die Wolken ziehn
Über die alte Stadtmauer hin.
Wenn ich ein Vöglein wär'! So geht ihr Ge-
ſang
Taglang, halbe Nächte lang.
Einmal iſt ſie munter, meiſt betrübt,
Einmal recht ausgeweint,
Dann wieder ruhig, wie's ſcheint,
Und immer verliebt.

Fauſt.

Schlange! Schlange!

löst sich von dem Herzen los, und als dauernde Spuren eines Daseins, einer Zustandes sind solche Blätter für die Nachwelt immer wichtiger, je mehr dem Schreibenden nur der Augenblick vorschwebte, je weniger ihm eine Folgezeit in den Sinn kam. Die Winckelmann'schen Briefe haben manchmal diesen wünschenswerthen Character.

Wenn dieser treffliche Mann, der sich in der Einsamkeit gebildet hatte, in Gesellschaft zurückhaltend, im Leben und Handeln ernst und bedächtig war: so fühlte er vor dem Briefblatt seine ganze natürliche Freiheit und stellte sich öfters ohne Bedenken dar, wie er sich fühlte. Man sieht ihn besorgt, beängstet, verworren, zweifelnd und zaudernd, bald aber heiter, aufgeweckt, zutraulich, kühn, verwegen, losgebunden bis zum Cynismus, durchaus aber als einen Mann von gehaltenem Character, der auf sich selbst vertraut, der, obgleich die äußern Umstände seiner Einbildungskraft so mancherlei Wählbares vorlegen, doch meistens den besten Weg ergreift, bis auf den letzten ungeduldigen, unglücklichen Schritt, der ihm das Leben kostete.

Seine Briefe haben, bei den allgemeinen Grundzügen von Redlichkeit und Derbheit, je nachdem sie an verschiedene Personen gerichtet sind, einen verschiedenen Character, welches immer der Fall ist, wenn ein geistreicher Briefsteller sich Diejenigen vergegenwärtigt, zu denen er in die Entfernung spricht, und also eben so wenig als in der Nähe das Gehörige und Passende vernachlässigen kann.

So sind, um nur einiger größern Sammlungen Winckelmann'scher Briefe zu gedenken, die an Stosch geschriebenen für uns herrliche Documente eines redlichen Zusammenwirkens mit einem Freund zum bestimmten Zwecke, Zeugnisse von großer Behutsamkeit in einem schweren, ohne genugsame Vorbereitung leichtsinnig übernommenen, mit Muth glücklich durchgeführten Geschäft, durchwebt mit den lebhaftesten litterarischen, politischen Societäts-Neuigkeiten, ein köstliches Lebensbild, noch interessanter, wenn sie ganz und unverstümmelt hätten gedruckt werden können. Schön ist auch die Freimüthigkeit selbst in leidenschaftlich mißbilligenden Aeußerungen gegen einen Freund, dem der Briefsteller durchaus so viel Achtung als Liebe, so viel Dank als Neigung zu bezeigen nicht müde wird.

Das Gefühl von eigener Superiorität und Würde, verbunden mit ächter Hochschätzung Anderer, der Ausdruck von Freundschaft, Freundlichkeit, Muthwille und Neckerei, wodurch sich die Briefe an die Schweizer characterisiren, machen diese Sammlung äußerst interessant und liebenswerth, wobei sie zugleich genugsam unterrichtend ist, obgleich Winckelmann's Briefe im Ganzen nicht unterrichtend genannt werden können.

Die ersten Briefe an den Grafen Bünau in der schätzbaren Dahlen'schen Sammlung zeugen von einem niedergedrückten, in sich selbst befangenen Gemüthe, das an einen so hohen Gönner kaum hinaufzublicken wagt. Jenes merkwürdige Schreiben, worin Winckelmann seine Religionsänderung ankündigt, ist ein wahres Salimathiat, ein unglücklicher, verworrener Aufsatz.

Aber um jene Epoche bezeichnend, selbst unmittelbar anschaulich zu machen, dient nunmehr die erste Hälfte unserer Briefsammlung. Sie sind zum Theil aus Nöthenitz, zum Theil aus Dresden an einen innig vertrauten Freund und Cameraden gerichtet. Der Briefsteller zeigt sich mit seinen dringenden, unüberwindlichen Wünschen in dem peinlichen Zustande auf dem Wege zu einem entfernten, neuen, mit Ueberzeugung gesuchten Glück.

Die andere Hälfte ist aus Italien geschrieben. Sie behalten ihren derben, losgebundenen Character, doch schwebt über ihnen die Heiterkeit jenes Himmels, und ein lebhaftes Entzücken an dem erreichten Ziele belebt sie. Ueberdieß geben sie, verglichen mit andern schon bekannten gleichzeitigen, eine vollständigere Anschauung seiner ganzen Lage.

Die Wichtigkeit dieser Sammlung, vielleicht mehr für Menschenkenntniß als für Litteratur, zu fühlen und zu beurtheilen, überlassen wir empfänglichen Gemüthern und einsichtigen Geistern, und sagen Einiges über den Mann, an den sie geschrieben sind, wie es uns mitgetheilt worden, hinzu.

Hieronimus Dietrich Berendis, geboren zu Seehausen in der Altmark im Jahre 1720, studirte zu Halle die Rechte und war nach seiner academischen Zeit einige Jahre Auditeur bei dem königlich Preußischen Regiment Husaren, die der Farbe nach gewöhnlich die schwarzen, aber nach ihrem damaligen Chef eigentlich von Ruesch genannt wurden. Er setzte, sobald er jenes rohe Leben verlassen hatte, seine Studien eine Zeitlang in Berlin fort. Bei einem Aufenthalte zu Seehausen fand er Winckelmann, mit dem er sich freundschaftlich verband und später durch dessen Empfehlung bei dem jüngsten Grafen Bünau als Hofmeister angestellt wurde. Er führte denselben nach Braunschweig, wo sie das Carolinum benutzten. Da der Graf nachher in Französische Dienste trat, brachte dessen Vater, damals Weimar'scher Minister, unsern Berendis in gedachte fürstliche Dienste, wo er zuerst als Kriegsrath, nachher als Kammerrath und als Chatulier bei der Herzogin Frau Mutter stand. Er starb 1783 am 26. October zu Weimar.

Schilderung Winckelmann's.

Wenn man dem würdigsten Staatsdiener gewöhnlich nur ein Mal zu Grabe läutet, er mag sich übrigens auch so sehr um Land und Stadt, im Großen oder Kleinen, verdient gemacht haben: so finden sich dagegen gewisse Personen, die durch Stiftungen sich dergestalt empfehlen, daß ihnen Jahresfeste gefeiert werden, an denen der immerwährende Genuß ihrer Milde gepriesen wird.

In diesem Sinne haben wir alle Ursache, das Andenken solcher Männer, deren Geist uns unerschöpfliche Stiftungen bereitet, auch von Zeit zu Zeit wieder zu feiern und ihnen ein wohlgemeintes Opfer darzubringen.

Von dieser Seite betrachte man das Wenige, was gleichdenkende Freunde als Zeugniß ihrer Gesinnungen, nicht als Darstellung seiner Verdienste, an dem Feste darbringen, welches bei Gelegenheit der gefundenen und hier aufgestellten Briefe von allen schönen Seelen und allen Geistern höherer Bildung gewiß gefeiert wird.

Vorwort.

Die nachstehenden Aufsätze, von drei Freunden verfaßt, welche sich in ihrer Gesinnung über die Kunst im Allgemeinen sowohl als über die Verdienste Winckelmann's glücklich begegnen, sollten einem Aufsatz über diesen merkwürdigen Mann zum Grunde liegen und zum Stoff einer Arbeit dienen, die zugleich das Verdienst der Mannigfaltigkeit und der Einheit hätte.

Wie aber im Leben gar mancher Unternehmung vielerlei Hindernisse im Wege stehen, welche kaum erlauben, den möglichen Stoff zu sammeln, geschweige demselben die gewünschte Form zu geben: so erscheint auch hier nur die Hälfte des entworfenen Ganzen.

Welt jedoch in gegenwärtigem Falle die Hälfte vielleicht mehr als das Ganze geschätzt werden dürfte, indem der Leser durch Betrachtung dreier individueller Ansichten desselben Gegenstandes mehr gereizt und zu eigener Herstellung dieses bedeutenden Lebens und Charakters aufgefordert wird, welche mit Beihülfe der ältern und neuern Hülfsmittel bequem gelingen möchte: so glauben wir, Dank zu verdienen, wenn wir, anstatt auf spätere Gelegenheit zu hoffen und eine künftige Ausführung zu versprechen, nach Winckelmann's eigner frischen Weise, eben Das, was gerade bereit ist, wenn es auch nicht fertig wäre, freundlich hingeben, damit es nach seiner Art in den großen Umkreis des Lebens und der Bildung gleich mitwirke.

I.

Einleitung.

Das Andenken merkwürdiger Menschen, sowie die Gegenwart bedeutender Kunstwerke, regt von Zeit zu Zeit den Geist der Betrachtung auf. Beide stehen da als Vermächtnisse für jede Generation, in Thaten und Nachruhm jene, diese wirklich erhalten als unaussprechliche Wesen. Jeder Einsichtige weiß recht gut, daß nur das Anschauen ihres besondern Ganzen einen wahren Werth hätte, und doch versucht man immer auf's Neue, durch Aeußerlichkeiten und Wort ihnen Etwas abzugewinnen.

Hierzu werden wir besonders aufgereizt, wenn etwas Neues entdeckt und bekannt wird, das auf solche Gegenstände Bezug hat; und so wird man unsere erneuerte Betrachtung über Winckelmann, seinen Character und sein Geleistetes in dem Augenblicke schicklich finden, da die eben jetzt herausgegebenen Briefe über seine Denkweise und Zustände ein lebhafteres Licht verbreiten.

Entwurf.

Wenn die Natur gewöhnlichen Menschen die köstliche Mitgift nicht versagt, ich meine jenen lebhaften Trieb, von Kindheit an die äußere Welt mit Lust zu ergreifen, sie kennen zu lernen, sich mit ihr in Verhältniß zu setzen, mit ihr verbunden ein Ganzes zu bilden: so haben vorzügliche Geister öfters die Eigenheit, eine Art von Scheu vor dem wirklichen Leben zu empfinden, sich in sich selbst zurückzuziehen, in sich selbst eine eigene Welt zu erschaffen, und auf viele Weise das Vortrefflichste nach Innen bezüglich zu leisten.

Findet sich hingegen in besonders begabten Menschen jenes gemeinsame Bedürfniß, eifrig zu Allem, was die Natur in sie gelegt hat, auch in der äußern Welt die antwortenden Gegenbilder zu suchen und dadurch das Innere völlig zum Ganzen und Gewissen zu steigern: so kann man versichert sein, daß auch so ein für Welt und Nachwelt höchst erfreuliches Dasein sich ausbilden werde.

Unser Winckelmann war von dieser Art. In ihn hatte die Natur gelegt, was den Mann macht und ziert. Dagegen verwendete er sein ganzes Leben, ein ihm Gemäßes, Treffliches und Würdiges im Menschen und in der Kunst, die sich verzüglich mit dem Menschen beschäftigt, aufzusuchen.

Eine niedrige Kindheit, unmündlicher Unterricht in der Jugend, zerrissene, zerstreute Studien im Jünglingsalter, der Druck eines Schulamtes und was in einer solchen Laufbahn Aengstliches und Beschwerliches entspringen wird,

hatte er mit vielen Andern geduldet. Er war dreißig Jahre alt geworden, ohne irgend eine Gunst des Schicksals genossen zu haben; aber in ihm selbst lagen die Keime eines wünschenswerthen und möglichen Glücks.

Wir finden schon in diesen seinen traurigen Zeiten die Spur jener Forderung, sich von den Zuständen der Welt mit eigenen Augen zu überzeugen, zwar dunkel und verworren, doch entschieden genug ausgesprochen. Einige nicht genugsam überlegte Versuche, fremde Länder zu sehen, mißglückten ihm. Er träumte sich eine Reise nach Lappen; er begab sich auf den Weg nach Frankreich; unvorhergesehene Hindernisse wiesen ihn zurück. Besser geleitet von seinem Genius, ergriff er endlich die Idee, sich nach Rom durchzudrängen. Er fühlte, wie sehr ihm ein solcher Aufenthalt gemäß sei. Dieß war kein Einfall, kein Gedanke mehr, es war ein entschiedener Plan, dem er mit Klugheit und Festigkeit entgegen ging.

Antike.

Der Mensch vermag gar Manches durch zweckmäßigen Gebrauch einzelner Kräfte; er vermag das Außerordentliche durch Verbindung mehrerer Fähigkeiten; aber das Einzige, ganz Unerwartete leistet er nur, wenn sich die sämmtlichen Eigenschaften gleichmäßig in ihm vereinigen. Das Letzte war das glückliche Loos der Alten, besonders der Griechen in ihrer besten Zeit; auf die beiden Ersten sind wir Neuern vom Schicksal angewiesen.

Wenn die gesunde Natur des Menschen als ein Ganzes wirkt, wenn er sich in der Welt als in einem großen, schönen, würdigen und werthen Ganzen fühlt, wenn das harmonische Behagen ihm ein reines, freies Entzücken gewähret: dann würde das Weltall, wenn es sich selbst empfinden könnte, als an sein Ziel gelangt, aufjauchzen und den Gipfel des eigenen Werdens und Wesens bewundern. Denn wozu dient all der Umkreis von Sonnen und Planeten und Monden, von Sternen und Milchstraßen, von Cometen und Nebelflecken, von gewordenen und werdenden Welten, wenn sich nicht zuletzt ein einzelner Mensch unbewußt seines Daseins erfreut?

Wirft sich der Neuere, wie es uns eben jetzt ergangen, fast bei jeder Betrachtung in's Unendliche, um zuletzt, wenn es ihm glückt, auf einen beschränkten Punkt wieder zurückzukehren: so fühlten die Alten, ohne weiteren Umweg, sogleich ihre einzige Behaglichkeit innerhalb der sichtlichen Grenzen der schönen Welt. Hierher waren sie gesetzt, hierzu berufen, hier fand ihre thätige Kraft, ihre Leidenschaft Gegenstand und Nahrung.

Warum sind ihre Dichter und Geschichtschreiber die Bewunderung des Einsichtigen, die Verzweiflung des Nacheifernden, als weil jene handelnden Personen, die aufgeführt werden, an ihrem eigenen Selbst, an dem engen Kreise ihres Vaterlandes, an der bezeichneten Dauer des eigenen sowohl als des mitbürgerlichen Lebens einen so vielen Antheil nahmen, mit allem Sinn, aller Neigung, aller Kraft auf die Gegenwart wirkten; daher es einem gleichgesinnten Darsteller nicht schwer fallen konnte, eine solche Gegenwart zu verewigen.

Das, was geschah, hatte für sie den einzigen Werth, sowie für uns nur Dasjenige, was gedacht oder empfunden werden, einigen Werth zu gewinnen scheint.

Nach einerlei Weise lebte der Dichter in seiner Einbildungskraft, der Geschichtschreiber in der politischen, der Forscher in der natürlichen Welt. Alle hielten sich am Nächsten, Wahren, Wirklichen fest, und selbst ihre Phantasie-Bilder haben Knochen und Mark. Der Mensch und das Menschliche wurden am Werthesten geachtet und alle seine innern, seine äußern Verhältnisse zur Welt mit so großem Sinne dargestellt als angeschaut. Noch fand sich das Gefühl, die Betrachtung nicht zerstückelt, noch war jene kaum heilbare Trennung in der gesunden Menschenkraft nicht vorgegangen.

Aber nicht allein das Glück zu genießen, sondern auch das Unglück zu ertragen, waren jene Naturen höchlich geeignet; denn wie die gesunde Faser dem Uebel widersteht und bei jedem krankhaften Anfalle sich eilig wieder herstellt: so vermag der Jenen eigene gesunde Sinn, sich gegen innern und äußern Unfall geschwind und leicht wieder herzustellen. Eine solche antike Natur war, insofern man es nur von einem unserer Zeitgenossen behaupten kann, in Winckelmann wieder erschienen, die gleich Anfangs ihr angeborenes Vorbehalt ablegte, daß sie durch dreißig Jahre Niedrigkeit, Unbehagen und Kummer nicht gehindert, nicht aus dem Wege gerückt, nicht abgehalten werden konnte. Sobald er nur zu einer ihm gemäßen Freiheit gelangte, erscheint er ganz und abgeschlossen, völlig im antiken Sinne. Angewiesen auf Thätigkeit, Genuß und Entbehrung, Freude und Leid, Besitz und Verlust, Erhebung und Erniedrigung, und in solchem seltsamen Wechsel immer mit dem schönen Boden zufrieden, auf dem uns ein so veränderliches Schicksal heimsucht.

Hatte er nun im Leben einen wirklich altertümlichen Geist, so blieb ihm derselbe auch in seinen Studien getreu. Doch wenn bei Behandlung der Wissenschaften im Großen und Breiten die Alten sich schon in einer gewissen scheinbaren Lage befanden, indem zu Erfassung der mannig-

ſattigen, außermenſchlichen Gegenſtände eine Zertheilung der Kräfte und Fähigkeiten, eine Zerſtückelung der Einheit faſt unvertilgbar iſt: ſo hat ein Neuerer im ähnlichen Falle ein noch gewagteres Spiel, indem er bei der einzelnen Ausarbeitung des mannigfaltigen Widrigen ſich zu zerſtreuen, in zuſammenhängenden Kenntniſſen ſich zu verlieren in Gefahr kömmt, ohne, wie es den Alten glückte, das Unzulängliche durch das Vollſtändige ſeiner Perſönlichkeit zu vergüten.

So vielfach Winckelmann auch in dem Widrigen und Wiſſenswerthen herumſchweifte, theils durch Luſt und Liebe, theils durch Nothwendigkeit geleitet: ſo kam er doch früher oder ſpäter immer zum Alterthum, beſonders zum Griechiſchen, zurück, mit dem er ſich ſo nahe verwandt fühlte und mit dem er ſich in ſeinen beſten Tagen ſo glücklich vereinigen ſollte.

Heidniſches.

Jene Schilderung des elterthümlichen, auf dieſe Welt und ihre Güter angewieſenen Sinnes führt uns unmittelbar zur Betrachtung, daß dergleichen Vorzüge nur mit einem heidniſchen Sinne vereinbar ſeien. Jenes Vertrauen auf ſich ſelbſt, jenes Wirken in der Gegenwart, die reine Verehrung der Götter als Urheberen, die Bewunderung derſelben gleichſam nur als Kunſtwerke, die Ergebenheit in ein übermächtiges Schickſal, die in dem hohen Werthe des Ruhmes ſelbſt wieder auf dieſe Welt angewieſene Zukunft gehören ſo nothwendig zuſammen, machen ſich ein unzertrennliches Ganze, bilden ſich zu einem von der Natur ſelbſt beſtändigten Zuſtand des menſchlichen Weſens, daß wir in dem höchſten Augenblicke des Genuſſes, wie in dem tiefſten der Aufopferung, zu des Untergangs einer unverwüſtlichen Geſundheit erwahr werden.

Dieſer heidniſche Sinn leuchtet aus Winckelmann's Handlungen und Schriften hervor und ſpricht ſich beſonders in ſeinen früheren Briefen aus, wo er ſich noch im Conflict mit neuern Religionsvorſtellungen abarbeitet. Dieſe ſeine Denkweiſe, dieſe Entfernung von aller chriſtlichen Sinnesart, zu ſeinen Widerwillen dagegen muß man im Auge haben, wenn man ſeine ſogenannte Religionsveränderung beurtheilen will. Diejenigen Parteien, in welche ſich die chriſtliche Welt theilt, waren ihm völlig gleichgiltig, indem er, ſeiner Natur nach, niemals zu einer der Klaſſen gehörte, welche ſich ihr ſubordinieren.

Freundſchaft.

Waren jedoch die Alten, ſowie wir von ihnen rühmen, wahrhaft ganze Menſchen, ſo mußten ſie, indem ſie ſich ſelbſt und die Welt behaglich empfanden, die Verbindungen menſchlicher Weſen in ihrem ganzen Umfange kennen lernen; ſie durften jenes Entzückens nicht ermangeln, das aus der Verbindung ähnlicher Naturen hervorſpringt.

Auch hier zeigt ſich ein merkwürdiger Unterſchied alter und neuer Zeit. Das Verhältniß zu den Frauen, das bei uns ſo zart und geiſtig geworden, erhob ſich kaum über die Grenze des gemeinſten Bedürfniſſes. Das Verhältniß der Eltern zu den Kindern ſcheint einiger Maßen zarter geweſen zu ſein. Statt aller Empfindungen aber galt ihnen die Freundſchaft unter Perſonen männlichen Geſchlechts, obgleich auch Chloris und Thyia auch im Hades als Freundinnen unzertrennlich ſind.

Die leidenſchaftliche Erfüllung ſittlicher Pflichten, die Wonne der Unzertrennlichkeit, die Hingebung Eines für den Andern, die ausgeſprochene Beſtimmung für das ganze Leben, die nothwendige Begleitung in den Tod ſehen uns bei Verbindung zweier Jünglinge in Erſtaunen, ja man ſchämt ſich beſchämt, wenn uns Dichter, Geſchichtſchreiber, Philoſophen, Redner mit Fabeln, Ereigniſſen, Gründen, Geſinnungen ſolchen Inhaltes und Gehaltes überhäufen.

Zu einer Freundſchaft dieſer Art fühlte Winckelmann ſich geboren, derſelben nicht allein ſich fähig, ſondern auch im höchſten Grade bedürftig; er empfand ſein eigenes Selbſt nur unter der Form der Freundſchaft; er erkannte ſich nur unter dem Bilde des durch einen Dritten zu vollendenden Ganzen. Frühe ſchon legte er dieſer Idee einen vielleicht unwürdigen Gegenſtand unter; er widmete ſich ihm, für ihn zu leben und zu leiden; für denſelben fand er ſelbſt in ſeiner Armuth Mittel, reich zu ſein, zu geben, aufzuopfern; ja er zweifelt nicht, ſein Daſein, ſein Leben zu verpfänden. Hier iſt es, wo ſich Winckelmann, ſelbſt mitten in Druck und Noth, groß, reich, freigebig und glücklich fühlt, weil er Dem Etwas leiſten kann, den er über Alles liebt, ja dem er ſogar, als höchſte Aufopferung, Undankbarkeit zu verzeihen hat.

Wie auch die Zeiten und Zuſtände wechſeln, ſo bildet Winckelmann alles Würdige, was ihm naht, nach dieſer Urform zu ſeinem Freund um, und wenn ihm gleich Manches von dieſen Gebilden leicht und bald verunſchwindet: ſo erwirbt ihm doch dieſe ſchöne Geſinnung das Herz manches Trefflichen, und er hat das Glück, mit den Beſten ſeines Jahrhunderts und Kreiſes in den ſchönſten Verhältniſſe zu ſtehen.

Schönheit.

Wenn aber jenes tiefe Freundſchaftsbedürfniß ſich eigentlich ſeinen Gegenſtand erſchafft

und ausbildet, so würde dem alterthümlich Gesinnten dadurch nur ein einseitiges, ein sittliches Weh zugefügt, die äußere Welt würde ihm wenig leisten, wenn nicht ein verwandtes, gleiches Bedürfniß und ein befriedigender Gegenstand desselben glücklich hervorträte: wir meinen die Forderung des sinnlich Schönen und das sinnlich Schöne selbst; denn das letzte Product der sich immer folgenden Natur ist der schöne Mensch. Zwar kann sie ihn nur selten hervorbringen, weil ihren Ideen gar viele Bedingungen widerstreben, und selbst ihrer Allmacht ist es unmöglich, lange im Vollkommnen zu verweilen und dem hervorgebrachten Schönen eine Dauer zu geben. Denn genau genommen kann man sagen, es sei nur ein Augenblick, in welchem der schöne Mensch schön sei.

Dagegen tritt nun die Kunst ein; denn indem der Mensch auf den Gipfel der Natur gebracht ist, so sieht er sich wieder als eine ganze Natur an, die in sich abermals einen Gipfel hervorzubringen hat. Dazu steigert er sich, indem er sich mit allen Vollkommenheiten und Tugenden durchdringt, Wahl, Ordnung, Harmonie und Bedeutung aufruft und sich endlich bis zur Production des Kunstwerkes erhebt, das neben seinen übrigen Thaten und Werken einen glänzenden Platz einnimmt. Ist es einmal hervorgebracht, steht es in seiner ächten Wirklichkeit vor der Welt, so bringt es eine dauernde Wirkung, es bringt die höchste hervor; denn indem es aus den gesammten Kräften sich geistig entwickelt, so nimmt es alles Herrliche, Verehrungs- und Liebenswürdige in sich auf und erhebt, indem es die menschliche Gestalt belebt, den Menschen über sich selbst, schließt seinen Lebens- und Thatenkreis auf und vergöttert ihn für die Gegenwart, in der das Vergangene und Künftige begriffen ist. Von solchen Gesichten wurden Die ergriffen, die den Olympischen Jupiter erblickten, wie wir aus den Beschreibungen, Nachrichten und Zeugnissen der Alten uns entwickeln können. Der Gott war zum Menschen geworden, um den Menschen zum Gott zu erheben. Man erblickte die höchste Würde und ward für die höchste Schönheit begeistert. In diesem Sinne kann man wohl jenen Alten Recht geben, welche mit völliger Ueberzeugung aussprachen: es sei ein Unglück, zu sterben, ohne diesen Gott gesehen zu haben.

Für diese Schönheit war Winckelmann, seiner Natur nach, fähig, er ward sie in den Schriften der Alten zuerst gewahr; aber sie kam ihm aus den Werken der bildenden Kunst persönlich entgegen, aus denen wir sie erst kennen lernen, um sie an den Gebilden der lebendigen Natur gewahr zu werden und zu schätzen.

Indem nun beide Bedürfnisse der Freundschaft und der Schönheit zugleich an einem Gegenstande Nahrung, so schien das Glück und die Dankbarkeit des Menschen über alle Grenzen hinaus zu steigern, und Alles, was er besitzt, mag er so gern als schwache Zeugnisse seiner Anhänglichkeit und seiner Verehrung hingeben.

So finden wir Winckelmann oft in Verhältniß mit schönen Jünglingen, und niemals erscheint er belebter und liebenswürdiger, als in solchen oft nur flüchtigen Augenblicken.

Catholicismus.

Mit solchen Gesinnungen, mit solchen Bedürfnissen und Wünschen suchte Winckelmann lange Zeit fremden Zwecken. Nirgend um sich her sah er die mindeste Hoffnung zu Hülfe und Beistand.

Der Graf Bünau, der als Particulier nur ein bedeutendes Buch weniger hätte kaufen dürfen, um Winckelmann einen Weg nach Rom zu eröffnen, der als Minister Einfluß genug hatte, dem trefflichen Mann aus aller Verlegenheit zu helfen, mochte ihn wahrscheinlich als thätigen Diener nicht gern entbehren, oder hatte keinen Sinn für das große Verdienst, der Welt einen tüchtigen Mann zugeführt zu haben. Der Dresdener Hof, woher allenfalls eine hinlängliche Unterstützung zu hoffen war, bekannte sich zur Römischen Kirche, und kaum war ein anderer Weg, zu Gunst und Gnade zu gelangen, als durch Beichtväter und andere geistliche Personen.

Das Beispiel des Fürsten wirkt mächtig um sich her und fordert mit heimlicher Gewalt jeden Staatsbürger zu ähnlichen Handlungen auf, die in dem Kreise des Privatmannes irgend zu leisten sind, vorzüglich alle zu sittlichen. Die Religion des Fürsten bleibt in gewissem Sinne immer die herrschende, und die Römische Religion reift, gleich einem immer bewegten Strudel, die ruhig verbeigehende Welle an sich und in ihren Kreis.

Dabei mußte Winckelmann fühlen, daß man, um in Rom ein Römer zu sein, um sich innig mit dem dortigen Dasein zu verweben, einen gottesdienstlichen Umgangs zu gewissen, nothwendig zu jener Gemeinde sich bekennen, ihren Glauben zugeben, sich nach ihren Gebräuchen bequemen müsse. Und so zeigte der Erfolg, daß er ohne diesen frühern Entschluß seinen Zweck nicht vollständig erreicht hätte, und dieser Entschluß ward ihm dadurch gar sehr erleichtert, daß ihn, als einen gründlich gebornen Heiden, die protestantische Taufe zum Christen einzuweihen nicht vermögend gewesen.

Doch gelang ihm die Veränderung seines Zustandes nicht ohne heftigen Kampf. Wir kennen nach unserer Ueberzeugung, nach gewissen ab-

gewogenen Gründen endlich einen Entſchluß faſſen, der mit unſerm Wollen, Wünſchen und Bedürfen völlig harmonisch iſt, ja zur Erhaltung und Förderung unſerer Existenz unentbehrlich ſcheint, ſo daß wir mit uns völlig zur Einigkeit gelangen. Ein ſolcher Entſchluß aber kann mit der allgemeinen Denkweiſe, mit der Ueberzeugung vieler Menſchen im Widerſpruch ſtehen: dann beginnt ein neuer Streit, der zwar bei uns keine Unentſchiedenheit, aber eine Unbehaglichkeit erregt, einen ungeduldigen Verdruß, daß wir nach Außen hier und da Brüche haben, wo wir nach Innen eine ganze Zahl zu ſehen glauben.

Und ſo erſcheint auch Winckelmann bei ſeinem vorgehabten Schritt beſorgt, ängſtlich, kummervoll und in leidenſchaftlicher Bewegung, wenn er ſich die Wirkung dieſes Unternehmens, beſonders auf ſeinen erſten Gönner, den Grafen, bedenkt. Wie ſchön, tief und rechtlich ſind ſeine vertraulichen Aeußerungen über dieſen Punct!

Denn es bleibt freilich ein Jeder, der die Religion verändern, mit einer Art von Makel behaftet, von der es unmöglich ſcheint, ihn zu reinigen. Wir ſehen daraus, daß die Menſchen den beharrenden Willen über Alles zu ſchätzen wiſſen und um ſo mehr ſchätzen, als ſie ſämmtlich, in Parteien getheilt, ihre eigene Sicherheit und Dauer beſtändig im Auge haben. Hier iſt weder von Gefühl noch von Ueberzeugung die Rede. Anklammern ſoll man ſich, wo uns nicht das Geſchick als die Wahl hingeſtellt. Bei einem Volke, einer Stadt, einem Fürſten, einem Freunde, einem Weibe feſthalten, darauf Alles beziehen, deßhalb Alles wirken, Alles entbehren und leiden: Das wird geſchätzt; Abfall dagegen bleibt verhaßt, Wankelmuth wird lächerlich.

War Dieſes nun die eine ſchroffe, ſehr ernſte Seite, ſo läßt ſich die Sache auch von einer andern anſehn, von der man ſie heiterer und leichter nehmen kann. Gewiſſe Zuſtände des Menſchen, die wir keineswegs billigen, gewiſſe ſittliche Fehden an fremden Perſonen haben für unſere Phantaſie einen beſondern Reiz. Will man uns ein Gleichniß erlauben, ſo möchten wir ſagen: es iſt damit, wie mit dem Wildpret, das dem feinern Gaumen mit einer kleinen Andeutung von Fäulniß weit beſſer als friſch gebraten ſchmeckt. Eine geſchiedene Frau, ein Abenteurer machen auf uns einen beſonders reizenden Eindruck. Perſonen, die uns ſonſt vielleicht nur merkwürdig und liebenswürdig vorkämen, erſcheinen uns nun als wunderſam; und es iſt nicht zu läugnen, daß die Religionsveränderung Winckelmann's das Romantiſche ſeines Lebens und Weſens vor unſerer Einbildungskraft merklich erhöht.

Wer für Winckelmann ſelbſt hatte die katholiſche Religion nichts Anſtößiges. Er lieh in ihr bloß das Maskenkleid, das er umnahm, und drückt ſich darüber hart genug aus. Auch ſpäter ſcheint er an ihren Gebräuchen nicht genugſam feſtgehalten, ja vielleicht gar durch ſeine Reden ſich bei eifrigen Bekennern verdächtig gemacht zu haben; wenigſtens iſt hier und da eine kleine Furcht vor der Inquiſition ſichtbar.

Gewahrwerden Griechiſcher Kunſt.

Von allem Literariſchen, ja ſelbſt von dem Höchſten, was ſich mit Wort und Sprache beſchäftigt, von Poeſie und Rhetorik, zu den bildenden Künſten überzugehen, iſt ſchwer, ja faſt unmöglich; denn es liegt eine ungeheure Kluft dazwiſchen, über welche uns nur ein beſonders geeignetes Naturell hinüberhebt. Um zu beurtheilen, inwiefern Dieſes Winckelmann gelungen, liegen der Documente nunmehr genugſam vor uns.

Durch die Freude des Grafen ward er zuerſt zu den Kunſtſchätzen hingezogen; allein zu Benutzung, zu Beurtheilung derſelben bedurfte er noch der Künſtler als Mittelsperſonen, deren mehr oder weniger gültige Meinungen er aufzufaſſen, zu verfolgen und aufzufaſſen wußte, woraus denn ſeine noch in Dresden herausgegebene Schrift: „Ueber die Nachahmung der Griechiſchen Werke in der Malerei und Bildhauerkunſt", nebſt zwei Anhängen, entſtanden iſt.

So ſehr Winckelmann ſchon hier auf dem rechten Wege erſcheint; ſo köſtliche Grundſätzen dieſe Schriften auch enthalten; ſo richtig das letzte Ziel der Kunſt darin ſchon aufgefaßt iſt: ſo ſind ſie doch, ſowohl dem Styl als der Form nach, dergeſtalt barock und wunderlich, daß man ihnen wohl vergebens durchaus einen Sinn abzugewinnen ſuchen möchte, wenn man nicht von der Perſönlichkeit der damals in Sachſen verſammelten Kenner und Kunſtrichter, von ihren Fähigkeiten, Meinungen, Neigungen und Grillen näher unterrichtet iſt; weßhalb dieſe Schriften für die Nachkommenden ein verſchloſſenes Buch bleiben werden, wenn ſich nicht unterrichtete Liebhaber der Kunſt, die jenen Zeiten näher gelebt haben, bald entſchließen ſollten, eine Schilderung der damaligen Zuſtände, inſofern es noch möglich iſt, zu geben oder zu veranlaſſen.

Lippert, Hagedorn, Oeser, Dietrich, Heinecke, Oeſterreich ſtehen, wirken, befördern die Kunſt, Jeder auf ſeine Weiſe. Ihre Zwecke waren beſchränkt, ihre Maximen einſeitig, ja öfters wunderlich. Geſchichten und Anecdoten cursiren, deren mannigfaltige Anwendung nicht allein die Geſellſchaft unterhalten, ſondern auch belehren ſollte. Aus ſolchen Elementen entſtanden jene Schriften Winckelmann's, der dieſe Arbeiten gar bald ſelbſt unzulänglich fand,

wie er es denn auch ſeinen Freunden nicht verhehlte.

Doch trat er endlich, wo nicht genugſam vorbereitet, doch einiger Maßen vorgebildet, ſeinen Weg an und gelangte nach jenem Lande, wo für jeden Empfänglichen die eigenſte Bildungs-Epoche beginnt, welche ſich über deſſen ganzes Weſen verbreitet und ſolche Wirkungen äußert, die eben ſo recht als harmoniſch ſein müſſen, weil ſie ſich in der Folge als ein feſtes Band zwiſchen höchſt verſchiedenen Menſchen kräftig erweiſen.

Rom.

Winckelmann war nun in Rom; und wer konnte würdiger ſein, die Wirkung zu fühlen, die jener große Zuſtand auf eine wahrhaft empfängliche Natur hervorzubringen im Stande iſt? Er ſieht ſeine Wünſche erfüllt, ſein Glück begründet, ſeine Hoffnungen überbefriedigt. Verklärt ſtehen ſeine Ideen um ihn her; mit Staunen wandert er durch die Reſte eines Rieſenzeitalters; das Herrlichſte, was die Kunſt hervorgebracht hat, ſteht unter freiem Himmel; unermüdlich, wie zu den Sternen des Firmaments, wendet er ſeine Augen zu ſolchen Wunderwerken empor, und jeder verſchloſſene Schatz öffnet ſich für eine kleine Gabe. Der Ankömmling ſchleicht wie ein Pilgrim unbemerkt umher; dem Herrlichſten und Heiligſten naht er ſich in unſcheinbarem Gewand; noch läßt er nichts Einzelnes auf ſich eindringen, das Ganze wirkt auf ihn unendlich mannigfaltig, und ſchon fühlt er die Harmonie vorauf, die aus dieſen vielen, oft feindſelig ſcheinenden Elementen zuletzt für ihn entſtehen muß. Er beſchaut, er betrachtet Alles und wird, auf daß ja ſein Behagen vollkommener werde, für einen Künſtler gehalten, für den man denn doch am Ende ſo gerne gelten mag.

Wie uns ein Freund die mächtige Wirkung, welche jener Zuſtand anfacht, großteils entwickelte, theilen wir unſern Leſern ſtatt aller weitern Betrachtungen mit.

Rom iſt der Ort, in dem ſich für unſere Anſicht das ganze Alterthum in Eins zuſammenzieht; und was wir alſo bei den alten Dichtern, bei den alten Staatsverfaſſungen empfanden, glauben wir in Rom mehr noch als zu empfinden, ſelbſt anzuſchauen. Wie Homer ſich nicht mit andern Dichtern, ſo läßt ſich Rom mit keiner andern Stadt, Römiſche Gegend mit keiner andern vergleichen. Es gehört allerdings das Meiſte von dieſem Eindruck uns und nicht dem Gegenſtande; aber es iſt nicht bloß der empfindende Gedanke, zu ſtehen, wo dieſer oder jener große Mann ſtand: es iſt ein grauſamer Hinreißen in eine von uns nun einmal, ſei es auch durch eine nothwendige Täuſchung, als edler und erhabener angeſehene Vergangenheit; eine Gewalt, der ſelbſt, wer wollte, nicht widerſtehen kann, weil die Oede, in der die jetzigen Bewohner das Land laſſen, und die ungeheure Maſſe von Trümmern ſelbſt das Auge dahin führen. Und da nun dieſe Vergangenheit dem innern Sinne in einer Größe erſcheint, die allen Neid ausſchließt, an der man ſich überglücklich fühlt, nur mit der Phantaſie Theil zu nehmen, ja an der keine andere Theilnahme nur denkbar iſt, und dann den äußern Sinn zugleich, die Lieblichkeit der Formen, die Größe und Einfachheit der Geſtalten, der Reichthum der Vegetation, die doch wieder nicht üppig iſt, wie in noch ſüdlichern Gegenden, die Beſtimmtheit der Umriſſe in dem klaren Medium und die Schönheit der Farben in durchgängige Klarheit verſetzt: ſo iſt hier der Naturgenuß reiner, von aller Bedürftigkeit entfernter Kunſtgenuß. Ueberall ſonſt reiben ſich Ideen des Contraſtes daran, und er wird elegiſch oder ſatyriſch. Freilich, indeß iſt es auch nur für uns ſo. Horaz empfand Tibur moderner, als wir Tivoli. Das beweiſt ſein beatus ille, qui procul negotiis. Aber es iſt auch nur eine Täuſchung, wenn wir ſelbſt Bewohner Athen's und Rom's zu ſein wünſchten. Nur aus der Ferne, nur von allem Gemeinen getrennt, nur als vergangen muß das Alterthum uns erſcheinen. Es geht damit, wie wenigſtens mir und einem Freunde mit den Ruinen. Wir haben immer einen Aerger, wenn man eine halb verſunkene ausgräbt; es kann höchſtens ein Gewinn für die Gelehrſamkeit auf Koſten der Phantaſie ſein. Ich kenne für mich nur noch zwei gleich ſchreckliche Dinge: wenn man die Campagna di Roma anbauen und Rom zu einer peuplirten Stadt machen wollte, in der kein Menſch mehr Meſſer trüge. Kommt je ein ſo ordentlicher Papſt, was denn die zweiundſiebenzig Cardinäle verhüten mögen, ſo ziehe ich aus. Nur wenn in Rom eine ſo göttliche Anarchie und um Rom eine ſo himmliſche Wüſte-nei iſt, bleibt für die Schatten Platz, deren einer mehr werth iſt, als dieß ganze Geſchlecht.

Mengs.

Aber Winckelmann hätte lange Zeit in den weiten Kreiſen alterthümlicher Ueberbleibſel nach den wertheſten, ſeiner Betrachtung würdigſten Gegenſtänden umhergetaſtet, hätte das Glück ihn nicht ſogleich mit Mengs zuſammengebracht. Dieſer, deſſen eigenes ernſtes Talent auf die alten und beſonders die ſchönen Kunſtwerke gerichtet war, machte ſeinen Freund ſogleich mit dem Vorzüglichſten bekannt, was unſerer Aufmerkſamkeit werth iſt. Hier lernte

Dieſer die Schönheit der Formen und ihrer Behandlung kennen und ſah ſich ſogleich aufgefordert, eine Schrift „vom Geſchmack der Griechiſchen Künſtler“ zu unternehmen.

Wie man aber nicht lange mit Kunſtwerken aufmerkſam umgehen kann, ohne zu finden, daß ſie nicht allein von verſchiedenen Künſtlern, ſondern auch aus verſchiedenen Zeiten herrühren, und daß ſämmtliche Betrachtungen des Ortes, des Zeitalters, des individuellen Verdienſtes zugleich anerkannt werden müſſen: alſo fand auch Winckelmann mit ſeinem Geradſinne, daß hier die Achſe der ganzen Kunſtkenntniß befeſtigt ſei. Er hielt ſich zuerſt an das Höchſte, das er in einer Abhandlung „von dem Style der Bildhauerei in den Zeiten des Phidias“ darzuſtellen gedachte. Doch bald erhob er ſich über die Einzelheiten zu der Idee einer Geſchichte der Kunſt und entdeckte, als ein neuer Columbus, ein lange geahntes, gekanntes und beſprochenes, ja man kann ſagen ein früher ſchon gekanntes und wieder verlornes Land.

Traurig iſt immer die Betrachtung, wie erſt durch die Römer, nachher durch das Eindringen nordiſcher Völker und durch die daraus entſtandene Verwirrung das Menſchengeſchlecht in eine ſolche Lage gekommen, daß alle wahre, reine Bildung in ihren Fortſchritten für lange Zeit gehindert, ja beinahe für alle Zukunft unmöglich gemacht worden.

Man mag in eine Kunſt oder Wiſſenſchaft hineinblicken, in welche man will, ſo hatte der gerade, richtige Sinn dem alten Beobachter ſchon Manches entdeckt, was durch die folgende Barbarei und durch die barbariſche Art, ſich aus der Barbarei zu retten, ein Geheimniß ward, blieb und für die Menge noch lange ein Geheimniß bleiben wird, da die höhere Cultur der neuern Zeit nur langſam in's Allgemeine wirken kann.

Vom Techniſchen iſt hier die Rede nicht, deſſen ſich glücklicher Weiſe das Menſchengeſchlecht bedient, ohne zu fragen, woher es komme und wohin es führe.

Zu dieſen Betrachtungen werden wir durch einige Stellen alter Autoren veranlaßt, wo ſich ſchon Ahnungen, ja ſogar Andeutungen einer möglichen und nothwendigen Kunſtgeſchichte finden.

Vellejus Paterculus bemerkt mit großem Antheil das ähnliche Steigen und Fallen aller Künſte. Ihn, als Weltmann, beſchäftigte beſonders die Betrachtung, daß ſie ſich nur kurze Zeit auf dem höchſten Puncte, den ſie erreichen können, zu erhalten wiſſen. Auf ſeinem Standorte war es ihm nicht gegeben, die ganze Kunſt als ein Lebendiges (Ganzes) anzuſehen, das einen unmerklichen Urſprung, einen langſamen Wachsthum, einen glänzenden Augenblick ſeiner Vollendung, eine ſtufenfällige Abnahme, wie jedes andere organiſche Weſen, nur in mehreren Individuen nothdürftig darſtellen muß. Er gibt daher nur ſittliche Urſachen an, die freilich, als mitwirkend, nicht ausgeſchloſſen werden können, ſeinem großen Scharfſinn aber nicht genugthun, weil er wohl fühlt, daß eine Nothwendigkeit hier im Spiel iſt, die ſich aus freien Elementen nicht zuſammenſetzen läßt.

„Daß wie den Rednern es auch den Grammatikern, Malern und Bildhauern gegangen, wird Jeder finden, der die Zeugniſſe der Zeiten verfolgt; durchaus wird die Vortrefflichkeit der Kunſt von dem engſten Zeitraume umſchloſſen. Warum nun mehrere ähnliche fähige Menſchen in ſich einen gewiſſen Jahreskreis zuſammenziehen und ſich zu gleicher Kunſt und deren Beförderung verſammeln, bedenke ich immer, ohne die Urſachen zu entdecken, die ich als wahr angeben möchte. Unter den wahrſcheinlichen ſind mir folgende die wichtigſten. Nacheiferung nährt die Talente; bald reizt der Neid, bald die Bewunderung zur Nachahmung, und ſchnell erhebt ſich das mit großem Fleiß geförderte auf die höchſte Stelle. Schwer verweilt ſich's im Vollkommenen, und was nicht vorwärts gehen kann, ſchreitet zurück. Und ſo ſind wir Anfangs unſern Vordermännern nachzukommen bemüht; dann aber, wenn wir ſie übertreffen oder zu erreichen verzweifeln, veraltet der Fleiß mit der Hoffnung. Und was man nicht erlangen kann, verfolgt man nicht mehr; man ſtrebt nicht mehr nach dem Beſitz, den Andere ſchon ergriffen; man ſucht nach etwas Neuem, und ſo laſſen wir Das, worin wir nicht glänzen können, fahren, und ſuchen für unſer Streben ein ander' Ziel. Aus dieſer Unbeſtändigkeit, wie mich dünkt, entſteht das größte Hinderniß, vollkommene Werke hervorzubringen.“

Auch eine Stelle Quintilian's, die einen dürftigen Entwurf der alten Kunſtgeſchichte enthält, verdient, als ein wichtiges Denkmal in dieſem Fache aufgezeichnet zu werden.

Quintilian mag gleichfalls, bei Unterhaltung mit Römiſchen Kunſtliebhabern, eine auffallende Aehnlichkeit zwiſchen dem Character der Griechiſchen bildenden Künſtler mit dem der Römiſchen Redner gefunden und ſich bei Kennern und Kunſtfreunden deßhalb näher unterrichtet haben, ſo daß er bei ſeiner gleichmäßigen Aufſtellung, da jedes Mal der Kunſt-Character mit dem Zeit-Character zuſammenklingt, ohne es zu wiſſen oder zu wollen, einer Kunſtgeſchichte ſelbſt darzuſtellen genöthigt iſt.

„Man ſagt, die erſten berühmten Maler, deren Werke man nicht bloß des Alterthums wegen beſucht, ſeien Polygnot und Aglaophon. Ihr einfaches Colorit findet noch eifrige Liebhaber, welche dergleichen rohe Arbeiten und Anfänge einer ſich entwickelnden Kunſt den größten Meiſtern der folgenden Zeit vorziehen, wie mich dünkt, nach einer eigenen Sinnesweiſe.

Nachher haben Zeuris und Parrhaſius, die nicht weit auseinander lebten, Beide ungefähr um die Zeit des Peloponneſiſchen Kriegs, die Kunſt ſehr befördert. Der Erſte ſoll die Geſetze des Lichtes und Schattens erfunden, der Andere aber ſich auf genaue Unterſuchung der Linien eingelaſſen haben. Ferner gab Zeuris den Gliedern mehr Inhalt und machte ſie völliger und anſehnlicher. Er folgte hierin, wie man glaubt, dem Homer, welchem die gewaltigſte Form auch an den Weibern gefällt. Parrhaſius aber beſtimmte Abes vergeſtalt, daß ſie ihn den Geſetzgeber nennen, weil die Vorbilder von Göttern und Helden, wie er ſie überliefert hat, von Andern als nöthigend befolgt und beibehalten werden.

So blühte die Malerei um die Zeit des Philippus bis zu den Nachfolgern Alexander's, aber in verſchiedenen Talenten. Denn an Sorgfalt iſt Protogenes, an Ueberlegung Pamphilus und Melanthius, an Leichtigkeit Antiphilus, an Erfindung ſeltſamer Erſcheinungen, die man Phantaſien nennt, Theon, der Samier, an Geiſt und Anmuth Apelles von Niemandem übertroffen worden. Euphranor bewundert man, daß er in Rückſicht der Kunſterforderniſſe überhaupt unter die Beſten gerechnet werden muß und zugleich in der Maler- und Bildhauerkunſt vortrefflich war.

Denſelben Unterſchied findet man auch bei der Plaſtik. Denn Calon und Hegeſias haben härter und den Toscanern ähnlich gearbeitet, Calamis weniger ſtreng, noch weicher Myron.

Fleiß und Zierlichkeit beſitzt Polyclet vor Allen. Ihm wird von Vielen der Preis zuerkannt; doch, damit ihm Etwas abgehe, meint man, ihm fehle das Gewicht. Denn wie er die menſchliche Form zierlicher gemacht, als die Natur ſie zeigt, ſo ſcheint er die Würde der Götter nicht völlig auszufüllen, ja er ſoll ſogar das ernſtere Alter vermieden und ſich über glatte Wangen nicht hinausgewagt haben.

Was aber dem Polyclet abgeht, wird dem Phidias und Alkamenes zugeſtanden. Phidias ſoll Götter und Menſchen am Vollkommenſten gebildet, beſonders in Elfenbein ſeinen Nebenbuhler weit übertroffen haben. Alle würde man beſtreiten, wenn er auch Nichts als die Minerva zu Athen oder den Olympiſchen Jupiter in Elis gemacht hätte, deſſen Schönheit der angenommenen Artigkeit, wie man ſagt, zu Statten kam; ſo ſehr hat die Majeſtät des Werkes dem Gotte ſich gleichgeſtellt.

Lyſippus und Praxiteles ſollen nach der allgemeinen Meinung ſich der Wahrheit am Beſten genähert haben; Demetrius aber wird getadelt, daß er hierin zu viel gethan: er hat die Aehnlichkeit der Schönheit vorgezogen."

Litterariſcher Maler.

Nicht leicht iſt ein Menſch glücklich genug, für ſeine höhere Ausbildung von ganz uneigennützigen Gönnern die Hülfsmittel zu erlangen. Selbſt wer das Beſte zu wollen glaubt, kann nur Das befördern, was er liebt und kennt, oder noch eher, was ihm nutzt. Und ſo war auch die litterariſch-bibliographiſche Bildung dasjenige Verdienſt, das Winckelmann früher dem Grafen Bünau und ſpäter dem Cardinal Paſſionei empfahl.

Ein Bücherkenner iſt überall willkommen und er war es in jener Zeit noch mehr, als die Luſt, merkwürdige und rare Bücher zu ſammeln, lebendiger, das bibliothecariſche Geſchäft noch mehr in ſich ſelbſt beſchränkt war. Eine große Deutſche Bibliothek ſah einer großen Römiſchen ähnlich. Sie konnten mit einander im Beſitz der Bücher wetteifern. Der Bibliothecar eines Deutſchen Grafen war für einen Cardinal ein erwünſchter Hausgenoſſe und konnte ſich auch da gleich wieder als zu Hauſe finden. Die Bibliotheken waren wirkliche Schatzkammern, anſtatt daß man ſie jetzt, bei dem ſchnellen Fortſchreiten der Wiſſenſchaften, bei dem zweckmäßigen und zweckloſen Anhäufen der Druckſchriften, mehr als nützliche Vorrathskammern und zugleich als unnütze Gerümpelkammern anzuſehen hat, ſo daß ein Bibliothecar, weit mehr als ſonſt, ſich von dem Gange der Wiſſenſchaft, von dem Werth und Unwerth der Schriften zu unterrichten Urſache hat, und ein Deutſcher Bibliothecar Kenntniſſe beſitzen muß, die für's Ausland verloren wären.

Aber nur kurze Zeit und nur ſo lange, als es nöthig war, um ſich einen mäßigen Lebensunterhalt zu verſchaffen, blieb Winckelmann ſeiner eigentlichen litterariſchen Beſchäftigung getreu, ſowie er auch bald das Intereſſe an Dem, was ſich auf kritiſche Unterſuchungen bezog, verlor, weder Handſchriften vergleichen noch Deutſchen Gelehrten, die ihn über Manches befragten, zur Rede ſtehen wollte.

Doch hatten ihm ſeine Kenntniſſe ſchon früher zu einer vortheilhaften Einleitung gedient. Das Privatleben der Italiener überhaupt, beſonders aber der Römer, hat aus mancherlei Urſachen etwas Geheimnißvolles. Dieſes Geheimniß, dieſe Abſonderung, wenn man will, erſtreckte

ſich auch über die Litteratur. Nur mancher Gelehrter widmete ſein Leben im Stillen einem bedeutenden Werke, ohne jemals damit erſcheinen zu wollen oder zu können. Auch fanden ſich häufiger, als in irgend einem Lande, Männer, welche, bei mannigfaltigen Kenntniſſen und Einſichten, ſich ſchriftlich oder gar gedruckt mitzutheilen nicht zu bewegen waren. Zu ſolchen fand Winckelmann den Eintritt gar bald eröffnet. Er nennt unter ihnen vorzüglich Giacometti und Baldani, und erwähnt ſeiner zunehmenden Bekanntſchaften, ſeines wachſenden Einfluſſes mit Vergnügen.

Cardinal Albani.

Ueber Alles förderte ihn das Glück, ein Hausgenoſſe des Cardinal's Albani geworden zu ſein. Dieſer, der bei einem großen Vermögen und bedeutendem Einfluß von Jugend auf eine entſchiedene Kunſtliebhaberei, die beſte Gelegenheit, ſie zu befriedigen, und ein bis an's Wunderbare grenzendes Sammlerglück gehabt hatte, fand in ſpätern Jahren in dem Geſchäft, dieſe Sammlung würdig aufzuſtellen und ſo mit jenen Römiſchen Familien zu wetteifern, die früher auf den Werth ſolcher Schätze aufmerkſam geweſen, ſein höchſtes Vergnügen; ja den dazu beſtimmten Raum nach Art der Alten zu überfüllen, war ſein Geſchmack und ſeine Luſt. Gebäude drängten ſich an Gebäude, Saal an Saal, Halle zu Halle; Brunnen und Obelisken, Caryatiden und Basreliefe, Statuen und Gefäße fehlten weder im Hof- noch Gartenraum, indeß große und kleinere Zimmer, Gallerien und Cabinette die merkwürdigſten Monumente aller Zeiten enthielten.

Im Vorbeigehen gedachten wir, daß die Alten ihre Anlagen durchaus gleicher Weiſe gefüllt. So überhäuften die Römer ihr Capitol, daß es unmöglich ſcheint, Alles habe darauf Platz gehabt. So war die Via ſacra, das Forum, der Palatin überdrängt mit Gebäuden und Denkmälern, ſo daß die Einbildungskraft kaum noch eine Menſchenmaſſe in dieſen Räumen unterbringen könnte, wenn ihr nicht die Wirklichkeit ausgegrabener Städte zu Hülfe käme; wenn man nicht mit Augen ſehen könnte, wie eng, wie klein, wie gleichſam nur als Modell zu Gebäuden, ihre Gebäude angelegt ſind. Dieſe Bemerkung gilt ſogar von der Villa des Hadrian, bei deren Anlage Raum und Vermögen genug zum Großen vorhanden war.

In einem ſolchen überfüllten Zuſtande verließ Winckelmann die Villa ſeines Herrn und Freundes, den Ort ſeiner höhern und erfreulichſten Bildung. So ſtand ſie auch lange noch, nach dem Tode des Cardinal's, zur Freude und Bewunderung der Welt, bis ſie in der Alles bewegenden und zerſtreuenden Zeit ihres ſämmtlichen Schmuckes beraubt wurde. Die Statuen waren aus ihren Niſchen und von ihren Stellen gehoben, die Basreliefe aus den Mauern herausgeriſſen und der ungeheure Vorrath zum Transport eingepackt. Durch den ſonderbarſten Wechſel der Dinge führte man dieſe Schätze nur bis an die Tiber. In kurzer Zeit gab man ſie dem Beſitzer zurück, und der größte Theil, bis auf wenige Juwelen, befindet ſich wieder an der alten Stelle. Jenes erſte traurige Schickſal dieſes Kunſt-Muſeum's und deſſen Wiederherſtellung durch eine abenteuerliche Wendung der Dinge hätte Winckelmann erleben können. Doch wohl ihm, daß er dem irdiſchen Leid, ſowie der zum Erſatz nicht immer hinreichenden Freude ſchon entwachſen war.

Glücksfälle.

Aber auch manches äußere Glück begegnete ihm auf ſeinem Wege; nicht allein, daß in Rom das Ausgraben der Alterthümer lebhaft und glücklich von Statten ging, ſondern es waren auch die Herculaniſchen und Pompejiſchen Entdeckungen theils neu, theils durch Neid, Verheimlichung und Langſamkeit unbekannt geblieben, und ſo kam er in eine Epoche, die ſeinem Geiſte und ſeiner Thätigkeit genugſam zu ſchaffen gab.

Traurig iſt es, wenn man das Vorhandene als fertig und abgeſchloſſen anſehen muß. Kabinette, Gallerien und Muſeen, zu denen Nichts hinzugefügt wird, haben etwas Grab- und Geſpenſterartiges; man beſchränkt ſeinen Sinn in einem ſo beſchränkten Kunſtkreis; man gewöhnt ſich, ſolche Sammlungen als ein Ganzes anzuſehen, anſtatt daß man durch immer neuen Zuwachs erinnert werden ſollte, daß in der Kunſt, wie im Leben, kein Abgeſchloſſenes beharre, ſondern ein Unendliches in Bewegung ſei.

In einer ſo glücklichen Lage befand ſich Winckelmann. Die Erde gab ihre Schätze her, und durch den immerfort regen Kunſthandel bewegten ſich manche alte Beſitzungen an's Tageslicht, gingen vor ſeinen Augen vorbei, ermunterten ſeine Neigung, erregten ſein Urtheil und vermehrten ſeine Kenntniſſe.

Kein geringer Vortheil für ihn war ſein Verhältniß zu dem Erben der großen Stoſch'ſchen Beſitzungen. Erſt nach dem Tode des Sammlers lernte er dieſe kleine Kunſtwelt kennen und herrſchte darin nach ſeiner Einſicht und Ueberzeugung. Freilich ging man nicht mit allen Theilen dieſer äußerſt ſchätzbaren Sammlung gleich vorſichtig um, wiewohl das Ganze einen Catalog, zur Freude und zum Nutzen nachfolgender Liebhaber und Sammler, verdient hätte. Manches ward verſchleudert; doch um die treff-

Mephistopheles für sich.

Eilt! daß ich dich fange!

Faust.

Verruchter, hebe dich von hinnen,
Und nenne nicht das schöne Weib!
Bring' die Begier zu ihrem süßen Leib
Nicht wieder vor die halb verrückten Sinnen!

Mephistopheles.

Was soll es dann? Sie meint, du seyst entfloh'n,
Und halb und halb bist du es schon.

Faust.

Ich bin ihr nah', und wär' ich noch so fern,
Ich kann sie nie vergessen und verlieren;
Ja, ich beneide schon den Leib des Herrn,
Wenn ihre Lippen ihn indeß berühren.

Mephistopheles.

Gar wohl, mein Freund! Ich hab' euch oft beneidet
Um's Zwillingspaar, das unter Rosen weidet.

liche Gemmen-Sammlung bekannter und verkäuflicher zu machen, unternahm Winckelmann mit dem Erben Stoſch die Fertigung eines Catalog's, von welchem Geſchäft und deſſen übereilter und doch immer geiſtreicher Behandlung uns die überbliebene Correſpondenz ein merkwürdiges Zeugniß ablegt.

Bei dieſem auseinander fallenden Kunſtkörper, wie bei der ſich immer vergrößernden und mehr vereinigenden Albaniſchen Sammlung zeigte ſich unſer Freund geſchäftig, und Alles, was zum Sammeln oder Zerſtreuen durch ſeine Hände ging, vermehrte den Schatz, den er in ſeinem Geiſte angefangen hatte aufzuſtellen.

Unternommene Schriften.

Schon als Winckelmann zuerſt in Dresden der Kunſt und den Künſtlern ſich näherte und in dieſem Fach als Anfänger erſchien, war er als Litterator ein gemachter Mann. Er überſah die Vorzeit ſowie die Wiſſenſchaften in manchem Sinne. Er fühlte und kannte das Alterthum ſowie das Würdige der Gegenwart, des Lebens und des Charakters, ſelbſt in ſeinem tiefgedrückten Zuſtande. Er hatte ſich einen Styl gebildet. In der neuen Schule, die er betrat, horchte er nicht nur als ein gelehriger, ſondern als ein gelehrter Jünger ſeinen Meiſtern zu, er horchte ihnen ihre beſtimmten Kenntniſſe leicht ab und fing ſogleich an, Alles zu nutzen und zu verbrauchen.

Auf einem höhern Schauplatze als zu Dresden, in einem höhern Sinne, der ſich ihm geöffnet hatte, blieb er Derſelbige. Was er von Mengs vernahm, was die Umgebung ihm zurief, bewahrte er nicht etwa lange bei ſich, ließ den friſchen Moſt nicht etwa gähren und klar werden, ſondern, wie man ſagt, daß man durch Lehren lerne, ſo lernte er im Entwerfen und Schreiben. Wie manchen Titel hat er uns hinterlaſſen, wie manche Gegenſtände benannt, über die ein Werk erfolgen ſollte! Und dieſem Anfang glich ſeine ganze antiquariſche Laufbahn. Wir finden ihn immer in Thätigkeit, mit dem Augenblick beſchäftigt, ihn dergeſtalt ergreifend und feſthaltend, als wenn der Augenblick vollſtändig und befriedigend ſein könnte, und eben ſo ließ er ſich wieder vom nächſten Augenblicke betrügen. Dieſe Anſicht dient zu Würdigung ſeiner Werke.

Daß ſie ſo, wie ſie da liegen, erſt als Manuſcript auf das Papier gekommen und ſodann ſpäter im Druck für die Folgezeit fixirt worden, hing von unendlich mannigfaltigen, kleinen Umſtänden ab. Nur einen Monat ſpäter, ſo hätten wir ein anderes Werk, reichlicher an Gehalt, beſtimmter in der Form, vielleicht etwas ganz Anderes. Und eben darum bedauern wir höchlich ſeinen frühzeitigen Tod, weil er ſich immer wieder umgeſchrieben und immer ſein ferneres und neueſtes Leben in ſeine Schriften eingearbeitet hätte.

Und ſo iſt Alles, was er uns hinterlaſſen, als ein Lebendiges für die Lebendigen, nicht für die im Buchſtaben Todten geſchrieben. Seine Werke, verbunden mit ſeinen Briefen, ſind eine Lebensdarſtellung, ſind ein Leben ſelbſt. Sie ſehen, wie das Leben der meiſten Menſchen, nur einer Vorbereitung, nicht einem Werke gleich. Sie veranlaſſen zu Hoffnungen, zu Wünſchen, zu Ahnungen; wie man daran beſſern will, ſo ſieht man, daß man ſich ſelbſt zu beſſern hätte; wie man ſie tadeln will, ſo ſieht man, daß man demſelbigen Tadel, vielleicht auf einer höhern Stufe der Erkenntniß, ſelbſt ausgeſetzt ſein möchte; denn Beſchränkung iſt überall unſer Loos.

Philoſophie.

Da bei dem Fortrücken der Cultur nicht alle Theile des menſchlichen Wirkens und Umtreibens, an denen ſich die Bildung offenbaret, in gleichem Wachsthum gedeihen, vielmehr, nach günſtiger Beſchaffenheit der Perſonen und Umſtände, Einer dem Andern voreilen und ein allgemeineres Intereſſe erregen muß: ſo entſteht daraus ein gewiſſes eiferſüchtiges Mißvergnügen bei den Gliedern der ſo mannigfaltig verzweigten großen Familie, die ſich oft um deſto weniger vertragen, je näher ſie verwandt ſind.

Zwar iſt es meiſtens eine leere Klage, wenn ſich bald dieſe oder jene Kunſt- und Wiſſenſchaftsbefliſſene beſchweren, daß gerade ihr Fach von den Mitlebenden vernachläſſigt werde; denn es darf nur ein tüchtiger Meiſter ſich zeigen, ſo wird er die Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen. Raphael möchte nur immer heute wieder hervortreten und wir wollten ihm ein Uebermaß von Ehre und Reichthum zuſchern. Ein tüchtiger Meiſter weckt brave Schüler, und ihre Thätigkeit äſtet wieder in's Unendliche.

Doch haben freilich von jeher die Philoſophen beſonders den Haß, nicht allein ihrer Wiſſenſchaftsverwandten, ſondern auch der Welt- und Lebensmenſchen auf ſich gezogen, und vielleicht mehr durch ihre Lage als durch eigene Schuld. Denn da die Philoſophie, ihrer Natur nach, an das Allgemeinſte, an das Höchſte Anforderung macht, ſo muß ſie die weltlichen Dinge als in ihr begriffen, als ihr untergeordnet anſehen und behandeln.

Auch verläugnet man ihr dieſe anmaßlichen Forderungen nicht ausdrücklich; vielmehr glaubt Jeder, ein Recht zu haben, an ihren Entdeckungen Theil zu nehmen, ihre Maximen zu nutzen und, was ſie ſonſt reichen mag, zu verbrauchen. Da ſie aber, um angenehm zu werden, ſich eigener

Worte, fremdartiger Combinationen und seltsamer Einleitungen bedienen muß, die mit den besondern Zuständen der Weltbürger und mit ihren augenblicklichen Bedürfnissen nicht eben zusammenfallen: so wird sie von Denen geschmäht, die nicht gerade die Handhabe finden können, wobei sie allenfalls noch anzufassen wäre.

Wollte man aber dagegen die Philosophen beschuldigen, daß sie selbst den Uebergang zum Leben nicht sicher zu finden wissen, daß sie gerade da, wo sie ihre Ueberzeugung in That und Wirkung verwandeln wollen, die meisten Fehlgriffe thun und dadurch ihren Credit vor der Welt selbst schmälern: so würde es hierzu an mancherlei Beispielen nicht fehlen.

Winckelmann beklagt sich bitter über die Philosophen seiner Zeit und über ihren ausgebreiteten Einfluß; aber mich dünkt, man kann einem jeden Einfluß aus dem Wege gehen, indem man sich in sein eigenes Fach zurückzieht. Sonderbar ist es, daß Winckelmann die Leipziger-Academie nicht bezog, wo er unter Christ's Anleitung, und ohne sich um einen Philosophen in der Welt zu bekümmern, sich in seinem Haupt-Studium bequemer hätte ausbilden können.

Doch steht, indem uns die Ereignisse der neuern Zeit vorschweben, eine Bemerkung hier wohl am rechten Platze, die wir auf unserm Lebenswege machen können, daß kein Gelehrter ungestraft jene große philosophische Bewegung, die durch Kant begonnen, von sich abgewiesen, sich ihr widersetzt, sie verachtet habe, außer etwa die ächten Alterthumsforscher, welche durch die Eigenheit ihres Studium's vor allen andern Menschen vorzüglich begünstigt zu sein scheinen.

Denn indem sie sich nur mit dem Besten, was die Welt hervorgebracht hat, beschäftigen, und das Geringe, ja das Schlechtere nur im Bezug auf jenes Vortreffliche betrachten: so erlangen ihre Kenntnisse eine solche Fülle, ihre Urtheile eine solche Sicherheit, ihr Geschmack eine solche Consistenz, daß sie innerhalb ihres eigenen Kreises bis zur Verwunderung, ja bis zum Erstaunen ausgebildet erscheinen.

Auch Winckelmann gelang dieses Stück, wobei ihm freilich die bildende Kunst und das Leben kräftig einwirkend zu Hülfe kamen.

Poesie.

So sehr Winckelmann bei Lesung der alten Schriftsteller auch auf die Dichter Rücksicht genommen, so finden wir doch, bei genauer Betrachtung seiner Studien und seines Lebensganges, keine eigentliche Neigung zur Poesie, ja man könnte eher sagen, daß hier und da eine Abneigung hervorblicke; wie denn seine Vorliebe für alte gewohnte Luther'sche Kirchenlieder und sein Verlangen, ein solches unverfälschtes Gesangbuch selbst in Rom zu besitzen, wohl von einem tüchtigen, wackern Deutschen, aber nicht eben von einem Freunde der Dichtkunst zeugt.

Die Poeten der Vorzeit schienen ihn früher als Documente der alten Sprachen und Litteraturen, später als Zeugnisse für bildende Kunst interessirt zu haben. Desto wunderbarer und erfreulicher ist es, wenn er selbst als Poet auftritt, und zwar als ein tüchtiger, unverkennbarer in seinen Beschreibungen der Statuen, ja beinahe durchaus in seinen spätern Schriften. Er sieht mit den Augen, er faßt mit dem Sinn unaussprechliche Werke, und doch fühlt er den unwiderstehlichen Drang, mit Worten und Buchstaben ihnen beizukommen. Das vollendete Herrliche, die Idee, woraus diese Gestalt entsprang, das Gefühl, das in ihm bei'm Schauen erregt ward, soll dem Hörer, dem Leser mitgetheilt werden. Und indem er nun die ganze Rüstkammer seiner Fähigkeiten musternd, sieht er sich genöthigt, nach dem Kräftigsten und Würdigsten zu greifen, was ihm zu Gebote steht. Er muß Poet sein, er mag daran denken, er mag wollen oder nicht.

Erlangte Einsicht.

So sehr Winckelmann überhaupt auf ein gewisses Ansehn vor der Welt achtete; so sehr er sich einen litterarischen Ruhm wünschte; so gut er seine Werke auszustatten und sie durch einen gewissen feierlichen Styl zu erheben suchte: so war er doch keineswegs blind gegen ihre Mängel, die er vielmehr auf das Schärfste bemerkte, wie sich's bei seiner fortschreitenden, immer neue Gegenstände fassenden und bearbeitenden Natur nothwendig ereignen mußte. Je mehr er nun in irgend einem Aufsatze dogmatisch und didactisch zu Werke gegangen war, diese oder jene Erklärung eines Monument's, diese oder jene Auslegung und Anwendung einer Stelle behauptet und festgesetzt hatte: desto auffallender war ihm der Irrthum, sobald er durch neue Data sich davon überzeugt hielt; desto schneller war er geneigt, ihn auf irgend eine Weise zu verbessern.

Hatte er das Manuscript noch in der Hand, so ward es umgeschrieben; war es zum Druck abgesendet, so wurden Verbesserungen und Nachträge hinterdrein geschickt. Und von allen diesen Neuschriften machte er seinen Freunden kein Geheimniß; denn auf Wahrheit, Geradheit, Derbheit und Redlichkeit stand sein ganzes Wesen gegründet.

Spätere Werke.

Ein glücklicher Gedanke ward ihm, zwar auch nicht auf ein Mal, sondern nur durch die That

ſelbſt liet, das Unternehmen ſeiner monumenti inediti.

Man ſieht wohl, daß jene Luſt, neue Gegenſtände bekannt zu machen, ſie auf eine glückliche Weiſe zu erklären, die Alterthumskunde in ſo großem Maße zu erweitern, ihn zuerſt angelockt habe. Dann tritt das Intereſſe hinzu, die von ihm in der Kunſtgeſchichte einmal aufgeſtellte Methode auch hier an Gegenſtänden, die er dem Leſer vor Augen legt, zu prüfen, da denn zuletzt der glückliche Vorſatz ſich entwickelte, in der vorausgeſchickten Abhandlung das Werk über die Kunſtgeſchichte, das ihm ſchon im Rücken lag, ſtillſchweigend zu verbeſſern, zu reinigen, zuſammenzudrängen und vielleicht ſogar theilweiſe aufzuheben.

Im Bewußtſein früherer Mißgriffe, über die ihn der Nicht-Römer kaum zurechtweiſen durfte, ſchrieb er ein Werk in Italieniſcher Sprache, das auch in Rom gelten ſollte. Nicht allein befleißigt er ſich dabei der größten Aufmerkſamkeit, ſondern wählt ſich auch freundſchaftliche Kenner, mit denen er die Arbeit genau durchgeht, ſich ihrer Einſicht, ihres Urtheils auf das Klügſte bedient, und ſo ein Werk zu Stande bringt, das als Vermächtniß auf alle Zeiten übergeben wird. Und er ſchreibt es nicht allein, er beſorgt es, unternimmt es und leiſtet als ein armer Privat-Mann Das, was einem wohlgegründeten Verleger, was academiſchen Kräften Ehre machen würde.

Papſt.

Sollte man ſo viel von Rom ſprechen, ohne des Papſtes zu gedenken, der doch Winckelmann wenigſtens mittelbar manches Gute hat zufließen laſſen!

Winckelmann's Aufenthalt in Rom fiel zum größten Theil unter die Regierung Benedict's des XIV., Lambertini, der als ein heiterer, behaglicher Mann lieber regieren ließ als regierte; und ſo mögen auch die verſchiedenen Gaben, welche Winckelmann bekleidete, ihm durch die Gunſt ſeiner hohen Freunde mehr als durch die Einſicht des Papſtes in ſeine Verdienſte geworden ſein.

Doch finden wir ihn ein Mal auf eine bedeutende Weiſe in der Gegenwart des Hauptes der Kirche; ihm wird die beſondere Auszeichnung, dem Papſte aus den monumenti inediti einige Stellen vorleſen zu dürfen, und er gelangt auch von dieſer Seite zur höchſten Ehre, die einem Schriftſteller werden kann.

Character.

Wenn bei ſehr vielen Menſchen, beſonders aber bei Gelehrten, Dasjenige, was ſie leiſten, als die Hauptſache erſcheint und der Character ſich dabei wenig äußert: ſo tritt im Gegentheil bei Winckelmann der Fall ein, daß alles Dasjenige, was er hervorbringt, hauptſächlich deswegen merkwürdig und ſchätzenswerth iſt, weil ſein Character ſich immer dabei offenbart. Haben wir ſchon unter der Aufſchrift vom Antiken und Heidniſchen, vom Schönheits- und Freundſchaftsſinne einiges Allgemeine zum Anfang ausgeſprochen, ſo wird das mehr Beſondere hier gegen das Ende wohl ſeinen Platz verdienen.

Winckelmann war durchaus eine Natur, die es redlich mit ſich ſelbſt und mit Andern meinte; ſeine angeborne Wahrheitsliebe entfaltete ſich immer mehr und mehr, je ſelbſtſtändiger und unabhängiger er ſich fühlte, ſo daß er ſich zuletzt die heftige Nachſicht gegen Irrthümer, die im Leben und in der Litteratur ſo ſehr hergebracht iſt, zum Verbrechen machte.

Eine ſolche Natur konnte wohl mit Behaglichkeit in ſich ſelbſt zurückkehren; doch finden wir auch hier jene alterthümliche Eigenheit, daß er ſich immer mit ſich ſelbſt beſchäftigte, ohne ſich eigentlich zu beobachten. Er denkt nur an ſich, nicht über ſich; ihm liegt im Sinne, was er vorhat; er intereſſirt ſich für ſein ganzes Weſen, für den ganzen Umfang ſeines Weſens, und hat das Zutrauen, daß ſeine Freunde ſich auch dafür intereſſiren werden. Wir finden daher in ſeinen Briefen vom höchſten moraliſchen bis zum gemeinſten phyſiſchen Bedürfniß Alles erwähnt, ja er ſpricht es aus, daß er ſich von perſönlichen Kleinigkeiten lieber als von wichtigen Dingen unterhalte. Dabei bleibt er ſich durchaus ein Räthſel und erſtaunt manchmal über ſeine eigene Erſcheinung, beſonders in Betrachtung Deſſen, was er war und was er geworden iſt. Doch ſo kann man überhaupt jeden Menſchen als eine vielſylbige Charade anſehen, wovon er ſelbſt nur wenige Sylben zuſammenbuchſtabirt, indeſſen Andere leicht das ganze Wort entziffern.

Auch finden wir bei ihm keine ausgeſprochenen Grundſätze; ſein richtiges Gefühl, ſein gebildeter Geiſt dienen ihm im Sittlichen wie im Aeſthetiſchen zum Leitfaden. Ihm ſchwebt eine Art natürlicher Religion vor, wobei jedoch Gott als Urquell des Schönen und kaum als ein auf den Menſchen ſonſt bezügliches Weſen erſcheint. Sehr ſchön beträgt ſich Winckelmann innerhalb der Grenzen der Pflicht und Dankbarkeit.

Seine Vorſorge für ſich ſelbſt iſt mäßig, ja nicht durch alle Zeiten gleich. Indeſſen arbeitet er auf's Fleißigſte, ſich eine Exiſtenz auf's Alter zu ſichern. Seine Mittel ſind edel; er zeigt ſich ſelbſt auf dem Wege zu jedem Zweck redlich, gerade, ſogar trotzig und dabei klug und beharrlich. Er arbeitet wie planmäßig; immer aus

Inſtinct und mit Leidenſchaft. Seine Freude an jedem Gefundenen iſt heftig, daher Irrthümer unvermeidlich, die er jedoch bei lebhaftem Vorſchreiten ebenſo geſchwind zurücknimmt als einſieht. Auch hier bewährt ſich durchaus jene antike Anlage, die Sicherheit des Punctes, von dem man ausgeht, die Unſicherheit des Zieles, wohin man gelangen will, ſowie die Unvollſtändigkeit und Unvollkommenheit der Behandlung, ſobald ſie eine anſehnliche Breite gewinnt.

Geſellſchaft.

Wenn er ſich, durch ſeine frühere Lebensart wenig vorbereitet, in der Geſellſchaft Anfangs nicht ganz bequem befand, ſo trat ein Gefühl von Würde bald an die Stelle der Erziehung und Gewohnheit, und er lernte ſehr ſchnell, ſich den Umſtänden gemäß betragen. Die Luſt am Umgang mit vornehmen, reichen und berühmten Leuten, die Freude, von ihnen geſchätzt zu werden, dringt überall durch, und in Abſicht auf die Leichtigkeit des Umgangs hätte er ſich in keinem beſſern Clemente als in dem Römiſchen befinden können.

Er bemerkt ſelbſt, daß die dortigen, beſonders geiſtlichen Großen, ſo ceremoniös ſie nach außen erſcheinen, doch nach innen gegen ihre Hausgenoſſen bequem und vertraulich leben; allein er bemerkte nicht, daß hinter dieſer Vertraulichkeit ſich doch das orientaliſche Verhältniß des Herrn zum Knechte verbirgt. Alle ſüdlichen Nationen würden eine unendliche Langeweile haben, wenn ſie gegen die Ihrigen ſich in der fortdauernden, wechſelſeitigen Spannung erhalten ſollten, wie es die Nordländer gewohnt ſind. Reiſende haben bemerkt, daß die Sclaven ſich gegen ihre Türkiſchen Herren mit weit mehr Aiſance betragen, als Nordiſche Hofleute gegen ihre Fürſten und bei uns Untergebene gegen ihre Vorgeſetzten; allein wenn man es genau betrachtet, ſo ſind dieſe Achtungsbezeigungen eigentlich zu Gunſten der Untergebenen eingeführt, die dadurch ihren Obern immer erinnern, was er ihnen ſchuldig iſt.

Der Südländer aber will Zeiten haben, wo er ſich gehen läßt, und dieſe kommen ſeiner Umgebung zu gut. Dergleichen Scenen ſchildert Winckelmann mit großem Behagen; ſie erleichtern ihm ſeine übrige Abhängigkeit und nähren ſeinen Freiheitsſinn, der mit Scheu auf jede Feſſel hinſieht, die ihn allenfalls beherrſchen könnte.

Freude.

Wenn Winckelmann durch den Umgang mit Einheimiſchen ſehr glücklich ward, ſo erlebte er deſto mehr Pein und Noth von Fremden. Es iſt wahr, Nichts kann ſchrecklicher ſein, als der gewöhnliche Fremde in Rom. An jedem andern Orte kann ſich der Reiſende eher ſelbſt ſuchen und auch etwas ihm Gemäßes finden; wer ſich aber nicht nach Rom bequemt, iſt den wahrhaft Römiſch-Geſinnten ein Gräuel.

Man wirft den Engländern vor, daß ſie ihren Theekeſſel überall mitführen und ſogar bis auf den Aetna hinaufſchleppen. Aber hat nicht jede Nation ihren Theekeſſel, worin ſie, ſelbſt auf Reiſen, ihre von Hauſe mitgebrachten, getrockneten Kräuterbündel aufbrüht?

Solche nach ihrem engen Maßſtab urtheilende, nicht um ſich her ſehende, vorübereilende, anmaßliche Fremde verwünſcht Winckelmann mehr als ein Mal, verſchwört, ſie nicht mehr herumzuführen und läßt ſich zuletzt doch wieder bewegen. Er ſcherzt über ſeine Neigung zum Schulmeiſter, zu unterrichten, zu überzeugen, da ihm denn auch wieder in der Gegenwart durch Stand und Verdienſt bedeutender Perſonen gar manches Gute zuwächſt. Wir nennen hier nur den Fürſten von Deſſau, die Erb-Prinzen von Mecklenburg-Strelitz und Braunſchweig, ſowie den Baron von Riedeſel, einen Mann, der ſich in der Sinnesart gegen Kunſt und Alterthum ganz unſers Freundes würdig erzeigte.

Welt.

Wir ſahen bei Winckelmann das unaufhaltſame Streben nach Aſſimilation und Conſideration; aber er wünſcht, ſie durch etwas Reelles zu erlangen. Durchaus dringt er auf das Reale der Gegenſtände, der Mittel und der Behandlung; daher hat er eine ſo große Feindſchaft gegen den franzöſiſchen Schein.

Sowie er in Rom Gelegenheit gefunden hatte, mit Fremden aller Nationen umzugehen, ſo erhielt er auch ſolche Converſationen auf eine geſchickte und thätige Weiſe. Die Ehrenbezeigungen von Academien und gelehrten Geſellſchaften waren ihm angenehm, ja er bemühte ſich darum.

Am Meiſten aber förderte ihn das im Stillen mit großem Fleiß ausgearbeitete Document ſeines Verdienſtes, ich meine die Geſchichte der Kunſt. Sie ward ſogleich in's Franzöſiſche überſetzt und er dadurch weit und breit bekannt.

Das, was ein ſolches Werk leiſtet, wird vielleicht am Beſten in den erſten Augenblicken anerkannt, das Wirkſame deſſelben wird empfunden, das Neue lebhaft aufgenommen; die Menſchen erſtaunen, wie ſie auf ein Mal gefördert werden; da hingegen eine kältere Nachkommenſchaft mit ekelm Zahn an den Werken ihrer Meiſter und Lehrer herumnagt und Irrthümer aufſtellt, die ihr gar nicht eingreifen

waren, hätten Jene nicht soviel geleistet, von denen man nun noch mehr fordert.

Und so war Winckelmann den gebildeten Nationen Europa's bekannt geworden in einem Augenblicke, da man ihn in Rom genugsam vertraute, um ihn mit der nicht unbedeutenden Stelle eines Präsidenten der Alterthümer zu beehren.

Unruhe.

Ungeachtet jener anerkannten und von ihm selbst öfters gerühmten Glückseligkeit war er doch immer von einer Unruhe gequält, die, indem sie tief in seinem Character lag, gar mancherlei Gestalten annahm.

Er hatte sich früher kümmerlich beholfen, später von der Gnade des Hofs, von der Gunst manches Wohlwollenden gelebt, wobei er sich immer auf das geringste Bedürfniß einschränkte, um nicht abhängig oder abhängiger zu werden. Indessen war er auch auf das Tüchtigste bemüht, sich für die Gegenwart, für die Zukunft aus eigenen Kräften einen Unterhalt zu verschaffen, wozu ihm endlich die gelungene Ausgabe seines Kupferwerks die schönste Hoffnung gab.

Allein jener ungewisse Zustand hatte ihn gewöhnt, wegen seiner Subsistenz bald hierhin, bald dorthin zu sehen, bald sich mit geringen Vortheilen im Hause eines Cardinal's, in der Vaticana und sonst unterzustützen, bald aber, wenn er wieder eine andere Aussicht vor sich sah, großmüthig seinen Platz aufzugeben, indessen sich doch wieder nach andern Stellen umzusehen und manchen Anträgen ein Gehör zu leihen.

Sodann ist Einer, der in Rom wohnt, der Reisenden nach allen Weltgegenden ausgesetzt. Er steht sich im Mittelpunct der alten Welt, und die für den Alterthumsforscher interessantesten Länder nah' um sich her. Groß-Griechenland und Sicilien, Dalmatien, der Peloponnes, Jonien und Egypten: Alles wird den Bewohnern Rom's gleichsam angeboten und erregt in Einem, der, wie Winckelmann, mit Begierde des Schauens geboren ist, von Zeit zu Zeit ein unsägliches Verlangen, welches durch so viele Fremde noch vermehrt wird, die auf ihren Durchzügen bald vernünftig, bald zwecklos jene Länder zu bereisen Anstalt machen, bald, indem sie zurückkehren, von den Wundern der Ferne zu erzählen und anzuzeigen nicht müde werden.

So will denn unser Winckelmann auch überall hin, theils aus eigenen Kräften, theils in Gesellschaft solcher wohlhabender Reisenden, die den Werth eines unterrichteten, talentvollen Geführten mehr oder weniger zu schätzen wissen.

Auch eine Ursache dieser innern Unruhe und Unbehaglichkeit macht seinem Herzen Ehre: es ist das unaufhörliche Verlangen nach abwesenden Freunden. Hier scheint sich die Sehnsucht des Mannes, der sonst so sehr von der Gegenwart lebte, ganz eigentlich concentrirt zu haben. Er sieht sie vor sich; er unterhält sich mit ihnen durch Briefe; er sehnt sich nach ihrer Umarmung und wünscht, die früher zusammen verlebten Tage zu wiederholen.

Diese besonders nach Norden gerichteten Wünsche hatte der Friede aufs Neue belebt. Sich dem großen König darzustellen, der ihn schon früher eines Antrags seiner Dienste gewürdigt, war sein Stolz. Den Fürsten von Dessau wieder zu sehen, dessen hohe, ruhige Natur er als von Gott auf die Erde gesandt betrachtete; den Herzog von Braunschweig, dessen große Eigenschaften er zu würdigen wußte, zu verehren; den Minister von Münchhausen, der so viel für die Wissenschaften that, persönlich zu preisen; dessen unsterbliche Schöpfung in Göttingen zu bewundern; sich mit seinen Schweizerfreunden wieder ein Mal lebhaft und vertraulich zu freuen: solche Lockungen tönten in seinem Herzen, in seiner Einbildungskraft wider; mit solchen Bildern hatte er sich lange beschäftigt, lange gespielt, bis er zuletzt unglücklicher Weise diesem Trieb gelegentlich folgt und so in seinen Tod geht.

Schon war er mit Leib und Seele dem Italienischen Zustand gewidmet, jeder andere schien ihm unerträglich. Und wenn ihn der frühere Hinweg durch das bergigte und felsigte Tyrol interessirt, ja entzückt hatte, so fühlte er sich auf dem Rückwege in sein Vaterland wie durch eine Cimmerische Pforte hindurch geschleppt, beängstet und mit der Unmöglichkeit, seinen Weg fortzusetzen, behaftet.

Eingang.

So war er denn auf der höchsten Stufe des Glücks, das er sich nur hätte wünschen dürfen, der Welt verschwunden. Ihn erwartete sein Vaterland; ihm streckten seine Freunde die Arme entgegen; alle Aeußerungen der Liebe, deren er so sehr bedurfte, alle Zeugnisse der öffentlichen Achtung, auf die er so viel Werth legte, warteten seiner Erscheinung, um ihn zu überhäufen. Und in diesem Sinne dürfen wir ihn wohl glücklich preisen, daß er von dem Gipfel des menschlichen Daseins zu den Seligen emporgestiegen, daß ein kurzer Schrecken, ein schneller Schmerz ihn von den Lebendigen hinweggenommen. Die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geisteskräfte hat er nicht empfunden, die Zerstreuung der Anschicht, die er, obgleich in einem andern Sinne, voraus gesagt, ist nicht vor seinen Augen geschehen. Er hat als Mann gelebt und ist als ein vollständiger Mann von

hinein gezogen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vortheil, als ein ewig Jüngling und Kräftiger zu erscheinen; denn in der Gestalt, wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten; und so bleibt uns Achill als ewig strebender Jüngling gegenwärtig. Daß Winckelmann früh hinweggeschieden, kommt auch uns zu gute. Von seinem Grabe her stärkt uns der Anhauch seiner Kraft und erregt in uns den lebhaftesten Drang, Das, was er begonnen, mit Eifer und Liebe fort- und immer fortzusetzen.

II.

In dem vorhergehenden Entwurf einer Kunstgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts ist nur beiläufig Erwähnung von Winckelmann geschehen, weil wir uns vorgenommen hatten, seinen Einfluß, sein Wirken und seine Verdienste in der Kunde der Alterthümer eigens ausführlich zu betrachten.

Es wird zu diesem Endzweck erforderlich sein, daß wir erstlich untersuchen, welche Meinungen und Begriffe über die vorhandenen Monumente der alten Kunst im Ganze waren, ehe noch Winckelmann als der glücklichste Forscher in diesem Fach auftrat, das heißt, ehe seine Kunstgeschichte erschien; und werden zweitens zu zeigen unternehmen, in welchen wesentlichen Puncten sein Bemühen bessere Erkenntniß aufgebracht oder eingeleitet habe.

In Italien galten um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts Gori, Passeri, wie auch Bracci für die trefflichsten Alterthumsforscher; besonders war der Zuerstgenannte rühmlich bekannt. Alle Drei waren Männer von gründlicher Gelehrsamkeit, aber nicht eben so vorzüglich in Hinsicht auf Kunstkenntnisse und Geschmacksbildung, daher im Urtheil über die Monumente, welche sie zu erklären gedachten, in der Vergleichung derselben mit andern und in den daraus gezogenen Schlüssen gar manchen Irrthümern ausgesetzt.

Die in früherer Zeit schon aufgebrachte, aber von den erwähnten Gelehrten ebenfalls angenommene und fortgepflanzte, viel zu gute Meinung vom Kunstvermögen der alten Etrurier, von der Anzahl sowie vom Gehalt der ihnen zugerechneten Monumente war ein äußerst schädliches Vorurtheil, welches den Fortschritten der Alterthumskunde auf mancherlei Weise Hindernisse in den Weg legte.

Vielleicht besaß der Französische Graf Caylus weniger gelehrte Kenntnisse als Einer der genannten Italiener; er vergütete aber Solches durch lebhaftere Neigung für Kunstwerke, durch ein mehr heiteres, gewandtes Denk- und Urtheilsvermögen; auch ist seine Schreibart gefälliger, unterhaltender, welches, nebst Sprache, Vermögen, Stand, Einfluß, Bekanntschaften &c., seine Schriften zu den gelesensten, seine Meinungen zu den geltendsten jener Zeit machte. Wenn wir uns daher bemühen, diese Meinungen näher aneinander zu setzen, so sprechen wir im gelingenden Falle auch zugleich den in der Alterthumskunde herrschenden Glauben aus, ehe die bessere Aufklärung durch Winckelmann Statt gefunden.

Den alten Etruriern war man, wie eben bereits angemerkt worden, überhaupt sehr günstig, und auch Caylus schrieb denselben eine Menge Denkmale zu, welche ganz andern Völkern angehören. In noch größerer Achtung aber standen bei diesem Alterthumsforscher die alten Egypter, denen er die anfängliche Erfindung der bildenden Künste zum hohen Verdienst anrechnete und vermeinte, daß Etrurier und Griechen dieselben aus Egypten erhalten hätten.

Wir vermuthen nicht, daß eine so falsche Ansicht, welche geistlos handwerksmäßiges Nachahmen von eigentlicher Kunst und Genie nicht unterscheidet, vom Grafen Caylus selbst ursprünglich herrühre. Wo und wann aber dieselbe ihren Anfang genommen, ist anzumachen außer den Grenzen unsers gegenwärtigen Vorhabens. Desgleichen mögen Andere untersuchen, ob der Wahn, die Griechen hätten aus Eitelkeit und um den Egyptern den Ruhm der Erfindung der bildenden Künste undankbar zu entreißen, ihre ältesten Kunst-Producte, als Zeugnisse, welche gegen sie gesprochen haben würden, absichtlich unterdrückt — ob, sagen wir, dieser Wahn ebenfalls ein älterer und verbreiteter war oder ein bloßer Nothbehelf, zu welchem sich Graf Caylus getrungen sah, um das einmal angenommene System von Etruskischer Kunst und Kunstwerken zu stützen.

Ueber die in Geschmack, Styl und Behandlung so verschiedenen Epochen in der Kunst, sowie auch über das Eigenthümliche des Geschmacks der Kunstwerke verschiedener Völker walteten sehr unsichere Begriffe. In den Geist der Kunst eindringende Betrachtungen anzustellen, wurde zu derselben Zeit beinahe gänzlich versäumt; man begnügte sich gewöhnlich mit Wahrnehmung äußerer Kennzeichen, doch wurden auch diese höchst selten mit gehöriger Schärfe und Genauigkeit aufgefaßt. Daher haben sich von Caylus wahrscheinlich Etruskische Denkmale unter den Egyptischen aufgeführt, ja sogar Altgriechische den Römischen aus Zeiten sinkender Kunst beigemischt.

In solchem Zustande befand sich derjenige Theil der Alterthumskunde, der sich über Denkmale der bildenden Kunst erstreckt. Man ging

meiſt, wie z. B. bei den oben genannten drei Italieniſchen Gelehrten der Fall war, mit dürftigem Geſchmack und noch ärmer an Kunſtkenntniſſen einſeitig vom Studium alter Sprachen, Geſchichte und Fabel aus. Als aber ein durch ſeine Reiſen und Umgang, durch Neigung und Talent zur Kunſt mehrſeitig gebildeter und fähiger Mann, wie Graf Caylus war, ſich der Sache annahm: ſo geſchahen zwar einige Vorſchritte; doch war der Ort ſeines Aufenthalts, Paris, damals noch weniger als jetzt für den Alterthumsforſcher der günſtigſte. Zudem wirkten die Vorurtheile einer manierirten Malerſchule nachtheilig auf ſeinen Geſchmack und Kunſtſinn; es mußte ihm alſo wohl unmöglich fallen, ſich über alle alten, feſtgewurzelten Irrthümer zur freien und klaren Erkenntniß zu erheben.

Wir kommen nun auf Winkelmann und werden, unſerm Zwecke gemäß, die Reſultate ſeiner für Geſchmack, Kunſt und Alterthumskunde wohlthätigen Bemühungen anzugeben verſuchen.

Winkelmann erſchien zu Rom als ein mit Kenntniß alter Sprachen wohl ausgerüſteter Gelehrter. Unter den Kunſtſchätzen zu Dresden hatte er ſich vorher einige Zeit umgeſehen, und ohne Zweifel durch dieſelben ſeine natürlichen Anlagen geweckt. Die Gunſt des Cardinal's Alexander Albani, die ihm in Rom bald zu Theil wurde, nebſt den freundſchaftlichen Verhältniſſen mit Mengs, müſſen der Entwickelung und Ausbildung des Kunſtſinnes in ihm ſehr vortheilhaft geweſen ſein. Unterdeſſen iſt es wahrſcheinlich, die Neigung zu ſchönen Formen, wodurch, wie bereits angemerkt worden, Mengs als Künſtler ſich auszeichnete, habe überwiegenden Einfluß auf Winkelmann gewonnen und ihn vermocht, die Schönheit unbedingt als das Haupt-Princip der alten Kunſt aufzuſtellen; *) eine Behauptung, welche allerdings wahr iſt, ſo lange man ſie auf den ganzen Begriff von der Kunſt ausdehnt, und hingegen eine höchſt ſchädliche Wirkung haben muß, ſobald man ſie engherzig auf die Formen allein einſchränkt, wie leider noch von Manchen geſchieht. Im Uebrigen iſt es gar nicht unwahrſcheinlich, Winkelmann ſelbſt ſei dieſes Unterſchieds ſich nicht mit völliger Klarheit bewußt geweſen, weil überall, wo er in ſeinen Schriften von der Schönheit der Theile ſpricht, es das Anſehen hat, als wäre er ausſchließlicher Weiſe der Form gewogen. Wird hingegen von einem vorzüglichen Kunſtwerke überhaupt gehandelt, dann ergießt nicht ſelten ſein großer, den Alten verwandter Geiſt, und verkündet mit poetiſcher Begeiſterung die hohen innern Schönheiten, die Idee, welche der Künſtler durch das Mittel edler, abgewogener Formen zur Erſcheinung gebracht hat.

Der irrigen Meinung, Etrurier ſowohl als Griechen hätten die bildenden Künſte von den Egyptern erhalten, widerſprach Winkelmann mit überzeugenden Gründen und zeigte dagegen, daß ſolche aus dem allen Menſchen innewohnenden Bildungs- und Nachahmungstrieb überall entſprungen ſind. *)

Die Monumente von Egyptiſchem Geſchmack, über welche, wie eben angemerkt worden, bloß allgemeine und dazu unbeſtimmte Begriffe herrſchten, ordnete er in drei Claſſen, nämlich in ächt Egyptiſche Arbeiten, in Griechiſche und in Römiſche Nachahmungen derſelben, nach Kennzeichen, die von jedem kunſtgeübten Auge unfehlbar erkannt werden können. Iſt man ihm dafür ſchon Dank ſchuldig, ſo erwarb er ſich doch bei weitem noch größere Verdienſte durch ſeine Aufklärungen über die Monumente der Etruriſchen Kunſt. Dieſes Fach diente im Bezirk der antiquariſchen Wiſſenſchaften gleichſam zur Polterkammer, wohin Alles, was ſchwer zu deuten oder ſonſt nicht gut zu gebrauchen war, bei Seite geſchafft wurde. Die Altgriechiſchen Werke von Erz und Marmor wurden ſämmtlich dahin verwieſen; ein Gleiches geſchah auch mit den Vaſen von gebrannter Erde, ohne Ausnahme; ja man findet bei Caylus **) ſogar Egyptiſche Arbeiten für Etruriſche ausgegeben, und eben dieſer ſonſt verdiente Alterthumsforſcher tadelt einen Pater Pancratius, der von Sicilianiſchen Alterthümern ſchrieb und ein bei Girgenti ausgegrabenes Gefäß von gebrannter Erde für Griechiſch und nicht für Etruriſch hielt. ***)

Dieſe alten, ſchädlichen Vorurtheile, die immer neue Irrthümer hervortrieben, beſchnitt Winkelmann ſo zu ſagen an ihren Lebenswurzeln dadurch, daß er nachwies, die mehrerwähnten, bis dahin für Etruriſch gehaltenen, bemalten Gefäße in gebrannter Erde ſeien nicht zu bezweifelnde Arbeiten der in Italien angeſiedelten Griechen. Ebenfalls muthmaßte er, daß auch die plaſtiſchen Werke vom ſogenannten Etruriſchen Geſchmack, oder wenigſtens einige derſelben, Altgriechiſche Monumente ſein könnten. ****) Wenn er hierüber nicht bis zur klaren, vollkommenen Erkenntniß gelangte, ſo geſchah Solches, wie wir nicht zweifeln dürfen, aus der zufälligen Urſache, weil ihm

*) Siehe die Monum. inedita Tratt. prelim. Cap. IV.

*) Monum. inedita Tratt. prelim. Cap. I.

**) Tom. II. p. XIV. et XI.

***) Tom. II. p. LIV.

****) Monum. inedita. Tratt. prelim. p. XXIIV. et seq.

zur Zeit ſeiner reifern Bildung keine günſtige Gelegenheit ſich darbot, zahlreiche Sammlungen ächt Etruriſcher Arbeiten, wie z. B. gegenwärtig die Florentiniſche Gallerie eine aufweiſen kann, mit gehöriger Muße zu durchforſchen.

Wahr iſt es freilich, daß durch die ſeither angeſtellten, genauern Betrachtungen der alte Wahn von einſtmaliger Blüthe der Etruriſchen Kunſt und ihrer weiten Ausbreitung immer mehr eingeſchränkt, hingegen den Griechen ihre frühern Denkmale wieder zugeeignet werden ſind. Aber man muß ebenfalls geſtehen, dieſer Gewinn ſei bloß mit dem aus Winkelmann nachgelaſſenen Capital erworben. Denn was thaten ſeine Nachfolger anders, als in ſeine Fußſtapfen treten und was er begonnen etwas vorwärts rücken?

Die ſchönen, in Griechenland und ſpäter zu Rom entſtandenen Monumente betrachtete Winkelmann zuerſt unter kunſthiſtoriſchen Beziehungen, nach Kennzeichen des verſchiedenen Geſchmacks und Arbeit der verſchiedenen Zeiten. Wir behaupten zwar keineswegs, daß ſolches jedes Mal mit unverbeſſerlichem Erfolge geſchehen, doch zeigte er und zeigte zuerſt, wie die Antiken, nach offenbaren Merkmalen, in einer folgenden und folgenden, von dem Geſchmack, dem Styl und der Arbeit gezogenen Folge zu ordnen ſind; auf welchem Wege allein die in ſchriftlichen Nachrichten ſo mangelhaft auf uns gekommene Geſchichte der alten Kunſt nicht nur vollſtändiger, ſondern auch — und Dieſes dürfte der weſentlichſte Nutzen und Vorzug derſelben ſein — gleichſam lebendig in den Monumenten ſelbſt dargeſtellt werden kann.

Solche unſchätzbare Erweiterungen erhielt die Kunde der alten Denkmale durch unſers Winkelmann's Bemühungen. Lieſt man indeſſen ſeine Schriften mit prüfender Aufmerkſamkeit, ſo mag ohne Zweifel jede derſelben, auch die letzten ſogar, in manchen einzelnen Puncten zu Erinnerungen Gelegenheit geben, und zwar von Seiten des artiſtiſchen weder minder noch weniger gegründete, als von Seiten des litterariſchen Theils gegen dieſelben gemacht werden ſind. Allein es wäre unbillige Strenge, ſie auf dieſe Weiſe richten wollen. Große, auf's Allgemeine gehende Betrachtungen über Winkelmann's Hauptwerk, die Geſchichte der Kunſt des Alterthums, müſſen vielmehr jeden Gerechtdenkenden von der Unmöglichkeit überzeugen, daß ein Menſch allein eine ſolche große, nicht vorbereitete Unternehmung, in wenigen Jahren, für den Gelehrten ſowohl als für den Kunſtkenner durchaus befriedigend ſtille ſtehenden können. Wäre demnach Jemand, der, was Winkelmann gethan, nur für Anfänge halten wollte: ſo widerſprechen wir demſelben nicht geradezu; aber wir ſagen, es ſind große Grundlagen, welche unbeweglich feſtſtehen, und behaupten überdem laut: in den größten, wichtigſten Puncten, welche die Kunde der ſchönen alten Denkmale fördern können, mag man Winkelmann feſt vertrauen; denn er hat, mehr als kein Anderer im Geiſt mit den Alten verwandt, immer das Rechte geahnet, wenn auch nicht alle Mal deutlich ausgeſprochen; und obwohl Widerſacher gegen ihn aufgetreten ſind, hat man ſich dennoch genöthigt geſehen, ſeinen Lehren zu folgen.

Zum Beſchluß wollen wir noch einige Blicke auf den gegenwärtigen Zuſtand der Alterthumskunde werfen, doch nur in dem artiſtiſchen Sinne, in welchem wir bisher Winkelmann's Bemühungen und Verdienſte um dieſelbe betrachtet haben.

In Hinſicht auf beſſere Kenntniß der alten Monumente, zu nähern kunſtgeſchichtlichen Beſtimmungen, ſind im Allgemeinen keine bekeutenden Schritte höher geſchehen. Noch werden die Werke des Egyptiſchen Geſchmacks in drei Claſſen, nämlich in ächt Egyptiſche und ferner in Griechiſche und Römiſche Nachahmungen des Egyptiſchen Geſchmacks abgetheilt; die Kennzeichen aber der frühern und ſpätern Werke jener erſten Claſſe ſind noch immer nicht erforſcht.

Beinahe ſtillſchweigend bequemte man ſich, die Denkmale der uralten, ſteifen, ſonſt für Etruriſch gehaltenen Manier als Altgriechiſche Kunſtwerke zu betrachten; allein der Ruhm dieſer beſſern Erkenntniß darf Winkelmann's Nachfolgern nicht ſehr hoch angerechnet werden, weil, wie wir oben gezeigt, durch das Hinüberweiſen der bemalten Gefäße in gebrannter Erde zu den Griechiſchen Monumenten ein ſolches Vorrücken, man möchte wohl ſagen, unvermeidlich geworden war.

Bedenken wir endlich noch, was zur beſſern Kunde der ſchönen Griechiſchen und Römiſchen Kunſtdenkmale geſchehen oder unternommen worden, ſo findet ſich, daß auch hierin ſeit Winkelmann's Zeit überhaupt keine beträchtlichen Vorſchritte gethan worden ſind. Zwar haben die ſinnreichen, geiſtvollen Forſcher die Darſtellungen einiger alten Monumente, mit achtungswerthen Kenntniſſen ihrer Art, gut und wahrſcheinlicher aufgelegt; aber da, wo das Urtheil aus innern Gründen hervorgehen ſoll, wo Kunſtwerth, Zeitgeſchmack und Styl zu erkennen, zu würdigen waren, leiſteten ſie wenig Anſehnes; ja bei genauer Rechnung dürfte die Summe des Verunglückten vielleicht nicht geringer als die des Ausgeklügelten

auffaſſen. Viel zu oft ließ man ſich von unſichern, äußern Kennzeichen oder von zufälligen Aehnlichkeiten der Monumente zu Trugſchlüſſen und Sünden wider den Geiſt der Kunſt verleiten, der doch vor allem Andern erwogen und geehrt werden ſollte. Denn wo ließe ſich mit mehrerer Sicherheit ein Maßſtab zu Beurtheilung der Kunſtwerke finden, als in der Kunſt ſelbſt? Hieraus folgt aber keineswegs, daß andere Merkzeichen als ſolche, die aus dem Innern, Geiſtigen alter Kunſtdenkmale abgeleitet werden, ohne weitere Verbindung verwerflich ſeien. Kein Verſtändiger wird Nachrichten, von welcher Art ſie ſein mögen, oder Bemerkungen, die dem Stoff gelten, oder andere Umſtände, welche Licht und Leitung gewähren können, verſchmähen; er wird vielmehr jeden Nebenumſtand in Erwägung ziehen, prüfen und vorſichtig benutzen, aber den höher begründeten Anſichten auch jedes Mal den höhern und entſcheidenden Werth zugeſtehen. Der große Vorzug, den Winckelmann als Alterthumsforſcher über ſeine Vorgänger, Zeitgenoſſen und berühmteſten Nachfolger behauptet; die Urſache, warum, ungeachtet einſeitiger Anfechtungen, ſeine Schriften ernſtmeinenden Freunden des Alterthums immer noch vor andern ungbar und werth geblieben ſind: beſteht in dem Zuſammenwirken gelehrter Kenntniſſe mit lauterm Kunſtſinn; Eigenſchaften, die ſich in ſolchem Maße ſonſt nie vereint gefunden und zugleich Eigenſchaften, die keinem Alterthumsforſcher zu erlaſſen ſein dürften, welcher mit glücklichem Erfolg auf der von Winckelmann gebrochenen Bahn fortzuſchreiten gedenkt. Ein geübter Geſchmack allein wird, ohne hinlängliche Bekanntſchaft mit der alten Litteratur, nicht überall ausreichen; noch weniger ſind bloß gelehrte Kenntniſſe zulänglich, wenn ſie nicht durch richtigen Geſchmack unterſtützt und von der Fähigkeit begleitet ſind, den Geiſt der Alten, den höhern poetiſchen Gehalt ihrer vorzüglichſten Kunſtgebilde aufzufaſſen. Hätte Heyne's litterariſche Kenntniſſe beſeſſen und minder ängſtlich die Formen verehrt, wahrſcheinlich würde mehr Harmonie zwiſchen ſeinen frühern und ſpätern Meinungen über die berühmteſten antiken Statuen zu bemerken ſein, oder, deutlicher geſagt, er würde, was er unter Winckelmann's Einfluß gut und richtig begriffen zu haben ſchien, durch ſpätere Aeußerungen nicht aufheben. Hätten die ſeit Winckelmann aufgetretenen, gelehrten Forſcher einer an den alten Monumenten geſchärften Unterſcheidungsgabe der Verſchiedenheiten des Styls, der Arbeit und des Geſchmacks nicht gar zu oft ermangelt; hätten ſie ſich vom Stoff oder vom Wort weniger beſtechen laſſen: ſo würde mancher, den Gang der antiquariſchen Wiſſenſchaften aufhaltende Irrthum entweder unterblieben ſein, oder doch weniger Theilnehmer und Verbreiter gefunden haben.

III.

Die mir von Ihnen mitgetheilten Briefe Winckelmann's ergänzen vortrefflich das Bild, das man ſich von dem großen und liebenswürdigen Menſchen aus den früher gedruckten machen konnte. Gewiß werden Ihnen für dieß lange vorenthaltene Geſchenk alle Freunde der Kunſt und einer künſtleriſch betriebenen Gelehrſamkeit danken. Mir gaben dieſe Briefe nach vieler abſtumpfenden Arbeit der letztern Monate einen innigen Genuß, zu welchem ich bald und öfter zurückzukehren wünſche. Dazu wird die von Ihnen vorgehabte Nachweiſung der Zeitfolge aller ſeiner nunmehr bekannt gemachten Briefe eine neue Einladung werden; weßhalb ich Sie angelegentlich und, ich wage zu ſagen, im Namen vieler Leſer erſuche, die Zugabe ja nicht außer Acht zu laſſen. Erſt ſo wird es recht angenehm werden, den Mann von dem Austritt aus Nötheniz an auf ſeiner ſchönen Bahn theilnehmend zu begleiten, um ihn durch alle ſeine gelungenen und unvollendeten Entwürfe dahin gelangen und Das werden zu ſehen, was ihm das Schickſal erlaubte, das über jeden Schritt ſeines Lebens mit ſichtbarer Macht waltet.

Zu bedauern iſt indeſſen, daß wir nur allzu wenige Data zur Kenntniß ſeiner Bildung haben. Denn ſeitdem es den Erziehungskünſtlern gelungen iſt, dem Genius der Zeit gehorchend, die meiſten zur Veredlung und Würde des Geiſtes führenden Studien zu verleichten und die beſten Kräfte faſt allein ſolchen Wiſſenſchaften zuzuwenden, wodurch Gewerbe und Finanzen und Krieg zu Lande und zu Waſſer gedeihen, ſeitdem bleibt für Jemand, der hier und da den unverdorbenen Jüngling mit fremder Stimme in ein edleres Leben rufen möchte, außer den Alten, die man aus ihren Schulwinkeln noch nicht ganz verdrängte, nichts Anderes übrig, als Geſchichte der Erziehung und Bildung von Männern, die im Kampf mit den Hinderniſſen der Zeit und den innern Schwierigkeiten der Sachen durch angeſtrengte Kraft das Höchſte in dem gewählten Kreiſe erſtrebten. So Etwas gab uns vor Kurzem über ſich ſelbſt der geiſtvolle Hiſtoriker Schlözer in einer Schrift, die in gewiſſen Sachen das Handbuch jedes künftigen Gelehrten ſein ſollte. Auch leben noch einige andere Männer, von welchen ſich einſt etwas Aehnliches erwarten

läßt, nämlich getreue Darſtellung des Ganges ihrer Studien und der Bildungsmittel, wodurch ſie ſich den Bezauberungen des genialiſchen Genius entriſſen und über ihr Zeitalter erhoben.

Wer, der Winckelmann und das Alterthum liebt, wünſchte nicht Etwas der Art von deſſen eigener Hand geſchrieben? Seine Kindheit, das entſcheidende Alter des Lebens, fiel in den Zeitraum, wo in Deutſchland bei feſt beſtehenden Einrichtungen öffentlicher Schulen die mangelhaften Einſichten vieler Lehrer meiſtens ſchädlich wurden; wo in den Häuſern des mittlern und gemeinen Standes noch alle die Tugenden in Ehren waren, woraus ächte, kräftige Charactere erwachſen; wo das Geſchäft, Menſchen zu bilden, noch nicht mit Anſprüchen ſpeculativer Wiſſenſchaft erſcheinen, von manchem gewöhnlichen Handwerksmanne neben der täglichen Arbeit, faſt ohne die dunkelſte Idee von Kunſt, trefflich ausgeführt wurde.

Mag jedoch die erſte Bildung, die Winckelmann erhielt, mehr darauf gegangen ſein, in ſeiner herrlichen Natur nur Nichts zu verderben: es iſt ſehr wahrſcheinlich bei den leichten Anſtalten, die damals die Erziehung machte, und vielleicht nur deſto glücklicher für ihn. Denn Seelen, die eine höhere Weihe mit in's Leben bringen, bedürfen, wie Platon ſagt, gleich dem Golde der Athen'ſchen Burg, dieſ ſorgſame Aufbewahrung, welche dem Erziehungskünſtler, der ſelbſt dem Göttlichſten ſeinen gemeinmäßigen Stempel aufzwingt, nicht ohne Gefahr anvertraut wird. An Winckelmann's gelehrten Kenntniſſen aber ſcheint fremde Pflege den geringſten Antheil gehabt zu haben. Der blind gewordene Rector, deſſen Zöhrer er wurde, ließ ihn für dieſen Dienſt in ſeiner kleinen Bibliothek ſchalten, woraus er nach dem Antriebe ſeiner gutartigen Laune las, am Meiſten alte Sprachen. Er vernachläſſigte darüber, wie man uns berichtet, faſt alle Uebungen in der Mutterſprache, d. i. in dem modiſchen Deutſch oder Undeutſch vor Anno 1740. So weit war damals noch die Pädagogik zurück, dergleichen Unheil geſchehen zu laſſen; obwohl ſchon Einige zu Stendal, vermuthlich die Gelehrten des Orts, die Abneigung des jungen Menſchen ſtrafbar fanden. Bei ihm ſelbſt leſen wir hier die Aeußerung: daß er beinahe in Allem ſein eigener Lehrer geweſen. Die allgemeinern Vorkenntniſſe in Geſchichte und alten Sprachen mag er bald durch Unterweiſung jüngerer Schüler erweitert und lebendiger gemacht haben, zu welchem vorzüglichen Hülfsmittel der Selbſtbildung ihn glücklicher Weiſe ſeine Umſtände nöthigten. Eine kurze Zeit vor den academiſchen Jahren ging er noch, wie gleichfalls erzählt wird, auf einen der Berlin'ſchen Gymnaſien und ſetzte dabei jenen Unterricht fort; doch erwähnt Niemand, ob er zu Berlin Lehrer gefunden, die ihn mit den claſſiſchen Sprachen und mit alter Literatur vertrauter gemacht, etwa ſolche, wie die fleißigen Verfaſſer der Märkiſchen Sprachlehren waren. Wie es ſcheint, war es nicht der Fall, indem bereits damals ſolche Schulmänner an den meiſten Orten ſeltener wurden.

Ebenſo unbedeutend und von ſchwachem Einfluß auf ſeine Entwickelung muß ſein Halliſches Leben geweſen ſein, beſonders in Anſehung der Kenntniſſe, auf denen die Unſterblichkeit ſeines Namens beruht. Es muß ein ſeltſam planloſes und zerſtückes Studiren geweſen ſein, das er hier in's dritte Jahr fortſetzte. In Fridericiana, ſchreibt er dem Grafen Bünau, parum suppetiarum fuit ad manum. Graecas auro carioras. Eigentlich bekannte er ſich nach dem Wunſche ſeiner Angehörigen zum Theologen; allein ſo wenig er ſich den der Armuth behülflichen Anſtalten des Waiſenhauſes näherte, ebenſo ſelten ſcheint er die theologiſchen Hörſäle beſucht zu haben. Nur einen einzigen Gelehrten erwähnt er, wenn ich mich recht erinnere, unter den damaligen hieſigen Lehrern als den ſeinigen. Dieß iſt ein gewiſſer Gottfried Selius,*) ein ſchon längſt in Deutſchland verſchollener Mann, von mannigfacher und achtungswerther Gelehrſamkeit, der in der Welt, wie in den Wiſſenſchaften, etwas wild umherſchwärmte, und durch mancherlei böſe Gerüchte ging, wozu auch jenes bei Winckelmann gehört. Endlich beſchloß er ſeine Laufbahn nach der Mitte des Jahrhunderts zu Paris als Franzöſiſcher Schriftſteller und Lohnüberſetzer. Es hat viele Wahrſcheinlichkeit, daß er Derſelbe ſei, den Winckelmann in einem Briefe an Walther**) als einen ihm ganz unbekannten Namen behandelt. Zu Halle, wohin Winckelmann im Jahr 1738 kam, ſtand dieſer Selius auf ein Paar Jahre als Profeſſor der juriſtiſchen und philoſophiſchen Facultät; vorher hatte er ſich in Holland aufgehalten, wo er 1733 die gerühmte Schrift: Historia naturalis terredinis ſchrieb, worauf er theils wenliges Juriſtiſches, theils 1738 eine Experimental-Phyſik herausgab. Ob vielleicht in dieſer Wiſſenſchaft oder in welcher ſonſt er unſern Winckelmann zum Zuhörer hatte, iſt unbekannt; aber es hat das Anſehen, als ob der Jüngling nur ſolche Vorleſungen gehört

*) S. zu dieſer Briefe.
**) S. 222 Dahlerer Samml.

Fauſt.

Entfliehe, Kuppler!

Mephiſtopheles.

Schön! Ihr ſchimpft und ich muß lachen.
Der Gott, der Bub' und Mädchen ſchuf,
Erkannte gleich den edelſten Beruf,
Auch ſelbſt Gelegenheit zu machen.
Nur fort, es iſt ein großer Jammer!
Ihr ſollt in eures Liebchens Kammer,
Nicht etwa in den Tod.

Fauſt.

Was iſt die Himmelsfreud' in ihren Armen?
Laß mich an ihrer Bruſt erwarmen!
Fühl' ich nicht immer ihre Noth?
Bin ich der Flüchtling nicht, der Unbehauſ'te,
Der Unmenſch ohne Zweck und Ruh,
Der wie ein Waſſerſturz von Fels zu Felſen brauſ'te
Begierig wüthend nach dem Abgrund zu?

habe, wo ihn entweder Gelehrſamkeit oder Geiſt der Unterſuchung anzog, gleichviel, auf was für Gegenſtände ſie gingen. So verſichert er von ſeinem folgenden Aufenthalte zu Jena, daß er ſich dort den mathematiſchen und mediciniſchen Studien ergeben (zu den letztern hatte er gleich Anfangs die meiſte Neigung) und dem Jena'ſchen Hamberger, der als Profeſſor der Phyſik und Medicin eben in ſeiner Blüthe ſtand, Vieles verdanke. Auch verdient von Halle nicht vergeſſen zu werden, daß hier die Ludwig'ſche Bibliothek, die mehrmals, wie es bei fleißigen Gelehrten geht, in Unordnung gerieth, Winckelmann ein ganzes halbes Jahr hindurch die erſte Gelegenheit gab, ſich im Ordnen von Büchern zu üben, wobei er das Vergnügen hatte, aus dem Munde des berühmten Beſitzers einige Brocken (principia) von Feudal- und Deutſchem Staatsrecht zu empfangen.

Kaum ſollte man meinen, es könnte Jemand nach ſolchen Studien ein ehrſames Zeugniß von der Univerſität mitnehmen, ſofern dergleichen Papiere auf den Beſuch von Vorleſungen gehen, um wo möglich ein handwerksmäßiges Studiren unter öffentlichem Anſehen zu begründen. Reif war Winckelmann vollends wohl zu keinem landüblichen Berufe, am Wenigſten zu dem ſeinigen, der ihm ſelbſt noch verborgen war. Wahrſcheinlich aber würde er auf keiner andern hohen Schule von Deutſchland für die Elemente ſeiner nachmaligen Lieblingskenntniſſe viel mehr gewonnen haben, außer etwa zu Leipzig, wo Gelehrſamkeit und Gründlichkeit im Studiren Ton war, und wo damals, neben andern Lehrern der claſſiſchen Litteratur, Chriſt eine kleine Anzahl von Zuhörern auch mit den Ueberbleibſeln alter Kunſt bekannt machte und durch Vortrag beſſer als durch ſeine beiläufigen Schriften wirkte. Vielleicht machte indeß Winckelmann, als er bei'm Grafen Bünau war, eher zunächſt während des Aufenthaltes zu Dresden, Gebrauch von den handſchriftlich herumgehenden Heften des Chriſt'ſchen ſogenannten Collegium litterarium, woraus er manche nutzbare Notiz, ſelbſt über das Techniſche der Kunſtwerke, aber freilich keinen allgemeinen Geiſt des Alterthums ziehen konnte. Gegen die ſpäter auftretenden Kunſtſchwätzer ſtand aber jener Mann wirklich ſehr hoch; auch bezeigt ihm hier und da Winckelmann ſeine Hochachtung, wie ihm von den Schülern des engern Kreiſes, z. B. einem Reiz, der mich erſt von ihm unterhielt, warme Liebe und Achtung nach dem Tode (1756) zu Theil wurde.

Wer lange auf einer Univerſität lebte und das Getreibe der Wiſſenſchaften mit anſah, oder auch ſelbſt allzu thätigen Theil daran nahm, muß auf unangenehme Betrachtungen gerathen, wenn er bemerkt, wie ſelten die vorzüglichſten Köpfe dadurch in die rechten Wege gewieſen worden. Winckelmann ſcheint ſeiner eigentlichen Beſtimmung erſt in den acht Jahren, die er theils als Hofmeiſter, theils als Conrector der Schule zu Seehauſen verlebte, um Etwas näher getreten zu ſein. In der letztern Stelle fing er zuerſt ein eifriges Studium der Griechen an; ſo daß er dem Graf Bünau rühmen konnte, er lege den Sophocles nicht aus der Hand und habe ſein Exemplar mit vielen Bemerkungen und Vorſchlägen zur Verbeſſerung des Textes beſchrieben. Hierbei mußten gleichwohl der Lernbegier des gedrückten Schulmanns alle jene Hülfsmittel abgehen, die damals von den Gelehrten in England und Holland für Griechiſche Litteratur erſchienen, und er ſah ſich ohne Zweifel auf die Heroen dieſer Wiſſenſchaften aus dem fünfzehnten Jahrhundert eingeſchränkt. Denn in Deutſchland gab es eigentlich kein Studium des Alterthums anders, als in dem gemeinen Dienſte von brodererwerbenden Disciplinen: glaubte man doch noch viel ſpäter nicht, daß ſolche Kenntniſſe als unabhängig und für ſich beſtehend auftreten könnten. Einer der lauteſten Stimmführer meinte ganz neuerlich, es würde völlig um ſie geſchehen ſein, wenn ſich endlich die moderne Cultur andere Canäle als durch Bibel und Corpus Juris eröffnete. So las und erklärte man denn damals die Alten, um ſich beſſer zur Auslegung des göttlichen und des Juſtinianiſchen Wortes vorzubereiten, wiewohl einige hervorſtechende Männer die Sache wenigſtens gründlicher trieben und ſelbſt im Latein correcter ſchrieben, als in der letzten Hälfte des Jahrhunderts, ſeit dem Aufkommen der Deutſchen Geſchmackslehre (Aeſthetik von αἰσθ. ich ſchmecke, wie Meier ableitete) von den meiſten Philologen geſchah.

Winckelmann erlebte die Frankfurter Aeſthetik noch in Deutſchland (1750), welcher zwei Jahre ſpäter die erſte Baſedow'ſche Ankündigung der Inſtituta et optima methodus erudiendae juventutis honeſtioris nachfolgte. Beide, den Alten unbekannte und noch jetzt nicht weit über unſere Grenzen gekommene Wiſſenſchaften haben ſeitdem in Deutſchland ſoviel Papier gefüllt und ſo viele Köpfe leer gemacht, daß die Anfänge derſelben wohl ein beiläufiges Andenken verdienen, wenn gleich Winckelmann an keiner von beiden Antheil nahm. Ihm wäre eher zu wünſchen geweſen, daß er den Muth gehabt hätte, wie zwei andere Deutſche um jene Zeit thaten, auf einige Zeit nach Leyden zu wandern, um noch älterer,

guter Methode die Schönheiten der alten Sprachen kennen zu lernen, die er der Seehäuser-Jugend mit gar nicht allgemeinem Beifall lehrte. Allein das Schicksal zeigte Winckelmann einen andern Weg, auf dem er, unter Gefahr, weniger gelehrt zu werden, bald eine Gattung von Studien neu beleben oder vielmehr schaffen sollte, die von den Besten vorhin einseitig, von wenigen stillen Kennern mit Geschmack, von Niemandem mit dem Inbegriff der dazu nothwendigen Fähigkeiten und Verkenntnisse, mit Einsicht in die Kunst und mit einem dem Alterthum gleichgestimmten Gefühl getrieben wurden.

Die Jahre, welche er seit seinem dreißigsten in der Nothenitzer-Bibliothek des Grafen Bünau hinbrachte, waren für ihn die einzige Zeit gelehrter Muße. Hier erst lernte er ohne Zweifel die bessern Subsidien in Ausgaben und Commentaren kennen und legte den Grund zu den weitläuftigen Kenntnissen der Litteratur, die man überall bei ihm antrifft. Was ihn aber als Bibliothecar am Meisten auszeichnet, ist die nüchterne Selbstständigkeit, womit er sich den Verführungen entzog, denen der Ueberfluß gelehrter Hülfsmittel den gewöhnlichen Kopf aussetzt. Er wurde hier weder ein Litterator, der, ohne sich um den Gehalt von Büchern zu bekümmern, Titel, Format, Insiquien der Buchdrucker und andere typographisch Merkwürdigkeiten dem Gedächtniß aufladet, und darüber die Denkwürdigkeiten der Litteratur versäumt, kurz, ein lebendiger Bücher-Catalog, noch ein aufgedunsener Compilator, der höchstens in der Alterthumskunde sich dem kleinen Dienste widmet, um hier und da ein historisches Datum in's Klare zu bringen, oder ein Häufchen Materialien für einen das Ganze umfassenden Schriftsteller zu bereiten. Winckelmann scheint seinen subalternen Bibliothek-Dienst außerdem, daß er ihm das Vorkommen in der Welt erleichterte, zur Einsammlung weniger und gediegener, übrigens gar nicht pedantisch einseitiger Kenntnisse genutzt zu haben. Pflichtliebe und Dankbarkeit gegen den Mann, der ihn aus dem Schulstaube gezogen, machte ihm dabei solche Arbeiten erträglich, wie Excerpten für dessen Reichsgeschichte, für Deutsches Staatsrecht ꝛc., aus Büchern, deren Titel ihm kaum des Behaltens werth sein konnten. Aber in den Stunden, die ihm die Berufsarbeiten übrig ließen, muß er sich nicht bloß vielerlei Auszüge zu eigenem künftigen Gebrauch gemacht, sondern auch einige der großen Schriftsteller Griechenlands im Zusammenhange gelesen haben. Zu dem erstern Zweck mußten ihm vornehmlich die Schriften der Academie der Inschriften möglich sein, in deren Mitte auch Caylus seine antiquarische Laufbahn begann. Ueberall darf das Verdienst dieser gelehrten Gesellschaft um die fruchtbare und den Bedürfnissen neuerer Zeit gemäße Behandlungsart des Alterthums nicht verkannt werden, um so weniger, da Deutsche Philologen der letzten Decennien, die den Strom solcher Kenntnisse auch zu den Weitlenten leiteten und weniger tief machten, das Muster der Franzosen mehr als irgend eines andern Volks befolgten. Winckelmann's wohlgeordnete Lectüre zeigte sich demnach gleich in den ersten Schriften, mit welchen er auftrat; bald nachher aber, als er zum Schauen alles Dessen gelangte, worüber er bisher nur Bücher befragen konnte, mit welcher litterarischen Kunde aller Zeitalter sieht man ihn hervortreten und sich bei den gelehrten Antiquaren Italiens Achtung oder Neid verdienen! Wenn die Meisten derselben, wie auch der Graf Caylus, mühsam zusammentrugen, was zur Erläuterung eines Gegenstandes diente, sieht Winckelmann aus den öfter besuchten Quellen Alles zu, was zur Sache gehört; selten entgeht ihm auf lange Zeit Etwas des wirklich Brauchbaren; das Ueberflüssige hingegen verschmäht er und allen Citaten-Prunk, den der Unbelesene so leicht aus den rückwärts durchmusterten Büchern (wie Cacus die gestohlenen Rinder in seine Höhle schleppte) zur Blendung lieber Augen zusammenführt. Seine Maxime, nicht zwei Worte zu gebrauchen, wo sich mit einem ausreichen ließ, diente ihm auch in dieser Hinsicht zur Richtschnur und gibt allen seinen Schriften ein schönes Maß und eine würdige Einfalt, die wenige Arbeiten der Neuern haben.

Bedenke man zunächst, daß seine mehrsten Werke ihm nicht lange unter Händen waren, wie schon die Menge verräth, die er in dreizehn Jahren herausgab, und daß er oft im Jahre der Wegsendung einer Handschrift weit gelehrter war als sein Buch, manchmal gar vor dem Abdrucke, der sich meistens unangenehm verzögerte, ohne ihm doch Zusätze und Verbesserungen zu gestatten. Nicht Jeder möchte unter diesen Umständen gern geschrieben haben. Was würde er, der besonders zur Aufklärung der Zeitgenossen jenseits der Alpen arbeitete, in spätern Jahren gethan haben, wenn eine, auf die Nachwelt ganz gerichtete, sorgsam glättende Critik dem Aufschwunge der Begeisterung nicht mehr Eintrag thun konnte, zumal wenn er die Hülfe einer mit allen neu erschienenen Forschungen über das litterarische Alterthum versehenen Bibliothek gehabt hätte! Denn gerade diese günstigere Lage war es ja, was manchem Gegner Winckelmann's die Feder in die Hand gab. Die Besten unter ihnen hätte

ſich Winkelmann zu Herbeiſchaffung thätigen Stoffes für die Geſchichte der Kunſt wünſchen mögen; ſo aber bearbeitete er darin einen Boden, worauf er ſo wenige Vorgänger hatte, daß eine kältere Ueberlegung vor einer ſolchen Arbeit erſchrocken wäre. Denn welche Maſſe einzelner kleiner Data müſſen wohl durchforſcht beiſammen ſein, um in dieſem Theile von Geſchichte etwas Vollendetes hervorzubringen! Allein ſchwerlich gedachte er ſelbſt ein Werk zu verfaſſen, deſſen Werth in durchgängiger Fehlerloſigkeit aller hiſtoriſchen Angaben beſtände, wenn er auch manchmal den Mund etwas voll nimmt. Es gibt eine Menge fleckenloſer Bücher, in denen juſt ſoviel Gutes iſt, als ein Compilator wieder ausziehen mag; und treffend iſt auch bei jener Art von Werken, was Longin von den poetiſchen ſagt, daß ein hoher Geiſt, der mitunter nicht geringe Fehler begeht, den Vorzug vor dem geiſtloſen Fleiß verdiene, der jeden Irrthum verhütet.

Allerdings fordern die Geſetze geſchichtlicher Unterſuchungen, ſowie die philologiſche Kritik, die Baſis derſelben, eine ſeltene Miſchung von Geiſteskälte und kleinlicher, unruhiger Sorge um hundert an ſich geringfügige Dinge, mit einem Alles beſeelenden, das Einzelne verſchlingenden Feuer und einer Gabe der Divination, die dem Ungeweihten ein Aergerniß iſt. Unſerm Winkelmann, man muß es geſtehen, fehlte jenes gemeinere Talent, aber es kam vielmehr bei dem Mangel vollſtändiger Vorbereitung zu ſeiner Kunſtgeſchichte nicht recht zur Thätigkeit, indem er bald nach ſeinem Eintritt in Italien ſich in dem Meere von Schönheit verlor, das den verwandten Sinn, ohne irgend einen Blick auf die Geſchichte, ganz hinzunehmen vermag. Jetzt fing er an, den Gelehrten, deſſen Kenntniſſe bloße Notizen ſind, als Schriftgelehrten zu verachten und ſich nicht einmal um die hiſtoriſchen Hülfsmittel zu bekümmern, die das Ausland darbot. Man hat hierin einen undeutſchen Stolz erkannt und ich werde ihn deßhalb nicht eben loben. Aber ſehr verzeihlich dünkt mich dieſe Denkart bei einem Manne, der viele mit Hülfsmitteln beſſer ausgerüſtete Archäologen, theils unter Kleinigkeiten und Schutt, in Diptychen und Sandſteinen wühlen ſah, theils ſolche, die ſich gern zu Forſchungen über die edlern Denkmäler erhoben hätten, von dem Anſchauen derſelben ausgeſchloſſen, ihres Zwecks verfehlen, und ſich in das Philoſophiren über Gegenſtände, die man nicht genug kannte, zurückzuziehen. Denn ſo halfen ſich damals einige beſſere Köpfe außer Italien, während Andere bloß Nachrichten von Kunſtwerken ſammelten, wie Jemand denen über Geſchichte der Poeſie und Beredſamkeit ſammeln kann, der niemals einen der großen Schriftſteller aus langer, kunſtgerechter Betrachtung, ſondern aus fremden Erzählungen, höchſtens aus mattenen Ueberſetzungen kennen lernte, oder wie man über den Styl eines Cicero, Livius, Tacitus ein Breites reden kann, ohne ein Bild davon in ſich ſelbſt oder den vollen Geiſt in ſein eigenes Weſen aufgenommen zu haben.

Indem Winkelmann Dieſes that, war es ihm möglich, ſich zu Dem zu erheben, was die Blume aller geſchichtlichen Forſchung iſt, zu den großen und allgemeinen Anſichten des Ganzen und zu der tiefſinnig aufgefaßten Unterſcheidung der Fortgänge in der Kunſt und der verſchiedenen Style, worüber ihm nur dürftige Wahrnehmungen anderer Beobachter vorgegangen waren. Doch über dieſes Hauptverdienſt Winkelmann's maße ich mir keine entſcheidende Stimme an, da mir meine bisherige Lage den Weg zu dem Innern dieſes Studiums, nach meiner Art zu arbeiten, verſchloß. Nur von Winkelmann als Gelehrten wollte ich Einiges ſagen, worauf mich die Leſung dieſer Briefe führte. Mehr jedoch hierüber in das Einzelne zu gehen, iſt meine Abſicht nicht; ſonſt würde ich, neben einigen wenigen mißlungenen Conjecturen und Auslegungen der Alten, eine weit größere Anzahl glücklicher, aus trefflicher Sprach- und Sachkenntniß geſchöpfter Erklärungen und Critiken als Muſter aufſtellen. Auch iſt es der Erwähnung werth, daß er niemals den auf alte Sprachen verwandten Fleiß ſelbſt aufgab, während er fremde Beiträge gleichgiltig entbehrte; daß er noch in Rom, wo kaum der Ort dazu war, vollſtändige Wort-Regiſter über die griechiſchen Tragiker anlegte; daß er ausdrücklich einer Sammlung Conjecturen en Graecorum auctt. et monumenta, als von ihm angefangen, gedenkt. Allein dann mißkannte er offenbar ſeinen Beruf, wenn er von Zeit zu Zeit den Vorſatz faßte, an die philologiſch-kritiſche Bearbeitung eines Griechen zu gehen. Einmal hatte er dazu den Platon im Sinn. Gewiß mochte er den Weltweiſen, der ihn früher zu dem Idealiſchen in allen ſeinen Studien begeiſtert hatte, anders leſen als Nachbar Fiſcher mit ſeinem Meris, Thomas Magiſter und allen übrigen Magiſtern, die das Attiſche und gemeine Griechiſche bei ihm unterſcheiden. Gleichwohl ſcheint es nicht, als ob ein Commentar von Winkelmann über Platon, in philologiſcher Hinſicht, beſſer Namen würdig genug hätte ausfallen können. Doch die ganze Idee mochte ihm in Rom von leichterer Ausführung dünken, gegenüber einem Giacomelli, den Stadt und Land den gründlichſten Kenner des Griechiſchen nannte. Der

Mann hatte wirklich eine ziemliche Kenntniß der Sprache und geſunde Beurtheilung; aber gegen einen Markland oder gar Valckenaer, die um dieſelbe Zeit, wo Jener ein Paar Stücke des Aeſchylus und Sophocles herausgab, über den Euripides arbeiteten, iſt er eigentlich nur ein lobenswerther Anfänger. Kaum konnte er von ſolchen Schätzen alterthümlicher Gelehrſamkeit einen hellen Begriff haben, dergleichen dort ausgebreitet wurden.

Winckelmann hatte einmal, ſeitdem er die Alten genauer zu ſtudiren begann, ſein ganzes Augenmerk auf Dasjenige gerichtet, was auf Kunſt und Künſtler mehr oder weniger bezüglich iſt; er hatte ſelbſt hierin lange nicht Alles erſchöpft, wozu ein weit gemächlicheres Sammeln und Prüfen nöthig war; aber er hatte Etwas aus den Alten gewonnen, was die Philologen von der Gilde gewöhnlich zuletzt oder gar nicht lernen, weil es ſich nicht aus, ſondern an ihnen lernen läßt — ihren Geiſt. Mit dieſem Geiſt ſchrieb er Alles, vornehmlich die Geſchichte der Kunſt; dieſer zeigte ſich auch in den Unvollkommenheiten des Werks. Die meiſten Fehler ſind, möchte man ſagen, von der Art, wie ſie gerade ein Grieche von der Alexandriniſchen Periode, d. i. vor der Ausartung des Griechiſchen Genius, hätte begehen können, und an deren Verbeſſerung ſich die nachherigen Grammatiker in den Muſeen müßig üben mochten. Indeſſen, wer ſollte nicht wünſchen, daß den Winckelmann'ſchen Schriften ein Gleiches von Sprachgelehrten und Geſchichtforſchern widerführe, daß ſich ſogar Mehrere verbänden, jede Abweichung von der ſtrengſten Wahrheit ohne Leidenſchaft anzuzeigen, wenn Winckelmann bald etwas Anderes aus Stellen der Alten entwickelt, als ſie enthalten, bald ſonſt den Sachen etwas zu viel oder zu wenig zu thun ſcheint? Auch verdiente beigetragen zu werden, was ſich aus der Münzkunde, der er den wenigſten Fleiß widmete, zuweilen zur Widerlegung, öfter vielleicht zur Beſtätigung ſeiner Ideen ergibt. Es ſollte überall geſchehen, was Winckelmann ſelbſt, in Verbindung mit Leſſing, in den Jahren des ruhigen Ueberblicks ſeiner Laufbahn hätte thun können, um ſeine Grundſätze zu größerer Klarheit zu bringen, alle Bedingungen derſelben genauer abzuwägen, und da, wo er wie ein Seher ſo viele größere und kleinere Erſcheinungen in einen Blick aufnimmt, als Dexter und Dolmetſcher ihm nachzugehen.

Oft habe ich mich mit einem Gedanken getragen, den ich beifügen will. Sollte nicht endlich der Wunſch einer vollſtändigen Sammlung der Schriften Winckelmann's unter dem Volke rege werden, das ihm ſo vielen Nationalruhm bei den Ausländern verdankt? Und wäre es dann nicht rathſam und der Wiſſenſchaft förderlich, ſowohl Das, was Andere bereits gegen ſeine Behauptungen mit Grund erinnert haben, als was eine tiefer eingehende Prüfung jeder Schrift an die Hand gäbe, in Supplementen hinzuzuthun? Geſchähe Dieß in Verbindung mit ächten Freunden und Kennern der Kunſt, ſo wäre jede Forderung begnügt und es würde dann deutlich werden, wie ſich das durch ihn Gewonnene gegen Das, was etwa abzulehen oder umzuprägen wäre, verhielte.

Möge das in dieſem Bande dem Publicum Vorgelegte hierzu Veranlaſſung, Luſt und Muth geben!

Philipp Hackert.

Jugendliche Anfänge.

Philipp Hackert iſt zu Prenzlau in der Uckermark am 15. September 1737 geboren. Sein Vater, eben deſſelben Vornamens, Portrait-Maler, aus Berlin, war anfänglich im Dienſte des Markgrafen, Prinzen Heinrich von Schwedt, ſodann des darauf folgenden Regiments-Inhabers, des Erb-Prinzen Ludwig von Heſſen-Darmſtadt. Sein Großvater väterlicher Seite, von Königsberg gebürtig, malte unter Friedrich Wilhelm I.

Philipp Hackert war von ſeinen Eltern dem geiſtlichen Stande gewidmet und ſollte deßhalb auf der Schule zu Prenzlau in allen Erforderlichen, beſonders aber in den Orientaliſchen Sprachen, unterrichtet werden; allein ſein ausgezeichnetes Kunſt-Talent entwickelte ſich frühzeitig. Er hatte keine Neigung zu irgend einem Studium, das nicht mit der Malerei in Verbindung ſtand oder ihn dazu hätte leiten können. Unaufmerkſam in jeden andern Lehrſtunden, zeichnete er mit der Feder, was ihm in's Gedächtniß oder unter die Augen kam, und ſo ließ man ihn nur die nothwendigſten beſuchen und ſonſt recht viele Zeit zu ſeiner Lieblingsbeſchäftigung, dem Zeichnen und Malen.

Schon im eilften Jahre hatte er ein Portrait des Generals Ziethen zu Pferde, im verjüngten

Maßſtabe, in Oel exiſtirt, und da ſein Vater eine außerordentlich ſchöne Sammlung von Nelken und andern Blumen im Garten hatte, ſo malte er Blumenſtücke nach der Natur und half ſeinem Vater bei verſchiedenen kleinen Arbeiten für obgemeldeten Erb-Prinzen von Heſſen-Darmſtadt, der damals als General-Lieutenant ein Infanterie-Regiment in Prenzlau commandirte.

Dieſe kleine Stadt, wo, außer den Arbeiten für den fürſtlichen Hof, wenig für die Kunſt zu thun war, konnte der fernern Entwickelung der Fähigkeiten des jungen Künſtlers eben nicht ſonderlich günſtig ſein, weßwegen ihn ſein Vater im Jahre 1755, in ſeinem ſechszehnten Jahre, nach Berlin in das Haus ſeines daſelbſt angeſeſſenen Bruders ſchickte, unter deſſen Aufſicht und Leitung er ſeine Talente ausbilden ſollte. Dieſe war denn aber bloß mechaniſch; denn der Oheim, der ſich nur mit Decorations-Malerei auf Tapeten und Wänden abgab, auf welche er das damals in Berlin ſehr übliche Laub- und Schnörkelwerk, mit bunten Blumen verwebt, in Oel- und Waſſerfarben auftrug, hatte keine allgemeinern Kunſtbegriffe und konnte den jungen Mann keineswegs fördern, ſondern bediente ſich vielmehr der Kenntniſſe, der größern Fertigkeit und des beſſern Geſchmacks ſeines Schülers zu eigenem Vortheil.

Doch waren die hier zugebrachten zwei Jahre für ihn keineswegs verloren, indem er ſeine techniſche Fertigkeit auf mancherlei Weiſe zu üben Gelegenheit hatte. Auch konnte er ſich, aus Gutmüthigkeit und Freundſchaft für ſeinen Onkel, ob ihm gleich dieſe Art von Thätigkeit keineswegs anſtand, nicht ſobald zu einer Veränderung ſeiner Lage entſchließen, bis endlich der Bildhauer Glume in Berlin, die Spuren eines größern Genie's in ihm entdeckend, auf alle Weiſe in ihn drang, jene Arbeiten aufzugeben und ſeine Talente und ſeinen Fleiß edlern Gegenſtänden der Kunſt zu widmen, da es ihm denn leicht gelingen würde, welche Art er auch wählen möchte, in derſelben einen vorzüglichen Grad zu erreichen. Hierauf entſchloß er ſich, eine kleine Wohnung zu miethen, und war nun um ſo fleißiger beſchäftigt, getreue Copien von guten Gemälden und mitunter manches Portrait zu machen, als ihm Jenes zu ſeinem eigenen Studium und Beides zu ſeinem Unterhalte, für den er nun allein zu ſorgen hatte, durchaus nothwendig wurde.

Er legte damals ſchon den Grund zu jener unermüdeten Thätigkeit, die, verbunden mit ſeiner außerordentlichen Liebe zur Kunſt, ihm in der Folge ſo ſehr zu Statten kam und ihn bis an ſein Lebensende nicht verließ. Zugleich verſäumte er nicht, ſich Gönner und Freunde zu erwerben, die ihm durch Rath und Unterſtützung nützlich werden konnten.

Beſonders glücklich ſchätzte er ſich in der nähern Bekanntſchaft mit Herrn Le Sueur, damaligem Director der Academie in Berlin, um deſſen Achtung er ſich lange beworben hatte, bis ihn Derſelbe bei Gelegenheit eines kleinen Dienſtes, den ihm der junge Künſtler leiſten konnte, näher kennen und ſchätzen lernte.

Herr Le Sueur hatte ſich nämlich mit Zubereitung der Farben, nach eigenen Grundſätzen und Erfahrungen, und mit chemiſchen Verſuchen, die ſich darauf beziehen, abgegeben; hatte aber von der damals noch nicht allgemein bekannten Manier, ſich der Leimfarben bei'm Malen zu bedienen, nicht den geringſten Begriff. Philipp Hackert theilte ihm mit Vergnügen ſeine Kenntniſſe mit; und da Herr Le Sueur bei dieſer Gelegenheit deſſen gründliche Einſicht in andere Theile der Kunſt und ſein ungemeines Talent entdeckte: ſo beförderte er auf die verbindlichſte Weiſe die Studien des jungen Künſtlers ſowohl in ſeinem eigenen Hauſe als durch beſondere Empfehlung, ſo daß Derſelbe auf dieſem Wege an den Hofrath Trippel gelangte, welcher gerade damals für König Friedrich II. durch den Director Oeſterreich und den Handelsmann Gozkowsky eine Sammlung anſchaffte und ſonſt auch mit Gemälden handelte. Dieſer gab dem jungen Künſtler Gelegenheit, durch Copiren der beſten Bilder ſo viel Geld, als er zu ſeinem bequemen Unterhalt und zu Fortſetzung ſeiner Studien bedurfte, zu verdienen.

In dieſer Zeit hatte er unter andern zwei kleine, von Querfurt vortrefflich gemalte Landſchaften copirt, die er ſeinem verehrten Freunde, Herrn Le Sueur, vorzeigte, und welche Dieſem, da er ſie eben ſo meiſterhaft mit Kenntniß und Feuer nachgeahmt fand, dergeſtalt gefielen, daß er den Künſtler beredete, ſich vorzüglich und ausſchließend der Landſchaftsmalerei zu widmen, wobei er ihm alle mögliche Unterſtützung und Vorſchub zu leiſten ſich erbot. Dieſer durch einen glücklichen Zufall ertheilte Rath beſtimmte Hackert für dieſe Gattung und ſchenkte der Welt einen der beſten Meiſter in derſelben.

Er verfertigte hierauf manche fleißige Studien, nicht weniger mit vielem Verdienſt aufgeführte Copien nach Claude Le Lorrain, Swanefeld, Moucheron, Berghem, Aſſelyn u. ſ. w., welche bald durch den Hofrath Trippel in's Publicum zerſtreut wurden und, ohne den Künſtler weiter bekannt zu machen, verſchwanden, bis er endlich, geleitet von ſeinem eigenen Genius und mit einem durch jene Originale auf die beſondern Schönheiten der Natur aufmerkſam gewordenen Auge, mit vollkommen

geübter Hand viel nach der Natur, wenigſtens theilweiſe, was ihm von ſchönen Bäumen die Thiergärten bei Berlin und Charlottenburg darboten, in einer übrigens für den Landſchaftsmaler nicht günſtigen Gegend, zu zeichnen anfing und allmälig zu eigenen Originalen hinaufſtieg.

Unter ſolchen Studien vergingen drei Jahre, ohne daß irgend Jemand in Berlin ein ganzes oder fertiges Bild von ſeiner Arbeit zu Geſicht bekommen hätte. Denn da gar oft die erſte Erſcheinung der Werke eines jungen Künſtlers deſſen künftige Reputation, wenn auch nicht immer mit hinlänglichem Grunde, zu entſcheiden pflegt: ſo war Herrn Le Sueur's verſtändiger Rath, einige Jahre im Stillen hin fortzuarbeiten, bis man mit gegründetem Anſpruch auf Beifall und nicht bloß auf precaire Nachſicht im Publicum auftreten dürfe.

Als nun im ſiebenjährigen Kriege nach der Schlacht bei Roßbach gegen fünfhundert Franzöſiſche Officiere als Kriegsgefangene nach Berlin kamen und viele davon mit ihrem Landsmanne, Herrn Le Sueur, Bekanntſchaft machten und gelegentlich an Hackert's Arbeiten Gefallen bezeigten: ſo veranſtaltete Jener, daß Alles, was der junge Mann zu ſeiner Kunſtbildung bisher angefangen oder fertig gemacht hatte, auf ein Mal gegen eine runde Summe den militäriſchen Kunſtfreunden überlaſſen wurde, wodurch zugleich manche mittelmäßige Arbeit, die in der Folge ſeinen Namen hätte compromittiren können, außer Landes ging.

Dieſe auf ein Mal erhaltene kleine Summe Geldes ſetzte Philipp Hackert in den Stand, die ſeiner Kunſt unentbehrlichen Hülfs-Studien mit mehrerer Bequemlichkeit fortzuſetzen. Er hatte auf der Maler-Academie ſchon die erſten Gründe der Geometrie, Architectur und Perſpective erlernt; nun aber wiederholte er die Mathematik vollſtändiger, indem er wöchentlich drei Mal mit Profeſſer Wagner Privatſtunden in ſeiner Wohnung hielt, wobei er des Tages über an ſeinen Studien im Thiergarten arbeitete, die ihm nunmehr immer beſſer von Statten gingen. Auch hatte er während dieſer Zeit das Glück, mit Herrn Gleim, Ramler und, was für ſeine Einſichten überaus zuträglich und ihm ſehr erwünſcht war, mit Herrn Sulzer Bekanntſchaft zu machen, mit welchen und andern Gelehrten und Kunſtfreunden er die meiſten Abende in Geſellſchaft zubrachte.

Der Umgang mit ſolchen Männern gewährte ihm nicht nur den Vortheil, daß er durch ſie zu einem guten geſellſchaftlichen Tone gebildet und bei Andern eine für ſein perſönliches Verdienſt günſtige Meinung erweckt wurde, ſondern der Geſchmack und die ungemeinen Kenntniſſe dieſer Männer ſchärften ſein Gefühl und ſein Nachdenken; ja er war gewohnt, ſich bei jeder Wahl auf das Urtheil derſelben zu verlaſſen. Dieſes gilt vorzüglich von Herrn Sulzer. Dieſem Manne verdankt Hackert einen großen Theil ſeiner frühern Bildung; auch ſprach er immer mit ausgezeichneter Verehrung von ihm und deſſen Wörterbuch blieb dem Künſtler bis an ſein Ende canoniſch.

Mit vielem Fleiße ſetzte er immer ſeine Arbeiten fort, obgleich im damaligen Kriege Berlin mehrmals beunruhigt wurde, beſonders als der General Haddick mit ſeinem Corps, und im folgenden Jahre General Tottleben mit einem Corps Ruſſen und Oeſterreicher Berlin heimſuchten. Doch hinderte Dieſes nicht den Fortſchritt ſeiner Kunſt, auch nicht den Gewinn, den er davon zog, beſonders nachdem er mit zwei vorzüglich gelungenen Gemälden, auf Anrathen ſeines Meiſters und Freundes, Herrn Le Sueur, nunmehr öffentlich aufgetreten war. Dieſe beiden Bilder, welche Anſichten vom Teiche der Venus im Thiergarten vorſtellten und die gewiſſer Maßen als Erſtlinge ſeiner Kunſt angeſehen werden können, da vorher ſelten Etwas von ſeiner Arbeit bekannt geworden, machten unter Künſtlern und Liebhabern eine glückliche Senſation. Herr Gezkowsky, der in jener Zeit für Berlin ſo merkwürdige Mann, übernahm ſie aus eigenem Antrieb und bezahlte dafür die damals keineswegs unbeträchtliche Summe von zweihundert Thalern.

Indeſſen, da in der Gegend um Berlin, außer mancher herrlichen Baum-Partie, die Natur wenig maleriſch Intereſſantes dem Künſtler darſtellte, ſo war ſchon lange in ihm der Wunſch rege geworden, ſein Talent durch Reiſen auszubilden, und oft lag er, im Gefühl dieſes Bedürfniſſes, Herrn Sulzer an, ihm zu einer Reiſe in die Schweiz behülflich zu ſein; denn eine ſolche Reiſe auf ſeine eigenen Koſten, beſonders in den damals durchaus unruhigen Kriegszeiten und auf Rechnung eines unſichern Gewinnes zu unternehmen: dazu hatte er nicht hinlängliches Vermögen und zu viel Vorſicht, als daß er es auf Gerathewohl hätte wagen ſollen. Doch fand er bald darauf wenigſtens eine andere Reiſe zu machen Gelegenheit.

Erſter Ausflug.

Herr Sulzer hatte um dieſe Epoche Herrn Spalding, damaligen Probſt in Barth, und auf eben derſelben Reiſe den Baron Ditzhof in Stralſund, welchem Gelehrte und Künſtler gleich willkommen waren, beſucht, und nach wiederholten Empfehlungen der Talente ſeines jungen Freundes demſelben die Erlaubniß bewirkt, perſönlich aufwarten zu dürfen.

Philipp Hackert trat alſo im Juli 1762, in

Geſellſchaft des Portrait-Malers Mathieu, die Reiſe nach Stralſund an, wo er den Baron mit Meublirung und neuer Einrichtung ſeines Hauſes beſchäftigt antraf. Er wurde von der ganzen Familie auf's Freundſchaftlichſte aufgenommen und wie ein Verwandter behandelt. Auch gereichte ſeine Gegenwart ſeinen Gönnern zum Vortheil; denn er führte bei den neuen Zimmerverzierungen einen durchaus beſſern Geſchmack ein und decorirte ſelbſt einen großen Saal mit Architektur-Stücken und Landſchaften, die er auf Leinwand mit Leimfarben ausführte.

Zu eben der Zeit kaufte Baron Oltdoff auf der Inſel Rügen das Gut Belwitz, wo er, als unverheirathet, bei ſeiner alten Mutter, ſo viel es ſeine wichtigen Geſchäfte zuließen, gern wohnte, viel Geſellſchaft annahm, und nebſt einem jungen Spalding die drei Gebrüder Dunker, ſeine Neffen, durch einen geſchickten Hofmeiſter, den er aus Sachſen hatte kommen laſſen, unter ſeinen Augen erziehen ließ. Hier wurde nun wieder, da die Natur etwas ſchönere und mannigfaltigere Gegenſtände als bei Berlin darbot, mit neuem Fleiß gezeichnet, und hier radirte Philipp Hackert zugleich zum Zeitvertreibe ſechs kleine Landſchaften, welche Ausſichten der Inſel Rügen vorſtellen und ſich unter den Blättern ſeiner Werke befinden. Er hatte dabei keine andere Anweiſung als das Buch von Abraham Boſſe: De la manière de graver à l'eau forte et au burin; und die Probedrücke wurden, aus Mangel an einer Preſſe, auf Gyps gemacht. Indeſſen war ihm ſein Aufenthalt bei Oltdoff in mehr als einer Rückſicht nützlich, da er ihm für die Welt und gute Geſellſchaft zu einer vortrefflichen Schule diente.

Im Mai 1764 reiſte Baron Oltdoff nach Stockholm, wohin er Hackert mit ſich nahm und bei Hofe bekannt machte. Der fleißige Künſtler ſammelte ſich wieder eine Menge Studien, malte während des Sommers eine Ausſicht vom Carlsberg für den König, verfertigte mehrere Zeichnungen für die Königinn und ging mit Aufträgen vom Baron Oltdoff im September wieder nach Stralſund zurück. Hier, in dem Hauſe des Baron's, wo Alles Liebe zur Kunſt und Geſchmack an ſolchen Beſchäftigungen gewonnen hatte, ward in froher, zahlreicher Geſellſchaft, welcher unausgeſetzt Gelehrte und Künſtler beiwohnten, immerfort gezeichnet und gemalt. Hackert verfertigte des Abends eine Menge Portraits in ſchwarzer und weißer Kreide, und vollendete in ſeiner ihm eigenen Manier jenen großen Saal und ein Cabinet in Leimfarbe. Zugleich hatte er einen der Neffen des Baron's, D. A. Dunker, in den erſten Grundſätzen der Kunſt unterrichtet, ſo daß Dieſer ſein theologiſches Studium, mit Bewilligung des Onkels, gegen die Ausübung der Kunſt vertauſchte. Als Dieſer den glücklichen Fortgang nach Verlauf einiger Jahre geſehen, entſchloß er ſich, ſeinen Neffen unter Hackert's Aufſicht nach Paris zu ſchicken.

Reiſe nach Paris.

Sie reiſten Beide im Mai 1765 von Belwitz nach Hamburg ab, von wo aus ſie ihre Reiſe nach Frankreich fortſetzen wollten. Die Kaufleute, an die ſie in Hamburg empfohlen waren, hatten eben ein Schiff geladen, das mit Weiß und andern Gütern nach Neuen beſtimmt war. Sie ließen ſich überreden, dieſe Reiſe zu Waſſer zu machen, wobei ſie an Zeit und Koſten zu gewinnen hofften; allein ſehr ſchlecht entſprach der Erfolg ihren Erwartungen: denn unausgeſetzt contrare Winde zwangen das Schiff, nach einer mißlichen Seefahrt von ſechs Wochen an Englands Küſte zu landen, wo ſie denn nach Dower gingen, um mit dem Paketboot von da nach Calais überzuſetzen.

Dieſe zufällig längere Seereiſe hatte indeſſen auf Hackert's Talent einen ſehr wohlthätigen Einfluß; denn da ſie durch immer widrige Winde gezwungen wurden, zu drei verſchiedenen Malen wieder zurück in die Elbe einzulaufen und mit einer großen Menge anderer Fahrzeuge von allen Gattungen bei Glückſtadt auf der Steer lange auf günſtigen Wind warten mußten: ſo zeichnete Hackert, aus Mangel anderer Gegenſtände, Seeſtücke nach der Natur, wie er es nur immer vortheilhaft hielt, ahmte treulich die dem ſeinigen am nächſten gelegenen Schiffe nach, gruppirte mitunter Matroſen, wie ſie ſich ruhend oder in mannigfaltigen Verrichtungen darſtellten. Und ſomit erweckte dieſer Zufall in ihm zuerſt den Geſchmack an Seeſtücken, den er nachmals mit dem glücklichſten Erfolg cultivirte.

Paris.

Im Auguſt 1765 langte Philipp Hackert mit dem jungen Dunker in Paris an. Dieſer kam Anfangs in das Studium des Herrn Vien und nachmals zu Herrn Hallé, wobei er jedoch immer unter Hackert's Aufſicht blieb, indem er fortfuhr, bei demſelben zu wohnen.

Der bekannte Kupferſtecher Wille hatte Beide mit ſich auf's Land genommen, um daſelbſt gemeinſchaftlich zu zeichnen; allein die kleinlichen, armſeligen Bauerhüttchen mit den daran liegenden Krautgärtchen und Obſtbäumchen ängſtlich auf ein Quartblatt zuſammenzuſtoppeln, konnte Philipp Hackert, deſſen Auge und Hand an große Gegenſtände gewöhnt war, wenig behagen; deßwegen er lieber in ſeiner Art, wenn ſich auch nur eine einzelne ſchöne

Baum-Partie, ein bedeutender Felſen zeigte, dieſe ſogleich zum Gegenſtand wählte, um ſich in ſeiner Kunſt fortwährend zu ſtärken.

Sobald er in Paris durch ſeine Arbeit zu gewinnen anfing, ließ er ſeinen Bruder Johann Gottlieb, der ſich eben dieſer Art [illegible] Landſchaftsmalerei gewidmet hatte, von Berlin dahin kommen, während er ſelbſt in Geſellſchaft der Herren Perignon und Grimm eine Reiſe zu Fuß in die Normandie bis Havre de Grace machte, in der Abſicht, bei jeder ſchönen Gegend nach Gefallen zu verweilen, um die intereſſanteſten Anſichten mit Bequemlichkeit aufzeichnen zu können.

Die glänzenden Glücksumſtände des Baron Olthoff hatten ſich indeſſen ſehr verſchlimmert. Er war zu Betreibung der noch rückſtändigen, von ihm während des ſiebenjährigen Krieges gemeinſchaftlich mit dem Kammerrath Gieſe für die Schwediſche Armee gemachten Geldvorſchüſſe nach Stockholm gegangen. Allein da jetzt die Mützen-Partei die Oberhand behielt, ſo wurde er eines beträchtlichen Theils ſeiner Forderungen für verluſtig erklärt; und ſo war ihm die fernere Unterſtützung ſeines Neffen Dunker in Paris unmöglich, daher Hackert durch eigenes Verdienſt für deſſen Unterhalt ſorgen mußte.

Dieß war ihm durch die Bekanntſchaft mit den vornehmſten Künſtlern in Paris, welche ihn überall einführten, leichter geworden. Er gewann unter Andern den Beifall und die Gunſt des Biſchof's von Mans, aus der Familie der Fürſten von Monaco Grimaldi. Dieſer ließ ihn auf mehrere Monate nach dem Landſitz Juvi kommen, um die ſchönſten Anſichten nach der Natur für ihn zu zeichnen und zu malen, welche Arbeit ihm ſehr gut gezahlt wurde, während Deſſen zugleich ſein Bruder, der in Paris zurückgeblieben war, durch Verfertigung verſchiedener Staffeleigemälde, nach den von Philipp Hackert zu Mans gemachten Zeichnungen, von gedachtem Herrn anſehnliche Summen bezog, welche beiden Brüdern ſchon zu Anfange des zweiten Jahrs ihres Aufenthalts in Paris eine ganz bequeme Exiſtenz ſicherten, zu deren wachſender Verbeſſerung ihnen Fleiß und Talente allmälig immer neue Wege andeuteten.

Denn indeſſen waren nach Paris viele kleine, von Wagner in Dresden verfertigte Gouache-Landſchaften gekommen, und dieſe Art Malerei gefiel ſo durchgängig, daß Jedermann kleine Cabinette und Boudoirs, mit Gouache-Gemälden und Handzeichnungen verziert, begehrte. Beſonders hatte Herr Boucher, erſter Maler des Königs Ludwig XV., eine ganz entſchiedene Vorliebe für dieſe Arbeiten, zeigte Wagner's kleine Gemälde als ganz außerleſene Producte der Kunſt in allen Geſellſchaften und hatte ſelbſt in ſeinem eigenen Cabinette vier Stücke davon. Die Gebrüder Hackert ſahen, wie leicht es ſei, von dieſem leidenſchaftlichen allgemeinen Geſchmacke des Pariſer-Publicum's durch ihre Talente klugen Vortheil zu ziehen. Sie bereiteten ſich daher ſogleich Gouache-Farben, und nachdem ſie einige kleine Stücke in dieſer Manier gemalt und Herrn Boucher gezeigt hatten, nahm Dieſer die neue Arbeit mit ſo viel Beifall auf, daß er alle vier Stücke für ſich kaufen wollte; ſie aber vertauſchten ſolche lieber gegen einige ſeiner Zeichnungen, und ſo wurden auch dieſe kleinen Landſchaften im Cabinet ihres geneigten Freundes aufgeſtellt.

Dieſe Gemälde vermehrten in kurzer Zeit den Ruf und die Bekanntſchaft der beiden Künſtler in Paris ſo ſehr, daß ſie unausgeſetzt gut bezahlte Arbeit hatten und mehr dringende Beſtellungen, als ſie Beide fördern konnten. Zu einiger Erholung und Ruhe machten ſie alsdann wieder, zu Fuß und in kleiner Geſellſchaft, die angenehme Tour längs der Seine in die Normandie und von da in die Picardie, um neue Studien nach der Natur zu ihren Arbeiten zu ſammeln.

Man hatte ſich indeſſen von der Provence aus bei Herrn Joſeph Vernet nach dem beſten Künſtler in Paris erkundigt, welcher, ſeinem eigenen Urtheil zufolge, das Talent hätte, die ſo berühmten Vernet'ſchen Bilder La tempête und Les baigneuses, durch Balechou's Kupferſtich bekannt, beide in Oel in der Größe der Originale zu copiren. Der Künſtler ſchlug Philipp Hackert zu dieſer Arbeit vor und ſie gelang ſo gut, daß beide Copien mit einem anſehnlichen Preis, welchen die Herren Cochin und Vernet beſtimmten, bezahlt wurden. Als beide Gemälde zur Verſendung nach Aix en Provence eingepackt wurden, ſchnitt irgend ein niederträchtiger Menſch, vermuthlich aus Eiferſucht, heimlicher Weiſe das Bild der Tempête mit einem Meſſer in der Quere durch. Das Bild wurde von dem Eigenthümer wieder nach Paris geſchickt und glücklich reſtaurirt; den Thäter dieſer abſcheulichen Handlung aber hat man nie entdeckt.

Auf dieſe Weiſe ſetzten die Gebrüder ihre Arbeiten drei Jahre mit ungemeiner Thätigkeit fort; der Beifall vermehrte ſich; Philipp Hackert's Werke wurden vorzüglich honorirt; ſie wußten eine kluge Anwendung des Erworbenen zu machen und befanden ſich in günſtigen Umſtänden. Hierdurch war Philipp Hackert ſo glücklich, ſeinen ehemaligen Wohlthäter, den Baron Olthoff, welcher im Jahre 1769, die ihm gleichfalls vom ſiebenjährigen Kriege her noch rückſtändigen Gelder in Frankreich zu erheben, nach Paris gekommen war, hier aber

ungeachtet der Mitwirkung des Baron's von Breteuil, vormaligen Franzöſiſchen Botſchafters in Schweden, eben ſo wenig Glück als ehemals in Stockholm fand, mit einer erſparten Summe von hundert Louisd'or bei ſeiner Rückreiſe zu unterſtützen, ohne ſich auf den Wiedererſatz dieſes Geldes von dieſem rechtſchaffenen und ſehr unbillig behandelten Freunde einigen Anſpruch vorzubehalten.

Endlich war nun auch in beiden Brüdern der Wunſch lebhaft geworden, ihre Studien der ſchönen Natur in Italien's reizenden Gegenden fortzuſetzen und ſich in Rom's lehrreichem Aufenthalte völlig auszubilden. Dieſe Neigung, welche zu befriedigen ſie vollkommen im Stande waren, wurde nun durch den Rath ihrer Freunde völlig beſtimmt und die Reiſe nach Italien zu Ende Auguſt's 1768 angetreten. Beinahe aber wäre dieſelbe durch den Tod ihres Vaters, da nunmehr die Sorge für die jüngern Geſchwiſter auf ſie fiel, vereitelt worden.

Unſere Reiſenden zogen nunmehr über Lyon durch Dauphiné, einen Theil von Languedoc, um zu Nismes und Arles die Ueberbleibſel des Alterthums zu beſchauen, über Marſeille, Toulon, Antibes nach Genua, wo ſie eine Menge neuer Studien ſammelten; dann gelangten ſie über Livorno, Piſa und Florenz im December 1768 glücklich und geſund nach Rom.

Rom und Neapel.

Nachdem beide Brüder, Philipp und Johann, ſogleich in der erſten Zeit ihres Aufenthalts zu Rom die vorzüglichſten Merkwürdigkeiten der Kunſt und des Alterthums beſehen hatten, ſetzten ſie ihre Studien ſowohl in der Franzöſiſchen Academie nach den Antiken, als Abends nach dem Modelle fort. Auch hatte ſich der im Palaſt Farneſe wohnende Cardinal Orſini nach dem Tode Papſt Clemens des XIII., Rezzonico, in das Conclave begeben, wodurch unſern Künſtlern die Bequemlichkeit verſchafft wurde, eines der vorzüglichſten Werke neuerer Kunſt, die Gallerie der Carracci, in gedachtem Palaſte zu benutzen, welches meiſt in Geſellſchaft des Bildhauers Sergel und des vom Franzöſiſchen Hofe penſionirten Malers Gallais geſchah.

In Geſellſchaft dieſer beiden Künſtler machten ſie auch im Frühjahr eine kleine Reiſe nach Frascati, Grotta Ferrata, Marino, Albano, Nemi u. ſ. w., um zuerſt die Schönheiten der Natur an dieſen Orten im Allgemeinen kennen zu lernen. Nach ihrer Zurückkunft malten ſie einige kleine Landſchaften in Gouache und führten einige Zeichnungen aus, in denen ſie auf jener Reiſe die Umriſſe gebildet hatten.

Dieſe Arbeiten gefielen dem damals in Rom ſich aufhaltenden Lord Exeter ſo ſehr, daß er ſie ſämmtlich kaufte und bei den Gebrüdern auf beinah' ein ganzes Jahr Arbeit beſtellte, wodurch ſie beſtimmt wurden, ihren Aufenthalt in Rom auf drei Jahre feſtzuſetzen. Das in Paris Verdiente ſetzte ſie bereits in den Stand, zwei Jahre in Rom zu bleiben, und ihre erſte Abſicht war, die Zeit bloß zu Förderung ihrer Studien anzuwenden, ohne durch ihre Arbeit Geld gewinnen zu wollen; doch bei häufigen Beſtellungen veränderten ſie jenen Entſchluß um ſo lieber, je vortheilhafter es für ſie war, die übernommenen Arbeiten an dem Orte ſelbſt vollenden zu können.

Die dem König von Neapel gehörige, bei Rom auf einer Höhe gelegene Villa Madama war in damaliger Zeit durch die Menge herrlicher Bäume und das durchaus Maleriſche der ganzen Gegend ein wahrer Ort des Vergnügens. Vorzüglich reizend war der Ort des Theaters, wo zum erſten Male Guarini's Paſtor Fido aufgeführt worden war, mit den ſchönſten Lorbeerbäumen bewachſen. Freilich hat ſich Alles ſeit jener Zeit ſehr verändert; die Villa ſelbſt iſt nach und nach in Verfall gerathen und die anliegende Gegend iſt in Weinberge und Ackerfelder verwandelt worden.

Da man nun aber zu jener Zeit auf Empfehlung bei dem Aufſeher über dieſen reizenden Ort eine ganz bequeme Wohnung erhalten konnte, ſo wählten beide Brüder dieſen Aufenthalt auf zwei Monate, um, nebſt andern Studien, die ihnen aufgetragene Anſicht der Peters-Kirche für Lord Exeter zu malen, worauf ſie vier Monate in Tivoli zubrachten, um da nach Herzensluſt die prächtigſten Gegenſtände der Natur in Oel-, Leim- und Waſſerfarben auf mannigfaltige Weiſe nachzubilden.

Philipp Hackert malte unter Anderm daſelbſt den berühmten Waſſerfall, ein drei Fuß hohes Bild, ganz nach der Natur fertig, mit dem er zwei Monate lang, des Lichtes und Effectes wegen, alle Nachmittage um dieſelbe Stunde beſchäftigt war.

Im October machten ſie Beide, in Geſellſchaft des Raths Reiſenſtein, eine Fußreiſe nach Licenza, der ehemaligen Villa des Horaz, und weiter nach Subiaco und kamen, nachdem ſie manche ſchöne Anſicht gezeichnet hatten, über Pagliano und Paleſtrina nach Tivoli zurück. Dieſe kleine vergnügte Reiſe machten ſie alle Drei durchaus zu Fuße, wobei ein Eſel ihre Portefeuilles und Wäſche trug, einem Bedienten aber die Sorge für ihre Nahrung aufgetragen war.

So wichtig und durchaus nothwendig es für den Künſtler überhaupt iſt, den Gegenſtand ſeines Werks nach der Natur ſelbſt zu ſtudiren: ſo wenig war es damals in Rom üblich, nach

der Natur zu zeichnen; am Wenigſten aber dachte man daran, eine etwas große Zeichnung nach der Natur zu entwerfen und auszuführen. Man hatte ſolche ſolide Studien der Landſchaft ſeit den Zeiten der Niederländer und Claude Lorrain's vernachläſſigt, weil man nicht einſah, daß dieſer Weg eben ſo gut zum Wahren als zum Großen und Schönen führt. Die von Frankreich penſionirten Maler in Rom hatten wohl mitunter manche Theile eines ſchönen Ganzen, unvollſtändig, auf einem Duodezblättchen nach der Natur ſkizzirt, und ſie wunderten ſich nun allgemein, als ſie die beiden Hackert mit großen Portefeuilles auf dem Lande umherſtechen, mit der Feder ganz fertige Umriſſe zeichnen, oder wohl gar ausgeführte Zeichnungen in Waſſerfarbe und ſelbſt Gemälde ganz nach der Natur vollenden ſahen, welche immer mit ſchönem Fleiß ausſtaffirt waren, wovon Johann Hackert beſonders ganz vortreffliche Studien gemacht hat.

Im Frühlinge des Jahres 1770 gingen ſie Beide nach Neapel, wo ſie an den Engliſchen Miniſter, den Ritter Hamilton, empfohlen waren. Johann malte daſelbſt für Lady Hamilton nebſt einem Paar kleinen Genache-Gemälden drei ihrer Hunde nach dem Leben, und Philipp für den Ritter die durch eine vorjährige Eruption des Veſuv entſtandenen bekannten Montagnuoli, nach verſchiedenen Anſichten, deren einige nachmals ſehr ſchlecht für das Werk Campi Flegrei in Kupfer geſtochen wurden.

In Neapel wurde Philipp von einem heftigen Fieber befallen, von welchem er durch ſeinen damals aus England zurückgekommenen Freund, den geſchickten Arzt Cirillo, wieder hergeſtellt und zu einer, jedem Reconvalescenten heilſamen Veränderung der Luft nach Pietri und Lacava geſendet wurde.

Wer erinnert ſich nicht mit Vergnügen der maleriſchen Gegend von Nocera de' Pagani bis nach Salerno hin, und wie mannigfaltigen Stoff zu herrlichen Landſchaftsgemälden ſie dem Auge des Künſtlers darbietet! Dieſe prächtigen Gefilde, die in ihrer Fülle, ſowie die Küſte von Amalfi, ſchon vormals Salvator Roſa's Einbildungskraft ſo glücklich bereichert hatten, mußten auf Hackert's Geiſt nicht weniger, als die geſunde, reine Luft auf ſeinen Körper wirken.

Auch war ſein Fleiß daſelbſt ungemein thätig; und oft vergaß er ſich unter der Arbeit, ſo daß er an einem warmen Auguſt-Abende von einer plötzlich herabſinkenden Wolke ſich durchnäßt und erkältet fand. Hierdurch ward in ſeinem noch ſchwachen Körper ein allgemeiner Rheumatismus erzeugt, von dem er erſt nach mehrern Monaten durch ſeinen Freund Cirillo, beſonders mittelſt der Seebäder, wieder hergeſtellt wurde, ſo daß er im November deſſelbigen Jahres mit ſeinem Bruder die Rückreiſe nach Rom antreten konnte.

Hier bekam er wenige Zeit nach ſeiner Ankunft die bekannte große Beſtellung für die Ruſſiſche Kaiſerinn, wodurch der Grund zu ſeiner Celebrität und ſeinem nachmaligen Vermögen gelegt wurde.

Schlacht bei Tſchesme.

Kurz nachdem Hackert in Rom wieder eingetroffen, hatte der General Iwan Schuwaleff von ſeiner Monarchinn, Katharina II., den Befehl erhalten, zwei Gemälde verfertigen zu laſſen, die ſo genau als möglich jene von den Ruſſen über die Türken im vorhergehenden Jahre, 1770, den 5. Juli bei Tſchesme erfochtene Seeſchlacht, und ferner die zwei Tage ſpäter erfolgte Verbrennung der Türkiſchen Flotte vorſtellen ſollten.

Hackert übernahm dieſe Arbeit, mit dem Bedinge, daß man ihm alle zu dieſer ganz eigenen Darſtellung weſentlich nöthigen Details auf das Genaueſte mittheilte. Dieſe jedoch, ſowie man ſie ihm Anfangs gab, waren auf keine Weiſe hinlänglich, daß der Künſtler darnach ein lebhaftes und der verlangten Wahrheit durchaus entſprechendes Bild hätte verfertigen können.

Nun trug es ſich aber zu, daß in eben dem Jahre der Sieger, Graf Alexis Orlow, mit einem Theil ſeiner Flotte in das Mittelländiſche Meer und nach Livorno kam. Um dieſe erwünſchte Gelegenheit, von welcher Philipp Hackert den vollſtändigſten Unterricht ſich verſprechen durfte, zu benutzen, reiſ'te er ſogleich dahin, fand aber eben ſo wenig Befriedigendes vorhanden: keinen Plan des Gefechts, keine Anzeige der Gegend, keine authentiſche Darſtellung der Attaque und der dabei obwaltenden Ordnung. Alles und Jedes vielmehr, was dem Künſtler durch einzelne Perſonen mitgetheilt wurde, ward ſogleich wieder durch den Streit der mittheilenden Schiffs-Capitäne ſelber, deren Jeder im großen Feuer, Jeder im Mittelpunct des Treffens, Jeder in der größten Gefahr geweſen ſein wollte, vereitelt, wo nicht aufgehoben.

Ein Officier des Ingenieur-Corps, ein Schweizer, der der Schlacht beigewohnt und einigen Plan davon hätte aufzeichnen können, war nach Baſel, ſeiner Vaterſtadt, gegangen. Das Einzige, was der Künſtler noch verſand, war eine Anſicht von Tſchesme, die ein Commentur des Malteſer-Ordens, Maſſimi, ein Mann von Talenten und Geſchmack, gezeichnet und herausgegeben hatte. Dieſer aber war in dem Augenblicke krank und konnte die Arbeit nicht befördern helfen, an deren baldiger Sendung

Und seitwärts sie, mit kindlich dumpfen Sinnen,
Im Hüttchen auf dem kleinen Alpenfeld,
Und all ihr häusliches Beginnen
Umfangen in der kleinen Welt.
Und ich, der Gottverhaßte, hatte nicht genug,
Daß ich die Felsen faßte
Und sie zu Trümmern schlug!
Sie, ihren Frieden mußt' ich untergraben!
Du, Hölle, mußtest dieses Opfer haben!
Hilf, Teufel, mir die Zeit der Angst verkürzen,
Was muß geschehn, mag's gleich geschehn!
Mag ihr Geschick auf mich zusammenstürzen
Und sie mit mir zu Grunde gehn!

Mephistopheles.

Wie's wieder siedet, wieder glüht!
Geh' ein und tröste sie, du Thor!
Wo so ein Köpfchen keinen Ausgang sieht,
Stellt er sich gleich das Ende vor.

nach Petersburg, wenigstens in vorläufigen wesentlichen Umrissen, dem Grafen Orlow eben so viel als Philipp Hackert gelegen war.

So verging nun viele Zeit, bis endlich nach Verlauf eines Monats, unter der Leitung des Contre-Admiral's Greigh, eines Schotten in Russischen Diensten, mit Beihülfe obgedachter Zeichnung des Ritters Massimi, zwei theils geometrisch aufgerissene, theils in's Perspectiv gezeichnete Hauptplane zu Stande kamen, nach welchen der Künstler anstatt zweier sechs Gemälde in einer Zeit von zwei Jahren zu liefern sich verbindlich machte, deren Vorstellungen folgende sein sollten.

Das erste: die am 5. Juli 1770 von der in Linie geordneten Russischen Flotte gemachte Attaque auf die in einem Halbcirkel vor Anker gelegene Türkische Flotte.

Das zweite: die Seeschlacht selbst, besonders wie in derselben ein feindliches Vice-Admiral-Schiff von einem Russischen Vice-Admiral-Schiff verbrannt, dieses aber wieder von jenem angezündet wird und beide verbrennen.

Das dritte: die Flucht der Türken in den Hafen von Tschesme und wie sie von der Russischen Flotte verfolgt werden.

Das vierte: die Absendung einer Russischen Escadre nach dem Hafen von Tschesme, nebst der Bereitung der Russischen Brander, um die feindliche Flotte in Brand zu stecken.

Das fünfte: die Verbrennung der Türkischen Flotte im Hafen, in der Nacht vom 7. Juli.

Das sechste endlich: die triumphirende Russische Flotte, wie sie beim Anbruch des Tags von Tschesme zurückkehrt und ein Türkisches Schiff und vier Galeeren mit sich führt, die von der Flotte gerettet waren.

Auf solche Darstellungen in sechs großen Gemälden, jedes 8 Fuß hoch und 12 Fuß breit, wurde die Bearbeitung beider Plane vorgeschlagen und diese durch einen Courier nach Petersburg zu Einholung der kaiserlichen Genehmigung gesendet.

Indessen ließ Graf Alexis Orlow dem Künstler für die Arbeit, die ihm vollkommen zufrieden gestellt hatte, dreihundert Zechinen auszahlen, sowie Philipp Hackert schon vorher, unter dem Namen des Postgeldes, für die Reise von Rom nach Livorno von der Kaiserin hundert Zechinen erhalten hatte. Bald darauf traf die vollkommene höchste Genehmigung dieser vorgeschlagenen Arbeit ein; der in Rom sich befindende General Iwan Schuwaloff erhielt sie, mit welchem sogleich im October 1771 ein schriftlicher Vertrag über Größe, Zeit und pünctliche Vorstellung der sechs oben beschriebenen Gemälde aufgesetzt und der Preis für jedes derselben auf dreihundertfünfundsiebenzig Römische Zechinen regulirt wurde, so daß das Ganze sich auf mehr als zwölftausend Gulden belief.

Das erste Gemälde, welches der Künstler in Arbeit nahm, war jenes von der Schlacht selber, in dem bedeutenden Momente, da beide Vice-Admiral-Schiffe brannten und die Schlacht im heftigsten, entscheidendsten Feuer war. Vollendet war es im Anfang des Januars 1772; und da gerade zu dieser Zeit Graf Orlow mit einer Flotte aus dem Archipelagus nach Livorno kam, so versäumte Philipp Hackert diese Gelegenheit nicht, sich mit seinem Bilde daselbst einzufinden, um sowohl vom Grafen Orlow als von dem Contre-Admiral Greigh zu erfahren, ob und wie weit er in diesem Bilde durch die Ausführung jener ihm mitgetheilten Notizen die Wahrheit des Vorgangs erreicht und dem Verlangen dieser Herren ein Genüge geleistet habe.

Zugleich ließ er einen Entwurf des Gemäldes, welches die Verbrennung der Türkischen Flotte im Hafen vorstellte, von Rom nach Livorno zu Wasser abgehen, weil sie zwar fertig, doch nicht trocken genug war, um zur Landreise aufgerollt werden zu können.

Der vollkommene und allgemeine Beifall, den jenes große, zu Pisa in einem Saale des Grafen Orlow aufgestellte Gemälde sowohl von diesem Herrn als von allen anwesenden See-Officieren auf eine entscheidende Weise erhielt, war für den Künstler höchst schmeichelhaft, sowie die getreue Darstellung dieses vom Grafen Orlow erfochtenen Siegs demselben um so interessanter war, als er gerade um eben die Zeit die Nachricht erhielt, daß das einzige Schiff, Rhodus, welches sie von der verbrannten Flotte der Türken gerettet hatten, nunmehr, weil es in der Schlacht sehr viel gelitten, zu Grunde gegangen war, so daß solches zur Erhaltung des Andenkens an diesen ruhmwürdigen Vorgang nur allein auf dem Bilde existirte.

Indessen war auch jenes kleinere Gemälde, die Verbrennung der Flotte vorstellend, angekommen und wurde im Ganzen gleichfalls mit vielem Beifall aufgenommen; nur war Graf Orlow mit dem Effect eines entzündeten und in die Luft auffliegenden Schiffes, welchen Moment man auf dem Bilde vorgeschrieben hatte, anzufrieden. Es war beinahe unmöglich, eine der Wahrheit eines solchen, vom Künstler nie mit Augen gesehenen Ereignisses deutlich entsprechende Vorstellung, selbst nach den besten Beschreibungen der See-Officiere, zu geben. An diesem Momente mußte die Ausführung eine der größten Schwierigkeiten finden. Graf Orlow entschloß sich jedoch endlich, auch dieses Hinderniß auf eine ganz eigene grandiose Weise

zu heben, und die wirkliche Vorstellung einer solchen Begebenheit, durch ähnliches Aufsteigen einer gerade auf der Rhede vor Anker liegenden Russischen Fregatte, dem Künstler zu geben, wenn er sich anheischig machen würde, diesen Effect mit eben der Wahrheit, wie das Feuer, auf dem Gemälde der Schlacht darzustellen.

Der Graf hatte sich die Erlaubniß dazu sowohl von seinem eigenen Hofe als auch vom Großherzog von Toscana erbeten; und nun wurde gegen Ende des Mai's gedachte Fregatte, die man mit so viel Pulver, als zum Aufsteigen nöthig war, laden ließ, sechs Meilen von Livorno auf der Rhede, bei einem ganz unglaublichen Zulauf von Menschen, in Brand gesteckt und in weniger als einer Stunde in die Luft geschleudert; zuverlässig das theuerste und kostbarste Modell, was je einem Künstler gedient hat, indem man den Werth der noch nutzbaren Materialien dieser alten Fregatte auf zweitausend Zechinen schätzte.

Das Schiff brannte beinahe drei Viertelstunden in den obern Theilen, ehe sich das Feuer der Pulverkammer, die heilige Barbara genannt, mittheilte. Erst durchlief die lodernde Flamme, wie ein Kunstfeuerwerk, nach und nach alle Segel, Taue und die übrigen brennbaren Materien des Schiffs. Als das Feuer an die Canonen kam, die man von Holz gemacht und geladen hatte, feuerten sie sich nach und nach alle von selbst ab. Endlich, nachdem die Pulverkammer erreicht war, that das Schiff sich plötzlich auf, und eine lichte Feuersäule, breit wie das Schiff und etwa drei Mal so hoch, stieg empor und bildete feurige, mit Gewalt und Geschwindigkeit ausgeschleuderte Wolken, die durch den Druck der obern Luft die Form eines ausgebreiteten Sonnenschirms erhielten, indem sich Pulverfässer, Canonen und andere emporgeworfene Trümmer des Schiffs mit darin herumwälzten und der ganze oberste Theil mit dicken, schwarzen Rauchwolken überdeckt war. Nach etwa drei Minuten verwandelte sich diese schreckliche Feuersäule in eine blutrothe Flamme, aus deren Mitte eine durchaus schwarze Säule von Rauch aufstieg, die sich ebenso wie jene in ihrem obern Theile ausbreitete, bis nach etwa eben so langer Zeit auch diese Flamme erlosch und nur noch der schwarze Rauch, wohl über zwanzig Minuten lang, dicht und fürchterlich, über der Region des verbrannten Körpers emporschwebte.

Aufmerksam auf den Effect dieses Vorgangs, nach allen seinen Theilen, retouchirte der Künstler nochmals das Gemälde von der Verbrennung der Flotte zu völliger Zufriedenheit des Grafen Orlow und vollendete sodann die übrigen ihm aufgetragenen Bilder in der von ihm festgesetzten Zeit.

Er hatte, während derselben, sieben Reisen nach Livorno gemacht, deren jede mit hundert Zechinen für's Postgeld bezahlt wurde. Ferner malte er für die Russische Monarchinn sechs andere Bilder von eben der Höhe zu 8 und der Breite von 12 Französischen Fuß. Zwei derselben stellten ein von einer Russischen Escadre gegen die Türken erfochtenes Treffen bei Mitylene und die daselbst erfolgte Landung vor, noch zwei andere ein Gefecht der Russischen Escadre mit den Dulcignoten; das fünfte einen Seesturm in Egypten; das sechste endlich das ein Jahr nach dem vorigen nochmals bei Tschesme erfolgte Gefecht.

Die zwölf Gemälde sind in Peterhof in einem eigens dazu bestimmten, großen Saal aufgestellt, in welchem, der Eingangsthüre gegenüber, das Portrait Peters, des Großen, als des Stifters der Russischen Seemacht, und sodann das Portrait von Catharina II. sich befindet, unter deren Regierung die Russische Seemacht außerordentlich gefördert und jene glorreichen Siege erfochten worden.

Hackert erwarb sich durch diese Arbeit, nebst einem ansehnlichen Gewinn, einen ebenso frühzeitigen als soliden Ruhm, der sich durch das Aufsehen, welches das sonderbare, viele Monate vorher in allen Zeitungen Europa's angekündigte, kostbare Modell verursachte, mit ungemeiner Geschwindigkeit verbreitete.

Familien-Verhältnisse.

Im Jahre 1772 ging Johann Hackert mit vielen, von Engländern bestellten Arbeiten selbst nach London; und als diese im folgenden Jahre, bei Gelegenheit der gewöhnlichen öffentlichen Ausstellung, allgemein bekannt wurden, vermehrte sich der Ruf des Künstlers und das Verlangen nach seinen Arbeiten. Allein seine Gesundheit ward in diesem Lande immer schwächer, so daß er im October des nämlichen Jahres in Bath, wohin er sich, solche wieder herzustellen, begeben hatte, noch ehe er volle neunundzwanzig Jahre zurückgelegt, mit Tode abging.

Herr Manzel Talbot hatte die Freundschaft, für seine Beerdigung, und die schon damals berühmte Deutsche Künstlerinn, Angelica Kaufmann, die Güte, für die Uebersendung seines nachgelassenen Besitzes und seiner unvollendeten Arbeiten an den Bruder Sorge zu tragen. Dieser frühzeitige Tod war allerdings ein Verlust für die Kunst. Sein Bruder bewahrte manche Arbeit dieses jungen Künstlers; und wer sie sah, zweifelte nicht, daß ein längeres Leben

ihn seinem Bruder Philipp, an Talent und Ruhm, würde zur Seite gesetzt haben.

Die Nachricht von dem unerwartet frühen Todesfalle dieses geliebten Bruders machte auf das Gemüth Philipp's einen so schmerzlichen Eindruck, daß er, auf lange Zeit aller Arbeit unfähig, zu Ende desselben Jahrs eine Reise nach Neapel unternahm, um sich an veränderten Gegenständen und Gesellschaften von seiner Trauer zu erholen. Daselbst hatte er Gelegenheit, im Januar 1774, verschiedene Zeichnungen und Studien, nach einem eben damals geschehenen Ausbruch des Vesuvs, zu verfertigen, welche er nach seiner Zurückkunft in Rom mehrmals auf größern Gemälden benutzte.

Wenige Wochen, ehe sein erwähnter Bruder Johann nach England abreiste, waren zwei jüngere Brüder, Wilhelm und Carl, bei ihm in Rom eingetroffen. Jener hatte sich der Geschichts- und Portrait-Malerei gewidmet und arbeitete einige Zeit unter Raphael Mengs Anleitung; und da nachmals Dieser Rom verließ, um nach Spanien zu gehen, folgte er seinem Meister nach Toscana und zog endlich von Livorno mit einer kleinen Russischen Escadre nach Rußland, wo er im Jahre 1780, als Zeichenmeister einer Academie, im zweiunddreißigsten Jahre seines Alters starb. Carl hatte einige Jahre in Rom, unter Anleitung seines Bruders, Landschaften in Oel und häufiger noch in Gouache gemalt. Er etablirte sich nachmals 1778 in Genf und, als sich die innerlichen Unruhen daselbst immer erneuerten, in Lausanne. Philipp aber ließ seinen jüngsten Bruder Georg, welcher bei Berger in Berlin die Kupferstecherkunst erlernt hatte, nach Rom kommen.

Reisen.

Im Jahre 1778 machte Philipp Hackert, in Gesellschaft des Raths Reifenstein, eine Reise nach Aquila und Arezzano, um den Lago Fucino und das höchst merkwürdige Stück der Römischen Baukunst, das von Kaiser Claudius zu Ableitung der in jener tiefen Gegend immer angehäuft stehenden Wasser errichtet war, und noch jetzt unter dem Namen des emissario di Claudio bekannt ist, zu besehen. Von da aus zogen sie über das malerisch schöne Land von Sora, Isola di Sora, Casamare u. s. w. nach Rom zurück.

Ferner machte er im Jahre 1775 eine solche Tour nach Civita Castellana, Soracte Pogio Mirteto, Ponte Correse und andern Gegenden um Rom, so daß beinahe im Umkreis von sechzig Italienischen Meilen um diese Stadt kein beträchtlicher Ort, keine reizende Aussicht war, die der Künstler nicht gezeichnet und für seine Studien-Sammlung benutzt hätte. Ebenso verfuhr er im folgenden Jahre auf einer Wanderung in die Apenninischen Gebirge, da er denn bis nach Ravenna gelangte und über Urbino und Perugia zurückkehrte. Auf diesem Wege machte er unter andern eine Zeichnung von Cesena, dem Geburtsort Pius VI., und verfertigte sodann nach derselben ein 3 Fuß hohes und 4 Fuß breites Oelgemälde zu großer Zufriedenheit des Papstes.

Pius VI.

Als Philipp Hackert denselben das Bild vorstellte, wurde er sehr gnädig aufgenommen; der Baili Antinori, ein Toscaner, präsentirte ihn, und er wurde ohne alle gewöhnliche Ceremonien zum Papste geführt. Dieser fand sich sehr geschmeichelt und wünschte, daß es in Kupfer gestochen würde. Philipp Hackert erwiderte, daß es auch sein Wille wäre, und daß Giovanni Volpato bereits den Pendant dazu, die Aussicht auf die Peters-Kirche, von Ponte Molle genommen, unter Händen hätte. Der Papst fragte, ob die beiden Platten wohl in zwei Monaten fertig sein könnten. Philipp Hackert antwortete: „Es wird schwer halten in einem Jahre. Außerdem, so hat mein Bruder, der noch jung ist und erst anfängt, große Platten zu machen, noch keine Kupferstich-Druckerei eingerichtet. Wir empfehlen uns daher der hohen Protection Ew. Heiligkeit." Der Papst schenkte dem Philipp Hackert für das Bild eine massiv goldene Dose, worauf die erste Medaille war, die er während seiner Regierung hatte schlagen lassen, nebst sechs Stück großen goldenen Medaillen, und sagte: „Wenn Ihr was nöthig habt, so kommt gerade zu uns. Ihr findet alle Protection." Dabei klopfte er ihm beide Backen sehr freundlich und sagte: „Mein Sohn, ich will Euch sehr wohl!" Denn den Segen konnte er ihm als einem Ketzer nicht geben.

Donna Giulia Falconieri.

Die Signora Giulia Falconieri war eine sehr gute Freundinn von Philipp Hackert. Diese Dame, die viel Geist, Beredsamkeit und soliden Verstand besaß, hatte alle Abende eine kleine, aber sehr interessante Gesellschaft von Cardinälen, Prälaten und Gelehrten. Künstler fanden sich nie bei ihr, Hackert ausgenommen. Er hatte ihre Bekanntschaft in Frascati zuerst gemacht bei Don Paul Borghese, nachherigem Prinzen Aldobrandini, ferner in Albano, wo sie die Villeggiatur des Octobers hielt. Sie war Liebhaberinn der Malerei, hatte Geschmack darin, doch ohne gründliche Kenntniß. Nach verschiedenen Jahren, da ihr Töchter

an den Neffen des Papſtes verheirathet wurde, an den Duca di Nemi Braſchi, wurde die Bekanntſchaft immer größer. Sie war eine geborne Dame von Melini; und da keine männlichen Erben in ihrer Familie waren, ſo brachte ſie durch Vermächtniß die ganze Melini'ſche Erbſchaft in das Haus Falconieri. Sie war Beſitzerinn der Villa Melini auf dem Monte Mario, wo die ſchönſte Ausſicht von Rom iſt; und alle Fremden, die eine Idee von dieſer Stadt behalten wollen, beſuchen dieſen Hügel. Philipp Hackert fiel es ein, die Ausſicht von dort zu malen, weil ſie ein Bild macht und alle intereſſanten Monumente deutlich zu ſehen ſind, und ſodann ſie in Kupfer ſtechen zu laſſen, welches auch geſchah. Er bat ſich die Erlaubniß von ihr aus, den September und October auf ihrer Villa zu wohnen, weil ſie in der Zeit zu Frascati in ihrer Villa La Ruſina, und im October die Villeglatur in Albano zubrachte. Mit Vergnügen ertheilte ſie ihrem Agenten, der ein Caplan war und täglich die Meſſe in einer Capelle durch Stiftung ihrer Vorältern leſen mußte, Befehl, dem Philipp Hackert die ganze Villa nebſt Allem, was er nöthig hätte, mit Ausſchluß der Wäſche, die er ſich verbat, zu überzeben.

Mit dieſer Bequemlichkeit malte er in Gouache die Ausſicht von Rom und brachte ſeine Zeit vergnügt zu, indem Freunde und Fremde ihn beſuchten. Der Caplan, der zugleich die Aufſicht über die Weinberge führte, war des Nachmittags immer betrunken und der drolligſte Menſch, den man ſich denken kann. Außer daß es ihm an Bildung und Beleſenheit fehlte, hatte er natürliche, witzige Einfälle, die man bewundern mußte. — Georg Hackert ſtach das Bild in Kupfer und Graf Fries kaufte daſſelbe für hundertfünfzig Zechinen. Es iſt noch in der Sammlung dieſes Hauſes in Wien.

Die Platte war fertig und weil Signora Giulia Falconieri ſchon längſt verlangt hatte, dieſelbe möchte Pius VI. zugeeignet werden, theils weil der Papſt, noch als Prälat, öfters bei ihr geweſen und ſogar in jüngern Jahren ein Verhältniß zu ihr gehabt haben ſoll; theils weil ihre Tochter an ſeinen Neffen, den Duca Braſchi, verheirathet war; auch Philipp Hackert, der lange in Rom gelebt und viel mit der Römiſchen Nobleſſe Umgang hatte, den Römiſchen Styl ſehr genau kannte: ſo ließ er durch ſeinen Freund, den Vati Antinori, anfragen, wann es Sr. Heiligkeit gefällig wäre, die Gebrüder Hackert zu empfangen. Der Papſt war außerordentlich gnädig und höflich; er dankte Beiden für den Nutzen, den ſie im Staate geſtiftet hätten. „Wir ſind", ſagte er, „von Allem genau unterrichtet, was Ihr für unſern Staat gethan habt. Ihr habt den Kupferſtichhandel mit Auswärtigen eingeführt, wovon Niemand eine Idee hatte; Ihr habt in Fabriano die Papiermühle eingerichtet, wo jetzt beſſer' Papier zur Kupferdruckerei gemacht wird als in Baſel, und das Geld bleibt im Lande. Wollte Gott, meine Unterthanen hätten dieſelbe Induſtrie, ſo würde der Staat glücklich ſein; Ihr zeichnet Euch beſonders unter den fremden Künſtlern aus. Andere ſuchen Geld zu ziehen, zwiken auf alle Weiſe die armen Römer und gehen davon; Ihr hingegen ſuchet, ohne Anſehen der Nation, zu helfen, was Ihr könnt, und der jungen Künſtler Copien bei Fremden anzubringen." — Er führte beide Brüder und zeigte ihnen neue Bilder, die er gekauft hatte, und ſchenkte einem Jeden drei goldene Medaillen.

Cardinal Pallavicini.

Dem Styl gemäß mußte dem Majordomo maggiore auch ein Exemplar gegeben werden; dieſes war ſein Neffe, jetzt Cardinal Braſchi, der nahe am Papſt auf dem Vatican logirte, desgleichen dem Cardinal Secretario di Stato, welches Pallavicini war, den Philipp Hackert ſchon längſt kannte. Der Cardinal empfing beide Brüder und das Kupfer mit vieler Höflichkeit, ſetzte ſich an das Kamin und nöthigte Alle zum Sitzen. Er hatte einen bigotten Benedictiner bei ſich. Von dem Kupfer und der Kunſt wurde wenig geſprochen. Da der Geiſtliche hörte, daß es zwei Preußen wären, fragte er den Cardinal, ob ſie zur allein ſeligmachenden Römiſch-catholiſchen Religion gehörten. Der Cardinal ſagte: „Das iſt eben zu bejammern, daß zwei ſolche brave Menſchen ewig verdammt ſein müſſen." Beide Brüder lächelten. Der Mönch fuhr fort, ſie zu überzeugen, daß keine Seligkeit zu hoffen wäre, wenn man nicht Römiſch-catholiſch ſei. Der Cardinal ſtimmte fleißig bei; die Gebrüder ſaßen ſtill und hörten an. Endlich ſagte der Cardinal: „Sie, als der Aelteſte, ſollten dem jüngern Bruder ein Exempel geben und ſich zum wahren Glauben bekennen." Da konnte es Philipp Hackert nicht länger aushalten, ſtand auf, ſtellte ſich vo. Se. Eminenz und ſagte: „Eminenz! Wir ſind in einem Lande geboren und erzogen, wo vollkommene Gewiſſensfreiheit herrſcht. Ein Jeder mag glauben, was er will; Keiner bekümmert ſich darum. Niemand wird fragen, zu welcher chriſtlichen Secte er ſich bekenne. Wenn er als ein ehrlicher und guter Bürger lebt, ſo iſt es genug. Ew. Eminenz können verſichert ſein, daß ich Nichts gegen die Römiſche Religion habe; ich glaube, daß ſie ebenſo gut iſt als alle andern. Weil wir aber ſo erzogen ſind, daß ein Menſch, der bei uns die Heiligen verändert, ein Böſewicht iſt

und in der Gesellschaft kaum geduldet wird, sei es auch ein Jude oder Muhamedaner: so ist es unmöglich, daß ich in meinem Leben meine Religion ändere, weil die allgemeine Opinion aller wohldenkenden Menschen ist, daß kein braver Mann die Religion, in der er geboren und erzogen worden, verändert. Nehmen Ew. Eminenz die Meinung der Welt hinweg, so werde ich morgen catholisch." Da Philipp Hackert Dieses sehr spöttisch sagte, so fühlte der Cardinal den falschen Schritt, den er gethan hatte, bat sehr um Verzeihung, davon gesprochen zu haben und sagte: „Ich habe es bloß aus gutem Herzen gethan, um Euch zu retten. Ich hoffe, daß Sie es nicht als eine Beleidigung ansehen werden." So wurde friedlich Abschied genommen. Einige Tage darauf kam ein Abbate, Don Gennaro Geraci, ein Freund von Philipp Hackert, der alle Wochen ihn einige Mal besuchte, ein Mann von natürlichem, guten Verstand, der auch gelesen hatte; der Cardinal de Bernis nannte ihn nur den natürlichen Philosophen. Cardinal Pallavicini war unruhig über den falschen Schritt und fürchtete, der Papst möchte es erfahren. Daher, um die Sache wieder gut zu machen, gab er Don Gennaro Geraci diese Commission, weil er wußte, daß Dieser ein Freund von beiden Brüdern war. Er versicherte zwar den Cardinal, daß es unnöthig sei; denn er kenne beide Brüder zu sehr, als daß sie Das übel nehmen, noch weniger, daß sie davon sprechen würden. Aber der Cardinal bestand darauf, er möchte ausdrücklich zu ihnen gehen, um Verzeihung bitten und versichern, daß der Cardinal es nicht böse gemeint habe. Don Gennaro kam an; nachdem er guten Morgen geboten, sagte der C—e: „Der Cardinal hat den ersten dummen Streich gemacht; um ihn wieder gut zu machen, begeht er den zweiten, der noch dümmer ist. Ich soll Euch um Verzeihung bitten, daß er mit Euch von Religionssachen gesprochen hat; er hat es aus gutem Herzen gethan. Er bittet, daß Ihr nie davon sprechen möget." Der schnurrige Abt, der Dieses so recht auf gut Neapolitanisch sagte, machte beide Brüder herzlich lachen. Philipp Hackert antwortete und bat, Sr. Eminenz seinen Respect zu vermelden und zu versichern, daß er gar nicht mehr daran gedacht hätte und daß er nie davon sprechen würde; welches er auch heilig gehalten hat, so lange der Cardinal lebte.

Einige Zeit darauf wollte Philipp Hackert den Hafen von Ancona und Civita Vecchia zeichnen, wozu die Erlaubniß des ersten Ministers gehört; er ging also zum Cardinal und bat ihn darum. Dieser war so höflich und sagte: „Machen Sie mir das Vergnügen und kommen gegen drei Uhr zu mir zur Tafel, so werden Sie die Erlaubniß bereit finden." Es geschah. Don Gennaro war auch eingeladen. Die Tafel war auch gesprächig und angenehm; an alles Andere wurde nicht mehr gedacht. Endlich entschlief dieser Cardinal selig im Herrn. Spanien hatte ihn besonders dazu gestellt, damit sie machen konnten nach ihrem Gefallen.

Charles Gore. Henry Knight.

Philipp Hackert's großes Talent, die Naturgegenstände leicht, geschmackvoll und geistreich aufzufassen, bezauberte nun die Reisenden und regte sie zur Nachahmung auf. Der Künstler förderte und unterrichtete sie gern, wohl wissend, daß er sich keine Nebenbuhler, sondern Bewunderer heranzog. Besonders war er immer von Engländern umgeben, und der Trieb, die Natur zu schauen und nachzubilden, wuchs unter den Liebhabern mit jedem Jahre. In guter Gesellschaft wurden kleine Reisen im April, Mai und Juni vorgenommen. Den Sommer brachte man in Albano, manchmal in Castel Gandolfo zu, wo außer seinen nächsten Freunden wohl empfohlene Fremde freien Zutritt hatten. Besonders wurden die Abendstunden gut angewendet. Man versammelte sich um einen großen, runden Tisch, und Alles bediente sich um die Wette des Bleistifts und der Feder.

Hier machte der Künstler eine Bekanntschaft, die auf sein Leben und Glück großen Einfluß hatte. Es war die des Herrn Charles Gore und dessen liebenswürdiger Familie. Die älteste Tochter zeichnete und malte gar geschickt landschaftliche Gegenstände. Der Vater, der sich früher dem Schiffbau ergeben hatte, fand vorzügliche Lust am Zeichnen von Schiffen und Fahrzeugen aller Art, die er bei großer und genauer Kenntniß mit einer leichten Manier auf seine Seestücke zu vertheilen wußte. Mit ihm und einem andern Engländer, Henry Knight, vereinigte sich Philipp Hackert zu einer Reise nach Sicilien, auf gemeinschaftliche Kosten; welche sie denn auch im Frühling des Jahres 1777 antraten.

Von dieser Reise können wir eine genauere Rechenschaft geben, indem das Tagebuch des Herrn Knight, eines sehr gebildeten Mannes, in Englischer Sprache geschrieben, vor uns liegt, der, indem die beiden Andern zeichneten, die Gegenden umher durchstrich und davon manche genaue Beschreibung lieferte, nicht weniger über sittliche, polizeiliche und andere Gegenstände bedeutende Betrachtungen anstellte.

Tagebuch einer Reiſe nach Sicilien.

Von

Henry Knight.

Abfahrt.

Den 3. April 1777 hatten wir Rom verlaſſen und fuhren am 12. von Neapel in einer Jelucke von zwölf Rudern ab, um die Reiſe durch Sicilien zu machen und im Vorbeigehen Päſtum und die Lipariſchen Inſeln zu beſuchen. Sobald man den Neapolitaniſchen Hafen verlaſſen hat, öffnet ſich die herrlichſte Scene nach allen Seiten. Die Stadt erhebt ſich ſtufenweiſe über das Geſtade, indem der Berg Veſuv daneben raucht; Sorrent, Capri, Iſchia, Procida beſchäftigen das Auge bis zum Cap Miſene und bilden ein Amphitheater, bereichert mit Paläſten, Gärten, Wäldern und Ruinen, eine ſolche Verſammlung von Gegenſtänden, wie ſie nie geſehen wird. Wir genoſſen dieſen Augenblick in der größten Vollkommenheit, indem das Wetter ſehr ſchön und der Frühling in voller Blüthe war. Die unendliche Mannigfaltigkeit von Farben und Tinten wurden durch den Periton, der Claude Lorrain's Gemälde ſo ſehr auszeichnet und dieſem köſtlichen Clima ganz eigen iſt, miteinander verbunden. Die Bai von Neapel hält ungefähr zwanzig (Engliſche) Meilen bis Capri; und je weiter wir nach der offenen See fuhren, ſchienen Farben und Formen in die Atmoſphäre zu ſinken; ſie wurden nach und nach undeutlich, bis die Sonne zuletzt ihre Strahlen zurückzog und Alles in Finſterniß hinterließ. Während der Nacht ſchliefen wir in der Jelucke, und ehe die Sonne aufging, kamen wir zu einem kleinen Dorf, Agropoli genannt, fünf Meilen von Päſtum. Wir nahmen ſogleich Pferde, dieſe ehrwürdigen Denkmäler zu beſuchen.

Päſtum.

Den 5. April.

Die erſte Anſicht derſelben iſt äußerſt überraſchend. Drei Tempel, welche leidlich erhalten ſind, ſtehen einer neben dem andern, in der Mitte eines reichen und ſchönen Thales, umgeben von romantiſchen Hügeln, welche mit blühenden Büſchen und immergrünen Eichen bedeckt ſind. Einer derſelben iſt der Mons Alburnus, und noch jetzt mit jenen Bäumen bewachſen, deren Virgil im dritten Buche ſeiner Georgica gedenkt:

Est locus Silari circa fluviosque virentem
Plurimus Alburnum volitans (cui nomen Asilo
Romanum est: oestron Graji vertere vocantes).

Er heißt nun Monte Poſtiglione und ſteht am Zuſammenfluß des Silarus und Tanager (jetzt Seie und Negro). Die Ufer des Silarus ſind durchaus mit dichten Wäldern beſetzt, die während des Sommers, durch die vorerwähnten Oestri oder Asili, eine Art ſtechender Fliege, heimgeſucht werden. Der Tanager iſt ein unbedeutendes Waſſer, das manchmal zur Sommerszeit austrocknet, daher Virgil von sicci ripa Tanagri ſpricht.

Die Architectur von Päſtum iſt die alte Doriſche, die Säulen kurz und cannelirt, mit breiten, flachen Capitälen und ohne Baſen. Sie ſind aus einer Art poröſer Steinmaſſe verfertigt, wie die von Lago del Tartaro bei Tivoli (Travertin). Ich glaube, die Säulen wurden cannelirt und vollendet, wenn ſie ſchon aufgerichtet waren; denn wir fanden in Sicilien Tempel, an denen einige Säulen cannelirt waren und andere nicht. Die Steine ſind vortrefflich gearbeitet und mit bewundernswürdiger Genauigkeit zuſammengeſetzt und zwar auf die Weiſe, wie die trefflichſten Werke des Alterthums, ohne Bindungsmittel. Die Farbe iſt ein weißliches Gelb, das hier und da in's Graublaue ſpielt. Die Witterung hat den Stein angegriffen; er iſt mit Moos und Kräutern bewachſen, und nicht von Rauch geſchwärzt, noch durch neuen Anbau entſtellt, wie die Ruinen zu Rom; daher die Tinten ſehr harmoniſch, angenehm und maleriſch in's Auge fallen.

Betrachtet man die Theile dieſer Tempel in der Nähe, ſo erſcheinen ſie roh, maſſiv und ſchwer; aber in der gehörigen Entfernung geſehen, iſt die allgemeine Wirkung groß, einfach, ja zierlich. Das Rohe erſcheint dann als eine künſtliche Nachläſſigkeit und das Schwerfällige verwandelt ſich in eine gerechte und edle Feſtigkeit.

Außer den drei Tempeln ſind noch die Grundmauern eines kleinen Theaters und bedeutende Ueberbleibſel der Stadtmauern zu ſehen. Innerhalb derſelben iſt der ganze Raum mit zerbrochenen Säulen und andern Fragmenten zerſtörter Gebäude bedeckt, woraus wir die ehemalige Herrlichkeit dieſer alten Stadt abnehmen können. Beſonders merkwürdig ſind die Ruinen eines kleinen Tempels von wunderbarer Art. Er ſtand zwiſchen dem großen Tempel, den Einige für eine Baſilica halten wollen, und dem Amphitheater, und war im Ganzen von der gewöhnlichen Doriſchen Form; nur ſind die Säulen nach Corinthiſcher Ordnung cannelirt, d. h. zwiſchen den Vertiefungen abgeflächt. Auch ſind die Capitäle von derſelben Ordnung, nur ſehr roh und einfach. Das Geſims iſt Doriſch, aber von mehr Gliedern als bei den übrigen Gebäuden von Päſtum. Zwiſchen den Triglyphen ſind Basreliefe, deren Zeichnung ſehr rein und zierlich geweſen zu ſein ſcheint; aber ſie ſind ſo zerfreſſen und verſtüm-

melt, daß man nicht über die Ausführung urtheilen kann.

Nun ist die Frage: ob dieser Tempel gebaut worden, ehe die Corinthische Ordnung zu ihrer Vollkommenheit gelangt, oder nachdem sie schon wieder im Abnehmen gewesen. Ich bin aus mancherlei Ursachen geneigt, das Erste zu glauben; denn die Corinthische Ordnung zeigt sich an keinem Monumente vor den Zeiten August's vollkommen, und scheint erst zu den Zeiten der Antonine in Abnahme zu gerathen. Was die Erzählung betrifft, gedachtes Capitäl sei durch einen Corinthischen Architecten erfunden worden, indem er eine Acanth-Staude gesehen, die um einen Blumenkorb her gewachsen, so verdient sie wenig Aufmerksamkeit. Die ersten Anfänge der Corinthischen Ordnung findet man unter den Ruinen von Theben und Persepolis. Sie wurden wahrscheinlich um die Zeit Alexander's, des Großen, nach Europa gebracht; aber die stolzen Griechen wollten sich nicht als Nachahmer in irgend einer Sache bekennen. — Die Stadt Pästum muß lange in einem Zustand von Verfall gewesen sein, ehe die Corinthische Ordnung zu ihrer Vollkommenheit, geschweige denn zu ihrem Verderbniß gelangte; denn Strabo gedenkt, daß der Ort schon verlassen und ungesund zu seiner Zeit gewesen sei und die Geschichtschreiber der Römischen Kriege in Italien nennen ihn niemals als einen Platz von einiger Bedeutung. Ferner sind die Gebäude der spätern Römischen Zeiten, als die Architectur schon verdorben war, in einem ganz verschiedenen Styl von dem obgedachten. Auch bedienten sich die Römer, als Herren der Welt, denen die reichen Steinbrüche von Africa, Griechenland und Sicilien zu Gebote standen, keiner so geringen Materialien; da hingegen die Griechischen Republiken, auf einen engen Raum eingeschränkt, sich genöthigt sahen, das Material anzuwenden, das ihr eigener Boden lieferte.

Die genaue Zeit vom Aufsteigen und Fallen Pästum's ist nicht bekannt, obgleich Beides früh genug mag gewesen sein. Die Ueberbleibsel dieser Stadt sind ihre Erhaltung der bösen Luft schuldig; denn wäre der Platz bewohnbar gewesen, so hätten sie das Schicksal der meisten Griechischen und Römischen Werke gehabt: man hätte sie niedergerissen und die Materialien zu neuen Gebäuden angewendet. Diese tödtliche Luft wird durch einen salzigen Strom erzeugt, der von den Bergen herabfließt und hinter den Mauern stockt, wo er durch Sinterung die Steinart hervorbringt, wovon die Stadt gebaut war. Diese Steinwerdung geschieht außerordentlich schnell, so daß Einige geglaubt haben, man habe sich gewisser Formen bedient und in denselben die Säulen durch Incrustation hervorgebracht, indem diese Rohr und Binsen, welche durch das Wasser versteinert werden, enthalten. Ich glaube aber nicht, daß diese Meinung Grund habe. Die Stadt war viereckt, wie man an den Mauern sieht, welche sonst schienen an der See gestanden zu haben, ob sie gleich gegenwärtig, durch die Wirkung des versteinernden Stroms, fünfhundert Yards davon entfernt sind. Der neue Grund läßt sich recht gut von dem alten unterscheiden, indem er durchaus entweder Versteinerung oder Sumpf ist, anstatt daß der alte Boden, innerhalb der Mauern und zwischen ihnen und den Bergen, trocken und fruchtbar erscheint, der Pästanischen Rosengärten nicht unwerth, von welchen die Römischen Poeten so viel zu erzählen wissen.

Porto Palinuro.

Den 12. April.

Nachdem wir einen Tag unter diesen edeln Ueberbleibseln Griechischen Geschmacks und Herrlichkeit zugebracht, kehrten wir zu unserer Feluke zurück und fuhren während der Nacht am Cap Palinuro hin, das noch den Namen von Aeneas Steuermann behalten, welcher, wie Virgil meldet, hier umkam. Als sich aber ein widriger Wind erhob, mußten wir einen kleinen Hafen gleichen Namens aufsuchen, der von Süden her durch das Vorgebirg und von Norden durch das Land gedeckt wird. Die Gegend umher ist sehr schön, die Thäler reich und fruchtbar, die Hügel mit immergrünen Eichen, Oliven und blühenden Büschen bedeckt, wozwischen sich Weideplätze hinziehen. In der Ferne erstreckt sich die weite Kette der beschneiten Apenninen, welche die Aussicht auf eine edle Weise begrenzen. Acht Tage wurden wir in diesem kleinen Hafen durch üble Witterung und die Feigheit Neapolitanischer Seeleute aufgehalten, und wir bedauerten sehr, Pästum verlassen zu haben, wo wir die Zeit so angenehm unter den Ruinen hätten zubringen können. Doch um sie so gut als möglich anzuwenden, schweiften wir an der Küste umher, zogen unsere Feluke auf das Land und machten daraus eine Wohnung, so gut es gehen wollte; eine Felsenhöhle diente uns zur Küche. Und wären wir nicht so ungeduldig gewesen, Sicilien zu erreichen, so hätten wir unsere Zeit ganz angenehm zubringen können, nunc veterum libris, nunc somno et inertibus horis.

Bei unserm Seeumschweifen an der Küste fanden wir eine Höhle von besonderer Beschaffenheit. Sie ist aus einer Art geringen Marmors gebildet, der mit demselben versteinerten Kies, den man an andern Stellen des Ufers findet, untermischt, anstatt See-

mſchein Menſchenknochen enthält, die in kleine Stücke zerbrochen und mit dem Kies zu einer feſten Maſſe verſteinert ſind, welche zwiſchen den Marmor-Bänken in Schichten von 1 bis 3 Fuß Stärke liegt. Dieſe Schichten dehnen ſich etwa auf 60 Fuß aus, ſcheinen aber tief in den Berg zu gehen, der von beträchtlicher Höhe iſt. Ich fand einen ähnlichen Felſen zu Nemezzo auf dem Comer-See; nur daß dort die Knochen einen größern Antheil bildeten und, anſtatt zwiſchen Marmor-Bänken zu liegen, in dem ganzen Felſen gleich vertheilt waren. Ich habe gehört, daß die Inſel Oſero, im Adriatiſchen Meere, ganz in derſelben Weiſe aufgeſchichtet iſt, wie denn derſelbe Fall auch in verſchiedenen Gegenden Dalmatiens vorkommt. Einige Vermuthung, wie dieſe Knochen hierher gekommen ſein mögen, zu äußern, würde unnütz ſein, indem die Urſachen der großen Veränderungen, welche dieſer Erdball offenbar erlitten hat, von unſerer Faſſungskraft allzu weit entfernt ſind. Wir können nur ſoviel ſchließen, daß die mit Bewegung begabte Materie, regiert durch Geſetze phyſiſcher Nothwendigkeit, während des Laufs einer unendlichen Zeit, alle möglichen Arten von Veränderung durchgegangen iſt. In dieſem unendlichen Wechſel muß ſie ebenſo gut in Unordnung als in Ordnung geweſen ſein, welche immer wechſelsweiſe aufeinander entſpringen.

Stromboli.

Den 22. April.

Wir verließen Porto Vulcano den 22. um zwei Uhr in der Nacht; aber da das Wetter ſehr ſtill war, ſo erreichten wir Stromboli nicht eher als am Abend des andern Tages. Wir waren noch dreißig Meilen von derſelben entfernt, als uns ſchon der beſchneite Gipfel des Aetna erſchien, an welchem der Dampf herunterrollte. Die untern Regionen des Bergs, obgleich über dem Horizont, wurden nachher unſichtbar, wegen der Dichtheit der untern Atmoſphäre. Man ſagte mir, daß man ihn öfters vom Vorgebirge Vulcano ſehen könne, welches bei unſerm Aufenthalt nicht einlief, indem die Luft niemals heiter genug war.

Die Inſel Stromboli iſt ein coniſcher Berg, der aus der See aufſteigt und ganz aus vulkaniſcher Materie beſteht. Der Rauch kommt gegenwärtig aus der Nordweſt-Seite hervor, nahe am Gipfel, welcher, unfruchtbar, aus loſer Aſche beſteht. Der übrige Theil des Berges iſt reichlich bebaut und mit Wein bepflanzt, welcher ſehr geſchätzt wird. Bei Nacht ſah man das Feuer des Kraters, aber unbedeutend, weil das Wetter ſehr ſchön war. Wenn es regnet oder Südwinde wehen, entſteht gewöhnlich ein ſtarker Ausbruch; das Geiſſe aber dauert zu allen Zeiten fort, ſehr ſtark und einem Donner gleich. Wir hätten gern den Berg erſtiegen und den Krater unterſucht; doch hinderte uns daran eine Verordnung des Königs von Neapel, welche verbietet, mit den Einwohnern Gemeinſchaft zu pflegen, bei Strafe, in den übrigen königlichen Staaten Quarantäne zu halten. Da Dieß nun eine Ceremonie war, die wir zu beobachten keine Luſt fühlten, ſo ſegelten wir noch die Nacht auf Lipari zu und kamen Morgens früh daſelbſt an.

Lipari.

Den 24. April.

Die Stadt iſt in dem Grunde einer engen Bai gelegen, auf einem Lava-Felſen, der in die See hervortritt, deſſen ſchöne Maſſen mit Gebüſch reichlich umhangen ſind. In einiger Entfernung angeſehen, erſcheint die Stadt ſehr gefällig und maleriſch, mit einer kleinen Ebene umringt, die mit Häuſern und Gärten bedeckt iſt, worauf denn bald die Gebirge ſich erheben, die ehemals Vulcane waren, gegenwärtig aber in reiche Weingärten verwandelt ſind, in welchen man Feigen- und Maulbeerbäume zerſtreut ſieht. Die Häuſer ſind alle weiß abgetüncht, mit ganz flachen Dächern und bilden, indem eins hinter dem andern hervorſteigt, manche ſehr maleriſche Gruppen; doch wenn man in die Stadt kommt, verwandelt ſich die Anſicht, Alles iſt Unflath und Elend.

Indeſſen meine Gefährten zeichneten, beſtieg ich den höchſten Gipfel der Inſel. Nachdem ich beinahe eine Stunde zwiſchen den Weinbergen hinaufgegangen war, kam ich an unfruchtbare, verbrannte Felſen, die ich mit Mühe und Schwierigkeit hinanklimmte, und nun nichts weiter als wüſte Zerſtörung erwartete. Aber wie ſehr war ich erſtaunt, als ich auf den Gipfel kam, indem ich unter mir, zwiſchen ſenkrechten Felſen, ein ſchönes, natürliches Amphitheater von etwa dreihundert Yards im Durchmeſſer erblickte, deſſen Boden mit Weinreben bepflanzt und hier und da mit einem einſamen Wohnhaus geziert war. Dieſes war ſonſt der Krater des Vulcans; und da das Ganze mit poröſen Felſen umgeben iſt, ſo bleibt der Boden trocken und fruchtbar, obgleich die Waſſer keinen ſichtbaren Abzug haben.

Von dem höchſten Puncte dieſer Felſen ſieht man die ſämmtlichen Lipariſchen Inſeln, ſowie die Küſten von Sicilien und Calabrien. Unmittelbar unter dem Beſchauer liegt die Inſel Vulcano, eine unfruchtbare Anhäufung von Aſche, die kaum irgend ein Moos hervorbringt. Es ſcheint daher, daß dieſe Inſel ſpäter entſtanden iſt als die andern, welche aus derſelben Materie beſtehen; doch die Zeit hat Aſche und Lava mürbe gemacht und in einen Boden

verwandelt, der, obgleich trocken, dennoch fruchtbar iſt und dem Weinbau ganz beſonders günſtig.

Jazeſo nimmt an, es ſei dieſe Inſel zwiſchen dem zweiten und dritten Puniſchen Krieg entſtanden, unter dem Conſulat des Lädes und Marcellus. Doch rührt Dieß von einer mißverſtandenen Stelle des Oroſius her, welcher auf Volcanello anſpielt. Volcano hingegen wird ſchon vom Thucydides erwähnt, als ſeiner Zeit angehörig, und gleichfalls vom Ariſtoteles, der einer großen Eruption dieſer Inſel gedenkt, welche manche Städte Italiens mit Aſche gedeckt habe. Ehemals hieß ſie Thermiſſa und Hiera, und die Poeten ſetzten dahin die Schmiede des Vulcan's. Strabo ſagt, ſie habe zu ſeiner Zeit an drei Orten gebrannt; gegenwärtig brennt ſie nur an einem, und zwar ſehr wenig. In dem Laufe von einigen tauſend Jahren mag ſie, bei der langſamen Verwitterung vulcaniſcher Materien, wohl, ſowie die übrigen, fruchtbar werden; denn dieſe müſſen ſich ſeit Cicero's Zeit ſehr gebeſſert haben, der den Boden derſelben miserum et jejunum nennt. Stromboli und Volcano ſind die einzigen, die noch heut zu Tage brennen. Lipari iſt ſeit den Zeiten des Strabo erloſchen; die warmen Bäder daſelbſt aber ſind noch immer ihrer Heilkraft wegen ſehr berühmt. Sowohl hier als auf Volcano findet ſich ein ſchwarzes Glas in großer Menge, welches die Naturforſcher Isländiſchen Achat nennen.

Die große Wirkung, welche die Wetterveränderungen auf die Feuer dieſer Inſeln haben, macht es den Schiffern, die damit bekannt ſind, möglich, die Gefahren der Winde mit großer Gewißheit vorauszuſagen; daher denn wohl die Poeten von der Höhle des Aeolus mögen gefabelt haben. Stromboli, als die größte und den Winden am Meiſten ausgeſetzte Höhe, ward für den eigentlichen Wohnſitz des Gottes angenommen: celsa sedet Aeolus arce. Auch kennt Virgil das beſtändige Getöſe dieſes Berges und ſchreibt es den raſenden Winden zu, welche darin eingekerkert ſind:

Hi indignantes, magno cum murmure montis,
Circum claustra fremunt.

Valerius Flaccus (Argon. I, 578) gibt noch eine genauere Beſchreibung:

Aequore Trinacrio, refugisque a parte Pelori
Stat rupes horrenda freto; quot in aethera surgit
Mollibus, informes totiens demissa sub undas,
Non cognoles, aut antra minor juncta altera tellus
Cernitur.

Einige Geographen und Antiquare haben behauptet, Virgil, indem er bei einer andern Gelegenheit der Inſel Lipari den Beinamen der Aeoliſchen gibt, habe die Höhle des Aeolus dahin geſetzt; aber Plinius und Strabo ſprechen deutlich genug das Gegentheil aus, und die Stelle ſelbſt zeigt hinlänglich des Dichters Meinung. Die Beſchreibung des Flaccus iſt noch genauer, indem Stromboli, gerade, wie er es beſchreibt, von allen andern Inſeln getrennt iſt, Lipari hingegen umringt von ihnen. Uebrigens waren ſie alle dem Aeolus heilig, und der Beiname Aeolia wird gelegentlich einer wie der andern beigelegt. Die Griechiſchen und Römiſchen Schriftſteller zählten nur ſieben dieſer Inſeln; gegenwärtig aber ſind ihrer zehn. Entweder ſind nun die drei kleinen Felſen, welche die Ueberzahl machen, in ſpäterer Zeit durch die unterirdiſchen Feuer emporgehoben worden, oder man hielt ſie nicht für merkwürdig genug, ſie mitzurechnen. Nachdem wir nun den Tag auf Lipari zugebracht hatten, ſchifften wir auf unſerer Felucke und ſegelten kurz nach Mitternacht ab.

Milazzo.

Den 22. April.

Milazzo, vor Alters Mylä, erreichten wir in weniger als vier Stunden. Dieſe Stadt, welche nichts Merkwürdiges enthält, liegt auf dem Rücken eines Vorgebirges an dem Ende einer weiten Ebene, welche durch die monteſoriſchen Berge, ſonſt die Heräiſchen genannt, und berühmt wegen ihrer Anmuth und Fruchtbarkeit, begrenzt wird. Die Citadelle ſteht auf einem hohen Felſen, der die Stadt beherrſcht, und ſcheint ehemals ein Platz von bedeutender Feſtigkeit geweſen zu ſein.

Tindaro.

Den 24. April.

Indem wir nun, an der Küſte hin, den Weg nach Palermo nahmen, ſo fanden wir ungefähr zwanzig Meilen von unſerm Nacht-Quartier einen Ort, Santa Maria di Tindaro genannt, wo man noch einige Ueberbleibſel der alten Stadt Tyndaris antrifft. Sie ſcheint durch ein Erdbeben untergegangen zu ſein, und ein großer Theil des Hügels, auf dem ſie ſtand, iſt wahrſcheinlich in die See gefallen. Gedachte Reſte ſind die Grundmauern eines Theaters und Tempels, beide wahrſcheinlich aus Römiſcher Zeit. Ein Baron Della Scuda hatte vom König von Neapel die Erlaubniß erhalten, hier nach Alterthümern zu graben, und man ſagte uns, er habe manche Sachen von Werth gefunden. Wollte man dieſe Nachgrabungen fortſetzen, ſo würde man wahrſcheinlich noch Manches finden, da dieſe Stadt immer mit den Römern in Verbindung und gutem Vernehmen blieb, auch die Tugend und Unerſchrockenheit eines ihrer Bürger ſie vor der Raubſucht des Verres bewahrte, welcher die meiſten andern Städte Siciliens plünderte. Hinter Tindaro kamen

wir in die Gebirge, und ungefähr fünf Meilen weiter gelangten wir wieder an die See, wo wir einen kleinen Thunfang antrafen, nicht weit von der Stadt Patti. Wir waren genöthigt, die Nacht hier zu bleiben, wegen eines lächerlichen Abenteuers, das uns begegnete. Denn indem der Maulthiertreiber seine Thiere fütterte, unterhielten sich meine Reisegefährten mit Zeichnen, wozu sie keine besondere Erlaubniß nöthig zu haben glaubten, weil Nichts in der Nähe war, das einer Festung ähnlich gesehen hätte; aber bald wurden wir durch eine Vorladung des Stadtrichters von Patti überrascht, welcher sich selbst mit dem Titel eines Gouverneurs beehrte. Er befahl uns sämmtlich, vor ihm zu erscheinen und auf die Anklage zu antworten, daß wir einen Wachtthurm an der Küste abgezeichnet hätten, den er eine Festung nannte. Nachdem Herr Hackert, als der Hauptverbrecher, seine Zeichnung geendigt hatte, ging Derselbe und fand den Stadtrichter von Advocaten umgeben, welche eine Klage auf mehrern Bogen aufgesetzt hatten. Er sagte ihm, wir wären nur Dilettanten, welche bloß zu ihrem Vergnügen reisten; und wenn er irgend Etwas von einer Festung wäre ansichtig geworden, so würde er gewiß nicht ohne Erlaubniß zu zeichnen gewagt haben. Er sei aber so entfernt gewesen, jenen Thurm für etwas Dergleichen zu halten, daß er vielmehr geglaubt habe, es sei ein Töpferofen, indem die Einwohner umher sich hauptsächlich mit Verfertigung von Töpferwaare beschäftigten. Der Stadtrichter war über diese Antwort höchst unzufrieden, und die Advocaten behaupteten, es sei unmöglich, daß wir ohne besondere Absicht eine so weite Reise gemacht hätten, und drangen daher einstimmig darauf, man solle uns festhalten. Nun brachte Herr Hackert einige Briefe aus der Tasche und ersuchte die Herren, sie durchzulesen; und da Dieses Empfehlungsschreiben an den Vice-König und mehrere der vornehmsten Herren der Insel waren, so ging der ganze Proceß auseinander und man entließ ihn mit vielen Entschuldigungen, daß man ihm beschwerlich gewesen sei. Nun ging die Reise weiter, bald am Ufer, bald zwischen den Bergen hin, auf den schlimmsten Wegen, die ich jemals bereist habe; aber der Reichthum und die Schönheit der Gegend entschädigten uns genugsam für jede Unbequemlichkeit dieser Art. Wir fanden die Heräischen Berge wohl jenes Lobes werth, das ihnen Diodorus (B. IV. Cap. 84) gegeben. An mehrern Orten sind sie in die schönsten romantischen Formen gebrochen und die Abhänge mit Oliven- und Eichenhainen bedeckt, die Gipfel mit Städten und Dörfern geziert. Anderwärts erheben sich ungeheure Terrassen eine über die andere empor, einige bebaut und bepflanzt mit Weinstöcken, Feigen- und Maulbeerbäumen, andere mit Büschen behangen, die wir in England in unsern Glashäusern mit soviel Sorgfalt und Mühe aufziehen. Diese blühen alle hier in der wilden Ueppigkeit der Natur und umkleiden die rauhen Felsen mit ewigem Grün. Auch findet sich in diesen Bergen mannigfaltiger schöner Marmor, worunter ich eine Art von rothem Porphyr bemerkte, geringer und weniger fest als der antike. Wahrscheinlich aber, wenn man hier Steinbrüche eröffnete, würde er sich in der Tiefe des Felsens von besserer Eigenschaft finden, indem die Stücke, die ich sah, nur von der Oberfläche sich losgelöst hatten und durch Wind und Wetter viel mochten gelitten haben.

Aqua Dolce.

In Nacht blieben wir in Aqua Dolce, einem kleinen Ort, der seinen Namen von einer süßen Quelle führt, welche in der See, ungefähr eine halbe Meile von dem Ufer, entspringt. Der Ort ernährt sich von dieser Quelle, indem sich die Fische beständig nach ihr hinziehen. Die Einwohner haben sich zu einer Gemeinschaft verbunden; jeder Fang wird getheilt. Unmittelbar über Aqua Dolce erhebt sich ein hoher Berg, auf dessen Gipfel die alte Stadt Aluntium lag, wovon jedoch Nichts mehr übrig ist. An dem Fuße des Berges, gegen die See zu, ist eine weite Höhle, welche aus denselben Materien besteht, wie die oben bei'm Cap Palinuro erwähnte, ausgenommen, daß man die Knochen und den Kies noch mit Seemuschein und Tuffsand vermischt findet. So sind auch die Knochenversteinerungen in größerer Menge vorhanden und finden sich, wie mir die Landleute sagen, auch in andern Theilen des Gebirges. Wir gingen in die Höhle ungefähr dreihundert Yards hinein, wo sie so wild und enge wurde, daß wir nicht weiter vorwärts konnten; aber unser Führer versicherte, er habe eine Katze hineingejagt, welche endlich aus einer Höhle an der andern Seite des Gebirgs, in einer Entfernung von drei Meilen, wieder hervorgekommen. Dann kamen wir in der Nähe der Festung Dusa nach Lustnati, einem elenden Wirthshause, wo wir genöthigt waren, die Nacht zuzubringen.

Cefalu.

Den andern Tag speisten wir in Cefalu, ehemals Cephaloedis genannt, und schliefen zu Termini, ehemals Thermae Himerenses. Fazello, der unter Carl V. schrieb, spricht von Ruinen, die noch zu seiner Zeit von Cefalu und Cephaloedis sollen vorhanden gewesen sein; allein ich konnte Nichts davon sehen noch auch

Es lebe wer ſich tapfer hält!
Du biſt doch ſonſt ſo ziemlich einzeteufelt.
Nichts abgeſchmackters find' ich auf der Welt,
Als einen Teufel der verzweifelt.

Zwinger.

In der Mauerhöhle ein Andachtsbild der Mater dolorosa, Blumenkrüge davor.

Grethchen

ſteckt friſche Blumen in die Krüge.

Ach neige,
Du Schmerzenreiche,
Dein Antlitz gnädig meiner Noth!

Das Schwert im Herzen,
Mit tauſend Schmerzen
Blickſt auf zu deines Sohnes Tod.

vernehmen. Die letztere ist nun eine ansehnliche Stadt, auf der Spitze eines Vorgebirgs gelegen, unter einem hohen, steilen Berge, auf dessen Gipfel die Citadelle sich befindet, die, wenn sie befestigt wäre, nicht wohl einzunehmen sein würde.

Termini.

Die Bäder von Termini werden immer sehr gebraucht; aber es gibt keine Reste mehr, weder von Pimera noch von dem alten Thermä. Die heilsamen Wirkungen dieser Bäder werden dem heiligen Calogero zugeschrieben, welcher ein Arzt war und den guten Verstand hatte, sich für einen Heiligen anstatt für einen Zauberer halten zu lassen. Die Alten, welche die Wunder nur etwas weniger liebten als die Neuern, aber viel geistreicher waren im Erfinden derselben, dichteten, daß die Nymphen diese Bäder eröffnet, auf Antrieb der Minerva, um den Hercules auf seinem Zug durch Sicilien zu erquicken. (Diodor. B. IV. Cap. 23.) Himera stand auf der andern Seite des Flusses gleichen Namens, eine halbe Meile von Termini. Thucydides gedenkt ihrer unter den vorzüglichsten Städten Siciliens; als es aber durch die Carthager, vierhundert Jahre vor der christlichen Zeitrechnung, eingenommen wurde, so befahl Hannibal, sie völlig zu zerstören, um den Tod seines Großvaters zu rächen, der hier geschlagen und getödtet ward durch die vereinigten Heere von Syracus, Agrigent und Himera. Nach dem Untergang Carthago's versammelte Scipio die zerstreuten, überbliebenen Himeräer zu Thermä und gab ihnen die Statuen und andere solche Schätze, welche die Carthager früher hinweggeführt hatten, zurück. Unter diesen waren zwei köstliche Kunstwerke von Erz, deren Cicero in der Reihe der von Verres entführten gedenkt. Das eine stellte den aus dieser Stadt gebürtigen Poeten Stesichorus vor; das andere ein allegorisches Bildniß der Stadt selbst.

La Bagaria.

Von Termini nach Palermo sind vierundzwanzig Meilen. Ungefähr halben Wegs kamen wir zu einem Lustschloß, La Bagaria genannt, vor Kurzem durch einen Prinzen Palagonia erbaut. Es ist von der seltsamsten Bauart, die ich jemals sah, und sowohl in- als auswendig mit den ungereimtesten Zinnen bedeckt, die man nur erdenken kann. Die Gärten sind in derselben Art, und es möchte wohl schwer sein, sich die Vorstellung von einem Ungeheuer zu machen, das man hier nicht fände. Der größte Theil ist aus einer rauhen Steinart gehauen, einige sind von Gyps, andere von Marmor. Es sind deren viele Hunderte, und sie würden sich immer vermehren, wenn nicht des Fürsten Verwandte die Regierung vermocht hätten, sein Vermögen unter Obsorge zu nehmen, damit er sich nicht völlig durch diese absurde Liebhaberei zu Grunde richte.

Palermo.

Den 1. Mai.

Die Lage von Palermo ist sehr schön, in einem engen, aber fruchtbaren Thale, umgeben von steilen Gebirgen. Die Straßen sind regelmäßig und rein und der Ort im Ganzen reich und wohlbewohnt; aber die Architectur ist außerordentlich schlecht. Der Geschmack des Prinzen Palagonia scheint in der ganzen Stadt zu herrschen. Wir fanden die Leute während der kurzen Zeit unsers hiesigen Aufenthaltes außerordentlich höflich; sie affectiren nicht jene ungelenke Grobheit, welche der Römische und Neapolitanische Adel annimmt, sondern sie scheinen mehr an die wahren Freuden des Lebens zu denken. Fremde sind gewiß, hier eine aufmerksame Höflichkeit zu finden, und zwar auf die gefälligste Weise; denn die Lebensart der Einwohner ist bequem und höflich. Sie haben ihre Conversationen oder Assemblées wie die übrigen Italiener, aber viel angenehmer, indem die Weiber nicht alle mit einem Cavaliere Servente gepaart sind. Eine solche Gesellschaft findet sich im Palast des Vice-Königs alle Abende, außer Donnerstags und Freitags, wo man nur seine nächsten Bekannten annimmt. Ehe sie die Assemblées besuchen, fahren sie auf dem Kay hin und wieder, wie die Römer im Corso. Während des Sommers wird der ganze Abend auf diese Weise zugebracht. Man findet Musik, Erfrischungen u. s. w. Die Damen haben in der letzten Zeit eine ganz sonderbare Gewohnheit beliebt: daß nämlich alle Fackeln ausgelöscht werden, ehe die Wagen vor die Stadt kommen, um wahrscheinlich unangenehmen Entdeckungen vorzubeugen. Sollten die Männer hier so wunderlich sein, von ihren Frauen eine strenge Treue zu erwarten, so würden sie sich wahrscheinlich öfters betrügen; denn das Blut der Sicilianerinnen ist zu warm, als daß sie der Gelegenheit widerstehen sollten, welche hier niemals ausgeht. Die Frauen sind überhaupt lebhaft und angenehm; aber im Ganzen fehlen ihnen jene Vollkommenheiten, wodurch die Engländerinnen so liebenswürdig sind. Sie heirathen sehr jung, und Diejenigen, welche nicht nöthig haben, sich den brennenden Sonnenstrahlen auszusetzen, sind schön genug. Ihre Manieren sind nicht äußerst fein, aber bequem und natürlich und nicht durch die thörichte Nachahmung der Franzosen verderbt, wodurch die Italiener von Stande so lächerlich werden und wovon unsere eigenen Landsleute nicht völlig frei sind.

Während des Maimonats haben sie eine Messe auf der Piazza del Demo, der einen sonderbaren Anblick gewährt. Der Platz ist erleuchtet und mit Buden umgeben, worin man Spielsachen und andere Kleinigkeiten ausbietet. In der Mitte findet sich eine Lotterie. Mit Sonnenuntergang fängt der Markt an und dauert bis Mitternacht. Die ganze Stadt versammelt sich hier und es herrscht die vollkommenste Gleichheit. Prinzen und Handwerker, Prinzessinnen und Galanterie-Händler stehen auf gleichem Fuß und mischen sich ohne Unterschied im Gedränge. Man kann sich wohl vorstellen, daß eine so treffliche Gelegenheit zu aller Art Vergnügungen bei einem so lebhaften Volk, wie die Sicilianer sind, nicht werde versäumt werden.

Bemerkenswerthe Gegenstände gibt es nicht viel in Palermo. Der Hafen im Westen der Stadt enthält nichts Bedeutendes. Unmittelbar daran stößt der Berg Eryx, jetzt Monte Pelegrino genannt, und berühmt wegen der Kirche der heiligen Rosalia, der Schutz-Patronin von Palermo. Der angebliche Körper derselben ward in einer Höhle unter dem Gipfel des Berges gefunden, wo gegenwärtig die Kirche steht.

In dem Collegium, welches sonst den Jesuiten gehörte, findet sich eine hübsche Sammlung Etrurischer Gefäße, einige Fossilien, eine gute Büste des Plato und eine des Tiberius. Die geschnittenen Steine und Münzen, deren hier eine ansehnliche Sammlung soll gewesen sein, sind von den Vätern vor ihrer Aufhebung hinweggeschafft worden.

Des Vice-Königs Palast ist ein altes, unregelmäßiges Gebäude, aufgeführt zu verschiedenen Zeiten. Die Capelle scheint unter den Griechischen Kaisern erbaut; denn sie ist in- und auswendig mit einer barbarischen Mosaik bekleidet, gleich jenen Kirchen in Rom, welche sich von diesen Fürsten herschreiben. In der Gallerie befinden sich die Bildnisse aller Könige von Sicilien, seit Roger I., vom Normann'schen Geschlecht. So findet man daselbst auch zwei Widder von Erz, liegend vorgestellt; man hat sie von Syracus hierher gebracht: sie sind etwas über Lebensgröße und vortrefflich gearbeitet. Es ist zum Erstaunen, welch ein Ansehen von Würde und Größe der Künstler einem so geringen Thier gegeben hat, ohne von einer genauen Naturnachahmung abzuweichen. Sie sind mit jener kühnen Meisterschaft ausgeführt, die den besten Zeiten Griechenlands eigen ist. Auch in der Wendung der Hörner liegt Anmuth und Zierlichkeit, und die Wolle, scheinbar vernachlässigt, hat alle Weichheit und Leichtigkeit der Natur. Ueberhaupt sind diese Erzbilder den besten andern Kunstwerken, welche ich in Rom, Portici oder Florenz gesehen habe, gleich zu setzen und unter die wenigen ächten Werke zu rechnen, welche von den besten Griechischen Künstlern übrig geblieben. Sie haben Beide einerlei Stellung, nur nach einer andern Seite gewendet; doch ist der eine viel vortrefflicher als der andere. Jazeäe sagt, Georgius Maniaces, General des Kaisers Constantin Monomachus, habe sie auf die Thore der Festung Ortygia gesetzt und man vermuthe, sie seien von Constantinopel gekommen; ich aber sollte vielmehr glauben, daß man sie als Reste des alten Syracusanischen Geschmackes und der Herrlichkeit dieser berühmten Stadt anzusehen habe.

Montreale.

Den 3. Mai.

Wir verließen Palermo, um nach Alcamo zu gehen, welches ungefähr dreißig Meilen entfernt ist. Bis Montreale ist die Straße sehr prächtig auf Kosten des letzten Erzbischofs erbaut, der seine ungeheuern Einkünfte auf eine Weise verwendete, welche von seinen Mitbrüdern sehr gelobt und wenig nachgeahmt wird. Denn anstatt sie in Gepränge zur Schau zu tragen oder sie für unwürdige Verwandte aufzusammeln, lebte er mit der Einfalt eines Eremiten und verwendete seinen Reichthum zu Werken wahrer Milde, nicht indem er Müssiggang und Bettelei aufmunterte, sondern den fleißigen Armen in Thätigkeit setzte und Werke zu öffentlicher Zierde und Nutzen hervorbrachte.

Die Stadt Montreale ist klein, aber auf einen schönen Felsen gebaut, der das Thal und die Stadt Palermo beherrscht. Die Stadtkirche scheint aus den Zeiten der Griechischen Kaiser zu sein; denn sie ist auch mit jener barbarischen Mosaik verziert. Darin steht eine Anzahl von prächtigen Porphyr-Säulen, in einem halb Gothischen Styl vollendet, und ein prächtiger Sarcophag von derselben Steinart. Dieser enthält den Körper Wilhelms I., Königs von Sicilien. Dieser Porphyr kommt an Güte dem ganz gleich, den man in Rom findet, und scheint zu beweisen, daß die Römer einen großen Theil dessen, den sie verbraucht, aus Sicilien zogen, ob man gleich annimmt, er sei sämmtlich aus Africa gekommen. Die Form und Bearbeitung dieser Säulen jedoch zeigt, daß sie gefertigt worden, nachdem die Saracenen diesen Theil des Römischen Reichs an sich gerissen, und der Tod des Königs Wilhelm fällt auf 1100, in ein so barbarisches Zeitalter, daß alle auswärtigen Handelsverbindungen darin aufhörten.

Segesta.

Den 4. Mai.

In Alcamo kehrten wir im Schlosse ein und

machten uns Morgens auf, die Ruinen von Aegesta oder Segesta zu sehen, welche acht Meilen entfernt liegen. Nähert man sich, so erkannt man über den Anblick eines edeln Tempels, welcher allein auf einem kleinen Hügel steht und von hohen Bergen umgeben ist. Er hat sechs Säulen in der Fronte und vierzehn in der Tiefe, alle ganz und mit vollständigem Gesims. Die Bauart ist die alte Dorische, aber das Gebäude scheint nie fertig geworden zu sein; denn die Säulenschäfte sind nur rauh behauen. Auch konnte ich keinen Grund der Zelle finden und vermuthe daher, daß sie niemals errichtet worden. Auch liegen viele Quaderstücke in der Nähe, die wahrscheinlich dazu bestimmt waren. Die Säulen haben ungefähr 6 Fuß im Durchmesser; da sie aber nicht vollendet worden, so kann man ihr Maß nicht genau angeben. Das Gesims konnte ich nicht messen, indem ich mir keine Leiter zu verschaffen wußte, und keine Bruchstücke desselben an dem Boden lagen. Dieser Tempel stand außer den Mauern der Stadt, welche auf dem entgegengesetzten Hügel nach Westen lag. Dort findet man noch eine große Menge Bruchstücke und Fundamente von Gebäuden, nicht weniger ein halbzerstörtes Theater. Es ist aus gehauenen Steinen errichtet ohne Mörtel und wie alle Griechischen Theater an einem Abhang, so daß die hintern Sitze in den Felsen gearbeitet sind. So gut ich es durch die Büsche und Ruinen, die es bedeckten, messen konnte, ist es etwa 300 Fuß weit. Die Stufen sind alle weggeschafft oder heruntergestürzt; auch sieht man keine Ueberbleibsel von dem Podium oder Proscenium. Die Aussicht geht nach der See und ist sehr schön; denn sie beherrscht die ganze Gegend der Elymer.

Die Stadt Aegesta oder, wie sie die Römer nennen, Segesta, war nach Virgil (Aen. V. 755) von den Trojanern erbaut:

Interea Aenean urbem designat arcetro
Auriferque domum: hoc, Ilium, et hasce locat, Trojae
Nunc jubet.

Aeneas benannte sie zu Ehren seines Wirthes Aceſtes, und die kleinen Wasser, die dabei fließen, wurden Simois und Scamander genannt. Nachher wurde es eine mächtige Republik, aber von den Carthagern, welche die Segestaner selbst nach Sicilien gerufen hatten, erobert und geplündert. Es erholte sich wieder, wurde aber von Neuem durch Agathocles eingenommen und völlig zerstört. Als die Römer Meister von Sicilien wurden, stellten sie die Stadt wieder her, aus Achtung für ihren gemeinsamen Ursprung, und begünstigten sie mit mancherlei Privilegien; doch scheint sie niemals wieder zu besonderm Glanze gelangt zu sein; denn die noch übrigen Gebäude schreiben sich von den ältern Zeiten her. Die warmen Quellen liegen ein wenig unter der Stadt, an dem Ufer des Scamander, der nun San Bartolomeo genannt wird, sind aber völlig vernachlässigt.

Nachdem wir den Tag in Aegesta zugebracht, kamen wir den 6. Mai zu einer kleinen Stadt, Calatafimi, drei Meilen davon, wo wir übernachteten, und weil von Eryx oder Lilybäum keine Reste mehr zu sehen sind, auch nichts Merkwürdiges in der Nachbarschaft von Trapani, so nahmen wir den graden Weg auf Castel veterano; und von da am selbigen Tage gelangten wir zu den Ruinen von Selinus, wo wir in einem kleinen Wachtthurm einkehrten, der einzigen Wohnung an der Stelle, wo sonst eine so mächtige Stadt gestanden. Hier fanden wir sechs prächtige Tempel, alle zu Boden geworfen, aber die Theile noch ganz genug, um zu zeigen, was sie sonst gewesen. Drei standen östlich auf einer geringen Erhöhung, außerhalb der Mauern, in einer Linie von Norden nach Süden, ungefähr zweihundert Yards von der See. Der nördlichste und größte war nach Herodot dem Zeus agoraios gewidmet und nach Pausanias dem Zeus olympios. Die ungeheuern Ruinen desselben, welche noch einen großen Erdraum einnehmen, zeigen, daß es eins der prächtigsten Gebäude gewesen, welche jemals errichtet worden. Er hatte acht Säulen in der Fronte, siebenzehn in der Tiefe, jede 10 Fuß Diameter an der Base und 6 am Capitäl, und ungefähr 50 Fuß Höhe. Seiten besteht eine Säule aus mehr als acht Stücken und manchmal noch aus weniger, wovon jedes völlig aus dem Ganzen ist. Die Capitäle sind von der Art, wie die an dem großen Tempel zu Päſtum, und die Säulen nehmen regelmäßig von unten hinauf ab. Der Abacus ist 12 Fuß 10 Zoll in's Gevierte, und die Triglyphen 4 Fuß lang, und jedes andere Maß des Gesimses nach Verhältniß. Die Säulenweite war etwas Weniges mehr als 1 Diameter. Aber die Ruinen sind so wild durcheinander geworfen, daß ich nicht mit Genauigkeit messen konnte. Dieser Tempel scheint niemals vollendet worden zu sein, indem einige Säulen völlig, andere nur ein wenig von oben herein cannelirt, andere ganz glatt sind. So liegen auch Stücke des Architrav's in beträchtlicher Entfernung, welche wahrscheinlich niemals an ihre Stelle gebracht worden. Diese sind von einer ganz ungeheuern Größe, indem jeder Stein des Architrav's 30½ Fuß lang, 7 Fuß hoch und 5 breit ist. Der nächste Tempel ist von derselben Bauart, aber viel kleiner, indem er nur sechs Säulen in der Fronte hat und vierzehn in der Tiefe, welche nicht über

4 Fuß Diameter halten. Der dritte Tempel iſt größer als der zweite, aber kleiner als der erſte und wahrſcheinlich der älteſte von allen, indem die Säulen verhältnißmäßig kürzer und die Capitäle von einer andern Geſtalt ſind. Er hat, wie die meiſten Tempel dieſer Art, ſechs Säulen in der Fronte und vierzehn in der Tiefe. Ihr Diameter war ungefähr 7 Fuß 6 Zoll an der Baſe und ungefähr 5 Fuß 6 Zoll am Capitäl, die Höhe etwa 4 Diameter. In allen drei Tempeln hat jede Säule zwanzig Cannelirungen nach Art aller alten Doriſchen Tempel. Einige hundert Yards nach Weſten lag der alte Hafen, der nun mit Sand verſchüttet iſt; aber die Ruinen des Kay's ſind noch ſichtbar. Zunächſt an dem Ufer ſtand die Stadt, deren Ruinen aus Grundmauern und Bruchſtücken verſchiedener Gebäude beſtehen und einen großen Raum bedecken. Nahe an der See ſind die Reſte von drei andern Tempeln in demſelben Zuſtande, wie die ſchon beſchriebenen. Zwei derſelben ſind von dem gewöhnlichen Maße und in jedem Betracht beinahe dem kleinſten der obigen gleich. Der dritte hat ſechs Säulen in der Fronte und fünfzehn in der Tiefe und nur ſechzehn Cannelirungen an jeder Säule. Uebrigens gleicht er den andern. Sie ſind alle von der alten Doriſchen Ordnung ohne Baſen, und wahrſcheinlich kurz nacheinander gebaut, indem die Stadt wohl keines langen Wohlſtandes genoß. Sie ward von einer Colonie Megarenſer gebaut, ungefähr ſechshundertvierzig Jahre vor der chriſtlichen Zeitrechnung und erhob ſich gar bald zu dem Range der mächtigſten Städte in Sicilien. Doch da ſie in Krieg mit den Segeſtanern verfiel, riefen die Letztern ſich die Carthager zu Hülfe, welche ein mächtiges Heer von Soldtruppen unter Anführung Hannibal's ſendeten. Die durch Wohlleben und Prachtluſt entnervten Griechen waren nicht im Stande, das Feld gegen die kühnen Barbaren von Spanien und Africa zu halten; aber in der Vertheidigungskunſt gewandt, ertrugen ſie eine lange Belagerung mit Muth und Beharrlichkeit. Doch ward die Stadt zuletzt mit Sturm erobert und die Einwohner entweder ermordet oder als Sclaven verkauft. Die Tempel, die prächtigſten und ſchönſten in Sicilien, wurden niedergeſtürzt, und als die Syracuſaner Geſandte abſchickten, um zu bitten, daß man dieſer Gebäude ſchonen möge, antwortete Hannibal: die Götter, wie er gewiß wiſſe, hätten ſie verlaſſen, und es wäre beſſer, man zerſtöre ſie, als daß man ſie unheiligem Gebrauch ausſetze. So fiel Selinus, etwa zweihundertvierzig Jahre nach ſeiner Gründung, ein merkwürdiges Denkmal der Eitelkeit und Größe menſchlichen Unternehmungsgeiſtes. Fürwahr, von allen Gebäuden, welche jemals in der Welt errichtet worden, war der große Tempel von Selinus, nach den Aegyptiſchen Pyramiden, am Sicherſten auf Dauer berechnet; aber die zerſtörende Ehrſucht eines benachbarten Staats ſtürzte ihn nieder in dem Augenblick ſeiner Vollendung. Und doch konnte ihn dieſe Gewaltſamkeit nicht ganz zerſtören; noch jetzt zeugen die Ruinen von ſeiner Größe, wenn von Carthago ſchon längſt jede Spur verſchwunden iſt.

Dieſe unglückliche Stadt wurde zum Theil wieder aufgebaut, und zwar von ſolchen Bürgern, welche dem allgemeinen Schickſal entgangen waren. Sie hatte nur ein abhängiges Daſein, ungefähr hundertfünfzig Jahre, bis die Carthager ſie abermals einnahmen und völlig zerſtörten. Strabo meldet, ſie ſei zu ſeiner Zeit völlig verlaſſen geweſen, und es iſt wahrſcheinlich, daß die Tempel gegenwärtig in eben demſelben Zuſtande ſind, wie ſie Hannibal verlaſſen, außer daß manche Theile davon mögen weggeführt und zu neuen Gebäuden verbraucht worden ſein. Einige haben aus der wilden Unordnung, in der ſie übereinander liegen, vermuthet, ſie müßten durch ein Erdbeben umgeworfen ſein, und es iſt wirklich ſchwer zu begreifen, wie man ſoviel Arbeit und Geſchicklichkeit, als es zum Umſturz ſo ungeheurer Gebäude bedurfte, habe verwenden mögen, nur um eine thörichte Zerſtörungsſucht zu befriedigen; allein außer dem Zeugniß des Diodorus zeugen die Tempel ſelbſt, wenn man die Sache genauer unterſucht, daß ſie vorſätzlich niedergeworfen worden. Die Säulen der größern Tempel liegen alle nach einer Seite, und es ſcheint, man habe ſie untergraben. Die kleinern wurden wahrſcheinlich durch Kriegswerkzeuge niedergeworfen, indem das untere Stück einer jeden Säule noch an ſeinem Orte ſteht. Auf welche Weiſe es aber auch ſein mag, ſo geſchah es mit großer und beſchwerlicher Arbeit.

Sechs Meilen von Selinus ſind die Latomien oder Steinbrüche, wo noch ungeheure Stücke von ungeendigten Säulen, Architraven und andern Theilen ſich befinden, die wegen des frühen Falles der Stadt nicht benutzt werden konnten. Die Gegend umher iſt nun trocken und unfruchtbar, obgleich flach. Wahrſcheinlich iſt ſie ſeit den Griechiſchen Zeiten ſehr verändert, indem die Waſſer eine verſteinernde Eigenſchaft haben. Virgil ſagt: Palmoſa Selinus; gegenwärtig ſieht man aber keinen einzigen Palmbaum. Der neue Name der Gegend iſt terra delle Pulci, und wir fanden, daß ſie ihn nicht mit Unrecht trägt; denn der Thurm, in welchem wir uns aufhielten, war ſo voll

von ſolchen Thieren, daß ſie uns faſt auffraßen. Wir blieben hier zwei Tage, um die Ruinen zu zeichnen und zu meſſen; dann gelangten wir nach Sciacca, ehemals Thermæ Selinuntinæ.

Sciacca.

Den 10. Mai.

Die heißen und mineraliſchen Bäder ſind noch ſehr im Gebrauch; doch was dieſen Ort von allen Theilen Siciliens her ſehr beſucht macht, iſt ein Sudatorium oder Stufa auf dem Gipfel eines Berges nahe bei der Stadt. Dieß iſt eine natürliche Höhle in dem Felſen, woraus mit großer Gewalt ein heißer Luftſtrom dringt, welcher ſehr heilſam in gichtiſchen und rheumatiſchen Zufällen gefunden worden. Der Kranke ſitzt ungefähr eine halbe Stunde darin und geht dann zu Bette und wiederholt Dieſes jeden Tag, bis er geneſen iſt. Die Höhle iſt durch Kunſt ſehr erweitert und mit einer Anzahl in Fels gehauener Sitze verſehen. Sonſt hielt man ſie für ein Werk des Dädalus, aber die Neuern ſchreiben ſolche dem heiligen Calogero zu, ohne zu bedenken, daß ſie offenbar ſchon manche Jahrhunderte da geweſen, ehe man an einen ihrer Heiligen gedacht.

Girgenti.

Von da kamen wir nach Girgenti, wo uns die Franciscaner ſehr freundlich annahmen. Dieſe Stadt liegt ſehr hoch, auf dem Abhang eines Hügels, auf dem die Burg Agrigent ſtand. Er beherrſcht eine ſchöne Ausſicht nach Nord-Weſten über die Stelle, wo jene berühmte Stadt lag, und die gegenwärtig mit Oelbäumen und andern Gewächſen bepflanzt und mit Ruinen geſchmückt iſt, welche hier in größerer Menge und beſſer erhalten, als irgend andere in ganz Sicilien gefunden werden. Es ſind Ueberbleibſel von vierzehn Tempeln, alle von der alten Doriſchen Ordnung, nebſt einer großen Menge in den Felſen gehauener Grabhöhlen und Kornbehälter. Der erſte, von Oſten anzufangen, iſt der Tempel der Juno Lucina, von welchem der Sockel, ein kleiner Theil der Zelle und ungefähr der halbe Säulengang übrig geblieben. Die Säulen ſind ungefähr 4 Fuß 3 Zoll im Durchſchnitt am Boden und ungefähr 3 Fuß 3 Zoll am dünnſten Ende, regelmäßig abnehmend, wie die von Selinunt. Das Geſims ſcheint vollkommen daſſelbe wie in andern Tempeln dieſer Ordnung, doch hier ſo verſtümmelt, daß ich es nicht mit einiger Genauigkeit meſſen konnte. Die Stelae von Girgent ſind nur eine leichte, ſandige Verſteinerung, die ſehr bald verwittert; daher laſſen ſich die feinern Theile an keinem dieſer Gebäude mehr erkennen. Die gegenwärtige Anſicht des Juno-Tempels iſt ſo maleriſch, als man ſie wünſchen kann. Er liegt auf einem kleinen, mit Bäumen bedeckten Hügel, zwiſchen welchen die zerbrochenen Säulen und andere Trümmer umherliegen; denn das Material iſt ſo gering, daß Niemand es für werth hielt, wegzuführen.

Zunächſt liegt der Tempel der Concordia, von demſelben Auf- und Grundriß und nur in einigen unbedeutenden Zierathen verſchieden. Ein Theil der Zelle iſt in eine Kirche verwandelt, und alle Säulen mit dem größten Theil des Geſimſes ſtehen noch aufrecht, obgleich durch Zeit und Witterung ſehr angefreſſen.

Der Tempel des Hercules, welcher nun erſcheint, iſt viel größer als die vorigen, aber von beinahe gleicher Art und Verhältniß. Nur noch eine einzige Säule ſteht aufrecht, die übrigen liegen alle an der Stelle, wo ſie fielen. Ihr Diameter war ungefähr 6 Fuß 6 Zoll und die Höhe 5 Diameter. Das Geſims war ſo ſehr zerſtört, daß man es nicht mehr erkennen konnte. In dieſem Tempel war die berühmte Statue des Hercules, welche Verres wegſchaffen wollte, woran er durch Muth und Thätigkeit der Agrigentiner gehindert wurde. Ein wenig weiter ſtand der geprieſene Tempel des Jupiter olympeo, welchen Diodorus Siculus beſchreibt. Gegenwärtig findet man nur noch wenige Trümmer davon, welche jedoch hinreichend ſind, ſeine ungeheure Größe zu zeigen, worin er ſelbſt die von Selinus übertraf, ob er ihnen gleich an Schönheit der Zeichnung und Pracht der Ausführung nachſtand. Er hatte acht Halbſäulen in der Fronte und ſiebenzehn an jeder Seite. Sie waren 10 Fuß 3 Zoll Diameter unter dem Capitäl; ihr Maß am Boden konnte ich nicht entdecken; denn die Schäfte, welche von einzelnen Werkſtücken, wie die von der Vorderſeite St. Peters zu Rom, zuſammengeſetzt waren, ſind völlig zu Staub verwittert. Das allgemeine Maß des Tempels, wie es Diodorus angibt, war 340 Fuß Länge, 120 Höhe und 60 Breite. Was die zwei erſten betrifft, ſo ſcheint er ziemlich genau; aber in der Breite hat er ſich gerade um 100 Fuß geirrt, wie ſich deutlich aus den Fundamenten erſehen läßt. In dem Giebel der öſtlichen Anſicht war die Schlacht der Rieſen, in dem weſtlichen die Einnahme von Troja, Beides von der herrlichſten Sculptur, wie ſie eine der reichſten und prächtigſten Griechiſchen Städte zu einer Zeit hervorbringen konnte, als die Künſte auf dem höchſten Gipfel der Vollkommenheit ſtanden. Dieſer Tempel, wie manches andere große Gebäude der Griechen, ward niemals vollendet. Ihr kühner Geiſt war immer auf das Erhabene gerichtet, aber ſie

beſaßen nicht immer die Ausdauer, um ihre ungeheuern Plane durchzuführen. Außerdem waren ſie in eine Anzahl kleiner Staaten getheilt und zu ſolchen Unternehmungen durch wechſelſeitige Eiferſucht und Nacheiferung getrieben. Glücklich wären ſie geweſen, hätten ſie niemals ihr Uebergewicht einander zeigen wollen, hätten ſie nicht in Kriege ſich eingelaſſen, welche den Ueberwundenen nöthigten, fremde Völker um Beiſtand anzurufen, die denn in kurzer Zeit ſowohl Freunde als Feinde in gleiche Knechtſchaft verſetzten.

Ein großer Theil des gedachten Tempels ſtand noch bis in das Jahr 1494; da er denn auf ein Mal ohne ſichtbare Urſache zuſammenſtürzte.

Von dem Tempel des Vulcan's ſind noch zwei verſtümmelte Säulen übrig mit dem Sockel des Gebäudes, woraus man ſieht, daß er dem Tempel der Juno Lucina und der Concordia völlig gleich geweſen. So ſtehen auch noch zwei Halbſäulen und ein Theil der Mauer von dem Tempel des Aeſculap's außerhalb der Stadt. Dort war die berühmte Statue des Apollo's, deren Cicero gedenkt; von den übrigen Tempeln iſt kaum Etwas vorhanden als der Grund. Die oben beſchriebenen habe ich unter den Namen genannt, womit man ſie gegenwärtig bezeichnet; denn ächt und gewiß ſind nur die Namen der Tempel des Jupiter's, Vulcan's und Aeſculap's, die übrigen werden nur nach ſehr zweifelhaften Gebäudemuthmaßungen alſo genannt.

Zwiſchen der alten Stadt und dem Fluß Hypſa iſt ein kleines pyramidales Gebäude, welches man das Grabmahl des Hiero nennt. Es ſteht auf einem Fußgeſtelle und hat eine Joniſche cannelirte Säule an jeder Ecke, aber das Geſims iſt Doriſch. Wenn man die Frage aufwirft, ob dieß Gebäude vor oder nach der vollkommenſten Zeit der Baukunſt in Sicilien aufgeführt worden, ſo bin ich von der letzten Meinung. Denn es iſt viel zu zierlich und artig für die Zeit des Hiero. Auch finden ſich noch einige andere Trümmer aus Römiſchen Zeiten, beſonders ein reiches Corinthiſches Geſims von weißem Marmor, welches nun, ausgehöhlt, zu einem Waſſerbehälter dient. Es ſcheint zu einem runden Gebäude von großer Pracht gehört zu haben. F.

Die Stadtmauern mochten etwa in einem Umfange von zehn Meilen aufgeführt ſein; an einigen Orten ſind ſie aus dem Felſen gehauen und voller Niſchen, in welchen man die Aſche der Todten verwahrte. Ich habe dieſe Art zu beerdigen nirgends gefunden; und wenn ich mir eine Urſache davon denken ſoll, ſo vermuthe ich, daß es eine ehrenvolle Auszeichnung war für Diejenigen, welche für's Vaterland ſtarben. Und vielleicht glaubte man auch noch die Manen zur Vertheidigung des Vaterlands dadurch aufzufordern.

Die gemeinen Begräbniſſe ſind noch an manchen Orten ſichtbar und ſcheinen mit viel Arbeit und Koſten angelegt zu ſein, indem ſie in den feſten Felſen gehauen ſind, und weit und hoch genug, daß eine Perſon bequem hindurchgehen kann. Uebrigens finden ſich in dem Boden zwiſchen der alten und neuen Stadt viele viereckte Höhlungen eingegraben und mit flachen Steinen bedeckt, wahrſcheinlich Begräbniſſe für Sclaven und arme Bürger.

Agrigent war einſt nach Syracus die größte Stadt in Sicilien, und man gibt ihr zweihunderttauſend Einwohner. Nach dem Raume jedoch, welchen die Mauern einſchließen, ſcheint dieſe Berechnung viel zu gering. Wahrſcheinlich ſind die Sclaven nicht mitgerechnet, welche in den alten Republiken wenigſtens das Doppelte der freien Menſchen betrugen. Die Agrigentiner waren berühmt wegen Wohlleben, Eleganz, Pracht und Gaſtfreiheit, deßwegen Empedocles von ihnen ſagte: ſie eßen und tränken, als wenn ſie morgen ſterben ſollten, und bauten, als ob ſie ewig zu leben gedächten. Aber Wohlleben und Verfeinerung bereitete ihnen den Untergang: denn ungefähr vierhundert Jahre vor der chriſtlichen Zeitrechnung ward es durch Himilcon belagert und erobert, welcher alle ihre herrlichen Zierden wegnahm und nach Carthago führte. Zwar gewann die Stadt nachher ihre Freiheit wieder, aber niemals ihren alten Glanz. Im zweiten Puniſchen Kriege ward ſie von den Römern genommen und hart behandelt, weil ſie die Carthager begünſtigt hatte. Nach der Zerſtörung von Carthago gab Scipio den Agrigentinern alle ihre Zierden zurück, welche Himilcon weggeführt hatte. Darunter war der berühmte eherne Stier des Tyrannen Phalaris, von Perillus verfertigt. Das Betragen des Scipio hierin war ſehr politiſch, indem jenes Kunſtwerk den Sicilianern auf ein Mal zum Denkzeichen der Grauſamkeit ihrer eigenen Fürſten, der Raubſucht der Carthager und der Mäßigung der Römer da ſtand. Dieſe Mäßigung aber dauerte nur kurze Zeit; denn ſobald Carthago zerſtört war und Rom keinen Rival mehr zu fürchten hatte, ſo ward das ganze Reich durch ihre Conſuln und Prätoren geplündert.

Indo Dolabella erat, atque hinc Antonius, inde
Sacrilegus Verres: referebant navibus altis
Occultum ſpolia et pictos de templa triumphos.
Nunc socii jugo pauca boum, grex parvus equorum
Et pater armenti capto ereptatur agello:
Ipsi defendi Lares, si quod ejuravit, ajunt,
Si quis in effigiem Divum mentitur. —

Juvenal Sat. 8.

Dieß sind die Worte eines Dichters, auf dessen Sittenschilderung wir uns verlassen können.

Diodorus spricht von Agrigent, als sei es zu seiner Zeit in Verfall gewesen, und wahrscheinlich verfiel es immer mehr bis zur Zeit der Könige Constantin, da denn die neue Stadt Girgent aus den Ruinen hervorging. Nun enthält sie ungefähr zwölftausend Einwohner, welche einen bedeutenden Kornhandel führen. Die Privathäuser sind alle arm und schlecht gebaut, indem der ganze Reichthum der Gegend der Kirche gehört. Der Erzbischof allein hat ein jährliches Einkommen von zwanzigtausend Pf. Sterling; welches ein immerwährender Verlust für die Gegend ist: denn er wohnt niemals hier. Sein Palast ist groß, aber in einem schlechten Geschmack gebaut. Es ist eine prächtige Bibliothek darin, mit vielen antiquarischen und theologischen Büchern versehen, aber mit wenigen aus andern Fächern. Gleichfalls findet sich eine Münzsammlung, welche gute Sicilianische und Punische Stücke enthält.

In der Cathedral-Kirche ist ein großer Sarcophag von Marmor, welcher gegenwärtig als Taufstein gebraucht wird. Er ist an allen Seiten mit ganz erhobener Arbeit geziert, welche sehr viel Streit unter den Gelehrten und Müßigen in Girgent verursacht. Einige behaupten, es sei das Grab des Phalaris, des ersten, oder Phintias, des letzten Tyrannen von Agrigent gewesen. Diese beiden Meinungen haben weitläufige Abhandlungen verursacht, worin sie mit eben so nichtigen als geistreichen Gründen vertheidigt werden. Gestalt und Maß dieses Monumentes gleicht dem der Julia Mamäa und des Alexander Severus zu Rom. Die Sculptur ist ganz in demselben Styl, vielleicht nicht einmal so gut, obgleich die Girgentiner, die nie etwas Besseres gesehen haben, es für ein Wunder der Kunst halten, und Dieß auch einige Reisende, welche mehr nach ihren Ohren als ihren Augen urtheilten, überredeten. Eigentlich sollte man es für Römisch ansprechen, und es mag die Asche eines Consul's oder Prätor's unter den Kaisern enthalten haben. Die Bildwerke daran scheinen einige besondere Umstände aus dem Leben und der Familie eines solchen Mannes vorzustellen, welche jetzt unbekannt sind, und durch die natürliche Liebe zu Geheimniß und Spitzfindigkeit in alte allegorische und mythologische Bedeutungen verwandelt worden.

Wir fanden die Einwohner von Girgent sehr höflich und dienstfertig. Sie bilden sich auf den Ruf der Gastfreiheit und Freundlichkeit gegen Fremde, zu welchem ihre Vorfahren gelangt, sehr viel ein, welche sie nachzuahmen trachten, insofern der Unterschied der Umstände es erlauben will. Aber so liebens- und lobenswerth ihre Absicht sein mag, so sind sie eher dem Fremden unbequem, als daß sie ihm wahrhaft beiständen. Denn Aufmerksamkeit und Höflichkeit werden beschwerlich und lästig, wenn Die, welche uns solche bezeigen, weder Witz haben, uns zu unterhalten, noch Kenntnisse, uns zu unterrichten. Und Dieses ist nur zu sehr der Fall der Girgentiner sowohl als der übrigen Sicilianer. Die natürliche Lebhaftigkeit ihres Wesens macht sie unruhig und neugierig; und weil ihnen die Erziehung fehlt, so werden sie roh und zudringlich. Man fühlt sich in der That verlegen, Höflichkeiten ablehnen zu müssen, welche mit der Absicht zu gefallen angeboten werden, indem es doch unleidlich ist, seine Zeit entweder mit Antworten auf nichtige Fragen, oder mit Anhören unbedeutender Bemerkungen zu verlieren.

Der Boden von Girgent ist fruchtbar an Korn und Oelbäumen; aber alles Sicilianische Oel ist wegen Mangel an gehöriger Bereitung höchst schlecht. Auch werden daselbst vortreffliche Pferde gezogen, deßwegen es auch sonst berühmt war.

Ardens inde Acragas ostendat mœnia longo
Nomine; magnanimum quondam generator equorum.

Alicata.

Den 19. Mai.

Wir gelangten von Girgenti nach Alicata. Unterwegs kennten wir keine Ueberbleibsel von Gela oder Camarina finden, obgleich Fazello und Cluver melden, daß zu ihrer Zeit noch Einiges davon sichtbar gewesen. Die Gelonischen Felder, welche sich den ganzen Weg zwischen Alicata und Terra nuova erstrecken, sind sehr fruchtbar aber, wie diese ganze Küste, sehr schlecht angebaut. Der See, welcher sonst Camarina ungesund machte, verpestet nun die Gegend umher, welche äußerst fruchtbar ist; er ward sonst Palus Camarina genannt. Und als die Stadt einstmals an einer grausamen Seuche litt, fragten die Einwohner das Orakel des Apollo, ob sie den See ablassen sollten. Aber sie erhielten zur Antwort: sie sollten Camarina nicht rühren. Da sie nun aber die Meinung des Orakels nicht begriffen, trockneten sie den See aus, wodurch sich die Krankheit zwar verlor, aber dem Feind nunmehr Gelegenheit ward, die Stadt zu erobern. Hierauf bezieht sich die Stelle Virgils (Aen. III, 700):

Fatis ne quaquam concessa moveri
Apparet Camerina procul. —

Wir fanden den Hipparis und Dianis als elende, kleine Bäche, welche niemals bekannt geworden wären, hätte ihnen nicht Pindar

die Ehre angriffen, ſie in ſeinen Gedichten zu nennen.

Pizzari.

Den 10. Mai.

Bei Pizzari wurden wir eine ſehr angenehme Veränderung der Gegend gewahr. Die Felder waren reichlich angebaut und neuerlich eingezäunt, die Ufer mit Weinſtöcken und Maulbeerbäumen bepflanzt, und Alles hatte das Anſehn von Wohlſtand und Thätigkeit. Wir vernahmen, daß wir uns in den Beſitzungen des Prinzen Pizzari befänden und daß man dieſe ſämmtlichen Anlagen ſeinem Geiſte und ſeiner Großmuth ſchuldig ſei. Wir waren ſelber nur zu bald von dieſer Wahrheit überführt: denn im Augenblick, als wir ſeine Grenze verließen, erſchienen die Zeichen des Elends und der Faulheit wieder, welche bis Syracus dauerten.

Dieſe Küſte, welche einſt ſo manchen blühenden Städten allen Glanz und Wohlſtand des Lebens verſchaffte, vermag nun kaum das Nothwendige für ihre elenden Bewohner hervorzubringen. Aberglaube und Druck und ein falſches Syſtem politiſcher Oeconomie haben mehr beigetragen, Sicilien wüſte zu machen, als die ſchlimmſten Wirkungen von Kriegen und innerlichen Unruhen hätten thun können. Daſſelbe Syſtem hat ſeinen unglücklichen Einfluß über die ganze Spaniſche Monarchie ausgebreitet. Indeſſen die übrigen Nationen Europa's Künſte und Manufacturen beſtändig verbeſſern, ſind die Sicilier mit entfernten Kriegen zu beſchäftigt, welche ſie dadurch zu erhalten ſuchten, daß ſie ſolche arm und abhängig machten. Dadurch ward ihre Monarchie ein ungeheurer ungeſchickter Körper, zuſammengeſetzt aus einer Menge unverbundener Theile, welche alle gleich ſchwach und unfähig waren, einander beizuſtehen. Die ungeheuern Schätze, welche aus Indien in das Mutterland fließen, kommen und verlaufen ſich wie ein Sießbach, der nichts als Verwüſtung und Jammer hinter ſich läßt. Nur Wenige nehmen Theil an dieſen Schätzen, und auch Dieſe ſind nur augenblickliche Beſitzer, welche ſie unmittelbar aufwenden, um ſich ausländiſchen Luxus von geiſtreichen und arbeitſamen Völkern zu verſchaffen. Auf dieſe Weiſe ſind die Spanier nur die Wechsler für die übrige Welt, immer im Beſitz von ungeheuern Schätzen und immer arm. Der Reichthum einer Nation beſteht in der Anzahl von thätigen Einwohnern und nicht in der Menge von Gold und Silber; denn Dieſes kommt natürlich, wo Jene ſind. Iſt es nun auf dieſe Weiſe erworben, ſo belebt und begeiſtert es Alles. Denn wenn ein Jeder ſich Bequemlichkeit und Ueberfluß verſchaffen kann, ſo erſcheint ein allgemeiner Nacheiferungsgeiſt. Der Handwerker wie der Manufacturiſt, Alle ſind auf Thätigkeit geſpannt und Jeder bemüht ſich, ſo viel Vermögen zu erwerben, als er für hinreichend hält, ſein Leben im Genuß von Bequemlichkeit und Vergnügen zu beſchließen.

Syracus.

Den 10. Mai.

Nun gelangten wir zu der ſonſt ſo berühmten Stadt Syracus, die nun auf die Inſel Ortygia beſchränkt iſt, welche zur Zeit ihrer Blüthe die kleinſte ihrer vier Abtheilungen war; und ſelbſt hier iſt ein großer Theil des Bodens zu Feſtungswerken verwendet, welche ſtark und weitläuftig ſind, ja, wenn man betrachtet, daß ſie dem Könige von Neapel gehören, ſehr wohl erhalten. Wir gingen ſogleich, die Quelle Arethuſa zu beſuchen, welche noch häufig hervorquillt, aber das Gebet Virgil's (Eclog. X, 4):

Sic tibi, cum fluctus subterlabere Sicanos,
Doris amara tuam non intermiscat undam.

iſt nicht erhört worden; denn ſeit dem Erdbeben von 1693 iſt ſie verſumpfet und dient nur zu einem Waſchkümpel. Wir fanden ihn von Nymphen beſucht, einiger Maßen unterſchieden von denen, welche Theocrit und Virgil beſchreiben: es war Nichts als eine Geſellſchaft der ſchmutzigſten alten Waſchweiber, die ich jemals geſehn.

Die Cathedral-Kirche iſt ein alter Dorischer Tempel. Man hält ſie, ohne genugſame Gewährſchaft, für jenen Tempel der Minerva, der wegen Reichthums und Pracht ſo gerühmt worden. Er iſt noch leidlich erhalten, aber ſo bedeckt und entſtellt durch neue Zierathen, daß die alte Form ganz verloren iſt. Vom Theater und Amphitheater iſt Nichts übrig geblieben als einige unbedeutende Fundamente und in die Felſen gehauene Sitze. Auf einem derſelben, im Theater, ſteht eine Inſchrift, welche ſich auf eine Königinn Philiſtis beziehen ſoll, von welcher jedoch die Geſchichte Nichts meldet. Zu Beſtätigung dieſer Meinung bringen ſie auch einige Münzen zum Vorſchein. Andere aber behaupten, die Buchſtaben jener Inſchrift ſeien von zu neuer Geſtalt, als daß ſie einer Zeit angehören könnten, wovon die Geſchichte nicht reicht. Gleich mehrern Streitigkeiten dieſer Art gibt auch dieſer Umſtand eine unſchuldige Unterhaltung für die Müßigen und Forſchluſtigen, an welchen Sicilien ſehr fruchtbar iſt.

Nicht weit von dem Theater ſind noch die Latomien von Epipolä, welche ehemals die öffentlichen Gefängniſſe waren. Es ſind ungeheure Steinbrüche, zu welchen große Tiefe ab-

gesetzten, und an einigen Stellen zu unermeßlichen Gewölben aufgethürmt, welche durch Steinpfeiler, die man stehen gelassen, getragen werden. Verschiedene dieser Pfeiler haben nachgegeben, und ungeheure Massen sind zusammengestürzt, welche nun, mit Busch- und Kräuterwerk bedeckt, den wildesten und schönsten Anblick bilden, den man sich denken kann.

In einer dieser Höhlen ist eine Mann-Siederei, wodurch ihre natürliche Düsterheit vermehrt wird. Der Rauch des Ofens, das schwache Licht des Feuers, die schwarzen Gesichter der Arbeiter geben den Anblick einer romantischen Zauber-Scene. Was man das Ohr des Dionysius heißt, ist eine Höhle, ungefähr 60 Fuß hoch und etwa 50 Fuß weit, welche oben ziemlich in einem Puncte zusammenläuft. Sie geht in den Felsen ungefähr 70 Yards in der Gestalt eines Lateinischen S, und hat noch ein sehr starkes Echo, welches wahrscheinlich sehr geschwächt worden durch eine neuere Aushöhlung, die man an der Seite gemacht. Daß diese Höhle von Dionysius angelegt sei, um die Geheimnisse der Gefangenen zu erfahren, ist wahrscheinlich eine neuere Erfindung; denn ich wüßte nicht, daß ein alter Schriftsteller Etwas davon erwähnt. Indessen scheint sie doch vorzüglich zum Echo angelegt; denn sie ist mit mehr Kunst und Sorgfalt als alle die übrigen angethanen. Vielleicht dachte man einen Tumult und Aufstand unter den Gefangenen eher gewahr zu werden. Ueber der Oeffnung dieser Höhle entdeckt man den Grund einiger Gebäude, wo sich vielleicht des Schließers Wohnung befand, und wo man jeden Lärm in der Höhle genau hören konnte. Aelian sagt, daß die schönste dieser Höhlen nach dem Namen Philoxenus, des Poeten, genannt worden, der sein Gedicht von den Cyclopen schrieb, während er von Dionysius hier eingesperrt war; und ich bin sogar geneigt, die verrufenste Höhle für die des Philoxenus zu halten, weil sie die andern an Größe, Schönheit und Regelmäßigkeit weit übertrifft.

Die Latomien von Acradina sind näher an der See und dienen nunmehr als Gärten eines Capuziner-Klosters. Sie sind in derselben Art, wie die andern, nur weit schöner und malerischer. Die weiten Höhlen und zerbrochenen Felsen sind reichlich mit Weinranken behangen, und der Grund mit Feigenbäumen, Orangen und Granaten bepflanzt. Wie sie früher beschaffen gewesen, kann man aus der Beschreibung des Cicero abnehmen. Opus est ingens, magnificum, regum ac tyrannorum. Totam vel ex alto in mirandam altitudinem deprensa, et multarum operæ penitus excisa. Nihil tam clausum ad exitus, nihil tam septum undique, nihil tam tutum ad custodias, nec fieri, nec cogitari potest. Und so sind diese schrecklichen Wohnungen der Rache, einst der Aufenthalt von Verbrechen und Elend, nunmehr in die angenehmsten Lustörter der Welt verwandelt, und die traurigen Kerker, worin so mancher Elende sein Leben in Graus und Verzweiflung hinbrachte, bilden nun angenehme und romantische Aufenthalte, gleich bewahrt vor der Hitze des Sommers wie vor der Kälte des Winters.

Auf der andern Seite des Anapus findet man zwei verstümmelte Säulen, welche für Ueberreste des Tempels, der dem Olympischen Jupiter gewidmet war, gehalten werden, wohin die Athenienser, nachdem sie von Syracus abgeschlagen worden, sich zurückzogen. Die Säulen haben sechszehn Cannelirungen und sind die ersten der alten Dorischen Ordnung, die ich mit Augen gesehn habe. Vor Kurzem fanden sich noch diese Ueberreste viel bedeutender, aber bald wird sogar ihre Spur verschwunden sein, indem die Landleute immerfort die Steine wegholen, um damit zu bauen. Diese Säulen, nebst einigen unterirdischen Wasserleitungen und Grabhöhlen, sind Alles, was von der so mächtigen Stadt Syracus übrig blieb, welche einst so außerordentlich schön war, daß selbst Marcellus in dem Laufe seiner Siege sich der Thränen nicht enthalten konnte, daß er die unglückselige Herrschsucht verdammen mußte, die es ihm zur Pflicht machte, die Herrlichkeit und die Bewunderung der Welt zu zerstören. Die reichen Paläste des Dionysius und Hiero mit allen edeln Werken der Bildhauer- und Malerkunst, welche sie zierten, sind zerstört und nicht eine Spur derselben zurückgeblieben. Selbst die Mauern, deren Stärke und Pracht die Römer in Erstaunen setzte, sind so völlig verschwunden, daß man auch den Grund derselben nicht einmal mehr entdecken kann. Liest man die Erzählung von allen diesen weit ausgedehnten Werken, so verwundert man sich, wie sie fast ganz konnten vernichtet werden. Bedenkt man aber das mannigfaltige Ungemach, welches diese Stadt erduldet, wie oft sie geplündert, verwüstet und verbrannt worden, so muß man sich vielmehr verwundern, daß auch nur noch das Mindeste davon übrig ist. Die Einwohner waren so berühmt wegen Wohllebens und Pracht, als ihre Gebäude wegen Größe und Festigkeit. Die meisten Syracusaner waren durch die ganze Welt berufen, und die Feste des Dionysius und Hiero übersteigen allen Glauben; aber aller Luxus, Reichthum und Herrlichkeit konnte sie nicht gegen eine kleine Zahl kühner Räuber sichern.

ligen, die, aus ihren kümmerlichen Wohnungen, wo sie zur Arbeit und Strenge gewöhnt waren, hervorbrechend, gar leicht die köstlichen Paläste der gebildeten und entnervten Griechen in Besitz nahmen.

Der große Hafen von Syracus ist nicht so weit, als ich erwartete, in Betrachtung, daß eine Seeschlacht darin geliefert worden, welche über das Schicksal von Sicilien entschied. Er ist nirgends über zwei Meilen breit, so daß die Schiffe der alten Athener und Syracuser sämmtliche Maschinen müssen gewesen sein, in Vergleich mit den Schiffen der Neuern. Der kleinere Hafen, der so reichlich mit Statuen verziert und mit einem marmornen Kay umgeben war, ist nun ganz verschüttet und zerstört. Dionysius, der Aeltere, hatte ihn gebaut, und hier war der Ort, wo die Kriegsschiffe und Schiffsvorräthe der Republik aufbewahrt wurden. Die Statuen, die ihn umgaben; sowie alle übrigen Zierden, hatte Verres hinweggeführt.

Was die Volksmenge der alten Stadt betrifft, so läßt sie sich nicht wohl bestimmen, man müßte denn sich aus dem Raum, den sie eingenommen, eine Muthmaßung bilden. Strabo sagt, die Mauern hätten zweiundzwanzig Meilen im Umkreise gehabt; aber mir scheint diese Angabe übertrieben. Die Entfernung zwischen Ortygia und Epipolä läßt sich, von den Latomien aus, ganz wohl übersehen, und gewiß war sie nicht größer als zwei Meilen. Der Durchschnitt nach der andern Seite war nicht viel größer, indem die Stadt niemals weder bis an den Anapus, noch an die kleine Brücke des Trogilus reichte, welche beide nicht mehr als drei Meilen von einander entfernt sind. Der Umkreis von Syracus mag also ungefähr mit dem von Agrigent zusammentreffen, und somit auch die Bevölkerung ungefähr dieselbe gewesen sein.

Wir reisten den 23. Mai von Syracus ab, ließen Agosta und Lentini liegen; denn man hatte uns berichtet, daß sich daselbst nichts Bedeutendes finde. Wenige Meilen von Syracus sieht man die Ueberreste eines alten Gebäudes, welches Marcellus soll errichtet haben; aber ich vermuthe, es sei ein Grabmahl gewesen. Die Gegend der Leontiner, sonst wegen ihrer Fruchtbarkeit so berühmt, ist gegenwärtig durchaus, während des Sommers, unbewohnbar; denn die Luft ist sehr schlecht. An verschiedenen Orten bemerkte ich das triticum sylvestre, den wilden Weizen, welcher von selbst an unbebauten Stellen wächst. Er ist kleiner als der gemeine Weizen, und schwerer aus der Hülse zu bringen; aber seine nährenden Eigenschaften sind genau dieselben. Wahrscheinlich ist daher die Fabel von der Ceres entstanden, welche zuerst den Anbau des Weizens in diesem Lande soll gelehrt haben. Die Ebene von Catania ist sehr reich, aber unbewohnt wegen der bösen Luft. Wir setzten über den Symäthus, nun die Jaretta genannt, welche diese Ebene in zwei Theile theilt, auf einer Fähre, und wurden alsobald die schrecklichsten Verwüstungen gewahr, welche der Berg Aetna angerichtet.

Catania.

Den 23. Mai.

Bei dem Eintritt in Catania kommt man über die Lava von 1669, welche jetzt noch eben so frisch aussieht, als gleich nach ihrem Ausbruch. Dieser geschah zwölf Meilen oberhalb der Stadt, und ein mächtiger Lava-Strom floß herunter, unvermeidliche Verwüstung, wo er nur hinreichte, mit sich bringend. Anstatt einige Anstalten zu treffen, Dämme aufzuwerfen, Gräben zu ziehen, um die Gewalt zu brechen oder abzuwenden, brachten die Catanenser den Schleier der heiligen Agathe hervor, in Begleitung von einer Menge Heiligen. Die Folge hiervon war wie gewöhnlich; ein großer Theil der Stadt wurde zerstört, der Hafen verschüttet und die Einwohner zu Grunde gerichtet; aber die Heiligen blieben in größerer Ehre als jemals; denn das Volk überzeugte sich, dieses Unglück habe sich wegen seiner Mangels an Glauben, und nicht aus Schuld seiner himmlischen Beschützer zugetragen.

Bald nach unserer Ankunft warteten wir dem Prinzen Biscari auf, und hatten das erste Mal das Vergnügen, einen edeln Vasallen des Königs von Neapel kennen zu lernen, dessen Bekanntschaft immer höchst schätzbar sein würde, in welchen Stand ihn auch das Glück gesetzt haben möchte. Das Ansehen seines Lehngutes Biscari, die Zufriedenheit seiner zahlreichen Unterthanen, die Neigung, mit der sie von ihm sprachen und der allgemeine Geist der Thätigkeit, der im Ganzen herrschte, gab mir den günstigsten Begriff von ihm, der immer mehr zunahm, als ich die Ordnung und Einrichtung seines Hauses beobachtete und den Geist und die Großheit kennen lernte, den er überall zeigt, wo vom Nutzen oder der Zierde seines Landes die Rede ist. Man muß nur bedauern, daß die Undankbarkeit des Bodens die Arbeit und Geschicklichkeit des Anbauers zum größten Theil fruchtlos macht.

Hierzu kommt ferner die von Natur eifersüchtige Gesinnung des Sicilianers, verbunden mit Aberglauben, wozu noch der Druck der Regierung sich gesellt, welches Alles den Gedanken an Verbesserung nicht aufkommen läßt. Wer nun aber Kraft und Geist hat, dergleichen

Zum Vater blickst du,
Und Seufzer schickst du
Hinauf um sein' und deine Noth:

Wer fühlet,
Wie wühlet
Der Schmerz mir im Gebein?
Was mein armes Herz hier banget,
Was es zittert, was verlanget,
Weißt nur du, nur du allein!

Wohin ich immer gehe,
Wie weh, wie weh, wie wehe
Wird mir im Busen hier!
Ich bin ach kaum alleine,
Ich wein', ich wein', ich weine,
Das Herz zerbricht in mir.

Die Scherben vor meinem Fenster
Bethaut' ich mit Thränen, ach!
Als ich am frühen Morgen
Dir diese Blumen brach.

den zu unterhalten, kommt in den Ruf eines gefährlichen Neuerers und fällt überall auf Haß und Gegenwirkung der Jubilirer, und Argwohn und Verfolgung von Seiten des Hofes.

Wir fanden den Prinzen in seinem Museum, welches sehr reich ist, und für die Studirenden immer offen steht. In dem ersten Zimmer befanden sich die Marmore, worunter einige vortreffliche Büsten und der Torso eines Jupiter's, welcher das wahre Original von demjenigen zu sein scheint, der sich in dem Museum Etruscum zu Rom befindet. Dieser kostbare Ueberrest ist vollkommen erhalten, und gab der vortrefflichsten Sculptur-Ueberbleibsel Ganze mutter eine allgemeine Ruhe und Majestät, welche die Griechen besonders zu erreichen wußten, wenn sie den Vater der Götter und Menschen vorstellten, omnia supercilio moventem. Es sind noch andere schöne Werke der Sculptur in dem Museum; wenn man aber einmal das ganz Vollkommene gesehen hat, so kann sich das Auge nur mit Gleichgiltigkeit, ja mit Widerwillen zu dem Geringern wenden.

Außerdem hat der Prinz eine würdige Sammlung von Bronzen, Etrurischen Vasen, natürlichen Merkwürdigkeiten, besonders aber von Münzen. Die Sicilianischen sind hier zahlreich und wohl erhalten, und geben auch Denjenigen eine angenehme und lehrreiche Unterhaltung, die nicht gerade Kenner des Alterthums sind; denn der Geschmack und die Ausführung daran ist so vortrefflich, daß sie, schon als Werke der Sculptur betrachtet, höchst anziehend sind.

Der Prinzen Palast ist ein großes, unregelmäßiges Gebäude, der ältere Theil desselben in barbarisch Sicilianischem Geschmack mit ungeheuern Figuren und monströsen Thierbildern überladen; aber der Theil, den der Fürst selbst gebaut hat, ist einfach, regelmäßig und zierlich. Die Stadt ist fast ganz neu, die Straßen regelmäßig und breit; aber die Häuser in einem schlechten Geschmack und der größte Theil derselben unvollendet. Die Kirchen sind alle im Styl der neuen Baukunst, indem sie seit dem Jahre 1693 errichtet worden, nachdem die Stadt gänzlich durch ein Erdbeben zerstört war. Mehrere derselben, besonders die Hauptkirche, sind sehr reich verziert und mit bunten Steinarten geschmückt, welche man in die seltsamsten Figuren gebracht hat. Es läßt sich kaum irgend ein wildes Ungeheuer denken, welches man nicht an den Gebäuden des neuern Siciliens finden sollte. Das Benedictiner-Kloster ist ein unermeßlicher Bau, mit unglaublichen Kosten errichtet, aber in dem gewöhnlichen Styl. Es ist nicht geendigt und wird es wahrscheinlich niemals werden; denn diese Stadt kann sich, wegen der Nähe des Aetna, keine lange Dauer versprechen. Die Kirche ist edel und prächtig; das Innere war eben fertig geworden und, was ganz besonders ist, ohne Etwas von dem hergebrachten Trödel; aber man scheint es außerhalb wieder einbringen zu wollen, indem das Wenige, was von der Façade vollendet ist, dem Palast des Prinzen Palagonia nicht viel nachgibt. Die Kirche hat eine vortreffliche Orgel, die eben vollendet war. In dem Kloster findet sich eine schöne Sammlung Etrurischer Gefäße, beinahe alle so gut als die, welche Prinz Biscari besitzt und in Sicilien gefunden; ein Beweis, daß diese Waare nicht allein von dem Etruskern verfertigt worden. Uebrigens ist in Catania über der Erde wenig Merkwürdiges; die Alterthümer stecken alle unter der Lava. Prinz Biscari hat große Nachforschungen angestellt, und ein Theater, Amphitheater, Bäder und einige andere Gebäude von geringerer Bedeutung gefunden. Aus den Säulen, welche jetzt in der Hauptkirche angewendet sind, läßt sich schließen, daß das Theater sehr prächtig gewesen. Eine Vase, nebst dem Piedestal von einer derselben, steht nun in dem Hofe des Prinzen Biscari. Sie sind von weißem Marmor, sehr überladen mit Zierrathen, und scheinen aus der Zeit Trajan's oder der Antonine. Die andern alten Gebäude haben nichts Besonderes; denn es sind bloß Massen von Ziegeln und Steinen, ohne daß ich architectonische Ordnungen oder Verzierungen daran hätte unterscheiden können.

Die Einwohner von Catania sind gleich den übrigen Sicilianern sehr geneigt, ihre Alterthümer den Griechen zuzuschreiben, aber ohne Grund; denn die Griechische Stadt ward ganz und gar durch Sextus Pompejus zerstört, bald nachher zwar wieder hergestellt, aber auf's Neue durch einen Ausbruch des Aetna verwüstet. Durch den Beistand der Römer wurde es abermals aufgebaut, bis es abermals von einem gleichen Unglück überfallen wurde. Man kann sich nicht genug verwundern, daß, nach solchen wiederholten Zerstörungen, die Stadt immer wieder in derselben Lage aufgebaut worden, an dem Ausgange eines Thals, welches die Lava nothwendig auf sie hinführt. So lange der Hafen daselbst den Handel begünstigte, war es natürlich, daß die Liebe zum Gewinn die Einwohner jene große Gefahr vergessen ließ; aber zuletzt hatten sie keine andere Ursache, hier zu bleiben, als die Schwierigkeit, das Eigenthum zu verändern. Doch auch diese schien gehoben, als Alles mit verbrannten Felsen bedeckt und in eine unfruchtbare Wüste verwandelt war. Allein die blinde Neigung zum Geburtsort, die uns Allen natürlich, obgleich schwer zu erklären ist, hat allen Widerstand

überwunden, und Catania ward nach jeder Zerſtörung immer mit mehr Glanz und Pracht als vorher aufgebaut. Nun enthält es ſechszehntauſend Einwohner, welche in beſtändiger Gefahr leben; aber Gewohnheit und ein inniges Vertrauen auf die heilige Agathe laſſen ſie wenig daran denken.

Catania hat das Vorrecht, durch ſeinen eigenen Senat regiert zu werden und keine Beſatzung aufzunehmen. Deßwegen wächſt es täglich an Reichthum und Pracht, und die Aufmunterungen von Seiten des Prinzen Biscari, welche er ſowohl den Künſten als der Thätigkeit jeder Art angedeihen läßt, geben der Stadt ein Anſehen von Leben und Betriebſamkeit, die in keiner andern Sicilianiſchen Stadt zu finden iſt. Noch kürzlich erbot er ſich, einen Hafen anzulegen; und hätte ihn der Hof gehörig begünſtigt, ſo wäre dieſe Stadt der große Handelsplatz von dieſem Theile des Mittelmeeres geworden. Aber, wie wenig man es glauben ſollte, fand dieſes Anerbieten dennoch Widerſtand. Indeſſen hat der Prinz das dazu beſtimmte Geld auf die Erbauung einer Waſſerleitung verwendet, die eine weite Strecke Landes bewäſſert und befruchtet; ingleichen auf das Urbarmachen der Lava von 1669. Der Prinz gedenkt auch ein umſtändliches Werk über die Alterthümer von Catania herauszugeben, welches nach den Zeichnungen, die ich ſah, ſehr viel verſpricht.

[illegible]

Nachdem wir das Merkwürdigſte in Catania geſehen, machten wir uns nach dem Gipfel des Aetna auf den Weg. Ungefähr zwölf Meilen, bis zum Dorfe Nicoloſi, ſteigt man allmälig durch reiche Weinberge und Mandelcypreſſenpflanzungen (aber auch dieſe ſind von dem letzten Lava-Strom durchbrochen und vielfach zerſtört. Die Sicilianer nennen ſolche Plätze mit einem verdorbenen Spaniſchen Namen Sciarra. Die Lava von 1669 brach nahe bei Nicoloſi hervor, und die Gegend ringsumher iſt noch mit trockener, ſchwarzer, damals ausgeworfener Aſche bedeckt. Die kleinen Berge mit dem Crater, aus dem die Lava floß, ſind noch unfruchtbar, als wenn der Ausbruch geſtern geſchehen wäre, und werden wahrſcheinlich noch lange ſo bleiben, bis der Witterungswechſel die verbrannte Materie genugſam gemildert hat, um ſie der Vegetation fähig zu machen. Ich ſtieg auf den Gipfel dieſer Erhöhungen und ſah um mich her eine unendliche Anzahl derſelben Art, einige gleichfalls unfruchtbar, andere reich mit Wein bepflanzt, andere mit Eichenwäldern bewachſen, noch andere durch nachfolgende Lava-Flüſſen unkenntlich gemacht, und durch die ungeheuren Wirkungen der Zeit in fruchtbaren Boden verwandelt und mit Wäldern und Weingärten bedeckt. Wir ruhten ein wenig in dem Kloſter von Nicoloſi und verfolgten unſere Reiſe, geführt von einem Bauer des Dorfs, Namens Biaſio, welcher gewöhnlich als Führer den Bergbeſuchenden dienet. Hier fängt nun die waldige Gegend an und dauert bis zu der Zirgenhöhle, ungefähr ſechs Meilen. Der Steig iſt den ganzen Weg über ſteil und geht zum Theil über die Lava von 1766, welche einen ſchrecklichen Anblick muß verurſacht haben, als ſie vier Meilen breit durch einen Eichenwald floß. Als wir höher kamen, wurde der Steig noch jäher und die Veränderung des Clima's ſehr merklich. In Catania war man in der Mitte der Aernte, zu Nicoloſi befand ſich Alles in der Maienblüthe; wie wir aber uns der Ziegenhöhle näherten, trieben die Bäume das erſte Laub und die Luft war ſehr kalt und ſchneidend. Wir machten Feuer an in dieſer kleinen Höhle, roſteten bis Mitternacht und ſtiegen alsdann dem Gipfel zu, durch unfruchtbare Aſche und Lava-Stücke. Nachdem wir ungefähr acht Meilen geritten waren, ward der Berg ſo ſteil, daß wir uns genöthigt fanden, unſere Maulthiere zu verlaſſen und den übrigen Weg zu Fuß zu vollenden. Wir hielten eine Weile inne, die Scene, die vor uns lag, zu betrachten. Die Nacht war klar und eben hell genug, um auch die allgemeinen Formen der Gegenſtände, nicht aber ins Einzelnen, zu unterſcheiden. Über herrſchte eine allgemeine Stille; nur von Zeit zu Zeit unterbrochen durch das Getöſe des Berges, welches laut und feierlich klang, als wenn die See ſich im Sturme bricht. Der Crater war zu unterſcheiden an einem rothen düſtern Lichte, das durch die weiten Dampfwolken hindurchſchimmerte. Das Ganze zuſammen bildet die furchtbarſte Scene, die ich jemals geſehen und welcher gewiß in der Welt Nichts verglichen werden kann.

Wir fanden wenig Schnee an dieſer Seite des Berges; aber die Kälte war ſo ſtreng, daß wir ſie kaum ertragen konnten. Weder das Gewicht der Kleider, noch die Anſtrengung durch loſe Aſche zu klimmen, welche bei jedem Tritte nachgab, konnten uns erwärmen. Ich hatte das Unglück, mein Thermometer zu zerbrechen, und kann deßwegen den Grad der Kälte nicht genau angeben; aber ſie war ſo mächtig, daß der heiße Dampf, welcher aus den kleinen Riſſen in der Nähe des Craters hervordrang, unmittelbar an den Steinen gefror. Nachdem wir ungefähr zwei Stunden mit unendlicher Mühe und Beſchwerde aufgeklimmt waren, erlangten wir an den Rand des Craters. Die Ausſicht, die ſich hier zeigt, iſt über alle Be-

ſchreibung oder Einbildung. Die ganze Inſel Sicilien, Malta, Calabrien und die Lipariſchen Inſeln erſcheinen gerade unter Einem, wie auf einer Karte. Das Einzelne war alles in der blauen Tinte des Morgens verſchwunden, und das Ganze zuſammen ſchien in Schweigen und Ruhe verſenkt. Ich fühlte mich ſelbſt über die Menſchheit erhoben und ſah mit Verachtung auf die zewaltigen Gegenſtände der Ehrſucht unter mir. Die Schauplätze, auf denen ſo viele mächtige Städte durch Kunſt und Waffen blühten, ſo zahlreiche Flotten und Heere um die Herrſchaft der Welt kämpften, ſchienen nur dunkle Flecken zu ſein.

Als die Sonne aufſtieg, ward die Scene nach und nach aufgeklärt, die Flächen und Berge, Seen und Flüſſe, Städte und Wälder wurden allmälig deutlicher, bis ſie auf einen gewiſſen Grad gelangten, dann ſchwanden ſie wieder, gleichfalls ſtufenweiſe, ſo wie Dünſte, welche die Sonne in die Höhe gezogen hatte. Der Aetna ſelbſt bildete einen ungeheuren Sonnenzeiger, deſſen Schatten ſich weit über den ſichtbaren Horizont erſtreckte, wodurch ich mich überzeugte, daß man von hier aus, mit einem guten Teleſcop, die Küſte von Africa und Cyprus würde ſehen können. Ich wünſchte manchmal, durch einen guten Dollond'ſchen Taſchen-Tubus die Küſte von Apulien zu ſehen; allein wegen der großen Kälte konnte ich nicht genugſame Aufmerkſamkeit darauf wenden. Unter uns an dem Berge konnten wir die Spuren einer großen Menge Lava-Ströme erkennen, welche doch Nichts ſind gegen die Zahl derer, die ſich nicht deutlich unterſcheiden laſſen. Der ganze Berg, deſſen Fuß nahe an hundert Meilen im Umkreiſe hat und, nach den Beobachtungen des Canonicus Recupero, fünftauſend Pards ſenkrechte Höhe, iſt durchaus von Lava aufgeführt. Unterſucht man die tiefen Thäler, welche durch Bergſtröme ausgewaſchen worden, ſo ſieht man, daß der ganze Berg aus verſchiedenen Lava-Schichten beſteht, die übereinander, nach langen Zeiträumen, gefloſſen ſind; denn ſie haben zwiſchen ſich Boden von abwechſelnder Dicke, von ſechs Zoll bis zehn Fuß, je nachdem zwiſchen den Ausbrüchen längere oder kürzere Zeit verfloß. Nun findet man, daß aus einer Lava, welche die allerwilbeſte iſt und am leichteſten verwittert, ein Fuß fruchtbarer Boden nicht unter fünfzehnhundert Jahren hervorgebracht werden kann; daher ſich denken läßt, was für zahlloſe Zeitalter nöthig geweſen, um dieſe ungeheuern Naturwirkungen hervorzubringen. Aber was müſſen wir denken, wenn wir erfahren, daß der gegenwärtige Berg nur eine Wiedererzeugung iſt, indem ein viel höherer Gipfel eingeſtürzt und der gegenwärtige erſt wieder gebildet worden? Dieſes hat mehr als Wahrſcheinlichkeit: denn ungefähr zwey Drittel des Wegs, wenn man in die dritte Region gelangt, iſt eine weite Ebene, welche an mehrern Stellen, beſonders an der Seite von Aci, bis an die Wälder reicht. Nimmt man nun an, der Berg ſei Anfangs coniſcher Geſtalt geweſen, wie es bei Vulcanen gewöhnlich, ja nothwendig iſt, ſo muß Alles, was über dieſer Plaine war, eingefallen, und was jetzt als Unterſatz eines kleinern Berges erſcheint, muß ehedem in einem Aufſtieg bis zum Gipfel fortgegangen ſein, ſo daß der Aetna damals bedeutend höher war als gegenwärtig. Ich wünſchte, dieſe Wunder der Natur mit mehr Muße und Aufmerkſamkeit unterſucht zu haben; aber in der gewaltſamen Kälte war es unmöglich zu verweilen. Jedoch entſchloß ich mich, in den Crater hineinzuſchauen, ehe wir zurückkehrten. Unſer Führer wußte viel von der Gefahr dabei zu ſagen, und wie öfters die hohl überhangenden Lava-Bänke einſtürzten; aber nach einigem Zureden und etlichen Gebeten zur heiligen Agathe führte er uns an eine Stelle, welche ſchon durch irgend einen kühnen Fremden verſucht worden. Von da blickte ich in den fürchterlichen Feuerſchlund, ſah ungeheure vorragende Felſen, zwiſchen denen mächtige Dampfwolken hervorbrachen, immer mit einem trüben, zitternden Lichte vermiſcht. Ich konnte keinen Grund erkennen, aber wohl das Schlagen und Toſen der Wellen von geſchmolzener Materie, welche ein ſolches Geräuſch machten, daß ſie mir von den Fluthen und Wirbelwinden eines ſtürmiſchen Feuers, welche unten raſeten, einigen Begriff gaben. Nachdem wir nun inſoweit unſerer Neugier gewillfahrt, ſtiegen wir ziemlich erfroren zu der Höhle wieder herab, um uns in derſelben wieder zu erwärmen und zu erquicken, und kehrten alsdann nach Catania zurück, wo wir Abends, von Müdigkeit ganz erſchöpft, anlangten.

Zu Viale.

Den 2. Juni.

Nachdem wir zwei Tage ausgeruht, nahmen wir unſern Weg auf Taormina und blieben in Aci zu Nacht. Den andern Morgen nahmen wir unſern Weg wenige Meilen ſeitwärts der Straße, um den berühmten Caſtanienbaum zu ſehen, welcher hundert Pferde ſoll beherbergen können. Es iſt aber kein einzelner Baum, ſondern eine Gruppe, und das Uebrige; ob es gleich einen großen Raum einnimmt, ſind alles gekappte Stämme und ſehr verkümmelt. In Sicilien mögen ſie wohl für ein Wunder gelten, da der größte Theil der Einwohner niemals einen größern Baum geſehen hat, als die niedrige Olive; aber wer gewohnt iſt, die edeln Eichen

von England zu ſehen, findet hier nur einen verächtlichen Gegenſtand. Ich hatte jedoch bei dieſer Gelegenheit den Troſt, eine der fruchtbarſten und bebauteſten Gegenden der Welt zu ſehen. Nichts kann die angebaute Region des Aetna übertreffen, weder in Reichthum des Bodens, noch in der Gewalt der Vegetation. Beſonders zeichnen ſich die Seiten aus, welche in der letztern Zeit von keinem Ausbruch gelitten haben. Jedes Erzeugniß der Erde grünet und blühet in der größten Vollkommenheit, und die Milde und Geſundheit der Luft kommt der Fruchtbarkeit des Bodens völlig gleich. Deßwegen ſind dieſe Strecken außerordentlich bevölkert und viel beſſer als irgend ein Theil Siciliens angebaut. Die Zahl der Einwohner auf dem ganzen Aetna rechnet man zu hundertſechszigtauſend Menſchen, welche im Verhältniß größer iſt, als in irgend einem andern Theile der Inſel. Indem ich dieſe Gegend des Berges beobachtete, ward ich in meiner Meinung beſtätigt, daß er ehemals höher geweſen; denn es läßt ſich eine Senkung, die auf eine weite Strecke ſich verbreitet, und der Rand derſelben noch ſehr gut erkennen.

Taormina.

Den 1. Juni.

Wir kamen nach Taormina, vor Alters Tauromenium. Auf unſerm Wege koſteten wir das Waſſer des Äſines. Es iſt ein kalter, klarer Strom, der von dem Aetna herunterfließt und jetzt fiumefreddo genannt wird. Wenige Meilen weiter iſt der Fluß Onobalas, nun La Cantara, ein bedeutendes Waſſer, welches die Grenze des Aetna nach Norden macht. Sein Bett iſt an einigen Stellen ſehr tief eingeſchnitten, und ich bemerkte, daß der Grund deſſelben eine Lava-Schichte war, ob ich gleich ſonſt in der Gegend nichts Vulcaniſches finden konnte. Zu Taormina wohnten wir bei den Capuzinern.

Die Stadt liegt auf einem hohen Hügel. Unmittelbar darunter an der Süd-Seite lag die alte Stadt Naxos, aus deren Ruinen die neuere entſtanden iſt. Gegenwärtig iſt es ein armer, ſchlechtgebauter Ort, aber die Ruinen dabei zeugen genugſam von vorigem Reichthum und Herrlichkeit. Der vorzüglichſte Ueberreſt iſt ein Theater, welches unter denen, die ich geſehen, am Beſten erhalten war. Es iſt von Ziegelſteinen, viel breiter und von anderer Bauart als das zu Aegeſta. Der äußere Corridor iſt zuſammengeſtürzt, aber das Proſcenium ziemlich ganz und man kann auch den Raum der Scene, des Podium's u. ſ. w. ſehen. Auch ſind noch verſchiedene Gallerien und Zimmer daneben, deren Gebrauch die Alterthumsforſcher nicht genau beſtimmen können, indem ſie zu weit und prächtig geweſen, als daß ſie nur zur Bequemlichkeit der Schauſpieler hätten dienen ſollen. Das Theater von Aegeſta, welches aus weit früherer Zeit iſt, hat Nichts von dieſer Art; vielmehr ſcheint nur für Das geſorgt, was unumgänglich nöthig war, um das Stück vorzuſtellen und zu hören. Das Taorominiſche Theater war, wie es ſcheint, ſehr reich verziert und zu aller Art von Schauſpiel und Gepränge eingerichtet, ſowie Dergleichen zur Zeit der Römiſchen Kaiſer gewöhnlich war, wo ein verdorbener Geſchmack ſchon überhand genommen hatte. Es liegen auch manche verſtümmelte Säulen von Granit, Cipollin und andern köſtlichen Bauſteinen umher, mit Capitälen und zerbrochenen Geſimſen einer verderbenen Corinthiſchen Ordnung, welche beweiſen, daß das Theater unter den Römern gebaut worden, wahrſcheinlich zu den Zeiten der Antonine. Es liegt an dem Abhang eines Hügels, der eine herrliche Ausſicht gegen den Berg Aetna und die ganze Küſte von Sicilien, ſogar bis Syracus hin, beherrſcht. Da dieſe Ruinen, von allen neuern Gebäuden entfernt, für ſich allein ſtehen, ſo haben ſie ein ehrwürdiges Anſehen, das durch die Betrachtung der Veränderungen, welche ſie erlitten haben, noch erhöht wird; denn aus einem Ort, wo zahlreiche und gebildete Zuhörer auf die Werke eines Sophocles und Euripides horchten, iſt es ein Aufenthalt für Schlangen und Eidechſen geworden.

Außer dem Theater finden ſich noch zu Taormina die Fundamente eines Tempels, ein Gebäude, welches eine Naumachie ſoll geweſen ſein, wie auch Waſſerbehälter, aber keins von dieſen beſonders merkwürdig. Nachdem wir einen Tag hier zugebracht, begaben wir uns auf eine Malteſiſche Speronara, welche wir zu Catania gemiethet hatten, und in wenig Stunden befanden wir uns in Meſſina.

Meſſina.

Wenn man in die Meerenge, der Faro genannt, hineinfährt, iſt die Anſicht ſehr ſchön und romantiſch; denn die Küſten ſind hoch und felſig, geziert mit Städten und Dörfern, die ſich ſtufenweiſe an einander reihen. Die Einfahrt in den Hafen iſt noch auffallender. Ein ſchöner See eröffnet ſich dem Auge, an der einen Seite mit einer langen Reihe gleichförmiger Häuſer bekränzt, welche, obgleich von ſchlechter Bauart, dennoch einen ſehr edeln und prächtigen Anblick geben. Dahinter ſteigen nun die Heräiſchen Berge hervor, bedeckt mit Wäldern und Weingärten, wozwiſchen Kirchen Villen und Klöſter zerſtreut liegen. An der andern Seite des Hafens zieht ſich eine ſchmale Landzunge weit in die See, wie eine Sichel

gestaltet; daher die Stadt den Namen Zancle erhielt. Hier steht der Leuchtthurm, das Lazareth und die Festung, welche, nicht die Stadt zu vertheidigen, sondern sie zu beherrschen, erbaut zu sein scheint. Kommt man aber der Stadt näher, so verliert diese liebliche Scene allen ihren Glanz, und jeder einzelne Gegenstand zeigt ein melancholisches und niedergeschlagenes Ansehen. Mehrere Häuser sind unbewohnt, gar manche fallen schon zusammen; wenige Schiffe findet man im Hafen, und der Kay, der prächtigste und ausgedehnteste in der Welt, dient nur wenigen ärmlichen Fischern zum Aufenthalt. Alles scheint das traurige Geschick anzudeuten, welches diese unglückliche Stadt vor Kurzem betroffen, und von dem höchsten Zustand des Reichthums und der Glückseligkeit zu der niedrigsten Stufe des Elends und der Verzweiflung gebracht hatte.

Nachdem wir ausgestiegen nunmehr die Stadt betraten, verdüsterte sich immer die Ansicht. Die Einwohner sind arm und zerlumpt, und die Häuser, die sonst der Aufenthalt der Großen und Reichen gewesen, mit Schmutz bedeckt und dem Einfallen nahe. Unter allen Städten Europa's ist vielleicht keine glücklicher gelegen als Messina. Die Luft ist mild und gesund und die Gegend unter schön und fruchtbar. Der Hafen ist weit und bequem, im Centrum des Mittelmeeres und sowohl für den östlichen als westlichen Handel günstig gelegen. Diese natürlichen Vortheile werden noch erhöht durch verschiedene Privilegien und Freiheiten, welche der Stadt von den Normännischen, Deutschen und Arragonischen Königen verliehen worden. Da sie die erste war, die dem König Roger die Thore öffnete, der die Insel von den Saracenen eroberte, so scheint sie ein besonderes Recht auf Gunst und Vorzug gehabt zu haben. Natürlicher Weise erhoben sie so manche glückliche Umstände zu Reichthum und Größe. Messina enthielt hunderttausend Einwohner und war der große Handelsplatz für diese Weltgegend. Wie aber Handel und Reichthum natürlich die Liebe zur Freiheit rege machen, so wurde den Einwohnern das Spanische Joch zur Last, und im Jahr 1673, gereizt durch den Vice-König, empörten sie sich. Mit großer Tapferkeit und Ausdauer behaupteten sie sich eine Zeit lang, und gaben sich zuletzt unter den Schutz Ludwig's XIV., der, damals mit Spanien in Krieg verwickelt, sie nach treu und wirksam geleisteten Diensten schimpflich im Jahr 1678 verließ. Seit der Zeit ist es der Zweck der Spanischen Staatskunst geblieben, die Stadt zu drücken und verarmen zu lassen. Der Hafen ist beinahe unbrauchbar durch ungeheure Auflagen, der Handel streng beschränkt und jede Nothwendigkeit des Lebens schwer beschatzet. Diesen traurigen Zustand noch auf's Aeußerste zu bringen, raffte die Pest im Jahre 1743 beinahe drei Viertel der Einwohner hinweg, deren Zahl sich gegenwärtig nicht über dreißigtausend beläuft.

Wir brachten einige Tage mit Besichtigung der Stadt zu, fanden aber nichts besonders Merkwürdiges. Die Gebäude sind alle in dem modernen Sicilianischen Styl und, die Kirchen ausgenommen, droht fast Alles den Einsturz. Die Cathedrale ist ein sehr mäßiges Gebäude und hat eine leidliche Bibliothek, worin sich unter Anderm ein Manuscript befindet, die Geschichte des Aufruhrs von 1672, betitelt: Guerre civili di Messina di Francesco Caseio, Calabrese. Ich las darin so viel, als die Kürze der Zeit mir erlauben wollte, und hätte gar zu gern eine Abschrift davon besessen; aber ich konnte sie auf keine Weise erhalten. Es scheint sehr meisterhaft geschrieben zu sein, obgleich der Styl eine zu genaue Nachahmung des Davila bemerken läßt. Schwerlich wird es jemals gedruckt werden, weil man die darin ausgesprochenen Gesinnungen von oben herein nicht billigen kann. —

Der Strudel Charybdis, so fürchterlich in der poetischen Beschreibung, befindet sich gerade vor dem Hafen von Messina. Es ist niemals sichtlich, als wenn der Wind gegen die Strömung weht, und dann mag er wohl geringe Schiffe verschlungen haben. Zu Homer's Zeiten, als die Schiffahrt noch unvollkommen war, mag er wirklich schrecklich gewesen sein, ja zu Zeiten Virgil's nicht ohne Gefahr; denn die Römer waren, in Vergleich mit den Neuern, sehr verächtliche Seeleute. Doch ist die Beschreibung desselben in der Aeneide (III. 420) sehr weit über der Wirklichkeit, auch bei dem stürmischsten Wetter:

Luctum Implacata Charybdis
Obsidet, atque imo barathri ter gurgite vastos
Sorbet in abruptum fluctus, rursusque sub auras
Erigit alternos, et sidera verberat unda.

Auch sieht man keinen Grund, zu vermuthen, daß der Wirbel jemals gewaltsamer gewesen als gegenwärtig. Virgil aber schreibt als ein Dichter, und nicht als ein Naturforscher, und zeigt sich hier nicht hyperbolischer als in manchen andern Stellen seines Werkes.

(Beschluß des Tagebuchs.)

Ober-Italien und die Schweiz.

Im Jahre 1778 wurde, in entgegengesetzter Richtung, eine Reise nach dem obern Italien und der Schweiz unternommen; es geschah in Gesellschaft der Familie Gore. Man ging über

Bologna nach Venedig und Mailand, nach dem Lago Maggiore und Lago di Como, über den Gotthard nach Luzern, Bern, seitwärts durch die Gletscher des Grindelwaldes, nach Lausanne und Genf, wo Philipp Hackert seinen Bruder Carl nebst dem berühmten Maler Joseph Vernet antraf, der seiner Gesundheit wegen eine Reise in die Schweizer-Bäder gemacht hatte. Dieß unverhoffte Wiedersehen war für beide Künstler gleich erfreulich, und gerne hätte Vernet in Gesellschaft seines alten Freundes die Reise nach dem schönen Italien wiederholt, wo allein, nach der Ueberzeugung Beider, der Landschaftsmaler in seinem Elemente lebt.

Philipp Hackert ging hierauf über Savoyen und Piemont nach Florenz, wo er sich nur kurze Zeit aufhielt. Dem Großherzog Peter Leopold, welchem er schon vormals bekannt war, mußte er verschiedene Erläuterungen über die Art und Weise, Oelgemälde zu restauriren und über den dabei anzuwendenden Mastix-Firniß geben. Für Lord Cowper, den Schwiegersohn des Herrn Gore, malte er einige kleine Bilder.

In Rom angelangt, benutzte er nun die mitgebrachten Schätze der mannigfachsten Studien. Er malte dem Prinzen Aldobrandini, mit dem er oftmals auf dem Lande gewesen, in Frascati ein Cabinet in Gouache. Dieß gab die Veranlassung, daß dessen Neffe, Prinz Marc-Antonio Borghese, in seiner weltberühmten Villa Pinciana eine ganze Gallerie von Hackertsgemälden haben wollte; welche denn auch, zu des Prinzen vollkommener Zufriedenheit, im Jahre 1782 zu Stande kam. Diese Gallerie oder Saal enthält fünf große Landschaften, ferner vier kleinere Seestücke, die über den Thüren angebracht sind. Bei dieser Arbeit wurde jedoch der Künstler sehr eingeschränkt; denn er hatte, nach des Prinzen Wunsch, gewisse Gegenstände vorzustellen, die seinem materischen Geschmack ganz zuwider waren.

Zu gleicher Zeit malte er viele Staffelei-Gemälde, unter andern zehn Ansichten von dem Landhause des Horaz, welche ihm nachmals die Königinn von Neapel abkaufte, um ihrer Frau Schwester, der Erzherzoginn Marie Christine in Brüssel, ein angenehmes Geschenk damit zu machen. Allein das Schiff, das diese Bilder führte, ging auf der Seereise zu Grunde. Glücklicher Weise sind die vorher unter Hackert's Leitung davon gemachten Kupferstiche noch vorhanden.

Indessen hatte sich der Ruf seiner Verdienste immer mehr ausgebreitet; alle bedeutenden Fremden, von jedem Rang und Stande, besuchten ihn; und ob er gleich, noch vor seiner Reise in die Lombardie, auf Herrn Gore's Rath, die Preise seiner Gemälde für die Zukunft um ein Drittel vermehrt hatte, so waren doch immer für Holland, England, Deutschland, Polen und Rußland, öfter auf sechs bis sieben Jahre, Vorausbestellungen vorhanden, so daß mancher Liebhaber starb, ehe er noch zu dem Besitze seines gewünschten Gemäldes gelangen konnte.

Großfürst und Großfürstinn.

Um diese Zeit war der Großfürst und die Großfürstinn von Rußland nach Rom gekommen, und Hackert wurde denselben bei'm Rath Reiffenstein vorgestellt. Er brachte viele Abende bei ihnen zu, und begleitete sie nach den Prinzen Ludwig von Würtemberg, da Reiffenstein am Podagra krank lag, nach Tivoli und Frascati.

Sie hatten von ihm gehört, daß er im Frühjahr 1789 eine Reise nach Neapel machen werde, worauf sie sogleich viele Bestellungen von dortigen Ansichten, mehrern umliegenden interessanten Gegenden, als von Puzzoli, Baja und Caserta, bei ihm zu machen gerathen, sowie sie schon vorher verschiedene andere Gemälde von Frascati und Tivoli für sie zu fertigen ihm aufgetragen hatten. Bei dieser Gelegenheit drang sowohl der Großfürst als die Großfürstinn darauf, daß Hackert sich entschließen möchte, eine Reise nach Rußland zu machen.

Zwei Mal vorher hatte schon die Kaiserinn Catharina ihm Vorschläge zu einer solchen Reise thun lassen, mit dem Erbieten, ihn unter ehrenvollen und vortheilhaften Bedingungen in ihre Dienste zu nehmen; er hatte es aber immer unter mancherlei Entschuldigungen abzuwenden gesucht. Dieß Mal aber mußte er es Beiden und wenigstens einen zweijährigen Aufenthalt versprechen. Besonders drang die Großfürstinn auf das Gnädigste in ihn, so daß er seine Bestellungen, seine Gesundheitsumstände und was er sonst noch vorzubringen wußte, vergeblich entgegensetzte. Der Großfürst verlangte schriftlich, was er an jährlichem Gehalt und was er sonst noch begehre. Seine Forderungen waren groß und die Sache verzögerte sich. Endlich schrieb er darüber an den Vice-Admiral Czernitscheff, welcher die Kaiserinn über die Sache sprach. Diese verlangte den Hackert'schen Original-Brief zu sehen und sagte, als sie ihn gelesen hatte: „Ich sehe, daß des Mannes Gesundheit für unser Clima zu schwach ist und merke deutlich, daß er nicht Lust hat, zu kommen; es ist besser, ihn in Rom zu lassen und ihn dort zu beschäftigen.“ — Was auch die Kaiserinn zu dieser Entscheidung mochte bewogen haben, sie erkannte sie der Künstler mit unterthänigstem Danke. Denn er war in Rom etablirt, hatte viele bestellte Arbeit, konnte

die Kälte nicht vertragen und befand sich in manchen andern Verbindungen, die ihm eine solche Reise zu machen nicht erlaubten.

Graf Rasumowsky.

Im Jahre 1782 machte er eine maleriſche Reiſe nach Neapel. Unterwegs zeichnete er Vieles in Terracina, Capo Circeo, Itri, Molo di Gaeta, Seſſa u. ſ. w. Er eilte jedoch nach Caſerta, um Studien zu einem großen Bilde zu ſammeln. Für die Großfürſtinn von Rußland ſollte die Anſicht des Palaſtes von Caſerta, nebſt der Campagna Felice, von S. Leucio her genommen, abgebildet werden.

Philipp Hackert kannte ſchon ſeit mehrern Jahren den Grafen Andreas Raſumowsky, der jetzt in Neapel Ruſſiſcher Miniſter war. Dieſer Liebhaber der Künſte machte alle Morgen eine Spazierfahrt dahin, wo Philipp Hackert zeichnete. Da nun die Studien in S. Leucio ſechs Tage dauerten und der Graf alle Morgen kam, um zuzuſehen, ſo hatten die Jäger dem Könige geſagt, daß ein Maler daſelbſt viel gezeichnet habe, und daß der Ruſſiſche Miniſter jeden Morgen gekommen ſei, ihn zu beſuchen. Der König fragte den Grafen, was Das für ein Maler wäre, und erhielt zur Antwort, daß Philipp Hackert ſchon Vieles für Catharina II. gemalt habe und daß er gegenwärtig Studien mache zu einem bedeutenden Bilde für die Großfürſtinn von Rußland; auch in Puozzoli, Baja und andern Orten würde er dergleichen verfertigen. Der König verlangte den Künſtler zu ſehen und zu ſprechen.

Der Graf Raſumowsky meldete alſo an Philipp Hackert das Verlangen des Königs; und da der Hof im Mai nach Caſtel a Mare ging, leitete man die Sache ſo ein, daß Philipp Hackert an dieſem Orte dem König vorgeſtellt wurde. Er hatte Nichts weiter von ſeiner Arbeit bei ſich, als ein kleines Gouache-Bild, welches dem Grafen Raſumowsky gehörte; der König beſtand aber darauf, alle Studien zu ſehen, welche Philipp Hackert gemacht hatte. Dieſes war dem Künſtler nicht erfreulich. Man machte viele Vorſtellungen, daß ein Künſtler nicht gern unfertige Sachen einem ſolchen Monarchen zeige und was dergleichen Entſchuldigungen mehr ſein mochten. Allein der König ließ ſich nicht abwendig machen und beſtand darauf, Alles zu ſehen, was in der letzten Zeit gemacht war. So packte denn Philipp Hackert ſeine Studien zuſammen und ging nach Maſſa, Sorrent und Caſtel a Mare.

König von Neapel.

Den folgenden Tag wurde er in der Villa des Königs, Caſerta, Nachmittags um vier Uhr, vorgeſtellt. Der König ſetzte ſich und betrachtete Alles mit Aufmerkſamkeit. Philipp Hackert hatte eben keine große Vorſtellung von der Einſicht des Königs, und verwunderte ſich daher deſto mehr, daß derſelbe mit geſundem Verſtande und beſſer ſprach, als ſonſt Liebhaber zu thun pflegen. Das Gouache-Gemälde gefiel ihm außerordentlich; doch kannte er auch alle Gegenden im bloßen Contour und bewunderte, daß in einem nackten Umriß die Gegend mit ſo viel Deutlichkeit und Richtigkeit könne ausgedrückt werden.

Er beſah Alles zum zweiten Mal mit vieler Gaſtfreiheit und ſagte: ſo Etwas habe er noch nie geſehen. Da es aber ſechs Uhr war, ſo war es Zeit, auf die Kaninchenjagd zu gehen. Die Königinn, die Wenig oder Nichts geſehen hatte, ſagte: „Der König hat mich des Vergnügens beraubt, Euere Sachen genau zu betrachten. Ich hoffe, Ihr werdet mir erlauben, auch Alles mit Bequemlichkeit anzuſehen.“ Sie fügte nach ihrer Liebenswürdigkeit noch viel Artiges hinzu. Graf Lamberg, der kaiſerliche Miniſter, war zugegen, und als großer Liebhaber beſchaute er Alles mit vielem Vergnügen.

Als der König auf die Jagd ging, winkte er dem Grafen Raſumowsky, Dieſer folgte und der König verlangte, er ſolle mit Philipp Hackert ſprechen und ihm ſagen, der König wünſche vier Gouache-Gemälde zu haben und wolle zu einigen die Gegenden ſelbſt wählen. Philipp Hackert erwiderte dem Grafen, daß er es gern thun würde, ungeachtet der Kürze der Zeit und der viel übernommenen Arbeiten.

Nachdem nun der Hof von Caſtel a Mare wieder nach Caſerta gegangen war, wo der König ein populäres Erntefeſt in Boſchetto Abends mit Illumination und anderm Erfreulichen gab, ſo ließ er Philipp Hackert einladen, auch dahin zu kommen, empfing ihn wohl und verſchaffte ihm die Bequemlichkeit, Alles in der Gegend, beſonders ſeine Jagden, zu ſehen. Gelegentlich ſagte der König zu ihm, daß er wünſche, eine Ausſicht von ſeinem Jagdhauſe zu S. Leucio zu haben und fügte hinzu: er wiſſe wohl, daß dieſes keine maleriſche Gegend ſei, allein da dieſer Ort ihm ſtets gefallen und er in ſeiner Jugend viele Tage daſelbſt zugebracht habe, ſo würde es ihm lieb ſein, davon ein gutes Bild zu ſehen. Philipp Hackert machte die Zeichnung davon, indeß die Schnitter ernteten (denn die Ernte iſt hier ſpäter als in Caſerta, wegen der höhern Lage); und während er zeichnete, kam der König und ſah zu; da er denn ſo viel Vergnügen fand, daß er für ſich und ſein Gefolge gemeine Jägerſtühle kommen ließ, ſich zu dem Künſtler ſetzte und genau auf die Arbeit merkte. Indem er ſich nun über

die Richtigkeit und zugleich über den Geſchmack in den Umriſſen freute, fragte er mit vieler Beſcheidenheit: ob im Vorgrunde nicht die Schnitter, Weiber, die das Getreide binden, nebſt verſchiedenen Knabenſpielen, die im Lande üblich ſind, angebracht werden könnten. Philipp Hackert antwortete, daß es ſehr ſchicklich ſei und führte den Gedanken aus. Dieß Bild hing nachher im Schreib-Cabinette des Königs.

Während nun Philipp Hackert zeichnete, ſprach der König Verſchiedenes. Unter Anderm ſagte er mit einem großen Seufzer: „Wie viel Tauſende gäb' ich, nur den zehnten Theil von Dem zu wiſſen, was Ihr wißt. Man hat mich auch wollen zeichnen lehren; man hat es mich aber ſo gelehrt, wie alles Andere, ſo daß ich wenig weiß. Gott vergebe es Denen, die meine Aufſeher und Lehrer waren! Sie ſind jetzt im Paradies."

Die übrigen drei Gegenden zu jenen beſtellten Gouachen waren ſehr maleriſch: Perſano, Eboli und Caſerta. Während dieſer Arbeit mußte Hackert dem König verſprechen, ihm ein großes Bild von Caſtel a Mare zu verfertigen mit ſeinen Galeotten. Er mußte deßhalb in Neapel länger verweilen, um die nöthigen Studien zu machen; denn Alles ſollte ganz genau nach der Kunſt der Seeleute verfertigt ſein. Zu Anfang Septembers ſendete Philipp Hackert die vier Gouache-Gemälde; der König freute ſich ſo ſehr darüber, daß er ſie ſelbſt im Caſino von Portiſippo aufhing, von da nach Portici mitnahm und hernach im Schreib-Cabinette zu Caſerta aufſtellte. Der Künſtler kam Mitte Octobers nach Caſerta und brachte dem König das große Oelgemälde von Caſtel a Mare, welches ſehr gut aufgenommen ward.

Die Königinn ihrerſeits war froh, daß ihr Gemahl Geſchmack an ſchönen Künſten fand, und Philipp Hackert ſtand daher auch bei ihr in Gnaden. Sie verlangte ein Gemälde für ihre Schweſter Marie Chriſtine. Er hatte den See von Nemi gemalt, den er ſeiner Familie zum Andenken laſſen wollte, und Dieß war zu jener Zeit das einzige Bild, welches er für ſich behalten hatte. Er ſchlug es indeſſen vor, ließ es nach Caſerta kommen und die Königinn kaufte es ſogleich.

Philipp Hackert mußte mit dem König auf alle Jagden gehen, um Alles genau zu betrachten und kennen zu lernen, weil viele derſelben gemalt werden ſollten. Der König beſtellte ein großes Bild von vierzehn Fuß Länge, eine Art von antiker Parforce-Jagd al Zingaro. Eine andere Parforce-Jagd von Carditello folgte darauf, Herbſt und Winter wurden mit Studien zugebracht.

Kaiſer Joſeph II.

Kaiſer Joſeph II. kam nach Neapel und nachher auch Guſtav Adolph, König von Schweden. Joſeph nahm keine Feſte an als Jagden, beſuchte Philipp Hackert, ſprach viel mit ihm, aber beſtellte keine Arbeit; der Kaiſer ging auf die Jagd nach Perſano, wo er zehn Tage blieb; Philipp Hackert mußte den König dahin begleiten, um Studien zu machen. Dieſer hatte vier Gemälde beſtellt für einen runden Saal al Fuſaro, welche die vier Jahrszeiten abbilden ſollten, Neapolitaniſche Gegenden mit modernen Figuren, nach Landesart bekleidet, welches ſehr maleriſch ausfällt. Der König lud Joſeph II. nach al Fuſaro ein; Philipp Hackert mußte mit drei fertigen Skizzen jener Bilder dahin kommen. Vor dem Mittagsmahl erklärte der König dem Kaiſer mit viel Energie und Geſchmack die Bilder, ſo daß die Königinn ſich verwunderte und zu Philipp Hackert ſagte: „Ihr habt den König ſehr in die Kunſt eingeweiht, welches mir viel Vergnügen macht. Der liebe Gott hat Euch zu uns geſchickt! Ich bin entzückt, daß der König Geſchmack an den ſchönen Künſten findet, und Das haben wir Euch zu danken." Sie ſagte dieſes und anderes Höfliche mehr in Franzöſiſcher Sprache.

Philipp Hackert blieb in Neapel bis Anfangs Juni und da Graf Raſumowsky die Bilder in Iſchia nehmen wollte, ſo mußte Philipp Hackert verſprechen, den Auguſt-Monat und einen Theil des Septembers ihm Geſellſchaft zu leiſten. Der Künſtler transportirte eines der großen Bilder, die Jahrszeiten vorſtellend, nach Iſchia in den Palaſt des Grafen. Der König ſtattete daſelbſt einen Beſuch ab, und in den heißen Stunden des Tages war er bei Philipp Hackert und ſah malen. Im October kehrte Dieſer nach Caſerta zurück, um die Arbeit fortzuſetzen.

Zum Grunde eines jeden Bildes der vier Jahrszeiten war eine Gegend nach der Natur genommen: der Frühling zu S. Leucio, gegen Pie di monte Alifa zu, mit dem Voltarno; der Sommer zu S. Lucia di Caſerta gegen Mattacone; der Herbſt zu Sorrento gegen Neapel; der Winter zu Perſano, mit dem Berg Poſtiglione, der mit Schnee bedeckt war. Dieſe vier Bilder kamen, wie geſagt, in einen runden Saal eines Pavillons im Lago Fuſaro, der zur Jagd und Fiſcherei beſtimmt war. Die Bilder wurden 1799 durch die Lazaroni geraubt und man hat nie erfahren können, wo ſie geblieben ſind. Die vier kleinen, welche als Skizzen dienten, kaufte die Königinn und ſchenkte ſie ihrer Schweſter Marie Chriſtine, und ſie ſinden ſich noch bei dem Herzog Albert von Sachſen-Teſchen. Philipp Hackert bedauert

den Verlust dieser Gemälde, weil er sie für seine beste Arbeit hielt, diesen in Neapel für den Hof gemacht hatte.

Ferner bestellte der König ein großes Bild, wie es schon oben angedeutet worden, eine Art von Parforce-Jagd zu Pferde, mit Lanzen und Hunden, nach Art und Weise der Vallieser. Zu diesem Bilde gehörten viel Studien, sowohl der Personen als der Pferde, Hunde und mancherlei Geräthschaften. Die Gegend der Jagd war al Zingaro. Der König wollte sein Portrait auf diesem Bilde haben, und saß dem Künstler ein und eine halbe Stunde; es sei sehr ähnlich aus. Gegenwärtig besitzt es Graf Dietrichstein von Dönhoffstädtzin Berlin. Auch viele Cavaliers saßen ihm und wurden sehr ähnlich, als: der Duca di Marlo, Don Marco Ottobono, der Duca di Castel Pagano und Mehrere. Dieses Bild kostete viel Zeit, Mühe und Arbeit; denn Alles mußte nach der Jägerkunst sehr richtig vorgestellt werden, so daß dieses Bild erst 1793 fertig wurde. Ferner mußte noch auf ein kleines Bild der König zu Pferde gemalt werden, im Jagdkleide, wie er mit zwei Hunden einen Hasen hetzt.

Caserta.

Graf Kaunowsky wurde zurückberufen, und der König gab Philipp Hackert ein Logis auf dem alten Palast. Indessen verursachte der Aufenthalt bei Hofe, die Begleitung zu den Jagden, die Hin- und Herreisen von Rom nach Caserta großen Zeitverlust und viele Kosten, so daß Philipp Hackert, da er nur seine gewöhnlichen Preise vom König erhielt, endlich eine Schadloshaltung verlangte. Der König wollte sich hierzu nicht verstehen; die Sache ging nicht vorwärts, so daß Philipp Hackert zuletzt deutlich erklärte: wenn ihm Ihro Majestät nicht hundert Neapolitanische Ducaten monatlich für die Extra-Ausgaben Schadloshaltung gebe, so würde er zwar die angefangenen Arbeiten fertig machen, aber in der Folge in Rom bleiben und den König von dorther bedienen, ohne weiter hin und her zu reisen.

Die Königinn war unzufrieden über das Betragen des Königs und Philipp Hackert sprach nicht mehr von der Sache. Im Januar 1783 bat er um die Erlaubniß, nach Rom zurückzukehren, und der König lud ihn ein, im October wieder nach Caserta zu kommen, welches er auch versprach. Dieses geschah im Studium des Künstlers. Der König sagte ihm: „Ich erwarte Euch auf dem Palaste um sechs Uhr; denn ich will Euch nochmals vor Eurer Abreise sprechen.“ Philipp Hackert kam; der König war sehr gnädig und schenkte ihm zweihundert Unzen in Gold nebst sechs Fasanen und andern Dingen. Die Königinn sah den Künstler am folgenden Tag um zwölf Uhr, schenkte ihm ein kleines Andenken, einen Ring mit ihrer Chiffer, mit viel höflichen Ausdrücken, und er mußte hoch und theuer versprechen, im October wieder in Caserta zu sein.

Anstellung.

Die Gebrüder Hackert kamen auch wirklich um die bestimmte Zeit zurück, und Alles ging seinen alten Gang. Im Jahre 1786 sprach der König mit Philipp Hackert, daß er ihn und seinen Bruder Georg engagiren wolle und sie in Neapel bleiben sollten. Diese Sache wurde sehr weitläufig durch den Ritter Gatti und den General Acton betrieben. Nachdem Alles beredet war, stellte Philipp Hackert die Conditionen für sich und seinen Bruder auf und sagte den Inhalt selbst an den König. Dieser wies ihn wieder an den General Acton, der es im Rath vorstellen sollte. Dieß geschah im März, und Acton schrieb ein Billet, daß der König die Conditionen approbirt habe. Am Ende des Aprils erhielten die Brüder erst die Depesche von der Finanz-Secretarie, wo die Pension sollte gehoben werden. Die Brüder reisten nach Rom und machten Anstalt, nach Neapel zu ziehen, welches im Juli geschah. Sie erhielten ein herrliches Logis im Palast Francavilla in der Chiaja.

Nun ist es gewöhnlich, daß die Kammermaler, wenn sie in königliche Dienste treten, einen Eid ablegen müssen. Da Philipp Hackert aber schon beinahe vier Jahre dem Könige als Maler gedient hatte und sehr bekannt war, so sprach der König nie von dem Eide; auch kann in Neapel kein Protestant den catholischen Eid ablegen. Ein Cavalier aber sagte einst zum König: ob Ihro Majestät wohl wüßten, daß Philipp Hackert nicht zur Römisch-Catholischen Kirche gehöre. Der König antwortete: „Ich weiß es sehr wohl; wisset aber auch, daß es ein ehrlicher Mann ist, der einen vortrefflichen moralischen Character hat und mir mit aller Treue ohne Eidschwur dient. Ich wünsche, daß mir meine Catholiken mit der Treue dienen mögen, wie er.“

Familiarität des Königs.

Einst wollte Philipp Hackert nach Caserta fahren, wo er seine Wohnung im alten Palast hatte. Er traf den König auf dem Weg von Capua nach Caserta (und wer dem König in der Stadt oder auf dem Lande begegnet, muß stille halten). Der König kannte ihn sogleich, grüßte ihn sehr freundlich, nach seiner gewöhnlichen Art und fuhr nach Caserta. Er kam vor Carditello und speiste gewöhnlich um ein Uhr.

Philipp Hackert eilte nach, und sobald er in seinem Quartier war, lag ihm Nichts näher am Herzen, als sich sogleich dem König zu präsentiren, weil Dieser ihn schon gesehen hatte. Ueber dem Auspacken verging die Zeit; und eben da er das Hemd wechselt, tritt der König in sein Schlafzimmer und spricht auf eine gnädige, freundliche Weise: „Seht, wir sind geschwinder. Ich bin der Erste, der Euch die Visite macht.“ Er befahl, Philipp Hackert sollte sich völlig ankleiden, und hielt sich eine gute halbe Stunde auf, um seinen Wagen zu erwarten. Er fragte: „Was macht Ihr morgen?“ Philipp Hackert sagte: „Wenn Ew. Majestät keine andern Befehle geben, so richte ich mich zur Arbeit ein.“ „Morgen früh“, sagte der König, „komm' ich wieder; aber übermorgen müßt Ihr mit mir gehen. Ich habe schöne Aussichten entdeckt, die ich Euch zeigen werde.“ Sie waren auch wirklich schön.

Liebhaberei des Königs.

Der König war von Jugend auf ein passionirter Jäger, weil er dazu erzogen war. Seine Gesundheit in seinen Jugendjahren soll sehr schwächlich gewesen sein; durch die Jagd ist er stark, gesund und frisch geworden. Philipp Hackert, der die Gnade hatte, von ihm eines Tages eingeladen zu werden und bei ihm auf seinem Posten war, hat ihn unter hundert Schüssen nur einen einzigen fehlen sehen. Doch war es nicht allein die Jagd, sondern das Bedürfniß, in der frischen Luft zu sein, was ihn gesund erhielt. Philipp Hackert hat oft Gelegenheit durch sein Zeichnen gegeben, daß die Jagden nicht gehalten wurden; denn ihn arbeiten zu sehen, amüsirte den König so sehr, daß er zufrieden war, wenn er nur Beschäftigung in der freien Luft hatte.

Was der König gelernt hat, weiß er vollkommen richtig und gut. Hackert ist oft mit ihm zur See nach Ischia und Capri gewesen. Des Nachts commandirte seine Corvette der Capitän, des Tages der König so gut als der beste See-Officier. Die Fischerei und Anlagen zur Fischerei verstand er vollkommen, sowie er es auch bewiesen hat auf dem See von Fusaro, der schon von Alters her durch einen Canal Zusammenhang mit der See hat und deßwegen Salzwasser ist, wohin der König Austern als Taranto zur See in Behältern kommen ließ, um sie da zu vermehren; welches auch in wenigen Jahren den glücklichsten Erfolg hatte. Die Fischerei war gemeiniglich auf dem See von Fusaro vor Weihnachten, wo alsdann der König viele tausend Pfund verkaufte. Die Austern wurden in den Monaten, worin sich ein r befindet, öffentlich, sowohl in Neapel als am See selbst, für einen billigen Preis verkauft; in den Monaten, wo kein r ist, als von Mai an bis in den September, durfte keine Auster angerührt werden, weil sie sich in den heißen Monaten vermehren. Der König ruderte wie der beste Matrose, und schalt sehr seine Seeleute, wenn es nicht richtig nach dem Tact der Kunst ging. Alles, was er weiß, macht er vortrefflich, richtig und gut. Will er belehrt sein, so ist er nicht eher zufrieden, als bis er die Sache gründlich begriffen hat. Er schreibt eine vortreffliche Hand und schreibt geschwind, verständig, kurz und mit Nachdruck. Hackert hat die Gesetze von S. Leucio gesehen und gelesen, bevor sie gedruckt wurden. Der König hatte sie einem seiner Freunde übergeben, der nachsehen mußte, ob auch Fehler gegen die Orthographie darin wären, wo denn hin und wieder nur einige Kleinigkeiten zu ändern waren. Sie wurden hernach abgeschrieben und gedruckt. Hätte man diesen Herrn zu Studien angehalten und ihn nicht zu viel Zeit täglich mit der Jagd verderben lassen, so wäre er einer der besten Regenten in Europa geworden.

Wohlleben.

Philipp Hackert war mit dem König in Persano auf den Jagden, um Studien zu zeichnen und zu malen für die Bilder, die der König bei ihm bestellt hatte. Es war im Januar, als ihm der König aufgegeben hatte, verschiedene Thiere, besonders wilde Schweine, Hirsche, Tannthiere und Rehe zu malen. Diese Studien konnten nicht in ein oder zwei Tagen gemacht werden. Die Kammertafel war um zwölf Uhr, also wollte Philipp Hackert nicht speisen, um seine Arbeit bis an den Abend fortzusetzen. Der König kam gemeiniglich zu Hackert, um zu sehen, was er gemacht hatte, ehe er eben in sein Appartement ging. Eines Tages war es schon Nacht, als der König zurückkam. Sobald er in seinem Zimmer war, ließ er sich kleine Würste von Schnepfen, mit Schweinefleisch vermischt, geben, weil ihn hungerte und ein Glas Burgunder; denn auf diesen Jagden speiste er Nichts zu Mittag, als etwas kalte Küche. Während als er die Salsicie aß, sagte er zu seinem Kammerdiener Boreli: „Gehet hinunter, rufet mir den Hackert; er soll kommen, sowie er ist, und mir zeigen, was er heute gemacht hat.“ Dieß geschah sogleich. Die Königinn befand sich bei dem König; er sah Alles mit Wohlgefallen an; endlich sagte er: „Ich finde, daß Ihr heute viel gearbeitet habt, worüber ich erstaune.“ — Philipp Hackert sagte: „Wenn ich nicht fleißig bin' und ein Scirocco kommt, so verdirbt alles Wild. Die armen Jäger, denen Ihro Majestät es geschenkt

Schien hell in meine Kammer
Die Sonne früh herauf,
Saß ich in allem Jammer
In meinem Bett' ſchon auf.

Hilf! rette mich von Schmach und Tod!
Ach neige,
Du Schmerzenreiche,
Dein Antlitz gnädig meiner Noth!

---

haben, würden sehr übel auf mich zu sprechen sein." — „Es freut mich, daß Ihr so charitabel denkt. Habt Ihr den Mittag gegessen?" — „Gefrühstückt", erwiderte Philipp Hackert. „Zu Mittag kann ich nicht eher speisen, als wenn meine Tagesarbeit vollendet ist, es sei nun welche Uhr und Zeit es wolle. Mit vollem Magen läßt sich nicht wohl studiren." — „Diese Würste sind außerordentlich gut gemacht. Ich hoffe, sie werden Euch so gut schmecken wie mir. Vorerst sagt, daß ich befohlen habe, Hackert von denselben Würsten zu geben und von demselben Burgunder, damit er sich nach so vieler Arbeit wohl erhole." Er befahl den andern Tag dem Küchenmeister, daß, wenn Hackert nicht zur gewöhnlichen Stunde zur Staatstafel kommen wollte oder könnte, er ihm um die Zeit, wenn er es verlangte, zu speisen gäbe. Man sah die Gutherzigkeit, womit der König Alles that und sagte.

Geschenke.

Der König ist außerordentlich gnädig und höflich. Philipp Hackert erinnert sich nicht, daß der König ihm je befohlen hatte: „Ihr müßt oder Ihr sollt Das thun"; sondern immer pflegte er mit Artigkeit zu sagen: „Hackert, Ihr werdet mir den Gefallen thun; Ihr werdet mir das Vergnügen machen, Dieß oder Jenes zu thun"; oder gar: „Ich bitte Euch, Das zu thun." Ist die Sache gemacht, so dankt er sehr höflich dafür und macht Wildpret von allerlei Art zum Geschenk, nachdem die Jagden sind, und nachdem er weiß, wie Einer mehr oder weniger Liebhaber davon ist und es auch mit Geschmack genießt.

Damit der König nun bei der Austheilung Niemanden vergesse, so hat er eine Note von allen Denen, die gemeiniglich Wildpret geschenkt bekommen. Nach der Jagd tritt ein Schreiber auf, der alles erlegte Wild genau aufzeichnet. Wenn Dieses geschehen, so reitet oder fährt der König nach Caserta. Ist das Wildpret nachgekommen, so zeigt man es dem Könige an. Die wilden Schweine werden gewogen und am Ohre des Thieres Viel angebunden, worauf das Gewicht gestempelt wird. Sodann wird wieder eine neue Note gemacht, und alles Dieses geschieht in des Königs Beisein. Nun folgt erst die Note der Austheilung. Zuvörderst steht die Königinn, die eine ziemliche Anzahl bekömmt, welche sie gleichfalls wieder vertheilt. Und auf diese Weise bekommt Jedermann richtig, was ihm der König zugetheilt hat. Ein Träger trägt das Schwein, ein Läufer begleitet ihn und bringt das Geschenke an seinen bestimmten Herrn im Namen des Königs. Hackert, als Kammermaler, und seine Classe bei Hofe, als die Kammer-Medici, Kammermeister der Musik, wie Paesiello, mit welchen diese Classe aufhört, bekamen bei großen Jagden jährlich ein wildes Schwein; Hackert hat öfters vier bis fünf bekommen. Bei kleinen und mittelmäßigen Jagden, auch wenn er mit dem Könige auf der Jagd gewesen war, bekam er alle Mal einen Jährling von etwa hundertzwanzig Pfund, welches die besten waren. Oefters schoß der König, wenn die Fasten früh anfingen, in der Fasanerie wilde Schweine, zwei oder drei, die da Schaden anrichteten. Da bekam der Ritter Hamilton das größte und Hackert das kleinste, weil sie als Protestanten Fleisch speisen konnten. Letzterer erhielt einst in der heiligen Woche ein Schwein, nebst einem Korb voll Becassinen, deren über hundert waren. Da die Jahrszeit schon warm war, so verschenkte er einen großen Theil in Neapel an seine protestantischen Freunde; viele wurden bei ihm verzehrt; und in der heiligen Woche kamen oft catholische Freunde, die wegen Unpäßlichkeit Erlaubniß hatten, Fleisch zu essen.

Wenn die große Fasanen-Jagd war, wo sechs- bis siebenhundert geschossen wurden, bekam ein Jeder von seiner Classe einen Fasanen; Philipp Hackert aber bekam zwei. Der König sagte: „Alles, was von Hackert's Bekannten nach Caserta kommt, gehet bei ihm zu speisen; er muß zwei haben." Außerdem bekam er rothe Rebhühner, Schnepfen, Enten und allerlei Jagd, welches natürlicher Weise vielen Neid erregte. Im Sommer, wenn der König im Belvedere sich aufhielt, war Hackert in seiner Wohnung in Caserta. Der König bekam oft aus Neapel einen großen Fisch, Pesce Spada (Schwertfisch). Dieser Fisch kommt mit dem Tonno aus dem Archipelagus in's mittelländische Meer, im Mai, hat seinen Zug und geht gegen Ende Augusts wieder zurück, wie der Tonno. Er ist außerordentlich delicat, etwas fett und man kann nicht viel davon essen; denn er ist schwer zu verdauen. Er ist sehr groß, lang und rund, oft sieben bis acht Fuß, auch noch länger, ohne sein Schwert, das vorn am Kopfe über dem Maul ist. Wenn der König einen solchen Fisch bekam, so theilte er ihn selbst ein. Hackert kam eines Tages von ungefähr dazu. Als er die Treppe in Belvedere hinaufgehen wollte, hörte er die Stimme des Königs in der Küche. Der König rief ihm, er sollte kommen und den großen, schönen Fisch sehen. Darauf wies der König dem Koch, wie viel er zu dem Kopf lassen sollte, und sagte: „Das ist für uns"; hernach ein großes Stück für die Königinn, welches sogleich des Abends in der Frische, mit Schnee bedeckt, spedirt wurde; hernach ein Stück für Monsignore Bischof von

Caſerta, für den Intendanten von Caſerta ein Stück; dann für Don Filippo Hackert und für den Architect Collelini. Jedes wurde auf eine ſilberne Schüſſel gelegt und einem Jeden zugeſtellt. Die Portion war ſo groß, daß Hackert oft noch zwei Freunde beſchenkte und doch auf drei Tage für ſich behielt. Dieſer Fiſch, ganz friſch, iſt nicht eßbar; er muß bis auf einen Punct, wie das Fleiſch, mortificirt ſein. Er wird gemeiniglich bloß auf dem Roſt in dünnen Stücken gebraten und mit verſchiedenen Saucen gegeſſen. Wenn er gebraten iſt, hält er ſich viele Tage und wird alsdann kalt mit Oel und Limonien genoſſen. Philipp Hackert bekam alle Wochen Geſchenke an Speiſen vom Könige, im Sommer hauptſächlich Fiſche, die der König aus Neapel zum Präſent erhalten hatte, und die das Beſte waren, was die See gibt. Er bekam oft eine große Schüſſel Kepien, die hinten am Kopf des Tonno ſind. Dieß iſt das zarteſte Fleiſch an jedem Fiſch; man kann kaum mehr als zwei eſſen. Sie werden mit der platten Gräte, die unter ihnen liegt, ohne alle andere Umſtände auf dem Roſt gebraten. Verſchiedene Fremde von Stande, die dieſe Speiſe nicht kannten, haben ſich oft bei Hackert eine Unverdauung gegeſſen, weil ſie zu viel davon aßen. Es iſt gewiß, daß es von den Fiſchen der größte Leckerbiſſen iſt, den man eſſen kann.

Aushülfe.

Eines Tages, da der König in Belvedere war, ſagte er zu Hackert: „Morgen früh um zehn Uhr werde ich auf dem Palaſt in Caſerta ſein. Kommt, wir wollen viele Arrangements wegen meines Schreib-Cabinets treffen.“ — Wenn der Hof nicht auf dem Palaſte wohnet, ſo ſtehen keine Wachen vor den Thüren im Palaſte, daß alſo ein Jeder gehen kann, weil die Zimmer verſchloſſen ſind; die Treppen u. ſ. w. bloß ſind mit Schildwachen beſetzt. Der Ritter Hamilton nebſt einer anſehnlichen vornehmen Geſellſchaft hatten Hackert erſucht, ihnen einen Mittag zu eſſen zu geben, weil ſie den Engliſchen Garten ſehen wollten. Dieſer hatte den Ritter gebeten, ihm, wenn ſie kommen wollten, den Tag zu beſtimmen, weil die Hitze ſehr groß in Caſerta des Sommers iſt, und man keine Proviſion von Fleiſch nur einen Tag halten kann; ſonſt würden ſie eine ſehr ſchlechte Tafel finden. Der Ritter hatte wirklich geſchrieben, aber Hackert keinen Brief erhalten. Gegen eilf Uhr kam die ganze Geſellſchaft von acht Perſonen in ſeiner Wohnung an und ließen ihm aufs Schloß ſagen: wenn er ihnen in den Engliſchen Garten nachkommen wollte, ſo ſollte es ihnen lieb ſein; wo nicht, ſo würden ſie um vier Uhr zur Tafel kommen. Der Koch war ſehr beſtürzt und ſchickte zu Hackert auf den Palaſt. Der König ſagte: „Den Filippo, da iſt Joſeph, Euer Kutſcher!“ (der König kannte genau alle ſeine Leute), „Gehet hin, er hat Euch gewiß was zu ſagen.“ — Der Kutſcher brachte die Nachricht, die Hackert miſfiel. Wie er zum König zurückkam, fragte Dieſer: „Was will der Joſeph von Euch haben?“ — Hackert mußte dem König Alles ſagen. Zugleich ſetzte er hinzu: „Ich habe dem Koch ſagen laſſen, er ſoll machen, was er kann und was zu haben iſt! Warum hat der Ritter nicht Nachricht vorher gegeben!“ Der König lachte herzlich und ſagte: „Hamilton wird ſehr unzufrieden ſein, wenn das Mittageſſen nicht gut iſt. Es ſchadet ihm aber Nichts; warum hat er nicht exiſtirt.“ Hackert ſagte: „Ew. Majeſtät wiſſen, daß in Caſerta Nichts anders als gutes Rindfleiſch iſt, gute Butter von Cardiello; das Uebrige kommt aus Neapel.“ Der König ſagte: „Mit Etwas wollen wir Euch helfen. Ich werde Euch einen großen Fiſch ſchicken; denn ich habe heute früh ein Geſchenk von Fiſchen bekommen. Sonſt kann ich Euch Nichts geben; denn Ihr wiſſet, daß alle Morgen meine Proviſion, was ich gebrauche, aus Neapel kommt.“ — Der Koch hatte indeſſen doch Etwas aufgetrieben, und bereitete ein ziemlich gutes Mittageſſen, wovon der Fiſch die Hauptſchüſſel war.

Kochkunſt.

Der König iſt immer gutherzig, gibt gerne und freut ſich, wenn Andere es mitgenießen. Einſt auf einer großen Faſanen-Jagd, wo er Hackert eingeladen hatte, die Jagd zu ſehen, ſo daß die Faſanen in Reih' und Gliedern da lagen, wovon der König allein hundert geſchoſſen hatte, ohne die Cavaliere und Jäger; während ſie nun gezählt wurden und der Jagdſchreiber ſie aufſchrieb, und wie viel ein Jeder geſchoſſen hatte: nahm der König einen alten Faſan-Hahn auf, unterſuchte ihn und ſagte: „Dieſer iſt recht fett.“ Er ſuchte einen zweiten und ſo den dritten. Darauf ſagte er zu ſeinem Läufer: „Der iſt für mich. Sagt in der Küche, morgen will ich ihn mit Reiß gekocht in Caſerta zu Mittag ſpeiſen.“ Den zweiten bekam der Ritter Hamilton und Hackert den dritten mit dem Beding, daß man den Faſan allein ſollte kochen bloß mit Salz, hernach Reiß dazu thun und dieſen mit Brühe und Faſan zuſammenkochen laſſen. Der Reiß zieht das Fett des Faſan's an ſich und bekommt einen vortrefflichen Geſchmack. Der König machte ein ſolch genaues Küchen-Recept, als wenn er ein Koch wäre. — „Ihr müßt ihn aber“, ſagte er, „morgen friſch kochen laſſen, ſonſt iſt er nicht mehr

so gut, und ich will wissen, wie es Euch geschmeckt hat." In der That war es eine gesunde und delicate Schüssel, woran man sich allein völlig satt essen konnte. Philipp Hackert ging des Abends, wie öfters, zum Billard des Königs, ihn spielen zu sehen, weil er es sehr gut spielte. Sowie der König ihn sah, fragte er gleich: „Wie hat der Fasan geschmeckt?" „Außerordentlich gut," erwiderte er. Der König sagte: „Meiner war auch sehr gut. Sehet Ihr, daß ich auch weiß, daß simple Speisen die besten und gesundesten sind." Der König hatte sehr gute Französische Köche; die Neapolitaner aber hatten es den Franzosen so abgelernt, daß sie eben so geschickt waren, wie diese. Hackert gestand oft, daß er nie einen Hof gesehen, wo Alles so gut und ordentlich bedient war, als der Neapolitanische.

In Caserta hatte Philipp Hackert keine Tafel vom Hof, noch in Portici; aber auf allen kleinen Landreisen, Jagden, wozu er vom König gebeten war, hatte er Tafel Mittags und Abends und zum Frühstück, was er aus der Conditorei verlangte. Dieß nennt man am Hof die Staatstafel, wozu der erste Kammermaler das Recht hat, so auch der Capitän von der Wache und andere Herren, die an des Königs Tafel nicht speisen können, als der Controleur, der auf dem Lande der ganzen Wirthschaft versteht, der Fourier, der die Quartiere besorgt u. s. w. Diese Tafel wird in einem Zimmer neben dem, wo der König speist, in demselben Augenblick bedient, wenn man dem König servirt. Sowie der König abgespeist hat, ist die Staatstafel aufgehoben, welche, bis auf einige extraordinäre, rare Sachen, eben so gut bedient ist, wie die königliche. Der König und auch die Königinn, die Beide sehr gutherzig sind, freuen sich, wenn Andere, die sie schätzen, mitgenießen. Wenn also mit solchen seltenen Sachen ihre Tafel bedient war, so schickte die Königinn öfters an die Frau von Böhmen eine Schüssel, der König an Hackert und sagte: „Er verdient es und versteht es." Die Königinn, wenn sie ohne große Suite war, schickte gleichfalls an Hackert verschiedene Sachen von ihrer Tafel, sogar Sauerkraut und sagte: „Bringt es dem Hackert; Der versteht es. Es ist auf Deutsche Art mit einem Fasan zubereitet. Die Italiener essen es aus Höflichkeit, aber nicht mit Geschmack." Es versteht sich, daß so viel da war, daß Alle genug hatten und noch übrig blieb.

Mäßigkeit.

Der König liebte die gute Tafel, ob er gleich kein großer Esser war, nur wenn er um drei Uhr oder später, nach der Jagd, speiste, aß er Etwas mehr, beklagte sich aber des Abends, daß er zu viel gegessen hätte. Trinker war er gar nicht. Hackert hat ihn ein einziges Mal ein wenig lustig in Belvedere gesehen, wo er von seinen eigenen Weinen gab, die er da verfertigt hatte. Sonst trank er sehr mäßig. Wenn er um zwölf Uhr zu Mittag gespeist hatte, aß er sehr wenig zu Nacht, etwas Salat und Fische, aber zarte Fische, als Trüffen, Zungen und dergleichen. Hatte er später gegessen, so genoß er bloß ein Spitzglas Wein mit ein wenig Brod. Bei der Tafel war er sehr munter und machte sehr gut die Honneurs derselben, bediente Alle gern und ohne Förmlichkeit, sowohl auf dem Lande als unter seiner Familie, die zusammen speiste. Philipp Hackert war oft dabei zugegen; denn wenn der König mit ihm von seinen Sachen gesprochen hatte und manchmal hinzusetzte: „Ich werde bei der Tafel Euch das Uebrige sagen," so trat er alsdann an den Stuhl des Königs und Dieser sprach mit ihm. Es war eine Freude, anzusehen, wie er unter seinen Kindern als ein guter Hausvater saß.

Zufällige Einkünfte.

In Caserta kam ein Pächter, welcher Jesuiten-Güter für zwölftausend Ducati in Pacht hatte, erwartete den König an der Thüre bei den Gardes du Corps und sagte: „Ew. Majestät, ich bin der Pächter. Der Hagel hat dieses Jahr alle Frucht zu Schanden geschlagen, so daß es eine Unmöglichkeit ist, die völlige Pacht zu zahlen. Die Giunta der Jesuiten-Güter will Nichts nachlassen; also bitte ich Ew. Majestät, mir die Gnade zu erzeigen, sonst bin ich völlig zu Grunde gerichtet. Ich habe hier sechstausend Ducati; die will ich geben. Das Mehrste davon ist erspart von verschiedenen Jahren her; denn in diesem ziehe ich aus dem Gute nicht zweitausend Ducati." Der König sah dem Mann sehr genau in's Gesicht; es schien ein guter, ehrlicher Mann zu sein. Der König frug ihn: „Habt Ihr die sechstausend Ducaten bei Euch?" Er antwortete: „Ja!" — „Kommt herein!" In der Anti-Chambre nahm der König das Geld und sagte: „Das ist das erste Geld, was ich in vielen Jahren Einkünfte von den Jesuiten-Gütern sehe. Ich werde Euch ein Billet geben, daß Ihr uns die Pacht bezahlt habt." — In Neapel kann keine giltige Bezahlung geschehen als durch die Bankzettel, welche man Polizza di Banco nennt, wo man dieß hinten drauf schreibt, daß man dem N. N. für Das die Summe bezahlt habe.

Sonderbare Audienz.

Einen Abend kam ein Sicilianischer Priester zum König zur öffentlichen Audienz. Nach Spa-

niſchem Herkommen muß er ſich bei dem Thürſteher melden und ſagen, was ſein Verlangen in der Audienz iſt. Dieſes wird aufgeſchrieben und dem König vorgelegt. Die der König nicht haben will, werden ausgeſtrichen. Der König ſteht vor einem Tiſche und erwidert kein Wort. Vor der Thüre ſtehen zwei Gardes du Corps, in dem Zimmer ebenfalls zwei. So wird Einer nach dem Andern vor den König geführt, und Jeder küßt zuerſt mit Kniebeugen demſelben die Hand. Nun hatte der König vom Kaiſer Leopold einen Hund geſchenkt bekommen, den ſie in der Feſtung Belgrad bei dem commandirenden Baſſa gefunden hatten. Der Hund war ſehr groß und ſchön, zahm wie ein Lamm, und daher beſtändig in den Zimmern des Königs. Er wurde gut gehalten, wie aber Hunde ſind, die nie ſatt genug haben, wenn ſie Speiſen riechen. Der Prieſter ſprach zum König, eines Proceſſes halber, den er rechtmäßig ſeit vielen Jahren führte, und der nie zu Ende kam. Während derſelbe ſprach, war der Hund immer mit der Naſe an ſeiner Taſche und ließ ihm keine Ruhe zum Sprechen. Der König ſagte zum Prieſter: „Ihr müßt Fleiſch oder Braten in der Taſche haben. Wenn Ihr's dem Hunde nicht gebt, ſo läßt er Euch keine Ruhe zum Sprechen.“ Der arme Prieſter ſagte zum König: „Ich habe eine gebratene Salſicia in der Taſche; Das iſt mein Abendeſſen. Zu Fuß bin ich zwei Poſten von Neapel gekommen, zu Fuß gehe ich die Nacht zurück nach Neapel; denn ich habe kein Geld, hier Nachtlager zu bezahlen.“ — Der König ſagte ihm: „Gebt's dem Hund.“ Nachdem er dem Könige Alles geſagt und ſeine Bittſchrift überreicht hatte, befahl ihm Dieſer, im Vorzimmer zu warten, bis die Audienz zu Ende wäre. Da ſie zu Ende war, ließ ihm der König durch ſeinen Kammerdiener eine Rolle von hundert Unzen in Gold geben und ihm ſagen: Dieſes wäre, damit er zu leben hätte; ſein Proceß ſollte bald geendigt ſein. Wirklich hatte der König ſolche ſtrenge Befehle an die Gerichte ertheilen laſſen, daß der Prieſter in wenigen Monaten ſeinen Proceß gewann. Als er zum König kam und ſich für die Gnade bedankte, ſo war der Hund wieder da. Der König ſagte: „Jetzt werdet Ihr wohl nicht mehr eine Salſicia in der Taſche haben für den Baſſa.“ So hieß der Hund. „Nein,“ ſagte der Prieſter; „ich bin auch nicht zu Fuß gekommen. Durch den gewonnenen Proceß und durch die Gnade Ihro Majeſtät habe ich ein anſehnliches Vermögen für mich und meine Neffen rechtmäßig erhalten.“

Hof-Intrigue und Faſanen-Eier.

Im Jahre 1787 wurde eine gewiſſe Intrigue zwiſchen dem Spaniſchen Hofe und der Prinzeſſinn Jaci, der Secretarie des Miniſters Marcheſe Sambuca und vielen Andern, die darein verwickelt waren, entdeckt. Der Speditore, der als Küchenwagen täglich von Caſerta um elf Uhr nach Neapel fuhr und im Sommer um acht Uhr von da wieder zurückging, war unſchuldiger Weiſe der Träger dieſer Briefe. Viele bei Hofe bedienten ſich dieſer Gelegenheit, um nicht ihre Briefe durch den gewöhnlichen königlichen Courier zu ſchicken, der täglich nach Neapel des Abends um neun Uhr abging und des Morgens um elf Uhr zurück nach Caſerta kam. Da man entdeckt hatte, daß der Speditore alle Mal, wenn die Briefe aus Spanien angekommen waren, eine kleine Schatulle mit ſich führte, wozu die Verbündeten in Caſerta den Schlüſſel hatten und die Prinzeſſinn Jaci, als Oberhaupt, deßgleichen, ſo wurde einen Abend der unſchuldige Speditore, als er Capo de Chino vorbeigefahren war, bei einer Taverne, wo er gemeiniglich ſeine Pferde ruhen ließ und ein Glas Wein trank, mit großer Solennität durch einen Dragoner-Obriſt-Lieutenant und zwanzig Mann arretirt. Der Obriſt-Lieutenant bemächtigte ſich ſogleich der Schatulle und aller Briefe, die der Speditore bei ſich hatte, fuhr ſchnell nach Caſerta und brachte Alles zum König. Der Speditore wurde durch einen Dragoner-Officier nach Caſerta geführt. Sobald die Briefe angelangt waren, ſetzte ſich der König mit der Königinn und dem Miniſter Acton, um ſie zu leſen. Nachdem die intereſſanteſten Briefe geleſen waren, las man auch die gemeinen, von Kammeriſtinnen, ihren Dienerinnen und andern Leuten bei Hofe, die, weil Liebes-Intrignen und dergleichen Sachen darin ſtanden, nicht gern die Briefe mit dem königlichen Courier gehen ließen. Endlich fiel dem König ein Brief in die Hand, der an die Deutſche Köchinn der Königinn geſchrieben war, bei der ihre Freundinn in Neapel anfragte, ob die Faſanen-Eier müßten länger gebrütet werden, als die Hühnereier. Die Glucke hätte ſchon zwanzig Tage auf den Eiern geſeſſen und noch wäre keins ausgekommen: ſie wolle alſo genaue Nachricht darüber haben. Der König ward ſehr aufgebracht über die Köchinn und ſagte: „Was! Man ſtiehlt mir auf ſolche Weiſe die Eier?“ Die Königinn, die viele Geiſtesgegenwart hat, ſagte, um die Köchinn zu retten, ſie hätte ihr befohlen, die Eier zu nehmen und ſie nach Neapel zu ſchicken. Sie wollte die jungen Faſanen in den Vogelhäuſern im Francaville'ſchen Garten zum Vergnügen der Kinder aufziehen laſſen. Der König war hitzig und ſagte: „Du miſcheſt Dich auch in meine Jagden? Das will ich nicht!“ Damit ſtand er auf und ſagte: „Ich will keinen Brief

mehr hier lesen, um nicht neuen Verdruß noch heute Abend zu erleben; leset die übrigen;" und ging zum Billard. Die Passion zur Jagd ging so weit, daß des Morgens die Köchinn mit dem König in's Boschetto gehen mußte, um zu zeigen, wo sie die Eier genommen hätte; die denn auf ihr rothwälsches Italienisch dem König noch dazu viel Unschickliches sagte, daß er so viel Aufsehen von zwanzig Fasanen-Eiern mache. Nachdem diese Haupt-Affaire vorbei war, so ging der König in den Rath, wo alsdann die Strafen der Verbrecher decretirt wurden. Don Dominico Spinelli, der die Gesandten einführte und sich an die dreitausend Ducaten jährlich stand, wurde nach Messina auf die Festung geschickt. Marchese Sambucca ward abgesetzt, behielt seinen ganzen Gehalt und zog sich nach Palermo zurück. Viele Andere kamen zeitlebens auf die Festungen und Geringere verloren ihren Posten, so daß sie in Neapel als Bettler leben mußten.

Vertrauen.

Philipp Hackert stand bei dem König in sehr großem Credit, weil er offen und freimüthig seine Meinung sagte, wenn er gefragt wurde, und übrigens sich nie in Hof-Intriguen einmischte. Wenn der König Etwas verlangte, so machte er keine Schwierigkeiten, sondern sagte sogleich: „Ew. Majestät, es ist gut; Dieses kann gemacht werden." So glaubte der König fest, daß er selbst die Sache erdacht habe. Dieß gefiel dem König. Oefters kam Hackert einige Tage darauf und sagte: „Wenn Ew. Majestät es erlauben, so habe ich gedacht, noch Dieses hinzuzufügen." Es gefiel dem König und er sagte: „Machet, wie Ihr's gut findet." Dieß geschah. Wenn die Sache fertig war, so hatte der König einen außerordentlichen Gefallen und sagte: „Das ist meine Idee gewesen; Hackert hat Alles approbirt und, wie Ihr sehet, sehr gut ausgeführt." Die erste Idee des Königs blieb immer; es wurde aber oft so viel hinzugesetzt, daß man sie suchen mußte. Der König sagte oft: „Wenn ich Etwas befehle, das gemacht werden soll, so habt Ihr immer tausend Schwierigkeiten, die mir unangenehm sind. Der Einzige, den ich habe, ist Hackert; er hat nie Schwierigkeiten, und sehet, wie Alles so gut und solide gemacht ist, und noch dazu sehr geschwind. Ehe Ihr mit der Sache fertig werdet, ist mir schon alle Lust vergangen."

Die Giunta.

Eines Nachmittags kam Hackert nach Belvedere di S. Leucio. Indem er durch den Corridor ging, hörte er den König sehr laut sprechen und schelten. Es war mit dem Fiscal von Caserta, der halb taub war und gemeiniglich mit unangenehmen Sachen kam. Nachdem der König ihm viel Hartes gesagt hatte über sein und der ganzen Giunta Betragen, fuhr er fort: „Sehet, ich habe hier an die hunderttausend Ducati verbaut. Alles ist so gut gerathen, daß ich täglich Vergnügen habe, es zu sehen und lieber hier wohne als irgend anderswo. Wenn ich während dieser Arbeit nur ein Mal wäre beunruhigt worden. Alles ist fürs seinen ordentlichen Gang gegangen und ist gut gerathen. Ich habe Keinen gebraucht als Conicini, den Architect, und Hackert. Alle Rechnungen sind bezahlt; ein Jeder ist zufrieden. Nie habe ich einen Recurs gehabt; Alles ist in Ruhe und Zufriedenheit von allen Seiten zugegangen. Mit Eurer verdammten Giunta bin ich täglich inquietirt. Niemand ist zufrieden; beständig habe ich Recurs von Arbeitern; das Geld wird ausgegeben und Wenig oder Nichts wird gemacht. Also muß ich glauben, daß Ihr alle Betrüger seid." Damit wurde der Fiscal abgefertigt. Philipp Hackert wartete ein wenig, bis dem König die Hitze vorübergienge, ehe er sich sehen ließ. Der König ist sehr sanguinisch; es vergeht ihm bald. Wie Philipp Hackert kam, war der König wie gewöhnlich freundlich, konnte aber doch nicht lassen, zu sagen: „Ich bin immer mit Verdruß von der Giunta in Caserta geplagt. Ihr werdet wohl die Scene gehört haben, die ich mit dem Fiscal hatte; weil er taub ist, so muß ich schreien. Wenn ich allein mache, so geht Alles gut; wenn aber die verdammten Giunten dazwischen kommen, so wird Alles verdorben. Wollte Gott, ich könnte Alles allein machen!" — Dieß ist wahr. Wenn der König allein dirigirt, so geht es gut; denn er kennt seine Leute und wählet einen Jeden, wozu er fähig ist, und läßt es wenigen Personen in Händen, denen er auch alle Autorität gibt.

Factotum.

Der König war so gewohnt, Philipp Hackert bei sich zu haben, daß beinahe kein Tag verbeizing, wo er ihn nicht brauchte. Es waren verschiedene Sachen; wenn sie die Personen, die er um sich hatte, nicht machen konnten, sagte er gleich: „Bringt es zum Hackert." Wenn Etwas zu Schanden gerichtet war, so wurde er gleich gerufen und gefragt, ob die Sache nicht könnte hergestellt und reparirt werden. Es geschah gewöhnlich. Oefters sagte Philipp Hackert: „Ew. Majestät haben die Gnade und schicken mir die Sache in mein Quartier, so werden Sie bedient sein. Dieß geschah. Oefters hatte der König die Sache schon in einigen Stunden fertig wieder zurück, welches ihm sehr gefiel. Zum Beispiel: Der König hatte

ſich zwei Argandiſche Lampen von vergoldeter Bronze aus Paris kommen laſſen. Weil ſie an Hackert adreſſirt waren, ſo zeigte Dieſer dem Aufſeher darüber, ſie alle Abend anzuzünden, wie er den Docht einmachen ſollte, auf welche Weiſe er ſie täglich putzen müßte u. ſ. w. Die Dochte dauerten den ganzen Winter; den Sommer durch blieben die Lampen in Caſerta, ohne vorher rein gemacht zu werden. Da der König im October wieder nach Caſerta kam, ſo war der Docht zu Ende. Des Morgens machte der König ſelbſt den Docht ein; die Lampen wollten nicht brennen. Der König beſchmutzte ſich ſo ſehr mit dem ſtinkenden Oele, wie auch ſein Kammerherr, daß er endlich ſagte: „Bringt ſie zum Hackert, Der wird gleich wiſſen, woran es fehlt.“ Der Fehler war, daß ſie unrein und voller Grünſpan waren, weil das Oel die Bronze anfrißt. Er ließ ſie mit kochendem Waſſer rein machen, und zeigte dem Manne zum zweiten Mal die Methode, ſie anzuzünden und rein zu halten. So brannten ſeine Lampen wieder, ſo gut wie vorher. Bei der Königinn war es Deßgleichen: es wurde zu Hackert geſchickt, wenn [illegible] in Dieſes oder Jenes fragen oder haben wollte.

Farneſiſche Verlaſſenſchaft.

Philipp Hackert war öfters in Streit mit dem König wegen des eigenen königlichen Intereſſes. Dieſer Herr hatte das Princip, Alles durchzuſetzen und ſich nie ein Dementi zu geben; und ſo zog ſich die Sache öfters in die Länge. Am Ende von allen Verhandlungen und Berathungen kam der König immer auf ſeinen Punct, auf ſeine Meinung zurück und behielt immer recht, wie es natürlich iſt, wenn ein König ſtreitet. Die erſte Differenz, welche Philipp Hackert mit dem König hatte, war von Rom aus im Jahr 1787, als er mit dem Ritter Venuti hingeſchickt war, die Farneſiſchen Statuen nach Neapel zu bringen. Jemand hatte dem König eingeredet, daß viele mittelmäßige darunter ſeien; dieſe könnte man in Rom verkaufen und das Geld zur Reſtauration der guten anwenden. Der Ritter Venuti hatte dem Bildhauer Carlo Albacini, der der beſte Reſtaurateur der Statuen war, verſchiedene vorher zu reſtauriren gegeben, mit wörtlicher Beachtung des Königs. Da aber Venuti und Philipp Hackert förmlich mit Cabinets-Ordre durch den Miniſter die Commiſſion bekamen, ſo nahm die Sache ihren ordentlichen Gang durch die Staats-Canzlei Caſa Reale. Als ſie Beide in Rom waren, hatte Albacini die Flora Farneſe, eine Venus und viele Andere mehr reſtaurirt. Dieſe wurden durch einen andern Bildhauer, Spoſini, durch Jenkins, der ein Händler war und Vieles hatte reſtauriren laſſen, in Beiſein des Raths Reifenſtein und der Angelica Kaufmann geſchätzt, damit Alles unparteiiſch zugehe. Die Rechnung der Reſtauration belief ſich auf tauſendzweihundert Scudi Romani. Venuti und Philipp Hackert verlangten das Geld für den Albacini durch den gewöhnlichen Gang der Secretarie di Caſa Reale. Da es dem Könige im Rath vorgelegt wurde, ſo antwortete er: „Venuti und Hackert können die ſchlechten Statuen verkaufen und mit dem Gelde die Reſtauration des Albacini bezahlen.“ Der Befehl kam durch den Miniſter, wie gewöhnlich, an Beide. Venuti war gleich bereit, ihn auszuführen, Hackert ganz und gar nicht; ſondern er ſtellte Demſelben vor, welche Eiferſucht und Neid es erregen müſſe, daß zwei Fremde, ein Toscaner und ein Preuße, die wichtige Commiſſion hätten, und daß es in der Folge Verleumdungen und große Uebel für Beide nach ſich ziehen könnte. Es wurde hin und her über die Sache weitläufig geſchrieben. Zum dritten Mal ſchrieb Hackert: daß Se. Majeſtät Herr wären, ſo viel Statuen zu verkaufen, als Ihnen beliebte, daß er aber keinen Finger groß Marmor von des Königs Eigenthum in ſeinem Leben verkaufen würde. Wenn alſo Ihre Majeſtät verkaufen wollten, ſo möchten Sie die Statuen nach Neapel kommen und ſie dort unter Ihren Augen verkaufen laſſen. Als der Marcheſe Carraccioli, der Miniſter von Caſa Reale war, Dieſes dem Könige im Rath vorlegte, ſo antwortete er: „Schicket gleich die zwölfhundert Scudi nach Rom, daß Albacini bezahlt werde; denn mit Hackert richten wir Nichts aus. Was er ein Mal geſagt hat, dabei bleibt er: er iſt ein Preuße; und ich ſehe jetzt vollkommen ein, daß er recht hat.“ — Als Philipp Hackert nach Neapel zurückkam, wollte der Miniſter Carraccioli eine Erklärung darüber haben; denn er war ganz neu in ſein Amt, von Sicilien, wo er Vice-König war, zurückgekommen. Hackert, der ſeit vielen Jahren ein Freund von ihm war, erläuterte ihm ſogleich die Sache. Er verwunderte ſich, wie man hätte auf ihr beſtehen können, da ſie ſo ungereimt war. Wenige Monate darauf kam Venuti in einen Proceß mit dem König, wegen der Statue des Caligula, die bei Minturnä am Garigliano gefunden war, welcher ihn viel Geld koſtete, den er aber zuletzt gewann. Da gingen ihm die Augen auf und er ſah ein, in welcher Gefahr ſie Beide geweſen wären, wenn ſie von des Königs Statuen verkauft hätten. Es war kein Catalog noch Verzeichniß von keiner Statue; täglich wurden in den Orti Farneſiani, in der Villa Madama, unter Schutt und Steinen, gute Sachen gefunden. Wenn Beide nicht ehrlich handelten, ſo konnten ſie ſich bei dem Verkauf viele tauſend

Stadt machen. Es waren über neunhundert Statuen und Büſten, nebſt Fragmenten vom Torſo u. ſ. w.

Gemälde-Reſtauration.

Philipp Hackert kam einige Monate darauf in einen neuen Streit mit dem König. Als Hackert den Andres als den berühmteſten und beſten Gemälde-Reſtaurateur nach Neapel hatte kommen laſſen, auf Befehl des Königs, ſo ſchlug er dem Könige vor, Dieſen in ſeinem großen Studium zu Caſerta, unter den Augen Sr. Majeſtät, die erſten Proben ſeiner Kunſt ablegen zu laſſen; wozu er folgende Gemälde von der Gallerie in Capo di Monte anrieth: 1) die Danae von Tizian; 2) die Pieta von Annibal Caracci; 3) eine heilige Familie von Schidone; 4) die Madonna bei Gatto von Giulio Romano, welches unter dem Namen eines Raphael's bekannt iſt. Alles genehmigte der König und fügte noch hinzu die Abnehmung Chriſti von Ribera, Spagnoletto genannt, bei den Carthäuſern zu S. Martino in Neapel, welches von einem Neapolitaniſchen Schmierer ganz übermalt war und Anlaß gab, daß Andres berufen wurde. Der König ſagte: „Ich will ſelbſt ſehen, wie Andres das Uebermalte abnimmt.“ Alles geſchah. Der König ſah in Caſerta die Gemälde, in welchem Zuſtande ſie waren und kam wenigſtens ein Mal die Woche zu Philipp Hackert und Andres. Die Operation ward ſehr zur Zufriedenheit des Königs und aller wahren Kunſtkenner gemacht. Als die Gemälde fertig waren, ließ ſie der König in Neapel in ſeinem Vorzimmer zur Schau ausſtellen und freute ſich der Acquiſition, die er an Andres gemacht hatte. Dieſer bekam jährlich ſechshundert Ducati Gehalt, als Inſpector der Gallerie von Capo di Monte, und ſechshundert Ducati jährlich für die Reſtauration, bis alle Gemälde fertig ſein würden, doch mit dem Beding, zwei Schüler zu halten, Neapolitaner, und ihnen die Kunſt zu lehren, denen der König einem Jeden zwölf Ducati monatlich zu ihrem Unterhalte ausſetzte.

Carthauſe.

Nachdem die Gemälde in Neapel genug geſehen waren, ſo befahl der König, ſie wieder nach Capo di Monte zu bringen. Ob er gleich den Carthäuſern von S. Martino ſchriftlich verſprochen hatte, ihnen ihr Gemälde von Ribera, welches das Altar-Blatt war in der Capelle des Schatzes und der heiligen Reliquien, wieder zu geben, ſo ſchickte doch der Majordomo maggiore, Oberkammerherr, Prinz Belmonte Pignatelli, das Gemälde mit auf Capo di Monte und ſagte zum König: es wäre beſſer in der Gallerie als bei den Kirchergeiſtlichen. Da Philipp Hackert zur Reſtauration Gelegenheit gegeben hatte, ſo war es natürlich, daß der Pater Prior von der Carthauſe ſich ſogleich an ihn wendete. Derſelbe war ſehr verlegen, daß die Carthauſe unter ſeiner Verwaltung ein Altar-Blatt aus der ſchönſten und reichſten Capelle verlieren ſollte. Philipp Hackert beruhigte ihn ſo viel wie möglich, ſagte ihm: er möchte ein kurzes Memorial an den König aufſetzen und zu keinem Menſchen davon ſprechen, ſo, als wenn Nichts geſchehen wäre; ja er möchte ſogar nicht einmal zu ihm kommen, damit man Nichts merkte, und verſprach ihm, daß die Carthauſe das Gemälde wieder haben ſollte: nur Zeit und Geduld bedürfte es: denn die Sache war etwas ſchwer. Philipp Hackert klopfte gelegentlich bei dem König an und ſprach von dem Gemälde. Der König war gegen die Carthäuſer aufgebracht; Hackert ſah alſo, daß es nicht Zeit war, davon weiter zu ſprechen. Er erhielt darauf vom König einen beſondern Auftrag, nach Capo di Monte zu gehen und kam des Abends wieder nach Caſerta zurück. Er fand den König ſehr aufgeräumt, weil er eine große und gute Jagd gemacht hatte. Der Bericht, den er ihm über ſeine Commiſſion erſtattete, war angenehm. Hackert ſagte: „Ich habe zum erſten Male das Gemälde der Carthäuſer von Ribera heute in Capo di Monte geſehen.“ Der König ſagte: „Nicht wahr, es iſt ſchön?“ Hackert erwiderte ſogleich: „Um Vergebung! Ew. Majeſtät, es macht einen ſchlechten Effect, ſo daß, wenn ich nicht verſichert wäre, daß es das wahre Bild iſt, ich es nicht geglaubt hätte. Erlauben Ew. Majeſtät, das iſt kein Gemälde für eine Gallerie. Erſtlich hat es Ribera für den Platz des Altars und die Capelle gemalt; er hat die Verkürzung des Leichnams Chriſti in den Punct der Perſpective geſetzt, daß es richtig für den Platz berechnet iſt. Hängt das Bild nicht auf ſeinem wahren Punct, ſo wird es nie einen guten Effect machen. Ferner iſt es kein Sujet für eine Gallerie, ſondern für eine Capelle, wo ein Jeder ſeine Andacht verrichtet. Ueberhaupt ſcheint es unbillig, daß die Carthäuſer ein Hauptbild aus ihrer Kirche verlieren, da die Carthauſe, ſo zu ſagen, eine eigene Gallerie von auserleſenen Gemälden ausmacht, nicht allein die Kirche, ſondern auch das große Appartement des Priors, welches voll herrlicher Sachen iſt, wie es Ew. Majeſtät geſehen haben.“ Der König antwortete ſogleich: „Ihr habt mich völlig überredet. Euere Gründe ſind richtig; Ihr habt vollkommen recht. Man hätte mich hier leicht einen übeln Schritt thun laſſen.“ Als Hackert dem König das Memorial geben wollte, ſagte er: „Gebt es dem Miniſter Marcheſe Carracciolli, daß er es im nächſten Rath

vertragt; die Sache iſt gemacht.“ Im nächſten Rath wurde der Befehl an Herrn Andreä gegeben, den Carthäuſern ihr Gemälde wieder zuzuſtellen. Der König erließ den Mönchen die Reſtaurations-Koſten, welche vierhundert Ducati betrugen. Der Prior, aus Freude, ſein Altar-Blatt wieder zu haben, verehrte den Cuſtoden von Capo di Monte zehn Unzen in Golde. Das Gemälde wurde erſt an ſeinen Platz mit großer Solennität geſtellt, als Hackert im Carneval nach Neapel kam. Die Patres gaben ein prächtiges Mittagsmahl, wozu die berühmteſten Künſtler, Andreä und Ignazius Andreä, ſein Sohn, Marcheſe Vivenzio, viele andere Cavaliere und Liebhaber der Kunſt eingeladen waren, dazu der Pater Prior nebſt drei Procuratoren des Ordens, ſo daß es eine Tafel von vierzig Perſonen gab, die ſehr munter und luſtig war. Nach der Tafel wurde das Bild mit vielen Ceremonien an ſeinen gehörigen Platz geſtellt unter vielen Viva il Re. Die Freude der Geiſtlichen war ſo groß, daß ſie Hackert ein Geſchenk zu machen gedachten und ihn deßhalb durch ihren Advocaten Don Giovanni Riccardi ſondiren ließen. Philipp Hackert, als ein Fremder, im Dienſte des Königs, hatte es ſich zum Geſetz gemacht, von keinem Menſchen, er ſei, wer er wolle, in Königs Dienſt nicht eine Feige anzunehmen, welches in Italien eine ſehr geringe Sache iſt. Der Pater Prior kam ſelbſt zu ihm und bat ihn, doch Etwas anzunehmen. Er war aber unbeweglich und ſagte: „So oft ich die Carthauſe und Sie, Pater Prior, beſuche, ſo geben Sie mir eine Pagnotte, wie Sie den Armen mittheilen.“ (Die Carthäuſer haben das beſte, feinſte und wohlgebackenes Brod.) Dieſes geſchah, ſo oft er ſie beſuchte: denn ſie hatten ſchöne Gemälde und die ſchönſte Ausſicht vom Meerbuſen von Neapel. Die Geiſtlichen ſind bis an's Ende ſehr erkenntlich geweſen. Wo ſie Hackert ſahen, wußten ſie nicht, was ſie aus Dankbarkeit Alles für ihn thun ſollten, beſonders auf dem Lande, wo ſie ihre Granaji hatten, wo gewöhnlich ein Prieſter und ein Laie wohnt. Der Prinz Belmonte Pignatelli wollte ſich an den Geiſtlichen rächen. Er wohnte in einem Palaſt in Neapel, der ihnen gehörte, und hatte in ſechs Jahren keine Hausmiethe bezahlt. Sie verklagten ihn bei Gericht; der Prinz mußte bezahlen; es waren einige tauſend Ducati.

Philipp Hackert hatte, ſo zu ſagen, ein Gelübde gethan, nie mehr Faſtenſpeiſe bei den Carthäuſern zu eſſen. Sie bereiten ihre Fiſche ſo wohl, daß, dem Geſchmack nach, man glauben ſollte, es wäre Fleiſch; beſonders in Neapel, wo ein Ueberfluß von rareu und köſtlichen Fiſchen iſt. Allein dieſe Speiſen, ſo lecker ſie ſind, werden für Einen, der daran nicht gewöhnt iſt, höchſt unverdaulich.

Malerbeſchwerden.

Einen Nachmittag kam der Miniatur-Maler Nam nebſt andern ſieben Neapolitaniſchen Malern zu Hackert nach Caſerta, um ſich Rath zu holen. Sie wollten Alle zum König gehen mit einer Bittſchrift, daß ſie in der Gallerie von Capo di Monte fortfahren dürften zu copiren, welches mit einem Mal verboten war. Die Urſache des Verbotes war dieſe: man hatte den unſinnigen Plan gemacht, die ganze Gallerie ſtechen zu laſſen. Deßwegen ließ man den bekannten Porporati aus Turin kommen, der ſchon alt und halb blind war, wie er es auch leider wenige Jahre darauf ganz wurde. Hackert wußte Nichts von der Sache, weil er ſich nie mit den Leuten abgab. Alſo hatte der Zeichner vorgewendet, daß wenn der König fernerhin Allen die Erlaubniß zum Copiren gäbe, ſo könnte man anderswo die Bilder ſtechen. Der eigentliche Grund aber war, daß der Zeichner ganz allein das Vorrecht haben wollte. Philipp Hackert hielt die acht Maler zurück, beredete ſie, daß Nam allein, den der König kannte, demſelben an der Treppe eben das Memorial geben möchte, mit ihm ſprechen und ſich auf Hackert berufen ſollte, der es Sr. Majeſtät deutlicher erklären würde, daß die Sache unbillig wäre. Weil ſchon die Revolution in Frankreich angefangen hatte, ſo wollte Hackert nicht, daß ſie Alle gingen. Nam ſprach den König; Dieſer hörte ihn geduldig an und gab zur Antwort, daß die Sache, wenn ſie nicht billig wäre, ſollte abgeändert werden. Einige Tage darauf ging Philipp Hackert des Morgens um ſieben Uhr zum König. Nachdem er ihm von andern Sachen geſprochen hatte, brachte er die Rede auf Nam und ſtellte Sr. Majeſtät die Sache deutlich vor. Der König war hartnäckig und beſtand darauf. Endlich ſagte er zu ihm: „Ew. Majeſtät, es ſind acht Maler geſtern bei mir geweſen, die daſſelbe Anliegen haben. Sie ſind von mir abgehalten, um Ew. Majeſtät in dieſen Zeiten nicht zu erſchrecken.“ (Der König ſagte ſogleich: „Ich danke für Euere Vorſicht.“) „Es ſind noch über dreißig Maler in Neapel, die Weib und Kinder haben und ganz allein ſich von Copien ernähren. Dieſe Menſchen ſind in Verzweiflung, drohen dem Secretär und dem Zeichner den Tod. Ew. Majeſtät ſind übel von der Beſchaffenheit der ganzen Sache berichtet. Erſtlich, daß die ganze Gallerie geſtochen werde, dazu gehören ſo viele Jahre, und wenn Ew. Majeſtät auch noch zehn Kupferſtecher kommen laſſen. Porporati hat an einer Platte über zwei Jahre gearbeitet;

Wilhelm Meyer ist noch weit zurück mit der seinigen. Welcher Particulier kann solche Werke unternehmen, wozu so viele Tausende Fonds gehören? Ein Monarch kann ein Werk von der Natur schwerlich ausführen, wenn er nicht Millionen anwenden will und kann. Wo will man die Kupferstecher hernehmen? Wenn es Jemanden einfallen sollte, einige Bilder von Capo di Monte zu stechen, so sind schon so viele tausend gute und mittelmäßige Copien in der Welt, daß er nicht nöthig hat, erst neue machen zu lassen. Außerdem, so sind viele Gemälde restaurirt, finden sich in Frankreich und in andern Gallerien Italiens. Deßwegen also den armen Copisten das Brod zu nehmen und die jungen angehenden Künstler der Gelegenheit zu berauben, in der Gallerie zu studiren? — Ew. Majestät sehen selbst ein, daß Dieß der Kunst und dem Publicum schädlich ist. Ueberhaupt ist die Bilder-Gallerie eine öffentliche Sache, die dem Staate gehört, wo ein Jeder das Recht haben muß, zu studiren, wie in einer öffentlichen Bibliothek. Ew. Majestät, als Souverain, können es verbieten; ich finde es höchst unbillig und ungerecht." — Der König sagte: „Bewahre mich Gott, daß ich etwas Ungerechtes thun sollte! Ich bin jetzt ganz anders von der Sache unterrichtet. Ich bitte Euch, den Ram vor's Erste durch ein Billet wissen zu lassen, daß er allen Malern sage, sie sollen ruhig sein; die Sache soll in wenig Tagen abgeändert werden. Morgen kommt Marchese di Marco nach Caserta zum Rath. Gehet gleich Nachmittags vor dem Rath zu ihm, in meinem Namen, erklärt ihm deutlich die Sache, wie Ihr's mir gethan habt." — Marchese di Marco war ein Advocat, ein vernünftiger und billiger Minister, der aber von der Kunst kein Wort verstand. Nachdem er Alles deutlich vernommen hatte, sagte er: er habe von dem Allem Nichts gewußt; Don Cicco Daniele, der viel Prätension auf Kunstkenntniß machte und Nichts davon verstand, habe ihm Dieß als die beste Unternehmung für den Staat so vorgelegt, und es thäte ihm leid, daß es geschehen sei. Philipp Hackert erwiderte: „Wenn Ew. Excellenz verlangen, so will ich Ihnen Alles schriftlich geben." Er fand es nicht nöthig. Denselben Abend ward der Rath gehalten, worin die Sache mit vorkam. Zwei Tage darauf kam der königliche Befehl, daß ein Jeder nach Belieben, wie vorher, auf Capo di Monte studiren und copiren könne.

Project-Macher.

Der König sieht gemeiniglich eine Sache erst für klein an. Die Schelme, die Dieß wissen, machen den Plan immer auf die Weise, als ob der König viel dabei gewinnen könnte; am Ende verliert er jedes Mal und ist schändlich betrogen. Philipp Hackert hat sich bei verschiedenen Gelegenheiten, wenn ihn der König fragte, die Freiheit genommen, ihm zu sagen, daß es nicht für einen Monarchen sei, solche Dinge zu unternehmen, woran ein Particulier wohl Vortheil ziehen könne, weil er selbst eingreife und mit wenigen Personen das Geschäft betreibe; der König aber werde nie Vortheil davon ziehen, wegen der vielen angestellten Leute und ihrer Besoldungen. Der König begriff es sehr gut; allein die kleine Gewinnsucht verleitete ihn doch öfters, Denjenigen Gehör zu geben, welche den besten Plan gemacht hatten, ihn zu betriegen, welches leider in Neapel nur zu oft geschieht. Wenn er endlich nach verschiedenen Jahren seinen Schaden einsah, so sei das Werk mit ein Mal über den Haufen.

Papiermühle.

Philipp und Georg Hackert, als sie in des Königs Dienste traten, hatten unter andern Bedingungen auch die, daß sie eine Papiermühle errichteten, die das Papier zur Kupferstichdruckerei lieferte, damit es sowohl für sie als die königliche Druckerei nicht mehr von auswärts kommen durfte. Gleich anfänglich fanden sich viele Verhinderungen. Denn sobald das Papier im Lande gemacht wurde, so sahen die Schurken wohl ein, daß der Unterschleif aufhörte. Der erste Schritt geschah von dem Kaufmann, der zeither das Papier aus der Fremde kommen ließ, daß er sogleich eine Bank-Polizza von zwölfhundert Ducaten anbot, wenn man das Werk wollte fallen lassen. Der Director der königlichen Druckerei war gleichfalls dagegen. Minister Acton, der die Landkarten u. s. w. stechen ließ, wollte Papier zum Drucken haben. Da Philipp Hackert ihn öfter sah und wöchentlich wenigstens ein Mal bei ihm speiste, so kam die Rede auch auf das Papier. Endlich fand sich in Trajetto ein reicher Mann, Don Stefano Mervia, der eine Papiermühle hatte, wo sehr mittelmäßig Papier gemacht wurde; Dieser wollte sich wegen seiner Kinder bei dem Hofe Verdienst verschaffen, und unternahm daher das Werk. Nach und nach, in Zeit von sechs Monaten, wurde das Papier zur Vollkommenheit gebracht. Georg ließ auf dasselbe seine Platten drucken. Der Director der königlichen Druckerei fand es voller Fehler und wollte nicht darauf drucken lassen, weil er den König nicht dabei betriegen konnte. Die Brüder Hackert brauchten alle Vorsicht bei der Sache, ließen von jeder Art des Papiers, welches die königliche Druckerei gemeiniglich braucht, einen Bogen zur Probe geben, wobei der Director

mit eigener Hand den Preis aufſchrieb. Nach vielem Gefecht kam der König unverhofft zu beiden Brüdern in Neapel. Nachdem er oben bei Philipp Alles geſehen hatte, ging er in's Studium zu Georg, um zu ſehen, was er und ſeine Schüler machten. An eben dem Tage war ein Frachtwagen von Trajetto mit Papier für die Kupferdruckerei der Gebrüder angekommen. Es ſtand auf Bretern an der Erde in großen Stößen da. Der König, der gewohnt war, Alles genau zu ſehen und zu wiſſen, fragte ſogleich, wozu die große Menge Papier dienen ſollte. Die Antwort war ſehr kurz: „Zu unſern Kupferplatten haben wir es von Trajetto kommen laſſen.“ „Was!“ ſagte der König, „von des Stefano Mercola's Papier?“ „Ja! Ew. Majeſtät.“ — „Wie iſt es möglich, daß Ihr ſo viel Papier kommen laſſet; denn heute früh iſt der Director Carcani bei mir geweſen und hat mir verſichert, daß es Nichts taugt. Er hat mir einen Bogen ohne Druck und einen mit Druck gezeigt; ich fand wirklich, daß das Papier ſchlecht iſt.“ Der König zog gleich einen Bogen mitten aus dem Stoß heraus, betrachtete ihn gegen das Licht und ſagte: „Ich ſehe, daß es egal iſt und ohne Knoten.“ Er betrachtete es platt und ſagte: „Es iſt rein, weiß und ſchön.“ Man zeigte dem Könige aus jedem Stoß einen Bogen; es war Alles gut. Georg ſagte: „Wenn es nicht gut iſt, ſo muß Mercola den Ausſchuß zurücknehmen.“ Der König ward auf das Heftigſte aufgebracht über den Director ſeiner Druckerei. Georg kam mit den gewöhnlichen Bogen hervor, deren ſich die Königliche Druckerei bediente, worauf Carcani die Preiſe und ſeinen Namen eigenhändig geſchrieben hatte. Als der König das ſchlechte und noch ein Mal ſo theure Papier ſah, ward er noch zorniger und ſagte: „Carcani iſt ein S——.“ Endlich beſänftigte er ſich und ſagte: „Morgen früh werde ich die Karte in Ordnung bringen.“ Miniſter Acton war gleichfalls falſch berichtet und ſagte zu Philipp: „Das Papier iſt noch nicht gerathen.“ Dieſer antwortete: „Ew. Excellenz, es iſt gut, und wir laſſen darauf drukken.“ Der Miniſter kam gleich nach dem Mittagsmahl in's Studium zu Philipp und Georg, ſah den Betrug ein und bat ſogleich einige Aries zu ſeinen See- und Landkarten kommen zu laſſen, die in ſeine Secretarie gebracht werden mußten. Alsdann machte er damit den Carcani ſchamroth, und Alles wurde nunmehr auf dieſes Papier gedruckt, das in der Folge immer beſſer wurde.

Fortſetzung.

Ungeachtet der Protection des Königs, der Königinn und des Miniſters Acton, hatte der gute Don Stefano Mercola viele Anfechtungen. Man machte ihm den Proceß und andere Chicanen. Er war aber bei dem König und dem Miniſter Acton ſo gut angeſchrieben, daß er immer frei kommen durfte. Philipp Hackert ging öfters ſelbſt mit ihm, wenn er den König ſprach. Er war ein rechtſchaffener Mann, ein wahrer, ehrlicher, gutherziger Neapolitaner, der auch ſo Neapolitaniſch ſprach. Alle Drei beſchützten ihn ſo, daß alle Anfechtungen immer zu Waſſer wurden. Nach acht Jahren, da die Papiermühle in völligem Stande war und alle Verfolgungen endlich aufhörten, ſo verlangte er Etwas vom Hofe, wußte aber nicht eigentlich, was er haben wollte. Philipp Hackert ſollte die Sache zu Stande bringen. Er ſagte ihm oft: „Was denken Sie, das Sie wohl haben möchten?“ „Geld“, ſagte er, „will ich nicht, aber Ehre.“ Er war zu Nichts zu gebrauchen, als zu Dem, was er mit ſeiner Papiermühle, Ackerbau u. dgl. leiſtete. Philipp Hackert war ſehr verlegen, weil er nicht wußte, was er vom König für ihn verlangen ſollte. Einſt ſprach er gelegentlich die Königinn; und da er gleich voraus bemerkte, Geld verlange er nicht, ſagte die Königinn: „So wollen wir ihn zum Ritter vom Conſtantin-Orden machen.“ Philipp Hackert verbat es; denn es ſchien ihm nicht am Platz zu ſein. Endlich hatte er den Einfall, daß der König des Mercola zwölfjährigen Stiefſohn von ſeiner verſtorbenen Frau, welche die Tochter eines Capitäns geweſen, im adeligen Cadetten-Hauſe zu Gaeta, woſelbſt nur zwölf Cadetten waren, ſollte erziehen laſſen. Dem Mercola gefiel der Einfall; Philipp Hackert ſchlug es dem Miniſter Acton vor; nachdem dieſer Information von ſeinem Stand und Geburt genommen hatte, proponirte er es dem König, welches ſogleich bewilligt wurde, weil es kein Geld koſtete. Eben war eine Stelle vacant geworden, und der Sohn ward im adeligen Cadetten-Hauſe zu Gaeta aufgenommen. Der Vater bekam ein Belobungsſchreiben, worin man ihn Don Stefano Mercola nannte. Mit dieſem Ehrentitel war er vollkommen zufrieden.

Dieſer Spagnuolismo iſt in Neapel üblich. Wer von der Secretarie den Titel Don hat, iſt wie ein Edelmann angeſehen. Der König ſagt zu Niemandem Don, wenn er nicht aus der Claſſe ſolcher Perſonen iſt. Wenn er mit ſeinen Kindern ſpricht, ſagt er Don Francesco oder Donna Luiſa u. ſ. w.; ſonſt bedient er ſich des Italieniſchen Ser, welches nicht ſo viel als Signor iſt. So ſpricht er mit Allen, denen der Titel Don nicht zukommt. Unter dem gemeinen Volk in Neapel wird derſelbe ſehr gemißbraucht. Kein Kaufmann bekommt Don von der Canzlei; hingegen alle Künſtler, die

Dom.

Amt, Orgel und Gesang.

Gretchen unter vielem Volke. Böser Geist hinter Gretchen.

Böser Geist.

Wie anders, Gretchen, war dir's,
Als du noch voll Unschuld
Hier zum Altar trat'st,
Aus dem vergriffnen Büchelchen
Gebethe lalltest,
Halb Kinderspiele,
Halb Gott im Herzen.
Gretchen!
Wo steht dein Kopf?
In deinem Herzen,
Welche Missethat?

dem König dienen, der Leibarzt, der Capell-Meister, der Kammer-Chirurgus; alle Kammeristinnen Donna u. s. w. Die Kammeristinnen, wenn sie verheirathet sind, gelangen bei Hof zum Handkuß, auch ihre Männer.

Erste Kupferdrucke.

Als Philipp Hackert dem König die ersten zwei Drucke brachte, die Georgi's Schüler gestochen hatten und die auf Papier von Trajetto gedruckt waren, so sagte der König zu ihm: „Ihr wisset und habt gesehen, daß jedes Mal, wenn Ihr mir Etwas gebracht habet, es mir viel Vergnügen gemacht hat. Dieses Mal kann ich Euch meine Freude nicht genug beschreiben über die beiden Kupfer; denn sie sind von Neapolitanern gestochen und auf Neapolitanisch' Papier gedruckt. (Er ging sogleich zur Königinn, die auch selbst kam, um seine außerordentliche Freude zu zeigen.) „Grüßet Euern Bruder Don Georgio. Wenn ich ihn sehe, so werde ich ihm selbst danken, daß er uns gute Schüler erziehet." Ein Blatt war von Dei Grado und das andere von Vicenzio Aloja. Weil es des Königs eigenes Werk war, daß er die Gebrüder Hackert in Dienst genommen hatte, so fühlte er sich sehr geschmeichelt, wenn Alles gut und glücklich von Statten ging.

Wegbau.

Der König, wenn er Jemandem wohl will und die Idee eines rechtschaffenen Mannes von ihm hat, setzt Einen oft in Verlegenheit. In diesem Fall befand sich Philipp Hackert sehr oft. Eines Morgens in Caserta kam er an den Hof, wo der König und die Königinn im letzten Zimmer mit drei Ministern standen und sprachen. Da der König Hackert in's erste Zimmer hineintreten sah, so winkte er und schrie ganz laut, weil er noch drei Zimmer weit war: „Don Filippo, kommt her! Ihr habt mir immer die Wahrheit gesagt, Ihr werdet mir sie jetzt auch sagen." Philipp Hackert fand sich in der größten Verlegenheit; er wußte nicht, wovon die Rede war. Der König sagte: „Es sind sechs Monate, daß Ihr in Apulien bis Taranto gewesen seid. Sagt mir ohne Scheu, aufrichtig: wie sind die Wege?" Philipp Hackert sagte: „Ew. Majestät, da, wo die Wege gemacht sind, habe ich sie vortrefflich gefunden, wie alle gemachten Wege im ganzen Königreich; da, wo man sie noch nicht angefangen hat zu machen, sind sie, wie bekannt, schlecht. Untersucht habe ich die Wege nicht; denn es war nicht meine Commission. Dem Anschein nach sind sie vortrefflich und ich habe gesehen, da, wo man die neuen Wege angefangen hat zu bauen, daß es nach der gewöhnlichen Art geschehen ist. Die Brücken, die man gebaut hat, sind sehr schön und solid; besonders haben mir die sehr gefallen, welche über Gieß- und Regenbäche angelegt sind. Sie werden vermuthlich kostbar sein. Für den Sommer wäre es unnütz, sie so lang zu bauen; hingegen im Winter, wenn das Wasser hoch steigt, ist es sehr nöthig." Der König sagte zu Acton: „Jetzt wissen wir die Wahrheit. Lasset immer fortfahren." — Philipp Hackert sprach hierauf von andern Sachen mit dem König allein. Als er wegging, winkte ihm heimlich Acton, daß er ihm was zu sagen habe, und Philipp Hackert erwartete ihn im letzten Zimmer. Acton kam und sagte: „Kommen Sie und speisen mit mir; wir müssen zusammen sprechen." Da der Wegebau zu seinem Departemente gehörte, so war er sehr dabei interessirt; denn es waren Recurse gekommen an den König, daß die Wege schlecht wären. Er sagte daher: „Wie Sie eben hörten: jetzt haben alle Verleumdungen ein Ende. Daran sind Sie Ursache; sonst hätte es noch vielleicht ein Jahr gedauert und die Wege wären liegen geblieben." Philipp Hackert erwiderte: „Das Beste wäre, daß Ew. Excellenz einen Ingenieur hinschickten, der die Wege untersuchte." „Nein," sagte Jener, „Das geht nicht, denn die Schurken können den Ingenieur bestechen; so kommt von Neuem Verdruß. Es ist besser, daß es bei Ihrem Zeugniß bleibt und wie die Wege machen. Der König und ich sind völlig versichert, daß Sie uns die Wahrheit gesagt haben."

Protection und Vertrauen.

Einen Morgen, da Philipp Hackert ganz ruhig in Neapel arbeitete, erhielt er ein Billet, er möchte um zehn Uhr zum Majordomo auf den Palast kommen. Eine kleine Weile darauf erhielt er ein anderes vom Marquis Carracciolli: er möchte in seine Secretarie zu ihm kommen. Der Ritter Venuti war eben bei ihm, wie kurz darauf ein Läufer vom König hereintrat: Hackert sollte zwischen eilf und zwölf Uhr zum König kommen. Venuti sagte: „Wie ist es möglich, daß Sie so ruhig sitzen und malen? Wenn mir Dieß begegnete, so wäre ich halb todt." Hackert sagte: „Ein Jeder wird Etwas von mir haben wollen. Ich weiß keine Ursache, warum ich unruhig sein sollte. Wenn man ein reines, unbeflecktes Gewissen hat, so kann man einem Jeden frei unter die Augen treten. Es ist sehr gut, daß alle Drei mich diesen Morgen verlangen, so verliere ich weniger Zeit." Den Majordomo traf Hackert nicht mehr an. Sein erster Secretär sagte ihm, er wäre schon eben zum König gegangen. Er ging also gleich hinauf und fand ihn. Jener sagte ihm: „Der König hat befohlen, daß die Galerie von Capo di Monte

ſoll eingerichtet werden und hat ausdrücklich verlangt, daß Sie mit dabei ſein ſollen. — Philipp Hackert ſagte: „Wenn Ew. Excellenz es verlangen, ſo bin ich zum Dienſte des Königs bereit.“ — „Andres, als Inſpector, ſoll auch mit dabei ſein.“ Philipp Hackert ſchlug noch Bonito und Fiſchetti vor, damit es nicht Fremde allein wären. Es wurde genehmigt und die Sache vor's Erſte im Großen in einem Monat zu Stande gebracht. — Marcheſe Carracciolli, als ein alter Bekannter und Freund, nahm Philipp Hackert freundlich auf und ſagte: „Sie werden mir einen Gefallen erweiſen, wenn Sie einen jungen Sicilianer, der ein Schüler vom Ritter Maron iſt und ein, wie es mir ſcheint, gutes Bild gemacht hat, an den König empfehlen, daß er eine Penſion bekömmt, in Rom noch drei oder vier Jahre zu ſtudiren. Finden Sie ſeine Arbeit nicht gut und daß der Menſch wenig verſpricht, ſo verlange ich nicht, daß Sie ihn empfehlen.“ Hackert lachte herzlich und ſagte: „Das iſt ſchnurrig! Die Sache gehört unter das Departement von Ew. Excellenz und ich ſoll ihn empfehlen? Es hängt von Ihnen ab, ob er die Penſion bekommen kann.“ — „Nein!“ ſagte er, „wenn ich ihn dem Könige empfehle, ſo ſagt gleich der König, daß ich die Malerei nicht genug verſtehe; wenn Sie es thun, ſo glaubt es der König.“ Hackert bat, daß der junge Mann ſein Bild zu ihm bringen möchte. Wenn er es würdig fände, ſo wollte er Alles thun, was in ſeinen Kräften ſtünde. Er möchte indeß Geduld haben, bis der König in Neapel in ſein Studium käme, wo er das Bild des jungen Malers Cranzl zeigen wollte. Das Bild war ganz gut, dem König gefiel es und Cranzl bekam die Penſion, vier Jahre in Rom zu ſtudiren.

Wie Philipp Hackert zum König kam, fand er daſelbſt den Ritter Santaſilia, der Chef von der Tapezerie des Hofes war. Der König hatte ihm ſchon Commiſſionen gegeben, die Hackert Nichts angingen. Da er mit ihm fertig war, ſagte er zu Hackert: „Ihr gehet morgen mit Santaſilia nach Caſerta. Ihr kennt die Kiſte, worin die Kupfer ſind. Suchet nach Euerm Geſchmack die beſten davon aus und verziert mir auf Belvedere das und das Zimmer.“ Der König zog einen kleinen Schlüſſel aus der Taſche und ſagte: „In dem Cabinet, wo Boreali ſchläft, wiſſet Ihr, iſt ein kleiner Schrank; in dem Schrank werdet Ihr viele Schlüſſel finden, worunter auch der zu den Kupferſtichen iſt.“ Indem der König den Schlüſſel hielt, ſo wollte Santaſilia den Schlüſſel nehmen, wie es ſich auch wohl gehörte. Der König zog den Schlüſſel zurück und ſagte zu Philipp Hackert: „Ich gebe Euch den Schlüſſel; laſſet ihn nicht aus Euern Händen. Kommt Ihr früh heut Abends von dem Theater zurück, ſo bringt mir den Schlüſſel wieder; wo nicht, ſo händigt mir ihn morgen früh ein.“ Philipp Hackert war ſehr verlegen und hat nie die Urſache erfahren können, warum er ihm allein den Schlüſſel anvertraute. Indeſſen richtete er die Sache ſo ein, daß Santaſilia mit dabei ſein mußte, wie er den Schlüſſel aus dem Schranke nahm und ebenſo auch bei dem Kupferausſuchen. Alſo vor den Cuſtoden des Palaſtes in Caſerta hatte dem Anſchein nach Santaſilia alle Ehre.

Der König ſetzte Philipp Hackert ſo oft in Verlegenheit durch ſein Zutrauen, daß er manchmal nicht wußte, wie er es anfangen ſollte, um alte Diener des Königs nicht zu beleidigen. Ob er ſich gleich mit Höflichkeit aus der Sache zog, ſo war es natürlich, daß er viele Neider und heimliche Feinde hatte, welches durch das Betragen des Königs unvermeidlich war. Er bat Seine Majeſtät öfters um die Gnade, ihn mit dergleichen Aufträgen zu verſchonen; es half Alles Nichts: denn wenn der König ein Mal es ſo will, ſo hilft kein Bitten, er geht ſeinen geraden Weg fort.

Zeichenſtunden.

Philipp Hackert war in der Geſellſchaft bei Hof öfters bei der Donna Caroline Vincenzo, die zwei Nichten bei ſich hatte, die Kammeriſtinnen bei den Prinzeſſinnen waren. Beide Fräulein zeichneten ganz artig. Da er gewohnt war, des Abends lieber zu zeichnen als Karten zu ſpielen, ſo wurde die Abende, wenn ſie frei und außer Dienſt waren, gezeichnet. So geſchah es auch bei der Fräulein Baroneſſe von Bechard, die eine Art Oberhofmeiſterinn bei der Frau Thereſe, Tochter des Königs, jetzigen Römiſchen Kaiſerinn, war und wo auch die Frau Luiſe, die an den Großherzog von Toscana verheirathet wurde, ſich befand. Da die Königinn ſah, daß die Fräulein ſehr artig Landſchaften zeichneten, ſo fiel es ihr ein, daß Philipp Hackert beiden Prinzeſſinnen Lection geben möchte. Philipp Hackert erwiderte, daß es unmöglich wäre, weil er mit der Arbeit des Königs und anderer Commiſſionen, die ihm täglich vermehrt wurden, kaum Zeit zu einer Recreation übrig behalte. Die Unterredung zog ſich in die Länge; die Königinn wollte alle Gründe nicht annehmen, ſondern beſtand darauf und ſagte: „Sie gehen viele Abende in dieſe Geſellſchaft; alſo kommen Sie zu meinen Kindern. Dieſelbe Geſellſchaft ſoll auch da ſein und ſie zeichnen Alle zuſammen.“ Sie ſetzte noch hinzu: „Ich werde, ſo oft ich Zeit habe, ſelbſt in die Geſellſchaft kommen.“ Es iſt beinahe unmöglich, der Königinn von Neapel Etwas abzuſchlagen; ihre Beredſamkeit und Artigkeit macht, daß man

gezwungen iſt, ihrem Willen zu folgen. Endlich mußte es Philipp Hackert annehmen, mit dem Beding jedoch, des Abends und ohne den Titel noch Gehalt als Zeichenmeiſter der Prinzeſſinnen; denn hätte er den Titel und Gehalt von vierzig Ducati monatlich angenommen, ſo hätten ihn die Gouvernantinnen commandirt, welches ihm gar nicht anſtändig war. Alſo wurde es angefangen. Die Prinzeſſinn Marie Thereſe, mit allem Geiſt, war ſehr flüchtig, die Prinzeß Luiſe ſolider und zeichnete beſſer. Die Königinn kam ſehr oft, ſo daß mehr Geſellſchaft als Lection war. Oft, wenn Philipp Hackert ſah, daß die beiden Prinzeſſinnen nicht Luſt zum Zeichnen hatten, ſchlug er vor, unter verſchiedenen Vorwänden, daß es beſſer wäre, von der Kunſt zu ſprechen, Kupfer zu ſehen oder andere Kunſtſachen, welches den Prinzeſſinnen außerordentlich gefiel. Er machte ſich durch dieſe Art, Lection zu geben, ſehr beliebt. Seine Abſicht war eigentlich dieſe, daß die Prinzeſſinnen von den Künſten unterrichtet würden, um mit Kennerangen ſelbſt urtheilen zu können, wenn ſie künftig im Stande wären, die Künſte zu unterſtützen. Je länger Dieß dauerte, je läſtiger wurde es ihm. Da die Prinzeſſinnen den Tag über mit Pedanten von allerlei Art geplagt waren, ſo konnten ſie des Abends die Stunde ſieben Uhr nicht erwarten; denn die Geſellſchaft unterhielt ſie angenehm. Die Fräulein aber, die die wenigen Stunden, welche ſie frei hatten, nicht wollten genirt ſein, blieben nach und nach aus. Die Königinn wunderte ſich darüber; indeſſen war Nichts zu machen. So frei auch die Geſellſchaft war, ſo war ſie doch geſpannt: denn jedes Wort, das geſprochen wurde, mußte bedacht ſein, ſonſt gab es Anſtoß.

Dieſes hat er drei Jahre des Abends ausgehalten, bis endlich Tiſchbein, durch die Donna Caroline, die wirklich eine brave, wackere Frau war, es dahin brachte, der Frau Marie Thereſe Lection im Malen zu geben. Er glaubte viele Vortheile davon zu ziehen, die aber ſeinen Wünſchen nicht entſprochen haben. Nach vielen Monaten, bis die Prinzeſſinnen beide verheirathet wurden, bekam er einen Ring mit der Chiffer der Königinn zum Geſchenk für allen den Zeitverluſt, den er hatte. Auf dieſe Weiſe kam Hackert davon, erhielt ein ähnlich' Geſchenk, eine goldene Doſe, für drei Jahre, die er die mehrſte Zeit in Caſerta, auch oft in Neapel, des Abends zugebracht hatte. Die Achtſamkeit hatten ſie für ihn, daß, wenn ſie anders beſchäftigt waren, ſie ihm wiſſen ließen, daß er ſich nicht bemühen möchte. Viele andere Attentionen hatten ſie noch für ihn; z. B. wenn ſie kleine Feſte gaben, wo die Prinzeſſinnen das Verzeichniß machen mußten von Denen, die ſie einluden, welches die Königinn nachſah, und Diejenigen ausſtrich, die ſie nicht haben wollte, ſo wurde Hackert jedes Mal eingeladen ſowohl zu ihren kleinen Bällen als zum Souper, ob er gleich nie des Nachts ſpeiſ'te. Die Königinn, die auch nicht zu Nacht ſpeiſet, war aber bei Tiſche zugegen, aß wohl einen gefrornen Sorbet und ſprach viel. Sie hatte Das ſo mit Fleiß eingerichtet, damit die Prinzeſſinnen ſich an Geſellſchaften gewöhnten und die Honneurs der Tafel machten lernten. Ueberhaupt muß man geſtehen, daß eine Privat-Dame ſich nicht mehr Mühe geben kann, ihre Kinder wohl zu erziehen, als die Königinn von Neapel. Wer es im Innern mit Augen geſehen hat, wie Hackert, muß als ein ehrlicher Mann ihr nachſagen, daß ſie in Krankheiten die Wärterinn und ſtets die beſte Mutter ihrer Kinder in allen Stücken geweſen iſt. Der König gleichfalls liebt ſeine Familie zärtlich und iſt ein guter Vater, ob er gleich die Erziehung ſeiner Kinder gänzlich der Königinn überlaſſen hat.

Da die Prinzeſſinnen ſo weit waren, Etwas machen zu können, ſo fertigten ſie Monate vorher Jede eine Zeichnung für den Geburtstag des Königs. Beide Zeichnungen fielen ziemlich gut aus, ohne daß Hackert die Hand anlegte, indem er nur bloß mit Worten Unterricht gab. Der König war in Perſone auf der Jagd; da er ſie bekam, ward er ſo vergnügt, daß er ſie ſelbſt gleich in ſeinem Zimmer aufhing und den zärtlichſten Dankſagungsbrief an ſeine Kinder ſchrieb.

Director-Stelle.

Da Bonito, den der König wenige Wochen vor ſeinem Tode zum Ritter des Conſtantin-Ordens gemacht hatte, mit einer kleinen Commanderie von vierhundert Ducati jährlich, ſich bei dem Profeß in der Kirche ſo ſehr erhitzte, daß der alte Mann drei Tage darauf ſtarb und es nie hatte genießen können, ſo bewarben ſich Viele um ſeinen Poſten. De Angelis, ein Sicilianer, ganz guter Maler und Zeichner, der lange bei der Academie als Profeſſor mit einem ſehr kleinen Gehalt gedient und des Directors Bonito Stelle viele Jahre vorgeſtanden, hatte die gerechteſten Anſprüche auf dieſen Poſten, ſowohl wegen ſeines Talentes als anderer Verdienſte. Wilhelm Tiſchbein war auf Hackert's Anrathen nach Neapel gekommen, wohnte viele Monate in dem Hauſe deſſelben und miethete ſich hernach ein eigenes Quartier, weil es ihm in Neapel gefiel und er auch Arbeit bekam. Er bewarb ſich durch die Deutſchen, die um die Königinn waren, um die Directors-Stelle bei der Academie. Es wurde mit Philipp Hackert deren geſprochen; er antwortete, daß er ſich

nie in die Sache mischen werde, wenn er nicht gefragt würde; daß er es für unbillig hielte, einen Mann von Verdienst, wie De Angelis war, der so viele Jahre gedient hatte, zurückzusetzen. Er fügte noch hinzu, daß er dem Tischbein nicht entgegen sein würde, daß es aber unmöglich wäre, ihn bei dem König zu diesem Posten zu empfehlen, weil er ein Fremder sei. Philipp Hackert wurde nicht weiter gefragt; also ließ er die Sache ihren Gang gehen.

Der Don Ciccio Danielle protegirte einen elenden Maler, Monti, weil er aus Macerati bei Caserta und er der Cicisbeo vor vielen Jahren von seiner Frau gewesen. Monti, außerdem daß er ein schlechter Maler war, fiel Jedermann mit seinen elenden Sonetten beschwerlich und hatte sich durch seine Satyre viele Feinde gemacht. Die Erbschaft in Macerati hatte er ganz durchgebracht, so daß er außer einem kleinen Stücke Land, welches ihm sein Vater als Fideicommiß gelassen, Nichts mehr besaß. Durch den Danielle, unter dessen Departemente die Sache fiel, weil er der erste Secretär bei dem Minister Marchese di Marco war, wurde es so weit getrieben, daß Monti Director der Maler-Academie werden sollte. Auf der andern Seite wollte die Königinn den Tischbein haben. Philipp Hackert bekümmerte sich gar nichts darum und der König fragte ihn nicht. So stritten sie sich fort.

Einen Morgen kam Tischbein zu Philipp Hackert und sprach mit ihm über die Sache. Hackert erklärte, daß er ihm würde, soviel als in seinen Kräften stünde und wo er könnte, behülflich zu diesem Posten sein; daß er ihn aber als Fremder nicht empfehlen könnte bei dem König, wenn er nicht gefragt würde. Bonito hatte als Director zweihundert Ducati und als Kammermaler die gewöhnlichen vierhundert Ducati, zusammen also sechshundert Ducati. Philipp Hackert stellte dem Tischbein vor, daß wenn ihn der König zum Director machte mit den zweihundert Ducati, Dieß nicht der Mühe werth wäre, und er mehr Zeit verlöre, als ihm die Stelle einbrächte; wenn ihn aber der König auch zum Kammermaler machte, alsdann wäre es schon der Mühe werth, mit sechshundert Ducati jährlich den Posten anzunehmen. Vielleicht bei der neuen Einrichtung der Academie könnte er auch noch wohl Logis bekommen, welches auch vierhundert Ducati zu rechnen wäre. Er versicherte aufrichtig, daß er ihm nie entgegen sein würde, als Fremder aber ihn unmöglich, ohne darüber gefragt zu werden, vorschlagen könnte. Tischbein sagte: „Der König gibt Ihnen zwölfhundert Ducati jährlich Pension und Logis für Nichts, als daß Sie nur bei dem König sind, wenn er will; wie ist es möglich, daß ich als Director mit so Wenigem bestehen kann?“ Hackert erwiderte ihm: „Mein Posten ist ein neuer, der nie bei Hof existirt hat; er ist vom Könige geschaffen und wird vermuthlich auch mit mir aufhören.“ Tischbein sagte: „Der König von Preußen hat mir tausend Reichsthaler anbieten lassen, wenn ich will nach Berlin kommen und die Director-Stelle der Academie annehmen.“ Philipp Hackert sagte ihm: „Ich rathe Ihnen, die Stelle sogleich anzunehmen; denn tausend Reichsthaler in Berlin sind so gut als sechszehnhundert Ducati in Neapel.“ Endlich verwickelte Danielle das ganze Werk so, daß Tischbein und Monti einen Concurs machen mußten mit einem aufgegebenen historischen Sujet, welches Jeder allein für sich zu machen hatte; wer es am Besten machte, sollte die Stelle haben. De Angelis, als ein geschickter und solider Mann, wollte sich dazu nicht verstehen. Der Concurs ward gemacht. Natürlich war Tischbein's Bild gut gezeichnet, wohl componirt; wer beurtheilte es aber? Don Ciccio Danielle und sein Minister Marchese de Marco; Beide verstanden Nichts von der Malerei. Danielle wollte seinen Monti zum Director haben, die Königinn den Tischbein; also zog sich das Werk in die Länge und ward je mehr und mehr verwirrt, so daß es Tischbein sehr leid that, es angefangen zu haben. Endlich machte Danielle den Vorschlag durch seinen Minister, daß sie Beide Directoren würden, daß der König die sechshundert Ducati, die Bonito hatte, zusammen lassen möchte, daß ein jeder Director dreihundert Ducati erhielte, doch ohne den Titel als Kammermaler. Der König, den man schon lange damit emnuyirt hatte, genehmigte es und Tischbein ward mit Monti Director, Jeder mit dreihundert Ducati jährlich. Tischbein bezahlte allein dreihundert Ducati jährliche Miethe für sein Quartier; nach einigen Jahren bekam er erst vom Könige frei Logis bei der Academie. Als ein geschickter Mann erwarb er sich Verdienste um die Academie. Er machte nicht allein gute Einrichtungen, sondern leitete auch die Schüler gut an. Als ein braver Zeichner führte er den ächten antiken Styl ein, so daß seine Lehren in der Folge gute Früchte brachten, und einige Wenige aus seiner Schule, die nachher als Pensionärs in Rom studirten, sehr geschickte Maler wurden. So lange er noch in Rom war, malte er sehr gut und versprach viel. Sein Conradin war gut colorirt, durchsichtig, wahr und angenehm. Auch mit verschiedenen Portraiten, die er in Rom malte, machte er sich Ehre. Nachher verließ er das Malen, legte sich auf's Zeichnen, besonders Etrurischer Vasen, wodurch er vielleicht seinem eigentlichen Maler-Talent Abbruch that.

Encaustik.

Da der Rath Reifenſtein in Caſerta bei ihm war, ſo machte Hackert einige Verſuche à l'Encaustique, ſowohl auf ſeine Pappendeckel als auf Holz und auch auf getünchte Mauer, oder auf große Tavolozze, die er tünchen ließ, daß ſie alſo wie eine Mauer waren. Der König, der viel Mal in ſein Studium kam, wollte das Wachseinbrennen ſelbſt mit anſehen und ſagte: „Morgen früh werde ich kommen.“ Philipp Hackert vermuthete, daß es, wie gewöhnlich, gegen ſieben Uhr ſein würde; er kam aber um halb fünf Uhr. Zum Glück waren die Bedienten ſchon auf. Hackert ſtieg eben aus dem Bette. Der König unterhielt ſich indeſſen recht gut, bis Hackert zu ihm kam, wo er denn das Einbrennen ſah und ſelbſt Hand mit anlegte. Dieſe Malerei wegen ihrer Haltbarkeit auf Mauer gefiel ihm ſo ſehr, daß er gleich ſagte: „Ihr müſſet mir mein Bad im Belvedere encauſtiſch malen laſſen,“ welches auch wirklich geſchah. Der König ſprach ſehr viel über dieſe Art von Malerei und wollte genau davon unterrichtet ſein. Reifenſtein und Hackert waren verſchiedener Meinung. Hackert behauptete, daß es beinahe unmöglich wäre, ein Gemälde in vollkommener Harmonie zu verfertigen, weil man die Farben ganz bloß ſehe und auf das Geradewohl arbeite, daß man erſt ſiehet, was man gemacht hat, wenn das Wachs eingebrannt wird; wo alsdann das heiße Wachs das in den Farben bereits befindliche ſchmelzet und die Farben ſehr lebhaft und ſchön erſcheinen. Reifenſtein behauptete, man könne retuſchiren. Philipp Hackert geſtand es ein. „Aber“, ſagte er, „man tappet bei der Retuſche ebenſo im Dunkeln wie zuvor: denn die Farben ſind bloß. Es kommt alſo, mit aller Practik, auf ein gut' Glück an, ob es gerath oder nicht.“ Er bewies, daß die antiken Gemälde in Portici, die in Pompeji und Herculanum gefunden waren, keine Harmonie hätten; daß die Gewänder alle mit ganzen Farben gemalt wären, als Roth, Gelb, Grün, Blau u. ſ. w.; daß das Fleiſch in dieſen Gemälden gemeiniglich zu roth wäre, oder gar zu bloß und grau. Kurz, es ſchien ihm ſchwer, daß man ein vollkommenes Gemälde encauſtiſch verfertigen könnte. Ueberdem ſo iſt er der Meinung, daß ein Oelgemälde, wenn es mit guten Farben behandelt iſt, ſo lange dauern kann, als ein encauſtiſches Gemälde auf Holz oder Leinwand. Eins und Anderes muß in Acht genommen werden, wenn es ſich conſerviren ſoll. Was Verzierungen betrifft auf Mauern, da iſt dieſe Art Malerei vortrefflich. In den Verzierungen kommt es ſo genau nicht darauf an, ob der Ton der Farbe etwas Weniges dunkler oder heller iſt. Da nun der Maler ſich zu ſeinem ganzen Zimmer oder Saal alle Töne, die er nöthig hat, bereitet, ſo kann es ihm nicht fehlen, daß ſeine Verzierungen ſowohl in Clairobſcur als Camajen gleich werden. Was Arabesken und andere Sachen betrifft, wozu verſchiedene Farben gehören, kann es ihm gleichfalls nicht fehlen, daß Alles aus einem Tone kommt und folglich die Harmonie in dieſer Decorations-Malerei angenehm und gut werde. Es kommt viel darauf an, daß er ſeine Farben ſehr gleich dick und nicht dick an einer Stelle und an der andern dünner aufträgt, dann wird es auch beim Einbrennen egal. In Italien iſt dieſe Malerei ſehr nützlich, um ganze Zimmer auszumalen; denn ſie hält ſich ſehr rein. Man ſtaubt es ab und reibet es mit einem wollenen Lappen über, wie man einen gehobelten Tiſch abreibet; ſo bekommt es ſeinen vorherigen Glanz. Man iſt von allerlei Inſecten frei, die ſich in warmen Ländern häufig in die Kalkritzen einniſten, die ſehr ſchwer herauszubringen ſind ohne Antrixigment, der aber in Leimfarben das Unangenehme hat, daß er Jahre lang ſtinket. — Ob in den nördlichen Theilen von Europa die Encauſtik anwendbar iſt, müßte die Erfahrung lehren: denn da nach großen Fröſten die Wände, wenn ſie aufthauen, öfters ſo ſchwitzen, daß das Waſſer herunterläuft, ſo könnte es leicht ſein, daß die Farben darunter leiden und vielleicht abſpringen. Hernach ſo iſt ſie gegen die Leimfarbenmalerei theuer. Da bei der Decoration viele Mode herrſchet und ſelten der wahre gute Geſchmack nach den Antiken eingeführt iſt, ſo iſt die Leimfarbenmalerei vorzuziehen, weil ſie weniger koſtet und man nach der Mode ſeine Zimmer beliebig verändern kann.

Studien-Gebäude.

Der Architect Santarelli hatte einen Plan gemacht, wornach das große Gebäude in Neapel, die Studien genannt, ausgebaut und vergrößert werden ſollte, ſo daß alle Kunſtwerke daſelbſt aufgeſtellt werden könnten, die ſämmtlichen Statuen, das ganze Muſeum von Portici, die Gemälde von Cape die Monte und was ſonſt noch von Kunſtwerken und Antiquitäten ſich vorfände. Der Plan war gut, bequem und anſtändig. Nachdem der König Stunden lang mit Philipp Hackert und Santarelli Alles unterſucht hatte, erhielt Jener den Auftrag, einen genauen Anſchlag über Koſten und Ausführung zu beſorgen. Es waren fünfhunderttauſend Neapolitaniſche Ducaten nöthig. Dabei war der Plan ſo gemacht, daß Niemand ſtehen konnte und, wenn die Galeeren-Sclaven, wie gewöhnlich, bei'm Abtragen des Berges und bei'm Legen der Fundamente arbeiteten, noch vierzigtauſend Ducaten erſpart wurden, die zum Trans-

port und mehrerer Verzierung konnten angewandt werden. Der König war sehr unzufrieden mit Allem; Philipp Hackert verlangte jährlich fünfzigtausend Ducaten, in der Bank deponirt und versprach das Ganze in zehn Jahren fertig zu liefern. Wollte man jährlich mehr dazu anwenden, so könnte in weniger Zeit Alles in Ordnung sein.

Der Marchese Venuti jedoch mit seiner Vielschwänzerei verdarb Alles: denn die Secretarie war schon eifersüchtig, daß der Papst, der dem Minister abgeschlagen hatte, die Farnesischen Statuen abgehen zu lassen, Dasselbe doch nachher dem Marchese Venuti und Philipp Hackert bewilligte und nun arbeitete sie daran, daß die Studien nicht gehaut werden sollten. Durch Kammeristinnen machte man die Königinn glauben, Philipp Hackert würde den Staat ruiniren, wenn man ihn gewähren ließe. Anfangs war der König fest; nach und nach, wie gewöhnlich, gewann die Königinn. Da Philipp Hackert Dieß merkte, zog er sich mit Ehren aus der Sache und wollte mit Dergleichen Nichts mehr zu thun haben.

Zwei Jahre darauf that Don Ciccio Danielle Vorschläge, wie jene Zeichnung von Santarelli ausgeführt werden könnte. Sie wurden angenommen, und man verthat in zwei Jahren dreihunderfünfzigtausend Ducati, und der achte Theil war noch nicht gemacht. Als der König davon unterrichtet wurde, wollte er Rechnung abgelegt haben. Der Fiscal Marchese Vivenzio bekam die Commission. Verschiedene starben während des Processes, sogar der Majordomo maggiore, Prinz Belmonte Pignatelli. Der Architect Santarelli zog sich aus der Affaire und schob Alles auf den zweiten Architecten, welcher gestorben war. Der König fand sich betrogen und die Sache blieb liegen.

Marchese Vivenzio, ein wahrer Patriot und Kunstliebhaber, wünschte, daß das Werk ausgeführt würde und suchte verschiedene Male Philipp Hackert zu bereden, es von Neuem anzugreifen. Dieser aber gab die kurze Antwort: „Der Hof will betrogen sein; in meinem Leben mische ich mich nicht mehr in die Sache."

Vorhafen.

Im Jahr 1787 wurde in Castel a Mare das erste Kriegsschiff gebaut, von vierundsiebenzig Canonen (La Parthenope). Das Schiff, im Moment, als es vom Stapel ablief, sollte nebst dem dabei gegenwärtigen Hof und allem zuschauenden Volk vorgestellt werden. Im Grunde war der Vesuv, von jener Seite her gesehen. Das Bild wurde mit großem Detail ausgeführt, und Georg Hackert stach es nachher in Kupfer, wodurch General Acton sich sehr geschmeichelt sah.

Der König bestellte noch fünf andere große Bilder, lauter Seehäfen: die Zurückkehr der Escadre von Algier mit der Ansicht der Rhede von Neapel, von St. Lucia genommen; den Hafen von Castel a Mare; die Zurückkehr des Königs von Livorno nach Neapel, vom Magazin de' Granai genommen; La Badia di Gaeta, in der Ferne der Molo di Gaeta, und die päpstlichen Galeeren; eine Vue von Ischia auf der Insel Ischia. Diese sechs Bilder sind in Caserta in einem Vorzimmer des Königs.

Der König schickte Philipp Hackert 1788 nach Apulien, um alle Seehäfen zu zeichnen und zu malen. Er gebrauchte zu der Reise am Adriatischen Meere, von Manfredonia bis Tarent, mehr als drei Monate.

Don Ferdinando.

Als er von gedachter Reise zurückkam, präsentirte er sich der Königinn, die ihm Nachricht gab, daß der König in San Leucio eine Cur brauche und ihm sagte, daß er sobald als möglich dahin gehen möchte, um dem König Gesellschaft zu leisten, der in dieser Zeit sonst Niemand sehe. Philipp Hackert ging denselben Tag noch nach Caserta. Abends nach seiner Ankunft bekam er ein höflich' Billet, im Namen des Königs geschrieben, daß er sich nicht incommodiren möchte, des andern Morgens zu kommen; es würde Ihre Majestät aber angenehm sein, ihn um vier Uhr des Nachmittags zu sehen. Er wurde sehr gnädig empfangen; der König hielt ihn bis in die Nacht auf. Da er bei'm Weggehen die Befehle Seiner Majestät verlangte, so frug der König: „Bleibt Ihr in Caserta oder geht Ihr wieder nach Neapel?" Philipp Hackert erwiderte, daß er ganz von Ihro Majestät Befehlen abhinge. Der König sagte sehr gnädig und freundlich: „Wenn Ihr in Caserta bleibt, so werdet Ihr mir einen Gefallen thun, alle Nachmittag um vier Uhr zu kommen. Wir wollen Kupfer besehen und die Zeit angenehm zubringen, weil ich nicht aus den Zimmern gehen darf, bis die Cur zu Ende ist." So geschah es nun und die Zeit verfloß sehr angenehm. Den letzten Tag dankte der König den wenigen Personen, die ihm Gesellschaft geleistet hatten, auf eine sehr verbindliche und schmeichelhafte Weise. Es war Niemand als Duca della Miranda, Duca di Riario, der Arzt Meiro und Philipp Hackert.

Der König hatte indessen den Gedanken gefaßt, San Leucio zu vergrößern, sowohl wegen seiner Seiden-Fabrik, die er da anlegte, wozu er verschiedene Florentiner hatte kommen lassen, als auch wegen des alten Palastes von Belvedere, nebst der Kirche, die, so zu sagen, ein Palast war, welche auf's Neue befestigt

und hergeſtellt werden ſollten. Dieſen Zweck erreichte man durch angelegte Nebengebäude und das Ganze gewann an Solidität.

Der Architect Collicini hatte den Bau zu beſorgen. Er war ein Schüler vom alten Vanvitelli, ſehr ſolid im Bauen, aber dem unglücklichen Beromini'ſchen Geſchmack ergeben und in dieſer Art hatte gedachter Architect ſchon Vieles gebaut und verziert. Dem König aber, der bei Philipp Hackert in Neapel vielmals im Hauſe geweſen war, gefiel der dort angebrachte Geſchmack, zu meublren und die Zimmer zu verzieren, gar ſehr. „Es iſt ſimpel" ſagte er, „und ſchön, und doch iſt ein Luxus darunter verſteckt." Nun glaubte er im Anfang, mit Collicini Dergleichen ſelbſt machen zu können; da es aber nicht gehen wollte, ließ er Philipp Hackert ganz unverſehens nach San Leucio rufen und ſagte: „Ihr müßt mir helfen, ſonſt werde ich nicht fertig. Ich glaubte es allein machen zu können: aber ich ſehe, daß ich nicht ein Mal dazu komme, meine Kupferſtiche im kleinen Cabinet zu arrangiren. Nun habe ich Marianne Roſa hier; er ſoll mir einen Plafond malen: Ihr müßt mir die Gedanken dazu geben." Philipp Hackert antwortete: „Laſſen mich Ew. Majeſtät ein wenig darauf denken."

Der König, der in Allem, was ihn perſönlich angeht, ſehr feurig iſt, machte zehn Schritte und frug gleich: „Was iſt Euere Meinung?" Jener verſetzte: „Da Dieſes ein Schlafzimmer iſt, ſo finde ich ſchicklich, eine Aurora in das Oval des Plafonds zu malen und über dem Spiegel des Camins würde der Genius des Schlafes vorgeſtellt. Das Uebrige würde ganz ſimpel verziert, damit man ruhig die ſchöne Ausſicht der Campagnie Felice genießen könne. Indeſſen findet ſich vielleicht noch was Beſſeres, wenn Ew. Majeſtät mir Zeit laſſen, zu denken." Der König ſagte: „Beſſer kann es nicht werden." Und ſo wurde es ausgeführt.

Nun kam es an den Saal, wo der König Perſonen empfing. „Hier", ſagte er, „will ich es ſauber haben, aber nicht königlich. Stellet Euch vor, daß ich ein guter Baron auf meinem Landſitz bin, ohne Luxus, aber ſauber. Was denket Ihr hier für den Plafond anzugeben?" Philipp Hackert antwortete: „Weil San Leucio ein Ort iſt, wo Manufacturen angelegt werden, ſo finde ich ſchicklich, im Plafond vorzuſtellen, wie Pallas die Menſchen lehret ſpinnen, weben und Dergleichen." Das fand der König gut und es wurde ausgeführt. In den Thürfeldern waren die ſchönen Künſte vorgeſtellt. Die Cabinette und Zimmer von ſeiner Suite wurden alle ſimpel und anſtändig orniert und dienten bei Feſten, Fremde aufzunehmen.

Der große Saal, der ſowohl zur großen Tafel als zum Tanzen diente, wurde auf folgende Weiſe orniert. Im Mittelbilde war Ariadne und Bacchus im Triumph vorgeſtellt und in vier runden Feldern, Bacchus, der den Menſchen den Ackerbau, Weinbau u. ſ. w. lehrte. Dieſes wurde ſehr ſchlecht von Fiſchetti ausgeführt, ſo daß der König ſagte, als er es fertig ſah: „Es iſt gut für eine Schenke, aber nicht für mich." Indeſſen da er den Künſtler ſelbſt gewählt hatte, ſo ließ er's geſchehen und ſagte: „Die Meubeln, die Ihr habt machen laſſen, ſind ſolid und elegant; die Malerei will ich nicht anſehen. Es iſt mir zu langweilig, von Neuem anzufangen und es herunterreißen zu laſſen."

Hernach fiel es dem König ein, ein großes Bad zu haben, von achtzig Palmen Länge, wo er ſchwimmen konnte. Nachdem Dieſes gebaut war, orniirte es Philipp Hackert encauſtiſch, ſogar den Plafond, welches zwar mühſam war, aber glücklich ausfiel. Alſo war Belvedere di San Leucio fertig. Der König gab ein Feſt, wo in einem Theater, das für den einen Abend nur von Holz gebaut war, die Nina pazza per Amore, von Paeſiello, zum erſten Male aufgeführt wurde. Philipp Hackert hatte die Anſtalten zu dem Feſte gemacht und, ungeachtet Alles eng und klein war, dergeſtalt die Einrichtungen getroffen, daß über dreihundert Damen und erſte Cavaliere an den Tafeln ſitzen konnten, die Uebrigen aber an kleinen Tiſchen oder ſtehend ſoupirten.

Der König und die Königinn waren außerordentlich zufrieden, als ſie den Tag vor dem Feſte alle Anſtalten ſahen, indem ſie nie geglaubt hatten, daß ſo viel Platz da wäre und daß der große Saal noch zum Tanzen nach dem Souper frei blieb. Als das Theater geendigt war, wurde ſoupirt. Die Herzoginn Amalie von Sachſen-Weimar war dazu eingeladen. An des Königs Tafel befanden ſich achtundvierzig Perſonen und da eben zu der Zeit eine Spaniſche Escadre vor Neapel lag, ſo waren auch alle Stabs-Officiere derſelben zu dem Feſte geladen. Nach dem Souper wurde getanzt. Der König beſchenkte Philipp Hackert mit einer goldenen Doſe und Repetir-Uhr, ſo daß die Königinn ſagte: „Gott vergeb' es mir! Ich fürchte, daß es nahe an ſeinem Ende iſt; denn er ſchenkt niemals." Indeſſen iſt anzumerken, daß der König nicht Doſen, Uhren und Dergleichen verſchenkte, wie die Königinn häufig that; lieber verehrte er hundert auch zweihundert Unzen in Gold, welches denn für den Empfänger weit beſſer war, als eine Doſe, die er mit achtzig Unzen bezahlt hätte und nur vierzig werth war.

Carditello.

Der König ließ Carditello bauen. Der Architect Canicini hatte abermals den Auftrag. Es ist ein großes Jagdhaus, oder vielmehr kann man es einen Jagd-Palast nennen. Es sind viele Ställe dabei, theils für Pferde, weil eine Stuterei daselbst angelegt ist, theils für Kühe, deren über zweihundert waren. In der angelegten Meierei wurde gute Butter und Parmesan-Käse gemacht. Ingleichen eine Bäckerei, um Brod für die Arbeiter zu backen; verschiedene andere Gebäude zur Landwirthschaft und Wohnungen für Diejenigen, die im Winter an diesem Orte leben; denn im Sommer ist die Luft sehr übel, ja in gewissen Monaten tödtlich. Indessen Leute, die da geboren sind, halten es aus, ohne krank zu werden, leben aber doch selten über vierzig bis fünfundvierzig Jahre.

Philipp Hackert erhielt den Auftrag vom König, den ganzen Palast von Carditello, nebst der darin begriffenen Kirche mit Bildhauerei und Malerei zu verzieren. Dieses ward in zwei Jahren vollendet. Am Himmelfahrtstag, als dem Fest der Kirche, ward ein Wettrennen zu Pferde auf Englische Art gegeben, in einem Oval, das rings um den Palast und die Gebäude hergeht und mit Stufen, wie ein Amphitheater, gebaut ist. In demselben steht auch ein runder Tempel mit Säulen, worin sich die Musik befindet. Auch waren andere kleine populäre Feste für das Volk eingerichtet, das zu vielen Tausenden herbeiströmte. Der König war sehr vergnügt, daß Alles fröhlich und gut ausfiel, dankte Philipp Hackert für seine Mühe und sagte: „Das ist der einzige Palast, den ich habe, der fertig und völlig meublirt ist.“

Sicilien.

Nun fingen leider die Unruhen in Frankreich an und es fanden sich in Neapel auch heiße Köpfe für die Sache der Freiheit und Gleichheit. Der König fuhr indessen immer noch fort, sich für die Künste zu interessiren. Im Jahre 1790 wurde Philipp Hackert mit einem kleinen Fahrzeug, welches man in Neapel Scapperia nennt, einer Art von Feluke, mit zwölf Mann wohl bewaffnet, abgeschickt, die Küste von Calabrien und Sicilien zu besuchen und alle malerischen Gegenden zu zeichnen und Studien zu machen, wonach die Bilder in Neapel könnten gefertigt werden. Die Reise ward gegen Ende Aprils angefangen; durch üble Witterung jedoch, die in dieser Jahrszeit ungewöhnlich ist, verlor Philipp Hackert viele Zeit, indem er an den Stellen der Küste Calabrien, wo Nichts zu zeichnen war, Halt machen mußte. Er ging darauf nach Messina, Syracus, Augusta und Palermo, wo er zur Zeit des Festes der heiligen Rosalia ankam und den vielen Gastereien der fünf Tage beiwohnte. Siebenzehn Tage war er in Palermo und zeichnete verschiedene Ansichten des Hafens und der Rhede.

Der Vice-König, Prinz Caramanica, der sein Freund schon seit langer Zeit in Neapel gewesen war, nahm ihn sehr günstig auf, und überdieß hatte ihn der König noch eigenhändig an den Prinzen empfohlen. Er hatte Logis im Palast und war auf's Beste versorgt. Den ersten Abend des Festes stellte der Prinz ihn selbst der ganzen Noblesse vor; denn der Prinz hatte oft in Neapel gesehen, daß sowohl der König als die Königinn Philipp Hackert bei Hoffesten an Souveräne vorstellten, welche damals Neapel besuchten; auch sei Dieses den Palermitanischen Cavalieren, die Philipp Hackert kannten und ihn in Neapel als ersten Kammermaler bei allen königlichen Festen gesehen hatten, nicht auf, hingegen die alle von ihrer Insel gekommen waren, begriffen es nicht, daß ein Maler vom Vice-König vorgestellt würde; noch weniger war es ihnen begreiflich, daß der Vice-König den Künstler oft bei Spazierfahrten in den Hafen und auf's Land mitnahm. Don Cleris Carini, erster Secretär des Vice-Königs, führte ihn in alle übrigen Assemblen, wo Feste gegeben wurden.

Da der König den Vorsatz gefaßt hatte, nach Wien zu gehen, wohin ihn die Königinn und die beiden Prinzessinnen begleiten sollten, so wollte Philipp Hackert noch vor der Abreise des Königs im August in Neapel sein. Er verließ daher sein kleines Fahrzeug und ging mit dem gewöhnlichen Packetboot, il Tartaro, zurück. Wäre Philipp Hackert nicht noch mit Carditello und dessen Meublirung beschäftigt gewesen, so hätte ihn der König mit nach Wien genommen. Er wollte aber Alles bei seiner Zurückkunft fertig finden und so ließ er den Künstler zurück.

Kriegsunruhen.

Ungeachtet die Unruhen sich immer mehr und mehr verbreiteten, so ging doch Alles seinen Gang fort, bis der Krieg nach Italien kam und die beiden Tanten Ludwig's XVI. aus Rom nach Neapel flüchten mußten. Da fing Alles an zu stocken. Philipp Hackert mußte sein Quartier im alten Palast zu Caserta räumen, so wie alle andere Cavaliere, denen ihre Wohnung daselbst angewiesen war; die Prinzessinnen sollten ihn beziehen. Philipp Hackert wohnte noch ein Jahr in Caserta für sich, gab es aber auf, weil der Hof kein Quartier für ihn beziehen wollte. Er wurde nun sehr oft nach Caserta gerufen, welches dem König am Ende mehr kostete

und Philipp Hackert verlor viele Zeit dabei. Indessen ging es noch so ziemlich. Der König kam dann und wann; aber viel seltener als sonst. Philipp Hackert sah wohl, daß das Ganze schief ging; aber er durfte sich's nicht merken lassen: denn alle Wohlgesinnten, die nicht in den Ton stimmten, den Haß und Parteigeist anzegeben hatten, sondern vernünftig und ohne Leidenschaft urtheilten, waren augenblicklich in Verdacht und in Gefahr, ohne Verhör jahrelang im Gefängniß zu schmachten. Philipp Hackert, um sich zurückzuziehen und um nur die großen Festtage, wo es seine Stelle erforderte, bei Hofe zu erscheinen, oder, wenn er gerufen wurde, sich zum König zu begeben, miethete sich ein klein' Casino sul Vomero, welches die schönste Aussicht vom ganzen Meerbusen hatte. Wenn er zum König gerufen wurde, war Anstalt getroffen, daß die Nachricht davon in einer halben Stunde bei ihm war. Er setzte sich in den Wagen und konnte in der zweiten halben Stunde auf dem Palast des Königs sein. Also war er auf dem Lande und in der Stadt zugleich und brauchte den König nicht um Urlaub zu bitten.

Um sich von den traurigen Ahnungen zu zerstreuen, die er von den bevorstehenden Schicksalen hatte, machte er in den heißen Monaten malerische Reisen nach Monte Forte, Monte Vergine, zu den weißen Benedictinern, wo der General und viele Aebte seine Freunde waren, sowie auch zu den Camaldulensern a l'Incoronata. Und so brachte er in den Apenninen, so lange die große Hitze dauerte, mehrere Monate zu. In dieser Einsamkeit malte er viele fertige Studien nach der Natur, welches er im Winter verschiedene Monate zu Pozzuoli und Baja fortsetzte; machte ferner kleine Reisen auf seine Kosten im Königreich, nach Cajazzo, Pie di Monte, Aiisa, Sai Matteo. Allein die Sorgen begleiteten ihn überall hin.

Er gedachte daher seine Capitalien zurückzuziehen; aber sie mußten erst aufgekündigt werden. Auch war der Cours auf auswärtige Plätze schon so schlecht, daß man fünfzehn Procent verlor. Doch würde er Dieses nicht geachtet haben, wäre es nur möglich gewesen, sein Geld zurückzuziehen, ohne öffentliches Aufsehen zu machen: der Hof würde es sogleich erfahren und Verdacht geschöpft haben. Also war Schweigen und Abwarten das einzige Mittel.

Endlich wurde die weitbekannte unglückliche Catastrophe zubereitet, wovon Nelson und Lady Hamilton die Triebfedern waren. Jeder mußte sein Silber hergeben. Philipp Hackert lieferte für vierundzwanzighundert Scudi Silbergeschirr ein. Löffel und Gabeln durfte man behalten. Jenes aber wurde bei angeordneter Confiscation verlangt. Man bekam Bankzettel, die in dreißig Tagen fünfzig Procent verloren. Der König zog alles baare Geld an sich; und der unglückliche Krieg ging an, von dem Niemand sich Gutes versprechen konnte, der einen Begriff von Krieg und Armeen hatte.

Endlich flüchtete der Hof nach Palermo und man ließ Neapel in Händen von Menschen ohne Talent und Redlichkeit. Sobald nun die Lazaroni Macht gewannen, war die Anarchie vollkommen und jeder ehrliche Mann augenblicklich in Gefahr, sein Hab und Gut ausgeplündert zu sehen und erworben zu werden. In dieser Lage befand sich Philipp Hackert mit seinem Bruder Georg, welche Beide in einem Flügel des Francavilla'schen Palastes wohnten.

Nachdem der königliche Palast ausgeplündert war, standen beide Brüder hinter einer Jalouse am Fenster, um zu sehen, was für ein Lärm auf der Straße Chiaja wäre. Die Lazaroni riefen einander zu: „Wir müssen den Francavilla'schen Palast plündern; denn die Königinn hat viele schöne Sachen daselbst." Beide Brüder nahmen Hut und Stock und Jeder seine Schatulle mit Papieren und Cameen und was sie sonst Pretioses hatten, um sich durch den Garten zu retten, zu dessen Genuß ihnen die Königinn den Schlüssel gegeben hatte. Sie wollten sich nach dem Casino auf dem Vomero begeben. Mit ein' Mal entstand ein neuer gewaltiger Tumult unter den Lazaroni, dessen Ursache die Brüder nicht erfuhren; aber glücklicher Weise unterblieb die Plünderung. Indessen machten sie so viel als möglich insgeheim Anstalten, die besten Sachen einzupacken, welches nur mit vieler Schwierigkeit geschehen konnte; theils wegen der Lazaroni, theils weil die Feinde in der Nähe von Neapel waren.

Franzosen.

Endlich rückten die Franzosen ein. Es ist wohl nie von redlich gesinnten Menschen ein Feind so gewünscht worden, als die Franzosen in diesem Augenblick. Es herrschte die größte Anarchie, die man sich denken kann: jeden Augenblick Mord und Todtschlag. Wer sich am Fenster sehen ließ, konnte sich eine Kugel erwarten. Drei Tage jedoch, nachdem die Franzosen in Neapel eingerückt waren, sah man die wilden Lazaroni in Lämmer verwandelt; man hatte ihrer sieben an einem Tage erschossen. Jeder konnte nun ruhig des Tages auf der Straße gehen.

Den vierten Tag fand Philipp Hackert einen Zettel an seiner Thüre, daß der Divisions-General Rey nebst seinem General-Stab und vier Commissarien bei ihm wohnen solle. Philipp Hackert widersetzte sich heftig und verlangte zu wissen, mit welcher Autorität Dieses ge-

ſchehe. Man antwortete, das Einquartirungs-Billet von der Municipalität ſollte des andern Tages erfolgen. Indeſſen rückten ſechsundachtzig Jäger und Pferde in den Palaſt ein, weil ſoviel Stallung für ſie da war. Die vier Commiſſärs blieben die Nacht da und ſchliefen gekleidet auf Matratzen; denn Philipp Hackert hatte nur drei Betten, eins für ſich, eins für einen Fremden und das dritte für den Bedienten. Des Morgens wollten die Commiſſärs Alles verſiegeln, welches mit guten und böſen Worten beigelegt wurde. Sie bemächtigten ſich gleich ſiebenzehn großer Gemälde von Seehäfen, die dem König gehörten und unten im Studium von Georg Hackert ſtanden. Drei Seehäfen von gleicher Größe waren bei Philipp Hackert in ſeinem Studium oben, die er mit Mühe und Weitläuftigkeiten rettete; denn er bewies endlich, daß der König ſie noch nicht bezahlt habe und ſie bis jetzt noch des Künſtlers Eigenthum wären. General Rey, der vom General Championet zum Commandanten von Neapel ernannt war, kam an, logirte ſich in Philipp's Quartier und bediente ſich ſeines Bettes, ſeiner Küchengeräthſchaften und Alles, was da war. Der General-Stab war unten einquartirt bei Georg Hackert, wo ſie in Betten ſchliefen, welche die Municipalität geben mußte. Sein Studium wurde die Secretarie. Und ſo gereichte Dasjenige, was ihnen ſoviel Glück und Vergnügen gebracht hatte, den Theil eines königlichen Palaſtes zu bewohnen, nunmehr zur großen Unbequemlichkeit, indem ſie als Privat-Leute gleichſam an des Königs Stelle die neuen Gäſte bewirthen ſollten und ihre eigenen Sachen als königlich angeſehen wurden; denn das beſondere Verhältniß, worin ſie ſtanden, war den ankommenden Siegern nicht leicht deutlich zu machen.

Rettung.

Den General Rey und Philipp Hackert den erſten Tag, weil ſein Koch noch nicht angekommen war, zum Eſſen ein; und durch höfliche und kräftige Behandlung, auch durch die Vorſtellung, daß ſie geborne Preußen ſeien, wurde der General ihr Freund. Und wie Philipp Hackert im ſiebenjährigen Kriege ſein erſtes Aufkommen als Künſtler franzöſiſchen Officieren zu danken hatte, ſo dankte er nun Franzöſiſchen Generalen ſeine Rettung.

Es kam ein Billet von der Municipalität, daß Philipp Hackert ſogleich zweihundert Neapolitaniſche Ducaten Contribution bezahlen ſollte. Baar Geld war nicht vorhanden; alſo wendete er ſich an General Rey um guten Rath. Dieſer ſetzte ſich mit ihm in den Wagen und brachte ihn zum General Championet, dem er ihn als einen berühmten Künſtler vorſtellte, da er denn ſehr gut aufgenommen ward; allein von der Contribution war dieß Mal nicht die Rede; doch wurde er nachher durch die erworbene Gunſt auf eine indirecte Weiſe von derſelben befreit.

General Rey bezeigte ſich ſehr freundlich gegen die beiden Brüder und verlangte, daß ſie täglich mit ihm ſpeiſen ſollten; ja er verwies es ihnen auf die höflichſte Weiſe, wenn ſie ein Mal fehlten. Auch gab er auf manche andere Weiſe an den Tag, wie ſehr er ſie ſchätze und beſchütze. Hierdurch wurde Philipp Hackert in große Verlegenheit geſetzt; denn in ſeinem Herzen war er überzeugt, daß die Republik nicht beſtehen könne und daß der König bald wieder in den Beſitz ſeines Landes kommen würde. Viele Generale beſuchten ihn nun in ſeinem neuen Hauſe, das er bezogen hatte, ſeitdem er den Francaviſa'ſchen Palaſt verlaſſen mußte. Sie zeigten ſich Alle als Liebhaber der Kunſt, Einige als Kenner. General Rey war vertraulich und aufrichtig gegen ihn. Eines Tages ſagte er: „Daß Ihr kein guter Republicaner ſein könnt, iſt mir ſehr begreiflich; denn ein Künſtler, der jährlich ſechstauſend Livres Penſion verliert, nebſt einer ſchönen Wohnung und hundert andern Bequemlichkeiten, kann unmöglich ein Freund von der neuen Ordnung der Dinge ſein; aber Ihr ſeid ruhige Leute und habt Euch weder ſonſt noch jetzt in Regierungsgeſchäfte gemiſcht. Wir ſchätzen Euch als Artiſten und reſpectiren Euch als Preußen. Und wie ich Euch ſeit einem Monat kenne, habe ich den beſten Begriff von Euch. Aber ich rathe Euch, ja ich verlange auf's Beinahe, daß Ihr Neapel verlaßt und nach Paris gehet; denn ich kann Euch vertrauen, daß man mir ſchon angeſonnen hat, Euch als Royaliſten arretiren zu laſſen. Ziehet weg. Männer und Künſtler, wie Ihr ſeid, Ihr könnt in der ganzen Welt ruhig leben.“

Mißliche Lage.

Die beiden Brüder hatten ſchon lange über ihre Lage nachgedacht, ihre Verhältniſſe zur Municipalität wohl überlegt und auch vorher ſchon vom General Rey etwas Aehnliches hören müſſen. Sie ſahen voraus, was nach dem wahrſcheinlichen Abzug der Franzoſen ſie erwartete. Sie beſchloſſen daher, ſich zu entfernen und, wenn auch nicht gerade nach Paris zu gehen, wenigſtens Livorno zu erreichen; denn der Großherzog Ferdinand war noch in Toscana. Einige Tage darauf ſagte General Rey zu Philipp Hackert: „Wann gehet Ihr?“ Dieſer antwortete: „Mit dem erſten Schiffe, das neutral iſt. Ein Dane liegt hier, der Quarantaine hält; mit dem will ich gehen.“ Der General verſetzte:

Beth'ſt du für deiner Mütter Seele, die
Durch dich zur langen, langen Pein hinüber
ſchlief?
— Und unter deinem Herzen
Regt ſich's nicht quillend ſchon,
Und ängſtet dich und ſich
Mit ahndungsvoller Gegenwart?

Grethchen.

Weh! Weh!
Wär' ich der Gedanken los,
Die mir herüber und hinüber gehen
Wider mich!

Chor.

Dies irae dies illa
Solvet Saeclum in favilla.

Orgelton.

Böſer Geiſt.

Grimm faßt dich!
Die Poſaune tönt!

„Thut es so geschwind als möglich; denn ich habe meine Ursachen.“ Er rief sogleich seinen Secretär und gab Jedem einen Paß mit der Weisung, ihn beständig in der Tasche zu tragen und die Französische Cocarde auf dem Hut. Und so waren die beiden Brüder bei Hof in Palermo für Jacobiner ausgeschrien und in Neapel wollte man sie als Royalisten einkerkern. In diesem Falle befanden sich damals alle vernünftigen und mäßigen Leute.

Ablahrt.

Endlich war die Quarantäne des Dänischen Capitäns zu Ende und Philipp Hackert mußte bis Livorno über dreihundert Piaster bezahlen für sich, seinen Bruder, einige zwanzig Kisten und einen Englischen Wagen. General Rey hatte Befehl gegeben, daß Nichts, was ihnen zugehörte, visitirt werden sollte. Der Dänische General-Consul, Christian Heigelin, war auch mit auf dem Schiffe, Director Tischbein und Andere mehr, in Allem dreiundvierzig Passagiere. Bei Monte Christo ward das Schiff von einem Französischen Caper besucht; und weil ein Türke auf dem Schiffe war, welcher Dattein hatte, so wurde das Schiff genommen. Philipp Hackert widersetzte sich mit Heftigkeit, zeigte seinen Französischen Paß und wurde als Preuße respectirt. Indessen wollten sie das Schiff nach Bastia in Corsica bringen. Heigelin und Schmidt, als Kaufleute, wußten wohl, daß in Bastia keine Gerechtigkeit sei; also da die Caper das Schiff verlassen hatten, handelten sie mit den beiden Corsi; die auf dem Schiffe als Wache zurückgeblieben waren und stellten ihnen vor: der Großherzog von Toscana habe schon das Land verlassen und die Franzosen seien im Besitz desselben. Sie möchten das Schiff anstatt nach Bastia nach Livorno bringen lassen. Dieses kostete zweihundert Piaster, welche Philipp Hackert mit den beiden Obengenannten bezahlte, weil sie die besten Güter auf dem Schiff hatten.

Livorno.

Der Wind ward ungestüm und trieb das Schiff gegen Livorno und nach einer verdrießlichen Reise von dreizehn Tagen kamen sie in der Nacht auf der Rhede daselbst an. Des Morgens früh wurde das Schiff wie gewöhnlich besucht und weil ein Caper darauf gewesen war, fünfundzwanzig Tage Quarantäne declarirt, welche auch im Hospital St. Jacob gehalten wurde.

Philipp Hackert ließ gleich seinen Englischen Wagen wegbringen; da es aber an die Kisten kam, wollte man sie visitiren, ob auch Englische Waaren dazu wären. Durch den Preußischen Agenten und den General Miollis aber wurde Alles sogleich vermittelt und die Kisten ohne Visitation verabfolgt. Der Kaufmann Schwartz hingegen und Andere hatten noch einen weitläuftigen Proceß, der erst lange hernach in Paris entschieden wurde.

General Miollis war durch General Rey schon unterrichtet, daß die beiden Gebrüder Hackert nach Paris gingen. Die Sache war aber schwer auszuführen und man ließ Entschuldigung gelten, daß das Meer voll Caper und das Land voll Armeen sei. Sie wählten einstweilen Pisa zu ihrem Wohnplatze und hielten sich stille, bis endlich die kaiserlichen Truppen einrückten.

Florenz.

Ein Jahr darauf zogen beide Brüder nach Florenz und richteten sich ein. Im Jahre 1803 kaufte Philipp Hackert sich eine Villa mit zwei Poderi, welches so viel sagen will, als zwei Bauern-Familien, welche das Land der Herrschaft um billige Bedingungen bauen. Diese Villa liegt a San Piero di Carreggio, nahe bei der Villa, wo Lorenzo il Magnifico gewohnt hatte. Philipp Hackert hatte seine Wohnung in Florenz und lebte viele Monate auf der Villa, wo ein Studium eingerichtet war, so daß er fleißig malte und sich dabei auch mit der Cultur des Landes beschäftigte. Er behandelte seinen Wein nach Chaptals Unterricht, preßte sein Oel, wie es die Provenzalen machen, legte sich einen Küchengarten an, baute das Korn land besser, ließ gemauerte Gräben ziehen, pflanzte einige Tausend neue Reben, so daß sein Gütchen in Kurzem sehr einträglich ward. Die Wohnung war reinlich und einfach eingerichtet und er sah nur wenige Freunde und Fremde, die ihm empfohlen waren, damit die Ruhe des Landlebens nicht gestört werden möchte. Sein Bruder Georg besorgte in der Stadt den Kupferstichhandel und was sonst von dieser Art vorfiel, kam Sonnabends zu ihm und ging Montags früh nach Florenz zurück. Dieser Bruder ward ihm aber bald durch den Tod geraubt. Er starb den 4. November 1805, noch nicht fünfzig Jahre alt. Er wurde als Protestant in Livorno begraben; denn in Florenz ist keine Grabstätte für Protestanten.

Lebensende.

Noch ein ganzes Jahr verlebte Philipp Hackert in völliger Thätigkeit; doch ward er gegen Ende von 1806 vom Schlagfluß befallen, worauf er noch einige Zeit mit Besinnung und Hoffnung lebte, bis er im April 1807 die Welt verließ.

Er gehörte zu den Menschen, die auf eine entschiedene Weise ihres eigenen Glücks Schmiede sind. Sein angeborenes Talent entwickelte sich

bald und ein ruhiger Fleiß, eine unausgeſetzte Bemühung brachte ihn nach und nach auf den Gipfel, wo wir ihn geſehen haben. Er war eine von den glücklichen Naturen, die bei einer großen Selbſtbeherrſchung Jedermann dienen und Niemanden gehorchen mögen. Er hatte die Gabe, ſich in Menſchen zu ſchicken, ohne im Mindeſten biegſam zu ſein. Dabei gereichte es ihm freilich zum größten Vortheil, daß gerade das Fach, wozu ihn die Natur beſtimmt hatte, zu ſeiner Zeit vor vielen andern begünſtigt war. Die große Strenge und Ordnung, mit der er ſeine Kunſt ſowie ſeine Geſchäfte betrieb, ward mild und leidlich für Andere, indem ſein eigentliches Metier ihn Jedermann angenehm machen mußte. Die vielen Liebhaber ſuchten und bezahlten ihn, die vielen Dilettanten ſtrebten ihm nach, und Jeder war ſchon zufrieden, wenn er ſich auch nur einen Schein jenes großen Talentes gewonnen hatte. So war Hackert geſchätzt, ohne beneidet zu werden und konnte immer er ſelbſt ſein, ohne den Menſchen läſtig zu fallen.

Seinen Brüdern war er mehr als Vater, er ward ihnen zugleich Lehrer und Gönner, Führer und Beſchützer. Sein Aeußeres war ſeinem Innern völlig gemäß. Wohlgebaut, zeigte er ſich ſtark, ohne ſteif zu ſein, doch mehr mit einem ernſten als gefälligen Anſtand. Man hätte wohl in ſeinem Weſen etwas Diplomatiſches finden können, welches in dem kalten Gefälligen der Poſitente beſteht, ohne das Submiſſe von Dieſen zu haben, weil der Diplomate ſich immer auch gegen die vornehmſten Perſonen, mit denen er umgeht, eine gewiſſe Würde geben muß, indem er, wenn er auch Ihresgleichen nicht iſt, doch Ihresgleichen vorzuſtellen hat. Wir dürfen hierbei nicht vergeſſen, daß er ein Preuße von Geburt war und ſeinen Theil von der Glorie des großen Königs ſich zueignete. Er ähnelte daher durch Tüchtigkeit, Strenge, Schärfe, Thätigkeit und Ausdauer den Beſten, die uns aus dieſer Nation bekannt geworden; eine Vergleichung, die, indem ſie den Begriff von ihm erleichtert, ihm nur zur Ehre gereichen kann.

Nachträge.

Vorerinnerung.

Die Nachricht von dem Tode ſeines verehrten Freundes Philipp Hackert erhielt der Herausgeber zugleich mit einem Packet biographiſcher Aufſätze, welche ihm der Verewigte in einer frühern und letzten Verordnung zugedacht hatte. Sie ſind größtentheils von Hackert's eigner Hand und freilich war die vorzunehmende und dem Verſtorbenen zugeſagte Redaction manchen Schwierigkeiten unterworfen. Die Anmuth ſolcher Aufſätze beruht auf einem natürlichen, faſt mehr noch als die Rede ſelbſt loſen und ungezwungenen Styl, welcher ſich jedoch in einer Druckſchrift wunderlich ausnehmen, ja kaum leſbar ſein würde. Den Freunden des Künſtlers und der Kunſt eine nicht mißfällige Lectüre zu bereiten und dem Natürlichen, Wahren, Anmuthigen jener Blätter bei einer Bearbeitung ſo wenig als möglich zu entziehen, war die Aufgabe, welche man zu löſen ſich angetrieben ſein ließ; und man wünſcht, daß die Abſicht wenigſtens im Ganzen möge gelungen ſein.

Dieſe durch unſere Redaction entſtandene Sammlung beſteht in drei Abtheilungen, wovon die erſte einen kurzen Abriß des Lebens- und Kunſtganges unſers Hackert bis in ſein vierzigſtes Jahr enthält; die zweite aus dem Reiſe-Journal eines Engländers, der mit Hackert Sicilien durchzog; die dritte aus einer Anzahl nicht eigentlich zuſammenhängender Anecdoten beſteht, welche jedoch die Kunſt- und Lebensthätigkeit des merkwürdigen Mannes vielſeitig vor Augen ſtellen. Möchte man von jener erſten Abtheilung wünſchen, daß ſie etwas mehr und von der letzten, daß ſie etwas weniger ausführlich verfaßt wäre, ſo geſchähe es wohl nicht ganz mit Unrecht. Doch hat man bei Redaction dieſer Hefte weder dort Etwas zugeben, noch hier Etwas abnehmen können, ohne den Character derſelben zu zerſtören. Da man hier Nachrichten von einem bedeutenden Manne und zwar durch ihn ſelbſt erhält, ſo iſt es billig, daß man auch ſeiner eigenen Art, womit er von ſich ſpricht, Etwas nachgebe. Wir haben daher an dieſen Aufſätzen nicht mehr gethan, als nöthig war, um ſie leſbar zu machen, damit das meiſtens glückliche Leben unſers Freundes auch glatt und bequem vor den Augen des Beſchauers hinfließen möge.

Was das Reiſe-Journal betrifft, ſo konnte die Frage entſtehen, ob es wohl der Mühe werth ſei, ſolches zu überſetzen und abzudrucken. Sicilien, das in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts gleichſam erſt für fremde Nationen entdeckt wurde, iſt ſo vielfach durchreiſt und beſchrieben worden, daß man ſich kaum nach einer abermaligen, beſonders nach

einer ältern Reisebeschreibung sehnen möchte. Die Bemerkung jedoch, daß man eher müde wird, selbst zu reisen, als Reisebeschreibungen zu lesen, schien auf eine bejahende Antwort hinzudeuten. Freilich besitzen wir einen verständigen, einsichtigen Swinburne, einen edeln und männlichen Riedesel, einen heitern, mitunter etwas überlisten Lebemann Brydone, einen geschäftigen aber nicht immer zuverlässigen Borch, einen treuen und guten, aber etwas weitschweifigen Bartels, einen ernsten und gefaßten Münter, einen unterrichteten und blühenden Stolberg, einen wissenschaftlichen, obgleich nicht genug begründeten Spallanzani, den durch sein Kupferwerk Alles gleichsam abschließenden Houel, ja noch manche Andere, daß man also gar wohl diesen Knight hätte entbehren können, um so mehr, als er einige seiner Vorgänger unmittelbar vor Augen gehabt zu haben scheint. Aber ein Jeder, der in der Ferne ein Land studiren will, er habe es früher nun selbst gesehen oder nicht, wird immer soviel Zeugen aufsuchen, als er nur kann, deren Menge in diesem Fall nur interessanter ist, weil sowohl die verschiedenen Zeiten, in welchen sie beobachtet, als die verschiedenen Standpuncte, woraus sie die Gegenstände angesehen, dem Betrachtenden und Urtheilenden sehr zu Statten kommen. Reisebeschreibungen aus verschiedenen Jahren sind gleichsam als Chroniken solcher Gegenstände anzusehen; die eigentlichen augenblicklichen Zustände werden aufgefaßt und festgehalten, indessen sich in der Wirklichkeit Manches verändert und sich nach wenigen Jahren ganz neue Erscheinungen dem Beobachter darbieten. So stand zu den Zeiten Knight's Messina noch aufrecht und der Weg auf dem Gipfel des Aetna war, obgleich beschwerlich genug, doch noch zurückzulegen, anstatt daß nach der Eruption von 1787, welche am Gipfel selbst ausbrach, das Erklimmen desselben beinahe unmöglich ward. Von Schlüssen, die aus solchen Vergleichungen können gezogen werden, gibt uns Spallanzani ein interessantes Beispiel, indem er zusammenstellt, was seine Vorgänger von der innern Beschaffenheit des Aetna'schen Craters gemeldet hatten. Und wer nun Denen, die sich mit der Erdbeschreibung ernstlich beschäftigten, hat nicht mehr oder weniger auf gleiche Weise verfahren? Die Bekanntschaft, die wir bei dieser Gelegenheit mit so bedeutenden Männern machen, ist fast ebenso viel werth, als die Bekanntschaft mit den Gegenständen selbst: denn wo zeichnen sich die Nationen und die Individuen derselben wohl mehr aus als auf Reisen? Jeder bringt eine gewisse einheimische Urtheilsweise mit; Jeder hat einen gewissen Maßstab des Guten, Würdigen, Wünschenswerthen oder Vortrefflichen; und auch der Zeit-Character, den die Reisenden an sich tragen, spricht sich aus. Hackert mit seinen beiden Englischen Freunden erscheint durchaus tüchtig, wohlwollend, rechtlich, auf einen bestimmten Zweck hinarbeitend. Die Hauptrichtung des Jahrhunderts gegen alle Unthätigkeit und was den Menschen darin erhält, die Hauptneigung zu Allem, was wirksam und förderlich ist, besonders im Staatsfache sowie im Oeconomischen, Mercantilischen, Technischen, erscheint an diesen wenigen Männern theils in der Reisebeschreibung, theils in der Biographie. Sie bekennen sich Alle zu der Religion des ehrlichen Mannes und wir sehen einen Papst, einen König, welche Redlichkeit und Thätigkeit zu schätzen wissen, ohne zu fragen, welcher Kirche ein solcher Mann angehöre. Der Widerwille Knight's gegen Alles, was Faulheit oder Tagdieberei begünstigt, bricht überall hervor und so scheint er völlig jenen Tagen gemäß denkend, von welchen sich seine Reisebeschreibung datirt.

Zu dieser Apologie des gegenwärtig abgedruckten Tagebuchs läßt sich noch hinzufügen, daß es doch auch gleichsam gefordert wird, in dem Leben eines Landschaftmalers auch ein Mal die Landschaft selbst zu sehen; welches eigentlich nur durch einen Dritten geleistet werden kann, der, indessen der Künstler zeichnet, die wörtliche und schriftliche Schilderung der Gegend übernimmt. Mehrere Stellen dieser Art sind Herrn Knight vorzüglich gelungen. So sind es denn auch nur wenige Tagen, die man sogar, nach Belieben, überschlagen könnte.

Uebrigens ist er als ein Mann von Kenntnissen, besonders in der Griechischen Litteratur, bekannt und Verfasser eines bedeutenden Werks, welches den Titel führt: An analytical Essay on the Greek Alphabet, by Richard Payne Knight London 1791. Auch war er Liebhaber der Kunst; denn Downton-Castel in Shropshire, sein Geburtsort, enthält viele Gegenstände der Sculptur und Malerei, die er auf seinen Reisen gesammelt hatte. Durch ein Versehen heißt er in dem Hackert'schen Manuscript mit Vornamen Henry, der also nach dem oben angeführten Werke zu berichtigen wäre.

Hier nehmen wir auch Gelegenheit, von Hackert's zweitem Reisegefährten, Herrn Gore, umständlichere Nachricht zu geben.

Charles Gore.

Geboren den 5. December 1729 zu Parkstone in Dorsetshire, stammte aus einer würdigen Familie und einer seiner Vorfahrer war Lord Major der Stadt London gewesen. Sein Va-

ter, ein ſehr rechtſchaffener und wohlwollender Mann, führte den gleichen Vornamen und war der jüngſte von drei Brüdern. Die älteſten wurden Parlaments-Glieder und ihn beſtimmte man zur Handelſchaft, nach Art jener Zeit, wo man es jüngern Söhnen des erſten Adels nicht nachtheilig hielt, wenn ſie ihr Glück auf dieſem Wege ſuchen wollten. Er war eine Zeit lang als Director der Engliſchen Factorei in Hamburg angeſtellt und gerade in der Epoche, als die Engliſchen Armeen unter dem Commando des Herzogs von Marlborough ſich auf dem feſten Lande befanden. Der Herzog war ihm ſehr gewogen und zeichnete ihn aus: er dagegen widmete ſich dergeſtalt der Perſon und dem Intereſſe dieſes großen Heerführers, daß, als Beide zurück nach England kamen und der Herzog bald in Ungnade fiel, die beiden ältern Brüder aber auf der Seite des Miniſters Lord Oxford hielten, er darüber verdrießlich ſich von ſeiner Familie trennte und ſich nach Yorkſhire begab, wo er eine Beſitzung kaufte und bei ſchon zunehmendem Alter heirathete.

Er hatte ſieben Kinder von ſeiner Gattin, darunter unſer Charles Gore das dritte und der einzige Sohn war. Er ward in der Weſtminſter-Schule erzogen und, weil ſein Vater bei geringem Vermögen mehrere Kinder hatte, gleichfalls der Kaufmannſchaft gewidmet, da er denn mehrere Jahre auf dem Bank-Comptoir ſeines Onkels John Gore arbeitete; als er aber einſt ſeine Familie in Yorkſhire beſuchte, machte er Bekanntſchaft mit einer jungen Erbin, die bei anſehnlichem Vermögen eine vorzügliche Schönheit beſaß. Als er durch die Heirath mit dieſem Frauenzimmer unabhängig ward, ſo verließ er alsbald ſeine kaufmänniſche Laufbahn, die ihm von jeher ſehr mißfallen hatte. Seine Gattin brachte ihm vier Töchter, davon die zweite ſehr zeitig ſtarb; er aber blieb mit ſeiner Familie in Yorkſhire bis zu ſeines Vaters Tode und beſchäftigte ſich dieſe Zeit über ſo gut, als die Lage ſeines Wohnortes zuließ, ſich in jenem Talent zu üben, welches er von Jugend an bei ſich entdeckt hatte, Mechanik nämlich und Schiffbaukunſt. Nach dem Tode ſeines Vaters konnte er nunmehr ſeiner überwiegenden Leidenſchaft für die Schiffahrt vollkommenen Lauf laſſen, welche bis zum größten Enthuſiasmus anwuchs, als er in Hamtſhire die angenehme Stadt Southampton an dem Fluſſe gleichen Namens zu ſeinem Aufenthalte wählte, die wegen der Nähe von Portsmouth mit ſeinen Werften und mit Spithead, wo die Flotte gewöhnlich ſtationirt, ihm Alles lieferte, was er nur zum Studium und zur Ausübung ſeines Lieblingsgewerbes nöthig hatte.

Dieſes trieb er zehn bis zwölf Jahre unermüdet, indem er verſchiedene Schiffe nach ſeinen eigenen Modellen erbauen ließ, wovon das eine, die Schnecke genannt, ein Kutter, wegen ſeiner zierlichen Geſtalt und der Schnelligkeit des Segelns merkwürdig und von allen Seeleuten bewundert war. Herr Gore hatte die Ehre, in dieſem Schiffe die Brüder Ihro Majeſtät, die Herzoge von York, Glocester und Cumberland, von Southampton auf Spithead, Portsmouth, die Inſel Wight und ſonſt umherzuführen. Gewöhnlich brachte er ſeinen Sommer, ja den größten Theil des Jahres damit zu, daß er mit der Flotte die Küſte von England befuhr, auch die Küſten von Frankreich, die Inſeln Guernſey, Jerſey und andere beſuchte, und auf dieſe Weiſe die Kenntniß des Schiffbaues und des Seeweſens ſich eigen machte, wodurch ſeine Zeichnungen ſo außerordentlich ſchätzbar werden. Er hatte beſtändig zwei Matroſen im Dienſte und ſtand ſelbſt immer am Steuerruder. Zu einer Zeit auf die hohe See nahm er alsdann mehrere Mannſchaft.

Erſt in dem Jahre 1773 ward er veranlaßt, dieſe ſeine Lage und eine Lebensart aufzugeben, die ihm ſo äußerſt angenehm war; doch der ſtimmte Geſundheitszuſtand ſeiner Gattin und die Meinung der Aerzte, daß die Luft von Southampton ihrer Geneſung entgegenſtehe, bewogen ihn, um ihretwillen einen mildern Himmelsſtrich zu ſuchen und ſeine Familie zu einem Winteraufenthalt nach Liſſabon zu verſetzen. Aber die Geſundheit ſeiner Gattin wurde dadurch ſo wenig gefördert, daß er das nächſte Jahr nach England zurückzukehren im Begriffe ſtand, als unvermuthet ein alter Bekannter ankam, Capitän Thompſon, der den Levant, eine Fregatte von zweiunddreißig Canonen, commandirte und auf ſeinem Wege in das Mittelländiſche Meer in Liſſabon anſprach. Herr Gore konnte dem freundlichen Anbieten des Capitäns nicht widerſtehen, der ihn und ſeine Familie nach Livorno zu bringen verſprach; und weil dieſer geſchickte Schiffmann den Auftrag hatte, den verſchiedenen Engliſchen Garniſonen Geld zu bringen, ſo fand Herr Gore die erwünſchte Gelegenheit, Gibraltar und Port Mahon auf der Inſel Minorca zu ſehen, an welchem letztern Platz der Capitän ſich beinahe drei Wochen aufhielt.

Sie trennten ſich in Livorno; nachdem Herr Gore ſich faſt ein Jahr in Florenz aufgehalten und ſeine jüngſte Tochter dem Lord Cowper, der daſelbſt anſäßig war, verlobt hatte, zog er mit ſeiner Familie nach Rom und Neapel und kehrte nach einiger Zeit der Vermählung ſeiner Tochter wegen nach Florenz zurück, nachdem er vorläufig ein Haus in Rom gemiethet

hatte, wo er ſich denn meiſtens bis zum Jahr 1778 aufhielt.

Während dieſer Zeit machte er vertraute Bekanntſchaft mit Philipp Hackert, dem berühmten Landſchaftsmaler. Sie brachten zwei Sommer zuſammen auf Caſtel Gandolfo und Albano zu, immerfort mit verſchiedenen Luſtreiſen beſchäftigt, wobei ſie immer nach der Natur ſtudirten und zeichneten; welches in dieſer göttlichen, reichen und durch ſo mannigfaltige Schönheiten verherrlichten Gegend ein großer Genuß war. Kehrten ſie gegen den Winter nach Rom zurück, ſo brachte Gore ſeine meiſten Abende in Hackert's Hauſe zu, wo ſich einige Deutſche Künſtler, ingleichen Engliſche und andere Fremde ebenfalls einfanden, die ſich, wie er, den Künſten ergeben hatten. Gewöhnlich ſaßen ſie um einen großen Tiſch, auf welchem mehrere Lampen ſtanden und Jeder wählte ſich ein Vorbild aus Hackert's ſchönen Studien nach der Natur, indeſſen ein Italieniſcher Abbate ihnen den Taſſo und die übrigen vorzüglichen italieniſchen Dichter vorlas und erklärte. Der Abend ward gewöhnlich mit einer mäßigen aber guten Tafel beſchloſſen und die Träume dieſer kleinen Societät ſollen oft beſonders maleriſch geweſen ſein.

Im Jahre 1777 unternahm Herr Gore in Geſellſchaft ſeiner Freunde Hackert und Knight die Reiſe nach Sicilien, woran er ſich zeitlebens ſo gern erinnerte. Nach drei Monaten kehrten ſie nach Rom zurück und im folgenden Jahre verließ Gore Italien, um nach der Schweiz zu gehen. Hackert begleitete ihn abermals, bis Venedig, wo ſie mit großen Schmerzen von einander ſchieden, indem Hackert mit einer Geſellſchaft junger Engländer und Ruſſen die Dalmatiſchen Inſeln beſuchen wollte.

In der Schweiz verweilte Herr beinahe zwei Jahre und kehrte nach England zurück, indem er auf dem Wege Frankreich, die Niederlande und Holland beſuchte. In ſeinem Vaterlande hielt er ſich abermals gegen zwei Jahre auf; als aber im Jahre 1785 die Geſundheit ſeiner Gattinn von Neuem zu ſinken anfing, ſo brachte er ſie nochmals auf's feſte Land und kehrte unmittelbar von Spaa nach England allein zurück, um ſeine Geſchäfte in Ordnung zu bringen, indem er ſich vorgenommen hatte, ſich durchaus in Neapel niederzulaſſen. Aber ein unerwartetes Unglück zerſtörte dieſen Plan. Während ſeiner Abweſenheit ſtarb die geliebte Gattinn zu Spaa den 22. Auguſt 1785 an einem Fieberfieber, den neunten Tag ihrer Krankheit, zum größten Schmerz ihrer Töchter, denen ſie mit Recht ſo werth und theuer geweſen. Auf Anordnung ihres Gemahls ward ihr Leichnam in's Vaterland gebracht. Herr Gore hatte jene traurige Nachricht zu Sheffieldpark in Shropſhire vernommen, da er am Podagra in dem Hauſe ſeines Freundes Lord Batemann, darnieder lag, der mit ſeiner trefflichen Gemahlinn ihm in dieſen körperlichen und Gemüths-Bedrängniſſen den liebenswürdigſten Beiſtand leiſtete. Sobald er wieder hergeſtellt war, kehrte er zu ſeinen Töchtern zurück, hielt ſich einige Monate im Haag auf, wo er ſich vornahm, den bisher noch unbetretenen Theil von Deutſchland zu beſuchen. Sie gelangten im October 1787 nach Weimar und ſetzten ihre Reiſe nach Dresden und Berlin fort und wurden zuletzt durch die zuvorkommende Güte und Freundlichkeit der Weimar'ſchen Herrſchaften bewogen, ſich im Jahre 1791 in Weimar niederzulaſſen.

Die Gegenwart dieſes vortrefflichen Mannes iſt unter die bedeutenden Vortheile zu rechnen, welche dieſe Stadt in den letzten Jahren genoſſen. Seine Perſönlichkeit machte ſtets einen wohlthätigen Eindruck. Einfach, freundlich und gefällig erwies er ſich gegen Jedermann; ſelbſt noch im Alter machte ſeine Geſtalt, ſeine Geſichtsbildung einen ſehr angenehmen Eindruck. Der Unterhaltung mit ihm konnte es niemals an Stoff fehlen, weil er Vieles geſehen, erlebt und geleſen, ja, man kann ſagen, keinen Augenblick des Lebens mit unbedeutenden Gegenſtänden zugebracht hatte. Seine anſehnlichen Einkünfte ſetzten ihn in den Stand, bequem und behaglich zu leben, und dabei großmüthig, gegen Thätige fördernd, gegen Leidende hülfreich zu ſein. Sein durchaus gleichförmiges Betragen machte ſeine Geſellſchaft ſicher und angenehm, und ſelbſt, wenn er am Podagra litt, war er noch heiter, mittheilend und unterhaltend. Sein früheres Leben auf der See, an den Küſten, in ſchönen und bedeutenden Gegenden hatte jene Luſt in ihm erregt, ſolche flüchtige Augenblicke zu fixiren. So hatte er ſich der Proſpect-Zeichnung ergeben und war hauptſächlich dadurch mit Hackert innig verbunden. Um deſto gewiſſer von der Richtigkeit ſolcher Abbildungen zu ſein, hatte er die Camera obſcura angewendet, deren Mängel ihm zwar nicht verborgen waren, deren er ſich aber doch als Liebhaber mit vielem Vortheil zu bedienen wußte. Er ſetzte dergleichen Uebungen immer fort, welches ihm um ſo leichter ward, als er an Rath Krauſe, einem ſehr geſchickten und in dieſem Fache fertigen Künſtler, den beſten Gehülfen fand. Er machte mit Demſelben verſchiedene Reiſen, deren ich nur der zu der Belagerung von Mainz und der nach den Borromeiſchen Inſeln gedenke.

Was ihn aber zu Hauſe auf eine ſehr angenehme Weiſe beſchäftigte, war die Sorgfalt, womit er ſeine frühern Zeichnungen zuſammenſtellte, ordnete, ausarbeitete, durch Nachrich-

zungen aus Reiſebeſchreibungen ergänzte und in große Bände zuſammenbinden ließ. Hieraus entſtand eine vorzügliche Folge von Anſichten. Liſſabon, Gibraltar, Minorca, die Küſten des Mittelmeers, Sicilien, Italien waren unter verſchiedenen Geſichtspuncten glücklich aufgefaßt und mit der Leichtigkeit eines Liebhabers dargeſtellt. Die Seeſtücke und Häfen zeichnen ſich vorzüglich durch treflich gezeichnete Schiffe aus: denn indem Herr Gore ſo lange Zeit ſich mit dem Schiffbau abgegeben, ſo waren ihm dieſe wichtigen Gebäude nicht bloß dem Scheine nach bekannt, ſondern er verſtand ihre Formen ſowie die ganze Technik, wodurch ſie bewegt werden, aufs Genaueſte. Wie ein tüchtiger Figuren-Zeichner, der mit der Anatomie wohl vertraut iſt, die Gelenke an den rechten Ort ſetzt, ſo waren bei ihm die Theile des Schiffs im rechten Verhältniß, weil er ihren Gebrauch und die Wirkung, die ſie hervorbringen ſollten, ſehr genau kannte; wie er denn auch bis kurz vor ſeinem Ende mit der Geſellſchaft zu Verbeſſerung des Schiffbaues in London, deren Mitglied er war, in beſtändigem Verhältniß blieb und ihr ſeine Betrachtungen mittheilte, die er über dieſen Gegenſtand immer fortſetzte. Als Beweis ſeiner unveränderlichen Neigung zu dieſen Gegenſtänden kann man anführen, daß er nicht vierundzwanzig Stunden vor ſeinem Ende, welches den 22. Januar 1807 erfolgte, ſeiner Tochter den Wunſch ausdrückte, daß ſie bei ihrem Ableben ein Legat der Societät der Marine zu London hinterlaſſen möge. Ebenſo verordnete er in ſeinem Teſtamente, daß von den alten Matroſen, welche mit ihm jenen Kutter, die Schnecke, geführt hatten, der einz, welcher noch am Leben war, eine Penſion regelmäßig bis an ſein Ende erhalten ſollte, welches denn auch durch ſeine treffliche Tochter gewiſſenhaft erfüllt worden.

Jene Sammlung, die in den letzten Jahren ſeine größte Freude gemacht hatte, ward nach einer kurz vor ſeinem Tode ausgeſprochenen Verordnung Ihro des Herzogs von Weimar Durchlaucht zum Andenken übergeben. Es ſind dieſe ſchönen Bände auf die Bibliothek niedergelegt und werden daſelbſt aufbewahrt. Eine Marmor-Büſte des Herrn Gore wird daſelbſt auch das Andenken an ſeine Perſönlichkeit erhalten. Seinen Ueberreſten geſtattete man den Vorzug, in der Hofkirche niedergeſetzt zu werden, wo ſie neben ſeiner älteſten Tochter Eliſe Gore, einer der würdigſten Schülerinnen Hafner's, die ihrem Vater vorangegangen, eine Ruheſtätte gefunden. Ihm daſelbſt ein vollſtändiges Monument zu ſetzen, war ſeiner jüngern Tochter Emilie vorbehalten.

Ausführliche Beſchreibung der ſechs Gemälde, die zwei Treffen bei Tſchesme vorſtellend.

(Siehe oben, Seite 85 – 88.)

Erſtes Gemälde.

Evolution, um den Feind zu der Schlacht vom 6. Juli 1770 zu nöthigen.

Die Türkiſche Flotte war in einem Halbcirkel am rechten Ufer des feſten Landes bei Tſchesme geordnet. Das Türkiſche Schiff mit der großen roth' und grünen Flagge und dem rothen Wimpel auf dem großen Maſt commandirte der Capitän Paſcha; das Schiff mit der großen, gelb' und rothen Flagge auf dem großen Maſt war des Contre-Admirals; das Schiff mit der großen rothen Flagge auf dem Fockmaſt beſetzigte der zweite Contre-Admiral; alle andern Türkiſchen Schiffe führen rothe Flaggen und Wimpel. Auf dem Lande hinter der Flotte ſtehen die Landtruppen, dreißigtauſend Mann ſtark, die Landung der Ruſſen zu verhindern und die Schiffstruppen im Nothfalle abzulöſen. Hiervon ſieht man nur einen Theil auf dem Bilde, indem Lager und Zelte durch die Schiffe und den Rauch bedeckt ſind; ſowie man auch von mehrern Galeeren, kleinen Schiffen und Schaluppen zum Transport der Mannſchaft nur einige verſtellt ſieht.

Der Ober-General der kaiſerlichen Flotte, Graf Orlow, hatte beſchloſſen, die Feinde bei geringem Winde, der ihn jedoch begünſtigte, anzugreifen und rückte um eilf Uhr mit drei Diviſionen vor. Die erſte Diviſion von drei Schiffen, die Europa, St. Eſtaf und Tri Swetitele befehligt der Admiral Spiridow, deſſen große Flagge auf dem Mittelmaſt des zweiten Schiffes St. Eſtaf, worauf er ſich befand, zu ſehen. Dieſe ganze Diviſion hat blaue Windfahnen. Das erſte Schiff, Europa, wendet ſich, indem es auf den Feind ſeine Ladung abfeuert, welcher ſchon die Ruſſiſche Flotte eine Zeit lang beſchoſſen hatte. Die zweite Diviſion, gleichfalls von drei Schiffen, St. Januarius, Tri Eparcha und Raſſiſlaw, rückt in Linie vor und wird von dem Ober-General, dem Grafen Orlow, befehligt, der auf dem Schiffe Tri Eparcha ſich befindet, auf deſſen großem Maſt man die große Kaiſerflagge ſieht. Auf dem Fockmaſt iſt die große rothe Flagge als Zeichen des Angriffs. Dieſe ganze Diviſion hat weiße Windfahnen. Die dritte Diviſion beſteht aus drei Schiffen, Retwan Wenja, Swetoſlaw und Saratow, unter den Befehlen des Admirals Elphinſton, der ſich auf dem Schiffe Swetoſlaw befand. Es hat die Contre-Admirals-Flagge auf dem Beſanmaſt. Die ganze Diviſion hat rothe Windfahnen und rückt gleichfalls in Linie

ver. Die Bombarde, die ſich bei der zweiten Diviſion nach vorn zu befindet, wirft beſtändig Bomben auf den Feind.

Zweites Gemälde.

Reede von Tſchesme, den 5. Juli 1770.

Das Schiff St. Eſtaf, welches das Schiff des Türkiſchen Contre-Admirals genommen hatte, war von dem großen brennenden Maſt deſſelben entzündet, aufgeflogen. Die Trümmer deſſelben ſieht man im Vordergrund. Man erblickt Ruſſen, welche die Türkiſche Flagge retten, um dieſes Zeichen ihres Siegs zu erhalten. An der andern Seite mehrere Türken und Ruſſen, die ſich um die Wette auf einen Theil der Trümmer zu retten ſuchen. Weiterhin erblickt man eine ruſſiſche Schaluppe, die eine Menge Ruſſiſcher Soldaten und Matroſen rettet, die mit dem Schiff aufgeflogen waren. Alle die übrigen Schaluppen eilen herbei zu demſelben Zweck, aufgefordert durch den rothen Wimpel auf dem Fockmaſt des Admiral-Schiffes Tri Eracha. Daſſelbe Schiff hat Anker geworfen und ſchlägt ſich unaufhörlich mit kleinem Gewehr- und Canonen-Feuer. Das Schiff Raſtiſlaw hält an der Windſeite, um ſich mit Vortheil zu ſchlagen. Das Schiff Tri Swetitele, um der Gefahr zu entgehen, von dem brennenden Türkiſchen Schiff entzündet zu werden, durchbrach die Linie der Türken unter fortdauerndem Gefecht. Die Europa und der heilige Januarius fahren fort zu manövriren, indem ſie die feindlichen Schiffe beſchießen. Die dritte Diviſion des Contre-Admirals Elphinſton iſt noch nicht in den Streit verwickelt. Die Schaluppe, die ſich entfernt, iſt die, welche den Admiral Spiridow und den Admiral Graf Orlow gerettet hatte. Das Schiff des Türkiſchen Contre-Admirals, das durch den St. Eſtaf genommen war, entzündete ſich. Die Türkiſche Mannſchaft, um ſich zu retten, ſtürzte ſich in's Meer; einige Stunden darauf erreichte das Feuer die Pulverkammer und das Schiff flog auf. Der erſte Türkiſche Contre-Admiral hat ſein Ankertau gekappt, ſeine Flaggen geſenkt und entfernt ſich, um nicht durch gedachtes Schiff angezündet zu werden. Ein anderes in der Nähe macht Anſtalt, Daſſelbe zu thun, während es ſich noch ſchlägt. Alle übrigen Schiffe, dieſelbe Gefahr und das beſtändige Feuer der Ruſſiſchen Flotte fürchtend, kappen gleichfalls ihre Ankertaue und beginnen ihren Rückzug.

Drittes Gemälde.

Rückzug der Türken in den Hafen von Tſchesme.

Die Türken ziehen ſich in den Hafen zurück mit geſenkten Flaggen. Das Schiff Tri Eracha, worauf ſich der Graf Orlow befand, gab das Signal zum Verfolgen, indem eine rothe Flagge mit einem weißen Oval in der Mitte am großen Maſte unter der Kaiſer-Flagge aufgeſteckt war. Das Schiff ſelbſt aber und der Raſtiſlaw iſt noch im Gefecht mit den Feinden, indeß der übrige Theil die Flotte verfolgt. Die Schaluppen, welche beſehligt waren, die Mannſchaft des aufgeflogenen Schiffes zu retten, kehren zurück und nähern ſich ihren Schiffen. Der Vordergrund ſtellt eine kleine Inſel vor, wo ſich ein Türkiſcher Poſten befindet, der den Ruſſiſchen Schaluppen durch ein anhaltendes Feuer beſchwerlich fällt; ſie antworten demſelben, indem ſie ihren Weg fortſetzen. Mehrere Türken von der Mannſchaft des aufgeflogenen Schiffes retten ſich auf dieſe Inſel.

Viertes Gemälde.

Nächtlicher Angriff vom 7. Juli 1770.

Die vier Schiffe, Europa, Raſtiſlaw, Retten Menja und Saratow, zwei Frezatten, Africa, Nadezda und eine Bombarde machen die Escadre aus, die den Feind angreifen ſollte. Sie war vom Contre-Admiral Greigh befehligt, der auf dem Schiff Raſtiſlaw ſich befand. Auf dem Gipfel des großen Maſtes ſieht man die Cornette und auf dem Flaggenmaſte drei angezündete Schiffslaternen, welche das Zeichen zum Angriff ſind. Um den Angriff zu maskiren, ſcheint die übrige Flotte ſich segelfertig zu machen. Die vier Befehlshaber liegen vor Anker und erwarten das Signal zum Handeln. Die Bombarde wirft beſtändig Bomben. Die Frezatte Nadezda nähert ſich der Türkiſchen Batterie von zweiundzwanzig Canonen ungeachtet ihres beſtändigen Feuers. Die Frezatte Africa nähert ſich von der andern Seite, um die Vollendung einer andern angefangenen Batterie zu verhindern. Die Türkiſchen Schiffe, alle vor Anker in dem Hafen von Tſchesme, fangen, indem ſie die Annäherung der Ruſſiſchen Escadre bemerken, zu canoniren an.

Fünftes Gemälde.

Verbrennung der Türkiſchen Flotte im Hafen von Tſchesme.

Die drei Schiffe, Europa, Raſtiſlaw und Retten Menja, liegen vor Anker am Eingang des Hafens, nahe bei der feindlichen Flotte, welche ſie immerwährend beſchießen. Der Saratow bleibt zurück, um im Nothfall einer dieſer Schiffe zu erſetzen. Die Frezatte Nadezda feuert auf die Batterie von zweiundzwanzig Canonen; Africa fährt fort, die Errichtung der zweiten Batterie zu verhindern. Die Bombarde feuert unaufhörlich.

Da der Wind ſich völlig gelegt hatte, ſendete der Graf Orlow die Schaluppen zu jenen Schiff-

ſen, um ſie im Fall einer Gefahr wegbringen zu können. Die andern Schiffe der Flotte liegen vor Anker. Die vier ſchon abgeſendeten Brander haben die Türkiſche Flotte in Brand geſteckt, wovon ein Theil ſchon durch die glühenden Augeln der drei Schiffe entzündet geweſen. Man hat die beiden Effecte eines Schiſſes, welches auffliegt, vorgeſtellt. Der erſte iſt der, wo man die Feuerſäule ſieht, die ſich in Wolken ausbreitet, ungefähr drei Minuten dauert und ſich alsdann, wie man auf dem zweiten Effect ſieht, in das rothe Feuer mit Funken verwandelt, in deſſen Mitte eine Rauchſäule aufſteigt, welche ſich nach oben verbreitet und auch ungefähr noch drei Minuten dauert. Man hat für gut befunden, zwei Schiffe vorzuſtellen, deren eines drei Minuten nach dem andern aufgeflogen wäre, um die verſchiedenen Wirkungen einer ſolchen Exploſion ſehen zu laſſen. Zugleich ſieht man, daß die Flammen der feindlichen Flotte ſich einem Theil der Stadt und den nächſten Landhäuſern mitgetheilt haben.

Zweites Gemälde.

Rückkehr der Engliſchen Flotte am Morgen des 6. Juli 1770.

Die Sieger der drei Schiffe, die beiden Fregatten und die Bombarde kehren bei Anbruch des Tages von ihrer glücklichen Unternehmung zur Flotte zurück und bringen ihre Priſen mit, nämlich das Schiff Rhodus mit geſenkter Flagge unter der Ruſſiſchen ſodann vier Galeeren, den einzigen Ueberbleibſeln der Türkiſchen Flotte. Das Schiff Ruſtilaw, indem es ſich dem Schiff Tri Eracha nähert, grüßt den Oberbefehlshaber, deſſen Schiff antwortet. Im Vordergrund ſieht man die Trümmer mehrerer feindlichen Schiffe und Taſeln, die ſich zu retten ſuchen.

Hackert's Kunſt-Character und Würdigung ſeiner Werke.

Von Herrn Hofrath Meyer.

Hackert's Verdienſt als Landſchaftsmaler und das Eigenthümliche ſeiner Werke klar auseinander zu ſetzen, iſt keine leichte Aufgabe, theils weil er die Proſpect-Malerei hauptſächlich emporgebracht und noch bis jetzt von Niemanden darin übertroffen worden, theils weil zwar wohl das Publicum, aber nicht immer die Kunſtrichter ſeinen Talenten und ſeiner großen, höchſt achtbaren Kunſtfertigkeit Ehre und Recht haben widerfahren laſſen.

Damit aber der vorgeſetzte Zweck möge erreicht werden, ſo wird ſich der Leſer einige Rückblicke auf den Zuſtand oder vielmehr auf den Gang der Landſchaftsmalerei ſeit dem ſiebenzehnten Jahrhundert gefallen laſſen. Gegen die Mitte deſſelben nämlich blühten die drei großen Künſtler Claude Lorrain, Caſpar Dughet und Salvator Roſa; allein es iſt nicht zu viel behauptet, wenn man ſagt, der Kunſttheil, welchen ſie ſo ſehr verherrlichten, habe damals auch ſeinen Wendepunct erreicht. Denn wiewohl die folgenden Zeiten nicht gänzlich arm an ausgezeichneten Talenten waren, ſo können doch die ſeither erfolgten Rückſchritte in der Landſchaftsmalerei nicht wohl abgeläugnet werden. Der Gehalt der Erfindungen, wie nicht weniger auch die allgemeine Uebereinſtimmung der Theile zum künſtlich maleriſchen Ganzen, hat abgenommen. Vorerwähnten großen Meiſtern folgten Nachahmer, welche aber als ſolche nothwendig hinter ihren Muſtern zurückblieben; ſodann folgte die Proſpect-Malerei, deren Urſprung bei den bildnißliebenden Engländern zu ſuchen ſein dürfte. Bald verbreitete ſie ſich auch nach Frankreich, wo Vernet, um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts vornehmlich, mit den bekannten Anſichten der Seehäfen ſich ſeinen glänzenden Ruhm erworben und zu eben der Zeit fanden auch die durch Aberli zu Bern verfertigten Schweizer-Proſpecte ſehr vielen Beifall. Während der ſiebenziger Jahre endlich gelang es unſerm Hackert, wie aus den vorſtehenden Nachrichten erſichtlich iſt, ſich in den Ruf des erſten Landſchaftsmalers ſeiner Zeit zu ſetzen und durch ihn erreichte das Fach der Proſpect-Malerei die höchſte Vollkommenheit; indem es unmöglich ſcheint, den realiſtiſchen Forderungen, mit geringerem Nachtheil für die wahre Kunſt, beſſer Genüge zu leiſten, als in ſeinen Bildern geſchieht. Mit unendlicher Treue und Wahrheit ſtellt er uns die Gegenden von Rom, Tivoli, Neapel u. ſ. w. vor Augen; der Beſchauer erhält Rechenſchaft vom geringſten Detail und doch iſt Alles ohne ängſtliche, kleinliche Mühe, meiſterhaft, ſicher, ja ſogar mit Leichtigkeit, vorgetragen. Ueber Dieſes nimmt man bei Hackert eine beſtändige Thätigkeit des guten Geſchmacks oder, wenn man will, des Schönheitsſinnes wahr. Freilich ſind ſeine Gemälde nicht alle, hinſichtlich auf den Inhalt, gleich anziehend, weil es die Gegenden nicht waren, die er auf Beſtellung nachbildete; aber man wird ſchwerlich ein Beiſpiel finden, daß er den Standpunct ungünſtig gewählt oder den darzuſtellenden Gegenſtänden eine ſolche Lage und Beleuchtung gegeben, daß der maleriſche Effect weſentlich dadurch gehindert würde. Doch um eine deutliche Ueberſicht von Hackert's Künſtlerverdienſt zu gewinnen, iſt es nothwendig, eine nähere Prüfung anzuſtellen, in welchem Maße er den verſchiedenen

Eigenſchaften Genüge leiſtete, die von dem Kunſtwerk überhaupt gefordert werden.

Erfindung liegt eigentlich ganz außer dem Kreiſe landſchaftlicher Proſpect-Malerei und ſo machen die Werke unſers Künſtlers auf dieſes höchſte Verdienſt keinen Anſpruch. Auch iſt aus den wenigen, frei erfundenen Landſchaften, die er verfertigt hat, abzunehmen, daß er ſich wohl ſchwerlich mit Glück darum würde bemüht haben.

Auch die Anordnung bleibt dem Proſpect-Maler nicht frei überlaſſen und inſofern war Hackert's Verdienſt von dieſer Seite nur ein bedingtes. Da er aber, wie ihm oftmals ſchon zugeſtanden worden, ſeinen guten Geſchmack in der Wahl der Standpuncte bewieſen, ſo daß nur in ſeltenen Fällen, wo es der gegebene Gegenſtand unvermeidlich machte, die Linien nicht gut aufeinander treffen: hat er gezeigt, daß ihm dieſer Theil der Kunſt keineswegs fremde geweſen.

Der Artikel der Zeichnung kann in der Landſchafts- und zumal in der Proſpect-Malerei aus einem doppelten Geſichtspuncte betrachtet werden. Erſtlich, inwiefern der Maler die Geſtalt und Proportion der nachzubildenden Gegenſtände richtig auf ſeine Leinwand übertragen verſteht; und hierin iſt Philipp Hackert der allervollkommenſte Meiſter geweſen. Zweitens, inwiefern ſeine Zeichnung durch Geſtalt und Umriſſe den Character der verſchiedenen, in einem Gemälde befindlichen Gegenſtände anzudeuten weiß; und auch hierin ſteht unſer Künſtler keinem ſeiner Zeitgenoſſen nach. Seine Äſte ſind leicht, der Baumſchlag mannigfaltig; der Künſtler drückt die verſchiedenen Arten der Blätter ſo wie der Stämme ſehr wohl aus. An den Felſen iſt oft ſelbſt die Steinart angedeutet. Die Pflanzen des Vordergrundes ſind mit Kunſt, Beſtimmtheit und Sorgfalt dargeſtellt. Beſonders aber pflegte Hackert ſeine ganze Kunſt an nicht ſehr entfernten Bergen zu zeigen, an denen ſich die verſchiedenen Partien noch deutlich unterſcheiden. Vielleicht iſt das Detail hierbei oft größer, als es dem maleriſchen Effect des Ganzen zuträglich iſt; dagegen läßt aber auch die Wahrheit und Treue der Darſtellung Nichts weiter zu wünſchen übrig.

Die Kunſtrichter haben Hackert's frühern Gemälden Mangel an Uebereinſtimmung des Colorit's vorwerfen wollen; zuletzt aber wurde er beſchuldigt, daß er bunt male. Jener erſte Tadel iſt halb ungerecht, weil er nur aus der Vergleichung der Hackert'ſchen Gemälde mit den Meiſterſtücken der ältern großen Künſtler entſpringt. Unter Hackert's Zeitverwandten haben wenige harmoniſcher, vielleicht keiner kräftiger gemalt als er. Daß hingegen manche ſeiner ſpätern Arbeiten etwas bunt ſeien, läßt ſich nicht völlig abläugnen. Doch hierzu, wie zu einigen harten Steilen, ſcheint er, indem er nach der Natur malte, durch das an ſich löbliche Bemühen, dieſelbe recht treu nachzuahmen, verleitet worden zu ſein. Denn die Palette erſchöpfte ſich ſchon an den Fernungen und den gedachten, bewunderungswürdig wahrhaft und mit dem größten Detail ausgeführten nähern Bergen, alſo daß für manche Partien des Vordergrundes keine hinreichenden Farbenmittel mehr in des Künſtlers Gewalt waren und er ſich zu Uebertreibungen genöthigt ſah. Hackert's Colorit iſt deßwegen, zumal wenn er Abendſchein ausdrücken wollte, nur in einzelnen Theilen vortrefflich, aber in dieſen einzelnen Theilen auch wirklich unübertreffbar. In Gemälden, wo er die Aufgabe zu löſen hatte, Morgenbeleuchtung darzuſtellen, findet ſich mehr Accord, das Verhältniß der Tinten iſt mehr kunſtgerecht; jedoch hat er, wenn man nämlich den milden Ton und Farbenſchmelz im Ganzen als die Haupteigenſchaften des guten Colorits betrachten will, gerade hierin die vortrefflichen ältern Meiſter nicht immer erreicht.

Die Beleuchtung anlangend, hielt ſich unſer Künſtler bloß an die Natur, ohne, wie man wohl ſieht, dieſen wichtigen Theil der Kunſt vorzüglich ſtudirt zu haben. Vielleicht hat ihn ſein reales Streben nach Darſtellung des Wirklichen abgehalten, ſich die Vortheile einer künſtlich angeordneten Beleuchtung zu Nutze zu machen. Wie Dem auch ſei, Hackert's Gemälde geben zwar, in Hinſicht auf Schatten, zu keinem gegründeten Tadel Gelegenheit; doch haben ſie auch ebenſo wenig von dieſer Seite Anſpruch auf vorzügliches Verdienſt.

In der Kraft und Nüancirung der Farben weichen die Gründe meiſtens richtig hinter einander zurück; wo indeſſen von den abgelegenen nähern Gebirgen ſich weiche finden, ſo wollen dieſe wegen ihrer reichen, detaillirten Ausführung zu ſehr hervortreten und ſcheinen alsdann den Künſtler oft zu einigen Härten im Vordergrunde genöthigt zu haben.

Verſchiedene, dem Gebiet der Ausführung oder Behandlung angehörige Eigenſchaften ſind bereits berührt worden; es iſt alſo nur noch anzumerken, daß Hackert den Pinſel mit unumſchränkter Meiſterſchaft führte. Die Leichtigkeit und Sicherheit, womit er arbeitete, die zweckmäßige Methode, die er im Anlegen und Vollenden beobachtete, konnte es ihm auch allein möglich machen, nicht nur eine ſehr große Anzahl Oelgemälde, ſondern auch viele Gouachen und beinahe unzählige Serien-Zeichnungen zu verfertigen, welche man in größern, wie in kleinern Sammlungen durch ganz Europa an-

trifft. Freilich läßt ſich nicht behaupten, alle dieſe Werke ſeien mit gleicher Sorgfalt ausgeführt; unterdeſſen iſt bei Weitem die größere Zahl mit durchgehaltener Aufmerkſamkeit vollendet; der vernachläſſigten hingegen ſind ſo wenige, daß man ſie gewiſſer Maßen als Seltenheiten betrachten kann.

Hackert's Gemälde ſind, wie es für Proſpecte ſchicklich iſt, meiſtens mit Menſchen und Thieren der Gegend, welche ſie darſtellen, ſtaffirt, und als Staffage betrachtet können alle dieſe Figuren für gut und hinreichend gelten. Weidendes Vieh gelingt ihm ſogar mitunter recht lobenswürdig. Sehr ſelten und gleichſam nur zum Verſuch bringt er auch heroiſche Figuren an; ſie können aber auf kein großes Lob Anſpruch machen, weil es ihm an der Erfindungsgabe ſowohl als an der erforderlichen Wiſſenſchaft in der Zeichnung fehlte.

Zu Anfang dieſer Betrachtungen iſt ausgeſprochen worden, die Proſpect-Malerei habe durch Hackert ihren Gipfel erreicht; und die Prüfung der beſondern Eigenſchaften ſeiner Kunſt wird deutlich gezeigt haben, daß er alle für dieſes Fach erforderlichen Talente im hohen Grade beſeſſen, hingegen in denjenigen welche der freien poetiſchen Landſchaftsmalerei vornehmlich angehören, nicht geglänzt habe. Und ſo bleibt nur noch zu unterſuchen übrig, ob von ſeinen Nachfolgern jetzt ſchon einer in dem genannten Fach mehr geleiſtet, oder inwiefern zu erwarten ſtehe, daß künftig einer ihn übertreffen und ihn von der obern Stelle verdrängen werde. Den erſten Theil der Frage hat die Erfahrung ſelbſt ſchon beantwortet, weil keiner der jetzt lebenden Landſchaftmaler (mit ihrer Gunſt ſei es geſagt!) Anſichten nach der Natur im Ganzen ſo vortrefflich darzuſtellen vermag, als wir Solches in Hackert's Bildern wirklich geleiſtet ſehen. Ueber den zweiten Theil kann man zwar nicht entſcheidend ſprechen; denn die Grenzen des Möglichen ſind nicht wohl zu beſtimmen. Abſehen aber läßt es ſich allerdings nicht, wie es Jemand gelingen ſollte, gegebene landſchaftliche Gegenſtände mit größerer Richtigkeit und Treue nachzubilden. Denn wollte ſich Einer mit noch ſtrengerer Gewiſſenhaftigkeit an's Wirkliche halten und dabei mehr Detail anbringen, ſo würden ſeine Werke weniger angenehm auffallen; auch würde er der Trockenheit und dem Vorwurf eines platten, geſchmackloſen Naturalismus ſchwerlich entgehen. Im Colorit müßte ihm nothwendig begegnen, was ſchon oben gegen Hackert erinnert worden, daß nämlich die Farbenmittel der Palette nicht für das ganze Bild ausreichen. Wollte aber Jemand durch Zuſetzen und Weglaſſen ſo wie durch wirklichere Anordnung bewirken, daß ſeine Bilder den Forderungen der Kunſt mehr Genüge leiſteten; wollte er durch künſtlichen Gebrauch von Licht und Schatten größern maleriſchen Effect hervorbringen, durch weiſe Mäßigung der Farben mehr Harmonie über das Ganze verbreiten: ſo würde er ſchon in das Gebiet der höhern, freien, dichteriſchen Landſchaftsmalerei übergehen; er würde ein beſſerer Künſtler als Hackert ſein, aber dieſem doch ſeinen Rang als erſten Maler des bedingten Faches der Proſpecte nicht ſtreitig machen können.

Ueber Landſchaftsmalerei.

Theoretiſche Fragmente.

Es läßt ſich wohl denken, daß ein Mann, wie Philipp Hackert, der ſeiner Natur nach ſo verſtändig war und immerfort in einem klaren Bewußtſein lebte, Betrachtungen über die Kunſt im Allgemeinen, beſonders aber über die Art, wie er ſolche behandelt, wie er in derſelben zu einem hohen Gipfel gelangt, während einer ſo thätigen und langen Lebenszeit öfters angeſtellt habe. Er war zu ſolchen theoretiſch-practiſchen Bemerkungen durch die Sulzer'ſche Theorie, auf die er einen ſehr großen Werth legte, aufgefordert und fühlte in ſich wohl den Beruf, Dasjenige, was er ſo gut ausübte, auch gelegentlich auszuſprechen. Er hatte ſtets Liebhaber und Künſtler als Schüler um ſich und theilte denſelben gern ſeine Ueberzeugungen mit. Da es ſich ihm nun ſo gut zuhörte und Jedermann ſich leicht durch einen ſo trefflichen Meiſter überzeugt fand, ſo wünſchte man natürlich, dieſe fruchtbaren Lehren auch auf's Papier fixirt zu ſehen und gab ihm dieſen Wunſch öfters zu erkennen. Er ließ ſich daher bewegen, wiederholte Verſuche zu ſolchen didactiſchen Aufſätzen zu machen; allein es wollte ihm nicht gelingen, ſeine ſo wohlgefaßten Gedanken mit einer gewiſſen Methode darzuſtellen.

Es liegen mehrere Papiere vor uns, welche von dieſer Bemühung zeugen und ihr Inhalt iſt werth und würdig genug, aufbewahrt zu werden. Allein es kann Dieſes nur in Geſtalt von Fragmenten geſchehen, die wir denn auch ſo unſern Leſern mittheilen.

Nach Ihrem Verlangen, mein Freund, erhalten Sie hiermit meine Gedanken über die Landſchaftsmalerei. Gewöhnlich glaubt man, es ſei etwas Leichtes, Landſchaften zu zeichnen und zu malen. In dieſem Irrthum ſtehen die meiſten Liebhaber, ja ſogar Künſtler, denen es an Einſicht und Kenntniß fehlt. Einige Maſſen, mit einem gewiſſen Effect zuſammengeſtellt, können unſerer Einbildungskraft als eine Land-

Die Gräber beben!
Und dein Herz,
Aus Aschenruh'
Zu Flammenqualen
Wieder aufgeschaffen,
Bebt auf!

Grethchen.

Wär' ich hier weg!
Mir ist als ob die Orgel mir
Den Athem versetzte,
Gesang mein Herz
Im tiefsten löste.

Chor.

Iudex ergo cum sedebit,
Quidquid latet adparebit,
Nil inultum remanebit.

Grethchen.

Mir wird so eng'!
Die Mauern-Pfeiler
Befangen mich!

ſchaft erſcheinen, die aber ſehr unvollkommen iſt. So findet man ſogar verſchiedene Steine, wo die ſcherzende Natur Städte, Häuſer, Thürme, ja ſogar oft Bäume vorgeſtellt hat. Im Lumachell-Marmor ſieht man außerdem Figuren, beſonders Köpfe, ſowohl Carricaturen als ſchöne Geſichter. Dieß hängt aber mehr von unſerer Einbildungskraft ab; wie denn auch Einer mehr oder weniger als der Andere in ſolchen Dingen zu ſehen glaubt. Und ſolchen zufälligen Naturerſcheinungen ſind gar oft die unbeſtimmten Entwürfe mancher Maler ähnlich.

Viele mißrathene Hiſtorien-Maler legten ſich auf das Landſchaftsmalen, weil ſie es für leicht hielten; ja ſie glaubten ſich zu erniedrigen und hätten dergleichen Dinge nicht unternommen, wenn ſie ſich dadurch nicht ihren Lebensunterhalt verſchafft hätten; ja ſie ſprachen ſelbſt mit Verachtung davon. Allein es glückte ihnen auch nicht. Viele haben ſich Jahre durch gequält, ohne Etwas hervorzubringen; auch iſt ihr Name unbekannt geblieben.

Es iſt beinahe nicht möglich, zu einem Grade der Vollkommenheit zu gelangen, wenn man dieſe Kunſt der Landſchaftsmalerei nicht in ihrem ganzen Umfange ſtudirt. Ich finde, daß bei allem Fleiß das menſchliche Leben dazu zu kurz iſt, wie zu allen andern Künſten. Jetzt da ich ſechzig Jahre alt bin, fange ich erſt an, wahr zu ſehen und die Natur richtig zu beurtheilen und nachzuahmen, ungeachtet ich von meinem ſechszehnten Jahre an ſie belauſchet und mit Eifer und Fleiß ſtudirt habe.

Es gehört zu der Landſchaftsmalerei überhaupt nicht allein ein feiner Geſchmack und ein feines Gefühl, ſondern es iſt auch ein anhaltender Fleiß erforderlich, alle nöthigen Studien zu machen, die ſo mannigfaltig ſind, daß man ſich kaum vorſtellt, wie viele Gegenſtände man nachzuahmen und ihnen den Character der Wahrheit und Schönheit zu geben hat, man mag nun nach der Natur zeichnen oder malen.

Ferner gehört eine gute Geſundheit dazu, die Veränderung der Witterung zu ertragen, weil der Landſchaftsmaler die Sommermonate in öden Gegenden zubringen muß, wo die Natur von Menſchenhänden noch nicht verſtümmelt iſt. Nahe bei den Städten findet man Cultur, aber keine maleriſchen Gegenſtände, obgleich viele Liebhaber dieſe Landſchaften vorziehen. Sie denken an das ſchöne angebaute Land, das ſo ergiebig iſt und ſo manche reiche Ernten verſchafft, an Oel, Wein, Obſt und andern Früchten mehr, die in dem Italieniſchen Clima nahe bei einander wachſen, ſo daß man z. B. Toscana einen wahren Garten nennen kann. Dieſe Vorſtellung der Fruchtbarkeit macht nun jenen Liebhabern die Natur, aus ſolchem Geſichtspunct betrachtet, ſchön. Und obgleich die Gegenſtände in dieſem Sinne auch mögen ſchön genannt werden, ſo ſind ſie doch nur für den Landſchafter ſelten brauchbar; außer in der Ferne und in mittlern Planen, da können ſie gut und dienlich ſein, ſelten aber nahe und im Vorgrunde ganz und gar nicht; die Natur iſt zu ſehr gekämmert, ſelten maleriſch. Je weniger die Gegenden cultivirt ſind, je maleriſcher ſind ſie. An Vorgründen iſt bei jenen Gegenden nicht zu denken, die ſich äußerſt ſelten finden.

Nach meiner Meinung muß der Landſchafter Figuren gezeichnet haben, damit er ſeine Landſchaften faſſiren kann und dadurch Leichtigkeit gewinnt, Vieh und allerlei Thiere zu zeichnen und nach der Natur zu malen. Ich finde es nöthig, daß er in mathematiſchen Wiſſenſchaften belehrt ſei, daß er Architectur, Optik und Perſpective könne; beſonders muß er ſich ein gutes perſpectiviſches Auge angewöhnt haben, die Natur richtig nachzuahmen. Viele Liebhaber, auch Künſtler ſelbſt, preiſen ſehr die Camera obſcura und rathen an, daß man viel darin zeichnen ſoll. Nach meiner Meinung kann ſich ein Liebhaber wohl damit amüſiren; der Künſtler aber muß ſie nie brauchen, weil ſie ihm nachtheilig iſt, aus Urſache, weil ſie nicht richtig ſein kann. Außer dem Focus ſind alle Plaien, wie bekannt, krumm; Alles zieht ſich in die Länge, alle Kleinigkeiten, die ſie anzeigt, werden zu klein. Dadurch gewöhnt er ſich eine kleine Manier an; und weil die Lichtſtrahlen durch verſchiedene Gläſer gebrochen werden, bis ſie auf's Papier fallen, ſo ſieht man Alles verdunkelt. In der Ferne und im Mittelgrund vermißt man den ſchönen Silberton, der mit dem Luftton ſo ſchön in der Natur herrſcht. Hier iſt Alles mit einem leichten Flor überzogen, mit einem gewiſſen Rauchton, den viele Künſtler Speckton nennen und den man ſich in der Folge ſchwer abgewöhnen kann. Ueberhaupt iſt es in der Kunſt ſchwierig, das Angewöhnte abzuziehen, beſonders wenn man ſich einmal falſche Maximen in den Kopf geſetzt hat. Ich nenne Das in der Kunſt zurückkehren; Dieſes iſt viel mühſamer und ſchwerer, als auf dem rechten Wege vorwärts zu gehen.

Nach meiner Meinung und Uebung finde ich, daß man weit mehr hervorbringt, wenn man vollkommen in der Größe, wie man das Bild machen will, den Contour nach der Natur mit bloßem Auge zeichnet, ohne weitere Hülfsmittel. Hat man die Perſpective wohl gelernt, ſo wird es leicht werden, die Natur richtig nachzuahmen. Der Künſtler muß ſich an das Große gewöhnen, daß nicht zu viele Kleinigkeiten in die Zeichnung oder in das Bild kommen, die in einem kleinen Raum nur Unordnung machen und unmöglich

erzuſtellen ſind. Er muß Vieles weglaſſen, um
e wahre Illuſion des Gegenſtandes hervorzu-
ingen; und ſo gewöhnt ſich ſein Auge nicht
ieln an einen großen Styl, ſondern auch nach
d nach an den Silbertön der Natur; und je
ehr er zeichnet und malt, je mehr lernt er
eſen Ton ſehen, kennen und nachahmen.

Es iſt freilich Anfängern nicht zu rathen, große
talieniſche Ausſichten ſogleich zu zeichnen und
malen, wo man öfters von einem Hügel oder
erg in einer Entfernung von vierzig bis ſechzig
Miglien das Meer entdeckt oder die weit ent-
rnten Apenninen. Ich habe den Aetna hundert-
wanzig Miglien vom Meer aus geſehen. Man
uß mit kleinen Entfernungen, die ſehr deut-
h pronocirt ſind, anfangen, wo die Plane
rch Flüſſe, Seen, Wälder, mit Getreide
bautes Land deutlich abgeſchnitten ſind, daß
an Auge und Hand nach und nach daran ge-
öhnt, daß man mit Geſchmack und Fertigkeit
e Gegenſtände, die Einem aufgegeben werden,
er die man ſelbſt wählt, nachzuahmen ver-
eht, durch Kunſt und Geſchmack, ohne die
ahrheit der Natur zu alteriren.

Da die Gegenſtände ſo mannigfaltig in der
atur ſind, ſo muß der Künſtler viele Zeit an-
enden, alle kennen zu lernen und zu zeichnen.
as Studium der Bäume braucht viel Uebung
d Zeit. Nach einem Princip theile ich im Allge-
einen alle Bäume überhaupt in drei Claſſe nein,
wie ich ſie ſelbſt radirt und herausgegeben
be. Nach dieſen muß der junge Künſtler und
ebhaber, wenn er zeichnen lernen will, ſeine
und üben. Das Erſte iſt der Caſtanienbaum.
nn er deſſen geſchwankige Blätter und Par-
n zeichnen und gruppiren, ſo iſt es ihm her-
ch leicht, den Nußbaum, die Eſche und alle
äume, die längliche Blätter haben, zu zeich-
n: denn er zieht ſeine gruppirten Blätter nur
ehr oder weniger lang; der übrige Character
s Baums beſteht in ſeinem Stamm, im
chwung der Aeſte und in der Form des Gan-
n, wie auch im Colorit. Hernach kommt der
chbaum, welcher ein zackiges Blatt hat. Kann
dieſes mit Freiheit hinzeichnen, ſowie man
reibt, ſo iſt ihm leicht alle Arten von Eichen,
ornen, Weinreben u. ſ. w., genug, Alles,
s zackige Blätter hat, zu zeichnen. Das dritte
latt iſt die Pappel, welches ein rundes Blatt
. Hat er Dieſes genugſam geübt, ſo kann er
e Linde, die Ulme und Alles, was runde
lätter hat, hervorbringen, wenn er, wie ſchon
ſagt, auf das Eigenthümliche des Stamms
d auf die Natur der Aeſte Acht hat. Auf
eſe Weiſe wird der Künſtler die Mannigfal-
igkeit der Bäume und Sträucher, die in die
anſende gehen, leicht nachbilden. Es iſt dem
ndſchafter nicht genug anzurathen, viele
Bäume zu zeichnen, und man muß ſchon bloß
im Contour, welche Art des Baums es iſt, er-
kennen. Er muß hierbei Geſchmack haben, um
das Schönſte jeder Art in der Natur zu wählen.
Niemals muß er eine verſtümmelte Natur nach-
ahmen; ſogar wenn er kranke und ſterbende
Natur nachahmt, muß er auch hier das Schöne
zu finden wiſſen und ſowohl bei nachgeahmten
als componirten Bäumen muß Alles ſchön und
lachend, freundlich und lieblich ſein.

Die Geſtalt eines ſchönen Gärtnerbaumes
iſt, daß er über den untern dicken Stamm ſich
in eine Sabel von zwei Zweigen bildet. Dieſes
mit ſehr ſchön geſchwungenen und variirten
Aeſten bildet wirklich auch einen ſchönen Baum
für den Landſchaftsmaler. Wenn der Künſtler
Vieles nach der Natur gezeichnet hat, ſo wird
er ſich ſolche ſchöne Natur merken, die ihm auch
bei der mangelhaften aushilft; er wird auf die-
ſem Wege die ſchönſten Regeln der Kunſt fin-
den und das ſchöne Ideal wird ihm nicht fremd
ſein. Da Alles in der Malerei ſinnlich iſt, ſo
iſt Nichts bei allen unſern Ideen möglich, als
was uns die Natur mehr oder weniger ſchön
dargeſtellt hat. Denn ob wir gleich öfters die
Ideen neu glauben, ſo ſind ſie doch aus bekann-
ten Gegenſtänden entſtanden. Wir finden ſie
aber neu, weil unſer Gedächtniß bei der großen
Mannigfaltigkeit der Eindrücke ſich nicht mehr
erinnert, wo wir ſie her haben. Je mehr nun
der Künſtler Local-Gedächtniß hat, je mehr
wird ſein Kopf angefüllt ſein von ſo mannig-
faltigen Gegenſtänden, die er theils ſelbſt ge-
zeichnet oder auch nur geſehen hat. Es wäre
wohl zu wünſchen, daß der Künſtler Alles auf-
zeichnen könnte, was er Gutes und Neues in
der Natur findet; allein das Leben iſt zu kurz;
kaum hat man die Natur etwas kennen gelernt
und ihre Effecte belauſcht, ſo ſind die Jahre
da, daß man davon ſcheiden muß und die Kunſt
aufhört.

Wenn des Künſtlers Hand einiger Maßen
geübt iſt, daß er in allen Wendungen und auf
alle Weiſe die Blätter und Partien der Bäume
hinſchreiben kann, ſo muß er nach der Natur
zeichnen, ohne ſich zu lange mit Copiren nach
Zeichnungen aufzuhalten; denn bei dem Copiren
lernt er zwar den Mechanismus der Hand,
aber er verſteht keine Zeichnung, wenn er die
Natur nicht kennt. Er wähle ſich im Anfang
mittlere Bäume, die nicht zu groß ſind, die
aber deutliche Partien haben, und mache ſie
ſo gut nach, als er kann. Wenn es auch im An-
fang ſteif wird, ſo laſſe er ſich doch nicht ab-
ſchrecken. Wo er die Partien deutlich findet,
ahme er ſie mit Richtigkeit und Geſchmack nach;
wenn ſie im Schatten undeutlich und in Maſſe
ſind, behandle er ſolche auf gleiche Weiſe. Er

ſucht die Art, wie man mit Richtigkeit und Wahrheit die Natur nachahmt. Nach und nach kommt er dahin, daß er Dieß mit Leichtigkeit und freier Hand zu thun verſteht, und ſeine Werke werden gefallen.

Hat er eine Zeit lang ſo fortgefahren, ſo wage er es, große, ſchöne Bäume zu zeichnen, und wähle ſtets die ſchöne Natur, ſoviel nur möglich iſt. Er muß ſeinen Standpunct wenigſtens zwei Mal ſo weit vom Baume nehmen, als dieſer hoch iſt. Erlaubt es das Terrain, ſo iſt es beſſer, drei oder vier Mal ſo weit entfernt zu ſein: denn ſein Auge kann das Ganze faſſen und er ſieht Einzelnes genug, um alle Formen richtig zeichnen zu können.

Er thut wohl, einige Tage bei einer Art von Bäumen zu bleiben, aber nicht wochenlang; denn es iſt nöthig, ſich in den verſchiedenen Arten zu üben. Sonſt geſchieht es leicht, daß der Künſtler immer die Sorte zeichnet, die ihm geläufig iſt, und es ihm hernach ſchwer wird, ſich an andere zu wagen, die ihm nicht geläufig ſind. Auf dieſe Weiſe kommt er nach und nach dahin, alle Arten von Bäumen richtig und kenntlich nachzuahmen und den wahren Baumſchlag zu lernen, aus dem der Character eines Baumes erſichtlich iſt.

Ich habe in meinem Leben immer viel vom Baumſchlag ſprechen und auch geſchickte Künſtler einiren hören, daß nämlich einer und der andere einen vortrefflichen Baumſchlag habe. Vieles iſt hierin wahr; allein nach meiner Bemerkung konnte der Baumſchlag ſehr gut ſein; er war aber immer derſelbe, was ich manierirt nenne, und die Varietät der Bäume fehlte. Ich verlange, daß ein jeder Botanicus den Baum ſogleich erkenne, ſowie auch Pflanzen und andere Blätter im Vorgrunde.

Ich rathe ſehr zu einem ernſtlichen Studium der Bäume; denn es gehört Zeit und Uebung dazu, es auf einen gewiſſen Grad zu bringen. Da ein junger Künſtler feurig und ungeduldig iſt, ſo will er gleich ein Ganzes hervorbringen, ohne die gehörige Zeit an das Einzelne zu wenden; aber Dieſes läßt ſich mit einem einzelnen Baume auch thun. Und findet er keinen Mittelgrund und Ferne an der Stelle, wo er ſeinen Baum gezeichnet hat, ſo ſuche er ſich einige Schritte weiter einen Fond dazu, der ſich paßt, und mache ein Paar Figuren oder Thiere im Vor- oder Mittelgrund. So bleibt es kein bloßes Studium von Baum, ſondern es wird ſchon eine Landſchaft. Nichts gefällt mehr, ſowohl in der Natur als in Zeichnungen und Gemälden, als ein ſchöner Baum. Einige Felſen, Steine oder andere Bäume im Mittelgrund, und etwas Ferne macht eine ſchöne Landſchaft, wo der Baum am erſten brillirt.

Nach Dieſem zeichne der junge Künſtler Felſen, die zugleich mit Bäumen oder Sträuchern bewachſen ſind, und gebe wohl auf den Character der Brüche Acht. Kalkfelſen ſind öfters ſehr verſchieden unter ſich. Die vulcaniſchen haben einen ganz beſondern Character ſowohl in der Form als in der Farbe. Er zeichne ferner Steine, Felſenſtücke, Kräuter von verſchiedener Art, mit großen, mittelmäßigen und kleinen Blättern, die ihm zu ſeinem Vorgrund dienen. Hernach gehe er an das Ganze und wähle ſich im Anfang eine Gegend, die nicht zu reich an Gegenſtänden iſt, ziehe ſeine Linie des Horizont's nach ſeinem Standpunct, darauf zeichne er die großen Linien und Objecte, bis er ſeine Plane und die übrigen Objecte im Ganzen richtig zuſammen hat. Alsdann fange er an, das Detail mit Genauigkeit zu zeichnen. Die vielen Kleinigkeiten hingegen, die ſein Raum nicht erlaubt darzuſtellen, muß er weglaſſen, aber ſo unvermerkt, daß die Wahrheit nicht alterirt werde. In Entfernungen, wo Gruppen Häuſer zuſammenſtehen, iſt man oft genöthigt, viele wegzulaſſen und nur die Hauptſachen zu wählen, weil es ſonſt zu klein würde und der Künſtler kein Inſtrument hat, ſo kleine Objecte darzuſtellen. Es gehört freilich eine gewiſſe Uebung, ein Tact dazu, um mit Fertigkeit und Richtigkeit das Undeutliche, was in der Ferne herrſcht, zu zeichnen, indem man nicht zu deutlich werden, und doch alles Nöthige darſtellen ſoll. Bei'm Malen iſt Dieſes leichter als bei'm Zeichnen, wovon ich an ſeinem Orte ſprechen werde.

Es wird erfordert, daß der Künſtler nicht allein ſeinen Standpunct wohl gewählt habe, wo die Objecte mit einander in einem guten Bezug ſtehen und dabei angenehme Gruppen im Detail machen; er muß auch dabei die Natur wohl belauſchen, in welchem Licht ſie den beſten Effect macht, es ſei früh Morgens oder etwas ſpäter, gegen Abend oder bei untergehender Sonne. Hat er ſich hierüber beſtimmt, ſo iſt es nöthig, daß er in dem Augenblick, wo die Natur ſchön beleuchtet iſt, wenigſtens die Maſſen des Schattens anlege und ſodann nach ſeinem Gedächtniß ausarbeite. Er kann auch des andern Tages zu der Stunde ſich wieder hinſetzen, um den Effect immer mehr und mehr zu belauſchen, bis er ihn ſo weit hat, daß er das Bild glaubt nach ſeiner Einbildungskraft fertig machen zu können. Fährt der Künſtler im Anfang mit dieſer Mühſamkeit und Geduld fort, ſo wird er bald ſeinen Endzweck erreichen. Freilich iſt es ſchwer, daß ein feuriges Genie ſich zwingen ſoll, ehe ſeine Werke gerathen, mit Geduld ſo oft an denſelben Platz wieder zurückzukehren; allein ein wahres Genie bringt

durch, es überwindet alle Schwierigkeiten, sie mögen so groß sein, wie sie wollen; es kommt endlich auf den Punct, den es sich vorgesetzt hat.

Als das beste Mittel hierbei, welches ich selbst versucht habe, kann ich anrathen: wenn man bei einer angefangenen Sache merkt, daß man daran ermüdet ist, sie sogleich liegen zu lassen und, nach einer kleinen Promenade, nach der Natur irgend etwas Anderes anzufangen, was reizen kann. Die Neuheit erregt Lust und Liebe, und die Veränderung der Dinge macht uns den Verdruß, daß wir unser Ziel nicht sogleich erreicht haben, vergessen, so daß wir des andern Tags, nach Ruhe und Ueberlegung, das Werk mit neuem Muthe wieder angreifen, bis wir endlich die ersten Schwierigkeiten überwunden haben und nach und nach zu der großen Fertigkeit gelangen, Alles, was uns die Natur darbietet, mit Kunst und Geschmack ohne Anstand nachzeichnen zu können, und Das mit eben solcher Leichtigkeit, als Jemand mit wohlgeformten Buchstaben sogleich einen Brief schreibt.

In der Composition der Landschaften ist hauptsächlich dahin zu sehen, daß Alles grandios sei, wie solches Nicolaus und Caspar Poussin, Caracci und Dominichino geleistet haben. Diese Meister formirten einen großen und einnehmenden Styl; man findet nichts Kleinliches in ihrer Composition. Von der Fernung an bis auf den Vorgrund sind Alles große Linien. Die Bäume bestehen mehrentheils aus großen Massen; doch haben sie auch öfters leichte Bäume gemalt. Genug, man muß die Wahrheit der Natur nicht im Detail suchen. Doch kann man an diesen Meistern ausstellen, daß ihr Baumschlag immer derselbe sei und ein Baum sich selten vom andern unterscheide. Ingleichen wäre zu wünschen, das Colorit möchte wahrer sein; es ist nicht der Ton der Natur: die Fernungen sind zu blau und zu hart; der Mittelgrund gemeiniglich zu grün, ohne Luft-Perspective, und die Vorgründe und andere Plane zu schwarzgrün; Felsen und anderes Erdreich zu gelb, ohne variirte Töne, und das Ganze muß hart werden. Man kann einwenden, daß die Terra verde, die sie in Oelfarben gebraucht, Schuld an der Dunkelheit sei, weil sie in Oel, durch Kupfer und Vitriol, die sie enthält, nachdunkelt. Ich habe aber gefunden, daß Caspar Poussin nie harmonisch gewesen sein kann, auch da seine Bilder neu waren. Im Palast des Connetable Colonna in Rom habe ich eine Menge Gouache-Landschaften gesehen, sowohl auf Kalk als Leinwand und Bretern; keine waren harmonisch. Die auf Kalk hatten durch die Zeit gelitten, die übrigen gar nicht. Ich kenne diese Bilder genau; denn ich habe viele von denen, die auf Kalk gemalt waren, in Gouache copirt, in einer ziemlichen Größe, weil ich vorhersah, daß sie durch die Zeit und die wenige Sorgfalt, die man für ihre Erhaltung hatte, bald würden zu Grunde gehen, welches ich denn leider nach fünfundzwanzig Jahren wahr gefunden habe.

Die genannten großen Meister, welche die Regeln des großen Styl's aus der schönen Italienischen Natur geschöpft haben, nehmen uns ein, sowohl wenn sie schöne als wenn sie schreckliche Gegenstände ausführen. Ihre Stürme und Ungewitter sind so schrecklich schön, daß sie Schaudern erregen. Die angenehmen Gegenstände sind reizend, durch die großen und mannigfaltigen Linien, auch da, wo die Landschaft gleichsam in der Vogel-Perspective vorgestellt ist, wie z. B. an der großen Landschaft von Caspar im Palast Colonna, wo Abraham seinen Sohn zum Opfer führt. Dieses Bild ist weniger schwarz geworden als die andern; ist harmonischer und macht mehr Effect.

Claude Lorrain, ob er gleich viel nach der Natur gezeichnet und noch mehr gemalt hat, bedient sich in vielen Fällen des Poussin'schen Styl's. Seine Composition ist angenehm, die Gruppirung der verschiedenen Bäume reizend, und man sieht überhaupt, daß sein Gefühl für die schöne Natur außerordentlich fein gewesen, ob man wohl tadeln könnte, daß seine Perspective fehlerhaft ist und man öfters wünscht, daß bei so vielen Schönheiten die Linien der Plane richtiger wären.

Was sein Colorit betrifft, so ist meiner Meinung nach Keiner dahin gekommen, es so vollkommen zu machen. Sein Dunst in verschiedenen Tageszeiten, sowohl in der Fernung als der Luft, ist außerordentlich. Man findet den sanften Nebel des Morgens und die Ausdünstungen des Abends nicht allein in der fernsten Entfernung, sondern alle Grade durch bis auf den Mittelgrund, wo der sanfte Nebel herrscht, ohne jedoch die Local-Farben, welche die Natur zeigt, und ohne das Detail zu alteriren. Alles ist sehr deutlich und macht auf den Zuschauer die angenehmste Empfindung. Seine Bäume im Vordergrunde, ungeachtet der schönen Gruppirung, sind öfters schwer; öfters hat auch die Terra verde sie schwarz und undeutlich gemacht, so daß es nur eine Masse geworden ist, und man keine Partien im Baum, sondern nur dessen Silhouette sehen kann. Wo er Ultramarin brauchte, sind sie besser erhalten.

Zu seiner Zeit waren in und bei Rom viel immergrüne Eichen, welches ein sehr schöner Baum ist, der aber, wenn er nicht gut stylisirt wird, leicht schwer aussieht. Dieser Bäume hat er sich viel bedient.

Indeſſen bei Allem, was man noch in ſeinen Landſchaften wünſcht, iſt er beſtändig ſchön, reizend und gefällt immermehr, je länger man ſeine Werke anſchaut.

Pouſſin iſt einnehmend bei dem erſten Anblick, ſowie die Größe des Meeres uns auffällt, wenn man es lange nicht geſehen hat; man wird es aber in einigen Tagen müde und ſieht es mit Gleichgiltigkeit an. Pouſſin's Figuren ſind im großen Styl und gefallen. Claude's Figuren, wenn nicht Filippo Lauri die Bilder ſtaffirt hat, ſind gemeiniglich ſehr mittelmäßig, ſowie auch das Vieh. Claude ſagt ſelbſt: „die Landſchaft laſſe ich mir bezahlen, Figuren und Vieh gebe ich oben ein.“ Man kann mit Gewißheit ſagen: hätte Claude in ſeiner Jugend angefangen zu zeichnen und hätte mehr Practik gehabt in der Behandlung Deſſen, was man Mechanismus der Kunſt nennt, ſo würden ſeine Vorgründe eben ſo ſchön als Fernungen und Mittelgründe geworden ſein. Es iſt zu bewundern, daß ein Menſch, der ſich ſo ſpät der Kunſt gewidmet hat, ſo zu ſagen, der größte Landſchafter geworden iſt. Genie und Fleiß haben ihn dahin gebracht.

Ich muß hier einige Beiſpiele anführen, woraus man die Beſchaffenheit der Landſchaftsmalerei, als ich in Rom war, lernen kann. Die jungen Franzoſen, ſowohl die Penſionärs der Franzöſiſchen Academie als Andere, trugen in Octav oder Duodez ein klein' Büchlein in der Taſche, und zeichneten mit Rothſtein oder ſchwarzer Kreide nach der Natur, aber Alles manierirt. Ich ſah Zeichnungen von mehrern Künſtlern, und alle ſchienen ſie mir, als wären ſie von einer Hand. Der Maltheſiſche Ambaſſadeur, Baron de Breteuil, hatte von allen Künſtlern, die damals in Rom waren, Zeichnungen oder Gemälde; und da er ſie mir eines Morgens mit vielem Pomp zeigte, ſo mußte ich bei einem jeden Stück fragen, von wem es ſei, wenn ich den Namen nicht fand. Er wunderte ſich ſehr, daß ich ſo wenig Kenner wäre und gab mir einige höfliche Verweiſe, daß ich dieſe koſtbaren Sachen nicht genugſam ſchätzte; und ich mußte mir nur durch die Antwort aus der Sache zu helfen, daß ich die alten Gemälde zwar gut verſtünde, aber noch zu neu in Rom wäre, um die Schönheiten der neuen jungen Künſtler einzuſehen.

Als Volaire im Jahr 1770 in Neapel die Studien ſah, die ich und mein Bruder Johann daſelbſt gemacht hatten, ſagte er mir, daß es thöricht ſei, ſich ſo viel Mühe zu geben. Er habe auch die Thorheit begangen, aber ſeine Studien hälfen ihm jetzt nicht. Er ſagte freilich nach ſeiner Art ſehr wahr; denn da ihm die wahre Wiſſenſchaft der Kunſt fehlt, ſo ſieht man in allen ſeinen Gemälden, daß ſie manierirt ſind, ungeachtet dieſer Künſtler wahre Verdienſte im Effect hat. Seine Eruption des Veſuv's und ſeine Mondſcheine, beſonders die aus ſeiner guten Zeit, ſind im Effect vortrefflich; hingegen was er nach der Natur macht, iſt jämmerlich, weil er keine Perſpective, noch die wahren Formen der Natur verſteht.

Die Engländer in Rom hatten einen andern Fik. Sie ſtudirten Nichts nach der Natur. Delaine imitirte die ſchwarzen Gemälde von Caſpar Pouſſin und malte die ſeinen noch ſchwärzer. Forreſter that ungefähr das Gleiche, zeichnete etwas nach der Natur, aber elend, ohne Grundſätze. Unſere Damen, die Liebhaberinnen im Landſchaftzeichnen ſind', machen es beſſer. Dan wollte den Claude nachahmen, zeichnete die Linien nach der Natur, aber ließ ſie ſich von Tito Luſieri oder Andern zeichnen, und malte eine klare Luft mit Fernung, woran der Ton einiges Verdienſt hatte. Weil Das nun hinter einer großen Maſſe von braunen und ſchwarzen Bäumen ſtand, ſo ſchien es auf den erſten Blick, als ob es Etwas wäre. Dieſes nannten die Engländer den Claude'ſchen Styl. Ich kann nicht läugnen, daß ich Reiſenſtein, der mich zu dieſen Künſtlern geführt hatte, meine Bewunderung ſehen ließ, wie es doch möglich wäre, daß es Menſchen gäbe, die ſolches Zeug beſitzen und bezahlen wollten. Auf alle Fälle muß man geſtehen, daß die Engländer auch ihre mittelmäßigen Künſtler zu der Zeit ſehr encouragirten.

Sittliche Wirkung.

Ich habe öfters bemerkt, daß es Menſchen gibt, welche eine Landſchaft ohne Gefühl anſehen können. Das kommt aber daher, daß ſie weder die Schönheit der Natur empfinden, noch die des Gemäldes, welches jene vorſtellt. Auf der andern Seite wirkt aber in einer Landſchaft nicht allein die wahre Nachahmung und die Kunſt, ſondern es gibt noch eine ſittliche Illuſion, welche ſie hervorbringt. Viele Gegenden gefallen vorzüglich aus Nebenbegriffen, ob ſie gleich nicht die ſchönſten ſind, indem andere Vorſtellungen des Zuſchauers ſich damit verbinden. Es kommt ſehr viel auf die Gemüthsbeſchaffenheit an und wie der Menſch geſtellt iſt; und ſo kann eine mittelmäßige Gegend mehr Eindruck machen, als eine ideell ſchöne. Oefters hat Derjenige, der ſie anſchaut, daſelbſt mit Freunden glückliche Stunden verlebt, und nun erweckt ihm das Bild vergangene angenehme Erinnerungen, neue Ideen ſchließen ſich an; kurz, er fühlt ſich in dem Augenblick glücklich.

Eine ſchöne Gegend mit Waſſer, Fernung

und Bäumen, in welcher man keine Figuren ſieht, erregt gemeiniglich den Wunſch, darin ſpatziren zu gehen, in der Einſamkeit, ſich ſelbſt überlaſſen, ſeinen eigenen Gedanken nachzuhängen. Sind an ſolchen Stellen Figuren gemalt, ſo macht ſie nicht mehr den Effect, ſondern vielmehr das Gegentheil. Thiere, als Ochſen und Schafe, verhindern zwar Nichts; im Gegentheil, ſie beleben; und weil wir an die zahmen Thiere gewöhnt ſind, ſo tragen ſie auf Spatziergängen zu unſerm Vergnügen bei. Wünſchen wir hingegen eine völlige Einſamkeit, ſo verhindern ſie uns auch an den ſchönen Ideen, und man wünſcht die Figuren von der Stelle hinweg. Höchſtens kann ein Hirt oder ein Paar Hirten ſitzend unter einem Baume angebracht werden, die das Vieh hüten, als Mann, Frau und Kinder. Dieſe, weil ſie unſchuldig ſind, und blos in der Abſicht, das Vieh zu hüten, auf der Stelle ſitzen, verhindern uns nicht an unſerm Vergnügen, ſondern erregen wohl eher eine unſchuldige Freude.

Viele Landſchaften machen uns ein außerordentlich' Vergnügen, wenn ſie uns Gegenden vorſtellen, wo große Thaten geſchehen ſind, als Schlachten und andere große Begebenheiten der Geſchichte. Wenn Reiſende ſolche Gegenden geſehen haben und finden ſie nun mit Treue und angenehmer Wahrheit im Gemälde vorgeſtellt, ſo erweckt es ihnen eine ganze Reihe hiſtoriſcher und anderer bedeutender Vorſtellungen. Auch Gegenden, wo berühmte Männer gelebt und gewohnt haben, als Horaz's Villa bei Tivoli, a Licenza, Vaucluſe, wo Petrarca ſich aufhielt; ſolche Landſchaften intereſſiren öfters Liebhaber und Halbkenner.

Im ſchrecklichen Styl iſt es nicht allein genug, daß die Gegend rauh und ſchrecklich ſei, ja die Figuren können öfters allein das Schreckliche ausmachen, wie in der Landſchaft des Nicolaus Pouſſin, wo die Perſon bei der Quelle von der großen Waſſerſchlange umwunden wird.

Ueber Oelmalerei.

In der Zeit, als die Kunſt, mit Oelfarben zu malen, nicht allgemein bekannt und noch eine Art von Geheimniß war, dachte ein jeder Künſtler ſelbſt nach, ſtudirte ſeine Oele und ſeine Farben, und ließ ſie ſich zu Hauſe reiben. Seitdem aber die Farbenhändler geriebene Farben und gegründete Tücher verkaufen, ſo iſt die Kunſt in Anſehung der Dauer der Farben ſehr zurückgekommen, weil wenig' Maler ſelbſt darauf nachgedacht haben, und andere an dieſem Hauptforderniß zu ſparen gedenken. Vorzüglich aber haben die Farbenhändler, um ihre Farben und Tücher wohlfeil zu geben, die Sache nachläßig getrieben, ja ihre Waaren aus betrügeriſcher Abſicht verfälſcht.

Die Zeit von Jahrhunderten hat uns über Dinge belehrt, welche die alten Maler nicht wiſſen konnten, z. B. daß die Terra verde in Oel mit der Zeit ſchwarz wird, daß der Lack, von Cochenille gemacht, mit Weiß vermiſcht, durch's Weiß zerfreſſen wird; daß alle Farbe, worin ſich Vitriol oder Kupfer gemiſcht findet, ſchwarz wird.

Durch Erfahrung, Nachdenken und Unterſuchung alter wohlerhaltener Gemälde habe ich Vieles gelernt; beſonders aus angefangenen und halbfertigen Bildern alter Meiſter habe ich bei genauer Unterſuchung Vieles geſehen. Ich will mich hier in keine beſondere Beſchreibung, wie die alten Meiſter ihr Malen behandelt, einlaſſen, ſondern bloß beſchreiben, wie ich es behandle und was ich am Beſtändigſten und Dauerhafteſten gefunden habe. Von meinem Vater habe ich Vieles gelernt, der es von unſern Vorältern überliefert erhielt, welche ſammtlich Maler waren. Das Uebrige habe ich nach meiner eigenen Art und Nachdenken zugeſetzt.

An alten Bildern, die auf dünne Leinwand mit Bolus, Ocker oder andern leichten Erdfarben ſchlecht gegründet waren, habe ich bemerkt, daß nicht allein der Vitriol, der ſich öfters in dieſen Farben befand, die Bilder ſchwarz machte, ſondern auch, daß die Luft, die das Oel ziemlich aus den Farben herausgezogen hatte, ſo daß ſie durch die Leinwand durchſtreichen konnte, daß die Luft, ſag' ich, die Farben ſchwarz gemacht hatte. Ich ſah ein ſchönes Bild von Salvator Roſa in Rom, welches auf ſolche ſchlecht gegründete Leinwand gemalt war. Man hatte die Leinwand auf den Blendrahmen ringsherum und auch in der Mitte, wo das Querholz des Rahmens ſich befand, angeleimt. Hier war die Farbe gut ſtehen geblieben und ſah ſehr ſchön aus; hingegen zu beiden Seiten des Querholzes bis an den Blendrahmen war es ſo ſchwarz geworden, daß ich es kaum erkennen konnte. Wie ſchön aber das Bild geweſen, ſah man bloß in der Mitte an einem breiten Strich, wo, wie geſagt, die Leinwand an das Querholz angeleimt war, und ringsherum an den Rändern, wo die Luft alſo nicht hatte durchſtreichen können.

Leider bricht hier der Aufſatz ab und iſt wahrſcheinlich auch niemals weiter geführt worden. Es würde in manchem Sinne intereſſant geweſen ſein, Hackert's techniſche Bemerkungen zu erfahren, weil er ſowohl im Malen als im Reſtauriren der Bilder beſondere Einſichten hatte. Von dem Letzten zeugt ſeine kleine

Schrift in Form eines Sendschreibens an den Ritter Hamilton: Sul uso della Vernice nella Pittura, 1788, welche auch in's Deutsche durch den Gallerie-Inspector Riedel in Dresden 1801 übersetzt worden. In diesem Aufsatz wird die oben S. 70 ff. erwähnte Restauration der Bilder durch Andres und das Firnissen der Bilder gegen damalige Tadler in Schutz genommen.

Philipp Hackert's Brief an den Herausgeber.

Datirt vom 4. März 1806.

Seit meinem letzten Brief habe ich leider in Kurzem Vieles erfahren; nach dem gelben Fieber in Livorno, Krieg und andern Fatalitäten den Tod meines Bruders Georg, den 4. November vermichenen Jahres. Die Stütze meines Alters ist verloren; indeß bin ich gesund und mit einem kleinen Husten und Schnupfen der Grippe, die viel Unheil angerichtet hat, glücklich entwischt. Ich male und studire fleißig, wie ein junger Bursche.

Ihr Werk: „Winckelmann und sein Jahrhundert", habe ich gelesen, welches mir unser Prediger, Schultheß in Livorno, geliehen. Ich mache Ihnen und Ihrem Freund Meyer mein aufrichtig Compliment über dieses Buch. Es ist mit Wahrheit, Kenntniß und Unparteilichkeit geschrieben, deutlich und belehrend. Es ist das einzige Werk, das ich kenne, was über die Kunst geschrieben ist, das ich gut finde. Warum haben Sie mir aber nicht eher geschrieben, daß meine Vorgründe grell sind? Ich würde es gleich abgeändert haben; deßwegen bin ich ein wenig böse auf Sie.

Nun glauben Sie nicht, daß ich mich entschuldigen will, um meine Fehler zu bedecken. Jenen Vorwurf ziehe ich mir vielleicht dadurch zu, daß ich mich einzeln gemachter Studien bediene, die allein wohlthun, im Ganzen aber, mit so viel andern Objecten zusammen, schädlich sind, wenn sie nicht vollkommen mit der Harmonie des Uebrigen verbunden werden.

Oefters überläßt man es auch der Zeit, die durch ihre Patina mit malt, den durchsichtigen Ton läßt und das Ganze harmonisch macht. Wollte man Dieses durch Kunst gleich Anfangs thun, so würde es dem Gemälde mit der Zeit sehr nachtheilig werden. Diese Patina ist nützlich und unvermeidlich; denn ungeachtet aller erdenklichen Sorgfalt, Reinlichkeit in Oel und Farben u. s. w., so ist es doch der Natur der Sache gemäß, daß ein Oelgemälde sich auf der Oberfläche ein wenig verändert, und nach und nach die kleine Patina bekommt und doch den Silberton behält, wenn er in die Gemälde wirklich gemalt ist. Claude's Landschaften sind wesentliche Beweise davon.

Dietrich's Landschaften, wie sie neu waren, schienen grell, jetzt sind sie sehr harmonisch, einige zu gelbe Steine ausgenommen.

Der Speckton oder Rauchton, der vielmals in Niederländischen Gemälden herrscht, ist öfters dem Künstler, aber auch öfter dem Torf- oder Steinkohlenrauch, der in der Luft herrscht, zuzuschreiben, und der sich, wenn das Gemälde frisch ist, so in die Farben versaugt, daß es keine Möglichkeit ist, ihn herauszubringen. Dieses geschieht leicht im Winter und ehe Firniß auf dem Bilde ist; denn alsdann dringt die Dieter-Luft in die Poren der Farben leicht ein. Mein Bruder, der selige Johann, hatte in London im Winter eine Landschaft gemalt, die ich nach seinem Tode kommen ließ, wo die Dieter-Luft so eingedrungen war, daß sie auch Andres, der geschickte Bilderputzer, nicht herausbringen konnte. Es hatte den Speckton, wie viele Niederländer. Die er in Italien gemalt hat, haben den Silberton behalten.

Ihr Buch hat mich auf eine Idee gebracht. (Ich hoffe, daß Sie meiner nicht spotten werden, daß ich in meinem Alter noch neue Dinge unternehmen will.) Es ist nämlich, mit dem großen, idealischen Styl Wahrheit der Natur sowohl in Ton als Formen zu verbinden. Poussin, Carracci, Dominichino u. s. w. haben einen großen Styl; allein die Objecte sind auch öfters so unwahr, als wären sie aus einer andern Welt. Diese Convention, wie bekannt, ist einmal angenommen. Was das Colorit betrifft, so ist es nicht allein unwahr, sondern hart. Man entschuldigt diese respectabeln Männer, daß die Zeit und ihre Art zu malen ihre Gemälde schwarz gemacht habe. Ich kann aber durch Poussin's Wasserfarbengemälde im Palast Colonna und die des Francesco di Bologna (Grimaldi) im Palast Borghese beweisen, daß Poussin nie harmonisch in der Farbe gewesen ist. Seine Luft ist immer hart; die gewöhnlichen rothen Streifen, die zu dunkelblaue Ferne, die hartgrünen, monotonen Bäume, die allzu gelben Felsen und Wege, wo der bloße Ocker herrscht, können nie übereinstimmend gewesen sein. Diese Wasserfarbengemälde haben sich nicht verändert: durch das Verdunkeln der Terra verde sind hingegen seine Oelgemälde eher harmonisch geworden. Francesco di Bologna ist in seinen Wasserfarben harmonischer. Seine Bäume haben denselben Fehler, daß sie dunkelgrün und monoton sind. Voguet hat in Pisteja einen Saal gemalt und des Poussin's gelbe Felsen und kohlschwarze Bäume so imitirt, daß Einem angst und bange wird, wenn man es ansieht. Es ist mir unbegreiflich, wie ein Mann, wie Voguet, der wirklich so viele Geschicklichkeit hat und ernsthafte, gute Studien

im Portefeuille beſitzt, ſolch treffes Zeug darſtellen konnte.

Wenn ich nun meine neuen Verſuche in's Werk richte, gelingt es mir vielleicht, einen großen, verſchönten Styl, den Silbertön der ſchönen Natur, die neblichten Dünſte, die ſchönen Formen der Bäume, ohne den Character zu vernachläſſigen, kurz alles mögliche Ideal-Schöne, was die Natur einer Landſchaft darbietet, in einem Gemälde darzuſtellen, was den Eindruck einer vollkommenen Landſchaft gebe.

Um nun aber nicht in das Manierirte zu fallen und die großen Meiſter zu beſtehlen oder ſchwach nachzuſpotten, wie es leicht den Nachahmern geſchieht, ſo habe ich in meinem Portefeuille Gegenden gewählt, die wirklich ſchon den Stempel des großen Styl's an ſich tragen. Wenn ich nun dieſe idealiſch verſchönere, ſo hoffe ich, daß meine Werke die Originalität behalten werden und man darin die Wahrheit der Natur verſchönert wiederfinden wird. Jetzt wird es nur darauf ankommen, wie dieſe Werke von den Liebhabern der Kunſt aufgenommen werden. Bis hierher iſt der Geſchmack ausſchließlich für das Wahre geweſen; ein Jeder hat entweder zur Erinnerung Italiens getreu nachgeahmte Gegenden verlangt, oder um ſeinen Freunden im Vaterlande nach ſeiner Rückkunft zu zeigen, was er geſehen hat und Anecdoten dabei zu erzählen u. ſ. w. Gibt es für dieſen neuen Styl nicht im Allgemeinen Liebhaber, ſo wird es doch einige Kunſtkenner geben, die mir, wenn es wirklich glückt, Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Künſtlern wird es freilich gefallen; Die ſind aber Die nicht, die da zahlen können. Herr Fabre, der ſeit der Baſſeville'ſchen Geſchichte aus Rom hierher geflüchtet iſt, muß als ein ſehr geſchickter Mann gerühmt werden. Er malt mit Geſchmack und hat ein ſehr gutes, brillantes Colorit. Er malt auch dann und wann Landſchaften mit kleinen hiſtoriſchen Figuren, im Pouſſin'ſchen Styl, welche beſſer ſein würden, wenn er den Pouſſin weniger nachahmte. Er traf, als er mich beſuchte, mich bei meiner neuen Unternehmung, welche ihm ſehr gefiel, ob ich ihm gleich noch nicht deutlich meine Idee entdecken wollte.

Benvenuti iſt jetzt hier Director der Academie. Demarez iſt hier; er componirt vortrefflich, ob er gleich kein Schüler von David iſt. Seine Farbe iſt ſchwer, compact, ſein Pinſel nicht angenehm. Seine Compoſitionen, beſonders in kleinen Gemälden, ſind angenehm ſchön; die Sujet aber immer grauſam, Mord und Todtſchlag. Noch ſeh' ich Keinen, der die Simplicität und Schönheit der Alten hat. Sauffier und ſeine in häuslichen Gemälden ſo geſchickte Frau ſtarben vor einigen Jahren. Eins gleich nach dem Andern, an der Schwindſucht. Sauffier war auf dem Gipfel ſeiner Kunſt, und hatte ſich ſein Leben lang gequält, ihn zu erreichen. Da er genießen ſollte, ſo ſtarb er.

Hinterlaſſenes.

Nach Hackert's Ableben ſind ſeine ſämmtlichen Beſitzungen an die in Berlin ſich befindenden Erben gekommen; darunter zuerſt mehrere Gemälde, von welchen ein gedruckter Catalog ausgegeben wird. Man hat die Abſicht, dieſe Kunſtwerke auszuſpielen, und wird deßhalb zu ſeiner Zeit dem Publicum nähere Nachricht ertheilen, weßwegen wir auch eine beſchreibende Anzeige nicht für nöthig erachtet.

Die von Georg Hackert verfertigten Kupferplatten hat der Kunſthändler Domenico Negri zu Livorno in Verlag genommen, welcher davon gute Abdrücke zu liefern verſpricht. Wahrſcheinlich wird er zunächſt ein Verzeichniß davon bekannt machen, um die Freunde der Kunſt noch mehr zu intereſſiren. Dieſe Arbeiten ſind um ſo mehr zu empfehlen, als ſie einen großen Theil von Hackert's Leben und Bemühungen dem Kunſtfreunde darſtellen und einen Begriff geben, wie er ſich in der von ihm ſo hoch gehobenen Proſpect-Malerei benommen habe.

Auch hat er eine Anzahl geſchnittener Steine hinterlaſſen, woran wir nur der wenigen wirklich antiken namentlich und umſtändlich erwähnen.

1) Kopf des Sextus Pompejus, in Carneol, tief geſchnitten. Der Stein iſt von der erſten Reinheit und Feuer, Der Schnitt gehört zu dem Vollkommenſten, was man in Steinſchneidekunſt ſehen kann. Unter dem Halſe ſteht ΑΓΑΘΑΙΤΥΧΟΥ. Man vergleiche „Geſchichte der Kunſt des Alterthums von Johannes Winkelmann", Wiener-Ausgabe S. 552 und 778; wie auch Bracci, Memorie degli antichi Incisori Vol. I. p. 25—33, wo zugleich Tafel V eine ganz leidliche Abbildung, in Kupfer geſtochen, beigebracht iſt. Dabei findet ſich noch der antike goldene Ring, in welchen er gefaßt war.

2) Kopf des Ulyſſes, in Carneol, tief geſchnitten. Der Stein iſt rein, mehr in's Hellgelbe ſchimmernd, mit viel Feuer. Die Mütze iſt mit einem Kranze umgeben. Am Halſe ein Streifen von der Tunica. Die Arbeit iſt höchſt fleißig und vollendet.

3) Kopf eines alten Hercules, mit einem Kranz um die Haare und einem Stück Löwenhaut vorn um den Hals zugeknüpft. Carneol, tief geſchnitten. Der Stein iſt rein gelblich, mehr von mildem als feurigem Anſehen; die

Arbeit vortrefflich. Oberwärts ist ein Stückchen von den Haaren ausgebrochen, auch die Stirn beschädigt.

4) Fragment einer Camée. Der Character ist junonisch. Der noch vorhandene Grund ist schwärzlich grau. Das Relief besteht bloß noch in der Maske und einem Stückchen Halse. Das Weiße hat das Ansehen, vom Feuer gelitten zu haben; im Auge, an den Lippen und der Nase hängt noch Etwas vom Tartar. Die Arbeit ist die trefflichste.

5) Jupiter auf seinem Thron, mit niedriger Lehne sitzend, in der Rechten das Scepter und auf der ausgestreckten Linken die Victoria, welche in der Rechten den Kranz und in der Linken den Palmzweig ausgestreckt hält. Einschnitt in Lapis Lazuli. Leichte, geistreiche Arbeit.

Diese Steine würden sämmtlich zur größten Zierde auch selbst eines reich ausgestatteten Cabinet's dienen.

Die modernen Steine sind von mehrern bekannten Künstlern, von Antonius Pichler, dem Vater, aus Insbruck; von Johann und Ludwig Pichler, seinen beiden Söhnen; von Friedrich Hecker aus Sachsen; von Alessandro Cades; von Bartholomeo Gravina; von Alfieri aus Rom; von Amastini aus Fossembrone; Johannes Webber; Berrarino; Tevoli; Antonio Berini; Seul; Sirletti; Cavaliere Constanzi; Camillo Piastrini aus Rom; Johann Mugnai; Ludovico Tarricelli; Ludovico Siries aus Florenz; Therese Talani, geborene Moor, aus Venedig; von Marchand, einem Engländer; von Gaspare Capperoni della Guardia aus Abruzzo; von Santarelli aus Abruzzo; Filippo Rega; Grund und Rafaelli aus Rom.

Man sieht hieraus, daß diese Sammlung für die Geschichte der neuern Steinschneidekunst sehr unterrichtend sein muß. Abdrücke davon wird Herr Hofrath Behrendt in Berlin den Liebhabern auf Verlangen für ein Billiges überlassen.

Rameau's Neffe.

Ein Dialog von Diderot.

Aus dem Manuscript übersetzt.

... Versamur, quaerimus una, quae nos
Horat. Serm. Lib. II. Sat. VII. v. 28.

Es mag schön oder häßlich Wetter sein, meine Gewohnheit bleibt, auf jeden Fall um fünf Uhr Abends im Palais Royal spatziren zu gehen. Mich sieht man immer allein, nachdenklich auf der Bank d'Argenson. Ich unterhalte mich mit mir selbst von Politik, von Liebe, von Geschmack oder Philosophie, und überlasse meinen Geist seiner ganzen Leichtfertigkeit. Mag er doch die erste Idee verfolgen, die sich zeigt, sie sei weise oder thöricht. So sieht man in der Allée de Foi unsere jungen Liederlichen einer Courtisane auf den Fersen folgen, die mit unverschämtem Wesen, lachendem Gesicht, lebhaften Augen, stumpfer Nase dahingeht; aber gleich verlassen sie diese um eine andere, necken sie sämmtlich und binden sich an keine. Weiter Gedanken sind meine Dirnen.

Wenn es gar zu kalt oder regnicht ist, flüchte ich mich in den Café de la Régence und sehe zu meiner Unterhaltung den Schachspielern zu. Paris ist der Ort in der Welt, und der Café de la Régence der Ort in Paris, wo man das Spiel am Besten spielt. Da, bei Rey, versuchen sich gegen einander der profunde Légal, der subtile Philidor, der gründliche Mayot. Da sieht man die bedeutendsten Züge, da hört man die gemeinsten Reden. Denn kann man schon ein geistreicher Mann und ein großer Schachspieler zugleich sein, wie Légal, so kann man auch ein großer Schachspieler und aber zugleich sein, wie Foubert und Mayot.

Eines Nachmittags war ich dort, beobachtete viel, sprach wenig und hörte so wenig als möglich, als eine der wunderlichsten Personnagen zu mir trat, die nur jemals dieses Land hervorbrachte, wo es doch Gott an Dergleichen nie fehlen ließ. Es ist eine Zusammensetzung von Hochsinn und Niederträchtigkeit, von Menschenverstand und Unsinn; die Begriffe vom Ehrbaren und Unehrbaren müssen ganz wunderbar in seinem Kopf durcheinander gehen; denn er zeigt, was ihm die Natur an guten Eigenschaften gegeben hat, ohne Prahlerei, was sie ihm an schlechten gab, ohne Scham. Uebrigens ist er von einem festen Körperbau, einer außerordentlichen Einbildungskraft und einer ungewöhnlichen Lungenstärke. Wenn Ihr ihm jemals begegnet und seine Originalität hält Euch nicht fest, so verstopft Ihr Euch die Ohren gewiß mit den Fingern, oder Ihr entflieht. Gott, was für schreckliche Lungen!

Und Nichts gleicht ihm weniger, als er selbst

Manchmal iſt er mager und zuſammengefallen, wie ein Kranker auf der letzten Stufe der Schwindſucht; man würde ſeine Zähne durch ſeine Backen zählen; man ſollte glauben, er habe mehrere Tage Nichts gegeſſen oder er käme aus la Trappe.

Den nächſten Monat iſt er feiſt und völlig, als hätte er die Tafel eines Financier's nicht verlaſſen, oder als hätte man ihn bei den Bernhardinern in die Koſt gegeben. Heute mit ſchmutziger Wäſche, mit zerriſſenen Hoſen, in Lumpen gekleidet und faſt ohne Schuhe, geht er mit gebeugtem Haupte, entzieht ſich den Begegnenden; man möchte ihn anrufen, ihm Almoſen zu geben. Morgen, gepudert, chauſſirt, friſirt, wohl angezogen, trägt er den Kopf hoch, er zeigt ſich und Ihr würdet ihn beinahe für einen ordentlichen Menſchen halten.

So lebt er von Tag zu Tag, traurig oder heiter, nach den Umſtänden. Seine erſte Sorge des Morgens, wenn er aufſteht, iſt, ſich zu bekümmern, wo er zu Mittag ſpeiſen wird. Nach Tiſche denkt er auf eine Gelegenheit zum Nachteſſen, und auch die Nacht bringt ihm neue Sorgen. Bald erreicht er zu Fuß ein kleines Dachſtübchen, ſeine Wohnung, wenn nicht die Wirthinn, ungeduldig, den Miethzins länger zu entbehren, ihm den Schlüſſel ſchon abgefordert hat. Bald wirft er ſich in eine Schenke der Vorſtadt, wo er den Tag zwiſchen einem Stück Brod und Kruge Bier erwartet. Hat er denn auch die ſechs Sous zum Schlafgeld nicht in der Taſche, das ihm wohl manchmal begegnet, ſo wendet er ſich an einen Miethkutſcher, ſeinen Freund, oder an den Kutſcher eines großen Herrn, der ihm ein Lager auf Stroh neben ſeinen Pferden vergönnt. Morgens hat er denn noch einen Theil ſeiner Matratze in den Haaren. Iſt die Jahreszeit gelind, ſo ſpazirt er die ganze Nacht auf dem Cours oder den elyſeiſchen Feldern hin und wider. Mit dem Tage erſcheint er ſogleich in der Stadt, gekleidet von geſtern für heute, und von heute manchmal für den Ueberreſt der Woche.

Dergleichen Originale kann ich nicht ſchätzen; Andere machen ſie zu ihren nächſten Bekannten, ſogar zu Freunden. Des Jahrs können ſie mich ein Mal feſthalten, wenn ich ihnen begegne, weil ihr Character von den gewöhnlichen abſticht, und ſie die läſtige Einförmigkeit unterbrechen, die wir durch unſere Erziehung, unſere geſellſchaftlichen Conventionen, unſere hergebrachten Anſtändigkeiten eingeführt haben. Kommt ein Solcher in eine Geſellſchaft, ſo iſt er ein Krümchen Sauerteig, das das Ganze hebt und Jedem einen Theil ſeiner natürlichen Individualität zurückgibt. Er ſchüttelt, er bewegt, bringt Lob oder Tadel zur Sprache, treibt die Wahrheit hervor, macht rechtliche Leute kenntlich, entlarvt die Schelme, und da horcht ein Vernünftiger zu und ſondert ſeine Leute.

Dieſen kannte ich ſeit langer Zeit; er kam öfters in ein Haus, wo ihm ſein Talent den Eingang verſchafft hatte. Die Leute hatten eine einzige Tochter. Er ſchwur dem Vater und der Mutter, daß er ihre Tochter heirathen würde. Dieſe zuckten die Achſeln, lachten ihm in's Geſicht und verſicherten ihm, er ſei närriſch. Doch ſah ich den Augenblick kommen, wo die Sache gemacht war. Er verlangte von mir einige Thaler, die ich ihm gab. Er hatte ſich, ich weiß nicht wie, in einigen Häuſern eingeſchlichen, wo ſein Convert bereit ſtand; aber man hatte ihm die Bedingung gemacht, er ſolle niemals ohne Erlaubniß reden. Da ſchwieg er nun und aß vor Bosheit. Es war luſtig, ihn in dieſem Zwang zu ſehen. Sobald er es wagte, den Tractat zu brechen und den Mund aufzuthun, ſogleich bei'm erſten Wort riefen alle Gäſte: „O Rameau!“ Dann funkelte die Wuth in ſeinen Augen, und er fiel mit neuer Gewalt über das Eſſen her.

Ihr wart neugierig, den Namen des Mannes zu wiſſen; da habt Ihr ihn. Es iſt der Vetter des berühmten Tonkünſtlers, der uns von Lulli's Kirchengeſang gerettet hat, den wir ſeit hundert Jahren pſalmodiren; ein Vetter des Mannes, der ſo viel unverſtändliche Viſionen und apocalyptiſche Wahrheiten über die Theorie der Muſik ſchrieb, wovon weder er, noch ſonſt irgend ein Menſch jemals Etwas verſtanden hat; in deſſen Opern man Harmonie findet, einzelne Brocken guten Geſangs, unzuſammenhängende Ideen, Lärm, Aufflüge, Triumphe, Lanzen, Glorien, Murmeln und Victorien, daß den Sängern der Athem ausgehen möchte; des Mannes, der, nachdem er den Florentiner begraben hat, durch Italieniſche Virtuoſen wird begraben werden, wie er vorausfühlte und deßhalb mißmuthig, traurig und ärgerlich ward. Denn Niemand hat böſere Laune, nicht einmal eine hübſche Frau, die Morgens eine Blatter auf der Naſe gewahr wird, als ein Autor, der ſich bedroht ſieht, ſeinen Ruf zu überleben, wie Marivaux und Crebillon, der Sohn, beweiſen.

Er tritt zu mir: Ah, mein Herr Philoſoph, treff' ich Euch auch ein Mal! Was macht Ihr denn hier unter den Taugenichtſen? Verliert Ihr auch Euere Zeit mit Holzſchieben? (So nennt man aus Verachtung das Schach- oder Damen-Spiel.)

Ich. Nein, aber wenn ich nichts Beſſeres zu thun habe, ſo iſt's eine augenblickliche Unterhaltung, Denen zuzuſehen, die gut ſchieben.

Er. Alſo eine ſeltene Unterhaltung. Nehmt

Das Gewölbe,
Drängt mich! — Luft!

Böſer Geiſt.

Verbirg dich! Sünd' und Schande
Bleibt nicht verborgen.
Luft? Licht?
Weh dir.

Chor.

Quid ſum miſer tunc dicturus?
Quem patronum rogaturus?
Cum vix juſtus ſit ſecurus.

Böſer Geiſt.

Ihr Antlitz wenden
Verklärte von dir ab.
Die Hände dir zu reichen,
Schauert's den Reinen.
Weh!

Legal und Philidor aus; die Uebrigen verstehn Nichts.

Ich. Und Herr von Duft, was sagt Ihr zu Dem?

Er. Der ist als Schachspieler, was Demoiselle Clairon als Schauspielerinn ist; Beide wissen von diesen Spielen Alles, was man davon lernen kann.

Ich. Ihr seid schwer zu befriedigen. Ich merke, nur den vorzüglichsten Menschen laßt Ihr Gnade widerfahren.

Er. Ja im Schach- und Damen-Spiel, in der Poesie, Redekunst, Musik und andern solchen Possen. Wozu soll die Mittelmäßigkeit in diesen Fächern?

Ich. Beinahe geb' ich Euch recht. Aber doch müssen sich Viele auf diese Künste legen, damit der Mann von Genie hervortrete. Er ist dann der Eine in der Menge. Aber lassen wir Das gut sein. Seit einer Ewigkeit habe ich Euch nicht gesehen. Ich denke niemals an Euch, wenn ich Euch nicht sehe. Aber es freut mich jedes Mal, wenn ich Euch wiederfinde. Was habt Ihr gemacht?

Er. Das, was Ihr, ich und alle Andern machen, Gutes, Böses und Nichts. Dann hab' ich Hunger gehabt und gegessen, wenn sich dazu Gelegenheit fand. Ferner hatt' ich Durst und manchmal hab' ich getrunken. Indessen ist mir der Bart gewachsen und da hab' ich mich rasiren lassen.

Ich. Daran habt Ihr übel gethan; denn der Bart nur fehlt Euch zum Weisen.

Er. Freilich! Meine Stirn ist groß und runzlig, mein Auge blitzt, die Nase springt vor, meine Wangen sind breit, meine Augenbrannen breit und dicht, der Mund wohl gespalten, die Lippen umgeschlagen und das Gesicht viereckt. Wißt Ihr wohl: dieses ungeheure Kinn, wäre es von einem langen Barte bedeckt, es würde sich in Erz oder Marmor recht gut ausnehmen?

Ich. Neben Cäsar, Marc Aurel, Socrates.

Er. Nein! Ich stünde lieber zwischen Diogenes und Phryne. Unverschämt bin ich, wie der Eine, und die Andere besuch' ich gern.

Ich. Ihr befindet Euch immer wohl?

Er. Ja, gewöhnlich; aber heute nicht besonders.

Ich. Und wie, mit Euerm Silenen-Bauch mit einem Gesicht —

Er. Einem Gesicht, das man für die Rückseite nehmen könnte. Wißt Ihr, daß böse Laune, die meinen Onkel austrocknet, wahrscheinlich seinen Neffen fett macht?

Ich. A propos! den Onkel: seht Ihr ihn manchmal?

Er. Ja, manchmal auf der Straße vorbeigehn.

Ich. Thut er Euch denn nichts Gutes?

Er. Thut er Jemandem Gutes, so weiß er gewiß Nichts davon. Er ist ein Philosoph in seiner Art; er denkt nur an sich und die übrige Welt ist ihm wie ein Pfefferkugelnagel. Seine Tochter und Frau können sterben, wenn sie wollen: nur daß ja die Glocken im Kirchsprengel, mit denen man ihnen zu Grabe läutet, hübsch die Duodecime und Septdecime nachklingen, so ist Alles recht. Er ist ein glücklicher Mann; und besonders weiß ich an Leuten von Genie zu schätzen, daß sie nur zu einer Sache gut sind, Drüber hinaus zu Nichts. Sie wissen nicht, was es heißt, Bürger, Väter, Mütter, Vettern und Freunde zu sein. Unter uns! Man sollte ihnen durchaus gleichen, aber nur nicht wünschen, daß der Same zu gemein würde. Menschen muß es geben, Menschen von Genie nicht. Nein, wahrhaftig nicht! Sie sind's, die unsere Welt umgestalten; und nun ist im Einzelnen die Thorheit so allgemein und mächtig, daß man sie nicht ohne Händel verdrängt. Da macht sich's nun zum Theil, wie sich's die Herren eingebildet haben, zum Theil bleibt's, wie es war. Daher kommen die zwei Evangelien, des Harlequin's Rock!... Nein! die Weisheit des Mönchs im Rabelais. Das ist die wahre Weisheit für unsere Ruhe und für die Ruhe der Andern: seine Schuldigkeit thun, so gut es gehn will, vom Herrn Prior immer Gutes reden, und die Welt gehn lassen, wie sie Lust hat. Sie geht ja gut; denn die Menge ist damit zufrieden. Wüßt' ich Geschichte, so wollte ich Euch zeigen, das Uebel hier unten ist immer von genialischen Menschen hergekommen; aber ich weiß keine Geschichte, weil ich Nichts weiß. Der Teufel hole mich, wenn ich jemals was gelernt habe, und ich befinde mich nicht schlechter deßhalb. Ich war eines Tages an der Tafel eines königlichen Ministers, der Verstand für ein Dutzend hat. Er zeigte uns klar, so klar wie zwei Mal zwei vier ist, daß Nichts den Völkern nützlicher sei als die Lüge, Nichts aber schädlicher als die Wahrheit. Ich besinne mich nicht mehr auf seine Beweise, aber es folgte sonnenklar daraus, daß die Leute von Genie ganz abscheulich sind, und daß man ein Kind, wenn es bei seiner Geburt ein Character-Zeichen dieses gefährlichen Naturgeschenks an der Stirn trüge, sogleich ersticken oder in's Wasser werfen sollte.

Ich. Und doch diese Personen, die vom Genie so übel sprechen, behaupten Alle, Genie zu haben.

Er. Im Stillen schreibt sich's doch ein Jeder zu; aber ich glaube doch nicht, daß sie sich unterfinden, es zu bekennen.

Ich. Das geschieht aus Bescheidenheit. Und

also habt Ihr einen schrecklichen Haß gegen das Genie gefaßt?

Er. Für mein ganzes Leben.

Ich. Aber ich erinnere mich wohl der Zeit, da Ihr in Verzweiflung wart, nur ein gemeiner Mensch zu sein. Ihr könnt nie glücklich werden, wenn Euch das Eine wie das Andere quält. Man sollte seine Partie ergreifen und daran festhalten. Wenn ich Euch auch zugebe, daß die genialischen Menschen gewöhnlich ein wenig sonderbar sind, oder, wie das Sprichwort sagt, kein großer Geist sich findet, ohne einen Gran von Narrheit, so läßt man die Genie's doch nicht fahren. Man wird die Jahrhunderte verachten, die keine hervorgebracht haben. Sie werden die Ehre des Volks sein, bei dem sie lebten. Früh oder spät errichtet man ihnen Statuen und betrachtet sie als Wohlthäter des Menschengeschlechts. Verzeihe mir der vortreffliche Minister, den Ihr anführt! Aber ich glaube, wenn die Lüge einen Augenblick nützen kann, so schadet sie nothwendig auf die Länge. Im Gegentheil nützt die Wahrheit nothwendig auf die Länge, wenn sie auch im Augenblick schadet. Daher käm' ich in Versuchung, den Schluß zu machen, daß der Mann von Genie, der einen allgemeinen Irrthum verscheucht, oder einer großen Wahrheit Eingang verschafft, immer ein Wesen ist, das unsere Verehrung verdient. Es kann geschehen, daß dieses Wesen ein Opfer des Vorurtheils und der Gesetze wird; aber es gibt zwei Arten Gesetze: die einen sind unbedingt billig und allgemein, die andern wunderlich, nur durch Verblendung oder durch Nothwendigkeit der Umstände bestätigt. Diese bedecken Den, der sie übertritt, nur mit einer vorübergehenden Schande, einer Schande, die von der Zeit auf die Richter und Nationen zurückgeworfen wird, um ewig an ihnen zu haften. Socrates oder das Gericht, das ihm den Schierling reichte, wer von Beiden ist nun der Entehrte?

Er. Das hilft ihm auch was Rechts! Ist er deßwegen weniger verdammt worden? Ist sein Todesurtheil weniger vollzogen? War er nicht immer ein unruhiger Bürger; und indem er ein schlechtes Gesetz verachtete, hat er nicht die Narren zur Verachtung der guten angeregt? War er nicht ein kühner und wunderlicher Mann und seid Ihr nicht ganz nah an einem Geständniß, das den Männern von Genie wenig günstig ist?

Ich. Hört mich, lieber Mann; eine Gesellschaft sollte keine schlechten Gesetze haben. Hätte sie nur gute, sie käme niemals in Gefahr, einen Mann von Genie zu verfolgen. Ich habe nicht zugegeben, daß das Genie unauflöslich mit Bosheit verbunden sei, noch die Bosheit mit dem Genie. Ein Thor ist öfter ein Bösewicht, als ein Mann von Geist. Wäre nun auch ein Mann von Genie gewöhnlich in der Unterhaltung hart, rauh, schwer zu behandeln, unerträglich, wäre er auch ein Bösewicht, was wolltet Ihr daraus folgern?

Er. Daß man ihn ersäufen sollte.

Ich. Sachte, lieber Freund! Sagt mir doch! Nun ich will nicht Euern Onkel zum Beispiel nehmen, Das ist ein harter und roher Mann, ohne Menschlichkeit, geizig, ein schlechter Vater, schlechter Gatte, schlechter Onkel; und dabei ist es noch nicht einmal ganz entschieden, daß er es in seiner Kunst sehr weit gebracht habe, daß man sich in zehn Jahren noch um seine Werke bekümmern werde. Aber Racine, der hatte doch Genie und galt nicht für den besten Mann. Aber Voltaire?

Er. Drängt mich nicht: denn ich weiß zu folgern.

Ich. Was würdet Ihr nun vorziehen: daß Racine ein guter Mann gewesen wäre, völlig Eins mit seinem Comptoir wie Briasson, oder mit seiner Elle wie Barbié, ein Mann, der regelmäßig alle Jahre seiner Frau ein rechtmäßiges Kind macht, guter Gatte, guter Vater, guter Onkel, guter Nachbar, ehrlicher Handelsmann und Nichts weiter; oder daß er schelmisch, verrätherisch, ehrgeizig, neidisch gewesen wäre, aber Verfasser von Andromache, Britannicus, Iphigenie, Phädra und Athalia?

Er. Hätte er zu der ersten Art gehört, Das möchte für ihn das Beste gewesen sein.

Ich. Das ist sogar unendlich wahrer, als Ihr selbst nicht empfindet.

Er. Ja, so seid Ihr Andern! Wenn wir etwas Gutes sagen, so soll es, wie bei Narren und Schwärmern, der Zufall gethan haben. Ihr Andern nur versteht Euch selbst. Ja, Herr Philosoph, ich verstehe mich, und ich verstehe mich ebenso gut, als Ihr Euch versteht.

Ich. Nun, so laßt sehen, warum denn für ihn?

Er. Darum, weil alle die schönen Sachen, die er da gemacht hat, ihm nicht zwanzigtausend Franken eingetragen haben. Wäre er ein guter Seidenhändler in der Straße St. Denis oder St.-Honoré gewesen, guter Materialien-Händler im Großen, ein besuchter Apotheker, da hätte er ein großes Vermögen zusammengebracht und dabei alle Arten Vergnügen genossen. Er hätte von Zeit zu Zeit einem armen Teufel von Lustigmacher, wie mir, ein Goldstück gegeben und man hätte ihn zu lachen gemacht; man hätte ihm gelegentlich ein hübsches Mädchen verschafft, um eine ewige, langweilige Beiwohnung bei seiner Ehefrau zu unterbrechen. Wir hätten bei ihm vortrefflich gegessen, großes Spiel ge-

feiert, vortrefflichen Wein getrunken, vortreffliche Liqueure, vortrefflichen Caffee, man hätte Landfahrten gemacht. Ihr ſetzt doch, daß ich mich darauf verſtehe. Ihr lacht? Schon gut! Nur werdet Ihr doch zugeben, ſo wäre es auch beſſer für ſeine Umgebungen geweſen.

Ich. Ganz gewiß! Nur mußte er den durch ein rechtmäßiges Gewerbe errungenen Reichthum nicht auf eine ſchlechte Weiſe verwenden. Alle die Spieler mußte er von ſeinem Hauſe entfernen, alle dieſe Schmarotzer, alle dieſe ſüßlichen Zahrren, alle dieſe Windbeutel, dieſe unnützen, verkehrten Menſchen. Mit Stockprügeln mußte er durch ſeine Lehrburſchen den dienſtbaren Gefälligen todt ſchlagen laſſen, der, durch eine ſaubere Mannigfaltigkeit, den Ehemann von dem Abgeſchmack einer einförmigen Beiwohnung zu retten ſucht.

Er. Todt ſchlagen? Herr, todt ſchlagen? Niemanden ſchlägt man todt in einer wohl policirten Stadt. Es iſt eine ehrbare Beſchäftigung; viele Perſonen, ſogar mit Titeln, ſchämen ſich ihrer nicht. Und wozu, in's Teufels Namen, ſoll man denn ſein Geld verwenden, als auf einen guten Tiſch, gute Geſellſchaft, gute Weine, ſchöne Weiber, Vergnügen von allen Farben, Unterhaltungen aller Art? Eben ſo gern möchte ich ein Bettler ſein, als ein großes Vermögen ohne dieſe Genüſſe beſitzen. Nun aber wieder von Racine! Dieſer Mann taugte nur für die Unbekannten, für die Zeit, wo er nicht mehr war.

Ich. Ganz recht! Aber wägt einmal das Gute und das Böſe. In tauſend Jahren wird er Thränen entlocken; er wird in allen Ländern der Erde bewundert werden; Menſchlichkeit wird er einflößen, Mitleiden, Zärtlichkeit. Man wird fragen: wer er war, woher gebürtig; man wird Frankreich beneiden. Einige Weſen haben durch ihn gelitten, die nicht mehr ſind, an denen wir beinahe keinen Theil nehmen. Wir haben Nichts mehr zu fürchten, weder von ſeinen Laſtern, noch von ſeinen Fehlern. Beſſer wär' es freilich geweſen, wenn die Natur zu den Talenten eines großen Mannes auch die Geſinnungen des Rechtſchaffenen gegeben hätte. Er war ein Baum, der einige in ſeiner Nachbarſchaft gepflanzte Bäume verdorren machte, der die Pflanzen erſtickte, die zu ſeinen Füßen wuchſen; aber ſeinen Gipfel hat er bis in die Wolken erhoben, ſeine Aeſte ſind weit verbreitet, ſeinen Schatten hat er Denen gegönnt, die kommen und kommen werden, um an ſeinem majeſtätiſchen Thron zu ruhen. Früchte des feinſten Geſchmacks hat er hervorgebracht, und die ſich immer erneuern. Freilich könnte man wünſchen, auch Voltaire wäre ſo ſanft wie Duclos, ſo offen wie der Abbé Trublet, ſo gerade wie der Abbé d'Olivet. Aber da Das nun einmal nicht ſein kann, ſo laßt uns die Sache von der wahrhaft intereſſanten Seite betrachten; laßt uns einen Augenblick den Punct vergeſſen, wo wir im Raum und in der Zeit ſtehen. Verbreiten wir unſern Blick über künftige Jahrhunderte, entfernte Regionen, künftige Völker; denken wir an das Wohl unſerer Gattung; und wenn wir hierzu nicht groß genug ſind, verzeihen wir wenigſtens der Natur, daß ſie weiſer war als wir. Gießt auf Grenzen's Kopf kaltes Waſſer, vielleicht löſcht ihr ſein Talent mit ſeiner Eitelkeit zugleich aus. Macht Voltaire'n unempfindlicher gegen den Tadel und er vermag nicht mehr in die Seele Merope's hinabzuſteigen, Euch nicht mehr zu rühren.

Er. Aber wenn die Natur ſo mächtig als weiſe war, warum machte ſie dieſe Männer nicht ebenſo gut als groß?

Ich. Seht Ihr denn aber nicht, daß mit ſolchen Forderungen Ihr die Ordnung des Ganzen umwerft? Denn wäre hierunten Alles vortrefflich, ſo gäb' es nichts Vortreffliches.

Er. Ihr habt recht: denn darauf kommt es doch hauptſächlich an, daß wir Beide da ſeien, Ihr und ich, und daß wir eben Ihr und ich ſeien: das Andere mag gehen, wie es kann. Die beſte Ordnung der Dinge, ſcheint mir, iſt immer die, worin ich auch gehöre; und hole der Henker die beſte Welt, wenn ich nicht dabei ſein ſollte! Lieber will ich ſein und ſelbſt ein impertinenter Schwätzer ſein, als nicht ſein.

Ich. Jeder denkt, wie Ihr, und doch will Jeder an der Ordnung der Dinge, wie ſie ſind, Etwas ausſetzen, ohne zu merken, daß er auf ſein eigen' Daſein Verzicht thut.

Er. Das iſt wahr.

Ich. Nehmen wir darum die Sachen, wie ſie ſind; bedenken wir, was ſie uns koſten, und was ſie uns eintragen; und laſſen wir das Ganze, das wir nicht genug kennen, um es zu loben oder zu tadeln und das vielleicht weder böſe noch gut iſt, wenn es nothwendig iſt, wie viele Leute ſich einbilden.

Er. Von Allem, was Ihr da vorbringt, verſtehe ich nicht viel. Wahrſcheinlich iſt es Philoſophie und ich muß Euch ſagen, damit gebe ich mich nicht ab. So ganz, wie ich bin, möchte ich wohl gern ein Anderer ſein, ſelbſt auf die Gefahr, ein Mann von Genie zu werden, ein großer Mann. Ja, geſteh' ich's nur, hier iſt Etwas, das mir es ſagt! Ich habe niemals einen Dergleichen loben hören, daß mich dieſes Lob nicht heimlich raſend gemacht hätte. Neidiſch bin ich. Wenn ich Etwas von ihrem Privat-Leben vernehme, das ſie herunterſetzt, Das hör' ich mit Vergnügen, das nähert uns ein-

ander und ich ertrage leichter meine Mittelmäßigkeit. Ich sage mir: freilich, Du hättest niemals „Mahomet" oder die „Lobrede auf Meanpeou" schreiben können. Und so war, so bin ich voller Verdruß, mittelmäßig zu sein. Ja, ja; mittelmäßig bin ich und verdrießlich. Niemals habe ich die Ouverture der „galanten Indien" spielen hören, niemals singen hören: Profonds abîmes du Ténare, Nuit, éternelle Nuit, ohne mir mit Schmerzen zu sagen: Dergleichen wirst Du nun niemals machen. Und so war ich denn eifersüchtig auf meinen Onkel, und fänden sich bei seinem Tod einige gute Clavier-Stücke in seinem Portefeuille, so würde ich mich nicht bedenken, ich zu bleiben und er zu sein.

Ich. Ist's weiter nichts als Das, was Euch verdrießt? Das ist doch nicht sehr der Mühe werth.

Er. Nichts, Nichts! Das sind Augenblicke, die vorübergehen. (Dann sang er die Ouverture der „galanten Indien", die Arie Profonds abîmes und fuhr fort:)

Da seht! Das Etwas, das hier an mich spricht, sagt mir: Rameau, Du möchtest gern die beiden Stücke gemacht haben; hättest Du die beiden Stücke gemacht, Du machtest mehr Dergleichen. Hättest Du eine gewisse Anzahl gemacht, so spielte man Dich, so sänge man Dich überall. Du könntest mit aufgehobenem Kopfe gehen; Dein Gewissen würde von Deinem eigenen Verdienste zeugen. Die Andern wiesen mit Fingern auf Dich. Das ist Der, sagte man, der die artigen Gavotten gemacht hat. (Nun sang er die Gavotten. Dann mit der Miene eines gerührten Mannes, der in Freude schwimmt, dem die Augen feucht werden, rieb er sich die Hände und sprach:) Du hättest ein gutes Haus (er streckte die Arme aus, um die Größe zu bezeichnen), ein gutes Bett (er sank nachlässig darauf hin), gute Weine (er schien sie zu kosten, indem er mit der Zunge am Gaumen klaschte), Kutsch' und Pferde (er hob den Fuß auf, hineinzutreten), hübsche Weiber (er umfaßte sie schon und blickte sie wollüstig an). Hundert Lumpenhunde kämen täglich, mich zu beräuchern. (Er glaubte, sie um sich zu sehen. Er sah Palissot, Poinsinet, die Fréron's, Vater und Sohn, La Porte; er hörte sie an, brüstete sich, billigte, lächelte, verschmähte, verachtete sie, jagte sie fort und rief sie zurück. Dann sprach er weiter:) So sagte man mir Morgens, daß Du ein großer Mann bist; so läsest Du in der „Geschichte der drei Jahrhunderte", daß Du ein großer Mann bist: Du wärst Abends überzeugt, daß Du ein großer Mann bist, und der große Mann Rameau, der Vetter, schliefe bei dem sanften Geräusch des Lobes ein, das um sein Ohr säuselte. Selbst schlafend würde er eine zufriedene Miene zeigen, seine Brust erweiterte sich, er holte mit Bequemlichkeit Athem, er schnarchte, wie ein großer Mann. (Und als er Das sagte, ließ er sich weichlich auf einen Sitz nieder, schloß die Augen und ahmte den glücklichen Schlaf nach, den er sich vorgebildet hatte. Nach einigen Augenblicken eines solchen süßen Ruhegenusses wachte er auf, streckte die Arme, gähnte, rieb sich die Augen und suchte seine abgeschmackten Schmeichler noch um sich her.)

Ich. So glaubt Ihr, daß der Glückliche ruhig schläft?

Er. Ob ich's glaube? Ich armer Teufel! Wenn ich Abends mein Dachstübchen erreicht habe, wenn ich auf mein Lager gekrochen, unter meiner Decke kümmerlich zusammengeschroben bin: dann ist meine Brust enge, das Athemholen schwach; es ist eine Art von leiser Klage, die man kaum vernimmt, anstatt daß ein Financier sein Schlafgemach erschüttert und die ganze Straße in Erstaunen setzt. Aber was mich heute betrübt, ist nicht, daß ich nur kümmerlich schlafe und schnarche.

Ich. Traurig ist's immer.

Er. Was mir begegnet, ist noch viel trauriger.

Ich. Und was?

Er. Ihr habt an mir immer einigen Antheil genommen, weil ich ein armer Teufel bin, den Ihr im Grund verachtet, aber der Euch unterhält.

Ich. Das ist wahr.

Er. So laßt Euch sagen. (Ehe er anfängt, seufzt er tief, bringt seine beiden Hände vor die Stirne; dann beruhigt er seine Gesichtszüge und sagt:) Ihr wißt, ich bin unwissend, thöricht, närrisch, unverschämt, gaunerisch, gefräßig.

Ich. Welche Lobrede!

Er. Sie ist durchaus wahr. Kein Wort ist abzudingen; keinen Widerspruch deßhalb, ich bitt' Euch! Niemand kennt mich besser, als ich selbst und ich sage nicht Alles.

Ich. Euch nicht zu erzürnen, stimme ich mit ein.

Er. Nun denkt, ich lebte mit Personen, die mich eben sehr wohl leiden konnten, weil ich auf einen hohen Grad diese Eigenschaften sämmtlich besaß.

Ich. Das ist doch wunderbar. Bisher glaubte ich, man verbärge sie vor sich selbst, oder man verzihe sie sich, aber man verachte sie an Andern.

Er. Sie sich verbergen, könnte man Das? Seid gewiß, wenn Palissot allein ist und sich selbst betrachtet, sagt er sich ganz andere Sachen. Seid gewiß, sein Collège und er, einander gegenüber, bekennen sich offenherzig, daß sie zwei gewaltige Schurken sind. An Andern diese Eigen-

schaften verachten? Meine Leute waren viel billiger und mir ging es vortrefflich bei ihnen. Ich war der Hahn im Korbe. Abwesend ward ich gleich vermißt; man hätschelte mich. Ich war ihr kleiner Rameau, ihr artiger Rameau, ihr Rameau, der Narr, der Unverschämte, der Unwissende, der Faule, der Fresser, der Schalksnarr, das große Thier. Jedes dieser Beiwörter galt mir ein Lächeln, eine Liebkosung, einen kleinen Schlag auf die Achsel, eine Ohrfeige, einen Fußtritt, bei Tafel einen guten Bissen, den man mir auf den Teller warf, nach Tische eine Freiheit, die ich mir nahm, als wenn es Nichts bedeutete; denn ich bin ohne Bedeutung. Man macht aus mir, vor mir, mit mir Alles, was man will, ohne daß es mir auffällt. Die kleinen Geschenke, die mir zugeworfen — dummer Hund, der ich bin! Das habe ich Alles verloren; Alles habe ich verloren, weil ich ein Mal Menschenverstand hatte, ein einziges Mal in meinem Leben. Ach, wenn mir Das jemals wieder begegnet!

Ich. Wovon war denn die Rede?

Er. Rameau, Rameau! Hatte man Dich deßhalb aufgenommen? Welche Narrheit, ein Bißchen Geist, ein Bißchen Vernunft zu haben! Rameau, mein Freund; Das wird Dich lehren, Das zu bleiben, wozu Gott Dich gemacht hat, und wie Deine Beschützer Dich haben wollen. Nun hat man Dich bei den Schultern genommen, Dich zur Thüre geführt und gesagt: „Fort, Schuft; laß Dich nicht wieder sehen! Das will Sinn haben, glaub' ich, will Vernunft haben? Fort mit Dir! Dergleichen haben wir übrig." Nun gingst Du und bissest in die Finger. In die verfluchte Zunge hättest Du vorher beißen sollen. Warum warst Du nicht klüger? Nun bist Du auf der Gasse, ohne einen Pfennig und weißt nicht, wohin. Du warst genährt, Mund; was begehrst Du? Und nun halte Dich wieder an die Hölen. Gut logirt und überglücklich wirst Du nun sein, wenn man Dich wieder in's Dachstübchen läßt; wohl gebettet warst Du, und Stroh erwartet Dich wieder zwischen dem Kutscher des Herrn von Soubise und Freund Robbé. Statt eines sanften und ruhigen Schlafs hörst Du mit einem Ohr das Wiehern und Stampfen der Pferde, und mit dem andern das tausend Mal unerträglichere Geräusch trockener, harter, barbarischer Verse. Unglücklich, übel berathen; von tausend Teufeln besessen!

Ich. Aber gäb' es denn kein Mittel, Euch wieder zurückzuführen? Ist denn Euer Fehler so groß, so unverzeihlich? An Euerm Platz suchte ich meine Leute wieder auf. Ihr seid ihnen viel nöthiger, als Ihr glaubt.

Er. O gewiß! Jetzt, da ich sie nicht lachen mache, haben sie Langeweile wie die Hunde.

Ich. So ging' ich wieder hin. Ich ließ ihnen keine Zeit, mich entbehren zu lernen, sich an ehrbare Unterhaltung zu gewöhnen: denn wer weiß, was geschehen kann?

Er. Das fürchte ich nicht; Das kann nicht geschehen.

Ich. So vortrefflich Ihr auch sein mögt, ein Anderer kann Euch ersetzen.

Er. Schwerlich!

Ich. Das sei! Aber ich ginge doch mit diesem entstellten Gesicht, diesem verirrten Blick, diesem losen Hals, diesen zerzausten Haaren, in diesem wahrhaft tragischen Zustand, wie Ihr dasteht. Ich würfe mich zu den Füßen der Gottheit und ganz gebückt sagte ich mit leiser, schluchzender Stimme: Vergebung, Madame, Vergebung! Ich bin ein Unwürdiger, ein Nichtswürdiger. Es war ein unglücklicher Augenblick. Denn Ihr wißt, es begegnet mir niemals, Menschenverstand zu haben, und ich verspreche Euch, es soll in meinem ganzen Leben nicht wieder geschehen. (Lustig war es anzusehen, wie er, unterdessen ich sprach, die Pantomime dazu spielte. Er hatte sich niedergeworfen, sein Gesicht an die Erde gedrückt; er schien mit beiden Händen die Spitze eines Pantoffels zu halten; er weinte, er schluchzte, er sagte: „Ja, meine kleine Königinn; ja, Das versprech' ich, in meinem ganzen Leben soll mir's nicht wieder begegnen!" Dann sprang er auf und sagte mit ernstem und bedächtigem Ton:)

Er. Ja, Ihr habt recht; Das ist wohl das Beste. Herr Vieillard sagt, sie sei so gut; ich weiß wohl, daß sie es ist. Aber sich vor einer solchen Meerkatze zu erniedrigen, eine kleine, elende Comödiantinn um Barmherzigkeit anzusehen, eine Creatur, die dem Pfeifen des Parterres nicht ausweichen kann — Ich Rameau, Sohn des Herrn Rameau, Apothekers von Dijon; ich, ein rechtlicher Mann, der niemals das Knie vor irgend Jemand gebeugt hat; ich Rameau, der Vetter Dessen, den man den großen Rameau nennt, Dessen, der nun gerade und strack und mit freier Bewegung der Arme im Palais Royal spazieren geht, seitdem ihn Herr Carmontel gezeichnet hat, wie er gebückt und die Hände unter den Rockschößen sonst einherschlich; ich, der ich Stücke für's Clavier gesetzt habe, die Niemand spielt, aber die vielleicht allein auf die Nachwelt kommen, die sie spielen wird; ich, genug ich! geben sollt' ich? Nein, Herr, Das geschieht nicht! (Nun legte er seine rechte Hand auf die Brust und fuhr fort:) Hier fühle ich Etwas, das sich regt, das mir sagt: Rameau, Das thust Du nicht. Es muß doch eine gewisse Würde mit der menschlichen Natur innig verknüpft sein, die Niemand ersticken kann. Das macht nun einmal auf, um Nichts

und wieder Nichts, ja um Nichts und wieder Nichts: denn es gibt andere Tage, da mich's gar Nichts koſtete, ſo niederträchtig zu ſein, als man wollte; Tage, wo ich für einen Pfennig der kleinen Hus den H — n geküßt hätte.

Ich. Ei, mein Freund! ſie iſt weiß, niedlich, jung, fettlich. Zu ſo einer Demuthshandlung könnte ſich wohl Einer entſchließen, der delicater wäre als Ihr.

Er. Verſtehen wir uns. Es iſt ein Unterſchied zwiſchen H — n küſſen. Es gibt ein eigentliches und ein figürliches. Fragt nur den dicken Vergier: er küßt Madame de la M — den H — n im eigentlichen und figürlichen Sinne. Und wahrhaftig, das Eigentliche und Figürliche würde mir da gleich ſchlecht gefallen.

Ich. Behagt Euch das Mittel nicht, das ich Euch angebe, ſo habt doch den Muth, ein Bettler zu ſein.

Er. Es iſt hart, ein Bettler ſein, indeſſen es ſo viel reiche Thoren gibt, auf deren Unkoſten man leben kann; und dann ſich ſelbſt verachten zu müſſen, iſt doch auch unerträglich.

Ich. Und kennt Ihr denn dieſes Gefühl?

Er. Ob ich es kenne? Wie oft habe ich mir geſagt: wie, Rameau, es gibt zehntauſend gute Tafeln zu Paris, zu fünfzehn bis zwanzig Gedecken eine jede, und von allen dieſen Gedecken iſt keines für Dich? Tauſend kleine Schöngeiſter ohne Talent, ohne Verdienſt, tauſend kleine Creaturen ohne Reize, tauſend platte Intriquant's ſind gut gekleidet; und Du lieſeſt nackend herum, ſo unfähig wärſt Du? Wie, Du ſollteſt nicht ſchmeicheln können wie ein Anderer, nicht lügen, ſchwören, falſch ſchwören, verſprechen, halten oder nicht halten, wie ein Anderer? Sollteſt Du nicht können auf vier Füßen kriechen wie ein Anderer? Sollteſt Du nicht den Liebeshandel der Frau begünſtigen und das Briefchen des Mannes beſtellen können, wie ein Anderer? Sollteſt Du nicht einem hübſchen Bürgermädchen begreiflich machen, daß ſie übel angezogen iſt, daß zierliche Ohrgehänge, ein wenig Schminke, Spitzen und ein Kleid nach Polniſchem Schnitt ſie zum Entzücken kleiden würden; daß dieſe kleinen Füßchen nicht gemacht ſind, über die Straße zu gehen; daß ein hübſcher Mann, jung und reich, ſich finde, mit galonirtem Kleid, prächtiger Equipage, ſechs großen Lakayen, der ſie im Vorbeigehen geſehen habe, der ſie liebenswürdig finde, der ſeit dem Tage weder eſſen noch trinken könne, der nicht mehr ſchlafe, der daran ſterben werde? — Aber mein Vater? — Nun, nun, Euer Vater, der wird Anfangs ein wenig böſe ſein. — Und meine Mutter, die mir ſo ſehr empfiehlt, ein ehrbares Mädchen zu bleiben, die mir immer ſagt, über die Ehre gehe Nichts in der Welt. — Alte Redensarten, die Nichts heißen wollen. — Und mein Beichtvater? — Den ſeht Ihr nicht mehr, oder wenn Ihr auf der Grille beſteht, ihm die Geſchichte Euers Zeitvertreibs zu erzählen, ſo koſtet es Euch einige Pfund Zucker und Caffee. — Es iſt ein ſtrenger Mann, der mir ſchon wegen des Liedchens: „Komm' in meine Zelle" die Abſolution verweigert hat. — Nur weil Ihr ihm Nichts zu geben hattet. Aber wenn Ihr vor ihm in Spitzen erſcheint — Spitzen alſo ſoll ich haben? — Gewiß und von aller Art! — Mit brillantenen Ohrgehängen. — Brillantene Ohrgehänge? — Ja! — Wie die Marquiſe, die manchmal bei uns Handſchuhe kauft? — Völlig ſo! In einer ſchönen Equipage mit Apfelſchimmeln, zwei Bediente, ein kleiner Mohr hinten darauf, ein Läufer voraus, Schminke, Schönpflästerchen und die Schleppe vom Diener getragen — zum Ball? — zum Ball, zur Oper, zur Comödie? Schon ſchlägt ihr das Herz vor Freude. Nun ſpiel' ich mit einem Papier zwiſchen den Fingern. Was iſt Das? — Nichts, gar Nichts. — Ich dächte doch — Ein Billet — Und für wen? — Für Euch, wenn Ihr ein Bißchen neugierig ſeid. — Neugierig? Ich bin es gar ſehr; laßt ſehn. — Sie lieſt. — Eine Zuſammenkunft? Das geht nicht — Wenn Ihr in die Meſſe geht — Mama begleitet mich immer. Aber wenn er ein Bißchen früh käme. Ich ſtehe immer zuerſt auf und bin von Allen zuerſt im Comptoir. — Er kommt, er gefällt; und ehe man ſich's verſteht, zwiſchen Licht und Dunkel, verſchwindet die Kleine; man bezahlt mir meine zweitauſend Thaler. Und ein ſolch Talent beſitzeſt Du ebenſo gut und Dir fehlt's an Brod? Schämſt Du Dich nicht, Unglücklicher? Da erinnerte ich mich eines Haufens Schelme, die mir nicht an den Knorren reichten, ſtrotzend von Vermögen. Ich ging im Surtout von Baracan; ſie waren mit Sammet bedeckt, ſie lehnten ſich auf ein Rohr mit goldenem Schnabelknopfe, ſie haben Ariſtoteles und Plato am Finger. Und was waren ſie früher? Die elendeſten Lumpenhunde; jetzt ſind ſie eine Art Herren. Auf ein Mal fühlte ich mir Muth, die Seele erhoben, den Geiſt ſubtil und fähig zu Allem. Aber dieſe glücklichen Dispoſitionen dauern, ſcheint es, nicht lange; denn bis jetzt habe ich keinen beſondern Weg machen können. Dem ſei, wie ihm wolle; Dieß iſt der Text zu meinen öftern Selbſtgeſprächen. Paraphraſirt ſie nach Belieben; nur ziehet mir den Schluß daraus, daß ich die Verachtung meiner ſelbſt kenne, dieſe Qual des Gewiſſens, wenn mir die Gaben, die uns der Himmel ſchenkte, unbenutzt ruhen laſſen. Es wäre faſt ebenſo gut, nicht geboren zu ſein.

(Ich hörte ihm zu, und als er dieſe Scene

des Verführers und des jungen Mädchens vortrug, fühlte ich mich von zwei entgegengesetzten Bewegungen getrieben: ich wußte nicht, ob ich mich der Luſt zu lachen oder dem Trieb zur Verachtung hingeben ſollte. Ich litt. Ich war betroffen von ſoviel Geſchick und ſoviel Niedrigkeit, von ſo richtigen und wieder falſchen Ideen, von einer ſo völligen Verkehrtheit der Empfindung, einer ſo vollkommenen Schändlichkeit und einer ſo ſeltenen Offenheit. Er bemerkte den Streit, der in mir vorging und fragte:)

Was habt Ihr?

Ich. Nichts.

Er. Ihr ſcheint verwirrt.

Ich. Ich bin es auch.

Er. Aber was rathet Ihr mir denn?

Ich. Von etwas Anderm zu reden. Unglücklicher, zu welchem verworfenen Zuſtand ſeid Ihr geboren oder verleitet!

Er. Ich geſteh's. Aber laßt Euch meinen Zuſtand nicht allzu ſehr zu Herzen gehen; indem ich mich Euch eröffnete, war es meine Abſicht nicht, Euch wehe zu thun. Ich habe mir bei dieſen Leuten Etwas geſpart.

Bedenkt, daß ich gar Nichts brauchte, ganz und gar Nichts, und daß man mir für kleine Vergnügen noch ſoviel zulegte.

Hier findet ſich im Manuſcript eine Lücke. Die Scene iſt verändert und die Personen ſind in eine der Hütten bei dem Palais Royal gegangen.

(Da fing er an, die Stirne ſich mit der Fauſt zu ſchlagen, die Lippe zu beißen und mit verwirrtem Blick an der Decke herzuſuchen. Dabei rief er aus:) Nein, die Sache iſt richtig; Etwas habe ich bei Seite gebracht; die Zeit iſt vergangen und Das iſt ſo viel gewonnen.

Ich. Verloren wollt Ihr ſagen.

Er. Nein, nein! gewonnen. Jeden Augenblick wird man reicher. Ein Tag weniger zu leben, oder ein Thaler mehr iſt ganz Eins. Der Hauptpunct im Leben iſt doch nur, frei, leicht, angenehm, häufig alle Abende auf den Nachtſtuhl zu gehen. O stercus pretiosum! Das iſt das große Reſultat des Lebens in allen Ständen. Im letzten Augenblick hat Einer ſoviel als der Andere, Samuel Bernhard, der mit Anleihen, Plündern, Bankerottmachen, ſiebenundzwanzig Millionen in Gold zuſammenbringt und zurückläßt, ſo gut als Rameau, der Nichts zurückläßt, Rameau, dem die Wohlthätigkeit das Leichentuch ſchaffen wird, womit man ihn einwickelt. Der Todte hört kein Glockengeläut; umſonſt ſingen ſich hundert Pfaffen heiſer um ſeinetwillen; umſonſt ziehen lange Reihen von brennenden Kerzen vor ihm und hinter her; ſeine Seele ſchreitet nicht neben dem Ceremonien-Meiſter. Unter dem Marmor faulen oder unter der Erde iſt immer faulen. Um ſeinen Sarg rothe und blaue Kinder oder Niemanden haben, was iſt daran gelegen? Und dann ſehet dieſe Fauſt an; ſie war ſtark, wie ein Teufel, dieſe zehn Finger, zehn Stäbe in eine hölzerne Handwurzel befeſtigt, dieſe Sehnen, alte Darmſaiten, trockener, ſtraffer, unbiegſamer, als die an einem Drechſelierrad gedient haben. Aber ich habe ſie ſo gequält, ſo gekuidt, ſo gebrochen. Du willſt nicht gehen, und ich, bei Gott! ich ſage Dir, gehen ſollſt Du, und ſo ſoll's werden.

(Und wie er Das ſagte, hatte er mit der rechten Hand die Finger und die Handwurzel der Linken gefaßt, er riß ſie herauf und herunter, die Fingerſpitzen berührten den Arm, die Gelenke krachten; und ich fürchtete, er würde ſich die Knochen verrenken.)

Ich. Nehmt Euch in Acht; Ihr thut Euch Schaden.

Er. Fürchtet Nichts; Das ſind ſie gewohnt. Seit zehn Jahren habe ich ihnen ſchon anders aufzurathen gegeben. So wenig ſie d'ran wollten, haben die Schufte ſich doch gewöhnen müſſen; ſie haben lernen müſſen, die Taſten zu treffen und auf den Saiten herumzuſpringen. Aber jetzt geht's auch, jetzt geht's.

(Sogleich nimmt er die Stellung eines Violin-Spielers an. Er ſummt mit der Stimme ein Allegro von Locatelli; ſein rechter Arm ahmt die Bewegung des Bogens nach, die Finger ſeiner linken Hand ſcheinen ſich auf dem Hals der Violine hin und her zu bewegen. Bei einem Ton hält er inne, ſtimmt die Saite und kneipt ſie mit dem Nagel, um gewiß zu ſein, daß der Ton rein iſt. Dann nimmt er das Stück wieder auf, wo er es gelaſſen hat. Er tritt den Tact, zerarbeitet ſich mit dem Kopfe, den Füßen, den Händen, den Armen, dem Körper, wie Ihr manchmal im Concert ſpirituel Ferrari oder Chiabran oder einen andern Virtuoſen in ſolchen Zuckungen geſehen habt, das Bild einer ähnlichen Marter vorſtellend und uns ungefähr denſelben Schmerz mittheilend. Denn iſt es nicht eine ſchmerzliche Sache, an Demjenigen nur die Marter zu ſchauen, der bemüht iſt, uns das Vergnügen auszudrücken? Zieht einen Vorhang zwiſchen mich und dieſen Menſchen, damit ich ihn wenigſtens nicht ſehe, wenn er ſich nun ein Mal wie ein Verbrecher auf der Folterbank gebärden muß. Aber in der Mitte ſolcher heftigen Bewegungen und ſolchen Geſchrei's veränderte mein Mann ſein ganzes Weſen bei einer harmoniſchen Stelle, wo der Bogen ſanft auf mehrern Saiten ſtirbt. Auf ſeinem Geſicht verbreitete ſich ein Zug von Entzücken. Seine Stimme ward ſanfter; er beherrſchte ſich mit Wolluſt. Ich glaubte ſo gut die Accorde zu hören als er. Dann ſchien er ſein Inſtrument mit der

Hand, in der er's gehalten hatte, unter den linken Arm zu nehmen; die Rechte mit dem Bogen ließ er ſinken und ſagte: „Nun was denkt Ihr davon?“

Ich. Vortrefflich!

Er. Das geht ſo, dünkt mich. Das klingt ungefähr, wie bei den Andern.

(Alsbald lauerte er, wie ein Tonkünſtler, der ſich vor's Clavier ſetzt. Ich bitte um Gnade für Euch und für mich, ſagte ich.)

Er. Nein, nein! weil ich Euch ein Mal feſthalte, ſollt Ihr mich auch hören. Ich verlange keinen Beifall, den man gibt, ohne zu wiſſen, warum. Ihr werdet mich mit mehr Sicherheit loben, und Das verſchafft mir einen Schüler mehr.

Ich. Ich habe ſo wenig Bekanntſchaft, und Ihr ermüdet Euch ganz umſonſt.

Er. Ich ermüde niemals.

(Da ich ſah, daß mich der Mann vergebens bauerte; denn die Sonate auf der Violine hatte ihn ganz in Waſſer geſetzt: ſo ließ ich ihn eben gewähren. Da ſitzt er nun vor dem Claviere mit gebogenen Knieen, das Geſicht gegen die Decke gewendet; man hätte geglaubt, da oben ſähe er eine Partitur. Nun fang er, präludirte, executirte ein Stück von Alberti oder Galuppi, ich weiß nicht, von welchem. Seine Stimme ging wie der Wind und ſeine Finger flatterten über den Taſten. Bald verließ er die Höhe, um ſich im Baß aufzuhalten, bald ging er von der Begleitung wieder zur Höhe zurück. Die Leidenſchaften folgten einander auf ſeinem Geſichte; man unterſchied den Zorn, die Zärtlichkeit, das Vergnügen, den Schmerz; man fühlte das Piano und Forte, und gewiß würde ein Geſchickterer als ich das Stück an der Bewegung, dem Character, an ſeinen Mienen, aus einigen Zügen des Geſangs erkannt haben, die ihm von Zeit zu Zeit entfuhren. Aber höchſt ſeltſam war es, daß er manchmal taſtete, ſich ſchalt, als wenn er gefehlt hätte, ſich ärgerte, das Stück nicht geläufig in den Fingern zu haben. Endlich ſagte er:) Nun ſeht Ihr (und wandte ſich um, und trocknete den Schweiß, der ihm die Wangen herunterlief:) Ihr ſeht, daß wir auch mit Diſſonanzen umzuſpringen wiſſen, mit überflüſſigen Quinten; daß die Verkettung der Dominanten uns geläufig iſt. Dieſe enharmoniſchen Paſſagen, von denen der liebe Onkel ſo viel Lärm macht, ſind eben keine Hexerei. Wir wiſſen uns auch herauszuziehen.)

Ich. Ihr habt Euch viel Mühe gegeben, mir zu zeigen, daß Ihr ſehr geſchickt ſeid. Ich war der Mann, Euch auf's Wort zu glauben.

Er. Sehr geſchickt! Das nicht. Was mein Handwerk betrifft, Das verſtehe ich ungefähr, und Das iſt mehr als nöthig: denn iſt man denn in dieſem Lande verbunden, Das zu wiſſen, was man lehrt?

Ich. Nicht mehr, als Das zu wiſſen, was man lernt.

Er. Richtig getroffen, vollkommen richtig! Nun, Herr Philoſoph, die Hand auf's Gewiſſen, redlich geſprochen. Es war eine Zeit, wo Ihr nicht ſo gefüttert war't, wie jetzt.

Ich. Noch bin ich's nicht ſonderlich.

Er. Aber doch würdet Ihr im Sommer nicht mehr in's Luxemburg gehn. — Erinnert Ihr Euch? im —

Ich. Laßt Das gut ſein. Ja, ich erinnere mich.

Er. Im Ueberrock von grauem Pilſch.

Ich. Ja doch!

Er. Verſehn an der einen Seite, mit zerriſſenen Manſchetten und ſchwarz wollenen Strümpfen, hinten mit weißem Faden geſtickt.

Ich. Ja doch, ja! Alles, wie's Euch gefällt!

Er. Was machtet Ihr damals in der Allee der Seufzer?

Ich. Eine ſehr traurige Geſtalt.

Er. Und von da ging's über's Pflaſter.

Ich. Ganz recht!

Er. Ihr gabt Stunden in der Mathematik.

Ich. Ohne ein Wort davon zu verſtehen. Nicht wahr; dahin wolltet Ihr?

Er. Getroffen!

Ich. Ich lernte, indem ich Andere unterrichtete, und ich habe einige gute Schüler gezogen.

Er. Das iſt möglich. Aber es geht nicht mit der Muſik wie mit der Algebra oder Geometrie. Jetzt, da Ihr ein ſtattlicher Herr ſeid —

Ich. Nicht ſo gar ſtattlich.

Er. Da ihr Euch in den Stiefeln habt —

Ich. Sehr wenig.

Er. Nun haltet Ihr Euer Tochter Lehrmeiſter.

Ich. Auch nicht: denn ihre Mutter beſorgt die Erziehung. Man mag gern Frieden im Hauſe haben.

Er. Frieden im Hauſe; bei'm Henker! den hat man nur, wenn man Knecht oder Herr iſt, und Herr muß man ſein. Ich hatte eine Frau, Gott ſei ihrer Seele gnädig! aber wenn ſie manchmal tückiſch wurde, ſetzte ich mich auf meine Klaven, entfaltete meinen Donner und ſagte wie Gott: „Es werde Licht,“ und es ward Licht.“ Auch haben wir in vier Jahren nicht zehn Mal im Eifer gegen einander unſere Stimmen erhoben. Wie alt iſt Euer Kind?

Ich. Das thut Nichts zur Sache.

Er. Wie alt iſt Euer Kind?

Ich. In's Teufels Namen, laßt mein Kind und ſein Alter! Reden wir von den Lehrmeiſtern, die ſie haben wird.

Er. Bei Gott, so ist doch Nichts sperriger als ein Philosoph! Wenn man Euch nun ganz gehorsamst bäte, könnte man von dem Herrn Philosophen nicht erfahren, wie alt ungefähr Mademoiselle, seine Tochter, ist?

Ich. Acht Jahre könnt Ihr annehmen.

Er. Acht Jahre! Schon vier Jahre sollte sie die Finger auf den Tasten haben.

Ich. Wer vielleicht ist mir nicht viel daran gelegen, in den Plan ihrer Erziehung ein solches Studium einzuflechten, das so lange beschäftigt und so wenig nützt.

Er. Und was soll sie denn lernen, wenn's beliebt?

Ich. Vernünftig denken, wenn's möglich ist, eine seltene Sache bei Männern und noch seltener bei Weibern.

Er. Mit Euerer Vernunft! Laßt sie hübsch, unterhaltend, coquett sein.

Ich. Keineswegs! Die Natur war stiefmütterlich genug gegen sie und gab ihr einen zarten Körperbau mit einer fühlenden Seele; und ich sollte sie den Mühseligkeiten des Lebens aussetzen, eben, als wenn sie derb gebildet und mit einem ehernen Herzen geboren wäre? Nein, wenn es möglich ist, so lehre ich sie das Leben mit Muth ertragen.

Er. Laßt sie doch weinen, leiden, sich zieren und gereizte Nerven haben, wie die Andern, wenn sie nur hübsch, unterhaltend und coquett ist. Wie, keinen Tanz?

Ich. Nicht mehr als nöthig ist, um sich schicklich zu neigen, sich anständig zu betragen, schvortheilhaft darzustellen und ungezwungen zu gehen.

Er. Keinen Gesang?

Ich. Nicht mehr als nöthig ist, um gut aufzusprechen.

Er. Keine Musik?

Ich. Gäbe es einen guten Meister der Harmonie, gern würde ich sie ihm zwei Stunden täglich anvertrauen, auf ein oder zwei Jahre, aber nicht länger.

Er. Und nun an die Seite so wesentlicher Dinge, die Ihr ablehnt —

Ich. Setze ich Grammatik, Fabel, Geschichte, Geographie, ein wenig Zeichnen und viel Moral.

Er. Wie leicht wäre es mir, Euch zu zeigen, wie genau alle diese Kenntnisse in einer Welt, wie die unserige, sind. Was sage ich unnütz, vielleicht gefährlich! Aber, daß ich bei einer einzigen Frage bleibe: muß sie nicht wenigstens ein oder zwei Lehrer haben?

Ich. Ganz gewiß!

Er. Ah, da sind wir wieder! und diese Lehrer, glaubt Ihr denn, daß sie die Grammatik, die Fabel, die Geschichte, die Geographie, die Moral verstehen werden, worin sie Unterricht geben? Possen, lieber Herr, Possen! Besäßen sie diese Kenntnisse hinlänglich, um sie zu lehren, so lehrten sie sie nicht.

Ich. Und warum?

Er. Sie hätten Ihr Leben verwendet, sie zu studiren. Man muß tief in eine Kunst oder eine Wissenschaft gedrungen sein, um die Anfangsgründe wohl zu besitzen. Classische Werke können nur durch Männer hervorgebracht werden, die unter dem Harnisch grau geworden sind. Erst Mittel und Ende klären die Finsternisse des Anfangs auf. Fragt Euern Freund, Herrn d'Alembert, den Chor-Führer mathematischer Wissenschaften, ob er zu gut sei, die Elemente zu lehren. Nach dreißig oder vierzig Jahren Uebung ist mein Dakel die erste Dämmerung musicalischer Theorie gewahr worden.

Ich. O Narr! Erzнarr! rief ich aus, wie ist es möglich, daß in Deinem garstigen Kopf so richtige Gedanken, vermischt mit soviel Tollheit, sich finden?

Er. Wer Teufel kann Das wissen? Wirft sie ein Zufall hinein, so bleiben sie drinne. Soviel ist gewiß: wenn man nicht Alles weiß, so weiß man Nichts recht. Man versteht nicht, wo eine Sache hinwill, wo eine andere herkommt, wohin diese oder jene geordnet sein will, welche vorausgehen oder folgen soll. Unterrichtet man gut ohne Methode? Und die Methode, woher kommt sie? Seht, lieber Philosoph, mir ist, als wenn die Physik immer eine arme Wissenschaft sein würde, ein Tropfen Wasser mit einer Stecknadelspitze aus dem unendlichen Ocean geschöpft, ein Sandkörnchen von der Alpenkette losgelöst. Und nun gar die Ursachen der Erscheinungen! Wahrhaftig, es wäre besser, gar Nichts zu wissen, als so wenig, so schlecht zu wissen. Und da war ich gerade, als ich mich zum Lehrer der musicalischen Begleitung aufwarf. Worauf denkt Ihr?

Ich. Ich denke, daß Alles, was Ihr da sagt, auffallender als gründlich ist. Es mag gut sein. Ihr unterwiest, sagtet Ihr, in der Begleitung und Tonsetzung?

Er. Ja.

Ich. Und wußtet gar Nichts davon?

Er. Nein, bei Gott! Und deßwegen waren Jene viel schlimmer als ich, die sich einbildeten, sie verstünden was. Wenigstens verdarb ich weder das Urtheil noch die Hände der Kinder. Kamen sie nachher von mir zu einem guten Meister, so hatten sie Nichts zu verlernen: da sie Nichts gelernt hatten; und Das war immer so viel Geld und Zeit gewonnen.

Ich. Wie machtet Ihr Das aber?

Er. Wie sie's Alle machen. Ich kam, ich warf mich in einen Stuhl. Was das Wetter schlecht ist! wie das Pflaster ermüdet! Dann kam es an einige Neuigkeiten. Mademoiselle

le Mierre ſollte eine Veſtalin in der neuen Oper machen, ſie iſt aber zum zweiten Mal guter Hoffnung; man weiß nicht, wer ſie duzliren wird. Mademoiſelle Arnaud hat ihren kleinen Grafen fahren laſſen. Man ſagt, ſie unterhandelt mit Berlin. Unterdeſſen hat ſich der kleine Graf mit dem Porcellan des Herrn von Montami entſchädigt. Im letzten Liebhaber-Concert war eine Italienerinn, die wie ein Engel geſungen hat. Das iſt ein ſeltener Körper, der Prévile. Man muß ihn in dem galanten Mercur ſehen. Die Stelle des Räthſels iſt unbezahlbar. Die arme Dumenil weiß nicht mehr, was ſie ſagt, noch was ſie thut.... Friſch, Mademoiſelle, Ihr Noten-Buch! Und indem Mademoiſelle ſich gar nicht übereilt, das Buch ſucht, das ſie verlegt hat, man das Kammermädchen ruft, fahre ich fort: Die Clairon iſt wirklich unbegreiflich. Man ſpricht von einer ſehr abgeſchmackten Heirath der Mademoiſelle.... wie heißt ſie doch? — Einer kleinen Creatur, die er unterhielt, der er zwei, drei Kinder gemacht hat, die ſchon ſo Mancher unterhalten hatte. — Geht, Rameau; Das iſt nicht möglich. — Genug; man ſagt, die Sache iſt gemacht. Es geht das Gerücht, daß Voltaire todt iſt. Deſto beſſer! — Warum deſto beſſer? — Da gibt er uns gewiß wieder was Neckiſches zum Beſten. Das iſt ſo ſeine Art, vierzehn Tage, ehe er ſtirbt.... Was ſoll ich weiter ſagen? Da ſagte ich nun einiges Unanſtändige aus den Häuſern, wo ich geweſen war; denn wir ſind alle große Klätſcher. Ich ſpielte den Narren; man hörte mich an, man lachte, man rief: „Er iſt doch immer allerliebſt.“ Unterdeſſen hatte man das Noten-Buch unter einem Seſſel gefunden, wo es ein kleiner Hund, eine kleine Katze herumgeſchleppt, zerkaut, zerriſſen hatte. Nun ſetzte ſich das ſchöne Kind an's Clavier; nun machte ſie erſt allein gewaltigen Lärm darauf. Ich nahte mich dann und machte der Mutter heimlich ein Zeichen des Beifalls. „Nun, Das geht ſo übel nicht (ſagt die Mutter); man brauchte nur zu wollen; aber man will nicht, man verdirbt lieber ſeine Zeit mit Schwatzen, Tändeln, Auslaufen und mit Gott weiß, was. Ihr wendet kaum den Rücken, ſo iſt auch ſchon das Buch zu, und nur, wenn Ihr wieder da ſeid, wird es aufgeſchlagen. Auch hör' ich niemals, daß Ihr einen Verweis geht.“ — Unterdeſſen, da doch was geſchehen mußte, ſo nahm ich ihr die Hände und ſetzte ſie anders. Ich that böſe, ich ſchrie: Sol, sol, sol, Mademoiſelle, es iſt ein sol. Die Mutter: „Mademoiſelle, habt Ihr denn gar keine Ohren. Ich ſteh' nicht am Clavier, ich ſehe nicht in Euer Buch und ſähle ſelbſt, ein sol muß es ſein. Ihr macht dem Herrn eine unnütze Mühe, behaltet Nichts, was er Euch ſagt, kommt nicht vorwärts.“ Nun fing ich dieſe Streiche ein wenig auf, zuckte mit dem Kopfe und ſagte: Verzeiht, Madame, verzeiht! Es könnte beſſer gehen, wenn Mademoiſelle wollte, wenn ſie ein wenig ſtudirte; aber ſo ganz übel geht es doch nicht. — An Euerer Stelle hielt ich ſie ein ganzes Jahr an einem Stücke feſt. — Was Das betrifft, ſoll ſie mir nicht los, bis ſie über alle Schwierigkeiten hinaus iſt; und Das dauert nicht ſo lange, als Mademoiſelle vielleicht glaubt. — Herr Rameau, Ihr ſchmeichelt ihr; Ihr ſeid zu gut. Das iſt von der Lection das Einzige, was ſie behalten und mir gelegentlich wiederholen wird. — So ging die Stunde vorbei. Meine Schülerinn reichte mir die Marke mit anmuthiger Armbewegung, mit einem Reverenz, wie ſie der Tanzmeiſter gelehrt hatte. Ich ſteckte es in meine Taſche und die Mutter ſagte: „Recht ſchön, Mademoiſelle! Wenn Favilier da wäre, würde er applaudiren.“ Ich ſchwatzte noch einen Augenblick der Schicklichkeit wegen, dann verſchwand ich, und Das hieß man damals eine Lection in der Begleitung.

Ich. Und heutzutage, iſt es denn anders?

Er. Bei Gott! Das ſollt' ich denken. Ich komme, bin ernſthaft, werfe meinen Muff weg, öffne das Clavier, verſuche die Taſten, bin immer eilig; und wenn man mich einen Augenblick warten läßt, ſo ſchrei' ich, als wenn man mir einen Thaler ſtähle: In einer Stunde muß ich da und dort ſein, in zwei Stunden bei der Herzoginn ſo und ſo, Mittags bei einer ſchönen Marquiſe, und von da gibt's ein Concert bei Herrn Baron von Bagge, rue neuve des petits champs.

Ich. Und indeſſen erwartet man Euch nirgends.

Er. Das iſt wahr!

Ich. Und wozu alle dieſe kleinen, niederträchtigen Künſte?

Er. Niederträchtig? und warum? wenn's beliebt. In meinem Stand ſind ſie gewöhnlich, und ich erniedrige mich nicht, wenn ich handle, wie Jedermann. Ich habe ſie nicht erfunden, und ich wäre ſehr wunderlich und ungeſchickt, mich nicht zu bequemen. Wohl weiß ich, daß Ihr mir da gewiſſe allgemeine Grundſätze anführen werdet von einer gewiſſen Moral, die ſie Alle im Munde haben und Niemand ausübt. Da mag ſich denn finden, daß ſchwarz weiß und weiß ſchwarz iſt. Aber, Herr Philoſoph, wenn es ein allgemeines Gewiſſen gibt, wie eine allgemeine Grammatik, ſo gibt es auch Ausnahmen in jeder Sprache. Ihr nennt ſie, denk' ich, Ihr Gelehrten — und nun, ſo heißt mir doch!

Ich. Idiotismen.

Chor.

Quid sum miser tunc dicturus?

Grethchen.

Nachbarinn! Euer Fläschchen! —

Sie fällt in Ohnmacht.

Er. Ganz recht! Und jeder Stand hat Ausnahmen von dem allgemeinen Gewissen, die ich gar zu gern Handwerks-Idiotismen nennen möchte.

Ich. Richtig! Fontenelle spricht gut, schreibt gut, und sein Styl wimmelt von Französischen Idiotismen.

Er. Und der Fürst, der Minister, der Financier, die Magistrats-Personen, der Soldat, der Gelehrte, der Advocat, der Procurator, der Kaufmann, der Banquier, der Handwerker, der Singmeister, der Tanzmeister sind sehr rechtschaffene Leute, wenn sich gleich ihr Betragen auf mehrern Puncten von dem allgemeinen Gewissen entfernt und voll moralischer Idiotismen befunden wird. Je älter die Einrichtungen der Dinge, je mehr gibt's Idiotismen. Je unglücklicher die Zeiten sind, um so viel vermehren sich die Idiotismen. Was der Mensch werth ist, ist sein Handwerk werth, und wechselseitig am Ende, was das Handwerk taugt, taugt der Mensch. Und so sucht man denn das Handwerk so viel als möglich geltend zu machen.

Ich. So viel ich merken kann, soll alle das Redegefechte nur sagen: selten wird ein Handwerk rechtlich betrieben, oder wenig rechtliche Leute sind bei ihrem Handwerk.

Er. Gut! Die gibt's nicht. Aber dagegen gibt's auch wenig Schelme außer ihrer Werkstatt. Und Alles würde gut gehen, wenn es nicht eine Anzahl Leute gäbe, die man fleißig nennt, genau, streng ihre Pflichten erfüllend, ernst, oder was auf Eins hinauskommt, immer in ihren Werkstätten, ihre Handwerke treibend von Morgen bis auf den Abend, und Nichts als Das. Auch sind sie die Einzigen, die reich werden und die man schätzt.

Ich. Der Idiotismen wegen.

Er. Ganz recht! Ihr habt mich verstanden. Also der Idiotism fast aller Stände; denn es gibt ihrer, die allen Ländern gemein sind, allen Zeiten, wie es allgemeine Thorheiten gibt; genug, ein allgemeiner Idiotism ist, sich so viel Kunden zu verschaffen als möglich; eine gemeinsame Albernheit ist's, zu glauben, daß der Geschickteste die meisten habe. Das sind zwei Ausnahmen vom allgemeinen Gewissen, denen man eben nachgeben muß, eine Art Credit, Nichts an sich, aber die Meinung macht es zu w[illegible]. Sonst sagte man: Guter Ruf ist goldenen Gürtel werth. — Indessen nicht immer hat Der einen goldenen Gürtel, der guten Ruf hat. Aber Das ist heutzutage gewiß: wer den goldenen Gürtel hat, Dem fehlt der gute Ruf nicht. Man muß, wenn's möglich ist, den Ruf und den Gürtel haben. Das ist mein Zweck, wenn ich mich geizen mache und zwar durch Das, was Ihr unnöthigt, niederträchtig, kleinen Kunstgriffe schiltet. Ich gebe meine Stunden, gebe sie gut; Das ist die allgemeine Regel. Ich mache die Leute glauben, daß ich deren mehr zu geben habe, als der Tag Stunden hat; Das gehört zu den Idiotismen.

Ich. Und Euern Unterricht gebt Ihr gut?

Er. Ja! nicht übel, ganz leidlich. Der Grundhaß meines Onkels hat das Alles sehr vereinfacht. Sonst stahl ich meinem Lehrling das Seid. Ja, ich stahl's; Das ist ausgemacht. Jetzt verdien' ich's wenigstens so gut als ein Anderer.

Ich. Und Ihr stahlt es ohne Gewissensbisse?

Er. Was Das betrifft, man sagt: Wenn ein Räuber den andern beraubt, so lacht der Teufel dazu. Die Eltern strotzen von ungeheurem, Gott weiß, wie erworbenem Gute. Es waren Hofleute, Financleute, große Kaufleute, Banquiers, Mäkler. Ich und viele Andere, die sie brauchten, wie mich, wir erleichterten ihnen die gute Handlung des Wiedererstattens. In der Natur fressen sich alle Gattungen; alle Stände fressen sich in der Gesellschaft; wir fressen Einer den Andern, ohne daß das Gesetz sich drein mische. Die Deschamps sonst, wie jetzt die Guimard, rächt den Prinzen am Finanz-Mann; die Mode-Händlerinnen, der Juwelen-Händler, der Tapezirer, die Wäscherin, der Gauner, das Kammer-Mädchen, der Koch, der Sattler rächen den Finanz-Mann an der Deschamps; und indessen ist's nur der Unfähige, der Faule, der zu kurz kommt, ohne Jemanden verkürzt zu haben, und Das geschieht ihm recht. Und daran seht Ihr, daß alle die Ausnahmen vom allgemeinen Gewissen, alle diese moralischen Idiotismen, über die man so viel Lärm macht und sie Schelmstreiche nennt, gar Nichts preisen wollen, und daß es überhaupt nur darauf ankommt, wer den rechten Blick hat.

Ich. Den Euern bewundere ich.

Er. Und denn das Elend! Die Stimme des Gewissens und der Ehre ist sehr schwach, wenn die Eingeweide schreien. Genug, wenn ich einmal reich werde, muß ich eben auch wieder erstatten, und ich bin fest entschlossen, wieder zu erstatten, auf alle mögliche Weise, durch die Tafel, durch's Spiel, den Wein und die Weiber.

Ich. Aber ich fürchte, Ihr kommt niemals dazu.

Er. Mir ahnet auch so was.

Ich. Wenn's Euch aber doch gelänge, was würdet Ihr thun?

Er. Machen wollt' ich's, wie alle glücklichen Bettler; der insolenteste Schuft wollt' ich sein, den man jemals gesehen hätte. Erinnern würde ich mich an Alles, was sie mir Leid's gethan und ich wollte ihnen die schlechte Behandlung redlich wieder erstatten. Ich mag gern beleidigen und beleidigt werd' ich. Ich will geliebt sein, un

man wird mich loben. Das sämmtliche Klatschzeug will ich im Sold haben; und wie man mit mir gesprochen hat, will ich mit ihnen sprechen. Frisch. Ihr Schurken, man unterhalte mich! — und man wird mich unterhalten. Man zerreiße die rechtlichen Leute! — und man wird sie zerreißen, wenn's ihrer noch gibt. Dann wollen wir Mädchen haben; wir wollen uns duzen, wenn wir betrunken sind; wir wollen uns betrinken und Mährchen erfinden; an allerlei Schiefheiten und Lastern soll es nicht fehlen. Das wird köstlich sein. Dann beweisen wir, daß Voltaire ohne Genie sei; daß Buffon, immer hoch auf Stelzen herschreitend, aufgeblasen declamire, daß Montesquieu nur ein schöner Geist sei; d'Alembert verweisen wir in seine Mathematik, und gehen solchen kleinen Catonen, wie Ihr, über Bauch und Rücken weg, Euch, die Ihr uns aus Neid verachtet, deren Bescheidenheit nur Stolz andeutet und deren Enthaltsamkeit durch die Noth geboten wird. Und was die Musik betrift — hernach wollen wir erst Musik machen!

Ich. An dem würdigen Gebrauch, den Ihr von Eurem Reichthum zu machen gedenkt, sehe ich, wie sehr es Schade ist, daß Ihr ein Bettler seid. Ihr würdet, merk' ich, auf eine für das Menschengeschlecht sehr ehrenvolle Weise leben, auf eine Euern Mitbürgern, Euch selbst höchst rühmliche Weise.

Er. Ihr spottet wohl gar, Herr Philosoph, und wißt nicht, mit wem Ihr's vorhabt. Ihr merkt nicht, daß ich in diesem Augenblick den beträchtlichsten Theil der Stadt und des Hofes vorstelle. Unsere Reichen aller Stände haben sich Dasselbe gesagt oder haben sich's nicht gesagt, Dasselbe, was ich Euch so eben vertraute. So viel ist aber gewiß: das Leben, das ich an ihrer Stelle führen würde, ist ganz genau ihr Leben. So seid Ihr nun, Ihr Andern! Ihr glaubt, dieselbige Ehre sei für Alle gemacht. Welch wunderliche Grille! Eure Art von Ehre verlangt eine gewisse romanenhafte Wendung des Geistes, die wir nicht haben, eine sonderbare Seele, einen eigenen Geschmack. Diese Grillen verziert Ihr mit dem Namen der Tugend; Ihr nennt es Philosophie. Aber die Tugend, die Philosophie, sind sie denn für alle Welt? Wer's vermag, halte es, wie er will; aber denkt Euch, die Welt wäre weise und philosophisch gesinnt: gesetzt nur, verteufelt traurig würde sie sein. Leben soll mir dagegen Salomon's Philosophie und Weisheit, gute Weine zu trinken, köstliche Speisen zu schlucken, hübsche Weiber zu besitzen, auf weichen Betten zu ruhen; übrigens ist Alles eitel.

Ich. Wie? sein Vaterland vertheidigen?

Er. Eitelkeit! Es gibt kein Vaterland mehr. Von einem Pol zum andern sehe ich nur Tyrannen und Sclaven.

Ich. Seinen Freunden zu dienen?

Er. Eitelkeit! Hat man denn Freunde? Und wenn man ihrer hätte, sollte man sie in Undankbare verwandeln? Besehet's genau, und Ihr werdet finden: fast immer ist's Undank, was man für geleistete Dienste gewinnt. Die Dankbarkeit ist eine Last, und jede Last mag man gern abwerfen.

Ich. Ein Amt haben und dessen Pflichten erfüllen?

Er. Eitelkeit! Habe man eine Bestimmung oder nicht, wenn man nur reich ist; denn man übernimmt doch nur ein Geschäft, um reich zu werden. Seine Pflichten erfüllen, wohin kann Das führen? Zur Eifersucht, zur Unruhe, zur Verfolgung. Kommt man auf solche Weise vorwärts? Seine Aufwartung machen, die Großen sehen, ihren Geschmack ausforschen, ihren Phantasien nachhelfen, ihren Lastern dienen, ihre Ungerechtigkeiten billigen: Das ist das Geheimniß.

Ich. Um die Erziehung seiner Kinder besorgt sein?

Er. Eitelkeit! Das ist die Sache des Lehrers.

Ich. Aber wenn der Lehrer nach Euern eigenen Grundsätzen seine Pflichten versäumt, wer wird alsdann gestraft?

Er. Ich doch wohl nicht? Aber vielleicht ein Mal der Mann meiner Tochter oder die Frau meines Sohns.

Ich. Aber wenn sie sich in's liederliche Leben, in's Laster stürzen?

Er. Das ist standesmäßig.

Ich. Wenn sie sich entehren?

Er. Man mag sich stellen, wie man will, man entehrt sich nicht, wenn man reich ist.

Ich. Wenn sie sich zu Grunde richten?

Er. Desto schlimmer für sie!

Ich. Und wenn Ihr Euch nicht nach dem Betragen Eurer Frau, Eurer Kinder erkundigt, so möchtet Ihr auch wohl Eure Haushaltung vernachlässigen.

Er. Verzeiht; es ist manchmal schwer, Geld zu finden; und d'rum ist es klug, sich von Zeitem vorzusehen.

Ich. Und um Eure Frau werdet Ihr Euch wenig bekümmern?

Er. Gar nicht, wenn's beliebt! Das beste Betragen gegen seine liebe Hälfte bleibt immer, Das zu thun, was ihr ansteht. Doch geschähe im Ganzen, was Ihr wünscht, so würde die Gesellschaft sehr langweilig sein, wenn Jeder nur darin an sich und sein Gewerb dächte.

Ich. Warum nicht? Der Abend ist niemals schöner für mich, als wenn ich mit meinem Morgen zufrieden bin.

Er. Für mich gleichfalls.

Ich. Was die Weltleute so delicat in ihrem Zeitvertreib macht, Das ist ihr tiefer Müßiggang.

Er. Glaubt's nicht. Sie machen sich viel zu schaffen.

Ich. Da sie niemals müde werden, so erholen sie sich niemals.

Er. Glaubt's nicht. Sie sind immer außer Athem.

Ich. Das Vergnügen ist immer ein Geschäft für sie, niemals ein Bedürfniß.

Er. Desto besser! Das Bedürfniß ist immer beschwerlich.

Ich. Alles nutzen sie ab. Ihre Seele stumpft sich und die Langeweile wird Herr. Wer ihnen mitten in dem erdrückenden Ueberfluß das Leben nähme, würde ihnen einen Dienst leisten, eben weil sie vom Glück nur den Theil kennen, der sich am Schnellsten abstumpft. Ich verachte nicht die Freuden der Sinne: ich habe auch einen Gaumen, der durch eine feine Speise, durch einen köstlichen Wein geschmeichelt wird; ich habe ein Herz und Auge, ich mag auch ein zierliches Weib besitzen, sie umfassen, meine Lippen auf die ihrigen drücken, Wollust aus ihren Blicken saugen und an ihrem Busen vor Freude vergehn. Manchmal mißfällt mir nicht ein lustiger Abend mit Freunden, selbst ein ausgelassener; aber ich kann Euch nicht verhalten: mir ist's unendlich süßer, dem Unglücklichen geholfen, eine kitzliche Sache geendigt, einen weisen Rath gegeben, ein angenehmes Buch gelesen, einen Spaziergang mit einem werthen Freunde, einer werthen Freundinn gemacht, lehrreiche Stunden mit meinen Kindern zugebracht, eine gute Seite geschrieben und der Geliebten zärtliche, sanfte Dinge gesagt zu haben, durch die ich mir eine Umarmung verdiene. Ich kenne wohl Handlungen, welche gethan zu haben ich Alles hingäbe, was ich besitze. „Mahomet" ist ein vortreffliches Werk; aber ich möchte lieber das Andenken des Calas wiederhergestellt haben. Einer meiner Bekannten hatte sich nach Carthagena geflüchtet. Es war ein nachgeborner Sohn aus einem Lande, wo das Herkommen alles Vermögen dem Aeltesten zuspricht. Dort vernimmt er, daß sein Erstgeborner, ein verzogener Sohn, seinen zu nachgiebigen Eltern alle Besitzungen entzogen, sie aus ihrem Schlosse verjagt habe; daß die guten Alten in einer kleinen Provinz-Stadt ein kümmerliches Leben führen. Was thut nun dieser Nachgeborne, der, in seiner Jugend hart von den Eltern gehalten, sein Glück in der Ferne gesucht hatte? Er schickt ihnen Hülfe; er eilt, seine Geschäfte zu ordnen; er kommt reich zurück; er führt Vater und Mutter in ihre Wohnung; er verheirathet seine Schwestern. Ach, mein lieber Namenn, diesen Theil seines Lebens betrachtete der Mann als den glücklichsten. Mit Thränen im Auge sprach er mir davon, und mir, indem ich es Euch erzähle, bewegt sich das Herz vor Freude und das Vergnügen versetzt mir die Stimme.

Er. Ihr seid wunderliche Wesen!

Ich. Ihr seid bedauernswerthe Wesen, wenn Ihr nicht begreift, daß man sich über das Schicksal erheben kann und daß es unmöglich ist, unglücklich zu sein unter dem Schutze zwei so schöner Handlungen.

Er. Das ist eine Art Glückseligkeit, mit der ich mich schwerlich befreunden könnte; denn man findet sie selten. So meint Ihr denn also wirklich, man müßte rechtschaffen sein?

Ich. Um glücklich zu sein, gewiß!

Er. Indessen sehe ich unendlich viel rechtschaffene Leute, die nicht glücklich sind, und unendlich viel Leute, die glücklich sind, ohne rechtschaffen zu sein.

Ich. Das scheint Euch nur so.

Er. Und warum fehlt's mir heute Abend an Nachtessen, als weil ich einen Augenblick Menschenverstand und Offenheit zeigte.

Ich. Keineswegs? Sondern weil Ihr sie nicht immer hattet; weil Ihr nicht bei Zeiten fühltet, daß man sich vor allen Dingen einrichten sollte, unabhängig von Knechtschaft zu sein.

Er. Unabhängig oder nicht. Meine Einrichtung ist wenigstens die bequemste.

Ich. Aber nicht die sicherste, die ehrenvollste.

Er. Aber die passendste für meinen Character eines Tagediebs, eines Thoren, eines Taugenichts.

Ich. Vollkommen!

Er. Und eben weil ich mein Glück machen kann durch Laster, die mir natürlich sind, die ich ohne Arbeit erwarb, die ich ohne Anstrengung erhalte, die mit den Sitten meiner Nation zusammentreffen, die nach dem Geschmack meiner Beschützer sind, übereinstimmender mit ihren kleinen, besondern Bedürfnissen, als unbequeme Tugenden, die sie von Morgen bis Abend anklagen würden. Es wäre doch wunderlich, wenn ich mich wie eine verdammte Seele quälte, um mich zu verrenken, um mich anders zu machen als ich bin, um mir einen fremden Character aufzubinden, die schätzbarsten Eigenschaften, über deren Werth ich nicht streiten will, aber die ich nur mit Anstrengung erwerben und ausüben könnte, und die mich doch zu Nichts führten, vielleicht zum Schlimmern als Nichts. Denn darf wohl ein Bettler, wie ich, der sein Leben von reichen Leuten hat, ihnen sich einen Sittenspiegel beständig vorhalten? Man lobt die Tugend, aber man haßt sie, man flieht sie, man läßt sie frieren und in

dieſer Welt muß man die Füße warm halten. Und dann würde ich gewiß die übelſte Laune haben: denn warum ſind die Frommen, die Andächtigen ſo hart, ſo widerlich, ſo ungeſellig? Sie haben ſich zu leiſten *auferlegt*, was ihnen nicht natürlich iſt. Sie leiden, und wenn man leidet, macht man andere leiden. Das iſt weder meine Sache, noch die Sache meiner Gönner. Munter muß ich ſein, ungezwungen, neckiſch, närriſch, dreiſt. Die Tugend fordert Ehrfurcht, und Ehrfurcht iſt unbequem; die Tugend fordert Bewunderung, und Bewunderung iſt nicht unterhaltend. Ich habe mit Leuten zu thun, denen die Zeit lang wird, und ſie wollen lachen. Nun ſeht, die Thorheit, das Lächerliche macht lachen; und alſo muß ich ein Thor, ich muß lächerlich ſein. Und hätte mich die Natur nicht ſo geſchaffen, ſo müßte ich kurz und gut ſo ſcheinen. Glücklicher Weiſe brauche ich kein Heuchler zu ſein. Es gibt ihrer ohnehin von allen Arten, ohne die zu rechnen, die ſich ſelbſt belügen.

Seht doch einmal den Ritter de la Morlière, der ſeinen Hut auf's Ohr drückt, die Naſe in die Höhe trägt, der den Vorbeigehenden über die Schulter anſieht, dem ein langer Degen auf die Schenkel ſchlägt, der für jeden Unbewaffneten eine Beleidigung bereit hat, der jeden Begegnenden herauszufordern ſcheint: was thut er? Alles, was er kann, um ſich zu überreden, daß er herzhaft iſt; aber feig iſt er. Bietet ihm einen Naſenſtüber an, er wird ihn ſanftmüthig empfangen. Soll er ſeinen Ton herabſtimmen, ſo erhebt den Ehrigen, zeigt ihm Euern Stock, oder gebt ihm einen Tritt in H — n. Ganz erſtaunt, ſich ſo feig zu finden, wird er Euch fragen: wer's Euch geſteckt hat, woher Ihr es wiſſen könnt, daß er eine Memme ſei; denn im Augenblick vorher war es ihm ſelbſt noch unbekannt. Durch eine langgewohnte Nachäffung muthvollen Betragens hatte er ſich ſelbſt überzeugt. Er machte ſo lange die Geberden, daß er glaubte, die Sache zu haben.

Und jene Frau, die ſich kaſteit, Gefängniſſe beſucht, allen wohlthätigen Geſellſchaften beiwohnt, mit geſenkten Augen einhergeht, keinen Mann gerade anſehen kann, immer wegen Verführung ihrer Sinne beſorgt: brennt ihr Herz deßhalb weniger; entwiſchen ihr nicht Seufzer; entzündet ſich nicht ihr Temperament; iſt ſie nicht von Begierden umlagert, und wird nicht ihre Einbildungskraft zu Nacht von gewaltſam verführeriſchen Bildern ergriffen? Und nun, wie ergeht's ihr? Was denkt ihre Kammerfrau, die aus dem Bette ſpringt, um einer Gebieterinn Hülfe zu leiſten, die gefährlich krank ſcheint? O, gute Juſtine, lege Dich wieder zu Bette! Dich rief ſie nicht in ihrem Wehſinn.

Sollte es nun Freund Rameau jemals einfallen, das Glück, die Weiber, das gute Leben, den Müßiggang zu verachten, zu cenſiren: was wäre er? Ein Heuchler. Rameau ſei, was er iſt, ein glücklicher Räuber unter reichen Räubern, nicht aber ein Tugendprahler oder ein Tugendhafter, der ſein Kräftchen Brod allein verzehrt oder in Geſellſchaft von Bettlern. Kurz und gut, Euere Glückſeligkeit, das Glück einiger Schwärmer, wie Ihr, kann mir nicht gefallen.

Ich. Ich ſehe, mein Freund, Ihr wißt nicht, was es iſt, und ſeid nicht einmal im Stande, es kennen zu lernen.

Er. Deſto beſſer für uns, deſto beſſer! Ich ſtürbe vor Hunger, vor Langerweile und vielleicht vor Reue.

Ich. So rath' ich Euch denn, ein für alle Mal, geſchwind in das Haus zurückzukehren, woraus Ihr Euch ſo ungeſchickt habt verjagen laſſen.

Er. Um Das zu thun, was Ihr im eigentlichen Sinne nicht mißbilligt und was mir im Figürlichen ein wenig zuwider iſt?

Ich. Welche Sonderbarkeit!

Er. Ich habe nichts Sonderbares daran. Ich will mich wohl wegwerfen, aber ohne Zwang; ich will von meiner Würde herunterſteigen .... Ihr lacht?

Ich. Ja! Euere Würde macht mich lachen.

Er. Jeder hat die ſeinige. Ich will die meine vergeſſen, aber nach Belieben und nicht auf fremden Befehl. Sollte man mir ſagen: krieche, und ich müßte kriechen? Der Wurm kriecht wohl, ich auch, und wir wandern Beide ſo fort, wenn man uns gehn läßt; aber wir bäumen uns, wenn man uns auf den Schwanz tritt. Man hat mir auf den Schwanz getreten, und ich werde mich bäumen. Und dann habt Ihr keinen Begriff von dem confuſen Zuſtande, von dem die Rede iſt. Denkt Euch eine melancholiſche, verdrießliche Figur, von Grillen aufgefreſſen, den weiten Schlafrock zwei- oder drei Mal umhergeſchlagen, einen Mann, der ſich ſelbſt mißfällt, dem Alles mißfällt, den man kaum zum Lachen brächte, wenn man ſich Körper und Geiſt auf hundert verſchiedene Weiſen verrenkte, der mit Kälte die neckiſchen Geſichter betrachtet, die ich ſchneide, und die noch neckiſchern Sprünge meines Witzes. Denn unter uns, der Père Noel, der päpſtliche Benedictiner, ſo berühmt wegen ſeiner Grimaſſen, iſt ungeachtet ſeines Glücks bei Hofe, ohne mich und ihn zu rühmen, gegen mich nur ein hölzerner Polichinell. Und doch muß ich mich plagen und quälen, um eine Lobhudelerhabenheit zu erreichen, die Nichts wirft. Lacht er? Lacht er nicht? Das muß ich mich mitten in meinen Verrenkungen fragen, und Ihr begreift, was eine ſolche Ungewißheit dem Talente hinderlich

18. Mein Hypochonder, den Kopf in die Nachtmütze gedrückt, die ihm die Augen überschattet, sieht völlig aus, wie eine unbewegliche Pagode mit einem Faden am Kinn, der bis auf den Sessel herunterhängt. Man paßt; der Faden soll gezogen werden; er wird nicht gezogen. Oder wenn die Kinnlade sich öffnet, so buchstabirt sie ein Wort, das Euch zur Verzweiflung bringt, ein Wort, das Euch lehrt, man habe Euch nicht bemerkt, und alle Eure Affereien seien verloren." Dieses Wort ist eine Antwort auf eine Frage, die Ihr vor vier Tagen an ihn thatet. Es ist gesprochen; die Mechanik-Feder spannt sich ab und die Maschine schließt sich."

(Nun machte er seinen Mann nach. Er hatte sich auf einen Stuhl gesetzt, den Kopf unbeweglich, den Hut bis auf die Augenbrauen, die Augen halb geschlossen, die Arme hängend, die Kinnlade bewegend, wie ein Automat. Er sagte:)

Ja, Mademoiselle, Sie haben recht; Das muß mit Zeinheit behandelt werden! Und so entscheidet unser Mann, entscheidet immer in letzter Instanz, Morgens und Abends, am Putztisch, bei Tafel, bei'm Caffee, bei'm Spiel, im Theater, bei'm Abendessen, im Bette und, Gott verzeih mir! ich glaube in den Armen seiner Geliebten. Diese letzten Entscheidungen zu vernehmen, hatte ich nicht Gelegenheit; aber die übrigen bin ich vertrauensvoll müde. Traurig, dunkel, schneidend, wie das Schicksal, so ist unser Patron.

Gegen ihn über ist eine Närrinn, die wichtig thut, der man wohl sagen möchte, sie sei hübsch, weil sie es noch ist, ob sie gleich im Gesicht hier und da einige Flecken hat und sich dem Umfang der Madame Vanvitelli nähert. Ich liebe hübsches Fleisch, aber zu viel ist zu viel; und die Bewegung ist der Materie so wesentlich. Item sie ist boshafter, eingebildeter, dümmer als eine Gans; item sie will Witz haben; item man muß ihr versichern, daß man überzeugt ist, sie habe mehr als Jemand; item Das weiß Nichts, und Das entscheidet auch; item man muß diese Entscheidungen beklatschen, mit Händ' und Füßen Beifall geben, vor Behagen aufspringen, vor Bewunderung sich entzücken. Ah, was ist Das schön, zart, gut gesagt, fein gesehen, vorzüglich empfunden! Wo nehmen die Weiber Das her? Ohne Studium einzig durch die Gewalt des Naturtriebs, durch natürliche Gaben. Das gränzt an's Wunder; und dann sage man uns, Erfahrung, Studium, Nachdenken, Erziehung thäten was dabei — und mehr solche Albernheiten! Dann vor Freuden geweint, zehn Mal des Tags sich gebückt, ein Knie niedergebogen, den andern Fuß nachgeschleift, die Arme gegen die Göttinn ausgestreckt; ihre Wünsche in ihren Augen suchend, abhängend von ihren Lippen, ihre Befehle erwartend und wie ein Blitz gehorchend. Wer möchte sich nun einer solchen Rolle unterwerfen, als der Elende, der zwei oder drei Mal die Woche die Tribulation seiner Eingeweide an einem solchen Orte beseufzigen kann? Was soll man aber von Andern denken, von Solchen wie Palissot, Fréron, Poinsinet, Baculard, die nicht arm sind, deren Niederträchtigkeiten sich nicht durch die Vorborgmen eines leidenden Magens entschuldigen lassen?

Ich. Ich hätte Euch nicht so schwierig geglaubt.

Er. Auch ich bin's nicht. Anfangs bemerkte ich, wie es die Andern machten, und ich machte es, wie sie, ja ein wenig besser. Denn ich bin unverschämter, besserer Schauspieler, hungriger und mit bessern Lungen versehen. Wahrscheinlich stamm' ich in gerader Linie vom berühmten Stentor ab.

(Und um mir einen völligen Begriff von der Gewalt dieses Eingeweides zu geben, fing er an so gewaltig zu husten, daß die Gläser des Caffee-Zimmers zitterten und die Schachspieler die Aufmerksamkeit auf ihr Spiel für einen Augenblick unterbrachen.)

Ich. Aber wozu soll das Talent?

Er. Rathet Ihr's nicht?

Ich. Nein! Ich bin ein wenig beschränkt.

Er. Laßt einmal den Streit im Gang sein, den Sieg ungewiß. Ich stehe auf, entfalte meinen Donner und sage: Die Sache verhält sich völlig, wie Mademoiselle behauptet; Das heißt urtheilen! Hundert von unsern schönen Geistern sollen es besser machen. Der Ausdruck ist genialisch ...., Aber man muß nicht immer auf gleiche Weise Beifall geben; man würde eintönig werden; man würde für einen Heuchler gelten; man würde abgeschmackt. Dieß läßt sich nur durch Urtheilskraft und Fruchtbarkeit vermeiden. Man muß diese mächtigen und abschließenden Töne vorzubereiten und wohl anzubringen wissen, Gelegenheit und Augenblick ergreifen. Wenn z. B. die Meinungen getheilt sind; wenn der Streit sich bis zum höchsten Grade der Heftigkeit erhoben hat; wenn man sich nicht mehr versteht; wenn Alle zusammen reden: so muß man sich besonders halten im Winkel des Zimmers, entfernt von dem Schlachtfeld. Den Ausbruch muß man durch ein langes Stillschweigen vorbereitet haben, und dann schnell, wie eine Bombe, mitten unter die Streitenden hineinfallen. Niemand versteht diese Kunst besser als ich; aber wo ich überrasche, Das ist im Gegentheil. Ich habe kleine Töne, die ich mit einem Lächeln begleite; eine unendliche Menge Beifallsmienen besitze ich. Bald

bring' ich die Naſe, den Mund, die Stirne, die Augen mit in's Spiel. Ich habe eine Gewandtheit der Hüften, eine Art, den Rückgrat zu brechen, die Achseln auf und ab zu zucken, die Finger auszurecken, den Kopf zu biegen, die Augen zu ſchließen, und mich ſo verwundert zu zeigen, als hätte ich vom Himmel eine engliſche und göttliche Stimme vernommen. Das iſt es, was ſchmeichelt. Ich weiß nicht, ob Ihr die ganze Kraft dieſer letzten Stellung einſeht; aber Niemand hat mich in der Ausübung übertroffen. Seht nur; ſeht her!

Ich. Das iſt wahr; es iſt einzig.

Er. Glaubt Ihr, daß es ein Weiberhirn gibt mit einiger Eitelkeit, die Das aushalte?

Ich. Nein! Man muß geſtehen: Ihr habt das Talent, Narren zu machen und ſich zu erniedrigen, ſo weit als möglich getrieben.

Er. Sie mögen ſich ſtellen, wie ſie wollen, Alle, ſo viel ihrer ſind, dahin gelangen ſie nicht. Der Beſte unter ihnen, z. B. Patiſſot, wird höchſtens ein guter Schüler bleiben. Aber wenn eine ſolche Rolle uns Anfangs unterhält, wenn man einiges Vergnügen findet, ſich über die Dummheit Derer aufzuhalten, die man trunken macht: am Ende reizt es nicht mehr; und dann nach einer gewiſſen Anzahl Entdeckungen iſt man genöthigt, ſich zu wiederholen. Geiſt und Kunſt haben ihre Grenzen. Nur vor Gott und einigen ſeltenen Geiſtern erweitert ſich die Laufbahn, indem ſie vorwärts ſchreiten. Bouret gehört vielleicht darunter. Manchmal läßt er einen Zug ſehen, der mir, ja mir ſelbſt, von ihm den höchſten Begriff gibt. Der kleine Hund, das Buch von der Glückſeligkeit, die Fackeln auf dem Weg von Verſailles ſind Dinge, die mich beſtürzen, erniedrigen; Das könnte mir gar das Handwerk verleiden.

Ich. Was wollt Ihr mit Euerm kleinen Hund?

Er. Woher kommt Ihr denn? Wie, im Ernſte, Euch iſt nicht bekannt, wie es dieſer außerordentliche Mann anfing, einen kleinen Hund von ſich ab und an den Siegelbewahrer zu gewöhnen, dem er gefallen hatte?

Ich. Mir iſt's nicht bekannt.

Er. Deſto beſſer! Das iſt eins der ſchönſten Dinge, die man erdenken kann. Ganz Europa war darüber erſtaunt, und jeder Hofmann hat ihn beneidet. Ihr habt doch auch Scharfſinn; laßt ſehen, was Ihr an ſeiner Stelle gethan hättet. Bedenkt, daß Bouret von ſeinem Hunde geliebt war; bedenkt, daß das ſeltſame Kleid des Miniſters das kleine Thier erſchreckte; bedenkt, er hatte nur acht Tage, um dieſe Schwierigkeiten zu überwinden. Man muß die Bedingungen der Aufgabe gut kennen, um das Verdienſt der Auflöſung genugſam zu ſchätzen. Nun denn?

Ich. Nun denn! Ich bekenne gern, daß die leichteſten Dinge dieſer Art mich in Verwirrung ſetzen würden.

Er. Hört (ſagt er, indem er mir einen Schlag auf die Achſel gab, denn er iſt zudringlich), hört und bewundert. Er läßt ſich eine Maske machen, die dem Siegelbewahrer gleicht; er borgt vom Kammerdiener das faltenreiche Gewand; er bedeckt das Geſicht mit der Maske; er hängt das Kleid um. Nun ruft er ſeinen Hund, ſtreichelt ihn, gibt ihm Kuchen. Dann auf ein Mal Veränderung der Decoration. Es iſt nicht mehr der Siegelbewahrer, Bouret iſt's, der ſeinen Hund ruft und peitſcht. Nach zwei, drei Tagen von Morgens bis Abends fortgeſetzter Uebung lernt der Hund nun Bouret, dem General-Pachter, fliehen und ſich zu Bouret, dem Siegelbewahrer, geſellen. Aber ich bin zu gut; Ihr ſeid ein Ungläubiger, der nicht verdient, die Wunder zu erſchauen, die neben ihm vorgehen.

Ich. Dem ungeachtet, ich bitte Euch: wie war's mit dem Buch und den Fackeln?

Er. Nein, nein, wendet Euch an's Straßenpflaſter; Das wird Euch ſolche Dinge erzählen und benutzt den Umſtand, der uns zuſammenbrachte, um Dinge zu erſchauen, die Niemand weiß, als ich.

Ich. Ihr habt recht.

Er. Gewand und Perücke zu borgen! Ich hatte die Perücke des Siegelbewahrers vergeſſen. Sich eine Maske, die ihm gleicht, zu verſchaffen! Die Maske beſonders dreht mir den Kopf um. Auch ſieht dieſer Mann in der größten Achtung, auch beſitzt er Millionen. Es gibt Ludwigs-Kreuze, die das Brod nicht haben; was laufen ſie aber auch nach dem Kreuz mit Gefahr ihrer Glieder und wenden ſich nicht zu einem Stand, der ohne Gefahr iſt und niemals ohne Belohnung? Das heißt man ſich um's Große bemühen. Dieſe Muſter nehmen Einem den Muth; man bedauert ſich ſelbſt und hat Langeweile. Die Maske! die Maske! Einen meiner Finger gäbe ich darum, die Maske gefunden zu haben!

Ich. Aber mit dieſem Enthuſiasmus für die ſchönen Erfindungen, mit dieſer Gewandtheit des Genies habt Ihr denn Nichts erfunden?

Er. Verzeiht! z. B. die bewundernde Stellung des Rückens, von der ich Euch ſprach, die ſeh' ich als mein eigen an, ob ſie mir gleich durch Neider könnte ſtreitig gemacht werden. Man mag ſie wohl vor mir angewendet haben; aber wer hat wohl gefühlt, wie bequem ſie ſei, eigentlich über den Thoren zu lachen, den man bewundert? Ich habe mehr als hundert Kunſtgriffe, ein junges Mädchen an der Seite ihrer Mutter zu verführen, ohne daß es Dieſe merkt, ja ſogar mit dazu beiträgt. Kaum trat ich in die Laufbahn, als ich alle die gewöhnlichen Ma-

nieren, Liebesbriefe zuzustecken, versuchte. Ich habe zehn Mittel, mir sie entreißen zu lassen und unter diesen Mitteln gibt's manche neue, darf ich mir schmeicheln. Besonders besitze ich das Talent, junge, schüchterne Männer aufzumuntern. Ich habe Manchen angebracht, der weder Geist noch Gestalt hatte. Wäre Das Alles geschrieben, ich glaube, man würde mir wohl Genie zugestehen.

Ich. Für einen außerordentlichen Mann würdet Ihr gelten.

Er. Ich zweifle nicht.

Ich. An Eurer Stelle wärf ich das Alles aufs Papier. Schade für die schönen Sachen, wenn sie verloren gehen sollten!

Er. Es ist wahr. Aber Ihr glaubt nicht, wie wenig mir Unterricht und Vorschriften gelten. Wer einer Anweisung bedarf, kommt nicht weit. Die Genies lesen wenig, treiben viel und bilden sich aus sich selbst. Bedenkt nur Cäsar, Turenne, Vauban, die Marquise Tencin, ihren Bruder, den Cardinal, und seinen Secretär, den Abbé Trublet — und Bouret? Wer hat Bouret Lection gegeben? Niemand. Die Natur bildet diese seltenen Menschen. Glaubt Ihr denn, daß die Geschichte des Hundes und der Maske irgendwo gedruckt sei?

Ich. Aber in verlornen Stunden, wenn die krampfhaften Bewegungen Euers leeren Magens, oder die Anstrengungen des überfüllten Magens den Schlaf abhalten!

Er. Ich will darauf denken. Besser ist's, große Sachen zu schreiben, als kleine zu thun. Da erhebt sich die Seele, die Einbildungskraft erhitzt, entflammt, erweitert sich, anstatt daß sie sich zusammenzieht, wenn man sich in Gegenwart der kleinen Hut über die Albernheit des Publicums verwundern soll, das sich nun einmal in den Kopf setzt, den Zieraffen, die Dangeville, mit Beifall zu überhäufen, die so platt spielt, gebückt auf dem Theater einhergeht, die immer Dem in die Augen sieht, mit Dem sie spricht und ihre Grimassen für Feinheit hält, ihr Trippeln für Grazie; des Publicums, das die emphatische Clairon eben so begünstigt, die magerer, zugestutzter, studirter, schwerfälliger ist, als möglich. Das unfähige Parterre beklatscht sie, daß Alles brechen möchte und merkt nicht, daß wir ein Knäul von Zierlichkeiten sind. Es ist wahr, der Knäul nimmt ein wenig zu. Aber was thut's? Haben wir nicht die schönste Haut, die schönsten Augen, den schönsten Schnabel? Freilich wenig Gefühl, einen Gang, der nicht leicht ist; doch auch nicht so linkisch, wie man sagt. Aber was die Empfindungen betrifft, da ist eine, der wir nachgeben.

Ich. Was soll Das heißen? Ist es Ironie oder Wahrheit?

Er. Das Uebel ist, daß die Teufels-Empfindungen alle inwendig stecken, und daß doch auch keine Dämmerung durchscheint. Aber ich, der mit Euch rede, ich weiß und weiß gewiß, sie hat Gefühl. Und ist's nicht gerade Das, so ist's Etwas von der Art. Seht nur, wenn wir böser Laune sind, wie wir die Bedienten behandeln; wie die Kammermädchen Ohrfeigen kriegen; wie wir mit heftigen Fußtritten die zufälligen Theile zu treffen wissen, die sich einiger Maßen vom schuldigen Respect entfernen. Das ist ein kleiner Teufel, sage ich, ganz voll Gefühl und würde .... Nun! wie steht's aus? Ihr wißt wohl nicht, woran Ihr seid. Nicht wahr?

Ich. Laßt mich bekennen, ich unterscheide nicht, ob Ihr redlicher oder boshafter Weise redet. Ich bin ein gerader Mann; seid so gut und geht aufrichtig mit mir zu Werke; laßt Eure Kunst bei Seite.

Er. So sprechen wir von der kleinen Hut, von der Dangeville und der Clairon, hier und da mit einigen Worten gemischt, die anreizen. Mögt Ihr mich doch für einen Taugenichts halten, aber nicht für dumm! Nur ein dummer Teufel oder ein äußerst verliebter Mensch könnte im Ernst so viele Albernheiten vorbringen.

Ich. Und wie entschließt man sich, sie zu sagen?

Er. Das macht sich nicht auf ein Mal; aber nach und nach kommt man dazu. Ingenii largitor venter.

Ich. Man muß aber grimmigen Hunger haben.

Er. Das ist möglich. Indessen, so stark Euch Das auch scheinen mag, Jene sind mehr gewohnt, Dergleichen zu hören, als wir es zu sagen.

Ich. Ist denn Einer, der sich unterfängt, Eurer Meinung zu sein?

Er. Was heißt Ihr Einer? Das ist die Gesinnung, die Sprache der ganzen Gesellschaft.

Ich. Die muß also aus Taugenichtsen und aus Dummköpfen bestehen.

Er. Dummköpfen? Ich schwöre Euch: es ist nur einer darunter und zwar Jener, der uns gastirt, damit wir ihn zum Besten haben sollen.

Ich. Wie dürft Ihr es aber so grob machen? Denn die Talente der Dangeville und Clairon sind entschieden.

Er. Man schlingt die Lüge, die uns schmeichelt, in vollen Zügen hinab, und kostet Tropfen für Tropfen die Wahrheit, die uns bitter ist. Und dann haben wir auch so durchdrungene Mienen, ein so wahrhaftes Aussehen.

Ich. Und doch müßt Ihr ein Mal gegen die Grundsätze der Kunst gesündigt haben. Es müssen Euch ein Mal aus Versehen einige bittere Wahrheiten entwischt sein, von solchen, die ver-

leben. Denn ungeachtet Euerer Rolle, die so elend, verwerflich, niederträchtig und abscheulich iſt, habt Ihr im Grunde eine zarte Seele.

Er. Ich? Keineswegs! Der Teufel hole mich, wenn ich im Grunde weiß, was ich bin! Im Ganzen habe ich den Geiſt rund wie eine Kugel, und den Character friſch wie eine Weide, niemals falſch, wenn es mein Vortheil iſt, wahr zu ſein; niemals wahr, wenn ich es einiger Maßen nützlich finde, falſch zu ſein. Ich ſage die Sachen, wie ſie mir in's Maul kommen, vernünftig, deſto beſſer; ungehörig, man merkt nicht d'rauf. Ich ſpreche frei vor mich hin; ich habe niemals in meinem Leben gedacht, weder vor dem Reden, noch im Reden, noch nach dem Reden. Auch findet ſich Niemand beleidigt.

Ich. Aber Das iſt Euch doch mit den braven Leuten begegnet, mit denen Ihr lebtet und die für Euch ſo viel Güte hatten.

Er. Was wollt Ihr? Es iſt ein Unglück, ein falſcher Augenblick, wie es ihrer im Leben gibt. Kein Glück hält an. Mir ging es zu gut; Das konnte nicht dauern. Wir haben, wie Ihr wißt, die zahlreichſte, ausgeſuchteſte Geſellſchaft; es iſt eine Schule der Menſchlichkeit, eine Erneuerung der alten Gaſtfreundſchaft. Alle Poeten, die fallen, wir raffen ſie auf. Wir hatten Paliſſot nach ſeiner „Zara", Voet nach dem faux Généreux, alle verſchrienen Muſiker, alle Schriftſteller, die man nicht lieſt, alle ausgepfiffenen Schauſpielerinnen, alle ausgezischten Schauſpieler, ein Haufen verſchämter Armen, platte Schmarotzer, an deren Spitze ich mich zu ſtellen die Ehre habe, als wackerer Anführer eines furchtſamen Haufens. Das erſte Mal, wenn ſie ſich zeigen, munteere ich ſie auf. Ich verlange zu trinken für ſie. Nehmen ſie doch gar ſo wenig Platz weg! Abgeriſſene junge Leute, die nicht wiſſen, wohin, aber die eine Figur haben. Andere Scheine, die den Patron ſtreicheln, um ihn einzuſchläfern, um alsdann die Patronin zu umſchweben. Wir ſcheinen munter; aber im Grunde haben wir alle böſen Humor und gewaltigen Appetit. Wölfe ſind nicht heißhungriger, Tiger nicht grauſamer. Wir verzehren wie Wölfe, wenn die Erde lange mit Schnee bedeckt war; wir zerreißen wie Tiger Alles, was Glück macht. Manchmal vereinigen ſich Bertin, Méſenge und Bitermann: dann gibt es erſt einen ſchönen Lärm im Thiergarten. Niemals ſah man ſo viel traurige, übelmeinende, übelthätige und erzürnte Beſtien. Da hört man nur die Namen Boſſon, Duclos, Montesquieu, Rouſſeau, Voltaire, d'Alembert, Diderot und, Gott weiß, mit welchem Beinamen begleitet. Niemand hat Geiſt, wenn er nicht ſo abgeſchmackt iſt, wie wir. Und ſo iſt der Plan des Schauſpiels, „die Philoſophen", erfunden worden. Die Scene des Bücherverbrennens habe ich ſelbſt geliefert, nach Anlaß der Nacken-Theologie, und Ihr ſeid nicht mehr geſchont als ein Anderer.

Ich. Deſto beſſer! Vielleicht erzeigt man mir mehr Ehre, als ich verdiene. Ich wäre gedemüthigt, wenn ſie, die ſo viel Uebels von geſchickten und ehrlichen Leuten ſprechen, ſich einfallen ließen, von mir Gutes zu reden.

Er. Wir ſind Viele, und Jeder muß ſeine Zeche bezahlen. Wenn die großen Thiere geopfert ſind, dann kommt es an die andern.

Ich. Wiſſenſchaft und Tugend angreifen, um zu leben, Das iſt ſehr theures Brod.

Er. Ich ſagte es Euch ſchon: wir ſind ohne Conſequenz. Wir läſtern alle Menſchen und betrüben Niemand. Manchmal findet ſich auch bei uns der ſchwerfällige Abbé d'Olivet, der dicke Abbé Le Blanc, der Heuchler Batteux. Der dicke Abbé iſt nur boshaft vor Tafel; nach dem Caffee wirft er ſich in einen Seſſel, die Füße gegen den Caminſockel geſtemmt; da ſchläft er ein, wie ein alter Papagei auf der Stange. Wird aber der Lärm gewaltſam, dann gähnt er, dehnt ſich, reibt die Augen und ſagt: Nun, nun, was gibts? — Es fragt ſich, ob Piron mehr Geiſt habe als Voltaire? — Verſtehen wir uns, Geiſt ſagt Ihr, von Geſchmack iſt nicht die Rede. Denn vom Geſchmack hatet Piron nicht das Mindeſte — Nicht das Mindeſte — Nein .... Und nun geht eine Abhandlung über den Geſchmack los. Der Patron macht ein Zeichen mit der Hand, daß man ihn höre; denn auf Geſchmack glaubt er ſich beſonders zu verſtehen. Der Geſchmack, ſagt er .... der Geſchmack iſt ein Ding .... Fürwahr, ich weiß nicht, für welch ein Ding er es ausgab; er wußt' es ſelbſt nicht.

Manchmal haben wir Freund Abbé; Der tiſcht uns ſeine cynliſchen Mährchen auf von convulſionären Wundern, wovon er Augenzeuge war; manchmal auch einen Geſang ſeines Gedichtes über einen Gegenſtand, den er gründlich kennt. Ich haſſe ſeine Verſe, aber ich höre ihn gerne leſen. Er hat das Anſehen einer Beſeſſenen. Alle ſchreien um ihn her: Das heißt doch ein Poet! .... Unter uns, dieſe Poeſie iſt Nichts als ein Charivari von überall confuſen Klängen, ein barbariſches Tongemiſch der Erbauer des Babyloniſchen Thurms. Auch kommt manchmal ein Pinſelgeſicht von plattem und dummem Anſehen, der aber Verſtand wie ein Teufel hat und beſtoffter iſt als ein alter Affe. Es iſt eine von den Figuren, die zu Spöttereien und Naſenſtübern reizen, die aber Gott zur Züchtigung der Menſchen geſchaffen hat, die nach der Geſichtsbildung urtheilen und die ihre Erfahrung hätte belehren ſollen, daß es ebenſo leicht iſt, ein Mann von Geiſt zu ſein und das

Anſehen eines Dummkopfs zu haben, als den Dummkopf unter einer geiſtreichen Phyſiognomie zu verbergen. Es iſt eine gemeine Niederträchtigkeit, Andern zum Zeitvertreib einen Gutmüthigen aufzuopfern, und gewöhnlich fällt man auf Dieſen. Dieß iſt eine Falle, die wir den Neuankommenden legen und ich habe faſt Niemand gefunden, der nicht hineingetappt wäre.

(Manchmal bewunderte ich die Richtigkeit der Bemerkungen dieſes Narren über Menſchen und Charactere und gab es ihm zu verſtehen.) Aus der ſchlechten Geſellſchaft, antwortete er mir, läßt ſich Vortheil ziehen, wie aus der Liederlichkeit. Hier entſchädigt uns der Verluſt der Vorurtheile wegen des Verluſts der Unſchuld, in der Geſellſchaft der Böſen, wo das Laſter ſich ohne Maske zeigt, lernt man ſie kennen. Er hat recht; aber ich habe auch ein wenig geleſen.

Ich. Was habt Ihr geleſen?

Er. Geleſen habe ich und leſe und unaufhörlich leſe ich wieder Theophraſt, La Bruyère und Molière.

Ich. Das ſind vortreffliche Bücher.

Er. Sie ſind viel beſſer, als man denkt; aber wer verſteht ſie zu leſen?

Ich. Jedermann, nach dem Maß ſeines Geiſtes.

Er. Faſt Niemand. Könnt Ihr mir ſagen, was man darin ſucht?

Ich. Unterhaltung und Unterricht.

Er. Aber welchen Unterricht? Denn darauf kommt es an.

Ich. Die Kenntniß ſeiner Pflichten, die Liebe der Tugend, den Haß des Laſters.

Er. Ich aber lerne daraus Alles, was man thun ſoll und Alles, was man nicht ſagen ſoll. Alſo wenn ich den Geizigen leſe, ſo ſage ich mir: Sei geizig, wenn Du willſt, nimm Dich aber in Acht, wie ein Geiziger zu reden. Leſe ich den Tartuffe, ſo ſage ich mir: ſei ein Heuchler, wenn Du willſt, aber ſprich nicht, wie ein Heuchler. Behalte die Laſter, die Dir nützlich ſind, aber bewahre Dich vor dem Ton, vor den Aeußerungen, die Dich lächerlich machen würden. Und Dich vor dieſem Ton, dieſen Aeußerungen zu bewahren, mußt Du ſie kennen. Nun haben ſie Dir dieſe Autoren vortrefflich geſchildert. Ich bleibe, was ich bin, aber ich handle und rede, wie ſich's geziemt. Ich bin nicht von Denen, die den Moraliſten verachten. Es iſt viel zu lernen, beſonders bei Denen, die die Moral in Handlung geſetzt haben. Das Laſter beleidigt die Menſchen nur von Zeit zu Zeit; die laſterhaften Charactere beleidigen ſie von Morgens bis Abends. Vielleicht wäre es beſſer, inſolent zu ſein als ſo anzuſehen. Ein ſo inſolenter Character verletzt nur manchmal, ein inſolentes Anſehen verletzt immer. Uebrigens bildet Euch nicht ein, daß ich der einzige Leſer meiner Art ſei. Ich habe hier kein anderes Verdienſt, als ſyſtematiſch, durch richtigen Blick, eine vernünftige und wahre Anſicht, Das geleiſtet zu haben, was Andere aus Inſtinct thun. Daher kommt, daß ihr vieles Leſen ſie nicht beſſer macht als mich, und daß ſie noch dazu lächerlich bleiben wider ihren Willen, anſtatt daß ich's nur bin, wenn ich will, und ſie alsdann weit hinter mir zurücklaſſe. Denn dieſelbe Kunſt, die mich lehrt, bei gewiſſen Gelegenheiten das Lächerliche vermeiden, lehrt mich, bei andern es glücklich erwiſchen. Dann erinnere ich mich an Alles, was Andere geſagt haben, an Alles, was ich geleſen habe, und dann füge ich noch Alles hinzu, was auf meinem Grund und Boden wächſt, der in dieſer Art ganz erſtaunliche Früchte trägt.

Ich. Ihr habt wohl gethan, mir dieſe Geheimniſſe zu eröffnen, ſonſt hätte ich glauben müſſen, Ihr widerſprächt Euch ſelber.

Er. Ich widerſpreche mir nicht: denn für einen Fall, wo man das Lächerliche zu vermeiden hat, gibt es glücklicher Weiſe hundert, wo man ſich's geben muß. Es gibt keine beſſere Rolle bei den Großen, als die Rolle der Narren. Lange gab es einen wirklich betitelten Narren des Königs; niemals hat Jemand den Titel eines Weiſen des Königs getragen. Ich bin der Narr Bertin's und mehrerer Andern, Euer vielleicht in dieſem Augenblick; vielleicht ſeid Ihr der meine. Wer weiſe wäre, hätte keine Narren; wer einen Narren hat, iſt nicht weiſe; und iſt er nicht weiſe, ſo iſt er ein Narr, und vielleicht wäre der König der Narr ſeines Narren. Uebrigens bedenkt, daß in einer ſo veränderlichen Sache, wie die Sitten ſind, Nichts abſolut, weſentlich und allgemein wahr oder falſch iſt, außer daß man ſei, was unſer Vortheil gebietet, gut oder böſe, weiſe oder närriſch, anſtändig oder lächerlich, ehrbar oder laſterhaft. Wenn zufälliger Weiſe die Tugend zum Glücke geführt hätte, ſo wäre ich tugendhaft geweſen, oder hätte die Tugend geheuchelt, wie ein Anderer. Man hat mich lächerlich haben wollen, und dazu habe ich mich gebildet. Bin ich laſterhaft, ſo hat die Natur allein den Aufwand gemacht. Wenn ich laſterhaft ſage, ſo rede ich nur Euere Sprache. Denn wenn wir uns erklären wollten, ſo wäre wohl möglich, Ihr hieltet Laſter, was ich Tugend nenne, und was ich Laſter nenne, Tugend.

So kommen auch zu uns die Autoren der comiſchen Oper, ihre Schauſpieler und Schauſpielerinnen, öfter aber die Unternehmer, Corbie und Moette, Alles Leute von Geſchick und vorzüglichen Verdienſten.

Ab, ich vergaß die großen Critiker der Litteratur: l'Avant Coureur, les petites Affiches, l'Année littéraire, l'Observateur littéraire, le Censeur hebdomadaire, das ganze Gezücht der Blättler.

Ich. Die Année littéraire, der Observateur littéraire? Das ist nicht möglich; Die verabscheuen sich.

Er. Das ist wahr, aber alle Bettler versöhnen sich um den hölzernen Suppennapf. Der verfluchte Observateur littéraire, daß der Teufel ihn und seine Blätter gholt hätte! Das ist der Hund, der kleine, geizige Priester, der hinkende Wucherer, der Ursache ist an meinem Unglück. Gestern erschien er zum ersten Mal an unserm Horizont, zur Stunde, die uns Alle aus unsern Löchern treibt, zur Stunde des Mittagessens. Glücklich, wenn es schlechtes Wetter ist, glücklich Derjenige unter uns, der ein vierundzwanzig Sous-Stück in seiner Tasche hat, um den Wagen zu bezahlen! Da spottet man wohl über seinen Mitbruder, der bis an den Rückgrat schmutzig und bis auf die Knochen genetzt erscheint, und kommt Abends doch wohl selbst ebenso zugerichtet in seine Wohnung zurück. Ja es war einmal Einer, der vor einigen Monaten einen heftigen Streit mit dem Savoyarden unserer Thüre hatte. Sie standen auf Rechnung mit einander: der Gläubiger mußte bezahlt sein; der Schuldner war nicht bei Geld und konnte doch nicht hinauf, ohne durch Jenes Hände gegangen zu sein.

Es wird aufgetragen; man erzeigt dem Abbé die Ehre, ihn obenan zu setzen. Ich trete hinein und werde ihn gewahr. Wie, sagte ich, Abbé, Ihr präsidirt? Das ist gut für heute; aber morgen, wenn's Euch beliebt, rückt Ihr um einen Teller herunter, und so immer von Teller zu Teller, bis Ihr von dem Platz, den ich auch ein Mal eingenommen, Fréron ein Mal nach mir, Dorat ein Mal nach Fréron, Palissot ein Mal nach Dorat, bis Ihr endlich stattlende werdet neben mir armem, platten Schuft Euerm Gleichen, ehe riedo sempro comme un mastano e — o fra duoi e — i.

Der Abbé, ein guter Teufel, der Alles leicht nimmt, lachte dazu; auch Mademoiselle, von der Wahrheit meiner Bemerkung und der Richtigkeit meiner Vergleichung durchdrungen, lachte gleichfalls. Alle, die neben ihm zur Rechten und zur Linken saßen, aber die er um einen Aermelschnitt heruntergedrängt hatte, fingen an zu lachen. Alle Welt lacht, ausgenommen der Herr, der böse wird und mir Reden hält, die Nichts bedeutet hätten, wenn wir allein gewesen wären. Rameau, Ihr seid ein impertinenter Bursche. — Ich weiß es; denn auf diese Bedingung habt Ihr mich aufgenommen. — Ein Schuft! — Wie ein Anderer. — Ein Bettler? — Wäre ich sonst hier? — Ich werde Euch hinauswerfen lassen. — Nach Tische werde ich von selbst gehen. — Das rath' ich Euch .... Man speist, und ich verlier keinen Bissen. Nachdem ich gut gegessen und reichlich getrunken hatte: (Denn im Ganzen wäre es nicht mehr noch weniger gewesen; Messer Gaster ist eine Person, mit der ich niemals getrutzt habe;) jetzt entschloß ich mich und schickte mich an zum Weggehen; denn ich hatte doch in Gegenwart von so Vielen mein Wort verpfändet, daß ich's wohl halten mußte. Ich brauchte viel Zeit, um in dem Zimmer herum nach Hut und Stock zu suchen, wo sie nicht waren. Immer dacht' ich, der Patron würde sich abermals in Schimpfwörtern auslassen, Jemand würde als Mittelsperson auftreten und wir würden uns zuletzt vor lauter Zanken wieder versöhnen. Ich drehte mich und drückte mich; denn ich hatte Nichts auf dem Herzen. Aber der Patron, düsterer und schwärzer als Apollo bei'm Homer, da er seine Pfeile unter das Heer der Griechen schießt, die Mütze noch ein Mal so tief als gewöhnlich eingedrückt, ging im Zimmer hin und wider, die Faust unter dem Kinn. Mademoiselle nahte sich mir: Aber Mademoiselle, was gibt's denn besonders? War ich denn heute von mir selbst verschieden? — Ihr sollt fort! — Ich will fort; aber ich habe den Patron nicht beleidigt. — Verzeiht mir; man lädt den Herrn Abbé und .... — Der Patron hat gefehlt, daß er den Abbé einlud, daß er mich aufnahm und mit mir so viele schöne Wesen, als ich bin. — Frisch, kleiner Rameau! Ihr müßt mir den Herrn Abbé um Verzeihung bitten. — Was brauch' ich die? — Fort, fort! das wird sich Alles geben! — Sie nimmt mich bei der Hand, sie zieht mich gegen den Sessel des Abbé. Abbé, sage ich, Das ist Alles doch sehr lächerlich; nicht wahr? Und dann fang' ich an zu lachen und er auch. Da war ich nun von einer Seite entschuldigt; nun mußte ich aber zur Andern, und was ich da zu sagen hatte, war von anderer Sorte. Ich weiß nicht recht mehr, wie ich meine Entschuldigung wendete: Mein Herr, hier ist der Narr .... — Schon zu lange ist er mir beschwerlich; ich will Nichts mehr von ihm wissen. — Man ist erzürnt. — Ja, sehr erzürnt. — Das soll nicht mehr begegnen. — Bei'm ersten Schuft .... — Ich weiß nicht, war er gerade diesen Tag von solcher Laune, wo Mademoiselle ihn nur mit Sammethandschuhen anzurühren traut, oder verstand er nicht recht, was ich sagte, oder sprach ich nicht recht; genug, es war schlimmer als vorher. Was Teufel! Kennt er mich denn nicht, weiß er denn nicht, daß ich wie die Kinder bin, und daß es Umstände gibt, wo ich Alles unter mich gehen lasse?

Und, Gott verzeih' mir! soll ich mir's denn nicht auch ein Mal bequem machen? Eine Gliederpuppe von Stahl könnte man abnützen, wenn man von Morgen bis in die Nacht am Faden zöge. Ich muß ihnen die Zeit vertreiben: Das ist meine Bedingung; aber ich muß mir manchmal doch auch einen Spaß machen. Mitten in dieser Verworrenheit ging mir ein unglücklicher Gedanke durch den Kopf, ein Gedanke, der mir Trotz entflößte, ein Gedanke, der mich zur Kühnheit, zur Insolenz erhob, nämlich, daß man mich nicht missen könne, daß ich ein wesentlicher Mann sei.

Ich. Ja, ich glaube, daß Ihr ihnen sehr nützlich seid, aber daß sie es Euch noch mehr sind. Ihr findet nicht, wenn Ihr wollt, ein so gutes Haus wieder; aber sie, für einen Narren, der ihnen abgeht, finden sie hundert.

Er. Hundert Narren, wie mich, Herr Philosoph, die sind nicht so gemein! Ja, platte Narren! Aber in Betreff der Narrheit nimmt man's genauer, als bei Talent und Tugend. Ich bin selten in meiner Art, ja sehr selten. Jetzt, da sie mich nicht mehr haben, was machen sie? Sie haben Langeweile wie die Hunde. Ich bin ein unerschöpflicher Sack von Albernheiten. Alle Augenblick that ich einen Ausfall, der sie bis zu Thränen lachen machte. Ich war für sie ein ganzes Tollhaus.

Ich. Auch hattet Ihr Tisch, Bett, Kleid, Weste und Hosen, Schuhe und eine Pistole monatlich.

Er. Das ist die schöne Seite; Das ist der Gewinn. Aber von den Lasten sagt Ihr Nichts. Erhob sich ein Gerücht, ein neues Theater-Stück sei im Werke, was für Wetter auch war, mußte ich in allen Pariser-Dachstuben herumstöbern, bis ich den Verfasser gefunden hatte. Ich mußte mir das Stück zum Lesen verschaffen und ganz künstlich merken lassen: darin sei eine Rolle, die Eine meiner Bekanntschaft vortrefflich spielen würde. — Und wer denn? wenn's beliebt. — Wer denn! Schöne Frage! Es sind die Grazien die Zierlichkeit, die Feinheit. — Mademoiselle Dangeville wollt Ihr sagen. Solltet Ihr sie vielleicht kennen? — Ja, ein wenig; aber sie ist es nicht. — Und wer denn? — Ganz leise sprach ich den Namen. — Sie! — Ja, Sie, versetzt' ich ein wenig beschämt; denn manchmal hab' ich auch Schamhaftigkeit; und bei dem Namen hätte man sehen sollen, wie das Gesicht des Poeten sich verlängerte, und manchmal, wie man mir in's Gesicht lachte. Indessen, er mochte wollen oder nicht, sollte ich meinen Mann zum Mittagessen herbeischaffen, und er, der sich vor Verbindlichkeiten fürchtete, zog sich zurück, dankte. Und dann mußte man sehen, wie ich behandelt ward, wenn ich das Geschäft nicht glücklich durchsetzte. Da war ich ein Tropf, ein dummer, schwerfälliger Bursche, zu Nichts nütze, das Glas Wasser nicht werth, das mir gereicht ward. Schlimmer ging's noch, wenn's zur Aufführung kam, und ich, unerschrocken mitten unter dem Hohngeschrei des Publicums, das richtig urtheilt, man mag sagen, was man will, mein einzelnes Klatschen mußte vernehmen lassen. Alle Blicke fielen dann auf mich, und ich leitete manchmal das Pfeifen von der Schauspielerinn ab und auf mich herunter. Da hört' ich neben mir lispeln: Das ist einer von den verkleideten Bedienten ihres Liebhabers. Der Schuft! wird er schweigen? .... Niemand weiß, was dazu bestimmen kann; man glaubt, es sei Albernheit, indessen es ein Beweggrund ist, der Alles entschuldigt.

Ich. Und selbst die Uebertretung der bürgerlichen Gesetze!

Er. Am Ende lernte man mich kennen, und sagte: O, es ist Rameau .... Mein Rettungsmittel war, einige ironische Worte d'rein zu werfen, die mein einzelnes Klatschen vom Lächerlichen retteten. Man legte es im Gegentheil aus.

Ich. Warum wendetet Ihr Euch nicht an die Sache?

Er. Das kam auch vor, doch nicht gern. Ehe es zum Richtplatz ging, mußte man sich das Gedächtniß mit glänzenden Stellen füllen, wo es Zeit war, den Ton zu geben. Begegnete es mir, sie zu vergessen oder mich zu vergreifen; so hatte ich das Unglück bei meiner Rückkehr. Das war ein Lärm, wovon Ihr keinen Begriff habt. Und dann immer ein Kuppel Hunde zu füttern! Es ist wahr, ich hatte mir alberner Weise dieses Geschäft selbst aufgelegt. Nicht weniger die Katzen, über die ich die Oberaufsicht hatte. Ich war nur zu glücklich, wenn Minon mich mit der Tatze begünstigte und mir die Manschette oder die Hand zerriß. Etiquette hat oft Colik und da reib' ich ihr den Bauch. Sonst hatte Mademoiselle Vapeurs; jetzt sind's die Nerven. Ich rede nicht von andern leichten Indispositionen, derenthalben man sich vor mir nicht Zwang anthut. Das mag hingehen. Meine Sache war's niemals, Jemand lästig zu sein. Ich las, ich weiß nicht wo, daß ein Fürst, mit dem Namen der Große, manchmal über die Rücklehne des Nachtstuhls seiner Maitresse gebeugt stand. Man machte sich's bequem mit seinen Hausgenossen, und Das war ich damals mehr als Jemand. Ich bin der Apostel der Familiarität, der Bequemlichkeit; ich predigte sie durch Beispiel, ohne daß man es hoch aufnahm; ich konnte mich nur gehen lassen. Nun hab' ich Euch den Patron zum Besten gegeben. Mademoiselle fängt an, ein wenig schwer zu werden; man erzählt die lustigsten Mährchen.

Ich. Ich hoffe doch nicht, Ihr?

Er. Warum nicht?

Ich. Es iſt wenigſtens unanſtändig, ſeine Wohlthäter lächerlich zu machen.

Er. Aber iſt es nicht noch ſchlimmer, ſich durch Wohlthaten berechtigt glauben, den Begünſtigten zu erniedrigen?

Ich. Aber wenn der Begünſtigte nicht ſchon von ſelbſt niedrig wäre, Nichts würde dem Geber dieſe Macht verleihen.

Er. Aber wenn die Perſonen nicht lächerlich von ſelbſt wären, ſo gäb' es keine hübſchen Mährchen. Und iſt es denn mein Fehler, daß ſie ſich mit Lumpen bepacken, und wenn ſie mit Lumpen bepackt ſind, daß man ſie verräth, ſie in den Koth ſchleift? Entſchließt man ſich, mit Leuten zu leben, wie wir ſind, und man hat nur Menſchenverſtand, ſo muß man ſich auf den ſchwärzeſten Undank gefaßt machen. Wenn man uns aufnimmt, kennt man uns nicht als Das, was wir ſind, als eigennützige, niederträchtige, treuloſe Seelen? Kennt man uns, ſo iſt Alles gethan. Es beſteht nun eine ſtillſchweigende Uebereinkunft, daß man uns Gutes thun wird, und daß wir, früher oder ſpäter, das Gute mit Böſem vergelten werden. Dieſe Uebereinkunft, beſteht ſie nicht zwiſchen dem Menſchen und ſeinem Affen und ſeinem Papagei?

Was erhebt Le Brun für ein Geſchrei, daß Paliſſot, ſein Tiſchgenoß, ſein Freund, gegen ihn Spottreime gemacht hat! Paliſſot hat Spottreime machen müſſen, und Le Brun hat Unrecht. Poinſinet erhebt ein lautes Geſchrei, daß Paliſſot ihm die Reime gegen Le Brun aufbürdet. Paliſſot hat Poinſinet die Reime aufbürden müſſen, die er gegen Le Brun gemacht hat, und Poinſinet hat unrecht. Der kleine Abbé Aey erhebt ein lautes Geſchrei, daß ſein Freund Paliſſot ihm ſeine Maitreſſe weggeſchnappt hat, zu der er ihn einführte. Er hätte Paliſſot nicht bei ſeiner Maitreſſe einführen ſollen, oder er mußte ſich gleich entſchließen, ſie zu verlieren. Paliſſot hat ſeine Schuldigkeit gethan, und der Abbé Aey hat unrecht. Mag Helvetius ein lautes Geſchrei erheben, daß Paliſſot ihn als einen ſchlechten Mann auf's Theater bringe, ihn, dem Paliſſot noch Geld ſchuldig iſt, das er ihm borgte, um ſich curiren zu laſſen, ſich zu nähren, ſich zu kleiden. Sollte ſich der Wohlthäter eine andere Behandlung erwarten von Seiten des Mannes, der mit allen Arten von Schändlichkeit beſteckt iſt, der zum Zeitvertreib ſeinen Freund die Actien abſchwören läßt, der ſich der Güter ſeiner Geſellen bemächtigt, der weder Treue noch Geſetz, noch Gefühl kennt, der nach dem Glück lebt per fas et nefas, der ſeine Tage nach ſeinen Verbrechen zählt, der ſich ſelbſt auf dem Theater als einen der gefährlichſten Schelmen dargeſtellt hat; eine Unklugheit, wovon ſchwerlich ein Beiſpiel vorhanden iſt, noch ſich künftig finden wird! Nein, es iſt alſo nicht Paliſſot, es iſt Helvetius, der unrecht hat. Wenn man einen jungen Burſchen aus der Provinz in den Thiergarten von Verſailles bringt und er aus Dummheit die Hand durch's Gitter zum Tiger oder Panther hineinſtreckt, und der Burſche ſeinen Arm in dem Rachen des wilden Thieres läßt, wer hat dann unrecht? Das Alles iſt im ſtillſchweigenden Vertrag enthalten. Deſto ſchlimmer für Den, der ihn nicht kennt oder vergißt.

Wie viele Menſchen laſſen ſich nicht durch dieſen allgemeinen und heiligen Vertrag entſchuldigen, die man der Bosheit anklagt, indeſſen daß man nur ſich der Dummheit anklagen ſollte! Ja, dicke Gräfinn, Ihr habt Schuld, wenn Ihr um Euch her ſolches Volk verſammelt, das man in unſerer Sprache Coqueco nennt. Wenn dieſe Coqueco Euch Schlechtigkeiten begehen und Euch zu Schlechtigkeiten verleiten und ehrliche Leute gegen Euch aufbringen, ſo thun die Rechtlichen, was ſie ſollen und die Coqueco auch. Ihr aber habt unrecht, ſie aufzunehmen. Lebte Bertinus ruhig und ſtill mit ſeiner Geliebten; hätten ſie ſich durch die Rechtlichkeit ihres Characters rechtliche Bekanntſchaften erworben; hätten ſie um ſich her talentvolle Männer berufen, durch ihre Tugenden bekannte Männer; hätten ſie einer kleinen, erleſenen und erleuchteten Geſellſchaft die Stunden aufbewahrt, die ſie der Süßigkeit, zuſammen zu ſein, ſich zu lieben und ſich's im Stillen zu ſagen, entziehen mochten: glaubt Ihr, daß man gute oder ſchlimme Mährchen auf ſie gemacht hätte? Aber was iſt ihnen begegnet? Was ſie verdienten. Sie ſind wegen ihrer Unklugheit geſtraft. Uns hatte die Vorſehung von Ewigkeit her beſtimmt, Gerechtigkeit zu üben am jedesmaligen Bertin; und wer uns unter unſern Enkeln gleicht, iſt beſtimmt, Gerechtigkeit zu üben an den Méſenges und Bertins der Zukunft. Aber indeſſen wir ihre gerechten Beſchlüſſe an der Albernheit vollſtrecken, was würdet Ihr ſagen, die Ihr uns darſtellt, wie wir ſind, und jene gerechten Rathſchlüſſe an uns vollſtreckt, wenn wir verlangten, daß wir mit ſchändlichen Sitten der allgemeinen Achtung genießen ſollten? Nicht wahr, daß wir toll ſind? Aber Jene, die ein rechtliches Betragen von Seiten laſterhafter Menſchen, weggeworfener und niederiger Characters erwarten, ſind denn Die klug? Alles erhält ſeinen wahren Lohn in dieſer Welt. Es gibt zwei General-Procuratoren: einer, der Euch auffaßt und die Verbrechen gegen die Geſellſchaft beſtraft; die Natur iſt der andere. Dieſe kennt alle Laſter, welche

den Gesetzen entwischen. Ueberlaßt Euch der Liederlichkeit, Ihr werdet wasserſüchtig. Seid Ihr ein Trunkenbold, so werdet Ihr lungenſüchtig. Oeffnet Euere Thüre dem Lumpengeſindel und lebt mit ihnen, Ihr werdet verrathen, ausgepfiffen und verachtet sein. Das Kürzeste ist, sich diesen billigen Urtheilen unterwerfen und sich sagen: man schüttele seine Ohren, man verbessere sich oder man bleibe, was man ist; aber auf obige Bedingungen.

Ich. Ihr habt recht.

Er. Uebrigens, was die bösen Mährchen betrifft, ich erfinde keins. Ich halte mich an die Reden des Umträgers. Sie sagen vor einiger Zeit — — —

(Hier erzählt Rameau von seinen Wohlthätern ein scandalöses Mährchen, das zugleich lächerlich und infamirend ist, und seine Mitredenden erreichen ihren Gipfel.)

Ich. Ihr seid ein Polisson. Laßt uns von was Anderm reden. Seitdem wir schwatzen, habe ich eine Frage auf den Lippen.

Er. Warum haltet Ihr sie so lange zurück?

Ich. Weil ich fürchtete, zudringlich zu sein.

Er. Nach Dem, was ich Euch offenbart habe, wüßt' ich nicht, was ich noch geheim vor Euch haben könnte.

Ich. Ihr zweifelt nicht, was ich von Euerm Character halte?

Er. Keineswegs! Ich bin in Euern Augen ein sehr verwerfenes Wesen; ich bin es auch in den meinigen, aber selten, und ich wünsche mir öfter zu meinem Lastern Glück, als daß ich mich deßhalb tadle. Ihr seid beständiger in Euerer Verachtung.

Ich. Es ist wahr. Mir Euere ganze Schändlichkeit zu zeigen!

Er. Kanntet Ihr doch schon einen guten Theil, und ich glaubte mehr zu gewinnen als zu verlieren, wenn ich Euch den Ueberrest bekannte.

Ich. Und wie Das, wenn's beliebt?

Er. Wenn es bedeutend ist, sublim in irgend einer Art zu sein, so ist es besonders im Bösen. Man spuckt auf einen kleinen Schelm, aber man kann einem großen Verbrecher eine Art Achtung nicht verweigern. Sein Muth setzt Euch in Erstaunen, seine Grausamkeit macht Euch zittern; man ehrt überall die Einheit des Characters.

Ich. Aber diese schätzbare Einheit des Characters habt Ihr noch nicht. Ich finde Euch von Zeit zu Zeit wankend in Euern Grundsätzen. Es ist ungewiß, ob Ihr bösartig von Natur oder durch Bemühung seid, und ob Euch die Bemühung so weit geführt hat als möglich.

Er. Ihr mögt recht haben; aber ich habe mein Bestes gethan. Bin ich nicht bescheiden genug, vollkommnere Wesen über mir zu erkennen? Habe ich Euch nicht von Bouret mit der tiefsten Bewunderung gesprochen? Bouret ist der erste Mensch in der Welt nach meiner Meinung.

Ich. Aber unmittelbar nach Bouret kommt Ihr?

Er. Nein!

Ich. Also Palissot?

Er. Freilich Palissot, aber nicht Palissot allein.

Ich. Und wer kann wohl werth sein, die zweite Stelle mit ihm zu theilen?

Er. Der Renegat von Avignon.

Ich. Vom Renegat von Avignon habe ich niemals reden hören; aber es muß ein erstaunlicher Mann sein.

Er. Das ist er auch.

Ich. Die Geschichte großer Personen hat mich immer interessirt.

Er. Ich glaube es wohl. Dieser lebte bei einem guten, redlichen Abkömmling Abraham's, deren dem Vater der Gläubigen eine den Sternen gleiche Anzahl versprochen ward.

Ich. Bei einem Juden?

Er. Bei einem heimlichen Juden. Erst hatte er das Mitleiden, dann das Wohlwollen, dann ein völliges Zutrauen zu gewinnen verstanden. Wir zählen dergestalt auf unsere Wohlthaten, daß wir selten unser Geheimniß Dem verschweigen, den wir mit Güte überschütten. Wie soll's nun da keine Undankbaren geben, wenn wir den Menschen der Versuchung aussetzen, es ungestraft sein zu können? Das ist eine richtige Betrachtung, die unser Jude nicht anstellte. Er vertraute deßhalb dem Renegaten, daß er mit gutem Gewissen kein Schweinefleisch essen könne. Hört nun, was ein fruchtbarer Geist aus diesem Bekenntniß zu bilden vermochte. Einige Monate gingen vorbei, und unser Renegat verdoppelte seine Aufmerksamkeit. Als er nun seinen Juden durch so viel Mühe genugsam gerührt, eingenommen, überzeugt hatte, daß kein besserer Freund in allen Stämmen Israel's zu suchen sei .... Bewundert mir die Vorsichtigkeit des Menschen. Er eilt nicht, er läßt den Apfel reif werden, ehe er den Ast schüttelt. Zu viel Lebhaftigkeit konnte das Project zerstören: denn gewöhnlich entsteht die Größe des Characters aus einem natürlichen Gleichgewicht mehrerer entgegengesetzten Eigenschaften.

Ich. Ich erlasse Euch Euere Betrachtungen; fahrt in der Geschichte fort.

Er. Das geht nicht. Es sind Tage, wo ich Betrachtungen anstellen muß. Das ist eine Krankheit, die man ihrem Lauf zu überlassen hat. Wo war ich denn?

Ich. Bei der genauen Verbindung des Juden und des Renegaten.

Er. Nun war der Apfel reif .... Aber Ihr hört mir nicht zu; auf was sinnt Ihr?

Ich. Ich sinne über die Ungleichheit Eures Tons. Ihr sprecht bald hoch, bald tief.

Er. Kann die Stimme eines Lasterhaften einer Einheit haben? .... Endlich Abends kommt er zu seinem guten Freund mit zerstörter Miene, gebrochener Stimme, todtenbleichem Gesicht, an allen Gliedern zitternd. — Was habt Ihr? — Wir sind verloren! — Verloren, und wie? — Verloren, sage ich, verloren ohne Rettung! — Erklärt Euch. — Geduld einen Augenblick, daß ich mich von meinem Schrecken erhole! — So erholt Euch, sagte der Jude, anstatt ihm zu sagen, Du bist ein abgefeimter Spitzbube. Ich weiß nicht, was Du für Nachricht bringst; aber Du bist ein Spitzbube. Du spielst den Erschrockenen.

Ich. Und warum sollte der Jude so sagen?

Er. Weil der Renegat in seiner Verkleidung das Maß überschritten hatte. Das ist klar für mich. Unterbrecht mich nicht weiter. Wir sind verloren, ohne Rettung .... Zählt Ihr nicht die Affectation dieses wiederholten Verloren? .... Ein Verräther hat uns bei der Inquisition angegeben, Euch als Juden, mich als Renegaten, als infamen Renegaten. Seht, wie der Spitzbube nicht errröthet, sich der verhaßtesten Ausdrücke zu bedienen. Es braucht mehr Muth, als man denkt, um sich seinen wahren Titel zu geben. Ihr wißt nicht, was es kostet, um dahin zu gelangen.

Ich. Freilich nicht! Aber der infame Renegat?

Er. Ist falsch; aber seine Falschheit scheint sehr künstlich. Der Jude erschrickt, reißt sich den Bart aus, wälzt sich an der Erde. Er sieht die Häscher an seiner Thüre, er sieht sich mit dem San Benito geziert, er sieht sein auto-da-fé bereitet. — Mein Freund, mein zärtlicher, mein einziger Freund! was zu thun? — Betragt Euch mit der größten Ruhe und Sicherheit, betragt Euch wie gewöhnlich. Die Procedur des Tribunals ist heimlich, aber langsam; benutzt die Frist, um Alles zu verkaufen. Ich miethe oder laße durch einen Dritten ein Schiff miethen, ja durch einen Dritten; Das wird das Beste sein. Wir bringen Euer Vermögen dahin; denn auf Euer Vermögen ist es vorzüglich angesehen. Und so wollen wir Beide unter einem andern Himmel die Freiheit suchen, unserm Gott zu dienen und in Sicherheit dem Gesetz Mahom's und unsers Gewissens gehorchen. Das Wichtigste in der gefährlichen Lage, in der wir uns befinden, ist, ja nichts Unklinges zu begehen .... Gesagt, gethan. Das Schiff ist gemiethet, mit Lebensmitteln und Matrosen versehen; das Vermögen des Juden ist an Bord. Morgen mit Anbruch des Tags fahren sie ab und können nun munter zu Nacht essen und sicher schlafen. In der Nacht steht der Renegat auf, nimmt des Juden Brieftasche, seinen Beutel, seine Juwelen, begibt sich an Bord, und weg ist er. Und Ihr denkt wohl Das ist Alles. Denkt Ihr? Ich sehe, Ihr seid der Sache nicht gewachsen. Ich, als man mir dieses Geschichtchen erzählte, rieth ich gleich, was ich Euch verschwieg, um Euern Scharfsinn auf die Probe zu stellen. Ihr habt wohl gethan, ein ehrlicher Mann zu sein; denn Ihr wärt nur ein Schelmchen geblieben. Bis jetzt ist der Renegat Nichts weiter; es ist ein verächtlicher Schuft, dem Niemand gleichen möchte. Aber das Erhabene seiner Bosheit zeigt sich erst darin, daß er selbst seinen Freund, den Israeliten, angegeben hatte, daß die Inquisition Diesen bei seinem Erwachen in Empfang nahm, und nach einigen Tagen ein Lustfeuerchen mit ihm anstellte. Und so war der Renegat ruhiger Besitzer des Vermögens dieses verfluchten Abkömmlings Derer, die unsern Herrn gekreuzigt haben.

Ich. Ich weiß nicht, wovor ich mich mehr entsetzen soll, vor der Verruchtheit des Renegaten oder vor dem Ton, mit dem Ihr davon sprecht.

Er. Das ist, was ich Euch sagte. Die Scheußlichkeit der Handlung hebt Euch über die Verachtung weg. Das ist die Ursache meiner Aufrichtigkeit. Ihr sollt einsehen, wie hoch ich in meiner Kunst stehe; sollt bekennen, daß ich wenigstens original in meiner Erniedrigung sei, und sollt mich in Euerm Kopf in die Reihe der großen Tongewichte setzen: dann will' ich rufen: Vivat Mascarillus fourbum Imperator! Nun lustig, Herr Philosoph, Chorus! Vivat Mascarillus fourbum Imperator!

(Und nun sang er einen ganz sonderbaren fugirten Gesang auf. Bald war die Melodie ernst und majestätisch, bald leicht und flatterhaft; bald ahmte er den Baß nach, bald eine Oberstimme; bezeichnete mit Armen und verlängertem Hals die gehaltenen Stellen, componirte, führte sich selbst ein Triumph-Lied auf, wobei man wohl sah, daß er sich besser auf gute Musik als auf gute Sitten verstand.

Ich wußte nicht, sollte ich bleiben oder fliehen, lachen oder mich entrüsten. Ich blieb in der Absicht, die Unterhaltung auf irgend einen Gegenstand zu lenken, der aus meiner Seele den Abscheu, worein sie erfüllt war, vertreiben könnte. Die Gegenwart eines Menschen fing mir an unerträglich zu werden, der eine erschreckliche That, ein abscheuliches Verbrechen eben behandelte, wie ein Kenner der Malerei, oder Poesie die Schönheiten irgend eines vortrefflichen Werkes, oder ein Musiker, ein Si-

ſtriker die Umſtände einer hervliſchen Handlung erhebt und lebhaft darſtellt. Wider meinen Willen ward ich faſſend. Er bemerkte es und ſagte:)

Was habt Ihr? Befindet Ihr Euch übel?

Ich. Ein wenig. Aber Das geht vorüber.

Er. Ihr habt das grämliche Anſehen eines Menſchen, der von beſchwerlichen Gedanken gereinigt wird.

Ich. So iſt's auch.

(Nachdem wir Beide einen Augenblick geſchwiegen hatten, indem er pfeifend und ſingend auf und nieder ging, ſagte ich, um ihn auf ſein Talent zurückzuführen:) Was macht Ihr jetzt?

Er. Nichts!

Ich. Das iſt ſehr ermüdend.

Er. Ich war ſchon dumm genug; nun habe ich dieſe Muſik von Duni und andern jungen Componiſten gehört, die mich ganz närriſch macht.

Ich. Billigt Ihr dieſe Art?

Er. Ganz gewiß!

Ich. Und Ihr findet Schönheit in dieſen neuen Geſängen?

Er. Ob ich Schönes drinn' finde! Bei Gott, dafür ſehe ich Euch! Wie iſt Das declamirt! Welche Wahrheit, welcher Ausdruck!

Ich. Alles Nachgeahmte hat ſein Muſter in der Natur. Was iſt das Muſter des Tonkünſtlers, wenn er einen Geſang hervorbringt?

Er. Warum nehmt Ihr die Sache nicht höher? Was iſt denn ein Geſang?

Ich. Geſteh' ich Euch, dieſe Frage geht über meine Kräfte. So ſind wir Alle. Wir haben im Gedächtniß nur Worte, die wir zu verſtehen glauben, weil wir uns ihrer oft bedienen und ſie ſogar richtig anwenden. So haben wir auch im Verſtand nur unbeſtimmte Begriffe. Sprech' ich das Wort Geſang aus, ſo habe ich davon keinen beſtimmtern Begriff, als Ihr und die meiſten Sterblichen, wenn ſie ausſprechen: Reputation, Schande, Ehre, Laſter, Tugend, Scham, Anſtand, Beſchämung, Lächerliches.

Er. Der Geſang iſt eine Nachahmung durch Töne einer durch Kunſt erfundenen oder, wenn es Euch beliebt, durch Natur eingegebenen Tonleiter, ſie werde nun durch Stimmen oder Inſtrumente dargeſtellt; eine Nachahmung phyſiſcher Laute oder leidenſchaftlicher Töne, und Ihr ſeht, daß mit gehöriger Veränderung ſich die Definition der Malerei, der Redekunſt, der Sculptur und Poeſie wohl anpaſſen ließe. Nun, auf Euere Frage zu kommen: was iſt das Muſter des Muſikers oder des Geſanges? Es iſt die Declamation, wenn das Muſter lebendig und empfindend iſt; es iſt der Klang, wenn das Muſter unbelebt iſt. Man muß die Declamation wie eine Linie anſehen, und den Geſang wie eine andere Linie, die ſich um die erſte herſchlängelt. Je mehr dieſe Declamation, Muſter des Geſangs, ſtark und wahr iſt; an je mehr Puncten der Geſang, der ſich ihr gleichſtellt, ſie durchſchneidet: deſto ſchöner wird er ſein. Und Das haben unſere jungen Muſiker gar wohl gefühlt. Wenn man hört: je suis un pauvre Diable, ſo glaubt man, die Klage eines Geizigen zu vernehmen. Sänge er nicht, ſo würde er in denſelbigen Tönen zur Erde ſprechen, wenn er ihr ſein Gold vertraut und zu ihr ſagt: o terre, reçois mon trésor. Und nun, das kleine Mädchen, das ſein Herz klopfen fühlt, das roth wird, ſich verwirrt und den gnädigen Herrn bittet, ſie loszulaſſen: würde ſie ſich anders ausdrücken? In dieſen Werken gibt es die verſchiedenſten Charactere, eine unendliche Wahrheit von Declamation; Das iſt vortrefflich. Ich ſag es Euch. Geht! geht, die Arie zu hören, wo der junge Mann, der ſich ſterben fühlt, ausruft: mon coeur s'en va! Hört den Geſang, hört die Begleitung und ſagt mir nachher, welch ein Unterſchied ſei zwiſchen den wahren Tönen eines Sterbenden und der Wendung dieſes Geſangs. Ihr werdet ſehen, daß die Linie der Melodie ganz mit der Linie der Declamation zuſammenfällt. Ich rede nicht von dem Tact, der auch eine Bedingung des Geſangs iſt; ich halte mich an den Ausdruck; und es iſt nichts Wahreres als folgende Stelle, die ich irgendwo geleſen habe: Musices seminarium accentus, der Accent iſt die Pflanzſchule der Melodie. Und darum überlegt nur, wie ſchwer und bedeutend es iſt, ein gutes Recitativ ſchreiben zu können. Es gibt keine ſchöne Arie, woraus man nicht ein ſchönes Recitativ machen könnte; kein ſchönes Recitativ, daraus ein geſchickter Mann nicht eine ſchöne Arie ziehen ſollte. Ich möchte nicht behaupten, daß Einer, der gut recitirt, auch gut ſingen werde; aber ich wäre ſehr verwundert, wenn Der, der gut ſingt, nicht gut recitiren ſollte. Und glaubt nur Alles, was ich Euch da ſage; denn es iſt wahr.

Ich. Von Herzen gern, wenn ich nur nicht durch eine kleine Bedenklichkeit abgehalten würde.

Er. Und dieſe Bedenklichkeit?

Ich. Wenn eine ſolche Muſik ſublim iſt, ſo muß die des göttlichen Lulli, des Campra, des Destouches, des Mouret und, unter uns geſagt, des lieben Onkels ein wenig platt ſein.

Er (ich meinem Ohr nähernd). Ich wollte nicht, daß man mich hörte; denn hier ſind viele Leute, die mich kennen. Sie iſt's auch. Ich rede leiſe, nicht weil ich mich um den lieben Onkel bekümmere, den Ihr immer lieb heißen mögt. Aber von Stein iſt er; und wenn mir die Junge eines

lang aus dem Halſe hinge, ſo gäbe er mir kein Glas Waſſer. Nun mag er's auch mit der Octave und Septime probiren: Hon, hon; hin, hin; tu, tu, tu; tur lo tutu und dem ſämmtlichen Teufelslärm. Alle, die anfangen, ſich darauf zu verſtehen, und die das Geſchrei nicht mehr für Muſik nehmen, werden ſich niemals mehr daran befriedigen. Ja, wenn man durch eine Polizei-Verordnung den Perſonen aller Art und Standes verbieten könnte, das Stabat von Pergoleſe ſingen zu laſſen! Das Stabat ſollte man durch die Hand des Henkers verbrennen. Wahrhaftig, dieſe verfluchten Schalksnarren mit ihrer servante maitresse, mit ihrem Trocolle haben uns einen gewaltigen Rippenſtoß gegeben. Ehemals gingen Tancrède, Issé, Europe galante, les Indes, Castor, les Talens lyriques vier, fünf, ſechs Monate; die Verſtellungen Armide's wollten gar nicht endigen. Jetzt fällt das Alles übereinander, wie Kartenmänner. Auch ſpeien Aebel und Francœur deßhalb Feuer und Flammen. Sie ſagen, Alles gehe verloren, ſie ſeien zu Grunde gerichtet, und wenn man länger dieſe Jahrmarktſänger halde, ſo ſei die National-Muſik zum Teufel und die königliche Academie im Sackgäßchen könne nur ihren Laden zumachen. Es iſt wohl was Wahres d'ran. Die alten Perrücken, die ſeit dreißig, vierzig Jahren alle Freitage zuſammenkommen, anſtatt ſich wie ſonſt unterhalten zu ſehen, haben Langeweile und gähnen, ohne zu wiſſen, warum. Sie fragen ſich und wiſſen nicht, warum. Warum werden ſie ſich nicht an mich? Duni's Weiſſagung wird erfüllt werden, und den Weg, den Das nimmt, will ich ſterben, wenn in vier oder fünf Jahren, vom Peintre amoureux de son modèle an gerechnet, die Herren im berühmten Sackgäßchen nicht völlig auf den Hefen ſind. Die guten Leute haben ihre Symphonien aufgegeben und ſpielen. Sie haben geglaubt, ihre Ohren ſollten ſich an dieſe gewöhnen, ohne daß der bisherigen Vocal-Muſik Eintrag geſchähe, eben als wenn die Symphonie ſich nicht zum Geſang verhielte, abgezogen ein wenig Leichtfertigkeit, wozu der Umfang des Inſtruments, die Beweglichkeit der Finger Einen wohl verleiten kann, wie ſich der Geſang zur natürlichen Declamation verhält. Iſt der Violiniſt nicht der Affe des Sängers, der, wenn künftig das Schwere an die Stelle des Schönen treten wird, ſich gewiß zum Affen des Violiniſten macht? Der Erſte, der Etwas von Locatelli ſpielte, war der Apoſtel der neuen Muſik. Man heftet uns Nichts mehr auf. Man wird uns an die Nachahmung der leidenſchaftlichen Accente, der Natur-Accente, durch Geſang und Stimme und durch's Inſtrument gewöhnen; denn Das iſt der ganze Umfang muſicaliſcher Gegenſtände. Und wir ſollten unſern Geſchmack für Aufzüge, Lanzen, Giorien, Triumphe, Victorien behalten? Va-t' en voir s'ils viennent, Jean. Sie haben ſich eingebildet: ſie wollten weinen oder lachen, in muſicaliſchen Tragödien oder Comödien; man könnte vor ihre Ohren die Accente der Wuth, des Haſſes, der Eiferſucht, die wahren Klagen der Liebe, die Schalkheiten und Scherze des Italieniſchen oder Franzöſiſchen Theaters bringen: und ſie könnten fortfahren, Azolde und Platée zu bewundern. Die Herren ſchneiden ſich gewaltig. Sie bilden ſich ein: ſie könnten erfahren und empfinden, mit welcher Leichtigkeit, welcher Biegſamkeit, welcher Weichheit die Harmonie, die Proſodie, die Elipſen, die Inverſionen der Italieniſchen Sprache ſich der Kunſt anbieten, der Bewegung, dem Ausdruck, den Wendungen des Geſangs, dem gemeſſenen Werth der Töne, und könnten dabei fernerhin ignoriren, wie ihre Sprache ſchroff, dumpf, ſchwerfällig, ſchwer, pedantiſch und eintönig iſt. Eh! ja, ja! Warum nicht gar! Sie haben ſich überredet, daß, nachdem ſie Thränen mit den Thränen einer Mutter über den Tod eines Sohnes vergoſſen, nachdem ſie beim Befehl eines wortgebietenden Tyrannen gezittert, daß ſie nicht Langeweile haben würden bei ihrer Fee'rei, bei ihrer abgeſchmackten Mythologie, bei ihren kleinen ſüßlichen Madrigalen, welche nicht weniger den böſen Geſchmack des Poeten, als den Jammer der Kunſt bezeichnen, die ſich ſo Etwas gefallen läßt. Gute Leute! So iſt's nicht und kann's nicht ſein. Das Wahre, das Gute, das Schöne haben ihre Gerechtſame. Man beſtreitet ſie, aber man endigt mit Bewunderung. Was nicht mit dieſem Stempel bezeichnet iſt, man bewundert's eine Zeit lang, aber man endigt mit Gähnen. So gähnt denn, liebe Herren, gähnt nach Bequemlichkeit und laßt Euch nicht ſtören. Das Reich der Natur ſetzt ſich ganz ſachte feſt, das Reich meiner Dreieinigkeit, gegen welche die Pforten der Hölle Nichts vermögen: Das Wahre, das der Vater iſt, der das Gute zeugt, das der Sohn iſt, aus dem das Schöne hervorgeht, das der heilige Geiſt iſt. Dieſer fremde Gott ſetzt ſich beſcheiden auf den Altar, an die Seite des Landesgötzen. Nach und nach gewinnt er Platz, und an einem hübſchen Morgen gibt er mit dem Ellbogen ſeinem Cameraden einen Schub, und Bauz! Baradauz! der Götze liegt am Boden. So ſollen die Jeſuiten das Chriſtenthum in China und in Indien gepflanzt haben, und Euere Janſeniſten mögen ſagen, was ſie wollen, dieſe politiſche Methode, die zum Zweck führt, ohne Lärm, ohne Blutvergießen, ohne Märtyrer, ohne einen aufgeſtutzten Schopf, dünkt mich die beſte.

Ich. Es iſt etwas Vernunft in Allem, was Ihr da ſagt.

Er. Vernunft? Deſto beſſer! Der Teufel hole mich, wenn ich darauf ausgehe! Das kommt gelegentlich; bin ich doch, wie die Muſiker in der Sackgaſſe, als mein Onkel erſchien. Treff' ich's, meinetwegen! Ein Köhlerjunge wird immer beſſer von ſeinem Handwerk ſprechen, als eine Academie und alle Duhamels der Welt.

(Und dann ſpazirt er auf und ab und murmelt einige Arien aus der Ile des Fous, dem Pointre amoureux de son modèle, dem Maréchal ferrant, der Plaideuse — und von Zeit zu Zeit ruft er mit aufgehobenen Augen und Händen aus: ob Das ſchön iſt? bei Gott! ob Das ſchön iſt? Ob man ein Paar Ohren am Kopf haben und eine ſolche Frage thun kann? Nun ward er wieder leidenſchaftlich und ſang ganz leiſe; dann erhob er den Ton nach Maßgabe, wie er ſich mehr paſſionirte; dann kamen die Geberden, das Verziehen des Geſichts und das Verzerren des Körpers. Nun ſagt' ich: Gut! Er verliert den Kopf, und eine neue Scene iſt zu erwarten. Wirklich bricht er auf ein Mal ſingend los: Je suis un pouvre misérable.... Monseigneur, Monseigneur, laissez moi partir.... O terre, reçois mon or, conserve bien mon trésor, mon ame, mon ame, ma vie! O terre!.... le voilà, le petit ami, Aspettar e non venire.... A Zerbina penserete.... Sempre in contrasti con te si sta.... Er häufte und verwirrte dreißig Arien, Italieniſche, Franzöſiſche, tragiſche, comiſche von aller Art Character. Bald mit einem tiefen Baß ſtieg er bis in die Hölle, dann zog er die Kehle zuſammen, und mit einem Fiſtelton zerriß er die Höhe der Läfte, und mit Gang, Haltung, Geberde ahmte er die verſchiedenen ſingenden Perſonen nach, wechſelsweiſe raſend, beſänftigt, gebieteriſch und ſpöttiſch. Da iſt ein kleines Mädchen, das weint; und er ſtellt die ganze kleine Ziererei vor. Nun iſt er Prieſter, König, Tyrann; er droht, beſchilt, erzürnt ſich: nun iſt er Sclave und gehorcht. Er beſänftigt ſich, er verzweifelt, beklagt ſich und lacht, immer im Ton, im Tact, im Sinn der Worte, des Characters, des Betragens.

Alle die Schachſpieler hatten ihre Bretter verlaſſen und ſich um ihn verſammelt; die Fenſter des Caffee-Zimmers waren von außen durch Vorbeigehende beſetzt, welche der Lärm angehalten hatte. Es war ein Gelächter, daß die Decke hätte berſten mögen. Er ward Nichts gewahr; er fuhr fort, ergriffen von einer ſolchen Entfremdung des Geiſtes, einem Enthuſiasmus ſo nahe an der Tollheit, daß es ungewiß iſt, ob er ſich erholen wird, ob man ihn nicht in einen Miethwagen werfen und gerade in's Tollhaus führen muß, indem er ein Stück der Lamentationen des Jomelli ſingt.

Hier wiederholte er mit einer Präciſion, einer Wahrheit, einer unglaublichen Wärme die ſchönſte Stelle jeder Abtheilung; das ſchöne obligate Recitativ, wo der Prophet die Zerſtörung Jeruſalems malt, brachte er unter einem Strom von Thränen vor, und kein Auge blieb trocken. Mehr war nicht zu verlangen, an Zartheit des Geſangs, an Stärke des Ausdrucks und des Schmerzes. Er verweilte beſonders bei den Stellen, wo ſich der Tonkünſtler vorzüglich als großen Meiſter bewieſen hatte. Verließ er den Theil des Geſangs, ſo ergriff er die Inſtrumente, und Die verließ er wieder ſchnell, um zur Stimme zurückzukehren, Eins in's Andere verſchlingend, daß die Verbindung, die Einheit des Ganzen erhalten wurde. So bemächtigte er ſich unſerer Seelen und hielt ſie in der wunderbarſten Lage ſchwebend, die ich jemals empfunden habe. Bewunderte ich ihn? Ja, ich bewunderte. War ich gerührt und mitleidig? Ich war gerührt und mitleidig; doch ein lächerlicher Zug war in dieſe Gefühle verſchmolzen und nahm ihnen ihre Natur.

Aber Ihr würet in Lachen ausgebrochen über die Art, wie er die verſchiedenen Inſtrumente nachmachte. Mit aufgeblaſenen ſtrotzenden Wangen und einem rauhen, dunkeln Ton ſtellte er, Hörner und Fagot vor; einen ſchreienden, gellenden Ton ergriff er für das Hautboi; mit unglaublicher Geſchwindigkeit übereilte er ſeine Stimme, die Saiten-Inſtrumente darzuſtellen, deren Tönen er ſich auf's Genaueſte anzunähern ſuchte; er pfiff die kleinen Flöten; er koloerte die Querflöte, ſchrie, ſang mit Geberden eines Raſenden und machte ganz allein die Tänzer, die Tänzerinnen, die Sänger, die Sängerinnen, ein ganzes Orcheſter, ein ganzes Opern-Theater, ſich in zwanzig verſchiedene Rollen theilend, laufend, innehaltend, mit der Geberde eines Entzückten, mit blinkenden Augen und ſchäumendem Munde.

Es war eine Hitze zum Umkommen, und der Schweiß, der den Runzeln ſeiner Stirne, der Länge ſeiner Wange folgte, vermiſchte ſich mit dem Puder ſeiner Haare, rieſelte und befeuchte den Obertheil ſeines Kleides. Was begann er nicht Alles! Er weinte, er lachte, er ſeufzte, blickte zärtlich, ruhig oder wüthend. Es war eine Frau, die in Schmerz verſinkt; ein Unglücklicher, ſeiner ganzen Verzweiflung hingegeben; ein Tempel, der ſich erhebt; Vögel, die bei'm Untergang der Sonne ſich im Schweigen verlieren; bald Waſſer, die an einem einſamen und kühlen Orte rieſeln, oder als Gießbäche von Bergen herabſtürzen; ein Gewitter, ein Sturm, die Klage der Umkommenden, ver-

miſcht mit dem Geziſch der Winde, dem Lärm des Donners; es war die Nacht mit ihren Finſterniſſen; es war der Schatten und das Schweigen; denn ſelbſt das Schweigen bezeichnet ſich durch Töne. Er war ganz außer ſich. Erſchöpft von Anſtrengung, wie ein Mann, der aus einem tiefen Schlaf oder aus einer langen Zerſtreuung hervortritt, blieb er unbeweglich, ſtumpf, erſtaunt. Nun kehrt er ſeine Blicke um ſich her, wie ein verwirrter Menſch, der den Ort, wo er ſich befindet, wieder zu erkennen ſucht. Er erwartet die Rückkehr ſeiner Kräfte, ſeines Bewußtſeins; er trocknet maſchinenmäßig ſein Geſicht. Gleich Einem, der bei'm Erwachen ſein Bett von einer großen Menge Perſonen umgeben fände; ſo in einem völligen Vergeſſen, in einem tiefen Unbewußtſein Deſſen, was er gethan hat, ruft er im erſten Augenblick: Nun, meine Herren, was gibt's? was lacht Ihr? was erſtaunt Ihr? was gibt's denn? .... Dann ſetzte er hinzu: Das heißt man eine Muſik, einen Muſiker. Indeſſen verachte man nicht gewiſſe Geſänge des Lulli. Die Scene: j'attendrai l'aurore, mache man beſſer, ohne die Worte zu verändern. Ich fordere Jedermann auf. Verachte man nicht einige Stellen von Campra, die Violin-Stücke meines Onkels, ſeine Gavotten, ſeine kriegeriſchen Märſche, ſeine Prieſter und Opferzüge. Pâles flambeaux, Nuit plus affreuse que les ténèbres .... Dieu du Tartare, Dieu de l'oubli .... (Da verſtärkte er ſeine Stimme und hielt die Töne gewaltſam aus. Die Nachbarn ſteckten die Köpfe durch die Fenſter; wir ſteckten unſere Finger in die Ohren. Er ſagte:) Hier muß man Lungen haben, ein großes Organ, Luft genug. Aber Himmelfahrt iſt da; Faſten und drei Könige ſind vorbei; und ſie wiſſen noch nicht, was ſie in Muſik ſetzen ſollen, und daher auch nicht, was dem Tonkünſtler frommt. Die lyriſche Poeſie ſoll noch geboren werden; aber ſie kommen ſchon noch dazu, hören nur genug den Pergoleſe, den Sachſen, Terradeglias, Traetta und Andere, leſen ſie nur Metaſtaſio wiederholt, ſo kommen ſie ſchon dazu.

Ich. Und wie? Hätten Quinault, la Motte, Fontenelle Nichts davon verſtanden?

Er. Nichts, was wir brauchen könnten. Es ſind nicht ſechs Verſe hinter einander, in allen ihren allerliebſten Gedichten, die man in Muſik ſetzen könnte. Es ſind geiſtreiche Sprüche, zärtliche, zarte Madrigale. Aber um zu wiſſen, wie ſehr Das von Hülfsmitteln für unſere Kunſt iſt, für die gewaltſamſte der Künſte, ſelbſt die Kunſt des Deklamirens nicht ausgenommen, laßt Euch jene Stücke vorleſen; und ſie erſcheinen Euch kalt, ohnmächtig, eintönig: denn Nichts iſt da, was dem Geſang zur Unterlage dienen könnte. Eben ſo gern componirte ich die Maximen des Rochefoucault und die Gedanken des Pascal. Der thieriſche Schrei der Leidenſchaft hat die Reihe zu bezeichnen, die uns frommt. Dieſe Ausdrücke müſſen über einander gedrängt ſein; die Phraſe muß kurz ſein, der Sinn abgeſchnitten, ſchwebend, damit der Muſiker über das Ganze ſowohl wie über die Theile herrſche, ein Wort auslaſſe oder wiederhole, eins hinzufüge, das ihm fehlt, das Gedicht wenden und umwenden könne, wie eine Polype, ohne das Gedicht zu zerſtören. Das macht die Franzöſiſche lyriſche Poeſie viel ſchwerer als in Sprachen, welche Umwendungen zulaſſen und von ſelbſt dieſe Bequemlichkeiten darbieten .... Barbare, cruel, plonge ton poignard dans mon sein; me voilà prête à recevoir le coup fatal; frappe, ose.... Ah! je languis, je meurs.... Un feu secret s'allume dans mes sens .... Cruel amour, que veux-tu de moi? .... Laisse-moi la douce paix dont j'ai joui .... Rends-moi la raison .... Die Leidenſchaften müſſen ſtark ſein. Die Zärtlichkeit des lyriſchen Poeten und des Muſicus muß extrem ſein. Die Arie iſt faſt immer am Schluß einer Scene. Wir brauchen Ausrufungen, Interjectionen, Suspenſionen, Unterbrechungen, Bejahungen, Verneinungen; wir rufen, wir flehen, wir ſchreien, wir ſeufzen, wir weinen, wir lachen von Herzen. Keinen Witz, keine Sinngedichte, keine hübſchen Gedanken! Das iſt zu weit von der einfachen Natur. Und glaubt nur ja nicht, daß das Spiel der Theater-Künſtler und ihre Declamation uns zum Muſter dienen könne. Pfui doch! wir müſſen es kräftiger haben, weniger manierirt, wahrer. Einfache Geſpräche, die gemeine Stimme der Leidenſchaft ſind uns um ſo nöthiger, als unſere Sprache monotoner iſt und weniger Accent hat. Der thieriſche Schrei, der Schrei des leidenſchaftlichen Menſchen bringt ihn hervor.

(Indeſſen er ſo zu mir ſprach, hatte ſich die Menge verlaufen, die uns erſt umgab, entweder weil ſie Nichts verſtand, oder wenig Theil an ſeiner Rede nahm; denn gewöhnlich mag das Kind ſich lieber unterhalten, als ſich unterrichten. Und ſo waren ſie denn wieder an ihrem Spiel und wir in unſerm Winkel allein. Auf einer Bank ſitzend, den Kopf wider die Mauer gelehnt, die Arme hängend, die Augen halb geſchloſſen, ſagte er zu mir:) Ich weiß nicht, wie mir iſt; als ich hierher kam war ich friſch und froh und nun bin ich zerbrochen und zerſchlagen, als wenn ich zehn Meilen gemacht hätte; Das hat mich ſchnell angepackt.

Ich. Wollt Ihr etwas Erfriſchungen?

Er. Recht gern! Ich bin heiſer; die Kraft entgeht mir, und ich fühle einige Bruſtſchwer-

gen. Das begegnet mir faſt alle Tage ſo, ohne daß ich weiß warum.

Ich. Was beliebt Euch?

Er. Was Euch gefällt. Ich bin nicht leder. Der Mangel hat mich gelehrt, mir Alles gefallen zu laſſen....

(Man brachte uns Bier und Limonade. Er füllte ein Glas, leerte es zwei oder drei Mal. Dann, wie ein erquickter Menſch, huſtet er ſtark, ruckt ſich zuſammen und fährt fort:)

Aber meint Ihr nicht auch, Herr Philoſoph, iſt es nicht ein recht ſonderbarer Fall, daß ein Fremder, ein Italiener, ein Dani kommen muß, uns erſt zu lehren, wie unſerer Muſik ein Ausdruck zu geben ſei, wie unſer Geſang ſich allen Bewegungen, allen Tact-Arten, allen Pauſen, allen Declamationen fügen könne, und Das ohne die Proſodie zu verletzen. Und es war doch kein Meer auszutrinken. Wer von einem Bettler auf der Straße um Almoſen angeſprochen wurde; wer einen Mann, vom Zorn hingeriſſen, ein eiferſüchtiges, raſendes Weib gehört hatte, einen verzweifelten Liebhaber, einen Schmeichler, ja einen Schmeichler, der ſeinen Ton ſanft macht, ſeine Sylben zieht mit einer Honigſtimme; genug, jede Leidenſchaft, es ſei, welche es wolle, wenn ſie nur durch ihre Kraft verdiente, ein Bild des Muſicus zu ſein: ein Solcher hätte zwei Dinge gewahr werden ſollen: ein Mal, daß die langen und kurzen Sylben keine beſtimmte Dauer haben, nicht einmal einen beſtimmten Bezug unter ihrer wechſelſeitigen Dauer, daß die Leidenſchaft mit der Proſodie verfährt faſt wie es ihr gefällt, daß ſie die größten Intervalle trifft, daß Der, welcher im höchſten Schmerze ausruft: Wehe mir Unglücklichem! die ausrufende Sylbe auf den höchſten und ſchärfſten Ton trägt und alsdann in tiefern und ſchwächern Tönen herabſteigt in die Octave oder ein größeres Intervall, und einem jeden Ton die Quantität gibt, die der Wendung der Melodie zuſpricht, ohne daß das Ohr beleidigt werde, ohne daß die lange oder kurze Sylbe die Länge oder Kürze des ruhigen Geſprächs behalten habe. Welchen Weg haben wir nicht gemacht, ſeitdem wir die Parentheſe Armide's, das vainqueur im Rinaldo; das quelqu'un le peut-être; das entſchloſſene oberssons; die galanten Indien als Wunder muſicaliſcher Declamation anführten? Jetzt zuck' ich bei dieſen Wundern die Achſeln. Bei dem Schwunge, wie die Kunſt vorwärts geht, weiß ich nicht, wohin ſie gelangen kann. Indeſſen trinken wir Eins!

(Er trank zwei, drei Mal, ohne zu wiſſen, was er that, und war auf dem Wege, ſich zu erſäufen, wie er ſich erſchöpft hatte, ohne es zu bemerken, hätte ich nicht die Flaſche weggeſetzt, die er zerſtreut am vorigen Orte ſuchte. Da ſagte ich zu ihm:)

Wie kommt's, daß, mit einem ſo feinen Gefühl, einer ſo großen Reizbarkeit für die Schönheiten muſicaliſcher Kunſt, Ihr ſo blind gegen ſittliche Schönheit ſein könnt, ſo gefühllos für den Reiz der Tugend?

Er. Wahrſcheinlich weil es für dieſe einen Sinn gibt, den ich nicht habe, eine Fiber, die mir nicht gegeben iſt, eine erſchlaffte Fiber, die man immer kneipen mag und die nicht ſchwirrt. Oder habe ich vielleicht immer mit guten Muſikern und ſchlechten Menſchen gelebt und mein Ohr iſt dadurch fein, mein Herz aber taub geworden? Und ſollte nicht auch Etwas in der Familie liegen? Das Blut meines Vaters und meines Onkels iſt dasſelbe Blut, und das meine dasſelbe Blut wie meines Vaters. Die väterliche Erbfaſer war hart und ſtumpf, und dieſe verfluchte erſte Grundfaſer hat ſich alles Uebrige angeglichen.

Ich. Liebt Ihr Euer Kind?

Er. Ob ich's liebe? Den kleinen Wilden bis zur Narrheit.

Ich. Und bemüht Ihr Euch nicht ernſtlich, bei ihm die Wirkung der verfluchten väterlichen Faſer zu hemmen?

Er. Das würde, däucht mir, eine ſehr unnütze Arbeit ſein. Iſt er beſtimmt, ein rechtlicher Mann zu werden, ſo würde ich nicht ſchaden; aber wollte die Urfaſer, daß er ein Taugenichts würde, wie der Vater, ſo wäre die ſämmtliche Mühe, ihn zu einem ehrlichen Manne zu machen, ihm ſehr ſchädlich. Indem die Erziehung immer den Hang der Erbfaſer durchkreuzt, ſo würde er, wie durch zwei entgegengeſetzte Kräfte gezogen, den Weg des Lebens nur ſchwankend gehen, wie man deren ſo Viele ſieht, die ſich gleich linkiſch im Guten, wie im Böſen benehmen. Das heißen wir Exprecen. Von allen Spitznamen iſt Dieß der fürchterlichſte; denn er bezeichnet die Mittelmäßigkeit und drückt die höchſte Stufe der Verachtung aus. Ein großer Taugenichts iſt ein großer Taugenichts, aber er iſt keine Expece. Käme ich nun meinem Sohn durch Erziehung in die Quere, ſo verlör' er ſeine ſchönſten Jahre, ehe die väterliche Faſer ſich wieder in ihre Rechte geſetzt und ihn zu der vollkommenen Verworfenheit gebracht hätte, zu der ich gekommen bin. Aber ich thue jetzt Nichts, ich laſſe ihn gehen, ich betrachte ihn; er iſt ſchon gefräßig, zudringlich, ſchelmiſch, faul, verlogen. Ich fürchte, er wird nicht aus der Art ſchlagen.

Ich. Und Ihr werdet einen Muſicus aus ihm machen, damit ja Nichts an der Aehnlichkeit fehle?

Er. Einen Muſicus, einen Muſicus! Manch-

mal betracht' ich ihn und knirsche mit den Zähnen und sage: Sollteſt Du jemals eine Note kennen, ich glaube, ich dreht' Dir den Hals um.

Ich. Und warum Das, wenn's beliebt?

Er. Das führt zu Nichts.

Ich. Das führt zu Allem.

Er. Ja, wenn man vortrefflich iſt; aber wer kann ſich von ſeinem Kinde verſprechen, daß es vortrefflich ſein wird? Zehntauſend gegen Eins, er wird nur ein elender Saitenkratzer werden, wie ich. Wißt Ihr, daß vielleicht eher ein Kind zu finden wäre, ein Königreich zu regieren, einen großen König daraus zu machen, als einen großen Violin-Spieler.

Ich. Mir ſcheint, daß angenehme Talente, ſelbſt mittelmäßig ausgeübt, bei einem ſittenloſen, in Liederlichkeit und Aufwand verlornen Volke einen Menſchen ſehr geſchwind auf dem Wege des Glückes fördern. Ich ſelbſt habe einer Unterredung beigewohnt zwiſchen einer Espece von Beſchützer und einer Espece von Beſchütztem. Dieſer war an Jenen als einen gefälligen Mann empfohlen, der wohl dienen könne. — Mein Herr, was verſteht Ihr? — Ich verſtehe Mathematik ſo ziemlich. — So unterrichtet in der Mathematik! Und wenn Ihr Euch zehn bis zwölf Jahre auf dem Pflaſter von Paris werdet beſchmutzt haben, ſo habt Ihr drei- bis vierhundert Livres Renten erworben. — Ich habe das Recht ſtudirt, und bin ziemlich darin bewandert. — Kämen Puffendorf und Grotius auf die Welt zurück, ſie ſtürben vor Hunger an einem Prallſtein. — Ich weiß recht gut die Geſchichte und Geographie. — Gäbe es Eltern, denen die Erziehung ihrer Kinder am Herzen läge, ſo wäre Euer Glück gemacht, aber es gibt keine. — Ich bin ein guter Muſicus. — Und warum ſagtet Ihr Das nicht gleich? Und um Euch zu zeigen, was man aus dieſem Talente für Vortheil ziehen kann: ich habe eine Tochter; kommt alle Abende von halb Sieben bis Neun; gebt ihr Unterricht und ich gebe Euch fünfundzwanzig Louisd'or des Jahrs. Ihr frühſtückt, ſpeiſt, nehmt das Veſper- und Abendbrod mit uns. Der Ueberreſt des Tags gehört Euch und Ihr verwendet ihn zu Euerm Vortheil.

Er. Und der Mann, was iſt aus ihm geworden?

Ich. Wäre er klug geweſen, ſo hätte er ſein Glück gemacht, das Einzige, was Ihr im Auge zu haben ſcheint.

Er. Freilich! Nur Gold, nur Gold! Gold iſt Alles, und das Uebrige ohne Gold iſt Nichts. Auch hüte ich mich, meinem Knaben den Kopf mit ſchönen Grundſätzen vollzupropfen, die er vergeſſen müßte, wenn er nicht ein Bettler bleiben wollte. Dagegen, ſobald ich einen Louisd'or beiße, das mir nicht oft begegnet, ſtelle ich mich vor ihn hin, ziehe das Goldſtück aus meiner Taſche, zeige es ihm mit Verwunderung, hebe die Augen gen Himmel und küſſe das Geld. Und ihm noch beſſer begreiflich zu machen, wie wichtig das heilige Stück ſei, ſo laufe ich ihm, ſo zeige ich mit dem Finger Alles, was man ſich anſchaffen kann, ein hübſches Röckchen, ein hübſches Mützchen, einen guten Biscuit. Dann ſteck' ich den Louisd'or in die Taſche; ich ſpaziere mit Uebermuth; ich hebe den Schooß meiner Weſte auf; ich ſchlage mit der Hand auf die Taſche, und ſo mache ich ihm begreiflich, daß dieſe Sicherheit, die er an mir bemerkt, von dem Louisd'or ſich herſchreibt.

Ich. Man kann's nicht beſſer. Aber wenn es begegnete, daß er, tief durchdrungen von dem Werth der Goldſtücke, gelegentlich eines Tages....

Er. Ich verſtehe Euch. Darüber muß man die Augen zudrücken. Es gibt ja auch keinen moraliſchen Grundſatz, der nicht ſeine Unbequemlichkeit hätte; und wenn das Schlimmſte zum Schlimmen kommt, ſo iſt es eine böſe Viertelſtunde, und dann iſt Alles vorbei.

Ich. Auch nach ſo muthigen und weiſen Anſichten beſtehe ich noch auf meinem Glauben, daß es gut wäre, ihn zum Muſiker zu machen. Ich weiß kein Mittel, ſich geſchwinder den Großen zu nähern, ihren Laſtern zu dienen und aus den ſeinigen Vortheil zu ziehen.

Er. Es iſt wahr. Aber ich habe Projecte, die noch ſchneller und ſicherer guten Erfolg verſprechen. Ach, wenn's nur eben ſo wohl ein Mädchen wäre! Aber da man nicht thun kann, was man will, ſo muß man nehmen, was kommt, den beſten Vortheil daraus ziehen, und nicht deßhalb auf dumme Weiſe, wie die meiſten Väter, die nichts Schlimmers thun könnten, wenn ſie auf's Unglück ihrer Kinder ſtudirt hätten, einem Kinde, das in Paris zu leben beſtimmt iſt, die Lacedämoniſche Erziehung geben. Iſt unſere Erziehung ſchlimm, ſo ſind die Sitten meiner Nation Schuld daran, nicht ich. Verantwort' es, wer kann. Mein Sohn ſoll glücklich ſein oder, was auf Eins hinauskommt, geehrt, reich und mächtig. Ich kenne ein wenig die leichteſten Wege, zu dieſem Zweck zu gelangen, und ich will ihn früh genug damit bekannt machen. Tadelt Ihr mich, Ihr andern Weiſen, ſo wird die Menge und der Erfolg mich losſprechen. Er wird Gold beſitzen, ich ſag's Euch, und wenn er genug beſitzt, ſo wird ihm Nichts ermangeln, ſelbſt Euere Achtung nicht und Euere Ehrfurcht.

Ich. Ihr könntet Euch irren.

Er. Oder er bekümmert ſich Nichts d'rum, wie Andere denken....

(Hier war nun freilich gar viel von Dem, was man denkt, wornach man ſich beträgt, aber was man nicht ausſpricht; und Das iſt denn der auffallendſte Unterſchied zwiſchen meinem Manne und den meiſten Menſchen, die uns umgeben. Er bekannte die Laſter, die ihm anklingen, die auch Andern anhängen; aber er war kein Heuchler; er war nicht abſcheulicher als Jene; er war nur offener und folgerechter, manchmal profunder in ſeiner Verderbniß. Ich zitterte, wozu ſein Knabe unter einem ſolchen Lehrer werden könnte; denn gewiß, bei einer Erziehung, die ſo genau nach unſern Sitten gebildet war, mußte er weit gehen, wenn ihm nicht frühzeitig Einhalt geſchah.)

Er. O, fürchtet Nichts. Der bedeutende, der ſchwere Punct, bei dem ein guter Vater beſonders vermeiden ſoll, iſt nicht etwa, daß er ſeinem Knaben die ſämmtlichen Laſter überliefere, die ihn reich machen, die Lächerlichkeiten, wodurch er den Großen unſchätzbar wird; Das weiß die ganze Welt, wenn nicht ſyſtematiſch wie ich, doch nach Beiſpiel und einzelnen Unterricht. Nein, der Hauptpunct iſt, ihm das rechte Maß zu bezeichnen, die Kunſt, ſich der Schande, der Entehrung, den Geſetzen zu entziehen. Das ſind Diſſonanzen in der geſellſchaftlichen Harmonie; dieſe muß man wiſſen anzubringen, vorzubereiten, zu retten. Nichts iſt ſo platt, als eine Reihe vollkommener Accorde. Es muß Etwas geben, das anrege, das den Strahlenbündel trenne und ihn in Farben zerſtreue.

Ich. Sehr gut! Durch dieſen Vergleich führt Ihr mich von den Sitten abermals zur Muſik, von der ich mich wider meinen Willen entfernt hatte. Ich danke Euch; denn um Nichts zu verbergen, ich liebe Euch mehr als Muſiker denn als Moraliſt.

Er. Und doch ſehe ich in der Muſik ſehr untergeordnet.

Ich. Daran zweifle ich; aber wenn es wäre, ſo bin ich ein einfacher Mann, und Euere Grundſätze ſind nicht die meinigen.

Er. Deſto ſchlimmer für Euch. Ach, beſäß' ich nur Euere Talente!

Ich. Laßt meine Talente, und gedenken wir der Euern.

Er. Ja, wenn ich mich nur ausdrücken könnte, wie Ihr. Aber ich ſpreche einen verteufelten Miſchmaſch, halb wie Weltleute und Gelehrte und halb wie die Marktweiber.

Ich. Ich rede übel. Ich weiß nur die Wahrheit zu ſagen, und Das greift nicht immer, wie Ihr wißt.

Er. Es iſt auch nicht, um die Wahrheit zu ſagen, aber um die Lüge gut zu ſagen, daß ich mir Euer Talent wünſche. Wäßt' ich nur zu ſchreiben, ein Buch zu ſchätzen, eine Dedication zu wenden, einen Narren recht von ſeinem Verdienſte trunken zu machen, mich bei den Weibern einzuſchmeicheln.

Ich. Das Alles wißt Ihr tauſend Mal beſſer als ich. Ich wäre nicht einmal werth, Euer Schüler zu ſein.

Er. Wie viel große Eigenſchaften, deren Preis Ihr nicht erkennt!

Ich. Den Preis, den ich d'rauf lege, erwerbe ich auch.

Er. Wäre Das wahr, ſo trüat Ihr nicht dieſen groben Rock, dieſe Zeugweſte, dieſe baumwollenen Strümpfe, dieſe ſchweren Schuhe und dieſe alte Perrücke.

Ich. Ihr habt recht. Man muß ſehr ungeſchickt ſein, wenn man nicht reich iſt und ſich doch Alles erlaubt, um es zu werden. Aber es gibt Leute, wie ich, die den Reichthum nicht als das Koſtbarſte auf der Welt betrachten. Wunderliche Leute!

Er. Sehr wunderliche Leute! Mit dieſer Anſicht wird man nicht geboren; man gibt ſie ſich; denn ſie iſt nicht in der Natur.

Ich. Des Menſchen?

Er. Des Menſchen. Alles, was lebt, und ſo auch der Menſch, ſucht ſein Wohlſein auf Koſten Deſſen, der was hergeben kann; und ich bin ſicher, daß wenn ich meinen kleinen Wilden gehen ließe, ohne daß ich ihm irgend Etwas ſagte, würde er reiche Kleider verlangen, reichliche Nahrung, Werthſchätzung der Männer, Liebe der Frauen, alles Glück des Lebens auf ſich vereinigt.

Ich. Wäre der kleine Wilde ſich ſelbſt überlaſſen und bewahrte ſeine ganze Schwäche; vereinigte mit der geringen Vernunft des Kindes in der Wiege die Gewalt der Leidenſchaften des Mannes von dreißig Jahren: ſo bräch' er ſeinem Vater den Hals und entehrte ſeine Mutter.

Er. Das zeigt die Nothwendigkeit einer guten Erziehung; und wer beſtreitet ſie? Was iſt denn aber eine gute Erziehung, als die zu allen Arten Genuß führt ohne Gefahr und Ungelegenheit?

Ich. Beinahe könnt' ich Euch beipflichten! Aber wir wollen uns vor einer Erklärung hüten.

Er. Warum?

Ich. Weil ich fürchte, die Uebereinſtimmung iſt nur ſcheinbar; und wollten wir beſtimmen, was denn für Gefahren und Ungelegenheiten zu vermeiden ſind, ſo verſtehen wir uns nicht mehr.

Er. Und was thut's denn?

Ich. Laſſen wir Das. Was ich davon weiß, werde ich Euch nicht lehren, und leichter unterrichtet Ihr mich in Dem, was Ihr von der Muſik verſteht und ich nicht weiß. Lieber Neveu, laßt uns von Muſik reden, und ſagt

mir: wie kommt's, daß Ihr mit der Leichtigkeit, die ſchönſten Stellen der großen Meiſter zu fühlen, im Gedächtniß zu behalten, ſie mit dem Enthuſiasmus, den ſie Euch einflößen, wieder zu geben und Andere wieder zu entzücken: wie kommt's, daß Ihr Nichts gemacht habt, das Etwas werth ſei?

(Anſtatt mir zu antworten, zuckte er mit dem Kopf, hob den Finger gen Himmel und rief: Und das Geſtirn, das Geſtirn! Als die Natur Leo, Vinci, Pergoleſe, Duni bildete, da lächelte ſie; ein ernſthaftes und gebieteriſches Geſicht machte ſie, als ſie den lieben Onkel Rameau hervorbrachte, den man während zehn Jahren den großen Rameau wird genannt haben, und von dem man bald nicht mehr ſprechen wird. Als ſie aber ſeinen Vetter zuſammenraffte, da ſchnitt ſie eine Fratze und wieder eine Fratze und noch eine Fratze .... Als er Das ſagte, ſchnitt er verſchiedene Geſichter. Es war Verachtung, Geringſchätzung, Ironie. Er ſchien ein Stück Teig zwiſchen ſeinen Fingern zu kneten, und lächelte über die lächerlichen Formen, die er ihm gab. Hierauf warf er die ſeltſame Pagode weg und ſagte:) So machte ſie mich und warf mich neben andere Pagoden, einige mit dicken, wohlgeſättigten Bäuchen, kurzen Hälſen, glotzenden, vorliegenden Augen von apoplectiſchem Anſehen. Auch krumme Hälſe gab's, und dann trockene Figuren, mit lebhaftem Auge und einer Habichtsnaſe. Alle wollten ſich zu Tode lachen, indem ſie mich ſahen; und ich ſetzte meine Fäuſte in die Seiten und wollte mich zu Tode lachen, als ich ſie ſahe. Denn die Thoren und Narren haben Freude an einander, ſie ſuchen ſich, ſie ziehen ſich an. Hätte ich da bei meiner Ankunft nicht das Sprüchwort ſchon fertig gefunden: das Geld der Narren iſt das Erbtheil der Geſcheidten, mir wäre man's ſchuldig geworden. Ich fühlte, die Natur hatte mein Erbtheil in den Beutel der Pagoden gelegt, und ich verſuchte tauſend Mittel, um es wieder zu erhaſchen.

Ich. Ich kenne dieſe Mittel. Ihr habt mir davon geſprochen. Ich habe ſie ſehr bewundert; aber bei ſo viel Fähigkeiten, warum verſuchtet Ihr nicht ein ſchönes Werk?

Er. Das iſt gerade, wie ein Weltmann zum Abbé Le Blanc ſagte. Der Abbé ſagte: „Die Marquiſe von Pompadour nimmt mich auf die Hand und trägt mich bis an die Schwelle der Academie; da zieht ſie die Hand weg, ich falle und breche beide Beine.“ — Der Weltmann antwortete: „Ihr ſolltet Euch zuſammen nehmen, Abbé, und die Thüre mit dem Kopf einſtoßen.“ — Der Abbé verſetzte: „Das habe ich eben verſucht; und wißt Ihr, was ich davon trug? Eine Beule an der Stirne.“

(Nach dieſem Geſchichtchen ging mein Mann mit hängendem Kopf einher, nachdenklich und niedergeſchlagen. Er ſeufzte, weinte, jammerte, erhub Hände und Augen, ſchlug den Kopf mit der Fauſt, daß ich dachte, er würde Stirn oder Finger beſchädigen. Dann ſetzt' er hinzu:) Mir ſcheint, es iſt doch was da drinnen. Aber ich mag ſchlagen und ſchütteln, wie ich will, Nichts kommt heraus. (Dann begann er wieder den Kopf zu ſchütteln, die Stirn gewaltig zu ſchlagen und ſagte:) Entweder iſt Niemand drinnen, oder man will mir nicht antworten.

(Nach einem Augenblick zeigte er ein nachdenkliches Anſehen, erhob den Kopf, legte die rechte Hand auf's Herz, ging und ſagte:) Ich fühle, ja ich fühle .... (Er ſtellte einen Menſchen vor, der böſe wird, der ſich ärgert, zärtlich wird, beſtehlt, bittet; und ohne Vorbereitung ſprach er Reden des Zorns, des Mitleidens, des Haſſes, der Liebe. Er entwarf die Charactere der Leidenſchaft mit einer Feinheit, einer erſtaunenden Wahrheit. Dann ſetzte er hinzu:) So iſt's recht, glaub' ich. Nun kommt's. Da ſieht man, was ein Geburtshelfer thut, der die Schmerzen reizt und beſchleunigt und eilig das Kind bringt. Bin ich allein und nehm' ich die Feder, will ich ſchreiben, ſo zerbeiß' ich mir die Nägel, reibe die Stirne ab. Geſetzſamer Diener, guten Abend; der Gott iſt abweſend. Ich glaubte Genie zu haben; am Ende der Zeile leſe ich, daß ich dumm bin, dumm, dumm. Aber wie will man auch fühlen, ſich erheben, denken, mit Stärke malen, wenn man mit Leuten umgeht, wie die ſind, denen man aufwarten muß, um zu leben? Wie will man Das mitten unter ſolchen Reden, die man führt und hört, und dieſem Gevattergeklatſch: Heute war der Boulevard allerliebſt. Habt Ihr den kleinen Murmelthierzungen gehört? Er ſpielt ſcharmant. Herr ſo und ſo hat das ſchönſte grangeapfelte Geſpann, das man ſich nur denken mag. Die ſchöne Madame N. N. iſt auch auf dem Rückweg. Trägt man denn mit fünfundvierzig Jahren noch einen ſolchen Aufſatz? Die Junge ſo und ſo iſt mit Diamanten bedeckt, die ihr wenig koſten. — Ihr wollt ſagen, die ihr viel koſten. — Nicht doch! — Wo habt Ihr ſie geſehen? — Bei'm verlornen und wiedergefundenen Arlequin. Die Scene der Verzweiflung iſt geſpielt worden, wie noch niemals. Der Polichinelle der Foire hat Kehle, aber keine Feinheit, keine Seele. Madame die und die hat auf ein Mal zwei Kinder gekriegt. So kann doch jeder Vater zu dem ſeinigen greifen .... Und Das nun alle Tage zu ſagen, wieder zu ſagen und zu hören, ſollte Das ermüden und zu großen Dingen führen?

Ich. Nein! Man ſchieße ſich lieber auf ſein

Dachkämmerchen, trinke Waſſer, ſpeiſe trockenes Brod und ſuche ſich ſelbſt.

Er. Vielleicht! Aber dazu habe ich den Muth nicht. Und ſein ganzes Daſein an etwas Ungewiſſes wagen? Und der Name, den ich führe, Rameau! Rameau zu heißen, Das iſt unbequem. Es iſt nicht mit den Talenten wie mit dem Adel, der ſich fortpflanzt und deſſen Herrlichkeit wächſt, indem er vom Großvater zum Vater, vom Vater zum Sohn, vom Sohn zum Enkel übergeht, ohne daß der Ahnherr eine Forderung von Verdienſt an ſeinen Abkömmling mache. Der alte Stamm äſtet ſich zu einem ungeheuern Narrenbaume; aber was ſchadet Das? Mit dem Talent iſt's ganz anders. Um nur den Ruf ſeines Vaters zu erhalten, muß man geſchickter ſein als er; man muß von ſeiner Faſer geerbt haben. Die Faſer iſt mir ausgeblieben; aber das Handgelenk iſt geübt, der Degen rührt ſich, und der Topf ſiedet. Iſt's nicht Ruhm, ſo iſt Douceur.

Ich. An Eurer Stelle ließe ich mir's nicht zwei geſagt ſein, ich verſuchte.

Er. Und glaubt Ihr, daß ich nicht verſucht habe? Ich war noch nicht vierzehn Jahre alt, als ich mir zum erſten Male ſagte: Was haſt Du, Rameau? Du ſinnſt? Auf was ſinnſt Du? Du möchteſt gern Etwas gemacht haben, oder machen, woran ſich die Welt entzückte .... Nun denn; ſo bläſe und rühre die Finger. Schneide das Rohr zu; ſo gibt es eine Flöte. Ich ward älter und wiederholte die Reden meiner Kindheit, und noch immer wiederhole ich ſie. Aber die Statue Memnon's bleibt mein Nachbar.

Ich. Was wollt Ihr mit Eurer Statue Memnon's?

Er. Das iſt klar, dünkt mich. In der Nachbarſchaft von Memnon's Bildſäule ſtanden viele andere, gleichfalls von der Sonne beſchienen, aber nur die eine gab einen Klang. Voltaire iſt ein Poet und wer noch? Voltaire; und der Dritte? Voltaire; und der Vierte? Voltaire. Muſiker ſind Rinaldo von Capua, Haſſe, Pergoleſe, Alberti, Tartini, Locatelli, Terradeglias, mein Onkel, der kleine Duni, der weder Geſichtsausdruck noch Figur hat; aber der fühlt, bei Gott! der Geſang hat und Ausdruck. Das iſt nun wohl eine kleine Zahl Memnon's. Das Uebrige will nicht mehr heißen, als ein Paar Ohren an einen Stock genagelt. Auch ſind wir Uebrigen bettelhaft, ſo bettelhaft, daß es eine Luſt iſt. Ach, Herr Philoſoph, das Elend iſt eine ſchreckliche Sache. Ich ſehe es lauernd, mit lechzendem Munde, um einige Tropfen Waſſer aufzufangen, die ſich aus dem Gefäß der Danaiden verlieren. Ich weiß nicht, ob es den Geiſt der Philoſophen ſchärft, aber es verkältet teufliſch den Kopf des Poeten. Man ſingt nicht gut unter dem Faſſe; und doch iſt Der glücklich zu preiſen, der einen Platz findet. Ich war ſo glücklich und habe mich nicht halten können. Ach, ich war ſchon ein Mal ſo ungeſchickt; ich reiſ'te durch Böhmen, Deutſchland, die Schweiz; Holland, zum Teufel in alle Welt!

Ich. Unter dem löcherigen Faß.

Er. Unter dem löcherigen Faß. Es war ein reicher, verſchwenderiſcher Jude, der die Muſik und meine Thorheiten liebte. Ich muſicirte wie es Gott gefiel und ſpielte den Narren dabei. Mir ging Nichts ab. Mein Jude war ein Mann, der das Geſetz kannte, der es ſtreng und ſchroff beobachtete, manchmal in Gegenwart des Freundes, immer in Gegenwart des Fremden. Er zog ſich einen böſen Handel zu, den ich Euch erzählen muß.

In Utrecht fand ſich eine allerliebſte Dirne; die Chriſtine gefiel ihm. Er ſchickte ihr einen Kuppler mit einem ſtarken Wechſel. Die wunderliche Creatur verwarf das Anerbieten; der Jude war in Verzweiflung. Der Mittelsmann ſagte: Warum betrübt Ihr Euch ſo? Wollt Ihr eine hübſche Frau? Nichts iſt leichter und zwar eine noch hübſchere als die, nach der Ihr trachtet. Es iſt meine Frau; ich trete ſie Euch ab für denſelbigen Preis! Geſagt, gethan. Der Mittelsmann behält den Wechſel und führt meinen Juden zur Frau. Der Wechſel wird fällig; der Jude läßt ihn proteſtiren und weigert die Zahlung. Denn der Jude ſagte zu ſich ſelbſt: „Niemals wird dieſer Mann ſich zu ſagen unterſtehen, um welchen Preis er meinen Wechſel beſitzt, und ich werde ihn nicht bezahlen.“ Vor Gericht fragte er den Kuppler: „Dieſen, von wem habt Ihr ihn? — Von Euch. — „Habt Ihr mir Geld geborgt?“ — Nein! — „Habt Ihr mir Waaren geliefert?“ — Nein! — „Habt Ihr mir Dienſte geleiſtet?“ — Nein! Aber davon iſt die Rede nicht. Ihr habt den Wechſel unterzeichnet und werdet bezahlen. — „Ich habe ihn nicht unterzeichnet.“ — So wäre ich alſo ein Verfälſcher? — „Ihr oder ein Anderer, deſſen Werkzeug Ihr ſeid.“ — Ich bin ein Schuft, aber Ihr ſeid ein Spitzbube. Glaubt mir und treibt mich nicht aufs Aeußerſte. Ich geſtehe ſonſt Alles. Ich entehre mich, aber Euch richte ich zu Grunde .... Der Jude verachtete die Drohung und der Kuppler entdeckte die ganze Geſchichte bei der nächſten Sitzung. Sie wurden Beide beſchimpft, und der Jude zu Zahlung des Wechſels verdammt, deſſen Summe man zum Beſten der Armen verwendete. Da trennt ich mich von ihm und kam hierher.

Was ſollte ich thun? Denn ich mußte vor Elend umkommen oder Etwas vornehmen. Tauſend Vorſchläge gingen mir durch den Kopf. Bald wollt' ich mich in eine Landtruppe werfen und tanzte weder für's Theater, noch für's Orcheſter.

Bald wollt' ich mir ein Bild malen laſſen, wie man's an der Stange herumträgt und auf einer Kreuzſtraße hinpflanzt. Dabei hätt' ich mit lauter Stimme meine Geſchichte erzählt: Hier iſt die Stadt, wo er geboren iſt; hier nimmt er Abſchied von ſeinem Vater, dem Apotheker; hier kommt er in die Hauptſtadt und ſucht die Wohnung ſeines Onkels; hier liegt er ſeinem Onkel zu Füßen, der ihn fortjagt; hier zieht er mit einem Juden herum u. ſ. w. Den andern Tag ſtand ich auf, wohl entſchloſſen, mich mit den Gaſſenſängern zu verbinden, und Das würd' ich nicht am Schlimmſten gemacht haben. Unſere Uebungen hätten wir unter den Fenſtern meines lieben Onkels angeſtellt, der vor Bosheit zerplatzt wäre. Ich ergriff ein anderes Mittel.

(Da hielt er inne und ging nach und nach von der Stellung eines Mannes, der eine Violin hält, auf der er die Töne greift, bis zur Geſtalt eines armen Teufels über, dem die Kräfte mangeln, dem die Knie ſchlottern und der verſcheiden würde, wenn man ihm nicht ein Stückchen Brod zuwürfe. Er bezeichnete ſein äußerſtes Bedürfniß durch die Bewegung des Fingers gegen ſeinen halb offenen Mund.)

Das verſteht man. Man wirft mir eine Kleinigkeit zu, um die wir uns ſtreiten, drei oder vier Hungrige, wie wir ſind. Und nun denkt einmal groß, macht ſchöne Sachen in einem ſolchen Zuſtande!

Ich. Das iſt ſchwer.

Er. Von Stufe zu Stufe fiel ich endlich in ein gutes Haus und befand mich köſtlich. Nun bin ich verſtoßen und muß von Neuem die Darmſaiten ſägen und auf die Geberde des Fingers gegen den lechzenden Mund zurückkehren. Nichts iſt beſtändig auf der Welt. Am Glücksrade heute oben, morgen unten. Verfluchte Zufälle führen uns und führen uns ſehr ſchlecht.

(Dann trank er einen Schluck, der noch in der Flaſche übrig geblieben war. Dann wendete er ſich zu ſeinem Nachbar:)

Mein Herr, ich bitte Euch um eine kleine Priſe. Ihr habt da eine ſchöne Doſe. Ihr ſeid kein Muſicus? — Nein! — Deſto beſſer für Euch. Das ſind arme, beklagenswerthe Schufte. Das Schickſal hat mich dazu gemacht, mich, indeſſen zu Montmartre vielleicht in einer Mühle ein Müller, ein Mühlknecht ſich befindet, der nichts Anderes als das Klappern der Mühle hören wird, und der vielleicht die ſchönſten Geſänge gefunden hätte. Kameau zur Mühle, zur Mühle, dort gehörſt Du hin!

Ich. Die Natur beſtimmte Jeden dazu, wozu er ſich Mühe geben mag.

Er. Doch vergreift ſie ſich oft. Was mich betrifft, ich betrachte die irdiſchen Dinge nicht von ſolcher Höhe, wo Alles einerlei ausſieht. Der Mann, der einen Baum mit der Scheere reinigt, und die Raupe, die daran das Blatt nagt, können für zwei gleiche Inſecten gelten. Jeder hat ſeine Pflicht. Stellt Euch auf eine Planeten-Bahn und theilet von dorther, wenn es Euch gefällt, nach Art des Reaumur, das Geſchlecht der Fliegen in Nähende, Ackernde, Sicheinde, oder die Menſchengattung in Tiſcher, Zimmerleute, Dachdecker, Tänzer, Sänger! Das iſt Euere Sache; ich miſche mich nicht d'rein. Ich bin in dieſer Welt und bleibe drinn; aber wenn es natürlich iſt, Appetit zu haben; (denn ich komme immer zum Appetit zurück, zu der Empfindung, die mir immer gegenwärtig iſt:) ſo finde ich, daß es keine gute Ordnung ſei, nicht immer Etwas zu eſſen zu haben. Welche Teufelseinrichtung! Menſchen, die Alles überrollt haben, indeſſen Andere, eben auch wie ſie, mit ungeſtümen Mägen, wie ſie, mit einem wiederkehrenden Hunger Nichts für ihren Zahn finden. Und dann iſt die gezwungene Stellung, in der uns das Bedürfniß hält, das Allerſchlimmſte. Der bedürftige Menſch geht nicht wie ein anderer: er ſpringt, er kriecht, er krümmt ſich, er ſchleppt ſich und bringt ſein Leben zu, indem er Poſitionen erdenkt und ausführt.

Ich. Was ſind den Poſitionen?

Er. Fragt Roverre! Und doch bringt die Welt vielmehr Poſitionen hervor, als ſeine Kunſt nachahmen kann.

Ich. So verſteigt Ihr Euch doch auch in höhere Regionen und betrachtet von da herab die verſchiedenen Pantomimen der Menſchengattung?

Er. Nein, nein! Ich ſehe nur um mich her und ſetze mich in meine Poſition, oder ich erluſtige mich an den Poſitionen, die ich Andere nehmen ſehe. Ich verſtehe mich trefflich auf Pantomimen; Ihr ſollt urtheilen.

(Nun lächelt er, ſpielt den Bewunderuden, den Bittenden, den Gefälligen; er ſetzt den rechten Fuß vor, den linken zurück, den Rücken gebogen, den Kopf in die Höhe, den Blick wie auf Anderer Blicke gerichtet, den Mund halb offen, die Arme nach einem Gegenſtande ausgeſtreckt. Er erwartet einen Befehl, er empfängt ihn; fort iſt er wie ein Pfeil; er iſt wieder da, es iſt gethan, er gibt Rechenſchaft; er iſt aufmerkſam auf Alles; was fällt, hebt er auf; ein Kiſſen legt er zurecht; einen Schemel ſchiebt er unter! Er hält einen Präſentir-Teller, er nähert einen Stuhl, er öffnet eine Thüre, zieht die Vorhänge zu, bemerkt den Herrn und die Frau, iſt unbeweglich mit hängenden Armen, feſten Beinen; er hört, er horcht, er ſucht auf den Geſichtern zu leſen, und dann ſagt er:) Das iſt nun meine Pantomime ungefähr, wie aller Schmeichler, Schmarotzer und Dürftigen.

(Die Theorieen dieſes Menſchen, die Nähr-

chen des Abtes Galiani, die Ausschweifungen Rabelais haben mich manchmal zu tiefem Nachdenken veranlaßt. Das sind drei Kramläden, wo ich mich mit lächerlichen Masken versehe, die ich den ernsthaftesten Personen auf's Gesicht setze. Ich sehe einen Pantalon in einem Prälaten, einen Satyr in einem Präsidenten, ein Schwein in einem Mönche, einen Strauß in einem Minister, eine Gans in seinem ersten Secretär.)

Aber nach Euerer Rechnung, sagte ich zu meinem Manne, gibt es auf dieser Welt viel Dürftige, und ich kenne Niemand, der sich nicht zu einigen Schritten Euers Tanzes bequeme.

Er. Ihr habt recht. In einem ganzen Königreiche gibt es nur einen Menschen, der g'rad' vor sich hingeht, den Souverän; das Uebrige alles nimmt Positionen.

Ich. Der Souverän? Und dabei ließe sich doch auch noch Etwas erinnern. Glaubt Ihr denn nicht, daß sich von Zeit zu Zeit neben ihm ein kleiner Fuß, ein kleiner Chignon, eine kleine Nase befinde, die ihn gleichfalls zu einiger Pantomime veranlassen? Wer einen Andern braucht, ist bedürftig, und nimmt eine Position an. Vor seiner Geliebten nimmt der König eine Position an, und vor Gott macht er seinen Pantomimen-Schritt. Der Minister macht den Schritt des Hofmanns, des Schmeichlers, des Bedienten, des Bettlers vor seinem König. Die Menge der Ehrgeizigen tanzt Euere Positionen auf hundert Manieren, eine verworfener als die andern, vor dem Minister. Der vornehme Abbé mit Ueberschlag und langem Kinn macht wenigstens ein Mal die Woche vor Dem, der die Benefizien auszutheilen hat, seine Mäuschen. Wahrlich, was Ihr die Pantomime der Bettler nennt, ist der große Hebel der Erde. Jeder hat seine kleine Hus und seinen Bertin.

Er. Das tröstet mich.

(Aber indessen ich sprach, stellte er die genannten Leute vor; es war zum Todtlachen. Z. B. als kleiner Abbé hielt er den Hut unterm Arm, das Brevier in der linken Hand, mit der rechten trug er den Schweif seines Mantels; den Kopf ein wenig auf die Schulter geneigt, ging er einher, mit niedergeschlagenen Augen, und ahmte so völlig den Heuchler nach, daß ich glaubte, den Autor der Réfutation vor dem Bischof von Orleans zu sehen. Hinter den Schmeichlern, den Ehrsüchtigen war er gewaltig drein. Es war der leibhaftige Denret bei der General-Contrôle.)

Ich. Das heißt vortrefflich aufführen; aber doch gibt es ein Wesen, das von der Pantomime frei gesprochen ist, der Philosoph, der Nichts hat und Nichts verlangt.

Er. Und wo ist denn das Thier? Hat er Nichts, so leidet er; bemüht er sich um Nichts, so erhält er Nichts und wird immer leiden.

Ich. Nein! Diogen, der über die Bedürfnisse spottete!

Er. Aber man will gekleidet sein!

Ich. Nein! Er ging nackt.

Er. Manchmal war es kalt in Athen.

Ich. Weniger als hier.

Er. Man speiste.

Ich. Ganz gewiß!

Er. Auf wessen Kosten?

Ich. Der Natur. Zu wem wendet sich der Wilde? Zur Erde, zu den Thieren, den Fischen, den Bäumen, den Kräutern, den Wurzeln, den Bächen.

Er. Schlechte Tafel!

Ich. Sie ist groß.

Er. Aber übel bedient.

Ich. Und doch deckt man sie ab, um die unsrigen zu besetzen.

Er. Aber bekennt nur, daß die Industrie unserer Küche, Pastete- Bäcker und Zuckerbäcker ein Weniges von dem Ihrigen hinzuthut. Mit einer so strengen Diät mußte Euer Diogen wohl keine störrischen Organe besitzen?

Ich. Ihr irrt Euch. Des Cynikers Kleid war ehemals, was jetzt unsere Mönchskleidung und mit derselben Kraft. Die Cyniker waren die Carmeliten und Capuziner von Athen.

Er. Da hab' ich Euch! Diogen hat also auch seine Pantomime getanzt, wenn auch nicht vor Pericles, wenigstens vor Lais oder Phryne.

Ich. Da betrügt Ihr Euch wieder. Andere bezahlten sehr theuer die Schönheit, die sich ihm aus Vergnügen überließ.

Er. Begab sich's aber, daß die Schönheit sonst beschäftigt war und der Cyniker nicht warten konnte —

Ich. So ging er in sein Faß und suchte sie entbehrlich zu finden.

Er. Und Ihr rathet mir, ihn nachzuahmen?

Ich. Ich will sterben, wenn es nicht besser wäre, als zu kriechen, sich wegzuwerfen, sich zu beschimpfen.

Er. Aber ich brauche ein gutes Bett, eine gute Tafel, ein warmes Kleid im Winter, ein kühles Kleid im Sommer und mehr andere Dinge, die ich lieber dem Wohlwollen schuldig sein, als durch Arbeit erwerben mag.

Ich. Weil Ihr ein Nichtswürdiger, ein Vielfraß, ein Niederträchtiger seid, eine Kothseele.

Er. Das hab' ich Euch, glaub' ich, schon Alles gestanden.

Ich. Ohne Zweifel haben die Dinge des Lebens einen Werth; aber Ihr kennt nicht den Werth des Opfers, das Ihr bringt, um sie zu erlangen. So tanzt Ihr die schlechte Pantomime, Ihr habt sie getanzt und werdet sie tanzen.

Er. Es iſt wahr; aber es hat mich wenig gekoſtet, und deßwegen wird mich's künftig Nichts koſten, und deßhalb thät' ich übel, einen andern Gang anzunehmen, der mir beſchwerlich wäre, und in dem ich nicht verharren könnte. Aber aus Dem, was Ihr mir da ſagt, begreif' ich erſt, daß meine arme, kleine Frau eine Art Philoſoph war; ſie hatte Muth, wie ein Löwe. Manchmal fehlte es uns an Brod, wir hatten keinen Pfennig, und manchmal waren faſt alle unſere Kleinigkeiten von Werth verkauft. Ich hatte mich auf's Bett geworfen; da zerbrach ich mir den Kopf, den Mann zu finden, der mir einen Thaler liehe, den ich ihm nicht wiedergäbe. Sie, munter wie ein Zeiſig, ſetzte ſich an's Clavier, ſang und begleitete ſich. Das war eine Nachtigallen-Kehle. Hättet Ihr ſie doch nur auch gehört! Wenn ich in einem Concert ſpielte, nahm ich ſie mit. Unterwegs ſagte ich: Friſch, Madame! macht, daß man Euch bewundere. Entwickelt Euer Talent, Eure Reize, entführt, überwindet. Wir kamen an; ſie ſang, ſie entführte, ſie überwand. Ach, ich habe die arme Kleine verloren! Außer ihrem Talent hatte ſie ein Mäulchen; kaum ging der kleine Finger hinein, Zähne, eine Reihe Perlen, Augen, ein Haut, Wangen, Bruſt, Aehfüßchen und Schenkel und Alles zum Modeliren. Früh oder ſpäter hätte ſie einen General-Pächter gewonnen. Das war ein Gang, Hüften, ach Gott, was für Hüften!

(Und nun machte er den Gang ſeiner Frau nach, kleine Schritte, den Kopf in der Luft; er ſpielte mit dem Fächer, er ſchwänzelte; es war die Caricatur unſerer kleinen Coquetten, ſo neckiſch und lächerlich als möglich. Dann fuhr er in ſeinem Geſpräche fort:)

Ueberall führte ich ſie hin, in die Tuilerien, in's Palais Royal, auf die Boulevards. Es war unmöglich, daß ſie mir bleiben konnte. Morgens, wenn ſie über die Straße ging, mit freien Haaren und niedlichem Jäckchen, Ihr wäret ſtehn geblieben, ſie zu beſehen; Ihr hättet ſie mit vier Fingern umſpannt, ohne ſie zu zwängen. Kam Jemand hinter ihr d'rein, und ſah ſie mit ihren kleinen Füßchen hintrippeln, und betrachtete die breiten Hüftchen, deren Form das leichte Röckchen zeichnete, gewiß, er verdoppelte den Schritt. Sie ließ ihn ankommen, und dann wendete ſie ſchnell ihre großen, ſchwarzen Augen auf ihn los, und Jeder blieb betroffen ſtehn. Denn die Vorderſeite der Medaille war wohl der Rückſeite werth. Aber ach! ich habe ſie verloren, und alle unſere Hoffnungen auf Glück ſind mit ihr verſchwunden. Ich hatte ſie nur darum geheirathet. Ich hatte ihr meine Plane mitgetheilt, und ſie hatte zu viel Einſicht, um nicht ihre Sicherheit zu begreifen, und zu viel Verſtand, um ſie nicht zu billigen.

(Nun ſchluchzt' er, nun weint' er, nun ruft' er aus:) Nein, nein! darüber tröſt' ich mich niemals, und darauf hab' ich Umſchlag und Käppchen genommen.

Ich. Der Schmerz?

Er. Eigentlich, um meinen Kopf immer auf dem Kopfe zu haben. Aber ſeht doch ein wenig, wie viel Uhr iſt es. Ich muß in die Oper.

Ich. Was gibt man?

Er. Von d'Auvergne. Es ſind ſchöne Sachen in ſeiner Muſik. Schade, daß er ſie nicht zuerſt geſagt hat! Unter den Todten gibt's immer einige, die den Lebendigen immer im Wege ſind. Was hilft's! Quisque suos patimur manes. Aber es iſt halb Sechſe. Ich höre die Glocke, die zu der Vesper des Abbe de Canaye läutet. Die ruft mich auch ab. Lebt wohl! Iſt's nicht wahr, Herr Philoſoph, ich bin immer Derſelbe?

Ich. Ja wohl, unglücklicher Weiſe!

Er. Laßt mich das Unglück noch vierzig Jahre genießen! Der lacht wohl, der zuletzt lacht.

Anmerkungen

über Perſonen und Gegenſtände, deren in dem Dialog „Rameau's Neffe" erwähnt wird.

Vorerinnerung.

Der Ueberſetzer hatte ſich vorgenommen, die Perſonen und Gegenſtände, welche in vorliegendem Dialog genannt und abgehandelt werden, ihre Verhältniſſe und Beziehungen in dieſen alphabetiſch geordneten Anmerkungen zur Bequemlichkeit des Leſers mehr in's Klare zu ſetzen. Manche Hinderniſſe ſetzten ſich dieſem Unternehmen entgegen, das nur zum Theil ausgeführt werden konnte. Da aber auch ſchon hierdurch der Zweck einiger Maßen erreicht wird, ſo hat man in Hoffnung einer künftigen weitern Ausführung das Gegenwärtige nicht zurückhalten wollen.

Abaki.

Ein außerordentliches muſicaliſches Talent, mit einer vortrefflichen Stimme begünſtigt, die ſogar Jarnetti's Eiferſucht erregte, zugleich ein

guter Clavier-Spieler, der aber ſeine großen Gaben nur als Dilettant zum Vergnügen ſeiner Zeitgenoſſen und zu eigenem Behagen anwendete, auch ſehr frühzeitig ſtarb.

d'Alembert.

Geboren 1717, geſtorben 1783.

Ihm iſt ſein Ruhm, als Mathematiker, niemals ſtreitig gemacht worden. Als er ſich aber um des Lebens und der Geſellſchaft willen vielſeitig litterariſch ausbildete, ſo nahmen die Mißgünſtigen daher Anlaß, ſchwächere Seiten aufzuſuchen und zu zeigen.

Solche feindſelige Naturen, die nur wider Willen entſchiedene Vorzüge anerkennen, möchten gern jeden trefflichen Mann in ſein Verdienſt ganz eigentlich einſperren und ihm eine vielſeitige Bildung, die allein Genuß gewährt, verkümmern. Sie ſagen gewöhnlich: zu ſeinem Ruhme habe er Dieſes oder Jenes nicht unternehmen ſollen! als wenn man Alles um des Ruhmes willen thäte, als wenn die Lebensvereinigung mit ähnlich Geſinnten, durch ernſte Theilnahme an Dem, was ſie treiben und leiſten, nicht den höchſten Werth hätte. Und nicht allein Franzoſen, welche Alles nach außen thun, ſondern auch Deutſche, welche die Wirkung nach innen recht gut zu ſchätzen wiſſen, geben ſolche Geſinnungen zu erkennen, wodurch der Schriftſteller vom Schriftſteller, der Gelehrte vom Gelehrten gildemäßig abgetrennt würde.

So viel bei Gelegenheit der Stelle: „d'Alembert vermiſſen wir in die Mathematik.“

d'Auvergne.

Der Erſte unter den Franzoſen, der in ſeiner Oper les Troqueurs ſich dem Italieniſchen Geſchmack zu nähern ſuchte und zu jener Epoche dadurch viel beitrug. (Siehe Muſik.)

Durand, ſonſt Durant.

Geboren 1716.

Verfaſſer kleiner, galanter Gedichte, bei uns mehr bekannt durch ſeine Trauerſpiele: den Grafen von Comminge und Euphemie'n, worin der fürchterliche Apparat von Gewölben, Grüften, Särgen und Mönchskutten den Mangel des großen, furchtbaren Tragiſchen erſetzen ſoll.

Durat (Jean de).

Ein Deutſcher oder Brabantiſcher Edelmann, der ſich lange Zeit in Paris aufhielt und wegen ſeiner Leidenſchaft zur Muſik merkwürdig war. Er wollte ſie nicht allein durch Andere genießen, ſondern er ſuchte ſie auch ſelbſt, wiewohl ohne ſonderlichen Erfolg, auszuüben. Ja ſeine Bemühungen und ſeine Concerte, allgemein gekannt und beſucht, konnten ſich eines in Paris ſo leicht erregten Lächerlichen nicht erwehren, in welchem Sinne denn auch Diderot hier auf dieſelben anzuſpielen ſcheint.

Patrat.

Geboren 1718, geſtorben 1799.

Apoſtel des halbwahren Evangeliums der Nachahmung der Natur, das Allen ſo willkommen iſt, die bloß ihren Sinnen vertrauen und Deſſen, was dahinter liegt, ſich nicht bewußt ſind. Warum er hier als Heuchler geſcholten wird, davon wiſſen wir keine Rechenſchaft zu geben.

Le Blanc (Abbé).

Geboren zu Dijon 1707, geſtorben 1781.

Wenn durch die Gunſt der Menge oder der Großen ein mittelmäßiges Talent zu Glück und Ehren gelangt, ſo entſteht eine wunderbare Bewegung unter Seinesgleichen. Alles, was ſich ihm ähnlich fühlt, wird durch die Hoffnung belebt, daß nun gleichfalls die Reihe an andere ehrliche Leute, die doch eben auch nicht für ganz verdienſtlos zu halten, endlich kommen müſſe und ſolle.

Doch auch hier, wie überall, behauptet das Glück ſein Majeſtäts-Recht und nimmt ſich der Mittelmäßigen ſo wenig als der Trefflichen an, als wenn es ihm nun gerade ein Mal beliebt.

Der Abbé Le Blanc, ein freilich ſehr mittelmäßiger Mann, mußte ſo manchen Seinesgleichen in der Academie ſehen, die ungeachtet einer, freilich nur vorübergehenden, Gunſt des Hofes für ihn unerbittlich blieb.

Die im Dialog erzählte Anecdote drückt das Verhältniß ſehr geiſtreich aus.

Pelet.

Ein reicher Finanz-Mann, der zugleich Ober-Director der Poſten war und ein ungeheures Vermögen durch die Gunſt des Hofes und der Großen, denen er alſo wohl ein Händchen abtreten konnte, zuſammenbrachte.

Aber weder ſein Glück, noch ſeine Erniedrigungen, die ihm Diderot ſehr hart aufrechnet, konnten ihn vor dem Untergang ſchützen, da er in ſich ſelbſt kein Maß hatte und ſein Geiſt im Ausgeben noch gewandter und unternehmender war, als im Erwerben.

Er baute königlich einen Pavillon, nur um den König, der alle Jahre mit ſeinem Hofſtaat auf der Jagd jene Gegend beſuchte, bewirthen zu können, und errichtete als Nebenſache, bei einer durchaus koſtſpieligen Lebensweiſe, ſehr anſehnliche Gebäude, wodurch er die Kräfte ſeiner eigenen Finanzen dergeſtalt ſchwächte, daß er, als Ludwig XV. unvermuthet ſtarb, und er ſeinen königlichen Gönner, ſo wie durch die Regierungsveränderung manche andere

Unterſtützung verlor, gerade, da er ihrer am Nöthigſten bedurft hätte, um ſich im Gleichgewicht zu erhalten, in die größte Verwirrung, ja Verzweiflung gerieth und ſeinem Leben ſelbſt ein Ende machte.

Pret.

Geboren 1717, geſtorben 1792.

Fruchtbarer, gefälliger Autor, aber ſchwach und nachläſſig. Herausgeber von Molière, zu welchem Geſchäfte ſeine Kräfte nicht hinreichten. Sein Stück le faux généreux fällt in das Jahr 1758.

Carmontel.

Verfaſſer der dramatiſchen Sprächwörter und anderer angenehmer, kleiner theatraliſcher Stücke.

Pesruches.

Geboren 1680, geſtorben 1754.

Litterator und Geſchäftsmann.

Mehrere ſeiner Stücke erwarben ſich Beifall. Zuletzt verliert er die Gunſt des Publicums und zieht ſich vom Theater zurück. (Siehe Dorat.)

Dorat.

Geboren 1724, geſtorben 1780.

Fruchtbarer, angenehmer Dichter, beſonders in kleinen Stücken, nicht ſo glücklich in größern, ernſtern, beſonders dramatiſchen.

Der große Reiz, den das Theater für jeden Zuſchauer hat, zeigt ſich auch darin, daß es ſo Manchen productiv zu machen ſcheint, der eigentlich dafür gar kein Talent hat. In jeder Nation ſtrebt eine unverhältnißmäßige Anzahl Menſchen nach dem Glück, ſich ſelbſt von dem Theater herunter wieder zu hören, und es iſt Niemandem zu verargen, wenn man zu dieſer innern Behaglichkeit noch die äußern Vortheile eines ſchnellen, allgemeinen, günſtigen Bekanntwerdens hinzurechnet.

Iſt dieſe Begierde, für's Theater zu arbeiten, bei dem ſtillen, mehr in ſich gekehrten Deutſchen faſt zur Seuche geworden: ſo begreift man leicht, wie der Franzoſe, der ſich es ſelbſt gar nicht zum Vorwurfe rechnet, unmäßig eitel zu ſcheinen, unwiderſtehlich genöthigt ſein muß, ſich auf ein Theater zu drängen, das bei einem hundertjährigen Glanze ſo große Namen zählt, die den lebhafteſten Wunſch erregen müſſen, wenn gleich auch hinter ihnen, doch mit und neben ihnen an derſelben Stelle genannt zu werden.

Dorat konnte dieſen Lockungen nicht entgehen, um ſo mehr, da er Anfangs ſehr beliebt und vorgeſchoben ward. Allein ſein Glück war nicht von Dauer; er ward herabgeſetzt und befand ſich in dem traurigen Zuſtand des Mißbehagens mit ſo vielen Andern, mit deren Zahl man, wo nicht einen Platz in Dante's Hölle, doch wenigſtens in ſeinem Fegfeuer beſetzen könnte. (Siehe Marivaux.)

Duni.

Geboren im Neapolitaniſchen den 9. Februar 1709, geſtorben den 11. Juni 1775.

Die Franzoſen ſcheinen, bei aller ihrer Lebhaftigkeit, mehr als andere Nationen an hergebrachten Formen zu hangen und ſelbſt in ihren Vergnügungen eine gewiſſe Eintönigkeit nicht gewahr zu werden. So hatten ſie ſich an die Muſik Lulli's und Rameau's gewöhnt, die ſie, wenn man es recht genau unterſuchte, vielleicht noch nicht ganz los geworden ſind.

Zur Zeit nun, als dieſe Muſik noch herrſchend war, in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts, mußte es eine große Bewegung geben, als eine andere, gerade entgegengeſetzte Art, das Publicum zu unterhalten, ſich daneben ſtellte. Indeſſen die große Franzöſiſche Oper mit einem ungeheuern Apparat ihre Gäſte kaum zu befriedigen im Stande war, hatten die Italiener die glückliche Entdeckung gemacht, daß wenige Perſonen, faſt ohne irgend eine Art von Umgebung, durch melodiſchen Geſang, heitern und bequemen Vortrag eine viel lebhaftere Wirkung hervorzubringen im Stande ſeien. Dieſe eigentlichen Intermezzi ſten machten, unter dem Namen der Bouffons, in Paris ein großes Aufſehen und erregten Parteien für und wider ſich.

Duni, der ſich in Italien an der buona figliola ſchon geübt hatte, ſchrieb für Paris den Peintre amoureux de son modèle, und ſpäter „das Milchmädchen", das auch auf dem Deutſchen Theater die comiſche Oper beinahe zuerſt einführte. Jene erſten Stücke des Duni waren in Paris völlig im Gange zur Zeit, als Diderot den gegenwärtigen Dialog ſchrieb. Er hatte ſich, nebſt ſeinen Freunden, ſchon früher zur Partei der heitern Productionen geſchlagen, und ſo weiſſagte er auch Rameau's Untergang durch den gefälligen Duni.

Fuzelier (Vater).

Geboren zu Orleans 1719, geſtorben zu Paris 1774.

Ein Mann von Kopf und Geiſt, von ſchönen Studien und mancherlei Kenntniſſen, der aber, weil er Manches einſah, Alles zu überſehen glaubte und als Journaliſt ſich zu einem allgemeinen Richter aufwarf. Er ſuchte ſich beſonders durch ſeine Oppoſition gegen Voltaire bedeutend zu machen, und ſeine Kühnheit, ſich dieſem außerordentlichen, hochberühmten Manne zu widerſetzen, behagte einem Publicum, das einer heimlichen Schadenfreude ſich nicht erwehren kann, wenn vorzügliche Männer, denen es gar manches Gute ſchuldig iſt, herabgeſetzt werden, da es ſich, von der andern Seite, einer

ſtrenge behandelten Mittelmäßigkeit gar zu gern liebreich und mitleidsvoll annimmt.

Fréron's Blätter hatten Glück und Gunſt und verdienten ſie zum Theil. Unglücklicher Weiſe hielt er ſich nun für den ganz wichtigen und bedeutenden Mann und fing an, aus eigener Macht und Gewalt, geringe Talente zu erheben und als Nebenbuhler der größern aufzuſtellen. Denn Derjenige, der aus Mangel von Sinn oder Gewiſſen das Vortreffliche herunterzieht, iſt nur allzu geneigt, das Gemeine, das ihm ſelbſt am Nächſten liegt, heraufzuheben und ſich dadurch ein ſchönes mittleres Element zu bereiten, auf welchem er als Herrſcher behaglich walten könne. Dergleichen Nivileurs befinden ſich beſonders in Litteraturen, die in Gährung ſind; und bei gutmüthigen, auf Mäßigkeit und Billigkeit durchaus mehr als auf das Vortreffliche in Künſten und Wiſſenſchaften gerichteten Nationen haben ſie ſtarken Einfluß.

Die geiſtreiche Franzöſiſche Nation war dagegen dem Fréron bald auf der Spur, wozu Voltaire ſelbſt nicht wenig beitrug, der ſeinen Widerſacher mit gerechten und ungerechten, aber immer geiſtreichen Waffen unausgeſetzt bekämpfte. Keine Schwäche des Journaliſten blieb unbemerkt, keine Form der Rede- und Dichtkunſt unbenutzt, ſo daß er ihn ſogar als Fréron in der „Schottländerinn" auf's Theater brachte und erhielt.

Wie Voltaire in ſo Manchem, was er leiſtete, die Erwartung der Welt übertraf, ſo unterhielt er auch in dieſem Falle das Publicum mit immer neuen und überraſchenden Späßen, griff den Journaliſten zugleich und alle deſſen Günſtlinge an und warf ihr Lächerliches gehäuft auf den Sünder zurück.

So ward jene Anmaßung aller Welt klar; Fréron verlor ſeinen Credit, auch den verdienten, weil ſich denn doch das Publicum, wie die Götter, zuletzt auf die Seite der Sieger zu ſchlagen behaglich findet.

Und ſo iſt das Bild Fréron's dergeſtalt verſchoben und verdunkelt worden, daß der ſpätere Nachkömmling Mühe hat, ſich von Dem, was der Mann leiſtete, und was ihm ermangelte, einen richtigen Begriff zu machen.

Geſchmack.

„Der Geſchmack, ſagte er .... der Geſchmack iſt ein Ding .... bei Gott, ich weiß nicht, zu was für einem Ding er den Geſchmack machte; wußte er es doch ſelbſt nicht!"

In dieſer Stelle will Diderot ſeine Landsleute lächerlich darſtellen, die, mit und ohne Begriff, das Wort Geſchmack immer im Munde führen und manche bedeutende Production, indem ſie ihr den Mangel an Geſchmack verwerfen, herunterſetzen.

Die Franzoſen gebrauchten zu Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts das Wort Geſchmack noch nicht allein, ſie bezeichneten vielmehr durch das Beiwort die beſondere Beſtimmung. Sie ſagten ein böſer, ein guter Geſchmack und verſtanden recht gut, was ſie dadurch bezeichneten. Doch findet man ſchon in einer Anecdoten- und Spruchſammlung jener Zeit das gewagte Wort: „die Franzöſiſchen Schriftſteller beſitzen Alles, nur keinen Geſchmack."

Wenn man die Franzöſiſche Litteratur von Anfang an betrachtet, ſo findet ſich, daß das Genie ſchon bald ſehr viel für ſie gethan. Marot war ein trefflicher Mann; und wer darf den hohen Werth Montaigne's und Rabelais's verkennen?

Das Genie ſowohl als der recht gute Kopf ſucht ſein Gebiet in's Unendliche auszudehnen. Sie nehmen gar mannigfaltige Elemente in ihren Schöpfungskreis auf, und ſind oft glücklich genug, ſie vollkommen zu beherrſchen und zu verarbeiten. Gelingt aber ein ſolches Unternehmen nicht ganz, fühlt ſich der Verſtand nicht durchaus genöthigt, die Segel zu ſtreichen, erlangen die Arbeiten nur eine ſolche Stufe, wo er ihnen noch Etwas anhaben kann: ſo entſteht ſogleich ein Loben und Tadeln des Einzelnen, und man glaubt vollkommene Werke dadurch vorzubereiten, wenn man die Elemente, woraus ſie beſtehen ſollen, recht ſäuberlich ſondert.

Die Franzoſen haben einen Poeten, Du Bartas, den ſie gar nicht mehr, oder nur mit Verachtung nennen. Er lebte von 1544 bis 1590, war Soldat und Weltmann, und ſchrieb zahlloſe Alexandriner. Wir Deutſchen, die wir die Zuſtände jener Nation aus einem andern Geſichtspuncte anſehen, fühlen uns zum Lächeln bewegt, wenn wir in ſeinen Werken, deren Titel ihn als den Fürſten der Franzöſiſchen Dichter preiſt, die ſämmtlichen Elemente der Franzöſiſchen Poeſie, freilich in wunderlicher Miſchung, beiſammen finden. Er behandelte wichtige, bedeutende, breite Gegenſtände, wie z. B. die ſieben Schöpfungstage, wobei er Gelegenheit fand, eine naive Anſchauung der Welt und mannigfaltige Kenntniſſe, die er ſich in einem thätigen Leben erworben, auf eine darſtellende, erzählende, beſchreibende, didactiſche Weiſe zu Markte zu bringen. Dieſe ſehr ernſthaft gemeinten Gedichte gleichen daher ſämmtlich gutmüthigen Parodien, und ſind, wegen ihres bunten Anſehens, dem Franzoſen auf der jetzigen Höhe ſeiner eingebildeten Cultur äußerſt verhaßt, anſtatt daß, wie der Churfürſt von Mainz das Rad, ein Franzöſiſcher Autor die ſieben Tagwerke des Du Bartas irgend ſymboliſirt im Wappen führen ſollte.

Damit wir aber, bei einer apheristischen Behandlung unserer Aufsätze, nicht unbestimmt und dabei parador erscheinen: so fragen wir, ob nicht die ersten vierzig Verse des siebenten Schöpfungstages von Du Bartas vortrefflich sind; ob sie nicht in jeder Französischen Mustersammlung zu stehen verdienen; ob sie nicht die Vergleichung mit manchem schätzenswerthen neuern Product aushalten? Deutsche Kenner werden uns beistimmen und uns für die Aufmerksamkeit danken, die wir auf dieses Werk erregen. Die Franzosen aber werden wohl fortfahren, wegen der darin vorkommenden Wunderlichkeiten, auch das Gute und Treffliche daran zu verkennen.

Denn die immer anstrebende und zu Ludwig XIV. Zeiten zur Reife gedeihende Verstandes-Cultur hat sich immerfort bemüht, alle Dicht- und Sprecharten genau zu sondern, und zwar so, daß man nicht etwa von der Form, sondern vom Stoff ausging, und gewisse Vorstellungen, Gedanken, Ausdrucksweisen, Worte aus der Tragödie, der Comödie, der Ode, mit welcher letztern Dichtart sie deßhalb auch nie fertig werden konnten, hinauswies und andere dafür, als besonders geeignet, in jeden besondern Kreis aufnahm und für ihn bestimmte.

Man behandelte die verschiedenen Dichtungsarten wie verschiedene Societäten, in denen auch ein besonderes Betragen schicklich ist. Anders benehmen sich Männer, wenn sie allein unter sich, anders, wenn sie mit Frauen zusammen sind, und wieder anders wird sich dieselbe Gesellschaft betragen, wenn ein Vornehmerer unter sie tritt, dem sie Ehrfurcht zu bezeigen Ursache haben. Der Franzose scheut sich auch keineswegs, bei Urtheilen über Producte des Geistes, von Convenancen zu sprechen; ein Wort, das eigentlich nur für die Schicklichkeiten der Societät gelten kann. Man sollte darüber nicht mit ihm rechten, sondern einzusehen trachten, inwiefern er recht hat. Man kann sich freuen, daß eine so geistreiche und weltkluge Nation dieses Experiment zu machen genöthigt war, es fortzusetzen genöthigt ist.

Aber im höhern Sinne kommt doch Alles darauf an, welchen Kreis das Genie sich bezeichnet, in welchem es wirken, was es für Elemente zusammenfaßt, aus denen es bilden will. Hierzu wird es theils durch innern Trieb und eigene Ueberzeugung bestimmt, theils auch durch die Nation, durch das Jahrhundert, für welche gearbeitet werden soll. Hier trifft das Genie freilich nur allein den rechten Punct, sobald es Werke hervorbringt, die ihm Ehre machen, seine Mitwelt erfreuen und zugleich weiter fördern. Denn indem es seinen weitern Lichtkreis in den Brennpunct seiner Nation zusammendrängen möchte, so weiß es alle innern und äußern Vortheile zu benutzen und zugleich die genießende Menge zu befriedigen, ja zu überfüllen. Man gedenke Shakespeare's und Calderon's! Vor dem höchsten ästhetischen Richterstuhle bestehen sie untadelig; und wenn irgend ein verständiger Sonderer, wegen gewisser Stellen, hartnäckig gegen sie klagen sollte, so würden sie ein Bild jener Nation, jener Zeit, für welche sie gearbeitet, lächelnd vorweisen und nicht etwa dadurch bloß Nachsicht erwerben, sondern deßhalb, weil sie sich so glücklich begnügen konnten, neue Lorbeeren verdienen.

Die Absonderung der Dicht- und Redearten liegt in der Natur der Dicht- und Redekunst selbst; aber nur der Künstler darf und kann die Scheidung unternehmen, die er auch unternimmt: denn er ist meist glücklich genug, zu fühlen, was in diesen oder jenen Kreis gehört. Der Geschmack ist dem Genie angeboren, wenn er gleich nicht bei jedem zur vollkommenen Ausbildung gelangt.

Daher wäre freilich zu wünschen, daß die Nation Geschmack hätte, damit sie nicht Jeder einzeln nothdürftig auszubilden brauchte. Doch leider ist der Geschmack der nicht hervorbringenden Naturen verneinend, beengend, ausschließend und nimmt zuletzt der hervorbringenden Classe Kraft und Leben.

Wohl findet sich bei den Griechen, so wie bei manchen Römern eine sehr geschmackvolle Sonderung und Läuterung der verschiedenen Dichtarten, aber uns Nordländer kann man auf jene Muster nicht ausschließlich hinweisen. Wir haben uns anderer Vorältern zu rühmen und haben manch' anderes Vorbild im Auge. Wäre nicht durch die romantische Wendung ungebildeter Jahrhunderte das Ungeheure mit dem Abgeschmackten in Berührung gekommen, woher hätten wir einen „Hamlet", einen „Lear", eine „Anbetung des Kreuzes", einen „standhaften Prinzen"?

Uns auf der Höhe dieser barbarischen Avantagen, da wir die antiken Vortheile wohl niemals erreichen werden, mit Muth zu erhalten, ist unsere Pflicht, zugleich aber auch Pflicht, Dasjenige, was Andere denken, urtheilen und glauben, was sie hervorbringen und leisten, wohl zu kennen und treulich zu schätzen.

Fall.

Geboren zu Vienne 1620, gestorben zu Paris 1687.

Die große Oper war in Italien zu einer Zeit erfunden worden, als Perspectiv-Malerei und Maschinerie sich in einem hohen Grade ausgebildet hatten, die Musik aber noch weit zurückstand. In einem solchen Ursprung hat diese Schauspielart immer gelitten und leidet noch

Jery und Bätely.

Ein Singſpiel.

Von

Goethe.

Ächte Ausgabe.

Leipzig,
bey Georg Joachim Göſchen,
1790.

daran. Was aus dem Prunk entſtanden iſt, kann nicht zur Kunſt zurückkehren; was ſich vom Scheine beſchreibt, kann keine höhern Forderungen befriedigen.

In der Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts kam die Italieniſche Oper nach Frankreich, Franzöſiſche Dichter und Componiſten machten bald darauf den Verſuch, ſie zu nationaliſiren, welcher mit abwechſelndem Glück eine Zeit lang fortgeſetzt wurde, bis endlich Lulli die Privilegien der Franzöſiſchen Oper, die unter dem Namen **Académie royale de musique** 1669 errichtet wurde, an ſich brachte, die Erweiterung ihrer Privilegien zu erlangen wuſte und ihr erſt ihre eigentliche Conſiſtenz gab.

„Von dieſem Zeitpunct fing die Franzöſiſche theatraliſche Muſik an, durch mannigfaltige Verſchiedenheiten, ſowohl in der poetiſchen Einrichtung der Dramen und der muſicaliſchen Beſchaffenheit ihrer Beſtandtheile, der Arien, Chöre, des mehr ſingenden oder eigentlich pſalmodiſchen Recitativs, der Ballete, der eigenthümlichen Gänge und Schlußfälle der Melodie, der einförmigern Modulationen, der Liebe zu den weichern Tonarten, als auch in Abſicht vieler Fehler der Execution ſich zu trennen und zu einer National-Muſik zu werden. Die auf Lulli folgenden Componiſten nahmen ihn ganz zu ihrem Muſter, und ſo konnte es geſchehen, daß ſeine Muſik eine Art Epoche von ſo langer Dauer in den Annalen der Franzöſiſchen Kunſtgeſchichte bildete."

An dem ſchönen Talente Quinault's fand Lulli eine große Unterſtützung. Er war für dieſe Dichtungsart geboren, declamirte ſelbſt vortrefflich und arbeitete ſo dem Componiſten in doppeltem Sinne vor. Sie lebten Beide zuſammen und ſtarben nicht lange nach einander; und man kann wohl den Succeß der Franzöſiſchen Oper und die lange dauernde Gunſt für dieſelbe der Vereinigung zweier ſo glücklichen Talente zuſchreiben.

Marivaux.

Geboren zu Paris 1688, geſtorben 1763.

Die Geſchichte ſeines erworbenen und wieder verlornen Rufes iſt die Geſchichte ſo vieler Andern, beſonders bei dem Franzöſiſchen Theater.

Es gibt ſo viele Stücke, die zu ihrer Zeit ſehr gut aufgenommen worden, bei denen die Franzöſiſchen Kritiker ſelbſt nicht begreifen, wie es zugegangen, und doch iſt die Sache leicht erklärlich.

Das Neue hat als ſolches ſchon eine beſondere Gunſt. Nehme man dazu, daß ein junger Mann auftritt, der als ein Neuer das Neue liefert, der ſich durch Beſcheidenheit Gunſt zu erwerben weiß, um ſo leichter, als er nicht den höchſten Kranz davon zu tragen, ſondern nur Hoffnungen zu erregen verſpricht. Man nehme das Publicum, das jederzeit nur von augenblicklichen Eindrücken abhängt, das einen neuen Namen wie ein weißes Blatt anſieht, worauf man Gunſt oder Ungunſt nach Befinden ſchreiben kann, und man denke ſich ein Stück mit einigem Talent geſchrieben, von vorzüglichen Schauſpielern aufgeführt: warum ſollte es nicht günſtig aufgenommen werden, warum ſollte es nicht ſich und ſeinen Autor durch Gewohnheit empfehlen?

Selbſt ein erſter Mißgriff iſt in der Folge zu verbeſſern, und wem es zuerſt nicht ganz geglückt, kann ſich durch fortdauerndes Beſtreben in Gunſt ſetzen und erhalten. Von jenem ſowohl als dieſem Fall kommen in der Franzöſiſchen Theater-Geſchichte mannigfaltige Beiſpiele vor.

Aber was unmöglich iſt, zeigt ſich auch. Unmöglich iſt es, die Gunſt der Menge bis an's Ende zu erhalten. Das Genie erſchöpft ſich, umſomehr das Talent. Was der Autor nicht merkt, merkt das Publicum. Er befriedigt ſelbſt ſeine Gönner nicht mehr lebhaft. Neue Anforderungen an Gunſt werden gemacht; die Zeit ſchreitet vor; eine friſche Jugend wirkt, und man findet die Richtung, die Wendung eines frühern Talentes veraltert.

Der Schriftſteller, der nicht ſelbſt bei Zeiten zurückgetreten, der noch immer eine ähnliche Aufnahme erwartet, ſieht einem unglücklichen Alter entgegen, wie eine Frau, die von den ſcheidenden Reizen nicht Abſchied nehmen will.

In dieſe traurige Lage kam Marivaux; er mochte ſich mit der Allgemeinheit ſeines Geſchicks nicht tröſten; zeigte ſich übellaunig und wird hier um deßwillen von Diderot verſpottet.

Montesquieu.

Geboren 1689, geſtorben 1755.

„Daß Montesquieu nur ein ſchöner Geiſt ſei." Eine ähnliche Redensart iſt oben ſchon bei d'Alembert angeführt worden.

Durch ſeine Lettres persanes machte ſich Montesquieu zuerſt bekannt. Die große Wirkung, welche ſie hervorbrachten, war ihrem Gehalt und der glücklichen Behandlung deſſelben gleich. Unter dem Vehikel einer reizenden Sinnlichkeit weiß der Verfaſſer ſeine Nation auf die bedeutendſten, ja die gefährlichſten Materien aufmerkſam zu machen; und ſchon ganz deutlich kündigt ſich der Geiſt an, welcher den Esprit des lois hervorbringen ſollte. Weil er ſich nun aber bei dieſem ſeinem erſten Eintritt einer leichten Hülle bedient, ſo will man ihn denn auch nur, da er ſie ſchon abgeworfen,

nach ihr ſchätzen und ihm das weitere, größere Verdienſt halbkenneriſch abläugnen.

Muſik.

Ein großer Theil des vorliegenden Geſprächs handelt von Muſik, und es iſt nöthig, hier einiges Allgemeine über dieſe Kunſt zu ſagen, damit jeder Leſende in den Stand geſetzt werde, die oft wunderlich genug geäußerten Meinungen einiger Maßen zu beurtheilen.

Alle neuere Muſik wird auf zweierlei Weiſe behandelt: entweder daß man ſie als eine ſelbſtſtändige Kunſt betrachtet, ſie in ſich ſelbſt ausbildet, ausübt und durch den verfeinerten äußern Sinn genießt, wie es der Italiener zu thun pflegt; oder daß man ſie in Bezug auf Verſtand, Empfindung, Leidenſchaft ſetzt und ſie dergeſtalt bearbeitet, daß ſie mehrere menſchliche Geiſtes- und Seelenkräfte in Anſpruch nehmen könne, wie es die Weiſe der Franzoſen, der Deutſchen und aller Nordländer iſt und bleiben wird.

Nur durch dieſe Betrachtung, als durch einen doppelten Ariadne'ſchen Faden, kann man ſich aus der Geſchichte der neuern Muſik und aus dem Gewirr parteiiſcher Kämpfer heraushelfen, wenn man die beiden Arten da, wo ſie getrennt erſcheinen, wohl bemerkt und ferner unterſucht, wie ſie ſich an gewiſſen Orten, zu gewiſſen Zeiten, in den Werken gewiſſer Individuen zu vereinigen geſtrebt und ſich auch wohl für einen Augenblick zuſammengefunden, dann aber wieder auseinander gegangen, nicht ohne ſich ihre Eigenſchaften einander mehr oder weniger mitgetheilt zu haben, da ſie ſich denn in wunderbaren, ihren Hauptäſten mehr oder weniger annähernden Ramificationen über die Erde verbreiteten.

Seit einer ſorgfältigen Ausbildung der Muſik in mehrern Ländern mußte ſich dieſe Trennung zeigen, und ſie beſteht bis auf den heutigen Tag. Der Italiener wird ſich der lieblichſten Harmonie, der gefälligſten Melodie befleißigen; er wird ſich an dem Zuſammenklang, an der Bewegung, als ſolchen, ergetzen; er wird bei Sängern Rathe zu Rathe ziehen: und Das, was Dieſer an gehaltenen oder ſchnell aufeinander folgenden Tönen und deren mannigfaltigſtem Vortrag leiſten kann, auf die glücklichſte Weiſe hervorheben, und ſo das gebildete Ohr ſeiner Landsleute entzücken. Er wird aber auch dem Vorwurf nicht entgehen, ſeinem Text, da er zum Geſang doch einmal Text haben muß, keineswegs genug gethan zu haben.

Die andere Partei hingegen hat mehr oder weniger den Sinn, die Empfindung, die Leidenſchaft, welche der Dichter ausdrückt, vor Augen; mit ihm zu wetteifern, hält ſie für Pflicht. Seltſame Harmonien, unterbrochene Melodien, gewaltſame Abweichungen und Uebergänge ſucht man auf, um den Schrei des Entzückens, der Angſt und der Verzweiflung auszudrücken. Solche Componiſten werden bei Empfindenden, bei Verſtändigen ihr Glück machen, aber dem Vorwurf des beleidigten Ohrs, inſofern es für ſich genießen will, ohne an ſeinem Genuß Kopf und Herz Theil nehmen zu laſſen, ſchwerlich entgehen.

Vielleicht läßt ſich kein Componiſt nennen, dem in ſeinen Werken durchaus die Vereinigung beider Eigenſchaften gelungen wäre; doch iſt es keine Frage, daß ſie ſich in den beſten Arbeiten der beſten Meiſter finde und nothwendig finden müſſe.

Uebrigens was dieſen Zwieſpalt betrifft, ſo iſt er wohl nie gewaltſamer erſchienen, als in dem Streit der Gluckiſten und Picciniſten, da denn auch der Bedeutende vor dem Gefälligen die Palme erhielt. Ja, haben wir nicht noch in unſern Tagen den lieblichen Paeſiello durch einen ausdrucksvollern Componiſten verdrängt geſehen? Eine Begebenheit, die ſich in Paris immerfort wiederholen wird.

Wie der Italiener mit dem Geſang, ſo verfuhr der Deutſche mit der Inſtrumental-Muſik. Er betrachtete ſie auch eine Zeit lang als eine beſondere, für ſich beſtehende Kunſt, vervollkommnete ihr Techniſches und übte ſie, faſt ohne weitern Bezug auf Gemüthskräfte, lebhaft aus, da ſie denn bei einer, dem Deutſchen wohl gemäßen, tiefern Behandlung der Harmonie zu einem hohen, für alle Völker muſterhaften Grade gelangt iſt.

Da alles Dasjenige, was wir allgemein und flüchtig über Muſik äußert, nur die Abſicht haben kann, einiges Licht über vorliegenden Dialog zu verbreiten: ſo müſſen wir bemerken, daß ſich nicht ohne Schwierigkeit der Standpunct, auf welchem ſich Diderot befindet, einſehen läßt.

In der Hälfte des vorigen Jahrhunderts waren die ſämmtlichen Künſte in Frankreich auf eine ſonderbare, ja für uns faſt unglaubliche Weiſe manierirt und von aller eigentlichen Kunſtwahrheit und Einfalt getrennt. Nicht allein das abenteuerliche Gebäude der Oper war durch das Herkommen ſtarrer und ſteifer geworden, auch die Tragödie ward in Reifröcken geſpielt und eine hohle, affectirte Declamation trug ihre Meiſterwerke vor. Dieſes ging ſo weit, daß der außerordentliche Voltaire, bei Vorleſung ſeiner eigenen Stücke, in einen ausdrucksloſen, eintönigen, gleichſam pſalmodirenden Dumpfton verfiel und ſich überzeugt hielt, daß auf dieſe Weiſe die Würde ſeiner Stücke, die eine weit beſſere Behandlung verdienten, ausgedrückt werde.

Eben ſo verhielt ſich's mit der Malerei. Durch-

auf war das Frazenhafte eines gewissen Herkömmlichen so hoch gestiegen, daß es den aus innerer Naturkraft sich entwickelnden, trefflichen Geistern der damaligen Zeit höchst auffallend und unerträglich scheinen mußte.

Sie fielen daher sämmtlich darauf, Das, was sie Natur nannten, der Cultur und der Kunst entgegenzusetzen. Wie hierin Diderot sich geirrt, haben wir anderswo, mit Achtung und Neigung gegen diesen vortrefflichen Mann, dargethan.

Auch gegen die Musik befand er sich in einer besondern Lage. Die Compositionen des Lulli und Rameau gehören mehr zur bedeutenden als zur gefälligen Musik. Das, was die Bufons aus Italien brachten, hatte mehr Angenehmes und Einschmeichelndes als Bedeutendes; und doch schlägt sich Diderot, der so lebhaft auf die Bedeutung dringt, zu dieser letzten Partei und glaubt seine Wünsche durch sie befriedigt zu sehen; aber es war wohl mehr, weil dieses neue, bewegliche jenes alte, verhaßte, starre Zimmerwerk zu zerstören und eine frische Fläche für neue Bemühungen zu ebnen schien, daß er das Letzte so hoch in Gunst nahm. Auch benutzten Französische Componisten sogleich den gegebenen Raum und brachten ihre alte bedeutende Weise melodischer und mit mehrerer Kunstwahrheit zu Befriedigung der neuen Generation in den Gang.

d'Olivet (Abbé).

Geboren 1682, gestorben 1768.

Bei den Jesuiten erzogen, beschäftigte er sich zuerst mit Cicero, den er auch übersetzte. Aufgenommen in die Französische Academie, gedachte er auch für die vaterländische Sprache Etwas zu leisten, und hat ihr auf mehr denn eine Weise genutzt; doch ward er nun als Grammatiker, Prosodist, Neuerungsfeind, Purist und Rigorist den Dichtern und Schriftstellern höchlich verhaßt, denen er, man muß es freilich gestehen, öfters Unrecht that, indem er ihnen die rechten Wege wies.

Palissot.

Geboren zu Nancy 1730.

Eine von den mittlern Naturen, die nach dem Höhern streben, das sie nicht erreichen, und sich vom Gemeinen abziehen, das sie nicht loswerden. Will man billig sein, so darf man ihn unter die guten Köpfe rechnen. Es fehlt ihm nicht an Verstandesklarheit, an Lebhaftigkeit, an einem gewissen Talent; aber gerade diese Menschen sind es, die sich mancher Anmaßung schuldig machen. Denn indem sie Alles nach einem gewissen, kleinern Maßstabe messen, so fehlt ihnen der Sinn für's Außerordentliche; und indem sie sich gegen das Gemeinliche gerecht halten, werden sie ungerecht gegen das verzügliche Verdienst, besonders Anfangs, wenn es sich ankündigt. So vergriff sich Palissot an Rousseau, und es dient zu unserm Zwecke, dieser Händel von ihrem ersten Ursprunge an zu gedenken. König Stanislaus errichtete zu Nancy Ludwig XV. eine Statue. Am Feste der Weihung, den 6. November 1755, sollte auch ein analoges Theater-Stück gegeben werden. Palissot, dessen Talent in seiner Vaterstadt Zutrauen erregt haben mochte, erhielt hierzu den Auftrag. Anstatt nun, daß ein wahrer Dichter diese Gelegenheit zu einer edeln und würdigen Darstellung nicht unbenutzt gelassen hätte, sollte der gute Kopf durch ein kurzes allegorisches Vorspiel den glücklichen Stoff nur geschwind loszuwerden, worauf er hingegen ein Schubladenstück, „der Cirkel," folgen ließ, worin er Das, was seiner litterarischen Kleinheit am Nächsten lag, mit Selbstgefälligkeit behandelte.

Es erschienen nämlich in diesem Stücke übertriebene Poeten, anmaßliche Gönner und Gönnerinnen, gelehrte Frauen und dergleichen Personen, deren Urbilder nicht selten sind, sobald Kunst und Wissenschaft in das Leben einwirkt. Was sie nun Lächerliches haben mögen, wird hier bis in's Abgeschmackte übertrieben dargestellt, anstatt daß es immer schon dankenswerth ist, wenn jemand Bedeutendes aus der Menge, eine Schöne, ein Reicher, ein Vornehmer am Rechten und Guten theilnimmt, wenn es auch nicht auf die rechte Weise geschieht.

Ueberhaupt gehört Nichts weniger auf's Theater, als Litteratur und ihre Verhältnisse. Alles, was in diesem Kreise webt, ist so zart und wichtig, daß keine Streitfrage auf demselben vor den Richterstuhl der gaffenden und staunenden Menge gebracht werden sollte. Man berufe sich nicht auf Molière, wie Palissot und nach ihm Andere gethan haben. Dem Genie ist Nichts vorzuschreiben; es tänzt glücklich wie ein Rachtwandler über die scharfen Giebelrücken weg, von denen die wache Mittelmäßigkeit beim ersten Versuche herunterplumpt. Mit wie leichter Hand Molière dergleichen Gegenstände berührt, wird nächstens anderwo zu entwickeln sein.

Nicht genug, daß Palissot seine litterarischen Zunftverwandten vor Hof und Stadt durchzog, ließ er auch ein Frazenbild Rousseau's auftreten, der sich zu jener Zeit, zwar paradox, aber doch würdig genug, angekündigt hatte. Was von den Sonderbarkeiten dieses außerordentlichen Mannes den Weltmenschen auffallen konnte, ward hier, keineswegs geistreich und heiter, sondern täppisch und mit bösem Willen vorgestellt, und das Fest zweier Könige pasquillantisch herabgewürdigt.

Auch blieb dieſe unſchickliche Kühnheit für den Verfaſſer nicht ohne Folgen, ja ſie hatte Einfluß auf ſein ganzes Leben. Die Geſellſchaft genie- und talentreicher Menſchen, die man unter dem Namen der Philoſophen oder Encyclopädiſten bezeichnete, hatte ſich ſchon gebildet und d'Alembert war ein bedeutendes Glied derſelben. Er fühlte, was ein ſolcher Anfall, an einem ſolchen Tage, bei einer ſolchen Gelegenheit, für Folgen haben könne. Er lehnte ſich mit aller Gewalt dagegen auf; und ob man gleich Paliſſot nicht weiter beikommen konnte, ſo ward er doch als ein entſchiedener Gegner jener großen Societät behandelt, und man wußte ihm auf mancherlei Weiſe das Leben ſauer zu machen. Dagegen blieb er von ſeiner Seite nicht müßig.

Nichts iſt natürlicher, als daß jene verbündete Anzahl außerordentlicher Männer wegen Deſſen, was ſie waren und was ſie wollten, viele Widerſacher finden mußten. Zu Dieſen ſchlug ſich Paliſſot und ſchrieb das Luſtſpiel, „die Philoſophen", worüber der folgende Artikel nachzuſehen.

Die Philoſophen.

Ein Luſtſpiel von Paliſſot, zum erſten Mal den 2. Mai 1760 zu Paris aufgeführt.

Wie ein Schriftſteller ſich ankündigt, fährt er meiſtentheils fort, und bei mittlern Talenten ſind oft im erſten Werke alle die übrigen enthalten. Denn der Menſch, der in ſich ſelbſt rund und rund iſt, kann auch in ſeinen Werken nur einen gewiſſen Kreis durchlaufen.

So waren auch Paliſſot's Philoſophen nur eine Amplification jenes Feſtſtückes zu Nancy. Er geht weiter, aber er ſieht nicht weiter. Als ein beſchränkter Widerſacher eines gewiſſen Zuſtandes erblickt er keineswegs, worauf es im Allgemeinen ankommt, und bringt auf ein beſchränktes, leidenſchaftliches Publicum eine augenblickliche Wirkung hervor.

Erheben wir uns höher, ſo bleibt uns nicht verborgen, daß ein falſcher Schein gewöhnlich Kunſt und Wiſſenſchaft begleitet, wenn ſie in den Gang der Welt eintreten; denn ſie wirken auf alle vorhandenen Menſchen und nicht etwa allein auf die vorzüglichſten des Jahrhunderts. Oft iſt die Theilnahme halbfähiger, anmaßlicher Naturen fruchtlos, ja ſchädlich. Der gemeine Sinn erſchrickt über die falſche Anwendung höherer Maximen, wenn man ſie mit der rohen Wirklichkeit unmittelbar in Verhältniß bringt.

Sodann haben alle zurückgezogenen, nur für ein gewiſſes Geſchäft wirkſamen Menſchen vor der Welt ein fremdes Anſehen, das man gern lächerlich findet. Sie verbergen nicht [illegible], daß ſie auf Das, worauf ſie ihr Leben verwenden, einen großen Werth legen, und erſcheinen Dem, der die Bemühung nicht zu ſchätzen oder gegen das Verdienſt, das ſich vielleicht zu ſehr fühlt, keine Nachſicht zu haben weiß, als übermüthig, grillenhaft und eingebildet.

Alles Dieſes entſpringt aus der Sache, und nur Der wäre zu loben, der ſolchen unvermeidlichen Uebeln dergeſtalt zu begegnen wüßte, daß der Hauptzweck nicht verfehlt würde und die höhern Wirkungen für die Welt nicht verloren gingen. Paliſſot aber will das Uebel ärger machen; er gedenkt eine Satyre zu ſchreiben und gewiſſen beſtimmten Individuen, deren Bild ſich allenfalls verzerren läßt, in der öffentlichen Meinung zu ſchaden; und wie benimmt er ſich?

Sein Stück iſt in drei Acte kurz zuſammengefaßt. Die Oeconomie deſſelben iſt geſchickt genug und zeugt von einem gebten Talente; allein die Erfindung iſt mager, man ſieht ſich in dem ganz bekannten Raume der Franzöſiſchen Comödie. Nichts iſt neu als die Kühnheit, ganz deutlich ausgeſprochene Perſonalitäten anzubringen.

Ein wackerer Bürger hatte ſeine Tochter vor ſeinem Tode einem jungen Soldaten zugeſagt, die Mutter aber iſt unmehr als Witwe von der Philoſophie eingenommen und will das Mädchen nur Einem aus dieſer Sekte zugeſtehen. Die Philoſophen ſelbſt erſcheinen abſcheulich und doch in der Hauptſache ſo wenig charakteriſtiſch, daß man an ihre Stelle die Nichtswürdigen einer jeden Claſſe ſetzen könnte.

Keiner von ihnen iſt etwa durch Neigung, Gewohnheit oder ſonſt an die Frau und das Haus gebunden. Keiner beſteigt ſich etwa über ſie aber hat ſonſt irgend ein menſchliches Gefühl gegen dieſelbe: das Alles war dem Autor zu fein, ob er gleich genugſame Muſter hierzu in dem ſogenannten Flocon d'esprit vor ſich fand; verhaßt wollte er die Geſellſchaft der Philoſophen machen. Dieſe verachtet und verabſcheut ihre Gönnerin auf das Plumpſte. Die Herren kommen ſämmtlich nur in's Haus, um ihrem Freund Valere das Mädchen zu verſchaffen. Sie verſichern, daß ſeiner, ſobald dieſer Anſchlag gelungen, die Schwelle je wieder betreten werde. Unter ſolchen Zügen ſoll man Männer, wie d'Alembert und Helvetius, wieder erkennen! Denken läßt ſich, daß die von dem Letztern aufgeſtellte Maxime des Eigennutzes wacker durchgezogen und als unvertilgbar zum Taſchendiebſtahl ſchreitend vorgeſtellt werde. Zuletzt erſcheint ein Haufwurf von Bedienten auf Händen und Füßen, mit einer Salatſtaude, um den von Rouſſeau wünſchenswerth geſchilderten Naturzuſtand lächerlich zu machen. Ein

aufgefangener Brief entdeckt die Geſinnungen der Philoſophen gegen die Haus-Dame, und ſie werden mit Beſchämung fortgejagt.

Das Stück konnte ſich, ſeinem techniſchen Verdienſt nach, recht wohl in Paris ſehen laſſen. Die Verification iſt nicht ungelenk; hier und da findet man eine geiſtreiche Wendung; durchaus aber iſt der Spaß an die Gemeinheit, jener Hauptkunſtgriff Derer, die ſich dem Vorzüglichen widerſetzen, unerträglich und verächtlich.

Wie Voltaire über dieſe Sachen nicht ſowohl dachte als ſchrieb, gibt über die damaligen Verhältniſſe den beſten Aufſchluß. Wir überſetzen daher ein Paar ſeiner Briefe an Paliſſot, der in ſeinen Antworten gegen jenen, die Zuſtände mit Freiheit und Klugheit, man möchte ſagen, mit Weisheit überſchauenden Geiſt eine ſehr beſchränkte, rechthaberiſche, ſubalterne Rolle ſpielt.

Voltaire an Paliſſot.

Mögt Ihr doch ſelbſt Euer Gewiſſen prüfen und unterſuchen, ob Ihr gerecht ſeid, indem Ihr die Herren von d'Alembert, Duclos, Diderot, Helvetius, den Chevalier de Jaucourt und tutti quanti wie Schurken vorſtellt, die im Taſchendiebſtahl unterrichten.

Noch ein Mal! Sie haben auf Euere Koſten in ihren Schriften lachen wollen, und ich finde recht gut, daß Ihr auf die ihrigen lacht. Aber, beim Himmel! der Spaß iſt zu ſtark. Wären ſie, wie Ihr ſie ſchildert, man möchte ſie auf die Galeeren ſchicken, welches keineswegs in's comiſche Genre paßt. Ich erbe gerade zu. Die Männer, die Ihr entehren wollt, gelten für die wackerſten Leute in der Welt, und ich weiß nicht, ob ihre Rechtſchaffenheit nicht noch größer iſt als ihre Philoſophie. Ich ſage Euch offenherzig: ich kenne nichts ehrwürdiger als Herrn Helvetius, der zweihunderttauſend Livres Einkünfte aufgeopfert hat, um ſich in Frieden der Wiſſenſchaft zu widmen. Hat er in einem dicken Buch ein halb Dutzend verwegene und übelklingende Sätze vorgebracht, ſo hat es ihn genug gereut, ohne daß Ihr nöthig hättet, ſeine Wunden auf dem Theater wieder aufzureißen. Herr Duclos, Secretär der erſten Academie des Königreichs, ſcheint mir viel mehr Achtung zu verdienen, als Ihr ihm bezeigt. Sein Buch über die Sitten iſt keineswegs ein ſchlechtes Buch, beſonders es iſt das Buch eines rechtſchaffenen Mannes. Mit einem Wort: dieſe Herren, haben ſie Euch öffentlich beleidigt? Mir ſcheint es nicht. Warum beleidigt Ihr ſie denn auf ſo grauſame Weiſe?

Ich kenne Herrn Diderot gar nicht; ich habe ihn niemals geſehen; ich weiß nur, daß er unglücklich und verfolgt war, und ſchon darum allein ſollte Euch die Feder aus der Hand fallen.

Uebrigens betrachte ich das Unternehmen der Encyclopädie als das ſchönſte Denkmal, das man zu Ehren der Wiſſenſchaften aufrichten konnte. Es befinden ſich darin bewundernswerthe Artikel, nicht allein von Herrn d'Alembert, von Herrn Diderot, von Herrn Ritter Jaucourt, ſondern auch von vielen andern Perſonen, die, ohne an Ruhm oder Vortheil zu denken, ſich ein Vergnügen machten, an dieſem Werke zu arbeiten.

Es gibt auch freilich jämmerliche Artikel darin und vielleicht ſind die meinigen darunter; aber das Gute überwiegt ſo unendlich das Schlechte und ganz Europa wünſcht die Fortſetzung der Encyclopädie. Die erſten Bände ſind ſchon in mehrere Sprachen überſetzt; warum denn auf dem Theater ſich über ein Werk aufhalten, das zum Unterricht der Menſchen und zum Ruhm der Nation unentbehrlich iſt? —

Ihr macht mich raſend, mein Herr. Ich hatte mir vorgenommen, über Alles zu lachen, in meiner ſüßen Eingezogenheit, und Ihr macht mich traurig, überhäuft mich mit Höflichkeiten, Lobreden, Freundſchaft; aber Ihr macht mich erröthen, wenn Ihr drucken laßt, daß ich Denen, die Ihr angreift, überlegen bin. Ich glaube wohl, daß ich beſſere Verſe mache, wie ſie, und daß ich ungefähr eben ſo viel Geſchichte weiß; aber bei meinem Gott, bei meiner Seele, ich bin kaum ihr Schüler in dem Uebrigen, ſo alt als ich bin! — Noch ein Mal, Diderot kenne ich nicht; ich habe ihn nie geſehen. Aber er hatte mit Herrn d'Alembert ein unſterbliches Werk unternommen, ein nothwendiges Werk, das ich täglich befrage. Außerdem war dieſes Werk ein Gegenſtand von dreihunderttauſend Thalern im Buchhandel. Man überſetzt es in drei bis vier Sprachen. Questa rubbia detta gelosia waffnet ſich nun gegen dieſes der Nation werthe Denkmal, woran mehr als fünfzig Perſonen von Bedeutung Hand anzulegen ſich beeiferten.

Ein Abraham Chaumeix unternimmt, eine Schrift gegen die Encyclopädie herauszugeben, worin er die Autoren ſagen läßt, was ſie nicht geſagt haben, vergiftet, was ſie geſagt haben, und gegen Das argumentirt, was ſie noch ſagen werden. Er citirt die Kirchenväter ſo falſch, als er das Dictionär citirt.

Und in dieſen gehäſſigen Umſtänden ſchreibt Ihr Euere Comödie gegen die Philoſophen. Ihr durchbohrt ſie, da ſie ſich ſchon auf gladio befinden. Ihr ſagt mir: Moliere habe Cotin und Menage durchgezogen. Sei's; aber er ſagte nicht,

daß Cotin und Menage eine verwerfliche Moral lehrten, und Ihr beſchuldigt alle dieſe Herren abſcheulicher Maximen, in Euerm Stück und Euerer Vorrede. Ihr verſichert mir, daß Ihr den Herrn Chevalier de Jaucourt nicht angeklagt habt, und doch iſt er der Verfaſſer des Artikels Gouvernement. Sein Name ſteht in großen Buchſtaben am Ende des Artikels. Ihr bringt einige Züge an, die ihm großen Schaden thun können, entkleidet von Allem, was vorhergeht und was folgt, aber was, im Ganzen genommen, des Cicero, des Thou und Grotius werth iſt. — Ihr wollt eine Stelle der vortrefflichen Vorrede des Herrn d'Alembert zur Encyclopädie verhaßt machen, und es iſt kein Wort von dieſer Stelle darin. Ihr bürdet Herrn Diderot auf, was in den Jüdiſchen Briefen ſteht. Gewiß hat Euch irgend ein Abraham Chaumeix Auszüge mitgetheilt und Euch betrogen.

Ihr thut mehr. Ihr fügt zu Euerer Anklage der rechtſchaffenſten Männer Abſcheulichkeiten aus irgend einer Broſchüre, die den Titel führt: La Vie heureuse. Ein Narr, Namens Lamettrie, ſchrieb ſie einmal zu Berlin, da er trunken war, vor mehr als zwölf Jahren. Dieſe Abgeſchmacktheit des Lamettrie, die auf immer vergeſſen war, und die Ihr wieder belebt, hat nicht mehr Verhältniß zur Philoſophie und Encyclopädie, als ein liederliches Buch mit der Kirchengeſchichte, und doch verbindet Ihr alle dieſe Anklagen zuſammen. Was entſteht daraus? Euer Angeben kann in die Hände eines Fürſten fallen, eines Miniſters, einer wichtig beſchäftigten Magiſtrats-Perſon. Man hat wohl Zeit, flüchtig Euere Vorrede zu leſen, aber nicht, die unendlichen Werke zu vergleichen.

Piron.

Geboren 1689, geſtorben 1773.

Piron war einer der beſten, geiſtreichſten Geſellſchafter, und auch in ſeinen Schriften zeigt ſich der heitere, freie Ton, anziehend und belebend.

Die Franzöſiſchen Kritiker beklagen ſich, daß man bei Sammlung ſeiner Werke nicht ſtreng genug verfahren. Man hätte, meinen ſie, Manches davon der Vergeſſenheit übergeben ſollen.

Dieſe Anmaßung der Kritik erſcheint ganz lächerlich, wenn wir die große Maſſe unbedeutender Bücher aufgeſtellt ſehen, die doch alle der Nachwelt angehören, und die kein Bibliothecar zu verbannen das Recht hat. Warum will man uns die Uebungsſtücke, die geiſtreichen und leichten Compoſitionen eines guten Kopfs vorenthalten?

Und gerade dieſe leichtern Arbeiten ſind es, wodurch man Piron am Erſten liebgewinnt. Er war ein trefflicher, kraftvoller Kopf und hatte, in einer Provinz-Stadt geboren und erzogen, nachher in Paris bei kümmerlichem Unterhalt, ſich mehr aus ſich ſelbſt entwickelt, als daß er die Vortheile, die ihm das Jahrhundert anbot, zu ſeiner Bildung hätte benutzen können. Daher findet ſich bei ſeinen erſten Arbeiten immer Etwas wegzuwiſchen.

Wir läugnen nicht, daß er uns da faſt am Meiſten intereſſirt, wo er ſein Talent zu äußern Zwecken gelegentlich zum Beſten gibt. Wiewohl, obgleich nicht mit ſolcher Macht und in ſolcher Breite, nimmt er ſich bedrängter oder beſchränkter Theater an, arbeitet für ſie, macht ihnen Ruf und iſt vergnügt, etwas Unerwartetes geleiſtet zu haben.

Man weiß, daß in Paris die Schauſpiele ſcharf von einander geſondert waren; jedes Theater hatte ein beſtimmtes, umſchriebenes Privilegium auf dieſe oder jene Darſtellungsart. So erlangte auch ein Künſtler, da alle übrigen Formen ſchon vergeben waren, die Erlaubniß, Monodramen im ſtrengſten Sinne aufzuführen. Andere Figuren durften wohl noch auf dem Theater erſcheinen, er aber allein durfte handeln und reden. Für dieſen Mann arbeitete Piron, und mit Glück. Dank ſei es den Herausgebern, daß wir dieſe Kleinigkeiten noch beſitzen, deren uns die phariſäiſchen und ſchriftgelahrten Kritiker wohl gern beraubt hätten!

Auch in den Vaudeville-Stücken zeigte ſich Piron ſehr geiſtreich. Das gelegentliche Ergreifen einer Melodie, deren erſter Text mit dem neuen Text in einem neckiſchen Verhältniſſe ſteht, gelang ihm vortrefflich, und ſeine Arbeiten dieſer Art haben viel Vorzügliches.

So unglücklich es nun auch Piron im Anfange ging, daß er das elle Publicum durch ſeines ſeiner für das regelmäßige Franzöſiſche Theater geſchriebenen Stücke befriedigen konnte, ſo glücklich war er mit ſeiner Metromanie. Er wußte in demſelben ſeine Landsleute dergeſtalt von der ſchwachen Seite zu faſſen, daß ſein Stück, ſogleich bei ſeiner Erſcheinung und noch lange Jahre nachher, fortdauernd überſchätzt wurde. Man ſetzte es den Molière'ſchen an die Seite, mit denen es ſich denn doch auf keine Weiſe meſſen kann. Doch kommt man freilich, nach und nach, auch in Frankreich auf die Spur, dieſes Stück nach ſeinem wahren Werth zu ſchätzen.

Ueberhaupt war Nichts für die Franzoſen ſchwerer, als einen Mann, wie Piron, zu tadeln, der, bei einem vorzüglichen und gerade ſeiner Nation zuſagenden Talent, in ſeinen meiſten Arbeiten ſo viel zu wünſchen übrig ließ. Seine Bahn war von Jugend auf excentriſch; ein gewaltſam unanſtändiges Gedicht nöthigte ihn, aus ſeiner Vaterſtadt zu fliehen

und ſich neun Jahre in Paris kümmerlich zu behelfen. Sein ungebundenes Weſen verlängnete er nie ganz; ſeine lebhaften, oft egoiſtiſchen Einfälle, ſeine treffenden Epigramme, Geiſt und Heiterkeit, die ihm durchaus zu Gebote ſtanden, machten ihn allen Mitlebenden in dem Grade werth, daß er, ohne lächerlich zu ſcheinen, ſich mit dem weit überlegenen Voltaire vergleichen und nicht nur als Gegner, ſondern auch als Rival auftreten durfte.

Was übrigens die ihren Piron genugſam ſchätzenden Franzoſen von ihm auch immer Gutes ſagen können, ſchließt ſich immer mit dem Refrain, den Diderot ſchon hier als eine gewöhnliche Redensart aufführt: „Was den Geſchmack betrift, von dem hat Euer Piron auch nicht die mindeſte Ahnung.“ (Siehe Geſchmack.)

Poinſinet.

Geboren zu Fontainebleau 1735, geſtorben 1769.

Es gibt in der Litteratur, wie in der Geſellſchaft, ſolche kleine, wunderliche, purzliche Figuren, die, mit einem gewiſſen Talent begabt, ſehr zu- und vordringlich ſind und, indem ſie leicht von Jedem überſehen werden, Gelegenheit zu allerlei Unterhaltung gewähren.

Indeſſen gewinnen dieſe Figuren doch immer genug dabei; ſie leben, wirken, werden genannt und es fehlt ihnen nicht an guter Aufnahme. Was ihnen mißglückt, bringt ſie nicht aus der Faſſung; ſie ſehen es als einen einzelnen Fall an und hoffen von der Zukunft die beſten Erfolge.

Eine ſolche Figur iſt Poinſinet in der franzöſiſchen litterariſchen Welt. Bis zum Unglaublichen geht, was man mit ihm vorgenommen, wozu man ihn verleitet, wie man ihn myſtificirt; und ſelbſt ſein trauriger Tod, indem er in Spanien ertrank, nimmt Nichts von dem lächerlichen Eindruck, den ſein Leben machte, hinweg; ſo wie der Froſch des Feuerwerkers dadurch nicht zu einer Würde gelangt, daß er, nachdem er lange genug geplatzert hat, mit einem ſtärkern Knall endet.

Rameau.

Geboren zu Dijon 1683, geſtorben zu Paris 1764.

Nachſtehendes Urtheil Rouſſeau's über die Rameau'ſchen Verdienſte trift mit Diderot's Aeußerungen genau zuſammen und es iſt geſchickt, unſern Leſern die Ueberſicht der Hauptſache zu erleichtern.

Die theatraliſchen Werke Rameau's haben das ſonderbare Schickſal, daß ſie ein großes Glück machten, ohne daß man ſie geleſen hatte; und man wird ſie jetzt noch viel weniger leſen, ſeitdem Herr d'Alembert ſich die Mühe gegeben, die Lehre dieſes Verfaſſers im Auszuge mitzutheilen. Gewiß werden die Originale dadurch vernichtet werden, und wir werden uns demzufolge entſchädigt halten, daß wir ſie keineswegs vermiſſen. Dieſe verſchiedenen Werke enthalten nichts Neues noch Nützliches, als das Princip des Grundbaſſes; aber es iſt kein kleines Verdienſt, einen Grundſatz, wär' er auch willkürlich, in einer Kunſt feſtzuſetzen, die ſich bis dahin kaum zu bequemen ſchien, und die Regeln dergeſtalt erleichtert zu haben, daß man das Studium der Compoſition, wozu man ſonſt zwanzig Jahre brauchte, gegenwärtig in einigen Monaten vollbringen kann. Die Muſiker haben Herrn Rameau's Entdeckung begierig ergriffen, indem ſie ſolche zu verachten ſcheinen wollten. Die Schüler haben ſich mit unglaublicher Schnelligkeit vervielfältigt. Man ſah von allen Seiten kleine, zweitägige Componiſten, die meiſten ohne Talente, welche nun auf Unkoſten ihres Meiſters die Lehrer ſpielten; und auf dieſe Weiſe haben die großen, reellen und gründlichen Dienſte, welche Herr Rameau der Muſik geleiſtet, zu gleicher Zeit die Unbequemlichkeit herbeigeführt, daß Frankreich ſich von ſchlechter Muſik und ſchlechten Muſikern überſchwemmt ſah, weil Jeder ſchon glaubte, alle Feinheiten der Kunſt einzuſehen, ſobald er mit den Elementen bekannt war, und alle neue Harmonien erfinden wollten, ehe die Erfahrung ihnen Ohr die gute zu unterſcheiden gelehrt hatte.

Was die Opern des Herrn Rameau betrift, ſo hat man ihnen zuerſt die Verbindlichkeit, daß ſie das lyriſche Theater über die gemeinen Bretter erhoben. Er hat kühn den kleinen Cirkel der ſehr kleinen Muſik durchbrochen, innerhalb deſſen unſere kleinen Muſiker ſich, ſeit dem Tode des großen Lulli, immer herumtrieben, daß, wenn man auch ungerecht genug ſein wollte, Herrn Rameau außerordentliche Talente abzuſprechen, man doch geſtehen müßte, daß er ihnen einiger Maßen die Laufbahn eröffnet, daß er künftige Muſiker in den Stand geſetzt, die ihrigen ungeſtraft zu entwickeln, welches fürwahr kein geringes Unternehmen iſt. Er hat die Dornen gefühlt; ſeine Nachfolger pflücken die Roſen.

Man beſchuldigt ihn ſehr leichtſinnig, wie mir ſcheint, nur ſchlechte Texte componirt zu haben. Denn wenn dieſer Vorwurf einigen Sinn haben ſollte, ſo müßte man zeigen, daß er ſich in dem Fall befunden, wählen zu können. Wollte man denn lieber, daß er gar Nichts gemacht hätte? Weit gegründeter iſt der Vorwurf, daß er ſeinen Text nicht immer verſtanden; daß er die Abſicht des Poeten übel gefaßt oder nicht etwas Schicklicheres an die Stelle geſetzt; daß er Vieles widerſinnig ausgedrückt. Es war nicht ſeine Schuld, daß er ſchlechte Texte bearbeitete; aber man kann zweifeln, daß er beſſere genugſam in's Licht geſtellt hätte. Gewiß ſetzt er,

von Seiten des Geiſts und der Einſicht, weit unter Lulli, ob er gleich ihm, von Seiten des Ausdrucks, faſt vorzuziehen iſt.

Man muß in Herrn Rameau ein ſehr groſſes Talent erkennen, viel Feuer, einen wohllingenden Kopf, eine groſſe Kenntniß harmoniſcher Umkehrungen und aller Mittel, die Wirkung hervorzubringen; man muß ihm die Kunſt zugeſtehen, ſich fremde Ideen zuzueignen, ihre Natur zu verändern, ſie zu verzieren, zu verſchönern und ſeine eigenen auf vielfältige Weiſe umzubrechen. Dagegen hatte er weniger Leichtigkeit, neue zu erfinden, mehr Geſchicklichkeit als Fruchtbarkeit, mehr Wiſſen als Genie, oder wenigſtens ein Genie, erſtickt durch zu vieles Wiſſen; aber immer Stärke, Zierlichkeit und ſehr oft einen ſchönen Geſang.

Sein Recitativ iſt nicht ſo natürlich, aber viel mannigfaltiger als das des Lulli, in wenigen Scenen bewunderungswerth, übrigens ſchlecht faſt durchaus. Vielleicht iſt Dieß eben ſo ſehr der Fehler der Gattung, als der ſeinige; denn ſehr oft, weil er ſich der Declamation zu ſehr unterwarf, ward ſein Geſang barock und ſeine Uebergänge hart. Hätte er die Kraft gehabt, das wahre Recitativ zu faſſen und bis unter die Schafherde zu bringen, ſo glaube ich, er hätte das Vortreffliche leiſten können.

Er iſt der Erſte, der Symphonien und reiche Begleitungen gemacht hat; aber er iſt darin zu weit gegangen. Das Orcheſter der Oper glich vor ſeiner Zeit einer Truppe blinder Muſicanten, die von der fallenden Nacht ergriffen werden. Er hat ihnen einige Freiheit gegeben, und ſie verſichern, daß ſie jetzt Etwas auszuführen wiſſen; aber ich ſage, dieſe Leute werden niemals weder Geſchmack noch Seele zeigen. Es iſt immer noch Nichts, beiſammen zu ſein, ſtark aber leiſe zu ſpielen und dem Acteur zu folgen, die Töne ſtärker, ſanfter, gehaltener, flüchtiger vortragen, wie es der gute Geſchmack oder der Ausdruck verlangt; den Geiſt einer Begleitung faſſen, die Stimmen tragen und heben: Das iſt die Kunſt aller Orcheſter der Welt, nur nicht unſers Opern-Orcheſters.

Und ich ſage, Herr Rameau hat dieſes Orcheſter, es ſei, wie es will, mißbraucht; er machte die Begleitungen ſo confus, ſo überladen, ſo ſtark, daß Einem der Kopf ſpringen möchte bei dem unendlichen Getöſe der verſchiedenen Inſtrumente während der Ausführung ſeiner Opern, die man mit Vergnügen hören würde, wenn ſie die Ohren weniger betäubten. Daher kommt es, daß das Orcheſter, weil es immer im Spiel iſt, nicht ergreift, nicht trifft und faſt immer ſeine Wirkung verfehlt. Eigentlich muß nach einer recitirten Scene ein unerwarteter Begenſtrich den zerſtreutеſten Zuhörer aufwecken, ihn auf die Bilder aufmerkſam machen, die ihm der Verfaſſer darſtellen will, ihn zu den Gefühlen vorbereiten, die er in ihm erregen will, und Das wird kein Orcheſter leiſten, das nicht aufhört zu tragen.

Ein anderer, noch ſtärkerer Grund gegen die überladenen Begleitungen iſt, daß ſie gerade das Gegentheil von Dem bewirken, was ſie hervorbringen ſollen. Anſtatt die Aufmerkſamkeit des Zuhörers angenehmer feſtzuhalten, ſo theilen ſie ſolche, um ſie zu zerſtören. Ehe man mich bereden, daß drei oder vier Motive, durch drei oder vier Inſtrumente übereinander gehäuft, etwas Lobenswürdiges ſeien, ſo muß man mir erſt beweiſen, daß drei oder vier Handlungen in einer Comödie nöthig ſind. Alle dieſe beliebten Feinheiten der Kunſt, dieſe Nachahmungen, dieſe Doppel-Motive, dieſe gezwungenen Bäſſe, dieſe Gegenſätze ſind nur ungeſtalte Ungeheuer, Denkmale des ſchlechten Geſchmacks, die man in die Klöſter verweiſen ſoll; dort mag ihre letzte Zuflucht ſein.

Um ſchließlich nochmals auf Herrn Rameau zu kommen, ſo denke ich: Niemand hat beſſer, als er, den Geiſt des Einzelnen gefaßt; Niemand hat beſſer die Kunſt der Contraſte verſtanden; aber zu gleicher Zeit hat er ſeinen Opern jene glückliche und ſo ſehr gewünſchte Einheit nicht zu geben gewußt, und er konnte nicht dazu gelangen, ein gutes Werk aus vielen guten, wohl arrangirten Stücken zuſammenzuſetzen.

Rameau's Werke.

Das bedeutende Werk, welches wir unter dieſem Titel dem Deutſchen Publicum übergeben, iſt wohl unter die vorzüglichſten Arbeiten Diderot's zu rechnen. Seine Nation, ja ſogar ſeine Freunde warfen ihm vor, er könne wohl vortreffliche Seiten, aber kein vortreffliches Ganze ſchreiben. Derzleichen Arbeitsarten ſagen ſich nach, pflanzen ſich fort, und das Verdienſt eines trefflichen Mannes bleibt ohne weitere Unterſuchung geſchmälert. Diejenigen, die alſo urtheilen, hatten wohl den Jacques le fataliſte nicht geleſen; und auch gegenwärtige Schrift gibt ein Zeugniß, wie glücklich er die heterogenſten Elemente der Wirklichkeit in ein ideales Ganze zu vereinigen wußte. Man möchte übrigens als Schriftſteller von ihm denken, wie man wollte, ſo waren doch Freunde und Feinde darin einverſtanden, daß Niemand ihn, bei mündlicher Unterhaltung, an Lebhaftigkeit, Kraft, Geiſt, Mannigfaltigkeit und Neuheit übertroffen habe.

Indem er alſo für die gegenwärtige Schrift eine Geſprächsform wählte, ſetzte er ſich ſelbſt in ſeinen Vortheil, brachte ein Meiſterwerk hervor, das man immer mehr bewundert, je mehr

man damit bekannt wird. Die ruhmredige und moraliſche Abſicht derſelben iſt mannigfaltig. Erſt bietet er alle Kräfte des Geiſtes auf, um Schmeichler und Schmarotzer in dem ganzen Umfang ihrer Schlechtigkeit zu ſchildern, wobei denn ihre Patrone keineswegs geſchont werden. Zugleich bemüht ſich der Verfaſſer, ſeine litterariſchen Feinde als eben dergleichen Heuchler- und Schmeichlervoll zuſammenzuſtellen und nimmt ferner Gelegenheit, ſeine Meinung und Geſinnung über Franzöſiſche Muſik auszuſprechen.

So heterogen dieſes letzte Ingredient zu den vorigen ſcheinen mag, ſo iſt es doch der Theil, der dem Ganzen Halt und Würde gibt. Denn indem ſich in der Perſon von Rameau's Neffen eine entſchieden abhängige, zu allem Schlechten auf äußern Anlaß fähige Natur ausſpricht, und alſo unſere Verachtung, ja ſogar unſern Haß erregt: ſo werden doch dieſe Empfindungen dadurch gemildert, daß er ſich als ein nicht ganz talentloſer, phantaſiſch-practiſcher Muſicus manifeſtirt. Auch in Abſicht der poetiſchen Compoſition gewähret dieſes, der Haupt-Figur angeborne Talent einen großen Vortheil, indem der als Repräſentant aller Schmeichler und Abhänglinge geſchilderte, ein ganzes Geſchlecht darſtellende Menſch nunmehr als Individuum, als beſonders bezeichnetes Weſen, als ein Rameau, als ein Neffe des großen Rameau lebt und handelt.

Wie vortrefflich dieſe von Anfang angelegten Fäden ineinander geſchlungen ſind; welche köſtliche Abwechſelung der Unterhaltung aus dieſem Gewebe hervorgeht; wie das Ganze, trotz jener Allgemeinheit, womit ein Schuft einem ehrlichen Mann entgegengeſtellt iſt, doch aus lauter wirklichen, Pariſer-Elementen zuſammengeſetzt erſcheint, mag der verſtändige Leſer und Wiederleſer ſelbſt entdecken. Denn das Werk iſt ſo glücklich aus- und durchgedacht, als erfunden. Ja, ſelbſt die äußerſten Gipfel der Frechheit, wohin wir ihm nicht folgen dürften, erreicht es mit zweckmäßigem Bewußtſein. Möge dem Beſitzer des franzöſiſchen Originals gefallen, dem Publicum auch Dieſes baldigſt mitzutheilen! Wie das claſſiſche Werk eines abgeſchiedenen, bedeutenden Mannes mag alsdann ſein Ganzes in völliger, unberührter Geſtalt hervortreten.

Eine Unterſuchung, zu welcher Zeit das Werk wahrſcheinlich geſchrieben worden, möchte wohl hier nicht am unrechten Platze ſtehen. Von dem Luſtſpiele Paliſſot's, „die Philoſophen", wird als von einem erſt erſchienenen oder erſcheinenden Werke geſprochen. Dieſes Stück wurde zum erſten Mal den 2. Mai 1760 in Paris aufgeführt. Die Wirkung einer ſolchen öffentlichen, perſönlichen Satyre mag auf Freunde und Feinde in der lebhaften Stadt groß genug geweſen ſein.

In Deutſchland haben wir auch Fälle, wo Mißwollende, theils durch Flugſchriften, theils vom Theater herab, Andern zu ſchaden gedenken. Allein wer nicht von augenblicklicher Empfindlichkeit gereizt wird, darf die Sache nur ganz ruhig abwarten; und ſo iſt in kurzer Zeit Alles wieder im Gleiſe, als wäre Nichts geſchehen. In Deutſchland haben ſich vor der perſönlichen Satyre nur die Anmaßlichkeit und das Scheinverdienſt zu fürchten. Alles Rechte, es mag angefochten werden, wie es will, bleibt der Nation im Durchſchnitt werth, und man wird den geſetzten Mann, wenn ſich die Staubwolken verzogen haben, noch wie vor auf ſeinem Wege gewahr.

Hat alſo der Deutſche nur mit Ernſt und Redlichkeit ſein Verdienſt zu ſuchen, wenn er von der Nation früher oder ſpäter begriffen ſein will: ſo kann er Dieß auch um ſo gelaſſener abwarten, weil bei dem zuſammenhängenden Zuſtande unſers Vaterlandes Jeder in ſeiner Stadt, in ſeinem Kreiſe, ſeinem Hauſe, ſeinem Zimmer ungeſtört fortleben und arbeiten kann, es mag draußen übrigens ſtürmen, wie es will. Jedoch in Frankreich war es ganz anders. Der Franzoſe iſt ein geſelliger Menſch, er lebt und wirkt, er ſteht und fällt in Geſellſchaft. Wie ſollte es ſich eine Franzöſiſche, bedeutende Societät in Paris, an die ſich ſo Viele angeſchloſſen hatten, die von ſo wichtigem Einfluß war, wie ſollte ſie ſich gefallen laſſen, daß mehrere ihrer Glieder, ja ſie ſelbſt ſchimpflich aufgeſtellt und an dem Orte ihres Lebens und Wirkens lächerlich, verdächtig, verächtlich gemacht würde? Eine gewaltſame Gegenwirkung war von ihrer Seite zu erwarten.

Das Publicum, im Ganzen genommen, iſt nicht fähig, irgend ein Talent zu beurtheilen; denn die Grundſätze, wornach es geſchehen kann, werden nicht mit uns geboren; der Zufall überliefert ſie nicht; durch Uebung und Studium allein können wir dazu gelangen. Aber ſittliche Handlungen zu beurtheilen, dazu gibt Jedem ſein eigenes Gewiſſen den vollſtändigſten Maßſtab, und Jeder findet es behaglich, dieſen nicht an ſich ſelbſt, ſondern an einen Andern anzulegen. Deßhalb ſieht man beſonders Litteratoren, die ihren Gegnern vor dem Publicum ſchaden wollen, ihnen moraliſche Mängel, Vergehungen, muthmaßliche Abſichten und wahrſcheinliche Folgen ihrer Handlungen vorzuwerfen. Der eigentliche Geſichtspunct, was Einer als talentvoller Mann dichtet oder ſonſt leiſtet, wird verrückt, und man zieht dieſen, zum Vortheile der Welt und der Menſchen beſonders Begabten vor den allgemeinen Richterſtuhl der Sittlichkeit,

vor welchen ihn eigentlich nur seine Frau und Kinder, seine Hausgenossen, zunächst Mitbürger und Obrigkeit, zu fordern hätten. Niemand gehört als sittlicher Mensch der Welt an. Diese schönen, allgemeinen Forderungen macht Jeder an sich selbst; was daran fehlt, berichtige er mit Gott und seinem Herzen, und von Dem, was an ihm wahr und gut ist, überzeuge er seine Nächsten. Hingegen als Das, wozu ihn die Natur besonders gebildet, als Mann von Kraft, Thätigkeit, Geist und Talent, gehört er der Welt. Alles Vorzügliche kann nur für einen unendlichen Kreis arbeiten, und Das nehme denn auch die Welt mit Dank an und bilde sich nicht ein, daß sie befugt sei, in irgend einem andern Sinne zu Gericht zu sitzen.

Indessen kann man nicht läugnen, daß sich Niemand gern des löblichen Wunsches erwehrt, zu großen Vorzügen des Geistes und Körpers auch Vorzüge der Serie und des Herzens gesellt zu finden; und dieser durchgängige Wunsch, wenn er auch so selten erfüllt wird, ist ein klarer Beweis von dem unablässigen Streben zu einem untheilbaren Ganzen, welches der menschlichen Natur, als ihr schönstes Erbtheil, angeboren ist.

Dem sei nun, wie ihm wolle, so finden wir, indem wir zu unsern Französischen Streitern zurückkehren, daß, wenn Palissot Nichts versäumte, seine Gegner im moralischen Sinne herabzusetzen, Diderot in vorliegender Schrift Alles anwendet, was Genie und Haß, was Kunst und Satz vermögen, um diesen Gegner als den verworfensten Sterblichen darzustellen.

Die Lebhaftigkeit, womit Dieses geschieht, würde vermuthen lassen, daß der Dialog in der ersten Hitze, nicht lange nach der Erscheinung des Lustspiels, „die Philosophen", geschrieben worden, um so mehr, als noch von dem ältern Rameau darin als von einem lebenden, wirkenden Manne gesprochen wird, welcher 1764 gestorben ist. Hiermit trifft überein, daß die Lettre sérieuse et badine, deren als eines mißrathenen Stückes gedacht wird, im Jahre 1758 herausgekommen.

Spottschriften, wie die gegenwärtige, mögen damals vielfach erschienen sein, wie uns des Abbé Morellet Vision de Charles Palissot und andern erhellet. Sie sind nicht alle gedruckt worden, und auch das bedeutende Diderot'sche Werk ist lange im Verborgenen geblieben.

Wir sind weit entfernt, Palissot für den Widersacher zu halten, als der er im Dialog aufgestellt wird. Er hat sich als ein ganz wackerer Mann, selbst durch die Revolution durch, erhalten, lebt wahrscheinlich noch und scherzt in seinen critischen Schriften, in denen sich der gute, durch eine lange Reihe von Jahren ausgebildete Kopf nicht verkennen läßt, selbst über das schreckliche Fratzenbild, das seine Widersacher von ihm aufzustellen bemüht gewesen.

Tencin (Madame de).

Bei der geselligen Natur der Franzosen mußten die Frauen bald ein großes Uebergewicht in der Societät erhalten, indem sie doch immer als Präsidentinnen anzusehen sind, die, bei der Leidenschaftlichkeit und Einseitigkeit der Männer, durch einen gewissen, allgemeinen Ton des Anstandes und der Duldung einer Zusammenkunft von bedeutenden Menschen Haltung und Dauer zu geben wissen.

Madame de Tencin ist eigentlich die Stifterin der neuern Pariser-Gesellschaften, welche sich unter den Augen merkwürdiger Frauen versammelten.

Im geselligen und thätigen Leben entwickelte sie die größten Vorzüge; sie verbarg unter der äußern, unscheinbaren Hülle einer gutmüthigen Gevatterinn die tiefste Menschenkenntniß und das größte Geschick, in weltlichen Dingen zu wirken.

Diderot legt kein geringes Zeugniß ihrer Verdienste ab, indem er sie unter den größten Geistern mit aufzählt.

Eine genauere Schilderung ihrer und ihrer Nachfolgerinnen, Madame Geoffrin, Deffands, du Deffant, Mademoiselle d'Espinasse, würde einen schönen Beitrag zur Menschen- und besonders zur Franzosen-Kenntniß geben. Marmontel hat in seinen Mémoires hierzu sehr viel geliefert.

Tencin (Cardinal).

Geboren 1679. Starb im achtzigsten Jahr.

Er stand mit Law in Verbindung, ward Minister, wie man behauptet, durch die Geschicklichkeit seiner Schwester und ließ seine Geistesfähigkeiten in zweideutigem Rufe, als er sich zurückzog. Diderot scheint unter Die zu gehören, die günstig von ihm urtheilten.

Trublet (Abbé).

Geboren zu St. Malo 1697, gestorben 1770.

Fontenelle und la Motte, zwei Männer von Talent und Geist, jedoch mehr zur Prosa als zur Poesie geneigt, gedachten die Letztere auf Kosten der Ersteren zu erheben, und konnten doch immer eine Zeit lang den Theil des Publicums, der sich selbst äußerst prosaisch fühlt, so wenig er auch die Poesie entbehren kann, für ihre Meinung gewinnen.

Der Abbé Trublet, ein Mann von einigen litterarischen Verdiensten, schlug sich auf ihre Seite, und brachte überhaupt sein Leben in Beschauung und Bekrittlung dieser beiden Männer zu. Er hatte viel von Voltaire's feindseligem

Mißhelligkeiten zu leiden, gelangte aber doch, nach fünfundzwanzigjährigem Harren, obgleich anerkannt mittelmäßig, zu dem Glück, durch Vergünstigung des Hofes in die Academie aufgenommen zu werden.

Voltaire.

Geboren 1694, gestorben 1778.

Wenn Familien sich lange erhalten, so kann man bemerken, daß die Natur endlich ein Individuum hervorbringt, das die Eigenschaften seiner sämmtlichen Ahnherren in sich begreift, und alle bisher vereinzelten und angedeuteten Anlagen vereinigt und vollkommen ausspricht. Eben so geht es mit Nationen, deren sämmtliche Verdienste sich wohl ein Mal, wenn es glückt, in einem Individuum aussprechen. So entstand in Ludwig XIV. ein Französischer König im höchsten Sinne, und eben so in Voltaire'n der höchste unter den Franzosen denkbare, der Nation gemäßeste Schriftsteller.

Die Eigenschaften sind mannigfaltig, die man von einem geistvollen Manne fordert, die man an ihm bewundert; und die Forderungen der Franzosen sind hierin, wo nicht größer, doch mannigfaltiger als die anderer Nationen.

Wir setzen den bezeichneten Maßstab, vielleicht nicht ganz vollständig und freilich nicht methodisch genug gerecht, zu heiterer Uebersicht hierher.

Tiefe, Genie, Anschauung, Erhabenheit, Talent, Talent, Verdienst, Mut, Geist, schöner Geist, guter Geist, Gefühl, Sensibilität, Geschmack, guter Geschmack, Verstand, Richtigkeit, Schickliches, Ton, guter Ton, Heftes, Mannigfaltigkeit, Fülle, Reichthum, Fruchtbarkeit, Wärme, Magie, Anmuth, Grazie, Gefälligkeit, Leichtigkeit, Lebhaftigkeit, Feinheit, Brillantes, Saillantes, Petillantes, Piquantes, Delicates, Ingenioses, Styl, Versification, Harmonie, Reinheit, Correction, Eleganz, Vollendung.

Von allen diesen Eigenschaften und Geistesäußerungen kann man vielleicht Voltaire'n nur die erste und die letzte, die Tiefe in der Anlage und die Vollendung in der Ausführung, streitig machen. Alles, was übrigens von Fähigkeiten und Fertigkeiten auf eine glänzende Weise die Breite der Welt ausfüllt, hat er besessen und dadurch seinen Ruhm über die Erde ausgedehnt.

Es ist sehr merkwürdig, zu beobachten, bei welcher Gelegenheit die Franzosen in ihrer Sprache, statt jener von uns verzeichneten Worte, ähnliche oder gleich bedeutende gebrauchen und in diesem oder jenem Falle anwenden. Eine historische Darstellung der Französischen Aesthetik von einem Deutschen wäre daher höchst interessant; und wir würden auf diesem Wege vielleicht einige Standpuncte gewinnen, um gewisse Regionen Deutscher Art und Kunst, in welchen noch viel Verwirrung herrscht, zu übersehen und zu beurtheilen, und eine allgemeine Deutsche Aesthetik, die jetzt noch so sehr an Einseitigkeiten leidet, vorzubereiten.

Diderot's Versuch über die Malerei.

Uebersetzt und mit Anmerkungen begleitet.

Geschichte der Uebersetzung.

Woher kommt es wohl, daß man, obgleich dringend aufgefordert, sich doch so ungern entschließt, über eine Materie, die uns geläufig ist, eine zusammenhängende Abhandlung zu schreiben, eine Vorlesung zu entwerfen? Man hat Alles wohl überlegt, den Stoff sich vergegenwärtigt, ihn, so gut man nur konnte, geordnet; man hat sich aus allen Zerstreuungen zurückgezogen; man nimmt die Feder in die Hand, und noch zaudert man, anzufangen.

In demselbigen Augenblicke tritt ein Freund, vielleicht ein Fremder, unerwartet herein; wir glauben uns gestört und von unserm Gegenstande hinweggerissen. Aber unvermuthet lenkt sich das Gespräch auf denselben; der Ankömmling läßt entweder gleiche Gesinnungen merken, oder er drückt das Gegentheil unserer Ueberzeugung aus; vielleicht sagt er Etwas nur halb und unvollständig vor, das wir besser zu übersehen glauben, oder erhöht unsere eigene Vorstellung, unser eigenes Gefühl durch tiefere Einsicht, durch Leidenschaft für die Sache. Schnell sind alle Stockungen gehoben; wir lassen uns lebhaft ein, wir vernehmen, wir erwidern. Bald gehen die Meinungen gleichen Schrittes, bald durchkreuzen sie sich; das Gespräch schwankt so lange hin und her, kehrt so lange in sich selbst zurück, bis der Kreis durchlaufen und vollendet ist. Man scheidet endlich von einander, mit dem Gefühl, daß man sich für dieß Mal Nichts weiter zu sagen habe.

Aber dadurch wird die Abhandlung, die Vorlesung nicht gefördert. Die Stimmung ist erschöpft; man wünscht, daß ein Geschwindschreiber das verrauschende Gespräch aufgefaßt haben möchte. Man erinnert sich mit Vergnügen der sonderbaren Wendungen des Dialogs,

wie durch Widerſpruch und Einſtimmung, durch Zweiſeitigkeit und Vereinigung, durch Rückwege ſowie durch Umwege das Ganze zuletzt umſchrieben und beſchränkt worden; und jeder einſeitige Vortrag, er ſei auch ſo vollſtändig, auch ſo methodiſch gefaßt, kommt uns traurig und heiſ vor.

Daher mag es kommen! Der Menſch iſt kein lehrendes, er iſt ein lebendes, handelndes und wirkendes Weſen. Nur in Wirkung und Gegenwirkung erfreuen wir uns! Und ſo iſt auch dieſe Ueberſetzung mit ihren fortdauernden Anmerkungen in guten Tagen entſtanden.

Eben als ich im Begriff war, eine allgemeine Einleitung in die bildende Kunſt nach unſerer Ueberzeugung zu entwerfen, fällt mir „Diderot's Verſuch über die Malerei“ zufällig wieder in die Hände. Ich unterhalte mich mit ihm auf's Neue, ich tadle ihn, wenn er ſich von dem Wege entfernt, den ich für den rechten halte; ich freue mich, wenn wir wieder zuſammentreffen; ich eifere über ſeine Paradoxe, ich ergetze mich an der Lebhaftigkeit ſeiner Ueberblicke; ſein Vortrag reißt mich hin; der Streit wird heftig und ich behalte freilich das letzte Wort, da ich mit einem abgeſchiedenen Gegner zu thun habe.

Ich komme wieder zu mir ſelbſt! Ich bemerke, daß dieſe Schrift ſchon vor dreißig Jahren geſchrieben iſt; daß die paradoxen Behauptungen vorſätzlich gegen pedantiſche Manieriſten der Franzöſiſchen Schule gerichtet ſind; daß ihr Zweck nicht mehr Statt findet, und daß dieſe kleine Schrift mehr einen hiſtoriſchen Ausleger verlangt, als einen Gegner auffordert.

Werde ich aber bald darauf wieder gewahr, daß ſeine Grundſätze, die er mit eben ſo viel Geiſt als rhetoriſch ſophiſtiſcher Klugheit und Gewandtheit geltend macht, mehr um die Inhaber und Freunde der alten Form zu beunruhigen und eine Revolution zu veranlaſſen, als ein neues Kunſtgebäude zu errichten; daß ſeine Geſinnungen, die nur zu einem Uebergang vom Manieriren, Conventionellen, Habituellen, Pedantiſchen zum Gefühlten, Begründeten, Wohlgebildeten und Liberalen einladen ſollten, in der neueren Zeit als theoretiſche Grundmaximen fortſpuken und ſehr willkommen ſind, indem ſie eine leichtſinnige Practik begünſtigen: dann habe ich meinen Eifer wieder am Platz; ich habe nicht mehr mit dem abgeſchiedenen Diderot, nicht mit ſeiner in gewiſſem Sinne ſchon veralteten Schrift, ſondern mit Denen zu thun, die jene Revolution der Künſte, welche er hauptſächlich mit bewirken half, an ihrem wahren Fortgange hindern, indem ſie ſich auf der breiten Fläche des Dilettantismus und der Pfuſcherei, zwiſchen Kunſt und Natur hinſchleifen und eben ſo wenig geeignet ſind, eine gründliche Kenntniß der Natur, als eine begründete Thätigkeit der Kunſt zu befördern.

Möge denn alſo dieſes Geſpräch, das auf der Grenze zwiſchen dem Reiche der Todten und Lebendigen geführt wird, auf ſeine Weiſe wirken, und die Geſinnungen und Grundſätze, denen wir ergeben ſind, bei Allen, denen es Ernſt iſt, befeſtigen helfen!

Erſtes Capitel.

Einige wunderliche Gedanken über die Zeichnung.

„Die Natur macht nichts Incorrectes. Jede Geſtalt, ſie mag ſchön oder häßlich ſein, hat ihre Urſache, und unter allen exiſtirenden Weſen iſt keins, das nicht wäre, wie es ſein ſoll.“

Die Natur macht nichts Inconſequentes, jede Geſtalt, ſie ſei ſchön oder häßlich, hat ihre Urſache, von der ſie beſtimmt wird, und unter allen organiſchen Naturen, die wir kennen, iſt keine, die nicht wäre, wie ſie ſein kann.

So müßte man allenfalls den erſten Paragraphen ändern, wenn er Etwas heißen ſollte. Diderot fängt gleich von Anfang an, die Begriffe zu verwirren, damit er künftig, nach ſeiner Art, recht behalte. Die Natur iſt niemals correct! — dürfte man eher ſagen. Correction ſetzt Regeln voraus, und zwar Regeln, die der Menſch ſelbſt beſtimmt, nach Gefühl, Erfahrung, Ueberzeugung und Wohlgefallen, und darnach mehr den äußern Schein als das innere Daſein eines Geſchöpfes beurtheilt; die Geſetze hingegen, nach denen die Natur wirkt, fordern den ſtrengſten, innern organiſchen Zuſammenhang. Hier ſind Wirkungen und Gegenwirkungen, wo man immer die Urſache als Folge und die Folge als Urſache betrachten kann. Wenn Eins gegeben iſt, ſo iſt das Andere unausbleiblich. Die Natur arbeitet auf Leben und Daſein, auf Erhaltung und Fortpflanzung ihres Geſchöpfes, unbekümmert, ob es ſchön oder häßlich erſcheine. Eine Geſtalt, die von Geburt an ſchön zu ſein beſtimmt war, kann durch irgend einen Zufall in einem Theile verletzt werden; ſogleich leiden andere Theile mit. Denn nun braucht die Natur Kräfte, den verletzten Theil wieder herzuſtellen; und ſo wird den übrigen Etwas entzogen, wodurch ihre Entwickelung durchaus geſtört werden muß. Das Geſchöpf wird nicht mehr, was es ſein ſollte, ſondern was es ſein kann. Nimmt man in dieſem Sinne den folgenden Paragraphen, ſo iſt weiter Nichts dagegen einzuwenden.

„Seht dieſe Frau an, die in der Jugend ihre Augen verloren hat. Das ehmalige Wohlthun der Ungeheuer hat die Lieder nicht aufgehalten, ſie ſind in die Tiefe zurückgetreten, die durch das fehlende Organ entſtanden iſt;

ſie haben ſich zuſammengezogen. Die obern haben die Augenbraunen mit fortgeriſſen, die untern haben die Wangen ein wenig hinaufgehoben. Die Oberlippe, indem ſie dieſer Bewegung nachgab, hat ſich gleichfalls in die Höhe gezogen, und ſo haben alle Theile des Geſichts gelitten, nachdem ſie näher oder weiter von dem Hauptſitze des Zufalls entfernt waren. Glaubt Ihr aber, daß dieſe Entſtellung ſich bloß in das Oval eingeſchloſſen habe? Glaubt Ihr, daß der Hals völlig frei geblieben ſei und die Schultern und die Bruſt? Ja freilich, für Euere Augen und für die meinen! Aber ruft die Natur herbei; zeigt ihr dieſen Hals, dieſe Schultern, dieſe Bruſt, und ſie wird ſagen: Dieß ſind Glieder eines Weibes, die ihre Augen in der Jugend verloren hat.

Wendet einen Blick auf dieſen Mann, deſſen Rücken und Schultern eine erhobene Geſtalt angenommen haben. Indeſſen die Knorpel des Halſes vorn aneinander gingen, drückten ſich hinten die Wirbelbeine nieder; der Kopf iſt zurückgeworfen, die Hände haben ſich an den Gelenken des Arms verſchoben, die Ellenbogen ſich zurückgezogen; alle Glieder haben den gemeinſchaftlichen Schwerpunct geſucht, der einem ſo verſchobenen Syſtem zukam; das Geſicht hat darüber einen Zug von Zwang und Mühſeligkeit angenommen. Bedenkt dieſe Geſtalt: zeigt der Natur ihre Füße, und die Natur, ohne zu ſtocken, wird Euch antworten: Es ſind die Füße eines Buckligten."

Vielleicht ſcheint Manchem die vorſtehende Behauptung übertrieben, und doch iſt es im ſchärfſten Sinne wahr: daß die Conſequenz der organiſirenden Natur, im geſunden Zuſtande ſowohl als im kranken, über alle unſere Begriffe geht.

Wahrſcheinlich hätte ein Meiſter der Gemmotik die beiden Füße, welche Diderot nur als Dilettant beſchreibt, beſſer dargeſtellt; doch haben wir ihm hierüber den Krieg nicht zu machen; wir müſſen ſehen, wozu er ſeine Beiſpiele brauchen will.

„Wenn die Urſachen und Wirkungen uns völlig anſchaulich wären, ſo hätten wir nichts Beſſeres zu thun, als die Geſchöpfe darzuſtellen, wie ſie ſind; je vollkommener die Nachahmung wäre, je gemäßer den Urſachen, deſto zufriedener würden wir ſein."

Hier kommen die Grundſätze Diderot's, die wir beſtreiten werden, ſchon einiger Maßen zum Vorſchein. Die Neigung aber ſeiner theoretiſchen Aeußerungen geht dahin, Natur und Kunſt zu confundiren, Natur und Kunſt völlig zu amalgamiren; unſere Sorge muß ſein, Beide in ihren Wirkungen getrennt darzuſtellen. Die Natur organiſirt ein lebendiges, gleichgültiges Weſen, der Künſtler ein todtes, aber ein bedeutendes; die Natur ein wirkliches, der Künſtler ein ſcheinbares. In den Werken der Natur muß der Beſchauer erſt Bedeutſamkeit, Gefühl, Gedanken, Effect, Wirkung auf das Gemüth ſelbſt hineinbringen; im Kunſtwerke will und muß er das Alles ſchon finden. Eine vollkommene Nachahmung der Natur iſt in keinem Sinne möglich; der Künſtler iſt nur zur Darſtellung der Oberfläche einer Erſcheinung berufen. Das Aeußere des Gefäßes, das lebendige Ganze, das zu allen unſern geiſtigen und ſinnlichen Kräften ſpricht, unſer Verlangen reizt, unſern Geiſt erhebt, deſſen Beſitz uns glücklich macht, das Lebensvolle, Kräftige, Ausgebildete, Schöne, dahin iſt der Künſtler angewieſen.

Auf einem ganz andern Wege muß der Naturbetrachter gehen. Er muß das Ganze trennen, die Oberfläche durchdringen, die Schönheit zerſtören, das Nothwendige kennen lernen, und, wenn er es fähig iſt, die Labyrinthe des organiſchen Baues wie den Grundriß eines Irrgartens, in deſſen Krümmungen ſich ſo viele Spaziergänger abmühen, vor ſeiner Seele feſthalten.

Der lebendig genießende Menſch, ſo wie der Künſtler, fühlt, wie billig, ein Grauen, wenn er in die Tiefen blickt, in welchen der Naturforſcher als in ſeinem Vaterlande herumwandelt. Dagegen hat der reine Naturforſcher wenig Reſpect vor dem Künſtler; er ſieht ihn nur als Werkzeug an, um Beobachtungen zu fixiren und der Welt mitzutheilen; den genießenden Menſchen hingegen betrachtet er gar als ein Kind, das mit Wonne das ſchmackhafte Fleiſch des Pfirſichs verzehrt und den Schatz der Frucht, den Zweck der Natur, den fruchtbaren Kern, nicht achtet und hinwegwirft.

So ſtehen Natur und Kunſt, Kenntniß und Genuß gegen einander, ohne ſich wechſelsweiſe aufzuheben, aber ohne ſonderliches Verhältniß.

Sehen wir nun die Worte unſers Autors genau an, ſo verlangt er eigentlich vom Künſtler, daß er für Phyſiologie und Pathologie arbeiten ſolle, eine Aufgabe, die das Genie wohl ſchwerlich übernehmen würde.

Nicht beſſer iſt die folgende Periode, ja noch ſchlimmer; denn dieſe lebige, groß- und ſchwerköpfige, kurzbeinige, grobfüßige Figur würde man wohl ſchwerlich in einem Kunſtwerke dulden, wenn ſie auch noch ſo organiſch conſequent wäre. Ueberdieß kann ſie auch der Phyſiolog nicht brauchen; denn ſie ſtellt die menſchliche Geſtalt nicht im Durchſchnitte vor; der Pathолog eben ſo wenig; denn ſie iſt nicht krankhaft, noch monſtrös, ſondern nur ſchlecht und abgeſchmackt.

Wunderlicher, trefflicher Diderot! Warum verliert Du Deine großen Geiſtesblitze über

brauchen, um durcheinander zu werfen, als zurechtzustellen? Sind denn die Menschen, die sich ohne Grundsätze in der Erfahrung abmühen, nicht ohnehin schon übel genug daran?

„Ob wir nun gleich die Wirkungen und Ursachen des organischen Baues nicht kennen, und aus eben dieser Unwissenheit uns an conventionelle Regeln gebunden haben: so würde doch ein Künstler, der diese Regeln vernachlässigte und sich an eine genaue Nachahmung der Natur hielte, oft wegen zu großer Füße, kurzer Beine, geschwollener Knie, lässiger und schwerer Köpfe entschuldigt werden müssen."

Zu Anfang des vorstehenden Periodus legt der Verfasser schon seine sophistischen Schlingen, die er hinterher fester zuziehen will. Er sagt: „Wir kennen die Art nicht, wie die Natur bei der Organisation verfährt, und wir sind deswegen über gewisse Regeln übereingekommen, mit denen wir uns behelfen und nach denen wir uns, in Ermangelung einer bessern Einsicht, zu richten pflegen." Hier ist es, wo sich gleich unser Widerspruch laut erheben muß.

Ob wir die Gesetze der organisirenden Natur kennen oder nicht; ob wir sie besser kennen als vor dreißig Jahren, da unser Gegner schrieb; ob wir sie künftig besser kennen werden; wie tief wir in ihre Geheimnisse dringen können: darnach hat der bildende Künstler kaum zu fragen. Seine Kraft besteht im Anschauen, im Auffassen eines bedeutenden Ganzen, im Gewahrwerden der Theile, im Gefühl, daß eine Kenntniß, die durch's Studium erlangt wird, nöthig sei, und besonders im Gefühl, was denn eigentlich für eine Kenntniß, die durch's Studium erlangt wird, nöthig sei, damit er sich nicht zu weit aus seinem Kreise entferne; damit er das Unnöthige nicht aufnehme und das Nöthige versäume.

Ein solcher Künstler, eine Nation, ein Jahrhundert solcher Künstler bilden durch Beispiel und Lehre, nachdem die Kunst sich lange empirisch fortgeholfen hat, endlich die Regeln der Kunst. Aus ihrem Geiste und ihrer Hand entstehen Proportionen, Formen, Gestalten, wozu ihnen die bildende Natur den Stoff darreichte; sie convenieren nicht über Dieß und Jenes, das aber anders sein könnte; sie reden nicht mit einander ab, etwas Ungeschicktes für das Rechte gelten zu lassen, sondern sie bilden zuletzt die Regeln aus sich selbst nach Kunstgesetzen, die eben so wahr in der Natur des bildenden Genius liegen, als die große allgemeine Natur die organischen Gesetze ewig thätig bewahrt.

Es ist hier gar die Frage nicht, auf welchem Raum der Erde, unter welcher Nation, zu welcher Zeit man diese Regeln entdeckt und beisammen habe. Es ist die Frage nicht, ob man an andern Orten, zu andern Zeiten, unter andern Umständen davon abgewichen sei; ob man hier und da etwas Conventionelles dem Gesetzmäßigen substituirt habe; ja es ist nicht einmal die Frage, ob die ächten Regeln jemals gefunden oder befolgt worden sind, sondern man muß hier behaupten, daß sie gefunden werden müssen, und daß, wenn wir sie dem Genie nicht vorschreiben können, wir sie von dem Genie zu empfangen haben, das sich selbst in seiner höchsten Ausbildung fühlt und seinen Wirkungskreis nicht verkennt.

Was sollen wir aber zu dem folgenden Perioden sagen? Er enthält eine Wahrheit, aber eine überflüssige; sie ist parador hingestellt, um uns auf Paradoxe vorzubereiten.

„Eine krumme Nase beleidigt nicht in der Natur, weil Alles zusammenhängt; man wird auf diesen Uebelstand durch kleine nachbarliche Veränderungen geführt, die ihn einleiten und erträglich machen. Verbrehte man dem Antinous die Nase, indem das Uebrige an seinem Platze bliebe, so würde es übel aussehen. Warum? Antinous hat alsdann keine krumme, er hat eine zerbrochene Nase."

Wir dürfen wohl nochmals fragen: was soll Das hier bedeuten, was beweisen, und warum wird hier Antinous gebraucht? Jedes wohlgebildete Gesicht wird entstellt, wenn man die Nase auf die Seite biegt, und warum? Weil die Symmetrie gestört wird, auf welcher die gute Bildung des Menschen beruht. Von einem Gesichte, das im Ganzen verschoben ist, dergestalt, daß man gar keine Forderung einer symmetrischen Stellung der Theile an dasselbe macht, sollte gar nicht die Rede sein, wenn man auch von Kunst nur zum Scherz spräche.

Bedeutender ist folgende Periode; hier geht der Sophist schon mit vollen Segeln.

„Wir sagen von einem Menschen, den wir vorbeigehen sehen: er sei übel gemacht. Ja, nach unsern armen Regeln; aber nach der Natur beurtheilt, wird es anders klingen. Wir sagen von einer Statue: sie habe die schönsten Proportionen. Ja, nach unsern armen Regeln; aber was würde die Natur sagen?"

Mannigfaltig ist die Complication des Hasben, Schiefen und Falschen in diesen wenigen Worten. Hier ist wieder die Lebenswirkung der organischen Natur, die sich in allen Extremitäten, obgleich oft kümmerlich genug, in ein gewisses Gleichgewicht zu setzen weiß, und dadurch ihre lebendige, productive Realität auf das Kräftigste beweist, der vollendeten Kunst entgegengesetzt, die auf ihrem höchsten Gipfel keine Ansprüche auf lebendige, productive und reproductive Realität macht, sondern die Natur auf dem nöthigsten Punkte ihrer Existen-

nung ergreift, ihr die Schuhsalt der Proportionen abkennt, um sie ihr selbst wieder vorzuschreiben.

Die Kunst übernimmt nicht, mit der Natur in ihrer Breite und Tiefe zu wetteifern; sie hält sich an die Oberfläche der natürlichen Erscheinungen; aber sie hat ihre eigene Tiefe, ihre eigene Gewalt; sie fixirt die höchsten Momente dieser oberflächlichen Erscheinungen, indem sie das Gesetzliche darin anerkennt, die Vollkommenheit der zweckmäßigen Proportion, den Gipfel der Schönheit, die Würde der Bedeutung, die Höhe der Leidenschaft.

Die Natur scheint um ihrer selbst willen zu wirken; der Künstler wirkt als Mensch um des Menschen willen. Aus Dem, was uns die Natur darbietet, lesen wir uns im Leben das Wünschenswerthe, das Genießbare nur kümmerlich aus; was der Künstler dem Menschen entgegenbringt, soll Alles den Sinnen faßlich und angenehm, Alles aufreizend und anlockend, Alles genießbar und befriedigend, Alles für den Geist nährend, bildend und erhebend sein; und so gibt der Künstler, dankbar gegen die Natur, die auch ihn hervorbrachte, ihr eine zweite Natur, aber eine gefühlte, eine gedachte, eine menschlich vollendete zurück.

Soll Dieses aber geschehen, so muß das Ideal, der berufene Künstler, nach Gesetzen, nach Regeln handeln, die ihm die Natur selbst vorschrieb, die ihr nicht widersprechen, die sein größter Reichthum sind, weil er dadurch sowohl den großen Reichthum der Natur als den Reichthum seines Gemüths beherrschen und brauchen lernt.

„Es sei mir erlaubt, den Schleier von meinem Dunklichen auf die Mediceische Venus überzutragen, so daß man nur die Spitze ihres Fußes gewahr werde. Unternähme nun die Natur, zu dieser Fußspitze eine Figur auszubilden, so würdet Ihr vielleicht mit Verwunderung unter ihrem Geissel ein häßliches und verschobenes Ungeheuer entstehen sehen; mich aber würde es wundern, wenn das Gegentheil geschähe."

Der flache Weg, den unser Freund und Gegner mit den ersten Schritten eingeschlagen, vor dem wir bisher zu warnen suchten, zeigt sich nun hier in seiner völligen Abirrung.

Was uns betrifft, so haben wir viel zu große Ehrfurcht vor der Natur, als daß wir ihre personificirte, göttliche Gestalt für so sklavisch halten sollten, in die Schlingen eines Sophisten einzugehen und, um seinen Scheingründen einiges Gewicht zu verschaffen, mit ihrer nie abirrenden Hand eine Frage zu entwerfen. Sie wird vielmehr, wie das Orakel jene verfängliche Frage: ob der Sperling lebendig oder todt sei? hier auch diese ungeschickte Zumuthung beschämen.

Sie tritt vor das verschleierte Bild, sieht die Fußspitze und vernimmt, warum der Sophist sie aufgerufen hat. Streng, aber ohne Unwillen, ruft sie ihm zu: „Du versuchst mich vergebens durch eine verfängliche Zweideutigkeit! Laß den Schleier hängen, oder hebe ihn weg: ich weiß, was d'runter verborgen ist. Ich habe diese Fußspitze selbst gemacht; denn ich lehrte den Künstler, der sie bildete; ich gab ihm den Begriff vom Character einer Gestalt, und aus diesem Begriff sind diese Proportionen, diese Formen entstanden: es ist genug, daß diese Fußspitze zu dieser und zu keiner andern Statue passe; daß dieses Kunstwerk, das Du mir zum größten Theil zu verbergen glaubst, mit sich selbst in Uebereinstimmung sei. Ich sage Dir: diese Fußspitze gehört einem schönen, zarten, schamhaften Weibe, die in der Blüthe ihrer Jugend steht. Auf einem andern Fuße würde die würdige der Frauen, die Götterkönigin ruhen, auf einem andern eine leichtsinnige Bacchantin schweben. Doch Dieses merke: der Fuß ist von Marmor, er verlangt nicht, zu gehen; und so ist der Körper auch, er verlangt nicht zu leben. Hatte dieser Künstler etwa die thörichte Forderung, seinen Fuß neben einen organischen zu stellen, dann verdient er die Demüthigung, die Du ihm zudenkst. — Aber Du hast ihn nicht gekannt oder ihn mißverstanden; kein ächter Künstler verlangt, sein Werk neben ein Naturproduct oder gar an dessen Stelle zu setzen; Der es thäte, wäre wie ein Mittelgeschöpf aus dem Reiche der Kunst zu verstoßen und im Reiche der Natur nicht aufzunehmen.

Dem Dichter kann man wohl verzeihen, wenn er, um eine interessante Situation in der Phantasie zu erregen, seinen Bildhauer in eine selbst hervorgebrachte Statue wirklich verliebt denkt; wenn er ihm Begierden zu derselben andichtet; wenn er sie endlich in seinen Armen erwachen läßt. Das gibt wohl ein lüsternes Geschichtchen, das sich ganz artig anhört; für den bildenden Künstler bleibt es ein unwürdiges Mährchen. Die Tradition sagt, daß brutale Menschen gegen plastische Meisterwerke von sinnlichen Begierden entzündet wurden; die Liebe eines hohen Künstlers aber zu seinem trefflichen Werk ist ganz anderer Art; sie gleicht der frommen, heiligen Liebe unter Blutverwandten und Freunden. Hätte Pygmalion seiner Statue begehren können, so wäre er ein Pfuscher gewesen, unfähig, eine Gestalt hervorzubringen, die verdient hätte, als Kunstwerk oder als Naturwerk geschätzt zu werden.

Verzeihe, o Leser und Zuhörer, wenn unsere Göttin weitläufiger, als es einem Orakel geziemt, gesprochen hat! Einem verwirrten Kauz kann man Dir bequem auf ein Mal in

die Hand geben; um ihn zu entwirren aber, um ihn Dir als einen reinen Faden in seiner Länge zu zeigen, braucht es Zeit und Raum.

„Eine menſchliche Figur iſt ein Syſtem, ſo mannigfaltig zuſammengeſetzt, daß die Folgen einer in ihren Anfängen unmerklichen Inconſequenz das vollkommenſte Kunſtwerk auf tauſend Meilen von der Natur wegwerfen müſſen.“

Ja, der Künſtler verdiente dieſe Demüthigung, daß man ihm ſein vollkommenſtes Kunſtwerk, die Frucht ſeines Geiſtes, ſeines Fleißes, ſeiner Mühe unendlich herabwürdigte, gegen ein Natur-Product herabſetzte, wenn er es neben oder an die Stelle eines Natur-Products hätte ſetzen wollen.

Mit Fleiß wiederholen wir die Worte unſerer ſupponirten Göttin, weil unſer Gegner ſich auch wiederholt, und weil gerade dieſes Vermiſchen von Natur und Kunſt die Hauptkrankheit iſt, an der unſere Zeit darniederliegt. Der Künſtler muß den Kreis ſeiner Kräfte kennen; er muß innerhalb der Natur ſich ein Reich bilden; er hört aber auf, ein Künſtler zu ſein, wenn er mit in die Natur verfließen, ſich in ihr auflöſen will.

Wir wenden uns abermals zu unſerm Autor, der eine geſchickte Wendung nimmt, um von ſeinen ſeltſamen Seitenwegen zu dem Wahren und Richtigen allmälig zurückzukehren.

„Wenn ich in die Geheimniſſe der Kunſt eingeweiht wäre, ſo wüßte ich vielleicht, wie weit der Künſtler ſich den angenommenen Proportionen unterwerfen ſoll; und ich würde es Euch ſagen.“

Wenn es der Fall ſein kann, daß der Künſtler ſich Proportionen unterwerfen ſoll, ſo müſſen dieſe doch etwas Nöthigendes, etwas Geſetzliches haben; ſie dürfen nicht willkürlich angenommen ſein, ſondern die Maſſe der Künſtler muß hinreichende Urſache bei Beobachtung der natürlichen Geſtalten und in Rückſicht auf Kunſtbedürfniß gefunden haben, ſie anzunehmen. Das iſt's, was wir behaupten; und wir ſind ſchon zufrieden, daß unſer Verfaſſer es einiger Maßen zugeſteht. Nur geht er leider zu geſchwind über Das, was geſetzlich ſein ſoll, hinaus; er legt es bei Seite, um uns auf einzelne Bedingungen und Beſtimmungen, auf Ausnahmen zu leiten und aufmerkſam zu machen; denn er fährt fort:

„Aber Das weiß ich, daß ſie gegen den Deſpotismus der Natur ſich nicht halten können; daß das Alter, der Zuſtand auf hundertfältige Art Abweichungen bewirken.“

Dieß iſt keineswegs ein Gegenſatz gegen Das, was wir behauptet haben. Eben weil der Künſtler ſich erheben hat, den Menſchen auf der Höhe ſeiner Geſtalt und übrigens ohne Bedingung zu betrachten, dadurch ſind ja die Proportionen entſtanden. Niemand wird die Ausnahmen läugnen, wenn man ſie gleich erſt bei Seite ſetzen muß; Jener würde eine Phyſiologie durch pathologiſche Noten zu entkräften glauben!

„Ich habe niemals gehört, daß man eine Figur übel gezeichnet nenne, wenn ſie ihre äußere Organiſation deutlich ſehen läßt, wenn das Alter, die Gewohnheit und die Leichtigkeit, tägliche Beſchäftigungen auszuüben, wohl ausgedrückt iſt.“

Wenn eine Figur ihre äußere Organiſation deutlich ſehen läßt und die übrigen Bedingungen erfüllt, die hier gefordert werden, ſo hat ſie gewiß, wo nicht ſchöne, doch charakteriſtiſche Proportionen und kann in einem Kunſtwerke gar wohl ihre Stelle haben.

„Dieſe Beſchäftigungen beſtimmen die vollkommene Größe der Figur, die Proportion jedes Gliedes und des Ganzen; daher ſehe ich das Kind entſpringen, den erwachſenen Mann und den Greis, den wilden, ſo wie den gebildeten Menſchen, den Geſchäftsmann, den Soldaten und den Laſtträger.“

Niemand wird läugnen, daß Functionen großen Einfluß auf die Ausbildung der Glieder haben, aber die Fähigkeit, zu dieſem oder jenem Zweck ausgebildet zu werden, muß zum Grunde liegen. Alle Beſchäftigung der Welt wird keinen Schwächling zu einem Laſtträger machen. Die Natur muß das Ihrige gethan haben, wenn die Erziehung gelingen ſoll.

„Wenn eine Figur ſchwer zu erfinden wäre, ſo müßte es ein Menſch von fünfundzwanzig Jahren ſein, der ſchnell auf ein Mal aus der Erde entſtanden wäre und Nichts gethan hätte; aber dieſer Menſch iſt eine Chimäre.“

Dieſer Behauptung kann man nicht geradezu widerſprechen, und doch muß man ſich gegen das Captioſe, das in ihr liegt, verwahren. Freilich laſſen ſich keine Glieder eines Erwachſenen denken, die ſich ohne Uebung, in einer abſoluten Ruhe, ausgebildet hätten, und doch denkt ſich der Künſtler, indem er ſeinen Idealen nachſtrebt, einen menſchlichen Körper, welcher durch die mäßigſte Uebung zu ſeiner größten Ausbildung gekommen iſt; allen Begriff von Mühe, von Anſtrengung, von Ausbildung zu einem gewiſſen Zweck und Character muß er abſtreifen. Eine ſolche Geſtalt, die auf wahren Proportionen ruht, kann gar wohl von der Kunſt hervorgebracht werden und iſt alsdann keineswegs eine Chimäre, ſondern ein Ideal.

„Die Kindheit iſt beinahe eine Carricatur; Daſſelbe kann man von dem Alter ſagen. Das Kind iſt eine unförmliche, flüſſige Maſſe, die ſich zu entwickeln ſtrebt, ſo wie der Greis eine ungeſtaltete und trockene Maſſe wird, die in

ſich ſelbſt zurückkehrt, um ſich nach und nach auf Nichts zu reduciren."

Wir ſtimmen mit dem Verfaſſer völlig überein, daß Kindheit und hohes Alter aus dem Bezirk der ſchönen Kunſt zu verbannen ſind. Inſofern der Künſtler auf Character arbeitet, mag er auch einen Verſuch machen, dieſe zu wenig oder zu viel entwickelten Naturen in den Cyclus ſchöner und bedeutender Kunſt aufzunehmen.

„Nur in dem Zwiſchenraum der beiden Alter, vom Anfang der vollkommenen Jugend bis zum Ende der Mannheit, unterwirft der Künſtler ſeine Geſtalten der Reinheit, der ſtrengen Genauigkeit der Zeichnung; da iſt es, wo das poco più und poco meno, eine Abweichung hinein oder heraus, Fehler oder Schönheiten hervorbringen."

Nur äußerſt kurze Zeit kann der menſchliche Körper ſchön genannt werden, und wir würden im ſtrengen Sinne die Epoche noch viel enger als unſer Verfaſſer begrenzen. Der Augenblick der Pubertät iſt für beide Geſchlechter der Augenblick, in welchem die Geſtalt der höchſten Schönheit fähig iſt; aber man darf wohl ſagen: es iſt nur ein Augenblick! Die Begattung und Fortpflanzung koſtet dem Schmetterlinge das Leben, dem Menſchen die Schönheit; und hier liegt einer der größten Vortheile der Kunſt, daß ſie Dasjenige dichteriſch bilden darf, was der Natur unmöglich iſt, wirklich aufzuſtellen. So wie die Kunſt Centauren erſchafft, ſo kann ſie uns auch jungfräuliche Mütter vorlügen, ja es iſt ihre Pflicht. Die Matrone Niobe, Mutter von vielen erwachſenen Kindern, iſt mit dem erſten Reiz jungfräulicher Brüſte gebildet. In der weiſen Vereinigung dieſer Widerſprüche ruht die ewige Jugend, welche die Alten ihren Gottheiten zu geben wußten.

Hier ſind wir alſo mit unſerm Verfaſſer völlig einig. Bei ſchönen Proportionen, bei ſchönen Formen iſt allein das zarte Mehr oder Weniger bedeutend. Das Schöne iſt ein enger Kreis, in dem man ſich nur beſcheiden regen darf.

Wir laſſen uns von unſerm Autor weiter führen; er bringt uns durch einen leichten Uebergang auf eine bedeutende Stelle.

„Aber", werdet Ihr ſagen, „wie ſich auch das Alter und die Functionen verhalten mögen, indem ſie die Formen verändern, zerſtören ſie doch die Organe nicht." — Das gebe ich zu. — „So muß man ſie alſo kennen?" — Das will ich nicht läugnen. Ja, hier iſt die Urſache, warum man die Anatomie zu ſtudiren hat.

Das Studium des Muskelmanns hat ohne Zweifel ſeine Vortheile; aber ſollte nicht zu fürchten ſein, daß dieſer Geſchmack beſtändig in der Einbildungskraft bleiben, daß der Künſtler auf der Eitelkeit beharren werde, ſich immer gelehrt zu zeigen; daß ſein vermöhntes Auge nicht mehr auf der Oberfläche verweilen könne; daß er, trotz der Haut und des Fettes, immer nur den Muskel ſehe, ſeinen Urſprung, ſeine Befeſtigung, ſein Einſchmiegen? Wird er nicht Alles zu ſtark ausdrücken? Wird er nicht hart und trocken arbeiten? Werde ich nicht den verwünſchten Geſchmack auch in Weiber-Figuren wieder finden?

Weil ich denn doch einmal nur das Aeußere zu zeigen habe, ſo wünſchte ich, man lehrte mich das Aeußere nur recht gut ſehen und erließe mir eine gefährliche Kenntniß, die ich vergeſſen ſoll."

Dergleichen Grundſätze darf man jungen und leichtſinnigen Künſtlern nur merken laſſen: ſie werden ſich über eine Autorität freuen, die völlig wie aus ihrer Seele ſpricht. Nein, werther Diderot, drücke Dich, da Dir die Sprache ſo zu Gebot ſteht, beſtimmter aus. Ja, das Aeußere ſoll der Künſtler darſtellen! Aber was iſt das Aeußere einer organiſchen Natur anders, als die ewig veränderte Erſcheinung des Innern? Dieſes Aeußere, dieſe Oberfläche iſt einem mannigfaltigen, verwickelten, zarten, innern Bau ſo genau angepaßt, daß ſie dadurch ſelbſt ein Inneres wird, indem beide Beſtimmungen, die äußere und die innere, im ruhigſten Daſein, ſowie in der ſtärkſten Bewegung ſtets im unmittelbarſten Verhältniſſe ſtehen.

Wie dieſe innere Kenntniß erreicht werde, nach welcher Methode der Künſtler Anatomie ſtudiren ſoll, damit ſie ihm nicht den Schaden bringe, den Diderot richtig ſchildert, iſt hier der Ort nicht, auszumachen; aber ſo viel kann man im Allgemeinen ſagen: Du ſollſt den Leichnam, an dem Du die Muskeln kennen lerneſt, beleben, nicht vergeſſen. Der muſikaliſche Componiſt wird, bei dem Enthuſiasmus ſeiner melodiſchen Arbeiten, den General-Baß, der Dichter das Sylbenmaß nicht vergeſſen.

Die Geſetze, nach denen der Künſtler arbeitet, vergißt er ſo wenig als den Stoff, den er behandeln will. Dein Muskelmann iſt Stoff und Geſetz; dieſes mußt Du mit Bequemlichkeit befolgen, jenen mit Leichtigkeit zu beherrſchen wiſſen! Und willſt Du wahrhaft und wohlthätig gegen Deine Schüler ſein, ſo hüte ſie vor unnützen Kenntniſſen und vor falſchen Maximen; denn es hält ſchwer, das Unnütze wegzuwerfen ſowie eine falſche Richtung zu verändern.

„Man ſtudirt die Muskeln am Leichnam nur deßhalb, ſagt man, damit man lerne, wie man die Natur anſehen ſoll; aber die Erfahrung lehrt, daß man nach dieſem Studio gar viel Mühe hat, die Natur nicht anders zu ſehen, als ſie iſt."

Auch dieſe Behauptung beruht nur auf ſchwankend gebrauchten Worten. Der Künſtler, der an der Oberfläche nur herumkrabbelt, wird dem geübten Auge immer leer, obgleich bei ſchönem Talente immer angenehm erſcheinen; der Künſtler, der ſich um's Innere bekümmert, wird freilich auch Das ſehen, was er weiß; er wird, wenn man will, ſein Wiſſen auf die Oberfläche übertragen, und hier iſt auch das geringe Mehr oder Weniger, welches entſcheidet, ob er wohl oder übel thut.

Hat nun bisher unſer Freund und Gegner das Studium der Anatomie verdächtig gemacht, ſo zieht er nun gleichfalls gegen das academiſche Studium des Nackten zu Felde. Hier hat er es eigentlich mit den Pariſer academiſchen Anſtalten und ihrer Pedanterei zu thun, die wir denn nicht in Schutz nehmen wollen. Auch zu dieſem Puncte bewegt er ſich durch einen raſchen Uebergang.

„Ihr, mein Freund, werdet dieſen Aufſatz allein leſen, und darum darf ich ſchreiben, was mir beliebt. Die ſieben Jahre, die man bei der Academie zubringt, um nach dem Modell zu zeichnen, glaubt Ihr die gut angewendet? Und wollt Ihr wiſſen, was ich davon denke? Eben während dieſen ſieben mühſeligen und grauſamen Jahren nimmt man in der Zeichnung eine Manier an. Alle dieſe academiſchen Stellungen, gezwungen, zugerichtet, zurechtgerückt, wie ſie ſind, alle die Handlungen, die kalt und ſchief durch einen armen Teufel ausgedrückt werden, und immer durch ebendenſelben armen Teufel, der gedungen iſt, drei Mal die Woche zu kommen, ſich auszukleiden und ſich durch den Profeſſor wie eine Gliederpuppe behandeln zu laſſen: was haben ſie mit den Stellungen und Bewegungen der Natur gemein? Der Mann, der in Ihrem Hofe Waſſer aus dem Brunnen zieht, wird er durch Jenen richtig vorgeſtellt, der nicht dieſelbe Laſt zu bewegen hat und, mit zwei Armen in der Höhe auf dem Schnitzgerüſt, dieſe Handlung ungeſchickt figurirt? Wie verhält ſich der Menſch, der vor der Schule zu ſterben ſchrint, zu dem, der in ſeinem Bette ſtirbt, oder den man auf der Straße todtſchlägt? Was für ein Verhältniß hat der Ringer in der Academie zu dem auf meiner Kreuzſtraße, welches der Mann, der auf Erfordern bittet, betteit, ſchläft, nachdenkt und in Ohnmacht fällt, zu dem Bauer, der vor Müdigkeit ſich auf die Erde ſtreckt, zu dem Philoſophen, der neben ſeinem Feuer nachdenkt, zu dem gedrängten, erſtickten Mann, der unter der Menge in Ohnmacht fällt? Gar keins, mein Freund, gar keins!“

Von dem Modelle gilt im Allgemeinen, was von dem Muſterkörper vorhin geſagt worden. Das Studium des Modells und die Ausbildung deſſelben iſt theils eine Stufe, die der Künſtler zwar nicht überſpringen kann, worauf er aber nicht zu lange verweilen ſollte; theils iſt es eine Beihülfe bei Ausführung ſeiner Werke, die er, ſelbſt als vollendeter Künſtler, nicht entbehren kann. Das lebendige Modell iſt für den Künſtler nur ein roher Stoff, von dem er ſich nicht muß einſchränken laſſen, ſondern den er zu verarbeiten trachten muß.

Die übeln Wirkungen, die unſer Freund von dem freilich ewigen Studium des Modells in der Academie geſehen, verdrießen ihn ſo ſehr, daß er fortfährt:

„Eben ſo gut möchte man die Künſtler, um ja das Abgeſchmackte zu vermeiden, wenn man ſie dort entläßt, zu Veſtris oder Gardel oder zu irgend einem andern Tanzmeiſter ſchicken, damit ſie da die Grazie lernen. Denn wahrlich, die Natur wird ganz vergeſſen; die Einbildungskraft füllt ſich mit Handlungen, Stellungen, mit Figuren, die nicht falſcher, zugeſchnittener, lächerlicher und kälter ſein könnten. Da ſtehen ſie im Magazin, und nun kommen ſie heraus, um ſich an's Tuch zu hängen. So oft der Künſtler ſeinen Stift oder ſeine Feder nimmt, erwachen dieſe verdrießlichen Geſpenſter, und treten vor ihn; er wird ſie nicht los, und nur ein Wunder kann ſie aus ſeinem Kopfe verjagen. Ich kannte einen jungen Menſchen, voll Geſchmack, der, ehe er den mindeſten Zug auf die Leinwand that, Gott auf ſeinen Knieen anrief und vom Modell befreit zu werden bat. Wie ſelten iſt es gegenwärtig, ein Gemälde zu ſehen, das aus einer gewiſſen Anzahl Figuren beſteht, ohne hier und da einige dieſer Figuren, Stellungen, Handlungen und Bewegungen zu finden, die academiſch ſind, einem Mann von Geſchmack unerträglich mißfallen und nur Denen imponiren, welchen die Wahrheit fremd iſt! Daran iſt denn doch das ewige Studium des Schul-Modells Schuld.

Nicht in der Schule lernt man die allgemeine Uebereinſtimmung der Bewegungen, die Uebereinſtimmung, die man ſieht und fühlt, die ſich vom Haupt bis zu den Füßen ausbreitet und ſchlängelt. Wenn eine Frau nachdenklich den Kopf ſinken läßt, ſo werden alle Glieder zugleich der Schwere gehorchen; ſie hebt den Kopf wieder auf und hält ihn gerade, ſogleich gehorcht die ganze übrige Maſchine.“

Durch die Behandlung bei der Franzöſiſchen Academie, wobei man die Stellungen vervielfältigen mußte, entfernte man ſich von dem erſten Zweck des Modells, den Körper phyſiſch kennen zu lernen, und um der Mannigfaltigkeit willen wählte man auch Stellungen, die Gemüthsbewegungen ausdrücken; da denn

unſer Freund freilich ganz im Vortheil ſteht, wenn er dieſe erzwungenen und falſchen Darſtellungen gegen den natürlichen Ausdruck hält, den man auf der Straße, in der Kirche, unter jeder Volksmenge beobachten kann; er kann ſich des Spottens nicht enthalten.

„Freilich iſt es eine Kunſt, eine große Kunſt, das Modell zu ſtellen; man darf nur ſehen, was der Herr Profeſſor ſich darauf zu Gute thut. Fürchtet nicht, daß er etwa zu dem armen, gedungenen Teufel ſagen könnte: „Mein Freund, ſtelle Dich ſelbſt; mache, was Du willſt!“ Viel lieber gibt er ihm eine ſonderbare Bewegung, als daß er ihn eine einfache und natürliche nehmen ließe. Indeſſen iſt das nun einmal nicht anders.

Hundert Mal war ich verſucht, den jungen Kunſtſchülern, die mir auf dem Weg zum Louvre, mit ihrem Portefeuille unter dem Arm, begegneten, gutherzig zuzurufen: Freunde, wie lange zeichnet Ihr da? „Zwei Jahre.“ Das iſt mehr als zu viel! Laßt mir die Krambude der Manier; geht zu den Carthäuſern; dort werdet Ihr den wahren Ausdruck der Frömmigkeit und Innigkeit ſehen. Heute iſt Abend vor dem großen Feſte; geht in die Kirche, ſchleicht Euch zu den Beichtſtühlen; dort werdet Ihr ſehen, wie der Menſch ſich ſammelt, wie er bereut. Morgen geht in die Landſchenke; dort werdet Ihr wahrhaft erzürnte Menſchen ſehen; miſcht Euch in die öffentlichen Auftritte; beobachtet auf den Straßen, in den Gärten, auf den Märkten, in Häuſern, und Ihr werdet richtige Begriffe faſſen über die wahre Bewegung der Lebenshandlungen. Seht gleich hier zwei von Euern Cameraden ſtreiten! Schon dieſer Wortſtreit gibt, ohne ihr Wiſſen, allen Gliedern eine eigene Richtung. Betrachtet ſie wohl; und wie erbärmlich wird Euch die Lection Euers geſchmackloſen Profeſſors und die Nachahmung Euers geſchmackloſeren Modells vorkommen! Was werdet Ihr nicht zu thun haben, wenn Ihr künftig an dem Platz aller dieſer Falſchheiten, die Ihr eingelernt habt, die Einfalt und Wahrheit des Le Sueur ſetzen ſollt? Und Das müßt Ihr doch, wenn Ihr Etwas zu ſein verlangt!“

Dieſer Rath wäre an ſich gut, und nicht ganz kann ſich ein Künſtler unter den Volksmaſſen umſehen; allein unbedingt, wie Diderot ihn gibt, kann er zu Nichts führen. Der Lehrling muß erſt wiſſen, was er zu ſuchen hat, was der Künſtler aus der Natur brauchen kann, wie er es zu Kunſtzwecken brauchen ſoll. Sind ihm dieſe Vorübungen fremd, ſo helfen ihm alle Erfahrungen Nichts, und er wird nur, wie viele unſerer Zeitgenoſſen, das Gewöhnliche, halb Intereſſante, oder das auf ſentimentalen Umwegen falſch Intereſſante darſtellen.

„Etwas Anderes iſt eine Attitude, etwas Anderes eine Handlung. Die Attitude iſt falſch und klein, jede Handlung iſt ſchön und wahr.“

Diderot braucht das Wort Attitude ſchon einige Mal, und ich habe es nach der Bedeutung überſetzt, die es mir an jenen Stellen zu haben ſchien: hier iſt es aber nicht überſetzlich; denn es führt ſchon einen mißbilligenden Nebenbegriff bei ſich. Ueberhaupt bedeutet Attitude in der Franzöſiſchen academiſchen Kunſtſprache eine Stellung, die eine Handlung oder Geſinnung ausdrückt, und inſofern bedeutend iſt. Weil nun aber die Stellungen academiſcher Modelle Dieſes, was von ihnen gefordert wird, nicht leiſten, ſondern nach der Natur der Aufgaben und Umſtände gewöhnlich anmaßlich, leer, übertrieben, unzulänglich bleiben müſſen: ſo gebraucht Diderot das Wort Attitude hier im mißbilligenden Sinne, den wir auf kein Deutſches Wort übertragen können, wir müßten denn etwa academiſche Stellung ſagen wollen, wobei wir aber um Nichts gebeſſert wären.

Von den Stellungen geht Diderot zum Contraſt über und mit Recht. Denn aus der mannigfaltigen Richtung der Glieder an einer Figur, ſo wie aus mannigfaltigen Richtungen der Glieder zuſammengeſetzter Figuren, entſteht der Contraſt. Wir wollen den Verfaſſer ſelbſt hören.

„Der übel verſtandene Contraſt iſt eine der traurigſten Urſachen des Manierirten. Es gibt keinen wahren Contraſt als den, der aus dem Grunde der Handlung entſpringt, aus der Mannigfaltigkeit der Organe oder des Intereſſes. Wie geht Raphael, wie Le Sueur zu Werke? Manchmal ſtellen ſie drei, vier, fünf Figuren gerade eine neben die andere, und die Wirkung iſt herrlich. Bei den Carthäuſern, in der Meſſe oder der Veſper, ſieht man in zwei langen parallelen Reihen vierzig bis fünfzig Mönche; gleiche Stolen, gleiche Verrichtung, gleiche Bekleidung; und doch ſieht keiner aus wie der andere. Sucht mir nur keinen andern Contraſt als den, der dieſe Mönche unterſcheidet! Hier iſt das Maßer! Alles Andere iſt kleinlich und falſch.“

Auch hier iſt er, wie bei der Lehre von den Geberden, ob er gleich im Ganzen recht hat, zu wegwerfend gegen die Kunſtmittel und empiriſch dilettantiſch in ſeinem Rath. Aus ein Paar ſymmetriſchen Mönchsreihen hat Raphael gewiß manches Motiv zu ſeinen Compoſitionen genommen, aber es war Raphael, der es nahm, das Kunſt-Genie, der fortſchreitende, ſich immer mehr ausbildende und vollendete Künſtler. Man vergeſſe nur nicht, daß man den Schüler, den man ohne Kunſtanleitung zur Natur hinſtellt, von Natur und Kunſt zugleich entfernt.

Nun geht Diderot, wie er schon oben gethan, durch eine unbedeutende Phrase zu einer fremden Materie über; er will den Kunstschüler, besonders den Maler, aufmerksam machen: daß eine Figur rund und vielseitig sei; daß der Maler die Seite, die er sehen läßt, so lebhaft darstellen müsse, daß sie die übrigen gleichsam in sich enthalte. Was er sagt, deutet seine Intention mehr an, als daß an eine Ausführung zu denken wäre.

„Wenn unsere jungen Künstler ein wenig gezogen wären, meinen Rath zu nutzen, so würde ich ihnen ferner sagen: Ist es nicht lange genug, daß Ihr nur die eine Seite des Gegenstandes seht, die Ihr nachbildet? Versucht, meine Freunde, Euch die Figur als durchsichtig zu denken und Euer Auge in den Mittelpunct derselben zu bringen. Von da werdet Ihr das ganze äußere Spiel der Maschine beobachten; Ihr werdet sehen, wie gewisse Theile sich ausdehnen, indessen andere sich verkürzen; wie diese zusammensinken, jene sich aufblähen; und Ihr werdet, immer von dem Ganzen durchdrungen, in der einen Seite des Gegenstandes, die Euer Gemälde mir zeigt, die schickliche Uebereinstimmung mit der andern fühlen lassen, die ich nicht sehe. Und ob Ihr mir gleich nur eine Ansicht darstellt, so werdet Ihr doch meine Einbildungskraft zwingen, auch die entgegengesetzte zu sehen. Dann werde ich sagen, daß Ihr ein erstaunlicher Zeichner seid."

Indem Diderot Künstlern den Rath gibt, sich in die Mitte der Figur in Gedanken zu versetzen, um sie nach allen Seiten wirkend und belebt zu sehen, ist seine Absicht, besonders den Maler zu erinnern, daß er nicht flach und gleichsam nur von einer Seite gefällig zu sein suchen solle. Denn gewiß schon eine richtige Zeichnung, ohne Licht und Schatten, erscheint rund, so wie vor- und zurücktretend. Warum erscheint eine Silhouette so belebt? Weil der Umriß der Gestalt richtig ist, daß man sowohl die vordere als Rückseite der Figur hinein zeichnen könnte. Der junge Künstler, dem unsers Verfassers Rath nicht ganz deutlich sein sollte, mache den eben angezeigten Versuch mit der Silhouette; und sein Auge, von zwei Seiten auf denselben Contur gerichtet, wird Das ungefähr wirklich ausüben können, was Diderot durch Abstraction aus der Mitte der Figur herausgedacht haben will.

Wenn nun eine Figur im Ganzen gut zusammengezeichnet ist, so erinnert der Verfasser nunmehr an die Ausführung, die nicht dem Ganzen schaden, sondern dasselbe vollenden möge. Wir sind mit ihm überzeugt, daß die höchsten Geisteskräfte, so wie der größeste Mechanismus des Künstlers hierbei aufgerufen werden müssen.

„Aber es ist nicht genug, daß Ihr das Ganze gut zusammenrichtet: nun habt Ihr noch das Einzelne auszuführen, ohne daß die Masse zerstört werde. Das ist das Werk der Vergrößerung des Gesichts, des ausgelesenen Gefühls.

Und so würde ich denn eine Zeichenschule folgender Maßen eingerichtet wünschen. Wenn der Schüler mit Leichtigkeit nach der Zeichnung und dem Runden zu arbeiten weiß, so halte ich ihn zwei Jahre vor dem academischen Modelle des Mannes und der Frau. Dann setze ich ihm Kinder vor, dann Erwachsene, ferner ausgebildete Männer, Greise, Personen von verschiedenem Alter und Geschlecht, aus allen Ständen der Gesellschaft genommen, genug, alle Arten von Naturen. Es kann mir daran nicht fehlen. Wenn ich sie gut bezahle, so werden sie sich in Menge bei meiner Academie melden: Tödte ich in einem Sclavenlande, so hieße ich sie kommen.

Der Professor bemerkt bei den verschiedenen Modellen die Zufälligkeiten, welche durch die tägliche Verrichtung, Lebensart, Stand und Alter in den Formen Veränderung bewirken.

Ein Schüler sieht das academische Modell nur alle vierzehn Tage, und diesem überläßt der Professor, sich selbst zu stellen. Nach der Zeichnungssitzung erklärt ein geschickter Anatom seinem Lehrling den abgezogenen Leichnam, und wendet seine Lection auf das lebendige, belebte Nackende an. Höchstens zwölf Mal des Jahres zeichnet er nach der todten Zergliederung; mehr braucht er nicht, um zu empfinden, daß Fleisch auf Knochen, und freies Fleisch sich nicht überein zeichnen läßt, daß hier der Strich rund, und dort gleichsam winklig sein müsse; er wird einsehen, daß wenn man diese Feinheiten vernachlässigt, das Ganze wie eine aufgetriebene Blase oder wie ein Wollsack aussieht."

Daß der Vorschlag zu einer Zeichenschule unzulänglich, die Intention des Verfassers nicht klar genug, die Epochen, wie die verschiedenen Abtheilungen des Unterrichts auf einander folgen sollen, nicht bestimmt genug angegeben sein, fällt Jedem in die Augen; doch ist hier der Ort nicht, mit dem Verfasser zu hadern. Genug, daß er im Ganzen den einschränkenden Pedantismus verbannt und das bestimmende Studium anempfiehlt. Möchten wir doch von Künstlern unserer Zeit, sowohl an Körpern als Gewändern, keine aufgetriebenen Blasen und keine aufgeschossenen Wollsäcke wieder sehen!

„Es gibt nichts Manierirtes, weder in der Zeichnung noch in der Farbe, wenn man die Natur gewissenhaft nachahmte. Die Manier kommt vom Meister, von der Academie, von der Schule, ja sogar von der Antike."

Hüte dich, so schlimm Du angefangen hast,

Jery und Bätely.

Ein Singſpiel.

endigſt Du, wackerer Diderot, und wir müſſen zum Schluſſe des Capitels in Unfrieden von Dir ſcheiden. Iſt die Jugend, bei einer mäßigen Portion Genie, nicht ſchon aufgeblaſen genug; ſchmeichelt ſich nicht Jeder ſo gern: ein unbedingter, dem Individuo gemäßer, ſelbſt ergriffener Weg ſei der beſte und führe am Weiteſten? Und Du willſt Deinen Jünglingen die Schule durchaus verdächtig machen! Vielleicht waren die Profeſſoren der Pariſer-Academie vor dreißig Jahren werth, ſo geſcholten und discreditirt zu werden. Das kann ich nicht entſcheiden; aber im Allgemeinen genommen, iſt in Deinen Schlußworten keine wahre Sylbe.

Der Künſtler ſoll nicht ſo wahr, ſo gewiſſenhaft gegen die Natur, er ſoll gewiſſenhaft gegen die Kunſt ſein. Durch die treueſte Nachahmung der Natur entſteht noch kein Kunſtwerk, aber in einem Kunſtwerke kann faſt alle Natur erloſchen ſein, und es kann noch immer Lob verdienen. Verzeihe, Du abgeſchiedener Geiſt, wenn Deine Paradoxie mich auch paradox macht! Doch Das wirſt Du im Ernſte ſelbſt nicht läugnen, von dem Meiſter, von der Academie, von der Schule, von der Antike, die Du anklagſt, daß ſie das Manierirte veranlaſſe, kann eben ſo gut durch eine richtige Methode ein ächter Styl verbreitet werden; ja, man darf wohl ſagen: welches Genie der Welt wird auf ein Mal durch das bloße Anſchauen der Natur, ohne Ueberlieferung, ſich zu Proportionen entſcheiden, die ächten Formen ergreifen, den wahren Styl erwählen und ſich ſelbſt eine Alles umfaſſende Methode erſchaffen? Ein ſolches Kunſt-Genie iſt ein weit leereres Traumbild, als eben Dein Jüngling, der, als ein Geſchöpf von zwanzig Jahren, aus einem Erdenloß entſtünde und vollendete Glieder hätte, ohne ſie jemals gebraucht zu haben.

Und ſo lebe wohl, ehrwürdiger Schatten; habe Dank, daß Du uns veranlaßteſt, zu ſtreiten, zu ſchwatzen, uns zu ereifern und wieder kühl zu werden! Die höchſte Wirkung des Geiſtes iſt, den Geiſt hervorzurufen. Nochmals lebe wohl! Im Farbenreiche ſehen wir uns wieder.

Zweites Capitel.

Meiner Freunde Ideen über die Farbe.

Diderot, ein Mann von großem Geiſt und Verſtand, geübt in allen Wendungen des Denkens, zeigt uns hier, daß er ſich, bei Behandlung dieſer Materie, ſeiner Stärke und ſeiner Schwäche bewußt ſei. Schon in der Ueberſchrift gibt er uns einen Wink, daß wir nicht zu viel von ihm erwarten ſollen.

Wenn er in dem erſten Capitel uns mit bizarren Gedanken über die Zeichnung herzog, ſo war er ſich ſeiner Ueberſicht, ſeiner Kraft und Fertigkeit bewußt; und wirklich fanden wir an ihm einen gewandten und rüſtigen Streiter, gegen den wir Urſache hatten, alle unſere Kräfte aufzubieten; hier aber kündigt er ſelbſt, mit einer beſcheidenen Geberde, nur kleine Ideen über die Farbe an; jedoch näher betrachtet thut er ſich unrecht; ſie ſind nicht klein, ſondern meiſtentheils richtig, den Gegenſtänden angemeſſen und ſeine Bemerkungen treffend; aber er ſteht in einem engen Kreiſe beſchränkt, und dieſen kennt er nicht vollkommen, er blickt weit genug, und ſelbſt das Naheliegende iſt ihm nicht Alles deutlich.

Aus dieſer Vergleichung der beiden Capitel folgt nun von ſelbſt, daß ich, um auch Dieſes mit Anmerkungen zu begleiten, mich einer ganz andern Behandlungsart befleißigen muß. Dort hatte ich nur Sophiſmen zu entwickeln, das Scheinbare von dem Wahren zu ſondern; ich konnte mich auf etwas anerkannt Geſetzliches in der Natur berufen; ich fand manchen wiſſenſchaftlichen Rückhalt, an den ich mich anlehnen konnte. Hier aber wäre die Aufgabe: einen engen Kreis zu erweitern, ſeinen Umfang zu bezeichnen, Lücken auszufüllen und eine Arbeit ſelbſt zu vollenden, deren Bedürfniß von wahren Künſtlern, von wahren Freunden der Wiſſenſchaften längſt empfunden worden.

Da man aber, geſetzt auch, man wäre fähig dazu, eine ſolche Darſtellung, bei Gelegenheit eines fremden, unvollſtändigen Aufſatzes, wohl ſchwerlich bequem finden würde, ſo habe ich einen andern Weg eingeſchlagen, um meine Arbeit, bei dieſem Capitel, Freunden der Kunſt nützlich zu machen.

Diderot wirft auch hier, nach ſeiner bekannten ſophiſtiſchen Tücke, die verſchiedenen Theile ſeiner kurzen Abhandlung durcheinander; er führt uns, wie in einem Irrgarten herum, um uns auf einem kleinen Raum eine lange Promenade vorzuſpiegeln. Ich habe daher ſeine Perioden getrennt und ſie unter gewiſſe Rubriken, in eine andere Ordnung, zuſammengeſtellt. Es war Dieſes um ſo mehr möglich, da ſein ganzes Capitel keinen innern Zuſammenhang hat und vielmehr deſſen asyntaktiſche Unzulänglichkeit nur durch eine deſultoriſche Bewegung verſteckt wird.

Indem ich nun auch in dieſer neuen Ordnung meine Anmerkungen hinzufüge, ſo mag eine gewiſſe Ueberſicht Derjenigen, was geleiſtet iſt, und Derjenigen, was zu leiſten übrig bleibt, möglich werden.

Einiges Allgemeine.

„Hohe Wirkung des Colorits. Die Zeichnung gibt den Dingen die Geſtalt; die

Farbe das Leben; ſie iſt der göttliche Hauch, der Alles belebt.“

Die erfreuliche Wirkung, welche die Farbe auf's Auge macht, iſt die Folge einer Eigenſchaft, die wir an körperlichen und unkörperlichen Erſcheinungen nur durch das Geſicht gewahr werden. Man muß die Farbe geſehen haben, ja man muß ſie ſehen, um ſich von der Herrlichkeit dieſes kraftvollen Phänomens einen Begriff zu machen.

„Seltenheit guter Coloriſten. Wenn es mehrere treffliche Zeichner gibt, ſo gibt es wenig große Coloriſten. Eben ſo verhält ſich's in der Litteratur: hundert kalte Logiker gegen einen großen Redner; zehn große Redner gegen einen vortrefflichen Poeten. Ein großes Intereſſe kann einen beredten Menſchen ſchnell entwickeln, und Helvetius mag ſagen, was er will, man macht keine zehn gute Verſe ohne Stimmung, und wenn der Kopf darauf ſtünde.“

Hier ſpielt Diderot nach ſeiner Art, um das Mangelhafte ſeiner beſondern Kenntniſſe zu verbergen, die Frage, über die man unterrichtet werden möchte, in's Allgemeine, und blendet mit einem falſch angewendeten Beiſpiel aus den redenden Künſten. Immer wird Alles dem guten Genie zugeſchoben; immer ſoll die Stimmung Alles leiſten. Freilich ſind Genie und Stimmung zwei unerläßliche Bedingungen, wenn ein Kunſtwerk hervorgebracht werden ſoll; aber Beide ſind, um nur von der Malerei zu reden, zur Erfindung und Anordnung, zur Beleuchtung wie zur Färbung und zum Ausdruck, ſo wie zur letzten Ausführung nöthig. Wenn die Farbe die Oberfläche des Bildes belebt, ſo muß man das genialiſche Leben in allen ſeinen Theilen gewahr werden.

Auch könnte man überhaupt jenen Satz gerade umwenden und ſagen: Es gibt mehr gute Coloriſten als Zeichner; aber, wenn wir anders billig ſein wollen: es iſt in einem Fall ſo ſchwer als in dem andern, vortrefflich zu ſein. Stelle man übrigens den Punct, auf welchem Einer für einen guten Zeichner oder Coloriſten gelten ſoll, ſo hoch oder ſo tief, als man will: ſo wird man immer zum Wenigſten gleiche Zahl der Meiſter finden, wenn man nicht etwa gar mehr Coloriſten antrifft. Man darf nur an die Niederländiſche Schule und überhaupt an alle Diejenigen denken, welche Naturaliſten genannt werden.

Hat es damit ſeine Richtigkeit, und gibt es wirklich eben ſo viele gute Coloriſten als Zeichner, ſo führt uns Dieß zu einer andern wichtigen Betrachtung. Bei der Zeichnung hat man in den Schulen, wenn auch keine vollkommene Theorie, doch wenigſtens gewiſſe Grundſätze, gewiſſe Regeln und Maße, die ſich überliefern laſſen; bei dem Colorit hingegen weder Theorie noch Grundſätze, noch irgend Etwas, das ſich überliefern läßt. Der Schüler wird auf Natur, auf Beiſpiele, er wird auf ſeinen eigenen Geſchmack verwieſen. Und warum iſt es denn doch eben ſo ſchwer, gut zu zeichnen, als gut zu coloriren? Darum, dünkt uns, weil die Zeichnung ſehr viel Kenntniß erfordert, viel Studium vorausſetzt; weil die Ausübung derſelben ſehr verwickelt iſt, ein anhaltendes Nachdenken und gewiſſe Strenge fordert; das Colorit hingegen iſt eine Erſcheinung, die nur an's Gefühl Anſpruch macht und alſo auch durch's Gefühl inſtinctmäßig hervorgebracht werden kann.

Ein Glück, daß es ſich alſo verhält! Denn ſonſt würden wir, bei dem Mangel von Theorie und Grundſätzen, noch weniger gut colorirte Bilder haben. Daß es ihrer nicht mehr gibt, hat mancherlei Urſachen. Diderot bringt in der Folge Verſchiedenes hierüber zur Sprache.

Wie traurig es aber mit dieſer Rubrik in unſern Lehrbüchern ausſehe, kann man ſich überzeugen, wenn man z. B. den Artikel „Colorit“ in Sulzer's allgemeiner Theorie der ſchönen Künſte mit den Augen eines Künſtlers betrachtet, der Etwas lernen, eine Anleitung finden, einem Fingerzeig folgen will. Wo iſt da nur eine theoretiſche Spur? Wo iſt da nur eine Spur, daß der Verfaſſer auf Das, worauf es eigentlich ankommt, wenigſtens hindeute? Der Lernbegierige wird an die Natur zurückgewieſen; er wird aus einer Schule, zu der er ein Zutrauen ſetzt, hinaus auf die Berge und Ebenen, in die weite Welt geſtoßen; dort ſoll er die Sonne, den Duft, die Wolken und, wer weiß, was Alles betrachten; da ſoll er beobachten, da ſoll er lernen, da ſoll er wie ein Kind, das man anſetzt, ſich in der Fremde durch eigene Kräfte forthelfen. Schlägt man deßwegen das Buch eines Theoriſten auf, um wieder in die Breite und Länge der Erfahrung, um in die Unſicherheit einzelner zerſtreuter Beobachtungen, in die Verwirrungen einer ungeübten Denkkraft zurückgewieſen zu werden? Freilich iſt das Genie im Allgemeinen zur Kunſt, ſo wie im Beſondern zu einem beſtimmten Theile der Kunſt unentbehrlich: wohl iſt eine glückliche Dispoſition des Auges zur Empfänglichkeit für die Farben, ein gewiſſes Gefühl für die Harmonie derſelben von Natur erforderlich; freilich muß das Genie ſehen, beobachten, ausüben und durch ſich ſelbſt beſtehen. Dagegen hat es Stunden genug, in denen es ein Bedürfniß fühlt, durch den Gedanken über die Erfahrung, ja, wenn man will, über ſich ſelbſt erhoben zu werden. Dann nähert es ſich gern dem Theoretiker, von dem es die Verkürzung

ſeines Wegs, die Erleichterung der Behandlung in jedem Sinne erwarten darf.

„Urtheil über die Farbengebung. Nur die Meiſter der Kunſt ſind die wahren Richter der Zeichnung; die ganze Welt kann über die Farbe urtheilen.“

Hierin können wir keineswegs einſtimmen. Zwar iſt die Farbe in doppeltem Sinne, ſowohl in Abſicht auf Harmonie im Ganzen, als auf Wahrheit des Dargeſtellten im Einzelnen, leichter zu fühlen, inſofern ſie unmittelbar an geſunde Sinne ſpricht; aber von dem Colorit, als eigentlichem Kunſt-Producte, kann doch nur der Meiſter, ſo wie von allen übrigen Rubriken urtheilen. Ein buntes, ein heiteres, ein durch eine gewiſſe Allgemeinheit oder ein im Beſondern harmoniſches Bild kann die Menge anlocken, den Liebhaber erfreuen; jedoch urtheilen darüber kann nur der Meiſter oder ein entſchiedener Kenner: entdecken doch auch ganz ungeübte Menſchen Fehler in der Zeichnung, Alter werden durch Aehnlichkeit eines Bildniſſes frappirt; es gibt gar Vieles, das ein geſundes Auge im Einzelnen richtig bemerkt, ohne im Ganzen zulänglich, in Hauptpuncten zuverläſſig zu ſein. Hat man nicht die Erfahrung, daß Ungeübte Tizian's Colorit ſelbſt nicht natürlich finden? Und vielleicht war Diderot auch in demſelben Falle, da er nur immer Vernet und Chardin als Muſter des Colorit's anführt.

„Ein Halbkenner überſieht wohl in der Eile ein Meiſterſtück der Zeichnung, des Ausdrucks, der Zuſammenſetzung; das Auge hat niemals den Coloriſten vernachläſſigt.“

Von Halbkennern ſollte eigentlich gar die Rede nicht ſein. Ja, wenn man es ſtreng nimmt, gibt es gar keine Halbkenner. Die Menge, die von einem Kunſtwerke angezogen oder abgeſtoßen wird, macht auf Kennerſchaft keinen Anſpruch; der ächte Liebhaber wächſt täglich und erhält ſich immerfort bildſam. Es gibt halbe Töne, aber auch dieſe ſind harmoniſch im Ganzen; der Halbkenner iſt eine falſche Saite, die nie einen richtigen Ton angibt, und gerade geharrt er auf dieſem falſchen Ton, da ſelbſt ächte Meiſter und Kenner ſich nie für vollendet halten.

„Seltenheit guter Coloriſten. Aber warum gibt es ſo wenig Künſtler, die Das hervorbringen könnten, was Jedermann begreift?“

Hier liegt wieder der Irrthum in dem falſchen Sinne, der dem Worte begreifen gegeben iſt. Die Menge begreift die Harmonie und die Wahrheit der Farben eben ſo wenig als die Ordnung einer ſchönen Zuſammenſetzung. Freilich werden Beide nur deſto leichter gefaßt, je vollkommener ſie ſind; und dieſe Faßlichkeit iſt eine Eigenſchaft alles Vollkommenen in der Natur und der Kunſt; dieſe Faßlichkeit muß es mit dem Alltäglichen gemein haben; nur daß Dieſes reizlos, ja abgeſchmackt ſein kann, Langeweile und Verdruß erregt, Jenes aber reizt, unterhält, den Menſchen auf die höchſten Stufen ſeiner Exiſtenz erhöht, ihn dort gleichſam ſchwebend erhält und um das Gefühl ſeines Daſeins ſo wie um die verfließende Zeit betrügt.

Homer's Geſänge werden ſchon ſeit Jahrtauſenden gefaßt, ja mitunter begriffen, und wer bringt etwas Aehnliches hervor? Was iſt faßlicher, was iſt begreiflicher als die Erſcheinung eines trefflichen Schauſpielers? Er wird von Tauſend und aber Tauſend geſehen und bewundert; und wer vermag ihn nachzuahmen?

Eigenſchaften eines ächten Coloriſten.

„Wahrheit und Harmonie. Wer iſt denn für mich der wahre, der große Coloriſt? Derjenige, der den Ton der Natur und wohl erleuchteter Gegenſtände gefaßt hat, und der zugleich ſein Gemälde in Harmonie zu bringen wußte.“

Ich würde lieber ſagen: Derjenige, welcher die Farben der Gegenſtände am Richtigſten und Reinſten, unter allen Umſtänden der Beleuchtung, der Entfernung u. ſ. w. lebhaft faßt und darſtellt, und ſie in ein harmoniſches Verhältniß zu ſetzen weiß.

An wenig Gegenſtänden erſcheint die Farbe in ihrer urſprünglichen Reinheit, ſelbſt im vollſten Lichte; ſie wird mehr oder minder durch die Natur der Körper, an denen ſie erſcheint, ſchon modificirt, und überdieß ſehen wir ſie noch durch ſtärkeres oder ſchwächeres Licht, durch Beſchattung, durch Entfernung, ja endlich ſogar durch mancherlei Trug auf tauſenderlei Weiſe beſtimmt und verändert. Alles Das zuſammen kann man Wahrheit der Farbe nennen; denn es iſt diejenige Wahrheit, die einem geſunden, kräftigen, geübten Künſtlerauge erſcheint. Aber dieſes Wahre wird in der Natur ſelten harmoniſch angetroffen, die Harmonie iſt in dem Auge des Menſchen zu ſuchen; ſie ruht auf einer innern Wirkung und Gegenwirkung des Organs, nach welchem eine gewiſſe Farbe eine andere fordert. Und man kann eben ſo gut ſagen: wenn das Auge eine Farbe ſieht, ſo fordert es die harmoniſche, als man ſagen kann: die Farbe, welche das Auge neben einer andern fordert, iſt die harmoniſche. Dieſe Farben, auf welchen alle Harmonie und alſo der wichtigſte Theil des Colorit's ruht, wurden bisher von den Phyſikern zufällige Farben genannt.

„Leichte Vergleichung. Nichts in einem Bilde ſpricht uns mehr an, als die wahre Farbe; ſie iſt dem Unwiſſenden mit dem Unterrichteten verſtändlich.“

Dieſes iſt in jedem Sinne wahr; doch iſt es nöthig, zu unterſuchen, was denn dieſe wenigen Worte eigentlich ſagen wollen? Bei Allem, was nicht menſchlicher Körper iſt, bedeutet die Farbe faſt mehr als die Geſtalt, und die Farbe iſt es alſo, wodurch wir viele Gegenſtände eigentlich erkennen, oder wodurch ſie uns intereſſiren. Der einfärbige, der unfarbige Stein will Nichts ſagen; das Holz wird durch die Mannigfaltigkeit ſeiner Farbe nur bedeutend; die Geſtalt des Vogels iſt uns durch ein Gewand verhüllt, das uns durch einen regelmäßigen Farbenwechſel vorzüglich anlockt. Alle Körper haben gewiſſer Maßen eine individuelle Farbe, wenigſtens eine Farbe der Geſchlechter und Arten; ſelbſt die Farben künſtlicher Stoffe ſind nach Verſchiedenheit derſelben verſchieden; anders erſcheint Cochenille auf Leinwand, anders auf Wolle, anders auf Seide. Taffet, Atlas, Sammet, obgleich alle von ſeidenem Urſprung, bezeichnen ſich anders dem Auge. Und was kann uns mehr reizen, mehr ergetzen, mehr täuſchen und bezaubern, als wenn wir auf einem Gemälde das Beſtimmte, Lebhafte, Individuelle eines Gegenſtandes, wodurch er uns zeitlebens angeſprochen, wodurch er uns allein bekannt iſt, wieder erblicken? Alle Darſtellung der Form ohne Farbe iſt ſymboliſch; die Farbe allein macht das Kunſtwerk wahr, nähert es der Wirklichkeit.

Farben der Gegenſtände.

„Farbe des Fleiſches. Man hat behauptet, die ſchönſte Farbe in der Welt ſei die liebenswürdige Röthe, womit Unſchuld, Jugend, Geſundheit, Beſcheidenheit und Scham die Wangen eines Mädchens zieren; und man hat nicht nur etwas Feines, Rührendes, Zartes, ſondern auch etwas Wahres geſagt. Denn das Fleiſch iſt ſchwer nachzubilden; dieſes ſaftige Weiß, überein, ohne blaß, ohne matt zu ſein; dieſe Miſchung von Roth und Blau, die unmerklich durch (das Gelbliche) dringt, das Blut, das Leben bringen den Coloriſten in Verzweiflung. Wer das Gefühl des Fleiſches erreicht hat, iſt ſchon weit gekommen; das Uebrige iſt Nichts dagegen. Tauſend Maler ſind geſtorben, ohne das Fleiſch gefühlt zu haben; tauſend andere werden ſterben, ohne es zu fühlen.“

Diderot ſtellt ſich mit Recht hier auf den Gipfel der Farbe, die wir an Körpern erblicken. Die Siementar-Farben, welche wir bei phyſiologiſchen, phyſiſchen und chemiſchen Phänomenen bemerken und abgeſondert erblicken, werden, wie alle andern Stoffe der Natur, veredelt, indem ſie organiſch angewendet werden. Das höchſte organiſirte Weſen iſt der Menſch, und man erlaube uns, die wir für Künſtler ſchreiben, anzunehmen, daß es unter den Menſchen-Racen innerlich und äußerlich vollkommener organiſirte gebe, deren Haut, als die Oberfläche der vollkommenen Organiſation, die ſchönſte Farben-Harmonie zeigt, über die unſere Begriffe nicht hinausgehen. Das Gefühl dieſer Farbe des geſunden Fleiſches, ein thätiges Anſchauen derſelben, wodurch der Künſtler ſich zum Hervorbringen von etwas Aehnlichem geſchickt zu machen ſtrebt, erfordert ſo mannigfaltige und zarte Operationen, des Auges ſowohl als des Geiſtes und der Hand, ein friſches jugendliches Naturgefühl und ein gereiftes Geiſtesvermögen, daß alles Andere dagegen nur Scherz und Spielwerk, wenigſtens alles Andere in dieſer höchſten Zähigkeit begriffen zu ſein ſcheint. Eben ſo iſt es mit der Form. Wer ſich zu der Idee von der bedeutenden und ſchönen menſchlichen Form emporgehoben hat, wird alles Uebrige bedeutend und ſchön hervorbringen. Was für herrliche Werke entſtanden nicht, wenn die großen, ſogenannten Hiſtorien-Maler ſich herabließen, Landſchaften, Thiere und unorganiſche Beiwerke zu malen!

Da wir übrigens mit unſerm Autor ganz in Einſtimmung ſind, ſo laſſen wir ihn ſelbſt reden.

„Ihr könntet glauben, daß, um ſich im Colorit zu beſtärken, ein wenig Studium der Vögel und der Blumen nicht ſchaden könnte. Nein, mein Freund, niemals wird Euch dieſe Nachahmung das Gefühl des Fleiſches geben. Was wird aus Bachelier, wenn er ſeine Roſe, ſeine Jonquille, ſeine Nelke aus den Augen verliert? Laßt Madame Vien ein Portrait malen und tragt es nachher zu Latour. Aber nein, bringt es ihm nicht! Der Verräther ehrt keinen ſeiner Mitbürger ſo ſehr, um ihm die Wahrheit zu ſagen; aber bewegt ihn, der Fleiſch zu malen verſteht, ein Gewand, einen Himmel, eine Nelke, eine duftige Pflaume, eine zart wollige Pfirſche zu malen: Ihr werdet ſehen, wie herrlich er ſich herauszieht. Und Chardin! warum nimmt man ſeine Nachahmung unbelebter Weſen für die Natur ſelbſt? Eben deßwegen, weil er das Fleiſch hervorbringt, wann er will.“

Man kann ſich nicht wunderer, feiner, artiger ausdrücken; der Grundſatz iſt auch wohl wahr. Nur ſieht Latour nicht als glückliches Beiſpiel eines großen Farbekünſtlers, er iſt ein bunt übertreibener oder vielmehr manierirter Maler aus Rigaud's Schule oder ein Nachahmer dieſes Meiſters.

In dem Folgenden geht Diderot zu der neuen Schwierigkeit über, die der Maler findet, indem das Fleiſch an und für ſich nicht allein ſo ſchwer nachzuahmen iſt, ſondern die Schwierigkeit noch dadurch vermehrt wird, daß dieſe Oberfläche einem denkenden, fühlenden

Weſen angehört, deſſen innerſte, geheimſte, leichteſte Veränderungen ſich blitzſchnell über das Aeuſſere verbreiten. Er übertreibt ein wenig die Schwierigkeit, doch mit beſonderer Anmuth und ohne ſich von der Wahrheit zu entfernen.

„Aber was dem großen Coloriſten noch endlich ganz den Kopf verrückt, Das iſt der Wechſel dieſes Fleiſches, das ſich von einem Augenblick zum andern belebt und verfärbt. Indeſſen der Künſtler ſich an ſein Tuch heftet, indem ſein Pinſel mich darzuſtellen beſchäftigt iſt, habe ich mich verändert, und er findet mich nicht wieder. Iſt mir der Abbé Le Blanc in die Gedanken gekommen, ſo muſte ich vor Langerweile gähnen; zeigte ſich der Abbé Trublet meiner Einbildungskraft, ſo ſehe ich ironiſch aus. Erſcheint mir mein Freund Grimm oder meine Sophie: dann klopft mein Herz; die Zärtlichkeit und Heiterkeit verbreitet ſich über mein Geſicht; die Freude ſcheint mir durch die Haut zu dringen; die kleinſten Blutgefäſſe werden erſchüttert, und die unmerkliche Farbe des lebendigen Flüſſigen hat über alle meine Züge die Farbe des Lebens verbreitet. Blumen und Früchte ſchon verändern ſich vor dem aufmerkſamen Blick des Latour und Bachelier. Welche Qual iſt nicht für ſie das Geſicht des Menſchen, dieſe Leinwand, die ſich rührt, ſich bewegt, ſich ausdehnt und ſobald erſchlafft, ſich färbt und mißfärbt nach unendlichen Abwechſelungen dieſes leichten und beweglichen Hauchs, den man die Seele nennt!“

Wir ſagten vorhin, daß Diderot die Schwierigkeit einiger Maſſen übertreibe; und gewiß, ſie wäre unüberwindlich, wenn der Maler nicht Das beſäſſe, was ihn zum Künſtler macht; wenn er von dem Hin- und Wiederblicken zwiſchen Körper und Leinwand allein abhinge; wenn er Nichts zu machen verſtünde, als was er ſieht. Aber Das iſt ja eben das Künſtler-Genie; Das iſt das Künſtler-Talent, daß es anzuſchauen, feſtzuhalten, zu verallgemeinen, zu ſymboliſiren, zu characteriſiren weiß, und zwar in jedem Theile der Kunſt, in Form ſowohl als Farbe. Dadurch iſt es eben ein Künſtler-Talent, daß es eine Methode beſitzt, nach welcher es die Gegenſtände behandelt, eine ſowohl geiſtige als practiſch mechaniſche Methode, wodurch es den beweglichſten Gegenſtand feſtzuhalten, zu determiniren und ihm eine Einheit und Wahrheit der künſtlichen Exiſtenz zu geben weiß.

„Aber bald hätte ich vergeſſen, Euch von der Farbe der Leidenſchaft zu reden, und doch war ich ganz nahe daran. Hat nicht jede Leidenſchaft ihre eigene Farbe, verändert ſie ſich nicht auf jeder Stufe der Leidenſchaft? Die Farbe hat ihre Abſtufungen im Zorn. Entflammt er das Geſicht, ſo brennen die Augen; iſt er auf dem höchſten Grad, ſo verengt er das Herz, anſtatt es auszudehnen. Dann verwirren ſich die Augen, die Bläſſe verbreitet ſich über die Stirn, über die Wangen, die Lippen zittern und verbleichen. Liebe und Verlangen, ſüſſer Genuſs, glückliche Befriedigung! färbt nicht jeder dieſer Momente mit andern Farben eine geliebte Schönheit?“

Von dieſem Verluſten gilt, was von dem vorigen geſagt worden. Auch hier iſt Diderot zu loben, daß er dem Künſtler die großen Forderungen zeigt, die man an ihn zu machen berechtigt iſt, wenn er ihn auf die Mannigfaltigkeit der Naturerſcheinungen aufmerkſam macht und ihn dadurch vor dem Manierirten zu hüten ſucht. Ein Gleiches hat er im Folgenden zur Abſicht.

„Die Mannigfaltigkeit unſerer gewirkten Stoffe unſerer Gewänder hat nicht wenig beigetragen, das Colorit vollkommener zu machen.“

Schon oben iſt in einer Anmerkung hierüber Etwas geſagt worden.

„Der allgemeine Ton der Farbe kann ſchwach ſein, ohne falſch zu ſein.“

Daß die Local-Farbe, ſowohl in einem ganzen Bilde als durch die verſchiedenen Gründe eines Bildes, gemäſigt werden und doch noch immer nahe und den Gegenſtänden gemäß bleiben kann, daran iſt nicht der mindeſte Zweifel.

Von der Harmonie der Farben.

Wir kommen nunmehr an einen wichtigen Punct, über den wir ſchon oben Einiges geäuſſert, der aber nicht hier, ſondern in der Folge der ganzen Farbenlehre nur vorgetragen und erörtert werden kann.

„Man ſagt, daß es freundliche und feindliche Farben gebe, und man hat recht, wenn man darunter verſteht: daß es ſolche gibt, die ſich ſchwer verbinden, die dergeſtalt neben einander abſetzen, daß Licht und Luft, dieſe beiden allgemeinen Harmoniſten, und kaum die unmittelbare Nachbarſchaft erträglich machen können.“

Da man auf den Grund der Farben-Harmonie nicht gelangen konnte, und doch harmoniſche und diſharmoniſche Farben eingeſtehen muſte, zugleich aber bemerkte, daß Stärkeres oder Schwächeres Licht den Farben Etwas zu geben oder zu nehmen und dadurch eine gewiſſe Vermittelung zu machen ſchien; da man bemerkte, daß die Luft, indem ſie die Körper umgibt, gewiſſe mildernde und ſogar harmoniſche Veränderungen hervorbringt: ſo ſah man Beide als die allgemeinen Harmoniſten an; man vermiſchte das von dem Colorit kaum getrennte Halbdunkel auf eine unzuläſſige Weiſe wieder mit demſel-

ben; man brachte Maſſen herbei; man redete von Luft-Perſpectiv, nur um einer Erklärung über die Harmonie der Farben auszuweichen. Man ſehe das Sulzer'ſche Capitel von Colorit, und wie dort die Frage, was Harmonie der Farben ſei, nicht herausgehoben, ſondern unter fremden und verwandten Dingen vergraben und verſchüttet wird. Dieſe Arbeit iſt alſo noch zu thun, und vielleicht zeigt es ſich, daß eine ſolche Harmonie, wie ſie unabhängig und urſprünglich im Auge, im Gefühl des Menſchen exiſtirt, auch durch Zuſammenſtellung von gefärbten Gegenſtänden äußerlich hervorgebracht werden kann.

„Ich zweifle, daß irgend ein Maler dieſe Partie beſſer verſtehe als eine Frau, die ein wenig eitel iſt, oder ein Sträußermädchen, die ihr Handwerk verſteht.“

Alſo ein reizbares Weib, ein lebhaftes Sträußermädchen, verſtehen ſich auf die Harmonie der Farben; die Eine weiß, was ihr wohl anſteht, die Andere, wie ſie ihre Waare gefällig machen ſoll. Und warum begibt ſich der Philoſoph, der Phyſiolog nicht in die Schule? Warum nimmt er ſich nicht die kleine Mühe, zu beobachten, wie ein liebenswürdiges Geſchöpf verfährt, um dieſen Elementar-Kreis zu ihren Gunſten zu ordnen? Warum beobachtet er nicht, was ſie ſich zueignet und was ſie verſchmäht? Die Harmonie und Disharmonie der Farben iſt zugeſtanden; der Maler iſt darauf hingewieſen; Jeder fordert ſie von ihm und Niemand ſagt ihm, was ſie ſei. Was geſchieht? Sein natürliches Gefühl führt ihn in manchen Fällen recht, in andern weiß er ſich nicht zu helfen. Und wie benimmt er ſich? Er weicht der Farbe ſelbſt aus, er ſchwächt ſie und glaubt ſie dadurch zu harmoniren, indem er ihr die Kraft nimmt, ihre Widerwärtigkeit gegen eine andere recht lebhaft an den Tag zu legen.

„Der allgemeine Ton der Farbe kann ſchwach ſein, ohne daß die Harmonie zerſtört werde; im Gegentheil läßt ſich die Stärke des Colorits mit der Harmonie ſchwer verbinden.“

Man gibt keineswegs zu, daß es leichter ſei, ein ſchwaches Colorit harmoniſcher zu machen als ein ſtarkes; aber freilich, wenn das Colorit ſtark iſt, wenn Farben lebhaft erſcheinen, dann empfindet auch das Auge Harmonie und Disharmonie viel lebhafter; wenn man aber die Farben ſchwächt, einige hell, andere gemiſcht, andere beſchmutzt im Bilde braucht, dann weiß freilich Niemand, ob er ein harmoniſches oder disharmoniſches Bild ſieht. Das weiß man aber allenfalls zu ſagen, daß es unwirkſam, daß es unbedeutend ſei.

„Weiß malen und hell malen ſind zwei ſehr verſchiedene Dinge. Wenn unter zwei verſchiedenen Compoſitionen übrigens Alles gleich iſt, ſo wird Euch die lichteſte gewiß am Beſten gefallen; es iſt wie der Unterſchied zwiſchen Tag und Nacht.“

Ein Gemälde kann allen Anforderungen an's Colorit genugthun und doch vollkommen hell und licht ſein. Die helle Farbe erfreut das Auge, und eben dieſelben Farben, in ihrer ganzen Stärke, in ihrem dunkelſten Zuſtande genommen, werden einen ernſten, ahnungsvollen Effect hervorbringen; aber freilich iſt es ein Anderes, hell malen, als ein weißes, kreidenhaftes Bild darſtellen.

Noch Eins! Die Erfahrung lehrt, daß helle, heitere Bilder nicht immer den ſtarken, kraftvollen Effect-Bildern vorgezogen werden. Wie hätte ſonſt Spagnolett zu ſeiner Zeit den Guido überwiegen können?

„Es gibt eine Zauberei, vor der man ſich ſchwer verwahren kann; es iſt die, welche der Maler ausübt, der ſeinem Bilde eine gewiſſe Stimmung zu geben verſteht. Ich weiß nicht, wie ich Euch deutlich meine Gedanken ausdrücken ſoll! Hier auf dem Gemälde ſteht eine Frau in weißen Atlas gekleidet. Deckt das übrige Bild zu und ſeht das Kleid allein; vielleicht erſcheint Euch dieſer Atlas ſchmutzig, matt und nicht ſonderlich wahr. Aber ſeht die Figur wieder in der Mitte der Gegenſtände, von denen ſie umgeben iſt; und alſobald wird der Atlas und ſeine Farbe ihre Wirkung wieder leiſten. Das macht, daß das Ganze gemäßigt iſt; und indem jeder Gegenſtand verhältnißmäßig verliert, ſo iſt nicht zu bemerken, was jedem Einzelnen gebricht; die Uebereinſtimmung rettet das Werk. Es iſt die Natur, bei Sonnenuntergang geſehen.“

Niemand wird zweifeln, daß ein ſolches Bild Wahrheit und Uebereinſtimmung, beſonders aber große Verdienſte in der Behandlung haben könne.

„Fundament der Harmonie. Ich werde mich wohl hüten, in der Kunſt die Ordnung des Regenbogens umzuſtoßen. Der Regenbogen iſt in der Malerei, was der Grundbaß in der Muſik iſt.“

Endlich deutet Diderot auf ein Fundament der Harmonie; er will es im Regenbogen finden und beruhigt ſich dabei, was die franzöſiſche Malerſchule darüber ausgeſprochen haben mag. Indem der Phyſiker die ganze Farben-Theorie auf die prismatiſchen Erſcheinungen und alſo gewiſſer Maßen auf den Regenbogen gründete: ſo nahm man wohl hier und da dieſe Erſcheinungen gleichfalls bei der Malerei als Fundament der harmoniſchen Geſetze an, die man bei der Farbengebung vor Augen haben müſſe, um ſo mehr, als man eine auffallende Harmonie in dieſer Erſcheinung nicht läugnen

konnte. Allein der Fehler, den der Phyſiker beging, verfolgte mit ſeinen ſchädlichen Einflüſſen auch den Maler. Der Regenbogen, ſo wie die prismatiſchen Erſcheinungen, ſind nur einzelne Fälle der viel weiter ausgebreiteten, mehr umfaſſenden, tiefer zu begründenden harmoniſchen Farbenerſcheinungen. Es gibt nicht eine Harmonie, weil der Regenbogen, weil das Prisma ſie uns zeigen, ſondern dieſe genannten Phänomene ſind harmoniſch, weil es eine höhere, allgemeine Harmonie gibt, unter deren Geſetzen auch ſie ſtehen.

Der Regenbogen kann keineswegs dem Grundbaß in der Muſik verglichen werden, jener umfaßt ſogar nicht einmal alle Erſcheinungen, die wir bei der Refraction gewahr werden; er iſt ſo wenig der General-Baß der Farben, als ein Dur-Accord der General-Baß der Muſik iſt; aber weil es eine Harmonie der Töne gibt, ſo iſt ein Dur-Accord harmoniſch. Forſchen wir aber weiter, ſo finden wir auch einen Moll-Accord, der keineswegs in dem Dur-Accord, wohl aber in dem ganzen Kreiſe muſicaliſcher Harmonie begriffen iſt.

So lange nun in der Farbenlehre nicht auch klar wird, daß die Totalität der Phänomene nicht unter ein beſchränktes Phänomen und deſſen allenfallſige Erklärung gezwängt werden kann, ſondern daß jedes einzelne ſich in den Kreis mit allen übrigen ſtellen, ſich ordnen, ſich unterordnen muß: ſo wird auch dieſe Unbeſtimmtheit, dieſe Verwirrung in der Kunſt dauern, wo man im Practiſchen das Bedürfniß weit lebhafter fühlt, anſtatt daß der Theoretiker die Farbe nur ſtille bei Seite lehnen und eigenſinnig behaupten darf: Alles ſei ja ſchon erklärt!

„Aber ich fürchte, daß kleinmüthige Maler davon ausgegangen ſind, um auf eine armſelige Weiſe die Grenzen der Kunſt zu verengen und ſich eine leichte und beſchränkte Manier zu bereiten, Das, was wir ſo unter uns ein Protocoll nennen.“

Diderot rügt hier eine kleine Manier, in welche verſchiedene Maler verfallen ſein mögen, welche ſich an die beſchränkte Lage des Phyſikers zu nahe anſchloſſen. Sie ſtellten, ſo ſcheint es, auf ihrer Palette die Farben in der Ordnung, wie ſie im Regenbogen vorkommen, und es entſtand daraus eine unläugbare harmoniſche Folge; ſie nannten es ein Protocoll, weil hier nun gleichſam Alles verzeichnet war, was geſchehen konnte und ſollte. Allein da ſie die Farben nur in der Folge des Regenbogens und des prismatiſchen Geſpenſtes kannten, ſo wagten ſie es nicht, bei der Arbeit dieſe Reihe zu zerſtören oder ſie dergeſtalt zu behandeln, daß man jenen Elementar-Begriff dabei verloren hätte, ſondern man konnte das Protocoll durch's ganze Bild wieder finden. Die Farbe blieb auf dem Gemälde, wie auf der Palette, nur Stoff, Materie, Element und ward nicht durch eine wahre genialiſche Behandlung in ein harmoniſches Ganzes organiſch verwebt. Diderot greift dieſe Künſtler mit Heftigkeit an. Ich kenne ihre Namen nicht und habe keine ſolche Gemälde geſehen, aber ich glaube mir nach Diderot's Worten wohl vorzuſtellen, was er meint.

„Fürwahr, es gibt ſolche Protocolliſten in der Malerei, ſolche unterthänige Diener des Regenbogens, daß man beſtändig errathen kann, was ſie machen werden. Wenn ein Gegenſtand dieſe oder jene Farbe hat, ſo kann man gewiß ſein, dieſe oder jene Farbe ganz nahe daran zu finden. Iſt nun die Farbe der einen Ecke auf ihrem Gemälde gegeben, ſo weiß man alles Uebrige. Ihr ganzes Leben lang thun ſie nichts weiter, als dieſe Ecke zu verſetzen; es iſt ein beweglicher Punct, der auf einer Fläche herumſpazirt, der ſich aufhält und bleibt, wo es ihm beliebt, der aber immer daſſelbe Gefolge hat. Er gleicht einem großen Herrn, der mit ſeinem Hof immer in einerlei Kleidern erſchiene.

Aechtes Colorit. So handelt nicht Vernet, nicht Chardin. Ihr unerſchrockener Pinſel weiß, mit der größten Kühnheit die größte Mannigfaltigkeit und die vollkommenſte Harmonie zu verbinden, und ſo alle Farben der Natur mit allen ihren Abſtufungen darzuſtellen.“

Hier fängt Diderot an, die Behandlung mit dem Colorit zu vermengen. Durch eine ſolche Behandlung verliert ſich freilich alles Stoffartige, Elementare, Rohe, Materielle, indem der Künſtler die mannigfaltige Wahrheit des Einzelnen, in einer ſchön verbundenen Harmonie des Ganzen verborgen, vorzuſtellen weiß, und ſo wären wir zu den Hauptpuncten, von denen wir ausgingen, zu Wahrheit in Uebereinſtimmung zurückgekehrt.

Sehr wichtig iſt der folgende Punct, über den wir erſt Diderot hören und dann unſere Gedanken gleichfalls eröffnen wollen.

„Und Deſſen ungeachtet haben Vernet und Chardin eine eigene und beſchränkte Art der Farbenbehandlung. Ich zweifle nicht daran und würde ſie wohl entdecken, wenn ich mir die Mühe geben wollte. Das macht, daß der Menſch kein Gott iſt und daß die Werkſtatt des Künſtlers nicht die Natur iſt.“

Nachdem Diderot gegen die Manieriſten lebhaft geſtritten, ihre Mängel aufgedeckt und ihnen ſeine Lieblingskünſtler, Vernet und Chardin, entgegengeſetzt, ſo kommt er an den zarten Punct, daß denn doch auch Dieſe mit einer gewiſſen beſtimmten Behandlungsart zu Werke gehen, der man wohl etwas Eigenes, etwas

Geschärftes Schuld geben könnte, so daß er kaum sieht, wie er sie von den Manieristen unterscheiden soll. Hätte er von den größten Künstlern gesprochen, so würde er doch in Versuchung gerathen sein, eben Dasselbe zu sagen; aber er wird billig, er will den Künstler nicht mit Gott, das Kunstwerk nicht mit einem Naturproducte vergleichen.

Wodurch unterscheidet sich denn also der Künstler, der auf dem rechten Wege geht, von demjenigen, der den falschen eingeschlagen hat? Dadurch, daß er einer Methode bedächtig folgt, anstatt daß Jener leichtsinnig einer Manier nachhängt.

Der Künstler, der immer anschaut, empfindet, denkt, wird die Gegenstände in ihrer höchsten Würde, in ihrer lebhaftesten Wirkung, in ihren reinsten Verhältnissen erblicken; bei der Nachahmung wird ihm eine selbstgedachte, eine überlieferte, selbstdurchgedachte Methode die Arbeit erleichtern. Und wenn gleich bei Ausübung dieser Methode seine Individualität mit in's Spiel kommt, so wird er doch durch dieselbe, so wie durch die reinste Anwendung seiner höchsten Sinnes- und Geisteskräfte immer wieder in's Allgemeine gehoben, und kann so bis an die Grenzen der möglichen Production geführt werden. Auf diesem Wege erheben sich die Griechen bis zu der Höhe, auf der wir besonders ihre plastische Kunst kennen. Und warum haben ihre Werke aus den verschiedenen Zeiten und von verschiedenem Werthe einen gewissen gemeinsamen Eindruck? Doch wohl nur daher, weil sie der einen, wahren Methode im Vorschreiten folgten, welche sie selbst bei'm Rückschritt nicht ganz verlassen konnten.

Das Resultat einer ächten Methode nennt man Styl, im Gegensatz der Manier. Der Styl erhebt das Individuum zum höchsten Punct, den die Gattung zu erreichen fähig ist; deswegen nähern sich alle großen Künstler einander in ihren besten Werken. So hat Raphael wie Tizian colorirt, da wo ihm die Arbeit am Glücklichsten gerieth. Die Manier hingegen individualisirt, wenn man so sagen darf, noch das Individuum. Der Mensch, der seinen Trieben und Neigungen unaufhaltsam nachhängt, entfernt sich immer mehr von der Einheit des Ganzen, ja sogar von Denen, die ihm allenfalls noch ähnlich sein könnten; er macht keine Ansprüche an die Menschheit, und so trennt er sich von den Menschen. Dieses gilt so gut vom Sittlichen als vom Künstlichen; denn da alle Handlungen des Menschen aus einer Quelle kommen, so gleichen sie sich auch in allen ihren Verzweigungen.

Und so, edler Diderot, wollen wir bei Deinem Ausspruch beruhen, indem wir ihn verstärken.

Der Mensch verlange nicht, Gott gleich zu sein, aber er strebe, sich als Mensch zu vollenden. Der Künstler strebe nicht, ein Naturwerk, aber ein vollendetes Kunstwerk hervorzubringen.

Irrthümer und Mängel.

„Carricatur. Es gibt Carricaturen der Farbe wie der Zeichnung, und alle Carricatur ist im bösen Geschmack."

Wie eine solche Carricatur möglich sei und worin sie sich von einer eigentlich disharmonischen Farbengebung unterscheide, läßt sich erst deutlich auseinander setzen, wenn wir über die Harmonie der Farben und den Grund, worauf sie beruht, einig geworden; denn es setzt voraus, daß das Auge eine Uebereinstimmung anerkenne, daß es eine Disharmonie fühle, und daß man, woher die Beiden entstehen, unterrichtet sei. Alsdann sieht man erst ein, daß es eine dritte Art geben könne, die sich zwischen Beide hineinsetzt. Man kann mit Verstand und Vorsatz von der Harmonie abweichen, und dann bringt man das Characteristische hervor. Geht man aber weiter, übertreibt man diese Abweichung, oder wagt man sie ohne richtiges Gefühl und bedächtige Ueberlegung, so entsteht die Carricatur, die endlich Frazze und rohe Disharmonie wird, und wovor sich jeder Künstler sorgfältig hüten sollte.

„Individuelles Colorit. Warum gibt es so vielerlei Coloristen, indessen es nur eine Farbenmischung in der Natur gibt?"

Man kann nicht eigentlich sagen, daß es nur ein Colorit in der Natur gebe; denn bei'm Worte Colorit denken wir uns immer zugleich den Menschen, der die Farbe sieht, im Auge aufnimmt und zusammenhält. Aber Das kann und muß man annehmen, um nicht in Ungewißheit des Raisonnements zu gerathen, daß alle gesunden Augen alle Farben und ihr Verhältniß ungefähr übereinsehen. Denn auf diesem Glauben der Uebereinstimmung solcher Apperceptionen beruht ja alle Mittheilung der Erfahrung.

Daß aber auch in den Organen eine große Abweichung und Verschiedenheit in Absicht auf Farben sich befindet, kann man am Besten bei dem Maler sehen, der etwas Aehnliches mit Dem, was er sieht, hervorbringen soll. Wir können aus dem Hervorgebrachten auf das Gesehene schließen und mit Diderot sagen:

„Die Anlage des Organs trägt gewiß viel dazu bei. Ein zartes und schwaches Auge wird sich mit lebhaften und starken Farben nicht befreunden; und ein Maler wird keine Wirkungen in sein Bild bringen wollen, die ihn in der Natur verletzen; er wird das lebhafte Roth, das volle Weiß nicht lieben; er wird die Tapeten, mit denen er die Wände seines Zimmers

bedeckt, er wird seine Leinwand mit schwachen, sanften und zarten Tönen stehen, und gewöhnlich durch eine gewisse Harmonie ersetzen, was er Euch an Kraft entzog."

Dieses schwache, sanfte Colorit, diese Flucht vor lebhaften Farben kann sich, wie Diderot hier angibt, von einer Schwäche der Nerven überhaupt herschreiben. Wir finden, daß gesunde, starke Nationen, daß das Volk überhaupt, daß Kinder und junge Leute sich an lebhaften Farben erfreuen; aber eben so finden wir auch, daß der gebildetere Theil die Farbe flieht, theils weil sein Organ geschwächt ist, theils weil er das Auszeichnende, das Charakteristische vermeidet.

Bei dem Künstler hingegen ist die Unsicherheit, der Mangel an Theorie, oft Schuld, wenn sein Colorit unbedeutend ist. Die stärkste Farbe findet ihr Gleichgewicht, aber nur wieder in einer starken Farbe; und nur, wer seiner Sache gewiß wäre, wagte sie neben einander zu setzen. Wer sich dabei der Empfindung, dem Ungefähr überläßt, bringt leicht eine Carricatur hervor, die er, insofern er Geschmack hat, vermeiden wird; daher also das Dämpfen, das Mischen, das Ädieren der Farben; daher der Schein von Harmonie, die sich in Nichts auflöst, anstatt das Ganze zu umfassen.

„Warum sollte der Character, ja selbst die Lage des Malers, nicht auf sein Colorit Einfluß haben? Wenn sein gewöhnlicher Gedanke traurig, düster und schwarz ist; wenn es in seinem melancholischen Kopf und in seiner düstern Werkstatt immer Nacht bleibt? wenn er den Tag aus seinem Zimmer vertreibt; wenn er Einsamkeit und Finsterniß sucht: werdet Ihr nicht eine Darstellung zu erwarten haben, die wohl kräftig aber zugleich dunkel, mißfarbig und düster ist? Ein Gelbsüchtiger, der Alles gelb sieht, wie soll Der nicht über sein Bild denselben Schleier werfen, den sein krankes Organ über die Gegenstände der Natur zieht und der ihm selbst verdrießlich ist, wenn er den grünen Baum, den eine frühere Erfahrung in die Einbildungskraft drückte, mit dem gelben vergleicht, den er vor Augen sieht?

Seid gewiß, daß ein Maler sich in seinem Werke eben so sehr, ja noch mehr, als ein Schriftsteller in dem seinigen zeige. Ein Mal tritt er wohl aus seinem Character, überwindet die Natur und den Hang seines Organs. Er ist wie ein verschlossener, schweigender Mann, der doch auch ein Mal seine Stimme erhebt; die Explosion ist vorüber, er fällt in seinen natürlichen Zustand, in das Stillschweigen zurück. Der traurige Künstler, der mit einem schwachen Organ gebauen ist, wird wohl ein Mal ein Gemälde von lebhafter Farbe hervorbringen, aber bald wird er wieder zu seinem natürlichen Colorit zurückkehren."

Unterdessen ist es schon äußerst erfreulich, wenn ein Künstler einen solchen Mangel bei sich gewahr wird, und äußerst beifallswürdig, wenn er sich bemüht, ihm entgegenzuarbeiten. Sehr selten findet sich ein solcher, und wo er sich findet, wird seine Bemühung gewiß belohnt; und ich würde ihm nicht, wie Diderot thut, mit einem unvermeidlichen Rückfall drohen, vielmehr ihm, wo nicht einen völlig zu erreichenden Zweck, doch einen immerwährenden glücklichen Fortschritt versprechen.

„Auf alle Fälle, wenn das Organ krankhaft ist, auf welche Weise es wolle, so wird es einen Dunst über alle Körper verbreiten, wodurch die Natur und ihre Nachahmung äußerst leiden muß."

Nachdem also Diderot den Künstler aufmerksam gemacht hat, was er an sich zu bekämpfen habe, so zeigt er ihm auch noch die Gefahren, die ihm in der Schule bevorstehen.

„Einfluß des Meisters. Was den wahren Coloristen selten macht, ist, daß der Künstler sich gewöhnlich einem Meister ergibt. Eine undenkliche Zeit copirt der Schüler die Gemälde des einen Meisters, ohne die Natur anzublicken; er gewöhnt sich, durch fremde Augen zu sehen und verliert den Gebrauch der seinigen. Nach und nach macht er sich eine gewisse Kunstfertigkeit, die ihn fesselt, und von der er sich weder befreien noch entfernen kann; die Kette ist ihm um's Auge gelegt, wie dem Sclaven um den Fuß, und Das ist die Ursache, daß sich so manches falsche Colorit verbreitet. Einer, der nach La Grénée copirt, wird sich an's Glänzende und Solide gewöhnen; wer sich an Le Prince hält, wird roth und ziegelfarbig werden, nach Greuze grau und violet; wer Chardin studirt, ist wahr! Und daher kommt diese Verschiedenheit in den Urtheilen über Zeichnung und Farbe selbst unter Künstlern; der Eine sagt, daß Poussin trocken, der Andere, daß Rubens übertrieben ist, und ich, der Lilliputianer, klopfe ihnen sanft auf die Schulter und bemerke, daß sie eine Albernheit gesagt haben."

Es ist keine Frage, daß gewisse Fehler, gewisse falsche Richtungen sich leicht mittheilen, wenn Alter und Ansehen besonders den Jüngling auf bequeme, unrechte Wege leiten. Alle Schulen und Secten beweisen, daß man lernen könne, mit andern Augen zu sehen; aber so gut ein falscher Unterricht böse Früchte bringt und das Manierirte fortpflanzt, ebenso gut wird auch durch diese Empfänglichkeit der jungen Naturen die Wirkung einer ächten Methode begünstigt. Wir rufen Dir also, wackerer Diderot, abermals, so wie bei'm vorigen Capitel, zu: Indem

Da Deiner Jünglinge vor den Afterschulen warnt, ſo mache ihm die ächte Schule nicht verdächtig.

„Unſicherheit im Auftragen der Farben. Der Künſtler, indem er ſeine Farbe von der Palette nimmt, weiß nicht immer, welche Wirkung ſie in dem Gemälde hervorbringen wird; und freilich, womit vergleicht er dieſe Farbe, dieſe Tinte auf ſeiner Palette? Mit andern einzelnen Tinten, mit urſprünglichen Farben. Er thut mehr; er betrachtet ſie an dem Orte, wo er ſie bereitet hat, und überträgt ſie in Gedanken an den Platz, wo ſie angewendet werden ſoll. Wie oft begegnet es ihm nicht, daß er ſich bei dieſer Schätzung betriegt! Indem er von der Palette auf die volle Scene ſeiner Zuſammenſetzung übergeht, wird die Farbe modificirt, geſchwächt, erhöht; ſie verändert völlig ihren Effect. Dann tappt der Künſtler herum, handthiert ſeine Farbe hin und wieder und quält ſie auf alle Weiſe. Unter dieſer Arbeit wird die Tinte eine Zuſammenſetzung verſchiedener Subſtanzen, welche mehr oder weniger (chemiſch) aufeinander wirken und früher oder ſpäter ſich verſtimmen.“

Dieſe Unſicherheit kommt daher, wenn der Künſtler nicht deutlich weiß, was er machen ſoll, und wie er es zu machen hat. Beides, beſonders aber das Letzte, läßt ſich auf einen hohen Grad überliefern. Die Farbenkörper, welche zu brauchen ſind, die Folge, in welcher ſie zu brauchen ſind, von der erſten Anlage bis zur letzten Vollendung, kann man wiſſenſchaftlich, ja beinahe handwerksmäßig überliefern. Wenn der Email-Maler ganz falſche Tinten auftragen muß und nur im Geiſte die Wirkung ſieht, die erſt durch's Feuer hervorgebracht wird, ſo ſollte doch der Oelmaler, von dem hauptſächlich hier die Rede iſt, wohl eher wiſſen, was er vorzubereiten und wie er ſtufenweiſe ſein Bild auszuführen habe.

Fratzenhafte Genialität. Diderot mag uns verzeihen, daß wir unter dieſer Rubrik das Betragen eines Künſtlers, den er liebt und begünſtigt, aufführen müſſen.

„Wer das lebhaft Gefühl der Farbe hat, heftet ſeine Augen feſt auf das Tuch, ſein Mund iſt halb geöffnet, er ſchnaubt (ächzt, lechzt), ſeine Palette iſt ein Bild des Chaos. In dieſes Chaos taucht er ſeinen Pinſel und zieht das Werk ſeiner Schöpfung hervor. Er ſteht auf, entfernt ſich, wirft einen Blick auf ſein Werk, er ſetzt ſich wieder; und Ihr werdet ſo die Gegenſtände der Natur lebendig auf ſeiner Tafel entſtehen ſehen.“

Vielleicht iſt es nur der Deutſchen Geſetztheit lächerlich, einen braven Künſtler hinter einem Gegenſtande, gleichſam als einen erigirten Jagdhund hinter einem Wilde her, mit offenem Munde ſchnauben zu ſehen. Vergebens ſuchte ich das Franzöſiſche Wort haleter in ſeiner ganzen Bedeutung auszudrücken; ſelbſt die mehrern gebrauchten Worte faſſen es nicht ganz in die Mitte. Aber ſo viel ſcheint mir doch höchſt wahrſcheinlich, daß weder Raphael bei der Meſſe von Bolſena, noch Correggio vor dem heiligen Hieronymus, noch Tizian vor dem heiligen Peter, noch Paul Veroneſe vor einer Hochzeit zu Cana mit offenem Munde geſeſſen, geſchnaubt, gelechzt, geſtöhnt, haletirt habe. Das mag denn wohl ſo ein Franzöſiſcher Fratzenſprung ſein, vor dem ſich dieſe lebhafte Nation in den ernſthaften Geſchäften nicht immer hüten kann.

Nachfolgendes iſt nicht viel beſſer.

„Mein Freund, geht in eine Werkſtatt und ſeht den Künſtler arbeiten. Wenn er ſeine Tinten und Halbtinten recht ſymmetriſch, ringsum die Palette, geordnet hat, oder wenn nicht wenigſtens nach einer Viertelſtunde Arbeit die ganze Ordnung durcheinander geſtrichen iſt: ſo entſcheidet kühn, daß der Künſtler kalt iſt und daß er nichts Bedeutendes hervorbringen wird. Er gleicht einem unbehülflichen, ſchweren Gelehrten, der eben die Stelle eines Autors nöthig hat. Der ſteigt auf ſeine Leiter, nimmt und öffnet den Buch, kommt zum Schreibetiſch, copirt die Zeile, die er braucht, ſteigt die Leiter wieder hinan und ſtellt das Buch an den Platz zurück. Das iſt fürwahr nicht der Gang des Genies.“

Wir ſelbſt haben dem Künſtler oben zur Pflicht gemacht, die materielle Farbenerſcheinung der abgeſonderten Pigmente durch wohlverſtandene Miſchung zu tilgen, die Farbe ſeinen Gegenſtänden gemäß zu individualiſiren und gleichſam zu organiſiren; ob aber dieſe Operation ſo wild und tumultuariſch vorgenommen werden müſſe, daran zweifelt, wie billig, ein bedächtiger Deutſcher.

Rohe und unähnliche Behandlung der Farben.

„Ueberhaupt wird die Harmonie eines Bildes deſto dauerhafter ſein, je ſicherer der Maler von der Wirkung ſeines Pinſels, je kühner, je freier ſein Auftrag war, je weniger er die Farbe hin und wieder gehandthiert und gequält, je einfacher und keker er ſie angewendet hat. Man ſieht moderne Gemälde in kurzer Zeit ihre Uebereinſtimmung verlieren; man ſieht alte, die ſich ungeachtet der Zeit friſch, kräftig und in Harmonie erhalten haben. Dieſer Vortheil ſcheint mir nicht ſowohl eine Wirkung der beſſern Eigenſchaft ihrer Farben, als eine Belohnung des guten Verfahrens bei der Arbeit zu ſein.“

Ein ſchönes und ächtes Wort von einer wichtigen und ſchönen Sache. Warum ſtimmſt Du,

alter Freund, nicht immer ſo mit dem Wahren und mit Dir ſelbſt überein? Warum nöthigſt Du uns mit einer Halbwahrheit, mit einem paraderen Perioden zu ſchließen?

„O, mein Freund, welche Kunſt iſt die Malerei! Ich vollende mit einer Zeile, was der Künſtler in einer Woche kaum entwirft; und zu ſeinem Unglück weiß er, ſieht er, fühlt er, wie ich und kann ſich durch ſeine Darſtellung nicht genug thun. Die Empfindung, indem ſie ihn vorwärts treibt, betriegt ihn über Das, was er vermag; er verdirbt ein Meiſterſtück; denn er war, ohne es gewahr zu werden, auf der letzten Grenze ſeiner Kunſt.“

Freilich iſt die Malerei ſehr weit von der Redekunſt entfernt; und wenn man auch annehmen könnte, der bildende Künſtler ſehe die Gegenſtände wie der Redner, ſo wird doch bei Jenem ein ganz anderer Trieb erweckt als bei Dieſem. Der Redner eilt von Gegenſtand zu Gegenſtand, von Kunſtwerk zu Kunſtwerk, um darüber zu denken, ſie zu faſſen, ſie zu überſehen, ſie zu ordnen und ihre Eigenſchaften auszuſprechen. Der Künſtler hingegen ruht auf dem Gegenſtande; er vereinigt ſich mit ihm in Liebe, er theilt ihm das Beſte ſeines Geiſtes, ſeines Herzens mit, er bringt ihn wieder hervor. Bei der Handlung des Hervorbringens kommt die Zeit nicht in Anſchlag, weil die Liebe das Werk verrichtet. Welcher Liebhaber fühlt die Zeit in der Nähe des geliebten Gegenſtandes verfließen? Welcher ächte Künſtler weiß von Zeit, indem er arbeitet? Das, was Dich, den Redner, ängſtigt, Das macht des Künſtlers Glück; da, wo Du ungeduldig eilen möchteſt, fühlt er das ſchönſte Behagen.

Und Deinem andern Freunde, der, ohne es zu wiſſen, auf den Gipfel der Kunſt geräth und durch Fortarbeiten ſein treffliches Werk wieder verdirbt, Dem iſt am Ende wohl auch noch zu helfen. Wenn er wirklich ſo weit in der Kunſt, wenn er wirklich ſo brav iſt, ſo wird es nicht ſchwer halten, ihm auch das Bewußtſein ſeiner Geſchicklichkeit zu geben und ihn über die Methode aufzuklären, die er dunkel ſchon ausübt, die uns lehrt, wie das Beſte zu machen ſei und uns zugleich warnt, nicht mehr als das Beſte machen zu wollen.

Und ſo ſei auch für dieß Mal dieſe Unterhaltung geſchloſſen. Einſtweilen nehme der Leſer Das, was ſich in dieſer Form geben ließ, geneigt auf, bis wir ihm ſowohl über die Farbenlehre überhaupt, als über das maleriſche Colorit im Beſondern, das Beſte was wir haben und vermögen, in gehöriger Form und Ordnung mittheilen und überliefern können.

Einleitung in die Propyläen.

Der Jüngling, wenn Natur und Kunſt ihn anziehen, glaubt mit einem lebhaften Streben bald in das innerſte Heiligthum zu dringen; der Mann bemerkt, nach langem Umherwandeln, daß er ſich noch immer in den Vorhöfen befinde.

Eine ſolche Betrachtung hat unſern Titel veranlaßt. Stufe, Thor, Eingang, Vorhalle, der Raum zwiſchen dem Innern und Aeußern, zwiſchen dem Heiligen und Gemeinen kann nur die Stelle ſein, auf der wir uns mit unſern Freunden gemächlich aufhalten werden.

Will Jemand noch beſonders bei dem Worte Propyläen ſich jener Gebäude erinnern, durch die man zur Athenienſiſchen Burg, zum Tempel der Minerva gelangte, ſo iſt auch Dieß nicht gegen unſere Abſicht, nur daß man uns nicht die Anmaßung zutraue, als gedächten wir ein ſolches Werk der Kunſt und Pracht hier ſelbſt aufzuführen. Unter dem Namen des Orts verſtehe man Das, was daſelbſt allenfalls hätte geſchehen können; man erwarte Geſpräche, Unterhaltungen, die vielleicht nicht unwürdig jenes Platzes geweſen wären.

Werden nicht Denker, Gelehrte, Künſtler angelockt, ſich in ihren beſten Stunden in jene Gegenden zu verſetzen, unter einem Volke wenigſtens in der Einbildungskraft zu wohnen, dem eine Vollkommenheit, die wir wünſchen und nie erreichen, natürlich war, bei dem in einer Folge von Zeit und Leben ſich eine Bildung in ſchöner und ſtätiger Reihe entwickelt, die bei uns nur als Stückwerk vorübergehend erſcheint?

Welche neuere Nation verdankt nicht den Griechen ihre Kunſtbildung; und, in gewiſſen Fächern, welche mehr als die Deutſche?

Soviel zur Entſchuldigung des ſymboliſchen Titels, wenn ſie ja nöthig ſein ſollte. Er ſtehe uns zur Erinnerung, daß wir uns ſo wenig als möglich vom claſſiſchen Boden entfernen; er erleichtere durch ſeine Kürze und Bedeutſamkeit die Nachfrage der Kunſtfreunde, die wir durch gegenwärtiges Werk zu intereſſiren gedenken, das Bemerkungen und Betrachtungen harmoniſch verbundener Freunde über Natur und Kunſt enthalten ſoll.

Derjenige, der zum Künſtler berufen iſt, wird auf Alles um ſich her lebhaft Acht geben; die Gegenſtände und ihre Theile werden ſeine

Aufmerkſamkeit an ſich ziehen; und indem er practiſchen Gebrauch von ſolchen Erfahrungen macht, wird er ſich nach und nach üben, immer ſchärfer zu bemerken; er wird in ſeiner frühern Zeit Alles, ſo viel möglich, zu eigenem Gebrauch verwenden; ſpäter wird er ſich auch Andern gerne mittheilen. So gedenken auch wir Manches, was wir für nützlich und angenehm halten, was, unter mancherlei Umſtänden, von uns ſeit mehrern Jahren aufgezeichnet worden, unſern Leſern vorzulegen und zu erzählen.

Allein wer beſcheidet ſich nicht gern, daß ſeine Bemerkungen ſeltener ſind, als man glaubt? Wir vermiſchen ſo ſchnell unſere Empfindungen, unſere Meinung, unſer Urtheil mit Dem, was wir erfahren, daß wir in dem ruhigen Zuſtande des Beobachters nicht lange verharren, ſondern bald Betrachtungen anſtellen, auf die wir kein größer Gewicht legen dürfen, als inſofern wir uns auf die Natur und Ausbildung unſers Geiſtes einiger Maßen verlaſſen möchten.

Was uns hierin eine ſtärkere Zuverſicht zu geben vermag, iſt die Harmonie, in der wir mit Mehrern ſtehen, iſt die Erfahrung, daß wir nicht allein, ſondern gemeinſchaftlich denken und wirken. Die zweifelhafte Sorge, unſere Vorſtellungsart möchte uns nur allein angehören, die uns ſo oft überfällt, wenn Andere gerade das Gegentheil von unſerer Ueberzeugung ausſprechen, wird erſt gemildert, ja aufgehoben, wenn wir uns in Mehrern wiederfinden. Dann fahren wir erſt mit Sicherheit fort, uns in dem Beſitze ſolcher Grundſätze zu erfreuen, die eine lange Erfahrung uns und Andern nach und nach bewährt hat.

Wenn Mehrere vereint auf dieſe Weiſe zuſammenleben, daß ſie ſich Freunde nennen dürfen, indem ſie ein gleiches Intereſſe haben, ſich fortſchreitend auszubilden und auf nahverwandte Zwecke losgehen: dann werden ſie gewiß ſein, daß ſie ſich auf den vielfachſten Wegen wieder begegnen und daß ſelbſt eine Richtung, die ſie von einander zu entfernen ſchien, ſie doch bald wieder glücklich zuſammenführen wird.

Wer hat nicht erfahren, welche Vortheile in ſolchen Fällen das Geſpräch gewährt! Allein es iſt vorübergehend, und indem die Reſultate einer wechſelſeitigen Ausbildung unauslöſchlich bleiben, geht die Erinnerung der Mittel verloren, durch welche man dazu gelangt iſt.

Ein Briefwechſel bewahrt ſchon beſſer die Stufen eines freundſchaftlichen Fortſchrittes: jeder Moment des Wachsthums iſt fixirt; und wenn das Erreichte uns eine beruhigende Empfindung gibt, ſo iſt ein Blick rückwärts auf das Werden belehrend, indem er uns zugleich ein künftiges, unabläſſiges Fortſchreiten hoffen läßt.

Kurze Aufſätze, in die man von Zeit zu Zeit ſeine Gedanken, ſeine Ueberzeugungen und Wünſche niederlegt, um ſich nach einiger Zeit wieder mit ſich ſelbſt zu unterhalten, ſind auch ein ſchönes Hülfsmittel eigener und fremder Bildung, deren keines verſäumt werden darf, wenn man die Kürze der dem Leben zugemeſſenen Zeit und die vielen Hinderniſſe bedenkt, die einer jeden Ausführung im Wege ſtehen.

Daß hier beſonders von einem Ideen-Wechſel ſolcher Freunde die Rede ſei, die ſich im Allgemeinen zu Künſten und Wiſſenſchaften auszubilden ſtreben, verſteht ſich von ſelbſt, obgleich ein Welt- und Geſchäftsleben auch eines ſolchen Vortheils nicht ermangeln ſollte.

Bei Künſten und Wiſſenſchaften aber iſt nicht allein eine ſolche engere Verbindung, ſondern auch das Verhältniß zu dem Publicum ebenſo günſtig, als es ein Bedürfniß wird. Was man irgend Allgemeines denkt oder leiſtet, gehört der Welt an, und Das, was ſie von den Bemühungen der Einzelnen nutzen kann, bringt ſie auch ſelbſt zur Reife. Der Wunſch nach Beifall, welchen der Schriftſteller fühlt, iſt ein Trieb, den ihm die Natur eingepflanzt hat, um ihn zu etwas Höherm anzulocken; er glaubt den Kranz ſchon erreicht zu haben und wird bald gewahr, daß eine mühſamere Ausbildung jeder angebornen Fähigkeit nöthig iſt, um die öffentliche Gunſt feſtzuhalten, die wohl auch, durch Glück und Zufall, auf kurze Momente erlangt werden kann.

So bedeutend iſt für den Schriftſteller in einer frühern Zeit ſein Verhältniß zum Publicum, und ſelbſt in ſpätern Tagen kann er es nicht entbehren. So wenig er auch beſtimmt ſein mag, Andere zu belehren, ſo wünſcht er doch, ſich Denen mitzutheilen, die er ſich gleich geſinnt weiß, deren Anzahl aber in der Breite der Welt zerſtreut iſt; er wünſcht ſein Verhältniß zu den älteſten Freunden dadurch wieder anzuknüpfen, mit neuen es fortzuſetzen und in der letzten Generation ſich wieder andere für ſeine übrige Lebenszeit zu gewinnen. Er wünſcht der Jugend die Umwege zu erſparen, auf denen er ſich ſelbſt verirrte, und, indem er die Vortheile der gegenwärtigen Zeit bemerkt und nützt, das Andenken verdienſtlicher früherer Bemühungen zu erhalten.

In dieſem ernſten Sinne verband ſich eine kleine Geſellſchaft. Eine heitere Stimmung möge unſere Unternehmungen begleiten; und wohin wir gelangen, mag die Zeit lehren.

Die Aufſätze, welche wir vorzulegen gedenken, werden, ob ſie gleich von Mehrern verfaßt ſind, in Hauptpuncten hoffentlich niemals mit einander in Widerſpruch ſtehen, wenn auch die Denkart der Verfaſſer nicht völlig die gleiche ſein ſollte. Kein Menſch betrachtet die Welt

ganz wie der andere, und verſchiedene Charactere werden eſt einen Grundſatz, den ſie ſämmtlich anerkennen, verſchieden anwenden. Ja, der Menſch iſt ſich in ſeinen Anſchauungen und Urtheilen nicht immer ſelbſt gleich; frühere Ueberzeugungen müſſen ſpätern weichen. Möge immerhin das Einzelne, was man denkt und äußert, nicht alle Proben aushalten, wenn man nur auf ſeinem Wege gegen ſich ſelbſt und gegen Andere wahr bleibt!

So ſehr nun auch die Verfaſſer untereinander und mit einem großen Theil des Publicums in Harmonie zu ſtehen wünſchen und hoffen, ſo dürfen ſie ſich doch nicht verbergen, daß ihnen von verſchiedenen Seiten mancher Mißton entgegenklingen wird. Sie haben Dieß um ſo mehr zu erwarten, als ſie von den herrſchenden Meinungen in mehr als einem Puncte abweichen. Weit entfernt, die Denkart irgend eines Dritten meiſtern oder verändern zu wollen, werden ſie ihre eigene Meinung feſt ausſprechen und, wie es die Umſtände geben, einer Fehde ausweichen oder ſie aufnehmen, im Ganzen aber immer auf einem Bekenntniſſe halten, und beſonders diejenigen Bedingungen, die ihnen zu Bildung eines Künſtlers unerläßlich ſcheinen, oft genug wiederholen. Wem um die Sache zu thun iſt, der muß Partei zu nehmen wiſſen, ſonſt verdient er nirgends zu wirken.

Wenn wir nun Bemerkungen und Betrachtungen über Natur vorzulegen verſprechen, ſo müſſen wir zugleich anzeigen, daß es beſonders ſolche ſein werden, die ſich zunächſt auf bildende Kunſt, ſowie auf Kunſt überhaupt, dann aber auch auf allgemeine Bildung des Künſtlers beziehen.

Die vornehmſte Forderung, die an den Künſtler gemacht wird, bleibt immer die: daß er ſich an die Natur halten, ſie ſtudiren, ſie nachbilden, Etwas, das ihren Erſcheinungen ähnlich iſt, hervorbringen ſolle.

Wie groß, ja wie ungeheuer dieſe Anforderung ſei, wird nicht immer bedacht, und der wahre Künſtler ſelbſt erfähret es nur bei fortſchreitender Bildung. Die Natur iſt von der Kunſt durch eine ungeheure Kluft getrennt, welche das Genie ſelbſt, ohne äußere Hülfsmittel, zu überſchreiten nicht vermag.

Alles, was wir um uns her gewahr werden, iſt nur roher Stoff; und wenn ſich Das ſchon ſelten genug ereignet, daß ein Künſtler durch Inſtinct und Geſchmack, durch Uebung und Verſuche dahin gelangt, daß er den Dingen ihre äußere, ſchöne Seite abzugewinnen, aus dem vorhandenen Guten das Beſte auszuwählen und wenigſtens einen gefälligen Schein hervorzubringen lernt: ſo iſt es, beſonders in der neuern Zeit, noch viel ſeltener, daß ein Künſtler ſowohl in die Tiefe der Gegenſtände als in die Tiefe ſeines eigenen Gemüths zu dringen vermag, um in ſeinen Werken nicht bloß etwas leicht und oberflächlich Wirkendes, ſondern, wetteifernd mit der Natur, etwas geiſtig Organiſches hervorzubringen und ſeinem Kunſtwerk einen ſolchen Gehalt, eine ſolche Form zu geben, wodurch es natürlich zugleich und übernatürlich erſcheint.

Der Menſch iſt der höchſte, ja der eigentliche Gegenſtand bildender Kunſt. Um ihn zu verſtehen, um ſich aus dem Labyrinthe ſeines Baues herauszuwickeln, iſt eine allgemeine Kenntniß der organiſchen Natur unerläßlich. Auch von den unorganiſchen Körpern, ſowie von allgemeinen Naturwirkungen, beſonders wenn ſie, wie z. B. Ton und Farbe, zum Kunſtgebrauch anwendbar ſind, ſollte der Künſtler ſich theoretiſch belehren; allein welchen weiten Umweg müßte er machen, wenn er ſich auf der Schule des Zergliederers, des Naturbeſchreibers, des Naturlehrers Dasjenige mühſam aufſuchen ſollte, was zu ſeinem Zwecke dient? Ja, es iſt die Frage, ob er dort gerade Das, was ihm das Wichtigſte ſein muß, finden würde? Jene Männer haben ganz andere Bedürfniſſe ihrer eigentlichen Schüler zu befriedigen, als daß ſie an das eingeſchränkte, beſondere Bedürfniß des Künſtlers denken ſollten. Deßhalb iſt unſere Abſicht, hier in's Mittel zu treten, und wenn wir gleich nicht vorausſehen, die nöthige Arbeit ſelbſt vollenden zu können, dennoch theils im Ganzen eine Ueberſicht zu geben, theils im Einzelnen die Ausführung einzuleiten.

Die menſchliche Geſtalt kann nicht bloß durch das Beſchauen ihrer Oberfläche begriffen werden; man muß ihr Inneres entblößen, ihre Theile ſondern, die Verbindungen derſelben bemerken, die Verſchiedenheiten kennen, ſich von Wirkung und Gegenwirkung unterrichten, das Verborgene, Ruhende, das Fundament der Erſcheinung ſich einprägen, wenn man Dasjenige ſchauen und nachahmen will, was ſich als ein ſchönes, ungetrenntes Ganze in lebendigen Weſen vor unſerm Auge bewegt. Der Blick auf die Oberfläche eines lebendigen Weſens verwirrt den Beobachter, und man darf wohl hier, wie in andern Fällen den wahren Spruch anbringen: Was man weiß, ſieht man erſt. Denn wie Derjenige, der ein kurzes Geſicht hat, einen Gegenſtand beſſer ſieht, von dem er ſich wieder entfernt, als einen, dem er ſich erſt nähert, weil ihm das geiſtige Geſicht nunmehr zu Hülfe kommt, ſo liegt eigentlich in der Kenntniß die Vollendung des Anſchauens.

Wie gut bildet ein Kenner der Naturgeſchichte, der zugleich Zeichner iſt, die Gegenſtände nach, indem er das Wichtige und Bedeutende der Theile, woraus der Character

des Ganzen entſpringt, einſieht und den Nachdruck darauf legt!

So wie nun eine genauere Kenntniß der einzelnen Theile menſchlicher Geſtalt, die er zuletzt wieder als ein Ganzes betrachten muß, den Künſtler äußerſt fördert, ſo iſt auch ein Ueberblick, ein Seitenblick über und auf verwandte Gegenſtände höchſt nützlich, vorausgeſetzt, daß der Künſtler fähig iſt, ſich zu Ideen zu erheben und die nahe Verwandtſchaft entfernt ſcheinender Dinge zu faſſen.

Die vergleichende Anatomie hat einen allgemeinen Begriff über organiſche Naturen verbreitet; ſie führt uns von Geſtalt zu Geſtalten, und indem wir nah oder fern verwandte Naturen betrachten, erheben wir uns über ſie alle, um ihre Eigenſchaften in einem idealen Bilde zu erblicken.

Halten wir daſſelbe feſt, ſo finden wir erſt, daß unſere Aufmerkſamkeit bei Beobachtung der Gegenſtände eine beſtimmte Richtung nimmt; daß abgeſonderte Kenntniſſe durch Vergleichung leichter gewonnen und feſtgehalten werden und daß wir zuletzt beim Kunſtgebrauch nur dann mit der Natur wetteifern können, wenn wir die Art, wie ſie bei Bildung ihrer Werke verfährt, ihr wenigſtens einiger Maßen abgelernt haben.

Muntern wir ferner den Künſtler auf, auch von unorganiſchen Naturen einige Kenntniß zu nehmen, ſo können wir es um ſo eher thun, als man ſich gegenwärtig von dem Mineral-Reich bequem und ſchnell unterrichtet. Der Maler bedarf einiger Kenntniß der Steine, um ſie characteriſtiſch nachzuahmen, der Bildhauer und Baumeiſter, um ſie zu nutzen; der Steinſchneider kann eine Kenntniß der Edelſteine nicht entbehren; der Kenner und Liebhaber wird gleichfalls darnach ſtreben.

Haben wir nun zuletzt dem Künſtler gerathen, ſich von allgemeinen Naturwirkungen einen Begriff zu machen, um diejenigen kennen zu lernen, die ihn beſonders intereſſiren, theils um ſich nach mehr Seiten auszubilden, theils um Das, was ihn betrifft, beſſer zu verſtehen, ſo wollen wir auch über dieſen bedeutenden Punct noch Einiges hinzufügen.

Bisher konnte der Maler die Lehre des Phyſikers von den Farben nur anſtaunen, ohne daraus einigen Vortheil zu ziehen; das natürliche Gefühl des Künſtlers aber, eine fortdauernde Uebung, eine practiſche Nothwendigkeit führte ihn auf einen eigenen Weg; er fühlte die lebhaften Gegenſätze, durch deren Vereinigung die Harmonie der Farben entſteht; er bezeichnete gewiſſe Eigenſchaften derſelben durch annähernde Empfindungen; er hatte warme und kalte Farben; Farben, die eine Nähe, andere; die eine Ferne ausdrücken, und was dergleichen Bezeichnungen mehr ſind, durch welche er dieſe Phänomene den allgemeinſten Naturzeichen auf ſeine Weiſe näher brachte. Vielleicht beſtätigt ſich die Vermuthung, daß die farbigen Naturwirkungen, ſo gut als die magnetiſchen, electriſchen und andere, auf einem Wechſelverhältniß, einer Polarität, oder wie man die Erſcheinungen des Zweifachen, ja Mehrfachen in einer entſchiedenen Einheit nennen mag, beruhen.

Dieſe Lehre umſtändlich und für den Künſtler faßlich vorzulegen, werden wir uns zur Pflicht machen; und wir können um ſo mehr hoffen, hierin Etwas zu thun, das ihm willkommen ſei, als wir nur Dasjenige, was er bisher aus Inſtinct gethan, auszulegen und auf Grundſätze zurückzuführen bemüht ſein werden.

So viel von Dem, was wir zuerſt in Abſicht auf Natur mitzutheilen hoffen; und nun das Nothwendigſte in Abſicht auf Kunſt.

Da die Einrichtung des gegenwärtigen Werks von der Art iſt, daß wir einzelne Abhandlungen, ja dieſelben ſogar theilweiſe, vorlegen werden, dabei aber unſer Wunſch iſt, nicht ein Ganzes zu zerſtücken, ſondern aus mannigfaltigen Theilen endlich ein Ganzes zuſammenzuſetzen: ſo wird es nöthig ſein, baldmöglichſt allgemein und ſummariſch Dasjenige vorzulegen, worüber der Leſer nach und nach im Einzelnen unſere Ausarbeitungen erhalten wird. Daher wird uns zunächſt ein Aufſatz über bildende Kunſt beſchäftigen, worin die bekannten Rubriken, nach unſerer Vorſtellungsart und Methode, vorgetragen werden ſollen. Dabei werden wir vorzüglich darauf bedacht ſein, die Wichtigkeit eines jeden Theils der Kunſt vor Augen zu ſtellen und zu zeigen, daß der Künſtler keinen derſelben zu vernachläſſigen habe, wie es leider ſo oft geſchehen iſt und geſchieht.

Wir betrachteten vorhin die Natur als die Schatzkammer der Stoffe im Allgemeinen; nun gelangen wir aber an den wichtigen Punct, wo ſich zeigt, wie die Kunſt ihre Stoffe ſich ſelbſt näher zubereite.

Indem der Künſtler irgend einen Gegenſtand der Natur ergreift, ſo gehört dieſer ſchon nicht mehr der Natur an, ja man kann ſagen, daß der Künſtler ihn in dieſem Augenblicke erſchaffe, indem er ihm das Bedeutende, Characteriſtiſche, Intereſſante abgewinnt, oder vielmehr erſt den höhern Werth hineinlegt.

Auf dieſe Weiſe werden der menſchlichen Geſtalt die ſchönern Proportionen, die edlern Formen, die höhern Characztere gleichſam erſt aufgedrungen, der Kreis der Regelmäßigkeit, Vollkommenheit, Bedeutſamkeit und Vollendung wird gezogen, in welchem die Natur ihr Beſtes gerne niederlegt, wenn ſie übrigens, in ihrer

großen Breite, leicht in Häßlichkeit ausartet und ſich in's Gleichgiltige verliert.

Ebendaſſelbe gilt von zuſammengeſetzten Kunſtwerken, ihrem Gegenſtand und Inhalt, die Aufgabe ſei Fabel oder Geſchichte.

Wohl dem Künſtler, der ſich beim Unternehmung des Werkes nicht vergreift; der das Kunſtgemäße zu wählen oder vielmehr dasſelbe zu beſtimmen verſteht!

Wer in den zerſtreuten Mythen, in der weitläuftigen Geſchichte, um ſich eine Aufgabe zu ſuchen, ängſtlich herumirrt, mit Gelehrſamkeit bedeutend, oder allegoriſch intereſſant ſein will, Der wird, in der Hälfte ſeiner Arbeit, oft bei unerwarteten Hinderniſſen ſtocken oder nach Vollendung derſelben ſeinen ſchönſten Zweck verfehlen. Wer zu den Sinnen nicht klar ſpricht, redet auch nicht rein zum Gemüth, und wir achten dieſen Punct ſo wichtig, daß wir gleich zu Anfang eine ausführlichere Abhandlung darüber einrücken.

Iſt nun der Gegenſtand glücklich gefunden oder erfunden, dann tritt die Behandlung ein, die wir in die geiſtige, ſinnliche und mechaniſche eintheilen möchten.

Die geiſtige arbeitet den Gegenſtand in ſeinem innern Zuſammenhange aus; ſie findet die untergeordneten Motiven, und wenn ſich bei der Wahl des Gegenſtandes überhaupt die Tiefe des künſtleriſchen Genie's beurtheilen läßt, ſo kann man an der Entdeckung der Motive ſeine Breite, ſeinen Reichthum, ſeine Fülle und Liebenswürdigkeit erkennen.

Die ſinnliche Behandlung würden wir diejenige nennen, wodurch das Werk durchaus dem Sinne faßlich, angenehm erfreulich und durch milden Reiz unentbehrlich wird.

Die mechaniſche, zuletzt, wäre Diejenige, die durch irgend ein körperliches Organ auf beſtimmte Stoffe wirkt, und ſo der Arbeit ihr Daſein, ihre Wirklichkeit verſchafft.

Indem wir nun auf ſolche Art dem Künſtler nöthig zu ſein hoffen und lebhaft wünſchen, daß er ſich manches Rathes, mancher Vorſchläge bei ſeinen Arbeiten bedienen möge: ſo dringt ſich uns leider die bedenkliche Betrachtung auf, daß jedes Unternehmen, ſo wie jeder Menſch, von ſeinem Zeitalter ebenſowohl leide, als man daran gelegentlich Vortheil zu ziehen im Fall iſt; und wir können bei uns ſelbſt die Frage nicht ganz abſchnen: welche Aufnahme wir denn wohl finden möchten.

Alles iſt einem ewigen Wechſel unterworfen; und da gewiſſe Dinge nicht neben einander beſtehen können, verdrängen ſie einander. So geht es mit Kenntniſſen, mit Anleitungen zu gewiſſen Uebungen, mit Verſtellungsarten und Maximen. Die Zwecke der Menſchen bleiben ziemlich immer dieſelben: man will jetzt noch ein guter Künſtler und Dichter ſein oder werden, wie vor Jahrhunderten; die Mittel aber, wodurch man zu dem Zwecke gelangt, ſind nicht Jedem klar; und warum ſollte man läugnen, daß Nichts angenehmer wäre, als wenn man einen großen Vorſatz ſpielend ausführen könnte?

Natürlicher Weiſe hat das Publicum auf die Kunſt großen Einfluß, indem es für ſeinen Beifall, für ſein Geld ein Werk verlangt, das ihm gefalle, ein Werk, das unmittelbar zu genießen ſei. Und meiſtens wird ſich der Künſtler gern darnach bequemen: denn er iſt ja auch ein Theil des Publicums; auch er iſt in gleichen Jahren und Tagen gebildet; auch er fühlt die gleichen Bedürfniſſe; er drängt ſich in derſelbigen Richtung, und ſo bewegt er ſich glücklich mit der Menge fort, die ihn trägt, und die er belebt.

Wir ſehen auf dieſe Weiſe ganze Nationen, ganze Zeitalter von ihren Künſtlern entzückt, ſowie der Künſtler ſich in ſeiner Nation, in ſeinem Zeitalter beſpiegelt, ohne daß Beide nur den mindeſten Argwohn hätten; ihr Weg könnte vielleicht nicht der rechte, ihr Geſchmack wenigſtens einſeitig, ihre Kunſt auf dem Rückwege und ihr Vordringen nach der falſchen Seite gerichtet ſein.

Anſtatt uns hierüber in's Allgemeinere zu verbreiten, machen wir hier eine Bemerkung, die ſich beſonders auf bildende Kunſt bezieht.

Dem Deutſchen Künſtler, ſo wie überhaupt jedem neuen und nordiſchen, iſt es ſchwer, ja beinahe unmöglich, von dem Formloſen zur Geſtalt überzugehen und, wenn er auch bis dahin durchgedrungen wäre, ſich dabei zu erhalten.

Jeder Künſtler, der eine Zeit lang in Italien gelebt hat, frage ſich: ob nicht die Gegenwart der beſten Werke alter und neuer Kunſt in ihm das unabläſſige Streben erregt habe, die menſchliche Geſtalt in ihren Proportionen, Formen, Characteren zu ſtudiren und nachzubilden, ſich in der Ausführung allen Fleiß und Mühe zu geben, um ſich jenen Kunſtwerken, die ganz auf ſich ſelbſt ruhen, zu nähern, um ein Werk hervorzubringen, das, indem es das ſinnliche Anſchauen befriedigt, den Geiſt in ſeine höchſten Regionen erhebt? Er geſtehe aber auch, daß er nach ſeiner Zurückkunft nach und nach von jenem Streben herunterſinken müſſe, weil er wenig Perſonen findet, die das Gebildete eigentlich ſehen, genießen und denken mögen, ſondern meiſt nur ſolche, die ein Werk obenhin anſehen, dabei etwas Beliebiges denken und nach ihrer Art Etwas dabei empfinden und genießen.

Das ſchlechteſte Bild kann zur Empfindung

und zur Einbildungskraft sprechen, indem es sie in Bewegung setzt, los und frei macht, und sich selbst überläßt; das beste Kunstwerk spricht auch zur Empfindung, aber eine höhere Sprache, die man freilich verstehen muß; es fesselt die Gefühle und die Einbildungskraft; es nimmt uns unsere Willkür; wir können mit dem Vollkommenen nicht schalten und walten, wie wir wollen; wir sind genöthigt, uns ihm hinzugeben, um uns selbst von ihm, erhöht und verbessert, wieder zu erhalten.

Daß Dieß keine Träume sind, werden wir nach und nach im Einzelnen so deutlich als möglich zu zeigen suchen, besonders werden wir auf einen Widerspruch aufmerksam machen, in welchen sich die Neuern so oft verwickeln. Sie nennen die Alten ihre Lehrer; sie gestehen jenen Werken eine unerreichbare Vortrefflichkeit zu, und entfernen sich in Theorie und Praxis doch von den Maximen, die Jene beständig ausübten.

Indem wir nun von diesem wichtigen Puncte ausgehen und oft wieder auf denselben zurückkehren werden, so finden wir noch andere, davon noch Einiges zu erwähnen ist.

Eines der vorzüglichsten Kennzeichen des Verfalles der Kunst ist die Vermischung der verschiedenen Arten derselben.

Die Künste selbst, sowie ihre Arten, sind untereinander verwandt; sie haben eine gewisse Neigung, sich zu vereinigen, ja sich ineinander zu verlieren; aber eben darin besteht die Pflicht, das Verdienst, die Würde des ächten Künstlers, daß er das Kunstfach, in welchem er arbeitet, von andern abzusondern, jede Kunst und Kunstart auf sich selbst zu stellen und sie auf's Möglichste zu isoliren wisse.

Man hat bemerkt, daß alle bildende Kunst zur Malerei, alle Poesie zum Drama strebe, und es kann uns diese Erfahrung künftig zu wichtigen Betrachtungen Anlaß geben.

Der ächte gesetzgebende Künstler strebt nach Kunstwahrheit, der gesetzlose, der einem blinden Trieb folgt, nach Naturwirklichkeit; durch Jenen wird die Kunst zum höchsten Gipfel, durch Diesen auf ihre niedrigste Stufe gebracht.

So wie mit dem Allgemeinen der Kunst, eben verhält es sich auch mit den Arten derselben. Der Bildhauer muß anders denken und empfinden als der Maler, ja er muß anders zu Werke gehen, wenn er ein halb erhobenes Werk, als wenn er ein rundes hervorbringen will. Jedem kann die flach erhobenen Werke immer höher und höher machte, dann Theile, dann Figuren bildete, zuletzt Gebäude und Landschaften anbrachte, und so halb Malerei halb Puppenspiel darstellte, ging man immer abwärts in der ihren Kunst, und leider haben treffliche Künstler der neuern Zeit ihren Weg auf diese Weise genommen.

Wenn wir nun künftig solche Maximen, die wir für die rechten halten, aussprechen werden, wünschten wir, daß sie, wie sie aus den Kunstwerken gezogen sind, von dem Künstler practisch geprüft werden. Wie selten kann man mit dem Andern über einen Grundsatz theoretisch einig werden! Hingegen was anwendbar, was brauchbar sei, ist viel geschwinder entschieden. Wie oft sieht man Künstler bei der Wahl ihrer Gegenstände, bei der für ihre Kunst passenden Zusammensetzung im Allgemeinen, bei der Anordnung im Besondern, sowie den Maler bei der Wahl der Farben in Verlegenheit! Dann ist es Zeit, einen Grundsatz zu prüfen; dann wird die Frage leichter zu entscheiden sein: ob wir durch ihn den großen Mustern und Allem, was wir an ihnen schätzen und lieben, näher kommen, oder ob er uns in der empirischen Verwirrung einer nicht genug durchdachten Erfahrung stecken läßt?

Gelten nun dergleichen Maximen zur Bildung des Künstlers, zur Leitung desselben in mancher Verlegenheit, so werden sie auch bei Entwickelung, Schätzung und Beurtheilung alter und neuer Kunstwerke dienen, und wieder wechselsweise aus der Betrachtung derselben entstehen. Ja, es ist um so nöthiger, sich auch hier daran zu halten, weil, unerachtet der allgemein gepriesenen Vorzüge des Alterthums, dennoch unter den Neuern sowohl einzelne Menschen als ganze Nationen oft eben Das verkennen, worin der höchste Vorzug jener Werke liegt.

Eine genaue Prüfung derselben wird uns am Meisten vor diesem Uebel bewahren. Deßhalb sei hier nur ein Beispiel aufgestellt, wie es dem Liebhaber in der plastischen Kunst zu gehen pflegt, damit etwa deutlich werde, wie nothwendig eine genaue Critik der ältern sowohl als der neuern Kunstwerke sei, wenn sie einiger Maßen Nutzen bringen soll.

Auf Jeden, der ein zwar geübtes, aber für das Schöne empfängliches Auge hat, wird ein stumpfer, unvollkommner Gypsabguß eines trefflichen alten Werks noch immer eine große Wirkung thun; denn in einer solchen Nachbildung bleibt doch immer die Idee, die Einfalt und Größe der Form, genug, das Allgemeinste noch übrig, so viel als man mit schlechten Augen allenfalls in der Ferne gewahr werden könnte.

Man kann bemerken, daß oft eine lebhafte Neigung zur Kunst durch solche ganz unvollkommene Nachbildungen entzündet wird. Allein die Wirkung ist dem Gegenstande gleich; es wird mehr ein dunkles, unbestimmtes Gefühl erregt, als daß eigentlich der Gegenstand, in seinem

Werth und in seiner Würde, solchen angehenden Kunstfreunden erscheinen sollte. Solche sind es, die gewöhnlich den Grundsatz äußern, daß eine allzu genaue critische Untersuchung den Genuß zerstöre; Solche sind es, die sich gegen eine Würdigung des Einzelnen zu sträuben und zu wehren pflegen.

Wenn ihnen aber nach und nach, bei weiterer Erfahrung und Uebung, ein scharfer Abguß statt eines stumpfen, ein Original statt eines Abgusses vorgelegt wird, dann wächst mit der Einsicht auch das Vergnügen, und so steigt es, wenn Originale selbst, wenn vollkommene Originale ihnen endlich bekannt werden.

Gern läßt man sich in die Labyrinthe genauer Betrachtungen ein, wenn das Einzelne sowie das Ganze vollkommen ist, ja man lernt einsehen, daß man das Vortreffliche nur in dem Maße kennen lernt, inſofern man das Mangelhafte einzusehen im Stande ist. Die Restauration von den ursprünglichen Theilen, die Copie von dem Original zu unterscheiden, in dem kleinsten Fragmente noch die zerstörte Herrlichkeit des Ganzen zu schauen, wird der Genuß des vollendeten Kenners, und es ist ein großer Unterschied, ein stumpfes Ganze mit dunklem Sinne, oder ein vollendetes mit hellem Sinne zu beschauen und zu fassen.

Wer sich mit irgend einer Kenntniß abgibt, soll nach dem Höchsten streben. Es ist mit der Einsicht viel anders als mit der Ausübung; denn im Practischen muß sich Jeder bald bescheiden, daß ihm nur ein gewisses Maß von Kräften zugetheilt sei; zur Kenntniß, zur Einsicht aber sind weit mehrere Menschen fähig, ja man kann wohl sagen ein Jeder, der sich selbst verläugnen, sich den Gegenständen unterordnen kann, der nicht mit einem starren, beschränkten Eigensinn sich und seine kleinliche Einseitigkeit in die höchsten Werke der Natur und Kunst übertragen strebt.

Um von Kunstwerken eigentlich und mit wahrem Nutzen für sich und Andere zu sprechen, sollte es freilich nur in Gegenwart derselben geschehen. Alles kommt auf's Anschauen an; es kommt darauf an, daß bei dem Worte, wodurch man ein Kunstwerk zu erläutern heft, das Bestimmteste gedacht werde, weil sonst gar Nichts gedacht wird.

Daher geschieht es so oft, daß Derjenige, der über Kunstwerke schreibt, blos im Allgemeinen verweilt, wodurch wohl Ideen und Empfindungen erregt werden, ja allen Lesern, nur demjenigen nicht genug gethan wird, der mit dem Buche in der Hand vor das Kunstwerk hintritt.

Aber eben deßwegen werden wir in mehrern Abhandlungen vielleicht in dem Falle sein, das Verlangen der Leser mehr zu reizen als zu befriedigen; denn es ist Nichts natürlicher, als daß sie ein vortreffliches Kunstwerk, das genau zergliedert wird, sogleich vor Augen zu haben wünschen, um das Ganze, von dem die Rede ist, zu genießen, und was die Theile betrifft, die Meinung, die sie vernehmen, ihrem Urtheil zu unterwerfen.

Indem nun aber die Verfasser für Diejenigen zu arbeiten denken, welche die Werke theils gesehen haben, theils künftig sehen werden, so hoffen sie für Solche, die sich in keinem der beiden Fälle befinden, dennoch das Möglichste zu thun. Wir werden der Nachbildungen erwähnen, anzeigen, wo Abgüsse von alten Kunstwerken, alte Kunstwerke selbst, besonders den Deutschen sich näher befinden, und so ächter Liebhaberei und Kunstkenntniß, so viel an uns liegt, zu begegnen suchen.

Denn nur auf dem höchsten und genauesten Begriff von Kunst kann eine Kunstgeschichte beruhen; nur wenn man das Vortrefflichste kennt, was der Mensch hervorzubringen im Stande war, kann der psychologisch-chronologische Gang dargestellt werden, den man in der Kunst so wie in andern Fächern nahm, wo erst eine beschränkte Thätigkeit in einer trockenen, ja traurigen Nachahmung des Unbedeutenden sich des Bedeutenden verweilte, sich darauf ein lieblicheres, gemüthlicheres Gefühl gegen die Natur entwickelte, dann, begleitet von Kenntniß, Regelmäßigkeit, Ernst und Strenge, unter günstigen Umständen, die Kunst bis zum Höchsten hinaufstieg, wo es denn zuletzt dem glücklichen Genie, das sich von allen diesen Hülfsmitteln umgeben fand, möglich ward, das Reizende, Vollendete hervorzubringen.

Leider aber erregen Kunstwerke, die mit solcher Leichtigkeit sich aussprechen, die dem Menschen ein bequemes Gefühl seiner selbst, die ihm Heiterkeit und Freiheit einflößen, bei dem nachstrebenden Künstler den Begriff, daß auch das Hervorbringen bequem sei. Da der Gipfel Dessen, was Kunst und Genie darstellen, eine leichte Erscheinung ist, so werden die Nachkommenden gereizt, sich's leicht zu machen und auf den Schein zu arbeiten.

So verliert die Kunst sich nach und nach von ihrer Höhe herunter, im Ganzen so wie im Einzelnen. Wenn wir nun aber hiervon einen anschaulichen Begriff bilden wollen, so müssen wir in's Einzelne des Einzelnen hinabsteigen, welches nicht immer eine angenehme und reizende Beschäftigung ist, wofür aber der sichere Blick über das Ganze nach und nach reichlich entschädigt.

Wenn uns nun die Erfahrung bei Betrachtung der alten und mittlern Kunstwerke gewisse Maximen bewährt hat, so bedürfen wir ihrer am Meisten bei Beurtheilung der neuen und

neueſten Arbeiten. Denn da bei Würdigung lebender oder kurz verſtorbener Künſtler ſo leicht perſönliche Verhältniſſe, Liebe und Haß der Einzelnen, Neigung und Abneigung der Menge ſich einmiſchen, ſo brauchen wir Grundſätze um ſo nöthiger, um über unſere Zeitgenoſſen einiges Urtheil zu äußern. Die Unterſuchung kann alsdann ſogleich auf doppelte Weiſe angeſtellt werden. Der Einfluß der Willkür wird vermindert, die Frage vor einen höhern Gerichtshof gebracht. Man kann den Grundſatz ſelbſt ſo wie deſſen Anwendung prüfen; und wenn man ſich auch nicht vereinigen ſollte, ſo kann der ſtreitige Punct doch ſicher und deutlich bezeichnet werden.

Beſonders wünſchten wir, daß der lebende Künſtler, bei deſſen Arbeiten wir vielleicht Einiges zu erinnern hätten, unſere Urtheile auf dieſe Weiſe bedächtig prüfte. Denn Jeder, der dieſen Namen verdient, iſt zu unſerer Zeit genöthigt, ſich aus Arbeit und eigenem Nachdenken, wo nicht eine Theorie, doch einen gewiſſen Inbegriff theoretiſcher Hausmittel zu bilden, bei deren Gebrauch er ſich in mancherlei Fällen ganz leidlich befindet. Man wird aber oft bemerken, daß er auf dieſem Wege ſich ſolche Maximen als Geſetze aufſtellt, die ſeinem Talent, ſeiner Neigung und Bequemlichkeit gemäß ſind. Er unterliegt einem allgemeinen menſchlichen Schickſal. Wie Viele handeln nicht in andern Fächern auf eben dieſe Weiſe! Aber wir bilden uns nicht, wenn wir Das, was in uns liegt, nur mit Leichtigkeit und Bequemlichkeit in Bewegung ſetzen. Jeder Künſtler, wie jeder Menſch, iſt nur ein einzelnes Weſen, und wird nur immer auf eine Seite hängen. Deßwegen hat der Menſch auch Das, was ſeiner Natur entgegengeſetzt iſt, theoretiſch und practiſch, inſofern es ihm möglich wird, in ſich aufzunehmen. Der Leichte ſehe nach Ernſt und Strenge ſich um; der Strenge habe ein leichtes und bequemes Weſen vor Augen, der Starke die Lieblichkeit, der Liebliche die Stärke; und Jeder wird ſeine eigene Natur nur deſto mehr ausbilden, je mehr er ſich von ihr zu entfernen ſcheint. Jede Kunſt verlangt den ganzen Menſchen, der höchſtmögliche Grad derſelben die ganze Menſchheit.

Die Ausübung der bildenden Kunſt iſt mechaniſch, und die Bildung des Künſtlers fängt in ſeiner früheſten Jugend mit Recht vom Mechaniſchen an. Seine übrige Erziehung hingegen iſt oft vernachläſſigt, da ſie doch weit mannigfaltiger ſein ſollte als die Bildung Anderer, welche Gelegenheit haben, aus dem Leben ſelbſt Vortheil zu ziehen. Die Geſellſchaft macht einen rohen Menſchen bald höflich, ein geſchäftiges Leben den offenſten vorſichtig; theatraliſche Arbeiten, welche durch den Druck vor ein großes Publikum kommen, finden überall Widerſtand und Zurechtweiſung. Nur der bildende Künſtler allein iſt meiſt auf eine einſame Werkſtatt beſchränkt; er hat faſt nur mit Dem zu thun, der ſeine Arbeit beſtellt und bezahlt; mit einem Publicum, das oft nur gewiſſen krankhaften Eindrücken folgt; mit Kennern, die ihn unruhig machen, und mit Marktrufern, welche jedes Neue mit ſolchen Lob- und Preisformeln empfangen, durch die das Vortrefflichſte ſchon hinlänglich geehrt wäre.

Doch es wird Zeit, dieſe Einleitung zu ſchließen, damit ſie nicht, anſtatt dem Werke bloß vorzugehen, ihm vorlaufe und vorgreife. Wir haben bisher wenigſtens den Punct bezeichnet, von welchem wir auszugehen gedenken; wie weit wir uns verbreiten können und werden, muß ſich erſt nach und nach entwickeln. Theorie und Kritik der Dichtkunſt wird uns hoffentlich bald beſchäftigen; was uns das Leben überhaupt, was uns Reiſen, ja was uns die Begebenheiten des Tags anbieten, ſoll nicht ausgeſchloſſen ſein; und ſo ſei denn noch zuletzt von einer wichtigen Angelegenheit des Augenblicks geſprochen.

Für die Bildung des Künſtlers, für den Genuß des Kunſtfreundes war es von jeher von der größten Bedeutung, an welchem Orte ſich Kunſtwerke befanden; es war eine Zeit, in der ſie, geringere Dislocationen abgerechnet, meiſtens an Ort und Stelle blieben; nun aber hat ſich eine große Veränderung zugetragen, welche für die Kunſt im Ganzen ſowohl als im Beſondern wichtige Folgen haben wird.

Man hat vielleicht jetzo mehr Urſache als jemals, Italien als einen großen Kunſtkörper zu betrachten, wie er vor Kurzem noch beſtand. Iſt es möglich, davon eine Ueberſicht zu geben, ſo wird ſich alsdann erſt zeigen, was die Welt in dieſem Augenblicke verliert, da ſo viele Theile von dieſem großen und alten Ganzen abgeriſſen wurden.

Was in dem Act des Abreißens ſelbſt zu Grunde gegangen, wird wohl ewig ein Geheimniß bleiben; allein eine Darſtellung jenes neuen Kunſtkörpers, der ſich in Paris bildet, wird in einigen Jahren möglich werden; die Methode, wie ein Künſtler und Kunſtliebhaber Frankreich und Italien zu nutzen hat, wird ſich anzeigen laſſen, ſo wie dabei noch eine wichtige und ſchöne Frage zu erörtern iſt: was andere Nationen, beſonders Deutſche und Engländer thun ſollten, um, in dieſer Zeit der Zerſtreuung und des Verluſtes, mit einem wahren, weltbürgerlichen Sinne, der vielleicht nirgends reiner als bei Künſten und Wiſſenſchaften Statt finden kann, die mannigfaltigen Kunſtſchätze, die bei ihnen zerſtreut niedergelegt ſind, allgemein brauchbar zu machen, und einen idealen Kunſtkörper bilden zu helfen, der uns mit der Zeit für Das,

rat und der gegenwärtige Augenblick gereift, wo nicht entreißt, vielleicht glücklich zu entschädigen vermöchte?

So viel im Allgemeinen von der Wirkung eines Werkes, dem wir recht viel erhabene und wohlwollende Theilnahme wünschen.

Ueber Laocoon.

Ein hohes Kunstwerk bleibt, wie ein Naturwerk, für unsern Verstand immer unerklärlich; es wird angeschaut, empfunden; es wirkt, es kann aber nicht eigentlich erkannt, viel weniger sein Wesen, sein Verdienst mit Worten ausgesprochen werden. Was also hier über Laocoon gesagt ist, hat keineswegs die Anmaßung, diesen Gegenstand zu erschöpfen; es ist mehr bei Gelegenheit dieses trefflichen Kunstwerks als über dasselbe geschrieben. Möge Dieses bald wieder so aufgestellt sein, daß jeder Liebhaber sich daran freuen und darüber nach seiner Art reden könne.

Wenn man von einem trefflichen Kunstwerke sprechen will, so ist es fast nöthig, von der ganzen Kunst zu reden; denn es enthält sie ganz, und Jeder kann, so viel in seinen Kräften steht, auch das Allgemeine aus einem solchen besondern Fall entwickeln. Deßwegen sei hier auch etwas Allgemeines vorausgeschickt.

Alle hohen Kunstwerke stellen die menschliche Natur dar; die bildenden Künste beschäftigen sich besonders mit dem menschlichen Körper; wir reden gegenwärtig nur von diesen. Die Kunst hat viele Stufen, auf jeder derselben können vorzügliche Künstler erscheinen, ein vollkommenes Kunstwerk aber begreift alle Eigenschaften, die sonst nur einzeln ausgetheilt sind.

Die höchsten Kunstwerke, die wir kennen, zeigen uns:

Lebendige, hochorganisirte Naturen. Man erwartet vor Allem Kenntniß des menschlichen Körpers in seinen Theilen, Maßen, innern und äußern Zwecken, Formen und Bewegungen im Allgemeinen.

Charactere. Kenntniß des Abweichens dieser Theile in Gestalt und Wirkung. Eigenschaften sondern sich ab und stellen sich einzeln dar; hierdurch entstehen die Charactere; und es können die verschiedenen Kunstwerke dadurch in ein bedeutendes Verhältniß gegen einander gebracht werden, so wie auch, wenn ein Werk zusammengesetzt ist, seine Theile sich bedeutend gegen einander verhalten können. Der Gegenstand ist:

In Ruhe oder Bewegung. Ein Werk oder seine Theile können entweder für sich bestehend, ruhig ihr bloßes Dasein anzeigend, oder auch bewegt, wirkend, leidenschaftlich ausdrucksvoll dargestellt werden.

Ideal. Um hierzu zu gelangen, bedarf der Künstler eines tiefen, gründlichen, entdeckenden Sinnes, zu dem aber noch ein höher Sinn sich gesellen muß, um den Gegenstand in seinem ganzen Umfange zu übersehen, den höchsten darzustellenden Moment zu finden, und ihn also aus seiner beschränkten Wirklichkeit herauszuheben und ihm in einer idealen Welt Maß, Grenze, Realität und Würde zu geben.

Anmuth. Der Gegenstand aber und die Art, ihn vorzustellen, sind den sinnlichen Kunstgesetzen unterworfen, nämlich der Ordnung, Faßlichkeit, Symmetrie, Gegenstellung ꝛc., wodurch er für das Auge schön, das heißt, anmuthig wird.

Schönheit. Ferner ist er dem Gesetz der geistigen Schönheit unterworfen, die durch das Maß entsteht, welchem der zur Darstellung oder Hervorbringung des Schönen gebildete Mensch Alles, sogar die Extreme zu unterwerfen weiß.

Nachdem ich die Bedingungen, welche wir von einem hohen Kunstwerke fordern, zum voraus angegeben habe, so kann ich mit wenigen Worten viel sagen, wenn ich behaupte, daß unsere Gruppe sie alle erfüllt, ja daß man sie aus derselben allein entwickeln könne.

Man wird mir den Beweis erlassen, daß sie Kenntniß des menschlichen Körpers, daß sie das Characteristische an demselben so wie Ausdruck und Leidenschaft zeige. Wie hoch und ideal der Gegenstand gefaßt sei, wird sich aus dem Folgenden ergeben. Daß man das Werk schön nennen müsse, wird wohl Niemand bezweifeln, welcher das Maß erkennt, womit das Extrem eines physischen und geistigen Leidens hier dargestellt ist.

Hingegen wird Manchem parador scheinen, wenn ich behaupte, daß diese Gruppe auch zugleich anmuthig sei. Hierüber also nur einige Worte.

Jedes Kunstwerk muß sich als ein solches anzeigen, und Das kann es allein durch Das, was wir sinnliche Schönheit oder Anmuth nennen. Die Alten, weit entfernt von dem modernen Wahne, daß ein Kunstwerk dem Scheine nach wieder ein Naturwerk werden müsse, bezeichneten ihre Kunstwerke als solche durch gewählte Ordnung der Theile; sie erleichterten dem Auge die Einsicht in die Verhältnisse durch Symmetrie, und so ward ein verwickeltes Werk faßlich. Durch eben diese Symmetrie und durch Gegenstellungen wurden in leisen Abweichungen

die höchsten Contraste möglich. Die Sorgfalt der Künstler, mannigfaltige Massen gegeneinander zu stellen, besonders die Extremitäten der Körper bei Gruppen gegeneinander in eine regelmäßige Lage zu bringen, war äußerst überlegt und glücklich, so daß ein jedes Kunstwerk, wenn man auch von dem Inhalt abstrahirt, wenn man in der Entfernung auch nur die allgemeinsten Umrisse sieht, noch immer dem Auge als ein Zierath erscheint. Die alten Vasen geben uns hundert Beispiele einer solchen anmuthigen Gruppirung und es würde vielleicht möglich sein, stufenweise von der ruhigsten Vasen-Gruppe bis zu der höchst bewegten des Laocoon die schönsten Beispiele einer symmetrisch künstlichen, den Augen gefälligen Zusammensetzung darzulegen. Ich getraue mir daher nochmals zu wiederholen: daß die Gruppe des Laocoon, neben allen übrigen anerkannten Verdiensten, zugleich ein Muster sei von Symmetrie und Mannigfaltigkeit, von Ruhe und Bewegung, von Gegensätzen und Stufengängen, die sich zusammen, theils sinnlich theils geistig, dem Beschauer darbieten, bei dem hohen Pathos der Vorstellung eine angenehme Empfindung erregen, und den Sturm der Leiden und Leidenschaft durch Anmuth und Schönheit mildern.

Es ist ein großer Vortheil für ein Kunstwerk, wenn es selbstständig, wenn es geschlossen ist. Ein ruhiger Gegenstand zeigt sich bloß in seinem Dasein, er ist also durch und in sich selbst geschlossen. Ein Jupiter mit einem Donnerkeil im Schooß, eine Juno, die auf ihrer Majestät und Frauenwürde ruht, eine in sich versenkte Minerva sind Gegenstände, die gleichsam nach außen keine Beziehung haben; sie ruhen auf und in sich und sind die ersten, liebsten Gegenstände der Bildhauerkunst. Aber in dem herrlichen Cirkel des mythischen Kunstkreises, in welchem die einzelnen selbstständigen Naturen stehen und ruhen, gibt es kleinere Cirkel, wo die einzelnen Gestalten in Bezug auf andere gedacht und gearbeitet sind. Z. E. die neun Musen mit ihrem Führer Apoll sind jede für sich gedacht und ausgeführt, aber in dem ganzen mannigfaltigen Chor wird jede noch interessanter. Geht die Kunst zum leidenschaftlich Bedeutenden über, so kann sie wieder auf dieselbe Weise handeln: sie stellt uns entweder einen Kreis von Gestalten dar, die unter einander einen leidenschaftlichen Bezug haben, wie Niobe mit ihren Kindern, verfolgt von Apoll und Diana; oder sie zeigt uns in einem Werke die Bewegung zugleich mit ihrer Ursache. Wir gedenken hier nur des anmuthigen Knaben, der sich den Dorn aus dem Fuße zieht, der Ringer, zweier Gruppen von Faunen und Nymphen in Dresden, und der bewegten herrlichen Gruppe des Laocoon.

Die Bildhauerkunst wird mit Recht so hoch gehalten, weil sie die Darstellung auf ihren höchsten Gipfel bringen kann und muß; weil sie den Menschen von Allem, was ihm nicht wesentlich ist, entblößt. So ist auch bei dieser Gruppe Laocoon ein bloßer Name; von seiner Priesterschaft, von seinem Trojanisch-Nationellen; von allem poetischen und mythologischen Beiwesen haben ihn die Künstler entkleidet. Er ist Nichts von Allem, wozu ihn die Fabel macht; es ist ein Vater mit zwei Söhnen in Gefahr, zwei gräßlichen Thieren unterzuliegen. So sind auch hier keine göttergesandten, sondern bloß natürliche Schlangen, mächtig genug, einige Menschen zu überwältigen, aber keineswegs, weder in ihrer Gestalt noch Handlung, außerordentliche, rächende, strafende Wesen. Ihrer Natur gemäß schleichen sie heran, umschlingen, schnüren zusammen und die eine beißt erst gereizt. Sollte ich diese Gruppe, wenn mir keine weitere Deutung derselben bekannt wäre, erklären, so würde ich sie eine tragische Idylle nennen. Ein Vater schlief neben seinen beiden Söhnen; sie wurden von Schlangen umwunden und streben nun erwachend, sich aus dem lebendigen Netze loszureißen.

Aeußerst wichtig ist dieses Kunstwerk durch die Darstellung des Moments. Wenn ein Werk der bildenden Kunst sich wirklich vor dem Auge bewegen soll, so muß ein vorübergehender Moment gewählt sein; kurz vorher darf kein Theil des Ganzen sich in dieser Lage befunden haben, kurz nachher muß jeder Theil genöthigt sein, diese Lage zu verlassen; dadurch wird das Werk Millionen Anschauern immer wieder neu lebendig sein.

Um die Intention des Laocoon recht zu fassen, stelle man sich in gehöriger Entfernung mit geschlossenen Augen davor, man öffne sie und schließe sie sogleich wieder: so wird man den ganzen Marmor in Bewegung sehen; man wird fürchten, indem man die Augen wieder öffnet, die ganze Gruppe verändert zu finden. Ich möchte sagen, wie sie jetzt dasteht, ist sie ein fixirter Blitz, eine Welle, versteinert im Augenblicke, da sie gegen das Ufer anströmt. Dieselbe Wirkung entsteht, wenn man die Gruppe Nachts bei der Fackel sieht.

Der Zustand der drei Figuren ist mit der höchsten Weisheit stufenweise dargestellt. Der älteste Sohn ist nur an den Extremitäten verstrickt, der zweite öfters umwunden, besonders ist ihm die Brust zusammengeschnürt; durch die Bewegung des rechten Arms sucht er sich Luft zu machen, mit der Linken drängt er sanft den Kopf der Schlange zurück, um sie abzuhalten, daß sie nicht noch einen Ring um die Brust ziehe. Sie ist im Begriff, unter der Hand weg-

Bergige Gegend, im Grund eine Hütte am Felsen, von dem ein Waſſer herabſtürzt; an der Seite geht eine Wieſe abhängig hinunter, deren Ende von Bäumen verdeckt iſt. Vorne an der Seite ein ſteinerner Tiſch mit Bänken.

Bäteli

mit zwey Eimern Milch, die ſie an einem Joche trägt, kommt von der Wieſe.

Singe, Vogel, ſinge,
Blühe, Bäumchen, blühe!
Wir ſind guter Dinge,
Sparen keine Mühe
Spat und früh.

Die Leinwand iſt begoſſen, die Kühe ſind gemolken, ich habe gefrühſtückt, die Sonne iſt über den Berg herauf, und noch liegt der

zuſchlupfen, keineswegs aber beißt ſie. Der Vater hingegen muß ſich und die Kinder von dieſen Umſtrickungen mit Gewalt befreien; er packt die andere Schlange und dieſe, gereizt, beißt ihn in die Hüfte.

Um die Stellung des Vaters ſowohl im Ganzen als nach allen Theilen des Körpers zu erklären, ſcheint es mir am Vortheilhafteſten, das augenblickliche Gefühl der Wunde als die Haupturſache der ganzen Bewegung anzugeben. Die Schlange hat nicht gebiſſen, ſondern ſie beißt und zwar in den weichen Theil des Körpers, über und etwas hinter der Hüfte. Die Stellung des reſtaurirten Kopfes der Schlange hat den eigentlichen Biß nie recht angegeben; glücklicher Weiſe haben ſich noch die Reſte der beiden Kinnladen an dem hintern Theil der Statue erhalten, wenn nur nicht dieſe höchſt wichtigen Spuren bei der jetzigen traurigen Veränderung auch verloren gehen! Die Schlange bringt dem unglücklichen Manne eine Wunde an dem Theile bei, wo der Menſch gegen jeden Reiz ſehr empfindlich iſt, wo ſogar ein geringer Kitzel jene Bewegung hervorbringt, welche wir hier durch die Wunde bewirkt ſehen: der Körper ſteht auf die entgegengeſetzte Seite, der Leib zieht ſich ein, die Schulter drängt ſich herunter, die Bruſt tritt hervor, der Kopf ſenkt ſich nach der verwundeten Seite. Da ſich nun noch in den Füßen, die gefeſſelt, und in den Armen, die ringend ſind, der Ueberreſt der vorhergehenden Situation oder Handlung zeigt: ſo entſteht eine Zuſammenwirkung von Streben und Fliehen, von Wirken und Leiden, von Anſtrengen und Nachgeben, die vielleicht unter keiner andern Bedingung möglich wäre. Man verliert ſich in Erſtaunen über die Weisheit der Künſtler, wenn man verſucht, den Biß an einer andern Stelle anzubringen; die ganze Geberde würde verändert ſein und auf keine Weiſe iſt ſie ſchicklicher denklich. Es iſt alſo Dieſes ein Hauptſatz: der Künſtler hat uns eine ſinnliche Wirkung dargeſtellt; er zeigt uns auch die ſinnliche Urſache. Der Punct des Biſſes, ich wiederhole es, beſtimmt die gegenwärtigen Bewegungen der Glieder: das Fliehen des Unterkörpers, das Einziehen des Leibes, das Hervorſtreben der Bruſt, das Niederzucken der Achſel und des Hauptes, ja alle die Züge des Angeſichts ſeh' ich durch dieſen augenblicklichen, ſchmerzlichen, unerwarteten Reiz entſchieden.

Fern aber ſei es von mir, daß ich die Einheit der menſchlichen Natur trennen, daß ich den geiſtigen Kräften dieſes herrlich gebildeten Mannes ihr Mitwirken abläugnen, daß ich das Streben und Leiden einer großen Natur verkennen ſollte. Angſt, Furcht, Schrecken, väterliche Neigung ſcheinen auch mir ſich durch dieſe Mienen zu bewegen, in dieſer Bruſt aufzuhalten, auf dieſer Stirn ſich zu ſuchen. Gern geſteh' ich, daß mit dem ſinnlichen auch das geiſtige Leiden auf der höchſten Stufe dargeſtellt ſei: nur trage man die Wirkung, die das Kunſtwerk auf uns macht, nicht zu lebhaft auf das Werk ſelbſt über; beſonders ſehe man keine Wirkung des Giftes bei einem Körper, den erſt im Augenblicke die Zähne der Schlange ergreifen; man ſehe keinen Todeskampf bei einem herrlichen, ſtrebenden, geſunden, kaum verwundeten Körper. Hier ſei mir eine Bemerkung erlaubt, die für die bildende Kunſt von Wichtigkeit iſt; der höchſte pathetiſche Ausdruck, den ſie darſtellen kann, ſchwebt auf dem Uebergange eines Zuſtandes in den andern. Man ſehe ein lebhaftes Kind, das mit aller Energie und Luſt des Lebens rennt, ſpringt und ſich ergetzt, dann aber etwa unverhofft von einem Geſpielen hart getroffen oder ſonſt phyſiſch oder moraliſch heftig verletzt wird. Dieſe neue Empfindung theilt ſich wie ein electriſcher Schlag allen Gliedern mit, und ein ſolcher Ueberſprung iſt im höchſten Sinne pathetiſch; es iſt ein Gegenſatz, von dem man ohne Erfahrung keinen Begriff hat. Hier wirkt nun offenbar der geiſtige ſowohl als der phyſiſche Menſch. Bleibt alsdann bei einem ſolchen Uebergange noch die deutliche Spur vom vorhergehenden Zuſtande, ſo entſteht der herrlichſte Gegenſtand für die bildende Kunſt, wie beim Laocoon der Fall iſt, wo Streben und Leiden in einem Augenblick vereinigt ſind. So würde z. B. Eurydice, die im Moment, da ſie mit geſammelten Blumen fröhlich über die Weiſe geht, von einer getretenen Schlange in die Ferſe gebiſſen wird, eine ſehr pathetiſche Statue machen, wenn nicht allein durch die herabfallenden Blumen, ſondern durch die Richtung aller Glieder und das Schwanken der Falten der doppelte Zuſtand des fröhlichen Vorſchreitens und des ſchmerzlichen Anhaltens ausgedrückt werden könnte.

Wenn wir nun die Haupt-Figur in dieſem Sinne gefaßt haben, ſo können wir auf die Verhältniſſe, Abſtufungen und Gegenſätze ſämmtlicher Theile des ganzen Werkes mit einem freien und ſichern Blicke hinſehen.

Der gewählte Gegenſtand iſt einer der glücklichſten, die ſich denken laſſen. Menſchen mit gefährlichen Thieren im Kampfe und zwar mit Thieren, die nicht als Maſſen oder Gewalten, ſondern als ausgetheilte Kräfte wirken, nicht von einer Seite drohen, nicht einen zuſammengefaßten Widerſtand fordern, ſondern die nach ihrer ausgedehnten Organiſation fähig ſind, drei Menſchen, mehr oder weniger, ohne Verletzung zu paralyſiren. Durch dieſes Mittel der Lähmung wird, bei der großen Bewegung,

über das Ganze schon eine gewisse Ruhe und Einheit verbreitet. Die Wirkungen der Schlangen sind stufenweise angegeben. Die eine umschlingt nur, die andere wird gereizt und verletzt ihren Gegner. Die drei Menschen sind gleichfalls äußerst weise gewählt: ein starker, wohlgebauter Mann, aber schon über die Jahre der größten Energie hinaus, weniger fähig, Schmerz und Leiden zu widerstehen. Man denke sich an seiner Statt einen rüstigen Jüngling, und die Gruppe wird ihren ganzen Werth verlieren. Mit ihm leiden zwei Knaben, die selbst dem Maße nach, gegen ihn klein gehalten sind; abermals zwei Naturen empfänglich für Schmerz.

Der Jüngere strebt unmächtig, er ist gefänglich aber nicht verletzt; der Vater strebt mächtig, aber unwirksam, vielmehr bringt sein Streben die entgegengesetzte Wirkung hervor. Er reizt seinen Gegner und wird verwundet. Der älteste Sohn ist am Leichtesten verstrickt; er fühlt weder Beklemmung noch Schmerz; er erschrickt über die augenblickliche Verwundung und Bewegung seines Vaters; er schreit auf, indem er das Schlangenende von dem einen Fuße abzustreifen sucht. Hier ist also noch ein Beobachter, Zeuge und Theilnehmer bei der That, und das Werk ist abgeschlossen.

Was ich schon im Vorbeigehen berührt habe, will ich hier noch besonders bemerken: daß alle drei Figuren eine doppelte Handlung äußern und so höchst mannigfaltig beschäftigt sind. Der jüngste Sohn will sich durch Erhöhung des rechten Armes Luft machen, und drängt mit der linken Hand den Kopf der Schlange zurück; er will sich das gegenwärtige Uebel erleichtern und das größere verhindern: der höchste Grad von Thätigkeit, der ihm in seiner gefangenen Lage noch übrig bleibt. Der Vater strebt, sich von den Schlangen loszuwinden, und der Körper flieht zugleich vor dem augenblicklichen Bisse. Der älteste Sohn entsetzt sich vor der Bewegung des Vaters und sucht sich von der leicht umwindenden Schlange zu befreien.

Schon oben ist der Gipfel des vorgestellten Augenblicks als ein großer Vorzug dieses Kunstwerks gerühmt, und hier ist noch besonders davon zu sprechen.

Wir nahmen an, daß natürliche Schlangen einen Vater mit seinen Söhnen im Schlaf umwunden, damit wir bei Betrachtung der Momente eine Steigerung vor uns sähen. Die ersten Augenblicke des Umwindens im Schlafe sind ahnungsvoll, aber für die Kunst unbedeutend. Man könnte vielleicht einen schlafenden jungen Hercules bilden, wie er von Schlangen umwunden wird, dessen Gestalt und Ruhe uns aber zeigte, was wir von seinem Erwachen zu erwarten hätten.

Gehn wir nun weiter und denken uns den Vater, der sich mit seinen Kindern, es sei nun wie es sei, von Schlangen umwunden fühlt, so giebt es nur einen Moment des höchsten Interesses, wenn der eine Körper durch die Umwindung wehrlos gemacht ist, wenn der andere zwar wehrhaft aber verletzt ist, und dem dritten eine Hoffnung zur Flucht übrig bleibt. In dem ersten Falle ist der jüngere Sohn, im zweiten der Vater, im Dritten der ältere Sohn. Man versuche noch einen andern Fall zu finden; man suche die Rollen anders, als sie hier ausgetheilt sind, zu vertheilen!

Denken wir nun die Handlung vom Anfang herauf und erkennen, daß sie gegenwärtig auf dem höchsten Punct steht, so werden wir, wenn wir die nächstfolgenden und fernern Momente bedenken, sogleich gewahr werden, daß sich die ganze Gruppe verändern muß und daß kein Augenblick gefunden werden kann, der diesem an Kunstwerth gleich sei. Der jüngste Sohn wird entweder von der umwindenden Schlange erstickt, oder, wenn er sie reizen sollte, in seinem völlig hülflosen Zustande, noch gebissen. Beide Fälle sind unerträglich, weil sie ein Letztes sind, das nicht dargestellt werden soll. Was den Vater betrifft, so wird er entweder von der Schlange noch an andern Theilen gebissen, wodurch die ganze Lage seines Körpers sich verändern muß, und die ersten Bisse für den Zuschauer, wenn sie nicht verloren gehen, doch, wenn sie angezeigt werden sollten, ekelhaft sein würden; oder die Schlange kann auch sich umwenden und den ältesten Sohn anfallen. Dieser wird alsdann auf sich selbst zurückgeführt; die Begebenheit verliert ihren Theilnehmer; der letzte Schein von Hoffnung ist aus der Gruppe verschwunden; es ist eine grausame Vorstellung. Der Vater, der jetzt in seiner Größe und in seinem Leiden auf sich ruht, müßte sich gegen den Sohn wenden; er würde theilnehmende Neben-Figur.

Der Mensch hat bei eigenen und fremden Leiden nur drei Empfindungen: Furcht, Schrecken und Mitleiden, das bange Voraussehen eines sich annähernden Uebels, das unerwartete Gewahrwerden gegenwärtigen Leidens und die Theilnahme am dauernden oder vergangenen: alle Drei werden durch dieses Kunstwerk dargestellt und erregt, und zwar in den gehörigsten Abstufungen.

Die bildende Kunst, die immer für den Moment arbeitet, wird, sobald sie einen pathetischen Gegenstand wählt, denjenigen ergreifen, der Schrecken erweckt, da hingegen Poesie sich an solche hält, die Furcht und Mitleiden erregen. Bei der Gruppe des Laocoon erregt das Leiden des Vaters Schrecken und zwar im höchsten Grad, an ihm hat die Bildhauerkunst ihr

höchſtes gethan; alles theils um den Cirkel aller menſchlichen Empfindungen zu durchlaufen, theils um den heftigen Ausdruck des Schreckens zu mildern, erregt ſie Mitleiden für den Zuſtand des jüngern Sohns und Furcht für den ältern, indem ſie für dieſen auch noch Hoffnung übrig läßt. So brachten die Künſtler durch Mannigfaltigkeit ein gewiſſes Gleichgewicht in ihre Arbeit, milderten und erhöhten Wirkung durch Wirkungen und vollendeten ſowohl ein geiſtiges als ein ſinnliches Ganze.

Genug, wir dürfen kühnlich behaupten, daß dieſes Kunſtwerk ſeinen Gegenſtand erſchöpfe, und alle Kunſtbedingungen glücklich erfülle. Es lehrt uns: daß, wenn der Meiſter ſein Schönheitsgefühl ruhigen und einfachen Gegenſtänden einflößen kann, ſich doch eigentlich dasſelbe in ſeiner höchſten Energie und Würde zeige, wenn es bei Bildung mannigfaltiger Charactere ſeine Kraft beweiſt, und die leidenſchaftlichen Ausbrüche der menſchlichen Natur in der Kunſtnachahmung zu mäßigen und zu bändigen verſteht. Wir geben in der Folge wohl eine genauere Beſchreibung der Statuen, welche unter dem Namen der Familie der Niobe bekannt ſind, ſo wie auch der Gruppe des Farneſiſchen Stiers; ſie gehören unter die wenigen pathetiſchen Darſtellungen, welche uns von alter Sculptur übrig geblieben ſind.

Gewöhnlich haben ſich die Neuern bei der Wahl ſolcher Gegenſtände vergriffen. Wenn Milo, mit beiden Händen in einer Baumſpalte gefangen, von einem Löwen angefallen wird, ſo wird die Kunſt ſich vergebens bemühen, daraus ein Werk zu bilden, das eine reine Theilnahme erregen könnte. Ein doppelter Schmerz, eine vergebliche Anſtrengung, ein hülfloſer Zuſtand, ein gewiſſer Untergang ihnen vor Abſcheu erregen, wenn ſie nicht ganz fallen laſſen.

Und zuletzt nur noch ein Wort über das Verhältniß des Gegenſtandes zur Poeſie.

Man iſt höchſt ungerecht gegen Virgil und die Dichtkunſt, wenn man das geſchloſſenſte Meiſterwerk der Bildhauerarbeit mit der epiſchen Behandlung in der Aeneis auch nur einen Augenblick vergleicht. Da einmal der unglückliche, vertriebene Aeneas ſelbſt erzählen ſoll, daß er und ſeine Landsleute die unverzeihliche Thorheit begangen haben, das bekannte Pferd in ihre Stadt zu führen, ſo muß der Dichter nur darauf denken, wie die Handlung zu entſchuldigen ſei. Alles iſt auch darauf angelegt, und die Geſchichte des Laocoon ſteht hier als ein rhetoriſches Argument, bei dem eine Uebertreibung, wenn ſie nur zweckmäßig iſt, gar wohl gebilligt werden kann. So kommen ungeheure Schlangen aus dem Meere, mit Kämmen auf dem Haupte, eilen auf die Kinder des Prieſters, der das Pferd verletzt hatte, umwickeln ſie, beißen ſie, begeifern ſie, umwinden und umſchlingen darauf Bruſt und Hals des zu Hülfe eilenden Vaters, und ragen mit ihren Köpfen triumphirend hoch empor, indem der Unglückliche unter ihren Wendungen vergebens um Hülfe ſchreit. Das Volk entſetzt ſich und flieht bei'm Anblick; Niemand wagt es mehr, ein Patriot zu ſein, und der Zuhörer, durch die abenteuerliche und ekelhafte Geſchichte erſchreckt, gibt denn auch gern zu, daß das Pferd in die Stadt gebracht werde.

So ſteht alſo die Geſchichte Laocoon's im Virgil bloß als ein Mittel zu einem höhern Zwecke, und es iſt noch eine große Frage, ob die Begebenheit an ſich ein poetiſcher Gegenſtand ſei.

Der Sammler und die Seinigen.

Erſter Brief.

Wenn Ihr Abſchied, nach den zwei vergnügten, nur zu ſchnell verfloſſenen Tagen, mich eine große Lücke und Leere fühlen ließ, ſo hat Ihr Brief, den ich ſo bald erhielt, ſo haben die beigefügten Manuſcripte mich wieder in eine behagliche Stimmung verſetzt, derjenigen ähnlich, die ich in Ihrer Gegenwart empfand. Ich habe mich unſers Geſprächs wieder erinnert; ich habe mich jetzt wie damals gefreut, daß wir in ſo vielen Fällen als Kunſtbeurtheiler zuſammentreffen.

Dieſe Entdeckung iſt mir doppelt ſchätzbar, indem ich Ihre Meinung, ſo wie die meinige, täglich prüfen kann; ich darf nur ein Fach meiner Sammlung, welches ich will, vornehmen, darf es durchgehen und mit unſern theoretiſchen und practiſchen Aphorismen zuſammenhalten. Da geht es denn oft recht gut und heiter; manchmal ſtoße ich an; manchmal kann ich weder mit Ihnen noch mit mir ſelbſt einig werden. Indeſſen bewährt ſich doch, daß man ſchon viel gewonnen hat, wenn man in Hauptſachen miteinander übereintrifft, wenn das Kunſturtheil, das zwar wie eine Wage immer hin- und widerſchwankt, doch an einem tüchtigen Kloben befeſtigt iſt, und nicht, wenn ich im Gleichniß verharren darf, Wage und Wagſchalen zugleich hin- und widergeworfen werden.

Sie haben für die Schrift, die Sie herauszugeben gedenken, durch dieſe Probeſtücke meine Hoffnungen und meine ſtille Theilnahme ver-

stärkt, und gern will ich auch auf irgend eine Weise, deren ich mich fähig fühle, zu Ihren Wünschen mit beitragen. Theorie ist nie meine Sache gewesen; was Sie von meinen Erfahrungen brauchen können, steht von Herzen zu Diensten. Und um hiervon einen Beweis zu geben, fange ich sogleich an, Ihren Wunsch zu erfüllen. Ich werde Ihnen nach und nach die Geschichte meiner Sammlung aufzeichnen, deren wunderliche Elemente schon Manchen überrascht haben, wenn er gleich durch den Ruf schon genugsam vorbereitet zu mir kam. Auch Ihnen ist es alles gegangen. Sie wunderten sich über den seltsamen Reichthum in den verschiedensten Fächern, und Ihre Verwunderung würde noch größer sein, wenn Zeit und Neigung Ihnen erlaubt hätte, von Allem Kenntniß zu nehmen, was ich besitze.

Von meinem Großvater brauche ich am Wenigsten zu sagen; er legte den Grund zum Ganzen; und wie gut er ihn gelegt hat, bürgt mir selbst Ihre Aufmerksamkeit auf Alles Das, was sich von ihm herschrieb. Sie hefteten sich vorzüglich an diesen Pfeiler unsers seltsamen Familien-Gebäudes mit einer solchen Neigung und Liebe, daß ich Ihre Ungerechtigkeit gegen einige andere Fächer nicht unangenehm empfand und gern mit Ihnen bei jenen Werken verweilte, die auch mir, wegen ihres Werths, ihres Alters und ihres Herkommens heilig sind. Freilich kommt es viel auf den Character, auf die Neigung eines Liebhabers an, wohin die Liebe zum Gebildeten, wohin der Sammlungsgeist, zwei Neigungen, die sich oft im Menschen finden, ihre Richtung nehmen sollen; und eben so viel, möchte ich behaupten, hängt der Liebhaber von der Zeit ab, in die er kommt; von den Umständen, unter denen er sich befindet; von gleichzeitigen Künstlern und Kunsthändlern; von den Ländern, die er zuerst besucht; von den Nationen, mit denen er in irgend einem Verhältniß steht. Gewiß, von tausend dergleichen Zufälligkeiten hängt er ab. Was kann nicht Alles zusammentreffen, um ihn solid oder flüchtig, liberal oder auf irgend eine Weise beschränkt, überschauend oder einseitig zu machen!

Dem Glücke sei es gedankt, daß mein Großvater in die beste Zeit, in die glücklichste Lage kam, um Das an sich zu ziehen, was einem Privat-Manne gegenwärtig fast unmöglich sein würde! Rechnungen und Briefe über den Ankauf sind noch in meinen Händen; und wie unverhältnißmäßig sind die Preise gegen die jetzigen, die eine allgemeinere Liebhaberei aller Nationen so hoch gesteigert hat.

Ja, die Sammlung dieses würdigen Mannes ist für mich, für meine übrigen Besitzungen, für mein Verhältniß und mein Urtheil, was die Dresdener-Sammlungen für Deutschland sind, eine ewige Quelle höherer Kenntniß für den Jüngling, für den Mann Stärkung des Gefühls und guter Grundsätze und für einen jeden, selbst für den flüchtigsten Beschauer heilsam; denn das Vortreffliche wirkt auf Eingeweihte nicht allein. Ihr Ausspruch, meine Herren, daß keines dieser Werke, die sich von meinem guten Alten herschreiben, sich neben jenen königlichen Schätzen schämen dürfte, hat mich nicht stolz, er hat mich nur zufrieden gemacht; denn in der Seele hatte ich dieses Urtheil schon selbst gemacht.

Ich schließe diesen Brief, ihnen meinen Vorsatz erfüllt zu haben. Ich schwatze, entsatt zu erzählen: prägt sich doch in Briefen die gute Laune eines Alten so gern. Kaum habe ich noch Platz, Ihnen zu sagen: daß Oheim und Nichten Sie herzlich grüßen, und daß Julie besonders sich öfter und lebhafter nach der langen, verzögerten Dresdener-Reise erkundigt, weil sie hoffen kann, unterwegs ihre neuen und so lebhaft verehrten Freunde wieder zu sehen. Und fürwahr, auch keiner ihrer alten Freunde soll sich herzlicher als der Oheim unterzeichnen

Ihren treu Verbundenen.

Zweiter Brief.

Sie haben durch die gute Aufnahme des jungen Mannes, der sich mit einem Briefe von mir bei Ihnen vorstellte, eine doppelte Freude gemacht, indem Sie ihm einen heitern Tag und mir durch ihn eine lebhafte mündliche Nachricht von sich, Ihrem Zustande, Ihren Arbeiten und Vorsätzen verschafften.

Diese lebhafte Unterhaltung über Sie in den ersten Augenblicken seiner Wiederkunft verbarg mir, wie sehr er sich in seiner Abwesenheit verändert hat. Als er auf Academien zog, versprach er viel. Er trat aus der Schule, stark im Griechischen und Lateinischen, mit schönen Kenntnissen beider Litteraturen, bewandert in der alten und neuen Geschichte, nicht ungeübt in der Mathematik und was noch Alles erfordert wird, um dereinst ein tüchtiger Schulmann zu werden; und nun kommt er zu unserer größten Betrübniß als Philosoph zurück. Der Philosophie hat er sich vorzüglich, ja ausschließlich gewidmet, und unsere kleine Societät, mich eingeschlossen, die wir denn freilich keine sonderlichen philosophischen Anlagen zu haben scheinen, ist sämmtlich um Unterhaltung mit ihm verlegen; was wir verstehen, interessirt ihn nicht, und was ihn interessirt, verstehen wir nicht. Er redet eine neue Sprache, und wir sind zu alt, sie ihm abzulernen.

Was ist das mit der Philosophie und besonders mit der neuen für eine wunderliche Sache! In sich selbst hineinzugehen, seinen eigenen Geist

über ſeinen Operationen zu ertappen, ſich ganz in ſich zu verſchließen, um die Gegenſtände beſſer kennen zu lernen: iſt Das wohl der rechte Weg? Der Hypochondriſt, thut Der die Sachen beſſer an, weil er immer in ſich gräbt und ſich untergräbt? Gewiß, dieſe Philoſophie ſcheint mir eine Art von Hypochondrie zu ſein, eine ſolche Art von Neigung, der man einen prächtigen Namen gegeben hat. Verzeihen Sie einem Alten, verzeihen Sie einem practiſchen Arzte.

Doch hiervon ja Nichts weiter! Die Politik hat mir meinen Humor nicht verdorben, und es ſoll der Philoſophie gewiß auch nicht gelingen. Alſo geſchwind, in's Alpl der Kunſt, geſchwind zur Geſchichte, die ich verſprochen habe, damit nicht dieſem Briefe gerade Das mangle, weßwegen er angefangen iſt!

Als mein Großvater todt war, zeigte der Vater erſt, daß er nur für eine gewiſſe Art von Kunſtwerken eine entſchiedene Liebhaberei habe; ihn erfreute die genaue Nachahmung der natürlichen Dinge, die man damals mit Waſſerfarben auf einen hohen Grad getrieben hatte. Erſt ſchaffte er nur ſolche Blätter an; dann hielt er ſich einige Maler im Solde, die ihm Vögel, Blumen, Schmetterlinge und Muſcheln mit der größten Genauigkeit malen mußten. Nichts Merkwürdiges kam in der Küche, dem Garten, oder auf dem Felde vor, das nicht gleich durch den Pinſel auf's Papier fixirt worden wäre; und ſo hat er manche Abweichungen verſchiedener Geſchöpfe bewahrt, die, wie ich ſehe, den Naturforſchern intereſſant ſind.

Nach und nach ging er weiter; er erhub ſich zum Portrait. Er liebte ſeine Frau, ſeine Kinder; ſeine Freunde waren ihm werth; daher die Anlage jener Sammlung von Portraiten.

Sie erinnern ſich auch wohl der vielen kleinen Bildniſſe in Oel, auf Kupfer gemalt. Große Meiſter hatten in früherer Zeit, vielleicht zur Erholung, vielleicht aus Freundſchaft, dergleichen verfertigt; es war daraus eine löbliche Gewohnheit, ja eine eigene Art Malerei geworden, auf welche ſich beſondere Künſtler legten.

Dieſes Format hatte ſeine eigenen Vortheile. Ein Portrait in Lebensgröße, und wäre es nur ein Kopf oder ein Kniefiück, nimmt für das Intereſſe, das es bringt, immer einen zu großen Raum ein. Jeder fühlende, wohlhabende Mann ſollte ſich und ſeine Familie, und zwar in verſchiedenen Epochen des Lebens, malen laſſen. Von einem geſchickten Künſtler, bedeutend, in einem kleinen Raume vorgeſtellt, würde man wenig Platz einnehmen; man könnte auch alle ſeine guten Freunde um ſich her verſammeln, und die Nachkommen würden für dieſe Geſellſchaft noch immer ein Plätzchen finden. Ein großes Portrait hingegen macht gewiſſermaßen, beſonders in den neuern Zeiten, zugleich mit dem Beſitzer den Erben Platz, und die Moden verändern ſich ſo ſehr, daß eine ſelbſt ganzgemalte Großmutter zu den Tapeten, den Meubeln und dem übrigen Zimmerſchmuck ihrer Enkelinn unmöglich mehr paſſen kann.

Jedoch hängt der Künſtler vom Liebhaber ſeiner Zeit, ſo wie der Liebhaber vom gleichzeitigen Künſtler ab. Der gute Meiſter, der jene kleinen Portraite faſt noch allein zu machen verſtand, war geſtorben; ein anderer fand ſich, der die lebensgroßen Bilder malte.

Mein Vater hatte ſchon lange einen ſolchen in der Nähe gewünſcht; ſeine Neigung ging dahin, ſich ſelbſt und ſeine Familie in natürlicher Größe zu ſehen. Denn wie jeder Vogel, jedes Inſect, das vorgeſtellt wurde, genau ausgemeſſen ward und, außer ſeiner übrigen Wahrheit, auch noch der Größe nach genau mit dem Gegenſtand übereinſtimmen mußte, ſo wollte er auch, accurat wie er ſich im Spiegel ſah, auf der Leinwand dargeſtellt ſein. Sein Wunſch ward ihm endlich erfüllt; ein geſchickter Mann fand ſich, der ſich auch eine Zeit lang bei uns zu verweilen gefallen ließ. Mein Vater ſah gut aus; meine Mutter war eine wohlgebildete Frau; meine Schweſter übertraf alle ihre Landsmänninnen an Schönheit und Reiz: nun ging es an ein Malen, und man hatte nicht an einer Vorſtellung genug. Beſonders wurde meine Schweſter, wie Sie geſehen haben, in mehr als einer Maske vorgeſtellt. Man machte auch Anſtalt zu einem großen Familien-Gemälde, das aber nur bis zur Zeichnung gelangte, indem man ſich weder über Erfindung noch Zuſammenſetzung vereinigen konnte.

Ueberhaupt blieb mein Vater unbefriedigt. Der Künſtler hatte ſich in der Franzöſiſchen Schule gebildet; die Gemälde waren harmoniſch, geiſtreich und ſchienen natürlich; doch, genau mit dem Urbilde verglichen, ließen ſie Vieles wünſchen, und einige derſelben wurden, da der Künſtler die einzelnen Bemerkungen meines Vaters aus Gefälligkeit zu nutzen unternahm, am Ende ganz und gar verdorben.

Unvermuthet ward endlich meinem Vater ſein Wunſch im ganzen Umfange gewährt. Der Sohn unſers Künſtlers, ein junger Mann, voll Anlagen, der bei einem Oheim, den er beerben ſollte, einem Deutſchen, von Jugend auf in der Lehre geweſen war, beſuchte ſeinen Vater, und der meinige entdeckte in ihm ein Talent, das ihn völlig befriedigte. Meine Schweſter ſollte ſogleich von ihm dargeſtellt werden, und es geſchah mit einer unglaublichen Genauigkeit, woraus zwar zuletzt kein geſchmackvolles, aber natür-

sicht und wahres Bild entstrang. Da stand sie nun, wie sie gewöhnlich in den Garten ging, ihre braunen Haare theils um die Stirne flatternd, theils in starken Zöpfen zurückgekochten und mit einem Bande hinaufgebunden, den Sonnenhut am Arm, mit den schönsten Aepfeln, die der Vater besonders schätzte, angefüllt, und eine Pärsche in der Hand, von einem Baume, der dieses Jahr zuerst getragen hatte.

Glücklicher Weise fanden sich diese Umstände sehr nahe zusammen, ohne abgeschmackt zu sein. Mein Vater war entzückt, und der alte Mahler machte seinem Sohne gerne Platz, mit dessen Arbeiten nun eine ganz neue Epoche in unserem Hause sich eröffnete, die mein Vater als die vergnügteste Zeit seines Lebens ansah. Jede Person ward nun erstaunt mit Allem, womit sie sich gewöhnlich beschäftigte, was sie gewöhnlich umgab. Ich darf Ihnen von diesen Bildern Nichts weiter sagen. Sie haben gewiß die neckische Geschäftigkeit meiner Julie nicht vergessen, die Ihnen nach und nach fast das ganze Beiwesen der Gemälde, insofern sich die Requisiten noch im Hause fanden, zusammenschaffte, um Sie von der höchsten Wahrheit der Nachahmung zu überzeugen. Da war des Großvaters Schnupftabacksdose, seine große silberne Taschenuhr, sein Stock mit dem Topas-Knopfe, die Nähtasche der Großmutter und ihre Ohrringe. Julie hatte selbst noch ein elfenbeinernes Spielzeug bewahrt, das sie auf einem Gemälde als Kind in der Hand hat; sie stellte sich mit eben der Geberde neben das Bild; das Spielzeug glich noch ganz genau, das Mädchen glich nicht mehr, und ich erinnere mich unserer damaligen Scherze noch recht gut.

Neben der ganzen Familie war, in Zeit von einem Jahre, nun auch fast der ganze Hausrath abgemalt, und der junge Künstler mochte, bei der nicht immer unterhaltenden Arbeit, sich öfters durch einen Blick auf meine Schwester stärken, eine Cur, die um desto heilsamer war, als er in ihren Augen Das, was er suchte, zu finden schien. Genug, die jungen Leute wurden einig, miteinander zu leben und zu sterben. Die Mutter begünstigte diese Neigung; der Vater war zufrieden, ein solches Talent, das er kaum mehr entbehren konnte, in seiner Familie zu fixiren.

Es ward ausgemacht, daß der Freund noch erst eine Reise durch Deutschland thun, die Einwilligung seines Oheims und Vaters beibringen und sodann auf immer der Unsere werden sollte.

Das Geschäft war bald vollzogen, und ob er gleich sehr schnell zurückkam, so brachte er doch eine schöne Summe Geldes mit, die er sich an verschiedenen Höfen bald erwerben hatte. Ein glückliches Paar ward verbunden, und unsere Zimmer erhielt eine Zufriedenheit, die bis an den Tod der Theilnehmer fortdauerte.

Mein Schwager war ein sehr wohlgebildeter, im Leben sehr bequemer Mann; sein Talent genügte meinem Vater, seine Liebe meiner Schwester, mir und den Hausgenossen seine Freundlichkeit. Er reiste den Sommer durch, kam wohlerholt wieder nach Hause; der Winter war der Familie gewidmet; er machte seine Frau, seine Tochter gewöhnlich des Jahres zwei Mal.

Da ihm Alles, bis auf die geringste Kleinigkeit, so wohlgelang, ja so täuschend gelang, fiel endlich mein Vater auf eine sonderbare Idee, deren Ausführung ich Ihnen beschreiben muß, weil das Bild selbst, wie ich erzählen werde, nicht mehr vorhanden ist; sonst würde ich es Ihnen vorgezeigt haben.

In dem obern Zimmer, wo die besten Portraite hängen und welches eigentlich das letzte in der Reihe der Zimmer ist, haben Sie vielleicht eine Thüre bemerkt, die noch weiter zu führen scheint; allein sie ist blind, und wenn man sie sonst eröffnete, zeigte sich ein mehr überraschender als erfreulicher Gegenstand. Mein Vater trat, mit meiner Mutter am Arme, gleichsam heraus und erschreckte durch die Wirklichkeit, welche theils durch die Umstände, theils durch die Kunst hervorgebracht war. Er war abgebildet, wie er, gewöhnlich gekleidet, von einem Gastmahl, aus einer Gesellschaft nach Hause kam. Das Bild ward an dem Orte, zu dem Orte, mit aller Sorgfalt gemalt, die Figuren aus einem gewissen Standpuncte genau perspectivisch gehalten und die Kleidungen, mit der größten Sorgfalt, zum entschiedensten Effecte gebracht. Damit das Licht von der Seite gehörig einfiele, ward ein Fenster verrückt und Alles so gestellt, daß die Täuschung vollkommen werden mußte.

Leider hat aber ein Kunstwerk, das sich der Wirklichkeit möglichst näherte, auch gar bald die Schicksale des Wirklichen erfahren. Der Blendrahm mit der Leinwand war in die Thürbekleidung befestigt und so den Einflüssen einer feuchten Mauer ausgesetzt, die um so heftiger wirkten, als die verschlossene Thür alle Luft abhielt, und so fand man nach einem strengen Winter, in welchem das Zimmer nicht eröffnet worden war, Vater und Mutter völlig zerstört, worüber wir uns um so mehr betrübten, als wir sie schon vorher durch den Tod verloren hatten.

Doch ich kehre wieder zurück; denn ich habe noch von den letzten Vergnügungen meines Vaters im Leben zu reden.

Nachdem gedachtes Bild vollendet war, schien nichts weiter seine Freude dieser Art vermehren

zu lösen, und doch war ihm noch eine verbehalten. Ein Künstler machte sich auf, schlug vor, die Familie über die Natur in Gyps abzugießen und sie alsdann in Wachs mit natürlichen Farben wirklich aufzustellen. Das Bildniß eines jungen Schützen, den er bei sich hatte, zeigte sein Talent, und mein Vater entschloß sich zu der Operation. Sie lief glücklich ab; der Künstler arbeitete mit der größten Sorgfalt und Genauigkeit das Gesicht und die Hände nach. Eine wirkliche Perrücke, ein damastener Schlafrock wurden dem Phantom gewidmet, und so sitzt der gute Mann noch jetzt hinter einem Vorhange, den ich vor Ihnen nicht aufzuziehen wage.

Nach dem Tode meiner Eltern blieben wir nicht lange zusammen. Meine Schwester starb noch jung und schön; ihr Mann malte sie im Sarge. Seine Töchter, die, wie sie heranwuchsen, die Schönheit der Mutter, gleichsam in zwei Portionen, darstellten, konnte er vor Wehmuth nicht malen. Oft stellte er die kleinen Geräthschaften, die ihr angehört hatten, und die er sorgfältig bewahrte, in Stilleben zusammen, vollendete die Bilder mit der größten Genauigkeit und verehrte sie den liebsten Freunden, die er sich auf seinen Reisen erworben hatte.

Es schien, als wenn ihn diese Trauer zum Bedeutenden erhübe, da er sonst nur alles Gegenwärtige gemalt hatte. Den kleinen, stummen Gemälden fehlte es nicht an Zusammenhang und Sprache. Auf dem einen sah man in den Geräthschaften das fromme Gemüth der Besitzerinn, ein Gesangbuch mit rothem Sammet und goldenen Buckeln, einen artigen gestickten Beutel mit Schnüren und Quasten, woraus sie ihre Wohlthaten zu spenden pflegte, den Kelch, woraus sie vor ihrem Tode das Nachtmahl empfing, und den er gegen einen bessern der Kirche abgetauscht hatte. Auf einem andern Bilde sah man neben einem Brode das Messer, womit sie den Kindern gewöhnlich vorzuschneiden, ein Samenkästchen, woraus sie im Frühjahr zu säen pflegte, einen Kalender, in den sie ihre Ausgaben und kleine Begebenheiten einschrieb, einen gläsernen Becher mit eingeschnittenem Namenszug, ein frühes Jugendgeschenk vom Großvater, das sich ungeachtet seiner Zerbrechlichkeit länger als sie selbst erhalten hatte.

Er setzte seine gewöhnlichen Reisen und übrigens seine gewohnte Lebensart fort. Nur fähig, das Gegenwärtige zu sehen, und nun durch das Gegenwärtige immer an den herben Verlust erinnert, konnte sein Gemüth sich nicht wieder herstellen; eine Art von unbegreiflicher Sehnsucht schien ihn manchmal zu überfallen, und das letzte Stilleben, das er malte, bestand aus Geräthschaften, die ihm angehörten und die, sonderbar gruppirt und zusammengestellt, auf Vergänglichkeit und Trennung, auf Dauer und Vereinigung deuteten.

Wir fanden ihn vor dieser Arbeit einige Mal nachdenkend und traurend, was sonst seine Art nicht war, in einem gerührten und bewegten Zustande; — und Sie verzeihen mir wohl, wenn ich heute nur kurz abbreche, um mich wieder in eine Fassung zu setzen, aus der mich diese Erinnerung, der ich nicht länger nachhängen darf, unversehens gerückt hat.

Und doch soll dieser Brief mit einem so traurigen Schlusse nicht in Ihre Hand kommen; ich gebe meiner Julie die Feder, um Ihnen zu sagen —

Mein Oheim gibt mir die Feder, um Ihnen mit einer artigen Wendung zu sagen, wie sehr er Ihnen ergeben sei. Er bleibt noch immer der Gewohnheit jener guten alten Zeit getreu, wo man es für Pflicht hielt, am Ende eines Briefes von einem Freunde mit einer zierlichen Verbeugung zu scheiden. Uns Andern ist Das nun schon nicht gelehrt worden; ein solcher Knicks scheint uns nicht natürlich, nicht herzlich genug. Ein Lebewohl und einen Händedruck in Gedanken, weiter wüßten wir es nicht leicht zu bringen.

Wie machen wir's nun, um den Auftrag, den Befehl meines Onkels, wie es einer gehorsamen Nichte geziemt, zu erfüllen? Will mir denn gar keine artige Wendung einfallen, und finden Sie es wohl artig genug, wenn ich Sie versichere, daß Ihnen die Nichten so ergeben sind, wie der Onkel? Er hat mir verboten, sein letztes Blatt zu lesen; ich weiß nicht, was er Böses oder Gutes von mir gesagt haben mag. Vielleicht bin ich zu eitel, wenn ich denke, daß er von mir gesprochen hat. Genug, er hat mir erlaubt, den Anfang seines Briefes zu lesen, und da finde ich, daß er unsern guten Philosophen bei Ihnen anschwärzen will. Es ist nicht artig noch billig vom Oheim, einen jungen Mann, der ihn und Sie wahrhaft liebt und verehrt, darum so strenge zu tadeln, weil er so ernsthaft auf einem Wege verharrt, auf dem er sich nun einmal zu bilden glaubt. Seien Sie aufrichtig, und sagen Sie mir, ob wir Frauen nicht eben deßwegen manchmal besser sehen als die Männer, weil wir nicht so einseitig sind und gern Jedem sein Recht widerfahren lassen. Der junge Mann ist wirklich gesprächig und gesellig. Er spricht auch mit mir, und wenn ich gleich seine Philosophie keineswegs verstehe, so verstehe ich doch, wie mich däucht, den Philosophen.

Doch am Ende hat er diese gute Meinung, die ich von ihm hege, vielleicht nur Ihnen zu danken; denn die Rolle mit den Kupfern, be-

gleitet von den sonnlichen Matten, die er mir von Ihnen brachte, verschaffen ihm freilich sogleich die beste Aufnahme.

Wie ich für dieses Andenken, für diese Güte meinen Dank einrichten soll, weiß ich selbst nicht recht; denn es scheint mir, als wenn hinter diesem Geschenk eine kleine Bosheit verborgen liege. Wollten Sie Ihrer gehorsamen Dienerinn spotten, als Sie ihr diese elfenhaften Luftbilder, diese seltsamen Feen und Geistergestalten aus der Werkstatt meines Freundes Füssli zusendeten? Was kann die arme Julie dafür, daß etwas Seltsames, Geistreiches sie aufreizt, daß sie gern etwas Wunderbares vorgestellt sieht, und daß diese durcheinander ziehenden und beweglichen Träume, auf dem Papier fixirt, ihr Unterhaltung geben!

Genug, Sie haben mir eine große Freude gemacht, ob ich gleich wohl sehe, daß ich mir eine neue Ruthe aufgebunden habe, indem ich Sie zu meinem zweiten Oheim annahm, als wenn mir der erste nicht schon genug zu schaffen machte! Denn auch Der kann es nicht lassen, die Kinder über ihr Vergnügen aufklären zu wollen.

Dagegen verhält sich meine Schwester besser als ich; Diese läßt sich gar nicht einreden. Und weil in unserer Familie denn doch eine Kunstliebhaberei sein muß, so liebt sie nur Das, was anmuthig ist und was man immer gern um sich herum sehen mag.

Ihr Bräutigam (denn Alles ist nun richtig, was bei Ihrer Durchreise noch nicht ganz entschieden war) hat ihr aus England die schönsten gemalten Kupfer geschickt, womit sie äußerst zufrieden ist; aber was sind Das nicht auch für lange, weißgekleidete Schönen, mit blaßrothen Schleifen und blaßblauen Schleiern! Was sind Das nicht für interessante Mütter mit wohlgenährten Kindern und wohlgebildeten Vätern! Wenn das Alles einmal unter Glas und Mahagoni-Rahmen, geziert mit den metallenen Stäbchen, die auch bei der Sendung waren, auf einem Lilla-Grund, das Cabinet der jungen Frau zieren wird, dann darf ich freilich Titanie'n mit ihrem Feenzefolge, um den verwandelten Klaus Zettel beschäftigt, nicht in die Gesellschaft bringen.

Nun sieht es aus, als ob ich mich über meine Schwester aufhalte. Denn Das ist wohl das Alleräußerste, was man thun kann, um sich Ruhe zu verschaffen, daß man gegen die Andern ein wenig unerträglich ist. Und so wäre ich denn mit diesen Blättern doch endlich fertig geworden, wäre so nahe an den untern Rand unversehens gekommen, daß nur noch der zehnte März und der Name Ihrer treuen Freundinn, die Ihnen ein herzliches Lebewohl sagt, unterzeichnet werden kann.

Julie.

Dritter Brief.

Julie hat in ihrer letzten Nachschrift dem Nichtchen das Wort geredet. Leider stimmt der Oheim noch nicht mit ein; denn der junge Mann hält nicht nur auf einer besondern Methode, die mir keineswegs einleuchtet, sondern sein Geist ist auch auf solche Gegenstände gerichtet, über die ich weder viel denke noch gedacht habe. In der Mitte meiner Sammlung sogar, durch die ich fast mit allen Menschen in ein Verhältniß komme, scheint sich nicht einmal ein Berührungspunct zu finden. Selbst den historischen, den antiquarischen Antheil, den er sonst daran zu nehmen schien, hat er völlig verloren. Die Sittenlehre, von der ich außerhalb meines Herzens wenig weiß, beschäftigt ihn besonders; das Naturrecht, das ich nicht vermisse, weil unser Tribunal gerecht und unsere Polizei thätig ist, verschlingt seine nächsten Forschungen; das Staatsrecht, das mir in meiner frühesten Jugend schon durch meinen Oheim verleidet wurde, steht als das Ziel seiner Aussichten. Da ist es nun um die Unterhaltung, von der ich mir so viel versprach, beinahe gethan; und es hilft mir Nichts, daß ich ihn als einen edeln Menschen schätze, als einen guten liebe, als einen Verwandten zu befördern wünsche; wir haben einander Nichts zu sagen. Meine Kupfer lassen ihn stumm, meine Gemälde kalt.

Wenn ich nun so für mich selbst, wie hier gegen Sie, meine Herren, als ein wahrer Oheim in der Deutschen Comödie, meinen Unmuth auslasse, so zupft mich die Erfahrung wieder und erinnert mich, daß es der Weg nicht sei, sich mit den Menschen zu verbinden, wenn wir uns die Eigenschaften exagerirn, durch welche sie von uns allenfalls getrennt erscheinen.

Wir wollen also lieber abwarten, wie sich Das künftig machen kann; und ich will indessen meine Pflicht gegen Sie nicht versäumen und fortfahren, Ihnen Etwas von den Stiftern meiner Sammlung zu erzählen.

Meines Vaters Bruder, nachdem er als Officier sehr brav gedient hatte, ward nach und nach in verschiedenen Staatsgeschäften und zuletzt bei sehr wichtigen Fällen gebraucht. Er kannte fast alle Fürsten seiner Zeit und hatte durch die Geschenke, die mit ihren Bildnissen in Email und Miniatur verziert waren, eine Liebhaberei zu solchen Kunstwerken gewonnen. Er verschaffte sich nach und nach die Portraits verstorbener sowohl als lebender Potentaten, wenn die goldenen Dosen und brillantenen Einfassungen zu den Goldschmieden und Juwelen-Händlern wieder zurückkehrten, und so besaß er endlich einen Staatskalender seines Jahrhunderts in Bildnissen.

Da er viel reiſte, wollte er ſeinen Schatz immer bei ſich haben, und es war möglich, die Sammlung in einen ſehr engen Raum zu bringen. Nirgends zeigte er ſie vor, ohne daß ihm das Bildniß eines Lebenden oder Verſtorbenen, aus irgend einem Schmutzwinkel, zugelegen wäre; denn das Eigene hat eine beſtimmte Sammlung, daß ſie das Zerſtreute an ſich zieht, und ſelbſt die Affection eines Beſitzers gegen irgend ein einzelnes Kleinod, durch die Gewalt der Maſſe, gleichſam aufgehoben und vernichtet.

Von den Portraiten, unter welchen ſich auch ganze Figuren, z. B. allegoriſch als Jägerinnen und Amazonen vorgeſtellte Prinzeſſinnen fanden, verbreitete er ſich zuletzt auf andere kleine Gemälde dieſer Art, wobei er jedoch mehr die äußerſte Feinheit der Ausführung als auf die höhern Kunſtzwecke ſah, die freilich auch in dieſer Gattung erreicht werden können. Sie haben das Beſte dieſer Sammlung ſelbſt bewundert; nur Weniges iſt gelegentlich durch mich hinzugekommen.

Um nun endlich von mir, als dem gegenwärtigen, vergnügten Beſitzer, doch auch oft genug incommodirten Cuſtoden der wohlbekannten und wohlbeliebten Sammlung, zu reden, ſo war meine Neigung von Jugend auf Liebhaberei meines Oheims, ja auch meines Vaters entgegengeſetzt.

Ob die etwas ernſthaftere Richtung meines Großvaters auf mich geerbt hatte, oder ob ich, wie man es ſo oft bei Kindern findet, aus Geiſt des Widerſpruchs, mit vorſätzlicher Unart, mich von dem Wege des Vaters, des Oheims entfernte, will ich nicht entſcheiden. Genug, wenn Jener durch die genaueſte Nachahmung, durch die ſorgfältigſte Ausführung das Kunſtwerk mit dem Naturwerke völlig auf *einer* Linie ſehen wollte; wenn Dieſer eine kleine Tafel nur inſofern ſchätzte, als ſie durch die zarteſten Puncte gleichſam in's Unendliche getheilt war; wenn er immer ein Vergrößerungsglas bei der Hand hielt und dadurch das Wunder einer ſolchen Arbeit noch zu vergrößern glaubte: ſo konnte ich kein ander Vergnügen an Kunſtwerken finden, als wenn ich Skizzen vor mir ſah, die mir auf ein Mal einen lebhaften Gedanken zu einem etwa auszuführenden Stücke vor Augen legten.

Die trefflichen Blätter von dieſer Art, welche ſich in meines Großvaters Sammlung befanden, und die mich hätten belehren können, daß eine Skizze mit eben ſo viel Genauigkeit als Geiſt gezeichnet werden konnte, dienten, meine Liebhaberei anzufachen, ohne ſie eben zu leiten. Das Kühnhingeſtrichene, Wildausgeſuchte, Gewaltſame reizte mich, ſelbſt Das, was, mit wenigen Zügen, nur die Hieroglyphe einer Figur, wußte ich zu leſen und ſchätzte es überhäufig; von ſolchen Blättern begann die kleine Sammlung, die ich als Jüngling anfing und als Mann fortſetzte.

Auf dieſe Weiſe blieb ich mit Vater, Schwager und Oheim beſtändig im Widerſpruch, der ſich um ſo mehr verlängerte und befeſtigte, als keiner die Art, ſich mir oder mich ihm zu nähern verſtand.

Ob ich gleich, wie geſagt, nur meiſtens die geiſtreiche Hand ſchätzte, ſo konnte es doch nicht fehlen, daß nicht auch manches ausgeführte Stück in meine Sammlung gekommen wäre. Ich lernte, ohne es ſelbſt recht gewahr zu werden, den glücklichen Uebergang von einem geiſtreichen Entwurf zu einer geiſtreichen Ausführung ſchätzen; ich lernte das Beſtimmte verehren, ob ich gleich immer darauf die unerläßliche Forderung that, daß der beſtimmteſte Strich zugleich auch empfunden ſein ſollte.

Hierzu trugen die eigenhändigen Radirungen verſchiedener Italieniſcher Meiſter, die meine Sammlung noch aufbewahrt, das Ihrige trefflich bei, und ſo war ich auf gutem Wege, auf welchem eine andere Neigung mich frühzeitig weiter brachte.

Ordnung und Vollſtändigkeit waren die beiden Eigenſchaften, die ich meiner kleinen Sammlung zu geben wünſchte; ich las die Geſchichte der Kunſt, ich legte meine Blätter nach Schulen, Meiſtern und Jahren, ich machte Cataloge und muß zu meinem Lobe ſagen, daß ich den Namen keines Meiſters, die Lebensumſtände keines braven Mannes kennen lernte, ohne mich nach irgend einer ſeiner Arbeiten zu bemühen, um ſein Verdienſt nicht nur in Worten nachzuſprechen, ſondern es wirklich und anſchaulich vor mir zu haben.

So ſtand es um meine Sammlung, um meine Kenntniſſe und ihre Richtung, als die Zeit heran kam, die Academie zu beziehen. Die Neigung zu meiner Wiſſenſchaft, welches nun einmal die Medicin ſein ſollte, die Entfernung von allen Kunſtwerken, die neuen Gegenſtände, ein neues Leben drängten meine Liebhaberei in die Tiefe meines Herzens zurück, und ich fand nur Gelegenheit, mein Auge an dem Beſten zu üben, was mir von Abbildungen anatomiſcher, phyſiologiſcher und naturhiſtoriſcher Gegenſtände beſitzen.

Noch vor dem Ende meiner academiſchen Laufbahn ſollte ſich mir eine neue und für mein ganzes Leben entſcheidende Ausſicht eröffnen; ich fand Gelegenheit, Dresden zu ſehen. Mit welchem Entzücken, ja mit welchem Taumel durchwandelte ich das Heiligthum der Gallerie! Wie manche Ahnung ward zum Anſchauen! Wie manche Lücke meiner hiſtoriſchen Kenntniß ward nicht ausgefüllt! Und wie erweiterte ſich nicht

mein Blick über das prächtige Stufengebäude der Kunst! Ein selbstgefälliger Rückblick auf die Familien-Sammlung, die einst mein werden sollte, war von den angenehmsten Empfindungen begleitet; und da ich nicht Künstler sein konnte, so wäre ich in Verzweiflung gerathen, wenn ich nicht schon vor meiner Geburt zum Liebhaber und Sammler bestimmt gewesen wäre.

Was die übrigen Sammlungen auf mich gewirkt, was ich sonst noch gethan, um in der Kenntniß nicht stehen zu bleiben, und wie diese Liebhaberei neben allen meinen Beschäftigungen hergegangen und mich wie ein Schutzgeist begleitet: davon will ich Sie nicht unterhalten; genug, daß ich alle meine übrigen Fähigkeiten auf meine Wissenschaft, auf ihre Ausübung verwendete, daß meine Praxis fast meine ganze Thätigkeit verschlang, und daß eine ganz heterogene Beschäftigung meine Liebe zur Kunst, meine Leidenschaft zu sammeln nur zu vermehren schien.

Das Uebrige werden Sie leicht, da Sie mich und meine Sammlung kennen, hinzusetzen.

Als mein Vater starb und dieser Schatz nun zu meiner Disposition gelangte, war ich gebildet genug, um die Lücken, die ich fand, nicht als Sammler nur auszufüllen, weil es Lücken waren, sondern einiger Maßen als Kenner, weil sie ausgefüllt zu werden verdienten. Und so glaube ich noch, daß ich nicht auf unrechtem Wege bin, indem ich meine Neigung mit der Meinung vieler wackern Männer, die ich kennen lernte, übereinstimmend finde. Ich bin nie in Italien gewesen, und doch habe ich meinen Geschmack, so viel es möglich war, in's Allgemeine auszubilden gesucht. Wie es damit steht, kann Ihnen nicht verborgen sein. Ich will nicht läugnen, daß ich vielleicht meine Neigung hier und da mehr hätte reinigen können und sollen. Doch wer möchte mit ganz gereinigten Neigungen leben!

Für dieß Mal und für immer genug von mir selbst! Möge sich mein ganzer Egoism innerhalb meiner Sammlung befriedigen! Mittheilung und Empfänglichkeit sei übrigens das Losungswort, das Ihnen von Niemand' lebhafter, mit mehr Neigung und Zutrauen zugerufen werden kann als von Dem, der sich unterzeichnet

Ihren aufrichtig Ergebenen.

Vierter Brief.

Sie haben mir, meine Herren, abermals einen überzeugenden Beweis Ihres freundschaftlichen Andenkens gegeben, indem Sie mir die ersten Stücke der Propyläen nicht nur so bald zugesendet, sondern mir außerdem noch Manches im Manuscripte mitgetheilt, das mir bei mehrerer Breite Ihre Absichten deutlicher sowie die Wirkung lebhafter macht. Sie haben den Zweck am Schlusse meines vorigen Briefes recht sehen und freundlich erwidert, und ich danke Ihnen für die günstige Aufnahme, womit Sie die kurze Geschichte meiner Sammlung beehren.

Ihre gedruckten, Ihre geschriebenen Blätter riefen mir und den Meinigen jene angenehmen Stunden zurück, die Sie mir damals verschönten, als Sie bei der rauhen Jahreszeit unerachtet einen ziemlichen Umweg machten, um die Einrichtung eines Privat-Museums kennen zu lernen, die Ihnen in manchen Fächern genug that und deren Besitzer von Ihnen ohne langes Bedenken mit einer aufrichtigen Freundschaft begrüßt ward. Die Grundsätze, die Sie damals äußerten, die Ihren, womit Sie sich vergnüglich beschäftigten, finde ich in diesen Blättern wieder; ich sehe, Sie sind unverrückt auf Ihrem Wege geblieben; Sie sind vorgeschritten; und so darf ich hoffen, daß Sie nicht ohne Interesse vernehmen werden, wie es mir in meinem Kreise ergangen ist und ergeht. Ihre Schrift munterte, Ihr Brief fordert mich auf. Die Geschichte meiner Sammlung ist in Ihren Händen; auch darauf kann ich weiter bauen; denn nun habe ich Ihnen einige Wünsche, einige Bekenntnisse vorzuzeigen.

Bei Betrachtung der Kunstwerke eine hohe, unerreichbare Idee immer im Sinne zu haben; bei Beurtheilung Dessen, was der Künstler geleistet hat, den großen Maßstab anzuschlagen, der nach dem Besten, was wir kennen, eingetheilt ist; eifrig das Vollkommenste aufzusuchen; den Liebhaber sowie den Künstler immer an die Quelle zu weisen; ihn auf hohe Standpuncte zu versetzen, bei der Geschichte wie bei der Theorie; bei dem Urtheil wie in der Praxis immer gleichsam auf ein Letztes zu dringen: ist löblich und schön, und eine solche Bemühung kann nicht ohne Nutzen bleiben.

Sucht doch der Wardein auf alle Weise die edlern Metalle zu reinigen, um ein bestimmtes Gewicht des reinen Goldes und Silbers, als einen entschiedenen Maßstab aller Vermischungen, die ihm vorkommen, festzusetzen. Man bringe alsdann so viel Kupfer, als man will, wieder dazu; man vermehre das Gewicht; man vermindere den Werth; man bezeichne die Münzen, die Silbergeschirre nach gewissen Conventionen: Alles ist recht gut. Die schlechteste Scheidemünze, ja das Gemunder-Silber selbst, mag passiren; denn der Probierstein, der Schmelztiegel ist gleich bereit, eine entschiedene Probe des innern Werthes anzustellen.

Ohne Sie daher, meine Herren, wegen Ihres Ernstes, wegen Ihrer Strenge zu tadeln, möchte ich, im Bezug auf mein Gleichniß, Sie auf gewisse mittlere Fächer aufmerksam machen, die der Künstler sowie der Liebhaber für's gemeine Leben nicht entbehren kann.

Vater im Bette. Ich muß ihn wecken, daß ich jemand habe, mit dem ich schwatze. Ich mag nicht müßig, ich mag nicht allein seyn. Sie nimmt Rocken und Spindel. Wenn er mich hört, pflegt er aufzustehn.

Vater tritt auf.

Vater. Guten Morgen Bätely!

Bätely. Vater guten Morgen!

Vater. Ich hätte gern noch länger geschlafen, und du weckst mich mit einem lustigen Liedchen, daß ich nicht zanken darf. Du bist artig und unartig zugleich.

Bätely. Nichtwahr, Vater, wie immer?

Vater. Du hättest mir die Ruhe gönnen sollen! Weißt du doch nicht, wenn ich heut Nacht zu Bette gegangen bin.

Bätely. Ihr hattet gute Gesellschaft.

Zu diesen Winken und Vorschlägen kann ich denn doch nicht unumwunden übergehen; ich habe noch Etwas in Gedanken; eigentlich auf dem Herzen. Es muß ein Bekenntniß gethan werden, das ich nicht zurückhalten kann, ohne mich Ihrer Freundschaft völlig unwerth zu fühlen. Beleidigen kann es Sie nicht, auch nicht einmal verdrießen; es sei daher gesagt. Jeder Fortschritt ist ein Wagestück, und nur durch Wagen kommt man entschieden vorwärts. Und nun hören Sie geschwind, damit Sie Das, was ich zu sagen habe, nicht für wichtiger halten, als es ist.

Der Besitzer einer Sammlung, der sie, wenn er sie auch noch so gern vermehrt, doch immer zu oft vermehren muß, wird nach und nach, er sei übrigens noch so gut und harmlos, ein wenig tückisch werden. Er sieht ganz fremde Menschen bei Gegenständen, die ihm völlig bekannt sind, aus dem Stegreife ihre Empfindungen und Gedanken äußern. Mit Meinungen über politische Verhältnisse gegen einen Fremden herauszugehen, findet sich nicht immer Veranlassung, und die Klugheit verbietet es; Kunstwerke reizen auf, und vor ihnen genirt sich Niemand; Niemand zweifelt an seiner eigenen Empfindung, und daran hat man nicht unrecht; Niemand zweifelt an der Richtigkeit seines Urtheils, und daran hat man nicht ganz recht.

So lange ich mein Cabinet besitze, ist mir ein einziger Mann vorgekommen, der mir die Ehre anthat, zu glauben, daß ich den Werth meiner Sachen zu beurtheilen wisse; er sagte zu mir: „Ich habe nur kurze Zeit. Lassen Sie mich in jedem Fache das Beste, das Merkwürdigste, das Seltenste sehen!“ Ich dankte ihm, indem ich ihn versicherte, daß er der Erste sei, der so verfahre; und ich hoffe, sein Zutrauen hat ihn nicht gereut; wenigstens schien er äußerst zufrieden von mir zu gehen. Ich will eben nicht sagen, daß er ein besonderer Kenner oder Liebhaber gewesen wäre; auch zeugte vielleicht eben sein Betragen von einer gewissen Gleichgiltigkeit; ja vielleicht ist uns ein Mann interessanter, der einen einzelnen Theil liebt, als der, der das Ganze nur schätzt; genug, Dieser verdiente, erwähnt zu werden, weil er der Erste war und der Letzte blieb, dem meine heimliche Tücke Nichts anhaben konnte.

Denn auch Sie, meine Herren, daß ich es nur gestehe, haben meiner stillen Schadenfreude einige Nahrung gegeben, ohne daß meine Verehrung, meine Liebe für Sie dadurch gelitten hätte. Nicht allein, daß ich Ihnen die Mädchen aus dem Gesicht brachte — verzeihen Sie, ich mußte heimlich lächeln, wenn Sie von dem Antiken-Schrank, von den Bronzen, die wir eben durchsahen, immer nach der Thüre schielten, die aber nicht wieder aufgehen wollte. Die Alten waren verschwunden und hatten den Frühstücken mit den Zwieback stehen lassen. Mein Wink hatte sie entfernt; denn ich wollte meinen Alterthümern eine ungetheilte Aufmerksamkeit verschaffen. Vergeben Sie dieses Bekenntniß, und erinnern Sie sich, daß ich Sie bei andern Morgens möglichst entschädigte, indem ich Ihnen im Gartenhause nicht allein die gemalten, sondern auch die lebendigen Familien-Bilder vorstellte und Ihnen, bei einer reizenden Aussicht auf die Gegend, das Vergnügen einer frohlichen Unterhaltung verschaffte. — Nicht allein, sagte ich — und muß wohl, da mir diese lange Einschaltung meinen Perioden verdorben hat, ihn wieder anders anfangen.

Sie erzeigten mir bei Ihrem Eintritt auch eine besondere Ehre, indem Sie anzunehmen schienen, daß ich Ihrer Meinung sei, daß ich diejenigen Kunstwerke, welche Sie ausschließlich schätzten, auch vorzüglich zu schätzen wisse; und, ich kann wohl sagen, meistens trafen unsere Urtheile zusammen; hier und da glaubte ich eine leidenschaftliche Vorliebe, auch wohl ein Vorurtheil zu entdecken; ich ließ es hingehen und verdankte Ihnen die Aufmerksamkeit auf verschiedene unscheinbare Dinge, deren Werth ich unter der Menge übersehen hatte.

Nach Ihrer Abreise blieben Sie ein Gegenstand unserer Gespräche; wir verglichen Sie mit andern Fremden, die bei uns eingesprochen hatten, und wurden dadurch auf eine allgemeinere Vergleichung unserer Besuche geleitet. Wir fanden eine große Verschiedenheit der Liebhabereien und Gesinnungen; doch zeigten sich gewisse Neigungen mehr oder weniger in verschiedenen Personen wieder; wir fingen an, die ähnlichen wieder zusammen zu stellen, und das Buch, worin die Namen aufgezeichnet sind, half der Erinnerung nach. Auch für die Zukunft war unsere Tücke in Aufmerksamkeit verwandelt; wir beobachteten unsere Gäste genauer und rangirten sie zu den übrigen Gruppen.

Ich habe immer wir gesagt; denn ich zog meine Mädchen dieß Mal, wie immer mit in's Geschäft. Julie war besonders thätig und hatte viel Glück, ihre Leute gleich recht zu placiren. Denn es ist den Frauen angeboren, die Neigungen der Männer genau zu kennen. Doch gedachte Caroline solcher Freunde nicht zum Besten, welche die schönen und seltenen Stücke Englischer schwarzer Kunst, womit sie ihr stilles Zimmer ausgeschmückt hatte, nicht recht lebhaft preisen wollten. Darunter gehörten denn auch Sie, ohne daß Ihnen dieser Mangel der Empfänglichkeit bei dem guten Kinde viel geschadet hätte.

Liebhaber von unserer Art (denn es ist doch

natürlich, daß wir von Denen zuerst sprechen) haben sich, genau betrachtet, gar Manche, wenn man ein wenig Vortheil auf oder ab, mehr oder weniger Lebhaftigkeit oder Behacht. Biegsamkeit oder Strenge nicht eben in Anschlag bringt; und deswegen hoffe ich künftig für Ihre Propyläen nicht allein, weil ich gleichgesinnte Personen, vermuthe, sondern weil ich wirklich gleichgesinnte Personen kenne.

Wenn ich also in diesem Sinne Ihren Ernst in der Kunst, Ihre Strenge gegen Künstler und Liebhaber nicht tadeln kann: so muß ich doch, in Betracht der vielerlei Menschenkinder, die Ihre Schrift lesen sollen, und wenn sie nur von Denen gelesen würde, die meine Sammlung gesehen haben, noch Einiges zum Besten der Kunst und der Kunstfreunde wünschen, und zwar eines Theils, daß Sie eine gewisse heitere Liberalität gegen alle Kunstfächer zeigten, den beschränktesten Künstler und Kunstliebhaber schätzten, sobald Jeder nur ohne sonderliche Anmaßung sein Wesen treibt; andern Theils aber kann ich Ihnen nicht genug Widerstreit gegen Diejenigen empfehlen, die von beschränkten Ideen ausgehen und mit einer unheilbaren Einseitigkeit einen vorgezogenen und beschützten Theil der Kunst zum Ganzen machen wollen. Lassen Sie uns zu diesen Zwecken eine neue Art von Sammlung ordnen, die dieß Mal nicht aus Bronzen und Marmor-Stücken, nicht aus Elfenbein noch Silber bestehen soll, sondern worin der Künstler, der Kenner und besonders der Liebhaber sich selbst wieder finde.

Freilich kann ich Ihnen nur den leichtesten Entwurf senden; Alles, was Resultat ist, zieht sich in's Enge zusammen, und mein Brief ist ohnehin schon lang genug. Meine Einleitung ist ausführlich und meinen Schluß sollen Sie mir selbst ausführen helfen.

Unsere kleine Academie richtete, wie es gewöhnlich geschieht, erst spät ihre Aufmerksamkeit auf sich selbst, und bald fanden wir in unserer Familie fast für alle die verschiedenen Gruppen einen Gesellschafter.

Es gibt Künstler und Liebhaber, welche wir Nachahmer genannt haben, und wirklich ist die eigentliche Nachahmung, auf einen hohen und schätzbaren Punct getrieben, ihr einziger Zweck, ihre höchste Freude. Mein Vater und mein Schwager gehörten dazu, und die Liebhaberei des Einen sowie die Kunst des Andern ließ in diesem Fache fast Nichts weiter übrig. Die Nachahmung kann nicht ruhen, bis sie die Abbildung, wo möglich, an die Stelle des Abgebildeten setzt.

Weil nun hierzu eine große Genauigkeit und Reinheit erfordert wird, so steht ihnen eine andere Classe nahe, welche wir die Punctirer genannt haben; bei Diesen ist die Nachbildung nicht das Vorzüglichste, sondern die Arbeit. Ein solcher Gegenstand scheint ihnen der liebste, bei dem sie die meisten Puncte und Striche anbringen können. Bei Diesen wird Ihnen die Liebhaberei meines Oheims sogleich einfallen. Ein Künstler dieser Art strebt gleichsam den Raum in's Unendliche zu füllen und uns sinnlich zu überzeugen, daß man die Materie in's Unendliche theilen könne. Sehr schätzbar erscheint dieses Talent, wenn es das Bildniß einer würdigen, einer werthen Person dergestalt in's Kleine bringt, daß wir Das, was unser Herz als ein Kleinod erkennt, auch vor unserm Auge, mit allen seinen äußern Eigenschaften, neben und mit Kleinodien erscheinen sehen.

Auch hat die Naturgeschichte solchen Männern viel zu verdanken.

Als wir von dieser Classe sprachen, mußte ich mir wohl selbst einfallen, der ich, mit meiner frühern Liebhaberei, eigentlich ganz im Gegensatze mit jenen stand. Alle Diejenigen, die mit wenigen Strichen zu viel leisten wollen, wie die Vorigen mit vielen Strichen und Puncten oft vielleicht zu wenig leisten, nannten wir Skizzisten. Hier ist nämlich nicht die Rede von Meistern, welche den allgemeinen Entwurf zu einem Werke, das ausgeführt werden soll, zu eigener und fremder Beurtheilung erst hinschreiben; denn Diese machen erst eine Skizze. Skizzisten nennt man aber Diejenigen mit Recht, welche ihr Talent nicht weiter als zu Entwürfen ausbilden und also nie das Ende der Kunst, die Ausführung, erreichen, sowie der Punctirer den wesentlichen Anfang der Kunst, die Erfindung, das Geistreiche oft nicht gewahr wird.

Der Skizzist hat dagegen meist zu viel Imagination; er liebt sich poetische, ja phantastische Gegenstände und ist immer ein Bißchen übertrieben im Ausdruck.

Selten fällt er in den Fehler, zu weich oder unbedeutend zu sein; diese Eigenschaft ist vielmehr sehr oft mit einer guten Ausführung verbunden.

Für die Rubrik, in welcher das Weiche, das Gefällige, das Anmuthige herrschend ist, hat sich Caroline sogleich erklärt und feierlich protestirt, daß man dieser Classe keinen Spitznamen geben möge; Julie hingegen überläßt sich und ihre Freunde, die poetisch geistreichen Skizzisten und Ausführer, dem Schicksal und einem strengern oder liberalern Urtheil.

Von den Weichlichen kamen wir natürlicher Weise auf die Holzschnitte und Kupferstiche der frühern Meister, deren Werke ungeachtet ihrer Strenge, Härte und Steifheit uns durch einen gewissen derben und sichern Character noch immer erfreuen.

Dann seien uns noch verschiedene Arten ein, die aber vielleicht schon in die vorigen eingeschlt werden können, als da sind: Caricaturzeichner, die nur das bedeutend Widerwärtige, physisch und moralisch Häßliche herausſuchen; Imitatoren, die mit großer Geschicklichkeit und Schnelligkeit Alles aus dem Stegreif entwerfen; geschickte Künstler, deren Werke man nicht ohne Commentar versteht; geschickte Liebhaber, die auch das Einfachste, natürlichste Werk nicht ohne Commentar lassen können, und was noch Andere mehr waren, deren ich künftig mehr sagen will. Für dieß Mal aber schließe ich mit dem Wunsche, daß das Ende meines Briefs, wenn es Ihnen Gelegenheit gibt, sich über meine Anmaßung lustig zu machen, Sie mit dem Anfang desselben versöhnen möge, wo ich mich vermaß, einige liebenswürdige Schwachheiten geschätzter Freunde zu beichten. Geben Sie mir das Gleiche zurück, wenn Ihnen mein Unterfangen nicht widerwärtig scheint; schelten Sie mich, zeigen Sie mir auch meine Eigenheiten im Spiegel; Sie vermehren dadurch den Dank, nicht aber die Anhänglichkeit

Ihres ewig Verbundenen.

Fünfter Brief.

Die Heiterkeit Ihrer Antwort bürgt mir, daß Sie mein Brief in der besten Stimmung angetroffen und Ihnen diese herrliche Gabe des Himmels nicht verkümmert hat; auch mir waren Ihre Blätter ein angenehmes Geschenk in einem angenehmen Augenblick.

Wenn das Glück viel öfter allein und viel seltener in Gesellschaft kommt als das Unglück, so habe ich dieß Mal eine Ausnahme von der Regel erfahren. Erwünschter und bedeutender hätten mir Ihre Blätter nicht kommen können, und Ihre Anmerkungen zu meinen wunderlichen Classificationen hätten nicht leicht geschwinder Frucht gebracht, als eben in dem Augenblick, da sie, wie ein schon keimender Same, in ein fruchtbares Erdreich fielen. Lassen Sie mich also die Geschichte des gestrigen Tages erzählen, damit Sie erfahren, was für ein neuer Stern mir aufging, mit welchem das Gestirn Ihres Briefs in eine so glückliche Conjunction tritt.

Gestern meldete sich bei uns ein Fremder an, dessen Name mir nicht unbekannt, der mir als ein guter Kenner gerühmt war. Ich freute mich bei seinem Eintritt, machte ihn mit meinen Besitzungen im Allgemeinen bekannt, ließ ihn wählen und zeigte vor. Ich bemerkte bald ein sehr gebildetes Auge für Kunstwerke, besonders für die Geschichte derselben. Er erkannte die Meister sowie ihre Schüler; bei zweifelhaften Bildern wußte er die Ursachen seines Zweifels sehr gut anzugeben, und seine Unterhaltung erfreute mich sehr.

Vielleicht wäre ich hingerissen worden, mich gegen ihn lebhafter zu äußern, wenn nicht der Verlauf, meinen Gast anzuhören, mir gleich bei m Eintritt eine ruhigere Stimmung gegeben hätte. Viele seiner Urtheile trafen mit den meinigen zusammen, bei manchen mußte ich sein scharfes und geübtes Auge bewundern. Das Erste, was mir in ihm bemerkenswerth schien, war ein entschiedener Haß gegen alle Manieristen. Es that mir für einige meiner Lieblingsbilder leid, und ich war um desto mehr aufgefordert, zu untersuchen, aus welcher Quelle eine solche Neigung wohl fließen möchte.

Mein Gast war spät gekommen, und die Dämmerung verhinderte uns, weiter zu sehen. Ich zog ihn zu einer kleinen Collation, zu der unser Philosoph eingeladen war; denn Dieser hat sich mir seit einiger Zeit genähert. Wie Das kommt, muß ich Ihnen im Vorbeigehen sagen.

Glücklicher Weise hat der Himmel, der die Eigenheiten der Männer voraussah, ein Mittel bereitet, das sie eben so oft verbindet als entzweit. Mein Philosoph ward von Julie's Anmuth, die er als Kind verlassen hatte, getroffen. Eine richtige Empfindung legte ihm auf, den Oheim sowie die Nichte zu unterhalten, und unser Gespräch verweilt nun gewöhnlich bei den Neigungen, bei den Leidenschaften des Menschen.

Ehe wir noch Alle beisammen waren, ergriff ich die Gelegenheit, meine Manieristen gegen den Fremden in Schutz zu nehmen. Ich sprach von ihrem schönen Naturell, von der glücklichen Uebung ihrer Hand und ihrer Anmuth; doch setzte ich, um mich zu verwahren, hinzu: Dieß will ich Alles nur sagen, um eine gewisse Duldung zu entschuldigen, wenn ich gleich zugebe, daß die hohe Schönheit, das höchste Princip und der höchste Zweck der Kunst freilich noch etwas ganz Anderes sei.

Mit einem Lächeln, das mir nicht ganz gefiel, weil es eine besondere Gefälligkeit gegen sich selbst und eine Art Mitleiden gegen mich auszudrücken schien, erwiderte er darauf: „Sie sind denn also auch den hergebrachten Grundsätzen getreu, daß Schönheit das letzte Ziel der Kunst sei?“

Mir ist kein höheres bekannt, versetzte ich darauf.

„Können Sie mir sagen was Schönheit sei?“ rief er aus.

Vielleicht nicht, versetzte ich; aber ich kann es Ihnen zeigen. Lassen Sie uns, auch allenfalls noch bei Licht, einen sehr schönen Gypsabguß des Apoll, einen sehr schönen Marmorkopf des Bacchus, den ich besitze, noch geschwind

entdecken, und wir wollen ſehen, ob wir uns nicht vereinigen können, daß ſie ſchön ſeien.

„Ehe wir an dieſe Unterſuchung gehen,“ verſetzte er, „möchte es wohl nöthig ſein, daß wir das Wort Schönheit und ſeinen Urſprung näher betrachten. Schönheit kommt von Schein; ſie iſt ein Schein und kann als das höchſte Ziel der Kunſt nicht gelten: das vollkommen Charakteriſtiſche nur verdient ſchön genannt zu werden; ohne Character gibt es keine Schönheit.“

Betrachten über dieſe Art, ſich auszudrücken, verſetzte ich: Zugegeben, aber nicht eingeſtanden, daß das Schöne charakteriſtiſch ſein müſſe, ſo folgt doch nur daraus, daß das Charakteriſtiſche dem Schönen allerdings zu Grunde liege, keineswegs aber, daß es Eins mit dem Charakteriſtiſchen ſei. Der Character verhält ſich zum Schönen wie das Skelet zum lebendigen Menſchen. Niemand wird läugnen, daß der Knochenbau zum Grunde aller hoch organiſirten Geſtalt liege; er begründet, er beſtimmt die Geſtalt; er iſt aber nicht die Geſtalt ſelbſt, und noch weniger bewirkt er die letzte Erſcheinung, die wir als Inbegriff und Hülle eines organiſchen Ganzen Schönheit nennen.

„Auf Gleichniſſe kann ich mich nicht einlaſſen,“ verſetzte der Gaſt, „und aus Ihren Worten ſelbſt erhellet, daß die Schönheit etwas Unbegreifliches oder die Wirkung von etwas Unbegreiflichem ſei. Was man nicht begreifen kann, Das iſt nicht, was man mit Worten nicht klar machen kann, Das iſt Unſinn.“

Ich. Können Sie denn die Wirkung, die ein farbiger Körper auf Ihr Auge macht, mit Worten klar ausdrücken?

Er. Das iſt wieder eine Inſtanz, auf die ich mich nicht einlaſſen kann. Genug, was Character ſei, läßt ſich nachweiſen. Sie finden die Schönheit nie ohne Character; denn ſonſt würde ſie leer und unbedeutend ſein. Alles Schöne der Alten iſt bloß characteriſtiſch, und bloß aus dieſer Eigenthümlichkeit entſteht die Schönheit.

Unſer Philoſoph war gekommen und hatte ſich mit den Nichten unterhalten; als er uns eifrig ſprechen hörte, trat er hinzu, und mein Gaſt, durch die Gegenwart eines neuen Zuhörers gleichſam angefeuert, fuhr fort.

Das iſt eben das Unglück, wenn gute Köpfe, wenn Leute von Verdienſt ſolche falſche Grundſätze, die nur einen Schein von Wahrheit haben, immer allgemeiner machen. Niemand ſpricht ſie lieber nach, als wer den Gegenſtand nicht kennt und verſteht. So hat uns Leſſing den Grundſatz aufgebunden, daß die Alten nur das Schöne gebildet; ſo hat uns Winckelmann mit der ſtillen Größe der Einfalt und Ruhe eingeſchläfert, anſtatt daß die Kunſt der Alten unter allen möglichen Formen erſcheint. Aber die Herren verweiſen nur bei Jupiter und Juno, bei den Genien und Grazien, und verſpotten die unechten Körper und Schädel der Barbaren, die krauſichten Haare, den ſchwarzigen Bart, die dürren Knochen, die runzliche Haut des entfetteten Alters, die verfliegenden Adern und die ſchlappen Brüſte.

Um Gotteswillen! rief ich aus; gibt es denn aus der guten Zeit der alten Kunſt ſelbſtſtändige Kunſtwerke, die ſolche abſcheuliche Gegenſtände vollendet darſtellen? Oder ſind es nicht vielmehr untergeordnete Werke, Werke der Gelegenheit, Werke der Kunſt, die ſich noch äußern Abſcheu bequemen muß, die im Staube iſt?

Er. Ich gebe Ihnen ein Verzeichniß, und Sie mögen ſelbſt unterſuchen und urtheilen. Aber daß Laocoon, daß Niobe, daß Dirce mit ihren Schweſtern ſelbſtſtändige Kunſtwerke ſind, werden Sie mir nicht läugnen. Treten Sie vor den Laocoon, und ſehen Sie die Natur in voller Empörung und Verzweiflung, den letzten erſtickenden Schmerz, krampfartige Spannung, wüthende Zuckung, die Wirkung eines ätzenden Giftes, heftige Gährung, ſtockenden Umlauf, erſtickende Preſſung und paralytiſchen Tod.

Der Philoſoph ſchien mich mit Verwunderung anzuſehen, und ich verſetzte: Man ſchaudert; man erſtarrt nur vor der bloßen Beſchreibung. Fürwahr, wenn es ſich mit der Gruppe Laocoon's ſo verhält, was will aus der Anmuth werden, die man ſogar darin ſowie in jedem ächten Kunſtwerke finden will! Doch ich will mich darein nicht miſchen; machen Sie Das mit den Verfaſſern der Propyläen aus, welche ganz der entgegengeſetzten Meinung ſind.

„Das wird ſich ſchon geben,“ verſetzte mein Gaſt; „das ganze Alterthum ſpricht mir zu: denn wo wüthet Schrecken und Tod entſetzlicher als bei den Darſtellungen der Niobe?“

Ich erſchrack über eine ſolche Aſſertion; denn ich hatte noch kurz vorher freilich nur die Kupfer im Fabroni geſehen, den ich ſogleich herbeiholte und aufſchlug. Ich finde keine Spur vom wüthenden Schrecken des Todes, vielmehr in den Statuen die höchſte Subordination der tragiſchen Situation unter die höchſten Ideen von Würde, Hoheit, Schönheit, gemäßigtem Betragen. Ich ſehe hier überall den Kunſtzweck, die Glieder zierlich und anmuthig erſcheinen zu laſſen. Der Character erſcheint nur noch in den allgemeinſten Linien, welche durch die Werke, gleichſam wie ein geiſtiger Knochenbau, durchgezogen ſind.

Er. Laſſen Sie uns zu den Basreliefen übergehen, die wir am Ende des Buches finden. —

Wir ſchlugen ſie auf.

Ich. Von allem Entſetzlichen, aufrichtig geſagt, ſehe ich auch hier nicht das Mindeſte.

Wo wüthen Schrecken und Tod? Hier sehe ich nur Figuren, mit solcher Kunst durcheinander bewegt, so glücklich gegen einander gestellt oder gebeugt, daß sie, indem sie mich an ein traurigst Schicksal erinnern, mir zugleich die angenehmste Empfindung geben. Alles Charakteristische ist gemäßigt, alles natürlich Gewaltsame ist aufgehoben, und so möchte ich sagen: Das Charakteristische liegt zum Grunde; auf ihm ruhen Einfalt und Würde; das höchste Ziel der Kunst ist Schönheit und ihre letzte Wirkung Gefühl der Anmuth.

Das Anmuthige, das gewiß nicht unmittelbar mit dem Charakteristischen verbunden werden kann, fällt besonders bei diesem Sarcophagen in die Augen. Sind die nackten Theile und Glieder der Niobe nicht hier als Zierathen gebraucht? Es ist die höchste Schwelgerei der Kunst; sie verziert nicht mehr mit Blumen und Früchten; sie verziert mit menschlichen Leichnamen, mit dem größten Elend, das einem Vater, das einer Mutter begegnen kann, eine blühende Familie auf ein Mal vor sich hingerafft zu sehen. Ja, der schöne Genius, der mit gesenkter Fackel bei dem Grabe steht, hat hier bei dem erfindenden, bei dem arbeitenden Künstler gestanden und ihm zu seiner irdischen Größe eine himmlische Anmuth zugehaucht.

Mein Gast sah mich lächelnd an und zuckte die Achseln. „Leider", sagte er, als ich geendigt hatte, „leider sehe ich wohl, daß wir nicht einig werden können. Wie Schade, daß ein Mann von Ihren Kenntnissen, von Ihrem Geist nicht einsehen will, daß das Alles nur leere Worte sind, und daß Schönheit und Ideal einem Manne von Verstand als ein Traum erscheinen muß, den er freilich nicht in die Wirklichkeit versetzen mag, sondern vielmehr widerstrebend findet."

Mein Philosoph schien während des letzten Theiles unsers Gespräches etwas unruhig zu werden, so gelassen und gleichgiltig er den Anfang anzuhören schien; er rückte den Stuhl, bewegte ein Paar Mal die Lippen und fing, als es eine Pause gab, zu reden an.

Doch was er vorbrachte, mag er Ihnen selbst überliefern. Er ist diesen Morgen bei Zeiten wieder da; denn seine Theilnahme an dem gestrigen Gespräch hat auf ein Mal die Schalen unserer wechselseitigen Entfernung abgestoßen, und ein Paar hübsche Pflanzen im Garten der Freundschaft zeigen sich.

Diesen Morgen geht noch eine Post, womit ich die gegenwärtigen Blätter abschicke, über denen ich schon einige Patienten versäumt habe, weßhalb ich Verzeihung vom Apoll, insofern er sich um Aerzte und Künstler zugleich bekümmert, erwarten darf.

Diesen Nachmittag haben wir noch fremder Gesichter zu erwarten. Unser Charakteristiker kommt wieder; zugleich haben sich noch ein halb Dutzend Freunde ansagen lassen; die Jahreszeit ist reizend und Alles in Bewegung.

Gegen diese Gesellschaft haben wir einen Bund gemacht, Julie, der Philosoph und ich; es soll uns keine von ihren Eigenheiten entgehen.

Doch hören Sie erst den Schluß unserer gestrigen Disputation und empfangen nur noch einen lebhaftern Gruß von

Ihrem ganz treu Mai etwas [illegible]

Sechster Brief.

Unser würdiger Freund läßt mich an seinem Schreibtisch niedersitzen, und ich danke ihm sowohl für dieses Vertrauen als für den Antheil, den er mir gibt, mich mit Ihnen zu unterhalten. Er nennt mich den Philosophen; er würde mich den Schüler nennen, wenn er wüßte, wie sehr ich mich zu bilden, wie sehr ich zu lernen wünsche. Doch leider hat man schon vor den Menschen, wenn man sich nur auf gutem Wege glaubt, ein anmaßliches Ansehen.

Da ich gestern Abend mich in ein Gespräch über bildende Kunst lebhaft einmischte, da mir das Anschauen derselben fehlt und ich nur einige litterarische Kenntnisse davon besitze, werden Sie mir verzeihen, wenn Sie meine Relation vernehmen und daraus ersehen, daß ich bloß im Allgemeinen geblieben bin, daß ich mein Befugniß mitzureden mehr auf einige Kenntniß der alten Poesie gegründet habe.

Ich will nicht läugnen, daß die Art, wie der Gegner mit meinem Freunde verfuhr, mich entrüstete. Ich bin noch jung, entrüste mich vielleicht zur Unzeit und verdiene um desto weniger den Titel eines Philosophen. Die Worte des Gegners griffen mich selbst an; denn wenn der Kenner, der Liebhaber der Kunst das Schöne nicht aufgeben darf, so muß der Schüler der Philosophie sich das Ideal nicht unter die Hirngespinnste verweisen lassen.

Nun, so viel ich mich erinnere, wenigstens den Faden und den allgemeinen Inhalt des Gesprächs.

Ich. Erlauben Sie, daß ich auch ein Wort einrede.

Der Gast (etwas schnöde). Von Herzen gern und wo möglich Nichts von Luftbildern.

Ich. Von der Poesie der Alten kann ich einige Rechenschaft geben, von der bildenden Kunst habe ich wenige Kenntniß.

Der Gast. Das thut mir leid. So werden wir wohl schwerlich näher zusammen kommen.

Ich. Und doch sind die schönen Künste nahe verwandt; die Freunde der verschiedensten sollten sich nicht mißverstehen.

Oheim. Laſſen Sie hören.

Ich. Die alten Tragödien-Schreiber verfuhren mit dem Stoff, den ſie bearbeiteten, willig wie die bildenden Künſtler, wenn andere dieſe Kupfer, welche die Familie der Niobe darſtellen, nicht ganz vom Original abweichen.

Gaſt. Sie ſind leidlich genug; ſie geben nur einen unvollkommenen, nicht einen falſchen Begriff.

Ich. Nun, dann können wir ſie inſofern zum Grunde legen.

Oheim. Was behaupten Sie von dem Verfahren der alten Tragödien-Schreiber?

Ich. Sie wählten ſehr oft, beſonders in der erſten Zeit, unerträgliche Gegenſtände, unleidliche Begebenheiten.

Gaſt. Unerträglich wären die alten Fabeln?

Ich. Gewiß! Ungefähr wie Ihre Beſchreibung des Laocoon.

Gaſt. Dieſe finden Sie alſo unerträglich?

Ich. Verzeihen Sie! Nicht Ihre Beſchreibung, ſondern das Beſchriebene.

Gaſt. Alſo das Kunſtwerk?

Ich. Keineswegs! Aber Das, was Sie darin geſehen haben. Die Fabel, die Erzählung, das Sceleet, Das, was Sie characteriſtiſch nennen. Denn wenn Laocoon wirklich ſo vor unſern Augen ſtünde, wie Sie ihn beſchreiben, ſo wäre er werth, daß er den Augenblick in Stücken geſchlagen würde.

Gaſt. Sie drücken ſich ſtark aus.

Ich. Das iſt wohl Einem wie dem Andern erlaubt.

Oheim. Nun alſo zu dem Trauerſpiel der Alten.

Gaſt. Zu den unerträglichen Gegenſtänden.

Ich. Ganz recht! Aber auch zu der Alles erträglich, leidlich, ſchön, anmuthig machenden Behandlung.

Gaſt. Das geſchähe denn alſo wohl durch Einfalt und ſtille Größe?

Ich. Wahrſcheinlich!

Gaſt. Durch das mildernde Schönheits-Princip?

Ich. Es wird wohl nicht anders ſein.

Gaſt. Die alten Tragödien wären alſo nicht ſchrecklich?

Ich. Nicht leicht, ſo viel ich weiß, wenn man den Dichter ſelbſt hört. Freilich, wenn man in der Poeſie nur den Stoff erblickt, der dem Gedichteten zum Grund liegt; wenn man vom Kunſtwerke ſpricht, als hätte man an ſeiner Statt die Begebenheiten in der Natur erfahren: dann laſſen ſich wohl ſogar Sophocleiſche Tragödien als ekelhaft und abſcheulich darſtellen.

Gaſt. Ich will über Poeſie nicht entſcheiden.

Ich. Und ich nicht über bildende Kunſt.

Gaſt. Ja, es iſt wohl das Beſte, daß Jeder in ſeinem Fache bleibt.

Ich. Und doch gibt es einen allgemeinen Punct, in welchem die Wirkungen aller Kunſt, redender ſowohl als bildender, ſich ſammeln, aus welchem alle ihre Geſetze entfließen.

Gaſt. Und dieſer wäre?

Ich. Das weſentliche Gemüth.

Gaſt. Ja! ja! Es iſt die Art der neuen Herren Philoſophen, alle Dinge auf ihren eigenen Grund und Boden zu ſpielen; und bequemer iſt es freilich, die Welt nach der Ihrer zu modeln, als ſeine Vorſtellungen den Dingen zu unterwerfen.

Ich. Es iſt hier von keinem metaphyſiſchen Genie die Rede.

Gaſt. Den ich mir auch verbitten wollte.

Ich. Die Natur, will ich ein Mal ſagen, läßt ſich unabhängig von dem Menſchen denken; die Kunſt bezieht ſich nothwendig auf denſelben: denn die Kunſt iſt nur durch den Menſchen und für ihn.

Gaſt. Wozu ſoll Das führen?

Ich. Sie ſelbſt, indem Sie der Kunſt das Characteriſtiſche zum Ziel ſetzen, beſtellen den Verſtand, der das Characteriſtiſche erkennt, zum Richter.

Gaſt. Allerdings thue ich Das. Was ich mit dem Verſtand nicht begreife, exiſtirt mir nicht.

Ich. Aber der Menſch iſt nicht bloß ein denkendes, er iſt zugleich ein empfindendes Weſen. Er iſt ein Ganzes, eine Einheit vielfacher, innig verbundener Kräfte, und zu dieſem Ganzen des Menſchen muß das Kunſtwerk reden; es muß dieſer reichen Einheit, dieſer einigen Mannigfaltigkeit in ihm entſprechen.

Gaſt. Führen Sie mich nicht in dieſe Labyrinthe; denn wer vermöchte uns herauszuhelfen?

Ich. Da iſt es denn freilich am Beſten, wir heben das Geſpräch auf, und Jeder behauptet ſeinen Platz.

Gaſt. Auf dem meinigen wenigſtens ſtehe ich feſte.

Ich. Vielleicht fände ſich noch geſchwind ein Mittel, daß Einer den Andern auf ſeinem Platze wo nicht beſuchen, doch wenigſtens beobachten könnte.

Gaſt. Geben Sie es an.

Ich. Wir wollen uns die Kunſt einen Augenblick im Entſtehen denken.

Gaſt. Gut!

Ich. Wir wollen das Kunſtwerk auf dem Wege zur Vollkommenheit begleiten.

Gaſt. Nur auf dem Wege der Erfahrung mag ich Ihnen folgen. Die ſteilen Pfade der Speculation verbitte ich mir.

Ich. Sie erlauben, daß ich von vorn anfange.

Gaſt. Recht gern!

Ich. Der Menſch fühlt eine Neigung zu irgend einem Gegenſtand. Sei es ein einzelnes, belebtes Weſen!

Gaſt. Alſo etwa zu dieſem artigen Schooßhunde.

Julie. Fraun, Better! Es iſt keine geringe Ehre, als Beiſpiel zu einer ſolchen Abhandlung gebraucht zu werden.

Ich. Fürwahr, der Hund iſt niedlich genug! Und fühlte der Mann, den wir annehmen, einen Nachahmungstrieb, ſo würde er dieſes Geſchöpf auf irgend eine Weiſe darzuſtellen ſuchen. Laſſen Sie aber auch ſeine Nachahmung recht gut gerathen, ſo werden wir doch nicht ſehr gefördert ſein; denn wir haben nun allenfalls nur zwei Bello's für einen.

Gaſt. Ich will nicht einreden, ſondern erwarten, was hieraus entſtehen ſoll.

Ich. Nehmen Sie an, daß dieſer Mann, den wir, wegen ſeines Talents, nun ſchon einen Künſtler nennen, ſich hierbei nicht beruhigte; daß ihm ſeine Neigung zu eng, zu beſchränkt vorkäme; daß er ſich nach mehr Individuen, nach Varietäten, nach Arten, nach Gattungen umthäte, dergeſtalt, daß zuletzt nicht mehr das Geſchöpf, ſondern der Begriff des Geſchöpfs vor ihm ſtünde, und er dieſen endlich durch ſeine Kunſt darzuſtellen vermöchte.

Gaſt. Bravo! Das würde mein Mann ſein. Das Kunſtwerk würde gewiß characteriſtiſch ausfallen.

Ich. Ohne Zweifel!

Gaſt. Und ich würde mich dabei beruhigen und Nichts weiter fordern.

Ich. Wir Andern aber ſteigen weiter.

Gaſt. Ich bleibe zurück.

Oheim. Zum Verſuche gehe ich mit.

Ich. Durch jene Operation möchte allenfalls ein Canon entſtanden ſein, muſterhaft, wiſſenſchaftlich ſchätzbar, aber nicht befriedigend für's Gemüth.

Gaſt. Wie wollen Sie auch den wunderlichen Forderungen dieſes lieben Gemüths genug thun?

Ich. Es iſt nicht wunderlich; es läßt ſich nur ſeine gerechten Anſprüche nicht nehmen. Eine alte Sage berichtet uns, daß die Elohim einſt unter einander geſprochen: „Laſſet uns den Menſchen machen, ein Bild, das uns gleich ſei," und der Menſch ſagt daher mit vollem Recht: „Laſſet uns Götter machen, Bilder, die uns gleich ſeien!"

Gaſt. Wir kommen hier ſchon in eine ſehr dunkle Region.

Ich. Es gibt nur ein Licht, uns hier zu leuchten.

Gaſt. Das wäre?

Ich. Die Vernunft.

Gaſt. Inwiefern ſie ein Licht oder ein Irrlicht ſei, iſt ſchwer zu beſtimmen.

Ich. Nennen wir ſie nicht; aber fragen wir uns die Forderungen ab, die der Geiſt an ein Kunſtwerk macht. Eine beſchränkte Neigung ſoll nur ausgefüllt, unſere Wißbegierde nicht etwa nur befriedigt, unſere Kenntniß nur gemehrt und beruhigt werden, das Höhere, was in uns liegt, will er erweckt ſein; wir wollen verehren und uns ſelbſt verehrungswürdig fühlen.

Gaſt. Ich fange an Nichts mehr zu verſtehen.

Oheim. Ich aber glaube einiger Maßen folgen zu können. Wie weit ich mitgehe, will ich durch ein Beiſpiel zeigen. Nehmen wir an, daß jener Künſtler einen Adler in Erz gebildet habe, der den Gattungsbegriff vollkommen ausdrückte; nun wollte er ihn aber auf den Scepter Jupiter's ſetzen. Glauben Sie, daß er dahin vollkommen paſſen würde?

Gaſt. Es käme darauf an.

Oheim. Ich ſage nein! Der Künſtler müßte ihm vielmehr noch Etwas geben.

Gaſt. Was denn?

Oheim. Das iſt freilich ſchwer auszudrücken.

Gaſt. Ich vermuthe.

Ich. Und doch ließe ſich vielleicht durch Annäherung Etwas thun.

Gaſt. Nur immer zu!

Ich. Er müßte dem Adler geben, was er dem Jupiter gab, um Dieſen zu einem Gott zu machen.

Gaſt. Und Das wäre?

Ich. Das Göttliche, das wir freilich nicht kennen würden, wenn es der Menſch nicht fühlte und ſelbſt hervorbrächte.

Gaſt. Ich behaupte immer meinen Platz und laſſe Sie in die Wolken ſteigen. Ich ſehe recht wohl, Sie wollen den hohen Styl der Griechiſchen Kunſt bezeichnen, den ich aber auch nur inſofern ſchätze, als er characteriſtiſch iſt.

Ich. Für uns iſt er noch etwas mehr; er befriedigt eine hohe Forderung, die aber doch noch nicht die höchſte iſt.

Gaſt. Sie ſcheinen ſehr ungenügſam zu ſein.

Ich. Dem, der erlangen kann, geziemt, viel zu fordern. Laſſen Sie mich kurz ſein! Der menſchliche Geiſt befindet ſich in einer herrlichen Lage, wenn er verehrt, wenn er anbetet, wenn er einen Gegenſtand erhebt und von ihm erhoben wird. Allein er mag in dieſem Zuſtand nicht lange verharren; der Gattungsbegriff ließ ihn kalt, das Ideale erhob ihn über ſich ſelbſt. Nun aber möchte er in ſich ſelbſt wieder zurückkehren; er möchte jene frühere Neigung, die er zum Individuo gehegt, wieder genießen, ohne in jene Beſchränktheit zurückzukehren, und will auch das Bedeutende, das Geiſterhebende nicht fahren laſſen. Was würde aus ihm in dieſem

Zuſtande werden, wenn die Schönheit nicht einträte und das Räthſel glücklich löſte! Sie gibt dem Wiſſenſchaftlichen erſt Leben und Wärme; und indem ſie das Bedeutende, Hohe mildert und himmliſchen Reiz darüber ausgießt, bringt ſie es uns wieder näher. Ein ſchönes Kunſtwerk hat den ganzen Kreis durchlaufen, es iſt uns wieder eine Art Individuum, das wir mit Neigung umfaſſen, das wir uns zueignen können.

Gaſt. Sind Sie fertig?

Ich. Für dieß Mal! Der kleine Kreis iſt geſchloſſen; wir ſind wieder da, wo wir ausgegangen ſind; das Gemüth hat gefordert, das Gemüth iſt befriedigt und ich habe weiter Nichts zu ſagen. (Der gute Oheim ward zu einem Kranken dringend abgerufen.)

Gaſt. Es iſt die Art der Herren Philoſophen, daß ſie ſich hinter ſonderbaren Worten, wie hinter einer Aegide, im Streite einher bewegen.

Ich. Dieß Mal kann ich wohl verſichern, daß ich nicht als Philoſoph geſprochen habe; es waren lauter Erfahrungsſachen.

Gaſt. Das nennen Sie Erfahrung, wovon ein Anderer Nichts begreifen kann!

Ich. Zu jeder Erfahrung gehört ein Organ.

Gaſt. Wohl ein beſonderes?

Ich. Kein beſonderes; aber eine gewiſſe Eigenſchaft muß es haben.

Gaſt. Und die wäre?

Ich. Es muß produciren können.

Gaſt. Was produziren?

Ich. Die Erfahrung! Es gibt keine Erfahrung, die nicht producirt, hervorgebracht, erſchaffen wird.

Gaſt. Nun Das iſt arg genug!

Ich. Beſonders gilt es von dem Künſtler.

Gaſt. Fürwahr! Was wäre nicht ein Portrait-Maler zu beneiden; was würde er nicht für Zulauf haben, wenn er ſeine ſämmtlichen Kunden produciren könnte, ohne ſie mit ſo mancher Sitzung zu incommodiren!

Ich. Vor dieſer Inſtanz fürchte ich mich gar nicht; ich bin vielmehr überzeugt: kein Portrait kann etwas taugen, als wenn es der Maler im eigentlichſten Sinne erſchafft.

Gaſt (aufſpringend). Das wird zu toll! Ich wollte, Sie hätten mich zum Beſten und das Alles wäre nur Spaß! Wie würde ich mich freuen, wenn das Räthſel ſich dergeſtalt auflöſte! Wie gern würde ich einem wackern Mann, wie Sie ſind, die Hand reichen!

Ich. Leider iſt es mein völliger Ernſt; und ich kann mich weder anders finden noch fügen.

Gaſt. Nun, ſo dächte ich, wir reichten einander zum Abſchied wenigſtens die Hände; beſonders da unſer Herr Wirth ſich entfernt hat, der doch noch allenfalls den Präſidenten bei unſerer lebhaften Disputation machen konnte. Leben Sie wohl, Mademoiſelle! Leben Sie wohl, mein Herr! Ich laſſe morgen anfragen, ob ich wieder aufwarten darf?

So ſtürmte er zur Thüre hinaus, und Julie hatte kaum Zeit, ihm die Magd, die ſich mit der Laterne parat hielt, nachzuſchicken. Ich blieb mit dem liebenswürdigen Kinde allein. Caroline hatte ſich ſchon früher entfernt. Ich glaube, es war nicht lange hernach, als mein Gegner die reine Schönheit, ohne Character, für faſt erklärt hatte.

„Sie haben es arg gemacht, mein Freund", ſagte Julie nach einer kurzen Pauſe. „Wenn er mir nicht ganz recht zu haben ſcheint, ſo kann ich Ihnen doch auch unmöglich durchaus Beifall geben; denn es war doch wohl bloß, um ihn zu necken, als Sie zuletzt behaupteten: der Portrait-Maler müſſe das Bildniß ganz eigentlich erſchaffen."

Schöne Julie, verſetzte ich darauf; wie ſehr wünſchte ich, mich Ihnen hierüber verſtändlich zu machen! Vielleicht gelingt es mir mit der Zeit. Aber Ihnen, deren lebhafter Geiſt ſich in alle Regionen bewegt, die den Künſtler nicht allein ſchätzt, ſondern ihm gewiſſer Maßen zuvoreilt und ſelbſt Das, was Sie nicht mit Augen geſehen, ſich, als ſtünde es vor ihr, zu vergegenwärtigen weiß, Sie ſollten am Wenigſten ſtutzen, wenn vom Schaffen, vom Hervorbringen die Rede iſt.

Julie. Ich merke, Sie wollen mich beſtechen. Es wird Ihnen leicht werden; denn ich höre Ihnen gern zu.

Ich. Laſſen Sie uns vom Menſchen würdig denken und bekümmern wir uns nicht, ob es ein wenig bizarr klingt, was wir von ihm ſagen. Gibt doch Jedermann zu, daß der Poet geboren werden müſſe! Schreibt nicht Jedermann dem Genie eine ſchaffende Kraft zu. Und Niemand glaubt dadurch eben etwas Paradoxes zu ſagen. Wir läugnen es nicht von den Werken der Phantaſie: aber wahrlich, der unthätige, untangende Menſch wird das Gute, das Edle, das Schöne weder an ſich noch an Andern gewahr werden. Wo käme es denn her, wenn es nicht aus uns ſelbſt entſpränge? Fragen Sie Ihr eigen' Herz. Iſt nicht die Handelsweiſe zugleich mit dem Handeln ihm eingeboren? Iſt es nicht die Fähigkeit zur guten That, die ſich der guten That erfreut? Wer fühlt lebhaft ohne den Wunſch, das Gefühlte darzuſtellen? Und was ſtellen wir denn eigentlich dar, was wir nicht erſchaffen; und zwar nicht etwa nur ein für alle Mal, damit es da ſei, ſondern damit es wirke, immer wachſe und wieder werde und wieder hervorbringe. Das iſt ja eben die gött-

liche Kraft der Liebe, von der man nicht aufhört zu kosten und zu sagen, daß sie in jedem Augenblick die herrlichen Eigenschaften des geliebten Gegenstandes neu hervorbringt, in den kleinsten Theilen ausgebildet, im Ganzen umfaßt, bei Tage nicht rastet, bei Nacht nicht ruht, sich an ihrem eigenen Werke entzückt, über ihre eigene rege Thätigkeit erstaunt, das Bekannte immer neu findet, weil es in jedem Augenblicke, in dem süßesten aller Geschäfte wieder neu erzeugt wird. Ja, das Bild der Geliebten kann nicht alt werden; denn jeder Moment ist seine Geburtsstunde.

Ich habe heute sehr gesündigt; ich handelte gegen meinen Vorsatz, indem ich über eine Materie sprach, die ich nicht ergründet habe, und in diesem Augenblick bin ich auf dem Wege, noch strafwürdiger zu fehlen. Schweigen gebühret dem Menschen, der sich nicht vollendet fühlt. Schweigen geziemt auch dem Liebenden, der nicht hoffen darf, glücklich zu sein. Lassen Sie mich von hinnen gehen, damit ich nicht doppelt scheltenswerth sei.

Ich ergriff Julie'ns Hand; ich war sehr bewegt; sie hielt mich freundlich fest. Ich darf es sagen. Gebe der Himmel, daß ich mich nicht geirrt habe, daß ich mich nicht irre!

Doch ich fahre in meiner Erzählung fort. Der Oheim kam zurück; er war freundlich genug, Das an mir zu loben, was ich an mir tadelte, war zufrieden, daß meine Ideen über bildende Kunst mit den seinigen zusammentrafen. Er versprach mir, in kurzer Zeit die Anschauung zu verschaffen, deren ich bedürfen könnte. Julie sagte mir scherzend auch ihren Unterricht zu, wenn ich gesprächiger, wenn ich mittheilender werden wollte; — und ich fühle schon recht gut, daß sie Alles aus mir machen kann, was sie will.

Die Magd kam zurück, die dem Fremden geleuchtet hatte; sie war sehr vergnügt über seine Freigebigkeit, denn er hatte ihr ein ansehnliches Trinkgeld gegeben; noch mehr aber lobte sie seine Artigkeit. Er hatte sie mit freundlichen Worten entlassen und sie obendrein ſchönes Kind genannt.

Ich war nun eben nicht im Humor, ihn zu schonen, und rief aus: O ja, Das kann Einem leicht passiren, der das Ideal verläugnet, daß er das Gemeine für schön erklärt!

Julie erinnerte mich scherzend: daß Gerechtigkeit und Billigkeit auch ein Ideal sei, wornach der Mensch zu streben habe.

Es war spät geworden; der Oheim bat mich um einen Dienst, durch den ich mir zugleich selbst dienen sollte; er gab mir eine Abschrift jenes Briefes an Sie, meine Herren, worin er die verschiedenen Liebhabereien zu bezeichnen suchte. Er gab mir Ihre Antwort, verlangte, daß ich Beides geschwind studiren, meine Gedanken darüber zusammenfassen und alsdann gegenwärtig sein möchte, wenn die angemeldeten Fremden sein Cabinet besuchten, um zu sehen, ob wir noch mehr Classen entdecken und aufzeichnen könnten. Ich habe den Ueberrest der Nacht damit zugebracht und ein Schema aus dem Stegreif verfertigt, das, wo nicht gründlich, doch wenigstens lustig ist, und das für mich einen großen Werth hat, weil Julie heute recht herzlich darüber lachen konnte.

Leben Sie recht wohl! Ich merke, daß dieser Brief mit dem Briefe des guten Oheims, der noch hier auf dem Schreibtische liegt, zugleich fort kann. Nur flüchtig habe ich das Geschriebene wieder überlesen dürfen. Wie Manches wäre anders zu sagen, wie Manches besser zu bestimmen gewesen! Ja, wenn ich meinem Gefühl nachginge, so sollten diese Blätter eher in's Feuer als auf die Post. Aber wenn nur das Vollendete mitgetheilt werden sollte, wie schlecht würde es überhaupt um Unterhaltung aussehen! Indessen soll unser Gast gesegnet sein, daß er mich in eine Leidenschaft versetzte, daß er mich in eine Aufwallung brachte, die mir diese Unterhaltung mit Ihnen verschaffte und zu neuen, schönen Verhältnissen Anlaß gab.

Siebenter Brief.

Abermals ein Blatt von Julie'ns Hand! Sie sehen diese Federzüge wieder, von denen Sie einmal physiognomisirten, daß sie einen leicht fassenden, leicht mittheilenden, über die Gegenstände hinschwebenden Geist andeuteten.

Gewiß, diese Eigenschaften sind mir heute nöthig, wenn ich eine Pflicht erfüllen soll, die mir im eigentlichsten Sinne aufgedrungen worden; denn ich fühle mich weder dazu bestimmt noch fähig. Aber die Herren wollen es so, und da muß es ja wohl geschehen.

Die Geschichte des gestrigen Tages soll ich aufzeichnen, die Personen schildern, die gestern unser Cabinet besuchten und zuletzt Ihnen Rechenschaft von dem allerliebsten Zachwerk geben, worin künftig alle und jede Künstler und Kunstfreunde, die an einem einzelnen Theile festhalten, die sich nicht zum Ganzen erheben, eingeschachtelt und aufgestellt werden sollen. Jenes Erste, insofern es historisch ist, will ich wohl übernehmen, an das Letztere kommt es heute ohnehin nicht, und morgen will ich schon sehen, wie ich diesen Auftrag ablehne.

Damit Sie nun aber wissen, wie ich gerade dies Mal dazu komme, Sie zu unterhalten, so will ich Ihnen nur kurzlich erzählen, was gestern Abend bei'm Abschied vorgefallen.

Wir hatten lange beiſammen geſeſſen (verſteht ſich, der Oheim, der junge Freund, der nicht mehr als Philoſoph aufgeführt ſein will, und die beiden Schweſtern); wir hatten uns über die Begebenheiten des Tages unterhalten, uns ſelbſt ſo wie auch alle bekannten Freunde in die verſchiedenen Rubriken eingetheilt. Als wir auseinander gehen wollten, fing der Oheim an: Nun wer gibt unſern abweſenden Freunden, die wir heute ſo oft zu uns gewünſcht, deren wir ſo oft gedacht haben, nunmehr auch ſchnell Nachricht von den heutigen Verfällen und von den Vorſchritten, die wir in Kenntniß und Beurtheilung ſowohl unſerer ſelbſt als Anderer gemacht haben? An dieſer Mittheilung muß es nicht fehlen, damit wir auch bald wieder Etwas von dort her erhalten, und ſo der Schneeball ſich immer freudiger und vergrößere.

Ich verſetzte darauf: Mich ſollte dünken, daß dieſes Geſchäft nicht in beſſern Händen ſein könnte, als wenn unſer Oheim die Geſchichte des Tags aufzeichnete und unſer Freund über die neue Theorie und deren Anwendung einen kurzen Aufſatz zu machen ſich entſchlöſſe.

Eben, da Sie das Wort Theorie nennen, verſetzte der Freund, muß ich ſchon mit Entſetzen zurücktreten und mich losſagen, ſo gern ich Ihnen auch in Allem gefällig ſein wollte. Ich weiß nicht, was mich dieſe Tage von einem Fehler zum andern verleitet. Kaum habe ich mein Stillſchweigen gebrochen und über bildende Kunſt geſchwatzt, die ich erſt ſtudiren ſollte, ſo laſſe ich mich bereden, Etwas, das theoretiſch ſcheinen könnte, über einen Gegenſtand aufzuſetzen, den ich nicht überſehe. Laſſen Sie mir das ſüße Gefühl, daß ich dieſe Schwachheiten aus Neigung gegen meine wertheſten Freunde begangen habe; aber ſparen Sie mir die Beſchämung, mich mit dieſen Unvollkommenheiten vor Perſonen ſehen zu laſſen, vor denen ich, als ein Fremder, nicht ſo ganz im Nachtheil erſcheinen möchte.

Hierauf verſetzte ſogleich der Oheim: Was mich betrifft, ſo bin ich nicht im Stande, unter den erſten acht Tagen an einen Brief zu denken. Meine einheimiſchen und auswärtigen Patienten fordern meine ganze Aufmerkſamkeit; ich muß beſuchen, Conſultationen ſchreiben, auf's Land fahren. Seht, liebe Kinder, wie Ihr zuſammen übereinkommt. Ich dächte, Julie ergriffe kurz und gut die Feder, finge mit dem Hiſtoriſchen an und endigte mit dem Speculativen. Sie erinnert ſich des Geſchehenen recht gut, und an ihren Späßen habe ich geſehen, daß ſie auch im Raiſonnement uns manchmal zuvorläuft. Es kommt nur auf guten Willen an, und den hat ſie meiſt.

So wird von mir geſprochen und ſo muß ich von mir ſchreiben. Ich vertheidigte mich ſo gut ich konnte; doch mußte ich zuletzt nachgeben, und ich läugne nicht, daß ein Paar gute, freundliche Worte des jungen Mannes, der, ich weiß nicht, was für eine Gewalt über mich ausübt, mich eigentlich zuletzt noch determinirten.

Nun ſind alſo meine Gedanken an Sie gerichtet, meine Herren; meine Feder eilt gleichſam zu Ihnen hin; es ſcheint mir, als wenn ich, indem ich ſchreibe, nach und nach den Weg zurücklege, der uns trennt. Schon bin ich bei Ihnen. Laſſen Sie mich und meine Erzählung eine freundliche Aufnahme finden!

Wir hatten geſtern Mittag kaum abgegeſſen, als man uns ſchon zwei Fremde meldete; es war ein Hofmeiſter mit ſeinem jungen Herrn.

Schalkhaft geſinnt und begierig auf die Beute des Tags eilten wir ſogleich ſämmtlich nach dem Cabinette. Der junge Herr war ein hübſcher, ſtiller, junger Mann; der Hofmeiſter hatte nicht eben feine, aber doch gute Sitten. Nach dem gewöhnlichen allgemeinen Eingang ſah er ſich unter den Gemälden um, bat ſich die Erlaubniß aus, die vorzüglichſten ſchriftlich anzumerken. Mein Oheim zeigte ihm gutmüthig die beſten Stücke jedes Zimmers; der Fremde notirte ſich mit einigen Worten den Namen des Malers und den Gegenſtand; dabei wünſchte er zu wiſſen, wie viel das Stück gekoſtet haben möchte; wie viel es wohl allenfalls an baarem Gelde werth ſei; worin man ihm denn, wie natürlich, nicht immer willfahren konnte.

Der junge Herr war mehr nachdenklich als aufmerkſam, er ſchien bei einſamen Landſchaften, felſigen Gegenden und Waſſerfällen am Meiſten zu verweilen.

Nun kam auch der Gaſt des vorigen Tages, den ich künftig den Characteriſtiker nennen werde. Er war heiter und guter Laune, ſcherzte mit dem Oheim und dem Freunde über den geſtrigen Streit und verſicherte, daß er ſie noch zu bekehren hoffe. Der Oheim führte ihn gleich geſprächig vor ein intereſſantes Gemälde; der Freund ſchien düſter und verdrießlich, worüber er von mir ausgeſcholten wurde. Er geſtand, daß ihn die Behaglichkeit ſeines Gegners einen Augenblick verſtimmt habe, und verſprach mir, heiter zu ſein.

Wir konnten bemerken, daß der Oheim mit ſeinem Gaſte ſich recht behaglich unterhielt, als eine Dame hereintrat mit zwei Reiſegefährten. Wir Mädchen, die wir uns, in Erwartung dieſes Beſuches, zum Beſten geputzt hatten, eilten ihr ſogleich entgegen und hießen ſie willkommen. Sie war freundlich und geſprächig, und ein gewiſſer Ernſt befremdete uns nicht, der ihrem

Vater. Das war auch nicht artig, daß du ſo früh hineinſchlüpfteſt, als wenn dir der ſchöne Mondſchein die Augen zudrückte. Der arme Jery war doch um deinetwillen da; er ſaß bis nach Mitternacht bey mir auf der Bank, er hat mich recht gedauert.

Bätely. Ihr ſeyd gleich ſo mitleidig wenn er klagt und druckſt und immer eben daſſelbe wiederhohlt, hernach eine Viertelſtunde ſtill iſt, thut als wenn er aufbrechen wollte, und doch am Ende bleibt und wieder von vornen anfängt. Mir iſt's ganz anders dabey, mir macht's Langeweile.

Vater. Ich wollte doch ſelbſt, daß du dich zu etwas entſchlöſſeſt.

Bätely. Wollt ihr mich ſo gerne los ſeyn?

Vater. Nicht das; ich zöge mit, wir hätten's beyde beſſer und bequemer.

Bätely. Wer weiß? Ein Mann iſt nicht immer bequem.

Stand und Alter angemeſſen war. Um einen Kopf kleiner als meine Schweſter und ich, ſchien ſie doch auf uns herabzuſehen, und ſich der Superiorität ihres Geiſtes und ihrer Erfahrungen zu freuen.

Wir fragten ſie, was ſie zu ſehen beliebe. Sie verſicherte, daß ſie in einer Gallerie, in einem Cabinet am Liebſten allein herumgehe, ſich ihren Gefühlen zu überlaſſen. Wir überließen ſie ihren Gefühlen und hielten uns in einer anſtändigen Entfernung.

Als ich hörte, daß ſie über einige Niederländiſche Bilder und deren unedle Gegenſtände ſich gegen ihren Begleiter mit Tadel herausließ, glaubte ich meine Sache recht gut zu machen, indem ich ein Käſtchen auf die Staffelei hob, worin ſich eine köſtliche, liegende Venus befindet. Man iſt über den Meiſter nicht einig, aber einig, daß ſie vortrefflich ſei. Ich öffnete die Thüren und bat ſie, in's rechte Licht zu treten. Jedoch, wie übel kam ich an! Kaum hatte ſie einen Blick auf die Tafel geworfen, als ſie die Augen niederſchlug und mich alsdann ſogleich mit einigem Unwillen anſah. „Ich hätte", rief ſie aus, „von einem jungen, beſcheidenen Mädchen nicht erwartet, daß ſie mir einen ſolchen Gegenſtand gelaſſen vor die Augen ſtellen würde!" — Wie ſo? fragte ich. — „Und Sie können fragen!" verſetzte die Dame.

Ich nahm mich zuſammen und ſagte mit ſcheinbarer Naivetät: „Gewiß, gnädige Frau, ich ſehe nicht ein, warum ich Ihnen dieſes Bild nicht vorſtellen ſollte; vielmehr, indem ich dieſen Schatz unſerer Sammlung, den man gewöhnlich nur erſt ſpät zeigt, gleich vom Anfange vorſtelle, glaubte ich einen Beweis meiner Achtung abzulegen.

Die Dame. Alſo dieſe Nacktheit beleidigt Sie nicht?

Julie. Ich wüßte nicht, wie mich das Schönſte beleidigen ſollte, was das Auge ſehen kann; und überdieß iſt mir der Gegenſtand nicht fremd, ich habe ihn von Jugend auf geſehen.

Dame. Ich kann die Erzieher nicht loben, die ſolche Gegenſtände nicht vor Ihren Augen verheimlichten.

Julie. Um Vergebung! Wie hätten ſie Das ſollen? Und wie hätten ſie's gekonnt? Man lehrte mich die Naturgeſchichte; man zeigte mir die Vögel in ihren Federn, die Thiere in ihren Fellen; man erließ mir die Schuppen der Fiſche nicht: und man hätte mir ſollen ein Geheimniß aus der Geſtalt des Menſchen machen, wohin Alles weiſt, deutet und drängt! Sollte Das wohl möglich geweſen ſein? Gewiß, hätte man mir alle Menſchen mit Kutten zugedeckt, mein Geiſt hätte nicht eher geraſtet und geruht, bis ich mir eine menſchliche Geſtalt ſelbſt erfunden hätte; und bin ich nicht auch ein Mädchen! Wie kann man den Menſchen vor dem Menſchen verheimlichen? Und iſt es nicht eine gute Schule der Beſcheidenheit, wenn man uns, die wir uns überhaupt noch immer für hübſch genug halten, das wahre Schöne kennen lehrt?

Dame. Die Demuth wirkt eigentlich von innen heraus, Mademoiſelle, und die reine Beſcheidenheit braucht keinen äußern Anlaß. Auch gehört es, dünkt mich, zu den Tugenden eines Frauenzimmers, wenn man ſeine Neugierde bezähmen lernt, wenn man ſeinen Verwitz zu bändigen weiß und ihn wenigſtens von Gegenſtänden ablehnt, die in ſo manchem Sinne gefährlich werden können.

Julie. Es kann Menſchen geben, gnädige Frau, die zu ſolchen negativen Tugenden bildſam ſind. Was meine Erziehung betrifft, ſo müßten Sie darüber meinen werthen Oheim tadeln. Er ſagte mir oft, da ich anfangen konnte, über mich ſelbſt zu denken: „Gewöhne Dich an's freie Anſchauen der Natur; ſie wird Dir immer ernſthafte Betrachtungen erwecken: und die Schönheit der Kunſt möge die Empfindungen heiligen, die daraus entſtehen!

Die Dame wendete ſich um und ſprach Engliſch zu ihrem ſtummen Begleiter. Sie ſchien, wie mir es vorkam, mit meiner Freiheit nicht ganz zufrieden; ſie kehrte ſich um, und da ſie nicht weit von einer Verkündigung ſtand, ſo begleitete ich ſie dahin. Sie betrachtete das Bild mit Aufmerkſamkeit und bewunderte zuletzt die Flügel des Engels und deren beſonders natürliche Abbildung.

Nachdem ſie ſich lange dabei aufgehalten, eilte ſie endlich zu einem Ecce Homo, bei dem ſie mit Entzücken verweilte. Da mir aber dieſe leidende Miene keineswegs wohlthätig iſt, ſuchte ich Caroline'n an meine Stelle zu ſchieben; ich winkte ihr, und ſie verließ den jungen Baron, mit dem ſie im Fenſter ſtand und der eben ein Blatt Papier wieder einſteckte.

Auf meine Frage: womit ſie dieſer junge Herr unterhalten habe, verſetzte ſie: „Er hat mir Gedichte an ſeine Geliebte vorgeleſen, Lieder, die er auf Reiſen aus der größten Entfernung an ſie gerichtet. Die Verſe ſind recht hübſch," ſagte Caroline, „laß' Dir ſie nur auch zeigen."

Ich fand keine Urſache, ihn zu unterhalten; denn er war eben zur Dame getreten und hatte ſich ihr als ein weitläufiger Verwandter vorgeſtellt. Sie kehrte, wie billig, dem Herrn Chriſtus ſogleich den Rücken, um den Herrn Vetter zu begrüßen; die Kunſt ſchien auf eine Weile vergeſſen zu ſein, und es entſpann ſich ein lebhaftes Welt- und Familien-Geſpräch.

Unſer junger philoſophiſcher Freund hatte ſich indeſſen an den einen Begleiter der Dame

angeſchloſſen; er hatte an ihm einen Künſtler entdeckt und ging mit ihm ein Gemälde nach dem andern durch, in der Hoffnung, Etwas zu lernen, wie er nachher verſicherte; allein er fand ſeine Wünſche nicht befriedigt, obgleich der Mann ſchöne Kenntniſſe zu haben ſchien.

Seine Unterhaltung führte auf manches Tadelnswürdige im Einzelnen. Hier war die Zeichnung, hier die Perſpective nicht richtig; hier fehlte die Haltung; hier konnte man den Auftrag der Farben, hier den Pinſel nicht loben. Eine Schulter ſaß nicht gut am Rumpf. Hier war eine Glorie zu weiß, hier das Feuer zu roth; hier ſtand eine Figur nicht auf dem rechten Plan, und was für Bemerkungen noch Alles den Genuß der Bilder ſtören.

Um meinen Freund zu befreien, der, wie ich merkte, nicht ſehr erbaut war, rief ich den Hofmeiſter herbei und ſagte zu ihm: Sie haben die vorzüglichſten Bilder und ihren Werth bemerkt; hier iſt ein Kenner, der ſich auch mit den Fehlern bekannt machen kann; und es iſt wohl intereſſant, auch dieſe zu notiren. Kaum hatte ich meinen Freund losgewickelt, als wir faſt in einen ſchlimmern Zuſtand geriethen. Der andere Begleiter der Dame, ein Gelehrter, der bisher, ernſt und einſam, in den Zimmern auf und ab gegangen war, und mit einer Lorgnette die Bilder betrachtet hatte, fing an mit uns zu ſprechen und bedauerte, daß in ſo wenig Bildern das Coſtüm beobachtet ſei. Beſonders, ſagte er, ſeien ihm die Anachronismen unerträglich. Denn wie könne man ausſtehen, daß der heilige Joſeph in einem gebundenen Buche leſe, Adam mit einer Schaufel grabe, die Heiligen Hieronymus, Franz, Catharina mit dem Chriſtkinde auf einem Bilde ſtehen! Dergleichen Fehler kämen zu oft vor, als daß man in einer Gemäldeſammlung ſich mit Behaglichkeit umſehen könnte.

Der Oheim hatte ſich zwar, der Höflichkeit gemäß, ſowohl mit der Dame als den Uebrigen von Zeit zu Zeit unterhalten; allein mit dem Characteriſtiker ſchien er ſich doch am Beſten zu vertragen. Dieſer erinnerte ſich dann auch, der Dame ſchon in irgend einem Cabinet begegnet zu ſein. Man fing an auf und ab zu gehen, von fremden Dingen zu ſprechen, die Mannigfaltigkeit der übrigen Zimmer nur zu durchlaufen, ſo daß man zuletzt, mitten unter Kunſtwerken, ſich von der Kunſt um hundert Meilen entfernt fühlte.

Die größte Aufmerkſamkeit zog endlich gar unſer alter Bedienter auf ſich. Dieſen könnte man wohl den Unter-Coſtode unſerer Sammlung nennen. Er zeigt ſie vor, wenn der Oheim verhindert iſt, oder wenn man gewiß weiß, daß die Leute bloß aus Neugierde kommen. Dieſer hat ſich bei Gemälden gewiſſe Späße ausgedacht, die er jedes Mal anbringt. Er weiß die Fremden durch hohe Preiſe der Bilder in Erſtaunen zu ſetzen; er führt die Gäſte zu den Verbildern, zeigt einige merkwürdige Retouchen, und ergetzt die Zuſchauer beſonders durch die Künſte der Antimaten.

Dieß Mal hatte er die Dienerſchaft der Dame herumgeführt, mit noch einigen Perſonen dieſes Schlags und ſie auf ſeine Art beſſer unterhalten, als unſerer Wirth und bei den übrigen Gäſten gelingen wollte. Er ließ zuletzt einen künſtlichen Trommelſchläger, den mein Oheim ſchon lange in eine Nebenkammer verbannt hatte, vor ſeinem Publico ein Stückchen aufſpielen. Die vornehme Geſellſchaft verſammelte ſich auch wieder. Das Abgeſchmackte ſetzte Jedermann in einen behaglichen Zuſtand und ſo ward es Nacht, ehe man den dritten Theil der Sammlung geſehen hatte. Die Reiſenden konnten ſich nicht einen Tag länger aufhalten, eilten ſämmtlich in's Wirthshaus zurück und wir blieben Abends allein.

Nun ging es an ein Erzählen, an eine Recapitulation boshafter Bemerkungen, und wenn unſere Gäſte nicht immer liebevoll mit den Gemälden verfuhren, ſo will ich nicht läugnen, daß wir dafür mit den Beſchauern ziemlich liebelos umgingen.

Caroline beſonders ward ſehr geplagt, daß ſie die Aufmerkſamkeit des jungen Herrn nicht von ſeiner entfernten Geliebten ab und auf ſich zu ziehen gewußt. Ich behauptete, es könne einem Mädchen Nichts ſchrecklicher ſein, als ein Gedicht auf eine Andere vorleſen zu hören. Sie aber verſicherte das Gegentheil und behauptete, daß es ihr ſchön, ja erbaulich vorgekommen ſei; ſie habe auch einen abweſenden Liebhaber, und wünſche Nichts mehr, als daß ſich derſelbe, in Gegenwart anderer Mädchen, auch ſo muſterhaft wie der junge Fremde betrage.

Bei einer kalten Collation, bei der wir Ihre Geſundheit zu trinken nicht vergaßen, ward der junge Freund nun aufgefordert, ſeine Ueberſicht über Künſtler und Liebhaber vorzulegen, und er that es mit einigem Zögern. Wie Das nun eigentlich klingt, kann ich heute unmöglich überliefern. Meine Finger ſind müde geworden und mein Geiſt iſt abgeſpannt. Auch muß ich ſehen, ob ich nicht etwa dieſes Geſchäft von mir abſchütteln kann. Die Erzählung der Eigenheiten unſeres Beſuches möchte hingehen; allein mich tiefer einzulaſſen, finde ich bedenklich, und für heute erlauben Sie, daß ich ganz ſtille aus Ihrer Gegenwart wegſchlüpfe.

Julie.

Achter Brief.

Und noch ein Mal Julie'ns Hand! Heute iſt's

mein freier Wille, ja gewiſſer Maßen ein Geiſt des Widerſpruchs, der mich antreibt, Ihnen zu ſchreiben. Nachdem ich mich geſtern ſo ſehr geſperrt hatte, die letzte Arbeit zu übernehmen und Ihnen von Dem, was noch übrig iſt, Rechenſchaft zu geben, ſo ward feſtgeſetzt, daß heute Abend eine ſolenne academiſche Sitzung gehalten werden ſollte, in welcher man die Sache durchſprechen wollte, um ſie ſchließlich an Sie gelangen zu laſſen. Nun ſind die Herren an ihre Arbeit gegangen, und ich fühle Muth und Beruf, Das allein zu übernehmen, mir ſie mir ihren Beiſtand gutmüthig zuſagten und ich hoffe, ſie dieſen Abend angenehm zu überraſchen. Denn wie Manches unternehmen die Männer, was ſie nicht ausführen würden, wenn die Frauen nicht zur rechten Zeit mit eingriffen und das leicht Begonnene, ſchwer zu Vollbringende großmüthig beförderten.

Es trat ein ſonderbarer Umſtand ein, als wir die Liebhaber, die uns geſtern beſuchten, auch mit in unſere Eintheilung einrangiren wollten. Sie paßten nirgends hin; wir fanden eben gar kein Fach für ſie.

Als wir darüber unſern Philoſophen tadelten, verſetzte er: „Meine Eintheilung kann andere Fehler haben; aber Das gereicht ihr zur Ehre; daß außer dem Characteriſtiker Niemand Ihrer übrigen dießmaligen Gäſte in die Rubriken paßt. Meine Rubriken bezeichnen nur Einſeitigkeiten, welche als Mängel anzuſehen ſind, wenn die Natur den Künſtler dergeſtalt beſchränkte, als Fehler, wenn er mit Vorſatz in dieſer Beſchränkung verharrt. Das Falſche, Schiefe, fremd Eingemiſchte aber findet hier keinen Platz. Meine ſechs Claſſen bezeichnen die Eigenſchaften, welche, alle zuſammen verbunden, den wahren Künſtler ſowie den wahren Liebhaber ausmachen würden, die aber, wie ich aus meiner wenigen Erfahrung weiß und aus den mir eingetheilten Papieren ſehe, nur leider zu oft einzeln erſcheinen.

Nun zur Sache!

Erſte Abtheilung.

Nachahmer.

Man kann dieſes Talent als die Baſe der bildenden Kunſt anſehen. Ob ſie davon ausgegangen, mag noch eine Frage bleiben. Fängt ein Künſtler damit an, ſo kann er ſich bis zu dem Höchſten erheben. Bleibt er dabei kleben, ſo darf man ihn einen Copiſten nennen und mit dieſem Wort gewiſſer Maßen einen ungünſtigen Begriff verbinden. Hat aber ein ſolches Naturell das Verlangen, immer in ſeinem beſchränkten Fache weiter zu gehen, ſo muß zuletzt eine Forderung an Wirklichkeit entſtehen, die der Künſtler zu leiſten, der Liebhaber zu erfahren ſtrebt. Wird der Uebergang zur höhern Kunſt verfehlt, ſo findet man ſich auf dem ſchlimmſten Abwege; man gelangt endlich dahin, daß man Statuen malt, und ſich ſelbſt, wie es unſer guter Großvater that, im damaſtenen Schlafrock der Nachwelt überliefert.

Die Neigung zu Schatteriſſen hat Etwas, das ſich dieſer Liebhaberei nähert. Eine ſolche Sammlung iſt intereſſant genug, wenn man ſie in einem Portefeuille beſitzt. Nur müßten die Wände nicht mit dieſen traurigen, halben Wirklichkeitserſcheinungen verziert werden.

Der Nachahmer verdoppelt nur das Nachgeahmte, ohne Etwas hinzu zu thun oder uns weiter zu bringen. Er zieht uns in das einzige, höchſt beſchränkte Daſein hinein; wir erſtaunen über die Möglichkeit dieſer Operation; wir empfinden ein gewiſſes Ergetzen. Aber recht behaglich kann uns das Werk nicht machen; denn es fehlt ihm die Annehmlichkeit als ſchöner Schein. Sobald auch dieſer nur einiger Maßen eintritt, ſo hat das Bildniß ſchon einen großen Reiz, wie wir bei manchen Deutſchen, Niederländiſchen und Franzöſiſchen Portraiten und Stillleben empfinden.

(Notabene! Daß Sie ja nicht irre werden und, weil Sie meine Hand ſehen, glauben, daß das Alles aus meinem Köpfchen komme. Ich wollte erſt unterſtreichen, was ich buchſtäblich aus den Papieren nehme, die ich vor mir liegen habe; doch dann wäre zu viel unterſtrichen worden. Sie werden am Beſten ſehen, wo ich nur referire; ja Sie finden die eigenen Worte Ihres letzten Briefs wieder.)

Zweite Abtheilung.

Imaginanten.

Mit dieſer Geſellſchaft ſind unſere Freunde gar zu luſtig umgeſprungen. Es ſchien, als wenn der Gegenſtand ſie reizte, ein wenig aus dem Geleiſe zu treten; und ob ich gleich dabei ſaß, mich zu dieſer Claſſe bekannte und zur Gerechtigkeit und Artigkeit aufforderte: ſo konnte ich doch nicht verhindern, daß ihr eine Menge Namen aufgebürdet wurden, die nicht durchgängig ein Lob anzudeuten ſcheinen. Man nannte ſie Poetiſirer, weil ſie, anſtatt den poetiſchen Theil der bildenden Kunſt zu kennen und ſich darnach zu beſtreben, vielmehr mit dem Dichter wetteifern, den Vorzügen deſſelben nachjagen und ihre eigenen Vortheile verkennen und verſäumen. Man nannte ſie Scheinmüner, weil ſie ſo gern dem Scheine nachſtreben, der Einbildungskraft Etwas vorzuſpielen ſuchen, ohne ſich zu bekümmern, inwiefern dem Anſchauen genug geſchieht. Sie wurden Phantomiſten genannt, weil ein hohles Geſpenſterweſen ſie anzieht, Phantaſmiſten, weil

manmartige Verzerrungen und Incohärenzen nicht ausbleiben; Nebuliſten, weil ſie der Worten nicht entbehren können, um ihren Luftbildern einen würdigen Boden zu verſchaffen.

Ja, zuletzt wollte man noch Deutſcher Reim- und Klangweiſe ſie als Schwebler und Nebler abfertigen. Man behauptete, ſie ſeien ohne Realität, hätten nie und nirgends ein Daſein, und ihnen fehle Kunſtwahrheit als ſchöne Wirklichkeit.

Wenn man den Nachahmern eine falſche Natürlichkeit zuſchrieb, ſo blieben die Imaginanten von dem Vorwurf einer falſchen Natur nicht befreit, und was dergleichen Anſchuldigungen mehr waren. Ich merkte zwar, daß man darauf ausging, mich zu reizen, und doch that ich den Herren den Gefallen, wirklich böſe zu werden.

Ich fragte ſie: ob denn nicht das Genie ſich hauptſächlich in der Erfindung äußere und ob man den Poetiſirern dieſen Vorzug ſtreitig machen könne. Ob es nicht auch ſchon dankenswerth ſei, wenn der Geiſt durch ein glückliches Traumbild ergetzt werde, ob nicht in dieſer Eigenſchaft, die man mit ſo vielen wunderlichen Namen anſchwärze, der Grund und die Möglichkeit der höchſten Kunſt begriffen ſei; ob irgend Etwas mächtiger gegen die leidige Proſa wirke, als eben dieſe Fähigkeit, neue Welten zu ſchaffen; ob es nicht ein ſeltenes Talent, ein ſeltener Fehler ſei, von dem man, wenn man ihn auch auf Abwegen antrifft, immer noch mit Ehrfurcht ſprechen müßte?

Die Herren ergaben ſich bald. Sie erinnerten mich, daß hier nur von der Einſeitigkeit die Rede ſei; daß eben dieſe Eigenſchaft, weil ſie in's Ganze der Kunſt ſo trefflich wirken könne, dagegen ſo viel ſchade, wenn ſie ſich als einzeln, ſelbſtſtändig und unabhängig erkläre. Der Nachahmer ſchadet der Kunſt nie; denn er bringt ſie mühſam auf eine Stufe, wo ſie ihm der ächte Künſtler abnehmen kann und muß; der Imaginant hingegen ſchadet der Kunſt unendlich, weil er ſie über alle ihre Grenzen hinausjagt: und es bedürfte des größten Genie's, ſie aus ihrer Unbeſtimmtheit und Unbedingtheit gegen ihren wahren Mittelpunct, in ihren eigentlichen, angewieſenen Umkreis zurückzuführen.

Es ward noch Einiges hin und wieder geſtritten; zuletzt ſagten ſie: ob ich nicht geſtehen müſſe, daß auf dieſem Wege die ſatyriſche Carricatur-Zeichnung, als die kunſt-, geſchmack- und ſittenverderblichſte Verwirrung, entſtanden ſei und entſtehe?

Dieſe konnte ich denn freilich nicht in Schutz nehmen: ob ich gleich nicht läugnen will, daß mich das pfiffige Zeug manchmal unterhält und der Schadenfreude, dieſer Erb- und Schreckſünde aller Adamskinder, als einer pikanten Speiſe nicht ganz übel ſchmeckt.

Fahren wir weiter fort!

Dritte Abtheilung.

Characteriſtiker.

Mit Dieſen ſind Sie ſchon bekannt genug, da ſie von dem Streit mit einem merkwürdigen Individuo dieſer Art hinreichend unterrichtet ſind.

Wenn dieſer Claſſe an meinem Beifall etwas gelegen iſt, ſo kann ich ihr denſelben verſichern. Denn wenn meine lieben Imaginanten mit Character-Zügen ſpielen ſollen, ſo muß erſt etwas Characteriſtiſches da ſein; wenn mir das Bedeutende Spaß machen ſoll, ſo kann ich wohl leiden, daß Jemand das Bedeutende ernſthaft aufführet. Wenn uns alſo ein ſolcher Character-Mann verarbeiten will, damit meine Poetiſirer keine Phantasmiſten werden, oder ſich gar in's Schwebeln und Nebeln verlieren, ſo ſoll er mir gelebt und geprieſen bleiben.

Der Oheim ſchien auch, nach der letzten Unterhaltung, mehr für ſeinen Kunſtfreund eingenommen, ſo daß er die Partei dieſer Claſſe nahm. Er glaubte, man könne ſie auch in einem gewiſſen Sinne Rigoriſten nennen; ihre Abſtraction, ihre Reduction auf Begriffe begründe immer Etwas, führe zu Etwas, und gegen die Leerheit anderer Künſtler und Kunſtfreunde gehalten, ſei der Characteriſtiker beſonders ſchätzbar.

Der kleine, hartnäckige Philoſoph aber zeigte auch hier wieder ſeinen Zahn und behauptete: daß ihre Einſeitigkeit, eben wegen ihres ſcheinbaren Rechtes, durch Beſchränkung der Kunſt weit mehr ſchade als das Hinausſtreben des Imaginanten, wobei er verſicherte, daß er die Fehde gegen ſie nicht aufgeben werde.

Es iſt eine kuriose Sache um einen Philoſophen, daß er in gewiſſen Dingen ſo nachgiebig ſcheint und auf andern ſo feſt beſteht. Wenn ich nur erſt einmal den Schlüſſel dazu habe, wo es hinaus will!

Eben finde, da ich in den Papieren nachſehe, daß er ſie mit allerlei Unnamen verfolgt. Er nennt ſie Skeletiſten, Winkler, Steife und bemerkt in einer Note, daß bloß ein logiſches Daſein, bloße Verſtandes-Operation in der Kunſt nicht ausreiche noch aushelfe. Was er damit ſagen will, darüber mag ich mir den Kopf nicht zerbrechen.

Ferner ſoll den Character-Männern die ſchöne Leichtigkeit fehlen, ohne welche keine Kunſt zu denken ſei. Das will ich denn auch wohl gelten laſſen.

Vierte Abtheilung.

Unsittliche.

Unter diesem Namen werden Diejenigen bezeichnet, die sich mit den Vorbeigehenden im Gegensatz befinden, die das Weichere und Gefällige ohne Character und Bedeutung lieben, wodurch denn zuletzt höchstens eine gleichgiltige Anmuth entsteht. Sie werden auch Schlängler genannt und man erinnerte sich der Zeit, da man die Schlangenlinie zum Vorbild und Symbol der Schönheit genommen und dabei viel gewonnen zu haben glaubte. Diese Schlängelei mit Weichheit begeht sich, sowohl bei'm Künstler als Liebhaber, auf eine gewisse Schwäche, Schläfrigkeit und, wenn man will, auf eine gewisse kränkliche Reizbarkeit. Solche Kunstwerke machen bei Denen ihr Glück, die im Bilde nur etwas mehr als Nichts sehen wollen; denen eine Seifenblase, die bunt in die Luft steigt, schon allenfalls ein angenehmes Gefühl erregt. Da Kunstwerke dieser Art kaum einen körper oder andern reellen Gehalt haben können, so bezieht sich ihr Verdienst meist auf die Behandlung und auf einen gewissen lieblichen Schein. Es fehlt ihnen Bedeutung und Kraft und deßwegen sind sie im Allgemeinen willkommen, sowie die Nullität in der Gesellschaft. Denn von Rechts wegen soll eine gesellige Unterhaltung auch nur etwas mehr als Nichts sein.

Sobald der Künstler, der Liebhaber einseitig sich dieser Neigung überläßt, so verklingt die Kunst, wie eine ausschwirrende Saite; sie verliert sich, wie ein Strom im Sand.

Die Behandlung wird immer flacher und schwächer werden. Aus den Gemälden verschwinden die Farben; die Striche des Kupferstichs verwandeln sich in Puncte, und so wird Alles nach und nach zum Ergetzen der zarten Liebhaber in Rauch aufgehen.

Wegen meiner Schwester, die, wie Sie wissen, über diesen Punct keinen Spaß versteht und gleich verdrießlich ist, wenn man ihre lustigen Kreise stört, gingen wir im Gespräch kurz über diese Materie hinweg. Ich hätte sonst gesucht, dieser Classe das Nebulistische aufzubürden und meine Imaginanten davon zu befreien. Ich hoffe, meine Herren, Sie werden bei Revision dieses Processes vielleicht hierauf Bedacht nehmen.

Fünfte Abtheilung.

Kleinkünstler.

Diese Classe kam noch so ganz gut weg. Niemand glaubte Ursache zu haben, ihnen auffässig zu sein; Manches für sie, wenig wider sie.

Wenn man auch nur den Effect betrachtet, so sind sie gar nicht unbequem. Mit der größten Sorgfalt punctiren sie einen kleinen Raum aus, und der Liebhaber kann die Arbeit vieler Jahre in einem Kästchen verwahren. Insofern ihre Arbeit lebenswürdig ist, mag man sie wohl Miniaturisten nennen; fehlt es ihnen ganz und gar an Geist, haben sie kein Gefühl für's Ganze, wissen sie keine Einheit in's Werk zu bringen, so mag man sie Pünctler und Punctirer schelten.

Sie entfernen sich nicht von der wahren Kunst, sie sind nur im Fall der Nachahmer; sie erinnern den wahren Künstler immer daran, daß er diese Eigenschaft, welche sie abgesondert besitzen, auch zu seinen übrigen haben müsse, um völlig vollendet zu sein, um seinem Werk die höchste Ausführung zu geben.

So eben erinnert mich der Brief meines Ohrims an Sie, daß auch dort schon gut und leidlich von dieser Classe gesprochen worden; und wir wollen daher diese friedlichen Menschen auch nicht weiter beunruhigen, sondern ihnen durchaus Kraft, Bedeutung und Einheit wünschen.

Sechste Abtheilung.

Skizzisten.

Der Ohrim hat sich zu dieser Classe schon bekannt und wir waren geneigt, nicht ganz übel von ihr zu sprechen, als er uns selbst aufmerksam machte, daß die Entwerfer eine ebenso gefährliche Einseitigkeit in der Kunst befördern könnten als die Heiden der übrigen Rubriken. Die bildende Kunst soll, durch den äußern Sinn, zum Geiste nicht nur sprechen, sie soll den äußern Sinn selbst befriedigen. Der Geist mag sich alsdann hinzugesellen und seinen Beifall nicht versagen. Der Skizzist spricht aber unmittelbar zum Geiste, besticht und entzückt dadurch jeden Unerfahrnen. Ein glücklicher Einfall, halbwege deutlich und nur gleichsam symbolisch dargestellt, eilt durch das Auge durch, regt den Geist, den Witz, die Einbildungskraft auf und der überraschte Liebhaber sieht, was nicht da steht. Hier ist nicht mehr von Zeichnung, von Proportion, von Formen, Character, Ausdruck, Zusammenstellung, Uebereinstimmung, Ausführung die Rede, sondern ein Schein von Allem tritt an die Stelle. Der Geist spricht zum Geiste und das Mittel, wodurch es geschehen sollte, wird zu Nichte.

Verdienstvolle Skizzen großer Meister, diese bezaubernden Hieroglyphen, veranlassen meist diese Liebhaberei und führen den ächten Liebhaber nach und nach an die Schwelle der gesammten Kunst, von der er, sobald er nur einen Blick vorwärts gethan, nicht wieder zurückkehren wird. Der angehende Künstler aber hat mehr als der Liebhaber zu fürchten, wenn er sich im Kreise des Erfindens und Entwerfens anhaltend herumdreht. Denn wenn er durch

dieſe Pferde am Nachſchicken in den Kunſtkreis hineintritt, ſo k. mmt er dabei gerade am Erſten in Gefahr, an der Schwelle haſten zu bleiben. Dieß ſind ungefähr die Worte meines Oheims.

Aber ich habe die Namen der Künſtler vergeſſen, die bei einem ſchönen Talent, das ſehr viel verſprach, ſich auf dieſer Seite beſchränkt und die Hoffnungen, die man von ihnen gehegt hatte, nicht erfüllt haben.

Mein Onkel beſaß in ſeiner Sammlung ein beſonderes Portefeuille von Zeichnungen ſolcher Künſtler, die es nie weiter als bis zum Skizziſten gebracht und behauptet, daß dabei ſich beſonders intereſſante Bemerkungen machen laſſen, wenn man dieſe mit den Skizzen großer Meiſter, die zugleich vollenden konnten, vergleicht.

Als man ſo weit gekommen war, dieſe ſechs Claſſen, von einander abgeſondert, eine Weile zu betrachten, ſo fing man an, ſie wieder zuſammen zu verbinden, wie ſie oft bei einzelnen Künſtlern vereinigt erſcheinen, und wovon ich ſchon im Lauf meiner Relation Einiges bemerkte. So fand ſich der Nachahmer manchmal mit dem Kleinkünſtler zuſammen, auch manchmal mit dem Characteriſtiker. Der Skizziſte konnte ſich auf die Seite des Imaginanten, Skeletiſten oder Undulſten werfen, und Dieſer konnte ſich bequem mit dem Phantomiſten verbinden.

Jede Verbindung brachte ſchon ein Werk höherer Art hervor, als die völlige Einſeitigkeit, welche ſogar, wenn man ſie in der Erfahrung aufſuchte, nur in ſeltenen Beiſpielen aufgefunden werden konnte.

Auf dieſem Weg gelangte man zu der Betrachtung, von welcher man ausgegangen war, zurück: daß nämlich nur durch die Verbindung der ſechs Eigenſchaften der vollendete Künſtler entſtehe, ſowie der ächte Liebhaber alle ſechs Neigungen in ſich vereinigen müſſe.

Die eine Hälfte des halben Dutzends nimmt es zu ernſt, ſtreng und ängſtlich, die andere zu leicht und loſe. Nur aus innig verbundenem Ernſt und Spiel kann wahre Kunſt entſpringen; und wenn unſere einſeitigen Künſtler und Kunſtliebhaber je zwei und zwei einander entgegenſtehen,

der Nachahmer dem Imaginanten,
der Characteriſtiker dem Undulſten,
der Kleinkünſtler dem Skizziſten:

ſo entſteht, indem man dieſe Gegenſätze verbindet, immer eins der drei Erforderniſſe des vollkommenen Kunſtwerks, wie zur Ueberſicht das Ganze folgender Maßen kurz dargeſtellt werden kann.

Ernſt	Ernſt und Spiel	Spiel
allein.	verbunden.	allein.
Individuelle Neigung,	Ausbildung in's Allgemeine,	Individuelle Neigung,
Manier.	Styl.	Manier.
Nachahmer.	Kunſtwahrheit.	Phantomiſten.
Characteriſtiker.	Schönheit.	Undulſten.
Kleinkünſtler.	Vollendung.	Skizziſten.

Hier haben Sie nun die ganze Ueberſicht! Mein Geſchäft iſt vollendet und ich ſcheide abermals um ſo ſchneller von Ihnen, als ich überzeugt bin, daß ein beiſtimmendes oder abſtimmendes Geſpräch eben da anfangen muß, wo ich aufhöre. Was ich noch ſonſt auf dem Herzen habe, eine Confeſſion, die nicht gerade in's Kunſtfach einſchlägt, will ich nächſtens beſonders thun und mir dazu einen eine Feder ſchneiden, indem die gegenwärtige ſo abgeſchrieben iſt, daß ich ſie umkehren muß, um Ihnen eine Lebewohl zu ſagen und einen Namen zu unterzeichnen, den Sie doch ja dieß Mal, wie immer, freundlich anſehen mögen. Heft.

Ueber Wahrheit und Wahrſcheinlichkeit der Kunſtwerke.

Ein Geſpräch.

Auf einem Deutſchen Theater ward ein ovales, gewiſſer Maßen amphitheatraliſches Gebäude vorgeſtellt, in deſſen Logen viele Zuſchauer gemalt ſind, als wenn ſie an Dem, was unten vorgeht, Theil nähmen. Manche wirkliche Zuſchauer im Parterre und in den Logen waren damit unzufrieden und wollten übel nehmen, daß man ihnen ſo etwas Unwahres und Unwahrſcheinliches aufzubinden gedächte. Bei dieſer Gelegenheit fiel ein Geſpräch vor, deſſen ungefährer Inhalt hier aufgezeichnet wird.

Der Anwalt des Künſtlers. Laſſen Sie uns ſehen, ob wir uns nicht einander auf irgend einem Wege nähern können?

Der Zuſchauer. Ich begreife nicht, wie Sie eine ſolche Vorſtellung entſchuldigen wollen.

Anwalt. Nicht wahr, wenn Sie in's Theater gehen, ſo erwarten Sie nicht, daß Alles, was Sie drinnen ſehen werden, wahr und wirklich ſein ſolle?

Zuſchauer. Nein! ich verlange aber, daß mir wenigſtens Alles wahr und wirklich ſcheinen ſolle.

Anwalt. Verzeihen Sie, wenn ich in Ihre eigne Seele läugne und behaupte: Sie verlangen Das keineswegs.

Zuſchauer. Das wäre doch ſonderbar! Wenn ich es nicht verlangte, warum gäbe ſich denn der Decorateur die Mühe, alle Linien auf's Genauſte nach den Regeln der Perſpective zu ziehen, alle Gegenſtände nach der vollkommenſten Haltung zu malen? Warum ſtudirte man auf's Coſtüm? Warum ließe man ſich es ſo viel koſten, ihm treu zu bleiben, um dadurch mich in jene Zeiten zu verſetzen? Warum rühmt man den Schauſpieler am Meiſten, der die Empfindungen am Wahrſten ausdrückt, der in Rede, Stellung und Geberden der Wahrheit am Nächſten kommt, der mich täuſcht, daß ich nicht eine Nachahmung, ſondern die Sache ſelbſt zu ſehen glaube?

Anwalt. Sie drücken Ihre Empfindungen recht gut aus; nur iſt es ſchwerer, als Sie vielleicht denken, recht deutlich einzuſehen, was man empfindet. Was werden Sie ſagen, wenn ich Ihnen einwende, daß Ihnen alle theatraliſchen Darſtellungen keineswegs wahr ſcheinen, daß ſie vielmehr nur einen Schein des Wahren haben?

Zuſchauer. Ich werde ſagen, daß Sie eine Subtilität vorbringen, die wohl nur ein Wortſpiel ſein könnte.

Anwalt. Und ich darf Ihnen darauf verſetzen, daß, wenn wir von Wirkungen unſers Geiſtes reden, keine Worte zart und ſubtil genug ſind und daß Wortſpiele dieſer Art ſelbſt ein Bedürfniß des Geiſtes anzeigen, der, da wir Das, was in uns vorgeht, nicht geradezu ausdrücken können, durch Gegenſätze zu operiren, die Frage von zwei Seiten zu beantworten, und ſo gleichſam die Sache in die Mitte zu faſſen ſucht.

Zuſchauer. Gut denn! Nun erklären Sie ſich deutlicher und, wenn ich bitten darf, in Beiſpielen.

Anwalt. Die werde ich leicht zu meinem Vortheil aufbringen können. Z. B. alſo, wenn Sie in der Oper ſind, empfinden Sie nicht ein lebhaftes, vollſtändiges Vergnügen?

Zuſchauer. Wenn Alles wohl zuſammenſtimmt, eines der vollkommenſten, deren ich mir bewußt bin.

Anwalt. Wenn aber die guten Leute da droben ſingend ſich begegnen und becomplimentiren, Billets abſingen, die ſie erhalten, ihre Liebe, ihren Haß, alle ihre Leidenſchaften ſingend darlegen, ſich ſingend herumſchlagen und ſingend verſcheiden: können Sie ſagen, daß die ganze Vorſtellung oder auch nur ein Theil derſelben wahr ſcheine; ja, ich darf ſagen, auch nur einen Schein des Wahren habe?

Zuſchauer. Fürwahr, wenn ich es überlege, ſo getraue ich mich Das nicht zu ſagen. Es kommt mir von allem Dem freilich Nichts wahr vor.

Anwalt. Und doch ſind Sie dabei völlig vergnügt und zufrieden.

Zuſchauer. Ohne Widerrede! Ich erinnere mich zwar noch wohl, wie man ſonſt die Oper, eben wegen ihrer groben Unwahrſcheinlichkeit, lächerlich machen wollte, und wie ich von jeher Deſſen ungeachtet das größte Vergnügen dabei empfand und immer mehr empfinde, je reicher und vollkommener ſie geworden iſt.

Anwalt. Und fühlen Sie ſich nicht auch in der Oper vollkommen getäuſcht?

Zuſchauer. Getäuſcht! Das Wort möchte ich nicht brauchen — und doch ja — und doch nein!

Anwalt. Hier ſind Sie ja auch in einem völligen Widerſpruch, der noch viel ſchlimmer als ein Wortſpiel zu ſein ſcheint.

Zuſchauer. Nur ruhig! Wir wollen ſchon in's Klare kommen.

Anwalt. Sobald wir im Klaren ſind, werden wir einig ſein. Wollen Sie mir erlauben, auf dem Punct, wo wir ſtehen, einige Fragen zu thun?

Zuſchauer. Es iſt Ihre Pflicht, da Sie mich in dieſe Verwirrung hineingefragt haben, mich auch wieder herauszufragen.

Anwalt. Sie möchten alſo die Empfindung, in welche Sie durch eine Oper verſetzt werden, nicht gerne Täuſchung nennen?

Zuſchauer. Nicht gern! Und doch iſt es eine Art derſelben, Etwas, das ganz nahe mit ihr verwandt iſt.

Anwalt. Nicht wahr, Sie vergeſſen beinahe ſich ſelbſt?

Zuſchauer. Nicht beinahe, ſondern völlig, wenn das Ganze oder der Theil gut iſt.

Anwalt. Sie ſind entzückt?

Zuſchauer. Es iſt mir mehr als ein Mal geſchehen.

Anwalt. Können Sie wohl ſagen, unter welchen Umſtänden?

Zuſchauer. Es ſind ſo viele Fälle, daß es mir ſchwer ſein würde, ſie aufzuzählen.

Anwalt. Und doch haben Sie es ſchon geſagt; gewiß am Meiſten, wenn Alles zuſammenſtimmte.

Zuſchauer. Ohne Widerrede!

Anwalt. Stimmt eine ſolche vollkommene Ausführung mit ſich ſelbſt oder mit einem andern Natur-Product zuſammen?

Zuſchauer. Wohl ohne Frage mit ſich ſelbſt.

Anwalt. Und die Uebereinſtimmung war doch wohl ein Werk der Kunſt?

Zuſchauer. Gewiß!

Anwalt. Wir ſprachen vorher der Oper eine Art Wahrheit ab; wir behaupteten, daß ſie keineswegs Das, was ſie nachahmt, wahrſcheinlich darſtelle. Können wir ihr aber eine innere Wahrheit, die aus der Conſequenz eines Kunſtwerkes entſpringt, abläugnen?

Zuſchauer. Wenn die Oper gut iſt, macht ſie freilich eine kleine Welt für ſich aus, in der Alles nach gewiſſen Geſetzen vorgeht, die nach ihren eigenen Geſetzen beurtheilt, nach ihren eigenen Eigenſchaften geſchätzt ſein will.

Anwalt. Sollte nun nicht daraus folgen, daß das Kunſtwahre und das Naturwahre völlig verſchieden ſei und daß der Künſtler keineswegs ſtreben ſollte noch dürfe, daß ſein Werk eigentlich als ein Naturwerk erſcheine?

Zuſchauer. Aber es ſcheint uns doch ſo oft als ein Naturwerk.

Anwalt. Ich darf es nicht läugnen. Darf ich dagegen aber auch aufrichtig ſein?

Zuſchauer. Warum Das nicht? Es iſt ja doch unter uns dieß Mal nicht auf Complimente angeſehen.

Anwalt. So getraue ich mir zu ſagen: nur dem ganz ungebildeten Zuſchauer kann ein Kunſtwerk als ein Naturwerk erſcheinen und ein ſolcher iſt dem Künſtler auch lieb und werth, ob er gleich nur auf der unterſten Stufe ſteht. Leider aber nur ſo lange, als der Künſtler ſich zu ihm herabläßt, wird Jener zufrieden ſein; niemals wird er ſich mit dem ächten Künſtler erheben, wenn Dieſer den Flug, zu dem ihn das Genie treibt, beginnen, ſein Werk im ganzen Umfang vollenden muß.

Zuſchauer. Es iſt ſonderbar; doch läßt ſich's hören.

Anwalt. Sie würden es nicht gern hören, wenn Sie nicht ſchon ſelbſt eine höhere Stufe erſtiegen hätten.

Zuſchauer. Laſſen Sie mich nun ſelbſt einen Verſuch machen, das Abgehandelte zu ordnen und weiter zu gehen; laſſen Sie mich die Stelle des Fragenden einnehmen!

Anwalt. Deſto lieber!

Zuſchauer. Nur dem Ungebildeten, ſagen Sie, könne ein Kunſtwerk als ein Naturwerk erſcheinen.

Anwalt. Gewiß! Erinnern Sie ſich der Vögel, die nach des großen Meiſters Kirſchen flogen.

Zuſchauer. Nun beweiſt Das nicht, daß dieſe Früchte vortrefflich gemalt waren?

Anwalt. Keineswegs! Vielmehr beweiſt mir, daß dieſe Liebhaber ächte Sperlinge waren.

Zuſchauer. Ich kann mich doch deßwegen nicht erwehren, ein ſolches Gemälde für vortrefflich zu halten.

Anwalt. Soll ich Ihnen eine neuere Geſchichte erzählen?

Zuſchauer. Ich höre Geſchichten meiſtens lieber als Raiſonnement.

Anwalt. Ein großer Naturforſcher beſaß unter ſeinen Hausthieren einen Affen, den er einſt verwißte und nach langem Suchen in der Bibliothek fand. Dort ſaß das Thier an der Erde und hatte die Kupfer eines ungebundenen, naturgeſchichtlichen Werkes um ſich her zerſtreut. Erſtaunt über dieſes eifrige Studium des Hausfreundes, nahte ſich der Herr und ſah zu ſeiner Verwunderung und zu ſeinem Verdruß, daß der genäſchige Affe die ſämmtlichen Käfer, die er hier und da abgebildet gefunden, herausgefreſſen habe.

Zuſchauer. Die Geſchichte iſt luſtig genug.

Anwalt. Und paſſend, hoffe ich. Sie werden doch nicht dieſe illuminirten Kupfer den Gemälde eines ſo großen Künſtlers an die Seite ſetzen?

Zuſchauer. Nicht leicht.

Anwalt. Aber den Affen doch unter die ungebildeten Liebhaber rechnen?

Zuſchauer. Wohl, und unter die gierigen dazu. Sie erregen in mir einen ſonderbaren Gedanken. Sollte der ungebildete Liebhaber nicht eben deßwegen verlangen, daß ein Kunſtwerk natürlich ſei, um es nur auch auf eine natürliche, oft rohe und gemeine Weiſe genießen zu können?

Anwalt. Ich bin völlig dieſer Meinung.

Zuſchauer. Und Sie behaupteten daher, daß ein Künſtler ſich erniedrige, der auf dieſe Wirkung losarbeite?

Anwalt. Es iſt meine feſte Ueberzeugung.

Zuſchauer. Ich fühle aber hier noch immer einen Widerſpruch. Sie erzeigten mir vorhin und auch ſonſt ſchon die Ehre, mich wenigſtens unter die halbgebildeten Liebhaber zu zählen.

Anwalt. Unter die Liebhaber, die auf dem Wege ſind, Kenner zu werden.

Zuſchauer. Nun, ſo ſagen Sie mir: warum erſcheint auch mir ein vollkommenes Kunſtwerk als ein Naturwerk?

Anwalt. Weil es mit Ihrer beſſern Natur übereinſtimmt, weil es übernatürlich, aber nicht außernatürlich iſt. Ein vollkommenes Kunſtwerk iſt ein Werk des menſchlichen Geiſtes und in dieſem Sinne auch ein Werk der Natur. Aber indem die zerſtreuten Gegenſtände in Eins

gefaßt, und ſelbſt die gemeinſten in ihrer Bedeutung und Würde aufgenommen werden, ſo iſt es über die Natur. Es will durch einen Geiſt, der harmoniſch entſprungen und gebildet iſt, aufgefaßt ſein und Dieſer findet das Vortreffliche, das in ſich Vollendete, auch ſeiner Natur gemäß. Davon hat der gemeine Liebhaber keinen Begriff; er behandelt ein Kunſtwerk wie einen Gegenſtand, den er auf dem Markte antrifft; aber der wahre Liebhaber ſieht nicht nur die Wahrheit des Nachgeahmten, ſondern auch die Vorzüge des Ausgewählten, das Geiſtreiche der Zuſammenſtellung, das Ueberirdiſche der kleinen Kunſtwelt; er fühlt, daß er ſich zum Künſtler erheben müſſe, um das Werk zu genießen; er fühlt, daß er ſich aus ſeinem zerſtreuten Leben ſammeln, mit dem Kunſtwerke weilen, es wiederholt anſchauen und ſich ſelbſt dadurch eine höhere Exiſtenz geben müſſe.

Zuſchauer. Gut, mein Freund; ich habe bei Gemälden, im Theater, bei andern Dichtungsarten, wohl ähnliche Empfindungen gehabt und Das ungefähr geahnet, was Sie fordern. Ich will künftig noch beſſer auf mich und auf die Kunſtwerke Acht geben; wenn ich mich aber recht beſinne, ſo ſind wir ſehr weit von dem Anlaß unſers Geſprächs abgekommen. Sie wollten mich überzeugen, daß ich die abgemalten Zuſchauer in unſerer Oper zuläſſig finden ſolle; und noch ſehe ich nicht, wenn ich bisher auch mit Ihnen einig geworden bin, wie Sie auch dieſe Licenz vertheidigen und unter welcher Rubrik Sie dieſe gemalten Theilnehmer bei mir einführen wollen.

Anwalt. Glücklicher Weiſe wird die Oper heute wiederholt; und Sie werden ſie doch nicht verſäumen wollen?

Zuſchauer. Keineswegs?

Anwalt. Und die gemalten Männer?

Zuſchauer. Werden mich nicht verſcheuchen, weil ich mich für etwas beſſer als einen Sperling halte.

Anwalt. Ich wünſche, daß ein beiderſeitiges Intereſſe uns bald wieder zuſammenführen möge.

Aeltere Gemälde.

Neuere Reſtaurationen in Venedig, betrachtet 1791.

Die älteſten Monumente der neuern Kunſt ſind hier in Venedig die Moſaiken und die Griechiſchen Bilder. Von den älteſten Moſaiken hab' ich noch Nichts geſehen, was mir einige Aufmerkſamkeit abgewonnen hätte.

Die Alt-Griechiſchen Gemälde ſind in verſchiedenen Kirchen zerſtreut; die beſten befinden ſich in der Kirche der Griechen. Der Zeit nach müſſen ſie alle mit Waſſerfarbe gemalt ſein und nur nachher mit Oel oder einem Firniß überzogen. Man bemerkt an dieſen Bildern noch immer einen gewiſſen geerbten Kunſtbegriff und ein Tractament des Pinſels. Auch hatte man ſich gewiſſe Ideale gemacht; woher ſie ſolche genommen, wird ſich vielleicht auffinden laſſen.

Das Geſicht der Mutter Gottes, näher angeſehen, ſcheint der kaiſerlichen Familie nachgebildet zu ſein. Ein uraltes Bild des Kaiſers Conſtantin und ſeiner Mutter brachte mich auf dieſen Gedanken; auffallend war die Größe der Augen, die Schmäle der Naſenwurzel, daher die lange, ſchmale Naſe, unten ganz fein endigend und ein eben ſo kleiner, feiner Mund.

Der Hauptbegriff Griechiſcher Malerei ruht auf der Verehrung des Bildes, auf der Heiligkeit der Tafel. Sorgfältig iſt jederzeit dabei geſchrieben, was eine Figur vorſtelle. Selbſt die Mutter Gottes und das Chriſtkindchen, die man doch nicht verkennen kann, haben noch immer ihre Beiſchriften.

Man findet halbe Bilder in Lebensgröße oder nahe daran, ganze Bilder immer unter Lebensgröße, Geſchichten ganz klein, als Beiwerk und Nebenſache, unter den Bildern.

Mir ſcheint, daß die Griechen mehr als die Catholiken das Bild als Bild verehren.

Hier bliebe nun eine große Lücke auszufüllen: denn bis zum Donato Veneziano iſt ein ungeheurer Sprung; doch haben alle Künſtler bis zu Johann Bellin herauf den Begriff von der Heiligkeit der Tafel aufrecht erhalten.

Wie man anfing, größere Altar-Bilder zu brauchen, ſo ſetzte man ſie aus mehrern Heiligenbilder zuſammen, die man, in vergoldeten Rahmenſtäben, neben- und ineinander fügte; deßwegen auch oft Schnitzer und Vergolder zugleich mit dem Maler genannt iſt.

Ferner bediente man ſich eines ſehr einfachen Kunſtgriffs, die Tafel auszufüllen: man rückte die heiligen Figuren um einige Stufen in die Höhe; unten auf die Stufen ſetzte man muſicirende Kinder in Engelsgeſtalt; den Raum oben

darüber ſuchte man mit ungezähmter Architektur zu verzieren.

Jener Begriff erhielt ſich ſo lange als möglich; denn er war zur Religion geworden.

Unter den vielen Bildern des Johann Bellin und ſeiner Vorgänger iſt keines hiſtoriſch und ſelbſt die Geſchichten ſind wieder zu der alten Vorſtellung zurückgeführt; da iſt allenfalls ein Heiliger, der predigt, und ſo viele Gläubige, die zuhören.

Die ältern hiſtoriſchen Bilder waren mit ganz kleinen Figuren. So iſt z. B. in St. Roch der Sarg, worin des Heiligen Gebeine verwahrt ſind, von den Vivarinis auf dieſe Weiſe gemalt. Selbſt die nachherige ungeheure Ausdehnung der Kunſt hat ihren Beginn von ſo kleinen Bildern genommen, wie es die Tintorettiſchen Anfänge in der Schule der Schneider bezeugen; ja ſelbſt Tizian konnte nur langſam jenes religiöſe Herkommen abſchütteln.

Man weiß, daß Derjenige, der das große Altar-Blatt in den Frari beſtellte, ſehr ungehalten war, ſo große Figuren darauf zu erblicken.

Das ſchöne Bild auf dem Altar der Familie Paſſero iſt noch immer die Vorſtellung von Heiligen und Anbetenden.

Ueberhaupt hat Tizian an der alten Weiſe ganz nahe gehalten und ſie nur mit größerer Wärme und Kunſt behandelt.

Nun aber fragt ſich: wann iſt die Gewohnheit aufgekommen, daß Diejenigen, welche das Bild bezahlten und widmeten, ſich auch zugleich darauf mit malen ließen?

Jeder Menſch mag gern das Andenken ſeines Daſeins ſtiften; man kann es daher für eine Anlockung der Kirche und der Künſtler halten, andächtigen Menſchen hierdurch auch eine Art von Heiligkeit zu verleihen. Auch läßt ſich es wohl als eine bildliche Unterſchrift annehmen. So knieen ganz in der Ecke eines großen, halberhoben geſchnitzten Marien-Bildes die Beſteller als demüthige Zwerglein. Nach und nach wurden ſie familienweiſe zu Haupt-Figuren, und endlich erſcheinen ſogar ganze Gilden als hiſtoriſch mitfigurirend.

Die reichen Schulen gaben nun ihre breiten Wände her, die Kirchen alle Flächen und die Bilder, die ſonſt in Schränkchen über den Altären ſtanden, behaupten ſich nun über alle architektoniſch leeren Räume.

Tizian hat noch ein wunderthätiges Bild gemalt, Tintoret ſchwerlich, obgleich geringere Maler zu ſolchem Glück gelangten.

Das Abendmahl des Herrn erbaute ſchon längſt die Refectorien; Paul Veroneſe faßte den glücklichen Gedanken, andere fromme, weitläufige Gaſtgebote auf den weiten, breiten Wänden der Refectorien darzuſtellen.

Indeſſen aber die Kunſt wächſt und mit ihr die Forderungen, ſo ſieht man die Beſchränktheit der religiöſen Gegenſtände. In den beſten Gemälden der größten Meiſter iſt ſie am Traurigſten fühlbar: was eigentlich wirkt und gewirkt wird, iſt nicht zu ſehen; nur mit Nebenſachen haben ſich die Künſtler beſchäftigt und dieſe bemächtigen ſich des Auges.

Und nun fangen erſt die Henkersknechte recht an, die Haupt-Perſonen zu ſpielen. Hier läßt ſich doch etwas nervig Nacktes anbringen; doch iſt ihr Beginnen immer Abſcheu erregend. Und wenn reizende Zuſchauerinnen mit friſchen Kindern nicht noch gewiſſer Maßen das Gegengewicht hielten, ſo würde man übel erbaut von Kunſt und Religion hinweggehen.

Wie Tintoret und Paul Veroneſe die ſchönen Zuſchauerinnen zu Hülfe gerufen, um die abſcheulichen Gegenſtände, mit denen ſie ſich beſchäftigen mußten, nur einiger Maßen ſchmackhaft zu machen, iſt bemerkenswerth. So waren mir ein Paar allerliebſte weibliche Figuren in dem Gefängniſſe unerklärlich, in welchem ein Engel dem heiligen Rochus bei Nacht erſcheint. Sollte man Mädchen eines übeln Lebens und Heilige mit andern Verbrechern zuſammen in einen Kerker geſperrt haben? Auf alle Fälle bleiben dieſe Figuren, wie jetzt das Bild noch zu ſehen iſt, bei der beſſern Erhaltung, wahrſcheinlich von mehr fleißigem Farbenauftrag bewirkt, vorzüglich die Gegenſtände unſerer Aufmerkſamkeit.

Jemand behauptete, es ſeien verlaſſene Peſtkranke; ſie ſehen aber gar nicht darnach aus.

Tintoret und Paul Veroneſe haben manchmal bei Altar-Blättern ſich der alten Manier wieder nähern und beſtellte Heilige auf ein Bild zuſammen malen müſſen, wahrſcheinlich die Namenspathen des Beſtellers; es geſchieht aber immer mit dem größten Künſtlerſinn.

Die älteſten Bilder, welche mit Waſſerfarbe gemalt ſind, haben ſich zum Theil hier

Vater. Besser ist besser. Wir verpachteten das Gütchen hier oben, und richteten uns unten ein.

Bätely. Sind wir's doch einmal so gewohnt! Unser Haus hält Wind, Schnee und Regen ab, unsre Alpe gibt uns was wir brauchen, wir haben zu essen und zu trinken das ganze Jahr, verkaufen auch noch so viel, daß wir uns ein hübsches Kleid auf den Leib schaffen können, sind hieroben allein und geben niemand ein gutes Wort! Und was wär' euch unten im Flecken ein größer Haus, die Stube besser getäfelt, mehr Vieh und mehr Leute dabey? Es gibt nur mehr zu thun und zu sorgen, und man kann doch nicht mehr essen, trinken und schlafen als vorher. Euch wollt' ich's freylich bequemer wünschen.

Vater. Und mir wollt' ich wünschen, daß ich nicht mehr um dich zu sorgen hätte. Freylich werde ich alt und spüre denn doch, daß ich abnehme. Der rechte Arm wird mir

gut erhalten, weil sie nicht, wie die Oelbilder, dunkler werden; auch scheinen sie die Feuchtigkeit, wenn sie nur nicht gar zu arg ist, ziemlich zu ertragen.

Ueber die Behandlungsweise der Farben würde ein technisch gewandter Maler aufklärende Betrachtungen anstellen.

Die ersten Oelbilder haben sich gleichfalls sehr gut erhalten, obschon nicht ganz so hell wie die Tempera-Bilder. Als Ursache gibt man an: daß die frühern Künstler in Wahl und Zubereitung der Farben sehr sorgfältig gewesen; daß sie solche erst mit Wasser klar gerieben, sie dann geschlemmt und so aus einem Körper mehrere Tinten gezogen; daß sie gleichmäßig mit Reinigung der Oele verfahren und hierin weder Mühe noch Fleiß gespart. Ferner bemerkt man, daß sie ihre Tafeln sehr sorgfältig grundirten und zwar mit einem Kreidegrund, wie bei der Tempera; dieser zog unter dem Malen das überflüssige Oel an sich, und die Farbe blieb desto reiner auf der Oberfläche stehen.

Diese Sorgfalt verminderte sich nach und nach, ja sie verlor sich endlich ganz, als man größere Gemälde zu unternehmen anfing. Man mußte die Leinwand zu Hülfe nehmen, welche man nur schwach mit Kreide, manchmal auch nur leicht mit Leim grundirte.

Paul Veronese und Tizian arbeiteten meistens mit Sotlaturen. Der erste Auftrag ihrer Farben war licht, welchen sie immer mit dunkeln durchsichtigen Tinten zudeckten; deßwegen ihre Bilder durch die Zeit eher heller als dunkler geworden sind; obgleich die Tizian'schen durch das viele, beim Uebermalen gebrauchte Oel gleichfalls gelitten haben

Als Ursache, warum Tintoret's Gemälde meistens so dunkel geworden sind, wird angegeben, daß er ohne Grund, auch auf rothen Grund, meist alla prima und ohne Sotlatur gemalt. Weil er nun auf diese Weise stark auftragen und der Farbe in ihrer ganzen Dicke schon denjenigen Ton geben mußte, den sie auf der Oberfläche behalten sollte, so liegen nicht, wie bei Paul Veronese, hellere Tinten zum Grund. Und wenn sich das stark gebrauchte Oel mit der Farbe zusammen veränderte, so sind auf ein Mal ganze Massen dunkel geworden.

Am Meisten schadet das Ueberhandnehmen des rothen Grundes über schwächern Auftrag, so daß manchmal nur die höchsten, stark aufgetragenen Lichter noch sichtbar geblieben.

An der Qualität der Farbstoffe und der Oele mag auch nur Vieles gelegen haben.

Wie schnell übrigens Tintoret gemalt, kann man aus der Menge und Größe seiner Arbeiten schließen; und wie frech er dabei zu Werke gegangen, sieht man an dem einen Beispiel, daß er in großen Gemälden, die er an Ort und Stelle schon aufgezogen und befestigt gemalt, die Köpfe ausgelassen, sie zu Hause einzeln gefertigt, ausgeschnitten und dann auf das Bild geklebt; wie man bei'm Ausbessern und Restauriren gefunden; besonders scheint es bei Portraiten geschehen zu sein, welche er zu Hause bequem nach der Natur malen konnte.

Ein ähnliches Benehmen entdeckte man in einem Gemälde von Paul Veronese. Drei Portraite von Edelleuten waren auf einem frommen Bilde mit angebracht; bei'm Restauriren fanden sich diese Gesichter ganz leise aufgeklebt, unten d'runter drei andere schöne Köpfe, woraus man sah, daß der Maler zuerst drei Heilige vorgestellt, nachher aber, vielleicht durch obrigkeitliche, einflußreiche Personen veranlaßt, ihre Bildnisse in diesem öffentlichen Werke verewigt habe.

Viele Bilder sind auch dadurch verdorben worden, daß man sie auf der Rückseite mit Oel bestrichen, weil man fälschlich geglaubt, den Farben dadurch neuen Saft zu geben. Wenn nun solche Bilder gleich wieder an der Wand oder an einer Decke angebracht worden, so ist das Oel durchgedrungen und hat das Bild auf mehr als eine Weise verwüstet.

Bei der großen Menge von Gemälden, welche in Venedig auf vielerlei Weise beschädigt worden, ist es zu denken, daß sich mehrere Maler, wiewohl mit ungleicher Geschicklichkeit und Geschick, auf die Ausbesserung und Wiederherstellung derselben legten. Die Republik, welche in dem herzoglichen Palast allein einen großen Schatz von Gemälden verwahrt, die jedoch zum Theil von der Zeit sehr verletzt sind, hat eine Art von Academie der Gemälde-Restauration angelegt, eine Anzahl Künstler versammelt, ihnen einen Director gegeben und in dem Kloster St. Giovanni e Paolo einen großen Saal nebst anstoßenden, geräumigen Zimmern angewiesen, wohin die beschädigten Bilder gebracht und wieder hergestellt werden.

Dieses Institut hat den Nutzen, daß alle Erfahrungen, welche man in dieser Kunst gemacht hat, gesammelt und durch eine Gesellschaft aufbewahrt werden.

Die Mittel und die Art, jedes besondere Bild herzustellen, sind sehr verschieden, nach

den verſchiedenen Meiſtern und nach dem Zuſtande der Gemälde ſelbſt. Die Mitglieder dieſer Academie haben durch vieljährige Erfahrung die mannigfaltigen Arten der Meiſter ſich auf's Genaueſte bekannt gemacht, über Leinwand, Grundirung, erſten Farbenauftrag, Spelaturen, Ausmalen, Accordiren ſich genau unterrichtet. Es wird der Zuſtand jedes Bildes vorher erſt unterſucht, beurtheilt und ſodann überlegt, was aus demſelben zu machen möglich ſei.

Ich gerieth zufällig in ihre Bekanntſchaft; denn als ich in genannter Kirche das köſtliche Bild Tizian's, die Ermordung des Petrus Martyr, mit großer Aufmerkſamkeit betrachtet hatte, fragte mich ein Mönch, ob ich nicht auch die Herren da oben beſuchen wollte, deren Geſchäft er mir erklärte. Ich ward freundlich aufgenommen und als ſie meine beſondere Aufmerkſamkeit auf ihre Arbeiten gewahr worden, die ich mit Deutſcher Natürlichkeit ausdrückte, gewannen ſie mich lieb, wie ich wohl ſagen darf; da ich denn öfters wiederkehrte, immer unterwegs dem einzigen Tizian meine Verehrung beweiſend.

Hätte ich jedes Mal zu Hauſe aufgeſchrieben, was ich geſehen und vernommen, ſo käm' es uns noch zu Gute; nun aber will ich aus der Erinnerung nur ein ganz eigenes Verfahren in einem der beſonderſten Fälle bemerken.

Tizian und ſeine Nachfahren malten wohl auch mitunter auf gemodelten Damaſt, leinen und ungebleicht, wie er vom Weber kommt, ohne Farbegrund. Dadurch erhielt das Ganze ein gewiſſes Zwielicht, das dem Damaſt eigen iſt, und die einzelnen Theile gewannen ein unbeſchreibliches Leben, da die Farbe dem Beſchauer nie dieſelbe blieb, ſondern in einer gewiſſen Bewegung von Hell und Dunkel abwechſelte und dadurch alles Steifartige verlor. Ich erinnere mich noch deutlich eines Chriſtus von Tizian, deſſen Füße ganz nah vor den Augen ſtanden, an denen man durch die Fleiſchfarbe ein ziemlich derbes Quadrat-Muſter des Damaſtes erkennen konnte. Trat man hinweg, ſo ſchien eine lebendige Epiderm mit allerlei beweglichen Einſchnitten in's Auge zu ſpielen.

Iſt nun an einem ſolchen Bilde durch die Feuchtigkeit ein Loch eingefreſſen, ſo laſſen ſie nach dem Muſter des Grundes einen Metall-Stempel ſchneiden, überziehen eine feine Leinwand mit Kreide und drucken das Muſter darauf ab. Ein ſolches Läppchen wird alsdann auf der neuen Leinwand, auf welche das Bild gezogen werden ſoll, befeſtigt und tritt, wie das alte Bild aufgeklebt wird, in die Lücke, wird übermalt und gewinnt ſchon durch die Unterlage des Grundes eine Uebereinſtimmung mit dem Ganzen.

So fand ich die Männer um ein ungeheures Bild von Paul Veroneſe, in welches mehr als zwanzig ſolcher Löcher gefallen waren, beſchäftigt; ſchon ſah ich die ſämmtlichen geſtempelten Läppchen fertig und durch Zwirnsfäden zuſammen und auseinander gehalten, wie in einem Spinnengewebe, auf der gleichfalls aufgeſpannten, neuen Leinwand aufgelegt. Nun war man für Berichtigung der Oertlichkeit beſorgt, indem dieſe kleinen Fetzchen aufgeklebt wurden, die, wenn das große Bild aufgezogen würde, in alle Lücken genau paſſen ſollten. Es gehörte wirklich die Localität eines Kloſters, eine Art mönchiſchen Zuſtandes, geſicherte Exiſtenz und die Langmuth einer Ariſtocratie dazu, um dergleichen zu unternehmen und auszuführen. Uebrigens begreift man denn freilich, daß bei ſolchen Reſtaurationen das Bild zuletzt nur ſeinen Schein behielt und nur ſoviel zu erreichen war, daß die Lücke in einem großen Saale wohl dem Kenner, aber nicht dem Volke ſichtbar blieb.

Philoſtrat's Gemälde und Antik und Modern.

Was uns von Poeſie und Proſa aus den Griechiſchen Tagen übrig geblieben, gibt uns die Ueberzeugung, daß Alles, was jene hoch begabte Nation in Worte verfaßt, um es mündlich oder ſchriftlich zu überliefern, aus unmittelbarem Anſchauen der äußern und innern Welt hervorgegangen ſei. Ihre älteſte Mythologie perſonificirt die wichtigſten Ereigniſſe des Himmels und der Erde, individualiſirt das allgemeinſte Menſchenſchickſal, die unvermeidlichen Thaten und unausweichlichen Duldungen eines immer ſich erneuenden ſeltſamen Geſchlechts. Poeſie und bildende Kunſt finden hier das freieſte Feld, wo eine der andern immer neue Vortheile zuweiſt, indem Beide in ewigem Wettſtreit ſich zu befehden ſcheinen.

Die bildende Kunſt ergreift die alten Fabeln und bedient ſich ihrer zu den nächſten Zwecken; ſie reizt das Auge, um es zu befriedigen; ſie fordert den Geiſt auf, um ihn zu kräftigen und bald kann der Poet dem Ohr Nichts mehr überliefern, was der Bildkünſtler nicht ſchon dem Auge gebracht hätte. Und ſo ſteigern ſich wechſelsweiſe Einbildungskraft und Wirklichkeit, bis ſie endlich das höchſte Ziel erreichen: ſie kommen der Religion zu Hülfe und ſtehen den

Gott, deſſen Wink die Himmel erſchüttert, der anbetenden Menſchheit vor Augen.

In dieſem Sinne haben alle neuern Kunſtfreunde, die auf dem Wege, den uns Winckelmann vorzeichnete, treulich verharrten, die alten Beſchreibungen verlorner Kunſtwerke mit übrig gebliebenen Nachbildungen und Nachahmungen derſelben immer gern verglichen und ſich dem geiſtreichen Geſchäft ergeben, völlig Verlornes im Sinne der Alten wieder herzuſtellen, welches ſchwieriger oder leichter ſein mag, als der neue Zeitſinn von jenem abweicht oder ihm ſich nähert.

So haben denn auch die Weimar'ſchen Kunſtfreunde, früherer Bemühungen um Polygnot's Gemälde nicht zu gedenken, ſich an der Philoſtrate Schilderungen vielfach geübt und würden eine Folge derſelben mit Kupfern herausgegeben haben, wenn die Schickſale der Welt und der Kunſt das Unternehmen nur einiger Maßen begünſtigt hätten; doch jene waren zu rauh und dieſe zu weich, und ſo mußte das frohe Große und das heitere Gute leider zurückſtehen.

Damit nun aber nicht Alles verloren gehe, werden die Vorarbeiten mitgetheilt, wie wir ſie ſchon ſeit mehrern Jahren zu eigener Belehrung eingeleitet. Zuerſt alſo wird vorausgeſetzt, daß die Gemälde-Gallerie wirklich exiſtirt habe und daß man den Redner loben müſſe wegen des zeitgemäßen Gedankens, ſie in Gegenwart von wohlgebildeten Jünglingen und hoffnungsvollen Knaben auszulegen und zugleich einen angenehmen und nützlichen Unterricht zu ertheilen. An hiſtoriſch politiſchen Gegenſtänden ſeine Kunſt zu üben, war ſchon längſt dem Sophiſten unterſagt; moraliſche Probleme waren bis zum Ueberdruß durchgearbeitet und erſchöpft; nun blieb das Gebiet der Kunſt noch übrig, wohin man ſich mit ſeinen Schülern flüchtete, um an gegebenen harmloſen Darſtellungen ſeine Fertigkeiten zu zeigen und zu entwickeln.

Hieraus entſteht aber für uns die große Schwierigkeit, zu ſondern, was jene heitere Geſellſchaft wirklich angeſchaut und was wohl redneriſche Zuthat ſein möchte. Hierzu ſind uns in der neuern Zeit ſehr viele Mittel gegeben. Herculaniſche, Pompejiſche und andere neuentdeckte Gemälde, beſonders auch Moſaiken, machen es möglich, Geiſt und Einbildungskraft in jene Kunſt-Epoche zu erheben.

Erfreulich, ja verdienſtlich iſt dieſe Bemühung, da neuere Künſtler in dieſem Sinne wenig arbeiteten. Aus den Werken der Byzantiner und der erſten Florentiniſchen Künſtler ließen ſich Beiſpiele anführen, daß ſie auf eigenem Wege nach ähnlichen Zwecken geſtrebt, die man jedoch nach und nach aus den Augen verloren. Nun aber zeigt Julius Roman allein in ſeinen Werken deutlich, daß er die Philoſtrate geleſen, weßhalb auch von ſeinen Bildern manches angeführt und eingeſchaltet wird. Jüngere talentvolle Künſtler der neuern Zeit, die ſich mit dieſem Sinne vertraut machten, trügen zur Wiederherſtellung der Kunſt in's kraftvolle, anmuthige Leben, worin ſie ganz allein gedeihen kann, gewiß ſehr Vieles bei.

Aber nicht allein die Schwierigkeit, aus redneriſchen Ueberlieferungen ſich das eigentlich Dargeſtellte rein zu entwickeln, hat eine glückliche Wirkung der Philoſtrat'ſchen Gemälde gehindert; ebenſo ſchlimm, ja noch ſchlimmer, iſt die Verworrenheit, in welcher dieſe Bilder hinter einander aufgeführt werden. Braucht man dort ſchon angeſtrengte Aufmerkſamkeit, ſo wird man hier ganz verwirrt. Deßwegen war unſere erſte Sorgfalt, die Bilder zu ſondern, alsdann unter Rubriken zu theilen, wenn gleich nicht mit der größten Strenge. Und ſo bringen wir nach und nach zum Vortrag:

I. Hoch heroiſchen tragiſchen Inhalts, zielen meiſt auf Tod und Verderben heldenmüthiger Männer und Frauen. Hieran ſchließt ſich, damit die Welt nicht entvölkert werde, II. Liebesannäherung und Bewerbung, deren Gelingen und Mißlingen. Daraus erfolgt III. Geburt und Erziehung. Sodann tritt uns IV. Hercules kräftig entgegen, welcher ein beſonderes Capitel füllt. Die Alten behaupten ohnedieß, daß Poeſie von dieſem Helden auszugehen ſei. „Denn die Dichtkunſt beſchäftigte ſich vorher nur mit Götterſprüchen und entſtund erſt mit Hercules, Alcmene's Sohn.“ Auch iſt der herrlichſte, die mannigfaltigſten Abwechslungen darbietende und herbeiführende Character. Unmittelbar verbindet ſich V. Kämpfen und Ringen auf's Mächtigſte. VI. Jäger und Jagden drängen ſich kühn und lebensmuthig heran. In gefälliger Ableitung tritt VII. Poeſie, Geſang und Tanz an den Reihen mit unendlicher Anmuth. Die Darſtellung von Gegenden folgt ſodann; wir finden VIII. viele See- und Waſſerſtücke, wenig Landſchaften, IX. Einige Stillleben fehlen auch nicht.

In dem nachfolgenden Verzeichniß werden die Gegenſtände zur Ueberſicht nur kurz angegeben; die Ausführung einzelner läßt ſich nach und nach mittheilen. Die unmittelbar hinter jedem Bilde angezeichneten Zahlen deuten auf das erſte und zweite Buch Philoſtrat's. Jun. weiſt auf die Ueberlieferung des Jüngern. Ebenſo deuten die nachſtehenden Zahlen auf die Folge, wie die Bilder im Griechiſchen Text geordnet ſind. Was den Herculaniſchen Alterthü-

mern und neuern Künſtlern angezeigt, iſt gleichfalls angezeichnet.

Antike Gemälde-Gallerie.

I. Hoch hereiſchen, tragiſchen Inhalts.

1. Antilochus; vor Troja getödteter Held, von Achill beweint, mit großer Umgebung von trauernden Freunden und Kampfgeſellen. 2. 7.

2. Memnon; von Achill getödtet, von Aurora, der Mutter, liebevoll beſtattet. 1. 7.

3. Scamander; das Gewäſſer, durch Vulcan ausgetrocknet, das Ufer verſengt, um Achill zu retten. 1. 1.

4. Menöceus; ſterbender Held, als patriotiſches Opfer. 1. 4.

5. * Hippolyt und Phädra; verbrecherſchmähte Stiefmutter. Herculan. Alterth. Bd. 3, Taf. 15.

5. Hippolyt; Jüngling, unſchuldig, durch übereilten Vaterfluch ungerecht verderbt. 2 4.

6. Antigone; Schweſter, zu Beſtattung des Bruders ihr Leben wagend. 2. 29.

7. Evadne; Heldenweib, dem erſchlagenen Gemahl im Flammentode folgend. 2. 30.

8. Panthia; Gemahlinn, neben dem erlegten Gatten ſterbend. 2. 9.

9. Ajax, der Locrier; unbezwungener Held, dem grauſenden Untergange trotzend. 2. 13.

10. Philoctet; einſam, grenzenlos leidender Held. 3. 17.

11. Phaëton; verwegener Jüngling, ſich durch Uebermuth den Tod zuziehend. 1. 11.

11. a) Icarus; geſtrandet, bedauert vom geretteten Vater, beſchaut vom nachdenklichen Hirten. Herculan. Alterth. Bd. 4, Taf. 63.

11. b) Phrixus und Helle; Bruder, der die Schweſter, auf dem mazuſchen Zug über's Meer, aus den Wellen nicht retten kann. Herculan. Alterth. Bd. 3, Taf. 4.

12. Hyacinth; ſchönſter Jüngling, von Apoll und Zephyr geliebt. 3. 15.

13. Hyacinth; getödtet durch Liebe und Mißgunſt. 1. 24.

13. a) Cephalus und Procris; Gattinn durch Eiferſucht und Schickſal getödtet. Julius Roman.

14. Amphiaraus; Prophet, auf der Oracel-Stätte prangend. 1. 26.

15. Caſſandra; Familien-Mord. 2 19.

16. Rhodogyne; Siegerinn in voller Pracht. 2. 5.

16. a) Sieger und Siegesgöttinn; an einer Trophäe. Herculan. Alterth. Bd. 3, Taf. 39.

17. Themiſtocles; hiſtoriſch edle Darſtellung. 3. 33.

II. Liebes-Annäherung, Bewerbung; Gelingen, Mißlingen.

18. * Venus; dem Meer entſteigend, auf der Muſchel ruhend, mit der Muſchel ſchiffend. Herculan. Alterth. Bd. 4, Taf. 3. Oft und überall wiederholt.

18. Vorſpiele der Liebesgötter. 1. 6.

19. Neptun und Amymone; der Gott nicht um die Tochter des Danaus, die, um ſich Waſſer aus dem Fluſſe zu holen, an den Ufer herankam 1. 7.

19. a) Theſeus und die geretteten Kinder. Herculan. Alterth. Bd. 1, Taf. 5.

19. b) Ariadne; verlaſſen, einſam, dem fortſegelnden Schiffe beſtürzt nachblickend. Herculan. Alterth. Bd. 2, Taf. 14.

19. c) Ariadne; verlaſſen, dem abſegelnden Schiffe bewußt- und jammervoll nachblickend, unter dem Beiſtand von Genien. Herculan. Alterth. Bd. 2, Taf. 13.

20. Ariadne; ſchlafende Schönheit, vom Liebenden und ſeinem Gefolge bewundert. 1. 15.

20. a) Vollkommen derſelbe Gegenſtand, buchſtäblich nachgebildet. Herculan. Alterth. Bd. 2, Taf. 16.

20. d) Leda, mit dem Schwan, unzählige Mal wiederholt. Herculan. Alterth. Bd. 3, Taf. 8.

20. e) Leda, am Curatas; die Doppelzwillinge ſind den Eierſchalen entſchlüpft. Julius Roman.

21. Pelops, als Freiersmann. 1. 30.

22. Derſelbe Gegenſtand, ernſter genommen. Jun 9.

23. Pelops führt die Braut heim. 1. 17.

24. Vorſpiel zu der Argonauten-Fahrt. Jun. 8.

25. Glaucus weiſſagt den Argonauten. 2. 15.

26. Jaſon und Medea; mächtig furchtbares Paar. Jun. 7.

27. Argo; Rückkehr der Argonauten. Jun. 11.

28. Perſeus verdient die Andromeda. 1. 29.

29. Cyclop vermißt die Galathe. 2. 18.

29. b) Cyclop, in Liebeshoffnung. Herculan. Alterth. Bd. 1, S. 10.

30. Paſiphae; Künſtler, dem Liebeswahnſinn dienend. 1. 16.

31. Meles und Chritheis; Homer entſpringt. 2. 8.

III. Geburt und Erziehung.

32. Minerva's Geburt; ſie entwindet ſich aus dem Haupte Zeus und wird von Göttern und Menſchen herrlich empfangen. 2. 27.

33. Semele; des Bacchus Geburt. Die

Mutter kömmt um; der Sohn tritt durch's Feuer in's lebendigſte Leben. 1. 14.

33. a) Bacchus Erziehung durch Faunen und Nymphen in Gegenwart des Mercur. Hercul. Alterth. Bd. 2, Taf. 12.

34. Hermes Geburt; er tritt ſogleich als Scheim und Schalk unter Götter und Menſchen. 1. 26.

35. Achill's Kindheit, von Chiron erzogen. 2. 2.

35. a) Daſſelbe. Hercul. Alterth. Bd. 1, Taf. 8.

36. Achill, auf Scyros. Der junge Held unter Mädchen kaum erkennbar. Jun. 1.

37. Centaurische Familien-Scene. Höchſter Kunſtſinn. 2. 4.

IV. Hercules.

38. Der Halbgott, Sieger als Kind. Jun, 8.

38. b) Daſſelbe. Hercul. Alterth. Bd. 1. Taf. 7.

39. Achelous; Kampf gegen Dejanira. Jun. 4.

40) Neſſus; Errettung der Dejanira. Jun. 16.

41. Antheus; Sieg durch Ringen. L. 21.

42. Heſione; befreit durch Hercules. Jun. 12.

42. a) Derſelbe Gegenſtand. Hercul. Alterth. Bd. 4, Taf. 61.

43. Atlas; der Held nimmt das Himmelsgewölbe auf ſeine Schultern. 2. 20.

43. a) Hylas; untergetaucht von Nymphen, Hercul. Alterth. Bd. 4, Taf. 6.

43. b) Hylas; überwältigt von Nymphen. Julius Roman.

44. Abderus; deſſen Tod gerochen. Groß gedacht und reizend rührend ausgeführt. 2. 25.

44. a) Hercules, als Vater; unendlich zart und zierlich. Hercul. Alterth. Bd. 1 Taf. 6.

45. Hercules, raſend; ſchlecht belohnte Großthaten. 2. 23.

45. a) Hercules, bei Admet; Schweigender Gaſt im Trauerhauſe. W. K. F.

46. Thiodamas; der ſpeiſegierige Held beſchmauſt einen widerwilligen Ackersmann. 2. 24.

47. Hercules und die Pygmäen; köſtlicher Gegenſatz. 2. 22.

47. a) Derſelbe Gegenſtand; glücklich aufgefaßt von Julius Roman.

V. Kämpfen und Ringen.

48. Paläſtra; überſchwenglich großes Bild; wer den Begriff deſſelben faſſen kann, iſt in der Kunſt ſein ganzes Leben geborgen. 2. 33.

49. Arrhichio; der Athlete, im dritten Siege verſcheidend. 2. 6.

50. Pherbas; grauſam Beraubender unterliegt dem Phöbus. 2. 19.

VI. Jäger und Jagden.

51. Meleager und Atalanta; heroiſche Jagd. Jun. 15.

51. b) Das Gleiche, Julius Roman.

52. Abermals Schweinsjagd, von unendlicher Schönheit. 1. 28.

53. Gaſtmahl nach der Jagd; höchſt liebenswürdig. Jun. 5.

54. Narciſſus; der Jäger in ſich ſelbſt verirrt. 1. 23.

VII. Poeſie, Geſang, Tanz.

55. Pan; von den Nymphen im Mittagsſchlaf überfallen, gebunden, verhöhnt und mißhandelt. 2. 11.

56. Midas; der weichliche Lydiſche König, von ſchönen Mädchen umgeben, freut ſich, einen Faun gefangen zu haben. Andere Faune freuen ſich deßhalb auch; der eine aber liegt betrunken, ſeiner ohnmächtig. 1. 27.

57. * Olympus; als Knabe vom Pan unterrichtet. Hercul. Alterth. Bd. 1, Taf. 9.

57. Olympus; der ſchönſte Jüngling, einſam ſitzend, bläſt auf der Flöte; die Oberhälfte ſeines Körpers ſpiegelt ſich in der Quelle. 1. 31.

57. a) Olympus flötet; ein ſtiernartiger Pan hört ihm aufmerkſam zu. Annibal Carrache.

58. Olympus; er hat die Flöte weggelegt und ſingt. Er ſitzt auf blumigem Raſen; Satyren umgeben und verehren ihn. 1. 20.

59. Marſias beſiegt; der Scythe und Apoll, Satyren und Umgebung. Jun. 2.

60. Amphion; auf zierlichſter Leier ſpielend; die Steine wetteifern, ſich zur Mauer zu bilden. 1. 10.

61. Aeſop; die Muſe der Fabel kömmt zu ihm, krönt, bekränzt ihn; Thiere ſtehen menſchenartig umher. 1. 3.

62. Orpheus; Thiere, ja Wälder und Felſen heranziehend. Jun. 6.

63. a) Orpheus; entſetzt ſich (jenem Zeuxiſchen Lehrling ähnlich) vor der Menge von Thieren, die er herangezogen. Ein unſchätzbarer Gedanke, für den engen Raum des geſchnittenen Steines geeignet. Antike Gemme.

63. Pindar; der Neugeborne liegt auf Lorbeer- und Myrthenzweigen unter dem Schutz der Rhea, die Nymphen ſind gegenwärtig, Pan tanzt, ein Bienenſchwarm umſchwebt den Knaben. 2. 12.

64. Sophocles; nachdenkend, Weihgeſchenke anbietend, Aesculap ſteht daneben; Bienen ſchwärmen umher. Jun. 13.

65. Venus; ihr elfenbeinernes Bild von

Opfern umgeben; leicht gekleidete, eifrig flugende Jungfrauen. 2. 1.

VIII. See-, Waſſer- und Landſtücke.

66. Bacchus und die Tyrrhener; offene See, zwei Schiffe, in dem einen Bacchus und die Bachantinnen in Zuverſicht und Behagen, die Seeräuber gewaltſam, ſogleich aber in Delphine verwandelt. 1. 19.

67. Andros; Inſel, von Bachus begünſtigt. Der Quellgott, auf einem Lager von Traubenblättern, ertheilt Wein ſtatt Waſſers; ſein Fluß durchſtrömt das Land; Schwanſende verſammeln ſich um ihn her. Am Ausfluß in's Meer ziehen ſich Tritonen heran zur Theilnahme. Bachus mit großem Gefolg beſucht die Inſel. 1. 25.

68. Palämon; am Ufer des Chorinthiſchen Iſthmus, im heiligen Haine, opfert das Volk. Der Knabe Palämon wird von einem Delphin ſchlafend in eine für ihn göttlich bereitete Uferhöhle geführt. 2. 16.

69. Bosphorus; Land und See auf's Mannigfaltigſte belebt. 1. 12.

70. Der Nil; umgeben von Kindern und allen Attributen. 1. 5.

70. a) Der Nil im Sinken; Moſaik von Paläſtrina.

71. Die Inſeln; Waſſer und Land mit ihren Characteren, Erzeugniſſen und Begebenheiten. 2. 17.

72. Theſſalien; Neptun nöthigt den Peneus zu ſchnellerm Lauf. Das Waſſer fällt, die Erde grünt. 2. 14.

73. Die Sümpfe; im Sinne der vorhergehenden. Waſſer und Land, in wechſelſeitigem Bezug freundlich dargeſtellt. 1. 9.

74. Die Fiſcher; bezüglich auf 69. Fang der Thunfiſche. 1. 13.

74. a) Delphins-Fang; Julius Roman.

74. b) Aehnliches, um jene Vorſtellung zu beleben. Hercul. Alterth. Bd. 2, Taf. 50.

75. Dodona; Götterhain mit allen heiligen Geräthſchaften, Bewohnern und Angeſtellten. 2. 34.

76. Nächtlicher Schmaus; Unſchätzbares Bild, ſchwer einzuordnen, ſtehe hier als Zugabe. 1. 2.

IX. Stilleben.

77. Reuen. 1. 31.

78. Reuen. 2. 36.

78. a) Beiſpiele zu vollkommener Befriedigung. Hercul. Alterth. Bd. 2, Taf. 56. sqq.

79. Gemälde; Beiſpiel der zarteſten, ſicherſten Pinſelführung. 11. 29.

Weitere Ausführung.

Ueberſehen wir nunmehr die Philoſtrat'ſche Gallerie als ein geordnetes Ganze; wird uns klar, daß durch entdeckte wahrhaft antike Bilder wir uns von der Grundwahrhaftigkeit jener rhetoriſchen Beſchreibungen überzeugen dürfen; ſehen wir ein, daß es nur von uns abhängt, einzuſchalten und anzufügen, damit der Begriff einer lebendigen Kunſt ſich mehr und mehr bethätige; finden wir, daß auch große Neuere dieſer Sinnesart gefolgt und uns dergleichen muſterhafte Bilder hinterlaſſen: ſo wird Wunſch und Verpflichtung immer ſtärker, nunmehr in's Einzelne zu gehen, und eine Ausführung, wo nicht zu leiſten, doch vorzubereiten. Da alſo ohnehin ſchon zu lange gezaudert worden, ungeſäumt an's Werk!

I.

Antilochus.

Das Haupterforderniß einer großen Compoſition war ſchon von den Alten anerkannt, daß nämlich viele bedeutende Charactere ſich um einen Mittelpunct vereinigen müſſen, der, wirkſam genug, ſie anrege, bei einem gemeinſamen Intereſſe, ihre Eigenheiten auszuſprechen. Im gegenwärtigen Fall iſt dieſer Lebenspunct ein getödteter, allgemein bedauerter Jüngling.

Antilochus, indem er, ſeinen Vater Neſtor in der Schlacht zu ſchützen, herandringt, wird von dem Africaner Memnon erſchlagen. Hier liegt er nun in jugendlicher Schöne; das Gefühl, ſeinen Vater gerettet zu haben, umſchwebt noch heiter die Geſichtszüge. Sein Bart iſt mehr als der keimende Bart eines Jünglings, das Haar gelb wie die Sonne. Die leichten Füße liegen hingeſtreckt, der Körper, zur Geſchwindigkeit gebaut, wie Elfenbein anzuſehen, aus der Bruſtwunde nun von purpurnem Blut durchrieſelt.

Achill, grimmig, ſchmerzhaft, warf ſich über ihn, Rache ſchwörend gegen den Mörder, der ihm den Tröſter ſeines Jammers, als Patroclus unterlag, ſeinen letzten beſten Freund und Geſellen geraubt.

Die Feldherren ſtehen umher theilnehmend, jeder ſeinen Character behauptend. Menelaus wird erkannt am Sanften, Agamemnon am Göttlichen, Diomed am Freikühnen; Ajax ſteht finſter und trotzig, der Locrier als tüchtiger Mann; Ulyß fällt auf als nachdenklich und bemerkend; Neſtor ſcheint zu fehlen. Das Kriegsvolk, auf ſeine Sperre gelehnt, mit übereinander geſchlagenen Füßen, umringt die Verſammlung, einen Trauergeſang anzuſtimmen.

Iremander.

In ſchneller Bewegung ſtürmt aus der Höhe

Vulcan auf den Flußgott. Die weite Ebene, wo man auch Troja erblickt, iſt mit Feuer überſchwemmt, das, waſſergleich, nach dem Flußbette zuſtrömt.

Das Feuer jedoch, wie es den Gott umgibt, ſtürzt unmittelbar in das Waſſer. Schon ſind alle Bäume des Ufers verbrannt; der Fluß ohne Haare fleht um Gnade vom Gott, um welchen her das Feuer nicht gelb, wie gewöhnlich, erſcheint, ſondern gold- und ſonnenfarben.

Menoetius.

Ein tüchtiger Jüngling iſt vorgeſtellt, aufrecht noch auf ſeinen Füßen; aber ach, er hat mit blankem Schwert die Seite durchbohrt, das Blut fließt, die Seele will entfliehen, er fängt ſchon an zu wanken und erwartet den Tod mit heitern, liebreichen Augen. Wie Schade um den herrlichen jungen Mann! Sein kräftiger Körperbau, im Kampfſpiel tüchtig ausgearbeitet; bräunlich geſunde Farbe. Seine hochgewölbte Bruſt möchte man betaſten, die Schultern ſind ſtark, der Nacken feſt, nicht ſteif, ſein Haarwuchs gemäßigt; der Jüngling wollte nicht in Locken weibiſch erſcheinen. Vom ſchönſten Gleichmaß Rippen und Lenden. Was uns, durch Bewegung und Beugung des Körpers, von der Rückſeite ſichtbar wird, iſt ebenfalls ſchön und bewundernswürdig.

Fragſt Du nun aber, wer er ſei: ſo erkenne in ihm Creon's, des unglücklichen Tyrannen von Theben, geliebteſten Sohn. Tireſias weiſſagt: daß nur, wenn er beim Eingang der Drachenhöhle ſterben würde, die Stadt befreit ſein könne. Heimlich begibt er ſich heraus und opfert ſich ſelbſt. Nun begreifſt Du auch, was die Höhle, was der verſteckte Drache bedeutet. In der Ferne ſieht man Theben und die Sieben, die es beſtürmen. Das Bild iſt mit hohem Augpunct gemalt, und eine Art Perſpective dabei angebracht.

Antigone.

Heldenſchweſter! Mit einem Knie an der Erde umfaßt ſie den todten Bruder, der, weil er ſeine Vaterſtadt bedrohend, umgekommen, unbegraben ſollte verweſen. Die Nacht verbirgt ihre Großthat; der Mond erleuchtet das Vorhaben. Mit ſtummem Schmerz ergreift ſie den Bruder; ihre Geſtalt gibt Zutrauen, daß ſie fähig ſei, einen rieſenhaften Helden zu beſtatten. In der Ferne ſieht man die erſchlagenen Belagerer, Roß und Mann hingeſtreckt.

Ahndungsvoll wächſt auf Eteocles Grabhügel ein Granat-Baum; ferner ſiehſt Du zwei als Todtenopfer gegen einander über brennende Flammen, ſie ſtoßen ſich wechſelſeitig ab; jene Frucht, durch blutigen Saft, das Mordbeginnen, dieſe Feuer, durch ſeltſames Erſcheinen den unauslöſchlichen Haß der Brüder auch im Tode bezeichnend.

Evadne.

Ein wohl geſchmückter, mit geopferten Thieren umlegter Holzſtoß ſoll den rieſenhaften Körper des Capaneus verzehren. Aber allein ſoll er nicht abſcheiden! Evadne, ſeine Gattinn, Heldenweib, des Helden werth, ſchmückte ſich als höchſtes Opfer mit Kränzen. Ihr Blick iſt hochherrlich: denn indem ſie ſich in's Feuer ſtürzt, ſcheint ſie ihrem Gemahl zuzurufen. Sie ſchwebt mit geöffneten Lippen.

Wer aber auch hat dieſes Feuer angefächert? Liebesgötter mit kleinen Fackeln ſind um den dürren Schragen verſammelt; ſchon entzündet er ſich, ſchon dampft und flammt er; ſie aber ſehen betrübt auf ihr Geſchäft. Und ſo wird ein erhabenes Bild gemildert zur Anmuth.

Ajax, der Lorrier.

Sonderung der Charactere war ein Hauptgrundſatz Griechiſcher bildender Kunſt, Vertheilung der Eigenſchaften in einem hohen geſelligen Kreis, er ſei göttlich oder menſchlich. Wenn nun den Helden mehr als Andern Frömmigkeit geziemt und die Beſſern vor Theben wie vor Troja als Gottergebene ſich darſtellen, ſo bedurfte doch dort wie hier der Lebenskreis eines Gottloſen.

Dieſe Rolle war dem untergeordneten Ajax zugetheilt, der ſich weder Gott noch Menſchen fügt, zuletzt aber ſeiner Strafe nicht entgeht.

Hier ſehen wir ſchäumende Meereswogen den unterwaſchenen Felſen umgiſchen; oben ſteht Ajax, furchtbar anzuſehen; er blickt umher wie ein vom Rauſche ſich Sammelnder. Ihm entgegnet Neptun fürchterlich mit wilden Paaren, in denen der anſtrebende Sturm ſauſt.

Das verlaſſene, im Innerſten brennende Schiff treibt fort; in die Flammen, als wie in Segel, ſtößt der Wind. Keinen Gegenſtand faßt Ajax in's Auge, nicht das Schiff, nicht die Felſen; dem Meer ſcheint er zu zürnen; keineswegs fürchtet er den eindringenden Poſeidon, immer noch wie zum Angriff bereit ſteht er, die Arme ſtreben kräftig, der Nacken ſchwillt wie gegen Hector und die Trojer.

Aber Poſeidon ſchwingt den Dreizack und ſogleich wird die Klippe mit dem trotzigen Helden in den Schlund ſtürzen.

Ein hoch tragiſch prägnanter Moment: ein eben Geretteter vom feindſeligen Gotte verfolgt und verderbt. Alles iſt ſo augenblicklich bewegt und vorübergehend, daß dieſer Gegenſtand unter die höchſten zu rechnen iſt, welche die bildende Kunſt ſich aneignen darf.

Philoctet.

Einſam ſitzend auf Lemnos leidet ſchmerzhaft Philoctet an der unheilbaren dämoniſchen Wunde. Das Antlitz bezeichnet ſein Uebel. Düſtere Augenbrannen drücken ſich über tiefliegende, geſchwächte, niederſchauende Augen herüber; unbeſorztes Haar, wilder, ſtarrer Bart bezeichnen genugſam den traurigen Zuſtand; das veraltete Gewand, der verbundene Knöchel ſagen das Uebrige.

Er zeigte den Griechen ein verpöntes Heiligthum, und ward ſo geſtraft.

Thedoxyne.

Kriegeriſche Königinn! Sie hat mit ihren Perſern die bundbrüchigen Armenier überwunden und erſcheint als Gegenbild zu Semiramis. Kriegeriſch bewaffnet und königlich geſchmückt, ſteht ſie auf dem Schlachtfeld; die Feinde ſind erlegt, Pferde verſcheucht, Land und Fluß von Blute geröthet. Die Eile, womit ſie die Schlacht begann, den Sieg erlangte, wird dadurch angedeutet, daß die eine Seite ihres Haares aufgeſchmückt iſt, die andere hingegen in Locken frei herunterfällt. Ihr Pferd Niſäa ſteht neben ihr, ſchwarz auf weißen Beinen; auch iſt deſſen erhaben gerundete Stirne weiß, Naſenlöcher ſchnauben. Edelſteine, koſtbares Geſchmeide und vielen andern Putz hat die Fürſtinn dem Pferd überlaſſen, damit es ſtolz darauf ſei, ſie muthig einhertrage.

Und wie das Schlachtfeld durch Ströme Bluts ein majeſtätiſches Anſehen gewinnt, ſo erhöht auch der Fürſtinn Purpur-Gewand Alles, nur nicht ſie ſelbſt. Ihr Gürtel, der dem Kleide verwehrt, über die Kniee herabzufallen, iſt ſchön, auch ſchön das Unterkleid, auf welchem Du geſtickte Figuren ſiehſt. Das Oberkleid, das von der Schulter zum Ellenbogen herabhängt, iſt unter der Halsgrube zuſammengeheftet, daher die Schulter eingehüllt, der Arm aber zum Theil entblößt, und dieſer Anzug nicht ganz nach Art der Amazonen. Der Umfang des Schildes würde die Bruſt bedecken, aber die linke Hand, durch den Schildriemen geſteckt, hält eine Lanze und von dem Buſen den Schild ab. Dieſer iſt nun, durch die Kunſt des Malers, mit der Schärfe gerade gegen uns gerichtet, ſo daß wir ſeine äußere, obere erhöhte Fläche und zugleich die innere vertiefte ſehen. Scheint nicht jene von Gold gewölbt und ſind nicht Thiere hineingegraben? Das Innere des Schildes, wo die Hand durchgeht, iſt Purpur, deſſen Reiz vom Arm überboten wird.

Wir ſind durchdrungen von der Siegerinn Schönheit und mögen gerne weiter davon ſprechen. Höret alſo! Wegen des Sieges über die Armenier bringt ſie ein Opfer und möchte ihrem Dank auch wohl noch eine Bitte hinzufügen, nämlich, die Männer allezeit ſo beſiegen zu können wie jetzt; denn das Glück der Liebe und Gegenliebe ſcheint ſie nicht zu kennen. Uns aber ſoll ſie nicht erſchrecken noch abweiſen; wir werden ſie nur um deſto genauer betrachten. Derjenige Theil ihrer Haare, der noch aufgeſteckt iſt, mildert durch weibliche Zierlichkeit ihr ſprödes Anſehen, dagegen der herabhängende das männlich Wilde vermehrt. Dieſer iſt goldener als Gold, jener, nach richtiger Beobachtung geflochtener Haare, von etwas mehr dunkler Farbe. Die Augenbrannen entſpringen höchſt reizend gleich über der Naſe wie aus einer Wurzel und lagern ſich mit unglaublichem Reiz um den Halbcirkel der Augen. Von dieſen erhält die Wange erſt ihre rechte Bedeutung und entzückt durch heiteres Anſehen; denn der Sitz der Heiterkeit iſt die Wange. Die Augen fallen vom Grauen in's Schwarze; ſie nehmen ihre Heiterkeit von dem erfochtenen Sieg, Schönheit von der Natur, Majeſtät von der Fürſtinn! Der Mund iſt weich, zum Genuß der Liebe reizend, die Lippen roſenblühend und beide einander gleich, die Oeffnung mäßig und lieblich; ſie ſpricht das Opfergebet zum Sieze.

Vermagſt Du nun den Blick von ihr abzuwenden, ſo ſiehſt du Gefangene hier und da, Siegeszeichen und alle Folgen einer gewonnenen Schlacht, und ſo überzeugſt Du Dich, daß der Künſtler Nichts vergaß, ſeinem Bild alle Vollſtändigkeit und Vollendung zu geben.

II.

Vorſpiele der Liebesgötter.

Bei Betrachtung dieſes belebten, heitern Bildes laßt Euch zuerſt nicht irre machen, weder durch die Schönheit des Fruchthaines, noch durch die lebhafte Bewegung der geflügelten Knaben, ſondern beſchauet vor allen Dingen die Statue der Venus unter einem ausgehöhlten Felſen, dem die muntere Quelle unausgeſetzt entſpringt. Dort haben die Nymphen ſie aufgerichtet aus Dankbarkeit, daß die Göttinn ſie zu ſo glücklichen Müttern, zu Müttern der Liebesgötter beſtimmt hat.

Als Weihgeſchenke ſtifteten ſie daneben, wie dieſe Inſchrift ſagt, einen ſilbernen Spiegel, den vergoldeten Pantoffel, goldene Haften, Alles zum Putz der Venus gehörig. Auch Liebesgötter bringen ihr Erſtlingsäpfel zum Geſchenk; ſie ſtehen herum und bitten: der Hain möge ſofort immerdar blühen und Früchte tragen!

Abgetheilt iſt der vorliegende Garten in zierliche Beete, durchſchnitten von zugänglichen Wegen; im Graſe läßt ſich ein Wettlauf anſtellen; auch zum Schlummern finden ſich ruhige Plätze. Auf den hohen Aeſten hangen gol-

dene Aepfel, von der Sonne geröthet, ganze Schwärme der Liebesgötter an ſich ziehend. Sie fliegen empor zu den Früchten auf ſchimmernden Flügeln, meerblau, purpurroth und golden. Goldene Köcher und Pfeile haben ſie an die Aeſte gehängt, den Reichthum des Anblicks zu vermehren.

Bunte, tauſendfarbige Kleider liegen im Graſe; der Kränze bedürfen ſie nicht; denn mit lockigen Haaren ſind ſie genugſam bekränzt. Nicht weniger auffallend ſind die Körbe zum Einſammeln des Obſtes; ſie glänzen von Sardonyx, Smaragd, von ächten Perlen. Alles Meiſterſtücke Vulcan's.

Laſſen wir nun die Menge tanzen, laufen, ſchlafen oder ſich der Aepfel erfreuen; zwei Paare der ſchönſten Liebesgötter fordern zunächſt unſere ganze Aufmerkſamkeit.

Hier ſcheint der Künſtler ein Sinnbild der Freundſchaft und gegenſeitiger Liebe geſtiftet zu haben. Zwei dieſer ſchönen Knaben werfen ſich Aepfel zu; Dieſe fangen erſt an, ſich einander zu lieben. Der Eine küßt den Apfel und wirft ihn dem Andern entgegen; Dieſer faßt ihn auf, und man ſieht, daß er ihn wieder küſſen und zurückwerfen wird. Ein ſo anmuthiger Scherz bedeutet, daß ſie ſich erſt zur Liebe reizen.

Das andere Paar ſchießt Pfeile gegen einander ab, nicht mit feindlichen Blicken; vielmehr ſcheint Einer dem Andern die Bruſt zu bieten, damit er deſto gewiſſer treffen könne. Dieſe ſind bedacht, in das tiefſte Herz die Leidenſchaft zu ſenken. Beide Paare beſchäftigen ſich zur Seite frei und allein.

Aber ein feindſeliges Paar wird von einer Menge Zuſchauer umgeben; die Kämpfenden erhitzt, ringen mit einander. Der Eine hat ſeinen Widerſacher ſchon niedergebracht und fliegt ihm auf den Rücken, ihn zu binden und zu droſſeln; der Andere jedoch faßt noch einigen Muth; er ſtrebt, ſich aufzurichten, hält des Gegners Hand von ſeinem Hals ab, indem er ihm einen Finger auswärts dreht, ſo daß die andern folgen müſſen und ſich nicht mehr ſchließen können. Der verdrehte Finger ſchmerzt aber den Kämpfer ſo ſehr, daß er den kleinen Widerſacher in's Ohr zu beißen ſucht. Weil er nun dadurch die Kampfordnung verletzt, zürnen die Zuſchauer und werfen ihn mit Aepfeln.

Zu der allerlebhafteſten Bewegung aber gibt ein Haſe die Veranlaſſung. Er ſaß unter den Apfelbäumen und ſpeiſ'te die abgefallenen Früchte; einige, ſchon angenagt, mußte er liegen laſſen; denn die Muthwilligen ſchreckten ihn auf mit Händeklatſchen und Geſchrei; mit flatterndem Gewand verſcheuchen ſie ihn. Einige fliegen über ihm her; Dieſer rennt nach; und als er den Flüchtling zu haſchen denkt, dreht ſich das gewandte Thier zur andern Seite. Der dort ergriff ihn am Bein, ließ ihn aber wieder entwiſchen und alle Geſpielen lachen darüber. Indem nun die Jagd ſo vorwärts geht, ſind von den Verfolgenden einige auf die Seite, andere vor ſich hin, andere mit ausgebreiteten Händen gefallen. Sie liegen Alle noch in der Stellung, wie ſie das Thier verfehlten, um die Schnelligkeit der Handlung anzudeuten. Aber warum ſchießen ſie nicht nach ihm, da ihnen die Waffen zur Hand ſind? Nein! ſie wollen ihn lebendig fangen, um ihn der Venus zu widmen als ein angenehmes Weihgeſchenk; denn dieſes brünſtige, fruchtbare Geſchlecht iſt Liebling der Göttinn.

Neptun und Amymone.

Danaus, der ſeine fünfzig Töchter ſtreng zu Hausgeſchäften anhielt, damit ſie in eng abgeſchloſſenem Kreiſe ihn bedienten und ſich erhielten, hatte nach alter Sitte die mannigfaltigen Beſchäftigungen unter ſie vertheilt. Amymone, vielleicht die Jüngſte, war beſchäftigt, das tägliche Waſſer zu holen; aber nicht etwa bequem aus einem nahe gelegenen Brunnen, ſondern dorthin mußte ſie wandern, fern von der Wohnung, wo ſich Inachus, der Strom, mit dem Meere vereinigt.

Auch heute kam ſie wieder. Der Künſtler verleiht ihr eine derbe, tüchtige Geſtalt, wie ſie der Rieſentochter ziemt. Braun iſt die Haut des kräftigen Körpers, angehaucht von den eindringenden Strahlen der Sonne, denen ſie ſich auf mühſamen Wegen immerfort auszuſetzen genöthigt iſt. Aber heute findet ſie nicht die Waſſer des Fluſſes ſanft in das Meer übergehen. Wellen des Oceans ſtürmen heran; denn die Pferde Neptun's haben mit Schwimmfüßen den Gott herbeigebracht.

Die Jungfrau erſchrickt; der Eimer iſt ihrer Hand entfallen; ſie ſteht ſcheu wie Eine, die zu fliehen denkt. Aber entferne Dich nicht, erhabenes Mädchen! Siehe, der Gott blickt nicht wild, wie er wohl ſonſt den Stürmen gebietet; freundlich iſt ſein Antlitz, Anmuth ſpielt darüber, wie auf beruhigtem Ocean die Abendſonne. Vertraue ihm; ſcheue nicht den umſichtigen Blick des Phöbus, nicht das ſchattenloſe, geſtaltenreiche Ufer; bald wird die Woge ſich aufbäumen, unter ſmaragdenem Gewölbe der Gott ſich Deiner Neigung im purpurnen Schatten erfreuen. Unbelohnt ſollſt Du nicht bleiben!

Von der Trefflichkeit des Bildes dürfen wir nicht viel Worte machen; da wir aber auf die Zukunft hindeuten, ſo erlauben wir uns eine Bemerkung außerhalb deſſelben. Die Härte, womit Danaus ſeine Töchter erzieht, macht

jene That wahrſcheinlich, wie ſie, mehr ſclaven-ſinnig als grauſam, ihre Gatten in der Brautnacht ſämmtlich ermorden. Amymone, mit dem Liebesglück nicht unbekannt, ſchont des Ihrigen und wird, wegen dieſer Milde ſowohl als durch die Gunſt des Gottes, von jener Strafe befreit, die ihren Schweſtern für ewig auferlegt iſt. Dieſe verrichten nun das mägdehafte Geſchäft des Waſſerſchöpfens, aber um allen Erfolg betrogen. Statt des goldenen Gefäßes der Schweſter ſind ihnen zerbrochene und zerbrechende Scherben in die kraftloſen Hände gegeben.

Theſeus und die Geretteten.

Glücklicher Weiſe, wenn ſchon durch ein großes Unheil, ward uns dieſes Bild nicht bloß in redneriſcher Darſtellung erhalten; noch jetzt iſt es mit Augen zu ſchauen unter den Schätzen von Portici und im Kupferſtich allgemein bekannt. Von brauner Körperfarbe ſteht der junge Held, kräftig und ſchlank, mächtig und behend vor unſern Augen. Er dünkt uns rieſenhaft, weil die Unglücksgefährten, die nunmehr Geretteten, als Kinder gebildet ſind, der Haupt-Figur ſymboliſch untergeordnet durch die Weisheit des Künſtlers. Keins derſelben wäre fähig, die Keule zu ſchwingen und ſich mit dem Ungeheuer zu meſſen, das unter den Füßen des Ueberwinders liegt.

Eben dieſem hülfsbedürftigen Alter ziemt auch die Dankbarkeit; ihm ziemt es, die rettende Hand zu ergreifen, zu küſſen, die Knie des Kräftigen zu umfaſſen, ihm vertraulich zu ſchmeicheln. Auch eine, zwar nur halb kenntliche Gottheit iſt in dem obern Raume ſichtbar, anzuzeigen, daß nichts Heroiſches ohne Mitwirkung höher Dämonen geſchehe.

Hier enthalten wir uns nicht einer weit eingreifenden Bemerkung. Die eigentliche Kraft und Wirkſamkeit der Poeſie, ſowie der bildenden Kunſt liegt darin, daß ſie Haupt-Figuren ſchafft und Alles, was dieſe umgibt, ſelbſt das Würdigſte, untergeordnet darſtellt. Hierdurch lockt ſie den Blick auf eine Mitte, woher ſich die Strahlen über das Ganze verbreiten, und ſo bewährt ſich Glück und Weisheit der Erfindung ſowie der Compoſition einer wahren alleinigen Dichtung.

Die Geſchichte dagegen handelt ganz anders. Von ihr erwartet man Gerechtigkeit; ſie darf, ja ſie ſoll den Glanz des Vorfechters eher dämpfen als erhöhen. Deßhalb vertheilt ſie Licht und Schatten über Alle; ſelbſt den Geringſten unter den Mitwirkenden zieht ſie hervor, damit auch ihm ſeine gebührende Portion des Ruhms zugemeſſen werde.

Fordert man aber aus mißverſtandener Wahrheitsliebe von der Poeſie, daß ſie gerecht ſein ſolle, ſo zerſtört man ſie alſobald, wovon uns Philoſtrat, dem wir ſo viel verdanken, in ſeinem „Heldenbuche" das deutlichſte Beiſpiel überliefert. Sein dämoniſcher Proteſtant tadelt den Homer deßhalb, daß er die Verdienſte des Palamedes verſchwiegen und ſich als Mitſchuldigen des verbrecheriſchen Ulyſſes erwieſen, der den genannten trefflichen Kriegs- und Friedenshelden heimtückiſch bei Seite geſchafft.

Hier ſieht man den Uebergang der Poeſie zur Proſe, welcher dadurch bewirkt wird, daß man die Einbildungskraft entzügelt und ihr vergönnt, geſetzlos umherzuſchweifen, bald der Wirklichkeit, bald dem Verſtand, wie es ſich ſchicken mag, zu dienen. Eben unſerer Philoſtrate ſämmtliche Werke geben Zeugniß von der Wahrheit des Behaupteten. Es iſt keine Poeſie mehr und ſie können der Dichtung nicht entbehren.

Ariadne.

Schöner, vielleicht einziger Fall, wo eine Begebenheitsfolge dargeſtellt wird, ohne daß die Einheit des Bildes dadurch aufgehoben werde. Theſeus entfernt ſich, Ariadne ſchläft ruhig, und ſchon tritt Bachus heran, zu liebevollem Erſatz des Verluſtes, den ſie noch nicht kennt. Welche characteriſtiſche Mannigfaltigkeit aus einer Fabel entwickelt!

Theſeus mit ſeinen heftig ruderuden Athenern gewahnt ſchon, heimathſüchtig, das hohe Meer; ihr Streben, ihre Richtung, ihre Blicke ſind von uns abgewendet, nur die Rücken ſehen wir; es wäre vergebens, ſie aufzuhalten.

Im ruhigſten Gegenſatz liegt Ariadne auf bemooſtem Felſen; ſie ſchläft, ja ſie ſelbſt iſt der Schlaf. Die volle Bruſt, der nackte Oberkörper ziehen das Auge hin; und wie gefällig vermittelt Hals und Kehle das zurückgeſenkte Haupt! Die rechte Schulter, Arm und Seite bieten ſich gleichfalls dem Beſchauenden, dagegen die linke Hand auf dem Kleide ruht, damit es der Wind nicht verwirre. Der Hauch dieſes jugendlichen Mundes, wie ſüß mag er ſein! Ob er duftet wie Trauben oder Aepfel, wirſt Du, herannahender Gott, bald erfahren.

Dieſer auch verdient es: denn nur mit Liebe geſchmückt läßt ihn der Künſtler auftreten; ihn ziert ein purpurnes Gewand und ein roſener Kranz des Hauptes. Liebetrunken iſt ſein ganzes Behagen, ruhig in Fülle, vor der Schönheit erſtaunt, in ſie verſunken. Alles andere Beiwerk, wodurch Dionyſos leicht kenntlich gemacht wird, beſeitigte der kluge, fähige Künſtler. Verworfen ſind als unzeitig das blinkende Kleid, die zarten Rehfelle, die Thyrſen; hier iſt nur der zärtlich Liebende. Auch die Umge-

immer steifer, und ich fühle das Wetter mehr in der Schulter, da wo mir die Kugel den Knochen traf. Und dann, mein Kind, wenn ich einmal abgehe, kannst du allein gar nicht bestehen; du mußt heirathen und weißt nicht welchen Mann du kriegst. Jetzt ist's ein guter Mensch, der dir seine Hand anbiethet. Das werf' ich immer im Kopf herum, und sorgt und denke für dich.

Jeden Morgen
Neue Sorgen,
Sorgen für dein junges Blut.

Bäteley.

Alle Sorgen
Nur auf morgen.
Sorgen sind für morgen gut.

Was hat denn Jery gesagt?

Vater. Was hilft's? Du gibst doch nichts drauf.

Bäteley. Ich möchte hören, ob 'was Neues drunter war.

kung verhält ſich gleicher Maßen: nicht klappern die Bacchantinnen dieß Mal mit ihren Becken: die Faune enthalten ſich der Flöten; Pan ſelbſt mäßigt ſeine Sprünge, daß er die Schläferinn nicht frühzeitig erwecke. Schlägt ſie aber die Augen auf, ſo freut ſie ſich ſchon über den Erſatz des Verluſtes; ſie genießt der göttlichen Gegenwart, ehe ſie noch die Entfernung des Ungetreuen erfährt. Wie glücklich wirſt Du Dich halten, wohlverſorgtes Mädchen, wenn über dieſem dürr ſcheinenden Felſenufer Dich der Freund auf bebaute, bepflanzte Weinhügel führt, wo Du in Nebengängen, von der munterſten Dienerſchaft umringt, erſt des Lebens genießeſt, welches Du nicht enden, ſondern, von den Sternen herab in ewiger Freundlichkeit auf uns fortblickend, am allgegenwärtigen Himmel genießen wirſt!

Preis der Argonauten-Fahrt.

Im Vorſaal Jupiter's ſpielen Amor und Ganymed, Dieſer an der Phrygiſchen Mütze, Jener an Bogen und Flügeln leicht zu erkennen; ihr Character unterſcheidet ſie aber noch mehr. Deutlich bezeichnet er ſich bei'm Würfelſpiel, das ſie am Boden treiben. Amor ſprang ſchon auf, den Andern übermüthig verſpottend. Ganymed hingegen, von zwei überbliebenen Kuöchelchen das eine ſo eben verlierend, wirft furchtſam und beſorgt das letzte hin. Seine Geſichtszüge paſſen trefflich zu dieſer Stimmung, die Wange traurig geſenkt, das Auge lieblich, aber getaucht in Kummer. Was der Künſtler hierdurch andeuten wollte, bleibt Wiſſenden keineswegs verborgen.

Nebenbei ſodann ſtehen drei Göttinnen, die man nicht verkennen wird. Minerva, in ihrer angebornen Rüſtung, ſchaut unter dem Helm mit blauen Augen hervor, ihre männliche Wange jungfräulich geröthet. Auch die Zweite kennt man ſogleich. Sie verdankt dem unverwüſtlichen Gürtel ein ewig ſüßes, entzückendes Lächeln, auch im Gemälde bezaubernd. Juno dagegen wird offenbar am Ernſt und majeſtätiſchen Weſen.

Wüßt Du aber wiſſen, was die wunderbare Geſellſchaft veranlaſſe, ſo blicke vom Olymp, wo Dieſes vorgeht, hinab auf das Ufer, das unten dargeſtellt iſt. Dort ſieht Du einen Flußgott liegend im hohen Rohr, mit wildem Antlitz. Sein Haupthaar dicht und ſtraubig, ſein Bart niederwallend. Der Strom aber entquillt ſeiner Urne, ſondern ringsum hervorbrechend deutet er auf die vielen Mündungen, womit er ſich in's Meer ſtürzt.

Hier, am Phaſis, ſind nun die fünfzig Argonauten gelandet, nachdem ſie den Boſphorus und die beweglichen Felſen durchſchifft; ſie berathen ſich untereinander. Vieles iſt geſchehen, mehr noch zu thun übrig.

Da aber Schiff und Unternehmung allen vereinigten Göttern lieb und werth ſind, ſo kommen in aller Namen drei Göttinnen, den Amor zu bitten, daß er, der Beförderer und Zerſtörer großer Thaten, ſich dieß Mal günſtig erweiſe und Medea, die Tochter des Aeetes, zu Gunſten Jaſon's wende. Amor zu bereden und ihn vom Knabenſpiel abzuziehen, beut ihm nun die Mutter, den eigenen Sohn mit ihren Reizen bezwingend, einen köſtlichen Spielball und verſichert ihn, Jupiter ſelbſt habe ſich als Kind damit ergetzt. Auch iſt der Ball keines Gottes unwerth, und mit beſonderer Ueberlegung hat ihn der denkende Künſtler dargeſtellt als wäre er aus Streifen zuſammengeſetzt. Die Nath aber ſiehſt Du nicht; Du mußt ſie rathen. Mit goldenen Kreiſen wechſeln blaue, ſo daß er, in die Höhe geworfen und ſich umſchwingend, wie ein Stern blinkt. Auch iſt die Abſicht der Göttinnen ſchon erfüllt: Amor wirft die Spielknöchelchen weg und hängt am Kleide der Mutter; die Gabe wünſcht er gleich und betheuert dagegen, ihre Wünſche augenblicklich zu vollführen.

Lynceus, der Wächter.

Schon liegt der Boſphorus und die Symplegaden hinter dem Schiffe. Argo durchſchneidet des Pontus mittelſte Bahn.

Orpheus beſänftigt durch ſeinen Geſang das rauſchende Meer. Die Ladung aber des Fahrzeugs iſt koſtbar; denn es führt die Dioscuren, Hercules, die Aeaciden, Boreaden und was von Halbgöttern blühte zu der Zeit. Der Kiel aber des Schiffes iſt zuverläſſig, ſicher und ſolcher Laſt geeignet; denn ſie zimmerten ihn aus Dodonäiſcher, weiſſagender Eiche. Nicht ganz verloren ging ihm Sprache und Propheten-Geiſt. Nun im Schiffe ſehet Ihr einen Helden, als Anführer ſich auszeichnend, zwar nicht den Bedeutendſten und Stärkſten, aber jung, munter und kühn, blondlockig und gunſterwerbend. Es iſt Jaſon, der das goldwollige Fell des Widders zu erobern ſchifft, des Wundergeſchöpfs, das die Geſchwiſter Phryxus und Helle durch die Lüfte über's Meer trug. Schwer iſt die Aufgabe, die dem jungen Helden aufliegt: ihm geſchieht unrecht; man verdrängt ihn vom väterlichen Thron, und nur unter Bedingung, daß er dem unſichtigſten Wächter-Drachen jenen Schatz entreiße, kehrt er in ſein angeerbtes Reich zurück. Deßhalb iſt die ganze Heldenſchaft aufgeregt, ihm ergeben und untergeben. Typhis hält das Steuer; der Erfinder dieſer Kunſt, Lynceus, auf dem Vordertheil, dringt, mit kräftigern Strahlen als die Sonne ſelbſt,

in die weiteſte Ferne, entdeckt die hinterſten Ufer und beobachtet unter dem Waſſer jede gefahrdrohende Klippe. Und eben dieſe durchdringenden Augen des umſichtigen Mannes ſcheinen uns ein Entſetzen zu verrathen: er blickt auf eine fürchterliche Erſcheinung, die unmittelbar, unerwartet aus den Wellen bricht. Die Helden, ſämmtlich erſtaunt, feiern von der Arbeit. Hercules allein fährt fort, das Meer zu ſchlagen; was den Uebrigen als Wunder erſcheint, ſind ihm bekannte Dinge. Raſtlos gewohnt zu arbeiten, ſtrebt er kräftig vor wie auch, unbekümmert um Alles nebenbei.

Alle nun ſchauen auf Glaucus, der ſich dem Meer enthebt. Dieſer, ſonſt ein Fiſcher, genoß vorwitzig Tang und Meerpflanze; die Wellen ſchlugen über ihm zuſammen und führten ihn hinab als Fiſch zu den Fiſchen. Aber der übriggebliebene menſchliche Theil ward begünſtigt; zukünftige Dinge kennt er, und nun ſteigt er heraus, den Argonauten ihre Schickſale zu verkünden. Wir betrachten ſeine Geſtalt: aus ſeinen Locken, aus ſeinem Bart trieft, gießt das Meerwaſſer über Bruſt und Schultern herab, anzudeuten die Schnelligkeit, womit er ſich hervorhob.

Seine Augenbraunen ſind ſtark, in Eins zuſammengewachſen; ſein mächtiger Arm iſt kräftig geübt, mit dem er immer die Wellen ergreift und unter ſich zwingt. Dicht mit Haaren iſt ſeine Bruſt bewachſen; Moos und Meergras ſchlingen ſich ein. Am Unterleibe ſieht man die Andeutungen der ſchuppigen Fiſchgeſtalt; und wie das Uebrige geformt ſei, läßt der Schwanz errathen, der hinten aus dem Meere herausſchlägt, ſich um ſeine Lenden ſchlingt und am gekrümmten, halbmondförmig auslaufenden Theil die Farbe des Meeres abglänzt. Um ihn her ſchwärmen Alcyonen. Auch ſie beſingen die Schickſale der Menſchen; denn auch ſie wurden verwandelt, auf und über den Wellen zu niſten und zu ſchweben. Das Meer ſcheint Theil an ihrer Klage zu nehmen und Orpheus auf ihren Ton zu lauſchen.

Jaſon und Medea.

Das Liebespaar, das hier gegeneinander ſteht, gibt zu eigenen Betrachtungen Anlaß; wir fragen beſorgt: Sollten dieſe Beiden wohl auch glücklich gegattet ſein? Wer iſt ſie, die ſo bedenklich über den Augen die Stirne erhebt, dieſes Nachdenken auf den Braunen andeutet; das Haar prieſterlich geſchmückt, in dem Blick, ich weiß nicht, ob einen verliebten oder begeiſterten Ausdruck? An ihr glaube ich eine der Heidinnen zu erkennen! Es iſt Medea, Tochter des Aeetes; ſie ſteht neben Jaſon, welchem ſich ihr Herz gewann. Nun aber ſcheint ſie [illegible] wunderbar nachdenklich. Worauf ſie leidenſchaftlich ſinnt; wüßt' ich nicht zu ſagen; ſoviel aber läßt ſich behaupten, ſie iſt im Geiſte unruhig, in der Seele bedrängt. Sie ſteht ganz nach Innen gekehrt, in tiefer Bruſt beſchäftigt; zur Einſamkeit aber nicht geneigt; denn ihre Kleidung iſt nicht jene, deren ſie ſich bei zauberiſchen Weihegebräuchen bedient, des fürchterlichen Umgangs mit höhern Gewalten ſich zu erfreuen; dieß Mal erſcheint ſie, wie es einer Fürſtinn ziemt, die ſich der Menge darſtellen will.

Jaſon aber hat ein angenehmes Geſicht, nicht ohne Manneskraft; ſein Auge blickt ernſt unter den Augenbraunen hervor; es deutet auf hohe Geſinnungen, auf ein Verſchmähen aller Hinderniſſe. Das goldgelbe Haar bewegt ſich um das Geſicht, und die feine Wolle ſproßt um die Wange; gegürtet iſt ſein weites Kleid, von ſeinen Schultern fällt eine Löwenhaut; er ſteht gelehnt am Spieß. Der Ausdruck ſeines Geſichtes iſt nicht übermüthig, vielmehr beſcheiden, doch voll Zutrauen auf ſeine Kräfte. Amor zwiſchen Beiden maßt ſich an, dieſes Kunſtſtück ausgeführt zu haben. Mit übereinander geſchlagenen Füßen fügt er ſich auf ſeinen Bogen; die Fackel hat er umgekehrt zur Erde geſenkt, anzudeuten, daß Unheil dieſe Verbindung bedrohe.

Die Rückkehr der Argonauten.

Dieſes Bild, mein Sohn, bedarf wohl keiner Auslegung; Du machſt Dir ſie, ohne Dich anzuſtrengen, ſelbſt: denn Das iſt der Vortheil bei cycliſchen Darſtellungen, daß eine auf die andere hinweiſt, daß man ſich, in bekannter Gegend, mit denſelben Perſonen, nur unter andern Umſtänden, wieder finde.

Du erkennſt hier Phaſis, den Flußgott, wieder; ſein Strom ſtürzt ſich, wie vormals, in's Meer. Dieß Mal aber führt er Argo, das Schiff, abwärts, der Mündung zu. Die Perſonen, die es trägt, kennſt Du ſämmtlich. Auch hier iſt Orpheus, der mit Saitenſpiel und Sang die Geſellen antreibt zu kräftigem Ruderſchlag. Doch kaum bedarf es einer ſolchen Anreizung; Aller Arme ſtreben ja ſchon kräftigſt, den hineilenden Fluß zu übereilen, aber Gefahren wohl bewußt, die ſie im Rücken bedrohen.

Auf dem Hintertheile des Schiffes ſteht Jaſon mit ſeiner ſchönen Beute; er hält, wie immer, ſeinen Spieß zur Vertheidigung ſeiner Geliebten bewaffnet; ſie aber ſieht nicht, wie wir ſie ſonſt gekannt, herrlich und hehr, voll Muth und Trotz; ihre Augen, niederblickend, ſtehen voll Thränen; Furcht wegen der begangenen That und Nachdenken über die Zukunft ſcheinen ſie zu beſchäftigen. Auf ihren Zügen

iſt Ueberlegung ausgedrückt, als wenn ſie jeden der ſtreitenden Gedanken in ihrer Seele beſonders betrachtete, den Blick auf jeden einzelnen heftete.

Am Lande ſiehſt Du die Auflöſung Deſſen, was Dir räthſelhaft bleiben könnte. Um eine hohe Fichte iſt ein Drache vielfach gewunden und geſchlungen, das ſchwere Haupt jedoch auf den Boden geſenkt; dieſen hat Medea eingeſchläfert, und das goldene Vließ war erobert.

Aber ſchon hat Aeetes den Verrath entdeckt; Du erblickſt den zornigen Vater auf einem vierſpännigen Kriegswagen. Der Mann iſt groß, über die Andern hervorragend, mit einer rieſenhaften Rüſtung angethan. Wüthend glüht ſein Geſicht, Feuer ſtrömt aus den Augen. Entzündet iſt die Fackel in ſeiner Rechten und deutet auf den Willen, Schiff und Schiffende zu verbrennen. Auf den Hinterwagen ward ſein Spieß geſteckt, auch dieſe verderbliche Waffe gleich zur Hand.

Den wilden Anblick dieſes Heranſtürmers vermehrt das gewaltige Vorgreifen der Pferde; die Naſenlöcher ſtehen weit offen, den Nacken werfen ſie in die Höhe, die Blicke ſind voll Muths, wie alle Zeit, jetzt beſonders, da ſie aufgeregt ſind; ſie keuchen aus tiefer Bruſt, weil Abſyrtus, der ſeinen Vater Aeetes führt, ihnen ſchon Blutſtriemen geſchlagen hat. Der Staub, den ſie erregen, verdunkelt über ihnen die Luft.

Perſeus und Andromeda.

Und ſind dieſe, das Ufer beſpülenden Wellen nicht blutroth? Die Küſte, wäre Dieß Indien oder Aethiopien? Und hier im fremdeſten Lande, was hat wohl der Griechiſche Jüngling zu thun? Ein ſeltſamer Kampf iſt hier vorgefallen; Das ſehen wir. Aus dem Aethiopiſchen Meere ſtieg oft ein dämoniſcher Seedrache an's Land, um Herden und Menſchen zu tödten. Opfer wurden ihm geweiht, und nun auch Andromeda, die Königstochter, die deßhalb nackt an den Felſen angeſchloſſen erſcheint; aber ſie hat Nichts mehr zu fürchten; der Sieg iſt gewonnen, das Ungeheuer liegt an's Ufer herausgewälzt und Ströme ſeines Blutes ſind es, die das Meer färben.

Perſeus eilte, von Göttern aufgefordert, unter göttlicher Begünſtigung wunderſam bewaffnet herbei; aber doch vertraute er ſich nicht allein; den Amor rief er heran, daß er ihn bei'm Luftkampf umſchwebte und ihm beiſtünde, wenn er bald auf das Unthier herabſchießen, bald ſich wieder von ihm vorſichtig entfernen ſollte. Beiden zuſammen, dem Gott und dem Helden, gebührt der Siegespreis. Auch tritt Amor hinzu in herrlicher Jünglingsgeſtalt, die Feſſeln der Andromeda zu löſen, nicht, wie ſonſt, göttlich beruhigt und heiter, ſondern wie aufgeregt und tief athmend, vom überwundenen großen Beſtreben.

Andromeda iſt ſchon, merkwürdig wegen der weißen Haut als Aethiopierinn; aber noch mehr Bewunderung erfordert ihre Geſtalt. Nicht ſind die Lydiſchen Mädchen weicher und zarter, die von Athen nicht ſtolzern Anſehens, noch die von Sparta kräftiger.

Beſonders aber wird ihre Schönheit erhöht durch die Lage, in welcher ſie ſich befindet. Sie kann es nicht glauben, daß ſie ſo glücklich befreit iſt; doch blickt ſie ſchon, dem Perſeus zu lächeln.

Der Held aber liegt unfern in ſchön duftendem Graſe, worein die Schweißtropfen fallen. Den Medusen-Kopf beſeitigt er, damit Niemand, ihn erblickend, verſteine. Eingeborne Hirten reichen ihm Milch und Wein. Es iſt für uns ein fremder, luſtiger Anblick, dieſe Aethiopier ſchwarz gefärbt zu ſehen, wie ſie zähneblöckend lachen und von Herzen ſich freuen, an Geſichtszügen meiſt einander ähnlich. Perſeus läßt es geſchehen, ſtützt ſich auf den linken Arm, erhebt ſich athmend und betrachtet nur Andromeda. Sein Mantel flattert im Winde; dieſer iſt von hoher Purpurfarbe, beſprengt mit dunklern Blutstropfen, die unter dem Kampfe mit dem Drachen hinaufſpritzen.

Seine Schulter ſo trefflich zu malen, hat der Künſtler die elfenbeinerne des Pelops zum Muſter genommen, aber nur der Form nach; denn dieſe hier, vorher ſchon lebendig fleiſchfarben, ward im Kampf nur noch erhöhter. Die Adern ſind nun doppelt belebt; denn nach dem erhitzteſten Streite fühlt eine neue liebliche Regung der Held im Anblick Andromeda's.

Cyclope und Galathee.

Du erblickſt hier, mein Sohn, das Felſenufer einer zwar ſteilen und gebirgigen, aber doch glücklichen Inſel; denn Du ſiehſt, in Thälern und auf abhängigen Räumen, Weinreben halten und Waizen abernten. Dieſe Männer aber haben nicht gepflanzt noch geſäet, ſondern ihnen wächſt, nach dem Willen der Götter, ſowie durch dichteriſche Gunſt, Alles von ſelbſt entgegen. Auch ſiehſt Du an höhern ſchroffen Stellen Ziegen und Schafe behaglich weiden; denn auch Milch, ſowohl friſche als geronnene, lieben die Bewohner zu Trank und Speiſe.

Fragſt Du nun, welches Volk wir ſehen: ſo antworte ich Dir, es ſind die rauhen Cyclopen, die keine Häuſer auferbauen, ſondern ſich in Höhlen des Gebirges einzeln unterthun; deßwegen betreiben ſie auch kein gemeinſames Geſchäft, noch verſammeln ſie ſich zu irgend einer Berathung.

Laſſen wir aber alles Dieſes bei Seite. Wenden wir unſern Blick auf den Wildeſten unter ihnen, auf den hier ſitzenden Polyphem, den Sohn Neptun's. Ueber ſeinem einzigen Auge dehnt ſich ein Braunenbogen von Ohr zu Ohr; über dem aufgeworfenen Mund ſteht eine breite Naſe; die Eckzähne ragen aus dem Lippenwinkel herab; ſein dichtes Haar ſtarrt umher wie Fichtenreis; an Bruſt, Bauch und Schenkeln iſt er ganz rauh. Innerlich hungert er, löwengleich, nach Menſchenfleiſch; jetzt aber enthält er ſich deſſen; er iſt verliebt, möchte gar zu gern geſittet erſcheinen und bemüht ſich wenigſtens, freundlich anzuſehen. Sein Blick aber bleibt immer ſchrecklich, das Drohende deſſelben läßt ſich nicht mildern, ſowie reißende Thiere, wenn ſie auch ſchorchen, doch immer grimmig umherblicken.

Den deutlichſten Beweis aber, wie ſehr er wünſcht, ſich angenehm zu machen, gibt ſein gegenwärtiges Benehmen. Im Schatten einer Steineiche hält er die Flöte unter dem Arm und läßt ſie ruhen, beſingt aber Galathee, die Schöne des Meers, die dort unten auf der Woge ſpielt: dorthin blickt er ſehnſuchtsvoll, ſingt ihre weiße Haut, ihr munteres, friſches Betragen. An Süßigkeit überträfe ſie ihm alle Trauben. Auch mit Geſchenken möchte er ſie beſtechen; er hat zwei Rehe und zwei allerliebſte Bären für ſie aufgezogen. Solch ein Drang, ſolch eine Sehnſucht verſchlingt alle gewohnte Sorgfalt; dieſe zerſtreuten Schafe ſind die ſeinigen; er achtet ſie nicht, zählt ſie nicht, ſchaut nicht mehr landwärts; ſein Blick iſt auf's Meer gerichtet.

Anbig ſchwankt die breite Waſſerfläche unter dem Wagen der Schönen: vier Delphine, neben einander geſpannt, ſcheinen, zuſammen fortſtrebend, von einem Geiſte beſeelt: jungfräuliche Tritonen legen ihnen Zaum und Gebiß an, ihre muthwilligen Sprünge zu dämpfen. Sie aber ſteht auf dem Muſchelwagen; das purpurne Gewand, ein Spiel der Winde, ſchwillt ſegelartig über ihrem Haupte und beſchattet ſie zugleich. deßhalb ein röthlicher Durchſchein auf ihrer Stirne glänzt, aber doch die Röthe der Wangen nicht überbietet. Mit ihren Haaren verſucht Zephyr nicht zu ſpielen: ſie ſcheinen feucht zu ſein. Der rechte Arm, gebogen, ſtützt ſich, mit zierlichen Fingern, leicht auf die weiche Hüfte; der Ellbogen blendet uns durch ſein röthlich Weiß; ſanft ſchwellen die Muskeln des Arms wie kleine Meereswellen; die Bruſt dringt hervor: wer möchte der Schenkel Vollkommenheit verkennen! Bein und Fuß ſind ſchwebend über das Meer gewendet; die Sohle berührt ganz leiſe das Waſſer, eine ſteuernde Bewegung anzudeuten. Aufwärts aber, die Augen ziehen uns immer wieder und wieder an. Sie ſind bewunderswürdig; ſie verrathen den ſchärfſten, unbegrenzteſten Blick, der über das Ende des Meeres hinausreicht.

Bedeutend iſt es für unſere Zwecke, wenn wir mit dieſer Beſchreibung zuſammenhalten, was Raphael, die Carrache und andere an demſelben Gegenſtand gethan. Eine ſolche Vergleichung wird uns den alten und neuen Sinn, beide nach ihrer ganzen Würdigkeit, aufſchließen.

Meles und Critheis.

Die Quell-Nymphe Critheis liebt den Flußgott Meles; aus Beiden, Joniſchen Urſprungs, wird Homer geboren.

Meles, im frühen Jünglingsalter vorgeſtellt. Von ſeiner Quelle, deren Auslauf in's Meer man zugleich ſieht, trinkt die Nymphe ohne Durſt; ſie ſchöpft das Waſſer und ſcheint mit der rieſelnden Welle zu ſchwatzen, indem ihr liebevolle Thränen herabrinnen. Der Fluß aber liebt ſie wieder und freut ſich dieſes zärtlichen Opfers.

Die Hauptſchöne des Bildes iſt in der Figur des Meles. Er ruht auf Epheus, Lotos und Hyacinthen, blumenliebend, ſeinen jungen Jahren gemäß; er ſelbſt iſt als Jüngling dargeſtellt, zartgebildet und geſittet; man möchte ſagen, ſeine Augen ſännen auf etwas Poetiſches.

Am Anmuthigſten erweiſt er ſich, daß er nicht heftiges Waſſer ausſtrömt, wie ein rohes, ungezogenes Quellgeſchlecht wohl thun mag; ſondern, indem er mit ſeiner Hand über die Oberfläche der Erde hinfährt, läßt er das ſanftanquellende Waſſer durch die Finger rauſchen als ein Waſſer, geſchickt, Liebesträume zu wecken.

Aber kein Traum iſt's, Critheis! Denn Deine ſtillen Wünſche ſind nicht vergebens; bald werden ſich die Weiden bäumen und, unter ihrem grün purpurnen Gewölbe, Dich und den Gott liebebegünſtigend verbergen.

Wie ſchön das Mädchen iſt, wie zart ihre Geſtalt, Joniſch in Allem! Schamhaftigkeit ziert ihre Bildung, und gerade dieſe Röthe iſt hinlänglich für die Wangen. Das Haar, hinter das Ohr gezogen, iſt mit purpurner Binde geſchmückt. Sie ſchaut aber ſo ſüß und einfach, daß auch die Thränen das Sanfte vermehren. Schöner iſt der Hals ohne Schmuck, und wenn wir die Hände betrachten, finden wir weiche, lange Finger, ſo weiß als der Vorderarm, der unter dem weißen Kleide noch weißer erſcheint; ſo zeigt ſich auch eine wohlgebildete Bruſt.

Was aber haben die Muſen hier zu ſchaffen? An der Quelle des Meles ſind ſie nicht fremd; denn ſchon geleiteten ſie, in Bienengeſtalt, die Flotte der Athenienſiſchen Colonien hierher. Wenn ſie aber gegenwärtig am Ort leichte Lange

führen, ſo erſcheinen ſie als freudige Parzen, die einſtehende Geburt Homer's zu feiern.

III.

Minerva's Geburt.

Sämmtliche Götter und Göttinnen ſiehſt Du im Olymp verſammelt; ſogar die Nymphen der Flüſſe fehlen nicht. Alle ſind erſtaunt, die ganz bewaffnete Pallas zu ſehen, welche ſo eben aus dem Haupte des Zeus geſprungen iſt. Vulcan, der das Werk verrichtet, ſteht und ſcheint um die Gunſt der Göttinn ſich zu bemühen, ſein Werkzeug in der Hand, das, wie der Regenbogen, von Farben glänzt. Zeus athmet von Freude wie Einer, der eine große Arbeit um großes Nutzens willen übernommen, und ſtolz auf eine ſolche Tochter, betrachtet er ſie mit Aufmerkſamkeit. Auch Juno, ohne Eiferſucht, ſieht ſie mit Neigung an, als ob ſie ihr eigen Kind wäre.

Ferner ſind unten die Athener und Rhodier vorgeſtellt, auf zwei Hochburgen, im Land und auf der Inſel, der Neugebornen ſchon Opfer bringend; die Rhodier nur unvollkommen, ohne Feuer; aber die Athener mit Feuer und hinreichender Anſtalt, wovon der Rauch hier glänzend gemalt iſt, als wenn er mit gutem Geruch aufſtiege. Deßwegen ſchreitet auch die Göttinn auf ſie zu, als zu den Weiſeſten. Aber zugleich hat Zeus die Rhodier bedacht, weil ſie ſeine Tochter zuerſt mit anerkannt; denn man ſagt, er habe eine große Wolke Goldes über ihre Häuſer und Straßen ausgeſchüttet. Deßwegen ſchwebt auch hier Plutus, von den Wolken herab über dieſen Gebäuden, ganz vergoldet, um den Stoff anzuzeigen, den er ausſpendet.

Geburt des Dionyſos.

Eine breite Feuerwolke hat die Stadt Theben bedeckt, und mit großer Gewalt umhüllten Donner und Blitz den Palaſt des Cadmus; denn Zeus hat ſeinen tödtlichen Beſuch bei Semele vollbracht. Sie iſt ſchon verſchieden und Dionyſos inmitten des Feuers geboren. Ihr Bildniß, gleich einem dunkeln Schatten, ſteigt gegen den Himmel; aber der Gottknabe wirft ſich aus dem Feuer heraus und, leuchtender als ein Stern, verdunkelt er die Gluth, daß ſie finſter und trüb erſcheint. Wunderbar theilt ſich die Flamme; ſie bildet ſich nach Art einer angenehmen Grotte. Denn der Epheu, reich von Trauben, wächſt ringsumher; der Weinſtock, um Thyrſus-Rohre geſchlungen, ſteigt willig aus der Erde; er ſproßt zum Theil mitten in den Flammen, worüber man ſich nicht verwundern muß; denn zu Gunſten des Gottes wird zunächſt hier Alles wunderbar zugehen.

Beachtet nun auch den Pan, wie er, auf Cithäron's Bergzipfel, den Dionyſos verehrt, tanzend und ſpringend, das Wort Evoe im Munde. Aber Cithäron in menſchlicher Geſtalt betrübt ſich ſchon über das Unglück, das bevorſteht. Ein Epheukranz hängt ihm leicht auf dem Scheitel, im Begriff herabzufallen; er mag zu Ehren des Dionyſos nicht gern gekränzt ſein. Denn ſchon pflanzt die raſende Megäre eine Fichte nächſt bei ihm, und dort entſpringt jene Quelle, wo Penthens Blut und Leben verlieren ſoll.

Geburt des Hermes.

Auf dem Gipfel des Olymp's iſt Hermes, der Schalk, geboren. Die Jahreszeiten nahmen ihn auf. Sie ſind alle mit gehöriger Schönheit vorgeſtellt. Sie umwickeln ihn mit Windeln und Binden, welche ſie mit den ausgeſuchteſten Blumen beſtreuen. Die Mutter ruht nebenan auf einem Lager.

Sogleich aber hat er ſich aus ſeinen Gewanden heimlich losgemacht und wandelt munter den Olymp hinab. Der Berg freut ſich ſein' und lächelt ihm zu. Schon treibt der Knabe die am Fuße weidenden, weißen, mit vergoldeten Hörnern geſchmückten Kühe, Phöbus Eigenthum, in eine Höhle.

Phöbus iſt zur Maja geeilt, um ſich über dieſen Raub zu beklagen. Sie aber ſieht ihn verwundert an und ſcheint ihm nicht zu glauben. Während ſolches Geſpräches hat ſich Hermes ſchon hinter Phöbus geſchlichen. Leicht ſpringt er hinauf und macht den Bogen los. Phöbus aber, den ſchelmiſchen Räuber entdeckend, erheitert ſein Geſicht. Dieſer Ausdruck des Uebergangs von Verdruß zu Behagen macht der Weisheit und Fertigkeit des Künſtlers viel Ehre.

IV.

Hercules.

Um dieſen ungeheuern Gegenſtand nur einiger Maßen überſehen zu können, faſſen wir uns kurz und ſagen, daß Hercules, der Alcmene Sohn, dem Künſtler hinreiche, und er ſich um alles Uebrige, was nach und nach auf dieſen Namen gehäuft worden, keineswegs umzuthun brauche.

Götter und gottähnliche Weſen ſind gleich nach der Geburt vollendet: Pallas entſpringt dem Haupte Jupiter's geharniſcht; Mercur ſpielt den diebiſchen Schalk, ehe ſich's die Wöchnerinn verſieht. Dieſe Betrachtung müſſen wir feſt halten, wenn wir folgendes Bild recht ſchätzen wollen.

Hercules in Windeln; nicht etwa in der Wiege und auch nicht einmal in Windeln, ſondern ausgewindelt wie eben Mercur. Kaum iſt Alcmene durch Liſt der Galanthis vom Her-

culeß genesen; kaum iſt er in Windeln nach löblicher Ammenweiſe beſchränkt: ſo ſchickt die betrogene, unverſöhnliche Juno unmittelbar bei eintretender Mitternacht zwei Schlangen auf das Kind. Die Wöchnerinn fährt entſetzt vom Lager; die beihelfenden Weiber, nach mehrtägiger Angſt und Sorge nochmals aufgeſchreckt, fahren hülflos durcheinander; ein wildes Getümmel entſteht in dem ſo eben hochbeglückten Hauſe.

Trotz dieſem Allem wäre der Knabe verloren, entſchlöſſe er ſich nicht kurz und gut. Raſch befreit er ſich von den läſtigen Banden, faßt die Schlangen mit geſchicktem Griff unmittelbar unter dem Kopf an der oberſten Kehle, würgt ſie; aber ſie ſchleppen ihn fort, und der Kampf entſcheidet ſich zuletzt am Boden. Hier kniet er; denn die Weisheit des Künſtlers will nur die Kraft der Arme und Fäuſte darſtellen. Dieſe Glieder ſind ſchon göttlich; aber die Knie des neugebornen Menſchenkindes müſſen erſt durch Zeit und Nahrung geſtärkt werden; dieß Mal brechen ſie zuſammen wie jedem Säugling, der aufrecht ſtehen ſollte. Alſo Hercules am Boden. Schon ſind, von dem Druck der kindiſchen Fauſt, Lebens- und Ringelkräfte der Drachen aufgelöſ't; ſchlaff ziehen ſich ihre Windungen am Eſtrich; ſie neigen ihr Haupt unter Kindesfauſt und zeigen einen Theil der Zähne ſcharf und giftvoll, die Kämme welk, die Augen geſchloſſen, die Schuppen glanzlos. Verſchwunden iſt Gold und Purpur ihrer ſonſt ringelnden Bewegung, und, anzudeuten ihr völliges Verlöſchen, ward ihre gelbe Haut mit Blut beſpritzt.

Alcmene, im Unterkleide mit fliegenden Haaren, wie ſie dem Bette entſprang, ſtreckt aus die Hände und ſchreit. Dann ſcheint ſie, über die Wunderthat betroffen, ſich zwar vom Schrekken zu erholen, aber doch ihren eigenen Augen nicht zu trauen. Die immer geſchäftigen Weiber möchten beſtürzt ſich gegeneinander verſtändigen. Auch der Vater iſt aufgeregt; unwiſſend, ob ein feindlicher Ueberfall ſein Haus ergiff, ſammelt er ſeine getreuen Thebaner und ſchreitet heran zum Schutze der Seinigen. Das nackte Schwert iſt zum Hieb aufgehoben, aber aus den Augen leuchtet Unentſchloſſenheit; ob er ſtaunt oder ſich freut, weiß ich nicht; daß er als Retter zu ſpät komme, ſieht er glücklicher Weiſe nur allzu deutlich.

Und ſo bedarf denn dieſer unbegreifliche Vorgang einer höhern Auslegung; deßhalb ſteht Tyreſias in der Mitte, uns zu verkündigen die überſchwengliche Größe des Helden. Er iſt begeiſtert, tief und heftig Athem holend, nach Art der Wahrſagenden. Auch iſt in der Höhe, nach löblichem dichteriſchem Sinn, die Nacht als Zeuge dieſes großen Ereigniſſes in menſchlicher Geſtalt beigeſellt; ſie trägt eine Fackel in der Hand, ſich ſelbſt erleuchtend, damit auch nicht das Geringſte von dieſen großen Anfängen unbemerkt bleibe.

Indem wir nun bewundernd uns vor die Einbildungskraft ſtellen, wie Wirklichkeit und Dichtung verſchwiſtert äußere That und tiefern Sinn vereinigen: ſo begegnet uns in den Herculaniſchen Alterthümern derſelbe Gegenſtand, freilich nicht in ſo hochſinnlicher Sphäre, aber dennoch ſehr ſchätzenswerth. Es iſt eigentlich eine Familien-Scene, verſtändig gedacht und ſymboliſirt. Auch hier finden wir Hercules am Boden; nur hat er die Schlangen ungeſchickt angefaßt, viel zu weit abwärts; ſie können ihn nach Belieben beißen und ritzen. Die bewegteſte Stellung der Mutter nimmt die Mitte des Bildes ein; ſie iſt herrlich, von den Alten bei jeder ſchicklichen Gelegenheit wiederholt. Amphitruo auf einem Thronſeſſel (denn bis zu ſeinen Füßen hat ſich der Knabe mit den Schlangen herangebalgt), eben im Begriff aufzuſtehen, das Schwert zu ziehen, befindet ſich in zweifelhafter Stellung und Bewegung. Gegen ihm über der Pädagog. Dieſer alte Hausfreund hat den zweiten Knaben auf den Arm genommen und ſchützt ihn vor Gefahr.

Dieſes Bild iſt Jedermann zugänglich und höchlich zu ſchätzen, ob es gleich, ſchwächerer Zeichnung und Behandlung nach, auf ein höheres, vollkommenes Original hindeutet.

Aus dieſer liebenswürdigen Wirklichkeit hat ſich nun ein dritter Künſtler in das Höchſte gehoben, der, wie Plinius meldet, eben den ganzen Himmel um Zeus verſammelte, damit Geburt und That des kräftigen Sohnes auf Erden für ewige Zeiten beſtätigt ſeien. Zu dieſem hohen, geiſtigen Sinne, daß ohne Bezug des Obern und Untern nichts dämoniſch Großes zu erwarten ſei, haben die Alten, wie wir ſchon öfters rühmen müſſen, ihre künſtleriſchen Arbeiten hingelenkt. Auch war bei Minerva's Geburt derſelbige Fall; und wird noch bis auf dieſen Tag bei Geburt eines bedeutenden Kindes, um ſie zu bewahrheiten, zu bekräftigen und zu verehren, Alles, was Großes und Hohes den Fürſten umgibt, herbeigerufen.

Nun, zum Zeugniß, wie die Alten aus der Fülle der Umgebung den Haupt-Moment herauszuheben und einzeln darzuſtellen das Glück gehabt, erwähnen wir einer ſehr kleinen antiken Münze von der größten Schönheit, deren Raum das tüchtige Kind, mit den Schlangen im Conflict, bis an den letzten Rand vollkommen ausfüllt. Möge ein kräftiger junger Künſtler einige Jahre ſeine Bemühungen dieſem Gegenſtande ſchenken!

Wir ſchreiten nun fort in das Leben des Helden, und da bemerken wir, daß man eigentlich zu viel Gewicht auf ſeine zwölf Arbeiten gelegt, wie es geſchieht, wenn eine beſtimmte Zahl und Folge ausgeſprochen iſt, da man denn wohl immer ein Dutzend ähnlicher Gegenſtände in einem Kreiſe beiſammen ſehen mag. Doch gewiß finden ſich unter den übrigen Thaten des Helden, die er aus reinem Willen oder auf zufällige Anregung unternahm, noch wichtige, mehr erfreuliche Bezüge. Glücklicher Weiſe gibt unſere Gallerie hiervon die ſchönſten Beiſpiele.

Hercules und Achelous.

Um dieſes Bild klar in's Anſchauen zu faſſen, mußt Du, mein Sohn, Dich wohl zuſammennehmen und voraus erfahren, daß Du auf Aetoliſchem Grund und Boden ſteheſt. Dieſe Heroine, mit Buchenlaub bekränzt, von ernſtem, ja widerwilligem Anſehen, iſt die Schutzgöttinn der Stadt Calydon; ſie wäre nicht hier, wenn nicht das ganze Volk die Mauern verlaſſen und einen Kreis geſchloſſen hätte, dem ungeheuerſten Ereigniß zuzuſehen.

Denn Du ſiehſt hier den König Oeneus in Perſon, traurig, wie es einem König ziemt, der zu ſeiner und der Seinen Errettung kein Mittel ſieht. Wovon aber eigentlich die Rede ſei, begreifen wir näher, wenn wir ſeine Tochter neben ihm ſehen, zwar als Braut geſchmückt, jedoch gleichfalls niedergeſchlagen, mit abgewendetem Blicke.

Was ſie zu ſehen vermeidet, iſt ein unwillkommener, furchtbarer Freier, der gefährliche Grenznachbar, Flußgott Achelous. Er ſteht in derbſter Mannsgeſtalt, breitſchulterig, ein Stierhaupt zu tragen mächtig genug. Aber nicht allein tritt er auf: zu beiden Seiten ſtehen ihm die Truggeſtalten, wodurch er die Calydonier ſchreckt: ein Drache in fürchterlichen Windungen aufgereckt, roth auf dem Rücken, mit ſtrezendem Kamm; von der andern Seite ein munteres Pferd von ſchönſter Mähne, mit dem Fuß die Erde ſchlagend, als wenn es zum Treffen ſollte. Betrachteſt Du nun wieder den furchtbaren Flußgott in der Mitte, ſo entſetzeſt Du Dich vor dem wilden Bart, aus welchem Quellen hervortrieſen. So ſteht nun Alles in größter Erwartung, als ein tüchtiger Jüngling herantritt, die Löwenhaut abwerfend und eine Keule in der Hand behaltend.

Hat man nun bisher das Vergangene deutungsweiſe vorgeführt, ſo ſiehſt Du, nun verwandelte ſich Achelous in einen mächtig gehörnten Stier, der auf Hercules losrennt. Dieſer aber faßt mit der linken Hand das Horn des dämoniſchen Ungeheuers und ſchlägt das andere mit der Keule herab. Hier fließt Blut, woraus Du ſiehſt, daß der Gott in ſeiner innerſten Perſönlichkeit verwundet iſt. Hercules aber vergnügt über ſeine That, betrachtet nur Dejanira: er hat die Keule weggeworfen und reicht ihr das Horn zum Unterpfand. Künftig wird es zu den Händen der Nymphen gelangen, die es mit Ueberfluß füllen, um die Welt zu beglücken.

Hercules und Neſſus.

Dieſe brauſenden Fluthen, welche, angeſchwollen, Felſen und Baumſtämme mit ſich führend, jedem Reiſenden die ſonſt bequeme Fahrt verſagen, es ſind die Fluthen des Evenus, des Calydoniſchen Landſtroms. Hier hat ein wunderſamer Fährmann ſeinen Poſten genommen, Neſſus, der Centaur, der einzige ſeines Gleichen, der aus Pholoe den Händen des Hercules entrann. Hier aber hat er ſich einem friedlichen, nützlichen Geſchäft ergeben; er dient mit ſeinen Doppelkräften jedem Reiſenden; dieſe will er auch für Hercules und die Seinigen verwenden.

Hercules, Dejanira und Hyllus kamen im Wagen zum Fluſſe; hier machte Hercules, damit ſie ſicherer überkämen, die Eintheilung, Neſſus ſollte Dejanire überſetzen; Hyllus aber auf dem Wagen ſich durchbringen, Hercules gedachte watend zu folgen. Schon iſt Neſſus hinüber. Auch Hyllus hat ſich mit dem Wagen gerettet; aber Hercules kämpft noch gewaltig mit dem Fluſſe. Indeſſen vermißt ſich der Centaur gegen Dejanire; der Hülfeſendenden gleich gewärtig, faßt Hercules den Bogen und ſendet einen Pfeil auf den Verwegenen. Er ſchießt, der Pfeil trifft, Dejanira reicht die Arme gegen den Gemahl. Dieß iſt der Augenblick, den wir im Bilde bewundern. Der junge Hyllus erheitert die gewaltſame Scene; an's Ufer gelangt, hat er ſogleich die Leitriemen an den Wagen gebunden, und nun ſteht er droben, klatſcht in die Hände und freut ſich einer That, die er ſelbſt nicht verrichten konnte. Neſſus aber ſcheint das tödtliche Geheimniß Dejanire noch nicht vertraut zu haben.

Betrachtung.

Wir halten feſt im Auge, daß bei Hercules auf Perſönlichkeit Alles gemeint ſei, nur unmittelbare That ſollte den Halbgott verherrlichen. Mit Händen zu ergreifen, mit Fäuſten zu zerſchmettern, mit Armen zu erdrücken, mit Schultern zu ertragen, mit Füßen zu erreichen: Das war ſeine Beſtimmung und ſein Geſchick. Bogen und Pfeile dienten ihm nebenher, um in die Ferne zu wirken; als Nahwaffe gebrauchte er die Keule, und ſelbſt dieſe öfters als Wanderſtab. Denn gewöhnlich, um die That zu

beginnen, wirft er ſie weg, eben ſo auch die Löwenhaut, die er mehr als ein Siegeszeichen, denn für ein Gewand trägt. Und ſo finden wir ihn immer auf ſich ſelbſt geſtützt, im Zweikampf, Wettſtreit, Wetteifer überall ehrenvoll auftretend.

Daß ſeine Geſtalt von dem Künſtler jedes Mal nach der nächſten Beſtimmung modificirt werden, können wir weiſſagen, wobei die köſtlichſten claſſiſchſten Reſte uns zu Hülfe kommen, nicht weniger Zeugniſſe der Schriftſteller, wie wir ſogleich ſehen werden.

Hercules und Antäus.

Der Libyſche Wegelagerer verläßt ſich auf ſeine Kräfte, die von der Mutter Erde nach jedem Verluſt durch die mindeſte Berührung wieder erſtattet werden. Er iſt im Begriff, die Erſchlagenen zu begraben, und man muß ihn wohl für einen Sohn des Bodens halten; denn er gleicht einer roh gebildeten Erdſcholle. Er iſt faſt eben ſo breit als lang, der Hals mit den Schultern zuſammengewachſen; Bruſt und Hals ſcheinen ſo hart, als wenn der Erzarbeiter ſie mit Hämmern getrieben hätte. Feſt ſteht er auf ſeinen Füßen, die nicht gerade, aber tüchtig gebildet ſind.

Dieſem vierſchrötigen Bauer ſteht ein gelenker Held entgegen, geſtaltet, als wenn er zu Fauſtkämpfen ganz allein geboren und geübt ſei. Ebenmaß und Stärke der Glieder geben das beſte Zutrauen; ſein erhabenes Anſehen läßt uns glauben, daß er mehr ſei als ein Menſch. Seine Farbe iſt rothbraun und die aufgelaufenen Adern verrathen innerlichen Zorn, ob er ſich gleich zuſammennimmt, um, als ein von beſchwerlicher Wanderung Angegriffener nicht etwa hier den Kürzern zu ziehen. Solchen Vorzug fühlt Antäus nicht; ſchwarz von der Sonne gebrannt, tritt er frech dem Helden entgegen, nur daß er ſich die Ohren verwahrt, weil dorthin die erſten mächtigſten Schläge fallen.

Dem Helden jedoch iſt nicht unbewußt, daß er weder mit Stoß noch Schlag das Ungeheuer erliegen werde. Denn Gäa, die Mutter, ſtellt ihren Liebling, wie er ſie nur im Mindeſten berührt, in allen Kräften wieder her. Deßhalb faßt Hercules den Antäus in der Mitte, wo die Rippen ſind, hält ihm die Hände hinterwärts zuſammen, ſtemmt den Ellenbogen gegen den keuchenden Bauch und ſtößt ihm die Seele aus. Du ſiehſt, wie er winſelnd auf die Erde herabblickt, Hercules hingegen voll Kraft bei der Arbeit lächelt. Daß auch Götter dieſe That beobachten, kannſt Du an der goldenen Wolke ſehen, die, auf den Berg gelagert, ſie wahrſcheinlich bedeckt. Von dorther kommt ja Mercur, der Erfinder des Fauſtkampfes, den Sieger zu bekränzen.

Hercules und Atlas.

Dieß Mal treffen wir unſern Helden nicht kämpfend noch ſtreitend; nein, der löbliche Wetteifer hat ihn ergriffen; im Dulden will er hülfreich ſein. Denn auf ſeinem Wege zu den Libyſchen Hesperiden, wo er die goldenen Aepfel gewinnen ſollte, findet er Atlas, den Vater jener Herrlichen, unter der ungeheuern Laſt des Firmamentes, das ihm zu tragen auferlegt war, faſt erliegend. Wir ſehen die rieſenhafte Geſtalt auf ein Knie niedergedrückt; Schweiß rinnt herab. Den eingezogenen Leib und deſſen Darſtellung bewundern wir; er ſcheint wirklich eine Höhle, aber nicht finſter; denn er iſt, durch Schatten und Widerſcheine, die ſich begegnen, genugſam erleuchtet, dem Maler als ein großes Kunſtſtück anzurechnen. Die Bruſt dagegen tritt mächtig hervor in vollem Lichte; ſie iſt kräftig, doch ſcheint ſie gewaltſam ausgedehnt. Ein tiefes Athemholen glaubt man zu bemerken; ſo ſcheint auch der Arm zu zittern, welcher die himmliſchen Kreiſe ſtützt. Was aber in dieſen ſich bewegt, iſt nicht körperlich gemalt, ſondern als in Aether ſchwimmend: die beiden Bären ſieht man, ſowie den Stier; auch Winde blaſen theils gemeinſam, theils widerwärtig, wie es ſich in der Atmoſphäre begeben mag.

Hercules aber tritt hinzu, im Stillen begierig, auch dieſes Abenteuer zu beſtehen; er bietet nicht geradezu dem Rieſen ſeine Dienſte, aber bedauert den gewaltſamen Zuſtand und erweiſt ſich nicht abgeneigt, einen Theil der Laſt zu übertragen; der Andere dagegen iſt Deß wohl zufrieden und bittet, daß er das Ganze nur auf kurze Zeit übernehmen möge. Nun ſehen wir die Freudigkeit des Helden zu ſolcher That; aus ſeinem Angeſicht leuchtet Bereitwilligkeit; die Keule iſt weggeworfen; nach Bemühung ſtreben die Hände. Dieſe lebhafte Bewegung iſt durch Licht und Schatten des Körpers und aller Glieder kräftig hervorgehoben, und wir zweifeln keinen Augenblick, die ungeheuere Laſt von den Schultern des Einen auf die Schultern des Andern herübergewälzt zu ſehen.

Unterſuchen wir uns recht, ſo können wir den Hercules nicht als gebietend, ſondern immer als vollbringend in der Einbildungskraft hervorrufen, zu welchen Zwecken ihn denn auch die Fabel in die entſchiedenſten Verhältniſſe geſetzt hat. Er verlebt ſeine Tage als Diener, als Knecht; er freut ſich keiner Heimath; theils zieht er auf Abenteuer umher, theils in Ver-

bannung; mit Frau und Kindern iſt er unglücklich, ſowie mit ſchönen Günſtlingen, zu deren Betrachtung wir nun aufgefordert ſind.

Hercules und Hylas.

Der Held als Jüngling begleitet die Argonauten-Fahrt, einen ſchönen Liebling, den Hylas, an der Seite. Dieſer, knabenhaft, Waſſer zu holen, ſteigt in Myſien an's Land, um nicht zurückzukehren. Hier ſehen wir, wie es ihm ergangen; denn als er unklug, von einem abſchüſſigen Ufer herab, die klare Welle ſchöpfen will, wie ſie im dichten Waldgebüſch reichlich hervorquillt, findet es eine lüſterne Nymphe gar leicht, ihn hinabzuſtoßen. Noch kniet ſie eben in derſelben Handlung und Bewegung. Zwei Andere, aus dem Waſſer erhoben, verbünden ſich mit ihr; vier Hände, glücklich verſchlungen, ſind beſchäftigt, den Knaben unterzutauchen, aber mit ſo ruhiger, ſchmeichelnder Bewegung, wie es Wellengöttinnen geziemt. Noch iſt die Linke des Knaben beſchäftigt, den Krug in's Waſſer zu tauchen; ſeine Rechte, wie zum Schwimmen ausgeſtreckt, mag nun auch bald von den holdſeligen Feindinnen ergriffen werden. Er wendet ſein Geſicht nach der Erſten, gefährlichſten, und wir würden dem Maler einen hohen Preis zuerkennen, welcher die Abſicht des alten Künſtlers uns wieder belebt vor Augen ſtellte. Dieſes Mienenſpiel von Furcht und Sehnſucht, von Scheu und Verlangen auf den Geſichtszügen des Knaben würde das Liebenswürdigſte ſein, was ein Künſtler uns darſtellen könnte. Wüßte er nun den gemeinſamen Ausdruck der drei Nymphen abzuſtufen, entſchiedene Begierde, dunkles Verlangen, unſchuldige, gleichſam ſpielende Theilnahme zu ſondern und auszudrücken, ſo würde ein Bild entſtehen, welches auf den Beifall der ſämmtlichen Kunſtwelt Anſpruch machen dürfte.

Aber noch iſt das Gemälde nicht vollendet; noch ſchließt ſich ein herrlicher, unentbehrlicher Theil daran. Hercules als liebender Jüngling drängt ſich durch's Dickicht; er hat den Namen ſeines Freundes wiederholt gerufen. Hylas! Hylas! tönt es durch Fels und Wald, und ſo antwortet auch das Echo: Hylas! Hylas! Solche trügeriſche Antwort vernehmend, ſteht der Held ſtille; ſein Horchen wird uns deutlich; denn er hat die linke Hand gar ſchön gegen das linke Ohr gehoben. Wer nun auch hier die Sehnſucht des getäuſchten Wiederfindens ausdrücken könnte, Der wäre ein Glücklicher, den wir zu begrüßen wünſchen.

Hercules und Abderos.

Hier hat der Kräftige das Viergeſpann des Diomedes mit der Keule bezwungen; eine der Stuten liegt todt, die andere zappelt, und wenn die dritte wieder aufzuſpringen ſcheint, ſo ſinkt die vierte nieder: rauhhaarig und wild ſämmtlich anzuſehen. Die Krippen aber ſind mit menſchlichen Gliedern und Knochen gefüllt, wie ſie Diomed ſeinen Thieren zur Nahrung vorzuwerfen pflegte. Der barbariſche Roſſenährer ſelbſt liegt erſchlagen bei den Beſtien, wilder anzuſchauen als Dieſe.

Aber ein ſchwereres Geſchäft als die That vollbringt nun der Held; denn das Obertheil einen ſchönen Knaben ſchlottert in der Löwenhaut. Wohl! wohl! daß uns die untere Hälfte verdeckt ſcheint. Denn nur einen Theil ſeines geliebten Abderos trägt Hercules hinweg, da der andere ſchon, in der Hitze des gräßlichen Kampfes, von den Ungeheuern aufgezehrt iſt.

Darum blickt der Unbezwingliche ſo bekümmert vor ſich hin; Thränen ſcheint er zu vergießen; doch er nimmt ſich zuſammen und ſinnt ſchon auf eine würdige Grabſtätte. Nicht etwa ein Hügel, eine Säule nur ſoll den Geliebten verewigen; eine Stadt ſoll gebaut werden, jährliche Feſte gewidmet, herrlich an allerlei Arten Wettſpiel und Kampf, nur ohne Pferderennen; das Andenken dieſer verhaßten Thiere ſei verbannt.

Die herrliche Compoſition, welche zu dieſer Beſchreibung Anlaß gegeben, tritt ſogleich vor die Phantaſie, und der Werth ſolcher zur Einheit verknüpften, mannigfaltigen, bedeutenden, deutlichen Aufgabe wird ſogleich anerkannt.

Wir lenken daher unſere Betrachtung nur auf die bedenkliche Darſtellung der zerfleiſchten Glieder, welche der Künſtler, der uns die Verſtümmelung des Abderos ſo weislich verbarg, reichlich in den Pferdekrippen ausſpendet.

Betrachtet man die Forderungen genauer, ſo konnten freilich die Ueberreſte des barbariſchen Futters nicht vermißt werden; man beruhige ſich mit dem Ausſpruch: alles Nothwendige iſt ſchicklich.

In den von uns dargeſtellten und bearbeiteten Bildern finden wir das Bedeutende niemals vermieden, ſondern vielmehr dem Zuſchauer mächtig entgegen gebracht. So finden wir die Köpfe und Schädel, welche der Straßenräuber am alten Baume als Trophäen aufgehängt; eben ſo wenig fehlen die Köpfe der Freier Hypodamia's am Palaſte des Vaters aufgeſteckt; und wie ſollen wir uns bei den Strömen Bluts benehmen, die in ſo manchen Bildern, mit Staub vermiſcht, hin und wieder fließen und ſtocken? Und ſo dürfen wir wohl ſagen: der höchſte Grundſatz der Alten war das Bedeutende, das höchſte Reſultat aber einer glücklichen Behandlung das Schöne. Und

iſt es bei uns Neuern nicht derſelbe Fall? Denn wo wollten wir in Kirchen und Gallerien die Augen hinwenden, nöthigten uns nicht vollendete Meiſter, ſo manches widerwärtige Märtyrthum dankbar und behaglich anzuſchauen!

Wenn wir uns in dem Vorigen für unfähig erklärt haben, die Geſtalt des Hercules als eines Herrſchenden, Gebietenden, Antreibenden in unſerer Einbildungskraft hervorzubringen, und wir ihn dagegen nur als dienend, wirkend, leiſtend anerkennen wollten: ſo geſtehen wir doch gegenwärtig ohne Beſchämung, daß der Genius alter Kunſt unſere Zähigkeiten weit überflügelt und Dasjenige, was Jene für unthunlich hielten, ſchon längſt geliefert hat. Denn wir führen uns zur Erinnerung, daß vor dreißig Jahren ſich in Rom der Abguß eines nach England gewanderten Kopfes befand, den Hercules vorſtellend, von königlichem Anſehen. In der ganzen Form des Hauptes, ſowie in der Beſtimmung einzelner Geſichtszüge, war der höchſte Friede ausgedrückt, den Verſtand und klarer Sinn allein dem Antlitz des Menſchen verleihen mag. Alles Heftige, Rohe, Gewaltſame war verſchwunden, und jeder Beſchauende fühlte ſich beruhigt in der friedlichen Gegenwart. Dieſem huldigte man unbedingt als ſeinem Herrn und Gebieter; ihm vertraute man als Geſetzgeber; ihn hätte man in jedem Falle zum Schiedsrichter gewählt.

Hercules und Telephus.

Und ſo finden wir den Helden auch in dem zarteſten Verhältniſſe als Vater zum Sohn; und hier bewährt ſich abermals die große Beweglichkeit Griechiſcher Bildungskraft. Wir finden den Helden auf dem Gipfel der Menſchheit. Leider hat die neuere Kunſt durch religiöſe Zufälligkeiten verhindert, die köſtlichſten Verhältniſſe nachzubilden: den Bezug vom Vater zum Sohn, vom Ernährer zum Säugling, vom Erzieher zum Zögling, da uns doch die alte Kunſt die herrlichſten Documente dieſer Art hinterließ. Glücklicher Weiſe darf jeder Kunſtfreund nur die Herculaniſchen Alterthümer aufſchlagen, um ſich von der Vortrefflichkeit des Bildes zu überzeugen, welches zu rühmen wir uns berufen fühlen.

Hier ſteht Hercules, heldenhaft geſchmückt; ihm fehlt keines jener bekannten Beizeichen. Die Keule, vom Löwenfell behangen und bepolſtert, dient ihm zur bequemen Stütze; Köcher und Pfeile ruhen unter dem ſinkenden Arm. Die linke Hand auf den Rücken gelegt, die Füße über einander geſchlagen, ſteht er beruhigt, vom Rücken anzuſehen, das mit Kranz und Binde zierlich umwundene Haupt nach uns wendend, und zugleich den kleinen am Reh ſäugenden Knaben betrachtend.

Reh und Knabe führen uns wieder auf Myron's Kuh zurück. Hier iſt eine ebenſo ſchöne, ja mehr elegante, ſentimentale Gruppe, nicht ſo genau in ſich geſchloſſen wie jene; denn ſie macht den Antheil eines größern Ganzen. Der Knabe, indem er ſäugt, blickt nach dem Vater hinauf, er iſt ſchon halbwüchſig, ein Heldenkind, nicht bewußtlos.

Jedermann bewunderte, wie die Tafel ausgefüllt ſei: vorn in der Mitte ſteht ein Altar feierlich; ebenſo zur Seite liegt eine Löwengeſtalt, anzudeuten, daß durch dämoniſche und heroiſche Gegenwart dieſe Bergeshöhen zum friedlichen Paradies geworden. Wie ſollen wir aber dieſe Frau anſprechen, welche dem Helden ſo mächtig ruhig gegenüberſitzt? Es iſt die Heroine des Berges; maskenhaft ſtarr blickt ſie vor ſich hin, nach Dämonen-Weiſe untheilnehmend an allem Zufälligen. Der Blumenkranz ihres Hauptes deutet auf die fröhlichen Wieſen der Landſchaft, Trauben und Granatäpfel des Fruchtkorbes auf die Gartenfülle der Hügel, ſowie ein Zaun über ihr uns bezeugt, daß zu geſunder Weide die beſte Gelegenheit auf den Höhen ſei. Auch er bedeutet nur die Gelegenheit des Ortes, ohne Theil an dem zarten und zierlichen Ereigniß zu nehmen. Gegenüber jedoch begleitet den väterlichen Helden eine beſchwingte Göttinn, bekränzt wie er; ſie hat ihm den Weg durch die Wildniß gezeigt, ſie deutet ihm nun auf den wunderſam erhaltenen und glücklich herangewachſenen Sohn. Wir benamſen ſie nicht; aber die Kornähren, die ſie führt, deuten auf Nahrung und Verſorge. Wahrſcheinlich iſt ſie es, die den Knaben der ſäugenden Hinde untergelegt hat.

An dieſem Bilde ſollte ſich ein jeder Künſtler in ſeinem Leben ein Mal verſucht haben; er ſollte ſich prüfen, um zu erfahren, wieferne es möglich ſei, Das, was dieſes Bild durch Ueberlieferung verloren haben mag, wieder herzuſtellen, ohne daß dem Hauptbegriff der in ſich vollendeten Compoſition geſchadet werde. Sodann wäre die Frage, wie die Charactere zu erhalten und zu erhöhen ſein möchten. Ferner könnte dieſes Bild, in allen ſeinen Theilen vollkommen ausgeführt, die Fertigkeit und Geſchicklichkeit des Künſtlers auf das Unwiderſprechlichſte bewähren.

Hercules und Thiodamas.

Dem Helden, deſſen höchſtes Verdienſt auf tüchtigen Gliedern beruht, geziemt es wohl, einen ſeiner Arbeit gemäßen Hunger zu befriedigen; und ſo iſt Hercules auch von dieſer Seite berühmt und dargeſtellt. Heißhungerig findet er

Vater. Neues nichts, er hat auch nichts Neues zu sagen. bis du ihm das Alte vom Herzen nimmst.

Bätely. Es ist mir leid um ihn; er könnte recht vergnügt seyn: er ist allein, hat vom Vater schöne Güter, ist jung und frisch; nun will er mit Gewalt eine Frau dazu haben und just mich. Er sände gehen für Eine im Ort. Was kommt er zu uns herauf? Warum will er just mich?

Vater. Weil er dich lieb hat.

Bätely. Ich weiß nicht was er will, er kann nichts als mich plagen.

Vater. Mir wär' er gar nicht zuwider.

Bätely. Mir ist er's auch nicht. Er ist hübsch, wacker, brav. Neulich auf dem Jahrmarkte warf er den Fremden, der sich mit Schwingen groß machte, rechtschaffen an den Boden. Er gefällt mir sonst ganz wohl. Wenn sie nur nicht gleich heirathen wollten,

einſt, gegen Abend, auf dem ſchroffſten Theil der Inſel Rhodus, von Lindiern bewohnt, einen Ackersmann, den kümmerlichſten Bodenraum mit Pflugſchar aufreißend. Hercules handelt um die Stiere; gutwillig will ſie ihm der Mann nicht abtreten. Ohne Umſtände ergreift der Held den einen, tödtet, zerlegt ihn, weiß Feuer zu verſchaffen und fängt an, ſich eine gute Mahlzeit vorzubereiten.

Hier ſieht er, aufmerkſam auf das Fleiſch, das über den Kohlen bratend ſchmort. Er ſcheint mit großem Appetit zu erwarten, daß es bald gar werde und beinahe mit dem Feuer zu hadern, daß es zu langſam wirke. Die Heiterkeit, welche ſich über ſeine Geſichtszüge verbreitet, wird keineswegs geſtört, als der in ſeinen nützlichſten Thieren höchſt beſchädigte Ackersmann ihn mit Verwünſchungen, mit Steinen überfällt. Der Halbgott ſteht in ſeinen großen Formen, der Landmann als ein alter, ſchroffer, ſtrauchwilder, roher, derber Mann, den Körper bekleidet, nur Knie, Arme, was Kraft andeutet, entblößt.

Die Lindier verehren immerfort, zum Andenken dieſes Ereigniſſes, den Hercules an hohen Feſttagen mit Verwünſchungen und Steinwerfen, und er, in ſeiner unverwüſtlichen guten Laune, thut ihnen immer dagegen Manches zu Gute.

Die Kunſt, wenn ſie lange mit Gegenſtänden umgeht, wird Herr über dieſelben, ſo daß ſie den würdigſten eine leichte, luſtige Seite wohl abgewinnt. Auf dieſem Wege entſprang auch gegenwärtiges Bild.

Es iſt zur Bearbeitung höchſt anlockend. Im ſchönen Gegenſatz ſteht eine große, heitere Heldennatur gegen eine rohe, andringende, kräftige Gewalt. Die erſte ruhig, aber bedeutend in ihren Formen, die zweite durch heftige Bewegung auffallend. Man denke ſich die Umgebung dazu. Ein zweiter Stier noch am Pflug, geringes aufgeriſſenes Erdreich, Felſen daneben, eine glückliche Beleuchtung vom Feuer her. Wäre Dieß nicht ein ſchönes Gegenſtück zum Ulyß bei den Cyclopen, im heiterſten Sinne ein glücklicher Gegenſatz?

Hercules bei Admet.

Und ſo mag denn dieſes heitere Bild unſere dießmalige Arbeit beſchließen. Ein treulich mitwirkender Kunſtfreund entwarf es vor Jahren, zum Verſuch, inwiefern man ſich der antiken Behandlungsweiſe ſolcher Gegenſtände einiger Maßen nähern könne. Der Raum iſt wohl das Doppelte ſo breit als hoch und enthält drei verſchiedene Gruppen, welche kunſtreich zuſammen verbunden ſind. In der Mitte ruht Hercules rieſenhaft, auf Polſter gelehnt und kommt durch dieſe Lage mit den übrigen ſtehenden Figuren in's Gleichgewicht. Der vor ihn geſtellte Speiſetiſch, das unter ihm umgeſtürzte Weingefäß deuten ſchon auf reichlich eingenommenen Genuß, mit welchem ſich jeder Andere wohl begnügt hätte; dem Helden aber ſoll ſich das Gaſtmahl immerfort erneuern. Deßhalb ſind zu ſeiner Rechten drei Diener beſchäftigt. Einer, die Treppe heraufſteigend, bringt auf mächtiger Schüſſel den fetteſten Braten. Ein Anderer ihm nach, die ſchweren Brodkörbe kaum erſchleppend. Sie begegnen einem Dritten, der hinab zum Keller gedenkt, eine umgekehrte Kanne am Henkel ſchwingt und, mit dem Deckel klappernd, über die Trinkluſt des mächtigen Gaſtes ungehalten ſcheint. Alle Drei mögen ſich verdrießlich über die Zudringlichkeit des Helden beſprechen, deſſen Finger der rechten Hand den im Alterthum, als Ausdruck von Sorgſeligkeit, ſo beliebten Act des Schnalzens auszuüben bewegt ſind. Zur Linken aber ſteht Admet, eine Schale darreichend, in ruhiger Stellung des freundlichſten Wirthes. Und ſo verbirgt er dem Gaſt die traurige Scene, die durch einen Vorhang von dem bisher beſchriebenen offenen Raume getrennt wird, dem Zuſchauer jedoch nicht verborgen bleibt.

Aus dieſem dunkeln Winkel, wo eine Anzahl troſtloſer Frauen ihre abgeſchiedene Herrinn bedauern, trat ein Knabe hervor, der, den Vater bei'm Mantel faſſend, ihn herein zu ziehen und ihm Theilnahme an dem unſeligen Familien-Geſchick aufzunöthigen gedenkt. Durch Geſtalt und Handlung dieſes Kindes wird nun das Innere mit dem Aeußern verbunden und das Auge kehrt gern über Gaſt und Knechte die Treppe hinab in das weite Vorhaus und in den Feldraum vor demſelben, wo man noch einen Handgenoſſen beſchäftigt ſieht, ein aufgehängtes Schwein zu zerſtücken, um die entſchiedene Speiſeluſt des Gaſtes anzudeuten und auf deren Unendlichkeit ſcherzhaft hinzuweiſen.

Da jedoch weder die wohldurchdachte Compoſition, noch die Anmuth der Einzelnheiten, noch weniger das Glück, womit Licht und Schatten, von Farbe begleitet, einander entgegen geſetzt ſind, ſich keineswegs durch Worte ausſprechen laſſen: ſo wünſchen wir gedachtes Blatt den Kunſtfreunden gelegentlich nachgebildet mitzutheilen, um die frühern Abſichten durch ein Beiſpiel auszuſprechen und, wo möglich, zu rechtfertigen.

Mag nun unſer Leſer zurückſchauen auf das Verzeichniß, worin wir ſämmtliche Philoſtratiſche Gemälde vorausgeſchickt, ſo wird er gewiß mit uns die Empfindung theilen, wenn wir bekennen, daß wir höchſt ungern uns in der

Hilfte von einer ſo erfreulichen Aufſtellung trennen. Viele Jahre lagen die Vorarbeiten unbenutzt; ein glücklicher Augenblick vergönnte, ſie wieder vorzunehmen.

Möge Das, was wir vorgetragen haben, nicht bloß geleſen, in der Einbildungskraft hervorgerufen werden, ſondern in die Thatkraft jüngerer Männer übergehen. Mehr als alle Maximen, die doch Jeder am Ende nach Belieben auslegt, können ſolche Beiſpiele wirken; denn ſie tragen den Sinn mit ſich, worauf Alles ankommt und bleiben, wo noch zu bleiben iſt.

Antik und modern.

Da ich in Vorſtehendem genöthigt war, zu Gunſten des Alterthums, beſonders aber der damaligen bildenden Künſtler, ſoviel Gutes zu ſagen: ſo wünſchte ich doch, nicht mißverſtanden zu werden, wie es leider gar oft geſchieht, indem der Leſer ſich eher auf den Gegenſatz wirft, als daß er zu einer billigen Ausgleichung ſich geneigt fände. Ich ergreife daher eine dargebotene Gelegenheit, um beiſpielweiſe zu erklären, wie es eigentlich gemeint ſei und auf das ewig fortdauernde Leben des menſchlichen Thuns und Handelns, unter dem Symbol der bildenden Kunſt hinzudeuten.

Ein junger Freund, Carl Ernſt Schubart, in ſeinem Heft „zur Beurtheilung Goethe's" welches ich in jedem Sinne zu ſchätzen und dankbar anzuerkennen habe, ſagt: „Ich bin nicht der Meinung, wie die meiſten Verehrer der Alten, unter die Goethe ſelbſt gehört, daß in der Welt für eine hohe, vollendete Bildung der Menſchheit nichts ähnlich Günſtiges ſich hervorgethan habe, wie bei den Griechen." Glücklicher Weiſe können wir dieſe Differenz mit Schubart's eignen Worten in's Gleiche bringen, indem er ſpricht: „Von unſerm Goethe aber ſei es geſagt, daß ich Shakeſpeare ihm darum vorziehe, weil ich in Shakeſpeare einen ſolchen tüchtigen, ſich ſelbſt unbewußten Menſchen gefunden zu haben glaube, der mit höchſter Sicherheit, ohne alles Raiſonniren, Reflectiren, Subtiliſiren, Claſſificiren und Potenciren den wahren und falſchen Punct der Menſchheit überall ſo genau, mit ſo nie irrendem Griff und ſo natürlich hervorhebt, daß ich zwar am Schluß bei Goethe immer das nämliche Ziel erkenne, von vornherein aber ſtets mit dem entgegengeſetzten zuerſt zu kämpfen, es zu überwinden und mich ſorgfältig in Acht zu nehmen habe, daß ich nicht für blanke Wahrheit hinnehme, was doch nur als entſchiedener Irrthum abgelehnt werden ſoll."

Hier trifft unſer Freund den Nagel auf den Kopf; denn gerade da, wo er mich gegen Shakeſpeare im Nachtheil findet, ſtehen wir im Nachtheil gegen die Alten. Und was reden wir von den Alten? Ein jedes Talent, deſſen Entwickelung von Zeit und Umſtänden nicht begünſtigt wird, ſo daß es ſich vielmehr erſt durch vielfache Hinderniſſe durcharbeiten, von manchen Irrthümern ſich losarbeiten muß, ſteht unendlich im Nachtheil gegen ein gleichzeitiger, welches Gelegenheit findet, ſich mit Leichtigkeit auszubilden und, was es vermag, ohne Widerſtand auszuüben.

Bejahrten Perſonen fällt, aus der Fülle der Erfahrung, oft bei Gelegenheit ein, was eine Behauptung erläutern und beſtärken könnte; deßhalb ſei folgende Anecdote zu erzählen vergönnt. Ein geübter Diplomat, der meine Bekanntſchaft wünſchte, ſagte, nachdem er mich bei dem erſten Zuſammentreffen nur überhin angeſehen und geſprochen, zu ſeinen Freunden: Voilà un homme qui a eu de grands chagrins! Dieſe Worte gaben mir zu denken: Der gewandte Geſchäftsforſcher hatte recht geſehen, aber das Phänomen bloß durch den Begriff von Bildung ausgedrückt, was er auch der Gegenwirkung hätte zuſchreiben ſollen. Ein aufmerkſamer, gerader Deutſcher hätte vielleicht geſagt: Das iſt auch Einer, der ſich's hat ſauer werden laſſen.

Wenn ſich nun in unſern Geſichtszügen die Spur überſtandenen Leidens, durchgeführter Thätigkeit nicht auslöſchen läßt: ſo iſt es kein Wunder, wenn Alles, was von uns und unſerm Beſtreben übrig bleibt, dieſelbe Spur trägt und dem aufmerkſamen Beobachter auf ein Daſein hindeutet, das in einer glücklichſten Entfaltung, ſowie in der nothgedrungenſten Beſchränkung ſich gleich zu bleiben und wenigſtens immer die Würde, doch wenigſtens die Hartnäckigkeit des menſchlichen Weſens durchzuführen trachtete.

Laſſen wir alſo Altes und Neues, Vergangenes und Gegenwärtiges fahren und ſagen im Allgemeinen: jedes künſtleriſch Hervorgebrachte verſetzt uns in die Stimmung, in welcher ſich der Verfaſſer befand. War ſie heiter und leicht, ſo werden wir uns frei fühlen; war ſie beſchränkt, ſorglich und bedenklich, ſo zieht ſie uns gleichmäßig in die Enge.

Nun bemerken wir bei einigem Nachdenken, daß hier eigentlich nur von der Behandlung die Rede ſei; Stoff und Gehalt kommt nicht in Betracht. Schauen wir ſodann Dieſem gemäß in der Kunſtwelt frei umher, ſo geſtehen wir, daß ein jedes Erzeugniß uns Freude macht, was dem Künſtler mit Bequemlichkeit und Leichtigkeit gelungen. Welcher Liebhaber beſitzt nicht mit Vergnügen eine wohlgerathene Zeichnung oder Radirung unſeres Chodowiecky? Hier ſehen wir eine ſolche Unmittelbarkeit an der uns bekannten Natur, daß Nichts zu wünſchen übrig

bleibt. Nur darf er nicht aus ſeinem Kreiſe, nicht aus ſeinem Format herausgehen, wenn nicht alle ſeiner Individualität gegönnten Vortheile ſollen verloren ſein.

Wir wagen uns weiter und bekennen, daß Manieriſten ſogar, wenn ſie es nur nicht allzu weit treiben, uns viel Vergnügen machen und daß wir ihre eigenhändigen Arbeiten ſehr gern beſitzen. Künſtler, die man mit dieſem Namen benennt, ſind mit entſchiedenem Talente geboren; allein ſie fühlen bald, daß nach Verhältniß der Tage ſowie der Schule, worein ſie gekommen, nicht zu Federleſen Raum bleibt, ſondern daß man ſich entſchließen und fertig werden müſſe. Sie bilden ſich daher eine Sprache mit welcher ſie, ohne weiteres Bedenken, die ſichtbaren Zuſtände leicht und kühn behandeln und uns, mit mehr oder minderm Glück, allerlei Weltbilder vorſpiegeln, wodurch denn manchmal ganze Nationen mehrere Decennien hindurch angenehm unterhalten und getäuſcht werden, bis zuletzt Einer oder der Andere wieder zur Natur und höhern Sinnesart zurückkehrt.

Daß es bei den Alten auch zuletzt auf eine ſolche Art von Manier hinauslief, ſehen wir an den Herculaniſchen Alterthümern; allein die Vorbilder waren zu groß, zu friſch, wohlerhalten und gegenwärtig, als daß ihre Dutzend Maler ſich hätten ganz in's Nichtige verlieren können.

Treten wir nun auf einen höhern und angenehmern Standpunct und betrachten das einzige Talent Raphael's. Dieſer, mit dem glücklichſten Naturell geboren, erwuchs in einer Zeit, wo man redlichſte Bemühung, Aufmerkſamkeit, Fleiß und Treue der Kunſt widmete. Vorausgehende Meiſter führten den Jüngling bis an die Schwelle und er brauchte nur den Fuß aufzuheben, um in den Tempel zu treten. Durch Peter Perugin zur ſorgfältigſten Ausführung angehalten, entwickelt ſich ſein Genie an Leonard da Vinci und Michel Angelo. Beide gelangten während eines langen Lebens, ungeachtet der höchſten Steigerung ihrer Talente, kaum zu dem eigentlichen Behagen des Kunſtwirkens. Jener hatte ſich, genau beſehen, wirklich müde gedacht und ſich allzu ſehr am Techniſchen abgearbeitet; Dieſer, anſtatt uns zu Dem, was wir ihm ſchon verdanken, noch Ueberſchwengliches im Plaſtiſchen zu hinterlaſſen, quält ſich die ſchönſten Jahre durch in Steinbrüchen nach Marmorblöcken und Bänken, ſo daß zuletzt von allen beabſichtigten Heroen des Alten und Neuen Teſtaments der einzige Moſes fertig wird, als ein Muſterbild Deſſen, was hätte geſchehen können und ſollen. Raphael hingegen wirkt ſeine ganze Lebenszeit hindurch mit immer gleicher und größerer Leichtigkeit. Gemüths- und Thatkraft ſtehen bei ihm in ſo entſchiedenem Gleichgewicht, daß man wohl behaupten darf, kein neuerer Künſtler habe ſo rein und vollkommen gedacht als er und ſich ſo klar ausgeſprochen. Hier haben wir alſo wieder ein Talent, das uns aus der erſten Quelle das friſcheſte Waſſer entgegenſendet. Er gräciſirt nirgends; fühlt, denkt, handelt aber durchaus wie ein Grieche. Wir ſehen hier das ſchönſte Talent zu ebenſo glücklicher Stunde entwickelt, als es, unter ähnlichen Bedingungen und Umſtänden, zu Pericles Zeit geſchah.

Und ſo muß man immer wiederholen: das geborne Talent wird zur Production gefordert; es fordert dagegen aber auch eine natur- und kunſtgemäße Entwickelung für ſich; es kann ſich ſeiner Vorzüge nicht begeben, und kann ſie ohne äußere Zeitbegünſtigung nicht gemäß vollenden.

Man betrachte die Schule der Carracci. Hier lag Talent, Ernſt, Fleiß und Conſequenz zum Grunde; hier war ein Element, in welchem ſich ſchöne Talente natur- und kunſtgemäß entwickeln konnten. Wir ſehen ein ganzes Dutzend vorzüglicher Künſtler von dort ausgehen, Jeden in gleichem, allgemeinen Sinn ſein beſonderes Talent üben und bilden, ſo daß kaum nach der Zeit ähnliche wieder erſcheinen konnten.

Sehen wir ferner die ungeheuern Schritte, welche der talentreiche Rubens in die Kunſtwelt hinein thut! Auch er iſt kein Erdgeborner; man ſchaue die große Erbſchaft, in die er eintritt, von den Urvätern des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts durch alle die Trefflichen des ſechszehnten hindurch, gegen deſſen Ende er geboren wird.

Betrachtet man neben und nach ihm die Fülle Niederländiſcher Meiſter des ſiebenzehnten, deren große Fähigkeiten ſich bald zu Hauſe, bald ſüdlich, bald nördlich ausbilden: ſo wird man nicht läugnen können, daß die unglaubliche Sagacität, womit ihr Auge die Natur durchdrungen und die Leichtigkeit, womit ſie ihr eigenes geſetzliches Behagen ausgedrückt, uns durchaus zu entzücken geeignet ſei. Ja, inſofern wir Dergleichen beſitzen, beſchränken wir uns gern ganze Zeiten hindurch auf Betrachtung und Liebe ſolcher Erzeugniſſe und verargen es Kunſtfreunden keineswegs, die ſich ganz allein im Beſitz und Verehrung dieſes Faches begnügen.

Und ſo könnten wir noch hundert Beiſpiele bringen, Das, was wir ausſprechen, zu bewahrheiten. Die Klarheit der Anſicht, die Heiterkeit der Aufnahme, die Leichtigkeit der Mittheilung: Das iſt es, was uns entzückt; und wenn wir nun behaupten, dieſes Alles finden wir in den ächt Griechiſchen Werken und zwar geleiſtet am edelſten Stoff, am würdigſten Gehalt mit ſicherer und vollendeter Ausführung:

ſo wird man uns verſtehen, wenn wir immer von dort ausgehen und immer dorthin weiſen. Jeder ſei auf ſeine Art ein Grieche! Aber er ſei's!

Ebenſo iſt es mit dem ſchriftſtelleriſchen Verdienſte. Das Faßliche wird uns immer zuerſt ergreifen und vollkommen befriedigen; ja wenn wir die Werke eines und deſſelben Dichters vornehmen, ſo finden wir manche, die auf eine gewiſſe peinliche Arbeit hindeuten, andere dagegen, weil das Talent dem Gehalt und der Form vollkommen gewachſen war, wie freie Naturerzeugniſſe hervortreten. Und ſo iſt unſer wiederholtes, aufrichtiges Bekenntniß, daß keiner Zeit verſagt ſei, das ſchönſte Talent hervorzubringen, daß aber nicht einer jeden gegeben iſt, es vollkommen würdig zu entwickeln.

Und ſo führen wir noch zum Schluſſe einen neuern Künſtler vor, um zu zeigen, daß wir nicht eben gar zu hoch hinaus wollen, ſondern auch mit bedingten Werken und Zuſtänden zufrieden ſind. Sebaſtian Bourdon, ein dem ſiebenzehnten Jahrhundert angehöriger Künſtler, deſſen Name wohl jedem Kunſtliebhaber mehrmals um die Ohren geſummt, deſſen Talent jedoch in ſeiner ächten Individualität nicht immer verdiente Anerkennung genoſſen hat, liefert uns vier eigenhändig radirte Blätter, in welchen er den Verlauf der Flucht nach Egypten vollſtändig vorführt.

Man muß zuvörderſt den Gegenſtand wohl gelten laſſen, daß ein bedeutendes Kind aus uraltem Fürſtenſtamme, dem beſchieden iſt, künftig auf die Welt ungeheuern Einfluß zu haben, wodurch das Alte zerſtört und ganz Erneutes dagegen heran geführt wird; daß ein ſolcher Knabe in den Armen der liebevollſten Mutter, unter Obhut des bedächtigſten Greiſen geflüchtet und mit göttlicher Hülfe gerettet werde. Die verſchiedenen Momente dieſer bedeutenden Handlung ſind hundert Mal vorgeſtellt, und manche hiernach entſprungene Kunſtwerke reißen uns oft zur Bewunderung hin.

Von den vier gemeldeten Blättern haben wir jedoch Folgendes zu ſagen, damit ein Liebhaber, der ſie nicht ſelbſt vor Augen ſchaut, einiger Maßen unſern Beifall beurtheilen möge. In dieſen Bildern erſcheint Joſeph als die Hauptperſon; vielleicht waren ſie für eine Capelle dieſes Heiligen beſtimmt.

I.

Das Local mag für den Stall zu Bethlehem, unmittelbar nach dem Scheiden der drei frommen Magier, gehalten werden; denn in der Tiefe ſieht man noch die beiden bewußten Thiere. Auf einem erhöhtern Hausraum ruht Joſeph, anſtändig in Falten gehüllt, auf das Gepäck gebettet, wider den hohen Sattel gelehnt, worauf das heilige Kind, ſo eben erwachend, ſich rührt. Die Mutter daneben iſt in frommem Gebete begriffen. Mit dieſem ruhigen Tagesanbruch contraſtirt ein höchſt bewegter gegen Joſeph heranſchwebender Engel, der mit beiden Händen nach einer Gegend hindeutet, die, mit Tempeln und Obelisken geſchmückt, ein Traumbild Egyptens hervorruft. Zimmermannshandwerkzeug liegt vernachläſſigt am Boden.

II.

Zwiſchen Ruinen hat ſich die Familie nach einer ſtarken Tagreiſe niedergelaſſen. Joſeph, an das beladene, laſtbare, aus einem Steintroge ſich nährende Thier gelehnt, ſcheint einer augenblicklichen Ruhe ſtehend zu genießen; aber ein Engel fährt hinter ihm her, ergreift ſeinen Mantel und deutet nach dem Meere hin. Joſeph, in die Höhe ſchauend und zugleich nach des Thieres Futter hindeutend, möchte noch kurze Friſt für das müde Geſchöpf erbitten. Die heilige Mutter, die ſich mit dem Kind beſchäftigte, ſchaut verwundert nach dem ſeltſamen Zweigeſpräch herum: denn der Himmelsbote mag ihr unſichtbar ſein.

III.

Drückt eine eilende Wanderſchaft vollkommen aus. Sie laſſen eine große Bergſtadt zur Rechten hinter ſich. Knapp am Zaum führt Joſeph das Thier einen Pfad hinab, welchen ſich die Einbildungskraft um deſto ſteiler denkt, weil wir davon gar Nichts, vielmehr gleich unten hinter dem Vordergrunde das Meer ſehen. Die Mutter, auf dem Sattel, weiß von keiner Gefahr; ihre Blicke ſind völlig in das ſchlafende Kind verſenkt. Sehr geiſtvoll iſt die Eile der Wandernden dadurch angedeutet, daß ſie ſchon das Bild größtentheils durchzogen haben und im Begriff ſind, auf der linken Seite zu verſchwinden.

IV.

Ganz im Gegenſatz des vorigen, ruhen Joſeph und Maria in der Mitte des Bildes auf dem Gemäuer eines Röhrbrunnens. Joſeph, dahinter ſtehend und herüber gelehnt, deutet auf ein im Vordergrund umgeſtürztes Götzenbild und ſcheint der heiligen Mutter dieſes bedeutende Zeichen zu erklären. Sie, das Kind an der Bruſt, ſchaut ernſt und horchend, ohne daß man wüßte, wonach ſie blickt. Das entbürdete Thier ſchmauſt hinterwärts an reich grünenden Zweigen. In der Ferne ſehen wir die Obelisken wieder, auf die im Traume gedeutet war. Palmen in der Nähe überzeugen uns, daß wir in Egypten ſchon angelangt ſind.

Alles Dieſes hat der bildende Künſtler in ſo engen Räumen mit leichten, aber glücklichen Zügen dargeſtellt. Durchdringendes, vollſtändiges Denken, geiſtreiches Leben, Auffaſſen des Unentbehrlichſten, Beſeitigung alles Ueberflüſſigen, glücklich flüchtige Behandlung im Ausführen: Dieß iſt es, was wir an unſern Blättern rühmen und mehr bedarf es nicht; denn wir finden hier ſo gut als irgendwo die Höhe der Kunſt erreicht. Der Parnaß iſt ein Mont Serrat, der viele Anſiedelungen, in mancherlei Etagen erlaubt; ein Jeder gehe hin, verſuche ſich, und er wird eine Stätte finden, es ſei auf Gipfeln oder in Winkeln.

Nachträgliches zu Philoſtrat's Gemälden.

1. Cephalus und Procris.

Nach Julius Roman.

Cephalus, der leidenſchaftliche Jäger, nachdem er das Unglück, welches er unwiſſend in der Morgendämmerung angerichtet, gewahr worden, erfüllte mit Jammergeſchrei Felſen und Wald. Hier, auf dieſem nicht genug zu ſchätzenden Blatte, nachdem er ſich ausgetobt, ſitzt er, brütend über ſein Geſchick, den Leichnam ſeiner Gattinn entſeelt im Schooße haltend.

Indeſſen hat ſein Wehklagen Alles, was in den waldigen Bergeshöhlen lebt und webt, aus der morgendlichen Ruhe aufgeregt. Ein alter Faun hat ſich herangedrängt und repräſentirt die Leidklagenden mit ſchmerzlichen Geſichtszügen und leidenſchaftlichen Geberden. Zwei Frauen, ſchon mäßiger theilnehmend, deren Eine die Hand der Verblichenen faßt, als ob ſie ſich des wirklichen Abſcheidens verſichern wollte, geſellen ſich hinzu und drücken ihre Gefühle ſchon zarter aus. Von oben herab, auf Zweigen ſich wiegend, ſchaut eine Dryas, gleichfalls mit betrübt; unten hat ſich der unausweichliche Hund hingelagert und ſcheint ſich nach friſcher Beute lechzend umzuſchauen. Amor, mit der linken Hand der Hauptgruppe verbunden, zeigt mit der rechten den verhängnißvollen Pfeil vor.

Wem zeigt er ihn entgegen? Einer Caravane von Faunen, Waldweibern und Kindern, die, durch jenes Jammergeſchrei erſchreckt, herangefordert, die That gewahr werden, ſich darüber entſetzen und in die Schmerzen der Haupt-Perſon heftig einſtimmen. Daß ihnen aber noch Mehrere folgen und den Schauplatz beengen werden, Dieß bezeugt das letzte Mädchen des Zugs, welches von der Mutter mit heraufgeriſſen wird, indem es ſich nach den wahrſcheinlich Folgenden umſieht. Auf dem Felſen über ihren Häuptern ſitzt eine Quell-Nymphe traurig über der ausgießenden Urne; weiter oben kommt eine Oreas eilig, ſich verwundert umſchauend, hervor; ſie hat das Geſchrei gehört, aber ſich nicht Zeit genommen, ihre Haarflechten zu endigen; ſie kommt, das Langhaar in der Hand hebend, neugierig und theilnehmend. Ein Rehböcklein ſteigt gegenüber ganz gelaſſen in die Höhe und zupft, als wenn Nichts vorginge, ſein Frühſtück von den Zweigen. Damit wir aber ja nicht zweifeln, daß das Alles mit Tagesanbruch ſich zutrug, eilt Helios auf ſeinem Wagen aus dem Meere hervor. Sein Hinſchauen, ſeine Geberde bezeugen, daß er das Unheil vernommen, es nun erbicke und mit empfinde.

Uns aber darf es bei aufmerkſamer Betrachtung nicht irren, daß die Sonne gerade im Hintergrunde aufgeht und das ganze, oben beſchriebene Perſonal wie vom Mittag her beleuchtet iſt. Ohne dieſe Fiction wäre das Bild nicht, was es iſt, und wir müſſen eine hohe Kunſt verehren, die ſich, gegen alle Wirklichkeit, ihrer angeſtammten Rechte zu bedienen weiß.

Noch eine Bemerkung haben wir über den Vordergrund zu machen. Hier findet ſich die Spur benutzender Menſchenhände. Die Hauptgruppe iſt vor dem tiefſten Wald dicht gelagert; der Vordergrund iſt als ein einjähriger Schlag behandelt; Bäume ſind, nicht weit von der Wurzel, abgeſägt; die lebendige Rinde hat ſchon wieder ihren Zweig getrieben. Dieſen forſtmäßigen Schlag legte der Künſtler weislich an, damit wir bequem und vollſtändig ſähen, was die Bäume, wenn ſie aufrecht ſtanden, uns verdecken müßten. Ebenſo weislich iſt im Mittelgrund ein Baum abgeſägt, damit er uns Fluß und hintere Landſchaft nicht verberge, wo Gebäude, Thürme, Aquäducte und eine Mühle, als Dienerinn der allernährenden Ceres, thätig uns andeuten, daß menſchliche Wohnungen zwar fern ſeien, daß wir uns aber nicht durchaus in einer Wüſte befinden

2. Aeſop.

Sowie die Thiere zum Orpheus kamen, um der Muſik zu genießen, ſo zieht ſie ein anderes Gefühl zu Aeſop, das Gefühl der Dankbarkeit, daß er ſie mit Vernunft begabt.

Löwe, Fuchs und Pferd nahen ſich.

Die Thiere nahen ſich zu der Thüre des Weiſen, ihn mit Binden und Kränzen zu verehren.

Aber er ſelbſt ſcheint irgend eine Fabel zu

dichten; ſeine Augen ſind auf die Erde gerichtet und ſein Mund lächelt.

Der Maler hat ſehr weislich die Thiere, welche die Fabel ſchildert, vorgeſtellt, und gleich als ob es Menſchen wären, führen ſie einen Chor heran, von dem Theater Aeſop's entnommen.

Der Fuchs aber iſt Chor-Führer, den auch Aeſop in ſeinen Fabeln oft als Diener braucht, wie Luſtſpieldichter den Davus.

3. Orpheus.

Zu den großen Vorzügen der Griechiſchen Kunſt gehörte, daß Bildner und Dichter einen Character, den ſie einmal angefaßt, nicht wieder losließen, ſondern durch alle denkbaren Fälle durchführten. Orpheus war ihnen das Gefäß, in welches ſie alle Wirkungen der Dichtkunſt niederlegten: rohe Menſchen ſollte er der Sittlichkeit näher führen, Flüſſe, Wälder und Thiere bezaubern und endlich gar dem Hades eine Verſtorbene wieder abzwingen.

Orpheus iſt in der Mitte von Lebendigen und lebloſen Geſchöpfen vorgeſtellt, die ſich um ihn verſammeln; Löw' und Aeuler ſtehen zunächſt und horchen, Hirſch und Haſe ſind durch die fürchterliche Gegenwart ihres Erbfeindes nicht erſchreckt; auch andere, denen er ſonſt feindſelig nachzujagen pflegt, ruhen in der Gegenwart des Ruhenden. Von Geflügel ſind nicht die Singvögel des Waldes allein, ſondern auch der krächzende Häher, die geſchwätzige Krähe und Jupiter's Adler gegenwärtig. Dieſer, mit ausgeſpannten Flügeln ſchwebend, ſchaut unverwandt auf Orpheus, und des nahen Haſens nicht gewahrend, hält er den Schnabel geſchloſſen, eine Wirkung der beſänftigenden Muſik. Auch Wölfe und Schafe ſtehen vermiſcht und erſtaunt. Aber noch ein größeres Wageſtück beging der Maler; denn Bäume reißt er aus ihren Wurzeln, führt ſie dem Orpheus zu und ſtellt ſie im Kreiſe umher. Dieſe Fichte, Cypreſſe, Linde, Pappel und andere dergleichen Bäume, mit händegleich verſchlungenen Aeſten, umgeben den Orpheus; ein Theater gleichſam bilden ſie um ihn her, ſo daß die Vögel als Zuhörer auf den Zweigen ſitzen mögen, daß Orpheus in friſchem Schatten ſinge.

Er aber ſitzt, die keimende Bartwolle um die Wange, die glänzende Goldmütze auf dem Haupte; ſein Auge aber iſt geiſtreich, zartblickend, von dem Gotte voll, den er beſingt. Auch ſeine Augenbraunen ſcheinen den Sinn ſeiner Geſänge auszudrücken, nach dem Inhalt beweglich.

Der linke Fuß, der auf der Erde ſteht, trägt die Zither, die auf dem Schenkel ruht, der rechte hingegen deutet den Tact an, indem er den Boden mit der Sohle ſchlägt; die rechte Hand hält das Plectrum feſt und ragt über die Saiten hin, indeſſen der Ellenbogen anliegt und die Handwurzel einwärts gebeugt iſt; die Linke dagegen berührt die Saiten mit geraden Fingern.

4. Die Andrier.

Sehet den Quellgott auf einem wohlgeſchichteten Beete von Trauben, aus denen durch ſeinen Druck eine Quelle zu entſpringen ſcheint. Sie gewährt den Andriern Wein und ſie ſind im Genuß dieſer Gabe vorgeſtellt. Der Gott hat ein rothes, aufgeſchwollenes Geſicht, wie es einem Trinker geziemt, und Thyrſen wachſen um ihn her, wie ſonſt die Rohre an waſſerreichen Orten. An beiden Ufern ſeht Ihr die Andrier ſingend und tanzend; Mädchen und Knaben ſind mit Epheu gekrönt; Einige trinken, Andere wälzen ſich ſchon an der Erde.

Sehet Ihr weiter hinaus über dieſe verbreiteten Feſte, ſo ſehet Ihr den Bach ſchon in's Meer fließen, wo an der Mündung die Tritonen mit ſchönen Muſcheln ihn auffaſſen, zum Theil trinkend und zum Theil blaſend verſprühen. Einige, ſchon trunken, tanzen und ſpringen, ſo gut es ihnen gelingen will. Indeſſen iſt Dionyſus mit vollen Segeln angekommen, um an ſeinem Feſte Theil zu nehmen. Schon hat das Schiff im Hafen Anker geworfen und vermiſcht folgen ihm Satyre, Silenen, das Lachen und Comus, zwei der beſten Trinker unter den Dämonen.

Abendmahl von Leonard da Vinci zu Mailand von Joſeph Beſſi.

Groß-Folio. 102 Seiten. 1810.

Der Verfaſſer dieſes bedeutenden Werkes, ein Mailänder, geboren 1777, von der Natur begabt mit ſchönen Fähigkeiten, die ſich früh entwickelten, vor Allem aber mit Neigung und Geſchick zur bildenden Kunſt ausgeſtattet, ſcheint ſich ſelbſt und an Leonard's da Vinci Vervollkommnung ſich heran gebildet zu haben. Soviel wiſſen wir übrigens von ihm, daß er, nach einem ſechsjährigen Aufenthalte in Rom und ſeiner Rückkunft in's Vaterland, als Director einer neu zu belebenden Kunſt-Academie angeſtellt ward.

So zum Nachdenken als wie zum Arbeiten geneigt, hatte er die Grundſätze und Geſchichte der Kunſt ſich eigen gemacht, und durfte daher das ſchwere Geſchäft übernehmen, in einer

wohldurchdachten Copie das berühmte Bild Leonard's da Vinci, das Abendmahl des Herrn, wieder herzustellen, damit solches in Mosaik gebracht und für ewige Zeiten erhalten würde. Wie er dabei verfahren, davon gibt er in genanntem Werke Rechenschaft, und unsere Absicht ist, eine kurze Darstellung seiner Bemühungen zu liefern.

Allgemein wird dieses Buch von Kunstfreunden günstig aufgenommen; solches aber näher zu beurtheilen, ist man in Weimar glücklicher Weise in den Stand gesetzt: denn indem Bossi ein gänzlich verdorbenes, übermaltes Original nicht zum Grunde seiner Arbeit legen konnte, sah er sich genöthigt, die vorhandenen Copien desselben genau zu studiren; er zeichnete von drei Wiederholungen die Köpfe, wohl auch Hände durch, und suchte möglichst in den Geist seines großen Vorgängers einzudringen und dessen Absichten zu errathen, da er denn zuletzt durch Urtheil, Wahl und Gefühl geleitet, seine Arbeit vollendete, zum Vorbild einer nunmehr schon fertigen Mosaik. Gedachte Durchzeichnungen finden sich sämmtlich in Weimar, als ein Gewinn der letzten Reise Ihro königlichen Hoheit des Großherzogs in die Lombardei; von wie großem Werth sie aber seien, wird sich in der Folge dieser Darstellung zeigen.

Aus dem Leben Leonard's.

Vinci, ein Schloß und Herrschaft in Val d'Arno, nahe bei Florenz, hatte in der Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts einen Besitzer, Namens Pierro, dem ein natürlicher Sohn, von einer uns unbekannt gebliebenen Mutter geboren ward. Dieser, Leonard genannt, erwies gar bald als Knabe sich mit allen ritterlichen Eigenschaften begabt: Stärke des Körpers, Gewandtheit in allen Leibesübungen, Anmuth und gute Sitten waren ihm verliehen. Mächtig aber zeigte sich Leidenschaft und Fertigkeit zur bildenden Kunst, deßhalb man ihn sogleich nach Florenz zu Verocchio, einem denkenden, durchaus theoretisch begründeten Manne in die Lehre that, da denn Leonard seinen Meister practisch bald übertraf, ja demselben das Malen verleidete.

Die Kunst befand sich damals auf einer Stufe, wo ein großes Talent mit Glück antreten und sich im Glanze seiner Thätigkeit zeigen kann; sie hatte sich schon seit zwei Jahrhunderten von der magern Steifheit jener Byzantinischen Schule losgesagt und sogleich durch Nachahmung der Natur, durch Ausdruck frommer, sittlicher Gesinnungen ein neues Leben begonnen. Der Künstler arbeitete trefflich, aber unbewußt; ihm gelang, was ihm sein Talent eingab, wohin sein Gefühl ihn trug, so weit sein Geschmack sich ausbildete; aber keiner vermochte noch sich Rechenschaft zu geben von dem Guten, was er leistete und von seinen Mängeln, wenn er sie auch empfand und bemerkte. Wahrheit und Natürlichkeit hat Jeder im Auge; aber eine lebendige Einheit fehlt; man findet die herrlichsten Anlagen, und doch ist keins der Werke vollkommen ausgedacht, völlig zusammengedacht; überall trifft man auf etwas Zufälliges, Fremdes; noch sind die Grundsätze nicht ausgesprochen, wornach man seine eigene Arbeit beurtheilt hätte.

In solche Zeit kam Leonard, und wie ihm bei angeborner Kunstfertigkeit die Natur nachzuahmen leicht war, so bemerkte sein Tiefsinn gar bald, daß hinter der äußern Erscheinung, deren Nachbildung ihm so glücklich gelang, noch manches Geheimniß verborgenliege, nach dessen Erkenntniß er sich unermüdet bestreben sollte; er suchte daher die Gesetze des organischen Baues, den Grund der Proportion, bemühte sich um die Regeln der Perspective, der Zusammenstellung, Haltung und Färbung seiner Gegenstände im gegebenen Raum: genug, alle Kunsterforderniße suchte er mit Einsicht zu durchdringen. Was ihm aber besonders am Herzen lag, war die Verschiedenheit menschlicher Gesichtsbildung, in welcher sich sowohl der bestehende Character als die momentane Leidenschaft dem Auge darstellt und Dieses wird der Punct sein, wo wir, das Abendmahl betrachtend, am Längsten zu verweilen haben.

Seine öffentliche Werke.

Die unruhigen Zeiten, welche der unzulängliche Peter Medicis über Florenz heranzog, trieben Leonard in die Lombardie, wo eben nach dem Tode des Herzogs Francisco Sforza, dessen Nachfolger Ludwig, mit dem Zunamen il Moro, seinem Vorgänger und sich selbst durch gleiche Großheit und Thätigkeit Ehre machen, auch die eigene Regierung durch Kunstwerke zu verherrlichen gedachte. Hier nun erhielt Leonard sogleich den Auftrag, eine riesenhafte Reiter-Statue vorzubereiten. Das Modell des Pferdes war nach mehrern Jahren zur allgemeinen Bewunderung fertig. Da man es aber bei einem Feste, als das Prächtigste, was man aufführen konnte, in der Reihe mit hinzog, zerbrach es und der Künstler sah sich genöthigt, das zweite vorzunehmen; auch dieses ward vollendet. Nun zogen die Franzosen über die Alpen; es diente den Soldaten als Zielbild; sie schossen es zusammen und so ist uns von beiden, die eine Arbeit von sechszehn Jahren gekostet, Nichts übrig geblieben. Daran erkennen wir, daß eitle Prunksucht, eben so wie roher Un-

verſtand, den Künſten zum höchſten Schaden gereiche.

Nur im Vorübergehen gedenken wir der Schlacht von Anghiari, deren Carton er zu Florenz, mit Michel Angelo wetteifernd, ausarbeitete, und des Bildes der heiligen Anna, wo Großmutter, Mutter und Enkel, Schooß auf Schooß kunſtreich zuſammen gruppirt ſind.

Das Abendmahl.

Wir wenden uns nunmehr gegen das eigentliche Ziel unſerer Bemühung, zu dem Abendmahl, welches im Kloſter alle Grazie zu Mailand auf die Wand gemalt war. Möchten unſere Leſer Morghen's Kupferſtich vor ſich nehmen, welcher hinreicht, uns ſowohl über das Ganze als wie das Einzelne zu verſtändigen.

Die Stelle, wo das Bild gemalt iſt, wird allervörderſt in Betrachtung gezogen; denn hier thut ſich die Weisheit des Künſtlers in ihrem Brennpuncte vollkommen hervor. Konnte, für ein Refectorium, Etwas ſchicklicher und edler ausgedacht werden als ein Scheidemahl, das der ganzen Welt für alle Zeiten als heilig gelten ſollte?

Als Reiſende haben wir dieſes Speiſezimmer vor manchen Jahren noch unzerſtört geſehen. Dem Eingang an der ſchmalen Seite gegenüber, im Grunde des Saals, ſtand die Tafel des Priors, zu beiden Seiten die Mönchstiſche, ſämmtlich auf einer Stufe vom Boden erhöht; und nun, wenn der Hereintretende ſich umkehrte, ſah er an der vierten Wand über den nicht allzu hohen Thüren, den vierten Tiſch gemalt, an demſelben Chriſtus und ſeine Jünger, eben als wenn ſie zur Geſellſchaft gehörten. Es muß zur Speiſeſtunde ein bedeutender Anblick geweſen ſein, wenn die Tiſche des Priors und Chriſti als zwei Gegenbilder aufeinander blickten und die Mönche an ihren Tafeln ſich dazwiſchen eingeſchloſſen fanden. Und eben deßhalb mußte die Weisheit des Malers die vorhandenen Mönchstiſche zum Vorbilde nehmen. Auch iſt gewiß das Tiſchtuch mit ſeinen gequetſchten Falten, gemuſterten Streifen und aufgeknüpften Zipfeln aus der Waſchkammer des Kloſters genommen, Schüſſeln, Teller, Becher und ſonſtiges Geräthe gleichfalls denjenigen nachgeahmt, der ſich die Mönche bedienten.

Hier war alſo keineswegs die Rede von Annäherung an ein unſicheres, veraltetes Coſtüme. Höchſt ungeſchickt wäre es geweſen, an dieſem Orte die heilige Geſellſchaft auf Polſter auszuſtrecken. Nein, ſie ſollte der Gegenwart angenähert werden; Chriſtus ſollte ſein Abendmahl bei den Dominicanern zu Mailand einnehmen.

Auch in manchem andern Betracht mußte das Bild große Wirkung thun. Ungefähr zehn Fuß über der Erde nehmen die dreizehn Figuren, ſämmtlich etwa anderthalb Mal die Lebensgröße gebildet, den Raum von achtundzwanzig Pariſer-Fuß der Länge nach ein. Nur zwei derſelben ſieht man ganz an den entgegengeſetzten Enden der Tafel, die übrigen ſind Halb-Figuren; und auch hier fand der Künſtler in der Nothwendigkeit ſeinen Vortheil. Jeder ſittliche Ausdruck gehört nur dem obern Theil des Körpers an, und die Füße ſind in ſolchen Fällen überall im Wege; der Künſtler ſchuf ſich hier eilf Halb-Figuren, deren Schooß und Knie von Tiſch und Tiſchtuch bedeckt werden, unten aber die Füße im beſcheidenen Dämmerlicht kaum bemerklich ſein ſollten.

Nun verſetze man ſich an Ort und Stelle, denke ſich die ſittliche äußere Ruhe, die in einem ſolchen mönchiſchen Speiſeſaale obwaltet und bewundere den Künſtler, der ſeinem Bilde kräftige Erſchütterung, leidenſchaftliche Bewegung einhaucht und, indem er ſein Kunſtwerk möglichſt an die Natur herangebracht hat, es alſobald mit der nächſten Wirklichkeit in Contraſt ſetzt.

Das Aufregungsmittel, wodurch der Künſtler die ruhig heilige Abendtafel erſchüttert, ſind die Worte des Meiſters: „Einer iſt unter Euch, der mich verräth!“ Ausgeſprochen ſind ſie; die ganze Geſellſchaft kommt darüber in Unruhe; er aber neigt ſein Haupt, geſenkten Blickes; die ganze Stellung, die Bewegung der Arme, der Hände, Alles wiederholt mit himmliſcher Ergebenheit die unglücklichen Worte, die das Schweigen ſelbſt bekräftigt: „Ja, es iſt nicht anders! Einer iſt unter Euch, der mich verräth.!

Ehe wir aber weiter gehen, müſſen wir ein großes Mittel entwickeln, wodurch Leonard dieſes Bild hauptſächlich belebte: es iſt die Bewegung der Hände; dieß konnte aber auch nur ein Italiener finden. Bei ſeiner Nation iſt der ganze Körper geiſtreich; alle Glieder nehmen Theil an jedem Ausdruck des Gefühls, der Leidenſchaft, ja des Gedankens. Durch verſchiedene Geſtaltung und Bewegung der Hände drückt er aus: „Was kümmert's mich! — Komm' her! — Dieß iſt ein Schelm; — nimm Dich in Acht vor ihm! — Er ſoll nicht lange leben! — Dieß iſt ein Hauptpunct. Dieß merket beſonders wohl, meine Zuhörer!“ — Einer ſolchen National-Eigenſchaft mußte der alles Charakteriſtiſche höchſt aufmerkſam betrachtende Leonard ſein forſchendes Auge beſonders zuwenden; hierin iſt das gegenwärtige Bild einzig, und man kann ihm nicht genug Betrachtung widmen. Vollkommen übereinſtimmend iſt Geſichtsbildung und jede Bewegung, auch dabei eine dem Auge gleich faßliche Zuſammen- und Gegen-

einanderſtellung aller Glieder auf das Lebenswürdigſte geleiſtet.

Die Geſtalten überhaupt zu beiden Seiten des Herrn laſſen ſich drei und drei zuſammen betrachten, wie ſie denn auch ſo jedes Mal in Eins gedacht, in Verhältniß geſtellt und doch in Bezug auf ihre Nachbarn gehalten ſind. Zunächſt an Chriſti rechter Seite Johannes, Judas und Petrus.

Petrus, der Entfernteſte, fährt nach ſeinem heftigen Character, als er des Herrn Wort vernommen, eilig hinter Judas her, der ſich, erſchrocken aufwärts ſehend, vorwärts über den Tiſch beugt, mit der rechten, feſtgeſchloſſenen Hand den Beutel hält, mit der linken aber eine unwillkürliche krampfhafte Bewegung macht, als wollte er ſagen: Was ſoll Das heißen? — Was ſoll Das werden? Petrus hat indeſſen mit ſeiner linken Hand des gegen ihn geneigten Johannes rechte Schulter gefaßt, hindeutend auf Chriſtum und zugleich den geliebten Jünger anregend, er ſolle fragen, wer denn der Verräther ſei. Einen Meſſergriff in der Rechten ſetzt er dem Judas unwillkürlich zufällig in die Rippen, wodurch deſſen erſchrockene Vorwärtsbewegung, die ſogar ein Salzfaß umſchüttet, glücklich bewirkt wird. Dieſe Gruppe kann als die zuerſt gedachte des Bildes angeſehen werden; ſie iſt die vollkommenſte.

Wenn nun auf der rechten Seite des Herrn mit mäßiger Bewegung unmittelbare Rache angedroht wird, entſpringt auf ſeiner linken lebhafteſtes Entſetzen und Abſcheu vor dem Verrath. Jacobus, der Aeltere, beugt ſich vor Schrecken zurück, breitet die Arme aus, ſtarrt, das Haupt niedergebeugt, vor ſich hin, wie Einer, der das Ungeheure, das er durch's Ohr vernimmt, ſchon mit Augen zu ſehen glaubt. Thomas erſcheint hinter ſeiner Schulter hervor und ſich dem Heiland nähernd, hebt er den Zeigefinger der rechten Hand gegen die Stirne. Philippus, der dritte zu dieſer Gruppe Gehörige, rundet ſie auf's Lieblichſte; er iſt aufgeſtanden, beugt ſich gegen den Meiſter, legt die Hände auf die Bruſt, mit größter Klarheit ausſprechend: Herr; ich bin's nicht! Du weißt es! Du kennſt mein reines Herz. Ich bin's nicht!

Und nunmehr geben uns die benachbarten drei Letztern dieſer Seite neuen Stoff zur Betrachtung. Sie unterhalten ſich untereinander über das ſchrecklich Vernommene. Matthäus wendet mit eifriger Bewegung das Geſicht links zu ſeinen beiden Genoſſen; die Hände hingegen ſtreckt er mit Schnelligkeit gegen den Meiſter und verbindet ſo, durch das unſchätzbarſte Kunſtmittel, ſeine Gruppe mit der vorhergehenden. Thaddäus zeigt die heftigſte Ueberraſchung, Zweifel und Argwohn; er hat die linke Hand offen auf den Tiſch gelegt und die rechte dergeſtalt erhoben, als ſtehe er im Begriff, mit dem Rücken derſelben in die linke einzuſchlagen; eine Bewegung, die man wohl noch von Naturmenſchen ſieht, wenn ſie bei unerwartetem Vorfall ausdrücken wollen; Hab' ich's nicht geſagt! Hab' ich's nicht immer vermuthet! — Simon ſitzt höchſt würdig am Ende des Tiſches; wir ſehen daher deſſen ganze Figur; er, der Aelteſte von Allen, iſt reich mit Falten bekleidet; Geſicht und Bewegung zeigen, er ſei betroffen und nachdenkend, nicht erſchüttert, kaum bewegt.

Wenden wir nun die Augen ſogleich auf das entgegengeſetzte Tiſchende, ſo ſehen wir Bartholomäus, der auf dem rechten Fuß, den linken übergeſchlagen, ſteht, mit beiden ruhig auf den Tiſch geſtemmten Händen ſeinen übergebogenen Körper unterſtützend. Er horcht wahrſcheinlich, zu vernehmen, was Johannes vom Herrn anfragen wird: denn überhaupt ſcheint die Anregung des Lieblingsjüngers von dieſer ganzen Seite auszugehen. Jacobus, der Jüngere, neben und hinter Bartholomäus, legt die linke Hand auf Petrus's Schulter, ſowie Petrus auf die Schulter Johannis, aber Jacobus mild, nur Aufklärung verlangend, wo Petrus ſchon Rache droht.

Und alſo wie Petrus hinter Judas, ſo greift Jacob, der Jüngere, hinter Andreas her, welcher als eine der bedeutendſten Figuren mit halb aufgehobenen Armen die flachen Hände vorwärts zeigt, als entſchiedenen Ausdruck des Entſetzens, der in dieſem Bilde nur ein Mal vorkommt, da er in andern weniger geiſtreich und gründlich gedachten Werken ſich leider nur zu oft wiederholt.

Techniſches Verfahren.

Indem uns nun noch Manches über Geſtalten und Geſichtsbildung, Bewegung, Bekleidung zu ſagen übrig bleibt, wenden wir uns zu einem andern Theil des Vortrags, von welchem wir nur Betrübniß erwarten können: es ſind nämlich die mechaniſchen, chemiſch-phyſiſchen und techniſchen Kunſtmittel, welche der Künſtler anwendete, das herrliche Werk zu verfertigen. Durch die neueſten Unterſuchungen wird es nur allzu klar, daß es auf die Mauer mit Oelfarbe gemalt geweſen; dieſes Verfahren, ſchon längſt mit Vortheil ausgeübt, mußte einem Künſtler wie Leonard höchſt willkommen ſein, der, mit dem glücklichſten Blick, die Natur anzuſchauen, geboren, ſie zu durchſchauen trachtete, um ihr Inneres im Aeußern darzuſtellen.

Wie groß dieſe Unternehmung, ja wie ſie

anmaſſend ſei, fällt bald in die Augen, wenn wir bedenken, daß die Natur von Innen heraus arbeitet und ſich ſelbſt erſt unendliche Mittel vorbereiten muß, ehe ſie, nach tauſendfältigen Verſuchen, die Organe aus- und aneinander zu entwickeln fähig wird, um eine Geſtalt, wie die menſchliche, hervorzubringen, welche zwar die höchſten innerlichen Vollkommenheiten äuſſerlich offenbart, das Räthſel aber, wohinter die Natur ſich verbirgt, mehr zu verwickeln als zu löſen ſcheint.

Das Innere nun im Aeußern gewiſſenhaft darzuſtellen, war nur der größten Meiſter höchſter und einziger Wunſch; ſie trachteten nicht nur, den Begriff des Gegenſtandes treffend wahr nachzubilden, ſondern die Abbildung ſollte ſich an die Stelle der Natur ſelbſt ſetzen, ja, in Abſicht auf Erſcheinung, ſie überbieten. Hier war nun vor Allem die höchſte Ausführlichkeit nöthig; und wie ſollte dieſe anders als nach und nach zu leiſten ſein? Ferner war unerläßlich, daß man irgend einen Reuezug anbringen und aufſetzen könne; dieſe Vortheile und noch ſo viele andere bietet die Oelmalerei.

Und ſo hat man denn nach genauer Unterſuchung gefunden, daß Leonard ein Gemiſch von Maſtix, Pech und andern Antheilen mit warmen Eiſen auf den Mauertünch gezogen. Ferner, um ſowohl einen völligen glatten Grund als auch eine größere Sicherheit gegen äußere Einwirkung zu erhalten, gab er dem Ganzen einen zarten Ueberzug von Bleiweiß, auch gelben und feinen Thonerden. Aber eben dieſe Sorgfalt ſcheint dem Werke geſchadet zu haben; denn wenn auch dieſer letzte zarte Oeltünch im Anfange, als die darauf getragenen Farben des Bildes genugſame Nahrung hatten, ſeinen Theil davon aufnahm und ſich eine Weile gut hielt, ſo verlor er doch, als das Oel mit der Zeit austrocknete, gleichfalls ſeine Kraft und fing an zu reißen, da denn die Feuchtigkeit der Mauer durchdrang und zuerſt den Moder erzeugte, durch welchen das Bild nach und nach unſcheinbar ward.

Ort und Platz.

Was aber noch mehr traurige Betrachtungen erregt, iſt leider, daß man, als das Bild gemalt wurde, deſſen Untergang aus der Beſchaffenheit des Gebäudes und der Lage deſſelben weiſſagen konnte. Herzog Ludwig, aus Abſicht oder Grille, nöthigte die Mönche, ihr verfallendes Kloſter an dieſem widerwärtigen Orte zu erneuern, daher es denn ſchlecht und wie zur Frohne gebaut ward. Man ſieht in den alten Umgängen elende, liederlich gearbeitete Säulen, große Bogen mit kleinen abwechſelnd, ungleiche, angegriffene Ziegeln, Materialien von alten abgetragenen Gebäuden. Wenn man nun ſo an äußerlichen, dem Blick des Beobachters ausgeſetzten Stellen verfuhr, ſo läßt ſich fürchten, daß die innern Mauern, welche übertüncht werden ſollten, noch ſchlechter behandelt worden. Hier mochte man verwitternde Backſteine und andere von ſchädlichen Salzen durchdrungene Mineralien verwenden, welche die Feuchtigkeit des Locals einſogen und verderblich wieder aushauchten. Ferner ſtand die unglückliche Mauer, welcher ein ſo großer Schatz anvertraut war, gegen Norden und überdieß in der Nähe der Küche, der Speiſekammer, der Anrichten; und wie traurig, daß ein ſo vorſichtiger Künſtler, der ſeine Farben nicht genugſam wählen und verfeinern, ſeine Firniſſe nicht genug klären konnte, durch Umſtände genöthigt war, gerade Platz und Ort, wo das Bild ſtehen ſollte, den Hauptpunct, worauf Alles ankommt, zu überſehen oder nicht genug zu beherzigen!

Wäre aber doch trotz allem Dieſem das ganze Kloſter auf einer Höhe geſtanden, ſo würde das Uebel nicht auf einen ſolchen Grad erwachſen ſein. Es liegt aber ſo tief, daß Refectorium tiefer als das Uebrige, ſo daß im Jahr 1800 bei anhaltendem Regen das Waſſer darin über drei Palmen ſtand, welches uns zu folgern berechtigt, daß das entſetzliche Gewäſſer, welches 1500 niederging und überſchwoll, ſich auf gleiche Weiſe hierher erſtreckt habe. Denke man ſich auch, daß die damaligen Geiſtlichen das Möglichſte zur Austrocknung gethan, ſo blieb leider noch genug eingeſogene Feuchtigkeit zurück und Dieß ereignete ſich ſogar ſchon zu der Zeit, als Leonard noch malte.

Etwa zehn Jahre nach beendigtem Bild überfiel eine ſchreckliche Peſt die gute Stadt; und wie kann man bedrängten Geiſtlichen zumuthen, daß ſie, von aller Welt verlaſſen, in Todesgefahr ſchwebend, für das Gemälde ihres Speiſezimmers Sorge tragen ſollten?

Kriegsunruhen und unzählig anderes Unglück, welches die Lombardei in der erſten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts betraf, verurſachten gleichfalls die gänzliche Vernachläſſigung ſolcher Werke, da denn das unſere, bei den ſchon angeführten innern Mängeln, beſonders der Mauer, des Tünchgrundes, vielleicht der Malweiſe ſelbſt, dem Verderben ſchon überliefert war. In der Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts ſagt ein Reiſender, das Bild ſei halb verdorben; ein Anderer ſieht darin nur einen blinden Flecken; man beklagt das Bild als ſchon verloren, verſichert, man ſehe es kaum und ſchlecht; Einer nennt es völlig unbrauchbar und ſo ſprechen alle ſpätern Schriftſteller dieſer Zeit.

Aber das Bild war doch immer noch da und

und wenn man einmal freundlich mit ihnen iſt, einem hernach den ganzen Tag auflägen.

Vater. Es iſt erſt ſeit einem Monath, daß er ſo oft kommt.

Bäteli. Es wird nicht lange währen, ſo iſt er wieder da; denn ganz früh ſah ich ihn auf die Matte ſchleichen, die er oben im Walde hat. Sein' Tage hat er nicht ſo oft nach den Sennen geſehn als neuerdings; ich wollt', er ließ' mich in Ruh. — Die Leinwand iſt ſchon faſt wieder trocken. Wie hoch die Sonne ſchon ſteht! Und euer Frühſtück?

Vater. Ich will es ſchon finden. Sorge nur zur rechten Zeit für's Mittageſſen.

Bäteli. Daran iſt mir mehr gelegen wie euch. Vater ab.

Bäteli. Wahrhaftig da kommt er! Hab' ich's doch geſagt. Die Liebhaber ſind ſo pünctlich wie die Sonne. Ich muß nur ein luſtig Lied anfangen, daß er nicht gleich in ſeine alte Leyer einlenken kann.

wenn auch gegen ſeine erſte Zeit nur ein Schatten, es war noch vorhanden. Jetzt aber nach und nach tritt die Furcht ein, es völlig zu verlieren; die Sprünge vermehren ſich, ſie laufen zuſammen und die große koſtbare Fläche, in unzählige kleine Krusten zerſprengt, droht Stück vor Stück herabzufallen. Von dieſem Zuſtande gerührt, läßt Cardinal Friedrich Borromeo 1612 eine Copie fördern, deren wir nur vorläufig dankbar gedenken.

Zunehmendes Verderbniß.

Allein nicht nur der Zeitverlauf, in Verbindung mit gedachten Umſtänden, nein, die Beſitzer ſelbſt, die ſeine Hüter und Bewahrer hätten ſein ſollen, veranlaßten ſein größtes Verderben und bedeckten dadurch ihr Andenken mit ewiger Schande. Die Thüre ſchien ihnen zu niedrig, durch die ſie in's Refectorium gehen ſollten, ſie war ſymmetriſch mit einer andern im Sockel angebracht, worauf das Bild fußte. Sie verlangten einen majeſtätiſchen Eingang in dieſes ihnen ſo theure Gemach.

Eine Thüre, weit größer, als nöthig, ward in die Mitte gebrochen und, ohne Pietät, weder gegen den Maler noch gegen die abgebildeten Verklärten, zerſtörten ſie die Füße einiger Apoſtel, ja Chriſti ſelbſt. Und hier fängt der Ruin des Bildes eigentlich an! Denn da, um einen Bogen zu wölben, eine weit größere Lücke als die Thüre in die Mauer gebrochen werden mußte: ſo ging nicht allein mehr von der Fläche des Bildes verloren, ſondern die Hammer- und Hackenſchläge erſchütterten das Gemälde in ſeinem eigenen Felde; an vielen Orten ging die Kruſte los, deren Stücke man wieder mit Nägeln befeſtigte.

Späterhin war das Bild durch eine Geſchmackloſigkeit verfinſtert, indem man ein landesherrliches Wappenſchild unter der Decke befeſtigte, welches, Chriſti Scheitel faſt berührend, wie die Thüre von unten, ſo nun auch von oben des Herrn Gegenwart beengte und entwürdigte. Von dieſer Zeit an beſprach man die Wiederherſtellung immer aufs Neue, unternommen wurde ſie ſpäter; denn welcher ächte Künſtler mochte die Gefahr einer ſolchen Verantwortung auf ſich nehmen? Unglücklicher Weiſe endlich im Jahr 1726 meldet ſich Bellotti, arm an Kunſt und zugleich, wie gewöhnlich, mit Anmaßungen überflüſſig begabt; Dieſer, marktſchreieriſch, rühmte ſich eines beſondern Geheimniſſes, womit er das verblichene Bild in's Leben zu rufen ſich unterfange. Mit einer kleinen Probe bethört er die kenntnißloſen Mönche; ſeiner Willkür wird ſolch ein Schatz verdungen, den er ſogleich mit Bretterverſchlägen verheimlicht und nun, dahinter verborgen, mit kunſtſchänderiſcher Hand das Werk von oben bis unten übermalt. Die Mönchlein bewunderten das Geheimniß, das er ihnen, um ſie völlig zu bethören, in einem gemeinen Firniß mittheilte; damit ſollten ſie, wie er ſie verſicherte, ſich künftig aus aller Verlegenheiten erretten.

Ob ſie bei einer neuen, bald eintretenden Uebernebelung des Bildes von dieſem köſtlichen Mittel Gebrauch gemacht, iſt nicht bekannt, aber gewiß ward es noch einige Mal theilweiſe aufgefriſcht und zwar mit Waſſerfarben, wie ſich noch an einigen Stellen bemerken läßt.

Indeſſen verdarb das Bild immer und weiter und aufs Neue ward die Frage, inwiefern es noch zu erhalten ſei, nicht ohne manchen Streit unter Künſtlern und Anordnenden beſprochen. De Giorgi, ein beſcheidener Mann von mäßigem Talent, aber einſichtig und eifrig, Kenner der wahren Kunſt, lehnte beharrlich ab, ſeine Hand dahin zu führen, wo Leonard die ſeinige gehalten habe.

Endlich 1770, auf wohlmeinenden, aber Einſicht ermangelnden Befehl, durch Nachgiebigkeit eines hofmänniſchen Priors, ward einem gewiſſen Mazza das Geſchäft übertragen; dieſer pfuſchte meiſterhaft; die wenigen alten Original-Stellen, obſchon durch fremde Hand zwei Mal getrübt, waren ſeinem freien Pinſel ein Anſtoß; er beſchabte ſie mit Eiſen und bereitete ſich glatte Stellen, die Züge ſeiner frechen Kunſt hinzuſudeln; ja mehrere Köpfe wurden auf gleiche Weiſe behandelt.

Dawider nun regten ſich Männer und Kunſtfreunde in Mailand, öffentlich tadelte man Gönner und Clienten. Lebhafte, wunderliche Geiſter ſchürten zu und die Gährung ward allgemein. Mazza, der zu der Rechten des Heilandes zu malen angefangen hatte, hielt ſich dergeſtalt an die Arbeit, daß er auch zur Linken gelangte und nur unberührt blieben die Köpfe des Matthäus, Thaddäus und Simon. Auch an dieſen gedachte er Bellotti's Arbeit zuzudecken und mit ihm um den Namen eines Heroſtrat's zu wetteifern. Dagegen aber wollte das Geſchick, daß, nachdem der abhängige Prior einen auswärtigen Aufgenommen, ſein Nachfolger, ein Kunſtfreund, nicht zauderte, den Mazza ſogleich zu entfernen, durch welchen Schritt genannte drei Köpfe inſofern gerettet worden, daß man das Verfahren des Bellotti darnach beurtheilen kann. Und zwar gab dieſer Umſtand wahrſcheinlich zu der Sage Gelegenheit: es ſeien noch drei Köpfe des ächten Originals übrig geblieben.

Seit jener Zeit iſt, nach mancher Berathſchlagung, Nichts geſchehen; und was hätte man denn an einem dreihundertjährigen Leichnam noch einbalſamiren ſollen? 1796 über-

ſtieg das Franzöſiſche Heer ſiegreich die Alpen; der General Bonaparte führte ſie an. Jung, ruhmbegierig und Gerühmtes aufſuchend, ward er vom Namen Leonard's an den Ort gezogen, der uns nun ſo lange feſthält.

Er verordnete gleich, daß hier keine Kriegswohnung ſein, noch anderer Schaden geſchehen ſolle, unterſchrieb die Ordre auf dem Knie, ehe er zu Pferde ſtieg. Kurz darauf mißachtete dieſe Befehle ein anderer General, ließ die Thüre einſchlagen und verwandelte den Saal in Stallung.

Der Aufputz des Mazza hatte ſchon ſeine Lebhaftigkeit verloren und der Pferdepudel, der nunmehr, ſchlimmer als der Speiſedampf von mönchiſcher Unrichte, anhaltend die Wände beſchlug, erzeugte neuen Moder über dem Bilde, ja die Feuchtigkeit ſammelte ſich ſo ſtark, daß ſie ſtreifenweiſe herunterlief und ihren Weg mit weißer Spur bezeichnete. Nachher iſt dieſer Saal bald zum Heu-Magazin, bald zu andern immer militäriſchen Bedürfniſſen mißbraucht worden.

Endlich gelang es der Adminiſtration, den Ort zu ſchließen, ja zu vermauern, ſo daß eine ganze Zeit lang Diejenigen, die das Abendmahl ſehen wollten, auf einer Sproſſenleiter von der außerhalb zugänglichen Kanzel herabſteigen mußten, von wo ſonſt der Vorleſer die Speiſenden erbaute.

Im Jahr 1800 trat die große Ueberſchwemmung ein, verbreitete ſich, verſumpfte den Saal und vermehrte höchlich die Feuchtigkeit. Hierauf ward 1801, auf Voſſi's Veranlaſſung, der ſich hierzu als Secretär der Academie berechtigt fand, eine Thüre eingeſetzt und der Verwaltungsrath verſprach fernere Sorgfalt. Endlich verordnete 1807 der Vice-König von Italien, dieſer Ort ſolle wieder hergeſtellt und zu Ehren gebracht werden. Man ſetzte Fenſter ein und einen Theil des Bodens, errichtete Gerüſte, um zu unterſuchen, ob ſich noch Etwas thun laſſe. Man verlegte die Thüre an die Seite; und ſeit der Zeit findet man keine merkliche Veränderung, obgleich das Bild dem genauern Beobachter, nach Beſchaffenheit der Atmoſphäre, mehr oder weniger getrübt erſcheint. Möge, da das Werk ſelbſt ſo gut als verloren iſt, ſeine Spur zum traurigen, aber frommen Andenken künftigen Zeiten aufbewahrt bleiben!

Copien überhaupt.

Ehe wir nun an die Nachbildungen unſers Gemäldes, deren man faſt dreißig zählt, gelangen, müſſen wir von Copien überhaupt einige Erwähnung thun. Sie kamen nicht in Gebrauch, als bis Jedermann geſtand, die Kunſt habe ihren höchſten Gipfel erreicht, da denn geringere Talente, die Werke der größten Meiſter ſchauend, an eigener Kraft, nach der Natur oder aus der Idee Aehnliches hervorzubringen verzweifelten, womit denn die Kunſt, welche ſich nun als Handwerk abſchloß, anfing, ihre eigenen Geſchöpfe zu wiederholen. Dieſe Unfähigkeit der meiſten Künſtler blieb den Liebhabern nicht verborgen, die, weil ſie ſich nicht immer an die erſten Meiſter wenden konnten, geringere Talente aufriefen und bezahlten, da ſie denn, um nicht etwas ganz Ungeſchicktes zu erhalten, lieber Nachahmungen von anerkannten Werken beſtellten, um doch einiger Maßen gut bedient zu ſein.

Nun begünſtigten das neue Verfahren ſowohl Eigenthümer als Künſtler durch Kargheit und Uebereilung und die Kunſt erniedrigte ſich vorſätzlich, aus Grundſatz zu copiren.

Im fünfzehnten Jahrhundert und im vorhergehenden hatten die Künſtler von ſich ſelbſt und von der Kunſt einen hohen Begriff und bequemten ſich nicht leicht, Erfindungen Anderer zu wiederholen: deßwegen ſieht man aus jener Zeit keine eigentlichen Copien: ein Umſtand, den ein Freund der Kunſtgeſchichte wohl beachten wird. Geringere Künſte bedienten ſich wohl zu kleinern Arbeiten höherer Vorbilder, wie bei Niello und andern Schmelzarbeiten geſchah; und wenn ja aus religiöſen oder ſonſtigen Beweggründen eine Wiederholung verlangt wurde, ſo begnügte man ſich mit ungenauer Nachahmung, welche nur ungefähr Bewegung und Handlung des Originals ausdrückte, ohne daß man auf Form und Farbe ſcharf geſehen hätte. Deßhalb findet man in den reichſten Gallerien keine Copie vor dem ſechszehnten Jahrhundert.

Nun kam aber die Zeit, wo durch wenige außerordentliche Männer (unter welche unſer Leonardo ohne Widerrede gezählt und als der Früheſte betrachtet wird) die Kunſt in jedem ihrer Theile zur Vollkommenheit gelangte; man lernte beſſer ſehen und urtheilen und nun war das Verlangen um Nachbildungen trefflicher Werke nicht ſchwer zu befriedigen, beſonders in ſolchen Schulen, wohin ſich viele Schüler drängten und die Werke des Meiſters ſehr geſucht waren. Und doch beſchränkte ſich zu jener Zeit dieß Verlangen auf kleinere Werke, die man mit dem Original leicht zuſammenhalten und beurtheilen kann. Bei großen Arbeiten verhielt es ſich ganz anders damals wie nachher, weil das Original ſich mit den Copien nicht vergleichen läßt, auch ſolche Beſtellungen ſelten ſind. Alſo begnügte ſich nun die Kunſt ſowie der Liebhaber mit Nachahmungen im Kleinen, wo man dem Copirenden viel Freiheit ließ und die Folgen dieſer Willkür zeigten ſich übermäßig in den wenigen Fällen, wo man Abbildungen im Großen verlangte, welche faſt immer Copien von Copien waren, und zwar gefertigt nach

Copien im kleinern Maßstab, fern von dem Original ausgeführt, oft sogar nach bloßen Zeichnungen, ja vielleicht aus dem Gedächtniß. Nun mehrten sich die Dutzend-Maler und arbeiteten um die geringsten Preise; man prunkte mit der Malerei, der Geschmack verfiel, Copien mehrten sich und verfinsterten die Wände der Vorzimmer und Treppen; hungrige Anfänger lebten von geringem Solde, indem sie die wichtigsten Werke in jedem Maßstab wiederholten, ja viele Maler brachten ganz ihr Leben bloß mit Copiren zu; aber auch da sah man in jeder Copie einige Abweichung, sei's Einfall des Bestellers, Grille des Malers und vielleicht Anmaßung, man wolle Original sein.

Hierzu trat noch die Forderung gewirkter Tapeten, wo die Malerei nicht würdig als durch Gold bereichert scheinen wollte und man die herrlichsten Bilder, weil sie ernst und einfach waren, für mager und armselig hielt, deswegen der Copiste Baulichkeiten und Landschaften im Grunde anbrachte, Zierathen an den Kleidern, goldene Strahlen oder Kronen um die Häupter, ferner wunderlich gestaltete Kinder, Thiere, Chimären, Grotesken und andere Thorheiten. Oft auch kam wohl der Fall vor, daß ein Künstler, der sich eigene Erfindung zumaße, nach dem Willen eines Bestellers, der seine Fähigkeiten nicht zu schätzen wußte, ein fremdes Werk zu copiren den Auftrag erhielt und, indem er es mit Widerwillen that, doch auch hier und da als Original erscheinen wollte und nun veränderte oder hinzufügte, wie es Kenntniß, vielleicht auch Eitelkeit eingab. Dergleichen geschah auch wohl, wie es Zeit und Ort verlangten. Man bediente sich mancher Figuren zu ganz anderm Zweck, als sie der erste Urheber bestimmt hatte. Weltliche Gegenstände wurden durch einige Zuthaten in geistliche verwandelt; heidnische Götter und Helden mußten sich bequemen, Märtyrer und Evangelisten zu sein. Oft auch hatte der Künstler zu eigener Belehrung und Uebung irgend eine Figur aus einem berühmten Werk copirt und setzte nun Etwas von seiner Erfindung hinzu, um ein verkäufliches Bild daraus zu machen. Zuletzt darf man auch wohl der Entdeckung und dem Mißbrauch der Kupferstiche einen Theil des Kunstverderbens zuschreiben, welche den Dutzend-Malern fremde Erfindungen häufig zubrachten, so daß Niemand mehr studirte und die Malerei zuletzt so weit verfiel, daß sie mit mechanischen Arbeiten vermischt ward. Waren doch die Kupferstiche selbst schon von den Originalen verschieden und wer sie copirte, vervielfachte die Veränderung nach eigener und fremder Ueberzeugung oder Grille. Ebenso ging es mit den Zeichnungen; die Künstler entwarfen sich die merkwürdigsten Gegenstände in Rom und Florenz, um sie, nach Hause gelangt, willkürlich zu wiederholen.

Copien des Abendmahls.

Hiernach läßt sich nun gar wohl urtheilen, was mehr oder weniger von den Copien des Abendmahls zu erwarten sei, obgleich die frühesten gleichzeitig gefertigt wurden; denn das Werk machte großes Aufsehen und andere Klöster verlangten eben Dergleichen.

Unter den vielen, von dem Verfasser aufgeführten Copien beschäftigen uns hier nur drei, indem die zu Weimar befindlichen Durchzeichnungen von ihnen abgenommen sind: doch liegt diesen eine vierte zum Grund, von welcher wir also zuerst sprechen müssen.

Marcus von Oggiono, ein Schüler Leonard's da Vinci, ohne weit umgreifendes Talent, erwarb sich doch das Verdienst seiner Schule, vorzüglich in den Köpfen, ob er sich schon auch hier nicht immer gleich bleibt. Er arbeitete ungefähr 1510 eine Copie im Kleinen, um sie nachher im Großen zu benutzen. Sie war, herkömmlicher Weise, nicht ganz genau; er legte sie aber zum Grunde einer größern Copie, die sich an der Wand des nun aufgehobenen Klosters zu Castellazzo befindet, gleichfalls im Speisesaal der ehemaligen Mönche. Alles daran ist sorgfältig gearbeitet, doch herrscht in den Beiwerken die gewöhnliche Willkür. Und obgleich Bossi nicht viel Gutes davon sagen mochte, so läugnet er doch nicht, daß es ein bedeutendes Monument, auch der Character mehrerer Köpfe, wo der Ausdruck nicht übertrieben worden, zu loben sei. Bossi hat sie durchgezeichnet und wir werden, bei Vergleichung der drei Copien, aus eigenem Anschauen darüber urtheilen können.

Eine zweite Kopie, deren durchgezeichnete Köpfe wir ebenfalls vor uns haben, findet sich in Fresco auf der Wand zu Ponte Capriasca: sie wird in das Jahr 1565 gesetzt und dem Peter Lovino zugeschrieben. Ihre Verdienste lernen wir in der Folge kennen: sie hat das Eigene, daß die Namen der Figuren hinzugeschrieben worden, welche Vorsicht uns zu einer sichern Characteristik der verschiedenen Physiognomien verhilft.

Das allmälige Verderbniß des Originals haben wir leider umständlich genug aufgeführt und es stand schon sehr schlimm um dasselbe, als 1613 Cardinal Friedrich Borromeo, ein eifriger Kunstfreund, den völligen Verlust des Werkes zu verhüten trachtete und einem Mailänder, Andrea Bianchi, zugenannt Vespino, den Auftrag gab, eine Copie in wirklicher Größe zu fertigen. Dieser Künstler versuchte sich Anfangs nur an einigen Köpfen; diese gelangen, er ging weiter und copirte die sämmtlichen

Figuren; aber einzeln, die er denn zuletzt mit möglichſter Sorgfalt zuſammenfügte. Das Bild findet ſich noch gegenwärtig in der Ambroſianiſchen Bibliothek zu Mailand und liegt der neueſten, von Boſſi verfertigten Copie hauptſächlich zum Grund; dieſe aber ward auf folgende Veranlaſſung gefertigt.

Neueſte Copie.

Das Königreich Italien war ausgeſprochen und Prinz Eugen wollte den Anfang ſeiner Regentſchaft, nach dem Beiſpiel Ludwig Sforza's, durch Begünſtigung der Künſte verherrlichen. Ludwig hatte die Darſtellung des Abendmahls dem Leonard aufgetragen; Eugen beſchloß, das durch dreihundert Jahre durch verderbene Bild, ſoviel als möglich, in einem neuen Gemälde wieder herzuſtellen; dieſes aber ſollte, damit es unvergänglich bliebe, in Moſaik geſetzt werden, wozu die Vorbereitung in einer ſchon vorhandenen großen Anſtalt gegeben war.

Boſſi erhält ſogleich den Auftrag und beginnt Anfangs Mai 1807. Er findet räthlich, einen Carton in gleicher Größe zu fertigen, nimmt ſeine Jugend-Studien wieder auf und wendet ſich ganz zu Leonard, beachtet deſſen Kunſtnachlaß und Schriften, beſonders letztere, weil er überzeugt iſt, ein Mann, der ſo vortreffliche Werke hervorgebracht, müſſe nach den entſchiedenſten und vortheilhafteſten Grundſätzen gehandelt haben. Er hatte die Köpfe der Copie von Ponte Capriaſca und einige andere Theile derſelben nachgezeichnet, ferner die Köpfe und Hände der Copie von Caſtellazzo und der von Bianchi. Nun zeichnet er Alles nach, was von Vinci ſelbſt, ja ſogar was von einigen Zeitgenoſſen herſtammt. Ferner ſieht er ſich nach allen vorhandenen Copien um, deren er ſiebenundzwanzig näher oder ferner kennen lernt; Zeichnungen, Manuſcripte von Vinci werden ihm von allen Seiten freundlichſt mitgetheilt.

Bei der Ausführung ſeines Cartons hält er ſich zunächſt an die Copie der Ambroſiana; ſie allein iſt ſo groß wie das Original; Bianchi hatte durch Fadennetze und durchſcheinend' Papier eine genaueſte Nachbildung zu geben geſucht und unabläſſig unmittelbar in Gegenwart des Originals gearbeitet, welches, obgleich ſchon ſehr beſchädigt, doch noch nicht übermalt war.

Ende Octobers 1807 iſt der Carton fertig, Leinewand an *einem* Stück gleichmäßig gegründet, alſobald auch das Ganze aufgezeichnet. Sogleich, um einiger Maßen ſeine Tinten zu reguliren, malte Boſſi das Wenige von Himmel und Landſchaft, das wegen der Höhe und Reinheit der Farben im Original noch friſch und glänzend geblieben. Er untermalt hierauf die Köpfe Chriſti und der drei Apoſtel zu deſſen Linken; und was die Gewänder betrifft, malte er diejenigen zuerſt, über deren Farben er ſchneller gewiß geworden, um fortan, nach den Grundſätzen des Meiſters und eigenem Geſchmack, die übrigen auszuwählen. So deckte er die ganze Leinewand, von ſorgfältigem Nachdenken geleitet und hielt ſeine Farben gleich hoch und kräftig.

Leider überfiel ihn an dieſem feuchten und verdorbenen Ort eine Krankheit, die ihn ſeine Bemühungen einzuſtellen nöthigte; allein er benutzte dieſen Zwiſchenraum, Zeichnungen, Kupferſtiche, ſchriftliche Aufſätze zu ordnen, theils auf das Abendmahl ſelbſt, theils auf andere Werke des Meiſters bezüglich. Zugleich begünſtigte ihn das Glück, das ihm eine Sammlung Handzeichnungen zuführte, welche, ſich vom Cardinal Cäſar Monti herſchreibend, unter andern Koſtbarkeiten auch treffliche Sachen von Leonarde ſelbſt enthält. Er ſtudirte ſogar die mit Leonardo gleichzeitigen Schriftſteller, um ihre Meinungen und Wünſche zu benutzen und blickte auf Das, was ihn fördern konnte nach allen Seiten umher. So benutzte er ſeinen krankhaften Zuſtand und gelangte endlich wieder zu Kräften, um auf's Neue an's Werk zu gehen.

Kein Künſtler und Kunſtfreund läßt die Rechenſchaft ungeleſen, wie er im Einzelnen verfahren, wie er die Charactere der Geſichter, deren Ausdruck, ja die Bewegung der Hände durchgedacht, wie er ſie hergeſtellt. Ebenſo bedenkt er das Tiſchgeräthe, das Zimmer, den Grund und zeigt, daß er über keinen Theil ſich ohne die triftigſten Gründe entſchieden. Welche Mühe gibt er ſich nicht, um unter dem Tiſch die Füße geſetzmäßig herzuſtellen, da dieſe Regeln in dem Original längſt zerſtört, in den Copien nachläſſig behandelt war!

Bis hierher haben wir von dem Werke des Ritters Boſſi im Allgemeinen Nachricht, im Einzelnen Ueberſetzung und Auszug gegeben; ſeine Darſtellung nahmen wir dankbar auf, theilten ſeine Ueberzeugung, ließen ſeine Meinung gelten; und wenn wir Etwas einſchalteten, ſo war es gleichſtimmig mit ſeinem Vortrag. Nun aber, da von Grundſätzen die Rede iſt, denen er bei Bearbeitung ſeiner Copie gefolgt, von dem Wege, den er genommen, ſind wir veranlaßt, einiger Maßen von ihm abzuweichen. Auch finden wir, daß er manche Anfechtung erlitten, daß Gegner ihn ſtreng behandelt, Freunde ſogar ihm abgeſtimmt, wodurch wir wenigſtens in Zweifel geſetzt werden, ob wir denn Alles billigen ſollen, was er gethan. Da er jedoch, ſchon von uns abgeſchieden, ſich nicht mehr vertheidigen, nicht mehr ſeine Gründe verfechten mag, ſo iſt es unſere Pflicht, ihn, wenn auch

nicht zu rechtfertigen, doch möglichſt zu entſchuldigen, indem wir Das, was ihm zur Laſt gelegt wird, den Umſtänden, unter welchen er gearbeitet, aufbürden und darzuthun ſuchen, daß ihm Urtheil und Handlung mehr aufgenöthigt worden, als daß ſie ſich aus ihm ſelbſt entwickelt hätten.

Kunſtunternehmungen dieſer Art, welche in die Augen fallen, Aufſehen, ja Staunen erregen ſollen, werden gewöhnlich in's Coloſſale geführt. So überſchritt ſchon, bei Darſtellung des Abendmahls, Leonard die menſchliche Größe um eine völlige Hälfte: die Figuren waren auf neun Fuß berechnet; und obgleich zwölf Perſonen ſitzen oder ſich doch hinter dem Tiſch befinden, daher als Halb-Figuren anzuſehen ſind, auch nur *eine* und zwar gebückt ſteht: ſo muß doch das Bild, ſelbſt in anſehnlicher Ferne, von ungeheurer Wirkung geweſen ſein. Dieſe wollte man, wenn auch nicht im Beſondern characteriſtiſch zart, doch im Allgemeinen kräftig wirkſam wieder hervorbringen.

Für die Menge war ein Ungeheures angekündigt: Ein Bild von achtundzwanzig Pariſer-Fuß Länge und vielleicht achtzehn Fuß hoch, ſollte aus tauſend und aber tauſend Glasſtiften zuſammengeſetzt werden, nachdem vorher ein geiſtreicher Künſtler ſorgfältig das Ganze nachgebildet, durchdacht und, alle ſinnlichen und geiſtigen Kunſtmittel zu Hülfe rufend, das Verlorne möglichſt wieder hergeſtellt hätte. — Und warum ſollte man an der Ausführung dieſes Unternehmens in dem Moment einer bedeutenden Staatsveränderung zweifeln? Warum ſollte der Künſtler nicht hingeriſſen werden, gerade in dieſer Epoche Etwas zu leiſten, was im gewöhnlichen Lebensverlauf ganz und gar unthunlich ſcheinen möchte.

Sobald aber feſtgeſetzt war, das Bild ſolle in der Größe des Originals ausgeführt werden und Boſſi die Arbeit übernahm: ſo finden wir ihn ſchon genugſam entſchuldigt, daß er ſich an die Copie des Veſpino gehalten. Die alte Copie zu Caſtellazzo, welcher man mit Recht große Vorzüge zuſchreibt, iſt um einen guten Theil kleiner als das Original; wollte er dieſe ausſchließlich benutzen, ſo mußte er Figuren und Köpfe vergrößern. Welche undenkbare Arbeit aber beſonders das Letzte ſei, iſt keinem Kunſtkenner verborgen.

Es wird längſt anerkannt, daß nur den größten Meiſtern gelingen könne, coloſſale Menſchengeſtalten in Malerei darzuſtellen. Die menſchliche Geſtalt, vorzüglich das Antlitz, iſt nach Naturgeſetzen in einen gewiſſen Raum eingeſchränkt, innerhalb welchem es nur regelmäßig, characteriſtiſch, ſchön, geiſtreich erſcheinen kann. Man mache den Verſuch, ſich in einem Hohlſpiegel zu beſchauen und Ihr werdet erſchrecken vor der ſeelenloſen, rohen Unform, die Euch meduſenhaft entgegentritt. Etwas Aehnliches widerfährt dem Künſtler, unter deſſen Händen ſich ein ungeheures Angeſicht bilden ſoll. Das Lebendige eines Gemäldes entſpringt aus der Ausführlichkeit, das Ausführliche jedoch wird durch's Einzelne dargeſtellt; und wo will man Einzelnes finden, wenn die Theile zum Allgemeinen erweitert ſind?

Welchen hohen Grad der Ausführung übrigens Leonard ſeinen Köpfen gegeben habe, iſt unſerm Anſchauen entzogen. In den Köpfen des Veſpino, die vor uns liegen, obgleich aller Ehren, alles Dankes werth, iſt eine gewiſſe Leerheit fühlbar, die den beabſichtigten Character ausſchweifend verflößt; zugleich aber ſind ſie ihrer Größe wegen impoſant, reſolut genug gemacht und müſſen auf die Ferne tüchtig wirken. Boſſi fand ſie vor ſich; die Arbeit der Vergrößerung, die er nach kleinen Copien mit eigener Gefahr hätte unternehmen müſſen, war gethan; warum ſollte er ſich nicht dabei beruhigen? Er hatte als ein Mann von lebhaftem Character ſich für Das, was ihm oblag, entſchieden, was zur Seite ſtand oder gar ſich entgegenſetzte, völlig abgewieſen; daher ſeine Ungerechtigkeit gegen die Copie von Caſtellazzo und ein feſtes Zutrauen auf Grundſätze, die er ſich aus den Werken und Schriften des Meiſters gebildet hatte. Hierüber gerieth er mit Graf Verri in öffentlichen Widerſtreit, mit ſeinen beſten Freunden, wo nicht in Uneinigkeit, doch in Zwieſpalt.

Blick auf Leonard.

Ehe wir aber weiter gehen, haben wir von Leonard's Perſönlichkeit und Talenten Einiges nachzuholen. Die mannigfaltigen Gaben, womit ihn die Natur ausgeſtattet, concentrirten ſich vorzüglich im Auge, deßhalb er denn, obgleich zu Allem fähig, als Maler am Entſchiedenſten groß erſchien. Regelmäßig, ſchön gebildet, ſtand er als ein Muſtermenſch der Menſchheit gegenüber; und wie des Auges Faſſungskraft und Klarheit dem Verſtande eigentlichſt angehört, ſo war Klarheit und Verſtändigkeit unſerm Künſtler vollkommen zu eigen; nicht verließ er ſich auf den innern Antrieb ſeines angebornen, unſchätzbaren Talents; kein willkürlicher, zufälliger Strich ſollte gelten; Alles mußte bedacht und überdacht werden. Von der reinen, erforſchten Proportion an bis zu den ſeltſamſten, aus widerſprechenden Gebilden zuſammengehäuften Ungeheuern ſollte Alles zugleich natürlich und rational ſein.

Dieſer ſcharfen, verſtändigen Weltanſchauung verdanken wir auch die große Ausführlichkeit,

womit er verwickelter Erdenbegegniſſe heftigſte Bewegung mit Worten vorzuführen weiß, eben als wenn es Gemälde werden könnten. Man leſe die Beſchreibung der Schlacht, des Ungewitters, und man wird nicht leicht genauere Darſtellungen gefunden haben, die zwar nicht gemalt werden können, aber den Maler andeuten, was man von ihm fordern dürfte.

Und ſo ſehen wir aus ſeinem ſchriftlichen Nachlaß, wie das zarte, ruhige Gemüth unſers Leonard geneigt war, die mannigfaltigſten und bewegteſten Erſcheinungen in ſich aufzunehmen. Seine Lehre dringt zuerſt auf allgemeine Wohlgeſtalt, ſodann aber auch zugleich auf ſorgfältiges Beachten aller Abweichungen bis in's Häßlichſte; die ſichtbare Umwandelung des Kindes bis zum Greis auf allen Stufen, beſonders aber die Ausdrücke der Leidenſchaft, von Freude zur Wuth, ſollen flüchtig, wie ſie im Leben vorkommen, aufgezeichnet werden. Will man in der Folge von einer ſolchen Abbildung Gebrauch machen, ſo ſoll man in der Wirklichkeit eine annähernde Geſtalt ſuchen, ſie in dieſelbe Stellung ſetzen und mit obwaltendem allgemeinem Begriff genau nach dem Leben verfahren. Man ſieht leicht ein, daß ſo viel Vorzüge auch dieſe Methode haben mag, ſie doch nur vom allergrößten Talente ausgeübt werden kann; denn da der Künſtler vom Individuellen ausgeht und zu dem Allgemeinen hinaufſteigt, ſo wird er immer, beſonders wenn mehrere Figuren zuſammenwirken, eine ſchwer zu löſende Aufgabe vor ſich finden.

Betrachte man das Abendmahl, wo Leonard dreizehn Perſonen, vom Jüngling bis zum Greiſe, dargeſtellt hat. Eine ruhig ergeben, eine erſchreckt, eilfe durch den Gedanken eines Familien-Verraths an- und aufgeregt. Hier ſieht man das ſanfteſte, ſittliche Betragen bis zu den leidenſchaftlichſten Aeußerungen. Sollte nun alles Dieſes aus der Natur genommen werden, welches gelegentliche Aufmerken, welche Zeit war nicht erforderlich, um ſo viel Einzelnes aufzutreiben und in's Ganze zu verarbeiten! Daher iſt es gar nicht unwahrſcheinlich, daß er ſechszehn Jahre an dem Werke gearbeitet und doch weder mit dem Verräther noch mit dem Gottmenſchen habe fertig werden können, und zwar weil Beides nur Begriffe ſind, die nicht mit Augen geſchaut werden.

Zur Sache.

Ueberlegen wir nun das Vorgeſagte, daß das Bild nur durch eine Art von Kunſtwunder ſeiner Vollendung nahe gebracht werden konnte; daß nach der beſchriebenen Behandlungsart immer in manchen Köpfen etwas Problematiſches blieb, welches durch jede Copie, auch durch die genaueſte, nur problematiſcher werden mußte: ſo ſehen wir uns in einem Labyrinth, in welchem uns die vorliegenden Durchzeichnungen wohl erleuchten, nicht aber aus demſelben völlig erlöſen können.

Zuerſt alſo müſſen wir geſtehen, daß uns jene Abhandlung, wodurch Voſſi die Copien durchaus verdächtig zu machen ſucht, ihre hiſtoriſche Richtigkeit unangetaſtet, zu dem redneriſchen Zweck geſchrieben zu ſein ſcheint, die Copie von Caſtellazzo herunter zu ſetzen, die, ob ſie gleich viele Mängel haben mag, doch in Abſicht der Köpfe, welche vor uns liegen, gegen die von Veſpino, deren allgemeinen Character wir oben ausgeſprochen, entſchiedene Vorzüge hat. In den Köpfen des Marco d'Oggiono iſt offenbar die erſte Intention des Vinci zu ſpüren, ja Leonard könnte ſelbſt daran Theil genommen und den Kopf Chriſti mit eigener Hand gemalt haben. Sollte er da nicht zugleich auf die übrigen Köpfe, wo nicht auf das Ganze, lehrenden und leitenden Einfluß verbreiten? Durften auch die Dominicaner zu Mailand ſo unfreundlich ſein, den weitern Kunſtgebrauch des Werkes zu unterſagen: ſo fand ſich in der Schule ſelbſt ſo mancher Entwurf, Zeichnung und Carton, womit Leonard, der ſeinen Schülern Nichts vorenthielt, einem begünſtigten Lehrling, welcher unſern der Stadt eine Nachbildung des Gemäldes ſorgfältig unternahm, gar wohl aushelfen konnte.

Von dem Verhältniß beider Copien (das Verdienſt der dritten iſt nur vor die Augen, nicht mit Worten vor den Geiſt zu ſtellen) hier nun mit Wenigem das Nöthigſte, das Entſchiedenſte, bis wir vielleicht ſo glücklich ſind, Nachbildungen dieſer intereſſanten Blätter Freunden der Kunſt vorzulegen.

Vergleichung.

St. Bartholomäus: männlicher Jüngling, ſcharf Profil, zuſammengefaßtes, reines Geſicht, Augenlied und Braune niedergedrückt, den Mund geſchloſſen, als wie mit Verdacht horchend, ein vollkommen in ſich ſelbſt umſchriebener Character. Bei Veſpino keine Spur von individueller, characteriſtiſcher Geſichtsbildung, ein allgemeines Zeichenbuchsgeſicht, mit eröffnetem Munde horchend. Voſſi hat dieſe Lippenöffnung gebilligt und beibehalten, wozu wir unſere Einſtimmung nicht geben können.

St. Jacobus, der Jüngere: gleichfalls Profil, die Verwandtſchaftsähnlichkeit mit Chriſto unverkennbar, erhält durch vorgeſchobene, leicht geöffnete Lippen etwas Individuelles, das jene Aehnlichkeit wieder aufhebt. Bei Veſpino nahezu ein allgemeines, academiſches Chriſtusgeſicht, der Mund eher zum Staunen als zum

St. Matthäus: Jung, arglofer Natur, mit krauſem Haar; ein ängſtlicher Ausdruck in dem wenig geöffneten Munde, in welchem die ſichtbaren Zähne eine Art leiſen Grimmes ausſprechen, zu der heftigen Bewegung der Figur paſſend. Von allem Dieſem iſt bei Veſpino Nichts übrig geblieben: ſtarr und geiſtlos blickt er vor ſich hin; Niemand ahnet auch nur im Mindeſten die heftige Körperbewegung.

St. Thaddäus, des Marco, iſt gleichfalls ein ganz unſchätzbarer Kopf; Aengſtlichkeit, Verdacht, Verdruß kündigt ſich in allen Zügen. Die Einheit dieſer Geſichtsbewegung iſt ganz köſtlich, paßt vollkommen zu der Bewegung der Hände, die wir ausgelegt haben. Bei Veſpino iſt Alles abermals in's Allgemeine gezogen; auch hat er den Kopf dadurch unbedeutender gemacht, daß er ihn zu ſehr nach dem Zuſchauer wendet, anſtatt daß bei Marco die linke Seite kaum den vierten Theil beträgt, wodurch das Argwöhniſche, Scheelſehende gar köſtlich ausgedrückt wird.

St. Simon, der Aeltere: ganz im Profil, dem gleichfalls reinen Profil des jungen Matthäus entgegen geſtellt. An ihm iſt die vorgeworfene Unterlippe, welche Leonard bei alten Geſichtern ſo ſehr liebte, am Uebertriebenſten, thut aber mit der ernſten, überhangenden Stirn die vortrefflichſte Wirkung von Verdruß und Nachdenken, welches der leidenſchaftlichen Bewegung des jungen Matthäus ſcharf entgegenſteht. Bei Veſpino iſt es ein abgelebter, gutmüthiger Greis, der auch an dem wichtigſten, in ſeiner Gegenwart ſich ereignenden Vorfall keinen Antheil mehr zu nehmen im Stande iſt.

Nachdem wir nun dergeſtalt die Apoſtel beleuchtet, wenden wir uns zur Geſtalt Chriſti ſelbſt. Hier begegnet uns abermals die Legende, daß Leonard weder Chriſtus noch Judas zu endigen gewußt, welches wir gerne glauben, da nach ſeinem Verfahren es unmöglich war, an dieſe beiden Enden der Darſtellung die letzte Hand zu legen. Schlimm genug alſo mag es im Original, nach allen Verfinſterungen, welche daſſelbe durchaus hat erleiden müſſen, mit Chriſti nur angelegter Phyſiognomie ausgeſehen haben. Wie wenig Veſpino vorfand, läßt ſich daraus ſchließen, daß er einen coloſſalen Chriſtus-Kopf, ganz gegen den Sinn Vinci's, aufſtellte, ohne auch nur im Mindeſten auf die Neigung des Hauptes zu achten, die nothwendig mit der des Johannis zu parallelifiren war. Vom Ausdruck wollen wir Nichts ſagen; die Züge ſind regelmäßig gutmüthig, verſtändig, wie wir ſie an Chriſto zu ſehen gewohnt ſind, aber auch ohne die mindeſte Senſibilität, daß wir beinahe nicht wüßten, zu welcher Geſchichte des neuen Teſtaments dieſer Kopf willkommen ſein konnte.

Hier tritt nun aber zu unſerm Vortheil der Fall ein, daß Kenner behaupten, Leonard habe den Kopf des Heilandes in Caſtellazzo ſelbſt gemalt und innerhalb einer fremden Arbeit Dasjenige gewagt, was er bei ſeinem eigenen Hauptbilde nicht habe unternehmen wollen. Da wir das Original nicht vor Augen haben, ſo müſſen wir von der Durchzeichnung ſagen, daß ſie völlig dem Begriff entſpricht, den man ſich von einem edeln Manne bildet, dem ein ſchmerzliches Seelenleiden die Bruſt beſchwert, wovon er ſich durch ein vertrauliches Wort zu erleichtern ſuchte, dadurch aber die Sache nicht beſſer, ſondern ſchlimmer gemacht hat.

Durch dieſe vergleichenden Vorſchritte haben wir uns denn dem Verfahren des außerordentlichen Künſtlers, wie er ſolches in Schriften und Bildern umſtändlich und deutlich erklärt und bewieſen hat, genugſam genähert, und glücklicher Weiſe finden wir noch eine Gelegenheit, einen fernern Schritt zu thun. Auf der Ambroſianiſchen Bibliothek nämlich wird eine von Leonard unwiderſprechlich verfertigte Zeichnung aufbewahrt, auf blauem Papier mit wenig weiß und farbiger Kreide. Von dieſer hat Ritter Beſſi das genaueſte Facſimile verfertigt, welches gleichfalls vor unſern Augen liegt: ein edles Jünglingsangeſicht nach der Natur gezeichnet, offenbar in Rückſicht des Chriſtus-Kopfes zum Abendmahl; reine, regelmäßige Züge, das ſchlichte Haar, das Haupt nach der linken Seite geſenkt, die Augen niedergeſchlagen, den Mund halb geöffnet und die ganze Bildung durch einen leiſen Zug des Kummers in die herrlichſte Harmonie gebracht. Hier iſt freilich nur der Menſch, der ein Seelenleiden nicht verbirgt; wie aber, ohne dieſe Züge auszulöſchen, Erhabenheit, Unabhängigkeit, Kraft, Macht der Gottheit zugleich auszudrücken wäre, iſt eine Aufgabe, die auch ſelbſt dem geiſtreichſten irdiſchen Pinſel ſchwer zu löſen ſein möchte. In dieſer Jünglings-Phyſiognomie, welche zwiſchen Chriſtus und Johannes ſchwebt, ſehen wir den höchſten Verſuch, ſich an der Natur feſtzuhalten, da wo vom Ueberirdiſchen die Rede iſt.

Die ältere Florentiniſche und Saneſiſche Schule entfernten ſich von den trockenen Typen der Byzantiniſchen Kunſt dadurch, daß ſie überall in ihren Bildern Porträite anbrachten. Dieß ließ ſich nun ſehr gut thun, weil bei den ruhigen Ereigniſſen ihrer Tafeln die theilnehmenden Perſonen gelaſſen bleiben konnten. Das Zuſammenſein heiliger Männer, Anhörung einer Predigt, Einſammeln von Almoſen, Begräbniß eines verehrten Frommen fordert von den Umſtehen-

den nur solchen Ausdruck, der in jedes natürlich sinnige Gesicht gar wohl zu legen ist. Sobald nun aber Leonards Lebendigkeit, Bewegung, Leidenschaft forderte, zeigte sich die Schwierigkeit, besonders da nicht etwa ähnliche Personen neben einander stehen, sondern die entgegengesetztesten Charactere miteinander contrastiren sollten. Diese Aufgabe, welche Leonard mit Worten so deutlich ausspricht und beinahe selbst unauflöslich findet, ist vielleicht Ursache, daß in der Folgezeit große Talente die Ursache leichter machten, und zwischen der besondern Wirklichkeit und der ihnen eingebornen allgemeinen Idee ihren Pinsel schweben ließen und sich so von der Erde zum Himmel, vom Himmel zur Erde mit Freiheit bewegten.

Noch Manches wäre zu sagen über die höchst verwickelte und zugleich höchst kunstgemäße Composition, über den Localbezug der Köpfe, Körper, Arme, Hände unter einander. Von den Händen besonders würden wir Einiges zu sprechen das Recht haben, indem Durchzeichnungen nach der Copie des Vespino gleichfalls gegenwärtig sind. Wir schließen aber billig diese Vorarbeit, weil wir vor allen Dingen die Bemerkungen der Transalpinischen Freunde abzuwarten haben. Denn Diesen kommt allein das Recht zu, über manche Puncte zu entscheiden, da sie alle und jede Gegenstände, von denen wir nur durch Ueberlieferung sprechen, seit vielen Jahren selbst gekannt, sie noch vor Augen haben, nicht weniger den ganzen Gang der neuesten Zeit persönlich mit erlebten. Außer dem Urtheil über die von uns angedeuteten Puncte werden sie uns gefällig Nachricht geben: inwiefern Bossi von den Köpfen der Copie zu Castellazzo doch noch Gebrauch gemacht; welches um so wahrscheinlicher ist, als dieselbe überhaupt viel gegolten und das Kupfer von Morghen dadurch so großes Verdienst erhält, daß sie dabei sorgfältig benutzt werden.

Nun aber müssen wir noch, ehe wir scheiden, dankbar erkennen, daß unser mehrjähriger Freund, Mitarbeiter und Zeitgenosse, den wir noch immer so gern, früherer Jahre eingedenk, mit dem Namen des Maler Müller bezeichnen, uns von Rom aus mit einem trefflichen Aufsatz über Bossi's Werk in den Heidelberger Jahrbüchern, December 1816, beschenkt, der unserer Arbeit in ihrem Laufe begegnend dergestalt zu Gute kam, daß wir uns an mehrern Stellen kürzer fassen konnten und nunmehr auf jene Abhandlung hinweisen, wo unsere Leser mit Vergnügen bemerken werden, wie nahe wir mit jenem geprüften Künstler und Kenner verwandt, ja übereinstimmend gesprochen haben. In Gefolg Dessen machten wir uns zur Pflicht, hauptsächlich diejenigen Puncte hervorzuheben, welche jener Kunstkenner nach Gelegenheit und Absicht weniger ausführlich behandelte.

Eben indem wir schließen, wird uns dargebracht: „Trattato della Pittura di Lionardo da Vinci; tratto da un Codice della Biblioteca Vaticana. Roma 1817." Dieser starke Quart-Band enthält viele bisher unbekannte Capitel, woraus tiefe, neue Einsicht in Leonard's Kunst und Denkweise gar wohl zu hoffen ist. Auch sind zweiundzwanzig Kupfertafeln, klein Folio, beigelegt, Nachbildungen bedeutender, leichter Federzüge, völlig nach Sinn und Art derjenigen, womit Leonard gewöhnlich seine schriftlichen Aufsätze zu erläutern pflegte. Und so sind wir denn verpflichtet, bald wieder aufzunehmen, was wir niedergelegt haben, welches denn unter Beistand der höchst gefälligen Mailändischen Kunstfreunde uns und Andern möge zu Gute kommen!

Observations on Leonardo da Vinci's celebrated picture of the Last supper. By Goethe.

Translated, and accompanied with an introduction, by Noehden. London 1821.

Herr Dr. Noehden, in Göttingen geboren und eine gelehrte Erziehung daselbst genießend, widmete sich nachher in England dem Geschäft einer Familien-Erziehung. Seine Lebensereignisse sowie seine Verdienste sind durch eine Biographie im fünften Bande der Zeitgenossen dem Vaterlande allgemein bekannt geworden und ist Derselbe gegenwärtig bei dem Britischen Museum angestellt. Er verweilte den Winter von 1818—19 in Weimar, und gegenwärtige Schrift ist als Denkmal seines Aufenthalts daselbst höchst erfreulich; er erinnert sich der seinen Verdiensten und Character angemessenen, zutrauensvollen, freundschaftlichen Aufnahme, seines, obgleich leider nur vorübergehenden Einflusses in die dortigen Cirkel.

Seine gründlichen Sprachkenntnisse sind durchaus willkommen, und weil die Bemühung, sie zu erlangen, den denkenden und forschenden Mann zur allgemeinen Bildung treibt, muß eine vielseitige Cultur daher entstehen. Seine Bekanntschaft mit Altem und Neuem, historische Kenntnisse aller Art, die Einsicht in den Zustand von England gaben Stoff genug zu unterhaltenden Gesprächen; sodann war seine Theilnahme an den schönen Künsten vorzüglich geeignet, um die Unterhaltung der Gesellschaft zu beleben.

Denn, überzeugt, daß Kunstwerke die schönste Unterlage geistreicher Gespräche seien, das Auge ergetzend, den Sinn auffordernd, das Urtheil

offenbarend, iſt es in Weimar herkömmlich, Kupferſtiche und Zeichnungen vereinigten Freunden vorzulegen. Inſofern nun eine ſolche Sammlung nach Schulen geordnet iſt oder vielmehr nach wechſelſeitigem Einfluß der Meiſter und Mitſchüler: ſo iſt ſie deſto wirkſamer und gründet das Geſpräch, indem ſie es belebt. Gedachten Winter jedoch war die Betrachtung Leonard's da Vinci an der Tagesordnung, weil von Mailand bedeutende, auf dieſen Künſtler bezügliche Kunſtſchätze ſo eben anlangten und der über das Abendmahl verfaßte Aufſatz Herrn Dr Noehden mitgetheilt wurde. Daß er dieſe Arbeit billige, ließ ſich bald bemerken, ja er bethätigte ſeine Theilnahme durch begonnene Ueberſetzung.

Eine Reiſe nach Italien, wenn ſie ſchon ſeine Gegenwart entzieht, wird einem ſo unterrichteten Manne ſodann gern gegönnt; er benutzt ſogleich in Mailand die Gelegenheit, gedachtes Kunſtwerk nochmals zu unterſuchen. Nun aber gibt er in vorausgeſendeter Einleitung Nachricht von dem gegenwärtigen Zuſtande deſſelben und erweitert unſere Kenntniß davon auf mancherlei Weiſe; das bisher Bekannte beſtimmt er näher, berichtigt Erfahrung und Urtheil; ferner benachrichtigt er uns von einigen Copien und ſchätzt ſie. Die von Caſtellazzo ſah er nicht, jedoch die aus der Carthauſe von Pavia 1818 in London. Er gedenkt ferner der Tapete, in St. Peter am Frohnleichnamstage aufgehängt, rühmt eine Original-Skizze in der königlichen Sammlung, tadelt aber die Copie Ryland's als höchſt unvollkommen, und ſpricht anlangend von Kupferſtichen nach dem merkwürdigen Bilde.

Auf dieſe Einleitung folgt die Ueberſetzung ſelbſt, mit Bedacht, Genauigkeit und doch mit Freiheit behandelt; Druck und Papier iſt Engländ's werth, und es kommt dem Deutſchen wunderlich vor, ſeine Gedanken ſo anſtändig vorgetragen zu ſehen. Freilich um hierzu zu gelangen, mußten ſie über's Meer wandern und durch Freundesvermittelung in einer fremden Sprache ſich hervorthun.

Eine Miniatur-Nachbildung des coloſſalen Gemäldes von Joſeph Mochetti findet ſich in den Pracht-Exemplaren dem Titel gegenüber, welchen, als Vignette, eine auf Seine des Großherzogs von Weimar königlichen Hoheit in Mailand geprägte Medaille zum Andenken der Acquiſition dortiger bedeutender Kunſtſchätze ziert. Die dem Ganzen vorausgeſchickte Dedication an Ihro der Frau Erbgroßherzoginn kaiſerlichen Hoheit iſt ſowohl für den Verfaſſer als für den hohen, bedeutenden Kreis ein erfreuliches Denkmal.

Abſchließen können wir nicht, ohne Herrn Dr. Nöhden für eine freundlich fortgeſetzte Theilnahme zu danken, wovon bei Gelegenheit einer Entwickelung des Triumph-Zugs von Mantegna nächſtens umſtändlicher zu handeln ſein wird.

Julius Cäſar's Triumph-Zug, gemalt von Mantegna.

Erſter Abſchnitt.

Des Meiſters Kunſt im Allgemeinen.

An den Werken dieſes außerordentlichen Künſtlers, vorzüglich auch an dem Triumph-Zug Cäſar's, einer Hauptarbeit, wovon wir näher zu handeln gedenken, glauben wir einen Widerſtreit zu fühlen, welcher bei'm erſten Anblick nicht aufzulöſen ſcheint.

Zuvörderſt alſo werden wir gewahr, daß er nach Dem ſtrebt, was man Styl nennt, nach einer allgemeinen Norm der Geſtalten. Denn ſind auch mitunter ſeine Proportionen zu lang, die Formen zu hager: ſo iſt doch ein allgemein Kräftiges, Tüchtiges, Uebereinſtimmendes durchaus wahrzunehmen an Menſchen und Thieren, nicht weniger in allen Nebenſachen von Kleidern, Waffen und erdenklichem Geräth. Hier überzeugt man ſich von ſeinem Studium der Antike; hier muß man anerkennen, er ſei in das Alterthum eingeweiht, er habe ſich darein völlig verſenkt.

Nun gelingt ihm aber auch die unmittelbarſte, individuellſte Natürlichkeit bei Darſtellung der mannigfaltigſten Geſtalten und Charactere. Die Menſchen, wie ſie leiden und leben, mit perſönlichen Vorzügen und Mängeln, wie ſie auf dem Markte ſchlendern, in Proceſſionen einhergehen, ſich in Haufen zuſammendrängen, weiß er zu ſchildern. Jedes Alter, jedes Temperament wird in ſeiner Eigenthümlichkeit vorgeführt, ſo daß wenn wir erſt das allgemeinſte ideellſte Streben gewahr wurden, wir ſodann, nicht etwa nebenan, ſondern mit dem Höhern verkörpert, auch das Beſonderſte, Natürlichſte, Gemeinſte aufgefaßt und überliefert ſehen.

Lebensereigniſſe.

Dieſe beinahe unmöglich ſcheinende Leiſtung erklärt ſich nur durch Ereigniſſe ſeines Lebens. Ein vorzüglicher Maler jener Zeit, Francesco Squarcione, gewinnt unter vielen Schülern den jungen, früh ſich auszeichnenden Mantegna lieb, daß er ihm nicht allein den treueſten und entſchiedenſten Unterricht gönnt, ſondern ihn ſogar an Kindesſtatt annimmt und alſo mit ihm, für und durch ihn fortwirken zu wollen erklärt.

Sie macht sich was zu schaffen und singt

Es rauschet das Wasser,
Und bleibet nicht stehn;
Gar lustig die Sterne
Am Himmel hingehn;
Gar lustig die Wolken
Am Himmel hinziehn:
So rauschet die Liebe
Und fähret dahin.

Jery

der sich ihr indessen genähert.

Es rauschen die Wasser,
Die Wolken vergehn;
Doch bleiben die Sterne,
Sie wandeln und stehn:
So auch mit der Liebe
Der Treuen geschicht;
Sie wegt sich, sie regt sich,
Und ändert sich nicht.

Bäteley. Was bringt ihr Neues, Je

Jery. Das Alte, Bäteley!

Als aber endlich dieſer herangebildete glückliche Zögling mit der Familie Bellin bekannt wird und ſie an ihm gleichfalls den Künſtler wie den Menſchen anzuerkennen und zu ſchätzen weiß, in ſolchem Grade, daß ihm eine Tochter Jacob's, die Schweſter von Johann und Gentile angetraut wird, da verwandelt ſich die eiferſüchtige Neigung des erſten väterlichen Meiſters in einen grenzenloſen Haß, ſein Beiſtand in Verfolgung, ſein Lob in Schmähungen.

Nun gehörte aber Squarcione zu den Künſtlern, denen im fünfzehnten Jahrhundert der hohe Werth antiker Kunſt aufgegangen war; er ſelbſt arbeitete in dieſem Sinne nach Vermögen und ſäumte nicht, ſeine Schüler unverrückt dahin zu weiſen. — Es ſei ſehr thöricht, war ſein Behaupten, das Schöne, Hohe, Herrliche mit eigenen Augen in der Natur ſuchen, es mit eigenen Kräften ihr abgewinnen zu wollen, da unſere großen Griechiſchen Vorfahren ſich ſchon längſt des Edelſten und des Darſtellenswertheſten bemächtigt und wir alſo aus ihren Schmelzöfen ſchon das geläuterte Gold erhalten könnten, das wir, aus Schutt und Gruß der Natur nur mühſelig auskläubend, als kümmerlichen Gewinn eines vergeudeten Lebens bedauern müſſen.

In dieſem Sinne hatte ſich denn der hohe Geiſt des talentvollen Jünglings unabläſſig gehalten, zu Freude ſeines Meiſters und eigenen großen Ehren. Als nun aber Lehrer und Schüler feindſelig zerfallen, vergißt Jener ſeines Leitens und Strebens, ſeines Lehrens und Unterweiſens; widerſinnig tadelt er nunmehr, was der Jüngling auf ſeinen Rath, auf ſein Geheiß vollbracht hat und vollbringt; er verbindet ſich mit der Menge, welche einen Künſtler zu ſich herabziehen will, um ihn beurtheilen zu können. Sie fordert Natürlichkeit und Wirklichkeit, damit ſie einen Vergleichungspunct habe, nicht den höhern, der im Geiſte ruht, ſondern den gemeinern äußern, wo ſich denn Aehnlichkeit und Unähnlichkeit des Originals und der Copie allenfalls in Anſpruch nehmen läßt. Nun ſoll Mantegna nicht mehr gelten: er vermag, ſo heißt es, nichts Lebendiges hervorzubringen; ſeine herrlichſten Arbeiten werden als ſteinern und hölzern, als ſtarr und ſteif geſcholten. Der edle Künſtler, noch in ſeiner kräftigſten Zeit, ergrimmt und fühlt recht gut, daß ihm, eben vom Standpunct der Antike, die Natur nur deſto natürlicher, ſeinem Kunſtblick verſtändlicher geworden; er fühlt ſich ihr gewachſen und wagt auch auf dieſer Woge zu ſchwimmen. Von dem Augenblick an ziert er ſeine Gemälde mit den Ebenbildniſſen vieler Mitbürger, und indem er das gereifte Alter im individuellen Freund, die köſtliche Jugend in ſeinen Geliebten verewigt und ſo den edelſten, würdigſten Menſchen das erfreulichſte Denkmal ſetzt: ſo verſchmäht er nicht, auch ſeltſam Ausgezeichnete, allgemein Bekannte, wunderlich Gebildete, ja, den letzten Gegenſatz, Mißgebildete, darzuſtellen.

Jene beiden Elemente nun fühlt man in ſeinen Werken, nicht etwa getrennt, ſondern verflochten; das Ideelle, Höhere zeigt ſich in der Anlage, in Werth und Würde des Ganzen; hier offenbart ſich der große Sinn, Abſicht, Grund und Halt. Dagegen dringt aber auch die Natur mit urſprünglicher Gewaltſamkeit herein: und wie der Bergſtrom durch alle Zacken des Felſens Wege zu finden weiß und mit gleicher Macht, wie er angekommen, wieder ganz vom Ganzen herunterſtürzt, ſo iſt es auch hier. Das Studium der Antike gibt die Geſtalt, ſodann aber die Natur Gewandtheit und letztes Leben.

Da nun aber ſelbſt das größte Talent, welches in ſeiner Bildung einen Zwieſpalt erfuhr, indem es ſich zwei Mal, und zwar nach entgegengeſetzten Seiten, auszubilden Anlaß und Antrieb fand, kaum vermögend iſt, dieſen Widerſpruch ganz auszugleichen, das Entgegengeſetzte völlig zu vereinigen: ſo wird jenes Gefühl, von dem wir zuerſt geſprochen, das uns vor Mantegna's Werken ergreift, vielleicht durch einen nicht völlig aufgelöſ'ten Widerſtreit erregt. Indeſſen möcht' es der höchſte Conflict ſein, in welchem ſich jemals ein Künſtler befunden, da er ein ſolches Abenteuer zu beſtehen zu einer Zeit berufen war, wo eine ſich entwickelnde höchſte Kunſt über ihr Wollen und Vermögen ſich noch nicht deutliche Rechenſchaft ablegen konnte.

Dieſes Doppelleben alſo, welches Mantegna's Werke eigenthümlich auszeichnet und wovon noch viel zu ſagen wäre, manifeſtirt ſich beſonders in ſeinem Triumph-Zuge Cäſar's, wo er Alles, was ein großes Talent vermochte, in höchſter Fülle vorüberführt.

Hiervon gibt uns nun einen genugſam allgemeinen Begriff die Arbeit, welche Andreas Andreani gegen das Ende des ſechszehnten Jahrhunderts unternommen, indem er die neun Bilder Mantegna's, auf eben ſo viel Blättern, mit Holzſtöcken, in bedeutender Größe, nachgebildet und alſo die Anſicht und den Genuß derſelben allgemeiner verbreitet hat. Wir legen ſie vor uns und beſchreiben ſie der Reihe nach.

1. Poſaunen und Hörner, kriegeriſche Ankündigung, paukbäckige Muſicanten voraus. Hierauf andringende Soldaten, Feld-, Kriegs- und Glückszeichen auf Stangen hoch emportragend. Roma's Büſte voran, Juno, die Verleiherinn, der Pfau beſonders, Abundantien mit

Fruchthorn und Blumenkorb; ſie ſchwanken über fliegenden Wimpeln und ſchwebenden Tafeln. Dazwiſchen in den Lüften flammende, dampfende Fackelpfannen, den Elementen zur Ehre, zu Anregung aller Sinne.

Andere Krieger vorwärts zu ſchreiten gehindert, ſtehen ſtill, den unmittelbar nachfolgenden gewaltſamen Drang abzuwehren; je zwei und zwei halten ſenkrecht hohe, von einander entfernte Stangen, an denen man, hüben und drüben angeheftet, Gemälde lang und ſchmal ausgeſpannt erblickt. Dieſe Schilderein, in Felder abgetheilt, dienen zur Expoſition; hier wird dem Auge bildlich dargebracht, was geſchehen mußte, damit dieſer überſchwengliche Triumph-Zug Statt fände.

Feſte Städte, von Kriegsheeren umringt, beſtürmt durch Maſchinen, eingenommen, verbrannt, zerſtört; weggeführte Gefangene zwiſchen Niederlage und Tod. Völlig die ankündigende Symphonie, die Introduction einer großen Oper.

2. Hier nun die nächſte und höchſte Folge des unbedingten Sieges. Weggeführte Götter, welche die nicht mehr ſchützenden Tempel verlaſſen. Lebensgroße Statuen von Jupiter und Juno auf zweiſpännigem, Coloſſal-Büſte der Cybele auf einſpännigem Wagen, ſodann eine kleinere, tragbare Gottheit in den Armen eines Knechtes. Der Hintergrund überhaupt von hoch aufgethürmten Wagengerüſten, Tempel-Modellen, ähnlichen Herrlichkeiten angefüllt, zugleich Belagerungs-Maſchinen, Widder und Baliſten. Aber ganz grenzenlos, mannigfaltig aufgeſchichtet, gleich hinterdrein, Waffen aller Heeresarten, mit großem, ernſtem Geſchmack zuſammen und über einander geſtellt und gehängt. Erſt in der folgenden Abtheilung

3. wird jedoch die größte Maſſe aufgehäuft vorüber geſchafft. Sodann ſieht man, von tüchtigen Jünglingen getragen, jede Art von Schätzen: dickbäuchige Urnen, angefüllt mit aufgehäuften Münzen und auf denſelben Traggeſtellen Vaſen und Krüge; auf den Schultern laſten dieſe ſchon ſchwer genug, aber nebenbei trägt Jeder noch ein Gefäß oder ſonſt etwas Bedeutendes. Dergleichen Gruppen ziehen ſich auch noch in's folgende Blatt fort.

4. Die Gefäße ſind von der mannigfaltigſten Art; aber die Hauptbeſtimmung iſt, gemünztes Silber herangubringen. Nun ſchieben ſich, über dieſes Gedränge, überlange Poſaunen in die Luft vor; an ihnen ſpielen herabhängende Bänder, mit inſchriftlicher Widmung, dem triumphirenden Halbgott Julius Cäſar; geſchmückte Opferthiere, zierliche Camillen und fleiſchermäßige Popen.

5. Vier Elephanten, der vordere völlig ſichtbar, die drei andern perſpectiviſch weichend, Blumen und Fruchtkörbe auf den Häuptern, kranzartig. Auf ihrem Rücken hohe, flammende Candelaber; ſchöne Jünglinge leichtbewegt aufreichend, wohlriechendes Holz in die Flammen zu legen, andere die Elephanten leitend, andere anders beſchäftigt.

6. Auf die beſchwerliche Maſſe der ungeheuern Thiere folgt mannigfaltige Bewegung; das Koſtbarſte, das höchſte Gewonnene wird nun herangebracht. Die Träger ſchlagen einen andern Weg ein, hinter den Elephanten in's Bild ſchreitend. Was aber tragen ſie? Wahrſcheinlich lauteres Gold, Goldmünzen in kleinerm Geſchirr, kleinere Vaſen und Gefäße. Hinter ihnen folgt noch eine Beute von größerm Werth und Wichtigkeit, die Beute der Beuten, die alle vorhergehende in ſich begreift. Es ſind die Rüſtungen der überwundenen Könige und Heiden, jede Perſönlichkeit als eigne Trophäe. Die Derbheit und Tüchtigkeit der überwundenen Fürſten wird dadurch angezeigt, daß die Träger ihre Stangenlaſt kaum heben können, ſie nahe am Boden herſchleppen oder gar niederſetzen, um, einen Augenblick ausruhend, ſie wieder friſcher fortzutragen.

7. Doch ſie werden nicht ſehr gedrängt; hinter ihnen ſchreiten Gefangene einher; kein Abzeichen unterſcheidet ſie, wohl aber perſönliche Würde. Edle Matronen gehen voran mit erwachſenen Töchtern. Zunächſt gegen den Zuſchauer geht ein Fräul'chen von acht bis zehn Jahren, an der Mutter Seite, ſo ſchmuck und zierlich als bei dem anſtändigſten Feſte. Treffliche, tüchtige Männer folgen hierauf in langen Gewändern, ernſt, nicht erniedrigt; es iſt ein höheres Geſchick, das ſie hinzieht. Auffallend iſt daher im folgenden Glied ein großer, wohlgebildeter, gleichfalls ehrenvoll gekleideter Mann, welcher mit grimmigem, beinahe fratzenhaftem Geſicht rückwärts blickt, ohne daß wir ihn begreifen. Wir laſſen ihn vorüber; denn ihm folgt eine Gruppe von anziehenden Frauen. Eine junge Braut in ganzer Jugendfülle, im Vollgeſicht dargeſtellt (wie ſagen Braut, weil ſie, auch ohne Kranz in den Haaren, ſo bezeichnet zu werden verdiente), ſteht hinterwärts, vor dem Zuſchauer zum Theil verdeckt von einer ältern, kinderbeläſtigten Frau; Dieſe hat ein Wickelkind auf dem rechten Arme und ihre linke Hand nimmt ein ſtillſchreiender Knabe in Anſpruch, der den Fuß ausſtreckt; weinend will er auch getragen ſein. Eine ältere, ſich über ihn hinunterbeugende Perſon, vielleicht die Großmutter, ſucht ihn vergebens zu begütigen.

Höchlich rühmen müſſen wir indeß den Künſtler, daß kein Kriegsheld, kein Heerführer als Gefangener vorgeführt wird. Sie ſind nicht

mehr; ihre Rüſtungen trug man hohl vorbei; aber die eigentlichen Staaten, die uralten edeln Familien, die tüchtigen Rathsherren, die behäbigen, fruchtbar ſich fortpflanzenden Bürger führt man im Triumph auf, und ſo iſt es denn Alles geſagt: Die Einen ſind todtgeſchlagen und die Andern leiden.

Zwiſchen dieſem und dem folgenden Bilde werden wir nun gewahr, warum der ſtattliche Gefangene ſo grimmig zurückblickt. Mißgeſtaltete Narren und Poſſenreißer ſchleichen ſich heran und verhöhnen die edeln Unglücklichen; dieſem Würdigen iſt Das noch zu neu; er kann nicht ruhig vorübergehen. Wenn er dagegen nicht ſchimpfen mag, ſo grinſ't er dagegen.

8. Aber der Ehrenmann ſcheint noch auf eine ſchmählichere Weiſe verletzt; es folgt ein Chor Muſicanten in contraſtirenden Figuren. Ein wohlbehaglicher, hübſcher Jüngling, in langer, faſt weiblicher Kleidung, ſingt zur Leier und ſcheint dabei zu ſpringen und zu geſticuliren; ein Solcher durfte bei'm Triumph-Zug nicht fehlen: ſein Geſchäft war, ſich ſeltſam zu geberden, neckiſche Lieder zu ſingen, die überwundenen Gefangenen frevelhaft zu verſpotten. Die Schalksnarren deuten auf ihn und ſcheinen mit albernen Geberden ſeine Worte zu commentiren, welches jenem Ehrenmann allzu ärgerlich auffallen mag.

Daß übrigens von keiner ernſthaft edeln Muſik die Rede ſei, ergibt ſich ſogleich aus der folgenden Figur: denn ein himmellanger, ſchafbepelzter, hochgemützter Dudelſackpfeifer tritt unmittelbar hinterdrein; Knaben mit Schellentrommeln ſcheinen den Mißlaut zu vermehren. Einige rückwärts blickende Soldaten aber und andere Andeutungen machen uns aufmerkſam, daß nun bald das Höchſte erfolgen werde.

9. Und nun erſcheint auch, auf einem übermäßig, obgleich mit großem Sinn und Geſchmack verzierten Wagen Julius Cäſar ſelbſt, dem ein tüchtig geſtalteter Jüngling auf einer Art Standarte das Veni Vidi Vici entgegenhält. Dieſes Blatt iſt ſo gedrängt voll, daß man die nackten Kinder mit Siegeszweigen zwiſchen Pferden und Rädern nur mit Angſt anſieht; in der Wirklichkeit müßten ſie längſt zerquetſcht ſein. Trefflicher war jedoch ein ſolches Gedränge, das für die Augen immer unfaßlich und für den Sinn verwirrend iſt, bildlich nicht darzuſtellen.

10. Ein zehntes Bild aber iſt für uns nun von der größten Bedeutung; denn das Gefühl, der Zug ſei nicht geſchloſſen, wandelt einen Jeden an, der die neun Blätter hinter einander legt. Wir finden nicht allein den Wagen ſteil, ſondern ſogar hinter demſelben durch den Rahmen abgeſchnittene Figuren; das Auge verlangt einen Nachklang und wenigſtens einige der Hauptgeſtalt naſe tretende, den Rücken deckende Geſtalten.

Zu Hülfe kommt uns nun ein eigenhändiger Kupferſtich, welcher mit der größten Sorgfalt gearbeitet und zu den vorzüglichſten Werken des Meiſters dieſer Art zu rechnen iſt. Eine Schaar tritt heran männlicher, älterer und jüngerer, ſämmtlich characteriſtiſcher Perſonen. Daß es der Senat ſei, iſt keineswegs zuzugeben; der Senat wird den Triumph-Zug am ſchicklichen Ort durch eine Deputation empfangen haben; aber auch dieſe konnte ihm nicht weiter entgegengehen, als nöthig war, umzukehren und voranzuſchreiten und den verſammelten Vätern die Ankömmlinge vorzuführen.

Doch ſei dieſe Unterſuchung dem Alterthumsforſcher vorbehalten. Nach unſerer Weiſe dürfen wir nur das Blatt aufmerkſam betrachten, ſo ſpricht es ſich, wie jedes vortreffliche Kunſtwerk, ſelbſt aus: da ſagen wir denn geradezu, es iſt der Lehrſtand, der gern dem ſiegenden Wehrſtand huldiget, weil durch dieſen allein Sicherheit und Förderniß zu hoffen iſt. Den Nährſtand hatte Mantegna in den Triumph-Zug als Tragende, Bringende, Feiernde, Preiſende vertheilt, auch in der Umgebung als Zuſchauer aufgeſtellt. Nun aber freut ſich der Lehrſtand, den Ueberwinder zu begleiten, weil durch ihn Saat und Cultur wieder geſichert iſt.

In Abſicht auf Mannigfaltigkeit der Characteriſtik iſt das beſchriebene Blatt eines der ſchätzbarſten, die wir kennen und Mantegna hat gewiß dieſen Zug auf der hohen Schule von Padua ſtudirt.

Voran im erſten Glied, in langen, faltigen Gewändern, drei Männer, mittlern Alters, theils ernſten, theils heitern Angeſichts, wie Beides Gelehrten und Lehrern ziemt. Im zweiten Gliede zeichnet ſich zunächſt eine alte, coloſſale, behaglich dicke, kräftige Natur aus, die hinter allem dem mächtigen Triumph-Gewirre ſich noch ganz tüchtig hervorthut. Das bartloſe Kinn läßt einen fleiſchigen Hals ſehen; die Haare ſind kurz geſchnitten; höchſt behaglich hält er die Hände auf Bruſt und Bauch und macht ſich noch allen bedeutenden Vorgängern noch immer auffallend bemerklich. Unter den Lebendigen hab' ich Niemanden geſehen, der ihm zu vergleichen wäre, außer Gottſched; Dieſer würde in ähnlichem Fall und gleicher Kleidung ebenſo einher geſchritten ſein: er ſieht vollkommen dem Pfeiler einer dogmatiſch didactiſchen Anſtalt gleich. Wie er, ohne Bart und Haupthaare, ſind auch ſeine Collegen, wenn gleich behaart, doch ohne Bärte; der Vorderſte, etwas ernſter und grämlicher, ſcheint eher dialectiſchen Sinn zu haben. Solcher Lehrenden ſind ſechs, welche in Haupt und Geiſt Alles mit ſich zu

tragen ſcheinen; dagegen die Schüler nicht allein durch jüngere, leichtere Geſtalten bezeichnet ſind, ſondern auch dadurch, daß ſie gebundene Bücher in Händen tragen, anzuzeigen, daß ſie ſowohl hörend als leſend ſich zu unterrichten geneigt ſeien.

Zwiſchen jene Aelteſten und Mittlern iſt ein Knabe von etwa acht Jahren eingeklemmt, um die erſten Lehrjahre zu bezeichnen, wo das Kind ſich anzuſchließen geneigt iſt, ſich einzumiſchen Luſt hat: es hängt ein Pennal an ſeiner Seite, anzudeuten, daß er auf dem Bildungswege ſei, wo dem Herankömmling manches Unangenehme begegnet. Wunderlicher und anmuthig natürlicher iſt Nichts zu erſinnen als dieß Figürchen in ſolcher Lage.

Die Lehrer gehen jeder vor ſich hin; die Schüler unterhalten ſich unter einander.

Nun aber macht den ganzen Schluß, wie billig, das Militär, von welchem denn doch zuerſt und zuletzt die Herrlichkeit des Reiches nach außen erworben und die Sicherheit nach innen erhalten werden muß. Dieſe ganze große Forderung aber befriedigt Mantegna mit ein Paar Figuren; ein jüngerer Krieger, einen Oelzweig tragend, den Blick aufwärts gerichtet, läßt uns im Zweifel, ob er ſich des Siegs erfreue, oder ob er ſich über das Ende des Kriegs betrübe; dagegen ein alter, ganz abgelebter, in den ſchwerſten Waffen, indem er die Dauer des Krieges repräſentirt, überdeutlich ausſpricht, dieſer Triumph-Zug ſei ihm beſchwerlich und er werde ſich glücklich ſchätzen, heute Abend irgendwo zur Ruhe zu kommen.

Der Hintergrund dieſes Blattes nun, anſtatt daß wir bisher meiſtens freie Ausſichten gehabt, drängt ſich, dem Menſchendrang gemäß, gleichfalls zuſammen; rechter Hand ſehen wir einen Palaſt, zur Linken Thurm und Mauern; die Nähe des Stadtthors möchte damit angedeutet ſein, anzuzeigen, daß wir uns wirklich am Ende befinden; daß nunmehr der ganze Triumph-Zug in die Stadt eingetreten und innerhalb derſelben beſchloſſen ſei.

Sollten auch dieſer Vermuthung die Hintergründe der vorhergehenden Blätter zu widerſprechen ſcheinen, indem landſchaftliche Ausſichten, viel freie Luft, zwar auf Hügeln Tempel und Paläſte, doch auch Ruinen geſehen werden: ſo läßt ſich doch auch annehmen, daß der Künſtler hierbei die verſchiedenen Hügel von Rom gedacht, und ſie ſo bebaut und ſo ruinenhaft, wie er ſie zu ſeiner Zeit gefunden, vorgeſtellt habe. Dieſe Auslegung gewinnt um ſo mehr Kraft, als doch wohl ein Mal ein Palaſt, ein Kerker, eine Brücke, die als Waſſerleitung dienen kann, eine hohe Ehrenſäule daſteht, die man denn doch auf ſtädtiſchem Grund und Boden vermuthen muß.

Doch wir halten inne, weil wir ſonſt in's Grenzenloſe geriethen, und man mit noch ſoviel gehäuften Worten den Werth der flüchtig beſchriebenen Blätter doch nicht ausdrücken könnte.

Zweiter Abſchnitt.

1. Mantegna lebte 1451 bis 1517 und malte in ſeiner beſten Zeit, auf Anregen ſeines großen Gönners, Ludwigs Gonzage, Herzogs von Mantua, gedachten Triumph-Zug für den Palaſt in der Nähe des Kloſters St. Sebaſtian. Der Zug iſt nicht auf die Wand, nicht im unmittelbaren Zuſammenhange gemalt, ſondern in neun abgeſonderten Bildern, vom Platze beweglich, daher ſie denn auch nicht an Ort und Stelle geblieben. Sie kamen vielmehr unter Carl I., welcher als ein großer Kunſtfreund die köſtlichſten Schätze zuſammenbrachte und alſo auch den Herzog von Mantua auskaufte, nach London und blieben daſelbſt, obgleich nach ſeinem unglücklichen Tode die meiſten Beſitzungen dieſer Art durch eine Auction verſchleudert wurden.

Gegenwärtig befinden ſie ſich, hochgeehrt, im Palaſte Hampton-court, neun Stücke, alle von gleicher Größe, völlig quadrat, jede Seite neun Fuß, mit Waſſerfarben auf Papier gemalt, mit Leinwand unterzogen, wie die Raphael'ſchen Cartons, welche denſelben Palaſt verherrlichen.

Die Farben dieſer Bilder ſind höchſt mannigfaltig, wohl erhalten und lebhaft; die Hauptfarben in allen ihren Abſtufungen, Miſchungen und Uebergängen zu ſehen; dem Scharlach ſteht anderes Hell- und Tiefroth entgegen, an Dunkel- und Hellgelb fehlt es nicht, Himmelblau zeigt ſich, Blaßblau, Braun, Schwarz, Weiß und Gelb.

Die Gemälde ſind überhaupt in gutem Zuſtande, beſonders die ſieben erſten; die zwei letztern, ein wenig verblicht, ſcheinen von der Zeit gelitten zu haben oder abgerieben zu ſein; doch iſt Dieß auch nicht bedeutend. Sie hangen in vergoldeten Rahmen neun Fuß hoch über dem Boden, drei und drei auf drei Wände vertheilt (die öſtliche iſt eine Fenſterſeite) und ſie folgen, von der ſüdlichen zur nördlichen, völlig in der Ordnung, wie ſie Andreas Andreani numerirt hat.

Erwähnung derſelben thut Hamptoncourt-Guide, Seite 19 mit wenigen Worten; nicht viel umſtändlicher das Prachtwerk: The Hiſtori of the Royal Residences of Windsor Castle, St. James's Palace p. p. By W. H. Pyne. In three Volumes. London 1819. Welches gerade dieſem Zimmer keine bildliche Darſtellung gegönnt hat.

Verſtehende nähere Nachricht verdanken wir der Gefälligkeit eines in England wohnenden Deutſchen Freundes, des Herrn Dr. Neebden, welcher Nichts ermangeln läßt, das in Weimar angeknüpfte ſchöne Verhältniß auch in der Ferne dauerhaft und in Wechſelwirkung zu erhalten. Auf unſer zutrauliches Anſuchen begab er ſich wiederholt nach Hamptoncourt und Alles, was wir genau von Maß, Grund, Farben, Erhaltung, Aufſtellung u. ſ. w. angeben, iſt die Frucht ſeiner aufmerkſamen Genauigkeit.

2. Die früheſte Neigung der Engländer zur Kunſt mußte ſich, in Ermangelung inländiſcher Talente, nach auswärtigen Künſtlern und Kunſtwerken umſehen. Unter Heinrich VIII. arbeitete Holbein viel in England. Was unter Eliſabeth und Jacob I. geſchehen, wäre noch zu unterſuchen. Der hoffnungsvolle Kronprinz Heinrich, zu Anfang des ſiebenzehnten Jahrhunderts geboren, hatte viel Sinn für die Künſte und legte bedeutende Sammlungen an. Als er vor dem achtzehnten Jahre mit Tod abging, erbte Carl I. mit der Krone die Sammlung des Bruders und ſeine Liebhaberei. Rubens und van Dyk werden als Künſtler beſchäftigt, als Kunſtkenner zu Sammlungen behülflich.

Die Sammlung des Herzogs von Mantua wird angekauft, mit ihr alſo die neun Tafeln Triumph-Zug. Ueber das Jahr ſind wir nicht genau belehrt; es muß aber zwiſchen 1625 und 1642 fallen, indem nachher, während der Bürgerkriege, Geldmangel dem König dergleichen Acquiſitionen unterſagte.

„Nach des Königs Ermordung wurde ſowohl ſein als ſeiner Gemahlinn und Prinzen Vermögen der Nation heimgefallen erklärt und, durch einen Parlaments-Beſchluß vom März 1649, auctionsweiſe zum Verkauf angeboten, worunter auch ſämmtliche Kunſtwerke und Gemälde. Aber erſt den folgenden Juni faßte die Gemeinde, um ihr neues Gewinngut deſto kräftiger zu befeſtigen, über die Verwendung des perſönlichen Vermögens des letzten Königs, der Königinn und Prinzen einen Beſchluß. Sie erließ einen Befehl, Alles zu verzeichnen, zu ſchätzen und zu verkaufen, ausgenommen ſolche Theile, welche zum Gebrauch des Staates vorzubehalten ſeien; jedoch mit ſolcher Vorſicht, um alle Nachrede einzelnen Intereſſes zu vermeiden, daß kein Glied des Hauſes ſich damit befaſſe. In dieſe Schätzung und Verkauf waren eingeſchloſſen, heu dolor! die ganze Sammlung von edeln Gemälden, alten Statuen und Büſten, welche der letzte König mit grenzenloſen Koſten und Mühen von Rom und allen Theilen Italiens herbeigeſchafft hatte."

Ein Verzeichniß dieſer höchſt koſtbaren Merkwürdigkeiten, wovon jetzt gar manche den Palläſten des Louvre und Eſcurial's, auch mancher ausländiſchen Fürſten zur Verherrlichung dienen, mit Schätzungs- und Verkaufspreiſen, ward unter folgendem Titel 1757 in London gedruckt: A Catalogue and Description of King Charles the First's Capital Collection of Pictures, Bronzes, Limnings, Medals, Statues and other Curiosities.

Nun heißt es auf der fünften Seite: Gemälde zu Hamptoncourt Nro. 332, geſchätzt 4675 Pfund 10 Schilling, darunter waren:

1) Neun Stück, der Triumph-Zug des Julius Cäſar, gemalt von Andreas Mantegna, geſchätzt 1000 Pfund.
2) Herodias, St. Johannes Haupt in einer Schüſſel haltend, von Tizian, geſchätzt 150 Pfund.

Die größere Anzahl der Gemälde, welche den übrigen Werth von 3525 Pfund 10 Schillinge ausmachte, iſt nicht einzeln aufgeführet.

Da nun aber hieraus hervorgeht, daß Carl I. die Gemälde Mantegna's beſeſſen, ſo wird noch zum Ueberfluß dargethan, woher ſie zu ihm gekommen; Folgendes diene zur Erläuterung:

„König Carl's Muſeum war das berühmteſte in Europa; er liebte, verſtand und ſchätzte die Künſte. Da er nicht das Glück hatte, große Malergeiſter unter ſeinen Unterthanen zu finden, ſo rief er die geſchickteſten Meiſter anderer Nationen herbei, mit rühmlicher Vorliebe, um ſein eigenes Land zu bereichern und zu unterrichten. Auch beſchränkte er ſeinen Aufwand keineswegs auf lebende Künſtler; denn außer einzelnen Stücken kaufte er die berühmte Sammlung des Herzogs von Mantua, nachdem er vorher eine Grundſtiftung gelegt hatte von Dem, was er von ſeinem Bruder erbte, dem liebenswürdigen Prinzen Heinrich, der, wie man aus dem Catalog ſieht, auch außer andern würdigen Eigenſchaften Geſchmack für die Gemälde beſaß und einen edeln Eifer, die Künſte zu ermuntern.

Glücklicher Weiſe ſind dieſe ſo oft beſiegten Bilder in England geblieben und wohl auch noch andere, die wir dort bewundern; ob zufällig, wollen wir nicht entſcheiden; denn die Clauſel des republicaniſchen Beſchluſſes, daß man zurückhalten könne, was zum Gebrauch des Staates dienlich ſei, ließ ja gar wohl zu, daß jene zwar gewaltſamen, aber keineswegs rohen und unwiſſenden Machthaber das Beſte auf den nunmehr republicaniſchen Schlöſſern zurückbehielten.

Dem ſei nun, wie ihm ſei, der Engländer, dem wir die bisherige Aufklärung ſchuldig ſind, äußert ſich folgender Maßen: „Der Streich, der die Königswürde ſo tief niederlegte, zer-

ſtreute zugleich die königlich-tugendſame Sammlung. Die erſten Cabinette von Europa glänzen von dieſem Raube; die wenigen guten, in den königlichen Paläſten zerſtreuten Stücke ſind bei uns nur kümmerliche Ueberreſte von Dem, was geſammelt oder wieder verſammelt war von König Carl's glänzenden Gallerien. Man ſagt, die Holländer hätten Vieles angekauft und Einiges ſeinem Sohne wieder überlaſſen. Der beſte Theil aber bleibt begraben in der Düſterniß, wenn er nicht gar untergeht in den Gewölben des Escurial's."

3. Mantegna's Kupferſtiche werden hochgehalten wegen Character und meiſterhafter Ausführung, freilich nicht im Sinne neuer Kupferſtecherkunſt. Bartſch zählt ihrer ſiebenundzwanzig, die Copien mitgerechnet; in England befinden ſich nach Noehden ſiebenzehn; darunter ſind auf den Triumph-Zug bezüglich nur viere, Nro. 5, 6 und 7, die ſechste doppelt, aber umgekehrt, worauf ein Pilaſter.

Ein Engliſcher, noch lebender Kenner hegt die Ueberzeugung, daß nicht mehr als genannte vier Stücke vorkommen und auch wir ſind der Meinung, daß Mantegna ſie niemals alle neun in Kupfer geſtochen habe. Uns irret keineswegs, daß Strutt in ſeinem biographiſchen Wörterbuche der Kupferſtecher, Band II. Seite 130, ſich folgender Maßen ausdrückt: „Der Triumph des Julius Cäſar, geſtochen nach ſeinen eigenen Gemälden, in neun Platten mittlerer Größe, beinahe viereckig. Eine vollſtändige Sammlung dieſer Kupfer iſt äußerſt rar; copirt aber wurden ſie von Andreas Andreani."

Wenn denn nun auch Baldinucci in ſeiner Geſchichte der Kupferſtecherkunſt ſagt, Mantegna habe den Triumph-Zug des Julius Cäſar während ſeines Aufenthaltes in Rom in Kupfer geſtochen, ſo darf uns Dieſes keineswegs zum Wanken bringen; vielmehr können wir denken, daß der außerordentliche Künſtler dieſe einzelnen Vorarbeiten in Kupfer, wahrſcheinlich auch in Zeichnungen, die verloren oder unbekannt ſind, gemacht und bei ſeiner Rückkehr nach Mantua das Ganze höchſt wunderſam ausgeführt.

Und nun ſollen die aus der innern Kunſt entnommenen Gründe folgen, die uns berechtigen, dieſer Angabe kühnlich zu widerſprechen. Die Nummern 5 und 6 (Bartſch 13, 15.), von Mantegna's eigener Hand, liegen, durch Glück und Freundesgunſt, neben den Platten von Andreani uns vor Augen. Ohne daß wir unternehmen, mit Worten den Unterſchied im Beſondern auszudrücken, ſo erklären wir im Allgemeinen, daß aus den Kupfern etwas Urſprüngliches durchaus hervorleuchte; man ſieht darin die große Conception eines Meiſters, der ſogleich weiß, was er will, und in dem erſten Entwurf unmittelbar alles Nöthige der Hauptſache nach darſtellt und einander folgen läßt. Als er aber an eine Ausführung im Großen zu denken hatte, iſt es wunderſam, zu beobachten und zu vergleichen, wie er hier verfahren. — Jene erſten Anfänge ſind völlig unſchuldig, naiv, obſchon reich, die Figuren zierlich, ja gewiſſer Maßen nachläſſig und jede im höchſten Sinne ausdrucksvoll; die andern aber, nach den Gemälden gefertigt, ſind ausgebildet, kräftig, überreich; die Figuren tüchtig, Wendung und Ausdruck kunſtvoll, ja mitunter künſtlich; man erſtaunt über die Beweglichkeit des Meiſters bei entſchiedenem Verharren; da iſt Alles daſſelbe und Alles anders; der Gedanke unverrückt, das Walten der Anordnung völlig gleich, im Abändern nirgends gemäkelt noch gezweifelt, ſondern ein Anderes, höhern Zweck Erreichendes ergriffen.

Daher haben jene erſten eine Gemüthlichkeit ohne Gleichen, weil ſie unmittelbar aus der Seele des großen Meiſters hervortraten, ohne daß er an eigentliche Kunſtzwecke gedacht zu haben ſcheint. Wir würden ſie einem liebenswürdigen, häuslichen Mädchen vergleichen, um welche zu werben ein jeder Jüngling ſich geneigt fühlen müßte; in den andern aber, den ausgeführten, würden wir dieſelbe Perſon wieder finden, aber als entwickelte, erſt verheirathete junge Frau; und wenn wir Jene einfach gekleidet, häuslich beſchäftigt geſehen, finden wir ſie nun in aller Pracht, womit der Liebende das Geliebte ſo gern ausſchmückt. Wir ſehen ſie in die Welt hervorgetreten bei Feſten und Tänzen; wir vermiſſen Jene, indem wir Dieſe bewundern. Doch eigentlich darf man die Unſchuld nicht vermiſſen, wo ſie einem höhern Zwecke aufgeopfert iſt.

Wir wünſchen einem jeden wahren Kunſtfreunde dieſen Genuß und hoffen, daß er dabei unſere Ueberzeugung gewinnen ſolle.

In dieſer werden wir nur um ſo mehr beſtärkt durch Das, was Herr Dr. Noehden von dem dritten Kupfer des Mantegna, welches Bartſch nicht hat, in Vergleichung mit der ſiebenten Tafel des Andreas Andreani meldet: „Wenn auf den beiden andern Blättern, Nummer 5 und 6, gegen die Gemälde Abänderungen vorkommen, ſo ſind ſie noch ſtärker bei der gegenwärtigen Nummer. Die edeln Gefangenen werden zwar vorgeführt, allein die höchſt liebliche Gruppe der Mutter mit Kindern und Aeltermutter fehlt ganz, welche alſo ſpäter von dem Künſtler hinzugedacht worden. Ferner iſt ein gewöhnliches Fenſter auf dem Kupferſtiche dargeſtellt, aus welchem drei Perſonen herausſehen; in dem Gemälde iſt es ein breites, gegittertes Fenſter, als welches zu einem Gefäng-

niß gehört, hinter welchem mehrere Personen, die man für Gefangene halten kann, stehen. Wir betrachten Dieß als eine übereinstimmende Anspielung auf den vorübergehenden Zug, in welchem ebenfalls Veränderungen Statt gefunden."

Und wir von unserer Seite sehen hier eine bedeutende Steigerung der künstlerischen Darstellung und überzeugen uns, daß dieses Kupfer, wie die beiden andern, dem Gemälde vorgegangen.

4. Vasari spricht mit großem Lobe von diesem Werke und zwar folgender Maßen: „Dem Marchese von Mantua, Ludwig Gonzaga, einem großen Kenner und Schätzer von Andreas's Kunstfertigkeit, malte er, bei St. Sebastian in Mantua, Cäsar's Triumph-Zug, das Beste, was er jemals geliefert hat. Hier sieht man in schönster Ordnung den herrlich verzierten Wagen (*), Verwandte, Weihrauch und Wohlgerüche, Opfer, Priester, bekränzte geweihte Stiere, Gefangene, von Soldaten erbeutete Beute, geordneten Heereszug, Elephanten, abermals Beute, Victorien, Städte und Festungen auf verschiedenen Wagen; zugleich auch abgebildet grenzenlose Trophäen auf Spießen und Stangen, auch mancherlei Schutzwaffen für Haupt und Rumpf, Ausputz, Zierath, unendliche Gefäße. Unter der Menge bemerkt man ein Weib, das einen Knaben an der Hand führt, der weinend einen Dorn im Füßchen sehr anmuthig und natürlich der Mutter hinweist. (**)

In diesem Werke hat man auch abermals einen Beweis von seiner schönen Einsicht in die perspectivischen Künste; denn indem er seine Bodenfläche über dem Auge anzunehmen hatte, so ließ er die ersten Füße an der vordern Linie des Planums vollkommen sehen, stellte jedoch die folgenden desselben Gliedes mehr perspectivisch, gleichsam sinkend vor, so daß nach und nach Füße und Schenkel dem Gesetz des Augpunctes gemäß sich verstecken.

Ebenso hält er es auch mit Beute, Gefäßen, Instrumenten und Zierathen; er läßt nur die untere Fläche sehen, die obere verliert sich ebenfalls nach denselben Regeln; wie er denn überhaupt Verkürzungen darzustellen besonders geschickt war."

Mit einem solchen (*) Sternchen haben wir vorhin eine Lücke angedeutet, die wir nunmehr ausfüllen wollen. Vasari glaubt in einem nahe vor dem Triumph-Wagen stehenden Jüngling einen Soldaten zu sehen, der den Sieger mitten in der Herrlichkeit des Festzuges mit Schimpf- und Schmähreden zu demüthigen gedenkt, welche Art von übermüthiger Gewohnheit aus dem Alterthume wohl überliefert wird. Allein wir glauben die Sache anders auffassen zu müssen; der vor dem Wagen stehende Jüngling hält auf einer Stange, gleichsam als Feldzeichen, einen Kranz, in welchem die Worte veni, vidi, vici, eingeschrieben sind; Dieß möchte also wohl dem Schluß die Krone aufsetzen. Denn wenn vorher auf mancherlei Bändern und Banderolen an Zinken und Posaunen, auf Tafeln und Täfelchen schon Cäsar genannt und also diese Feierlichkeit auf ihn bezogen wird: so ist doch hier zum Abschluß das höchste Verdienst einer entscheidenden Schnelligkeit verkündet und ihm von einem frohen Anhänger vorgehalten, woran bei genauerer Betrachtung wohl kein Zweifel übrig bleiben möchte.

(**) Das zweite Zeichen deutet abermals auf eine vom Vasari abweichende Meinung. Wir fragten nämlich, da auf dem Andreani'schen Blatte, Nummer 7 dieser vom Vasari gerühmte Dorn nicht zu entdecken war, bei Herrn Dr. Noehden in London an, inwiefern das Gemälde hierüber Auskunft gebe; er eilte dieser und einiger andern Fragen wegen gefälligst nach Hamptoncourt und ließ nach genauer Untersuchung sich folgender Maßen vernehmen:

„An der linken Seite der Mutter ist ein Knabe (vielleicht drei Jahre alt), welcher an dieselbe hinaufklimmen will. Er hebt sich auf der Zehe des rechten Fußes; seine rechte Hand faßt das Gewand der Mutter, welche ihre linke nach ihm herabgestreckt und mit derselben seinen linken Arm ergriffen hat, um ihm aufzuhelfen. Der linke Fuß des Knaben hat sich vom Boden gehoben, dem Anscheine nach bloß zufolge des aufstrebenden Körpers. Ich hätte es nie errathen, daß ein Dorn in diesen Fuß getreten oder der Fuß auf irgend eine andere Weise verwundet wäre, da das Bild, wenn meine Augen nicht ganz wunderlich trügen, gewiß Nichts von der Art zeigt. Das Bein ist zwar steif aufgezogen, welches sich freilich zu einem verwundeten Fuße passen würde; aber Dieß reimt sich ebenso gut mit dem bloß in die Höhe strebenden Körper. Der ganz schmerzenlose Ausdruck des Gesichtes bei dem Knaben, welcher heiter und froh, obgleich begierig hinaufsieht, und den ruhige Blick der herabsehenden Mutter scheinen mir der angenommenen Verletzung ganz zu widersprechen. An dem Fuße selbst müßte man doch wohl eine Spur der Verwundung, z. B. einen fallenden Blutstropfen bemerken; aber durchaus nichts Aehnliches ist zu erkennen. Es ist unmöglich, daß der Künstler, wenn er ein solches Bild dem Zuschauer hätte eindrücken wollen, es so zweifelhaft und versteckt gelassen haben könnte. Um ganz ohne Vorurtheil bei der Sache zu verfahren, fragte ich den Diener, welcher die Zimmer und Gemälde im Schlosse zu Hamptoncourt zeigt und der mehrere Jahre lang dieses Geschäft ver-

waltet hat, einen ganz mechanischen, kenntnißlosen Menschen, ob er Etwas von einem verwundeten Fuße oder einem Dornstich an dem Knaben bemerkte. Ich wollte sehen, welchen Eindruck die Darstellung auf das gemeine Auge und den gemeinen Verstand machte. „Nein," war die Antwort; „davon läßt sich Nichts erkennen: es kann nicht sein; der Knabe sieht ja viel zu heiter und froh aus, als daß man ihn sich verwundet denken könnte." Ueber dem linken Arm der Mutter ist, sowie bei dem rechten, ein rothes Tuch oder Shawl geworfen und die linke Brust ist ebenfalls ganz entblößt.

Hinter dem Knaben, zur linken Seite der Mutter, steht gebückt eine ältliche Frau, mit rothem Schleiertuche über dem Kopfe. Ich halte sie für die Großmutter des Knaben, da sie so theilnehmend um sie beschäftigt ist. In ihrem Gesichte ist auch Nichts von Mitleiden, welches doch wahrscheinlich ausgedrückt worden wäre, wenn das Enkelchen an einer Dornwunde litte. In der rechten Hand scheint sie die Kopfbedeckung des Knaben (ein Hütchen oder Käppchen) zu halten und mit der linken berührt sie den Kopf desselben."

5. Sieht man nun die ganze Stelle, wodurch uns Vasari über diesen Triumph-Zug hat belehren wollen, mit lebendigem Blick an, so empfindet man alsbald den innern Mangel einer solchen Vertragsweise; sie erregt in unserer Einbildungskraft nur einen wüsten Wirrwar und läßt kaum ahnen, daß jene Einzelnheiten sich klar in eine wohlgedachte Folge reihen würden. Schon darin hat es Vasari gleich Anfangs versehen, daß er von hinten anfängt und vor Allem auf die schöne Verziertheit des Triumph-Wagens merken läßt. Daraus folgt denn, daß es ihm unmöglich wird, die vortretenden, gedrängten, aber doch gesonderten Schaaren ordnungsgemäß aufeinander folgen zu lassen; vielmehr greift er auffallende Gegenstände zufällig heraus, daher denn eine nicht zu entwirrende Verwickelung entsteht.

Wir wollen ihn aber deßhalb nicht schelten, weil er von Bildern spricht, die ihm vor Augen stehen, von denen er glaubt, daß Jedermann sie sehen wird. Auf seinem Standpuncte konnte die Absicht nicht sein, sie den Abwesenden oder gar Künftigen, wenn die Bilder verloren gegangen, zu vergegenwärtigen.

Ist Dieses doch auch die Art der Alten, die uns oft in Verzweiflung bringt. Wie anders hätte Pausanias verfahren müssen, wenn er sich des Zweckes hätte bewußt sein können, uns durch Worte über den Verlust herrlicher Kunstwerke zu trösten! Die Alten sprachen als gegenwärtig zu Gegenwärtigen, und da bedarf es nicht vieler Worte. Den absichtlichen Redekünsten Philostrat's sind wir schuldig, daß wir uns einen deutlichern Begriff von verlornen köstlichen Bildern aufzubauen wagen.

6. Bartsch in seinem Peintre graveur, Band XIII, Seite 234, spricht unter der eilften Nummer der Kupferstiche des Andreas Mantegna: „Der Römische Senat begleitet einen Triumph. Die Senatoren richten ihren Schritt gegen die rechten Seite; auf sie folgen mehrere Krieger, die man zur linken sieht, unter welchen Einer besonders auffällt, der mit der Linken eine Hellebarde faßt, am rechten Arme ein ungeheures Schild tragend. Der Grund läßt zur Rechten ein Gebäude sehen, zur Linken einen runden Thurm. Mantegna hat dieses Blatt nach einer Zeichnung gestochen, die er bei seinem Triumph-Zug Cäsar's wahrscheinlich benutzen wollte, wovon er jedoch keinen Gebrauch gemacht hat."

Wie wir dieses Blatt auslegen, ist in dem ersten Aufsatze über Mantegna im vorigen Stücke zu ersehen, weßhalb wir unsere Ueberzeugung nicht wiederholen, sondern nur bei dieser Gelegenheit den Dank, den wir unserm verewigten Bartsch schuldig sind, auch von unserer Seite gebührend abstatten.

Hat uns dieser treffliche Mann in den Stand gesetzt, die bedeutendsten und mannigfaltigsten Kenntnisse mit weniger Mühe zu gewinnen, so sind wir in einem andern Betracht auch schuldig, ihn als Vorarbeiter anzusehen, und hier und da, besonders in Absicht auf die gebrauchten Motive, nachzuhelfen. Denn Das ist ja eben eins der größten Verdienste der Kupferstecherkunst, daß sie uns mit der Denkweise so vieler Künstler bekannt macht und, wenn sie uns die Farbe entbehren lehrt, das geistige Verdienst der Erfindung auf das Sicherste überliefert.

7. Um nun aber sowohl uns als andern theilnehmenden Kunstfreunden den vollen Genuß des Ganzen zu verschaffen, ließen wir durch unsern geschickten und geübten Kupferstecher Schwerdtgeburth diesen abschließenden Nachzug, völlig in der Dimension der Andreani'schen Tafeln und in einer den Holzstock sowohl in Umrissen als Haltung nachahmenden Zeichnungsart, ausführen und zwar in umgekehrter Richtung, so daß die Wandelnden nach der Linken zu schreiten. Und so legen wir dieses Blatt unmittelbar hinter den Triumph-Wagen Cäsar's, wodurch denn, wenn die zehn Blätter hinter einander gesehen werden, für den geistreichen Kenner und Liebhaber das anmuthigste Schauspiel entsteht, indem Etwas, von einem der außerordentlichsten Menschen vor mehr als dreihundert Jahren intentionirt, zum ersten Mal zur Anschauung gebracht wird.

Kupferstich nach Tizian, wahrscheinlich von C. Cort.

Wenn man problematische Bilder, wie das fragliche von Tizian, verstehen und auslegen will, so hat man Folgendes zu bedenken. Seit dem dreizehnten Jahrhundert, wo man anfing, den zwar noch immer respectabeln, aber zuletzt doch ganz mumienhaft vertrockneten Byzantinischen Styl zu verlassen und sich an die Natur zu wenden, war dem Maler Nichts zu hoch und Nichts zu tief, was er nicht unmittelbar an der Wirklichkeit nachzubilden getrachtet hätte. Die Forderung ging nach und nach so weit, daß die Gemälde als eine Art von Musterkarte alles dem Auge Erreichbare enthalten mußten. Eine solche Tafel sollte bis an den Rand bedeutend und ausführlich gefüllt sein; hierbei blieb nun unvermeidlich, daß fremde, zum Hauptgegenstand nicht gehörige Figuren und sonstige Gegenstände als Beweise allgemeiner Kunstfertigkeit mit aufgeführt wurden. Zu Tizian's Zeiten unterwarf sich der Maler noch gern solchen Forderungen.

Wenden wir uns nunmehr zum Bilde selbst. In einer offenen, mannigfaltigen Landschaft sehen wir, zu unserer linken Hand fast am Rande nächst Felsen und Baum, das schönste, nackte Mädchen liegen, bequem, gelassen, impassibel, wie auf dem einsamsten Polster. Schnitte man sie heraus, so hätte man schon ein vollkommenes Bild und verlangte Nichts weiter; bei gegenwärtigem Musterbilde aber sollte vorerst die Herrlichkeit des menschlichen Körpers in seiner äußerlichen Erscheinung dargethan werden. Ferner steht hinter ihr ein hohes, enghalsiges Gefäß, wahrscheinlich des Metall-Glanzes willen; ein sanfter Rauch zieht aus ihm hervor. Sollte Das vielleicht auf die Frömmigkeit dieser schönen Frau, auf ein stilles Gebet, oder worauf sonst deuten?

Denn daß hier eine höchst merkwürdige Person vorgestellt sei, werden wir bald gewahr. Rechts gegenüber am Rande liegt ein Todtenkopf und aus der Kluft daneben zeigt sich der Arm eines Menschen, noch von Fleisch und Muskeln nicht entblößt.

Wie Das zusammenhänge, sehen wir bald; denn zwischen gedachten Erwien und jenem Götterbilde krümmt sich ein kleiner, beweglicher Drache, begierlich nach der anlockenden Beute schauend. Sollten wir nun aber, da sie selbst so ruhig liegt und wie durch einen Zauber den Lindwurm abzuhalten scheint, für sie einiger Maßen besorgt sein: so stürmt aus der düstersten Gewitterwolke ein geharnischter Ritter auf einem abenteuerlichen, feuerspeienden Löwen hervor, welche beide wohl dem Drachen bald den Garaus machen werden. Und so sehen wir denn, obgleich auf eine etwas wunderbare Weise, St. Georg, der den Lindwurm bedroht und die zu erlösende Dame vorgestellt.

Fragen wir nunmehr nach der Landschaft, so hat diese mit der Begebenheit gar Nichts gemein; sie ist nur, nach oben ausgesprochenem Grundsatz, für sich so merkwürdig als möglich und doch finden die beschriebenen Figuren in ihr glücklichen Raum.

Zwischen zwei felsigen Ufern, einem steilern, stark bebuschten, einem flachern, der Vegetation weniger unterworfenen, strömt ein Fluß erst rauschend, dann sanft zu uns heran; das rechte, steile Ufer ist von einer mächtigen Ruine gekrönt; gewaltige, unförmliche Massen von übergebliebenem Mauerwerk deuten auf Macht und Kraft, die sich beim Erbauen bewiesen. Einzelne Säulen, ja eine Statue noch in einer Nische deuten auf die Anmuth eines solchen königlichen Aufenthalts; die Gewalt der Zeit hat aber alle Menschenbemühungen unnütz und unbrauchbar gemacht.

Auf dem gegenüber liegenden Ufer werden wir auf neuere Zeiten gewiesen; da stehen mächtige Thürme, frisch errichtete oder völlig wieder hergestellte Vertheidigungsanstalten, neue, wohl ausgemauerte Schießscharten und Zacken. Ganz hinten aber im Grunde verbindet die beiden Ufer eine Brücke, die uns an die Engelsbrücke, sowie der dahinter stehende Thurm an die Engelsburg erinnert. Bei jener Wahrheits- und Wirklichkeitsliebe ward eine solche Ort- und Zeitverwechselung dem Künstler nicht angerechnet. Denke man aber ja nicht das Ganze ohne die genaueste Congruenz, man könnte keine Linie verändern, ohne der Composition zu schaden. Höchst merkwürdig preisen wir die vollkommen poetische Gewitterwolke, die den Retter hervorbringt; doch läßt sich ohne Gegenwart des Bildes davon nicht ausführlich sprechen. An der einen Seite scheint sie sich von jener Ruine gleich einem Drachenschwanz loszulösen; im Ganzen kann man aber mit allem Zoomorphismus keine eigentliche Gestalt herausdeuten; an der andern Seite entsteht zwischen Brücke und Festungswerken ein Brand, dessen Rauch, sich wallend, bis zu dem feuerspeienden Rachen des Löwen hinaufsteigt und mit ihm in Zusammenhang tritt. Genug, ob wir gleich diese Composition erst als collectiv ansprachen, so müssen wir sie zuletzt als völlig zur Einheit verschlungen betrachten und preisen.

Zum Schlusse jedoch ganz genau besehen, nach befragten Legenden-Büchern, ist es eine christliche Parodie der Fabel von Perseus und An-

dromeda. Eines heidniſchen Königs Land wird durch einen Drachen verwüſtet, welcher nur durch Menſchenopfer zu beſchwichtigen iſt. Endlich trifft ſeine Tochter das Loos, welche jedoch durch den hereinſtürmenden Ritter St. Georg befreit und der Lindwurm getödtet wird. Sie geht zum Chriſtenthum über; ihr Name jedoch blieb uns unbekannt.

Wilhelm Tiſchbein's Idyllen.

Wilhelm Tiſchbein bildete ſich in der glücklichen Zeit, wo dem zeichnenden Künſtler noch objectives Wahre von außen geboten ward, wo er die reinern Dichterwerke als Vorarbeit betrachten, ſie nach ſeiner Weiſe beliebt wieder hervorbringen konnte.

Wenn Homer ihn zur heroiſch-kriegeriſchen Welt heranzog, wendete er ſich ebenſo gern, mit Theocrit, zum unſchuldigen, golden-ſilbernen Zeitalter ländlichen Weſens und Treibens; und wenn die Phantaſie, welche Alles mit Bildern bevölkert, in's Weite zu führen drohte, ſo kehrte er ſchnell zum Characteriſtiſchen zurück, das er, Geſtalt um Geſtalt, bis zu den Thieren verfolgte.

Und ſo verbreitet begab er ſich nach Italien, da er denn ſchon auf der Reiſe das Vorgefühl einer heroiſch-bedeutenden Landſchaft in Skizzen gar anmuthig auszudrücken wußte.

Seines wackern Lebensganges haben wir früher ſchon gedacht, ſowie des wechſelſeitig freundſchaftlich belehrend fortdauernden Verhältniſſes. Gegenwärtig ſei von leicht entworfenen Blättern die Rede, durch deren Sendung er, bis auf den heutigen Tag, eine höchſt erquickliche Verbindung auch aus der Ferne zu erhalten weiß.

Vor uns liegt ein Band in groß Quart mehr oder weniger ausgeführter Entwürfe, die Mannigfaltigkeit des künſtleriſchen Sinnes und Denkens enthaltend. Einem jeden Blatte haben wir, auf des Freundes Verlangen, einige Reime hinzugefügt; er liebt, ſeine ſinnigen Skizzen durch Worte verklärt und vollendet zu ſehen. Als Titel-Schrift ſandten wir voran:

Wie ſich ſeinen Jünglingsfahren
Unſer Tiſchbein ſich ergibt;
Wie er Berg und Thal befahren,
Stets an rechter Stelle ſteht;
Was er ſieht, weiß mitzutheilen,
Was er dichtet ebenfalls:
Frauen bringt er auch zuweilen,
Frauen doch auf allen Fällen
Des poetiſch-maleriſchen Reiz's:
Alſo war es an der Tiber,
Wo Vergeſſen wir grüßt;
Und auch wirkt dieſelbe Fieber,
Freund dem Freunde gleich gebiet.

I.

Subſtructionen zerſtörter, ungeheurer Luſt- und Prachtgebäude, deren Ruinen durch Vegetation wieder belebt werden.

Gar manche bedeutende Stelle unſerer Erdoberfläche erinnert, mitten in herrlicher Gegenwart, an eine größere Vergangenheit; und vielleicht iſt nirgends dieſer Contraſt ſichtbarer, fühlbarer als in Rom und deſſen Umgegend: das Zerſtörte iſt ungeheuer, durch keine Einbildungskraft zu vergegenwärtigen; und doch auch erſcheint das Wiederhergeſtellte, unſern Augen ſich Darbietende, gleichfalls ungeheuer.

Nun aber zu unſerm Blatt! Die weitläuftigſten, von der Baukunſt eroberten Räume ſollten wieder als ebener Boden dem Pflanzenleben gewidmet werden. Subſtructionen, die Laſt kaiſerlicher Wohnungen zu tragen geeignet, überlaſſen nunmehr einen ebenen, gleichgiltigen Boden dem Weizenbau; Schlinge- und Hängepflanzen ſenken ſich in dieſe halbverſchütteten, finſtern Räume; Früchte des Granat-Baumes, Kürbisranken erheitern, ſchmücken dieſe Einöde. Und wenn dem Auge des Wanderers ein ſo uneben zerriſſener Boden als geſtalteter Naturhügel erſchien, ſo wunderte es einen Herabſteigenden deſto mehr, in ſolchen Schluchten ſtatt Urfels Mauerwerk, ſtatt Gebirgslagern, Spalten und Gängen gerade anſtrebende Mauerpfeiler, mächtige Gewölbsbogen zu erblicken und, wollte er ſich wagen, ein unterirdiſches Labyrinth von düſtern Hallen und Gängen vor ſich zu finden.

Einem ſolchen gefühlvollen Anſchauen war Tiſchbein mehr als Andere hingegeben; überall fand er Lebendiges zu dem Abgeſchiedenen gepaart. Noch beſitze ich ſolche unſchätzbare Blätter, die den innigen Sinn eines wunderſamen hingeſchwundenen und wieder neubelebten Zuſtandes verkünden.

Dem oben beſchriebenen Blatt fügte ich folgende Reime hinzu:

Mächtige Prachtgebäude ſtürzen,
Mauer fällt, Gewölbe bersten,
Daß, nach tauſendjähr'gem Trotzen,
Thor und Pforter ſich verkürzen.
Dann beginnt das Leben wieder,
Boden nichtet ſich neuen Hauten,
Raut' auf Raute ſtoßt ſich nieder:
Der Natur iſt's wohlgerathen.

Das in ſolchem Falle uns überraſchende Gefühl ſprach ich, in früher Jugend, ohne den ſinnlichen Eindruck erfahren zu haben, folgender Maßen aus:

Natur, Du ewig ſchaffende,
Schenkſt Jedem gern Genuß des Lebens.

Bäteli. Hier oben haben wir Altes genug! Wenn ihr uns nichts Neues bringen wollt! Wo kommt ihr ſo früh her?

Jery. Ich habe oben auf der Alpe nachgeſehen, wie viel Käſe vorräthig ſind; unten am See hält ein Kaufmann, der ihrer ſucht. Ich denke wir werden einig.

Bäteli. Da kriegt ihr wieder viel Geld in die Hände.

Jery. Mehr als ich brauche.

Bäteli. Ich gönn' es euch.

Jery. Ich gönnt' euch die Hälfte, gönnt' euch das Ganze. Wie ſchön wär's, wenn ich einen Handel gemacht hätte und käme nach Hauſe und würfe dir die Doublen in den Schoos. Zähl' es nach, ſagt' ich dann, heb' es auf. Wenn ich nun nach Hauſe komme, muß ich mein Geld in den Schrank ſtellen, und weiß nicht für wen.

Bäteli. Wie lang' iſt's noch auf Oſtern?

Daß Deine Kinder alle mütterlich
Mit Erdbeer entgegnet, einer Hütte!
Doch dann die Schmach an das Gestad,
Unfühlend, welchen Zierath
Sie verübt
Die Nacht umhüllet den gold'nen Zweig
Zum Winterhaus für ihre Brut;
Und Du stehst zwischen der Vorgangenheit
Erhab'ne Trümmer
Für Dein Bedürfniß
Eine Hütte, o Mensch,
Genügsam über Gräbern! —

II.

Im Meer die Sonne untergehend, zwei Jünglingsfreunde, aneinander traulich gelehnt, auf einer Höhe stehend, von den letzten Strahlen beleuchtet, überschauen die reiche Gegend und erquicken sich mit und an einander.

Für dergleichen Natur-Scenen hatte Tischbein stets reinen Sinn und offene, freie Brust. Ich besitze noch eine ältere Zeichnung, wo er sich, als Reisender in unwirthbarem Gebirg am Sonnenaufgang und herrlichen, sich zusammendrängenden Zufälligkeiten entzückt. In diesem Betracht schrieb ich zu obigem Bilde folgende Zeilen:

Schön und menschlich ist der Geist,
Der uns in das Freie weist,
Wo in Wäldern, auf der Flur,
Wie im steilen Bergesgange
Sonnenauf- und Untergänge
Zwischen Gott und die Natur.

Der Geschichtsmaler, der eigentliche Menschendarsteller, hat in Bezug auf Landschaft große Vortheile; aus dem Wirklichen zieht er das Bedeutende, findet das Merkwürdige unter jeder Bedingung, weiß ihm Gestalt und Adel zu verleihen. Schroffe Felsen, deren bewaldeter Fuß in bebaute Hügel sich senkt, die endlich gegen den Fluß zu in fette Trift auslaufen. Hier begleiten grüne Wiesen mit besuchten Ufern den Strom in's Meer. Und was da Alles von fernen Vorgebirgen, Buchten und sichern Landungen erscheinen mag, Das war dem Künstler um Rom und Neapel auf mannigfachen Reisen so zu eigen geworden, daß dergleichen Umrisse leicht und bequem aus seiner Feder flossen, stets anmuthig, stets bedeutend.

Auch auf das Stärkste drückten sich einzelne Verfallenheiten der leblosen Natur in sein Gedächtniß; er wiederholte sie gern, wie man eine Geschichte, die uns besonders getroffen, uns Antheil abzugewinnen vermocht, erzählend gern öfters wiederholen mag. Bau- und Felsgruppen, eigene, seltene Oertlichkeiten, Meteore jeder Art, die Verbindung irdischer Wirkungen mit himmlischen, das Wechselspiel unterer und oberer Erscheinungen ward er nicht müde darzustellen.

Seltenes und Außerordentliches verlieht noch weniger in seiner Einbildungskraft. Den vollen Mond neben dem feuersprühenden, furchtbaren Spiel des Vesuvs, Beides im Meere sich abspiegelnd, wagt er sogar mit Federstrichen nachzubilden; fließende Laven, wie die erstarrten, faßt er gleich characteristisch auf. Solche flüchtige Blätter, deren ich noch gar manche sorgfältig verwahre, sind geistreiche Luft.

III.

Wie man sonst angehenden Kunstjüngern eine reiche, vollbeerige Traube vorlegte, um ihnen daran die Geheimnisse der Compositien, Gruppirung, Licht, Schatten und Haltung zu versinnlichen: so standen zu Frascati, in dem Aldobrandini'schen Garten, zu einer Einheit versammelt, die verschiedenartigsten Bäume, ein Wanderziel allen Künstlern und Kunstfreunden.

In der Mitte hob sich die Cypresse hoch empor; links strebte die immer grünende Eiche zur Breite wie zur Höhe und bildete, indem sie zugleich jenen schlanken Baum hier und da mit zierlichen Aesten umfaßte, eine reiche Lichtseite. Rechts in freier Luft zeigten sich der Pinien horizontale Schirmgipfel und die Schattenseite war mit leichterm Gesträuche abgeschlossen; sodann nahmen, weiter hervor, die breiten, gezackten Blätter eines Feigenbaums noch einiges Licht auf und das Ganze rundete sich befriedigend.

Von dieser musterhaften Gruppe besitze ich noch eine große Kreidezeichnung auf grau' Papier, Jedermann zur Bewunderung. Nun hatte er dieses Gebilde unverrückt im Sinne behalten, solches in gegenwärtigem Kunst- und Musterbüchlein abermals vorgestellt, nur, dem Format gemäß, um Vieles kleiner und mit einiger Veränderung. Folgenden Reim schrieb ich zur Seite:

Denn, in Wäldern, Baum an Bäumen,
Bruder sich mit Bruder nähret,
Sei das Wandern, sei das Träumen
Unverwehrt und ungestöret:
Doch, wo einzelne Gestalten
Zierlich mit einander stehen,
Sich zum schönen Ganzen fügen,
Das ist Freude, Das ist Leben.

IV.

Abermals aus der vegetabilen Welt eine seltene, vielleicht einzige Erscheinung; schwer, unmöglich zu beschreiben. Da sich jedoch die wunderlichste Zufälligkeit unserm Freunde so tief eingeprägt hat, daß er den Gegenstand oft wiederholen mochte, so sei auch von unserer Seite der Versuch gewagt.

Inmitten eines von düstern Bäumen umschatteten Wasserspiegels zeigt sich, auf geringer Erderhöhung, eine alte Eiche, im Volllichte, ihre zackigen Aeste umher verbreitend und nie-

verſenkend, ſo daß die letzten Blätterbüſchel beinahe das Waſſer erreichen und ſich darin gar freundlich beſpiegelnd wiederholen. Ebenſo iſt der wenige abgeſteilte Erdgrund, worauf der Baum ſteht, auch Stamm und Aeſte, inſofern es der Raum zuließ, im Abglanz wiederholt.

Der alte, in feuchter Einſamkeit erwachſene, ausdauernde Baum, in düſterer Umgebung erleuchtet, in der Wüſte ſich ſelbſt beſpiegelnd, veranlaßte folgenden anthropomorphiſchen Reim:

Mitten in dem Waſſerſpiegel
Hob die Eiche ſich empor,
Maleriſch' Fürſtenvogel
Schlichem grünen Buchsbaum vor:
Sieht ſich ſelbſt zu ihren Füßen,
Schaut den Himmel in der Tiefe:
So des Lebens zu genießen,
Einſamkeit iſt höchſtes Gut.

V.

In belebte und angenehme Geſellſchaft verſetzt uns, aus jener Einſamkeit, geſchwinde dieſes Blatt. Auf Raſen gelagert ſehen wir anmuthige Jungfrauen, deren ſchöne Körper, der Sitte früherer Zeitalter gemäß, nur theilweiſe verhüllt ſind; der Anblick von derben, gefälligen Gliedern iſt uns gegönnt.

Nun aber fragen wir: was verſammelt ſie an dieſen Platz; was erwarten ſie? Denn gegenwärtig ſcheint Nichts vorhanden, was ihnen Unterhaltung gewähren könnte. Doch, näher beſehen, ſchauen wir hüben und drüben zwei männliche Figuren. Links, erhöht unter einem Baume ſitzend, einen lieblichen Jüngling, die Flöte in der Hand, als erklärte er vor Beginnen ſeines Vortrags, auf was für Melodien er ſich bereite, was für Lieder ſollten gehört werden. Auf ihn ſind viele Blicke gerichtet, wohl die Hälfte der Hörerinnen ſcheint ihm zu vertrauen, von ihm angezogen zu ſein.

Aber an der andern Seite hat ſich ein Faun unter die Nymphen gemiſcht; er zeigt eine vielröhrige Pfeife, verſpricht die munterſten Tänze, die luſtigſte Unterhaltung; auch mag er ſich wohl die Hälfte der Hörerſchaft gewonnen haben.

Mit wenig Reimen ſuchten wir Dieß auszudrücken:

Harren ſieht Ihr ſie, die Schönen,
Was durch's Ohr das Herz ergetzt?
Flöte wird für Diese tönen,
Für die Andern Pan's Syrinxe.

Nun aber laßt uns ſchweigen, damit Beide den Wettſtreit zu beginnen nicht weiter gehindert ſeien.

VI.

Alle kunſtreichen idylliſchen Darſtellungen erwerben ſich deßhalb die größte Gunſt, weil menſchlich natürliche, ewig wiederkehrende, erfreuliche Lebenszuſtände einfach wahrhaft vorgetragen werden, freilich abgeſondert von allem Läßigen, Unreinen, Widerwärtigen, worein wir ſie auf Erden gehüllt ſehen. Mütterliche, väterliche Verhältniſſe zu Kindern, beſonders zu Knaben; Spiel und Naſchluſt der Kleinen; Bildungstrieb, Ernſt und Sorge der Erwachſenen: das Alles ſpiegelt ſich gar lieblich gegen einander. Dieſem Sinne gemäß finden wir in der ſogenannten heiligen Familie einen idylliſchen Gegenſtand, erhoben zu frommer Würde und deßhalb doppelt und dreifach anſprechend.

Hiernach alſo haben wir dem ſechsten Bilde folgendes Vers zur Seite geſchrieben.

Heute noch im Paradieſe
Weiden Lämmer auf der Wieſe,
Hüpft von Reis zu Reis die Ziege;
Milch und Obſt nach ew'ger Weiſe
Pflegt der Alt' und Jungen Speiſe;
Mutterarm iſt Kinderwiege,
Unverdroſſen ſpricht an's Ohr,
Und Natur ſitzt noch wie vor;
Wo Ihr huldiget der Holden,
Erd' und Himmel ſtehen, golden.
Darum Heil dem Freunde ſei,
Der ſich führt ſo treu und frei!

Nun zur nähern Beſchreibung des Dargeſtellten. Eine junge, im blauen Gewand knieende Frau ſchaut, eine Ziege melkend, aus dem Bilde heraus, mit vollem, freundlichem Angeſicht. Es iſt aber keineswegs der Zuſchauer, nach welchem ſie ſich umſieht; ihr Geſchäft verrichtend, horcht ſie vielmehr auf die Bitte des Kindes, das, an ihrem Rücken, nach der eben quillenden unſchuldigen Nahrung verlangt. Vorwärts liegen und ſitzen drei Knaben um eine Schale, eben gemolkene Milch ſchlürfend, ohne weiteres Hülfsmittel als begierige Lippen. Hinterwärts am Baume ſitzt ein Faun, den Schlauch unter dem rechten Arme mit linker Hand hinaufreichend, als wolle er Früchte von den Knaben, die auf dem Aſte ſchweben, empfangen und der Familie einen willkommenen Nachtiſch bereiten.

In der Ferne ſieht man vor einer Höhle Feuer angezündet, um den heitern kühlen Morgen für die Umſitzenden zu erwärmen; die Felſengrotte aber zunächſt iſt hoch, tief und geräumig, wie ſie vor Stürmen und unfreundlicher Jahreszeit zu ſchützen hinreichend ſein möchte. Und ſo iſt auch das Troglodytiſche anzudeuten nicht vergeſſen, als nächſtes Hauptbedingniß eines ſolchen halb wahren, halb poetiſchen Naturzuſtandes.

VII.

Was die Mütter ſpinnen,
Das wird ein Kind ergötzen;
Was die Väter ſangen,
Das verſcheuchet muntre Jungen.
O, möchten ſie zum Schönen
Sich früh und früh gewöhnen,
Und wären ſie geboren
Den ſternerhabenen Ohren!

Mit dieſer Strophe begleiteten wir ein Bild, das, nach des Künſtlers liebſter Weiſe, bei natürlichen, ſelbſt an's Rohe grenzenden Gegen-

ſtänden zugleich auf höhere Bildung deutend, die Anfänge der Sittlichkeit zur Sprache bringt.

Auf einer hohen, freien Hügelgruppe haben ſich drei Figuren zuſammengekauert. Faun, der Vater, ſeinem ziegenfüßigen, von einer halbbekleideten, ſittigen Mutter auf dem Schoß gehaltenen Knaben die Töne der Rohrpfeife vordudelnd; begierig greift der Knabe darnach, ein Gleiches zu verſuchen. Alle drei Geſichter ſind glücklichen Ausdrucks; der Vater ſcheint ſein Beſtes thun zu wollen; das Kind greift tappiſch wacker zu; die Miene der Mutter hat eher etwas Schmerzliches, ſie ſcheint gerührt, entzückt, wie es ſolchen Naturen im Augenblicke wohl ziemen mag.

Hier iſt zu bemerken, daß der zartfühlende Künſtler ſich nicht überwinden könne, den weiblichen Gliedern ſolcher Faunen-Familien Ziegenfüße zu verleihen, welches im Plaſtiſchen, bei Darſtellung wilder Bachanten-Chöre, wohl zuläſſig, ja nothwendig ſein möchte, in der Malerei aber, ſelbſt von großen Meiſtern kunſtreich ausgeführt, immer etwas Anſtößiges hat. Wenn auch der Vater allenfalls mit thieriſchem Huf und Ohr gelten kann, da wir ja ohnehin in der geſitteten Welt die Männer geſtiefelt zu ſehen gewohnt ſind, nicht weit von jenem Faunen-Coſtüm entfernt: ſo können die Frauen hingegen ohne lange, würdige Kleider nicht gedacht werden. Durch dieſe vom Künſtler beliebte Wendung ergibt ſich eine merkliche Annäherung an unſere Sitten, an das Schickliche, ohne welches ein Kunſtwerk nicht leicht glücklichen Eingang finden würde.

Zu wiederholen iſt hier noch, daß jener Gipfel, welcher die Gruppe trägt, in großer Höhe gedacht ſei; Pinien-Schirme reichen hinabwärts, wodurch denn auch die coloſſalen Fichtenzapfen motivirt ſind, welche neben jenen Geſtalten, zu andern Früchten gehäuft, an der Erde liegen.

VIII.

Hier iſt nun eines Geſchlechtes zu gedenken, welches in dem Tiſchbein'ſchen Idyllen-Kreis eine bedeutende Rolle ſpielt, ich meine die Centauren, die er, als Pferd- und Menſchenkundiger, ſehr gut vorzuſtellen weiß.

Wenn wir der menſchlichen Geſtalt Bockfüße hinzufügen, ſie mit Hörnchen und Großohren begaben: ſo ziehen wir ſie zum Thiere herunter, und nur auf der niedrigſten Stufe ſchöner Sinnlichkeit dürfen wir ſie erſcheinen laſſen. Mit der Centauren-Bildung iſt es ganz ein Anderes. Wie der Menſch ſich körperlich niemals freier, erhabener, begünſtigter fühlt als zu Pferde, wo er, ein verſtändiger Reiter, die mächtigen Glieder eines ſo herrlichen Thiers, eben als wären es die eigenen, ſeinem Willen unterwirft und ſo über die Erde hin als höheres Weſen zu wallen vermag: ebenſo erſcheint der Centaur beneidenswerth, deſſen unmögliche Bildung uns nicht ſo ganz unwahrſcheinlich entgegentritt, weil ja der in einiger Ferne hinjagende Reiter mit dem Pferde verſchmolzen zu ſein ſcheint. Denken wir uns dieſes Geſchlecht nun auch als gewaltige, wilde Berg- und Forſtgeſchöpfe, von Jagd lebend, zu allen Kraftübungen ſich ſtählend, ihre Halbfohlen zu gleich mächtigem Leben erziehend, finden wir ſie erfahren in der Sternkunde, die ihnen ſichere Wegesrichtung verleiht; ferner einſichtig in die Kräfte von Kräutern und Wurzeln, die ihnen zur Nahrung, Erquickung und Heilung gegeben ſind: ſo läßt ſich gar wohl folgern, daß darunter vorzüglich ſinnende, Erfahrung verbindende Männer ſich hervorthun, denen man wohl die Erziehung eines Fürſten, eines Helden anvertrauen möchte.

So wird uns Chiron geſchildert, den man hier ausgeſtreckt ruhend, alſo den thieriſchen Leib an der Erde, findet. Der obere menſchliche Theil deutet aber auf Höheres, mehr als Menſchliches. Denn das Haupt wird durch den Arm unterſtützt, Angeſicht und Augen ſind aufwärts gerichtet; edle Form, ernſter Blick, auf ſinnige, wichtige Unternehmung deutend. Damit wir aber außer Zweifel geſetzt werden, was ſo eine wunderſame Perſon im Sinne trage, ſehen wir hinterwärts halb verſteckt ein Weibchen im Tigerfell. Es wendet uns die Schultern zu und ſpielt mit einem muntern, beinahe unbändigen Menſchenknaben. Sollte Das nicht Achill ſein, einem Chiron als dem tüchtigſten Pädagogen übergeben, welcher jedoch einen ſolchen Auftrag wohl bedenklich finden dorf?

Wir haben dieſem Bilde deßhalb folgende Strophe hinzugefügt.

Ehrt ernſt, ein Halbthier, liegend,
Im Beſchauen, im Beſinnen,
Hin und her im Geiſte wiegend,
Denkt er Großes zu gewinnen.
Ach, er möchte gern entlehnen
Solchem Auftrag, ſolcher Würde!
Einen Helden zu erziehen,
Wird Centauren ſelbſt zur Bürde.

IX.

Die ſämmtlichen, ſowohl ſittlich menſchlichen als natürlich animaliſchen Elemente der Tiſchbein'ſchen Idylle haben wir bisher beherzigt und dargeſtellt; nun da wir genug in dieſer Region gewandelt, müſſen wir noch zum Abſchluß einer tragiſchen Situation gedenken.

Das Grund-Motiv aber aller tragiſchen Situationen iſt das Abſcheiden, und da braucht's weder Gift noch Dolch, weder Spieß noch Schwert; das Scheiden aus einem gewohnten, geliebten, rechtlichen Zuſtand, veranlaßt durch

mehr oder mindern Nothzwang, durch mehr oder weniger verhaßte Gewalt, iſt auch eine Variation deſſelben Themas; und ſo hat auch unſer Künſtler nicht unterlaſſen, die Scheide-Scene von Hirten und Hirtinn gemüthlich darzuſtellen.

Unter einem alten, in der Zeit unvermüſtlich fortwachſenden Eichbaum ſitzen ſie neben einander, die Helden, erſt lebensanfänglich Jüngern. Der Knabe, die Füße übereinander geſchlagen, ſieht vor ſich hin; er wüßte Nichts zu ſagen, er vermag nicht über den Verluſt zu denken. Verluſt denkt ſich nicht, er fühlt ſich nur. Die ſchlanke, tüchtige, wohlgebaute, ſchöne Hirtinn aber lehnt ſich troſtlos auf ſeine Schulter; ihr iſt wohler, ſie kann weinen, ſie bezahlt der Gegenwart, was mit ſchweren Zinſen künftigen Stunden abzutragen wäre. Und ſo ſehen wir die Beiden allein, aber nicht einſam; denn neben ihnen hat der Künſtler ſinnig die ſpiralendenden Hirtenſtäbe umgekehrt zur Erde geſenkt, ineinander greifend; auch ſieht man zunächſt verſchiedenartige Schafe, als wenn ſie beiderlei Herden angehörten, ſich mit den düſtern Köpfchen gegen einander unſchuldig bethun. Mit einem Waldgebüſch iſt das Ganze geſchloſſen.

Und ſo ſchließen wir auch unſere Idyllen-Regien, oder vielmehr, ehe wir aus derſelben herausgetreten, befreunden wir uns mit etwas Höherm, Uebermenſchlichem, das uns deſto erfreulicher aufnimmt, als wir an der ſinnigen Behandlung des Untermenſchlichen, dem Künſtler dankend, Freude genoſſen. Und an der Schwelle dieſes Ueberganges ſprechen wir aus wie folgt:

Was wir froh und dankbar ſchauen,
Wenn es auch am Ende endet;
Was wir lechzen zu erneuen,
Wo es Herz und Sinnen feſſelt:
Heil'ge Gegend, groß gebildet,
Jugendfülle an Freudetrunk,
Weichlichkeit abgewendet,
Hoher Liebe Schmerzverluſt:
Was habt Ihr nun empfangen,
Jetzlich war's und in der Noth';
Sehnſucht aber und Verlangen
Hebt vom Boden in die Höh'.
In der Charis Kranz's Rojoden,
Sind Satyrbilden in der Luft;
Leichter ſchlägt Ihr Euch im Baden,
Leichter noch in Himmelsduft;
Und das Plätſchern und das Wallen
Ein und Aus'ves zieht Euch an;
Laßet Lied und Bild verhallen,
Doch im Innern iſt's getban!

X.

In dem ernſt lieblichen Fels und Waldgebüſch liegt, den Rücken gegen uns gekehrt, ausgeſtreckt auf Moos und Kräutern, über der Urne gelehnt, die ſchlankſte Geſtalt, nackende Reize dem Auge darbietend. Des mit leichtem Schilfkranze gezierten Hauptes geringe Wendung läßt uns ein unbefangenes, jugendliches Geſicht ſehen, völlig zu der untadeligen Geſtalt paſſend; ſie ſcheint auf einen Vogel zu achten, der aus dem Rohr, auf dem Rohr ſein Neſt vertheidigend, mit leidenſchaftlichem Geſchrei gegen ſie anſtrebt; es ſcheint, als habe das zarte Thierchen die Halbgöttinn jetzt erſt gewahrt und die Störung ſeines ſtillen, ſichern Anſiedlens furchtſam lebhaft empfunden. Aber ſo ganz einſam iſt unſere Schöne nicht hier oben; nur etwas höher und rückwärts, im Dunkel einer Felsgrotte, ruht in der Dämmerung des Widerſcheines eine ältere, obgleich nicht weniger anmuthige Geſpielinn. So dürfen wir ſie nennen; denn die beiden überfließenden Urnen ſenden ihre ſpielenden Wellen e i n e m Bett zu; vereint fließen ſie hin und ſcheinen das mädchenhafte Geſpräch in ihrem Laufe fortzuführen.

Wie aber zwei vertraute Freundinnen ſich wohl ein Mal entzweien, und eben auch ſo zuſammengefloſſene Bäche nach Umſtänden wieder ſich trennen, Das haben wir in wenigen Reimen doppelſinnig auszudrücken geſucht:

Jetzo wallen ſie zuſammen,
Kühle kühlt und birgt die Flammen;
Tiefer unten werden Herzen
Sich zum Wunderbad entgürten;
Von den Schultern von den Armen
Werden Beide ſich entzweien.
Dieſe fließt in off'ner Schwelle;
Jene, in gewohnter Kühle,
Sucht den Liebſten in der Hülle.

XI.

Sehen wir doch in der Wirklichkeit auf unmerklichem Draht, auf ſchwankendem Seil, wandelbare Bewegungen, kühnen Sprung auf Sprung, Blick verwirrenden Körperwechſel: über ſolcher Kraftäußerung vergeſſen wir die geringen Hülfsmittel, welche dieſe wunderſame Welt flüchtig begründen; nur auf das Bild ſchauen wir, das uns entzückt, den Begriff eines neuen Handwerks mittheilt und eine liebliche Kunſtwelt eröffnet.

Und ſo haben auch die antiken Maler bei'm anſchaulichen Nachbilden Tanzender, die des Bodens nicht zu bedürfen ſcheinen, da ſie ihn kaum berührten, dieſen Boden ſowohl als jedes irdiſche Hülfsmittel, Sprung- und Klangwerk beſeitigt, ihre Geſtalten in der Luft ſchwebend auf einfachem Grunde gehalten, wie ſie der Einbildungskraft, die ſich ihrer, von allem Nebenwerk abgeſondert, am Liebſten erinnern mag, frei und unbedingt vorſchweben. Auf ſolche Weiſe ſteigert auch Tiſchbein ſein idylliſches Beſtreben; auf leichtem Rohrgezweige hebt er ſeine Muſe empor, wie wir begleitend auszudrücken ſuchten:

Was ſich nach der Erde ſenkte,
Was ſich an den Boden hielt,
Was den Mutter nicht erquickt,
Seht, wie es empor ſich ſchwellte.

Wird auf Rose und Rosen spielt:
Künstlerweise macht es leicht.

XII.

Durch diesen Uebergang jedoch werden wir in die Lufthöhe geführt und in ätherischer Weite uns zu bewegen eingeladen. Hoch im finstern Luftraume schwebt im weiten Mantel, der sich um und über sie wolkenartig faltet, eine schlanke Gestalt; im Fortschweben sieht sie sich um nach dem sanften Lichte, das von unten zu ihr hinaufblickt, ihr holdes Angesicht sowie die nackten Sohlen erleuchtet.

Nicht lange bleiben wir über die Bedeutung des Bildes unaufgeklärt; um ihr Haupt winden sich Rosen an Rosen in unbekränzten Cirkeln; Aurora erkennen wir da. Der Gedanke, sie so vorzustellen, ist freundlich genug. Denn wie wir sonst auf heiligen Bildern um das Haupt der verklärten Mutter-Gottes Kreise von Engelsköpfchen sehen, die sich nach und nach in glänzende Wölkchen auflösen, ebenso ist es hier mit den Rosen gemeint, zu welchen die roth gesäumten Wölkchen der Morgendämmerung bedeutungsvoll gestaltet sind. Wir begrüßten sie mit folgendem Reim:

Wenn um des Götterkind Aurore'n
In Kindesruh werden Rosen geboren,
Sie freucht, so leicht, so hoch gewiegt,
Die Sonne ihr auf die Fersen scheint.
Das ist denn doch das wahre Leben,
Wo in der Nacht auch Blüthen schweben.

XIII.

Eine noch lieblichere Gestalt schwebt näher an uns heran, obgleich verschleiert, doch so gut wie nackt. Die Art ihres Erscheinens drücken wir folgender Maßen aus:

Ohne menschliche Gebrechen,
Göttergleich mit hoher'm Sinn,
Thaunig' Moos und Wasserbächen
Ueberschreitend schwebt sie hin.

Wir mochten bei ihr gern der Morgenstunde gedenken; denn auf diese scheint sie uns zu deuten, wo sich leichte Nebel von feuchter Stelle augenblicklich hervorheben, um als Thau die benachbarten Hügelflächen sonnenschen zu erquicken und zu verschwinden. Ebenso wenig dürfen wir hoffen, diese liebenswürdige Gestalt anzuhalten, uns ihrer zu bemächtigen. Sie zieht vorüber und läßt uns traurig zurück, sowie die Morgenstunde, wenn wir sie auch treulich genützt, immer zu früh enteilt, um uns der Mühe des Tages zu überlassen. Deßhalb fügten wir hinzu:

Heute sind sie, sind wie gestern,
Als der Mond sich vom Strand.
Ach, sie hat so tödtlich Schmerzen;
Deutlich werden wir sie inn!

XIV.

Die leichte Bewegung eines zierlichen Gefaltenpaars erinnert uns an die heitersten, geselligfestlichen Stunden. Zwei leicht bekleidete Feenmädchen scheinen sich im Fluge zu begegnen; so eben vor einander vorbeischwebend, sehen Beide sich um, als wollten sie die liebliche Gespielinn so schnell nicht aus den Augen verlieren. Zierlichste Biegung der Körper, anmuthigste Bewegung der äußersten Glieder, augenblickliche Verschlungenheit zweier gleich lieblicher Wesen erinnerten uns an unschätzbare Zeiten, wo die frohe Hora weichend uns der frohern übergibt und das Leben, einem Tanzreihen gleich, sich auf das Anmuthigste wiederholend, dahinschwebt.

Alles, was uns bewegsam beglückte, Musik, Tanz, und was sonst noch aus mannigfaltigen, lebendig beweglichen Elementen sich entwickelt, im Contraste sich trennt, harmonisch wieder zusammenfließt, mag uns wohl bei'm Anblick dieses Bildes in Erinnerung treten. Dieß sind gerade die schönsten Symbole, die eine vielfache Deutung zulassen, indeß das dargestellte Bildliche immer Dasselbe bleibt.

Dießmal entließen wir sie mit dem einfachen Ausruf:

Wirkt Stunden leichten Wohnst,
Lieblich Lieblichem begegnend,
Heute, Einstmals längsten Lohnst,
Scheidend, kommend, grüßend, segnend.

XV.

Und wie denn der kluge Feuerwerker seine blendenden Darstellungen gewöhnlich mit einer Raketen-Garbe zu enden pflegt, so hat auch unser Freund, was bisher einzeln oder paarweis an der Erde in der Mittelhöhe erschien, nun zur Dreiheit erhoben und in die höchste Atmosphäre gelüftet. Ein überhängender Felsgipfel tritt zur rechten Seite in's Bild hinein, ohne Rechenschaft von dem Fuße zu geben, worauf die Masse ruhen könnte; er hängt, von Rosen und wildem Wein bekränzt, über dem weiten Meer, welches, bis vorn an den Rahmen heraustretend, aus seinem erleuchteten Horizonte die Sonne hervorläßt, die sich in den Wellen bespiegelt und den Himmel aufklärt. Da schweben denn um jenes Felshaupt drei frische, leichte Sylphiden, die unterste flach, wie eine Streifwolke einherziehend; die zweite sich hinter ihr erhebend; die dritte noch weiter hinter- und aufwärts sich in den Aether verlierend. Es ist, als wenn der Künstler die Howard'sche Terminologie anthropomorphisch auszudrücken den Vorsatz gehabt, und es bedürfte nur noch Weniges, so wäre die Zeichensprache vollkommen. Sehr anmuthig schwebt die Unterste, mit Schale und Krug, an die Rosen heran und spürt, ob durch linde Beleuchtung der Morgenduft sich möchte entwickelt haben. Die Zweite erhebt sich in die-

genaler Richtung; die Dritte ſenkrecht ſteigt empor. Mit wenigen Pinſelzügen wäre hier die Streifwolke, die geballte, die zerſtiebende vorgeſtellt. Wir werden den wackern Freund erſuchen, in dieſem Sinne ein Gegenbild zu erfinden, und bringen deßhalb kein Gedicht hier bei, weil ſolches nur als Wiederholung von Howard's Ehrengedächtniß erſcheinen dürfte.

Wir ſchlagen um und wenden uns zu

XVI.

wo der Künſtler auf ein Mal den Vorhang fallen und uns vor einer Scene ſtehen läßt, welche Bezug auf das erſte Bild zu haben ſcheint, mit welchem ſie jedoch einen auffallenden Gegenſatz bildet. Dort ſahen wir mächtige, ernſtliche, gründliche Kunſt, durch Natur und Zeit überwältigt, ihre Eigenthümlichkeit aufgehoben und mit Frucht-, Feld- und Ackerboden ausgeglichen, der Vegetation anheim gegeben; hier aber finden wir Natur, wie ſie gebirgiſch auf ſich ſelbſt ruht, ohne der Pflanzenwelt irgend einen Antheil einzuräumen. Wir bezeichneten den Gegenſtand mit folgenden Worten:

Nackte Maſſen, grauſe Höhn,
Dreigeſtalt' und ewiges Licht,
Cretism, wie es unſerer Seele
Schauderhafte Laute ſpricht.
So erweiſt ſich wohl Natur;
Künſtlerblick vernimmt es nur.

Nun laſſe man dieſe proſaiſch rhythmiſchen Darſtellungen abermals als einen Verſuch gelten, weit entfernte aber wohl gar aus der Wirklichkeit verſchwundene Bilder in der Einbildungskraft hervorzuwecken. Möge dieſe Bemühung freundlich aufgenommen werden, wie es derjenigen gelang, die wir der Philoſtrat'ſchen Gallerie gewidmet! Glücklicher Weiſe werden die gegenwärtig beſprochenen noch von Deutſchem Tageslicht beſchienen; und welche Ausführung der Künſtler ſo bedeutenden Intentionen verliehen, wird Derjenige beurtheilen, der Glück und Gelegenheit hat, das Vorzimmer des Großherzogs von Oldenburg Hoheit im Schloſſe neben deſſen Cabinet zu betreten.

Radirte Blätter, nach Handzeichnungen (Skizzen) von Goethe.

Herausgegeben von Schwerdgeburt. Weimar 1821.

Das Unternehmen einiger verdienten Künſtler, nach meinen Entwürfen radirte Blätter herauszugeben, muß mir in mehr als einem Sinne erwünſcht ſein. Denn wie dem Dichter die Melodie willkommen iſt, wodurch der Tonkünſtler ſein Lied für ihn und Andere belebt, ſo freut es auch hier, ältere, längſt verklungene Bilder aus dem Lethäiſchen Strome wieder hervorgehoben zu ſehen.

Andertheils aber hab' ich längſt bedacht, daß in den Bekenntniſſen, in den Nachrichten, die ich von meinem Lebensgange gegeben, des Zeichnens öfters erwähnt wird, wobei man wohl nicht mit Unrecht fragen könnte, warum denn, aus wiederholter Bemühung und fortdauernder Liebhaberei nicht auch etwas künſtleriſch Befriedigendes habe hervortreten können.

Das läßt ſich nun vor allen Dingen von den Vortheilen flüchtiger Entwürfe nach der Natur für den Einzelnen ſo Manches erwähnen. Denn wie man von Leibniz erzählt, daß er bei'm Leſen, Sprechen, Denken gar Vieles angemerkt, ohne die Blätter jemals wieder anzuſehen und dennoch dadurch jene bedeutenden Momente ſeinem Gedächtniß eingeprägt: alſo iſt es auch mit flüchtigen Skizzen nach der Natur, wodurch uns Bilder, Zuſtände, an denen wir vorübergegangen, feſtgehalten werden und die Reproduction derſelben in der Einbildungskraft glücklich erleichtert wird. Nun kommt hinzu, daß der Liebhaber, deſſen Hand nicht fertig genug iſt, allen und jeden Gegenſtänden eine anmuthige Nachbildung zu verleihen, auf's Bedeutende hinſtreben und Dasjenige ſich zueignen wird, was einen auffallenden, ſich beſonders anſprechenden Character hat. Dergleichen glaubten freundſchaftlich geſinnte Künſtler ſchon längſt unter meinen Blättern zu finden; wie denn der uns allzu früh entriſſene Knaz ſich eine Sammlung aufſuchte, davon aber Gebrauch zu machen durch tödtliche Krankheit verhindert ward.

So iſt denn auch der ſchönſte Gewinn, den der Liebhaber bei ſeinem unermüdeten Streben dennoch genießt, daß ihm die Geſellſchaft des Künſtlers lieb und werth, unterhaltend und nützlich bleibt; und wer auch nicht ſelbſt hervorzubringen im Stande iſt, wird, wenn er ſich nur kennt und zu beurtheilen weiß, im Umgang mit productiven Menſchen immer gewinnen und wo auch nicht gerade von dieſer Seite, doch von einer andern ſich ausbilden und auferbauen.

Im Gefühl übrigens, daß dieſe Skizzen, ſelbſt wie ſie gegenwärtig vorgelegt werden, ihre Unzulänglichkeit nicht ganz überwinden können, habe ich ihnen kleine Gedichte hinzugefügt, damit der innere Sinn erregt und der

Beſchauer löblich getäuſcht werde, als wenn er Das mit Augen ſähe, was er fühlt und denkt, eine Annäherung nämlich an den Zuſtand, in welchem der Zeichner ſich befand, als er die wenigen Striche dem Papier anvertraute.

Ein Gleiches haben wir ſchon bei flüchtigen Zeichnungen eines Freundes gethan; denn wenn man von einem jeden Kunſtgebilde zwar verlangen kann, daß es ſich ſelbſt ausſpreche, ſo gilt Dieß doch eigentlich nur von gemähten, der größten Ausführung ſich eignenden Werken; andern hingegen, welche Etwas zu denken und zu wünſchen übrig laſſen, mag man wohl mit guten Worten eine ſchickliche Nachhülfe gönnen.

Mannigfaltiges, was hier noch zu ſagen wäre, bleibe verſpart auf den Fall, daß die Unternehmung begünſtigt würde, und mehrere Blätter, über die man ſich äußern könnte, den Freunden der Kunſt und der Sitte vorgelegt wären.

1. Einſame Wirkſ.

Ich ſah die Welt mit ſtarrenden Blicken,
Und Welt und ich wir ſchwiegen im Entzücken:
So dürftig war, beſtändig, immer friſch,
Wie Fels, wie Strom, ſo Vorgrund und Gebüſch.
Doch unverwandt' Gewiſſen, Nachbarinn,
Brachte oft den Stift, den Pinſel brachte zu Fall:
Auf neues Mangeln ſinnlich blind doch nur
Vom beſten Willen hell' und heller Spur.

Ihr Jüngern aber, die Ihr unverſagt
Mundgerecht'res anzuſprechen wagt,
Den Sinn, worein die Hand ſich ſinnend wand,
Das Unvermögen liebevoll verſtand,
Ihr ſeid es, die, was ich und Ihr gebüßt,
Dem weiten Kreis der Kunſtwelt nicht verbeißt,
Und wie dem Walde gute's den Hütern allen,
Sie knoſpen, grünen, wollen ab und fallen.

2. Hungerinn.

Hier ſtand wir denn verewigt ganz ſtill zu Hauf;
Vom Thor zu Thore ſtritt es wirblich auf:
Der Künſtler ſtrebt die alten Werke deut,
Wo Leben ſich zum Leben freundlich regt.
Und wie wir auch durch ferne Lande ziehen,
Da kommt es her, da ſtehet es wieder hin;
Wir wandern auf, wie auch die Welt entſtehe,
Der Enge zu, die uns allein begnüge.

3. Freie Welt.

Wir wandern ferner auf bekanntem Grund:
Wir waren lang, hier waren wir geſund,
Und ſchwebten den Sommerabend lang
Mit heiter Hoffnung mannigfalt'gem Gang
Und wie man kam, ſo ging man nicht zurück:
Begegnen iſt ein höchſtes Liebesglück.
Und Zwei zuſammen ſehen Fluß und Felſen,
Und Berg und Wald ſogleich ganz anders an.
Und wer dieſelben Pfade wandernd ſchweifet,
Sei ihm des Zieles beider Menſch ergreift.

4. Geheimſter Wohnſitz.

Wie Das erbaut war, wie's im Frieden lag,
Es kommt vielleicht vom Alterthum zu Tag;
Denn Vieles wickte, blieb am ſei'gen Fluß,
Wovon die Welt noch ſeine Spuhr weiß.
Der Tempel ſteht dem höchſten Sinn geweiht
Auf Felſengrund in heil'rer Einſamkeit.
Daneben wohnt die fromme Pilgerſchaar,
Sie wechſeln, gehen, kommend Jahr für Jahr.
So ruhig barrt ein wallendes Geſchlecht,
Geſchützt durch Mauern, mehr durch Licht und Recht:
Und wer ſich dort ſein Probeland bebaut,
Hat in der Welt gar einen eig'nen Stand;
Wir denken ſelbſt uns im Alls zu gründen:
Wer Thaten kennt, Erdingen wird er finden.
Der Mensch war unübertrefflich ſchön;
Ach, wahrer Gott! ein Künſtler hört's gern.

5. Zugenommen Wundern.

Hier ſind, ſo ſcheint es, Wanderer wohl bedacht:
Denn Jeder findet Bild um Bildermacht.
Wir ſagen nicht, wir hätten's oft gedacht,
Dergleichen Wege doch gelang's zu gehen;
Denn freilich, wo die Mühe war gehoben:
Da kann der Maler jede Stunde leben:
Er gibt beherzt, denn Schritt für Schritt iſt lehrig,
So daß er freylich Zweck und Ziel erreicht.

O ſelige Jugend, wie ſie, Tag und Nacht,
Den Ort zu andern luſtig angelacht,
Durch wilden Vorſatz höchſt behaglich ſtirbt,
Und auf dem Gipfel Niederkunft erwirbt!
Man ſchaut' es nicht; denn wohl gemeſſt ſie eilen,
Auch über Matten, heitern Sonnenſcheins.

6. Geſchauter Verkehr.

Wie ſich am Meere Mann und Mann beſtätigt
Und am Geſtade Schiffer überlädigt,
Der engen Pfade völlig vergeſſ macht,
Auf Sicherheit, mehr auf Gewinn bedacht:
Bald Nacht, bald Finſterniß, ſein' ſelbſt gewiß,
Sei wie es ſei und immer Hinderniß.
So Tag und Nacht den Anſtanden zur Laſt,
Es iſt vielleicht zu Beider aufgefaßt.

Skizzen zu Caſti's Fabelgedicht: „Die redenden Thiere.“

Dieſe, von einem vorzüglichen Künſtler an die Weimar'ſchen Kunſtfreunde geſandt, gaben zu folgenden Betrachtungen Anlaß.

Das Fabelgedicht von Caſti bietet zu maleriſcher Darſtellung weniger günſtigen Stoff als „Reincke Fuchs“ und andere einzelne Apologen. Was gebildet werden ſoll, muß ein Aeußerliches mit ſich führen; wo Nichts geſchieht, hat der Künſtler ſeine Vortheile verloren. In genanntem Gedichte ſind innerliche Zuſtände die Hauptſache, lebhafte, heftige, klare, revolutionaire Geſinnungen einer ſchwachen und doch gewaltſamen und in ihrer Klugheit ſelbſt unklugen, beſorgten und ſorgloſen Deſpotie entgegen geſtellt. Als Werk eines geiſtreichen Mannes hat es große Vorzüge, dem bildenden Künſtler aber gewährt es wenige bedeutende Momente. In ſolchen Fällen betrachtet man ein Bild und man weiß nicht, was man ſieht, wenn man uns gleich ſagt, was dabei zu denken wäre.

1. Berathſchlagen der Thiere über künftige Regierungsform, ob monarchiſch oder

republicaniſch. Macht eine gute Thiergruppe; wer könnte aber dabei errathen, daß ſie berathſchlagen.

2. Rede des Löwen als erwählten Königs. Bildet ſich gut zuſammen, auch drückt ſich das Herriſche des Löwen, die Nachgiebigkeit der übrigen untergeordneten Geſchöpfe deutlich aus.

3. Die Krönung des Löwen durch den Ochſen. Ein ſinnlicher Act, macht ein gutes Bild; nur iſt die Plumpheit des Krönenden keineswegs erfreulich; man fürchtet, den neuen Monarchen auf der Stelle erdrückt zu ſehen.

4. Das Tatzenlecken; wird ſpöttiſch dadurch der Handkuß vorgeſtellt. Wir können uns hier der Bemerkung nicht enthalten, daß das Gedicht, mit allen ſeinen Verdienſten, nicht ſowohl poetiſch ironiſch als direct ſatyriſch iſt. Hier ſind nicht Thiere, die wie Menſchen handeln, ſondern völlige Menſchen und zwar moderne, als Thiere maskirt. Das Tatzenlecken kann im beabſichtigten Sinne nicht deutlich werden. Man glaubt, des Löwen Pfote ſei verletzt, das Lecken eine Cur, und man wird durch den leidenden Blick des Löwen, gegen Affen und Kater gerichtet, in dieſen Gedanken beſtärkt. Kein Künſtler vermöchte wohl auszudrücken, daß der Löwe Langeweile hat.

Dieſe Bilder würden durch das Gedicht klar und, da ſie gut componirt und wohl beleuchtet ſind, von bekannter geſchickter Hand dem Liebhaber wohl erfreulich ſein. Das ſechste und ſiebente hingegen iſt nicht zu entziffern: wenn man den Zweck nicht ſchon weiß, ſo verſteht man ſie nicht; und wird uns das Verſtändniß eröffnet, ſo befriedigen ſie nicht. Von bildlichen Darſtellungen, welche zu einem geſchriebenen Werke gefertigt werden, darf man freilich nicht ſo ſtreng verlangen, daß ſie ſich ſelbſt ausſprechen ſollen; aber daß ſie an und für ſich gute Bilder ſeien, daß ſie nach gegebener Erklärung den Beifall des Kunſtfreundes gewinnen, läßt ſich wohl erwarten.

Was jedoch ſolchen Productionen eigentlich den höchſten Werth gibt, iſt ein guter Humor, eine heitere, leidenſchaftsloſe Ironie, wodurch die Bitterkeit des Scherzes, der das Thieriſche im Menſchen hervorhebt, gemildert und für geiſtreiche Leſer ein geſchmackvoller Beigeruß bereitet wird. Muſterhaft ſind hierin Joſt Ammon und Albert von Everdingen in den Bildern zu „Reineke Fuchs“, Paul Potter in dem berühmten weiland [illegible]-Gemälde, wo die Thiere den Jäger richten und beſtrafen.

Vorſtehendes gab zu weitern Betrachtungen Anlaß.

Die Thierfabel gehört eigentlich dem Geiſte, dem Gemüth, den ſittlichen Kräften, indeſſen ſie uns eine gewiſſe derbe Sinnlichkeit verſpiegelt. Den verſchiedenen Charakteren, die ſich im Thierreich ausſprechen, borgt ſie Intelligenz, die den Menſchen auszeichnet, mit allen ihren Vortheilen, dem Bewußtſein, dem Entſchluß, der Folge; und wir finden es wahrſcheinlich, weil kein Thier aus ſeiner beſchränkten, beſtimmten Art herausgeht, und deßhalb immer zweckmäßig zu handeln ſcheint.

Wie die Fabel des Fuchſes ſich durch lange Zeiten durchgewunden und von mancherlei Bearbeitern erweitert, bereichert und aufgeſtutzt worden, darüber gibt uns eine einſichtige Litterar-Geſchichte täglich mehr Aufklärung.

Daß wir ſinnliche Gegenſtände, wovon wir hören, auch mit Augen ſehen wollen, iſt natürlich, weil ſich Alles, was wir vernehmen, dem innern Sinn des Auges mittheilt und die Einbildungskraft erregt. Dieſe Forderung hat aber der bildenden Kunſt, zu allen äußerlich darſtellenden großen Schaden gethan und richtet ſie mehr oder weniger zu Grunde. Die Thierfabel ſollte eigentlich dem Auge nicht dargeſtellt werden, und doch iſt es geſchehen; unterſuchen wir an einigen Beiſpielen, mit welchem Glück.

Joſt Ammon, in der zweiten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts, gab zu einer lateiniſchen metriſchen Ueberſetzung des „Reineke Fuchs“ kleine, allerliebſte Holzſchnitte. In dem großen Kunſtſinne der damaligen Zeit behandelt er die Geſtalt der Thiere ſymboliſch, flügelmänniſch, nach heraldiſcher Art und Weiſe, wodurch er ſich den größten Vortheil verſchafft, von der natürlichſten Thierbewegung bis zu einer übertriebenen, fratzenhaften Menſchenwürde gelangen zu können. Jeder Kunſtfreund beſitzt und ſchätzt dieſes kleine Büchelchen.

Albert von Everdingen zog als vortrefflicher Landſchaftsmaler die Thierfabel in den Naturkreis herüber und wußte, ohne eigentlich Thiermaler zu ſein, vierfüßige Thiere und Vögel dergeſtalt an's gemeine Leben heranzubringen, daß ſie, wie es denn auch in der Wirklichkeit geſchieht, zu Reiſenden und Fuhrleuten, Bauern und Pfaffen gar wohl paſſend, einer und ebenderſelben Welt unbezweifelt angehören. Everdingen's außerordentliches Talent bewegte ſich auch hier mit großer Leichtigkeit; ſeine Thiere nach ihren Zuſtänden paſſen vortrefflich zur Landſchaft und componiren mit ihr auf's Anmuthigſte. Sie gelten ebenſo gut für verſtändige Weſen, als Bauern, Bäuerinnen, Pfaffen und Nonnen. Der Fuchs in der Wüſte, der Wolf an's Stockenſeil gebunden; einer wie der andere ſind an ihrem Platz. Darf man nun

hinzuſetzen daß Everding's landſchaftliche Compoſitionen, ihre Staffage mit inbegriffen, zu Licht- und Schattenmaſſen trefflich gedacht, dem vollkommenſten Helldunkel Anlaß geben, ſo bleibt wohl Nichts weiter zu wünſchen übrig.

Dieſe Sammlung, in guten Abdrücken, iſt jedem Liebhaber werth. Im Nothfall kann man ſich aus der Gottſcheed'ſchen Quart-Ausgabe, wozu man die ſchon geſchwächten Platten benutzte, immer noch einen Begriff von dem hohen Verdienſt dieſer Arbeit machen. .

Von allen Künſtlern, welche die Thierfabel zum Gegenſtand ihrer Bemühungen erkoren, hat wohl keiner ſo nahe den rechten Punct getroffen als Paul Potter in einem Gemälde von mehrern Abtheilungen, ſo ſich ehemals in der Gallerie zu Caſſel befunden. Die Thiere haben den Jäger gefangen, halten Gericht, verurtheilen und beſtrafen ihn; auch des Jägers Gehülfen, Hunden und Pferd, wird ein ſchlimmes Loos zu Theil. Hier iſt Alles ironiſch, und das Werk ſcheint uns als gemaltes Gedicht außerordentlich hoch zu ſtehen. Wir ſagen abſichtlich als gemaltes Gedicht; denn obgleich Potter der Mann war, daß alles von ihm Herrührende von Seite der Ausführung Verdienſte hat, ſo gehört doch gerade das erwähnte Stück nicht unter diejenigen, wo er uns als Maler Bewunderung abnöthigt. Hingegen wird ſchwerlich ein anderes, ſelbſt das vollendete Meiſterſtück der piſſenden Kuh nicht ausgenommen, dem Beſchauer größeres Vergnügen gewähren, ſich ſeinem Gedächtniß ſo lebhaft und ergetzend einprägen.

Gibt Potter's Gemälde ein Beiſpiel, in welchem Geiſte Thierfabeln, wofern der bildende Künſtler ſich dieſelben zum Gegenſtande wählt, zu behandeln ſeien: ſo möchte hingegen die bekannte Folge von Fabeln, welche der ſonſt wackere Elias Rüdinger eigenhändig radirt hat, als Beiſpiel durchaus fehlerhafter Denkweiſe und mißlungener Erfindung in dieſer Art angeführt werden. Verdienſt der Ausführung iſt ihnen wohl nicht abzuſprechen; allein ſie ſind ſo trocken, ernſthaft, haben einen moraliſchen Zweck, ohne daß die Moral aus dem Dargeſtellten errathen werden kann; es gebricht ihnen gänzlich an jener durchaus geforderten ironiſchen Würze; ſie ſprechen weder das Gemüth an, noch gewähren ſie dem Geiſt einige Unterhaltung.

Wer ſich jedoch in dieſem Fache bemüht, wie denn dem geiſtreichen Talente ſein Glück nirgends zu verſagen iſt, Dem wäre zu wünſchen, daß er die radirten Blätter des Benedetto Caſtiglione immer vor Augen habe, welcher die, doch mitunter allzu breiten, halbgeformten, unerfreulichen Thiergeſtalten ſo zu benutzen gewußt, daß einige das Licht in großen Maſſen aufnehmen, andere wieder durch kleinere Theile, ſowie durch Local-Tinten die Schatten-Partien mannigfaltig beleben. Dadurch entſpringt der äſthetiſche Sinnenreiz, welcher nicht fehlen darf, wenn Kunſtzwecke bewirkt werden ſollen.

Blumenmalerei.

Wenn gleich die menſchliche Geſtalt, und, zwar in ihrer Würde und Geſundheitsfülle, das Hauptziel aller bildenden Kunſt bleibt, ſo kann doch keinem Gegenſtande, wenn er froh und friſch in die Augen fällt, das Recht verſagt werden, gleichfalls dargeſtellt zu ſein und im Nachbild ein großes, ja größeres Vergnügen zu erwecken, als das Urbild nur immer erregen konnte. Wir ſchränken uns hier auf die Blumen ein, die ſehr frühe als Verbildner vom Künſtler ergriffen werden mußten. Der alten Kunſt waren ſie Nebenſache; Pauſias von Sycion malte Blumen zum Schmuck ſeines geliebten Sträußermädchens; dem Architecten waren Blätter, Knospen, Blumen und von daher abgeleitete Geſtalten als Zierde ſeiner ſtarren Flächen und Stäbe höchſt willkommen; und noch ſind uns hiervon die köſtlichſten Reſte geblieben, wie Griechen und Römer, bis zum Uebermaß, mit wandelbaren Formen der vegetirenden Welt ihren Marmor belebt.

Ferner zeigt ſich auf den Thüren des Ghiberti die ſchönſte Anwendung von Pflanzen und des mit ihnen verwandten Geflügels. Luca Della Robbia und ſeine Sippſchaft umgaben mit bunt verglaſ'ten hocherhabenen, Blumen- und Fruchtkränzen anbetungswerthe, heilige Bilder. Gleiche Fruchtfülle bringt Johann von Udine dar, in den köſtlich gedrängten Obſtgehängen der Vatican'ſchen Logen, und noch manche dergleichen, ſelbſt ungeſehener laſtende Feſtone verzieren, Fries an Fries, die Säle Leo X. Zu gleicher Zeit finden wir auch coloſſale und niedliche Pergament-Blätter, heiligen und frommen Inhalts, zum Beginn und am Rande mit bewundernswürdig nachgebildeten Blumen und Früchten reichlich verziert.

Und auch ſpäter war Vegetation wie Landſchaft nur Begleiterinn menſchlicher Geſtalten, bis nach und nach dieſe untergeordneten Gegenſtände durch die Machtgewalt des Künſtlers ſelbſtſtändig erſcheinen und das Haupt-Intereſſe eines Bildes zu bewirken ſich anmaßten.

Manche Verſuche vorbeigehend, wenden wir uns zu denen Künſtlern, die in den Niederlanden zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts ihr Glück auf die Blumenliebe reicher Handelsherren gründeten, auf die eigentliche Blumiſterei, welche mit unendlicher Neigung, ausgeſuchte Floren durch Cultur zu vervielfältigen und zu verherrlichen trachtete. Tulpe, Nelke, Aurikel, Hyacinthe wurden in ihrem vollkommenſten Zuſtande bewundert und geſchätzt; und nicht etwa willkürlich geſtand man Vollkommenheiten zu: man unterſuchte die Regeln, wonach Etwas gefallen konnte; und wir wagen, die Schätzung der Blumenliebhaber als wohl überdacht anzuerkennen, und getrauen uns, durchaus etwas Geſetzliches darin nachzuweiſen, wornach ſie gelten ließen oder forderten.

Wir geben hier die Namen der Künſtler, deren Arbeit wir bei Herrn Doctor Grambs in Frankfurt am Main in farbigen Aquarell-Zeichnungen mit Augen geſehen.

Morell aus Antwerpen blühte um 1700.

Maria Sibylla Merian deßgleichen.

Johann Bronkhorſt, geboren 1648.

Hermann Henſenburgh, geboren 1667.

Johann van Huyſum, geboren 1682, geſtorben 1749.

Oswald Wyac.

Van Leon.

Nook.

Noebig.

Johann van Os.

Van Brüſſel um 1780.

Van Leen.

Wilhelm Hendricus.

Nähere Nachrichten von den neuern Künſtlern würden ſehr willkommen ſein.

Ob nun ſchon Sibylle Merian, wahrſcheinlich angeregt durch des hochverdienten, viel jüngern Carl Plumier's Reiſeruf und Ruhm, ſich nach Surinam wagte und in ihren Darſtellungen ſich zwiſchen Kunſt und Wiſſenſchaft, zwiſchen Naturbeſchauung und maleriſchen Zwecken hin und her bewegte: ſo blieben doch alle folgenden großen Meiſter auf der Spur, die wir angedeutet; ſie empfingen die Gegenſtände von Blumenliebhabern; ſie vereinigten ſich mit ihnen über den Werth derſelben und ſtellten ſie in dem vollſten äſthetiſchen Glanze dar. Wie nur Licht und Schatten, Farbenwechſel und Widerſchein irgend ſpielen wollten, ließ ſich hier kunſtreich und unerſchöpflich nachbilden. Dieſe Werke haben den großen Vortheil, daß ſie den ſinnlichen Genuß vollkommen befriedigen. Blumen und Blüthen ſprechen dem Auge zu, Früchte dem Gaumen, und das beiderſeitige Behagen ſcheint ſich im Geruch aufzulöſen.

Und noch lebt in jenen wohlhäbigen Provinzen derſelbe Sinn, in welchem Huyſum, Rachel Ruyſch und Seegers gearbeitet, indeſſen die übrige Welt ſich auf ganz andere Weiſe mit den Pflanzen beſchäftigte und eine neue Epoche der Malerkunſt vorbereitete. Es lohnt wohl der Mühe, gerade auf dem Wendepunct dieſe Bemerkung zu machen, damit auch hier die Kunſt mit Bewußtſein an's Werk ſchreite.

Die Botanik huldigte in früher Zeit dem Apotheker, Blumiſten und Tafelgärtner; Dieſe forderten das Heilſame, Augenfällige, Geſchmackreiche, und ſo war Jedermann befriedigt; allein die Wiſſenſchaft, begünſtigt vom raſtloſen Treiben des Handels und Weltbewegens, erwarb ſich ein Reich, das über Unendlichkeiten herrſchte. Nun waren ihr Geſchöpfe ſogar verächtlich, die nur nützlich, nur ſchön, wohlriechend und ſchmackhaft ſein wollen; das Unnützeſte, das Häßlichſte umfaßte ſie mit gleicher Liebe und Antheil.*

Dieſe Richtung mußte der Künſtler gleichfalls verfolgen; denn obgleich der Geſetzgeber Linné ſeine große Gewalt auch dadurch bewies, daß er der Sprache Gewandtheit, Fertigkeit, Beſtimmungsfähigkeit gab, um ſich an die Stelle des Bildes zu ſetzen: ſo kehrte doch immer die Forderung des ſinnlichen Menſchen wieder zurück, die Geſtalt mit einem Blick zu überſehen, lieber als ſie in der Einbildungskraft erſt aus vielen Worten aufzuerbauen.

Welchem Naturfreund wäre nun vorzuerzählen nöthig, wie weit die Kunſt, Pflanzen, ſowohl der Natur als der Wiſſenſchaft gemäß, nachzubilden, in unſern Tagen geſtiegen ſei? Will man treffliche Werke vorzählen, wo ſoll man anfangen; wo ſoll man enden?

Hier ſei uns eins für alle gegeben: A Description of the Genus Pinus by Lambert. London 1803.

Der in ſeiner Kunſt vollendete und ſie zu ſeinen Zwecken geiſtreich anwendende Ferdinand Bauer ſtellt die verſchiedenen Fichtenarten und die mannigfaltigen Umwandlungen ihrer Aeſte, Zweige, Nadeln, Blätter, Knospen, Blüthen, Früchte, Fruchthüne und Samen zu unſerer größten Zufriedenheit durch das einfache Kunſtmittel dar, daß er die Gegenſtände in ein volles freies Licht ſetzt, welches dieſelben in allen ihren Theilen nicht allein umfaßt, ſondern ihnen auch durch lichte Widerſcheine überall die größte Klarheit und Deutlichkeit verleiht. Eine ſolche Behandlungsart gilt hauptſächlich bei dieſem Gegenſtand: Zweige, Nadeln, Blüthen haben in genanntem Geſchlecht eigentlich keinen Körper; dagegen ſind alle Theile durch Local-Farben und Tinten ſo unendlich von einander abgeſetzt und abgeſtuft, daß die reine Betrachtung

Jery. Nicht lange mehr, wenn ihr mir Hoffnung macht.

Bätely. Behüte Gott! ich meinte nur

Jery. Du wirst an vielem Übel Schuld seyn. Schon oft hast du mir den Kopf so toll gemacht, daß ich dir zum Trutz eine andre nehmen wollte. Und wenn ich sie nun hätte, und wäre sie gleich müde, und sähe immer und immer, das ist nicht Bätely! Ich wär auf immer elend.

Bätely. Du mußt eine schöne nehmen, die reich ist und gut; so eine wird man nimmer satt.

Jery. Ich habe Dich verlangt und keine reichere noch bessere.

Ich verschone dich mit Klagen,
Doch das Eine muß ich sagen,
Immer sagen, dir allein
Ist und wird mein Leben seyn.

ſolcher Mannigfaltigkeit uns das Abgebildete als wirklich vor Augen bringt. Jede Farbe, auch die hellſte, iſt dunkler als das weiße Papier, worauf ſie getragen wird, und es bedarf alſo hier weder Licht noch Schatten, die Theile ſetzen ſich unter einander und vom Grunde genugſam ab; und doch würde dieſe Darſtellung noch immer etwas Chineſiſches behalten, wenn der Künſtler Licht und Schatten aus Unkunde nicht achtete, anſtatt daß er hier aus Weisheit Beides vermeidet. Sobald er aber Deſſen bedarf, wie bei Aeſten und Zarſen, die ſich körperlich hervorthun, weiß er mit einem Hauch, mit einem Garnichts nachzuhelfen, daß die Körper ſich runden und doch ebenſo wenig gegen den Grund abſtechen. Daher wird man bei'm Anblick dieſer Blätter bezaubert: die Natur iſt offenbar, die Kunſt verſteckt, die Genauigkeit groß, die Ausführung mild, die Gegenwart entſchieden und befriedigend, und wir müſſen uns glücklich halten, aus den Schätzen der großherzoglichen Bibliothek dieſes Muſterwerk uns und unſern Freunden wiederholt vorlegen zu können.

Denke man ſich nun, daß mehrere Künſtler im Dienſte der Wiſſenſchaft ihr Leben zubringen, wie ſie die Pflanzentheile, nach einer ſich in's Unendliche vermannigfaltigenden und doch noch immer für's Anſchauen nicht hinreichenden Terminologie, durchſtudiren, wiederholt nachbilden und ihrem ſcharfen Künſtlerauge noch das Microſcop zu Hülfe rufen: ſo wird man ſich ſagen: es muß endlich Einer aufſtehen, der dieſe Abgeſondertheiten vereinigt, das Beſtimmte feſthält, das Schwebende zu faſſen weiß; er hat ſo oft, ſo genau, ſo treu wiederholt, was man Geſchlecht, Art, Varietät nennt, daß er auswendig weiß, was da iſt und ihn Nichts irrt, was werden kann.

Ein ſolcher Künſtler habe nun auch denſelben innern Sinn, den unſere großen Niederländiſchen Blumenmaler beſeſſen, ſo iſt er immer in Nachtheil: denn Jene hatten nur Liebhaber des auffaſſend Schönen zu befriedigen, er aber ſoll im Wahren und durch's Wahre das Schöne geben; und wenn Jene im beſchränkten Kreiſe des Gartenfreundes ſich behaglich erzingen, ſo ſoll er vor einer unüberſehbaren Menge von Kennern, Wiſſenden, Unterſcheidenden und Anſtechenden ſich über die Natürlichkeit controliren laſſen.

Nun verlangt die Kunſt, daß er ſeine Blumen nach Form und Farbe glücklich zuſammenſtelle, ſeine Gruppen gegen das Licht zu erhöhe, gegen die Seiten ſchattend und halbſchattig abrunde, die Blüthen erſt in voller Anſicht, ſodann von der Seite, auch nach dem Hintergrunde zu fliehend ſehen laſſe und ſich dabei dergeſtalt bewähre, daß Blatt und Blättchen, Kelch und Anthere eine Special-Critik aushalte und es zugleich im Ganzen, Künſtler und Kunſtkenner zu befriedigen, den unerläßlichen Effect dargeben und leiſten ſoll! — —

Daß irgend Jemand eine ſolche Aufgabe zu löſen unternähme, würden wir nicht denken, wenn wir nicht ein Paar Bilder vor uns hätten, wo der Künſtler geleiſtet hat, was einem Jeden, der ſich's bloß einbilden wollte, völlig unmöglich ſcheinen müßte.

Gérard's hiſtoriſche Portraits.

Collection des portraits historiques de M. le Baron Gérard, premier peintre du roi, gravés à l'eau-forte par M. Pierre Adam: précédée d'une notice sur le portrait historique. I. et II. livraison. Paris, Urbain Canel, éditeur, rue Saint-Germain-des-Prés, No. 9. 1825.

Da uns die auf dem Titel verſprochene Notiz über das hiſtoriſche Portrait nicht zugleich mit den Kupfern zugekommen, ſo müſſen wir uns hierüber aus den vorliegenden Blättern einen Begriff zu bilden ſuchen.

Unter einem hiſtoriſchen Portraite kann man verſtehen, daß Perſonen, die zu ihrer Zeit bedeutend ſind, abgebildet werden; und Dieſe können wieder in den gewöhnlichen Lagen ihres Zuſtandes oder auch in außerordentlichen Fällen vorgeſtellt ſein; und ſo möchten wohl von jeher viele hiſtoriſche Portraite einzeln gemalt worden ſein, wenn nur der Künſtler treu an dem Zuſtand geblieben iſt, um einen ſolchen zu überliefern.

Die gegenwärtige Sammlung jedoch, von der uns zwei Hefte vorliegen, denen noch vielleicht ein Dutzend folgen ſollen, ſcheint auf etwas Ganzes und Zuſammenhängendes zu deuten.

Der Künſtler nämlich, Herr Gérard, im Jahre 1770 geboren, anerkannt tüchtigſter Schüler David's, gefälliger als ſein Meiſter, kam in die bewegteſte Welt-Epoche, welche jemals eine geſittete Menſchheit aufregte; er bildete ſich zur wilden Zeit, ſein zartes Gemüth aber ließ ihn zurückgehen in das reine Wahre und Anmuthige, wodurch denn doch der Künſtler zuletzt allein ſich das Publicum verpflichtet. In Paris als Künſtler von Rang anerkannt, malte er durch alle Epochen die bedeutenden Einheimiſchen und Fremden, hielt von jeder ſeiner Arbeiten eine Zeichnung zurück und fand ſich nach und nach im Beſitz eines wahrhaft hiſtoriſchen Bildерſaales. Bei einem ſehr treuen Gedächtniß zeichnete er

außerdem auch die Beſuchenden, die ſich nicht malen ließen, und ſo vermag er uns eine wahrhaft weltgeſchichtliche Gallerie des achtzehnten Jahrhunderts und eines Theils des neunzehnten vorzulegen.

Was aber das Intereſſe an dieſer Sammlung eigentlich erregen und erhalten kann, iſt der große Verſtand des geiſtreichen Künſtlers, der einer jeden Perſon ihre Eigenthümlichkeit zu verleihen und faſt durchaus auch ihre Umgebung individuell-characteriſtiſch anpaſſend und mitwirkend zu bilden gewußt hat.

Wir gehen ohne weiteres Vorwort zu den Gemälden ſelbſt, Dasjenige, was wir noch im Allgemeinen zu ſagen hätten, bis zum Schluſſe verſparend. Nur Eines haben wir zu erinnern: wer, an die Leiſtungen des Pariſer-Steindrucks gewöhnt, hier das Gleiche der Bildniſſe gleichzeitiger Männer oder der Gallerie der Herzoginn von Berry erwartet, wird ſich nicht befriedigt, vielleicht abgeſtoßen finden. Hier iſt, was man ſonſt ſo ſehr zu ſchätzen wußte und noch von der Hand älterer Niederländiſcher Meiſter theuer bezahlt, eine meiſterhaft geiſtreiche Nadel, welche Alles leiſtet, was ſie will und nur will, was zum Zwecke dient. Wer Dieſes erkennt und zugeſteht, wird ſich auch in dieſem Kreiſe gleich einheimiſch finden.

Alexander I., Kaiſer von Rußland.

Gemalt 1814.

Das Auftreten oder vielmehr das auf ſich ſelbſt Stehen (poſe) dieſer allgemein gekannten, verehrten, majeſtätiſchen Perſon iſt gar trefflich ausgedrückt: das Wohlverhältniß der Glieder, der natürliche Anſtand, das ruhige Daſein, ſicher und ſelbſtbewußt, ohne mehr zu zeigen, als es iſt und war; die glücklich ausgedrückten Local-Tinten des frei nach der rechten Hand blickenden Antlitzes, der dunkeln Uniform, des klarern Ordensbandes, der ſchwarzen Stiefel wie des Hutes, welches zuſammen dem Bilde viel Anmuth gibt.

Eben dieſen Hut, flammenartig behuſcht, hält die Hand des rechten niederſinkenden Armes, die Linke greift in den Bügel des rückwärts hängenden Degens; und betrachtet man das Haupt nochmals, ſo iſt es gar ſchön durch militäriſchen Schmuck des Kragens, der Achſel- und Ordenszierden begleitet. Mit entſchiedenem Geſchmack iſt das Ganze behandelt und wir müſſen uns die Landſchaft oder vielmehr Unlandſchaft gefallen laſſen. Die Figur iſt auf großer Höhe gedacht, die hinterſten Berge gehen nur ein Weniges über den Ferſen hin und der Vordergrund iſt kümmerlich an Erdboden und Pflanzengewächs.

Doch wüßten wir Nichts dagegen zu ſagen; denn dadurch ſteht die Figur ganz auf dem Wolken- und Himmelsgrunde und es ſcheint, als wenn die Paſſität der Steppe uns an das unermeßliche Reich, das er beherrſcht, erinnern ſollte.

Carl X., König von Frankreich.

Ein höchſt merkwürdiger Gegenſatz; eine wohlgebaute edelmänniſche Figur, hier im Krönungs-Ornate, zur Erinnerung eines einzigen, freilich höchſt bedeutenden Lebens-Momentes.

Der obere Theil dieſer edeln Wohlgeſtalt, zwar mit Hermelin und Spitzen, mit Paſament, Ordenskette und Spange verziert, aber nicht überladen, läßt noch die Figur gut durchſehen; nachher aber umhängt ein koſtbarer Mantel den untern Theil, außer den linken Fuß, und reicht als ſchwere Wolke weit nach beiden Seiten zum Boden hin. Den Federhut in der Linken, den umgekehrten Scepter in der Rechten, ſteht der Fürſt neben Stuhl und Kiſſen, worauf Krone und die Hand des Rechtes ruhen; auf teppichbeſchlagenen Stufen ein Thron mit geflügelten Löwenköpfen, faltenreiche Vorhänge, unter und neben welchen Säulen, Pilaſter, Bogen und Bogengänge uns nach dem Grund eines Prachtgebäudes hinblicken laſſen. Beide beſchriebene Bilder neben einander gelegt, geben zu wahrhaft großen hiſtoriſchen Betrachtungen Anlaß.

Ludwig Napoleon, König von Holland.

Gemalt 1808.

Ungern nehmen wir dieß Bild vor uns und doch wieder gern, weil wir den Mann vor uns ſehen, den wir perſönlich hochzuſchätzen ſo viel Urſache hatten; aber hier bedauern wir ihn. Mit einem wohlgebildeten, treuen, redlichen Geſichte blickt er uns an, aber in ſolcher Verkleidung haben wir ihn nicht gekannt und hätten ihn nicht kennen mögen. In einer Art von ſogenannter Spaniſcher Tracht, in Weſte, Schärpe, Mantel und Krauſe, mit Stickerei, Quaſten und Orden geſchmackvoll aufgeputzt, ſitzt er ruhig nachdenkend, ganz in Weiß gekleidet, ein dunkles, hellbefiedertes Barett in der rechten Hand, in der linken auf einem ſtarken Polſter ein kurzes Schwert haltend, dahinter ein Turnier-Helm, Alles vortrefflich componirt. Mag es nun für die Augen ein ſchönes, harmoniſches Bild ſein; aber dem Sinne nach kann es uns Nichts geben, vielleicht weil wir dieſen herrlichen Mann gerade in dem Augenblick kennen lernten, als er allen dieſen Aeußerlichkeiten entſagte und ſein ſittliches Zartgefühl, ſeine Neigung zu äſthetiſchen Arbeiten ſich im Privat-Stande ungehindert weiter zu entwickeln trachtete.

Ueber ſeine kleinen, höchſt anmuthigen Gedichte, ſowie über ſeine Tragödie „Lucretia“

kam ich ſchon oft in Verſuchung, einige Bemerkungen niederzuſchreiben, aber die Furcht, ein mir ſo freundlich geſchenktes Vertrauen zu verletzen, hielt mich ab, wie noch jetzt.

Friedrich August, König von Sachſen.

Gemalt 1809.

Stellte das vorhergehende Bild eine flüchtig vorübergehende Repräſentation dar, ſo gibt das vorliegende den entſchiedenen Eindruck von Beharrlichkeit und Dauer. Eine edle, characteriſtiſch ſichere Geſtalt eines bejahrten, aber wohlerhaltenen, wohlgebildeten Herrn zeigt ſich in herkömmlicher Kleidung; er ſteht vor uns, wie er lange vor ſeinem Hofe von den Seinigen und unzähligen Fremden geſehen worden: in Uniform, mehr der Hofſitte als militäriſchen Beſtimmungen gemäß, in Schuh und Strümpfe, den Federhut unter dem Arm, Bruſt und Schultern mäßig mit Orden und Achſelzierden geſchmückt, ein regelmäßiges und ernſt und treu anſchauendes Geſicht, das Haar nach älterer Weiſe in Seitenlocken gerollt. Mit Zutrauen würden wir uns einem ſolchen Fürſten ehrerbietig darſtellen, ſeiner klaren Ueberſicht vertrauend, unſere Angelegenheit vortragen und, wenn er unſere Wünſche gerecht und billig fände, einer wohl überdachten Gewährung völlig ſicher ſein.

Der Grund dieſes Bildes iſt einfach würdig gedacht; aus einem anſtändigen Sommer-Palaſt ſcheint der Fürſt ſo eben in's Freie zu treten.

Ludwig Philipp, Herzog von Orleans.

Gemalt 1817.

Ein würdiges Geſicht, an hohe Vorfahren erinnernd. Der Mann, wie er daſteht, zeigt ſich in ſeinen beſten Jahren, Ebenmaß der Glieder, ſtark und muskelhaft, breite Bruſt, wohlhäbiger Körper, vollkommen geſchickt, als Träger einer der wunderlichen Uniformen zu erſcheinen, die wir längſt an Huſaren, Ublanen, in der neuern Zeit, aber unter mancherlei Abweichungen gewohnt worden. Auch hier fehlt es nicht an Borten und Litzen, an Poſament und Quaſten, an Riemen und Schnallen, an Gürtein und Haken, an Knöpfen und Dörnern. In der rechten Hand eine herrliche Orientaliſche Mütze mit der Reiherfeder, die linke auf dem weit abſtehenden, durch lange Bänder gehaltenen und mit der herabhängenden Taſche verbundenen Säbel. Ebenfalls iſt die Figur ſehr glücklich geſtellt und componirt vortrefflich; die großen Flächen der weißen Aermel und Beinkleider nehmen ſich gar hübſch gegen den Schmuck des Körpers und der Umhüllung.

Wir wünſchen eine ſolche Figur auf der Parade geſehen zu haben; und indem wir Dieſes ſagen, wollen wir gerade den landſchaftlichen Grund nicht tadeln. In einiger Ferne wartet ein Adjutant; auch wird ein geſatteltes Pferd, das ſich nach ſeinem Herrn umſieht, dort gehalten. Die Ausſicht nach der Tiefe hin iſt rauh und wild, auch das Wenige vom Vorder-, Mittel- und Hintergrund iſt mit großem Geſchmack hinzugefügt, woran wir das Bedürfniß und die Intention des Malers erkennen; aber freilich die Figur tritt eigentlich nur auf, um ſich ſehen zu laſſen; ſie beobachtet nicht, ſie gebietet nicht; deßwegen wir ſie denn, als auf der Parade ſich zeigend, nach unſerer Art betrachten mußten.

Herzog von Monte Pelo, Marſchall Jourdan.

Gemalt 1820.

Das Gegentheil des vorigen Bildes erblicken wir hier: ein ſchlanker, wohlgebauter, wohlgebildeter Krieger, nicht mehr geſchmückt, als nöthig iſt, um ihn an ſeiner hohen Stelle als Befehlshaber zu bezeichnen. In einiger Gemüths- und Körperbewegung iſt er dargeſtellt; und wer ſollte in ſolcher Lage ohne Gegenwirkung gegen die äußerſte Gefahr ſich unbewegt erhalten dürfen? Aber die große Mäßigung bezeichnet den Helden; er ſteht zwiſchen den Trümmern einer Batterie, die zuſammengeſchoſſen iſt und zuſammengeſchoſſen wird; noch ſauſen die Splitter umher, Laffetten krachen und berſten, Kanonen-Röhren wälzen ſich am Boden, Kugeln und zerſchmetterte Waffen ſind in Bewegung.

Ernſthaft, aufmerkſam blickt der Mann nach der Gegend, wo das Unheil herkommt; die geballte linke Fauſt, der ſcharf in den Hut eingreifende Daumen der Rechten geben, wie die ganze Silhouette des ganzen Körpers von oben bis unten, den Eindruck von zuſammengehaltener, zuſammenhaltender Kraft, von Anſpannung, Anſtrengung und innerer Sicherheit; es iſt auch hier ein Auf- und Eintreten ohne Gleichen. Welche Schlacht hier gemeint ſei, wiſſen wir nicht; aber es iſt immer dieſelbe Lage, in die er ſich ſo oft verſetzt geſehen und die ihm endlich das Leben koſtete.

Uebrigens finden wir ihn hier im Bilde ſehr viel älter als im Jahr 1806, wo wir ſeiner anmuthigen Perſönlichkeit, ja man dürfte wohl ſagen ſchnell gefaßten Neigung, eine in damaligen Tagen unwahrſcheinliche Rettung verdankten.

Carl Moritz von Lobkowitz, Prinz von Dornburg ꝛc.

Gemalt 1820.

Je weiter wir in Betrachtung dieſer Sammlung vorwärts ſchreiten, deſto wichtiger erſcheint ſie uns. Jedes einzelne Blatt iſt von größter Bedeutung, welche zunimmt, indem wir eins mit dem andern, vor- und rückwärts, vergleichen.

In dem vorigen ſahen wir einen der erſten Helden des Franzöſiſchen Heeres, heroiſch ge-

faſt mitten in der größten augenblicklichſten Lebensgefahr; hier ſehen wir den erſten Diplomaten des Jahrhunderts, in der größten Ruhe, ſtehend und alle Zufälligkeiten des Augenblicks gelaſſen erwartend.

Umgeben von einem höchſt anſtändigen, aber nicht prunkhaften Zimmer, finden wir ihn im ſchicklichen, einfachen Hofkleide, den Degen an der Seite, den Federhut nicht weit hinterwärts auf dem Canapé liegend, eben als erwarte der Geſchäftsmann die Meldung des Wagens, um zur Conferenz zu fahren; den linken Arm auf eine Tiſchecke gelehnt, in der Nähe von Papier, Schreibzeug und Feder, die Rechte im Schooß, den rechten Fuß über den linken geſchlagen, erſcheint er vollkommen impaſſibel. Wir erwehrten uns nicht des Andenkens an die Epicuriſchen Gottheiten, welche da wohnen, „wo es nicht regnet noch ſchneiet, noch irgend ein Sturm weht“; ſo ruhig ſitzt hier der Mann, unangefochten von allen Stürmen, die um ihn her ſauſen. Begreifen läßt ſich, daß er ſo ausſieht, aber nicht, wie er es aushält. Sein Blick iſt das Unerforſchlichſte: er ſieht vor ſich hin; ob er aber den Beſchauer anſieht, iſt zweifelhaft. Sein Blick geht nicht in ſich hinein wie der eines Denkenden, auch nicht vorwärts, wie der eines Beſchauenden; das Auge ruht in und auf ſich, wie die ganze Geſtalt, welche, man kann nicht ſagen ein Selbſtgenügen, aber doch einen Mangel an irgend einen Bezug nach außen andeutet.

Genug, wir mögen hier phyſiognomiſiren und deuten, wie wir wollen: ſo finden wir unſere Einſicht zu kurz, unſere Erfahrung zu arm, unſere Vorſtellung zu beſchränkt, als daß wir uns von einem ſolchen Weſen einen hinlänglichen Begriff machen könnten. Wahrſcheinlicher Weiſe wird es künftighin dem Hiſtoriker auch ſo gehen, welcher dann ſehen mag, inwiefern ihn das gegenwärtige Bild fördert. Zu annähernder Vergleichung gab uns das Portrait dieſes wichtigen Mannes auf dem großen Bilde vom Congreß zu Wien, nach Iſabei, jedoch einigen Anlaß. Wir bemerken Dieß um forſchender Liebhaber willen.

Ferdinand Jmecourt, Ordonnanz-Officier des Marſchalls Lefevre.

Umgekommen vor Danzig 1807, gemalt 1808.

Alſo, wie das Datum beſagt, aus der Erinnerung oder nach einer Skizze gemalt.

Einen merkwürdigen Contraſt gibt uns auch dieſes Bild. Die militäriſche Laufbahn des Mannes deutet auf einen brauchbaren Thätigen, ſein Tod auf einen Braven; aber in dem Jncognito des Civil-Kleides iſt jeder characteriſtiſche Zug verſchwunden. Gentlemanartig in Stellung und Kleidung, iſt er eben im Begriff, die breiten Stufen zu einem einfachen Gartenhaus hinaufzuſteigen; den Hut in der herabhängenden Linken, auf den Stock in der rechten Hand geſtützt, hält er einen Augenblick inne, als ſich umſehend, ob er vielleicht noch wo einen Bekannten in der Nähe gewahr würde. Die Züge des Geſichts ſind die eines verſtändigen, gelaſſenen Mannes; die Geſtalt von mittlerer Größe, anſtändiger Zartheit. In der Societät würden wir ihn für einen Diplomaten angeſprochen haben; und es iſt wirklich ein glücklicher Gedanke, die vollkommene, edle Preſe einer vorübergegangenen Gegenwart hier zwiſchen ſo bedeutenden, welthiſtoriſchen Männern zu finden.

Graf und Gräfinn Fries.

Gemalt 1808.

Dieſes Familien-Bild paßt recht gut zum vorigen; denn jener Mann durfte nur hier hereintreten und er wäre willkommen geweſen.

Der Gemahl hat ſich auf die Ecke eines ausgeſchweiften dreiſeitigen Tiſches geſetzt und zeigt ſich in einer ſehr natürlichen, glücklichen Wendung. Eine Reitgerte in der rechten Hand deutet auf Kommen oder Gehen, und ſo paßt das augenblickliche nachläſſige Hinſitzen auf einer ſolchen Stelle gar wohl. Die Gemahlinn, einfach weiß gekleidet, einen bunten Shawl über dem Schooß, ſitzt und ſchaut, den Blick des Gemahls begleitend, gleichſam nach einem Eintretenden. Dieß Mal ſind wir es, die Anſchauenden, die wir glauben können, auf eine ſo freundlich höfliche Weiſe empfangen zu werden. Die linke Hand der Dame ruht auf der Schlafſtätte eines kleinen Kindes, das in halbem Schlummer ſich ganz wohl zu behagen ſcheint. Wand und Pilaſter, die freie Durchſicht in einen Bogengang, ein Schirm hinter dem Bette des Kindes bilden einen mannigfaltigen, anmuthigen, offenen und doch wohnlichen Hintergrund. Das Bild componirt ſehr gut und mag in Lebensgröße, der Andeutung nach colorirt, eine ſehr erfreuliche Wirkung thun.

Catharina, königliche Prinzeſſinn von Würtemberg, Königinn von Weſtphalen.

Gemalt 1813.

Dieſes Bild ſpricht uns am Wenigſten an, wie man in der Converſations-Sprache zu ſagen pflegt. Eine mit Geſchmack, der an's Prächtige hinneigt, gekleidete, wohlgeſtaltete Dame ſitzt auf einem architectoniſch mäßig verzierten Marmorſeſſel, dem es nicht an Teppich und Kiſſen fehlt; die niedergeſenkte Rechte hält ein Büchlein, offen durch den eingreifenden Daumen, eben als hätte man aufgehört zu leſen; der linke Arm, auf ein Polſter geſtützt, zeigt die Hand in einer Wendung, als hätte das ans

erhobene Haupt noch erſt eben darauf geruht. Geſicht und Augen ſind nach dem Beſchauer gerichtet; aber in Blick und Miene iſt etwas Unbefriedigtes, Entfremdetes, dem man nicht beikommen kann. Die Ausſicht nach Berg und Thal, See und Waſſerfall, Fels und Gebüſch mag auf die Anlagen von Wilhelmshöhe deuten; aber das Ganze iſt doch zu heroiſch und wild gedacht, als daß man recht begreifen könnte, wie dieſe ſtattliche Dame hier zu dieſem feenhaften Anheſitz gelangt.

Sodann entſteht noch die Frage über ein höchſt wunderliches Beiweſen. Warum ſetzt die Dame ihre netten Füßchen auf Kopf und Schnabel eines Storchs, der, von einigen leichten Zweigen umgeben, in dem Teppich oder Fußboden ſkizzenhaft gebildet iſt? Dieß Alles jedoch beſeitigt, mag dieß Bild als trefflich componirt gelten und man muß ihm die Anlage zu einem vollkommen wohl colorirten Gemälde zugeſtehen.

Eliſe, ehemalige Großherzogin von Toscana und ihre Tochter Napoleon Eliſe, Prinzeſſin von Piombino.

Gemalt 1812.

Das reichſte Bild von allen, welches zu dem mannigfaltigſten Farbenwechſel Gelegenheit gab. Eine ſtattliche Dame, Orientaliſcher Phyſiognomie, blickt Euch an mit verſtändigem Behagen; Diadem, Schleier, Stirnbinde, Locken, Halsband, Halstuch geben dem Obertheil Würde und Fülle, wodurch er hauptſächlich über das Ganze dominirt; denn ſchon vom Gürtel an dienen die Gewande der übrigen Figur eigentlich nur zur Folie für ein anmuthiges Töchterchen, auf deſſen rechter Schulter von hinten her die mütterliche rechte Hand ruht. Das liebliche Kind hält am Bande ein zierliches, nettes, ſeltſam ſchlank geſtaltetes Händchen, das unter dem linken Arm der Mutter ſich behaglich fühlt. Das breite, mit Löwenköpfen und Tatzen architectoniſch verzierte, weiß marmorne Canapé, deſſen wohl gepolſterter geräumiger Sitz von der Haupt-Figur bequem eingenommen wird, verleiht dem Ganzen ein ſtattliches Anſehen; Fußkiſſen und herabgeſunkene Falten, Blumenkorb und eine lebhafte Vegetation zunächſt, deuten auf die mannigfaltigſte Färbung. Der Hintergrund, wahrſcheinlich in mildem Luftton gehalten, zeigt hoher, dichter Bäume überdrängtes Wachsthum; wenige Säulen ruinenartig, eine wilde Treppe, die in's Gebüſche führt, erwecken den Begriff einer ältern romantiſchen Kunſtanlage, aber bereits von lang herkömmlicher Vegetation überwältigt; und ſo geben wir gern zu, daß wir uns wirklich auf einem großherzoglich Florentiniſchen Landſitz befinden.

Madame Recamier.

Gemalt 1806.

Zum Abſchluß dieſer Darſtellungen ſehen wir nun das Bild einer ſchönen Frau, das uns ſchon ſeit zwanzig Jahren gerühmt wird. In einer von ſtillem Waſſer angeſpülten Säulenhalle, hinten durch Vorhang und blumiges Buſchwerk geſchloſſen, hat ſich die ſchönſte, anmuthigſte Perſon, wie es ſcheint nach dem Bade, in einen gepolſterten Seſſel gelehnt: Bruſt, Arme und Füße ſind frei, der übrige Körper leicht, jedoch anſtändig bekleidet; unter der linken Hand ſenkt ſich ein Shawl herab zu allenfallſigem Ueberwurf. Mehr haben wir freilich von dieſem lieblichen und zierlichen Blatte nicht zu ſagen. Da die Schönheit untheilbar iſt und uns den Eindruck einer vollkommenen Harmonie verleiht, ſo läßt ſie ſich durch eine Folge von Worten nicht darſtellen. Glücklich ſchätzen wir Die, welche das Bild, das gegenwärtig in Berlin ſein ſoll, beſchauen und ſich daran erfreuen können. Wir begnügen uns an dieſer Skizze, welche die Intention vollkommen überliefert; und was macht denn am Ende den Werth eines Kunſtwerkes aus? Es iſt und bleibt die Intention, die vor dem Bilde vorausgeht und zuletzt durch die ſorgfältigſte Ausführung vollkommen in's Leben tritt. Und ſo müſſen wir denn auch dieſes Bild, wie die ſämmtlichen vorhergehenden, wohlgedacht, in ſeiner Art bedeutend, characteriſtiſch und gehörig anſprechend anerkennen.

Steht es nun freilich nicht in unſerm Vermögen, die äußern Vorzüge einer ſchönen Perſon mit Worten auszudrücken, ſo iſt doch die Sprache eigentlich da, um das Gedächtniß ſittlicher und geſelliger Bezüge zu erhalten; deßwegen wir uns nicht verſagen können, mitzutheilen, wie ſich über dieſe merkwürdige Frau, nach zwanzig Jahren, die neueſten Tagesblätter vernehmen laſſen.

„Die letzte und lieblichſte dieſer Geſtalten iſt Madame Recamier. Niemand wird ſich wundern, dieſes Bild den erlauchten weiblichen Zeitgenoſſen beigeſellt zu ſehen. Eine Freundin der Frau von Stael, eines Camille Jordan, des Herrn von Chateaubriand wäre zu ſolchen Ehren berechtigt, wüßte man auch nicht, daß die unendliche Anmuth ihrer Unterhaltung und die Gewalt ihrer Gutmüthigkeit unabläſſig die verzüglichſten Männer aller Parteien bei ihr verſammelt hat. Man darf ſagen, daß durch Ausüben des Guten, durch Dämpfen des Haſſes, durch Annähern der Meinungen ſie die Unbeſtändigkeit der Welt gefeſſelt habe, ohne daß man bemerkt hätte, Glück und Jugend habe ſich von ihr entfernen können. Diejenigen, welche glauben möchten, ihr Geiſt ſei die Wirkung eines

anhaltenden Umgangs mit den vorzüglichſten Menſchen, der Widerſchein eines andern Geiſtes, der Wohlgeruch einer andern Blume: Solche ſind ihr niemals näher getreten. Wir wollen zwar nicht unterſuchen, ob nicht mit ſechzehn Jahren die Sorge für den Putz und ſonſtige Hauptgeſchäfte deſſelbigen Alters eine Frau vielleicht verhindern können, andere Vorzüge als die ihrer Schönheit bemerken zu laſſen; aber jetzt wäre es unmöglich, ſoviel Geſchmack, Anmuth und Feinheit zu erklären, ohne zu geſtehen, daß ſie immer Elemente dieſer Eigenſchaften beſeſſen habe.

Ohne Etwas herausgegeben, vielleicht ohne Etwas niedergeſchrieben zu haben, übte dieſe merkwürdige Frau bedeutenden Einfluß über zwei unſerer größten Schriftſteller. Ein ſolcher ungeſuchter Einfluß entſpringt aus der Fähigkeit, das Talent zu lieben, es zu begeiſtern, ſich ſelbſt zu entzünden bei'm Anblick der Eindrücke, die es hervorbringt. Diejenigen, welche wiſſen, wie der Gedanke ſich vergrößert und befruchtet, indem wir ihn vor einer andern Intelligenz entwickeln; daß die Hälfte der Beredſamkeit in den Augen Derer iſt, die Euch zuhören; daß der zu Ausführung eines Werkes nöthige Muth aus dem Antheil geſchöpft werden muß, den das Unternehmen in Andern erweckt: ſolche Perſonen werden niemals erſtaunen über Corinna's und des Verfaſſers der Märtyrer leidenſchaftliche Freundſchaft für die Perſon, welche ſie außerhalb Frankreich begleitete oder ihnen in der Ungunſt treu blieb. Es gibt edle Weſen, die mit allen hohen Gedanken ſympathiſiren, mit allen reizenden Schöpfungen der Einbildungskraft. Ihr möchtet edle Werke hervorbringen, um ſie ihnen zu vertrauen, das Gute und Rechte thun, um es ihnen zu erzählen. Dieß iſt das Geheimniß des Einfluſſes der Madame Recamier. Vor ihr hatte man niemals ſoviel Uneigennutz, Beſcheidenheit und Berühmtheit vereinigt. Und wie ſollte man ſich nicht freuen, ein durch die Kunſt ſo wohl überliefertes Bild einer Frau zu beſitzen, welche niemals auf mächtige Freundſchaften ſich lehnte, als um das unbekannte Verdienſt beliebt zu ſehen; die nur dem Unglück ſchmeichelte und nur dem Genie den Hof machte."

Ueberliefert nun werden uns dieſe Bilder durch eine höchſt geiſtreiche Radir-Nadel. Man kann ſich denken, daß Herr Gérard zu einem Werke, das eigentlich ſeinen Ruf als denkender Künſtler begründen ſoll, einen trefflichen Arbeiter werde gewählt haben. Es iſt von großem Werthe, wenn der Autor ſeines Ueberſetzers gewiß iſt, und ganz ohne Frage hat man Herrn Adam allen Beifall zu gewähren. Es iſt ein ſolches Sentiment in ſeiner Nadel und der Abwechſelung derſelben, daß der Character des zu behandelnden Gegenſtandes nirgends vermißt wird, es ſei nun in den zarteſten Puncten und Strichlein, mit welchen er die Geſichter behandelt, durch die gelinden, womit er die lichten wie die Local-Tinten andeutet, bis zu den ſtarken und ſtärkern, womit er Schatten und mehr oder minder dunkle Local-Farben auszudrücken weiß; wie er denn auch auf eine gleichſam zauberiſche Weiſe die verſchiedenen Stoffe durch glückliche Behandlung andeutet und ſo einen Jeden, der Auge und Sinn für ſolche Hieroglyphen gebildet hat, vollkommen befriedigen muß.

Wir ſtimmen daher völlig in die Ueberzeugung ein, daß es wohlgethan war, dieſe geiſtreich ſkizzenhafte, obſchon genugſam ausführliche Radirungs-Art dem Steindruck vorzuziehen; nur wünſchen wir, daß man bei'm Abdruck die Platten ſorgfältig behandeln möge, damit ſämmtliche Kunſtliebhaber auf eine wünſchenswerthe Weiſe befriedigt werden können.

Ruysdael als Dichter.

Jacob Ruysdael, geboren zu Harlem 1635, fleißig arbeitend bis 1681, iſt als einer der vortrefflichſten Landſchaftsmaler anerkannt. Seine Werke befriedigen vorerſt alle Forderungen, die der äußere Sinn an Kunſtwerke machen kann. Hand und Pinſel wirken mit größter Freiheit zu der genaueſten Vollendung. Licht, Schatten, Haltung und Wirkung des Ganzen läßt Nichts zu wünſchen übrig. Hierven überzeugt der Anblick ſogleich jeden Liebhaber und Kenner. Gegenwärtig aber wollen wir ihn als denkenden Künſtler, ja als Dichter betrachten, und auch hier werden wir geſtehen, daß ein hoher Preis ihm gebühre.

Zum gehaltreichen Texte kommen uns hierzu drei Gemälde der königlich Sächſiſchen Sammlung zu Statten, wo verſchiedene Zuſtände der bewohnten Erdoberfläche mit großem Sinn dargeſtellt ſind, jeder einzeln, abgeſchloſſen, concentrirt. Der Künſtler hat bewunderungswürdig geiſtreich den Punct gefaßt, wo die Productions-Kraft mit dem reinen Verſtande zuſammentrifft und dem Beſchauer ein Kunſtwerk überliefert, welches, dem Auge an und für ſich erfreulich, den innern Sinn aufruft, das Andenken anregt und zuletzt einen Begriff ausſpricht, ohne ſich darin aufzulöſen oder zu verkühlen. Wir haben wohlgerathene Copien dieſer drei Bilder vor

und und können alſo darüber ausführlich und gewiſſenhaft ſprechen.

Das erſte Bild ſtellt die ſucceſſiv bewohnte Welt zuſammen dar. Auf einem Felſen, der ein begrenztes Thal überſchaut, ſteht ein alter Thurm, nebenan wohlerhaltene neuere Baulichkeiten, an dem Fuße des Felſen eine anſehnliche Wohnung behaglicher Gutsbeſitzer. Die uralten, hohen Fichten um dieſe zeigen uns an, welch ein langer, friedlich vererbter Beſitz einer Reihe von Abkömmlingen an dieſer Stelle gegönnt geweſen. Im Grunde, am Abhange eines Berges, ein weithin geſtrecktes Dorf, gleichfalls auf Fruchtbarkeit und Wohnlichkeit dieſes Thals hindeutend. Ein ſtark ſtrömendes Waſſer ſtürzt im Vordergrunde über Felſen und abgebrochene ſchlanke Baumſtämme; und ſo fehlt es denn nicht an dem allbelebenden Elemente und man denkt ſich ſogleich, daß es ober- und unterhalb durch Mühlen und Hammerwerke werde benutzt ſein. Die Bewegung, Klarheit, Haltung dieſer Maſſen beleben köſtlich das übrige Ruhende. Daher wird auch dieſes Gemälde der Waſſerfall genannt. Es befriedigt Jeden, der auch nicht gerade in den Sinn des Bildes einzudringen Zeit und Veranlaſſung hat.

Das zweite Bild, unter dem Namen des Kloſters berühmt, hat bei einer reichern, mehr anziehenden Compoſition die ähnliche Abſicht, im Gegenwärtigen das Vergangene darzuſtellen; und Dieß iſt auf das Bewunderungswürdigſte erreicht, das Abgeſtorbene mit dem Lebendigen in die anſchaulichſte Verbindung gebracht.

Zu ſeiner linken Hand erblickt der Beſchauer ein verfallenes, ja verwüſtetes Kloſter, an welchem man jedoch hinterwärts wohlerhaltene Gebäude ſieht, wahrſcheinlich den Aufenthalt eines Amtmanns oder Schöſſers, welcher die ehemals hierherfließenden Zinſen und Gefälle noch fernerhin einnimmt, ohne daß ſie von hier aus, wie ſonſt, ein allgemeines Leben verbreiten.

Im Angeſicht dieſer Gebäude ſteht ein vor alten Zeiten gepflanztes, noch immer fortwachſendes Lindenrund, um anzudeuten, daß die Werke der Natur ein längeres Leben, eine größere Dauer haben, als die Werke der Menſchen; denn unter dieſen Bäumen haben ſich ſchon vor mehrern Jahren, bei Kirchweihfeſten und Jahrmärkten, zahlreiche Pilgrime verſammelt, um ſich nach frommen Wanderungen zu erquicken.

Daß übrigens hier ein großer Zuſammenfluß von Menſchen, eine fortdauernde Lebensbewegung geweſen, darauf deuten die an und in dem Waſſer übrig gebliebenen Fundamente von Brückenpfeilern, die gegenwärtig maleriſchem Zwecke dienen, indem ſie den Lauf des Flüßchens hemmen und kleine, rauſchende Cascaden hervorbringen.

Daß dieſe Brücke zerſtört iſt, kann den lebendigen Verkehr nicht hindern, der ſich durch Alles durch ſeine Straße ſucht. Menſchen und Vieh, Hirten und Wanderer ziehen nunmehr durch das ſeichte Waſſer und geben dem ſanften Zuge deſſelben einen neuen Reiz.

Auch reich an Fiſchen ſind noch bis auf den heutigen Tag dieſe Fluthen, ſowie zu jener Zeit, als man bei Faſtentafeln nothwendig ihrer bedurfte; denn Fiſcher waten dieſen unſchuldigen Grundbewohnern noch immer entgegen und ſuchen ſich ihrer zu bemächtigen.

Wenn nun die Berge des Hintergrundes mit jungen Büſchen umlaubt ſcheinen, ſo mag man daraus ſchließen, daß ſtarke Wälder hier abgetrieben und dieſe ſanften Höhen dem Stockausſchlag und dem kleinern Geſträuch überlaſſen werden.

Aber diesſeits des Waſſers hat ſich, zunächſt an einer verwitterten, zerbröckelten Felspartie, eine merkwürdige Baumgruppe angeſiedelt. Schon ſteht veraltet eine herrliche Buche da, entblättert, entäſtet, mit geborſtener Rinde. Damit ſie uns aber durch ihren herrlich hingeſtellten Schaft nicht betrübe, ſondern erfreue, ſo ſind ihr andere, noch vollebendige Bäume zugeſellt, die dem kahlen Stamme durch den Reichthum ihrer Aeſte und Zweige zu Hülfe kommen. Dieſen üppigen Wuchs begünſtigt die nahe Feuchtigkeit, welche durch Moos und Rohr und Sumpfkräuter genugſam angedeutet wird.

Indem nun ein ſanftes Licht von dem Kloſter zu den Linden und weiterhin ſich zieht, an dem weißen Stamm der Buche wie im Widerſcheine glänzt, ſodann über dem ſanften Fluß und die rauſchenden Fälle über Herden und Fiſcher zurückgleitet und das ganze Bild belebt, ſitzt nah' am Waſſer im Vordergrunde, uns den Rücken zukehrend, der zeichnende Künſtler ſelbſt, und dieſe ſo oft mißbrauchte Staffage erblicken wir mit Rührung hier am Platze, ſo bedeutend als wirkſam. Er ſitzt hier als Betrachter, als Repräſentant von Allen, welche das Bild künftig beſchauen werden, welche ſich mit ihm in die Betrachtung der Vergangenheit und Gegenwart, die ſich ſo lieblich durcheinander webt, gern vertiefen mögen.

Glücklich aus der Natur gegriffen iſt dieß Bild, glücklich durch den Gedanken erhöht; und da man es noch überdieß nach allen Erforderniſſen der Kunſt angelegt und ausgeführt findet, ſo wird es uns immer anziehen; es wird ſeinen wohlverdienten Ruf durch alle Zeiten erhalten und auch in einer Copie, wenn ſie einiger Maßen gelang, das größere Verdienſt des Originals zur Ahnung bringen.

Das dritte Bild dagegen iſt allein der Vergangenheit gewidmet, ohne dem gegenwärtigen Leben irgend ein Recht zu gönnen. Man kennt es unter dem Namen des Kirchhofs. Es iſt auch einer. Die Grabmale ſogar deuten, in ihrem zerſtörten Zuſtande, auf ein mehr als Vergangenes; ſie ſind Grabmäler von ſich ſelbſt.

In dem Hintergrunde ſieht man, von einem vorüberziehenden Regenſchauer umhüllt, magere Ruinen eines ehemals ungeheuern, in den Himmel ſtrebenden Doms. Eine freiſtehende, ſpindelförmige Giebelmauer wird nicht mehr lange halten. Die ganze, ſonſt gewiß fruchtbare Kloſterumgebung iſt verwildert, mit Stauden und Sträuchen, ja mit ſchon veralteten und verdorrten Bäumen zum Theil bedeckt. Auch auf dem Kirchhofe bringt dieſe Wildniß ein, von deſſen ehemaliger frommen Befriedigung keine Spur mehr zu ſehen iſt. Bedeutende, wunderſame Gräber aller Art, durch ihre Formen theils an Särge erinnernd, theils durch große, aufgerichtete Steinplatten bezeichnet, geben Beweis von der Wichtigkeit des Kirchſprengels, und was für edle und wohlhabende Geſchlechter an dieſem Orte ruhen mögen. Der Verfall der Gräber ſelbſt iſt mit großem Geſchmack und ſchöner Künſtlermäßigung ausgeführt; ſehr gern verweilt der Blick an ihnen. Aber zuletzt wird der Betrachter überraſcht, wenn er weit hinten neue beſcheidene Monumente mehr ahnet als erblickt, um welche ſich Trauernde beſchäftigen, als wenn uns das Vergangene Nichts außer der Sterblichkeit zurücklaſſen könnte.

Der bedeutendſte Gedanke dieſes Bildes jedoch macht zugleich den größten maleriſchen Eindruck. Durch das Zuſammenſtürzen ungeheurer Gebäude mag ein freundlicher, ſonſt wohlgeleiteter Bach verſchüttet, geſtemmt und aus ſeinem Wege gedrängt worden ſein. Dieſer ſucht ſich nun einen Weg in's Wüſte, bis durch die Gräber. Ein Lichtblick, den Regenſchauer überwindend, beleuchtet ein Paar aufgerichtete, ſchon beſchädigte Grabestafeln, einen ergrauten Baumſtamm und Stock, vor Allem aber die heranfluthende Waſſermaſſe, ihre ſtürzenden Strahlen und den ſich entwickelnden Schaum.

Dieſe ſämmtlichen Gemälde, ſo oft copirt, werden vielen Liebhabern vor Augen ſein. Wer das Glück hat, die Originale zu ſehen, durchdringe ſich von der Einſicht, wie weit die Kunſt gehen kann und ſoll.

Wir werden in der Folge noch mehr Beiſpiele aufſuchen, wo der rein fühlende, klar denkende Künſtler, ſich als Dichter erweiſend, eine vollkommene Symbolik erreicht und durch die Geſundheit ſeines äußern und innern Sinnes uns zugleich ergetzt, belehrt, erquickt und belebt.

Altdeutſche Gemälde in Leipzig.

Es befindet ſich wohl keine Kirche in der Chriſtenheit, deren frühere Gemälde, Statuen oder ſonſtige Denkmale nicht neuern Bedürfniſſen oder verändertem Kunſtgeſchmack einmal weichen müſſen. Glücklich, wenn ſie nicht völlig zerſtört, ſondern, wenn gleich ohne ſorgfältigen Bedacht, jedoch durch günſtiges Geſchick einiger Maßen erhalten werden.

Dieſes Letztere iſt der Fall mit einer Anzahl alter Gemälde, welche ſonſt die Zierden Leipziger-Kirchen geweſen, aber herausgenommen und auf die Gewölbe dieſer Gebäude geſtellt worden. Sie befinden ſich freilich in einem traurigen Zuſtande; doch an ihrer Wiederherſtellung iſt nicht durchaus zu verzweifeln. Die Entdeckung dieſer bedeutenden Schätze ſind wir Herrn Quandt ſchuldig, einem jungen Handelsmann, der mit Enthuſiasmus für die Kunſt ſchöne Kenntniſſe derſelben verbindet, auch Geſchmack und Einſichten auf Reiſen geläutert hat. Unter dem Schutz und mit Begünſtigung der hohen Behörden, dem Beiſtande des Herrn Dr. Stieglitz und thätiger Mitwirkung der Herren Hellig und Lehmann, hat Derſelbe mehrere koſtbare Bilder vom Untergange gerettet, und man hofft durch Reinigung und Reſtauration ſie wieder genießbar zu machen. Die Nachrichten, welche wir davon erhalten, bringen wir um ſo ſchneller in's Publicum, als, bei bevorſtehender Jubilate-Meſſe, gewiß jeder Kunſtfreund und Kenner ſich nach dieſen Tafeln erkundigen und durch Theilnahme das glücklich begonnene Unternehmen befördern wird.

Vorläufig können wir Folgendes mittheilen:

Sechs Gemälde auf Goldgrund.

Die Lichter in den Gewändern mit Gold gehöht.

1. **Ein Ecce homo**, mit der Jahrzahl 1498.

2. **Eine Krönung Maria**, viel älter. Zu aller Mangelhaftigkeit der Zeichnung iſt ſehr viel zartes Gefühl geſetzt.

3. **Eine Dreifaltigkeit.** Gott Vater, die Leiche des Sohns im Schooße haltend. Unzählige Engel umgeben die erhabene Gruppe. Auf der Erde ruhen drei Verſtorbene. Auf der einen Seite kniet Maria, auf der andern der heil. Sebaſtian, welche betend den Todesſchlummer der Schlafenden bewachen.

4. **Verfolgung der erſten Chriſten.**

Die Köpfe ſo ſchön und gefühlvoll, daß ſie an Holbein erinnern.

3. Geſchichte des Lazarus. Hände und Füße nicht zum Beſten gezeichnet, die Köpfe hingegen von der größten Schönheit, dem edelſten und rührendſten Ausdruck.

Bilder des ältern Cranach's.

1. Die Verklärung. Chriſtus iſt eine wahre Vergötterung des Menſchen. Die erhabenen Geſtalten des Himmels umgeben ihn; auf dem Hügel ruhen die Jünger im wachen Traume. Eine herrliche Ausſicht eröffnet ſich dem Auge weit über das Meer und über ein reich bebautes Vorgebirge. Das Bild iſt ein Moment, ein Guß des Gedankens, vielleicht der höchſte, gunſtreichſte Augenblick in Cranach's Leben.

2. Die Samariterinn. Chriſtus, voll hoher männlicher Würde, Weisheit und Huld, ſpricht wohlwollend und ernſt zu dem jugendlich ſorgloſen Weibe, welche, ohne Beſchauung, das Leben genußreich auf ſich einwirken ließ und es heiter hinnahm. Von den gehaltvollen Worten ergriffen, kehrt ihr Blick zum erſten Mal ſich in ihr Inneres.

3. Die Kreuzigung. Auf der einen Seite ſtehen, in tiefen Schmerz verſunken, die Freunde des Heilandes, auf der andern, in unerſchütterlich roher Kraft, die Kriegsknechte. Der Hauptmann allein blickt gedankenvoll zu dem Gekreuzigten empor, ſowie auch einer von den Prieſtern. Dieſe drei Bilder ſind von beträchtlicher Größe.

4. Der Sterbende. Ungefähr 20 Zoll breit und einige 30 Zoll hoch. Die größte Figur im Vordergrunde hat ungefähr 8 Zoll. Die Compoſition iſt reich und erfordert eine weitläufige Beſchreibung, daher nur ſoviel zur Einleitung: unten liegt der Sterbende, dem die letzte Oelung ertheilt wird; an deſſen Bette kniet die Gattinn; die Erben hingegen unterſuchen Kiſten und Kaſten. Ueber dem Sterbenden erhebt ſich deſſen Seele, welche ſich auf der einen Seite von Teufeln ihre Sünden vorgehalten ſieht, auf der andern von Engeln Vergebung vernimmt. Oben zeigt ſich in Wolken die Dreieinigkeit mit Engeln und Patriarchen umgeben. Noch höher befindet ſich ein Abſchnitt, auf dem eine Kirche vorgeſtellt iſt, zu welcher ſich Betende nahen. Nicht zu beſchreiben iſt die Zartheit, womit dieſes Bild ausgeführt iſt, und vorzüglich haben die größten wie die kleinſten Köpfe eine muſterhafte Vollendung und Ausführung; auch findet ſich ſehr ſelten hier etwas Verſchobenes, das in Cranach's Köpfen oft vorkommt.

Dieſes Bild diente zur Zierde des Grabmals eines Herrn Schmidburg's, der nach der Inſchrift im Jahr 1518 ſtarb. Aus dieſer Zeit muß alſo auch dieſes Bild ſein, worauf Cranach's Monogramm ſteht.

Bilder des jüngern Cranach's.

a. Allegoriſches Bild, auf die Erlöſung deutend. Es hat daſſelbe im Allgemeinen der Anordnung, in den Gruppen und in der einnehmenden Idee große Aehnlichkeit mit dem Altar-Gemälde in Weimar, das wir durch Kupferſtich und Beſchreibung kennen; es iſt jedoch kleiner.

Im Vordergrunde der Heiland am Kreuze, dieſem zur Linken der auferſtandene Heiland und der mit der Gottheit verſöhnte Menſch. Chriſtus deutet mit ſeiner rechten Hand nach ſeiner Leidensgeſtalt und der Mann an ſeiner Seite faltet verehrend die Hände. Beide ſind überaus edle, ſchöne Köpfe, das Nackende beſſer als gewöhnlich gezeichnet und das Colorit zart und warm. Die Gruppe der Hirten, die Erhöhung der Schlange, das Lager, Moſes und die Propheten ſind faſt ganz ſo wie zu Weimar. Unter dem Kreuze iſt das Lamm; doch ſteht ein wunderſchönes Kind daneben mit der Siegesfahne. Zur Rechten des Gekreuzigten ſehen wir im Hintergrunde das erſte Menſchenpaar in Eintracht mit der Natur; das ſcheue Wild weidet noch vertraulich neben den Menſchen.

Weiter vorn wird ein Mann von Tod und Teufel verfolgt. Im Vorgrunde ſteht der Heiland zum dritten Mal. Unter ſeinen Füßen bricht das Gerippe des Todes zuſammen und ohne Haß, ohne Zorn, ohne Anſtrengung ſtößt Chriſtus dem gekrönten Ungeheuer den cryſtallnen Speer, auf welchem die Fahne des Sieges weht, in den Rachen. Unzählige Verdammte, worunter wir größtentheils Mönche, Nonnen und Geiſtliche vom höchſten Rang erblicken, gehen befreit hervor und preiſen den Herrn und Retter. Dieſer Chriſtus iſt jenem auf dem Bilde in Weimar ſehr ähnlich, nur in entgegengeſetzter Richtung gezeichnet. Den untern Theil der Tafel füllt ein zahlreiches Familien-Gemälde. Auf dem Stamme des Kreuzes iſt Cranach's Monogramm und die Jahrzahl 1557, woraus zu folgen ſcheint, da Cranach 1553 geſtorben, dieſes Bild, ſowie das folgende, ſeien von ſeinem Sohne gemalt.

b. Die Auferſtehung, mit der Jahrzahl 1559. Es wäre werth, zu unterſuchen, wodurch die Werke des jüngern Cranach's ſich von denen ſeines Vaters unterſcheiden. Es ſcheint mir das Bild mit der Jahrzahl 1557 im eigentlichſten Sinne mehr gemalt, als die andern. Es iſt darin eine Untermalung unter den Laſuren zu bemerken; da hingegen die ältern Bilder mehr

in Oel laſirte Zeichnungen zu nennen ſind. Und ſo wäre es denn nicht unwahrſcheinlich, daß dieſe letztern Gemälde ſich von Cranach, dem Sohn, jene erſtern hingegen von Cranach, dem Vater, herſchreiben.

Im März 1815.

Bildhauerei.

Myron's Kuh.

Myron, ein Griechiſcher Bildner, verfertigte ungefähr vierhundert Jahre vor unſerer Zeitrechnung eine Kuh von Erz, welche Cicero zu Athen, Procopius im ſiebenten Jahrhundert zu Rom ſah, alſo daß über tauſend Jahre dieſes Kunſtwerk die Aufmerkſamkeit der Menſchen auf ſich gezogen. Es ſind uns von demſelben mancherlei Nachrichten übrig geblieben; allein wir können uns doch daraus keine deutliche Vorſtellung des eigentlichen Gebildes machen; ja was noch ſonderbarer ſcheinen muß, Epigramme, ſechsundbreißig an der Zahl, haben uns bisher ebenſo wenig genutzt, ſie ſind nur merkwürdig geworden als Verirrungen poetiſirender Kunſtbeſchauer. Man findet ſie einönig; ſie ſtellen nicht dar, ſie belehren uns nicht. Sie verwirren vielmehr den Begriff, den man ſich von der verlornen Geſtalt machen möchte, als daß ſie ihn beſtimmten.

Genannte und ungenannte Dichter ſcheinen in dieſen rhythmiſchen Scherzen mehr unter einander zu wetteifern, als mit dem Kunſtwerke; ſie wiſſen Nichts davon zu ſagen, als daß ſie ſämmtlich die große Natürlichkeit deſſelben anzupreiſen befliſſen ſind. Ein ſolches Dilettanten-Lob iſt aber höchſt verdächtig.

Denn bis zur Verwechſelung mit der Natur Natürlichkeit darzuſtellen, war gewiß nicht Myron's Beſtreben, der, als unmittelbarer Nachfolger von Phidias und Polyclet, in einem höhern Sinne verfuhr, beſchäftigt war, Athleten, ja ſogar den Hercules zu bilden und gewiß ſeinen Werken Styl zu geben, ſie von der Natur abzuſondern wußte.

Man kann als ausgemacht annehmen, daß im Alterthum kein Werk berühmt worden, das nicht von vorzüglicher Erfindung geweſen wäre; denn dieſe iſt's doch, die am Ende den Kenner wie die Menge entzückt. Wie mag denn aber Myron eine Kuh wichtig, bedeutend und für die Aufmerkſamkeit der Menge durch Jahrhunderte durch anziehend gemacht haben?

Die ſämmtlichen Epigramme preiſen durchaus an ihr Wahrheit und Natürlichkeit, und wiſſen die mögliche Verwechſelung mit dem Wirklichen nicht genug hervorzuheben. Ein Löwe will die Kuh zerreißen, ein Stier ſie beſpringen, ein Kalb an ihr ſaugen; die übrige Herde ſchließt ſich an ſie an; der Hirte wirft einen Stein nach ihr, um ſie von der Stelle zu bewegen, erſchlägt nach ihr, er peitſcht ſie, er hutet ſie an; der Ackersmann bringt Kummet und Pflug, ſie einzuſpannen; ein Dieb will ſie ſtehlen; eine Bremſe ſetzt ſich auf ihr Fell, ja Myron ſelbſt verwechſelt ſie mit den übrigen Kühen ſeiner Herde.

Offenbar ſtrebt hier ein Dichter den andern mit leeren, redneriſchen Floskeln zu überbieten und die eigentliche Geſtalt, die Handlung der Kuh bleibt immer im Dunkeln. Nun ſoll ſie zuletzt gar noch brüllen; Dieſes fehlte freilich zum Natürlichen. Aber eine brüllende Kuh, inſofern ſie plaſtiſch vorzuſtellen wäre, iſt ein ſo gemeines und noch dazu unbeſtimmtes Motiv, daß es der hochſinnige Grieche unmöglich brauchen konnte.

Wie gemein es ſei, fällt Jedermann in die Augen, aber unbeſtimmt und unbedeutend iſt es dazu. Sie kann brüllen nach der Weide, nach der Herde, dem Stier, dem Kalbe, nach dem Stalle, der Melkerinn und wer weiß nach was Allem. Auch ſagen die Epigramme keineswegs, daß ſie gebrüllt habe, nur daß ſie brüllen würde, wenn ſie Eingeweide hätte, ſowie ſie ſich fortbewegen würde, wenn ſie nicht an das Piedeſtal angegoſſen wäre.

Sollten wir aber nicht trotz aller dieſer Hinderniſſe doch zum Zwecke gelangen und uns das Kunſtwerk vergegenwärtigen, wenn wir alle die falſchen Umſtände, welche in den Epigrammen enthalten ſind, ablöſen und den wahren Umſtand übrig zu behalten ſuchen?

Niemand wird in der Nähe dieſer Kuh, oder als Gegen- und Mitbild einen Löwen, den Stier, den Hirten, die übrige Herde, den Ackersmann, den Dieb oder die Bremſe denken. Aber ein Lebendiges konnte der Künſtler ihr zugeſellen, und zwar das einzige Mögliche und Schickliche, das Kalb. Es war eine ſäugende Kuh: denn nur inſofern ſie ſäugt, iſt es erſt eine Kuh, die uns als Herdenbeſitzern blos durch Fortpflanzung und Nahrung, durch Milch und Kalb bedeutend wird.

Wirft man nun alle jene fremden Blumen hinweg, womit die Dichter, und vielleicht manche derſelben ohne eigene Anſchauung, das Kunſtwerk zu ſchmücken glaubten, ſo ſagen mehrere Epigramme ausdrücklich, daß es eine Kuh mit dem Kalbe, daß es eine ſäugende Kuh geweſen.

Myron formte, Wunder, die Kuh; das Kalb, ſie erblickend,
Naht trinkend ſich ihr, glaubet die Mutter zu ſehn.

Willſt du mich nicht wieder lieben?
Willſt du ewig mich betrüben?
Mir im Herzen biſt du mein,
Ewig, ewig bleib' ich dein.

Bätely. Du kannſt recht hübſche Lieder, Jery, und ſingſt ſie recht gut. Nicht wahr, du lehrſt mich ein halb Dutzend? Ich bin meine alten ſatt. Leb' wohl! Ich habe noch viel zu thun dieſen Morgen; der Vater ruft. ab.

Jery.

Gehe!
Verſchmähe
Die Treue,
Die Reue
Kommt nach!

Ich gehe von hinnen,
Du wirſt mich vertreiben,
Um Luſt zu gewinnen,
Hier kann ich nicht bleiben

Armes Kalb, was naht Du Dich mir mit bittendem Blicken!
Mich im Euter hat mir nicht gebacken die Kunst.

Wollte man jedoch gegen die Entſchiedenheit dieſer beiden Gedichte einigen Zweifel erregen und behaupten, es ſei hier das Kalb wie die übrigen hinzugedichteten Weſen auch nur eine poetiſche Figur, ſo erhalten ſie doch durch Nachſtehendes eine unwiderſprechliche Bekräftigung:

Weidet, Hirt, bei der Kuh, und Deine Flöte ſchweige,
Daß ungehört ihr Kalb ſie ſäuge!

Flöte heißt hier offenbar das Horn, worein der Hirte ſtößt, um die Herde in Bewegung zu ſetzen. Er ſoll in ihrer Nähe nicht buten, damit ſie ſich nicht rühre; das Kalb iſt hier nicht ſupponirt, ſondern wirklich bei ihr, und wird für ſo lebendig angeſprochen als ſie ſelbſt.

Bleibt nun hierüber kein Zweifel übrig; finden wir uns nunmehr auf der rechten Spur; haben wir das wahre Attribut von den eingebildeten, das plaſtiſche Beiwerk von den poetiſchen abzuſondern gewußt: ſo haben wir uns noch mehr zu freuen, daß zu Vollendung unſerer Abſicht, zum Lohne unſers Bemühens uns eine Abbildung aus dem Alterthume überliefert worden; ſie iſt auf den Münzen von Dyrrhachium oft genug wiederholt, in der Hauptſache ſich immer gleich. Wir fügen einen Umriß davon hier bei und ſähen gern, durch geſchickte Künſtler, die flach erhabene Arbeit wieder zur Statue verwandelt.

Da nun dieß herrliche Werk, wenn auch nur in entfernter Nachbildung, abermals vor den Augen der Kenner ſteht, ſo darf ich die Vortrefflichkeit der Compoſition wohl nicht umſtändlich herausheben. Die Mutter, ſtramm auf ihren Füßen wie auf Säulen, bereitet durch ihren prächtigen Körper dem jungen Säugling ein Obdach; wie in einer Niſche, einer Zelle, einem Heiligthum, iſt das kleine nahrungsbedürftige Geſchöpf eingefaßt und füllt den organiſch umgebenen Raum mit der größten Zierlichkeit aus. Die halb knieende Stellung, gleich einem Bittenden, das aufgerichtete Haupt, gleich einen Flehenden und Empfangenden, die gelinde Anſtrengung, die zarte Heftigkeit: Alles iſt in den beſten dieſer Copien angedeutet, was dort im Original über allen Begriff muß vollendet geweſen ſein. Und nun wendet die Mutter das Haupt nach innen und die Gruppe ſchließt ſich auf die vollkommenſte Weiſe ſelbſt ab. Sie concentrirt den Blick, die Betrachtung, die Theilnahme des Beſchauenden; und er mag, er kann ſich Nichts draußen, Nichts daneben, nichts Anderes denken, wie eigentlich ein vortreffliches Kunſtwerk alles Uebrige ausſchließen und für den Augenblick vernichten ſoll.

Die techniſche Weisheit dieſer Gruppe, das Gleichgewicht im Ungleichen, der Gegenſatz des Aehnlichen, die Harmonie des Unähnlichen und Alles, was mit Worten kaum ausgeſprochen werden kann, verehre der bildende Künſtler. Wir aber äußern hier ohne Bedenken die Behauptung, daß die Naivetät der Conception und nicht die Natürlichkeit der Ausführung das ganze Alterthum entzückt hat.

Das Säugen iſt eine thieriſche Function und bei vierfüßigen Thieren von großer Anmuth. Das ſtarre, bewußtloſe Staunen des ſäugenden Geſchöpfes, die bewegliche, bewußte Thätigkeit des Geſäugten ſtehen in dem herrlichſten Contraſt. Das Fohlen, ſchon zu ziemlicher Größe erwachſen, kniet nieder, um ſich dem Euter zu bequemen, aus dem es ſtoßweiſe die erwünſchte Nahrung zieht. Die Mutter, halb verletzt, halb erleichtert, ſchaut ſich um und durch dieſen Act entſpringt das vertraulichſte Bild. Wir andern Städtebewohner erblicken ſeltener die Kuh mit dem Kalbe, die Stute mit dem Fohlen; aber bei jedem Frühlings-Spaziergang können wir dieſen Act an Schafen und Lämmern mit Ergetzung gewahr werden, und ich fordere jeden Freund der Natur und Kunſt auf, ſolchen über Wies und Feld zerſtreuten Gruppen mehr Aufmerkſamkeit als bisher zu ſchenken.

Wenden wir uns nun wieder zu dem Kunſtwerk, ſo werden wir zu der allgemeinen Bemerkung veranlaßt, daß thieriſche Geſtalten, einzeln oder geſellt, ſich hauptſächlich zu Darſtellungen qualificiren, die nur von einer Seite geſehen werden, weil alles Intereſſe auf der Seite liegt, wohin der Kopf gewendet iſt; deßhalb eignen ſie ſich zu Niſchen- und Wandbildern ſowie zum Basrelief; und gerade dadurch konnte uns Myron's Kuh, auch flach erhoben, ſo vollkommen überliefert werden.

Von den, wie billig, ſo ſehr geprieſenen Thierbildungen wenden wir uns zu der noch preiswürdigern Götterbildung. Unmöglich wäre es einem Griechiſchen plaſtiſchen Künſtler geweſen, eine Göttinn ſäugend vorzuſtellen. Juno, die dem Hercules die Bruſt reicht, wird dem Poeten verziehen, wegen der ungeheuern Wirkung, die er hervorbringt, indem er die Milchſtraße durch den verſpritzten göttlichen Nahrungsſaft entſtehen läßt. Der bildende Künſtler verwirft dergleichen ganz und gar. Einer Juno, einer Pallas in Marmor, Erz oder Elfenbein einen Sohn zuzugeſellen, wäre für dieſe Majeſtäten höchſt erniedrigend geweſen. Venus, durch ihren Gürtel eine ewige Jungfrau, hat im höhern Alterthum keinen Sohn; Eros, Amor, Cupido ſelbſt erſcheinen als Ausgeburten der Urzeit, Aphroditen wohl zugeſellt, aber nicht ſo nahe verwandt.

Untergeordnete Weſen, Heroinen, Nymphen, Faunen, welchen die Dienſte der Ammen, der Erzieher zugetheilt ſind, mögen allenfalls für einen Knaben Sorge tragend erſcheinen, da Jupiter ſelbſt von einer Nymphe, wo nicht gar von einer Ziege, genährt worden, andere Götter und Heroen gleichfalls eine wilde Erziehung im Verborgenen genoſſen. Wer gedenkt hier nicht der Amalthea, des Chiron's und ſo mancher andern?

Bildende Künſtler jedoch haben ihren großen Sinn und Geſchmack am Höchſten dadurch bethätigt, daß ſie ſich der thieriſchen Handlung des Säugens an Halbmenſchen erfreut. Davon zeigt uns ein leuchtendes Beiſpiel jene Centauren-Familie des Zenris. Die Centaurinn, auf das Gras hingeſtreckt, gibt der jüngſten Ausgeburt ihres Doppelweſens die Milch der Mutterbruſt, indeſſen ein anderes Thierkind ſich an den Zitzen der Stute erlabt und der Vater einen erbeuteten jungen Löwen hinten herein zeigt. So iſt uns auch ein ſchönes Familien-Bild von Waſſergöttern auf einem geſchnittenen Stein übrig geblieben, wahrſcheinlich Nachbildung einer der berühmten Gruppen des Scopas.

Ein Tritonen-Ehepaar zieht gemüthig durch die Fluthen; ein kleiner Fiſchknabe ſchwimmt munter voraus; ein anderer, dem das ſalzige Element auf die Milch der Mutter noch nicht ſchmecken mag, ſtrebt an ihr hinauf; ſie hilft ihm nach, indeſſen ſie ein Jüngſtes an die Bruſt geſchloſſen trägt. Anmuthiger iſt nicht leicht Etwas gedacht und ausgeführt.

Wie manches Aehnliche übergehen wir, wodurch uns die großen Alten belehrt, wie höchſt ſchätzbar die Natur auf allen ihren Stufen ſei, da wo ſie mit dem Haupte den göttlichen Himmel und da wo ſie mit den Füßen die thieriſche Erde berührt.

Noch einer Darſtellung jedoch können wir nicht geſchweigen; es iſt die Römiſche Wölfinn. Man ſehe ſie, wo man will, auch in der geringſten Nachbildung, ſo erregt ſie immer ein hohes Vergnügen. Wenn an dem zitzenreichen Leibe dieſer wilden Beſtie ſich zwei Heldenkinder einer würdigen Nahrung erfreuen und ſich das fürchterliche Schickſal des Waldes auch mütterlich nach dieſen fremden Gaſtſäuglingen umſieht, der Menſch mit dem wilden Thiere auf das Zärtlichſte in Contact kommt, das zerreißende Monſtrum ſich als Mutter, als Pflegerinn darſtellt, ſo kann man wohl von einem ſolchen Wunder auch eine wundervolle Wirkung für die Welt erwarten. Sollte die Sage nicht durch den bildenden Künſtler zuerſt entſprungen ſein, der einen ſolchen Gedanken plaſtiſch am Beſten zu ſchätzen wußte?

Wie ſchwach erſcheint aber, mit ſo großen Conceptionen verglichen, eine Augusta Puerpera, — — — — — — — —.

Der Sinn und das Beſtreben der Griechen iſt, den Menſchen zu vergöttern, nicht die Gottheit zu vermenſchen. Hier iſt ein Theomorphism, kein Anthropomorphism! Ferner ſoll nicht das Thieriſche am Menſchen geadelt werden, ſondern das Menſchliche des Thiers werde hervorgehoben, damit wir uns in höherm Kunſtſinne daran ergetzen, wie wir es ja ſchon, nach einem unwiderſtehlichen Naturtrieb, an lebenden Thiergeſchöpfen thun, die wir uns ſo gern zu Geſellen und Dienern erwählen.

Schauen wir nun nochmals auf Myron's Kuh zurück, ſo bringen wir noch einige Vermuthungen nach, die nämlich, daß er eine junge Kuh vorgeſtellt, welche zum erſten Male gekalbt; ferner, daß ſie vielleicht unter Lebensgröße geweſen.

Wir wiederholen ſodann das oben zuerſt Geſagte, daß ein Künſtler wie Myron nicht das ſogenannte Natürliche zu gemeiner Täuſchung geſucht haben könne, ſondern daß er den Sinn der Natur aufzufaſſen und auszudrücken gewußt. Der Menge, dem Dilettanten, dem Redner, dem Dichter iſt zu verzeihen, wenn er Das, was im Bilde die höchſte abſichtliche Kunſt iſt, nämlich den harmoniſchen Effect, welcher Seele und Geiſt des Beſchauers auf *einen* Punct concentrirt, als rein natürlich empfindet, weil es ſich als höchſte Natur mittheilt; aber unverzeihlich wäre es, nur einen Augenblick zu behaupten, daß dem hohen Myron, dem Nachfolger des Phidias, dem Vorfahren des Praxiteles, bei der Vollendung ſeines Werks das Seelenvolle, die Anmuth des Ausdrucks gemangelt habe.

Zum Schluſſe ſei uns erlaubt, ein Paar moderne Epigramme beizubringen, und zwar das erſte von Menage, welcher Juno auf dieſe Kuh eiferſüchtig ſein läßt, weil ſie ihr eine zweite Io vorzubilden ſcheint. Dieſem braven Neuern iſt alſo zuerſt beigegangen, daß es im Alterthum ſo viele ideelle Thiergeſtalten gibt, ja daß ſie, bei ſo vielen Liebeshändeln und Metamorphoſen, ſehr geeignet ſind, das Zuſammentreffen von Göttern und Menſchen zu vermitteln. Ein hoher Kunſtbegriff, auf den man bei Beurtheilung alter Arbeiten wohl zu merken hat.

Als ſie das Kälblein erſah, Dein ehrnes, eiferte Juno;
Myron, ſie glaubte fürwahr, Inachus Tochter zu ſehn!

Zuletzt aber mögen einige rhythmiſche Zeilen ſtehen, die unſere Anſicht gedrängt darzuſtellen geeignet ſind.

Daß Du die herrlichſte Kuh, Admetos Herden ein Schmuck wärſt,
Sieht der Sonnengottes Rindern Entſprungene ſcheinſt;

Was mehr zum Staunen mich bin: zum Preise des Künstlers —
Zum Ruhm Du mütterlich auch führst, es ziehet mich an.

Jena, den 10. November 1812.

B.

Aufforderung an den modernen Bildhauer.

In der neuesten Zeit ist zur Sprache gekommen: wie denn wohl der bildende Künstler, besonders der plastische, dem Ueberwinder zu Ehren, ihn als Sieger, die Feinde als Besiegte darstellen könne, zu Bekleidung der Architectur allenfalls im Fronton, im Fries oder zu sonstiger Zierde, wie es die Alten häufig gethan? Diese Aufgabe zu lösen, hat in den gegenwärtigen Tagen, wo gebildete Nationen mit gebildeten kämpfen, größere Schwierigkeit als damals, wo Menschen von höhern Eigenschaften mit rohen thierischen oder mit thierverwandten Geschöpfen zu kämpfen hatten.

Die Griechen, nach denen wir immer als unsern Meistern hinaufschauen müssen, gaben solchen Darstellungen gleich durch den Gegensatz der Gestalten ein entschiedenes Interesse. Götter kämpfen mit Titanen, und der Beschauende erklärt sich schnell für die edlere Gestalt; eben derselbe Fall ist, wenn Hercules mit Ungeheuern kämpft, wenn Lapithen mit Centauren in Händel gerathen. Zwischen diesen Letzten läßt der Künstler die Schale hin und wider schwanken, Ueberwinder und Ueberwundene wechseln ihre Rollen, und immer fühlt man sich geneigt, dem rüstigen Heldengeschlecht endlich Triumph zu wünschen. Fast entgegengesetzt wird das Gefühl angeregt, wenn Männer mit Amazonen sich balgen; diese, obgleich derb und kühn, werden doch als die schwächern geachtet, und ein heroisch' Frauengeschlecht fordert unser Mitleid, sobald es besiegt, verwundet oder todt erscheint. Ein schöner Gedanke dieser Art, den man als den heitersten sehr hoch zu schätzen hat, bleibt doch immer jener Streit der Bacchanten und Faunen gegen die Tyrrhener. Wenn Jene als ächte Berg- und Hügelwesen halb reh-, halb bocksartig dem räuberischen Seevolk dergestalt zu Leibe gehen, daß es in das Meer springen muß und im Sturz noch der gnädigen Gottheit zu danken hat, in Delphine verwandelt, seinem eigenen Elemente auch ferner anzugehören, so kann wohl nichts Geistreicheres gedacht, nichts Anmuthigeres den Sinnen vorgeführt werden.

Etwas schwerfälliger hat Römische Kunst die besiegten und gefangenen, faltenreich bekleideten Dacier ihren geharnischten und sonst wohl bewaffneten Kriegern auf Triumph-Säulen untergeordnet; der spätere Polidor aber und seine Zeitgenossen die bürgerlich gespaltenen Parteien der Florentiner auf ähnliche Weise gegen einander kämpfen lassen. Hannibal Carache, um die Kragsteine im Saale des Palastes Alexander Fava zu Bologna bedeutend zu zieren, wählt männlich rüstige Gestalten mit Sphinxen oder Harpyen im Faustgelag, da denn Letztere immer die Unterdrückten sind; ein Gedanke, den man weder glücklich noch unglücklich nennen darf. Der Maler zieht große Kunstvortheile aus diesem Gegensatz, der Zuschauer aber, der dieses Motiv zuletzt blos als mechanisch anerkennt, empfindet durchaus etwas Ungemüthliches; denn auch Ungeheuer will man überwunden, nicht unterdrückt sehen.

Aus allem Diesem erhellt jene ursprüngliche Schwierigkeit, erst Kämpfende, sodann aber Sieger und Besiegte characteristisch gegen einander zu stellen, daß ein Gleichgewicht erhalten und die sittliche Theilnahme an Leiden nicht gestört werde.

In der neuern Zeit ist ein Kunstwerk, das uns auf solche Art anspräche, schon seltener. Bewaffnete Spanier mit nackten Americanern im Kampfe vorgestellt zu sehen, ist ein unerträglicher Anblick; der Gegensatz von Gewaltsamkeit und Unschuld spricht sich allzuschreiend aus, eben wie bei'm Bethlehem'schen Kindermord. Christen über Türken siegend, nehmen sich schon besser aus, besonders wenn das christliche Militär im Costüm des siebenzehnten Jahrhunderts auftritt. Die Verachtung der Mahomedaner gegen alle Sonstgläubigen, ihre Grausamkeit gegen Sclaven unsers Volks berechtigt, sie zu hassen und zu tödten.

Christen gegen Christen, besonders der neuesten Zeiten, machen kein gutes Bild. Wir haben schöne Kupferstiche, Scenen des americanischen Krieges vorstellend, und doch sind sie, mit reinem Gefühl betrachtet, unerträglich; wohl uniformirte, regelmäßige, kräftig bewaffnete Truppen, im Schlachtgemenge mit einem Haufen zusammengelaufenen Volks, worunter man Priester als Anführer, Kinder als Fahnenträger schaut, können das Auge nicht ergetzen, noch weniger den innern Sinn, wenn er sich auch sagt, daß der Schwächere zuletzt noch siegen werde. Findet man auch gar halb nackte Wilde mit im Conflict, so muß man sich gestehen, daß es eine bloße Zeitungsnachricht sei, deren sich der Künstler angenommen. Ein Panorama von dem schrecklichen Untergange des Tippo Saibh kann nur Diejenigen ergetzt haben, die an der Plünderung seiner Schätze Theil genommen.

Wenn wir die Lage der Welt wohl überdenken, so finden wir, daß die Christen durch Religion und Sitten alle mit einander verwandt und wirklich Brüder sind, daß uns nicht

ſowohl Geſinnung und Meinung als Gewerb und Handel entzweien. Dem Deutſchen Gutsbeſitzer iſt der Engländer willkommen, der die Wolle vertheuert, und aus eben dem Grunde verwünſcht ihn der Mittelländiſche Fabricant.

Deutſche und Franzoſen, obgleich politiſch und moraliſch im ewigen Gegenſatz, können nicht mehr als kämpfend bildlich vorgeſtellt werden; wir haben zu viel von ihrer äußern Sitte, ja von ihrem Militär-Putz aufgenommen, als daß man beide, faſt gleich coſtümirte Nationen ſonderlich unterſcheiden könnte. Wollte nun gar der Bildhauer (damit wir dahin zurückkehren, wo wir ausgegangen ſind) nach eigenem Recht und Vortheil ſeine Figuren aller Kleidung und äußern Zierde berauben, ſo fällt jeder characteriſtiſche Unterſchied weg, beide Theile werden völlig gleich; es ſind hübſche Leute, die ſich einander erwerben, und die fatale Schickſalsgruppe von Eteocles und Polynices müßte immer wiederholt werden, welche bloß durch die Gegenwart der Furien bedeutend werden kann.

Ruſſen gegen Ausländer haben ſchon größere Vortheile; ſie beſitzen aus ihrem Alterthume characteriſtiſche Helme und Waffen, wodurch ſie ſich auszeichnen können; die mannigfaltigen Nationen dieſes unermeßlichen Reichs bieten auch ſolche Abwechſelungen des Coſtüms dar, die ein geiſtreicher Künſtler glücklich genug benutzen möchte.

Solchen Künſtlern iſt dieſe Betrachtung gewidmet; ſie ſoll aber und abermals aufmerkſam machen auf den günſtigen und ungünſtigen Gegenſtand; jener hat eine natürliche Leichtigkeit und ſchwimmt immer oben, dieſer wird nur mit beſchwerlichem Kunſtapparat über Waſſer gehalten.

Blücher's Denkmal.

Daß Roſtock, eine ſo alte und berühmte Stadt, durch die Großthaten ihres Landsmannes ſich friſch belebt und erhoben fühlte, war ganz naturgemäß; daß die Stellvertreter des Landes, dem ſo ein trefflicher Mann angehört, ſich berufen hielten, demſelben am Orte ſeiner Geburt ein bedeutendes Denkmal zu ſtiften, war eine von den erſten Wirkungen eines lang erſehnten Friedens. Die Verſammlung der Mecklenburg'ſchen Stände im December 1814 faßte den einſtimmigen Beſchluß, die Thaten ihres hochberühmten Landsmannes auf eine ſolche Weiſe zu verehren. Die Sanction der beiden Großherzoge königlicher Hoheit erfolgte darauf, ſowie die Zuſage eines bedeutenden Beitrags. Aber Mecklenburger wurden ſodann zu freiwilligen Beiträgen gleichfalls eingeladen, und die Stände bewilligten den allenfalls abgehenden Theil der Koſten. Die höchſt gebildete Erbgroßherzoginn Caroline, alles Gute und Schöne befördernd nahm lebhaften Antheil an dieſem Vorhaben und wünſchte, im Vertrauen auf ihre Vaterſtadt, daß die Weimar'ſchen Kunſtfreunde ſich bei der Ausführung nicht unthätig erhalten möchten. Der engere Ausſchuß der Bildhauer- und Landſchaft ward beauftragt, Ideen und Vorſchläge zu ſammeln; hieraus entſtand eine Concurrenz mehrerer verdienter Künſtler; verſchiedene Modelle, Zeichnungen und Entwürfe wurden eingeſendet. Hier aber that ſich die Schwierigkeit hervor, woran in den neueſten Zeiten mancher Plan geſcheitert iſt: wie nämlich die verſchiedenen Wünſche ſo vieler Intereſſenten zu vereinigen ſein möchten. Dieſes Hinderniß ſuchte man dadurch zu beſeitigen, daß ein, landesherrlicher- und ſtändiſcherſeits genehmigter Vorſchlag durch Herrn Kammerherrn von Preen an den Herausgeber gegenwärtiger Hefte gebracht wurde, wodurch man denſelben aufforderte, der Berathung in dieſer wichtigen Angelegenheit beizuwohnen. Höchſt geehrt durch ein ſo unerwartetes Vertrauen, erneuerte Derſelbe ein früheres Verhältniß mit Herrn Director Schadow in Berlin; verſchiedene Modelle wurden gefertigt, und das letzte, bei perſönlicher Anweſenheit gedachten Herrn Directors in Weimar, nochmals mit den dortigen Kunſtfreunden bedacht und beſprochen, ſodann aber durch Vermittelung des in dieſer Angelegenheit immer thätigen Herrn von Preen die Ausführung höchſten und hohen Orts beſchloſſen und dem bereitwilligen Künſtler übertragen.

Das Piedeſtal aus vaterländiſchem Granit wird auf der Schweriner-Schleifmühle, von der ſo ſchöne Arbeiten in dem härteſten Stein bekannt ſind, auf Koſten Ihro königlichen Hoheit des Großherzogs bearbeitet. Auf dieſen Unterſatz, von 9 Fuß Höhe, kommt die aus Erz gegoſſene, gleichfalls 9 Fuß hohe Statue des Helden zu ſtehen. Er iſt abgebildet mit dem linken Fuß vorſchreitend, die Hand am Säbel; die Rechte führt den Commando-Stab. Seine Kleidung kunſtgemäß, doch erinnernd an eine in den neuern Zeiten nicht ſeltene Tracht. Der Rücken durch eine Löwenhaut bekleidet, wovon der Rachen auf der Bruſt das Heft bildet. Das entblößte Haupt läßt eine prächtige Stirn ſehen; die höchſt günſtigen Züge des Geſichts ſprechen einen bedeutenden Character aus, wie denn überhaupt die ſchlanke Geſtalt des Kriegers dem Künſtler ſehr willkommen entgegentritt.

Zu bedeutenden halberhobenen Arbeiten an das Piedeſtal ſind auch ſchon Zeichnungen und Vorſchläge eingereicht, deren nähere Beſtimmung noch zu erwarten ſteht.

Die am Schluſſe des Jahrs 1813 verſammelten Stände benutzten den 16. December, als den Geburtstag des Fürſten, ihre dankbare Verehrung, nebſt der Anzeige des von ſeinem Vaterlande ihm zu errichtenden Monuments überreichen zu laſſen. Die darauf erfolgte Antwort geziemt einem Manne, welcher, im Gefühl, daß die That ſelbſt ſpreche, ein Denkmal derſelben eher ablehnen als begünſtigen möchte.

Fürſt Blücher's Denkbild.

Auszug eines Schreibens: Berlin, den 29. Auguſt 1819.

„Nunmehr kann ich mit Vergnügen und Zufriedenheit vermelden, wie der Guß des größten Stückes von der Coloſſal-Statue des Fürſten Blücher trefflich gerathen iſt. Außer dem Kopf iſt es die ganze Höhe vom Halſe an bis herunter mit der Plinte. Den 21. d. M., Abends gegen ſechs Uhr, wurde dem Ofen Feuer gegeben und des andern Morgens um vier Uhr abgeſtochen. Hundertvier Centner waren eingeſetzt worden. Der größere Theil hiervon diente dem eigentlich in die Form Einfließenden durch den Druck Dichtheit zu geben. Das Metall floß ruhig ein und ſetzte ſich wagerecht in den Windpfeifen oder Luftröhren. Hieraus war die Andeutung eines gelungenen Guſſes abzunehmen. Geſtern haben wir den Guß bis unter die Plinte von Form frei gemacht und uns überzeugt, daß von oben bis unten Alles dicht und rein ausgefallen. Sonſt geſchieht bei dergleichen großen Güſſen, daß wohl Stellen, gleich dem Bimſtein, poros vorkommen, oder wenn auch dicht, mit fremden Theilchen von Formmaſſe gemiſcht ſind, welches Alles hier nicht der Fall iſt.

Der Guß geſchah in der königlichen Canonen-Gießerei bei'm Zeughauſe, und man iſt, außer dem guten Glücke, das Gelingen der Bedächtigkeit und Einſicht des Franzöſiſchen Formers und Gießers, ſowie der Erfahrung und willigen Theilnahme der königlichen Beamten ſchuldig, ohne welches Einverſtändniß man nicht ſicher gearbeitet und einen ſo wichtigen Zweck ſchwerlich erreicht hätte. Denn das Kupfer hat die ſonderbare Eigenſchaft, daß man den Augenblick der höchſten Flüſſigkeit benutzen muß, welchen, wenn er vorbei iſt, man durch das ſtärkſte Feuer nicht wieder zurückbringt, man müßte denn von vorn kalt wieder anfangen. Dieſen Augenblick zu erkennen, haben unſere Canonen-Gießer die größte Fertigkeit.

Ich habe ſchon gemeldet, daß eine ſolche Form aus horizontalen Schichten beſteht; und wie gut das Metall muß gefloſſen ſein, geht daraus hervor, daß in die dichten Fugen derſelben das Metall dünn wie ein Blatt eingedrungen iſt.

Nun haben wir den Kern herauszuſchaffen, welches eine ſchwierige Arbeit iſt, da uns nur drei Oeffnungen zu Gebote ſtehen, nämlich unten durch die beiden Fußſohlen, inwendig der Plinte und oben am Hals. Um den Mantel ſchwebend zu erhalten, ſind künſtliche Vorrichtungen angebracht, metallne Stäbe nämlich, welche gegenwärtig noch aus dem Gewande hervorſtehen, und künftig zugleich mit der Oberfläche verarbeitet werden.

Was Jemandem, der in Rußland gießen ſah, neu war, iſt die hier angewendete größere Zahl von Guß- und Luftröhren. Dort ſah man vier Statuen in der Grube dermaßen damit umgeben, daß ſie einem Ballen von Wurzeln glichen. Man iſt in Frankreich davon abgekommen, indem die Luft durch ſo viele Veräſtungen gleichſam abgefangen wird und das Metall hier und da außen bleibt.

Sehr wichtig iſt auch die Methode, wodurch man das Wachs, welches ſonſt die Dicke des Metalles beſtimmte, entbehren kann. Jetzo, wenn über das fertige Modell die Form gemacht und dieſe wieder abgenommen iſt, wird die ganze Oberfläche beſchabt, und zwar um ſoviel, als die Metalldicke künftighin betragen ſoll. In dieſem Zuſtande gab unſere Statue einen ſonderbaren Anblick; die Figur ſchien ſehr lang und dünn und daher außer aller Proportion.“

Von Dieſem und Anderm wird Herr Director Schadow dem Publicum hoffentlich nähere Nachricht geben, wenn das Werk ſelbſt vor Aller Augen ſteht. Man hofft, daß dieſes Standbild an Ort und Stelle auf den 18. Juni 1819 wird zu ſchauen ſein. Die zwei Relief-Tafeln werden in dießjähriger Ausſtellung erſcheinen. Die erſte ſtellt vor den Helden, ſich vom Sturze mit dem Pferd aufraffend und zu gleicher Zeit den Feind bedrohend; der Genius des Vaterlandes ſchützt ihn mit der Aegide; die zweite zeigt den Helden zu Pferde, widerwärtige dämoniſche Geſtalten in den Abgrund jagend. Auch hier mangelt es nicht am Beiſtand der guten Geiſter.

Folgende Inſchriften ſind genehmigt:

Dem Fürſten

B l ü ch e r

von Wahlſtadt

die Seinen.

In Herren und Krieg,
In Sturz und Sieg
Gewaltig und groß:
So riß er uns
Von Feinden los.

Die Extern-Steine.

An der ſüdweſtlichen Grenze der Grafſchaft Lippe zieht ſich ein langes, waldiges Gebirg hin, der Lippe'ſche Wald, ſonſt auch der Teutoburger-Wald genannt, und zwar in der Richtung von Südoſt nach Südweſt; die Gebirgsart iſt bunter Sandſtein.

An der nordöſtlichen Seite gegen das flache Land zu, in der Nähe der Stadt Horn, am Ausgange eines Thales, ſtehen, abgeſondert vom Gebirg, drei bis vier einzelne ſenkrecht in die Höhe ſtrebende Felſen; ein Umſtand, der bei genannter Gebirgsart nicht ſelten iſt. Ihre ausgezeichnete Merkwürdigkeit erregte von den früheſten Zeiten Ehrfurcht; ſie mochten dem heidniſchen Gottesdienſt gewidmet ſein und wurden ſodann dem chriſtlichen geweiht. Der compacte aber leicht zu bearbeitende Stein gab Gelegenheit, Einſiedeleien und Capellen auszuhöhlen; die Feinheit des Korns erlaubte ſogar, Bildwerke darin zu arbeiten. An dem erſten und größten dieſer Steine iſt die Abnahme Chriſti vom Kreuz in Lebensgröße, halberhaben in die Felswand eingemeißelt.

Eine treffliche Nachbildung dieſes merkwürdigen Alterthums verdanken wir dem königlich Preußiſchen Hofbildhauer, Herrn Rauch, welcher daſſelbe im Sommer 1823 gezeichnet; und erwehrt man ſich auch nicht des Vermuthens, daß ein zarter Hauch der Ausbildung dem Künſtler des neunzehnten Jahrhunderts angehöre, ſo iſt doch die Anlage ſelbſt ſchon bedeutend genug, deren Verdienſt einer frühern Epoche nicht abgeſprochen werden kann.

Wenn von ſolchen Alterthümern die Rede iſt, muß man immer vorausſagen und ſetzen, daß, von der chriſtlichen Zeitrechnung an, die bildende Kunſt, die ſich im Nordweſten niemals hervorthat, nur noch im Südoſten, wo ſie ehemals den höchſten Grad erreicht, ſich erhalten, wiewohl nach und nach verſchlechtert, habe. Der Byzantiner hatte Schulen oder vielmehr Gilden der Malerei, der Moſaik, des Schnitzwerks; auch wurzelten dieſe und rankten um ſo feſter, als die chriſtliche Religion eine von den Heiden ererbte Leidenſchaft, ſich an Bildern zu erfreuen und zu erbauen, unabläſſig forthegte, und daher dergleichen ſinnliche Darſtellungen geiſtiger und heiliger Gegenſtände auf einen ſolchen Grad vermehrte, daß Vernunft und Politik empört ſich dagegen zu ſträuben anfingen, wodurch denn das größte Unheil entſchiedener Spaltungen der Morgenländiſchen Kirche bewirkt ward.

Im Weſten war dagegen alle Fähigkeit, irgend eine Geſtalt hervorzubringen, wenn ſie je da geweſen, völlig verloren. Die eindringenden Völker hatten Alles, was in früherer Zeit dahin gewandert ſein mochte, weggeſchwemmt; eine öde, bildloſe Landweite war entſtanden. Wie man aber, um ein unausweichliches Bedürfniß zu befriedigen, ſich überall nach den Mitteln umſieht, auch der Künſtler ſich immer gern dahin begibt, wo man ſein' bedarf: ſo konnte es nicht fehlen, daß nach einiger Beruhigung der Welt, bei Ausbreitung des chriſtlichen Glaubens, zu Beſtimmung der Einbildungskraft, die Bilder im nördlichen Weſten gefordert und öſtliche Künſtler dahin gelockt wurden.

Ohne alſo weitläufiger zu ſein, geben wir gerne zu, daß ein möncheiſcher Künſtler, unter den Schaaren der Geiſtlichen, die der erobernde Hof Carl's des Großen nach ſich zog, dieſes Werk könne verfertigt haben. Solche Techniker, wie noch jetzt unſere Stuckatoren und Arabesken-Maler, führten Muſter mit ſich, wornach ſie auch deßhalb genau arbeiteten, weil die einmal gegebene Geſtalt ſich zu ſicherm andächtigen Behuf immerfort identiſch eindrücken und ſo ihre Wahrhaftigkeit beſtärken ſollte.

Wie dem nun auch ſei, ſo iſt das gegenwärtig in Frage ſtehende Kunſtwerk ſeiner Art und Zeit nach gut, ächt und ein köſtliches Alterthum zu nennen; und da die treffliche Abbildung Jedermann im Steindruck zugänglich ſein wird, ſo wenden wir unſere Aufmerkſamkeit zuerſt auf die geſtauchte Form des Kreuzes, die ſich der gleichſchenkligen des Griechiſchen annähert; ſodann aber auf Sonne und Mond, welche in den obern Winkeln zu beiden Seiten ſichtbar ſind und in ihren Scheiben zwei Kinder ſehen laſſen, auf welchen beſonders unſere Betrachtung ruht.

Es ſind halbe Figuren, mit geſenkten Köpfen vorgeſtellt, wie ſie große herabſinkende Vorhänge halten, als wenn ſie damit ihr Angeſicht verbergen und ihre Thränen abtrocknen wollten.

Daß Dieſes aber eine uralte ſinnliche Vorſtellung der Orientaliſchen Lehre, welche zwei Principien annimmt, geweſen ſei, erfahren wir durch Simplicius's Auslegung zu Epictet, indem Derſelbe im vierunddreißigſten Abſchnitt ſpottend ſagt: „Ihre Erklärung der Sonn- und Mondfinſterniſſe legt eine zum Erſtaunen hohe Gelehrſamkeit an den Tag; denn ſie ſagen: weil die Uebel, die mit dem Bau der Welt verflochten ſind, durch ihre Bewegungen viel Verwirrung und Aufruhr machen: ſo ziehen die Himmelslichter gewiſſe Vorhänge vor, damit ſie an jenem Gewühl nicht den mindeſten Theil nehmen, und die Finſterniſſe ſeien nichts Anderes als dieſes Verbergen der Sonne oder des Mondes hinter ihrem Vorhang.“

Nach dieſen hiſtoriſchen Grundlagen gehen wir noch etwas weiter und bedenken, daß Sin-

einigt, mit mehreren Philosophen aus dem Morgenlande, um die Zeit des Manes nach Persien wanderte, welcher ein geschickter Maler aber doch mit einem solchen Gründer gewesen zu sein scheint, indem er sein Evangelium mit wirksamen Bildern schmückte und ihm dadurch den besten Eingang verschaffte. Und so wäre es wohl möglich, daß sich diese Vorstellung von dort herschriebe, da ja die Argumente des Simplicius gegen die Lehre von zwei Principien gerichtet sind.

Doch da in solchen historischen Dingen aus strenger Untersuchung immer mehr Ungewißheit erfolgt, so wollen wir uns nicht allzu fest hierauf lehnen, sondern nur andeuten, daß diese Vorstellung des Extern-Steins einer uralten Orientalischen Denkweise gemäß gebildet sei.

Uebrigens hat die Composition des Bildes wegen Einfalt und Adel wirkliche Vorzüge. Ein den Leichnam herablassender Theilnehmer scheint auf einen niedrigen Baum getreten zu sein, der sich durch die Schwere des Mannes umbog, wodurch denn die immer unangenehme Leiter vermieden ist. Der Aufsuchende ist anständig gekleidet, ehrwürdig und ehrerbietig hingestellt. Vorzüglich aber loben wir den Gedanken, daß der Kopf bei herabsinkenden Heilandes an das Antlitz der zur Rechten stehenden Mutter sich lehnt, ja durch ihre Hand sanft angedrückt wird; ein schönes, würdiges Zusammentreffen, das wir nirgends wieder gefunden haben, ob es gleich der Größe einer so erhabenen Mutter zukommt. In spätern Vorstellungen erscheint sie dagegen heftig in Schmerz ausbrechend, sodann in dem Schooß ihrer Frauen ohnmächtig liegend, bis sie zuletzt, bei Daniel von Volterra, rücklings quer hingestreckt, unmündig auf dem Boden gesehen wird.

Aus einer solchen, das Bild durchschneidenden horizontalen Lage der Mutter jedoch haben sich die Künstler wahrscheinlich deshalb nicht wieder herausgefunden, weil eine solche Linie, als Contrast des schroff in die Höhe stehenden Kreuzes, unerträglich scheint.

Daß eine Spur des Manichäismus durch das Ganze gehe, möchte sich auch noch durch den Umstand bekräftigen, daß wenn Gott, der Vater, sich über dem Kreuze mit der Siegesfahne zeigt, in einer Höhle unter dem Boden ein Paar hart gegen einander knieende Männer von einem löwenklauigen Schlangendrachen als dem bösen Princip umschlungen sind, welche, da die beiden Hauptweltmächte einander das Gleichgewicht halten, durch das obere große Opfer kaum zu retten sein möchten.

Und nun vergessen wir nicht, anzuführen, daß in d'Agincourt's Werk: Histoire des Arts par les Monumens, und zwar auf Tafel CLXIII, eine ähnliche Vorstellung vorhanden ist, wo auf einem Gemälde, die Kreuzabnahme vorstellend, eben an der einen Seite der Sonnenknabe deutlich zu sehen ist, indessen der Mondknabe durch die Unbilden der Zeit ausgelöscht worden.

Nun aber zum Schluß werd' ich erinnert, daß ähnliche Abbildungen in den Mithra-Tafeln zu sehen seien, weßhalb ich denn die Tafel I aus Thomas Hyde Historia Religionis veterum Persarum beziehe, wo die alten Götter Sol und Luna noch aus Wolken oder hinter Gebirgen in erhobener Arbeit hervortreten, sodann aber die Tafeln XIX und XX zu Heinrich Seel's „Mithra-Geheimnissen", Aarau 1823, noch anführe, wo die genannten Gottheiten in flach vertieften Schalen wenig erhöht symbolisch gebildet sind.

Münzen, Medaillen, geschnittene Steine.

Hemsterhuis-Galitzinische Gemmen-Sammlung.

Den Freunden meiner litterarischen Thätigkeit ist der 2. Abtheilung 5. Theil „Aus meinem Leben" bekannt genug; sie wissen, daß ich nach überstandenem traurigen Feldzug von 1792 eine frohere Rhein-Fahrt unternommen, um einen lange schuldigen Besuch bei Freunden zu Pempelfort, Duisburg und Münster abzustatten; wie ich denn auch nicht versäumte, ausführlich zu erzählen, daß ich mich, zu gewünschter Erheiterung, überall einer guten Aufnahme zu erfreuen hatte. Von dem Aufenthalte zu Münster berichtete ich umständlich und machte besonders bemerklich, wie eine von Hemsterhuis hinterlassene Gemmen-Sammlung den geistig ästhetischen Mittelpunct vertrat, um welchen sich Freunde, übrigens im Denken und Empfinden nicht ganz übereinstimmend, mehrere Tage gern vereinten.

Aus jenen Erzählungen geht gleichfalls hervor, wie gedachte Sammlung beim Abschied mir liebevoll aufgedrungen worden; wie ich sie, durch Ordnung gesichert, mehrere Jahre treulich aufbewahrte und in dem Studium dieses bedeutenden Kunstfachs die Weimar'schen Freunde entschieden förderte; daraus entstand sodann der Aufsatz, welcher vor der Jena'schen Allgemeinen Litteratur-Zeitung des Januars 1807 als Programm seine Stelle nahm, worin die einzelnen Steine betrachtet, beschrieben und gewürdigt, nebst einigen beigefügten Abbildungen zu finden sind.

Da die Beſitzerinn dieſen Schatz verkäuflich abzulaſſen und das Erlöſte zu mehlthätigen Zwecken zu verwenden geneigt war, ſuchte ich eine Uebereinkunft deßhalb mit Herzog Ernſt von Gotha zu vermitteln. Dieſer Kenner und Liebhaber alles Schönen und Merkwürdigen, reich genug, ſeine edle Neigung ungehindert zu befriedigen, war aufs Höchſte verſucht, ſich unſere Sammlung anzueignen; doch da ich zuletzt ſeine ſchwankenden Entſchließungen zu Gunſten des Ankaufs entſchieden glaubte, überraſchte er mich mit einer Erklärung folgenden Inhalts:

So lebhaft er auch den Beſitz der vorliegenden, von ihm als köſtlich anerkannten Gemmen wünſche, ſo hindere ihn doch daran nicht etwa ein innerer Zweifel, ſondern vielmehr ein äußerer Umſtand: ihm ſei keine Freude, Etwas für ſich allein zu beſitzen, er theile gern den Genuß mit Andern, der ihm aber ſehr oft verkümmert werde. Es gebe Menſchen, die ihre tiefblickende Kennerſchaft dadurch zu beweiſen ſuchen, daß ſie an der Aechtheit irgend eines vorgelegten Kunſtwerks zu zweifeln ſcheinen und ſolche verdächtig machen. Um ſich nun Dergleichen nicht wiederholt auszuſetzen, entſage er lieber dem wünſchenswerthen Vergnügen. —

Wir enthalten uns nicht, bei dieſer Gelegenheit noch Folgendes hinzuzuſetzen. Es iſt wirklich ärgerlich, mit Zweifeln das Vorzüglichſte aufgenommen zu ſehen, denn der Zweifelnde überhebt ſich des Beweiſes, wohl aber verlangt er ihn von dem Bejahenden. Worauf beruht denn aber in ſolchen Fällen der Beweis anders als auf einem innern Gefühl, begünſtigt durch ein geübtes Auge, das gewiſſe Kennzeichen gewahr zu werden vermag, auf geprüfter Wahrſcheinlichkeit hiſtoriſcher Forderungen und auf gar manchem Andern, wodurch wir, Alles zuſammen genommen, uns doch nur ſelbſt, nicht aber einen Andern überzeugen?

Nun aber findet die Zweifelſucht kein weiteres Feld, ſich zu ergehen, als gerade bei geſchnittenen Steinen: bald heißt es eine alte, bald eine moderne Copie, eine Wiederholung, eine Nachahmung; bald erregt der Stein Verdacht, bald eine Inſchrift, die von beſonderm Werth ſein ſollte. Und ſo iſt es gefährlicher, ſich auf Gemmen einzulaſſen, als auf antike Münzen, obgleich auch hier eine große Umſicht gefordert wird, wenn es zum Beiſpiel gewiſſe Pabuaniſche Nachahmungen von den ächten Originalen zu unterſcheiden gilt.

Die Vorſteher der königlich Franzöſiſchen Münzſammlung haben längſt bemerkt, daß Privat-Cabinette, aus der Provinz nach Paris gebracht, gar vieles Falſche enthalten, weil die Beſitzer in einem beſchränkten Kreiſe das Auge nicht genugſam üben konnten und mehr noch Neigung und Vorurtheil bei ihrem Geſchäft verfahren. Beſehen wir aber zum Schluß die Sache genau, ſo gilt Dieß von allen Sammlungen und jeder Beſitzer wird gern geſtehen, daß er manches Lehrgeld gegeben, bis ihm die Augen aufgegangen.

Jedoch wir kehren in Hoffnung, dieſes Abſchweifen werde verziehen ſein, zu unſerm eigentlichen Vertrage wieder zurück.

Jener Schatz blieb noch einige Jahre in meinen Händen, bis er wieder an die fürſtliche Freundinn und zuletzt an den Grafen Chriſtian Leopold von Stolberg gelangte, nach deſſen Hinſcheiden ich den Wunſch nicht unterdrücken konnte, zu erfahren, wo nunmehr das theure, ſo genau geprüfte Pfand befindlich ſei, wie ich mich denn auch hierüber an gedachtem Orte dringlich vernehmen ließ.

Dieſen Wunſch einer Aufklärung werth zu achten, hat man höchſten Orts gewürdigt und mir zu erkennen gegeben, daß gedachte Sammlung unzertrennt unter den Schätzen Ihro Majeſtät des Königs der Niederlande einen vorzüglichen Platz einnehme; welche nachrichtliche Beruhigung ich mit dem lebhafteſten Danke zu erkennen habe und es für ein Glück achte, gewiß zu ſein, daß ſo vortreffliche Einzelnheiten von anerkanntem Werth, mit Kenntniß, Glück und Aufwand zuſammen gebracht, nicht zerſtreut, ſondern auch für die Zukunft beiſammen gehalten werden. Vielleicht befinden ſie ſich noch in demſelbigen Käſtchen, in welches ich ſie vor ſoviel Jahren zuſammengeſtellt. Da man bei einem langen Leben ſo Vieles zerſplittert und zerſtört ſieht, ſo iſt es ein höchſt angenehmes Gefühl, zu erfahren, daß ein Gegenſtand, der uns lieb und werth geweſen, ſich auch einer ehrenvollen Dauer zu erfreuen habe.

Mögen dieſe Kunſtbeiſteine den höchſten einſichtigen Beſitzern und allen ächten Freunden ſchöner Kunſt immerfort zur Freude und Belehrung gereichen, wozu vielleicht eine Franzöſiſche Ueberſetzung jenes Neujahrs-Programms der Allgemeinen Jenaiſchen Litteratur-Zeitung, mit beigefügten characteriſtiſchen Umriſſen, nicht wenig beitragen und ein angenehmes Geſchenk für alle Diejenigen ſein würde, welche ſich in dieſen Regionen mit Ernſt und Liebe zu ergehen geneigt ſind, worauf hinzudeuten ich mir zur dankbaren Pflicht mache.

Notice sur le cabinet des Médailles et des Pierres gravées de sa Majesté le Roi des Pays-Bas.

Par J. C. de Jonge, Directeur. A la Haye 1825.

Im 5. Bande der 2. Wiederlung „Aus meinem Leben", Seite 358, ſprach ich den dringen-

den Wunſch aus, zu erfahren, wo ſich die Hemſterhuis-Galiziniſche Gemmen-Sammlung wohl befinden möchte. Er gelangte glücklicher Weiſe dahin, woher mir der beſte Aufſchluß zu Theil werden konnte. Ihro des Königs der Niederlande Majeſtät ließen allergnädigſt, durch des Herrn Landgrafen Ludwig Chriſtian von Heſſen hochfürſtliche Durchlaucht, mir vermelden, daß gedachte Sammlung in allerhöchſt Ihro Beſitz gut verwahrt und zu andern Schätzen hinzugefügt ſei. Wie ſehr ich dankbarlichſt hierdurch beruhigt worden, verfehlte ich nicht, ebenfalls in „Kunſt und Alterthum", Heft 1, Band 2, Seite 157, gebührend auszuſprechen. Nach kurzer Zeit jedoch wird mir auf eben die Weiſe vorgenannte ausführliche Schrift, durch welche nunmehr eine vollkommene Ueberſicht der im Haag aufgeſtellten Koſtbarkeiten dieſes Fachs zu erlangen iſt. Wir überſetzen aus der Vorrede ſo viel als nöthig, um unſern Leſern, vorzüglich den Reiſenden, die Kenntniß eines ſo bedeutenden Gegenſtandes zu überliefern.

Die Sammlung verdankt ihren Urſprung dem Statthalter Wilhelm IV., der, in einer friedlichen Zeit lebend, die Künſte liebend, ſich mit Sammeln beſchäftigte. Er kaufte unter Anderm die Alterthümer, Medaillen und geſchnittenen Steine des Grafen de Thomé, Schwiegerſohns des berühmten Boerhave. Prinz Wilhelm V., ſein Sohn, folgte dieſem Beiſpiele und vermehrte den Schatz unter Beirath der Herren Voſmaer und Friedrich Hemſterhuis. Die Revolution trat ein und der Statthalter verließ das Land. Umſtände hinderten ihn, die ganze Sammlung mitzunehmen; ein großer Theil fiel den Franzoſen in die Hände und ward nach Paris gebracht, wo er ſich noch befindet. Glücklicher Weiſe war nicht Alles verloren; der Fürſt hatte Mittel gefunden, den größten Theil der Gold-, Silber- und Kupfermünzen, ſowie die Mehrzahl der hoch- und tiefgeſchnittenen Steine zu retten.

Von gleichem Verlangen, wie ſeine glorreichen Vorfahren, beſeelt, faßte der gegenwärtig regierende Monarch im Jahr 1816 den Gedanken, aus den Reſten der Oraniſchen Sammlung ein königliches Cabinet zum öffentlichen Gebrauch zu bilden und befahl, dieſer erſten Grundlage die bedeutende Reihenfolge Griechiſcher und Römiſcher Münzen anzuſchließen, welche vor deſſen Thronbeſteigung, bei Vereinigung des berühmten Cabinets des Herrn van Damme, waren angeſchafft worden. Herr de Jonge erhielt die Stelle eines Directors und den Auftrag, das Ganze einzurichten.

Die königliche Sammlung vermehrte ſich von Tag zu Tage; unter dem Angeſchafften zeichnen ſich aus:

1) Eine herrliche Sammlung tiefgeſchnittener Steine, mit Sorgfalt vereinigt durch den vorzüglichen Franz Hemſterhuis, aus deſſen Händen ſie an den verſtorbenen Prinzen Galizin, kaiſerlich Ruſſiſchen Geſandten bei Ihro Hochmögenden, gelangte und von ſeiner Tochter, Gemahlinn des Prinzen Salm-Reifferſcheid-Krautheim, an den König verkauft wurde; ſie iſt merkwürdiger durch das Verdienſt als durch die Menge der Steine, aus denen ſie beſteht. Man findet darin Arbeiten des erſten Rangs: einen Dioskorides, Aulos, Gnajus, Hyllos, Nicomachus, Heſſen und mehrere andere Meiſterſtücke berühmter Künſtler des Alterthums.

2) Eine kleine Sammlung hoch- und tiefgeſchnittener Steine, welche Herr Huitmann, ſonſt Gouverneur des nördlichen Brabants, zurückließ; ſie ward an den König verkauft durch Frau von Griethuyſen. Dieſe Sammlung, wenn ſchon viel geringer als die vorhergehende, enthält doch einige ſehr ſchätzbare Stücke.

3) Eine zahl- und werthreiche Sammlung neuerer Münzen, die meiſten inländiſch, Belagerungs- und andere currente Münzen, verkauft durch verwittwete Frau von Schuylenbruch von Dommenede, im Haag.

4) Das herrliche Cabinet geſchnittener Steine, ſo alter als neuer, des verſtorbenen Herrn Theodor de Smeth, Präſidenten der Schöffen der Stadt Amſterdam. (Es iſt Derſelbe, an welchen Franz Hemſterhuis den bedeutenden Brief ſchrieb, „über einen alten geſchnittenen Stein," vorſtellend eine Meer-Nymphe an einem Meerpferd herſchwimmend, von herrlicher Kunſt.) Baron de Smeth von Deurne verkaufte ſolches an Ihro Majeſtät.

5) Eine Sammlung Griechiſcher, Römiſcher, Ruſſiſcher und Arabiſcher Münzen, auch einige geſchnittene Steine, welche Major Humbert von den Africaniſchen Küſten mitbrachte, als Früchte ſeiner Reiſe über den Boden des alten Carthago und ſeines fünfundzwanzigjährigen Aufenthalts zu Tunis. Darunter finden ſich mehrere Africaniſche ſeltene Münzen mit einigen unbekannten.

6) Eine ſchöne Thalerfolge, abgelaſſen durch Herrn Stiels, ehemaligen Pfarrer zu Maſtricht.

7) Die reiche Sammlung geſchnittener Steine, aus dem Nachlaß des Herrn Baron van Hoeen von Vlerdyck, deſſen Erben abgekauft.

8) Sammlung von Medaillen, Jettons und neuern Münzen, welche ehemals dem reichen Cabinet des Herrn Dibbetz zu Leyden angehörte und welche die Erben des Herrn Dyserinck, eines der Präſidenten des hohen Gerichtshofes zu Haag, Ihro Majeſtät überließen.

Ueber jenen großen Ankäufen wurden auf Befehl Ihro Majeſtät mit dieſem Cabinet noch vereinigt die Gold- und Silber-Medaillen, aus dem Nachlaß Ihro verwittweten königlichen Hoheit, der Prinzeſſinn von Oranien und der Herzogin von Braunſchweig, Mutter und Schweſter des Königs. Von Zeit zu Zeit wurden auch einzelne, beſonders durch Vertauſch des Doppelten, ſchöne geſchnittene Steine hinzugefügt und eine große Anzahl Medaillen und Münzen aller Art.

Vorſtehende Nachricht gibt uns zu manchen Betrachtungen Anlaß, wovon wir Einiges hier anſchließen.

Zuvörderſt begegnet uns das herzerhebende Gefühl, wie ein ernſtlich gefaßter Entſchluß nach dem größten Glückswechſel durch den Erfolg glücklich beſtätigt und ein Zweck erreicht werde, höher als man ſich ihn hätte vorſtellen können. Hier bewahrheitet ſich abermals, daß wenn man nur nach irgend einer Niederlage gleich wieder einen entſchiedenen Poſten faßt, einen Punct ergreift, von dem aus man wirkt, zu dem man Alles wieder zurückführt, alsdann das Unternehmen ſchon geborgen ſei und man ſich einen glücklichen Erfolg verſprechen dürfe.

Eine fernere Betrachtung dringt ſich hier auf; wie wohl ein Fürſt handelt, wenn er Das, was Einzelne mit leidenſchaftlicher Mühe, mit Glück, bei Gelegenheit geſammelt, zuſammenhält und dem unſterblichen Körper ſeiner Beſitzungen einverleibt. Zum einzelnen Sammeln gehört Liebe, Kenntniß und gewiſſer Muth, den Augenblick zu ergreifen, da denn ohne großes Vermögen, mit verſtändig mäßigem Aufwand, eine bedeutende Vereinigung manches Schönen und Guten ſich erreichen läßt.

Meiſt ſind ſolche Sammlungen den Erben zur Laſt; gewöhnlich legen ſie zu großen Werth darauf, weil ſie den Enthuſiasmus des erſten Beſitzers, der nöthig war, ſoviel treffliche Einzelnheiten zuſammen zu ſchaffen und zuſammenzuhalten, mit in Anſchlag bringen, vergeſſen, daß oft, von einer Seite durch Mangel an entſchiedenen Liebhabern, von der andern durch überſpannte Forderungen, dergleichen Schätze unbekannt und unbenutzt liegen, vielleicht auch als zerfallender Körper vereinzelt werden. Trifft ſich's nun aber, daß hohe Häupter dergleichen Sammlungen gebührend Ehre geben und ſie andern ſchon vorhandenen anzufügen geneigt ſind: ſo wäre zu wünſchen, daß von einer Seite die Beſitzer ihre Forderungen nicht zu hoch trieben; von der andern bleibt es erfreulich, zu ſehen, wenn große, mit Gütern geſegnete Fürſten zwar haushälteriſch zu Werke gehen, aber zugleich auch bedenken, daß ſie oft in den Fall kommen, großmüthig zu ſein, ohne dadurch zu gewinnen. Und doch wird Beides zugleich der Fall ſein, wenn es unſchätzbare Dinge gilt, wofür wohl alles Das angeſehen werden darf, was ein glücklich ausgebildetes Talent hervorbrachte und hervorbringt.

Und ſo hätten wir denn zuletzt noch zu bemerken, welcher großen Wirkung ein ſolcher Beſitz in rechten Händen fähig iſt.

Warum ſollte man läugnen, daß dem einzelnen Staatsbürger ein höherer Kunſtbeſitz oft unbequem ſei? Weder Zeit noch Zuſtand erlauben ihm, treffliche Werke, die einflußreich werden könnten, die, es ſei nun auf Productivität oder auf Kenntniß, auf That oder Geſchichtseinſicht, kräftig wirken ſollten, dem Künſtler ſowie dem Liebhaber öfter vorzuzeigen und dadurch eine höhere, freigeſinnte, fruchtbare Bildung zu bezwecken. Sind aber dergleichen Schätze einer öffentlichen Anſtalt einverleibt; ſind Männer dabei angeſtellt, deren Liebe und Leidenſchaft es iſt, ihre ſchöne Pflicht zu erfüllen, die ganz durchdrungen ſind von dem Guten, was man ſtiften, was man fortpflanzen wollte: ſo wird wohl Nichts zu wünſchen übrig bleiben.

Sehen wir doch ſchon im gegenwärtigen Falle, daß der werthe Vorgeſetzte genannter Sammlung ſich ſelbſt öffentlich verpflichtet, die höchſten Zwecke in allem Umfang zu erreichen, wie das Motto ſeiner ſorgfältigen Arbeit auf das Deutlichſte bezeichnet: „Die Werke der Kunſt gehören nicht Einzelnen, ſie gehören der gebildeten Menſchheit an.“ Heeren, Ideen 3. Theil, 1. Abtheilung.

Münzkunde der Deutſchen Mittelzeit.

(Mit Nachtrag.)

Ueber die zwar nicht ſeltenen, doch immer geſchätzten, problematiſchen Goldmünzen, unter dem Namen Regenbogenſchüſſelchen bekannt, möchte ich Nichts zu entſcheiden, wohl aber folgende Meinung zu eröffnen.

Sie ſtammen von einem Volke, welches zwar in Abſicht auf Kunſt barbariſch zu nennen iſt, das ſich aber einer wohl erſonnenen Technik bei einem ruhen Münzweſen bediente. Wenn nämlich die frühern Griechen Gold- und Silberkügelchen zu ſtempeln, dabei aber das Abſpringen vom Ambos zu verhindern gedachten: ſo gaben ſie der bleiernen Unterlage die Form eines Kreuzbohrers, worauf das Kügelchen gelegt, der Stempel aufgeſetzt und ſo das Obergebilde abgedruckt ward; der Eindruck des untern, vierecken, „ſäligen Hülfsmittels verwandelte ſich nach und nach in ein begrenztes,

Verschmähe
Die Treue,
Die Reue
Kennt mich!

Thomas tritt auf.

Thomas. Jery!

Jery. Wer?

Thomas. Guten Tag!

Jery. Wer seyd ihr?

Thomas. Kennst du mich nicht mehr?

Jery. Thomas, bist du's?

Thomas. Hab' ich mich so geändert?

Jery. Ja wohl, du hast dich gestreckt; du siehst vornehmer aus.

Thomas. Das macht das Soldatenleben; ein Soldat sieht immer vornehmer aus als ein Bauer; das macht er ist mehr geplagt.

Jery. Du bist auf Urlaub?

mancherlei Bildwerk enthaltendes Viereck, deſſen Urſprung ſich nicht mehr ahnen läßt.

Das unbekannte Volk jedoch, von welchem hier die Rede iſt, vertiefte die Unterlage in Schüſſelform und grub zugleich eine gewiſſe Geſtalt hinein; der obere Stempel war convex und gleichfalls ein Gebild hineingegraben. Wurde nun das Kügelchen in die Stempelſchale gelegt und der obere Stempel darauf geſchlagen, ſo hatte man die ſchüſſelförmige Münze, welche noch öfters in Deutſchland aus der Erde gegraben wird. Die darauf erſcheinenden Geſtalten aber geben zu folgenden Betrachtungen Anlaß.

Die erhobenen Seiten der drei mir vorliegenden Exemplare zeigen barbariſche Nachahmungen bekannter, auf Griechiſchen Münzen vorkommender Gegenſtände, ein Mal einen Löwenrachen, zwei Mal einen Taſchenkrebs; Gebilde der Auffaßlichkeit, wie ſie auch häufig auf ſilbernen Daciſchen Münzen gefunden werden, wo die Geld-Philippen offenbar kindiſch-pfuſcherhaft nachgeahmt ſind.

Die hohle Seite zeigt jedes Mal ſechs kleine halbkugelförmige Erhöhungen; hierdurch ſcheint mir die Zahl des Werthes ausgeſprochen.

Das Merkwürdigſte aber iſt auf allen Dreien eine ſichelförmige Umgebung, die auf dem einen Exemplar unzweifelhaft ein Hufeiſen vorſtellt und alſo da, wo die Geſtalt nicht ſo entſchieden iſt, auch als ein ſolches gedeutet werden muß. Dieſe Verbildung ſcheint mir Original; fände ſie ſich auch auf andern Münzen, ſo käme man vielleicht auf eine nähere Spur; jedoch möchte das Bild immer auf ein berittenes, kriegeriſches Volk hindeuten.

Ueber den Urſprung der Hufeiſen iſt man ungewiß: das älteſte, das man zu kennen glaubt, ſoll dem Pferde des Königs Childerich gehört haben und alſo um das Jahr 481 zu ſetzen ſein. Aus andern Nachrichten und Combinationen ſcheint hervorzugehen, daß der Gebrauch der Hufeiſen in Schwung gekommen zu der Zeit, als Franken und Deutſche noch für eine Völkerſchaft gehalten wurden, die Herrſchaft hinüber und herüber ſchwankte und die kaiſerlich königlichen Gebieter bald diesſeits bald jenſeits des Rheins größere Macht aufzubieten wußten. Wollte man ſorgfältig die Orte verzeichnen, wo dergleichen Münzen gefunden worden, ſo gäbe ſich vielleicht ein Aufſchluß. Sie ſcheinen niemals tief in der Erde gelegen zu haben, weil der Volksglaube ſie da finden läßt, wo ein Fuß des Regenbogens auf dem Acker aufſtand, von welcher Sage ſie denn auch ihre Benennung gewonnen haben.

Vorbilder für Fabricanten und Handwerker.

Auf Befehl des Miniſters für Handel, Gewerbe und Bauweſen, herausgegeben von der technischen Deputation für Gewerbe. Berlin, 1821. Drei Lieferungen. (Nicht im Handel.)

Wenn die Künſte aus einem einfachen Naturzuſtande oder aus einer barbariſchen Verderbniß nach und nach ſich erheben, ſo bemerkt man, daß ſie ſtufenweiſe einen gewiſſen Einklang zu erhalten bemüht ſind; deswegen denn auch die Producte ſolcher Uebergangszeiten im Ganzen betrachtet, obgleich unvollkommen, uns doch eine gewiſſe Zuſtimmung abgewinnen.

Ganz unerläßlich aber iſt die Einheit auf dem Gipfel der Kunſt; denn wenn der Baumeiſter zu dem Gefühl gelangt, daß ſeine Werke ſich in edeln, einfachen, faßlichen Formen bewähren ſollen, ſo wird er ſich nach Bildhauern umſehen, die gleichmäßig arbeiten. An ſolchen Verein wird der Maler ſich anſchließen und durch ſie wird Steinhauer, Erzgießer, Schnitzwerker, Tiſchler, Töpfer, Schloſſer, und wer nicht Alles? geleitet, ein Gebäude fördern helfen, das zuletzt Bürger und Wirker als behagliche Wohnung zu vollenden gefällig bemüht ſind.

Es gibt Zeiten, wo eine ſolche Epoche aus ſich ſelbſt erblüht; allein nicht immer iſt es räthlich, die Entwickelung dem Zufall zu überlaſſen, beſonders in Tagen, wo die Zerſtreuung groß iſt, die Wünſche mannigfach, der Geſchmack vielſeitig. Von oben herein alſo, wo das anerkannte Gute verſammelt werden kann, geſchieht der Antrieb am Sicherſten; und in dieſem Sinne iſt obgenanntes Werk unternommen und zur Bewunderung vorwärts geführt, auf Befehl und Anordnung des königlich Preußiſchen Staats-Miniſters, Herrn Grafen von Bülow Excellenz.

Im Vorbericht des Herrn Beuth iſt ausgeſprochen, daß der Techniker, inſofern er ſeiner Arbeit die höchſte Vollendung gibt, alles Lob verdiene; daß aber ein Werk erſt vollkommen befriedige, wenn das Ausgearbeitete, auch in ſeinen erſten Anlagen, ſeinen Grundformen wohl gedacht und dem wahren Kunſtſinn gemäß erfunden werde.

Damit alſo der Handwerker, der nicht, wie der Künſtler, einer weitumfaſſenden Bildung zu genießen das Glück hat, doch ſein hohes Ziel zu erreichen ermuthigt und gefördert ſei, ward vorliegendes Werk unternommen, den Kunſtſchulen der ganzen Preußiſchen Monarchie als Muſter vor Augen zu bleiben. Es wird Diejenigen, die es von Jugend auf aufrichtig ſind,

gründlich beschen, so daß sie unter den unzähligen Resten der alten Kunst das Vorzüglichste auffinden, wählen, nachbilden lernen, sodann aber in gleichem Sinne, worauf Alles ankommt, selbst hervorzubringen sich angeregt fühlen.

Ein Werk wie dieses wäre nun durch mercantilische Speculation schwer zu fördern: es gehörte dazu königliche Munificenz, einsichtige, kräftige, anhaltende, ministerielle Leitung; sodann mußten gelehrte Kenner, eifrige Kunstfreunde, geist- und geschmackreiche Künstler, fertige Techniker, Alle zusammen wirken, wenn ein solches Unternehmen begonnen werden und zur Vollendung desselben gegründete Hoffnung erscheinen sollte.

Genannt haben sich, als Zeichner zugleich und Kupferstecher Manch, Meyer und Funke; als Kupferstecher Schüler, Wachsmann, Lehnert, Ferdinand Berger jun. und bei einem Blatte Anderloni als leitender Meister. Als Kupferdrucker nennt sich Pretre. Wenn nun der vorzüglichen Reinlichkeit und Zierlichkeit, welche Zeichner und Kupferstecher an diesem Werk bewiesen, rühmlich zu gedenken ist, so verdient endlich auch die große Sauberkeit des Abdrucks billige Anerkennung, zumal da mehrere Blätter mit zwei Platten gedruckt sind. Ungemein sauber, nach der in England erfundenen Weise, in Holz geschnitten, erscheint ferner auf dem Haupt-Titelblatt der Preußische gekrönte Adler, Reichsapfel und Scepter haltend. Ein Gleiches ist von den großen Buchstaben der sämmtlichen Aufschriften zu sagen, welche mit Sinn und Geschmack ältern Deutschen Schriftzügen nachgebildet worden. Mit Vergnügen finden wir sodann bemerkt, daß Herr Geheime-Oberbaurath Schinkel auch in das Unternehmen mit Geist und Hand eingreift.

Und so liegen denn vor uns in groß Folioformat mehrere Platten des Ganzen, das in drei Abtheilungen bestehen wird. Von der ersten, welche architectonische und andere Verzierungen enthalten soll, bewundern wir acht Blätter; von der zweiten, Geräthe, Gefäße und kleinere Monumente vorstellend, fünf; von der dritten, Verzierungen von Zeugen und für die Wirkerei insbesondere, vier Blätter, oder vielmehr sechs, weil zwei ein Mal schwarz und ein Mal colorirt, vorhanden.

Der Text klein Folio-Format, gleichfalls höchst elegant gedruckt, enthält kurz und hinreichende Anleitung, Andeutung, Hinweisen auf elementare, theoretische Grundsätze, welche einmal gefaßt, zu fernern Fortschritten sichern Weg bahnen.

Uns aber bleibt Nichts zu wünschen übrig, als von Zeit zu Zeit vom Wachsen und Gedeihen eines so wichtigen und einflußreichen Werkes Zeuge zu werden.

Vorbilder für Fabricanten und Handwerker.

Auf Veranstaltung des Vereins für Handel, Gewerbe und Kunstfleiß. Berlin, 1821. 1822.

Von diesem so kostbaren als schätzenswerthen Unternehmen haben wir bereits gebührende Anzeige gethan. Es wird herausgegeben von der technischen Deputation und ist nicht im Handel. Es besteht in drei Abtheilungen; die erste enthält architectonische und andere Verzierungen; die zweite Geräthe, Gefäße und kleinere Monumente; die dritte Verzierungen für Teppiche und Muster für Wirkerei im Allgemeinen.

Von jedem dieser Facie sind abermals merkwürdige Blätter in der zweiten Lieferung enthalten, die wir durch besondere Gunst das Glück haben, vor uns zu sehen; und weilen wir bedauern, daß gerade bei nicht zu verzögerndem Abschluß des letzten Bogens uns keine Zeit übrig bleibt, das Einzelne nach Würden zu schätzen, so erheitern wir uns mit dem Gedanken, daß wir bei der gegenwärtigen Lieferung den Beifall und die Bewunderung wiederholen müßten, die uns von der vorigen abgenöthigt worden; ja Dieß nicht allein, wir müßen bekennen, daß ein höchst sorgfältig begonnenes Werk mit großer Sorgfalt fortgeführt worden, so daß man sich wirklich enthalten muß, die zweite Sendung nicht höher als die erste zu schätzen.

Möge von Ausstellung zu Ausstellung, von deren glücklichen Vorzügen uns Berliner Freunde jederzeit unterhalten, die Wirksamkeit eines so bedeutenden Unternehmens immer deutlicher werden; wie denn durch das Anschauen solcher Muster der gute Geschmack sich bis in die letzten Zweige der technischen Thätigkeit nothwendig ergießen und der hohe Beförderer, die Leitenden und Ausführenden mit gar schönen Kunst- und Sittenfrüchten sich belohnt sehen müßen!

Von Deutſcher Baukunſt.

D. M. Erwini a Steinbach. 1773.

Als ich auf Deinem Grabe herumwandelte, edler Erwin, und den Stein suchte, der mir deuten sollte: Anno domini 1318. xvi. Kal. Febr. obiit Magister Erwinus, Gubernator fabricae Ecclesiae Argentinensis, und ich ihn nicht fand, keiner Deiner Landsleute mir

ihn zeigen konnte, daß ſich meine Verehrung Deiner an der heiligen Stätte ergoſſen hätte, da ward ich tief in die Seele betrübt und mein Herz, jünger, wärmer, thätiger und beſſer als jetzt, gelobte Dir ein Denkmal, wenn ich zum ruhigen Genuß meiner Beſitzthümer gelangen würde, von Marmor oder Sandſteinen, wie ich's vermöchte.

Was brauchst's Dir Denkmal! Du haſt Dir das herrlichſte errichtet; und kümmert die Ameiſen, die d'rum krabbeln, Dein Name Nichts, haſt Du gleiches Schickſal mit dem Baumeiſter, der Berge aufthürmte in die Wolken.

Wenigen ward es gegeben, einen Babel-Gedanken in der Seele zu erzeugen, ganz, groß und bis in den kleinſten Theil nothwendig ſchön, wie Bäume Gottes; Wenigern, auf tauſend bietende Hände zu treffen, Felſengrund zu graben, Steile Höhen darauf zu zaubern und dann ſterbend ihren Söhnen zu ſagen: „Ich bleibe bei Euch, in den Werken meines Geiſtes; vollendet das Begonnene in die Wolken.“

Was brauchst's Dir Denkmal! und von mir? Wenn der Pöbel heilige Namen ausſpricht, iſt's Aberglaube oder Läſterung. Dem ſchwachen Geſchmäcker wird's immer ſchwindeln an Deinem Coloß und ganze Scelen werden Dich erkennen ohne Deuter.

Alſo nur, trefflicher Mann, eh' ich mein geflicktes Schiffchen wieder auf den Ocean wage, wahrſcheinlicher dem Tod als dem Gewinnſt entgegen, ſehe hier in dieſem Hain, wo ringsum die Namen meiner Geliebten grünen, ſchneid' ich den Deinigen in eine Deinem Thurm gleich ſchlank aufſteigende Buche, hänge an ſeinen vier Zipfeln dieß Schnupftuch mit Gaben dabei auf, nicht ungleich jenem Tuche, das dem heiligen Apoſtel aus den Wolken herabgelaſſen worden, voll reiner und unreiner Thiere; ſo auch voll Blumen, Blüthen, Blätter, auch wohl dürres Gras und Moos und übernacht geſchoſſene Schwämme, was Alles ich auf dem Spaziergang durch unbedeutende Gegenden, kalt zu meinem Zeitvertreib botaniſirend, eingeſammelt, Dir nun zu Ehren der Verweſung weihe!

Es iſt im kleinen Geſchmack, ſagt der Italiener, und geht vorbei. Kindereien läßt der Franzoſe noch und ſchaudt triumphirend auf ſeine Dose à la Grecque. Was habt Ihr gethan, daß Ihr verachten dürft?

Hat nicht der ſeinem Grab entſteigende Genius der Alten den Deinen gefeſſelt, Welſcher! Kroch an den mächtigen Reſten Verhältniſſe zu deuten, flicktet aus den heiligen Trümmern Dir Luſthäuſer zuſammen und hältſt Dich für Vermahrer der Kunſtgeheimniſſe, weil Du auf Zoll und Linie von Rieſengebäuden Rechenſchaft geben kannſt. Hätteſt Du mehr gefühlt als gemeſſen, wäre der Geiſt der Maſſen über Dich gekommen, die Du anſtaunteſt. Du hätteſt nicht ſo nur nachgeahmt, weil ſie's thaten und es ſchön iſt: nothwendig und wahr hätteſt Du Deine Plane geſchaffen, und lebendige Schönheit wäre bildend aus ihnen gequollen.

So haſt Du Deinen Bedürfniſſen einen Schein von Wahrheit und Schönheit aufgeſucht. Die herrliche Wirkung der Säulen traf Dich; Du wollteſt auch ihrer brauchen und mauerteſt ſie ein, wollteſt auch Säulengängen haben und umzirkteſt den Vorhof der Peters-Kirche mit Marmor-Gängen, die nirgends hin noch her führen, daß Mutter Natur, die das Ungehörige und Unnöthige verachtet und haßt, Deinen Pöbel trieb, jene Herrlichkeit zu öffentlichen Cloaken zu proſtituiren, daß Ihr die Augen wegwendet und die Naſen zuhaltet vor'm Wunder der Welt.

Das geht nun Alles ſeinen Gang: die Grille des Künſtlers dient dem Eigennutze des Reichen; der Reiſebeſchreiber gafft und unſere ſchönen Geiſter, genannt Philoſophen, erdrechſeln aus protoplaſtiſchen Mährchen Principien und Geſchichte der Künſte bis auf den heutigen Tag, und ächte Menſchen erwerbet der böſe Genius im Vorhof der Geheimniſſe.

Schädlicher als Beiſpiele ſind dem Genius Principien. Vor ihm mögen einzelne Menſchen einzelne Theile bearbeitet haben; er iſt der Erſte, aus deſſen Seele die Theile, in ein ewiges Ganzes zuſammen gewachſen, hervortreten. Aber Schule und Principium feſſelt alle Kraft der Erkenntniß und Thätigkeit. Was ſoll uns Das, Du neu Franzöſiſcher, philoſophirender Kenner, daß der erſte zum Bedürfniß empfindſame Menſch vier Stämme einſammelte, vier Stangen d'rüber verband und Aeſte und Moos d'rauf deckte? Daraus entſcheideſt Du das Gehörige unſerer heutigen Bedürfniſſe, als wenn Du Dein neues Babylon mit einfältigem, patriarchaliſchem Hausvaterſinn regieren wollteſt.

Und es iſt noch dazu falſch, daß Deine Hütte die erſtgeborne der Welt iſt. Zwei an ihrem Gipfel ſich kreuzende Stangen vornen, zwei hinten und eine Stange quer über zum Firſt, iſt und bleibt, wie Du alltäglich an Hütten der Felder und Weinberge erkennen kannſt, eine weit primitivere Erfindung, von der Du doch nicht einmal Principium für Deine Schweinſtälle abſtrahiren könnteſt.

So vermag keiner Deiner Schlüſſe ſich zur Region der Wahrheit zu erheben, ſie ſchweben alle in der Atmoſphäre Deines Syſtems. Du müßt uns lehren, was wir brauchen ſollen, weil Das, was wir brauchen, ſich nach Deinen Grundſätzen nicht rechtfertigen läßt.

Die Säule liegt Dir sehr am Herzen und in anderer Weltgegend wirst Du Prophet. Du sagst: die Säule ist der erste, wesentliche Bestandtheil des Gebäudes und der schönste. Welche erhabene Eleganz der Form, welche reine, mannigfaltige Größe, wenn sie in Reihen daſtehen! Nur hütet Euch, sie unangehörig zu brauchen; ihre Natur ist, frei zu stehen. Wehe den Elenden, die ihren schlanken Wuchs an plumpe Mauern geschmiedet haben!

Und doch dünkt mich, lieber Abt, hätte die öftere Wiederholung dieser Unschicklichkeit des Säuleneinmauerns, daß die Neuern sogar antiker Tempel Intercolumnia mit Mauerwerk ausfüllten, Dir einiges Nachdenken erregen können. Wäre Dein Ohr nicht für Wahrheit taub, diese Steine würden sie Dir gepredigt haben.

Säule ist mit Nichten ein Bestandtheil unserer Wohnungen: sie widerspricht vielmehr dem Wesen all' unserer Gebäude. Unsere Häuser entstehen nicht aus vier Säulen in vier Ecken; sie entstehen aus vier Mauern auf vier Seiten, die statt aller Säulen sind, alle Säulen ausschließen und wo Ihr sie anflickt, sind sie belastender Ueberfluß. Eben Das gilt von unsern Palästen und Kirchen, wenige Fälle ausgenommen, auf die ich nicht zu achten brauche.

Ewere Gebäude stehen Euch also Flächen vor, die, je weiter sie sich ausbreiten, je kühner sie zum Himmel steigen, mit desto unerträglicherer Einförmigkeit die Seele unterdrücken müssen. Wohl! wenn uns der Genius nicht zu Hülfe käme, der Erwin von Steinbach eingab: vermannigfaltige die ungeheure Mauer, die Du gen Himmel führen sollst, daß sie aufsteige gleich einem hocherhabenen, weitverbreiteten Baume Gottes, der, mit tausend Aesten, Millionen Zweigen und Blättern wie Sand am Meer, ringsum der Gegend verkündet die Herrlichkeit des Herrn, seines Meisters.

Als ich das erste Mal nach dem Münster ging, hatt' ich den Kopf voll allgemeiner Erkenntniß guten Geschmacks. Auf Hörensagen ehrt' ich die Harmonie der Massen, die Reinheit der Formen, war ein abgesagter Feind der verwerfenen Willkürlichkeiten Gothischer Verzierungen. Unter die Rubrik Gothisch, gleich dem Artikel eines Wörterbuchs, häufte ich alle synonymischen Mißverständnisse, die mir von Unbestimmtem, Ungeordnetem, Unnatürlichem, Zusammengeschnörkeltem, Aufgeflicktem, Ueberladenem jemals durch den Kopf gezogen waren. Nicht geschiedner als ein Volk, das die ganze fremde Welt barbarisch nennt, hieß Alles Gothisch, was nicht in mein System paßte, von dem geschnitzten, bunten Puppen- und Bilderwerk an, womit unsere bürgerlichen Edelleute ihre Häuser schmücken, bis zu den ernsten Resten der ältern Deutschen Baukunst, über die ich, auf Anlaß einiger oberflächlichen Schriftchen, in den allgemeinen Gesang stimmte: „Ganz von Zierath erdrückt!" Und so graute mir's im Sehen vor'm Anblick eines mißgeformten, krankhaften Ungeheuers.

Mit welcher unerwarteten Empfindung überraschte mich der Anblick, als ich hervor trat! Ein ganzer, großer Eindruck füllte meine Seele, denn, weil er aus tausend harmonirenden Einzelnheiten bestand, ich wohl schmecken und genießen, keineswegs aber erkennen und erklären konnte. Sie sagen, daß es also mit den Freuden des Himmels sei. Wie oft bin ich zurückgekehrt, diese himmlisch irdische Freude zu genießen, den Riesengeist unserer ältern Bauher in ihren Werken zu genießen! Wie oft bin ich zurückgekehrt, von allen Seiten, aus allen Entfernungen, in jedem Lichte des Tags zu schauen seine Würde und Herrlichkeit! Schwer ist's dem Menschengeist, wenn seines Bruders Werk so hoch erhaben ist, daß er vor ihm beugen und anbeten muß. Wie oft hat die Abenddämmerung mein durch forschendes Schauen ermüdetes Auge mit freundlicher Ruhe gelegt, wenn durch sie die unzähligen Theile zu ganzen Massen schmolzen und nun diese, einfach und groß, vor meiner Seele standen und meine Kraft sich neuerdings entfaltete, zugleich zu genießen und zu erkennen! Da offenbarte sich mir in leisen Ahnungen der Genius des großen Werkmeisters. „Was kannst Du!" lispelt er mir entgegen. „Alle diese Massen waren nothwendig; und siehst Du sie nicht in allen ältern Kirchen meiner Stadt? Nur ihre willkürlichen Größen hab' ich zum himmelnden Verhältniß erhoben. Wie über dem Hauptgange, der zwei kleinere zur Seite beherrscht, sich der weite Kreis des Fensters öffnet, der dem Schiffe der Kirche antwortet und sonst nur Tageslicht war, wie hoch darüber der Glockenplatz die kleinern Fenster forderte, daß Alles war nothwendig und ich bildete es schön. Aber ach, wenn ich durch die höhern, erhabenen Oeffnungen hier zur Seite schwebe, die leer und vergebens da zu stehen scheinen! In ihre kühne, schlanke Gestalt hab' ich die geheimnißvollen Kräfte verborgen, die jene beiden Thürme hoch in die Luft heben sollten, deren, ach, nur einer traurig daſteht, ohne den fünfgethürmten Hauptschmuck, den ich ihm bestimmte, daß ihm und seinem königlichen Bruder die Provinzen umher huldigten." — Und so schied er von mir und ich versank in theilnehmende Traurigkeit, bis die Vögel des Morgens, die in seinen tausend Oeffnungen wohnen, der Sonne entgegen jauchzten und mich auf dem Schlummer weckten. Wie frisch leuchtet er im Morgenthaugang mit sei-

gegen; wie froh kannt' ich ihm meine Arme entgegen ſtrecken, ſchauen die großen harmoniſchen Maſſen, zu unzählig kleinen Theilen belebt: wie in Werken der ewigen Natur, bis auf's geringſte Zäſerchen, Alles Geſtalt und Alles zweckend zum Ganzen; wie das feſtgegründete, ungeheure Gebäude ſich leicht in die Luft hebt; wie durchbrochen Alles und doch für die Ewigkeit! Deinem Unterricht dank ich's, Genius, daß mir's nicht mehr ſchwindelt an Deinen Tiefen, daß in meine Seele ein Tropfen ſich ſenkt der Wonneruh des Geiſtes, der auf ſolch' eine Schöpfung herabſchauen und Gott gleich ſprechen kann: es iſt gut!

Und nun ſoll ich nicht ergrimmen, heiliger Erwin, wenn der Deutſche Kunſtgelehrte, auf Hörenſagen neidiſcher Nachbarn, ſeinen Vorzug verkennt, Dein Werk mit dem unverſtandenen Worte Gothiſch verkleinert, da er Gott danken ſollte, laut verkündigen zu können: Das iſt Deutſche Baukunſt, unſere Baukunſt, da der Italiener ſich keiner eigenen rühmen darf, viel weniger der Franzoſ! Und wenn Du Dir ſelbſt dieſen Vorzug nicht zugeſtehen willſt, ſo erweiſ' uns, daß die Gothen ſchon wirklich ſo gebaut haben, wo ſich einige Schwierigkeiten finden werden. Und, ganz am Ende, wenn Du nicht darthuſt, ein Homer ſei ſchon vor dem Homer geweſen, ſo laſſen wir Dir gerne die Geſchichte kleiner, gelungener und mißlungener Verſuche, und treten anbetend vor das Werk des Meiſters, der zuerſt die zerſtreuten Elemente in ein lebendiges Ganzes zuſammenſchuf. Und Du, mein lieber Bruder im Geiſte des Forſchens nach Wahrheit und Schönheit, verſchließ' Dein Ohr vor allem Wortgeprahle über bildende Kunſt, komm', genieße und ſchaue! Hüte Dich, den Namen Deines edelſten Künſtlers zu entheiligen und eile herbei, daß Du ſchaueſt ſein herrliches Werk! Macht es Dir einen widrigen Eindruck oder keinen, ſo gehab' Dich wohl, laß einſpannen und ſo weiter nach Paris.

Aber zu Dir, theurer Jüngling, geſell' ich mich, der Du bewegt daſtehſt und die Widerſprüche nicht vereinigen kannſt, die ſich in Deiner Seele kreuzen, bald die unwiderſtehliche Macht des großen Ganzen fühlſt, bald mich einen Träumer ſchiltſt, daß ich da Schönheit ſehe, wo Du nur Stärke und Rauhheit ſiehſt. Laß einen Mißverſtand uns nicht trennen; laß' die weiche Lehre neuerer Schönheitelei Dich für das bedeutende Rauhe nicht verzärteln, daß nicht zuletzt Deine kränkelnde Empfindung nur eine unbedeutende Glätte ertragen könne. Sie wollen Euch glauben machen, die ſchönen Künſte ſeien entſtanden aus dem Hang, den wir haben ſollen, die Dinge rings um uns zu verſchönern. Das iſt nicht wahr; denn in dem Sinne, darin es wahr ſein könnte, braucht wohl der Bürger und Handwerker die Worte, kein Philoſoph.

Die Kunſt iſt lange bildend, eh' ſie ſchön iſt und doch ſo wahre, große Kunſt, ja oft wahrer und größer als die ſchöne ſelbſt. Denn in dem Menſchen iſt eine bildende Natur, die gleich ſich thätig beweiſt, wenn ſeine Exiſtenz geſichert iſt. Sobald er Nichts zu ſorgen und zu fürchten hat, greift der Halbgott, wirkſam in ſeiner Ruhe, umher nach Stoff, ihm ſeinen Geiſt einzuhauchen. Und ſo modelt der Wilde mit abenteuerlichen Zügen, gräßlichen Geſtalten, hellen Farben ſeine Cocos, ſeine Federn und ſeinen Körper. Und laßt die Bildnerei aus den willkürlichſten Formen beſtehen, ſie wird ohne Geſtaltverhältniß zuſammenſtimmen, denn eine Empfindung ſchuf ſie zum characteriſtiſchen Ganzen.

Dieſe characteriſtiſche Kunſt iſt nun die einzige wahre. Wenn ſie aus inniger, einiger, eigener, ſelbſtſtändiger Empfindung um ſich wirkt, unbekümmert, ja unwiſſend alles Fremden, da mag ſie aus rauher Wildheit oder aus gebildeter Empfindſamkeit geboren werden, ſie iſt ganz und lebendig. Da ſeht Ihr bei Nationen und einzelnen Menſchen dann unzählige Grade. Je mehr ſich die Seele erhebt zu dem Gefühl der Verhältniſſe, die allein ſchön und von Ewigkeit ſind, deren Haupt-Accorde man beweiſen, deren Geheimniſſe man nur fühlen kann, in denen ſich allein das Leben des gottgleichen Genius in ſeligen Melodien herumwälzt; je mehr dieſe Schönheit in das Weſen eines Geiſtes eindringt, daß ſie mit ihm entſtanden zu ſein ſcheint, daß ihm Nichts genugthut als ſie, daß er Nichts aus ſich wirkt als ſie: deſto glücklicher iſt der Künſtler, deſto herrlicher iſt er; deſto tiefgebeugter ſehen wir da und beten an den Geſalbten Gottes.

Und von der Stufe, auf welche Erwin geſtiegen iſt, wird ihn Keiner herabſtoßen. Hier ſteht ſein Werk; tretet hin und erkennt das tiefſte Gefühl von Wahrheit und Schönheit der Verhältniſſe, wirkend aus ſtarker, rauher, Deutſcher Seele, auf dem ungeſchränkten düſtern Pfaffenſchauplatz des medii aevi.

Und unſer aevum? hat auf ſeinen Genius verzichten, hat ſeine Söhne umhergeſchickt, fremde Gewächſe zu ihrem Verderben einzuſammeln. Der leichte Franzoſe, der noch weit ärger ſtümpelt, hat wenigſtens eine Art von Witz, ſie Theile zu einem Ganzen zu fügen; er baut jetzt aus Griechiſchen Säulen und Deutſchen Gewölben ſeiner Magdalene einen Wundertempel. Vom einem unſerer Künſtler, als er

erfocht ward, zu einer Altdeutſchen Kirche ein Portal zu erfinden, hab' ich geſehen ein Modell fertigen, ſtattlichen antiken Säulenwerks.

Wie ſehr unſere geſchminkten Puppenmaler verhaßt ſind, mag ich nicht declamiren. Sie haben durch theatraliſche Stellungen, erlogene Teints und bunte Kleider die Augen der Weiber gefangen. Männlicher Albrecht Dürer, den die Neulinge anſpötteln, Deine holzgeſchnitzteſte Geſtalt iſt mir willkommener.

Und Ihr ſelbſt, treffliche Menſchen, denen die höchſte Schönheit zu genießen gegeben ward, und nunmehr herabtretet, zu verkünden Euere Seligkeit, Ihr ſchadet dem Genius! Er will auf keinen fremden Flügeln, und wären's die Flügel der Morgenröthe, emporgehoben und fortgerückt werden. Seine eigenen Kräfte ſind's, die ſich im Kindertraum entfalten, im Jünglingsleben bearbeiten, bis er ſtark und behend wie der Löwe des Gebirges ausſteilt auf Raub. D'rum erzieht ſie meiſt die Natur, weil Ihr Pädagogen ihm nimmer den mannigfaltigen Schauplatz erkünſteln könnt, ſtets im gegenwärtigen Maß ſeiner Kräfte zu handeln und zu genießen.

Heil Dir, Knabe, der Du mit einem ſcharfen Aug' für Verhältniſſe geboren wirſt, Dich mit Leichtigkeit an allen Geſtalten zu üben! Wenn denn nach und nach die Freude des Lebens um Dich erwacht und Du jauchzenden Menſchengenuß nach Arbeit, Furcht und Hoffnung fühlſt; das muthige Geſchrei des Winzers, wenn die Fülle des Herbſtes ſeine Gefäße anſchwellt; den belebten Tanz des Schnitters, wenn er die mäßige Sichel hoch in den Balken geheftet hat: wenn dann männlicher die gewaltige Nerve der Begierden und Leiden in Deinem Pinſel übt, Du geſtrebt und gelitten genug haſt, und genug genoſſen, und ſatt biſt irdiſcher Schönheit, und werth biſt, aufzuruhen in dem Arme der Göttinn, werth, an ihrem Buſen zu ſäugen, was den vergötterten Hercules neu gebar: — nimm ihn auf, himmliſche Schönheit, Du Mittlerinn zwiſchen Göttern und Menſchen, und mehr als Prometheus leitet er die Seligkeit der Götter auf die Erde!

Von Deutſcher Baukunſt.

1823.

Einen großen Reiz muß die Bauart haben, welche die Italiener und Spanier ſchon von alten Zeiten her, wir aber erſt in der neueſten, die Deutſche (todesca, germanica) genannt haben. Mehrere Jahrhunderte ward ſie zu ſeltenen und zu ungeheuern Gebäuden angewendet, der größte Theil von Europa nahm ſie auf; Tauſende von Künſtlern, aber Tauſende von Handwerkern übten ſie; den chriſtlichen Cultus förderte ſie höchlich und wirkte mächtig auf Geiſt und Sinn; ſie muß alſo etwas Großes, gründlich Gefühltes, Gedachtes, Durchgearbeitetes enthalten, Verhältniſſe verbergen und an den Tag legen, deren Wirkung unwiderſtehlich iſt.

Merkwürdig war uns daher das Zeugniß eines Franzoſen, eines Mannes, deſſen eigene Bauweiſe der gerühmten ſich entgegenſetzte, deſſen Zeit von derſelben äußerſt ungünſtig urtheilte, und dennoch ſpricht er folgender Maßen:

„Alle Zufriedenheit, die wir an irgend einem Kunſtſchönen empfinden, hängt davon ab, daß Regel und Maß beobachtet ſei, unſer Behagen wird nur durch Proportion bewirkt. Iſt hieran Mangel, ſo mag man noch ſoviel äußere Zierath anwenden, Schönheit und Gefälligkeit, die ihnen innerlich fehlen, wird nicht erſetzt; ja man kann ſagen, daß ihre Häßlichkeit nur verhaßter und unerträglicher wird, wenn man die äußern Zierathen durch Reichthum der Arbeit oder der Materie ſteigert.

Um dieſe Behauptung noch weiter zu treiben, ſag' ich, daß die Schönheit, welche aus Maß und Proportion entſpringt, keineswegs koſtbarer Materien und zierlicher Arbeit bedarf, um Bewunderung zu erlangen, ſie glänzt vielmehr und macht ſich fühlbar, hervorblickend aus dem Waſſe und der Verworrenheit des Stoffes und der Behandlung. So beſchauen wir mit Vergnügen einige Maſſen jener Gothiſchen Gebäude, deren Schönheit auf Symmetrie und Proportion des Ganzen zu den Theilen und der Theile unter einander entſprungen erſcheint und bemerklich iſt, ungeachtet der häßlichen Zierathen, womit ſie verdeckt ſind und zum Trotz derſelben. Was uns aber am Meiſten überzeugen muß, iſt, daß, wenn man dieſe Maſſen mit Genauigkeit unterſucht, man im Ganzen dieſelben Proportionen findet, wie an Gebäuden, welche nach Regeln der guten Baukunſt erbaut und bei'm Anblick ſo viel Vergnügen gewähren."

François Blondel, Cours d'Architecture. Cinquième partie. Livre V. Chap. XVI. XVII.

Erinnern dürfen wir uns hierbei gar wohl jüngerer Jahre, wo der Straßburger-Münſter ſo große Wirkung auf uns ausübte, daß wir unberufen unſer Entzücken auszuſprechen nicht unterlaſſen konnten. Eben Das, was der Franzöſiſche Baumeiſter nach gepflogener Meſſung und Unterſuchung geſucht und behauptet, iſt uns unbewußt begegnet, und es wird ja auch nicht von Jedem gefordert, daß er von Ein-

drücken, die ihn überraſchen, Rechenſchaft geben ſolle.

Standen aber dieſe Gebäude Jahrhunderte lang nur wie eine alte Ueberlieferung da, ohne ſonderlichen Eindruck auf die größere Menſchenmaſſe, ſo ließen ſich die Urſachen davon gar wohl angeben. Wie mächtig hingegen erſchien ihre Wirkſamkeit in den letzten Zeiten, welche den Sinn dafür wieder erweckten! Jüngere und Aeltere beiderlei Geſchlechts waren von ſolchen Eindrücken übermannt und hingeriſſen, daß ſie ſich nicht allein durch wiederholte Beſchauung, Meſſung, Nachzeichnung daran erquickten und erbauten, ſondern auch dieſen Styl, bei noch erſt zu errichtenden, lebendigem Gebrauch gewidmeten Gebäuden, wirklich anwendeten, und eine Zufriedenheit fanden, ſich gleichſam urväterlich in ſolchen Umgebungen zu empfinden.

Da nun aber einmal der Antheil an ſolchen Productionen der Vergangenheit erregt worden ſo verdienen Diejenigen großen Dank, die uns in den Stand ſetzen, Werth und Würde im rechten Sinne, das heißt hiſtoriſch, zu fühlen und zu erkennen, wovon ich nunmehr Einiges zur Sprache bringe, indem ich mich durch mein näheres Verhältniß zu ſo bedeutenden Gegenſtänden aufgefordert fühle.

Seit meiner Entfernung von Straßburg ſah ich kein wichtiges impoſantes Werk dieſer Art; der Eindruck erloſch und ich erinnerte mich kaum jenes Zuſtandes, wo mich ein ſolcher Anblick zum lebhafteſten Enthuſiasmus angeregt hatte. Der Aufenthalt in Italien konnte ſolche Geſinnungen nicht wieder beleben, um ſo weniger, als die modernen Veränderungen am Dome zu Mailand den alten Character nicht mehr erkennen ließen; und ſo lebte ich viele Jahre ſolchem Kunſtzweige entfernt, wo nicht gar entfremdet.

Im Jahre 1810 jedoch trat ich, durch Vermittelung eines edlen Freundes, mit den Gebrüdern Boiſſerée in ein näheres Verhältniß. Sie theilten mir glänzende Beweiſe ihrer Bemühungen mit; ſorgfältig ausgeführte Zeichnungen des Doms zu Cöln, theils im Grundriß, theils von mehrern Seiten, machten mich mit einem Gebäude bekannt, das, nach ſcharfer Prüfung, gar wohl die erſte Stelle in dieſer Bauart verdient; ich nahm ältere Studien wieder vor und belehrte mich durch wechſelſeitige freundſchaftliche Beſuche und emſige Betrachtung gar mancher aus dieſer Zeit ſich herſchreibenden Gebäude, in Kupfern, Zeichnungen, Gemälden, ſo daß ich mich endlich wieder in jenen Zuſtänden ganz einheimiſch fand.

Allein der Natur der Sache nach, beſonders aber in meinem Alter und meiner Stellung, mußte mir das Geſchichtliche dieſer ganzen Angelegenheit das Wichtigſte werden, wozu mir denn die bedeutenden Sammlungen meiner Freunde die beſten Förderniſſe darreichten.

Nun fand ſich glücklicher Weiſe, daß Herr Moller, ein höchſt gebildeter, einſichtiger Künſtler, auch für dieſe Gegenſtände entzündet ward und auf das Glücklichſte mitwirkte. Ein entdeckter Original Riß des Cölner-Doms gab der Sache ein neues Anſehen, die lithographiſche Copie deſſelben, ja die Contra-Drücke, wodurch ſich das ganze zweithürmige Bild durch Zuſammenfügen und Austuſchen den Augen darſtellen ließ, wirkte bedeutſam, und was dem Geſchichtsfreunde zu gleicher Zeit höchſt willkommen ſein mußte, war des vorzüglichen Mannes Unternehmen, eine Reihe von Abbildungen älterer und neuerer Zeit uns vorzulegen, da man denn zuerſt das Herankommen der von uns dieß Mal betrachteten Bauart, ſodann ihre höchſte Höhe und endlich ihr Abnehmen vor Augen ſehen und bequem erkennen konnte. Dieſes findet nun um deſto eher Statt, da das erſte Werk vollendet vor uns liegt und das zweite, das von einzelnen Gebäuden dieſer Art handeln wird, auch ſchon in ſeinen erſten Heften zu uns gekommen iſt.

Mögen die Unternehmungen dieſes ebenſo einſichtigen als thätigen Mannes möglichſt vom Publicum begünſtigt werden: denn mit ſolchen Dingen ſich zu beſchäftigen, iſt an der Zeit, die wir zu benutzen haben, wenn für uns und unſere Nachkommen ein vollſtändiger Begriff hervorgehen ſoll.

Und ſo müſſen wir denn gleiche Aufmerkſamkeit und Theilnahme dem wichtigen Werke der Gebrüder Boiſſerée wünſchen, deſſen erſte Lieferung wir früher ſchon im Allgemeinen angezeigt.

Mit aufrichtiger Theilnahme ſehe ich nun das Publicum die Vortheile genießen, die mir ſeit dreizehn Jahren gegönnt ſind; denn ſo lange bin ich Zeuge der ebenſo ſchwierigen als anhaltenden Arbeit der Boiſſerée'ſchen Verbündeten.

Mir fehlte es nicht dieſe Zeit her an Mittheilung friſch gezeichneter Riſſe, alter Zeichnungen und Kupfer, die ſich auf ſolche Gegenſtände bezogen; beſonders aber wichtig waren die Probedrücke der bedeutenden Platten, die ſich durch die vorzüglichſten Kupferſtecher ihrer Vollendung näherten.

So ſchön mich aber auch dieſer friſche Antheil in die Neigungen meiner frühern Jahre wieder zurückverſetzte, fand ich doch den größten Vortheil bei einem kurzen Beſuche in Cöln, den ich an der Seite des Herrn Staats-Miniſters von Stein abzulegen das Glück hatte.

Ich will nicht läugnen, daß der Anblick des

Ellner-Dom von außen eine gewiſſe Apprehenſion in mir erregte, der ich keinen Namen zu geben wußte. Hat eine bedeutende Ruine etwas Ehrwürdiges; ahnen, ſehen wir in ihr den Conflict eines würdigen Menſchenwerks mit der ſtillmächtigen, aber auch Alles nicht achtenden Zeit: ſo tritt uns hier ein Unvollendetes, Ungeheures entgegen, wo eben dieſes Unfertige uns an die Unzulänglichkeit des Menſchen erinnert, ſobald er ſich unterfängt, etwas Uebergroßes leiſten zu wollen.

Selbſt der Dom inwendig macht uns, wenn wir aufrichtig ſein wollen, zwar einen bedeutenden, aber doch unharmoniſchen Effect. Nur wenn wir in's Chor treten, wo das Vollendete uns mit überraſchender Harmonie anſpricht: da erſtaunen wir freblich, da erſchrecken wir freudig und fühlen unſere Sehnſucht mehr als erfüllt.

Ich aber hatte mich längſt ſchon beſonders mit dem Grundriß beſchäftigt, viel darüber mit den Freunden verhandelt und ſo konnte ich, da beinahe zu Allem der Grund gelegt iſt, die Spuren der erſten Intention an Ort und Stelle genau verfolgen. Ebenſo halfen mir die Probebrüche der Seitenanſicht und die Zeichnung des vordern Aufriſſes, einiger Maßen das Bild in meiner Seele aufbauen; doch blieb Das, was fehlte, immer noch ſo übergroß, daß man ſich zu deſſen Höhe nicht aufſchwingen konnte.

Jetzt aber, da die Boiſſerée'ſche Arbeit ſich ihrem Ende naht, Abbildung und Erklärung in die Hände aller Liebhaber gelangen werden, jetzt hat der wahre Kunſtfreund auch in der Ferne Gelegenheit, ſich von dem höchſten Gipfel, wozu ſich dieſe Bauweiſe erhoben, völlig zu überzeugen; da er denn, wenn er gelegentlich ſich als Reiſender jener wunderſamen Stätte nähert, nicht mehr der perſönlichen Empfindung, dem trüben Vorurtheil oder, im Gegenſatz, einer übereilten Abneigung ſich hingeben, ſondern als ein Wiſſender und in die Hüttengeheimniſſe Eingeweihter das Vorhandene betrachten und das Vermißte in Gedanken erſetzen wird. Ich wenigſtens wünſche mir Glück, zu dieſer Klarheit, nach fünfzigjährigem Streben, durch die Bemühungen patriotiſch geſinnter, geiſtreicher, emſiger, unermüdeter junger Männer gelangt zu ſein.

Daß ich bei dieſen erneuten Studien Deutſcher Baukunſt des zwölften Jahrhunderts meiner frühern Anhänglichkeit an den Straßburger Münſter gedachte und des damals, 1773, im erſten Enthuſiasmus verfaßten Druckbogens mich erfreute, da ich mich deſſelben bei'm ſpätern Leſen nicht zu ſchämen brauchte, iſt wohl natürlich: denn ich hatte doch die innern Proportionen des Ganzen geſehlt; ich hatte die Entwickelung der einzelnen Zierathen eben aus dieſem Ganzen eingeſehen und nach langem und wiederholtem Anſchauen gefunden, daß der eine hoch genug aufgebaute Thurm doch ſeiner eigentlichen Vollendung ermangele. Das Alles traf mit den neuern Ueberzeugungen der Freunde und meiner eigenen ganz wohl überein und wenn jener Aufſatz etwas Aufgeregtes in ſeinem Styl bemerken läßt, ſo möchte es wohl zu verzeihen ſein, da wo etwas Unausſprechliches auszuſprechen iſt.

Wir werden noch oft auf dieſen Gegenſtand zurückkommen, und ſchließen hier dankbar gegen Diejenigen, denen wir die gründlichſten Vorarbeiten ſchuldig ſind, Herrn Moller und Böſching, Jenem in ſeiner Auslegung der gegebenen Kupfertafeln, Dieſem in dem Verſuch einer Einleitung in die Geſchichte der Altdeutſchen Baukunſt; wozu mir denn gegenwärtig als erwünſchtes Hülfsmittel die Darſtellung zu Handen liegt, welche Herr Sulpiz Boiſſerée als Einleitung und Erklärung der Kupfertafeln mit gründlicher Kenntniß aufgeſetzt hat.

Herſtellung des Straßburger Münſter.

Während die Wünſche der Kunſt- und Vaterlands-Freunde auf die Erhaltung und Herſtellung der alten Baudenkmale am Nieder-Rhein gerichtet ſind, und man über die dazu erforderlichen Mittel rathſchlägt, iſt es höchſt erfreulich und lehrreich, zu betrachten, was in der Hinſicht am Ober-Rhein für den Münſter zu Straßburg geſchieht.

Hier wird nämlich ſchon ſeit mehrern Jahren mit großer Thätigkeit und glücklichem Erfolg daran gearbeitet, die durch Vernachläſſigungen und Zerſtörungen der Revolution entſtandenen Schäden auszubeſſern.

Denn iſt freilich der Vorſchlag der Gleichheits-Brüder, den ſtolzen Münſter abzutragen, weil er ſich über die elenden Hütten der Menſchen erhebt, in jenen Zeiten nicht durchgegangen, ſo hat doch die bilder- und wappenſtürmende Wuth dieſer Fanatiker die vielen Bildwerke an den Eingängen, ja ſogar die Wappen der bürgerlichen Stadtvorgeſetzten und Baumeiſter oben an der Spitze des Thurms keineswegs verſchont.

Es würde zu weitläufig ſein, Alles anzuführen, was durch dieſe und andere muthwillige frevelhafte Zerſtörungen, und wieder was in Folge derſelben das Gebäude gelitten hat.

Genug, man beſchäftigt ſich jetzt unausgeſetzt damit, alles nach und nach auf das Sorgfältigſte wieder herzuſtellen. So iſt bereits das bunte Glaswerk der großen, über 40 Fuß

weiten Rose wieder in neues Blei gesetzt, so sind eine Menge neue Platten und steinerne Rinnen gelegt, durchbrochene Geländer, Pfeiler, Baldachine und Thürmchen nach alten Mustern ersetzt worden. — Die fast lebensgroßen Equester-Statuen der Könige Chlodowig, Dagobert und Rudolph von Habsburg sind, ganz neu verfertigt, mit vieler Mühe und Kosten wieder an den großen Pfeilern bei der Rose aufgestellt. Und auch an den Eingängen kehren nun von den hundert und aber hundert Bildwerken schon manche nach alten Zeichnungen ausgeführte an ihre Stelle zurück.

Man erstaunt billig, daß alle diese ebenso viel Uebung und Geschicklichkeit als Aufwand erfordernden Arbeiten in unsern Tagen zu Stande kommen; und man begreift es nur, wenn man die weise Einrichtung der noch von Alters her für das Straßburger-Münster bestehenden Baustiftung und Verwaltung kennt.

Schon im dreizehnten Jahrhundert waren die zum Bau und Unterhalt dieses großen Werks bestimmten Güter und Einkünfte von den zu reingeistlichen Zwecken gehörigen getrennt und der Obhut der Stadtvorgesetzten anvertraut worden. Diese ernannten einen eigenen Schaffner und wählten aus ihrer Mitte drei Pfleger, worunter immer ein Stadtmeister sein mußte, Beides zur Verwaltung der Einnahme und Ausgabe, sowie zur Aufsicht über den Werkmeister, als welcher, vom Rath dieß zu diesem Zweck gesetzt und von der Stiftung besoldet, wieder den Steinmetzen und Werkleuten in der Bauhütte vorstand.

Auf diese Weise wurde die Sorge für das Münster eine städtische Angelegenheit, und Dieß hatte vor vielen andern Vortheilen die überaus glückliche Folge, daß die beträchtlichen Güter und Gelder der Stiftung als Gemeindeeigenthum selbst in der verderblichsten aller Staatsumwälzungen gerettet werden konnten.

Auch mußte eine Verwaltung, von welcher alle Jahre öffentlich Rechenschaft abgelegt wurde, nothwendig das größte Vertrauen einflößen und immerfort neue Wohlthäter und Stifter zu Gunsten eines prachtvollen Denkmals gewinnen, welches eine zahlreiche vermögende Bürgerschaft großentheils als ihr eigenes betrachten durfte.

Daher sah sich denn die Anstalt im Stande, nicht nur die gewöhnlichen, sondern auch außerordentliche Bedürfnisse, wie z. B. nach einer großen Feuersbrunst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, die sehr beträchtlichen Kosten neuer Bedachung und vielfachen, damit zusammenhängenden, reich verzierten Steinwerks zu bestreiten; ja vor wenigen Jahren noch sogar eine große Summe zum Ankauf von Häusern zu verwenden, welche niedergerissen wurden, um dem Gebäude einen weitern, offenern Zugang zu verschaffen.

Mit den Geldmitteln aber wurden nun zugleich auch die Kunst- und Handwerksmittel mannigfach erhalten; denn der alte Gebrauch, die Steinmetzenarbeit im Tagelohn fertigen zu lassen, blieb bei diesem Gebäude stets bestehen, und man wich in der Herstellung der beschädigten Theile nie von der ursprünglichen Gestalt und Construction ab.

Gerade aus diesem Grunde bedurfte man besonders geübte und geschickte Werkleute, und diese bildeten sich dann auch immer von selbst, Einer durch den Andern, weil die Arbeit nie ausging.

Zudem blieben die einmal in dieser Manier geübten Leute gern an einem Ort, wo sie zu allen Jahreszeiten auf sichern, anständigen Lohn zählen konnten. Endlich ist der Straßburger-Münster auch nicht das einzige Denkmal in Deutschland, bei welchem sich solche vortreffliche Einrichtung erhalten hat, sondern es besteht nach dem Beispiel desselben eine ähnliche, gleichfalls unter städtischer Verwaltung, beim Münster zu Freiburg im Breisgau und bei St. Stephan in Wien, vielleicht auch noch anderwärts, ohne daß es uns bekannt geworden.

Hier hätten wir also im eigenen Vaterlande hinlänglich Muster für Erhaltungsanstalten und Pflanzschulen, aus welchen wir fähige Arbeiter zur Herstellung unserer in Verfall gerathenen, großen Baudenkmale ziehen könnten; und wir brauchten nicht unsere Zuflucht nach England zu nehmen, wo freilich seit einer Reihe von Jahren für Erhaltung und Herstellung der Gebäude dieser Art am Meisten geschehen ist.

Die neuen Arbeiten am Straßburger-Münster lassen wirklich weder in Rücksicht der Zweckmäßigkeit noch der schönen, treuen Ausführung irgend Etwas zu wünschen übrig. Ganz besonders aber muß der treffliche Stand und die Ordnung gerühmt werden, worin hier Alles zur Bedeckung und zum Wasserlauf dienende Steinwerk gehalten wird.

Außer den Dächern ist nicht eine Hand breit Kupfer oder Blei zur Bedeckung angewandt. Alle die vielen Gänge und Rinnen findet man von Stein verfertigt, und die große Terrasse, ja sogar sämmtliche Gewölbe in den beiden Thürmen, welche wegen der offenen Fenster der Witterung ausgesetzt, sind mit Platten belegt. Dieß Steinwerk ist nun Alles abschüssig und so sorgfältig zugerichtet, daß nirgend ein Tropfen Wasser stehen bleiben kann; und wie nur ein Stein schadhaft wird, ersetzt man ihn durch einen neuen. Im September des vorigen Jahres hatten wir Gelegenheit, den großen Nutzen dieser weisen Verfehrung im vollen Maß zu bewundern.

Es war nach den unaufhörlichen, beispiellosen Regengüssen des Sommers, ja selbst nach den Regengüssen des vorigen Tages auch nicht eine Spur von Feuchtigkeit auf allen den offenen Stiegen, Gewölben, Gängen und Bühnen zu entdecken.

Man sieht leicht ein, wie eng diese Einrichtung des Wasserlaufs mit der ursprünglichen Anlage solcher Gebäude zusammenhängt, und wie hingegen die Blei- und Kupferbedeckung für alle die mannigfaltigen, viele Winkel darbietenden Theile nicht ausreichen, sondern wegen des ewigen Flickwerks in vielen Fällen nur Veranlassung zu großem, unnützen Kostenaufwand geben kann.

Der Cölnische Dom bietet hierüber Erfahrungen genug dar; man wird darum bei Herstellung desselben jene in Straßburg befolgte, für die Erhaltung so höchst zweckmäßige Weise ohne Zweifel desto mehr beherzigen.

Den Freunden des Alterthums muß es sehr angenehm sein, zu vernehmen, daß für dieses und andere Denkmale am Nieder-Rhein bereits die ersten nothwendigsten Maßregeln getroffen sind.

Die im vorigen Sommer mit in dieser Hinsicht unternommene Reise des Geheimen-Oberbaurath Schinkel war hier von sehr günstigem Einfluß. Die Regierung hat vor der Hand eine beträchtliche Summe zur Ausbesserung eines großen gefährlichen Bauschadens am Dachstuhl des Cölnischen Doms bewilligt, und die Arbeiten sind schon in vollem Gang.

Außerdem ist zur Niederlegung einer neben dem Dom stehenden, verfallenen Kirche Befehl gegeben, wodurch eine freiere Ansicht gerade des vollendeten Theils jenes Denkmals gewonnen wird. Dann sorgte man auch für die Rettung der gleichzeitig mit dem Cölner-Dom und nach einem ähnlichen, aber verkleinerten Plan gebauten Abteikirche Altenberg in der Nähe von Cöln. Eine Feuersbrunst hatte vor Kurzem dieß schöne ganz vollendete Gebäude seines Dachwerks beraubt. Man war einstweilen auf die nothdürftigste Bedeckung bedacht, und hofft im Lauf des Jahres ein neues Dach herstellen zu können.

Anderseits bemüht man sich in Trier sorgsam für die dortigen bedeutenden Römischen Alterthümer; und mehr oder weniger zeigt sich in dieser Hinsicht an vielen Puncten der Nieder-Rheinischen Länder die schützende Hand einer wohlwollenden Regierung, von welcher Kunst- und Vaterlandsfreunde die Erfüllung ihrer gerechten Wünsche nicht vergebens erwarten werden.

Wir können diese Nachricht nicht schließen, ohne noch ein Wort in Bezug auf den Straßburger-Münster beizufügen.

Wir bemerkten mit großer Freude, wie sorgfältig dieß wunderwürdige Werk in Ehren gehalten wird; desto mehr aber befremdete uns, Dieß nicht auf die Ruhestätte des großen Meisters ausgedehnt zu finden, welchem das Gebäude seine Entstehung verdankt.

Die außen an einem Pfeiler bei der Sacristei angebrachte Grabschrift des Erwin von Steinbach ist nämlich durch eine kleine Kohlenhütte verdeckt und man sieht mit Unwillen die Züge eines Namens von den Unsalten zu den Rauchfässern verunreinigt, welchem vor vielen andern Sterblichen der Weihrauch selbst gebührte.

Möchten doch die so sehr ruhmwürdigen Stadtbehörden und Vorsteher des Münsterbaues dieser leicht zu hebenden Verunehrung ein Ende machen und den Ort anständig einfassen oder die Inschriften herausnehmen und an einem bessern Ort im Innern des Gebäudes, etwa bei'm Eingang unter den Thürmen, aufstellen lassen!

Auf diese Weise erfahren wir nach und nach durch die Bemühungen einsichtiger, thätiger junger Freunde, welche Anstalten und Verkehrungen sich nöthig machten, um jenes ungeheuren Gebäude zu unternehmen, wo nicht auszuführen.

Zugleich werden wir belehrt, in welchem Sinn und Geschmack die nördlichere Baukunst vom achten bis zum fünfzehnten Jahrhundert sich entwickelte, veränderte, auf einen hohen Grad von Trefflichkeit, Kühnheit, Zierlichkeit gelangte, bis sie zuletzt durch Abweichung und Ueberladung, wie es den Künsten gewöhnlich geht, nach und nach sich verschlimmerte. Diese Betrachtungen werden wir bei Gelegenheit der Moller'schen Hefte, wenn sie alle beisammen sind, zu unserer Genugthuung anstellen können; auch schon die vier, welche vor uns liegen, geben erfreuliche Belehrung. Die darin enthaltenen Tafeln sind nicht numerirt, am Schlusse wird erst das Verzeichniß folgen, wie sie nach der Zeit zu legen und zu ordnen sind.

Schon jetzt haben wir Dieses vorläufig gethan und sehen eine Reihe von sechs Jahrhunderten vor uns. Wir legten dazwischen, was von Grund- und Aufrissen ähnlicher Gebäude zu Handen war, und finden schon einen Leitfaden, an dem wir uns gar glücklich und angenehm durchwinden können. Sind die Moller'schen Hefte dereinst vollständig, so kann jeder Liebhaber sie auf ähnliche Weise zum Grund einer Sammlung legen, wenn er für sich und mit Andern über diese bedeutenden Gegenstände täglich mehr Aufklärung gewinnt.

Thomas. Nein, ich habe meinen Abſchied. Wie die Capitulation um war, Adieu, Herr Hauptmann, macht' ich, und ging nach Hauſe.

Jery. Was iſt das aber für ein Reck? Warum trägſt du den Treſſenhut und den Säbel? Du ſiehſt ja noch ganz ſoldatenmäßig aus.

Thomas. Das heißen ſie in Frankreich eine Uniforme de gout, wenn einer auf ſeine eigne Hand 'was buntes trägt.

Jery. Gefiel dir's nicht?

Thomas. Gar wohl, gar gut, nur nicht lange. Ich nähme nicht funfzig Doublen, daß ich nicht Soldat geweſen wäre. Man iſt ein ganz andrer Kerl; man wird friſcher, luſtiger, gewandter, kann ſich in alles ſchicken, und weiß wie es in der Welt ausſieht.

Jery. Wie kommſt du hierher? Wo ſchwärmſt du herum?

Alsdann wird, nach abgelegten Vorurtheilen, Lob und Tadel gegründet sein und eine Vereinigung der verschiedensten Ansichten, aus der Geschichte aufeinander folgender Denkmale, hervorgehen.

Auch muß es deshalb immer wünschenswerther sein, daß das große Werk der Herren Boisserée, den Dom zu Cöln darstellend, endlich erscheine. Die Tafeln, die schon in unsern Händen sind, lassen wünschen, daß alle Liebhaber bald gleichen Genuß und gleiche Belehrung finden mögen.

Der Grundriß ist bewundernswürdig und vielleicht von keinem dieser Bauart übertroffen. Die linke Seite, wie sie ausgeführt werden sollte, gibt erst einen Begriff von der ungeheuern Kühnheit des Unternehmens. Dieselbe Seitenansicht, aber nur so weit als sie zur Ausführung gelangte, erregt ein angenehmes Gefühl, mit Bedauern gemischt. Man sieht das unvollendete Gebäude auf einem freien Platz, indem die Darsteller jene Reihe Häuser, welche niemals hätte gebaut werden sollen, mit gutem Sinne weggelassen. Daneben war es gewiß ein glücklicher Gedanke, die Bauleute auch in voller Arbeit und den Kranen thätig vorzustellen, wodurch der Gegenstand Leben und Bewegung gewinnt.

Kommt hierzu nun ferner das Facsimile des großen Original-Aufrisses, welchen Herr Moller gleichfalls besorgt, so wird über diesen Theil der Kunstgeschichte sich eine Klarheit verbreiten, bei der wir die in allen Landen aufgeführten Gebäude solcher Art, früher und späterer Zeit, gar wohl beurtheilen können; und wir werden alsdann nicht mehr die Producte einer wachsenden, steigenden, den höchsten Gipfel erreichenden und sodann wieder versinkenden Kunst vermischen und eins mit dem andern entweder unbedingt loben oder verwerfen.

Cöln.

Zu unserer großen Beruhigung erfahren wir, daß man daselbst eine ansehnliche Stiftung zu gründen beschäftigt sei, wodurch es auf lange Jahre möglich wird, den Dom wenigstens in seinem gegenwärtigen Zustand zu erhalten.

Auch ist durch Vorsorge des Herrn General-Gouverneurs, Grafen von Solms-Laubach, die Wallraff'sche Sammlung in das geräumige Jesuiten-Gebäude gebracht, und man sieht einer methodischen Aufstellung und Catalogirung derselben mit Zutrauen entgegen.

Und so wären dann zwei bedeutende Wünsche aller Deutschen Kunstfreunde schon in Erfüllung gegangen.

K u n s t.

Verschiedenes über Kunst,

aus der nächsten Zeit und dem „Weg zur Vereinigung" und „Werther".

Folgende Blätter streu' ich in's Publicum mit der Hoffnung, daß sie die Menschen finden werden, denen sie Freude machen können. Sie enthalten Bemerkungen und Grillen des Augenblicks über verschiedene Kunst, und sind also für eine besondere Classe von Lesern nicht geeignet. Sei's also nur Denen, die einen Sprung über die Gräben, wodurch Kunst von Kunst gesondert wird, als salto mortale nicht fürchten und Solchen, die mit freundlichem Herzen aufnehmen, was man ihnen in harmloser Zutraulichkeit hinreicht!

Dramatische Form.

Es ist endlich einmal Zeit, daß man aufgehört hat, über die Form dramatischer Stücke zu reden, über ihre Länge und Kürze, ihre Einheiten, ihren Anfang, ihre Mittel und Ende und wie das Zeug alles hieß, und daß man nunmehr strack auf den Inhalt losgeht, der sich sonst so von selbst zu geben schien.

Deswegen gibt's doch eine Form, die sich von jener unterscheidet, wie der innere Sinn vom äußern, die nicht mit Händen gegriffen, die gefühlt sein will. Unser Kopf muß übersehen, was ein anderer Kopf fassen kann; unser Herz muß empfinden, was ein anderes fühlen mag. Das Zusammenwerfen der Regeln gibt keine Ungeheuerlichkeit; und wenn ja das Beispiel gefährlich sein sollte, so ist's doch im Grunde besser, ein verwerfenes Stück machen, als ein kaltes.

Freilich, wenn Mehrere das Gericht dieser innern Form hätten, die alle Formen in sich begreift, würden uns weniger verschobene Geburten des Geistes anekeln. Man würde sich nicht einfallen lassen, jede tragische Begebenheit zum Drama zu strecken, nicht jeden Roman zum Schauspiel zerstückeln. Ich wollte, daß ein guter Kopf dieß doppelte Unwesen parodirte und eine die Aesop'sche Fabel vom Wolf und Lamme zum Trauerspiel in fünf Acten umarbeitete.

Jede Form, auch die gefühlteste, hat etwas Unwahres, allein sie ist ein für alle Mal das Glas, wodurch wir die heiligen Strahlen der verbreiteten Natur an das Herz der Menschen

zum Feuerblick ſammeln. Aber das Glas! Wem's nicht gegeben iſt, wird's nicht erjagen; es iſt, wie der geheimnißvolle Stein der Alchymiſten, Geiſt und Materie, Feuer und Kühlbad. So einfach, daß es vor allen Thüren liegt, und ſo ein wunderbares Ding, daß juſt die Leute, die es beſitzen, meiſt keinen Gebrauch davon machen können.

Wer übrigens eigentlich für die Bühne arbeiten will, ſtudire die Bühne, Wirkung der Decorationsmalerei, der Lichter, Schminke, Glanzleinewand und Flittern, laſſe die Natur an ihrem Ort und bedenke ja fleißig, Nichts anzufangen, als was ſich auf Brettern, zwiſchen Latten, Pappendeckel und Leinewand, durch Puppen, vor Kindern ausführen läßt.

Noch Falconet und über Falconet.

— Aber, möchte Einer ſagen, dieſe ſchwebenden Verbindungen, dieſe Glanzkraft des Marmors, die die Uebereinſtimmung hervorbringen, dieſe Uebereinſtimmung ſelbſt, begeiſtert ſie nicht den Künſtler mit der Weichheit, mit der Lebendigkeit, die er nachher in ſeine Werke legt? Der Gyps dagegen, beraubt er ihn nicht einer Menge von Annehmlichkeiten, die ſowohl die Malerei als die Bildhauerkunſt erheben? Dieſe Bemerkung iſt nur obenhin. — Der Künſtler findet die Zuſammenſtimmung weit ſtärker in den Gegenſtänden der Natur, als in einem Marmor, der ſie vorſtellt. Das iſt die Quelle, wo er unaufhörlich ſchöpft, und da hat er nicht, wie bei der Arbeit nach dem Marmor, zu fürchten, ein ſchwacher Coloriſt zu werden. Man vergleiche nur, was dieſen Theil betrifft, Rembrandt und Rubens mit Pouſſin, und entſcheide hierüber, was ein Künſtler mit allen den ſogenannten Vorzügen des Marmors gewinnt. Auch hat der Bildhauer die Stimmung nicht in der Materie, woraus er arbeitet; er verſteht, ſie in der Natur zu ſehen; er findet ſie ſo gut in dem Gyps als in dem Marmor. *) Denn es iſt falſch, daß der Gyps eines harmoniſchen Marmors nicht auch harmoniſch ſei, ſonſt würde man nur Abgüſſe ohne Gefühl machen können; Gefühl iſt Uebereinſtimmung und vice versa. Die Liebhaber, die bezaubert von dieſen Farben, dieſen feinen Schwingungen ſind, haben nicht Unrecht; denn es zeigen ſich ſolche an dem Marmor ſo gut, wie in der ganzen Natur; nur erkennt man ſie leichter da, wegen der einfachen und ſtarken Wirkung, und der Liebhaber, weil er ſie hier zum erſten Male bemerkt, glaubt, daß ſie nirgends, oder wenigſtens nirgends ſo kräftig anzutreffen ſeien. Das Auge des Künſtlers aber findet ſie überall. Er mag die Werkſtätte eines Schuſters betreten oder einen Stall; er mag das Geſicht ſeiner Geliebten, ſeine Stiefel oder die Antike anſehn, überall ſieht er die heiligen Schwingungen und feinen Töne, womit die Natur alle Gegenſtände verbindet. Bei jedem Tritt eröffnet ſich ihm die magiſche Welt, die jene großen Meiſter innig und beſtändig umgab, deren Werke in Ewigkeit den wetteifernden Künſtler zur Ehrfurcht hinreißen, alle Verächter, ausländiſche und inländiſche, ſtudirte und unſtudirte, im Zaum halten und den reichen Sammler in Contribution ſetzen werden.

Jeder Menſch hat mehr' Mal in ſeinem Leben die Gewalt dieſer Zauberei gefühlt, die den Künſtler allgegenwärtig faßt und durch die ihm die Welt ringsumher belebt wird. Wer iſt nicht ein Mal bei'm Eintritt in einen heiligen Wald von Schauer überfallen worden? Wen hat die umfangende Nacht nicht mit einem unheimlichen Grauen geſchüttelt? Wem hat nicht in Gegenwart ſeines Mädchens die ganze Welt golden geſchienen? Wer fühlte nicht an ihrem Arme Himmel und Erde in wonnevollſten Harmonien zuſammenfließen?

Davon fühlt nun der Künſtler nicht allein die Wirkungen, er bringt in die Urſachen hinein, die ſie hervorbringen. Die Welt liegt vor ihm, möcht' ich ſagen, wie vor ihrem Schöpfer, der in dem Augenblick, da er ſich des Geſchaffenen freut, auch alle die Harmonien genießt, durch die er ſie hervorbrachte und in denen ſie beſteht. Darum glaubt nicht ſo ſchnell zu verſtehen, was das heiße: das Gefühl iſt die Harmonie und vice versa.

Und Das iſt es, was immer durch die Seele des Künſtlers webt, was in ihm nach und nach ſich zum verſtandenen Ausdrucke drängt, ohne durch die Erkenntnißkraft durchgegangen zu ſein.

Ach, dieſer Zauber iſt's, der aus den Sälen der Großen und aus ihren Gärten flieht, die nur zum Durchſtreifen, nur zum Schauplatz der aneinander hinſchwatzenden Eitelkeit aufgeputzt und beſchnitten ſind! Nur da, wo Vertraulichkeit, Bedürfniß, Innigkeit wohnen, wohnt alle Dichtungskraft; und weh' dem Künſtler, der ſeine Hütte verläßt, um in den academiſchen Prunkgebäuden ſich zu verflattern! Denn wie geſchrieben ſteht: es ſei ſchwer, daß ein Reicher in's Reich Gottes komme, ebenſo ſchwer iſt's auch, daß ein Mann, der ſich der verdorbenen modiſchen Art gleichſtellt, der ſich an der Flitter-

*) Warum iſt die Natur immer ſchön, überall ſchön, überall bedeutend, ſprechend? Und der Marmor und Gyps, warum will der Licht, beſonder' Licht haben? Ja's nicht, weil die Natur ſich ewig in ſich bewegt, ewig neu wirkſam, und der Marmor, der todtenſteife, daſteht todt, erſt durch den Zauberſtab der Beleuchtung zu reden von ſeiner Lebendigkeit.

herrlichkeit der neuen Welt ergetzt, ein gefühlvoller Künstler werde. Als Quellen natürlicher Empfindung, die der Füße unserer Väter offen waren, schlichen sich ihm. Die papierne Tapete, die an seiner Wand in wenig Jahren verbleicht, ist ein Zeugniß seines Sinns und ein Gleichniß seiner Werke.

Ueber das Uebliche sind schon soviel Blätter verdorben worden; mögen diese mit d'rein gehen! Mich dünkt, das Schickliche gelte in aller Welt für's Uebliche, und was ist in der Welt schicklicher als das Gefühlte? Rembrandt, Raphael, Rubens kommen mir in ihren geistlichen Geschichten wie wahre Heilige vor, die sich Gott überall auf Schritt und Tritt, im Kämmerlein und auf dem Felde gegenwärtig fühlen, und nicht der umständlichen Pracht von Tempeln und Opfern bedürfen, um ihn an ihre Herzen herbeizuzerren. Ich setze da drei Meister zusammen, die man fast immer durch Berge und Meere zu trennen pflegt; aber ich dürfte mich wohl getrauen, noch manche große Namen herzusetzen und zu beweisen, daß sie sich alle in diesem wesentlichen Stücke gleich waren.

Ein großer Maler wie der andere, sucht durch große und kleine empfundene Naturzüge den Zuschauer, daß er glauben soll, er sei in die Zeiten der vorgestellten Geschichte entrückt, während er nur in die Vorstellungsart, in das Gefühl des Malers versetzt wird. Und was kann er im Grunde verlangen, als daß ihm Geschichte der Menschheit mit und zu wahrer menschlicher Theilnehmung hingezaubert werde?

Wenn Rembrandt seine Mutter-Gottes mit dem Kinde als Niederländische Bäuerinn vorstellt, sieht freilich jedes Herrchen, daß entsetzlich gegen die Geschichte gefehlet ist, welche vermeldet: Christus sei zu Bethlehem im Jüdischen Lande geboren worden. „Das haben die Italiener besser gemacht!" sagt er. Und wie? — Hat Raphael was Anderes, was mehr gemalt, als eine liebende Mutter mit ihrem Erben, Einzigen? Und war aus dem Sujet etwas Anderes zu malen? Und ist Mutterliebe in ihren Abschattungen nicht eine ergiebige Quelle für Dichter und Maler, in allen Zeiten? Aber es sind die biblischen Stücke alle durch kalte Verehrung und die geifelnde Kirchenschicklichkeit aus ihrer Einfalt und Wahrheit herausgezogen und dem theilnehmenden Herzen entrissen worden, um gaffende Augen des Dumpfsinns zu blenden. Sitzt nicht Maria zwischen den Schnörkeln aller Altar-Einfassungen, vor den Hirten, mit dem Kindlein da, als ließ' sie's um Geld sehen, oder habe sich, nach ausgestandnen vier Wochen, mit aller Kindbetts-Muse und Weibseitelkeit auf die Ehre dieses Besuchs vorbereitet? Das ist nun schicklich! Das ist gehörig! Das läßt nicht gegen die Geschichte!

Wie behandelt Rembrandt diesen Vorwurf? Er versetzt uns in einen dunkeln Stall; Noth hat die Gebärerinn getrieben, das Kind an der Brust, mit dem Vieh das Lager zu theilen; sie sind Beide bis an Hals mit Stroh und Kleidern zugedeckt; es ist Alles düster, außer einem Lämpchen, das dem Vater leuchtet, der mit einem Büchelchen dasitzt und Marien einige Gebete vorzulesen scheint. In dem Augenblick treten die Hirten herein. Der Vorderste, der mit einer Stallaterne vorangeht, guckt, indem er die Mütze abnimmt, in das Stroh. War an diesem Platze die Frage deutlicher auszudrücken: Ist hier der neugeborne König der Juden?

Und so ist alles Costüme lächerlich; denn auch der Maler, der's Euch am Besten zu beobachten scheint, beobachtet's nicht einen Augenblick. Derjenige, der auf die Tafel des reichen Mannes Stangengläser setzte, würde übel angesehen werden, und d'rum hilft er sich mit abenteuerlichen Formen, belügt Euch mit unbekannten Töpfen, aus welchem uralten Gerümpelschranke er nur immer mag, und zwingt Euch durch den markierten Adel überirdischer Wesen in stattlich gefalteten Schleppmänteln zu Bewunderung und Ehrfurcht.

Was der Künstler nicht geliebt hat, nicht liebt, soll er nicht schildern, kann er nicht schildern. Ihr findet Rubens's Weiber zu fleischig? Ich sage Euch, es waren seine Weiber; und hätt' er Himmel und Hölle, Luft, Erd' und Meer mit Idealen bevölkert, so wäre er ein schlechter Ehemann gewesen, und es wäre nie kräftiges Fleisch von seinem Fleisch und Bein von seinem Bein geworden. *)

Es ist thöricht, von einem Künstler zu fordern, er soll viel, er soll alle Formen umfassen. Hatte doch oft die Natur selbst für ganze Provinzen nur eine Gesichtsgestalt zu vergeben. Wer allgemein sein will, wird Nichts; die Einschränkung ist dem Künstler so nothwendig, als Jedem, der aus sich etwas Bedeutendes bilden will. Das Haften an ebendenselben Gegenständen, an dem Schrank voll alten Hausraths und wunderbaren Lumpen hat Rembrandt zu dem Ein-

*) In dem Städel von Goudt nach Elsheimer: Philemon und Baucis, daß sie Jupiter auf einem Gastfreundschaft niedergesetzen; Merkur ruht auf einem niedern Lager aus; Mars und Vertumnus sind auch ihrer Art beschäftigt, sie zu bedienen. Jupiter hat sich indessen in der Stube umgesehen, und ruht seine Augen auf einem ausgestopften an der Wand, von er einen seiner Liebesabenteuer, durch Mercur's Verhülfe ausgeführt, täglich abgebildet sieht. Wenn so ein Zug nicht mehr werth ist, als ein ganzes Zeughaus voll Rüstungen, so will ich alles Denken, Trachten, Dichten und Schreiben aufgeben.

zigen gemacht, der er iſt. Denn ich will hier nur von Licht und Schatten reden, ob ſich gleich auf Zeichnung eben Das anwenden läßt. Das Haften an eben der Geſtalt unter einer Lichtart muß nothwendig Den, der Augen hat, endlich in alle Geheimniſſe leiten, wodurch ſich das Ding ihm darſtellt, wie es iſt. Nimm jetzo das Haften an einer Form, unter allen Lichtern, ſo wird Dir dieſes Ding immer lebendiger, wahrer, runder; es wird endlich Du ſelbſt werden. Aber bedenke, daß jeder Menſchenkraft ihre Grenzen gegeben ſind. Wie viel Gegenſtände biſt Du im Stande ſo zu faſſen, daß ſie aus Dir wieder neu hervorgelaſſen werden mögen! Das frage Dich. Geh' vom Häuslichen aus und verbreite Dich, ſo Du kannſt, über alle Welt.

Dritte Wallfahrt nach Erwin's Grabe im Juli 1773.

Vorbereitung.

Wieder an Deinem Grabe und dem Denkmal des ewigen Lebens in Dir über Deinem Grabe, heiliger Erwin! fühle ich, Gott ſei Dank, daß ich bin, wie ich war; noch immer ſo kräftig genährt von dem Großen und, o Wunder, noch einziger, ausſchließender genährt von dem Wahren als ehemals, da ich oft aus kindlicher Ergebenheit Das zu ehren mich beſtrebte, wofür ich Nichts fühlte und, mich ſelbſt betrügend, den kraft- und wahrheitleeren Gegenſtand mit liebender Ahnung überkleidete. Wie viel Nebel ſind von meinen Augen gefallen! Und doch biſt Du nicht aus meinem Herzen gewichen, Alles belebende Liebe, die Du mit der Wahrheit wohnſt, ob ſie gleich ſagen, Du ſeiſt lichtſcheu und entfliehend im Nebel.

Gebet.

Du biſt Eins und lebendig, gezeugt und entfaltet, nicht zuſammengetragen und geflickt. Vor Dir wie vor dem ſchaumſtürmenden Sturze des gewaltigen Rheins, wie vor der glänzenden Arone der ewigen Schneegebirge, wie vor dem Anblick des heiter ausgebreiteten See's und Deiner Wolkenſchatten und wüſten Thäler, grauer Gotthard, wie vor jedem großen Gedanken der Schöpfung, wird in der Seele rege, was auch Schöpfungskraft in ihr iſt. In Dichtung flammert ſie über, in kritzelnden Strichen wühlt ſie auf dem Papier Anbetung dem Schaffenden, ewigen Leben, umfaſſendes, unausſprechliches Gefühl Deß, das da iſt und da war und da ſein wird.

Erſte Station.

Ich will ſchreiben; denn mir iſt's wohl: und ſo oft ich da ſchreib, iſt's auch Andern wohl geworden, die es laſen, wenn ihnen das Blut rein durch die Adern floß und die Augen ihnen hell waren. Mög' es Euch wohl ſein, meine Freunde, wie mir in der Luft, die mir über alle Dächer der verpeſteten Stadt morgendlich auf dieſem Umgange entgegenweht.

Zweite Station.

Höher in der Luft, hinaufſchauend, ſchon überſchauend die herrliche Ebene, vaterlandwärts, liebwärts und doch voll bleibenden Gefühls des gegenwärtigen Augenblicks.

Ich ſchrieb ehemals ein Blatt verhüllter Innigkeit, das Wenige laſen, hochlobenswerthe nicht verſtanden und worin gute Seelen nur Funken wehen ſahen Deß, was ſie unausſprechlich und unausgeſprochen glücklich macht. Wunderlich war's, von einem Gebäude geheimnißvoll reden, Thatſachen in Räthſel hüllen und von Maßverhältniſſen poetiſch laſſen; und doch geht mir's jetzt nicht beſſer. So ſei es denn mein Schickſal, wie es Dein Schickſal iſt, himmelanſtrebender Thurm, und Dein's, weitverbreiteter Werk Gottes, angegafft und tagrechenweiſe in den Gebräuchen der Weiſchen aller Länder anſtaffirt zu werden.

Dritte Station.

Hätt' ich Euch bei mir, ſchöpfungsvolle Künſtler, geſtaltende Kenner, deren ich auf meinen kleinen Wanderungen ſo viele fand und auch Euch, die ich nicht fand und die ſind! Wenn Euch dieß Blatt erreichen wird, laßt es Euch Stärkung ſein gegen das flache, unermüdete Anſpielen unbedeutender Mittelmäßigkeit und ſeinet Ihr an dieſen Platz kommen, gedenkt mein' in Liebe.

Tauſend Menſchen iſt die Welt ein Marionetten-Kaſten; die Bilder taumeln vorüber und verſchwinden; die Eindrücke bleiben ſtark und einzeln in der Seele. Drum laſſen ſie ſich ſo leicht durch fremdes Urtheil leiten; ſie ſind willig, die Eindrücke anders ordnen, verſchieben und ihren Werth auf und ab beſtimmen zu laſſen.

Hier ward durch Lenz's Ankunft die Andacht des Schreibenden unterbrochen, die Erzählung ging in Geſpräche über, unter welchen die übrigen Stationen verlaufen wurden. Mit jedem Tritte überzeugte man ſich mehr: daß Schöpfungskraft im Künſtler ſein müſſe, aufſchwebendes Gefühl der Verhältniſſe, Maße und des Schweren, und daß nur durch dieſe ein ſelbſtſtändig' Werk entſtehe, wie andere Geſchöpfe durch ihre unbegreifliche Kraftkraft hervorgetrieben werden.

Ueber Chriſtus und die zwölf Apoſtel.

Nach Raphael, von Marc-Anton geſtochen und von Herrn Profeſſor Langer in Düſſeldorf copirt.

1789.

Indem wir die Meiſterwerke Raphael's bewundern, bemerken wir gar leicht eine höchſt glückliche Erfindung und eine dem Gedanken ganz gemäße, bequeme und leichte Ausführung. Wenn wir Jenes einem glücklichen Naturell zuſchreiben, ſo ſehen wir in Dieſem einen durch vieles Nachdenken geübten Geſchmack und eine durch anhaltende Uebung unter den Augen großer Meiſter erlangte Kunſtfertigkeit.

Die dreizehn Blätter, welche Chriſtum und die zwölf Apoſtel vorſtellen, und welche Marc-Anton nach ihm geſtochen, Herr Profeſſor Langer in Düſſeldorf aber neuerdings copirt hat, geben uns die ſchönſte Gelegenheit, jene Betrachtung zu erneuern.

Die Aufgabe, einen verklärten Lehrer mit ſeinen zwölf erſten und vornehmſten Schülern, welche ganz an ſeinen Worten und an ſeinem Daſein hingen und größtentheils ihren einfachen Wandel mit einem Märtyrer-Tode krönten, gebührend vorzuſtellen, hat er mit einer ſolchen Einfalt, Mannigfaltigkeit, Herzlichkeit und mit ſo einem reichen Kunſtverſtändniß aufgelöſt, daß wir dieſe Blätter für eins der ſchönſten Monumente ſeines glücklichen Daſeins halten können.

Was uns von ihrem Character, Stande, Beſchäftigung, Wandel und Tode in ihren Schriften oder durch Traditionen übrig geblieben, hat er auf das Zarteſte benutzt und dadurch eine Reihe von Geſtalten hervorgebracht, welche, ohne einander zu gleichen, eine innere Beziehung auf einander haben.

Wir wollen ſie einzeln durchgehen, um unſere Leſer auf dieſe intereſſante Sammlung aufmerkſam zu machen.

Petrus. Er hat ihn gerad' von vorne geſtellt und ihm eine feſte, gedrungene Geſtalt gegeben. Die Extremitäten ſind bei dieſer, wie bei einigen andern Figuren, ein wenig groß gehalten, wodurch die Figur etwas kürzer ſcheint. Der Hals iſt kurz und die kurzen Haare ſind unter allen dreizehn Figuren am Stärkſten gekraußt. Die Hauptfalten des Gewandes laufen in der Mitte des Körpers zuſammen; das Geſicht ſieht man, wie die übrige Geſtalt, ganz von vorn. Die Figur iſt in ſich ſelbſt zuſammen genommen und ſteht da, wie ein Pfeiler, der eine Laſt zu tragen im Stande iſt.

Paulus iſt auch ſtehend abgebildet, aber abgewendet, wie Einer, der gehen will und nochmals zurückſieht; der Mantel iſt aufgezogen und über den Arm, in welchem er das Buch hält, geſchlagen; die Füße ſind frei, es hindert ſie Nichts am Fortſchreiten; Haare und Bart bewegen ſich wie Flammen, und ein ſchwärmeriſcher Ernſt glüht auf dem Geſichte.

Johannes. Ein edler Jüngling, mit langen, angenehmen, nur am Ende krauſen Haaren. Er ſcheint zufrieden, ruhig, die Zeugniſſe der Religion, das Buch und den Kelch zu beſitzen und vorzuzeigen. Es iſt ein ſehr glücklicher Kunſtgriff, daß der Adler, indem er die Flügel hebt, das Gewand zugleich mit in die Höhe bringt und durch dieſes Mittel die ſchön angelegten Falten in die vollkommenſte Lage geſetzt werden.

Matthäus. Ein wohlhabender, behaglicher, auf ſeinem Daſein ruhender Mann. Die allzu große Ruhe und Bequemlichkeit iſt durch einen ernſthaften, beinahe ſcheuen Blick in's Gleichgewicht gebracht; die Falten, die über den Leib geſchlagen ſind und der Geldbeutel geben einen unbeſchreiblichen Begriff von behaglicher Harmonie.

Thomas iſt eine der ſchönſten, in der größten Einfalt ausdrucksvollſten Figuren. Er ſteht in ſeinen Mantel zuſammen genommen, der auf beiden Seiten faſt ſymmetriſche Falten wirft, die aber durch ganz leiſe Veränderungen einander völlig unähnlich gemacht worden ſind. Stiller, ruhiger, beſcheidener kann wohl kaum eine Geſtalt gebildet werden. Die Wendung des Kopfes, der Ernſt, der beinahe traurige Blick, die Feinheit des Mundes harmoniren auf das Schönſte mit dem ruhigen Ganzen. Die Haare allein ſind in Bewegung, ein unter einer ſanften Außenſeite bewegtes Gemüth anzuzeigen.

Jacobus major. Eine ſanfte, eingehüllte, verbirgende Pilgrimsgeſtalt.

Philippus. Man lege Dieſen zwiſchen die beiden Vorhergehenden und betrachte den Faltenwurf aller Drei neben einander, und es wird auffallen, wie reich, groß und breit die Falten dieſer Geſtalt gegen jene gehalten ſind. So reich und vornehm ſein Gewand iſt, ſo feſt ſteht er, ſo feſt hält er das Kreuz, ſo ſcharf ſieht er darauf; und das Ganze ſcheint eine innere Größe, Ruhe und Feſtigkeit anzudeuten.

Andreas umarmt und liebkoſet ſein Kreuz mehr, als er es trägt; die einfachen Falten des Mantels ſind mit großem Verſtande geworfen.

Thaddäus, ein Jüngling, der, wie es die Mönche auf der Reiſe zu thun pflegen, ſein langes Ueberkleid in die Höhe nimmt, daß es ihn nicht im Gehen hindere. Aus dieſer einfachen Handlung entſtehen ſehr ſchöne Falten. Er trägt die Partiſane, das Zeichen ſeines Märtyrer-Todes, als einen Wanderſtab in der Hand.

Matthias. Ein munterer Alter, in einem durch höchſt verſtandene Falten vermannigfaltigten einfachen Kleide, lehnt ſich auf einen Spieß; ſein Mantel fällt hinterwärts herunter.

Simon. Die Falten des Mantels ſowohl als des übrigen Gewandes, womit dieſe mehr von hinten als von der Seite zu ſehende Figur bekleidet iſt, gehören mit unter die ſchönſten der ganzen Sammlung, wie überhaupt in der Stellung, in der Miene, in dem Haarwuchſe eine unbeſchreibliche Harmonie zu bewundern iſt.

Bartholomäus ſteht in ſeinen Mantel wild und mit großer Kunſt künſtlos eingewickelt; ſeine Stellung, ſeine Haare, die Art, wie er das Meſſer hält, möchte uns faſt auf die Gedanken bringen, er ſei eher bereit, Jemandem die Haut abzuziehen, als eine ſolche Operation zu dulden.

Chriſtus zuletzt wird wohl Niemanden befriedigen, der die Wundergeſtalt eines Gottmenſchen hier ſuchen möchte. Er tritt einfach und ſtill hervor, um das Volk zu ſegnen. Von dem Gewand, das von unten herauf gezogen iſt, in ſchönen Falten das Knie ſehen läßt und wider dem Leibe ruht, wird man mit Recht behaupten, daß es ſich keinen Augenblick ſo erhalten könne, ſondern gleich herunterfallen müſſe. Wahrſcheinlich hat Raphael ſuppenirt, die Figur habe mit der rechten Hand das Gewand heraufgezogen und angehalten, und laſſe es in dem Augenblicke, in dem ſie den Arm zum Segnen aufhebt, los, ſo daß es eben niederfallen muß. Es wäre Dieſes ein Beiſpiel von dem ſchönen Kunſtmittel, die kurz vorhergegangene Handlung durch den überbleibenden Zuſtand der Falten anzudeuten.

Alles dieſes bisher Geſagte ſind immer nur Noten ohne Text, und wir würden uns wohl ſchwerlich entſchloſſen haben, ſie aufzuzeichnen, noch weniger, ſie abdrucken zu laſſen, wenn es nicht unſern Leſern möglich wäre, ſich wenigſtens einen großen Theil des Vergnügens zu verſchaffen, welches man beim Anblick dieſer Kunſtwerke genießt.

Herr Profeſſor Langer in Düſſeldorf hat von dieſen ſeltenen und ſchätzbaren Blättern uns vor Kurzem Copien geliefert, welche für Das, was ſie leiſten, um einen ſehr geringen Preis zu haben ſind.

Die Conture im Allgemeinen, ſowohl der ganzen Figuren als der einzelnen Theile, ſind ſorgfältig und treu gearbeitet; auch ſind Licht und Schatten im Ganzen genommen harmoniſch genug behandelt, und der Stich thut, beſonders auf lichtgrauem Papier, einen ganz guten Effect. Dieſe Blätter gewähren alſo unſtreitig einen Begriff von dem Werth der Originale in Abſicht auf Erfindung, Stellung, Wurf der Falten, Character der Haare und der Geſichter, und wir dürfen wohl ſagen, daß kein Liebhaber der Künſte verſäumen ſollte, ſich dieſe Langer'ſchen Copien anzuſchaffen, ſelbſt in dem ſeltenen Falle, wenn er die Originale beſäße; denn auch alsdann würden ihm dieſe Copien, wie eine gute Ueberſetzung, noch manchen Stoff zum Nachdenken geben. Wir wollen hingegen auch nicht bergen, daß, in Vergleichung mit den Originalen, uns dieſe Copien Manches zu wünſchen übrig laſſen. Beſonders bemerkt man bald, daß die Geduld und Aufmerkſamkeit des Copirenden durch alle dreizehn Blätter ſich nicht gleich geblieben ſind. So iſt z. B. die Figur des Petrus mit vieler Sorgfalt, die Figur des Johannes dagegen ſehr nachläſſig gearbeitet und bei genauer Prüfung findet man, daß die Uebrigen ſich bald Dieſem bald Jenem an Werthe nähern. Da alle Figuren bekleidet ſind und der größere Kunſtwerth in den harmoniſchen, zu jedem Character, zu jeder Stellung paſſenden Gewändern liegt: ſo geht freilich die höchſte Blüthe dieſer Werke verloren, wenn der Copirende nicht überall die Falten auf das Zarteſte behandelt. Nicht allein die Hauptfalten der Originale ſind meiſterhaft gedacht, ſondern von den ſchärfſten und kleinſten Brüchen bis zu den breiteſten Verflächungen iſt Alles überlegt, und mit dem verſtändigſten Grabſtichel jeder Theil nach ſeiner Eigenſchaft ausgedrückt. Die verſchiedenen Abſchattungen, kleine Vertiefungen, Erhöhungen, Ränder, Brüche, Säume ſind alle mit einer bewunderungswürdigen Kunſt nicht angedeutet, ſondern ausgeführt. Und wenn man an dieſen Blättern den ſtrengen Fleiß und die große Reinlichkeit der Albrecht Dürer'ſchen Arbeiten vermißt: ſo zeigen ſie dagegen bei dem größten Kunſtverſtand ein ſo leichtes und glückliches Naturell ihrer Urheber, daß ſie uns wieder unſchätzbar vorkommen. In den Originalen iſt keine Falte, von der wir uns nicht Rechenſchaft zu geben getrauen; keine, die nicht, ſelbſt in den ſchwächern Abdrücken, welche wir vor uns haben, bis zu ihrer letzten Abſtufung zu verfolgen wäre. Bei den Copien iſt Das nicht immer der Fall und wir haben es nur deſto mehr bedauert, da nach Dem, was ſchon geleiſtet iſt, es Herrn Profeſſor Langer gar nicht an Kunſtfertigkeit zu fehlen ſcheint, das Mehrere gleichfalls zu leiſten. Nach allem Dieſem glauben wir, mit gutem Gewiſſen wiederholen zu können, daß wir wünſchen, dieſen geſchickten, auf ernſthafte Kunſtwerke aufmerkſamen und (welches in unſerer Zeit ſelten zu ſein ſcheint) Aufmerkſamkeit erregenden Künſtler durch gute Auf- und Abnahme ſeiner gegenwärtigen Arbeit aufgemuntert zu ſehen, damit er in der Folge etwa noch ein und das andere ähnliche Werk unter-

nehmen und mit Anſtrengung aller ſeiner Kräfte uns eine Arbeit vorlegen möge, welche wir mit einem ganz unbedingten Lobe den Liebhabern anpreiſen können.

Chriſtus,

nebſt zwölf Alt- und Neuteſtamentlichen Figuren den Bildhauern vorgeſchlagen.

Wenn wir den Malern abgerathen, ſich vorerſt mit bibliſchen Gegenſtänden zu beſchäftigen, ſo wenden wir uns, um die hohe Ehrfurcht, die wir vor jenem Cyclus hegen, zu bethätigen, an die Bildhauer, und denken hier die Angelegenheit im Großen zu behandeln.

Es iſt uns ſchmerzlich, zu vernehmen, wenn man einen Plaſtiker auffordert, Chriſtus und ſeine Apoſtel in einzelnen Bildniſſen aufzuſtellen; Raphael hat es mit Geiſt und Heiterkeit ein Mal maleriſch behandelt und nun ſollte man es dabei bewenden laſſen. Wo ſoll der Plaſtiker die Charactere hernehmen, um ſie genugſam zu ſondern? Die Zeichen des Märtyrerthums ſind der neuern Welt nicht anſtändig genügend; der Künſtler will die Beſtellung nicht abweiſen und da bleibt ihm denn zuletzt Nichts übrig, als wackern, wohlgebildeten Männern Ellen auf Ellen Tuch um den Leib zu drapiren, mehr als ſie je in ihrem ganzen Leben möchten gebraucht haben.

In einer Art von Verzweiflung, die uns immer ergreift, wenn wir mißgeleitete oder mißbrauchte ſchöne Talente zu bedauern haben, bildete ſich bei mir der Gedanke: dreizehn Figuren aufzuſtellen, in welchen der ganze bibliſche Cyclus begriffen werden könnte; welches mir denn mit gutem Wiſſen und Gewiſſen hierdurch mittheilen.

1. Adam,

in vollkommen menſchlicher Kraft und Schönheit; ein Canon, nicht wie der Heldenmann, ſondern wie der fruchtreiche, weichſtarke Vater der Menſchen zu denken ſein möchte; mit dem Fell bekleidet, das, ſeine Nacktheit zu decken, ihm von oben gegeben ward. Zu der Bildung ſeiner Geſichtszüge würden wir den größten Meiſter auffordern. Der Urvater ſieht mit ernſtem Blick, halb traurig lächelnd, auf einen derben, tüchtigen Knaben, dem er die rechte Hand aufs Haupt legt, indem er mit der linken das Grabſcheit, als von der Arbeit ausruhend, nachläſſig ſinken läßt.

Der erſtgeborne Knabe, ein tüchtiger Junge, erwürgt mit wildem Kindesblick und kräftigen Fäuſten ein Paar Drachen, die ihn bedrohen wollten, wozu der Vater, gleichſam über den Verluſt des Paradieſes getröſtet, hinſieht. Wir ſtellen bloß das Bild dem Künſtler vor die Augen, es iſt für ſich deutlich und rein; was man hinzu denken kann, iſt gering.

2. Noah,

als Winzer, leicht gekleidet und geſchürzt, aber doch ſchön gegen das Thierfell anmuthig contraſtirend, einen reich behangenen Rebenſtock in der linken Hand, einen Becher, den er zutraulich hinweiſt, in der rechten. Sein Geſicht edel, heiter, leicht von dem Geiſte des Weins belebt. Er muß die zufriedene Sicherheit ſeiner ſelbſt andeuten, ein behagliches Bewußtſein, daß, wenn er auch die Menſchen von wirklichen Uebeln nicht zu befreien vermöge, er ihnen doch ein Mittel, das gegen Sorge und Kummer, wenn auch nur augenblicklich, wirken ſolle, darzureichen das Glück habe.

3. Moſes.

Dieſen Heroen kann ich mir freilich nicht anders als ſitzend denken und ich erwehre mich Deſſen um ſo weniger, als ich, um der Abwechſelung willen, auch wohl einen Sitzenden und in dieſer Lage Ruhenden möchte dargeſtellt ſehen. Wahrſcheinlich hat die überkräftige Statue des Michel Angelo, am Grabe Julius II., ſich meiner Einbildungskraft dergeſtalt bemächtigt, daß ich nicht von ihr loskommen kann; auch ſei deßwegen das fernere Nachdenken und Erfinden dem Künſtler und Kenner überlaſſen.

4. David

darf nicht fehlen, ob er mir gleich auch als eine ſchwierige Aufgabe erſcheint. Den Hirtenſohn, Glücksritter, Helden, Sänger, König und Frauenlieb in *einer* Perſon, oder eine vorzügliche Eigenſchaft derſelben hervorgehoben, darzuſtellen, möge dem genialen Künſtler glücken!

5. Jeſaias.

Fürſtenſohn, Patriot und Prophet, ausgezeichnet durch eine würdige, warnende Geſtalt. Könnte man durch irgend eine Ueberlieferung dem Coſtüme jener Zeiten beikommen, ſo wäre Das hier von großem Werthe.

6. Daniel.

Dieſen getrau' ich mir ſchon näher zu bezeichnen. Ein heiteres, längliches, wohlgebildetes Geſicht, ſchicklich bekleidet, von langem, lockigem Haar, ſchlanke, zierliche Geſtalt, enthuſiaſtiſch in Blick und Bewegung. Da er in der Reihe zunächſt an Chriſtum zu ſtehen kommt, würd' ich ihn gegen Dieſen gewendet vorſchlagen, gleichſam im Geiſte den Verkündeten vorausſchauend.

Wenn wir uns vorſtellen, in eine Baſilica eingetreten zu ſein und, im Vorſchreiten, links

die beſchriebenen Geſtalten betrachtet zu haben, ſo gelangen wir nun in der Mitte vor

7. Chriſtus ſelbſt,

welcher, als hervortretend aus dem Grabe, darzuſtellen iſt. Die herabſinkenden Grabestücher werden Gelegenheit geben, den göttlich auf's Neue Belebten in verherrlichter Mannesnatur und ſchicklicher Nacktheit darzuſtellen, zur Verſöhnung, daß wir ihn ſehr unſchicklich gemartert, ſehr oft nackt am Kreuze und als Leichnam ſehen mußten. Es wird Dieſes eine der ſchönſten Aufgaben für den Künſtler werden, welche unſers Wiſſens noch niemals glücklich gelöſ't worden iſt.

Gehen wir nun an der andern Seite hinunter und betrachten die ſechs folgenden Neuteſtamentlichen Geſtalten, ſo finden wir

8. den Jünger Johannes.

Dieſem würden wir ein rundliches Geſicht, kraufe Haare und durchaus eine derbere Geſtalt als dem Daniel geben, um durch Jenen das ſehnſüchtige Liebeſtreben nach dem Höchſten, hier die befriedigte Liebe in der herrlichſten Gegenwart auszudrücken. Bei ſolchen Contraſten läßt ſich, auf eine zarte, kaum den Augen bemerkbare Weiſe, die Idee darſtellen, von welcher wir eigentlich ergriffen ſind.

9. Matthäus, der Evangeliſt.

Dieſen würden wir vorſtellen als einen ernſten, ſtillen Mann von entſchieden ruhigem Charakter. Ein Genius, wie ihm ja immer zugetheilt wird, hier aber in Knabengeſtalt, würde ihm beigeſellt, der in flach erhobener Arbeit eine Platte ausmeißelt, auf deren ſichtbarem Theil man die Verehrung des auf der Mutter Schooße ſitzenden Jeſus-Kindlein durch einen König, im Fernen durch einen Hirten, mit Andeutungen von Folgenden, zu ſehen hätte. Der Evangeliſt, ein Täfelchen in der Linken, einen Griffel in der Rechten, blickt heiter aufmerkſam nach dem Vorbilde, als Einer, der augenblicklich niederſchreiben will. Wir ſehen dieſe Geſtalt mit ihrer Umgebung auf mannigfaltige Weiſe freudig im Geiſte.

Wir betrachten überhaupt Dieſen, dem Sinne nach, als das Gegenbild von Moſes und wünſchen, daß der Künſtler tiefen Geiſtes hier Geſetz und Evangelium in Contraſt bringe; Jener hat die ſchon eingegrabenen ſtarren Gebote im Stein, Dieſer iſt im Begriff, das lebendige Ereigniß leicht und ſchnell aufzufaſſen. Jenem möchte ich keinen Geſellen geben; denn er erhielt ſeine Tafeln unmittelbar aus der Hand Gottes; bei Dieſem aber kann, wenn man allenfalls will, der Genius die Ueberlieferung vorſtellen, durch welche eine dergleichen Kunde erſt zu dem Evangeliſten mochte gekommen ſein.

10.

Dieſen Platz wollen wir dem Hauptmann von Capernaum gönnen; er iſt einer der erſten Gläubigen, der von dem hohen Wundermanne Hülfe fordert, nicht für ſich noch einen Blutsverwandten, ſondern für den treuſten, willfährigſten Diener. Es liegt hierin etwas ſo Zartes, daß wir wünſchten, es möchte mit empfunden werden.

Da bei dem ganzen Vorſchlag eigentlich Mannigfaltigkeit zugleich beabſichtigt iſt, ſo haben wir hier einen Römiſchen Hauptmann in ſeinem Coſtüme, der ſich trefflich ausnehmen wird. Wir verlangen nicht gerade, daß man ihm ausdrücklich anſehe, was er bringt und will; es iſt uns genug, wenn der Künſtler einen kräftig verſtändigen und zugleich wohlwollenden Mann darſtellt.

11. Maria Magdalena.

Dieſe würde ich ſitzend oder halb geſtreckt dargeſtellt wünſchen, aber weder mit einem Todtenkopf noch einem Buche beſchäftigt; ein zu ihr geſellter Genius müßte ihr das Salbfläſchchen vorweiſen, womit ſie die Füße des Herrn geehrt, und ſie ſähe es mit frommem, wohlgefälligem Behagen an. Dieſen Gedanken haben wir ſchon in einer äußerſt feinen Zeichnung ausgeführt geſehen und wir glauben nicht, daß etwas fromm Anmuthigeres zu denken ſei.

12. Paulus.

Der ernſte, gewaltige Lehrer! Er wird gewöhnlich mit dem Schwerte vorgeſtellt, welches wir aber wie alle Marter-Inſtrumente ablehnen und ihn lieber in der beweglichen Stellung zu ſehen wünſchten. Eines, der ſeinem Wort, mit Mienen ſowohl als Geberde, Nachdruck verleihen und Ueberzeugung erringen will. Er würde als Gegenſtück von Jeſaias, dem vor Gefahr warnenden Lehrer, dem die traurigſten Zuſtände voraus erblickenden Seher, nicht gerade gegenüber ſtehen, aber doch in Bezug zu denken ſein.

13. Petrus.

Dieſen wünſcht' ich nun auf das Geiſtreichſte und Wahrhafteſte behandelt.

Wir ſind oben in eine Baſilica hereingetreten, haben zu beiden Seiten in den Intercolumnien die zwölf Figuren im Allgemeinen erblickt, in der Mitte, in dem würdigſten Raum, den Einzelnen, Unvergleichbaren. Wir fingen, hiſtoriſch, auf unſerer linken Hand an und betrachteten das Einzelne der Reihe nach.

In der Geſtalt, Miene, Bewegung St. Peter's aber wünſcht' ich Folgendes ausgedrückt:

In der Linken hängt ihm ein coloſſaler Schlüſſel, in der Rechten trägt er den Gegenpart, eben wie Einer, der im Begriff iſt, auf- oder zuzuſchließen. Dieſe Haltung, dieſe Miene recht wahrhaft auszudrücken, müßte einem ächten Künſtler die größte Freude machen. Ein ernſter, forſchender Blick würde gerade auf den Eintretenden gerichtet ſein, ob er denn auch ſich hierher zu wagen berechtigt ſei? Und dadurch würde zugleich dem Scheidenden die Warnung gegeben, er möge ſich in Acht nehmen, daß nicht hinter ihm die Thüre für immer zugeſchloſſen werde.

Wiederaufnahme.

Ehe wir aber wieder hinaustreten, drängen ſich uns noch folgende Betrachtungen auf. Hier haben wir das Alte und Neue Teſtament, jenes vorbildlich auf Chriſtum deutend, ſodann den Herrn ſelbſt, in ſeine Herrlichkeit eingehend, und das Neue Teſtament, ſich in jedem Sinne auf ihn beziehend. Wir ſehen die größte Mannigfaltigkeit der Geſtalten und doch immer, gewiſſer Maßen paarweiſe, ſich auf einander beziehend, ohne Zwang und Anforderung: Adam auf Noah, Moſes auf Matthäus, Jeſaias auf Paulus, Daniel auf Johannes; David und Magdalena möchten ſich unmittelbar auf Chriſtum ſelbſt beziehen, Jener ſtolz auf ſolch einen Nachkommen, Dieſe durchdrungen von dem allerſchönſten Gefühle, einen würdigen Gegenſtand für ihr liebevolles Herz gefunden zu haben. Chriſtus ſteht allein im geiſtigſten Bezug zu ſeinem himmliſchen Vater. Den Gedanken, ihn darzuſtellen, wie die Grabestücher von ihm wegſinken, haben wir ſchon benutzt gefunden, aber es iſt nicht die Frage, neu zu ſein, ſondern das Gehörige zu finden oder, wenn es gefunden iſt, es anzuerkennen.

Es iſt offenbar, daß bei der Fruchtbarkeit der Bildhauer ſie nicht immer glücklich in der Wahl ihrer Gegenſtände ſind; hier werden ihnen viele Figuren geboten, deren jede einzeln werth iſt des Unternehmens; und ſollt' auch das Ganze, im Großen ausgeführt, nur der Einbildungskraft anheim gegeben werden: ſo wäre doch, in Modellen mäßiger Größe, mancher Ausſtellung eine anmuthige Mannigfaltigkeit zu geben. Der Verein, der Dergleichen billigte, würde wahrſcheinlich Beifall und Zufriedenheit erwerben.

Würden mehrere Bildhauer aufgerufen, ſich, nach ihrer Neigung und Fähigkeit, in die einzelnen Figuren zu theilen, ſie in gleichem Maßſtab zu modelliren: ſo könnte man eine Ausſtellung machen, die in einer großen, bedeutenden Stadt gewiß nicht ohne Zulauf ſein würde.

Verein der Deutſchen Bildhauer.

Jena, den 27. Juli 1817.

Da von allen Zeiten her die Bildhauerkunſt das eigentliche Fundament aller bildenden Kunſt geweſen und mit deren Abnahme und Untergang auch alles andere Mit- und Untergeordnete ſich verloren: ſo vereinigen ſich die Deutſchen Bildhauer in dieſer bedenklichen Zeit, ohne zu unterſuchen, wie die übrigen verwandten Künſte ſich vorzuſehen hätten, auf ihre alten, anerkannten, ausgeübten und niemals widerſprochenen Rechte und Satzungen dergeſtalt, daß es für Kunſt und Handwerk gelte, wo erhobene, halb und ganz runde Arbeit zu leiſten iſt.

Der Hauptzweck aller Plaſtik, welches Wortes wir uns künftighin zu Ehren der Griechen bedienen, iſt, daß die Würde des Menſchen innerhalb der menſchlichen Geſtalt dargeſtellt werde. Daher iſt ihr Alles außer dem Menſchen zwar nicht fremd, aber doch nur ein Nebenwerk, welches erſt der Würde des Menſchen angenähert werden muß, damit ſie derſelbigen diene, ihr nicht etwa in den Weg trete, oder vielleicht gar hinderlich und ſchädlich ſei. Dergleichen ſind Gewänder und alle Arten von Bekleidungen und Zuthaten; auch ſind die Thiere hier gemeint, welche diejenige Kunſt ganz allein würdig bilden kann, die ihnen ihren Theil von dem im Menſchen wohnenden Gottesgebilde in hohem Maße zuzutheilen verſteht.

Der Bildhauer wird daher von früheſter Jugend auf einſehen, daß er eines Meiſters bedarf und aller Selbſtlernerei, d. h. Selbſtquälerei zeitig abſagen. Er wird das geſunde menſchliche Gebilde vom Knochenbau herauf durch Bänder, Sehnen und Muskeln auf's Fleißigſte durchüben, welches ihm keine Schwierigkeit machen wird, wenn ſein Talent, als ein Selbſtgeſundes, ſich im Geſunden und Jugendlichen wieder anerkennt.

Wie er nun das vollkommene, obſchon gleichgültige Ebenmaß der menſchlichen Geſtalt, männlichen und weiblichen Geſchlechts, ſich als einen würdigen Kanon anzueignen und denſelben darzuſtellen im Stande iſt, ſo iſt alsdann der nächſte Schritt zum Characteriſtiſchen zu thun. Hier bewährt ſich nun jener Typus auf und ab zu allem Bedeutenden, welches die menſchliche Natur zu offenbaren fähig iſt; und hier ſind die Griechiſchen Muſter allen andern vorzuziehen, weil es ihnen glückte, den Raupen- und Puppenzuſtand ihrer Vorgänger zur höchſtbewegten Pſyche hervorzuheben, Alles wegzunehmen und ihren Nachfolgern, die ſich nicht zu ihnen bekennen, ſondern in ihrer Unmacht Original ſein wollen, in dem Sanften nur Schwäche und in dem Starken nur Parodie und Carricatur übrig zu laſſen.

Weil aber in der Plaſtik zu denken und zu reden ganz unzuläſſig und unnütz iſt, der Künſtler vielmehr würdige Gegenſtände mit Augen ſehen muß: ſo hat er nach den Reſten der höchſten Vorzeit zu fragen, welche denn ganz allein in den Arbeiten des Phidias und ſeiner Zeitgenoſſen zu finden ſind. Hiervon darf man gegenwärtig entſchieden ſprechen, weil genugſame Reſte dieſer Art ſich ſchon jetzt in London befinden, ſo daß man alſo einen jeden Plaſtiker gleich an die rechte Quelle weiſen kann.

Jeder Deutſche Bildhauer verbindet ſich daher: Alles, was ihm von eigenem Vermögen zu Gebote ſteht, oder was ihm durch Freunde, Gönner, ſonſtige Zufälligkeiten zu Theil wird, darauf zu verwenden, daß er eine Reiſe nach England mache und daſelbſt ſo lange als möglich verweile, indem allhier zuvörderſt die Elgin'ſchen Marmore, ſodann aber auch die übrigen dort befindlichen, dem Muſeum einverleibten Sammlungen eine Gelegenheit geben, die in der bewohnten Welt nicht weiter zu finden iſt.

Daſelbſt ſtudirte er vor allen Dingen auf's Fleißigſte den geringſten Ueberreſt des Parthenons und des Phigaliſchen Tempels; auch der kleinſte, ja beſchädigte Theil wird ihm Belehrung geben. Dabei bedenke er freilich, damit er ſich nicht entſetze, daß es nicht gerade nöthig ſei, ein Phidias zu werden.

Denn obgleich in höherm Sinne Nichts weniger von der Zeit abhängt, als die wahre Kunſt, ſie auch wohl überall immer zur Erſcheinung kommen könnte, wenn ſelbſt der talentreiche Menſch ſich nicht gewöhnlich geſtele, albern zu ſein, ſo iſt in unſerer gegenwärtigen Lage wohl zu betrachten, daß ja die Nachfolger des Phidias ſelbſt ſchon von jener ſtrengen Höhe herabſtiegen, theils in Junonen und Aphroditen, theils in Cybebiſchen und Herculiſchen Geſtalten, und was der Zwiſchenkreis Alles enthalten mag, ſich Jeder nach ſeinen Fähigkeiten und ſeinem eigenen Character zu ergehen wußte, bis zuletzt das Portrait ſelbſt, Thiere und Phantaſie-Geſtalten von der hohen Würde des Olympiſchen Jupiters und der Pallas des Parthenons participirten.

In dieſen Betrachtungen alſo erkennen wir an, daß der Plaſtiker die Kunſtgeſchichte in ſich ſelbſt repräſentiren müſſe; denn an ihm wird ſogleich merklich, von welchem Punct er ausgegangen. Welch ein lebender Meiſter dem Künſtler beſchieden, hängt nicht von ihm ab; was er aber für Muſter aus der Vergangenheit ſich wählen will, Das iſt ſeine Sache ſobald er zur Erkenntniß kommt, und da wähle er nur immer das Höchſte; denn er hat alsdann einen Maßſtab, wie ſchätzenswerth er noch immer ſei, wenn er auch hinter Jenem zurückbleibt. Wer unvollkommene Muſter nachahmt, beſchädigt ſich ſelbſt: er will ſie nicht übertreffen, ſondern hinter ihnen zurückbleiben.

Sollte aber dieſer gegenwärtige Vereinsvorſchlag von den Gliedern der edeln Zunft gebilligt und mit Freuden aufgenommen werden, ſo iſt zu hoffen, daß die Deutſchen Gönner auch hierhin ihre Neigung wenden. Denn obgleich ein jeder Künſtler, der ſich zum Plaſtiſchen beſtimmt fühlt, ſich dieſe Wallfahrt nach London zuſchwören und mit Gefahr des Pilger- und Märtyrthums ausführen muß: ſo wird es doch der Deutſchen Nation viel anſtändiger und für die gute Sache ſchneller wirkſam werden, wenn ein geprüfter junger Mann von hinreichender Fertigkeit dorthin mit Empfehlungen geſendet und unter Aufſicht gegeben würde.

Denn gerade, daß Deutſche Künſtler nach Italien, ganz auf ihre eigene Hand, ſeit dreißig Jahren gegangen und dort, nach Belieben und Grillen, ihr halb künſtleriſches, halb religiöſes Weſen getrieben, Dieſes iſt Schuld an allen neuen Verirrungen, welche noch eine ganze Weile nachwirken werden.

Haben die Engländer eine Africaniſche Geſellſchaft, um gutmüthige, dunkel ſtrebende Menſchen in die widerwärtigen Wüſten zu Entdeckungen abzuſenden, die man recht gut vorausſehen konnte, ſollte nicht in Deutſchland der Sinn erwachen, die uns ſo nahe gebrachten, über alle Begriffe würdigen Kunſtſchätze auch wie das Mittelland zu benutzen?

Hier wär' eine Gelegenheit, wo die Frankfurter ungeheure und wirklich disproportionirte Städel'ſche Stiftung ſich auf dem höchſten bedeutenden Punct entſchieden ſehen laſſen könnte. Wie leicht würde es den dortigen großen Handelshäuſern ſein, einen jungen Mann zu empfehlen und durch ihre mannigfaltigen Verbindungen in Aufſicht halten zu laſſen!

Ob freilich ein ächtes plaſtiſches Talent in Frankfurt geboren ſei, iſt noch die Frage und die noch ſchwerer zu beantworten, ob man die Kunſt außerhalb der Bürgerſchaft befördern dürfe.

Genug, die Sache iſt von der Wichtigkeit, beſonders in dem gegenwärtigen Augenblick, daß ſie wohl verdiente, zur Sprache gebracht zu werden.

Denkmale.

Da man in Deutſchland die Neigung hegt, Freunden und beſonders Abgeſchiedenen Denkmale zu ſetzen, ſo habe ich lange ſchon bedauert, daß ich meine lieben Landsleute nicht auf dem rechten Wege ſehe.

Leider haben ſich unſere Monumente an die

Thomas. Zu Hause bey meiner Mutter wollte mir's nicht gleich gefallen; da hab' ich ein vierzig rechte Appenzeller Ochsen zusammengekauft und auf Credit genommen, alle schwarz und schwarzbraun wie die Nacht; die treib' ich nach Mailand, das ist ein guter Handel; man verdient etwas und ist lustig auf dem Wege. Da hab' ich meine Geige bey mir, mit der mach' ich Kranke gesund und das Regenwetter fröhlich. Nun wie ist denn dir, alter Teufl? Du siehst nicht frisch drein. Was hast du?

Jery. Ich wäre auch gern lang' einmal fort, hätte auch gern einmal so einen Handel versucht. Geld hab' ich ohnedieß immer liegen, und zu Hause gefällt mir's gar nicht mehr.

Thomas. Hm! Hm! Du siehst nicht aus wie ein Kaufmann; der muß klare Augen im Kopfe haben! Du siehst trübe und verdrossen.

Garten- und Landſchaftsliebhaberei angeſchloſſen und da ſehen wir denn abgeſtumpfte Säulen, Vaſen, Altäre, Obelisken und was dergleichen bildloſe allgemeine Formen ſind, die jeder Liebhaber erfinden und jeder Steinhauer ausführen kann.

Das beſte Monument des Menſchen aber iſt der Menſch. Eine gute Büſte in Marmor iſt mehr werth als alles Architectoniſche, was man Jemanden zu Ehren und Andenken aufſtellen kann; ferner iſt eine Medaille, von einem gründlichen Künſtler nach einer Büſte oder nach dem Leben gearbeitet, ein ſchönes Denkmal, das mehrere Freunde beſitzen können und das auf die ſpäteſte Nachwelt übergeht.

Bloß zu beider Art Monumenten kann ich meine Stimme geben, wobei denn aber freilich tüchtige Künſtler vorausgeſetzt werden. Was hat uns nicht das fünfzehnte, ſechszehnte und ſiebenzehnte Jahrhundert für köſtliche Denkmale dieſer Art überliefert und wie manches ſchätzenswerthe auch das achtzehnte! Im neunzehnten werden ſich gewiß die Künſtler vermehren, welche etwas Vorzügliches leiſten, wenn die Liebhaber das Geld, das ohnehin ausgegeben wird, würdig anzuwenden wiſſen.

Leider tritt noch ein anderer Fall ein. Man denkt an ein Denkmal gewöhnlich erſt nach dem Tode einer geliebten Perſon, dann erſt, wenn ihre Geſtalt vorübergegangen und ihr Schatten nicht mehr zu haſchen iſt.

Nicht weniger haben ſelbſt wohlhabende, ja reiche Perſonen Bedenken, hundert bis zweihundert Ducaten an eine Marmorbüſte zu wenden, da es doch das Unſchätzbarſte iſt, was ſie ihrer Nachkommenſchaft überliefern können.

Mehr weiß ich nicht hinzuzufügen, es müßte denn die Betrachtung ſein, daß ein ſolches Denkmal überdieß noch transportabel bleibt und zur edelſten Zierde der Wohnungen gereicht, anſtatt daß alle architectoniſchen Monumente an den Grund und Boden gefeſſelt, vom Wetter, vom Muthwillen, vom neuen Beſitzer zerſtört und, ſo lange ſie ſtehen, durch das An- und Einkritzeln der Namen geſchändet werden.

Alles hier Geſagte könnte man an Fürſten und Vorſteher des gemeinen Weſens richten, nur im höhern Sinne; wie man es denn, ſo lange die Welt ſteht, nicht höher hat bringen können, als zu einer iconiſchen Statue.

Vorſchläge, den Künſtlern Arbeit zu verſchaffen.

Was in der Abhandlung über Academien hierüber geſagt worden.

Meiſter und Schüler ſollen ſich in Kunſtwerken üben können.

Wer ſie nehmen und bezahlen ſoll.

Könige, Fürſten, Alleinherrſcher.

Wie viel ſchon von ihnen geſchieht.

Wie jedoch, wenn ſie perſönlich keine Neigung zu den Künſten haben, Manches auf ein Menſchenalter ſtocken kann.

Die Neigung, das Bedürfniß iſt daher weiter auszubreiten.

Kirchen.

Katholiſche.

Lutheriſche.

Reformirte.

Local, wo die Kunſtwerke zu placiren.

Regenten und Militär-Perſonen, deren öffentliches Leben gleichſam unter freiem Himmel ſtehen billig auf öffentlichen Plätzen.

Miniſter in den Rathsſälen, andere verdiente Staatsbeamte in den Seſſions-Stuben.

Gelehrte auf Bibliotheken.

Inwiefern ſchon etwas Aehnliches exiſtirt.

Eine ſolche allgemeine Anſtalt ſetzt Kunſt voraus und wirkt wieder zurück auf Kunſt.

Italien auch hierin Muſter und Vorgängerin.

Bilder in den Seſſions-Stuben zu Venedig.

Vom Saal der Signoria an bis zum Bilde der Schneidergilde.

Gemälde im Zimmer der Zehn.

Wie die Sache in Deutſchland ſteht.

Leerheit des Begriffs eines Pantheons für eine Nation, beſonders wie die Deutſche.

Es würde dadurch allenfalls eine Kunſtliebhaberei auf eine Stadt concentrirt, die doch eigentlich über das Ganze vertheilt und ausgedehnt werden ſollte.

Unſchicklichkeit architectoniſcher Monumente.

Dieſe ſchreiben ſich nur her aus dem Mangel der höhern bildenden Kunſt.

Doppelter Vorſchlag, ein Mal für die Bildhauerei, dann für die Malerei.

Warum der Bildhauerkunſt die Portraite zu vindiciren.

Pflicht und Kunſt des Bildhauers, ſich an's eigentlich Characteriſtiſche zu halten.

Dauer des Plaſtiſchen.

Pflicht, die Bildhauerkunſt zu erhalten, welches vorzüglich durch's Portrait geſchehen kann.

Gradation in Abſicht auf den Werth und Stoff der Ausführung.

1) Erſtes Modell, allenfalls in Gyps abgegoſſen.

2) In Thon ausgeführt.

3) In Marmor ausgeführt.

Eine gute Gypsbüſte iſt jede Familie ſchon ſchuldig, von ihrem Stifter oder einem bedeutenden Mann in derſelben zu haben.

Selbſt in Thon iſt der Aufwand nicht groß und hat in ſich eine ewige Dauer und es bleibt

den Nachkommen noch immer übrig, ſie in Marmor verwandeln zu laſſen.

An gröſſern Orten, ſowie ſelbſt an kleinern, gibt es Clubbs, die ihren bedeutenden Mitgliedern, beſonders wenn ſie ein gewiſſes Alter erreicht hätten, dieſe Ehre zu erzeigen ſchuldig wären.

Die Collegia wären ihren Präſidenten, nach einer gewiſſen Epoche der geführten Verwaltung, ein gleiches Compliment ſchuldig.

Die Stadträthe, ſelbſt kleiner Städte, würden Urſache haben, bald Jemanden von einer höhern Stufe, der einen guten Einfluß aufs gemeine Weſen gehabt, bald einen verdienten Mann aus ihrer eigenen Mitte, oder einen ihrer Eingebornen, der ſich auswärts berühmt gemacht, in dem beſten Zimmer ihres Stadthauſes aufzuſtellen.

Anſtalten, daß Dieſes mit guter Kunſt geſchehen könne.

Die Bildhauerzöglinge müßten bei der Academie neben dem höhern Theile der Kunſt auch im Portrait unterrichtet werden.

Was hierbei zu bemerken.

Ein ſogenanntes natürliches Portrait.

Characteriſtiſches mit Styl.

Von dem Letzten kann nur eigentlich die Rede ſein.

Die Academie ſoll ſelbſt auf bedeutende Perſonen, beſonders durchreiſende, Jagd machen, ſie medailliren laſſen und einen Abdruck in gebranntem Thon bei ſich aufſtellen.

Was auf dieſe Weiſe ſowohl als durch Beſtellung das ganze Jahr von Meiſtern und Schülern gefertigt würde, könnte bei der Ausſtellung als Concurrenz-Stück gelten.

In einer Hauptſtadt würde dadurch nach und nach eine unſchätzbare Sammlung entſtehen, indem, wenn man ſich nur einen Zeitraum von zehn Jahren denkt, die bedeutenden Perſonen der In- und Auſſenwelt aufgeſtellt ſein würden.

Hierzu könnten nun die übrigen, von Familien, Collegien, Corporationen beſtellten Büſten ohne groſſen Aufwand geſchlagen werden und eine unverſiegbare Welt für die Gegenwart und die Nachzeit, für das In- und Ausland entſtehen.

Die Malerei hingegen müßte auf Bildniß keine Anſprüche machen. Die Portrait-Malerei müßte man ganz den Particuliers und Familien überlaſſen, weil ſehr viel dazu gehört, wenn ein gemaltes Portrait verdienen ſoll, öffentlich aufgeſtellt zu werden.

Allein um den Maler auch von dieſem Vortheile genieſſen zu laſſen, ſo wäre zu wünſchen, daß der Begriff von dem Werth eines ſelbſtſtändigen Gemäldes, das ohne weitern Bezug vortrefflich iſt oder ſich dem Vortrefflichen nähert, immer allgemeiner anerkannt werde. Jede Geſellſchaft, jede Gemeinheit müßte ſich überzeugen, daß ſie Etwas zur Erhaltung, zur Belebung der Kunſt thut, wenn ſie die Ausführung eines ſelbſtſtändigen Bildes möglich macht.

Man müßte den Künſtler nicht mit verderblichen Allegorien, nicht mit trockenen hiſtoriſchen oder ſchwachen ſentimentalen Gegenſtänden plagen, ſondern aus der ganzen academiſchen Maſſe von Dem, was dort für die Kunſt heilſam und für den Künſtler ſchicklich gehalten wird, ſich irgend ein Werk nach Vermögen zueignen.

Niemand müßte ſich wundern, Venus und Adonis in einer Regierungs-Seſſions-Stube, oder irgend einen Homeriſchen Gegenſtand in einer Kammer-Seſſion anzutreffen.

Italieniſche Behandlung.

Hülfe durch Character-Bilder.

Zimmer der Dieci in Venedig.

Wirkung hiervon.

In groſſen Städten ſchließt ſich's an das übrige Merkwürdige.

Kleine Orte macht es bedeutend.

Sacriſtiſche Werke in Ecke.

Anhänglichkeit an die Vaterſtadt.

Freude, dorthin aus der Ferne als ein gebildeter Mann zu wirken.

Möglichkeit, hierbei überhaupt ohne Parteigunſt zu handeln.

Die Academien ſollen überhaupt alle ihre Urtheile wegen der ausgetheilten Preiſe öffentlich motiviren.

So auch, warum Dieſem und Jenem eine ſolche Beſtellung zur Ausführung übergeben worden.

Bei der jetzigen Publicität und bei der Art, über Alles, ſelbſt ob über Kunſtwerke, mitzureden und zu urtheilen, mögen ſie ſtrenge, ungerechte, ja unſchickliche Urtheile erwarten.

Aber ſie handeln nur nach Grundſätzen und Ueberzeugung.

Es iſt hier nicht von Meß-Producten die Rede, deren ſchlechteſtes immer noch einen Lobpreiſer findet, mehr zu Gunſten des Verlegers als des Verfaſſers und Werkes. Iſt das Werk verkauft, ſo lacht man das betrogene Publicum aus, und die Sache iſt abgethan. Wäre hingegen ein ſchlechtes Bild an einem öffentlichen Orte aufgeſtellt, ſo würde es an manchem Reiſenden immerfort einen ſtrengen Cenſor finden, ſo ſehr man es auch Anfangs gelobt hätte und Manches, was man Anfangs hätte herunterſehen wollen, würde bald wieder zu Ehren kommen.

Die Hauptſache beruht doch immer darauf, daß man von eben herein nach Grundſätzen handle, um, unter gewiſſen Bedingungen, das möglich

Beſte hervorzubringen; denn daß gegen Kunſtarbeiten, die auf dieſe Weiſe zu unſern Zeiten hervorgebracht werden, immer Manches zu erinnern ſein würde, verſteht ſich von ſelbſt.

Was alſo aus einem ſolchen Mittelpunct ausginge, müßte immer aus einem allgemeinen Geſichtspunct mit Billigkeit beurtheilt werden.

Möglichkeit der Ausführung in Abſicht auf's Oeconomiſche.

Hier iſt beſonders von Gemeinheiten die Rede, die theils unabhängig, theils vom Conſens der Obern abhängig ſind.

Thätigkeit junger Leute.

Bemühungen zu unmittelbar wohlthätigen Zwecken, um das Uebel zu lindern.

Höhere Wohlthätigkeit durch Circulation, in welche eine geiſtige Operation mit eingreift.

Lob der Künſte von dieſer Seite.

Rauch's Basrelief am Piedeſtal von Blücher's Statue.

Es war als eine ſchöne Belohnung ernſtlich und unausgeſetzt ſtrebender Künſtler anzuſehen, daß zu der Zeit, wo ihre Landsleute ſich im Krieg durch große Thaten verherrlicht hatten, auch ſie in den Fall kamen, durch meiſterhafte Bildwerke den Dank zu beurkunden, welchen die Nation für ſo große Verdienſte ſchuldig zu ſein mit fröhlichem Enthuſiasmus ausſprach. Denn kaum hatte ſich Deutſchland von dem beſchwerlichſten Druck erholt; kaum war es zu dem Wiederbeſitz mancher geraubten Kunſtſchätze gelangt, als man ſchon in Roſtock und Breslau den Gedanken verfolgen konnte, den gefeierten Helden der Zeit im Bilde aufzuſtellen.

Was zu Ehren der Generale Bülow und Scharnhorſt geſchehen, iſt uns bekannt, wobei wir, unſern nächſten Zweck im Auge, nur bemerken wollen, daß in den dieſen Statuen beigefügten Basreliefen im antiken Sinne ideale allegoriſche Geſtalten dem neuern Leben angeeignet worden.

Hier aber haben wir ſogleich von dem Uebergang in das Reelle, welches einer ausgebildeten Kunſt auch gut anſteht, und von einem großen Basrelief zu reden, welches am Piedeſtal der nunmehr in Berlin aufgeſtellten Blücher'ſchen Statue ſich befindet und durch die beſondere Gunſt des Künſtlers uns in einem wohlgerathenen Abguß vor Augen gebracht iſt.

Wer in Darſtellungen ſolcher Art immer ein alterthümliches Coſtüme vor ſich zu ſehen gewohnt war, Dem mag das völlig Moderne dieſes Basreliefs beim erſten Anblick auffallend erſchienen ſein. Wer jedoch eine Zeit lang daran hin- und her gegangen, wird ſich gar bald überzeugen, wie ſehr eine ſolche Darſtellung der Denkweiſe des Volks gemäß ſei, das nicht ſowohl fragt, was die Figuren bedeuten, als was und wer ſie ſeien; das ſich erfreut, Portraite und National-Phyſiognomien darauf zu finden; das ſich die Geſchichte vorerzählen oder erzählen läßt und das Symboliſche, was dergleichen Kunſtwerke immer behalten, doch zuletzt erklärlich und faßlich findet.

Es ſtellt nun dieſe reich ausgeſtattete Tafel den nach einem zaudernden, unentſchiedenen Feldſtreit kühn beſchloſſenen Marſch nach Paris vor. Die Ungewißheit, worin das Kriegsſchickſal bisher ſchwebte, wird durch einen Fragenden angedeutet, welcher ſich bei einem Begegnenden erkundigt, inwiefern hier abermals von einem Marſch und Gegenmarſch die Rede ſei? Er wird berichtet, daß das große Unternehmen ſeiner Entſcheidung entgegenſehe. In der Mitte iſt anmuthig und natürlich ein Bivouacq angebracht; man ſchläft und ruht, man ſiedet und liebelt, als wenn die ungeheuern Kriegswogen nicht umher brauſten und ſtrömten. Die Reiterei ſtrebt um dieſen Mittelpunct herum von ſchlechtem Boden auf die Chauſſée, wird aber wieder herab beordert, um der Infanterie Platz zu machen. Das Auf- und Abſtrebende dieſer Maſſen gibt nun dem Ganzen eine ſymmetriſche, gleichſam Cirkelbewegung, indeß die Infanterie und Artillerie im Grunde horizontal einherzieht. Am Ende zur rechten Seite der Zuſchauer ſteht, an das Pferd geiehnt, ein meiſterlicher Mann, dieß Mal die Lanze in der Hand, einen Jüngern belehrend; am entgegengeſetzten Ende zur Linken liegt, wohlgebildet, halb nackt, ein Erkrankter oder Todter, damit die Erinnerung an Gefahr und Leiden mitten in dieſem Lebensgewühl nicht fern bleibe.

Gewiß ſind auf den drei übrigen Basreliefen correſpondirende, zum Ganzen ſich einende Darſtellungen mannigfaltig ausgeführt. Es iſt nicht möglich, ein anmuthigeres Räthſel aufzuſtellen. Offenbar erkennt man abſichtliche Portraite; und wie viele mögen ſich noch daraus vermuthen und ahnen laſſen! Warum ſollte ein damals Mitwirkender nicht ſich ſelbſt erkennen, oder warum nicht ihn ein Freund, beſonders wenn die Montur oder irgend eine Abzeichnung die Vermuthung unterſtützt? In dieſem Sinne wünſchten wir wohl ſelbſt umherzugehen, um den ganzen Verlauf gehörig zu betrachten und zuerſt und zuletzt jenem vorwärts herrſchenden Helden unſere Verehrung mitzubezeigen.

Granit-Arbeiten in Berlin.

Die Granit-Geſchiebe mannigfaltiger Art, welche ſich bald mehr bald weniger zahlreich in den beiden Marken beiſammen oder vertheilt

ſtuden, wurden ſeit ungefähr acht Jahren bearbeitet und architectoniſch angewendet und der Werth dieſer edeln Gebirgsart, wie ſie von den Alten hochgeſchätzt werden, auch nunmehr bei uns anerkannt. Der erſte Verſuch ward bei dem Piedeſtal von Luther's Standbilde gemacht; ſodann verfertigte man daraus die Poſtamente an der in Berlin neu erbauten Schloßbrücke. Man fing nun an, weiter zu gehen, große Geſchiebe zu ſpalten und aus den gewonnenen Stücken Säulenſchäfte zu bearbeiten, zugleich Becken von 6 Fuß Diameter, welches Alles dadurch möglich ward, daß man ſich zur Bearbeitung nach und nach der Maſchine bediente. Die beiden Steinmetzmeiſter Wimmel und Trippel haben ſich bis jetzt in dieſen Arbeiten hervorgethan. Piedeſtale, Grab-Monumente, Schalen und dergleichen wurden theils auf Beſtellung, theils auf den Kauf gefertigt.

Vorgemeldete Arbeiten waren meiſtens aus den Granit-Maſſen, welche ſich am Oder-Berg verſammelt finden, gefertigt. Nun aber unternahm Herr Bau-Inſpector Cantian eine wichtigere Arbeit. Der große Granit-Block auf dem Rauhiſchen Berge bei Fürſtenwalde, der Markgrafenſtein genannt, zog die Aufmerkſamkeit der Künſtler an ſich und man trennte von demſelbigen ſolche Maſſen, daß eine für das königliche Muſeum beſtimmte Schale von 22 Fuß Durchmeſſer daraus gefertigt werden kann. Zum Poliren derſelben wird man hinreichende Maſchinen anwenden und durch die Vervollkommnung derſelben es dahin bringen, daß die zu edler Meublirung ſo nothwendigen Tiſchblatten zu einen billigen Preis können geliefert werden.

Von allem Dieſem liegen umſtändliche Nachrichten in unſern Händen; wir enthalten uns aber, ſolche abdrucken zu laſſen, weil wir hoffen können, daß das Berliner-Kunſtblatt uns hierüber nach und nach in Kenntniß ſetzen werde. Indeſſen fügen wir zu näherm Verſtändniß des Vorhergehenden Folgendes hinzu.

Der Markgrafenſtein auf dem Rauhiſchen Berge bei Fürſtenwalde.

Von Julius Schoppe an Ort und Stelle gezeichnet und von Tempeltey lithographirt.

Es iſt von nicht geringer Bedeutung, daß uns dieſer Granit-Felſ in ſeiner ganzen coloſſalen Lage vor Augen erhalten wird, ehe man ihn, wie jetzt geſchieht, zu obgedachten Arbeiten benutzte. Er liegt auf dem linken Spree-Ufer, ſechs Meilen von Berlin aufwärts, Fürſtenwalde gegenüber und verhältnißmäßig zu jenen Gegenden hoch genug, bei 400 Fuß über der Meeresfläche und zwar nicht allein, ſondern es finden ſich in deſſen Nähe noch zwei andere, ein ſchon bekannter und ein erſt neuerlich entdeckter. Der Gipfel der Rauhiſchen Berge, ungefähr 300 Schritte nördlich von dem Markgrafenſtein, erhebt ſich 450 Fuß über das Meer.

Das Dorf liegt niedriger, auf einem lettenreichen Plateau, deſſen Boden gegen den Fluß nicht allmälig abhängend iſt, ſondern ungefähr auf halbem Wege ſehr beſtimmt und ſcharf über dem mittlern Waſſerſtand des Fluſſes abſetzt. Die untere Ebene beſteht aus ächt Märkiſchem Sand; das linke Ufer iſt auf- und abwärts reich an kleinern Granit-Blöcken.

Dieſe Gegend iſt höchſt merkwürdig, da eine ſo bedeutende Höhe hier vorwaltet und die Spree von ihrem Weg nach der Oder zu dadurch abgelenkt ſcheint.

Hierüber dürfen wir nun von Herrn Director Klöden, in Fortſetzung ſeiner Beiträge zur mineralogiſchen und geognoſtiſchen Kenntniß der Mark Brandenburg, die ſicherſten Aufklärungen erwarten, wie wir ihn denn um Plan und Profil jener Gegenden erſuchen möchten. Glücklich würden wir uns ſchätzen, wenn Granit hier wirklich in ſeiner Urlage anſtehend gefunden würde und wir uns der beſcheidenen Auflöſung eines bisher allzu ſtürmiſch behandelten, wichtigen geologiſchen Problems näher geführt ſähen.

Programm zur Prüfung der Zöglinge der Gewerbſchule.

Von Director Klöden. Berlin, 1829.

Schon mehrere Jahre bewundern und benutzen wir die durch Herrn Beuth herausgegebenen Muſterblätter, welche mit ſeltener Einſicht als Aufwand zum Vortheil der Preußiſchen Gewerbſchulen verbreitet werden. Nun erfahren wir, daß abermals ſiebenunddreißig Kupfertafeln für Zimmerleute, neun Vorlegeblätter für angehende Mechaniker, beide Werke mit Text ausgegeben werden. Gedachtes Programm belehrt uns von der umfaſſenden Sorgfalt, womit jener Staat ſich gegen unaufhaltſam fortſtrebende Technik unſerer Nachbarn in's Gleichgewicht zu ſtellen trachtet; und wir haben die Wirkſamkeit eines ſolchen Unterrichts auch an einigen der Unſern erfahren, welche man dort gaſtlich aufzunehmen die Geneigtheit hatte.

In der Kürze, wie wir uns zu faſſen genöthigt ſind, dürfen wir ſodann ausſprechen, daß von jenen Anſtalten um deſto mehr zu hoffen iſt, als ſie auch auf Kunſt gegründet ſind; denn nur dadurch kann das Handwerk immer an Bedeutung wachſen. Indem es Alles und Jedes hervorzubringen in Stand geſetzt, zu dem Nöthigen durchaus befähigt wird, verherrlicht es ſich ſelbſt, wenn es nach und nach auch das

Schöne zu erfaſſen, ſolches auszudrücken und darzuſtellen ſich kräftig beweiſt.

In Berlin iſt nunmehr eine ſo große Maſſe guten Geſchmacks, daß Der falſche Noth haben wird, ſich irgend hervorzuthun; und eben jene Gewerbsanſtalt, auf höhere Kunſtanſtalten gegründet, ſelbſt höhere Kunſtanſtalt iſt durchaus in dem Falle, den reinern Sinn durch vollendete techniſche Darſtellung zu begünſtigen.

Plaſtiſche Anatomie.

(Aus einem Schreiben an Herrn Geheimerath Beuth in Berlin, vom 6. Februar 1802.)

Die Weimar'ſchen Kunſtfreunde erfreuen ſich mit mir der herrlichen Wirkungen wohl angewendeter großer Mittel; ich aber, jene bedeutende Sendung dankbar anerkennend, möchte dergleichen Kräfte zu einem Zweck in Anſpruch nehmen, der ſchon lange als höchſt würdig und wünſchenswerth mir vor der Seele ſchwebt. Möge es Ihnen jedoch nicht wunderlich vorkommen, daß ich vorerſt meine gedruckten Schriften anführe. Ich habe dort unter Paraderie und Fabel gar Manches verſteckt oder problematiſch vorgetragen, deſſen frühere oder ſpätere Ausführung mir längſt am ſtillen Herzen lag. In dieſem Sinne wage ich alſo, zu bitten, Dasjenige nachzuleſen, was ich im 23. Bande der kleinen Ausgabe, im 3. Capitel, von Seite 22 bis 40 niedergeſchrieben habe. Iſt Dieſes geſchehen, ſo darf ich mich nicht wiederholen, ſondern ganz unbewunden erklären: daß ich die Ausführung jener Halbfiction, die Verwirklichung jenes Gedankens ganz ernſtlich von Ew. Hochwohlgeboren Mitwirkung zu hoffen, zu erwarten mich längſt gedrängt fühlte, nun aber gerade durch das Anſchauen eines ſo ſchönen Gelingens mich veranlaßt ſehe, ſie endlich als ein Geſuch auszuſprechen.

Es iſt von der plaſtiſchen Anatomie die Rede; ſie wird in Florenz ſeit langen Jahren in einem hohen Grade ausgeübt, kann aber nirgends unternommen werden noch gedeihen, als da, wo Wiſſenſchaften, Künſte, Geſchmack und Technik vollkommen einheimiſch, in lebendiger Thätigkeit ſind. Sollte man aber bei Forderung eines ſolchen Locals nicht unmittelbar an Berlin denken, wo alles Jenes beiſammen iſt und daher ein höchſt wichtiges, freilich complicirtes Unternehmen ſogleich durch Wort und Willen ausgeführt werden könnte? Einſicht und Kräfte der Vorgeſetzten ſind vorhanden, zur Ausführung Fähige bieten ſich gewiß alſobald an.

In dieſer wahrhaft nationalen, ja ich möchte ſagen cosmopolitiſchen Angelegenheit, iſt mein unmaßgeblicher Vorſchlag der:

Man ſende einen Anatomen, einen Plaſtiker, einen Gypsgießer nach Florenz, um ſich dort in gedachter beſondern Kunſt zu unterrichten.

Der Anatom lernt die Präparate zu dieſem eigenen Zweck auszuarbeiten.

Der Bildhauer ſteigt von der Oberfläche des menſchlichen Körpers immer tiefer in's Innere und verleiht den höhern Styl ſeiner Kunſt Gegenſtänden, um ſie bedeutend zu machen, die ohne eine ſolche Ideal-Nachhülfe abſtoßend und unerfreulich wären.

Der Gießer, ſchon gewohnt, ſeine Fertigkeit verwickelten Fällen anzupaſſen, wird wenig Schwierigkeit finden, ſich ſeines Auftrags zu entledigen; es iſt ihm nicht fremde, mit Wachs von mancherlei Farben und allerlei Maſſen umzugehen, und er wird alſobald das Wünſchenswerthe leiſten.

Drei Perſonen, Jeder nach ſeiner Weiſe, in Wiſſen, Kunſt und Technik ſchon gebildet, werden in mäßiger Zeit ſich unterrichten und ein neues Thun nach Berlin bringen, deſſen Wirkungen nicht zu berechnen ſind.

Dergleichen gelungener Arbeiten kann ſich die Wiſſenſchaft zum Unterricht, zu immer wieder erneuter Auffriſchung von Gegenſtänden, die kaum feſtzuhalten ſind, bedienen. Der practiſche Arzt wie der Chirurg werden ſich das nothwendige Anſchau'n leicht und ſchnell jeden Augenblick wieder vergegenwärtigen; dem bildenden Künſtler treten die Geheimniſſe der menſchlichen Geſtalt, wenn ſie ſchon ein Mal durch den Künſtlerſinn durchgegangen ſind, um ſoviel näher. Man laſſe Alles gelten, was bisher in dieſem Fache geſchah und geſchieht, ſo haben wir in unſerer Anſtalt ein würdiges Surrogat, das, auf ideelle Weiſe, die Wirklichkeit erſetzt, indem ſie derſelben nachhilft.

Die Florentiniſchen Arbeiten ſind theuer, und wegen der Zerbrechlichkeit kaum zu tranſportiren. Einzelne Deutſche Männer haben uns in Braunſchweig das Gehirn, in Dresden das Ohr geliefert. Man ſieht hierin ein ſtilles Wollen, eine Privat-Ueberzeugung; möge ſie bald unter die großen Staatsangelegenheiten gezählt werden! Die Vorgeſetzten ſolcher allgemeinen Inſtitute ſind Männer, die, beſſer als ich konnte, den vielfach durchdringenden Einfluß eines ſolchen Wirkens ſich vergegenwärtigen. Ich will nur noch von der Verpflichtung ſprechen, ein ſolches Unternehmen zu begünſtigen.

In oben genannter Stelle meiner Werke iſt auf die immer wachſende Seltenheit von Leichen, die man dem anatomiſchen Meſſer darbieten könnte, gedeutet und geſprochen; ſie wird noch mehr zunehmen, und in wenig Jahren daher muß eine Anſtalt, wie die eben gewünſchte, willkommen ſein.

Diejenigen freien Räume, welche das Geſetz

der Willkür überläßt, hat ſich die Menſchlichkeit erobert und engt nunmehr das Gebiet ein. Die Todesſtrafe wird nach und nach beſeitigt, die ſchärfſten Strafen gemildert. Man denkt an die Verbeſſerung des Zuſtandes entlaſſener Verbrecher; man erzieht verwilderte Kinder zum Guten, und ſchon findet man es höchſt unmenſchlich, Fehler und Irrthümer auf das Grauſamſte nach dem Tode zu beſtrafen. Landesverräther mögen gevierthеilt werden, aber gefallene Mädchen in tauſend Stücke anatomiſch zu zerfetzen, will ſich nicht mehr ziemen. Dergleichen hat zur Folge, daß die alten, harten Geſetze zum Theil ſchon abgeſchafft ſind, und Jedermann die Hände bietet, auch die neuern, mildern zu umgehen.

Das Furchtbare der Auferſtehungsmänner in England, in Schottland die Mordthaten, um den Leichenhandel nicht ſtocken zu laſſen, werden zwar mit Erſtaunen und Verwunderung geleſen und beſprochen, aber gleich andern Zeitungsnachrichten, wie etwas Wildfremdes, das uns Nichts angeht.

Die academiſchen Lehrer beklagen ſich, die emſige Wißbegierde ihrer Secanten nicht befriedigen zu können und bemühen ſich vergebens, dieſe Unterrichtsart in das alte Gleis wieder zurückzuweiſen. So werden denn auch die Männer vom Fach unſere Vorſchläge mit Gleichgiltigkeit behandeln; dadurch dürfen wir aber nicht irre werden: das Unternehmen komme zu Stande, und man wird im Verlauf der Zeit ſich einrichten. Es bedarf nur einiger geiſtreicher, talentvoller Jünglinge, ſo wird ſich das Geſchäft gar leicht in Gang ſetzen.

So weit hatte ich geſchrieben, als mir in dem erſten Hefte der Braniſchen Miſcellen ein merkwürdiger Beleg zur Hand kam, wovon ich einen Auszug beizulegen nicht ermangle.

Die Erſtickter in London.

(Siehe Brann's Miſcellen. Erſtes Heft, 1829.)

„Keinen größern Schrecken brachte die Nachricht von der Annäherung der Cholera in London hervor, als die Furcht, im Schooße der Hauptſtadt die Erneuerung von Mordthaten zu erleben, welche vor Kurzem in Edinburg und deſſen Umgegend aus dem ſchmutzigſten Eigennutz von einer Bande unter Anführung eines gewiſſen Burke verübt worden waren.

Durch folgende Thatſache kündigte ſich die Wiedererſcheinung dieſer ſo gefürchteten Geißel an. Ein kleiner Italiener, der zu einer in London wohlbekannten Geſellſchaft wandernder Sänger gehörte, war ſeit einigen Tagen verſchwunden. Vergeblich ſtellten ſeine Verwandten Nachforſchungen nach ihm an, als man auf ein Mal ſeinen Leichnam in einem Hoſpitale wieder erkannte, durch Hülfe einiger Zöglinge aus demſelben, an welche die Reſurrectioniſten (Auferſtehungsmänner, Leichendiebe) ihn als einen friſch aus dem Grabe aufgeſcharrten Leichnam verkaufen wollten. Da man an der Leiche des unglücklichen Kindes faſt keine Spur eines gewaltſamen Todes entdecken konnte, ſo lag kein Zweifel vor, daß es lebend in die Hände der Erſticker gefallen ſei, und daß es ſo der Gegenſtand der furchtbarſten Speculation geworden war.

Man verſicherte ſich ſogleich der muthmaßlichen Schuldigen und unter Andern auch eines gewiſſen Biſhops, eines alten Seemanns, der an den Ufern der Themſe wohnte. Bei einer in ſeiner Abweſenheit angeſtellten Hausunterſuchung wurde die Frau verleitet, zu bekennen, ihr Haus ſei der Aufenthaltsort einer Reſurrectioniſten-Bande, und täglich bringe man dahin Leichname, um ſie an die Hoſpitäler zu verkaufen.

Ein Brief Biſhops an einen Zögling des Hoſpitales, an den ſie ihre Leichen zu verkaufen pflegten, ward gefunden; darin heißt es: „Hätten Sie wohl die Güte, mein Herr, uns in Gemeinſchaft mit Ihren Herren Collegen einige Hülfe zukommen zu laſſen? Vergeſſen Sie nicht, daß wir Ihnen für eine ſehr mäßige Belohnung, und indem wir uns den größten Gefahren ausſetzten, die Mittel geliefert haben, Ihre Studien zu vervollkommnen.“

Aus nähern Nachforſchungen ging hervor, daß der junge Italiener nicht der einzige Menſch ſei, welcher plötzlich verſchwunden. Von ihren Eltern verlaſſene Kinder, die von Betteln oder Spitzbübereien lebten, kamen nicht wieder an die Orte, die ſie gewöhnlich beſuchten. Man zweifelt nicht daran, daß auch ſie als Opfer der Habgier jener Ungeheuer gefallen ſind, die ſich um jeden Preis zu Lieferanten der Sectionsäle machen wollen. Ein Kirchenvorſteher aus dem Pfarrſprengel Saint-Paul verſprach vor dem Polizei-Bureau von Bow-Street Demjenigen eine Belohnung von 200 Pfund Sterling, der die Gerichte auf die Spur dieſer Verbrecher führen würde.

Frau King, die Biſhops Haus gerade gegenüber wohnt, in dem Viertheil, welches unter dem Namen: die Gärten von Neu-Schottland, bekannt iſt, ſagt aus: ſie habe den kleinen Italiener am 4. November früh in der Nähe von Biſhops's Wohnung geſehen. Er hatte eine große Schachtel mit einer lebendigen Schildkröte, und auf dieſer Schachtel hatte er einen Käfig mit weißen Mäuschen. Die Kinder der Frau King ſagen aus: ſie hätten ihre Mutter um zwei Sous gebeten, um ſich vom kleinen Savoyarden die närriſchen Thierchen zeigen zu laſſen; ihre Mutter habe aber nicht gewollt. Auf die umſtändlichſte Weiſe bezeichnete die Mutter und die Kinder die Tracht

des kleinen Savoyarden, der eine blaue Weſte oder Jacke, einen ſchlechten, ganz durchlöcherten und verſchoſſenen Pantalon, und groſſe Schuhe anhatte, mit einer wollenen Mütze auf dem Kopfe.

Die Frau Auguſtine Brun, eine Savoyardinn, der der Italiener Peragalli zum Dolmetſcher diente, ſagte Folgendes aus: „Vor ungefähr zwei Jahren wurde mir in dem Augenblicke, wo ich von Piemont abreiſ'te, vom Vater und der Mutter des kleinen Italieners dieß Kind anvertraut, welches Joſeph Ferrari heißt. Ich brachte es mit nach England, wo ich es neun oder zehn Monate bewachte. Ich that es dann zu einem Schornſteinfeger auf drittehalb Jahre in die Lehre; aber es lief weg und wurde Straßenſänger. Joſeph Ferrari war ein ſehr kluges Kind. Vom Profit ſeiner Arbeit kaufte er eine groſſe Schachtel, einen Käfig, eine Schildkröte und weiße Mäuschen, und verdiente ſich ſo recht gut auf dem Pflaſter von London ſein Brod.

Die Art und Weiſe, wie ſie ihr Verbrechen ausübten, hatte gar keine Aehnlichkeit mit der Burkeſchen Methode. Sie bedienten ſich narcotiſcher Mittel, die ſie in den Wein miſchten, um ſich ſo des Individuums zu bemächtigen, nach deſſen Leichnam ſie trachteten, und trugen ihn dann in einen Brunnen des Gartens, wo ſie ihn an den Füßen über dem Waſſer aufhingen, bis ihn das in den Kopf ſteigende Blut erſtickte. Auf dieſe Weiſe brachten ſie um's Leben einen jungen Menſchen aus Lincolnſhire, die Frau Frances Pigburn und dieſen kleinen Italieniſchen Sänger Ferrari.

Seit dem ausgeſprochenen Todesurtheil war im Aeußern der Gefangenen eine groſſe Veränderung vorgegangen. Sie waren äuſſerſt niedergeſchlagen; nur mit Schaudern konnten ſie ſich mit dem Gedanken befaſſen, daß ihr Körper zur Section überliefert werden würde, ein höchſt fremdartiges Gefühl für Menſchen, die mit dem Verbrechen ſo vertraut und beſtändige Lieferanten der anatomiſchen Säle waren.

Nicht zu beſchreiben iſt die Scene, welche nach der Erſcheinung der Verbrecher auf dem Gerüſt erfolgte. Der Haufe ſtürzte gegen die Barrieren; aber ſie widerſtanden dem wüthenden Anlauf, und es gelang den Conſtablern, der Bewegung Einhalt zu thun. Ein wüthendes Geſchrei, mit Pfeifen und Hurrahrufen begleitet, erhob ſich plötzlich aus dieſer ungeheuern Menſchenmaſſe und dauerte ſo lange, bis der Henker mit ſeinen Vorbereitungen fertig war. Eine Minute ſpäter wurde der Strick in die Höhe gezogen, die Verurtheilten hauchten den letzten Lebensathem aus, und das Volk jauchzte Beifall zu dem furchtbaren Schauſpiel. Man ſchätzt die Zahl der bei Old-Bayley verſammelten Menſchenmenge auf 100,000."

Dieſes Unheil trug ſich in den letzten Monaten des vorigen Jahres zu und wir haben noch mehr dergleichen zu fürchten, wohin die hohe Prämie deutet, welche der wackere Kirchenvorſteher deßhalb anbietet. Wer möchte nicht eilen, da vorzuſchreiten, wenn er auch nur die mindeſte Hoffnung hat, ſolche Gräuelthaten abzuwehren? In Paris ſind dergleichen noch nicht vorgekommen; die Morgue liefert vielleicht das Bedürfniß, ob man gleich ſagt, die anatomirenden Franzoſen gehen mit den Leichnamen ſehr verſchwenderiſch um.

Indem ich nun hiermit zu ſchlieſſen gedachte, überleg' ich, daß dieſe Angelegenheit zu manchem Hin- und Widerreden werde Veranlaſſung geben, und es daher möchte wohl gethan ſein, an Dasjenige zu erinnern, was bereits auf dem empfohlenen Wege für die Wiſſenſchaften geſchehen. Schon ſeit Romé-Delisle hat man für nöthig gefunden, die Mannigfaltigkeit der Cryſtalle, mit den grenzenloſen Abweichungen und Ableitungen ihrer Geſtalten, durch Modelle vor die Augen zu bringen. Und Dergleichen ſind auf mancherlei Weiſe von dem verſchiedenſten Material in jeder Gröſſe nachgebildet und dargeboten worden. In Petersburg hat man den groſſen, am Ural gefundenen Goldklumpen gleichfalls in Gyps ausgegoſſen und er liegt vergoldet vor uns, als wenn es das Original ſelbſt wäre. In Paris verfertigte man gleichfalls ſolche in Gyps gegoſſene und nach der Natur colorirte Copien der ſeltenen vorgeſchichtlichen, foſſilen organiſchen Körper, welche zuerſt durch Baron Cuvier entſchieden zur Sprache gekommen.

Doch hiervon finden ſich gewiß in den Berliner-Muſeen, mineralogiſchen, zoologiſchen, anatomiſchen, gar manche Beiſpiele, die meinen Wunſch, Dasjenige nun im Ganzen und in voller Breite zu liefern, was bisher nur einzeln unternommen worden, vollkommen rechtfertigen.

Schon vor zwanzig Jahren und d'rüber lebte in Jena ein junger und thätiger Docent, durch welchen wir jenen Wunſch zu realiſiren hofften, indem er freilich beſonders pathologiſche Curioſa, vorzüglich auch ſyphilitiſche Krankheitsfälle, aus eigenem Trieb und ohne entſchiedene Aufmunterung ausarbeitete und in gefärbtem Wachs mit gröſter Genauigkeit darzuſtellen bemüht war. Bei ſeinem frühen Ableben gelangten dieſe Exemplare an das Jena'ſche anatomiſche Muſeum und werden dort zu ſeinem Andenken und als Muſter zu einer hoffentlich dereinſtigen Nacheiferung, im Stillen, da ſie

öffentlich nicht gut präſentabel ſind, aufbewahrt.

Verzeichniß der geſchnittenen Steine in dem königlichen Muſeum der Alterthümer zu Berlin 1827.

Unter vorſtehendem Titel iſt eine im Auszug abgefaßte Deutſche Ueberſetzung der von Winckelmann Franzöſiſch herausgegebenen: Description des pierres gravées du feu Baron de Stosch. Florence 1749, erſcheinen, nach welcher gegenwärtig noch die ganze Sammlung der Originale geordnet iſt und ihr zufolge auch die Sammlung der davon genommenen Abdrücke, welche von Carl Gottlieb Reinhardt gefertigt worden und in zierlichen Kaſten auf das Schicklichſte angeordnet, zu nicht geringer Erbauung vor uns ſtehen.

Der große Werth geſchnittener Steine überhaupt iſt ſo allgemein anerkannt, daß hiervon Etwas zu ſagen als überflüſſig angeſehen werden möchte. Nicht allein von dem kunſtkennenden, fühlenden, höhern Alterthum wurden ſie geſchätzt, gebraucht, geſammelt, ſondern auch zu einer Zeit, wo es nur auf Pracht und Prunk angeſehen war, als Juwel betrachtet, und ſo wurden ſie ganz zuletzt, ohne Rückſicht auf die eingegrabene Darſtellung, zur Verzierung der heiligen Schreine, womit hochverehrte Reliquien umgeben ſind, in Geſellſchaft anderer Edelſteine, verwendet; wie denn in einem ſolchen die Gebeine der heiligen drei Könige zu Cöln verwahrt werden, ungeachtet ſo manchen Glückswechſels.

Von der größten Mannigfaltigkeit iſt ferner der Nutzen, den der Kunſtfreund und Alterthumsforſcher daraus zu ziehen vermag. Hierüber werde nur ein Punct hervorgehoben. Die Gemmen erhalten uns das Andenken verlorner wichtiger Kunſtwerke. Der höhere gründliche Sinn der Alten verlangte nicht immer ein anderes, neues, nie geſehenes Gebilde. War der Character beſtimmt, auf's Höchſte gebracht, ſo hielt man an dem Gegebenen feſt; und wenn man auch, das Gelungene wiederholend, aus- und abwich, ſo ſtrebte man doch immer, theils an der Natur, theils zu den Hauptgedanken zurück zu kehren.

Wenn man denn nun auch die Behandlung der beſondern Darſtellungsarten dem Zweck, dem Material anzueignen verſtand: ſo benutzte man das Gegebene als Copien und Nachahmung der Statuen, ſelbſt im Kleinſten, auf Münzen und geſchnittenen Steinen. Deßwegen denn auch Beide einen wichtigen Theil des Studiums der Alten ausmachen und höchſt behülflich ſind, wenn von Darſtellung ganz verlorner Kunſtwerke oder von Reſtauration mehr oder weniger zertrümmerter die Rede iſt. Mit aufmerkſamer Dankbarkeit iſt zu betrachten, was, beſonders in den letzten Zeiten, auf dieſem Wege geſchehen iſt; man fühlt ſich aufgefordert, daran ſelbſt mitzuwirken, durch Beifall erfreut, unbekümmert um den Widerſpruch, da in allen ſolchen Bemühungen es mehr um das Beſtreben, als um das Finden zu thun iſt.

Auf die Perſon des Sammlers, Philipp Baron von Stoſch, aufmerkſam zu machen, iſt wohl hier der Ort. Der Artikel des Converſations-Lexicons wird hier, wie in vielen andern Fällen, theils befriedigen, theils zu weiterm Forſchen veranlaſſen. Wir ſagen hier laconiſch nur ſo viel: Er war zu ſeiner Zeit ein höchſt merkwürdiger Mann. Als Sohn eines Geiſtlichen ſtudirt er Theologie; geht freiſinnig in die Welt, mit Kunſtliebe begabt, ſowie perſönlich von Natur ausgeſtattet; er iſt überall wohl aufgenommen und weiß ſeine Vortheile zu benutzen. Nun erſcheint er als Reiſender, Kunſtfreund, Sammler, Weltmann, Diplomat und Wagehals, der ſich unterwegs ſelbſt zum Baron conſtituirt hatte und ſich überall etwas Bedeutendes und Schätzenswerthes zuzueignen wußte. So gelangt er zu Seltenheiten aller Art, beſonders auch zu gedachter Sammlung geſchnittener Steine.

Es wäre anmuthig, näher und ausführlicher zu ſchildern, wie er in den Frühling einer geſchichtlichen Kunſtkenntniß glücklicher Weiſe eingetreten. Es regt ſich ein friſches Beſchauen alterthümlicher Gegenſtände; noch iſt die Würdigung derſelben unvollkommen, aber es entwickelt ſich die geiſtreiche Anwendung claſſiſcher Schriftſteller auf bildende Kunſt; noch vertraut man dem Buchſtaben mehr als dem lebendig geformten Zeugniß. Der Name des Künſtlers auf dem geſchnittenen Steine ſteigert ſeinen Werth. Aber ſchon keimt die erſte, wahrhaft entwickelnde, hiſtoriſch folgerechte Methode, wie ſie durch Mengs und Winckelmann zu Heil und Segen auftritt.

Von den fernern Schickſalen der Gemmen-Sammlung, die uns hier beſonders beſchäftigt, bemerken wir, daß nach dem Tode des Barons ein Neffe, Philipp Muzell-Stoſch, mit vielem Andern auch das Cabinet ererbt; es wird eingepackt und verſendet, iſt durch Unaufmerkſamkeit der Spediteurs eine Zeit lang verloren, wird endlich in Livorno wieder gefunden und kommt in Beſitz Friedrich's des Großen, Königs von Preußen.

Es gab frühere Abgüſſe der Sammlung, aber die Verſuche, geſtochen und mit Anmerkungen herauszukommen, mißlingen. Einzelne Steine kommen im Abdruck in verſchiedene Dactylio-

theken, in Deutſchland in die Lippert'ſche, in Rom in die Dehn'ſche und fanden ſich auch wohl einzeln hier und da bei Händlern und in Cabinetten. Der Wunſch, ſie im Ganzen zu beſitzen und zu überſehen, war ein vieljähriger bei uns und andern Kunſtfreunden; er iſt gegenwärtig auf das Angenehmſte erfüllt und dieſer angebotene Schatz mit allgemeiner Theilnahme zu begrüßen. Wir eilen zur Bekanntmachung des Nächſten und Nöthigen.

Hier iſt Goethe's Aufſatz abgebrochen. Aus einem beiliegenden Schema ergibt ſich nun, daß ſeine Abſicht geweſen, noch über folgende Puncte zu reden:

Geſchichte des Künſtlers Reinhardt.

Welcher jetzt ſowohl Glas-Paſten als Maſſenabdrücke den Liebhabern gegen billige Preiſe überliefert.

Die Sammlung im Einzelnen ſorgfältig durchzugehen.

Die vorzüglichſten Stücke, ſchon bekannt, kürzlich hervorzuheben.

Weniger bekannte gleichfalls in's Licht zu ſtellen.

Aufmerkſamkeit auf Nachbildungen wichtiger alter Kunſtwerke.

Auf geiſtreiche Vermannigfaltigung mythologiſcher Gegenſtände.

Auf geſchmackvolle Scherze.

Dergleichen in Kinderſpielen.

Emblemen.

Und ſonſtigen Darſtellungen aller Art.

Charon.

Neu-Griechiſches Gedicht; bildenden Künſtlern als Preisaufgabe vorgelegt.

Die Bergeshöh'n, warum ſo ſchwarz?
Woher die Wolkenwoge?
Iſt es der Sturm, der droben kämpft,
Der Regen, Gipfel peitſchend?
Nicht iſt's der Sturm, der droben kämpft,
Nicht Regen, Gipfel peitſchend.
Nein, Charon iſt's; er ſauſ't einher,
Entführet die Verblich'nen;
Die Jungen treibt er vor ſich hin,
Schleppt hinter ſich die Alten;
Die Jüngſten aber, Säuglinge,
In Reih' gehängt am Sattel,
Da riefen ihm die Greiſe zu,
Die Jünglinge ſie knieten:
„O Charon, halt! halt am Berg',
Halt an bei'm kühlen Brunnen!
Die Alten da erquicken ſich,
Die Jugend ſchleudert Steine,
Die Knaben zart zerſtreuen ſich,
Und pflücken bunte Blümchen.“
Nicht am Gebirge halt' ich ſtill,
Ich halte nicht am Brunnen;
Zu ſchöpfen kommen Weiber an,
Erkennen ihre Kinder,
Die Männer auch erkennen ſie,
Das Erſehnen wird unmöglich.

So oft ich dieß Gedicht verlas, ereignete ſich, was vorauszuſehen war: es that eine außerordentliche Wirkung; alle Seelen-, Geiſt- und Gemüthskräfte waren aufgeregt, beſonders aber die Einbildungskraft: denn Niemand war, der es nicht gewalt zu ſehen verlangt hätte und ich ertappte mich ſelbſt über dieſem Wunſche.

Wenn es nun ſeltſam ſcheinen wollte, das Allerflüchtigſte, in höchſter Wildheit Vorübereilende vor den Augen feſthalten zu wollen: ſo erinnerte man ſich, daß von jeher die bildende Kunſt auch eines ihrer ſchönſten Vorrechte, im gegenwärtigen Momente den vergangenen und den künftigen und alſo ganz eigentlich die Bewegung auszudrücken, niemals aufgegeben habe. Auch im genannten Falle, behauptete man, ſei ein hoher Preis zu erringen, weil nicht leicht eine reichere, mannigfaltigere Darſtellung zu denken ſei. Die Jünglinge, die ſich niederwerfen; das Pferd, das einen Augenblick ſtutzt und ſich bäumt, um über ſie, wie der Sieger über Beſiegte, hinauszuſetzen; die Alten, die gerade dieſe Pauſe benutzen, um heranzukommen; der Unerbittliche, Tartar- und Baſchkiren-Aehnliche, der ſie ſchilt und das Pferd anzutreiben ſcheint. Die Kinder am Sattel wollte man zierlich und natürlich angeſchnallt wiſſen.

Man dachte ſich die Bewegung von der Rechten zur Linken; und in dem Raume rechts, den die Vorüberſtürmenden ſo eben offen laſſen, wollte man das Gehege, den Brunnen, waſſerholende Frauen, welche den vorbeieilenden Sturm, der in ihren Haaren ſauſt, ſchreckhaft gewahren, in einer ſymboliſchen Behandlung angedeutet ſehen.

Wichtig aber ſchien, daß beinahe ſämmtliche Freunde dieſe Vorſtellung gern basreliefartig ausgeführt und daher auch, gezeichnet oder gemalt, Farb' in Farb' vor Augen gebracht wünſchten; welches bei näherer Erwägung auch für das Schicklichſte gehalten ward, indem ja hier von Form und Character, keineswegs aber von Farbe die Rede ſein konnte, deren die Abgeſchiedenen ermangeln. Nur die Landſchaftsmaler verwahrten ihre Rechte und glaubten ſich auch hieran verſuchen zu dürfen.

Wir ſind nicht mehr im Falle, wie vor zwanzig Jahren, wo eine Zeit lang herkömmlich war, zu Ausarbeitung gewiſſer Aufgaben förmlich und beſtimmt einzuladen; aber ganz unterlaſſen können wir nicht, aufmerkſam zu machen auf einen Gegenſtand, wo die höhern Kunſtforderungen zu leiſten ſein möchten.

Vorſtehendes, im 2. Stück des 4. Bandes von „Kunſt und Alterthum“ abgedruckt, hatte ſich der guten Wirkung zu erfreuen, daß das

Stuttgarter-Kunſtblatt vom 19. Januar 1824 ſowohl Gedicht als Nachſchrift aufnahm mit beigefügter Erklärung des Herrn von Cotta, der ſich geneigt erwies, ihm zugeſendete Zeichnungen dieſes Gegenſtandes nach Weimar zu befördern, auch die, welche für die beſte erkannt würde, dem Künſtler zu honoriren und durch Kupferſtich vervielfältigen zu laſſen.

Einige Zeit darauf erhielten die Weimar'ſchen Kunſtfreunde, unmittelbar von einem längſtgeprüften Genoſſen, eine colorirte Oel-Scizze, jene fabelhafte Erſcheinung vorſtellend, jedoch mit ausdrücklicher Aeußerung, daß keine Concurrenz beabſichtigt ſei; und man erklärte ſich deßhalb gegen den werthen Mann vertraulich folgender Maßen: „Das beweglichſte Lied führen Sie uns im beliebteſten Bilde vor die Augen; man wird überraſcht, ſo oft man die Tafel aufs Neue anſieht, eben wie das erſte Mal. Die bald entdeckte Ordnung in der Unruhe fordert ſodann unſere Aufmerkſamkeit; man entziffert ſich gern den Total-Eindruck aus einer ſo wohlüberdachten Mannigfaltigkeit und kehrt öfter mit Antheil zu der ſeltſamen Erſcheinung zurück, die uns immer wieder aufregt und befriedigt.“ Eine ſolche allgemeine Schilderung des Effects möge denn auch hier genügen!

Denn nun werden von Stuttgart ſechs Zeichnungen verſchiedener Künſtler eingeſendet, welche wir vergleichend gegen einander zu ſtellen aufgefordert ſind; und indem wir in aufſteigender Reihe von ihren Verdienſten Bericht geben, legen wir zugleich dem kunſtliebenden Publicum die Gründe vor, die unſer ſchließliches Urtheil beſtimmen.

I.

Zeichnung auf gelbem Papier, Federumriß mit Sepia angetuſcht und weiß aufgehöht, hoch 13 Zoll, breit 22; Zoll.

Redliches Beſtreben äußert ſich in dieſer Zeichnung überall: der Ausdruck in den Köpfen iſt gemüthvoll und abwechſelnd: Einiges, z. B. die Gruppe, beſtehend aus drei jugendlich männlichen Figuren und einem Kinde, welche das Pferd eben niederzuwerfen und über ſie wegzuſetzen ſcheint, iſt glücklich geordnet; ebenſo die in den Mähnen des Pferdes hängenden Kinder u. ſ. w. Wir bedauern, daß die ganze Darſtellung nicht völlig im Geiſte des Gedichtes und mit der dem Künſtler zuſtehenden, ja nothwendigen poetiſchen Freiheit aufgefaßt iſt. Es iſt nicht der Neu-Griechiſche Charon, oder der Begriff vom Schickſal, nicht der Gewaltige, Strenge, unerbittlich Alles Niederwerfende — nach des Gedichtes Worten: Einherſauſende — der die Jugend vor ſich hertreibt, hinter ſich nach die Alten ſchleppt; hier erſcheint der Reitende vielmehr ſelbſt der Angegriffene; er droht mit gebalter Fauſt, vertheidigt ſich gegen Die, ſo ihn aufhalten wollen, mit einem hoch über dem Haupte geſchwungenen Ruder.

Zu dieſer Geberde, zu dieſem Attribut iſt der Künſtler wahrſcheinlich durch Erinnerung an den Griechiſchen Fährmann verleitet worden, den man aber nicht mit dem gegenwärtigen wilden, ſpäterer Einbildungskraft angehörigen Reiter vermiſchen muß, welcher ganz an und für ſich und ohne Bezug auf Jenen zu denken und darzuſtellen iſt.

Von allen übrigen Zeichnungen jedoch unterſcheidet ſich gegenwärtige durch den Umſtand, daß Nichts auf Erſcheinung hindeutet, nichts Geiſterhaftes oder Geſpenſtermäßiges darin vorkommt. Alles geſchieht an der Erde, ſo zu ſagen, auf freier Straße. Das Pferd regt ſogar Staub auf und die Weiber, welche zur Seite am Brunnen Waſſer ſchöpfen, nehmen an der Handlung unmittelbaren Antheil. Dagegen haben die andern fünf concurrirenden Künſtler den Charon und die Figuren um ihn auf Wolken, gleichſam als Erſcheinung vorüberziehend, ſich gedacht und auch wir ſind aus erheblichen Gründen geneigt, Solches für angemeſſener zu halten.

II.

Große Zeichnung auf grauem Papier, mit der Feder ſchraffirt. Breit 44 Zoll, hoch 31 Zoll.

In den Figuren, welche vor dem Reiter her, zum Theil ſchwebend, entfliehen und in denen, welche bittend und klagend ihm folgen, vermißt man wiſſenſchaftliche Zeichnung der nackten Glieder. Störend ſind ferner einige nicht recht paſſend bewegte, gleichſam den Figuren nicht angehörige Hände. Charon ſitzt ſchwach und gebückt auf ſeinem Pferde, ſieht ſich mitleidig um, die linke Hand iſt müßig und die rechte hält, ebenfalls ohne alle Bedeutung, den Zügel hoch empor; hingegen iſt der Kopf des Pferdes gut gezeichnet und von lebendigem Ausdruck. So finden ſich auch einige weibliche Köpfe mit angenehmen Zügen und zierlichem Haarputz; ebenfalls ſind mehrere in gutem Geſchmack angelegte Gewänder zu loben.

Luft und Licht, Wolken, deßgleichen der landſchaftliche Grund, welchen man unter dem Wolkenzuge, worauf die Darſtellung erſcheint, wahrnimmt, laſſen vermuthen, der Zeichner dieſes Stücks beſitze mehr Uebung im landſchaftlichen Fache als in dem der Figuren: denn die Waldgegend, wo zwiſchen Hügeln ſich ein Pfad hinzieht; im Vordergrunde die Weinlaube, in deren Schatten zwei Figuren ruhen, weidende Schafe u. ſ. w. ſind nicht allein lieblich gedacht, ſondern auch mit ſicherer Hand ausgeführt. Befremdend iſt es, daß die Berggipfel, welche über

Jery. Ach Thomas!

Thomas. Seufze nicht, das iſt mir zuwider.

Jery. Ich bin verliebt!

Thomas. Weiter nichts? O das bin ich immer, wo ich in ein Quartier komme und die Mädchen ſind nur nicht gar abſcheulich.

Ein Mädchen und ein Gläschen Wein
Curiren alle Noth;
Und wer nicht trinkt und wer nicht küßt,
Der iſt ſo gut wie todt.

Jery. Ich ſehe du biſt geworden wie die andern; es iſt nicht genug, daß ihr luſtig ſeyd, ihr müßt auch gleich liederlich werden.

Thomas. Das verſtehſt du nicht, Gevatter! Dein Zuſtand iſt ſo gefährlich nicht. Ihr armen Tröpfe; wenn es euch das erſtemal anwandelt, meint ihr gleich, Sonne, Mond und Sterne müßten untergehn.

dem Gewölk zum Vorſchein kommen, nicht paſſen, oder beſſer geſagt, in keinem Zuſammenhange ſtehen mit dem landſchaftlichen Grunde unter der Erſcheinung, ein Verſehen, welches noch zwei andere von den wetteifernden Künſtlern ebenfalls begangen haben.

III.

Zeichnung, ebenſo wie die vorhergehende mit der Feder ſchraffirt, jedoch auf weißem Papier. 33 Zoll breit, 22½ Zoll hoch.

Uebertrifft dieſes Werk hinſichtlich auf das Wiſſenſchaftliche in den Umriſſen das vorige nur wenig, ſo muß man doch dem Künſtler bei Weitem größere Gewandtheit zugeſtehen; ihm gelingt der Ausdruck; die Figuren ſind glücklich zu Gruppen geordnet, haben alle wohl durchgeführten Character, paſſende Stellungen und ſind lebhaft bewegt; von dieſer Seite iſt ganz beſonders ein dem Charon eiligſt an Krücken nachhinkender Alter zu loben. Charon möchte am Meiſten der Nachſicht bedürfen, theils weil er verhältnißmäßig zu den übrigen Figuren etwas gigantiſcher hätte gehalten werden ſollen; theils weil in ſeiner Geberde, der Dichtung ganz entgegen, ſich Beſorgniß, ja Furcht ausſpricht; er möchte die Jünglinge vor ihm überreiten, die Alten hinter ihm möchten nicht nachkommen können. Unter der Wolkenſchicht, auf welcher Charon erſcheint, ſind die Mädchen am Brunnen gar anmuthig gedacht; drei andere weibliche Figuren, von denen eine jung, mit lebhafter Bewegung, die Erſcheinung wahrnimmt, eine Alte ſitzend ein Kind hält, dem die Dritte einen Apfel darreicht, bilden eine hübſche Gruppe. So verdient auch ein Mann, der vom Feigenbaume Früchte pflückt, wegen der maleriſchen Stellung und Bekleidung, nicht überſehen zu werden.

Die hohen, von Wolken umſchwebten Bergzipfel, welche oben im Bilde über dem Charon ſichtbar ſind, haben auch in dieſer Zeichnung nicht den erforderlichen Zuſammenhang mit dem landſchaftlichen Grunde unten im Bilde.

IV.

Das jetzt folgende Stück iſt das kleinſte von allen, die eingeſendet worden; nur etwa 1 Fuß hoch und 16 Zoll breit, ſauber mit der Feder umriſſen, kräftig getuſcht und weiß aufgehöht.

Lobenswürdige Sorgfalt und die Hand eines geübten Künſtlers ſind in allen Theilen zu erkennen. Charon ſtürmt auf ungebändigtem, zaumloſem Pferde wildrennend vorüber; vom Sattel herab hängen, vor und hinter ihm, kleine Kinder; eine Gruppe alter Männer, Patriarchen gleichend, zieht er mit Gewalt nach ſich an einer ſie umſchlingenden Binde; eine andere Gruppe, meiſt zarte Jünglingsgeſtalten, kommen ihm entgegen, ſchwebend, gehend und auf die Knie niederſinkend; ſie bewundern ehrfurchtsvoll, flehen, beten an. Ein Wolkenſtreif dient als Baſis, unter welchem hin ſich die Landſchaft aufthut, großartige Gebirgsgegend; den Weg herauf kommen drei gar niedliche Figuren, Krüge in den Händen, am überwölbten Borne Waſſer zu ſchöpfen. Eine derſelben richtet den Blick aufwärts nach Dem, was über dem Gewölke vorgeht.

In dieſer Zeichnung ſind die Figuren viel beſſer als in dem vorigen verſtanden; die Glieder haben Wohlgeſtalt, die Köpfe gemüthlichen, ſanften Ausdruck; der Faltenſchlag iſt ſehr zierlich, die Anordnung des Ganzen ſowohl als der einzelnen Gruppen gut, wenn auch vielleicht zu ſymmetriſch; Charon vornehmlich dürfte, wenn ein Werk von ſo vielen Verdienſten nach aller Strenge ſollte beurtheilt werden, von zu weichlichem Ausdruck, die Motive überhaupt zu ſentimental erſcheinen. Gegen die Gruppe der Jünglinge möchte man alsdann auch einwenden, daß ſie durch Geſtalten, Stellung und Faltenwurf etwas zu auffallend an Raphael's Diſputa erinnern.

V.

Der wackere Künſtler, der dieſe ſehr fleißig braun ausgetuſchte, nur hier und da ein wenig mit Weiß aufgehöhte Zeichnung, 23 Zoll breit und beinahe 18 Zoll hoch, verfertigt hat, entwickelte darin ein großes ehrenwerthes Talent; die Umriſſe ſind wohl verſtanden, die Figuren kühn bewegt, zum Theil von ausgearbeiteten kräftigen Formen; die Köpfe geiſtreich; auch fehlt es nicht an ſchönem Faltenſchlag; ſelbſt die im Ganzen beachtete Haltung iſt zu loben.

Wie aus dunkeln, ſich gegen die Erde ſenkenden Wetterwolken hervor ſprengt Charon; die vorderſten Figuren auf dieſen Wolken, Jünglinge, ſtürzen nieder, vom Pferde überſprungen, mehrere fliehen, mehrere werden vom grimmigen Reiter mit geſchwungener Geißel bedroht; nach ſich ſchleppt er einen Mann, der, um den Hals gebunden, ſchon halb erwürgt, rücklings niederſtürzt und jammernd die Hände über dem Kopfe ringt; Alte, würdige Greiſe flehen kniefällig; aus dem düſtern Gewölk fahren Blitze, Regengüſſe ſtürzen nieder, Sonnenſtrahlen brechen durch und unter dem Wolkenſaume ſieht man im landſchaftlichen Grund am Felsborn liebliche Frauengeſtalten verſchieden beſchäftigt; mehrere derſelben ſehen beſtürzt nach der Erſcheinung; eine, welche raſchen Schrittes nach dem Brunnen hinſchreitet, iſt hinſichtlich auf ſchöne Bewegung und Falten vorzüglich lobenswerth.

In der Anordnung des Ganzen nimmt man

großartige Intention wahr, nur wenige einzelne Glieder ſtoßen nicht völlig kunſtgerecht auf einander, ſo daß theils ſcharfe Winkel entſtehen und man auf den erſten Blick ungewiß bleibt, welcher Figur ein Arm oder ein Bein eigentlich angehört.

Die große Ausführung jedoch, wodurch der Künſtler ſein Blatt hervorgehoben, ſetzt ihn in den Stand, die Köpfe höchſt belebt und geiſtreich darzuſtellen, wie denn auch Hände und Füße ſehr gut gezeichnet, zierlich und mit der größten Sorgfalt vollendet ſind. Als ſchön drapirte Figur nimmt ſich vornehmlich unter der Gruppe der ſtehenden Alten Der, welcher ganz zu vorderſt kniet, vortheilhaft aus.

In Erwägung der ſo eben erzählten vielen Verdienſte könnte die Frage entſtehen, ob dieſes Blatt nicht geeignet ſei, ſich mit dem nächſtfolgenden auf e i n e Linie zu ſtellen.

VI.

Dieſer Nummer jedoch gebührt nach unſerer Ueberzeugung der Preis. Die Zeichnung, 3 Fuß breit, 25 Zoll hoch, iſt auf gelblichem Papier, Federumriß, braun angetuſcht und die Lichter mit dem Pinſel aufgetragen. Herr Leybold, der Erfinder, hat den Gegenſtand am Glücklichſten erfaßt und künſtleriſch, mit beſter Einheit des Ganzen, in würdigen und großartigen Formen darzuſtellen gewußt. Die Behandlung iſt leicht und meiſterhaft, ohne daß der Ausführung dadurch Etwas entzogen wäre; Formen und Gewänder deuten an, daß der Künſtler ſich den Michel Angelo zum Muſter genommen.

Charon, ein gewaltiger, rüſtiger Alter, ſitzt, an Bruſt und Körper nackt, auf ungezäumtem Roſſe, welches im ſchnellſten, reißendſten Laufe keichend dahineilt; Haar und Bart des Reiters rückwärts getrieben; der flatternde Mantel von ſehr gutem Faltenſchlage verbirgt und zeigt zum Theil drei kleine Kinder, deren eins an der rechten Seite des Alten ruht, zwei aber von ihm mit der Linken gehalten werden; mit der Rechten ergreift er einen bejahrten Mann bei der linken Hand, welcher, ungern folgend, ſich zu retten nach dem dürren Aſte eines Baumſturzes in der wirklichen Landſchaft greift, den er doch bald hinter ſich laſſen wird. Andere Alte ſchweben bittend und flehend, dumpf, gleichgiltig und kümmerlich müde dem vorübereilenden Charon nach.

Auf der entgegengeſetzten Seite ſcheuen und fliehen das daher ſtürmende Pferd mehrere jugendliche Geſtalten verſchiedenen Alters und Geſchlechts. Das eilige jüngſte Paar, Knabe und Mädchen, ſo jung und ſchön geſellig umſchlungen, läuft, halb ſpielend, halb furchtſam, voraus; ein wackerer, gefühlvoller Jüngling zeigt, wie um Schonung das Ungethüm anflehend, auf einen jüngern Freund, der ihm ohnmächtig in die Arme fällt; eine weibliche derbe Geſtalt wirft ſich dem Pferde entgegen und ſcheint es beiſeit drängen zu wollen. Auf dem vorderſten Wolkenſaume, mit allen den Andern im Vorübereilen, bückt ſich ein knabenhaftes Mädchen, um von den unten im Vordergrunde reichlich ſproſſenden Lilien eine zu pflücken. Weiter zur rechten ein junger Mann halb gelehnt, halb knieend, deutet mit Geberde der Ueberredung herunter auf den erquicklich ſtrömenden Brunnen im Winkel des Bildes.

Hier aber glauben wir eine noch zartere Andeutung zu finden. Aus der Tiefe des landſchaftlichen Grundes ſteigen drei junge Frauen mit Krügen, am Brunnen Waſſer zu ſchöpfen. Die größte, vorderſte, mit niedergeſchlagenen Augen und kummervoller Miene, halten wir für die Witwe des eben genannten jungen Mannes, der alſo, nach unſerer Auslegung, nicht blos auf die friſche Quelle, ſondern auch auf die herankommende Geliebte hindeutet. Die Zweite iſt eine bloß mägdehafte, gleichgiltige Geſtalt; die Dritte richtet erſtaunt den Blick nach oben, als wenn ſie in dem über ihrem Haupte ſauſenden Sturm etwas Bängliches ahnete.

Alles Dieſes zuſammen betrachtet, müſſen wir alſo Herrn Leybold das meiſte Kunſtverdienſt zugeſtehen. Die Aufgabe iſt von ihm am Beſten gefaßt, die Darſtellung am Vollſtändigſten gedacht worden; er hat ſich der mannigfaltigſten Motive bedient und keins derſelben wiederholt. Angemeſſen ſind die Gliederformen, die Gewänder durchgängig im edeln Styl, Anordnung und Ausdruck löblich.

Licht und Schatten beobachtete der Künſtler verſtändig; er trachtete nicht nach frappantem Effect und doch hat ſeine Zeichnung eine dem Auge wohlgefällige Wirkung; alle Theile ſondern ſich richtig, ohne Unruhe, ohne Verwirrung auseinander und erſcheinen deutlich.

Auch iſt zu erwähnen, daß eine bedeutende Größe des Bildes und der darin dicht eingeſchloſſenen Geſtalten eine charakteriſtiſch vortheilhafte Wirkung hervorbringt.

Der landſchaftliche Grund läßt ſich in Betreff der Anlage ebenfalls loben und ſtimmt vermöge ſeiner Einfalt und Großartigkeit mit dem Ernſt der Darſtellung überein, aber doch begegnet uns auch hier der Umſtand, welcher uns oben ſchon bei Nr. II. und III. wiederholt Bedenken abnöthigte, nämlich daß zwiſchen den Berggipfeln über der Erſcheinung und der Durchſicht mit Ferne unter derſelben kein rechter Zuſammenhang Statt findet.

Bei dieſem Puncte jedoch haben wir der Einrede eines unſerer Freunde zu gedenken, welcher

ſich der Künſtler annahm und zu ihrer Rechtfertigung behauptete: da die obere und untere Landſchaft durch einen Wolken- und Geiſterzug getrennt ſei, ſo dürfe der Künſtler wohl, eben als wäre hier eine Fata Morgana im Spiel, die Perſpektive verrücken und ſie an einem andern Orte, als ihnen die Natur angewieſen, hervortreten laſſen.

In dieſe hohen, ernſten Betrachtungen ſchließt ſich wie ein leichtes, heiteres Nachſpiel ein kleines, in ſchwarzem Papier artig ausgeſchnittenes Bildchen, von einer mit Geſchmack und Fertigkeit begabten Dame. Sie hat den Gegenſtand, wie wir beiläufig erkennen, als Erſcheinung über Wolken dahinziehend gedacht. Chiron ſitzt auch hier auf einem zügellos rennenden Pferde, die Jungen vor ſich hertreibend, die Alten nach ſich ziehend. Auf dem Pferde vor und hinter ihm kauern einige Kinder; ein etwas größeres klettert ſogar unter dem Pferde.

Ferner iſt ſehr glücklich gefunden, daß ein Regenbogen den Wolkenzug ſammt der Erſcheinung, gleichſam als Brückenbogen, über den der Weg führt, zu tragen dient, indeſſen im Raum darunter ein Ziehbrunnen, an dem die Frauen Waſſer holen, hervorſteht. Bei ihnen ſitzt ein Jäger, welcher nach dem Vorgang anſtehen; das Nämliche geſchieht von einem Knaben, indeß ein anderer einem ſitzenden alten Mann den Krug zum Trunke reicht.

Die Figuren dieſer Kunſtwerkſtatt ſind alle lebhaft bewegt, größtentheils von anmuthiger Geberde und Wendung, durchgängig wohl gezeichnet. Ferner gedeihet der Anordnung des Ganzen alles Lob; denn der Raum iſt ſehr wohl ausgefüllt, keine Stelle überladen und keine leer. Es verſteht ſich, daß ein Werk dieſer Art eng verſchränkte Gruppen nicht erlaubt, ſondern alle Figuren der Deutlichkeit wegen bis auf wenige Berührung von einander abgelöſet zu halten ſind.

Indem wir nun dieſe Betrachtungen der Kunſtfreunden zu geneigter Prüfung übergeben, entbieten wir uns nicht, auszuſprechen, wie viel Vergnügen und die Behandlung einer ſo bedeutenden Aufgabe verſchafft, und zwar auch durch Erinnerung an vergangene Zeiten; denn [illegible] die Reſultate ihrer fleißigen Bemühungen dem ganzen Deutſchen Publicum vor Augen zu bringen!

Polygnot's Gemälde in der Leſche zu Delphi.

Nach der Beſchreibung des Pauſanias erläutert von den Gebrüdern Riepenhauſen.

Umriſſe auf weißem Papier. Zweite Lieferung.

Die unwiderſtehliche Begierde nach unmittelbarem Anſchauen, die in dem Menſchen durch Nachrichten von entfernten Gegenſtänden erregt wird; das Bedürfniß, allem Demjenigen, was wir geiſtiger Weiſe gewahr werden, auch ein ſinnliches Bild unterzulegen, iſt ein Beweis der Tüchtigkeit unſerer Natur, die das Einſeitige flieht und immerfort das Innere durch's Aeußere, das Aeußere durch's Innere zu ergänzen ſtrebt.

Wenn wir daher dem Einen Dank wiſſen, der uns Gegenſtände der Kunſt und Natur, denen wir in der Wirklichkeit nicht begegnen würden, durch Nachahmung vor die Augen bringt: ſo haben Andere allerdings auf unſere Erkenntlichkeit größern Anſpruch, die bemüht ſind, verlorene Monumente wieder herzuſtellen und ſo unterrichtet als geiſtreich, auch geringen Andeutungen, das Zerſtörte in einem gewiſſen Grade wieder zu beleben.

Einen ſolchen Dank bringen wir zunächſt den oben genannten trefflichen Künſtlern, die uns durch ihre gemäß nach der Beſchreibung des Pauſanias entworfenen Zeichnungen in den Stand ſetzen, von den längſt untergegangenen Gemälden des Polygnot in der Leſche zu Delphi eine Art Anſchauung zu gewinnen; ſowie ſie uns zugleich Veranlaſſung geben, unſere Gedanken über jene bedeutenden Werke des Alterthums im Nachſtehenden mitzutheilen.

Gedanken über Polygnot's Gemälde in der Leſche zu Delphi.

In dieſem Verſammlungsorte, einem Vorſaal, den man um einen länglich viereckten Hof herum gepflogen und nach innen zu offen denken kann, fanden ſich, noch zu Pauſanias's Zeiten, wohl erhalten, einige Werke Polygnot's.

ſenn unſere erſte Tafel, Seite 325 vorgegenwärtiget.

Pauſanias beſchreibt das Ganze von der Rechten zur Linken, ſowie die Gruppen dem Hereintretenden und an dem Bilde Hergehenden vor die Augen kamen, in welcher Ordnung ſie auch nun von uns mit Nummern bezeichnet worden, obgleich eine andere Betrachtungsweiſe, die wir in der Folge darlegen werden, Statt haben möchte.

Zur Linken ſah man ein einzelnes, großes Bild, den Beſuch des Odyſſeus in der Unterwelt vorſtellend.

Wir nehmen an, daß Pauſanias, nach Beſchreibung der beiden eben gemeldeten Bilder auf der rechten Seite, wieder zum Eingange zurückgekehrt ſei, ſich auf die linke Seite des Gebäudes gewendet und das daſelbſt befindliche Gemälde von der Linken zur Rechten beſchrieben habe; wie es denn auch, auf unſerer zweiten Tafel, Seite 329, vorgeſtellt iſt.

Wir erſuchen unſere Leſer, ſich zuerſt mit dieſer unſerer Darſtellung ſowie mit der Beſchreibung des Pauſanias, die wir im Anfange liefern, bekannt zu machen, ehe ſie zu unſeren Anmerkungen übergehen, wodurch wir den Sinn dieſer Kunſtwerke anzudeuten gedenken.

Dabei werden ſie durchaus im Auge behalten: daß die Gruppen keineswegs perſpectiviſch, ſondern, nach Art damaliger Kunſt, neben-, über- und untereinander, jedoch nicht ohne Wahrheit und Abſicht, geſtellt geweſen.

Nach dem Pauſanias.

I.

Eroberung von Troja.

X.

Epeus, ſchlafend vorgeſtellt, wirft die Mauern von Troja nieder. Das berühmte hölzerne Pferd ragt mit ſeinem Haupte über denſelben hervor.

Polypoites, Sohn des Peirithous, hat das Haupt mit einer Art von Binde umwunden. Acamas, Sohn des Theſeus, iſt neben ihm. Odyſſeus ſteht in ſeinem Harniſch.

XI.

Ajax, Sohn des Oileus, hält ſein Schild, und naht ſich dem Aias, als im Schwur begriffen, daß er Laodike, wider Willen der Göttin, entehren wolle.

Dieſer zu Füßen, als ein Wunderzeichen erſcheint. Die Mitellen ſcheinen den Aias abhalten zu wollen.

XII.

Gegen jenem Pferd über verſchwindet Elaſſos, unter den Streichen des Neoptolemus; er iſt ſterbend vorgeſtellt. Rhoxos kniet; nach ihm kommt Neoptolemos. Dieſer iſt der Einzige auf dem Bilde, der die Lanzenſpitze noch verſteckt.

Ferner iſt ein Altar gemalt, wohin ſich ein furchtſames Kind flüchtet. Auf dem Altar liegt ein Harniſch, wie man ſie vor Alters trug, aus einem Vorder- und Hinterſtück zuſammengefügt und durch Spangen befeſtigt.

XIII.

Laodike ſteht zunächſt des Altars; ſie befindet ſich nicht unter der Zahl der Gefangenen. Neben ihr ein kupfernes Becken auf einem ſteinernen Fußgeſtell.

Medeſia, eine Tochter Priamos's, liegt an dem Boden und umfaßt es mit beiden Armen.

Daneben ſteht Ihr eine alte Frau, mit geſcheer'tem Kopf, ein Kind auf ihrem Knieen haltend, welches furchtſam ſeine Augen mit den Händen bedeckt.

XIV.

Der Maler hat nachher todte Körper vorgeſtellt. Der Erſte, den man erblickt, iſt Priſt, ausgezogen und auf dem Rücken liegend. Unter ihm liegen Euneos und Mnemon, welche noch gehorniſſet ſind; höher ſteht Ihr Vater. Leucritos, Sohn des Polydamas, liegt unter dem Becken.

Ueber Euneos und Mnemon ſieht man den Körper des Eurybat, der am Caſſandra frevelte.

XV.

Ueber ihm bemerkt man die Körper des Priamos, Ariſt und Agenor.

Ferner ſieht Ihr Simon, den Gefährten des Odyſſeus und Machaon, welche die Leiche des Leuciden wegtragen.

XVI.

Vor der Mauer des Tempels zeigt ſich eine Leopardenhaut, als ein Schutzzeichen, daß die Griechen dieſes Haus zu verſchonen haben.

Theano mit noch mehreren Frauen.

Ansicht auf der rechten Seite der Festung.

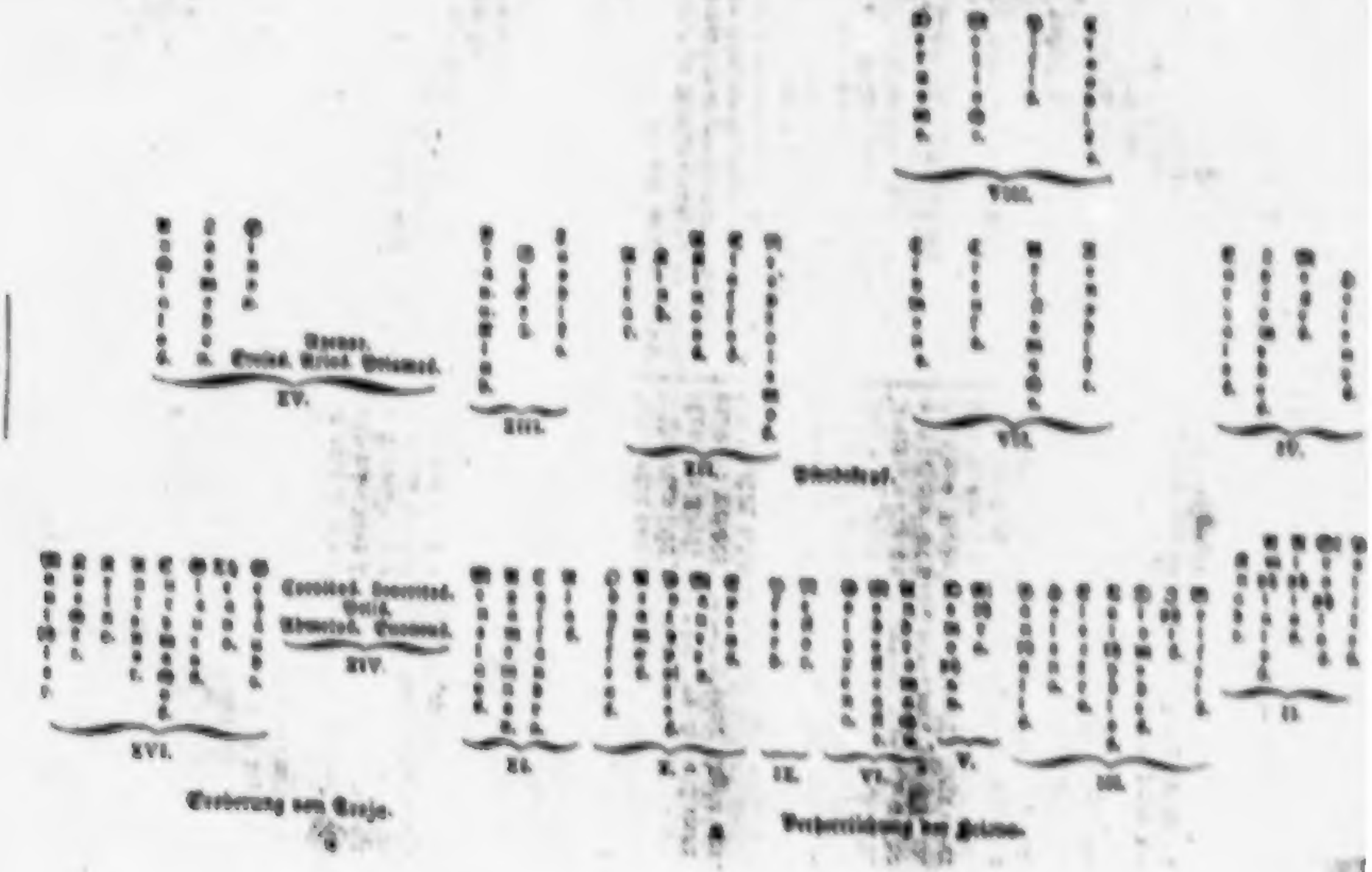

Erwähne auf der linken Seite der Fische.

von Personen erwartet, welche von Schmerz gebeugt sind.

An der Seite sieht man Diener, die einen Esel mit Körben beladen und sie mit Vorräthen anfüllen. Ein Kind sitzt auf dem Thiere.

II.

Vorbereitung der Heimkehr.

I.

Hier wird Abschied für Menelaos's Rückkehr bereitet. Man sieht ein Schiff; die Vorräthe sind untersucht, Männer und Kinder.

In der Mitte steht Phronis, der Steuermann, die Fähnlangen bereit haltend.

Unter ihm bringt Ithaimenes ein Kleid, und Chromios steigt, mit einem ehernen Wassergefäß, die Schiffstreppe hinab.

II.

Auf dem Lande, nicht weit vom Schiffe, sind Polites, Strophios und Alphios beschäftigt, das Gepäck des Menelaos abzubrechen.

Amphialos bricht ein anderes ab.

Zu den Füßen des Amphialos sitzt ein Kind, ohne Namensbeischrift.

Phronis ist der Einzige, der einen Bart hat.

III.

Dann sieht Helena's, etwas höher Dionetes und Ithis, zunächst; Beide, als wenn sie die Schönheit Helena's bewunderten.

Helena sitzt; bei ihr steht ein junger Mann, wahrscheinlich Eurybates, der Herold des Odysseus, ganz nahrig.

Helena hat ihre zwei Frauen neben sich, Panthalis und Electra; die Erste steht bei ihr, die Andere bindet ihr die Schuhe.

IV.

Neben ihr sitzt ein Mann, in Purpur gekleidet, sehr traurig: es ist Helenos, der Sohn des Priamos. Neben ihm steht Megas, mit verwundetem Arm; neben diesem Lycomedes, am Gelenke der Hand, am Kopfe und an der Ferse verwundet. Auch Eurysakes hat zwei Wunden, eine am Kopfe, eine am Handgelenke.

Alle diese Figuren befinden sich über der Helena.

V.

Neben ihr steht man Kirke, die Mutter des Ulixes, mit grünlichem Haupte, als Zeichen ruhiges bei Helena, diesen Auftrag auszurichten.

VI.

Auf derselben Linie sieht man gefangene, hohe betrübte Trojanerinnen. Andromache, ihren Sohn am Busen, auch Medesikaste, eine natürliche Tochter des Priamos, an Imbrios verheirathet. Diese beide Fürstinnen sind verschleiert.

Darauf folgt Polyxena, ihr Haar hinten aufgebunden, auch Alt junger Personen.

IX.

Neben steht zunächst: er hat einen Hut auf dem Kopf und eine Pike in der Hand. Sein Pferd ist bei ihm, das sich auf dem Ufer wälzen möchte.

Man erkennt das Ufer an kleinen Kieseln um das Pferd her; sonst bemerkt man Nichts, was die Nachbarschaft des Meers bezeichnete.

VII.

Ueber jenen Frauen, die sich zwischen Nekar und Aithra befinden, sieht man vier andere Gefangene: Clymene, Evadne, Antiphate und Leukothe.

VIII.

Ueber ihnen befinden sich abermals vier Gefangene, auf einem Berge: Demophon, Akamas, Pisa und Elaphis.

Scene des Einsturzes in der Unterwelt.

Hier sieht man den Acheron, Schlicht, und Schatten von Fischen im Wasser. In einem Schiffe ist der greise Fährmann mit den Todten abgebildet.

Die im Vordergrund Eingraben sind seine berühmten Personen — Achill, ein schöner Knabe und Elephenia, noch Jungfrau. Diese hält ein Kästchen auf den Knieen, wie man sie der Demeter zu widmen pflegt.

Unterpharon's Nachen wird ein vatermörderischer Sohn von seinem eigenen Vater erdrosselt.

Zunächst wird ein Tempelräuber gefoltert. Das Weib, dem er überliefert ist, scheint sowohl jede Vegetabilien als alle Thiere, mit denen man die Menschen schmerzlich reizet, sehr wohl zu kennen.

Ueber diesen Personen sieht man den Cerberus, welcher unter der Gestalt der Unterwelt gezähmt wird. Man sagt, er verspeise das

dern, welche Herakles erkannt, den väterlichen Sohn geboren. Der Zweiten aber hat Mykalessä, eine Stadt in Euböa, große Verehrung erwiesen.

Höher als die erwähnten Figuren sieht man die Gefilden des Odysseus, Periklymenos und Eurydamas, welche schwarze Widder zum Opfer bringen.

Zunächst sitzt ein Mann, mit dem Namen Demos bezeichnet: er flicht einen Strick aus Schilf; dabei steht eine Eselin, die Disteln, was er flicht, sogleich auffrisst.

Nun sieht man auch den Tityos, dergestalt abgebildet, daß er nicht mehr Strafe zu leiden, sondern durch die langwierige Strafe verzehrt zu sein scheint; denn es ist ein dunkelnder Schatten.

Zunächst bei Demos sitzet Sibylla Briahne, die auf einem Felsen sitzt und ihre Schwester Phaidra anblickt. Diese schreibt an einem Brief, welchen sie mit beiden Händen hält.

Unter Phaidra ruht Chloris auf den Knieen der Thyia. Man glaubt in ihnen zwei göttliche Jungfrauen zu sehen.

Neben Thyia sitzt Procris, die Tochter des Erechtheus, und nachher Klymene, die ihr den Rücken zukehrt.

Weiterhin sitzet Ihr Megara von Theben, die verlassene Frau des Herakles.

Ueber dem Haupte dieser Weiber sitzt auf einem Stein die Tochter Salmoneus, Tyro.

Zunächst sitzt Eriphyle, welche die Fingerspitzen durchs Gewand am Halse hervorzieht, wobei man in den Falten das verborgene Halsband vermuthen kann.

Ueber der Eriphyle ist Klymene, in einem geflochtenen Nachtkleide, wie es die Schiffer tragen, dann Odysseus knieend, der das Schwert über der Grube hält; zu diesen tritt der Wahrsager Amphiaraos; hinter demselben sitzt Antikleia, die Mutter des Odysseus.

Unter dem Odysseus sitzen Theseus und Peirithoos auf Thronen, auf denen sie durch unsichtbare Macht festgehalten werden. Theseus hat die Schwestern Beider in Händen. Peirithoos sieht auf die Schwestern.

Sodann sind die Töchter des Pandareos gemalt, Komaitho und Klytia, mit Diamantbinden geziert und mit Knöchelchen spielend.

Dann sieht man den Antiochos, der, mit einem Fuß auf einem Stein stehend, Gebärde mit Patroklos. Er sind nebenig, außer Agamemnon.

Höher ist Theseus gemalt, unmündigen Alters, mit einem Siegelring an der linken Hand, die er dem Jakchos hinreicht, welcher den Ring betrachtet und ihn abzunehmen im Begriff ist.

Ueber Diesem sitzt Maira auf einem Stein, die Tochter des Proteus.

Zunächst sitzt Aktaion und seine Mutter Autonoe auf einem Hirschfelle. Sie halten ein Hirschkalb. Auch liegt ein Jagdhund bei ihnen.

Kehrst Du nun zu den unteren Theilen des Bildes wieder Deine Augen, so siehst Du, nach dem Patroklos, den Orpheus auf dem Rücken eines Grabmals sitzen. Mit der Linken berührt er die Zither, mit [illegible] Andern die Zweige einer Weide, [illegible] die er sich lehnt. Er ist Griechisch gekleidet; weder sein Gewand noch sein Haupthaar [illegible] Lydisch. An der entgegengesetzten Seite des Demos sieht Prometheus, der, nach Einigen, die Bäuger überhaupt, besonders aber den Orpheus, zu ihrer Freude gebaut.

In diesem Theile des Bildes ist auch Schedios, der die Phocenser nach Troja führte, nach dem Pelias, auf einem Thronsitz sitzend, mit grauem Bart und Haupthaar. Dieser betrachtet den Orpheus. Schedios hält einen kleinen Delfin und ist mit Gras bekränzt.

Nächst dem Pelias sitzt Thamyris, des Augenlichtes beraubt, kümmerlichen Aussehens, mit kurzem Haupt- und Barthaar. Vor seinen Füßen liegt die Leyer mit zerbrochenen Hörnern und zerrissenen Saiten.

Etwas höher sitzt Marsyas, welcher den Olympos, einen reifenden Knaben, die Flöte behandeln lehrt.

Wendest Du wieder Deine Augen nach dem oberen Theile des Gemäldes, so sitzt auf Aktaions der Salamiuische Ajax; sodann Palamedes und Theseus mit Würfeln spielend. Der andere Ajax steht zu. Dieser hat das Aussehen eines schlafbringen, mit schimmernder Meergestalt beigegebenen Mannes.

Etwas höher als Ajax sieht des Oineus Sohn, Meleager, und schaut Jenen an gleichen. Wir haben Bärte; der einzige Palamedes ist ohne Bart.

Zu unterst auf der Tafel, hinter Thamyris, sitzt Hermes und hält mit beiden Händen das linke Knie umschlossen, sehr traurig von Aussehen.

Ueber Scherzen und Ernsten sieht Paris, sehr jugendlich abgebildet; er schlägt in die Hände. Durch dieses Zeichen, wie es die Landleute geben, will er Penthesilea zu sich locken. Diese schaut auf den Paris mit einer Miene, woraus Verachtung und völlige Geringschätzung hervorblickt. Sie ist auf Jungfrauenart gezieret. Ein Panther-Fell hängt von ihren Schultern.

Ueber ihr tragen zwei Frauen Wasser in zerbrochenen irdenen Gefäßen; Eine schön und jung, die Andere schon bejahrt. Kein Name ist beigeschrieben; eine gemeinschaftliche Inschrift zeigt jedoch, daß sie nicht eingeweiht waren.

Ueber ihnen sieht man Eudilla, Nomia und Pero; die Erste hat ein Bärenfell zum Teppich und berührt mit den Füßen die Knie der Zweiten.

Ueber diesen Frauen steigt ein Fels in die Höhe, auf dessen Gipfel Sisyphus den Stein zu wälzen trachtet.

Derselbe Theil des Bildes zeigt auch das große Wassergefäß.

Auf dem Felsen befinden sich ein Alter, ein Knabe und einige Weiber; bei dem Alten ein altes Weib; Andere tragen Wasser, und jene Alte mit dem zerbrochenen Gefäß gießt aus der Scherbe das übrige Wasser wieder in das Faß.

Unter dem Felse befindet sich Tantalus, mit allem dem Unheil umgeben, das Homer auf ihn gehäuft hat. Dazu kommt noch die Furcht vor dem niederhängenden Steine.

Polygnot's Kunst überhaupt.

Polygnot, Aglaophon's Sohn, von Thasus, lebte vor der neunzigsten Olympiade, zu einer Zeit, wo die Plastik sich schon beinahe völlig ausgebildet hatte, die Malerei aber ihr nur mühsam nacheilte.

Den Gemälden fehlte damals noch Alles, was wir jetzt an solchen Kunstwerken vorzüglich schätzen: Richtigkeit der Perspective, Einheit einer reichen Composition, Massen von Licht und Schatten, sanfte Abwechslung des Hell-und-Dunkel, Harmonie der Colorit. Auch Polygnot beschäftigte, soviel sich vermuthen läßt, keine dieser Forderungen; was er bezweckt, war Würde der Gestalt, Mannigfaltigkeit des Charakters, ja der Mienen, ein Reichthum von Gedanken, Lieblichkeit in den Motiven und eine glückliche Art, das Ganze, das für die sinnliche Anschauung zu keiner Einheit gelangte, für den Verstand, für die Empfindung durch eine geschwinde, fast so eher begreifen, als jene Naivetät, mit Derbheit und Strenge verbunden, auch bei uns noch enthusiastische Gönner und Liebhaber findet.

Ferner können wir uns jene Art vorzustellen am Besten vergegenwärtigen, wenn wir die Vasen-Gemälde, besonders die des ältern Styls, vor uns nehmen. Hier sind auch nur nervichte Figuren und bedeutende Gestalten in gewissen Verhältnissen zusammengestellt, manchmal in Reihen, manchmal übereinander. Von einem Local ist gar die Rede nicht; wenn eine Person sitzen soll, wird ein Fels angegeben: ein viereckter Rahmen bedeutet ein Zimmer, eine Reihe Ähnlichen die Erde. Stühle, Gebäude, Bäume sind nur Zugaben. Die Pferde ziehen ohne Geschirr und werden ohne Zaum geleitet. Kurz, was nicht Gestalt ist, was man nicht zur nothwendigsten Bezeichnung bedarfte, wird übergangen oder höchstens angedeutet.

Sehen wir eine rothe Figur auf schwarzem Grunde, so können wir uns von der monochromatischen Behandlung einen recht guten Begriff machen. Ist die Gestalt genau umrissen und der Inhalt mit wenig Strichen bezeichnet, so darf sie sich nur vom Grund ablösen, um mit einer Art von Wirklichkeit hervorzutreten.

Die Farbe des gebrannten Thons nähert sich der Fleischfarbe und kann mit einigen Schattirungen ihr nahe genug gebracht werden. Schwarze Bärte und Haare, bunte Säume der Kleider hatten schon auf die Local-Farbe aufmerksam gemacht, und man sieht Polygnot die Kleider farbig an, besonders gelb; er giebt die Frauen mit einem bunten Anstrich, unternahm noch andere Darstellungen, die ihn zu Abwechslung der Farbe nöthigten, und so war ein Weg eröffnet, der nach und nach weiter führen sollte.

Was er nun an Gedanken, sowohl im Ganzen als Einzelnen, an Gehalt, Bedeutsamkeit der Motive, Mannigfaltigkeit der Charactere, Abstufung des Ausdrucks, Anmuth des Beiwerks und sonst geleistet haben mag, werden unsere Leser sich schon zum Theil aus dem Vorhergehenden entwickelt haben, wozu wir noch einige Betrachtungen hinzufügen, die sich auf Behandlung dieser Gegenstände anfügen.

Noch einige Allgemeine.

Von der Höhe, auf welche sich in den neuern

unſeren Schülern ſchon geläufig iſt: dazu gehört ſchon ein feſter Vorſatz, eine ruhige Entäußerung und eine Einſicht in den hohen Werth derjenigen Styls, den man mit Recht den menſchlichen genannt hat, weil es ihm mehr um das Weſen der Gegenſtände als um ihre Erſcheinung zu thun iſt.

Indem wir nun bei Behandlung der Polygnotiſchen Gemälde und manchem deßhalb geführten vertraulichen Geſpräch beſonders bemerken konnten, daß es den Liebhabern am Schwerſten falle, ſich die aufgeführten Gruppen nicht perſpectiviſch hinter einander, ſondern plaſtiſch über einander zu denken: ſo hielten wir eine Darſtellung des wechſelſeitigen Bezugs auf einigen Tafeln für unerläßlich. Und ob wir gleich dieſelben nur mit typographiſchen Mitteln aufführen im Stande waren, ſo glauben wir doch einem Jeden, dem es nicht an Einbildungskraft mangelt, beſonders aber dem Künſtler, der ſich mit dieſen Gegenſtänden weiter zu beſchäftigen gedenkt, dadurch ſchon bedeutend vorgearbeitet zu haben.

Ebenſo denken wir auch durch unſeren Vortrag aus dem Pauſanias, wobei wir Alles weggelaſſen, was die Beſchreibung des Gemäldes nicht unmittelbar betrifft, die Ueberſicht des Ganzen am Vieles erleichtert zu haben. Jedoch würden beide Bemühungen nur ein mageres Intereſſe bewirken, wenn wir nicht auch Dasjenige, was uns wegen ſittlicher und poetiſcher Beziehung der Gruppen untereinander bedeutend geſchienen, dem Leſer mitgetheilt und die Künſtler dadurch zu Bearbeitung des Einzelnen ſowohl als des Ganzen aufgemuntert hätten.

Schon aus der bisher Beſchreibung leuchtet hervor, daß Polygnot eine große Mannigfaltigkeit von Zuſtänden dargeſtellt; wir ſahen die verſchiedenen Geſinnungen und Mien, Stände, Beſchäftigungen, gemaltigte Mienen und großes Leiden. Alles, inſofern es Herren und Heroinen gilt, deren Charakter und Schönheit er möglichſt dadurch auf das Höchſte zu ſteigern vermochte, daß er die Verehrung der höheren Weſen auf dieſen Gemälden durchaus vermieden.

Wenn nun auf dieſe Weiſe ſchon eine große und wichtige Mannigfaltigkeit in die Augen ſpringt, ſo ſind doch die Bezüge der Gruppen untereinander nicht ſo leicht

Die Gemälde der ſechſte Abtheilung betrachtet.

Die drei Gemälde machen unter ſich ein Ganzes; in dem einen iſt die Erſtürmung der Ilias und die Tödtung des ſchönſten Mädchens dargeſtellt, in dem andern der bedeutendſte Punct der Rückkehr Griechiſcher Helden; denn noch nicht, ſobald Troja erobert iſt, die erſte Frage ſein: wie wird es Helena ergehen? In dem dritten ſchließt ſich, durch Odyſſeus und die vor ſeinem Beſuch des Hades umgekommenen Griechen und Trojaner, dieſe große Welt-Epoche an die heroiſche Vorgangenheit, bis zu den Titanen hin.

Wir freuen uns ſchon auf die Zeit, wenn durch Bemühung tüchtiger Deutſcher Künſtler alle dieſe Schatten, die wir jetzt mühſam vor die Einbildungskraft rufen, vor unſeren Augen, in bedeutenden und ſchönen Reihen, daſtehen werden.

Ueber die Eroberung Troja's.

Das erſte Gemälde, ob ſich gleich in demſelben auch manche ſeine Bezüge, der Denkart des Künſtlers gemäß, aufweiſen laſſen, kann doch eigentlich unter die hiſtoriſchen gezählt werden. Alles geht unter unſeren Augen vor. Epeus reißt die Mauern ein; das ungeſtümgehende Pferd, durch deſſen Hülfe er Solches bewirkt, iſt dabei angebunden. Polypoites und Akamas folgen dem klugen Rathgeber Odyſſeus.

Ueber und neben ihnen erſcheinen die Gemüthsthätigkeiten gegen Ueberwundene. Dort rächt Neoptolem den Tod ſeines Vaters; hier vermögen die Athenäen ſelbſt eine heilige Jungfrau nicht zu ſchützen.

Doch unſeren bisher genommenen Standpunkt iſt eine Verſchiedne zu ſehen. Laodike, es ſei nun als Gefangne des Akamas oder als Schutzgenoſſin der Athenäe, ſteht ruhig unter ſo vielen Gräueln. Vielleicht iſt das Kind auf dem Schooße der alten Frauen ihr Sohn, den ſie von Akamas empfing. Auch liegt ein verſtoßnes Mädchen, Medeſia, an dem Fuße des dabei ſitzenden Bruders.

Unter und neben dieſen Gruppen ſieht man gehäufte Todte liegen; dort Jünglinge, hier Greiſe. Die feinern Bezüge, warum gerade die Personen gewählt worden, entdeckt und häufig der Alterthumsforſcher.

Nach dieſen furchtbaren Trauer-Scenen wendet ſich das Gemälde zum Schluß: man beginnt die Leichname zu beerdigen

Es war ein fauler Schäfer,
Ein rechter Siebenschläfer,
Ihn kümmerte kein Schaf:
Ein Mädchen konnt' ihn fassen,
Da war der Tropf verlassen,
Fort Appetit und Schlaf!

Es trieb ihn in die Ferne,
Des Nachts zählt' er die Sterne,
Er klagt' und härmt' sich brav:
Nun da sie ihn genommen,
Ist alles wiederkommen,
Durst, Appetit und Schlaf.

Nun, sage, willst du heirathen?

Jery. Ich freye um ein allerlieb Mädchen.

Thomas. Wann ist die Hochzeit?

Jery. So weit sind wir noch nicht.

Thomas. Wie so?

Jery. Sie will mich nicht.

von der Rechten zur Linken betrachtet, so gehen wir vielmehr von der Linken zur Rechten durch. Hier ist von keiner Gewaltthätigkeit die Rede mehr. Der weise Nestor, noch in seinem höchsten Alter als Pferdebändiger angedeutet, ist am Ufer, als Vorsteher einer mit Vorsicht vorgenommenen Einschiffung gestellt; neben ihm, in drei Stockwerken übereinander gehäuft, gefangene Trojanische Frauen, ihren Zustand mehr oder weniger bejammernd; nicht mehr wie sonst entgegetheilt in Familien, der Mutter, dem Vater, dem Bruder, dem Gatten an der Seite, sondern zusammengerafft, gleich einer Heerde in die Enge getrieben, als Masse behandelt, wie wir vorhin die männlichen Todten gesehen.

Aber nicht schwache Frauen allein finden wir in dem erniedrigenden Zustande der Gefangenschaft, auch Männer sieht man, meist schwer verwundet, mühsig zu widerstehen.

Und alle diese geistigen und körperlichen Schmerzen, um wessentwillen werden sie erduldet?

Um einer Weiber willen, dem Sinnbilde der höchsten Schönheit.

Hier sitzt sie wieder, als Odysseus, bedient und umgeben von ihren Mägden, bewundert von einem ehemaligen Liebhaber und Freier und ehrfurchtsvoll durch einen Herold begrüßt.

Dieser letzte merkwürdige Zug deutet auf eine frühere Jugend zurück, und wir werden sogleich auf eine benachbarte Gruppe gewiesen. Hinter Helena steht Aithra, Theseus's Mutter, die schon um ihretwillen seit langen Jahren in der Gefangenschaft schmachtete und sich nunmehr wieder als Gefangene unter den Gefangenen findet. Ihr Enkel, Demophon, scheint, neben ihr, auf ihre Befreiung zu sinnen.

Wenn nun, wie die Fabel erzählt, Agamemnon, der unumschränkte Herrscher der Griechen, ohne Helena's Beistimmung die Aithra herzugeben nicht geneigt ist: so erscheint Jene im höchsten Glanze, da sie mitten unter der Masse von Gefangenen als eine Fürstin ruht, von der es abhängt, zu binden oder zu lösen. Was, was gegen sie verbrochen wurde, hat die traurigsten Folgen; was sie verbrach, wird durch ihre Gegenwart aufgehoben.

Von Jugend auf ein Gegenstand der Verehrung und Begierde, erregt sie die heftigsten Leidenschaften einer herrlichen Welt, legt ihren Freiern eine ewige Dienstbarkeit auf, wird geraubt, gepeinigt, entführt und wieder erworben. Sie entzückt, indem sie Verderben erhaben, thronet sie auf dem Gipfel ihrer Wirkung. Was ist vergeben und vergessen, denn sie ist wieder da. Dem Lebendige sieht die Lebendige wieder und erfreut sich in ihr des höchsten irdischen Gutes, des Anblicks einer vollkommenen Gestalt.

Und so scheint Welt und Nachwelt mit dem Phrygischen Schäfer einzustimmen, der Macht und Gold und Weisheit, neben der Schönheit, gering achtete.

Mit großem Verstand hat Polygnot hierunächst Thetis, die zweite Helena, die auch ihr das größte Unheil über die Griechen gebracht, nicht ferne hingestellt, gewiß mit unschätzbarer Absicht der Schönheit.

Und so wird denn auch der Moment dieser Darstellung am Rande des Bildes bezeichnet, indem der Menelaos Feldwehrung niedergelegt und sein Schiff zur Abfahrt bereitet wird.

Zum Schlusse sei uns noch eine Bemerkung erlaubt. Außerordentliche Menschen, als große Naturerscheinungen, bleiben dem Patriotismus eines jeden Volks immer heilig. Ob solche Phänomene genutzt oder geschadet, kommt nicht in Betracht. Jeder wackere Schwede verehrt Carl XII., den schädlichsten seiner Könige. So scheint auch den Griechen das Andenken seiner Helena entzückt zu haben. Und wenn gleich hier und da ein billiger Unwille über das Unsittliche ihres Wandels entgegengesetzte Fabeln erdichtete, sie von ihrem Gemahl übel behandeln, sie sogar den Tod verworfener Verbrecher leiden ließ: so finden wir sie doch schon im Homer als behagliche Hausfrau wieder; ein Dichter, Stesichorus, wird mit Blindheit gestraft, weil er sie unwürdig dargestellt. Und so verticate, nach vieljähriger Controverse, Euripides gewiß den Dank aller Griechen, wenn er sie als gerechtfertigt, ja sogar als völlig unschuldig darstellte, und so die unerbittliche Forderung des gebildeten Menschen, Schönheit und Sittlichkeit im Einklange zu sehen, befriedigte.

Ueber den Begriff des Charakters in der Kunst.

Wenn in dem ersten Bilde das Historische, im zweiten das Symbolische vorwaltete, so kommt uns im dritten, ohne daß wir jene beiden Eigenschaften vermissen, ein höher poetischer Sinn entgegen. Hier, weissagend, tiefeingreifend, sich zusammenfassend mit vollständigem Bewußtsein und theilnehmender, naiver Besonnenheit dargestellt.

Dieses Bild, das gleichfalls auf drei Grundsteinen übereinander beruht, beschreiben wir

Habet. Er hat das Schwert gezogen, aber nicht zur Gewaltthat gegen die unterirdischen Mächte, sondern die Erstlinge des blutigen Opfers dem Teiresias zu bewahren, der gegen ihm übersteht, indeß die Mutter Anticleia, ihren Sohn noch nicht gewahrend, weiter zurückfragt.

Hinter Odysseus stehen seine Gefährten: Elpenor, der kaum verstorbene, noch nicht begrabene, zunächst; entfernter Perimedes und Eurylochos, schwarze Widder zum Opfer bringend.

Gelingt nun diesem klugen Helden sein Versuch, so ist frevelhaften Stürmern der Unterwelt früher ihre Unternehmung übel gerathen. Unter ihm sieht man Theseus und Peirithoos, mit Betrachtung ihrer Schwerter beschäftigt, die ihnen, als irdische Waffen, im Kampfe mit dem Geisterreich wenig gefruchtet. Sie sitzen, auf goldene Throne gebannt, zur Strafe ihres Uebermuths.

An ihrer Seite, unter jenen ehrwürdigen Alten, sieht man völlig nackthalsige Nachbarinnen, Eumeino und Clytie, die zur Unterwelt allzu früh entführten, anmuthigen Töchter des Pandareos, beschäftigt, den unschuldigsten Zeitvertreib, das Kinderspiel der Knöchelchen, gleichsam ewig fortsetzend.

An der andern Seite des Theseus und Peirithoos befindet sich eine ernstere Gesellschaft; unglückliche Gattinnen, theils durch eigene Leidenschaft, theils durch fremde beschädigt: Eriphyle, Tyro, Phaidra und Ariadne, die Erste und Dritte sonderbar bezeichnet.

Unter ihnen Chloris und Thyia, zärtliche Freundinnen, Eine der Andern im Schooße liegend. Sodann Prokris und Klymene, Nebenbuhlerinnen; Diese wendet von Jener sich weg. Etwas entfernt, für sich allein, steht Megara, die ernste würdige, aber leider in ihren Kindern unglückliche, verstoßene Gattinn des Herakles.

Hat nun vielleicht der Künstler dadurch, daß er den Odysseus und seine Gefährten in die obere Reihe gesetzt, die höhere Region des Hades bezeichnen wollen? Da Odysseus, nach Homerischer Dichtung, keineswegs in die Unterwelt hinabsteigt, sondern sich nur an sie heranwagt, so ist wohl nicht ohne Absicht der Aeneas und jener den abgeschiedenen Seelen eigentlich bestimmte Eingang zum Schattenreiche unten an der Seite vorgestellt.

In dem Schiffe befindet sich Charon, neben ihm zwei junge Personen, weder durch sich, noch durch ihre Verwandtschaft berühmt, über welche wir folgende Muthmaßungen hegen.

Leukothoë scheint dem Alterthum als ein gegen seine Elemente trägt das heilige Lichten, ein Zeichen der Verehrung gegen die Geheimnisse, mit sich, und unter ihr, außer dem Schiffe, wird zum deutlichen Gegensatz ein Zweiter gepeinigt.

Ueber dem Charon sehen wir ein Schreckbild, den Dämon Eurynomos, und in derselben Gegend den zum Schatten verschwindenden Tityos. Diesen Letzten, würden wir den Künstlern rathen, noch etwas weiter her vorzusetzen, als in unserer Tafel geschehen, damit dem Odysseus und seinen Gefährten der Blicken frei gehalten werde.

Warum Aage und Ophimedeia zunächst am Schiffe stehen, wagen wir nicht zu erklären; desto mehr finden wir bei der sonderbaren Gruppe zu bemerken, wo eine Eselinn die Arbeit des beschäftigten Seildrehers aufzehrt.

Die Alten schienen, und zwar mit Recht, ein fruchtloses Bemühen als die größte Pein betrachtet zu haben.

Der immer zurückkürzende Stein des Sisyphos, die fliehenden Früchte des Tantalos, das Wassertragen in zerbrochenen Gefäßen: Alles deutet auf unerreichte Zwecke. Hier ist nicht etwa eine dem Verbrechen angemessene Wiedervergeltung oder specifische Strafe. Nein, die Unglücklichen werden sämmtlich mit dem schrecklichsten der menschlichen Schicksale belegt, dem Zweck eines ernsten, anhaltenden Bestrebens vereitelt zu sehen.

Was nun dort als Strafe gewaltsamer Tyrannen und sonstiger Schuldigen gedacht wird, ist hier durch Orcus und seine Eselinn als ein Schicksal, ein Zustand, auf das Nächste dargestellt. Er flicht eben von Natur, wie sie von Natur frißt; er könnte lieber aufhören zu flechten; aber was alsdann sonst beginnen? Er flicht lieber, um zu flechten, und das Seil, das sich, auch ungeflochten hätte verzehren lassen, wird nun geflochten gefressen. Vielleicht schmeckt es so, vielleicht nährt es besser? Dieser Orcus könnte man sagen, hat auf diese Weise doch einige Art von Unterhaltung mit seiner Eselinn!

Doch, indem wir unsern Lesern die weitere Entwickelung dieses geistreichen Symbols überlassen, bemerken wir nur, daß der Grieche, der gleich in's Leben zurückfällt, darin den Zustand eines flüchtigen Mannes, dem eine verschwenderische Frau zugesellt ist, zu finden glaubte.

Haben wir nun diese Seite des Bildes vollendet, wo wir uns nur frühere heroische Gestalten erblickten; so treten wir, bei [illegible]

gelaſſen iſt, erheben und ſie befinden ſich mit Odyſſeus auf einer Linie.

Weiterhin ſehen wir des Odyſſeus's Gegner verſammelt, die beiden Ajanten nebſt Palamedes, einem der edelſten Griechen, der ſein erfundenes Würfelſpiel mit dem ſonſt ſo verſchmähten Theriſites zu üben beſchäftigt iſt.

In der Höhe zwiſchen beiden ſich der Geſinnung nach widerſtrebenden, durch einen Zwiſchenraum abgeſonderten Gruppen der Griechen finden ſich Liebende verſammelt; Phoceus und Jaſeus, mit einem Ringe, dem zarteſten Zeichen der Freundſchaft, beſchäftigt; Actaion und ſeine Mutter, mit gleicher Luſt am Waidwerke theilnehmend; Maira, einſam zwiſchen Beiden, blieb räthſelhaft bleiben, wenn ihr nicht eine herzliche Neigung gegen ihren Vater, dieſen Platz unter den anmuthig und naiv Liebenden verſchaffte.

Man wende nun ſeinen Blick nach dem untern Theile des Bildes. Dort findet man die Dichterwelt, vortrefflich geſchildert, beiſammen. Orpheus, als treuer Gatte, ruht auf dem Grabe ſeiner zwei Mal Verlornen; als berühmteſter Dichter hat er ſeine Hörer bei ſich, Sophokles und Pollux, deren Bezeichnung ſowie das Recht, in dieſer Geſellſchaft zu ſein, noch zu erklären wäre, Thamyris, das ſchönſte Talent, in dem traurigſten Zuſtande der verwilderten Wildheit. Gleich dabei Lehrer und Schüler, Marſyas und Olympos, auf ein friſches Leben und künftige Zeiten deutend.

Befanden ſich nun aber dieſer Dichterwelt die abgeſchiedenen Griechen, ſo ſind neben ihnen, als wie in einem Winkel, die armen Trojaner vorgeſtellt. Hector, ſein Schickſal immer fort betrauernd, Memnon und Sarpedon.

Aber, um dieſen düſtern Winkel zu erheitern, hat der Künſtler den lüſternen, weiberſchätzenden Knaben, Paris, in ewiger Jugend dargeſtellt. Noch als roher Waldbewohner, doch ſeiner Macht über Frauen ſich bewußt, ſchlägt er in die Hände, um das Gegenzeichen erwartend, irgend einer horchenden Schönen anzudeuten, wo er zu finden ſei.

Aber Penthesileia, die Heldinn, im kriegeriſchen Schmuck, ſteht vor ihm; ihre Geberden und Mienen zeigen ſich abſtoßend und verachtend; und ſo wäre denn auch der peinliche Zuſtand einer anmaßlichen Weiberbegierde, der endlich von einer hochherzigen Frau verſchmäht wird, im Hades verewigt.

Warum übrigens Meleager und ſeiner Gattinn, Deianira, Ramin in der höhern Region einen die uns eigentlich den Ort zu erkennen gibt, wo wir uns befinden. Sisyphos, Tantalos, Unbenannte, welche ſich in die höhern Geheimniſſe einweihen zu laſſen verabſäumt, zeigen ſich hier. Kannten wir noch über Ocnos Lächeln, ſo ſind nun die Motive ähnlicher Darſtellungen in's Tragiſche geſteigert. An beiden Enden des Hades finden wir vergeblich Bemühte und, innerhalb ſolcher troſtloſen Zuſtände, Heroen und Heroinen zuſammengedrängt und eingeſchloſſen.

Bei den Todten iſt Alles ewig. Der Zuſtand, in welchem der Menſch zuletzt den Erdbewohnern erſchien, ſteht ſich für alle Zukunft. Alt oder jung, ſchön oder entſtellt, glücklich oder unglücklich, ſchwebt er immer unſerer Einbildungskraft auf der grauen Tafel des Hades vor.

Nachtrag.

Indem die Künſtler immer mehr Trieb zeigen, ſich dem Alterthume zu nähern, ſo wird es Pflicht, ihnen zweckmäßig vorzuarbeiten, damit eine höchſt lobenswerthe Abſicht nicht gefördert werde. Wir wünſchen, daß man Dasjenige, was wir an den Gemälden der Leſche zu leiſten geſucht, als eine Probe Deſſen, was wir künftig weiter fortzuführen gedenken, gütig aufnehme.

Pauſanias iſt ein für den heitern Künſtlerſinn beinahe unzugänglicher Schriftſteller; man muß ihn recht kennen, wenn man ihn genießen und nützen ſoll. Gegen ihn, als Beobachter überhaupt, als Bemerker insbeſondere, als Erklärer und Schriftſteller iſt gar viel einzuwenden; dazu kommt noch ein an vielen Stellen verderbener Text, wodurch ſein Werk noch trüber vor unſern Augen erſcheint. Daher wäre zu wünſchen, daß Freunde des Alterthums und der Kunſt ſich vereinigten, dieſe Decke wegzuziehen und beſonders Alles, was den Künſtler zunächſt intereſſirt, vorerſt in's Klare zu ſtellen.

Man kann dem Gelehrten nicht zumuthen, daß er die reiche Ernte, zu der ihn die Fruchtbarkeit ſeines weiten Feldes und ſeine eigene Thätigkeit berechtigt, ſelbſt auseinander ſondere; er hat zu viel Rückſichten zu nehmen, als daß er eine der andern völlig aufopfern könnte. Und ſo ergeht es ihm gewöhnlich, wie es dem Pauſanias erging, daß ein Kunſtwerk oder ſonſt ein Gegenſtand ihn mehr an ſein Wiſſen erinnert, als daß es ihn aufforderte, ſich des großen Umfangs ſeiner Kenntniſſe zu Gunſten dieſes beſondern Falles zu entäußern. Deßhalb möchte [illegible] nothwendig noch ein nothwendiger Wunſch

Die Kunſt überhaupt, beſonders aber die Deutſche, ſteht auf dem bedeutenden Punkte, daß ſich Künſtler und Liebhaber dem wahren Sinne des Alterthums mit ſtarken Schritten genähert. Man vergleiche die Riepenhauſen'ſchen Blätter mit Verſuchen des ſonſt ſo verdienten Grafen Caylus und man wird mit Vergnügen einen ungeheuern Abſtand gewahr werden.

Fahren unſere Künſtler von fort, die Reſtauration verlorner Kunſtwerke, nach Beſchreibungen, zu unternehmen, ſo läßt ſich gar nicht abſehen, wie weit ſie Solches führen werde. Sie ſind genöthigt, aus ſich ſelbſt, aus ihrer Zeit und Umgebung herauszugehen und, indem ſie ſich eine Aufgabe vergegenwärtigen, zugleich die Frage aufzuwerfen, wie eine entfernte Vorzeit ſie gelöſ't haben würde. Sie werden auf die einfach hohen und profund naiven Gegenſtände aufmerkſam und fühlen ſich gedrungen, Bedeutung und Form im höchſten Sinne zu cultiviren.

Betrachtet man nun den Weg, welchen die Alterthumskunde ſchon ſeit geraumer Zeit einſchlägt, ſo bemerkt man, daß auch ſie dem wünſchenswerthen Ziele nachſtrebt, die Vorzeit überhaupt, beſonders aber die Kunſt der Vorzeit, zur Anſchauung zu bringen.

Setzt ſich nun zugleich die Manier, blos durch Umriſſe eine geiſtreiche Compoſition auszudrücken und ganze epiſche und dramatiſche Folgen darzuſtellen, beim Publicum in Kunſt: ſo werden die höhern Kunſtzwecke gewiß mehr gefördert, als durch die endloſe Qual, womit Künſtler oft unglücklich erfundene Bilder ausgeführen Jahre lang bemüht ſind. Das, was ein glücklicher Gedanke ſei, wird mehr offenbar werden und eine vollendete Ausführung wird ihm alsdann den eigentlichen Kunſtwerth zu allgemeinem Behagen geben können.

Um zu dieſem ſchönen Zweck das Mögliche beizutragen, werden wir unſere künftigen Aufgaben dahin lenken und indeſſen durch ſucceſſive Bearbeitung des Pauſanias und Plinius, beſonders nach der Philoſtrate, die Künſtler zu fördern ſuchen.

Auch würde die Vergleichung der Homer'ſchen, Virgil'ſchen und Polygnot'ſchen Höllenfahrten vereint, wenn die letztere vor den Augen des Publicums aufgeſtellt ſein wird, erfreuliche Beſchäftigung geben. Poeſie und bildende Kunſt, als verwandt und getrennt, zu beobachten und zu beurtheilen.

Auf ähnliche Weiſe wird ſich eine Vorſtellung der Eroberung von Troja, wie ſie auf einem Gemälde neben den Riepenhauſen'ſchen Blättern aufgeſtellt. Hier iſt Nichts, das mit der Polygnot'ſchen, von uns oben entwickelten Darſtellungsweiſe übereinſtimmte: Alles ſcheint mehr in's Kurze zuſammen gezogen, Thaten und Handlungen werden, mit roher Wirklichkeit, neben einander aufgezählt; woraus ſich, wie uns dünkt, ohne die übrigen von Geſchmack, von Anordnung u. ſ. w. hergenommenen Gründe in Anſchlag zu bringen, ſchon mit großer Wahrſcheinlichkeit auf eine jüngere Entſtehung ſchließen läßt.

Wir wünſchen, dieſe Abbildung gedachten Bilder-Gemäldes künftig der Riepenhauſen'ſchen Arbeit beigefügt zu ſehen: denn obgleich, ſo viel wir wiſſen, Herr Tiſchbein ſolches bereits in Kupfer hat ſtechen laſſen, ſo iſt es doch immer noch viel zu wenig bekannt.

Jahn's Ornamente und Gemälde aus Pompeji, Herculanum und Stabiä.

Ob man ſchon vorausſetzen darf, daß gebildete Leſer, welche Gegenwärtiges zur Hand nehmen, mit Demjenigen ſo weit bekannt ſind, was uns eigentlich die eben benannten, nach langen Jahren wieder aufgefundenen Städte in ſo hohem Grade merkwürdig macht, auch ſchon beinahe ein ganzes Jahrhundert den Antheil der Mitlebenden erregt und erhält: ſo ſei doch beſonders von einer der dreien, von Pompeji, deren Ruinen eigentlich dem hier anzuzeigenden Werke den Gehalt geliefert, Einiges zum Voraus geſprochen.

Pompeji war in dem ſüdöſtlichen Winkel des Meerbuſens gelegen, welcher von Baja bis Sorrent das Tyrrheniſche Meer in einem regelmäßigen Halbkreiſe einſchließt, in einer ſo reizenden Gegend, daß weder der mit Aſche und Schlacken bedeckte Boden, noch die Nachbarſchaft eines gefährlichen Berges von einer bewegten Umſtrebung abmahnen konnte. Die Umgebung genoß aller Vortheile des glücklichen Campaniens und die Bewohner, durch überſtrömende Fruchtbarkeit angelockt und feſtgehalten, zogen auch von der Nähe des Meeres die größten Vortheile, indem die geographiſche Lage der Stadt überhaupt ſich zu einem bedeutenden Handelsplatz eignete.

Wir ſind in der neuern Zeit mit dem Umfange ihrer Ringmauern bekannt worden und kennen nachſtehende Verhältniſſe [illegible]

gegeben. Unter dieſen Pariſer-Klaftern ſind wahrſcheinlich die Pariſer-Toiſen zu verſtehen; denn die Pariſer-Toiſe iſt ein Maß von ſechs Schuhen, wie die Wiener-Klafter. Nach dieſem Abſchnitte beträgt nun der Flächeninhalt des ausgegrabenen Theiles der Vorſtadt mit der Gräberſtraße 5147 Wiener-Quadrat-Klafter; der Umfang der Stadt 16213 W. laufende Klafter; der Flächeninhalt der Stadt 171,114 W. Q. Kl.; der Flächeninhalt der ausgegrabenen Theile der Stadt 52,938 W. Q. Kl.; die Stadt mißt vom Amphitheater bis zum entgegengeſetzten Theile 884 W. L. Kl.; dieſelbe mißt vom Theater bis zur entgegengeſetzten Seite 380 W. L. Kl.

Wenn man von der Wiener-Vorſtadt den Parade-Platz, den kaiſerlichen Hofgarten und den Garten für's Publicum, welche an der einen Seite der Stadtmauer neben einander liegen, abzieht: ſo iſt dieſelbe noch ein Mal ſo groß als Pompeji; denn dieſer Theil der Stadt hält 207,500 W. Q. Kl. Nimmt man hiervon die Hälfte, ſo iſt dieſelbe 103,750 Kl., welcher Flächenraum um 2368 W. Q. Kl. kleiner als der Flächenraum von Pompeji iſt. Dieſe 2368 Kl. machen aber ungefähr den neunundzwanzigſten Theil des Flächenraums von Pompeji aus, ſind alſo, wenn nicht eine zu große Genauigkeit gefordert wird, außer Acht zu laſſen.

Der Theil der Vorderſtadt zwiſchen der Wiſergaſſe und der Kaiſerſtraße hält 102,855 W. Q. Kl., iſt alſo um 3259 Q. Kl. kleiner als Pompeji. Dieſe 3259 Q. Kl. machen aber ungefähr den einundzwanzigſten Theil des Flächeninhaltes von Pompeji aus, ſind alſo gleichfalls kaum beachtenswerth.

Ebenſo iſt der Raum zwiſchen der Donau, der Ungartenſtraße und der Tabor-Straße etwas zu klein, wenn man bloß das Quartier, ſo weit die Häuſer ſtehen, mißt, und etwas zu groß, wenn man die Grenze an dem Ufer der Donau nimmt. Erſterer Flächenraum enthält 161,950 W. Q. Kl. und letzterer 199,700 Q. Kl.

Die Stadt mochte nach damaliger Weiſe feſt genug ſein, wovon die unmenge ausgegrabenen Mauern, Thore und Thürme ein Zeugniß geben; ihre bürgerlichen Angelegenheiten mochten in guter Ordnung ſein, wie denn die mittlern, für ſich beſtehenden Städte nach einfacher Verfaſſung ſich gar wohl regieren konnten.

Aber auch an nachbarlichen Feindſeligkeiten konnte es ihnen nicht fehlen; mit den nahen Bergbewohnern, den Noricern, kamen ſie in Streit; einer ſo kräftig überwiegenden Nation vermochten ſie nicht zu widerſtehen; ſie riefen brochenem Verhältniſſe, wahrſcheinlich wie einer Bundesſtadt, die ihre eigene Verfaſſung behielt und niemals nach der Ehre geizte, durch Erlangung des Bürgerrechts in jenen größern Staatskreis verſchlungen zu werden.

Bis zum Jahre Roms 816 meldet die Geſchichte Weniges und nur im Vorübergehen von dieſer Stadt; jetzt aber ereignete ſich ein gewaltſames Erdbeben, welches große Verwüſtung mag angerichtet haben. Nun finden wir ſie aber bei den gegenwärtigen Ausgrabungen wieder hergeſtellt, die Häuſer pünktlich geregelt, öffentliche und Privat-Gebäude in gutem Zuſtande. Wir dürfen daher vermuthen, daß dieſer Ort, dem es an Hülfsmitteln nicht fehlte, alſobald nach großem Unglück ſich werde gefaßt und mit lebhafter Thätigkeit wieder erneuert haben. Hierzu hatte man ſechszehn Jahre Zeit und wir glauben auf dieſe Weiſe die große Uebereinſtimmung erklären zu können, wie die Gebäude, bei all' ihrer Verſchiedenheit, in einem Sinn errichtet und in einem Geſchmack, man darf wohl ſagen, modiſch verziert ſeien. Die Verzierungen der Wände ſind wie aus einem Geiſte entſprungen und aus demſelben Topfe gemalt. Wir werden jene Annahme noch wahrſcheinlicher finden, wenn wir bedenken, welche Maſſe von Künſtlern in dem Römiſchen Reiche ſich während des erſten Jahrhunderts unſerer Zeitrechnung mag verbreitet haben, dergeſtalt, daß ganze Colonien, Züge, Schwärme, Wolken, wie man es nennen will, von Künſtlern und Handwerkern da herangezogen waren, wo man ihrer bedurfte. Denke man an die Schaaren von Mauern und Steinmetzen, welche ſich in dem mittlern Europa zu jener Zeit hin und her bewegten, als eine ernſt religiöſe Denkweiſe ſich über die chriſtliche Kirche verbreitet hatte.

Soviel möge zu einiger Einleitung für dießmal genug ſein, um die durchgängige Uebereinſtimmung der ſowohl früher, als auch nunmehr durch die Jahn'ſchen Tafeln mitgetheilten Wandverzierungen ihrem Urſprunge gemäß zu beurtheilen.

1. Anſichten und Abriſſchen der ausgegrabenen Häuſer, auch mehr mit deren anſtoßenden Umgebung.

Der Thurm.

Blickt, was ſich auf die Gräberſtraße im Allgemeinen und auf jeden Grad in's Beſondere bezieht, erregt unſere Bewunderung. Der Gedanke, jeden Aufmunterung erſt durch eine Reihe nöthiger Erinnerungen an bekannte Vorſtellungen durchzuführen, ehe er an das eigentliche

danke, welcher uns, wie der Vollmond das Schiff, in einem glücklichen Gleichgewichte zu halten geeignet iſt, wenn das bewegliche Leben, es ſei nun ſtürmiſch oder leichtfertig, uns deſſen zu berauben droht.

Eine mannigfaltige, großentheils verdienſtliche Architectur erheitert den Blick; und wendet man ſich nun gar gegen die reiche Ausſicht auf ein fruchttragendes, weinreiches Land bis an das Meer hin, ſo fehlt Nichts, was den Begriff von den glücklichen Tagen jener Völkerſchaft verherrlichen könnte.

Betrachten wir ferner die noch anſtehenden Reſte der öffentlichen Plätze und Gebäude, ſo werden wir, nach unſerer gewohnten Schauweiſe, die wir breite und ausgedehnte Straßen, Plätze, zu Uebung zahlreicher Mannſchaft eingerichtet, zu erblicken gewohnt ſind, uns nicht genug über die Enge und Beſchränktheit ſolcher Localitäten verwundern können.

Doch dem Unterrichteten wird ſogleich das Römiſche Forum in die Gedanken kommen, wo bis auf den heutigen Tag noch Niemand begreifen kann, wie alle die von den alten Schriftſtellern uns genau bezeichneten Gebäude in ſolcher Beſchränkung haben Platz finden, wie daſelbſt vor ſo großen Volksmaſſen habe verhandelt werden können.

Es iſt aber die Eigenſchaft der Imagination, wenn ſie ſich in's Ferne und in's Vergangene begibt, daß ſie das Unbedingte fordert, welches dann meiſtdurch die Wirklichkeit unangenehm beſchränkt wird. That ja doch manchem Reiſenden die Peters-Kirche nicht Genüge; hört man nicht auch bei mancher angeſtaunten Natur-Scene die Klage: ſie entſpreche der Erwartung nicht; und wäre vielleicht auch der Menſch wohl deshalb ſo gebildet, damit er ſich in Alles, was ihm die Sinne berührt, zu finden wiſſe?

So viel man übrigens die noch ſtehen gebliebene Architectur beurtheilen kann, ſo iſt ſie zwar nicht in einem ſtrengen, aber doch flüchtigen Style gedacht und ausgeführt; es erſcheint an ihr nichts Mikrologiſches, Phantaſtiſches, welches man den verſchloſſenen Räumen des Innern ſcheint vorbehalten zu haben.

2. Enge Räume.

Die Enge und Beſchränktheit der meiſten Häuſer, welche mit unſern Begriffen von bequemer und ſtattlicher Wohnung nicht wohl vereinbar iſt, führt uns auf ein Volk, welches durchaus im Freien, in ſtädtiſcher Geſelligkeit zu leben gewohnt, wenn es auch heute zerſtörte, enge ganze Wände ſchließen ſich dem in dieſer Art ſchon Bekannten auf eine bedeutende und belehrende Weiſe glücklich an. Was uns bisher vielleicht irre machte, erſcheint hier wieder. Die Malerei producirt phantaſtiſche, unmögliche Architectur-Verſuche, an deren Leichtſinn wir den antiken Ernſt, der ſelbſt in der äußern Baukunſt waltet, nicht wieder erkennen.

Helfen wir uns mit der Vorſtellung: man habe nur eigentlich ein leichtes Sparren- und Lattenwerk andeuten wollen, woran ſich eine nachherige Verzierung, als Draperie oder als ſonſtiger willkürlicher Anhang, humoriſtiſch anſchließen ſollte.

Hierbei kommt uns denn Vitruv im ſechſten Buche in deſſen ſiebſtem Capitel entgegen und ſetzt uns in den Stand, mit Klarheit hierüber zu denken. Er, als ein ächter Realiſt, der Malerei nur die Nachbildung wirklicher Gegenſtände vergönnend, tadelte dieſe der Einbildungskraft ſich hingebenden Gebilde; doch verſchafft er uns Gelegenheit, in die Veranlaſſung dieſer neuern Leichtfertigkeiten hineinzuſehen.

Im höhern Alterthume ſchmückte man nur öffentliche Gebäude durch maleriſche Darſtellungen; man wählte das Würdigſte, die mannigfaltigſten Heldengeſtalten, wie uns die Reſte des Polygnot deren eine Menge vorführt. Freilich waren die verzüglichen Menſchenmaler nicht immer ſo bei der Hand, aber auch lieber mit beweglichen Tafeln beſchäftigt, und ſo wurden nachher wohl auch an öffentlicher Stelle Landſchaften angebracht, Häfen, Vorgebirge, Geſtade, Tempel, Haine, Gebirge, Hirten und Herden. Wie ſich aber nach und nach die Malerei in das Innere der Gebäude zog und engere Zimmer zu verzieren aufgefordert wurde: ſo mußte man dieſe Malereien, welche Menſchen in ihrer natürlichen Größe vorſtellten, ſowohl in der Gegenwart läſtig, als ihre Verfertigung zu koſtbar, ja unmöglich gefunden haben.

Daher denn jene mannigfaltigen phantaſtiſchen Malereien entſtanden, wo ein jeder Künſtler, was er auch war, das er vermochte, vollkommen und anwendbar erſchien; daher denn jenes Nebenwerk von ſchmächtigen Säulchen, lotterartigen Pfoſten, jene griechiſch-eitelkeitsvolle Beiwerke und was ſich ſonſt von abenteuerlichen Bauweiſen, Schlingpflanzen, wiederkehrenden ſeltſamen Verhältniſſen daraus entwickeln, was für Ungeheuer zuletzt daraus hervorgehen mochten.

Deſſen ungeachtet aber fehlt es ſolchen Zimmern nicht an Einheit, wie es die erſterwähnten

ein kostbares Material anwenden und dadurch sich auszeichnen wollte, welches denn auch dem Maler jederzeit geliefert wurde.

Nun mochten sich auch wohl fertige Künstler finden, welche eine leichte Figur auf eine solche einfärbige Wand in die Mitte zeichneten, vielleicht colorirten und alsdann mit technischer Fertigkeit ausmalten.

Um nun auch den höhern Kunstsinn zu befriedigen, so hatte man schon, und wahrscheinlich in besondern Werkstätten, sich auf die Fertigung kleinerer Bilder gelegt, die, auf getünchte Kalktafeln gemalt, in die weite getünchte Wand eingelassen und, durch ein geschicktes Zusammenziehen, mit derselben völlig in's Gleiche gebracht werden konnten.

Und so verdient keineswegs diese Neuerung den harten Tadel des strengen, nur Nachbildung wirklicher und möglicher Gegenstände fordernden, ernsten Baumeisters. Man kann einen Geschmack, der sich ausbreitet, nicht durch irgend ein Ausschließen verengen; es kommt hier auf die Fähigkeit und Fertigkeit des Künstlers, auf die Möglichkeit an, einen solchen zur gegebenen Arbeit anzuleiten; und da wird man denn bald finden, daß selbst Prunkzimmer nur als Einfassung eines Zuweit angesehen werden können, wenn ein Meisterwerk der Malerei auf sammetnen und seidenen Tapeten uns vor Augen gebracht wird.

3. Ganze Felder.

Diese Platten (sämmtlich gefärbt).

Deren mögen wohl so wenige gegeben werden, weil die Dächer eingedrückt und die Decken daher zerstört werden. Diese mitgetheilten aber sind merkwürdig; zwei derselben sind an Zeichnung und Farbe ernsthafter, wie sich es wohl zu dem Character der Zimmer gefügt haben mag; zwei aber in dem leichtesten, heitersten Sinne, als wenn man über sich nur Lauben und Zweige sehen möchte, wodurch die Luft strich, die Vögel hin und wieder flatterten und woran allenfalls die leichtesten Kränze aufzuhängen wären.

4. Tapeten, gepreßte und sonst schwebende gestickte Figuren.

Schwebende Platten.

Diese sind sämmtlich in der Mitte von farbigen Mondflächen, Körper und Gewänder knochenmäßig colorirt, zu denken.

Man hat wohl die Frage aufgeworfen: ob man schwebende Figuren abbilden könne und dürfe? Wir glauben sie unbedingt bejahen zu müssen, wenn nur die Darstellung dem Gesetze der Schwere gemäß ist. Wenn Gewölke, Dünste, Nebel, Rauch, Flammen, Wasserstrahlen, Schaum, Blasen, Seifenblasen, Blumen, Früchte, Blätter, Federn, Schmetterlinge, Vögel, Insecten, Engel, Genien, Psychen, Nymphen, Sylphen, Hexen, Gespenster, Teufel, Dämonen, Phantasmen, Schatten, Spiegelungen, Regenbogen, Irrlichter, Sternschnuppen, Kometen, Meteore, Luftballons, Luftschiffer, Luftspringer, Seiltänzer, Reiter, Pferde, Wagen, Schiffe, Wasserfahrzeuge, Flöße, Kähne, Gondeln, Nachen, Fischer, Schwimmer, Taucher, Wasserhunde, Wasserpferde, Wassermänner, Wasserfrauen, Nixen, Meerweiber, Meerungeheuer, Meerschlangen, Meerdrachen, Meerschweine, Meerkälber, Meerpferde, Meerschafe, Meerhunde, Meerkatzen, Meeraffen, Meerbären, Meerlöwen, Meertiger, Meerelephanten, Meerkameele, Meerdromedare, Meerhirsche, Meerrehe, Meerziegen, Meerböcke, Meerkühe, Meerochsen, Meerstiere

dem seiner Zeit angeregt hätte, deren manche sich, als Wandgemälde im antiken Sinne behandelt, recht gut ausnehmen würden. Lasse man den Tänzern und andern, durch bewegte Gegenwart uns erfreuenden Personen ihre technisch herkömmlichen, mitunter dem Auge und sittlichen Gefühle widerwärtigen Stellungen; fasse und fixire man Das, was lebenswürdig und musterhaft an ihnen ist, so kommt auch wohl hier eine Kunst der andern zu Gute, und sie fügen sich wechselseitig aneinander, um uns das durchaus Wünschenswerthe vor Augen zu bringen.

5. Vollständige Bilder.

Siebente Portion.

Es ist allgemein bekannt und jedem Gebildeten höchst schätzenswerth, was gründliche Sprachforscher seit so langer Zeit zur Kenntniß des Alterthums beigetragen; es ist jedoch nicht zu läugnen, daß gar Vieles im Dunkeln blieb, was in der neuern Zeit enthüllt worden ist, seit die Gelehrten sich auch um eine nähere Kunstkenntniß bemüht, wodurch uns nicht allein manche Stelle des Plinius in ihrem geschichtlichen Zusammenhange, sondern auch nach allen Seiten hin Anderes der überlieferten Schriftsteller klar geworden ist.

Wer unterrichtet sein will, wie wunderlich man in der Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts sich jene rhetorisch beschriebenen Bilder vorgestellt hat, welche uns durch die Philostrate überliefert worden, der schlage die französische Uebersetzung dieser Autoren nach, welche von Arthus Thomas, Sieur d'Embry mit schätzenswerthen Notizen, jedoch mit den unglücklichsten Kupferstichen versehen. Man findet seine Einbildungskraft widerwärtig ergriffen und weit von dem Hauch antiker Einfalt, Reinheit und Eigenthümlichkeit verschlagen. Auch in dem achtzehnten Jahrhundert sind die Versuche des Grafen Caylus meistens mißrathen zu nennen; ja wenn wir uns in der neuern Zeit berechtigt finden, jene in dem Philostrat'schen Werke freilich mehr besprochenen als beschriebenen Bilder als damals wirklich vorhandene anzugeben, so sind wir solches Urtheil den Herculanischen und Pompejischen Entdeckungen schuldig; und sowohl die Weimar'schen Kunstfreunde als die in diesem Fache eifrig gebildeten Gebrüder Riepenhausen werden gern gestehen, daß, wenn ihnen Etwas über die Polygnot'sche Leiche in Worten oder bildlichen Darstellungen zu äußern gelungen ist, Solches eigentlich erst in gebachten ausgegrabenen antiken Bildern Grund und Zuverlässigkeit gefunden habe.

Wodurch er das Wirkliche vom Rhetorischen zu sondern getrachtet hat, ist nicht ohne die genaueste und wiederholteste Anschauung der neu aufgefundenen Bilder unternommen worden.

Hierüber etwas Allgemeines mitzutheilen, welches ausführlich geführt werden müßte, um nicht verwegen zu scheinen, gehörte ein weit größerer als der hier gegönnte Raum. Soviel aber sei kürzlich ausgesprochen: die alte Malerei, von der Bildhauerkunst herstammend, ist in einzelnen Figuren höchst glücklich: zwei, gepaart und verschlungen, gelingen ihr auf's Beste; eine dritte hinzukommende gibt schon mehr Anlaß zu Nebeneinanderstellung als zu Vereinigung; mehrere zusammen darzustellen, glückt diesen Künstlern auf unsere Weise nicht. Da sie aber doch das innige Gefühl haben, daß ein jeder beschränkte Raum ganz eigentlich durch die dargestellten Figuren verziert sein müsse, so kommt besonders bei größern Bildern eine gewisse Symmetrie zum Vorschein, welche, bedingter oder freier verfolgt, dem Auge jederzeit wohl thut.

Dieß so eben Gesagte entschuldige man damit, daß ich mir Gelegenheit wünschte, vom Hauptzweck der im Raum bedingten Malerei, den ich nicht anders, als durch „ort- und zweckgemäße Verzierung des Raumes," in Kürzem auszusprechen wüßte, vom Alterthum herauf bis in die neuesten Zeiten ausführlich vorzulegen.

6. Einzelne verschollene malerische Theorien.

Achte Portion.

Haben wir oben dieser Art, die Wände zu beleben, alle Freiheit gegönnt, so werden wir uns wegen des Einzelnen nunmehr nicht genau einlassen. Gar Vieles der künstlerischen Willkür Angezeigte wird aus dem Pflanzenreiche entnommen sein. So erblicken wir Candelaber, die, gleichsam von Knoten zu Knoten, mit verschieden gebildeten Blättern belegt, und eine mögliche Vegetation verspiegeln. Auch die mannigfaltigst umgebildeten, gewundenen Blätter und Ranken deuten unmittelbar dahin, endigen sich nun aber manchmal, statt abschließender Blumen und Fruchtentwickelungen, mit bekannten oder unbekannten Thieren. Springt ein Pferd, ein Löwe, ein Tiger aus der Blätter-Volute heraus, so ist es ein Zeugniß, daß der Thiermaler, in der allgemeinen Verzierungsidee eingeschlossen, seine Fertigkeiten wollte sehen lassen.

Wie denn überhaupt, sollte je Dergleichen wieder unternommen werden, nur eine solche

Jeder seinen Platz geistreich einzunehmen bereit wäre.

Ist doch, zu unsern Zeiten, in der Villa Borghese, ein höchst merkwürdiges Beispiel hiervon gegeben worden, wo in den Arabesken des großen Saals das Blättergerank, Stängel- und Blumengeschnörkel von geschickten, zu diesem Fache gebildeten Römischen Künstlern, die Thiergestalten vom Thiermaler Peters, und, wie man sagt, einige kleine, mit in den Arabesken-Zierathen angebrachte Bilder von Hamilton herrühren.

Bei solchen Willkürlichkeiten jedoch ist wohl zu merken, daß eine geniale phantastische Metamorphose immer geistreicher, anmuthiger und zugleich möglicher sich darstellt, je mehr sie sich den gesetzlichen Umbildungen der Natur, die uns seit geraumer Zeit immer bekannter geworden sind, anzuschließen, und sich von daher abzuleiten das Ansehen hat.

Was die phantastischen Bildungen und Umbildungen der menschlichen oder thierischen Gestalt betrifft, so haben wir zu vollständiger Belehrung uns an die Vorgänge der Alten zu wenden und uns dadurch zu begeistern.

4. Farben, sich auf Architektur oder irgendeine natürliche Zierathen.

Sie sind häufig in horizontalen Bandgliedern und Streifen, durch abwechselnde Formen und Farben höchst anmuthig aneinander gereiht. Sodann finden sich aber auch wirklich erhabene Bandglieder, Gesimse und Dergleichen durch Farben vermannigfaltigt und erheitert.

Wenn man irgend eine Kunsterscheinung billig beurtheilen will, so muß man zuvörderst bedenken, daß die Zeiten nicht gleich sind. Wollte man uns übel nehmen, wenn wir sagen: die Nationen steigen aus der Barbarei in einen hochgebildeten Zustand empor und sinken sich später dahin wieder zurück, so wollen wir lieber sagen: sie steigen aus der Kindheit in große Anstrengung über die mittlern Jahre hinüber, und schauen sich zuletzt wieder nach der Bequemlichkeit ihrer ersten Tage. Da nun die Nationen unsterblich sind, so hängt es von ihnen ab, immer wieder von vorne anzufangen; freilich ist hier manches im Wege Stehende zu überwinden. Verzeihung diesem Allgemeinen! Eigentlich war hier nur zu bemerken, daß die Natur in ihrer Nacktheit und Kindheit unmittelbarlich nach Farbe bringt, weil sie ihr den Eindruck des Lebens gibt, und sie denn auch da zu sehen verlangt, wo es nicht hingehört.

Wir sind nun unterrichtet, daß die Metopen der ersten Sicilischen Gebäude hier und da [illegible] waren, und daß man sich im Einzelnen [illegible] leichtfertigen nachzugehen sich nicht enthalten kann. Soviel aber möchten wir behaupten, daß der köstliche Stoff des Pentelischen Marmors, sowie der ernste Ton ehemer Statuen, einer hohen und zarten gesunden Menschheit den Anlaß gegeben, die reine Form über Alles zu schätzen, und sie dadurch dem innern Sinne, abgesondert von allen empirischen Reizen, ausschließlich anzueignen.

So mag es sich denn auch mit der Architektur und Dem, was sich sonst anschließt, verhalten haben.

Später aber wird man die Farbe immer wieder hervortreten sehen. Nutzen wir ja doch auch schon, um Hell und Dunkel zu erwecken, einen gewissen Ton zu Hülfe, durch den wir Figuren und Zierathen vom Grunde abzusetzen und abzustufen geneigt sind.

So viel sei gesagt, um das Vorliegende, wo nicht zu rechtfertigen, doch demselben seine eigenthümliche Stelle anzuweisen.

Von Mosaik ist in diesen Heften wenig hergegeben, aber dieses Wenige bestätigt vollkommen die Begriffe, die wir uns seit langen Jahren von ihr machen konnten. Die Willkür ist hier, bei Fußbodenverzierung, beschränkter, als bei den Wandverzierungen, und es ist, als wenn die Bestimmung eines Werks, „mit Sicherheit betreten zu werden," den mosaischen Bilder zu mehr Gefaßtheit und Ruhe nöthigte. Doch ist auch hier die Mannigfaltigkeit unsäglich, in welcher die vorhandenen Mittel angewendet werden, und man möchte die kleinen Steinchen den Tasten des Instruments vergleichen, welche in ihrer Einfalt vorzuliegen scheinen, und kaum eine Ahnung geben, wie, auf die mannigfaltigste Weise verknüpft, der Tonkünstler sie uns zur Empfindung bringen werde.

5. Fensterglas.

Wir haben schon oben vernommen, daß in den ältern Zeiten die Wände öffentlicher Gebäude auch wohl mit Landschaften ausgeziert werden; dagegen war es eine ganz richtige Empfindung, daß man in der Beschränkung von Privat-Häusern dergleichen nur untergeordnet anzubringen habe. Auch theilt unser Künstler seine im Besondern mit, aber die in Farben abgedruckten Wandbilder zeigen uns genugsam die in abgeschlossenen Räumen gar zierlich daselbst eingeschalteten lieblichen, meist phantastischen Gegenstände. Denn wie konnte auch ein in der herrlichsten Weltumgebung sich behauptender und fühlender Pompejaner die Nachbildung irgend einer Landschaft, als der Wirklichkeit entsprechend, an seiner Seite dulden!

bildungen anzutreffen ist, und zugleich ein in in der Kunstgeschichte interessanter Punct zur Sprache kommt: so sei es vergönnt, hierbei einen Augenblick zu verweilen.

Die Frage, ob jene Künstler Kenntniß der Perspective gehabt, beantworte ich wie auf folgende Weise. Sollten solche mit den herrlichsten Sinnen, besonders auch dem des Augs, begabte Künstler, wie so vieles Andere, nicht auch haben bemerken können und müssen, daß alle unterhalb meines Auges sich entfernenden Seitenlinien hinauf, dagegen die oberhalb meines Blickes sich entfernenden hinab zu weichen scheinen? Diesem Gewahrwerden sind sie auch im Allgemeinen gefolgt.

Da nun ferner in den ältern Zeiten sowohl als in den neuern, bis in das siebenzehnte Jahrhundert, Jedermann recht viel zu sehen verlangte: so dachte man sich auf einer Höhe, und insofern mußten alle dergleichen Linien aufwärts gehen, wie es denn auch damit in den ausgeführtern Bildern gehalten wird, wo aber freilich manches Schwankende, ja Falsche wahrzunehmen ist.

Ebenso findet man auch diejenigen Gegenstände, die nur über dem Auge erblickt werden, als in jener Wand-Architectur die Gesimschen mit was man sich an deren Stelle denken mag, wenn sie sich als entfernend darstellen sollen, durchaus im Sinken gezeichnet, sowie auch Dach, was unter dem Auge gedacht wird, als Treppen u. s. w., aufwärts sich richtend vorgestellt.

Wollte man aber diese nach dem Gesetze der reinen subjectiven Perspectiv-Lehre untersuchen, so würde man sie keineswegs zusammenlaufend finden. Was eine scharfe, treue Beobachtung verleihen kann, Das besaßen sie; die abstracte Regel, deren wir uns rühmen und welche nicht durchaus mit dem Geschmacksgefühl übereintrifft, war mit so manchem Andern, später Entdecktem völlig unbekannt.

Durch alles Vorgesagte, welches freilich noch viel weiter hätte ausgeführt werden sollen, kann man sich überzeugen, daß die vorliegenden Jahn'schen Hefte gar mannigfaltigen Nutzen zu stiften geeignet sind. Dem Studium des Alterthums überhaupt werden sie förderlich sein, dem Studium der allerhöchsten Kunstgeschichte besonders. Ferner werden sie, theils weil die Nachbildungen vieler Gegenstände in der an Ort und Stelle vorhandenen Größe gezeichnet sind, theils weil sie im ganzen Zusammenhange und sogar so billig vorgelegt werden, eher in das praktische Leben eingehen, und den Künstler meinerer Tage zu Nachbildung und Erfindung auffordern, auch dem Begriff, wie man an schicklichen Orte sich einer heitern, solide, immer mehr zur allgemeinen Reife verhelfen.

Ausschließlich mag ich hier gern bemerken, daß meine alte Vorliebe für die Abbildung des Säuglings mit der Mutter, von Myron's Kuh ausgehend, „Kunst und Alterthum", II. 1. S., durch Herrn Jahn's Gefälligkeit abermals belohnt worden, indem er mir eine Durchzeichnung des Kindes Telephos, der in Gegenwart seines Heldenvaters und aller schützenden Wald- und Berggötter an der Hinde saugt, zum Abschied verehrte. Von dieser Gruppe, die vielleicht Alles übertrifft, was in der Art je geleistet worden, kann man sich Band 1, Seite 31 der Herculanischen Alterthümer einen allgemeinen, obgleich nicht genügenden Begriff machen, welcher nunmehr durch den gedachten Umriß, in der Größe des Originals, vollkommen überliefert wird. Die Verschränkung der Glieder eines zarten saugenden Knaben mit dem leichtfüßigen Thiergebilde einer zierlichen Hinde ist eine kunstreiche Composition, die man nicht genug bewundern kann.

Undankbar aber wäre es, wenn ich hier, wo es Gelegenheit gibt, nicht eines Oelbildes erwähnte, welches ich täglich gern vor Augen sehe. In einem still engen, doch heiter mannigfaltigen Thal, unter einem alten Eichbaume, singt ein weißes Reh einem gleichfalls bleibend weißen Widmung unter lebhafter Theilnahme.

Auf diese Weise bildet sich denn an mich, angeregt durch jene frühern Bemerkungen, ein heiterer Cyclus dieses anmuthigen Zeugnisses ursprünglicher Verwandtschaft und nothwendiger Neigung. Vielleicht kommen wir auf diesem Wege am Ersten zu dem hohen philosophischen Ziel, das göttlich Belebende im Menschen mit dem thierisch Reichen auf das Unschuldigste verbunden gewahr zu werden.

Ueber die Farben im technischen Sinne.

Von Dr. Jacob Noeggerath, Professor zu Bonn.

Die Jahn'schen colorirten Nachbildungen der Pompejischen Wandgemälde setzen uns, außer den gründlichen Gedanken, auch noch durch eine wohlerhaltene Färbung in Erstaunen. Ersehen wir nun, daß jener Farbenschmuck sich durch so manche Jahrhunderte, durch die ungünstigsten Umstände klar und ungetrübt erhalten, und finden dagegen Bilder der neuern Zeit, ja der neuesten gestaltet, entfärbt, trübig und sich ablösend; treffen wir ferner auch bei Nachah-

Thomas. Sie iſt nicht geſcheidt.

Jery. Ich bin mein eigner Herr, hab' ein hübſches Gut, ein ſchönes Haus, ich will ihren Vater zu mir nehmen, ſie ſollen's gut bey mir haben.

Thomas. Und ſie will dich nicht? Hat ſie einen andern im Kopfe?

Jery. Sie mag keinen.

Thomas. Keinen? Sie iſt toll. Sie ſoll Gott danken und mit beyden Händen zugreifen! Was iſt denn das für ein Trotzkopf?

Jery. Schon ein Jahr geh' ich um ſie. In dieſem Hauſe wohnt ſie bey ihrem Vater. Sie nähren ſich von dem kleinen Gute hierbey. Alle junge Burſche hat ſie ſchon weggeſcheucht, die ganze Nachbarſchaft iſt unzufrieden mit ihr. Dem einen hat ſie einen ſchnippiſchen Korb gegeben, dem andern hat ſie einen Sohn toll gemacht. Die meiſten haben ſich kurz reſolvirt und haben andre

der ersten Anlage: denn haben wir allerdings den Künstler zu ehren, welcher hierüber forschend und nachdenkend einen Theil seiner edeln Zeit anwendet.

Wir empfehlen obgenannte Hefte den Künstlern um desto mehr, als man in der neuern Zeit völlig zu vergessen scheint, daß die Kunst auf dem Handwerk ruht, und daß man sich aller technischen Erfordernisse erst zu versichern habe, ehe man ein ebenso würdiges als dauerndes Kunstwerk hervorzubringen Anstalt macht.

Die Bemühungen des sorgfältigen Verfassers noch höher zu schätzen, sehen wir uns dadurch veranlaßt, daß Palmaroli, der sich durch seine Restauration in Dresden soviel Verdienste erworben, in Rom leider mit Tode abgegangen ist; da denn Uebung und Nachdenken sowohl über ältere Bilder, wie solche allenfalls wieder herzustellen, als über die Art, den neu zu versetzenden dauernde Kraft und Haltung zu geben, im Allgemeinen bestens zu empfehlen steht.

Pentazonium Vimariense.

Dem dritten September eines gewidmet: vom Ober-Baudirector Coudray gezeichnet, gestochen von Hoffnungsloser Schwerdgeburth.

Das festliche und mit dem reinsten Enthusiasmus gefeierte Fest der fünfzigjährigen Regierung Ihro des Herrn Großherzogs von Sachsen-Weimar-Eisenach königlichen Hoheit zu verherrlichen, fühlten auch die Künste eine besondere Verpflichtung; unter ihnen that sich die Baukunst hervor, in einer Zeichnung, welche, nunmehr in Kupferstich gefaßt, dem allgemeinen Anschauen übergeben ist.

Zu seiner Darstellung nahm der geistreiche Künstler den Anlaß von jenen antiken Prachtgebäuden, wo man terrassenweise, Stockwerk über Stockwerk, in die Höhe ging und, den Durchmesser der Area nach Stufenart zusammenziehend, einer Pyramiden- oder sonst zugespitzten Form sich zu nähern trachtete. Wenig ist uns davon übrig geblieben — von dem Trizonium des Quintilius Varus nur der Name — und was wir noch von dem Septizonium des Severus wissen, kann unsere Billigung nicht verdienen, indem es vertical in die Höhe stieg und also dem Auge das Gefühl einer gefundenen Solidität nicht einprägen konnte.

Bei unserm Pentazonium ist die Anlage von der Art, daß erst auf einer gehörig festen Rustica-Basis ein Säulengebäude Dorischer Ordnung errichtet sei, über welchem abermals ein niedriges Mezzo einer Jonischen Säulenordnung zum Grunde dient, wodurch denn alle schon vier Zonen absolvirt wären, worauf abermals ein Mezzo Basis [illegible] Corinthische Säulen, zum Tempelchen zusammengedrängt, den höhern Abschluß bilden.

Die erste Zone sieht man, durch ihre Bildwerke, einer kräftig thätigen Jugendzeit gewidmet, geistigen und körperlichen Uebungen und Vorbereitungen mancher Art. Die zweite soll das Andenken eines mittlern Mannesleben bewahren, in That und Dulden, Wirken und Leiden zugebracht, auf Krieg und Frieden, Ruhe und Bewegung hindeutend. Die dritte Zone gibt einem reich gesegneten Familien-Leben Raum. Die vierte deutet auf Das, was für Kunst und Wissenschaft geschehen. Die fünfte läßt uns die Begründung einer sichern Staatsform erblicken, worauf sich denn das Heiligthum eines wohl verdienten Ruhms erhebt.

Ob nun gleich zu unserer Zeit Gebäude dieser Art nicht leicht zur Wirklichkeit gelangen dürften, so achtete der denkende Künstler doch für Pflicht, zu zeigen, daß ein solches Prachtgerüste nicht bloß phantastisch gefabelt, sondern auf einer innern Möglichkeit gegründet sei; weßhalb er denn in einem zweiten Blatte die vollständige Construction derselben, sowohl in Grundrissen als Durchschnitten, den Kennerangen vorlegte; welches man auch, umständlicher als hier geschieht, durch eine gedruckte Erklärung erfahren kann, worauf theils durch reale, theils durch allegorische Darstellungen gedeutet werden.

Und so wird denn endlich an dem Aufriß, welchen die Hauptplatte darstellt, der einfachste Kennerblick geneigt unterscheiden und beurtheilen, inwiefern die schwierige Uebereinanderstellung verschiedener Säulenordnungen, von der derbsten bis zu der schlanksten, gelungen; inwiefern die Profile dem jedesmaligen Character gemäß [illegible] und genügend gezeichnet worden.

Kehrt nun das Auge zu dem beim ersten Anschauen empfangenen Eindruck nach einer solchen Prüfung des Einzelnen wieder zurück, so wünschen wir die Frage günstig beantwortet: ob der allgemeine Umriß des Ganzen, der so zu nennende Schattenriß, dem Auge gefällig und nebst seinem reichen Inhalte dem Geiste köstlich sei, indem wir von unserer Seite hier nur zu allgemeiner Anzeige beabsichtigen konnten.

Wenn nun der Künstler in einer genauen, zum Stechen ausgeführten Zeichnung das Seinige geleistet zu haben hoffen durfte, so kann die Arbeit des Kupferstechers sich gleichfalls einer geneigten Aufnahme getrösten. Herr Schwerdgeburth, dessen Geschicklichkeit man bisher nur in kleinern, unsere Taschenbücher zierenden Bildern liebte und bewunderte, hat sich hier in ein Feld begeben, in welchem er bisher völlig fremd gewesen; deshalb eine Be-

Alterthums Detail vom Kenner mit Nachsicht zu beurtheilen sein dürfte. Ferner ist zu bedenken, daß bei einer solchen Arbeit die geschickteste Hand ohne Beihülfe von mitleistenden Maschinen sich in Verlegenheit fühlen kann.

Eines solchen Vortheils, welcher dem Künstler in Paris und andern in dieser Art vielthätigen Städten zu Hülfe kommt, ermangelt die unserige so gut wie gänzlich: Alles ist hier die That der eigenen freien Hand, es sei, daß sie die Radirnadel oder den Grabstichel geführt. Hierdurch aber hat auch dieses Blatt ein gewisses Leben, eine gewisse Anmuth gewonnen, welche gar oft einer ausschließlich angewandten Technik zu ermangeln pflegt.

Ebenso waren bei dem Abdruck gar manche Schwierigkeiten zu überwinden, die bei größern, der Fabrik-Anstalten sich nähernden Gelegenheiten gar leicht zu beseitigen sind oder vielmehr gar nicht zur Sprache kommen.

Schließlich ist nur noch zu bemerken, daß dieses Blatt für die Liebhaber der Kunst auch dadurch einen besondern Werth erhalten wird, daß der löbliche Stadtrath zu Weimar dem Kupferstecher die Platte honorirt und die sorgfältig genommenen Abdrücke, als freundliche Gabe, den Verehrern des gefeierten Fürsten zur Erinnerung an jene so bedeutende Epoche zugetheilt hat, welches allgemein mit anerkennendem Danke aufgenommen worden. Sie sind erfreut, dem Lebenden als Lebendige ein Denkmal errichtet zu sehen, dessen Sinn und Bedeutung von ihnen um so williger anerkannt wird, als man sonst Dergleichen dem oft schwankenden Ermessen einer Nachkommenschaft überläßt, die, mit sich selbst allzu sehr beschäftigt, selten den reinen Enthusiasmus empfindet, um rückwärts dankbar zu schauen und gegen edle Vorgänger ihre Pflicht zu erfüllen, wozu ihr denn auch wohl Kraft, Mittel und Gelegenheit oft ermangeln mögen.

Architectur in Sicilien.

Architecture moderne de la Sicile, par J. Hittorf et Zanth. A Paris.

Wie uns vor Jahren die modernen Gebäude Roms durch Fontaine und Percier, die Florentinischen durch Grandjean und Famin, die Genuesischen durch Gauthier beschreibend dargestellt worden: so haben sich, zu gleichem Zweck zu gelangen, obgedachte Männer, Hittorf und Zanth, nach Sicilien begeben und liefern uns die vorliegen, besonders von Zeitgenossen Michel Angelo's errichteten, öffentlichen und Privat-Gebäude, sowie auch dergleichen aus frühern, christlich-kirchlichen Zeiten.

Sie legen uns vorläufig vierzig Tafeln vor Augen, und wir können solches, sowohl in Betreff obgenannter Vorgänger, als auch um der eigenen Verdienste willen, Künstlern und Kunstfreunden auf das Nachdrücklichste empfehlen; ein reicher Inhalt, so characteristisch als geistreich dargestellt, auf das Sicherste und Zarteste behandelt. Es sind nur Linear-Zeichnungen, aber durch zarte und starke Striche ist Licht- und Schattenseite hinreichend ausgedrückt; daher befriedigen sie mit vollkommener Haltung.

Bei gewissen baulichen Gegenständen fanden die Künstler perspectivische Zeichnung nöthig, und diese machen den angenehmsten Eindruck; etwas eigenthümlich Characteristisches der Sicilianischen Baukunst tritt hervor; wir wagen es nicht näher zu bezeichnen, und bemerken nur Einzelnes.

Beim Eintritt in die dieß Mal gelieferten Meßinischen Paläste sieht man sich in einen Hof von hohen Wohnungen umringt; wir empfanden sogleich Respect und Behaglichkeit; der Baumeister scheint dem Hausherrn einen anständigen Lebensgenuß zugesichert zu haben; man ist in einer grandiosen, aber nicht allzu ernsten Umgebung. Das Gleiche gilt von den Klöstern und andern öffentlichen Gebäuden; man ist von allem Düstern, Drückenden durchaus befreit, und diese Gebäude sind ihrem Zweck völlig angemessen.

Noch eine zweite allgemeine Bemerkung steht hier: nicht leicht hat irgend eine edle Bildhauerkunst der Einbildungskraft so viel Antheil an ihren Werken gestattet als wie in Sicilien, weswegen sie auch schwer zu beurtheilen sind.

Statuen von Menschen, Halbmenschen, Thieren und Ungeheuern, Basreliefs mythologischer und allegorischer Art, Verzierungen architectonischer Glieder: Alles überschwenglich angebracht, besonders bei Brunnen, die bei ihrer Nothwendigkeit und Nutzbarkeit auch den größten Schmuck zu verdienen schienen. Wer an Einfalt und ernsthafte Würde gewöhnt ist, der wird sich in diesen mannigfaltigen Reichthum kaum zu finden wissen; wir aber konnten ihm an Ort und Stelle nicht ungünstig sein. Und so erfreut es uns, mit ganz außerordentlicher Sorgfalt hier diese sonderbaren Werke dargestellt zu sehen und die architectonische Zierlichkeit ihrer Profile sowohl als die üppige Fülle ihrer Verzierungen zu bewundern. Denn so lange die Einbildungskraft von der Kunst gebändigt wird, gibt sie durchaus zu erfreulichen Gebilden Anlaß; da hingegen, wenn Kunst sich nach und nach verliert, der regelnde Sinn entweicht und das Handwerk mit der Imagination allein bleibt: da nehmen sie monströsen Wuchs, welcher,

genischen Linien nicht Schritt vor Schritt, sondern mit Sprüngen hinführt.

Architecture antique de la Sicile, par Hittorf et Zanth.

Von diesem Werke sind einundzwölf Tafeln in unsern Händen: sie enthalten die Tempel von Segeste und Selinunt, geographische und topographische Karten, die genauesten architectonischen Risse und characteristische Nachbildungen der wundersamen Basreliefe und Ornamente, zugleich mit ihrer Färbung, und erheben uns zu ganz eigenen neuen Begriffen über alte Baukunst. Frühern Reisenden bleibe das Verdienst, die Aufmerksamkeit erregt zu haben, wenn diese Letztern, begabt mit mehr historisch-critischen und artistischen Hülfsmitteln, endlich das Eigentliche leisten, was zur wahren Erkenntniß und gründlichen Bildung zuletzt erfordert wird.

Mit Verlangen erwarten wir die Nachbildungen der Tempel zu Girgent, besonders aber hinlängliche Kenntniß von den letzten Ausgrabungen, wovon uns einige Blätter in „Osterwald's Sicilien" schon vorläufige Kenntniß gegeben und ein einzelner Theil, in einem landschaftlichen Gemälde dargestellt, die angenehmsten Eindrücke verleiht, die wir in Folgendem näher aussprechen.

Nördliche Ecke des Jupiter-Tempels von Girgent, wie sie sich nach der Ausgrabung zeigt. Gemälde von Herrn von Klenze, königlich Baierischem Ober-Bau-Director.

Ein Gemälde nicht nur des Gegenstandes wegen für den Alterthumsforscher belehrend, sondern auch befriedigend, ja erfreulich dem Kunstfreund, wenn es das Werk bloß als Landschaft betrachtet.

Die Luft mit leichtem Gewölk ist recht schön, klar, gut abgestuft: die Behandlung derselben beweist des Meisters Kunstfertigkeit; nicht weniger Lob verdient auch die gar zierlich, fleißig und geschmackvoll ausgeführte weite Küstenstrecke des Mittelgrundes. Vorn im Bilde liegen die colossalen Tempel-Ruinen, mit solcher Präcision der Zeichnung, welche auf das Wesentliche im Detail vermeidende Einfalt ausgeführt, wie es uns von einem im Fach der Architectur-Zeichnung vielgeübten Künstler zu erwarten ist. Der so glücklich in dem geschmackvollen Ganzen restaurirt aufgefaßte Grund bloß gibt der mächtigen Ruine eine ganz eigenartige Umgebung. Ein schlanker, an der Seite der Tempel-Ruine aufgewachsener Oelbaum, characteristisch, sehr zart und aufsitzend in seinem Blätterschlag, eine Aloe und in der Ecke rechts noch verschiedene Fragmente von der Architectur des Tempels stehen durchaus zweckmäßig den nächsten und allernächsten Vordergrund.

Das Verdienstliche verschiedener Theile dieser Malerei wird am Besten gelobt und am Treffendsten bezeichnet, wenn man sagt, daß es an Elzheimer's Arbeiten erinnere.

Kirchen, Paläste und Klöster in Italien.

Nach den Monumenten gezeichnet von J. Eugen Graf Napt, Architecten in Cassel. Groß-Folio. Drei Lieferungen, jede zu sechs Blättern; sauber radirte Umrisse.

Ein durch merkwürdigen Inhalt wie durch Verdienst der Ausführung gleich achtbares, vor Kurzem erschienenes Werk.

Das erste oder Titel-Blatt jeder Lieferung enthält antike Fragmente, mit Geschmack und Kunst zum Ganzen geordnet; die fünf übrigen aber Ansichten, bald vom Aeußern, bald vom Innern ansehnlicher Gebäude, von Constantin des Großen Zeit das ganze Mittelalter herab bis an die neuere Baukunst, wie sie unter den großen Meistern des sechszehnten Jahrhunderts zur fröhlichen Blüthe gelangt war. Einige wenige dürften vielleicht bloß als pittoreske Ansichten aufgenommen sein.

Von Seiten der künstlerischen Behandlung finden wir an den Blättern dieses Werks theils die Genauigkeit und den bis auf das kleinste Detail sich erstreckenden Fleiß, theils die vom Zeichner mit nicht weniger Geschmack als Ueberlegung gewählten Standpuncte zu loben; unbeschadet der Wahrheit stellen sich die sämmtlichen Gegenstände dem Auge von einer gefälligen Seite in malerischer Gruppirung dar.

Auch hat der Verfasser Sorge getragen, für die meisten seiner Blätter solche Gegenstände auszuwählen, die zugleich schöne Ansichten gewähren, wenig bekannt und in kunstgeschichtlicher Beziehung merkwürdig sind. Unsere Leser werden selbst davon urtheilen können, wenn wir ihnen den Inhalt aller drei bis jetzt erschienenen Lieferungen kurz anzeigen.

Erste Lieferung.

1) Verschiedene antike Fragmente, pietätlich zusammengestellt. 2) Der innere Hofraum und Säulengänge um denselben im Palast der Cancellaria zu Rom, nach Einigen Architectur des San Gallo, wahrscheinlicher aber des Bramante. 3) Hof bei der Kirche SS. Apostoli zu Rom. 4) Vestibul eines Gebäudes in der Via Giulia zu Rom. 5) Ansicht der Kirche S. Feliciano zu Foligno. 6) Ansicht der Kirche S. Giorgio in Velabro und des Bogens der Goldschmiede zu Rom.

Zweite Lieferung.

1) Wiederum gar zierliche Zusammenstellung antiker Fragmente. 2) Klosterhof zu St. Giovanni in Laterano zu Rom. 3) Ansicht des Innern der Kirche St. Costanza vor der Porta Pia zu Rom. 4) Façade und vorliegende große Treppe der Kirche St. Maria in Ara Cœli, auf dem Capitolium zu Rom. 5) Eingang zur Kirche St. Prassede zu Rom. 6) Palast des Grafen Giraud in Via di Borgo nuovo zu Rom, Architectur von Bramante.

Dritte Lieferung.

1) Ansicht der Kirche St. Salvator zu Foligno. 2) St. Giacomo zu Viterbo. 3) Ansicht des Doms zu Spoleto. 4) Portikus eines Palastes nahe bei dem Capitol zu Rom. 5) Sacristei zu St. Martino a Monti in Rom. 6) Mittlere Ansicht des Klosterhofs zu St. Giovanni in Laterano.

Ferner sind wir des Vergnügens theilhaft geworden, von eben demselben Künstler einen mit Aquarell-Farben gemalten und zum Verwundern fleißig ausgeführten Prospect des Platzes zu Assisi, mit dem darauf liegenden, noch sehr wohl erhaltenen Minerven-Tempel, jetzt in eine Kirche verwandelt und Madonna della Minerva genannt, zu sehen. Der gute Ton im Ganzen, die heitere Luft, die natürliche Farbe der verschiedenen Architectur-Gegenstände, der höchst löbliche Fleiß, der auch die geringsten Kleinigkeiten nicht übersehen, sondern mit Sorgfalt und Liebe nachgebildet hat, endlich die wohlgezeichneten Figuren in den eigenthümlichen Landestrachten, womit das Bild reichlich und zweckmäßig staffiret ist: Alles zusammen kann unmöglich verfehlen, jeden der Kunst kundigen Beschauer zu befriedigen, zu erfreuen. Auf uns wenigstens hat es diese Wirkung gethan, und mehrere Tage hindurch, da das Anschauen desselben uns gegönnt war, zu einer heitern Gemüthsstimmung beigetragen.

Wenn nun meine Freunde an der vollkommenen Ausführung eines so wohl studirten Werkes ihre Freude hatten, so war mir dabei auch ganz anders zu Muthe, indem ich mich der abenteuerlich flüchtigen Augenblicke lebhaft erinnerte, wo ich vor diesem Tempel gestanden und mich zum ersten Mal über ein wohlerhaltenes Alterthum innig erfreute. (Italienische Reise, erster Theil, Seite 88.) Wie gerne werden wir dem Künstler folgen, wenn er uns, wie er verspricht, nächstens wieder an Ort und Stelle führet und uns seinen anhaltenden, gründlichen Studien daselbst billig und schicklich den Mitgenuß vergönnt!

Das Altrömische Denkmal bei Igel, unweit Trier.

Eine mit ausgezeichneter Sorgfalt gemachte, ungefähr 18 Zoll hohe, bronzene Abbildung dieses merkwürdigen Römischen Denkmals veranlaßt nachfolgende Betrachtungen über dasselbe:

Das alte Denkmal ist einigen Gliedern der Römischen Familie der Secundiner zu Ehren errichtet; es besteht aus einem festen, grauen Sandstein, hat im Ganzen thurmartige Gestalt und über 70 Fuß Höhe.

Die architectonischen Verhältnisse der verschiedenen Theile an sich sowohl als in Uebereinstimmung zum gesammten Ganzen verdienen großes Lob, und es möchte schwerlich irgend ein anderes Römisches Monument sich dem Auge gefälliger und zierlicher darstellen.

Ueber die Zeit, wann das Werk errichtet worden, gibt weder die Inschrift Auskunft, noch läßt sich dieselbe aus andern Nachrichten genau bestimmen; jedoch scheint die reiche Fülle der Zierathen und Bilder, womit es gleichsam überdeckt ist, sowie der Geschmack, in welchem sie gearbeitet sind, auf die Zeit der Antonine hinzudeuten.

Die verzierenden Bilder sind gemischter Art: theils Darstellungen aus dem wirklichen Leben, auf Stand, Geschäfte, Verwaltung und Pflichten Derer, denen das Denkmal errichtet worden, sich beziehend; theils der Götter- und Heldensage angehörend.

Die vor uns befindliche bronzene Copie ist mit anmuthender Sorgfalt gemacht; den Styl der Antike, gefälligen Geschmack und angemessene Haltung erkennt man überall, nicht nur in den unzähligen, flach erhobenen, doch immer hinreichend deutlich gearbeiteten Figuren, sondern auch in den Blätterverzierungen der Gesimse. Der nachbildende Künstler hat seinen Fleiß dergestalt weit getrieben, daß bloß verwitterte Stellen des Monuments deutlich von solchen Beschädigungen zu unterscheiden sind, die es durch Menschenhände gewaltsam erlitten, ja daß sogar eine Anzahl neu eingefügter Steine ohne Schwierigkeit zu erkennen sind.

Auch der Abguß verdient großes Lob; er ist ungemein reinlich und ohne sichtbare Spuren späterer Nachhülfe.

Goethe an den Künstler, den Verfertiger der bronzenen Abbildung.

Bei dem erfreulichen Anblick des mir übersendeten, löblichen Kunstwerkes eilte ich sogleich, mich jener Zeit zu erinnern, in welcher mir es, und zwar unter sehr bedenklichen Umständen,

meines Tagebuchs, der Campagne 1794, wieder auf und füge sie hier bei, als Einleitung zu Demjenigen, was ich jetzt zu äußern gedenke:

„Auf dem Wege von Trier nach Luxemburg erfreute mich bald das Monument in der Nähe von Igel. Da mir bekannt war, wie glücklich die Alten ihre Gebäude und Denkmäler zu setzen wußten, warf ich in Gedanken sogleich die sämmtlichen Dorfhütten weg, und nun stand es an dem würdigsten Platze. Die Mosel fließt unmittelbar vorbei, mit welcher sich gegenüber ein ansehnliches Wasser, die Saar, verbindet; die Krümmung der Gewässer, das Auf- und Absteigen des Erdreichs, eine üppige Vegetation geben der Stelle Lieblichkeit und Würde.

Das Monument selbst könnte man einen architectonisch plastisch verzierten Obelisk nennen. Er steigt in verschiedenen, künstlerisch übereinander gestellten Stockwerken in die Höhe, bis er sich zuletzt in einer Spitze endigt, die mit Schuppen ziegelartig verziert ist und mit Kugel, Schlange und Adler in der Luft sich abschloß.

Möge irgend ein Ingenieur, welchen die gegenwärtigen Kriegsläufe in diese Gegend führen und vielleicht eine Zeit lang festhalten, sich die Mühe nicht verdrießen lassen, das Denkmal auszumessen und, insofern er Zeichner ist, auch die Figuren der vier Seiten, wie sie noch kenntlich sind, uns überliefern und erhalten.

Wie viel traurige, bildlose Obelisken sah ich nicht zu meiner Zeit errichten, ohne daß irgend Jemand an jenes Monument gedacht hätte! Es ist freilich schon aus einer spätern Zeit; aber man sieht immer noch die Lust und Liebe, seine persönliche Gegenwart mit aller Umgebung und den Zeugnissen von Thätigkeit sinnlich auf die Nachwelt zu bringen. Hier stehen Eltern und Kinder gegen einander; man schmaust im Familien-Kreise; aber damit der Beschauer auch wisse, woher die Wohlhäbigkeit komme, ziehen beladene Saumrosse einher; Gewerb und Handel wird auf mancherlei Weise vorgestellt. Denn eigentlich sind es Kriegs-Commissarien, die sich und den Ihrigen dieß Monument errichteten, zum Zeugniß, daß damals wie jetzt an solcher Stelle genugsamer Wohlstand zu erringen sei.

Man hatte diesen ganzen Spitzbau aus tüchtigen Sandquadern roh übereinander getürmt und alsdann, wie aus einem Felsen, die architectonisch plastischen Gebilde herausgehauen. Die so manchem Jahrhunderte widerstehende Dauer dieses Monuments mag sich wohl aus einer so gründlichen Anlage herschreiben."

Den 27. October

„Ein herrlicher Sonnenblick belebte so eben die Gegend, als wir das Monument von Igel wie der Leuchtthurm einem nächtlich Schiffenden, entgegenglänzte.

Vielleicht war die Macht des Alterthums nie so gefühlt worden als an diesem Contrast: ein Monument, zwar auch kriegerischer Zeiten, aber doch glücklicher, siegreicher Tage und eines bauenden Wohlbefindens rühriger Menschen in dieser Gegend.

Obgleich in später Zeit unter den Antoninen erbaut, behält es immer von trefflicher Kunst noch soviel Eigenschaften übrig, daß es uns im Ganzen anmuthig-ernst zuspricht und uns seinen, obgleich sehr beschädigten Theilen das Gefühl eines fröhlich-thätigen Daseins mittheilt. Es hielt mich lange fest; ich notirte Manches, ungern scheidend, da ich mich nur desto unbehaglicher in meinem erbärmlichen Zustande fühlte." —

Seit der Zeit versäumte ich nicht, jenen Eindruck, und wär' es auch nur einiger Maßen, vor der Seele zu erneuern. Auch unvollständige und unzulängliche Abbildungen waren mir willkommen; z. B. ein Englischer Kupferstich, eine Französische Lithographie nach General de Howen, sowie auch die lithographirte Skizze der Herzoginn von Rutland. Jene ersten beiden erinnerten wenigstens an die wunderbare Stelle dieses Alterthums in nordischer, ländlicher Umgebung. Viel näher brachte schon den erwünschten Augenschein die Bemühung des Herrn Quednow, sowie der Herren Hawich und Neurohr; Letzterer hatte sich besonders auch über die Litteratur und Geschichte, insofern sie dieses Denkmal behandelt, umständlich ausgebreitet, da denn die verschiedenen Meinungen über dasselbe, welche man hierbei erfuhr, ein öfteres Kopfschütteln erregen mußten. Diese zwar dankenswerthen Vorstellungen ließen jedoch Manches zu wünschen übrig; denn obgleich auf die Abbildungen Fleiß und Sorgfalt verwendet war, so gab doch der Total-Eindruck die Ruhe nicht, welche das Monument selbst verleiht, und im Einzelnen schien die Lithographie das Verwitterte roher und das Ueberbliebene stumpfer vorgestellt zu haben, dergestalt, daß zwar Kenntniß und Uebersicht mitgetheilt, das eigentliche Gefühl aber und eine wünschenswerthe Einsicht nicht gegeben ward.

Bei'm ersten Anblick Ihrer höchst schätzenswerthen Arbeit jedoch trat mir gerade das Erwünschteste entgegen. Dieses bronzene Facsimile in Miniatur bringt uns jene Eigenthümlichkeiten so vollkommen vor die Seele, daß ich genöthigt war, Ihrem Werke unbedingtes enthusiastisches Lob zuzurufen. Weil ich aber auf meiner langen Laufbahn gewarnt bin und oft gewirrt habe, daß man Gegenständen der Kunst

Vorurtheil gefaßt hat, Alles nachsieht und in Gefahr kommt, ihre Vorzüge zu überschätzen: so verlangte ich eine Autorität für meine Gefühle und eine Sicherheit für dieselben in dem Ausspruch eines unbestechbaren Kenners.

Glücklicher Weise stand mir nun ein längst geprüfter Freund zur Seite, dessen Kenntnisse ich seit vielen Jahren sich immer vermehren, sein Urtheil dem Gegenstande immer angemessen gesehen. Es ist der Director unserer freien Zeichenschule, Herr Heinrich Meyer, Hofrath und Ritter des weißen Falkenordens, der, wie so oft, mir auch dies Mal die Freude machte, meine Neigung zu billigen und meine Vorliebe zu rechtfertigen. Mehrmalige Gespräche in Gegenwart des äußerlichen Kunstwerkes, verschiedene, daraus entsprungene Aufsätze verschaften nun die innigste Bekanntschaft mit demselben. Nachstehendes möge als Resultat dieser Theilnahme angesehen werden, ob wir es gleich auch nur aufstellen als unsere Ansicht unter den vielen möglichen, voraussehend, daß über dieses Werk, insofern es problematisch ist, die Meinungen sich niemals vereinigen, vielmehr, wo nicht im Gegensatz, doch im Schwanken und Zweifeln nach menschlicher Art erhalten werden.

A. Amtsgeschäfte.

1) Haupt-Basrelief im Basement der Vorderseite: An zwei Tischen mehrere Versammelte, Wichtiges verhandelnd. Ein dirigirender Sitzender, Vortragende, Einleitende, Ankömmlinge.

2) Seitenbild in der Attica: zwei Sitzende, zwei im Stehen Theilnehmende, — kann als Rent-Kammer, Comptoir und Dergleichen angesehen werden.

B. Fabrication.

3) Hauptbild in der Attica: eine Färberei darstellend. In der Mitte heben zwei Männer ein ausgebreitetes, wahrscheinlich schon gefärbtes Tuch in die Höhe; der Ofen, worin der Kessel eingefügt zu denken ist, sieht unten hervor. Auf unserer linken Seite tritt ein Mann heran, ein Stück Tuch über der Schulter hängend, zum Färben bringend; zur Rechten ein Anderer im Weggehen, ein fertiges davon tragend.

4) Langes Basrelief im Fries mag irgend eine chemische Behandlung vorstellen, vielleicht die Bereitung der Farben und sonst.

C. Transport.

Sieht man am Vielfachsten und Oftersten dargestellt, wie denn ja auch das Beschaffen aller Bedürfnisse das Hauptgeschäft der Kriegs-Commissarien ist und bleibt.

Stufen des Sockels, die er, nach den Ueberbliebenen zu schließen, sämmtlich eingenommen zu haben. Häufige sogenannte Meerwunder, hier wohl blos im Allgemeinen als Wasserwunder gedacht. Die Schiffe werden gezogen, welches auf Fluß-Transport einzig deutet.

6) Seitenbild in der Vase: ein schwer beladener Wagen mit drei Maulthieren bespannt, aus einem Stadtthor nach Bäumen hinlenkend.

7) Seitenbild in der Attica: ein Jüngling lehrt einen Knaben, der auf seinem Schooße sitzt, den Wagen führen, Beide nackt. Ein allerliebstes Bild, hindeutend, daß diese Geschäfte erblich in der Familie gewesen und daß man die Jüngsten gleich in dem Metier unterrichtet, welches für sie das Wichtigste blieb.

8) Berg-Transport, gar artige, halb symbolische Wirklichkeit. Rechts und links zwei Gebäude, zwischen denselben ein Hügel. Von unserer Linken steigt ein beladenes Maulthier mit seinem Führer die Höhe hinan, während ein anderes Lastthier, ebenfalls von einem Führer begleitet, rechts hinabsteigt. Oben auf dem Gipfel, in der Mitte, ein ganz kleines Häuschen, die Ferne und Höhe andeutend.

D. Familien- und häusliche Verhältnisse.

9) Großes Bild der Vorderseite, eigentlich das Hauptbild des Ganzen: drei männliche Figuren; die eine rechts, leicht bekleidet, scheint wegzugehen und von der in der Mitte stehenden kleinern, welche des obern Theils ermangelt, durch Händedruck Abschied zu nehmen; die größere männliche, links, hält in beiden Händen einen Mantel, als wollte sie solchen der scheidenden um die Schultern schlagen. Ueber diesen Figuren sind drei Medaillons, aus Schildern oder Tellern hervorschauende Büsten angebracht, vielleicht die Hauptpersonen der Familie.

10) Schmales und langes Bild im Fries. Ein Angesehener, welcher unter einem Vorhang heraustritt, erhält von sechs Figuren Naturalabgaben, Wildpret, Fische u. s. w.; andere Männer stehen, mit Stäben, als bereite Boten gegenwärtig: Alles wohl auf Frohnen und Zinsen deutend. Ein Hinterster bringt Getränke.

11) Langes Basrelief in der Vorderseite des Frieses. An beiden Seiten eines Tisches auf Lehnsesseln sitzen zwei Personen, etwas entfernt von der Tafel; zwei hinzutretende oder vielleicht unterhaltende Figuren beschäftigt hinter dem Tische. In einer Abtheilung rechts die Küche mit Herd und Schüsseln; ein Koch bereitet Speisen, ein anderer scheint aufzutragen zu wollen. Links, in einer Abtheilung der Schenktisch mit

herabzuheben; ein anderer giesst Getränk in eine Schale.

K. Mythologische Gegenstände.

Sie sind gewiss sämmtlich auf die Familie und ihre Zustände im Allgemeinen zu deuten, wenn Dieses auch im Einzelnen durchzuführen nicht gelingen möchte.

12) Hauptbild der Rückseite. In der Mitte eines Zodiak's Hercules auf einem Viergespann, seine Hand einer aus der Höhe sich herunterneigenden Figur hinreichend. Ausserhalb dieses Kreises, in den Ecken des Quadrats, vier grosse Köpfe, heraustschauend, Vollgesichter, jedoch sehr flach gehalten, von verschiedenem Alter, die vier Winde vorstellend. Man beschaue diese ganze Abtheilung recht aufmerksam und frage sich: könnte man wohl eine thätige, durch glücklichen Erfolg belohnte Lebensweise reicher und entschiedener ausdrücken?

13) Ist nun hierdurch der Jahr- und Witterungslauf angedeutet, so erscheint im Giebel das Haupt der Luna, um die Monden zu bezeichnen. Ein Reh springt zur Seite hervor. Nur die Hälfte des Bildes ist übrig geblieben.

14) Daneben, gleichfalls im Giebelfelde, Helios, Beherrscher des Tags, mit frei und frohem Antlitz. Die hinter dem Haupt hervorspringenden Pferde sind zu beiden Seiten erhalten. Darunter

15) Hauptbild in der Attica der Rückseite: ein Jüngling, zwei hochbeinige Greife am Zaume haltend, eben als wenn er der Sonne Relais gelegt hätte.

16) Im Fronton der Hauptseite Hylas, von den Nymphen geraubt.

17) Auf dem Gipfel des Ganzen eine Kugel, von der sich ein Adler, den Ganymed entführend, erhob. Dieses wie das vorige Bild, wahrscheinlich auf früh verstorbene Lieblinge der Familie deutend, ganz im antiken classischen Sinn, das Vorübergehende immerfort lebend und bildend zu denken.

18) Endlich möchte wohl im Giebelfelde Mars, zur schlafenden Rhea heraustretend, auf den Römischen Ursprung der Familie und ihren Zusammenhang mit dem grossen Weltreiche zu deuten sein.

19) und 20) Zu Erklärung und Rangirung der beiden sehr beschädigten hohen Nebenseiten der Hauptmasse des Monuments werden umfähige Kenner das Beste beitragen, welche sich wohl ähnlicher Bilder des Alterthums erinnern, woraus man mit einiger Sicherheit diese Lücken restauriren und ihren Sinn erforschen könnte. Es sind allerdings mythologische Gegenstände, welche hier höchst wahrscheinlich in Beziehung abgebildet sind. Dass nicht alle hier vorhandenen Bilder, besonders die poetischen, von Erfindung der ausführenden Künstler seien, lässt sich vermuthen; sie mögen, wie ja alle decorirenden Künstler thun, sich einen Vorrath von trefflichen Mustern gehalten haben. Die Zeit, in welche die Errichtung dieses Monuments fällt, ist nicht mehr productiv; man nahm schon längst zum Nachbilden seine Zuflucht, wie späterhin immer mehr.

Ein Werk dieser Art, das in einem höhern Sinne collectiv ist, aus mancherlei Elementen, aber mit Zweck, Sinn und Geschmack zusammengestellt ist, lässt sich nicht bis auf die geringsten Glieder dem Verstande vorzählen; man wird sich immer bei Betrachtung desselben in einer gewissen Lässlichkeit erhalten müssen, damit man die Vorzüge des Einzelnen scharf und genau kenne, dagegen aber Absicht und Verknüpfung des Ganzen eher behaglich als genau sich in der Seele wieder erschaffe.

Offenbar sind hier die realsten und idealsten, die gemeinsten und höchsten Vorstellungen auf eine künstlerische Weise vereinigt, und es ist uns kein Denkmal bekannt, worin gewagt wäre einen so widersprechenden Reichthum, mit solcher Kühnheit und Grossheit, der betrachtenden Gegenwart und Zukunft vor die Augen zu stellen. Ohne uns durch die Schwierigkeit einer vielleicht geforderten Darstellung abschrecken zu lassen, haben wir die einzelnen Bilder unter Rubriken zu bringen gesucht; und wie überdem diese niedergeschriebenen Worte, ohne die Gegenwart des so höchst gelungenen Modells, auch nicht im Mindesten befriedigen können, so haben wir an manchen Stellen mehr angedeutet als ausgeführt. Denn in diesem Falle besonders gilt: was man nicht gesehen hat, gehört uns nicht und geht uns eigentlich Nichts an. Hiernach beurtheile man die versuchte Darstellung der einzelnen Bilder unter gewissen Rubriken.

Der Tänzerinn Grab.

Das entdeckte Grab ist wohl für das Grab einer vortrefflichen Tänzerinn zu halten, welche zum Verdruss ihrer Freunde und Bewunderer zu früh von dem Schauplatz geschieden. Die drei Bilder muss ich cyclisch, als eine Trilogie, ansehn. Das kunstreiche Mädchen erscheint in allen dreien und zwar im ersten die Gäste eines begüterten Mannes zum Hochgenuss des Lebens entzündend; das zweite stellt sie vor, wie sie im Tartarus, in der Region der Verwesung und Halbvernichtung, kümmerlich ihre Künste fortsetzt; das dritte zeigt sie uns, wie sie, dem Schein nach wieder hergestellt, zu jener ewigen

Bild erlauben keine andere Anſiegung; die des mittlern ergibt ſich mir aus jenen beiden.

Es wäre kaum nöthig, dieſe ſchönen Kunſt-Producte noch beſonders durchzugehen, da ſie für ſich zu Sinn, Gemüth und Kunſtgeſchmack ſo deutlich reden. Allein man kann ſich von etwas Liebenswürdigem ſo leicht nicht loswinden, und ich ſpreche daher meine Gedanken und Empfindungen mit Vergnügen aus, wie ſie ſich mir bei der Betrachtung dieſer ſchönen Gebilde immer wieder erneuern.

Die erſte Tafel zeigt die Künſtlerinn als den höchſten, lebendigſten Schmuck eines Gaſtmahls, wo Gäſte jedes Alters mit Erſtaunen auf ſie ſchauen. Unverwandte Aufmerkſamkeit iſt der größte Beifall, den das Alter geben kann, das eben ſo empfänglich als die Jugend, nicht ebenſo leicht zu Aeußerungen geneigt wird. Das mittlere Alter wird ſchon ſeine Bewunderung in leichter Handbewegung auszudrücken angeregt, ſo auch der Jüngling; doch Dieſer beugt ſich überdieß empfindungsvoll zuſammen, und ſchon fährt der jüngſte der Zuſchauer auf und beklatſcht die wahrgenommenen Tugenden wirklich.

Vom Effecte, den die Künſtlerinn hervorgebracht und der uns in ſeinen Abſtufungen zuerſt mehr angezogen als ſie ſelbſt, wenden wir uns nun zu ihr und finden ſie in einer von jenen gewaltſamen Stellungen, durch welche wir von lebenden Tänzerinnen ſo höchlich ergetzt werden. Die ſchöne Beweglichkeit der Uebergänge, die wir an ſolchen Künſtlerinnen bewundern, iſt hier für einen Moment ſtirt, ſo daß wir das Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige zugleich erblicken und ſchon dadurch in einen überirdiſchen Zuſtand verſetzt werden. Auch hier erſcheint der Triumph der Kunſt, welche die gemeine Sinnlichkeit in eine höhere verwandelt, ſo daß von jener kaum eine Spur mehr zu finden iſt.

Daß die Künſtlerinn ſich als ein Bachiſches Mädchen darſtellt und eine Reihe Stellungen und Handlungen dieſes Character abzuwickeln in Begriff iſt, daran läßt ſich wohl nicht zweifeln. Auf dem Seitentiſche ſtehen Geräthſchaften, die ſie braucht, um die verſchiedenen Momente ihrer Darſtellung mannigfaltig und bedeutend zu machen, und die hinten überſchwebende Büſte ſcheint eine helfende Perſon anzudeuten, die der Haupt-Figur die Requiſiten zureicht und gelegentlich einen Statiſten macht; denn mir ſcheint Alles auf einen Solo-Tanz angelegt zu ſein.

Ich gehe zum zweiten Blatt. Wenn auf dem erſten die Künſtlerinn noch reich und lebensvoll, üppig, beweglich, graciös, weltenhaft und fließend erſchien, ſo ſehen wir ſie hier in ihrem gegenwärtigen lemuriſchen Reiche, von Allem das Gegentheil. Sie hält ſich zwar auf einem Fuße; allein ſie drückt den andern an den Schenkel des erſtern, als wenn er einen Halt ſuchte. Die linke Hand ſtützt ſich auf die Hüfte, als wenn ſie für ſich ſelbſt nicht Kraft genug hätte; man findet hier die unäſthetiſche Kreuzesform; die Glieder gehen im Zickzack und zu dem wunderlichen Ausdruck muß ſelbſt der rechte aufgehobene Arm beitragen, der ſich zu einer ſonſt graciös geweſenen Stellung in Bewegung ſetzt. Der Standfuß, der aufgeſtützte Arm, das angeſchloſſene Knie: Alles gibt den Ausdruck des Stationären, des beweglich Unbeweglichen: ein wahres Bild der traurigen Lemuren, denen noch ſo viel Muskeln und Sehnen übrig bleiben, daß ſie ſich kümmerlich bewegen können, damit ſie nicht ganz als durchſichtige Gerippe erſcheinen und zuſammenſtürzen.

Aber auch in dieſem widerwärtigen Zuſtande muß die Künſtlerinn auf ihr gegenwärtiges Publicum noch immer belebend, noch immer anziehend und kunſtreich wirken. Das Verlangen der herbeieilenden Menge, der Beifall, den die ruhig Zuſchauenden ihr widmen, ſind hier in zwei Halbgeſpenſtern ſehr köſtlich ſymboliſirt. Sowohl jede Figur für ſich als alle drei zuſammen componiren vortrefflich und wirken in einem Sinne zu einem Ausdruck. — Was iſt aber dieſer Sinn, was iſt dieſer Ausdruck?

Die göttliche Kunſt, welche Alles zu veredeln und zu erhöhen weiß, mag auch das Widerwärtige, das Abſcheuliche nicht ablehnen. Eben hier will ſie ihr Majeſtäts-Recht gewaltig ausüben; aber ſie hat nur einen Weg, Dieß zu leiſten: ſie wird nicht Herr vom Häßlichen, als wenn ſie es comiſch behandelt; wie denn ja Zeuxis ſich über ſeine eigene, in's Häßlichſte gebildete Herodia zu Tode gelacht haben ſoll.

Eine Künſtlerinn, wie dieſe war, mußte ſich bei ihrem Leben in alle Formen zu ſchmiegen, alle Rollen auszuführen wiſſen, und Jedem iſt aus Erfahrung bekannt, daß uns die comiſchen und tragiſchen Exhibitionen ſolcher Talente oft mehr aus dem Stegreife ergetzen, als die ernſten und würdigen bei großen Anſtalten und Anſtrengungen.

Bekleide man dieſes gegenwärtige lemuriſche Scheuſal mit weiblich jugendlicher Muskelfülle; man überziehe ſie mit einer blendenden Haut; man ſtatte ſie mit einem ſchicklichen Gewand aus, welches jeder geſchmackvolle Künſtler unſerer Tage ohne Anſtrengung ausführen kann: ſo wird man eine von denen comiſchen Peſtnasen ſehen, mit denen uns Harlekin und Colombine unſer Leben lang zu ergetzen wußten. Verfahre man auf dieſelbe Weiſe mit den beiden Neben-

Uebel gemeint sei, der am Meisten von solcherlei Verkehrungen angezogen wird.

Es sei mir verziehen, daß ich hier weitläufiger, als vielleicht nöthig wäre, geworden; aber nicht Jeder würde mir, gleich auf den ersten Anblick, diesen antiken humoristischen Genie-Streich zugeben, durch dessen Zauberkraft zwischen ein menschliches Schauspiel und ein geistiges Trauerspiel eine lemurische Posse, zwischen das Schöne und Erhabene ein Fratzenhaftes hineingebildet wird. Jedoch gestehe ich gern, daß ich nicht leicht etwas Bewundernswürdigeres finde, als das ästhetische Zusammenstellen dieser drei Zustände, welche Alles enthalten, was der Mensch über seine Gegenwart und Zukunft wissen, fühlen, wähnen und glauben kann.

Das letzte Bild wie das erste spricht sich von selbst aus. Charon hat die Künstlerinn in das Land der Schatten hinüber geführt und schon blickt er zurück, wer allenfalls wieder abzuholen drüben stehen möchte. Eine den Todten günstige und daher auch ihr Verdienst in jenem Reiche des Vergessens bewahrende Gottheit blickt mit Gefallen auf ein entfaltetes Pergament, worauf wohl die Rollen verzeichnet stehen mögen, in welchen die Künstlerinn ihr Leben über bewundert worden; denn wie man den Dichtern Denkmale setzte, wo zur Seite ihrer Gestalt die Namen der Tragödien verzeichnet waren: sollte der practische Künstler sich nicht auch eines gleichen Vorzugs erfreuen?

Besonders aber diese Künstlerinn, die, wie Orion seine Jagden, so ihre Darstellungen hier fortsetzt und vollendet. Cerberus schweigt in ihrer Gegenwart; sie findet schon wieder neue Bewunderer, vielleicht schon ehemalige, die ihr zu diesen verborgenen Regionen vorausgegangen. Ebenso wenig fehlt es ihr an einer Dienerinn; auch hier folgt ihr eine nach, welche, die ehemaligen Functionen fortsetzend, den Shawl für die Herrinn bereit hält. Wunderschön und bedeutend sind diese Umgebungen gruppirt und disponirt, und doch machen sie, wie auf den vorigen Tafeln, bloß den Rahmen zu dem eigentlichen Bilde, zu der Gestalt, die hier wie überall entscheidend hervortritt. Gewaltsam erscheint sie hier, in einer Mänadischen Bewegung, welche wohl die letzte sein mochte, womit eine solche Bacchische Darstellung beschlossen wurde, weil drüber hinaus Verzerrung liegt. Die Künstlerinn scheint mitten durch den Kunst-Enthusiasmus, welcher sie auch hier begeistert, den Unterschied zu fühlen des gegenwärtigen Zustandes gegen jenen, den sie so eben verlassen hat. Stellung und Ausdruck sind tragisch, und sie könnte hier ebenso gut eine Verzweifelnde als eine vom Gott mächtig Begeisterte vorstellen. Wie sie auf dem ersten Bilde die Zuschauer durch ein absichtliches Wegwenden zu necken schien, so ist sie hier wirklich abwesend; ihre Bewunderer stehen vor ihr, klatschen ihr entgegen, aber sie achtet ihrer nicht, aller Außenwelt entrückt, ganz in sich selbst hineingeworfen. Und so schließt sie ihre Darstellung mit den zwar stummen, aber pantomimisch genugsam deutlichen, wahrhaft heidnisch tragischen Gesinnungen, welche sie mit dem Achill der Odyssee theilt, daß es besser sei, unter den Lebendigen als Magd einer Künstlerinn den Shawl nachzutragen, als unter den Todten für die Vortrefflichste zu gelten.

Sollte man mir den Vorwurf machen, daß ich zu viel aus diesen Bildern herausläse, so will ich die Cloaculam salutarem hier anhängen, daß, wenn man einen Aufsatz nicht als eine Erklärung zu jenen Bildern wollte gelten lassen, man denselben als ein Gedicht zu einem Gedicht ansehen möge, durch deren Wechselbetrachtung wohl ein neuer Genuß entspringen könnte.

Uebrigens will ich nicht in Abrede sein, daß hinter dem sinnlich ästhetischen Vorhange dieser Bilder noch etwas Anderes verborgen sein dürfte, das, den Augen des Künstlers und Liebhabers entrückt, von Alterthumskennern entdeckt, zu tieferer Belehrung dankbar von uns aufzunehmen ist.

So vollkommen ich jedoch diese Werke dem Gedanken und der Ausführung nach erkläre, so glaube ich doch Ursache zu haben, an dem hohen Alterthum derselben zu zweifeln. Sollten sie von alten Griechischen Cumanern verfertigt sein, so müßten sie vor die Zeiten Alexanders gesetzt werden, wo die Kunst noch nicht zu dieser Leichtigkeit und Geschmeidigkeit in allen Theilen ausgebildet war. Betrachtet man die Eleganz der Herculanischen Tänzerinn, so möchte man wohl jenen Künstlern auch diese neugefundenen Arbeiten zutrauen, um so mehr, als unter jenen Bildern solche angetroffen werden, die in Absicht der Erfindung und Zusammenbildung den gegenwärtigen wohl an die Seite gestellt werden können.

Die in dem Grabe gefundenen Griechischen Wort-Fragmente scheinen mir nicht entscheidend zu beweisen, da die Griechische Sprache den Römern so geläufig, in jenen Gegenden von Alters her einheimisch und wohl auch auf neuern Monumenten in Brauch war. Ja, ich gestehe es, jener lemurische Scherz will mir nicht ächt Griechisch vorkommen; vielmehr möchte ich ihn in die Zeiten setzen, aus welchen die Philostrate ihre Halb- und Ganzfabeln, dichterische und rednerische Beschreibungen hergenommen.

Homer's Apotheose.

Ein antikes Basrelief, gefunden in der Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts zu Marino, auf den Gütern des Fürsten Colonna, in den Ruinen der Villa des Kaisers Claudius, zu unserer Zeit in dem Palast Colonna noch vorhanden, stellt den alten Homer dar, wie ihm göttliche Ehre bewiesen wird. Wir sind auf's Neue aufmerksam darauf geworden durch einige Figuren dieser Vorstellung, deren Abgüsse uns durch Freundeshand zugekommen.

Um sich den Sinn Dessen, was wir zu sagen gedenken, sicherer zu entwickeln, betrachte man eine Abbildung von dem Florentiner Galestruzzi, im Jahr 1656 gezeichnet und gestochen. Sie findet sich in Kircher's Latium, bei der 88. Seite, und in Cuper's Werke gleich zu Anfang; sie gibt uns einen hinreichenden Begriff von diesem wichtigen Alterthum; denn Galestruzzi hatte für solche Nachbildungen genugsame Geschicklichkeit, welche dem Kunstliebhaber schon bekannt ist durch ähnliche nach Polydor radirte Blätter, z. B. den Untergang der Familie Niobe, nicht weniger durch die Kupfer zu Agostini Gemme antiche figurate.

Da in einem problematischen Falle eines Jeden Meinung sich nach Belieben ergehen darf, so wollen wir, ohne weitläufige Wiederholung Dessen, was hierüber bisher gedacht und gestritten worden, unsere Auslegung kürzlich vortragen. Und hierbei sondern wir, was nach prüfender Betrachtung des Bildes, nach Lesung der darüber vorhandenen Schriften völlig klar geworden und was zu erörtern allenfalls noch übrig geblieben wäre.

Klar ist, mit beigefügten Worten bestimmt und ausgeiegt die vor einem abgeschlossenen Vorhangsgrunde, als in einem Heiligthum, abgebildete göttliche Verehrung Homer's auf dem untern Theile des Bildes. Er sitzt, wie wir sonst den Zeus abgebildet sehen, auf einem Sessel, jedoch ohne Lehnen, die Füße auf einem Schemel ruhend, den Scepter in der Linken, eine Rolle in der Rechten. Die Ilias und Odyssee knieen fromm an seiner Seite, hinter ihm Cumelia, die ihn bekränzt, Cronos zwei Rollen in Händen; unter dem Schemel sind die Mäuslein nicht vergessen; Mythos als bekränzter Opferknabe mit Gießgefäß und Schale, ein gebuckelter Stier im Hintergrunde; Historia streut Weihrauch auf den Altar; Poesis hält ein Paar Fackeln freudig in die Höhe; Tragödie alt und würdig, Comedia, jung und anmuthig, heben ihre rechte Hand begrüßend auf; alle Vier gleichsam im Vorschreiten gebildet; hinter ihnen eine Furcht stehend, aufmerksam, deren einzelne Gestalt und Beiwesen erklärt werden; und wo man Buchstaben und Schrift sieht, läßt man sich wohl das Uebrige gefallen.

Aber von oben herunter darf man, auch ohne Namen und Inschrift, die Vorstellung nicht weniger für klar halten.

Auf der Höhe des Berges Zeus sitzend, den Scepter in der Hand, den Adler zu Füßen; Mnemosyne hat eben von ihm die Erlaubniß zur Vergötterung ihres Lieblings erhalten, er, mit rückwärts über die Schulter ihr zugewandtem Gesicht, scheint mit göttlicher Gleichgiltigkeit den Antrag bejaht zu haben; die Mutter alles Dichtens aber, im Begriff, sich zu entfernen, schaut ihn mit auf die Hüfte gestütztem rechtem Arm gleichfalls über die Schulter an, als wenn sie ihm nicht besonders danke für Das, was sich von selbst verstehe.

Eine jüngere Muse, kindlich munter hinabspringend, verkündet's freudig ihren sieben Schwestern, welche, auf den beiden mittlern Planen sitzend und stehend, mit Dem, was oben vorging, beschäftigt scheinen. Sodann erblickt man eine Höhle, daselbst Apollo Musagetes in herkömmlich langem Sängerkleide, welcher ruhig aufmerksam dastcht, neben ihm Bogen und Pfeile über ein glockenförmiges Gefäß gelehnt.

So weit nun können wir uns für aufgeklärt halten und stimmen mit den bisherigen Auslegern meistentheils hierin überein. Von oben herein wird nämlich das göttliche Patent ertheilt und den beiden mittlern Reihen publicirt; das unterste, vierte, von uns schon beschriebene Feld aber stellt die wirkliche, obgleich poetisch-symbolische, Verleihung der zugestandenen hohen Ehre dar.

Problematisch bleiben uns jedoch noch zwei Figuren in dem rechten Winkel der zweiten Reihe von unten. Auf einem Piedestal steht eine Figur, gleichsam als Statue eines mit gewöhnlichem Unterkleid und vierzipfligem Mantel angethanen Mannes von mittlerm Alter; Füße und Hände sind nackt; in der Rechten hält er eine Papier- oder Pergament-Rolle und über seinem Haupte zeigt sich der obere Theil eines Dreifußes, dessen Gestell jedoch, ganz gegen die Eigenthümlichkeit einer solchen Maschine, bis zu den Füßen des Mannes herunterreicht.

Die frühern Erklärungen dieser Figur können in einigen diesem Gegenstand gewidmeten Schriften nachgelesen werden; wir aber behaupten, es sei die Abbildung eines Dichters, der sich einen Dreifuß durch ein Werk, wahrscheinlich zu Ehren Homer's, gewonnen und zum Andenken dieser für ihn so wichtigen Begebenheit sich hier als den Widmenden

Weiber genommen. Ich allein kann's nicht über das Herz bringen, ſo hübſche Mädchen man mir auch ſchon angetragen hat.

Thomas. Man muß ſie nicht lange fragen. Was will ſo ein Mädchen allein in den Bergen? Wenn nun ihr Vater ſtirbt, was will ſie anfangen? Da muß ſie ſich dem erſten beſten an Hals werfen.

Jery. Es iſt nicht anders.

Thomas. Du verſtehſt es nicht. Man muß ihr nur recht zureden und das ein Bißchen derb. Iſt ſie zu Hauſe?

Jery. Ja!

Thomas. Ich will Freyersmann ſeyn. Was krieg' ich, wenn ich ſie dir kupple?

Jery. Es iſt nichts zu thun.

Thomas. Was krieg' ich?

Jery. Was du willſt.

Roma sotterranea.

Di Antonio Bosio Romano.

Vorgemeldetes Buch schlugen wir nach, um zu erfahren, inwiefern die persönliche Gestalt des Widmenden oder sonst Betheiligten mit in die bildlichen Darstellungen eingreife, welche sowohl an Sarcophagen als an Grabeswänden plastisch und malerisch uns aufbewahrt sind.

Ebenso, wie wir bei den Römisch heidnischen Gräbern gesehen haben, finden sich Halb-Figuren mit beiden Armen, entweder allein oder zu zweien, Mann und Frau, Vater und Sohn, sodann auch, nach alter heidnischer Weise, an Familien-Tischen mit besonders großen Weingefäßen.

Mit ausgestreckten Armen, als Betende, kommen besonders Frauen vielfach vor, mei^n allein, sodann aber auch mit Assistenten.

Vielleicht sind sie auch als Mithandelnde in den biblischen Geschichten dargestellt, als Theilnehmende an den heilsamen Wundern, wie denn hier und da knieende und dankende Figuren vorkommen. Offenbar aber sind sie persönlich als Widmende vorgestellt, in kleinen Manns- und Frauens-Figuren zu Christi Füßen, der auf einem Berge steht, aus welchem die vier paradiesischen Quellen entspringen. Dergleichen sind zu sehen Seite 67, 69, 75, 85 und 87.

Gleichfalls offenbar kommen sie als Handwerker und Arbeitende vor, am Oefterſten als Cavatori, als Grabhöhlengräber, welche wahrscheinlich als Handarbeiter mitunter zugleich Architecten waren, wie man aus den kunstgemäß ausgehauenen Grabgewölben gar wohl zu erkennen hat. Mag nun sein, daß sie sich selbst auch ihre Grabhöhlen aushöhlten und nicht allein Andern, sondern auch sich und den Ihrigen diesen frommen Dienst leisten wollten, oder daß ihnen aus sonst einer Ursache erlaubt gewesen, sich dieses Denkmal in fremden Grabwohnungen zu stiften: genug, sie erscheinen mit Piden, Hacken und Schaufeln, und die Lampe fehlt nicht.

Bedenken wir nun, wie groß die Innung dieser Cavatori muß gewesen sein, da sie denn doch immerfort als Bewohner und Erbauer dieser unterirdischen Stadt anzusehen sind; ferner daß sie mit Architecten, Bildhauern, Malern in fortwährender thätiger Berührung blieben: so überzeugt man sich leicht, daß das Handwerk, welches nur für die Todten lebte, sich den Vorzug der Erinnerung vor den übrigen Lebendigen wohl anmaßen durfte. Wir bemerken deßhalb nur im Vorübergehen und ohne Gewicht darauf zu legen, daß vielleicht hier und da ein Musiker, ein Fischer, ein Gärtner auch wohl auf seine Person und sein Geschäft habe anspielen

Zwei antike weibliche Figuren,

welche, in ihrem vollkommenen Zustand, nicht gar einen Römischen Palm hoch mögen gewesen sein, gegenwärtig des Kopfes und des untern Theils der Füße ermangelnd, von gebranntem Thon, in meinem Besitz.

Von diesen wurden Zeichnungen nach Rom an die dortigen Alterthumsforscher gesendet, mit nachstehendem Aufsatz.

„Die beiden Zeichnungen mit schwarzer Kreide sind Nachbildungen von zwei, wie man sieht, sehr beschädigten antiken Ueberbleibseln, aus gebranntem Thon, beinahe völlig Relief, von gleicher Größe, aber ursprünglich schon nur zur Hälfte gebildet, indem die Rückseite fehlt, wie sie denn scheinen in die Wand eingemauert gewesen zu sein. Sie stellen Frauen vor in anständiger Kleidung, die Gewänder von gutem Styl. Die Eine hält ein Thierchen im Arm, welches man mit einiger Aufmerksamkeit für ein Ferkelchen erkennt; und wenn sie es als ein Lieblingshündchen behandelt, so hat die Andere ein gleiches Geschöpf bei den Hinterbeinen gefaßt und läßt es vor sich herunterhängen, wodurch schon eher die Vermuthung erregt wird, es seien diese Thiere zu irgend einem Opferfest aufgefaßt.

Nun ist bekannt, daß bei den der Ceres geweihten Festen auch Saugschweinchen vorkamen und man konnte, daß diese beiden Figuren auf solche Umstände und Gelegenheiten hindeuten, wohl den Gedanken fassen.

Herr Baron von Stackelberg hat sich hierüber näher geäußert, indem er die Erfahrung mittheilte: daß, wenn wirklich Ferkelchen der Göttinn dargebracht wurden, wohl auch solche von unvermögendern Personen im Bilde möchten angenommen werden sein. Ja er bezeugte, daß man in Griechenland Reste von solchen Fabriken entdeckt habe, wo noch dergleichen fertige Votiv-Bilder mit ihren Formen seien gefunden worden.

Ich erinnere mich nicht im Alterthum einer ähnlichen Vorstellung, außer daß ich glaube, es sei, auf dem Braunschweig'schen berühmten Onyx-Gefäße, die erste darbringende Figur gleichfalls mit einem Schweinchen, welches sie an den Hinterfüßen trägt, vorgestellt.

Die Römischen verbundenen Alterthumskenner werden sich, bei ihrer weiten Umsicht, wohl noch manchen andern Fall erinnern und uns darüber aufzuklären wissen. Ich bitte nur um Verzeihung, wenn ich, Käuze nach Athen zu tragen, mir dieß Mal sollte angemaßt haben.

Ein drittes Blatt, welches ich beifüge, ist eine Durchzeichnung nach einem Pompejischen Gemälde. Mir scheint es eine festliche Trag-

aufgetreten. Hier sind die Holzarbeiter vorgestellt, wo sich sowohl der gewöhnliche Tischer, der Bretspalter, als der Bildschnitzer hervorthun. Die auf dem Boden liegende Figur mag ich mir als ein unvollendetes Schnitzwerk einer menschlichen Gestalt vorstellen; der hinterwärts gestreckte linke Arm möchte noch nicht eingerichtet sein; der über dem Kopf hervorragende Stift ist vielleicht zu dessen Befestigung bestimmt. Der über dem Körper stehende, nachdenkende Künstler hat irgend ein schneidendes Instrument zu seinen Zwecken in der Hand. Es kommt nun darauf an, ob erfahrene Kenner unter den vielen festlichen Aufzügen des Alterthums eine solche Art Handlung auffinden werden oder schon aufgefunden haben.

In der neuern Zeit ergab sich etwas Aehnliches: daß in einer Nordamericanischen Stadt, ich glaube Boston, die Handwerker mit großem Fest-Apparat vor einigen Jahren einen solchen Umzug durchgeführt."

Reizmittel in der bildenden Kunst.

Wenn wir uns genau beobachten, so finden wir, daß Bildwerke uns vorzüglich nach Maßgabe der vorgestellten Bewegung interessiren. Einzelne ruhige Statuen können uns durch hohe Schönheit fesseln; in der Malerei leistet Dasselbe Ausführung und Prunk; aber zuletzt schreitet doch der Bildhauer zur Bewegung vor, wie im Laocoon und der Neapolitanischen Gruppe des Stiers; Canova bis zur Vernichtung des Lychas und der Erdrückung des Centauren. Diese folgereiche Betrachtung deuten wir nur an, um überzugehen zu Bemerkungen über die Schlange als Reizmittel in der bildenden Kunst.

Hierzu geben uns die Abgüsse der Stosch'schen Sammlung Gelegenheit. Ohne Weiteres zählen wir die Beispiele her:

1) Ein Adler; er steht auf dem rechten Fuße, um den sich eine Schlange gewickelt hat, deren oberer Theil drohend hinter dem linken Flügel hervorragt; der edle Vogel schaut nach derselben Seite und hat auch die linke Klaue aufgehoben im Vertheidigungszustand. Ein köstlicher Gedanke und vollkommene Composition.

2) Eine geistreiche Darstellung, eine Art von Parodie auf die erste. Ein Hahn, so anmaßlich, als ihn die Alten darzustellen pflegen, tritt mit dem linken Fuße auf den Schwanz einer Schlange, die sich parallel mit ihm als Gegner drehend emporhebt. Er scheint nicht im Mindesten von der Gefahr gerührt, sondern trotzt dem Gegner mit geschwollenem Kamm.

reitet, wo also dieß Gewürm nur als Nahrungsmittel Appetit und Bewegung erregt.

4) Ein Stier im vollen Lauf, gleichsam fliehend; mitten von der Erde erhebt sich eine Schlange, sein Weichen bedrohend. Köstlich gedacht und allerliebst ausgeführt.

5) Ein uralt Griechischer geschnittener Stein in meinem Besitz. Ein gehelmter Held, dessen Schild an der Seite steht, dessen rechter Fuß von einer Schlange umwunden ist, beugt sich, um sie zu fassen, sich von ihr zu befreien.

Alterthumsforscher wollten hierin den Hercules sehen, welcher wohl auch gerüstet vorgestellt würde, ehe er den Nemeischen Löwen erlegt und sich alsdann halbnackt als kunstgemäßer Gegenstand dem bildenden Künstler darbot.

Unter den mir bekannten Gemmen findet sich dieser oder ein ähnlicher Gegenstand nicht behandelt.

6) Das Höchste dieser Art möchte denn wohl der Laocoon sein, wo zwei Schlangen sich mit drei Menschengestalten herumkämpfen; jedoch wäre über ein so allgemein Bekanntes wohl Nichts weiter hinzuzufügen.

Tischbein's Zeichnungen des Ammazzaments der Schweine in Rom.

Tischbein, der sich viel mit Betrachtung von Thieren, ihrer Gestalt, ihrer Eigenheiten, ihrer Bewegungen abgab, hat uns immer viel von dem Ammazzament der Schweine, von einem allgemeinen Schweinemord, zu erzählen gewußt, der in den Ruinen jenes Tempels vorgehe, die am Ende der Via Sacra wegen der schönen Basreliefe berühmt sind, den Einfluß der Minerva auf weibliche Arbeiten sehr anmuthig darstellend.

In die Höhlungen und Gewölbe dieses zusammengestürzten Gebäudes werden, zur Winterszeit, in großen Herden, vom Lande herein schwarze, wildartige Schweine getrieben und daselbst an die Kauflustigen nicht etwa lebendig, sondern todt überlassen. Das Geschäft aber wird folgender Maßen betrieben.

Der Römer darf sich mit Schweinschlachten nicht abgeben; wer aber das Blut, welches bei dem Schlachten verloren ginge, auch nicht entbehren will, verfügt sich dorthin und feilscht um eines der in jenen Räumen zusammengedrängten Schweine. Ist man des Handels einig, so wirft sich Einer der wild genug anzuschauenden Herdebesitzer mit Gewalt über das Thier, stößt ihm einen starken, spitzen, oben umgebogenen und gleichsam zum Handgriff gekrümmten Draht in's Herz und tritt ihn so lange darin herum,

vergeſſen; es gerinnt im Innern, und der Käufer ſchafft es mit allem innern und äußern Zubehör vergnügt nach Hauſe.

Daß eine ſolche Operation nicht ohne Kampf ſich entwickle, läßt ſich denken; der einzelne, kräftige Mann, der ſich über ein ſolches wildſtarkes Thier hinwirft, es bei'm Ohre faßt, zur Erde niederdrückt, die Stelle des Herzens ſucht und den tödtlichen Drath einſtößt, hat gar manchen Widerſtand, Gegenwirkung und Zufälle zu erwarten. Er wird oft ſelbſt niedergeriſſen und zertreten, und ſeine Beute entſpringt ihm; die Jagd geht von Neuem an; und weil mehr als ein Handel der Art zu gleicher Zeit im Gange iſt, ſo entſteht ein vielfacher Tumult in den theils zuſammenhängenden, theils durch Latten und Pfahlwerk abgeſonderten Gewölben, welcher mit dem entſetzlichſten, ſcharftönenden und grunzenden Zetergeſchrei die Ohren beleidigt, ſowie das Auge von dem wüſten Getümmel im Innerſten verletzt wird.

Freilich iſt es einem humoriſtiſchen Künſtlerauge, wie Tiſchbein beſaß, nicht zu verargen, wenn es ſich an dem Gewühl, den Sprüngen, an der Unordnung des Rennens und Stürzens, der heftigſten Gewalt wilder Thierheit und dem ohnmächtigen Dahinſinken entſeelter Leichname zu ergetzen Luſt findet. Es ſind noch die flüchtigſten Federzeichnungen hiervon übrig, wo eine geübte Künſtlerhand, als wetteifernd mit einem wilden, unfaßlichen Getümmel, ſich auf dem Papier mit gutem Humor zu ergehen ſcheint.

Danae.

Eine wohl gegliederte, weibliche Geſtalt liegt nackt, den Rücken uns zukehrend, uns über die rechte Schulter anſchauend, auf einem wohl gepolſterten, anſtändigen Ruhebette; ihr rechter Arm iſt aufgehoben, der Zeigefinger deutet, man weiß nicht recht, worauf. Rechts vom Zuſchauer, in der Höhe, zieht aus der Ecke eine Wolke heran, welche auf ihrem Wege Goldſtücke ſpendet, deren einen Theil die alte Wärterinn andächtig in einem Becken auffängt. Hinter dem Lager, zu den Füßen der Schönen, tritt ein Genius heran; er hat auch ein Paar begeiſtete Goldſtücke aufgefangen und ſcheint ſie dem Oertchen näher bringen zu wollen, wohin ſie ſich eigentlich ſehnen. Nun bemerkt man erſt, wohin die Schöne deutet. Ein in Caryatidenform den Bettvorhang tragender, zwar anſtändig drapierter, doch genugſam kenntlicher Priap iſt es, auf welchen ſie hinweiſt, um uns anzuzeigen, wovon eigentlich die Rede ſei. Eine Roſe hat ſie im Haar ſtecken, ein Paar andere ſichtbare Theil des Bettgeſtelles, von goldenen Zierathen glänzt.

Das muß man beiſammen ſehen, mit welchem Geſchmack und Geſchick der geübteſte Pinſel, allen Forderungen der Maler- und Farbenkunſt genugthuend, dieſes Bildchen ausgefertigt hat. Man ſtellt es gern kurz nach Paul Veroneſe; es mag's ein Venetianer oder auch ein Niederländer gemalt haben. Freilich unſern Meiſtern, welche ſich mit trauernden Königspaaren beſchäftigen, iſt Dergleichen ein Aergerniß, und den Schülern, die ſich in heiligen Familien wohlgefallen, gewiß eine Thorheit. Glücklicher Weiſe iſt das Bildchen gut erhalten und beweiſt überall einen markigen Pinſel.

Beiſpiele ſymboliſcher Behandlung.

Folgendes ſind Beiſpiele von Demjenigen, was die Kunſt nur auf ihrer höchſten Stufe erreichen kann, von der Symbolik, die zugleich ſinnliche Darſtellung iſt; und zwar ſollte dieſer hohe Gewinn einem jeden geiſtreichen Menſchen fühlbar und einſichtlich ſein; denn hier beſtrebte ſich die Darſtellung des möglichſten Laconismus.

Diana und Actäon.

Aus der Ferne ſchaut ein junger Jäger unter einem durchbrochenen Felsbogen ein nacktes, weibliches, dämoniſches Weſen von der größten Schönheit. Schon iſt er herbeigeeilt, hat ſie läſtern in der Nähe beſchaut; ſie beſprengt ihn mit zauberiſchem Waſſer; er nimmt ſogleich die Hirſchnatur an. Einer ſeiner getreuen Hunde iſt ſchon an ihm aufgeſprungen und hat ſich im Schenkel eingebiſſen; auf der andern Seite iſt er von einem zweiten heranſtürmenden bedroht, und indem er ſich mit ſeinem aufgehobenen Krummſtabe zu wehren trachtet, wird er durch die aufſproſſenden Geweihe am Zuſchlagen gehindert.

Wer dieſes Bild zu ſchauen das Glück hat, möge von dem hohen Sinne deſſelben durchdrungen werden!

Ein zweites:

Iphigenie in Aulis,

auch erſt neuerlich ausgegraben, wird uns durch Reiſende mitgetheilt.

Im Mittelgrunde tragen zwei Opferdiener die ohnmächtige Jungfrau gegen eine Statue der Artemis. Links vom Zuſchauer eilt der behende, in ſeinem Mantel ſich verhüllende Agamemnon davon; an der rechten erſcheint Calchas mit entblößtem Stahl, dem Vater mit dem Blick, der Tochter mit der Schärfe drohend.

dieſes ungeheuern Ereigniſſes vor die Augen zu bringen und zwar ſo, daß es durch Mannigfaltigkeit der Charactere, durch ſymmetriſche, wohlgefällige Stellung und durch Farbengebung ein angenehmes Wandbild erzwecken mag.

Rembrandt, der Denker.

Auf dem Bilde, der gute Samariter (Bartſch Nr. 90), ſieht man vorn ein Pferd faſt ganz von der Seite; ein Page hält es am Zaum. Hinter dem Pferde hebt ein Hausknecht den Verwundeten ſo eben herab, um ihn in's Haus zu tragen, in welches eine Treppe durch einen Balcon hineinführt. Unter der Thür ſieht man den wohlgekleideten Samaritaner, welcher dem Wirth einiges Geld gegeben hat und ihm den armen Verwundeten ernſtlich empfiehlt. Gegen den linken Rand zu ſieht man aus einem Fenſter einen jungen Mann herausblicken, mit einer durch eine Feder verzierten Mütze. Zur Rechten, auf geregeltem Grund, ſieht man einen Brunnen, aus welchem eine Frau das Waſſer zieht.

Dieſes Blatt iſt eines der ſchönſten des Rembrandt'ſchen Werkes, es ſcheint mit der größten Sorgfalt geſtochen zu ſein und ungeachtet aller Sorgfalt iſt die Nadel ſehr leicht.

Die Aufmerkſamkeit des vortrefflichen Longhi hat beſonders der Alte unter der Thüre auf ſich gezogen, indem er ſagt: „Mit Stillſchweigen kann ich nicht vorübergehen das Blatt vom Samaritaner, wo Rembrandt den guten Alten unter der Thüre in ſolcher Stellung gezeichnet hat, wie ſie Demjenigen eigen iſt, der gewöhnlich zittert, ſo daß er durch die Verbindung der Erinnerungen wirklich zu zittern ſcheint; welches kein anderer Maler, weder vor ihm noch nach ihm, durch ſeine Kunſt erlangen konnte.“

Wir ſetzen die Bemerkungen über dieſes wichtige Blatt weiter fort:

Auffallend iſt es, daß der Verwundete, anſtatt ſich dem Knechte, der ihn forttragen will, hinzugeben, ſich mühſelig mit gefalteten Händen und aufgehobenem Haupte nach der linken Seite wendet, und jenen jungen Mann mit dem Federhute, welcher eher kalt und untheilnehmend als trotzig zum Fenſter herausſieht, um Barmherzigkeit anzuflehen ſcheint. Durch dieſe Wendung wird er Dem, der ihn eben auf die Schulter genommen, doppelt läſtig; man ſieht's Dieſem am Geſicht an, daß die Laſt ihm verdrießlich iſt. Wir ſind für uns überzeugt, daß er in jenem trotzigen Jüngling am Fenſter den Räuberhauptmann derjenigen Bande wieder erkennt, in dem Augenblicke die Angſt überfällt, man bringe ihn in eine Räuberherberge, der Samariter ſei auch verſchworen, ihn zu verderben. Genug, er findet ſich in dem verzweiflungsvollſten Zuſtand der Schwäche und Hülfloſigkeit.

Betrachten wir nun die Geſichter der ſechs hier aufgeſtellten Perſonen, ſo ſieht man die Phyſiognomie des Samariters gar nicht, nur wenig von dem Profil des Pagen, der das Pferd hält. Der Knecht, durch die körperliche Laſt beſchwert, hat ein verdrießlich angeſtrengtes Geſicht und einen geſchloſſenen Mund, der arme Verwundete den vollkommenſten Ausdruck der Hülfloſigkeit. Höchſt trefflich, gutmüthig und vertrauenswerth iſt die Phyſiognomie des Alten, contraſtirend mit unſerm Räuberhauptmann in der Ecke, welcher eine verſchloſſene und entſchloſſene Sinnesweiſe ausdrückt.

Georg Friedrich Schmidt.

Geboren in Berlin 1712, abgegangen daſelbſt 1775.

Der Künſtler, deſſen Talent wir zu ſchätzen unternehmen, iſt einer der größten, deſſen ſich die Kupferſtecherkunſt zu rühmen hat; er wußte die genaueſte Reinlichkeit und zugleich die Feſtigkeit des Grabſtichels mit einer Bewegung, einer Behandlung zu verbinden, welche ſowohl kühn als abwechſelnd und manchmal mit Willen unzuſammenhängend war, immer aber vom höchſten Geſchmack und Wiſſen.

Von dem regelmäßigen Schnitt, worin er den ernſteſten Chalcographen nacheiferte, ging er, nach Belieben, zur freien Behandlung über, indem er ſich jenes ſpielenden Punctirens der geiſtreichſten Radir-Künſtler bediente und das Urtheil ungewiß ließ, ob er ſich in einer oder der andern Art vorzüglicher bewieſen habe. Doch es iſt kein Wunder, daß er ſich in dieſen einander ſo entgegengeſetzten Arten des Stiches vollkommen gleich erwieſen, da ihm die gefühlteſte Kenntniß der Zeichnung und des Helldunkels, die feinſte Beurtheilung und ein unbegrenzter Geiſt beſtändig zum Führer dienten.

In der erſten Art zog er vor, Portraite zu behandeln, ob er gleich auch einige geſchichtliche Gegenſtände geſtochen hat und Alles, was er geſtochen, vorzüglich iſt. Aber jenes Portrait von Latour, welches dieſer Maler von ſich ſelbſt gefertigt hatte, iſt bewundernswürdig durch die Vorzüge, welche in allen übrigen ſich finden, mehr aber durch die Seele und die freie Heiterkeit, die in dieſem Geſichte ſo glücklich ausgedrückt ſind. Sehr ſchön iſt auch das Bildniß von Mounſey und außerordentlich die der Grafen Rasumowsky und Oſterhazy. Noch die Kaiſerin von Rußland, [illegible] gemalt von

werke mit erstaunender Meisterschaft behandelt sind.

Nicht weniger schätzenswerth ist das Portrait von Mignard nach Rigaud; welches ich jedoch nicht, wie Andere wollen, für sein Hauptstück halte.

In der zweiten Art behandelt er ebenso gut Portraite als historische Vorstellungen, worunter einige von eigener Erfindung sind, die ihm zum großen Lobe gereichen.

Er ahmte, doch nicht knechtisch, die weise malerische Unordnung Rembrandt's und Castiglione's nach, und wußte sich sehr oft mit der kalten Nadel der geistreichen und bezaubernden Leichtigkeit des Stefano della Bella anzunähern. Bei ihm ist Alles Wissen, Alles Feuer und, was viel mehr bedeuten will, Alles der Wahrheit Stempel.

Man kann von diesem wundersamen Manne sagen: daß zwei der trefflichsten Stecher in ihm verbunden seien. Wie er auch irgend die Kunstart eines Andern nachahmt, tritt er immer, von seinem außerordentlichen Geiste begleitet, als Original wieder hervor.

Hätte er die Geschichte im großen Sinne wie das Portrait behandelt, und hätte ihn die Ueberfülle seines Geistes nicht manchmal irre geleitet, so könnte er die oberste Stelle in unserer Kunst erreichen. Ist ihm Dieß nicht gelungen, so bleibt er doch, wie gesagt, einer der trefflichsten Meister und der erfahrenste Stecher.

Wer seine schönen Kupferstiche zu Rathe zieht, wird von vielen Seiten in seiner Profession gewinnen.

Uebersetzt aus der Calcographia da Giuseppe Longhi, Milano 1830. Vol. I. pag. 185.

Künstlerische Behandlung landschaftlicher Gegenstände.

Es fand sich unter Goethe's nachgelassenen Schriften ein Aufsatz obigen Titels von hoher Bedeutung, zum Theil ausgeführt, größtentheils aber nur in schematischen Andeutungen vorhanden, so daß man wünschen mußte, solche Arbeit einer größern Vollendung angenähert und das Lückenhafte möglichst ergänzt zu sehen.

Der Herausgeber dieser Bände ersuchte daher den vieljährigen Freund und Mitarbeiter Goethe's im Kunstfache, Herrn Hofrath Meyer, um gefällige Zusätze und Erweiterungen, sowie sie sich ihm bei Durchlesung des Manuscripts aus dem reichen Schatz seiner Kenntnisse darbieten würden.

So ist nun Goethe's Original, durch einige Erläuterungen von der Hand des geachteten Freundes, einer größern Vollständigkeit näher gebracht worden, welche Zusätze durch vorgesetzte Häkchen von Dem, was ursprünglich Goethe angehört, unterschieden sind.

Freilich bleibt auch so diese Abhandlung immer noch höchst unvollkommen und lückenhaft; allein wir tragen kein Bedenken, sie, wie sie ist, sowie auch manches andere bloß Schematische dieses Bandes einem größern Publicum vorzulegen.

Denn das eigentlich Wirksame einer Schrift besteht doch immer in den ursprünglichen Intentionen des Verfassers, und diese sind schon im Schema vollkommen deutlich und also fähig, geist- und kenntnißreiche Leser ihrerseits wieder productiv zu machen, um einst aus ihnen als vollendetere Erzeugnisse hervorzugehen.

I. Landschaftliche Malerei.

Schematisches.

Der Künstler peinliche Art zu denken.

Woher abzuleiten?

Der ächte Künstler wendet sich auf's Bedeutende, daher die Spuren der ältesten landschaftlichen Darstellungen alle groß, höchst mannigfaltig und erhaben sind.

Hintergrund in Mantegna's Triumph-Zug.

Tizian's Landschaften.

Das Bedeutende des Gebirgs, der Gebäude beruht auf der Höhe;

Daher das Steile.

Das Anmuthige beruht auf der Ferne;

Daher von oben herab das Weite.

Hierdurch zeichnen sich aus: Alle, die in Tyrol, im Salzburg'schen und sonst mögen gearbeitet haben.

„Breughel, Jodocus, Momper, Roland, Savery, Isaac Major haben Alle diesen Character."

Albrecht Dürer und die übrigen Deutschen der ältern Zeit haben Alle mehr oder weniger etwas Peinliches, indem sie gegen die ungeheuern Gegenstände die Freiheit des Wirkens verlieren, oder solche behaupten, insofern ihr Geist groß und denselben gewachsen ist.

Daher sie bei allem Anschauen der Natur, ja Nachahmung derselben, in's Abenteuerliche gehen, auch manierirt werden.

Bei Paul Brill mildert sich Dieses, ob er gleich noch immer hohen Horizont liebt und es im Vordergrunde an Gebirgsmassen und in dem Uebrigen an Mannigfaltigkeit nie fehlen läßt.

„Das Beste der uns bekannt gewordenen Oelgemälde des Paul Brill (er hat auch mehrere große Werke in Fresco ausgeführt) befindet sich in der Tiercatinischen Gallerie und stellt ei[n] [J]agd von Rehen und wilden Schweinen dar.

Den Farbenton in diesem Bilde möchten wir kühl nennen: er drückt frühe Morgenzeit recht wohl aus und stimmt daher vortrefflich zu den staffirenden Figuren. Das Landschaftliche, die Gegend ist schön gedacht, einfach, großartig und gleichwohl gefällig; Licht und Schatten wußte der Künstler zweckmäßig zu vertheilen und erzielte dadurch eine ruhige, dem Auge angenehme Wirkung; die Behandlung ist zwar fleißig, doch weder geleckt noch peinlich: ein sanfter Lufthauch scheint durch die Bäume zu ziehen und sie leicht zu bewegen; das Gegenstück ist, wiewohl geringer, doch ebenfalls ein Werk von Verdiensten, und stellet eine wilde Gegend dar, wo ein Waldstrom zwischen Felsen und Gestein sich schäumend durchdrängt."

Eintretende Niederländer.

Vor Rubens.

Rubens selbst.

Nach Rubens.

Er, als Historien-Maler, suchte nicht sowohl das Bedeutende, als daß er es jedem Gegenstand zu verleihen wußte; daher seine Landschaften einzig sind. Es fehlt auch nicht an steilen Gebirgen und grenzenlosen Gegenden, aber auch dem ruhigsten, einfachsten, ländlichen Gegenstand weiß er Etwas von seinem Geiste zu ertheilen und das Geringste dadurch wichtig und anmuthig zu machen.

„Zum bessern Verständniß des Vorstehenden über Rubens gedenken wir hier einer schätzbaren Landschaft desselben im Palast Pitti zu Florenz. Sie stellt die Heuernte dar, ist keck, meisterhaft behandelt, schön erfunden, gut colorirt mit kräftiger, keineswegs mißfälliger Wirkung des Ganzen. Kundige Beschauer nehmen indessen mit Erstaunen, in dem Werk eines Künstlers wie Rubens, die unrichtige Austheilung des Lichtes wahr; denn auf eine Baumgruppe, vorn rechter Hand im Bilde, fällt solches rechts ein; alles Uebrige, die staffirenden Figuren nicht ausgenommen, ist von der entgegengesetzten Seite beleuchtet."

Rembrandt's Realism in Absicht auf die Gegenstände.

Licht, Schatten und Haltung sind bei ihm das Ideelle.

Bolognesische Schule.

Die Carracci.

Grimaldi.

Im Claude Lorrain erklärt sich die Natur für ewig.

Die Poussins führen sie in's Ernste, Hohe, sogenannte Heroische.

Anregung der Nachfolger.

Gänzliches Auslaufen in die Portrait-Landschaften.

„Es springt in die Augen, daß Goethe's Aufsatz hier abgebrochen, übrigens auch als dieser Entwurf nicht in allen Theilen vollendet ist, indem, nach dem heroischen Styl, welchen Nicolaus und Caspar Poussin in die landschaftlichen Darstellungen gebracht, auch des Anmuthigen, Idyllenmäßigen in den Werken des Joh. Both, des Ruysdael, des Dujardin, Potter, Berghem, van der Neer und Anderer Erwähnung hätte geschehen sollen. Wir unternehmen jedoch nicht, darüber Etwas hinzuzufügen, weil Solches eine besondere umständliche Abhandlung erfordert; und so folge nun, ohne weiteres Erörtern, Goethe's zweiter, freilich auch nicht vollendeter, doch in einigen Theilen schon mehr ausgeführter Aufsatz über denselben Gegenstand."

II. Landschaftliche Malerei.

Ehemaliges.

In ihren Anfängen als Nebenwerk des Geschichtlichen.

„Sehr einfach, oft sogar bloß symbolisch, wie z. B. in manchen Bildern des Giotto, auch wohl in denen des Orgagna und Andern."

Durchaus einen steilen Character, weil ja ohne Höhen und Tiefen keine Ferne interessant dargestellt werden kann.

„Das Steile, Schroffe herrscht selbst in Tizian's Werken, da wo er Felsen und Gebirge malt, noch vor; so ebenfalls bei Leonardo da Vinci."

Männlicher Character der ersten Zeit.

Die erste Kunst durchaus ahnungsreich, deshalb die Landschaft ernst und gleichsam drohend.

Forderung des Reichthums.

Daher hohe Standpuncte, weite Aussichten.

Beispiele.

Breughel.

Paul Brill: dieser schon höchst gebildet, geistreich und mannigfaltig. Man sehe seine zwölf Monate in sechs Blättern und die vielen andern nach ihm gestochenen Blätter.

Jodocus Momper, Roland Savery.

Einsiedeleien.

„Zu den Einsiedlern oder Einsiedeleien sind auch wohl J. Muzian's Heilige, in Wildnissen dargestellt, zu rechnen, welche Corn. Cort in sechs bekannten, schönen Blättern in Kupfer stach."

Nach und nach steigende Anmuth.

Die Carracci.

Dominichino.

„Albani, Guercino, Grimaldi und ihres an poetischem Verdienst im landschaftlichen Fach nicht nachstehend P. Fr. Mola und J. Bapt. Mola; auch wäre J. Bapt. Viola hier noch zu nennen."

Claude Lorrain.

Ausbreitung über eine heitere Welt, Zartheit. Wirkung der atmosphärischen Erscheinungen auf's Gemüth.

„Joh. Both."

„Hermann Swanevelt."

„Poelemburg."

Nicol. Poussin.

Caspar Poussin.

Heroische Landschaft.

Genau besehen eine nutzlose Erde. Abwechselndes Terrain ohne irgend einen gebauten Boden.

Ernste, nicht gerade idyllische, aber einfache Menschen.

Anständige Wohnungen ohne Bequemlichkeit.

Sicherung der Bewohner und Umwohner durch Thürme und Festungswerke.

In diesem Sinn eine fortgesetzte Schule, vielleicht die einzige, von der man sagen kann, daß der reine Begriff, die Anschauungsweise der Meister, ohne merkliche Abnahme überliefert worden.

„Felix Meyer von Winterthur ist zwar keiner der hochberühmten Meister, allein wir nehmen Anlaß, desselben hier zu gedenken, weil mehrere seiner Landschaften mit wahrhaft Poussinischem Geist erfunden sind; doch ist die Ausführung meistens flüchtig, das Colorit nicht heiter genug. Auch eines wenig bekannten Malers aus derselben Zeit, oder etwas früher, liegt uns ob zu gedenken: Werdmüller von Zürich; seine höchst seltenen Arbeiten halten in Hinsicht auf Reichthum und Anmuth der Gedanken ungefähr die Mitte zwischen denen des Fr. Mola, Grimaldi und Claude Lorrain; und wenn sie von Seite des Colorits nicht an die blühende Heiterkeit der Letztern reichen, so sind sie doch darin dem Mola und Grimaldi wenigstens gleich zu schätzen."

„Meister, welche in landschaftlichen Darstellungen dem Geschmack der beiden Poussins gefolgt sind."

Glauber.

Franz Milet.

Franz van Neve.

Sebastian Bourdon.

Uebergang aus dem Ideellen zum Wirklichen durch Topographien.

Merian's weitumherschauende Arbeiten.

Beide Arten gehen noch neben einander.

Endlich, besonders durch Engländer, der Uebergang zu den Bedeuten.

Sowie beim Geschichtlichen zur Portraitform.

Neuere Engländer, an der großen Liebhaberei zu Claude und Poussin noch immer verharrend.

Sich zu den Bedeuten hinneigend, aber immer noch in der Composition an atmosphärischen Effecten sich ergetzend und übend.

Die Hackert'sche klare, strenge Manier steht dagegen; seine merkwürdigen, meisterhaften Bleistifts- und Federzeichnungen nach der Natur, auf weiß' Papier, um ihnen mit Sepia Kraft und Haltung zu geben.

Studien der Engländer auf blau' und grau' Papier, mit schwarzer Kreide und wenig Pastellfarbe, etwas nebulistisch; im Ganzen aber gut gedacht und sauber ausgeführt.

„Der Verfasser zielt hier auf einige schätzbare Zeichnungen Englischer Landschaftsmaler, welche er während seines Aufenthaltes in Rom an sich brachte, und die noch gegenwärtig unter den von ihm nachgelassenen Kunstschätzen sich befinden."

III. Landschaftliche Malerei.

Ausgeführtes.

1. Als sich die Malerei in Westen, besonders in Italien, von dem östlichen Byzantinischen mumienhaften Herkommen wieder zur Natur wendete, war bei ihren ernsten, großen Anfängen die Thätigkeit bloß auf menschliche Gestalt gerichtet, unter welcher das Göttliche und Gottähnliche vorgestellt wa... Eine capellenartige Einfassung ward den Bildern allenfalls zu Theil, und zwar ganz der Sache angemessen, weil sie ja in Kirchen und Capellen aufgestellt werden sollten.

Wie man aber bei weiterm Fortrücken der Kunst sich in freier Natur umsah, sollte doch immer auch Bedeutendes und Würdiges den Figuren zur Seite stehen; deßhalb denn auch hohe Augpuncte gewählt, auf starren Felsen vielfach übereinander gethürmte Schlösser, tiefe Thäler, Wälder und Wasserfälle dargestellt wurden. Diese Umgebungen nahmen in der Folge immer mehr überhand, drängten die Figuren in's Engere und Kleinere, bis sie zuletzt in Dasjenige, was wir Staffage nennen, zusammenschrumpften. Diese landschaftlichen Tafeln aber sollten, wie vorher die Heiligenbilder, auch durchaus interessant sein, und man überfüllte sie deßhalb nicht allein mit Dem, was eine Gegend liefern konnte, sondern man wollte zugleich eine ganze Welt bringen, damit der Beschauer Etwas zu sehen hätte und der Liebhaber für sein Geld doch auch Werth genug erhielt. Von den höchsten Felsen, worauf man Gemsen umherklettern sah, stürzten Wasserfälle zu Wasserfällen hinab, durch Ruinen und Gebüsch. Diese Wasserfälle wurden endlich benutzt zu Hammerwerken und Mühlen, tiefer hinunter belebten sie ländliche Ufer, größere Städte, trugen Schiffe von Bedeutung und

verloren sich endlich in den Ocean. Daß dazwischen Jäger und Fischer ihr Handwerk trieben und tausend andere irdische Wesen sich thätig zeigten, läßt sich denken: es fehlte der Luft nicht an Vögeln, Hirsche und Rehe weideten auf den Waldblößen, und man würde nicht endigen, Dasjenige herzuzählen, was man dort mit einem einzigen Blick zu überschauen hatte. Damit aber zuletzt noch eine Erinnerung an die erste Bestimmung der Tafel übrig bliebe, bemerkte man in einer Ecke irgend einen heiligen Einsiedler. Hieronymus mit dem Löwen, Magdalena mit dem Haargewand fehlten selten.

2. Tizian, mit großartigem Kunstgeschmack überhaupt, fing, insofern er sich zur Landschaft wandte, schon an mit dem Reichthum sparsamer umzugehen; seine Bilder dieser Art haben einen ganz eigenen Character: hölzerne, wunderlich übereinander gezimmerte Häuser, mittelgebirgige Gegenden, mannigfaltige Hügel, anspülende Seen, niemals ohne bedeutende Figuren, menschliche, thierische. Auch legte er seine schönen Kinder ohne Bedenken, ganz nackt, unter freien Himmel in's Gras.

3. Breughel's Bilder zeigen die wundersamste Mannigfaltigkeit, gleichfalls hohe Horizonte, weit ausgebreitete Gegenden, die Wasser hinab bis zum Meere; aber der Verlauf seiner Gebirge, obgleich rauh genug, ist doch weniger steil; besonders aber durch eine seltenere Vegetation merkwürdig. Das Gestein hat überall den Vorrang; doch ist die Lage seiner Schlösser, Städte; höchst mannigfaltig und characteristisch; durchaus aber ist der ernste Character des sechszehnten Jahrhunderts nicht zu verkennen.

Paul Brill, ein hochbegabtes Naturell. In seinen Werken läßt sich die oben beschriebene Herkunft noch wohl verspüren; aber es ist Alles schon freier, weitherziger und die Charactere der Landschaft schon getrennt; es ist nicht mehr eine ganze Welt, sondern bedeutende, aber immer noch weitgreifende Einzelnheiten.

Wie trefflich er die Zustände der Localitäten, des Bewohnens und Benutzens irdischer Oertlichkeiten gekannt, beurtheilt und gebraucht, davon geben seine zwölf Monate in sechs Blättern das schönste Beispiel. Besonders angenehm ist, zu sehen, wie er immer zwei auf zwei zu paaren gewußt, und wie ihm aus dem Verlauf des einen in den andern ein vollständiges Bild darzustellen gelungen sei.

Der Einsiedeleien des Martin de Vos, von Johann und Raphael Sadeler in Kupfer gestochen, ist auch zu gedenken. Hier stehen die Figuren der frommen Männer und Frauen mit wilden Umgebungen im Gleichgewicht; beide sind mit großem Ernst und tüchtiger Kunst vorgetragen.

4. Das siebenzehnte Jahrhundert befreit sich immer mehr von der zudringlichen, ängstigenden Welt; die Figuren der Carracci erfordern weitern Spielraum. Vorzüglich setzt sich eine große, schöne, bedeutende Welt mit den Figuren in's Gleichgewicht und überhaupt vielleicht durch höchst interessante Gegenden selbst die Gestalten.

Domenichin vertieft sich bei seinem Bolognesischen Aufenthalt in die gebirgigen und einsamen Umgebungen; sein zartes Gefühl, seine meisterhafte Behandlung und das höchst zierliche Menschengeschlecht, das in seinen Räumen wandelt, sind nicht genug zu schätzen.

Von Claude Lorrain, der nun ganz in's Freie, Ferne, Heitere, Ländliche, feenhaft Architectonische sich ergeht, ist nur zu sagen, daß er an's Letzte einer freien Kunstäußerung in diesem Fache gelangt. Jedermann kennt seine Werke; jeder Künstler strebt ihm nach, und Jeder fühlt mehr oder weniger, daß er ihm den Vorzug lassen muß.

5. Damals entstand auch die sogenannte heroische Landschaft, in welcher ein Menschengeschlecht zu hausen schien von wenigen Bedürfnissen und von großen Gesinnungen. Abwechslung von Feldern, Felsen und Wäldern, unterbrochenen Hügeln und steilen Bergen, Wohnungen ohne Bequemlichkeit, aber ernst und anständig, Thürme und Befestigungen, ohne eigentlichen Kriegszustand auszudrücken, durchaus aber eine unnütze Welt, keine Spur von Feld- und Gartenbau, hier und da eine Schafherde, auf die älteste und einfachste Benutzung der Erdoberfläche hindeutend.

Aphorismen.

Freunden und Gegnern zur Belehrung.

Wer gegenwärtig über Kunst schreiben oder gar streiten will, der sollte einige Ahnung haben von Dem, was die Philosophie in unsern Tagen geleistet hat und zu leisten fortfährt.

Wer einem Autor Dunkelheit verwerfen will, sollte erst sein eigenes Innere beschauen, ob es denn da auch recht hell ist. In der Dämmerung wird eine sehr deutliche Schrift unlesbar.

Wer streiten will, muß sich hüten, bei dieser Gelegenheit Sachen zu sagen, die ihm Niemand streitig macht.

Wer Maximen bestreiten will, sollte fähig sein, sie recht klar aufzustellen und innerhalb dieser Klarheit zu kämpfen, damit er nicht in

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50924-3
GOETHE,J.W. FN. 1848/474

in den Fall gerathe, mit selbstgeschaffenen Luftbildern zu fechten.

Die Dunkelheit gewisser Maximen ist nur relativ. Nicht Alles ist dem Hörenden deutlich zu machen, was dem Ausübenden einleuchtet.

Ein Künstler, der schätzbare Arbeiten verfertigt, ist nicht immer im Stande, von eigenen oder fremden Werken Rechenschaft zu geben.

Natur und Idee läßt sich nicht trennen, ohne daß die Kunst, sowie das Leben, zerstört werde.

Wenn Künstler von Natur sprechen, subintelligiren sie immer die Idee, ohne sich's deutlich bewußt zu sein.

Eben so geht's Allen, die ausschließlich die Erfahrung anpreisen; sie bedenken nicht, daß die Erfahrung nur die Hälfte der Erfahrung ist.

Erst hört man von Natur und Nachahmung derselben; dann soll es eine schöne Natur geben. Man soll wählen; doch wohl das Beste! Und woran soll man's erkennen? Nach welcher Norm soll man wählen, und wo ist denn die Norm? Doch wohl nicht auch in der Natur?

Und gesetzt, der Gegenstand wäre gegeben, der schönste Baum im Walde, der in seiner Art als vollkommen auch vom Förster anerkannt würde. Nun, um den Baum in ein Bild zu verwandeln, gehe ich um ihn herum und suche mir die schönste Seite. Ich trete weit genug weg, um ihn völlig zu übersehen; ich warte ein günstiges Licht ab; und nun soll von dem Naturbaum noch viel auf das Papier übergegangen sein!

Der Laie mag Das glauben; der Künstler, hinter den Coulissen seines Handwerks, sollte aufgeklärter sein.

Gerade Das, was ungebildeten Menschen am Kunstwerk als Natur auffällt, Das ist nicht Natur (von außen), sondern der Mensch (Natur von innen).

Wir wissen von keiner Welt, als im Bezug auf den Menschen; wir wollen keine Kunst, als die ein Abdruck dieses Bezugs ist.

Wer zuerst im Bilde auf seinen Horizont die Zielpuncte des mannigfaltigen Spiels wagrechter Linien bannte, erfand das Prinzip der Perspective.

Wer zuerst aus der Systole und Diastole, zu der die Retina gebildet ist, aus dieser Syncrisis und Diacrisis, mit Plato zu sprechen, die Farben-Harmonie entwickelte, Der hat die Principien des Colorits entdeckt.

Suchet in Euch, so werdet Ihr Alles finden, und erfreuet Euch, wenn da draußen, wie Ihr es immer heißen möget, eine Natur liegt, die Ja und Amen zu Allem sagt, was Ihr in Euch selbst gefunden habt.

Gar Vieles kann lange erfunden, entdeckt sein, und es wirkt nicht auf die Welt; es kann wirken und doch nicht bemerkt werden; wirken und nicht in's Allgemeine greifen: deßwegen jede Geschichte der Erfindung sich mit den wunderbarsten Räthseln herumschlägt.

Es ist so schwer, Etwas von Mustern zu lernen, als von der Natur.

Die Form will so gut verdaut sein als der Stoff, ja sie verdaut sich viel schwerer.

Mancher hat nach der Antike studirt und sich ihr Wesen nicht ganz zugeeignet. Ist er darum scheltenswerth?

Die höhern Forderungen sind an sich schon schätzbarer, auch unerfüllt, als niedrige ganz erfüllte.

Das trocken Naive, das steif Wackere, das ängstlich Rechtliche, und womit man ältere Deutsche Kunst characterisiren mag, gehört zu jeder frühern einfachern Kunstweise. Die alten Venezianer, Florentiner u. s. w. haben das Alles auch.

Und wir Deutschen sollen uns dann nur für original halten, wenn wir uns nicht über die Anfänge erheben? —

Weil Albrecht Dürer, bei dem unvergleichlichen Talent, sich nie zur Idee des Ebenmaßes der Schönheit, ja sogar nie zum Gedanken einer schicklichen Zweckmäßigkeit erheben konnte, sollen wir auch immer an der Erde kleben? —

Albrecht Dürer förderte ein höchst inniges, realistisches Anschauen, ein liebenswürdiges, menschliches Mitgefühl aller gegenwärtigen Zustände. Ihm schadete eine trübe, form- und bedeutlose Phantasie.

Wie Martin Schön neben ihm steht und wie das Deutsche Verdienst sich dort beschränkte,

Thomas. Zehn Doublen! Ich muß etwas rechts fordern.

Jery. Von Herzen gern.

Thomas. Nun laß mich gewähren!

Jery. Wie willſt du's anſtellen?

Thomas. Geſcheidt!

Jery. Nun?

Thomas. Ich will ſie fragen, was ſie machen will, wenn ein Wolf kommt?

Jery. Das iſt Spaß.

Thomas. Und wenn ihr Vater ſtirbt?

Jery. Ah!

Thomas. Und wenn ſie krank wird?

Jery. Nun ſprich recht gut.

Thomas. Und wenn ſie alt wird?

Jery. Du haſt reden gelernt.

wäre interessant zu zeigen und nützlich zu zeigen, daß dort nicht aller Tage Abend war.

Löste sich doch in jeder Italienischen Schule der Schmetterling aus der Puppe los!

Sollen wir ewig als Raupen herumkriechen, weil einige Nordische Künstler ihre Rechnung dabei finden?

Nachdem uns Klopstock vom Reim erlöste und Voß uns prosodische Muster gab, so sollen wir wohl wieder Knittelverse machen wie Hans Sachs!

Laßt uns doch vielseitig sein! Märkische Rübchen schmecken gut, am Besten gemischt mit Castanien. Und diese beiden edeln Früchte wachsen weit auseinander.

Erlaubt uns in unsern vermischten Schriften doch neben den abend- und nordländischen Formen auch die morgen- und südländischen!

Man ist nur vielseitig, wenn man zum Höchsten strebt, weil man muß (im Ernst), und zum Geringern herabsteigt, wenn man will (zum Spaß).

Verschiedenes Einzelne.

Die Kunst ruht auf einer Art religiösem Sinn, auf einem tiefen, unerschütterlichen Ernst; deßwegen sie sich auch so gern mit der Religion vereinigt. Die Religion bedarf keines Kunstsinnes; sie ruht auf ihrem eigenen Ernst; sie verleiht aber auch keinen, so wenig sie Geschmack gibt.

In Rembrandt's trefflicher Radirung, der Austreibung der Käufer und Verkäufer aus den Tempel-Hallen, ist die Glorie, welche gewöhnlich des Herrn Haupt umgibt, in die vorwärts wirkende Hand gleichsam gefahren, welche nun in göttlicher That glanzumgeben derb zuschlägt. Um das Haupt ist's, wie auch das Gesicht, dunkel.

Es ist eine Tradition: Dädalus, der erste Plastiker, habe die Erfindung der Drehscheibe des Töpfers beneidet. Von Neid möchte wohl Nichts vorgekommen sein, aber der große Mann hat wahrscheinlich vermuthet, daß die Technik zuletzt in der Kunst verderblich werden müsse.

Bei Gelegenheit der Berlin'schen Vorbilder für Fabricanten kam zur Sprache: ob so großer Aufwand auf die höchste Ausführung der Blätter wäre nöthig gewesen; wobei sich ergab, daß gerade den talentvollen jungen Künstler und Handwerker die Ausführung am Meisten reizt, und daß er durch Beachtung und Nachbildung derselben erst befähigt wird, das Ganze und den Werth der Formen zu begreifen.

Ein edler Philosoph sprach von der Baukunst als einer erstarrten Musik und mußte dagegen manches Kopfschütteln gewahr werden. Wir glauben diesen schönen Gedanken nicht besser nochmals einzuführen, als wenn wir die Architectur eine verstummte Tonkunst nennen.

Man denke sich den Orpheus, der, als ihm ein großer, wüster Bauplatz angewiesen war, sich weislich an dem schicklichsten Ort niedersetzte und durch die belebenden Töne seiner Leier den geräumigen Marktplatz um sich her bildete. Die von kräftig gebietenden, freundlich lockenden Tönen schnell ergriffenen, aus ihrer massenhaften Ganzheit gerissenen Felssteine mußten, indem sie sich enthusiastisch herbeibewegten, sich kunst- und handwerksgemäß gestalten, um sich sodann in rhythmischen Schichten und Wänden gebührend hinzuordnen. Und so mag sich Straße zu Straßen anfügen! An wohlschützenden Mauern wird's auch nicht fehlen.

Die Töne verhallen, aber die Harmonie bleibt. Die Bürger einer solchen Stadt wandeln und weben zwischen ewigen Melodien; der Geist kann nicht sinken; die Thätigkeit nicht einschlafen; das Auge übernimmt Function, Gebühr und Pflicht des Ohres, und die Bürger am gemeinsten Tage fühlen sich in einem idealen Zustand; ohne Reflexion, ohne nach dem Ursprung zu fragen, werden sie des höchsten sittlichen und religiösen Genusses theilhaftig. Man gewöhne sich, in Sanct Peter auf- und abzugehen, und man wird ein Analogen Desjenigen empfinden, was wir auszusprechen gewagt.

Dagegen in einer schlecht gebauten Stadt, wo der Zufall mit leidigem Wesen die Häuser zusammenkehrte, lebt der Bürger unbewußt in der Wüste eines düstern Zustandes; dem fremden Eintretenden jedoch ist es zu Muthe, als wenn er Dudelsack, Pfeifen und Schellentrommeln hörte und sich bereiten müßte, Bärentänzen und Affensprüngen beizuwohnen.

Jungen Künstlern empfohlen.

I.

Die Dilettanten, wenn sie das Möglichste gethan haben, pflegen zu ihrer Entschuldigung zu sagen, die Arbeit sei noch nicht fertig. Freilich kann sie nie fertig werden, weil sie nie recht

angefangen ward. Der Meiſter ſtellt ſein Werk mit wenigen Strichen als fertig dar; ausgeführt oder nicht, ſchon iſt es vollendet. Der geſchickteſte Dilettant taſtet im Ungewiſſen; und wie die Ausführung wächſt, kommt die Unſicherheit der erſten Anlage immer mehr zum Vorſchein. Ganz zuletzt entdeckt ſich erſt das Verfehlte, das nicht auszugleichen iſt, und ſo kann das Werk freilich nicht fertig werden.

In der wahren Kunſt gibt es keine Vorſchule, wohl aber Vorbereitungen; die beſte jedoch iſt die Theilnahme des geringſten Schülers am Geſchäft des Meiſters. Aus Farbenreibern ſind treffliche Maler hervorgegangen.

Ein Anderes iſt die Nachäffung, zu welcher die natürliche allgemeine Thätigkeit des Menſchen durch einen bedeutenden Künſtler, der das Schwere mit Leichtigkeit vollbringt, zufällig angeregt wird.

II.

Der junge Künſtler geſelle ſich Sonn- und Feiertags zu den Tänzen der Landleute; er merke ſich die natürliche Bewegung und gebe der Bauerdirne das Gewand einer Nymphe, dem Bäuerburſchen ein Paar Ohren, wo nicht gar Bocksfüße. Wenn er die Natur recht ergreift und den Geſtalten einen edlern, freiern Anſtand zu geben weiß, ſo begreift kein Menſch, wo er's her hat, und Jedermann ſchwört, er hätte es von der Antike genommen.

Ferner, wenn ſich Seiltänzer und Kunſtreiter einfinden, verſäume er nicht, auf Dieſe genau zu achten. Das Uebertriebene, Falſche, Handwerksmäßige lehne er ab, aber er lerne auffaſſen, welcher unendlichen Zierlichkeit der menſchliche Körper fähig iſt.

Der junge Künſtler verſäume die Thiergeſtalten nicht, von Pferden und Hunden ſuche er ſich den Hauptbegriff zu gewinnen; auch wilden fremden Geſchöpfen erweiſe er ſeine Aufmerkſamkeit und Achtung.

III.

Von der Nothwendigkeit, daß der bildende Künſtler Studien nach der Natur mache und von dem Werthe derſelben überhaupt ſind wir genugſam überzeugt; allein wir läugnen nicht, daß es uns öfters betrübt, wenn wir den Mißbrauch eines ſo löblichen Strebens gewahr werden.

Nach unſerer Ueberzeugung ſollte der junge Künſtler wenig oder gar keine Studien nach der Natur beginnen, wobei er nicht zugleich dächte, wie er jedes Blatt zu einem Ganzen abrunden, wie er dieſe Einzelnheit, in ein angenehmes Bild verwandelt, in einen Rahmen eingeſchloſſen, dem Liebhaber und Kenner gefällig anbieten möge.

Es ſteht manches Schöne iſolirt in der Welt; doch der Geiſt iſt es, der Verknüpfungen zu entdecken und dadurch Kunſtwerke hervorzubringen hat. — Die Blume gewinnt erſt ihren Reiz durch das Inſect, das ihr anhängt, durch den Thautropfen, der ſie befeuchtet, durch das Gefäß, woraus ſie allenfalls ihre letzte Nahrung zieht. Kein Buſch, kein Baum, dem man nicht durch die Nachbarſchaft eines Felſens, einer Quelle Bedeutung geben, durch eine mäßige, einfache Ferne größern Reiz verleihen könnte. So iſt es mit menſchlichen Figuren und ſo mit Thieren aller Art beſchaffen.

Der Vortheil, den ſich der junge Künſtler hierdurch verſchafft, iſt gar mannigfaltig. Er lernt denken, das Paſſende gehörig zuſammenbinden; und wenn er auf dieſe Weiſe geiſtreich componirt, wird es ihm zuletzt auch an Dem, was man Erfindung nennt, an dem Entwickeln des Mannigfaltigen aus dem Einzelnen, keineswegs fehlen können.

Thut er nun hierin der eigentlichen Kunſt-Pädagogik wahrhaft Genüge, ſo hat er noch nebenher den großen, nicht zu verachtenden Gewinn, daß er lernt, verkäufliche, dem Liebhaber anmuthige und liebliche Blätter hervorzubringen.

Eine ſolche Arbeit braucht nicht im höchſten Grade ausgeführt und vollendet zu ſein; wenn ſie gut geſehen, gedacht und fertig iſt, ſo iſt ſie für den Liebhaber oft reizender, als ein größeres, ausgeführtes Werk.

Beſchaue doch jeder junge Künſtler ſeine Studien im Büchelchen und im Porteſeuille, und überlege, wie viele Blätter er davon auf jene Weiſe genießbar und wünſchenswerth hätte machen können.

Es iſt nicht die Rede vom Höhern, wovon man wohl auch ſprechen könnte, ſondern es ſoll nur als Warnung geſagt ſein, die von einem Abwege zurückruft und auf's Höhere hindeutet.

Verſuche es doch der Künſtler nur ein halb' Jahr practiſch, und ſetze weder Kohle noch Pinſel an, ohne Intention, einen vorliegenden Natur-

gegenſtand als Bild abzuſchließen. Hat er angebornes Talent, ſo wird ſich's bald offenbaren, welche Abſicht wir bei dieſen Andeutungen im Sinne hegten.

IV.

Wenn ich jüngere Deutſche Maler, ſogar ſolche, die ſich eine Zeit lang in Italien aufgehalten, befrage, warum ſie doch, beſonders in ihren Landſchaften, ſo widerwärtige, grelle Töne dem Auge darſtellen und vor aller Harmonie zu fliehen ſcheinen: ſo geben ſie wohl ganz dreiſt und getroſt zur Antwort: ſie ſähen die Natur genau auf ſolche Weiſe.

Kant hat uns aufmerkſam gemacht, daß es eine Kritik der Vernunft gebe; daß dieſes höchſte Vermögen, was der Menſch beſitzt, Urſache habe, über ſich ſelbſt zu wachen. Wie großen Vortheil uns dieſe Stimme gebracht, möge Jeder an ſich ſelbſt geprüft haben! Ich aber möchte in eben dem Sinne die Aufgabe ſtellen, daß eine Kritik der Sinne nöthig ſei, wenn die Kunſt überhaupt, beſonders die Deutſche, irgend wieder ſich erholen und in einem erfreulichen Lebensſchritt vorwärtsgehen ſollte.

Der zur Vernunft geborne Menſch bedarf noch großer Bildung, ſie mag ſich ihm nun durch Sorgfalt der Eltern und Erzieher, durch friedliches Beiſpiel oder durch ſtrenge Erfahrung nach und nach offenbaren. Ebenſo wird zwar der angehende Künſtler, aber nicht der vollendete geboren; ſein Auge komme friſch auf die Welt; er habe glücklichen Blick für Geſtalt, Proportion, Bewegung, aber für höhere Compoſition, für Haltung, Licht, Schatten, Farben kann ihm die natürliche Anlage fehlen, ohne daß er es gewahr wird.

Iſt er nun nicht geneigt, von höher ausgebildeten Künſtlern der Vor- und Mitzeit Das zu lernen, was ihm fehlt, um eigentlicher Künſtler zu ſein: ſo wird er im falſchen Begriff von bewahrter Originalität hinter ſich ſelbſt zurückbleiben; denn nicht allein Das, was mit uns geboren iſt, ſondern auch Das, was wir erwerben können, gehört uns an, und wir ſind es.

Vortheile,

die ein junger Maler haben könnte, der ſich zuerſt bei einem Bildhauer in die Lehre gäbe.

1797.

Der ſogenannte Hiſtorien-Maler hat in Hinſicht des Gegenſtandes mit dem Bildhauer einerlei Intereſſe. Er ſoll den Menſchen kennen lernen, um ihm dereinſt in bedeutenden Augenblicken darzuſtellen.

Bei'm Bildhauer lernt er Proportion, Anatomie und Formen, wenn er ſich auch nur unter deſſen Anleitung im Zeichnen übte; allein er findet auch Unterricht im Modelliren, welches ihm künftig bei ſeiner Kunſt vom größten Nutzen ſein wird. Denn wie der Maler es mit der Richtigkeit ſeiner Theile oft nicht ſo genau nimmt, ſo pflegt er auch nur die eine Seite der Erſcheinung zu betrachten; bei'm Modelliren hingegen, beſonders des Runden, lernt er den körperlichen Werth des Inhalts ſchätzen; er lernt die einzelnen Theile nicht nach Dem aufſuchen, was ſie ſcheinen, ſondern nach Dem, was ſie ſind; er wird auf die unzähligen kleinen Vertiefungen und Erhöhungen aufmerkſam, die über die Oberfläche des Körpers gleichſam ausgeſäet ſind und die er bei einem einfachen maleriſchen Lichte nicht einmal bemerken kann. Er lernt ſowohl den Gliedermann drapiren und die rechten Falten aufſuchen, als auch ſich ſelbſt die feſtſtehenden Figuren von Thon modelliren, um ſeine Gewänder darüber zu legen und ſein Bild darnach auszuführen. Er lernt die vielen Hülfsmittel kennen, die nöthig ſind, um etwas Gutes hervorzubringen und eine ſolche Anleitung wird ihm nützen, daß er, wenn ſein Genie irgend hinreicht, wahr und richtig, ja zuletzt vollendet werden kann. Denn ſeinen Gemälden wird die Baſis nicht fehlen; und wenn er von einem Puncte mit dem Bildhauer ausgeht: ſo wird er nicht, wie es öfters geſchieht, ſich nur deſto weiter zurückfühlen, je weiter er vorwärts kommt. Beſonders wird er die Richtigkeit dieſer Grundſätze einſehen, wenn ihn ſein Geſchick nach Rom führen ſollte.

Zu malende Gegenſtände.

Nachdem ich über Vieles gleichgiltig geworden, betrübt es mich noch immer und in der neueſten Zeit ſehr oft, wenn ich des bildenden Künſtlers Talent und Fleiß auf ungünſtige, widerſtrebende Gegenſtände verwendet ſehe; daher kann ich mich nicht enthalten, von Zeit zu Zeit auf einiges Vortheilhafte hinzudeuten.

Eine ſo zarte wie einfache Darſtellung gäbe jene jugendlich unverderbene, reife Jungfrau Thisbe, die an der geſprungenen Wand horcht. Wer den Geſichtsausdruck und das Behagen eines blühenden, in Liebe befangenen Mädchens, dem Ort und Stelle einer Zuſammenkunft in's Ohr genannt wird, vollkommen darzuſtellen wüßte, ſollte geprieſen werden.

Nun aber zum Heiligſten überzugehen, wußte ich in dem ganzen Evangelium keinen höhern und ausdrucksvollern Gegenſtand als Chriſtus,

der, leicht über das Meer wandelnd, dem sinkenden Petrus zu Hülfe tritt. Die göttliche und menschliche Natur des Erlösers ist in keinem andern Falle den Sinnen und so identisch darzustellen, ja der ganze Sinn der christlichen Religion nicht besser mit Wenigem auszudrücken. Das Uebernatürliche, das dem Natürlichen auf eine übernatürlich natürliche Weise zu Hülfe kommt und deßhalb das augenblickliche Anerkennen der Schiffer und Fischer, daß der Sohn Gottes bei ihnen gegenwärtig sei, hervorruft, ist selten gemalt worden, sowie es zugleich für den lebenden Künstler von großem Vortheil ist, daß es Raphael nicht unternommen; denn mit ihm zu ringen, ist so gefährlich als mit Phanuel. (1. B. Mos. XXXII.)

Ueber den sogenannten Dilettantismus oder die practische Liebhaberei in den Künsten.

1799.

Einleitendes und Allgemeines.

Die Italiener nennen jeden Künstler Maestro.

Wenn sie Einen sehen, der eine Kunst übt, ohne davon Profession zu machen, sagen sie: Si diletta. Die höfliche Zufriedenheit und Verwunderung, womit sie sich ausdrücken, zeigt dabei ihre Gesinnungen an.

Das Wort Dilettante findet sich nicht in der ältern Italienischen Sprache. Kein Wörterbuch hat es, auch nicht die Crusca.

Bei Jagemann allein findet sich's. Nach ihm bedeutet es einen Liebhaber der Künste, der nicht allein betrachten und genießen, sondern auch an ihrer Ausübung Theil nehmen will.

Spuren der ältern Zeiten.

Spuren nach Wiederanfiebung der Künste.

Große Verbreitung in der neuern Zeit.

Ursache davon.

Kunstübungen gehen als ein Haupterforderniß in die Erziehung über.

Indem wir von Dilettanten sprechen, so wird der Fall ausgenommen, daß Einer mit wirklichem Künstler-Talent geboren wäre, aber durch Umstände wäre gehindert worden, es als Künstler zu excoliren.

Wir sprechen bloß von Denen, welche, ohne ein besonderes Talent zu dieser oder jener Kunst zu besitzen, bloß den allgemeinen Nachahmungstrieb bei sich walten lassen.

Ueber das Deutsche Wort pfuschen.

Ableitung desselben.

Ein später erfundenes Wort.

Bezieht sich auf Handwerk.

Es setzt voraus, daß irgend eine Fertigkeit nach Regeln gelernt, auf die bestimmteste Weise nach der Vorschrift und unter dem Schutze des Gesetzes ausgeübt werde.

Einrichtungen der Innungen, vorzüglich in Deutschland.

Die verschiedenen Nationen haben kein eigentlich' Wort dafür.

Anführung der Ausdrücke.

Der Dilettant verhält sich zur Kunst, wie der Pfuscher zum Handwerk.

Man darf bei der Kunst voraussetzen, daß sie gleichfalls nach Regeln erlernt und gesetzlich ausgeübt werden müsse, obgleich diese Regeln nicht wie die eines Handwerks durchaus anerkannt und die Gesetze der sogenannten freien Künste nur geistig und nicht bürgerlich sind.

Ableitung der Pfuscherei.

Gewinn.

Der Dilettantismus wird abgeleitet.

Dilettant mit Ehre.

Künstler verachtet.

Ursache.

Sicherheit eines ausgebreiteten Lebensgenusses ist gewöhnlich der Grund aller empirischen Achtung.

Wir haben solche Sicherheits-Maximen, ohne es zu bemerken, in die Moral aufgenommen.

Geburt, Tapferkeit, Reichthum.

Andere Arten von Besitz, der Sicherheit des Genusses nach außen gewährt.

Genie und Talent haben zwar das innere Gewisse, stehen aber nach außen äußerst ungewiß.

Sie treffen nicht immer mit den Bedingungen und Bedürfnissen der Zeit zusammen.

In barbarischen Zeiten werden sie als etwas Seltsames geschätzt.

Sie sind des Beifalls nicht gewiß.

Er muß erschlichen oder erbettelt werden.

Daher sind diejenigen Künstler übler daran, die persönlich um den Beifall des Moments buhlen:

Rhapsoden, Schauspieler, Musici.

Künstler leben, außer einigen seltenen Fällen, in einer Art von freiwilliger Armuth.

Es leuchtete zu allen Zeiten ein, daß der Zustand, in dem sich der bildende Künstler befindet, wünschenswerth und beneidenswerth sei.

Entstehen des Dilettantismus.

Allgemein verbreitete, ich will nicht sagen Hochachtung der Künste, aber Vermischung mit der bürgerlichen Existenz und eine Art von Legitimation derselben.

Der Künstler wird geboren.

Er ist eine von der Natur privilegirte Person.

Er ist genöthigt, Etwas auszuüben, das ihm nicht Jeder gleich thun kann.

Und doch kann er nicht allein gedacht werden.

Möchte auch nicht allein sein.
Das Kunstwerk fordert die Menschen zum Genuß auf.
Und zu mehrerer Theilnahme daran.
Zum Genuß der Kunstwerke haben alle Menschen eine unsägliche Neigung.
Der nähere Theilnehmer wäre der rechte Liebhaber, der lebhaft und voll genösse.
So stark wie Andere, ja mehr als Andere.
Weil er Ursache und Wirkung zugleich empfände.
Uebergang zum practischen Dilettantismus.
Der Mensch erfährt und genießt Nichts, ohne sogleich productiv zu werden.
Dieß ist die innerste Eigenschaft der menschlichen Natur; ja, man kann ohne Uebertreibung sagen, es sei die menschliche Natur selbst.
Unüberwindlicher Trieb, dasselbige zu thun.
Nachahmungstrieb deutet gar nicht auf angebornes Genie zu dieser Sache.
Erfahrung an Kindern.
Sie werden durch alles in die Augen fallende Thätige gereizt.
Soldaten, Schauspieler, Seiltän...
Sie nehmen sich ein unerreichbares Ziel vor, das sie durch geübte und verständige Alte haben erreichen sehen.
Ihre Mittel werden Zweck.
Unterzweck.
Bloßes Spiel.
Gelegenheit, ihre Leidenschaft zu üben.
Wie sehr ihnen die Dilettanten gleichen?
Dilettantismus der Weiber,
— der Reichen,
— der Vornehmen.
Ist Zeichen eines gewissen Vorschrittes.
Alle Dilettanten greifen die Kunst von der schwachen Seite an. (Vom schwachen Ende.)
Phantasie-Bilder unmittelbar vorstellen zu wollen.
Leidenschaft statt Ernst.
Verhältniß des Dilettantismus gegen Pedantismus, Handwerk.
Dilettantischer Zustand der Künstler.
Worin er sich unterscheidet?
Ein höherer oder niederer Grad der Empirie.
Falsches Lob des Dilettantismus.
Ungerechter Tadel.
Rath, wie der Dilettant seinen Platz einnehmen könnte.

Geborne Künstler, durch Umstände gehindert, sich auszubilden, sind schon oben ausgenommen.
Sie sind eine seltene Erscheinung.
Manche Dilettanten bilden sich ein, Dergleichen zu sein.
Bei ihnen ist aber nur eine falsche Richtung, welche mit aller Mühe zu Nichts gelangt.
Sie nutzen sich, dem Künstler und der Kunst wenig.
Sie schaden dagegen viel.
Doch kann der Mensch, der Künstler und die Kunst eine genießende, einsichtsvolle und gewisser Maßen practische Theilnahme nicht entbehren.
Absicht der gegenwärtigen Schrift.
Schwierigkeit der Wirkung.
Kurze Schilderung eines eingefleischten Dilettantismus.
Die Philosophen werden aufgefordert.
Die Pädagogen.
Wohlthat für die nächste Generation.

Dilettantismus setzt eine Kunst voraus, wie Pfuschen das Handwerk.
Begriff des Künstlers im Gegensatz des Dilettanten.
Ausübung der Kunst nach Wissenschaft.
Annahme einer objectiven Kunst.
Schulgerechte Folge und Steigerung.
Beruf und Profession.
Anschließung an eine Kunst- und Künstlerwelt.
Schule.
Der Dilettant verhält sich nicht gleich zu allen Künsten.
In allen Künsten gibt es ein Objectives und Subjectives, und je nachdem das Eine oder das Andere darin die hervorstechende Seite ist, hat der Dilettantismus Werth oder Unwerth.
Wo das Subjective für sich allein schon viel bedeutet, muß und kann sich der Dilettant dem Künstler nähern; z. B. schöne Sprache, lyrische Poesie, Musik, Tanz.
Wo es umgekehrt ist, scheiden sich der Künstler und Dilettant strenger, wie bei der Architectur, Zeichenkunst, epischen und dramatischen Dichtkunst.

Die Kunst gibt sich selbst Gesetze und gebietet der Zeit.
Der Dilettantismus folgt der Neigung der Zeit.
Wenn die Meister in der Kunst dem falschen Geschmack folgen, glaubt der Dilettant desto geschwinder auf dem Niveau der Kunst zu sein.
Weil der Dilettant seinen Beruf zum Selbst-Produciren erst aus den Wirkungen der Kunstwerke auf sich empfängt, so verwechselt er diese Wirkungen mit den objectiven Ursachen und Motiven und meint nun, den Empfindungszustand, in den er versetzt ist, auch productiv und practisch zu machen; wie wenn man mit dem Geruch einer Blume die Blume selbst hervorzubringen gedächte.
Das an das Gefühl Sprechende, die letzte Wirkung aller poetischen Organisationen, welche aber den Aufwand der ganzen Kunst selbst

voraussetzt, sieht der Dilettant als das Wesen derselben an und will damit selbst hervorbringen.

Ueberhaupt will der Dilettant in seiner Selbstverkennung das Passive an die Stelle des Activen setzen; und weil er auf eine lebhafte Weise Wirkungen erleidet, so glaubt er mit diesen erlittenen Wirkungen wirken zu können.

Was dem Dilettanten eigentlich fehlt, ist Architectonik im höchsten Sinne, diejenige ausübende Kraft, welche erschafft, bildet, constituirt. Er hat davon nur eine Art von Ahnung, gibt sich aber durchaus dem Stoff dahin, anstatt ihn zu beherrschen.

Man wird finden, daß der Dilettant zuletzt vorzüglich auf Reinlichkeit ausgeht, welches die Vollendung des Vorhandenen ist, wodurch eine Täuschung entsteht, als wenn das Vorhandene zu existiren werth sei. Ebenso ist es mit der Accuratesse und mit allen letzten Bedingungen der Form, welche ebenso gut die Unform begleiten können.

Allgemeiner Grundsatz, unter welchem der Dilettantismus zu gestatten ist:

Wenn der Dilettant sich den strengsten Regeln der ersten Schritte unterwerfen und alle Stufen mit größter Genauigkeit ausführen will; welches er um so mehr kann, da 1) von ihm das Ziel nicht verlangt wird, und da er 2), wenn er abtreten will, sich den sichersten Weg zur Kennerschaft bereitet.

Gerade der allgemeinen Maxime entgegen, wird also der Dilettant einem rigoristischern Urtheil zu unterwerfen sein, als selbst der Künstler, der, weil er auf einer sichern Kunst-Basis ruht, mit minderer Gefahr sich von den Regeln entfernen und dadurch das Reich der Kunst selbst erweitern kann.

Der wahre Künstler steht fest und sicher auf sich selbst; sein Streben, sein Ziel ist der höchste Zweck der Kunst. Er wird sich immer noch weit von diesem Ziele finden und daher gegen die Kunst oder den Kunstbegriff nothwendig alle Mal sehr bescheiden sein und gestehen, daß er noch wenig geleistet habe, wie vortrefflich auch sein Werk sein mag und wie hoch auch sein Selbstgefühl im Verhältniß gegen die Welt steigen möchte. Dilettanten oder eigentlich Pfuscher scheinen im Gegentheil nicht nach einem Ziele zu streben, nicht *vor sich hin* zu sehen, sondern nur Das, was *neben* ihnen geschieht. Darum vergleichen sie auch immer, sind meistens im Lob übertrieben, tadeln ungeschickt, haben eine unendliche Ehrerbietung vor Ihresgleichen, geben sich dadurch ein Ansehen von Freundlichkeit, von Billigkeit, indem sie doch bloß sich selbst erheben.

Besonderes.

Dilettantismus in der Malerei.

Der Dilettant scheut alle Mal das Gründliche, übersteigt die Erlernung nothwendiger Kenntnisse, um zur Ausübung zu gelangen, verwechselt die Kunst mit dem Stoff.

So wird man z. B. nie einen Dilettanten finden, der gut zeichnete, denn alsdann wäre er auf dem Wege zur Kunst; hingegen gibt es manche, die schlecht zeichnen und sauber malen.

Dilettanten erklären sich oft für Mosaik und Wachsmalerei, weil sie die Dauer des Werks an die Stelle der Kunst setzen.

Sie beschäftigen sich öfters mit Radiren, weil die Vervielfältigung sie reizt.

Sie suchen Kunststücke, Manieren, Behandlungsarten, Arcana, weil sie sich meistens nicht über den Begriff mechanischer Fertigkeiten erheben können und denken, wenn sie nur den Handgriff besäßen, so wären keine weitern Schwierigkeiten für sie vorhanden.

Eben um deßwillen, weil der wahre Kunstbegriff den Dilettanten meistentheils fehlt, ziehen sie immer das Viele und Mittelmäßige, das Rare und Köstliche dem Gewählten und Guten vor. Man trifft viele Dilettanten mit großen Sammlungen an; ja man könnte behaupten, alle großen Sammlungen seien vom Dilettantismus entstanden. Denn er artet meistens und besonders, wenn er mit Vermögen unterstützt ist, in die Sucht aus, *zusammenzuraffen*; er will nur besitzen, nicht mit Verstand wählen und sich mit wenigem Guten begnügen.

Dilettanten haben ferner meistens eine patriotische Tendenz; ein Deutscher Dilettant interessirt sich darum nicht selten so lebhaft für Deutsche Kunst ausschließlich; daher die Sammlungen von Kupferstichen und Gemälden bloß Deutscher Meister.

Zwei Unarten pflegen bei Dilettanten oft vorzukommen und schreiben sich ebenfalls aus dem Mangel an wahrem Kunstbegriff her. Sie wollen erstens constituiren, d. h. ihr Beifall soll gelten, soll zum Künstler stempeln. Zweitens, der Künstler, der ächte Kenner, hat ein unbedingtes, ganzes Interesse und Ernst an der Kunst und am Kunstwerk, der Dilettant immer nur ein halbes; er treibt Alles als ein Spiel, als Zeitvertreib; hat meist noch einen Nebenzweck, eine Neigung zu stillen, einer Laune nachzugeben und sucht der Rechenschaft gegen die Welt und den Forderungen des Geschmacks dadurch zu entgehen, daß er bei Erstehung von Kunstwerken auch noch gute Werke zu thun sucht. Einen hoffnungsvollen Künstler zu unterstützen, einer armen Familie aus der Noth zu helfen, Das war

immer die Urſache, warum Dilettanten Dieß und Das erfanden. So ſuchen ſie bald ihren Geſchmack zu zeigen, bald ihn vom Verdacht zu reinigen.

Liebhaberei im Landſchaftsmalen. Sie ſetzt eine ſchon cultivirte Kunſt voraus.
Portrait-Malerei.
Sentimentaliſch-poetiſche Tendenz regt auch den Dilettantismus in der zeichnenden Kunſt an. Mondſcheine. Shakeſpeare. Kupferſtiche zu Gedichten.
Silhouetten.
Urnen.
Kunſtwerke als Meubles.
Alle Franzoſen ſind Dilettanten in der Zeichenkunſt, als integrirendem Theil der Erziehung.
Liebhaber in der Miniature.
Werden bloß auf die Handgriffe angewieſen.
Liebe zur Allegorie und zur Anſpielung.

Dilettantismus in der Baukunſt.

Mangel an ächten Baumeiſtern in Verhältniß gegen das Bedürfniß ſchöner Baukunſt treibt zum Dilettantismus, beſonders da die wohlhabenden Bauluſtigen zu zerſtreut leben.
Reiſen nach Italien und Frankreich und beſonders Gartenliebhaberei haben dieſen Dilettantismus ſehr befördert.
Dilettanten ſuchen mehr zum Urſprung der Baukunſt zurückzukehren. a) Nuhes Holz, Rinden ꝛc. b) Schwere Architectur, doriſche Säulen. c) Nachahmung Gothiſcher Baukunſt. d) Architectur der Phantasmen und Empfindungen. e) Kleinliche Nachäffung großer Formen.
Wegen ihrer ſcheinbaren Unbedingtheit ſcheint ſie leichter, als ſie iſt, und man läßt ſich leichter dazu verführen.

In der Gartenkunſt.

Franzöſiſche Gartenkunſt von ihrer guten Seite und vis à vis des neueſten Geſchmacks betrachtet.
Engliſcher Geſchmack hat die Baſis des Nützlichen, welches der Franzöſiſche aufopfern muß.
Nachgeäffter Engliſcher Geſchmack hat den Schein des Nützlichen.
Chineſiſcher Geſchmack.

Dilettantismus in der lyriſchen Poeſie.

Daß die Deutſche Sprache durch kein großes Dichter-Genie, ſondern durch bloße mittelmäßige Köpfe anfing, zur Dichterſprache gebraucht zu werden, mußte dem Dilettantismus Muth machen, ſich gleichfalls darin zu verſuchen.
Die Ausbildung der Franzöſiſchen Litteratur und Sprache hat auch den Dilettanten kunſtmäßiger gemacht.
Franzoſen waren durchaus rigoriſtiſcher, drangen auf ſtrengere Richtigkeit und forderten auch vom Dilettanten Geſchmack und Geiſt im Innern und ein fehlerloſes Aeußeres der Diction.
In England hielt ſich der Dilettantismus mehr an das Latein und Griechiſche.
Sonette der Italiener.
Impudenz des neueſten Dilettantismus, durch Reminiſcenzen aus einer reichen, cultivirten Dichterſprache und durch die Leichtigkeit eines guten mechaniſchen Aeußern geweckt und unterhalten.
Beletriſterei auf Univerſitäten, durch eine moderne Studir-Art veranlaßt.
Frauenzimmer-Gedichte.
Schöngeiſterei.
Muſen-Almanache.
Journale.
Aufkommen und Verbreitung der Ueberſetzungen.
Unmittelbarer Uebergang aus der Claſſe und Univerſität zur Schriftſtellerei.
Balladen und Volkslieder-Epoche.
Geßner, poetiſche Proſa.
Carlsruher ꝛc. Nachdrücke ſchöner Geiſter.
Barden-Weſen.
Bürger's Einfluß auf das Geleier.
Reimloſer Vers.
Klopſtock'ſches Oden-Weſen.
Claudius.
Wieland's Laxität.
In der ältern Zeit:
Lateiniſche Verſe.
Pedantismus.
Mehr Handwerk.
Fertigkeit ohne poetiſchen Geiſt,

Dilettantismus in der pragmatiſchen Poeſie.

Urſache, warum der Dilettant das Mächtige, Leidenſchaftliche, ſtark Characteriſtiſche haßt und nur das Mittlere, Moraliſche darſtellt.
Der Dilettant wird nie den Gegenſtand, immer nur ſein Gefühl über den Gegenſtand ſchildern.
Er ſieht den Character des Objects.
Alle dilettantiſchen Geburten in dieſer Dichtungsart werden einen pathologiſchen Character haben und nur die Neigung und Abneigung ihres Urhebers ausdrücken.
Der Dilettant glaubt, mit dem Witz an die Poeſie zu reichen.
Dramatiſche Pfuſcher werden bis zum Unſinn gebracht, um ihr Werk auszuſtreuen.

Dilettantismus in der Muſik.

In der ältern Zeit größerer Einfluß auf's leidenſchaftliche Leben durch tragbare Saiten-In-

strumente, welche, Empfindungen einfacher auszudrücken, mehr Raum geben.
Medium der Galanterie.
In der neuern Zeit Flügel und Violine.
Mehr Werth gelegt auf mechanische Fertigkeit, Schwierigkeit und Künstlichkeit; weniger Zusammenhang mit Leben und Leidenschaft.
Geht in Concerte über.
Mehr Nahrung der Eitelkeit.
Lieder- und Opern-Wesen.
Falsche Hoffnung, durch componirte Volkslieder Nationalsinn und ästhetischen Geist zu pflanzen.
Gesellschafts-, Tisch-, Trink-, Freimaurer-Lieder.

Im Tanz.

In der ältern Zeit: Pedanterie und Gleichgiltigkeit. Einförmigkeit.
In der neuern Zeit: Formlosigkeit und daraus hervorgehende Wildheit, Heftigkeit, Gewaltsamkeit.

Unterschied der repräsentativen, naiven und characteristischen Tänze:

Repräsentative machen die Schönheit der Gestalt und Bewegung geltend und haben Würde. (Menuet.)	Fallen gern in's Steife.
Naive begleiten den belebten Zustand und haben mehr Anmuth und Freiheit. (Englische Tänze.)	Fallen gern in's Ausgelassene.
Characteristische grenzen an eine objective Kunst.	Gehen leicht in die Carricatur.

Dilettantismus in der Schauspielkunst.

Französische Comödie ist auch bei Liebhabern obligat und ein Institut der Geselligkeit.
Italienische Liebhaber-Comödie bezieht sich auf eine Puppen- und puppenartige Repräsentation.
Deutschland, ältere Zeit: Jesuiten-Schulen.
Neuere Zeit: Französische Liebhaber-Comödie zur Bildung der Sprache in vornehmen Häusern.
Vermischung der Stände bei Deutschen Liebhaber-Comödien.
Bedingung, unter welcher allenfalls eine mäßige Uebung im Theater-Wesen unschuldig und zulässig, ja einiger Massen zu billigen sein möchte.
Permanenz derselben Gesellschaft.
Vermeidung passionirter und Wahl verstandesreicher und geselliger Stücke.
Abhaltung aller Kinder und sehr junger Personen.
Möglichster Rigorismus in äußern Formen.

Nutzen des Dilettantismus.

Im Allgemeinen.

Er steuert der völligen Rohheit.
Dilettantismus ist eine nothwendige Folge schon verbreiteter Kunst und kann auch eine Ursache derselben werden.
Er kann unter gewissen Umständen das ächte Kunst-Talent anregen und entwickeln helfen.
Das Handwerk zu einer gewissen Kunstähnlichkeit erheben.
Macht gesitteter.
Regt im Fall der Rohheit einen gewissen Kunstsinn an und verbreitet ihn da, wo der Künstler nicht hinkommen würde.
Beschäftigt die productive Kraft und cultivirt also etwas Wichtiges am Menschen.
Die Erscheinungen in Begriffe verwandeln.
Total-Eindrücke theilen.
Besitz und Reproduction der Gestalten befördern.

Nutzen des Dilettantismus.

In der Zeichenkunst.

Sehen lernen.
Die Gesetze kennen lernen, wornach wir sehen.
Den Gegenstand in ein Bild verwandeln, d. h. die sichtbare Raumerfüllung, insofern sie gleichgiltig ist.
Die Formen erkennen, d. h. die Raumerfüllung, insofern sie bedeutend ist.
Unterscheiden lernen. — Mit dem Total-Eindruck (ohne Unterscheidung) fangen Alle an. Dann kommt die Unterscheidung und der dritte Grad ist die Rückkehr von der Unterscheidung zum Gefühl des Ganzen, welches das Aesthetische ist.
Diese Vortheile hat der Dilettant mit dem Künstler im Gegensatz des bloßen unthätigen Betrachters gemein.

In der Baukunst.

Sie weckt die freie Productions-Kraft.
Sie führt am Schnellsten und Unmittelbarsten von der Materie zur Form, vom Stoff zur Erscheinung und entspricht dadurch der höchsten Anlage im Menschen.
Sie erweckt und entwickelt den Sinn für's Erhabene, zu dem sie sich überhaupt mehr neigt als zum Schönen.
Sie führt Ordnung und Maß ein und lehrt auch im Nützlichen und Nothdürftigen nach einem schönen Schein und einer gewissen Freiheit streben.
Der allgemeine Nutzen des Dilettantismus, daß er gesitteter macht und im Fall der Rohheit einen gewissen Kunstsinn anregt und ihn da verbreitet, wo der Künstler nicht hinkommen würde, gilt besonders auch von der Baukunst.

In der Gartenkunst.

Ideales im Realen.
Streben nach Form in formlosen Massen.
Wahl.
Schöne Zusammenstellung.
Ein Bild aus der Wirklichkeit machen, kurz erster Eintritt in die Kunst.
Eine reinliche und vollends schöne Umgebung wirkt immer wohlthätig auf die Gesellschaft.

In der lyrischen Poesie.

Ausbildung der Sprache im Ganzen.
Vervielfältigteres Interesse an Humanioribus im Gegensatz der Rohheit des Unwissenden, oder der pedantischen Borniertheit des bloßen Geschäftsmannes und Schulgelehrten.
Ausbildung der Gefühle und des Sprachausdruckes derselben.
Jeder gebildete Mensch muß seine Empfindungen poetisch schön ausdrücken können.
Idealisirung der Vorstellungen bei Gegenständen des gemeinen Lebens.
Cultur der Einbildungskraft, besonders als integrirenden Theils bei der Verstandesbildung.
Erweckung und Stimmung der productiven Einbildungskraft zu den höchsten Functionen des Geistes auch in Wissenschaften und im practischen Leben.
Ausbildung des Sinnes für das Rhythmische.
Da es noch keine objectiven Gesetze weder für das Innere noch für das Aeußere eines Gedichtes gibt: so müssen sich die Liebhaber strenger noch als die Meister an anerkannte gute Muster halten und eher das Gute, was schon da ist, nachahmen, als nach Originalität streben, im Aeußern und Metrischen aber die vorhandenen allgemeinsten Gesetze rigoristisch befolgen.
Und da der Dilettant sich nur nach Mustern bilden kann, so muß er, um der Einseitigkeit zu entgehen, sich die allgemeinst mögliche Bekanntschaft mit allen Mustern erwerben und das Feld der poetischen Litteratur noch vollkommener ausmessen, als es der Künstler selbst nöthig hat.

In der Musik.

Tiefere Ausbildung des Sinnes.
Mathematische Bestimmungen des Organs werden kennen gelernt und zu Empfindungs- und Schönheitszwecken gebraucht.
Gesellige Verbindung der Menschen, ohne bestimmtes Interesse, mit Unterhaltung.
Stimmt zu einer idealen Existenz, selbst wenn die Musik nur den Tanz anregt.

Im Tanz.

Gelenkigkeit und Möglichkeit schöner Bewegungen.
Gefühl und Ausübung des Rhythmus durch alle Bewegungen.
Beredsamkeit, ästhetische, der Bewegungen.
Geregeltes Gefühl der Freiheit.
Ausbildung des Körpers, Stimmung des Körpers zu allen möglichen körperlichen Fertigkeiten.
Musicalische Körperstimmung.
Maß der Bewegungen zwischen Ueberfluß und Sparsamkeit.
Möglichkeit eines schönen Umgangs.
Mögliche Geselligkeit in einem cultivirten Zustand.

In der Schauspielkunst.

Gelegenheit zu mehrerer Ausbildung der Declamation.
Aufmerksamkeit auf die Repräsentation seiner selbst.
Participirt von den angeführten Vortheilen der Tanzkunst.
Uebung der Memorie.
Sinnliches Aufpassen und Accuratesse.

Schaden des Dilettantismus.

Im Allgemeinen.

Der Dilettant überspringt die Stufen, beharrt auf gewissen Stufen, die er als Ziel ansieht, und hält sich berechtigt, von da aus das Ganze zu beurtheilen, hindert also seine Perfectibilität.
Er setzt sich in die Nothwendigkeit, nach falschen Regeln zu handeln, weil er ohne Regeln auch nicht dilettantisch wirken kann und er die ächten objectiven Regeln nicht kennt.
Er kommt immer mehr von der Wahrheit der Gegenstände ab und verliert sich auf subjectiven Irrwegen.
Der Dilettantismus nimmt der Kunst ihr Element und verschlechtert ihr Publicum, dem er den Ernst und den Rigorismus nimmt.
Alles Vorliebnehmen zerstört die Kunst und der Dilettantismus führt Nachsicht und Gunst ein. Er bringt diejenigen Künstler, welche dem Dilettantismus näher stehen, auf Unkosten der ächten Künstler in Ansehen.
Bei'm Dilettantismus ist der Schaden immer größer als der Nutzen.
Vom Handwerk kann man sich zur Kunst erheben, vom Pfuschen nie.
Der Dilettantismus befördert das Gleichgiltige, Halbe und Charakterlose.
Schaden, den Dilettanten der Kunst thun, indem sie den Künstler zu sich herabziehen.
Keinen guten Künstler neben sich leiden können.
Ueberall, wo die Kunst selbst noch kein rechtes Regulativ hat, wie in der Poesie, Gartenkunst, Schauspielkunst, richtet der Dilettan-

tismus mehr Schaden an und wird anmaſſender. Der ſchlimmſte Fall iſt bei der Schauſpielkunſt.

Schaden des Dilettantismus.

In der Baukunſt.

Wegen der großen Schwierigkeit, in der Architectur den Character zu treffen, darin mannigfaltig und ſchön zu ſein, wird der Dilettant, der Dieß nicht erreichen kann, immer nach Verhältniß ſeines Zeitalters entweder in's Magere und Ueberladene, oder in's Plumpe und Leere verfallen. Ein Architectur-Werk aber, das nur durch die Schönheit Exiſtenz hat, iſt völlig null, wenn es dieſe verfehlt.

Wegen ihrer idealen Natur führt ſie leichter als eine andere Kunſt zum Phantaſtiſchen, welches hier gerade am Schädlichſten iſt.

Weil ſich nur die Wenigſten zu einer freien Bildung nach bloßen Schönheitsgeſetzen erheben können, ſo verfällt der Bau-Dilettant leicht auf ſentimentaliſche und allegoriſche Baukunſt und ſucht den Character, den er in der Schönheit nicht zu finden weiß, auf dieſem Wege hineinzulegen.

Bau-Dilettantismus, ohne den ſchönen Zweck erfüllen zu können, ſchadet gewöhnlich dem phyſiſchen Zweck der Baukunſt: der Brauchbarkeit und Bequemlichkeit.

Die Publicität und Dauerhaftigkeit architectoniſcher Werke macht das Nachtheilige des Dilettantismus in dieſem Fach allgemeiner und fortdauernder und perpetuirt den falſchen Geſchmack, weil hier, wie überhaupt in Künſten, das Vorhandene und überall Verbreitete wieder zum Muſter dient.

Die ernſte Beſtimmung der ſchönen Bauwerke ſetzt ſie mit den bedeutendſten und erhöhteſten Momenten in Verbindung und die Pfuſcherei in dieſen Fällen verſchlechtert ihn alſo gerade da, wo er am Perfectibelſten ſein könnte.

In der Gartenkunſt.

Realeſ wird als ein Phantaſie-Werk behandelt.

Die Gartenliebhaberei geht auf etwas Endloſes hinaus: 1) weil ſie in der Idee nicht beſtimmt und begrenzt iſt; 2) weil das Materiale als ewig zufällig ſich immer verändert und der Idee ewig entgegenſtrebt.

Die Gartenliebhaberei läßt ſich oft die edlern Künſte auf eine unwürdige Art dienen und macht ein Spielwerk aus ihrer ſoliden Beſtimmung.

Befördert die ſentimentale und phantaſtiſche Nullität.

Sie verkleinert das Erhabene in der Natur und hebt es auf, indem ſie es nachahmt.

Sie verewigt die herrſchende Unart der Zeit, im Aeſthetiſchen unbedingt und geſetzlos ſein zu wollen und willkürlich zu phantaſiren, indem ſie ſich nicht, wie wohl andere Künſte, corrigiren und in der Zucht halten läßt.

Vermiſchung von Kunſt und Natur.

Vorliebnehmen mit dem Schein.

Die dabei vorkommenden Gebäude werden leicht, ſpindelartig, hölzern, bretern aufgeführt und zerſtören den Begriff ſolider Baukunſt; ja ſie heben das Gefühl für ſie auf. Die Strohdächer, bretternen Blendungen, Alles macht eine Neigung zur Kartenhaus-Architectur.

In der lyriſchen Poeſie.

Belletriſtiſche Flachheit und Leerheit, Abziehung von ſoliden Studien oder oberflächliche Behandlung.

Es iſt hier eine größere Gefahr als bei andern Künſten, eine bloße dilettantiſche Fähigkeit mit einem ächten Kunſtberufe zu verwechſeln; und wenn dieß der Fall iſt, ſo iſt das Subject übler daran, als bei jeder andern Liebhaberei, weil ſeine Exiſtenz völlige Nullität hat; denn ein Poet iſt Nichts, wenn er es nicht mit Ernſt und Kunſtmäßigkeit iſt.

Dilettantismus überhaupt, beſonders aber in der Poeſie, ſchwächt die Theilnehmung und Empfänglichkeit für das Gute außer ihm; und indem er einem unruhigen Productions-Triebe nachgibt, der ihn zu nichts Vollkommenem führt, beraubt er ſich aller Bildung, die ihm durch Aufnahme des fremden Guten zuwachſen könnte.

Der poetiſche Dilettantismus kann doppelter Art ſein: entweder vernachläſſigt er das (unerläßliche) Mechaniſche und glaubt genug gethan zu haben, wenn er Geiſt und Gefühl zeigt; oder er ſucht die Poeſie bloß im Mechaniſchen, worin er ſich eine handwerksmäßige Fertigkeit erwerben kann und iſt ohne Geiſt und Gehalt. Beide ſind ſchädlich, doch ſchadet jener mehr der Kunſt, dieſer mehr dem Subject ſelbſt.

Alle Dilettanten ſind Plagiarii. Sie entnerven und vernichten jedes Original ſchon in der Sprache und im Gedanken, indem ſie es nachſprechen, nachäffen und ihre Leerheit damit ausflicken. So wird die Sprache nach und nach mit zuſammengeplünderten Phraſen und Formeln angefüllt, die Nichts mehr ſagen; und man kann ganze Bücher leſen, die ſchön ſtyliſirt ſind und gar Nichts enthalten. Kurz, alles wahrhaft Schöne und Gute der ächten Poeſie wird durch den überhandnehmenden

Thomas. Ich will ihr Hiſterien erzählen.

Jery. Recht ſchön.

Thomas. Ich will ihr erzählen, daß man Gott zu danken hat, wenn man einen treuen Burſchen findet.

Jery. Vortrefflich!

Thomas. Ich will dich herausſtreichen! Geh nur, geh!

Jery.

Neue Hoffnung neues Leben,
Was mein Thomas mir verſpricht!

Thomas.

Freund, dir eine Frau zu geben,
Iſt die größte Wohlthat nicht.

Jery ab.

Dilettantismus profanirt, herumgeschleppt und entwürdigt.

In der pragmatischen Poesie.

Alle Nachtheile des Dilettantismus im Lyrischen sind hier noch in weit höherm Grad; nicht nur die Kunst erleidet mehr Schaden, auch das Subject.

Vermischung der Gattungen.

In der Musik.

Wenn die Bildung des Musik-Dilettanten autodidactisch geschieht und die Composition nicht unter der strengen Anleitung eines Meisters, wie die Applicatur selbst, erlernt wird, so entsteht ein ängstliches, immer ungewisses, unbefriedigtes Streben, da der Musik-Dilettant nicht, wie der in andern Künsten, ohne Kunstregeln Effecte hervorbringen kann.

Auch macht der Musik-Dilettantismus noch mehr als ein anderer untheilnehmend und unfähig für den Genuß fremder Kunstwerke, und beraubt und beschränkt also das Subject, daß es in seiner einseitigen und charakteristischen Form gefangen hält.

Im Tanz.

Zerbrochenheit der Glieder und Affectation.

Steifigkeit und Pedanterie.

Carricatur.

Eitelkeit.

Falsche Ausbildung des Körpers.

Characterlosigkeit und Leerheit.

Zerfloſſenes, schlaffes Wesen.

Manierirtes Wesen in Uebertreibung schöner Bewegung.

Entweder steif und ängstlich, oder unmäßig und roh.

(Beides wird durch das Gefällige und Bedeutende verhindert.)

Neigt die Gesellschaft zu einer sinnlichen Leerheit.

Eitelkeit und einseitige Richtung auf die körperliche Erscheinung.

Man muß es in der Tanzkunst deßwegen zur Meisterschaft bringen, weil der Dilettantismus entweder unsicher und ängstlich macht, also die Freiheit hemmt und den Geist beschränkt, oder weil er eitel macht und dadurch zur Leerheit führt.

In der Schauspielkunst.

Carricatur der eigenen fehlerhaften Individualität.

Ableitung des Geistes von allem Geschäft durch Vorspiegelung einer phantastischen Aussicht.

Aufwand alles Interesses und aller Passion ohne Frucht.

Ewiger Cirkel in einer einförmigen, immer wiederholten und zu Nichts führenden Thätigkeit.

(Dilettanten wissen sich nichts Anziehenderes als die Comödien-Proben, Schauspieler von Metier hassen sie.)

Vorzugsweise Schonung und Verzärtelung des Theater-Dilettanten durch Beifall.

Ewige Reizung zu einem leidenschaftlichen Zustand und Betragen, ohne ein Gegengewicht.

Nahrung aller gehässigen Passionen, von den schlimmsten Folgen für die bürgerliche und häusliche Existenz.

Abstumpfung des Gefühls gegen die Poesie.

Exaltirte Sprache bei gemeinen Empfindungen.

Ein Trödelmarkt von Gedanken, Stellen und Schilderungen in der Reminiscenz.

Durchgängige Unnatur und Manier auch im übrigen Leben.

Höchst verderbliche Nachsicht gegen das Mittelmäßige und Fehlerhafte in einem öffentlichen und ganz persönlichen Fall.

Die allgemeine Toleranz für das Einheimische wird in diesem Fall eminenter.

Höchst verderblicher Gebrauch der Liebhaber-Schauspiele zur Bildung der Kinder, wo es ganz zur Frage wird. Zugleich die gefährlichste aller Diversionen für Universitäten ꝛc.

Zerstörte Idealität der Kunst, weil der Liebhaber, der sich nicht durch Aneignung der Kunstbegriffe und Traditionen erheben kann, Alles durch eine pathologische Wirklichkeit erreichen muß.

Schauspielkunst.

Regeln für Schauspieler.

1803.

Die Kunst des Schauspielers besteht in Sprache und Körperbewegung. Ueber Beides wollen wir in nachfolgenden Paragraphen einige Regeln und Andeutungen geben, indem wir zunächst mit der Sprache den Anfang machen.

Dialect.

§. 1. Wenn mitten in einer tragischen Rede sich ein Provincialismus eindrängt, so wird die schönste Dichtung verunstaltet und das Gehör des Zuschauers beleidigt. Daher ist das Erste und Nothwendigste für den sich bildenden Schauspieler, daß er sich von allen Fehlern des Dialects befreie und eine vollständige, reine Aussprache zu erlangen suche. Kein Provincialismus taugt auf die Bühne! Dort herrsche nur die reine Deutsche Mundart, wie sie durch Geschmack, Kunst und Wissenschaft ausgebildet und verfeinert worden.

§. 2. Wer mit Angewohnheiten des Dialects zu kämpfen hat, halte sich an die allgemeinen

Regeln der Deutschen Sprache und suche das neu Anzuübende recht scharf, ja schärfer auszusprechen, als es eigentlich sein soll. Selbst Uebertreibungen sind in diesem Falle zu rathen, ohne Gefahr eines Nachtheils; denn es ist der menschlichen Natur eigen, daß sie immer gern zu ihren alten Gewohnheiten zurückkehrt und das Uebertriebene von selbst ausgleicht.

Aussprache.

§. 3. Sowie in der Musik das richtige, genaue und reine Treffen jedes einzelnen Tones der Grund alles weitern künstlerischen Vortrages ist, so ist auch in der Schauspielkunst der Grund aller höhern Recitation und Declamation die reine und vollständige Aussprache jedes einzelnen Worts.

§. 4. **Vollständig** aber ist die Aussprache, wenn kein Buchstabe eines Wortes unterdrückt wird, sondern wo alle nach ihrem wahren Werthe hervorkommen.

§. 5. **Rein** ist sie, wenn alle Wörter so gesagt werden, daß der Sinn leicht und bestimmt den Zuhörer ergreife.

Beides verbunden macht die Aussprache vollkommen.

§. 6. Eine solche suche sich der Schauspieler anzueignen, indem er wohl beherzige, wie ein verschluckter Buchstabe, oder ein undeutlich ausgesprochenes Wort oft den ganzen Satz zweideutig macht, wodurch denn das Publicum aus der Täuschung gerissen und oft, selbst in den ernsthaftesten Scenen, zum Lachen gereizt wird.

§. 7. Bei den Wörtern, welche sich auf **em** und **en** endigen, muß man darauf achten, die letzte Sylbe deutlich auszusprechen; denn sonst geht die Sylbe verloren, indem man das e gar nicht mehr hört.

Z. B. folgendem, nicht folgend'm.
hörendem, nicht hörend'm ꝛc.

§. 8. Ebenso muß man sich bei dem Buchstaben b in Acht nehmen, welcher sehr leicht mit w verwechselt wird, wodurch der ganze Sinn der Rede verdorben und unverständlich gemacht werden kann.

Z. B. Leben um Leben.
nicht:
Lewen um Lewen.

§. 9. So auch das p und b, das t und d muß merklich unterschieden werden. Daher soll der Anfänger bei Beiden einen großen Unterschied machen und p und t stärker aussprechen, als es eigentlich sein darf, besonders wenn er, vermöge seines Dialects, sich leicht zum Gegentheil neigen sollte.

§. 10. Wenn zwei gleichlautende Consonanten aufeinander folgen, indem das eine Wort mit demselben Buchstaben sich endigt, womit das andere anfängt, so muß etwas abgesetzt werden, um beide Wörter wohl zu unterscheiden. Z. B.

„Schließt sie blühend den Kreis des Schönen."

Zwischen **blühend** und **den** muß etwas abgesetzt werden.

§. 11. Alle Endsylben und Endbuchstaben hüte man sich besonders, undeutlich auszusprechen; vorzüglich ist diese Regel bei m, n und t zu merken, weil diese Buchstaben die Endung bezeichnen, welche das Hauptwort regieren, folglich das Verhältniß anzeigen, in welchem das Hauptwort zu dem übrigen Satze steht, und mithin durch sie der eigentliche Sinn des Satzes bestimmt wird.

§. 12. Rein und deutlich ferner spreche man die **Hauptwörter, Eigennamen** und **Bindewörter** aus. Z. B. in dem Verse:

Aber mich schreckt die Eumenide,
Die Beschirmerinn dieses Orts.

Hier kommt der Eigenname **Eumenide** und das in diesem Fall sehr bedeutende Hauptwort **Beschirmerinn** vor. Daher müssen Beide mit besonderer Deutlichkeit ausgesprochen werden.

§. 13. Auf die **Eigennamen** muß im Allgemeinen ein stärkerer Ausdruck in der Aussprache gelegt werden, als gewöhnlich, weil so ein Name dem Zuhörer besonders auffallen soll. Denn sehr oft ist es der Fall, daß von einer Person schon im ersten Acte gesprochen wird, welche erst im dritten und oft noch später vorkommt. Das Publicum soll nun darauf aufmerksam gemacht werden; und wie kann das anders geschehen, als durch deutliche, energische Aussprache?

§. 14. Um es in der Aussprache zur Vollkommenheit zu bringen, soll der Anfänger Alles sehr langsam, die Sylben und besonders die Endsylben stark und deutlich aussprechen, damit die Sylben, welche geschwind gesprochen werden müssen, nicht unverständlich werden.

§. 15. Zugleich ist zu rathen, im Anfange so tief zu sprechen, als man es zu thun im Stande ist, und dann abwechselnd immer im Ton zu steigen; denn dadurch bekommt die Stimme einen großen Umfang und wird zu den verschiedenen Modulationen gebildet, deren man in der Declamation bedarf.

§. 16. Es ist daher auch sehr gut, wenn man alle Sylben, sie seien lang oder kurz, Anfangs lang und in so tiefem Tone spricht, als es die Stimme erlaubt, weil man sonst gewöhnlich durch das Schnellsprechen den Ausdruck hernach nur auf die Zeitwörter legt.

§. 17. Das falsche oder unrichtige Auswendiglernen ist bei vielen Schauspielern Ursache

einer falschen und unrichtigen Aussprache. Bevor man also seinem Gedächtniß Etwas anvertrauen will, lese man langsam und wohlbedächtig das zum Auswendiglernen Bestimmte. Man vermeide dabei alle Leidenschaft, alle Declamation, alles Spiel der Einbildungskraft; dagegen bemühe man sich nur, richtig zu lesen und darnach genau zu lernen, so wird mancher Fehler vermieden werden, sowohl des Dialects als der Aussprache.

Recitation und Declamation.

§. 18. Unter Recitation wird ein solcher Vortrag verstanden, wie er, ohne leidenschaftliche Tonerhebung, doch auch nicht ganz ohne Tonveränderung, zwischen der kalten, ruhigen und der höchst aufgeregten Sprache in der Mitte liegt.

Der Zuhörer fühle immer, daß hier von einem dritten Objecte die Rede sei.

§. 19. Es wird daher gefordert, daß man auf die zu recitirenden Stellen zwar den angemessenen Ausdruck lege und sie mit der Empfindung und dem Gefühl vortrage, welche das Gedicht durch seinen Inhalt dem Leser einflößt; jedoch soll dieses mit Mäßigung und ohne jene leidenschaftliche Selbstentäußerung geschehen, die bei der Declamation erfordert wird. Der Recitirende folgt zwar mit der Stimme den Ideen des Dichters und dem Eindruck, der durch den sanften oder schrecklichen, angenehmen oder unangenehmen Gegenstand auf ihn gemacht wird; er legt auf das Schauerliche den schauerlichen, auf das Zärtliche den zärtlichen, auf das Feierliche den feierlichen Ton, aber Dieses sind bloß Folgen und Wirkungen des Eindrucks, welchen der Gegenstand auf den Recitirenden macht; er ändert dadurch seinen eigenthümlichen Character nicht, er verläugnet sein Naturell, seine Individualität dadurch nicht, und ist mit einem Fortepiano zu vergleichen, auf welchem ich in seinem natürlichen, durch die Bauart erhaltenen Tone spiele. Die Passage, welche ich vortrage, zwingt mich durch ihre Composition zwar, das forte oder piano, dolce oder furioso zu beobachten; Dieses geschieht aber, ohne daß ich mich der Mutation bediene, welche das Instrument besitzt, sondern es ist bloß der Uebergang der Seele in die Finger, welche durch ihr Nachgeben, stärkeres oder schwächeres Aufdrücken und Berühren der Tasten, den Geist der Composition in die Passage legen und dadurch die Empfindungen erregen, welche durch ihren Inhalt hervorgebracht werden können.

§. 20. Ganz anders aber ist es bei der

Declamation

oder gesteigerten Recitation. Hier muß ich meinen angebornen Character verlassen, mein Naturell verläugnen und mich ganz in die Lage und Stimmung Desjenigen versetzen, dessen Rolle ich declamire. Die Worte, welche ich ausspreche, müssen mit Energie und dem lebendigsten Ausdruck hervorgebracht werden, so daß ich jede leidenschaftliche Regung als wirklich gegenwärtig mit zu empfinden scheine.

Hier bedient sich der Spieler auf dem Fortepiano der Dämpfung und aller Mutationen, welche das Instrument besitzt. Werden sie mit Geschmack, jedes an seiner Stelle, gehörig benutzt, und hat der Spieler zuvor mit Geist und Fleiß die Anwendung und den Effect, welchen man durch sie hervorbringen kann, studirt, so kann er auch der schönsten und vollkommensten Wirkung gewiß sein.

§. 21. Man könnte die Declamir-Kunst eine prosaische Tonkunst nennen, wie sie denn überhaupt mit der Musik sehr viel Analoges hat. Nur muß man unterscheiden, daß die Musik, ihrem selbst eigenen Zwecken gemäß, sich mit mehr Freiheit bewegt, die Declamir-Kunst aber im Umfang ihrer Töne weit beschränkter und einem fremden Zwecke unterworfen ist. Auf diesen Grundsatz muß der Declamirende immer die strengste Rücksicht nehmen. Denn wechselt er die Töne zu schnell, spricht er entweder zu tief oder zu hoch, oder durch zu viele Halbtöne: so kommt er in das Singen; im entgegengesetzten Fall aber geräth er in Monotonie, die selbst in der einfachen Recitation fehlerhaft ist: zwei Klippen, eine so gefährlich wie die andere, zwischen denen noch eine dritte verborgen liegt, nämlich der Predigerton. Leicht, indem man der einen oder andern Gefahr ausweicht, scheitert man an dieser.

§. 22. Um nun eine richtige Declamation zu erlangen, beherzige man folgende Regeln:

Wenn ich zunächst den Sinn der Worte ganz verstehe und vollkommen inne habe, so muß ich suchen, solche mit dem gehörigen Ton der Stimme zu begleiten und sie mit der Kraft oder Schwäche, so geschwind oder langsam auszusprechen, wie es der Sinn jedes Satzes selbst verlangt.

Z. B. Völker verrauschen — muß halb laut, rauschend,
Namen verklingen — muß heller, klingender,
Finst're Vergessenheit / Breitet die dunkel nachtenden Schwingen / Ueber ganzen Geschlechtern aus. — muß dumpf, tief, schauerlich

gesprochen werden.

§. 23. So muß bei folgender Stelle:

„Schnell von dem Roß herab mich werfend,
Dring' ich ihm nach ꝛc.“

ein anderes, viel schnelleres Tempo gewählt werden, als bei dem vorigen Satz; denn der Inhalt der Worte verlangt es schon selbst.

§. 24. Wenn Stellen vorkommen, die durch andere unterbrochen werden, als wenn sie durch Einschließungszeichen abgesondert wären, so muß vor- und nachher ein wenig abgesetzt und der Ton, welcher durch die Zwischenrede unterbrochen worden, hernach wieder fortgesetzt werden. Z. B.

„Und dennoch ist's der erste Kinderstreit,
Der, fortgezeugt in unglückse'ger Kette,
Die neu'ste Unbill dieses Tags geboren.“

muß so declamirt werden:

„Und dennoch ist's der erste Kinderstreit,
Der — fortgezeugt in unglückse'ger Kette —
Die neu'ste Unbill dieses Tags geboren.“

§. 25. Wenn ein Wort vorkommt, das vermöge seines Sinnes sich zu einem erhöhten Ausdruck eignet, oder vielleicht schon an und für sich selbst, seiner innern Natur und nicht des darauf gelegten Sinnes wegen, mit stärker articulirtem Ton ausgesprochen werden muß, so ist wohl zu bemerken, daß man nicht wie abgeschnitten sich aus dem ruhigen Vortrag herausreiße und mit aller Gewalt dieses bedeutende Wort herausstoße, und dann wieder zu dem ruhigen Ton übergehe, sondern man bereite durch eine weise Eintheilung des erhöhten Ausdrucks gleichsam den Zuhörer vor, indem man schon auf die vorhergehenden Wörter einen mehr articulirten Ton lege, und so steige und falle bis zu dem geltenden Wort, damit solches in einer vollen und runden Verbindung mit den andern ausgesprochen werde. Z. B.

„Zwischen der Söhne
Feuriger Kraft.“

Hier ist das Wort feuriger ein Wort, welches schon an und für sich einen mehr gezeichneten Ausdruck fordert, folglich mit viel erhöhterm Ton declamirt werden muß. Nach Obigem würde es daher sehr fehlerhaft sein, wenn ich bei dem vorhergehenden Worte Söhne auf ein Mal im Tone abbrechen und dann das Wort feuriger mit Heftigkeit von mir geben wollte; ich muß vielmehr schon auf das Wort Söhne einen mehr articulirten Ton legen, so daß ich im steigenden Grade zu der Größe des Ausdrucks übergehen kann, welche das Wort feuriger erfordert. Auf solche Weise gesprochen, wird es natürlich, rund und schön klingen und der Endzweck des Ausdrucks vollkommen erreicht sein.

§. 26. Bei der Anrufung „O!“ wenn noch einige Worte darauf folgen, muß etwas abgesetzt werden und zwar so, daß das „O!“ einen eigenen Ausruf ausmache. Z. B.

O! — meine Mutter!
O! — meine Söhne!

nicht

O meine Mutter!
O meine Söhne!

§. 27. Sowie in der Aussprache vorzüglich empfohlen wird, die Eigennamen rein und deutlich auszusprechen, so wird auch in der Declamation die nämliche Regel wiederholt, nur noch obendrein der stärker articulirte Ton gefordert. Z. B.

„Nicht, wo die gold'ne Ceres lacht,
Und der friedliche Pan, der Flurenbehüter.“

In diesem Vers kommen zwei bedeutende, ja den ganzen Sinn festhaltende Eigennamen vor. Wenn daher der Declamirende über sie mit Leichtigkeit hinwegschlüpft, ungeachtet er sie rein und vollständig aussprechen mag, so verliert das Ganze dabei unendlich. Dem Gebildeten, wenn er die Namen hört, wird wohl einfallen, daß solche aus der Mythologie der Alten stammen, aber die wirkliche Bedeutung davon kann ihm entfallen sein; durch den darauf gelegten Ton des Declamirenden aber wird ihm der Sinn deutlich. Ebenso dem wenig Gebildeten, wenn er auch der eigentlichen Beschaffenheit nicht kundig ist, wird der stärker articulirte Ton die Einbildungskraft aufregen und er sich unter diesen Namen etwas Analoges mit jenem vorstellen, welches sie wirklich bedeuten.

§. 28. Der Declamirende hat die Freiheit, sich eigen erwählte Unterscheidungszeichen, Pausen ꝛc. festzusetzen; nur hüte er sich, den wahren Sinn dadurch zu verletzen, welches hier ebenso leicht geschehen kann, als bei einem ausgelassenen oder schlecht ausgesprochenen Worte.

§. 29. Man kann aus diesem Wenigen leicht einsehen, welche unendliche Mühe und Zeit es kostet, Fortschritte in dieser schweren Kunst zu machen.

Für den anfangenden Schauspieler ist es von großem Vortheil, wenn er Alles, was er declamirt, so tief spricht als nur immer möglich. Denn dadurch gewinnt er einen großen Umfang in der Stimme und kann dann alle weitern Schattirungen vollkommen geben. Fängt er aber zu hoch an, so verliert er schon durch die Gewohnheit die männliche Tiefe und folglich mit ihr den wahren Ausdruck des Hohen und Geistigen. Und was kann er sich mit einer grellenden und quitschenden Stimme für einen Erfolg versprechen? Hat er aber die tiefe Declamation völlig inne, so kann er gewiß sein, alle nur möglichen Wendungen vollkommen ausdrücken zu können.

Rhythmiſcher Vortrag.

§. 31. Alle bei der Declamation gemachten Regeln und Bemerkungen werden auch hier zur Grundlage vorausgeſetzt. Insbeſondere iſt aber der Character des rhythmiſchen Vortrags, daß der Gegenſtand mit noch mehr erhöhtem, pathetiſchem Ausdruck declamirt ſein will. Mit einem gewiſſen Gewicht ſoll da jedes Wort ausgeſprochen werden.

§. 32. Der Sylbenbau aber ſowie die gereimten Endſylben dürfen nicht zu auffallend bezeichnet, ſondern es muß der Zuſammenhang beobachtet werden, wie in Proſa.

§. 33. Hat man Jamben zu declamiren, ſo iſt zu bemerken, daß man jeden Anfang eines Verſes durch ein kleines, kaum merkbares Innehalten bezeichnet; doch muß der Gang der Declamation dadurch nicht geſtört werden.

Stellung und Bewegung des Körpers auf der Bühne.

§. 34. Ueber dieſen Theil der Schauſpielkunſt laſſen ſich gleichfalls einige allgemeine Hauptregeln geben, wobei es freilich unendlich viele Ausnahmen gibt, welche aber alle wieder zu den Grundregeln zurückkehren. Dieſe trachte man ſich ſo ſehr einzuverleiben, daß ſie zur zweiten Natur werden.

§. 35. Zunächſt bedenke der Schauſpieler, daß er nicht allein die Natur nachahmen, ſondern ſie auch idealiſch vorſtellen ſolle, und er alſo in ſeiner Darſtellung das Wahre mit dem Schönen zu vereinigen habe.

§. 36. Jeder Theil des Körpers ſtehe daher ganz in ſeiner Gewalt, ſo daß er jedes Glied, gemäß dem zu erzielenden Ausdruck, frei, harmoniſch und mit Grazie gebrauchen könne.

§. 37. Die Haltung des Körpers ſei gerade, die Bruſt herausgekehrt, die obere Hälfte der Arme bis an die Ellbogen etwas an den Leib geſchloſſen, der Kopf ein wenig gegen Den gewendet, mit dem man ſpricht, jedoch nur ſo wenig, daß immer drei Viertheil vom Geſicht gegen die Zuſchauer gewendet iſt.

§. 38. Denn der Schauſpieler muß ſtets bedenken, daß er um des Publicums willen da iſt.

§. 39. Sie ſollen daher auch nicht aus mißverſtandener Natürlichkeit unter einander ſpielen, als wenn kein Dritter dabei wäre; ſie ſollen nie im Profil ſpielen, noch den Zuſchauern den Rücken zuwenden. Geſchieht es um des Characteriſtiſchen oder um der Nothwendigkeit willen, ſo geſchehe es mit Vorſicht und Anmuth.

§. 40. Auch merke man vorzüglich, nie in's Theater hineinzuſprechen. Denn der Schauſpieler muß ſich immer zwiſchen zwei Gegenſtänden theilen, nämlich zwiſchen dem Gegenſtande, mit dem er ſpricht, und zwiſchen ſeinen Zuhörern. Statt mit dem Kopfe ſich gleich ganz umzuwenden, laſſe man mehr die Augen ſpielen.

§. 41. Ein Hauptpunct aber iſt, daß unter zwei zuſammen Agirenden der Sprechende ſich ſtets zurück, und Der, welcher zu reden aufhört, ſich ein wenig vor bewege. Bedient man ſich dieſes Vortheils mit Verſtand, und weiß durch Uebung ganz zwanglos zu verfahren: ſo entſteht ſowohl für das Auge als für die Verſtändlichkeit der Declamation die beſte Wirkung, und ein Schauſpieler, der ſich Meiſter hierin macht, wird mit Gleichgeübten ſehr ſchönen Effect hervorbringen und über Diejenigen, die es nicht beobachten, ſehr im Vortheil ſein.

§. 42. Wenn zwei Perſonen mit einander ſprechen, ſollte diejenige, die zur Linken ſteht, ſich ja hüten, gegen die Perſon zur Rechten allzu ſtark einzudringen. Auf der rechten Seite ſteht immer die geachtete Perſon: Frauenzimmer, Aeltere, Vornehmere. Schon im gemeinen Leben hält man ſich in einiger Entfernung von Dem, vor dem man Reſpect hat; das Gegentheil zeugt von einem Mangel an Bildung. Der Schauſpieler ſoll ſich als einen Gebildeten zeigen und Obiges deßhalb auf das Genaueſte beobachten. Wer auf der rechten Seite ſteht, behaupte daher ſein Recht und laſſe ſich nicht gegen die Couliſſe treiben, ſondern halte Stand und gebe dem Zudringlichen allenfalls mit der linken Hand ein Zeichen, ſich zu entfernen.

§. 43. Eine ſchöne nachdenkende Stellung z. B. für einen jungen Mann, iſt dieſe: wenn ich, die Bruſt und den ganzen Körper gerade herausgekehrt, in der vierten Tanzſtellung verbleibe, meinen Kopf etwas auf die Seite neige, mit den Augen auf die Erde ſtarre und beide Arme hängen laſſe.

Haltung und Bewegung der Hände und Arme.

§. 44. Um eine freie Bewegung der Hände und Arme zu erlangen, tragen die Acteurs niemals einen Stock.

§. 45. Die neumodiſche Art, bei langen Unterkleidern die Hand in den Latz zu ſtecken, unterlaſſen ſie gänzlich.

§. 46. Es iſt äußerſt fehlerhaft, wenn man die Hände entweder übereinander oder auf dem Bauche ruhend hält, oder eine in die Weſte, oder vielleicht gar beide dahin ſteckt.

§. 47. Die Hand ſelbſt aber muß weder eine Fauſt machen, noch wie bei'm Soldaten mit ihrer ganzen Fläche am Schenkel liegen, ſondern die Finger müſſen theils halb gebogen, theils gerade, aber nur nicht gezwungen gehalten werden.

§. 48. Die zwei mittlern Finger ſollen immer

zusammenbleiben, der Daumen, Zeige- und kleine Finger etwas gebogen hängen. Auf diese Art ist die Hand in ihrer gehörigen Haltung und zu allen Bewegungen in ihrer richtigen Form.

§. 49. Die obere Hälfte der Arme soll sich immer etwas an den Leib anschließen und sich in einem viel geringern Grade bewegen als die untere Hälfte, in welcher die größte Gelenksamkeit sein soll. Denn wenn ich meinen Arm, wenn von gewöhnlichen Dingen die Rede ist, nur wenig erhebe, um soviel mehr Effect bringt es dann hervor, wenn ich ihn ganz emporhalte. Mäßige ich mein Spiel nicht bei schwächern Ausdrücken meiner Rede, so habe ich nicht Stärke genug zu den heftigern, wodurch alsdann die Gradation des Effects ganz verloren geht.

§. 50. Auch sollen die Hände niemals von der Action in ihre ruhige Lage zurückkehren, ehe ich meine Rede nicht ganz vollendet habe, und auch dann nur nach und nach, sowie die Rede sich endigt.

§. 51. Die Bewegung der Arme geschehe immer theilweise. Zuerst hebe oder bewege sich die Hand, dann der Ellbogen und so der ganze Arm. Nie werde er auf ein Mal, ohne die eben angeführte Folge, gehoben, weil die Bewegung sonst steif und häßlich herauskommen würde.

§. 52. Für einen Anfänger ist es von vielem Vortheil, wenn er sich seine Ellbogen so viel als möglich am Leibe zu behalten zwingt, damit er dadurch Gewalt über diesen Theil seines Körpers gewinne und so, der eben angeführten Regel gemäß, seine Geberden ausführen könne. Er übe sich daher auch im gewöhnlichen Leben und halte die Arme immer zurückgebogen, ja, wenn er für sich allein ist, zurückgebunden. Beim Gehen oder sonst in unthätigen Momenten lasse er die Arme hängen, drücke die Hände nie zusammen, sondern halte die Finger immer in Bewegung.

§. 53. Die malende Geberde mit den Händen darf selten gemacht werden, doch auch nicht ganz unterlassen bleiben.

§. 54. Betrifft es den eigenen Körper, so hüte man sich wohl, mit der Hand den Theil zu bezeichnen, den es betrifft. Z. B. wenn Don Manuel in der „Braut von Messina" zu seinem Chore sagt:

„Dazu den Mantel wählt, von glänzender
Seide gewebt, in bleichem Purpur scheinend,
Ueber der Achsel heft' ihn eine gold'ne
Cicade",

so wäre es äußerst fehlerhaft, wenn der Schauspieler bei den letzten Worten mit der Hand seine Achsel berühren würde.

§. 55. Es muß gemalt werden, doch so, als wenn es nicht absichtlich geschähe.

In einzelnen Fällen gibt es auch hier Ausnahmen; aber als eine Hauptregel soll und kann das Obige genommen werden.

§. 56. Die malende Geberde mit der Hand gegen die Brust, sein eigenes Ich zu bezeichnen, geschehe so selten, als nur immer möglich, und nur dann, wenn es der Sinn unbedingt fordert, als z. B. in folgender Stelle der „Braut von Messina":

Ich habe keinen Haß mehr mitgebracht,
Kaum weiß ich noch, warum wir blutig stritten.

Hier kann das erste Ich füglich mit der malenden Geberde, durch Bewegung der Hand gegen die Brust, bezeichnet werden.

Diese Geberde aber schön zu machen, so bemerke man, daß der Ellbogen zwar vom Körper getrennt werden und so der Arm gehoben, doch nicht weit ausfahrend die Hand an die Brust hinaufgebracht werden muß. Die Hand selbst decke nicht mit ganzer Fläche die Brust, sondern bloß mit dem Daumen und dem vierten Finger werde sie berührt. Die andern drei dürfen nicht aufliegen, sondern gebogen über die Rundung der Brust, gleichsam dieselbe bezeichnend, müssen sie gehalten werden.

§. 57. Bei Bewegung der Hände hüte man sich so viel als möglich, die Hand vor das Gesicht zu bringen und den Körper damit zu bedecken.

§. 58. Wenn ich die Hand reichen muß, und es wird nicht ausdrücklich die rechte verlangt, so kann ich ebenso gut die linke geben: denn auf der Bühne gilt kein Rechts oder Links; man muß nur immer suchen, das vorzustellende Bild durch keine widrige Stellung zu verunstalten. Soll ich aber unumgänglich gezwungen sein, die Rechte zu reichen, und bin ich so gestellt, daß ich über meinen Körper die Hand geben müßte, so trete ich lieber etwas zurück und reiche sie so, daß meine Figur en face bleibt.

§. 59. Der Schauspieler bedenke, auf welcher Seite des Theaters er stehe, um seine Geberde darnach einzurichten.

§. 60. Wer auf der rechten Seite steht, agire mit der linken Hand, und umgekehrt, wer auf der linken Seite steht mit der rechten, damit die Brust so wenig als möglich durch den Arm verdeckt werde.

§. 61. Bei leidenschaftlichen Fällen, wo man mit beiden Händen agirt, muß doch immer diese Betrachtung zum Grunde liegen.

§. 62. Zu eben diesem Zweck, und damit die Brust gegen den Zuschauer gekehrt sei, ist es vortheilhaft, daß Derjenige, der auf der rechten

Seite ſteht, den linken Fuß, der auf der linken den rechten vorſetze.

Geberdenſpiel.

§. 63. Um zu einem richtigen Geberdenſpiel zu kommen und ſolches gleich richtig beurtheilen zu können, merke man ſich folgende Regeln.

Man ſtelle ſich vor einen Spiegel und ſpreche Dasjenige, was man zu declamiren hat, nur leiſe, oder vielmehr gar nicht, ſondern denke ſich nur die Worte. Dadurch wird gewonnen, daß man von der Declamation nicht hingeriſſen wird, ſondern jede falſche Bewegung, welche das Gedachte oder leiſe Geſagte nicht ausdrückt, leicht bemerken, ſowie auch die ſchönen und richtigen Geberden auswählen und dem ganzen Geberdenſpiel eine analoge Bewegung mit dem Sinne der Wörter, als Gepräge der Kunſt, aufdrücken kann.

§. 64. Dabei muß aber vorausgeſetzt werden, daß der Schauſpieler vorher den Character und die ganze Lage des Vorzuſtellenden ſich völlig eigen mache, und daß ſeine Einbildungskraft den Stoff recht verarbeite; denn ohne dieſe Vorbereitung wird er weder richtig zu declamiren noch zu handeln im Stande ſein.

§. 65. Für den Anfänger iſt es von großem Vortheil, um Geberdenſpiel zu bekommen und ſeine Arme beweglich und gelenkſam zu machen, wenn er ſeine Rolle, ohne ſie zu recitiren, einem Andern bloß durch Pantomime verſtändlich zu machen ſucht; denn da iſt er gezwungen, die paſſendſten Geſten zu wählen.

In der Probe zu beobachten.

§. 66. Um eine leichtere und anſtändigere Bewegung der Füße zu erwerben, probire man niemals in Stiefeln.

§. 67. Der Schauſpieler, beſonders der jüngere, der Liebhaber- und andere leichte Rollen zu ſpielen hat, halte ſich auf dem Theater ein Paar Pantoffeln, in denen er probirt, und er wird ſehr bald die guten Folgen davon bemerken.

§. 68. Auch in der Probe ſollte man ſich Nichts erlauben, was nicht im Stücke vorkommen darf.

§. 69. Die Frauenzimmer ſollten ihre kleinen Beutel bei Seite legen.

§. 70. Kein Schauſpieler ſollte im Mantel probiren, ſondern die Hände und Arme wie im Stücke frei haben; denn der Mantel hindert ihn nicht allein die gehörigen Geberden zu machen, ſondern zwingt ihn auch, falſche anzunehmen, die er denn bei der Vorſtellung unwillkürlich wiederholt.

§. 71. Der Schauſpieler ſoll auch in der Probe keine Bewegung machen, die nicht zur Rolle paſt.

§. 72. Wer bei Proben tragiſcher Rollen die Hand in den Buſen ſteckt, kommt in Gefahr, bei der Aufführung eine Oeffnung im Harniſch zu ſuchen.

Zu vermeidende böſe Gewohnheiten.

§. 73. Es gehört unter die zu vermeidenden ganz groben Fehler, wenn der ſitzende Schauſpieler, um ſeinen Stuhl weiter vorwärts zu bringen, zwiſchen ſeinen obern Schenkeln in der Mitte durchgreifend, den Stuhl anpackt, ſich dann ein wenig hebt und ſo ihn vorwärtszieht. Es iſt Dieß nicht nur gegen das Schöne, ſondern noch vielmehr gegen den Wohlſtand geſündigt.

§. 74. Der Schauſpieler laſſe kein Schnupftuch auf dem Theater ſehen, noch weniger ſchnaube er die Naſe, noch weniger ſpucke er aus. Es iſt ſchrecklich, innerhalb eines Kunſt-Products an dieſe Natürlichkeiten erinnert zu werden. Man halte ſich ein kleines Schnupftuch, das ohnedem jetzt Mode iſt, um ſich damit im Nothfalle helfen zu können.

Haltung des Schauſpielers im gewöhnlichen Leben.

§. 75. Der Schauſpieler ſoll auch im gemeinen Leben bedenken, daß er öffentlich zur Kunſtſchau ſtehen werde.

§. 76. Vor angewöhnten Geberden, Stellungen, Haltung der Arme und des Körpers ſoll er ſich daher hüten: denn wenn der Geiſt während dem Spiel darauf gerichtet ſein ſoll, ſolche Angewöhnungen zu vermeiden, ſo muß er natürlich für die Hauptſache zum großen Theil verloren gehen.

§. 77. Es iſt daher unumgänglich nothwendig, daß der Schauſpieler von allen Angewöhnungen gänzlich frei ſei, damit er ſich bei der Vorſtellung ganz in ſeine Rolle denken und ſein Geiſt ſich bloß mit ſeiner angenommenen Geſtalt beſchäftigen könne.

§. 78. Dagegen iſt es eine wichtige Regel für den Schauſpieler, daß er ſich bemühe, ſeinem Körper, ſeinem Betragen, ja allen ſeinen übrigen Handlungen im gewöhnlichen Leben eine ſolche Wendung zu geben, daß er dadurch gleichſam wie in einer beſtändigen Uebung erhalten werde. Es wird Dieſes für jeden Theil der Schauſpielkunſt von unendlichem Vortheil ſein.

§. 79. Derjenige Schauſpieler, der ſich das Pathos gewählt, wird ſich ſehr dadurch vervollkommnen, wenn er Alles, was er zu ſprechen hat, mit einer gewiſſen Richtigkeit ſowohl in Rückſicht des Tones als der Ausſprache vortragen und auch in allen übrigen Geberden eine gewiſſe erhabene Art beizubehalten ſucht. Dieſe darf zwar nicht übertrieben werden, weil er ſonſt ſeinen Mitmenſchen zum Gelächter dienen würde; im Uebrigen aber mögen ſie immerhin den ſich ſelbſt bildenden Künſtler daraus

erkennen. Dieſes gereicht ihm keineswegs zur Unehre, ja ſie werden ſogar gerne ſein beſonderes Betragen dulden, wenn ſie durch dieſes Mittel in den Fall kommen, auf der Bühne ſelbſt ihn als großen Künſtler anſtaunen zu müſſen.

§. 80. Da man auf der Bühne nicht nur Alles wahr, ſondern auch ſchön dargeſtellt haben will; da das Auge des Zuſchauers auch durch anmuthige Gruppirungen und Attitüden gereizt ſein will: ſo ſoll der Schauſpieler auch außer der Bühne trachten, ſelbe zu erhalten; er ſoll ſich immer einen Platz von Zuſchauern vor ſich denken.

§. 81. Wenn er ſeine Rolle auswendig lernt, ſoll er ſich immer gegen einen Platz wenden; ja ſelbſt wenn er für ſich oder mit Seinesgleichen bei'm Eſſen zu Tiſche ſitzt, ſoll er immer ſuchen, ein Bild zu formiren, Alles mit einer gewiſſen Grace anfaſſen, niederſtellen ꝛc., als wenn es auf der Bühne geſchähe, und ſo ſoll er immer maleriſch darſtellen.

Stellung und Gruppirung auf der Bühne.

§. 82. Die Bühne und der Saal, die Schauſpieler und die Zuſchauer machen erſt ein Ganzes.

§. 83. Das Theater iſt als ein figurloſes Tableau anzuſehen, worin der Schauſpieler die Staffage macht.

§. 84. Man ſpiele daher niemals zu nahe an den Couliſſen.

§. 85. Ebenſo wenig trete man in's Proſcenium. Dieß iſt der größte Mißſtand; denn die Figur tritt aus dem Raume heraus, innerhalb deſſen ſie mit dem Scenen-Gemälde und den Mitſpielenden ein Ganzes macht.

§. 86. Wer allein auf dem Theater ſteht, bedenke, daß auch er die Bühne zu faſſiren berufen iſt und Dieſes um ſo mehr, als die Aufmerkſamkeit ganz allein auf ihn gerichtet bleibt.

§. 87. Wie die Auguren mit ihrem Stab den Himmel in verſchiedene Felder theilten, ſo kann der Schauſpieler in ſeinen Gedanken das Theater in verſchiedene Räume theilen, welche man zum Verſuch auf dem Papier durch rhombiſche Flächen vorſtellen kann. Der Theater-Boden wird alsdann eine Art von Damen-Bret; denn der Schauſpieler kann ſich vernehmen, welche Caſen er betreten will; er kann ſich ſolche auf dem Papier notiren und iſt alsdann gewiß, daß er bei leidenſchaftlichen Stellen nicht kunſtlos hin und wider ſtürmt, ſondern das Schöne zum Bedeutenden geſellet.

§. 88. Wer zu einem Monolog aus der hintern Couliſſe auf das Theater tritt, thut wohl, wenn er ſich in der Diagonale bewegt, ſo daß er an der entgegengeſetzten Seite des Proſceniums anlangt; wie denn überhaupt die Diagonal-Bewegungen ſehr reizend ſind.

§. 89. Wer aus der letzten Couliſſe hervorkommt zu einem Andern, der ſchon auf dem Theater ſteht, gehe nicht parallel mit den Couliſſen hervor, ſondern ein wenig gegen den Souffleur zu.

§. 90. Alle dieſe techniſch-grammatiſchen Vorſchriften mache man ſich eigen nach ihrem Sinne und übe ſie ſtets aus, daß ſie zur Gewohnheit werden. Das Steife muß verſchwinden und die Regel nur die geheime Grundlinie des lebendigen Handelns werden.

§. 91. Hierbei verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſe Regeln vorzüglich alsdann beobachtet werden, wenn man edle, würdige Charactere vorzuſtellen hat. Dagegen gibt es Charactere, die dieſer Würde entgegengeſetzt ſind, z. B. die bäuriſchen, tölpiſchen ꝛc. Dieſe wird man nur deſto beſſer ausdrücken, wenn man mit Kunſt und Bewußtſein das Gegentheil vom Anſtändigen thut, jedoch dabei immer bedenkt, daß es eine nachahmende Erſcheinung und keine platte Wirklichkeit ſein ſoll.

Thomas allein.

Wozu man in der Welt nicht kommt! Das hätte ich nicht gedacht, daß ich bey meinem Ochſenhandel nebenher noch einen Kupferpfennig verdienen ſollte. Ich will doch ſehen, was das für ein Drache iſt, und ob ſie kein vernünftig Wort mit ſich reden läßt. Am beſten, ich thu' als wenn ich den Jery nicht kennte und nichts von ihm wüßte, und fall' ihr dann mit meinem Antrag in die Flanke.

Bätely kommt aus der Hütte.

Thomas für ſich.

Iſt ſie das? O die iſt hübſch!

Laut.

Guten Tag, mein ſchönes Kind.

Bätely. Großen Dank! Wär' Ihm was lieb?

Thomas. Ein Glas Milch oder Wein, Jungfer, wäre mir eine rechte Erquickung

J. W. v. Goethe's

sämmtliche Werke.

Wohlfeile Volksausgabe.

Vollständig in zwölf Bänden.

Mit

Kupfern, dem lithographirten Bildniſſe des Verfaſſers, critiſchen Ueberſichten und erläuternden Anmerkungen zu jedem Band;

ſowie

Goethe's Briefwechſel

mit Schiller, Zelter, Jacobi u. ſ. w. im Auszuge enthaltend.

Zehnter Band.

Enthält:

Schriften über Litteratur.

im Verlag vom Litteratur-Comptoir.

1838.

9i
41 k

Bibliothek der
Goethegesellschaft.

Schriften über Litteratur.

Theater.

Weimar'ſches Theater.

Februar 1802.

Auf dem Weimar'ſchen Hof-Theater, das nunmehr bald eilf Jahre beſteht, darf man ſich ſchmeicheln, in dieſem Zeitraume ſolche Fortſchritte gemacht zu haben, wodurch es die Zufriedenheit der Einheimiſchen und die Aufmerkſamkeit der Fremden verdienen konnte. Es möchte daher nicht unſchicklich ſein, bei dem Berichte Deſſen, was auf demſelben vorgeht, auch der Mittel zu erwähnen, wodurch ſo Manches, was andern Theatern ſchwer, ja unmöglich fällt, bei uns nach und nach mit einer gewiſſen Leichtigkeit hervorgebracht worden.

Die Annalen der Deutſchen Bühne gedenken noch immer mit Vorliebe und Achtung der Seiler'ſchen Schauſpielergeſellſchaft, welche, nachdem ſie mehrere Jahre eine beſondere Zierde der obervormundſchaftlichen Hofhaltung geweſen, ſich, durch den Schloßbrand vertrieben, nach Gotha begab. Vom Jahre 1775 an ſpielte eine Liebhabergeſellſchaft mit abwechſelndem Eifer. Vom Jahre 1784 bis 1791 gab die Bellomo'ſche Geſellſchaft ihre fortdauernden Vorſtellungen, nach deren Abgange das gegenwärtige Hof-Theater errichtet wurde. Jede dieſer verſchiedenen Epochen zeigt einem aufmerkſamen Beobachter ihren eigenen Character und die frühern laſſen in ſich die Keime der folgenden bemerken.

Die Geſchichte des noch beſtehenden Hof-Theaters möchte denn auch wieder in verſchiedene Perioden zerfallen. Die erſte würden wir bis auf Iffland's Ankunft, die zweite bis zur architectoniſchen Einrichtung des Schauſpielſaales, die dritte bis zur Aufführung der „Brüder" nach Terenz zählen, und ſo möchten wir uns dermalen in der vierten Periode befinden.

Eine Ueberſicht Deſſen, was in verſchiedenen Zeiten geleiſtet worden, läßt ſich vielleicht nach und nach eröffnen; gegenwärtig verweilen wir bei dem Neueſten und gedenken von demſelben einige Rechenſchaft abzulegen.

Das Theater iſt eins der Geſchäfte, die am Wenigſten planmäßig behandelt werden können; man hängt durchaus von Zeit und Zeitgenoſſen in jedem Augenblicke ab; was der Autor ſchreiben, der Schauſpieler ſpielen, das Publicum ſehen und hören will: Dieſes iſt's, was die Directionen tyranniſirt und wogegen ihnen faſt kein eigener Wille übrig bleibt. Indeſſen verſagen in dieſem Strome und Strudel des Augenblicks wohlbedachte Maximen nicht ihre Hülfe, ſobald man feſt auf denſelben beharret und die Gelegenheit zu nutzen weiß, ſie in Ausübung zu ſetzen.

Unter den Grundſätzen, welche man bei dem hieſigen Theater immer vor Augen gehabt, iſt einer der vornehmſten: der Schauſpieler müſſe ſeine Perſönlichkeit verläugnen und vergeſtalt umbilden lernen, daß es von ihm abhange, in gewiſſen Rollen ſeine Individualität unkenntlich zu machen.

In früherer Zeit fanden dieſer Maxime ein falſch verſtandener Converſations-Ton, ſowie ein unrichtiger Begriff von Natürlichkeit entgegen. Die Erſcheinung Iffland's auf unſerm Theater löſ'te endlich das Räthſel. Die Weisheit, womit dieſer vortrefflicher Künſtler ſeine Rollen von einander ſondert, aus einer jeden ein Ganzes zu machen weiß und ſich, ſowohl in's Edle als in's Gemeine und immer kunſtmäßig und ſchön, zu maskiren verſteht, war zu eminent, als daß ſie nicht hätte fruchtbar werden ſollen. Von dieſer Zeit an haben mehrere unſerer Schauſpieler, denen eine allzu entſchiedene Individualität nicht entgegenſtand, glückliche Verſuche gemacht, ſich eine Vielſeitigkeit zu geben, welche einem dramatiſchen Künſtler immer zur Ehre gereicht.

Eine andere Bemühung, von welcher man bei dem Weimar'ſchen Theater nicht abließ, war, die ſehr vernachläſſigte, ja von unſern vaterländiſchen Bühnen faſt verbannte, rhythmiſche Declamation wieder in Aufnahme zu bringen. Die Gelegenheit, den architectoniſch neu eingerichteten Schauſpielſaal durch den Wallenſtein'ſchen Cyclus einzuweihen, wurde nicht verabſäumt, ſowie, zur Uebung einer gewiſſen, gebundnern Weiſe, in Schritt und Stellung, nicht weniger zur Ausbildung redner-ſcher Declamation, „Mahomet" und „Tancred" rhythmiſch überſetzt auf das Theater gebracht.

„Macbeth", „Octavia", „Bajazet", gaben Gelegenheit zu fernerer Uebung, sowie endlich „Maria Stuart" die Behandlung lyrischer Stellen forderte, wodurch der theatralischen Recitation ein ganz neues Feld eröffnet ward.

Nach solchen Uebungen und Prüfungen war man zu Anfange des Jahrhunderts so weit gekommen, daß man die Mittel sämmtlich in Händen hatte, um gekundete, mehr oder weniger maskirte Vorstellungen wagen zu können. „Palaeophron und Neoterpe" machten den Anfang und der Effect dieser, auf einem Privat-Theater gerüsteten Darstellung war so glücklich, daß man die Aufführung der „Brüder" sogleich vorzunehmen wünschte, die aber wegen eintretender Hindernisse bis in den Herbst verschoben werden mußte.

Indessen hatte Madame Unzelmann durch ihre Gegenwart an jene Iffland'sche Zeit wieder erinnert. Der Geist, in welchem diese treffliche Schauspielerinn die einzelnen Rollen bearbeitet und sich für eine jede umzuschaffen weiß; die Besonnenheit ihres Spiels; ihre durchaus schickliche und anständige Gegenwart auf den Brettern; die reizende Weise, wie sie, als eine Person von ausgebildeter Lebensart, die Mitspielenden durch passende Attentionen zu beleben weiß; ihre klare Recitation; ihre energische und doch gemäßigte Declamation: kurz, das Ganze, was Natur an ihr und was sie für die Kunst gethan, war dem Weimar'schen Theater eine wünschenswerthe Erscheinung, deren Wirkung noch fortdauert und nicht wenig zu dem Glück der diesjährigen Wintervorstellungen beigetragen hat und beiträgt.

Nachdem man durch die Aufführung der „Brüder" endlich die Erfahrung gemacht hatte, daß das Publicum sich an einer derben, characteristischen, sinnlich künstlichen Darstellung erfreuen könne, wählte man den vollkommensten Gegensatz, indem man „Nathan, den Weisen" aufführte. In diesem Stücke, wo der Verstand fast allein spricht, war eine klare, auseinandersetzende Recitation die vorzüglichste Obliegenheit der Schauspieler, welche denn auch meist glücklich erfüllt wurde.

Was das Stück durch Abkürzung allenfalls gelitten hat, ward nun durch eine gedrängtere Darstellung ersetzt und man wird für die Folge sorgen, es poetisch soviel möglich zu restauriren und zu runden. Nicht weniger werden die Schauspieler sich alle Mühe geben, was an Ausarbeitung ihrer Rollen noch fehlte, nachzubringen, so daß das Stück jährlich mit Zufriedenheit des Publicums wieder erscheinen könne.

Lessing sagte in sittlich religiöser Hinsicht: daß er diejenige Stadt glücklich preise, in welcher „Nathan" zuerst gegeben werde. Wir aber können in dramatischer Rücksicht sagen: daß wir unserm Theater Glück wünschen, wenn ein solches Stück darauf bleiben und öfters wiederholt werden kann.

In dieser Lage mußte der Direction ein Schauspiel wie „Jon" höchst willkommen sein. Hatte man in den „Brüdern" sich dem Römischen Lustspiele genähert, so war hier eine Annäherung an das Griechische Trauerspiel der Zweck. Von dem sinnlichen Theile desselben konnte man sich die beste Wirkung versprechen, denn in den sechs Personen war die größte Mannigfaltigkeit dargestellt. Ein blühender Knabe, ein Gott als Jüngling, ein stattlicher König, ein würdiger Greis, eine Königinn in ihren besten Jahren und eine heilige, bejahrte Priesterinn. Für bedeutende, abwechselnde Kleidung war gesorgt und das durch das ganze Stück sich gleich bleibende Theater zweckmäßig ausgeschmückt. Die Gestalt der beiden ältern Männer hatte man durch schickliche Masken in's Tragische gesteigert; und da in dem Stücke die Figuren in mannigfaltigen Verhältnissen auftreten: so wechselten durchaus die Gruppen dem Auge gefällig ab und die Schauspieler leisteten die schwere Pflicht um so mehr mit Bequemlichkeit, als sie durch die Aufführung der Französischen Trauerspiele an ruhige Haltung und schickliche Stellung innerhalb des Theater-Raums gewöhnt waren.

Die Haupt-Situationen gaben Gelegenheit zu belebtern Tableaux und man darf sich schmeicheln, von dieser Seite eine meist vollendete Darstellung geliefert zu haben.

Was das Stück selbst betrifft, so läßt sich von demselben ohne Vorliebe sagen, daß es sich sehr gut exponire, daß es lebhaft fortschreite, daß höchst interessante Situationen entstehen und den Knoten schürzen, der theils durch Vernunft und Ueberredung, theils durch die wundervolle Erscheinung zuletzt gelöst wird. Uebrigens ist das Stück für gebildete Zuschauer, denen mythologische Verhältnisse nicht fremd sind, völlig klar und gegen den übrigen weniger gebildeten Theil erwirbt es sich das pädagogische Verdienst, daß es ihn veranlaßt, zu Hause wieder einmal ein mythologisches Lexicon zur Hand zu nehmen und sich über den Erichthonius und Erechtheus aufzuklären.

Man kann dem Publicum keine größere Achtung bezeigen, als indem man es nicht wie Pöbel behandelt. Der Pöbel drängt sich unvorbereitet zum Schauspielhause; er verlangt, was ihm unmittelbar genießbar ist; er will schauen, staunen, lachen, weinen und nöthigt daher die Directionen, welche von ihm abhängen, sich mehr oder weniger zu ihm herabzulassen und von einer Seite das Theater zu

überſpannen, von der andern aufzulöſen. Wir haben das Stück, von unſern Zuſchauern, beſonders wenn wir den Jena'ſchen Theil billig mit rechnen, vorausſetzen zu dürfen, daß ſie mehr als ihr Legegeld mitbringen und daß Diejenigen, denen bei der erſten ſorgfältigen Aufführung bedeutender Stücke noch Etwas dunkel, ja ungenießbar bliebe, geneigt ſind, ſich von der zweiten beſſer unterrichten und in die Abſicht einführen zu laſſen. Bloß dadurch, daß unſere Lage erlaubt, Aufführungen zu geben, woran nur ein erwähltes Publicum Geſchmack finden kann, ſehen wir uns in den Stand geſetzt, auf ſolche Darſtellungen loszuarbeiten, welche allgemeiner gefallen.

Sollte „Jon" auf mehrern Theatern erſcheinen oder gedruckt werden: ſo wünſchten wir, daß ein competenter Kritiker nicht etwa bloß dieſen neuen Dichter mit jenem alten, dem er gefolgt, zuſammenſtellte, ſondern Gelegenheit nähme, wieder ein Mal das Antike mit dem Modernen im Ganzen zu vergleichen. Hier kommt gar Vieles zur Sprache, das zwar ſchon mehrmals bewegt worden iſt, das aber nie genug ausgeſprochen werden kann. Der neue Autor, wie der alte, hat gewiſſe Vortheile und Nachtheile, und zwar gerade an der umgekehrten Stelle. Was den Einen begünſtigte, beſchwert den Andern, und was Dieſen begünſtigt, ſtand Jenem entgegen. Nicht gehörig wird man den gegenwärtigen Jon mit dem Jon des Euripides vergleichen können, wenn nicht jene allgemeinen Betrachtungen vorangegangen ſind; und vielen Dank ſoll der Kunſtrichter verdienen, der uns an dieſem Beiſpiele wieder klar macht: inwiefern wir den Alten nachfolgen können und ſollen.

Wären unſere Schauſpieler ſämmtlich auf kunſtmäßige Behandlung der verſchiedenen Arten dramatiſcher Dichtkunſt eingerichtet: ſo könnte der „Wirrwarr", der nur zufällig hier in der Reihe ſteht, auch als eine zum allgemeinen Zweck calculirte Darſtellung aufgeführet werden.

Gegen ſolche Stücke iſt das Publicum meiſt ungerecht, und wohl hauptſächlich deßwegen, weil der Schauſpieler ihnen nicht leicht ihr völliges Recht widerfahren läßt.

Wenn es dem Verfaſſer gefällt, in einer Poſſe den Menſchen unter ſich hinunter zu ziehen, ihn in ſeltſamen, mehr erniedrigenden als erhebenden Situationen zu zeigen: ſo iſt, vorausgeſetzt, daß es mit Talent und Theater-Practik geſchieht, Nichts dagegen einzuwenden. Nur ſollte alsdann der Schauſpieler einſehen, daß er von ſeiner Seite, indem er eine ſolche Darſtellung kunſtmäßig behandelt, erſt das Stück zu vollenden und ihm eine günſtige Aufnahme zu verſchaffen hat.

Es iſt möglich, in einem ſolchen Stücke die Rollen durchaus mit einer gewiſſen, theils offenbaren, theils verſteckten Eleganz zu ſpielen, die für's Geſicht angelegten Situationen mit maleriſcher Zweckmäßigkeit darzuſtellen und dadurch das Ganze, das ſeiner Anlage nach zu ſinken ſcheint, durch die Ausführung emporzutragen.

Sind wir ſo glücklich, noch mehrere antike Luſtſpiele auf das Theater einzuführen; bringen unſere Schauſpieler noch tiefer in den Sinn des Masken-Spiels: ſo werden wir auch in dieſem Fache der Erfüllung unſerer Wünſche entgegengehen.

Iſt die Vielſeitigkeit des Schauſpielers wünſchenswerth, ſo iſt es die Vielſeitigkeit des Publicums ebenſo ſehr. Das Theater wird, ſowie die übrige Welt, durch herrſchende Moden geplagt, die es von Zeit zu Zeit überſtrömen und dann wieder ſeicht laſſen. Die Mode bewirkt eine augenblickliche Gewöhnung an irgend eine Art und Weiſe, der wir lebhaft nachhängen, um ſie alsdann auf ewig zu verbannen. Mehr als irgend ein Theater iſt das Deutſche dieſem Unglücke ausgeſetzt und Das wohl daher, weil wir bis jetzt mehr ſtrebten und verſuchten, als errangen und erreichten. Unſere Litteratur hatte, Gott ſei Dank, noch kein goldenes Zeitalter, und wie das Uebrige, ſo iſt unſer Theater noch erſt im Werden. Jede Direction durchblättere ihre Repertorien und ſehe, wie wenig Stücke aus der großen Anzahl, die man in den letzten zwanzig Jahren aufgeführt, noch jetzt brauchbar geblieben ſind. Wer darauf denken dürfte, dieſem Unweſen nach und nach zu ſteuern, eine gewiſſe Anzahl vorhandener Stücke auf dem Theater zu ſtriren und dadurch endlich einmal ein Repertorium aufzuſtellen, das man der Nachwelt überliefern könnte, müßte vor allen Dingen darauf ausgehen, die Denkweiſe des Publicums, das er vor ſich hat, zur Vielſeitigkeit zu bilden. Dieſe beſteht hauptſächlich darin, daß der Zuſchauer einſehen lerne, nicht eben jedes Stück ſei wie ein Ei anzuſehen, der dem Zuſchauer völlig nach ſeinen gegenwärtigen Bedürfniſſen auf den Leib gepaßt werden müſſe. Man ſollte nicht gerade immer ſich und ſein nächſtes Geiſtes-, Herzens- und Sinnesbedürfniß auf dem Theater zu befriedigen gedenken; man könnte ſich vielmehr öfters wie einen Reiſenden betrachten, der in fremden Orten und Gegenden, die er zu ſeiner Belehrung und Ergetzung beſucht, nicht alle Bequemlichkeit findet, die er zu Hauſe ſeiner Individualität anzupaſſen Gelegenheit hatte.

Das vierte Stück, bei welchem wir unſern Zuſchauern eine ſolche Reiſe zumutheten, war „Turandot", nach Gozzi metriſch bearbeitet.

Wir wünschen, daß jener Freund unſers Theaters, welcher in der Zeitung für die elegante Welt 1802, Nr. 7, die Vorſtellung des „Jon“ mit ſoviel Einſicht als Billigkeit recenſirt, eine gleiche Mühe in Abſicht auf „Turandot“ übernehmen möge. Was auf unſerer Bühne als Darſtellung geleiſtet wird, wünſchten wir von einem Dritten zu hören; was wir mit jedem Schritte zu gewinnen glauben, darüber mögen wir wohl ſelbſt unſere Gedanken äußern.

Der Deutſche iſt überhaupt ernſthafter Natur, und ſein Ernſt zeigt ſich vorzüglich, wenn vom Spiele die Rede iſt, beſonders auch im Theater. Hier verlangt er Stücke, die eine gewiſſe einfache Gewalt über ihn ausüben, die ihn entweder zu herzlichem Lachen oder zu herzlicher Rührung bewegen. Zwar iſt er durch eine gewiſſe Mittelgattung von Dramen gewöhnt worden, das Heitere neben dem Triſten zu ſehen; allein Beides iſt alsdann nicht auf ſeinen höchſten Gipfel geführt, ſondern zeigt ſich mehr als eine Art von Amalgam. Auch iſt der Zuſchauer immer verdrießlich, wenn Luſtiges und Trauriges, ohne Mittelglieder, auf einander folgt.

Was uns betrifft, ſo wünſchen wir freilich, daß wir nach und nach mehr Stücke von rein geſonderten Gattungen erhalten mögen, weil die wahre Kunſt nur auf dieſe Weiſe gefördert werden kann; allein wir finden auch ſolche Stücke höchſt nöthig, durch welche der Zuſchauer erinnert wird, daß das ganze theatraliſche Weſen nur ein Spiel ſei, über das er, wenn es ihm äſthetiſch, ja moraliſch nutzen ſoll, erhoben ſtehen muß, ohne deßhalb weniger Genuß daran zu finden.

Als ein ſolches Stück ſchätzen wir „Turandot“. Hier iſt das Abenteuerliche verſchlungener menſchlicher Schickſale der Grund, auf dem die Handlung vorgeht. Umgeſtürzte Reiche, vertriebene Könige, irrende Prinzen, Sclavinnen, ſonſt Prinzeſſinnen, führt eine erzählende Expoſition vor unſerm Geiſt vorüber und die auch hier am Orte, im phantaſtiſchen Peking, auf einen kühn verliebten Fremden wartende Gefahr wird uns vor Augen geſtellt. Was wir aber ſodann erblicken, iſt ein in Frieden herrſchender, behaglicher, obgleich trauriger Kaiſer; eine Prinzeſſinn, eiferſüchtig auf ihre weibliche Freiheit, und übrigens ein durch Masken erheitertes Serail-Räthſel vertreten hier die Stelle der Scylla und Charybdis, denen ſich ein gutmüthiger Prinz auf's Neue ausſetzt, nachdem er ihnen ſchon glücklich entkommen war. Nun ſoll der Name des Unbekannten entdeckt werden; man verſucht Gewalt und hier gibt es eine Reihe von pathetiſchen, theatraliſch auffallenden Scenen; man verſucht die Liſt und nun wird die Macht der Ueberredung ſtufenweiſe aufgeboten.

Zwiſchen alle dieſe Zuſtände iſt das Heitere, das Luſtige, das Neckiſche ausgeſäet und eine ſo bunte Behandlung mit völliger Einheit bis zu Ende durchgeführt.

Es ſteht zu erwarten, wie dieſes Stück in Deutſchland aufgenommen werden kann. Es iſt freilich urſprünglich für ein geiſtreiches Publicum geſchrieben und hat Schwierigkeiten in der Ausführung, die wir, obgleich die zweite Repräſentation beſſer als die erſte gelang, noch nicht ganz überwunden haben. Könnte das Stück irgendwo in ſeinem vollen Glanz erſcheinen, ſo würde es gewiß eine ſchöne Wirkung hervorbringen und Manches aufregen, was in der Deutſchen Natur ſchläft. So haben wir die angenehme Wirkung ſchon erfahren, daß unſer Publicum ſich beſchäftigt, ſelbſt Räthſel auszudenken und wir werden wahrſcheinlich bei jeder Vorſtellung künftig im Fall ſein, die Prinzeſſinn, mit neuen Aufgaben gerüſtet, erſcheinen zu laſſen.

Sollte es möglich ſein, den vier Masken, wo nicht ihre urſprüngliche Anmuth zu geben, doch wenigſtens etwas Aehnliches an die Stelle zu ſetzen, ſo würde ſchon viel gewonnen ſein. Doch von allem Dieſem künftig mehr; gegenwärtig bleibt uns nur zu wünſchen, daß wir die „Brüder“ und „Jon“ immer ſo, wie die erſten Male, „Nathan“ und „Turandot“ immer ausgearbeiteter und vollendeter ſehen mögen.

Ueber das Deutſche Theater.

Zu einer Zeit, wo das Deutſche Theater als eine der ſchönſten National-Thätigkeiten aus trauriger Beſchränkung und Verkümmerung wieder zu Freiheit und Leben hervorwächſt, beeifern ſich wohldenkende Directoren, nicht allein einer einzelnen Anſtalt im Stillen ernſtlich vorzuſtehen, ſondern auch durch öffentliche Mittheilungen in's Ganze zu wirken. Dichter, Schauſpieler, Direction und Publicum werden ſich immer mehr unter einander verſtändigen und im Genuß des Augenblicks nicht vergeſſen, was die Vorfahren geleiſtet. Nur auf ein Repertorium, welches ältere Stücke enthält, kann ſich eine National-Bühne gründen. Möge Nachſtehendes eine günſtige Aufnahme erfahren und ſo des Verfaſſers Muth belebt werden, mit ähnlichen Aeußerungen nach und nach hervorzutreten!

Ein Vorſatz Schiller's und was daraus erfolget.

Als der verewigte Schiller durch die Huld des Hofs, die Gunſt der Geſellſchaft, die Neigung der Freunde bewogen ward, ſeinen Jena'ſchen

Aufenthalt mit dem Weimar'ſchen zu vertauſchen und der Eingezogenheit zu entſagen, der er ſich bisher ausſchließlich gewidmet hatte: da war ihm beſonders die Weimar'ſche Bühne vor Augen und er beſchloß, ſeine Aufmerkſamkeit auf die Vorſtellungen derſelben ſcharf und entſchieden zu richten.

Und einer ſolchen Schranke bedurfte der Dichter; ſein außerordentlicher Geiſt ſuchte von Jugend auf die Höhen und Tiefen; ſeine Einbildungskraft, ſeine dichteriſche Thätigkeit führten ihn in's Weite und Breite; und ſo leidenſchaftlich er auch hierbei verfuhr, konnte doch bei längerer Erfahrung ſeinem Scharfblick nicht entgehen, daß ihn dieſe Eigenſchaften auf der Theater-Bahn nothwendig irre führen müßten.

In Jena waren ſeine Freunde Zeuge geweſen, mit welcher Anhaltſamkeit und entſchiedener Richtung er ſich mit „Wallenſtein" beſchäftigte. Dieſer vor ſeinem Genie ſich immer mehr ausdehnende Gegenſtand ward von ihm auf die mannigfaltigſte Weiſe aufgeſtellt, verknüpft, ausgeführt, bis er ſich zuletzt genöthigt ſah, das Stück in drei Theile zu theilen, wie es darauf erſchien; und ſelbſt nachher ließ er nicht ab, Veränderungen zu treffen, damit die Haupt-Momente im Ganzen wirken möchten; da denn die Folge war, daß der „Tod Wallenſtein's" auf allen Bühnen und öfter, das „Lager" und die „Piccolomini" nicht überall und ſeltener gegeben wurden.

„Don Carlos" war ſchon früher für die Bühne zuſammengezogen; und wer dieſes Stück, wie es jetzt noch geſpielt wird, zuſammenhält mit der erſten gedruckten Ausgabe, Der wird anerkennen, daß Schiller, wie er im Entwerfen ſeiner Plane unbegrenzt zu Werke ging, bei einer ſpätern Redaction ſeiner Arbeiten zum theatraliſchen Zweck, durch Ueberzeugung den Muth beſaß, ſtreng, ja unbarmherzig mit dem Vorhandenen umzugehen. Hier ſollten alle Haupt-Momente vor Aug' und Ohr in einem gewiſſen Zeitraume vorübergehen. Alles Andere gab er auf; und doch hat er ſich nie in den Raum von drei Stunden einſchließen können.

Die „Räuber", „Cabale und Liebe", „Fiesco", Productionen genialer jugendlicher Ungeduld und Unwillens über einen ſchweren Erziehungsdruck, hatten bei der Vorſtellung, die beſonders von Jünglingen und der Menge heftig verlangt wurde, manche Veränderung erleiden müſſen. Ueber alle dachte er nach, ob es nicht möglich würde, ſie einem mehr geläuterten Geſchmack, zu welchem er ſich herangebildet hatte, anzuähnlichen. Er pflog hierüber mit ſich ſelbſt in langen ſchlafloſen Nächten, dann aber auch an heitern Abenden mit Freunden einen liberalen und umſtändlichen Rath.

Hätte jene Berathungen ein Geſchwindſchreiber aufbewahrt, ſo würde man ein merkwürdiges Beiſpiel productiver Critik beſitzen. Um deſto angenehmer wird Einſichtigen die Selbſtunterhaltung Schiller's über den projectirten und angefangenen „Demetrius" entgegenkommen, welches ſchöne Document prüfenden Erſchaffens uns im Gefolg ſeiner Werke aufbewahrt iſt. Jene oben benannten drei Stücke jedoch wollte man nicht anrühren, weil das daran Mißfällige ſich zu innig mit Gehalt und Form verwachſen befand, und man ſie daher auf gut Glück der Folgezeit, wie ſie einmal aus einem gewaltſamen Geiſt entſprungen waren, überliefern mußte.

Schiller hatte nicht lange, in ſo reifen Jahren, einer Reihe von theatraliſchen Vorſtellungen beigewohnt, als ſein thätiger, die Umſtände erwägender Geiſt, in's Ganze arbeitend, den Gedanken faßte, daß man Dasjenige, was man an eigenen Werken gethan, wohl auch an fremden thun könne; und ſo entwarf er einen Plan, wie dem Deutſchen Theater, indem die lebenden Autoren für den Augenblick fortarbeiteten, auch Dasjenige zu erhalten wäre, was früher geleiſtet worden. Der einnehmende Stoff, der anerkannte Gehalt ſolcher Werke ſollte einer Form angenähert werden, die theils der Bühne überhaupt, theils dem Sinn und Geiſt der Gegenwart gemäß wäre. Aus dieſen Betrachtungen entſtand in ihm der Vorſatz, Ausruheſtunden, die ihm von eigenen Arbeiten übrig blieben, in Geſellſchaft übereindenkender Freunde planmäßig anzuwenden, daß vorhandene bedeutende Stücke bearbeitet und ein „Deutſches Theater" herausgegeben würde, ſowohl für den Leſer, welcher bekannte Stücke von einer neuen Seite ſollte kennen lernen, als auch für die zahlreichen Bühnen Deutſchlands, die dadurch in den Stand geſetzt würden, den oft leichten Erzeugniſſen des Tags einen feſten alterthümlichen Grund ohne große Anſtrengung unterlegen zu können.

Damit nun aber das Deutſche Theater auf ächt Deutſchen Boden gegründet werden möge, war Schiller's Abſicht, zuerſt die „Hermanns-Schlacht" von Klopſtock zu bearbeiten. Das Stück wurde vorgenommen und erregte ſchon bei dem erſten Anblick manches Bedenken. Schiller's Urtheil war überhaupt ſehr liberal, aber zugleich frei und ſtreng. Die ideellen Forderungen, welche Schiller ſeiner Natur nach machen mußte, fand er hier nicht befriedigt und das Stück ward bald zurückgelegt. Die Critik auf ihrem gegenwärtigen Standpuncte bedarf keines Winkes, um die Beſtimmungsgründe zu entfalten.

Gegen Leſſing's Arbeiten hatte Schiller ein

ganz besonderes Verhältniß; er liebte sie eigentlich nicht; ja „Emilie Galotti" war ihm zuwider; doch wurde diese Tragödie sowohl als „Minna von Barnhelm" in das Repertorium aufgenommen. Er wandte sich darauf zu „Nathan, dem Weisen" und nach seiner Redaction, wobei er die Kunstfreunde gern einwirken ließ, erscheint das Stück noch gegenwärtig und wird sich lange erhalten, weil sich immer tüchtige Schauspieler finden werden, die sich der Rolle Nathan's gewachsen fühlen. Möge doch die bekannte Erzählung, glücklich dargestellt, das Deutsche Publicum auf ewige Zeiten erinnern, daß es nicht nur berufen wird, um zu schauen, sondern auch um zu hören und zu vernehmen! Möge zugleich das darin ausgesprochene göttliche Duldungs- und Schonungs-Gefühl der Nation heilig und werth bleiben!

Die Gegenwart des vortrefflichen Iffland (1796) gab Gelegenheit zu Abkürzung Egmont's, wie das Stück noch bei uns und an einigen Orten gegeben wird. Daß auch Schiller bei seiner Redaction grausam verfahren, davon überzeugt man sich bei Vergleichung nachstehender Scenen-Folge mit dem gedruckten Stücke selbst. Die persönliche Gegenwart der Regentinn z. E. vermißt unser Publicum ungern, und doch ist in Schiller's Arbeit eine solche Consequenz, daß man nicht gewagt hat, sie wieder einzulegen, weil andere Mißverhältnisse in die gegenwärtige Form sich einschleichen würden.

Egmont.

Erster Aufzug.

Auf einem freien Platze Armbrustschießen. Bei Gelegenheit, daß Einer von Egmont's Leuten durch den besten Schuß sich zum Schützenkönige erhebt, seine Gesundheit, sowie die Gesundheiten der Herrschaften getrunken werden, kommen die öffentlichen Angelegenheiten zur Sprache, nebst den Characteren der höchsten und hohen Personen. Die Gesinnungen des Volks offenbaren sich. Andere Bürger treten auf; man wird von den entstandenen Unruhen unterrichtet. Zu ihnen gesellt sich ein Advocat, der die Privilegien des Volks zur Sprache bringt; hieraus entstehen Zwiespalt und Händel; Egmont tritt auf, besänftigt die Männer und bedroht den Rabulisten. Er zeigt sich als beliebter und geehrter Fürst.

Zweiter Aufzug.

Egmont und sein Geheimschreiber, bei dessen Vorträgen die liberale, freie, kühne Denkart des Helden sich offenbart. Hierauf sucht Oranien seinem Freunde Vorsicht einzuflößen, aber vergebens, und, da man die Ankunft des Herzogs Alba vernimmt, ihn zur Flucht zu bereden, abermals vergebens.

Dritter Aufzug.

Die Bürger in Furcht des Bevorstehenden; der Rabulist weissagt Egmont's Schicksal; die Spanische Wache tritt auf; das Volk zieht auseinander.

In einem bürgerlichen Zimmer finden wir Clärchen mit ihrer Liebe zu Egmont beschäftigt. Sie sucht die Neigung ihres Liebhabers Brackenburg abzulehnen, fährt fort, in Freud und Leid an ihr Verhältniß mit Egmont zu denken; Dieser tritt ein und nun ist nichts Anderes als Liebe und Lust.

Vierter Aufzug.

Palast. Alba's Character entwickelt sich in seinen Maßregeln. Ferdinand, dessen natürlicher Sohn, den die Persönlichkeit Egmont's anzieht, wird, damit er sich an Grausamkeiten gewöhne, beordert, Diesen gefangen zu nehmen. Egmont und Alba im Gespräch, Jener offen, Dieser zurückhaltend und zugleich anreizend. Egmont wird gefangen genommen. Brackenburg in der Dämmerung auf der Straße. Clärchen will die Bürger zur Befreiung Egmont's anfeuern; sie entfernen sich furchtsam; Brackenburg, mit Clärchen allein, versucht, sie zu beruhigen, aber vergeblich.

Fünfter Aufzug.

Clärchen in ihrem Zimmer allein. Brackenburg bringt die Nachricht von der Vorbereitung zu Egmont's Hinrichtung. Clärchen nimmt Gift, Brackenburg entfernt sich; die Lampe verlischt, Clärchen's Verscheiden andeutend.

Gefängniß. Egmont allein. Das Todesurtheil wird ihm angekündigt. Scene mit Ferdinand, seinem jungen Freunde. Egmont allein, entschläft. Erscheinung Clärchen's im eröffneten Hintergrunde; Trommeln wecken ihn auf; er folgt der Wache, gleichsam als Befehlshaber.

Wegen der letzten Erscheinung Clärchen's sind die Meinungen getheilt; Schiller war dagegen, der Autor dafür; nach dem Wunsche des hiesigen Publicum's darf sie nicht fehlen.

Da wir bei den gegenwärtigen Betrachtungen nicht chronologisch, sondern nach andern Rücksichten verfahren und vorzüglich Verfasser und Redacteur im Auge behalten, so wenden wir uns zu „Stella", welche Schiller gleichfalls ihre Erscheinung auf dem Theater verdankt. Da das Stück an sich selbst schon einen regelmäßigen, ruhigen Gang hat, so ließ er es in allen seinen Theilen bestehen, verkürzte nur hier und da den Dialog, besonders wo er aus dem Dramatischen in's Idyllische und Elegische überzu-

gehen ſchien. Denn wie in einem Stück zu viel geſchehen kann, ſo kann auch darin zu viel Empfundenes ausgeſprochen werden. Und ſo ließ ſich Schiller durch ſo manche angenehme Stelle nicht verführen, ſondern ſtrich ſie weg. Sehr gut beſetzt, ward das Stück den 15. Januar 1806 zum erſten Mal gegeben und ſodann wiederholt; allein bei aufmerkſamer Betrachtung kam zur Sprache, daß nach unſern Sitten, die ganz eigentlich auf Monogamie gegründet ſind, das Verhältniß eines Mannes zu zwei Frauen, beſonders wie es hier zur Erſcheinung kommt, nicht zu vermitteln ſei und ſich daher vollkommen zur Tragödie qualificire. Fruchtlos blieb deßhalb jener Verſuch der verſtändigen Cäcilie, das Mißverhältniß in's Gleiche zu bringen. Das Stück nahm eine tragiſche Wendung und endigte auf eine Weiſe, die das Gefühl befriedigt und die Rührung erhöht. Gegenwärtig iſt das Stück ganz vollkommen beſetzt, ſo daß Nichts zu wünſchen übrig bleibt und erhielt daher das letzte Mal ungetheilten Beifall.

Doch würde eine ſolche allgemeine Verſicherung Schaubühnen, welche dieſes Stück aufzuführen gedächten, von weiter keinem Nutzen ſein; deßwegen wir über das Einzelne die nöthigen Bemerkungen hinzufügen.

Die Rolle des Fernando wird jeder nicht gar zu junge Mann, der Helden- und erſte Liebhaber-Rollen zu ſpielen berufen iſt, gern übernehmen und die leidenſchaftliche Verlegenheit, in die er ſich geſetzt ſieht, mit mannigfaltiger Steigerung auszudrücken ſuchen.

Die Beſetzung der Frauenzimmer-Rollen iſt ſchon ſchwieriger; es ſind deren fünf, von abgeſtuften, ſorgfältig unterſchiedenen Characteren. Die Schauſpielerinn, welche die Rolle der Stella übernimmt, muß uns eine unzerſtörliche Neigung, ihre heiße Liebe, ihren glühenden Enthuſiasmus nicht allein darſtellen, ſie muß uns ihre Gefühle mittheilen, uns mit ſich fortreißen.

Cäcilie wird das anfänglich ſchwach und gedrückt Scheinende bald hinter ſich laſſen und als eine freie Gemüths- und Verſtandsheldinn vor uns im größten Glanz erſcheinen.

Lucie ſoll einen Character vorſtellen, der ſich in einem behaglichen Leben frei gebildet hat und den äußern Druck, der auf ſie eindringt, nicht empfindet, ja abſteht. Keine Spur von Naſeweisheit oder Dünkel darf erſcheinen.

Die Poſtmeiſterinn iſt keine zänkiſche Alte; ſie iſt eine junge, heitere, thätige Witwe, die nur wieder heirathen möchte, um beſſer gehorcht zu ſein.

Aennchen. Es iſt zu wünſchen, daß Dieſes ein kleines Kind ſei; in dem Munde eines ſolchen, wenn es deutlich ſpricht, nimmt ſich die Entſchiedenheit Deſſen, was es zu ſagen hat, ſehr gut aus. Kann man dieſe Figuren dergeſtalt abſtufen, ſo wird die Tragödie ihre Wirkung nicht verfehlen.

Der erſte Act, der das äußere Leben vorſtellt, muß außerordentlich gut eingelernt ſein und ſelbſt die unbedeutendſten Handlungen ſollen ein gewiſſes äſthetiſches Geſchick verrathen; wie denn auch das zwei Mal ertönende Poſthorn kunſtmäßig eine angenehme Wirkung thun ſollte.

So iſt denn auch der Verwalter keineswegs durch einen geringen Acteur zu beſetzen, ſondern ein vorzüglicher Schauſpieler, der die Rolle der ernſt-zärtlichen Alten ſpielt, zu dieſem Liebesdienſt einzuladen.

Bedenkt man die unglaublichen Vortheile, die der Componiſt hat, der alle ſeine Wünſche und Abſichten mit tauſend Worten und Zeichen in die Partitur einſchließen und ſie jedem Kunſtausübenden verſtändlich machen kann: ſo wird man dem dramatiſchen Dichter auch verzeihen, wenn er Das, was er zum Gelingen ſeiner Arbeit für unumgänglich nöthig hält, den Directionen und Regien an's Herz zu legen trachtet.

Die „Laune des Verliebten" ward im März 1805 auf's Theater gebracht, eben als dieſe kleine Production vierzig Jahre alt war. Hier kommt Alles auf die Rolle der Egle an. Findet ſich eine gewandte Schauſpielerinn, die den Character völlig ausdrückt, ſo iſt das Stück geborgen und wird gern geſehen. Eine unſerer heitern und angenehmen Schauſpielerinnen, die ſich nach Breslau begab, brachte es auf das dortige Theater. Ein geiſtreicher Mann ergriff den Sinn des Characters und verfaßte einige Stücke dieſer Individualität zu Liebe. Auch wird es in Berlin gegenwärtig gern geſehen.

Hier mag eine Bemerkung Platz finden, die, wohl beachtet, den Directionen Vortheil bringen wird. Unterſucht man genau, warum gewiſſe Stücke, denen einiges Verdienſt nicht abzuſprechen iſt, entweder gar nicht auf's Theater kommen, oder, wenn ſie eine Zeit lang guten Eindruck darauf gemacht, nach und nach verſchwinden: ſo findet ſich, daß die Urſache weder am Stücke, noch am Publicum liege, ſondern daß die erforderliche Perſönlichkeit des Schauſpielers fehlt. Es iſt daher ſehr wohl gethan, wenn man Stücke nicht ganz bei Seite legt, oder ſie aus dem Repertorium wegſtreicht. Man behalte ſie beſtändig im Auge, ſollte man ſie auch jahrelang nicht geben können. Kommt die Zeit, daß ſie wieder vollkommen zu beſetzen ſind, ſo wird man eine gute Wirkung nicht verfehlen.

So würde z. E. das Deutſche Theater eine große Veränderung erleiden, wenn eine Figur,

wie die berühmte Sailer, mit einem ächten, unserer Zeit gemäß ausgebildeten Talent erschiene; geschwind würden Medea, Semiramis, Cleopatra, Agrippina und andere Heldinnen, die man sich colossal denken mag, aus dem Grabe auferstehen; andere Rollen daneben würden umgeschaffen werden. Man denke sich eine solche Figur als Orsina und „Emilie Galotti", ist ein ganz anderes Stück; der Prinz ist entschuldigt, so bald man anerkennt, daß ihm eine solche gewaltsame, herrische Figur zur Last fallen müsse.

Wir wenden uns nun zu den „Mitschuldigen". Daß dieses Stück einiges theatralische Verdienst habe, läßt sich auch daraus abnehmen, daß es zu einer Zeit, wo es den Deutschen Schauspielern noch vor Rhythmen und Reimen bangte, erschienen, in Prosa übersetzt, auf's Theater gebracht worden, wo es sich freilich nicht erhalten konnte, weil ihm ein Hauptbestandtheil, das Sylbenmaß und der Reim, fehlte. Nunmehr aber, da Beides den Schauspielern geläufiger ward, konnte man auch diesen Versuch wagen. Man nahm dem Stück einige Härten, erneuerte das Veraltete; und so erhält es sich noch immer bei vortheilhafter Besetzung. Es kam sogleich mit der „Laune des Verliebten" im März 1803 auf die Bühne. Schiller war bei den Vorstellungen beirathig, aber erlebte nicht, daß wir im September desselben Jahres mit dem „Räthsel" auftraten, welches viel Glück machte, dessen Verfasser aber lange unbekannt bleiben wollte, nachher aber eine Fortsetzung herausgab, welche Stücke sich sämmtlich einander halten und tragen.

Man versäume ja nicht auf dem Deutschen Theater, wo es ohnehin sehr bunt aussieht, Stücke von ähnlichem Sinn und Ton nebeneinander zu stellen, um wenigstens den verschiedenen Abtheilungen dramatischer Erzeugnisse eine gewisse Breite zu geben.

„Iphigenie" kam, nicht ohne Abkürzung, schon 1802 auf die Weimar'sche Bühne. „Tasso", nach langer, stiller Vorbereitung, erst 1807. Beide Stücke erhalten sich durch die höchst vorzüglichen, zu den Rollen vollkommen geeigneten Schauspieler und Schauspielerinnen.

Wir sprechen zuletzt von dem im September 1804 zum ersten Mal auf dem Theater erschienenen „Götz von Berlichingen". Obgleich Schiller diese neue Bearbeitung selbst nicht übernehmen wollte, so wirkte er doch dabei treulich mit und wußte durch seine kühnen Entschließungen dem Verfasser manche Abkürzung zu erleichtern und war mit Rath und That vom ersten Anfange bis zur Vorstellung einwirkend. Da es auf wenigen Theatern aufgeführt wird, so möchte wohl hier der Gang des Stücks kürzlich zu erzählen und die Grundsätze, nach welchen auch diese Redaction bewirkt worden, im Allgemeinen angedeutet sein.

Erster Aufzug.

Indem von einigen Bauern Bamberg'sche Knechte in der Herberge verhöhnt werden, erfährt man die Feindseligkeiten, in welchen Götz mit dem Bischof begriffen ist. Einige diesem Ritter zugethane Reiter kommen hinzu und erfahren, daß Weislingen, des Bischofs rechte Hand, sich in der Nähe befindet. Sie eilen, es ihrem Herrn zu melden.

Der lauernde Götz erscheint vor einer Waldhütte; ein Straßjunge, Georg, kündigt sich als künftigen Helden an. Bruder Martin beneidet den Krieger, Gatten und Vater. Die Knechte kommen meldend, Götz eilt fort und der Knabe läßt sich durch ein Heiligenbild beschwichtigen.

Auf Jarthausen, Götzen's Burg, finden wir dessen Frau, Schwester und Sohn. Jene zeigt sich als tüchtige Rittersfrau, die andere als zartfühlend; der Sohn weichlich. Man meldet, Weislingen sei gefangen und Götz bringe ihn heran. Die Frauen entfernen sich; beide Ritter treten auf; durch Götzen's treuherziges Benehmen und die Erzählung alter Geschichten wird Weislingen gerührt. Marie und Carl treten ein; das Kind lädt zu Tische, Marie zur Freundschaft; die Ritter geben sich die Hände; Marie steht zwischen ihnen.

Zweiter Aufzug.

Marie und Weislingen treten ein; ihr Verhältniß hat sich geknüpft, Götz und Elisabeth erscheinen; man beschäftigt sich mit Planen und Hoffnungen. Weislingen fühlt sich glücklich in seinen neuen Verhältnissen. Franz, Weislingen's Knabe, kommt von Bamberg und erregt alte Erinnerungen, sowie ein neues Phantasie-Bild der gefährlichen Adelheid von Waldorf. Seine Leidenschaft für diese Dame ist nicht zu verkennen und man fängt an zu fürchten, er werde seinen Herrn mit fortreißen.

Hans von Selbitz kommt und stellt sich der wackern Hausfrau Elisabeth als einen lustig fahrenden Ritter dar. Götz heißt ihn willkommen; die Nachricht, daß Nürnberger-Kaufleute auf die Messe ziehen, läuft ein; man zieht fort. Im Walde finden wir die Nürnberger-Kaufleute; sie werden überfallen, beraubt. Durch Georg erfährt Götz, daß Weislingen sich umgekehrt habe. Götz will seinen Verdruß an den gefangenen Kaufleuten auslassen, gibt aber gerührt ein Schmuckkästchen zurück, welches ein Bräutigam seiner Braut bringen will; denn

Ich treibe ſchon drey Stunden den Berg herauf und habe nichts gefunden.

Bätely. Von Herzen gerne, und ein Stück Brot und Käſ' dazu! Rothen Wein, recht guten Italiäniſchen.

Thomas. Scharmant! Iſt das euer Haus?

Bätely. Ja, da wohn' ich mit meinem Vater.

Thomas. Ey! ey! So ganz allein?

Bätely. Wir ſind ja unſer zwey. Wart' Er, ich will Ihm zu trinken hohlen; oder komm' Er lieber mit herein; was will Er da hauſſen ſtehn? Er kann dem Vater was erzählen.

Thomas. Nicht doch, mein Kind, das hat keine Eile. Er nimmt ſie bey der Hand und hält ſie.

Bätely macht ſich los. Ey was ſoll das?

Götz bedenkt traurig, daß er seiner Schwester den Verlust des Bräutigams ankündigen müsse.

Dritter Aufzug.

Zwei Kaufleute erscheinen im Lustgarten zu Augsburg. Maximilian, verdrießlich, weis't sie ab; Weislingen macht ihnen Hoffnung und bedient sich der Gelegenheit, den Kaiser gegen Götz und andere unruhige Ritter einzunehmen.

Hierauf entwickelt sich das Verhältniß zwischen Weislingen und seiner Gemahlinn Adelheid, die ihn nöthigt, unbedingt ihre Weltzwecke zu begünstigen. Die wachsende Leidenschaft des Edelknaben zu ihr; die buhlerischen Künste, ihn anzulocken, sprechen sich aus. Wir werden nach Jarthausen versetzt. Sickingen wirbt um Marie; Selbitz bringt Nachricht, daß Götz in die Acht erklärt sei. Man greift zu den Waffen. Lerse kündigt sich an; Götz nimmt ihn freudig auf.

Wir werden auf einen Berg geführt; weite Aussicht, verfallene Warte, Burg und Felsen. Eine Zigeuner-Familie, durch den Kriegszug beunruhigt, exponirt sich und knüpft die folgenden Scenen an einander. Der Hauptmann des Executions-Trupps kommt an, gibt seine Befehle, macht sich's bequem. Die Zigeuner schmeicheln ihm.

Georg überfällt die Höhe; Selbitz wird verwundet heraufgebracht, von Reichsknechten angefallen, von Lerse befreit, von Götz besucht.

Vierter Aufzug.

Jarthausen. Marie und Sickingen, dazu der siegreiche Götz; er muß befürchten, sich eingeschlossen zu sehen; Marie und Sickingen werden getraut und müssen von der Burg scheiden. Aufforderung, Belagerung, tapfere Gegenwehr, Familien-Tisch; Lerse bringt Nachricht von einer Capitulation; Verrath.

Weislingen's und Adelheid'ens Wohnung in Augsburg. Nacht. Weislingen verdrießlich; Masken-Zug Adelheid'ens. Es läßt sich bemerken, daß es bei diesem Fest auf den Erzherzog abgesehen sei; den eifersüchtigen Franz weiß sie zu beschwichtigen und ihn zu ihren Zwecken zu gebrauchen.

Wirthshaus zu Heilbronn. Rathhaus daselbst. Götz'ens Kühnheit und Trotz. Sickingen befreit ihn; die bekannten Scenen sind geblieben.

Fünfter Aufzug.

Wald. Götz mit Georg auf dem Anstande, einem Wilde auflauernd. Hier im Freien wird schmerzlich bemerkt, daß Götz nicht über seine Grenze hinaus darf. Man erfährt nun das Unheil des Bauernkriegs. Das wilde Ungethüm rückt sogar heran. Max Stumpf, den sie sich zum Führer mitgeschleppt haben, weiß sich loszusagen. Götz, halb überredet, halb genöthigt, gibt nach; erklärt sich als ihr Hauptmann auf vier Wochen und bricht seinen Bann. Die Bauern entzweien sich und der Teufel ist los.

Weislingen erscheint an der Spitze von Rittern und Kriegsvolk, gegen die Aufrührer ziehend, vorzüglich aber um Götz'en habhaft zu werden und sich vom leidigen Gefühl der Subalternität zu befreien. Zu seiner Gemahlinn steht er im schlimmsten Verhältnisse; Franz'ens entschiedene Leidenschaft zu ihr offenbart sich immer mehr. Götz und Georg in der traurigen Lage, mit Aufrührern verbunden zu sein. Das heimliche Gericht kündigt sich an. Götz flüchtet zu den Zigeunern und wird von Bundestruppen gefangen genommen.

Adelheid'ens Schloß. Die Verführerinn trennt sich von dem beglückten Knaben, nachdem sie ihn verleitet hat, ihrem Gemahl Gift zu bringen. Ein Gespenst nimmt bald seinen Platz ein und eine wirksame Scene erfolgt. Aus diesen nächtlichen Umgebungen werden wir in einen heitern Frühlingsgarten versetzt; Marie schläft in einer Blumenlaube; Lerse tritt zu ihr und bewegt sie, von Weislingen des Bruders Leben zu erflehen.

Weislingen's Schloß. Der Sterbende, sodann Marie und Franz. Götz'ens Todesurtheil wird vernichtet und wir finden den scheidenden Helden im Gärtchen des Gefangenwärters.

Die Maximen der frühern Redactionen wurden auch hier abermals angewendet. Man verminderte die Scenen-Veränderungen, gewann mehr Raum zu Entwickelung der Charactere, sammelte das Darzustellende in größere Massen und näherte mit vielen Aufopferungen das Stück einer ächten Theater-Gestalt. Warum es aber auch in dieser Form sich auf der Deutschen Bühne nicht verbreitet hat, hierüber wird man sich in der Folge zu verständigen suchen; sowie man nicht abgeneigt ist, von der Aufnahme der Theater-Stücke mehrerer Deutschen Autoren, deren Behandlung und Erhaltung auf der Bühne, Rechenschaft zu geben.

Sollten jedoch diese Aeußerungen eine günstige Aufnahme finden, so ist man Willens, zuerst über die Einführung ausländischer Stücke, wie sie auf dem Weimar'schen Theater Statt gefunden, sich zu erklären. Dergleichen sind Griechische und Griechisirende, Französische, Englische, Italienische und Spanische Stücke; ferner Terenz'sche und Plautin'sche Comödien, wobei man Masken angewendet.

Am Nöthigsten wäre vielleicht, sich über Shakespeare zu erklären und das Vorurtheil zu bekämpfen, daß man die Werke des außerordentlichen Mannes in ihrer ganzen Breite und

Länge auf das Deutſche Theater bringen müſſe. Dieſe falſche Maxime hat die ältern Schröder'ſchen Bearbeitungen verdrängt und neue zu gedeihen verhindert.

Es muß mit Gründen, aber laut und kräftig, ausgeſprochen werden, daß, in dieſem Falle wie in ſo manchem andern, der Leſer ſich vom Zuſchauer und Zuhörer trennen müſſe; Jeder hat ſeine Rechte und Keiner darf ſie dem Andern verkümmern.

Shakeſpeare und kein Ende.

Es iſt über Shakeſpeare ſchon ſoviel geſagt, daß es ſcheinen möchte, als wäre Nichts mehr zu ſagen übrig; und doch iſt Dieß die Eigenſchaft des Geiſtes, daß er den Geiſt ewig anregt. Dieß Mal will ich Shakeſpeare von mehr als einer Seite betrachten, und zwar erſtens als Dichter überhaupt; ſodann verglichen mit den Alten und den Neueſten und zuletzt als eigentlichen Theater-Dichter. Ich werde zu entwickeln ſuchen, was die Nachahmung ſeiner Art auf uns gewirkt und was ſie überhaupt wirken kann. Ich werde meine Beiſtimmung zu Dem, was ſchon geſagt iſt, dadurch geben, daß ich es allenfalls wiederhole, meine Abſtimmung aber kurz und poſitiv ausdrücken, ohne mich in Streit und Widerſpruch zu verwickeln. Hier ſei alſo von jenem erſten Punct zuvörderſt die Rede.

1. Shakeſpeare als Dichter überhaupt.

Das Höchſte, wozu der Menſch gelangen kann, iſt das Bewußtſein eigener Geſinnungen und Gedanken, das Erkennen ſeiner ſelbſt, welches ihm die Einleitung gibt, auch fremde Gemüthsarten zu durchſchauen. Nun gibt es Menſchen, die mit einer natürlichen Anlage hierzu geboren ſind und ſolche durch Erfahrung zu practiſchen Zwecken ausbilden. Hieraus entſteht die Fähigkeit, der Welt und den Geſchäften im höhern Sinn Etwas abzugewinnen. Mit jener Anlage nun wird auch der Dichter geboren, nur daß er ſie nicht zu unmittelbaren, irdiſchen Zwecken, ſondern zu einem höhern, geiſtigen, allgemeinen Zweck ausbildet. Nennen wir nun Shakeſpeare einen der größten Dichter, ſo geſtehen wir zugleich, daß nicht leicht Jemand die Welt ſo gewahrte wie er; daß nicht leicht Jemand, der ſein inneres Anſchauen ausſprach, den Leſer in höherm Grade mit in das Bewußtſein der Welt verſetzt. Sie wird für uns völlig durchſichtig: wir finden uns auf ein Mal als Vertraute der Tugend und des Laſters, der Größe, der Kleinheit, des Adels, der Verworfenheit, und dieſes Alles, ja noch mehr, durch die einfachſten Mittel. Fragen wir aber nach dieſen Mitteln, ſo ſcheint es, als arbeite er für unſere Augen, aber wir ſind getäuſcht. Shakeſpeare's Werke ſind nicht für die Augen des Leibes. Ich will mich zu erklären ſuchen.

Das Auge mag wohl der klarſte Sinn genannt werden, durch den die leichteſte Ueberlieferung möglich iſt. Aber der innere Sinn iſt noch klärer und zu ihm gelangt die höchſte und ſchnellſte Ueberlieferung durch's Wort; denn Dieſes iſt eigentlich fruchtbringend, wenn Das, was wir durch's Auge auffaſſen, an und für ſich fremd und keineswegs ſo tiefwirkend vor uns ſteht. Shakeſpeare nun ſpricht durchaus an unſern innern Sinn; durch dieſen belebt ſich ſogleich die Bilderwelt der Einbildungskraft: und ſo entſpringt eine vollſtändige Wirkung, von der wir uns keine Rechenſchaft zu geben wiſſen; denn hier liegt eben der Grund von jener Täuſchung, als begebe ſich Alles vor unſern Augen. Betrachtet man aber die Shakeſpear'ſchen Stücke genau, ſo enthalten ſie viel weniger ſinnliche That, als geiſtiges Wort. Er läßt geſchehen, was ſich eigentlich imaginiren läßt, ja, was beſſer imaginirt als geſehen wird. Hamlet's Geiſt, Macbeth's Hexen, manche Grauſamkeiten erhalten ihren Werth durch die Einbildungskraft, und die vielfältigen kleinen Zwiſchen-Scenen ſind bloß auf ſie berechnet. Alle ſolche Dinge gehen bei'm Leſen leicht und gehörig an uns vorbei, da ſie bei der Vorſtellung laſten und ſtörend, ja widerlich erſcheinen.

Durch's lebendige Wort wirkt Shakeſpeare und dieß läßt ſich beim Vorleſen am Beſten überliefern; der Hörer wird nicht zerſtreut, weder durch ſchickliche noch unſchickliche Darſtellung. Es gibt keinen höhern Genuß und keinen reinern, als ſich, mit geſchloſſenen Augen, durch eine natürlich richtige Stimme ein Shakeſpeare'ſches Stück nicht declamiren, ſondern recitiren zu laſſen. Man folgt dem ſchlichten Faden, an dem er die Ereigniſſe abſpinnt. Nach der Bezeichnung der Charactere bilden wir uns zwar gewiſſe Geſtalten; aber eigentlich ſollen wir durch eine Folge von Worten und Reden erfahren, was im Innern vorgeht; und hier ſcheinen alle Mitſpielenden ſich verabredet zu haben, uns über nichts im Dunkeln, im Zweifel zu laſſen. Dazu conſpiriren Helden und Kriegsknechte, Herren und Sclaven, Könige und Boten; ja die untergeordneten Figuren wirken hier oft thätiger, als die Hauptgeſtalten. Alles, was bei einer großen Weltbegebenheit heimlich durch die Lüfte ſäuſelt, was in Momenten ungeheurer Ereigniſſe ſich in dem Herzen der Menſchen verbirgt, wird ausgeſprochen; was ein Gemüth ängſtlich verſchließt und verſteckt, wird hier frei und flüſſig an den Tag gefördert; wir erfahren die Wahrheit des Lebens und wiſſen nicht, wie.

Shakespeare gesellt sich zum Weltgeist; er durchdringt die Welt, wie Jener; Beiden ist Nichts verborgen. Aber wenn des Weltgeistes Geschäft ist, Geheimnisse vor, ja oft nach der That zu bewahren, so ist es der Sinn des Dichters, das Geheimniß zu verschweigen und uns vor oder doch gewiß in der That zu Vertrauten zu machen. Der lasterhafte Mächtige, der wohldenkende Beschränkte, der leidenschaftlich Hingerissene, der ruhig Betrachtende: Alle tragen ihr Herz in der Hand, oft gegen alle Wahrscheinlichkeit; Jedermann ist redsam und redselig. Genug, das Geheimniß muß heraus und sollten es die Steine verkünden. Selbst das Unbelebte drängt sich hinzu, alles Untergeordnete spricht mit, die Elemente, Himmel-, Erd- und Meer-Phänomene, Donner und Blitz; wilde Thiere erheben ihre Stimme, oft scheinbar als Gleichniß, aber ein wie das andere Mal mithandelnd.

Aber auch die civilisirte Welt muß ihre Schätze hergeben; Künste und Wissenschaften, Handwerke und Gewerbe: Alles reicht seine Gaben dar. Shakespeare's Dichtungen sind ein großer, belebter Jahrmarkt, und diesen Reichthum hat er seinem Vaterlande zu danken.

Ueberall ist England, das meerumflossene, von Nebel und Wolken umzogene, nach allen Weltgegenden thätige. Der Dichter lebt zur würdigen und wichtigen Zeit und stellt ihre Bildung, ja Verbildung mit großer Heiterkeit und dar; ja er würde nicht so sehr auf uns wirken, wenn er sich nicht seiner lebendigen Zeit gleich gestellt hätte. Niemand hat das materielle Costume mehr verachtet als er; er kennt recht gut das innere Menschen-Costume, und hier gleichen sich Alle. Man sagt, er habe die Römer vortrefflich dargestellt; ich finde es nicht; es sind lauter eingefleischte Engländer; aber freilich Menschen sind es, Menschen von Grund aus, und denen paßt wohl auch die Römische Toga. Hat man sich einmal hierauf eingerichtet, so findet man seine Anachronismen höchst lobenswürdig und gerade, daß er gegen das äußere Costume verstößt, Das ist es, was seine Werke so lebendig macht.

Und so sei es genug an diesen wenigen Worten, wodurch Shakespeare's Verdienst keineswegs erschöpft ist. Seine Freunde und Verehrer werden noch Manches hinzuzusetzen haben. Doch stehe noch eine Bemerkung hier: schwerlich wird man einen Dichter finden, dessen einzelnen Werken jedes Mal ein anderer Begriff zu Grunde liegt und im Ganzen wirksam ist, wie an den seinigen sich nachweisen läßt.

So geht durch den ganzen „Coriolan" der Aerger durch, daß die Volksmasse den Vorzug der Bessern nicht anerkennen will. Im „Cäsar" bezieht sich Alles auf den Begriff, daß die Bessern den obersten Platz nicht wollen eingenommen sehen, weil sie irrig wähnen, in Gesammtheit wirken zu können. „Antonius und Cleopatra" spricht mit tausend Zungen, daß Genuß und That unverträglich sei. Und so würde man bei weiterer Untersuchung ihn noch öfter zu bewundern haben.

II. Shakespeare, verglichen mit den Alten und Neueren.

Das Interesse, welches Shakespeare's großen Geist belebt, liegt innerhalb der Welt; denn wenn auch Wahrsagung und Wahnsinn, Träume, Ahnungen, Wunderzeichen, Feen und Gnomen, Gespenster, Unholde und Zauberer ein magisches Element bilden, das zur rechten Zeit seine Dichtungen durchschwebt, so sind doch jene Truggestalten keineswegs Haupt-Ingredienzien seiner Werke, sondern die Wahrheit und Tüchtigkeit seines Lebens ist die große Base, worauf sie ruhen; deßhalb uns Alles, was sich von ihm herschreibt, so ächt und kernhaft erscheint. Man hat daher schon eingesehen, daß er nicht sowohl zu den Dichtern der neuern Welt, welche man die romantische genannt hat, sondern vielmehr zu jenen der naiven Gattung gehöre, da sein Werth eigentlich auf der Gegenwart ruht und er kaum auf der zartesten Seite, ja nur mit der äußersten Spitze an die Sehnsucht grenzt.

Deßungeachtet aber ist er, näher betrachtet, ein entschieden moderner Dichter, von den Alten durch eine ungeheure Kluft getrennt, nicht etwa der äußern Form nach, welche hier ganz zu beseitigen ist, sondern dem innersten, tiefsten Sinne nach.

Zuvörderst aber verwahre ich mich und sage, daß keineswegs meine Absicht sei, nachfolgende Terminologie als erschöpfend und abschließend zu gebrauchen; vielmehr soll es nur ein Versuch sein, zu andern, uns schon bekannten Gegensätzen nicht sowohl einen neuen hinzuzufügen, als, daß er schon in jenen enthalten sei, anzudeuten. Diese Gegensätze sind:

Antik.	Modern.
Naiv.	Sentimental.
Heidnisch.	Christlich.
Heidenhaft.	Romantisch.
Real.	Ideal.
Nothwendigkeit.	Freiheit.
Sollen.	Wollen.

Die größten Qualen sowie die meisten, welchen der Mensch ausgesetzt sein kann, entspringen aus den einem Jeden inwohnenden Mißverhältnissen zwischen Sollen und Wollen, sodann aber zwischen Sollen und Vollbringen, Wollen und Vollbringen, und diese sind es, die ihn auf

ſeinem Lebensgange ſo oft in Verlegenheit ſehen. Die geringſte Verlegenheit, die aus einem leichten Irrthum, der unerwartet und ſchadlos gelöſet werden kann, entſpringt, gibt die Anlage zu lächerlichen Situationen. Die höchſte Verlegenheit hingegen, unauflöslich oder unaufgelöſ't, bringt uns die tragiſchen Momente dar.

Vorherrſchend in den alten Dichtungen iſt das Unverhältniß zwiſchen Sollen und Vollbringen, in den neuern zwiſchen Wollen und Vollbringen. Man nehme dieſen durchgreifenden Unterſchied unter die übrigen Gegenſätze einſtweilen auf und verſuche, ob ſich Etwas damit leiſten laſſe. Vorherrſchend, ſagte ich, ſind in beiden Epochen bald dieſe, bald jene Seite; weil aber Sollen und Wollen im Menſchen nicht radical getrennt werden kann, ſo müſſen überall beide Anſichten zugleich, wenn ſchon die eine vorwaltend und die andere untergeordnet, gefunden werden. Das Sollen wird dem Menſchen auferlegt, das Muß iſt eine harte Nuß; das Wollen legt der Menſch ſich ſelbſt auf, des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich. Ein beharrendes Sollen iſt läſtig, Unvermögen des Vollbringens fürchterlich, ein beharrliches Wollen erfreulich, und bei einem feſten Willen kann man ſich ſogar über das Unvermögen des Vollbringens getröſtet ſehen.

Betrachte man als eine Art Dichtung die Kartenſpiele; auch dieſe beſtehen aus jenen beiden Elementen. Die Form des Spiels, verbunden mit dem Zufalle, vertritt hier die Stelle des Sollens, gerade wie es die Alten unter der Form des Schickſals kannten; das Wollen, verbunden mit der Fähigkeit des Spielers, wirkt ihm entgegen. In dieſem Sinn möchte ich das Whiſt-Spiel antik nennen. Die Form dieſes Spiels beſchränkt den Zufall, ja das Wollen ſelbſt. Ich muß, bei gegebenen Mit- und Gegenſpielern, mit den Karten, die mir in die Hand kommen, eine lange Reihe von Zufällen lenken, ohne ihnen ausweichen zu können, bei'm Lhombre und ähnlichen Spielen findet das Gegentheil ſtatt. Hier ſind meinem Wollen und Wagen gar viele Thüren gelaſſen; ich kann die Karten, die mir zufallen, verläugnen, in verſchiedenem Sinne gelten laſſen, halb oder ganz verwerfen, vom Glück Hülfe rufen, ja durch ein umgekehrtes Verfahren aus den ſchlechteſten Blättern den größten Vortheil ziehen, und ſo gleichen dieſe Art Spiele vollkommen der modernen Denk- und Dichtart.

Die alte Tragödie beruht auf einem unausweichlichen Sollen, das durch ein entgegenwirkendes Wollen nur geſchärft und beſchleunigt wird. Hier iſt der Sitz alles Furchtbaren der Orakel, die Region, in welcher Oedipus über Alle thront. Zarter erſcheint uns das Sollen als Pflicht in der Antigone; und in wie viele Formen verwandelt tritt es nicht auf! Aber alles Sollen iſt despotiſch, es gehöre der Vernunft an, wie das Sitten- und Stadtgeſetz, oder der Natur, wie die Geſetze des Werdens, Wachſens und Vergehens, des Lebens und Todes. Vor allem Dieſem ſchaudern wir, ohne zu bedenken, daß das Wohl des Ganzen dadurch bezielt ſei. Das Wollen hingegen iſt frei, ſcheint frei und begünſtigt den Einzelnen. Daher iſt das Wollen ſchmeichleriſch und mußte ſich der Menſchen bemächtigen, ſobald ſie es kennen lernten. Es iſt der Gott der neuen Zeit; ihm hingegeben, fürchten wir uns vor dem Entgegengeſetzten, und hier liegt der Grund, warum unſere Kunſt, ſowie unſere Sinnesart von der antiken ewig getrennt bleibt. Durch das Sollen wird die Tragödie groß und ſtark, durch das Wollen ſchwach und klein. Auf dem letzten Wege iſt das ſogenannte Drama entſtanden, indem man das ungeheure Sollen durch ein Wollen auflöſ'te; aber eben weil dieſes unſerer Schwachheit zu Hülfe kommt, ſo fühlen wir uns gerührt, wenn wir nach peinlicher Erwartung zuletzt noch kümmerlich getröſtet werden.

Wende ich mich nun, nach dieſen Vorbetrachtungen, zu Shakeſpeare, ſo muß der Wunſch entſpringen, daß meine Leſer ſelbſt Vergleichung und Anwendung übernehmen möchten. Hier tritt Shakeſpeare einzig hervor, indem er das Alte und Neue auf eine überſchwengliche Weiſe verbindet. Wollen und Sollen ſuchen ſich durchaus in ſeinen Stücken in's Gleichgewicht zu ſetzen; beide bekämpfen ſich mit Gewalt, doch immer ſo, daß das Wollen im Nachtheile bleibt.

Niemand hat vielleicht herrlicher, als er, die erſte große Verknüpfung des Wollens und Sollens im individuellen Charact[illegible] dargeſtellt. Die Perſon, von der Seite [illegible]aracters betrachtet, ſoll; ſie iſt beſchränkt, zu einem Beſondern beſtimmt; als Menſch aber will ſie; ſie iſt unbegrenzt und fordert das Allgemeine. Hier entſpringt ſchon ein innerer Conflict, und dieſen läßt Shakeſpeare vor allen andern hervortreten. Nun aber kommt ein äußerer hinzu und der erhöht ſich öfters dadurch, daß ein unzulängliches Wollen durch Veranlaſſungen zum unerläßlichen Sollen erhöht wird. Dieſe Maxime habe ich früher an Hamlet nachgewieſen; ſie wiederholt ſich aber bei Shakeſpeare; denn wie Hamlet durch den Geiſt, ſo kommt Macbeth durch Hexen, Hecate, und die Ueberhexe, ſein Weib, Brutus durch die Freunde in eine Klemme, der ſie nicht gewachſen ſind; ja ſogar im Coriolan läßt ſich das Aehnliche finden; genug, ein Wollen, das über die Kräfte eines Individuums hinausgeht,

iſt modern. Daß es aber Shakeſpeare nicht von innen entſpringen, ſondern durch äußere Veranlaſſung aufregen läßt, dadurch wird es zu einer Art von Sollen und nähert ſich dem Antiken. Denn alle Helden des dichteriſchen Alterthums wollen nur Das, was Menſchen möglich iſt, und daher entſpringt das ſchöne Gleichgewicht zwiſchen Wollen, Sollen und Vollbringen; doch ſteht ihr Sollen immer zu ſchroff da, als daß es uns, wenn wir es auch bewundern, anmuthen könnte. Eine Nothwendigkeit, die mehr oder weniger, oder völlig alle Freiheit ausſchließt, verträgt ſich nicht mehr mit unſern Geſinnungen; dieſen hat jedoch Shakeſpeare auf ſeinem Wege ſich genähert; denn indem er das Nothwendige ſittlich macht, ſo verknüpft er die alte und neue Welt zu unſerm freudigen Erſtaunen. Ließe ſich Etwas von ihm lernen, ſo wäre hier der Punct, den wir in ſeiner Schule ſtudiren müßten. Anſtatt unſere Romantik, die nicht zu ſchelten noch zu verwerfen ſein mag, über die Gebühr ausſchließlich zu erheben und ihr einſeitig nachzuhängen, wodurch ihre ſtarke, derbe, tüchtige Seite verkannt und verderbt wird, ſollten wir ſuchen, jenen großen, unvereinbar ſcheinenden Gegenſatz um ſo mehr in uns zu vereinigen, als ein großer und einziger Meiſter, den wir ſo höchlich ſchätzen und oft, ohne zu wiſſen warum, über Alles präconiſiren, das Wunder wirklich ſchon geleiſtet hat. Freilich hatte er den Vortheil, daß er zur rechten Erntezeit kam, daß er in einem lebensreichen, proteſtantiſchen Lande wirken durfte, wo der bigotte Wahn eine Zeit lang ſchwieg, ſo daß einem wahren Naturfrommen, wie Shakeſpeare, die Freiheit blieb, ſein reines Innere ohne Bezug auf irgend eine beſtimmte Religion religiös zu entwickeln.

Vorſtehendes ward im Sommer 1813 geſchrieben, und man will daran nicht markten noch mäkeln, ſondern nur an das oben Geſagte erinnern, daß Gegenwärtiges gleichfalls ein einzelner Verſuch ſei, um zu zeigen, wie die verſchiedenen poetiſchen Geiſter jenen ungeheuern und unter ſo viel Geſtalten hervortretenden Gegenſatz auf ihre Weiſe zu vereinigen und aufzulöſen geſucht. Mehreres zu ſagen wäre um ſo überflüſſiger, als man ſeit gedachter Zeit auf dieſe Frage von allen Seiten aufmerkſam gemacht worden und wir darüber vortreffliche Erklärungen erhalten haben. Vor Allen gedenke ich Blümner's höchſt ſchätzbarer Abhandlung über die Idee des Schickſals in den Tragödien des Aeſchylus und deren vortreffliche Recenſion in den Ergänzungsblättern der Jena'ſchen Litteratur-Zeitung, worauf ich mich denn ohne Weiteres zu dem dritten Punct wende, welcher ſich unmittelbar auf das Deutſche Theater bezieht und auf jenen Vorſatz, welchen Schiller gefaßt, daſſelbe auch für die Zukunft zu begründen.

III. Shakeſpeare als Theater-Dichter.

Wenn Kunſtliebhaber und Freunde irgend ein Werk freudig genießen wollen, ſo ergetzen ſie ſich am Ganzen und durchdringen ſich von der Einheit, die ihm der Künſtler geben können. Wer hingegen theoretiſch über ſolche Arbeiten ſprechen, Etwas von ihnen behaupten und alſo lehren und belehren will, Dem wird Sondern zur Pflicht. Dieſe glaubten wir zu erfüllen, indem wir Shakeſpeare erſt als Dichter überhaupt betrachteten und ſodann mit den Alten und Neueſten verglichen. Nun aber gedenken wir unſern Vorſatz dadurch abzuſchließen, daß wir ihn als Theater-Dichter betrachten.

Shakeſpeare's Name und Verdienſt gehören in die Geſchichte der Poeſie; aber es iſt eine Ungerechtigkeit gegen alle Theater-Dichter früherer und ſpäterer Zeiten, ſein ganzes Verdienſt in der Geſchichte des Theaters aufzuführen.

Ein allgemein anerkanntes Talent kann von ſeinen Fähigkeiten einen Gebrauch machen, der problematiſch iſt. Nicht Alles, was der Vortreffliche thut, geſchieht auf die vortrefflichſte Weiſe. So gehört Shakeſpeare nothwendig in die Geſchichte der Poeſie; in der Geſchichte des Theaters tritt er nur zufällig auf. Weil man ihn dort unbedingt verehren kann, ſo muß man hier die Bedingungen erwägen, in die er ſich fügte, und dieſe Bedingungen nicht als Tugenden oder als Muſter anpreiſen.

Wir unterſcheiden nahverwandte Dichtungsarten, die aber bei lebendiger Behandlung oft zuſammenfließen. Epos, Dialog, Drama, Theater-Stück laſſen ſich ſondern. Epos fordert mündliche Ueberlieferungen an die Menge durch einen Einzelnen; Dialog, Geſpräch in geſchloſſener Geſellſchaft, wo die Menge allenfalls zuhören mag; Drama, Geſpräch in Handlungen, wenn es auch nur vor der Einbildungskraft geführt würde; Theater-Stück, alle Dreie zuſammen, inſofern es den Sinn des Auges mit beſchäftigt und unter gewiſſen Bedingungen örtlicher und perſönlicher Gegenwart faßlich werden kann.

Shakeſpeare's Werke ſind in dieſem Sinne am Meiſten dramatiſch; durch ſeine Behandlungsart, das innerſte Leben hervorzukehren, gewinnt er den Leſer; die theatraliſchen Forderungen erſcheinen ihm nichtig, und ſo macht er ſich's bequem, und man läßt ſich's, geiſtig genommen, mit ihm bequem werden. Wir ſpringen mit ihm von Localität zu Localität; unſere Einbildungskraft erſetzt alle Zwiſchenhandlun-

gen, die er auflöst; ja wir wissen ihm Dank, daß er unsere Geisteskräfte auf eine so würdige Weise anregt. Dadurch, daß er Alles unter der Theater-Form vorbringt, erleichtert er der Einbildungskraft die Operation; denn mit den „Bretern, die die Welt bedeuten", sind wir bekannter als mit der Welt selbst; und wir mögen das Wunderlichste lesen und hören, so meinen wir, Das könne auch da droben einmal vor unsern Augen vorgehen; daher die so oft mißlungene Bearbeitung von beliebten Romanen in Schauspielen.

Genau aber genommen, so ist Nichts theatralisch, als was für die Augen zugleich symbolisch ist; eine wichtige Handlung, die auf eine noch wichtigere deutet. Daß Shakespeare auch diesen Gipfel zu erfassen gewußt, bezeugt jener Augenblick, wo dem todtkranken, schlummernden König der Sohn und Nachfolger die Krone von seiner Seite wegnimmt, sie aufsetzt und damit fortstolzirt. Dieses sind aber nur Momente, aufgefädelte Juwelen, die durch viel Untheatralisches auseinander gehalten werden. Shakespeare's ganze Verfahrungsart findet an der eigentlichen Bühne etwas Widerstrebendes; sein großes Talent ist das eines Epitomators; und da der Dichter überhaupt als Epitomator der Natur erscheint, so müssen wir auch hier Shakespeare's großes Verdienst anerkennen; nur läugnen wir dabei und zwar zu seinen Ehren, daß die Bühne ein würdiger Raum für sein Genie gewesen. Indessen veranlaßt ihn gerade diese Bühnenenge zu eigener Begrenzung. Hier aber nicht, wie andere Dichter, wählt er sich zu einzelnen Anhzeiten besondere Stoffe, sondern er legt einen Begriff in den Mittelpunct und bezieht auf diesen die Welt und das Universum. Wie er alte und neue Geschichte in die Enge zieht, kann er den Stoff von jeder Chronik brauchen, an die er sich oft sogar wörtlich hält. Nicht so gewissenhaft verfährt er mit den Novellen, wie uns „Hamlet" bezeugt. „Romeo und Julie" bleibt der Ueberlieferung getreuer; doch zerstört er den tragischen Gehalt derselben beinahe ganz durch die zwei comischen Figuren, Mercutio und die Amme, wahrscheinlich von zwei beliebten Schauspielern, die Amme auch wohl von einer Mannsperson gespielt. Betrachtet man die Oeconomie des Stücks recht genau, so bemerkt man, daß diese beiden Figuren und was an sie grenzt, nur als possenhafte Intermezzi da auftreten, die uns bei unserer folgerechten, Uebereinstimmung liebenden Denkart auf der Bühne unerträglich sein müssen.

Am Merkwürdigsten erscheint jedoch Shakespeare, wenn er schon vorhandene Stücke redigirt und zusammenschneidet. Bei König Johann und Lear können wir diese Vergleichung anstellen; denn die ältern Stücke sind noch übrig. Aber auch in diesen Fällen ist er wieder mehr Dichter überhaupt als Theater-Dichter.

Lasset uns denn aber zum Schluß zur Auflösung des Räthsels schreiten. Die Unvollkommenheit der Englischen Theaterbühne ist uns durch kenntnißreiche Männer vor Augen gestellt. Es ist keine Spur von der Natürlichkeitsforderung, in die wir nach und nach durch Verbesserung der Maschinerie, der perspectivischen Kunst und der Garderobe hineingewachsen sind und von wo man uns wohl schwerlich in jene Kindheit der Anfänge wieder zurückführen dürfte: vor ein Gerüste, wo man wenig sah, wo Alles nur bedeutete, wo sich das Publicum gefallen ließ, hinter einem grünen Vorhang das Zimmer des Königs anzunehmen, den Trompeter, der an einer gewissen Stelle immer trompetete, und was Dergleichen mehr ist. Wer will sich nun gegenwärtig so Etwas zumuthen lassen? Unter solchen Umständen waren Shakespeare's Stücke höchst interessante Mährchen, nur von mehrern Personen erzählt, die sich, um etwas mehr Eindruck zu machen, charakteristisch maskirt hatten, sich, wie es Noth that, hin und her bewegten, kamen und gingen, dem Zuschauer jedoch überließen, sich auf der öden Bühne nach Belieben Paradies und Paläste zu imaginiren.

Wodurch erwarb sich denn Schröder das große Verdienst, Shakespeare's Stücke auf die Deutsche Bühne zu bringen, als daß er der Epitomator des Epitomator's wurde! Schröder hielt sich ganz allein an's Wirksame, alles Andere warf er weg, ja sogar manches Nothwendige, wenn es ihm die Wirkung auf seine Nation, auf seine Zeit, zu zerstören schien. So ist es z. B. wahr, daß er durch Weglassung der ersten Scenen des „Königs Lear" den Character des Stücks aufgehoben; aber er hatte doch Recht; denn in dieser Scene erscheint Lear so absurd, daß man seinen Töchtern in der Folge nicht ganz Unrecht geben kann. Der Alte jammert Einen, aber Mitleid hat man nicht mit ihm, und Mitleid wollte Schröder erregen, sowie Abscheu gegen die zwar unnatürlichen, aber doch nicht durchaus zu scheltenden Töchter.

In dem alten Stücke, welches Shakespeare redigirt, bringt diese Scene im Verlaufe des Stücks die lieblichsten Wirkungen hervor. Lear entflieht nach Frankreich; Tochter und Schwiegersohn, aus romantischer Grille, machen verkleidet irgend eine Wallfahrt an's Meer und treffen den Alten, der sie nicht erkennt. Hier wird Alles süß, was Shakespeare's hoher tragischer Geist uns verbittert hat. Eine Vergleichung dieser Stücke macht dem denkenden Kunstfreunde immer auf's Neue Vergnügen.

Nun hat sich aber seit vielen Jahren das Vorurtheil in Deutschland eingeschlichen, daß man Shakespeare auf der Deutschen Bühne Wort für Wort aufführen müsse, und wenn Schauspieler und Zuschauer daran erwürgen sollten. Die Versuche, durch eine vortreffliche, genaue Uebersetzung veranlaßt, wollten nirgends gelingen, wovon die Weimar'sche Bühne bei redlichen und wiederholten Bemühungen das beste Zeugniß ablegen kann. Will man ein Shakespeare'sches Stück sehen, so muß man wieder zu Schröder's Bearbeitung greifen; aber die Redensart, daß auch bei der Vorstellung von Shakespeare kein Jota zurückbleiben dürfe, so sinnlos sie ist, hört man immer widerklingen. Behalten die Verfechter dieser Meinung die Oberhand, so wird Shakespeare in wenigen Jahren ganz von der Deutschen Bühne verdrängt sein, welches denn auch kein Unglück wäre; denn der einsame oder geselige Leser wird an ihm desto reinere Freude empfinden.

Um jedoch in dem Sinne, wie wir oben weitläufig gesprochen, einen Versuch zu machen, hat man „Romeo und Julie" für das Weimar'sche Theater redigirt. Die Grundsätze, wornach Solches geschehen, wollen wir ehestens entwickeln, woraus sich denn vielleicht auch ergeben wird, warum diese Redaction, deren Vorstellung keineswegs schwierig ist, jedoch kunstmäßig und genau behandelt werden muß, auf dem Deutschen Theater nicht gegriffen. Versuche ähnlicher Art sind im Werke und vielleicht bereitet sich für die Zukunft Etwas vor, da ein häufiges Bemühen nicht immer auf den Zag wirkt.

Erste Ausgabe des „Hamlet".

The first edition of the Tragedy of Hamlet, by William Shakespeare. London 1603. Wieder abgedruckt bei Fleischer. Leipzig 1825.

Shakespeare's leidenschaftliche Freunde erhalten hiermit ein großes Geschenk. Das erste unbefangene Lesen gab mir einen wundersamen Eindruck. Es war das alte ehrwürdige Bekannte wieder, an Gang und Schritt Nichts verändert, die kräftigsten, wirksamsten Hauptstellen der ersten genialen Hand unberührt. Das Stück war höchst behaglich und ohne Anstoß zu lesen; man glaubte, in einer völlig bekannten Welt zu sein; Dessen ungeachtet aber empfand sich dabei etwas Eigenes, das sich nicht aussprechen ließ und zu einer nähern Betrachtung, ja einer genauern Vergleichung Anlaß gab. Hiervon flüchtig nur ein Weniges.

Da wäre denn vorerst bemerklich, daß keine Localität ausgesprochen, von Theater-Decoration nicht die Rede sei, eben so wenig von Act- und Scenen-Theilung: Alles ist mit Enter und Exit abgethan. Die Einbildungskraft hat freies Spiel und man ließe sich allenfalls die alte, naive Englische Bühne gefallen; Alles geht hintereinander unaufhaltsam seinen stetig leidenschaftlichen Gang und man nimmt sich die Zeit nicht, um an Oertlichkeiten zu denken.

In der neuern, uns längst bekannten Bearbeitung aber findet sich die Abtheilung in Acte und Scenen, auch sind Localitäten und Decoration ausgesprochen; ob dieß von ihm oder nachfolgenden Regisseurs geschehen, lassen wir dahin gestellt sein.

Polonius der zweiten Bearbeitung heißt Corambis in der ersten und die Rolle scheint durch diese Kleinigkeit einen andern Character anzunehmen.

Die unbedeutenden, beinahe Statisten-Rollen waren erst durch Zahlen bezeichnet, hier finden wir sie durch Namen zu Ehren und Bedeutung gebracht; wo wir an Schiller erinnert wurden, der im „Tell" die Bäuerinnen benamste und ihnen einige Worte zu sprechen gab, damit es annehmbare Rollen würden. So verfährt hier der Dichter mit Wachen und Hofleuten.

Finden wir in der ersten Ausgabe ein lose niedergeschriebenes Sylbenmaß, so ist dasselbe in der neuern mehrfach, doch ohne Pedanterie, regulirt, rhythmische Stellen zu fünffüßigen Jamben abgetheilt, doch halbe und Viertelverse nicht vermieden.

So viel von den offenbarsten Aeußerlichkeiten; eine Vergleichung der innern Verhältnisse wird einem jeden Liebhaber bei eigenem Betrachten zu Gute kommen; hier nur einige Andeutungen.

Von des außerordentlichen Mannes geistiger Hand zuerst nur leicht umrissene Stellen finden wir bedächtiger ausgeführt, und zwar auf eine Weise, die wir als nothwendig billigen und bewundern müssen. Ferner treffen wir auf erfreuliche Amplificationen, die nicht gerade gefordert werden, aber höchst willkommen sind. Hier und da gewahren wir kaum merkbare, aber höchst belebende Personen, leicht verbindende Zwischensätze, ja sogar bedeutende Transpositionen in höchst wirksamem Vortrag: Alles meisterhaft, gestrichen und empfunden, Alles zu Erwärmung des Gefühls, zu Aufklärung des Anschauens.

Durchaus bewundern wir die Sicherheit der ersten Arbeit, die, ohne langes Bedenken, einer lebendig leuchtenden Erfindung gemäß, wie aus dem Stegreif hingegossen erscheint. Und welche Verstöße der Dichter auch seinem Werke später hin ertheilt und was für Abweichungen er beliebt hat: so finden wir doch nirgends ein eigentliches Pentiment, keine bedeutende Veränderung noch Abänderung; nur sind hier und da einige allzu derbe Naivitäten ausgelöscht.

Zum Schlusse aber gedenken wir eines merkwürdigen Unterschiedes in dem Costume des Geistes. Dieser tritt zuerst auf, wie wir ihn kennen, vom Kopf bis zur Zehe gewaffnet, mit offenem Visir, von ernstem, bänglichem Gesicht, bloß und scharfen Blicks. So erscheint er auf der Terrasse, wo die Schloßwache auf- und abgeht und wo er seine Krieger oft mag gemustert haben.

Nun aber in's innerste Gemach (Closet) der Königinn versetzt, finden wir Mutter und Sohn in dem bekannten Gespräch, und endlich die alten Worte:

Königinn. Hamlet, Du bricht mein Herz.

Hamlet. O, wirf den schlechten Theil hinweg und behalte den bessern!

Dann aber folgt: (Enter the ghost in his night-gown. Tritt ein der Geist in seinem Schlafrock.)

Wem ist, der Das vernimmt, nicht einen Augenblick weh? Wem scheint es nicht widerlich? Und doch, wenn wir es fassen, wenn wir nachdenken, so finden wir es als das Rechte. Er mochte, er mußte zuerst im Harnisch erscheinen, wenn er an der Wache vorüberschreiten, wenn er an dem Ort auftreten wollte, wo er Kriegsmänner gemustert, wo er sie zu hohen Thaten aufgefordert hatte. Nun aber fangen wir an, uns zu schämen, daß wir so lange für schicklich gefunden, ihn auch im innersten Gemach der Königinn geharnischt auftreten zu sehen. Wie viel heimlicher, häuslicher, furchtbarer tritt er jetzt nun auch hier auf, in derselben Gestalt, wie er sonst hier zu verweilen pflegte, im Hauskleide, im Nachtrock, harmlos, ohne Wehr, den an ihm ergangenen Verrath auf das Erbärmlichste anklagend. Male sich Dieß der einsichtige Leser nach Vermögen aus; Dieß wage eine vom Effect überzeugte Direction darzustellen, wenn ja Shakespeare in seiner Integrität vorgeführt werden solle.

Zu bemerken ist, daß bei dieser Scene der Commentator Steevens schon bedenklich wird. Wenn Hamlet sagt:

My father, in his habit as he liv'd!
Mein Vater in der Kleidung, wie er lebte!

fügt der einsichtige Mann in der Note hinzu: „Meint der Dichter durch diesen Ausdruck, daß der Vater in seiner eigenen Hauskleidung erschienen sei, so hat er entweder vergessen, daß er ihn Anfangs gewaffnet einführte, oder es mußte seine Absicht sein, bei dieser letzten Erscheinung den Anzug zu verändern. Hamlet's Vater, so ein kriegerischer Fürst er sein mochte, blieb doch keineswegs immer geharnischt oder schlief, wie man von Hogo, König von Norwegen, erzählt, mit seiner Streitart in der Hand."

Auch hätte, wenn wir scharfsichtig genug wären, der erste Ausruf Hamlet's, als er in dieser Scene den Geist erblickt — What would your gracious figure*) schon belehren können: denn es gibt nicht Worte genug, auszudrücken, was Angenehmes, Anmuthiges Alles die Engländer sich unter gracious denken. Gnädig und günstig, freundlich und gütig, Alles, was mild und wohlthätig auf uns wirkt, wird in jenem Worte zusammengefaßt. Fürwahr, keine Anrede an einen geharnischten Helden!

Ueber diese Zweifel sind wir nun glücklich durch den Wiederabdruck der ersten Ausgabe hinausgehoben und überzeugen uns abermals, daß Shakespeare, wie das Universum, das er darstellt, immer neue Seiten biete und am Ende doch unerforschlich bleibe; denn wir sämmtlich, wie wir auch sind, können weder seinem Buchstaben noch seinem Geiste genügen.

Proserpina.

Melodrama von Goethe, Musik von Eberwein.

Weimar, Mai 1815.

Daß dieses, nun bald vierzigjährige, in den letzten Tagen wieder aufgefrischte Monodrama bei der Vorstellung günstig aufgenommen worden, haben schon einige Tagesblätter freundlichst angezeigt. In einem beliebten Journal (Mode-Journal 1815, S. 226) findet man die ganze, kleine Dichtung, deren sich wohl schwerlich Viele erinnern möchten, wieder abgedruckt, sowie eine hinlängliche Entwickelung hinzugefügt Dessen, was bei der Vorstellung eigentlich zur Erscheinung gekommen und eine gute Wirkung hervorgebracht.

Gegenwärtig aber ist die Absicht, auf die Grundsätze aufmerksam zu machen, nach denen man, bei Wiederbelebung dieser abgeschiedenen Production, verfahren, welches ebendieselben sind, zu denen wir uns schon früher bekannt und die uns so viele Jahre her geleitet: daß man nämlich theils erhalten, theils wieder hervorheben solle, was uns das Theater der Vorzeit anbietet. Dieses kann nur geschehen, wenn man die Gegenwart wohl bedenkt, und sich nach ihrem Sinn und ihren Forderungen richtet. Eigentlich aber ist der jetzige Aufsatz für Directionen geschrieben, welche die Partitur dieses Stücks verlangt haben oder verlangen könnten, damit dieselben sich in den Stand gesetzt sehen, auch auf ihren Bühne einen gleichen, ja vielleicht noch höhern Effect hervorzubringen.

Und so nehme denn, nach Anleitung des gedachten Journal's, der Inhalt hier vor allem

*) Was willst Du, holde Gestalt?

andern ſeine Stelle, damit der Begriff des Ganzen auf die leichteſte und entſchiedenſte Weiſe klar werde.

„Proſerpina tritt auf als Königinn der Unterwelt, als Plutus geraubte Gattinn, noch ganz im erſten Schrecken über das Begegniß; ermattet vom Umherirren in der wüſten Oede des Orcus, hält ſie ihren Fuß an, den Zuſtand zu überſehen, in dem ſie ſich befindet. Ein Rückblick in den unlängſt verlorenen läßt ſie noch ein Mal die unſchuldige Wonne deſſelben fühlen. Sie entladet ſich des läſtigen Schmucks der ihr verhaßten Frauen- und Königswürde. Sie iſt wieder das reizende, liebliche, mit Blumen ſpielende Götterkind, wie ſie es unter ihren Geſpielinnen war; der ganze idylliſche Zuſtand tritt mit ihrer Nymphen-Geſtalt uns vor Augen, in welcher ſie die Liebe des Gottes reizte und ihn zum Raube begeiſterte. Unglücklich, ſeine Gattinn zu ſein, unglücklich, über Schatten zu herrſchen, deren Leiden ſie nicht abhelfen, deren Freuden ſie nicht theilen kann, wendet ſie ihr bedrängtes Herz zu ihrer göttlichen Mutter, zu Vater Zeus, der die Verhängniſſe, wenn auch nicht aufhebt, doch zu lenken vermag; Hoffnung ſcheint ſich zu ihr herabzuneigen und ihr den Ausgang zum Licht zu eröffnen. Ihr erheiterter Blick entdeckt zuerſt die Spuren einer höhern Vegetation. Die Erſcheinung ihrer Lieblingsfrucht, ein Granat-Baum, verſetzt ihren Geiſt wieder in jene glückliche Regionen der Oberwelt, die ſie verlaſſen. Die freundliche Frucht iſt ihr ein Vorbote himmliſcher Gärten. Sie kann ſich nicht enthalten, von dieſer Lieblingsfrucht zu genießen, die ſie an alle verlaſſenen Freuden erinnert. Weh' der Getäuſchten! Was ihr als Unterpfand der Befreiung erſchien, verpflichtet ſie als magiſche Verſchreibung, die ſie unauflöslich dem Orcus verhaftet. Sie fühlt die plötzliche Entſcheidung in ihrem Innerſten. Angſt, Verzweiflung, der Huldigungsgruß der Parzen: Alles ſteigert ſie wieder in den Zuſtand der Königinn, den ſie abgelegt glaubte; ſie iſt die Königinn der Schatten; unwiderruflich iſt ſie es; ſie iſt die Göttinn des Verhaßten, nicht in Liebe, in ewigem Haß mit ihm verbunden. Und in dieſer Geſinnung nimmt ſie von ſeinem Throne den unwillkommen Beſitz.“

Die verſchiedenen Elemente nun, aus welchen die erneute Darſtellung aufgebaut werden, ſind folgende: 1) Decoration, 2) Recitation und Declamation, 3) körperliche Bewegung, 4) Mitwirkung der Kleidung, 5) Muſik, und zwar a) indem ſie die Rede begleitet, b) indem ſie zu maleriſchen Bewegungen auffordert, c) indem ſie den Chor melodiſch eintreten läßt. Alles Dieſes wird 6) durch ein Tableau geſchloſſen und vollendet.

Da wir vorausſetzen dürfen, daß Diejenigen, welche dieſer Gegenſtand intereſſirt, den oben erwähnten kurzen Aufſatz zu leſen nicht verſchmähen werden, enthalten wir uns aller Wiederholung des dort Geſagten, um die Bedeutung der verſchiedenen Puncte in der Kürze möglichſt klar zu machen.

1) Bei der Decoration, welche immer dieſelbe bleibt, war beabſichtigt, die Gegenden des Schattenreiches nicht ſowohl öde, als verödet darzuſtellen. In einer ernſten Landſchaft, Pouſſin'ſchen Styls, ſah man Ueberreſte alter Gebäude, zerſtörte Burgen, zerbrochene Aquäducte, verfallene Brücken, Fels, Wald und Buſch, völlig der Natur überlaſſen, alles Menſchenwerk der Natur wiedergegeben.

Man wollte daran erinnern, daß der Orcus der Alten hauptſächlich dadurch bezeichnet war, daß die Abgeſchiedenen ſich vergebens abmühten, und es daher ganz ſchicklich ſein möchte, die Schatten der Heroen, Herrſcher und Völker, an dem Verfall ihrer größten Werke das Vergebliche menſchlicher Bemühungen erblicken zu laſſen, damit ſie, den Danaiden gleich, Dasjenige immerfort wieder aufzubauen verſuchten, was ihnen jedes Mal unter den Händen zuſammenfällt.

Dieſe Idee war auf dem Weimar'ſchen Theater mehr angedeutet als ausgeführt; und hier wäre es, wo größere Bühnen unter ſich wetteifern und eine bedeutende, dem Auge zugleich höchſt erfreuliche Decoration aufſtellen könnten.

Deutſchland beſaß einen Künſtler, Franz Kobel, welcher ſich mit Ausführung dieſes Gedankens gern und oft beſchäftigte. Wir finden landſchaftliche Zeichnungen von ihm, wo Ruine und Trümmer aller Art ausgeſäet oder, wenn man will, zuſammengeſtellt ſind, vielleicht allzureichlich; aber eben deßwegen könnten dieſe Zeichnungen geſchmackreichen Künſtlern zum Stoff und zugleich zum Anlaß dienen, die hier geforderte Decoration für ihre Theater glücklich auszubilden.

Sehr ſchicklich und angenehm würde dabei ſein, wenn ein Theil der Scene eine verödete Villa vorſtellte, wodurch der geforderte Granat-Baum und die erwähnten Blumen motivirt und mit dem Uebrigen nothwendig verbunden würden. Geiſtreiche Künſtler fänden in dieſer Aufgabe eine angenehme Unterhaltung, wie denn z. E. etwas erfreulich Bedeutendes entſtehen müßte, wenn in Berlin, unter Anleitung einer ſo einſichtigen und thätigen General-Intendantz, die Herren Schinkel und Lütke ſich zu dieſem Endzweck verbinden wollten, indem die Talente des Landſchaftsmalers und Architecten vereinigt angeſprochen werden. Auch würde man in Stuttgart das dort wahrſcheinlich noch befindliche

Gemälde des zu früh abgeschiedenen Katz zu Rathe ziehen können, welches sich den Preis verdiente, als die dortigen Kunstfreunde einer der hier verlangten Decoration ziemlich ähnliche Landschaft als Aufgabe den Deutschen Künstlern vorlegten. Dadurch würde, bei dieser Gelegenheit, ein schon beinahe vergessenes Bestreben Deutscher Kunstliebe und Kunstförderung wieder vor die Augen des Publicums gebracht; denn nicht allein, was auf dem Theater, sondern auch, was von Seiten der bildenden Kunst geleistet worden, wäre wieder zu beleben und zu benutzen.

2) Daß nun auf einem solchen Schauplatz Recitation und Declamation sich musterhaft hervorthun müsse, bedarf wohl keiner weitern Ausführung; wie denn bei uns Nichts zu wünschen übrig bleibt. So wie denn auch

3) die körperliche Bewegung der Darstellenden, in größter Mannigfaltigkeit, sich einer jeden Stelle eigenthümlich anschloß und

4) die Kleidung entschieden mitwirkte; wobei wir folgende Bemerkung machen. Proserpina tritt auf als Königinn der Unterwelt; prächtige, übereinander gefaltete Mäntel, Schleier und Diadem bezeichnen sie; aber kaum findet sie sich allein, so kommt ihr das Nymphen-Leben wieder in den Sinn; in das Thal von Enna glaubt sie sich versetzt; sie entäußert sich alles Schmucks und steht auf ein Mal blumenbekränzt wieder als Nymphe da. Daß nun dieses Entäußern der faltenreichen Gewänder zu den schönsten, mannigfaltigsten Bewegungen Anlaß gebe; daß der Contrast einer königlichen Figur mit einer daraus sich entwickelnden Nymphen-Gestalt anmuthig überraschend sei, wird Niemandem entgehen und jede geschickte Schauspielerinn reizen, sich auf diese Weise darzustellen.

Die Nymphe jedoch wird bald aus ihrer Täuschung gerissen; sie fühlt ihren abgesonderten, klaglichen Zustand, ergreift eins der Gewänder, mit welchem sie, den größten Theil der Vorstellung über, ihre Bewegungen begleitet, sich bald darein verhüllt, sich bald daraus wieder entwindet und zu gar mannigfaltigem pantomimischem Ausdruck, den Worten gemäß, zu benutzen weiß.

Auch dieser Theil war bei unserer Vorstellung vollkommen; bewegliche Zierlichkeit der Gestalt und Kleidung flossen in Eins zusammen, so daß der Zuschauer weder in der Gegenwart noch in der Erinnerung Eins von dem Andern abzusondern wußte noch weiß. Eine jede Deutsche Künstlerinn, welche sich fühlt, wird diese Aufgabe zu lösen für angenehme Pflicht halten.

5) Nunmehr aber ist es Zeit, der Musik zu gedenken, welche hier ganz eigentlich als der See anzusehen ist, worauf jener künstlerisch geschmückte Nachen getragen wird, als die günstige Luft, welche die Segel gelind, aber genugsam erfüllt und der steuernden Schifferinn bei allen Bewegungen, nach jeder Richtung willig gehorcht.

Die Symphonie eröffnet eben diesen weiten musicalischen Raum, und die nahen und fernen Begrenzungen desselben sind lieblich, abwechslungsvoll ausgeschmückt; die melodramatische Behandlung hat das große Verdienst, mit weiser Sparsamkeit ausgeführt zu sein, indem sie der Schauspielerinn gerade soviel Zeit gewährt, um die Geberden der mannigfaltigen Uebergänge bedeutend auszudrücken, die Rede jedoch im schicklichen Moment ohne Aufenthalt wieder zu ergreifen, wodurch der eigentlich mimisch-tanzartige Theil mit dem poetisch-rhetorischen verschmolzen und einer durch den andern gesteigert wird.

Eine geforderte und um desto willkommenere Wirkung thut das Chor der Parzen, welches mit Gesang eintritt und das ganze, recitativartig gehaltene Melodram rhythmisch melodisch abrundet; denn es ist nicht zu läugnen, daß die melodramatische Behandlung sich zuletzt in Gesang auflösen und dadurch erst volle Befriedigung gewähren muß.

6) Wie sich nun dieser Chor-Gesang zur Declamation und melodramatischen Begleitung verhielt, ebenso verhielt sich zu der an einer einzelnen Gestalt in's Unendliche vermannigfaltigten Bewegung das unbewegte Tableau des Schlusses. Indem nämlich Proserpina in der wiederholten Huldigung der Parzen ihr unwiderrufliches Schicksal erkennt und, die Annäherung ihres Gemahls ahnend, unter den heftigsten Geberden in Verwünschungen ausbricht, eröffnet sich der Hintergrund, wo man das Schattenreich erblickt, erstarrt zum Gemälde und auch sie, die Königinn, zugleich erstarrend, als Theil des Bildes.

Das Schattenreich war also gedacht und angeordnet: In der Mitte eine schwach beleuchtete Höhle, die drei Parzen umschließend, ihrer Beschäftigung gemäß, von verschiedenem Alter und Kleidung, die jüngste spinnend, die mittlere den Faden ausziehend und die älteste mit der Scheere bewaffnet. Die Erste ernst, die Zweite froh, die Dritte nachdenkend. Diese Höhle dient zum Fußgestelle des Doppelthrons, auf welchem Pluto seinen Platz ausfüllt, die Stelle jedoch zu seiner Rechten leer gesehen wird. Ihm linker Hand, auf der Nachtseite, erblickt man unten, zwischen Wasserstürzen und herabhängenden Fruchtzweigen, bis an den Gürtel in schäumenden Wellen den alten Tantalus, über ihm Ixion, welcher das ihn aus

Thomas. Laß Sie doch ein Wort mit Sich reden. Er faßt ſie an.

Bäteley wie oben. Meint Er? Kennt Er mich ſchon?

Thomas.

Nicht ſo eilig, liebes Kind!
Ey ſo ſchön und ſpröde!

Bäteley.

Will die meiſten thöricht ſind,
Meint Er, iſt es jede?

Thomas.

Nein, ich laſſe dich nicht los,
Mädchen, ſey' geſcheidter!

Bäteley.

Euer Durſt iſt wohl nicht groß,
Geht nur immer weiter!

Bäteley ab.

einer Höhle fortreißende Rad aufhalten will, gleichfalls halbe Figur; eben auf dem Gipfel des Felsens Sisyphus, ganze Figur, ſich anſtrengend, den auf der Klippe ſchwebenden Steinblock hinüber zu werfen.

Auf der lichten Gegenſeite waren die Seligen vorgeſtellt. Und wie nun Laſter und Verbrechen eigentlich am Individuum kleben und ſolches zu Grunde richten, alles Gute und Tugendhafte dagegen und in das Allgemeine zieht: ſo hatte man hier keine beſonders benannten Geſtalten aufgeführt, ſondern nur das allgemein Wonnevolle dargeſtellt. Wenn auf der Schattenſeite die Verdammniß auch dadurch bezeichnet war, daß jeder namhaften Perſon jedes allein litt, ſprach ſich hier dagegen die Seligkeit dadurch aus, daß allen ein geſelliger Genuß bereitet war.

Eine Mutter, von vielen Kindern umgeben, zierte den würdigen Grund, worauf der froh begrünte, elyſiſche Hügel empor ſtieg. Ueber ihr eilte, den Berg hinab, eine Gattin dem herankommenden Gatten entgegen; ganz eben in einem Palmen-Luſthain, hinter welchem die Sonne aufging, Freunde und Liebende im vertraulichen Wandeln. Sie wurden durch kleine Kinder vorgeſtellt, welche gar maleriſch ferntten. Den Farbenkreis hatte der Künſtler über das Ganze vertheilt, wie es den Gruppen und der Licht- und Schattenſeite zukam. Denke man ſich nun Proſerpina im königlichen Schmuck, zwiſchen der kinderreichen Mutter und den Parzen, hinausſtaunend zu ihrem leeren Thron, ſo wird man das Bild vollendet haben.

Die löbliche Gewohnheit, das Bild, nach einer kurzen Verdeckung, zum zweiten Male zu zeigen, benutzte man zum Abſchluß. Ein niederfallender Vorhang hatte auch Proſerpina mit zugedeckt; ſie benutzte die kurze Zwiſchenzeit, ſich auf den Thronſitz zu begeben und als der Vorhang wieder aufflog, ſah man ſie, neben ihrem Gemahl, einiger Maßen abgewendet ſitzen, und ſie, die Bewegliche, unter den Schatten erſtarrt. Ehor Geſang mit Muſik-Begleitung dauerte bis zu Ende.

Die Beſchreibung des Gemäldes gibt zu erkennen, daß wir, dem beſchränkten Raum unſerer Bühne gemäß, mit einer löblichen lacediſchen Symbolik verfahren, wodurch alle Figuren und Gruppen deutlich hervorleuchteten; welches bei ſolchen Darſtellungen höchſt nöthig iſt, weil dem Auge nur wenige Zeit gegeben wird, ſie zu faſſen.

Wie wir nun Anfangs den Architecten und Landſchaftmaler zu Hülfe gerufen, ſo werden Bildhauer und Maler nun eine dankbare Aufgabe zu löſen eingeladen. Den Raum größerer Theater benutzend, können ſie ein ungeheures, mannigfaltiges und dennoch auseinandertretendes, faßliches Gemälde darſtellen. Die Grundzüge ſind gegeben, wobei wir geſehen, daß wir uns nur mit Mühe enthielten, mehrere Gebilde, welche theils die Mythologie, theils das Gemüth aufdrang, anzubringen und einzuſchalten.

Und ſo wären denn die Mittel klar auseinander gelegt, deren man ſich bedient hat und noch bedienen kann, um mit geringem Aufwand bedeutenden Effect hervorzubringen.

Das Deutſche Theater beſitzt viele kleine, comiſche Stücke, welche Jedermann gern wiederholt ſieht; ſchwerer und ſeltener ſind kurz gefaßte Tragödien. Von den Melodramen, denen der edle Inhalt am Beſten ziemt, werden „Pygmalion“ und „Ariadne“ noch manchmal vorgeſtellt; die Zahl derſelben zu vermehren, dürfte daher als ein Verdienſt angeſehen werden. Das gegenwärtige kleine Stück, welches ſich in idylliſchen, heroiſch leidenſchaftlichen, tragiſchen Motiven immer abwechſelnd um ſich ſelbſt herumdreht, konnte ſeiner Art nach Gelegenheit geben, manche Mittel, welche ſeit ſeiner Entſtehung die Deutſche darſtellende Kunſt erworben, ihm zu Gunſten anzuwenden. Die landſchaftliche Kunſt hat ſich in dieſen letzten Zeiten von der bloßen Aus- und Anſicht wirklicher Gegenſtände (vedute) zur höhern, ideellen Darſtellung erhoben. Die Verehrung Pouſſin's wird allgemeiner und gerade dieſer Künſtler iſt es, welcher dem Decorateur im landſchaftlichen und architectoniſchen Fache die herrlichſten Motive darbietet.

Recitation und Declamation haben ſich auch geſteigert und werden immer in's Höhere reichen können; wenn ſie nur dabei mit dem einen Fuße den Boden der Natur und Wahrheit zu berühren verſtehen. Schöne, ausdrucksvolle körperliche Bewegung, an die Würde der Plaſtik, an die Lebendigkeit der Malerei erinnernd, haben eine Kunſtgattung für ſich begründet, welche ohne Theilnahme der Gewänder nicht gedacht werden kann und deren Einfluß ſich gleichfalls ſchon auf die Tragödie erſtreckt.

Ebenſo iſt es mit den Tableaux, mit jener Nachbildung eines gemalten Bildes durch wirkliche Perſonen. Sie fingen in Klöſtern, bei Krippchen, Hirten und drei Königen an, und wurden zuletzt ein gleichfalls für ſich beſtehender Kunſtzweig, der manchen Liebhaber reizt und beſchäftigt, auch ſich einzeln ſchon auf dem Theater verbreitet hat. Ein ſolches Bild, nicht einem andern Bilde nachgeahmt, ſondern zu dieſem Zweck erfunden, welches bei feſtlichen Gelegenheiten bei uns mehrmals geſchehen, hat man hier angebracht und an das Stück dergeſtalt geſchloſſen, daß dieſes dadurch ſeine Vollendung erlangt.

Auch darf man wohl zuletzt noch die Mäßigkeit des Componisten rühmen, welcher sich nicht selbst zu hören, sondern mit leuscher Sparsamkeit die Vorstellung zu fördern und zu tragen suchte.

Zu Schiller's und Iffland's Andenken.

Weimar, den 10. Mai 1815.

In dieser letzten Woche erinnerte man sich allgemein zweier abgeschiedener vortrefflicher Männer, welchen das Deutsche Theater unendlich viel verdankt, deren bedeutende Verdienste noch dadurch erhöht werden, daß sie von Jugend auf, in dem besten Vernehmen, eine Kunst gefördert, zu der sie geboren waren. Bemerklich ist hierbei, daß der Geburtstag des Einen nicht weit von dem Todestag des Andern falle, welcher Umstand zu jener gemeinsamen Erinnerung Anlaß gab.

Iffland war am 26. April geboren, welchen Tag das Deutsche Theater würdig gefeiert hat; Schiller hingegen entzog sich am 9. Mai der Welt und seinen Freunden. An einem Tage daher ward auf dem großherzoglichen Weimar'schen Theater das Andenken beider Männer dramatisch erneuert, und zwar geschah es folgender Maßen.

Die beiden letzten Acte der „Hagestolzen" wurden aufgeführt; sie können gar wohl als ein Ganzes für sich angesehen, als eines der schönsten Erzeugnisse Iffland's betrachtet werden; und man durfte um so eher diese Wahl treffen, als das ganze Stück, vollkommen gut besetzt und sorgfältig dargestellt, immerfort bei uns einer besondern Gunst genießt.

Der Schluß des letzten Actes ging unmittelbar in ein Nachspiel über, welches, in Versen gesprochen, sogleich den Ton Etwas höher nehmen durfte, obgleich die Zusammenspielenden nicht eigentlich aus ihrem Character heraustraten. Die in dem Stücke selbst obwaltenden Mißverhältnisse kamen auf eine tägliche Weise wieder zur Sprache und wurden freundlich beschwichtigt, so daß zuletzt Margaretha, ihre Persönlichkeit nicht ganz verläugnend, in einen Epilog höhern Styls übergehen konnte, welcher, den Zweck des Ganzen näher bezeichnend, die Verdienste jenes vortrefflichen Mannes mit würdiger Erhebung einiger Maßen aussprach.

Hierauf ward Schiller's „Glocke" nach der schon früher beliebten Einrichtung vorgestellt. Man hatte nämlich diesem trefflichen Werke, welches, auf eine bewunderungswürdige Weise, sich zwischen poetischer Lyrik und handwerksgemäßer Prosa hin und wieder bewegt, und so die ganze Sphäre theatralischer Darstellung durchwandert, ihm hatte man, ohne die mindeste Veränderung, ein vollkommen dramatisches Leben mitzutheilen gesucht, indem die mannigfaltigen, einzelnen Strophen unter die sämmtliche Gesellschaft, nach Maßgabe des Alters, des Geschlechts, der Persönlichkeit und sonstigen Bestimmungen vertheilt waren, wodurch dem Meister und seinen Gesellen, herandringenden Neugierigen und Theilnehmenden sich eine Art von Individualität verleihen ließ.

Auch der mechanische Theil des Stücks that eine gute Wirkung. Die ernste Werkstatt, der glühende Ofen, die Rinne, worin der feurige Bach herabrollt, das Verschwinden desselben in die Form, das Aufdecken von dieser, das Hervorziehen der Glocke, welche sogleich mit Kränzen, die durch alle Hände laufen, geschmückt erscheint. Das Alles zusammen gibt dem Auge eine angenehme Unterhaltung.

Die Glocke schwebt so hoch, daß die Muse anständig unter ihr hervortreten kann, worauf denn der bekannte Epilog revidirt und mit verändertem Schlusse vorgetragen, und dadurch auch dieser Vorstellung zu dem ewig werthen Verfasser eine unmittelbare Beziehung gegeben ward. Madame Wolf recitirte diese Schlußrede zur allgemeinsten Bewunderung, sowie Madame Lorzing in jenem Nachspiel sich den verdientesten Beifall erwarb. Man hatte die Absicht, beide genannte Stücke zwischen jenen bezeichneten Tagen jährlich aufzuführen.

Nachspiel zu den „Hagestolzen".

Erste Gruppe.

Margaretha, der Hofrath, Thereſe, die beiden Kinder.

Margaretha.

Aus werther Hand hab' ich den Strauß empfangen,
Und festlich prangt er mir im schlichten Haar;
Als hohe Braut komm' ich einhergegangen,
Die gestern noch ein armes Mädchen war;
Bald schmückt mich reicher Stoff und gold'ne Spangen,
Ein Diener reicht mir das Befohl'ne dar,
Die nied're Kammer tausch' ich um mit Zimmern,
Wo Decken strahlen, wo Tapeten schimmern.
Und werd' ich dann mich selber noch erkennen?
Bin ich dann auch so froh, so brav, so gut?

(zu Thereſe)

Wirst Du mich dann auch noch Marg'retha nennen?

(zu den Kindern)

Und Bärbchen, Paul — seid Ihr mir dann noch gut?

Soll ich es je, jemals vergeſſen können,
Daß ich auf's Feld ging mit dem Schnitterhut?
(zum Hofrath)
Dann haſt Du Dir die Rechte nicht erleſen,
Dann bin ich — nein, Margaretha nie geweſen!
(Sie verbirgt ſich in die Arme des Hofraths.)

Hofrath.

So recht! In des Mannes Arme
Flüchte ſich das bange Weib,
Daß ihr ſanft geſchmiegter Leib
An der ſtarken Bruſt erwarme.

Margaretha (zum Hofrath).

Und werd' ich Deiner Hoffnung auch entſprechen?
Sieh' mich noch ein Mal an: Gefall' ich Dir?
Mit jenem Waſſerkrug, mit jenem Rechen?
Mit dieſem Mieder ohne Putz und Zier?
Und wirſt Du dann auch freundlich zu mir ſprechen,
Wenn es nun feſt iſt zwiſchen Dir und mir?
Bedenke Dich! Für mich ſei ohne Sorgen;
Denn wie ich heute bin, ſo bin ich morgen.
Wir kennen nicht der Städter leichte Sitte;
Wir halten Wort auf unſ'rer ſtillen Flur.
Die treue Liebe wohnt in unſ'rer Mitte,
Sie weilet gern in ländlicher Natur.
(zu Thereſe)
Nicht wahr? — O Schweſter, auch in Deiner Hütte
Blüht ihrer Nähe ſegensvolle Spur?
Das wunderſeit'ne Weib beglückter Ehen,
Bei Euch hier hab' ich's, oder nie geſehen.
O, daß es mich — auch dorthin mich begleite,
Wo ſich das Leben wilder nun bewegt,
Wo Häuſer ſtreben in die Höh' und Weite,
Wo ſich der Lärm auf lauten Märkten regt!
(zum Hofrath)
Dann, Lieber, ſtelle Dich an meine Seite,
Zu ihr, die Dich im treuen Herzen trägt,
Die ſich Dir ganz und ewig hingegeben; —
So geh'n wir, feſt umſchlungen, durch das Leben.

Thereſe.

Ich weiß nicht, was mit dem Mädchen iſt!
Auf ein Mal ſo anders! Margaretha, Du biſt —

Hofrath.

Gute Frau, laß ſie gewähren!
Was ſie ſpricht, iſt Silberhall
Aus der Harmonie der Sphären,
Die im unermeſſ'nen All
Ihren hohen Meiſter loben.
Ja, auch mich, den ernſten Mann,
Drängt, was ich nicht nennen kann,
Mächtig, wunderbar, nach oben.
Und wie man von Bergeshöhen
Pflegt in's nied're Thal zu ſehen: —
Hier das Dörfchen, dort die Au,
Weiterhin die grünen Streifen,
Die in braune Felder ſchweifen,
Fern der Berge Nebelgrau: —
Alſo trägt uns oft das Leben
Ueber Menſchenthun und Weben,
Wie auf unſichtbaren Thron,
Und wir ſchau'n (uns hebt der Glaube!)
Haupt in Wolken, Fuß am Staube,
In die tiefe Region.
Vor mir ausgebreitet blühet
Reiche, herrliche Natur;
Das Unendliche durchglühet
All' und jede Creatur.
Segen Denen, die gefunden
Früher Liebe Roſenſtunden!
Früher Ehe Vaterglück
Schaut in's Leben gern zurück.
Aber auch in ſpäten Tagen,
Wie wir ſelbſt es heute wagen,
Wenn ſich's gattet, wenn's gerath,
Immer iſt es nicht zu ſpät.
Aber Die, gebeugt durch Schmerzen,
Abgeſagt dem holden Bund,
Und, von Schickſalsſchlägen wund,
Ausgelöſcht der Hochzeit Kerzen, — —
Dieſen armen Pilgern Friede,
Bis ſie einſt der Wallfahrt müde,
Eingehn in geſell'ge Ruh,
Den verklärten Höhen zu.

Margaretha.

Nicht doch! Wer wird ſo traurig reden?
Schon fühl' ich mir's naß in die Augen treten.

Hofrath.

Wenn Thränen in den Augen ſtehn,
Scheint Erd' und Himmel doppelt ſchön.
(Er geht langſam mit Margareth nach dem Hintergrund.)

Paul.

Mutter, was mag dem Fremden fehlen?

Thereſe.

Es macht, er iſt Margareth'en ſo gut.

Paul.

Das wundert mich, daß ihm Das wehe thut.

Thereſe.

Ich will es Euch ein ander' Mal erzählen.
Wenn Ihr groß ſeid, wird es Euch auch ſo gehn.

Bärbchen.

Komm', Paul; wir wollen Stuzbüchschen ſehn.
(Sie ſpringen fort.)

Zweite Gruppe.

Thereſe und Linde.

Linde.

Heiſa! wie Das hüpft und ſpringt!

Thereſe (wie im Nachdenken).

Gott gebe nur, daß es gut gelingt!

Linde.

Was denn?

Thereſe.

Die Heirath mit Margareth'en.

Linde.

O ja! — Warum nicht?

Thereſe.

Soll ich reden?

Linde.

Ei freilich, Thereſe! Ich höre Dich gern.

Thereſe.

Siehſt Du, ich habe Nichts wider den Herrn.
Er iſt ſo artig, ſo mild und gut;
Vor jedem Bauer zieht er den Hut;
Man kann mit ihm ſprechen; man kann ihn fragen;
Bald bringt er den Paul, bald Bärbchen getragen;
Selbſt Der in der Wiege, der kleine Dieb,
Lacht, wenn er ihn ſieht, und hat ihn lieb.
Aber Das laſſ' ich mir nun einmal nicht nehmen:
Das Dorf paßt nimmer zu der Stadt;
Und wo Reich und Arm ſich geſellet hat,
Da will ſich's nicht ſchicken und bequemen.

Linde (ihr die Hand reichend).

Nun, nach Reichthum haben wir nicht gefreit.

Thereſe (einſchlagend).

Der größte Schatz iſt Genügſamkeit;
Dann Geſundheit dazu und tüchtiges Streben,
So hat man immer genug zu leben.
Und kurz und gut, Vornehm' und Gering'
Hat es von Anbeginn gegeben;
Das iſt ein uralt weislich' Ding:
Wer in die Sonne blickt, wird erblinden;
Und wer ein niederes Loos empfing,
Der ſoll ſich nicht Hohes unterwinden.
Mir manchmal haſt Du mir Geſchichten
In Winterabenden erzählt,
Wie Leute, die der Hochmuth quält,
Nach fernen Inſeln die Anker lichten,
Um nicht zu Hauſe den Acker zu bau'n;
Wie ſie all' ihre Habſeligkeit und ſich dazu
Den wilden Meeren anvertrau'n,
Statt daheim zu bleiben in ſich'rer Ruh'! —
Sie ſind reich geworden, und ſind — verdorben,
Und ſind zuletzt noch in Armuth geſtorben.

Linde.

Und Das alles fällt Dir ein,
Weil Margaretha nach der Stadt will frei'n?

Thereſe.

Unſ're Hütte ſei unſer Hochzeitſaal.
Wie, Fritz, wir bleiben in Jammerthal;
Statt Prunkgemächer, ſtatt Sammt und Seide,
Sind unſre Kinder unſre Freude.

Linde.

Wir ſtärken uns immer an unſern Lieben!
Ach ja, das Leben iſt doch ſchön!
Ich wollte, Du wärſt nicht heim geblieben,
Du hätteſt ſollen mit mir gehn.
Siehſt Du, es iſt Dir draußen ein Segen,
Wahrhaftig, es ſieht's ein Auge gern;
Getreide, mannshoch, allerwegen —
Heuer, Thereſe, blinkt unter Stern:
Die Aehren ſo dicht, ſo reich und ſchwer,
Es wallt und wogt, wie ein Halmenmeer.
Die Sicheln ſind doch ſämmtlich im Stand?

Thereſe.

Schon vorige Woche.

Linde.

Willkomm'ne Zeit!
Und fröhliche Menſchen zum Wirken bereit.

(Als ſie den Geheimerath und Hofrath kommen ſehen, gehen ſie in's Haus.)

Dritte Gruppe.

Der Geheimerath Sternberg und der Hofrath.

Sternberg.

Nein, theurer Freund, es iſt wohl bedacht!
Ich bleibe bei Euch nicht über Nacht.
Beruhigung, mit heitern Mienen,
Iſt mir in freier Luft erſchienen:
Auch mich lehret dieſer ſchöne Tag,
Was ich zu meinem Glück vermag.

Hofrath.

Wo ſoll's denn hin?

Sternberg.

An meine Geſchäfte.

Hofrath.

Immer nur wieder geſchrieb'nes Wort!

Sternberg.

Fleiß im Beruf gibt neue Kräfte.

Hofrath.

Du lieſeſt? —

Sternberg.

Acten —

Hofrath.

Von Raub und Mord.

Sternberg.

Nicht immer.

Hofrath.

Von gebrech'ner Pflicht.

Sternberg.

Wir ſtellen ſie her.

Hofrath.

Wie lange?

Sternberg.

Bis ſie wieder bricht.

Hofrath.

Ihr betriegt Euch um's Leben.

Sternberg.

Gemach; wir ſind
Für Thränen —

Hofrath.

Hart.

Sternberg.

Für Bitten —

Hofrath.

Taub.

Sternberg.

Für der Unſchuld flehende Blicke —

Hofrath.

Blind!
Was habt Ihr von Euern Acten?

Sternberg.

Staub!
Doch wie aus Gartenſtaub hervor,
Blüht uns auch hier ein ſchöner Flor.
Mein Freund: Ein ganzes, langes Leben
Hab' ich in Arbeit hingegeben
Für Fürſt und Staat, für Recht und Pflicht,
Und heute noch gereut mich's nicht.
Nein, laß mir das Geſchäft in Ehren;
Es iſt ein Balſam für das Herz:
Nicht tödten will es und zerſtören;
Es glänzt nicht, fliegt nicht ſonnenwärts,
Doch liegt, ich darf es wohl berühren,
In Staub von Acten und Papieren
Gar wunderbare Zauberkraft,
Zu ſänftigen die Leidenſchaft,
Und was das blanke Schwert entrafft,
Man muß den Acten-Staub ſtudiren,
Der es, ſtillwirkend, wiederſchafft.

Hofrath

(der ihm mit ſteigendem Vergnügen zuhört).

Ei, ſieh' doch! ſchön! Für Deine Wunden
Iſt die Arznei mit ein' Mal gefunden.
Wem Freundeshand, wem Dienerpflicht
Mit Blumen den irdiſchen Pfad umflicht,
Um Den iſt's ſo traurig nicht beſtellt.
Wir theilen uns alſo in die Welt:
Auf dem Lande, wie in der Stadt,
Jeder zu thun und Freude hat.

Vierte Gruppe.

Geheimerath Sternberg, Hofrath und Margaretha.

Hofrath.

Du biſt nicht heiter, wie es ſcheint;
Ich glaube gar, Du haſt geweint!
Wie iſt Das möglich, liebes Kind?
O ſag', erkläre Dich geſchwind!

Margaretha.

Ich möchte gern noch immer weinen!
Gutherzig, wie ich Arme bin,
Mir kommt's auf ein Mal in den Sinn:
O, dacht' ich, könnt' ich ſie vereinen,
Das wäre herrlicher Gewinn:
Daß die Geſchwiſter ſich verſöhnten,
Und ſo das Feſt mit Liebe krönten!
Ich lief und ſah, der ſchwere Wagen,
Er war im Hohlweg umgeſchlagen.
Schon dacht' ich, Alles iſt zerbrochen;
Auch kam Mamſell herausgekrochen;
Es war gewiß recht lächerlich!
Nun, dacht' ich erſt, nun eilſt Du Dich,
Und mir gelang's, ſie zu erreichen.
Das Möglichſte, ſie zu erweichen,
That ich gewiß! — Zurückzukehren
Lud ich ſie ein; ich ſprach im Drang
Zu Deinem Lob und ihr zu Ehren,
Wovon mir Alles Nichts gelang.
Der Wagen war emporgehoben,
Der Kutſcher Valentin dabei;
Sie hatten ihn hinausgeſchoben,
Und Rad und Achſe war nun frei.
Da brach es los, ihr heftig Schelten;
Ich ſollte nun für gar Nichts gelten.
Man ſah, ſie hatte nie geliebt!
Mit harter Stimme, herber Miene,
Hieß ſie zuletzt mich eine Trine.
Das hat mich gar zu ſehr betrübt!

Hofrath.

Es ſcheint des Himmels eig'nes Wollen,
Daß ſich nicht Alle lieben ſollen;
Deßhalb denn immer Zank und Zwiſt
Unter Großen und Kleinen iſt.
Wenn zwiſchen leiblichen Geſchwiſtern
Gar oft die ſchlimmſten Geiſter flüſtern;
Wenn Väter, Mütter, Männer, Frauen,
Sich oft mit ſcheelem Aug' beſchauen;
Wenn zwiſchen Eltern gar und Kindern
Unmöglich iſt, Verdruß zu hindern:
So können wir uns nur betrüben,
Und uns einander herzlich lieben.

Sternberg.

Dann ſuchen wir in manchen Fällen
Ein gut' Vernehmen herzuſtellen;
Und fühl' ich dieſen reinen Trieb,
Dann ſind mir erſt die Acten lieb.
Wenn, ſtatt zu ſchelten, ich belehre,
Wenn, ſtatt zu ſtrafen, ich bekehre,
Wenn, ſtatt zu ſcheiden, ich verſöhne,
Hab' ich den Himmel mir erſöhnt.

Margaretha.

Da 's in der Welt nicht anders iſt,

So muß ich es wohl leiden;
Wenn Du nur immer liebend bist
Und wir uns nimmer scheiden!

Fünfte Gruppe.

Die Vorigen. Bärbchen und Paul, sodann Wachtel, Thereſe und Linde.

Paul.

Schweſter, haſt Du ſo was geſehn?
Der Herr da d'rinn, der weiß zu kochen!

Bärbchen.

Ich denke mir, es ſchmeckt recht ſchön;
Wie ſchön hat es nicht ſchon gerochen!

Wachtel (unter der Thüre).

Ihr Kinderchen, heran, heran!
In Ordnung ſchnell; das Feſt geht an!

(Die Kinder in's Haus. Margaretha, Hofrath und Sternberg treten an die Seite; ländliche Muſik hinter der Scene. — Paul mit einem Braten, Bärbchen mit Salat, Thereſe trägt die Paſtete; alsdann folgt Wachtel mit der Taſſerolle. Linde ſchließt mit einem übermäßigen Brod. Nach einem Umzug ſtehen ſie folgend:)

Wachtel. Bärbchen. Sternberg. Margaretha. Hofrath. Paul. Thereſe und Linde.

Hier war ein ländlich Mahl zu bereiten.

Paul.

Ich trage Braten.

Bärbchen.

Ich Gründigkeiten.

Thereſe.

Es wird noch immer ſtädtiſch enden;
Paſtete trag' ich auf den Händen.

Linde.

Sei's, wie ihm wolle, keine Noth;
Hausbacken, tüchtig iſt mein Brod.

Wachtel.

Doch, wie zuletzt aus der Taſſ'rolle
Ein Süßchen ſich entwickeln ſolle,
Das iſt mir nur allein bewußt;
Das Kochen gibt mir Eſſensluſt.

(Auf die Taſſerolle deutend.)

Und hier verkältet ſich's bereits!
Geſchwind, empfehlt Euch allerſeits!

(Sie verneigen ſich. Muſik; ſie ziehen in voriger Ordnung ab, Margaretha zuletzt zwiſchen Hofrath und Sternberg. Nahe an der Coulisſe begrüßt ſie Dieſe, bald ſie abgehen. Sie tritt hervor; die Muſik ſchweigt.)

Margaretha

(ohne völlig aus ihrem Character zu treten, mit ſchicklicher Faſſung, gegen das Publicum gewendet).

Wohl jeder Kunſt, auch unſ'rer bleibt es eigen,
Sich öffentlich mit Heiterkeit zu zeigen,
Indeſſen ſie ein Ernſteres verſteckt,
Das Herz bewegt und die Betrachtung weckt.
Wenn ſelbſt aus leicht geſchlung'nen Tänzen,
Aus bunten, froh geſchwung'nen Kränzen
Die ernſtere Bedeutung ſpricht:
Verehrte! ſo entging Euch nicht
Die Dämmerung in unſerm Licht;
Ja, durch das ganze heit're Spiel
Hat ſich ein ſchmerzliches Gefühl
Wie Nebelflor hindurch geſchlungen.
Noch ſind die Töne nicht verklungen,
Die oftmals Eu're Huldigungen
Zu lautem Beifall aufgeregt,
Wenn unſer unerreichter Meiſter,
Von ſeinem Genius bewegt,
Vor Euch und uns das Reich der Geiſter
In ſeltner Kunſt zur Schau gelegt.
Auch dieſe Bretter haben ihn getragen,
Auch dieſe Wände haben ihn geſehn.
Hier ſchien, wie einſt in fabelhaften Tagen,
Selbſt Erz und Marmor lebend zu erſtehn,
Der Eichenwald, aufhorchend, mitzugehn,
Wenn der bekränzte Liebling der Camöne
Der innern Welt geweihte Gluth ergoß,
Und jeder Zauber leicht berührter Töne
Melodiſch ihm von Herz und Lippe floß.
Denn mächtig iſt des Mimen heit're Kunſt!
Nicht bloß dem eitlen Sonnenblick der Gunſt
Will ſie die Blüthen holder Schöpfung bringen,
Zur höchſten Sphäre wagt ſie's aufzudringen. —
Der gottererfüllten Pythia Entzücken
Umweht auch ſie in ſchönern Augenblicken;
Sie höret rauſchen in Dodona's Hain,
Weiß Prieſterin, weiß Muſe ſelbſt zu ſein.
Sie küßt den Genius mit heißer Lippe
Und ihren Durſt erquicket Aganippe.
Auf ſtummer Leinwand athmet, zart und mild,
In bunter Farben Glanz ein liebles Bild;
Man ſieht gebund'nen Geiſt und ſcheinbar' Leben
Des rohen Steines edle Form umgeben;
Der Dichtung, ja des Tonreichs ſchöne Träume
Entzücken uns in körperloſe Räume.
Doch ſoll des Menſchen inneres Thun und Walten
Sich friſch und ganz lebendig ſich entfalten,
Zum Worte ſich, zur höhern That geſtalten;
Solch' reizſam' Bild, ſolch' täuſchungvolles Sein
Lebt in des Mimen Spiel allein.
Die ganze Welt liegt ſeinem Thun zum Grunde,
Die Künſte ſämmtlich fordert er zum Bunde.
Ihr ſah't ein reizendes Idyllen-Leben
Vor Eu'rer Phantaſie vorüberſchweben;
So träumt man von Arcadiſchen Gefilden,
So pflegt man ſich ein Tempe auszubilden,
Wo, von des Abends Düften lind umweht,
Die Unſchuld ſich im heitern Licht ergeht,
Als nachbarlich den heil'gen Regionen,
Wo fromme Seelen miteinander wohnen.
Und in der That, des Abgeſchied'nen Geiſt

Hat ſich in Dem, was heut' nur abgebrochen
Hervortrat, rein und herrlich ausgeſprochen;
Es iſt ein zierlich' Meiſterſtück, das preiſt
Zur Niederländ'ſchen Schule ſich gefeſſt,
Wo Einfalt ländlicher Natur gefällt,
Wo kleiner Züge lebensvolle Klarheit
Die höchſte Kunſt verbirgt in milder Wahrheit.
Und doch war Keins von uns dem Andern gleich.
Das Leben iſt ſo mannigfach, ſo reich,
Der Menſch nimmt ſo verſchiedenartige Richtung,
Daß auch im heitern Abendſpiel der Dichtung
Sich der Gemüther Wettkampf ſoll entſpinnen.
Wie aber alle Bäche, groß und klein,
Doch in den Ocean am Ende rinnen,
So faßt mit Glück der dicht'riſche Verein
So Freund als Feind in ſeinen Plan hinein;
Den Feld- und Wieſenblumen zu vergleichen,
Die ſich, zerſtreut, mit hundert Farben ſchmücken,
Zum Strauß gebunden aber Euern Blicken
Sich erſt empfehlen und behaglich zeigen.
So hielt er uns, ſo hält er uns zuſammen!
So werd' er lange noch von Euch verehrt!
Er ſteigt, ein edler Phönix, aus den Flammen,
Und ſeine Farben glänzen unverſehrt:
O, wie er hoch im reinen Aether ſchwebet,
Und ſeine Schwingen regt und mächtig kreiſt!
Er iſt entſchwunden. — Huldigt ſeinem Geiſt,
Der bei uns bleibt und kräftig wirkt und lebet!

Ueber die Entſtehung des Feſtſpiels zu Iffland's Andenken.

Das feſtliche Nachſpiel zu den „Hageſtolzen" Iffland's haben unſere Leſer ſelbſt beurtheilt; über deſſen Entſtehung fügen wir auch einige Betrachtungen hinzu, welche vielleicht nicht ohne Frucht bleiben werden.

Es gehört nämlich dieſes Stück nicht einem Verfaſſer an, es iſt vielmehr eine geſellige Arbeit, wie ſolche ſchon ſeit geraumer Zeit bei uns herkömmlich ſind. Denn ſo iſt z. B. die Fortſetzung des Vorſpiels: „Was wir bringen", zum Andenken Reil's in Halle aufgeführt, *) gleicher Weiſe entſtanden, nicht weniger jene Sammlung kleiner Gedichte im Auguſt 1814, unſerm gnädigſten, aus dem Felde zurückkehrenden Herrn als Willkommen dargebracht.

Solche geſellige Arbeiten ſind der Stufe, worauf die Cultur unſers Vaterlandes ſteht, vollkommen angemeſſen, indem eine Fülle von Empfindungen, Begriffen und Ueberzeugungen, allgemein übereinſtimmend, verbreitet iſt, ſowie die Gabe, ſich rhythmiſch angenehm und ſchicklich auszudrücken.

*) Zumeiſt von Herrn Hofrath Riemer verfaßt, ſowie das Nachſpiel zu den „Hageſtolzen" von Herrn Ober-Conſiſtorial-Director Bernet.

Vorzüglich aber findet bei Gelegenheitsgedichten ein gemeinſames Arbeiten ſehr günſtig Statt: denn indem der Gegenſtand entſchieden gegeben iſt und alſo über Dasjenige, was man zu ſagen hat, kein Zweifel bleiben kann: ſo wird man ſich über die Art und Weiſe, wie es zu ſagen ſei, gewiß leichter vereinigen, als wenn die Wahl des Stoffes willkürlich wäre, wobei ſich das Intereſſe der Mitarbeitenden leichter entzweien könnte.

Schließt ſich nun, wie es hier geſchehen, die neue Arbeit an eine ältere, ſchon vorhandene unmittelbar an, ſo wird man ſich noch leichter über den Plan vereinigen, zu ſich in Scenen theilen, je nachdem ſie dem Einen oder dem Andern zuſagen. Hieraus entſtehen unzuberechnende Vortheile.

Jeder Künſtler bildet ſich in ſein Kunſtwerk hinein und ſo muß auf die Länge (und wer wird ſich nicht gern auf's Längſte ſeines Talents erfreuen wollen?), es muß zuletzt eine gewiſſe Einförmigkeit entſtehen; weßhalb denn der Zuſchauer und Zuhörer, wenn er ſich immer in allzu bekannter Geſellſchaft findet, endlich ohne Theilnahme bleibt und wohl gar gegen das ſchönſte Talent ungerecht wird. Verbinden ſich aber Mehrere, in demſelben Sinn und Geiſt zu arbeiten: ſo entſteht unmittelbar eine größere Mannigfaltigkeit; denn die innigſten Freunde ſind oft, der Richtung und Liebhaberei nach, ganz verſchieden; ſie leben in entgegengeſetzten Wirkungs- und Luftkreiſen, auf welche ſich Begriffe, Gefühle, Anſpielungen und Gleichniſſe beziehen; woraus denn eine Fülle entſpringen kann, die auf anderm Wege nicht zu hoffen wäre.

Freilich, aus eben ſchon angeführten Gründen, ſchickt ſich zu Gelegenheitsgedichten dieſe Art zu arbeiten am Allerbeſten, vorzüglich auch, weil hier keine ſelbſtſtändigen, dauerhaften Meiſterwerke gefordert werden, ſondern ſolche, die nur im Vorübergehen einen Augenblick reizen und gefallen ſollen. Aber auch Dieſes iſt nicht ſo unbedeutend, wie es ſcheinen möchte, da auf dem Deutſchen Theater ſolche Gelegenheiten oft genug vorkommen und aufgeweckte Geiſter, die ſich einmal verbunden hätten, dergleichen Anläſſe lebhaft ergreifen, ja wohl gar ſelbſt erſchaffen würden.

Nach unſerer Ueberzeugung gibt es kein größeres und wirkſameres Mittel zu wechſelſeitiger Bildung, als das Zuſammenarbeiten überhaupt, beſonders aber zu theatraliſchen Zwecken, wo, nachdem ſich Freunde beredet, geſtritten, vereinigt, bezweifelt, überlegt und abgeſchloſſen, zuletzt bei öffentlicher Darſtellung die Aufnahme, welche das Publicum gewährt, den Ausſchlag entſcheidet und die Belehrung vollendet.

Gewiß würde Dieſes, beſonders in größern Städten, wo dergleichen Verſuche öfters zu wiederholen wären, auch auf die ſelbſtſtändigſten Stücke den günſtigſten Einfluß haben. Iffland hätte uns bis an ſein Ende gewiß erfreuliche Werke geliefert, wenn er ſich bei Zeiten zu friſchen jungen Männern geſellt und ſich aus ſeiner immer mehr ſich verdüſternden Lebensanſicht in Geſellſchaft glücklicher Jugend gerettet hätte.

Müßte ich nicht wegen des Vorgeſagten ſchon Zweifel und Tadel befürchten, ſo könnte ich bekannte Schauſpieldichter nennen (Niemand erräth ſie und ſie wunderten ſich ſelbſt, ihren Namen hier zu finden), welche, wenn ſie mit reagirenden Freunden in Geſellſchaft treten wollten, ſich um die Deutſche Bühne ſehr verdient machen würden. Ich brauche mit Bedacht den chemiſchen Ausdruck, welcher nicht allein ein Gegen-, ſondern ein Mit- und Einwirken bezeichnet: denn aus Freundeskreiſen, wo nur ein Sinn und ein Ton herrſcht, möchte für dieſe Zwecke wenig zu hoffen bleiben.

Sollten dieſe meine Worte einige Wirkung hervorbringen, ſo würde ich ſehr gern meine eigenen Erfahrungen mittheilen, um die Bedingungen deutlich zu machen, unter welchen ein ſolcher poetiſcher Gemeingeiſt möglich und denkbar ſei.

In Deutſchland wird auf alle Fälle der Vorſchlag weniger Ausübung finden, weil der Deutſche iſolirt lebt und eine Ehre darin ſucht, ſeine Individualität originell auszubilden. Ein merkwürdiges Beiſpiel, wie einzeln der Deutſche in äſthetiſchen Arbeiten daſteht, zeigt ſich daran, daß bei der größten, ja ungeheuerſten Gelegenheit, wo die ganze Nation mit einem Sinn und Muth wirkte und mit verſchlungenem Beſtreben, ohne irgend eine Rückſicht, das höchſte Ziel erreichte, daß in dieſem Augenblick die Mehrzahl der Deutſchen Dichtenden nur immer einzeln, mit perſönlichem Bezug, ja egoiſtiſch auftrat. Es kann ſich unter der Maſſe jener Gedichte, uns unbewußt, Einiges befinden, wie wir es wünſchen; uns aber iſt Nichts zu Geſicht gekommen, wo ſich Paare, wie Oreſt und Pylades, Theſeus und Pirithous, Caſtor und Pollux, verbunden hätten, um Ernſt und Heiterkeit, Verwegenheit und Klugſinn, Leben und Tod in dem Strudel des Kriegsſpiels poetiſch oben zu halten. Am Wünſchenswertheſten wäre es geweſen, wenn Chöre von Freunden, welche gewiß bei manchen Heeresabtheilungen zuſammenfochten, ſich vereinet hätten, der Nachwelt ein wunderſames Denkmal ihrer rühmlichen Thätigkeit zu hinterlaſſen. Wäre in Deutſchland ein wahrhaftes freies Zuſammenarbeiten von verſchiedenen Talenten im Ganze geweſen, ſo hätte es auch hier ſich gewiß und auf das Glänzendſte gezeigt.

Wie ſollte aber ſogleich, nach Jahren des Drucks, wo man ſich, in weitern und engern Kreiſen, auf jede Art zu verwahren ſuchte und in Verbindung mit Andern wichtigere Zwecke vor Augen hatte, ein ſolches freies und freies, poetiſches Zuſammenleben Statt finden? Vielleicht gibt das erneuerte, mit aufgeregtem Sinn begonnene, groß. Beſtreben, nach unſern friedlichen Wünſchen, auch ſolchem dichteriſchen Beginnen eine glückliche Wendung.

Berliner-Dramaturgen.

Wunſch und freundliches Begehren.

Seit dem Januar 1821 hat eine geiſt- und ſinnverwandte Geſellſchaft neben andern Tagesblättern die Haude- und Spener'ſchen „Berliner-Nachrichten" anhaltend geleſen und beſonders auf die Notizen und Urtheile, das Theater betreffend, ununterbrochen geachtet. Sie ſcheinen von mehrern Verfaſſern herzurühren, welche, zwar in den Hauptpuncten mit einander einverſtanden, doch durch abweichende Anſichten ſich unterſcheiden. Einer aber tritt beſonders hervor, dem das Glück die Gunſt erwies, daß er lange her gedenkt und wie er von ſich ſelbſt ſagt: „aufmerkſam das Ganze und Einzelne beobachtet und Vergangenes ſo lebhaft als möglich ſich zu reproduciren ſucht, um es anſchaulich mit dem wirklich Gegenwärtigen vergleichen zu können.

Und wirklich, er iſt zu beneiden, daß er, das Theater in- und auswendig kennend, die Schauſpieler durch und durch ſchauend, das Maß der Annäherung an die Rolle, der Entfernung von der Rolle ſo genau fühlend und einſehend, noch mit ſo jugendlicher, friſcher und unbefangener Theilnahme das Theater beſuchen kann. Doch bedenkt man es wohl, ſo hat dieſen Vortheil jede wahre, reine Neigung zur Kunſt, daß ſie endlich zum Beſitz des Ganzen gelangt, daß das vergangene ſo gut wie das gegenwärtige Treffliche vor ihr neben einander ſteht und dadurch ein ſinnlich geiſtiger Genuß dem Einſichtigen entſpringt, welchen auch mangelhafte, mißglückte Verſuche nicht zu verkümmern Gewalt haben.

Zwei Jahrgänge gedachter Zeitung liegen nun vor uns geheftet: denn wir finden immer höchſt intereſſant, die Zeitungen vergangener Jahre nachzuleſen; man bewundert die Kunſt, zu beſchleunigen und zu verſpäten, zu behaupten und zu widerrufen, die ein jeder Redacteur ausübt nach dem Intereſſe der Partei, der er zugethan iſt. Eine ſolche Sammlung kommt uns dieß

Mal nun im äſthetiſchen Sinne zu Statten, indem wir, bei früher eintretendem Abend, von jenem Termin an bis auf den letzten Tag, den Theater-Artikel wieder durchlaſen, aber freilich von Druck und Papier viel zu leiden hatten. Nun würden wir ſehr gerne, nach einem gefertigten Auszug, das Ganze wieder theilweiſe vornehmen, die Conſequenz, die Bezüge der Ueberzeugungen, das Abweichen derſelben, bei wieder abnehmenden Tagen, ſtudiren und uns beſonders mit jenem Referenten unterhalten. Aber die Bemühung iſt vergeblich, dieſen Vorſatz durchführen zu wollen, wir müſſen immer wieder zu einer Engliſchen Druckſchrift flüchten.

Wir ſprechen deßhalb einen längſt gehegten Wunſch aus, daß dieſe löblichen Bekenntniſſe vorzüglicher Männer möchten mit friſchen Lettern, auf weiß' Papier ſtattlich und ſchicklich, wie ſie wohl verdienen, zuſammen gedruckt werden, damit der Kunſtfreund möglich finde, ſie bequem und behaglich, der Reihe nach und auch wohl wiederholt, in mannigfaltigem Bezug zu leſen, zu betrachten und zu bedenken. Wird uns dieſe Gunſt gewährt, ſo ſind wir gar nicht abgeneigt, eigene Bemerkungen einem ſo löblichen Texte hinzuzufügen, wozu uns ein folgerechter, wahrer Genuß an den Productionen eines höchſt gebildeten Verſtandes, einer unbeſtechlichen Gerechtigkeit, mit dem allerliebſten Humor ausgeſprochen, nothwendig aufregen mußte. Es würde bemerklich werden, wie er die bedeutenden Haupt-Figuren des Berliner-Theaters zu ſchätzen wußte und weiß, wie er die vorüberſchwebenden Gäſte mit Wahrheit und Anmuth zu behandeln verſteht. Man ſehe die Darſtellungen der erſten und zweiten Gaſtrollen der Madame Neumann; ſie thun ſich ſo zierlich und liebenswürdig hervor, als die Schauſpielerinn ſelbſt. Oft ſpiegeln ſich auch alt' und neue Zeit gegen einander: „Emilie Galotti", vor vierzig Jahren und im laufenden aufgeführt.

Zum Einzelnen jedoch dürfen wir uns nicht wenden, wohl aber bemerken, daß gerade in dieſen letzten Monaten Bedeutendes geliefert ward. Erſt laſen wir den Aufſatz eines Mannes, der gegen das neuere Beſtreben, den Worten des Dichters Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen und ihnen das völlige Gewicht zu geben, ungünſtig geſtimmt iſt, jener Epoche dagegen mit Preis gedenkt, wo der Schauſpieler, ſeinem Naturell ſich völlig überlaſſend, ohne beſonderes Nachdenken, durch Uebung in der Kunſt ſich weiter zu fördern trachtete.

Hierauf im Gegenſatz finden wir den Bericht des würdigen Jenaiſch vom Jahr 1802, woraus hervorgeht, wie es mit jenen Natürlichkeiten eigentlich beſchaffen geweſen und wie der ſogenannte Converſations-Ton zuletzt in ein unverſtändiges Murmeln und Lispeln ausgelaufen, ſo daß man von den Worten des Drama's Nichts mehr gut verſtehen können und ſich mit einem nackten Gebärdenſpiel begnügen müſſen.

Schließlich tritt nun der eigentliche Referent auf, nimmt ſich der neuen Schule kräftig an und zeigt, wie auf dem Wege, welchen Wolf's, Devrient's, Stich's wandeln, ein höheres Ziel zu erreichen ſei und wie ein herrliches Naturell keineswegs verkürzt werde, wenn ihm einleuchtet, daß der Menſch nicht Alles aus ſich ſelbſt nehmen könne, daß er auch lernen und als Künſtler den Begriff von der Kunſt ſich erwerben müſſe.

Möchten dieſe und tauſend andere fromme Worte Kennern und Künſtlern, Gönnern und Liebhabern, vielleicht als Taſchenbuch, zu willkommenſter Gabe vorgelegt werden!

Nachträgliches.

In dem vierzigſten Stück und folgenden der Hande-Spener'ſchen Berliner-Nachrichten finden wir unſern Theater-Freund und Sinnesgenoſſen ſehr vergnüglich wieder, wo er vieljährige Erfahrung und geiſtreiches Urtheil abermals recht anmuthig walten läßt. Möge er doch fleißig fortfahren und ein billiger Raum ſeinen gehaltvollen Worten gegönnt ſein! Uebrigens wird er ſich keineswegs irre machen laſſen: denn wer mit Liebe treulich einem Gegenſtande fünfzig Jahre anhängt, der hat das Recht zu reden, und wenn gar Niemand ſeiner Meinung wäre.

Noch Eins muß ich bemerken. Man hat ihn aufgefordert: wie über das Theater, auch über das Publicum ſeine Meinung zu ſagen; ich kann ihm hierzu nur unter gewiſſen Bedingungen rathen. Das lebende Publicum gleicht einem Nachtwandler, den man nicht aufwecken ſoll; er mag noch ſo wunderliche Wege gehen, ſo kommt er doch endlich wieder in's Bette.

Indeſſen gedenk' ich gelegentlich einige Andeutungen zu geben, die, wenn ſie dem Einſichtigen zuſagen und ihn zu gewiſſen Mittheilungen bewegen, von dem beſten Erfolg für uns und Andere ſein werden.

Berliner-Dramaturgen noch ein Mal.

Schematiſches.

Was über ſie ſchon ausgeſprochen worden.
Ihre Eigenſchaften, Herkommen, Berechtigungen.
Die gute Meinung von ihnen braucht man nicht zurückzunehmen.
Merkwürdig iſt ihr Vor- und Fortſchreiten.
Gegenwärtige ſchwierige Lage.
Zwiſchen zwei Theatern.
Gerechtigkeit gegen beide.
Schonung beider.

Reine, ruhige Theilnahme ihr Element, aus dem sie schöpfen.

Schonung überhaupt Demjenigen nöthig, der öffentlich über den Augenblick urtheilen und wahrhaft wirken will.

Denn er darf ja das Gegenwärtige nicht gewaltsam zerstören. Aufmerksam soll er machen, warnen und auf den rechten Weg deuten, auf den, den er selbst dafür hält.

Das ist in Deutschland jetzt nicht schwer, da so viel verständige, hochgebildete Menschen sich unter den Lesern und Schriftstellern befinden.

Wer jetzt das Unrecht will oder eine unrechte Art, hat zu wollen, der ist bald entdeckt und von einflußreichen Menschen, wo nicht gehindert, doch wenigstens nicht gefördert. Er kann sich des Tages versichern, aber kaum des Jahres.

Ludwig Tieck's „dramaturgische Blätter".

Gar mannigfaltige Betrachtungen erregte mir dieß merkwürdige Büchelchen.

Der Verfasser, als dramatischer Dichter und umsichtiger Kenner das vaterländische Theater beurtheilend, auf weiten Reisen von auswärtigen Bühnen durch unmittelbare Anschauung unterrichtet, durch sorgfältige Studien zum Historiker seiner und der vergangenen Zeit befähigt: hat eine gar schöne Stellung zum Deutschen Publicum, die sich hier besonders offenbart. Bei ihm ruht das Urtheil auf dem Genuß, der Genuß auf der Kenntniß und was sich sonst aufzuheben pflegt, vereinigt sich hier zu einem erfreulichen Ganzen.

Seine Pietät gegen Kleist zeigt sich höchst liebenswürdig. Mir erregte dieser Dichter, bei dem reinsten Vorsatz einer aufrichtigen Theilnahme, immer Schauder und Abscheu, wie ein von der Natur schön intentionirter Körper, der von einer unheilbaren Krankheit ergriffen wäre. Tieck wendet es um: er betrachtet das Treffliche, was von dem Natürlichen noch übrig blieb; die Entstellung läßt er bei Seite, entschuldigt mehr, als daß er tadelte; denn eigentlich ist jener talentvolle Mann auch nur zu bedauern, und darin kommen wir denn Beide zuletzt überein.

Wo ich ihn ferner auch sehr gerne antreffe, ist, wenn er als Eiferer für die Einheit, Untheilbarkeit, Unantastbarkeit Shakespeare's auftritt und ihn ohne Reduction und Modification von Anfang bis zu Ende auf das Theater gebracht wissen will.

Wenn ich vor zehn Jahren der entgegengesetzten Meinung war und mehr als einen Versuch machte, nur das eigentlich Wirkende aus den Shakespeare'schen Stücken auszuwählen, das Störende aber und Umherschweifende abzulehnen: so hatte ich, als einem Theater vorgesetzt, ganz recht: denn ich hatte mich und die Schauspieler Monate lang gequält und zuletzt doch nur eine Vorstellung erreicht, welche unterhielt und in Verwunderung setzte, aber sich, wegen der gleichsam nur ein Mal zu erfüllenden Bedingung, auf dem Repertoir nicht erhalten konnte. Jetzt aber kann es mir ganz angenehm sein, daß Dergleichen hier und da abermals versucht wird; denn auch das Mißlingen bringt im Ganzen keinen Schaden.

Da der Mensch doch einmal die Sehnsucht nicht los werden soll, so ist es heilsam, wenn sie sich nach einem bestimmten Objecte hinrichtet, wenn sie sich bestrebt, ein abgeschiedenes großes Vergangene ernst und harmlos in der Gegenwart wieder darzustellen. Nun sind Schauspieler, so gut wie Dichter und Leser, in dem Falle, nach Shakespeare hinzublicken und durch ein Bemühen nach dem Unerreichbaren ihre eigenen innern, wahrhaft natürlichen Fähigkeiten aufzuschließen.

Habe ich nun in Vorstehendem den höchst schätzbaren Bemühungen meines vieljährigen Mitarbeiters meine volle Zustimmung gegeben, so bleibt mir noch zu bekennen übrig, daß ich in einigen Aeußerungen, wie z. B.: daß die Lady Macbeth eine zärtliche, liebevolle Seele und als solche darzustellen sei, von meinem Freunde abweiche. Ich halte Dergleichen nicht für des Verfassers wahre Meinung, sondern für Paradoxien, die, in Erwägung der bedeutenden Person, von der sie kommen, von der schlimmsten Wirkung sind.

Es liegt in der Natur der Sache und Tieck hat bedeutende Beispiele vorgetragen, daß ein Schauspieler, der sich selbst kennt und seine Natur mit der geforderten Rolle nicht ganz in Einstimmung findet, sie auf eine kluge Weise beugt und zurechtrückt, damit sie ihm passe, dergestalt, daß das Surrogat, gleichsam als ein neues und brillantes Bildwerk, uns für die verständige Fiction entschädigt und unerwartet genußreiche Vergleichungen gewährt.

Dieß zwar müssen wir gelten lassen, aber billigen können wir nicht, wenn der Theoretiker dem Schauspieler Andeutungen gibt, wodurch er verführt wird, die Rolle in eine fremde Art und Weise, gegen die offenbare Intention des Dichters, hinüberzuziehen.

Ja gar manchem Grunde ist ein solches Beginnen bedenklich; das Publicum setzt sich nach Autoritäten um und es hat recht. — Denn thun wir es nicht selbst, daß wir uns mit Kunst- und Lebensverständigen in Freud und Leid berathen? Wer demnach irgend eine rechtmäßige Autorität in irgend einem Fache erlangt hat,

Thomas allein.

Das hab' ich schlecht angefangen! hätt' ich sie sollen vertraut machen, mich nisten, essen und trinken; dann meine W anbringen. Du bist immer zu huy! D ich denn auch, daß sie so wild seyn w Sie ist ja so scheu wie ein Eichhorn. muß es noch einmal versuchen. Noch der zu. Noch ein Wort, Jungfer!

Bätely am Fenster. Geht nur e Wege! Hier ist nichts für euch. Sie sch das Fenster zu.

Thomas. Du grobes Ding! W sie's ihren Liebhabern so macht, so nim mich's Wunder, daß noch einer bleibt. kommt der arme Jery schlecht zurechte! D sollte ihren Mann finden, der auch wie aus dem Walde riefe, wie sie hinein schre Das trotzige Ding, dünkt sich hier oben sicher! Wenn einer auch einmal ungezog

ſuche ſie billig durch fortwährendes Hinweiſen auf das Rechte als ein unverletzliches Heiligthum zu bewahren.

Tieck's Entwickelung der „Piccolomini" und des „Wallenſtein's" iſt ein bedeutender Aufſatz. Da ich der Entſtehung dieſer Trilogie von Anfang bis zu Ende unmittelbar beiwohnte, ſo bewundere ich, wie er in dem Grade ein Werk durchdringt, das als eines der vorzüglichſten, nicht allein des Deutſchen Theaters, ſondern aller Bühnen, doch in ſich ungleich iſt und deßhalb dem Kritiker hier und da nicht genugthut, wenn die Menge, die es mit dem Einzelnen ſo genau nicht nimmt, ſich an dem ganzen Verlauf nothwendig entzücken muß.

Die meiſten Stellen, an welchen Tieck Etwas auszuſetzen hat, finde ich Urſache als pathologiſche zu betrachten. Hätte nicht Schiller an einer langſam tödtenden Krankheit gelitten, ſo ſähe das Alles ganz anders aus. Unſere Correſpondenz, welche die Umſtände, unter welchen „Wallenſtein" geſchrieben worden, auf's Deutlichſte vorlegt, wird hierüber den wahrhaft Denkenden zu den würdigſten Betrachtungen veranlaſſen und unſere Aeſthetik immer inniger mit Phyſiologie, Pathologie und Phyſik vereinigen, um die Bedingungen zu erkennen, welchen einzelne Menſchen ſowohl als ganze Nationen, die allgemeinſten Welt-Epochen ſo gut als der heutige Tag unterworfen ſind.

Calderon's „Tochter der Luft".

Ho negli huomini avuta vonitas
Una volvitur annvo.

Und gewiß, wenn irgend ein Verlauf menſchlicher Thorheiten hohen Styls über Theaterbreter hervorgeführt werden ſollte, ſo möchte genanntes Drama wohl den Preis davon tragen.

Zwar laſſen wir uns oft von den Vorzügen eines Kunſtwerks dergeſtalt hinreißen, daß wir das letzte Vortreffliche, was uns entgegentritt, für das Allerbeſte halten und erklären; doch kann Dieß niemals zum Schaden gereichen: denn wir betrachten ein ſolches Erzeugniß liebevoll um deſto näher und ſuchen ſeine Verdienſte zu entwickeln, damit unſer Urtheil gerechtfertigt werde. Deßhalb nehme ich auch keinen Anſtand, zu bekennen, daß ich in der „Tochter der Luft" mehr als jemals Calderon's großes Talent bewundert, ſeinen hohen Geiſt und klaren Verſtand verehrt habe. Hierbei darf man denn nicht verkennen, daß der Gegenſtand vorzüglicher iſt, als ein anderer ſeiner Stücke, indem die Fabel ſich ganz rein menſchlich erweiſt und ihr nicht mehr Dämoniſches zugetheilt iſt, als nöthig war, damit das Außerordentliche, Ueberſchwengliche des Menſchlichen ſich deſto leichter entfalte und bewege. Anfang und Ende nur ſind wunderbar; alles Uebrige läuft ſeinen natürlichen Weg fort.

Was nun von dieſem Stücke zu ſagen wäre, gilt von allen unſers Dichters. Eigentliche Naturanſchauung verleiht er keineswegs; er iſt vielmehr durchaus theatraliſch, ja bretterhaft; was wir Illuſion heißen, beſonders eine ſolche, die Rührung erregt, davon treffen wir keine Spur. Der Plan liegt klar vor dem Verſtand; die Scenen folgen nothwendig, mit einer Art von Ballet-Schritt, welche kunſtgemäß wohlthut und auf die Technik unſerer neueſten comiſchen Oper hindeutet; die innern Haupt-Motive ſind immer dieſelben: Widerſtreit der Pflichten, Leidenſchaften, Bedingniſſe, aus dem Gegenſatz der Charactere, aus den jedesmaligen Verhältniſſen abgeleitet.

Die Haupthandlung geht ihren großen poetiſchen Gang, die Zwiſchen-Scenen, welche menuettartig in zierlichen Figuren ſich bewegen, ſind rhetoriſch, dialectiſch, ſophiſtiſch. Alle Elemente der Menſchheit werden erſchöpft und ſo fehlt auch zuletzt der Narr nicht, deſſen hausbackener Verſtand, wenn irgend eine Täuſchung auf Antheil und Neigung Anſpruch machen ſollte, ſie alsobald, wo nicht gar ſchon im Voraus, zu zerſtören droht.

Nun geſteht man bei einigem Nachdenken, daß menſchliche Zuſtände, Gefühle, Ereigniſſe in urſprünglicher Natürlichkeit ſich nicht in dieſer Art auf's Theater bringen laſſen; ſie müſſen ſchon verarbeitet, zubereitet, ſublimirt ſein: und ſo finden wir ſie auch hier: der Dichter ſteht an der Schwelle der Ueber-Cultur; er gibt eine Quinteſſenz der Menſchheit.

Shakeſpeare reicht uns im Gegentheil die volle reife Traube vom Stock; wir mögen ſie nun beliebig Beere für Beere genießen, ſie auspreſſen, keltern, als Moſt, als gegohrnen Wein koſten oder ſchlürfen, auf jede Weiſe ſind wir erquickt. Bei Calderon dagegen iſt dem Zuſchauer, deſſen Wahl und Wollen Nichts überlaſſen; wir empfangen abgezogenen, höchſt rectificirten Weingeiſt, mit manchen Specereien geſchärft, mit Süßigkeiten gemildert; wir müſſen den Trank einnehmen, wie er iſt, als ſchmackhaftes, köſtliches Reizmittel, oder ihn abweiſen.

Warum wir aber „die Tochter der Luft" ſo gar doch ſtellen dürfen, iſt ſchon angedeutet: ſie wird begünſtigt durch den vorzüglichen Gegenſtand. Denn leider ſieht man in mehrern Stücken Calderon's den hoch- und freiſinnigen Mann genöthigt, böſerm Wahn zu fröhnen und dem Unverſtand eine Kunſtvernunft zu verleihen, weßhalb wir denn mit dem Dichter ſelbſt in widerwärtigen Zwieſpalt gerathen, da der Stoff

beleidigt, indeß die Behandlung entzückt; wie Dieß der Fall mit der Andacht zum Kreuze, der Aurora von Copacavannah gar wohl sein möchte.

Bei dieser Gelegenheit bekennen wir öffentlich, was wir schon oft im Stillen ausgesprochen: es sei für den größten Lebensvortheil, welchen Shakespeare genoß, zu achten, daß er als Protestant geboren und erzogen worden. Ueberall erscheint er als Mensch, mit Menschlichem vollkommen vertraut; Wahn und Aberglauben steht er unter sich und spielt nur damit; außerirdische Wesen nöthigt er, seinem Unternehmen zu dienen; tragische Gespenster, possenhafte Kobolde beruft er zu seinem Zwecke, in welchem sich zuletzt Alles reinigt, ohne daß der Dichter jemals die Verlegenheit fühlte, das Absurde vergöttern zu müssen, der allertraurigste Fall, in welchen der seiner Vernunft sich bewußte Mensch gerathen kann.

Wir kehren zur „Tochter der Luft" zurück und fügen noch hinzu: Wenn wir uns nun in einen so abgelegenen Zustand, ohne das Locale zu kennen, ohne die Sprache zu verstehen, unmittelbar versetzen, in eine fremde Litteratur ohne vorläufige historische Untersuchungen bequem hineinzublicken, uns den Geschmack einer gewissen Zeit, Sinn und Geist eines Volks an einem Beispiel vergegenwärtigen können: wem sind wir dafür Dank schuldig? Doch wohl dem Uebersetzer, der lebenslänglich sein Talent, fleißig bemüht, für uns verwendet hat. Diesen herzlichen Dank wollen wir Herrn Dr. Gries dieß Mal schuldig darbringen; er verleiht uns eine Gabe, deren Werth überschwenglich ist, eine Gabe, bei der man sich aller Vergleichung gern enthält, weil sie uns durch Klarheit alsobald anzieht, durch Anmuth gewinnt und durch vollkommene Uebereinstimmung aller Theile uns überzeugt, daß es nicht anders hätte sein können und sollen.

Dergleichen Vorzüge mögen erst vom Alter vollkommen geschätzt werden, wo man mit Bequemlichkeit ein treffliches Dargebotene genießen will, dahingegen die Jugend, mitstrebend, mitund fortarbeitend, nicht immer ein Verdienst anerkennt, was sie selbst zu erreichen hofft.

Heil also dem Uebersetzer, der seine Kräfte auf einen Punct concentrirte, in einer einzigen Richtung sich bewegte, damit wir tausendfältig genießen können!

Deutsches Theater.

Einzelnes.

Das Wort Schule, wie man es in der Geschichte der bildenden Kunst nimmt, wo man von einer florentinischen, römischen und Venetianischen Schule spricht, wird sich künftighin nicht mehr auf das Deutsche Theater anwenden lassen. Es ist ein Ausdruck, dessen man sich vor dreißig, vierzig Jahren vielleicht noch bedienen konnte, wo unter beschränktern Umständen sich eine natur- und kunstgemäße Ausbildung noch denken ließ; denn genau gesehen, gilt auch in der bildenden Kunst das Wort Schule nur von den Anfängen; denn sobald sie treffliche Männer hervorgebracht hat, wirkt sie alsobald in die Weite. Florenz beweist seinen Einfluß über Frankreich und Spanien; Niederländer und Deutsche lernen von den Italienern und erwerben sich mehr Freiheit in Geist und Sinn, anstatt daß die Südländer von ihnen eine glücklichere Technik und die genaueste Ausführung von Norden her gewinnen.

Das Deutsche Theater befindet sich in der Schloß-Epoche, wo eine allgemeine Bildung dergestalt verbreitet ist, daß sie keinem einzelnen Orte mehr angehören, von keinem besondern Puncte mehr ausgehen kann.

Der Grund aller theatralischen Kunst, wie einer jeden andern, ist das Wahre, das Naturgemäße. Je bedeutender Dieses ist, auf je höherem Puncte Dichter und Schauspieler es zu fassen verstehen, eines desto höhern Ranges wird sich die Bühne zu rühmen haben. Hierbei gereicht es Deutschland zu einem großen Gewinn, daß der Vortrag trefflicher Dichtung allgemeiner geworden ist und auch außerhalb des Theaters sich verbreitet hat.

Auf der Recitation ruht alle Declamation und Mimik. Da nun beim Vorlesen jene ganz allein zu beachten und zu üben ist, so wird offenbar, daß Vorlesungen die Schule des Wahren und Natürlichen bleiben müssen, wenn Männer, die ein solches Geschäft übernehmen, von dem Werth, von der Würde ihres Berufs durchdrungen sind.

Shakespeare und Calderon haben solchen Vorlesungen einen glänzenden Eingang gewährt; jedoch bedenke man immer dabei, ob nicht hier gerade das imposante Fremde, das bis zum Unwahren gesteigerte Talent, der Deutschen Ausbildung schädlich werden müsse.

Eigenthümlichkeit des Ausdrucks ist Anfang und Ende aller Kunst. Nun hat aber eine jede Nation eine von dem allgemeinen Eigenthümlichen der Menschheit abweichende, besondere Eigenheit, die uns zwar anfänglich widerstreben mag, aber zuletzt, wenn wir's uns gefallen

ließen, wenn wir uns derſelben hingäben, unſere eigene characteriſtiſche Natur zu überwältigen und zu erdrücken vermöchte.

Wie viel Falſches Shakeſpeare und beſonders Calderon über uns gebracht; wie dieſe zwei großen Lichter des poetiſchen Himmels für uns zu Irrlichtern geworden, mögen die Litteratoren der Folgezeit hiſtoriſch bemerken.

Eine völlige Gleichſtellung mit dem Spaniſchen Theater kann ich nirgends billigen. Der herrliche Calderon hat ſoviel Conventionelles, daß einem redlichen Beobachter ſchwer wird, das große Talent des Dichters durch die Theater-Etiquette durchzuerkennen. Und bringt man ſo Etwas irgend einem Publicum, ſo ſetzt man bei demſelben immer guten Willen voraus, daß es geneigt ſei, auch das Weltfremde zuzugeben, ſich an antikiſchem Sinn, Ton und Rhythmus zu ergetzen und aus Dem, was ihm eigentlich gemäß iſt, eine Zeit lang herauszugehen.

Deutſche Litteratur.

Litterariſcher Sanculottismus.

1795.

In dem Berliniſchen „Archiv der Zeit und ihres Geſchmacks“ und zwar im März-Stücke dieſes Jahres, findet ſich ein Aufſatz „über Proſa und Beredſamkeit der Deutſchen“, den die Herausgeber, wie ſie ſelbſt bekennen, nicht ohne Bedenken einrückten. Wir unſererſeits tadeln ſie nicht, daß ſie dieſes unreife Product aufnahmen; denn wenn ein Archiv Zeugniſſe von der Art eines Zeitalters aufbehalten ſoll, ſo iſt es zugleich ſeine Pflicht, auch deſſen Unarten zu verewigen. Zwar iſt der entſcheidende Ton und die Manier, womit man ſich das Anſehen eines umfaſſenden Geiſtes zu geben denkt, in dem Kreiſe unſerer Critik nichts weniger als neu; aber auch die Rückfälle einzelner Menſchen in ein roheres Zeitalter ſind zu bemerken, da man ſie nicht hindern kann. Und ſo mögen denn dieſe Zeilen in Dem, was wir zu ſagen haben, ob es gleich auch ſchon oft und vielleicht beſſer geſagt iſt, ein Zeugniß aufbewahren, daß neben jenen unbilligen und übertriebenen Forderungen an unſere Schriftſteller, auch noch billige und dankbare Geſinnungen gegen dieſe, verhältnißmäßig zu ihren Bemühungen wenig belohnte Männer im Stillen walten.

Der Verfaſſer bedauert die Armſeligkeit der Deutſchen an vortrefflich claſſiſchen proſaiſchen Werken und hebt alsdann ſeinen Fuß hoch auf, um mit einem Rieſenſchritte über beinahe ein Dutzend unſerer beſten Autoren hinwegzuſchreiten, die er nicht nennt und mit mäßigem Lob und mit ſtrengem Tadel ſo charakteriſirt, daß man ſie wohl ſchwerlich aus ſeinen Caricaturen herausfinden möchte.

Wir ſind überzeugt, daß kein Deutſcher Autor ſich ſelbſt für claſſiſch hält und daß die Forderungen eines jeden an ſich ſelbſt ſtrenger ſind, als die verworrenen Prätenſionen eines Thoren, der gegen eine ehrwürdige Geſellſchaft aufſteht, die keineswegs verlangt, daß man ihre Bemühungen unbedingt bewundere, die aber erwarten kann, daß man ſie zu ſchätzen wiſſe.

Ferne ſei es von uns, den übel gedachten und übel geſchriebenen Text, den wir vor uns haben, zu commentiren. Nicht ohne Unwillen werden unſere Leſer jene Blätter am angezeigten Orte durchlaufen und die ungebildete Anmaßung, womit man ſich in einen Kreis von Beſſern zu drängen, ja Beſſere zu verdrängen und ſich an ihre Stelle zu ſetzen denkt, dieſen eigentlichen Sanculottismus zu beurtheilen und zu beſtrafen wiſſen. Nur Weniges werde dieſer rohen Zudringlichkeit entgegengeſtellt.

Wer mit den Worten, deren er ſich im Sprechen oder Schreiben bedient, beſtimmte Begriffe zu verbinden für eine unerläßliche Pflicht hält, wird die Ausdrücke: claſſiſcher Autor, claſſiſches Werk, höchſt ſelten gebrauchen. Wann und wo entſteht ein claſſiſcher National-Autor? Wenn er in der Geſchichte ſeiner Nation große Begebenheiten und ihre Folgen in einer glücklichen und bedeutenden Einheit vorfindet; wenn er in den Geſinnungen ſeiner Landsleute Größe, in ihren Empfindungen Tiefe und in ihren Handlungen Stärke und Conſequenz nicht vermißt, wenn er, ſelbſt vom National-Geiſte durchdrungen, durch ein einwohnendes Genie ſich fähig fühlt, mit dem Vergangenen, wie mit dem Gegenwärtigen zu ſympathiſiren; wenn er ſeine Nation auf einem hohen Grade der Cultur findet, ſo daß ihm ſeine eigene Bildung leicht wird; wenn er viele Materialien geſammelt, vollkommene oder unvollkommene Verſuche ſeiner Vorgänger vor ſich ſteht und ſoviel äußere und innere Umſtände zuſammentreffen, daß er kein ſchweres Lehrgeld zu zahlen braucht, daß er in den beſten Jahren ſeines Lebens ein großes Werk zu überſehen, zu ordnen und in einem Sinne auszuführen fähig iſt.

Man halte dieſe Bedingungen, unter denen allein ein claſſiſcher Schriftſteller, beſonders ein proſaiſcher, möglich wird, gegen die Umſtände, unter denen die beſten Deutſchen dieſes Jahrhunderts gearbeitet haben: ſo wird, wer klar ſieht und billig denkt, Dasjenige, was ihnen gelungen iſt, mit Ehrfurcht bewundern und Das, was ihnen mißlang, aufrichtig bedauern.

Eine bedeutende Schrift iſt, wie eine bedeutende Rede, nur Folge des Lebens; der Schriftſteller ſo wenig als der handelnde Menſch bildet die Umſtände, unter denen er geboren wird und unter denen er wirkt. Jeder, auch das größte Genie, leidet von ſeinem Jahrhundert in einigen Stücken, wie er von andern Vortheil zieht und einen vortrefflichen National-Schriftſteller kann man nur von der Nation fordern.

Aber auch der Deutſchen Nation darf es nicht zum Vorwurfe gereichen, daß ihre geographiſche Lage ſie eng zuſammenhält, indem ihre politiſche ſie zerſtückelt. Wir weſen die Umwälzungen nicht wünſchen, die in Deutſchland claſſiſche Werke vorbereiten könnten.

Und ſo iſt der ungerechteſte Tadel derjenige, der den Geſichtspunct verrückt. Man ſehe unſere Lage, wie ſie war und iſt; man betrachte die individuellen Verhältniſſe, in denen ſich Deutſche Schriftſteller bildeten: ſo wird man auch den Standpunct, aus dem ſie zu beurtheilen ſind, leicht finden. Nirgends in Deutſchland iſt ein Mittelpunct geſellſchaftlicher Lebensbildung, wo ſich Schriftſteller zuſammenfinden und nach einer Art, in einem Sinne, Jeder in ſeinem Fache, ſich ausbilden könnten. Zerſtreut geboren, höchſt verſchieden erzogen, meiſt nur ſich ſelbſt und den Eindrücken ganz verſchiedener Verhältniſſe überlaſſen; von der Vorliebe für dieſes oder jenes Beiſpiel einheimiſcher oder fremder Litteratur hingeriſſen; zu allerlei Verſuchen, ja Pfuſcherein genöthigt, um ohne Anleitung ſeine eigenen Kräfte zu prüfen; erſt nach und nach durch Nachdenken von Dem überzeugt, was man machen ſoll, durch Practik unterrichtet, was man machen kann; immer wieder irre gemacht durch ein großes Publicum ohne Geſchmack, das das Schlechte noch dem Guten mit eben demſelben Vergnügen verſchlingt; dann wieder ermuntert durch Bekanntſchaft mit der gebildeten, aber durch alle Theile des großen Reichs zerſtreuten Menge; geſtärkt durch mitarbeitende, mißſtrebende Zeitgenoſſen: — ſo findet ſich der Deutſche Schriftſteller endlich in dem männlichen Alter, wo ihn Sorge für ſeinen Unterhalt, Sorge für eine Familie, ſich nach außen umzuſehen zwingt und wo er oft mit dem traurigſten Gefühl durch Arbeiten, die er ſelbſt nicht achtet, ſich die Mittel verſchaffen muß, Dasjenige hervorbringen zu dürfen, womit ſein ausgebildeter Geiſt ſich allein zu beſchäftigen ſtrebt. Welcher Deutſche geſchätzte Schriftſteller wird ſich nicht in dieſem Bilde erkennen und welcher wird nicht mit beſchiedener Trauer geſtehen, daß er oft genug nach Gelegenheit geſeufzt habe, früher die Eigenheiten ſeines originellen Genius einer allgemeinen National-Cultur, die er leider nicht vorfand, zu unterwerfen. Denn die Bildung der höhern Claſſen durch fremde Sitten und ausländiſche Litteratur, ſo viel Vortheil ſie uns auch gebracht hat, hinderte doch den Deutſchen, als Deutſchen, ſich früher zu entwickeln.

Und nun betrachte man die Arbeiten Deutſcher Poeten und Proſaiſten von entſchiedenem Namen! Mit welcher Sorgfalt, mit welcher Religion folgten ſie auf ihrer Bahn einer aufgeklärten Ueberzeugung! So iſt es zum Beiſpiel nicht zu viel geſagt, wenn wir behaupten, daß ein verſtändiger, fleißiger Litterator durch Vergleichung der ſämmtlichen Ausgaben unſers Wieland's, eines Mannes, deſſen wir uns, trotz dem Knurren aller Gmelfungen, mit ſtolzer Freude rühmen dürfen, allein aus den ſtufenweiſen Correcturen dieſes unermüdet zum Beſſern arbeitenden Schriftſtellers die ganze Lehre des Geſchmacks würde entwickeln können. Jeder aufmerkſame Bibliothecar ſorge, daß eine ſolche Sammlung aufgeſtellt werde, die jetzt noch möglich iſt und das folgende Jahrhundert wird einen dankbaren Gebrauch davon zu machen wiſſen.

Vielleicht wagen wir in der Folge, die Geſchichte der Ausbildung unſerer vorzüglichſten Schriftſteller, wie ſie ſich in ihren Werken zeigt, dem Publicum vorzulegen. Wollten ſie ſelbſt, ſo wenig wir an Confeſſionen Anſprüche machen, uns nach ihrem Gefallen nur diejenigen Momente mittheilen, die zu ihrer Bildung am Meiſten beigetragen haben und Dasjenige, was ihr am Stärkſten entgegen geſtanden, bekannt machen, ſo würde der Nutzen, den ſie geſtifteten, noch ausgebreiteter werden.

Denn worauf ungeſchickte Tadler am Wenigſten merken, das Glück, das junge Männer von Talent jetzt genießen, indem ſie ſich früher ausbilden, eher zu einem reinen, dem Gegenſtande angemeſſenen Styl gelangen können, wem ſind ſie es ſchuldig, als ihren Vorgängern, die in der letzten Hälfte dieſes Jahrhunderts mit einem unabläſſigen Beſtreben, unter mancherlei Hinderniſſen, ſich, Jeder auf ſeine eigene Weiſe, ausgebildet haben? Dadurch iſt eine Art von unſichtbarer Schule entſtanden und der junge Mann, der jetzt hineintritt, kommt in einen viel größern und lichtern Kreis, als der frühere Schriftſteller, der ihn erſt ſelbſt beim Dämmerſchein durchirren mußte, um ihn nach und nach gleichſam nur zufällig, erweitern zu helfen

Viel zu ſpät kommt der Halb-Critiker, der uns mit ſeinem Lämpchen vorleuchten will; der Tag iſt angebrochen und wir werden die Läden nicht wieder zumachen.

Ueble Laune läßt man in guter Geſellſchaft nicht aus; und Der muß ſehr üble Laune haben, der in dem Augenblicke Deutſchland vortreffliche Schriftſteller abſpricht, da faſt Jedermann gut ſchreibt. Man braucht nicht weit zu ſuchen, um einen artigen Roman, eine glückliche Erzählung, einen reinen Aufſatz über dieſen oder jenen Gegenſtand zu finden. Unſere critiſchen Blätter, Journale und Compendien, welchen Beweis geben ſie nicht oft eines übereinſtimmenden guten Styl's! Die Sachkenntniß erweitert ſich bei'm Deutſchen mehr und mehr und die Ueberſicht wird klarer. Eine würdige Philoſophie macht ihn, trotz allem Widerſtand ſchwankender Meinungen, mit ſeinen Geiſteskräften immer bekannter und erleichtert ihm die Anwendung derſelben. Die vielen Beiſpiele des Styl's, die Vorarbeiten und Bemühungen ſo mancher Männer ſetzen den Jüngling früher in Stand, Das, was er von außen aufgenommen und in ſich ausgebildet hat, dem Gegenſtande gemäß, mit Klarheit und Anmuth darzuſtellen. So ſteht ein heiterer, billiger Deutſcher die Schriftſteller ſeiner Nation auf einer ſchönen Stufe und iſt überzeugt, daß ſich auch das Publicum nicht durch einen mißlaunigen Critiker werde irre machen laſſen. Man entferne ihn aus der Geſellſchaft, aus der man Jeden ausſchließen ſollte, deſſen vernichtende Bemühungen nur die Handelnden mißmuthig, die Theilnehmenden läſſig und die Zuſchauer mißtrauiſch und gleichgiltig machen können.

Deutſche Sprache und Verwandtes.

Deutſche Sprache.

Einige jüngere Kunſtgenoſſen, welche den erſten Aufſatz des zweiten Heftes „von Kunſt und Alterthum" geleſen und daſelbſt die alterthümelnde, ſtriktende Kunſt nicht zum Beſten behandelt fanden, erkundigten ſich nicht der Frage: ob denn die Weimar'ſchen Kunſtfreunde, im Jahre 1797, als der „Kloſterbruder" herausgegeben ward, ſchon derſelben Meinung geweſen, ob ſie ſchon damals die neue Richtung der Deutſchen Kunſt mißbilligt, worauf denn nothwendig eine bejahende Antwort erfolgen mußte.

Redliche, junge Gemüther nahmen dieſes Bekenntniß keineswegs gleichgiltig auf, ſondern wollten es für eine Gewiſſensſache halten, ja tadelhaft finden, daß man nicht gleich die ſtrebenden Künſtler, beſonders die, mit welchen man enger verbunden, gewarnt, um ſo ſchädlich einſchleichendem Uebel vorzubeugen. Hierauf nun konnte man Verſchiedenes erwidern. Es ſei nämlich in allen ſolchen Fällen ein eben ſo gefährlich' als unnützes Unternehmen, verneinend, abrathend, widerſtrebend zu Werke zu gehen. Denn wenn junge, gemüthvolle Talente einer allgemeinen Zeitrichtung folgen und auf dieſem Wege, ihrer Natur gemäß, nicht ohne Glück zu wirken angefangen: ſo ſei es ſchwer, ja faſt unmöglich, ſie zu überzeugen, daß hieraus für ſie und Andere in Zukunft Gefahr und Schaden entſtehen werden. Man habe daher dieſer Epoche ſtillſchweigend zugeſehen, wie ſich denn auch der Gang derſelben nur nach und nach entwickelt. Unthätig ſei man aber nicht geblieben, ſondern habe practiſch ſeine Geſinnung anzudeuten geſucht. Hiervon bleibe ein unverwerflicher Zeugniß die ſiebenjährige Folge Weimar'ſcher Kunſtausſtellungen, bei welchen man durchaus nur ſolche Gegenſtände als Aufgabe gewählt, wie ſie uns die Griechiſche Dichtkunſt überliefert, oder worauf ſie hindeutet; wodurch denn vielleicht auf einige Jahre der neue kränkelnde Kunſttrieb verſpätet worden, ob man gleich zuletzt befürchten müſſen, von dem Strome ſelbſt hinabgezogen zu werden.

Da man nun ſich von dieſen Umſtänden unterhielt, kam die neueſte Zeit zur Sprache; man fragte, ob nicht gleichfalls in derſelben Einiges mißfällig ſein könnte, ohne daß man ſich deßhalb öffentlich zu erklären Luſt und Befugniß habe. Eine hierüber fortgeſetzte Unterhaltung bewirkte eine Gewiſſensaufregung, und damit man nicht etwa in zwanzig Jahren uns noch über den Lethe hinüber Vorwürfe nachſchicke, ſo entſchloſſen wir uns, über Deutſche Sprache und über den Fug und Unfug, welchen ſie ſich jetzt muß gefallen laſſen, ein Wort mitzuſprechen. Glücklicher Weiſe fiel uns ein Aufſatz in die Hände, den wir unſern ſämmtlichen Leſern bekannt wünſchen, damit durch fremden Mund ausgeſprochen werde, wie wir ungefähr ſelbſt denken.

„Von der Ausbildung der Deutſchen Sprache, in Beziehung auf neue, dafür angeſtellte Bemühungen" wird im dritten Stück des achten Bandes der Nemeſis gefunden. Wir ſind dem Verfaſſer vielen Dank ſchuldig, daß er uns der Pflicht entledigt, über dieſe Angelegenheit unſere Gedanken zu eröffnen. Er warnt, wie wir auch würden gethan haben, vor dem unerſetzlichen Schaden, der einer Nation zugefügt werden kann, wenn man ihr, ſelbſt mit redlicher Ueberzeugung und aus beſter Abſicht, eine falſche Richtung gibt, wie es jetzt bei uns mit der Sprache geſchieht. Da wir nun Alles, was und wie er es geſagt, unterſchreiben, ſo enthalten

wir uns alles Weitern und ſagen nur ſoviel von ihm ſelbſt, daß er nicht etwa ein Undeutſcher, ein Entfremdeter ſei, ſondern ächt und brav, wie man einen jungen Mann wünſchen kann. Dieß mag eine kurze Nachricht von ihm darthun und beweiſen.

Carl Ruckſtuhl, im Canton Luzern, von angeſehenen Eltern geboren, erhielt den erſten Unterricht in ſeinem Vaterlande. Zum Jünglinge herangewachſen, bezog er die Univerſität Heidelberg und widmete ſich daſelbſt, überzeugt, daß die Quelle wahrer Bildung nur allein bei den Alten zu ſuchen ſei, vornehmlich philologiſchen Studien. Da er ſeinem Vaterlande im Erziehungsfache nützlich zu werden wünſchte, vertrat er, um ſich practiſch vorzubereiten, auf einige Zeit die Stelle eines Lehrers der alten Sprachen an der Cantons-Schule zu Aarau.

Als aber im Frühjahr 1815 die Ruhe unſers Welttheils wieder gefährdet ſchien, folgte Derſelbe dem edeln Triebe, perſönlich am Kampf für die gute Sache Theil zu nehmen und begab ſich als Freiwilliger unter das Preußiſche Heer, mit dem er auch ſiegreich zu Paris einzog. Unter den Waffen hat er jedoch der Wiſſenſchaft nicht vergeſſen, ſondern ſowohl zu Paris als auf der Wiederkehr nach Deutſchland überall mit Gelehrten Umgang geſtoſſen. Gegenwärtig lebt er in Berlin, bemüht, ſeine wiſſenſchaftliche Ausbildung noch höher zu ſteigern; daſelbſt hat er denn auch den von uns empfohlenen Aufſatz geſchrieben.

Wir wünſchen, daß er fortfahren möge, ſeine Ueberzeugungen dem Publicum mitzutheilen. Er wird viel Gutes ſtiften, beſonders da er nicht eigentlich als Gegner der vorzüglichen Männer auftritt, die in dieſem Fache wirken, ſondern, wie er es ſelbſt ausſpricht, neben ihnen hergeht und über ihr Thun und Laſſen ſich treue Bemerkungen erlaubt. Da dieſe Schrift von vielen Deutſchen geleſen und beherzigt werden ſollte, ſo wünſchen wir bald einen einzelnen Abdruck derſelben, von dem wir uns die beſte Wirkung verſprechen.

Einer freiern Weltanſicht, die der Deutſche ſich zu verkümmern auf dem Weg iſt, würde ferner ſehr zu Statten kommen, wenn ein junger geiſtreicher Gelehrter das wahrhaft poetiſche Verdienſt zu würdigen unternähme, welches Deutſche Dichter in der Lateiniſchen Sprache ſeit drei Jahrhunderten an den Tag gegeben. Es würde daraus hervorgehen, daß der Deutſche ſich treu bleibt, und wenn er auch mit fremden Zungen ſpricht. Wir dürfen nur des Johannes Secundus und Balde's gedenken. Vielleicht übernähme der Ueberſetzer des Erſten, Herr Paſſow, dieſe verdienſtliche Arbeit. Zugleich würde er beachten, wie auch andere gebildete Nationen zu der Zeit, als Lateiniſch die Weltſprache war, in ihr gedichtet und ſich auf eine Weiſe unter einander verſtändigt, die uns jetzo verloren geht.

Leider bedenkt man nicht, daß man in ſeiner Mutterſprache oft ebenſo dichtet, als wenn es eine fremde wäre! Dieſes iſt aber alſo zu verſtehen: wenn eine gewiſſe Epoche hindurch in einer Sprache viel geſchrieben und in derſelben von vorzüglichen Talenten der lebendig vorhandene Kreis menſchlicher Gefühle und Schickſale durchgearbeitet worden: ſo iſt der Zeitgehalt erſchöpft und die Sprache zugleich, ſo daß nun jedes mäßige Talent ſich der vorliegenden Ausdrücke als gegebener Phraſen mit Bequemlichkeit bedienen kann.

Durch die Litterar-Geſchichte, ſowie durch die Welt-Hiſtorie, ſchleichen oftmals kleine, geringſcheinende Bemühungen hindurch, die aber durch Anhaltſamkeit und beharrliches Fortarbeiten bedeutende Wirkung hervorbringen. So würde jetzt ein kurzgefaßter Aufſatz willkommen ſein, der uns vor Augen ſtellte, wie ſeit vierzig Jahren geiſt- und klangreiche Menſchen ſowohl Franzöſiſchen als Italieniſchen Opern deutſche Texte untergelegt und ſich dadurch um Sprache und Muſik großes, unbeachtetes Verdienſt erworben. Unſer lyriſches Theater hat ſich dadurch nach und nach zu einer ungemeinen Höhe geſchwungen; wir haben die vorzüglichſten Productionen des Franzöſiſchen lyriſchen Drama's auf unſern Bühnen geſehen; die Italieniſchen Opern ſind uns nicht fremd geblieben; Deutſche Singſpiele, von Deutſchen Meiſtern componirt, vergnügen den Geiſt, erheben das Gemüth ſeit vielen Jahren. Geſchmack und Einſicht verbreiteten ſich dadurch über die ganze Maſſe des Publicum's und für die lyriſche Poeſie überhaupt wuchs, von Jahr zu Jahr, der unſchätzbare Vortheil, daß ſie immer faßbarer wurde, ohne an Gehalt abzunehmen. Religiöſe, patriotiſche, geſellige, leidenſchaftliche Lieder tönten von allen Seiten und unſere ernſte, characteriſtiſche Muſik fand Gelegenheit zu tauſendfältiger Anwendung ihrer unerſchöpflichen Mittel. Und doch, wer mag es ausſprechen, daß zu allem Dieſem der gänzlich verſchollene Schauſpiel-Director Marchand den erſten Anlaß gab, indem er das „neckiſche Milchmädchen" mit den „läppiſchen Jägern", ferner die „Schöne" mit dem „gutmüthigen Ungeheuer" aus Frankreich herüberbrachte, durch anſprechende Muſik eines Gretry das Theater belebte und uns folgereiche Wohlthaten ſpendete? Denn von jener Zeit an läßt ſich die Geſchichte der Deutſchen Oper in

ununterbrochener Reihe durchführen. Vielleicht gibt ein Mitarbeiter der Muſicaliſchen Zeitung, der ſich dieſer Epochen als Theilnehmer erinnert, uns hiervon eine gedrängte Ueberſicht: woraus denn abermals erhellen würde, daß der Deutſche nichts Wunderlicheres thun könnte, als ſich in ſeinen mittelländiſchen Kreis zu beſchränken, einzubilden, daß er von eigenem Vermögen zehre, uneingedenk alles Deſſen, was er ſeit einem halben Jahrhundert fremden Völkern ſchuldig geworden und ihnen noch täglich verdankt.

Doch hiervon iſt gegenwärtig zu ſchweigen beſſer; die Zeit wird kommen, wo der Deutſche wieder fragt, auf welchen Wegen es ſeinen Vorfahren wohl gelungen, die Sprache auf den hohen Grad von Selbſtſtändigkeit zu bringen, deſſen ſie ſich jetzt erfreut.

Wir geben gerne zu, daß jeder Deutſche ſeine vollkommene Ausbildung innerhalb unſerer Sprache, ohne irgend eine fremde Beihülfe, hinreichend gewinnen könne. Dieß verdanken wir einzelnen, vielſeitigen Bemühungen des vergangenen Jahrhunderts, welche nunmehr der ganzen Nation, beſonders aber einem gewiſſen Mittelſtand zu Gute gehn, wie ich ihn im beſten Sinne des Worts nennen möchte. Hierzu gehören die Bewohner kleiner Städte, deren Deutſchland ſo viele wohlgelegene, wohlbeſtellte zählt; alle Beamten und Unterbeamten daſelbſt, Handelsleute, Fabricanten, vorzüglich Frauen und Töchter ſolcher Familien, auch Landgeiſtliche, inſofern ſie Erzieher ſind. Dieſe Perſonen ſämmtlich, die ſich zwar in beſchränkten, aber doch wohlhäbigen, auch ein ſittliches Behagen fördernden Verhältniſſen befinden, alle können ihr Lebens- und Lehrbedürfniß innerhalb der Mutterſprache befriedigen.

Die Forderung dagegen, die in weitern und höhern Regionen an uns auch in Abſicht einer ausgebreiteten Sprachfertigkeit gemacht wird, kann Niemanden verborgen bleiben, der ſich nur einiger Maßen in der Welt bewegt.

Die Mutterſprache zugleich reinigen und bereichern iſt das Geſchäft der beſten Köpfe; Reinigung ohne Bereicherung erweiſt ſich öfters geiſtlos; denn es iſt Nichts bequemer, als von dem Inhalt abſehen und auf den Ausdruck paſſen. Der geiſtreiche Menſch knetet ſeinen Wortſtoff, ohne ſich zu bekümmern, aus was für Elementen er beſtehe; der geiſtloſe hat gut r e i n ſprechen, da er Nichts zu ſagen hat. Wie ſollte er fühlen, welches kümmerliche Surrogat er an der Stelle eines bedeutenden Wortes gelten läßt, da ihm jenes Wort nie lebendig war, weil er Nichts dabei dachte. Es gibt viele Arten von Reinigung und Bereicherung, die eigentlich alle zuſammengreifen müſſen, wenn die Sprache lebendig wachſen ſoll. Poeſie und leidenſchaftliche Rede ſind die einzigen Quellen, aus denen dieſes Leben hervordringt; und ſollten ſie in ihrer Heftigkeit auch etwas Verſchutt mitführen, er ſetzt ſich zu Boden, und die reine Quelle fließt darüber her.

Redensarten, welche der Schriftſteller vermeidet, ſie jedoch dem Leſer beliebig einzuſchalten überläßt.

Aber.
Gewiſſer Maßen.
Einiger Maßen.
Beinahe.
Ungefähr.
Kaum.
Faſt.
Unmaßgeblich.
Wenigſtens.
Ich glaube.
Mich däucht.
Ich läugne nicht.
Wahrſcheinlich.
Vielleicht.
Nach meiner Einſicht.
Wenn man will.
Soviel mir bewußt.
Wie ich mich erinnere.
Wenn man mich recht berichtet.
Mit Einſchränkung geſprochen.
Ich werde nicht irren.
Es ſchwebt mir ſo vor.
Eine Art von.
Mit Ausnahme.
Ohne Zweifel.
Ich möchte ſagen.
Man könnte ſagen.
Wie man zu ſagen pflegt.
Warum ſoll ich nicht geſtehen?
Wie ich es nennen will.
Nach jetziger Weiſe zu reden.
Wenn ich die Zeiten nicht verwechſle.
Irgend.
Irgendwo.
Damals.
Sonſt.
Ich ſage nicht zu viel.
Wie man mir geſagt.
Man denke nicht.
Wie natürlich iſt.
Wie man ſich leicht vorſtellen kann.
Man gebe mir zu.
Zugegeben.
Mit Erlaubniß zu ſagen.

Erlauben Sie.
Man verzeihe mir.
Aufrichtig gesprochen.
Ohne Umschweife gesagt.
Geraderu.
Das Kind bei seinem Namen genannt.
Verzeihung dem derben Ausdruck.

Vorstehende Sammlung, die sowohl zu scherzhaften als ernsten Betrachtungen Anlaß geben kann, entstand zur glücklichen Zeit, da der treffliche Fichte noch persönlich unter uns lebte und wirkte. Dieser kräftige, entschiedene Mann konnte gar sehr in Eifer gerathen, wenn man dergleichen bedingende Phrasen in den mündlichen oder wohl gar schriftlichen Vortrag einschob. So war es eine Zeit, wo er dem Worte: gewisser Maßen einen heftigen Krieg machte. Dieß gab Gelegenheit, näher zu bedenken, woher diese höflichen, verbittenden, allen Widerspruch des Hörers und Lesers sogleich beseitigenden Schmeichelworte ihre Herkunft zählen. Möge diese Art Euphemismus für die Zukunft aufbewahrt sein, weil in der gegenwärtigen Zeit jeder Schriftsteller zu sehr von seiner Meinung überzeugt ist, als daß er von solchen demüthigen Phrasen Gebrauch machen sollte.

Urtheilsworte französischer Critiker.

Mängel des Geists.

A.
abandonnée.
absurde.
arrogance.
astuce.

B.
bafoué.
bête.
bêtise.
bouffissure.
bourgeois.
boursouflure.
bouquin.
boutade.
brisé.
brutalité.

C.
cabale.
cagot.
canaille.
carcan.
clique.
contraire.
créature.

D.
déclamatoire.
décrié.
dégoût.
dénigrement.
dépourvu.
dépravé.
désobligeant.
détestable.
diabolique.
dure.

E.
échoppe.
enflure.
engouement.
ennui.
ennuyeux.
énorme.
entortillé.
éphémères.
éplouché.
espèce.
étourneau.

F.
factices.
fadaise.
faible.
fainéans.
fané.
fastidieux.
fatiguant.
fatuité.
feux.
forcé.
fou.
fourré.
friperie.
frivole.
furieux.

G.
gâté.
gauchement.
gauchers.
grimace.
grossier.
grossièrement.

H.
haillons.
honnêtement.
honte.
horreur.

I.
imbécille.
impertinence.
impertinent.
impuissant.
incorrection.
indécis.
indéterminé.
indifférence.
indignités.
inégalité.
inguérissable.
insipide.
insipidité.
insoutenable.
intolérant.
jouets.
irréfléchi.

L.
laquais.
léger.
lésine.
louche.
lourd.

M.
maladresse.
manque.
marmot.
mauvais.
médiocre.
méprise.
mépris.
mignardise.
mordant.

N.
négligé.
négligence.
noirceur.
non-soin.

O.
odieux.

P.
passable.
pauvreté.
pénible.
petites-maisons.
peu-propre.
pie-grièche.
pitoyable.
plat.
platitude.
pompeux.
précieux.
puérilités.

R.
rapsodie.
ratatiné.
rebattu.
réchauffé.
rédondance.
rétréci.
révoltant.
ridicule.
roquet.

S.
sans succès.
sifflets.
singerie.
somnifère.
soporifique.
sottise.
subalterne.

T.
terrassé.
tombée.
traînée.
travers.
triste.

V.
vague.
vide.
vexé.
vieillerie.
volumineux.

Worte Bezeichnung des Lobs.

A.
animé.
applaudie.

B.
brillant.

C.
charmant.
correct.

E.
esprit.

F.
facile.
finesse.

G.
godt.
grace.
gracieux.
grave.

I.
invention.
justesse.

L.
léger.
légèreté.
libre.

N.
nombreux.

P.
piquant.
prodigieux.
pur.

R.
raisonnable.

S.
spirituel.

V.
verve.

Worte sind der Leute Wahl —
Nicht viel Wahl, sie sind ein Schatten!
Sagen herbe, deuten mild,
Was wir haben, was wir hatten. —
Was wir hatten, wo ist's hin?
Und was ist denn, was wir haben? —
Nun, wir sprechen! Rasch im Ziehn
Haschen wir des Lebens Gaben.

Einsicht und Character des Menschen offenbaren sich am Deutlichsten im Urtheil; indem er ablehnt, indem er aufnimmt, bekennt er, was ihm fremd blieb, wessen er bedarf; und so bezeichnet, unbewußt, jedes Alter, auf jeder Stufe den gegenwärtigen Zustand, den Kreis eines durchlaufenen Lebens.

Auch so ist es mit Nationen; ihr Lob und Tadel muß durchaus ihren Zuständen gemäß bleiben. Griechische und Römische Terminologie dieses Faches besitzen wir; neuere Critik zu beurtheilen, gebe Vorstehendes einigen Anlaß. Wie der einzelne Mensch, so auch die Nation, ruht auf dem Alterthandenen, Ausländischen oft mehr als auf dem Eigenen, Ererbten und Selbstgeleisteten; aber nur insofern ein Volk eigene Litteratur hat, kann es urtheilen und versteht die vergangene wie die gleichzeitige Welt. Der Engländer hängt mit Kraft und Vorurtheil am Alterthum, und man muß ihm mit Parallel-Stellen aus Horaz beweisen, daß der Orient Worten erzeugte. Welche Vortheile hingegen Shakespeare's freier Geist der Nation gewährt, ist nicht auszusprechen. Die Franzosen haben durch Einführung mißverstandener alter Lehren und durch weite Convenienz ihre Poesie dergestalt beschränkt, daß sie zuletzt ganz verschwinden muß, da sie sich nicht einmal mehr in Prosa auflösen kann. Der Deutsche war auf gutem Wege und wird ihn gleich wieder finden, sobald er das schädliche Bestreben aufgibt, die Nibelungen der Ilias gleich zu stellen.

Die günstige Meinung, die ein trefflicher Fremder uns Deutschen gönnt, darf hier, als an der rechten Stelle, wohl Platz finden. Der wirkliche Russisch-kaiserliche Staatsrath Ouwaroff gedenkt in seinem schätzbaren Werke: „Nonnos von Panopolis, der Dichter", St. Petersburg 1817, und zwar in dem an einen alten Freund und Theilnehmer gerichteten Vorwort, unserer in Ehren also: „Die Wiedergeburt der Alterthumswissenschaft gehört den Deutschen an. Es mögen andere Völker wichtige Vorarbeiten dazu geliefert haben; sollte aber die höhere Philologie sich einst zu einem vollendeten Ganzen ausbilden, so konnte eine solche Umfassung wohl nur in Deutschland Statt finden. Aus diesem Grunde lassen sich auch gewisse neue Ansichten kaum in einer andern neuern Sprache ausdrücken; und deswegen habe ich Deutsch geschrieben. Man ist hoffentlich nunmehr von der verkehrten Idee des politischen Vorranges dieser oder jener Sprache in der Wissenschaft zurückgekommen. Es ist Zeit, daß ein Jeder, unbekümmert um das Werkzeug, immer die Sprache wähle, die am Nächsten dem Ideenkreise liegt, den er zu betreten im Begriff ist."

Hier hört man nun doch ein Mal einen fähigen, talentvollen, geistreich gewandten Mann, der, über die kümmerliche Beschränkung eines erkünstelnden Sprach-Patriotismus weit erhoben, gleich einem Meister der Tonkunst jedes Mal die Register seiner wohlausgestatteten Orgel zieht, welche Sinn und Gefühl des Augenblickes ausdrücken. Möchten doch alle gebildeten Deutschen diese zugleich ehrenvollen und belehrenden Worte sich dankbar einprägen und geistreiche Jünglinge dadurch angefeuert werden, sich mehrerer Sprachen, als beliebiger Lehrmittel, zu bemächtigen!

Urtheilsworte Französischer Critiker.

Unter dieser Rubrik hatte ich vorstehendes Verzeichniß im dritten Hefte von „Kunst und Alterthum" mitgetheilt, wo freilich sehr viele Worte des Tadels gegen kärgliche Worte des Lobes erscheinen. Hierüber hat der Vrai Libéral unterm 6. Februar 1819 sich beschwert und mich einer Ungerechtigkeit gegen die Französische Nation beschuldigt. Er that Dieß jedoch mit so vieler Anmuth und Artigkeit, die mich beschämen würde, wenn nicht hinter meiner Mittheilung jener Worte ein Geheimniß verborgen läge, dessen Entdeckung ich ihm und meinen Lesern hiermit vorzubringen nicht ermangle.

Ich bekenne daher ganz ohne Anstand, daß

der Correſpondent des „wahren Freiſinnigen“ zu Brüſſel ganz mit Grund bemerkt: wie unter den von mir angegebenen Tadelsworten ſich manche wunderliche befinden, die man eben nicht erwartet hätte; ferner, daß an den Worten des Lobes mehrere fehlen, die einem Jeden ſogleich einfallen ſollten. Wie Dieſes zu erklären, mag die Geſchichte deutlich machen, wenn ich erzähle, wie ich zu jenem Verzeichniß eigentlich veranlaßt wurde.

Als vor vierzig Jahren Herr von Grimm ſich in der damals ausgezeichneten, geiſt- und talentvollen Pariſer-Geſellſchaft einen ehrenvollen Zutritt gewonnen und für ein Mitglied eines ſo außerordentlichen Vereins wirklich anerkannt wurde, beſchloß er, ein Tagesblatt, ein Bulletin litterariſchen und weltgefälligen Inhaltes, ſchriftlich zu verſenden an fürſtliche und reiche Perſonen in Deutſchland, um ſie, gegen bedeutende Vergeltung, von dem eigenſten Leben der Pariſer-Cirkel zu unterhalten, nach deren Zuſtänden man äußerſt neugierig war, weil man Paris als den Mittelpunct der gebildeten Welt wirklich anſehen konnte. Dieſe Tagesblätter ſollten nicht nur Nachrichten enthalten, ſondern es wurden die herrlichſten Arbeiten Diderot's: „die Kloſterfrau“, „Jacob, der Fataliſt“ u. ſ. w. nach und nach, in ſo kleinen Portionen zugetheilt, daß Neugierde, Aufmerkſamkeit und jedes gierige Beſtreben, von Sendung zu Sendung, lebendig bleiben mußte.

Auch mir war, durch die Gunſt hoher Gönner, eine regelmäßige Mittheilung dieſer Blätter beſchieden, die ich mit großem Bedacht eifrig zu ſtudiren nicht unterließ. Nun darf ich mir wohl nachrühmen, daß ich von jeher die Vorzüge der Menſchen und ihrer Productionen willig anerkannt, geſchätzt und bewundert, auch mich daran dankbar erbaut habe. Deßhalb mußte mir in der Grimm'ſchen Correſpondenz gar bald auffallen, daß, in Erzählung, Anecdote, Character-Schilderung, Darſtellung, Urtheil, durchaus mehr Tadel als Lob zu bemerken ſei, mehr ſcheltende als ehrende Terminologie vorzukommen pflege. Wohlgelaunt begann ich eines Tags, zum Vortheil meiner Betrachtung und eigenen Unterrichts, jene ſämmtlichen Ausdrücke auszuziehen, auch in ſpäterer Zeit zu ſondern und alphabetiſch zu ordnen, halb im Scherz, halb im Ernſt, und ſo blieben ſie viele Jahre bei mir liegen.

Da nun endlich die Grimm'ſche Correſpondenz in öffentlichem Druck erſchien, las ich ſolche, als ein Document vergangener Zeit, mit Sorgfalt abermals durch und fieß gar bald auf manchen früher von mir bemerkten Ausdruck, wobei ich mich denn auf's Neue überzeugen konnte, daß der Tadel bei Weitem das Lob überwog. Da ſuchte ich nun die ältere Arbeit vor und ließ ſie, geiſtiger Anregung wilden, die mir denn auch nicht mißlang, gelegentlich abdrucken. Bemerken muß ich jedoch, daß ich der Sache eine neue Aufmerkſamkeit zu ſchenken im Augenblick nicht mehr vermochte, deßhalb denn manches Wort des Lobes und Tadels, welches mir entgangen, in dieſem voluminöſen Werk zu finden ſein möchte.

Damit nun aber nicht der Vorwurf, welcher eine ganze Nation zu treffen ſchien, auf einem einzigen Schriftſteller haften bleibe, ſo behalten wir uns vor, nächſtens im Allgemeinen über dieſen höchſt wichtigen litterariſchen Gegenſtand zu ſprechen.

Hör-, Schreib- und Druckfehler.

Den Sprachgelehrten iſt es längſt bekannt, daß bei Verbeſſerung alter Manuſcripte manchmal bemerkt wird, daß ſolche dictirt worden, und daß man daher auf Hörfehler, woraus die Schreibfehler entſtanden, aufmerkſam zu ſein Urſache habe.

Hiervon kann ich aus eigener Erfahrung die wunderbarſten Beiſpiele anführen; denn da ich, von jeher an das Dictiren gewöhnt, oft auch ungebildeten, oder wenigſtens zu einem gewiſſen Fache nicht gerade gebildeten Perſonen dictirt, ſo iſt mir daraus ein beſonderes Uebel zugewachſen. Vorzüglich geſchah es, wenn ich über wiſſenſchaftliche Gegenſtände, denen ich nur Zwiſchenſtunden widmen konnte, Blätter, ja Hefte dictirte, ſolche aber nicht ſogleich durchſehen konnte. Wenn ich ſie nun aber nach Jahren wieder vor die Hand nehme, ſo muß ich die wunderlichſten und unverſtändlichſten Stellen darin entdecken. Um den Sinn eines ſolchen Abracadabra zu entziffern, leſe ich mir die Abhandlung laut vor, durchdringe mich von ihrem Sinn und ſpreche das unverſtändliche Wort ſo lange aus, bis im Fluß der Rede das rechte ſich ergibt.

An den Hörfehlern aber iſt der Dictirende gar oft ſelbſt Schuld. Man horche nur, wenn in Geſellſchaften vorgeleſen wird, ob wohl Alles zur Klarheit kommt? Man merke den Schauſpielern auf! Dieſe, ſelbſt beſſere nicht ausgenommen, haben den wunderlichen Tick, die Eigennamen der Perſonen, Länder und Städte undeutlich auszuſprechen. Mir ſchien es, bei langjähriger Erfahrung, daher zu rühren, weil ein ſolches Wort ihre Empfindung nicht anſpricht und ſie es daher als gleichgiltig obenhin behandeln. Eine andere Art der Undeutlichkeit entſpringt auch, wenn der Vortragende mitten im Sprechen ſeine Stellung verändert, ſich umwendet, oder mit dem Kopfe hin und wieder fährt.

würde, müßte ſie's haben, und ich hätte faſt Luſt, ihr den ledigen Stand zu verleiden. Wenn nun Jery auf mich paßt und hofft und wartet, wird er mich auslachen, ſo wenig es ihm lächerlich iſt. Zum Henker, ſie ſoll mich anhören, was ich ihr zu ſagen habe. Ich will wenigſtens meine Commiſſion ausrichten. So gerade abzuziehen, iſt gar zu ſchimpflich. An der Hütte ſtark anpochend. Nun ohne Spaß, Jungfer, mache ſie auf; ſey ſie ſo gut und geb' ſie mir ein Glas Wein! Ich will's gern bezahlen.

Bäteley wie oben am Fenſter. Hier iſt kein Wirthshaus und pack' Er Sich! Wir ſind das hier zu Lande gar nicht gewohnt. Darnach ſich einer aufführt, darnach wird einem. Geb' Er Sich nur keine Mühe. Sie ſchmeißt das Fenſter zu.

Thomas. Du eigenſinniges albernes Ding! Ich will dir weiſen, daß du da oben ſo ſicher nicht biſt. Das Affengeſicht! Wir

Die Hefte der Studirenden mögen daher meiſt ſo richtig ſein, weil der Dictirende ſeinen Platz nicht verändert und es ihm angelegen iſt, ſo vielen aufmerkſamen, lehrbegierigen jungen Leuten genug zu thun. Hört man dagegen die Zuhörer über Unverſtändlichkeit ihrer Lehrer klagen, ſo kommt es daher, weil dieſe zwar die Wiſſenſchaft in ſich tragen, ſie aber nicht außer ſich zu ſetzen wiſſen, wozu ein eigenes Studium gehört und nicht einem Jeden dieſe Gabe von Natur verliehen iſt.

Der Hörer aber und ſein Ohr tragen gleichfalls zu gedachtem Fehler bei. Niemand hört, als was er weiß; Niemand vernimmt, als was er empfinden, imaginiren und denken kann. Wer keine Schul-Studien hat, kommt in den Fall, alle Lateiniſchen und Griechiſchen Ausdrücke in bekannte Deutſche umzuſetzen; Dieſes geſchieht ebenmäßig mit Worten aus fremden Sprachen, deren Ausſprache dem Schreibenden unbekannt iſt.

Höchſt merkwürdig bleibt in einem verwandten Falle die Art, wie eine ungebildete Menge fremde, ſeltſam klingende Worte in bekannte, ſinngebende Ausdrücke verwandelt, wovon ein kleines Wörterbüchlein wohl zu wünſchen wäre. Ferner kommt auch wohl beim Dictiren der Fall vor, daß der Hörer ſeine inwohnende Neigung, Leidenſchaft und Bedürfniß an die Stelle des gehörten Wortes ſetzt, den Namen einer geliebten Perſon oder eines gewünſchten guten Eſſens einflgt.

Hörfehler.

Anſtatt	ſind
Beritten	Tyrien.
Schon Hundert . . .	John Hunter.
Daß ſie die älteſte .	das Iberiſche.
und Damen	und Ammen.
gnädigſt	zunächſt.
Lehmgrube	Löwengrube (Daniel's).
die ſie ſchätzt	die Sujets.
Küchenſeite	Kirchenſeite.
Kuchenfreund	Tugendfreund.
Reſidenz	Evidenz.
ſehr dumm	Irrthum.

Druck- und Schreibfehler aus Unachtſamkeit.

geſchlungenen	geſchwungenen.
Unbildung	Umbildung.
einſeitigen Leſern . .	einſichtigen Leſern.
Mädchen	Mährchen.
leidig	leiblich.
Uniform	Uniform.
Leb	Leib.
Zunge	Junge.
geſtörtete	geflochtete.

Anſtatt	ſind
Ermüdung	Ermuthung.
Furchtbarkeit	Fruchtbarkeit.
Verwehrung	Vermehrung.
Vermehrung	Vermählung.
wohlthätig	wohlthäbig.
Trojaniſche Säule .	Trajaniſche Säule.

Verwandlung Franzöſiſcher Worte im Ohr und Sinn der Deutſchen Menge.

Imbuhſt (Einbuße) .	Impoſt.
Rückruthen	Recruten.
reine führen	reuſſiren.
Inſpectrum	Inſpector.

Verwandlung eines Deutſchen Worts durch Franzöſiſche academiſche Jugend.

Verjus (unreifer Traubenſaft) . Ver—ruf.

Ueber dieſe Mängel hat Niemand mehr Urſache nachzudenken als der Deutſche, da in wichtigen Werken, aus denen wir uns belehren ſollen, gar oft Kampfe, nachläſſige Correctoren, beſonders bei Entfernung des Verfaſſers vom Druckort, unzählige Fehler ſtehen laſſen, die oft erſt am Ende eines zweiten und dritten Bandes angezeigt werden.

Iſt man nun bei'm Leſen wiſſenſchaftlicher Bücher nicht ſchon mit der Sache bekannt, ſo wird man von Zeit zu Zeit anſtoßen und ſich kaum zu helfen wiſſen, wenn man nicht eine divinatoriſche Gegenwart des Geiſtes lebendig erhält, ſich den Verfaſſer als einen verſtändigen Mann gegenüber denkt, der nichts Ungereimtes ſagen will noch darf. Aber iſt man denn einer ſolchen Anſtrengung fähig? Und wer iſt es immer?

Da nun die werthe Deutſche Nation, die ſich mancher Vorzüge zu rühmen hat, in dieſem Puncte leider allen übrigen nachſteht, die ſowohl in ſchönem, prächtigem Druck als, was noch mehr werth iſt, in einem ſrlerfreien Ehre und Freude ſetzen: ſo wäre doch wohl der Mühe werth, daran zu denken, wie man einem ſolchen Uebel durch gemeinſame Bemühung der Schreib- und Druckluſtigen entgegenarbeitete. Ein bedeutender Schritt wäre ſchon gethan, wenn Perſonen, die ohnehin, aus Pflicht oder Neigung, von dem Ganzen der laufenden Literatur oder ihren Theilen ununterbrochene Kenntniß behalten, ſich die Mühe nehmen wollten, bei jedem Werke nach den Druckfehlern zu ſehen und zu bezeichnen, aus welchen Officinen die meiſten incorrecten Bücher hervorgegangen. Eine ſolche Rüge würde gewiß das Ehrgefühl der Druckherren beleben; dieſe würden gegen ihre Correctoren ſtrenger ſein; die

Correctoren hielten ſich wieder an die Verfaſſer wegen undeutlicher Manuſcripte, und ſo käme eine Verantwortlichkeit nach der andern zur Sprache. Wollten die neuerlich in Deutſchland angeſtellten Cenſoren, denen als litterariſch gebildeten Männern ein ſolches Unweſen nothwendig auffallen muß, wenn ſie, wie das Geſetz erlaubt, Aushängebogen cenſiren, die Druckherren auch von ihrer Seite unabläſſig erinnern, ſo würde gewiß das Gute deſto ſchneller gefördert werden.

Denn wirft man die Frage auf, warum in Zeitungen und andern Tagesblättern, die doch eilig, ja oft übereilt gedruckt werden, weniger Druckfehler vorkommen als in Werken, zu denen man ſich Zeit nehmen kann, ſo darf man wohl darauf erwidern: eben deßhalb, weil zu tagtäglichen Arbeiten vigilante Männer angeſtellt werden, dagegen man bei langwierigen Arbeiten glaubt, der Unaufmerkſame habe immer noch Aufmerkſamkeit genug. Wie Dem auch ſei, wenn das Uebel nur recht lebhaft zur Sprache kommt, ſo iſt deſſen Heilung vorbereitet. Mögen einſichtige Druckherren über dieſe, ſie ſo nah' angehende Angelegenheit in unſern vielgeleſenen Zeitblättern ſich ſelbſt ausſprechen und über Das, was zur Förderung der guten Sache wünſchenswerth ſei, ihrer nähern Einſicht gemäß, die wirkſamſten Aufſchlüſſe geben!

Der Pfingſtmontag.

Luſtſpiel in Straßburger-Mundart, fünf Aufzügen und Versen. Straßburg, 1816.

Das große Verdienſt dieſes Kunſtwerks um die Deutſche Sprache, jenen bedeutenden Straßburger-Dialect, und nebenher die verwandten Oberdeutſchen, lebhaft und ausführlich dargeſtellt zu haben, iſt wohl eben Urſache, daß es nicht nach ſeinem eigentlichen Werthe allgemein beachtet werden kann; denn indem es jenen Kreis vollkommen ausfüllt, verſchließt es ſich vor dem übrigen Vaterlande. Wir wollen dafür verſuchen, deſſen Vorzüge unſern ſämmtlichen lieben Landleuten eingänglicher und anſchaulicher zu machen.

„In jeder Volksmundart", ſagt der Verfaſſer, „ſpricht ſich ein eigenes, inneres Leben aus, welches, in ſeinen Abſtufungen, eine beſondere National-Characteriſtik darbietet." Dabei drängte ſich uns folgende Betrachtung auf. Wenn man auch keineswegs den Nutzen abläugnen darf, der uns durch ſo manche Idiotiken geworden iſt, ſo kann man doch nicht abläugnen, daß jene ſo eben berührten, in einer lebendigen, lebhaft gebrauchten Sprache unendlich mannigfaltigen Abſtufungen unter der Form eines alphabetiſchen Lexicons nicht bezeichnet werden können, weil wir nicht erfahren, wer ſich dieſes oder jenes Ausdrucks bedient, und bei welcher Gelegenheit, deßwegen wir auch in ſolchen Wörterbüchern hier und da die nützliche Bemerkung finden: daß z. B. ein oder das andere Wort vom gemeinen und gemeinſten Volke, wohl auch nur von Kindern und Ammen gebraucht werde.

Die Unzulänglichkeit einer ſolchen Behandlung hat ein mit dem Straßburger-Volkskreiſe von Jugend auf innigſt bekanntes Talent wohl und tief gefühlt und uns ein Werk geliefert, das an Klarheit und Vollſtändigkeit des Anſchauens und an geiſtreicher Darſtellung unendlicher Einzelnheiten wenig Seinesgleichen finden dürfte. Der Dichter führt uns zwölf Perſonen aus Straßburg und drei aus der Umgegend vor. Stand, Alter, Character, Geſinnung, Denk- und Sprechweiſe contraſtiren durchaus, indem ſie ſich wieder ſtufenartig aneinander fügen. Alle handeln und reden vor uns meiſt dramatiſch lebhaft; weil ſie aber ihre Zuſtände ausführlich entwickeln ſollen, ſo neigt ſich die Behandlung in's Epiſche, und damit uns ja die ſämmtlichen Formen vorgeführt werden, weiß der Verfaſſer den anmuthigſten lyriſchen Abſchluß herbeizuleiten. Die Handlung iſt in das Jahr 1789 geſetzt, wo das althergebrachte Straßburger-Bürgerweſen ſich gegen neuernden Einfluß noch einiger Maßen derb und zäh bewahren konnte; und ſo wird uns das Werk doppelt wichtig, weil es das Andenken eines Zuſtandes erhält, welcher ſpäter, wonicht zerrüttet, doch gewaltſam durcheinander gerüttelt werden. Die auftretenden Charactere ſchildern wir kürzlich der Reihe nach.

Starkhans, Schiffbauer und großer Rathsherr; tüchtiger Bürger, ſolzerechter Hausvater, auf's Zärtlichſte gegen ſeine einzige Tochter geſinnt. Ein jüngerer Sohn, Danielchen, kommt nicht zum Vorſchein und ſpielt ſchon durch ſein Außenbleiben eine Rolle. Dorthe, ſeine Gattinn; wackere Hausfrau, ſtrenge Wirthſchafterinn; gar Vielem, was ſie mißbilligt, mit Heftigkeit begegnend und widerſtrebend. Liſſel, ihre Tochter; reines, bürgerliches Naturkind, gehorſam, theilnehmend, wohlthätig, unſchuldig liebend, ſich an ihrer Liebe mit Verwunderung erfreuend. Mehlbröh, Feuerſozietätsmacher und kleiner Rathsherr; in Sprüchwörtern redend, und als Mechanicus ſich höher verſteigend, an Sympathie glaubend, nicht weniger an Phyſiognomik und dergleichen. Rosine, deſſen Gattinn; verſtändige, gemächliche Frau, ihrem Sohn eine vortheilhafte, wo möglich reiche Heirath wünſchend. Er iſt Wolfgang genannt, Magiſter und Abendprediger, im Beſitz Hochdeutſcher Sprache und Bildung, einfachen,

verunluſtigen, verſtändigen Sinnes, fließender, löblicher Unterhaltung. Chriſtinel, Mädchen von zwanzig Jahren, und doch leider ſchon die älteſte ihrer Geſpielinnen; guter Art, aber eifrig und liſtig, gewandt, nach Heirath ſtrebend. Licentiat Mehlbrüh, Hageſtolz, Caricatur eines alten, halb franzöſirten, mittelbürgerlichen Straßburgers. Reinhold, Mediciner Doctorand, von Bremen gebürtig; vollendete Deutſche Cultur und Sprache, einiger Maßen enthuſiaſtiſch, halbpoetiſchen Ausdrucks. Frau Prechtere, mäßige Frau, um ihrer Tochter willen lebend. Elärl, gleich als unglückliche Liebhaberinn auftretend, dem jungen geiſtlichen Wolfgang mit Herz und Seel' ergeben. Rein und ſchön wie Liſſel, an auffallend würdiger Geſtalt ihr vorzuziehen; auf einer höhern Stufe der Empfindung, des Gedankens und Ausdrucks. Gläßler, von Kaiſersberg, Kaufmann, in Colmar wohnhaft, Meiſterſtück eines wackern, in einer Stadt zweiter Ordnung ausgebildeten Characters. Bärbel, Nachbarinn; rohſte, heftigſte, mit Schimpf- und Drohworten freigebigſte Perſon. Veyd, Magd bei Starkhans; neunzehnjährig; reine, derbe Mägdenatur, heiter und artig; mit der Frau im Widerſtreit, Herrn und Tochter aufrichtig ergeben. Chriſtlieb, Pfarrer aus dem Ortenau'ſchen, Klaus aus dem Kochersberg, kommen erſt gegen das Ende, um mit Gläßler Dialect und Character der Umgegend darzuſtellen.

Nunmehr zeichnen wir vor allen Dingen den Gang des Stücks, um alsdann weitere Betrachtungen folgen zu laſſen. Hierbei iſt unſere Hauptabſicht, Denen, die es leſen, durch einen allgemeinen Begriff des Inhalts jeder Scene über die einzelnen Sprachſchwierigkeiten hinauszuhelfen.

Erſter Aufzug.

(Pfingſtſonntag Nachmittag. Starkhans's Wohnung.) Frau Dorthe ſchilt ihre Tochter Liſſel ſehr heftig, daß ſie einen Spaziergang mit den Eltern ausſchlägt, worauf ſie ſich doch vor Kurzem ſo ſehr gefreut habe. Der Vater nimmt ſich des Mädchens an, der die Thränen in die Augen kamen. Die Mutter läßt ſich begütigen und geht mit dem Vater allein ſpazieren. Kaum iſt Liſſel von ihnen befreit, ſo erklärt ſich, daß ſie einen Liebhaber in allen Ehren erwarte, von deſſen holder, tüchtiger Perſönlichkeit ſie ganz und gar durchdrungen iſt. Nur bedauert ſie, daß er das wunderliche Hochdeutſch rede, worin ſie ſich nicht ſchicken könne. Sie wünſcht, in Deutſchland erzogen zu ſein und nicht in einer unglücklichen Penſion an der Lothringer-Grenze, wo ſie weder Deutſch noch Franzöſiſch gelernt. Chriſtinel kommt und will den zauberuden Liebhaber verdächtig machen. Liſſel vernimmt's nicht; und da Reinhold hereintritt, iſt ſie voll ſtiller Freude. Seine geſuchte, ſchwülſtige Rede bleibt den guten Mädchen unverſtändlich; ſie legen ſich's gar wunderlich aus. Ebenſo verſteht er ſie nicht, als ſie verlangen, daß er ſie auf dem Spaziergang begleiten ſoll. Endlich werden ſie einig; Liſſel will nur noch den jüngern, verzogenen Bruder Danielele abwarten, um ihn, wie ſie den Eltern verſprochen, mitzunehmen. Reinhold ſoll indeſſen ſeinen Freund Wolfgang herbeiholen. Der Deutſch-franzöſiſche Licentiat tritt auf, er merkt den Mädchen ſogleich ab, daß ſie einen Spaziergang vorhaben und droht, ſie überallhin zu verfolgen. Durch ein Mährchen von einer Officiers-Leiche werden ſie ihn los. Chriſtinel entfernt ſich für einen Augenblick. Herr Mehlbrüh und Frau Roſine treten auf; ſie quälen Liſſel mit einer nahen Heirath, ohne den Bräutigam zu nennen; und da ſie mit ihnen zu ſpazieren gleichfalls ablehnt, gehen ſie weiter. Chriſtinel tritt zu Liſſel, die mit großen Freuden für bekannt annimmt, daß ſie mit Reinhold werde verheirathet werden. Die Freundinn aber behauptet, es ſei der Wolfgang gemeint. Chriſtinel bleibt allein, und es ergibt ſich, daß ſie auf Reinhold ſelbſt Abſicht habe. Dieſer und Wolfgang treten auf; die Jünglinge bequemen ſich zur ſchlichten Proſe, damit das Mädchen ſie verſtehe. Sie gebraucht nun die Liſt, erſt von Wolfgang ein Bekenntniß herauszulocken, daß er liebe. Der Freund, dem er Nichts davon vertraut, verwundert ſich befremdet, und ſie ſagt ihnen keck und kühn in's Geſicht, der Gegenſtand ſei Liſſel. Reinhold, über den Verrath ſeines Freundes aufgebracht, entfernt ſich, Wolfgang ihm nach; Chriſtinel überlegt, was weiter zu thun. Nachdem auch ſie den Platz verlaſſen, treten beide Freunde wieder auf, und es erklärt ſich, daß Wolfgang in Elärchen verliebt ſei, jetzt nur gegen ſie zurückhaltend, weil er die Einwilligung ſeiner Eltern, die ihn freilich an das reichere Liſſel zu verheirathen wünſchten, erſt durch Vorſprache bedeutender Gönner müſſe zu erlangen bemüht ſein.

Zweiter Aufzug.

(Starkhans's Wohnung bleibt.) Veyd legt Frau Dorthe die Marktrechnung ab; die ſtrenge, haushälteriſche Knauſerei zeigt ſich an Dieſer, an Jener eine hübſche, reine Mägdehaftigkeit. Veyd bleibt allein und ſpricht mit wenigen Worten das Lob des Hausherrn und der Jungfer. Der Licentiat tritt zu ihr und beginnt gleich etwas anlaßlich zu ſcharmiren; das Mädchen, neckiſch gewandt, weicht aus; er verliert das Gleichgewicht, fällt zu Boden und verrückt Anzug und Kopfputz. Veyd ſchickt ſich an, ihn wieder

herzustellen, und im Gespräch wird verplaudert, daß Lissel den Reinhold heirathen werde. Er selbst scheint Absicht auf das Mädchen zu haben, und als Frau Dorthe hereintritt, bringt er seine Werbung an, fährt aber ab. (Andere bürgerliche Wohnung.) Frau Prechtere und Clärl. Letztere kündigt sich an als liebend und leidend. Nie ist eine volle, herzliche, auf das Verdienst des Geliebten gegründete Leidenschaft schöner ausgedrückt worden, die Sorge ihn zu verlieren, nie rührender. Die Mutter tröstet sie im Allgemeinen und räth ihr, die Liebe Gläßler's aus Colmar nicht ganz abzuweisen. Der Licentiat kommt herein; und da man des Mädchens Zustand durch ein Kopfweh entschuldigt, ist er mit Recepten freigebig, noch freigebiger mit Katzengeschichten, als die Mutter, um seine Fragen abzulehnen, vorgibt, es sei der Tochter eine geliebte Katze gestorben. Vor Ungeduld läuft das Mädchen fort. Lissel's Heirath kommt zur Sprache; Gläßler und Christinel treten auf; Jener ist herzlich und heftig verliebt in Clärl und erhebt ihr Verdienst fast ausschließlich. Der Licentiat behauptet: in Straßburg gäb' es Dergleichen viel; Das komme von der guten Kinderzucht, die er umständlich ausführt und deßhalb von Gläßler für einen Familien-Vater gehalten werden muß. Nun aber wird er lächerlich, indem er sich als Hagestolzen bekennt, doppelt aber, als Clärl und Christinel eintreten und er umständlich erzählt, wie ihn die Mädchen mystificirt. Gläßler's treu bürgerliche Liebe bricht wieder laconisch unschätzbar hervor. Der Licentiat tadelt ihn deßhalb nicht, weil in Colmar solche Mädchen, wegen Mangel an Gelegenheit zu ihrer Ausbildung, nicht gefunden würden, auch überhaupt es dort nicht sonderlich bestellt sei. Gläßler's Colmar'scher Patriotismus äußert sich ebenso derb und tüchtig, wie seine Liebe; er fragt: ob sie in Straßburg „einen Pfeffel hätten; und wird im Hin- und Widerreden heftig, grob und drohend. Frau Prechtere verbittet sich solchen Lärm in ihrem Hause. Licentiat entfernt sich. Christinel, nach ihrer anschmiegenden Weise, erkundigt sich bei Gläßler nach Colmar und der Umgegend; er beschreibt das Ober-Elsaß laconisch, dessen Berge, Schlösser, Hügel, Thäler und Flächen; es erscheint vor unserer Einbildungskraft weit und breit und genußvoll. Aber er hat auch selbst Pferde, um seine Freunde und seine Gäste, die er hiermit einlädt, überall herum zu kutschiren. Christinel hilft ihm schmeichlerisch nach, Clärl nur laconisch und begibt sich, ein Uebelsein vorwendend, mit der Freundinn weg. Frau Prechtere gesteht Gläßler, daß ihre Tochter sich um Wolfgang grämе. Gläßler antwortet: es sei ihm ganz recht; denn wenn Jener sie verlasse, könne sie ihn ja haben. Gläßler, allein, drückt seine Liebesqual gar wunderlich aus. Reinhold tritt hinzu, und da er hört, Clärl sei krank, fragt er leidenschaftlich, warum man Wolfgang nicht hole. Dabei ergibt sich, daß Dieser nicht untreu sei und daß Gläßler wohl auf Clärl Verzicht thun müsse. Der Gute von Colmar, in Verzweiflung, geht ab. Reinhold, allein bleibend, macht verständige, zarte Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand der sämmtlichen Liebenden, wodurch das Künftige glücklich vorbereitet wird.

Dritter Aufzug.

(Mehlbrüh's Wohnung) Man hat Gäste zum Abendessen geladen. Frau Dorthe findet sich ein, entschuldigt bei Frau Rosine, daß sie das liebe Danielein, welches noch immer nicht zu sehen ist, nicht habe mitbringen können. Auf Kinderspiele, denen das liebe Söhnlein unmäßig ergeben, wendet sich nun das Gespräch. Sie sehen hierauf durch's Fenster Base Bärbel herankommen und reden gleich Uebels genug von ihr. Sie tritt auf, zeigt sich als leidenschaftlich gemein, schüttet ihren Haß gegen Reinhold aus, schildert ihn als Trunkenbold und von den schlechtesten Sitten. Endlich entdeckt sich's, woher ihre Wuth sich schreibe. Er hat nämlich einmal, sie nicht kennend, gefragt oder soll gefragt haben: „Wer ist denn Die dort, die rothen Puder braucht?" d. h. die rothe Haare hat. Dieses gehe nun an allen Brunnen und auf allen Märkten umher, da sie doch gar wohl noch zu den Blonden gehöre. Ihre Raserei hat keine Grenzen, sie droht ihm aufpassen, ihn ausprügeln zu lassen. Nun bleiben die beiden Frauen allein. Bärbel's Herkunft, Schicksal und unglückliche Erziehung wird meisterhaft geschildert und abgeleitet. Sodann äußert Frau Rosine den Argwohn, daß Lissel ihren Sohn Wolfgang eigentlich nicht liebe, sondern Reinhold. Vergebens will Frau Dorthe es ihr ausreden; die Differenz läßt sich nicht heben; einig aber als Hausfrauen, eilen sie zu sehen, ob der Abendtisch gut gedeckt und bestellt sei. Mehlbrüh und Reinhold kommen als Gäste. Bei'm Erwähnen eines kranken Kindes in der Familie gerathen sie auf die Medicin. Mehlbrüh bekennt seinen Glauben an Sympathie und an einen Mischmasch wahrer und erträumter Wunderkräfte der Natur. Ingleichen hält er viel auf Physiognomik. Er geht in's Tafelzimmer. Reinhold, zurückbleibend, hält eine Lobrede auf Straßburg und dessen Bewohner, schätzt sein Glück, hier zu heirathen, sich anzusiedeln. Wolfgang kommt. Reinhold berichtet, wie er die entschiedene Leidenschaft Clärchen's zu seinem Freund entdeckt. Die bei-

den Liebhaber schildern und loben ihre Mädchen wechselseitig und begeben sich zum Abendessen. Bärbel und Christinel treten auf und mustern die geladenen, eingetroffenen und ausgebliebenen Gäste, denen sie auf das Schlimmste mitspielen. Bärbel bleibt allein und entdeckt ihren Vorsatz, Reinhold, wenn er vom Essen weggehen werde, überfallen zu lassen. In diesem Sinne entfernt sie sich. Der Licentiat tritt auf; und da er seine Absichten auf Lissel immer noch durchzusetzen gedenkt, ist ihm eine Nachricht ganz willkommen: Reinhold habe falsche Wechsel geschmiedet und werde deßhalb mit Steckbriefen verfolgt.

Vierter Aufzug.

(Mehlbrüh's Haus bleibt.) Frau Dorthe und Mehlbrüh treten auf; sie glauben dem Gerücht, daß Reinhold ein Schelm sei, und beschließen, daß beide Familien sich vor ihm in Acht nehmen sollen, bis der Handel aufgeklärt ist. (Starkhans's Wohnung.) Er und Lissel kommen. Der Vater gibt ihr scherzhaft zu rathen auf, was er ihr für ein Geschenk bestimme. Nachdem er sie lange hingehalten, löst er endlich das Räthsel und sagt: es sei ein Mann! Lissel, nur an Reinhold denkend, läßt es ohne Weiteres gelten. Für sich allein drückt sie ihr Entzücken gar anmuthig aus. Die Mutter kommt; auch Diese spricht von einem Manne; es erklärt sich aber bald, daß Wolfgang gemeint sei. Von diesem will Lissel ein für alle Mal Nichts wissen. Mutter und Tochter verzürnen sich. Starkhans tritt in den Lärm herein, und da er Etwas zu tief in's Glas geguckt, wird die Sache nicht besser. Das Mädchen geht weinend zu Bette; Vater und Mutter machen sich wegen der Kinderzucht Vorwürfe und entfernen sich. Der Licentiat kommt in schmutzigen und elenden Umständen, geführt von Gläßler, Christinel und Veyd. Er ist den von Bärbel angestellten Aufpassern in die Hände gerathen, doch, da sie ihn bald als den Unrechten erkannten, nur oberflächlich übel zugerichtet worden. Man hilft ihm wieder zurechte und bringt ihn weg. Mehlbrüh, ob es gleich schon Nacht ist, kommt zu Starkhans, offen zu erklären, daß Wolfgang in eine Heirath mit Lissel nicht einstimme; und da im Verlauf des Gespräches das Vermögen beider Familien in die Rede kommt, entzweien sich die Väter auf's Heftigste; sodann machen es die beiden Mütter nicht besser und Frau Roßne zeigt sich zuletzt entschieden, ihren Sohn zu keiner Heirath zwingen zu wollen.

Fünfter Aufzug.

(Pfingstmontag Morgen; öffentlicher Platz.) Die beiden Freunde treten auf, und in welcher Lage die Liebesangelegenheiten sich befinden, wird klar. (Mehlbrüh's Wohnung.) Wolfgang's Eltern, hört man, sind durch Herrn Stettmeister bewogen worden, in die Verbindung mit Clärchen zu willigen; sie fühlen sich über die Ehre, die eine hohe Magistrats-Person ihrem Wolfgang sowohl als seiner Geliebten durch Lob und Theilnahme bewiesen, höchst entzückt, und der Vater findet des Sohnes eintretende Braut, die er zum ersten Mal sieht, selbst bedeutend schön. Eine kurze, aber höchst liebliche Scene. (Starkhans's Garten.) Licentiat erklärt monologirend, daß er die Heirath Gläßler's und Christinel's durch eine Ausstattung begünstigen werde, da ihr Vormund erst in einem Jahr, wenn sie majorenn geworden, seine Zustimmung geben wolle. Gläßler und dessen Geliebte haben sich um ihn, bei dem Unfall von gestern Abend, sehr verdient gemacht; er will sie glücklich wissen, da er selbst vom Heirathen abgeschreckt ist. Starkhans und Frau Dorthe treten höchst vergnügt auf. Reinhold ist aller Schuld entbunden; der Steckbrief galt einem Landläufer, und ein Brief von Reinhold's Vater an Starkhans ist angekommen. Dieser, Senator von Bremen und Dr. Jur., hält den Rathsherrn von Straßburg auch für einen entschiedenen Juristen und Graduirten, titulirt ihn Hochwohlgeboren, wodurch der Schiffsbauer sehr geschmeichelt ist und dem Ansuchen Reinhold's um Lissel nicht mehr widerstehen kann. Die Gesellschaft versammelt sich; manche angenehme, aufklärende Familien-Unterhaltung wird gepflogen.

In dieser frohen Stunde erinnern sich endlich die beiden Väter, daß sie noch zu den letzten alten Meistersängern gehören, die auf der Herrenstube bis 1781 gesungen haben. Pfarrer Christlieb aus Ortenau tritt auf, da sie sich schon feierlich niedergelassen. Ein liebenswürdiger junger Mann, der den Tod einer angebeteten Braut nicht verwindet. Aufgefordert singt er ein sehnsüchtiges Lied in Hochdeutscher Sprache; Wolfgang preist gleicher Maßen eine glückliche Liebe; Reinhold die gegenwärtige festliche Geselligkeit; Starkhans feiert im Elsasser-Dialect das Lob der Stadt Straßburg; und damit es an Lächerlichem nicht fehle, trägt der Licentiat ein Gedicht vor mit falsch accentuirten Endreimen, wie es wohl halbgebildeten Menschen begegnet, die in ungeschicktem Nachfabriren sich verwirrend, Quantität und Betonung falsch nehmen. Bäuerisch gemein, aber wacker, besingt Klaus das Lob seiner Annamei. Heiter aufgeregt durch so viel Anmuthiges, gibt Mehlbrüh endlich seine Einwilligung in die Heirath Gläßler's und Christinel's; zum Schluß aber, um das Fest vollkommen zu krönen, fahren Herr Stettmeister und Herr Ammeister, als Brauts-

führer, an den Garten an. Die Gesellschaft zieht ihnen mit Blumensträußen entgegen, und so ist Pfingstmontag der Starkhans'schen Eheleute silberne Hochzeit und so manche neue Verbindung auf alle Weise gefeiert.

Nach vorgetragenem Plan und dessen Ausführung, von Scene zu Scene, kann wohl verlangt werden, daß wir noch Einiges über Technik und Behandlung der vorzüglichsten Motive sprechen; und da dürfen wir unterrichteten Lesern nicht erst bemerklich machen, daß dem Verfasser eine löbliche Kunstfertigkeit zu Diensten stehe. Er überschreibt sein Stück: „der Pfingstmontag" und beschränkt daher, wie billig, die Zeit seiner Handlung auf vierundzwanzig Stunden. Sie beginnt Pfingstsonntag nach Tische; die vier ersten Acte dauern bis tief in die Nacht. Erst als Entwickelung und Schluß tritt mit dem Morgen Pfingstmontag hervor. Der Schauplatz ist abwechselnd im Hause einer der drei Familien, auch wohl mitunter an einem unbestimmt gelassenen Orte und vom fünften Auftritte des letzten Aufzugs an in Starkhans's Garten, nahe vor dem Thore. Der Verfasser hat die Veränderung des Orts nicht über den Scenen angezeigt, wahrscheinlich um den Freunden der drei Einheiten nicht geradehin die Beweglichkeit seiner Localitäten zu bekennen. Allein die Klarheit des Stücks wird hierdurch äußerst getrübt und wir haben nur mit vieler Mühe den Zweck erreicht, in unserer Darstellung der Einbildungskraft vorzuarbeiten.

Glücklich und lobenswürdig dagegen ist der Verfasser in Betracht des Sylbenmaßes. Er hat den Alexandriner mit strenger Cäsur gewählt, um den Leser, besonders den auswärtigen, wegen Quantität und Betonung ohne Zweifel zu lassen, welches auch für den aufmerksamen Liebhaber vollkommen erreicht wird.

Wenden wir uns nun abermals zu dem innern Gehalte des Stücks, so sieht man aus unserm Vortrag, wie einfach und wirklich dramatisch die Anlage des Ganzen sei. Wenige Hinderungen und Mißverständnisse schürzen die unschuldigen Knoten, die sich denn auch ganz bürgerlich und natürlich zuletzt wieder auflösen. Die Manifestation der auftretenden Charactere, die Ankündigung der Figuren, die man erwartet, die Bezeichnung der Persönlichkeiten abwesender und gegenwärtiger Individuen ist musterhaft. Das klüglich gebrauchte Mittel, durch liebreiche Schelmworte, die in jenem Dialect-Kreise nicht selten sind, mit scheinbarer Ungunst Etwas günstig zu bezeichnen, ist erfreulich wirksam; sowie directes, redliches Lob, directe, gehässige Mißreden uns mit allen Figuren nach und nach hinlänglich bekannt machen.

Auf gleiche Weise, jedoch mit epischer Ausführlichkeit, werden wir mit allen häuslichen, geselligen, örtlichen Zuständen bekannt. Die Stadt von einem Ende zum andern, Straßen und Gäßchen, Plätze und Winkel, Wirths- und Lusthäuser, innen und außen. Zeitvertreib und Spiel der Alten wie der Jungen, Vorurtheil, Aberglaube, Gespenster und was nicht sonst! Alles kommt ausführlich an die Reihe, so daß keine dunkle Stelle im ganzen Bilde bleibt. Das grenzenlose Spazierengehen, das Durcheinanderrennen der Familien-Glieder aus einem Hause in's andere und die dadurch bewirkte, augenblickliche Theilnahme in Freud und Leid hat der Verfasser verständig benutzt, um seine sonst vereinzelt und zerstückelt erscheinenden Scenen vor unserm Gefühl zu motiviren.

Die Hochdeutsche Büchersprache der beiden Liebhaber läßt schon darin einen zarten Unterschied bemerken, daß Wolfgang eine ruhige Prose, wie sie dem protestantischen Geistlichen ziemt, zugetheilt ist; Reinhold aber einige Floskeln und Phrasen anzubringen pflegt, wodurch er den liebenden, liebenswürdigen Mädchen unverständlich wird. Lisel ist das reine Straßburger-Bürgerkind, in einer dumpfen Erziehungsanstalt zu St. Didier weder verdorben noch gefördert; Clärle, auf dem rechten Rhein-Ufer gebildet, durch Liebesschmerz erhöht und bei'm Ausdruck der edelsten Gefühle den Elsasser-Dialect nicht verläugnend, begünstigt einiger Maßen den Uebergang zu der reinern Sprache der Liebhaber. Ebenso zeichnen sich der große und kleine Rathsherr, Schiffbauer und Spritzenmacher, von einander aus; Jener, tüchtig und das Nächste suchend, spricht ohne Umschweif; Dieser, in wunderlichen Liebhabereien befangen, muß auch mit seiner Sprache überall herumtasten, sich in Sprüchwörtern vorzüglich gefallen. Nun aber führen uns die Mütter in den innern Haushalt; die Magd auf den Markt, die heftige Nachbarinn in die gemeinsten Umgebungen und Verhältnisse. Der Licentiat Mehlbeth, beschränkt und affectirt, gibt die Einmischung Gallischdeutsch ausgesprochener Worte und alle Unarten jener Zwitterschaft auf's Deutlichste zu erkennen.

Wir maßen uns nicht an, die durchgängigen Feinheiten alle zu unterscheiden, zu beurtheilen, aber glauben behaupten zu dürfen, daß unter die genannten Personen alle Abstufungen der Sprache vertheilt sind, an welchen man Stand, Beschäftigung und Sitten auf das Entschiedenste gesondert erkennen kann; deswegen wir denn diesem Werke den Ehrennamen eines lebendigen Idioticon's wiederholt zu gewinnen wünschen.

Und so enthalten wir uns auch nicht, nochmals die Menschenkenntniß des Verfassers zu

rühmen, der nicht etwa nur die Einſichten in das Gemeinſchaftliche darthut; er weiß vielmehr auch das Edle und Erhabene in dieſen reinen Naturmenſchen zu finden und nachzubilden. Vortrefflich gezeichnet ſind Liſſel's Aeußerungen einer ſittlich-ſinnlichen Liebe, Stäl's Trauer über befürchteten Verluſt eines einzig geſchätzten Mannes; die Einführung Stäl's in die Familie des Bräutigams; die Todesgedanken des Vaters mitten im Stück: Alles iſt ſo tief und rein, als es nur irgendwo aufzuweiſen wäre. Ja die Worte Liſſel's, Seite 132: **diß macht mehr nix, do geh i mit!** ſtehen als erhabener Laconismus dem oft gerühmten: qui'l mourut! des Corneille völlig zur Seite. Man verzeihe uns Vorliebe und Vorurtheil und unſere vielleicht durch Erinnerung beſtochene Freude an dieſem Kunſtwerk.

Treffen wir ſodann auf die gewaltſamen Schimpf- und Schmähreden, auf gehäſſige Darſtellung ſo mancher Perſönlichkeit, ſo finden wir uns zu der Betrachtung genöthigt: daß Geſinnung und Redeweiſe ſich in Straßburg, dreihundert Jahre lang, um nicht länger zu ſagen, unverändert erhalten habe, indem ſich eine freie, freche, unbändige Originalität in die unterſten Stände geflüchtet. Sebaſtian Brand und Geiler von Kaiſersberg ſind ihren Ruhm und Ruf doch auch nur einer heftigen, Alles mißbilligenden, beſchränkten Denkart und einer ſchonungsloſen Darſtellungsweiſe ſchuldig; und wenn Bärbel und Chriſtinel ſprechen, ſo vernimmt man ganz genau die Nachkommenſchaft jener würdigen Männer. Auch dieſe ungebildeten Mädchen, wie jene hochgelahrten Doctoren, läſtern die mitlebende Welt. Einem jeden armen Menſchen wird ſeine Individualität, aus der er nicht heraus kann, ſein beſchränkter Zuſtand aufgemutzt, ſeine Liebhaberei, die ihn einzig glücklich macht, verleidet und verkümmert. Und ſo wär' es denn, nach wie vor, das alte Narrenſchiff, die Narren-Diligence, die ewig hin- und widerfährt.

Warum in gebildeten Ständen Dergleichen nicht leicht vorkommt, beruht nur darin, daß die höher Geſtellten, ohne beſſer oder anders zu ſein, ſich nur mehr zuſammennehmen, nicht grenzenlos ihre Eigenheiten ausſchließen, ſondern, indem ſie ſich äußerlich nach allgemeinen Formen betragen, in ihr Inneres zurücktreten und von da aus den eigenen Vortheil ſo gut als möglich beſorgen; wodurch ein allgemeines Gebrechen, der ſogenannte Egoismus, über die Welt ſich verbreitet, den ein Jeder von ſeiner Seite glaubt bekämpfen zu müſſen, ohne zu ahnen, daß er das Pfeifchen ſelbſt in den Rockfalten trage. Und ſodann haben wir, um übertriebene Eigenheiten zu bezeichnen, das höflichere Wörtchen **Steckenpferd**, bei deſſen Gebrauch wir einander mehr ſchmeicheln als verletzen.

In gar manchem Sinne daher iſt dieſes Stück zu empfehlen, man betrachte nun, was es bringt, oder was es aufregt. Deßwegen verdient es wohl, daß wir uns noch weiter damit beſchäftigen, um zu ſeiner künftigen Verbreitung das Unſerige beizutragen. Schon aus Dem, was wir geſagt, wird der nachdenkende Kenner gar leicht ermeſſen, daß dieſes Stück für die Arbeit eines ganzen Lebens angeſehen werden müſſe. Die kindlichſten Eindrücke, Jugendfreuden und Leiden, abgedrungenes Nachdenken und endlich reifes, heiteres Ueberſchauen eines Zuſtandes, den wir lieben, indem und weil er uns beengt: dieß Alles war nöthig, um eine ſolche Arbeit hervorzubringen. Wie überlegt, treu und gewiſſenhaft die Ausführung und Vollendung ſei, davon kann Der wohl das beſte Zeugniß geben, der gleicher Art und Kunſt ſich befliſſen; und ſo ſagen wir beherzt, daß im ganzen Stück kein leeres, zufälliges oder nothdürftig eingeſchaltetes Flickwort zu finden ſei.

Das Stück ſpielt 1789 und wahrſcheinlicher Weiſe war es zu jener Zeit, ſeinen Haupttheilen nach, ſchon fertig; worüber uns der Verfaſſer, wenn es ihm beliebt, ſich zu nennen, am Beſten belehren kann. Es ward 1816 zum Beſten der Armen der in den Kriegsvorfällen des vorhergegangenen Jahres bei Straßburg abgebrannten Dörfer, ſowie der Straßburger-Armenarbeitsſchule gedruckt. Wahrſcheinlich erfüllte damals die Auflage den frommen Zweck und gelangte nicht in den weitern Kreis der Deutſchen Leſewelt, da es ohnehin als ein verſiegeltes Buch anzuſehen war und noch iſt.

Sollte man jedoch, wie wir wünſchen, zu einer zweiten Ausgabe ſchreiten, ſo würde dabei Folgendes zu beobachten räthlich ſein. Ein Schema des ganzen Stücks, nach unſerer Anleitung, ſollte vorausgehen, die Ortsveränderungen der Scenen gleichfalls angezeigt werden; und ob wir ſchon ſonſt die Noten unter dem Text nicht lieben, ſo würden wir doch in dieſem Falle das kleine angehängte Wörterbuch unter jede Seite vertheilen und zwar, ohne den Text durch Zeichen zu entſtellen, die Worte hinter einander weg, wie ſie von oben bis herunter vorkommen; der Leſer fände ſich gleich und leicht. Wollte man ſie zum Schluſſe alphabetiſch wiederbringen, ſo würden die Paar Bögter auch wohl angewendet ſein.

Durch alles Das, was wir vorgetragen, glauben wir zuerſt dieſem Werke den ehrenvollen Platz eines lebendigen Idioticon's in den Bibliotheken der Deutſchen Sprachkenner geſichert zu haben. Ferner werden gebildete und ſich bildende Perſonen im langen, weiten, herrlichen

Rhein-Thal, von Basel bis Mainz, dieses Büchlein als bekannt wieder hervorsuchen und das sämmtliche obere Deutschland, die Schweiz mit eingerechnet, wird aus diesem verwandten Kunstwerk Freude und Nutzen ziehen und vielleicht ermuthigt sich ein ähnliches Talent zu gleicher Darstellung verwandter Zustände. Inwiefern es übrigens auch in die Hände der in Mittel- und Nieder-Deutschland hausenden Litteratur-Freunde gelangen werde, steht zu erwarten, wenigstens haben ihm Hebel's allgemein erfreuliche Gedichte schon glücklich den Weg gebahnt.

Der Verfasser des „Pfingstmontags" ist Herr Arnold, Professor der Rechte an der Strasburger-Academie, ein geistreicher, unterrichteter, seine Thätigkeit nach vielen Seiten ausbreitender junger Mann. Unsere Vermuthung, das Werk enthalte das Andenken eines ältern Zustandes, der später, wo nicht zerrüttet, doch gewaltsam durcheinander gerüttelt worden, will sich nicht bestätigen; ihr widerspricht das Alter des Verfassers, der nur Zustände, wie sie seit der Revolution noch bestehen, beobachten konnte. Hierdurch aber kann man sich eben versichert halten, daß jene Sitten großentheils noch jetzt lebendig sind.

Ebenmäßig hat, obgleich die Municipal-Verfassung aufgehoben worden, das alte Bürgerwesen, wenigstens in der Administration des Stadteigenthums, insofern es gerettet worden, sich noch erhalten.

Ueberhaupt bewahrt sich in Straßburg und im ganzen Elsaß ein eigenthümlicher Geist; die Vortheile der National-Einheit, in die man gehört, werden anerkannt und Niemand' gelästet nach der Germanischen Zerstückelung. Aber wenn man im politischen Sinn sich gern als Franzose betrachtet, so sind doch in jeder andern Richtung Deutsche Colnur und Deutsche Sitten überwiegend, und keine der Französischen Superfötationen wird jemals dort tiefe Wurzeln schlagen. Dazu kommt ein gewisser militärischer Geist, der besonders in Straßburg sich leicht mit den Truppen und mit dem sich die Truppen leicht befreunden. Zugleich ist eine gewisse Besonnenheit dort zu Hause, die schnell den Standpunct erkennt und festhält, der gegen List und Gewalt sich am Besten vertheidigen läßt. Unsere Entwickelung des „Pfingstmontags" ist in Straßburg abgedruckt und also schon der ersten Ausgabe als Vorwort angeeignet worden.

Auch in Schwaben fand unser Ueber-Rheinisches Lust- und Sittenspiel eine freundlichste Aufnahme; man verstand es leicht und vergnügte sich an Sprach- und Stammverwandtschaft: denn hier glaubte man das lebendigste Zeugniß zu sehen, wie die Anwohner der beiden Rhein-Ufer wohl einen gleichen Ursprung anerkennen dürften.

Im Mittel-Deutschland machen sich Gesellschaften gebildeter Personen, obgleich mit einiger Mühe, das Geschäft, diesem Werke sein Verdienst abzugewinnen, gefördert durch Hebel's Gedichte, welche man längst gern und schon mit Leichtigkeit aufnimmt. Und hiermit würde denn der Weg zu einer wahrhaften, einzig möglichen, geistigen Sprachverbindung der Deutschen gebahnt.

Hörten wir doch dagegen vor einigen Jahren, wo man zu so viel Wunderlichem schweigen mußte, gar unbedachte Reden; es hieß: die Deutschen sollten ihre verschiedenen Zungen durcheinander mischen, um zu einer wahren Volkseinheit zu gelangen. Wahrlich, die seltsamste Sprachmengerei zu Verderbniß des guten, sondernden Geschmackes nicht allein, sondern auch zum innerlichsten Zerstören des eigentlichen Characters der Nation. Denn was soll aus ihr werden, wenn man das Bedeutende der einzelnen Stämme ausgleichen und neutralisiren will?

Alle Sprachverschiedenheit ruht auf der Mannigfaltigkeit der Organe, und diese hängen wieder von mannigfaltiger Totalität menschlicher Organisation ab, die sich weder im Einzelnen noch im Ganzen verläugnen kann; sodann entscheiden Jugendeindrücke, Zusammenbildung der Gehör-, Sprach- und Denkwerkzeuge. Lassen wir also gesondert, was die Natur gesondert hat; verknüpfen aber Dasjenige, was in großen Fernen auf dem Erdboden auseinander steht, ohne den Character des Einzelnen zu schwächen, in Geist und Liebe!

Die heiligen drei Könige.

Manuscript, Lateinisch, aus dem fünfzehnten Jahrhundert.

Die Zueignung ist an einen Bischof und sein Capitel, wahrscheinlich von Cöln, gerichtet. Darauf wird zur Einleitung gesagt:

Die heiligen Leichname der drei Könige seien zwar nach ihrem Tode in den Occident gebracht worden, allein von ihrem Leben und Wandel im Orient sei noch Manches dort bekannt geblieben, das nicht zu uns gekommen. Was nun, durch Schauen, Hören und Ueberliefern, sich daselbst erhalten, werde auch in verschiedenen Büchern aufbewahrt. Dieß Alles nun sei zur Ehre Gottes und der heiligen Jungfrau in gegenwärtiger Schrift verfaßt und vereinigt worden.

Die Geschichte beginnt mit dem Auszug der Kinder Israel aus Egypten. Ihre Siege und Eroberungen setzen die Welt in Erstaunen und

machen ſelbſt die Indier aufmerkſam; Dieſe ſtellen auf dem höchſten Berge Vaus Wachen auf, die, wenn irgend ein feindſeliger Einbruch geſchähe, bei Tage durch Rauch, bei Nacht durch Flamme, ein von allen kleinern Bergen zu wiederholendes Zeichen geben ſollten.

Bald darauf aber kommt die Nachricht: Balaam, keineswegs ein Zauberer, ſondern ein Natur-Prophet wie Hiob, habe geweiſſagt: es wird ein Stern aufgehen aus Jacob und ein Scepter aus Israel aufkommen. Ein Held ſolle geboren werden, die ganze Welt zu überwinden und zu beherrſchen. Hierüber freute ſich Jung und Alt, da ſie ſeit langer Zeit keinen anlangenden Fürſten gehabt. Nun wird die Anſtalt auf dem Berge Vaus aſtronomiſch und bedeutend; tüchtige Männer werden beſoldet, die den Himmel Tag und Nacht beobachten und wie ſie einen ſeltſamen Stern erſehen, Solches durch verabredete Zeichen verkündigen ſollten; wozu ſie denn freilich die beſte Gelegenheit hatten, indem, bei der öſtlichen Lage, der großen Höhe des Bergs und der reinen Atmoſphäre, gar mancher Stern zu erblicken war, der weſtlicher, an tiefer gelegenen Orten, unſichtbar bleiben mußte. Eine ſo ernſtlich gegründete Anſtalt hat ſich bis in ſpätere Zeiten erhalten, und die Edeln vom Berge Vaus waren zu Zeiten der Kreuzzüge wohl angeſehen und aufgenommen. Hier zeigt ſich nun der Urſprung unſerer ſchriftlichen Ueberlieferung.

Als im Jahre 1200 die herrliche Stadt Acco zum Höchſten blühte, Fürſten, Freiherren und Edelleute, Ordensgeiſtliche jeder Art, Handelsleute und Neugierige aller Nationen zuſammenfloſſen, drang ihr Ruf und Ruhm nach Indien. Ein Edler vom Geſchlechte Vaus reiſ't nach Acco und bringt die koſtbarſten Schätze mit, unter Anderm eine goldene, mit Steinen beſetzte Krone, worauf oben das Zeichen des Kreuzes mit Chaldäiſchen Buchſtaben und ein Stern zu ſehen, in Geſtalt und Gleichniß, wie er den drei Königen erſchien. Dieſes Diadem ſoll dem König Melchior von Nubien gehört haben und hatte wunderthätige Kraft; es heilte die Fallſucht und erfriſchte hinfällige Geiſter. Nachher kam ſie in die Hände der Tempelherren, die reichlichen Vortheil davon zu ziehen wußten und ging, zu großer Trauer der dortigen Umgegend, bei Aufhebung des Ordens verloren.

Aber dieſer Prinz vom Berge Vaus brachte auch Bücher aus Indien, Hebräiſch und Chaldäiſch geſchrieben, von Leben und Thaten und ſonſtigen Bezügen der heiligen drei Könige herbei. Dieſe Bücher wurden zu Acco in's Galliſche überſetzt und ſind bei Fürſten und Herren und ſonſtigen Orten aufbewahrt worden. Hieraus nun und andern Schriften iſt gegenwärtiges Büchlein zuſammengetragen.

Nun fängt die Erzählung wieder von Balaam's Weiſſagung an und führt den Stern und die Hoffnung auf denſelben durch Patriarchen und Propheten; inzwiſchen freilich die Aſtronomen des Berges Vaus ihre Beobachtung mit großer Geduld Jahrhunderte lang fortſetzen.

Endlich erbarmt ſich Gott der ſündigen Welt. Die Fülle der Zeit erſcheint; ein Gebot des Römiſchen Kaiſers geht aus; Joſeph und Maria kommen in Bethlehem an; eine zur Stallung benutzte Höhle nimmt ſie kümmerlich auf; zum Anmuthigſten beſchrieben; Chriſtus wird geboren und den Hirten verkündigt. Auch der verheißene Stern iſt aufgegangen und über dem Berge Vaus unbeweglich ſtehen geblieben, wetteifernd bei Tage mit der Sonne, ja ſie überleuchtend mit wunderſam beweglichen, bald da-, bald dorthin ſchießenden Strahlen und von andern ſeltſamen Erſcheinungen begleitet.

Alle Völker werden aufgeregt, vorzüglich drei weiſe Könige: zuerſt Melchior, König der erſten Indien, das heißt Nubien u. ſ. w., wie ſeine Reiche beſchrieben werden; Balthaſar, König der zweiten Indien, von Godolien und Saba und wie ſeine Reiche ſämmtlich aufgezählt ſind; Caſpar, König der dritten Indien, Herr von Tarſus und der großen Inſel Egroſcala, wo gegenwärtig der heilige Thomas begraben liegt. Dieſe machen ſich auf mit großem Gefolg und Heereskraft, ohne von einander zu wiſſen; die Menſchen erſchrecken über ſolchen Durchzug: denn der Stern leuchtet ihnen auf ſonderbaren Wegen; Berg und Thal, Sumpf und Wüſte gleichen ſich vor ihnen aus; ohne Speiſ und Trank kommen ſie und die Ihrigen in dreizehn Tagen nach Judäa. Melchior und Balthaſar und auch endlich Caſpar gelangen, Jeder von ſeiner Seite, an den Calvarien-Berg; ein ſtarker Nebel fällt ein, der Stern verſchwindet und ſie ſind in großer Verlegenheit. Endlich klärt ſich der Himmel auf; ſie finden, erkennen und begrüßen ſich mit großem Entzücken, erzählen einander ihre Geſchichten und Begebenheiten; und obgleich verſchiedene Sprachen redend, verſtehen ſie ſich vollkommen, ein künftiges Pfingſtfeſt vorbedeutend. So nahe bei Jeruſalem halten ſie für räthlich, bei'm König Herodes einzuſprechen; Dieſer wird durch die Schriftgelehrten unterrichtet, das Kind müſſe in Bethlehem geboren ſein. Der Stern erſcheint wieder, viel ſtärker leuchtend und funkelnd; die begegnenden Hirten ertheilen nähere Nachricht vom Kinde und deſſen Aufenthalte. Bedeutung und Wichtigkeit dieſes Zuſammentreffens wird hervorgehoben. Denn durch die Hirten ſind die erſten

Gläubigen aus dem Jüdiſchen Volke bedeutet, durch die Könige, die Erſtlinge der Heiden, die ſich künftig zu Chriſto wenden ſollen. Die Aermſten aus der Nähe, die Reichſten aus der Ferne treffen hier zuſammen und Dieſe werden erſt durch Jene von dem wahren Heilswege unterrichtet. Die Könige kleiden ſich auf's Prächtigſte; der Stern geht voran und leitet ſie durch ganz Bethlehem, eine lange, bazar-ähnliche Straße hin, bleibt endlich über der Herberge und einer Höhle ſtehn, wie im bergigen Bethlehem mehrere zur Stallung benutzt werden. Der Glanz des Sterns vermehrt ſich, durchdringt mit herrlicher Phosphorescenz alles Dunkle; die Höhle gleicht einem glühenden Ofen.

Anmuthige Beſchreibung des Kindes, der Mutter und ihrer Umgebung. Die Könige, verehrend, anbetend, überreichen ihre Geſchenke. Melchior Gold, Balthaſar Weihrauch, Caſpar Myrrhen, geringe Gaben, wie ſie ihnen bei'm Abſteigen ſogleich in die Hand fielen; denn auf Cameelen und Dromedaren führen ſie grenzenloſe Schätze mit ſich. Nichts Geringeres als den ganzen Schatz Alexander's, den der Beherrſcher des Morgenlandes gehäuft, inbegriffen alle Schätze, welche die Königinn von Saba im Tempel Salomonis niedergelegt und der Weltüberwinder von dort weggeraubt. Unter allen dieſen Koſtbarkeiten findet ſich doch das Koſtbarſte, ein Apfel von gediegenem Gold. Auch ihn hatte der Monarch beſeſſen und gern in der Hand getragen, als ein Zeichen ſeiner Alherrſchaft; dieſen vorzüglich reicht Melchior dem Kinde, als ein würdiges Spielzeug; es aber bläſ't ihn an und er zerſtiebt in die Luft.

Die Audienz iſt geendigt und die frommen, bisher ſtrenge Faſten ausübenden Könige ſpeiſen und ſchlafen zum erſten Mal. Sie werden im Traum von der Rückreiſe zu Herodes abgemahnt; ſie ziehen auf einem andern Weg in ihre Lande. Auf der Herreiſe hatten ſie nur dreizehn Tage zugebracht, vom Chriſttage bis Epiphanias; auf der Rückreiſe brauchten ſie zwei Jahre, damit aller Welt das große Wunder bekannt würde. Sie gelangen zum Berge Vaus, bauen auf demſelben dem Chriſtkind eine Capelle, beſtimmen dabei ihre Gräber und vertheilen ſich nach den drei Reichen.

Indeſſen, gleich nach dem Abzug dieſer edeln Gäſte, begibt ſich die heilige Familie in eine andere Höhle. Joſeph wird im Traum ermahnt, nach Egypten zu fliehen. Hier kommen die, in dieſem Fall freilich ſehr beſchwerlichen Jüdiſchen Schätze wieder zur Sprache, werden aber durch eine kluge Wendung des Erzählers ſo in's Enge gezogen, daß ſie in dem Futterſack des Pflegevaters gar wohl Platz finden, welcher Sack und Bündel bei maleriſcher Vorſtellung der hohen Flüchtigen niemals vergeſſen wird. Der Aufenthalt in Egypten gibt Gelegenheit zu anmuthigen Geſchichten vorgekommener Wunder, nicht weniger zu weitläuftiger Nachricht über den wahren Balſam und ſonſtige Naturdinge.

Die Entflohenen kehren zurück, Chriſti Erdenwandel wird nur im Vorübergehen berührt, umſtändlicher jedoch erzählt, wie er den heiligen Thomas nach Indien ſendet. Dieſer gehorcht dem hohen Beruf, gelangt bis zum äußerſten Oſten, predigt das Evangelium, zerſtört den Götzendienſt; die heiligen drei Könige, nunmehr uralt, hören von ihm, beſuchen ihn; mit großem Ergetzen empfängt er ſie, erzählt Chriſti Leben, Leiden und Verherrlichung. Durch die heilige Taufe führt er die Erſtlinge der Heiden ganz eigentlich der Kirche zu. Er wandert mit ihnen zum Berge Vaus, an welchem her eine herrliche Stadt, Seuſa, gebaut wird. St. Thomas übernimmt die Würde des Patriarchen, weiht ſeine drei Könige zu Erzbiſchöfen. Weil ſie aber, im hohen Alter, keine Nachkommenſchaft zu erwarten haben, wird ein Presbyter, Namens Johann, für die Zukunft gewählt, mit dem Beding, daß alle ſeine Nachfolger den gleichen Namen führen ſollen.

(Dieſe haben, wie beiläufig erzählt wird, noch im Jahre 1580 Geſandte nach Rom geſchickt.) Die Könige ſterben, erſt Melchior, dann Balthaſar, dann Caſpar und werden mit den höchſten Ceremonien begraben.

Aber im Verlauf der Zeit verunreinigt ſich die chriſtliche Lehre, Ketzereien miſchen ſich ein, das Heidenthum ſtellt ſich her, die ehrwürdigſten Localitäten werden vernachläſſigt, beſudelt und mit Götzendienſt beſleckt. Unter dieſem Druck ſeufzt der Orient, bis endlich Helena, Conſtantin's Mutter, den heilig-claſſiſchen Boden bewallfahrtet, jede einzelne Stelle in Betracht zieht, alle ſäubert, mit Kirchen- und Kloſtergebäuden in Beſitz nimmt, die koſtbarſten Reliquien unverſehrt antrifft, die Stations-Puncte künftiger Wallfahrer bezeichnet und ſich um die wanderluſtige Chriſtenheit das größte Verdienſt erwirbt.

Nun gedenkt ſie auch der heiligen drei Leichname, bringt ſie vom Berge Vaus nach Conſtantinopel; ſpäter werden ſie nach Mailand verſetzt und endlich im Jahre 1164 nach Cöln. Nun verbreitet ſich ihre Verehrung über den ganzen Weſten; aber auch der Orient läßt an Würdigung und Anbetung nicht nach; denn ſelbſt die ketzeriſchen Chriſten müſſen Werth und Heiligkeit derſelben anerkennen. Hier folgt nun umſtändliche Nachricht von vierlei Ketzern, in den ehemaligen Reichen der drei Könige, als: Nubianer, Soldaner, Neſtorianer, Lateiner, Juden, Armenier, Griechen, Syrer, Georgia-

wollen ſehen, wer ihr beyſteht! und wenn ſie einmal gewitzigt iſt, wird ſie nicht mehr Luſt haben, ſo allein ſich auszuſetzen. Schon gut! Da ich meine Lection nicht mündlich anbringen kann, will ich's ihr durch recht verſtändliche Zeichen zu erkennen geben. Da kommt meine Herde juſt den Berg herauf; die ſoll auf ihrer Wieſe Mittagsruhe halten. Ha! Ha! — Sie ſollen ihr die Matten ſchön zurechte machen, ihr den Boden wohl zuſammendemmeln. Er ruft nach der Scene. He da! He!

Ein Knecht tritt auf.

Treibt nun in der Hitze den Berg nicht weiter hinauf. Hier iſt eine Wieſe zum Ausruhen. Treibt nur das Vieh alle da hinein. — Nun! was ſtehſt du und verwunderſt dich? Thu' was ich dir befehle. — Begreifſt du's? Auf dieſe Wieſe hier! Nur ohne Umſtände. Und laßt euch nichts anfechten, es geſchehe was wolle. Laßt ſie graſen und ausruhen.

ner, Jacobiten, Cophten, Maroniten, Mandozoiten, Arianer. Bei dieſer Gelegenheit werden auch einige Nachrichten hiſtoriſchen und geographiſchen Inhalts gegeben.

Sodann folgt kurze Anweiſung, wie und wann das Andenken der Heiligen zu verehren. Cöln wird glücklich geprieſen, ſolche Reſte zu beſitzen und zum Schluß die Geſtalt der Erſtlinge des Glaubens aus den Heiden, in welcher ſie auf Erden wandelten, zu völliger Vergegenwärtigung umſtändlich beſchrieben.

Vorgedachtes Manuſcript iſt auf vierundachtzig Blättern in klein Quart verfaßt, welches Format aus zuſammengebrochenem Kleinfolio entſteht. Leinenpapier, quergeſtreift, eine Krone zum Zeichen. Auf jeder Seite iſt die Form des Quadrats, wodurch der Text zuſammengehalten wird, ſehr fein liniirt; auch ſind Linien für einen nicht ausgeführten Titel gezogen; die Schrift durchaus gleich und ſorgfältig, mit vielen, immer wiederkehrenden Abkürzungen, ohne alle Interpunction. Die Capitel fangen mit einem großen, rothen Buchſtaben an; innerhalb des Textes ſind manche größere Buchſtaben zu einiger Unterſcheidung, von oben herunter, roth durchſtrichen. Hieraus folgt, daß das Manuſcript im Ganzen wohl zu leſen ſei, übrigens gut erhalten, auch in ſpäterer Zeit mit ſchwärzerer Dinte, hier und da, corrigirt, unleſerliche Randſchrift beigefügt.

Innere Kennzeichen weiſen uns in das fünfzehnte Jahrhundert. Die Art, wie von der Aufhebung der Tempelherren und andern hiſtoriſchen Vorfallenheiten geſprochen wird; die ausdrückliche Jahrzahl 1380, in welchem Jahre Prieſter Johannes Geſandte nach Rom ſoll geſchickt haben: möchten, wenn Gegenwärtiges auch eine ſpätere Copie ſein ſollte, dahin deuten, daß das Original zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts gefertigt ſei.

Der Biſchof, an den es gerichtet iſt, heißt Florenz von Vulkanneu, Biſchof der Münſterkirche. Ob Dieß nun den Dom von Cöln bedeute und ob dieſer zu jenen Zeiten, wie zu Straßburg und andern Orten, der Münſter genannt worden, wird ſich erweiſen; daß es in Cöln und für Cöln geſchrieben ſei, ergibt ſich aus dem Inhalte und aus dem Schlußrufe: „O, glückliches Cöln!“

Die Art zu erzählen, wo Geſchichte, Ueberlieferung, Mögliches, Unwahrſcheinliches, Fabelhaftes mit Natürlichem, Wahrſcheinlichem, Wirklichem, bis zur letzten und individuellſten Schilderung zuſammengeſchmolzen wird, erinnert an Johannes von Monteviſa. Und obgleich der Verfaſſer nicht ausdrücklich erwähnt, daß er im gelobten Lande geweſen, ſo ſcheinen doch ſeine genauen Schilderungen dahin zu deuten; er müßte ſich denn bei zurückkehrenden Wallfahrern umſtändlichſt erkundigt haben. Seine Legenden und Ableitungen alten Herkommens treffen weder mit Monteviſa, noch mit den Actis Sanctorum zuſammen; Alles iſt neu und friſch und luſtig, wie der Auszug beweiſt, geſchwätzig hintereinander weg; wobei ſich aber folgende Betrachtung aufdringt.

Wenn irgend eine uralte Mythe und ein aus derſelben unmittelbar entwickeltes, ächtes Gedicht der Einbildungskraft genugſamen Spielraum läßt, ſich das Unwahrſcheinliche, Unmögliche ſelbſt auszubilden: ſo iſt der Hörer zufrieden und der Rhapſode darf kühnlich vorſchreiten. Bei einer proſaiſchen Behandlung jedoch, wo man unternimmt, gegebene laconiſche Ueberlieferungen ausführlich auszuſpinnen, findet ſich der Erzähler von Zeit zu Zeit in Verlegenheit, weil in der bis in's Einzelne durchgeführten Fabel manche Widerſprüche hier und da hervortreten, und ſelbſt den gläubigſten Hörer ſchütteln und irre machen. Will man jedoch auch dieſe Weiſe gelten laſſen, ſo kann man ſich an ihr, wie an einem andern Mährchen, ergetzen.

Uebrigens zeigt uns vorliegendes Werk, gleich ſo manchem andern, wie ſehr von Paläſtina aus die Einbildungskraft gegen Indien gerichtet war; wie ſie in jenen fernen Landen als in einem Irrgarten herumtaumelte und, um halb gekannte Perſonen, Länder und Städte zu bezeichnen, neue wunderliche Namen erfand, oder die ächten ſeltſam verunſtaltete.

In dieſem Sinne vermuthet ein geiſtreicher Freund, der Berg Vaus ſolle der Berg Caus ſein. Das Himelaja-Gebirge war durch Tradition wohl ſchon bekannt genug. Unter der Inſel Egryſcula müßte, da der heilige Thomas darauf begraben ſein ſoll, die Indiſche Halbinſel verſtanden werden. Die Stadt Scylla, am Fuße des Berges Vaus, wäre ſodann die zweite Hälfte des ganzen Landesnamens; ob hier irgend nachzukommen, wird die Folge zeigen. Nähere Gegenden jedoch ſind ganz richtig genannt und wenigſtens ähnlich angedeutet.

Vom großen Chan, vom Einbruch der Tartaren (homines rudes et viles), im Jahre 1268, wodurch die ketzeriſchen Neſtorianer gedemüthigt und aufgerieben werden, iſt ausführlich geſprochen. Jene öſtlichen Völker haben ſich auch einen Schmid zum Führer gewählt, wie die ältern Perſer. Etwas von der Geſchichte der Caliphen und wie die Neſtorianer endlich den Prieſter Johann gegen die Tartaren anrufen, ſowie manches Andere, ſchwebt zwiſchen Geſchichte und Fabel.

Von natürlichen Dingen finden wir den Balſam und um zu bevorworten, daß die Hirten

noch im December mit ihren Heiden ſich auf dem Felde befanden, wird vom Unterſchied der Berg- und Thalweiden gehandelt, ferner der Schafe Nabaoth mit Fettſchwänzen gedacht, wodurch Arabiſche Schafe wohl gemeint ſein mögen.

Unter die fabelhafteſten Weſen aber gehört ein dürrer Baum im Tempel der Tartaren. Er ſteht hinter Mauern und Befeſtigungen von Riegeln und Schlöſſern wohl verwahrt, auch mit Heereskraft bewacht; denn welchem Fürſten es gelingt, ſein Schild an dieſen Baum zu hängen, der wird Herr des ganzen Oſtens, wie es dem großen Chan, der deſhalb unüberwindlich iſt, gelungen ſein ſoll. Nicht unwerth möchte es daher der Bemühung ſolcher Männer ſein, die in der Uebereinſtimmung mehrerer Traditionen den Zuſammenhang der Völker und Zeiten aufſuchen und gegen einander ſtellen, wenn ſie ſich mit dieſem Büchlein näher befaſſen wollten. Gleichfalls wäre es vielleicht belohnend, wenn man Das, was hier von Ketzern umſtändlich erzählt iſt, mit der anerkannten Kirchengeſchichte zuſammenhalten wollte.

In's Deutſche überſetzt, ſchlöſſe ſich das Büchlein unmittelbar an die Volksbücher; denn es iſt für die Menge erfunden und geſchrieben, die ſich, ohne den critiſchen Zahn zu wetzen, an Allem erfreut, was der Einbildungskraft anmuthig geboten wird. Und ſo ſind die Einzelnheiten, über die wir flüchtigen Fußes hingingen, durchaus oberflächlich und mit heiterem Pinſel angemalt.

Nicht unbemerkt darf bleiben, daß manche Stellen ſich auf Gemälde wie auf Documente beziehen. So ſei z. B. der Stern nicht ein allſeitig funkelnder, wie die gewöhnlichen geweſen, ſondern habe einzelne da- und dorthin deutende Strahlen geworfen, wie ihn die Maler vorzuſtellen pflegen. Beſtätigt ſich unſere Meinung, daß dieſes Werk in der erſten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts geſchrieben ſei, ſo fällt es in die Zeiten des Dom-Bildes und es fragt ſich, ob nicht noch andere Zeugniſſe vorhanden ſind, daß man damals durch wörtliche und bildliche Darſtellung die Verehrung der heiligen Reliquien wieder zu beleben geſucht habe.

Bei allem Dieſem jedoch entſteht die Vorfrage: ob dieſes Werk ſchon bekannt; ob ein Manuſcript deſſelben ſich irgendwo vorfinde; ob es gedruckt oder gar gedruckt ſei?

Die heiligen drei Könige noch ein Mal.

Da uns dieſe frommen Erſtgeborenen aus den Heiden neuerlich, durch die trefflichen Arbeiten der ältern Niederländiſchen Schule, immer lieber und werther geworden: ſo hegten wir den Wunſch, Näheres von dem Büchlein und dem Verfaſſer zu erfahren, und vielleicht eine Ueberſetzung deſſelben, in einem jener Zeit gemäßen Styl bearbeitet, zu ſehen. Wie denn nun immer Eins auf's Andere führt, ſo that ſich unter den Heidelberger-Manuſcripten eine Ueberſetzung hervor, welche Herr Schwab neben dem Original benutzend uns gegenwärtig ein angenehmes Geſchenk darreicht; und zwar iſt er bei ſeiner Arbeit folgender Maßen zu Werke gegangen.

Um uns gleich zu Anfang mit dem fabelnden Autor auszuſöhnen, hat er die Legende der drei Könige in zwölf Romanzen, einer Dichtart, deren Ton ihm ſo wohl gelingt, poetiſch ausgeführt und ſie als einleitenden Auszug ſeiner Ueberſetzung vorausgeſchickt, ganz im Sinne des Büchleins, das er behandeln wollte, welches darauf ganz ſchicklich folgt, in einem Tone, dem Alterthum und dem Gegenſtande gar wohl angemeſſen. Es iſt der Styl, obgleich einige Jahrhunderte rückwärts gebildet, doch ohne Zwang und Unnatur; das Vorgetragene lieſt ſich gut und leicht, und das Büchlein iſt ſowohl dem Inhalt als der Behandlung nach allgemein zu empfehlen.

Wenn nun freilich der Verlauf der Dinge umſtändlich proſaiſch und zugleich unwahrſcheinlich, mährchenhaft durchgeführt iſt, wie es Legenden-Schreibern, cycliſchen Dichtern und andern Spätlingen eigen ſein mag: ſo kommt doch gar Manches vor, was an bekannte Geſchichte ſich anſchließt, nicht weniger Vieles auf öſtliche Länder und Reiche bezüglich. Vom Clima wird gehandelt, von Landesart, Menſchen, Thieren und Gewächſen; wir ſtoßen auf manche Wunderlichkeiten, ſolchen ähnlich, die man uns früher ſchon vorgefabelt; wir finden einen angenehmen Beitrag zu Dem, was man in jener Zeit gewußt und geahnt, erfahren und geträumt; und ſo erinnert das Büchlein hier und da an Herodot, durchaus aber an Mandeville; wir gewahren denſelben Trieb eines Reiſenden, der von dem Puncte der Welt aus, wo er hingelangt, weiter vorwärts und ſeitwärts zu ſchauen emſig ſich gedrungen fühlt.

Sodann aber iſt die Rechenſchaft, welche unſer Verfaſſer von den heiligen Orten gibt, der Art, daß er entweder ſelbſt muß dort geweſen ſein oder die ſehr zahlreichen Pilger fleißig ausgeforſcht haben. Dieſes Alles zu ſondern, die Congruenz mit ſchon bekanntem Irrthum, mit anerkannter Wahrheit zu zeigen, würde eine leichte Arbeit ſein für Männer, die in dieſem Fach zu Hauſe ſind und gewiß nicht fruchtlos für Welt- und Zeitkenntniß.

Als Autor dieſes Büchleins entdeckte ſich bei näherer Unterſuchung Johannes von Hildesheim,

Profeſſor zu Avignon und Paris, nachher 1358 Prior in Heſſen-Caſſel, ein geübter Schriftſteller in Proſa und Verſen, ausgezeichneter Volksredner, Vermittler zwiſchen Königen und Fürſten. Im Jahr 1366 reiſ'te er nach Rom; als er von dorther zurückkam, wurde er Prior in ſeinem Stammkloſter zu Marienau, vermittelte dann einen Frieden zwiſchen dem Biſchof von Hildesheim und den Herzogen von Braunſchweig, und ſtarb 1375 in genanntem Kloſter, wo er neben dem Stifter, einem Grafen von Gleichen, begraben liegt, wie ſeine in Caſpar Münſter's Saxonia mitgetheilte Grabſchrift beurkundet.

Höchſt merkwürdig iſt jedoch, daß er gerade im Jahre 1366, wo Mandeville, von ſeinen Reiſen zurückkommend, in Rom einkehrte, ſich auch daſelbſt befand, wodurch die Uebereinſtimmung mit jenem bedeutenden Reiſenden nur deſto erklärlicher wird.

Das Nibelungen-Lied.

Ueberſetzt von Carl Simrock. Zwei Theile. Berlin 1827.

Kurze Litterar-Geſchichte.

Zuerſt durch Bodmer bekannt, ſpäterhin durch Müller.

Neu aufgeregtes Intereſſe.

Mehrfaches Umſchreiben und Behandeln.

Hiſtoriſche Bemühungen deßhalb.

Unterſuchungen, wer der Autor.

Welche Zeit.

Verſchiedene Exemplare des Originals.

Schätzung, Ueberſchätzung.

Entſchuldigung letzterer, Nothwendigkeit ſogar, um irgend eine Angelegenheit zu fördern.

Unterliegt immerfort neuen Anſichten und Beurtheilungen.

Individuelle Betrachtungen bei Gelegenheit gedachter neuen Behandlung.

Uralter Stoff liegt zum Grunde.

Rieſenmäßig.

Aus dem höchſten Norden.

Behandlung, wie ſie zu uns gekommen.

Verhältnißmäßig ſehr neu.

Daher die Disparaten, die erſcheinen, wovon wir uns Rechenſchaft zu geben haben.

Die Motive durchaus ſind grundheidniſch.

Keine Spur von einer waltenden Gottheit.

Alles dem Menſchen und gewiſſen imaginativen Mitbewohnern der Erde angehörig und überlaſſen.

Der chriſtliche Cultus ohne den mindeſten Einfluß.

Helden und Heldinnen gehn eigentlich nur in die Kirche, um Händel anzufangen.

Alles iſt derb und tüchtig von Hauſe aus.

Dabei von der größten Nettheit und Ehre.

Die anmuthigſte Menſchlichkeit wahrſcheinlich dem Deutſchen Dichter angehörig.

In Abſicht auf Localität große Unſicherheit.

Und es läßt ſich kaum die Zeit denken, wo man die fabelhaften Begebenheiten des erſten Theiles innerhalb der Grenzen von Worms, Xanten und Oſt-Friesland ſetzen dürfte.

Die beiden Theile unterſcheiden ſich von einander.

Der erſte hat mehr Prunk.

Der zweite mehr Kraft.

Doch ſind ſie beide in Gehalt und Form einander völlig werth.

Die Kenntniß dieſes Gedichts gehört zu einer Bildungsſtufe der Nation.

Und zwar deßwegen, weil es die Einbildungskraft erhöht, das Gefühl anregt, die Neugierde erweckt und, um ſie zu befriedigen, uns zu einem Urtheil auffordert.

Jedermann ſollte es leſen, damit er nach dem Maß ſeines Vermögens die Wirkung davon empfange.

Damit nun dem Deutſchen ein ſolcher Vortheil werde, iſt die vorliegende Behandlung höchſt willkommen.

Das Unbehülfliche und Unzugängliche der alten Sprache verliert ſeine Unbequemlichkeit, ohne daß der Character des Ganzen leidet.

Der neue Bearbeiter iſt, ſo nah' als möglich, Zeile vor Zeile bei'm Original geblieben.

Es ſind die alten Bilder, aber nur erhellt.

Eben als wenn man einen verdunkelnden Firniß von einem Gemälde genommen hätte und die Farben in ihrer Friſche uns wieder anſprächen.

Wir wünſchen dieſem Werke viele Leſer; der Bearbeiter, indem er einer zweiten Auflage entgegenſieht, wird wohl thun, noch manche Stellen zu überarbeiten, daß ſie, ohne dem Ganzen zu ſchaden, noch etwas mehr in's Klare kommen.

Wir enthalten uns alles Weitern, indem wir uns auf das oben Geſagte beziehen. Dieß Werk iſt nicht da, ein für alle Mal beurtheilt zu werden, ſondern an das Urtheil eines Jeden Anſpruch zu machen und deßhalb an Einbildungskraft, die der Reproduction fähig iſt, an's Gefühl für's Erhabene, Uebergroße, ſowie für das Zarte, Feine, für ein weitumfaſſendes Ganze und für ein ausgeführtes Einzelne; aus welchen Forderungen man wohl ſieht, daß ſich noch Jahrhunderte damit zu beſchäftigen haben.

Jeder rhythmiſche Vortrag wirkt zuerſt auf's Gefühl, ſodann auf die Einbildungskraft, zuletzt auf den Verſtand und auf ein ſittlich vernünftiges Behagen. Der Rhythmus iſt beſtechend.

Wir haben ganz rohe Gedichte wegen lobenswürdiger Rhythmik preiſen hören.

Nach unserer oft geäußerten Meinung deßhalb, behaupten wir, daß jedes bedeutende Dichtwerk, besonders auch das epische, auch einmal in Prosa übersetzt werden müsse.

Auch den Nibelungen wird ein solcher Versuch höchst heilsam sein, wenn die vielen Flick- und Füllverse, die jetzt wie ein Glockengeläute ganz wohlthätig sind, wegfielen und man unmittelbar kräftig zu dem wachenden Zuhörer und dessen Einbildungskraft spräche, so daß der Gehalt in ganzer Kraft und Macht vor die Seele träte und dem Geiste von einer neuen Seite zur Erscheinung käme.

Es müßte, nach unserer Meinung, gerade nicht das Ganze sein; wir würden das achtundzwanzigste Abenteuer und die nächstfolgenden vorschlagen.

Hier hätten talentvolle Mitarbeiter an unsern vielen Tagesblättern einen heitern und nützlichen Versuch zu wagen, und könnten auch hierin, wie in vielen andern Dingen geschieht, ihren Eifer um die Wette beweisen.

Uebersetzung des Lucrez.

Erstes Buch.

Endlich tritt die vieljährige Arbeit eines geprüften Freundes an den Tag, der ich um so mehr einen guten Empfang wünsche, als ich seit geraumer Zeit dieser unverdrossenen Bemühung gar manche Hülfe und Förderniß zu danken habe. Die Schwierigkeiten, welche ein Jeder bei dem Studium des Lucrez empfindet, waren auch mir hinderlich, und so gereichten die Studien eines Freundes, sich mit einem so wichtigen Rest des Alterthums zu verständigen, eigenem Verständniß zu großem Vortheil. Denn es wird hierbei Nichts weniger verlangt, als daß man sich, siebenzig bis achtzig Jahre vor unserer Aera, in den Mittelpunct der Welt, das heißt, nach Rom versetze, sich vergegenwärtige, wie es daselbst in bürgerlichen, kriegerischen, religiösen und ästhetischen Zuständen ausgesehen. Den ächten Dichter wird Niemand kennen, als wer dessen Zeit kennt.

Man darf wohl sagen, daß Lucrez in die Epoche kam und sie selbst mit bildete, wo die Römische Dichtkunst den hohen Styl erreicht hatte. Die alte, tüchtige, barsche Rohheit war gemildert; weitere Weltumsicht, practisch tiefere Blick in bedeutende Characteure, die man um und neben sich handeln sah, hatten die Römische Bildung auf den bewundernswürdigen Punct gebracht, wo Kraft und Ernst sich mit Anmuth, wo starke, gewaltige Aeußerungen sich mit Gefälligkeit vermählen konnten. Daraus entwickelte sich im Fortgang das Zeitalter Augusts, wo die feinere Sitte den großen Abstand zwischen Herrscher und Beherrschten auszugleichen suchte, und das für den Römer erreichbare Gute und Schöne in Vollendung darstellte. In der Folgezeit war an eine Vermittelung nicht mehr zu denken; Tyrannei trieb den Redner von dem Markt in die Schule, den Poeten in sich selbst zurück; daher ich denn gar gern, diesem Verlauf in Gedanken folgend, wenn ich mit Lucrez angefangen, mit Persius endige, der in Sybillinische Sprüche den bittersten Unmuth verhüllend, seine Verzweiflung in düstern Hexametern ausspricht.

Wie viel freier bewegt sich noch Lucrez! Zwar auch er ist bedrängt von den Stürmen der Zeit, die ihm eine behagliche Ruhe verkümmern; er entfernt sich vom Weltschauplatz, beklagt des werthesten Freundes Abwesenheit und tröstet sich durch Mittheilung des höchsten Bestrebens. Woher aber kommt eigentlich für ihn das Bedrängende? Seit Erbauung Rom's zog der Staatsmann, der Kriegsheld vom Aberglauben nach Bedürfniß die größten Vortheile, aber wenn man von günstigen Göttern, durch Vögelflug und Eingeweidegestalt, treuen Rath und Warnung zu erhalten glaubte; wenn der Himmel an dem Gläubigen Theil zu nehmen schien: so waren Diese dagegen doch nicht vor den Schrecken der Hölle gesichert. Und weil das Fürchterliche immer mehr aufregt, als das Milde zu beschwichtigen vermag, so verdüstert der Flammenqualm des Orcus den Olympischen Aether, und die Stygische Gorgone löschte die sämmtlichen reinen, ruhigen Götterbilder aus, die man ihren schönen Wohnsitzen entrissen und in Römische Knechtschaft geschleppt hatte.

Nun waren schwache Gemüther mehr und mehr bemüht, drohende Wahrzeichen abzulehnen und von Furcht sich demüthig zu retten. Angst und Bangigkeit steigerte sich jedoch, als ein Leben nach dem Tode, bei einem unseligen Leben auf Erden, immer wünschenswerther erschien. Wer aber gab sodann Bürgschaft, daß es nicht ebenso schlimm, vielleicht gar schlimmer als am Tage des Tags unten aussehen werde? So zwischen Furcht und Hoffnung schwebte die Menge, der bald hernach das Christenthum höchst willkommen und das tausendjährige Reich als der wünschenswertheste Zustand ersehnt werden sollte.

Starke Geister hingegen, wie Lucrez, die wohl zu verzichten, aber sich nicht zu ergeben genaturt waren, suchten, indem sie die Hoffnung abwiesen, auch die Furcht los zu werden. Doch hierbei war, wenn man auch mit sich selbst übereinzukommen gewußt, doch von außen große Anfechtung zu erleiden.

Einer, der immer wieder hören muß, was er längst beseitigt hat, fühlt ein Mißbehagen

das ſich von Ungeduld zur Wuth ſteigern kann; daher die Heftigkeit, mit welcher Lucrez auf Diejenigen eifernd losfährt, die im Tode nicht vergehen wollen. Dieſes gewaltige Schelten habe ich jedoch immer beinahe comiſch empfunden und mich dabei an jenen Feldherrn erinnert, der im prägnanteſten Augenblick der Schlacht, da ſeine Truppen dem unvermeidlichen Tod entgegen zu gehen ſtockten, verdrießlich ausrief: „Ihr Hunde, wollt Ihr denn ewig leben!“ So nahe grenzt das Ungeheure an's Lächerliche.

Soviel ſei dieß Mal über ein Werk geſagt, das, allgemeine Aufmerkſamkeit verdienend, den Antheil der jetzigen Zeit beſonders erregen muß.

Man ſoll in vielen Stücken nicht denken, wie Lucrez, ja man kann es nicht einmal und wenn man wollte; aber man ſollte erfahren, wie man ſechs bis acht Decennien vor unſerer Aera gedacht hat: als Prologus der chriſtlichen Kirchengeſchichte iſt dieſes Document höchſt merkwürdig.

Auf einen ſo wichtigen Gegenſtand nun ſei mir erlaubt, wieder zurück zu kommen, indem ich Lucrez in mehrfacher Eigenſchaft darzuſtellen wünſchte, als Menſchen und Römer, als Natur-Philoſophen und Dichter. Dieſen alten Vorſatz auszuführen, erleichtert mir zu rechter Zeit die wohlgelungene Ueberſetzung; ſie macht es allein möglich. Denn wir ſehen ſie durchaus würdig mit edler Freiheit vorſchreiten, ſich ſelbſt klar unſer Verſtändniß aufſchließen, auch wenn von den abſtruſeſten Problemen gehandelt wird. Gracios und anmuthig lockt ſie uns in die tiefſten Geheimniſſe hinein, commentirt ohne Umſchreibung und bringt ein reales bedeutliches Original; wie dieß Alles in der Folge umſtändlich nachzuweiſen ſein wird.

Vorgruß.

Exuberantia quam sapientiae
Hic cerno fontem! Qualia pectora
Hic signa perdocti refulgent!
Quanta gravi canit ore vates.

Sublimiorem carmina judici!
Procepe ut altis Rhenus ab Alpibus
Hac fertur, et cecum ruenti
Attonitus rapit amne mentem.

Saepe hinc profundo captus ab alveo
Sententiarum, quam validus fluit.
Et mentis et linguae carebam
Non superus meditatus usu,

Mic invidendo nectare meos tumet,
Cui non Palaemon praetulerit notam
Dapesque Divorum, et foventem
Mille novem Amathusia flammis.

Sabina nagis somnia vilibus
Valere fassit, ludicra, turpia,
Quae mollius mulcent amantes
Eloquii, sed inanis, aurem.

Honestiori ductus ab impetu
Arcana rerum, providi quae sui
Natura demersit tenebris,
Amomino reserasse orbi.

Par est politis carminibus decor.
Par est venustas. Notiorem eadem
Quam mellea vestit lepore!
Quam notidos struxit illa verbis.

Audita quae non antea Romuli
Bacchat nepotes! Quam cecinit modos
Sublime, praeterventus omnes,
Quotquot erant, quot erunique, vates.

Ut vel disertae fama opulentiae
Latinitatis maximus arbiter,
Ut Tullius magnum aestimarit
Ingenio, sed et arte nonnem.

Illi, Pelasgis nobile per viros
Reverti ab oris, mox sapientiam
Romore via notam volucri
Belligero Latio intulere.

Mortem, solutae fomine sapine,
Curas, ligatis Pieridum modis,
Complexus est artes, et Orbi
Tradidit, ingeniosiorem.

Hoc fonte haben prolait, hic Mano
Illustre orvis creditur abditum
Leginae nectar, aemulatus
Mellifluis volucres Hymettii.

Hoc primus tantum saecula maximum
Dicere vatem: pectora laureae
Condere certarunt, sacrumque
Fronde nova redimire crinem.

Gabriele.

Von Johann Schopenhauer.

Ich las die drei Bände dieſes mir längſt vortheilhaft genannten Roman's mit der größten Gemüthsruhe, zwiſchen den hohen Fichtenwäldern von Marienbad, unter dem klarſten Himmel, in reinſter, leichteſter Luft, daher auch mit aller Empfänglichkeit, die man zum Genuß eines jeden dichteriſchen Erzeugniſſes mitbringen ſollte. Was ich darüber auf einſamen Spaziergängen in meine Schreibtafel bemerkte, laſſe ich hier, ohne künſtliche Ordnung, gemüthlich, wohlmeinend nacheinander folgen; denn weder auf Anzeige und Anpreiſung, noch auf Urtheil und Entwickelung kann es hier angeſehen ſein; der allgemeine Beifall hat uns hierin ſchon vorgegriffen.

Gabriele ſetzt ein reiches Leben voraus und zeigt große Reife einer daher gewonnenen Bildung. Alles iſt nach dem Wirklichen gezeichnet, doch kein Zug dem Ganzen fremd; die gewöhnlichen Lebensvorkommniſſe ſehr anmuthig verarbeitet. Und ſo iſt es eben recht: der Roman ſoll eigentlich das wahre Leben ſein, nur folgerecht, was dem Leben abgeht.

Epiſche, halb epiſche Dichtung verlangt eine Haupt-Figur, die bei vorwaltender Thätigkeit durch den Mann, bei überwiegendem Leiden durch die Frau vorgeſtellt wird. Dieß Mal iſt einem anziehenden weiblichen Weſen die ſchwerſte Rolle zugetheilt, die ſie mit höchſter Zartheit

und Anmuth durch unerträgliche Leiden durchführet. Die Mithandelnden alle sind Opfer von klemmenden Widersprüchen, die sich aus nothwendigen und zufälligen Weltverhältnissen hervorthun: aus dem Conflict des Wollens, der Pflicht, der Leidenschaft, des Gesetzes, des Begehrens und der Sitte.

Jenes ethisch Allgemeine verkörpert sich nun im Contrast der Charactere, im Widerstreit der physischen und moralischen Kräfte, in Gebundenheit der Angewöhnungen, der häuslichen Zustände.

Hier bedarf es nun keines großen Personals, aber vollständig und in sich selbst vermannigfaltigt soll es sein. Im Verlauf mehrerer Jahre treten die Personen auf und ab, entfernen sich, erscheinen wieder, haben gewonnen, verloren, sich verändert, ohne Widerspruch mit sich selbst.

Gabriele webet und weset in der vornehmern, ausgebildeten Welt; die handelnden Personen sind sämmtlich begütert und dadurch in den Naturzustand des freiesten Handelns und Wirkens versetzt. Schlösser und Landhäuser veranlassen manche anmuthige, bedeutende, nothwendige Ortsveränderung; Reisen in's Bad, in die Ferne beleben die Tagesordnung.

Als ich in diesem Sinne vor einer gebildeten Gesellschaft redete, fragte eine sorgsame Mutter: ob sie dieses Buch mit ihren Töchtern lesen könne. Dabei kam Folgendes zur Sprache.

Erziehung heißt: die Jugend an die Bedingungen gewöhnen, zu den Bedingungen bilden, unter denen man in der Welt überhaupt, sodann aber in besondern Kreisen existiren kann. Der Roman hingegen stellt das Unbedingte als das Interessanteste vor, gerade das grenzenlose Streben, was uns aus der menschlichen Gesellschaft, was uns aus der Welt treibt, unbedingte Leidenschaft, für die dann, bei unübersteiglichen Hindernissen, nur Befriedigung im Verzweifeln bleibt, Ruhe nur im Tod.

Dieser eigenthümliche Character des tragischen Roman's ist der Verfasserinn auf schlichtem Wege sehr wohl gelungen; sie hat mit einfachen Mitteln große Rührung hervorzubringen gewußt; wie sie denn auch, im Gang der Ereignisse, das natürlich Rührende aufzufassen weiß, das uns nicht schmerzlich und jammervoll, sondern durch überraschende Wahrheit der Zustände höchst anmuthig ergreift.

Durchaus wohlthätig ist die Freiheit des Gemüthes, kraft welcher allein die wahre Rührung möglich wird; daher denn auch die Fasslichkeit der allgemeinen Anordnung, des innern Ausdrucks, des äußern Styl's. Ein heiteres Behagen theilt sich dem Leser mit.

Einsichtige Anthropologie, sittlich-physiologe Ansichten, sogar durch Familien und Generationen durchgeführt. Abstufung der Verhältnisse und Ableitung. Verwandtschaft, Gewohnheit, Neigung, Dankbarkeit, Freundschaft, bis zur leidenschaftlichsten Anhänglichkeit.

Keine Spur von Parteisinn, bösem Willen, Neckerei, vielmehr anmuthiges Gefühl eines allgemeinen Wohlwollens; kein böses Princip, kein verhaßter Character; das Lobens- und Tadelnswerthe mehr in seiner Erscheinung, in seinen Folgen, als durch Billigung oder Mißbilligung dargestellt.

Vom alten, schroffen, durch Eigensinn und Wahn zuletzt der Verrücktheit nahen Vater, bis zur jüngsten, in die Welt tretenden, heitern Schönheit (wir meinen Ida), die zuletzt als frische Versucherinn auftritt, ohne Wiederholung das Aehnliche.

Jener würdige Halbtolle, im Unnatürlichen ganz wahr gehalten, wird gefordert, um die tragische Catastrophe hervor zu bringen. Dem wunderlichen Vetter verzeiht man Alles, seiner eigenthümlichen Seltsamkeit und Beschränktheit wegen; er spielt den Gracioso in dieser Tragödie und steht den thätigsten des Calderon nicht nach.

Eine gewisse Kränklichkeit gibt man der Hauptfigur, als ihrer Individualität angehörig, gerne zu, ja man fordert sie. Die schwereren Krankheits-Paroxysmen betrachtet man wie eine Art längern, tiefern Schlafes, ohne den eine solche Organisation nicht bestehen könnte.

Die übrigen Personen sind körperlich gesund, allenfalls verwundet; sie leiden nur an der Seele; nirgends wird man Schwächlichkeit gewahr.

Hier verläßt mich nun die Erinnerung meines einsamen Betrachtens. Nachstehendes Apho-ristische wird der wohlwollende Leser selbst einschalten.

Mitten im Elemente der Convenienzen erscheint ein durchaus Natürliches der Besitze, Mannigfaltigkeit des Herkommens der Personen, und besonders fruchtbare Folgen früherer Verhältnisse.

Sitten und Arten der neuesten Welt sind das durchwaltende Costüme; sogar wird die neueste, zarteste, wirksamste Gistart eingeflochten.

Fortschritt edler Gesinnung und Handelns, wodurch der Uebergang in's wahrhaft Große leicht, ja nothwendig wird.

Nichts Phantastisches, sogar das Imaginative schließt sich rationell an's Wirkliche.

Das Problematiſche, an's Unwahrſcheinliche grenzend, bewerkſtelligt ſich ſelbſt und iſt mit großer Klugheit behandelt.

Und ſo ſei eine reine, freundliche Theilnahme treulich und dankbar ausgeſprochen.

Marienbad, Ende Juni 1822.

Olfried und Liſena.

Ein romantiſches Gedicht in zehn Geſängen. Von Auguſt Hagen. Königsberg 1820.

Als mir dieß Büchlein in die Hände kam, ſchlug ich es, nach alter löblicher oder unlöblicher Gewohnheit, auf, gerade in der Mitte und las die ſechs Stanzen der beiden Seiten; dieſe zogen mich an und nöthigten mich, vor- und rückwärts zu gehen, wodurch ich denn gar bald bewegt ward, vom Anfange anzufangen. Und ſo habe ich es denn auch in ruhigen, guten Stunden fort- und durchgeleſen, welches Etwas heißen will; denn, in zehn Geſänge getheilt, enthält es über ſechszehnhundert Stanzen.

Ich aber, gerade in dieſem Augenblicke, weder zu irgend einer ausführenden Darſtellung, viel weniger zu einer Beurtheilung aufgelegt, erſuche die genannten und ungenannten, trefflichen Freunde, die uns in kritiſchen Zeitſchriften über äſthetiſchen Gewinn und Verluſt gar löblich aufklären, dieſem Werk ihre Aufmerkſamkeit zu ſchenken und mir den Traum zu hegen, warum es mir ſo wohl gefällt.

Anerkennen werden wir es als ein erfreuliches Zeichen der Zeit: denn es beweiſt eine hohe ſittlich-äſthetiſche Cultur, wenn in jungen Jahren ein entſchiedenes Talent auch ſogleich aufgeklärt, frei, heiter und den Gegenſtänden völlig gewachſen erſcheint, die es behandelt. Von großer Bedeutung halten wir, wenn ein junger Mann (denn als einen ſolchen gibt und offenbart er ſich) eine Fabel wie dieſe concipirend, ſie in ſich auszubilden und, bei der fleißigſten Behandlung des Einzelnen, ſich immer ſo ausführlich und gleich zu bleiben vermag. Bei dieſer Ausführung aber weiß ich nicht, was ich mehr bewundern ſoll, den klar-tiefen Eindruck in die menſchlichen Gefühle, Geſinnungen, Zuſtände und Verhältniſſe, oder die Heiterkeit, ſich in der Natur, ihren Localitäten und Einzelnheiten überall zu ergehen.

Glück wünſchen wir ihm aber vorzüglich, daß er von Jugend auf ein Seeanwohner geweſen; dadurch gewinnt er ein Arena, einen Kampf- und Spielraum, auf dem wir ſeine Helden und Leute bald froh und bald bedrängt ſehen; er gewinnt die mannigfaltigſten Luft-, Waſſer- und Erderſcheinungen; und dann hängt es von ihm ab, uns, natürlich freundlich, bald auf dürren Sandwüſten auszuſetzen, bald in Fiſcherhütten, deren Gewerb mit Garten- und Obſtbau verbunden iſt, erquickend einzuführen; es hängt von ihm ab, palaſtreiche Städte am Ufer zu erbauen, Gärten und Parks ohne Gleichen zu labyrinthiſiren.

Doch wir gehen zu weit und dürften auf dieſem Wege die Abſicht, uns nicht einzulaſſen, ehe wir's uns verſehen, überſchreiten.

Betrachten wir genau, ſo iſt es vielleicht die jugendliche Anſchauung des Meeres, die dem Engländer, dem Spanier ſo große Vorzüge über den Mittelländiſchen Dichter gibt. Kenner, welchen unſere neuere Deutſche Litteratur gegenwärtiger iſt als mir, werden bemerken, wer, von dieſer Seite, mit unſerm Dichter wetteifert.

Ein junger Freund, den ich gern über mich und Andere reden höre, ertheilt mir, auf Erſuchen, folgenden Beſcheid.

„Olfried und Liſena, von Auguſt Hagen, habe ſogleich zu leſen angefangen und den erſten Geſang vollendet. Hiernach zu urtheilen, ſcheint der junge Dichter ſehr glücklich die Aufgabe gelöſ't zu haben, wie das Mährchenhafte, Abenteuerliche, Seltſame auf eine erfreuliche Weiſe mit bekannter, gewohnter menſchlicher Sinnesart in Verbindung zu ſetzen ſei. Alles deutet auf ein heiteres, reines und ſehr ſanftes Naturell, mit gelindem Schwunge, einer der Fülle und Stärke gar nicht entbehrenden Einbildungskraft hin. Die Griechiſchen Ueberſchriften mögen wohl ſagen, daß der Dichter ſeinen Sinn an Homer glücklich bewahrt und genährt. Mit Intereſſe werde ich das Ganze vollenden, mich davon zu durchdringen ſuchen, um Ihrer Anfrage möglichſt genug zu thun.“

„Olfried und Liſena habe vollendet. Was ich nach ziemlich unterbrochenem Leſen von dieſem Product jetzt ungefähr ſagen könnte, wäre Dieſes: Es iſt kein Homer'ſches Epos, wiewohl die äußere Form, Erzählung und die Einführung auf den Schauplatz durch den Dichter Statt findet. Hier iſt vielmehr ein geiſtiger, ſittlicher Anacreon, dem Homer's Fülle und Breite einmal zugeſagt hat, in aller Vollſtändigkeit und Ausführlichkeit geneigt von ſich zu geben, was im kleinen, harmloſen Gedicht und Lied unſchuldig anmuthig gerührt und gefallen hätte. Die moderne Denkweiſe, die mehr auf die Geſinnung, als auf kräftigen, ſichtbaren Ausdruck nach Art der Alten Alles bezieht, verläugnet ſich nirgends; daher denn die innerſte Anlage des Gedichts mehr von Höhe und Tiefe als Breite zeugt; ja, dieſe letztere iſt ganz auf die Nebenpartien und Außerweſentlichkeiten vertheilt. Doch indem ich auf jene längern Epiſoden und Einflechtungen von Griechiſch-Mythiſchem ziele, bin ich weit entfernt, hiermit einen

Fehler anzusprechen, vielmehr finde ich es höchst liebenswürdig und anmuthig, daß der Dichter, was dem Norden abgeht, so wahr und unumwunden eingesteht, und gern mit des Südens Vortheilen die Leere und Einöde erfüllen und erheitern mag, die doch nun einmal besteht. Dürfen wir uns deßhalb wundern, daß uns überhaupt nur ein Märchen geboten wird, und daß der Sänger Wahrheit und Dichtung sich einander entgegen zu setzen sich gezwungen sieht? Auch hier also fehlt jener antike Vortheil, von einem Gegebenen, wirklich Vorhandenen auszugehen und die Erfindung eines nicht Vorhandenen, Daseienden, das an die Stelle des unzulänglich Wirklichen tritt, äußert sich ganz nach neuerer Dichtweise.

Daß jedoch der Dichter jenes Erfundene so unmittelbar in Verbindung mit seinem Oertlichen, Climatischen, ja mit seiner persönlichen, individuellen Gesinnung bringt, muß ihm als eine höchst glückliche Auskunft ausgelegt werden, jenem bezeichneten antiken Vortheil sich zu nähern. Und vielleicht ist hier der Punct, wo die ganze Production mir am Heitersten, Feinsten und Lobenswürdigsten erscheint. Denn geben wir jene frauenhafte Gesinnung einmal zu, so muß uns die Fülle, der Reichthum von Gleichnissen und Schilderungen, die alle dem Landstrich, der Meeresküste, der Vegetation entnommen sind, höchst überraschend sein, indem wir diese wirklichen Elemente zu einem neuen Ganzen abermals verbunden sehen, das eigentlich jenseits und über dem Wirklichen steht. Ueberhaupt dürfte man fragen, ob das Gedicht im Sinne unserer neuern Romantiker romantisch zu nennen sei. Es ist zwar im reinsten und zartesten Sinne von Sehnsucht, welche die höchsten, sogar überirdischen Regionen berührt, gedichtet; indessen werden wir doch auf einen Himmel, ein Ewiges, Dauerndes geführt, das, nicht zu Ungunst, sondern zum Vortheil des viel schwächern Erdenwesens sich wirksam erweist. Und so ist eigentlich jene Kluft gefüllt, die unsere gemeinen Romantiker zwischen Erd' und Himmel nur immer größer zu machen sich bestreben."

C. Sch.

Olfried und Lisena noch ein Mal.

Da wir bei abermaliger Betrachtung genannten Gedichtes die Neigung gegen dasselbe und gegen den Autor zu verändern keinen Anlaß gefunden, vielmehr die früher gehegte, gute Gesinnung sich unangefochten erhalten hat: so möchten wir dem Dichter gern Etwas zu Liebe thun, Etwas aussprechen, das ihn für alle Zukunft fördern könnte.

Denn was an ihm allenfalls auszusetzen sei, darüber werden ihn unsere landsmännischen Critiker gar umständlich belehren; wir aber wollen ihn mit einem kurzen Worte berathen, welches zu befolgen er gewiß heilsam finden wird. Wir wünschen nämlich, daß er sich's für die nächste Zeit, vielleicht für alle Zeiten, zum Gesetz mache, nur kurze, einfache Erzählungen zu unternehmen; er wähle sich aus der Geschichte, aus Ueberlieferungen, aus Erfahrung irgend ein prägnantes Motiv, welches entwickelt ästhetisch-moralische Zufriedenheit erwecken könne. Er behandle Solches ausführlich und umständlich; die Eigenthümlichkeit desselben werde aus sich selbst geschmückt und erwachse zu fröhlichen Theilen; je kürzer er sich faßt, desto willkommener wird er sein und gewiß am Besten gedeihen. Denn ergreift er den rechten Gegenstand, so ist bei einer anmuthigen Behandlung, wie sie dem schönen Talent zu Gebote steht, seine Arbeit unverwüstlich; vergreift er sich auch ein Mal, so ist für seine fruchtbare Dichtader nicht viel verloren.

Gern erinnern wir uns hierbei Wieland's kleiner Erzählungen, von welchen gar manche, als wohlgeschliffene Edelsteine, in der Krone Deutscher Litteratur noch lange Zeit glänzen werden, wenn viel mehr Aufmerksamkeit und Forschung verlangt wird, um die Verdienste des ältesten „Oberon" anzuerkennen.

Deutscher Naturdichter.

Anton Fürstein ist gegenwärtig neunundzwanzig Jahre alt und schon seit seinem achten, an Armen und Beinen zusammengezogen, in dem krüppelhaftesten Zustand. Seine Geistesbildung hat er dem frühern Umgang mit Studirenden und dem Lesen guter Bücher zu verdanken. Anfangs und lange genügten ihm Romane, welche sodann durch gute Deutsche Dichter verdrängt wurden; erst später las er Geschichte, Geographie und solche wissenschaftliche Werke, zu deren Verständniß er mit seinen erworbenen Vorbegriffen anlangte. Da ihm das Vermögen mangelte, die zu einem regelmäßig-geistigen Fortschreiten nöthigen Bücher anzuschaffen, konnte ihm deren Auswahl nicht zu Gebote stehen: immer entschied nur Gelegenheit und Zufall seine Lectüre.

Vor ungefähr vier Jahren bildete sich in Fallenau ein kleiner Verein, welchem auch Fürstein beitrat. Jedes Mitglied verpflichtete sich, in der vierzehntägigen Versammlung ein Gedicht oder eine Erzählung vorzulesen, welches denn auch traulich und regelmäßig geschah. Hier empfand Fürstein den ersten Antrieb, sich in solchen Ausarbeitungen zu versuchen und man mußte ihm zugestehen, daß er in diesen Bemühungen nicht zurückblieb.

Er lebt übrigens von ſeinem geringen Vermögen, von der Unterſtützung ſeiner Geſchwiſter, die ihn liebevoll behandeln. Auf einem Stuhlwagen durch Wohlwollende fortgeſchoben, bewegt er ſich im Freien, mit einem Buche in der Hand, oft nachſinnend, wo denn auch meiſtens ſeine Gedichte entſtehen; denn zu Hauſe iſt er durch das Getöſe der vielen Kinder und das polternde Webergewerbe ſeiner Geſchwiſter, mit denen er gemeinſchaftlich wohnen muß, durchaus geſtört.

Uebrigens wird die gewöhnliche gute Laune Förſtein's ſelten getrübt; er iſt gern in Geſellſchaft gebildeter Menſchen und verdient in Rückſicht ſeiner Moralität das beſte Zeugniß.

Als ich aus Falkenau zu Fuß mit Freunden herausging, fand ich ihn auf meinen Pfaden in ſeinem Seſſelwägelchen zuſammengekrümmt, ein herzergreifender Anblick; denn gekauzt, wie er war, hätte man ihn mit einem mäßigen Cubus bedecken können. Er begrüßte mich freundlich, deutete auf ſein Elend und bezeugte guten Muth, indeſſen ich ihn kaum anzuſehen wagte. Bei flüchtigem Blick jedoch mußte ich gar bald erkennen, wie auf dieſem entſtellten Körper ſich ein Cerebral-Syſtem ausgebildet hatte, womit eine regelmäßige Geſtalt gar wohl hätte zufrieden ſein können.

Ueber ſolche Talente ſagten wir ſchon an einem andern Orte Folgendes: „Unſere Natur-Poeten ſind gewöhnlich mehr mit rhythmiſchen als dichteriſchen Fähigkeiten geboren: man geſteht ihnen zu, daß ſie die nächſte Umgebung treulich auffaſſen, landesübliche Charactere, Gewohnheiten und Sitten mit großer Heiterkeit genau zu ſchildern verſtehen, wobei ſich denn ihre Production, wie alle poetiſchen Anfänge, gegen das Didactiſche, Belehrende, Sittenverbeſſernde gar löblich hinneigt.“

Von unſerm Förſtein kann man noch hinzufügen: alle ſeine Productionen ſchmückt eine gewiſſe Anmuth, die das unternommene Ganze zu beleben weiß; da iſt Gegenwart der offenen Natur, Behagen ſich beſchränkender Geſelligkeit, Genuß und Hoffnung und bei Allem ein menſchlicher, edler Ernſt, dem eine reine Gottesverehrung gar wohl anſteht.

Es war die Rede von irgend einer Aufgabe, die ich ihm zurücklaſſen ſollte. Nun war ich längſt überzeugt, daß man gerade ſolche Talente, die ſich aus dem Gemeinen hervorgehoben, wieder in's Gewöhnliche zurückweiſen ſolle und dazu erſchien mir nichts Wünſchenswertheres, dem Individuum Zuſagendes, den Character der Nation Ehrendes, als Gewerbs- und Handwerkslieder.

Die Engländer haben noch ein Webertied aus den Zeiten Heinrichs VIII. und ſeiner großen Nachfolgerinn, von dem ſie mit Liebe ſprechen, und ich dachte erſt, dem guten Manne ein Gleiches aufzugeben. Weil ich ihn aber nicht an das Klappern und Raſſeln der Weberſtühle, die ihn ſo oft in das Freie hinaustreiben, ſogleich erinnern wollte, ſo wählte ich einen Gegenſtand, der jenes freundliche Thal eigentlich belebt und unſchätzbar macht. Es iſt der Hopfenbau, der die geſtreckten Hügel hinter der Stadt in ſtundenlangen Reihen ziert; ein unabſehbarer Garten in der Nähe, ein weit verbreitetes Buſchwerk in der Ferne. Wie er dieſe Aufgabe gelöſ't, wie er thätig beginnt und Alles, was zu thun iſt, Eins nach dem Andern einſchärft, dabei ein ſittliches Wort mit einſchlingt und immer ſo fortfährt und dieſe Reben den Weinreben anzunähern verſteht, bedarf keiner Auslegung; das Ganze liegt heiteiter und unter ſonnigem, günſtigem Himmel und wird von einem Jeden an Ort und Stelle, beſonders zu recht thätiger Arbeitszeit, gewiß mit dem größten Intereſſe empfunden werden. Ich möchte dieſe Gedichte die aufſteigenden nennen; ſie ſchweben noch am Boden, verlaſſen ihn nicht, gleiten aber ſanft darüber hin. G.

Der Ausdruck Naturdichter, wie ſehr er auch zu den leichtbehaltenen Zuſammenſetzungen unſerer Sprache gehören mag, in denen man ſich auf's halbe Wort zu verſtehen geneigt und gewöhnt iſt, ſpricht doch deutlich genug Das, worauf es ankommt, aus: den Gegenſatz eines Urſprünglichen mit einem Erworbenen, einer Anlage mit einer Fertigkeit und gibt dabei zugleich eine gewiſſe Verwunderung und Freude, wie man ſie an allem Urſprünglichen, Reinen und Intactem zu haben pflegt, mit zu erkennen.

Ein natürliches Vermögen alſo und ein ihm gegenüber-, nicht entgegenſtehendes Bewußtſein, das wir auch wohl Theorie, Kunſt, Regeln u. ſ. w. zu benennen pflegen, wird anerkannt und zwar als der erſte weſentliche Beſtandtheil, als der Gehalt; aber zugleich die An- und Zumuthung an ein wirkendes bewußtes Kunſtgeſetz beſeitigt.

So begabte Individuen ſind das Eigenthum aller Zeiten; aber ihr Stand, Bezug und Verhältniß zur Außenwelt, zu Natur und Menſchheit, ſind nicht zu allen Zeiten dieſelben.

In dem erſten Beginnen des geſellſchaftlichen Zuſtandes, unter Nationen, die ſich zu bilden anfangen, ſind ſolche Talente als diejenigen anzuſehen, durch welche alles Wiſſen und Denken, Sage und Mythus, Geſchichte und Philoſophie eines Volkes Geſtaltung und Einkleidung erhalten haben, aus denen die erſten gefeierten Barden und Sänger hervorgegangen

ſind, welche nur als die Blüthen und Gipfel dieſer erſten Naturpflanzen angeſehen werden mögen.

In den Zeiten der verbreiteten, geſteigerten Cultur, wo Muſter und Vorbilder und davon abſtrahirte Regeln und Theorien aller Art vorhanden ſind, welche auch die ſchwächſten Anlagen zu ſteigern, wenn auch nicht zu erſetzen vermögen, kann man dergleichen urſprüngliche Talente, als ſich ſelbſt überlaſſen, kaum nur in den unterſten, alles Unterrichts wie aller Bildung ermangelnden Volks-Claſſen vorausſetzen.

Denn in einer jeden höhern bemächtigt ſich die Doctrin einer ſolchen Anlage dergeſtalt, daß ſie dadurch ſich entweder in einen Alles verſchlingenden Dilettantismus verwandelt, oder, wenn ſie wirklich urkräftig und nachhaltig iſt, nur durch ein ernſtes Studium in eine beſonnene, kraft- und zweckbewußte Kunſtfertigkeit ausbildet.

Wird nun aber ein ſolches Talent dennoch, wie die Erfahrung lehrt, auch in den unterſten Ständen, in der arbeitenden und dienenden Claſſe angetroffen: ſo befindet es ſich in dem einen von beiden Fällen: entweder hat und behält es ſeinen Wirkungskreis gänzlich in dem Stande, in der Sphäre, worin es geboren und aufgetreten, wo denn das eigentliche Volkslied ihm ſeine Entſtehung verdankt, ohne jemals ſein Verdienſt namentlich zu beurkunden; oder es gelingt ihm, in Berührung und Umgang mit den Höhern und Gebildetern zu kommen und ſich von deren Wiſſen und Können Manches rhapſodiſch anzueignen und ſo als eine Art von Vermittler zwiſchen jenen und ſeiner Claſſe aufzutreten, indem es die Untern und Seinesgleichen zu ſich heranwirkt, den Höhern aber Aufmerkſamkeit abnöthigt und durch die Manierlichkeit ſeines Auftretens ſie anlockt, ſich mit ihm einzulaſſen und des Eintritts in ihre Kreiſe würdig zu halten.

Iſt bei einem Talent des erſten Falles von Urtheil und Geſchmack nicht die Rede, ſondern nur von Wahrheit und Natürlichkeit, welche eine derbe und ſpröde Ausdrucksweiſe charakteriſirt: ſo kann bei einem Talent des letztern Falles ſogar eine Unglaublichkeit, ein Zwieſpalt ſich ergeben, der aus der Vermiſchung von Edelm und Gemeinem, Natürlichem und Conventionellem, Rohem und Sentimentalem entſteht und den Genuß an ſeinen Productionen ſtört, indem unvergohrne Elemente verſchiedener Sphären obwalten, welche das Individuum nicht zu gefälliger Einheit zu verſchmelzen im Stande geweſen.

Und dieſe widerwärtige Erſcheinung mag nun freilich oft ganz eintreten; wenigſtens erklärt ſich uns in ſolcher Vorausſetzung am Leichteſten der Umſtand, daß ſo Manchen der Gebildeten eine Art von Appreheuſion gegen dieſe halbwüchſigen Naturerzeugniſſe auf dem Boden der Cultur und Kunſt anwandelt und er mehr Abneigung als Neugier empfindet, dergleichen Producte kennen zu lernen und ſeiner Aufmerkſamkeit werth zu achten.

Eine ſolche Beſorgniß, ein ſo ungünſtiges Vorurtheil wird nun glücklicher Weiſe durch unſern Naturdichter weder veranlaßt noch gerechtfertigt. Im Gegentheil wird auch der Sprödeſte mit Bewunderung und Freude wahrnehmen, wie überall ein ſich gleichbleibender Gehalt, in entſprechender reiner Form und angemeſſenem, richtigem und zierlichem Ausdruck ſich darſtellt und zwar in einem ſolchen Grade, daß wohl hier und da unbedeutende Abweichungen von den zum Theil conventionellen Geſetzen des Rhythmus und der Proſodie, jedoch nicht mehr als ſelbſt bei den gebildeten und gelehrten Dichtern, keineswegs aber Verſtöße, welche die Einheit der Empfindung, die Richtigkeit des Sinnes und die Schicklichkeit des Gefühls beleidigten, anzutreffen ſein möchten.

Wie mannigfaltig der Kreis ſeiner Gegenſtände und welcher Abwechſelung von Gefühl und Dem gemäßer Behandlung er fähig iſt, davon mögen folgende drei in Ton und Inhalt ganz verſchiedene Gedichte ein rühmliches Zeugniß ablegen.

R.

Für Leyendecker.

Nehmet die Lucke Kunſt zur Hand,
Eilet in die Felder;
Seht, ſchon grünt das Winterland
Und das Haar der Wälder;
Winde wehen ſanft und lau:
Auf, beginnt den Hochzeitbau.

Macht den Stock von Erde frei,
Nach bekannter Weiſe,
Und die Reihen ſtäubt dabei
Auch zur Lockerſpeiſe:
Schneidet, was verletzet iſt,
Daß er friſch und kräftig grünt.

Seht dann Pfahlreihungen hin,
Daß die ſchlanken Ruten
Rankend am dieſelben ziehn
Und empor ſich heben;
So zum Stützern wird gelebt
Und nicht eig'ne Kraft erhöht.

Sorget, wenn ſich Unkraut mehrt,
Daß mein es vertilge,
Daß es das Gedeihen ſtört
Aller edeln Früchte;
Wie die Tugend nicht gedeiht,
Wo das Laſter Samen ſtreut.

Wenn die Reben unter Thau
Ungezog dann grünen,
Dann im Abendſonnenſchein
Gold'ne Früchte glänzen:
Manchen durch das dunkle Grün
Wird uns freud'ge Hoffnung ziehn:

Ich kenne die Leute hier, ich will ſchon mit ihnen ſprechen. Der Knecht geht ab. Wenn es aber vor den Landvogt kommt? Ey was um das Bißchen Strafe! Ich denke die Cur ſoll anſchlagen; und hilft's nichts, ſo ſind wir alle auf einmal gerächt, Jery und ich und alle Verliebten und Betrübten. Er tritt auf das Felſenſtück nahe beym Waſſer und ſpricht mit Leuten außer dem Theater. Treibt nur die Ochſen hier auf die Wieſe! Reißt nur die Planken zuſammen! So! nur alle! — Junge hierher! herein! Nun gut, macht euch luſtig! Jagt mir dort die Kühe weg! — Was die für Sprünge machen, daß man ſie von ihrem Grund und Boden vertreibt! — Nun Trotz dem Affen! Er ſetzt ſich auf das Felſenſtück, nimmt ſeine Violine hervor, ſtreicht und ſingt.

Ein Quodlibet, wer hört es gern,
Der komme flugs herbey;
Der Autor der iſt Holofern,
Es iſt noch nageneu.

Doch nicht lang wird dies Gewand
Unſ're Fluren ſchmücken,
Will wir mit geſchäft'ger Hand
Bald die Früchte pflücken;
Dann getrocknet geben ſie
Reichen Lohn für unſ're Müh'.

Wo die heiſ're Sonnengluth
Nicht die Flur durchdringet,
Und das edle Traubenblut
Nicht zur Reife bringet,
Dort der menſchliche Verkehr
Andern Labetrank erfand.

Wer des Kranken früh genießt,
Preiſe unſ're Reben,
Die allhöchſt, wie Ihr wißt,
Und den Hopfen geben;
Weil nur deſſen würz'ge Kraft
Gelb und Dauer ihm verſchafft.

D'rum Bewohner Falkenau's,
Brave Zirgenoſſen!
Pfleget Eurer Hopfenbau's
Ferner unverdroſſen;
Laßt uns Müh' und Zeit nicht ſpar'n;
Wohlſtand bringt uns ſein Gedeih'n.

Erinnerung im Winter.

Nach Gellé.

Seht nun in Ruhe die ſprossende Erde!
Wärmende Flocken bedecken das Land;
Wenn auch der Herbſt ſie der Gaben entleerte,
Trägt darum ſie doch kein Trauergewand.
Merket die Güte des Schöpfers! — Wie weiſe
Deckt er die Erde mit ſtarrender Haft;
Mildert, er gibt ihr, beſchützt von dem Eiſe,
Ferner zum Wachsthum erneuerte Kraft.

Ueberall herrſcht nun ein heiliges Schweigen;
Stumm ſind die fröhlichen Sänger im Hain;
Bald werden wieder von knoſpenden Zweigen
Frohe Verkünder des Lenzes ſie ſein.
Laßt die Erſchöpfte nun ruhen und ſchlafen,
Uns bleibt zur Freude noch mancher Genuß;
Seht, um uns neuen Vergnügen zu ſchaffen,
Macht zur cryſtallenen Bahn ſie den Fluß.

Leicht und behende ſchlüpft knarrend der Schlittſchuh
Auf der geglätteten Ebene hin;
Kehren zurück wir zu unſeren Hütten,
Sagen wir freudig uns um den Kamin. —
Hören wir brauſende Nordwinde ſauſen
Um unſere Hütte ſo ſchneidend und kalt,
Ferner Gewittern gleich toben und brauſen,
All uns am warmen Kamine ſo wohl.

Kürzet die Nächte mit Singen und Scherzen
Lieber in traulichen Cirkeln vereint;
Leuchten doch freundlich die flackernden Kerzen,
Wenn auch die ſtrahlende Sonne nicht ſcheint.
Wollt Ihr denn immer nur tanzen und ſchwärmen,
Gleich die Mücken in ſonniger Gluth?
Kann uns denn nicht auch der Ofen erwärmen?
Thaut er nicht freundlich das ſtarrende Paar? —

Wandert die mancherem Pfade auf Erden,
Duldend in tröſtender Hoffnung Gereit;
Hoffnung erleichtert uns alle Beſchwerden,
Hoffnung beflügelt die Schritte der Zeit.
Wenn uns mit mancherlei Blumengewinden
Täuſchend der Nord-Mond die Fenſter bemalt,
Denket, ſie blühen auf ſonnigen Gefilden
Bald uns in lieblicher Farbengeſtalt.

Laßt uns auch dürftige Brüder erquicken,
Oeffnen dem Mitleid die fühlende Hand;
Wohlthun erfüllt ſie mit ſüßem Entzücken,
Wohlthun gibt himmliſche, ſelige Luſt —
Hört Ihr im heulenden Sturm ein Gewimmer,
Eines Erhärmten matt ächzendes Ach,
Gönnt ihm ein Plätzchen im wärmenden Zimmer
Unter dem freundlichen, ſchützenden Dach.

Freunde! wer immer ſo treu, wie die gute
Mutter Natur ſeine Pflichten geübt,
O, der entſchlummert mit fröhlichem Muthe,
Kömmt einſt die Nacht ſeines Lebens heran! —
Freudig kehrt er aus dem Leben zurücke,
Sowie zum Vater ein liebendes Kind;
Jenſeits erwartet ihn dauernder Glücke,
Wo keine wechſelnden Jahrzeiten ſind.

An den April.

Es ſchimpf' und ſchmähe, wer da will,
Und ſpeie Gift und Galle
Auf Dich, mein werther Herr April!
Ich tob' in ſolchem Falle
Den Undank — nennt's ungetreu! —
Mehr als das ewige Einerlei,
Das uns einmal hienieden
Gar bald pflegt zu ermüden.

Du bringſt bald warmen Sonnenſchein,
Bald Regen, Froſt und Schauer;
Stürmſt manchmal wild im Tag hinein,
Doch nie von langer Dauer.
Du ſtreifſt, wenn Dir Luna lacht,
Dich in des ſtarren Winters Tracht,
Und pflegſt, der Sonne wegen,
Sie wieder abzulegen.

Es ſind nach einem alten Spruch,
Wie Du, der Mädchen Herzen,
Die oft in einem Athemzug
Bald weinen, zürnen, ſcherzen;
Und doch, trotz ihrem Wankelmuth,
Ja man den holden Kindern gut;
Ja, iſt ihr Groll vorüber,
Hat man ſie doppelt lieber.

Wer immer Luſt're Mienen macht,
Hat bald die Gunſt verloren,
Wer immer ſcherzt und immer lacht,
Hält man für einen Thoren;
D'rum treibe Du Dein Wechſelſpiel!
Nur frieren laß es nicht zu viel;
Und laß die Norde ſchweigen,
Wenn ſich die Mädchen zeigen.

Der Deutſche Gil-Blas.

Man hat uns eine Handſchrift vorgelegt, welche das Jahr- und Tagebuch eines von Kindheit an hin- und wieder getriebenen Mannes enthält. Wollte man ihr jenen Titel vorſetzen, ſo wäre vor allen Dingen zu erklären: daß der Franzöſiſche Gil-Blas ein Kunſtwerk, der Deutſche dagegen ein Naturwerk ſei und daß alſo Beide, in dieſem Sinne, durch eine ungeheure Kluft getrennt erſcheinen. Allein ſie laſſen dem Inhalt nach gar wohl eine Vergleichung zu: denn auch bei dem Deutſchen iſt der Character gut von Haus aus, löblich, wie es einem Untergeordneten geziemt, der ſich von Kindheit auf zu fügen hatte. Wer die Menſchen braucht, nimmt's nicht genauer, als ſie es ſelbſt haben wollen; und ſo iſt denn unſer Held latitudinarisch geſinnt, bis zur Intrigue, bis zum Kuppeln. Weil er aber durchaus ſeiner rechtlich-

bürgerlichen Anlagen nicht verläugnen kann, so verdirbt er jederzeit seinen Zustand, wenn er streng sittlich und pflichtgemäß handeln will. Weil nun dieses Alles, den Umständen zufolge, ganz natürlich zugeht und nicht etwa eine kunstreiche Ironie uns zum Besten hat, so befriedigt uns der gute, ruhige Vortrag von immer menschlich bedeutenden, wenn auch nicht wichtigen Ereignissen. Jedoch ist auch das wachsende Leben des Mannes in äußern Beziehungen merkwürdig, indem der Umgetriebene, sich selbst Umtreibende, von mancherlei neuern Weltereignissen Zeuge wird.

Daß der Verfasser seine Arbeit gedruckt wünscht, ist natürlich, da er seiner Bemühung einigen Werth beizulegen berechtigt ist und ihm, wie jedem Autor, ein billiges Honorar wohl zu Statten käme. Bei der Herausgabe dürfte man jedoch an keine Redaction denken: denn ein eigentliches Kunst- und Geschmackswerk ließe sich nicht daraus bilden und eben die Breite der Tage und der Jahre, mit mannigfaltigster Abwechselung immer wiederkehrender Zustände, bezeichnet gerade diese Lebensweise. Und da man in den Zeitungen so viel Tägliches lies't, so wird man nicht verschmähen, einen armen Teufel auch ein Mal auf seinen Wegen zu geleiten.

Nur wenige Stellen, wo die Wahrhaftigkeit über die Grenze der Ehrbarkeit hinübertritt, wären zu tilgen; alsdann könnte es gedruckt werden, wie es liegt; denn im Grunde ist es wirklich gut geschrieben. Aehnliche Bücher finden sich auf Bibliotheken und Lesegesellschaften sehr durchlesen und vergriffen und auch Dieses würde sich den Bücherverleihern wohl rentiren; man dürfte es die Bibel der Bedienten und Handwerksbursche nennen und es ist in den untern Ständen wohl Niemand, der seine Schicksale nicht hier und da abgespiegelt fände. Der Mittelstand wird angenehm belehrende, häusliche Bürgerlichkeiten gewahr werden; besonders nimmt sich die Wohlthätigkeit der Frauen gegen solche privilegirte junge Landstreicher gar löblich aus und characterisirt sich verschieden in den verschiedenen Landen. In Nieder-Deutschland und Holland kommt den vagirenden Gesellen die Erinnerung an Gatten und Söhne, auf und über dem Meere, gar sehr zu Statten; und wenn wir ähnliches Wohlmeinen weiter nach Ober-Deutschland gefunden, so bringt uns zuletzt eine Französin zum Lächeln. Unser Abenteurer kehrt, als Bedienter eines Emigrirten, aus der unglücklichen Champagne zurück; die verarmten Herren entlassen ihre Leute und Diese, um nicht zu verhungern, müssen sich auf's Plündern legen; der Unserige wird von einem Französischen Landmann, auf dessen Hof er eben eine Henne wegträgt, festgehalten und mit großem Geschrei in's Haus geschleppt. Die Frau sieht der Sache geruhig zu und spricht: „Laß ihn doch; es ist ein armer Deutscher Bedienter, der auch ein Mal von einer Französischen Henne kosten wollte.“

Selbst die obern Stände werden nicht ohne Erbauung das Büchlein durchlesen, besonders wenn es ihnen auffällt, wie es wohl aussehen möchte, wenn ihre Bedienten auch dergleichen Bekenntnisse schrieben. Und so gestehen wir denn ebenfalls, daß wir bei'm Lesen dieses ziemlich starken Bandes zu frommen Betrachtungen angeregt worden: denn man glaubt doch zuletzt, eine moralische Weltordnung zu erblicken, welche Mittel und Wege kennt, einen im Grunde guten, fähigen, rührigen, ja unruhigen Menschen auf diesen Erdenräumen zu beschäftigen, zu prüfen, zu ernähren, zu erhalten, ihn zuletzt durch Ausbildung zu beschwichtigen und mit einer geringen Anhöhe für seine Leiden zu entschädigen.

Indem wir Vorstehendes niederschreiben, werden wir zu allgemeinen frommen Betrachtungen aufgefordert, welche hier, obgleich nicht ganz am Ort, ein Räumchen finden mögen; sie wenden sich gegen Das, was man so gern als Zügung einer höhern Intelligenz bei sich gelten läßt.

Nicht Jedermann reis't mit Extra-Post, von guten Empfehlungen und gültigen Wechseln begleitet, durch die Welt; gar Mancher muß auf seinen eigenen Füßen fortschleudern und sich selbst zu empfehlen suchen, welches am Besten geschehen kann, wenn er sich brauchbar oder angenehm zu zeigen weiß. Hier bedient sich nun die Vorsehung öfters gleichgiltiger Personen, die sich in einem behaglichen Zustande befinden, als Werkzeuge, welche, unbewußt, höherm Zwecke zu Dienste stehen.

Das alte, wundersame Beispiel ist mir immer im Leben gegenwärtig gewesen, wie ein guter, ehrlicher Landmann und Hausvater seinen Schnittern das ersehnte Mus zur Erquickung bringen will, von dem Engel aber bei'm Schopfe ergriffen, den Propheten in der Löwengrube speisen muß. Bei einem langen Leben konnte man ähnliche Erfahrungen gar öfters machen.

Eigentlichen Bettlern, gebrechlichen, alten Leuten habe ich niemals gern gegeben; sie schienen mir einen Zustand besetzt, sich darein geschickt zu haben und mir däuchte Anmaßung, die grenzenlose Noth mildern und mäßigen zu wollen. Einem Thätigen, im Augenblick Bedürftigen dagegen fortzuhelfen, habe ich es nie an Beistand mangeln lassen. Besonders waren mir die Handwerksbursche empfohlen, mit denen

ich früher als Fußreisender oft in Verbindung gewandert und in späterer Zeit immer Demjenigen am Liebſten gab, welcher am Beſten gekleidet war.

Sehen wir in ältere Zeiten zurück, ſo lehnten fromme Pilger eine gute Bewirthung, einen kleinen Zehrpfennig niemals ab; ferner berechtigte das ſechszehnte Jahrhundert zu einem etwas kräftigern Heiſchen, auf ihren kromartigen Wanderungen, die wilden Studirenden; weßwegen es denn auch unter einem ritterlichen Ausdruck geübt wurde. Die Handwerker bemächtigten ſich desſelben und es war keine Schande, daß ein Durchwanderuder ſich von Haus zu Haus ein Weniges erbat. Im Verlauf der Zeit bemerkte ich, beſonders auch auf Reiſen, vorübergiehende Handwerker, nicht grüßend wie ſonſt, noch weniger eine milde Gabe heiſchend.

Sollten dieſe oft bedürftigen Menſchen ſich gleich der übrigen Welt ſelbſtſtändig zu machen gewußt haben, oder verſchüchterte ſie die Policei?

Auf ſolchem Lebensgange könnte von anerkannter Führung und Lügung ich manches Beiſpiel erzählen, wenn man der abergläubiſchen Wendung, die dergleichen Geſchichten immer nehmen, auch nachſehen und verzeihen wollte.

In der Gegend von Töplitz ging ich eines Tags bei unfreundlichem Wetter durch's Feld. Der Himmel, ſtürmend, bedrohte mit Regen und doch trieb mich Etwas den freiſtehenden Schloßberg hinan. Strichregen gingen an mir vorüber und über mich weg und es war ein verdrießlicher Zuſtand, als ich mich oben zwiſchen altem, grauem Gemäuer ſah, das ohne Licht, Schatten und Farbe widerwärtig neben und über einander ſtand und lag.

Als ich mir nun ſelbſt ein Räthſel ſchien, bot ſich die willkommenſte Auflöſung dar. Ich trat in eins der Gewölbe, um mich vor dem Regen zu ſchützen und erblickte darin mit Verwunderung den ſchönſten Knaben von der Welt, der in Begleitung eines alten Mannes hier gleichfalls Schutz geſucht. Reinlich gekleidet, eher ärmlichen Bürgern als wohlhabenden Bauern ähnlich, ſtanden ſie auf und erwiderten meinen Gruß. Sie beſtätigten meine Vermuthung. Es waren Bürger eines kleinen Ortes, nothdürftig, wenn auch nicht kümmerlich lebend; ſie hofften durch einen Beſuch bei entfernten Verwandten ihren Zuſtand zu verbeſſern und ſo zogen ſie durch's Land. Bei Erblickung des Schloßberges hatte der Knabe, bei friſchem und lebendigem Höhenluft, den Vater bewogen, dieſen Gipfel von jenſeits zu erſteigen, indeß ich von der andern Seite heraufkam. In dieſer Mauerhöhle das ſchöne Wunderkind zu ſehen, machte mich lächeln; ich dankte dem Genius, der mich bei dem Schopf herangezogen hatte und gab nach treulichen Glückwünſchen dem Knaben als Reiſezehrung Alles, was ich bei mir fand und habe mich des unſchuldigen Abenteuers immer gern erinnert.

Ahnet man nun, daß ſolche Zufälligkeiten durch einen unerforſchlichen Willen gelenkt werden und man gefällt ſich in dieſer Betrachtung, ſo hüte man ſich ja, dergleichen Scenen ſelbſt herbeiführen zu wollen.

Es war mir, indem ich einſt abreiſ'te, etwas Angenehmes begegnet; als ich nun im offenen Wagen ſaß, legte ich das vorhandene Geld der Länge nach in meine offene Hand, von hinten nach vorne, vom kleinſten bis zum größten; da hatte ich nun ſchnell einen Glückstopf zubereitet und mir vorgenommen, bei jedem begegnenden Handwerksburſchen halten zu laſſen und ſo meine Gaben der Reihe nach zu ſpenden und freute mich ſchon des Zufälligen, das dieß Mal ſollte einiger Maßen geleitet werden. Aber die Anmaßung, mich ſelbſt zum Werkzeug der Vorſehung zu berufen und mit einem ſo wichtigen Auftrag Scherz zu treiben, war zu meinem Bewundern und Anerkennen beſtraft. Auf einem dreiſtündigen, von Fuhrwerk und Fußgängern belebten Wege zeigte ſich, weder unter den Begegnenden, noch unter den Erreichten, irgend eine Figur, der ich nur Etwas hätte anbieten können, ſo daß ich die ganze kleine Summe beſchämt wieder einſtecken und dem höhern Walten zu eigener Dispoſition das Künftige überlaſſen mußte.

Wie aber ſogar durch Mißwollen der Dürftige gefördert werden kann, davon habe ich auch zu erzählen.

Mein Fuhrwerk erreichte einmal einen rüſtigen Knaben von zehn bis zwölf Jahren, dem ich, als einem Handwerksburſchen, ſogleich eine Gabe zudachte; der Kutſcher überhörte mein Rufen; der Knabe blieb hinter uns. Nach zweiſtündiger Fahrt, auf der Höhe vor der Stadt, hatte ich befohlen, ſtill zu halten. Dieß geſchah im Augenblick, als Knaben, an der Straße ſpielend, hämiſch laut ausriefen und ſchrie'n: es ſitze Jemand hinten auf. Mit mir zugleich ſprang ein Knabe auf den Boden, höchſt verſchüchtert, weil er befürchten mußte, man habe um ſeinetwillen ſtill gehalten und eine üble Behandlung ſtehe ihm bevor. Es war aber derſelbige Bäckerknabe, der ſich klüglich, einen beſchädigten Fuß zu ſchonen, hinten aufgeſetzt hatte und ſich ohne das Anhalten des Wagens, ohne das neidiſche Geſchrei der Knaben, ganz ſachte herunterglaſſen und weggeſchlichen hätte; nun aber konnte er ſich der eingehaltenen, ihm beſtimmten Gabe doppelt erfreuen.

Da ſich dergleichen Geſchichten zu Dutzenden

erzählen ließen, so muß man durchaus bemerken, daß, practisch genommen, sich Glaube und Aberglaube nicht unterscheiden lasse und daß man vernünftiger Weise wohl thue, sich in diesen bedenklichen Regionen nicht zu lange aufzuhalten, sondern dergleichen Vorfallenheiten als symbolische Andeutungen, sittliches Gleichniß und Erweckung des guten Sinnes zu benutzen; denn es möchte doch immer gleich schädlich sein, sich von dem Unerforschlichen ganz abzusondern, oder mit demselben eine allzu enge Verbindung sich anzumaßen.

Zum Schluß enthalte ich mich jedoch nicht einer Vergleichung protestantischer und catholischer Bettler und Bittenden. Der Erste wünscht ganz ruhig: „Gott möge Euch für Euere Gabe belohnen" und so seid Ihr für immer geschieden. Der Andere sagt: er werde für Euch beten, Gott und seine Heiligen bittend bestürmen, bis sie Euch mit den besten leiblichen und geistigen Gütern überschütten. Es hat, wenn man zart gestimmt ist, wirklich etwas Rührendes, zu sehen, wie Derjenige, der, bei einem unmittelbaren Verhältniß zu dem höchsten Wesen durchs Gebet, für sich selbst keinen leidlichen Zustand erflehen kann, Dessen ungeachtet aber glaubt, der Patron eines Andern sein zu können, indem er betend, von vielen Clienten begleitet, vor Gott erscheint.

Solche sittliche Züge der Religionen, welche auf den tiefen Grund eines frommen Menschenbedürfnisses hinweisen, sind immer höchst erfreulich, indem Aussichten aller Art sich öfters daher zu entwickeln pflegen.

In der Zwischenzeit gelesene Bücher lassen mich noch Folgendes hinzufügen: Johann Caspar Steube, Schuhmachermeister in Gotha, seine unruhigen Irrfahrten erzählend, sowie Plutarch, ein weiser, gelehrter Mann von Chäronea, die größten Helden vorführend; Beide wissen sich, Jener in eigenen, Dieser in Weltverhältnissen nicht zu helfen, wenn sie nicht ein über Alle waltendes, höchstes, unerforschliches Wesen annehmen.

So eben ruft uns ein verklärter Freund in gleichem Sinne zu: „Gibt es einen Zufall in Kleinigkeiten, so kann die Welt nicht mehr gut sein noch bestehen. Fließen Kleinigkeiten aus ewigen Gesetzen, wie ein Säculum aus unendlichen Tagen von selbst besteht, so ist es eigentlich die Vorsehung in den kleinsten Theilen, die das Ganze gut macht." Hermann.

Necrolog des Deutschen Gil-Blas.

Man findet wohl von Zeit zu Zeit, wenn man die Schicksale der Menschen beachtet, daß Mancher seinen Lebensgang gerade so endet, wie er ihn geführt; Dergleichen sind eigentlich solche, in welchen ein entschiedener Natur-Character durch Erziehung und Umstände vollkommen entwickelt und befestigt worden.

Diese Betrachtung drängt sich wieder auf bei dem Tode des vor Kurzem abgeschiedenen Johann Christoph Sachse, dessen Leben in einem zwar niedern, aber weit ausgedehnten Kreise ablief, wie aus dem heitern, wohl geschriebenen Bekenntniß desselben uns Allen bekannt geworden. Er ward von einem unruhigen, projectreichen, unbesonnen unternehmenden Vater von Kindheit an zum Vagabunden gebildet und konnte, ob er gleich schon zwanzig Jahre sich eines ruhigen kleinen Staatsdienstes erfreute, in so langer Zeit jene früh gewohnte Richtung nicht verläugnen, noch weniger ablegen, so daß sie ihm zuletzt noch verderblich ward.

Durch die Vortheile, die er bei der Herausgabe seiner Lebensbeschreibung gewann, sah er sich gewisser Maßen in einen Naturzustand versetzt; denn es hing von ihm ab, die erhobene, nicht geringe Summe nach seiner Willkür zu verwenden. Er entschloß sich also, seinen mit mancherlei Uebeln geplagten Körper, durch eine Badecur, von lange getragenen Gebrechen zu befreien; allein er machte zugleich den Plan, seinen noch kränkern Sohn dieser Wohlthat ebenfalls theilhaft zu machen; und damit ja eine solche Wanderung noch abenteuerlicher werden könne, beschloß er, seine Tochter mitzunehmen, um bei den Kranken eine Wärterinn an der Hand zu haben. Dieß mochte nun wohl auf gewöhnlichem, bürgerlichen Wege nicht für unverständig zu achten sein, allein er wählte, durch eine Reihe von Trugschlüssen verführt, von allen Arten des Fortkommens die wunderlichste, kaufte einen Holsteiner-Wagen und ein Pferd, packte Sohn und Tochter darauf und begab sich den 6. Juni 1822 als zweiundsechszigjähriger Fuhrmann auf die Reise, zog, das Lied anstimmend: „Wer nur den lieben Gott läßt walten", über Jena und Bürgel nach Köstritz, den Sohn auf Strohbündeln, in den größten Schmerzen, indeß der Vater sich im Sand abarbeitete.

Sie fahren irre und campiren unter freiem Himmel, da kein Altenburg'scher Bauer die ein Mal verriegelte Thüre wieder öffnen will. Ein Gendarme, der ihnen scheint helfen zu wollen, kommt nicht wieder. Die Caravane gelangt nun über Penig nach Chemnitz, findet Jahrmarkt, schlechtes Unterkommen, mancherlei Unbilden und überall theure Zeche.

Von Freiberg sodann, anstatt über Dresden, läßt er sich über Frauenstein zu gehen durch ökonomische Vorspiegelung bereden, erreicht bei großer Hitze die Grenze Böhmen's, wird nach

leidlicher Mauth-Viſitation eingelaſſen und muß nun den ſchlimmen Weg des Nicketsberges hinunterhaudern. Kein Labſal iſt unterwegs zu finden und ſo kommt der alte Fuhrmann, von Sonnenhitze ganz entſtellt, faſt geblendet, die Glieder gelähmt, in Töplitz an, ermannt ſich aber ſchnell, ſieht ſich nach ſeiner Weiſe überall um und ſchreibt ſogleich ein Tagebuch.

Am 10. Juni war er in Töplitz angelangt; dort findet er einen Wohlmeinenden, der ihm eine Stelle für ſeinen Sohn in's öffentliche Hoſpital verſchafft.

Nun aber immer und immerfort den rüſtigen Kutſcher ſpielend, beſchädigt er ſich, indem er den Wagen, der im Hofthore ſteckt, mit unzulänglichen Kräften heben und rücken will. Darauf ſogleich verfällt er in ein entzündliches Fieber und ſtirbt, ungeachtet ärztlicher Hülfe und guter Wartung ſeines neuen wirthlichen Freundes, am 20. Juni gegen Mittag.

Nun ruhen ſeine Gebeine zu Füßen des berühmten Wanderers Seume, nicht ohne Andeutung auf jene Gedanken, mit denen wir begonnen. Er findet ſeinen Tod nach der Weiſe, wie er gelebt hat und ſein Grab in der Nähe eines andern, freilich mehr bedeutenden, aber mit ihm eigens verwandten Pilgermannes.

Der junge Feldjäger

in Franzöſiſchen und Engliſchen Dienſten während des Spaniſch-portugieſiſchen Krieges von 1806—1816.

Eingetheilt von Goethe.

So ſehr wir uns auch von vergangenen Dingen zu unterrichten beſtrebt ſind und uns mit Geſchichte von Jugend auf im Allgemeinſten und Allgemeinen beſchäftigen, ſo finden wir doch zuletzt, daß das Einzelne, Beſondere, Individuelle uns über Menſchen und Begebenheiten den beſten Aufſchluß gibt; weßhalb wir denn nach Memoiren, Selbſt-Biographien, Original-Briefen und was für ähnliche Documente der Art auch übrig geblieben, ſo heftig begehren.

Wie verſchiedenen Werthes aber dergleichen Nachläſſe ſein mögen, in Rückſicht der Perſonen, der Zeit, der Ereigniſſe, ſo dürfte doch keine dergleichen Schrift völlig mißzuachten ſein. Alle Menſchen, die neben einander leben, erfahren ähnliche Schickſale und was dem Einzelnen begegnet, kann als Symbol für Tauſende gelten. In dieſem Sinne nun kömmt mir das gegenwärtige Büchlein leſens- und bemerkenswerth vor.

Unſer Feldjäger iſt eine von Haus aus gute Natur; mit Allem, was kommt, findet er ſich ab, iſt gehorſam, brav, ausdauernd, gutmüthig und rechtlich, ein Bischen Plündern ausgenommen, welches er denn doch immer durch dringende Nothwendigkeit zu bevorworten weiß. Genug, wäre man auf gleichen Berufswegen, man würde ſich einen ſolchen Cameraden wünſchen.

Leichtſinnig war dieſe kriegeriſche Laufbahn angetreten, leichtmüthig durchgeführt und ſo findet man auch den Verlauf derſelben leicht und froh niedergeſchrieben. Mangel und Fülle, Glück und Unglück, Hohes und Niederes, Tod und Leben fließen gleichmäßig aus laufender Feder; das Büchlein macht daher einen ſehr angenehmen Eindruck.

Nun aber ſagen wir, ohne Furcht, mißverſtanden zu werden: das Verdienſt eines gereiften Reiſenden und ſeiner Mittheilungen wiſſen wir nach dem ganzen Werthe zu ſchätzen; aber ein anderer Gang, der nicht vom Wanderer abhängt, wo weder Zweck noch Wahl Statt findet, wo nur ein höherer Befehl oder die äußerſte Nothwendigkeit gebietet, dieſer hat etwas ganz eigen Reizendes. Hier gilt's nicht etwa, nach einem wohl durchdachten Plan Belehrung, Unterhaltung, Genuß zu erwarten; kein bedeutender Gewinn für's Leben iſt zu hoffen; denn Alles, was im nothgedrungenen Augenblick erhaſcht wird, pflegt der Augenblick wieder zu verzehren und im Hintergrunde zeigen ſich, gegen geringen Vortheil, Mühſale, Wunden, Krankheiten, Kerker und Tod. Dadurch hat aber eben das Ganze in jedem ſeiner Theile ein friſches, unbedingtes Leben, welches den Unbewußten einnimmt und den Bewußten zufrieden ſtellt.

Die Nachbildung eines ſolchen unberechenbar wechſelnden Zuſtandes gewinnt auch noch dadurch ein großes Intereſſe, daß der geringſte Soldat, weite Landſtriche als Fremdeſter kreuz und quer heimſuchend, durch ſein Quartier-Billet, wie an der Hand des hinkenden Teufels, in das Innerſte der Wohnungen, in die tiefſten Verhältniſſe verſchloſſener Häuslichkeit eingeführt wird; wie denn an Gegenſätzen ſolcher Scenen auch im gegenwärtigen Decors kein Mangel iſt.

Und ſo mag ich mir denn das Cotterate nicht lieber herausleſen als durch genaue Betrachtung einzelner Wirklichkeit. Das Augenblickliche, was wir von öffentlichen Dingen, doch nur im Allgemeinen und oft auf's Aeußerſte, durch die Zeitungen vernehmen, wird nun erſt wahrhaft hiſtoriſch und anſchaulich zugleich, wenn der einzelne, unbefangene, unbedeutende Menſch von wichtigen Vorfällen Zeugniß gibt, denen er nicht etwa aus Neugier oder Abſicht, ſondern gedrungen durch unwiderſtehliche Nothwendigkeit beiwohnt.

Auch unſern Geſellen ergreift Napoleon, als er die Truppen vor Valladolid muſtert, bei'm Knopf und fragt ihn aus; auch dieſer Landsmann zog in Madrid ein, angeführt von Prinz

Murat; auch er tödtete und wüthete den 2. Mai 1808 in der empörten Hauptstadt, nahm in Aranjuez in dem zerstörten Palast des Friedensfürsten Quartier, litt von behendem Guerillas, schmachtete unter eigennützigen Krankenwärtern und verkam beinahe im grausamen, unverdienten Gefängniß. Dafür wird ihm aber auch erwünschte Genugthuung: ihm ist vergönnt, die Eingeweide des Inquisitions-Gebäudes zu Valladolid zerstören zu helfen und den Mord-Palast brennen zu sehen, nicht ohne Verdacht, mit seinen Gesellen die Fackel hineingeworfen zu haben.

Und so möge denn dieß Büchlein, neben so vielen andern, sich in die Welt verbreiten, zu vergnüglicher Unterhaltung und vielleicht auch hier und da zu nützlicher Einsicht Gelegenheit geben!

Des jungen Feldjägers Kriegs-Camerad, immer getrost und thätig.

Eingeführt von Goethe.

Man pflegt das Glück wegen seiner großen Beweglichkeit kugelrund zu nennen und zwar doppelt mit Recht: denn es gilt diese Vergleichung auch in einem andern Sinne. Ruhig vor Augen stehend zeigt die Kugel sich dem Betrachtenden als ein befriedigendes, vollkommenes, in sich abgeschlossenes Wesen; daher kann sie aber auch, sowie der Glückliche, unsere Aufmerksamkeit nicht lange fesseln. Alles Wohlbehagen, alle Zufriedenheit ist einfach, sie mögen, woher es auch sei, entspringen. Die Glücklichen überlassen wir sich selbst; und wenn am Ende des Schauspiels die Liebenden in Wonne vereinigt gesehen worden, gleich fällt der Vorhang und der Zuschauer, der sich stundenlang durch so manche Verworrenheit, Verdrießlichkeit und Verlegenheit festhalten ließ, eilt ungesäumt nach Hause. In diesem Bezug vergleichen wir das Unglück mit einem Tausend-Eck, das den überall anhaftenden Blick verwirrt, wobei der zartere Sinn nirgends Beruhigung findet. Denn wie auf der Kugel das Licht sanft zu verweilen angelockt wird, das Rund sich in milden Schatten und Widerscheinen uns offenbart: so sendet das Vieleck von jeder Seite andern Glanz, andere Verdüsterung, andere Farben, andere Schatten und Widerscheine; das Auge, beunruhigt, verweilt darauf, begierig, Dasjenige in Eins zu fassen, was sich selbst zerstreut und es wird von einer Theilnahme beschäftigt, welche, wie durch ein unauflösbares Räthsel schwebend erhalten, schwankt.

Zu solchen Betrachtungen gibt gegenwärtiges Bändchen einen frischen Anlaß; es stellt mit wenigen Pausen nur Unheil auf Unglück, Schmerz und Verzweiflung für.

Was aber durchaus in einem höhern Sinne beschwichtigend, tröstend, beruhigend wirkt, ist, daß die Personen, die so viel erduldet, den Untergang mehr wie ein Mal vor Augen gesehen, doch am Ende noch selbst erzählen, was überstanden und wie sie aus dem unerträglichsten Elend zuletzt gerettet worden.

Aber nicht sowohl gerettet worden, sondern sich selbst gerettet. Ein höherer Einfluß begünstigt die Standhaften, die Thätigen, die Verständigen, die Gereizten und Regelnden, die Menschlichen, die Frommen. Und hier erscheint die moralische Weltordnung in ihrer schönsten Offenbarung, da, wo jedem guten, dem wackern Leidenden mittelbar zu Hülfe kommt.

Die bürgerliche Verfassung auf dem wüsten Strande von Cabrera, der kümmerlichsten aller Balearischen Inseln, verdient, als Muster einer vernünftigen, ersten, naturrechtlichen Staatsverfassung, die Achtung aller Denkenden. Die Tactik und Strategie der unseligen Schiffer einer auf unfruchtbaren, wellebedrohten Dünen mitten im Ocean angescheiterten Mannschaft zeigt uns im Ganzen und Einzelnen Muster von natürlicher und sittlicher Fassung, von angeborner und durchgeübter Standhaftigkeit, von wohlbedachter, zweckmäßig gerichteter Klugheit und durchaus wieder, nach dem unabwendbaren Untergang so Vieler, die Rettung Einzelner, die sich mitten in der schrecklichsten Lage mannhaft menschlich benehmen und denn doch zu ihrem Heil auch endlich Ihresgleichen finden. Was kann nun dem einzelnen, in der Welt unbedeutenden Menschen herrlicher und wünschenswerther erscheinen, als wenn auch Einzelne, wie er, Unbedeutende wie er, dadurch zur höchsten musterhaften Erscheinung gelangen, daß sie Tugenden ausüben, die er vielleicht selbst, in große Gefahren und Schicksale verwickelt, ehe er sich's versieht, wohl nöthig haben möchte.

Daß wir ein Buch, welches bei uns diese Gedanken hervorgebracht, auch Andern empfehlen möchten, achten wir als wohlmeinendes Gefühl; ja wir trauen einem jeden sinnigen Leser zu, daß ihm gleichfalls in seiner Art, bei Beherzigung so ungemeiner, wenn auch im Weltlauf nicht seltener Schicksale, die wichtigsten Aufschlüsse aus seinem Innern sich entwickeln werden.

Des jungen Feldjägers Landsmann unter ähnlichen Schicksalen.

Leipzig, bei Friedrich Fleischer 1827.

Hierzu ist kein Vorwort beliebt worden, ist aber als das vierte Bändchen zu Vorstehendem anzusehen und wird in Folgendem davon die Rede sein.

Memoiren von Robert Guillemard,

verabſchiedetem Sergeanten;

begleitet mit hiſtoriſchen, meiſtentheils ungedruckten Belegen.

Leipzig, Weigand'ſche Buchhandlung 1827. Zwei Theile.

Einleitung.

Indem wir ein aus dem Franzöſiſchen überſetztes Werk dem Publicum vorlegen, dürfen wir wohl erinnern, daß drei Deutſche Original-Verſuche dieſer Art ſchon glücklich gelungen ſind; man wagte nämlich das mannigfaltige Kriegsgeſchick, wie es Perſonen des unterſten Grades begegnen kann, ſo natürlich als anſtändig beſchrieben, der Leſewelt darzubieten.

„Der junge Feldjäger" ward in Deutſchland als unterhaltendes Büchlein günſtig aufgenommen und in einer Beurtheilung (Jena'ſche Allgemeine Litteratur-Zeitung 1825, Nr. 22) freundlich gewürdigt; ſodann erſchien er ganz unverwuthet in's Engliſche überſetzt, da er ſich denn in dem vornehm typographiſchen Coſtüme ganz anſtändig annimmt. „Der Kriegs-Camerad" blieb nicht hinter ſeinem Vorgänger zurück, ja ein wohldenkender Kenner (Jena'ſche Allgemeine Litteratur-Zeitung 1827, Nr. 55) gibt ihm, unſerer eigenen Ueberzeugung gemäß, auch den Vorzug.

„Des jungen Feldjägers Landsmann", welcher erſt vor Kurzem die Preſſe verlaſſen, ſoll, wenn wir nicht irren, ſich noch mehr Zuſtimmung verdienen, weil ſein Character entſchiedener iſt und ſeine Ereigniſſe für bedeutender gelten können. Hier träte denn der ſeltene Fall ein, daß Fortſetzungen, die gewöhnlich zu lahmen pflegen, mit einem raſchern Schritt vorwärtsgingen.

Dieſe drei genannten jungen Leute, zwei Thüringer und ein Elſaſſer, in der mittlern und niedern Claſſe geboren, vom Jahre 1806 in franzöſiſchen Kriegsdienſten, werden in den Spaniſchen Feldzug und weiter in die unſelige Weltgeſchichte verflochten. Mit Vorbedacht wiederholen wir die Anzeige dieſer individuellen Bekenntniſſe; ſie ſchreiten parallel und faſt ſynchroniſtiſch neben einander fort und laſſen uns auf die klarſte Weiſe in das Verderben hineinſehen, welches zu jener Zeit die Welt ergriffen hatte.

Nun tritt gleichfalls hier ein ſubalterner Franzoſe auf, ein Sergeant, der, ungeachtet er den ganzen Decurs franzöſiſcher Glücks- und Unglückswagniſſe redlich durchgearbeitet, doch am Ende nur als Sergeant in ſeine leider ſehr veränderte und entſtellte Heimath mißmuthig zurückkehrt und wie ſo mancher Andere zuletzt zu Feder und Papier ſeine Zuflucht nimmt. Der franzöſiſche Herausgeber drückt ſich klar und einſichtig hierüber folgender Maßen aus:

Vorrede des franzöſiſchen Herausgebers.

„Die Memoiren des Sergeanten Guillemard ſcheinen uns aller Beachtung werth zu ſein. Man iſt freilich, wie er ſelbſt ſagt, zu ſehr daran gewöhnt, nur Schriften zu leſen, deren Verfaſſer zu den höhern Claſſen der Geſellſchaft gehören. Bis jetzt haben Perſonen, die unter der großen Menge geblieben waren, durch die Erzählung Deſſen, was ſie geſehen hatten, ſelten Theilnahme zu finden geglaubt. Bei Dem, was Frankreich erlebt hat, gibt es indeſſen noch eine Menge obſcurer Menſchen, welche als Augenzeugen oder Theilnehmer wichtiger Ereigniſſe im Stande waren, die Dinge in der Nähe zu ſehen und ohne Leidenſchaft über Perſonen zu urtheilen, welche einen hiſtoriſchen Namen erlangten, ſo daß es vielleicht an der Zeit ſein möchte, auch ihre Rückerinnerungen zu benutzen.

Aus der Lectüre dieſer Memoiren wird man ermeſſen, welche große Lücke in der Kenntniß der Thatſachen durch das Schweigen eines Unter-Officiers würde unausgefüllt geblieben ſein. Man erhält von ihm ausführliche Auskunft über Ereigniſſe, welche bis jetzt ganz unbekannt waren; und ſeine Nachrichten haben das doppelte Verdienſt, den hiſtoriſchen Zweifeln ein Ende zu machen und das Intereſſe des Leſers lebhaft in Anſpruch zu nehmen. Oft erzählt Guillemard Dinge, welche in mehrern andern Schriften ganz anders berichtet ſind. Der Leſer wird leicht entſcheiden, auf welche Seite ſein Zutrauen ſich neigen müſſe. Ohne eben allen Meinungen des Sergeanten beizutreten, haben wir doch Grund zu glauben, daß er Nichts verſichert, wovon er nicht ſelbſt Zeuge geweſen iſt und daß ſelbſt die Verſchiedenheiten ſeiner Erzählung von Andern ſich durch den ganz andern Standpunct jener Berichtenden erklären. Es muß uns ohne Zweifel angenehm ſein, nachdem wir über gewiſſe Vorfälle die Meinung von Staatsmännern und Politikern vernommen haben, auch die Meinung der Soldaten und des Volkes zu erfahren, und man wird es dem Sergeanten einiger Maßen Dank wiſſen, daß er ſeine Muße einer Arbeit gewidmet hat, die ſich ſonſt für ſeinen Grad und ſeine Stellung wenig zu eignen ſcheint.

Guillemard ſtammte aus einer wohlhabenden und achtbaren Familie und hätte deßhalb erwarten können, nicht auf der Stufe des Sergeanten ſtehen zu bleiben; aber einestheils wollte es ihm in ſeiner Laufbahn nicht glücken und andern Theils hatte ſeine Erziehung, die in den Feldlagern ſich vollendete, nicht die Peinlichkeit

erhalten, welche der Umgang mit Gebildeten zu verleihen pflegt. Man wird in seinem Werk eine Freimüthigkeit des Ausdrucks und einen Reichthum von Wahrheit finden, die dem Leser, bei der unendlichen Mannigfaltigkeit der Töne, mit welchen er jeden besondern Thatumstand auszumalen versteht, diese Memoiren zur angenehmen Lecture machen. Ein Gelehrter würde das Ungleichartige durch einen eleganten Vortrag miteinander zu verschmelzen gewußt haben; der Sergeant hat aber, von den Ereignissen entgegengesetzter Natur verschiedenartig ergriffen, für jeden Umstand besondere Ausdrücke und Farben gefunden. Und wenn er auch oft aus dem erhabenen Styl, fast ohne allen Uebergang, in den Ton einer vielleicht trivialen Familienität herabsinkt, so erhält dadurch, unsers Bedünkens, seine Schilderung nur mehr Leben und Originalität und Alles läßt glauben, daß das Publicum ein gleiches Urtheil fällen werde."

Da wir durch Vorstehendes genugsam von Art und Weise, Sinn und Zweck des gegenwärtigen Büchleins unterrichtet sind, so könnten wir es wohl dabei bewenden lassen, um so mehr, als Das, was wir zu sagen haben, einiger Maßen bedenklich ist. Der Leser, wenn er irgend etwas Geschichtliches zur Hand nimmt, will es gern, für einige Zeit wenigstens, mit Wahrheit und Wirklichkeit vollkommen übereinstimmend ansehen. Gilt Dieß sogar von Roman und Gedicht, warum sollte es nicht von einer Lebensbeschreibung gelten? Auch mögen wir nicht gern unserm Sergeanten, dem wir eine besondere Vorliebe gewidmet haben, verdächtig machen. Weil aber doch Dasjenige, was wir hierbei meinen oder glauben, früher oder später zur Sprache kommen muß, so halten wir es für gerathen, davon einige Erwähnung zu thun.

Wir zweifeln nicht an der Persönlichkeit des Sergeanten; sie geht so treulich als freundlich, einfach und wahrhaft durch das Ganze durch; die individuellen Züge erscheinen überall wieder. Ein kühner, thätiger und doch immer sobaltern genügsamer Sinn zeigt sich überall, und besonders von Anfang herein folgen wir der Erzählung mit getrostem, sicherm Schritt; nur wenn er in der Folge bei höchstbedeutenden Weltereignissen mitwirkend oder zuschauend wiederholt auftritt, verwundern wir uns zuerst, schütteln dann den Kopf und glauben endlich, einen höhern Sinn, einen weitern Verstand, einen freier umschauenden Blick hinter der Maske zu entdecken.

Dem sei nun, wie ihm wolle, das Werk geht an einem einfachen, natürlichen Faden hin; und was daran geknüpft ist, können wir mit Dank empfangen. Merkwürdig schien uns, daß keine Absicht, auf den Tag, auf den Augenblick, auf gegenwärtiges Interesse zu wirken, nur im Mindesten bemerklich sei; es gilt bloß, die Vergangenheit in der Vergangenheit gegen sich selbst und gegen das Vergessen, gegen das völlige Auslöschen zu retten, wodurch besonders in neuester Zeit ein Tag den andern übertüncht und das Unausgesetzte über das Trefflichste, als müßte es so sein, sorglos hinspinselt.

Wir erkennen also mit Zufriedenheit und Beifall, daß sich an dem heitern und harmlosen Lebensfaden eines untergeordneten Menschen die wichtigsten, halb bekannten und unbekannten Ereignisse und Persönlichkeiten nach und nach aufreihen und über die Abgründe des Vergangenen gar mannigfaltige Betrachtungen veranlassen. In's Einzelne dürfen wir nicht gehen; Ueberraschung und Antheil sei dem Leser unverkürzt bewahrt; aber Eines gedenken wir, um dieses Werk an die abgemeldeten nochmals anzuknüpfen: daß auch dieser Kriegsmann auf der Insel Cabrera erscheint und uns Nachricht gibt von einem auf französische Weise sich constituirenden Urstaat, dessen gesetzliche Bestimmungen, gegen diejenigen gehalten, welche uns von den Deutschen Verbannten bekannt geworden, höchst merkwürdige Vergleichungen über den Character beider Nationen veranlaßten.

Uebrigens wird man uns keinen Vorwurf machen, als wenn wir den Verdacht einer Halbwahrheit unbillig auf dieses Werk zu bringen gesucht, indem die angehängten Documente auf die Einwirkung eines höhern Kreises und auf entschiedene Zwecke bedeutender Personen unverhehlt hindeuten.

So viel zur Empfehlung eines Werkes, das auf jede Weise schätzbar ist und einem Schriftsteller, der in dieser Art des Halb-Roman's sich hätte hervorthun wollen, allerdings Ehre machen würde. Was denn endlich an dieser problematischen Production sich weiterhin aufklären möchte, muß die Zeit lehren.

Biographische Denkmale.

Von Varnhagen von Ense.

Mit vielem Vergnügen habe ich diese glückliche Arbeit durchgelesen; sie erinnert an Plutarch's Zusammenstellung ähnelnder Lebensweisen; jedoch beziehen sich die drei hier aufgeführten Personen näher zu einander. Die Grafen Bödeburg und Schulenburg, wie der Baron von Neuhof, sind eigentlich höchst mannigfaltige Variationen desselben Thema's. Zwischen dem fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert würden sie als Condottieri, als kühne Miethhelden aufgetreten; zwischen dem sechszehnten

und achtzehnten wird ihr Betragen milder, sittlicher und selbst der Eigennutz nimmt einen edlern Character an.

Graf Schulenburg, ein tapferer, strebender Mann, bleibt durchaus ein vornehmer Söldner, kämpft bald hier bald da, bis er Gelegenheit findet, der Republik Venedig große Dienste zu leisten, die sie denn auch durch Vertrauen, sowie durch Ehrendenkmale und ein reichliches Auskommen, bis in das höchste Alter zu lohnen weiß.

Graf Bückeburg, geborner Souverän, in einem kleinen Bezirk unbedingt regierend, setzt sich durch Höhe des Sinnes und der Thatkraft den Allergrößten gleich, wirkt für eine ferne Macht und uneigennützig großartig zieht er sich in's eigene Enge zurück mit wunderbaren, ja seltsamen Bestrebungen, selbstständig und unabhängig zu sein und zu bleiben.

Theodor, so viel Held als nöthig, um für einen vollkommenen Diplomaten zu gelten, dient Andern, aber ganz um sein selbst willen; ihn beherrscht die unüberwindliche Begier, sich eine Krone zu erwerben und zu erhalten. Durch kein Mißgeschick läßt er sich von immer neuen, gewagten Versuchen abschrecken, behauptet die ihm eingeborenen königlichen Formen bis in's tiefste Elend, und auch da fehlt es ihm nicht an Huldigung.

Im Uebrigen darf man von dem Ganzen sagen: die Weltübersicht ist rein und klar, der Vortrag ernst und einfach; Andere mögen Anderes daran rühmen.

Mich aber berührte das Werk ganz eigenthümlich, da jene drei Helden, gleichzeitig mit meinem Vater, einer bis an meinen Lebenseintritt heran, zwei in meine Tage hinein, verharrten und wirkten.

Schulenburg starb 1748, Theodor 1756, Bückeburg 1777. Ich las also hier ausführlich, was mir von den Tagen der Kindheit her bis in's Jünglingsalter heran als Weltmährchen im Allgemeinen vorgeklungen.

Der Tod Schulenburg's ereignete sich ungefähr gleichzeitig mit meines Vaters Aufenthalt in Venedig, wo dem Andenken des Helden eine noch ganz frische Verehrung gewidmet war.

Unter den Kupfern, welche der aufmerksame Reisende zurückbrachte, befanden sich zwei große Blätter, eins von Pittoni, mit Festigkeit des Grabstichels, nach Franz Rusca gearbeitet (einem Bildnißmaler, der den großen Beifall seiner Tage durch edle, freie, kühne Darstellung fürstlicher Heldenmänner zu gewinnen verstand), das andere, jenes in Corsu ihm errichtete, statuarische Denkmal vorstellend; bei welchen Blättern uns viel von den heldenmäßigen Bemühungen des außerordentlichen Mannes erzählt ward, der auch hier als ein wohlgebildeter, frei Gewachsener, kühn Bewegter sich sehen ließ.

Graf Bückeburg aber griff später in meinen Lebensgang ein; er ward mir durch Zeitgenossen in aller seiner Würde und Wunderlichkeit bekannt. Wie sollte aber ein so wundervoller Mann bei seinem Leben nicht wunderlich erscheinen!

Theodor's Tod fiel mit dem Erdbeben von Lissabon, das mir so viel zu denken und der Welt zu reden gab, nahe zusammen: auch er mußte im Tagsgespräch eher seltsam als bedeutend erscheinen und Niemand ahnete, daß fünfzig Jahre nach seinem Tode die Wirkungen, zu denen er den ersten Anstoß gegeben hatte, über die ganze Welt sich ausbreiten würden. Denn Pasqual Paoli nahm sein Geschäft auf, die unbändigen Corsicaner von der Einwirkung Genua's zu befreien; da denn bald darauf die Lust, sich selbst zu regieren, auf die Nordamericanischen Colonien überging und, als es dort so wohl gelang, nachher bald zurückkehrte und noch bis auf den heutigen Tag einen offenbaren und geheimen Kampf zu bestehen nicht ermüdete.

Dank sei daher im Allgemeinen dem Verfasser, daß er uns eine unmittelbar an die Gegenwart grenzende Epoche so klar und ausführlich vor die Seele geführt und von meiner Seite besonders, daß er meine frühesten Jugenderinnerungen wieder aufgefrischt! Denn Das ist bei manchem Entbehren der große Vortheil des hohen Alters, sich ein ganzes Jahrhundert vorführen zu können und es beinahe als persönlich gegenwärtig anzuschauen.

Biographien Deutscher Dichter.

Eine Vorlesung von Ende.

Paul Flemming, Friedrich von Canitz und Johann von Besser erscheinen mir zu diesen Betrachtungen höchst willkommen. Die Werke genannter Dichter standen im Franzband ehrenvoll mit goldverziertem Rücken in meines Vaters Bücherſammlung. Ich lernte darin lesen mehr, als daß ich sie las; ihr Ansehen und der allgemeine Ruhm prägten mir Ehrfurcht ein; das Charakteristische freilich ihrer Verdienste, wie sie mir nun der trefflich schildernde, gesondert und geistreich vortragende Biograph in Werth und Würde, Kraft, Anmuth und Sonderbarkeit wohlschaulich darstellt, blieb mir, ich gestehe es gern, mein Leben lang verborgen; doch erinnere ich mich, daß sie sämmtlich, mit Andern ihrer Zeitgenossen, da ich eine Weile auf ihrem Wege fort zu dichten begann, mir als Knaben und Jüngling wie ein Alp beschwerlich auflagen. Diese Wirkung begreife ich erst jetzt, da sie

bei'm Lesen oben genannten Bandes, als das wieder aufsteigende Gespenst einer uralten Zeit, auf dieselbe Weise lasteten.

Niemand wird jene Biographien ungelesen lassen und meine Freunde bitte ich dabei, sich auch mich in jenen Tagen zu vergegenwärtigen, wo ich mich weder mit solcherlei Lieb- und Hofschaften, noch mit derlei gestaltlosem und doch blumenreichem Inhalt, mit dem halb gewandten und meist gehaltleeren Ausdruck, mit der unerquicklichen Dogmatik des protestantischen Kirchenliedes in keinem Sinne befreunden konnte, wenn Dasjenige, was sich in mir zu entwickeln strebte, nicht unterdrückt und mißgeleitet werden sollte.

Und mißgeleitet wurde es doch meistens: sind ja meine ersten in's Publicum gebrachten Productionen im eigentlichsten Sinne gewaltsame Ausbrüche eines gemüthlichen Talents, das aber sich weder zu rathen noch zu helfen weiß.

Und hiermit sei denn auch dem werthen Verfasser dieser Biographien von meiner Seite Dank gesagt. Seit geraumen Jahren wirkt er auf die freundlichste Weise mit mir in gleichem Sinne und befördert mein Bestreben durch ein bejahendes Entgegenkommen. Ich zähle ihn zu Denjenigen, die zunächst unsere Nation litterarisch in sich selbst zu einigen das Talent und den Willen haben. Möge er mit seinen biographischen Darstellungen immer weiter in das achtzehnte Jahrhundert herangehen und durch Darstellung der Individualitäten und des Zeitgeistes, mit dem sie in Wechselwirkung gestanden, Klarheit des ganzen Zustandes befördern! Klarheit nöthigt zur Einsicht, Einsicht erschafft Duldung, Duldung ist die einzige Vermittlerinn einer in allen Kräften und Anlagen thätigen Freiheit.

Für Freunde der Tonkunst.

Von Friedrich Rochlitz. Erster Band. Leipzig 1824.

Wohlwollende Leser geben mir schon lange zu, daß ich, anstatt über Bücher zu urtheilen, den Einfluß aussprechen, den sie auf mich haben mochten. Und im Grunde ist Dieß doch das Urtheil aller Lesenden, wenn sie auch ihre Meinung und Gesinnung dem Publicum nicht mittheilen. Der Unterrichtete findet in einem Buche nichts Neues und kann es daher nicht loben, indessen der jüngere Wißbegierige daraus seine Kenntnisse mit Erbauung vermehrt; der Eine wird verletzt, wo der Andere kalt bleibt: deßhalb ist die Aufnahme eines Werks so sehr verschieden.

Bei dem obgenannten hatte ich mich besonders zu erfreuen und zwar will ich zuförderst der gemüthlich ausführlichen Darstellung des Messias von Händel gedenken; sie erregte in mir die unwiderstehliche Sehnsucht, von dem Werke, das mich früher an die ernsteste Tonkunst herangeführt, so viel abermals zu vernehmen, daß die alten, halb verklungenen Gefühle sich wieder entwickelten und die jugendlichen Genüsse in Geist und Seele sich nochmals erneuerten.

Dazu gelange ich denn jetzt unter der Anleitung eines wackern Musik-Directors, durch Theilnahme von Tonkünstlern und Liebhabern. Ich folge nunmehr dem Gange des unschätzbaren Werkes nach vorliegender Anleitung; man schreitet vor, man wiederholt; und so hoffe ich, in einiger Zeit ganz wieder von Händel'scher Geistesgegenwart durchdrungen zu sein.

Die Biographien Hiller's und der Schmähling-Mara thaten mir sehr wohl und veranlaßten nachstehende Betrachtung.

Unbekannt mit der nächsten Umgebung, lebt die Jugend immerfort entweder zu sehr mit sich selbst beschäftigt, oder mit Gedanken und Bestrebungen in die Ferne gerichtet; nur die Folgezeit klärt uns über die vergangene Gegenwart auf.

Dieß Mal ward ich denn in jene Tage versetzt, wo ich in Leipzig, in studentischem Dunkel und Dünkel, umherging, alles guten Willens mir bewußt, noch undeutlichen Zwecken auf Irrwegen tastete.

Auch ich habe den guten Hiller besucht und bin freundlich von ihm aufgenommen worden; doch wußte er mit meiner wohlwollenden Zudringlichkeit, mit meiner heftigen, durch seine Lehre zu beschwichtigenden Lernbegierde sich so wenig als Andere zu befreunden.

Auch jene Demoiselle Schmähling habe ich damals bewundert, eine werdende, für uns unerfahrene Knaben höchst vollendete Sängerinn. Die Arien: Sul terreno pingolo a morte etc. und par che di giubilo etc. aus Hasse's „Helena auf dem Calvari-Berg" weiß ich mir noch im Geiste hervorzurufen.

Indem ich mich nun mit diesem und den übrigen, anmuthig belehrenden Aufsätzen unterhalte, scheint mir der Mann zur Seite zu stehen, den ich schon so lange Jahre als freundlich theilnehmenden Mitgenossen eines bedeutenden Zeitalters zu ehren hatte, der zu meinem Lebensgange sich heiter und froh, wie ich mich zu dem seinigen, gefügt. Von der ersten Zeit an erscheint er als rein wohlwollender Beobachter, und eben diesen Character gewinnen seine Vorträge; er schreitet ruhig getrost in der Litteratur seiner Tage daher, erwirbt die vollkommenste Leichtigkeit des Ausdrucks, sagt nur, was sich aussprechen läßt und spricht es gut aus. In

Vater
tritt aus der Hütte.

Was gibt's? was unterſteht ihr euch?
Wer gibt das Recht euch? wer?

Thomas.

In Pohlen und im Röm'ſchen Reich
Geht's auch nicht beſſer her.

Bätely.

Meinſt du, daß du hier Junker biſt;
Daß niemand wehren kann?

Thomas.

Ein Mädchen, das verſtändig iſt,
Das nimmt ſich einen Mann.

Vater.

Sieh, welch ein unerhörter Trotz!
Wart nur, du kriegſt dein Theil!

Thomas wie oben.

Man ſagt, auf einen harten Klotz
Gehört ein grober Keil.

seinem größten Vortheil aber begleitet ihn überall eine eingeborne Harmonie; ein musicalisches Talent entwickelt sich aus seinem Innern und er fördert es mit Sorgfalt so, daß er seine schriftstellerische Gabe zu Darstellung von musicalischen Erfahrungen und Gesetzen mit Leichtigkeit benutzen kann. Wie viel ihm die gebildete Welt hierin schuldig geworden, ist kaum mehr zu sondern; denn seine Wirkungen sind schon in die Masse der Nation übergegangen, woran er sich denn in einem höhern Alter unaufgenügt mit allgemeiner Beistimmung vergnügen kann.

Seine heitern Productionen, die man als Blüthen einer wirklichen Welt ansehen darf, sind von Jedermann gekannt und werden auch in einer neuen concentrirten Ausgabe, die unter dem Titel: „Auswahl aus Friedrich Rochlitz's sämmtlichen Schriften", Leipzig, 1821 u. f., erschien, seinen Freunden abermals in die Hände gegeben und jüngern Lesern als liebenswürdige neue Gabe geboten.

Hier enthalte ich mich nun nicht, einer der wunderſamſten Productionen zu gedenken, die sich vielleicht je, man darf wohl sagen, ereignet haben. Es ist das „Tagebuch der Schlacht bei Leipzig", wo die beiden Talente des Verfassers als Schriftstellers und Tonkünstlers vereint hervortreten und zugleich sein rein ruhiger, zusammengenommener Character sich bewährt, wie der eines Schiffers im Sturm, aufmerkend geschäftig, obgleich bedenklich, sich gar löblich hervorthut.

Das Bedürfniß unsers Freundes, Ereignisse zu beobachten, seine Gedanken durch Schrift, seine Empfindungen musicalisch auszudrücken, wird uns dadurch erhalten und auch der Folgezeit offenbart. Das Unbewußte, Desultorische der überdrängtesten Augenblicke — von gefahrvoller Beobachtung kaum zu überliefernder Momente zum Flügel, um das Herz zu erleichtern, zum Pult, um Gedanken und Anschauungen zu fixiren — ist einzig; wie ist wenigstens nichts Aehnliches bekannt. Diese bewußte Bewußtlosigkeit, dieses unverzügliche Vertragen, diese bedungte Thätigkeit, diese vor durch Wiederkehr zu gewohnten, geliebten Beschäftigungen gefundene Selbsthülfe, wo eine im augenblicklichen dringlichen Grauß erhaltene Wiederherstellung schon genügt, um größern Leiden mit unverlierner Selbstständigkeit wieder entgegengehen zu können: alles Dieses ist ein Document für künftige Zeiten, was die Bewohner Leipzig's und der Umgegend gelitten haben, als das Wohl der Deutschen nach langem Druck sich endlich wieder aufrichtete.

Auch mir besonders war dieses Tagebuch von großer Bedeutung, indem ich gerade in denselbigen Stunden noch in ahnungsvoller Stille, umgeben von einer ängstlichen Stille, meinen gewöhnlichen Geschäften nachging, oder vielmehr im Theater-Geschäft den Epilog zu „Essex" schrieb, in welchem die merkwürdigen, prophetischen Worte vorkommen.

Der Mensch erblickt, er sei auch, wer er mag,
Ein irgend Stück und einem letzten Tag:

Sulzer's nachgelassene Schriften und Briefwechsel.

Zwei Bände.

Alle Memoiren einiger Maßen bedeutender Menschen lieſt man mit großem Antheil, und Das mit Recht; wir werden unmittelbar in die fernſten Gegenden und Lebenszuſtände verſetzt, und doch müſſen wir immer den Character, das Herkommen und die Denkweiſe des Verfaſſers abziehen, wenn wir uns daraus wahrhaft unterrichten wollen.

Briefe eines einflußreichen Mannes an einen oder mehrere Freunde, in einer Reihe von Jahren geſchrieben, geben uns ſchon einen reinern Begriff von den obwaltenden Zuſtänden und Geſinnungen. Aber ganz unſchätzbar ſind Briefwechſel zweier oder mehrerer durch Thätigkeit in einem gemeinſamen Kreis ſich fortbildender Perſonen.

Dieſes gilt von dem in dem erſten Theil obgenannten Werkes uns in die Hände gegebenen Briefwechſel. Die drei wichtigen Männer Sulzer, Tieck und Nauwer unterhalten ſich über ihr fortſchreitendes Dichten und Trachten, Wollen und Thun, und ſo kommt, ganz ohne Vorſatz, ein vollſtändiges Bild eines edeln, lebendigen Kreiſes zu Stande, einer Schraube ohne Ende, die in das Nächſte eingreift und ſo das Ferne in Bewegung ſetzt. Der Kreis iſt nicht abgeſchloſſen; ein und der andere Freund wird beiläufig aufgenommen. Das Wirken der Weltgeſchichte, das Gegenwirken der Individuen wird klar; man begreift ſeinen eigenen Gang und lernt einſehen, wie man ſelbſt in die Ferne gewirkt, was Zeitgenoſſen von unſern Thätigkeiten aufgenommen, was ſie abgelehnt, was Folge gehabt, was erfolglos geblieben.

Bei Herausgabe der Jugendereigniſſe meines Lebens konnte ich ſchon bemerken, daß ich manchen ſeit Jahren mit Herzlichkeit Freude gemacht, indem ich ihnen längſt vergangene Zeiten und Ereigniſſe, woran auch ſie Theil genommen, durch das Medium meiner Zuſtände wieder vergegenwärtigt. Und ſo haben wir überhaupt den Herausgebern, die auch als Mitarbeiter anzuſehen ſind, auf das Schönſte zu danken, daß ſie kein Bedenken tragen, uns Das-

jenige bald zu überliefern, was uns als Miterlebtes freundlichſt anſprechen muß.

Wie zart und ſchön Solger, mit dem ich nie in ein näheres Verhältniß getreten, meine Arbeiten aufgenommen und ſich daran erbaut, verdient wohl zunächſt eine dankbare Erwähnung, obgleich ſein liebenswürdiger Character ſich beſonders in dieſen Briefen auf eine Weiſe hervorthut, die keines Commentar's bedarf; ich hoffe daher, durch Empfehlung dieſer beiden Bände, welche von keinem Gebildeten, an neuerer Litteratur Theilnehmenden ungeleſen bleiben können, ſchon einen Theil meiner Schuld abgetragen zu haben.

F. H. Jacobi's auserleſener Briefwechſel.

Zwei Bände.

Eine höchſt intereſſante Lectüre für's Publicum, dem es um Einzelnheiten der Perſonen und Schickſale zu thun iſt; für mich eine höchſt traurige Unterhaltung. Ich recapitulire, was ich ſchon weiß und ſehe nur deutlicher, warum ich mit ſo viel guten und vorzüglichen Menſchen niemals eigentlich übereinſtimmen konnte. Jetzt, da ich ſie in ein Paar Bänden zuſammen gedrängt in der Hand habe, kommen ſie mir vor, wie Menſchen, die ſämmtlich eine Sprache ſprechen, aber in den verſchiedenſten Dialecten, und Jeder glaubt, auf ſeine Weiſe drücke man ſich am Beſten aus: der Schweizer ſchüttelt den Kopf über den Nieder-Sachſen, der Wiener über den Berliner; von Dem, worauf es eigentlich ankäme, weiß aber Einer ſo wenig zu ſagen als der Andere; ſie tanzen mit wenigen Ausnahmen Alle am Hochzeitfeſte und Niemand hat die Braut geſehen. Beſieht man es genau, ſo gründet ſich doch zuletzt nur ein Jeder auf ein gewiſſes innres Behagen an ſeinem Daſein. Der Glaube, die Zuverſicht auf das Beſſchen, was man iſt oder ſein möchte, beſeelt einen Jeden und ſo möchte er ſich auch dem Andern machen, eigentlich den Andern ſich gleich machen; und dann, denken ſie, wäre es gethan. Erſt decomplimentiren ſie ſich von der Seite, wo ſie ſich gerade nicht abſtoßen; zuletzt aber, wenn Jeder ehrlich wird und ſeine Individualität herausſetzt, faſſen und bleiben ſie auseinander. Ueber die Perſönlichkeiten ſelbſt laſſen ſich merkwürdige Betrachtungen anſtellen. Da ich die meiſten Individuen genau gekannt mit und an einigen derſelben mehr gelitten als genoſſen habe, ſo zeichnen ſie ſich in dieſen Briefen mir recht deutlich auf. Ich will ſehen, daß ich mir den Antheil und Humor erhalte, dieſe Züge feſtzuhalten; ſollte ich es auch nur ſelbſt zu Tage geben, ſo wird es immer ein Vermächtniß bleiben.

Jacobi wußte und wollte gar Nichts von der Natur, ja er ſprach deutlich aus: ſie verberge ihm ſeinen Gott. Nun glaubt er, mir triumphirend bewieſen zu haben, daß es keine Natur-Philoſophie gebe; als wenn die Außenwelt Dem, der Augen hat, nicht überall die geheimſten Geſetze täglich und nächtlich offenbarte! In dieſer Conſequenz des unendlich Mannigfaltigen ſehe ich Gottes Handſchrift am Allerdeutlichſten. Da lobe ich mir unſern Dante, der uns doch erlaubt, um Gottes Cabinet zu werben.

Von Gott, dem Vater, ſtammt Natur,
Das allerliebſte Frauenbild;
Des Menſchen Geiſt, ihr auf der Spur,
Ihr treuer Werber fand ſie mild.
Sie liebten ſich nicht unfruchtbar:
Ein Kind entſprang von hohem Stamm.
So iſt uns Allen offenbar:
„Natur-Philoſophie iſt Gottes Cabinet.“

(Siehe Dante dell' Inferno canto XI. 99.)

Die Verlobung.

Eine Novelle von Ludwig Tieck.

Ein gereifter, anerkannter Dichter der beſſern Art fühlt ſich humoriſtiſch geneigt, zum Oſtwinde geſellt jene leidigen Nebel zu zerſtreuen, welche die kaum geiſtigen Regionen Deutſchlands zu obſcuriren bei dem niedrigſten Barometer-Stand ſich anmaßen. Gelingt es auch wohl nicht ganz, den Horizont zu reinigen, ſo hat er doch wenigſtens das bäſere Gewölk an die Berge geworfen, wo es denn abregnen, abſchneien oder ſich ſelbſt verzehren mag; uns aber hat er wieder einen klaren, blauen Himmel des Menſchenverſtandes und reiner Sitte zu eröffnen gewußt. Danken wir ihm dafür auf's Herzlichſte, bemerken aber zugleich, daß er, uns dieſe Wohlthat erzeigend, auch gegen ſich ſelbſt eine ſchöne Pflicht erfüllt! Denn er konnte ſich wohl ſagen:

Tunc tua res agitur paries dum proximus ardet.

Juſtus Möſer.

Gern erwähne ich dieſes trefflichen Mannes, der, ob ich ihn gleich niemals perſönlich gekannt, durch ſeine Schriften und durch die Correſpondenz, die ich mit ſeiner Tochter geführt, worin ich die Geſinnungen des Vaters über meine Art und Weſen mit Einſicht und Klugheit ausgeſprochen fand, ſehr großen Einfluß auf meine Bildung gehabt hat. Er war der tüchtige Menſchenverſtand ſelbſt, werth, ein Zeitgenoſſe von Leſſing zu ſein, dem Repräſentanten des kritiſchen Geiſtes. Daß ich ihn aber kannte, bin ich veranlaßt durch die Nachricht:

im nächſten Jahre werde ein ziemlicher Band Fortſetzung der Osnabrück'ſchen Geſchichte, aus Möſer's hinterlaſſenen Papieren entnommen, uns geſchenkt werden. Und wären es nur Fragmente, ſo verdienen ſie aufbewahrt zu werden, indem die Aeußerungen eines ſolchen Geiſtes und Charakters, gleich Goldkörnern und Goldſtaub, denſelben Werth haben, wie reine Goldbarren und noch einen höhern als das Ausgemünzte ſelbſt.

Hier nur einen Hauch dieſes himmliſchen Geiſtes, der uns anregt, ähnliche Gedanken und Ueberzeugungen beizufügen!

„Ueber den Aberglauben unſerer Vorfahren. Es wird ſo viel von dem Aberglauben unſerer Vorfahren erzählt und ſo mancher Schluß zum Nachtheil ihrer Geiſteskräfte daraus gezogen, daß ich nicht umhin kann, Etwas, wo nicht zu ihrer Rechtfertigung, doch wenigſtens zu ihrer Entſchuldigung zu ſagen. Meiner Meinung nach hatten dieſelben bei allen ihren ſogenannten abergläubiſchen Ideen keine andere Abſicht, als gewiſſen Wahrheiten ein Zeichen (was noch jetzt ſeinen eigenen Namen in der Volksſprache hat: Wahrzeichen) aufzudrücken, wobei man ſich ihrer erinnern ſollte, ſowie ſie dem Schlüſſel ein Stück Holz anknüpften, um ihn nicht zu verlieren, oder ihn um ſo geſchwinder wieder zu finden. Es lügen ſie z. E. zu einem Kinde, das ſein Meſſer auf den Rücken oder ſo legte, daß ſich leicht Jemand damit verletzen konnte: die heiligen Engel würden ſich, wenn ſie auf dem Tiſche herumſpazierten, die Füße daran verwunden; nicht, weil ſie Dieſes ſo glaubten, ſondern um dem Kinde eine Gedächtnißhülfe zu geben. Sie lehrten, daß Jemand ſo manche Stunde vor der Himmelsthüre warten müſſe, als er Salzkörner in ſeinem Leben unnützer Weiſe verſtreuet hätte, um ihren Kindern oder ihrem Geſinde einen Denkzettel zu geben und ſie vor einer gewöhnlichen Nachläſſigkeit in Kleinigkeiten, die, zuſammen genommen, beträchtlich werden können, zu warnen. Sie ſagten zu einem eitlen Mädchen, welches ſogar noch des Abends dem Spiegel nicht vorübergehen konnte, ohne einen verſtohlenen Blick hinein zu thun: der Teufel gucke Derjenigen über die Schulter, welche ſich des Abends im Spiegel beſehe; und was dergleichen Anhängſel mehr ſind, wodurch ſie eine gute Lehre zu bezeichnen und einzuprägen ſich bemühten. Mit einem Worte: ſie holten aus der Geiſterwelt, wie wir aus der Thierwelt, belehrende Fabeln, die dem Kinde eine Wahrheit recht tief eindrücken ſollten.“

Gar löblich ſtellt Möſer die fromme und die politiſche Fabel gegen einander: die letztere will zur Klugheit bilden; ſie deutet auf Nutzen und Schaden; die erſtere bezweckt ſittliche Bildung und ruft religiöſe Vorſtellungen zu Hülfe. In der politiſchen ſpielt „Reinecke Fuchs“ die große Rolle, indem er entſchieden ſeinen Vortheil verſteht und ohne weitere Rückſichten auf ſeine Zwecke losgeht; in der frommen Fabel ſind dagegen Engel und Teufel faſt allein die Wirkenden.

Origenes ſagt: ſeine Zeitgenoſſen hielten die warmen Quellen für heiße Thränen verſtoßener Engel.

Der Aberglaube iſt die Poeſie des Lebens; beide erfinden eingebildete Weſen und zwiſchen dem Wirklichen, Handgreiflichen ahnen ſie die ſeltſamſten Beziehungen; Sympathie und Antipathie walten hin und her.

Die Poeſie befreit ſich immer gar bald von ſolchen Feſſeln, die ſie ſich immer willkürlich anlegt; der Aberglaube dagegen läßt ſich Zauberſtricken vergleichen, die ſich immer ſtärker zuſammenziehen, je mehr man ſich gegen ſie ſträubt. Die heißeſte Zeit iſt nicht vor ihm ſicher; trifft er aber gar in ein dunkles Jahrhundert, ſo ſtrebt des armen Menſchen umwölkter Sinn alsbald nach dem Unmöglichen, nach Einwirkung in's Geiſterreich, in die Ferne, in die Zukunft; es bildet ſich eine wunderſame, reiche Welt, von einem trüben Dunſtkreiſe umgeben. Auf ganzen Jahrhunderten laſten ſolche Nebel und werden immer dichter und dichter; die Einbildungskraft brütet über einer wüſten Sinnlichkeit; die Vernunft ſcheint zu ihrem göttlichen Urſprung gleich Affen zurückgekehrt zu ſein; der Verſtand verzweifelt, da ihm nicht gelingt, ſeine Rechte durchzuſetzen.

Dem Poeten ſchadet der Aberglaube nicht, weil er ſeinen Halbwahn, dem er nur eine mentale Gültigkeit verleiht, mehrſeitig zu Gute machen kann.

Lorenz Sterne.

Es begegnet uns gewöhnlich bei raſchem Vorſchreiten der literariſchen ſowohl als humanen Bildung, daß wir vergeſſen, wem wir die erſten Anregungen, die anfänglichen Einwirkungen ſchuldig geworden. Was da iſt und vorgeht, glauben wir, müſſe ſo ſein und geſchehen; aber gerade deßhalb gerathen wir auf Irrwege, weil wir Diejenigen aus dem Auge verlieren, die uns auf den rechten Weg geleitet haben. In dieſem Sinne mach' ich aufmerkſam auf einen Mann, der die große Epoche reinerer Menſchenkenntniß, edler Duldung, zarter Liebe in der

zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zuerſt angeregt und verbreitet hat.

An dieſen Mann, dem ich ſo viel verdanke, werd' ich oft erinnert; auch fällt er mir ein, wenn von Irrthümern und Wahrheiten die Rede iſt, die unter den Menſchen hin und wider ſchwanken. Ein drittes Wort kann man im zarten Sinne hinzufügen, nämlich Eigenheiten. Denn es gibt gewiſſe Phänomene der Menſchheit, die man mit dieſer Benennung am Beſten ausdrückt; ſie ſind irrthümlich nach außen, wahrhaft nach innen und, recht betrachtet, pſychologiſch höchſt wichtig. Sie ſind Das, was das Individuum conſtituirt; das Allgemeine wird dadurch ſpecificirt und in dem Allerwunderlichſten blickt immer noch etwas Verſtand, Vernunft und Wohlwollen hindurch, das uns anzieht und feſſelt.

Gar anmuthig hat in dieſem Sinne Yorik Sterne, das Menſchliche im Menſchen auf das Zarteſte entdeckend, dieſe Eigenheiten, inſofern ſie ſich thätig äußern, ruling passion genannt. Denn fürwahr, ſie ſind es, die den Menſchen nach einer gewiſſen Seite hintreiben, in einem folgerechten Gleiſe weiter ſchieben und, ohne daß es Nachdenken, Ueberzeugung, Vorſatz oder Willenskraft bedürfte, immerfort in Leben und Bewegung erhalten. Wie nahe die Gewohnheit hiermit verſchwiſtert ſei, fällt ſogleich in die Augen; denn ſie begünſtigt ja die Bequemlichkeit, in welcher unſere Eigenheiten ungeſtört hinzuſchlendern beliebt.

Irrthümer und Wahrheiten.

Von Wilhelm Schulz.

Nächſt den Eigenheiten müßte man die Influenzen bedenken; jene kann man ſich vorſtellen als Formen des lebendigen Daſeins und Handelns einzelner, abgeſchloſſener, beſchränkter Weſen und in dieſem Sinne gibt es Eigenheiten der Individuen ſowie der Nationen. Und dieſe ſind es denn, welche, indem ſie ſich von dem Individuum über das Volk, von einer Nation über die Welt verbreiten, als Influenz erſcheinen.

Hieraus läßt ſich nun ſchon erkennen, daß eine Eigenheit an ſich, wo nicht lobenswerth, doch wenigſtens duldbar ſein könne, indem ſie eine Art zu ſein ausdrückt, welche man als Bezeichnung irgend eines Theils der Mannigfaltigen gar wohl müßte gelten laſſen. Die Influenz dagegen iſt immer gefährlich, ja ſie wird meiſt ſchädlich; denn indem ſie fremde Eigenheiten über eine Maſſe herführt, ſo fragt ſich ja, wie dieſe ankommenden Eigenheiten ſich mit den einheimiſchen vertragen und ob ſie nicht eben durch Vermiſchung einen krankhaften Zuſtand hervorbringen.

Man will bemerkt haben, daß zwei verſchiedene Menſchenmaſſen, in einem engen Raum, z. B. eines Schiffs, vereinigt, wenn ſchon beide geſund, doch einen gefährlichen, krankhaften Zuſtand erzeugen. Die mediciniſche Policei hat beobachtet, daß Herden Ungariſcher Ochſen, nach Schleſien geführt, eine Krankheit mitbringen, die, wenn man ſolche Gäſte in Wäldern oder auf Weideplätzen iſolirt, ſich ſehr bald verliere, wogegen daſſelbe Uebel, wenn es die einheimiſchen Thiere ergreift, die ſchrecklichſten Niederlagen anrichtet.

Erfahren hat man ſodann, daß alle Contagien in den erſten Momenten der Mittheilung viel heftiger und ſchädlicher wirken als in der Folge, eben vielleicht, weil ſie in der ergriffenen Maſſe nicht eine homogene, ſondern eine widerwärtige, nicht eine vorbereitete, nachgiebige, ſondern eine fremde, widerſpenſtige Eigenheit antreffen.

Alles das hier Geſagte läßt ſich Wort für Wort im Geiſtigen antreffen. Und wie ſollte es nicht, da wir ja keine geiſtige Wirkung ohne körperliche Unterlage gewahr werden!

Wie wir zu dieſen Betrachtungen gegenwärtig gelangten, wird Demjenigen einleuchten, welcher obgemeldetes Heft mit Aufmerkſamkeit geleſen; ja, der Verfaſſer ſelbſt wird billigen, wenn wir auf ſeinem Wege weiter fortſchreiten, oder vielmehr ihn darauf fortzuſchreiten bitten.

Wir kehren dahin zurück, wo wir ſagten, daß eine Eigenheit wenigſtens an ſich als unſchuldig und unſchädlich betrachtet werden könne. Denn wenn ſie ſelbſt dem damit behafteten Individuum ſchädlich wäre, ſo würde das als ein geringes Uebel anzuſehen ſein, was ein Jeder ſelbſt zu tragen hätte.

Betrachten wir in dieſem Sinne, was man National-Vorurtheil zu nennen beliebt, oder auch Dasjenige, was von ſittlichen und religiöſen Folgen eine Nation ganz anders als die andere ergreift: ſo werden wir gar manches aus dem Vorgeſagten entſpringende Räthſel zu löſen vermögend ſein.

Dem ſprüchwörtlich unabläſſig im irdiſchen Thun und Treiben beſchäftigten Engländer muß der ſtreng beobachtete Sonntag höchſt willkommen bleiben; der weniger, beſonders in ſüdlichen Ländern, beſchäftigte Katholik wird außer dieſem Ruhetag noch Feiertage, um ſein Leben intereſſanter zu machen, bedürfen. Der Deutſche Proteſtant, immer mit Nachdenken beſchäftigt und außer ſeinen obliegenden, nothwendigen Pflichten, außer ſeinem herkömmlichen Beruf

noch immer zu geiſtigem Denken und Thun aufgeregt, wird eines ſolchen, oft wiederkehrenden Ruhetags weniger bedürfen, da er, der Natur ſeines Glaubensbekenntniſſes nach, einen Theil eines jeden Tags zu feierlicher Betrachtung aufgerufen wird; weßhalb denn, beſonders nach Verſchiedenheit des Geſchäfts, in ganz verſchiedenem Sinne der geſetzliche Feſttag gefeiert wird.

Nun möchte es ſcheinen, als wenn wir uns von dem erſt eingeſchlagenen Wege ganz entfernt hätten; allein, wenn einmal davon die Rede iſt, allgemeine Betrachtungen anzuſtellen, ſo thut man wohl, in's Allgemeinſte zu gehen, weil ſich alsdann Alles und Jedes gradweiſe am Sicherſten unterordnet. Denn ob wir gleich mit dem hochgelobten Verfaſſer vollkommen einig ſind und an ſeinem Vortrag Nichts zu ändern wüßten, ſo bemerken wir doch, daß er ſelbſt vermeidet, noch eine gewiſſe, nah' anſtoßende Höhe zu erklimmen, ſich zu einer noch erweiterten Ueberſicht zu bekennen. Zwar ſpricht er ſchon vieles Höchſtbedeutende aus und in der Ueberſicht eines gewiſſen Kreiſes vermiſſen wir Nichts; vielleicht iſt es auch noch nicht Zeit, ſich weiter völlig auszuſprechen, da die eigentliche, entſchiedene Richtung unſerer Tage noch in unaufhaltbarem Gange iſt. Uebrigens leidet es keine Frage, daß, je mehr Perſonen ſich über den wahren Zuſtand, ſich über das Wünſchenswerthe im Unvermeidlichen zu verſtändigen wiſſen, deſto beſſer wird es zu achten ſein, deſto größeren Vortheils werden die Zeitgenoſſen, werden die Nachfahren ſich zu erfreuen haben.

Zuletzt wird auch von ſolcher Höhe ein jedes einflußreiche Beſtreben, Schreiten und Gelangen der ſämmtlichen Künſte, vom Anfang des neunzehnten Jahrhunderts an, dem Beſchauer deutlich werden, und es wird für den hochvernünftigen Denker, der ſich von Jahrzehnten und Zwanzigen nicht irre machen läßt, immer höchſt merkwürdig bleiben, wie jede Kunſt und die zu ihrem Erſcheinen nothwendige Technik ſich gebildet, bedingt, beſtimmt, vor- und zurückgegangen und dadurch doch am Ende nur den Tag gewonnen; denn das Jahr und das Luſtrum geht ſeinen Gang, und von allem Beſtreben, Unternehmen, Wagen, von allem Fördern und Verſpäten bleibt denn doch Dasjenige nur übrig, was in ſeiner Sondererſcheinung ein wahrhaft lebendiges Daſein hegte und es mittheilte. Die einzige, wahre Inſtanz iſt die der Zeugung, der Geburt, des Wachſens und Gedeihens. Dieſes aber läßt ſich nur beurtheilen, wenn die Pflanze den ganzen Weg ihres geregelten, organiſchen Lebens durchlaufen hat, welches denn alſo unſern Nachkommen, lieber aber unſern Vorgreifenden anheim geſtellt ſei, unter welche Letztern wir Herrn Wilhelm Schütz, Verfaſſer von Irrthümer und Wahrheiten, mit Vergnügen und, wie es uns ſcheint, mit Recht zählen dürfen.

Geneigte Theilnahme an den Wanderjahren.

Da nun einmal für mich die Zeit freier Geſtändniſſe herangekommen, ſo ſei auch Folgendes gegenwärtig ausgeſprochen.

In ſpätern Jahren übergab ich lieber Etwas dem Druck als in den mittlern; denn in dieſen war die Nation irre gemacht durch Menſchen, mit denen ich nicht rechten will. Sie ſtellten ſich der Maſſe gleich, um ſie zu beherrſchen; ſie begünſtigten das Gemeine als ihnen ſelbſt gemäß und alles Höhere ward als anmaßend verrufen. Man warnte vor tyranniſchem Beginnen Anderer im Litterar-Kreiſe, indeſſen man ſelbſt eine ausſchließende Tyrannei unter dem Scheine von Liberalität auszuüben ſuchte. Es bedarf keiner langen Zeit mehr, ſo wird dieſe Epoche von edeln Neuern frei geſchildert werden.

Nun darf ich mich aber zuletzt gar mannigfach beſonders auch des Wohlwollens gegen die „Wanderjahre" dankbarlichſt erfreuen, welches mir bis jetzt dreifältig zu Geſicht gekommen. Ein tiefſinnender und fühlender Mann, Varnhagen von Enſe, der, meinen Lebensgang ſchon längſt aufmerkſam beobachtend, mich über mich ſelbſt ſeit Jahren belehrte, hat im „Geſellſchafter" die Form gewählt, mehrere Meinungen im Briefwechſel gegen einander arbeiten zu laſſen, in ſolchem Falle ſehr glücklich, weil man den Bezug eines Werks zu verſchiedenen Menſchen und Sinnesweiſen hierdurch am Beſten zur Sprache bringen und ſein eigenes Empfinden mannigfach und anmuthig an den Tag geben kann.

So hat denn auch im „Litterariſchen Converſations-Blatte" ſich ein Ungenannter gar freundlich erwieſen, bei deſſen Vortrag und Urtheil die Bemerkung wohl Statt finden mag: daß guter Wille klar und ſcharf ſieht, indem er Das, was geleiſtet worden, willig anerkennt und es nicht allein für Das, was es gelten kann, gelten läßt, ſondern ihm noch aus eigener, holder Fruchtbarkeit höhere Bedeutung und kräftigere Wirkung verleiht.

Profeſſor Kaiſer zu Berlin ſtellt in einer Einladungsſchrift Plato's und Goethes Pädagogik gegen einander, ernſt und gründlich, wie es dem Erzieher wohl geziemt. Er iſt nicht ganz mit meinen Anſichten zufrieden, welches ich ihm ſo wenig verdenke, daß ich vielmehr auf ſein bedächtiges Heft ſogleich das Motto geſchrieben:

durch welches Bekenntniß ich denn eine völlige Uebereinstimmung mit einem so würdigen Manne auszusprechen gedachte.

Diesen werthen Freunden kann ich für den Augenblick nur so viel erwidern: daß es mich tiefrührend ergreifen muß, das Problem meines Lebens, an dem ich selbst wohl noch irre werden könnte, vor der Nation so klar und rein aufgelöst zu sehen; wobei ich mich denn auch über manches Zweifelhafte belehrt, über manches Beunruhigende beschwichtigt fühle. Ein solcher Fall möchte sich in irgend einer Litteratur wohl selten zugetragen haben und es wird sich gar wohl ziemen, auf diese Betrachtungen gelegentlich zurückkehrend, meine Bewunderung auszudrücken über den durchdringenden Blick ernster Männer und Freunde, die ihre Aufmerksamkeit einem Einzelnen in dem Grade geschenkt, daß sie seine Eigenheiten besser kennen, als er selbst und, indem sie einem Individuum alles Liebe und Gute erweisen, es doch in seiner Beschränktheit stehen lassen, das Unvereinbare von ihm nicht fordernd.

Hier nun fühl' ich unwiderstehlichen Trieb, ein Lebenslied einzuschalten, das mir seit seiner mitternächtigen, unvorgesehenen Entstehung immer werth gewesen, componirt aber von meinem treuen Wirkens- und Strebensgefährten Zelter, zu einer meiner liebsten Productionen geworden.

Um Mitternacht ging ich, nicht eben gern,
Klein, kleiner Knabe, jenen Kirchhof hin
Zu Vaters Haus, das Pförtners: Stern' an Sterne,
Sie funkelten doch alle gar zu schön:
Um Mitternacht.

Wenn ich denn ferner in des Lebens Weite
Zur Liebsten mußte, mußte, weil sie mag,
Gehetzt und Rothschoen über wer im Streite,
Ich gehend, kommend Empfehlen sag:
Um Mitternacht.

Als dann zuletzt des vollen Mondes Helle
So klar und deutlich mir in's Fenster drang,
Auch der Gedanke wichtig, flumig, schnelle
Sich um's Vergang'ne wie um's Künftige schlang:
Um Mitternacht.

Neue Liedersammlung.

Von Carl Friedrich Zelter.

Zu verstehen ist auch verstehendes Lied entfalten; ich lade meine in Deutschland ausgebreiteten Freunde und Freundinnen hierdurch schönstens ein, sich es recht innigst anzueignen und zu meinem Andenken von Zeit zu Zeit, bei nächtlicher Weile, liebevoll zu wiederholen. Man lasse mich bekennen, daß ich, mit dem Schlag Mitternacht, im hellen Vollmond aus guter, mäßig aufgeregter, geistreich anmuthiger Gesellschaft zurückkehrend, das Gedicht aus dem Stegreife niederschrieb, ohne auch nur früher eine Ahnung davon gehabt zu haben.

Außerdem sind in genannte Sammlung nahezu ein Dutzend meiner mehr oder weniger bekannten Lieder aufgenommen, deren musicalische Ausbildung ich durchaus empfehlen darf. Sie zeugen von der Wechselwirkung zweier Freunde, die seit mehrern Jahren einander kein Räthsel sind; daher es denn dem Componisten natürlich ward, sich mit dem Dichter zu identificiren, so daß Dieser sein Inneres aufgefrischt und belebt, seine Intentionen ganz auf's Neue wieder hervorgebracht fühlen mag und dabei erwarten darf, daß diese Anklänge in Ohr und Gemüth so manches Wohlwollenden noch lange widerzutönen geeignet sind.

Oestliche Rosen.

Von Friedrich Rückert.

Es läßt sich bemerken, daß von Zeit zu Zeit in der Deutschen Nation sich gewisse dichterische Epochen hervorthun, die, in sittlichem und ästhetischem Boden ruhend, durch irgend einen Anlaß hervorgerufen, eine Zeit lang dauern, denselben Stoff wiederholen und vervielfältigen. Man tadelt öfters einen solchen Verlauf, ich finde ihn aber nothwendig und wünschenswerth. Wir hören, weil hier besonders von Liedern die Rede sein soll, einen sanft melancholischen Anklang, der sich von Hölty bis zu Ernst Schulz durchzieht; der hochgefeierte Deutsche Hermann-Geist, von Klopstock ausgehend, hat uns wenige, aber herrliche Melodien geliefert; in wie viel hundert Klängen erscholl zur Kriegs- und Siegeszeit das Gefühl älterer und jüngerer Deutschen; wie eifrig begleiteten sie nicht mit Gesängen und Liedern ihre Thaten und Gesinnungen! Da man aber denn doch im Frieden auch ein Mal, und wär' es nur auf kurze Stunden, in heiterer Gesellschaft sich als ohne Sorge fühlen will, so war ein fremder Hauch nicht unwillkommen, der, dem Ostwind vergleichbar, erkühlend erfrischte und zugleich uns der herrlichen Sonne, des reinen, blauen Aethers genießen ließe. Von den Compositionen meines „Divan's" hab' ich schon manche Freude gewonnen. Die Zelter'schen und Eberwein'schen gut vorgetragen zu hören, wie es von der so talent- als sangreichen Gattin des Letztern geschieht, wird gewiß jeden Genußfähigen in die beste Stimmung versetzen.

Und so kann ich denn Rückert's oben bezeichnete Lieder allen Musikern empfehlen; aus diesem Büchlein, zu rechter Stunde aufgeschlagen, wird ihnen gewiß manche Rose, Narcisse und was sonst sich hinzugesellt, entgegen duften; von blendenden Augen, fesselnden Locken, geistlichen Grübchen, findet sich manches Wünschenswerthe; an solchen Gefahren mag sich Jung und Alt gerne üben und ergetzen.

Obgleich die „Gaſelen des Grafen Platen“ nicht für den Geſang beſtimmt ſind, ſo erwähnen wir doch derſelben gern als wohlgefühlter, geiſtreicher, dem Orient vollkommen gemäßer, ſinniger Gedichte.

Ueber Goethe's „Harz-Reiſe im Winter“.

Einladungsſchrift von Dr Kannegieſser, Rector des Gymnaſiums zu Prenzlau. December 1820.

Dieſes kleine Heft, vom Verfaſſer freundlich zugeſandt, gab mir die angenehme Veranlaſſung, die ſonderbaren Bilder früherer Jahre aus den lethäiſchen Fluthen wieder hervorzurufen; wobei ich zu bewundern hatte, daß mein ſinniger Ausleger, dem die wunderlichen Beſonderheiten jenes Winterzuges keineswegs bekannt ſein konnten, dennoch, durch wenige Andeutungen geleitet, die Eigenheiten des Verhältniſſes, die Weſenheit des Zuſtandes und den Sinn des obwaltenden Gefühls durchdringlich erkannt und ausgeſprochen.

Nachdem ich mir nun jene für mich ſehr bedeutenden Tage wieder zurückgerufen, ſo kann ich nicht unterlaſſen, Einiges zu erwidern und, wie es bei mir aufgeregt worden, niederzuſchreiben.

Schon früher hatte ich die Ehre erlebt, daß geiſtreich nachſpürende Männer meine Gedichte zu entwickeln ſich beſtrebten, ich nenne Moritz und Dethdick, welche Beide in das Angedeutete, Verſchwiegene, Geheimnißvolle dergeſtalt eindrangen, daß ſie mich ſelbſt in Verwunderung ſetzten; wie ich denn von Letztgenanntem nur anführen will, daß er in den Gedichten an Lida größere Zartheit als in allen übrigen aufgeſpürt.

Gleiches Wohlwollen erzeigt mir nun Herr Dr. Kannegieſser, wofür ich ihm einen öffentlich ausgeſprochenen Dank vertraulich erwidere und, nach ſeinem Wunſch, über das genannte Gedicht auch meinerſeits einige Aufklärung verſuche.

Was von meinen Arbeiten durchaus und ſo auch von den kleinern Gedichten gilt, iſt, daß ſie alle, durch mehr oder minder bedeutende Gelegenheit aufgeregt, im unmittelbaren Anſchauen irgend eines Gegenſtandes verfaßt worden, deßhalb ſie ſich nicht gleichen, darin jedoch übereinkommen, daß bei beſondern äußern, oft gewöhnlichen Umſtänden ein Allgemeines, Innres, Höheres dem Dichter vorſchwebte.

Weil nun aber Demjenigen, der eine Erklärung meiner Gedichte unternimmt, jene eigentlichen, im Gedicht nur angedeuteten Umſtände nicht bekannt ſein können: ſo wird er den innern, höhern, faßlichern Sinn verwalten laſſen. Ich habe auch hierzu, um die Poeſie nicht zur Proſe herabzuziehen, wenn mir Dergleichen zur Kenntniß gekommen, gewöhnlich geſchwiegen.

Das Gedicht aber, welches der gegenwärtige Erklärer gewählt, „die Harz-Reiſe“, iſt ſehr ſchwer zu entwickeln, weil es ſich auf die allerbeſonderſten Umſtände bezieht; und doch hat er ſehr viel geleiſtet, indem er das Angedeutete genugſam herausfühlte, wodurch ich mich ſtellenweiſe in Verwunderung geſetzt und bewogen fühle, Folgendes zu näherer Aufklärung zu eröffnen.

In meinen biographiſchen Verſuchen würde jene Epoche eine bedeutende Stelle einnehmen. Die Reiſe ward Ende Novembers 1776 gewagt. Ganz allein, zu Pferde, im drohenden Schnee, unternahm der Dichter ein Abenteuer, das man bizarr nennen könnte, von welchem jedoch die Motive im Gedicht ſelbſt leiſe angedeutet ſind.

Dem Geier gleich,
Der, auf ſchweren Morgenwolken
Mit ſanftem Fittig rudernd,
Nach Beute ſchaut,
Schwebe mein Lied!

Der Reiſende verläßt am früheſten Wintermorgen ſeinen im Augenblick behaglich-gaſtfreundlichen Thüringen'ſchen Wohnſitz, wo ihn ſpäter eine zweite Vaterſtadt beglückte; er reitet nordwärts bergauf; ein ſchwerer, ſchneedrohender Himmel wälzt ſich ihm entgegen.

Denn ein Gott hat
Jedem ſeine Bahn
Vorgezeichnet,
Die der Glückliche
Raſch zum ernſtigen
Ziele rennt:

Begonnene Ausführung eines bedenklichen und beſchwerlichen Unternehmens ſtählt den Muth und erheitert den Geiſt. Der Dichter gedenkt ſeines bisherigen Lebensganges, den er glücklich nennen, dem er den ſchönſten Erfolg verſprechen darf.

Wem aber Unglück
Das Herz zuſammenpreßt,
Er ſträubt vergebend
Sich gegen die Schranken
Des ehernen Looſes,
Den die hoch hilf're Schwelle
Nur ein Mal löſ't.

Aber ſogleich gedenkt er eines Unglücklichen, Mißmuthigen, um deſſentwillen er eigentlich die Fahrt unternommen.

Als der Dichter den „Werther“ geſchrieben, um ſich wenigſtens perſönlich von der damals herrſchenden Empfindſamkeitskrankheit zu befreien, mußte er die große Unbequemlichkeit erleiden, daß man ihn gerade dieſen Geſinnungen günſtig hielt. Er mußte manchen ſchriftlichen Zudrang erdulden, worunter ihm beſonders ein junger Mann auffiel, welcher ſchreibſelig derbt und dabei ſo ernſtlich durchdrungen von Mißbehagen und ſelbſtiſcher Qual ſich zeigte, daß es unmöglich

war, um irgend eine Perſönlichkeit zu denken, wozu dieſe Seelenthäußerungen paſſen möchten. Alle ſeine wiederholten zudringlichen Aeußerungen waren anziehend und abſtoßend zugleich, daß endlich, bei einer immer aufgefoderten und wieder gedämpften Theilnahme, die Neugier rege ward, welchen Körper ſich ein ſo wunderlicher Geiſt gebildet habe. Ich wollte den Jüngling ſehen, aber unerkannt, und deßhalb hatte ich mich eigentlich auf den Weg begeben.

In Dickichtſchauer
Dringt ſich das rauhe Wild,

Der Reiſende gelangt auf die nächſten Bergeshöhen; immer winterhafter zeigt ſich die Landſchaft, einſam und öde ſtarrt Alles umher; nur flüchtiges Wild deutet auf kümmerlichen Zuſtand. Nun blickt er über gefrorene Teiche, Seen; auch eine Stadt kommt ihm zu Geſicht.

Und mit den Sperlingen
Haben längſt die Reichen
In ihre Dächer ſich gewandt.

Wer ſeine Bequemlichkeiten aufopfert, verachtet gern Diejenigen, die ſich darin behagen. Jäger, Soldaten, mühſam Reiſende bedürfen guten Muthes, der ſich leicht zu Uebermuth ſteigert. Unſer Reiſender hat alle Bequemlichkeiten zurückgelaſſen und verachtet die Städter, deren Zuſtand er gleichnißweiſe ſchmählich herabſetzt.

Wahrſcheinlich iſt ein wunderſamer Druckfehler daher entſtanden, daß Setzer oder Corrector die Reichen, die ihm keinen Sinn zu geben ſchienen, in Reiher verwandelte, welche doch auf einiges Verhältniß zu den Rohrſperlingen hindeuten möchten. In der vorigen Ausgabe ſtehen jene, dieſe in der letzten.

Leicht iſt's, folgen dem Wagen,
Den Nocturna lenket,
Wie der gemächliche Troß
Auf gebahnten Wegen
Hinter des Fürſten Einzug.

Der Dichter kehrt wieder zu ſeiner eignen günſtigen Lebens-Epoche zurück, ohne ſich irgend ein Verdienſt anzumaßen, ja er ſpricht von den augenblicklichen Städtevortheilen beinahe mit Geringſchätzung.

Aber abwärts, wer iſt's?
Im's Gebüſch verliert ſich ſein Pfad;
Hinter ihm ſchlagen
Die Sträuche zuſammen;
Das Gras ſteht wieder auf;
Die Oede verſchlingt ihn.

Das Bild des einſamen, menſchen- und lebensfeindlichen Jünglings kommt ihm wieder in den Sinn; er malt ſich's aus.

Aber wer heilet die Schmerzen
Dieß, dem Buſen zu Gift ward;
Der ſich Menſchenhaß
Auf der Fülle der Liebe trank?
Groß verachtet, nun ein Verächter,
Irret er traurig auf
Seinem eig'nen Pfad
In aufgelöſeter Geiſtkraft.

Er fährt fort, ihn zu belagern.

Ja auf Deinem Pfade,
Vater der Liebe, ein Ton,
Deinem Ohr vernehmlich,
Er erquicke ſein Herz!
Deine den umwölkten Blick
Ueber die tauſend Lauren
Neben dem Durſtenden
In der Wüſte!

Seine herzliche Theilnahme ergießt ſich im Gebet. Die Auslegung dieſer Strophen iſt meinem freundlichen Commentator beſonders gelungen; er hat das Herzliche derſelben innigſt gefühlt und entwickelt.

Der Du der Freuden viel ſchaffſt,
Jedem ein überfließend Maß,
Segne die Becher der Jagd
Auf der Fährte des Wilds
Mit jugendlichem Uebermuth
Fröhlicher Mordſucht.
Spähe Nächer des Unfugs,
Dem ſchon Jahre vergeblich
Wehrt mit Knütteln der Bauer!

Der Dichter wendet ſeine Gedanken zu Leben und That hin, erinnert ſich ſeiner engverbundenen Freunde, welche gerade in dieſer Jahreszeit und Witterung eine bedeutende Jagd unternehmen, um das in gewiſſe Gegend ſich mehrende Schwarzwildpret zu bekämpfen. Eben dieſe Luſtpartie war es, welche jene vertraute Geſellſchaft aus der Stadt zog, dem Dichter Raum und Gelegenheit zu ſeiner Wanderung darbietend. Er trennte ſich mit dem Verſprechen, bald wieder unter ihnen zu ſein.

Aber den Einſamen hilf'
In Deine Gefilde leiten;
Umgieb mit Wintergrün,
Wie die Roſe verwahrt,
Die feuchten Haare,
O Liebe, Deines Dichters!

Nun aber kehrt er zu ſich ſelbſt zurück, betrachtet ſeinen bedenklichen Zuſtand und ruft der Liebe, ihm zur Seite zu bleiben.

Hier iſt der Ort, zu bemerken, daß man ſich bei Auslegung von Dichtern immer zwiſchen dem Wirklichen und Ideellen zu halten habe. In der ſiebenten Strophe heißt Liebe das unbefriedigte, dem Menſchen zwar inwohnende, aber von außen zurückgewiſene Bedürfniß; in der achten Strophe iſt unter Vater der Liebe das Weſen gemeint, welchem alle übrigen die wechſelſeitige Neigung zu danken haben; hier in der zehnten iſt unter Liebe das edelſte Bedürfniß geiſtiger, vielleicht auch körperlicher Vereinigung gedacht, welches die Einzelnen in Bewegung ſetzt und, auf die ſchönſte Weiſe, in Freundſchaft, Gattentreue, Kinderpietät und außerdem noch auf hundert zarte Weiſen befriedigt und lebendig erhält.

Mit der himmelnden Fackel
Leuchteſt Du ihm
Durch die Furten bei Nacht,
Ueber grauliche Berge

Auf den Gefilden;
Mit dem tausendfarbigen Morgen
Lachst Du in's Herz ihm;
Mit dem heftenden Sturm
Trägst Du ihn hoch empor;
Winterströme stürzen vom Felsen
In seine Psalmen.

Er schildert einzelne Beschwerlichkeiten des Augenblicks, die ihn peinlich anfechten, aber in Gedanken an die entfernten Geliebten freudmüthig überstanden werden.

Und Altar des lieblichsten Danks
Wird ihm des gefürchteten Gipfels
Schneebehangner Scheitel,
Den mit Geisterreigen
Kränzten ahnende Völker.

Ein wichtiger, völlig ideel, ja phantastisch erscheinender Punct, über dessen Realität der Dichter schon manchen Zweifel erleben mußte, wovon aber ein sehr erfreuliches Document noch in seinen Händen ist.

Ich stand wirklich am 7. December in der Mittagsstunde, grenzenlosen Schnee überschauend, auf dem Gipfel des Brockens, zwischen jenen ahnungsvollen Granit-Klippen, über mir den vollkommen klarsten Himmel, von welchem herab die Sonne gewaltsam brannte, so daß in der Wolle des Ueberrocks der bekannte brandige Geruch erregt ward. Unter mir sah ich ein unbewegliches Wogenmeer nach allen Seiten die Gegend überdecken, und nur durch höhere und tiefere Lage der Wolkenschichten die darunter befindlichen Berge und Thäler andeuten.

Die herrliche Erscheinung farbiger Schatten, bei untergehender Sonne, ist in meinem Entwurf der Farbenlehre im §. 75 umständlich beschrieben.

Du stehst mit unerforschtem Busen
Geheimnißvoll offenbar
Ueber der erkannten Welt,
Und schaust aus Wolken
Auf ihre Reiche und Herrlichkeit,
Die Du aus den Adern Deiner Brüder
Neben Dir wässerst.

Hier ist leise auf den Bergbau gedeutet. Der unerforschte Busen des Hauptgipfels wird den Adern seiner Brüder entgegengesetzt. Die Metall-Adern sind gemeint, aus welchen die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit gewässert werden.

Eine vorläufige Anschauung dieser wichtigen Geschäftsthätigkeit sich zu verschaffen, welches ihm auch gelang, veranlaßte zum Theil das seltsame Unternehmen, wovon das gegenwärtige Gedicht allerdings mysteriöse, schwer zu deutende Spuren enthält.

Das Thema desselben wäre also wohl folgender Maßen auszusprechen: der Dichter, in doppelter Absicht, ein unmittelbares Anschauen des Bergbaues zu gewinnen und einen jungen, äußerst hypochondrischen Geldquäler zu besuchen und aufzurichten, bedient sich der Gelegenheit, daß engverbundene Freunde zur Winterjagdluft ausziehen, um sich von ihnen auf kurze Zeit zu trennen.

Sowie sie die rauhe Witterung nicht achten, unternimmt er, nach seiner Seite hin, jenen einsamen, wunderlichen Ritt. Es glückt ihm nicht nur, seine Wünsche erfüllt zu sehen, sondern auch durch eine ganz eigene Reihe von Anlässen, Wanderungen und Zufälligkeiten auf den beschneiten Brockengipfel zu gelangen. Von Dem, was ihm während dieser Zeit durch den Sinn gezogen, schreibt er zuletzt kurz, fragmentarisch, geheimnißvoll, im Sinn und Ton des ganzen Unternehmens, kaum geregelte, rhythmische Zeilen.

Durch einen ziemlichen Umweg schließt er sich wieder an die Brüder der Jagd, theilt ihre tagtäglichen heroischen Freuden, um Nachts, in Gegenwart einer prasselnden Caminflamme, sie durch Erzählung seiner wunderlichen Abenteuer zu ergetzen und zu ehren.

Mein werther Commentator wird hieraus mit eigenem Vergnügen ersehen, wie er so vollkommen zum Verständniß des Gedichtes gelangt sei, als es ohne die Kenntniß der besonders vorwaltenden Umstände möglich gewesen; er findet mich an keiner Stelle mit ihm in Widerstreit. Und wenn das Reelle hier und da das Ideelle einiger Maßen zu beschränken scheint, so wird doch Dieses wieder erfreulich gehoben und in's rechte Licht gestellt, weil es auf einer wirklichen, doch würdigen Base emporgehoben worden. Gibt man nun aber dem Erklärer zu, daß er nicht gerade beschränkt sein soll, Alles, was er vorträgt, aus dem Gedicht zu entwickeln, sondern daß er uns Freude macht, wenn er manches verwandte Gute und Schöne an dem Gedicht entwickelt, so darf man diese kleine, gehaltreiche Arbeit durchaus billigen und mit Dank erkennen.

Ueber das Fragment: „die Geheimnisse". 1816.

Eine Gesellschaft studirender Jünglinge, in einer der ersten Städte Nord-Deutschlands, haben ihren freundschaftlichen Zusammenkünften eine gewisse Form gegeben, so daß sie erst ein dichterisches Werk vorlesen, sodann, über dasselbe ihre Meinungen wechselseitig eröffnend, gesellige Stunden nützlich hinbringen. Derselbe Verein hat auch meinem Gedichte: „die Geheimnisse" überschrieben, seine Aufmerksamkeit gewidmet, sich darüber besprochen und, als die Meinungen nicht zu vereinigen gewesen, den Entschluß gefaßt, bei mir anzufragen, inwiefern es thunlich sei, diese Räthsel aufzulösen; wo-

bei ſie mir zugleich eine gar wohl haltbare Meinung mitgetheilt, worin die Meiſten mit einander übereingekommen. Da ich nun in dem Antrage und der Art deſſelben ſo viel guten Willen, Sinn und Anſtand finde: ſo will ich hierauf um ſo lieber eine Erklärung geben, als jenes räthſelhafte Product die Auslegungsgabe ſchon manches Leſers beſchäftigt hat und ich in meinen ſchriftſtelleriſchen Bekenntniſſen wohl ſobald an die Epoche nicht gelangen möchte, wo dieſe Arbeit veranlaßt und ſogleich auf ein Mal in ſo kurzer Zeit auf den Punct gebracht worden, wie man ſie kennt, alsdann aber unterbrochen und nie wieder vorgenommen wurde; es war in der Mitte der achtziger Jahre.

Ich darf vorausſetzen, daß jenes Gedicht ſelbſt dem Leſer bekannt ſei; doch will ich davon Folgendes erwähnen. Man erinnert ſich, daß ein junger Ordensgeiſtlicher, in einer gebirgigen Gegend verirrt, zuletzt im freundlichen Thal ein herrliches Gebäude antrifft, das auf Wohnung von frommen, geheimnißvollen Männern deutet. Er findet daſelbſt zwölf Ritter, welche nach überſtandenem ſturmvollen Leben, wo Mühe, Leiden und Gefahr ſich andrängten, endlich hier zu wohnen und Gott im Stillen zu dienen, Verpflichtung übernommen. Ein dreizehnter, den ſie für ihren Obern erkennen, iſt eben im Begriff, von ihnen zu ſcheiden; auf welche Art, bleibt verborgen; doch hatte er in den letzten Tagen ſeinen Lebenslauf zu erzählen angefangen, wovon dem neu angekommenen geiſtlichen Bruder eine kurze Andeutung, bei guter Aufnahme, zu Theil wird. Eine geheimnißvolle Nachterſcheinung feſtlicher Jünglinge, deren Fackeln bei eiligem Lauf den Garten erhellen, macht den Beſchluß.

Um nun die weitere Abſicht, ja den Plan im Allgemeinen, und ſomit auch den Zweck des Gedichtes zu bekennen, eröffne ich, daß der Leſer durch eine Art von idealem Montſerrat geführt werden, und, nachdem er durch die verſchiedenen Regionen der Berge, Felſen und Klippenhöhen ſeinen Weg genommen, gelegentlich wieder auf weite und glückliche Ebenen gelangen ſollte. Einen jeden der Rittermönche würde man in ſeiner Wohnung beſucht und durch Anſchauung climatiſcher und nationaler Verſchiedenheiten erfahren haben, daß die trefflichſten Männer von allen Enden der Erde ſich hier verſammeln mögen, wo Jeder von ihnen Gott auf ſeine eigenſte Weiſe im Stillen verehre.

Der mit Bruder Marcus herumwandelnde Leſer oder Zuhörer wäre gewahr worden, daß die verſchiedenſten Denk- und Empfindungsweiſen, welche in dem Menſchen durch Atmoſphäre, Landſtrich, Völkerſchaft, Bedürfniß, Gewohnheit entwickelt oder ihm eingedrückt werden, ſich hier am Orte in ausgezeichneten Individuen darzuſtellen und die Begier nach höchſter Ausbildung, obgleich einzeln unvollkommen, durch Zuſammenleben würdig auszuſprechen berufen ſeien.

Damit Dieſes aber möglich werde, haben ſie ſich um einen Mann verſammelt, der den Namen Humanus führt; wozu ſie ſich nicht entſchloſſen hätten, ohne ſämmtlich eine Aehnlichkeit, eine Annäherung zu ihm zu fühlen. Dieſer Vermittler nun will unvermuthet von ihnen ſcheiden und ſie vernehmen, ſo betäubt als erbaut, die Geſchichte ſeiner vergangenen Zuſtände. Dieſe erzählt jedoch nicht er allein, ſondern Jeder von den Zwölfen, mit denen er ſämmtlich im Laufe der Zeiten in Berührung gekommen, kann von einem Theil dieſes großen Lebenswandels Nachricht und Auskunft geben.

Hier würde ſich dann gefunden haben, daß jede beſondere Religion einen Moment ihrer höchſten Blüthe und Frucht erreiche, worin ſie jenem obern Führer und Vermittler ſich angenaht, ja ſich mit ihm vollkommen vereinigt. Dieſe Epochen ſollten in jenen zwölf Repräſentanten verkörpert und fixirt erſcheinen, ſo daß man jede Anerkennung Gottes und der Tugend, ſie zeige ſich auch in noch ſo wunderbarer Geſtalt, doch immer aller Ehren, aller Liebe würdig müßte gefunden haben. Und nun konnte nach langem Zuſammenleben Humanus gar wohl von ihnen ſcheiden, weil ſein Geiſt ſich in ihnen Allen verkörpert, Allen angehörig, keines eigenen irdiſchen Gewandes mehr bedarf.

Wenn nun nach dieſem Entwurf der Hörer, der Theilnehmer, durch alle Länder und Zeiten im Geiſte geführt, überall das Erfreulichſte, was die Liebe Gottes und der Menſchen unter ſo mancherlei Geſtalten hervorbringt, erfahren: ſo ſollte daraus die angenehmſte Empfindung entſpringen, indem weder Abweichung, Mißbrauch, noch Entſtellung, wodurch jede Religion in gewiſſen Epochen verhaßt wird, zur Erſcheinung gekommen wäre.

Ereignet ſich nun dieſe ganze Handlung in der Char-Woche, iſt das Hauptkennzeichen dieſer Geſellſchaft ein Kreuz mit Roſen umwunden: ſo läßt ſich leicht vorausſehen, daß die durch den Oſtertag beſiegelte, ewige Dauer erhöhter menſchlicher Zuſtände auch hier bei dem Scheiden des Humanus ſich tröſtlich würde offenbaret haben.

Damit aber ein ſo ſchöner Bund nicht ohne Haupt- und Mittelsperſon bleibe, wird durch wunderbare Schickung und Offenbarung der arme Pilgrim, Bruder Marcus, in die hohe Stelle eingeſetzt, der ohne ausgebreitete Umſicht, ohne Streben nach Unerreichbarem, durch Demuth, Ergebenheit, treue Thätigkeit im frommen Kreiſe gar wohl verdient, einer wohlwollenden Geſell-

Bätely.

Verwegner, auf und packe dich!
Was hab' ich dir gethan?

Thomas wie oben.

Pardonnés moi! Ihr ſehet mich
Für einen andern an.

ab.

Bätely.

Sollen wir's dulden?

Vater.

Ohne Verſchulden!

Bätely.

Rufet zur Hülfe
Die Nachbarn herbey!

Vater ab.

Bätely.

Mir ſpringt im Schmerze
Der Muth mein Herze,

ſchaft, ſo lange ſie auf der Erde verweilt, vorzuſtehen.

Wäre dieſes Gedicht vor dreißig Jahren, wo es erſonnen und angefangen worden, vollendet erſchienen, ſo wäre es der Zeit einiger Maßen vorgeeilt. Auch gegenwärtig, obgleich ſeit jener Epoche die Ideen ſich erweitert, die Gefühle gereinigt, die Anſichten aufgeklärt haben, würde man das nun allgemein Anerkannte im poetiſchen Kleide vielleicht gerne ſehen und ſich daran in den Geſinnungen befeſtigen, in welchen ganz allein der Menſch, auf ſeinem eigenen Monſerrat, Glück und Ruhe finden kann.

Ueber die Ballade „vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen".

Die Ballade hat etwas Myſteriöſes, ohne myſtiſch zu ſein; dieſe letzte Eigenſchaft eines Gedichts liegt im Stoff, jene in der Behandlung. Das Geheimnißvolle der Ballade entſpringt aus der Vortragsweiſe. Der Sänger nämlich hat ſeinen prägnanten Gegenſtand, ſeine Figuren, deren Thaten und Bewegung ſo tief im Sinne, daß er nicht weiß, wie er ihn an's Tageslicht fördern will. Er bedient ſich daher aller drei Grundarten der Poeſie, um zunächſt auszudrücken, was die Einbildungskraft erregen, den Geiſt beſchäftigen ſoll; er kann lyriſch, epiſch, dramatiſch beginnen und, nach Belieben die Formen wechſelnd, fortfahren, zum Ende hinzueilen oder es weit hinausſchieben. Der Refrain, das Wiederkehren ebendesſelben Schlußklanges, gibt dieſer Dichtart den entſchiedenen lyriſchen Character.

Hat man ſich mit ihr vollkommen befreundet, wie es bei uns Deutſchen wohl der Fall iſt: ſo ſind die Balladen aller Völker verſtändlich, weil die Geiſter in gewiſſen Zeitaltern, entweder contemporan oder ſucceſſiv, bei gleichem Geſchäft immer gleichartig verfahren. Uebrigens ließe ſich an einer Auswahl ſolcher Gedichte die ganze Poetik gar wohl vortragen, weil hier die Elemente noch nicht getrennt, ſondern, wie in einem lebendigen Ur-Ei, zuſammen ſind, das nur bebrütet werden darf, um als herrlichſtes Phänomen auf Goldflügeln in die Lüfte zu ſteigen.

Zu ſolchen Betrachtungen gab mir die oben bezeichnete Ballade Gelegenheit; ſie iſt zwar keineswegs myſteriös; allein ich konnte doch bei'm Vortrag öfters bemerken, daß ſelbſt geiſtreich-gewandte Perſonen nicht gleich zum erſten Mal ganz zur Anſchauung der dargeſtellten Handlung gelangten. Da ich nun aber Nichts daran ändern kann, um ihr mehr Klarheit zu geben, ſo gedenk' ich ihr durch proſaiſche Darſtellung zu Hülfe zu kommen.

V. 1. Zwei Knaben, in einem alten, waldumgebenen Ritterſchloß, ergreifen die Gelegenheit, da der Vater auf der Wolfsjagd, die Mutter im Gebet begriffen iſt, einen Sänger in die einſame Halle hereinzulaſſen.

V. 2. Der alte Barde beginnt unmittelbar ſeinen geſchichtlichen Geſang. Ein Graf, im Augenblick, da Feinde ſein Schloß einnehmen, entflieht, nachdem er ſeine Schätze vergraben, ein Töchterchen in den Mantel gewickelt mit fortttragend.

V. 3. Er geht in die Welt, unter der Form eines hülfsbedürftigen Sängers. Das Kind, eine ſchätzbare Bürde, wächſt heran.

V. 4. Das Hinſchwinden der Jahre wird durch Entfärben und Zerſtieben des Mantels angedeutet: auch iſt die Tochter ſchön und groß geworden; eines ſolchen Schirmes bedurfte ſie nicht mehr.

V. 5. Ein fürſtlicher Ritter kommt vorbei; anſtatt der edel ſchönen Hand ein Almoſen zu reichen, ergreift er ſie werbend; der Vater geſteht die Tochter zu.

V. 6. Getraut, ſcheidet ſie ungern vom Vater; er zieht einſam umher. Nun aber fällt der Sänger aus ſeiner Rolle, er iſt es ſelbſt; er ſpricht in der erſten Perſon, wie er in Gedanken Tochter und Enkel ſegne.

V. 7. Er ſegnet die Kinder und wir argwöhnen, er ſei nicht allein der Graf, deſſen der Geſang erwähnte, ſondern Dieß ſeien ſeine Enkel, die Fürſtinn ſeine Tochter, der fürſtliche Jäger ſein Schwiegerſohn. Wir hoffen das Beſte; aber bald werden wir in Schrecken geſetzt. Der ſtolze, hochfahrende, heftige Vater kommt zurück; entrüſtet, daß ein Bettler ſich in's Haus geſchlichen, gebietet er, denſelben in's Verlies zu werfen. Die Kinder ſind verſcheucht; die herbeieilende Mutter legt ein freundliches Wort ein.

V. 8. Die Knechte getrauen ſich nicht, den würdigen Greis anzurühren; Mutter und Kinder bitten; der Fürſt verbeißt nur augenblicklich ſeinen Zorn. (Dieß würde auf dem Theater ein glückliches Bild machen.) Aber ein längſt verhaltener Grimm bricht los; im Gefühl ſeiner alten, ritterlichen Herkunft hat es den Stolzen heimlich gereut, die Tochter eines Bettlers geehelicht zu haben.

V. 9. Schmählich verachtende Vorwürfe gegen Frau und Kinder brechen los.

V. 10. Der Greis, der in ſeiner Würde unangetaſtet ſtehen geblieben, eröffnet den Mund und erklärt ſich als Vater und Großvater, auch als ehemaliger Herr der Burg; das Geſchlecht des gegenwärtigen Beſitzers hat ihn vertrieben.

V. 11. Die nähern Umſtände klären ſich auf; eine gewaltſame Regierungsveränderung hatte

den rechtmäßigen König, dem der Graf anfing, vertrieben und so auch seine Getreuen, die nun bei wieder hergestellter Dynastie zurückkehrten. Der Alte legitimirt sich dadurch als Hausbesitzer, daß er die Stelle der vergrabenen Schätze anzudeuten weiß, verkündigt übrigens eine allgemeine Amnestie, sowohl im Reiche als im Hause und Alles nimmt ein erfreuliches Ende.

Ich wünsche den Lesern und Sängern das Gedicht durch diese Erklärung genießbarer gemacht zu haben, und bemerke noch, daß eine vor vielen Jahren mich anmuthende, Altenglische Ballade, die ein Kundiger jener Litteratur vielleicht bald nachweis't, diese Darstellung veranlaßt habe. Der Gegenstand war mir sehr lieb geworden, auf den Grad, daß ich ihn auch zur Oper ausarbeitete, welche, wenn schon der entworfene Plan theilweise ausgeführet war, doch, wie so manches Andere, hinter mir liegen blieb. Vielleicht ergreift ein Jüngerer diesen Gegenstand, hebt die lyrischen und dramatischen Puncte hervor und drängt die epischen in den Hintergrund. Bei lebhafter, geistreicher Ausführung von Seiten des Dichters und Componisten dürfte sich ein solches Theater-Stück wohl gute Aufnahme versprechen.

Die drei Paria.

Der „Paria", Trauerspiel in einem Aufzuge, von Michael Beer. Von vorliegendem Stücke können wir nicht handeln, ohne von den Motiven zu sprechen, woraus es gebildet worden; denn eben in einer sehr klugen Verknüpfung dieser zu einem effectvollen Ganzen beruht des Verfassers bedeutendes Verdienst.

Diese Motive nun sind hergenommen aus den bürgerlichen Verhältnissen, Zuständen und Gebräuchen der Indier und umfassen dieses Volks zwei höchst tragische Seiten, deren eine auf der schroffen Sonderung der Casten ruht, woraus unsägliche Schmach für die tiefste derselben hervorgeht; die andere gründet sich auf den schrecklichen Gebrauch, daß eine Witwe ihrem Gatten in den Tod folgen und sich mit ihm lebendig verbrennen muß.

Das erste dieser tragischen Elemente geht als verwaltend durch das ganze Stück und entwickelt sich in der Gegenwart; das zweite wird zur Beihülfe aus der Vergangenheit hervorgerufen und wirkt, wie aus der Ferne, in seinen Folgen auf den Augenblick, oder wird erzählungsweise herangezogen. Das Stück führt denn auch, dem Haupt-Motiv gemäß, den Titel „der Paria"; und mit diesem Namen deutet es im Voraus auf alle tragischen Momente, die wir zu erwarten haben.

Die Casten der Paria's nämlich ist die unterste, herabgewürdigte, allgemein verachtete aller indischen Casten; sie wird, als von Gott und Menschen verworfen, für unrein gehalten; sie darf das Allerniedrigste verrichten, wovor die übrigen Scheu tragen; sie ist an und für sich unrein und aller Welt ein Gräuel. Aus dem Gebrauch der Indier, ihre Hunde gewöhnlich Paria zu nennen, sieht man, welcher tiefen Verachtung diese Caste Preis gegeben ist; denn der Hund steht noch etwas höher; seine Nähe besudelt nicht, aber die Nähe eines Paria; weßhalb denn ein von Diesem berührter Indier unrein wird, und sich durch Waschen und umständliche religiöse Ceremonien mühselig reinigen muß, wenn er sich nicht aus seiner Caste verstoßen sehen will.

Die Gegenwart eines Paria wird daher von allen übrigen Indiern mit Abscheu gemieden und geflohen. Sieht ein Bramin auf seinem Weg einen Paria kommen, so läßt er ihm von Weitem zurufen; und Dieser muß auf eine ferne Strecke ausweichen. Begegnet ein Paria einem Raja aus der Caste der Krieger und er weicht nicht aus, so darf ihn der Raja auf der Stelle niederstoßen. Wie grausam Dieses auch scheinen mag, so ist es doch nur von Seiten der höhern Casten eine Nothwehr; denn sie kommen in Gefahr, ein gleiches Geschick zu erdulden. In solchen Fall würde ein Bramin gerathen, der sich in der höchsten Noth einen Trunk Wasser reichen ließe; ein von aller Welt verlassener Kranker muß lieber sterben, als von irgend einem der Unreinen Hülfreichung annehmen; denn er würde sogleich zu Jenen gezählt.

Noch ein anderer Umstand ist zu bemerken. Verwirkt Jemand die Ehre seiner Caste, so fällt er sogleich in die tiefste herab; die Mißheirath der Tochter eines Raja, nur um eine Stufe tiefer, wirft sie gleich in die Classe der Paria's. Ein gleiches Schicksal würde die Witwe erfahren, die sich weigerte, mit ihrem verstorbenen Gemahl lebendig verbrannt zu werden.

In so vielem Betracht ist der Zustand eines Paria ein Zustand des höchsten Elends und der tiefsten Erniedrigung, zu welcher die menschliche Natur herabgewürdigt werden kann und um so schrecklicher, als keine Rettung daraus möglich ist. Wer einmal in diese Hölle durch Geburt oder Vergehen gestoßen worden, Der und seine Nachkommen müssen ewig darin verbleiben; kein Verdienst kann erlösen, ja der Unglückliche kann sich nicht einmal Verdienst erwerben; und wär' er noch so edel und tapfer, er darf nicht für die Rettung seines Vaterlandes kämpfen und bluten.

Wegen solcher allgemeinen Verachtung und drohender persönlicher Gefahr sind die Paria's überhaupt sehr scheu und furchtsam, und prägen auch ihren Kindern frühzeitig ein, sich um Alles

in der Welt Keinem aus den übrigen Casten zu nähern. Ohnehin müssen sie aus den Städten sich fern halten; keinem Tempel dürfen sie nahen, keinem öffentlichen Gottesdienst beiwohnen, ja nicht einmal auf den Märkten unter Käufer und Verkäufer sich mischen. Von ferne deuten sie auf die Waare, die sie gerne kaufen möchten, legen den Betrag dafür hin und ziehen sich zurück. Hat der Verkäufer das Geld geholt und die Waare zurückgelassen, so eilen sie pfeilschnell mit ihr davon. Kein Wunder also, daß solche Jammerleute an einsamen, abgelegenen Orten ihre Wohnung suchen, in elenden Hütten sich aufhalten, in Bergklüften und Wäldern, in Gesellschaft der Affen und übrigen wilden Thiere.

Der gemeine, an Geist und Herzen auf einer niedrigen Stufe stehende Paria nun findet sich schon in seinen Zustand; er weiß es nicht anders, er ist von Jugend auf daran gewöhnt und es kommt ihm nicht in den Sinn, daß er etwas Besseres werth sei, zumal da ihm von der frühesten Kindheit auf eingeprägt wird, Gott habe ihn um der in einem frühern Leben begangenen Sünden willen in den Zustand versetzt, worin er geboren worden.

Wenn aber ein edler, vorzüglich begabter Mensch, sei es durch eignes Vergehen oder durch die Schuld der Väter, sich als Paria fühlt und alle die unsägliche Schmach seines Standes mit Bewußtsein und in vollem Gefühl seiner Menschenwürde erdulden muß: so wird ein Conflict seines edeln Selbst mit den ihn erniedrigenden Satzungen und bürgerlichen Verhältnissen entstehen, der nicht tragischer gedacht werden kann.

Dieser Conflict wird im vorliegenden Trauerspiel sehr fühlbar, indem der Held des Stücks durchaus als ein edler, hochstehender Mensch gezeichnet ist. So auch verdient der Verfasser wegen der Wahl des Gegenstandes alles Lob; denn der Paria kann füglich als Symbol der herabgesetzten, unterdrückten und verachteten Menschheit aller Völker gelten; und wie ein solcher Gegenstand schon allgemein menschlich erscheint, so ist er dadurch höchst poetisch.

Nicht weniger ist der Verfasser wegen der in der Behandlung seines Gegenstandes bewiesenen großen Oeconomie zu loben. Ohne Zwang sind alle jene tragischen Motive in einen einzigen Act zusammengebracht; die Handlung entwickelt sich an einem einzigen Ort und der handelnden Personen sind nur drei.

Von vorzüglichen Schauspielern dargestellt, muß dieses kleine Stück sehr schönen Effect machen und so soll es denn allen Bühnen auf das Beste empfohlen sein. A

Bemerkenswerth ist es, daß in neuerer Zeit der Paria-Caste Zustand die Aufmerksamkeit unserer Dichter auf sich gezogen. Früher schon war lyrisch dargestellt, wie eine Bajadere, als Glied dieses verworfenen Geschlechts, durch leidenschaftliche Liebe, durch Anhänglichkeit an ein göttliches Wesen bis in den Flammentod, sich selbst zur Göttinn erhoben.

Von dem Deutschen „Paria" in einem Acte und seinen Verdiensten haben wir so eben Rechenschaft erstattet; er schildert den gedrücktesten aller Zustände bis zum tragischen Untergang.

Die französische Tragödie „Paria", in fünf Acten, hat dieß mehr als tragisch-grausame Motiv von der energischen Seite genommen. Ein Paria-Vater, in die Wüste zurückgezogen, ruht mit ganzer Seele auf einem trefflichen Sohn; Dieser, zu Jünglingsjahren herangereift, thatenlustig, verläßt den Alten heimlich und beraubt ihn also des schönsten Surrogates aller versagten irdischen Glückseligkeit. Er mischt sich unter das heimische Kriegsheer und kämpft mit demselben gegen das Eindringen einer Macht, die der Bramines Herrschaft zu zerstören droht, thut sich hervor, siegt und der Ober-Bramin wird ihm großen Dank schuldig, unwissend wem. Dieses geistliche Oberhaupt nun besitzt eine sehr liebenswürdige Tochter, die, wie billig, dem Tüchtigen gewogen ist, der auch ihren Reizen nicht widersteht. Der Alte selbst, der es vortheilhaft findet, bei sinkendem Ansehn mit dem Tüchtigen in Verwandtschaft zu stehen, begünstigt die Neigung und ein Ehebund wird beschlossen. Hier tritt nun in dem Gewissen des wackern Helden das traurige Bewußtsein gewaltsam hervor, und indem er sich und seine Wünsche bekämpft, erscheint unseliger Weise der Vater und verdirbt (wie in der Jungfrau von Orleans der Alte) das ganze Verhältniß unwiederbringlich. Mehr sagen wir nicht, weil ein Jeder, der Litteratur zu schätzen weiß, dieß sehr schön gedachte, wohl durchgeführte Stück selbst gelesen hat, oder es zu lesen begierig sein wird.

Nach dieser doppelten, in's Tragische gesteigerten Ansicht des traurigsten Zustandes wird man zu Erholung und Erhebung gern das Gedicht betrachten, welches, nach einer Indischen Legende gebildet, im dritten Bande meiner Werke abgedruckt ist. Hier finden wir einen Paria, der seine Lage nicht für rettungslos hält; er wendet sich zum Gott der Götter und verlangt eine Vermittelung, die denn freilich auf eine seltsame Weise herbeigeführt wird.

Nun aber besitzt die bisher von allem Heiligen, von jedem Tempel-Bezirk abgeschlossene Caste eine selbsteigene Gottheit, in welcher, das Höchste dem Niedrigsten eingeimpft, ein furcht-

dares Drittes darstellt, das jedoch zu Vermittelung und Ausgleichung beseligend einwirkt.

Wundern darf es uns nicht, daß in unsern, so manchem Widerstreit hingegebenen Tagen auch milde Stimmen sich hier und da hervorthun, welche, genau betrachtet, auf ein Höheres hinweisen, von wo ganz allein befriedigende Versöhnung zu hoffen ist.

Die Hof-Dame.

Lustspiel in fünf Acten. Manuscript.

Weimar, den 15. November 1825.

Dieses Stück, in guten Alexandrinern geschrieben, hat mir viel Vergnügen gemacht. Die Absicht des Verfassers mochte sein, das Lächerliche des Gefühls darzustellen. Nun ist das Gefühl an sich niemals lächerlich, kann es auch nicht werden, als indem es seiner Würde, die in dem dauernden Gemüthlichen beruht, zu vergessen das Unglück hat. Dieß begegnet ihm, wenn es dem Leichtsinn, der Flatterhaftigkeit sich hingibt.

In unserm Drama spielen sechs Personen, die durch schwankende Neigungen sich in Lagen versetzt finden, die allerdings für comisch gelten dürfen; wobei jedoch, da Alles unter edeln Menschen erhöhten Standes vorgeht, weder das Sittliche, noch das Schickliche im allgemeinen Sinne verletzt wird. Das Stück ist gut componirt; die Charactere entschieden gezeichnet; die sechs Personen verwirren sich genugsam durcheinander, und die Auflösung beruhigt das hier und da besorgte moralische Gefühl. Noch deutlicher zu machen, wovon hier die Rede ist, sei mir vergönnt, der „Mitschuldigen" zu erwähnen.

Verbrechen können an und für sich nicht lächerlich sein, sie müßten denn Etwas von ihrer Eigenschaft verlieren; und Dieß geschieht, wenn sie durch Noth oder Leidenschaft gleichsam gezwungen verübt werden. In diesem Falle nun sind die vier Personen des gedachten Stücks. Was sie thun, sind eigentlich nur Vergehen; der Bursche entschuldigt sein Verbrechen durch das Recht des Wiedervergeltens und somit wäre Nichts daran auszusetzen; auch ist es in der Deutschen Litteratur geschätzt. So oft es jedoch seit fünfzig Jahren auf dem Theater hervortauchte, hat es sich niemals eines günstigen Erfolgs zu erfreuen gehabt, wie der auf dem Königstädter-Theater ganz neuerlich gewagte Versuch abermals ausweiset. Dieses kommt jedoch daher, weil das Verbrechen immer Appreheusion hervorbringt und der Genuß am Lächerlichen durch etwas beigemischtes Bängliches gestört wird. In gleichem Sinne ist das neue Stück aus heterogenen Elementen bestehend anzusehen: das Gefühlerregende, Gemüthliche will man in der Darstellung nicht herabsteigen sehen; und wenn man sich gleich tagtäglich Liebeswechsel erlaubt, so möchte man da droben gern was Besseres gewahr werden; besonders ist Dieß die Art der Deutschen, worüber viel zu sagen wäre.

Dennoch aber halt' ich dieses Stück für vorzüglich gut und Jedermann wird es dafür ansprechen, wenn er sich ihm ganz hingibt und sich in der eigenen Welt, die es darstellt, behagt, das Mißfallen an einem allzu grellen Neigungswechsel aufgibt und die Menschen nimmt, wie sie ihm der Dichter vorführt. Deßwegen würde das Ganze, wenn es eingriffe, immer, je länger je mehr, gefallen, da es in sich consequent und lebendig ist.

Die Aufführung hat Schwierigkeiten; sie müßte durchaus im höhern Tone der gebildeten Gesellschaft durchgehalten werden. Die Eigenthümlichkeit des vornehm geselligen Betragens wäre unerläßlich; auch müßte im letzten Acte das Kommen und Gehen kunstreich und gleichsam im Tacte behandelt werden. Ein äußeres Hinderniß der Vorstellung wird auf den meisten Theatern sein, daß drei Frauenzimmer von gleicher Größe neben einander zu finden wären, damit die Unwahrscheinlichkeit der Mißgriffe nicht allzu groß würde. Ja noch gar manches Andere würde ein einsichtiger Regisseur zu bemerken haben. Ferneres Bedenken erregt der eigentliche Stoff: die Handlung geht an einem Hofe vor, der zwar nicht verderbt, aber doch nicht musterhaft ist; daher möchte das Stück da, wo es ein einsichtiges Publicum findet, nicht leicht gespielt werden, und wo es gespielt wird, kein competentes Publicum finden.

Alles überdacht, so thäte der Verfasser wohl, es drucken zu lassen. Die Deutschen Theater haschen durchaus nach Neuigkeiten; es wird manches Bedenkliche, ja Verwerfliche gegeben. Ich wäre selbst neugierig, welche Regie die Vorstellung zuerst wagte.

Beim Lesen und Vorlesen müßte es durchaus gefallen, besonders wenn in einer gebildeten Gesellschaft sechs Personen von Sinn, welche den Alexandriner vorzutragen verstehen, sich daran gäben, ihre Rollen wohl zu studiren und es sodann mit Geist und Leben vorzutragen. Eine solche Unterhaltung würde, sobald mehrere Exemplare vorhanden sind, ich selbst veranstalten. Vielleicht wäre Dieß auch der sicherste Weg, diese glückliche Production dem Theater zu empfehlen.

Ferneres über „die Hof-Dame".

Weimar, den 11. December 1825.

Es war ein sehr glücklicher Einfall des Dichters, seine vornehmen Weltleute aus Italien

zurückkommen zu lassen; dadurch verleiht er ihnen eine Art von empirischer Idealität, die sich gewöhnlich in Sinnlichkeit und Ungebundenheit verliert, wovon denn auch schon glücklicher Gebrauch gemacht, noch mehr Vortheil aber daraus zu ziehen ist. Gehen wir schrittweise.

Die Scene, wo der Fürst, Adamar und der Hof-Marschall allein bleiben, ist die erste ruhige des Stücks. Hier ist der Zuschauer geneigt, aufzumerken, deßwegen sie mit großer Umsicht und Sorgfalt zu behandeln ist; ungefähr folgender Maßen.

Der Hof-Marschall formalisirt sich über das Geschehene, als über etwas höchst Tadelnswerthes.

Der Fürst entschuldigt den Vorfall durch seine alte, wieder aufwachende Jagdliebe; bringt das Beispiel von Pferden, welche der gewohnten Trompete und dem Jagdhorn unwiderstehlich gehorchen; bemerkt auch, daß über die wilden Schweine vom Landmann schon viele Klagen geführt worden und schließt, daß der Fall nicht so ganz unerhört sei, daß ein Beispiel in Welschland ihm sei erzählt worden.

Der Hof-Marschall kreuzigt und segnet sich vor Welschland, ergeht sich über die freie, ungebundene Lebensart, an die man sich gewöhne und gibt dem Umgange mit Künstlern Alles Schuld.

Der Fürst wendet sich scherzend an Adamar und fordert ihn auf, seine Freunde zu vertheidigen.

Adamar erwidert: man habe die Künstler höchlich zu schätzen, daß sie in einem Lande, wo Alles zu Müßiggang und Genuß einlade, sich die größten Entbehrungen zumutheten, um einer vollkommenen Kunst, dem Höchsten, was die Welt je gesehen, unermüdet nachzustreben. (Dieß kann eine sehr schöne Stelle werden und ist mit großer Sorgfalt auszuführen.)

Der Hof-Marschall läßt die Künstler in Italien gelten, findet aber ihr Aeußeres gar wunderlich, wenn sie nach Deutschland kommen. Hier ist heiter und ohne Bitterkeit das Costume der zugeknöpften Schwarzröcke zu schildern: der offene Hals, die herabfallenden Locken, das Schnurrbärtchen, allenfalls die Brille.

Der Fürst entgegnet durch Herabsetzung der Hof-Uniform, die er selbst an hat und die ihm wohl steht. Von einem geistreichen, talentvollen Menschen, der in der Natur leben wolle, könne man dergleichen Aufzug nicht verlangen.

Der Fürst, als seiner Braut entgegenreitend, muß sehr wohlgekleidet erscheinen und das Auge des Zuschauers muß den Worten des Schauspielers widersprechen.

Der Hof-Marschall läßt die Künstler-Maske in Italien gelten; nur sollten sie nicht an Deutschen Höfen erscheinen. So habe sich neulich der Fürst mit einem ganz familiär betragen; es habe gar wunderlich ausgesehen, wenn Ihre Hoheit mit einem solchen Natursohne aus dem Mittelalter durch die Felder gegangen seien.

Adamar nimmt das Wort, beschreibt Vergnügen und Vortheile, die Natur mit einem Künstler und durch sein gebildetes Organ anzusehen; dagegen verschwinde für den Kenner und Liebhaber jede andere Betrachtung.

Hof-Marschall weiß nur allzu sehr, daß man sich wechselseitig nicht überzeugen werde; nur könne er eine Lebensweise niemals billigen, woraus so unerhörte Begebenheiten, wie man diesen Tag erlebt, entspringen müßten.

Der Fürst tritt nun mit seiner Geschichte des Prinzen von Parma hervor; nur muß in der Erzählung dem Suchen und Forschen nach dem Bräutigam mehr Breite gegeben werden, so daß der Zuschauer neugierig, ja ungeduldig wird, wo er möge gefunden sein.

So viel von dieser Scene. Gelingt sie, so ist der Beifall dem Stück versichert. Ich wiederhole: daß Alles mit Heiterkeit, mit keinem mißwollenden Blick nach irgend einer Seite behandelt werden müßte, wie denn auch der Ausführlichkeit Raum zu geben. Der erste Act des Stücks überhaupt eilt zu sehr und es ist nicht gut, auch nöthig, weil der Zuschauer noch seine volle Geduld beisammen hat. Hierbei aber wird vorausgesetzt, daß Vorstehendes nur Vorschlag sei, den der Dichter sich erst aneigne, nach Erfahrung, Ueberzeugung, Denkweise bei sich lebendig werden lasse.

Will er das Gesagte benutzen und seine weitere Arbeit mittheilen, so soll es mir angenehm sein und ich werde sodann über die folgende, sowie über die vorhergehende Scene meine Gedanken eröffnen.

Ich sende das Manuscript zurück, mit wenigen Bemerkungen an der Seite dieser gedachten Scene und wünsche, daß es in der Folge mir wieder mitgetheilt werde.

Die Ursache und Absicht meiner Vorschläge werden dem geistreichen Herrn Verfasser auch ohne weitere Erklärung deutlich sein.

Briefe eines Verstorbenen.

Ein fragmentarisches Tagebuch aus England, Wales, Irland und Frankreich, geschrieben in den Jahren 1826 und 1829. Zwei Theile. München, J. G. Franckh 1830.

Ein für Deutschlands Litteratur bedeutendes Werk. Hier wird uns ein vorzüglicher Mann bekannt, in seinen besten Jahren, etwa ein Vierziger, in einem höhern Stande geboren, wo man sich nicht erst abzumühen braucht, um

auf ein gewiſſes Niveau zu gelangen, wo man früh Gelegenheit findet, der Schmid ſeines eigenen Glücks zu ſein und, wenn das Werk mißlingt, wir es uns ſelbſt anzurechnen haben.

Die Briefe ſind in den Jahren 1828 und 1829 auf einer Reiſe geſchrieben, welche mehr zur Zerſtreuung in Abſicht, von Mißmuth wegen eines verfehlten Unternehmens ſich zu erholen, als zu irgend einem andern Zweck angetreten worden. Gerichtet ſind ſie an eine zärtlich geliebte, genau und feſtverbundene Freundinn, die man in Kurzem wieder zu ſehen hofft.

Der Schreibende erſcheint als geprüfter Weltmann von Geiſt und lebhafter Auffaſſung, als der durch ein bewegtes ſociales Leben, auf Reiſen und in höhern Verhältniſſen Gebildete, daneben auch als durch gearbeiteter, freiſinniger Denker, umſichtig in Litteratur und Kunſt.

Als guter Geſelle tritt er auf, auch in der nicht beſten Geſellſchaft und weiß ſich immer anſtändig zu halten; er bleibt ſowohl bei den banalen Wildheiten der Rennjagd als den herkömmlichen Ausſchweifungen der Gelage ſein' ſelbſt mächtig, und iſt ungeachtet unbequemer Rheumatismen und Migränen rüſtig bei der Hand. Beſonders aber fehlt er ſich ſelbſt nie, wenn er ſich vornimmt, Ausflüge da- oder dorthin, hin und her, kreuz und quer durchzuſetzen. Alle Witterungen ſind ihm gleich; die ſchlechteſten Wege, die unbequemſten Mittel des Transports, Verfehlung des Wegs, Sturz und Beſchädigung, und was man ſonſt zufällig Widerwärtiges nur denken mag, rühren ihn keineswegs.

Beſchreibungen von Gegenden machen den Hauptinhalt der Briefe, aber dieſe gelingen ihm auch auf eine bewundernswürdige Weiſe. England, Wales, beſonders Irland und dann wieder die Nord-Küſte von England ſind meiſterhaft geſchildert. Man kann ſich's nicht anders möglich denken, als er habe die Gegenſtände, unmittelbar vor Augen, ſie mit der Feder aufgefaßt. Denn wie er auch jeden Abend ſorgfältig ſein briefliches Tagebuch geführt haben mag, ſo bleibt eine ſo klare, ausführliche Darſtellung immer noch eine ſeltene Erſcheinung.

Mit heiterer Neigung trägt er das Monotonſte in der größten individuellſten Mannigfaltigkeit vor. Nur durch ſeine Darſtellungsgabe werden uns die zahlloſen verfallenen Abteien und Schlöſſer Irlands, dieſe nackten Felſen und kaum durchgängliche Moore bemerkenswerth und erträglich. Armuth und Leichtſinn, Wohlhabenheit und Abſurdität würde uns ohne ihn überall abſtoßen. Dieſe Betriebſamkeit der ſtumpfen Jagdgenoſſen, dieſe Trinkſtuben, die ſich immer wiederholen, werden uns in ununterbrochener Folge doch erduldſam, weil er die Zuſtände erträgt. Man mag ſich von ihm, wie von einem lieben Reiſegefährten, nicht trennen eben da, wo die Umſtände die allerungünſtigſten ſind; denn ſich und uns weiß er unverſehens aufzuheitern. Vor ihrem Untergang bricht die Sonne nochmals durch getheiltes Gewölk und erſchafft auf ein Mal durch Licht und Schatten, Farb' und Gegenfarbe eine bisher ungeahnete Welt vor den erſtaunten Augen; wie denn ſeine Reflexionen über künſtleriſch zuſammengefaßtes Landſchaftsbild und eine ſucceſſive, gleichſam curſive Reiſemalerei als höchſt trefflich zu achten ſind.

Haben wir nun ihn mit Geduld durch ſolche langwierige Pilgerſchaften begleitet, ſo führt er uns wieder in bedeutende Geſellſchaft. Er beſucht den famoſen O'Connel in ſeiner entfernten, kaum zugänglichen Wohnung und vollendet das Bild, das wir uns, nach den bisherigen Schilderungen, von dieſem wunderſamen Manne im Geiſte entwerfen konnten. Dann wohnt er populären Zuſammenkünften bei, hört den Genannten ſprechen; ſodann jenen merkwürdigen Shiel und andere wunderlich auftretende Perſonen. Auch dergleichen Gaſtmahle ſchlägt er nicht aus, wo ſich ein oder der andere der gefeierten Tageshelden, zu eigenen Gunſten und Ungunſten, mehr oder weniger auszeichnet. An der großen Irländiſchen Hauptangelegenheit nimmt er menſchlich billigen Antheil, begreift aber die Zuſtände in aller ihrer Verwickelung zu gut, als daß er ſich zu heitern Erwartungen ſollte hinreißen laſſen.

Wenn nun aber auch der menſchlichen Geſellſchaft mancher Raum in dieſen Briefen gegönnt iſt, ſo nimmt doch bei Weitem die Beſchreibung von Gegenden den größten Theil derſelben ein und drängt ſich immer wieder vor. Eigentlich ſind es aber keine Beſchreibungen, ſondern Durchflüge, die man mit ihm auf zerbrechlichen Wägelchen, oft auch zu Fuße, machen muß, und ſich daran nur deſto mehr ergetzt, als man weder durchnäßt noch ermüdet, weder ab- noch umgeworfen, den Vorfällen ganz ruhig zuſehen kann.

Warum man aber gern in ſeiner Nähe bleibt, ſind die durchgängig ſittlichen Manifeſtationen ſeiner Natur; er wird uns durch ſeinen reinen Sinn bei einem natürlichen Handeln höchſt intereſſant. Es wirkt ſo angenehm erheiternd, ein wohlgeſinntes, in ſeiner Art frommes Weltkind zu ſehen, welches den Widerſtreit im Menſchen von Wollen und Vollbringen auf das Anmuthigſte darſtellt. Die beſten Vorſätze werden im Lauf des Tages umgangen, vielleicht das Gegentheil gethan. Dieß incommodirt ſein Inneres dergeſtalt, daß zuletzt ein tief gefühlter, wenn auch parader ausgedrückter Beſſerungs-

ſtanunter der Form einer Ehrenſache hervortritt.

Er ſagt: Wenn ich bei irgend einem Anlaß mein Ehrenwort einem Andern gebe und es nicht halte, ſo muß ich mich mit ihm ſchlagen; wie wär' es denn, wenn ich mir ſelbſt das Ehrenwort gäbe, Dieß und Jenes, was mich oft reut, zu unterlaſſen? Da käm' ich denn doch gegen mich ſelbſt in eine bedenkliche Stellung.

Wäre denn wohl Kant's categoriſcher Imperativ, in empiriſcher Form, gleichnißweiſe artiger auszudrücken?

Religionsbegriffe oder Gefühle ſind, wie man hieraus ſieht, ihm nicht zur Hand. Er beſcheidet ſich, daß dem Menſchen über gewiſſe Dinge keine deutliche Auskunft gegeben ſei.

Der äußere Cultus, den man dem Innere zu beſchwichtigen anordnet, iſt ihm deutlich. Die Römiſche Kirche wie die Anglicaniſche läßt er beſtehen, aber unbewunden ſpricht er aus, was er von ihnen hält. Dagegen bekennt er ſich zu Dem, was man ſonſt natürliche Religion nannte, was aber in der neuern Zeit ſchon wieder ſich zu einer andern Anſicht gewendet hat. Der Frömmelei iſt er beſonders aufſäßig, und einige, wie es jedoch faſt ſcheinen will von fremder Hand eingeſchaltete Aufſäße drücken ſich ſehr ſtark hierüber aus.

Ritterlich, wie oben gegen ſich ſelbſt, benimmt er ſich durchaus, und die Art, wie er ſich überall ankündigt, jederzeit auftritt, bringt ihm großen Vortheil. Man denkt ſich ſeine Perſon anſehnlich und angenehm; er ſtellt ſich Hohen und Geringern gleich, Allen willkommen. Daß er die Aufmerkſamkeit von Frauen und Mädchen beſonders erregt, iſt wohl naturgemäß; er zieht an und wird angezogen, weiß aber, als welterfahrner Mann, die kleinen Herzensangelegenheiten mild und ſchicklich zu endigen. Freilich hat er Alles an eine innig geliebte, ihm durch Neigung angetraute Freundinn zu berichten, wo er ſich denn wohl mancher dämpfenden Ausdrücke bedienen mag. Nicht weniger verſteht er, hier und da verfängliche Geſchichten mit Anmuth und Beſcheidenheit, wie es die beſte Geſellſchaft erträgt, ſchicklich einzuflechten.

Die Reiſe iſt in den letzten Jahren unternommen und durchgeführt, bringt alſo das Neueſte aus genannten Ländern, wie ein geiſtreicher, um- und einſichtiger Mann die Zuſtände geſehen, uns vor Augen. Nach unſerer Meinung gereicht es dieſem Werke zu großem Vortheil, daß die zwei letzten Bände vor den zwei erſten erſcheinen, wodurch der ganze Vortrag eine epiſche Wendung nimmt; denn zu Jedem, was vorgeht, muß man ſich das Vorhergehende denken, welches durch die große Conſequenz des Schreibenden, durch ſein ſicheres Verhältniß zu der geliebten Freundinn erleichtert wird. Mit einem klaren Geiſte wird man leicht bekannt und mit dem Weltmanne findet Ihr's gleich bequem, weil er durchaus offen erſcheint, ohne eben gerade aufrichtig zu ſein.

Nach und nach hilft uns der werthe Mann ſelbſt aus dem Traume. Man ſieht, es iſt ein ſchönes, höchſt fähiges Individuum, mit großen äußern Vortheilen und zu genügendem Glück geboren; dem aber, bei lebhaftem Unternehmungsgeiſte, nicht Beharrlichkeit und Ausdauer gegeben iſt, daher ihm denn Manches mißlingen mag. Eben deßwegen kleidet ihn auch dieſe wunderſam, genialiſch-zweckloſe, für den Leſer zweckerreichende Reiſe gar zu gut. Denn da wir nicht unterlaſſen können, Engliſchen und Irländiſchen Angelegenheiten unſere Aufmerkſamkeit zuzuwenden, ſo muß es uns freuen, einen ſo begabten Landsmann gleichſam als ſorſchenden Abgeſandten dorthin geſchickt zu haben.

Dieß ſei genug, obſchon noch viel zu ſagen wäre, ein ſo leſenswerthes und gewiß allgemein geleſenes Buch vielleicht ſchneller in Umlauf zu bringen, welches auch als Muſter eines proſaiſchen Vortrags angerühmt werden kann, beſonders in beſchreibenden Darſtellungen, wohin man immer hingewieſen wird.

Schließlich aber, weil man doch mit einem ſolchen Individuum immer näher bekannt zu werden wünſcht, fügen wir eine Stelle hinzu, die uns ſeine Perſönlichkeit etwas näher bringt:

„Einige Zeit ſpäter brachte mir Capitän S. die letzte Zeitung, worin bereits mein Beſuch in der beſchriebenen Verſammlung und die von mir dort geſagten Worte, nebſt den übrigen Reden, mit aller der in England üblichen Charlatanerie, drei oder vier Seiten füllten. Um Dir einen échantillon von dieſem Genre zu geben und zugleich mit meiner eigenen Beredſamkeit gegen Dich ein wenig zu prunken, überſetze ich den Anfang des mich betreffenden Artikels, wo ich in eben dem Ton angeprieſen wurde, wie ein Wurm-Doctor ſeinen Pillen oder ein Roßkamm ſeinen Pferden nie beſeſſene Eigenſchaften andichtet. Höre:

Sobald man die Ankunft des .... erfahren hatte, begab ſich der Präſident mit einer Deputation auf deſſen Zimmer, um ihn einzuladen, unſer Feſt mit ſeiner Gegenwart zu beehren.

Bald darauf trat er in den Saal. Sein Anſehen iſt befehlend und graziös (commanding and graceful). Er trug einen Schnurrbart und obgleich von ſehr blaſſer Farbe, iſt doch ſein Geſicht außerordentlich gefällig und ausdrucksvoll (exceedingly pleasing and expressif). Er nahm ſeinen Platz am obern Ende der Tafel und ſah gegen die Geſellſchaft ver-

neigend, sprach er deutlich und mit allem gehörigen Pathos (with propre emphasis), aber etwas fremdem Accent folgende Worte u. s. w.“

Eben deßhalb werden denn auch die zwei ersten, noch versprochenen Theile sehnlich erwartet werden, besonders von Lesern, welche eben jene Kenntniß der Persönlichkeiten, Namen, Verhältnisse, Zustände für nothwendiges Complement auch der schon an sich anonym höchst interessanten Ueberlieferungen hoffen und begehren. Für uns aber würde es dem Werthe des Buchs Nichts benehmen, sollte sich's auch am Ende finden, daß einige Fiction mituntergelaufen sei.

Monatsschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen.

Erster Jahrgang. Prag, im Verlag des Böhmischen Museums, 1827. Zwölf Stücke. 8.

Diese Zeitschrift hat einen großen Vorzug vor manchen andern, daß sie von einer wohlgeordneten Gesellschaft ausgeht, welche wieder auf einer nationalen Anstalt beruht. Deßwegen gibt sie auch in dem ganzen vorliegenden Jahrgang nichts Fremdes; Alles, was sie mittheilt, ist einheimisch und zu einheimischen Zwecken. Dadurch gewinnen wir den wichtigen Vortheil, in ein höchst bedeutendes Land und dessen Zustände als in ein mannigfaltiges Eine ungetrennt hineinzusehen.

Ehe man jedoch näher herantritt, thut man wohl, die Lage, die natürliche Würde des Königreichs Böhmen sich zu vergegenwärtigen. Es ist ein Land, dessen beinahe viereckte Räumlichkeit, rings von Gebirgen eingeschlossen, nirgends hin verzweigt ist; eine große, mannigfaltige Flußregion, fast durchaus von eigenen Quellen bewässert, ein Continent mitten im Continente, wenig unter tausend Quadrat-Meilen enthaltend.

Und nun gewahren wir in dessen Mitte eine uralte, große, auffallend sonderbar gelegene Hauptstadt, die nach dem gefährlichsten Glückswechsel mehrerer Jahrhunderte noch immer besteht, theilweise zerstört, theilweise wieder hergestellt, bevölkert, entvölkert immer im Leben wieder aufblüht und sich in der neuern Zeit durch Vorstädte nach außen fröhlich in's Freie verbreitet.

Um nun aber in möglichster Kürze darzustellen, welchen Aufschluß uns über ein so wichtiges Innere die verbundene Gesellschaft durch ihre Mittheilungen zu geben geneigt ist, so ordnen wir die verschiedenen Theile unter gewisse Rubriken und wenden uns zuvörderst zu denjenigen, auf welche wir die Statistiker aufmerksam zu machen Ursache finden.

Bevölkerung Böhmens.

Der Flächeninhalt dieses Königreichs beträgt 956 Quadratmeilen, Prag ausgenommen; die gesammte Bevölkerung aber, Christen, Juden, Ausländer und Prag mit eingeschlossen, wird zu 3,732,061 Seelen angegeben.

Aus Vergleichung mit früherer Zeit ergibt sich, daß die Volkszahl seit vierundzwei ßig Jahren fast um den vierten Theil gestiegen ist; der Flächeninhalt kommt mit der Zahl der Bewohner in ein Verhältniß von 3909 Individuen, Prag's Einwohner dazu gerechnet.

Hierauf wird der Flächeninhalt der einzelnen Kreise, die Zahl ihrer Einwohner, sowohl die stärkste als geringste, vor Augen gestellt, die Zahl der einzelnen Wohngebäude mit den Einwohnern in Parallel gebracht, ferner die Ursachen einer auffallenden jährlichen Vermehrung vorgetragen.

Die Classen der Einwohner werden ausgemittelt, das Verhältniß des männlichen zu dem weiblichen Geschlecht, ingleichen der Verheiratheten zu den Ledigen, welches sich denn auch in den einzelnen Kreisen abändert, und zu gar angenehmen geographischen und topographischen Betrachtungen Veranlassung gibt. Nun kommt die Fruchtbarkeit der Ehen zur Sprache, das Geschlecht der Gebornen und die Durchschnittszahl der unehelich gezeugten Kinder darf nicht ausbleiben. Auch ist bei den Sterbefällen jede Frage beantwortet; die Langelebenden sind bemerkt, die gewaltsamen Todesarten angezeigt und sogar nach Kreisen speciell aufgezeichnet.

Wir schließen mit den eigenen Worten des würdigen Herrn Verfassers, Dr. Stelzig, Physicus der Altstadt Prag, und treten seinem geäußerten Wunsche vollkommen bei: „Wer sollte wohl bei'm Schlusse dieser Abhandlung nicht eine Fortsetzung wünschen, die uns zugleich auch über den moralischen, physischen und pathologischen Zustand der Bewohner der einzelnen Kreise Böhmens genaue Aufklärung geben möchte? Nur bei Erfüllung dieses Wunsches dürfte dann diese Zusammenstellung mehr an Interesse gewinnen und als Materiale zu einer medicinischen Topographie Böhmen's dienen können. Mögen daher unsere, besonders auf dem Lande wohnenden Statistiker, Geographen und Physiker uns bald mit derlei Beiträgen erfreuen, und diese gegenwärtige vaterländische Zeitschrift damit bereichern!“

Bevölkerung der Hauptstadt.

Sogleich hat der Verfasser von seiner Seite damit begonnen, Notizen über die Bevölkerung

Prag's zu geben, welche das von dieser bedeutenden Hauptstadt zu erfahrende Wünschenswerthe nach den oben angeführten Rubriken gleichfalls darlegten.

Vaccination.

Es bedarf keiner weitumfichtigen und durchdringenden Seelenkenntniß, um zu wissen, daß, wenn man dem hülfsbedürftigen Menschen irgend eine neue Arznei oder sonstiges Heilmittel anbietet, solche sogleich als universell und in allen Fällen erprobt angesprochen werden, daß aber sodann, wenn sich einige Ausnahmen hervorthun, Unglaube und Widerspruchsgeist alsobald Platz gewinnen, und Das, was bisher als zuverlässig und unzweifelhaft angesehen wurde, als ungewiß und bedenklich vorgestellt wird. So ging es früher mit Einimpfung der natürlichen Blattern; jetzt sehen wir die Vaccination mit gleichem Schicksale bedroht. Und höchst verdienstlich ist die Bemühung des Arztes zu nennen, welcher die Sicherheit von folgerechten Beobachtungen gegen einzelne, nicht genugsam geprüfte Beispiele zu befestigen trachtet.

Böhmische Bäder.

Am Allgemeinsten und Unmittelbarsten bleibt Böhmen dem Auslande durch seine Heilquellen verwandt. Viele tausend Ausländer besuchen jene von der Natur so hoch begünstigten Quellen und finden überall unterrichtende Schriften, in welchen man sich über die Gegend, die Natur und Eigenschaft der Wasser und ihre Kräfte belehren kann. Es ist daher dem Zwecke dieser Zeitschrift vollkommen gemäß, auch Dasjenige, was sich daselbst Neues ereignet, kürzlich anzuzeigen, wie es hier von Franzens-Bad, Marien-Bad und über die Temperatur dieser Quellen geschieht.

Wie wir denn überhaupt wünschen, daß diese Schrift in den Leih-Bibliotheken aller Badeorte möge zu finden sein, um den Fremden, der sich eine Zeit lang in Böhmen aufhält und mitunter langweilt, über das hohe Interesse aufzuklären, welches der Geschichts-, sowie der Naturfreund in diesem Königreiche erfassen kann.

Die Geschichte des großen Zwischenreiches in den Jahren 1439 bis 1453

läßt uns in die Verwirrungen eines Wahlreichs hinein sehen, wo man dem Würdigsten des Inlandes die Krone nicht gönnt, oder auch wohl zwischen Würdigen und Mächtigen in's Schwanken geräth und deßwegen sich nach auswärtigen Gewalthabern umsieht.

Hier werden nun von dem Herausgeber der Zeitschrift, Herrn Franz Palacky, dessen forschender Fleiß und scharfer Blick das größte Lob verdienen, die Verhandlungen über die neue Königswahl im Jahre 1440, sodann aber ein critischer Nachtrag und Angabe der historischen gleichzeitigen Quellen vorgelegt; die ungedruckten werden nach der Zeitfolge angeführt, auch die frühern und deren Werth und Zuverlässigkeit beleuchtet.

Gesandtschaft nach Frankreich im Jahre 1461.

Georg von Podiebrad ward endlich zum König gewählt, seine Stellung zum Lande, zu den Nachbarstaaten, zu der Kirche, war höchst schwierig, und als ein großdenkender, überschauender Mann hegt er den Gedanken, der spätern vorzüglichen Regenten gleichfalls beging: man müsse einen Fürstenbund schließen, um einem Jeden das Seinige und einen friedlichen Zustand Allen zu erringen.

In Verabredung mit den Königen von Polen und Ungarn erging nun eine Gesandtschaft an Ludwig XI. von Frankreich, wie denn Nichts natürlicher war, als daß unser mittleres Europa, wenn es von Osten her zu sehr bedrängt wurde, um Hülfe nach dem westlichen hinblickte.

Das Reise-Diarium, aus dem Böhmischen übersetzt, im natürlichsten Style von einem Gesandtschaftsgenossen verfaßt, ist eins von den unschätzbaren Monumenten, das uns in eine wüste Zeit hineinblicken läßt, von der wir glücklicher Weise keinen Begriff mehr haben.

Die strenge Sühne.

Zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts ergibt sich ein Ereigniß, das uns gleichfalls den Geist jener Zeit auf's Unmittelbarste vergegenwärtigt. Eine gewaltsame, unversöhnliche Blutrache verwirrt schon mehrere Jahre hindurch die Verhältnisse großer und vielgegliederter Familien. Ein grenzenloses Unheil wird zuletzt durch Schiedsrichter geendigt, wobei denn höchst merkwürdig erscheint, daß die vielen Puncte, welche als Bedingungen aufgesetzt werden, sich durchaus auf Geld und Schritte zurückführen lassen: Geld zur Versöhnung der lebenden Beschädigten, zu Seelenmessen für das Heil der Abgeschiedenen; sodann aber Schritte zu Processionen und Wallfahrten. Auch Dieses ist ein höchst zu empfehlender Aufsatz.

Belagerung von Prag im Jahre 1648.

Unter den historischen Aufsätzen zeichnet sich dieser vorzüglich aus. Der dreißigjährige Krieg geht zu Ende; schon sind die Gesandten in Westphalen versammelt, um den gewünschten Frieden endlich zu Stande zu bringen. Gerade in diesem hoffnungsvollen Momente wird die kleine Seite der Stadt Prag von den Schweden überrumpelt und besetzt. Wie die Einwohner der übrigen Stadttheile des rechten Ufers der

Moldau ſich dagegen zur Wehre ſetzen; die Brücke vertheidigen und von dem weiten Umfang der Mauern den Feind abwehren, und was die Stadt und Bürgerſchaft indeſſen leidet, iſt eine furchtbare Geſchichte.

Die Studenten und Profeſſoren der Carolinischen Univerſität thun ſich auf's Kräftigſte hervor; tüchtige Hauptleute beleben das Militär und ſo wird nach und nach die ganze Bevölkerung mit in den Kampf gezogen. Die Frauen beſorgen Verwundete und die Juden, unfähig, Waffen zu tragen, erzeigen ſich muſterhaft bei'm Löſchen. Was aber die Bangigkeit dieſer Beſchreibung vermehrt, iſt das Unbehülfliche beider Parteien, das ſowohl im Angriff als in der Vertheidigung erſcheint und nur allzu augenfällig wird. Da jedoch unſer Menſchengefühl ſich auf der Seite der Belagerten halten muß, ſo bewundert man ihren unbezwungenen Muth und ihre ſchlafloſe Thätigkeit, unterdeſſen die Feinde, mit Macht und Ernſt gleich Anfangs die Stadt zu erſtürmen unterlaſſend, ſich rottenweis im Lande umhertreiben, brandſchatzen, ſengen und verderben.

Bei ſo großen, lange dauernden, höchſt unerträglichen Leiden war daher Nichts natürlicher, als daß ein Theil der Belagerten ſich davon durch irgend einen anſtändigen Vertrag zu entledigen trachtete. Die deßhalb aufgeſetzte Capitulation gibt zu der Betrachtung Anlaß, wie der Menſch ſeinen herkömmlichen Zuſtand ebenſo wenig mit Willen als das Leben verläßt, vielmehr in dem Augenblick, wo er Alles zu verlieren bedroht iſt, doch Alles bis auf das Geringſte zu erhalten trachtet. Hier nun wird man ſich kaum des Lächelns erwehren, wenn man ſieht, wie dieſe unglücklichen Einwohner, welche ihre bürgerliche und religiöſe Freiheit, Beſitz und Leben Augenblicks zu verlieren in Gefahr ſind, doch noch alle Habe beiſammen zu erhalten und ihrer Perſönlichkeit die größte Willkür zu ſichern gedenken.

Auch iſt ſie nie den Belagerern mitgetheilt worden, vielmehr ſcheint der kaiſerliche General Don Innocentio Conti, der treffliche Mann, welcher mit ſo viel Muth als Klugheit bisher das militäriſche Regiment geführt, auch hier abgerathen und verzögert zu haben, wohl wiſſend, daß wer, in den äußerſten Fall geſetzt, zur Nachgiebigkeit bereit erſcheint, auch ſchon verloren iſt.

Glücklicher Weiſe macht noch zuletzt der in Weſtphalen geſchloſſene Frieden dem Unheil ein Ende. Die höchſt beſchädigte Stadt erfreut ſich ihres Characters; der Kaiſer, dankbar für die großen Aufopferungen, für allgemeine Liebe und Treue, begünſtigt Alle und vergißt es ganz, daß Verſchiedenheit der Meinungen und der Gottesverehrung die Gemüther in dem Augenblicke trennte, wo ſie vereint für politiſches Daſein und Selbſterhaltung kämpften.

Uebergang zum Folgenden.

Nachdem wir bei Krieg und Verderben unſere Darſtellung verweilen laſſen, iſt es wohl Zeit, daß wir wieder zurückſchreiten und in Betrachtung ziehen, was für friedliche Abſichten, bei den wiſſenſchaftlichen Anſtalten der früheſten Zeit, in Böhmen obgewaltet. Und wenn unſere Leſer an dem tapfern Betragen der Caroliniſchen Univerſitäts-Verwandten Theil genommen: ſo werden ſie nun auch gern erfahren, wie es eigentlich mit dieſer Anſtalt beſchaffen geweſen, worüber wir uns etwas weitläufiger zu ſein erlauben, indem ähnliche Zuſtände, Gegenſätze und Conflicte bis auf den heutigen Tag gewaltſam zu bemerken ſind.

Univerſitäten zu Prag.

Kaiſer Carl V. kam als ein Prinz aus dem Hauſe Luxemburg nach Frankreich und erhielt daſelbſt die erſten Eindrücke, die man Erziehung heißt; ein vorzüglicher, zum Herrſchen gebornet Mann bemerkte gar bald die beiden Hauptzweige des Regierungsweſens. Widerſpenſtige Vaſallen müſſen auf eine und die andere Weiſe zur Dienſtlichkeit gebracht und der Einfluß der Geiſtlichkeit vermindert werden: das Erſte gelang ihm durch die goldene Bulle ſpäter; das Andere zu bewirken machte er bei Zeiten einen großen Verſuch; es war: wiſſenſchaftliche Thätigkeit, welche den Geiſtlichen bisher allein zuſtand, zu verbreiten und allgemeiner zu machen.

Nach dem Muſter der Sorbonner ward eine Prager-Univerſität eingerichtet, Männer vom größten Rufe wurden herbeigezogen; ſie brachten einen Schweif von Schülern mit ſich; damals hing man noch am Munde des Lehrers, ja an ſeinem Daſein. Die Caroliniſche Univerſität, geſtiftet 1348, wird nunmehr der wiſſenſchaftliche Mittelpunct von Deutſchland, wie nachher, als Carl die Kaiſerkrone übertragen war, auch ſich Alles dort als einem politiſchen Mittelpunct verſammelte.

Eine größere Frequenz hat man vielleicht auf keiner Univerſität geſehen; die Abſicht war löblich; der Zweck eines großen Zuſammenſtrebens erreicht; aber auch die Neigungen vorſchreitender Geiſter bereiteten fremden Lehren einen empfänglichen Boden.

England hatte ſchon früher ſittlich religiöſe Männer geſandt, erſt Bonifacius, welches der Apoſtel von Deutſchland werden ſollte, indem er ſich auf das Strengſte an den Römiſchen Cultus hielt. Nun aber kam Wiclef herüber, gerade im Gegenſinn; ein einziger Punct ſeiner vielen abweichenden Lehren, daß ein Jeder ſich,

Fühle mich, ach!
Raſend im Grimm'
Und im Grimme ſo ſchwach!

Thomas kommt wieder.

Gib mir, o Schönſte,
Nur freundliche Blicke,
Gleich ſoll mein Vieh
Von dem Berge zurücke!

Bätely.

Wagſt mir vor's Angeſicht
Wieder zu ſtehn?

Thomas.

Liebchen, o zürne nicht,
Biſt ja ſo ſchön!

Bätely.

Toller!

Thomas.

O ſüßes,
O himmliſches Blut!

wo es ihm beliebe, klaue hinbegraben lassen, zerstörte die bisherige Einrichtung des kirchlichen Gottesdienstes. Die neuen Lehren reizten den Untersuchungsgeist mächtig auf. Durch Johann Huß nahm die Bewegung einen inländischen Character und nationalen Schwung. Indessen war für das Schicksal der Universität viel entscheidender der Conflict wegen des academischen Regiments zwischen den fremden und einheimischen Professoren. Da König Wenzel IV. durch seine Entscheidung den Böhmen das Uebergewicht gab und die bisherigen ungemeinen Vorrechte den Ausländern entzog, so erfolgte im Jahre 1409 die große Auswanderung der Letztern. Nun traten die Meinungsverschiedenheiten in offenen Streit hervor und es entspann sich daraus großes, langwieriges Unheil für Stadt und Land, deren vielfache Zerrüttung wir nicht wiederholt schildern wollen.

Die Römisch-catholische Lehre hatte sich im harten Kampfe mit den erzimmtesten Widersachern doch stets wieder erhoben und großen Theils im Königreiche hergestellt. Zu ihrer Befestigung, da die Carolinische Universität hierzu kein Werkzeug sein konnte, wurde von Kaiser Ferdinand I. endlich eine neue Academie gegründet und den Vätern der Gesellschaft Jesu im Collegium zu St. Clemens übergeben.

Die Carolinische Universität bestand aus vier Facultäten und übte die Rechte derselbigen aus; der Ferdinand'schen waren aber nur Theologie und Philosophie zugetheilt. Hieraus ergab sich schon ein Mißverhältniß zwischen beiden, welches dadurch noch stärker wurde, daß auch ein Gegensatz in den Religionsmeinungen noch fortdauerte, indem die Carolina früher der utraquistischen und darauf der protestantischen Lehre zugethan, die Ferdinandea hingegen von Anfang rein catholisch war. Unter solchen Umständen konnten beide nicht neben einander bestehen, ihre Wirksamkeiten mußten feindlich zusammentreffen; eine Vereinigung war nicht zu erzwingen; durch den Majestäts-Brief Kaiser Rudolph's II. vom Jahre 1609 wurde die Trennung beider noch entschiedener ausgesprochen.

Nach dem völligen Uebergewicht aber, welches durch den entscheidenden Sieg auf dem weißen Berge Kaiser Ferdinand II. über seine Gegner gewonnen, ward nunmehr die Vereinigung zum Nachtheil der unterlegenen Partei ernstlicher betrieben. Die Carolinische Universität wurde der Ferdinand'schen Academie incorporirt und die letztere ließ jener nur ein untergeordnetes Fortbestehen.

Allein widersprechende Verhältnisse lassen sich so leicht nicht versöhnen und dem bedrängten Theile mangelte noch nicht alle Hülfe; sie kam von daher am Wirksamsten, woher sie am Wenigsten zu hoffen schien. Der Erzbischof von Prag, als in früherer Zeit von Rom aus bestätigter Canzler der Carolina, fand sich in seinen Rechten verletzt; ein Vergleich kam nicht zu Stande, weil man sich noch schwerer über den Besitz, als über die Rechte vertragen konnte; und von beiden Seiten wurde der Streit lebhaft fortgeführt.

Endlich kam von Rom aus die Entscheidung: die Väter der Societät Jesu seien, ohne Autorität des päpstlichen Stuhls, keineswegs befugt gewesen, den Besitz der Carolinischen Universität aus einer weltlichen Hand anzunehmen und derselbe deßhalb wieder zurückzustellen.

Die Carolina erhielt demnach alle ihre gehörigen Privilegien, Regalien, Kleinodien, Urbarien, Güter u. s. f. wieder zurück, wobei sich die Väter der Societät höchst nachgiebig und demüthig benahmen.

Nunmehr war die eigene Verwaltung dieser Güter wieder in Händen der Carolina und deren Selbstständigkeit dadurch bedeutend hervorgehoben; allein bald thaten sich zwischen dem Prager-Erzbischof, der Jesuiten-Societät und der Carolina neue Mißhelligkeiten hervor. Sie zu beseitigen, ward ein Vergleich versucht und nahe zu Stande gebracht. Aber der dreißigjährige Krieg wüthete dazwischen und Alles gerieth nun in langwieriges Stocken und trostlose Verwirrung.

Bei der strengen Belagerung von Prag durch die Schweden und Protestanten thaten sich sämmtliche Academiker, besonders aber die von der Carolina, patriotisch hervor. Kaiser Ferdinand III. begnadigte sie deßhalb, gab ihr neue Vorzüge und die gewünschte Vereinigung schien dadurch nur noch mehr entfernt.

Dennoch bewirkte das nun mit ganzer Macht lastende Uebergewicht der Römisch-catholischen Kirche bald einen möglichen Abschluß. Es wurde anbefohlen: daß gleichförmig von allen Professoren an beiden Universitäten, sowie von allen nun zu promovirenden Doctoren der Lehrsatz von der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau anerkannt werden sollte. Die äußere Lage war von der Art, daß Jedermann sich zu fügen alle Ursache hatte. Die geistige Absonderung war hiermit für immer gebrochen und die Carolina in solchem Betreff mit der Ferdinandea auf gleichen Boden gestellt.

Wegen der übrigen Anordnungen erwartete der Kaiser eine Antwort von Rom, die aber im bestimmten Termine ausblieb, weil man dorten das Alte weder aufheben, noch das Neue verhindern wollte; deßhalb man auch diesseits im Jahre 1654 nun zum Unions-Geschäfte schritt. Die vereinigte Universität erhielt den Namen der Carl-Ferdinand'schen. Man bestimmte

Rechte und Befugniß des Canzlers, des Rectors, des Senats, wobei man die Gerechtsame beider Körperschaften noch möglichst berücksichtigte und setzte zuletzt als Haupt der ganzen Anstalt einen Superintendenten, der die Function eines modernen Curators im weitesten Sinne auszuüben das Recht hatte.

Also bis dahin, wo diese widersprechenden Elemente zu jener Zeit vereinigt wurden, führt uns ein vorliegender von Herrn Professor Schnabel mit Gründlichkeit verfaßter Aufsatz, dem wir in unserm Auszug genau folgen wollten, weil das Aehnliche, ja das Gleiche in unsern Tagen vorgeht; deßhalb wir Allen und Jeden, welche berufen sind, sich mit academischen und sonstigen Angelegenheiten zu beschäftigen, dieses Capitel als von großer Wichtigkeit empfehlen möchten. Man wird hier, wie überall, finden, daß die Wissenschaften ihren nothwendigen, stillen oder lebhaften Fortgang nehmen, indeß es Denjenigen, die sich standgemäß damit beschäftigen, eigentlich um Besitz und Herrschaft vorzüglich zu thun ist.

Necrologen.

Der Lebensgang ausgezeichneter Zeitgenossen, ihre Herkunft, Schicksale und Verhältnisse bleiben uns oft selbst bei persönlicher Bekanntschaft verschlossen oder dunkel, weil die Mittheilung, um so mehr sie reizen könnte, sich um so weniger fordern oder anbieten läßt. Erst nach dem Ableben bedeutender Personen pflegen wir die zusammenhängendere Gestalt und die Merkwürdigkeiten ihrer Umstände zu erfahren, die uns zu Aufschlüssen über ihre Eigenschaften und Wirkungen dienen. Deßhalb können wir die Unverdrossenheit zu solchen raschen Mittheilungen nur dankend anrühmen; sie geben das dem Augenblick Wichtige, während das weithinaus Bedeutende seine Darstellung vielleicht erst in später Zukunft erwarten muß.

Die Necrologen eines bestimmten Landes werden bei aller Mannigfaltigkeit der Anlagen und Schicksale doch bald Vergleichungen darbieten, aus denen sich ein gewisses Gemeinsame im Character erkennen läßt. Schon bei den hier vorliegenden Aufsätzen dürfte sich das Interesse dieser Betrachtung ergeben.

Die von Herrn Professor Millauer gelieferten Notizen über siebenzehn verstorbene Mitglieder der Prager theologischen Facultät greifen zwar in der Zeit Etwas zurück, gehören aber doch sämmtlich dem achtzehnten Jahrhundert an. Der gleiche Stand erweist sich in ihnen mächtig; und neben Dem, daß man nicht vergessen kann, catholische Professoren vor Augen zu haben, wird man wohl auch erinnert, daß man sie nothwendig als Böhmen anzusehen habe.

Der Lebensabriß des Grafen Thun, Fürstbischofs von Passau, des Grafen Clam-Martinitz, des Generals Freiherrn von Koller, die angezeigten Lebensbeschreibungen der Generale Graf Kinsky, Graf Kolowrat und Graf Hieronymus Colloredo, ferner die kürzern Anzeigen über die Gelehrten Johann Matschek und Joseph Dlabatsch, sowie den in Peru durch Zufall umgekommenen Naturforscher Häuke, gewähren einen reichen Ueberblick mannigfacher Verhältnisse, die dem einen oder dem andern Leser oft von besonderm Interesse sein müssen, für jeden aber auch ein allgemeines haben können.

Historische Nachlese.

Vom Abbé Joseph Dobrowsky, dem Altmeister critischer Geschichtsforschung in Böhmen, finden wir mehrere kleine Aufsätze und Anmerkungen, in denen man alsbald den Hauch überlegener Kenntnisse spürt. Dieser seltene Mann, welcher frühe schon dem allgemeinen Studium Slawischer Sprachen und Geschichten mit genialem Bücherfleiß und Herodot'schen Reisen nachgegangen war, führte jeden Ertrag immer wieder mit Vorliebe auf die Volks- und Landeskunde von Böhmen zurück und vereinigte so mit dem größten Ruhm in der Wissenschaft den seltnern eines populären Namens.

Wo er eingreift, da ist gleich der Meister sichtbar, der seinen Gegenstand überall erfaßt hat und dem sich die Bruchstücke schnell zum Ganzen reihen. Indem er aus den großen Arbeiten unsers Pertz alsogleich für die Böhmische Geschichte seinen Gewinn erlies't, vermehrt er rückwirkend den der unserigen. Seine Bemerkungen über das alte Mährische Reich suchen in diese dunkle Verwickelung der bewegtesten, zusammenfließenden, sich wieder theilenden Völkerwogen das Licht der Critik einzuführen. Empfehlenswerth sind gleicher Weise die Enträthselung einer bisher unverständlichen Stelle in der Chronik des Cosmas, die Bemerkungen über die Verwandtschaft Slawischer und nordischer Mythologie und die Nachricht von Legung des Grundsteins der Neustadt Prag.

Wir erwähnen noch des mit Dobrowsky's Erläuterungen versehenen Artikels von Herrn Professor Enß über das frühere Verhältniß des Fürstenthums Troppau zu Böhmen, ferner des Aufsatzes von Herrn von Schwabenau über Conrad II. Fürsten von Znaim, sodann von Herrn Kropf die Erörterung der alten Burg Chlumec, später Geiersberg genannt.

Die von Herrn Professor Millauer mitgetheilte Original-Matrikel der juridisch-canonischen Facultät der Prager-Carolina, sowie die Anzeige des Programms des Herrn Rector Held, — worin derselbe die Vermuthung be-

gründet, nicht Johann Huß, sondern eine aus Paris eingetroffene Gesandtschaft habe durch ihren Rath entscheidend bei König Wenzel IV. auf Ertheilung des Decrets gewirkt, auf welches der große Abzug erfolgte, — schließen sich den übrigen Nachrichten von diesen gewichtigen Universitäts-Sachen belehrend an.

Rücksicht auf die Bewohner.

Herr Gubernial-Rath Neumann liefert über die Production und Consumtion, über die ökonomische und technische Thätigkeit Böhmens einen umständlichen Bericht, der die eigenbedingte Lage des Landes, seine Bedürfnisse wie seinen Ueberfluß und die Fortschritte des Wohlstandes und der Bildung seiner Bewohner klar vor Augen stellt und mit dem erfreuenden Anblick einer gedeihlichen Gegenwart die nicht weniger zuverlässige Aussicht einer glücklichen Zukunft begründet. Ein solcher Aufsatz erlaubt aber kaum einen Auszug; wir müssen auf ihn selbst verweisen, um darin die Resultate des vereinten Bemühens einer väterlich fürsorgenden Regierung, tüchtig ausführender Beamten und patriotischer Mithülfe theilnehmend anzuschauen.

Auch für die Entwickelung Böhmens sind Gesellschaften und Anstalten höchst wirksam geworden, in welchen der Gemeingeist der Privaten mit dem Schutz und Beitritt der Behörden zu Kraft und Ansehen sich verbunden. Die Böhmische Gesellschaft der Wissenschaften, die patriotisch-ökonomische Gesellschaft, die Gesellschaft des vaterländischen Museums, das polytechnische Institut, Actien-Gesellschaften und andere Vereine zu gemeinnützigen Zwecken zeigen sich nach den verschiedensten Richtungen thätig; für Eisenbahnen, Kettenbrücken wird gesorgt; Wollmärkte werden angeordnet, die vormalige und jetzige Forst-Cultur verglichen. Die meisten der Aufsätze, welche von diesen Gegenständen einzeln handeln, sind sachgemäß belehrend. Wir werden einige hierher bezügliche noch unter eigenen Rubriken besonders hervorheben.

Böhmisches Museum.

Wie in andern Theilen des Oesterreichischen Kaiserstaats war auch in Böhmen bei eifrig gesinnten Männern schon im Jahre 1818 lebhaft der Wunsch zur Gründung einer vaterländischen Anstalt erwacht, welche alle Interessen der besondern Nationalität im ganzen Umfange des Worts in sich begriffe. Alterthümer, Geschichtsbeiträge, Urkunden und andere Denkzeichen sollten hier gesammelt, die Sprache, die Sitten und Eigenheiten des Volks erforscht und festgehalten, die Naturgebilde des Landes zusammengestellt und jedes Gedeihen in Wissenschaft, Kunst, Gewerbfleiß und Verkehr, vor Allem aber der vaterländische Sinn selbst genährt und erhöht werden.

Der Aufruf des Oberstburggrafen hatte bald die edelsten und tüchtigsten Theilnehmer aus allen Ständen vereint; reiche Hülfsmittel wurden zusammengebracht und die Gesellschaft begann, sich zu gestalten. Doch ein so weitgreifendes Unternehmen bedurfte reifer Ueberlegung und mannigfacher Anhaltspuncte, um gleich von Anfang in zweckmäßiger Einrichtung seine Wirksamkeit ohne Schwanken und Hemmung ausüben zu können. Die Organisation kam nicht ohne Schwierigkeit zu Stande; endlich aber konnten die fertigen Statuten zur kaiserlichen Genehmigung vorgelegt werden, die denn auch im Jahre 1822 sehr gnädig erfolgte und der Gesellschaft die ihrem Wirken vorgeschriebene Bahn eröffnete.

Seitdem stieg die Gesellschaft mit jedem Jahre an Zahl und Bedeutung ihrer Mitglieder und ihr in dieser Monatschrift dargelegter Stand vom Jahre 1827 zeigt eine lange Reihe ehrenwerther Personen, die an ihr Theil haben, von allen Stufen und aus allen Classen, auch die Frauen nicht ausgeschlossen. Als Präsidenten sehen wir den hochverdienten Grafen Caspar Sternberg, dessen verehrter Name schon mehrfach den Wissenschaften ruhmvoll angehört und dessen Thätigkeit hier leitend und vortragend das Ganze ausgezeichnet fördern hilft. Sodann folgt ein Verwaltungsausschuß von acht Mitgliedern, hierauf die Abtheilung der wirkenden Mitglieder, der Ehrenmitglieder und einer besondern Classe beihelfender Mitglieder, welche meistens zugleich als sammelnd bezeichnet sind.

Die Sammlungen des Museums sind an Alterthümern, Urkunden, Handschriften, Büchern, Münzen, Naturgegenständen und Kunstsachen schon sehr ansehnlich und mehren sich täglich sowohl durch Schenkungen als durch andere Aneignung.

Zeitschriften.

Neben der Böhmischen Sprache besteht die Deutsche jetzt als eine wirklich einheimische in Böhmen und hat im wissenschaftlichen und gebildeten Lebenskreise entschiedenes Uebergewicht. Die meisten Bücher und Zeitschriften erscheinen in ihr. Allein die Böhmische Sprache besteht auch ihrerseits in voller Kraft und Bücher, Zeitschriften und Flugblätter für das Volk werden häufig in ihr gedruckt. Beide Sprachen vereinigend und vermittelnd, indem sie keine derselben verabsäumt, wirkt die Gesellschaft des vaterländischen Museums besonders auch durch ihre beiden Zeitschriften ein, von denen wir die Deutsche hier ausführlich in Betracht haben, die Böhmische aber, welche der Lage der Sachen gemäß in minder zahlreichen Heften erscheint,

nach dem davon mitgetheilten Inhaltsbericht als höchst bedeutend und schätzbar ansprechen müssen.

Die Erhaltung und Belebung einer Litteratur, deren Sprache sich in engern Grenzen abschließt, geraume Zeit fast nur dem untern Volke überlassen war und mit einer theilweise eingebürgerten, über große Länder weithin verbreiteten Staats- und Bildungssprache zu wetteifern hat, ist ein gewiß preiswürdiges Bemühen, das ebenso viel Selbstverläugnung, als Kraft und Geschick fordert. Der Reichthum an Mittheilungen aus der ältern Böhmischen Litteratur, die ja auch eines classischen Zeitalters sich rühmen kann, muß freilich stets die Grundlage solcher Bemühungen sein. Denkmäler der alten Sprache in Prosa und in Versen, Geschichtserzählungen, Sammlungen von Sprüchwörtern, Briefe, Reisebücher, Heldenlieder und Volksgesänge werden mit sorgfältigem Fleiße zum Druck befördert. Indeß schließen sich an diesen Kern schon genug neuere Arbeiten an, Gedichte mannigfacher Art, historische, critische und sogar philosophische Aufsätze. Palacky, der die Herausgabe auch dieser Zeitschrift besorgt, Dobrowsky, Hanka, Tschelakowsky, Kollar, Sedlatschek, Swoboda und Andere bilden eine tüchtige Reihe Neuböhmischer Schriftsteller, auf deren Schultern die Fortbildung der nationalen Litteratur und Sprache schon hinreichend emporgetragen scheint, um gegen die Fluthen der Zeit einstweilen gesichert zu sein.

Nicht ohne Verwunderung findet man unter den in's Böhmische versuchten Uebersetzungen, nebst einem Aufsatze von Franklin und einigen Elegien von Tibull, auch Pindar's erste olympische Siegs-Hymne aufgezählt; und daß letztere als dem Versmaße der Urschrift genau entsprechend angegeben ist, darf von dem Reichthum und der Biegsamkeit der Böhmischen Sprache, sowie von dem Talente des Uebersetzers Machatschek, eine nicht geringe Vorstellung erwecken.

Botanischer Garten.

Schon der Name eines so vorzüglichen Botanikers wie Herr Professor Mikan, der Brasilien und so manche berühmte Anstalt gesehen, sowie die Besorgung durch einen erprobten Gärtner, wie Herr Hobersky ist, berechtigen zu den besten Erwartungen; auch finden diese sich nicht getäuscht. Die Verzeichnisse enthalten die Namen der besten Pflanzen, welche gegenwärtig die Gewächshäuser Deutschlands zieren: betrachtet man sie genauer (es werden auch zugleich Pflanzen vom gräflich Salmischen Garten gegeben), so findet sich, daß die dortigen Gärten den vorzüglichen anderer Orte gleich sind.

Die zahlreichen Erica, Diosma, Phylica, Passerina deuten auf wohlbesetzte Cap-Häuser; die Helicteres, Curcuma, auf Warmhäuser. Doch bemerkt man der letztern Art in den Prager-Listen in Verhältniß nur wenig und gar keine der neuern Mode-Pflanzen, welche England sendet. Einige seltene brasilische erinnern dagegen an Wien, oder sind wohl unmittelbar vom Director mitgebracht worden.

Am Entschiedensten verräth sich aber der Einfluß, welchen die Nachbarschaft der Hochgebirge auf den dortigen Pflanzenvorrath ausgeübt hat. Mit dem Monat Mai füllt sich das Verzeichniß mit den schönsten Alpenpflanzen, die man in den meisten übrigen Gärten Deutschlands vergeblich sucht. Sie erfordern aber auch eine ganz eigene Cultur, wie sie z. B. Graf Sternberg mit besonderer Vorliebe studirt und zur Nachahmung bekannt gemacht hat.

Schließlich gedenken wir auch des bedeutenden Werkes, dessen Anzeige wir hier begegnen und worin Graf Sternberg die Flora der Vorwelt zum ersten Mal in ihrem bis jetzt bekannten Umfang geognostisch-botanisch darstellt. Das Ganze ist Deutsch zu Regensburg erschienen und in vier Heften nunmehr abgeschlossen; eine Französische Uebersetzung hat eben daselbst Graf Bray herausgegeben. Den Entwickelungsgang des gelehrten Verfassers dürfen wir an diesem Orte nicht ausführlich besprechen; nur so viel sei zu sagen erlaubt, daß höhere Ansicht und gründliche Forschung, sowie ruhig besonnene und ansprechende Klarheit seinen wissenschaftlichen Vortrag stets auszeichnen.

Nahrungs- und Brennstoffe.

Reich an Getreide und großen Waldungen könnte Böhmen gegen die furchtbaren Nothstände, Mängel an Nahrungsmitteln und Brennstoff, vor vielen andern Ländern weit gesichert scheinen. Die Erfahrung mahnt jedoch, Vervielfältigung und Ersatz der beiderlei Nothwendigkeiten niemals zu verabsäumen und bei den mit der Bevölkerung immerfort gesteigerten Bedürfnissen der Gegenwart auch die Ansprüche einer entlegenern Zukunft dem Auge nahe zu rücken.

In einem schätzbaren Aufsatze über das Vaterland der Erdäpfel und ihre Verbreitung in Europa erörtert Graf Sternberg lichtvoll zuvörderst die allgemeine historische Frage und gibt darauf einige merkwürdige Nachrichten über den Anbau der Erdäpfel in Böhmen, welchen er erst um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts als einiger Maßen sich verbreitend ansetzt und zwar hauptsächlich als durch König Friedrich II. von Preußen verursacht, indem theils dessen nachdrückliche Empfehlung des Erdäpfelbaues in Schlesien von da herüberwirkte, theils dessen siebenjähriger Krieg die Aushülfe wohlfeiler

und ergiebiger Nahrungsmittel ſuchen lehrte. Wenigſtens heißen im Böhmiſchen die Erdäpfel noch immer Brambory, der Angabe nach aus Brandenburger verſtümmelt, welcher Namen damals noch den Preußiſchen bei dem Volke überwog. Doch erſt in ſpäterer Noth wurde der Bau der Erdäpfel in Böhmen allgemein und iſt es ſeitdem in angemeſſenem Verhältniß geblieben, neben den Cerealien immer höchſt wichtig und bei deren Mangel unſchätzbar.

Auf gleiche Weiſe betrachtet der verehrte Verfaſſer in einem zweiten Aufſatz die Steinkohlen. Der Ueberfluß an Brennholz, welchen die Böhmiſchen Waldungen liefern, ſoll die Benuzung eines wohlfeilen und brauchbaren Erſatzmittels nicht ausſchließen und der Bau der Steinkohlen, worin Böhmen ſogar mit England ſoll wetteifern können, wird eifrig anempfohlen.

Kaiſer-Franzens-Brücke.

Wir wenden uns von dieſen Naturerzeugniſſen nunmehr zu einem Werke der Technik, bei welchem nationale Tüchtigkeit mehrfach in Betracht kommt. Die Monatſchrift liefert uns eine ausführliche Beſchreibung mit lithographirten Riſſen der bei Carlsbad über die Tepl im Jahre 1826 neuerbauten, ſteinernen Brücke, und mit wahrem Vergnügen empfangen und geben wir von einem Werk nähere Kenntniß, auf welches uns vom dortigen Cur-Orte zurückgekehrte Freunde, ſowohl wegen ſeiner kühnen Anlage als ſorgfältigen Ausführung, ſchon vielfach aufmerkſam gemacht hatten.

An der Stelle dieſer merkwürdigen Brücke befand ſich vormals ſchon eine ſteinerne mit drei Bogen, jeder zu 30 Fuß Weite, welche auf zwei Pfeilern im Fluſſe ruhten. Vor dieſen Pfeilern hatten ſich bei der außerordentlichen Ueberſchwemmung in der Nacht zwiſchen dem 9. und 10. September 1821 ſechs oberhalb durch die Fluthen mitfortgeriſſene hölzerne Brücken und ſieben dergleichen Stege aufgethürmt und ſomit Stauung des Waſſers, Unterwühlen der Pfeiler und Widerlagen und endlich den Einſturz der Brückenbogen veranlaßt. Um nun für die Folge dergleichen ungewöhnlichen Waſſermaſſen freien Durchfluß zu verſchaffen und einem ähnlichen Unfall möglichſt vorzubeugen, nahm man für den neuen Brückenbau nur einen Bogen an, der jedoch ſehr flach gehalten werden mußte, wenn die Fahrt über die Brücke nicht allzu ſteil und unbequem werden ſollte. Die Ausführung wurde auf dreierlei Weiſe: in Holz, Eiſen und Stein projectirt; Seine Majeſtät, der Kaiſer, entſchieden jedoch für letzteres Material und genehmigten zu dem Bau 20,000 Gulden Conventions-Münze anzuweiſen, welcher hierauf unter der Oberleitung des durch mehrere hydrotechniſche Werke, unter andern den Bau der neuen Kettenbrücke bei Saaz über die Eger, rühmlichſt bekannten k. k. Straßenbau-Directors Strohbach, durch den umſichtigen Straßenbau-Commiſſär Alois Meyer im Herbſte 1825 begonnen und mit ſolchem Eifer betrieben wurde, daß ſchon im November 1826 die neue Brücke zum Gebrauch geöffnet werden konnte.

Der Bau hatte bei Einheimiſchen und Fremden allgemeines Intereſſe erregt, welches ſich nach Wegnahme des Leergerüſtes durch den kühn geſprengten, flachen Bogen, deſſen Haltbarkeit jedoch der Baumeiſter wohl berechnet und durch tüchtige Widerlagen geſichert hatte, zu Staunen und Bewunderung ſteigerte. Dieſer Segment-Bogen von 60 Grad hat nämlich 96 Fuß Weite bei 15 Fuß Höhe über den bis zum höchſten Waſſerſtand aufgeführten Widerlagen und finden wir, nach Wiebeking's vergleichender Tabelle der ausgeführten ſteinernen Brücken (III. Thl. S. 484 deſſen Waſſerbaukunſt) in Deutſchland nur eine einzige mit nahekommendem Verhältniß, nämlich die Fleiſcherbrücke zu Nürnberg, deren Bogen 95 Fuß Weite und 14 Fuß Höhe hat. Der Baumeiſter dieſer im Jahre 1597 mit rothen Sandſteinen aufgeführten, merkwürdigen Brücke war Carl von Nürnberg und hat dieſelbe, obgleich damals der Tagelohn eines Zimmermanns oder Steinhauers nur 15 Kreuzer betrug, dennoch 82,172 Gulden gekoſtet. Auf der Straße von Montauban nach Nizza befindet ſich jedoch eine noch flacher gewölbte ſteinerne Brücke mit einem Bogen von 96 Fuß 11 Zoll Weite zu 11 Fuß Bogenhöhe und iſt Dieß bei ſteinernen Brücken mit einem Bogen, ſo viel uns bekannt, das niedrigſte bis jezt in Anwendung gekommene Bogenverhältniß. In England, Frankreich und Italien ſind zwar verſchiedene Brücken mit einem Bogen zu 140 bis 150 Fuß Weite in neuern Zeiten aufgeführt worden, allein mit nicht unter ⅓ dieſer Weite zur Bogenhöhe, indeſſen dieſe Höhe an der neuen Carlsbader-Brücke noch nicht ⅓ der Bogenweite beträgt.

Eine ſolche flache Spannung würde ſich der Hydrotect bei dieſem, nach unſerer Erinnerung durch außerordentliche Ueberſchwemmungen ſchon mehr höchſt gefährlich gewordenen Fluſſe wahrſcheinlich nicht erlaubt haben, wenn ihm nicht das vortrefflichſte Material, ſowie alle ſonſtigen techniſchen Mittel zur vollkommenſten Ausführung zu Gebot geſtanden hätten. Das ganze Werk wurde nämlich mit Granit-Blöcken aus den fünf Stunden entfernten Carlsbader- und Hut-Eicher-Gründen aufgeführt und dabei eine ſeltene mechaniſche Fertigkeit und viele Gewandtheit entwickelt. Beſonders ſinnreich und zweckmäßig finden wir die auf einer der

Beschreibung beigefügten Platte dargestellte Vorrichtung zur Beischaffung und Aufstellung der im Durchschnitt 29 bis 35 Centner schweren, 3½ bis 4½ Fuß starken Wildsteine.

Der Techniker wird daher die nähere Beschreibung dieses Baues, sowie die angestellten Beobachtungen während des Setzens der ungeheuern, freigetragenen Last des flachen Gewölbes in der Zeitschrift selbst mit besonderm Interesse lesen und den k. k. Straßenbaubeamten zu dem Gelingen dieses in solcher Vollkommenheit seltenen Werkes, das übrigens auch durch ein gefälliges und einfaches Aeußeres anspricht, Glück wünschen.

Schon gereichten die Anlage und Ausführung der Chaussée, auf welcher man von Töplitz her mit großer Bequemlichkeit und Sicherheit den hohen Berg nach Carlsbad herabkömmt, der k. k. Bau-Direction zur größten Ehre; durch die am Ende dieser Kunststraße neu hergestellte Granitbrücke ist das gemeinnützige Werk gänzlich vollendet und letztere, mit der Benennung Kaiser-Franzens-Brücke, steht als ein würdiges Monument des erlauchten Begründers dieser großartigen Anlage. Möge solche vor der Allgewalt außerordentlicher Naturereignisse immerdar bewahrt bleiben!

Kunst-Academie.

Die bildenden Künste haben in Prag, wo es weder an großen Mustern fehlt, noch die Anlässe eines umfangreichen und bewegten, Geschmack und Mittel vereinigenden Lebens zur Beschäftigung des Künstlers je mangeln, schon immer einen günstigen Stand, und wo nicht glänzende, doch gute Unterstützung gehabt. Die Zeiten des Zurücktretens und der Vernachlässigung, welche allen Orten zu überstehen waren, haben auch hier den bessern eines neuen Aufschwungs und Gedeihens Raum gegeben.

Eine Academie wirkt darauf hin, den mannigfachen Antheil für Kunst und Künstler zusammenzufassen, zu ordnen, zu erhöhen. Sie veranstaltet Kunstausstellungen, zu welchen die Lieferungen einheimischer Künstler, wenn man alle Verhältnisse erwägt, immer beträchtlich zu nennen sind. Von solcher Kunstausstellung gibt die Zeitschrift guten Bericht, den wir mit Vergnügen gelesen haben; da jedoch, um sicher weiter zu gehen, hier vor Allem eigenes Anschauen der Kunstwerke selbst erfordert würde, so können wir uns dieß Mal über den Gegenstand nicht ausbreiten, sondern begnügen uns, ihn der Aufmerksamkeit zu empfehlen.

Welche reichen Gemälde-Sammlungen aber in Prag und sonst in Böhmen befindlich, läßt sich schon aus dem einen Verzeichniß abnehmen, das uns Herr Gallerie-Custos Burde dieß von solchen Oelgemälden des Lucas Kranach angibt, die bisher in dem Heller'schen Verzeichniß der Werke dieses Meisters nicht aufgeführt waren.

Conservatorium der Tonkunst.

Die Anlagen zur Musik sind in Böhmen bekanntlich äußerst verbreitet; diese Gabe wächst gleichsam freiwillig aus dem Volk hervor und Genuß und Uebung derselben führen schon vom Kindesalter her den entschieden Fähigen einer weitern Entwickelung entgegen, zu welcher es beinahe auf keinem Dorfe weder an Unterricht noch an Vorbildern gänzlich gebricht.

Doch hat man bei diesem den Böhmen seit Menschengedenken innewohnenden Schatze von Anlagen bald wahrnehmen müssen, wie sehr ein bloß natürliches Gedeihen gegen die Forderungen einer wissenschaftlichen, zur größten Mannigfaltigkeit und Umfassung gesteigerten Kunst noch zurückstehen bleibt und daß auch das glücklichste Talent des Einwirkens einer gründlichen Schule nicht entrathen kann.

Hiervon überzeugt, hatten im Jahre 1810 eine Anzahl Gönner und Freunde der Tonkunst in Prag zur Beförderung derselben mit kaiserlicher Genehmhaltung einen Verein gestiftet, welcher seine ansehnlichen Mittel alsbald zur Gründung eines Conservatoriums verwandte, worin für eine bedeutende Zahl von Schülern ein umfassender Unterricht eröffnet wurde. Der wohlüberdachte Studien-Plan dieser liberalen Anstalt erstreckt sich auf sechs Jahre und der Zweck geht zunächst auf Bildung tüchtiger Orchester-Mitglieder und brauchbarer Sänger und Sängerinnen für die Bühne. Der Erfolg hat sich bis jetzt besonders in ersterer Hinsicht, sowie in Ausbildung vorzüglicher Lehrer bewährt. Die von dem Conservatorium veranstalteten Prüfungen, Academien und selbst dramatischen Vorstellungen lassen auch im Publicum einen frischen Antheil sich stets erneuen.

Ein im Jahre 1826 unter dem Schutzansehen des Erzbischofs von Prag gestifteter Verein für Kirchen-Musik wirkt in anderer Art und Richtung, indem er die großen, ernsten Meisterwerke, deren Aufführung vermehrte Hülfsmittel erfordert, mit angemessener Sorgfalt zur Erscheinung bringt.

Hier ist denn auch das Requiem von Tomaschek, welches als eine neueste Schöpfung des gefeierten Componisten in einem vorliegenden Hefte ausführlich besprochen wird, nicht mit Stillschweigen zu übergehen, sowie zugleich der für Beethoven veranstalteten, kirchlichen Todtenfeier ehrend Erwähnung zu thun.

Poesie.

Böhmen hegt in seinem Innern, wie auch die

vorliegenden Hefte bezeugen, eine reiche dichterische Flora, welche sogar, gemäß den eigenthümlich zweifachen Geschichts-Elementen ihres Bodens, in doppeltem Dasein, in einem Böhmischen und einem Deutschen hervortritt. Von dem Zusammenleben zweier Sprach- und Dichtungs-Sphären gibt uns Böhmen jetzt ein merkwürdiges Bild, worin bei größter Trennung, wie schon der Gegensatz von Deutschem und Slavischem ausdrückt, doch zugleich die stärkste Verbindung erscheint. Denn wenn die Böhmischen Dichter, selbst indem sie alten Mustern folgen, nicht umhin können, durch Sinnesart, Ausdrucksweise und Gedichtformen doch auch in heutiger Bildung Deutsche zu sein: so sind hinwieder die Deutschen Dichter in Böhmen, durch entschiedene Neigung und stetes Zurückgehen zum Altnationalen, ihrerseits recht eigentlich Böhmisch.

Unter den Letztern ist als hervorragendes Beispiel besonders Carl Egon Ebert zu nennen, ein schönes Talent, welches hauptsächlich Böhmische Stoffe gewählt und sie in mehrfachen Formen, auch sogar in einem großen Epos, mit Feuer und Leichtigkeit behandelt hat. Auch Anton Müller zeigt eine schöne Gabe, solche Stoffe lyrisch zu bearbeiten und schon bei früherer Gelegenheit ist seiner Romanzen von „Horimir und dessen Roß Schimek" mit Anerkennung gedacht worden. Von anderer Seite haben wir aus Deutscher Uebersetzung neuere Böhmische Sonette von Kollar kennen gelernt. Und da auch Deutsche Gedichte von Ebert und Müller über nationale Gegenstände durch Swoboda und Hanka in's Böhmische übertragen worden, so kann der Austausch und die Wechselseitigkeit nun nicht weiter gehen.

Aus allem Diesem aber dürfte das Ergebniß folgen, daß, in Gemäßheit des schon festgestellten Verhältnisses, beiderlei Dichtungszweige, der Böhmische wie der Deutsche, ihren wahren Grund und Boden dennoch stets in dem Alt-Böhmischen zu suchen haben, wo Leben, Sprache und Poesie der Nation noch die eigenste und selbstständigste Gestalt tragen. Böhmen ist reich an Denkmalen dieser Blüthenzeit. Die kostbaren Ueberbleibsel seiner alten Litteratur, nie ganz vergessen, sind in unsern Tagen unverhofft durch die reichsten Entdeckungen vermehrt worden. Durch eine bedeutungsvolle Schickung fand gerade in dieser Zeit, wo die Liebe zum vaterländischen Alterthum überall neu erwacht ist, Herr Bibliothecar Hanka die Königinhofer-Handschrift, eine Sammlung Böhmischer Heldenlieder, die uns auch bereits in Deutscher Uebersetzung durch zwei Auflagen bekannt geworden. Die Sammlungen Slawischer und Böhmischer Volkslieder von Tschelakowsky und andere dahin gehörige Mittheilungen schlossen sich an und seitdem bereichert sich diese Litteratur von Tag zu Tag. Noch manchen größern Fund dieser Art zu machen, fehlt es nicht an Hoffnung und Aussicht, besonders jetzt, da eine allgemeine Aufregung für diese Gegenstände durch das Böhmische Museum so kräftig unterhalten wird.

So häuft sich denn ein Schatz an, den immerhin, wie wir auch an unsern Deutschen Schätzen solcher Art Aehnliches sehen, nur ein kleiner Kreis genauer kennen und genießen mag, dessen Wirkung aber darum nicht weniger allgemein ist.

Den naturkräftigen und phantasiereichen Character des Alt-Böhmischen Lebens aus diesen Quellen, zu denen wir auch Chroniken rechnen müssen, klar und stark hervorströmen zu lassen und in ihrer auffrischenden Behandlung die Derbheit der antiken Motive möglichst beizubehalten, wollen wir den neuern Böhmischen Dichtern, wenn sie dergleichen Stoffe wählen, bestens empfohlen haben, welches nicht ausschließt, auch einen heutigen, allgemein ansprechenden Gehalt damit zu verknüpfen.

Theater.

Hier ist in Kürze anzumerken, daß die von den Böhmischen Landständen gestiftete und gut unterstützte Prager-Bühne seit einer langen Reihe von Jahren den bestgebildeten und in bewährter Ueberlieferung fortarbeitenden Deutschen Bühnen beizuzählen ist. Vorzüglichste Talente, welche sich in Deutschland zum ersten Ruhm erhoben, sind von dieser Bühne ausgegangen oder haben geraume Zeit ihr angehört. Von ihren neuern Erscheinungen wird verständiger Bericht ertheilt, worin unverkennbar das Streben ist, das Vorübereilende des Tages im Zusammenhang aufzufassen und mit minder flüchtiger Beziehung zu verknüpfen.

Noch besonders zu erwähnen ist bei dieser Gelegenheit, daß von der Prager-Bühne herab, neben dem Deutschen Schauspiel auch zu Zeiten ein Böhmisches den seiner Volkssprache anhänglichen und ihrer auch in den höhern Ständen noch kundigen Eingebornen mächtig ergetzt und so dem nationalen Leben auch dieser eindringliche Reiz nicht mangelt.

Debatten.

Auch diese Rubrik finden wir in dem Schlußverzeichniß und verbergen unsere Zufriedenheit darüber nicht, daß nur wenige Seiten diesem traurigen Geschäft gewidmet sind. Wir wollen zwar die wackere Redaction von solchen Controversen nicht ganz abmahnen, aber sie doch ersuchen, sich nur höchst selten dazu aufregen zu lassen. Ueber wen beschweren sie sich? Ueber

Durchreisende, — und wer hat sich über Die nicht zu beklagen? — über mißwollende Stadt- und Landsgenossen; — dieses Geschlecht stirbt nicht aus. Also nur im äußersten und zwar im seltenen Falle der eigentlichen Verleumdung würden wir dergleichen Klagungen räthlich finden, und da auch lieber den eigentlichen Richter anrufen als das Publicum, bei welchem Gleichgiltigkeit und vorgefaßte Meinung gewöhnlich obwalten und regieren.

Schluß.

Unsere Anzeige der gehaltvollen Zeitschrift endet mit dem Bedauern, so manches Schätzenswerthe des vorliegenden ersten Jahrgangs gar nicht oder kaum berührt zu haben, noch selbst von den folgenden Jahrgängen irgend sprechen zu können. Allein die Unmöglichkeit, eine übergroße Versammlung von gleichberechtigten Einzelnen in gegebenen Raum aufzunehmen, nöthigt zu repräsentativen Maßregeln; und wir müssen uns genügen lassen, die Menge und Mannigfaltigkeit des Vorhandenen in vorzüglichen oder uns besonders ansprechenden Beispielen einiger Maßen vorgestellt zu haben.

Indem wir daher von den beiden Jahrgängen 1828 und 1829 nur anerkennen wollen, daß ihr Reichthum an werthvollen Mittheilungen jeder Art nur stets wachsend erscheint, wie sie denn auch die letzten Arbeiten des zu Anfang 1829 im sechsundsiebenzigsten Lebensjahre leider dahingeschiedenen Dobrowsky enthalten, — wünschen wir unsern Lesern Antrieb und Neigung, die Quellen so vielfach belehrender Kunde nun selbst anzugehen und dadurch jede Fortsetzung von unserer Seite entbehrlich zu machen.

Graf Eduard Raczinsky's malerische Reise in einigen Provinzen des Osmannischen Reichs.

Aus dem Polnischen, durch von der Hagen. Berlin 1829.

Ein unterrichteter, umsichtiger Weltmann reis't zu Lande von Warschau bis Odessa, von da zu Wasser bis Constantinopel; ferner an die Asiatische Küste, besucht Lesbos, ja die Gefilde von Troja. Ein kunstfertiger Zeichner begleitet ihn und nun werden uns die mannigfaltigsten Gegenstände in vollendeten Kupferstichen überliefert.

Sehr interessant war uns z. B. die Darstellung der allgemein polizeilichen Vorkehrungen sowie der fromm wohlthätigen Privat-Anstalten, um eine grenzenlose Bevölkerung in und um Constantinopel mit frischem Trinkwasser unausgesetzt zu versehen. Von ungeheuern, wasserzurückhaltenden Steindämmen und ableitenden Aquäducten bis zum einfachsten Schöpfrad sind uns die Mittelglieder größerer und kleinerer Röhrbrunnen in Flecken, Dörfern und Einsamkeiten vor Augen gebracht.

Der Text begleitet heiter und kenntnißreich die bildlichen Darstellungen, welche dadurch erst ihren vollen Werth erhalten. Keinem wohlhabenden Bücherfreunde sollte dieß Werk in seiner Sammlung fehlen.

Reisen und Untersuchungen in Griechenland.

Von Bröndsted. Erstes Buch. Paris 1826.

Eine höchst willkommene Monographie der Insel Zea, sonst Keos. Dieses Eiland, bei aller seiner Kleinheit von den frühesten Zeiten her merkwürdig, wegen des Bezugs seiner Lage zu Euböa, dem Athenischen Gebiet und den übrigen Cycladen, wird von einem vielseitig gebildeten Reisenden besucht, untersucht und uns auf alle Weise näher gebracht. Eigenthümliche Naturerzeugnisse, Wein, Honig, Oel, in reicher Menge gebaut, ringsum ein nicht allzu hohes, nach allen Seiten dem Meere zufallendes, durch hundert Schluchten getrenntes, auf seiner Höhe noch bewohnbares Gebirge.

Alterthum und Geschichtswechsel, neuere Zustände und Sitten werden uns vorgeführt. Wir finden das angesiedelte, freilich seit jenem Frühling der Zeiten sehr zusammengeschmolzene Völkchen noch immer unter dem heitersten Himmel, langlebig bis zum Ueberdruß, wahrhaft, thätig, obgleich in sonst glücklicher Abgeschiedenheit wie von jeher Seeräubern ausgesetzt, genöthigt, mit ihnen Verträge zu schließen, behutsam und listig ihrer Zudringlichkeit zu entgehen.

Der Reisende bethätigt vollkommen seinen Beruf durch methodische Untersuchung, Ausgrabung bedeutender Alterthümer an Bau- und Bildwerken, sowie an Inschriften. Merkwürdig ist der ungeheure Löwe auf der Höhe des Berges, an Ort und Stelle aus einem Sandsteinfelsen herausgehauen, von gutem Styl, freilich durch die langerduldete Witterung verkümmert. Möge uns bald durch die zugesagte Fortsetzung Gelegenheit werden, auf's Neue zu solchen Betrachtungen zurückzukehren.

Universalhistorische Uebersicht der Geschichte der alten Welt und ihrer Cultur.

Von Schlosser. Frankfurt 1826.

Wie oben gedachte beide Werke, den gegenwärtigen Zustand jener Gegend aufdringend,

die Einbildungskraft nach dem Alterthum hinlenken, so gibt uns Dieses den entschiedenen Anlaß, uns die frühesten Zustände der Welt vor die Erinnerung zu rufen. Es fordert uns auf, in das Allgemeinste, Vergangenste, nicht Heranzubringende der Urgeschichte unser Schauen hinzuwenden und von da an die Völkerschaften nach und nach zu unserm Blick heranquellen zu lassen.

Höchst erfreulich ist es Demjenigen, der sein ganzes Leben solchen Betrachtungen gewidmet hat, das Grenzenlose für den Geist begrenzt und die höchst bedeutende Summe, insofern das Einzelne nur einiger Massen sicher ist, klar und verdunstig gezogen zu sehen.

Habe ich nun auch das Ganze mit Dank aufgenommen und anerkannt, so war mir doch der vierte Abschnitt, „die Zeichen der Griechischen Herrschaft im südöstlichen Europa" darstellend, meinen lieben Studien besonders angemessen. So belehrend als genußreich erschien es mir, das vielfach Gewußte und Gedachte in's Enge gebracht und um einen Mittelpunct vereinigt zu sehen. Der Verfasser gehört zu Denjenigen, die aus dem Dunkeln in's Helle streben; ein Geschlecht, zu dem wir uns auch bekennen: bleibt es doch unsere Pflicht, selbst die Idee, insofern es möglich ist, zu verwirklichen; warum sollten wir das erlangte Wirkliche einer auflösenden, vernichtenden Einbildungskraft dahin geben?

Da nun zu gleicher Zeit meines Freundes und vierzigjährigen Mitarbeiters „Heinrich Meyer's Tabelle, dessen Kunstgeschichte abschließend", in ihrer ganzen intentionirten Länge auf Leinwand gezogen, vor mir hängt: so wird mir in dem Griechischen Bezirk abermals Alles fasslicher, indem ich hier die politische Geschichte wie die Geschichte der Bildhauerkunst, der Plastik, Malerei und Litteratur, synchronistisch überschaue und mit einem Blick das Mannigfaltigste wieder erfassen kann, was dort und im Verlauf der Zeiten nur ein Mal ineinander greifend und wirkend lebendig gewesen. Wie erquickend und tröstlich ist es, in beiden genannten Werken die Resultate nicht nur gezogen, sondern auch das Einzelne im Besondern ausgesprochen zu finden, was ich mir selbst, obgleich nur im Allgemeinen und Unzulänglichen, eine lange Reihe von Jahren her auszubilden getrachtet hatte!

Die elegischen Dichter der Hellenen.

Von Dr. Weber. Frankfurt a. M. 1822.

Eine holde, geistreiche Gabe Demjenigen, der, ohne der Griechischen Sprache mächtig zu sein, immerfort mit jenem einzigen Volke und in dessen frühern und spätern Umgebungen leben möchte. Von den vielen Gedanken, die bei dem wiederholten Lesen dieses anziehenden Werks bei mir sich entwickelten, sei ein Weniges mitgetheilt.

Wir sind gewohnt, die Aeußerungen eines Dichters, von welcher Art sie auch sein mögen, in's Allgemeine zu deuten und sie unsern Umständen, wie es sich schicken will, anzupassen. Dadurch erhalten freilich viele Stellen einen ganz andern Sinn, als in dem Zusammenhang, woraus wir sie gerissen: ein Sprüchlein des Terenz nimmt sich im Munde des Alten oder des Knechtes ganz anders aus, als auf dem Blatt eines Stammbuches.

Und so erinnere ich mich ganz wohl, daß wir uns in jüngerer Zeit mit dem Theognis zu wiederholten Malen abgequält und ihm als einem pädagogisch-rigorosen Moralisten einigen Vortheil abzugewinnen gesucht, jedoch immer vergebens, deßhalb wir ihn denn aber- und abermals bei Seite legten: erschien er uns doch als ein trauriger, ungriechischer Hypochondrist. Denn wie konnte wohl eine Stadt, ein Staat so verderbt sein, daß es dem Guten durchaus schlecht, dem Schlechten gewiß gut ginge, in dem Grade, daß ein rechtlicher, wohldenkender Mann den Göttern alle Rücksichten auf redliches und tüchtiges Wollen und Handeln absprechen verharrte? Wir schrieben diese widerwärtigen Ansichten der Welt einer eigensinnigen Individualität zu und wendeten unwillig unsere Bemühungen an die heitern und frohsinnigen Glieder seiner Landesgenossen.

Nun aber, durch treffliche Alterthumskenner und durch die neueste Weltgeschichte belehrt, begreifen wir seinen Zustand und wissen den vorzüglichen Mann näher zu kennen und zu beurtheilen.

Megara, seine Vaterstadt, durch Altreiche, herkömmlich Adelige regiert, wird im Laufe der Zeit durch Einherrschaft gedemüthigt, dann durch Volksübergewicht zerrüttet. Die Besitzenden, Gesitteten, häuslich und reinlich Gewohnten werden auf das Schmählichste öffentlich bedrängt und bis in ihr innerstes Familien-Behagen verfolgt, gestört, verwirrt, erniedrigt, beraubt, vernichtet oder vertrieben; und mit dieser Classe, zu der er sich zählt, leidet Theognis alle möglichen Unbilden. Nun erlangen dessen räthselhafteste Worte zum klarsten Verständniß, da uns bekannt wird, daß ein Emigrirter diese Elegien gedichtet und geschrieben. Bekennen wir nur im ähnlichen Falle, daß wir ein Gedicht wie Dante's „Hölle" weder denken noch begreifen können, wenn wir nicht stets im Auge behalten, daß ein großer Geist, ein entschiedenes Talent,

ein würdiger Bürger aus einer der bedeutendſten Städte jener Zeit, zuſammt ſeinen Gleichgeſinnten von der Gegenpartei in den verworrenſten Tagen aller Vorzüge und Rechte beraubt, in's Elend getrieben worden.

Und wenn wir nun im Ganzen für die klare, anmuthige Ueberſetzung beſtens zu danken haben, ſo geſtehen wir gern, wie ſehr uns das Gehörige der Noten zum Vortheil gediehen. Hier findet ſich abgemeſſen, was zu Aufklärung des Textes erfordert wird. Alles Andere, was auch dem Verfaſſer wohl zu Gebote geſtanden hätte, wird beſcheidentlich abgelehnt; deßhalb ſich denn daraus Alles, was man in einem ſolchen Werke ſucht, Anſchauung, Effect, Begriff, nach eines jeden Leſers Fähigkeit und Bedürfniß, vollkommen ausbilden und beleben kann.

Ferien-Schriften.

Von Carl Zell.

Der Verfaſſer will, wie er im Vorworte ſagt, ſeine Aufſätze gern Idyllien, im antiken Sinne des Worts, genannt haben. „Hier, wie dort", ſagt er, „können uns kleine Bilder gegeben werden, welche durch Neuheit des Gegenſtandes, ſowie durch die Art der Darſtellung den Mangel an Ausdehnung und Größe mehr oder minder erſetzen." Dieſe Anſicht hat er für uns völlig gerechtfertigt; wir haben ſeine Mittheilungen vergnüglich an uns vorübergehen laſſen und können bezeugen, daß er uns an das Bekannte erinnert, manches im Gedächtniß Ausgelöſchte wieder erneuert, Manches neu dargebracht und, ohne daß uns ſeine Beleſenheit läſtig geweſen wäre, uns in den hinzugefügten Noten manchen angenehmen Blick ins Alterthum thun laſſen.

Die ſämmtlichen Aufſätze, von dem erſten, die Wirthshäuſer der Alten behandelnd, an, bis zum letzten, der uns auf das Sittliche in der Griechiſchen Volks-Religion merken läßt, benutzten wir zu Vorleſungen in Geſellſchaft gebildeter Freunde, welche ſich unterhalten, zu hiſtoriſchen, antiquariſchen, äſthetiſchen und artiſtiſchen Geſprächen aufgeregt ſein wollen, und ſie kamen uns mehrfältig zu Statten. Wir rühmen, daß der Verfaſſer die behandelten Gegenſtände ſich dergeſtalt anzueignen gewußt und ſie ſo heiter vorzutragen verſteht, daß man ſich dabei befindet, als hätte man Das ſchon ſelbſt gedacht. Als man nun daher bei'm lauten Vortrag weder an ſich noch Andern irgend ein Hinderniß der Aufnahme zu bemerken hatte, ſo ward die Unterhaltung dergeſtalt angenehm, daß man bei kurzer Dauer der Aufſätze nach jedesmaligem Aufhören eine gewiſſe Lücke empfand, im Vorleſen weiter fortſchritt und zuletzt den Wunſch entſchieden ausſprach, der Verfaſſer möge es nicht an Fortſetzung einer ſo angenehmen Sammlung fehlen laſſen.

Geſchichtliche Entwickelung der Begriffe von Recht, Staat und Politik.

Von Fr. von Raumer.

Auch hier beginnen wir abermals von den Griechen und dürfen nicht läugnen, daß, gleich ihren Siegen und Künſten, auch ihre Verfaſſungen uns höchlich intereſſiren und daß wir nicht aufhören können, den ewigen Wechſel, dem dieſelben unterworfen geweſen, mit dem innigſten Antheil zu betrachten und zu ſtudiren; wir würden ja ſonſt die Abſicht und Beſtrebungen ihrer Schriftſteller keineswegs einſehen, noch weniger uns aneignen können.

Indem nun genanntes Werk von vorther die Hauptbegriffe bis auf den heutigen Tag entwickelt, ſo führt es uns durch eine Reihe von Zuſtänden, Geſinnungen und Meinungen durch, deren Conflict vielleicht noch nie ſo lebhaft geweſen als in unſern Tagen. Dankbar erkennen wir deßhalb die Förderniß, die uns hieraus zugegangen.

Tauſend und ein Tag.

Morgenländiſche Erzählungen, nach von der Hagen's Ueberſetzung. Sieben Bände. Prenzlau 1826.

Die Einbildungskraft in ihrer ausgedehnten Beweglichkeit ſcheint zwar kein Geſetz zu haben, vielmehr wie ein wacher Traum hin und her zu ſchwanken; aber genau beſehen, wird ſie auf mannigfaltige Weiſe geregelt: durch Gefühl, durch ſittliche Forderungen, durch Bedürfniß des Hörers, am Glücklichſten aber durch den Geſchmack, wobei die Vernunft ihre edeln Gerechtſame leitend ausübt.

Schon an den fünfzehn Bänden der „Tauſend und eine Nacht" findet ſich eine große Abſtufung des Inhalts, der Bewegung, des Vortrags und eben jener geheimen Bedingungen, denen die Einbildungskraft im Stillen huldigt. Nun veranlaßt uns der „Tauſend und ein Tag", jene Betrachtungen durch andere Zeiten und Völkerſchaften fortzuſetzen. Der Stoff ſcheint unerſchöpflich, die Behandlung willkürlich. Indeſſen iſt doch ein gewiſſer Kreis geſchloſſen, deſſen Räume und Kennzeichen näher zu beleuchten den forſchenden Geiſt unterhält, während der müßige Hörer als Zeitvertreib das Ueberlieferte, mehr oder weniger theilnehmend, an ſich vorübergehen läßt.

Vätely.

Ach ich erſticke!
Ich ſterbe für Wuth!

Er will ſie küſſen, ſie ſtößt ihn weg und flieht in die Thür; er will das Fenſter aufſchieben, da ſie es zuhält, zerbricht er einige Scheiben und im Taumel zerſchlägt er die übrigen.

Thomas bedenklich hervortretend. Ei! Ei! Das war zu toll! Nun wird Ernſt aus dem Spiele. Du hätteſt deine Probe geſcheidter anfangen können. Ein Freyersmann ſollte nicht mit der Thür in's Haus fallen. Sieht man doch, daß ich immer nur für mich gekuppelt habe, und da iſt's nicht übel, gerade und ohne Umſchweife zu tractiren. — Was iſt zu thun? Das gibt Lärm. Ich muß ſehen, daß ich mich mit Ehren zurück ziehe, daß es nicht ausſieht, als ob ich mich fürchtete. Nur recht frech gethan, muſicirt und ſo ſachte retirirt.
Er geht, auf der Violine ſpielend, nach der Wieſe.

Neueste Deutsche Poesie.

1827.

Theils unmittelbar von Verfassern und Verlegern, theils durch die Aufmerksamkeit freundlicher Litteratoren, gelangt gar manche neue Schrift zu mir, die mich zum Nachdenken aufregt, mich auch wohl im Allgemeinen irgend einen Begriff von ihr fassen läßt; aber die Anzahl ist zu groß, als daß es mir möglich wäre, in's Einzelne zu gehen. Man sieht manch' schönes Naturell, das sich von herkömmlichen Regeln befreit hat, sich nach eigener Art und Weise zu beschäftigen und auszudrücken bemüht ist, dagegen aber auch noch nicht dahin gelangte, sich selbst Gesetze vorzuschreiben und sich in den von der Natur gezogenen Kreis zu beschränken. Auch hält es schwer, in jugendlichen Tagen über Stoff und Gehalt, Behandlung und Form deutlich zu werden. Wie oft ich nun auch irgend ein Heft oder Bändchen durchdenke, so bin ich doch nicht im Stande, mich hierüber ausführlich mitzutheilen. Möge nachstehende Tabelle verdeutlichen, wie ich mir den Werth von dergleichen Productionen anschaulich zu machen suche.

Würdigungs-Tabelle poetischer Productionen der letzten Zeit.

Naturell.	Stoff.	Gehalt.	Behandlung.	Form.	Effect.
1) Leicht.	Alltäglich.	Gewöhnlich.	Bequem.	Im Einzelnen gut.	Ephemer.
2) Ernst und energisch.	Local und Sitten fremd.	Durch die Zeit gegeben.	Mit Leichtigkeit.	Der Absicht gemäß	Vorübergehend.
3) Begabt.	Vergangene Zeit und Sitten.	Menschlich begründet.	Geübte Hand.	Schließt sich nicht zusammen.	Unbefriedigt.
4) Wohlbegabt.	Verneinend.	Schwer zu entdecken.	Ueberfrei.	Kaum zu entziffern.	Abstoßend.
5) Besonnen.	Neuere Sitten.	Phantastisches Treiben im Widerstreit mit dem Stoff.	Mit Bedacht und Sorgfalt.	Abgeschlossen.	Zweifelhaft wegen seines Widerstreits.
6) Rein.	Natürlich.	Gemüthlich.	Zart.	Geistreich.	Anmuthig.
7) Kräftig.	Nationell.	Tüchtig.	Männlich.	Rhetorisch-poetisch.	Ermuthigend.
8) Nicht aufgezeichnet.	Tagtäglich.	Verständig.	Gewandt.	Nicht abgeschlossen.	Immer bei'm Alten.
9) Klar und empfänglich.	Studirt.	Historisch.	Verständig.	Ueberdacht.	Unwirksam.
10) Heimisch.	Halbwahr.	Erzwungen.	Empirisch.	Unrein.	Beunruhigend.
11) Bedeutend.	Vielseitig.	Tiefgefaßt.	Frei und frank.	Mannigfaltig.	Auffordernd.
12) Weiblich.	Träumerisch.	Modernisirt.	Weich.	Verschwebend.	Täuschend.
13) Toll.	Bizarr.	Nach Befund.	Frisch.	Gesucht.	Erwartig.
14) — —	Bedeutend, aber bedenklich.	Dichterisch glücklich gefügt.	Bequem, vielleicht nicht tief genug greifend.	Unbeholfen.	Abzuwarten.

Da kein Zeitblatt ohne Räthsel und Charaden bestehen kann, so gönne man mir solche Logogryphen, hinter denen sich wenigstens einiger Logos versteckt hält.

Forderte man nun, es sollte obenstehende, lacunisch und extemporirt aufgezeichnete Tabelle im Einzelnen gewissenhaft durchgedacht, das Ausgesprochene näher bestimmt, zur Ueberzeugung des Dichters und zur Einleitung des Publicums ausgeführt werden; verlangte man, die Litteratur des Tags und der Stunde aus diesem Gesichtspunkte behandelt zu sehen: so läßt sich begreifen, daß die ganze Zeit eines unterrichteten, denkenden, liebevoll theilnehmenden Mannes dazu nöthig wäre, der am Ende unter Tausenden doch nur für eine einzige Stimme gelten würde. Und was könnte sie für Wirkung hervorbringen? Würde der junge Dichter freundlich d'rein sehen, wenn man ihm Beschränkung zumuthete? Würde das Publicum zufrieden sein, wenn man sein augenblickliches Entzücken und Verwerfen zur Mäßigung herausriefe? Besser ist es, die Zeit gewähren zu lassen. Die allgemeine Welt-Cultur steht so hoch, daß eine Läuterung des Rechten und Falschen gar wohl von ihr zu erwarten bleibt.

Stoff und Gehalt,

zur Bearbeitung vorgeschlagen.

Es gibt Bücher, die sehr lesenswürdig, aber nicht lesbar sind; umgekehrt mag der Fall auch sein; aber von jenen gedenke ich jetzt drei aufzuführen und hierauf Wunsch und Vorschlag zu gründen.

Bei dem Vielschreiben, welches in Deutschland sich immer mehren wird, ist offenbar, daß es oft an [illegible]tigem Stoffe fehlt, welcher dem Autor Gelegenheit gäbe, sein Talent vortheilhaft zu zeigen. Thut sich irgendwo zu Hause und in der Fremde ein anziehender Gegenstand hervor, gleich sind mehrere Hände bereit, ihn zu ergreifen und zu reproduciren, es sei durch Nachahmen, Umarbeiten, Uebersetzen und wie

es sich nur einiger Maßen schicken will. Deßhalb ist es beinahe lustig, zu sehen, wie immer eine Feder der andern vorzueilen sucht, wodurch denn der Fall entsteht, daß Aehnliches oder völlig Gleiches vielfach in's Publicum gebracht wird. Was die scheinbaren Talente dabei gewinnen und verlieren, kann bei uns nicht in Betracht kommen; aber es ist keine Frage, daß entschieden gute Köpfe dadurch verführt und zu undankbaren Arbeiten hingezogen werden. Diesen bringe ich die gleich zu erwähnenden Bücher in Vorschlag und empfehle sie ihrer Aufmerksamkeit. Sie sind alle drei von gehaltreichem Stoff, ganz ohne Form und bieten sich der geschicktesten Behandlung dar. Freilich ist hier die Rede nicht, daß Etwas gemacht werde, sondern daß es gut werde; denn zu allen dreien, wenn man sie gelten machen will, gehören vorzügliche Talente.

Begebenheiten des Schlesischen Ritters Hans von Schweinichen, von ihm selbst aufgesetzt. Breslau 1820.

Die Bearbeitung dieses zuerst genannten Werkes würde wohl am Sichersten glücken; es ist vaterländischen Ursprungs und wir Deutschen sind geneigt, uns in frühere Zeiten und Sitten, so abstehend und wunderlich sie auch sein mögen, mit einem heitern Patriotismus zu versetzen. Auch ist eine solche Behandlung schon angedeutet. Der Referent im litterarischen Conversations-Blatt 1824, Nr. 153 und 155, hat den Sinn völlig gefaßt und den Ton getroffen, wie das Ganze zu nehmen wäre.

Mémoires historiques de Mr. le Chevalier Fontvielle de Toulouse. Paris 1824.

Dieses zweite liegt weiter von uns ab. Es ist eine Art von modern Französischem Cellini, ein kühnthätiger Mensch, der es auf eine Weise treibt, daß er sich immer selbst rathen und helfen muß, wenn es durchkommen will. In Toulouse im Jahre 1760 geboren, überliefert er ein heiter wahres Bild jener Südfränkischen Lebensweise vor der Revolution bis zu dem Beginne und dem Verlauf derselben. Wir werden von der ersten Erschütterung bis zum entschiedenen Vernichten des müßig behaglichen, bürgerlichen Zustandes geführt, und da erscheint uns der Hergang fast gräulicher als das concentrirte Unheil der Pariser-Gleichzeit. Denn Diese macht einen großen, welthistorisch-tragischen Eindruck, dessen Erhabenheit das besondere Elend vor unserm Blick verschlingt. Dort aber ist es die einzelne Beunruhigung, sodann Sorge, Kummer und Jammer, nach und nach sich steigernd. Wir sehen das furchtbare Herankommen einer unaufhaltsam ansteckenden Krankheit, ein leises Erregen des untersten, wüsten Uebels, das allmälige Verbreiten mörderischer, mordbrennerischer Sitten, wodurch ein idyllischer Zustand, insofern er im achtzehnten Jahrhundert möglich war, von Grund aus zerstört wird.

Um ein allgemein lesbares Buch aus diesem Stoffe zu bilden, müßte man von den ersten Theilen das Meiste, von den letzten das Wenigste nehmen; dort ein ausführliches Detail benutzen, hier die Resultate summarisch-symbolisch auffassen.

Ludwig Cal's Auswanderung nach den Vereinigten Staaten. Trier 1822.

Um dieses dritte Werk gehörig zu benutzen, würde das vorzüglichste Talent verlangt, das zu vielen Vorarbeiten sich entschlösse, sodann aber eine freie Umsicht zu erwerben fähig und glücklich genug wäre. Der Bearbeitende müßte den Stolz haben, mit Cooper zu wetteifern und deßhalb die klarste Einsicht in jene überseeischen Gegenstände zu gewinnen suchen. Von der frühesten Colonisation an, von der Zeit des Kampfes an, den die Europäer erst mit den Urbewohnern, dann unter sich selbst führten; von dem Wettbesitze an des großen Reiches, das die Engländer sich gewonnen, bis zum Abfalle der nachher Vereinigten Staaten, bis zu dem Freiheitskriege, dessen Resultat und Folgen: diese Zustände sämmtlich müßten ihm überhaupt gegenwärtig und im Besondern klar sein. In welche Epoche jedoch er seine Handlung setzen wolle, wäre mancher Ueberlegung werth.

Die Haupt-Figur, der protestantische Geistliche, der, selbst auswanderungslustig, die Auswandernden an's Meer und dann hinüberführt und oft an Moses in den Wüsten erinnern würde, müßte eine Art von Dr. Primrose sein, der mit so viel Verstand als gutem Willen, mit so viel Bildung als Thätigkeit bei Allem, was er unternimmt und fördert, doch immer nicht weiß, was er thut, von seiner ruling passion fortgetrieben, Dasjenige, was er sich versetzte, durchzuführen genöthigt wird und erst am Ende zu Allem kommt, wenn aus grenzenlosem Unverstande und unübersehbarem Unheil sich zuletzt noch ein ganz leidliches Dasein hervorthut.

Was den Personenbestand betrifft, so hat weder ein epischer noch dramatischer Dichter je zur Auswahl einen solchen Reichthum vor sich gesehen. Die Unzufriedenen beider Welttheile stehen ihm zu Gebote, er kann sie zum Theil nach und nach zu Grunde gehen, endlich aber, wenn er seine Favoriten günstig untergebracht hat, die Uebrigen stufenweise mit sehr mäßigen Zuständen sich begnügen lassen.

Ich behalte mir vor, die Lösung dieser Aufgaben, insofern ich sie erleben sollte, so gründlich, als es mir nur möglich, zu beurtheilen, weil hier eine Gelegenheit wäre, von dem Werthe

des Stoffs, dem Verdienste des Gehalts, der Genialität der Behandlung, der Gediegenheit der Form hinlängliche Rechenschaft zu geben.

Für junge Dichter.

Nur allzu oft werden mir von jungen Männern Deutsche Gedichte zugesendet, mit dem Wunsch, ich möge sie nicht allein beurtheilen, sondern auch über den eigentlichen dichterischen Beruf des Verfassers meine Gedanken eröffnen. So sehr ich aber dieses Zutrauen anzuerkennen habe, bleibt es doch im einzelnen Falle unmöglich, das Gehörige schriftlich zu erwidern, welches mündlich auszusprechen schon schwierig genug sein würde. Im Allgemeinen jedoch kommen diese Sendungen bis auf einen gewissen Grad überein, so daß ich mich entschließen mag, für die Zukunft Einiges hier anzudeuten.

Die Deutsche Sprache ist auf einen so hohen Grad der Ausbildung gelangt, daß einem Jeden gegeben ist, sowohl in Prosa als in Rhythmen und Reimen sich, dem Gegenstande wie der Empfindung gemäß, nach seinem Vermögen glücklich auszudrücken. Hieraus erfolgt nun, daß ein Jeder, welcher durch Hören und Lesen sich auf einen gewissen Grad gebildet hat, wo er sich selbst einiger Maßen deutlich wird, sich alsobald gedrängt fühlt, seine Gedanken und Urtheile, sein Erkennen und Fühlen mit einer gewissen Leichtigkeit mitzutheilen.

Schwer, vielleicht unmöglich, wird es aber dem Jüngern, einzusehen, daß hierdurch im höhern Sinne noch wenig gethan ist. Betrachtet man solche Erzeugnisse genau, so wird Alles, was im Innern vorgeht, Alles, was sich auf die Person selbst bezieht, mehr oder weniger gelungen sein und Manches auf einen so hohen Grad, daß es so tief als klar, so sicher als anmuthig ausgesprochen erscheint. Alles Allgemeine, das höchste Wesen wie das Vaterland, die grenzenlose Natur, sowie ihre einzelnen unschätzbaren Erscheinungen überraschen uns in einzelnen Gedichten junger Männer, woran wir den sittlichen Werth nicht verkennen dürfen und die Aufführung lobenswürdig finden müssen.

Hierin liegt aber gerade das Bedenkliche; denn Viele, die auf demselben Wege gehen, werden sich zusammengesellen und eine freudige Wanderung zusammen antreten, ohne sich zu prüfen, ob nicht ihr Ziel allzu fern im Blauen liege.

Denn leider hat ein wohlwollender Beobachter gar bald zu bemerken, daß ein inneres, jugendliches Behagen auf ein Mal abnimmt; daß Trauer über verschwundene Freuden, Schmachten nach dem Verlornen, Sehnsucht nach dem Ungekannten, Unerreichbaren, Mißmuth, Invectiven gegen Hindernisse jeder Art, Kampf gegen Mißgunst, Neid und Verfolgung die klare Quelle trübt; und so sehen wir die heitere Gesellschaft sich vereinzelnen und sich zerstreuen in misanthropische Eremiten. Wie schwer ist es daher, dem Talente jeder Art und jedes Grades begreiflich zu machen: daß die Muse das Leben zwar gern begleitet, aber es keineswegs zu leiten versteht!

Wenn wir bei'm Eintritt in das thätige und kräftige, mitunter unerfreuliche Leben, wo wir uns Alle, wie wir sind, als abhängig von einem großen Ganzen empfinden müssen, alle frühern Träume, Wünsche, Hoffnungen und die Behaglichkeiten früherer Mährchen zurückfordern: da entfernt sich die Muse und sucht die Gesellschaft des heitern Entsagenden, sich leicht Wiederherstellenden auf, der jeder Jahreszeit Etwas abzugewinnen weiß, der Eisbahn wie dem Rosengarten die gehörige Zeit gönnt, seine eigenen Leiden beschwichtigt und um sich her recht emsig forscht, wo er irgend ein fremdes Leiden zu lindern, Freude zu fördern Gelegenheit finde.

Keine Jahre trennen ihn sodann von den holden Göttinnen, die, wenn sie sich der befangenen Unschuld erfreuen, auch der umsichtigen Klugheit gerne zur Seite stehen; dort das hoffnungsvolle Werden im Keime begünstigen, hier eines Vollendeten in seiner ganzen Entwickelung sich freuen. Und so sei mir erlaubt, diese Herzensergießung mit einem Reimworte zu schließen.

Jüngling, merke Dir in Zeiten,
Wo Dich Geist und Sinn erhöht:
Daß die Muse zu begleiten,
Doch zu leiten nicht versteht.

Noch ein Wort für junge Dichter.

Unser Meister ist Derjenige, unter dessen Anleitung wir uns in einer Kunst fortwährend üben und welcher uns, wie wir nach und nach zur Fertigkeit gelangen, stufenweise die Grundsätze mittheilt, nach welchen handelnd wir das ersehnte Ziel am Sichersten erreichen.

In solchem Sinne war ich Meister von Niemandem. Wenn ich aber aussprechen soll, was ich den Deutschen überhaupt, besonders den jungen Dichtern geworden bin: so darf ich mich wohl ihren Befreier nennen; denn sie sind an mir gewahr worden, daß, wie der Mensch von innen heraus leben, der Künstler von innen heraus wirken müsse, indem er, geberde er sich, wie er will, immer nur sein Individuum zu Tage fördern wird.

Geht er dabei frisch und froh zu Werke, so manifestirt er gewiß den Werth seines Lebens, die Hoheit oder Anmuth, vielleicht auch die anmuthige Hoheit, die ihm von der Natur verliehen war.

Ich kann übrigens recht gut bemerken, auf wen ich in dieſer Art gewirkt; es entſpringt daraus gewiſſer Maßen eine Naturdichtung, und nur auf dieſe Art iſt es möglich, Original zu ſein.

Glücklicher Weiſe ſteht unſere Poeſie im Technischen ſo hoch; das Verdienſt eines würdigen Gehalts liegt ſo klar am Tage, daß wir wunderſam erfreuliche Erſcheinungen auftreten ſehen. Dieſes kann immer noch beſſer werden und Niemand weiß, wohin es führen mag; nur freilich muß Jeder ſich ſelbſt kennen lernen, ſich ſelbſt zu beurtheilen wiſſen, weil hier kein fremder, äußerer Maßſtab zu Hülfe zu nehmen iſt.

Worauf aber Alles ankommt, ſei in Kurzem geſagt. Der junge Dichter ſpreche nur aus, was lebt und fortwirkt, unter welcherlei Geſtalt es auch ſein möge; er beſeitige ſtreng allen Widergeiſt, alles Mißwollen, Mißreden und was nur verneinen kann: denn dabei kommt Nichts heraus.

Ich kann es meinen jungen Freunden nicht ernſt genug empfehlen, daß ſie ſich ſelbſt beobachten müſſen, auf daß bei einer gewiſſen Facilität des rhythmiſchen Ausdrucks ſie doch auch immer an Gehalt mehr und mehr gewinnen.

Poetiſcher Gehalt aber iſt Gehalt des eigenen Lebens; den kann uns Niemand geben, vielleicht verdüſtern, aber nicht verkümmern. Alles, was Eitelkeit, d. h. Selbſtgefälliges ohne Fundament iſt, wird ſchlimmer als jemals behandelt werden.

Sich frei zu erklären, iſt eine große Anmaſſung; denn man erklärt zugleich, daß man ſich ſelbſt beherrſchen wolle; und wer vermag Das! Zu meinen Freunden, den jungen Dichtern, ſpreche ich hierüber folgender Maßen: Ihr habt jetzt eigentlich keine Norm und die müßt Ihr Euch ſelbſt geben; fragt Euch nur bei jedem Gedicht: ob es ein Erlebtes enthalte und ob dieß Erlebte Euch gefördert habe.

Ihr ſeid nicht gefördert, wenn Ihr eine Geliebte, die Ihr durch Entfernung, Untreue, Tod verloren habt, immerfort betrauert. Das iſt gar Nichts werth und wenn Ihr noch ſo viel Geſchick und Talent dabei aufopfert.

Man halte ſich an's fortſchreitende Leben und prüfe ſich bei Gelegenheiten; denn da beweiſ't ſich's im Augenblick, ob wir lebendig ſind und bei ſpäterer Betrachtung, ob wir lebendig waren.

Auswärtige Litteratur und Volks-Poeſie.

1. Alt-Griechiſche Litteratur.

Ueber die Parodie bei den Alten.

Wie ſchwer es iſt, ſich aus den Vorſtellungsarten ſeiner Zeit herauszuarbeiten, beſonders wenn die Aufgabe ſo geſtellt iſt, daß man ſich in höhere, uns unerreichbare Zuſtände verſetzen müſſe, begreift man nicht eher als nach vielen, theils vergeblichen, theils auch wohl gelungenen Verſuchen.

Von meinen Jünglingszeiten an trachtete ich, mich mit Griechiſcher Art und Sinne möglichſt zu befreunden und mir ſagen zuverläſſige Männer, daß es auch wohl gelungen ſei. Ich will hier nur an den Euripidiſchen Hercules erinnern, den ich einem modernen und zwar keineswegs verwerflichen Zuſtande entgegengeſetzt hatte.

In jenem Beſtreben, es ſind nunmehr gerade fünfzig Jahre, bin ich immer fortgeſchritten und auf dieſem Wege habe ich jenen Leitfaden nie aus der Hand gelaſſen. Inzwiſchen fand ich noch manche Hinderniſſe und konnte meine nordiſche Natur nur nach und nach beſchwichtigen, meine Deutſche Gemüthsart, die aus der Hand des Poeten Alles für baar Geld nahm, was doch eigentlich nur als Einlöſungs- und Anticipations-Schein ſollte angeſehen werden.

Höchſt verdrießlich war ich daher, zu leſen und zu hören, daß über den herrlich überſchwenglich ergreifenden Stücken der Alten noch zum Schluß der Vorſtellung eine Narrenspoſſe ſei gegeben worden. Wie mir aber gelang, mit einem ſolchen Verfahren mich auszuſöhnen und mir ein Unbegreifliches zurecht zu legen, ſei hier geſagt, ob es vielleicht auch Andern fromme.

Die Griechen, die als geſelliges Volk gerne ſprachen, als Republicaner gern ſprechen hörten, waren ſo an den öffentlichen Vortrag gewöhnt, daß ſie unbewußt die Redekunſt ſich eigen gemacht hatten und demgemäß dieſelbe ihnen eine Art Bedürfniß geworden war. Dieſes Element war dem dramatiſchen Dichter höchſt willkommen, der auf einer fingirten Bühne die höchſten menſchlichen Intereſſen vorzuführen und das Für und Wider verſchiedener Parteien, durch Hin- und Widerreden, kräftig auszuſprechen hatte. Bediente er ſich nun dieſes Mittels zum höchſten Vortheil ſeiner Tragödie und wetteiferte mit dem Redner im völligen, obgleich imaginären Ernſte: ſo war es ihm für das Luſt-

ſpiel beinahe noch willkommener; denn indem er die niedrigſten Gegenſtände und Handlungen durch hohes Kunſtvermögen ebenfalls im großen Styl zu behandeln wußte, ſo brachte er etwas Unbegreifliches und höchſt Ueberraſchendes vor.

Von dem Niedrigen, Sittenloſen wendet ſich der Gebildete mit Abſcheu weg; aber er wird in Erſtaunen geſetzt, wenn es ihm dergeſtalt gebracht wird, daß er es nicht abweiſen kann, vielmehr ſolches mit Behagen aufzunehmen genöthigt iſt. Ariſtophanes gibt uns hiervon die unverwerflichſten Zeugniſſe und man kann das Geſagte aus dem Cyclops des Euripides vollkommen darthun, wenn man nur auf die künſtliche Rede des gebildeten Ulyſſes hinweiſt, der doch den Fehler begeht, nicht zu denken, daß er mit dem roheſten aller Weſen ſpreche. Der Cyclope dagegen argumentirt mit roher Wahrheit aus ſeinem Zuſtande heraus; und indem er Jenen ganz entſchieden widerlegt, bleibt er unwiderleglich. Man wird durch die große Kunſt in Erſtaunen geſetzt, und das Unanſtändige hört auf, es zu ſein, weil es uns auf das Gründlichſte von der Würde des kunſtreichen Dichters überzeugt.

Wir haben uns alſo bei jenen als Nachſpiel gegebenen heitern Stücken der Alten keineswegs ein Poſſen- und Fratzenſtück nach unſerer Art, am Wenigſten aber eine Parodie und Traveſtie zu denken, wozu uns vielleicht Horaz's Verſe verleiten könnten.

Nein, bei den Griechen iſt Alles aus einem Stücke und Alles im großen Styl. Derſelbe Marmor, daſſelbe Erz iſt es, das einen Zeus wie einen Faun möglich macht und immer der gleiche Geiſt, der Allem die gebührende Würde verleiht.

Hier findet ſich keineswegs der parodiſtiſche Sinn, welcher das Hohe, Große, Edle, Gute, Zarte herunterzieht und in's Gemeine verſchleppt, woran wir immer ein Symptom ſehen, daß die Nation, die daran Freude hat, auf dem Wege iſt, ſich zu verſchlechtern. Vielmehr wird hier das Rohe, Brutale, Niedrige, das an und für ſich ſelbſt den Gegenſatz des Göttlichen macht, durch die Gewalt der Kunſt dergeſtalt emporgehoben, daß wir daſſelbe gleichfalls als an dem Erhabenen theilnehmend empfinden und betrachten müſſen.

Die comiſchen Masken der Alten, wie ſie uns übrig geblieben, ſtehen dem Kunſtwerth nach in gleicher Linie mit dem tragiſchen. Ich beſitze ſelbſt eine kleine comiſche Maske von Erz, die mir um keine Goldſtange feil wäre, indem ſie mir täglich das Anſchauen von der hohen Sinnesweiſe gibt, die durch Alles, was von den Griechen ausgegangen, hervorleuchtet.

Beiſpiele ähnlicher Art, wie bei den dramatiſchen Dichtern, finden ſich auch in der bildenden Kunſt.

Ein mächtiger Adler, aus Myron's oder Lyſippus's Zeiten, hat ſich ſo eben, zwei Schlangen in den Klauen haltend, auf einen Felſen niedergelaſſen; ſeine Fittige ſind noch in Thätigkeit, ſein Geiſt unruhig; denn jene beweglich widerſtrebende Beute bringt ihm Gefahr. Sie umringeln ſeine Füße; ihre züngelnden Zungen deuten auf tödtliche Zeichen.

Dagegen hat ſich auf Mauergeſtein ein Kauz niedergeſetzt, die Flügel angeſchloſſen, die Füße und Klauen ſtämmig; er hat einige Mäuſe gefaßt, die ohnmächtig ihre Schwänzlein um ſeine Füße ſchlingen, indem ſie kaum noch Zeichen eines piepſend abſcheidenden Lebens bemerken laſſen.

Man denke ſich beide Kunſtwerke neben einander! Hier iſt weder Parodie noch Traveſtie, ſondern ein von Natur Hohes und von Natur Niederes, Beides von gleichem Meiſter im gleich erhabenen Styl gearbeitet; es iſt ein Parallelismus im Gegenſatz, der einzeln erfreuen und zuſammengeſtellt in Erſtaunen ſetzen müßte. Der junge Bildhauer fände hier eine bedeutende Aufgabe.

Zu ähnlichen Reſultaten führt die Vergleichung der Ilias mit Troilus und Creſſida; auch hier iſt weder Parodie noch Traveſtie, ſondern wie oben im Adler und Kauz zwei Naturgegenſtände einander gegenüber geſetzt waren, ſo hier ein zweifacher Zeitſinn. Das Griechiſche Gedicht im hohen Styl, ſich ſelbſt darſtellend, nur das Nothdürftige bringend und ſogar in Beſchreibungen und Gleichniſſen allen Schmuck ablehnend, auf hohe mythiſche Ueberlieferungen ſich gründend; das Engliſche Meiſterwerk dagegen darf man betrachten als eine glückliche Umformung, Umſetzung jenes großen Werkes in's Romantiſch-Dramatiſche.

Hierbei dürfen wir aber nicht vergeſſen, daß dieſes Stück mit manchem andern ſeine Herkunft aus abgeleiteten, ſchon zur Proſa herabgezogenen, nur halb dichteriſchen Erzählungen nicht verläugnen kann.

Doch auch ſo iſt es wieder ganz Original, als wenn das Antike gar nicht geweſen wäre, und es bedurfte wieder einen eben ſo gründlichen Ernſt, ein ebenſo entſchiedenes Talent, als des großen Alten, um uns ähnliche Perſönlichkeiten und Charactere mit leichter Bedeutenheit vorzuſpiegeln, indem einer ſpätern Menſchheit neuere Menſchlichkeiten durchſchaubar vorgetragen werden.

Die tragiſchen Tetralogien der Griechen.

Programm von Ritter Hermann 1819.

Auch dieſer Aufſatz deutet ſeiner Anſicht und Behandlung nach auf einen meiſterhaften Kenner, der das Alte zu erneuen, das Abgeſtorbene zu beleben verſteht.

Es kann nicht geläugnet werden, daß man ſich die Tetralogien der Alten ſonſt nur gedacht als eine dreifache Steigerung deſſelben Gegenſtandes, wo im erſten Stück die Expoſition, die Anlage, der Haupt-Moment des Ganzen vollkommen geleiſtet wäre, im zweiten darauf ſich ſchreckliche Folgen in's Ungeheure ſteigerten, im dritten aber, bei nochmaliger Steigerung, dennoch auf eine gewiſſe Weiſe irgend eine Verſöhnung herangeführt würde; wodurch denn allenfalls ein viertes munteres Stück, um den Zuſchauer, den häuslicher Ruhe und Behaglichkeit bedürftigen Bürger wohlgemuth zu entlaſſen, nicht ungeſchickt angefügt werden konnte.

Wenn alſo z. B. im erſten Stück Agamemnon, im zweiten Clytämneſtra und Aegiſth umkämen, im dritten jedoch der von den Furien verfolgte Muttermörder durch das Atheniſche Oberberufungsgericht losgeſprochen und deßhalb eine große, ſtädtiſche, ewige Feier angeordnet würde: da kann uns dünken, daß dem Genie hier irgend einen Scherz anzuknüpfen wohl mochte gelungen ſein.

Iſt nun zwar, wie wir eingeſtehen, die Griechiſche Mythologie ſehr folgereich und langmüthig, wie ſich denn der umſichtige Dichter gar bald überzeugen wird, daß aus jedem Zweig jenes grenzenloſen Stammbaums ein Paar Trilogien heraus zu entwickeln wären: ſo kann man doch begreifen, daß, bei unerläßlichen Forderungen nach immer ſich überbietenden Neuigkeiten, nicht immerfort eine gleich reine Folge zu finden geweſen.

Sollte ſodann der Dichter nicht bald gewahr werden, daß dem Volk an der Folge gar Nichts gelegen iſt? Sollte er nicht klug zu ſeinem Vortheil brauchen, daß er es mit einer leichtſinnigen Geſellſchaft zu thun hat? Er gibt lieber ſein Innerſtes auf, als es ſich ganz allein und umſonſt ſauer werden zu laſſen.

Höchſt natürlich und wahrſcheinlich nennen auch wir daher die Behauptung gegenwärtigen Programms: eine Tri- oder gar Tetralogie habe keineswegs einen zuſammenhängenden Inhalt gefordert, alſo nicht eine Steigerung des Stoffs, wie oben angenommen, ſondern eine Steigerung der äußern Formen, gegründet auf einen vielfältigen und zu dem bezweckten Eindruck hinreichenden Gehalt.

In dieſem Sinne mußte nun das erſte Stück groß und für den ganzen Menſchen ſtaunenswürdig ſein; das zweite durch Chor und Geſang Sinne, Gefühl und Geiſt erheben und ergetzen; das dritte darauf durch Aeußerlichkeiten, Pracht und Drang aufreizen und entzücken; da denn das letzte zu freundlicher Entlaſſung ſo heiter, munter und verwegen ſein durfte, als es nur wollte.

Suchen wir nun ein Bild und Gleichniß zu unſern Zeiten. Die Deutſche Bühne beſitzt ein Beiſpiel jener erſten Art an Schiller's „Wallenſtein", und zwar ohne daß der Dichter hier eine Nachahmung der Alten beabſichtigt hätte; der Stoff war nicht zu überſehen und zerfiel dem wirkenden und ſchaffenden Geiſte nach und nach ſelbſt gegen ſeinen Willen in mehrere Theile. Der Empfindungsweiſe neuerer Tage gemäß bringt er das luſtige, heitere Satyr-Stück: „das Lager", voraus. In den Piccolomini ehren wir die fortſchreitende Handlung; ſie iſt noch durch Pedanterie, Irrthum, wüſte Leidenſchaft niedergehalten, indeß zarte, himmliſche Liebe das Rohe zu mildern, das Wilde zu beſänftigen, das Strenge zu löſen trachtet.

Im dritten Stücke mißlingen alle Verſuche der Vermittelung; man muß es im tiefſten Sinne hochtragiſch nennen und zugeben, daß für Sinn und Gefühl hierauf Nichts weiter folgen könne.

Nun müſſen wir aber, um an die von dem Programm eingeleitete Weiſe, völlig Unzuſammenhängendes aufeinander glücklich und ſchicklich folgen zu laſſen, durch ein Beiſpiel irgend eine Annäherung zu gewinnen, uns über die Alpen begeben und uns die Italieniſche, eine dem Augenblick ganz gewidmete Nation als Zuſchauermaſſe denken.

So ſahen wir eine vollkommen ernſte Oper in drei Acten, welche, in ſich zuſammenhängend, ihren Gang ruhig verfolgte. In den Zwiſchenräumen der drei Abtheilungen erſchienen zwei Ballette, ſo verſchieden im Character untereinander als mit der Oper ſelbſt; das erſte heroiſch, das zweite in's Comiſche ablaufend, damit die Springer Gewandtheit und Kräfte zeigen konnten. War Dieſes vorüber, ſo begann der dritte Act der Oper, ſo anſtändig einherſchreitend, als wenn keine Poſſe vorhergegangen wäre. Ernſt, feierlich, prächtig ſchloß ſich das Ganze. Wir hatten alſo hier eine Pentalogie, nach ihrer Weiſe der Menge vollkommen genugthuend.

Noch ein Beiſpiel fügen wir hinzu: denn wir ſahen, in etwas mäßigern Verhältniſſen, Goldoniſche dreiactige Stücke vorſtellen, wo zwiſchen den Abtheilungen vollkommene zweiactige comiſche Opern auf das Glänzendſte vorgetragen wurden. Beide Darſtellungen hatten weder dem

Inhalt nach der Form nach irgend Etwas mit einander gemein und doch freute man ſich höchlich, nach dem erſten Act der Comödie, die bekannt beliebte Ouvertüre der Oper unmittelbar zu vernehmen. Ebenſo ließ man ſich, nach dem glänzenden Finale dieſes Sing-Actes, den zweiten Act des proſaiſchen Stücks gar wohl gefallen. Hatte nun abermals eine muſicaliſche Abtheilung das Entzücken geſteigert, ſo war man doch noch auf den dritten Act des Schauſpiels höchſt begierig, welcher denn auch jederzeit vollkommen befriedigend gegeben ward. Denn der Schauſpieler, compromittirt durch ſeine ſangreichen Vorgänger, nahm nun Alles, was er von Talent hatte, zuſammen und leiſtete, durch die Ueberzeugung, ſeinen Zuſchauer im beſten Humor zu finden, ſelbſt in guten Humor verſetzt, das Erfreulichſte; und der allgemeine Beifall erſcholl bei'm Abſchluß auch dieſer Pentalogie, deren letzte Abtheilung gerade die Wirkung that, wie der vierte Abſchnitt der Tetralogien, uns befriedigt, erheitert und doch auch gemäßigt nach Hauſe zu ſchicken.

Nachleſe zu Ariſtoteles Poetik.

Ein Jeder, der ſich einiger Maßen um die Theorie der Dichtkunſt überhaupt, beſonders aber der Tragödie bekümmert hat, wird ſich einer Stelle des Ariſtoteles erinnern, welche den Auslegern viel Noth machte, ohne daß ſie ſich über ihre Bedeutung völlig hätten verſtändigen können. In der nähern Bezeichnung der Tragödie nämlich ſcheint der große Mann von ihr zu verlangen, daß ſie durch Darſtellung Mitleid und Furcht erregender Handlungen und Ereigniſſe von den genannten Leidenſchaften das Gemüth des Zuſchauers reinigen ſolle.

Meine Gedanken und Ueberzeugung von gedachter Stelle glaube ich aber am Beſten durch eine Ueberſetzung derſelben mittheilen zu können.

„Die Tragödie iſt die Nachahmung einer bedeutenden und abgeſchloſſenen Handlung, die eine gewiſſe Ausdehnung hat und in anmuthiger Sprache vorgetragen wird, und zwar von abgeſonderten Geſtalten, deren jede ihre eigene Rolle ſpielt und nicht erzählungsweiſe von einem Einzelnen; nach einem Verlauf aber von Mitleid und Furcht mit Ausgleichung ſolcher Leidenſchaften ihr Geſchäft abſchließt."

Durch vorſtehende Ueberſetzung glaube ich nun die bisher dunkel geachtete Stelle in's Klare geſetzt zu ſehen und füge nur Folgendes hinzu: wie konnte Ariſtoteles in ſeiner jederzeit auf den Gegenſtand hinweiſenden Art, indem er ganz eigentlich von der Conſtruction des Trauerſpiels redet, an die Wirkung und, was mehr iſt, an die entfernte Wirkung denken, welche eine Tragödie auf den Zuſchauer vielleicht machen würde? Keineswegs! Er ſpricht ganz klar und richtig aus: Wenn ſie durch einen Verlauf von Mitleid und Furcht erregenden Mitteln durchgegangen, ſo müſſe ſie mit Ausgleichung, mit Verſöhnung ſolcher Leidenſchaften zuletzt auf dem Theater ihre Arbeit abſchließen.

Er verſteht unter Catharſis dieſe ausſöhnende Abrundung, welche eigentlich von allem Drama, ja ſogar von allen poetiſchen Werken gefordert wird.

In der Tragödie geſchieht ſie durch eine Art Menſchenopfer, es mag nun wirklich vollbracht, oder unter Einwirkung einer günſtigen Gottheit durch ein Surrogat gelöſ't werden, wie im Falle Abraham's und Agamemnon's; genug, eine Sühnung, eine Löſung iſt zum Abſchluß unerläßlich, wenn die Tragödie ein vollkommenes Dichtwerk ſein ſoll. Dieſe Löſung aber, durch einen günſtigen, gewünſchten Ausgang bewirkt, nähert ſich ſchon der Mittelgattung, wie die Rückkehr der Alceſte; dagegen im Luſtſpiel gewöhnlich zu Entwirrung aller Verlegenheiten, welche ganz eigentlich das Geringere von Furcht und Hoffnung ſind, die Heirath eintritt, die, wenn ſie auch das Leben nicht abſchließt, doch darin einen bedeutenden und bedenklichen Abſchnitt macht. Niemand will ſterben, Jedermann heirathen, und darin liegt der halb ſcherz-, halb ernſthafte Unterſchied zwiſchen Trauer- und Luſtſpiel Iſraelitiſcher Aeſthetik.

Ferner bemerken wir, daß die Griechen ihre Trilogie zu ſolchem Zwecke benutzt: denn es gibt wohl keine höhere Catharſis als der Oedipus von Colonus, wo ein halbſchuldiger Verbrecher, ein Mann, der durch dämoniſche Conſtitution, durch eine düſtere Heftigkeit ſeines Daſeins, gerade bei der Großheit ſeines Charakters, durch immerfort übereilte Thatausübung, den ewig unerforſchlichen, unbegreiflich folgerechten Gewalten in die Hände rennt, ſich ſelbſt und die Seinigen in das tiefſte, unherſtellbarſte Elend ſtürzt, und doch zuletzt noch ausſöhnend ausgeſöhnt und zum Verwandten der Götter, als ſegnender Schutzgeiſt eines Landes eines eigenen Opferdienſtes werth, erhoben wird.

Hierauf gründet ſich nun auch die Maxime des großen Meiſters, daß man den Helden der Tragödie weder ganz ſchuldig, noch ganz ſchuldfrei darſtellen müſſe. Im erſten Falle wäre die Catharſis bloß ſtoffartig und der erworbene Böſewicht z. B. ſchiene nur der ganz gemeinen Juſtiz entgangen; im zweiten Falle iſt ſie nicht möglich: denn dem Schickſal oder dem menſchlich Einwirkenden ſeie die Schuld einer allzu ſchweren Ungerechtigkeit zur Laſt.

Uebrigens mag ich bei dieſem Anlaß, wie bei

jedem andern, mich nicht gern polemiſch benehmen; anzuführen habe ich jedoch, wie man ſich mit Auslegung dieſer Stelle bisher beholfen. Ariſtoteles nämlich hatte in der Politik ausgeſprochen: daß die Muſik zu ſittlichen Zwecken bei der Erziehung benutzt werden könnte, indem ja durch heilige Melodien die in den Orgien erſt aufgeregten Gemüther wieder beſänftigt würden und alſo auch wohl andere Leidenſchaften dadurch könnten in's Gleichgewicht gebracht werden. Daß hier von einem analogen Falle die Rede ſei, läugnen wir nicht; allein er iſt nicht identiſch. Die Wirkungen der Muſik ſind ſtoffartiger, wie Solches Händel in ſeinem Alexanders-Feſt durchgeführt hat und wie wir auf jedem Ball ſehen können, wo ein nach ſittig galanter Polonaiſe aufgeſpielter Walzer die ſämmtliche Jugend zu Bacchiſchem Wahnſinn hinreißt.

Die Muſik aber, ſo wenig als irgend eine Kunſt, vermag auf Moralität zu wirken und immer iſt es falſch, wenn man ſolche Leiſtungen von ihnen verlangt. Philoſophie und Religion vermögen Dieß allein; Pietät und Pflicht müſſen aufgeregt werden, und ſolche Erweckungen werden die Künſte nur zufällig veranlaſſen. Was ſie aber vermögen und wirken, Das iſt eine Milderung roher Sitten, welche aber gar bald in Weichlichkeit ausartet.

Wer nun auf dem Wege einer wahrhaft ſittlichen, innern Ausbildung fortſchreitet, wird empfinden und geſtehen, daß Tragödien und tragiſche Romane den Geiſt keineswegs beſchwichtigen, ſondern das Gemüth und Das, was wir das Herz nennen, in Unruhe verſetzen und einem vagen, unbeſtimmten Zuſtande entgegenführen; dieſen liebt die Jugend und iſt daher für ſolche Productionen leidenſchaftlich eingenommen.

Wir kehren zu unſerm Anfang zurück und wiederholen: Ariſtoteles ſpricht von der Conſtruction der Tragödie, inſofern der Dichter, ſie als Object aufſtellend, etwas würdig Anzuſchauendes, Schau- und Hörbares abgeſchloſſen hervorzubringen denkt.

Hat nun der Dichter an ſeiner Stelle ſeine Pflicht erfüllt, einen Knoten bedeutend geknüpft und würdig gelöſ't, ſo wird dann Daſſelbe in dem Geiſte des Zuſchauers vorgehen; die Verwickelung wird ihn verwirren, die Auflöſung aufklären, er aber um Nichts gebeſſert nach Hauſe gehen; er würde vielmehr, wenn er aſceti ſch aufmerkſam genug wäre, ſich über ſich ſelbſt verwundern, daß er ebenſo leichtſinnig als hartnäckig, ebenſo heftig als ſchwach, ebenſo liebevoll als lieblos ſich wieder in ſeiner Wohnung findet, wie er hinausgegangen. Und ſo glauben wir Alles, was dieſen Punct betrifft, geſagt zu haben, wenn ſich ſchon dieſes Thema durch weitere Ausführung noch mehr in's Klare ſetzen ließe.

Plato, als Mitgenoſſe einer chriſtlichen Offenbarung.

Im Jahre 1796 durch eine Ueberſetzung veranlaßt.

Niemand glaubt genug von dem ewigen Urheber erhalten zu haben wenn er geſtehen müßte, daß für alle ſeine Brüder ebenſo wie für ihn geſorgt wäre; ein beſonderes Buch, ein beſonderer Prophet hat ihm vorzüglich den Lebensweg vorgezeichnet und auf dieſem allein ſollen Alle zum Heil gelangen.

Wie ſehr verwundert waren daher zu jeden Zeiten alle Die, welche ſich einer ausſchließenden Lehre ergeben hatten, wenn ſie auch außer ihrem Kreiſe vernünftige und gute Menſchen fanden, denen es angelegen war, ihre moraliſche Natur auf das Vollkommenſte auszubilden! Was blieb ihnen daher übrig, als auch Dieſen eine Offenbarung und gewiſſer Maßen eine ſpecielle Offenbarung zuzugeſtehen?

Doch es ſei! Dieſe Meinung wird immer bei Denen beſtehen, die ſich gern Vorrechte wünſchen und zuſchreiben, denen der Blick über Gottes große Welt, die Erkenntniß ſeiner allgemeinen, ununterbrochenen und nicht zu unterbrechenden Wirkungen nicht behagt, die vielmehr um ihres lieben Ichs, ihrer Kirche und Schule willen, Privilegien, Ausnahmen und Wunder für ganz natürlich halten.

So iſt denn auch Plato ſchon ſeher zu der Ehre eines Mitgenoſſen einer chriſtlichen Offenbarung gelangt und ſo wird er uns auch hier wieder dargeſtellt.

Wie nöthig bei einem ſolchen Schriftſteller, der bei ſeinen großen Verdienſten den Vorwurf ſophiſtiſcher und theurgiſcher Kunſtgriffe wohl ſchwerlich von ſich ablehnen könnte, eine kritiſche, deutliche Darſtellung der Umſtände, unter welchen er geſchrieben, der Motive, aus welchen er geſchrieben ſein möchte: das Bedürfniß fühlt ein Jeder, der ihn lieſ't, nicht um ſich dunkel aus ihm zu erbauen (Das leiſten viel geringere Schriftſteller), ſondern um einen vortrefflichen Mann in ſeiner Individualität kennen zu lernen; denn nicht der Schein Desjenigen, was Andere ſein konnten, ſondern die Erkenntniß Deſſen, was ſie waren und ſind, bildet uns.

Welchen Dank würde der Ueberſetzer bei uns verdient haben, wenn er zu ſeinen unterrichtenden Noten uns auch noch, wie Wieland zum Horaz, die wahrſcheinliche Lage des alten Schriftſtellers, den Inhalt und den Zweck jedes einzelnen Werkes ſelbſt kürzlich vorgelegt hätte!

Denn wie kommt z. B. Jon dazu, als ein canonisches Buch mit aufgeführt zu werden, da dieser kleine Dialog Nichts als eine Persiflage ist? Wahrscheinlich, weil am Ende von göttlicher Eingebung die Rede ist! Leider spricht aber Socrates hier, wie an mehrern Orten, nur ironisch!

Durch jede philosophische Schrift geht, und wenn es auch noch so wenig sichtbar würde, ein gewisser polemischer Faden; wer philosophirt, ist mit den Vorstellungsarten seiner Vor- und Mitwelt uneins, und so sind die Gespräche des Plato oft nicht allein auf Etwas, sondern auch gegen Etwas gerichtet. Und eben dieses doppelte Etwas, mehr als vielleicht bisher geschehen, zu entwickeln und dem Deutschen Leser bequem vorzulegen, würde ein unschätzbares Verdienst des Uebersetzers sein.

Man erlaube uns noch einige Worte über Jon in diesem Sinne hinzuzufügen.

Die Maske des Platonischen Socrates (denn so darf man jene phantastische Figur wohl nennen, welche Socrates so wenig als die Aristophanische für sein Ebenbild erkannte), begegnet einem Rhapsoden, einem Vorleser, einem Declamator, der berühmt war wegen seines Vortrags der Homer'schen Gedichte, und der so eben den Preis davon getragen hat und bald einen andern davon zu tragen gedenkt. Diesen Jon gibt uns Plato als einen äußerst beschränkten Menschen, als Einen, der zwar die Homer'schen Gedichte mit Emphase vorzutragen und seine Zuhörer zu rühren versteht, der es auch wagt, über den Homer zu reden, aber wahrscheinlich mehr, um die darin vorkommenden Stellen zu erläutern als zu erklären; mehr, bei dieser Gelegenheit Etwas zu sagen, als durch seine Auslegung die Zuhörer dem Geist des Dichters näher zu bringen. Denn was müßte Das für ein Mensch sein, der aufrichtig gesteht, daß er einschlafe, wenn die Gedichte anderer Poeten vorgelesen oder erklärt würden? Man sieht, ein solcher Mensch kann nur durch Tradition oder durch Uebung zu seinem Talente gekommen sein. Wahrscheinlich begünstigte ihn eine gute Gestalt, ein glückliches Organ, ein Herz, fähig, gerührt zu werden; aber bei allem Dem blieb er ein Naturalist, ein bloßer Empiriker, der weder über seine Kunst noch über die Kunstwerke gedacht hatte, sondern sich in einem engen Kreise mechanisch herumdrehte und sich dennoch für einen Künstler hielt, und wahrscheinlich von ganz Griechenland für einen großen Künstler gehalten wurde. Einen solchen Trops nimmt der Platonische Socrates vor, um ihn zu Schanden zu machen. Erst gibt er ihm seine Beschränktheit zu fühlen; dann läßt er ihn merken, daß er von dem Homer'schen Detail wenig verstehe und nöthigt ihn, da der arme Teufel sich nicht mehr zu helfen weiß, sich für einen Mann zu erkennen, der durch unmittelbare göttliche Eingebung begeistert wird.

Wenn Das heiliger Boden ist, so möchte die Aristophanische Bühne auch ein geweihter Platz sein. So wenig der Maske des Socrates Ernst ist, den Jon zu bekehren, so wenig ist es des Verfassers Absicht, den Leser zu belehren. Der berühmte, bewunderte, gekrönte, bezahlte Jon sollte in seiner ganzen Blöße dargestellt werden, und der Titel müßte heißen: Jon, oder der beschämte Rhapsode; denn mit der Poesie hat das ganze Gespräch Nichts zu thun.

Ueberhaupt fällt in diesem Gespräch, wie in andern Platonischen, die unglaubliche Dummheit einiger Personen auf, damit nur Socrates von seiner Seite recht weise sein könne. Hätte Jon nur einen Schimmer Kenntniß der Poesie gehabt, so würde er auf die alberne Frage des Socrates: wer den Homer, wenn er von Wagenlenken spricht, besser verstehe, der Wagenführer oder der Rhapsode, keck geantwortet haben: Gewiß der Rhapsode, denn der Wagenlenker weiß nur, ob Homer richtig spricht; der einsichtsvolle Rhapsode weiß, ob er gehörig spricht, ob er als Dichter, nicht als Beschreiber eines Wettlaufs, seine Pflicht erfüllt. Zur Beurtheilung des epischen Dichters gehört nur Anschauen und Gefühl und nicht eigentlich Kenntniß, obgleich auch ein freier Blick über die Welt und Alles, was sie betrifft. Was braucht man, wenn man Einen nicht mystificiren will, hier zu einer göttlichen Eingebung seine Zuflucht zu nehmen? Wir haben in Künsten mehr Fälle, wo nicht einmal der Schuster von der Sohle urtheilen darf; denn der Künstler findet für nöthig, subordinirte Theile höhern Zwecken völlig aufzuopfern. So habe ich selbst in meinem Leben mehr als einen Wagenlenker alte Gemmen tadeln hören, worauf die Pferde ohne Geschirr dennoch den Wagen ziehen sollten. Freilich hatte der Wagenlenker Recht, weil er Das ganz unnatürlich fand; aber der Künstler hatte auch Recht, die schöne Form seines Pferdekörpers nicht durch einen unglücklichen Faden zu unterbrechen. Diese Fictionen, diese Hieroglyphen, deren jede Kunst bedarf, werden so übel von allen Denen verstanden, welche alles Wasser natürlich haben wollen und dadurch die Kunst aus ihrer Sphäre reißen. Dergleichen hypothetische Aeußerungen alter und berühmter Schriftsteller, die am Platz, wo sie stehen, zweckmäßig sein mögen, ohne Bemerkung, wie relativ falsch sie werden können, sollte man nicht wieder ohne Zurechtweisung abdrucken lassen, so wenig als die falsche Lehre von Inspirationen.

Daß einem Menschen, der eben kein dichte-

risches Genie hat, einmal ein artiges, lobenswerthes Gedicht gelingt, diese Erfahrung wiederholt sich oft und es zeigt sich dann nur, was lebhafter Antheil, gute Laune und Leidenschaft hervorbringen können. Man gesteht dem Haß zu, daß er das Genie supplire und man kann es von allen Leidenschaften sagen, die uns zur Thätigkeit auffordern. Selbst der anerkannte Dichter ist nur in Momenten fähig, sein Talent im höchsten Grade zu zeigen und es läßt sich dieser Wirkung des menschlichen Geistes psychologisch nachkommen, ohne daß man nöthig hätte, zu Wundern und seltsamen Wirkungen seine Zuflucht zu nehmen, wenn man Geduld genug besäße, den natürlichen Phänomenen zu folgen, deren Kenntniß uns die Wissenschaft anbietet, über die es freilich bequemer ist, vornehm hinweg zu sehen, als Das, was sie leistet, mit Einsicht und Billigkeit zu schätzen.

Sonderbar ist es in dem Platonischen Gespräch, daß Jon, nachdem er seine Unwissenheit in mehrern Künsten, im Wahrsagen, Wagenfahren, in der Arznei-Kunde und Fischerei bekannt hat, zuletzt doch behauptet, daß er sich zum Feldherrn besonders qualificirt fühle Wahrscheinlich war Dieß ein individuelles Steckenpferd dieses talentreichen, aber alternden Individuums, einer Größe, die ihn bei seinem innigen Umgang mit Homer'schen Helden angewandelt sein mochte und die seinen Zuhörern nicht unbekannt war. Und haben wir diese und ähnliche Größen nicht an Männern bemerkt, welche sonst verständiger sind, als Jon sich hier zeigt? Ja, wer verbirgt wohl zu unsern Zeiten die gute Meinung, die er von sich hegt, daß er zum Regimente nicht der Unfähigste sei?

Mit wahrer Aristophanischer Bosheit verspart Plato diesen letzten Schlag für seinen armen Sünder, der nun freilich sehr betäubt dasteht und zuletzt, da ihm Socrates die Wahl zwischen dem Prädicate eines Schurken oder göttlichen Mannes läßt, natürlicher Weise nach dem Letzten greift und sich auf eine sehr verblüffte Art höflich bedankt, daß man ihn zum Besten haben wollen. Wahrhaftig, wenn Das heiliges Land ist, möchte das Aristophanische Theater auch für einen geweihten Boden gelten!

Gewiß, wer uns auseinander setzte, was Männer wie Plato im Ernst, Scherz und Halbscherz, was sie aus Ueberzeugung oder nur discursive gesagt haben, würde uns einen außerordentlichen Dienst erzeigen und zu unserer Bildung unendlich viel beitragen: denn die Zeit ist vorbei, da die Sybillen unter der Erde weissagten; wir fordern Critik und wollen urtheilen, ehe wir Etwas annehmen und auf uns anwenden!

Phaëthon.

Tragödie des Euripides.

Versuch einer Wiederherstellung aus Bruchstücken.

Ehrfurchtvoll an solche köstliche Reliquien heantretend, müssen wir vorerst Alles aus der Einbildungskraft auslöschen, was in späterer Zeit dieser einfach großen Fabel angeheftet worden; durchaus vergessen, wie Ovid und Nonnus sich verirren, den Schauplatz derselben in's Universum erweiternd. Wir beschränken uns in einer engen, zusammengezogenen Localität, wie sie der Griechischen Bühne wohl geziemen mochte; dahin ladet uns der

Prolog.

Des Oceans, der Thetis Tochter, Clymenen
Umarmt als Gattin Merops, dieses Landes Herr,
Das von dem vorbeigespannten Wagen allererst
Mit vollen Strahlen Phöbus morgendlich begrüßt;
Die Gluth des Königs aber, wie sie sich erhebt,
Verbrennt das Ferne. Nahes aber mäßigt sie.
Dieß Land benennt ein nachbar-schwarzgearbtes Volk Eos, die glänzende, des Heliod Rosenland,
Und zwar mit Recht: denn rosenfingernd spielt zuerst
An leichten Wölkchen Eos bunten Wechselscherz.
Hier bricht sodann des Gottes ganze Kraft hervor,
Der Tag und Stunden reguliert, alles Volk beherrscht,
Von dieser Zeitenlinien stetem Anbeginn
Das Jahr bestimmt der breiten, ausgedehnten Welt.
So sei ihm denn, dem Hausgott unserer Königsburg,
Verehrung, Preis und jedes Morgens frisch Gemüth!
Auch ich, der Wächter, ihn zu grüßen hier bereit,
Nach diesen Sommernächten, wo's nicht nachten will,
Erfreue mich des Tages vor dem Tagesblick,
Und harre gern, doch ungeduldig, seiner Gluth,
Die Alles wieder bildet, was die Nacht entstellt.
So sei denn aber heute mehr als je begrüßt
Des Tages Anglanz, feiert prächtig heute so
Merops, der Herrscher, seinem kräftig einzigen Sohn
Verbindungsfest mit gottgeeinter Nymphen-Zier;
Deßhalb sich Alles regt und rührt im Hause schon!
Doch sagen Andere — Mißgunst waltet stets im Volk —
Daß seiner Freuden lautste Zufriedenheit
Der Sohn, den er vermählet heute, Phaëthon
Nicht seiner Lenden sei, woher denn aber wohl?
Doch schweige Jeder; solche zarte Dinge sind
Nicht glücklich anzurühren, die ein Gott verbirgt.

V. 5. 6. Hier scheint der Dichter durch einen Widerspruch den Widerspruch der Erscheinung auflösen zu wollen; er spricht die Erfahrung aus: daß die Sonne das östliche Land nicht versengt, da sie doch so nah und unmittelbar an ihm hervortritt, dagegen aber die südliche Erde, von der sie sich entfernt, so glühend heiß bescheint.

V. 7. 8. Nicht über dem Ocean, sondern diesseits am Rande der Erde suchen wir den Ruheplatz der himmlischen Rosse; wir finden keine Burg, wie sie Ovid prächtig aufgebaut; Alles ist einfach und geht natürlich zu. Im letzten Osten also, an der Welt Grenze, wo der Ocean an's feste Land umkreisend sich anschließt, wird ihm von Thetis eine herrliche Tochter geboren, Clymene. Helios, als nächster Nachbar zu be-

Vater. O Himmel! Welcher Zorn! Welcher Verdruß! Der Böſewicht! Nun fühl' ich erſt, daß mir das Mark nicht mehr in den Knochen ſitzt wie vor Alters, daß mein Arm lahm iſt, daß meine Füße nicht mehr fort wollen! Wart nur! Wart nur! Von den Nachbarn rührt ſich keiner, ſie ſind mit alle wegen des Mädchens aufſäſſig. Ich rufe, ich ſpreche, ich erzähle, keiner will mir zu Gefallen etwas wagen. Ja ſie ſpotten beynahe mich aus. Nach der Wiese gekehrt. Seht wie frech! Wie verwegen! Wie er umhergeht und muſicirt! Die Planken zerriſſen! Nach dem Hauſe. Die Fenſter zerſchlagen! Es fehlt nichts, als daß er noch plündert. — Kommt denn kein Nachbar? Hätt ich doch nicht geglaubt, daß ſie mir's ſo denken ſollten. Ja! Ja! ſo iſt's! Sie ſehen zu, ſie machen höhniſche Geſichter. Eure Tochter iſt keck genug, ſagt der eine, laßt ſie ſich mit dem Burſchen herumſchlagen. — Hat ſie nun keinen, ruft der andre, den ſie an der Naſe herumführt,

trachten, entbrennt für ſie in Liebe; ſie gibt nach, doch unter der Bedingung, daß er einem aus ihnen entſproſſenen Sohn eine einzige Bitte nicht verſagen wolle. Indeſſen wird ſie an Merops, den Herrſcher jener äußerſten Erde, getraut, und der ältliche Mann empfängt mit Freuden den im Stillen ihm zugebrachten Sohn.

Nachdem nun Phaëthon herangewachſen, gedenkt ihn der Vater ſtandesgemäß irgend einer Nymphe oder Halbgöttinn zu verheirathen; der Jüngling aber, muthig, ruhm- und herrſchſüchtig, erfährt zur bedeutenden Zeit, daß Helios ſein Vater ſei, verlangt Beſtätigung von der Mutter und will ſich ſogleich ſelbſt überzeugen.

Clymene. Phaëthon.

Clymene.

Du biſt Du denn dem Ebenbett ganz abgeneigt?

Phaëthon.

Das bin ich nicht; doch einer Göttinn ſoll ich noch'n
Als Gatte, Dieß bekümmet mir das Herz allein.
Der Freie macht zum Knechte ſich des Weibs,
Verkaufend ſeinen Leib um Morgengift.

Clymene.

O Sohn! ſoll ich es ſagen? Dieſes fürchte nicht.

Phaëthon.

Was mich begückt, zu ſagen, warum zauderſt Du?

Clymene.

So wiſſe denn, auch Du biſt eines Gottes Sohn.

Phaëthon.

Und weſſen?

Clymene.

Biſt ein Sohn des Nachbargottes Helios,
Der Morgens früh die Roſſe hergeſtellt, erregt,
Gemerkt von Eos, hochbeſtimmten Weg ergreift;
Auch mich ergriff. Du aber biſt die liebe Frucht.

Phaëthon.

Wie, Mutter! Darf ich willig glauben, was erſchreckt?
Ich bin erſchrocken vor ſo hohen Stammes Werth,
Wenn Dich mit gleich den ewig innern Flammentrieb
Des Herzens brütet, der zum Allerhöchſten treibt.

Clymene.

Befrag' ihn ſelber: denn es hat der Sohn das Recht,
Den Vater dringend anzugehn im Lebensdrang.
Erinner' ihn, daß umarmend er mir zugeſagt:
Dir einen Wunſch zu gewähren, aber keinen mehr.
Gewähret er ihn, dann glaube feſt, daß Helios
Gezeugt Dich hat; wo nicht, ſo log die Mutter Dir.

Phaëthon.

Wie find' ich mich zur hellen Wohnung Helios?

Clymene.

Er ſelbſt wird Deinen Leib bewahren, der ihm lieb.

Phaëthon.

Wenn er mein Vater wäre, Du mir Wahrheit ſprächſt!

Clymene.

O, glaub' es feſt! Du überzeugt Dich ſelbſt bereinſt.

Phaëthon.

Genug! Ich traue Deines Worts Wahrhaftigkeit.
Doch eile jetzt von hinnen! Denn aus dem Palaſt
Naht'n ſchon der Dienerinnen, des beſchäftigenden
Erzeugtes Zimmer ſäubern, der Gemächer Prunk
Tagtäglich ordnen und mit vaterländiſchen
Gerüchen des Palaſts Eingang zu ſühnen gehn.
Wenn dann der greiſe Vater von dem Schlummer ſich
Erhoben und der Hochzeit frohes Feſt mit mir
Im Freien hier begehet, eil' ich flugs hinweg,
Zu prüfen, ob Dein Mund, o Mutter, Wahres ſprach.

(Beide ab.)

Hier iſt zu bemerken, daß das Stück ſehr früh angeht; man muß es vor Sonnenaufgang denken und dem Dichter zugeben, daß er in einen kurzen Zeitraum ſehr viel zuſammenpreßt. Es ließen ſich hievon ältere und neuere Beiſpiele wohl anführen, wo das Dargeſtellte in einer gewiſſen Zeit unmöglich geſchehen kann und doch geſchieht. Auf dieſer Fiction des Dichters und der Zuſtimmung des Hörers und Schauers ruht die oft angefochtene und immer wiederkehrende dramatiſche Zeit- und Orts-einheit der Alten und Neuern.

Das nun folgende Chor ſpricht von der Gegend und was darin vorgeht ganz morgenblich. Man hört noch die Nachtigall ſingen, wobei es höchſt wichtig iſt, daß ein Hochzeitgeſang mit der Klage einer Mutter um ihren Sohn beginnt.

Chor der Dienerinnen.

Leiſe, leiſe; weckt mir den König nicht!
Morgenſchlaf gönn' ich Jedem,
Greiſem Haupt zu allererſt.
Kaum noch ragt es;
Aber bereitet, vollendet das Werk.
Noch weint im Hain Polemuſe
Ihr ſanft harmoniſches Lied;
In fremdem Jammer ertönt
Iros, o Iros, ihr Nahen!
Spitzer Ton hallt im Gebirg,
Leidanklimmender Hirten Muſik;
Es eilt ſchon fern auf die Trift
Brauner Füllen muthige Schaar;
Zum wildaufjagenden Waldwerk
Zieht ſchon der Jäger hinaus;
Am Ufergrunde des Meer's
Tönt des melodiſchen Schwanen Lied
Und es treibt in die Wogen den Nachen hinaus
Windwerben und rauſchender Ruderſchlag;
Aufziehn ſie die Segel;
Aufblickt ſich bis zum mittlen Lau das Segel.
So rüſtet ſich Jeder zum andern Geſchäft;
Doch mich treibt Lieb' und Verehrung herauf,
Des Gebieters fröhliches Hochzeitsfeſt
Mit Geſang zu begehn; denn den Dienern
Schwillt freudig der Muth bei der Herrſchaft'
Sich fügenden Feſten —
Doch brütet das Geſchick Unglück aus,
Gleich trifft's auch ſchwer die treuen Hausgenoſſen.
Zum frohen Hochzeitfeſt iſt dieſer Tag beſtimmt,
Den derend ich ſonſt erſehnt,
Daß mir am feſtlichen Morgen der Herrſchaft bei
Gaſtlich
Zu ſingen einſt ſei vergönnt!
Götter gewährten, Zeiten brachten
Meinem Herrn den ſchönen Tag.
D'rum tön', o Weiblied, zum frohen Brautfeſt!
Doch ſeht, aus der Pforte der König tritt
Mit dem heiligen Herold und Phaëthon,
Der ſchreiten die Dreie verbunden! O, ſchweig'
Mein Mund, in Ruh'!
Denn Gerüchet bewegt ihm die Herz' anjetzt:
Ihm gibt er den Sohn in der Ehe Bund,
In die ſüßen, heimlichen Bande.

Der Herold.

Ihr, des Okeanos Strand Umwohnende,
Schweigt und höret!
Tretet hinweg vom Bereich des Palastes!
Stehe von fern, Volk!
Ehrfurcht hegt vor dem nahenden Könige! —
Hell entsprieße,
Frucht und Segen dem heitern Vereine,
Welchem ihre Nähe gilt,
Des Vaters und des Sohns, die am Morgen heut'
Dieses Fest zu weihen beginnen. D'rum schweige
jeder Mund!

Leider ist die nächste Scene so gut wie ganz verloren; allein man sieht aus der Lage selbst, daß sie von herrlichem Inhalt sein könnte. Ein Vater, der seinem Sohne ein feierlich Hochzeitfest bereitet, dagegen ein Sohn, der seiner Mutter erklärt hat, daß er unter diesen Anstalten sich wegschleichen und ein gefährliches Abenteuer unternehmen wolle, machen den wirksamsten Gegensatz und wir müßten uns sehr irren, wenn ihn Euripides nicht auch dialectisch zur Sprache geführt hätte.

Und da wäre denn zu vermuthen, daß, wenn der Vater zu Gunsten des Ehestandes gesprochen, der Sohn dagegen auch allenfalls argumentirt habe. Die wenigen Worte, die bald auf den angeführten Chor folgen:

Merops.

— — — — — denn, wenn ich Gutes sprach —

geben unserer Vermuthung einiges Gewicht; aber nun verläßt uns Licht und Leuchte. Setzen wir voraus, daß der Vater den Vortheil, das Leben am Geburtsorte fortzusetzen, herausgehoben, so paßt die ablehnende Antwort des Sohns ganz gut:

Phaethon.

Auf Erden grünet überall ein Vaterland.

Gewiß wird dagegen der wohlhäbige Greis den Besitz, an dem er so reich ist, hervorheben und wünschen, daß der Sohn in seine Fußstapfen trete; da könnten wir denn Diesem das Fragment in den Mund legen:

Phaethon.

Es sei gelogt! Den Reichen ist es eingezeugt,
Freie zu sein. Was aber ist die Ursach' Deß?
Vielleicht, daß Reichthum, weil er selber blind,
Der reichen Sinn verblendet, wie des Glücks.

Wie es denn aber auch damit beschaffen mag gewesen sein, auf diese Scene folgte nothwendig ein abermaliger Eintritt des Chors. Wir vermuthen, daß die Menge sich hier zum Festzuge angestellt und geordnet, woraus schönere Motive hervorgehen als aus dem Zuge selbst. Wahrscheinlich hat hier der Dichter nach seiner Art das Bekannte, Verwandte, Herkömmliche in das Costüme seiner Fabel eingeflochten.

Indeß nun Aug' und Ohr des Zuschauers freudig und feierlich beschäftigt sind, schleicht Phaethon weg, seinen göttlichen, eigentlichen Vater aufzusuchen. Der Weg ist nicht weit; er darf nur die steilen Felsen hinabsteigen, an welchem die Sonnenpferde täglich heraufstürmen; ganz nah' da unten ist ihre Ruhestätte; wir finden kein Hinderniß, uns unmittelbar vor den Marstall des Phöbus zu versetzen.

Die nunmehr folgende, leider in dem Zusammenhang verlorne Scene war an sich vom größten Interesse und machte mit der vorhergehenden einen Contrast, welcher schöner nicht gedacht werden kann. Der irdische Vater will den Sohn begründen, wie sich selbst; der himmlische muß ihn abhalten, sich ihm gleich zu stellen.

Sodann bemerken wir noch Folgendes: wir nehmen an, daß Phaethon hinabgehend mit sich nicht einig gewesen, welches Zeichen seiner Abkunft er sich vom Vater erbitten solle; nur, als er die angespannten Pferde hervorschnauben sieht, da regt sich sein kühner, des Vaters werther, göttlicher Muth und verlangt das Uebermäßige, seine Kräfte weit Uebersteigende.

Aus Fragmenten läßt sich vielleicht Folgendes schließen: die Anerkennung ist geschehen; der Sohn hat den Wagen verlangt, der Vater abgeschlagen.

Phöbus.

Den Thoren zugesellt' ich jenen Sterblichen,
Den Vater, der den Söhnen, ungeduldeten,
Den Bürgern auch des Reiches Zügel überläßt.

Hieraus läßt sich muthmaßen, daß Euripides nach seiner Weise das Gespräch in's Politische spielt, da Ovid nur menschliche, väterliche, wahrhaft rührende Argumente vorbringt.

Phaethon.

Ein Anker rettet nicht das Schiff im Sturm,
Drei aber wohl. Ein einziger Vorstand ist der Stadt
Zu schwach, ein zweiter auch ist Noth gemeinem
Heil.

Wir vermuthen, daß der Widerstreit zwischen Ein- und Mehrherrschaft umständlich sei verhandelt worden. Der Sohn, ungeduldig zuletzt, mag thätlich zu Werke gehn und dem Gespann sich nahen.

Phöbus.

Berühre nicht die Zügel,
Du Unerfahrner, o, mein Sohn! Den Wagen nicht
Bestreige, lenkend unbeirrt.

Es scheint, Helios habe ihn auf rühmliche Thaten, auf kriegerische Heldenübungen hingewiesen, wo so viel zu thun ist; ablehnend versetzt der Sohn:

Phaethon.

Den schlanken Wagen daß ich, Spiel und Uebungsplatz.

Der Vater mag ihm sodann im Gegensatz auf ein idyllisches Leben hinweisen:

Phöbus.

Die kühlenden,
Baumschattenden Gezweige, sie umarmen ihn.

Endlich hat Helios nachgegeben. Alles Vorhergehende geschieht vor Sonnenaufgang; wie denn auch Ovid gar schön durch das Vorrücken der Aurora den Entschluß des Gottes beschleunigen läßt; der höchst besorgte Vater unterrichtet hastig den auf dem Wagen stehenden Sohn.

Phöbus.

So steht Du ebenum den Aether grenzenlos,
Die Erde hier im feuchten Arm des Oceans
ferner:

So fahre hin! Den Dunstkreis Libyens meide doch;
Nicht Feuchte hat er, sengt die Nader Dir herab

Die Abfahrt geschieht und wir werden glücklicher Weise durch ein Bruchstück benachrichtigt, wie es dabei zugegangen; doch ist zu bemerken, daß die folgende Stelle Erzählung sei und also einem Boten angehöre.

Angelos.

Nun fort! Zu den Plejaden richte Deinen Lauf! —
Derweilen hörend, rührte die Zügel Phaethon
Und stachelte die Seiten der Geflügelten.
So ging's, sie flogen zu des Aethers Höh'.
Der Vater aber, schreitend nach dem Seitenweg,
Verfolgte warnend: Dahin also halte Dich!
Da hin! Den Wagen wende hieherwärts!

Wer nun der Bote gewesen, läßt sich so leicht nicht bestimmen; dem Local nach könnten gar wohl die früh schon ausziehenden Hirten der Verhandlung zwischen Vater und Sohn von ihren Felsen zugesehen, ja sodann, als die Erscheinung an ihnen vorbeistürmte, zugehört haben. Wenn aber und wo erzählt wird, ergibt sich vielleicht am Ende.

Der Chor tritt abermals ein und zwar in der Ordnung, wie die heilige Ehestandsfeier nun vor sich gehen soll. Erschreckt wird aber die Menge durch einen Donnerschlag aus klarem Himmel, worauf jedoch Nichts weiter zu erfolgen scheint. Sie erholen sich, obgleich von Ahnungen betroffen, welche zu köstlichen lyrischen Stellen Gelegenheit geben mußten.

Die Catastrophe, daß Phaethon, von dem Blitze Zeus's getroffen, nah' vor seiner Mutter Hause niederstürzt, ohne daß die Hochzeitfeier dadurch sonderlich gestört werde, deutet abermals auf einen eingehaltenen, lacunischen Hergang und läßt keine Spur merken von jenem Wirrwarr, womit Ovid und Nonnus das Universum zerrütteten. Wir denken uns das Phänomen, als wenn mit Donnergepolter ein Meteor-Stein herabstürzte, in die Erde schlüge und sodann Alles gleich wieder vorbei wäre. Nun aber eilen wir zum Schluß, der uns glücklicher Weise meistens erhalten ist.

Clymene.

(Dienerinnen tragen den todten Phaethon.)

Erinnys ist's, die kommend hier am Leichen weht.
Die Götterzorn traf; sichtbar steigt der Dampf empor!
Ich bin vernichtet! — Tragt hinein den todten Sohn!
O, rasch! Ihr hört ja, wie, der Hochzeit Festgesang
Anstimmend, mein Gemach sich mit den Jungfrau'n füllt.
Fort, fort! Und schnell gereinigt, wo des Blutes Spur
Vom Leichnam sich vielleicht hinab zum Boden fand!
O eilet, eilet, Dienerinnen! Im Gemach
Will ich ihn bergen, wo des Gatten Gold sich häuft,
Das zu verschließen mir allein angehört.
O Helios, Glanzerleuchtender! Wie hast Du mich
Und Diesen hier vernichtet! Ja, Apollon nennt
Mit Recht Dich, wer der Götter dunkle Namen weiß!

Chor.

Hymen, Hymen!
Himmlische Tochter des Zeus, Dich singen wir,
Aphrodite! Du, der Liebe Königinn,
Bringst süßen Verein den Jungfrauen;
Herrliche Cypris, allein Dir, beide Göttinn,
Dank' ich die heutige Feier;
Dank auch bring' ich dem Knaben,
Den Du hüllst in ätherischen Schleier,
Daß er leise vereint.

Ihr Weibe führet
Unserer Stadt großmächtigen König,
Ihr den Herrscher in dem goldglanzstrahlenden
Palast zu der Liebe Freuden.
Seliger Du, o gesegneter noch als Könige,
Der die Göttinn heimführt,
Und auf unendlicher Erde
Allein als der Ewigen Schwäher
Hoch sich preisen hört!

Merops.

Du, geh' voran uns! Führe diese Mädchenschaar
In's Haus und heiß' mein Weib, den Hochzeitreihen jetzt
Mit Festgesang zu aller Götter Preis begehn.
Jetzt, Hymnen singend, um das Haus und Hestia's
Altäre, welcher jedes frommen Werks Beginn
Gewidmet sein muß — — — — — — — —
— — — — — — — — aus meinem Haus
Mag dann der Fest-Chor zu der Göttinn Tempel ziehn.

Diener.

O König! Eilend wandt' ich mich dem Haus hinweg
Den schnellen Fuß; denn wo des Gottes Schätze Du,
Die herrlichen, bewahrst, dort — ein Feuerquantum
Schwarz auf der Thüre Fugen mir entgegendringt.
Nun leg' ich rasch das Ange; doch nicht flammen's steht's.
Nur innen ganz geschwärzt vom Dampfe das Gemach.
O, eile selbst hinein, daß nicht Hephästos's Zorn
Die in das Haus leicht und in Flammen der Palast
Auflodt am frohen Hochzeittage Phaethon's!

Merops.

Was sagst Du! Sieh' denn zu, ob nicht vom Sammelherd
Weithrauch des Altars Dampf in dichtgewölkter Drang!

Diener.

Rein ist der ganze Weg von dort und ohne Rauch.

Merops.

Weiß meine Gattinn, oder weiß sie Nichts davon?

Diener.

Ganz hingegeben ist sie nur dem Opfer jetzt.

Merops.

So geh' ich; denn es schafft auf unbestimmtem
Ursprunge das Geschick ein Ungewitter gern.

Doch Du, des Feuers Herrinn, o Persephone,
Und Du, Erebinthos, schützt mein Haus mir gnadenreich!

Chor.

O, wehe, weh' mir, Armen! Wohin eilt
Mein beflügelter Fuß? Wohin?
Zum Aether auf? Soll ich in dunkelem Schacht
Der Erde mich bergen?
O, weh' mir! Entdeckt wird die Königinn,
Die Verlorene! Drinnen liegt der Sohn,
Ein Leichnam, geheim.
Nicht mehr verbergen bleibt Zeus's Wetterstrahl,
Nicht die Stadt mehr, mit Apollon die Verbindung nicht.
O, Gottgebrauste! Welch ein Jammer stürzt auf Euch!
Tochter Ocean's,
Eile zum Vater hin,
Stoße sein Knie
Und wende den Todesstreich von Deinem Nacken!

Merops.

O, Weh! — Weh'!

Chor.

O, hört Ihr ihn, des greisen Vaters Trauerton?

Merops.

O weh'! — mein Kind!

Chor.

Dem Sohne ruft er, der sein Seufzen nicht vernimmt,
Der seiner Augen Thränen nicht mehr schonen kann.

Nach diesen Wehklagen erholt man sich, bringt den Leichnam aus dem Palaß und begräbt ihn. Vielleicht, daß der Bote dabei auftritt und nacherzählt, was noch zu wissen nöthig; wie denn vermuthlich die von Vers 143 — 149 eingeschaltete Stelle hierher gehört.

Clymene.

— — — — — — — doch der Liebste mir
Vermodert ungelabt im Erdengrab!

Zu Phaëthon des Euripides.

Die vom Herrn Professer und Ritter Hermann im Jahre 1821 freundlichst mitgetheilten Fragmente wirkten, wie Alles, was von diesem edeln Geist- und Zeitverwandten jemals zu mir gelangt, auf mein Innerstes kräftig und entschieden; ich glaubte, hier eine der herrlichsten Productionen des großen Tragikers vor mir zu sehen; ohne mein Wissen und Wollen schien das Zerstückte sich im innern Sinn zu restauriren; und als ich mich wirklich an die Arbeit zu wenden gedachte, waren die Herren Professoren Göttling und Riemer, in Jena und Weimar, behülflich durch Uebersetzen und Aufsuchen der noch sonst muthmaßlichen Fragmente dieses unschätzbaren Werks. Die Vorarbeiten, an die ich mich sogleich begab, liegen nunmehr vor Augen; leider ward ich von diesem Unternehmen, wie so vielen andern, abgezogen, und ich entschließe mich daher, zu geben, was einmal zu Papier gebracht war.

Die gewagte Restauration besteht also: aus einer Göttling'schen Uebersetzung der von H. Hermann mitgetheilten Fragmente, aus den sonstigen Bruchstücken, die der Musgrave'schen Ausgabe, Leipzig 1779, und zwar deren zweitem Theil S. 415, hinzugefügt sind, und aus eigenen eingeschalteten und verbindenden Zeilen. Diese drei verschiedenen Elemente ließ ich ohne weitere Andeutung, wie Solches wohl durch Zeichen hätte geschehen können, gesammt abdrucken; der einsichtige Gelehrte unterscheidet sie selbst, die Freunde der Dichtung hingegen würden nur gestört; und da die Aufgabe war, etwas Zerstücktes wenigstens einiger Maßen als ein Ganzes erscheinen zu lassen, so fand ich keinen Beruf, mir meine Arbeit selbst zu zerstücken.

Anfang und Ende sind glücklicher Weise erhalten und noch gebe ich nicht auf, die Mitte, von der wir kaum Winke haben, nach meiner Weise herzustellen. Indessen wiederhole ich die in der Arbeit selbst schon angedeuteten Situationen zu nochmaliger Belebung der Einbildungskraft und des Gefühls.

Der Prolog

macht uns bekannt mit Stadt und Land, mit der topographischen Lage derselben im Osten. Wir hören von einer dem Königshause sich nahenden Hochzeitfeier und zwar des einzigen Sohnes, auf dessen Herkunft jedoch einiger Verdacht geworfen wird.

Clymene, Phaëthon.

Dem Jünglinge widerstrebt's, eine Göttinn, wie sie ihm beschieden ist, zu heirathen, weil er nicht untergeordnet sein will; die Mutter entdeckt ihm, daß auch er der Sohn eines Gottes, des Sonnengottes, sei; der kühne Jüngling will es sogleich erproben.

Chor der Dienerinnen.

Frischeste Morgenfrühe eines heitern Sommertags, Gewerbsbewegung über Land und Meer, leise Ahnung irgend eines Unheils; Hausgeschäftigkeit.

Herold.

Der die Menge bei Seite weist.

Merops, Phaëthon.

Zarteste Situation, deren Ausführung sich kaum denken läßt. Der bejahrte Vater kann dem Sohne alles irdische Glück an diesem Tage überliefern, der Sohn hat noch Anderes im Sinne; das Interesse ist verschieden, ohne sich gerade zu widersprechen; der Sohn muß Vorsicht brauchen, daß die Absicht, während der Feierlichkeiten noch einen abenteuerlichen Versuch zu machen, nicht verrathen werde.

Chor der Festleute

sammelt und ordnet sich, wie der Zug vorschreiten soll; Dieß gab die schönste Gelegenheit zu theatralischer und characteristischer Bewegung.

Von hieraus begeben wir uns gern zu dem Kastorte des Helios.

Helios, Eos.

Die unruhige, schlaflose Göttinn treibt den Helios, aufzufahren; er versagt sich nicht, ihr die morgendlichen Abenteuer mit schönen Hirten und Jägerknaben vorzuwerfen; wir werden erinnert an den ersten Gesang des Chors.

Helios, Phaethon.

Heftig schnelle Verhandlung zwischen Vater und Sohn; Letzterer bemeistert sich des Wagens und fährt hin.

Wir wenden uns wieder vor den Palast des Merop's.

Chor der Festleute.

Mitten in dem Vorschreiten der Festlichkeit Donnerschlag aus heiterm Himmel, Bangigkeit.

Clymene, nächste Dienerinnen.

Phaethon's Leichnam wird gefunden und versteckt.

Chor der Vorigen.

Hat sich vom Schreck erholt und verfolgt die Feierlichkeit.

Merops.

Eben diese Functionen fördernd.

Diener.

Brandqualm im Hause verkündend.

Nächste Dienerinnen.

Jammer des Mitwissens.

Clymene, Leichnam.

Es geschieht die Bestattung.

Ein Bote.

Der Festhirten einer, Zeuge des Vorgangs, berichtet, was zu wissen nöthig.

Möge die Folgezeit noch Einiges von dem höchst Wünschenswerthen entdecken und die Lücken authentisch ausfüllen! Ich wünsche Glück Denen, die es erleben und ihre Augen, auch hierdurch angeregt, nach dem Alterthum wenden, wo ganz allein für die höhere Menschheit und Menschlichkeit reine Bildung zu hoffen und zu erwarten ist.

Wie viel ließe sich nicht über die Einfalt und Großheit auch dieses Stückes rühmen und sagen! da es ohne labyrinthische Expoſition uns gleich zum Höchsten und Würdigsten führt, und mit bedeutenden Gegenständen auf die naturgemäßeste Weise ergetzt und belehrt.

Euripides's Phaëthon noch ein Mal.

Wo einmal ein Lebenspunct aufgegangen ist, fügt sich manches Lebendige daran. Dieß bemerken wir bei jener versuchten Restauration des Euripides'schen Phaethon, worüber wir uns auf Anregung eines kenntnißreichen Mannes folgender Maßen vernehmen lassen, indem wir die Freunde bitten, die fragliche Stelle gefällig vorher nachzusehen.

Als am Ende des verletzten Acts, um nach unserer Theater-Sprache zu reden, Phaethon von seinem göttlichen Vater die Führung des Sonnenwagens erbeten und ertrotzt, folgt ihm unsere Einbildungskraft auf seiner gefährlichen Bahn und zwar, wenn wir das Unternehmen recht in's Auge fassen, mit Furcht und Entsetzen. In des irdischen Vaters Hause jedoch gehen die Hochzeitanstalten immer fort; schon hören wir in der Nähe feierliche Hymnen erschallen, wir erwarten das Auftreten des Chors. Nun erfolgt ein Donnerschlag; der Sturz des Unglückseligen aus der Höhe geschieht außerhalb des Theaters, und in Gefolg oben angeführter Restauration wagte man schon folgende Vermuthung. „Wir denken uns das Phänomen, als wenn mit Donnergepolter ein Meteor-Stein bei heiterm Himmel herabstürzte, in die Erde schlüge und sodann Alles wieder vorbei wäre: denn sobald Clymene den todten Sohn versteckt hat, ja sogar inzwischen fährt der Chor in seinem Festgesange fort."

Nun finden wir bei Diogenes Laertius, in dem Leben des Anaxagoras, einige hierher gehörige Stellen. Von diesem Philosophen wird gemeldet: „Er habe behauptet, die Sonne sei eine durchglühte Metall-Masse, μύδρον διάπυρον, wahrscheinlich wie der aufmerkende und folgende Philosoph sie aus der Esse halbgeschmiedet unter den schweren Hämmern gesehen. Bald darauf heißt es, daß er auch den Fall des Steins bei Aigos Potamoi vorausgesagt und zwar werde derselbe aus der Sonne herunterfallen. Daher habe auch Euripides, der sein Schüler gewesen, die Sonne, in der Tragödie Phaethon, einen Goldklumpen genannt: χρυσοῦν ἄθλον.

Ob uns nun schon die Stelle des Tragikers nicht vollständig übrig geblieben, so können wir doch, indem dieser Ausdruck sogleich auf die Erwähnung des gefallenen Steins folgt, schließen und behaupten, daß nicht sowohl von der Sonne, sondern von dem aus ihr herabstürzenden, brennenden Jüngling die Rede sei.

Man überzeuge sich, daß Phaethon, den Sonnenwagen lenkend, für kurze Zeit als ein

anderer Helios, identiſch mit der Sonne gedacht werden müſſe; daß ferner Zeus in der Tragödie, die wahnſelige Abirrung unmittelbar merkend, großes Unheil, wie es Ovid und Nonnus ausgemalt, zu verhüten, zugleich aber einen eng gehaltenen, laconiſchen Hergang der Tragödie zu begünſtigen, mit dem Blitz alſobald d'rein geſchlagen. In der Verflechtung eines ſolchen Augenblicks iſt es gleichlautend, ob die Sonne ſelbſt oder, ſich abſondernd von ihr, ein feuriger Metall-Klumpen, oder der wogehaltige Führer als entzündetes Meteor herunterſtürze. Höchſt willkommen muß dem hochgebildeten Dichter dieſes Zweideutige geweſen ſein, um ſeine Naturweisheit hier eingreifen zu laſſen. Dieſes Ereigniß war von großem theatraliſchem Effect und doch nicht abweichend von Dem, wie es in der Welt herzugehen pflegt; denn wir würden uns noch heutiges Tags von einem einzelnen Donnerſchlag nicht irre machen laſſen, wenn er ſich bei irgend einer Feier vernehmen ließe.

Daher können wir die Art nicht billigen, wie das Fragment von Markland (Beck's Ausgabe des Euripides II. Thl. S. 462) erklärt wird, indem er es für eine Variante von γυναῖκ' ἄθλιε φρενῶν hielt und darüber von Porſon zu Euripides Oreſt 971 belobt wurde. Dieß kann durchaus der Fall nicht ſein, weil ſich Diogenes ausdrücklich auf den gleichen Ausdruck des Anaxagoras beruft. Vergleichen wir nun dazu Plin. Histor. Nat. II. 38: Celebrant Graeci Anaxagoram — praedixisse quibus diebus saxum casurum esset de sole. — Quod si quis praedictum credat, simul fatentur necesse est, majoris miraculi divinitatem Anaxagorae fuisse, solvique rerum naturae intellectum et confundi omnia, si aut ipse sol lapis esse aut unquam lapidem in eo fuisse credatur: decidere tamen crebro non erit dubium.

Ariſtoteles, in dem erſten Buche über Meteoriſches, und zwar deſſen achtem Capitel, ſpricht bei Gelegenheit der Milchſtraße und deren Urſprung und Verhältniß Folgendes aus: es hätten einige der Pythagoräer ſie den Weg genannt, die Bahn ſolcher Geſtirne, dergleichen bei dem Untergang Phaethon's niedergefallen ſeien.

Hieraus ergibt ſich denn, daß die Alten das Niedergehen der Meteor-Steine durchaus mit dem Sturze Phaethon's in Verbindung gedacht haben.

Die Bacchantinnen des Euripides.

Semele, Tochter des Thebaiſchen Herrſchers Cadmus, in Hoffnung, dem Vieh-Vater Zeus einen Sohn zu bringen, ward verderbt und aufgezehrt durch himmliſches Feuer, der Knabe Bacchus gerettet, im Verborgenen aufgepflegt und erzogen, auch des Olymps und eines göttlichen Daſeins gewürdigt. Auf ſeinen Ueberwanderungen und Zügen in die Geheimniſſe des Rhea-Dienſtes bald eingeweiht, ergibt er ſich ihnen und fördert ſie aller Orten, insgeheim einſchmeichelnde Myſterien, öffentlich einen greifen Dienſt unter den Völkerſchaften ausbreitend.

Und ſo iſt er, im Beginn der Tragödie von Lydiſchen enthuſiaſtiſchen Weibern begleitet, in Theben angelangt, ſeiner Vaterſtadt, will daſelbſt als Gott anerkannt ſein und Göttliches erregen. Sein Großvater Cadmus lebt noch, uralt; er und der Urgreis Tireſias ſind der heiligen Weihe günſtig und ſchließen ſich an. Penthens aber, auch ein Enkel des Cadmus von Agave, jetzt Oberhaupt von Theben, widerſetzt ſich den Religionsneuerungen und will ſammt den Thebanern und Thebanerinnen einen göttlichen Urſprung des Bacchus nicht anerkennen. Zwar gibt man zu: er ſei ein Sohn der Semele, Dieſe aber, eben deßwegen, weil ſie ſich fälſchlich als Geliebte Jupiter's angegeben, vom Blitz und Feuerſtrahl getroffen worden.

Penthens behandelt nun daher die vom Bacchus als Chor eingeführten Lydiſchen Frauen auf das Schmählichſte; Dieſer aber weiß ſich und die Seinigen zu reiten und zu rächen, und dagegen Agave mit ihren Schweſtern und die andern ungläubigen Thebanerinnen zu verwirren, zu verblenden und, von begeiſterter Wuth angefacht, nach dem ominoſen Gebirg Cithäron, woſelbſt der verwandte Actäon umgekommen, hinauszutreiben. Dort halten ſie ſich für Jägerinnen, die nicht allein dem friedlichen Hochwild, ſondern auch Löwen und Panthern nachzujagen berufen ſind. Penthens aber, auf eine abenteuerliche Weiſe gleichfalls verwirrt, von gleichem Wahnſinn getrieben, folgt ihrer Spur und wird, ſie belauſchend, von ſeiner Mutter und ihren Gefährten entdeckt, aufgejagt als Löwe, erſchlagen und zerriſſen.

Das Haupt, vom Körper getrennt, wird nun als würdige Beute auf einen Thyrſus geſteckt, den Agave ergreift und damit nach Theben triumphirend hereinzieht. Ihrem Vater Cadmus, der eben des Sohnes Glieder kümmerlich aus den Gebirgsſchluchten geſammelt hereinbringt, begegnet ſie, rühmt ſich ihrer Thaten, zeigt auf das Löwenhaupt, das ſie zu tragen wähnt, und verlangt in ihrem Uebermuth ein großes Gaſtmahl angeſtellt; der Vater aber jammervoll beginnt:

Cadmus.

O, Schmerzen, grenzenloſe, nicht dem Blick zu ſchau'n,
Todtſchlag greuel, ein jammervolles Händewerk!
Mag Dieß den Göttern hochwillkomm'nes Opfer ſein;
Zum Gaſtmahl aber ruf'ſt Du Theben, rufeſt mich!
O weh' des Unheils, Dir zuerſt und mir ſodann!

Es hat der Gott uns, zwar gerecht, doch ohne Maß,
Solchen Verwandte zugeführt dem Untergang.

Agave.

So düster, trostlos wird das Alter Jeglichem
Betrübten Auges. Aber möge doch mein Sohn
Jagdglücklich sein, nach mütterlichem Vorgeschick,
Wenn er, Thebaisch-jungem Volke zugesellt,
Auf Thiere strebt. Mit Göttern aber liebt er sich
Allein zu messen. Vater, warnen wir ihn doch!
Mit grübelhaftem Uebel nie behaft' er sich.
Wo ist er denn? Wer bringt ihn vor mein Auge her?
O, rast ihn, daß er schone mich, Glückselige!

Cadmus.

Weh'! weh'! Erfahret Ihr jemals, was Ihr da gethan;
Schmerz wird Euch schmerzen, grimmig! Bleibet Ihr aber so
Hinfort in diesem Zustand, welcher Euch ergrif,
Wenn auch nicht glücklich, glaubt Ihr Euch nicht unbeglückt.

Agave.

Was aber ist Unrechtes hier und Kränkendes?

Cadmus.

Sie wende mir zuerst Dein Auge überwärts.

Agave.

Wohl denn! Warum beflehst Du mir hinaufzuschau'n?

Cadmus.

Ist er, wie immer, oder steht Du Aenderung?

Agave.

Viel glänzender, denn sonst, und doppelt leuchtet er.

Cadmus.

So ist ein Aufgeregtes in der Seele Dir.

Agave.

Ich weiß nicht, was Du sagen willst; doch wird es mir
Als ein Besinnen, anders aber, als es war.

Cadmus.

Vernimmst mich also deutlich und erwiderst klug?

Agave.

Vergessen hab' ich, Vater, was zuvor ich sprach.

Cadmus.

In welches Haus denn kamst Du bräutlich eingeführt?

Agave.

Dem Sohn des Drachenzahns ward ich, dem Echion.

Cadmus.

Und welchen Knaben gabst dem Gatten Du daheim?

Agave.

Pentheus entsprang aus unser Beiden Einigkeit.

Cadmus.

Und wessen Antlitz führst Du auf der Schwiegerin?

Agave.

Des Löwen, wie die Jägerinnen mir gereicht.

Cadmus.

So blicke grad' auf; wenig Mühe kostet es.

Agave.

Ach, was erblick' ich? trage was hier in der Hand?

Cadmus.

Betrachte es nur; und lerne deutlich, was es ist!

Agave.

Das größte Leiden seh' ich, Unglückselige!

Cadmus.

Dem Löwen doch vergleichbar nicht erscheint Dir Dieß?

Agave.

Nein, nicht! Von Pentheus trag' ich jammervoll das Haupt.

Cadmus.

Beklammert lange, früher als Du's anerkannt!

Agave.

Wer tödtet' ihn? Wie kam er doch in meine Hand?

Cadmus.

Unsel'ge Wahrheit! Wie erscheinst Du nicht zur Zeit!

Agave.

Sprich nur; das Herz hat bisher auch noch einen Puls.

Cadmus.

Du, Du erschlugst ihn; Deine Schwestern wütheten mit!

Agave.

Wo aber kam er um? zu Hause? draußen? wo?

Cadmus.

Von seinen Hunden, wo Aktäon ward zerfleischt.

Agave.

Wie zum Kithäron aber kam der Unglücksmann?

Cadmus.

Dem Gott zum Trotze, Deiner auch, der Schwärmenden!

Agave.

Wir aber dort gelangten an ihn, welcher Art?

Cadmus.

Ihr rast't, ras't't bacchisch doch die ganze Stadt.

Agave.

Dionysos, er verdarb uns; Dieß begreif' ich nun.

Cadmus.

Den Ihr verachtet, nicht als Gott ihn anerkannt.

Agave.

Allein der theure Leib des Sohnes, Vater, wo?

Homer noch ein Mal.

Es gibt unter den Menschen gar vielerlei Widerstreit, welcher aus den verschiedenen, einander entgegengesetzten, nicht auszugleichenden Denk- und Sinnesweisen sich immer auf's Neue entwickelt. Wenn eine Zeite nun besonders hervortritt, sich der Menge bemächtigt und in dem Grade triumphirt, daß die entgegengesetzte sich in die Enge zurückziehen und für den Augenblick im Stillen verbergen muß: so nennt man jenes Uebergewicht den Zeitgeist, der denn auch eine Zeit lang sein Wesen treibt.

In den frühern Jahrhunderten läßt sich bemerken, daß eine solche besondere Weltansicht und ihre practischen Folgen sich sehr lange erhalten, auch ganze Völker und vieljährige Sitten zu bestimmen und zu bestätigen wußte; neuerlich aber ergibt sich eine größere Verfluchtigkeit dieser Erscheinung, und es wird nach und nach

möglich, daß zwei Gegensätze zu gleicher Zeit hervortreten und sich einander das Gleichgewicht halten können, und wir achten Dieß für die wünschenswertheste Erscheinung.

So haben wir z. B. in Beurtheilung alter Schriftsteller uns im Sondern und Trennen kaum auf den höchsten Grad der Meisterschaft erhoben, als unmittelbar eine neue Generation auftritt, welche, sich das Vereinen, das Vermitteln zu einer theuern Pflicht machend, uns, nachdem wir den Homer einige Zeit und zwar nicht ganz mit Willen, als ein Zusammengefügtes, aus mehrern Elementen Angereihtes vorgestellt haben, abermals freundlich nöthigt, ihn als eine herrliche Einheit, und die unter seinem Namen überlieferten Gedichte als einem einzigen höhern Dichtersinne entquollene Gottesgeschöpfe vorzustellen. Und Dieß geschieht denn auch im Zeitgeiste; nicht verabredet noch überliefert, sondern proprio motu, der sich mehrfältig unter verschiedenen Himmelsstrichen hervorthut.

2. Französische Litteratur.

Rameau's Neffe.

Zu Ende des Jahrs 1804 vertraute mir Schiller: es sei ein Manuscript in seinen Händen, ein Dialog Diderot's, „Rameau's Neffe" betitelt, noch ungedruckt und unbekannt; Herr Gröschen sei geneigt, dasselbe abdrucken zu lassen, vorher aber wünsche er, zu Erregung lebhafter Aufmerksamkeit eine Deutsche Uebersetzung in's Publicum zu senden. Man trug mir die Arbeit an und ich, seit langer Zeit vor dem Verfasser große Achtung hegend, übernahm sie gern, nachdem ich das Original durchgesehen hatte.

Meiner Arbeit wird man hoffentlich ansehen, daß ich mit ganzer Seele dabei war; der Abdruck erfolgte, konnte aber eigentlich im Deutschen Publicum nicht greifen. Die kriegerischen Aspecten verbreiteten überall eine bängliche Sorge, wie denn auch die intentionirte Herausgabe des Originals durch die französische Invasion unräthlich, ja unthunlich gemacht wurde. Der aufgeregte Haß gegen die Eindringenden und ihre Sprache, die lange Dauer einer traurigen Epoche verhinderten das Vorhaben; Schiller verließ uns und ich erfuhr nicht, wohin das zurückgegebene Manuscript gekommen war.

Als man aber im Jahr 1818 die sämmtlichen Werke Diderot's an die Sammlung Französischer Prosaisten anzuschließen gedachte, und deßhalb eine vorläufige Anzeige herausgab, erwähnte man auch dieses verborgenen Manuscripts, nach dessen Deutscher Uebersetzung man den Inhalt dieses wunderlichen Werkes umständlich anzeigte und zugleich nicht unglücklich einige Stellen wieder in's Französische zurücktrug. Man wollte zwar den Dialog nicht als ein Meisterwerk gelten lassen, fand ihn aber doch der originellen Feder Diderot's würdig, wodurch man es denn doch für ein solches erklärte.

Die Sache kam noch einige Mal in Anregung, aber ohne weitern Erfolg. Endlich erschien im Jahr 1821 in Paris: Le Neveu de Rameau, dialogue, ouvrage posthume et inédit, par Diderot, und machte, wie billig, großes Aufsehen. Das Nähere davon verdient wohl die Aufmerksamkeit auch künftiger Zeiten. Es verhielt sich aber damit folgender Maßen:

Jene öffentlich wiederholten Erkundigungen nach dem Original veranlaßten einige junge Männer zu dem Versuch einer Rückübersetzung. Der Vicomte de Saur, maître des requêts au Conseil du roi, wie er sich in einer Sendung an mich unterschreibt, übernahm die Arbeit mit einem Freunde, de Saint Génies, welche dergestalt gelang, daß sie wagen durften, sie für das Original auszugeben. Einige Abweichungen und Mißverständnisse, sowie eingeschaltete, den Uebersetzern eigene Stellen, konnten nicht leicht entdeckt werden. Genug, man glaubte eine Zeit lang, das Original zu besitzen, bis endlich durch das entstandene Aufsehen, durch die besondere Bemühung des Herausgebers der Werke Diderot's in der Familie desselben das wirkliche Original gefunden wurde.

Jene geistreichen, jungen Männer aber wollten sich eines litterarischen Frevels nicht bezüchtigen lassen; und erklärten das wahre Original für untergeschoben, welches denn zu mancherlei Contestationen Gelegenheit gab. Der Herausgeber, Herr Brière, wendete sich an mich in einem Schreiben vom 27. Juli 1823, aus welchem ich folgende Stelle mittheile:

„Als Herausgeber der vollständigen Werke Diderot's hab' ich auch einen von Ew. ꝛc. selbst ausgesprochenen Wunsch zu erfüllen gesucht, indem ich den „Neffen Rameau's" in meine Ausgabe mit aufnahm. Dieses Werk ist noch nicht öffentlich erschienen, aber Ihre Deutsche Uebersetzung dieser merkwürdigen Production ist so treu, wie der Sohn des Colmar'schen Pfeffel mir noch vor einigen Tagen versicherte, um darnach Diderot's Arbeit originalmäßig wieder herstellen zu können.

Indeſſen aber habe ich, um der Franzöſiſchen Litteratur Diderot's Werke zu überliefern, keinen Gebrauch von Ihrer Ueberſetzung gemacht, ſondern den Abdruck einer Copie veranſtaltet, welche 1760 unter den Augen des Verfaſſers verfertigt war und welche ich von der Frau Marquiſe Vandeuil, Diderot's einzige Tochter, empfing, welche noch lebt und gegenwärtig in Paris wohnt, Neue Straße, Luxemburg, Nro. 18."

Weiter klagt nun Herr Brière über die Unvollkommenheiten jener Rücküberſetzung, davon er mir ein Exemplar mit Rand-Gloſſen zuſendet und, indem er mir auch das ächte Original nunmehr abgedruckt zuſchickt, gar bedeutende Beweiſe von Franzöſiſcher Leichtbehandlung vor Augen legt. Zunächſt aber zeigt ſich erſt die Wichtigkeit ſeiner Klage, indem, weil einmal das Publicum durch eine Ueberſetzung hintergangen worden, man nun auch das ächte Original für eine gleiche Spiegelfechterei erklärt. An die innern Gründe denkt Niemand; man verlangt äußere, man will Diderot's Original vorgewieſen haben; und eine würdige Dame ſo gut als der Herausgeber werden für Betrüger erklärt. Er wendet ſich daher an mich, als den Einzigen, welcher hierin recht ſprechen könne: Denn was das Haupt-Original betrifft, ſei es noch ungewiß, ob es an den Herzog von Gotha oder an den Prinzen Heinrich von Preußen geſendet worden.

Was ich jedoch hierbei gleich zwiſchendurch erinnern muß, iſt Dieß, daß das Manuſcript nicht nach Gotha gekommen ſein kann, weil ich bei meinen dortigen, beſonders litterariſch vertrauten Verhältniſſen niemals Etwas davon vernommen. Soll ich eine Vermuthung ausſprechen, ſo iſt das Manuſcript nach Petersburg an Ihro Majeſtät, die Kaiſerinn Catharina, gelangt; die Copie, nach der ich überſetzte, ſchien dort genommen und für mich hatte dieſe Filiation die höchſte Wahrſcheinlichkeit.

Dem wirklich wohl- und gutdenkenden Verleger antwortete ich nun folgender Maßen:

„Hochgeehrteſter Herr! Sie haben mir durch die bedeutende zutrauliche Sendung ſehr viel Vergnügen gemacht; denn ob ich gleich vor ſoviel Jahren den Diderot'ſchen trefflichen Dialog mit Neigung, ja mit Leidenſchaft überſetzte: ſo konnte ich demſelben doch nur eine flüchtige Zeit widmen, darauf aber meine Arbeit mit dem Original niemals wieder vergleichen.

Nun geben Sie mir Gelegenheit, es zu thun, und ich trage kein Bedenken, hiermit meine Ueberzeugung auszuſprechen, daß der von Ihnen gedruckte Neveu de Rameau gleichlautend mit der Copie ſei, wornach ich überſetzt. Schon empfand ich Dieß gleich bei'm erſten Leſen, was nun zur größern Gewißheit wird, indem ich, nach einer ſo langen Pauſe das Franzöſiſche Werk mit meiner Ueberſetzung zuſammenhaltend, gar manche Stelle finde, welche mich befähigt, meiner Arbeit einen größern Werth zu geben, wenn ich ſie weiter darnach ausbilde.

Eine ſolche Erklärung ſcheint hinreichend zu Ihren Zwecken, die ich gern fördern mag, weil, wie geſagt, durch die Entdeckung und Publication des Originals mir ſelbſt ein bedeutender Dienſt geſchehen. — Weimar, den 16. October 1823."

Aus Vorſtehendem erkennt man den großen und unerſetzlichen Schaden, welchen falſche, ganz oder halb erlogene Schriften im Publicum anrichten; er beſteht darin, daß das Urtheil der Menge, welches immer einer hohen, reinen Leitung bedarf, ſich durchaus an ſolchen Schriften verwirrt, die durch Annäherung an gewiſſe Originalitäten gerade das Beſſere zu ſich herabziehen, ſo daß das Mittelmäßige vom Vortrefflichen, das Schwache vom Starken, das Abſurde vom Erhabenen nicht mehr zu ſcheiden iſt.

Wer indeſſen Freude an der Franzöſiſchen Litteratur hat, auch an den Einwirkungen der Litteraturen in einander einſtigen Theil nimmt, mag mit uns das Glück preiſen, daß ein ſolches Juwel, als das ſchon anerkannte und noch allgemeiner anzuerkennende, ſich doch endlich wieder gefunden hat.

Nunmehr aber halte ich für nöthig, Etwas über die Noten zu äußern, welche ich meiner Ueberſetzung jenes Dialogs zugefügt hatte.

Das große Intereſſe, das ich dieſem Dialog bei der erſten Leſung zuwendete, entſprang wohl aus der frühern Bekanntſchaft mit Diderot's Werken in dem Augenblick, da ſie erſchienen. Die oft genannte und noch jetzt reſpectable Correſpondenz, womit Herr von Grimm ſein Paris in Verbindung mit der übrigen Welt zu erhalten wußte, ward durch die neu entſtandenen und entſtehenden Werke höchlich geſteigert. Stückweiſe kamen La Religieuse, ſo wie Jacques le Fataliste, in ununterbrochener Folge nach Gotha, wo denn dieſe ſich einander folgenden Abſchnitte jener bedeutenden Werke gleich in beſondere Hefte abgeſchrieben und in jenem Kreiſe, zu dem ich auch zu gehören das Glück hatte, mitgetheilt wurden.

Unſere Tagblätter bedienen ſich deſſelben Kunſtſtücks, ihre Leſer von Blatt zu Blatt fortzuziehen, und wenn es auch nur der Neugierde wegen geſchähe. Uns aber wurden jene gehaltſchweren Abtheilungen nach und nach zugezählt, und wir hatten während der gewöhnlichen Pauſen immer genug zu thun, den Gehalt dieſer ſucceſſiven Trefflichkeiten zu bedenken und durchzuſprechen; wodurch wir ſie uns auf eine Weiſe eigen machten, von welcher man in der ſpätern Zeit kaum einen Begriff haben möchte.

Ich aber hatte von diesen Dingen desto größere Förderniß und Belehrung, als ich von Kindheit auf, wie ich in meinen biographischen Heften schon gestanden habe, mit der Französischen Litteratur durchaus befreundet worden; weßhalb mir denn alle in dem gedachten Dialog vorkommenden gerühmten und gescholtenen Personen nicht fremd waren und mir dadurch diese sehr complicirte Production in heiterer Klarheit vor der Seele stand.

Betrachtete ich nun aber meine lieben Landsleute in dieser späten Zeit, so konnte ich nicht erwarten, daß jene Tage nur irgend einem Deutschen wie mir könnten gegenwärtig sein. Die Regierungsjahre Ludwigs XV. waren schon völlig in den Hintergrund getreten; die Revolution hatte ganz andere Zustände und Ansichten hervorgebracht; von solchen Freiheiten eines mäßigen, beschaulich humoristischen Lebens, wie solches in dem Element der ersten sechziger Jahre nur zu denken war, konnte die Rede nicht mehr sein.

Da man doch aber ältere litterarische Bezüge in solchen Fällen durch Noten mit Vergnügen aufgeklärt sieht, so dachte ich das Entschwundene dem Deutschen Leser wieder entgegenzuheben; allein auch diese Bemühung war für den Augenblick vergebens; die Kriegstage und Jahre verschlangen alles Interesse, und auch ohne Dieß konnte ein solches Werk an keine augenblickliche Theilnahme einigen Anspruch machen.

Gleicher Weise unterließ der Verleger den Abdruck des Originals, wodurch denn jene Verwirrung für die Folgezeit eingeleitet wurde.

Die oben genannten jungen Männer mußten, indem sie heimlich an ihrer Rückübersetzung arbeiteten, auch von den Noten Kenntniß nehmen, welche ich meiner Arbeit hatte folgen lassen. Sie schienen, dieselben wohl durchgedacht zu haben und faßten den Entschluß, eine Uebersetzung davon als eines eigenen Werks und dadurch dem Französischen Publicum angemessener zu liefern. Sie gaben daher nun das Werk in dem Jahre 1823 unter folgendem Titel heraus: Des hommes célèbres de France au dix-huitième siècle, et de l'état de la littérature et des arts à la même époque, par Mr. Goethe: traduit de l'Allemand, par M. M. de Saur et de Saint Géniés; et suivi de notes des traducteurs, destinées à developper et à compléter sur plusieurs points importans les idées de l'auteur. Paris chez Antoine Augustin Renouard. 1823.

Dieses Buch, mit einiger Gunst angesehen, kann man wirklich als wohl zusammengestellt gelten lassen; in einer kurzen Vorrede geben sie einen allgemeinen Begriff von meinen dichterischen und litterarischen Bemühungen, dem sie einen leichten Abriß meines Lebens folgen lassen. Meine Noten zu „Rameau's Neffen", die ich in alphabetische Ordnung gestellt, haben sie umgesetzt, um dem Titel ihres Werkes einiger Maßen nachzukommen. Voltaire steht oben an, Diderot und andere interessante Menschen folgen. Uebersetzungsweise, Geschmack, Musik kommen zur Sprache.

Die Uebersetzung selbst ist sehr frei, theils auslassend, theils paraphrastisch, jedoch ungeachtet einer solchen Behandlung völlig im Sinne des Originals, in welchen sie genugsam eingedrungen sind; deßwegen sich auch auf diese Weise der Text, als zusammenhängend und übereinstimmend, ganz bequem lesen läßt.

Dagegen haben sie sich in den hinzugefügten Noten ihrer Freiheit bedient und bald im Einklang, bald in einigem Widerspruch sich zu vernehmen gegeben. Bald lassen sie gelten, bald bestimmen, bald berichtigen sie; wo denn ihre Erweiterungen und die fernere, genauere Kenntniß dieser Gegenstände ganz willkommen sind; deßwegen auch dieses Buch, wie es liegt, als ein brauchbarer Beitrag zur Französischen Litteratur, wie sie sich in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts gebildet hatte, gar wohl angesehen werden kann. Noch verdient bemerkt zu werden, wie angenehm ihnen die Billigkeit gewesen, womit ein Ausländer ihre Litteratur betrachtet und behandelt. So wird es auch einem Jeden bei Durchlesung dieses Bandes interessiren, den Brief Voltaire's an Palissot wieder zu finden, worin er Diesen wegen des Schauspiels „die Philosophen" bestraft; ein bewundernswerthes Beispiel, wie man mit gerechter Schärfe und Strenge zugleich sich auf's Anmuthigste und Heiterste benehmen kann; eine Art jedoch, die vielleicht Niemandem als Voltaire gelang, vielleicht auch keine andere Nation so gut hätte kleiden können.

Nachdem die Französische Uebersetzung des Diderot'schen Dialogs erschienen war, fing man an zu zweifeln, ob dieser Neffe Rameau's jemals existirt habe. Glücklicher Weise fand man in Mercier's Tableau de Paris eine Stelle, welche sein Dasein außer Zweifel setzt und sowohl vom Oheim als vom Neffen characteristische Züge mittheilt. Auch diese fügen wir übersetzt hier bei; es ist Mercier, der spricht.

„Ich habe", sagt er, indem er vom Oheim zu reden beginnt, „in meiner Jugend Rameau, den Musicus, gekannt. Es war ein langer Mann, hager und hager, eingeschrumpften Unterleibes, der, gebückt wie er war, im Palais Royal stets spazieren ging, die Hände auf dem Rücken verschränkt, um sich einiges Gleichgewicht zu geben. Er hatte eine lange Nase, ein spitzes Kinn,

der ſich ihr zu Liebe die Rippen zerſtoßen ließe? Mag ſie's für meinen Sohn haben, der um ihretwillen aus dem Lande gelaufen iſt, ſagt ein dritter. — Vergebens! — Es iſt erſchrecklich, es iſt abſcheulich! O wenn Jery in der Nähe wäre, der einzige, der uns retten könnte!

Bäbely kommt aus der Hütte, der Vater geht ihr entgegen, ſie lehnt ſich auf ihn. Mein Vater! Ohne Schutz! Ohne Hülfe! Dieſe Beleidigung! Ich bin ganz außer mir. — Ich traue meinen Sinnen nicht, und mein Herz kann's nicht tragen.

Jery tritt auf.

Vater. Jery, ſey willkommen, ſey geſegnet.

Jery. Was geſchieht hier? Warum ſeyd ihr ſo verſtört?

Stecken ſtatt der Beine und eine ſchnarrende Stimme. Er ſchien unzugänglichen Humors und nach Art der Poeten ſprach er unſinnig über ſeine Kunſt.

Man ſagte damals: die ganze muſicaliſche Harmonie ſei in ſeinem Kopfe. Ich ging in die Oper, aber Rameau's Opern ennuyirten mich äußerſt. Doch wurden ſie mir von Jedermann als das non plus ultra der Muſik vordemonſtrirt, ſo daß ich, an mir ſelber irre werdend, mich für dieſe Kunſt verloren hielt und mich innerlich betrübte, bis Gluck, Piccini, Sacchini meine ſchlummernden oder betäubten Fähigkeiten im Grunde meiner Seele erweckten. Von Rameau's großem Ruhme begriff ich Nichts und es wollte mich ſpäter bedünken, als hätte ich nicht ſo ganz unrecht gehabt.

Er konnte Voltaire nie eine Note begreiflich machen und Dieſer Jenem nie die Schönheit eines ſeiner Verſe, ſo daß, als ſie einſt gemeinſam an einer Oper arbeiteten, ſie faſt handgemein wurden, indem ſie über die Harmonie ſprachen.

Derſelbige Rameau, eines Tages eine ſchöne Dame beſuchend, erhebt ſich plötzlich von ſeinem Stuhle, nimmt einen kleinen Hund von ihrem Schooß und wirft ihn aus dem dritten Stockwerk zum Fenſter hinaus. Die erſchrockene Dame ruft: „Was macht Ihr, mein Herr!“ — „Er beißt falſch“, ſagt Rameau, indem er mit dem Unwillen eines Mannes auf- und abgeht, deſſen Ohr höchlich beleidigt worden.

Ich habe auch ſeinen Neffen gekannt, der halb ein Abbé, halb ein Laie war; der in den Caffee-Häuſern lebte und alle Wunder der Tapferkeit, alle Wirkungen des Genie's, alle edle Selbſtverläugnung, kurz alles Große und Gute, was je in der Welt geſchehen, auf das Kauen reducirte. Nach ihm hatte alles Das keinen andern Zweck und keinen andern Erfolg gehabt, als um Etwas zwiſchen die Zähne zu bekommen.

Er predigte dieſe Lehre mit einer ſehr ausdrücklichen Geberde und einer höchſt materiſchen Bewegung der Kinnladen. Sprach man von einem ſchönen Gedicht, von einer edeln That, von einem guten Geſetze, ſo ſagte er: „Alles Dieſes, vom Marſchall von Frankreich bis zum Schuhflicker und von Voltaire bis zu Chaban oder Chabanon, geſchieht bloß, um Etwas zu bekommen, das man in den Mund thue und woran man die Geſetze der Maſtication erfülle.“

Eines Tages im Geſpräch ſagte er mir: „Mein Onkel, der Muſicus, iſt ein großer Mann; aber mein Vater, erſt Soldat, dann Geiger, dann Kaufmann, war ein noch größerer. Ihr ſollt urtheilen! Er war es, der Etwas zwiſchen die Zähne zu bringen verſtand! —

Ich lebte im väterlichen Hauſe mit vieler Sorgloſigkeit; denn es war immer meine Art, wegen der Zukunft wenig neugierig zu ſein. Ich hatte mein zweiundzwanzigſtes Jahr zurückgelegt, als mein Vater eines Tages in mein Zimmer trat und mir ſagte: Wie lange willſt Du noch ſo in Deiner faulen Art hinleben? Seit zwei Jahren erwarte ich Werke von Dir. — Weißt Du, daß ich in meinem zwanzigſten Jahre gehangen war und einen Zuſtand hatte? —

Da ich ſehr guter Dinge war, antwortete ich meinem Vater: Das nenne ich einen Zuſtand, gehangen zu ſein! Aber wie geſchah es, daß Ihr gehangen und doch mein Vater wurdet?

Höre, ſagte er, ich war Soldat und marodirte; der Profoß faßte mich und ließ mich an einen Baum knüpfen. Ein kleiner Regen verhinderte den Strick zu gleiten, wie er ſollte, oder vielmehr wie er nicht ſollte. Der Henker hatte mir mein Hemd gelaſſen, weil es löcherig war; Huſaren ritten vorüber und nahmen mir mein Hemd auch nicht, weil es nichts taugte; aber mit einem Säbelhieb durchſchnitten ſie den Strick und ich fiel auf die Erde. Sie war feucht; die Friſche brachte mich wieder zu mir und ich lief auf einen Marktflecken zu, der nicht weit war. Ich trete in eine Weinſchenke; ich ſage zur Frau: erſchrecket Euch nicht, mich im Hemde zu ſehen; mein Gepäck folgt hinter mir. Doch davon hernach. Jetzt bitte ich um Nichts als eine Feder, Tinte, vier Bogen Papier, ein Brod für einen Sou und einen Schoppen Wein.

Ohne Zweifel hat mein durchlöchertes Hemde die gute Frau zum Mitleid bewogen. Ich ſchrieb auf die vier Bogen Papier: Heute großes Schauſpiel, gegeben durch den berühmten Italiener; die erſten Plätze zu ſechs Sous, die zweiten zu drei. Jedermann tritt herein, wenn er bezahlt.

Ich verſchanzte mich hinter einer Tapete, borgte eine Geige, ſchnitt mein Hemde in Stücke und machte daraus fünf Marionetten, die ich mit Tinte und ein wenig von meinem Blute bemalte; und ſo war ich fertig, um wechſelsweiſe meine Puppen reden zu laſſen und hinter meiner Tapete zu ſingen und zu geigen.

Ich hatte im Präludiren meinem Inſtrument einen außerordentlichen Ton gegeben; die Zuſchauer ſtrömten herzu; der Saal wurde voll. Der Geruch der nahen Küche gab mir neue Kräfte und der Hunger, der einſt Horaz begeiſterte, inſpirirte auch Deinen Vater. Während einer ganzen Woche gab ich täglich zwei Vorſtellungen und auf dem Zettel Nichts von Herabſetzung der Preiſe. Ich wanderte aus der Schenke mit einem Reiſerock, drei Hemden, Schuhen und Strümpfen und hinreichendem Gelde bis zur Grenze. Eine kleine Heiſerkeit, durch das

Dingen verursacht, war ganz verschwunden, so daß der Fremde meine sonore Stimme bewunderte.

Du siehst also, daß ich im zwanzigsten Jahre berühmt war und meinen Zustand hatte. — Du bist zweiundzwanzig, hast ein neues Hemd auf dem Leibe; hier sind zwölf Franken und nun packe Dich. —

So verabschiedete mich mein Vater. Ihr werdet gestehen, daß es von dort ein zu weiter Weg war, als daß man hätte zu Dardanus oder Castor und Pollux gelangen sollen. Seitdem sehe ich alle Menschen ihre Hemden nach dem Grad ihrer Fähigkeit schneiden und öffentlich Marionetten spielen, und alles Dieß, um ihren Mund zu füllen. Die Mastication ist nach meiner Ueberzeugung der wahre Endzweck aller seltensten Dinge dieser Welt. —

Dieser Rameau's Neffe hatte am Tage seiner Hochzeit, für einen Thaler den Kopf, alle Leiermädchen von Paris gemiethet und er ging in ihrer Mitte durch die Straßen, indem er seine Frau am Arme führte. „Du bist die Tugend", sagte er, „aber ich habe Dir einen noch größern Glanz geben wollen durch diese Schatten, die Dich umringen."

So weit Mercier, dessen Unterredung mit Rameau's Neffen denselbigen Ton hat, wie Diderot's Dialog und welche große Aehnlichkeit hinreichend beweisen möchte, daß es kein erdichteter Character, sondern ein wirklicher Mensch gewesen sei, wonach beide Maler, ohne von einander zu wissen, ihr Portrait mit so großer Wahrheit entwarfen.

Alles Vorhergehende nochmals übersehend, scheint es mir dem allgemeinen Interesse gemäß, jenen oben angedeuteten Brief des Französischen Verlegers im Original beizufügen; er versetzt uns lebhafter in jene Tage, wo diese Angelegenheit mit Leidenschaft behandelt wurde.

Pardonnez moi, Monsieur, si je viens vous dérober quelques-uns de ces instants précieux que pour les plaisirs de notre âge, et ceux des siècles futurs vous avez consacrés au culte des muses; mais c'est au nom des manes de Diderot que je vous invoque, et le rang distingué que cet illustre écrivain me paraît tenir dans votre estime m'est un gage assuré, que je ne me serai point vainement adressé à vous. Je me sens encore soutenu dans ma témérité à solliciter de vous une réponse par ce profond caractère de vérité et de droiture que je trouve empreint dans tous vos écrits.

Il s'agit, Monsieur, de prononcer dans un procès purement littéraire, votre sentence sera sans appel, et votre réponse me donnera une victoire éclatante sur un imposteur qui n'a pas craint de me présenter au public français comme un fourbe capable d'en imposer au point de donner pour un original une traduction d'un ouvrage de Diderot. Voici le fait:

Editeur des „Oeuvres complètes de Diderot", j'ai rempli le vœu formé par vous-même en comprenant dans mon édition le „Neveu de Rameau." Cet ouvrage n'est pas encore publié. La traduction allemande que vous avez donnée de cet ouvrage remarquable, est si fidèle, me disait encore, il y a quelques jours, le fils de Pfeffel de Colmar, qu'il serait très-facile de reproduire textuellement Diderot.

Cependant pour rendre aux lettres françaises l'ouvrage de Diderot je n'ai point fait usage de votre traduction; j'ai imprimé mon édition sur une copie faite en 1760 sous les yeux de l'auteur; cette copie m'a été donnée par Madame la Marquise de Vandeuil, fille unique de Diderot, vivant et demeurant aujourd'hui à Paris, rue Neuve de Luxembourg Nro. 18.

D'un autre côté un Monsieur de Saur a retraduit en 1821, votre traduction, il l'a défigurée en beaucoup d'endroits, s'est permis beaucoup d'amplification et n'en a pas moins présenté son livre, comme un ouvrage posthume et inédit de Diderot. Aujourd'hui qu'il se voit forcé, d'avouer qu'il n'est que traducteur, il me dénonce comme un fourbe semblable à lui et prêche dans tous nos journeaux que mon édition, prétendue originale, n'est comme la sienne qu'une traduction de votre traduction. Prouvez le contraire, me dit-il, en me présentant l'autographe de Diderot et je me retracte à l'instant! Le méchant sait bien que cet autographe envoyé au prince de Saxe-Gotha, ou au prince Henri de Prusse a été détruit; et comme je n'ai à lui opposer que la copie faite par un secrétaire de Diderot, il persiste à taxer d'imposture la famille de Diderot et moi-même. C'est à vous seul qu'il est reservé, Monsieur, c'est à vous seul qu'il est possible de faire voir quels sont les trompeurs de M. de Saur ou de l'estimable Marquise de Vandeuil, avec laquelle je m'honore de faire cause commune dans cette affaire. La France attend votre arrêt.

J'ai l'honneur de vous envoyer, Monsieur, un exemplaire de mon édition „du neveu de Rameau." Vous reconnaîtrez, je n'en doute point, le même texte qui a servi à votre élégante traduction. Après avoir

reconnu la vérité de mes assertions serez-vous assez bon pour me donner, par la réponse d'ont j'ose me flatter d'être honoré, le moyen de confondre mes accusateurs et ceux de la famille de Diderot lui-même? Je me vois, à mon début dans le monde, compromis dans ce que j'ai de plus cher auprès de mes concitoyens, dans mon honneur même, puisque ces Messieurs n'ont pas craint de me présenter comme capable d'abuser de la confiance publique.

Je vous envoie aussi, Monsieur, un journal dans lequel vous verrez que ces Messieurs traitent Diderot avec aussi peu de pudeur que de bonne foi.

Vous recevez enfin un exemplaire de la traduction de M. M. de Saur et de Saint-Géniès dans lequel j'ai souligné ou indiqué une faible partie des contre-sens qu'ils ont faits et des additions qu'ils se sont permises. Les numeros inscrits à la marge indiquent les pages correspondantes de mon édition.

Si vous daignez m'honorer d'une réponse, je ne doute pas de voir contester par mes détracteurs l'authenticité de votre signature; mais l'Europe savante la connaît et l'Institut de France est là pour me venger.

C'est beaucoup vous demander, Monsieur, que de solliciter de vous de pareils soins; mais je suis sûr que quand il dépend de vous d'assurer le triomphe de la vérité et de confondre l'imposture, vous oublierez promptement toutes les peines que vous avez pu prendre.

Je suis, Monsieur, avec les sentimens du plus profond respect, et de la plus haute considération de Votre Excellence, le très humble et très obéissant serviteur

Brière

Libraire-Éditeur des Oeuvres de Diderot, rue St. André des Arts Nro. 40.

Paris, le 27. Juillet 1829.

Don Alonso ou l'Espagne.

Histoire contemporaine par N. A. de Salvandi. Paris 1830.

Ein merkwürdig hiſtoriſcher Roman! — Dieſe Art Schriften ſtanden ſonſt nicht im beſten Ruf, weil ſie gewöhnlich die Geſchichte in Fabel verwandelten und unſere hiſtoriſche, mühſam erworbene, reine Anſchauung durch eine irregeleitete Einbildungskraft zu verwirren pflegten. Neuerer Zeit aber hat man ihnen eine andere Wendung gegeben; man ſucht der Geſchichte nicht ſowohl durch Fictionen, als durch die Kraft dichteriſchen Bildens und Darſtellens zu Hülfe zu kommen und ſie dadurch erſt recht in's Leben einzuführen. Dieſes iſt nun mehr oder weniger zu erreichen, wenn man wirkliche Haupt-Figuren auftreten, ſie durchaus rein hiſtoriſch portraitiert, ihrem Character gemäß handeln läßt; die Geſtalten der Umgebung ſodann nicht ſowohl erfindet, als zeitgemäß zu bilden verſteht, ſo daß die ſittlichen Eigenſchaften und Eigenheiten der gewählten Epochen durch Individuen ſymboliſirt, dieſe aber durch allen Verlauf und Wechſel ſo durchgehalten werden, daß eine große lebendige Maſſe von Wirklichkeiten ſich zu einem glaubwürdigen, überredenden Ganzen vereinigt und abrundet.

Walter Scott gilt als Meiſter in dieſem Fache; er benutzte den Vortheil, bedeutende, aber wenig bekannte Gegenden, halb verſchollene Begebenheiten, Sonderbarkeiten in Sitten, Gebräuchen und Gewohnheiten kunſtreich aufzuſtellen und ſo ſeinen kleinen, halb wahren Welten Intereſſe und Beifall zu verſchaffen.

Der nun auftretende Gallier iſt ſchon kühner; er webt und wirkt in den neueſten Zeiten. Wenn er alſo namhafte Perſonen portraitirt, ſo kann ihm die Tagsgeſchichte gleich nachkommen; und was die erfundenen betrifft, ſo laſſen ſich dieſe auch an der Gegenwart prüfen: denn wie unſere Zeitgenoſſen überall denken und handeln, davon haben wir Empfindung und auch wohl Begriff.

Ein ſo großes Werk, wie „Alonzo", ſeinem Gange nach zu entwickeln, wäre eine ſehr ſchwierige Arbeit, die unſers Amts nicht iſt; früher oder ſpäter, im Original oder Ueberſetzung, wird das Werk allgemein geleſen werden. Wie reich ſein Inhalt ſein müſſe, ergibt ſich aus folgendem Verzeichniß der von vornherein handelnden Perſonen, das um ſo nöthiger iſt, als im gedrängten Gange des Werks dieſe Geſtalten öfters wiederkommen und ſich dermaßen kreuzen, daß nur ein aufmerkſames wiederholtes Leſen und eine deutliche Vorſtellung von den wechſelſeitigen Einwirkungen verſchaffen kann. Daher wird jeder Leſer gern, wie der Zuſchauer eines perſonenreichen Schauſpiels, dieſen Anmeldezettel öfters zu Rathe ziehen.

Alonzo.

Hiſtoriſcher Roman.

Perſonen der einleitenden Erzählung.

Der Autor, Franzoſe, Reiſender, tritt 1820 an der Weſtſeite über die Spaniſche Grenze.

Don Geronimo, Alcade von Ucbar, zugleich Wirth einer geringen Herberge.

Donna Ureca, deſſen Gattinn.

Don Juan de Dios, älterer Sohn, Studierender.

Francisco di Paula, jüngerer Sohn, zum

geiſtlichen Stande beſtimmt, einſtweilen Hausknecht.
Pajita, auch Franciſca, nettes Mädchen, Nichte.
Pater Procurator, ein Dominikaner.
Antonio, Wetturin, Liebhaber der Pajita.
Unbekannter, geheimnißvoll.
Intendant eingezogener Güter.
Conſtitutioneller General, Bruder von Donna Uraca, Vater von Pajita.
Madame Hiriart, Wirthinn zu Ainhoa.

Perſonen des Manuſcripts von Ainhoa, welches mit dem Tode Carls III. beginnt, 1788.

Don Louis, entlaſſener Officier.
Donna Leonor, deſſen Gemahlinn.
Alonzo. } Kinder.
Maria de las Angustias, nachher vermählte Marquiſe von C. Pablo. } Kinder.
Fray Iſidoro, Inquiſitor von Mexico.

•

Carl IV. König von Spanien.
Maria Louiſe, Königinn von Spanien.
Prinz von Aſturien, Sohn und Thronfolger.
Godoy, Herzog von Alcudia, Friedensfürſt, Günſtling, Beherrſcher des Reichs.

•

Enriquez, ſonſt berühmt im Stiergefechte, jetzt Invalid.
Antonio, Wetturin, Gracioſo. Siehe oben in der Einleitung.
Fray Aparicio, junger Pfaffe, deſſen Bruder.
Commiſſarius zu Salamanca, Hauswirth des ſtudirenden Alonzo.
Donna Engrazia, Hauswirthinn.
Don Mariano, ihr Enkel, Baccalaurens.
Mariana, Dienſtmagd.

•

Sir Georges Wellesley, Engländer von Einfluß.

•

Don Juan, Herzog von L., vormals als Baron von B., Gouverneur von Havanna.
Don Carlos, ſein älteſter Sohn, Garde-Officier, Ritter der Puerta del Sol.
Don Jayme L., vornehmer Wüſtling, Bruder des Don Carlos.
Der Graf von D.
Donna Matea, ſeine Gemahlinn.
Aldonza, ihre Tochter.
Domingo, ihr Vater, reicher Kaufmann von Cadix.
Ines, ihre Kammerfrau.
Margarita, ihr Kammermädchen.
Don Oſorio, Marquis von C., Schwager des Herzogs von L.
Der Graf von L., Günſtling des Günſtlings Godoy.
Sor Maria de los Dolores, Aebtiſſinn, Witwe des Bruders vom Marquis von C.
Conducteur eines Fuhrwerks.
Hidalgo di Xativa, von Valencia gebürtig. In Erinnerung alter Zeiten für Oeſterreich gegen die Bourbons geſinnt.
Don Lope, geheimnißvoller Officier, des Prinzen von Aſturien Jugendgenoſſe, eingezogen mit ihm, nun durch eine reichliche Stelle in America belohnt.
Der Prälat Iſidoro. Siehe oben Fray Iſidoro.

Hiermit wären wir noch nicht einmal bis zu Ende des erſten Theils gelangt; indeſſen ſind die Haupt-Perſonen doch ſchon eingeleitet. Wir verlaſſen unſern Helden in dem Augenblicke, da er nach America in eine ehrenvolle Verbannung geſendet wird. Auf dieſem Schauplatz der neuen Welt treten neue Perſonen auf, mit denen ſich der Theilnehmer ſchon leichter bekannt machen wird. Kehrt er nach Europa zurück, ſo findet er ſich in bekannter Umgebung.

Zu eigener Aushülfe übernahmen wir die Bemühung, vorſtehendes Verzeichniß auszuziehen, um die Schwierigkeiten, auf die man bei'm Leſen des Werks geräth, überwindlicher zu machen; ſie beſtehen aber darin, daß vier Perſonen, was ihnen begegnet iſt, erzählen: der Reiſende, der Verfaſſer des Manuſcripts von Ainhoa, ein Einſiedler und ein ritterlicher Soldat. Alle ſprechen in der erſten Perſon, wodurch denn der Verfaſſer freilich den großen Vortheil hat, ſie als gegenwärtig bei allen Ereigniſſen auftreten zu laſſen; wie wir denn vom Tode Carl's III. 1789 an bis auf den nächſt heutigen Tag durch Augenzeugen von den merkwürdigen Fortſchritten der großen Verwirrung eines Reichs belehrt werden.

Dieſe Erzählungen werden uns aber nicht etwa hinter einander, ſondern über einander geſchoben vorgelegt, worein wir uns denn zu finden und uns deſto aufmerkſamer bei'm Leſen zu benehmen haben.

Hat man ſich nun in das Geſchichtliche gefunden, ſo muß man den Vortrag des Verfaſſers bewundern und zugleich ſeine freie Ueberſicht über die laufenden Welthändel mit Beifall begrüßen. Wir ſehen, wie er, als Dichter und Redner, einen Jeden für ſeine Partei und wieder die Gegner ausführlich, klar und kräftig reden läßt und mithin die Darſtellung der wild widerſprechenden Geiſter, woraus denn die vielleicht nicht zu ſchlichtende Verwirrung entſpringt, zuletzt redlich vollendet. So wird z. B. Anfangs von Jedermann auf Napoleon geſcholten und das Allerſchlimmſte über ihn ausgeſprochen: wie er aber perſönlich auftritt, ein Gefecht einleitet

und durchführt, erſcheint er als Fürſt und Heerführer zum Günſtigſten.

Daß bei dem Hervortreten eines ſolchen Werkes die Franzöſiſchen Journale nicht ſchweigen konnten, läßt ſich denken; der Conſtitutionnel rühmt es unbedingt, das Journal des Debats ergreift eine der mißwollenden Critik nicht fremde Manier, den Autor herabzuwürdigen; denn es fordert von Dem, der eine ſolche Arbeit unternehmen wollte, unverträgliche, unmögliche Eigenſchaften, verſichert, das Werk ſei ſchlecht, weil es dieſe Bedingungen nicht erfülle; im Einzelnen ſei es lobenswürdig; das Ganze aber müſſe caſſirt und umgeſchrieben werden.

Nachdem aber nun der Recenſent eine ganze Strecke vorwärts geſchritten, ſo wird er zuletzt wie Bileam, ſeinen Fluch mit Segnungen abzuſchließen, vom guten Geiſte genöthigt. Wir theilen die merkwürdige Stelle und zwar im Grund-Texte mit, da, wie uns ein Verſuch belehrt hat, die ſorgfältigſte Ueberſetzung ſich nicht der Klarheit und Entſchiedenheit des Originals bemächtigen könnte.

Ce livre porte beaucoup à réfléchir. Je n'en connais pas qui offre une peinture plus vraie des mœurs de l'Espagne, qui donne une idée plus complète de l'état de ce pays, et des causes qui l'ont tenu, peut-être sans espoir de retour, loin du mouvement de la civilisation de l'Europe. M. de Salvandy doit beaucoup à ses propres observations; il est facile aussi de voir qu'il a obtenu des renseignemens précieux sur quelques parties des grands débats qui ont eu lieu dans la Péninsule; il en a fait usage avec discernement. S'il montre l'excès des forces de la jeunesse dans la complication de son sujet, dans la pompe de son style, il laisse percer un esprit mûri de bonne heure par les grandes questions qui agitent l'ordre social, et propre par conséquent à les développer et à les juger.

Ein ſolches Zeugniß, das der Partei-Schriftſteller Einem von der Gegenſeite zu ertheilen genöthigt iſt, finden wir freilich aller Ehren werth und acceptiren es auf's Höflichſte; doch ſagen wir zugleich: ſo ſchön und bedeutend auch die zugeſtandenen Eigenſchaften ſind, ſo hat der Mann doch das Beſte vergeſſen, denjenigen Vorzug, worauf die übrigen alle beruhen. Er überſieht nämlich die Pietät, die man freilich nicht in den Handlungen der aufgeführten Perſonen, vielmehr in dem Sinne des Ganzen, in dem Gemüth und Geiſte des Verfaſſers zu ſuchen hat.

Pietät, ein im Deutſchen bis jetzt jungfräulich keuſches Wort, da es unſere Reiniger abgelehnt und als ein fremdes glücklicher Weiſe bei Seite gebracht haben. Pietas gravissimum et sanctissimum nomen, ſagt ein edler Vorfahr und geſteht ihr zu, ſie ſei fundamentum omnium virtutum. Hierüber uns dieß Mal herauszulaſſen, verbeut uns Zeit und Platz, deßhalb ſagen wir nur kürzlich ſo viel:

Wenn gewiſſe Erſcheinungen an der menſchlichen Natur, betrachtet von Seiten der Sittlichkeit, uns nöthigen, ihr eine Art von radicalem Böſen, eine Erbſünde zuzuſchreiben: ſo fordern andere Manifeſtationen derſelben, ihr gleichfalls eine Erbtugend, eine angeborne Güte, Rechtlichkeit und beſonders eine Neigung zur Ehrfurcht zuzugeſtehen. Dieſen Quellpunct, wenn er, im Menſchen cultivirt, zur Thätigkeit, ins Leben, zur Oeffentlichkeit gelangt, nennen wir Pietät, wie die Alten.

Mächtig zeigt ſie ſich von Eltern zu Kindern, ſchwächer von Kindern zu Eltern; ſie verbreitet ihre ſegensvolle Einwirkung von Geſchwiſtern über Blut-, Stammes- und Landesverwandte, erweiſt ſich wirkſam gegen Fürſten, Wohlthäter, Lehrer, Gönner, Freunde, Schützlinge, Diener, Knechte, Thiere und ſomit gegen Grund und Boden, Land und Stadt; ſie umfaßt Alles, und indem ihr die Welt gehört, wendet ſie ihr Letztes, Beſtes dem Himmel zu; ſie allein hält der Egoiſterei das Gegengewicht, ſie würde, wenn ſie durch ein Wunder augenblicklich in allen Menſchen hervorträte, die Erde von allen den Uebeln heilen, an denen ſie gegenwärtig und vielleicht unheilbar krank liegt. Schon ſagten wir zu viel und würden bei der größten Ausführlichkeit immer nur zu wenig ſagen; deßwegen zeuge der Verfaſſer mit kurzen Worten für ſich ſelbſt:

La jeunesse a besoin de respecter quelque chose. Ce sentiment est le principe de toutes les actions vertueuses; il est le foyer d'une émulation sainte qui aggrandit l'existence et qui l'élève. Quiconque entre dans la vie sans payer un tribut de vénération, le traversera toute entière sans en avoir reçu.

Und wäre nicht dieſe heilige Gnade Gottes und der Natur in unſerm Freunde durchdringend lebendig, wie ſollte er als Jüngling zu dem höchſten Reſultat der Lebensweisheit gelangt ſein, das wir mit Bewunderung im Laufe des Werkes gewahr wurden und mit Erſtaunen an einer einzelnen Stelle klar ausgeſprochen fanden? Möge ſie Vielen deutlich werden und manches beunruhigte Gemüth mit ſeinem Zuſtande verſöhnen!

Je crois qu'en effet le premier devoir de ce monde est de mesurer la carrière que

le hasard nous a fixée, d'y borner nos vœux, de chercher la plus grande, la plus sûre des jouissances dans le charme des difficultés vaincues et des chagrins domptés: peut-être la dignité, le succès, le bonheur intime lui-même ne sont-ils qu'à ce prix. Mais pour arriver à cette résignation vertueuse, il faut de la force, une force immense.

Oeuvres dramatiques de Goethe.

Traduites de l'allemand; précédées d'une notice biographique et littéraire. 4 vol. in 8.

In dem Augenblick, da der Deutschen Nation die Frage vorgelegt wird, inwiefern sie eine Sammlung von Goethe's vieljährigen litterarischen Arbeiten günstig aufnehmen wolle, muß es angenehm sein, zu erfahren, wie sich seine Bemühungen einer Nachbar-Nation darstellen, welche von jeher nur im Allgemeinen an Deutschem Bestreben Theil genommen, Weniges davon gekannt, das Wenigste gebilligt hat.

Nun dürfen wir nicht läugnen, daß wir Deutschen gerade wegen dieses eigensinnigen Ablehnens auch gegen sie eine entschiedene Abneigung empfunden, daß wir uns um ihr Urtheil wenig bekümmert und sie gegenseitig nicht zum Günstigsten beurtheilt haben. Merkwürdig jedoch mußte es uns in der neuesten Zeit werden, wenn Dasjenige, was wir an uns selbst schätzten, auch von ihnen anfing geschätzt zu werden, und zwar nicht, wie bisher, von einzelnen besonders gewogenen Personen, sondern in einem sich immer weiter ausbreitenden Kreise.

Woher diese Wirkung sich schreibe, verdient gelegentlich eine besondere, nähere Untersuchung und Betrachtung. Hier werde nur der bedeutende Umstand hervorgehoben, daß Franzosen sich entschieden überzeugten: bei dem Deutschen walte ein redlicher Ernst ob; er gehe bei seinen Productionen mit dem besten Willen zu Werke; eine tüchtige und zugleich ausdauernde Energie könne man ihm nicht ablängnen. Und nun mußte freilich aus einer solchen Uebersicht unmittelbar der reine, richtige Begriff entspringen, daß man eine jede Nation, sodann aber auch die bedeutenden Arbeiten eines jeden Individuums derselben aus und an ihnen selbst zu erkennen, auch, was noch mehr ist, nach ihnen selbst zu beurtheilen habe. Und so darf uns denn in weltbürgerlichem Sinne wohl freuen, daß ein durch so viel Prüfungs- und Läuterungs-Epochen durchgegangenes Volk sich nach frischen Quellen umsieht, um sich zu erquicken, zu stärken, herzustellen und sich deßhalb mehr als jemals nach außen, zwar nicht zu einem vollendeten, anerkannten, sondern zu einem lebendigen, selbst noch im Streben und Streiten begriffenen Nachbarvolke hinwendet.

Aber nicht allein auf den Deutschen richten sie ihre Aufmerksamkeit, sondern auch auf den Engländer, den Italiener; und wenn sie Schiller's „Cabale und Liebe" in drei Nach- und Umbildungen gleichzeitig auf drei Theatern günstig aufnehmen; wenn sie Musäus's Märchen übersetzen: so sind Lord Byron, Walter Scott und Cooper bei ihnen gleichfalls einheimisch und sie wissen die Verdienste Manzoni's nach Gebühr zu würdigen.

Ja, wenn man genau auf den Gang, den sie nehmen, Acht gibt, so möchte die Zeit herannahen, wo sie uns Deutsche an gründlich freisinniger Critik zu übertreffen auf den Weg gelangen. Möge sich Dieß ein Jeder, den es angeht, gesagt sein lassen. Wir wenigstens beobachten genau, was sie auf ihrem hohen, nicht längst erreichten Standpuncte Günstiges oder Ungünstiges über uns und andere Nachbar-Nationen aussprechen. Dieß sei hinreichend, um eine Recension der obengenannten Uebersetzung anzukündigen, die wir in abkürzendem Auszug hiermit einführen wollen. Zu lesen ist sie Globe 1826, Nro. 55. 64.

Der Referent fängt damit an, daß er die frühern und spätern Einwirkungen „Werther's" in Frankreich characteristisch bezeichnet, sodann aber die Ursachen bemerkt und ausspricht, warum seit so vielen Jahren von meinen übrigen Arbeiten nur wenige Kenntniß dorthin gekommen.

„An der Langsamkeit, mit welcher Goethe's Ruf sich bei uns verbreitete, ist größtentheils die vorzüglichste Eigenschaft seines Geistes Schuld, die Originalität. Alles, was höchst original ist, d. h. stark gestempelt von dem Character eines besondern Mannes oder einer Nation, daran wird man schwerlich sogleich Geschmack finden und die Originalität ist das vorspringende Verdienst dieses Dichters; ja man kann sagen, daß in seiner Unabhängigkeit er diese Eigenschaft, ohne die es kein Genie gibt, bis zum Uebermaße treibe. Sodann bedarf es immer einer gewissen Anstrengung, um uns aus unsern Gewohnheiten herauszufinden und das Schöne zu genießen, wenn es unter neuer Gestalt vor uns tritt. Aber bei Goethe ist es nicht mit einem Anlauf gethan; man muß es für ein jedes seiner Werke erneuern; denn alle sind in einem verschiedenen Geiste verfaßt. Wenn man von einem zum andern geht, so tritt man jedes Mal in eine neue Welt ein. Solch eine fruchtbare Mannigfaltigkeit kann freilich faule Imaginationen erschrecken, ausschließenden Lehrweisen ein Aergerniß geben; aber diese Mannigfaltigkeit des Talents ist ein Zauber für Geister,

die ſich genug erhoben, um es zu begreifen, kräftig genug ſind, ihm zu folgen.

Es gibt Menſchen, deren ſtark ausgeſprochener Character uns Anfangs in Erſtaunen ſetzt, ja abſtößt; hat man ſich aber ihrer Art und Weiſe befreundet, ſo ſchließt man ihnen ſich an, gerade um der Eigenſchaften willen, die uns erſt entfernten. So ſind die Werke unſers Dichters; ſie gewinnen, wenn man ſie kennt; und um ſie zu kennen, muß man ſich die Mühe geben, ſie zu ſtudiren; denn oft verbirgt die Seltſamkeit der Form den tiefen Sinn der Idee. Genug, alle andern Dichter haben einen einförmigen Gang, leicht zu erkennen und zu befolgen; aber er iſt immer ſo unterſchieden von den Andern und von ſich ſelbſt; man erräth oft ſo wenig, wo er hinauswill; er verrückt dergeſtalt den gewöhnlichen Gang der Critik, ja ſogar der Bewunderung: daß man, um ihn ganz zu genießen, ebenſo wenig litterariſche Vorurtheile haben muß als er ſelbſt; und vielleicht fände man ebenſo ſchwer einen Leſer, der davon völlig frei wäre, als einen Poeten, der, wie er, ſie alle unter die Füße getreten hätte.

Man darf ſich alſo nicht verwundern, daß er noch nicht popular in Frankreich iſt, wo man die Mühe fürchtet und das Studium, wo Jeder ſich beeilt, über Das zu ſpotten, was er nicht begreift, aus Furcht, ein Anderer möge vor ihm darüber ſpotten; in einem Publicum, wo man nur bewundert, wenn man nicht mehr ausweichen kann. Aber endlich fällt es uns doch einmal gelegentlich ein, daß es leichter iſt, ein Werk zu verdammen, weil es nicht für uns gemacht war, als einzuſehen, warum es Andere ſchön finden. Man begreift, daß vielleicht mehr Geiſt nöthig iſt, um den Werth einer fremden Litteratur zu ſchätzen, als zu bemerken, daß ſie fremd iſt und Das für Fehler zu halten, was ſie von der unſerigen unterſcheidet. Man ſieht ein, daß man ſich ſelbſt verkürzt, wenn man neue Genüſſe der Einbildungskraft verſchmäht um des traurigen Vergnügens der Mittelmäßigkeit willen, der Unfähigkeit, zu genießen, der Eitelkeit, nicht zu verſtehen, des Stolzes, nicht genießen zu wollen.

Als Goethe ſeine Laufbahn antrat, war die Litteratur in Deutſchland in einem Zuſtande, wie ungefähr jetzt in Frankreich. Man war müde Deſſen, was man hatte und wußte nicht, was an deſſen Stelle zu ſetzen wäre; man ahmte wechſelsweiſe die Franzoſen, die Engländer, die Alten nach; man machte Theorien auf Theorien in Erwartung von Meiſterſtücken. Die Verfaſſer dieſer Lehrgebäude rühmten die künftigen Reſultate ihrer Sätze und beſtritten die Hoffnungen entgegenſtehender Doctrinen mit einer Lebhaftigkeit, welche an den Zorn der beiden Brüder in „Tauſend und einer Nacht“ erinnert, die ſich eines Tags im Geſpräch über ihre Kinder verfeindeten, die noch geboren werden ſollten.

Goethe, welchen dieſer Streit der Meinungen einen Augenblick von der Poeſie abgewendet hatte, ward bald durch einen herriſchen Beruf wieder zurückgeführt; und ſogleich beſchloß er, den Stoff ſeiner Productionen in ſich ſelbſt zu ſuchen, in Dem, was ihm Gefühl oder Nachdenken darreichte; er wollte Nichts malen, als was er geſehen oder gefühlt hatte und ſo fing für ihn die Gewöhnung an, woran er ſein ganzes Leben hielt: als Bild oder Drama Dasjenige zu realiſiren, was ihn erfreut, geſchmerzt, beſchäftigt hatte. Und ſo gedachte er, ſeiner Art, die äußern Gegenſtände zu betrachten, eine Beſtimmtheit zu geben und ſeine innerlichen Bewegungen zu beſchwichtigen. Dieſes bezeugt er uns ſelbſt und ſein ganzes litterariſches Leben iſt in jenen merkwürdigen Zeiten zuſammengefaßt. Lieſt man ihn, ſo muß man von dem Gedanken ausgehen, daß ein jedes ſeiner Werke auf einen gewiſſen Zuſtand ſeiner Seele oder ſeines Geiſtes Bezug habe; man muß darin die Geſchichte der Gefühle ſuchen wie der Ereigniſſe, die ſein Daſein ausfüllten. Alſo betrachtet, geben ſie ein doppeltes Intereſſe, und Dasjenige, was man für den Dichter empfindet, iſt nicht das Geringſte. Und wirklich, was ſollte man intereſſanter finden, als einen Menſchen zu ſehen, begabt mit reiner Empfindungsfähigkeit, einer mächtigen Einbildungskraft, einem tiefen Nachdenken, der ſich mit voller Freiheit dieſer hohen Eigenſchaften bedient, unabhängig von allen Formen, durch das Uebergewicht ſeines Geiſtes die eine nach der andern brauchend, um ihnen den Stempel ſeiner Seele aufzuprägen. Welch ein Schauſpiel, einen kühnen Geiſt zu ſehen, nur auf ſich ſelbſt geſtützt, nur ſeinen eigenen Eingebungen gehorchend! Gibt es wohl etwas Belehrenderes als ſein Beſtreben, ſeine Fortſchritte, ſeine Verirrungen? Aus dieſem Geſichtspunct verdient unſer Dichter betrachtet zu werden, und ſo werden wir ihn in dieſen Blättern beſchauen, bedauernd, daß ihr Zweck unſere Studien über ihn nur auf ſeine Theater-Stücke beſchränkt hat und daß die Grenzen eines Journals uns nöthigen, ſein Leben nur oberflächlich zu ſkizziren.“

Hier betrachtet nun der wohlwollende Recenſent das körperliche und ſittliche Mißgeſchick und die daraus entſtandene Hypochondrie eines jungen Mannes, die ſich hart und niedrig in den „Mitſchuldigen“, edler und freier im „Werther“, tiefer aber, bedeutender und weitausgreifender im „Fauſt“ manifeſtirt:

„Die Unbilden, welche der erſten Liebe des Dichters folgten, hatten ihn in düſtere Nieder-

geschlagenheit geworfen, welche noch durch eine epidemische Melancholie vermehrt ward, damals unter der Deutschen Jugend durch Verbreitung Shakespeare's veranlaßt. Eine schwere Krankheit trat noch zu dieser verdrießlichen Sinnesart hinzu, woraus sie vielleicht entstanden war. Der Jüngling verbrachte mehrere Jahre in solchen Leiden, wie die ersten Fehlrechnungen des Lebens, die Schwankungen einer Seele, die sich selbst sucht, gar oft einer glühenden Einbildungskraft zu fühlen geben, ehe sie für ihre Thätigkeit den Zweck gefunden hat, der ihr gemäß ist. Bald aufgeregt, bald entmuthigt, vom Mysticismus sich zum Zweifel wendend, wandelbar in seinen Studien, seine Neigungen selbst zerstörend, gereizt durch die Gesellschaft, erdrückt durch die Einsamkeit; weder Energie fühlend zu leben noch zu sterben: so war er in eine schwarze Traurigkeit gefallen, einen schmerzlichen Zustand, aus dem er sich erst durch die Darstellung des „Werther" befreite und der ihm den ersten Gedanken an „Faust" eingab.

Aber indessen das wirkliche Leben, wie es die gegenwärtige Societät bestimmt und geordnet hat, ihn durch sein ganzes Gewicht erdrückte, freute sich seine Einbildungskraft, in jene Zeiten freier Thätigkeit zu flüchten, wo der Zweck des Daseins klar vorlag, das Leben stark und einfach. Es schien dem melancholischen, entmuthigten Jüngling, daß er bequemer unter dem Harnisch des Kriegsmannes gelebt hätte, besser in der festen Burg des Ritters: er träumte sich das alte Deutschland mit seinen eisernen Männern und rohen, freisinnigen, abenteuerlichen Sitten. Der Anblick Gothischer Gebäude, besonders des Doms zu Straßburg, belebte nun völlig für ihn jenes Zeitalter, das er vermißte. Die Geschichte, welche der Herr von Berlichingen mit eigener Hand schrieb, bot ihm das Muster, das er suchte und gewährte ihm den Grund seiner Dichtung. Und so entstand in seinem Kopfe das Werk, das Deutschland mit Entzücken aufnahm und für ein Familien-Bild erkannte.

„Götz von Berlichingen" ist ein Gemälde oder vielmehr eine weitgreifende Skizze des sechszehnten Jahrhunderts; denn der Dichter, welcher erst die Absicht hatte, es auszubilden und in Verse zu bringen, entschied sich, Solches in dem Zustand, wie wir es besitzen, herauszugeben. Aber jeder Zug ist so richtig und fest, Alles ist mit so großer Sicherheit und Kühnheit angedeutet, daß man glaubt, einen der Entwürfe des Michel Angelo zu sehen, wo einige Meißelhiebe dem Künstler zureichten, um seinen ganzen Gedanken auszudrücken. Denn wer genau hinsehen will, findet, daß im „Götz" kein Wort sei, das nicht treffe; Alles geht auf die Hauptwirkung los, Alles trägt dazu bei, die große Gestalt des hinsterbenden Mittelalters zu zeigen. Denn man kann sagen: das Mittelalter sei eigentlich der Held dieses wunderlichen Drama's; man sieht es leben und handeln und dafür interessirt man sich. Das Mittelalter athmet ganz und gar in diesem „Götz mit der eisernen Hand"; hier ist die Kraft, die Redlichkeit, die Unabhängigkeit dieser Epoche: sie spricht durch den Mund dieses Individuums, vertheidigt sich durch seinen Arm, unterliegt und stirbt mit ihm."

Nachdem der Recensent den „Clavigo" beseitigt und mit möglichster Artigkeit das Schlimmste von „Stella" gesagt hat, gelangt er zu der Epoche, wo der Dichter, in die Welt, in's Geschäft eintretend, eine Zeit lang von aller Production abgehalten, in einem gewissen mittlern Uebergangszustand verweilt, im geselligen Umgang die düstere Rauhheit seiner Jugend verliert und sich unbewußt zu einer zweiten Darstellungsweise vorbereitet, welche der wohlwollende Referent mit eben soviel Ausführlichkeit als Genauigkeit in Folgendem behandelt:

„Eine Reise nach Italien konnte kein gleichgiltiges Ereigniß in dem Leben des Dichters bleiben. Aus einer Atmosphäre, die schwer und trüb gewisser Maßen auf ihm lastete, wie sie einen kleinen Deutschen Cirkel umwölken mag, unter den glücklichen Himmel von Rom, Neapel, Palermo versetzt, empfand er die ganze poetische Energie seiner ersten Jahre. Den Stürmen entronnen, die seine Seele verwirrten, entwichen dem Kreis, der sie zu verengen strebte, fühlte er sich zum ersten Mal im Besitz aller seiner Kräfte und hatte seitdem an Ausdehnung und Heiterkeit Nichts mehr zu gewinnen. Von dem Augenblicke an ist er nicht bloß entwerfend, und wollte man auch seine Conceptionen nicht alle in gleichem Grade glücklich nennen, so wird doch die Ausführung, wonach man vielleicht in der Poesie wie in der Malerei den Künstler am Sichersten mißt, stets für vollkommen zu halten sein.

Nach dem Bekenntniß aller Deutschen findet sich dieses Verdienst im höchsten Grade in zwei Stücken, welche sich unmittelbar auf diese Epoche seiner Laufbahn beziehen, in „Tasso" nämlich und „Iphigenie". Diese beiden Stücke sind das Resultat einer Vereinigung des Gefühls der äußern Schönheit, wie man sie in der mittägigen Natur und den Denkmalen des Alterthums findet, von einer Seite und von der andern des Zartesten und Aller-feinsten, was in dem Geiste des Deutschen Dichters sich entwickeln mochte. So wird im „Tasso" ein geistreicher Dialog angewendet, in Schattirungen, wie Plato und Euripides pflegen, eine Reihe von Ideen und Gefühlen auszudrücken, die vielleicht unserm Dichter allein angehören. Die Charactere der

Perſonen, ihre ideelle Beziehung, der Typus, den eine jede darſtellt; man fühlt, daß er Dieß nicht allein in der Geſchichte von Ferrara gefunden hat; man erkennt die Erinnerungen, die er von Hauſe mitbrachte, um ſie in den poetiſchen Zeiten des Mittelalters und unter dem ſanften Himmel von Italien zu verſchönern. Mir ſcheint die Rolle des Taſſo gänzlich beſtimmt zu einer bewundernswürdigen Nachbildung der Verwirrungen einer Einbildungskraft, die, ſich ſelbſt zum Raube gegeben, an einem Worte ſich entflammt, entmuthigt, verzweifelt, an einer Erinnerung feſthält, ſich für einen Traum entzückt, eine Begebenheit aus jeder Aufregung macht, eine Marter aus jeder Unruhe; genug, welche leidet, genießt, lebt in einer fremden, unwirklichen Welt, die aber auch ihre Stürme hat, ihre Freuden und Traurigkeiten. Ebenſo zeigt ſich Jean Jacques in ſeinen Reverien, und ſo hatte der Dichter ſich lange gefunden und mir ſcheint, er ſelbſt ſpricht aus dem Munde des Taſſo und durch dieſe harmoniſche Poeſie hört man den Werther durch.

„Iphigenie" iſt die Schweſter des „Taſſo"; dieſe Beiden haben eine Familien-Aehnlichkeit, die ſich leicht erklärt, wenn man weiß, daß ſie Beide zu gleicher Zeit geſchrieben ſind und zwar unter dem Einfluß des Italieniſchen Himmels. Da er aber in „Iphigenie", ſtatt der Stürme eines kleinen Hofes, die majeſtätiſchen Erinnerungen der Familie des Tantalus zu ſchildern hatte und, anſtatt der Qualen des Wahnſinns der Einbildungskraft, das Schickſal und die Furien, hat er ſich zu einer größern poetiſchen Höhe erhoben. In dieſem Werk, welches die Deutſchen und der Autor ſelbſt für das vollendetſte ſeiner dramatiſchen Compoſitionen halten, verhüllen ſich ohne Widerrede die Gefühle einer völlig chriſtlichen Zartheit und einer ganz modernen Fortbildung unter Formen, dem Alterthum entnommen; aber es wäre unmöglich, dieſe verſchiedenen Elemente harmoniſcher zu verbinden. Es ſind nicht nur die äußern Formen der Griechiſchen Tragödie mit Kunſt nachgeahmt: der Geiſt der antiken Bildkunſt, in durchaus gleichem Leben, beſeelt und begleitet mit ruhiger Schönheit die Vorſtellungen des Dichters. Dieſe Conceptionen gehören ihm und nicht dem Sophocles; Das bekenne ich; aber ich könnte ihn nicht ernſthaft darüber tadeln, daß er ſich treu geblieben. Und was haben denn Fenelon und Racine gethan? Wohl iſt der Character des Alterthums ihren Werken genugſam eingedrückt; aber hat auch der Eine dort die Eiferſucht der Phädra gefunden, der Andere die evangeliſche Moral, welche durch den ganzen Telemach durchgeht? Unſer Dichter nun hat wie ſie gehandelt; es war keineswegs in ſeiner Art, ſich völlig in der Nachahmung eines Modells zu vergeſſen; er hat von der antiken Muſe ſich eindringliche Accente zugeeignet; aber um den Grundſinn ſeiner Geſänge ihm einzuflößen, waren zwei lebendige Muſen unentbehrlich: ſeine Seele und ſeine Zeit.

„Egmont" ſcheint mir der Gipfel der theatraliſchen Laufbahn unſers Dichters; es iſt nicht mehr das hiſtoriſche Drama wie „Götz"; es iſt nicht mehr die antike Tragödie wie „Iphigenie"; es iſt die wahrhaft neuere Tragödie, ein Gemälde der Lebens-Scenen, das mit der Wahrheit des erſtern das einfach Grandioſe der zweiten verbindet. In dieſem Werke, geſchrieben in der Kraft der Jahre und der Fülle des Talents, hat er vielleicht mehr als irgendwo das Ideal des menſchlichen Lebens dargeſtellt, wie ihm ſolches aufzufaſſen gefallen hat. Egmont, glücklich, heiter, verliebt ohne entſchiedene Leidenſchaft, der Süßigkeit des Daſeins edel genießend, mit Lebensluſt dem Tode entgegengehend: Dieß iſt Egmont, der Held des Dichters.

Nun gibt es aber ein Werk unſers Dichters, nicht nur keinem ſonſt vorhandenen vergleichbar, ſondern auch abgeſondert von ſeinen eigenen zu betrachten. Es iſt der „Fauſt", die ſeltſame, tiefe Schöpfung, das wunderliche Drama, in welchem die Weſen jeden Ranges vortreten: vom Gott des Himmels bis zu den Geiſtern der Finſterniß, von dem Menſchen bis zum Thiere und tiefer bis zu jenen ungeſtalteten Geſchöpfen, welche, wie Shakeſpeare's Caliban, nur der Einbildungskraft des Dichters ihr ſcheußliches Daſein verdanken konnten. Ueber dieſes ſonderbare Werk wäre gar ſehr viel zu ſagen; man findet der Reihe nach Muſterſtücke jeder Schreibart: von dem derbſten Poſſenſpiel bis zur erhabenſten lyriſchen Dichtung; man findet die Schilderungen aller menſchlichen Gefühle, von den widerwärtigſten bis zu den zärtlichſten, von den düſterſten bis zu den allerſüßeſten. Indem ich mich aber von dem hiſtoriſchen Standpunct, auf welchen ich mich beſchränke, nicht entfernen darf und nur die Perſon des Dichters in ſeinen Werken ſuchen mag, ſo begnüge ich mich, den „Fauſt" als den vollkommenſten Ausdruck anzuſehen, welchen der Dichter von ſich ſelbſt gegeben hat. Ja, dieſer „Fauſt", den er in ſeiner Jugend erfaßte, im reifen Alter vollbrachte, deſſen Vorſtellung er mit ſich durch alle die Aufregungen ſeines Lebens trug, wie Camoëns ſein Gedicht durch die Wogen mit ſich führte: dieſer „Fauſt" enthält ihn ganz. Die Leidenſchaft des Wiſſens und die Marter des Zweifels, hatten ſie nicht ſeine jungen Jahre gängſtigt? Woher kam ihm der Gedanke, ſich in ein übernatürliches Reich zu flüchten, an unſichtbare Mächte ſich zu berufen, die ihn eine Zeit lang in die Träume der Illuminaten ſtürzten und die ihn ſogar eine

Religion erfinden machten? Dieſe Ironie des Mephiſtopheles, der mit der Schwäche und den Begierden des Menſchen ein ſo freies Spiel treibt, iſt Dieß nicht die verachtende, ſpottende Seite des Dichtergeiſtes; ein Hang zum Verdrießlichſein, der ſich bis in die früheſten Jahre ſeines Lebens aufſpüren läßt; ein herber Sauerteig für immer in eine ſtarke Seele durch frühzeitigen Ueberdruß geworfen? Die Perſon des Fauſt beſonders, des Mannes, deſſen brennendes, unermüdetes Herz weder des Glücks ermangeln noch ſolches genießen kann; der ſich unbedingt hingibt und ſich mit Mißtrauen beobachtet; der den Enthuſiasmus der Leidenſchaft und die Muthloſigkeit der Verzweiflung verbindet: iſt Dieß nicht eine beredte Offenbarung des geheimſten und erregteſten Theiles der Seele des Dichters? Und nun, das Bild ſeines innern Lebens zu vollenden, hat er die allerliebſte Figur Margarethe'ns hinzugeſellt, ein erhöhtes Andenken eines jungen Mädchens, von der er mit vierzehn Jahren geliebt zu ſein glaubte, deren Bild ihn immer umſchwebte und jeder ſeiner Heldinnen einige Züge mitgetheilt hat. Dieß himmliſche Hingeben eines naiven, frommen und zärtlichen Herzens contraſtirt bewunderungswürdig mit der ſinnlichen und düſtern Aufſpannung des Liebhabers, den in der Mitte ſeiner Liebesträume die Phantome ſeiner Einbildungskraft und der Ueberdruß ſeiner Gedanken verfolgen, mit dieſen Leiden einer Seele, die zerknirſcht, aber nicht ausgelöſcht wird, die gereinigt iſt von dem unbezwinglichen Bedürfniß des Glücks und dem bittern Gefühl, wie ſchwer es ſei, es zu empfangen und zu verleihen.

Da der Dichter niemals Etwas ſchrieb, ohne daß man gewiſſer Maßen den Anlaß dazu in irgend einem Capitel ſeines Lebens finden könnte, ſo treffen wir überall auf Spuren der Einwirkung gleichzeitiger Begebenheiten, oder auch Erinnerungen derſelben. Zu Palermo ergreift ihn das geheimnißvolle Schickſal des Caglioſtro, und ſeine Einbildungskraft, von lebhafter Neugierde getrieben, kann dieſen wunderbaren Mann nicht los laſſen, bis er ihn dramatiſch geſtaltet, um ſich ſelbſt gleichſam ein Schauſpiel zu geben. So entſtand der „Groß-Cophta", welchem das berüchtigte Abenteuer des Halsbandes zu Grunde liegt. Bei'm Leſen dieſer übrigens ſehr unterhaltenden Comödie erinnert man ſich, daß der Dichter einige Zeit zu ähnlichem Wahn hinneigte, wie der iſt, den er entwickelt; wir ſehen einen enttäuſchten Adepten, der die gläubige Exaltation der Schüler ſowie die geſchickte Marktſchreierei des Meiſters darſtellt, und zwar wie ein Mann, der die eine getheilt und die andere nahe geſehen hat. Man muß geglaubt haben, um ſo treffend über Das zu ſpotten, woran man nicht mehr glaubt.

In den kleinen Comödien bei Gelegenheit der franzöſiſchen Revolution wird man keine überſichtliche Würdigung dieſes großen Ereigniſſes erwarten, vielmehr nur einen Beleg, wie ſich die augenblicklichen Einflüſſe deſſelben in des Dichters Geſichtskreis lächerlich und widerwärtig darſtellten. Dieſen Eindruck hat er auf eine ſehr heitere Weiſe im „Bürger-General" feſtgehalten.

„Jery und Bätely", anmuthige Skizze einer Alpenlandſchaft, iſt als eine Erinnerung einer Schweizer-Wanderung anzuſehen. Nun aber betrachten wir den „Triumph der Empfindſamkeit", ein Poſſenſpiel in Ariſtophaniſcher Manier, als einen Ausfall des Dichters gegen eine Dichtart, die er ſelbſt in Gang gebracht hatte. Dieſes Stück iſt eins von denen, welche zu der, nach meiner Denkweiſe wenigſtens, ſehr übertriebenen Meinung der Frau von Stael Anlaß gegeben. Dieſer trefflichen Frau, welche ſonſt über unſern Dichter einige bewunderungswürdig geiſtreiche Seiten geſchrieben hat und die ihn zuerſt in Frankreich durch einige freie Ueberſetzungen voll Leben und Bewegung bekannt machte, Frau von Stael ſieht in ihm einen Zauberer, dem es Vergnügen macht, ſeine eigenen Gaukeleien zu zerſtören, genug, einen myſtificirenden Dichter, der irgend einmal ein Syſtem feſtſetzt und, nachdem er es gelten gemacht, auf ein Mal aufgibt, um die Bewunderung des Publicums irre zu machen und die Gefälligkeit deſſelben auf die Probe zu ſtellen. Ich aber glaube nicht, daß mit einem ſo leichtſinnig hinterhaltigen Gedanken ſolche Werke wären hervorzubringen geweſen. Dergleichen Grillen können höchſtens Geiſtesſpiele und Skizzen des Talents veranlaſſen, mehr oder weniger auffallend; aber ich würde ſehr verwundert ſein, wenn aus einer ſolchen Quelle etwas Starkerfaßtes oder Tiefgefühltes hervorginge. Solche Eulenſpiegeleien geziemen dem Genie nicht. Im Gegentheil glaube ich gezeigt zu haben, daß der Dichter in Allem, was er hervorbrachte, ſeiner innern Regung gefolgt ſei, wie in Allem, was er malte, er Das nachbildete, was er geſehen oder empfunden hatte. Mit ſehr verſchiedenen Fähigkeiten begabt, mußte er in einem langen Leben durch die entgegengeſetzteſten Zuſtände hindurchgehen und ſie natürlich in ſehr von einander unterſchiedenen Werken ausdrücken.

Auch will ich, wenn man es verlangt, wohl zugeben, daß, indem er den „Triumph der Empfindſamkeit" nach dem „Werther", die „Iphigenie" nach dem „Götz" ſchrieb, er wohl lächeln konnte, wenn er an dieſe Verletzung anſtößiger Theorien dachte, an die Beſtürzung, in

Vater. Ein Fremder verwüſtet uns die Matten, zerſchlägt die Scheiben, kehrt alles drunter und drüber. Iſt er toll? iſt er betrunken? was weiß, was weiß ich? Niemand kann ihm wehren, niemand. — Beſtraf' ihn, vertreib' ihn!

Jery. Bleibet gelaſſen, meine Beſten, ich will ihn packen, ich ſchaff' euch Ruhe, ihr ſollt gerächt werden.

Bätely. O Jery, treuer, lieber! Wie erfreuſt du mich! Sey unſer Retter! Tapferer, einziger Mann!

Jery. Geht beyſeite, verſchließt euch in's Haus. Laßt euch nicht bange ſeyn! Laßt mich gewähren. Ich ſchaff' euch Rache und vertreib' ihn gewiß.

Vater und Bätely gehen ab.

welche er jene Menſchen werfen würde, die in Deutſchland gewöhnlicher ſind als anderwärts und immer eine Theorie fertig haben, um ſie an ein Meiſterwerk anzuheften. Aber ich wiederhole: ein ſolches Vergnügen kann wohl ſeine Werke begleitet, aber nicht veranlaßt haben; die Quelle war in ihm, die Verſchiedenheit gehörte den Umſtänden und der Zeit.

Um nun die dramatiſche Laufbahn unſers Dichters zu beſchließen, haben wir von „Eugenie, der natürlichen Tochter", zu reden, wovon die erſte Abtheilung allein erſchienen iſt. Hier gehören die Perſonen keinem Land an, keiner Zeit; ſie heißen König, Herzog, Tochter, Hofmeiſterinn. Die Sprache übertrifft Alles, was der Dichter Vollkommenes in dieſer Art geleiſtet hat. Aber es ſcheint, wenn man die „natürliche Tochter" lieſt, daß der Dichter kein Bedürfniß mehr empfinde, ſich mitzutheilen und im Gefühl, daß er Alles geſagt habe, nunmehr aufgibt, ſeine Gefühle zu malen, um ſich in Erdachtem zu ergehen. Man möchte ſagen, daß er, müde, das menſchliche Leben ferner zu betrachten, nun in einer imaginären Welt leben möchte, wo keine Wirklichkeit ihn beſchränkte und die er nach Belieben zurechte rücken könnte.

Alſo zurückſchauend finden wir, daß der Dichter ſeine dramatiſche Laufbahn mit Nachahmung des Wirklichen im „Götz von Berlichingen" anfängt, durch eine falſche Dichtart, ohne ſich viel aufzuhalten, durchgeht, wir meinen das bürgerliche Drama, wo das Herkömmliche ohne Hochſinn dargeſtellt wird; nun erhebt er ſich in „Iphigenie" und „Egmont" zu einer Tragödie, welche ideeller als ſeine erſten Verſuche noch auf der Erde fußt, die er endlich aus den Augen verliert und ſich in das Reich der Phantaſien begibt. Es iſt wunderbar, dieſer Einbildungskraft zuzuſehen, die ſich erſt ſo lebhaft mit dem Schauſpiel der Welt abgibt, ſodann ſich nach und nach davon entfernt. Es ſcheint, daß die Freude an der Kunſt mit der Zeit ſelbſt über das Gefühl dichteriſcher Nachahmung geſiegt habe, daß der Dichter zuletzt ſich mehr in der Vollkommenheit der Form gefiel als in dem Reichthum einer lebendigen Darſtellung. Und genau beſehen, iſt die Form im „Götz" noch nicht entwickelt, ſie herrſcht ſchon in „Iphigenie" und in der „natürlichen Tochter" iſt ſie Alles.

Dieß iſt die Geſchichte des Theaters unſers Dichters; und ſtudirte man ſeinen Geiſt in andern Dichtarten, die er verſucht hat, würde man leicht auf den verſchiedenen Linien die Puncte finden, welche denen, die wir auf der unſern angedeutet haben, entſprechen; man würde „Werther" „Götz" gegenüber, „Hermann und Dorothea" zur Seite von „Iphigenie" finden und die „Wahlverwandtſchaften" würden ſehr gut als Gegenſtück zur „natürlichen Tochter" gelten.

Stimmt man nun bei, betrachtet man Goethe's litterariſchen Lebensgang als Reflex ſeines innern, ſittlichen Lebens, ſo wird man einſehen, daß zu deſſen Verſtändniß nicht eine Ueberſetzung einzelner Stücke erforderlich geweſen, ſondern das Ganze ſeiner theatraliſchen Arbeiten; man wird fühlen, welches Licht dadurch über dieſen Theil ſeiner Bemühungen und ſeiner übrigen Werke fallen müſſe. Dieß iſt der Zweck, den Herr Stapfer auf eine merkwürdige Weiſe erreicht; er hat in einer geiſtreichen und ausführlichen Notiz mit Fülle und Wahl die vorzüglichſten Ereigniſſe des Lebens unſers Dichters geſammelt und zuſammengereiht in Fragmenten aus ſeinen Memoiren und in einer Anzahl Ueberſetzungen ſeiner kleinen Gedichte; dieſe Mittel erhellen und vervollſtändigen ſich wechſelsweiſe. Ihm iſt man in dieſer Sammlung die Ueberſetzung des „Götz", „Egmont" und „Fauſt" ſchuldig, drei Stücke des Dichters, welche am Schwerſten in unſere Sprache zu übertragen ſind. Herr Stapfer hat ſich jedoch talentvoll in dieſem Falle bewieſen: denn indem er zwiſchen die Nothwendigkeit, etwas fremd zu ſcheinen und die Gefahr, ineract zu ſein, ſich geſtellt fand, ſo hat er muthig das Erſte vorgezogen. Aber dieſer Fehler, wenn es einer iſt, ſichert uns die Genauigkeit, welche alle Die beruhigen muß, die vor allen Dingen vom Ueberſetzer fordern, die Phyſiognomie und Character des Autors überliefert zu ſehen. Die übrigen Theile der Ueberſetzung ſind nach denſelben Principien durchgeführt und der Platz in unſern Bibliotheken iſt dieſem Werke angewieſen zwiſchen dem Shakeſpeare des Herrn Guizot und dem Schiller des Herrn Barante."

Notice sur la vie et les ouvrages de Goethe.

Par Albert Stapfer.

Die dem erſten Theile jener Ueberſetzung meiner dramatiſchen Werke vorgeſetzte Notiz, meine Lebensereigniſſe und ſchriftſtelleriſche Laufbahn betreffend, durfte ich bei dieſer Gelegenheit auch nicht außer Acht laſſen. Hier gab es Mancherlei zu denken und zu bedenken und zwar im Allgemeinſten, über Menſchenweſen und Geſchick. Das Gewebe unſers Lebens und Wirkens bildet ſich aus gar verſchiedenen Fäden, indem ſich Nothwendiges und Zufälliges, Willkürliches und rein Gewolltes, jedes von der verſchiedenſten Art und oft nicht zu unterſcheiden, durcheinander ſchlingt.

Die eigenthümliche Weiſe, wie der Einzelne

sein vergangenes Leben betrachtet, kann daher Niemand mit ihm theilen; wie uns der Augenblick sonst nicht genügte, so genügen uns nun die Jahre nicht. Und da der Abschluß am Ende mit unsern Wünschen meistens nicht übereinstimmt, so scheint uns der ganze Inhalt der Rechnung von keinem sonderlichen Werth, wie denn gerade dadurch die weisesten Menschen verleitet wurden, auszusprechen: daß Alles eitel sei.

Der Biograph an seiner Stelle ist, als Dritter, gegen den Mann, dem er seine Aufmerksamkeit widmete, entschieden im Vortheil: er hält sich an das Resultat, wie es im Ganzen erscheint, geht von da zurück auf das folgerechte und folgelose Handeln, forscht nach den angewandten Mitteln, dem benutzten Vermögen, den verborgenen Kräften; und wenn ihm auch manches Besondere unentdeckt bleibt, so leitet ihn doch ein reiner Blick auf das Allgemeine.

Für Alles, was sittlich genannt wird, gibt es ebenso sichere Deutezeichen als für Das, was wir durch sinnliche Gegenwart erkennen; in beiden Fällen aber ungetrübt zu schauen, tüchtig zu ergreifen, klar zu sondern und gerecht zu beurtheilen: dazu gehört angeborner Tact und unausgesetzte, leidenschaftlich durchgeführte Uebung.

Ich wünsche, daß meine Freunde obgedachte Notiz lesen mögen. Hier und da wissen sie es anders, hier und da denken sie anders; aber sie werden mit mir dankbar bewundern, wie der Biograph mit Wohlwollen das Offenbare sich zuzueignen und das Verborgene zu entziffern gewußt hat. Ferner ist merkwürdig, wie er auf diesem Wege zu gewissen Ansichten über seinen Gegenstand gelangte, die Denjenigen in Verwunderung setzen, der sie vor allen Andern hätte gewinnen sollen und dem sie doch entgangen sind, eben weil sie zu nahe lagen.

Jene Recension, deren Auszug wir oben mitgetheilt sind wir, wie es sich ergibt, eben diesen Bemühungen schuldig. Recension und Notiz sind übereinstimmend, nicht gleichlautend und für mich gerade in dem Augenblick höchst bedeutend, da es mir zur Pflicht geworden, mich mit mir selbst, meinem Geleisteten und Vollbrachten, wie dem Verfehlten und dem Versäumten zu beschäftigen.

Zu einer Zeit, wo die Eilboten aller Art aus allen Weltgegenden her immerfort sich kreuzen, ist einem jeden Strebsamen höchst nöthig, seine Stellung gegen die eigene Nation und gegen die übrigen kennen zu lernen. Deßhalb findet ein denkender Litterator alle Ursache, jede Kleinkrämerei aufzugeben und sich in der großen Welt des Handelns umzusehen. Der Deutsche Schriftsteller darf es mit Behagen; denn der allgemeine litterarische Conflict, der jetzt im Denken und Dichten alle Nationen hinreißt, war doch zuerst von uns angeregt, angefacht, durchgekämpft, bis er sich ringsumher über die Grenzen verbreitete.

Fände ich Raum zu einer Fortsetzung, so würde ich Dessen erwähnen, was die Herren Stapfer, Fauriel, Guizot mir und meinen Werken zu Liebe gethan; auch würde ich Gelegenheit nehmen, den Blick nach Italien zu leiten und bemerkbar zu machen, wie der nun schon dreißig Jahre dauernde Conflict zwischen Classikern und Romantikern sich immer in neuen Kämpfen wieder hervorthut. Der Ritter Vincenzo Monti gab ein kurzgefaßtes Gedicht heraus: Sulla Mitologia, Sermone, Milano 1825. Er führt uns zu den heitern Gruppen der Götter und Halbgötter, wie sie den klaren Aether, den glanzreichen Boden Griechenlands und Italiens bevölkerten, und weist sodann auf unser am Hochgericht um des Rades Spindel bei Mondenlicht tanzendes, lustiges Gesindel hin, wobei er sich freilich sehr im Vortheil fühlt.

Dagegen regte sich Carl Tedaldi-Fores. Er schrieb Meditazioni Poetiche, Cremona 1825, ein Gedicht von größerm Umfang, dessen Inhalt jedoch nicht leicht in's Enge zu bringen ist. Der Verfasser behandelt nicht unglücklich die moderne Ansicht von Umfassung eines weitern Kreises menschlicher Denk- und Dichtart; auch er will den innern Sinn mehr als den äußern befriedigt wissen und vermag die Argumente der Partei, zu der er sich bekennt, obwohl etwas düster, doch treu und kraftvoll vorzutragen.

Monti steht auf der Seite der Griechischen Mythologie und also jener Dichtkunst, welche dahin strebt, daß der Einbildungskraft Gehalt, Gestalt und Form dargebracht werde, so daß sie sich daran als an einem Wirklichen beschäftigen und erbauen könne. Alles beruht hier auf allgemeiner gesunder Menschheit, welche sich in verschiedenen, abgesonderten Characteren neben einander als die Totalität einer Welt darstellen soll.

Tedaldi-Fores dagegen kämpft für ein freies Walten der Einbildungskraft, welche mit bestimmten und unbestimmten Gestalten aller Art nach freiem Willen gebaren, sowohl ein gebildetes als ein ungebildetes Geschlecht befriedigen, besonders aber Dem, was der Deutsche Gemüth nennt, dem innern Gefühl, worin alle gutartigen Menschen übereinkommen, d. h. also der Humanität ganz eigentlich zusagen solle.

Genau betrachtet, dürfte hier kein Streit sein: denn die Alten haben ja auch unter bestimmten Formen das eigentlich Menschliche dargebracht, welches immer zuletzt, wenn auch im höchsten Sinne, das Gemüthliche bleibt. Nur kommt es darauf an, daß man das Gestalten der Dich-

terischen Figuren vermannigfaltige und sich also dadurch der gerühmten Vortheile bediene, welche ein durch ein Paar tausend Jahre erweiterter Geschichtskreis darbieten mag.

Hier wäre nun Raum zu wünschen für eine umständlichere Ausführung, um beiden Parteien ihre Vortheile nachzuweisen, endlich aber zu zeigen, wie eine gleich der andern Gefahr läuft, und zwar die Classiker, daß die Götter zur Phrase werden; die Romantiker, daß ihre Productionen zuletzt characterlos erscheinen, wodurch sie sich denn Beide im Nichtigen begegnen.

Aus dem Französischen des Globe.

„Mythologie, Hexerei, Fee'rei: was ist denn für ein Unterschied zwischen diesen drei Worten? Stellen sie nicht dieselbe Sache, nur unter verschiedenen Gestalten vor? Und warum sollte man die eine verwerfen, wenn man die andere gelten läßt? In ihrer Kindheit haben alle Völker das Wunderbare geliebt und in reifern Jahren bedienten sie sich noch immer gern dieses Mittels, zu rühren und zu gefallen, ob sie gleich lange nicht mehr daran glaubten. So haben die Griechen ihre Hölle gehabt, ihren Olymp, ihre Eumeniden und die Verwandlungen ihrer Götter; die Orientalen hatten ihre Genien und Talismane; die Deutschen ihre Bezauberungen und Hexenmeister. Hat nun Frankreich, weniger als die andern Völker mit originalen Volksüberlieferungen versehen, durch zahlreiches Borgen und Aneignen die Allgemeinheit dieses Bedürfnisses anerkannt und diesen empfundenen Mangel durch blaue Mährchen zu ersetzen getrachtet, die ganz gerüstet aus dem Gehirn ihrer Autoren hervortraten: ist man dadurch berechtigt, Diejenigen zu verachten, welche, reich an eigenem Vermögen, damit zu wuchern beschäftigt sind? Und Magie gegen Magie, so scheint uns, daß Fictionen, gegründet auf allen nationalen Aberglauben, wohl solcher Mährchen werth sind, welche nur zur Unterhaltung von Kindern und Ammen geschaffen waren. Aber Dame Schlendriane entscheidet ganz anders. Einer wird die drei verwünschten Kugeln mit dem Gewicht seiner Verachtung niederdrücken, für den die Siebenmeilenstiefeln des kleinen Däumerlings nichts Anstößiges haben. Und ich wiederhole: diese Hexerei, die man bei uns so lächerlich finden will, was ist sie denn, als die Mythologie des Mittelalters; und im Grunde, hat man denn Ursache, die eine mehr als die andere lächerlich zu finden?

Aber, wendet man ein, an Mythologie sind wir gewöhnt, und Zauberei ist uns fast unbekannt. Sei es; und es wäre Nichts darauf zu antworten, wenn Gewöhnung die einzige Regel unserer Urtheile sein dürfte. Freilich war es also, als die Nationen bei sich, so zu sagen, eingepferchi waren; da ließe sich begreifen: Alles, was ein Volk damals von seinen Begriffen, seinem Glauben entfernte, mußte regellos erscheinen. Ein jedes hatte nur ein Wahres, ein Gutes, ein Schönes, das ihm eigen gehörte; und die unbedeutendsten Dinge, einmal unter diese Rubriken geordnet, betrachteten sie als unwandelbar entschieden. Freilich war Dieses die natürliche Folge jenes Zustandes und Niemandem fiel ein, sich deßhalb zu beschweren; aber heut zu Tage, wo durch eine freiwillig einstimmende Bewegung die Völker alle Hindernisse beseitigen und sich wechselsweise zu nähern suchen; heut zu Tage, wo die Nationen geneigt sind, eine durch die andere sich bestimmen zu lassen, eine Art von Gemeinde von gleichen Interessen, gleichen Gewohnheiten, ja sogar gleichen Litteraturen unter sich zu bilden: da müssen sie, anstatt ewige Spöttereien unter einander zu wechseln, sich einander aus einem höher Gesichtspuncte ansehen und deßhalb aus dem kleinen Kreis, in welchem sie sich so lange herumdrehten, herauszuschreiten den Entschluß fassen.

Es gibt Engländer, die nur auf's feste Land kommen, um Alles zu tadeln, was nicht buchstäblich wie bei ihnen geschieht. Kaum begreifen sie, daß nicht auch die ganze Welt vollkommen denkt, wie sie. Am Freitage sich mit Fastenspeisen begnügen, scheint ihnen widerwärtiger Aberglaube; am Sonntage zu tanzen, ein abscheulich' Scandal. Sie stolziren über ihre Vor-Küche und entrüsten sich, von Stiergefechten zu hören. Ohne Sabeln Englischer Façon schmeckte kein Gericht ihrer Zunge, ihrem Gaumen kein Trank aus andern Caravinen, als sie in London gewohnt sind. — Ist Das nicht, meine Freunde, völlig die Geschichte der Classiker?

Diese Betrachtungen möchten vielleicht zu ernsthaft scheinen für den Gegenstand, worauf sie sich beziehen; und gewiß, wenn nur von Opern, wie der „Freischütz", die Rede wäre, so hätten wir dergleichen lange Entwickelungen nicht unternommen; aber das Vorurtheil, das wir bestreiten, umfaßt viel bedeutendere Werke, und ein Erzeugniß des menschlichen Geistes, wie Goethe's „Faust", kann ihm nicht entgehen. Gibt es nicht viele Menschen, welche bei dem Gedanken eines Bündnisses mit dem Teufel gefühllos werden für die Schönheiten dieser erhabenen Production? Sie begreifen nicht, wie man über eine solche Unwahrscheinlichkeit hinauskommen könne. Und doch sind es Dieselbigen, welche seit ihrer Jugend den Agamemnon

ſeine Tochter erſtern geſehen, um Fahrwind zu erlangen; auch Medee'n, wie ſie auf geflügeltem Wagen noch den allerſchrecklichſten Beſchwörungen davonfliegt. Glauben ſie denn mehr an das Eine als an das Andere? Oder könnte die Gewöhnung, dieſe zweite Natur der Gemeinheit, völlig über ihre Vernunft ſiegen? Und ſo würde denn das „Mädchen von Orleans", begeiſtert, wirklich oder im Wahn, von jener Seite ein verächtliches Lächeln hervorrufen; und indeſſen ſie Caſſandra's ahnungsvollen Prophezeiungen aufmerkſam zuhörten, würde die Jungfrau, die Retterinn von Frankreich, ſie empören, wenn man ſie mit den Farben darſtellte, womit die gleichzeitige Geſchichte ſie geſchmückt hat.

Glücklicher Weiſe jedoch werden dieſe Geſinnungen nicht durchgehen; und wie bequem es auch ſein mag, dem betretenen Pfade zu folgen, ohne rechts und links zu ſehen, ſo finden wir uns doch in einem Jahrhundert, wo der Blick umſichtig und klar genug werden muß, um über die Grenze zu dringen, welche von der Gewöhnung gezogen worden. Ja, dann werden wir des Guten uns bemächtigen, wo wir es finden und unter welcher Geſtalt es ſich darſtellt."

Bemerkung des Ueberſetzers.

Wenn uns Deutſche in jedem Fall intereſſiren muß, zu ſehen, wie ein geiſtreicher Franzoſe gelegentlich in unſere Litteratur hineinblickt: ſo dürfen wir doch nicht allzu ſtolz werden über das Lob, was man uns dorther von Zeit zu Zeit ertheilen mag. Die Freiheit, ja Ungebundenheit unſerer Litteratur iſt jenen lebhaft thätigen Männern eben willkommen, welche gegen den Claſſicismus noch im Streit liegen, da wir uns ſchon ſo ziemlich in dem Stande der Ausgleichung befinden und meiſtens wiſſen, was wir von allen Dichtarten aller Zeiten und Völker zu halten haben. Bewahren wir die längſt errungenen Vortheile weislich im Auge, ſo dürfen wir uns an der Leidenſchaftlichkeit unſerer Nachbarn, welche mehr fordern und zugeſtehen, als wir ſelbſt, gar wohl ergetzen, erbauen und unſerer unbeſtrittenen Vorzüge genießen. Laſſen wir uns ferner von den Einzelnheiten in oben genannter Zeitſchrift nicht hinreißen, ſo iſt es höchſt intereſſant, eine Geſellſchaft gebildeter, erfahrner, klarer, geſchmackreicher Männer zu bemerken, denen man nicht in allen Capiteln beizuſtimmen braucht, um von ihren Einſichten Vortheil zu ziehen: wie ſich denn gegen die mitgetheilte Stelle immer noch anführen ließe, daß die Griechiſche Mythologie als höchſt geſtaltet, als Verkörperung der tüchtigſten, reinſten Menſchheit, mehr empfohlen zu werden verdiene als das häßliche Teufels- und Hexenweſen, das nur in düſtern, ängſtlichen Zeitläufen aus verworrener Einbildungskraft ſich entwickeln und in der Hefe menſchlicher Natur ſeine Nahrung finden konnte.

Freilich muß es dem Dichter erlaubt ſein, auch aus einem ſolchen Element Stoff zu ſeinen Schöpfungen zu nehmen, welches Recht er ſich auf keine Weiſe wird verkümmern laſſen. Und ſo haben auch jene freiſinnigen Männer, uns zu Vortheil und Vergnügen, ſolchen Talenten die Bahn eröffnet, welche man ſonſt völlig zurückgedrängt, vielleicht vernichtet hätte.

Daher fügt ſich denn, daß die Stapfer'ſche Ueberſetzung meines „Fauſt" neu abgedruckt und, von lithographirten Blättern begleitet, nächſtens erſcheinen wird. Mit dieſer Arbeit iſt Herr De Lacroix beſchäftigt, ein Künſtler, dem man ein entſchiedenes Talent nicht abläugnet; deſſen wilde Art jedoch, womit er davon Gebrauch macht, das Ungeſtüm ſeiner Conceptionen, das Getümmel ſeiner Compoſitionen, die Gewaltſamkeit der Stellungen und die Rohheit des Colorits ich keineswegs billigen will. Deßhalb aber iſt er eben der Mann, ſich in den „Fauſt" zu verſenken und wahrſcheinlich Bilder hervorzubringen, an die Niemand hätte denken können. Zwei Probedrücke liegen vor uns, die auf das Weitere begierig machen: der eine davon ſtellt die auf Zauberpferden in der Nacht am Hochgericht vorbeiſtürmenden Geſellen dar, wo, bei aller der entſetzlichen Eile, Fauſt's ungeſtüme, neugierige Frage und eine ruhig abweiſende Antwort des Böſen gar wohl ausgedrückt ſind; der andere, wo der in Auerbach's Keller auf den Boden ſtrömende Höllenwein flammend aufſchlägt und eine ſehr characteriſtiſch bewegte Geſellſchaft von unten mit ängſtlichen Lichtern und Widerſcheinen ſichtbar macht.

Beide Blätter ſind zwar bloß flüchtige Skizzen, etwas roh behandelt, aber voll Geiſt, Ausdruck und auf gewaltigen Effect angelegt. Wahrſcheinlich gelingen dem Künſtler die übrigen wilden, ahnungsvollen und ſeltſamen Situationen gleichfalls; und wenn er ſich dem Zärtern auf irgend eine Weiſe zu fügen verſteht, ſo haben wir ein wunderſames, in jenes parodore Gedicht harmoniſch eingreifendes Kunſtwerk nächſtens zu erwarten.

La Guzla.

Poésies illyriques. Paris 1827.

Eine bei'm erſten Anblick auffallende, bei näherer Betrachtung problematiſche Erſcheinung!

Es iſt noch nicht lange her, daß die Franzoſen mit Lebhaftigkeit und Neigung die Dichtarten der Ausländer ergriffen und ihnen gewiſſe Rechte innerhalb des äſthetiſchen Kreiſes zugeſtanden

haben. Es iſt gleichfalls erſt kurze Zeit, daß ſie ſich in ihren Productionen auch ausländiſcher Formen zu bedienen geneigt werden. Aber das Allerneueſte und Wunderſamſte möchte denn doch ſein, daß ſie ſogar unter der Maske fremder Nationen auftreten und uns in geiſtreichem Scherz durch untergeſchobene Werke auf die angenehmſte Weiſe zum Beſten haben, indem wir ein problematiſches Werk erſt als ein fremdes Original ergetzlich und bewunderungswürdig finden, ſodann aber, nach der Entdeckung, uns abermals und auf's Neue an dem gewandten Talent erfreuen, das zu ſolchen ernſten Scherzen ſich geneigt erwies.

Denn gewiß, man kann ſeinen Antheil an einer ausländiſchen Dicht- und Sinnesart nicht beſſer ausdrücken, als wenn man ſich derſelben durch Ueberſetzen und Nachbilden anzunähern ſucht.

Wir wurden aufmerkſam, daß in dem Worte Guzla der Name Gozul verborgen liegt und jene verkappte Spaniſche, ſchauſpieleriſche Zigeunerin kam uns in die Gedanken, die uns vor einiger Zeit ſo liebenswürdig zum Beſten hatte. Auch blieben deßhalb angeſtellte Nachforſchungen nicht unbelohnt: dieſe Gedichte ſollten Dalmatiſchen Völkerſchaften abgehorcht, beſonders aber einem dortigen Pracinthe Maglanowich angehörig ſein.

Es hat von jeher in der Kunſt dieſer fromme Betrug gegolten, daß, wenn irgend Etwas großen Beifall erhielt, man durch Fortſetzungen, zweite Theile, oder ſonſtig Angeſchloſſenes Aufſehen erregen, Zuſtimmung gewinnen wollte und dadurch ein erſt getäuſchtes Publicum zu einem höhern Grad von Kennerſchaft erhob.

Welcher Freund alter Münzkunde macht ſich nicht die Freude, die Cavine'ſchen Arbeiten zu ſammeln, um an der täuſchenden Nachbildung ſein Gefühl für die Originale immer mehr zu ſchärfen?

Herr Merimée wird es uns alſo nicht verargen, wenn wir ihn als den Verfaſſer des Theaters der Clara Gazul und der Guzla hiermit erklären und ſogar erſuchen, uns mit dergleichen eingeſchwärzten Kindern, wenn es ihm irgend beliebt, auf's Neue zu ergetzen.

Auch er gehört zu den jungen Franzöſiſchen Independenten, welche ſich eigene Pfade ſuchen, wovon die ſeinen wohl mit zu den anmuthigſten zu zählen ſind, weil er Nichts feſtſetzen, ſondern ein ſchönes, heiteres Talent an Gegenſtänden und Tonweiſen mancher Art üben und ausbilden will.

Bei dieſer Guzla jedoch dürfen wir eine Bemerkung nicht zurückhalten. Der Dichter vermeidet, im heitern und Helden-Styl mit ſeinen Vorgängern zu wetteifern; ſtatt jene derbe, mitunter grauſame, ja grauſenhafte Thätigkeit gewaltig darzuſtellen, ruft er, als ein wahrer Romantiker, das Geſpenſterhafteſte hervor; ſchon ſeine Localitäten wirken zum Schauern: nächtliche Kirchen, Kirchhöfe, Kreuzwege, Einſiedlerhütten, Felſen und Felsklüfte umfangen den Hörer ahnungsvoll; und nun erſcheinen häufig kurz Verſtorbene drohend und erſchreckend, Vorgeſchichte bedeutigend, als Geſtalten, als Flämmchen anziehend und winkend; der gräßliche Vampyrismus mit allem ſeinem Gefolge, die ſchädlichen Einwirkungen eines böſartigen Auges, wovon die gräulichſten, mit doppeltem Augenſtern, höchlich gefürchtet werden: genug, die allerwiderwärtigſten Gegenſtände. Doch müſſen wir bei allem Dem unſerm Verfaſſer Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er keine Mühe geſpart, in dieſem Kreiſe einheimiſch zu werden, daß er bei ſeiner Arbeit ſich gehörig und umſichtig benahm und die obwaltenden Motive zu erſchöpfen trachtete.

Le Tasse.

Drame historique en cinq actes, par M. Alexandre Duval.

Ein auf dem Théâtre français, der erſten und eine entſchiedene Oberherrſchaft behauptenden Bühne, vorgeſtelltes, mit Beifall erwidertes, neues Stück erregt die Aufmerkſamkeit der ganzen Nation und die ſämmtlichen Journaliſten verfehlen nicht, jeder in ſeiner Art, davon Rechenſchaft zu geben. Man geſteht, daß dieſe Production eine Nachbildung des Goethe'ſchen „Taſſo" ſei; nur über den Werth und das Verhältniß dieſer beiden Beurtheilungen iſt man nicht ganz einig. Das Journal du Commerce drückt ſich darüber folgender Maßen aus:

„Das Deutſche Stück iſt kalt und ohne Intereſſe; es enthält eine Folge geiſtreicher Geſpräche, in welchen die romanhafteſten Geſinnungen entwickelt und mit Kunſt entfaltet ſind, deren Eintönigkeit uns aber ganz unerträglich ſcheint. Es iſt eine ſittlich weinerliche Salbaderei (du marivaudage en larmes); doch bemerkt man ſehr gut gezeichnete Charactere, wenn man den des „Taſſo" ausnimmt, den der Verfaſſer als eine Art Beſeſſenen (maniaque) vorgeſtellt hat. Die Scene, in welcher Taſſo einen mißgünſtigen Hofmann herausfordert, iſt ſehr ſchön, obgleich ein wenig zu lang. Die Liebeserklärung iſt gleichfalls merkwürdig durch die Wärme der Empfindungen und den poetiſchen Ausdruck. Aber wir wiederholen: Taſſo, als Held dieſes Drama's, iſt völlig entſtellt; wir ſehen nicht mehr den begeiſterten Dichter, deſſen Einbildungskraft die herrlichen Geſtalten Tan-

creb'ß und Rinald'ß erſchuf, ihn, der durch ſeinen Muth und die Schönheit ſeines Genie's gleich bekannt war. Hier iſt es ein verdrießlicher, kranker Geiſt, der überall nur Feinde ſieht, unfähig, ſich zu betragen; das Spielwerk eines Hofmanns, der ihn zugleich um die Gunſt des Fürſten und die Theilnahme Eleonore'ns zu bringen weiß und den er doch zuletzt um Schutz und Freundſchaft anruft. Freilich erniedrigt ſich Taſſo auf dieſe Weiſe nur in augenblicklichem Wahnſinn, aber mit dieſem Zug endigt der Deutſche ſein Schauſpiel. Kurz, es iſt uns, wir bekennen, unmöglich geweſen, ſeinen Gedanken zu begreifen, noch weniger, hier eine Entwickelung zu finden.

Herr Duval iſt viel beſſer begeiſtert und beſonders viel kühner. Taſſo wird von Eleonore geliebt; er hat zwei Rivale, einen Herzog von Mantua, der nicht erſcheint, welchem aber die Prinzeſſin verlobt iſt, und einen Prinzen Belmonte, doppelt eiferſüchtig als Liebhaber und Hofmann; er überraſcht den Taſſo im Augenblick, als Dieſer, nach einer der belebteſten Scenen, die Hand der Prinzeſſin küßt. Sogleich iſt der Herzog von der Vermeſſenheit des Dichters unterrichtet; dieſer glaubt ſich verloren, aber Eleonore wendet das Ungewitter ab. Die beiden Rivale begegnen ſich bald. Taſſo, von Belmonte beleidigt, zieht den Degen, um ſich zu rächen, als der Gouverneur des Palaſtes eintritt und ihn entwaffnen will. Taſſo verweigert's, bekennt ſeinen Fehler, in dem Schloßbezirk den Degen gezogen zu haben, aber nur Eleonore'n will er ihn einhändigen.

Man führt ihn in's Gefängniß; der Fehler, den er beging, iſt nicht ſchwer, aber eine Unklugheit wird zunächſt größere Schuld auf ihn häufen. Eleonore bringt in's Gefängniß, und da, von ihrer Leidenſchaft mißgeleitet, verſpricht ſie ihrem Geliebten, mit ihm zu fliehen; ſie empfängt ſeinen Ring als Zeichen der Treue. Belmonte überraſcht ſie noch ein Mal; der Herzog ſelbſt kommt dazu und während, wie man es denken kann, ſchwört er, den Dichter für die übrige Lebenszeit einzuſperren, wenn Eleonore nicht verſpricht, ihn zu vergeſſen und den Herzog von Mantua zu heirathen. Unter dieſem letzten Unglück unterliegt Taſſo's Vernunft; von gewaltſamem Wahnſinn ergriffen, irrt er im Palaſt umher, indeß man Alles zur Verlobung der Prinzeſſin vorbereitet. Bald bricht ſeine Verzweiflung aus; bald wähnt er, dieſe Anſtalten gelten ſeiner eigenen Verheirathung und er überläßt ſich einer grenzenloſen Freude. In dieſem Augenblick meldet man, daß der Papſt ihm die Ehre des Triumphs der Dichterkrönung auf dem Capitol zugetheilt habe. Soviel verſchiedenen Aufregungen jedoch kann der Unglückliche nicht widerſtehen; er verſcheidet, den Namen Eleonore auf den Lippen.

Dieſes Drama, in welchem einige glückliche Nachahmungen des Deutſchen Stückes bemerklich ſind, hat ſich eines glänzenden Beifalls erfreut u. ſ. w."

Im Ganzen behandelt der Referent dieſes Stück ſehr ausführlich; und indem er die in dem Gegenſtand liegenden Motive umſtändlich verführt, behauptet er, der Autor hätte, da er doch einmal ſein Stück ein hiſtoriſches nenne, den vierten Act nach Salerno, den fünften nach Rom verſetzen ſollen. Nachdem er ſich auf dieſe Weiſe als Gegner zwei unnützer Einheiten bekannt, fährt er folgender Maßen fort:

Aber zugegeben, daß unſer Parterre die Theater-Verwandlungen ungern vermehrt ſehen würde; zugegeben, daß es die Geſchichte eines ganzen Lebens nicht verfolgen mag; daß es, wie Bonaparte ſagt, nur eine Criſe haben will: gut! ſo verſteht denn auch, eine ſolche Criſe zu wählen, zu entwickeln, zu malen, wie ſie vorgegangen, verſteht beſonders, Euch in ihrer Grenze zu halten; und ſo werdet Ihr in den Motiven, die ſie Euch anbietet, genugſame Mittel finden, ohne Fabeln d'rein zu miſchen. Und wenn Ihr z. B. Taſſo's Liebe zu Eleonore und ſeinen Aufenthalt in Ferrara ſchildern wolltet, ſo beſchränkt Euch in dieſen Rahmen. Die Aufgabe iſt noch weit genug, noch reich genug an Situationen und Peripetien. Das Scheiden und die Abreiſe nach Rom ſind eine ſchon hinlängliche dramatiſche Cataſtrophe.

Dieß hat der Deutſche Dichter empfunden; und ob er ſich gleich nicht aller Vortheile bedient hat, von denen wir einen Begriff zu geben verſuchten; ob er ſich gleichſam willkürlich alle Schilderung äußerer Sitten unterſagt hat, alle beiläufigen Scenen: ſo hat ihm doch die Entwickelung des ſchwerſinnigen Mißtrauens, der einzige Contraſt der dichteriſchen Einbildungskraft und des Hofgeiſtes zu fünf Acten hingereicht; fünf Acte freilich, welche nur für den Philoſophen oder einen ausgeſuchten Hörſaal genugſame Fülle haben. Hier finden wir ein genaues und tiefes Studium, das vielleicht der Menge nicht bemerklich wäre, das aber unſer Franzöſiſcher Dichter gar leicht mit glänzenden und volksmäßigen Stickereien hätte ausſchmücken können, ohne der Geſchichte die mindeſte Gewalt anzuthun.

Vielleicht hat man nicht genug zu ſchätzen gewußt, was an Poeſie und Wahrheit in Goeth'es Drama ſich findet; durch das Ganze athmet Taſſo's Geiſt und von Zeit zu Zeit entwickeln ſich Wohlgerüche Italiens, welche entzücken. Die erſte Scene, wo die Prinzeſſin und

ihre Freundin ſich in den Gärten von Belriguardo unterhalten, iſt von einer Melancholie durchgoſſen, wie vom Balſamhauch der Blumen bei der erſten Frühlingsſonne. Dieſe Haine, dieſe Kränze, für Virgil und Arioſt geflochten, die Vertraulichkeit zweier junger Frauen über Studien, Geſchmack und Neigungen; die poetiſche Erhebung bei'm Anblick der Natur; Taſſo's Name und Andenken, die ſich überall einmiſchen; die neugierigen, aber zarten Forſchungen, die eine Jede in dem Herzen ihrer Freundin verſucht: iſt Dieß nicht eine Scene aus der Natur? Und wie ſchön bereitet ſie, was folgt; wie führt ſie uns zugleich in die Ideen-Welt, in welcher der wunderbare Mann lebt, welcher die Haupt-Perſon des Drama's werden ſoll?"

Die Mittheilungen, die ich aus Franzöſiſchen Zeitblättern gebe, haben nicht etwa allein zur Abſicht, an mich und meine Arbeiten zu erinnern; ich bezwecke ein Höheres, worauf ich vorläufig hindeuten will. Ueberall hört und lieſ't man von dem Vorſchreiten des Menſchengeſchlechts, von den weitern Anſichten der Welt- und Menſchenverhältniſſe. Wie es auch im Ganzen hiermit beſchaffen ſein mag, welches zu unterſuchen und näher zu beſtimmen nicht meines Amts iſt, will ich doch von meiner Seite meine Freunde aufmerkſam machen, daß ich überzeugt ſei, es bilde ſich eine allgemeine Welt-Litteratur, worin uns Deutſchen eine ehrenvolle Rolle vorbehalten iſt. Alle Nationen ſchauen ſich nach uns um; ſie loben, ſie tadeln, nehmen auf und verwerfen, ahmen nach und entſtellen, verſtehen oder mißverſtehen uns, eröffnen oder verſchließen ihre Herzen: dieß Alles müſſen wir gleichmüthig aufnehmen, indem uns das Ganze von großem Werth iſt.

Erfahren wir ja das Gleiche von unſern eigenen Landsleuten; und warum ſollten die Nationen unter ſich einig ſein, wenn die Mitbürger nicht mit einander übereinzukommen verſtehen? Wir haben im litterariſchen Sinne ſehr viel vor andern Nationen voraus; ſie werden uns immer mehr ſchätzen lernen, und wäre es auch nur, daß ſie von uns borgten ohne Dank, und uns benutzten ohne Anerkennung.

Wie aber die militäriſch-phyſiſche Kraft einer Nation aus ihrer innern Einheit ſich entwickelt, ſo muß auch die ſittlich-äſthetiſche aus einer ähnlichen Uebereinſtimmung nach und nach hervorgehen. Dieſes kann aber nur durch die Zeit bewirkt werden. Ich ſehe ſoviel Jahre als ein Mitarbeitender zurück und beobachte, wie ſich, wo nicht aus widerſtreitenden, doch heterogenen Elementen eine Deutſche Litteratur zuſammenſtellt, die eigentlich nur dadurch Eins wird, daß ſie in einer Sprache verfaßt iſt, welche aus ganz verſchiedenen Anlagen und Talenten, Sinnen und Thun, Urtheilen und Beginnen nach und nach das Innere des Volks zu Tage fördert.

Bezüge nach außen.

Mein hoffnungsreiches Wort, daß bei der gegenwärtigen, höchſtbewegten Epoche und durchaus erleichterter Communication eine Welt-Litteratur baldigſt zu hoffen ſei, haben unſere weſtlichen Nachbarn, welche allerdings hierzu Großes wirken dürften, beifällig aufgenommen und ſich folgender Maßen darüber geäußert.

Le Globe. Tom. V. Nro. 91.

„Fürwahr, eine jede Nation, wenn die Reihe an ſie kommt, fühlt jenes Anziehen, welches, wie die Anziehungskraft der phyſiſchen Körper, eine gegen die andere hinreißt, und in der Folge alle die Geſchlechter, aus welchen die Menſchheit beſteht, in einer allgemeinen Harmonie vereinigen wird. Freilich iſt das Beſtreben der Gelehrten, ſich einander zu verſtehen und ihre Arbeiten an einander zu reihen, keineswegs neu, und die Lateiniſche Sprache diente vormals auf eine bewunderungswürdige Weiſe zu dieſem Zwecke. Aber wie ſie ſich auch bemühten, ſo bewirkten die Schranken, wodurch die Völker getrennt wurden, auch eine Trennung unter ihnen und ſchadeten ihrem geiſtigen Verkehr. Selbſt das Werkzeug, deſſen ſie ſich bedienten, konnte nur einer gewiſſen Ideen-Folge genügen, ſo daß ſie ſich gleichſam nur durch die Intelligenz berührten, anſtatt gegenwärtig durch das Herz und die Poeſie. Die Reiſen, das Studium der Sprachen, die periodiſche Litteratur haben die Stelle jener allgemeinen Sprache eingenommen und beſtätigen übereinſtimmend viel innigere Verhältniſſe, als jene niemals bereiten konnte. Sogar die Nationen, die ſich vorzüglich mit Gewerb und Handel abgeben, beſchäftigen ſich am Meiſten mit dieſem Ideen-Wechſel. England, deſſen innere Bewegung ſo groß, deſſen Leben ſo thätig iſt, daß es ſcheint, es könne nichts Anderes ſtudiren als ſich ſelbſt, zeigt in dieſem Augenblick ein Symptom dieſes Bedürfniſſes, ſich nach außen zu verbreiten und ſeinen Horizont zu erweitern; ſeine Um- und Ueberſichten (Reviews), an die man bisher gewöhnt war, ſind ihm nicht genug; zwei neue Zeitſchriften, beſonders fremden Litteraturen gewidmet, ſollen zuſammenwirkend regelmäßig ausgegeben werden."

Von der erſten, The Foreign Quarterly Review, ſind zwei Bände in unſern Händen; den dritten erwarten wir zunächſt und werden im Laufe dieſer Blätter öfters auf die Anſichten

der bedeutenden Männer zurückkehren, die ihre Theilnahme an fremden Litteraturen so einsichtig als thätig bewiesen.

Zuvörderst aber müssen wir gestehen, daß es uns ein heiteres Lächeln abgewann, als wir, gerade am Ende des alten Jahres, schon mehr als dreißig Deutsche Taschenbücher in einem Englischen Journal angezeigt fanden, zwar nicht recensirt, aber doch mit einigen eigenthümlichen Bemerkungen.

Es ist erfreulich, daß unsere Erhibitionen der Art auch drüben Beifall und Absatz finden, indem wir schon genöthigt sind, auch die dortigen gleichmäßigen Productionen für gutes Geld anzuschaffen; es wird sich nach und nach bemerken lassen, ob die Balance dieses Verkehrs für uns günstig ausschlage.

Die ernsthafteste Betrachtung mußte doch an jene ersten, augenfällig heitern sich ungesäumt anschließen. Eine jede Litteratur ennuyirt sich zuletzt in sich selbst, wenn sie nicht durch fremde Theilnahme wieder aufgefrischt wird. Welcher Naturforscher erfreut sich nicht der Wunderdinge, die er durch Spiegelung hervorgebracht sieht? Und was eine Spiegelung im Sittlichen heißen wolle, hat ein Jeder schon, wenn auch unbewußt, an sich selbst erfahren und wird, sobald er erst aufmerkt, fassen und bezeifen, wie viel er ihr im Leben zu seiner Bildung schuldig geworden.

Ein Gleichniß.

Jüngst pflückt' ich einen Wiesenkranz,
Trug ihn gedankenvoll nach Haus;
Da hatten von der warmen Hand
Die Kronen sich alle zur Erde gewandt
Ich setzte sie in frisches Glas,
Und welch ein Wunder war mir das!
Die Köpfchen heben sich empor,
Die Blätterflügel im grünen Flor,
Und all' zusammen so gesund,
Als hätten sie noch auf Muttergrund.

So war mir's, als ich wundersam
Mein Lied in fremder Sprach' vernahm

Englisches Schauspiel in Paris.

Wir guten Deutschen, worunter ich mich wohl auch zu zählen habe, können seit fünfzig Jahren den unbezwinglichen Shakespeare nicht los werden. Nach unserer gründlichen Verfahrungsweise suchen wir in seine Wesenheit einzudringen; wir gestehen gerne dem Stoff, den Gegenständen seiner Dichtung allen Werth und Gehalt zu; wir trachten, seine Behandlungsart zu entwickeln, ihrem Gange zu folgen, die Charactere zu enthüllen und scheinen mit aller Bemühung doch nicht zum Ziele zu gelangen. Neulich sogar hatte sich gefügt, daß wir uns zu einer entschieden retrograden Bewegung verleiten ließen, indem wir Lady Macbeth als eine liebevolle Gattinn zu constituiren unternahmen. Sollte aber eben hieraus nicht deutlich hervorgehen, daß wir den Kreis schon durchlaufen haben, indem uns die Wahrheit anwidert, der Irrthum aber willkommen erscheint?

Unsere westlichen Nachbarn dagegen, lebendig-practischen Sinnes, verfahren hierin ganz anders. Sie genießen gegenwärtig des Glücks, die vorzüglichsten Englischen Schauspieler in den berühmtesten, beliebtesten Stücken nach und nach vor sich zu sehen, und zwar auf eigenem Grund und Boden, wodurch sie gegen das Fremde in den wichtigen Vortheil gesetzt sind, daß ihnen der heimische Maßstab zur Hand bleibt, der, wenn sie ihn, alte, verrostete Vorurtheile beseitigend, mit Geistesfreiheit an das Fremde legen, ihnen zu einem wahrhaft überschauenden Urtheil die sicherste Gelegenheit gibt.

Um die Wesenheit des Dichters und seiner Dichtung, welche doch Niemand ergründen wird, kümmern sie sich nicht; sie achten auf die Wirkung, worauf denn doch eigentlich Alles ankommt; und indem sie die Absicht haben, solche zu begünstigen, sprechen sie aus, theilen sie mit, was jeder Zuschauer empfindet, empfinden sollte, wenn er sich auch Dessen nicht genugsam bewußt würde.

Le Globe. Tom. V. Nro. 71.

„Hamlet ist endlich auf der Französischen Bühne in seiner ganzen Wahrheit erschienen und mit allgemeinem Beifall aufgenommen worden. Selbst Diejenigen, denen die Schwierigkeiten der Sprache eine Menge Schönheiten nicht mit empfinden ließen, welche der Ausdruck darbietet, hielten sich an die Handlung und empfanden so Vergnügen als Rührung von diesem originalen Drama. Hamlet erregt unsere Theilnahme, wie er auftritt; kaum ist er angekündigt, so verlangt man nach ihm; kaum hat er sich gezeigt, so ist man tausendfältig an ihn geknüpft; man möchte ihn nicht wieder loslassen. Es ist eine außerordentliche Seele, deren Seltsamkeit allein uns schon auffallen würde. Wer wünschte nicht zu wissen, was Alles für wunderliche Gedanken und unvorgesehene Handlungen sich daraus entwickeln werden; wer wäre nicht neugierig, die Geheimnisse derselben zu erforschen und ihren Bewegungen zu folgen? Denn da ist Etwas zu sehen, was man nicht überall antrifft. Hier ist die Menschheit zu studiren in diesem so wunderlichen und doch so wahren Herzen.

Aber diese Seele ist zugleich von dem rechtmäßigsten und größten Schmerz erfüllt, von abscheulichen Ahnungen und Vermuthungen; sie

ist sittlich, traurig, großmüthig und kraftthätig. Alles Das rührt und erregt ein lebendiges Mitgefühl. Sein Glaube an die Schattenerscheinung seines Vaters, seiner Rache Bedürfniß, das Mittel, das er ausdenkt, sie zu stillen, die Reihe des Thuns, die er mit überlegtester Feinheit, Geist, Schmerz und Haß durchführt: — Nichts ist daran, was Einen ermüdet. Ohne Mühe laßt Ihr Euch ein in alle die Zustände, die er durchwandert. Sein verschiedenes Begegnen mit Polonius, worin sich soviel scheinbar Komisches auf einem Untergrunde von soviel Traurigem und Bittrem hervorthut; die Scene des Schauspiels, worin er die wundersamste Kunst beweist in wahrhafter Feinheit und verstelltem Wahnsinn, von innigster Würde und angenommenem Irrenhaftem; diese strenge, furchtbare Untersuchung, die er mit unverfälschter Aufmerksamkeit unter äußerlichem Spielen und Kindereien eines Wahnsinnigen durchführt; die offenbarste Verletzung unsers Theater-Decorums: da wäre denn doch wohl für unser Publicum genugsamer Anlaß gewesen, Anstoß zu nehmen, hätte es nicht gefühlt, allen diesen Formen, allen diesen Ereignissen liege die Entwickelung eines im höchsten Sinne dramatischen Charakters zu Grunde."

Französisches Schauspiel in Berlin.

Wenn wir oben Englische Schauspieler in Paris fanden und gegenwärtig Französische in Berlin antreffen, so bemerken wir in beiden Fällen doch einigen Unterschied. In der Pariser Königstadt treten die vorzüglichsten Schauspieler Englands in bedeutenden Gastrollen nur für eine kurze Zeit auf; in der Berliner ist einer bestimmten Gesellschaft ein unbestimmter längerer Aufenthalt gegönnt. Wenn Jene sich auf alle Weise hervorzuthun gedrängt sahen, so haben Diese den Vortheil, in einer Folge ihre Fähigkeiten zu entwickeln; und es mag ihnen auf jeden Fall bis auf einen gewissen Grad gelingen, da die Französischen Künstler, durch herkömmliche Ueberlieferung begünstigt, durch eine gewisse geschmackvolle Einheit gefördert, ganz eigenthümlicher Vortheile sich zu erfreuen haben. Doch davon kann hier nicht die Rede sein; Dieß bleibt dem Berliner-Publicum, den dortigen Genießenden und Urtheilenden anheim gegeben. Was uns aber außerdem bemerklich scheint, ist, daß wie die Engländer in Frankreich, so die Franzosen in Deutschland sich einiger Opposition zu befahren hatten, und Letztere daher sich einen Sachwalter mitgebracht oder ihn an Ort und Stelle sogleich gefunden haben. Nicht mißbilligen können wir nun, wenn Dieser das Unbill bemerkt und rügt, womit man vor einigen Jahren in Deutschland Molière's verfolgte. Mögen sich doch die fremden Nationen bei dieser Gelegenheit sagen, daß der Deutsche, so rechtlich und gutmüthig er auch sonst sei, auch manchmal tannische Anwandelungen von Ungerechtigkeit habe, die er denn ganz unbewunden, als müsse Das so sein, an Fremden wie an Landsleuten ausübt! Dergleichen geht jedoch meist ganz ohne Widerspruch hin; das Falsche kann sogar eine Zeit lang curiren, bis sich endlich das Wahre herstellt, man weiß nicht wie.

Möge Das also künftig wie bisher geschehen. Wir ergreifen diese Gelegenheit, um unsere Personen- und Glaubensmeinung auszusprechen: daß, wenn einmal Comödie sein soll, unter Denen, welche sich darin übten und hervorthaten, Molière in die erste Classe und an einen vorzüglichen Ort zu setzen sei. Denn was kann man mehr von einem Künstler sagen, als daß vorzügliches Naturell, sorgfältige Ausbildung und gewandte Ausführung bei ihm zur vollkommensten Harmonie gelangten? Dieß Zeugniß geben ihm schon über ein Jahrhundert seine Stücke, die ja noch, obschon seiner persönlichen Darstellung entbehrend, die talentvollsten, geistreichsten Künstler aufregen, ihnen durch frische Lebendigung genug zu thun.

Histoire de la vie et des ouvrages de Molière.

Par J. Taschereau. Paris 1825.

Genanntes Werk verdient von allen wahren Litteratur-Freunden aufmerksam gelesen zu werden, indem es uns näher an die Eigenschaften und Eigenheiten eines vorzüglichen Mannes heranführt. Seinen entschiedenen Freunden wird es auch willkommen sein, ob sie gleich desselben, um ihn hoch zu schätzen, kaum bedürften, da er sich dem aufmerksamen Beobachter in seinen Werken genugsam offenbart.

Ernstlich beschaue man den „Misanthrop" und frage sich, ob jemals ein Dichter sein Inneres vollkommener und liebenswürdiger dargestellt habe. Wir möchten gern Inhalt und Behandlung dieses Stücks tragisch nennen; einen solchen Eindruck hat es wenigstens jederzeit bei uns zurückgelassen, weil Dasjenige vor Blick und Geist gebracht wird, was uns oft selbst zur Verzweiflung bringt und wie ihn aus der Welt jagen möchte.

Hier stellt sich der reine Mensch dar, welcher bei gewonnener großer Bildung doch natürlich geblieben ist, und wie mit sich, so auch mit Andern, nur gar zu gern wahr und gründlich sein möchte; wir sehen ihn aber im Conflict mit der socialen Welt, in der man ohne Verstellung und Flachheit nicht umhergehen kann.

Gegen einen ſolchen iſt Timon ein bloß comiſches Sujet; und ich wünſchte wohl, daß ein geiſtreicher Dichter einen ſolchen Phantaſten darſtellte, der ſich immerfort an der Welt betrügt und es ihr höchlich übel nimmt, als ob ſie ihn betrogen hätte.

Richelieu ou la journée des Dupes.

Comédie historique par Le Mercier.

Genanntes Stück war ſchon 1803 bei dem erſten franzöſiſchen Theater angenommen, ſeine Erſcheinung aber bis gegenwärtig verhindert, da es denn im Druck hervortritt und gar wohl verdient, daß wir uns mit ihm beſchäftigen.

Es iſt wohl keine Frage, daß uns bei demſelben der Tartuffe einfallen müſſe, der ſich aber zu Richelieu verhält, wie die Wurzel zum Cubus. Letzterer iſt ein potenziirter Tartuffe; bloß in dieſem Sinne darf man eine Vergleichung wagen und wir unternehmen es, wär' es auch nur, einiges Nützliches beiläufig zu ſagen.

Der Tartuffe des Molière erregt Haß; es iſt ein verbrecheriſcher Menſch, der Frömmigkeit und Sitte heuchelt, um eine bürgerliche Familie in jedem Sinn zu Grunde zu richten; deßhalb uns denn auch der polizeiliche Ausgang willkommen erſcheint. Bemerke man, wie und warum in den neueſten Zeiten eben dieſes Stück hervorgerufen und hervorgehoben ward. Es geſchah, weil man es zum Nachtheil einer Claſſe Menſchen deuten konnte, die, im Stillen wirkſam, dem Staatshaushalt ſchädlich zu werden drohte. Sehe man genau hin, ſo wird man finden, daß keineswegs das genial-äſthetiſche Verdienſt aufgefaßt und beifällig aufgenommen wurde; es war eine gehäſſige Gegenwirkung; Parteien regten ſich gegen einander; die eine wollte ſchaden, die andere ſich decken; es war der immer lebendige Stoff, der, durch künſtleriſch klare Behandlung wirkſam, ganz eigentlich vorwaltete.

Ganz anders mit Richelieu. Dieſer hat keine böſen Abſichten; die ſeine iſt vielmehr höchſt löblich; er regiert, er will am Regiment bleiben, weil er einſieht, daß unter allen Mitlebenden Niemand es zu führen im Stande ſei. Durch ihn wird Niemand beſchädigt; der König findet ſich geſichert gegen äußere und innere Feinde; freilich iſt Beides nicht immer mit gelinden, allgefälligen Mitteln zu bewirken. Die auswärtigen Bezüge werden lakoniſch, doch hinreichend angedeutet; die innern Familien-Verhältniſſe ſind es, die, auf einer ſo hohen Region, mit Heiterkeit behandelt, uns in einem fortwährenden genugſamen Lächeln erhalten, welches vielleicht nie in ein Lachen, wohl aber oft in einen entſchiedenen Beifall ausbricht. Der König bedarf eines ſolchen Rathgebers; er fühlt es, er folgt ihm; nur daß er durch die fortſtrömenden, ſchwankenden Wogen der Leidenſchaften, Velleitäten und Intriguen ſeiner Umgebungen augenblicklich irre gemacht, unſicher und verlegen wird.

Die wider den Cardinal Verſchwornen ſind durchaus von der Art, daß der Leſer kein Zutrauen zu ihnen faßt; er würde auf keine Weiſe ihre Partei ergreifen, wie er doch ſonſt wohl in Schauſpielen dieſer Art auf der Seite der Unzufriedenen zu ſein beliebt; vielmehr pflichtet er immer dem Cardinal bei, an dem er ſich nicht geirrt hat; denn das Stück endigt völlig befriedigend: die Zügel des Regiments bleiben in den Händen, die ſie bisher glücklich geführt; der König iſt ſeiner hohen Würde ſicher und ſelbſt die Uebrigen, die man hier als lächerlich hintergangene Aprils-Narren (Dupes) bezeichnet, könnten ſehr zufrieden ſein, wenn ſie einzuſehen verſtänden, daß, wär' ihr Plan gelungen, ſie ſich in dem Augenblick unter einander entzweit und durch unbezwingliche Leidenſchaft, Unzulänglichkeit, Selbſtſucht und Leichtſinn ſich und zugleich das Königthum zu Grunde gerichtet hätten.

Und ſo ſteht zu erwarten, jeder Gebildete, den die Litteratur überhaupt und beſonders die franzöſiſche intereſſirt, werde ſich an den Charakteren und dem Wechſelwirken derſelben, an dem muſterhaften Gange des Stücks, an dem durchwaltenden Intereſſe, ſelbſt in den Auftritten, die zur Einleitung dienen, und endlich an den aus dem Ganzen ſich hervorhebenden Haupt-Scenen wahrhaft ergetzen. Zu bedauern möchte nur ſein, daß dieſes Stück nicht leicht auf das Theater gelangen kann. An Orten, wo man es verſteht, wird es verfänglich erſcheinen und wo man es nicht verſteht, wird das eigentlichſte, nähere, gründlichſte Intereſſe mangeln.

Franzöſiſches Haupt-Theater.

Es war löblich und der Sache angemeſſen, daß man in Paris, wo ſo viele Theater neben einander beſtanden, auch eins der ganz reinen, regelmäßigen, ſogenannten claſſiſchen Art zu erhalten trachtete. Wäre der Gedanke nicht richtig, der Vorſatz nicht lobenswürdig geweſen, wie hätte die Ausübung ſo lange lebendigen Beifall gefunden?

Deſſen ungeachtet fühlte man, obgleich erſt noch anderthalb Jahrhunderten, daß man, einen engen Kreis immer mehr verengend, Aufmerkſamkeit und Antheil nicht fernerhin erhalten konnte, beſonders wenn ein entſchiedenes Talent Welt und Bühne verließ, das bisher eigentlich jene herkömmlich geprieſenen Stücke erſt zu beleben und gewiſſer Maßen immer neu zu er-

Jery

allein, indem er einen Stock ergreift.

Dem Verwegnen
Zu begegnen,
Schwillt die Bruſt.
Welch Verbrechen,
Sie beleid'gen!
Sie vertheid'gen,
Welche Luſt!

Er tritt gegen die Wieſe.

Weg von dem Orte!
Ich ſchone keinen.

Indem er abgehen will, tritt ihm Thomas entgegen.

Thomas.

Spare die Worte,
Es ſind die Meinen.

Jery.

Thomas!

ſchaffen wußte. So war denn zuletzt Talma ganz eigentlich der Kleben, woran das erſte Theater Frankreichs und der Welt im Schweben gehalten wurde.

Talma gehört nun ganz eigentlich der neueſten Welt an; ſein Beſtreben war, das Innerlichſte des Menſchen vorzuſtellen. Mit welchem leidenſchaftlichen Drang war er nicht bemüht, jenes hypochondriſche Stück auszubilden, das in der Arabiſchen Wüſte ſpielt, um Gefühle und Geſinnungen auszudrücken, die einer ſolchen Oede gemäß wären.

Wir ſelbſt waren Zeuge, mit welchem Glück er ſich in eine Tyrannen-Seele einzugeſtalten trachtete; eine bösartige, heuchleriſche Gewaltthätigkeit auszudrücken, gelang ihm zum Beſten. Doch war es ihm zuletzt am Nero nicht genug; man leſe, wie er ſich mit einem Tiber des Cherier zu identificiren ſuchte, und man wird ganz das Peinliche des Romanticismus darin finden. Weil aber hierdurch das eigentlich Heroiſche, das ſich in republicaniſchem Conflict, wie bei Corneille, als Bedrängniß in höhern Ständen, wie bei Racine, aber in großen Weltbegebenheiten, wie ſie Voltaire behandelt, am Kräftigſten hervorthut, nach und nach verloren ging und eine gewiſſe ſentimentale Innerlichkeit dagegen ſich einſchmeichelte: ſo folgte daraus, daß man ſich nach einer freiern Thätigkeit umſah und ein wirklich gegenſtändliches, geſchichtliches Intereſſe wieder auf das Theater zu bringen trachtete.

Aelteres Herkommen.

Der Franzoſ will nur „eine Criſe“. Dieſes einſylbige Wort Napoleon's deutet dahin, daß die Nation an eine gewiſſe einfache, abgeſchloſſene, leicht faßliche Darſtellung auf dem Theater gewöhnt war; man konnte es eine Etiquette nennen, von der man ſich nicht entfernen wollte, weil man ſie zwar beengend, aber doch in einem gewiſſen Sinne bequem fand. Der lebhafte, durch und durch ſelbſtliebige Franzoſ kann ſeine Neigung für eine gewiſſe Ariſtocratie nicht aufgeben. Und in dieſem Sinne hing er an der alten Anſtalt, erhielt denſelbigen Reſpect vor ſeinem Achill und Agamemnon wie vor den edeln Familien-Namen, die ihm ſeine Geſchichte rühmlich vor die Ohren brachte. Es war eine Art von Cultus, im Theater zu ſitzen, als mentaler Souffleur die bekannten Stücke zwiſchen den Zähnen zu murmeln und bei dieſer frommen Handlung zu vergeſſen, daß man ſich von Herzen ennuyire.

Uebergang.

Der Drang, etwas Bedeutenderes, größere Welt-Characteure, Univerſal-Ereigniſſe auf den Brettern zu ſehen, mußte jedoch in der neuern Zeit rege werden. Wer die Revolution überlebt hat, fühlt ſich in die Geſchichte hineingetrieben; er ſieht im Gegenwärtigen das Vergangene mit friſchem, die fernſten Gegenſtände heranziehendem Blick. Indeß wir Deutſchen noch immer den Conflict zwiſchen Patriciern und Zunftmäßnern nicht los werden, ob er gleich in unſern conſtitutioneſſen Staaten, wo Jeder an ſeinem Platze ſich wohlthätig und tüchtig beweiſen kann, längſt beſchwichtigt und aufgehoben iſt, gehen Jene in ihre ältere, freilich durch Menſchen und Begebenheiten höchſt bedeutende Geſchichte zurück, und ſuchen die abgeſchiedenen Geſtalten auf's Theater hervorzuzaubern.

Neuere Verſuche.

Dieſes geht aber ſo unmittelbar nicht an, ſondern man dramatiſirt erſt die Geſchichte nach Bequemlichkeit und zwar kühn genug, von der älteſten bis zur neueſten Zeit, und es darf kein Beſtrebſamer dieſes Faches dergleichen Bearbeitungen ignoriren. Hierron bezeichnen wir: La journée des barricades, les états de Blois, welchen der Tod Heinrich's III. folgen ſoll. Auch dürfen wir in gleichem Sinne Les soirées de Neuilly und Scènes contemporaines gar wohl empfehlen. Wer ſich mit dieſen Werken bekannt macht, wird unſern obigen Aeußerungen wahrſcheinlich beitreten.

Fernere Schritte.

Weil nun bei ſolchen litterariſchen Beſtrebungen, wie bei politiſchen Revolutionen, man erſt vor-, ſodann aber rückwärts geht und Deſſen ungeachtet immer um einige Schritte weiter kommt, ſo läßt ſich ein Gleiches auch hier bemerken. Victor Hugo, auch einer von den unabhängigern jungen Leuten, die, indeß wie ſie ſind, ſich doch am Ende durch eigenes Thun und Erfahren müſſen belehren laſſen, hat ſein ſchönes Talent auf ein großes, unaufführbares hiſtoriſches Stück, „Cromwell“, verwendet und ſich dabei ſehr ſchätzenswerth bewieſen.

Hier aber kommt Manches zur Sprache, worüber man ſich erſt ſpäter vereinigen wird. Jene obgenannten dramatiſirten, hiſtoriſchen Ereigniſſe ſind in Proſa geſchrieben und Das iſt auch eigentlich, was eine poetiſche Annäherung an das wirkliche Leben begünſtigt; „Cromwell“ hingegen iſt in Alexandrinern.

Nun iſt wohl anzunehmen, daß der Alexandriner durchaus ſich auf dem Franzöſiſchen Theater erhalten wird und muß. Daher würde ich einem ſolchen Schriftſteller rathen, dieſes Versmaß für die edeln Stellen und wichtigſten Momente beizubehalten, ſodann aber nach Beſchaffenheit der Situationen, Characteure, Geſinnungen und Gefühle mit dem Sylbenmaße zu wechſeln, wie Shakeſpeare mit dem Jambus und der Proſa thut.

Wenn man sich von alten Vorurtheilen losmachen will, ohne Das zu zerstören, was in ihnen als gründlich und naturgemäß anerkannt werden darf, so thut man wohl, in frühere Zeiten zurückzugehen und zu untersuchen, wie es vormals aussah, wo das nunmehr Erstarrte noch lebendig und biegsam war. Man sehe den „Cid" des Corneille, wo nach Anlaß des Spanischen Vorbildes, obgleich mit bescheidener Mäßigung, das Sylbenmaß wechselt, der Sache angemessen und von guter Wirkung.

Ist man denn doch schon an Quinault's Opern abwechselnde Rhythmen gewohnt; hat nicht auch Molière bei Fest- und Gelegenheitsstücken sich freierer Sylbenmaße bedient; hat nicht sogar Voltaire seinen „Tancred" in hier und da verschränkten Reimen, mit großem Glück des Ausdrucks, keineswegs willkürlich, sondern, wenn man es genau betrachtet, sehr kunstreich geschrieben? Dieß ist Alles schon vorhanden; nur käm' es auf ein entschiedenes Talent an, wie Victor Hugo besitzt, ob es sich in diesen verschiedenen Armaturen und Masken frei, bequem und geistreich zu Ergetzung seines Publicums bewegen könne.

Faust.

Tragédie de Mr. de Goethe, traduite en Français par Mr. Stapfer, ornée de 17 dessins par Mr. de Lacroix.

Wenn ich die französische Uebersetzung meines „Faust" in einer Prachtausgabe vor mir liegen sehe, so werd' ich erinnert an jene Zeit, wo dieses Werk ersonnen, verfaßt und mit ganz eigenen Gefühlen niedergeschrieben worden. Den Beifall, den es nah und fern gefunden, und der sich nunmehr auch in typographischer Vollendung ausweist, mag es wohl der seltenen Eigenschaft schuldig sein, daß es für immer die Entwickelungs-Periode eines Menschengeistes festhält, der von Allem, was die Menschheit peinigt, auch gequält, von Allem, was sie beunruhigt, auch ergriffen, in Dem, was sie verabscheut, gleichfalls befangen und durch Das, was sie wünscht, auch beseligt worden. Sehr entfernt sind solche Zustände gegenwärtig von dem Dichter; auch die Welt hat gewisser Maßen ganz andere Kämpfe zu bestehen; indessen bleibt doch meistens der Menschenzustand in Freud und Leid sich gleich, und der Letztgeborne wird immer noch Ursache finden, sich nach Demjenigen umzusehen, was vor ihm genossen und gelitten worden, um sich einiger Maßen in Das zu schicken, was auch ihm bereitet wird.

Ist nun jenes Gedicht seiner Natur nach in einem höhern Element empfangen; spielt es auf einem zwar mannigfaltigen, jedoch dünglichen Schauplatz: so nimmt es sich in der Französischen, Alles erheiternden, der Betrachtung, dem Verstande entgegenkommenden Sprache schon um Vieles klarer und absichtlicher aus. Seh' ich nun gar ein Folio-Format, Papier, Lettern, Druck, Einband, Alles ohne Ausnahme bis zum Vollkommenen gesteigert: so verschwindet mir beinahe der Eindruck, den das Werk sonst auch alsdann noch auf mich ausübte, wenn ich es nach geraumer Zeit wieder einmal vor mich nahm, um mich von dessen Dasein und Eigenschaften zu vergewissern.

Dabei ist aber Eins besonders merkwürdig, daß ein bildender Künstler sich mit dieser Production in ihrem ersten Sinne dergestalt befreundet, daß er alles ursprünglich Düstere in ihr ebenso aufgefaßt und einen unruhig strebenden Helden mit gleicher Unruhe des Griffels begleitet hat.

Herr De Lacroix, ein Maler von unläugbarem Talent, der jedoch, wie es uns Aelteren von Jüngern öfters zu geschehen pflegt, den Pariser-Kunstfreunden und Kennern viel zu schaffen macht, weil sie weder seine Verdienste läugnen noch einer gewissen wilden Behandlungsart mit Beifall begegnen können; Herr DeLacroix scheint hier in einem wunderlichen Erzeugniß zwischen Himmel und Erde, Möglichem und Unmöglichem, Rohestem und Zartestem, und zwischen welchen Gegensätzen noch weiter Phantasie ihr verwegenes Spiel treiben mag, sich heimathlich gefühlt und wie in dem Seinigen ergangen zu haben. Dadurch wird denn jener Prachtglanz wieder gedämpft, der Geist vom klaren Buchstaben in eine düstere Welt geführt und die uralte Empfindung einer mährchenhaften Erzählung wieder aufgeregt. Ein Weiteres getrauen wir uns nicht zu sagen, einem jeden Beschauer dieses bedeutenden Werks mehr oder weniger den unserigen analoge Empfindungen zutrauend und gleiche Befriedigung wünschend.

Aeußerungen eines Kunstfreundes.

Die lithographischen Blätter, womit Herr De Lacroix die Französische Uebersetzung des „Faust" ausgestattet, sind zwar nicht so zart und glatt vollendet, als man von den bessern neuern Erzeugnissen der Art zu erwarten pflegt, sondern Entwürfe eines kunstfertigen Malers, mit sicherer Hand und breiter Kreide hingezeichnet. Wenn bei mehrern strenge Richtigkeit der Umrisse vermißt wird, so darf man mit dem Künstler darüber nicht rechten, eben weil sich seine Blätter nur als Entwürfe darstellen; hingegen läßt sich allen ohne Ausnahme nachrühmen, daß sie kräftig und mit Geist behandelt sind. Manche verdienen auch der glücklichen Erfindung wegen Beifall. So ist z. B. das Blatt, wo Faust sinnend in seinem Studir-Zimmer steht,

in reicher Umgebung von allerlei Geräth, einen vor ihm auf dem Tisch liegenden Schädel betrachtend, an und für sich, auch ohne weitere Beziehung auf das Gedicht, ein sinnvolles, gut und malerisch angeordnetes Bild. Ein anderes Blatt, Faust und Wagner darstellend, wie sie bei sinkender Abendsonne heimkehren, der schwarze Pudel hinter ihnen herschweift, dünkt uns sehr glücklich aufgefaßt und könnte, wohl ausgeführet, ein Bild von ganz vortrefflicher Wirkung werden. — Die Scene in Auerbach's Keller, wo der auf die Erde verschüttete Wein zur Flamme wird, ist ganz so phantastisch, so bewegt dargestellt, als dieser Gegenstand es verlangt, und eignete sich deßhalb zu einem Gemälde vom frappantesten Effect. — Marthe und Margarethe, freudig und verwundert den Schmuck betrachtend, und Mephistopheles, der, tiefe Reverenzen ziehend, zu ihnen hereintritt, würde, gehörig ausgeführt, gewiß ein sehr niedliches Bild geben. — Vorzüglich geistreich endlich, wiewohl weniger Bild als die genannten, scheinet das Blatt gerathen, wo Mephistopheles und Faust auf Zauberpferden am Hochgericht vorüberfausen. Das Feuer, der Geist, der Ausdruck, womit der Künstler diese wilde Scene dargestellt, wird zuverlässig den Beifall der Kenner und Kunstrichter erhalten.

Will man diese Blätter mit den Versuchen Deutscher Künstler, Scenen aus Faust zu bearbeiten, vergleichen, so können sie mit Ehren neben einander stehen. Ein Deutscher jedoch hat Alles durchgängig ernster genommen, die Figuren mit mehr Sorgfalt und wissenschaftlicher gezeichnet; einem Andern, der mehr auf cyclische Folge der Bilder gedachte, mag es gelungen sein, die Charactere mit mehrerer Stetigkeit durch die ganze Reihe durchzuführen.

Elisabeth de France.

Tragédie par Alexandre Soumet. (Globe, Tom. VI. Nro. 55.)

Bei Gelegenheit dieses dem Schiller'schen „Don Carlos" nachgebildeten Stückes sprechen sich die Verfasser des Globe folgender Maßen zu Gunsten der Werke unsers verewigten Freundes unbewunden aus:

„Dieser große Dichter idealisirt mehr als ein anderer seinen Gegenstand. Ganz reflectirendes Genie, lyrischem Träumen hingegeben, erfaßt er irgend eine Idee liebevoll; lange betet er sie an in der Abstraction, und bildet sie langsam nach und nach als symbolische Person aus, dann auf ein Mal mit entflammter Einbildungskraft bemächtigt er sich der Geschichte und wirft den Typus hinein, den er ersonnen hat. Eine Epoche, ein Ereigniß, ein Mensch wird wie durch Zauberei der Ausdruck seiner geliebten Gedanken; wirkliche geschichtsgemäße Thaten, Charactere, Gefühle, Leidenschaften und Vorurtheile jener Zeiten, Alles modelt sich nach dem Bilde, das er im Grund seines Herzens trägt, Alles bildet sich um, indem es von da zurückstrahlt."

Der Raum unserer Blätter mahnt uns, abzubrechen. Jede Zeitschrift, die hier fortfährt, das schöne Zeugniß, das ein Ausländer dem würdigen Freunde gibt, durch Uebersetzung unserer Nation mitzutheilen, verdient sich gewiß den reinsten Dank.

Perkins Warbek.

Drame historique, par N. Fontan. (Globe, Tom. VI. Nro. 57.)

Auch hier wird unseres Schiller's, seines projectirten „Warbeck", seines begonnenen „Demetrius" in allen Ehren gedacht und bei Vergleichung ihm durchaus der Vorrang gegeben. Die Deutschen, welche sich so lange beklagten, man nehme keine Notiz von ihnen, werden sich auch allmälig bequemen, den Westländern geneigter zu sein.

Dieselbige Zeitschrift (Tom. VI. Nro. 58), nach Erwähnung einiger Uebersetzungen und Nachahmungen von unserm „Wilhelm Tell", schließt mit folgenden Worten: Viennent maintenant les autres imitateurs: il y a encore, dans la pièce de Schiller, matière à plusieurs succès.

Idées sur la philosophie de l'histoire de l'humanité par Herder.

Traduit par Quinet. Paris 1827.

Die Einleitung, welche der Uebersetzer seiner Arbeit vorausgehen läßt, empfehlen wir gleichfalls Denjenigen, die Tag für Tag das Publicum mit Fremdem und Einheimischem bekannt zu machen verpflichtet sind; uns hat sie sowohl als die Uebersetzung selbst zu schönen Betrachtungen Anlaß gegeben. Wir sagen nur soviel: Ein vor fünfzig Jahren in Deutschland entsprungenes Werk, welches unglaublich auf die Bildung der Nation eingewirkt hat und nun, da es seine Schuldigkeit gethan, so gut wie vergessen ist, wird jetzo würdig geachtet, auch auf eine in gewissem Sinn schon so hochgebildete Nation gleichfalls zu wirken, und in ihrer nach höherer Kenntniß strebenden Masse den menschlichsten Einfluß auszuüben.

Einzelnheiten.

Wenn ich über die neueste Französische Litteratur meine Gedanken sammle, so werde ich

immer auf Bernardin de St. Pierre zurückgeführt, welcher im Jahr 1789 „Paul und Virginie" herausgab. Dieser idyllische Roman that große Wirkung und man wird ihn immer gern lesen, ob man gleich nach so langer und durchaus veränderter Zeit sich kaum Rechenschaft geben kann, was er eigentlich bringt und was ihm fehlt.

Kurz vor der Revolution geschrieben, ruht das Interesse seiner Verwickelung auf den schmerzlichen Mißverhältnissen, die in den neuesten Staaten zwischen Natur und Gesetz, Gefühl und Herkommen, Bestreben und Vorurtheilen so bang und so beängstigend sind und es mehr noch waren.

Zwei bedrängte Mütter retten sich mit Sohn und Tochter in's ferne Land und führen dort ein idyllisches, anmuthiges Leben; Dieß wird gestört, zuletzt vernichtet. Inzwischen unter manchem Wechsel von Furcht und Hoffnung, Rettung und Untergang, weiß der Verfasser didactisch und, wenn man will, leidlich genug, alles Dasjenige zur Sprache zu bringen, was die Menschen damals in Frankreich bedrängen mochte; es ist dasselbe, was die Notabeln zusammen berief, die General-Staaten nöthig machte und zuletzt die völlige Umwälzung des Reichs bewirkte. Das Werk ist im besten, wohlwollenden Sinne geschrieben und dieser Sinn hat noch lange während der Revolution in Frankreich durch gedauert.

Bernardin de St. Pierre war den Brüdern des ersten Consuls lieb und werth, ja von ihm selbst wohl behandelt. Das Verhältniß zu diesen merkwürdigen Menschen, wie er es selbst darstellt, gibt uns ein überraschendes Bild, wie in jener Familie eine gewisse sittlich-ästhetische Tendenz verwaltete und ungeachtet des gleichsam übermenschlichen politischen Treibens sich doch immerfort erhielt. Das große epische Gedicht des grandiosen Lucian's und Alles, was die Feder des grundedeln Louis mitgetheilt hat, gibt uns davon auffallende Zeugnisse.

Nächst Bernardin de St. Pierre tritt uns Chateaubriand entgegen.

Ein rhetorisch-poetisches Talent, mit Leidenschaft, Stoff in der äußern Welt suchend, sich zu religiösen Gefühlen steigernd, eine durchaus große physisch-moralische Kraft und auch so in der politischen Welt erscheinend.

„Werther's Leiden" wurden sehr bald in's Französische übersetzt; der Effect war groß wie überall, denn das allgemein Menschliche drang durch. Alle meine übrigen Productionen dagegen standen sehr weit von der Französischen Art und Weise ab, und ich war mir dessen wohl bewußt. Eine Uebersetzung von „Hermann und Dorothea" durch Vitaubé that nur im Stillen ihre Wirkung.

Schwierigkeit in Frankreich überhaupt, sich den Tag aufzutauchen.

Im Stillen finden sich jedoch hartnäckige Anhänger an's Deutsche.

Uebersetzung meines Theaters.

Neuere Wirkungen meiner Arbeiten in Frankreich.

Veranlassung dazu.

Siehe Le Globe, Nro. 55. Tom. III. 1826.

Offenbar sind es die Anti-Classiker, denen meine ästhetischen Maximen und die darnach gearbeiteten Werke als Beispiel sehr gelegen kommen. Sie gehen daher sehr verständig zu Werke und behandeln glimpflich, was ihnen nicht munden will.

Wenn wir im Deutschen Gelegenheitsgedicht sagen, so pflegen sich die Franzosen mit: Poésies de circonstance auszudrücken. Dieß veranlaßt uns wirklich, einen Unterschied zwischen Beiden anzuerkennen. Das Erste wäre, wenn der Dichter eine vorübergehende Gelegenheit ergreift und sie glücklich behandelt; das Zweite, wenn er einen Umstand glücklich zu benutzen weiß.

Dem Anschein nach sollte man das Erste vorziehen, weil etwas Flüchtiges, Lebendiges der Dichtung höchst willkommen sein muß. Da sich aber die Poesie Nichts vorschreiben läßt, so hängt es nur von ihr ab, auch etwas Beständiges zu Ehren zu bringen. Vielleicht ist Niemandem Dieses besser gelungen als Herrn Béranger.

Die Herren Globisten schreiben keine Zeile, die nicht politisch wäre, d. h. die nicht auf den heutigen Tag einzuwirken trachtete. Sie sind eine gute, aber gefährliche Gesellschaft; man verhandelt gern mit ihnen, aber man fühlt, daß man auf seiner Hut sein muß. Sie können und wollen ihre Absicht nicht verläugnen, den absoluten Liberalismus allgemein zu verbreiten. Deßhalb verwerfen sie alles Gesetzliche, Folgerechte als stationär und schlendrianisch; doch müssen sie Beides gelegentlich in subsidium wieder herbeiholen. Das gibt ein Weben im Innern, ein Schwanken im Aeußern, das sehr unbehaglich empfunden wird, indem man sich zuletzt vor lauter Freiheit erst recht befangen fühlt.

Vollkommene Redner sind es; und wenn man sie als solche gelten läßt, ohne sich von ihnen rühren zu lassen, so gewähren sie viel Vergnügen und wichtige Belehrung.

Im Globe vom Jahr 1825, Seite 535, findet

ſich eine höchſt merkwürdige Darſtellung der geiſtigen Cultur der Normandie, ſowie ein Blick über das Ganze der Academien und litterariſchen und wiſſenſchaftlichen Societäten, wie folgt:

„Indem wir ſo von alten academiſchen Corporationen ſprechen, wollen wir nicht ſagen, daß der gegenwärtige Zuſtand der wiſſenſchaftlichen Welt durchaus alle Verſammlung dieſer Art ablehnt; wir glauben dagegen, daß ſie immer noch große Dienſte leiſten können, ſobald ſie nämlich dem Geiſte unſers Jahrhunderts gemäßer organiſirt ſind, einen poſitiven und beſondern Zweck bekennen und, was ihre Wahl und ihre Arbeiten betrifft, vollkommen unabhängig von den Regierungen daſtehen; hauptſächlich aber, daß ſie eine große Thätigkeit beweiſen. Denn da, wie überall, bewirken Thätigkeit und Bewegung das Leben. Auch wollen wir ſie gern als Bienenſtöcke gelten laſſen, nur nicht als anmaßliche Tribunale. Ja wir kennen ſogar kein mächtigeres Mittel, den Unterſuchungen eine glückliche Richtung zu geben, es ſei nun auf einen Theil der menſchlichen Kenntniſſe oder auf eine tiefgreifende Unterſuchung irgend einer Gegend. Auch kennen wir keine Anſtalt, welche dem forſchenden und mittheilenden Geiſte der Zeit gemäßer wäre.

Corporationen hingegen, welche ſich bloß mit Litteratur beſchäftigen, laſſen uns bedenken, daß, wenn es jemals eine Epoche gab, wo ſie große Dienſte thaten, dieſe Epoche ganz gewiß vorbei ſei. Man möchte freilich wohl behaupten können, daß zu einer Zeit, wo die Nation zu weit von unſern großen Dichtern ſtand, oder Dieſe vielleicht durch ihre Schuld von der Nation ſich geſondert fanden, es vielleicht möglich geweſen ſein möchte, Männer von gebildetem Geiſt zu vereinigen und ihre Verſammlungen mit großer Solennität zu umgeben, und das Verdienſt der beurtheilten Werke durch das Anſehen des Gerichtshofes zu erhöhen. Aber wir bemerken leider, was die Franzöſiſche Academie gegen den „Cid“ gethan hat und wir ſehen nicht, daß ſie Etwas zu Gunſten der „Athalie“ gewirkt hätte. Geſetzt man denn auch, daß die ſämmtlichen Filiale, die untergeordneten Societäten, einigen Dienſt dieſer Art geleiſtet: ſo kann man dagegen den bedauerlichen und leider nicht zu läugnenden Einfluß anführen, den ſie auf unſere Litteratur geübt haben, indem ſie mit aller Macht den proſaiſchen Sinn über den poetiſchen gelten machten und zwar ganz natürlich von Neun bis Zehn gegen Einen; ein Verhältniß, worin ſich damals die Poeten zu den Proſaiſten und Reimern befanden.

Aber, ohne dieſe wichtigen Fragen gegenwärtig zur Sprache zu bringen, laſſe man uns bemerken, daß, wenn dieſe Gerichtshöfe der Litteratur jemals zu Etwas genützt haben, Dieß gegenwärtig nicht mehr der Fall ſei. Die Reform, die ſeit dreißig Jahren in unſere Criminal-Juſtiz eingetreten iſt, bringt nun endlich auch in unſere litterariſche Geſetzgebung. Griesgrämliche Richter mit vertrocknetem Herzen und mit durch Gewöhnung an fremde Typen gefälſchtem Geiſte ſind nicht mehr an der Zeit, ſondern es werden Geſchworene ſein aus allen gebildeten Claſſen der Societät, die über Leben und Tod der Dichter zu urtheilen haben.“

Le Livre des Cent-et-un.

Tom. I. Paris. Ladvocat. 1831.

Die Veranlaſſung dieſes Werkes iſt, wie ſein Gehalt, jeder Aufmerkſamkeit werth. Der eben genannte, wohldenkende Buchhändler, durchaus ein rechtlicher Mann, fördert ſeit geraumer Zeit manches aufſtrebende Talent, deren einige nunmehr zu Ruf und Ruhm gelangt ſind. Durch Unglücksfälle wird er in den Zuſtand verſetzt, wo er augenblicklich unterzugehen befürchten muß und nun vereinigen ſich dankbar, für ſich, für Andere, für das Ganze, eine bedeutende Anzahl vorzüglicher Schriftſteller, durch ein folgereiches Werk ihn aufrecht zu erhalten.

Dieſem Werke gedachte man zuerſt einen andern Titel zu geben; es ward angekündigt als: Le Diable boiteux à Paris, und ſollte, wie es jetzt durchgeführt wird, eine Sittenſchilderung der Pariſer-Zuſtände, Eigenheiten, Verborgenheiten und Oeffentlichkeiten enthalten. Bei näherm Ueberſchauen und Würdigen des ſich anhäufenden Gehaltes fand man jedoch, daß man ſich unrecht thue, an ein früheres Werk zu erinnern, welches zu einer Zeit, die der gegenwärtigen an Intereſſe nicht gleich komme, erſchienen ſei, ſoviel Verdienſtliches auch ſolches enthalten möge. Hiervon gibt uns der Verleger in der Vorrede auf eine höchſt einfache Weiſe, ein Mitarbeiter in dem erſten Aufſatze höchſt geiſtreiche Kenntniß.

I. Asmodée

macht anſchaulich den Unterſchied von jenem Dachabdecker und von gegenwärtiger Behandlung eines höchſt reichhaltigen Stoffes. Asmodée iſt hier der durch alle Jahrhunderte ſich durchziehende Geiſt ſcharfer Beobachtung, liebelos oder theilnehmend, vom Ariſtophanes herein durch alle Zeiten ſeine Maske nach den Forderungen der jedesmaligen Völker und Individualitäten, die ſich allein verhüllen, abändernd und einrichtend.

In dem jetzigen Paris wäre wenig geleiſtet, wenn man nur die Dächer abhöbe und in die obern Schlafkammern hineinblickte wollte. Un-

sern Mitarbeitern sind die Festsäle der Großen zugänglich, wie die Jammergewölbe der Gefängnisse. Der zurückgezogenste Miethmann ist ihnen so werth als der begünstigte Dichter, der in einem erleuchteten Saal vor einer glänzenden Gesellschaft selbst in seinem höchsten Glanze zu erscheinen gedenkt. Sie führen uns an Orte, die wir kennen, über deren ausführlichere Kenntniß wir uns nun erfreuen. Sie lassen uns gealterte Personen sehen, die wir vor soviel Jahren in glänzender, wirksamer Jugend gekannt. Die mannigfaltigsten Denkweisen und Gefühlarten mittheilend, gewinnen sie uns für Interessen, welche nicht die unserigen sind.

Hieraus geht hervor, daß, je genauer man mit den Französischen und besonders mit den Pariser-Angelegenheiten bekannt ist, man desto größern Antheil an diesem Werke nehmen wird. Deutsche Leser werden Manches zurückweisen, obenhin behandeln und sich für die bedeutenden, allgemein wichtigen, in die höchsten Bewegungen des Tages eingreifenden Aufsätze erklären und dadurch für manches Andere, welches ihnen nur Langeweile gemacht, sich entschädigt halten.

Ganz weislich sind die verschiedensten Beiträge, wie man Karten mischt, durcheinander geschoben; in jedem Sinne geziemt es uns aber, die Verschiedenheiten zu sondern, jedes Einzelne zu schätzen und bei dem ersten Theil eine Uebersicht über die neun folgenden vorzubereiten. Nur Weniges daher aus den achtzehn Artikeln, aus denen der erste Band zusammengestellt ist.

II. Une Maison du Marais.

Das kümmerlichste Dasein meist älterer, anständiger, zurückgezogener Personen, ganz nah' am Jammer und doch eine Art von Welt, eine gewisse geregelte Genügsamkeit bei grilligem Wesen der Einzelnen; ein Beharren am Alten, pünktlich Herkömmlichen; bei dringenden Vorfällen Nachgiebigkeit oder Ausweichen; z. B. die Hauswirthinn überwirft sich mit der Milch-Lieferantinn; das Mißverhältniß ist nicht herzustellen; sie darf nicht mehr herein. Ein alter, pensionirter Canzlei-Verwandter, der von der alten Milchfrau nicht lassen will, geht alle Morgen, für sich und seine betagte Stocknachbarinn die Milch zum Caffee, die Straße entlang in ziemlicher Entfernung, bei der herkömmlichen Milchfrau persönlich zu holen.

III. Le Bourgeois de Paris.

Hier schöpft man schon freiern Athem. Ein rechtlicher, tüchtiger Mann füllt ein behagliches, honnetes Dasein vollkommen aus, indem er sich in täglicher, gewohnter Beschränkung froh findet, ja sogar unter fordernden Umständen sich nicht unschicklich erhebt und benimmt.

IV. Une Fête aux Environs de Paris.

Auch ein Pariser-Bürger, weniger solid als der vorige, nöthigt Frau, Freunde und Familie in ein fremdes, ländliches Element. Aus völliger Unkenntniß auswärtiger Zustände kommt er in mancherlei Verlegenheiten; Nichts aber macht ihn irre: planlos, übereilt, eigensinnig, wird Alles mißlich und ungenießbar vor ihm her; aber es kümmert ihn nicht, wenn gehoffte Freuden verfehlt werden. Von drohenden Gefahren hat er keinen Begriff; daher geht er kühn d'rauf los, compromittirt seine Gesellschaft auf's Schlimmste; aber sogar zuletzt tüchtig durchgeprügelt, bleibt er immer der behagliche Bürger.

V. La Conciergerie.

Wir kehren in die engste Stadt zurück. Ein Jüngling von sechszehn Jahren wird zufällig in einem Hause ergriffen, wo die Polizei eine Verschwörung ahnet. Höchst merkwürdig ist es, wie auf dem Eingeführten sogleich die eigenthümlichen Character der obern, mittlern und untern Angestellten gewaltsam lasten. Gräulich ist der Zustand; desto erwünschter ein Funke Menschlichkeit, der wie ein Stern diese düstern Gewölbe, wenn auch nur schwach und schwankend, erleuchtet.

VI. La Morgue.

So werden die Gewölbe genannt, wo unter einem uralten Gebäude die unerkannten, im Wasser oder sonst gefundenen Todten zur Schau niedergelegt werden. Wie oft hat uns die Beschreibung und Erzählung von dieser traurigen Stätte getrübt und beängstigt! Hier aber werden wir auf das Anmuthigste wieder in's Leben geführt. Zwei zu dieser Anstalt verpflichtete Männer leben unter demselben Dache über diesen sich täglich erneuernden Gräuel-Scenen; wir werden in ihre Familien eingeführt und finden recht hübsche, wohl eingerichtete, anständige Leute; bescheidene, aber wohl gearbeitete Mobilien, Ordnung und Zucht, ein Piano und bei dem einen Bewohner vier hübsche, wohl erzogene, heitere Töchter. Haben die mit Tagesfarben gemalten Zimmer uns erheitert, so begegnen wir unten gleich wieder dem größten Jammer. Eine Amme, auf der Post fahrend, schläft ein und läßt das ihr anvertraute Kind, das sie auf's Land bringen will, von ihrem Schooße unter die Füße der Mitreisenden schlüpfen und zieht es todt hervor. Das Betragen, sowie die Worte dieser Frau sind trefflich mitgetheilt; ihre Verzweiflung scheint sich zu mildern, indem sie sich entfernt; allein sie wird Eilends todt neben das Kind gelegt.

VII. Le Jardin des Plantes.

Gedichte von zwei verbündeten Poeten, einen freundlichen Besuch an diesem dem Leben und der Wissenschaft gewidmeten Orte gar wohl aussprechend.

VIII. Le Palais Royal

mag als Gegensatz gegen jenen Naturfrieden hier seine Wirkung thun; zu Tausenden und aber Tausenden ist dieses einzige Gebäude durchwandert, besprochen und beschrieben worden, und immer bleibt doch diese gegenwärtige Darstellung für den Kenner früherer Zustände höchst interessant. Er findet sich befriedigt, zu erfahren, wie es in diesen Ausdehnungen gegenwärtig aussieht, in dem Augenblicke, als der Besitzer diese königlichen Räume verläßt, um in königlichern seine Residenz aufzuschlagen.

IX. Une Maison de la Rue de l'Ecole de Médecine.

Aus jenem Getümmel werden wir in eine unbedeutende Wohnung, worauf die größten Erinnerungen haften, geführt. Wenn auch nicht oft, so geschieht es doch zuweilen, daß junge, edle, lebhafte Männer, die, wenn man so sagen darf, für eine glühende Neigung im Augenblick keinen Gegenstand finden, sich zurück auf die Weltgeschichte, auf Biographien, Romane werfen und sich dort, ihre Leidenschaft nährend, dergestalt, verweilen, daß da die Entschwundene nicht mehr zu ergreifen ist, sie sich auf's Emsigste nach der Localität, wo sie gelebt, gewirkt, gehandelt, umthun, nach einer so heilig gehaltenen Stelle wallfahrten und, wenn sie es vermöchten, gern über das engste Gemäuer einen Tempel der Verehrung aufrichteten.

Hier sehen wir einen trefflichen jungen Mann, der sich der Erinnerung an Charlotte Corday hingibt, Marat's Wohnung aufsucht, sie zuletzt auswittert, die düstere Treppe hinauf den Schritten der Heroine folgt, dann das enge Vorzimmer, wo sie gewartet hat, betritt und nicht ruht, bis ihm das Cabinet eröffnet wird, wo die Badewanne gestanden und wo der Todesstreich gelingt. Weniges, versichert man ihm, sei seit jener Zeit verändert; wo denn auf- und absteigende Geister jener verbündeten Tyrannen ihn umdrängen und ihm bei'm Schreiben die ohnehin schmale Treppe verengen.

Durch diese Localität, sowie durch manche andere triviale Umstände, wird jene That wirklich größer und gräßlicher in unserer Einbildungskraft unserm Gefühl wieder hervorgerufen.

X. Le Bibliomane.

Wir gelangen in einen etwas mehr heitern, aber doch am Ende bänglichen Zustand. Das Seltene und oft Einzige alter Ausgaben steigert sich dergestalt in einem Liebhaber solcher Curiositäten, daß es zuletzt in Wahnsinn übergeht und er über eine versäumte Auction in völlige Verwirrung verfällt, von welcher ihn nur der Tod befreit. Es ist nicht zu läugnen, daß dergleichen Liebhabereien, wenn sie nicht die Organe eines höhern Interesses sind, immer in eine Art von Verrücktheit ausarten. Einem unserer ehrwürdigen alten Bekannten machte man die Bemerkung, daß er ein Buch, das er in einer vorseienden Auction im Catalog angestrichen, schon drei Mal besitze: „Ein gutes Buch kann man nicht zu oft haben", versetzte er, und es ward zum vierten Mal angeschafft.

Bei Kupferstichen, besonders eigenhändigen Radirungen der Meister, kommt, genau besehen, etwas Aehnliches vor. Doch liegt die Entschuldigung hier näher, weil zwischen Exemplaren meist ein großer Unterschied Statt findet.

XI. Les Bibliothèques publiques.

Es ist höchst wichtig, in solche Zustände hineinzusehen. Die Bücher werden massenweise verborgt, die Rückgabe nicht betrieben. Möge doch jeder Bibliothecar seine Hand an's Herz legen und sich freuen, wenn es in seinen Schapkammern anders aussieht!

XII. Une première représentation.

Das Herannahen des unseligen Geschickes eines Stücks, welches zuletzt ausgepfiffen wird, ist recht heiter und ausführlich vorgetragen.

Man kann diesen und andere Aufsätze, deren Gegenstand uns schon früher bekannt war, doch immer als Musterbilder ansehen, die solche Gegenstände in ihrer allgemeinen Charakteristik darstellen. Höchst interessant aber ist

XIII. Les Soirées d'Artistes.

Man sieht in ein geselliges bewegtes Kunstleben hinein, wo sich talentvolle junge Männer auf geistreiche Weise gemeinsam unterhalten. Auch hier läßt sich das anarchische Princip einiger Maßen bemerken; Jeder scheint als Künstler nach seiner eigenen Weise zu verfahren; eine heitere Geselligkeit verbindet sie; von keinem Meister ist die Rede, von dem man Etwas zu lernen dächte, auf dessen Urtheil sich irgend ein Unternehmen bezöge. David ist längst abwesend und todt, und das Talent des Baron Gérard scheint außer diesem Kreise zu liegen. So angenehm aber es auch sein muß, viele Namen vorzüglich anerkannter Talente, begleitet von einiger Charakteristik, kennen zu lernen, so hat doch

XIV. Abbaye au Bois

ein allgemeines Interesse. Wer erwartete in diesen ehemals versumpften und düstern Klosterräumen, welche zwar immer vorzügliche Menschen beherbergten, gegenwärtig mehr als einen litterarischen Salon eröffnet zu sehen? Mehr oder weniger bejahrte Frauen, durch den Wechsel der Zustände ihrer frühern glänzenden Wirksamkeit beraubt, wohnen dort zur Miethe, in anständigen Zimmern. Madame Recamier versammelt noch immer achtenswerthe, sie hochachtende Personen.

Nun aber aus diesem, von allem Geräusch entfernten, stillen Bleiben werden wir

XV. Zu einem Feste im Palais Royal

aufgerufen. Hier wird Carl X. zum letzten Mal von seinen Verwandten gefeiert, vom Volke mit einem Lebehoch begrüßt. Der König von Neapel bewundert selbst das Fest, womit man seine Gegenwart honorirt; aber eine Ahnung schwebt durch die erleuchteten Prachtgemächer und man erlaubt sich, zu gestehen, daß man auf einem Vulcan jubele.

Dieser, wir dürfen es wohl gestehen, weltistorische Aufsatz, überleuchtet die übrigen; das von ihm ausgehende, mächtige Licht verblendet die Leser dergestalt, daß sie den übrigen vorgemeldeten Aufsätzen nicht Gerechtigkeit, kaum eine billige Aufmerksamkeit schenken mögen. Dieß ist aber nicht unser Fall, wie man bisher gesehen hat und wir gedenken daher noch mit Freundlichkeit

XVI.

eines Liedes von Béranger an Chatraubriand.

XVII.

Einer Antwort dieses Letztern und

XVIII. L'ingratitude politique.

Diese drei letzten Beiträge haben einiger Maßen das Gepräge einer individuellen Politik; wie es denn auch in der Folge nicht anders sein kann, daß zwischen den Hundert und Einem sich differente Gesinnungen hervorthun. Genug, daß, indem sie gegen einander überstehen, sie sich nicht aus dieser Gesellschaft vertreiben und ausschließen.

Wenn uns nun der erste Theil schon zu so manchen Betrachtungen Gelegenheit gegeben, was werden uns nicht die nächst zu erwartenden neun übrigen Bände zu schaffen machen?

Die Athenerinnen.

Große Oper. Poesie von Jouy. Musik von Spontini.

Der Gegenstand ist aus der heroischen Griechen-Zeit sehr glücklich gewählt; denn die Vortheile solcher Sujets sind sehr groß, indem sie bedeutende Zustände darbieten, edle, große Bildung noch nah' an der Natur, sowie eine grenzenlose Mythologie zu dichterischer Ausbildung.

Die Fabel ist uns bekannt, jedoch hier in Etwas verändert, mit allem Schmuck der neuern Zeitgesinnungen und theatralischen Erfordernissen begleitet und ausgeführt, und doch immer auf einem hohen poetischen Standpuncte gehalten.

Die Ueberlieferung ist trefflich genutzt und ihr durch Mannigfaltigkeit menschlicher Leidenschaften, sowie durch herrliche Localitäten, pomphafte Umzüge, bewegte Vorkommenheiten alle theatralische Herrlichkeit auf das Einsichtigste verliehen.

Erster Act.

Vor der Stadt Athen; zugleich über den Mauern anstoßende Tempel und Prachtgebäude, im fernern Hintergrunde Andeutungen einer großen Stadt.

Kampfspiele in Gegenwart des Königs, zu welcher Würde wir schon Theseus erhoben finden.

Der Kämpfer successives Gewinnen, Belohnungen durch die Hand einer schönen Bürgerinn.

In diese friedlichen Verhandlungen stürmt Rivalität zweier Jünglinge herein; die Hauptschöne Ayamis wird von Alyphens und Polydor verlangt und gefordert. Dieß gibt Anlaß zu lebhaften Contestationen. Endlich, nachdem der Jungfrau die Wahl überlassen worden, reicht sie ihre Hand dem Athenienser Alyphens; dagegen tritt Polydor, ein Cretenser, leidenschaftlich drohend, zurück.

Hier bemerken wir, daß nicht die Athener allein, sondern sämmtliche Griechen und Griechengenossen an diesem Festkampf Theil nehmen; deßwegen wünscht' ich, daß Theseus selbst den Ueberwundenen Muth einspräche und auf Gelegenheit zu großen Thaten hindeutete. Dieß würde nun, da Theseus erklärt, er sei im Begriff, eine geheime Expedition vorzunehmen, wieder aufgefaßt und in Bewegung gebracht.

Alles entfernt sich und in Erwartung der Vermählungsfeier bleiben die Jungfrauen allein zurück. Hier eröffnet sich ein höchst liebenswürdiges Freundschaftsverhältniß zwischen Ayamis und Theano, einer, durch das Gelübde ihrer sterbenden Mutter Gott geweihten Jungfrau.

Diese Stelle besonders verspricht, höchst erfreulich zu sein, indem aus dem bisherigen Tumulte eine sanfte Situation sich loslöst und uns in einen idyllischen Zustand versetzt, welchen der Dichter so glücklich behandelt hat, daß sogar eine Romanze, die in einer neuen Oper nicht fehlen darf, als Duett und Chor hier auf das Anmuthigste vorgetragen wird. Alsdann gesellt

ſich Alyphens hinzu und das Glück der Liebe wird in einem vom Chor begleiteten Terzett geprieſen, worauf die Frauen ſich entfernen.

Nun ſtürzt Polidor auf den zurückgebliebenen Alyphens wüthend heran und die beiden Rivale entfernen ſich fechtend.

Ein Cretenſiſches Schiff, durch fernen Geſang ſchon früher angekündigt, rückt näher und landet; Alceſtas, eine Art Hoherprieſter und Geſandter des Minos, tritt mit ſeinem geiſtlichen Gefolge auf; und indem er den Menſchen-Tribut der Athener zu fordern kommt, findet er ſeinen Sohn Polydor verwundet, an Kräften abnehmend und muß ihn zuletzt ſterben ſehen. Alceſtas, als Vater ſchmerzlich verletzt und ergrimmt, als Pfaffe mißwollend und tückiſch, ſchwört, den Tod ſeines Sohnes zu rächen. Hier tritt alſo ein ſehr leidenſchaftliches Finale, für die erſte Abtheilung des erſten Acts, glücklich ein; dann aus einem nahgelegenen Tempel hört man feierlich Hymenäen erſchallen; die Cretenſer, ſchmerzhaft theilnehmend, beſetzen das Theater und Alceſtas kann ſich ganz ſeiner theatraliſchen Wuth überlaſſen.

Veränderung der Scene.

Das Innere eines großen Tempels feſtlich geſchmückt. Die Vermählungsfeierlichkeiten haben indeſſen ihren Gang genommen; mannigfaltige, herrliche Aufzüge, Theſeus zu Wagen an ihrer Spitze, werden eine glänzende Erſcheinung ſein. Die ſymbeliſchen Feierlichkeiten werden mit Prunk durchgeführt, als, gerade bei'm Abſchluß, unter Donner und Blitz das innere Heiligthum ſich aufthut und Alceſtas, als Pontifex Maximus, beinah' als Oberherr der ſämmtlichen Griechiſchen Geiſtlichkeit anzuſehen, hervortritt, den bräutlichen Altar verflucht, die alte Strafe, d. h. nach dem Verlauf von ſieben Jahren wieder den Tribut von ſieben Knaben und ſieben Mädchen fordert.

Man kann denken, daß in dieſem Conflict alle Leidenſchaften ſich regen und, von einem fortdauernden Gewitter begleitet, ſich kräftig erweiſen werden.

Um nun, was ich bei dem erſten Acte wünſchen möchte, deutlich zu machen, iſt es nöthig, die ältere überlieferte Fabel mit der neuen, wie ſie die Oper uns bringt, zuſammenzuhalten.

Aeltere Fabel.

Unter der Regierung des Königs Aegeus zu Athen wird ein Sohn des Minos, Königs von Creta, in Athen als Gaſt erſchlagen. Der Vater, dem es nicht gelingt, Rache zu nehmen, wendet ſich an die Götter; eine Peſt verheert Athen und um dieſe los zu werden, muß man ſich die Bedingung gefallen laſſen: alle ſieben Jahre ſieben Knaben und ſieben Mädchen als Sühnopfer nach Creta zu ſchicken, dem Ungeheuer Minotaurus zu gräßlichem Futter.

Aegeus, um dem Tadel ſeines Volks zu entgehen, ſendet mit den übrigen Opfern ſeinen Sohn Theſeus fort, welchem Ariadne, von Liebe entzündet, einen Faden verehrt, an dem er ſich aus dem Labyrinth, dem Aufenthalte jenes Unthiers, wenn er ſolches erlegt, wieder herausfinden ſoll.

Dieß gelingt; Minotaurus wird erſchlagen, Ariadne entführt. Leider kommt, durch einen Irrthum im Gefolg des Vorhergeſagten, Aegeus, der König, um's Leben.

Neuere Fabel, wie man ſich ſolche aus dem Gedichte zu entwickeln hat.

Wir finden Theſeus ſchon als König, aber, genau beſehen, in einer bedenklichen Lage; denn jenes politiſche, geiſtliche Uebergewicht zu Gunſten Creta's beſteht noch; ſieben Jahre ſind abgelaufen und man zaudert, die ſchuldigen Opfer abzuliefern; im Gegentheil hat Theſeus Kampfſpiele angeſtellt, wir vermuthen, um die Tapferſten der Nation kennen zu lernen; denn alle Griechen und Griechen-Genoſſen ſind eingeladen. Er hat im Sinn, auf's Neue Creta zu bekriegen, um entweder die Abſendung der Opfer verweigern zu können, oder die abzuſendenden in Freiheit zu ſetzen. Dieſe Intention, die ſich nur errathen läßt, wünſcht' ich deutlicher ausgeſprochen, damit man ſich beruhige, wenn in ſo bedenklicher Zeit Feſtſpiele angeſtellt und Vermählungs-Ceremonien umſtändlich durchgeführt werden. Die ſchönſte Gelegenheit bietet ſich Seite 10, wo Theſeus, der hier nur als Liebhaber erſcheint, auch als Held und König aufzutreten möge.

Da ferner jener Tribut in Gefolg einer Strafe von den Göttern erfolgte, ſo iſt die Fiction, daß ein Oberprieſter von Creta kommt, um die verzögerten Schlachtopfer abzuholen, ſehr zuläſſig, ja glücklich. Nur wünſcht' ich, daß dieſes Verhältniß etwas klarer angedeutet wäre.

Alceſtas, aus dem Schiffe ſteigend, würde ſich nicht etwa nur pantomimiſch, ſondern ausdrücklich erklären und den Grund ſeiner Autorität, deren er ſich in der Folge bedient, kräftig ausſprechen. Das Chor der Cretenſiſchen Schiffe dürfte freilich nicht ſo freundlich behandelt werden; denn ſie wiſſen doch wohl, zu welch' einer feindſeligen Abſendung ſie den Auftrag haben. Die Scene, wo ſie zum erſten Male aus der Ferne vernommen werden, würde alsdann auch einen andern Eindruck machen.

Wie ich denn ſogar vorſchlagen möchte, daß das Cretenſiſche Schiff mit ſchwarzen Segeln, allenfalls durch feuerrothe Flammen noch furchtbarer, herankäme. Dieß würde zu der leben-

ſchoftlichen Scene, wo Alceſtas ſeinen Sohn ſterbend findet, einen mächtigen Hintergrund geben.

Was den Schluß der achten Scene betrifft, ſo würde ich, wenn der Hohepriester aus dem Heiligthume tritt, ihn gleichfalls mit einem gewaltſamen Chor begleiten, aber den Donner nicht zugleich eingreifen laſſen. Der Zuſchauer ſieht, denſelbigen Mann, den er als einen höchſt leidenſchaftlich-feindſeligen kennen lernte und künftighin als einen liſtigen Pfaffen gewahr werden muß, von den Göttern gleichſam eingeführt und ſeine Handlungen ſanctionirt zu ſehen. Später möchten Wolken, Donner und Blig ſich einfinden, wo man ſie auch wohl als Naturzufälligkeiten betrachten kann.

Durch dieſe Vorſchläge wird an der ganzen Sache Nichts verrückt, und nur ein und der andere bedeutende Moment herausgehoben.

Uebrigens betheure ich noch hierbei, daß ich es keineswegs unangenehm empfinden werde, wenn man von meinen Vorſchlägen keinen Gebrauch macht. Ich weiß recht gut, daß man in Theater-Stücken, beſonders in Opern, nicht Alles zu motiviren braucht, ja daß man, um des Contraſtes willen, Manches unverſehens einführen darf. Mir aber verzeihe man die Eigenheit, daß ich den Zuſchauer immer gerne verſtändigt wünſche, auch da, wo man ſeiner Einbildungskraft und ſeinen Gefühlen manches Wunderbare zumuthet.

Zweiter Act.

An dieſem wäre ſodann Nichts weiter zu erinnern; Theſeus iſt abgefahren, hat uns aber die Ausſicht auf einen gewiſſen Sieg hinterlaſſen, ſo daß wir ganz geruhig, obgleich gerührt, zuſehen, wenn der Cretenſiſche Pfaffe nunmehr gewiſſer Maßen die Obergewalt in Athen ausübt, die er, verbunden mit Liſt und Tücke, gar wohl zu benutzen weiß.

Die Scene des Looſens wird von großer Wirkung ſein; die Befreiung des Alpheus und deſſen gelingende Abfahrt beſtärkt unſere Hoffnung: er werde, mit Theſeus verbunden, den Minotaurus erlegen und die bedrohten Opfer befreien, ſo daß der zweite Act an ſich nicht das Mindeſte zu wünſchen übrig läßt.

Dritter Act.

Er iſt gleichfalls untadelig; die erſte Hälfte ſehr glücklich erfunden. Ariadne, die königliche Tochter, hat bei frühern, wenn auch nicht ganz entſcheidenden Expeditionen der Athener die Vorzüge des Theſeus kennen gelernt. Sie iſt ihm, wenn auch nicht auf die regelmäßigſte Weiſe, angetraut; ſie hofft auf eine mit ihm verabredete Rückkehr und zwirnt indeſſen den magiſchen Faden, der ihn durch's Labyrinth geleiten ſoll.

Der Prieſter Alceſtas iſt indeſſen mit den beſtimmten Opfern angelangt, hat Kenntniß von der Ankunft des Theſeus und bedient ſich einer böſen Liſt, indem er Adriane'n zu verſtehen gibt, Theſeus komme, um unter den zu opfernden Mädchen eine Geliebte, Apamis, zu befreien. Hieraus entſpringt ein eiferſüchtiges Mißverſtändniß, welches dem Dichter wie dem Componiſten Gelegenheit zu den ſchönſten Exhibitionen gibt.

Durch die Ankunft des Alpheus jedoch, wodurch ſich augenblicklich offenbart, daß er und nicht Theſeus Liebhaber der Apamis und Bräutigam ſei, löſ't ſich der Knoten ſchnell und glücklich. Man dürfte wohl ſagen, daß dieſer Anfang des dritten Acts eben ſowohl für ein eigenes, gutes Stück gelten könnte, als es hier einen höchſt erwünſchten Theil eines großen Ganzen ausmacht.

Eine zweite Decoration und Function, die man techniſch nennen könnte, weil ſie die Einrichtung des Theaters für das Folgende möglich macht, geben hier ein intereſſantes, einleitendes Zwiſchenſpiel.

Die Schluß-Decoration, das Innere eines architectoniſchen Labyrinths vorſtellend, wird den Meiſtern theatraliſcher Architectur die beſte Gelegenheit geben, ihr höhres Talent zu erproben und zu entwickeln.

Bei dieſem düſtern, ja finſtern Local iſt es ein ſehr glücklicher und unſchätzbarer Gedanke, den Ariadne'ſchen Faden mit magiſch phosphoreſcirenden Kräften zu begaben und zwar dergeſtalt, daß er nicht nur den Weg der Helden leuchtend bezeichne, ſondern auch ſeine Spur an Pfeilern, Wänden und Säulen, wo ſie vorübergegangen, zurücklaſſe. Dieſer Gedanke, mit Geiſt und Geſchmack durchgeführt, muß die grauſigen Hallen mit der anmuthigſten Illumination verzieren.

Alles Uebrige: durch die Gewölbe ſchleichende Nebel, verſchiedenfarbig glühende Dünſte, Gebrüll, Flammen und Getobe, was bei'm Leſen die Einbildungskraft verwirrt und über alle Möglichkeit der Ausführung hinauszugehen ſcheint, nicht weniger zuletzt das Zuſammenſtürzen des wunderſamſten Aufgebäudes zeigen den hohen Grad, auf welchen die Maſchiniſten, verbunden mit den mannigfaltigſten Kunſt- und Handwerksgenoſſen, ſich erheben konnten.

Endlich, nachdem wir genugſam mit unterirdiſchen, bunten, wandelnden Flammenſäulen, ja durch vulcaniſche gräuliche Exploſionen geängſtigt worden, ſind wir auf ein Mal in die Klarheit des Ocean's verſetzt, auf welchem ſich ſelige Inſeln entwickeln und die glücklich Ge-

Thomas.

O Jery!
Soll ich von hinnen?

Jery.

Biſt du von Sinnen?
Haſt du's gethan?

Thomas.

Jery, ja Jery!
Nur höre mich an.

Jery.

Wehr' dich, Verräther!
Ich ſchlage dich nieder.

Thomas.

Glaub' mir, ich habe
Noch Knochen und Glieder.

Jery.

Wehr' dich!

Thomas.

Das kann ich!

retteten einhertragen. Selbſt die über das ganze Stück waltenden Götter, Pallas und Neptun, erſcheinen perſönlich, ſo daß endlich der Olymp nicht verſchmähen darf, ſich zu eröffnen und durch ſeine Gegenwart den Beifall zu ſanctioniren, den wir der Vorſtellung eines ſo reichlich ausgeſtatteten Theater-Stückes enthuſiaſtiſch zu ſpenden alle Urſache haben werden.

3. Engliſche Litteratur.

Byron's Don Juan.

Mir fehlt ein Held! — „Ein Held, er ſollte fehlen?
Da Jahr und Monat neu vom Neu'ſten ſpricht.“ —
Ein Zeitungsſchreiber mag ſich ſchmeichelnd quälen,
So ſagt die Zeit: es ſei der Rechte nicht.
Von Leichen mag ich wahrlich Nichts erzählen,
Da nehm' ich mir Freund Juan in's Geſicht;
Wir haben in der Oper ihn geſehen,
Früher, als billig war, zum Teufel gehen.

Vernon, der Mohaer Cumberland und Wolf ſo mit,
Auch Hawke, Prinz Ferdinand, Burgoyne auf's Beſte,
Keppel und Howe, ſie hatten ihre Feſte
Wie Wellesley jetzt — Der Könige Schattenſchritt
Vom Stamme Banco's — Raben aus einem Neſte! —
Der Ruhm, die Luſt zu herrſchen, reißt ſie mit.
Dumouriez's, Buonaparte's Kampfgewinnſten,
Die Zeitung ſteht den Herren gleich zu Dienſten.

Barnave kennt und Briſſot die Geſchichte,
Condorcet, Mirabeau und Petion auch;
Cloots, Danton, Marat litten viel Gerüchte,
Selbſt la Fayette, er ging beinahe in Rauch.
Dann Joubert, Hoche, vom Militär-Verpflichte,
Lannes, Deſſair, Moreau! Es war der Brauch
In ihrer Zeit, an ihnen viel zu preiſen;
Doch will Das Nichts für meine Lieder heißen.

Nelſon war unſer Kriegsgott, ohne Frage,
Und iſt es noch dem herzlichſten Bekenntniß;
Doch von Trafalgar tönet kaum die Sage,
Und ſo iſt Fluth und Ebbe wetterwendlich.
Denn die Armee iſt populair zu Tage
Und mit dem Gervolk nicht im Einverſtändniß;
Der Prinz iſt für den Landdienſt und indeſſen
Sind Duncan, Nelſon, Howe, ſie ſind vergeſſen.

Vor Agamemnon lebten manche Braven,
Gewiß nachher, von Sinn und hoher Kraft;
Sie wirkten viel, ſind unberühmt entſchlafen,
Da kein Poet ihr Leben weiter ſchafft.
Von unſern Helden möcht' ich Niemand' ſtrafen,
Da jeder ſich am Tag zuſammenrafft;
Für mein Gedicht wünſ't' ich mir aber keinen,
Und nenne ſo Don Juan mein, den meinen.

Wenn wir früherhin eine Stelle aus dem vielleicht überſetzbaren Graf Carmagnola einzurücken Bedenken trugen und gegenwärtig mit kühnem Verſuch den unüberſetzlichen Don Juan ergreifen und behandeln: ſo möchte Dieß wohl als Widerſpruch angeſehen werden, deßhalb wir denn auf den Unterſchied hinzudeuten nicht ermangeln. Herr Manzoni iſt bei uns noch wenig bekannt; daher ſoll man ſeine Vorzüge erſt in ihrer ganzen Fülle, wie nur das Original ſie darbietet, kennen lernen; alsdann wird eine Ueberſetzung von einem unſerer jüngern Freunde gar wohl am Platze ſein. In Lord Byron's Talent ſind wir aber genugſam eingeweiht und können ihm durch Ueberſetzung weder nützen noch ſchaden; die Originale ſind in den Händen aller Gebildeten.

Uns aber wird ein ſolcher Verſuch, wäre auch das Unmögliche unternommen, immer einigen Nutzen bringen: denn wenn uns eine falſche Spiegelung auch das Original-Bild nicht richtig wieder gibt, ſo macht ſie uns doch aufmerkſam auf die Spiegelfläche ſelbſt und auf deren mehr oder weniger bemerkliche, mangelhafte Beſchaffenheit.

„Don Juan“ iſt ein grenzenlos-geniales Werk, menſchenfeindlich bis zur herbſten Grauſamkeit, menſchenfreundlich, in die Tiefen ſüßeſter Neigung ſich verſenkend; und, da wir den Verfaſſer nun einmal kennen und ſchätzen, ihn auch nicht anders wollen, als er iſt, ſo genießen wir dankbar, was er uns mit übermäßiger Freiheit, ja mit Frechheit vorzuführen wagt. Dem wunderlichen, wilden, ſchonungsloſen Inhalt iſt auch die techniſche Behandlung der Verſe ganz gemäß; der Dichter ſchont die Sprache ſo wenig als die Menſchen; und wie wir näher hinzutreten, ſo ſehen wir freilich, daß die Engliſche Poeſie ſchon eine gebildete comiſche Sprache hat, welcher wir Deutſchen ganz ermangeln.

Das Deutſch-Comiſche liegt vorzüglich im Sinn, weniger in der Behandlung. Lichtenberg's Reichthum wird bewundert; ihm ſtand eine ganze Welt von Wiſſen und Verhältniſſen zu Gebote, um ſie wie Karten zu miſchen und nach Belieben ſchalkhaft anzuſpielen! Selbſt bei Blumauer, deſſen Vers- und Reimbildung den comiſchen Inhalt leicht dahinträgt, iſt es eigentlich der ſchroffe Gegenſatz vom Alten und Neuen, Edeln und Gemeinen, Erhabenen und Niederträchtigen, was uns beluſtigt. Sehen wir weiter umher, ſo finden wir, daß der Deutſche, um drollig zu ſein, einige Jahrhunderte zurückſchreitet und nur in Knittelreimen eigentlich naiv und anmuthig zu werden das Glück hat.

Bei'm Ueberſetzen des „Don Juan“ ließen ſich dem Engländer manche Vortheile ablernen; nur einen Spaß können wir ihm nicht nachmachen, welcher öfters durch ſeltſame und zweifelhafte Ausſprache mancher auf dem Papier ganz verſchieden geſtalteter Worte bewirkt wird. Der Engliſche Sprachkenner mag beurtheilen, inwiefern der Dichter auch da muthwillig über die Schnur gehauen.

Nur zufällig konnte die Ueberſetzung der hier

mitgetheilten Strophen entstehen und wir lassen sie abdrucken nicht als Muster, sondern zur Anregung. Unsere sämmtlichen talentvollen Uebersetzer sollten sich theilweise daran versuchen; man müßte sich Assonanzen, unreine Reime und, wer weiß, was Alles, erlauben; dabei würde eine gewisse laconische Behandlung nöthig sein, um Gehalt und Gewicht dieses frechen Muthwillens auszudrücken; erst wenn Etwas geleistet ist, wird man sich weiter darüber besprechen können.

Sollte man uns vorwerfen, daß wir, durch Uebersetzung eine solche Schrift in Deutschland ausbreitend, unverantwortlich handeln, indem wir eine treue, ruhige, wohlhäbige Nation mit dem Unsittlichsten, was jemals die Dichtkunst vorgebracht, bekannt zu machen trachten: so antworten wir, daß, nach unserm Sinne, diese Uebersetzungsversuche nicht gerade zum Druck bestimmt sein müßten, sondern als Uebung guter, talentvoller Köpfe gar wohl gelten dürften. Sie mögen alsdann, was sie hierbei gewonnen, zu Lust und Freude ihrer Sprachgenossen bescheidentlich anwenden und ausbilden. Genau betrachtet, wäre jedoch von einem Abdruck solcher Gedichte kein sonderlicher Schade für die Moralität mehr zu befürchten, indem Dichter und Schriftsteller sich wunderlich geberden müßten, um sittenverderberischer zu sein als die Zeitungen des Tags.

Manfred.

A dramatic Poem by Lord Byron. London 1817.

Eine wunderbare, mich nah' berührende Erscheinung war mir das Trauerspiel „Manfred", von Byron. Dieser seltsame, geistreiche Dichter hat meinen „Faust" in sich aufgenommen und, hypochondrisch, die seltsamste Nahrung daraus gesogen. Er hat die seinen Zwecken zusagenden Motive auf eigene Weise benutzt, so daß keins mehr dasselbige ist, und gerade deßhalb kann ich seinen Geist nicht genugsam bewundern. Diese Umbildung ist so aus dem Ganzen, daß man darüber und über die Aehnlichkeit und Unähnlichkeit mit dem Vorbild höchst interessante Vorlesungen halten könnte; wobei ich freilich nicht läugne, daß uns die düstere Gluth einer grenzenlosen reichen Verzweiflung am Ende lästig wird. Doch ist der Verdruß, den man empfindet, immer mit Bewunderung und Hochachtung verknüpft.

Wir finden also in dieser Tragödie ganz eigentlich die Quintessenz der Gesinnungen und Leidenschaften des wunderbarsten, zu eigener Qual gebornen Talents. Die Lebens- und Dichtungsweise des Lords Byron erlaubt kaum gerechte und billige Beurtheilung. Er hat oft genug bekannt, was ihn quält; er hat es wiederholt dargestellt und kaum hat irgend Jemand Mitleid mit seinem unerträglichen Schmerz, mit dem er sich wiederkäuend immer herumarbeitet.

Eigentlich sind es zwei Frauen, deren Gespenster ihn unablässig verfolgen, welche auch in genanntem Stück große Rollen spielen, die eine unter dem Namen Astarte, die andere, ohne Gestalt und Gegenwart, bloß eine Stimme.

Von dem gräßlichen Abenteuer, das er mit der Ersten erlebt, erzählt man Folgendes. Als ein junger, kühner, höchst anziehender Mann gewinnt er die Neigung einer Florentinischen Dame; der Gemahl entdeckt es und ermordet seine Frau. Aber auch der Mörder wird in derselben Nacht auf der Straße todt gefunden, ohne daß jedoch der Verdacht auf irgend Jemanden könnte geworfen werden. Lord Byron entfernt sich von Florenz und schleppt solche Gespenster sein ganzes Leben hinter sich d'rein.

Dieses mährchenhafte Ereigniß wird durch unzählige Anspielungen in seinen Gedichten vollkommen wahrscheinlich, wie er denn z. B., höchst grausam in seinen eigenen Eingeweiden wühlend, die unselige Geschichte jenes Königs von Sparta auf sich anwendet. Sie ist folgende: Pausanias, Lacedämonischer Feldherr, durch den wichtigen Sieg bei Platäa ruhmgekrönt, nachher aber durch Uebermuth, Starrsinn, rauhes, hartes Betragen die Liebe der Griechen, wegen heimlichen Verständnisses mit dem Feinde das Vertrauen seiner Landsleute verlierend, — Dieser lädt eine schwere Blutschuld auf sich, die ihn bis an sein schmähliches Ende verfolgt. Denn als er im schwarzen Meere die Flotte der verbündeten Griechen befehligt, entbrennt er in rasender Leidenschaft gegen eine schöne Byzantinische Jungfrau. Nach langem Widerstreben gewinnt sie der Machthaber endlich den Eltern ab; sie soll Nachts zu ihm geführt werden. Schamhaft bittet sie die Diener, die Lampen zu löschen; es geschieht, und sie, im Zimmer umherlastend, stößt die Lampensäule um. Aus dem Schlafe erwacht Pausanias; argwöhnisch vermuthet er Mörder, ergreift das Schwert und haut die Geliebte nieder. Der gräßliche Anblick dieser Scene verläßt ihn niemals; der Schatten verfolgt ihn unablässig, so daß er Gottheiten und geisterbannende Priester vergebens anruft.

Welch ein verwundetes Herz muß der Dichter haben, der sich eine solche Begebenheit aus der Vorwelt heraussucht, sie sich aneignet und sein tragisches Ebenbild damit belastet! Nachstehender, von Unmuth und Lebensverdruß überladene Monolog wird nun durch diese Anmerkungen verständlich; wir empfehlen ihn allen Freunden der Declamation zur bedeutenden Uebung. Hamlet's Monolog erscheint hier gesteigert. Kunst gehört dazu, besonders das Eingeschaltete heraus-

zuheben und den Zuſammenhang des Ganzen rein und fließend zu erhalten. Uebrigens wird man leicht gewahr werden, daß ein gewiſſer heftiger, ja excentriſcher Ausdruck nöthig iſt, um die Intention des Dichters darzuſtellen.

Manfred (allein).

Der Zeit, des Schreckens Narren ſind wir! Tage
Verſchleudernd, ſtehen ſie ſich weg. Wir leben
In Lebens Ueberdruß, in Scheu des Todes.
In all' den Tagen der verwünſchten Poſſe —
Lebendige Laſt auf widerſtrebendem Herzen;
In Sorgen ſteckt es, heftig ſchlägt's in Pein,
Der Freud' ein End' iſt Todeskampf und Ohnmacht —
In all' den Tagen, den vergang'nen, künftigen —
Im Leben iſt Nichts Gegenwart — Du zählſt,
Wie wenig — weniger als wenig, wo die Seele
Nicht nach dem Tod verlangt und doch zurück
Wie vor dem Winterſtrome ſchrickt. Das Fröſtlein
Wär' nur ein Augenblick! — Ich hab' ein Mittel
In meiner Wiſſenskraft; die Todten ruf' ich
Und frag ſie: Was iſt denn, Das wir fürchten?
Der Antwort ernſteſte iſt doch das Grab.
Und Das iſt Nichts, antworten ſie mir nicht —
Antwortete begrab'ner Prieſter Gottes
Dem Weib zu Endor! Sparta's König zog
Aus Griech'ſcher Jungfrau nie entſchlaf'nem Geiſt
Antwort und Schickſal. Das Geiſterſeſte
Hatt' er gemordet, wußt' nicht, wen er traf,
Starb ungeſühnt. Wenn er auch ſchon zu Hülfe
Den Zeus von Pharnuß rief, Phigalien's
Arcadiſche Beſchwörer anrief, zu gewinnen
Vom aufgebrachten Schatten ſein Verzeihen,
Auch eine Grenze nur des Rächens. Die verſetzte
Mit zweifelhaftem Wortſinn; doch erfüllt ward's.

Und hätt' ich nie geliebt! Das, was ich liebe,
Wäre noch lebendig. Hätt' ich nie geliebt!
Das, was ich liebe, wär' noch immer ſchön
Und glücklich, glückverſpendend. Und was aber,
Was iſt ſie jetzt? Für meine Sünden büßt ſie —
Ein Weſen? Denk' es nicht — Vielleicht ein Nichts —
In wenig Stunden frag' ich nicht umſonſt;
In dieſer Stunde fürcht' ich, wie ich trotze.
Bis dieſe Stunde ſchreckte mich kein Schauen
Der Geiſter, guter, böſer. Zittr' ich nun?
Und fuhr' am Herzen fremden, kalten Thau!
Doch kann ich thun, was mich im Tiefſten widert,
Der Erde Schrecken ruf' ich auf. — Es nachtet!

Cain.

A Mystery by Lord Byron.

Nachdem ich über genanntes Werk faſt ein Jahr lang das Wunderbarſte mir hatte vorſagen laſſen, nahm ich es endlich ſelbſt zur Hand, da es mich denn zum Erſtaunen und Bewundern aufregte; eine Wirkung, die alles Gute, Schöne und Große auf den rein empfänglichen Geiſt ausüben wird. Gern ſprach ich darüber unter Freunden und zugleich nahm ich mir vor, Etwas öffentlich davon zu ſagen; allein je tiefer man in das Werk eines ſolchen Geiſtes hineindringt, deſto mehr empfindet man, wie ſchwer es ſei, es in ſich ſelbſt, geſchweige für Andere zu reproduciren; und vielleicht hätte ich, wie über ſo viel anderes Treffliche, geſchwiegen, hätte mich nicht eine Anregung von außen abermals herangeführt.

Ein Franzoſe, Fabre d'Olivet, überſetzt gedachtes Stück in reimfreie Verſe und glaubt, es in einer Folge von philoſophiſch-critiſchen Bemerkungen widerlegt zu haben. Nun iſt mir zwar dieſe ſeine Arbeit nicht zu Geſicht gekommen, allein der Moniteur vom 23. October 1823 nimmt ſich des Dichters an; und indem er über einzelne Theile und Stellen völlig in unſerm Sinne ſich ausdrückt, ſo weckt er unſere eigene Betrachtung wieder lebhaft auf, wie es zu geſchehen pflegt, wenn wir, unter vielen gleichgiltigen und verworrenen Stimmen, endlich eine anſprechende vernehmen, da wir uns denn gern zu beifälliger Erwiderung finden laſſen. Wir hören den Sachwalter ſelbſt, indem er ſich folgender Maßen ausſpricht.

„Jene Scene, welche ſich bis zu Cain's Verfluchung durch Eva hinaufſteigert, zeugt, unſers Bedünkens, von der energiſchen Tiefe der Byron'ſchen Ideen; ſie läßt uns in Cain den würdigen Sohn einer ſolchen Mutter erkennen.

Der Ueberſetzer fragt hier, woher wohl der Dichter ſein Urbild genommen. Lord Byron könnte ihm antworten: aus der Natur und ihrer Betrachtung, wie Corneille ſeine Cleopatra, wie die Alten ihre Medea darin fanden, wie uns die Geſchichte ſo viele Charactere, beherrſcht von grenzenloſen Leidenſchaften, aufſtellt.

Wer irgend das menſchliche Herz ſcharf beobachtet und erkannt hat, bis zu welchem Grade ſeine mannigfachen Regungen ſich verirren können, beſonders bei den Frauen, die im Guten wie im Böſen gleich ſchrankenlos erſcheinen, Der wird gewiß dem Lord Byron nicht vorwerfen, ſich, wenn es gleich eine erſt entſtandene Welt und die allererſte Familie galt, an der Wahrheit verſündigt oder ſie nach Belieben überboten zu haben. Er ſchildert uns eine verdorbene Natur, wie Milton dagegen ſie in ihrer Schönheit und urſprünglichen Reinheit mit hinreißender Farbenfriſche zu malen wußte.

Im Augenblick jener fürchterlichen Verwünſchung, die man dem Dichter vorwirft, war Eva nicht mehr das Meiſterſtück der Vollkommenheit und Unſchuld; ſchon hatte ſie vom Verſucher jene vergifteten Gährungsſtoffe empfangen, durch welche die herrlichen Anlagen und Gefühle, die der Urheber des Lebens zu ſoviel beſſerm Zwecke beſtimmt hatte, für immer entadelt wurden; ſchon war jene reine, ſüße Selbſtzufriedenheit in Eitelkeit übergegangen und eine vom Feinde des Menſchengeſchlechts aufgeregte Neugierde, zu unſeligem Ungehorſam hintreibend, betrog die Abſichten des Schöpfers und entſtellte das Meiſterſtück ſeiner Schöpfung.

Eva in ihrer Vorliebe für Abel, in ihren wüthenden Verwünſchungen gegen ſeinen Mörder Cain, erſcheint höchſt conſequent mit ſich

selbst, sowie sie nun einmal geworden. Der schwache, aber schuldlose Abel, in welchem sich nur ein gefallener Adam darstellt, muß seiner Mutter um so lieber werden, als er ihr minder schmerzlich das demüthigende Bild ihres Fehltritts zurückruft. Cain dagegen, der weit mehr von ihrem eigenen Stolze geerbt und jene Stärke, die Adam verloren, bewahrt hat, reizt alle Erinnerungen, alle Eindrücke der Eigenliebe auf ein Mal in ihr auf; tödtlich verwundet in dem Gegenstand ihrer mütterlichen Vorliebe, kennt ihr Schmerz keine Grenzen mehr, obgleich der Mörder ihr eigener Sohn ist. Einem so kräftigen Genie wie Lord Byron kam es zu, dieß Bild in fürchterlicher Wahrheit auszumalen; so mußte er es behandeln oder gar nicht."

Und so können wir denn ganz ohne Bedenken dieses Wort wieder aufnehmen und, was vom Besondern gesagt ist, vom Allgemeinen aussprechen: Wollte Lord Byron einen „Cain" schreiben, so mußte er ihn so behandeln, sonst lieber gar nicht.

Das Werk selbst ist nunmehr als Original und Uebersetzung in vielen Händen; es bedarf also von unserer Seite keines Ankündigens noch Anpreisens; Einiges jedoch glauben wir bemerken zu müssen.

Der über alle Begriffe das Vergangene sowohl als das Gegenwärtige und, in Gefolg Dessen, auch das Zukünftige mit glühendem Geistesblick durchdringende Dichter hat seinem unbegrenzten Talent neue Regionen erobert: was er aber in denselben wirken werde, ist von keinem menschlichen Wesen vorauszusehen. Sein Verfahren jedoch können wir schon einiger Maßen näher bezeichnen.

Er hält sich an den Buchstaben der biblischen Ueberlieferung, indem er nun das erste Menschenpaar seine ursprüngliche Reinheit und Schuldlosigkeit gegen eine geheimnißvoll veranlaßte Schuld vertauschen und die dadurch verwirkte Strafe auf alle Nachkommen forterben läßt: so legt er die ungeheure Last eines solchen Ereignisses auf die Schultern Cain's, als des Repräsentanten einer ohne eigenes Vergehen in tiefes Elend gestürzten, mißmuthigen Menschheit. Diesem gebeugten, schwer belasteten Ursohne macht nun besonders der Tod, von dem er noch gar keine Anschauung hat, viel zu schaffen; und wenn er das Ende gegenwärtigen Mühsals wünschen mag, so scheint es ihm noch widerwärtiger, solches mit einem ganz unbekannten Zustande zu vertauschen. Schon hieraus sieht man, daß das volle Gewicht einer erklärenden, vermittelnden und immer mit sich selbst streitenden Dogmatik, wie sie uns noch immer beschäftigt, dem ersten unbehaglichen Menschensohne aufgebürdet werden.

Diese, der menschlichen Natur nicht fremden Widerwärtigkeiten wogen in seiner Seele auf und ab und können durch die gottergebene Sanftmuth des Vaters und Bruders, durch liebevoll erleichterndes Mitwirken der Schwester-Gattinn nicht beschwichtigt werden. Um sie aber in's Unerträgliche zu schärfen, tritt Satan heran, ein kräftig verführender Geist, der ihn erst sittlich beunruhigt, sodann aber wundersam durch alle Welten führt, ihm das Vergangene übermäßig groß, das Gegenwärtige klein und nichtig, das Künftige ahnungsvoll und untröstlich schauen läßt.

So kehrt er zu den Seinigen zurück, aufgeregter, obgleich nicht schlimmer, als er war; und da er im Familien-Wesen Alles findet, wie er's verlassen hatte, so wird ihm die Zudringlichkeit Abel's, der ihn zum Opfer nöthigen will, ganz unerträglich. Mehr sagen wir nicht, als daß die Scene, in welcher Abel umkommt, auf das Köstlichste motivirt ist; und so ist auch das Folgende gleich groß und unschätzbar. Da liegt nun Abel! Das ist nun der Tod, von dem so viel die Rede war; und das Menschengeschlecht weiß ebenso wenig davon als vorher!

Vergessen aber dürfen wir nicht, daß durch's ganze Stück eine Art von Ahnung auf einen Erlöser durchgeht; daß der Dichter also sich auch in diesem Puncte, wie in allen übrigen, unsern Auslegebegriffen und Lehrweisen anzunähern gewußt hat.

Von der Scene mit den Eltern, worin Eva zuletzt dem verstummten Cain flucht, die unser westlicher Nachbar so trefflich günstig heraushebt, bleibt uns Nichts zu sagen übrig; wir haben uns nur mit Bewunderung und Ehrfurcht dem Schlusse zu nähern.

Hier äußerte nun eine geistreiche, in Hochschätzung Byron's mit uns verwandte Freundinn: Alles, was religiös und sittlich in der Welt gesagt werden könne, sei in den drei letzten Worten des Stückes enthalten.

Lebensverhältniß zu Byron.

Der Deutsche Dichter, bis in's hohe Alter bemüht, die Verdienste früherer und mitlebender Männer sorgfältig und rein anzuerkennen, indem er Dieß als das sicherste Mittel zu eigener Bildung von jeher betrachtete, mußte wohl auch auf das große Talent des Lords, bald nach dessen erstem Erscheinen, aufmerksam werden, wie er denn auch die Fortschritte jener bedeutenden Leistungen und eines ununterbrochenen Wirkens unabläßig begleitete.

Hierbei war denn leicht zu bemerken, daß die allgemeine Anerkennung des dichterischen Verdienstes mit Vermehrung und Steigerung rasch

aufeinander folgender Productionen in gleichem Maße fortwuchs. Auch wäre die diesseitige frohe Theilnahme hieran höchst vollkommen gewesen, hätte nicht der geniale Dichter durch leidenschaftliche Lebensweise und inneres Mißbehagen sich selbst ein so geistreiches als grenzenloses Hervorbringen und seinen Freunden den reizenden Genuß an seinem hohen Dasein einiger Maßen verkümmert.

Der Deutsche Bewunderer jedoch, hierdurch nicht geirrt, folgte mit Aufmerksamkeit einem so seltenen Leben und Dichten in aller seiner Excentricität, die freilich um desto auffallender sein mußte, als ihresgleichen in vergangenen Jahrhunderten nicht wohl zu entdecken gewesen und uns die Elemente zur Berechnung einer solchen Bahn völlig abgingen.

Indessen waren die Bemühungen des Deutschen dem Engländer nicht unbekannt geblieben, der davon in seinen Gedichten unzweideutige Beweise darlegte, nicht weniger sich durch Reisende mit manchem freundlichem Gruß vernehmen ließ.

Sodann aber folgte, überraschend, gleichfalls durch Vermittelung, das Original-Blatt einer Dedication des Trauerspiels „Sardanapalus" in den ehrenreichsten Ausdrücken und mit der freundlichen Anfrage: ob solche gedachtem Stück vorgedruckt werden könnte.

Der Deutsche, mit sich selbst und seinen Leistungen im hohen Alter wohl bekannte Dichter durfte den Inhalt jener Widmung nur als Aeußerung eines trefflichen, hochfühlenden, sich selbst seine Gegenstände schaffenden, unerschöpflichen Geistes mit Dank und Bescheidenheit betrachten; auch fühlte er sich nicht unzufrieden, als, bei mancherlei Verspätung, „Sardanapal" ohne ein solches Vorwort gedruckt wurde und fand sich schon glücklich im Besitz eines lithographirten Facsimile, zu höchst werthem Andenken.

Doch gab der edle Lord seinen Vorsatz nicht auf, dem Deutschen Zeit- und Geistgenossen eine bedeutende Freundlichkeit zu erweisen; wie denn das Trauerspiel „Werner" ein höchst schätzbares Denkmal an der Stirn führt.

Hiernach wird man denn wohl dem Deutschen Dichtergreise zutrauen, daß er, einen so gründlich guten Willen, welcher uns auf dieser Erde selten begegnet, von einem so hoch gefeierten Manne ganz unverhofft erfahrend, sich gleichfalls bereitete, mit Klarheit und Kraft auszusprechen: von welcher Hochachtung er für seinen unübertroffenen Zeitgenossen durchdrungen, von welchem theilnehmenden Gefühl für ihn er belebt sei. Aber die Aufgabe fand sich so groß und erschien immer größer, je mehr man ihr näher trat: denn was soll man von einem Erdgeborenen sagen, dessen Verdienste durch Betrachtung und Wort nicht zu erschöpfen sind?

Als daher ein junger Mann, Herr Sterling, angenehm von Person und rein von Sitten, im Frühjahr 1823 seinen Weg von Genua gerade nach Weimar nahm und auf einem kleinen Blatte wenige eigenhändige Worte des verehrten Mannes als Empfehlung überbrachte; als nun bald darauf das Gerücht verlautete, der Lord werde seinen großen Sinn, seine mannigfaltigen Kräfte an erhaben gefährliche Thaten über Meer verwenden, da war nicht länger zu zaudern und eilig nachstehendes Gedicht geschrieben:

Ein freundlich' Wort kommt, eines nach dem andern,
Von Süden her und bringt uns frohe Stunden;
Es ruft uns auf, zum Edlern zu wandern;
Nicht ist der Geist, doch ist der Fuß gebunden.

Wie soll ich Dem, den ich so lang' begleitet,
Nun etwas Traulich's in die Ferne sagen;
Ihm, der sich selbst im Innersten bestreitet,
Stark angewohnt, das tiefste Weh' zu tragen?

Mehr sei ihm doch, wenn er sich selbst empfindet!
Er wage selbst, sich hochbeglückt zu nennen,
Wenn Musenkraft die Schmerzen überwindet:
Und wie ich ihn erkannt, mög' er sich kennen!

Es gelangte nach Genua, fand ihn aber nicht mehr daselbst; schon war der treffliche Freund abgesegelt und schien einem Jeden schon weit entfernt; durch Stürme jedoch zurückgehalten, landete er in Livorno, wo ihn das herzlich Gesendete gerade noch traf, um es im Augenblicke seiner Abfahrt, den 24. Juli 1823, mit einem reinen, schön gefühlten Blatt erwidern zu können, als werthestes Zeugniß eines würdigen Verhältnisses unter den kostbarsten Documenten vom Besitzer aufzubewahren.

So sehr uns nun ein solches Blatt erfreuen und rühren und zu der schönsten Lebenshoffnung aufregen mußte: so erhält es gegenwärtig durch das unzeitige Ableben des hohen Schreibenden den größten, schmerzlichsten Werth, indem es die allgemeine Trauer der Sitten- und Dichterwelt über seinen Verlust für uns leider ganz insbesondere schärft, die wir nach vollbrachtem großem Bemühen hoffen durften, den vorzüglichsten Geist, den glücklich erworbenen Freund und zugleich den menschlichsten Sieger persönlich zu begrüßen.

Nun aber erhebt uns die Ueberzeugung, daß seine Nation, aus dem theilweise gegen ihn aufbrausenden, tadelnden, scheltenden Taumel plötzlich zur Nüchternheit erwachen und allgemein begreifen werde, daß alle Schalen und Schlacken der Zeit und des Individuums, durch welche sich auch der Beste hindurch und heraus zu arbeiten hat, nur augenblicklich, vergänglich und hinfällig gewesen, wogegen der staunenswürdige Ruhm, zu dem er sein Vaterland für jetzt und künftig erhebt, in seiner Herrlichkeit

grenzenlos und in seinen Folgen unberechenbar bleibt. Gewiß, diese Nation, die sich so vieler großen Namen rühmen darf, wird ihn verklärt zu Denjenigen stellen, durch die sie sich immerfort selbst zu ehren hat!

Leben Napoleon's.

Von Walter Scott.

Der reichste, gewandteste, berühmteste Erzähler seines Jahrhunderts unternimmt, die Geschichte seiner Zeit zu schreiben.

Dabei entwickelt er nothwendig alle die Tugenden, die er bereits in seinen frühern Werken zu bethätigen wußte.

Er weiß den mannigfaltigen historischen Stoff deutlichst aufzufassen.

Er dringt in die Bedeutung des Gehaltes ein.

Durch vieljährige litterarische Uebung gewinnt er sich die höchst mögliche Facilität der Behandlung und des Vortrags.

Die Eigenschaft des Romans und die Form desselben begünstigt ihn, indem er durch fingirte Motive das historisch Wahre näher aneinander rückt und zu einem Faßlichen vereinigt, während es sonst in der Geschichte weit auseinander steht und sich kaum dem Geist, am Wenigsten aber dem Gemüth ergreiflich darstellt.

Er gibt sich auf, die Geschichte seiner Zeit dergestalt vorzutragen, daß er sich die Eindrücke, welche ihm die jedesmaligen Ereignisse gemacht, wieder auf's Genaueste vergegenwärtigt; wobei er denn freilich nicht vermeiden kann, die Betrachtungen, zu welchen ihm die Folge Gelegenheit gegeben, als Regulativ und Bindemittel anzuwenden.

Walter Scott ist 1771 geboren; also fällt seine Kindheit gerade in den lebhaftern Ausbruch des Nordamericanischen Kriegs.

Er war siebenzehn bis achtzehn Jahre alt bei dem Ausbruche der Französischen Revolution.

Was mußte er nicht in solcher Weise in solcher Zeit erleben!

Jetzo, da er stark in den Fünfzigern steht und durchaus nah' genug von der Weltgeschichte berührt worden, tritt er mit obgemeldeten Eigenschaften auf, um öffentlich über das vergangene Wichtige sich mit uns zu unterhalten.

Welche Erwartung Dieß in mir erregen mußte, wird Derjenige leicht abnehmen, der sich vergegenwärtigt, daß ich, zwanzig Jahre älter als er, gerade im zwanzigsten Jahre persönlich vor Paoli stand und im sechszigsten vor Napoleon.

Diese langen Jahre durch versäumte ich nicht, ferner und näher mit den Weltereignissen in Berührung kommend, darüber zu denken und nach einer individuellen Weise die Gegenstände mir zu ordnen und einen Zusammenhang auszubilden.

Was konnte mir daher erwünschter sein, als mich in ruhigen Stunden, nach Bequemlichkeit und Belieben, mit einem solchen Mann zu unterhalten, der auf seine klare, treue und kunstfertige Weise mir Dasjenige vorzuführen versprach, worüber ich zeitlebens zu denken hatte und durch die tagtäglichen Folgen jener großen Jahresreihe immer fortzudenken genöthigt bin.

Dieses schreibe vorläufig nieder, eben als ich das Lesen dieses Werkes beginne und gedenke, was mir wichtig scheint, in der Folge gleichfalls nach und nach niederzulegen.

Alsdann möchte sich zeigen, was mir neu war, theils weil ich es nicht erfuhr noch bemerkte, noch dasselbe in seiner eigentlichen Bedeutung anerkannte; ferner, welche Combinationen, Ein- und Uebersichten mir besonders wichtig geworden.

Hierbei wird an der Betrachtung das Meiste zu gewinnen sein, daß, wie jedes Individuum die Weltgeschichte nur auf seine Weise vernimmt, die Zeitungen im eigenen Sinne lies't, so auch keine Partei, keine Nation hierin ganz rein zu verfahren fähig ist, sondern vielmehr immer erwartet und aufsucht, was ihren Begriffen zusagt und ihren Leidenschaften schmeichelt.

Haben wir den Franzosen, die so mannigfaltig auch von verschiedenen Seiten über die Revolution gesprochen, willig zugehört; haben wir uns von Deutschen vielfach davon unterhalten und belehren lassen: so muß es höchst interessant sein, einen Engländer, und zwar einen höchst namhaften, zu vernehmen; wobei denn vorauszusehen ist, daß er es den andern Völkerschaften, sowie manchem Individuum, nicht zu Danke machen wird.

Hierüber würde ich, wenn mir eine Fortsetzung gelingen sollte, zu allererst meine Betrachtungen äußern und in's Klare zu bringen suchen, wer denn eigentlich spricht und zu wem!

Weimar, den 21 November 1827.

The Life of Friedrich Schiller.

Comprehending an examination of his works. London 1825.

Von dieser Biographie Schiller's wäre nur das Beste zu sagen; sie ist merkwürdig, indem sie ein genaues Studium der Lebensvorfälle unsers Dichters beweis't, sowie denn auch das Studium der Dichtungen unsers Freundes und eine innige Theilnahme an denselben aus diesem Werke hervorgeht. Bewundernswürdig ist es, wie sich der Verfasser eine genügende Einsicht in den Character und das hohe Verdienst dieses Mannes verschafft, so klar und so gehörig, als es kaum aus der Ferne zu erwarten gewesen.

Hier bewahrheitet ſich jedoch ein altes Wort: der gute Wille hilft zu vollkommener Kenntniß. Denn gerade, daß der Schottländer den Deutſchen Mann mit Wohlwollen anerkennt, ihn verehrt und liebt, dadurch wird er deſſen treffliche Eigenſchaften am Sicherſten gewahr, und vermag ſich zu einer Klarheit über ſeinen Gegenſtand zu erheben, zu der ſogar Landsleute des Trefflichen in frühern Tagen nicht gelangen konnten. Denn die Mitlebenden werden an vorzüglichen Menſchen gar leicht irre; das Beſondere der Perſon ſtört ſie, das laufende, bewegliche Leben verrückt ihre Standpuncte, hindert das Kennen und Anerkennen eines ſolchen Mannes. Dieſer aber war von ſo außerordentlicher Art, daß der Biograph die Idee eines vorzüglichen Mannes vor Augen halten und ſie durch individuelle Schickſale und Leiſtungen durchführen konnte, und ſein Tagewerk vergeſtalt vollbracht ſah.

Vorwort zu Schiller's Leben.

Aus dem Engliſchen von T. Carlyle.

Der hochanſehnlichen Geſellſchaft für ausländiſche ſchöne Litteratur zu Berlin.

Als gegen Ende des vergangenen Jahres ich die angenehme Nachricht erhielt, daß eine mir freundlich bekannte Geſellſchaft, welche bisher ihre Aufmerkſamkeit inländiſcher Litteratur gewidmet hatte, nunmehr dieſelbe auf die ausländiſche zu wenden gedenke: konnte ich in meiner damaligen Lage nicht ausführlich und gründlich genug darlegen, wie ſehr ich ein Unternehmen, bei welchem man auch meiner auf das Geneigteſte gedacht hatte, zu ſchätzen wiſſe.

Selbſt mit gegenwärtigem öffentlichen Ausdruck meines dankbaren Antheils geſchieht nur fragmentariſch, was ich im beſſern Zuſammenhang zu überliefern gewünſcht hätte. Ich will aber auch Das, wie es mir vorliegt, nicht zurückweiſen, indem ich meinen Hauptzweck dadurch zu erreichen hoffe, daß ich nämlich meine Freunde mit einem Manne in Berührung bringe, welchen ich unter Diejenigen zähle, die in ſpätern Jahren ſich an mich thätig angeſchloſſen, mich durch eine mitſchreitende Theilnahme zum Handeln und Wirken aufgemuntert, und, durch ein edles, reines, wohlgerichtetes Beſtreben wieder ſelbſt verjüngt, mich, der ich ſie heranzog, mit ſich fortgezogen haben. Es iſt der Verfaſſer des hier überſetzten Werkes, Herr Thomas Carlyle, ein Schotte, von deſſen Thätigkeit und Vorzügen, ſowie von deſſen nähern Zuſtänden, nachſtehende Blätter ein Mehreres eröffnen werden.

Wie ich denſelben und meine Berliner-Freunde zu kennen glaube, ſo wird zwiſchen ihnen und ihm eine frohe wirkſame Verbindung ſich einleiten, und beide Theile werden, wie ich hoffen darf, in einer Reihe von Jahren ſich dieſes Vermächtniſſes und ſeines fruchtbaren Erfolges zuſammen erfreuen, ſo daß ich ein fortdauerndes Andenken, um welches ich hier ſchließlich bitten möchte, ſchon als dauernd gegönnt, mit anmuthigen Empfindungen voraus genießen kann.

Weimar, April 1830.

Vorwort.

Es iſt ſchon einige Zeit von einer allgemeinen Welt-Litteratur die Rede, und zwar nicht mit Unrecht: denn die ſämmtlichen Nationen, in den fürchterlichſten Kriegen durcheinander geſchüttelt, ſodann wieder auf ſich ſelbſt einzeln zurückgeführt, hatten zu bemerken, daß ſie manches Fremde gewahr worden, in ſich aufgenommen, bisher unbekannte geiſtige Bedürfniſſe hier und da empfunden. Daraus entſtand das Gefühl nachbarlicher Verhältniſſe, und anſtatt daß man ſich bisher zugeſchloſſen hatte, kam der Geiſt nach und nach zu dem Verlangen, auch in den mehr oder weniger freien geiſtigen Handelsverkehr mit aufgenommen zu werden.

Dieſe Bewegung währt zwar erſt eine kurze Weile, aber doch immer lang genug, um ſchon einige Betrachtungen darüber anzuſtellen und aus ihr baldmöglichſt, wie man es im Waarenhandel ja auch thun muß, Vortheil und Genuß zu gewinnen.

Gegenwärtiges, zum Andenken Schiller's geſchriebene Werk kann, überſetzt, für uns kaum etwas Neues bringen; der Verfaſſer nahm ſeine Kenntniſſe aus Schriften, die uns längſt bekannt ſind, ſowie denn auch überhaupt die hier verhandelten Angelegenheiten bei uns öfters durchgeſprochen und durchgefochten worden.

Was aber den Verehrern Schiller's und alſo einem jeden Deutſchen, wie man kühnlich ſagen darf, höchſt erfreulich ſein muß, iſt: unmittelbar zu erfahren, wie ein zartfühlender, ſtrebſamer, einſichtiger Mann über dem Meere, in ſeinen beſten Jahren, durch Schiller's Productionen berührt, bewegt, erregt und nun zum weitern Studium der Deutſchen Litteratur angetrieben worden.

Mir wenigſtens war es rührend, zu ſehen, wie dieſer rein und ruhig denkende Fremde, ſelbſt in jenen erſten, oft harten, faſt rohen Productionen unſers verewigten Freundes immer den edeln, wohldenkenden, wohlwollenden Mann gewahr ward und ſich ein Ideal des vortrefflichſten Sterblichen an ihm auferbauen konnte.

Ich halte deßhalb dafür, daß dieses Werk, als von einem Jüngling geschrieben, der Deutschen Jugend zu empfehlen sein möchte; denn wenn ein munteres Lebensalter einen Wunsch haben darf und soll, so ist es der: in allem Geleisteten das Löbliche, Gute, Bildsame, Hochstrebende, genug, das Ideelle, und selbst in dem nicht Musterhaften das allgemeine Musterbild der Menschheit zu erblicken.

Ferner kann uns dieses Werk von Bedeutung sein, wenn wir ernstlich betrachten, wie ein fremder Mann die Schiller'schen Werke, denen wir so mannigfaltige Cultur verdanken, auch als Quelle der seinigen schätzt, verehrt und Dieß, ohne irgend eine Absicht, rein und ruhig zu erkennen gibt.

Eine Bemerkung möchte sodann hier wohl am Platze sein, daß sogar Dasjenige, was unter uns beinahe ausgewirkt hat, nun, gerade in dem Augenblicke, welcher auswärts der Deutschen Litteratur günstig ist, abermals seine kräftige Wirkung beginne und dadurch zeige, wie es auf einer gewissen Stufe der Litteratur immer nützlich und wirksam sein werde.

So sind z. B. „Herder's Ideen" bei uns dergestalt in die Kenntnisse der ganzen Masse übergegangen, daß nur Wenige, die sie lesen, dadurch erst belehrt werden, weil sie durch hundertfache Ableitungen von Demjenigen, was damals von großer Bedeutung war, in anderm Zusammenhange schon völlig unterrichtet worden. Dieses Werk ist vor Kurzem in's Französische übersetzt, wohl in keiner andern Ueberzeugung, als daß tausend gebildete Menschen in Frankreich sich immer noch an diesen Ideen zu erbauen haben.

In Bezug auf das dem Bande vorgesetzte Bild sei Folgendes gemeldet. Unser Freund, als wir mit ihm in Verhältniß traten, war damals in Edinburgh wohnhaft, wo er, in der Stille lebend, sich im besten Sinne auszubilden suchte und, wir dürfen es ohne Ruhmredigkeit sagen, in der Deutschen Litteratur hierzu die meiste Förderniß fand.

Später, um sich selbst und seinen redlichen litterarischen Studien unabhängig zu leben, begab er sich etwa zehn Deutsche Meilen südlicher, ein eigenes Besitzthum zu bewohnen und zu benutzen, in die Grafschaft Dumfries. Hier, in einer gebirgigen Gegend, in welcher der Fluß Nithe dem nahen Meere zuströmt, unfern der Stadt Dumfries, an einer Stelle, welche Craigenputtoch genannt wird, schlug er mit einer schönen und höchst gebildeten Lebensgefährtinn seine ländlich einfache Wohnung auf, wovon treue Nachbildungen eigentlich die Veranlassung zu gegenwärtigem Vorworte gegeben haben.

Gebildete Geister, zartfühlende Gemüther, welche nach fernem Guten sich bestreben, in die Ferne Gutes zu wirken geneigt sind, erwehren sich kaum des Wunsches, von geehrten, geliebten, weit abgesonderten Personen das Portrait, sodann die Abbildung ihrer Wohnung, sowie der nächsten Zustände, sich vor Augen gebracht zu sehen.

Wie oft wiederholt man noch heutiges Tags die Abbildung von Petrarch's Aufenthalt in Vaucluse, Tasso's Wohnung in Sorent! Und ist nicht immer die Bieler-Insel, der Schutzort Rousseau's, ein seinen Verehrern nie genugsam dargestelltes Local?

In eben diesem Sinne hab' ich mir die Umgebungen meiner entfernten Freunde im Bilde zu verschaffen gesucht, und ich war um so mehr auf die Wohnung Herrn Thomas Carlyle's begierig, als er seinen Aufenthalt in einer fast rauhen Gebirgsgegend unter dem fünfundfünfzigsten Grade gewählt hatte.

Ich glaube durch solch eine treue Nachbildung der neulich eingesendeten Original-Zeichnungen gegenwärtiges Buch zu zieren und dem jetzigen gefühlvollen Leser, vielleicht noch mehr dem künftigen, einen freundlichen Gefallen zu erweisen und dadurch, sowie durch eingeschaltete Auszüge aus den Briefen des werthen Mannes, das Interesse an einer edeln allgemeinen Länder- und Weltanschauung zu vermehren.

Thomas Carlyle an Goethe.

Craigenputtoch, den 21. September 1829.

„Sie forschen mit so warmer Neigung nach unserm gegenwärtigen Aufenthalt und Beschäftigung, daß ich einige Worte hierüber sagen muß, da noch Raum dazu übrig bleibt. Dumfries ist eine artige Stadt, mit etwa fünfzehntausend Einwohnern, und als Mittelpunct des Handels und der Gerichtsbarkeit anzusehen eines bedeutenden Districts in dem Schottischen Geschäftskreis. Unser Wohnort ist nicht darin, sondern fünfzehn Meilen (zwei Stunden zu reiten) nordwestlich davon entfernt, zwischen den Granit-Gebirgen und dem schwarzen Moorgefielde, welche sich westwärts durch Galloway meist bis an die Irische See ziehen. In dieser Wüste von Heide und Felsen stellt unser Besitzthum eine grüne Oase vor, einen Raum von geackertem, theilweise umzäuntem und geschmücktem Boden, wo Korn reift und Bäume Schatten gewähren, obgleich ringsumher von Seemöven und hartwolligen Schafen umgeben. Hier, mit nicht geringer Anstrengung, haben wir für uns eine

reine, dauerhafte Wohnung erbaut und eingerichtet; hier wohnen wir, in Ermangelung einer Lehr- oder andern öffentlichen Stelle, um uns der Litteratur zu befleißigen, nach eigenen Kräften uns damit zu beschäftigen. Wir wünschen, daß unsere Rosen- und Gartenbüsche fröhlich heranwachsen, hoffen Gesundheit und eine friedliche Gemüthsstimmung, um uns zu fördern. Die Rosen sind freilich zum Theil noch zu pflanzen, aber sie blühen doch schon in Hoffnung.

Zwei leichte Pferde, die uns überall hintragen, und die Bergluft sind die besten Aerzte für zarte Nerven. Diese tägliche Bewegung, der ich sehr ergeben bin, ist meine einzige Zerstreuung; denn dieser Winkel ist der einsamste in Britannien, sechs Meilen von einer jeden Person entfernt, die mich allenfalls besuchen möchte. Hier würde sich Rousseau ebenso gut gefallen haben, als auf seiner Insel St. Pierre.

Fürwahr, meine städtischen Freunde schreiben mein Hierhergehen einer ähnlichen Gesinnung zu und weissagen mir nichts Gutes; aber ich zog hierher allein zu dem Zweck, meine Lebensweise zu vereinfachen und eine Unabhängigkeit zu erwerben, damit ich mir selbst treu bleiben könne. Dieser Erdraum ist unser; hier können wir leben, schreiben und denken, wie es uns am Besten dünkt, und wenn Zoilus selbst König der Litteratur werden sollte.

Auch ist die Einsamkeit nicht so bedeutend; eine Lohnkutsche bringt uns leicht nach Edinburgh, das wir als unser Britisch' Weimar ansehen. Habe ich denn nicht auch gegenwärtig eine ganze Ladung von Französischen, Deutschen, Americanischen, Englischen Journalen und Zeitschriften, von welchem Werth sie auch sein mögen, auf den Tischen meiner kleinen Bibliothek aufgehäuft!

Auch an alterthümlichen Studien fehlt es nicht. Von einigen unserer Höhen entdeck' ich, ungefähr eine Tagereise westwärts, den Hügel, wo Agricola und seine Römer ein Lager zurückließen; am Fuße desselben war ich geboren, wo Vater und Mutter noch leben, um mich zu lieben. Und so muß man die Zeit wirken lassen. Doch, wo gerath' ich hin! Lassen Sie mich noch gestehen, ich bin ungewiß über meine künftige litterarische Thätigkeit, worüber ich gern Ihr Urtheil vernehmen möchte. Gewiß schreiben Sie mir wieder und bald, damit ich mich immer mit Ihnen vereint fühlen möge."

Wir nach allen Seiten hin wohlgesinnten, nach allgemeinster Bildung strebenden Deutschen, wir wissen schon seit vielen Jahren die Verdienste würdiger Schottischer Männer zu schätzen. Und blieb nicht unbekannt, was sie früher in den Naturwissenschaften geleistet, woraus denn nachher die Franzosen ein so großes Uebergewicht erlangten.

In der neuern Zeit versehlten wir nicht, den löblichen Einfluß anzuerkennen, den ihre Philosophie auf die Sinnesänderung der Franzosen ausübte, um sie von dem starren Sensualism zu einer geschmeidigern Denkart auf dem Wege des gemeinen Menschenverstandes hinzuleiten. Wir verdankten ihnen gar manche gründliche Einsicht in die wichtigsten Fächer Britischer Zustände und Bemühungen.

Dagegen mußten wir vor nicht gar langer Zeit unsere ethisch-ästhetischen Bestrebungen in ihren Zeitschriften auf eine Weise behandelt sehen, wo es zweifelhaft blieb, ob Mangel an Einsicht oder böser Wille dabei obwaltete; ob eine oberflächliche, nicht genug durchdringende Ansicht, oder ein widerwilliges Vorurtheil im Spiele sei. Dieses Ereigniß haben wir jedoch geduldig abgewartet, da uns ja Dergleichen im eigenen Vaterlande zu ertragen genugsam von jeher auferlegt werden.

In den letzten Jahren jedoch erfreuen uns aus jenen Gegenden die liebevollsten Blicke, welche zu erwidern wir uns verpflichtet fühlen, und worauf wir in gegenwärtigen Blättern unsere wohldenkenden Landsleute, insofern es nöthig sein sollte, aufmerksam zu machen gedenken.

Herr Thomas Carlyle hatte schon den „Wilhelm Meister" übersetzt und gab sodann vorliegendes Leben Schiller's im Jahre 1825 heraus.

Im Jahr 1827 erschien German Romances in vier Bänden, wo er aus den Erzählungen und Mährchen Deutscher Schriftsteller, als Musäus, La Motte-Fouqué, Tieck, Hoffmann, Jean Paul und Goethe, heraushob, was er seiner Nation am Gemäßesten zu sein glaubte.

Die einer jeden Abtheilung vorausgeschickten Nachrichten von dem Leben, den Schriften, der Richtung des genannten Dichters und Schriftstellers geben ein Zeugniß von der einfach wohlwollenden Weise, wie der Freund sich möglichst von der Persönlichkeit und den Zuständen eines Jeden zu unterrichten gesucht, und wie er dadurch auf den rechten Weg gelangt, seine Kenntnisse immer mehr zu vervollständigen.

In den Edinburgher-Zeitschriften, vorzüglich in denen, welche eigentlich fremder Litteratur gewidmet sind, finden sich nun, außer den schon genannten Deutschen Autoren, auch Ernst Schulze, Klingemann, Franz Horn, Zacharias Werner, Graf Platen und manche Andere von verschiedenen Referenten, am Meisten aber von unserm Freunde beurtheilt und eingeführt.

Höchst wichtig ist, bei dieser Gelegenheit zu bemerken, daß sie eigentlich ein jedes Werk nur zum Text und Gelegenheit nehmen, um

über das eigentliche Feld und Fach, sowie alsdann über das besondere Individuelle ihre Gedanken zu eröffnen und ihr Gutachten meisterhaft abzuschließen.

Diese Edinburgh Reviews, sie seien dem Innern und Allgemeinen oder den auswärtigen Litteraturen besonders gewidmet, haben Freunde der Wissenschaften aufmerksam zu beachten; denn es ist höchst merkwürdig, wie der gründlichste Ernst mit der freiesten Uebersicht, ein strenger Patriotismus mit einem einfachen, reinen Freisinn in diesen Vorträgen sich gepaart findet.

Genießen wir nun von dort in Demjenigen, was uns hier so nah' angeht, eine reine, einfache Theilnahme an unsern ethisch-ästhetischen Bestrebungen, welche für einen besondern Character-Zug der Deutschen gelten können, so haben wir uns gleichfalls nach Dem umzusehen, was ihnen dort von dieser Art eigentlich am Herzen liegt. Wir nennen hier gleich den Namen Burns, von welchem ein Schreiben des Herrn Carlyle's folgende Stelle enthält:

„Das einzige einiger Maßen Bedeutende, was ich seit meinem Hierlein schrieb, ist ein Versuch über Burns. Vielleicht habt Ihr niemals von diesem Mann gehört; und doch war er eines der entschiedensten Genies, aber in der tiefsten Classe der Landleute geboren, und durch die Verwickelungen sonderbarer Lagen zuletzt jammervoll zu Grunde gerichtet, so daß, was er wirkte, verhältnißmäßig geringfügig ist; er starb in der Mitte der Mannsjahre (1796).

Wir Engländer, besonders wir Schottländer, lieben Burns mehr als irgend einen Dichter seit Jahrhunderten. Oft war ich von der Bemerkung betroffen, er sei wenig Monate vor Schiller in dem Jahre 1759 geboren, und keiner dieser Beiden habe jemals des Andern Namen vernommen. Sie glänzten als Sterne in entgegengesetzten Hemisphären, oder, wenn man will, eine trübe Erd-Atmosphäre fing ihr gegenseitiges Licht auf."

Mehr jedoch, als unser Freund vermuthen mochte, war uns Robert Burns bekannt; das allerliebste Gedicht John Barley-Corn war anonym zu uns gekommen, und verdienter Weise geschätzt, veranlaßte solches manche Versuche, unserer Sprache es anzueignen. Hans Gerstenkorn, ein wackerer Mann, hat viele Feinde, die ihn unablässig verfolgen und beschädigen, ja zuletzt gar zu vernichten drohen. Aus allen diesen Unbilden geht er aber doch am Ende triumphirend hervor, besonders zu Heil und Fröhlichkeit der leidenschaftlichen Biertrinker. Gerade in diesem heitern, genialischen Anthropomorphismus zeigt sich Burns als wahrhaften Dichter.

Auf weitere Nachforschung fanden wir dieses Gedicht in der Ausgabe seiner poetischen Werke von 1822, welcher eine Skizze seines Lebens vorangeht, die uns wenigstens von den Aeußerlichkeiten seiner Zustände bis auf einen gewissen Grad belehrte. Was wir von seinen Gedichten uns zueignen konnten, überzeugte uns von seinem außerordentlichen Talent, und wir bedauerten, daß uns die Schottische Sprache gerade da hinderlich war, wo er des reinsten, natürlichsten Ausdrucks sich gewiß bemächtigt hatte. Im Ganzen jedoch haben wir unsere Studien so weit geführt, daß wir die nachstehende rühmliche Darstellung auch als unserer Ueberzeugung gemäß unterschreiben können.

Inwiefern übrigens unser Burns auch in Deutschland bekannt sei, mehr als das Conversations-Lexicon von ihm überliefert, wüßte ich, als der neuern litterarischen Bewegungen in Deutschland unkundig, nicht zu sagen. Auf alle Fälle jedoch gedenke ich die Freunde auswärtiger Litteratur auf die kürzesten Wege zu weisen: The Life of Robert Burns. By J. G. Lockhart. Edinburgh 1828, recensirt von unserm Freunde im Edinburgh Review, December 1828.

Nachfolgende Stellen, daraus übersetzt, werden den Wunsch, das Ganze und den genannten Mann auf jede Weise zu kennen, hoffentlich lebhaft erregen.

„Burns war in einem höchst prosaischen Zeitalter, dergleichen Britannien nur je erlebt hatte, geboren, in den allerungünstigsten Verhältnissen, wo sein Geist, nach höher Bildung strebend, ihr unter dem Druck täglich harter, körperlicher Arbeit nachzuringen hatte, ja unter Mangel und trostlosesten Aussichten auf die Zukunft, ohne Förderniß als die Begriffe, wie sie in eines armen Mannes Hütte wohnen, und allenfalls die Reime von Ferguson und Ramsay, als das Panier der Schönheit aufgesteckt. Aber unter diesen Lasten versinkt er nicht; durch Nebel und Finsterniß einer so düstern Region entdeckt sein Adlerauge die richtigen Verhältnisse der Welt und des Menschenlebens; er wächst an geistiger Kraft und drängt sich mit Gewalt zu verständiger Erfahrung. Angetrieben durch die unwiderstehliche Regsamkeit seines innern Geistes strauchelt er vorwärts und zu allgemeinen Ansichten, und mit stolzer Bescheidenheit reicht er uns die Frucht seiner Bemühungen, eine Gabe dar, welche nunmehr durch die Zeit als unvergänglich anerkannt worden.

Ein wahrer Dichter, ein Mann, in dessen Herzen die Anlage eines reinen Wissens keimt, die Töne himmlischer Melodien verklingen, ist die köstlichste Gabe, die einem Zeitalter mag

Jery.

Fort mit dir, fort!

Thomas.

Jery, ſey klug,
Und hör' nur ein Wort!

Jery.

Rühr' dich, ich ſchlag' dir
Den Schädel entzwey!
Liebe, o Liebe,
Du ſtehſt mir bey.

Jery treibt Thomaſſen vor ſich her, ſie gehen ſich ſchlagend ab. Bätely kommt ängſtlich aus der Hütte, die beyden Kämpfenden kommen wieder auf's Theater, ſie haben ſich angefaßt und ringen. Thomas hat Vortheil über Jery.

Bätely.

Jery! Jery!
Höre! Höre!
Wollt ihr gar nicht hören?

verliehen werden. Wir ſehen in ihm eine freiere, reinere Entwickelung alles Deſſen, was in uns das Edelſte zu nennen iſt; ſein Leben iſt uns ein reicher Unterricht und wir betrauern ſeinen Tod als eines Wohlthäters, der uns liebte ſowie belehrte.

Solch eine Gabe hat die Natur in ihrer Güte uns an Robert Burns geſandt; aber mit allzu vornehmer Gleichgiltigkeit warf ſie ihn aus der Hand als ein Weſen ohne Bedeutung. Es war entſtellt und zerſtört, ehe wir es anerkannten: ein ungünſtiger Stern hatte dem Jüngling die Gewalt gegeben, das menſchliche Daſein ehrwürdiger zu machen; aber ihm war eine weiſliche Führung ſeines eigenen nicht geworden. Das Geſchick (denn ſo müſſen wir in unſerer Beſchränktheit reden), ſeine Fehler, die Fehler der Andern laſteten zu ſchwer auf ihm; und dieſer Geiſt, der ſich erhoben hätte, wäre es ihm nur zu wandern geglückt, ſank in den Staub; ſeine herrlichen Fähigkeiten wurden in der Blüthe mit Füßen getreten. Er ſtarb, wir dürfen wohl ſagen, ohne jemals gelebt zu haben. Und ſo eine freundlich warme Seele, ſo voll von eingebornen Reichthümern, ſolcher Liebe zu allen lebendigen und lebloſen Dingen! Das ſpäte Tauſendſchönchen fällt nicht unbemerkt unter ſeine Pflugſchar, ſo wenig als das wohlverſorgte Neſt der furchtſamen Feldmaus, das er hervorwühlt. Der wilde Anblick des Winters ergetzt ihn; mit einer trüben, oft wiederkehrenden Zärtlichkeit verweilt er in dieſen ernſten Scenen der Verwüſtung; aber die Stimme des Windes wird ein Pſalm in ſeinem Ohr; wie gern mag er in den ſauſenden Wäldern dahinwandern! Denn er fühlt ſeine Gedanken erhoben zu Dem, der auf den Schwingen des Windes einherſchreitet. Eine wahre Poeten-Seele! Sie darf nur berührt werden und ihr Klang iſt Muſik.

Welch' ein warmes, allumfaſſendes Gleichheitsgefühl! Welche vertrauensvolle, grenzenloſe Liebe! Welch edelmüthiges Ueberſchätzen des geliebten Gegenſtandes! Der Bauer, ſein Freund, ſein aufbrauſes Mädchen ſind nicht länger gering und thörlich, Held vielmehr und Königinn; er rühmt ſie als gleich würdig des Höchſten auf der Erde. Die rauhen Scenen ſchottiſchen Lebens ſieht er nicht im Arcadiſchen Lichte; aber in dem Rauche, in dem unebenen Tennenboden einer ſolchen rohen Wirthlichkeit findet er noch immer Liebenswürdiges genug. Armuth, fürwahr, iſt ſein Gefährte, aber auch Liebe und Muth zugleich; die einfachen Gefühle, der Werth, der Edelſinn, welche unter dem Strohdach wohnen, ſind lieb und ehrwürdig ſeinem Herzen. Und ſo über die niedrigſten Regionen des menſchlichen Daſeins ergießt er die Glorie ſeines eigenen Gemüths, und ſie ſteigen, durch Schatten und Sonnenſchein geläuterter und verherrlicht, zu einer Schönheit, welche ſonſt die Menſchen kaum in dem Höchſten erblicken.

Hat er auch ein Selbſtbewußtſein, welches oft in Stolz ausartet, ſo iſt es ein edler Stolz, um abzuwehren, nicht um anzugreifen; kein kaltes, mißlauniſches Gefühl, ein freies und geſelliges. Dieſer poetiſche Landmann beträgt ſich, möchten wir ſagen, wie ein König in der Verbannung: er iſt unter die Niedrigſten gedrängt und fühlt ſich gleich den Höchſten; er verlangt keinen Rang, damit man ihm keinen ſtreitig mache. Den Zudringlichen kann er abſtoßen, den Stolzen demüthigen; Vorurtheil auf Reichthum oder Altgeſchlecht haben bei ihm keinen Werth. In dieſem dunkeln Auge iſt ein Feuer, woran ſich eine abwürdigende Herablaſſung nicht wagen darf; in ſeiner Erniedrigung, in der äußerſten Noth vergißt er nicht für einen Augenblick die Majeſtät der Poeſie und Mannheit. Und doch, ſo hoch er ſich über gewöhnlichen Menſchen fühlt, ſondert er ſich nicht von ihnen ab; mit Wärme nimmt er an ihrem Intereſſe Theil, ja er wirft ſich in ihre Arme, und wie ſie auch ſeien, bittet er um ihre Liebe. Es iſt rührend, zu ſehen, wie in den düſterſten Zuſtänden dieſes ſtolze Weſen in der Freundſchaft Hülfe ſucht und oft ſeinen Buſen dem Unwürdigen aufſchließt; oft unter Thränen an ſein glühendes Herz ein Herz andrückt, das Freundſchaft nur als Namen kennt. Doch war er ſcharf- und ſchnellſichtig, ein Mann vom durchdringendſten Blick, vor welchem gemeine Verſtellung ſich nicht bergen konnte. Sein Verſtand ſah durch die Tiefen des vollkommenſten Betrügers, und zugleich war eine großmüthige Leichtgläubigkeit in ſeinem Herzen. So zeigte ſich dieſer Landmann unter uns: eine Seele wie Aeols-Harfe, deren Saiten, vom gemeinſten Winde berührt, ihn zu geſetzlicher Melodie verwandelten. Und ein ſolcher Mann war es, für den die Welt kein ſchicklicher Geſchäft zu finden wußte, als ſich mit Schmugglern und Schenken herumzuzanken, Accise auf den Talg zu berechnen und Bierfäſſer zu viſiren. In ſolchem Abmühen ward dieſer mächtige Geiſt kummervoll vergeudet, und hundert Jahre mögen vorübergehen, eh' uns ein gleicher gegeben wird, um vielleicht ihn abermals zu vergeuden."

Und wie wir den Deutſchen zu ihrem Schiller Glück wünſchen, ſo wollen wir in eben dieſem Sinne auch die Schottländer ſegnen. Haben dieſe jedoch unſerm Freunde ſoviel Aufmerkſamkeit und Theilnahme erwieſen, ſo wär' es billig, daß wir auf gleiche Weiſe ihren Barns bei uns einführten. Ein junges Mitglied der

beachtbaren Gesellschaft, der wir Gegenwärtiges im Ganzen empfohlen haben, wird Zeit und Mühe höchlich belohnt sehen, wenn er diesen freundlichen Gegendienst einer so verehrungswürdigen Nation zu leisten den Entschluß fassen und das Geschäft treulich durchführen will. Auch wir rechnen den belobten Robert Burns zu den ersten Dichtergeistern, welche das vergangene Jahrhundert hervorgebracht hat.

Im Jahr 1829 kam uns ein sehr sauber und angenfällig gedrucktes Octav-Bändchen zur Hand: Catalogue of German Publications, selected and systematicallx arranged for W. H. Koller and Jul. Cahlmann. London.

Dieses Büchlein, mit besonderer Kenntniß der Deutschen Litteratur in einer die Uebersicht erleichternden Methode verfaßt, macht Demjenigen, der es ausgearbeitet, und den Buchhändlern Ehre, welche ernstlich das bedeutende Geschäft übernehmen, eine fremde Litteratur in ihr Vaterland einzuführen, und zwar so, daß man in allen Fächern übersehen könne, was dort geleistet worden, um sowohl den Gelehrten, den denkenden Leser, als auch den fühlenden und Unterhaltung suchenden anzulocken und zu befriedigen. Neugierig wird jeder Deutsche Schriftsteller und Litterator, der sich in irgend einem Fache hervorgethan, diesen Catalog aufschlagen, um zu forschen, ob denn auch seiner darin gedacht, seine Werke mit andern Verwandten freundlich aufgenommen worden. Allen Deutschen Buchhändlern wird es angelegen sein, zu erfahren, wie man ihren Verlag über dem Canal betrachte; welchen Preis man auf das Einzelne setze; und sie werden Nichts verabsäumen, um mit jenen, die Angelegenheit so ernsthaft angreifenden Männern in Verhältniß zu kommen und dasselbe immerfort lebendig zu erhalten.

Wenn ich nun aber das von unserm Schottischen Freunde vor so viel Jahren verfaßte Leben Schiller's, auf das er mit einer ihm so wohl anstehenden Bescheidenheit zurücksteht, hierdurch einleite und gegenwärtig an den Tag fördere, so erlaube er mir, einige seiner neuesten Aeußerungen hinzuzufügen, welche die bisherigen gemeinsamen Fortschritte am Besten deutlich machen möchten.

Thomas Carlyle an Goethe.

Edinburgh, 21. December 1829.

„Ich habe zu nicht geringer Befriedigung zum zweiten Male den Briefwechsel gelesen und sende heute einen darauf gegründeten Aufsatz über Schiller ab für das Foreign Review. Es wird Ihnen angenehm sein, zu hören, daß die Kenntniß und Schätzung der auswärtigen, besonders der Deutschen Litteratur sich mit wachsender Schnelle verbreitet, so weit die Englische Zunge herrscht, so daß bei den Antipoden, selbst in Neu-Holland, die Weisen Ihres Landes ihre Weisheit predigen. Ich habe kürzlich gehört, daß sogar in Orford und Cambridge, unsern beiden Englischen Universitäten, die bis jetzt als die Haltpuncte der insularischen eigenthümlichen Beharrlichkeit sind betrachtet worden, es sich in solchen Dingen zu regen anfängt. Ihr Niebuhr hat in Cambridge einen geschickten Uebersetzer gefunden, und in Orford haben zwei bis drei Deutsche schon hinlängliche Beschäftigung als Lehrer ihrer Sprache. Das neue Licht mag für gewisse Augen zu stark sein; jedoch kann Niemand an den guten Folgen zweifeln, die am Ende daraus hervorgehen werden. Laßt Nationen wie Individuen sich nur einander kennen, und der gegenseitige Haß wird sich in gegenseitige Hülfleistung verwandeln, und anstatt natürlicher Feinde, wie benachbarte Länder zuweilen genannt sind, werden wir alle natürliche Freunde sein."

Wenn uns nach allem Diesem nun die Hoffnung schmeichelt, eine Uebereinstimmung der Nationen, ein allgemeineres Wohlwollen werde sich durch nähere Kenntniß der verschiedenen Sprachen und Denkweisen nach und nach erzeugen: so wage ich, von einem bedeutenden Einfluß der Deutschen Litteratur zu sprechen, weiter sich in einem besondern Falle höchst wirksam erweisen möchte.

Es ist nämlich bekannt genug, daß die Bewohner der drei britischen Königreiche nicht gerade in dem besten Einverständnisse leben, sondern daß vielmehr ein Nachbar an dem andern genugsam zu tadeln findet, um eine heimliche Abneigung bei sich zu rechtfertigen. Nun aber bin ich überzeugt, daß, wie die Deutsche ethisch-ästhetische Litteratur durch das dreifache Britannien sich verbreitet, zugleich auch eine stille Gemeinschaft von Philo-Germanen sich bilden werde, welche in der Neigung zu einer vierten, so nah' verwandten Völkerschaft auch unter einander als vereinigt und verschmolzen sich empfinden werden.

German romance.

Vol. IV. Edinburgh 1827.

Um den Sinn dieses Titels im Deutschen wieder zu geben, müßten wir allenfalls sagen: Musterstücke, romantischer, auch mährchenhafter Art, ausgewählt aus den Werken Deutscher Autoren, welche sich in diesem Fache hervorgethan haben; sie enthalten kleinere und größere Erzählungen von Musäus, Tieck, Hofmann, Jean

Paul Richter und Goethe in freier, anmuthiger Sprache. Merkwürdig ſind die einem jeden Autor vorgeſetzten Notizen, die man, ſowie die Schiller'ſche Biographie, gar wohl rühmen, auch unſern Tagesblättern und Heften zu Ueberſetzung und Mittheilung, wenn es nicht etwa ſchon nur unbewußt geſchehen iſt, empfehlen darf. Die Lebenszuſtände und Ereigniſſe ſind mit Sorgfalt dargeſtellt und geben von dem individuellen Character eines Jeden, von der Einwirkung deſſelben auf ſeine Schriften genugſame Vorkenntniß. Hier ſowohl, wie in der Schiller'ſchen Biographie beweiſt Herr Carlyle eine ruhige, klare, innige Theilnahme an dem Deutſchen poetiſch-litterariſchen Beginnen; er gibt ſich hin an das eigenthümliche Beſtreben der Nation; er läßt den Einzelnen gelten, Jeden an ſeiner Stelle, und ſchlichtet hierdurch gewiſſer Maßen den Conflict, der innerhalb der Litteratur irgend eines Volkes unvermeidlich iſt. Denn leben und wirken heißt eben ſo viel als Partei machen und ergreifen. Niemand' iſt zu verdenken, wenn er um Platz und Rang kämpft, der ihm ſeine Exiſtenz ſichert und einen Einfluß verſchafft, der auf eine glückliche, weitere Folge hindeutet.

Trübt ſich nun hierdurch der Horizont einer innern Litteratur oft viele Jahre lang, der Fremde läßt Staub, Dunſt und Nebel ſich ſetzen, zerſtreuen und verſchwinden, und ſieht jene fernen Regionen vor ſich aufgeklärt mit ihren lichten und beſchatteten Stellen, mit einer Gemüthsruhe, wie wir in klarer Nacht den Mond zu betrachten gewohnt ſind.

Hier nun mögen einige Betrachtungen, vor längerer Zeit niedergeſchrieben, eingeſchaltet ſtehen; ſollte man auch finden, daß ich mich wiederhole, wenn man nur zugleich geſteht, daß Wiederholung irgend zum Nutzen gereichen könne.

Offenbar iſt das Beſtreben der beſten Dichter und äſthetiſchen Schriftſteller aller Nationen ſchon ſeit geraumer Zeit auf das allgemein Menſchliche gerichtet. In jedem Beſondern, es ſei nun hiſtoriſch, mythologiſch, fabelhaft, mehr oder weniger willkürlich erſonnen, wird man durch Nationalität und Perſönlichkeit hin jenes Allgemeine immer mehr durchleuchten und durchſcheinen ſehen.

Da nun auch im practiſchen Lebensgange ein Gleiches obwaltet und durch alles irdiſch Rohe, Wilde, Grauſame, Falſche, Eigennützige, Lügenhafte ſich durchſchlingt, und überall einige Milde zu verbreiten trachtet: ſo iſt zwar nicht zu hoffen, daß ein allgemeiner Friede dadurch ſich einleite, aber doch, daß der unvermeidliche Streit nach und nach läßlicher werde, der Krieg weniger grauſam, der Sieg weniger übermüthig.

Was nun in den Dichtungen aller Nationen hierauf hindeutet und hinwirkt, Dieß iſt es, was die Uebrigen ſich anzueignen haben. Die Beſonderheiten einer jeden muß man kennen lernen, um ſie ihr zu laſſen, um gerade dadurch mit ihr zu verkehren: denn die Eigenheiten einer Nation ſind wie ihre Sprache und ihre Münzſorten; ſie erleichtern den Verkehr, ja ſie machen ihn erſt vollkommen möglich.

Eine wahrhaft allgemeine Bildung wird am Sicherſten erreicht, wenn man das Beſondere der einzelnen Menſchen und Völkerſchaften auf ſich beruhen läßt, bei der Ueberzeugung jedoch feſthält, daß das wahrhaft Verdienſtliche ſich dadurch auszeichnet, daß es der ganzen Menſchheit angehört. Zu einer ſolchen Vermittelung und wechſelſeitigen Anerkennung tragen die Deutſchen ſeit langer Zeit ſchon bei. Wer die Deutſche Sprache verſteht und ſtudirt, befindet ſich auf dem Markte, wo alle Nationen ihre Waaren anbieten; er ſpielt den Dolmetſcher, indem er ſich ſelbſt bereichert.

Und ſo iſt jeder Ueberſetzer anzuſehen, daß er ſich als Vermittler dieſes allgemein geiſtigen Handels bemüht, und den Wechſeltauſch zu befördern ſich zum Geſchäft macht. Denn was man auch von der Unzulänglichkeit des Ueberſetzens ſagen mag, ſo iſt und bleibt es doch eines der wichtigſten und würdigſten Geſchäfte in dem allgemeinen Weltverkehr.

Der Coran ſagt: „Gott hat jedem Volke einen Propheten gegeben in ſeiner eigenen Sprache.“ So iſt jeder Ueberſetzer ein Prophet in ſeinem Volke. Luther's Bibelüberſetzung hat die größten Wirkungen hervorgebracht, wenn ſchon die Critik daran bis auf den heutigen Tag immerfort bedingt und mäkelt. Und was iſt denn das ganze ungeheure Geſchäft der Bibelgeſellſchaft Anderes, als das Evangelium einem jeden Volke, in ſeine Sprache und Art gebracht, zu überliefern?

Wallenstein.

From the German of Fr. Schiller. Edinburgh 1827.

Wenn ich eben durch ein poetiſches Gleichniß auf das Gefühl hindeutete, welches Ueberſetzungen unſerer dichteriſchen Arbeiten jeder Zeit erregen müſſen, ſo wird man mir gern zugeben, daß ich bei einer Ueberſetzung „Wallenſtein's“ eine beinahe noch lebhaftere Empfindung in mir hervorgebracht fühle.

Während der Arbeit an dieſer höchſt bedeutenden Trilogie kam ich dem Verfaſſer nicht von der Seite. Er hatte die Gabe, über Das, was er vorhatte, ja ſo eben arbeitete, ſich mit Freunden beſprechen zu können. Ein wunderbares Nachgeben und Verharren lag in der Natur ſeines ewig reflectirenden Geiſtes; es ſtörte ſeine Production keineswegs, ſondern regelte ſie und gab

ihr Gehalt, wie aus unserer durch zehn Jahre geführten Correspondenz nächstens zu ersehen sein wird.

Bracht' ich nun, nach seiner Vollendung, dieses dreifache Werk gemeinschaftlich mit meinem Freunde auf das Theater; erduldete ich die Unbilden aller Proben, die Mühseligkeiten der ganzen Technik; den Verdruß, daß denn doch zuletzt nicht Alles gehörig zur Erscheinung gelangte; wohnte ich so mancher Vorstellung in critisch dirigirendem Sinne bei; klangen zuletzt die herrlichen Worte in des Schauspielers individuellem, nicht immer rein correspondirendem Sprachton mir vor die Ohren; wußt' ich das Gedicht auswendig: so wird man mir verzeihen, wenn ich sage, daß es mir zuletzt ganz trivial und bedeutungslos ward, so daß ich es in vielen Jahren weder wiedersehen noch lesen mochte.

Nun aber trat es mir auf ein Mal in der Sprache Shakespeare's entgegen; die große Analogie zweier vorzüglicher Dichterseelen ging mir lebhaft auf; es war das erste, frische wieder, dasselbe in einem andern, und so neu, daß es mich wieder mit seiner völligen Kraft ergriff und die innerlichste Rührung hervorbrachte. Die Vorrede ist höchst bedeutend, indem ein tiefes Studium der Schiller'schen Werke daraus hervorgeht. Von dem Lager, das er nicht zu übersetzen wagt, gibt er historische Kenntniß; den Schlußgesang aber übersetzt er, und wir vernehmen ihn auf's Neue in fremder Sprache eben so aufregend, wie er vor Jahren auf uns wirkte.

Edinburgh Review und Foreign- und Foreign Quarterly Reviews.

Vom Jahre 1829.

Des Edinburgh Review, sodann der dortigen Foreign- und Foreign Quarterly Reviews dürfen wir dieß Mal nur flüchtig erwähnen.

Diese Zeitschriften, wie sie sich nach und nach ein größeres Publicum gewinnen, werden zu einer gehofften allgemeinen Welt-Litteratur auf das Wirksamste beitragen; nur wiederholen wir, daß nicht die Rede sein könne, die Nationen sollen übereindenken, sondern sie sollen nur einander gewahr werden, sich begreifen und, wenn sie sich wechselseitig nicht lieben mögen, sich einander wenigstens dulden lernen. Wenn nun dieß Mal mehrere Gesellschaften, welche die Britischen Inseln mit dem Auslande bekannt zu machen die Absicht haben, in sich selbst wirklich übereinstimmend erfunden werden: so erfahren wir Ausländer dadurch, wie man dort gesinnt ist, wie man denkt und urtheilt. Im Ganzen gestehen wir gern, daß sie höchst ernst, aufmerksam, mit Fleiß, umsichtig und allgemein wohlwollend zu Werke gehen; und für uns wird das Resultat sein, daß wir über unsere eigene, kaum vergangene Litteratur, die wir gewissen Maßen schon beseitigt haben, wiederum zu denken und neue Betrachtungen anzustellen genöthigt werden. Bemerkenswerth ist besonders die bedeutende Art, irgend einen namhaften Autor zum Grunde zu legen und das ganze Revier, worin derselbige wirkt, bei dieser Gelegenheit zu überschauen.

Bei den poetischen Leistungen von Ernst Schulze kommt die Einwirkung Wieland's durch Beispiel, die Theilnahme Bouterwek's durch freundschaftlich belehrenden Umgang zur Sprache. „Ahasverus", von Klingemann, gibt Gelegenheit, das neuere Deutsche Trauerspiel, sein Bestreben und Unternehmen darzustellen.

Victor Cousin's „philosophische Fragmente" geben Anlaß, ungünstig von der Deutschen Philosophie überhaupt zu sprechen und sich zuletzt für Jacobi's Gefühlslehre zu erklären. „Briefe eines Deutschen Reisenden" veranlassen den Referenten, auf die Seite Derjenigen zu treten, welche Deutschland gern als eine große Einheit sehen möchten und als Mittelpunct derselben uns eine große Hauptstadt wünschen. Bei den „Assisen" des Herrn von Hammer, denen man alle Gerechtigkeit widerfahren läßt, wird bemerkt, daß er denn doch zu sehr als Partei-Schriftsteller auftrete und den Widerwillen gegen die neuesten geheimen Gesellschaften in jene Zeiten hinübertrage.

Ein Aufsatz, der von einigen Schriften, welche Franz Horn angehören, ausgeht, beschäftigt sich, diese im Rücken lassend, gleichfalls auf eine höchst merkwürdige Weise, die Labyrinthe Deutscher Denkart und Kunst zu durchwandern und darzustellen. Werner's Leben und Schriften scheinen sie mit dem billigsten Ernst behandelt zu haben; aber wir gestehen gern, daß uns der Muth fehlte, jenen Complex von Vorzügen, Verirrungen, Thorheiten, Talenten, Mißgriffen und Extravaganzen, Frömmlichkeiten und Verwegenheiten, an denen wir mehrere Jahre bei redlich menschlicher Theilnahme bitterlich gelitten, nochmals historisch-critisch gelassenen Schrittes zu verfolgen.

Aber die Handelsweise jener Kunstrichter fordert in vielfachem Sinne unsere Aufmerksamkeit. Bei mannigfaltigem Abweichen deuten doch die in den Hauptpuncten übereinstimmenden Urtheile auf eine, wo nicht geschlossene Gesellschaft, doch auf eine Anzahl in gleichem Sinn und auf gleiche Weise herangewachsener Zeitgenossen. Bewundernswürdig ist der redliche Fleiß, sind die sorgfältigen Bemühungen, die sie

anwenden, ſich in unſern verwickelten äſthetiſch-litterariſchen Zuſtänden umzuſchauen, ſie von einem höhern Standpuncte mit Gerechtigkeit und Billigkeit zu überblicken; daher wir denn noch öfters darauf zurückzukehren hoffen dürfen.

The Foreign Quarterly Review.

Nro. 1 Juli 1827.

Vor allen Dingen berührt uns, wie in dieſer Zeitſchrift die ſittlich-äſthetiſchen Bemühungen der Deutſchen aufgenommen und angeſehen ſind. Der Referent dieſes Faches iſt ein merkwürdiger Mann, dem wir noch gar manche Aufklärung über uns ſelbſt und Andere verdanken werden.

In dem erſten Aufſatz, überſchrieben: On the Supernatural in Fictions Compositions, welches wir überſetzen möchten, das Uebernatürliche in fabelhaften Erzählungen, hat er von den Werken unſers Hoffmann's den Anlaß genommen, ſeine Gedanken auszuſprechen.

Statt aller Definition und Erklärung trägt er eine kurze Geſchichte vor, wodurch das natürlich Wahre des Ahnungsvollen und Schauderhaften vor den Geiſt gebracht wird; ſodann zeigt er, wie von hier an die Einbildungskraft immer vorſchreite, bis ſie endlich, wenn ſie keine höhere, bändigende Kunſt anerkennt, ſich ganz und gar in's Falſche verliert, das Gräßliche, Schreckliche in's Unnatürliche und Unmögliche übergeht und zuletzt ganz und gar Unerträgliches hervorbringt.

Der Verfaſſer dieſes Aufſatzes hat eine eigene Art von Critik; es iſt dieſelbe, welche das Talent ausübt, indem es die Gegenſtände aller Art mit einer heitern Gleichgiltigkeit beleuchtet und ſie eben dadurch jedem Urtheil offenbar vorlegt. Hoffmann's talentreiches Naturell weiß er anzuerkennen; er begleitet ihn durch alle krankhaften Verirrungen mit freundlichem Bedauern bis zu den krampfhaften Aeußerungen eines vorzüglichen, auf den Tod geſolterten Weſens, wo er zuletzt auszurufen gedrungen iſt: „Wir müſſen uns von dieſen Mooreien losſagen, wenn wir nicht ſelbſt toll werden wollen.“

Hören wie ihn ferner: „Es iſt unmöglich, Gebilde dieſer Art irgend einer Critik zu unterwerfen; es ſind nicht die Geſichte eines poetiſchen Geiſtes, ſie haben kaum ſoviel ſcheinbaren Gehalt, als den Verrücktheiten eines Mondſüchtigen allenfalls zugeſtanden würde; es ſind gehaltloſe Träume eines leicht beweglichen, kranken Gehirns, denen wir, wenn ſie uns gleich durch ihr Wunderliches manchmal aufregen oder durch ihr Seltſames überraſchen, niemals mehr als eine augenblickliche Aufmerkſamkeit widmen können. Fürwahr, die Begeiſterungen Hoffmann's gleichen oft den Einbildungen, die ein unmäßiger Gebrauch des Opiums hervorbringt und welche mehr den Beiſtand des Arztes als des Critikers fordern möchten. Und wenn wir auch anerkennen, daß der Autor, wenn er ſeiner Einbildungskraft ernſter geboten hätte, ein Schriftſteller der erſten Bedeutung geworden wäre, ſo dürfte er doch, indem er dem kranken Zuſtand ſeines zerrütteten Weſens nachhängt, jener grenzenloſen Lebhaftigkeit der Gedanken und Auffaſſungen als anheim gegeben erſcheinen, welche der berühmte Nicolai, nachdem er viel davon gelitten, doch endlich zu beſiegen das Glück hatte. Blutentleerungen und ſonſtige Reinigungen, verbunden mit geſunder Philoſophie und überlegter Beobachtung, würden unſern Hoffmann wie jenen bedeutenden Schriftſteller zu einem geſunden Geiſteszuſtand wieder zurückgebracht haben, und ſeine Einbildungskraft, in einem gleichen und ſtetigen Ring ſich bewegend, hätte vielleicht das höchſte Ziel poetiſcher Kunſt erreicht. — Seine Werke jedoch, wie ſie gegenwärtig liegen, dürften nicht als Muſter der Nachahmung aufzuſtellen ſein, vielmehr als Warnungstafeln, die uns anſchaulich machen, wie die fruchtbarſte Einbildungskraft erſchöpft werden kann durch einen leichtſinnigen Verſchwendungstrieb des Beſitzers.“

Wir können den reichen Inhalt dieſes Artikels unſern Leſern nicht genugſam empfehlen; denn welcher treue, für National-Bildung beſorgte Theilnehmer hat nicht mit Trauer geſehen, daß die krankhaften Werke jenes leidenden Mannes lange Jahre in Deutſchland wirkſam geweſen, und ſolche Verirrungen als bedeutend fördernde Neuigkeiten geſunden Gemüthern eingeimpft worden?

Wir wollen noch einige gelegentliche Betrachtungen hinzufügen.

Wenn man auch keine Art der Production aus dem Reiche der Litteratur ausſchließen kann und ſoll, ſo beſteht denn doch das immerfort ſich wiederholende Uebel darin, daß, wenn irgend eine Art von wunderlicher Compoſition ſich hervorthut, der Verfaſſer von dem einmal betretenen Pfade nicht weichen kann und mag; wobei das Schlimmſte iſt, daß er gar viele mit mehr oder weniger Talent begabte Zeitgenoſſen nach ſich reißt.

Würden vorzügliche Geiſter ſich auf mehr als eine Weiſe verſuchen, ſo würden ſie ſich und Andere überzeugen können, daß durch mannigfaltige Uebung der Geiſt ebenſo vielſeitig wirkſam werden kann, als er durch vielfache Studien an Klarheit und Umſicht gewinnt.

Daß eine gewiſſe humoriſtiſche Anmuth aus der Verbindung des Unmöglichen mit dem Gemeinen, des Unerhörten mit dem Gewöhnlichen entſpringen könne, davon hat der Verfaſſer der „neuen Meluſine" ein Zeugniß zu geben getrachtet. Er hütete ſich aber, den Verſuch zu wiederholen, weil das Unternehmen ſchwieriger iſt, als man denkt.

In dieſem Bezug, obgleich etwas ferner liegend, finden wir eins der Grimm'ſchen Kindermährchen zu empfehlen, wo der naturfeſte Bauerjunge, der immer von Schaudern (Grieſeln) hört und, höchſt neugierig, was denn Das eigentlich für eine Empfindung ſei, die geſpenſterhafteſten Abenteuer mit realiſtiſcher Gemüthsruhe beſteht und durch eine Reihe der fürchterlichſten Zuſtände hindurch, bei welchem dem Leſer wirklich ſchaudert, ſeinen reinen Proſaismus bewährt, einen Tod- und Teufelsſpuk als ganz etwas Gemeines behandelt, und im höchſten Glück ſich nicht beruhigen kann, daß ihm eine ſolche Erfahrung nicht hat werden wollen, bis er endlich durch einen abſurden Weiberſpaß belehrt wird, was denn eigentlich Schaudern ſei.

Der Gegenſatz von Aeußerm und Innerm, von Einbildungskraft und Derbheit, von unverwüſtlichem geſunden Sinn und geſpenſtiſchem Trug kann nicht beſſer dargeſtellt werden. Ja, daß er zuletzt nur auf eine ganz reale Weiſe zu beruhigen iſt, finden wir meiſterhaft erfunden; und ſo platt die Auflöſung ſcheinen mag, getrauen wir uns doch, ſie als höchſt geiſtreich anzurühmen.

Whims and Oddity.

1827.

Dieß Werk, deſſen Titel vielleicht mit Grillen und Nullitäten zu überſetzen wäre, läßt ſich ſchwer beurtheilen. Zunächſt wird der Leſer dadurch äußerſt irre, daß die eingeſchalteten barocken Figuren nur zum Theil auf die Gedichte und proſaiſchen Aufſätze, denen ſie beigegeben ſind, wirklichen Bezug haben; man ſucht im Texte Uebereinſtimmung mit den Bildern und findet keine. Ein ander Mal gehören ſie wieder ganz eigentlich zuſammen und es brauchte Zeit, bis man hierüber ganz im Reinen wäre. Denn wer will mit einem Humoriſten rechten oder mit ihm völlig übereinkommen!

Der Autor gefällt ſich, nach allen Seiten hinzudeuten, ſich in Anſpielungen zu ergehen, welche der continentale Leſer wohl ſchwerlich alle ſich zurecht legen könnte. Mannigfaltige Stellen ſo verſtorbener als lebender Poeten und Schriftſteller aller Art, beſonders auch volksmäßige Sprüchlein und Redensarten verflicht er in ſeinen Vortrag, welche nicht auf uns wirken; da wir denn, wie immer in ſolchen Fällen, nur das Allgemeinere, weniger Bedeutende uns aneignen können.

Wie man aber nach und nach vorgemeldete Schwierigkeiten überwindet, ſo geſteht man dem Autor, wie dem Skizziſten, Geiſt und Talent ſehr gerne zu. Die proſaiſchen Aufſätze ſind lebhaft humoriſtiſch, aber mäßig, nicht fratzenhaft; der Klopffechter bleibt bei der Klinge. Die Gedichte zeugen zwar von keinem tiefen poetiſchen Sinn, aber man freut ſich an einem klaren, freien Blick auf die vorliegende Welt.

Vorzüglich brav iſt er zur See. Ebb' und Fluth, Wogen und Sturm, Schaum und Gicht weiß er recht gut zu malen und an Ort und Stelle gehörig zu brauchen; nur zieht er zuletzt Alles, ſelbſt was ſich zum Erhabenen hinneigt, in's Abſurdpoſſenhafte, welches denn bei'm erſten Aufſchlagen ſogleich einem jeden Leſer zum Voraus angekündigt iſt.

---

4. Italieniſche Litteratur.

Dante.

Bei Anerkennung der großen Geiſtes- und Gemüthseigenſchaften Dante's werden wir in Würdigung ſeiner Werke ſehr gefördert, wenn wir im Auge behalten, daß gerade zu ſeiner Zeit, wo auch Giotto lebte, die bildende Kunſt in ihrer natürlichen Kraft wieder hervortrat. Dieſer ſinnlich-bildlich bedeutend wirkende Genius beherrſchte auch ihn. Er faßte die Gegenſtände ſo deutlich in's Auge ſeiner Einbildungskraft, daß er ſie ſcharf umriſſen wiedergeben konnte; deßhalb wir denn das Abſtruſeſte und Seltſamſte gleichſam nach der Natur gezeichnet vor uns ſehen; wie ihn denn auch der dritte Reim niemals genirt, ſondern auf eine oder andere Weiſe ſeinen Zweck ausführen und ſeine Geſtalten umgrenzen hilft. Der Ueberſetzer nun iſt ihm hierin meiſt gefolgt, hat ſich das Vorgebildete vergegenwärtigt und, was zu deſſen Darſtellung erforderlich war, in ſeiner Sprache und ſeinen Reimen zu leiſten geſucht. Bleibt mir dabei Etwas zu wünſchen übrig, ſo iſt es in dieſem Betracht.

Die ganze Anlage des Dante'ſchen Höllen-Locals hat etwas Mikromegiſches und deßhalb Sinnesverwirrendes. Wo oben herein bis in den tiefſten Abgrund ſoll man ſich Kreis in Krei-

ſen imaginiren; Dieſes gibt aber gleich den Begriff eines Amphitheaters, das, ungeheuer wie es ſein möchte, uns immer als etwas künſtlerisch Beſchränktes vor die Einbildungskraft ſich hinſtellt, indem man ja von oben herein Alles bis in die Arena und dieſe ſelbſt überblickt. Man beſchaue das Gemälde des Orgagna und man wird eine umgekehrte Tafel des Erbes zu ſehen glauben, ſtatt eines Kegels einen Trichter. Die Erfindung iſt mehr rhetoriſch als poetiſch; die Einbildungskraft iſt aufgeregt, aber nicht befriedigt.

Indem wir aber das Ganze nicht eben rühmen wollen, ſo werden wir durch den ſeltſamen Reichthum der einzelnen Localitäten überraſcht, in Staunen geſetzt, verwirrt und zur Verehrung genöthigt. Hier, bei der ſtrengſten und deutlichſten Ausführung der Scenerei, die uns Schritt für Schritt die Ausſicht benimmt, gilt Das, was ehemälig von allen ſinnlichen Bedingungen und Beziehungen, wie auch von den Perſonen ſelbſt, deren Strafen und Martern zu rühmen iſt. Wir wählen ein Beiſpiel und zwar den zwölften Geſang:

Anableiſig war's da, wo wir niederkommen,
Das Steingeklüf' den Augen überreich;
Gewiß Der dieſer Tage wahrgenommen
Am Bergabsturz diesſeits Trento, der den Gelaas
Der Etſch verengte: Niemand kennte wiſſen,
Durch Unterwühlung oder Erdenſtoß —
Vom Bergemaſſen, dem Gebirg entriſſen,
Hinabgeſtürzt lag der Hang bedeckt,
Der über Jenem ſteilig hingerichtet;
Bei jedem Schritte ſpannt' ich erſtarrt.

So ging's nun, von Trümmern rings umſtellt,
Auf Trümmern ſorglich; ſchwankend aber machte
Ein unter meinem Fuß, der neuen Laſt.
Er ſprach darauf: „Ja vielleicht Gedanken
Beſchwerſt Du den Reiſeſchritt, bewacht
Von ſteiler Wand, ſie trieb ich in die Schwanken,
Allein vernimm: als in der Hölle Nacht
Zum erſten Mal ſo tief ich abgedrungen,
War dieſer Fels noch nicht herabgekracht;
Doch kurz vorher, eh' Der herabgeſchwungen
Vom höchſten Himmel herkam, der dem Dis
Des erſten Kreiſes große Beute entrungen,
Erbebte ſo die grause Finſterniß,
Daß ich die Meinung faßte: Liebe zucke
Da d'rin Weltmaß mit Haß, in wechſelnem Ruh
Ins'n alte Chaos neu die Welt zurücke.
Der Fels, der ſeit dem Anfang feſt geruht,
Sprang hemmt hier und anderwärts in Stücke.

Zuvörderſt nun muß ich Folgendes erklären: Obgleich in meiner Original-Ausgabe des Dante, Venedig 1739, die Stellen e quel dis schivo auch auf den Minotaur gedeutet wird, ſo bleibt ſie mir doch dieß auf das Local bezüglich. Der Ort war gebirgig, rauhfelſig (alpestro); aber Das iſt dem Dichter nicht genug geſagt; das Beſondere daran (per quel ch'iv'er'omco) war ſo ſchrecklich, daß es Angſt und Sinn verwirrte. Daher, um ſich und Andern nur einigermaßen genug zu thun, erwähnt er nicht ſowohl gleichſchreiſe als zu einem ſinnlichen Beiſpiel eines Bergſturzes, der wahrſcheinlich zu ſeiner Zeit den Weg von Trento nach Verona verſperrt hatte. Dort mochten große Felſenplatten und Trümmerkeile des Urgebirgs noch ſcharf und friſch über einander liegen, nicht etwa verwittert, durch Vegetation verbunden und ausgeglichen, ſondern ſo, daß die einzelnen großen Stücke, hebelartig aufruhend, durch irgend einen Auftritt leicht in's Schwanken zu bringen geweſen. Dieſes geſchieht denn auch hier, als Dante herabſteigt.

Nun aber will der Dichter jenes Natur-Phänomen unendlich überbieten; er braucht Chriſti Höllenfahrt, um nicht allein dieſen Sturz, ſondern auch noch manchem Andern umher in dem Höllenreiche eine hinreichende Urſache zu finden.

Die Wanderer nähern ſich nunmehr dem Blutgraben, der bogenartig von einem gleichnahen, ebenen Strande umfangen iſt, wo Tauſende von Centauren umherſprengen und ihr wildes Wüterweſen treiben. Virgil iſt auf der Fläche ſchon nah' genug dem Chiron getreten, aber Dante ſchwankt noch mit unſicherm Schritt zwiſchen den Felſen; wir müſſen noch ein Mal dahin ſehen, denn der Centaur ſpricht zu ſeinen Geſellen:

„bemerkt, der hinten kommt, bewegt.
Was er berührt, wie ich es nicht gewohnt,
Und wie's kein Todtenfuß zu machen pflegt."

Man frage nun ſeine Einbildungskraft, ob dieſer ungeheure Berg- und Felſenſturz im Kreiſe nicht vollkommen gegenwärtig geworden ſei?

In den übrigen Geſängen laſſen ſich, bei veränderter Scene, eben ein ſolches Feſthalten und Anmalen durch Wiederkehr derſelben Bedingungen finden und vorweiſen. Solche Parallel-Stellen machen uns mit dem eigentlichſten Dichtergeiſt Dante's auf den höchſten Grad vertraut.

Der Unterſchied des lebendigen Dante und der abgeſchiedenen Todten wird auch anderweitig auffallend, wie z. B. die geiſtigen Bewohner des Reinigungsortes (Purgatorio) vor Dante erſchrecken, weil er Schatten wirft, woran ſie ſeine Körperlichkeit erkennen.

I. Eco.

Giornale di Scienze, Lettere, Arti Commercio e Teatri. Milano 1829.

Eine Zeitſchrift, mit dieſem Jahre begonnen, empfiehlt ſich ſogleich durch ihr Benehmen, welches einen Beweis gibt, wie hoch man jenſeits der Alpen das Publicum zu ehren wiſſe.

Wir haben die erſten ſechsundvierzig Blätter vor uns und können den Mitarbeitern ſowohl wie den Redactoren das beſte Zeugniß geben. Sie offenbaren durchaus einen reinen, geiſtreichheiteren Freiſinn, hinlängliche Ueberſicht fremder Litteratur neueſten Datums, überhaupt Um-

ſtät von hohem Standpuncte, nirgends Zwang noch Zurückhaltung im Einzelnen, aber bei ernſtem Weſen Mäßigung im Ganzen.

Sie ſind auf dem Alterthum und auf ihrer älteſten Litteratur gegründet; ſodann aber vernimmt man, was die Italiener neuerlich unter ſich verkehren, was ſie dem Ausländer mittheilen möchten, was ſie von uns, mit beſonderer Gunſt angeſehenen Deutſchen, und wie ſie es brauchen können; wie ſie ſich gegen die Franzoſen, die Engländer, die Spanier verhalten. Sie zeigen Klugheit genug, daſür zu ſorgen, was das Publicum Tag für Tag wiſſen möchte, zugleich aber auch Aufmerkſamkeit für das höhere Wiſſenswerthe. Dieſes Blatt, auf ſolche Weiſe fortgeſetzt, wird auch dazu dienen, jene Nation in Begriffen und Sprache weiter zu fördern und ihren äſthetiſchen Geſichtskreis zu erweitern.

Wer das Schwierige und Unerfreuliche der ältern Italieniſchen Proſa kennt, wird übrigens hier durch die leichte Heiterkeit des Vortrags ſich überraſcht finden und ſich dabei erinnern, daß Mailand ſchon ſeit geraumer Zeit mit Florenz in ſprachthümlichem Conflict liege. Daher iſt uns der Gedanke gekommen, dieſe Blätter den Lehrern der Italieniſchen Sprache im Auslande zur Benutzung bei'm Unterricht zu empfehlen. Manches andere Gute, was ſich bei dieſem Unternehmen ahnen und hoffen läßt, möge ſich in der Folge bewähren!

Don Ciccio.

Nachdem das Morgenblatt dieſen, in der geheimen Italieniſchen Litteratur ſehr berüchtigten Namen einmal ausgeſprochen, ſo wird es nicht unwillkommen ſein, das Nähere von ihm und ſeinem Gegner zu hören.

Der wahre Name des zu ſeiner Schmach vielbeſungenen Mannes war Buonaventura Arrighini, gebürtig von Lucca; ſein Widerſacher aber hieß Giovanni Francesco Lazzarelli, Edelmann von Gubbio, durch Schriften in Proſa und Verſen berühmt, Mitglied der vornehmſten Geſellſchaften in Italien, beſonders der Arcadier.

Lazzarelli, geboren im Jahr 1621, eilte glücklich auf der Bahn der Studien fort und ergab ſich der Rechtsgelehrtheit, welche er in der Römiſchen Curie, als Auditor des Cardinals Cardegna, practiſch ausübte. Allein ſeine Familie zu erhalten, kehrte er in's Vaterland zurück, bekleidete manche öffentliche Aemter und zuletzt das wichtige eines Gonfaloniere; doch begab er ſich auf's Neue in ausländiſche Dienſte und trieb die Geſchäfte eines Rechtsfreundes zu Ferrara, Perugia, Macerata und Bologna; ſogar Genua und Lucca wollten ſich ſo vorzüglicher Talente bedienen. Zuletzt erhob ihn der Herzog von Mirandola zu ſeinem Rath und Secretär und endlich zum Präfecten der Reſidenz, wo er, ſtets in gutem Verhältniß zu ſeinem Fürſten und den berühmteſten Litteratoren, 1693 ſtarb.

Er war, ſagen Gleichzeitige, eines ernſten und ſchönen Anblicks, von hoher Statur und reichlicher Körpergeſtalt. Kaſtanienbraune Haare, ſchwarze Augen und eine weite Stirn zeichneten ihn aus. Er hatte anmuthige und gefällige Manieren, eine wunderſam klinge, gelehrte und erheiternde Unterhaltung; ſeine Lebensart, ſeine Religion, Nächſtenliebe und Pflichtbefolgung wurden ohne Ausnahme gerühmt.

Als er im Gericht zu Macerata ſaß, war Arrighini ſein vertrauter College; worüber ſie ſich aber bis auf den Grad des ſeltſamſten Haſſes entzweit, iſt nicht bekannt geworden; genug, in dem Werke: La Cicceide, legittima di Gio. Francesco Lazzarelli. Edizione accresciuta in Amsterdam 1780 finden ſich dreihundertunddreißig Sonette, welche alle damit ſchließen, daß Don Ciccio ein N. N. ſei. Hierauf folgen achtzig Gedichte, zum Theil gleichfalls Sonette, ſämmtlich zu demſelben löblichen Zweck beſtimmt; das vorletzte iſt nach dem Tode des Ciccio und das letzte von dem Verfaſſer aus dem Fegfeuer datirt. Auch dieſe Zugabe iſt von gleichem, unerſchöpflichem Humor und poetiſchem Werth.

Nun glauben wir aber unſern Leſern eine Entwickelung ſchuldig zu ſein, wie es möglich geweſen, eine ſolche Maſſe von Schmähgedichten, wohlgezählt vierhundertzehn, auf einen einzigen Mann auszuſchütten, der kein verdienſtloſer, ſchlechter Menſch, aber wohl eine ungeſchickte, zudringliche, anmaßliche Perſon geweſen ſein mag. Hätte nun der Dichter ſeinen Haß bloß verneinend ausgeſprochen, ſeinen Gegner nur geſcholten, ihm durch Verkleinerungen allen Werth und Würde zu rauben geſucht, ſo wär' es ihm ſchwerlich geglückt, den Leſer anzuziehen und feſtzuhalten. Da er aber glücklicher Weiſe verſteht, ſeinen Schalkheiten poſitiven Gehalt zu geben, ſo bringt er uns jedes Mal Gewinn, beſticht und nöthigt uns, auf Unkoſten ſeines Gegners zu lachen. Auf welchem Wege ihm jener Theil gelingt, wird nunmehr umſtändlicher auseinanderzuſetzen ſein.

Lazzarelli hatte das Glück, in die Epoche einer ſehr hohen, aber auch zugleich freien und loſen Cultur zu fallen, wo es erlaubt iſt, die wichtigſten Gegenſtände der nächſtvergangenen Zeiten parodiſtiſch zu behandeln. Die Sonette fallen in die Jahre 1683 und 1684, unter die Regierung Innocenz XI., die keineswegs bigott war. Ihn ſieht man ausgerüſtet mit Allem, was Alterthum und Geſchichte darbietet, was ein

kirchliches und politisches Leben mittheilt, was Künste spielend überliefern und wovon die Wissenschaft entweder schon vollständige Kenntniß gibt oder doch die ersten Blicke gewährt. Gesetzsamkeit, Weltklugheit, Gründlichkeit und gefällige Aeußerungen: Alles findet sich beisammen; und man würde nicht endigen, wenn man alle die Elemente hererzählen wollte, aus welchen der Verfasser seinen Muthwillen auferbaut: genug, nicht allein Italienische Kenner und Naturforscher, sondern auch Französische behaupten, daß Lucrez nicht würdiger von der Natur gesprochen, Homer sie nicht schöner beschrieben habe.

Ohne in ein solches unbedingtes, vielleicht Manchem übertrieben scheinendes Lob gerade einzustimmen, will ich versuchen, ferner abzuleiten, wie unserm Autor dasselbe zu Theil werden konnte.

Außer jenen schon zugestandenen großen Vorzügen eines glücklichen Naturells und einer auszeichnenden theoretischen und practischen Bildung genießt der Verfasser des noch größern National-Vorzugs, einer lebendigen Weltanschauung. Der Italiener, von Kindheit an öffentlich lebend, bemerkt, erst spielend, dann heiter, dann ernst, alle die unendlichen Abstufungen, in welchen die bürgerliche Gesellschaft sich um ihn her bewegt. Alles, was dem Menschen die Natur, was ihm Zustand und Ausbildung gibt, regt sich vor einem klaren Auge ganz offenbar. Bedenke man nun, daß die beiden höchsten Zweige der Verfassung, alle Functionen des Religions-Cultus und der Gerichtspflege sich am hellen Tage in der freien Luft vor allen Augen das ganze Jahr über entfalten, so begreift man, was da zu sehen, zu bemerken und zu lernen ist. Der Bettler wie der Marchese, der Mönch wie der Cardinal, der Vetturin wie der Krämer, der Handwerker wie der Künstler: Alle treiben ihr Wesen vor den aufmerkenden Augen einer immerfort urtheilenden Menge. Keine Nation hat vielleicht einen so scharfen Blick zu bemerken, wenn Einer etwas Ungeschicktes zu seinem Schaden, oder etwas Kluges zu seinem Nutzen unternimmt, wovon der sicherste Beweis ist, daß der größte Theil ihrer Sprüchwörter aus solchen strengen und unbarmherzigen Bemerkungen entstanden.

Jenes öffentliche Leben der Italiener, welches von allen Reisenden gekannt, von allen Reisebeschreibern bemerkt ist, bringt ein heiteres, glänzendes Wesen in ihre Litteratur; ja die Italienischen Schriftsteller sind schwerer zu beurtheilen als die anderer Nationen. Ihre Prosaisten werden Poeten, ehe man sich's versieht, weil sie Dasjenige, was mit dem Dichter geboren wird, in ihren Kinderjahren gleich aus der zweiten Hand empfangen und mit einem bequemen Reichthum nach ihren Fähigkeiten gar leicht gebaren können.

Hieraus läßt sich einsehen, warum es bei dem Deutschen gerade das Umgekehrte ist, und warum wahrhaft poetische Naturen unserer Nation zuletzt gewöhnlich ein trauriges prosaisches Ende nehmen.

Jenes Aufpassen der Italiener auf ein geschicktes oder ungeschicktes Betragen gibt gerade unserm Lazzaroni sehr viel Waffen gegen seinen Gegner. Dieser mag von der Mutter Natur an Gestalt nicht begünstigt, in seinem Betragen nicht angenehm gebildet, in seinen Unternehmungen schwankend und unsicher, im Handeln übereilt, mitunter durch Heftigkeit widerwärtig und mehr verworren als klar gewesen sein; dieses Alles weiß nun sein Gegner in einzelnen Fällen hervorzuheben, so genau und bestimmt zu zeichnen, daß man einen, zwar nicht verdienstlosen, aber doch dämischen Menschen vor sich zu sehen glaubt, ja den Griffel anfassen möchte, um die Caricatur auf der Tafel zu entwerfen.

Wie Manches bliebe noch übrig, theils über die vorliegenden Gedichte zu sprechen, theils bei dieser Gelegenheit vergleichungsweise zu berühren! Doch ersparen wir Dieß auf andere Zeit und bemerken nur noch Folgendes:

In der ersten Lust, als der Verfasser ein ganzes Jahr mit täglichen Invectiven auf seinen Widersacher ausfüllte, mag er mit Abschriften nicht karg gewesen sein, wie denn mehrere Sonette an benannte Personen als Zeugen der Absurdität des Don Ciccio gerichtet sind. Hieraus mögen Sammlungen entstanden sein, bis zuletzt eine rohe Ausgabe hinter dem Rücken des Autors veranstaltet worden. Hierüber beklagt er sich, besonders über fremden Einschub, wahrscheinlich um sich gegen die verfänglichsten Stellen zu verwahren; späterhin gibt er die Gedichte selbst heraus, jedoch mit falschem Verlegernamen und Druckort: Paris, bei Claudius Rind. Beide Ausgaben sind uns nicht zu Augen gekommen; die dritte abgemeldete hingegen scheint sorgfältig, jedoch nicht ohne Druckfehler, nach der zweiten abgedruckt, wahrscheinlich auch in Italien. Diese ist noch im Buchhandel zu finden und keinen geistreichen Freund der Italienischen Litteratur wird es gereuen, sie in seine Hand-Bibliothek aufgenommen zu haben.

Neueſte Italieniſche Litteratur.

Claſſiker und Romantiker in Italien, ſich heftig bekämpfend.

Romantico! Den Italienern ein ſeltſames Wort, in Neapel und dem glücklichen Campanien noch unbekannt, in Rom unter Deutſchen Künſtlern allenfalls üblich, macht in der Lombardie, beſonders in Mailand, ſeit einiger Zeit großes Aufſehen. Das Publicum theilt ſich in zwei Parteien; ſie ſtehen ſchlagfertig gegen einander. Und wenn wir Deutſchen uns ganz geruhig des Adjectivum romantiſch bei Gelegenheit bedienen, ſo werden dort durch die Ausdrücke Romanticismus und Criticismus zwei unverſöhnliche Secten bezeichnet. Da bei uns der Streit, wenn es irgend einer iſt, mehr practiſch als theoretiſch geführt wird; da unſere romantiſchen Dichter und Schriftſteller die Mitwelt für ſich haben und es ihnen weder an Verlegern noch Leſern fehlt; da wir über die erſten Schwankungen des Gegenſatzes längſt hinaus ſind und beide Theile ſich ſchon zu verſtändigen anfangen: ſo können wir mit Beruhigung zuſehen, wenn das Feuer, das wir entzündet, nun über den Alpen zu lodern anfängt.

Mailand iſt aber vorzüglich geeignet, ein Schauplatz dieſes Kampfes zu werden, weil daſelbſt mehr Litteratoren und Künſtler als irgendwo in Italien ſich beiſammen finden, die, bei ermangelnden politiſchen Händeln, nunmehr litterariſchen Streitigkeiten ein Intereſſe abgewinnen. Vorzüglich aber mußte in dieſer wichtigen Stadt zuerſt eine ſolche Bewegung entſtehen, da man ſich daſelbſt von Deutſcher Sprache und Bildung, bei ſo naher Nachbarſchaft und mannigfaltigen Handelsverhältniſſen, einen Begriff zu machen Gelegenheit findet.

Daß in Italien jene Cultur, die ſich von den alten Sprachen und den darin verfaßten unnachahmlichen Werken herſchreibt, in großer Verehrung ſtehe, läßt ſich gar wohl denken, ja, daß man auf dieſem Grunde, worauf man ſich erbaut, nun auch allein und ausſchließlich zu ruhen wünſcht, iſt der Sache ganz gemäß; daß dieſe Anhänglichkeit zuletzt in eine Art Starrſinn und Pedanterie auslaufe, möchte man als natürliche Folge gar wohl entſchuldigen: haben doch die Italiener in ihrer eigenen Sprache einen ſolchen Widerſtreit, wo eine Partei an Dante und den frühern, von der Crusca citirten Florentinern feſthält, neuere Worte und Wendungen aber, wie ſie Leben und Weltbewegung jüngern Geiſtern aufdringt, keineswegs gelten läßt.

Nun mag einer ſolchen Geſinnung und Ueberzeugung ihr Grund und Werth nicht abgeſprochen werden; allein wer bloß mit dem Vergangenen ſich beſchäftigt, kommt zuletzt in Gefahr, das Entſchlafene, für uns Mumienhafte, vertrocknet an ſein Herz zu ſchließen. Eben dieſes Feſthalten aber am Abgeſchiedenen bringt jederzeit einen revolutionären Uebergang hervor, wo das vorſtrebende Neue nicht länger zurückzudrängen, nicht zu bändigen iſt, ſo daß es ſich vom Alten losreißt, deſſen Vorzüge nicht anerkennen, deſſen Vortheile nicht mehr benutzen will. Freilich, wenn das Genie, der gute Kopf ſich beſtrebt, das Alterthum wieder zu beleben, ſeine Zeitgenoſſen in abgelegene Regionen zurückzuführen, ihnen das Entfernte durch gefällige Abſpiegelung näher zu rücken: da finden ſich große Schwierigkeiten. Demjenigen Künſtler dagegen wird es leicht, der ſich umthut, was die Zeitgenoſſen ohnehin lieben, wornach ſie ſtreben, welche Wahrheit ihnen behagt, welcher Irrthum ihnen am Herzen liegt. Und dann iſt er ja ſelbſt ein Moderner, in dieſe Zuſtände von Jugend auf eingreift und darin befangen; ſeine Ueberzeugung ſchließt ſich an die Ueberzeugung des Jahrhunderts. Nun laſſe er ſeinem Talente freien Lauf und es iſt kein Zweifel, daß er den größten Theil des Publicums mit ſich hinreißen werde.

Bei uns Deutſchen war die Wendung in's Romantiſche, aus einer erſt den Alten, dann den Franzoſen abgewonnenen Bildung durch chriſtlich-religiöſe Geſinnungen eingeleitet, durch ältere, nordiſche Heldenſagen begünſtigt und bekräftigt; worauf ſich denn dieſe Denkweiſe feſtſetzen und verbreiten konnte, ſo daß jetzt kaum ein Dichter, Maler, Bildhauer übrig geblieben, der ſich nicht religiöſen Gegenſtänden hingäbe und analogen Gegenſtänden widmete.

Einen ſolchen Verlauf nimmt die Dicht- und Kunſtgeſchichte nun auch in Italien. Als poetiſche Romantiker werden gerühmt Johann Torti und deſſen poetiſche Darſtellung der Leidensgeſchichte Chriſti; ferner ſeine Terzinen über die Poeſie. Alexander Manzoni ſodann, Verfaſſer eines noch ungedruckten Trauerſpiels, der „Carmagnol", hat ſich durch heilige Hymnen guten Ruf erworben. Von dem man ſich aber theoretiſch viel verſpricht, iſt Hermes Visconti, welcher einen Dialog über die drei dramatiſchen Einheiten, einen Aufſatz über die Bedeutung des Wortes poetiſch und Ideen über den Styl geſchrieben hat, die noch nicht im Publicum verbreitet ſind. Man rühmt an dieſem jungen Manne einen höchſt geiſtreichen Scharfſinn, vollkommene Klarheit des Gedankens, tiefes Studium der Alten ſowie der Neuern. Er hat verſchiedene Jahre der Kant'ſchen Philoſophie ge-

Hülfe, Hülfe!
Vater, Hülfe!
Laßt euch, laßt euch wehren.

Sie ringen und ſchwingen ſich herum, endlich wirft Thomas den Jery zu Boden.

Thomas ſpricht abgebrochen wie er nach und nach zu Athem kommt. Da liegſt du! Du haſt mir's ſauer gemacht! Doppelt ſauer! Du biſt ein ſtarker Kerl und mein guter Freund! Da liegſt du nun! Du wollteſt nicht hören. Übereile dich nicht mehr! Das iſt eine gute Lection. Armer Jery! wenn dich auch der Fall von deiner Liebe heilen könnte! Zu Bätely, die ſich indeſſen mit Jery beſchäftigt. Jery iſt aufgeſtanden. Um deinetwillen leidet er, und mich ſchmerzt, daß ich ihm weh gethan habe Sorge für ihn, verbinde ihn, heile ihn. Er hat ſeinen Mann gefunden; viel Glück, wenn er bey dieſer Gelegenheit auch eine Frau findet! Ich mache mich auf die Wege, und habe nicht länger zu paſſen. ab.

widmet, Deutſch deßhalb gelernt und ſich den Sprachgebrauch des Königsberger-Weiſen zu eigen gemacht. Nicht weniger hat er andere Deutſche Philoſophen ſtudirt, ſowie unſere vorzüglichſten Dichter. Von Dieſem hofft man, daß er jenen Streit beilegen und die Mißverſtändniſſe aufklären werde, die ſich täglich mehr verwirren.

Eine gar eigene Betrachtung hierüber veranlaßt ein merkwürdiger Fall. Monti, Verfaſſer von „Aristodem" und „Cajus Gracchus", Ueberſetzer der „Ilias", kämpft eifrig und kräftig auf der claſſiſchen Seite. Seine Freunde und Verehrer ſtehen dagegen für die romantiſche Partei und verſichern, ſeine eigenen beſten Werke ſeien romantiſch und bezeichnen ſolche namentlich, worüber der koſtbare Mann, höchſt verdrießlich und aufgebracht, das ihm zugedachte, falſche Lob gar nicht anerkennen will.

Und doch ließe ſich dieſer Widerſtreit ſehr leicht heben, wenn man bedenken wollte, daß Jeder, der von Jugend an ſeine Bildung den Griechen und Römern verdankt, wie ein gewiſſes antikes Herkommen verläugnen, vielmehr jederzeit dankbar anerkennen wird, was er abgeſchiedenen Lehrern ſchuldig iſt, wenn er auch ſein ausgebildetes Talent der lebendigen Gegenwart unaufhaltſam widmet und, ohne es zu wiſſen, modern endigt, wenn er antik angefangen hat.

Ebenſo wenig können wir die Bildung verläugnen, die wir von der Bibel hergenommen haben, einer Sammlung bedeutender Documente, welche bis auf die letzten Tage einen lebendigen Einfluß hat, ob ſie uns gleich ſo fern liegt und ſo fremd iſt als irgend ein anderes Alterthum. Daß wir ſie näher fühlen, kommt daher, weil ſie auf Glauben und höchſte Sittlichkeit wirkt, da andere Litteraturen nur auf Geſchmack und mittlere Menſchlichkeit hinleiten.

Inwiefern nun die Italieniſchen Theoretiker ſich in Güte vereinigen können, wird die Zeit lehren. Gegenwärtig iſt noch keine Ausſicht dazu; denn weil, wie nicht zu läugnen iſt, in dem romantiſchen Weſen manches Abſtruſe vorkommt, was nicht gleich einem Jeden klar wird, vielleicht auch mancher Mißgriff obwaltet, den man eben nicht vertheidigen kann: ſo iſt die Menge gleich fertig, wenn ſie Alles, was dunkel, albern, verworren, unverſtändlich iſt, romantiſch nennt; hat man ja auch in Deutſchland den edelſten Titel eines Natur-Philoſophen ſpöttiſcher Weiſe zum Spitz- und Schimpfnamen entwürdigt.

Wir thun deßhalb ſehr wohl, wenn wir auf dieſe Ereigniſſe in Italien Acht haben, weil wir, wie in einem Spiegel, unſer vergangenes und gegenwärtiges Treiben leichter erkennen, als wenn wir uns noch wie vor innerhalb unſers eignen Cirkels beurtheilen. Bedachten wollen wir daher, was in Mailand einige gebildete, liebenswürdige Geiſter noch unternehmen, die, mit geſitteten und ſchicklichen Manieren, die verſchiedenen Parteien einander anzunähern und auf den wahren Standpunct zu leiten gedenken. Sie kündigten ein Journal an, das der „Vermittler" heißen ſollte, deſſen Programm aber ſchon mit widerwärtiger Beleidigung empfangen wurde; indeſſen das Publicum, nach ſeiner löblichen Art, über beide Meinungen ſpottet und dadurch jeden wahren Antheil vernichtet.

Auf alle Fälle jedoch müſſen die Romantiker auch dort in Kurzem die meiſten Stimmen für ſich haben, da ſie in's Leben eingreifen, einen Jeden zum Zeitgenoſſen ſeiner ſelbſt machen und ihn alſo in ein behagliches Element verſetzen; wobei ihnen denn ein Mißverſtändniß zu Gute kömmt, daß man nämlich Alles, was vaterländiſch und einheimiſch iſt, auch zum Romantiſchen rechnet, und zwar deßhalb, weil das Romantiſche an Leben, Sitten und Religion herantritt, wo denn Mutterſprache, Landesgewohnheit als höchſt lebendig und reizend erſcheinen muß. Wenn man z. B. anfängt, Inſchriften, ſtatt wie bisher in Lateiniſcher Sprache, nunmehr in Italieniſcher zu verfaſſen, allgemeiner Verſtändlichkeit willen, ſo glaubt man Dieſes auch dem Romantiſchen zu verdanken; woraus deutlich erhellt, daß unter dieſem Namen Alles begriffen ſei, was in der Gegenwart lebt und lebendig auf den Augenblick wirkt. Zugleich iſt uns ein Beiſpiel gegeben, daß ein Wort durch Gebrauchsfolge einen ganz entgegengeſetzten Sinn annehmen kann, da das eigentlich Romantiſche unſern Sitten nicht näher liegt als Griechiſches und Römiſches.

Der ſo eben mitgetheilte Aufſatz war ſchon vor mehreren Monaten aus Privat-Nachrichten entwickelt. Nun ſind aber ſeither, außer dem angeführten Conciliatore, auch die übrigen bezeichneten Schriften uns zur Hand gekommen, die wir, in Hoffnung, unſern Leſern Nützliches und Erfreuliches vorlegen zu können, treulich und fleißig betrachtet haben. Ob in der Zwiſchenzeit von Andern Etwas hierüber in's Publicum gebracht worden, iſt uns unbekannt geblieben; wir jedoch glauben, unſere Pflicht deßhalb mit wenigen allgemeinen Betrachtungen zu erfüllen.

Eine jede Theorie, ſie ſei von welcher Art ſie wolle, ſetzt eine Unterlage voraus, irgend etwas in der Erfahrung Gegebenes, welches man ſich ſo gut als möglich zurecht legen möchte. Von Ariſtoteles bis auf Kant muß man erſt wiſſen, was dieſen außerordentlichen Menſchen

zu schaffen machte, ehe man nur einiger Maßen begreift, warum sie sich so viel Mühe gegeben.

Jene neuern Mailändischen Schriften also mögen wir mit dem besten Willen, mit redlichster Sorgfalt lesen, so können wir doch nicht klar einsehen, warum und wozu sie geschrieben sind, was diesen Streit aufregt, was ihm Interesse gibt und ihn lebendig erhält. Wenigstens möchten wir darüber nicht mehr zu sagen, als was im Vorhergehenden schon geäußert worden, und man müßte eine geraume Zeit an Ort und Stelle zubringen, um davon ausreichende Nachricht zu geben.

Eine große, herrliche Stadt, die sich vor Kurzem noch als das Haupt Italiens ansehen durfte, die der großen Zeit noch mit einigem Gefallen gedenken muß, liegt in ihrem Busen, der köstlichen Bild- und Bauwerke nicht zu gedenken, so mannigfaltig lebendige Kunsterzeugnisse, von denen wir guten Deutschen uns keinen Begriff machen. Um ihr Urtheil darüber zu begründen, sondern sie, den Franzosen ähnlich, doch lebendiger, ihre Darstellungen in verschiedene Rubriken. Trauerspiel, Lustspiel, Oper, Ballet, ja Decoration und Garderobe sind abgesonderte, obgleich miteinander greifende Kunstfächer, deren jedem das Publicum und, insofern er zum Worte kommt, der Theorist, innerhalb gewisser Begrenzungen eigene, besondere Rechte und Befugnisse zugesteht. Hier sehen wir verboten, was dort erlaubt, hier bedingt, was dort frei gegeben ist. Aber alle diese Meinungen und Urtheile sind auf unmittelbare Anschauung gegründet, durch einzelne Fälle veranlaßt und so sprechen Aeltere und Jüngere, mehr oder weniger Unterrichtete, frei oder befangen, leidenschaftlich hin und wider, über allgemein bekannte Mannigfaltigkeiten des Tages. Hieraus sieht man denn, daß nur der Gegenwärtige, Mitgenießende allenfalls mit zu urtheilen hätte und vielleicht nicht einmal der gegenwärtige Fremde, der in die Fülle eines ihm unerklärlichen Zustandes hineinspringt und seine Ansichten dem Augenblick, der auf dem Vergangenen ruht, wohl schwerlich gerecht und billig fügen könnte.

Mit den heiligen Hymnen des Alexander Manzoni ist es schon ein etwas anderer Fall. Wenn sich über mannigfaltige Vorkommenheiten der Zeit die Menschen entzweien, so vereinigt Religion und Poesie auf ihrem ernsten, tiefern Grunde die sämmtliche Welt. Vorbenannte Gedichte waren uns überraschend, obgleich nicht fremdartig.

Wir gestehen Herrn Manzoni mehres poetisches Talent mit Vergnügen zu; Stoff und Bezüge sind uns bekannt; aber wie er sie wieder aufnimmt und behandelt, erscheint uns neu und individuell.

Es sind überhaupt nur vier Hymnen, welche nicht mehr als dreiunddreißig Seiten einnehmen und folgender Maßen geordnet: Die Auferstehung, das Grundgebäude der christlichen Religion; das eigentlichste Evangelium. Der Name Maria, durch welchen die ältere Kirche jede Ueberlieferung und Lehre höchst anmuthig zu machen weiß. Die Geburt, als die Morgenröthe aller Hoffnungen des Menschengeschlechts. Die Passion, als Nacht und Finsterniß aller Erdenleiden, in welche die wohlthätige Gottheit sich einen Augenblick zu unserm Heil versenken mochte.

Diese vier Hymnen sind verschiedenen Ausdrucks und Tons, in verschiedenen Sylbenmaßen abgefaßt, poetisch erfreulich und vergnüglich. Der naive Sinn beherrscht sie alle; aber eine gewisse Kühnheit des Geistes, der Gleichnisse, der Uebergänge zeichnen sie vor andern aus und locken uns, immer näher mit ihnen bekannt zu werden. Der Verfasser erscheint als Christ ohne Schwärmerei, als Römisch-catholisch ohne Bigotterie, als Eiferer ohne Häte. Doch ganz ohne Bekehrungstrieb darf der Dichter sich nicht zeigen; dieser wendet ihn aber, auf eine anmuthige Weise, gegen die Kinder Israel, denen er freundlich vorwirft: Maria sei doch aus ihrem Stamme geboren und sie wollten allein einer solchen Königinn die Huldigung versagen, die eine ganze Welt ihr zu Füßen legt.

Diese Gedichte geben das Zeugniß, daß ein Gegenstand, so oft er auch behandelt, eine Sprache, wenn sie auch Jahrhunderte lang durchgearbeitet werden, immer wieder frisch und neu erscheinen, sobald ein frischer, jugendlicher Geist sie ergreifen, sich ihrer bedienen mag.

Il conte di Carmagnola.

Tragedia di Alessandro Manzoni. Milano 1820.

Dieses Trauerspiel, welches wir schon früher angekündigt, verdient auf jede Weise nunmehr eine nähere Betrachtung und Beherzigung. Gleich zu Anfang seiner Vorrede wünscht der Verfasser jeden fremden Maßstab beseitigt, worin wir mit vollkommen übereinkommen, indem ein ächtes Kunstwerk, sowie ein gesundes Naturproduct, aus sich selbst beurtheilt werden soll. Ferner gibt er an, wie man bei einer solchen Schätzung verfahren müsse. Zuerst solle man untersuchen und einsehen, was denn eigentlich der Dichter sich vorgesetzt, sodann scharf beurtheilen, ob dieses Vornehmen auch vernünftig und zu billigen sei, um endlich zu entscheiden, ob er diesem Vorsatze denn auch wirklich nachgekommen? Solchen Forderungen gemäß haben wir uns den deutlichsten Begriff von Herrn Manzoni's Absichten zu verschaffen gesucht; wir haben

dieſelben löblich, natur- und kunſtgemäß gefunden und uns zuletzt, nach genauerer Prüfung, überzeugt, daß er ſein Vorhaben meiſterhaft ausgeführt. Nach dieſer Erklärung könnten wir nun eigentlich abtreten mit dem Wunſche, daß alle Freunde der Italieniſchen Litteratur ein ſolches Werk mit Sorgfalt leſen und daſſelbe, wie wir gethan, frei und freundlich beurtheilen möchten.

Allein dieſe Dichtart findet Gegner in Italien und möchte auch nicht allen Deutſchen zuſagen, weßhalb es denn Pflicht ſein will, unſer unbedingtes Lob zu motiviren und zu zeigen, wie wir es, nach des Verfaſſers Wunſch und Willen, aus dem Werke ſelbſt hervorgehoben.

In gedachter Vorrede erklärt er ferner ohne Hehl, daß er ſich von den ſtrengen Bedingungen der Zeit und des Ortes losſage, führt Auguſt Wilhelm Schlegel's Aeußerungen hierüber als entſcheidend an und zeigt die Nachtheile der bisherigen, ängſtlich beſchränkten Behandlung. Hier findet freilich der Deutſche nur das Bekannte, ihm begegnet Nichts, dem er widerſprechen könnte; allein die Bemerkungen des Herrn Manzoni ſind demnach aber Aufmerkſamkeit auch bei uns werth. Denn obgleich dieſe Angelegenheit in Deutſchland lange genug durchgeſprochen und durchgefochten worden, ſo findet doch ein geiſtreicher Mann, der eine gute Sache auf's Neue, unter andern Umſtänden, zu vertheidigen angeregt wird, immer wieder eine friſche Seite, von der ſie zu betrachten und zu billigen iſt und ſucht die Argumente der Gegner mit neuen Gründen zu entkräften und zu widerlegen; wie denn der Verfaſſer Einiges anbringt, welches den gemeinen Menſchenverſtand anlächelt und ſelbſt dem ſchon Ueberzeugten wohlgefällt.

Sodann in einem beſondern Aufſatz gibt er hiſtoriſche Notizen, inſofern ſie nöthig ſind, um jene Zeitläufe und die in denſelben zeitgemäß handelnden Perſonen näher kennen zu lernen.

Graf Carmagnola, ungefähr 1390 geboren, vom Hirtenleben zum abenteuerlichſten Soldaten-Stand aufgereift, ſchwingt ſich nach und nach durch alle Grade, ſo daß er zuletzt als oberſter Heerführer die Beſitzungen des Herzogs von Mailand, Johann Maria Viscouti, durch glückliche Feldzüge ausbreitend und ſichernd, zu hohen Ehren gelangt und ihm ſogar eine Verwandte des Fürſten angetraut wird. Aber eben der kriegeriſche Character des Mannes, dieſe heftige, unwiderſtehliche Thätigkeit, dieß ungeduldige Vordringen entzweit ihn mit ſeinem Herrn und Gönner; der Bruch wird unheilbar und er widmet ſich 1425 Venezianiſchen Dienſten.

In jener wildkriegeriſchen Zeit, wo Jeder, der ſich Kark an Körper und Seele fühlte, zur Gewaltthätigkeit hinſtrebend, bald für ſich mit Wenigen, bald im Dienſte eines Andern, unter dem Schein irgend einer gerechten Forderung ſeine Kriegsluſt befriedigte, war der Soldaten-Stand eine eigene Art von Handwerk. Dieſe Leute vermietheten ſich hin und wieder nach Willkür und Vortheil, ſchloſſen Accorde wie andere Handwerker, unterzogen ſich, in verſchiedenen Landen und Abſtufungen, durch Uebereinkunft Demjenigen, der ſich durch Tapferkeit, Klugheit, Erfahrung und Vorurtheil großes Zutrauen zu verſchaffen gewußt. Dieſer mit ſeinen Söldnern vermiethete ſich wieder an Fürſten, Städte und wer ſeiner bedurfte.

Alles beruhte nun auf Perſönlichkeit, und zwar auf jener kräftigen, gewaltſamen, weder Bedingung noch Hinderniß anerkennenden Perſönlichkeit. Wer ſolche beſaß, wollte denn freilich im Geſchäft, für fremde Rechnung unternommen, ſeines eigenen Vortheils nicht vergeſſen. Das Wunderlichſte, obgleich ganz Natürliche in dieſem Verhältniß, war der Umſtand, daß ſolche Krieger, vom oberſten bis zum unterſten, in zwei Heeren gegen einander ſtehend, eigentlich keine feindſeligen Geſinnungen fühlten. Sie hatten ſchon oft mit und gegen einander gedient und hofften, künftig denſelben Schauplatz noch mehrmals zu betreten. Deßwegen kam es nicht gleich zum Todtſchlagen; es fragte ſich, wer den Andern zum Weichen brächte, in die Flucht jagte oder gefangen nähme. Hierdurch wurden gar manche Scheingefechte veranlaßt, deren unglücklichen Einfluß auf wichtige, anfänglich mit gutem Glück geführte Züge uns die Geſchichte mehrmals ausdrücklich überliefert. Bei einer ſolchen läßlichen Behandlung eines bedeutenden Geſchäfts erwuchſen große Mißbräuche, welche der Hauptabſicht widerſtrebten. Man erwies den Gefangenen große Milde; jeder Hauptmann nahm ſich das Recht, die, welche ſich ihm ergaben, zu entlaſſen. Wahrſcheinlich begünſtigte man Anfangs nur alte Kriegs-Cameraden, die ſich zufällig auf die Seite des Feindes geſtellt hatten; Dieß aber ward nach und nach ein unerläßlicher Gebrauch. Und, wie die Untergeordneten, ohne den Ober-General zu fragen, ihre Gefangenen entließen: ſo entließ er ſeine Gefangenen ohne des Fürſten Wiſſen und Willen, wodurch denn, wie durch manche andere Inſubordinations-Fälle, das Hauptgeſchäft allzu ſehr gefährdet wurde.

Nun hatte überdieß noch ein jeder Condottier neben den Zwecken ſeines Herrn auch die ſeinigen vor Augen, um ſich nach und nach ſo viel Güter und Gewalt, ſo viel Anſehen und Zutrauen zu erwerben, damit er ſich vielleicht von einem wandelbaren Kriegsfürſten zu einem beſtätigten Friedens- und Landesfürſten erheben möchte,

wie so Vielen vor und neben ihm gelungen; woraus denn Mißtrauen, Spaltung, Feindschaft und Groß zwischen Dienern und Herren nothwendig erfolgen mußte.

Denke man sich nun den Graf Carmagnola als einen solchen Miethhelden, der seine hochfliegenden Plane wohl haben mochte, dem aber die in solchen Fällen höchst nöthige Verstellungskunst, scheinbares Nachgeben, zur rechten Zeit einnehmendes Betragen und was sonst noch erfordert wird, völlig abging, der vielmehr keinen Augenblick seinen heftigen, störrischen, eigenwilligen Character verläugnete: so wird man gar bald den Widerstreit voraahnen, der zwischen einer solchen Willkür und der höchsten Zweckmäßigkeit des Venezianischen Senats entstehen müsse. Und hier wird nun der Einsichtige den vollkommen prägnanten, tragischen, unausgleichbaren Stoff anerkennen, dessen Entwickelung zur Ausbildung sich in gegenwärtigem Stücke entfaltet. Zwei unvereinbare, einander widersprechende Massen glauben sich vereinigen, eine m Zwecke widmen zu können. Zwei entgegengesetzte Denkweisen, wie sie Harnisch und Toga geziemen, sehen wir in vielen Individuen musterhaft mannigfaltig gegenübergestellt, und zwar so, wie sie eben in der angenommenen Form darzustellen gewesen, wodurch diese völlig legitimirt und vor jedem Widerspruch völlig gesichert wird. Damit wir aber den weitern Verlauf ordnungsgemäß eruiren, so folge hier der Gang der Tragödie, Scene für Scene.

Erster Act.

Der Doge trägt dem Senate die Angelegenheit vor; sie ist folgende: die Florentiner haben die Republik um Beistand gegen den Herzog von Mailand angerufen, dessen Gesandten noch in Venedig verweilen, um ein gutes Verhältniß zu unterhandeln. Carmagnola lebt als Privatmann daselbst, doch schon mit einiger Aussicht, Heerführer zu werden. Meuchelmörderisch wird er angefallen und, wie es sich ausweist, auf Anstiften der Mailänder, und so kann man beide Theile gewiß von nun an auf ewig getrennt halten.

Der vor den Senat gefoderte Graf entwickelt seinen Character und seine Gesinnung.

Nachdem er abgetreten, legt der Doge die Frage vor: ob man ihn zum Feldherrn der Republik aufnehmen solle? Senator Marino votirt gegen den Grafen mit großer Einsicht und Klugheit, Senator Marco für ihn mit Zutrauen und Neigung. Wie man sich zum Stimmen anschickt, schließt die Scene.

In seinem Hause finden wir den Grafen allein. Marco tritt herein, verkündigt ihm die Kriegserklärung und seine Erwählung zum Feldherrn, ersucht ihn aber freundschaftlich auf's Dringendste, den heftigen, stolzen, störrischen Character zu bezähmen, der sein gefährlichster Feind sei, da er ihm so viel bedeutende Menschen zu Feinden mache.

Nunmehr liegen also sämmtliche Verhältnisse klar vor den Augen der Zuschauer; die Exposition ist vollkommen abgethan und wir dürfen sie wohl musterhaft nennen.

Zweiter Act.

Wir versetzen uns in das Herzoglich Mailändische Lager. Mehrere Condottiere, unter Anführung eines Malatesti, sehen wir versammelt. Hinter Sümpfen und Buschwäldern ist ihre Stellung höchst vortheilhaft; nur auf einem Damm könnte man zu ihnen gelangen. Carmagnola, der sie nicht angreifen kann, sucht sie durch kleine Beschädigungen und grosse Insulte aus der Fassung zu bringen; auch stimmen die Jüngern, Unbedachtern für den Angriff. Nur Pergola, ein alter Kriegsmann, widersetzt sich; Einige zweifeln; der Heerführer ist seiner Stelle nicht gewachsen. Ein aufgeregter Zwist unterrichtet uns von der Lage der Dinge; wir lernen die Menschen kennen und sehen zuletzt den weisesten Rath durch leidenschaftliche Unbesonnenheit überstimmt. Eine treffliche und auf dem Theater gewiß höchst wirksame Scene.

Aus diesem tumultuarischen Wortgespräch begeben wir uns in das Zelt des einsamen Grafen. Kaum haben wir seinen Zustand in einem kurzen Monolog erfahren, so wird gemeldet, daß die Feinde, ihn anzugreifen, jene vortheilhafte Stellung verlassen. An die schnell gesammelten Untergeordneten vertheilt er mit gefügigen Worten seine Befehle; Alles horcht und gehorcht ohne Zaudern, freudig und feurig.

Diese kurze, thatenschwangere Scene macht einen trefflichen Contrast mit der vorhergehenden langen, vielspältigen; und hier hat sich der Verfasser vorzüglich als geistreichen Dichter bewiesen.

Ein Chor tritt ein, welcher in sechszehn Stanzen eine herrliche Beschreibung des Gefechts vorträgt, sich aber auch zuletzt in Klagen und traurige Betrachtungen über das Kriegsunheil, besonders im Innern der Nation, ergießt.

Dritter Act.

Im Zelte des Grafen treffen wir ihn mit einem Commissär der Republik; Dieser, dem

Sieger Glück wünschend, verlangt nun, so große Vortheile auch verfolgt, genugt zu sehen, wozu der Graf keine Lust bezeigt; durch die Zudringlichkeit des Commissärs verstärkt sich nur der eigensinnige Widerstand.

Schon werden Beide leidenschaftlicher, als nun gar ein zweiter Mitgesandter eintritt und sich höflich beklagt, daß jeder einzelne Condottier seine Gefangenen loslasse, welches der Graf als Herkommen und Kriegsgebrauch nicht tadeln will, vielmehr, indem zur Sprache kommt, daß seine Gefangenen noch nicht entlassen seien, sie vorfordert und sie, den Commissarien in's Gesicht trotzend, entläßt. Noch nicht genug, den Sohn des alten Kriegshelden Pergola erkennt er unter dem scheidenden Haufen, begegnet ihm auf's Freundlichste und läßt es an gleichen Aufträgen an den Vater nicht fehlen. Sollte Das nicht Unwillen, Verdacht erregen?

Die Commissarien, zurückbleibend, überdenken und beschließen; ihr Spiel ist, sich zu verstellen, Alles, was der Graf thut, zu billigen, ehrfurchtsvoll zu leben, indessen im Stillen zu beobachten und heimlich zu berichten.

Vierter Act.

Im Saal der Zehnherren zu Venedig finden wir Marco, den Freund des Grafen, vor Marino, dem Feinde desselben, als vor heimlichem Gericht; Jenem wird die Freundschaft zu Carmagnola als Verbrechen angerechnet, das Vernehmen des Feldherrn, politisch kalt, als verbrecherisch dargestellt, wogegen des Freundes sittlich edle Vertheidigung nicht hinreicht. Marco erhält, als gnädige Halbstrafe, den Auftrag, sogleich nach Thessalonich gegen die Türken abzugehen; er vernimmt, des Grafen Untergang sei beschlossen, ohne daß menschliche Gewalt noch List ihn retten könne. Wollte Marco, heißt es, nur einen Hauch, nur einen Wink versuchen, um den Grafen zu warnen, so wären Beide augenblicks unwiederbringlich verloren.

Ein Monolog des Marco in dieser Verlegenheit ist von der reinsten, geistigsten und glücklich abgesponnensten Selbstqual.

Der Graf im Zelte; Wechselreden zwischen ihm und Gonzaga schildern seine Lage. Voll Vertrauen auf sich und seine Unentbehrlichkeit ahnet er Nichts von dem Mordanschlag, lehnt des Freundes Bedenklichkeiten ab und folgt einer schriftlichen Einladung nach Venedig.

Fünfter Act.

Der Graf vor dem Doge und den Zehnen. Man befragt ihn zum Schein über die Friedensbedingungen, die der Herzog vorschlägt; bald aber zeigt sich die Unzufriedenheit, der Verdacht des Senats. Die Maske fällt und der Graf wird gefangen genommen.

Haus des Grafen. Gemahlinn und Tochter, ihn erwartend. Gonzaga bringt ihnen die Trauernachricht.

Im Gefängniß finden wir den Grafen; zu ihm Gemahlinn und Tochter und Gonzaga. Nach kurzem Abschied wird er zum Tode geführt.

Ueber eine Verfahrungsart, die Scenen auf diese Weise aneinander zu reihen, können die Stimmen getheilt sein; uns gefällt sie als eine eigene Weise gar wohl. Der Dichter kann hier in bündiger Kürze fortschreiten, Mann folgt auf Mann, Bild auf Bild, Ereigniß auf Ereigniß, ohne Vorbereitung und Verschränkung. Der Einzelne wie die Masse erzeugt sich bei'm Auftreten gleich auf der Stelle, handelt und wirkt so fort, bis der Faden abgelaufen ist.

Unser Dichter hat auf diesem Weg, ohne weder in Behandlung noch Ausführung lacunisch zu sein, sich sehr kurz befaßt. Seinem schönen Talent ist eine natürlich freie, bequeme Aussicht der sittlichen Welt gegeben, die sich dem Leser und Zuschauer sogleich mittheilt. So ist auch seine Sprache, frei, edel, voll und reich, nicht sententiös, aber durch große, edle, aus dem Zustand herfließende Gedanken erhebend und erfreuend; das Ganze hinterläßt einen wahrhaft weltgeschichtlichen Eindruck.

Sind wir nun aber in wohlmeinender Entfaltung des Stücks so weit gegangen, wird man wohl die Entwickelung der Charactere gleichfalls erwarten. Da sieht man denn gleich bei der summarischen Aufzählung der Personen, daß der Verfasser mit einem critelnden Publicum zu thun hat, über das er sich nach und nach ganz erheben muß. Denn gewiß nicht aus eigenem Gefühl und Ueberzeugung hat er seine Personen in historische und ideelle getheilt. Da wir unsere unbedingte Zufriedenheit mit seiner Arbeit ausgesprochen, so erlaube er uns hier, ihn zu bitten, daß er jenen Unterschied niemals wieder gelten lasse. Für den Dichter ist keine Person historisch; es beliebt ihm, seine sittliche Welt darzustellen und er erweist zu diesem Zweck gewissen Personen aus der Geschichte die Ehre, ihren Namen seinen Geschöpfen zu leihen. Herrn Manzoni können wir zum Ruhm nachsagen, daß seine Figuren alle aus einem Guß sind, eine so ideell wie die andere. Sie gehören alle zu einem gewissen, politisch sittlichen Kreise; sie haben zwar keine individuellen Züge, aber, was wir bewundern müssen, ein Jeder, ob er gleich

einen beſtimmten Begriff ausdrückt, hat doch ſo ein gründliches, eigenes, von allen Uebrigen verſchiedenes Leben, daß man, wenn auf dem Theater die Schauſpieler an Geſtalt, Geiſt und Stimme zu dieſen dichteriſchen Gebilden paſſend gefunden werden, man ſie durchaus für Individuen halten wird und muß.

Und nun zu dem Einzelnen. Vom Grafen ſelbſt, den man ſchon genug kennt, bleibt wenig zu ſagen. Die alte Forderung des Theoriſten: daß ein tragiſcher Held nicht vollkommen, nicht fehlerfrei ſein müſſe, findet ſich auch hier befriedigt. Vom rohen, kräftigen Natur- und Hintergrunde, gewaltſam kämpfend, herausgewachſen, gehorcht Carmagnola ſeinem ungebändigten, unbedingten Willen; keine Spur von ſittlicher Bildung iſt zu bemerken; auch die nicht einmal, deren der Menſch zu eigenem Vortheil bedarf. An Kriegsliſten mag's ihm nicht fehlen; wenn er aber auch politiſche Zwecke hat, die man nicht gerade deutlich ſieht, ſo weiß er nicht, dieſelben durch ſcheinbare Nachgiebigkeit zu erreichen und zu ſichern; und wir müſſen auch hier den Dichter pöbelhaft loben, der den als Feldherrn unvergleichlichen Mann in politiſchen Bezügen untergehen läßt, ſowie den kühnſten Schiffer, der, Compaß und Sonde verachtend, ſogar im Sturm die Segel nicht einziehen wollte, nothwendig ſcheitern müßte.

Wie nun ein ſolcher Mann ſich in Rüſtung und Gewand knapp erweiſt, ſo hat ihm der Dichter auch eine nahe, ſich feſt anſchließende Umgebung verliehen.

Gonzaga, ruhig, rein, unmittelbar an der Seite des Helden zu kämpfen gewöhnt, geradſinnig, des Freundes Heil bedenkend, herandrohende Gefahren bemerkend. Vortrefflich iſt es, wenn in der dritten Scene des vierten Actes Carmagnola, der ſich als Heldenmann rüſtig fühlt, ſich auch klüger denkt als der verſtändige Freund. Und ſo begleitet ihn Gonzaga auf dem erſt gefährlichen, dann tödtlichen Schritt und übernimmt zuletzt die Sorge für Gemahlinn und Tochter. Zwei dem Grafen untergebene Condottieri, Orſini und Toloentino, erklären laconiſch ihre Thatkraft; mit wenigen Worten iſt Alles abgethan.

Wenn wir uns nun zum feindlichen Heere wenden, ſo finden wir gerade das Gegentheil. Malateſti, ein unzulänglicher Ober-General, erſt zweifelhaft, zuletzt von der heftigen Partei, von Sforza und Fortebraccio hingeriſſen, welche die Ungeduld der Soldaten als Argument zum Kampfe lebhaft vorbringen. Pergola, ein alter, erfahrner Kriegsmann und Torello, von mittlerm Alter, aber einſichtig, werden überſtimmt. Der Zwiſt belebt ſich bis zu Beleidigungen; eine heldenmüthige Verſicherung geht vor dem Kampfe voraus. Nachher unter den Gefangenen finden wir keinen Anführer; nur der in der Menge entdeckte Sohn des Pergola gibt dem Grafen Gelegenheit, im edelſten Sinne ſeine Hochachtung für einen alten Kriegshelden auszuſprechen.

Nun werden wir in den Venezianiſchen Senat eingeführt. Der Doge präſidirt. Er ſtellt das oberſte, reine, unzertheilte Staats-Princip vor, das Zünglein in der Wage, das ſich ſelbſt und die Schalen beobachtet; ein Halbgott, bedächtig ohne Sorgen, vorſichtig ohne Mißtrauen; wenn gehandelt werden ſoll, geneigt zu wohlwollendem Entſchluß. Marino, das der Welt unentbehrliche, ſcharfe, ſelbſtiſche Princip, welches hier untadelig erſcheint, da es nicht zu perſönlichem Intereſſe, ſondern zu einem großen, unüberſehlichen Ganzen wirkt; wachſam, auf Gewalt eiferſüchtig, den beſtehenden Zuſtand als das Höchſte und Beſte betrachtend. Carmagnola iſt ihm ganz und gar Nichts als ein Werkzeug zu Zwecken der Republik, welches, unnütz und gefährlich erſcheinend, ſogleich zu verwerfen iſt.

Marco, das löbliche, menſchliche Princip; ein ſittlich Gutes ahnend, fühlend, anerkennend, das Tüchtige, Große, Mächtige verehrend, die ſolchen Eigenſchaften zugeſellten Fehler bedauernd, Beſſerung hoffend und glaubend, einem einzelnen wichtigen Manne zugethan und deßhalb, ohne es zu ahnen, im Widerſtreit mit ſeinen Pflichten.

Die zwei Commiſſarien, vorzügliche Männer, ganz ihrer Sendung werth. Sie treten auf, ihrer Stelle, ihres Amts, ihrer Pflicht ſich bewußt; ſie wiſſen, von wem ſie geſendet ſind. Bald aber beleidigt ſie Carmagnola's Betragen über ihre augenblickliche Ohnmacht. Die Charactere beider Abgeordneten ſind vortrefflich abgefaßt. Die erſte iſt heftiger, zum Widerſtand geneigter, überraſcht von der Vermeſſenheit des Grafen; erzürnt weiß er ſich kaum zu faſſen. Im Augenblick, daß Beide allein ſind, zeigt ſich, daß der Zweite das Unheil vorausgeſehen. Dieſer nun weiß ſeine Meinung geltend zu machen, daß, da ſie die Gewalt nicht haben, den Grafen abzuſetzen oder gefangen zu nehmen, ſie ſich verſtellen und Zeit gewinnen müſſen; worin Beide zuletzt übereinſtimmen, obgleich mit Widerwillen des Erſten.

Hiermit wären denn die Haupt-Perſonen genugſam, in Bezug auf jene Scenen-Folge, geſchildert. Nun haben wir noch von dem eingeführten Chor zu reden.

Er iſt keineswegs theilnehmend an der Handlung, ſondern eine aparte Geſellſchaft für ſich, eine Art von lautwerdendem Publicum. Bei der Aufführung müßte man ihm einen beſondern Platz anweiſen, wodurch er ſich ankündigte, wie

unſer Orcheſter, welches einſtimmt in Das, was auf der Bühne geſchieht, ja in der Oper, im Ballet einen integrirenden Theil macht, aber doch nicht zu Jenen gehört, welche perſönlich erſcheinen, ſprechen, ſingen und handeln.

Soviel wir nun aber auch über dieſes lobenswürdige Trauerſpiel beifällig geſprochen, ſo bliebe doch noch Manches zu ſagen und zu entwickeln übrig. Wenn wir jedoch bedenken, daß ein ächtes Kunſtwerk ſich ſelbſt ſchon ankündigen, anlegen und vermitteln ſoll, welches keine verſtändige Proſa nachzuthun vermag, ſo wünſchen wir nur noch dem Verfaſſer Glück, daß er, von alten Regeln ſich losſagend, auf der neuen Bahn ſo ernſt und ruhig vorgeſchritten, dermaßen, daß man nach ſeinem Werke gar wohl wieder neue Regeln bilden kann. Wir geben ihm auch das Zeugniß, daß er im Einzelnen mit Geiſt, Wahl und Genauigkeit verfahren, indem wir, bei ſtrenger Aufmerkſamkeit inſofern Dieß einem Ausländer zu ſagen erlaubt iſt, weder ein Wort zu viel gefunden, noch irgend eins vermißt haben. Männlicher Ernſt und Klarheit walten ſtets zuſammen und wir mögen daher ſeine Arbeit gern claſſiſch nennen. Er verdiene ſich fortan das Glück, in einer ſo ausgebildeten, wohllautenden Sprache vor einem geiſtreichen Volke zu ſprechen und ſprechen zu laſſen. Er verſchmähe fernerhin die gemeine Nährung und arbeite nur auf diejenige hin, die uns bei'm Anſchauen des Erhabenen überraſcht.

Das Versmaß iſt der eilfſylbige Jambus, welcher durch abwechſelnde Cäſuren dem freien Recitativ ganz ähnlich wird, ſo daß eine gefühlvolle, geiſtreiche Declamation alſobald mit Muſik zu begleiten wäre.

Dieſe Behandlung des bekannten, der modernen Tragödie, beſonders auch der Deutſchen, höchſt angemeſſenen Versmaßes wird noch durch ein eigenes Uebergreifen des Sinnes (Enjambement) vielbedeutend; die Zeile ſchließt mit Nebenworten, der Gedanke greift über, das Hauptwort ſteht zu Anfang der folgenden Zeile, das regierende Wort wird vom regierten angekündigt, das Subject vom Prädicat; ein großer, mächtiger Gang des Vortrags wird eingeleitet und jede epigrammatiſche Schärfe der Endfälle vermieden.

Eine gewiſſenhaft verſuchte Ueberſetzung mehrerer Stellen iſt uns nicht in dem Grade gelungen, daß man die Verdienſte des Originals daran erkennen würde, deßhalb wir den Dichter in ſeinem eigenen Idiom ſprechen laſſen.

Atto primo. Scena seconda, il Conte.

Serenissimo Duge, Senatori;
Io sono al punto in cui non posso a voi
Esser grato e fedel, s'io non divengo
Nemico all'uom che mio Signor fu un tempo.
S'io credessi che ad esso il più sottile
Vincolo di dover mi leghi ancora,
L'ombra onorata delle vostre insegne
Fuggir vorrei, viver nell' ozio oscuro
Vorrei, prima che romperlo e me stesso
Far vile agli occhi miei. Dubbio veruno
Sul partito che stelsi in cor non sento,
Perch' egli è giusto ed onorato: il solo
Timor mi pesa del giudizio altrui.
Oh! beato colui, cui la fortuna
Così distinte in suo cammin presenta
Le vie del biasmo e dell' onor, ch' ei puote
Correr Certo del plauso, e non dar mai
Passo ove trovi a malignar l'intento
Sguardo del suo nemico. Un altro campo
Correr degg'io, dove in periglio sono
Di ripertar — forza è pur dirlo — il brutto
Nome d' ingrato, l' insoffribil nome
Di traditor. So che dei Grandi è l' uso
Valersi d' opra ch' essi stiman rea,
E profondere a quei che l' ha compita
Premj e disprezzo, il so; ma io non sono
Noto a questo; e il maggior premio ch' io bramo,
Il solo, egli è la vostra stima, e quella
D' ogni cortese; e — arditamente il dico —
Sento di meritarla. Attesto il vostro
Sapiente giudicio, o Senatori,
Che d'ogni obbligo sciolto inverso il Duca
Mi tengo, e il sono. Se volesse alcuno
Dei beneficj che fra noi son corsi
Pareggiar le ragioni, è noto al mondo
Qual rimarrebbe il debitor dei due. —
Ma di ciò nulla: io fui fedele al Duca
Fin ch' io fui seco, e noi lasciai che quando
Ei mi v' astrinse. Ei mi cacciò del grado
Col mio sangue acquistato: invan tentai
Al mio Signor lagnarmi. I miei nemici
Fatto aveano siepe intorno al trono: allora
M' accorsi alfin che la mia vita anch' essa
Stavia in periglio: — a ciò non gli diei
tempo.
Chè la mia vita io voglio dar, ma in campo,
Per nobil causa, e con onor, non preso
Nella rete dei vili. Io lo lasciai,
E a voi chiesi un asilo; e in questo suolo
Ei mi tese un agguato. Ora a costui
Più nulla io deggio; di nemico aperto
Nemico aperto io sono. All' util vostro
Io servirò, ma franco e in mio proposto
Deliberato, come quei ch' è certo
Che giusta cosa imprenda.

Herr Manzoni gab durch einen guten Gedanken, in ſeiner Vorrede zum „Grafen Carmagnola", zu folgenden Betrachtungen Anlaß.

Der Hauptirrthum, woraus die eingebildete Nothwendigkeit der beiden, unmehr beseitigten Theater-Einheiten entsprang, entwickelte sich aus dem, übrigens löblichen, lebhaften Antheil, den der Zuschauer an der Bühne nimmt. Nur versteht er es darin, daß er, der unten ganz still sitzt, sich einbildet, er habe auch oben zu schaffen, daher sich denn Die da droben ebenso wenig vom Flecke rühren und zu ihrem Thun und Handeln nicht mehr Zeit brauchen sollen, als er zum Schauen und Horchen. Diesen Irrthum muß man ihm benehmen, wenn das Theater erfreulich und der peinlichen Forderungen jener Einheiten entbunden werden soll.

Bedenke doch der gute Zuschauer, daß die Leutchen da droben mitunter Prügel austheilen, von denen er Nichts fühlt, daß, wenn sie sich tüchtig gestochen haben, er ganz gelassen zu Hause sein Abendbrod verzehrt und daß er ihnen also ebenso gut zugestehen könnte, sich von Ort zu Ort zu bewegen, nicht weniger auch die Zeit mit Siebenmeilenstiefeln zu überschreiten. Wenn er sich, indem der Vorhang zum ersten Mal aufgeht, ganz leicht und willig nach Rom versetzt, warum sollte er nicht Gefälligkeit genug haben, interessante Personen zunächst nach Carthago zu begleiten?

Indicazione di cio che nel 1819 si è fatto in Italia intorno alle lettere, alle scienze ed alle arti.

Diese Jahresanzeige kommt uns eben, als wir Vorstehendes zum Drucke bestimmen, vor Augen; und ob wir gleich das litterarische Verdienst des trefflichen Verfassers schon längst zu schätzen gewußt, so finden wir uns doch dieß Mal mit ihm in einigem Widerspruch und entschließen uns daher zu nachstehender Uebersetzung und Gegenrede.

„Im vorigen Jahrhunderte stärkte sich das Italienische Theater auf einen hohen Grad an den Werken Goldoni's und Alfieri's. Durch sie ward es der Erniedrigung, worin es lag, entzogen; ein neues Leben erschien auf demselben. Unglücklicher Weise fand der zweite dieser Autoren mehr Nachfolger als der erste, und wirklich steigen auf unserer Halbinsel hier und da kühne, glühende Geister auf, welche seine Spur betreten. Kein Jahr vergeht, daß man nicht aus den Pressen zwanzig oder dreißig Tragödien an's Tageslicht hervorgehen sähe, alle ungefähr von gleichem Werthe.

Auch in diesem Jahr behandelte Graf Gambara „Andrea Doncarale di Brescia", Manzili „Leonida", Marchisio „Milete", zwei Autoren, Quarquarelli und Gasparinetti, jeder einzeln „Bibli"; der Herzog von Ventignano „Ipolito" und „Ifigenia in Aulide", Ruffa „Teramene", „Agave" und die „Beliden", Manzoni den „Carmagnola".

(Note. Der „Graf Carmagnola", Trauerspiel von A. Manzoni; dieses Trauerspiel, welchem große Fehler nicht abgehen, hat auch viele Schönheiten und verdient, daß wir davon besonders handeln. Hier aber wollen wir auf keine Art unsern Meinungen vorgreifen.)

Wenige Städte gibt's, welche nicht einen oder mehrere Verfasser zählten von Tragödien, die völlig unter jenem Schutz und Schirm componirt worden. Aber sinnige Personen, eifersüchtig auf unsern Ruhm, finden wohl, daß sie sich nicht auf die Versicherungen der Autoren selbst verlassen können, sondern überzeugen sich, daß, wo die ganze Seele Alfieri's nicht zu finden ist, seine Formen sich gar schlecht zu einem Empfinden schicken wollen, das nicht das eigene seinige sei, dergestalt, daß es mehr verdrießlich als zu verwundern ist, in solchen Werken weder gute Auswahl des Gegenstandes, noch Regelmäßigkeit des Ganges, keine Wahrheit des Costums, aber wohl die Sittensprüche, die Wendungen und oft die eigensten Verse Alfieri's zu finden.

(Note. Manzoni verdient den Tadel einer knechtischen Nachahmung keineswegs; er hat sich davon völlig losgerissen.)"

Insofern es möglich ist, den ganz eigenen, schwer zu bezeichnenden Styl der Italienischen Prosa im Deutschen wieder zu geben, trugen wir den Landsleuten vor, was ein sehr tüchtiger, von uns höchlich anerkannter Mann über unsern Freund Manzoni gesprochen. Nach Allem, was wir bereits über das Stück geäußert, dürfen wir hierzu nicht schweigen, und wenn sie es auch drüben über den Alpen nicht vernehmen sollten. Soviel ist gewiß, wir urtheilende Deutsche Litteratoren würden so nicht zu Werke gehen. Denn erst heißt es: Alfieri habe leider mehr Nachfolger als Goldoni, dann werden ein halb' Dutzend Autoren als solche unerfreuliche Nachtreter mit ihren Werken genannt, zuletzt Manzoni und sein „Graf Carmagnola". Gleich aber in der Note werden diesem Stücke neben großen Fehlern viele Schönheiten zugestanden, allein für den Augenblick jedem Urtheil ausgewichen. Hierauf enthält der Text durchgängige Mißbilligung solcher Arbeiten; nur in einer Note wird Manzoni abermals ausgenommen.

Diese Art critischer Behandlung sei uns Deutschen fremd! Wenn über den Alpen der vortreffliche Litterator am Ende einer Reihe von Autoren, die er nicht billigt, einen werthen Manzoni nachbringt, um ihn etwas besser zu

behandeln, so würden wir die zuerst genannten Dichter, einzeln, summarisch characterisirt, diesen aber, als den vorzüglichsten, dem es am Besten gelungen, ausgezeichnet und nicht dem Text widersprechende Noten nachgebracht haben. Nun sind wir äußerst neugierig, was denn dieser ehrenwerthe Critiker Herrn Manzoni als Fehler anrechnen will, da er ihm als Tugend zugestanden, daß er sich von dem alten Wesen, welchem leider Alfieri zu seinem eigenen großen Schaden zugethan blieb, völlig losgemacht.

Wir dürfen auch über Alfieri reden; denn wir haben uns genugsam an ihm herumgequält. Unsere Freunde haben ihn treu übersetzt; wir thaten das Möglichste, ihn auf unser Theater zu bringen; aber der Widerspruch eines großen Characters bei mächtigem Streben, eine gewisse Trockenheit der Einbildungskraft bei tiefem, leidenschaftlichem Sinn, der Lacönismus in Anlage sowohl als Ausführung: das Alles läßt den Zuschauer nicht froh werden.

Keineswegs denken wir hierdurch seine unsterblichen Verdienste zu schmälern; aber verwandelt er nicht z. B. mehrere seiner Stücke dadurch in vollkommene Wüsteneien, daß er sie auf so wenig Personen zurückführt? Die Alten hatten den Chor zur Seite, da sie öffentlich lebten, die Neuern ließen sich im Innern Vertraute gefallen; und wer lebt denn so allein, daß ein geistreicher Dichter, aus nothwendiger und wahrscheinlicher Umgebung, nicht einen Mitredenden hervorbilden sollte, um die Helden sowohl als die Zuhörer von den schrecklichen Monologen zu entbinden?

Hierin ist Manzoni gewiß musterhaft, wie Jeder gleich einsehen wird, der unserer Entwickelung gefolgt ist. Wie viel Theater-Scenen haben wir denn, die sich der ersten des zweiten Actes, im Zeitalter Malatesti's, vergleichen könnten?

Wär' es noch gegenwärtig mein Geschäft, der Ausbildung eines Theaters vorzustehen, so sollte „Graf Carmagnola" bei uns wohl aufgenommen sein und, wenn auch nicht, als Liebling der Menge, oft wiederholt, doch immer auf dem Repertorium als ein würdiges Männerstück in Ehren bleiben. Ja ich getraute mir, zwei bis drei Deutsche neuere Theater-Stücke, welche sich jetzt nur einen mäßigen Besuch erbitten müssen, ungesäumt anzudeuten, welchen die Unteren durch eine Behandlung nach Manzoni's Vorgang einen sichern und dauernden Beifall erwerben könnten.

Unser Italienischer Critiker, indem er von Stücken spricht, die der Spur Alfieri's nachfolgen, sagt zwar, sie seien ungefähr von gleichem Werthe; wir müßten aber seine große Einsicht und Consequenz nicht kennen, wenn wir nicht vermuthen sollten, daß er sie nach einer gewissen Rangordnung gestellt, die geringern voran, die bessern hintennach genannt habe.

Hierzu bewegt uns das Vorurtheil für unsern Liebling, Herrn Manzoni, welcher zuletzt genannt wird, deßhalb wir denn seinen Vorgänger, Herrn Nussa, auch für bedeutend halten, so daß wir, wenn seine Stücke uns zu Gesichte kommen, nach unserer Deutschen Weise mit Billigkeit darüber sprechen werden. Denn wir müßten sehr irren, wenn nicht Manches darin zu finden sein möchte, was man bei Alfieri vergebens sucht und was uns Deutschen gar wohl zusagen dürfte.

Was dieser Dichter von sich selbst bekennt, wird uns folgender Maßen mitgetheilt.

„Diese Tragödien zu schreiben, trieb mich eine unwiderstehliche Gewalt. Unter Calabresen bin ich geboren, einem Volke, zum Theil noch halb' Waldmenschen, muthvoll bis zur Wildheit, in Vorsätzen hartnäckig, in Leidenschaften unbegränzt. Und so sah ich von Kindheit auf nur Beispiele von heroischen Handlungen und außerordentlichen Verbrechen. Gegenseitiges Anfeinden heftigen Wollens, Blut, Mord, glühenden Haß, schreckliche Rache, Brudermord, Vater- und Selbstmord, Missthaten aller Art; und im Gegentheil, Beispiele festen und kühnen, beim Anblick des härtesten Todes sich erhebenden Muthes, Treue ohne Gleichen, edeln Uneigennutz und unglaubliche Beständigkeit, redliche Freundschaft, großmüthige Züge von Feind zu Feind. Dergleichen Alles traf meine jugendliche Phantasie. Unsere Ausgewanderten waren das allgemeine Gespräch und wir hatten in unserer Kleinheit, nach Gleichniß Griechischer heroischer Zeiten, unsere Sinisse, Scironen und Procusten, wie im Gegensatz auch unsere Alciden und Theseen. Der Volksglaube an Zauberschwestern und magisches Bethun, an Geister der Erwordenen, die man sogar mit einem besondern Name Spirdi bezeichnete: das Alles umhüllte mit einem so wundersamen und poetischen Duft jede Erzählung und Ueberlieferung, daß selbst die Ungläubigsten daran sich erfreuten. Ich aber als Knabe ergetzte mich besonders, auf dergleichen Dinge zu horchen, sie mir anzueignen und sie wieder zu erzählen, und Kinder meines Alters hörten mir gerne zu. Freilich war meine melancholische Anlage hierbei immer mitwirkend; denn mir erschien und erscheint kein Gegenstand, so heiter er auch sei, ohne sich mit dem Düstern zu überziehen, das in meinem Innern herrschend ist."

Welchen Blick läßt uns ein solcher Dichter in jenes von uns himmelweit entfernte Volk thun, wo gerade jetzt alle diese fürchterlichen

Elemente am Bewegteſten durcheinander gehen! Wer zuerſt Gelegenheit hat, Auſſa's Werke näher kennen zu lernen, der gebe unſern lieben Landsleuten davon anſtändige Kenntniß.

„Graf Carmagnola" noch ein Mal.

Wir kommen gern zu unſerm Freund zurück und hoffen mit Vergnügung unſerer Leſer; denn man kann bei einem Gedicht ebenſo viel ſagen als bei zehnen und noch dazu in beſſerer Folge. Wie gut und heilſam unſere erſte Recenſion auf den Autoren gewirkt, hat er uns ſelbſt eröffnet und es gereicht zu großer Freude, mit einem ſo liebenswerthen Manne in nähere Verbindung getreten zu ſein; an ſeinen Aeußerungen erkennen wir deutlich, daß er im Fortſchreiten iſt. Mögen ſo treue Bemühungen von ſeiner Nation und andern freundlich anerkannt werden!

Im vorgehenden Aufſatz haben wir ihn ſchon gegen ſeinen Landsmann vertheidigt; nun ſehen wir uns in dem Falle, ihn auch gegen einen Ausländer in Schutz zu nehmen.

Die Engliſchen Critiker, wie wir ſie aus ihren vielfachen Zeitſchriften kennen, ſind aller Achtung werth; höchſt erfreulich iſt ihre Kenntniß auch fremder Litteraturen; Ernſt und Ausführlichkeit, womit ſie zu Werke gehen, erregen unſere Bewunderung und wir geſtehen gern, daß viel von ihnen zu lernen ſei. Sodann macht es einen guten Eindruck, daß ſie ſich ſelbſt und ihr Publicum reſpectiren, welches freilich, auf Wort und Schrift höchſt aufmerkſam, ſchwer zu befriedigen, zu Widerſpruch und Gegenſatz immer aufgelegt ſein mag.

Nun kann aber der Vortrag eines Sachwalters vor den Richtern, eines Redners vor landſtändiſcher Verſammlung noch ſo gründlich und anklangend ſein, es thut ſich doch ein Widerſacher mit gewichtigen Gründen gar bald hervor; die aufmerkenden, erwägenden Zuhörer ſind ſelbſt getheilt und irgend eine bedeutende Sache wird oft mit der mindeſten Majorität entſchieden.

In ſolchem, obgleich ſtillem Widerſtreite befinden wir uns gelegentlich gegen ausländiſche und inländiſche Critiker, denen wir Sachkenntniß keineswegs abſprechen, oft ihre Prämiſſen zugeſtehen und dennoch andere Folgerungen daraus ziehen.

Den Engländer aber beſonders entſchuldigen wir, wenn er ſich hart und ungerecht gegen das Ausland erweiſt; denn wer Shakeſpeare unter ſeinen Vorfahren ſieht, darf ſich wohl vom Ahnenſtolze hinreißen laſſen.

Vor allen Dingen ſei aber nun die Original-Stelle hier eingeſchaltet, damit Jedermann beurtheilen könne, gegen was wir uns anſtehen.

Quarterli review. Nro. XLVII. Dec. 1820. p. 86.

The author of the „Conte di Carmagnola", Alessandro Manzoni, in his preface, boldly declares war against the Unities. To ourselves, „chartered libertines", as we consider ourselves on the authority of Shakespeare's example and Johnson's argument, little confirmation will be gained from this proselyte to our tramontane notions of dramatic liberty; we fear, however, that the Italians will require a more splendid violation of their old established laws, before they are led to abandon them. Carmagnola wands poetry; the parting scene between the unhappy Count and his family, is indeed affecting, but with this praise and that of occasional simple and manly eloquence the drama itself might be dismissed. We cannot, however, refrain from making known to our readers the most noble piece of Italian lyric poetry which the present day has produced, and which occurs as a chorus at the end of the second act of his drama; and we confess our hopes that the autor will prefer, in future, gratifying us with splendid odes, rather than offending us by feeble tragedy.

Was uns beſonders bewog, das Original hier einzurücken, war, daß wir vorerſt die Gedankenfolge jenes critiſchen Vortrags ungeſtört dem Leſer zur Beurtheilung vorlegen wollten, indem wir zu Gunſten unſerer Polemik die Ueberſetzung zu zerſtücken und umzuwenden räthlich finden.

„Der Verfaſſer des „Grafen Carmagnola" erklärt in ſeiner Vorrede den angenommenen Theater-Einheiten Krieg; wir aber, privilegirte Freidenker, wofür wir uns, und zwar auf Shakeſpeare's Beiſpiel und Johnſon's Gründe geſtützt, ſelbſt erklären, wir werden durch dieſen Neubekehrten für unſere nordiſchen Begriffe von dramatiſcher Freiheit wenig Beſtätigung gewinnen."

Hierauf erwidern wir: Ein Engländer, der über zweihundert Jahre auf ſeiner Bühne die grenzenloſeſten Freiheiten gewohnt iſt, was erwartet er für Beſtätigung von einem ausländiſchen Dichter, der in ganz andern Regionen, in ganz anderm Sinne ſeinen Weg geht?

„Jedoch fürchten wir, daß die Italiener, ehe ſie auf ihre alten, herkömmlichen Geſetze Verzicht thun, eine bedeutendere Uebertretung derſelben verlangen werden."

Keineswegs! Wir leben dagegen den Autor, der vor einem ſtrengen und, wie man am heftigen Widerſtreite ſieht, theilweiſe unbiegſamen Publicum handelt, wenn er als guter

Jery der indeſſen von Bäteli begleitet an den Tiſch im Vordergrunde gekommen, und ſich geſetzt hat. Laß mich, laß mich!

Bäteli. Ich ſollte dich laſſen? Du haſt dich meiner ſo treulich angenommen!

Jery. Ach, ich kann mich noch nicht erhohlen! ich ſtreite für dich und werde beſiegt. Laß mich, laß mich!

Bäteli. Nein, Jery, du haſt mich gerächt, auch überwunden haſt du, geſiegt. Sieh, er treibt ſein Vieh hinweg, er macht dem Unfug ein Ende.

Jery. Und iſt dafür nicht beſtraft! Er geht trotzig umher, prahlend davon, und erſetzt nicht den Schaden. Ich vergehe in meiner Schande!

Bäteli. Du biſt doch der ſtärkſte im ganzen Canton. Auch die Nachbarn erkennen, wie brav du biſt. Dießmal war es ein

Kopf, Talent, Genie, durch ſanftes Ausweichen verſucht, eine löbliche Freiheit zu erlangen. Hierbei kann der Autor ſeine eigene Nation nicht einmal zu Rathe ziehen, geſchweige eine fremde; ebenſo wenig darf er fragen, was Entfernte, Anders-gebildete für Vortheil aus ſeiner Arbeit gewinnen mögen.

Nun aber wird ſich ausweiſen, indem wir jenen kritiſchen Vortrag fernerhin zerlegen und umſtellen, daß der nicht ſonderlich gewogene Kritiker zu Ehren unſers Dichters dennoch günſtige Zeugniſſe abzulegen genöthigt iſt.

„Der Dichter verdient das Lob einer der Gelegenheit angemeſſenen Beredſamkeit.“

Kann man vom Dramatiker mehr fordern und ihm mehr zugeben? Was könnte denn Beredſamkeit ſein, wenn ſie nicht gelegentlich wäre? Das Engliſche Redner-Talent wird deßhalb von der Welt bewundert, weil ſo viel erfahrne, unterrichtete Männer bei jeder eintretenden Gelegenheit gerade das Rechte, Gehörige, Schickliche, im Partei-Sinn Wirkſame auszuſprechen verſtehen. Dieſes Bekenntniß alſo des Kritikers, nur in Eile hingeworfen, nehmen wir dienlich auf und geben ihm die eigentliche Bedeutung.

„Die Scheide-Scene des unglücklichen Grafen und ſeiner Familie iſt wahrhaft herzergreifend.“

Alſo wahrhaft männliche Redekunſt und herzergreifende, gefühlvolle Behandlung. Beides zu rechter Zeit, am paſſenden Ort, wird zugeſtanden. Wir verlangen nicht mehr und der Autor wird es dankbar anerkennen. Wie muß uns nun aber Folgendes erfreuen!

„Unterlaſſen können wir nicht, unſere Leſer mit dem edelſten lyriſchen Stücke, welches die neuere Italieniſche Dichtkunſt hervorgebracht, bekannt zu machen; es folgt als Chor dem zweiten Acte des Drama's. Eine Ueberſetzung iſt beigefügt.“

Alſo auch das höchſte lyriſche Verdienſt, zu dem rhetoriſchen und elegiſchen geſellt, wird dem Dichter zugeſtanden. Und doch hatte der Kritiker beliebt, ſeinen Vortrag mit den harten Worten anzufangen:

„Carmagnola fehlt es an Poeſie.“

Dieſe ſo dorthin ausgeſprochene Ungerechtigkeit wird durch jene Nachſätze keineswegs bewährt und begründet; ſie ſagen vielmehr gerade das Gegentheil; wie es uns denn auch ſcheint, daß ſich der Kritiker zuletzt keineswegs gut aus der Sache ziehe, wenn er ſagt:

„Und wir bekennen unſere Hoffnung, daß der Autor uns künftig durch glänzende Oden lieber befriedigen, als durch ſchwache Tragödien verletzen werde.“

Ehe wir weiter gehen, erlauben wir uns folgende Betrachtung. Es gibt eine zerſtörende Kritik und eine productive. Jene iſt ſehr leicht; denn man darf ſich nur irgend einen Maßſtab, irgend ein Muſterbild, ſo borniert ſie auch ſeien, in Gedanken aufſtellen, ſodann aber kühnlich verſichern: vorliegendes Kunſtwerk paſſe nicht dazu, lange deßwegen Nichts, die Sache ſei abgethan und man dürfe ohne Weiteres ſeine Forderung als unbefriedigt erklären. Und ſo befreit man ſich von aller Dankbarkeit gegen den Künſtler.

Die productive Kritik iſt um ein gutes Theil ſchwerer; ſie fragt: Was hat ſich der Autor vorgeſetzt? Iſt dieſer Vorſatz vernünftig und verſtändig? Und inwiefern iſt es gelungen, ihn auszuführen? Werden dieſe Fragen einſichtig und liebevoll beantwortet, ſo helfen wir dem Verfaſſer nach, welcher bei ſeinen erſten Arbeiten gewiß ſchon Vorſchritte gethan und ſich unſerer Kritik entgegen gehoben hat.

Machen wir aufmerkſam auf noch einen Punct, den man nicht genug beobachtet, daß man mehr um des Autors als des Publicums willen urtheilen müſſe. Tagtäglich ſehen wir, daß ein Theater-Stück, ein Roman, ohne die mindeſte Rückſicht auf Recenſionen, von Leſern und Leſerinnen, nach individuell eigenſter Weiſe aufgenommen, geübt, geſcholten, an's Herz geſchloſſen oder vom Herzen ausgeſchloſſen werde, je nachdem das Kunſtwerk mit irgend einer Perſönlichkeit zufällig zuſammentreffen mag.

Kehren wir jedoch zu unſerer Tragödie zurück und zwar zu der Schluß-Scene, zum Scheiden des Grafen von ſeiner Familie. Wir thun Dieß um ſo lieber, als wir bei unſerm bisherigen Vortrag davon geſchwiegen. Der Engliſche Kunſtrichter nennt ſie wahrhaft herzergreifend; und gilt ſie auch dafür und ihr Gelingen iſt um deſto verdienſtlicher, als durch das ganze Stück keine zarte, thränenhafte Rührung vorbereitet iſt. Nach des Herrn Manzoni ruhig fortſchreitender, ohne Verſchränkung, gerade vor ſich hinwandelnder Weiſe vernimmt man im Laufe des Stücks zwar, daß Graf Carmagnola Gemahlin und Tochter habe; ſie erſcheinen aber nicht ſelbſt als ganz zuletzt, wo ſie das den Grafen befallene Unglück urplötzlich vernehmen. Der Dichter hat ſich hier, wie in dem unmittelbar darauf folgenden Monolog des Grafen, nicht weniger in der Scheide-Scene ſelbſt muſterhaft bewieſen und wir triumphiren, daß er dem Engländer ein „indeed affecting“ abgewonnen hat.

Zwar wiſſen wir aus eigener Erfahrung, daß man, nach aufgezogenem Vorhang, mit wenig geſprochenen Zeilen ein großes Publicum, gleichſam aus dem Stegreife, rühren könne. Näher betrachtet jedoch ſieht man, daß immer Etwas vorangegangen ſein müſſe; irgend ein vorbereitender Antheil muß ſchon in der Menge wal-

ten; und wenn man dieſen auffaſſen, den Augenblick zu nutzen weiß, ſo darf man ſeiner Wirkung gewiß ſein.

Ebenſo wenn Herrn Manzoni gelückt iſt, durch einen Chor den Geiſt lyriſch zu erheben und anzufeuern, ſo vermochte er Das nur in Gefolg der zwei erſten Acte; gleicher Maßen entſpringt aus den drei letzten Acten die Rührung der End-Scene. Wie nun der Dichter ſeine Redekunſt nicht hätte entwickeln können, ohne die ſchöne Gelegenheit, Doge, Senatoren, Generale, Commiſſarien und Soldaten ſprechen zu laſſen, eben ſo wenig hätte er uns lyriſch begeiſtert oder elegiſch gerührt ohne die obein Prämiſſen, auf die er vertrauen konnte.

Eine Ode beſteht nicht an und für ſich, ſie muß aus einem ſchon bewegten Elemente hervorſteigen. Wodurch wirken die Pindar'ſchen ſo mächtig, als daß ihnen die Herrlichkeiten großer Städte, ganzer Länder und Geſchlechtsfolgen als Baſis dienen, worauf denn die eminente Perſönlichkeit eines Einzelnen emporgehoben wird?

Man gedenke der unwiderſtehlichen Gewalt tragiſcher Chöre der Griechen. Wodurch ſteigern ſie ſich aber als auf dem dazwiſchen, von einem Act zum andern ſich ſteigernden, dramatiſchen Intereſſe?

Herr Manzoni hat ſich als lyriſchen Dichter in ſeinen heiligen Hymnen zu unſerer Freude früher bewieſen. Wo konnten aber dieſe wachſen und gedeihen, als auf dem fruchtbaren Boden der chriſtlich Römiſch-catholiſchen Religion? Und doch läßt er aus dieſem breiten Felde nur fünf Hymnen aufſteigen. Dann finden wir den myſteriös frommen Gehalt durchaus einfach behandelt, kein Wort, keine Wendung, die nicht jedem Italiener von Jugend auf bekannt wären; und doch ſind die Geſänge originell, ſind neu und überraſchend. Von dem zarten Anklang des Namens Maria bis zum erſten Verſuch einer Juden-Bekehrung Alles lieblich, kräftig und zierlich.

Nach dieſen Betrachtungen dürften wir wohl unſern Dichter erſuchen, das Theater und ſeine eigens gewählte Weiſe nicht zu verlaſſen, aber darauf zu ſehen, daß der zu wählende Stoff an und für ſich rührend ſei; denn genau betrachtet, liegt das Rührende mehr im Stoff als in der Behandlung.

Nicht als Vorſchlag, ſondern nur eines ſchulleren Verſtändniſſes wegen, nennen wir die „Räumung von Parga". Zwar möchte dieſes Sujet gegenwärtig zu behandeln einiger Maßen gefährlich ſein; unſere Nachkommen werden ſich's nicht entgehen laſſen. Wenn es aber Herr Manzoni ergreifen dürfte und es nur in ſeiner ruhigen, klaren Art durchführte, ſein überzeugendes Redner-Talent, ſeine Gabe, elegiſch zu rühren und lyriſch aufzuregen, in Thätigkeit ſetzen wollte: ſo würden von der erſten bis zur letzten Scene Thränen genug fließen; ſo daß der Engländer ſelbſt, wenn er auch durch die bedenkliche Rolle, die ſeine Landsleute dabei ſpielen, ſich einiger Maßen verletzt (offended) fühlte, das Stück doch gewiß keine ſchwache Tragödie nennen würde.

Manzoni an Goethe.

Per quanto screditati sieno i complimenti e i ringraziamenti letterarj, io spero ch' Ella non vorrà disgradire questa candida espressione d' un' animo riconoscente: se, quando io stava lavorando la tragedia del Carmagnola alcuno mi avesse predetto ch' essa sarebbe letta da Goethe, mi avrebbe dato il più grande incorraggiamento, e promesso un premio non aspettato. Ella può quindi immaginarsi ciò ch' io abbia sentito in vedere ch' Ella si è degnata di osservarla tanto amorevolmente, e di darne dinanzi al Pubblico un così benevolo giudizio.

Ma, oltre il prezzo che ha per qualunque uomo un tal suffragio, alcune circostanze particolari l' hanno renduto per me singolarmente prezioso: e mi permetto di brevemente esporgliele, per motivare la mia doppia gratitudine.

Senza parlare di quelli che hanno trattato il mio lavoro con aperta derisione, quei critici stessi che lo giudicarono più favorevolmente, in Italia e anche fuori, videro quasi ogni cosa in un' aspetto diverso da quello in cui io l' aveva immaginata, vi lodarono quelle cose alle quali io aveva dato meno d' importanza, e ripresero, come inavvertenze o come dimenticanze dalle condizioni più note del poema drammatico, le parti che erano frutto della mia più sincera e più perseverante meditazione. Quel qualunque favore del Pubblico non fu motivato generalmente che sul Coro e sull' Atto quinto: e non parve che alcuno trovasse in quella tragedia ciò che io aveva avuto più intenzione di mettervi. Di modo che io ho dovuto finalmente dubitare che, o le mie intenzioni stesse fussero illusioni, o ch' io non avessi saputo menomamente condurle ad effetto. Nè bastavano a rassicurarmi alcuni amici dei quali io apprezzo altamente il giudizio, perchè la communicazione giornaliera e la conformità di molte idee toglievano alle loro parole quella specie di autorità che porta

seco un' estraneo, nuoto, non provocato, nè discusso parere. In questa noiosa ed assiderante incertezza, qual cosa poteva più sorprendermi e rincorarmi che l' udire la voce del Maestro, rilevare ch' Egli non aveva credute le mie intenzioni indegne di essere penetrate da Lui, e trovare nelle sue pure e splendide parole la formola primitiva dei miei concetti? Questa voce mi anima a proseguire lietamente in questi studj, confermandomi nell' idea che per compiere il meno male un' opera d'ingegno, il mezzo migliore è di fermarsi nella viva e tranquilla contemplazione dell' argomento che si tratta, senza tener conto delle norme convenzionali, e dei desiderj per lo più temporanei della maggior parte dei lettori. Deggio però confessarle che la distinzione dei personaggi in storici e in ideali è un fallo tutto mio, e che ne fu cagione un attaccamento troppo scrupuloso all' esattezza storica, che mi portò a separare gli uomini della realtà da quelle che io aveva immaginati per rappresentare una classe, un' opinione, un' interesse. In un' altro lavoro recentemente incominciato io aveva già ommessa questa distinzione, e mi compiaccio di aver così anticipatamente obbedito al suo avviso.

Ad un' uomo avvezzo all' ammirazione d'Europa io non ripeterò le lodi che da tanto tempo gli risuonano all' orecchio, bensì approfiterò dell' occasione che mi è data di presentargli gli auguj i più vivi e più sinceri di ogni prosperità.

Piacciali di gradire l' attestato del profondo ossequio col quale ho l' onore di rassegnarmele.

Milano, 23 Gennajo 1821.

Ueberſetzung.

So ſehr das litterariſche Verbeugen und Dankſagen außer Credit gekommen, ſo hoff' ich doch, Sie werden dieſen aufrichtigen Ausdruck eines dankbaren Gemüthes nicht verſchmähen. Denn wenn während der Arbeit an der Tragödie des „Grafen Carmagnola" mir Jemand vorausgeſagt hätte, daß Goethe ſie leſen würde: ſo wäre es mir die größte Aufmunterung geweſen, hätte mir die Hoffnung eines unerwarteten Preiſes dargeboten. Sie können ſich daher denken, was ich fühlen mußte, zu ſehen, daß Sie meine Arbeit einer liebevollen Betrachtung würdigten, um derſelben vor dem Publicum ein ſo wohlwollendes Zeugniß geben zu können.

Aber außer dem Werth, welchen eine ſolche Beſtimmung für einen Jeden hätte, machten einige beſondere Umſtände ſie für mich unſchätzbar. Und ſo ſei mir vergönnt, dieſe vorzutragen, um zu zeigen, wie meine Dankbarkeit beſchaffen ſein müſſe.

Ohne von Denjenigen zu ſprechen, welche meine Arbeit öffentlich mit Spott behandelten, ſo ſahen doch auch ſolche Critiker, welche günſtiger davon urtheilten, beinahe Alles und Jedes von einer andern Seite an, als ich es gedacht hatte; ſie lobten Dinge, auf die ich weniger Werth legte und tadelten mich, als hätt' ich die bekannteſten Bedingungen einer dramatiſchen Dichtung überſehen oder vergeſſen, da ich doch eben in dieſem Puncte die Frucht meines reinſten und beharrlichſten Nachdenkens zu erblicken glaubte. So war denn auch die etwaige Gunſt des Publicums nur dem Chor und dem fünften Act zugetheilt und es wollte ſcheinen, als wenn Niemand in dieſer Tragödie Dasjenige finden könne, was ich hineinzulegen beabſichtigte, ſo daß ich zuletzt zweifeln mußte, ob mein Vorſatz ſelbſt nicht ein Wahn geweſen, oder mindeſtens, ob ich ihn habe zur Wirkung führen können. Selbſt gelang es einigen Freunden nicht, mich zu beruhigen, ob ich ſchon deren Urtheil höchlich zu ſchätzen habe; denn die tägliche Mittheilung, die Uebereinſtimmung vieler Ideen nahmen ihren Worten jene Art von Autorität, welche ein auswärtiges, neues, weder hervorgerufenes, noch durchgeſprochenes Gutachten haben muß.

In dieſer peinlichen und lähmenden Ungewißheit, was konnte mich mehr überraſchen und aufmuntern, als die Stimme des Meiſters zu hören, zu vernehmen, daß er meine Abſicht nicht unwürdig, von ihm durchſchaut zu werden, geglaubt, und in ſeinen reinen und leuchtenden Worten den urſprünglichen Sinn meiner Vorſätze zu finden. Dieſe Stimme belebt mich, in ſolchen Bemühungen freudig fortzufahren und mich in der Ueberzeugung zu befeſtigen, daß, ein Geiſteswerk am Sicherſten durchzuführen, das beſte Mittel ſei, feſtzuhalten an der lebhaften und ruhigen Betrachtung des Gegenſtandes, den man behandelt, ohne ſich um die conventionellen Regeln zu bekümmern und um die meiſt augenblicklichen Anforderungen des größten Theils der Leſer.

Sodann muß ich aber bekennen, daß die Abtheilung der Perſonen in geſchichtliche und ideelle ganz mein Fehler ſei, verurſacht durch eine allzu große Anhänglichkeit an das genaue Geſchichtliche, welche mich bewog, die realen Perſonen von denjenigen zu trennen, die ich erfand, um eine Claſſe, eine Meinung, ein Intereſſe vorzuſtellen. In einer neuern Arbeit hatte ich ſchon dieſen Unterſchied aufgegeben und es ſtent

mich, dadurch Ihrer Umarmung zuvorgekommen zu ſein.

Mailand, den 22. Januar 1822.

Adelchi.

Tragedia. Milano 1822.

Dieſe Tragödie, welche wir nun auch im Original dem Deutſchen Publicum vorlegen, wird ſonach von den Freunden der Italieniſchen Litteratur näher gekannt und beurtheilt werden. Wir unterlaſſen deßhalb die Entwickelung des Plans, welche wir vor Jahren bei Einführung des „Grafen Carmagnola" für nöthig erachtet und beziehen uns auf die Analyſe dieſes Stücks, welche Herr Fauriel ſeiner Franzöſiſchen Ueberſetzung beigefügt hat. Sie wird allen Freunden einer ſinnigen, entwickelnden, fördernden Kritik auf jede Weiſe willkommen ſein. Wir ergreifen jedoch die Gelegenheit, auszuſprechen, wie uns eben dieſe Tragödie die früher von Herrn Manzoni gefaßte gute Meinung noch mehr zu begründen und ſeine Verdienſte in weiterm Umfang zu überſehen den Anlaß gegeben hat.

Alexander Manzoni hat ſich einen ehrenvollen Platz unter den Dichtern neuerer Zeit erworben; ſein ſchönes, wahrhaft poetiſches Talent beruht auf reinem humanem Sinn und Gefühl. Und wie er nun, was das Innere ſeiner dargeſtellten Perſonen betrifft, vollkommen wahr und mit ſich ſelbſt in Uebereinſtimmung bleibt, ſo findet er auch unerläßlich, daß das hiſtoriſche Element, in welchem er dichteriſch wirkt und handelt, gleichfalls untadelhaft Wahres, durch Documente Beſtätigtes, Unwiderſprechliches enthalte. Seine Bemühung muß alſo dahin gehen, das ſittlich äſthetiſch Geforderte mit dem wirklich unausweichlich Gegebenen völlig in Einklang zu bringen.

Nach unſerer Anſicht hat er Dieß nun vollkommen geleiſtet, indem wir ihm zugeben, was man anderwärts wohl zu tadeln gefunden hat, daß er nämlich Perſonen aus einer halbbarbariſchen Zeit mit ſolchen zarten Geſinnungen und Gefühlen ausgeſtattet habe, welche nur die höhere religiöſe und ſittliche Bildung unſerer Zeit hervorzubringen fähig iſt.

Wir ſprechen zu ſeiner Rechtfertigung das vielleicht paradox ſcheinende Wort aus: daß alle Poeſie eigentlich in Anachronismen verkehre; alle Vergangenheit, die wir heraufrufen, um ſie nach unſerer Weiſe dem Mitlebenden vorzutragen, muß eine höhere Bildung, als es hatte, dem Alterthümlichen zugeſtehen; der Poet mag hierüber mit ſeinem Gewiſſen übereinkommen; der Leſer aber muß gefällig durch die Finger blikken. Die „Ilias" wie die „Odyſſee", die ſämmtlichen Tragiker und was uns von wahrer Poeſie übrig geblieben iſt, lebt und athmet nur in Anachronismen. Allen Zuſtänden borgt man das Neuere, um ſie anſchaulich, ja nur erträglich zu machen, ſowie wir ja auch in der letzten Zeit mit dem Mittelalter verfahren, deſſen Maſſe wir viel zu ſehr bis in Kunſt und Leben herein als wirklich gelten ließen.

Hätte ſich Manzoni früher von dieſem unveräußerlichen Recht des Dichters, die Mythologie nach Belieben umzubilden, die Geſchichte in Mythologie zu verwandeln, überzeugt gehabt: ſo hätte er ſich die große Mühe nicht gegeben, wodurch er ſeiner Dichtung unwiderſprechliche, hiſtoriſche Denkmale bis in's Einzelne unterzulegen getrachtet hat.

Da er aber Dieſes zu thun durch ſeinen eigenen Geiſt und ſein beſtimmtes Naturell geführt und genöthigt worden, ſo entſpringt daraus eine Dichtart, in der er wohl einzig genannt werden kann; es entſtehen Werke, die ihm Niemand nachmachen wird.

Denn durch die entſchiedenen Studien, die er jener Zeit widmete, durch die Bemühungen, womit er die Zuſtände des Papſtes und ſeiner Lateiner, der Longobarden und ihrer Könige, Carl's des Großen und ſeiner Franken, ſodann das Gegeneinanderwirken dieſer ganz verſchiedenen, urſprünglich einander widerſprechenden, durch weltgeſchichtliche Ereigniſſe zuſammen und zwiſchen einander gewürfelten Elemente ſich zu verdeutlichen, vor ſeinem Urtheil zu vergewiſſern trachtete, gewann ſeine Einbildungskraft einen überreichen Stoff und durchaus ein ſo feſtes Anhalten, daß man wohl ſagen darf, keine Zeile ſei leer, kein Zug unbeſtimmt, kein Schritt zufällig oder durch irgend eine ſecundäre Nothwendigkeit beſtimmt. Genug, er hat in dieſer Art etwas Willkommenes und Seltenes geleiſtet; man muß ihm danken für Alles, was er gebracht hat, auch wie er's gebracht hat, weil man dergleichen Gehalt und Form wohl niemals hätte fordern können.

Wir könnten in der Entwickelung des Vorgeſagten noch auf mannigfaltige Weiſe fortfahren, aber es ſei genug, den denkenden Leſer hierauf aufmerkſam gemacht zu haben. Nur Eins bemerken wir, daß dieſe genaue hiſtoriſche Vergegenwärtigung ihm beſonders in den lyriſchen Stellen, ſeinem eigentlichen Erbtheil, vorzüglich zu Statten kommt.

Die höchſte Lyrik iſt entſchieden hiſtoriſch. Man verſuche die mythologiſch geſchichtlichen Elemente von Pindar's Oden abzuſondern und man wird finden, daß man ihnen durchaus das innere Leben abſchneidet.

Die modernere Lyrik neigt ſich immer zum Elegiſchen hin, ſie beklagt ſich über Mangel, damit

man den Mangel nicht spüre. Warum verzweifelt Horaz, den Pindar nachzuahmen? Nachzuahmen ist er freilich nicht, aber ein wahrhafter Dichter, der so viel zu rühmen und zu loben fände, wie er, der sich mit froher Gesinnung bei Stammbäumen aufhalten und den Glanz so vieler wetteifernden Städte rühmen könnte, würde ganz ohne Frage eben so gute Gedichte hervorzubringen vermögen.

Wie im „Grafen Carmagnola" der Chor, indem er die vorgehende Schlacht schildert, in grenzenloses Detail vertieft, sich doch nicht verwirrt, mitten in einer unaussprechlichen Unordnung doch noch Worte und Ausdrücke findet, um Klarheit über das Getümmel zu verbreiten und das wild Einherstürmende faßlich zu machen: so sind die beiden Chöre, die das Trauerspiel „Adelchi" beleben, gleichfalls wirksam, um das Unübersehbare vergangener und augenblicklicher Zustände dem Blick des Geistes vorzuführen. Der Beginn des Ersten aber ist so eigen lyrisch, daß er Anfangs fast abstrus erscheint. Wir müssen uns das Longobardische Heer geschlagen und zerstreut denken; eine Bewegung, ein Rumor verbreitet sich in die einsamsten Gebirgsgegenden, wo die vormals überwundenen Lateiner, Sclaven gleich, das Feld bauen und sonst mühseliges Gewerb treiben. Sie sehen ihre stolzen Herren, die Glieder aller bisher Gewalt habenden Familien flüchtig, zweifeln aber, ob sie sich deßhalb freuen sollen; auch spricht ihnen der Dichter jede Hoffnung ab: unter den neuen Herren werden sie sich keines bessern Zustandes zu erfreuen haben.

Jetzt aber, ehe wir uns zu dem zweiten Chore wenden, erinnern wir an eine Betrachtung, die in den „Noten und Abhandlungen zu besserm Verständniß des westöstlichen Divans" in der ersten Ausgabe, mit Wenigem angedeutet werden: daß nämlich das Geschäft der lyrischen Poesie von dem der epischen und dramatischen völlig verschieden sei. Denn Diese machen sich zur Pflicht, entweder erzählend oder darstellend, den Verlauf einer gewissen bedeutenden Handlung dem Hörer und Schauer vorzuführen, so daß er wenig oder gar nicht dabei mitzuwirken, sondern sich nur lebhaft aufnehmend zu verhalten habe. Der lyrische Dichter dagegen soll irgend einen Gegenstand, einen Zustand oder auch einen Hergang irgend eines bedeutenden Ereignisses dergestalt vortragen, daß der Hörer vollkommen Antheil daran nehme und, verstrickt durch einen solchen Vortrag, sich, wie in einem Netze gefangen, unmittelbar theilnehmend fühle. Und in diesem Sinne dürfen wir wohl die Lyrik die höchste Rhetorik nennen, die aber wegen der in einem Dichter kaum sich zusammenfindenden Eigenschaften höchst selten in dem Gebiete der Aesthetik hervortritt. Es schwebt uns kein Moderner vor, der diese Eigenschaften in so hohem Grade besessen als Manzoni. Diese Behandlungsweise ist seinem Naturell gemäß, ebenso wie er sich zugleich als Dramatiker und Historiker ausgebildet hat. Diese auch hier nur vorübergehend ausgesprochenen Gedanken werden freilich erst im Gefolg des zusammenhängenden Vortrags einer wahren Haupt- und Grundschule der Aesthetik in ihrem völligen Werth erscheinen, welchem zu genügen uns vielleicht so wenig als Andern vergönnt sein wird.

Nachdem uns der Schluß-Chor des dritten Actes mit Gewalt in den Untergang des Longobardischen Reichs verwickelt hat, sehen wir zu Anfang des vierten ein trauriges weibliches Opfer jener politischen Schrecknisse: das Abscheiden Ermengarda's, welche, Tochter, Schwester, Gattinn von Königen, die Mutter eines Königs nicht werden sollte; sie scheidet, umgeben von Klosterfrauen, auf das Schmerzlichste von einem hoffnungsleeren Leben. Der Chor tritt ein und wir behalten, zu besserm Verständniß ernster Leser, die Zahl der Strophen bei:

1) Anmuthige Schilderung einer frommen Scheidenden; 2) die Klage verklingt; unter Gebet werden die matten Augen liebevoll geschlossen. 3) Letzter Aufruf, die Erde zu vergessen und sich in das Ende zu ergeben. 4) Der traurige Zustand wird geschildert, wo die Unglückliche zu vergessen wünschte, was ihr nicht gestattet war. 5) In schlaflosen Finsternissen und klösterlicher Umgebung kehren ihre Gedanken zu glücklichen Tagen zurück; 6) als sie noch liebwerth, unversehend in Frankreich eintrat, 7) und von luftigem Hügel ihren herrlichen Gemahl, auf weiter Fläche sprengend, der Jagdlust sich erfreuen sah, 8) mit Gefolg und Getümmel dem wilden Eber begegnend, 9) der, vom königlichen Pfeil getroffen, blutend stürzte, sie angenehm erschreckte. 10) Die Mahl wird angesprochen, die warmen Bäder von Aachen, wo der mächtige Krieger entwaffnet von edeln Thaten sich erquickte. 11) 12) 13) geben ein schön verschlungenes Gleichniß: wie vom erwünschten Thau der versengte Rasen, durch Freundeswort eine leidenschaftlich gequälte Seele erquickt wird, die zarten Stengel aber bald wieder von heißer Sonne verdorren, 14) so ward in ihrer Seele, nach kurzem Vergessen, der alte Schmerz wieder vergegenwärtigt. 15) Wiederholte Ermahnung, sich von der Erde abzulösen. 16) Erwähnung anderer Unglücklichen, die hingeschieden. 17) Leiser Vorwurf, daß sie aus einem gewaltthätigen Geschlecht herstamme, 18) und nun unterdrückt mit Unterdrückten untergehe. Friede wird ihrer Asche zugesagt. 19) Beruhigung ihres Geschlechtes zu unbefangenem jungfräulichen

Ausdruck, 20) wie die untergehende Sonne, durch zerrissene Wolken den Berg bepurpurt, einen heitern Morgen weissagt.

Endlich wird auch die Wirkung des Chors dadurch erhöht, daß er, ob sie gleich geschieden, noch als an eine lebende, hörende, theilnehmende sich richtet.

Nach dieser Entwickelung fügen wir noch die günstigen Worte hinzu, womit Herr Fauriel seine Analyse unsers Trauerspiels abschließt, und ungeachtet er den Chören nicht gleichen Werth zuschreibt, doch über dieselben sich folgender Maßen ausspricht: „Sie, zusammen betrachtet, sind alle drei unter den Meisterstücken der neuen lyrischen Poesie höchst bedeutende, selbst einzige Productionen zu nennen. Man weiß nicht, was man mehr daran bewundern soll, die Wahrheit, die Wärme der Empfindungen, die Erhebung und Kraft der Ideen, oder einen so belebten als freimüthigen Ausdruck, der zugleich eine Eingebung der Natur scheint und doch so gefällig, so harmonisch, daß die Kunst Nichts hinzufügen könnte.“

Wir wünschen kunstigen Lesern Glück zu dem Genuß dieser Chöre wie der übrigen Dichtung; denn hier tritt der seltene Fall ein, wo sittliche und ästhetische Bildung vereint in gleichem Grade gefördert wird. Daß Dieses schneller, mit größerer Leichtigkeit geschehe, dazu wird die Uebersetzung des Herrn Streckfuß vorzüglich beitragen. Seine frühern Bemühungen dieser Art, sowie die Musterstücke der gegenwärtigen Arbeit, sind uns daher die sichersten Bürgen.

Die zum Andenken Napoleon's gedichtete Ode Manzoni's, welche zu übersetzen wir früher nach unserer Art versucht, möge er auch nicht außer Acht lassen und nach seiner Weise im Deutschen vortragen, als einen Beleg Dessen, was wir oben von den Erfordernissen der lyrischen Dichtkunst auszusprechen wagten.

Und so stehe denn auch hier zum Schluß eine Stelle, die wir aus guter Neigung uns und selbst zu belehren gleich beim ersten Lesen des „Adelchi“ zu übersetzen uns vornahmen. Schon früher, bei näherer Betrachtung des rhythmischen Vortrags, wie er im „Grafen Carmagnola“ herrscht, war deutlich zu fühlen, daß er ganz wie ein Recitativ klinge; besonders fand sich, daß die Hauptworte immer zu Anfang der Zeile stehen, wodurch ein unaufhaltsames Uebergreifen bewirkt wird, jener Declamations-Art günstig und einen energischen Vortrag durchaus belebend. Wollte es nun damals nicht gelingen, uns in eine solche Art zu fügen, darin Deutsches Ohr und Wesen jeder Anspannung widersagt: so konnte ich doch nicht unterlassen, bei dem Studium des Trauerspiels „Adelchi“ einen solchen Versuch zu wagen. Hier möge denn das ganze Unternehmen, sowie das bisher zur Einleitung Gesagte, wohlwollenden Lesern bestens empfohlen sein.

Vorgängiges.

Desiderius und Adelchi, Vater und Sohn, zwei in Gemeinschaft regierende Könige der Longobarden, bedrängen den Papst. Auf dessen flehentliches Anrufen richtet Carl der Große seinen Heereszug nach Italien, wird aber in dem Engpasse der Etsch durch Mauern und Thürme unerwartet zurückgehalten.

Longobardische Fürsten, unterdeß heimlich ihren Königen ungeneigt, sinnen auf Abfall und auf Mittel, dem heranbrausenden Carl ihre Absichten zu entdecken, sich ihm heimlich zu ergeben, um dadurch Verzeihung und Gnade sich im voraus zu versichern. Geheime Verabredung deßhalb veranstalten sie in dem Hause eines unscheinbaren Kriegers, den sie durch reiche Spende gewonnen zu haben glauben. Dieser, in Erwartung ihrer, tritt auf und entdeckt seine Gesinnungen in einem Monolog.

Ewerto.

Dem Franken ein Gesandter! Groß Ereigniß,
Was es auch sei, tritt ein. — Im Grund der Urne,
Von tausend Namen überdeckt, liegt tief
Der meine; bleibt sie ungeschüttelt, immer
Liegt er im Grunde. So in meiner
Verdunk'lung werd' ich, ohne daß nur Jemand
Erfahre, weich' Bestreben mich durchglüht'.
— Nichts bin ich. Sammelt auch viel niedre Dach
Die Großen Latt, die sich's erlauben dürfen,
Dem König feind zu sein, — ward ihr Geheimniß
Nur eben, weil ich Nichts bin, mir vertraut.
Wen denkt an Ewerto? Wen bekümmert's wohl,
Was für ein Fuß zu dieser Schwelle tritt?
Wer haßt, wer fürchtet mich? O, wenn Erkühnen
Den hohen Stand verlieh', den die Geburt
Vorellig austheilt; wenn um Herrschaft man
Mit Schwertern würbe, jeden sollter Ihn,
Hochmuthige Fürsten, wem's von uns gelänge! —
Dem Klügsten könnt' es werden. Euch zusammen
Les' ich im Herzen: mein's verschloß ich. Welches
Entsetzen würd' Euch fassen, weich' Ergrimmen,
Gewahrtet Ihr, daß einzig ein Begehren
Euch Allen mich verbündet, eine Kühnung —
Mich einst Euch gleich zu stellen! — Jetzt mit Gluthe
Standet Ihr mich zu beschwichtigen. Bereit zu Füßen
Geringern hinzuwerfen, es geschieht;
Doch schwach demuthig Hände hinzureichen,
Wie Bettler es zu haschen —

Fürst Adelchi.

Heil dir, Ewerto!

5. Orientaliſche Litteratur.

Tutinameh.

Ueberſetzt von Profeſſor Iken, mit Anmerkungen und Zugaben von Profeſſor Koſegarten.

Es wird mit Recht das Papageien-Buch genannt; denn der Papagei ſpielt die Haupt-Perſon, und zwar folgender Maßen. Eine ſchöne, junge Frau, in Abweſenheit ihres Gemahls, verliebt ſich in einen von ungefähr erblickten Fremden; durch eine Zwiſchen-Perſon wird ausgemacht, es ſei weniger gefährlich, ihn zu ſuchen, als ihn zu ſich einzuladen. Nun putzt ſie ſich auf das Schönſte, will aber doch den Schritt nicht ganz auf ihre Gefahr thun und fragt, bei einbrechender Nacht, den dämoniſch-weiſen Haus-Papagei um Rath, welcher die Liſt erdenkt, durch intereſſante, aber weitläufig ausgeſponnene Erzählungen die Liebeskranke bis zum Morgen hinzuhalten. Dieß wiederholt ſich alle Nacht, und man erkennt hieran die Favorit-Form der Orientalen, wodurch ſie ihre grenzenloſen Mährchen in eine Art von Zuſammenhang zu bringen ſuchten.

Wir unterſcheiden nunmehr gleich ein älteres Tutinameh, von einem Dichter, Sifai ebdin Nechſchebi, im Jahr Chriſti 1329 vollendet, der darin ältere Erzählungen, Indiſchen Urſprungs, bearbeitet hatte; hiervon gibt uns Profeſſor Koſegarten im Anhange genugſame Kenntniß.

Die neuere Behandlung durch Muhamed Kaderi, das von Herrn Iken überſetzte Werk, fällt wahrſcheinlich in den Anfang des ſiebenzehnten Jahrhunderts.

Höchſt intereſſant iſt es daher, Dasjenige, was uns aus dem alten mitgetheilt wird, mit dem neuen zu vergleichen. Jenes hat große Fülle, ächt orientaliſch-poetiſche Vorſtellungsarten; die Erzählung iſt ausführlich bis zur Weitläufigkeit, die unerläßliche Wiederholung durchgängig abwechſelnd und vermannigfaltigt; wir finden die ächten Eigenſchaften einer wohl durchdachten, originellen Behandlung.

Die Neuere zeigt dagegen, daß die öſtlichen Völker in zweihundert Jahren viel proſaiſcher geworden und ſich ſchon mit einem bloßen Auszug, mit dem nackten Stoff, dem mährchenhaften, von allem Schmuck entblößten Gerippe begnügen mochten. Indeſſen iſt es wohl denkbar, daß dieſe Behandlungsweiſe dem Weſtländer für's Erſte mehr zuſage, als die ältere mit allen großen Vorzügen.

Daher wiſſen wir Herrn Iken vielen Dank, daß er dieſes Werk vorläufig in die Deutſche Litteratur eingeführt, Intereſſe dafür erregt und unſern jüngern talentvollen Schriftſtellern Gelegenheit gegeben, ſich an manchen bisher unbekannten Geſchichten nach eigener Weiſe hervorzuthun und einiges ganz Vortreffliche auf Deutſchen Grund und Boden zu verpflanzen, welches dann zunächſt den Almanachen und Taſchenbüchern friſchen Succurs zuführen könnte.

Nun aber enthalten wir uns zum Schluß kaum einer motivirtern Belobung des ältern Tutinameh, und bemerken, daß eben die Fülle, Weitläufigkeit, Umſtändlichkeit zu der Anlage des Ganzen höchſt nothwendig ſei; denn, wer eine leidenſchaftlich Entzündete bei Einbruch der Nacht von dem Weg zu ihrem Liebhaber abhalten will, der muß nicht allein wohl erſonnene, bedeutende, gehaltreiche Mährchen bereit halten, ſondern er muß auch in der Ausführung ſo reich, eruberant, reizend und anregend ſein, daß die Einbildungskraft, vor ſolcher Kraft ſtaunend, nicht wüßte, wohin ſie ſich wenden, wie ſie Alles faſſen ſolle; wie uns ja eine ſchöne Perſon, herrlich geſchmückt, noch ſchöner vorkommt und wir, zwiſchen Geſtalt und Hülle ſchwankend, hin- und hergezogen werden.

Und ſo gibt das alte Werk, obgleich nur in Proſa geſchrieben, vielleicht mehr als ein anderes den vollen Begriff des orientaliſchen Reichthums. Mit jeder Zeile wird man über die ganze Welt geführt, durch Gleichniſſe und Tropen, durch An- und Ueberhäufung verwandter Gegenſtände. Das Meer, das, zum Geburtstag eines Königsſohns geladen, mit allen ſeinen Schätzen und Herrlichkeiten anlangt, überfüllt die beweglichſte Einbildungskraft.

Wie zierlich vermannigfaltigt der Autor jedes Mal den Anfang einer Erzählung, wo er, um zu ſagen, daß es Nacht geworden ſei, die lieblichſten Gleichniſſe vorzutragen weiß. Wir durchlaufen immer von Neuem den ganzen Himmelsbogen, um hier die untergehende Sonne, dort den aufſteigenden Mond in friſcher Geſtalt zu begrüßen. Möge dieſes Buch als genußreiche Vorbereitung bald in Jedermanns Händen ſein, und Herr Profeſſor Koſegarten uns bald möglichſt die gedachte ältere Bearbeitung ganz überſetzt geben, wornach uns die drei mitgetheilten Mährchen und Erzählungen große Begierde eingeflößt haben.

Lied der Liebe,

das älteſte und ſchönſte aus dem Morgenlande.

Neu überſetzt und ästhetiſch erklärt durch Dr. Friedrich Wilhelm Carl Umbreit. Göttingen bei Vandenhoeck und Ruprecht. 1820.

Im „Divan" wird der Verſuch, in dieſe Fragmente Zuſammenhang zu bringen, zwar wohlgemeint, aber unausführbar genannt. Mich dünkt aber, der Verſuch iſt dieß Mal glücklich gelungen, und zwar, weil er auf die im „Divan"

angegebene Zerstückelung gegründet ist. Nämlich als Gegenstand des Ganzen nimmt der Verfasser an: Nur Wärme und Entzücken im vollen Genusse der sinnlichen Gegenwart.

Der besondere Inhalt ist: Ein junges, schönes Hirtenmädchen, während es von seinen Brüdern zur Hüterinn eines Weinbergs gestellt war, wird in Salomon's Frauengemach entführt. Der König liebt die schöne Schäferinn unaussprechlich und bestimmt sie zu seiner ersten Gemahlinn. Aber das Mädchen hat ihre Liebe schon einem jungen Hirten auf den Fluren der Heimath gewidmet. Bei ihm ist sie im Wachen und Träumen und der Geliebte sehnt sich nach ihr. Nichts hilft es, daß Salomo sie zur ersten Königinn einweiht, sie mit aller Pracht und höchsten Liebkosungen umgibt. Sie bleibt kalt, und der König muß sie in ihre Thäler wieder ziehen lassen. Die sich wieder findenden Liebenden besiegeln den Bund ewiger Treue ihrer Herzen unter dem Apfelbaum ihrer ersten süßen Zusammenkunft.

Die Anlage und Ausführung ist dramatisch; alle Betheiligten äußern sich unmittelbar; Jedes auf seinem Ort, seiner Lage, seinen Neigungen und Wünschen gemäß. Und so löst sich der epische Unzusammenhang doch in einem Zusammenhange auf.

---

6. Volks-Poesie.

Wie David königlich zur Harfe sang,
Der Winzerinn Lied am Throne lieblich klang,
Des Persers Wuthut Rosenduft umhangt,
Und Schlangenhaut als Weibergürtel prangt,
Von Pol zu Pol Gesänge sich ernen'n, —
Ein Sphären-Tanz, harmonisch im Getümmel —
Laßt alle Völker unter gleichem Himmel
Sich gleicher Gabe wohlgemuth erfreu'n!

Volks-Poesie.

Meine frühere Vorliebe für eigenthümliche Volksgesänge hat späterhin nicht abgenommen; vielmehr ist sie durch reiche Mittheilungen von vielen Seiten her nur gesteigert worden.

Besonders erhielt ich von Osten, theils einzeln, theils in Massen, dergleichen Lieder verschiedener Völkerschaften; die Gesänge reichen vom Olympus bis an's Baltische Meer und von dieser Linie immer landeinwärts gegen Nord-Osten.

Die Unentschlossenheit aber zu irgend einer Herausgabe derselben mag theils daher abzuleiten sein, daß mich gar mannigfaltiges Interesse hin und wider zog; aber eigentlich ist folgendem Umstand die Schuld beizumessen.

Alle wahren National-Gedichte durchlaufen einen kleinen Kreis, in welchem sie immer abgeschlossen wiederkehren; deßhalb werden sie in Massen monoton, indem sie immer nur einen und denselben beschränkten Zustand ausdrücken.

Man sehe die sechs mitgetheilten Neugriechischen; man wird die kräftigen Contraste zwischen tüchtigem Freisinn in der Wildniß und einer zwar geordneten, aber doch immer unzulänglichen barbarischen Uebergewalt bewundern. Allein vielleicht würde man mit einem Dutzend oder anderthalben den widerspenstigen Character schon ganz dargestellt haben und auf Wiederholungen treffen, wie uns denn selbst begegnet, daß wir, wie in unsern Volksliedern auch vorkommt, auf mehr oder weniger glückliche Variationen desselben Thema's, auf zusammengeschmolzene, fremdartige Fragmente und dergleichen schon öfters stoßen mußten.

Merkwürdig bleibt es jedoch, wie sehr die einzelnen, oben angedeuteten Völkerschaften sich wirklich unter einander in ihren Liedern entschieden auszeichnen; welchen Character wir nicht im Allgemeinen aussprechen, sondern lieber nach und nach durch Beispiele vorführen wollen.

Indem uns nun zu diesem Zweck von allen Seiten Beiträge höchst willkommen sein werden, so ersuchen wir schließlich den Freund, der uns im Sommer 1815 zu Wiesbaden Neugriechische Lieder im Original und glücklich übersetzt vorlegte, einen baldigen Abdruck, der uns aber nicht vorgekommen, zusagend, sich mit uns hierüber zu verständigen und zu der ausgesprochenen löblichen Absicht mitzuwirken.

Frithiof's Saga.

Angekündigt war im Morgenblatt Nr. 163, 1822, eine neue Behandlung jener kühnen, frischen, nordischen Ueberlieferung, welche der geniale Tegner unternommen. Die dort aufgeführten, von Frau von Helvig mit Glück übersetzten kleinen Gedichte dienen als Einleitung und Fortschritt des Ganzen; sie sind Jedermann zugänglich, und wir geben daher nur kürzlich ihren Inhalt.

I.

Frithiof und Björn, zwei kühne Gesellen, werden tief im Winter durch's Eis an's Land

getrieben; dort herrscht weit und breit ein bejahrter König, Namens Ring, der Frithiof's Braut, Ingeborg, sich früher angemaßt hatte. Der Seeheld, von unbezwinglichem Verlangen getrieben, die Geliebte noch ein Mal zu sehen, geht leidenschaftlich, aber in friedfertigen Gesinnungen, nach Hofe, zum hochgefeierten Weihnachtsfeste;

II.

und zwar als Greis, in Bärenfelle gekleidet, ein Hülfebedürftiger. Das Hofgesinde neckt und beleidigt ihn; aufgeregt beweis't er seine Kraft, und aus der rohen thierischen Maske tritt ein Heldenjüngling hervor. Der alte behagliche Fürst nimmt's gut auf und bietet ihm die Gastfreundschaft für den Winter an. König und Königinn haben ihn erkannt, thun aber nicht dergleichen.

III.

Der König mit seiner Gemahlinn wagt sich im Schlitten auf's Eis, bricht ein und wird vom Fremdling errettet, der bis zum Frühling am Hofe verweilt. Die Neigung zu Ingeborg tritt mit aller Kraft hervor.

IV.

Nun ruft die Jagd in's Freie; man verfolgt das Wild mit Eifer. Der König, ermüdet, legt sich schlafen in den Schooß des Fremden. Ein schwarzer Vogel singt in den Birkenzweigen und treibt ihn, den König zu ermorden; ein weißer Vogel räth ab. Frithiof wirft sein Schwert weg, der König erwacht und fragt nach dem Schwerte. Er hat nicht geschlafen und macht Frithiof Vorwürfe, daß er nicht mit Heereskraft, sondern hinterlistig zu ihm gekommen sei; sodann zeigt er sich mäßig und wohlwollend, und vermacht in Erwartung eines baldigen Endes ihm Reich und Gemahlinn.

Frithiof schlägt's aus, bekennt, daß ihn die Götter hassen und verfolgen, daß auch sie nur ihm Ingeborg geraubt und einem Andern übergeben, weil er, ein roher Krieger, ihre Tempel geplündert und verbrannt. Darüber kann er sich nicht beruhigen und beharrt bei dem Vorsatze, wieder auf's Meer in das alte, wilde, wüste Leben zurückzukehren. So weit das Morgenblatt,

V.

Eine neu mitgetheilte Romanze gibt uns Nachricht von König Ring's natürlichem Ableben, der, als reich und friedlich gesinnt, die Seinen viele Jahre zu beglücken und zu beschützen wußte. In solchem Sinne wird er denn von den Asen im Walhalla-Saal freundlichst aufgenommen.

Diese fünf Absätze machen schon ein Ganzes und können wohl ohne Einschiebung anderer Motive als Folge gelten. Das sechste Lied geben wir ganz, weil es, die Entwickelung scheinbar heranführend, die Verwickelung nur noch größer macht.

Wie vorzüglich diese Gedichte seien, dürfen wir unsern mit dem Norden befreundeten Lesern nicht erst umständlich vorrechnen. Möge der Verfasser auf's Eiligste das ganze Werk vollenden, und die werthe Uebersetzerinn auch in ihrer Arbeit sich gefallen, damit wir dieses See-Epos in gleichem Sinn und Ton vollständig erhalten! Nur das Wenige fügen wir hinzu, daß die alte, kräftige, gigantisch-barbarische Dichtart, ohne daß wir recht wissen, wie es zugeht, uns auf eine neue, sinnig zarte Weise, und doch unentstellt, höchst angenehm entgegenkommt.

VI.

Die Königswahl.

Zu Ting, zu Ting! — Botschaft geht
Von Berg zu Thal:
Fürst Ring ist todt; drum nun steht
Die Königswahl.

Da langt der Mann das Schwert hervor
Aus Friedens Hut,
Prüft's mit dem Finger auch zuvor;
Es schneidet gut.

Die Knaben schon'n mit Freuden d'rein
Auf Stahles Licht;
Und heben wollt das Schwert zu Zwei'n,
Eins konnt' es nicht.

Den Helm dort legt das Mägdlein schlank
Mit ernst'gem Sinn
Und schaut erröthend, da er blank,
Ihr Bild darin.

Zuletzt holt er den Schild herbei,
Ein Mond im Blut! —
Heil Dir, Du ehrner Wehrmann frei,
Du Bauer gut! —

Stets Deiner freien Brust entfing
Der Ehre Saat,
Des Landes Wall bist Du im Krieg,
Des Sturm' im Rath.

So sammelt sich bei Schildgetön
Die Schaar im Feld,
Zum off'nen Ting, der Himmel schön
Ist ihr Gezelt.

Hoch ragt dort Frithiof auf dem Stein;
Zur Seit' ihm war
Der Königsohn, ein Knabe klein,
Mit gold'nem Haar.

Da fleucht ein Murmeln durch den Kreis:
„Ein Kind ist's dort,
Das Männer nicht zu führen weiß
Mit Fürsten Wort.“

Doch Frithiof auf das Schildrund schwang
Das Kind sogleich:
„Schaut! — von der Eiche, die da sank,
Grünt hier ein Zweig! —

Erkennt im holden Kinderbild
Den Stamm so hehr;
Er fühlt so leicht sich auf dem Schild
Wie Fisch im Meer.

Ihm schützen will ich vor Gefahr
Sein Reich und Land,
Und leg' ihm einst Ring's Kron' auf's Haar
Mit eig'ner Hand.

Forſete, Baldur's hoher Sohn!
Ich rufe Dich
Zum Zeugen; weich' ich je davon,
Zerſchmett're mich!" —

Der Knab' indeß auf ſteilem Stahl
Saß ſtolz vertraut,
Dem jungen Aar gleich, der zum Strahl
Der Sonne ſchaut.

Doch ward zuletzt dem jungen Blut
Das Warten lang,
Daß er mit Eins im raſchen Muth
Zur Erde ſprang.

Da tönt' rief's aus der Schaar vom Ting,
All' gleich geſinnt:
„Dich küren wir! Werd' einſt wie Aing,
Du Schildeskind!

Und bis Du groß, ſoll dieſer Dir
Zur Seite ſteh'n
Jarl Feitbiuf, Dir vermählen wir
Die Mutter ſchön."

Doch Der ſchaut finſter d'rein und ſpricht:
„'s iſt Königswahl,
Nicht Hochzeit heut; — Die frei' ich nicht
Nach fremder Wahl.

Zum Zwieſpruch muß ich jetzo geh'n
In Baldur's Hain
Mit meinen Nornen; denn ſie ſteh'n
Und warten mein.

Ein Wort mit jenen Schildjungfrau'n
Hab' ich im Sinn,
Die unter'm Baum der Zeiten bau'n,
Und d'runter hin.

Noch zürnt der Gott mit lichtem Haupt
Und klarem Blick; —
Nur Er, der mir die Braut geraubt,
Gibt ſie zurück."

Küßt d'rauf die Stirn dem Königsſohn
Und kämmt, entlang
Der Halde, fern entſchwand er ſchon
Mit ſtillem Gang.

Serbiſche Lieder.

Schon ſeit geraumer Zeit geſteht man den verſchiedenen eigenthümlichen Volksdichtungen einen beſondern Werth zu, es ſei nun, daß dadurch die Nationen im Ganzen ihre Angelegenheiten, auf große Staats- und Familien-Verhältniſſe, auf Einigkeit und Streit, auf Bündniſſe und Krieg bezüglich, überliefern, oder daß die Einzelnen ihr ſtilles, häusliches und herzliches Intereſſe vertraulich geltend machen. Bereits ein halbes Jahrhundert hindurch beſchäftigt man ſich in Deutſchland ernſtlich und gemüthlich damit, und ich läugne nicht, daß ich unter Diejenigen gehöre, die ein auf dieſe Vorliebe gegründetes Studium unabläſſig ſelbſt fortſetzten, auf alle Weiſe zu verbreiten und zu fördern ſuchten; wie ich denn auch gar manche Gedichte, dieſer Sinnes- und Geſangesart verwandt, von Zeit zu Zeit dem reinfühlenden Componiſten entgegenzubringen nicht unterließ.

Hierbei geſtehen wir denn gerne, daß jene ſogenannten Volkslieder vorzüglich Eingang gewinnen durch ſchmeichelnde Melodien, die in einfachen, einer geregelten Muſik nicht anzupaſſenden Tönen einherfließen, ſich meiſt in weicher Tonart ergehen und ſo das Gemüth in eine Lage des Mitgefühls verſetzen, in der wir, einem gewiſſen allgemeinen, unbeſtimmten Wohlbehagen wie den Klängen einer Aeols-Harfe hingegeben, mit weichlichem Genuſſe gern verweilen und uns in der Folge immer wieder ſehnſüchtig darnach zurückbeſtreben.

Sehen wir aber endlich ſolche Gedichte geſchrieben oder wohl gar gedruckt vor uns, ſo werden wir ihnen nur alsdann entſchiedenen Werth beilegen, wenn ſie auch Geiſt und Verſtand, Einbildung und Erinnerungskraft aufregend beſchäftigen, und uns eines urſprünglichen Volksſtammes Eigenthümlichkeiten in unmittelbar gehaltvoller Ueberlieferung darbringen; wenn ſie uns die Localitäten, woran der Zuſtand gebunden iſt, und die daraus hergeleiteten Verhältniſſe klar und auf das Beſtimmteſte vor die Anſchauung führen.

Indem nun aber ſolche Geſänge ſich meiſt aus einer ſpätern Zeit herſchreiben, die ſich auf eine frühere bezieht: ſo verlangen wir von ihnen einen angeerbten, wenn auch nach und nach modificirten Character, zugleich mit einem einfachen, den älteſten Zeiten gemäßen Vortrag; und in ſolchen Rückſichten werden wir uns an einer natürlichen, kunſtloſen Poeſie nur einfache, vielleicht eintönige, Rhythmen gefallen laſſen.

Von gar Mannigfaltigem, was in dieſer Art neuerlich mitgetheilt worden, nennen wir nur die Neugriechiſchen, die bis in die letzten Zeiten heraufreichen, an welche die Serbiſchen, obgleich alterthümlicher, gar wohl ſich anſchließen oder vielmehr nachbarlich ein- und übergreifen.

Nun bedenke man aber einen Hauptpunct, den wir hervorzuheben nicht verfehlen: ſolche National-Gedichte ſind einzeln, außer Zuſammenhang, nicht füglich anzuſehen, noch weniger zu beurtheilen, am Wenigſten dem rechten Sinne nach zu genießen. Das allgemein Menſchliche wiederholt ſich in allen Völkern, gibt aber unter fremder Tracht, unter fernem Himmel kein eigentliches Intereſſe; das Beſonderſte aber eines jeden Volks befremdet nur, es erſcheint ſeltſam, oft widerwärtig, wie alles Eigenthümliche, das wir noch nicht in einen Begriff auffaſſen, uns noch nicht anzueignen gelernt haben. In Maſſe muß man deßhalb dergleichen Gedichte vor ſich ſehen, da alsdann Reichthum und Armuth, Beſchränktheit oder Weitſinn, tiefes Herkommen oder Tagesflachheit ſich eher gewahren und beurtheilen läßt.

Verweilen wir aber nicht zu lange im allgemeinen Vorworte und treten unſer Geſchäft ungeſäumt an. Wir gedenken von Serbiſchen Liedern zunächſt zu ſprechen.

Zufall, du haſt wo angeſtoßen. Sey ruhig, ſey getroſt! Sieh mich an! Geſtehe mir, haſt du dich beſchädigt?

Jery. Meine rechte Hand iſt verrenkt. Es wird nichts thun, es iſt gleich wieder in Ordnung.

Bätely. Laß mich ziehen! Thut es weh? Noch einmal! Ja, ſo wird es gethan ſeyn. Es wird beſſer ſeyn.

Jery. Deine Sorgfalt hab' ich nicht verdient.

Bätely. Das leideſt du um mich! Wohl hab' ich nicht verdient, daß du dich meiner ſo thätig annimmſt!

Jery. Rede nicht.

Bätely. So beſcheiden! Gewiß hab' ich's nicht um dich verdient. Sieh nur, deine Hand iſt aufgeſchlagen, und du ſchweigſt?

Man erinnere ſich jener Zeiten, wo unzählbare Völkerſchaften ſich von Oſten her bewegen, wandernd, ſtockend, drängend, gedrängt, verwüſtend, anbauend, abermals im Beſitz geſtört und ein altes Nomaden-Leben wieder von vorn beginnend.

Serben und Verwandte, von Norden nach Oſten wandernd, verweilen in Macedonien und kehren bald nach der Mitte zurück, nach dem eigentlichen, ſogenannten Serbien.

Das ältere Serbiſche Locale wäre nun vor allen Dingen zu betrachten; allein es iſt ſchwer, ſich davon in der Kürze einen Begriff zu machen. Es blieb ſich wenige Zeiten gleich; wir finden es bald ausgedehnt, bald zuſammengedrängt, zerſplittert oder geſammelt, wie innere Spaltung oder äußerer Druck die Nation bedingte.

Auf alle Fälle denke man ſich die Landſchaft weiter und breiter als in unſern Zeiten; und will man ſich einiger Maßen an Ort und Stelle verſetzen, ſo halte man vorerſt an dem Zuſammenfluß der Save mit der Donau, wo wir gegenwärtig Belgrad gelegen finden. Bewegt ſich die Einbildungskraft an dem rechten Ufer des erſtern Fluſſes hinauf, des andern hinunter; hat ſie dieſe nördliche Grenze gewonnen: ſo erlaube ſie ſich dann, ſüdwärts in's Gebirg und darüber weg, bis zum Adriatiſchen Meer, oſtwärts bis gegen Montenegro hinzuſchweifen.

Schaut man ſich ſodann nach nähern und fernen Nachbarn um, ſo findet man Verhältniſſe zu den Venetianern, zu den Ungarn und ſonſtigen wechſelnden Völkern; vorzüglich aber in früherer Zeit zum Griechiſchen Kaiſerthum, bald Tribut gebend, bald empfangend, bald als Feind, bald als Hülfsvolk; ſpäterhin bleibt mehr oder weniger daſſelbe Verhältniß zum Türkiſchen Reich.

Wenn nun auch die zuletzt Eingewanderten eine Liebe zu Grund und Boden in der Fluß-Region der Donau gewannen, und, um ihren Beſitz zu ſichern, auf den nächſten und fernern Höhen, ſo Schlöſſer als befeſtigte Städte erbauten: ſo bleibt das Volk immer in kriegeriſcher Spannung; ihre Verfaſſung iſt eine Art von Fürſtenverein unter dem loſen Band eines Oberherrn, dem Einige auf Befehl, Andere auf höfliches Erſuchen wohl Folge leiſten.

Bei der Erbfolge jedoch größerer und kleinerer Deſpoten hält man viel, ja ausſchließlich, auf uralte Bücher, die entweder in der Hand der Geiſtlichkeit verwahrt liegen oder in den Schatzkammern der einzelnen Theilnehmer.

Ueberzeugen wir uns nun, daß vorliegenden Gedichten, ſo ſehr ſie auch der Einbildungskraft gehören, doch ein hiſtoriſcher Grund, ein wahrhafter Inhalt eigen ſei, ſo entſteht die Frage: inwiefern die Chronologie derſelben auszumitteln möglich, d. h. hier: in welche Zeit das Factum geſetzt, nicht, aus welcher Zeit das Gedicht ſei; eine Frage, die ohnehin bei mündlich überlieferten Geſängen ſehr ſchwer zu beantworten ſein möchte. Ein altes Factum iſt da, wird erzählt, wird geſungen, wieder geſungen; wann zum erſten oder zum letzten Mal, bleibt unerörtert.

Und ſo wird ſich denn auch jene Zeitrechnung Serbiſcher Gedichte erſt nach und nach ergeben; wenige ſcheinen vor Ankunft der Türken in Europa, vor 1355 ſich auszuſprechen, ſodann aber bezeugen mehrere deutlich den Hauptſitz des Türkiſchen Kaiſers in Adrianopel; ſpätere fallen in die Zeit, wo nach Eroberung von Byzanz die Türkiſche Macht den Nachbarn immer fühlbarer wurde; zuletzt ſieht man, in den neueſten Tagen Türken und Chriſten friedlich durcheinander leben, durch Handel und Liebesabenteuer wechſelſeitig einwirkend.

Die älteſten zeichnen ſich bei ſchon bedeutender Cultur durch abergläubiſch barbariſche Geſinnungen aus; es finden ſich Menſchenopfer und zwar von der widerwärtigſten Art. Eine junge Frau wird eingemauert, damit die Feſte Scutari erbaut werden könne, welches um ſo roher erſcheint, als wir im Orient nur geweihte Bilder gleich Talismanen an geheim gehaltenen Orten in den Grund der Burgen eingelegt finden, um die Unüberwindlichkeit ſolcher Schutz- und Trutzgebäude zu ſichern.

Von kriegeriſchen Abenteuern ſei nun billig vorerſt die Rede. Ihr größter Held, Marko, der mit dem Kaiſer zu Adrianopel in leidlichem Verhältniß ſteht, kann als ein rohes Gegenbild zu dem Griechiſchen Hercules, dem Perſiſchen Ruſtan auftreten, aber freilich in Scythiſch höchſt barbariſcher Weiſe. Er iſt der oberſte und unbezwinglichſte aller Serbiſchen Helden, von grenzenloſer Stärke, von unbedingtem Wollen und Vollbringen. Er reitet ein Pferd hundertundfünfzig Jahre und wird ſelbſt dreihundert Jahre alt; er ſtirbt zuletzt bei vollkommenen Kräften und weiß ſelbſt nicht, wie er dazu kommt.

Die früheſte dieſer Epochen ſieht alſo ganz heidniſch aus; die mittlern Gedichte haben einen chriſtlichen Anſtrich; er iſt aber eigentlich nur kirchlich. Gute Werke ſind der einzige Troſt Deſſen, der ſich große Unthaten nicht verzeihen kann. Die ganze Nation iſt eines poetiſchen Aberglaubens; gar manches Ereigniß wird von Engeln durchflochten, dagegen keine Spur eines Satans; rückkehrende Todte ſpielen große Rollen; auch durch wunderliche Ahnungen, Weiſſagungen, Vögelbotſchaften werden die wackerſten Menſchen verſcheucht.

Ueber Alle jedoch und überall herrſcht eine Art von unvernünftiger Gottheit. Durchaus waltet ein unwiderſtehlich' Schickſalsweſen, in der

Einöde hausend, Berg' und Wälder bewohnend, durch Ton und Stimme Weissagung und Befehl ertheilend, Wila genannt, der Lule vergleichbar, aber auch manchmal in Frauengestalt erscheinend, als Jägerinn höchst schön gepriesen, endlich sogar als Wolkensammlerinn geltend; im Allgemeinen aber von den ältesten Zeiten her, wie überhaupt alles sogenannte Schicksal, das man nicht zur Rede stellen darf, mehr schadend als wohlthätig.

In der mittlern Zeit haben wir den Kampf mit den überhand nehmenden Türken zu beachten bis zur Schlacht vom Amselfelde 1389, welche durch Verrath verloren wird, worauf die gänzliche Unterjochung des Volkes nicht ausbleibt. Von den Kämpfen des Czerni Georg sind wohl auch noch dichterische Denkmale übrig geblieben; in der allerneuesten Zeit schließen sich die Stoßseufzer der Sulioten unmittelbar an, zwar in Griechischer Sprache, aber im allgemeinen Sinn unglücklicher Mittel-Nationen, die sich nicht in sich selbst zu gründen und gegen benachbarte Macht nicht in's Gleichgewicht zu setzen geeignet sind.

Die Liebeslieder, die man aber auch nicht einzeln, sondern in ganzer Masse an sich heranzunehmen, genießen und schätzen kann, sind von der größten Schönheit; sie verkünden vor allen Dingen ein ohne allen Rückhalt vollkommenes Genügen der Liebenden an einander, zugleich werden sie geistreich, scherzhaft anmuthig; gewandte Erklärung von einer oder von beiden Seiten überrascht und ergetzt; man ist klug und kühn, Hindernisse zu besiegen, um zum ersehnten Besitz zu gelangen; dagegen wird eine schmerzlich empfundene, unheilbare Trennung auch wohl durch Aussichten über das Grab hinaus beschwichtigt.

Alles, was es auch sei, ist kurz, aber zur Genüge dargestellt, meistens eingeleitet durch eine Naturschilderung, durch irgend ein landschaftliches Gefühl oder Ahnung eines Elements. Immer bleiben die Empfindungen die wahrhaftesten. Ausschließliche Zärtlichkeit ist der Jugend gewidmet, das Alter verschmäht und hintangesetzt; allzu willige Mädchen werden abgelehnt und verlassen; dagegen erweist sich auch wohl der Jüngling flüchtig, ohne Vorwand, mehr seinem Pferd als seiner Schönen zugethan. Hält man aber ernstlich und treulich zusammen, so wird gewiß die unwillkommene Herrschaft eines Bruders oder sonstiger Verwandten, wenn sie Wahl und Neigung stört, mit viel Entschlossenheit vernichtet.

Solche Vorzüge werden jedoch nur an und durch sich selbst erkannt, und es ist schon gewagt, die Mannigfaltigkeit der Motive und Wendungen, welche wir an den Serbischen Liebesliedern bewundern, mit wenig Worten zu schildern, wie wir gleichwohl in Folgendem, zu Anregung der Aufmerksamkeit zu thun uns nicht versagen.

1) Sittsamkeit eines Serbischen Mädchens, welches die schönen Augenwimpern niemals aufschlägt. Von unendlicher Schönheit. 2) Scherzhaft leidenschaftliche Verwünschung eines Geliebten. 3) Morgengefühl einer aufwachenden Liebenden. Der Geliebte schläft so süß; sie scheut sich, ihn zu wecken. 4) Scheiden zum Tode; wunderbar: Rose, Becher und Schneeball. 5) Sarajewo, durch die Pest verwüstet. 6) Verwünschung einer Ungetreuen. 7) Liebesabenteuer; seltsamlich: Mädchen im Garten. 8) Freundesbotschaft, der Verlobten gebracht durch zwei Nachtigallen, welche ihren dritten Gesellen, den Bräutigam, vermissen. 9) Lebensüberdruß über ein erzürntes Liebchen; drei Wehe sind ausgerufen. 10) Innerer Streit des Liebenden, der als Brautführer seine Geliebte einem Dritten zuführen soll. 11) Liebeswunsch; ein Mädchen wünscht ihrem Geliebten als quellender Bach durch den Hof zu fließen. 12) Jagdabenteuer; gar wunderlich. 13) Besorgt um den Geliebten, will das Mädchen nicht singen, um nicht froh zu scheinen. 14) Klage über Umkehrung der Sitten, daß der Jüngling die Witwe freie, der Alte die Jungfrau. 15) Klage eines Jünglings, daß die Mutter der Tochter zu viel Freiheit gebe. 16) Das Mädchen schilt den Wankelmuth der Männer. 17) Vertraulich frohes Gespräch des Mädchens mit dem Pferde, das ihr seines Herrn Neigung und Absichten verräth. 18) Fluch dem Ungetreuen. 19) Wohlwollen und Sorge. 20) Die Jugend dem Alter vorgezogen, auf gar liebliche Weise. 21) Unterschied von Geschenk und Ring. 22) Hirsch und Wila. Die Waldgöttinn tröstet den liebekranken Hirsch. 23) Mädchen vergiftet ihren Bruder, um den Liebsten zu erlangen. 24) Mädchen will den Ungeliebten nicht. 25) Die schöne Kellnerinn; ihr Geliebter ist nicht mit unter den Gästen. 26) Liebevolle Rast nach Arbeit; sehr schön, es hält Vergleichung aus mit dem Hohenliede. 27) Gebundenes Mädchen, Capitulation um Erlösung. 28) Zweifache Verwünschung, ihrer eigenen Augen und des ungetreuen Liebhabers. 29) Vorzug des kleinen Mädchens und sonstiger Kleinheiten. 30) Finden und zartes Aufwecken der Geliebten. 31) Welches Gewerbes wird der Gatte sein? 32) Liebesfreuden verschwatzt. 33) Treu im Tode; vom Grabe aufblühende Pflanzen. 34) Abhaltung; die Fremde fesselt den Bruder, der die Schwester zu besuchen zögert. 35) Der Liebende kommt aus der Fremde, beobachtet sie am Tage, überrascht sie zu Nacht. 36) Im Schnee geht das verlassene Mädchen, fühlt aber nur das erkältete Herz. 37) Drei Mädchen wünschen Ring,

Gürtel, den Jüngling; die Letzte hat das beſte Theil erwählt. 38) Schwur, zu entbehren; Reue deßhalb. 39) Stille Neigung; höchſt ſchön. 40) Die Vermählte, früher den Wiederkehrenden liebend. 41) Hochzeitanſtalten, Ueberraſchung der Braut. 42) Eilig neckiſch. 43) Gehinderte Liebe, verwelkte Herzen. 44) Herzog Stephan's Braut hintangeſetzt. 45) Welches Denkmal dauert am Längſten? 46) Klein und geliebet. 47) Gatte über Alles, über Vater, Mutter und Brüder, an den geräſteten Gemahl. 48) Tödtliche Liebeskrankheit. 49) Nah' und verſagt. 50) Wen nahm ſich das Mädchen zum Vorbild? 51) Mädchen als Fahnenträger. 52) Die gefangene, bald befreite Nachtigall. 53) Serbiſche Schönheit. 54) Locken wirkt am Sicherſten. 55) Belgrad in Flammen.

Von der Sprache nunmehr mit Wenigem das Nöthige zu melden, hat ſeine beſondere Schwierigkeit.

Die Serbiſche theilt ſich in zwei Haupt-Dialecte, den nördlichen und ſüdlichen. Dem Erſten gehört das Ruſſiſche, Polniſche, Böhmiſche, dem Letzten fallen Slovenen, Bulgaren und Serben zu.

Die Serbiſche Mundart iſt alſo eine Unterabtheilung des Südſlaviſchen Dialects; ſie lebt noch in dem Munde von fünf Millionen Menſchen und darf unter allen Südſlaviſchen für die kräftigſte geachtet werden.

Ueber ihre Vorzüge jedoch waltet in der Nation ſelbſt ein Widerſtreit; zwei Parteien ſtehen gegen einander und zwar folgender Maßen.

Die Serben beſitzen eine alte Bibelüberſetzung aus dem neunten Jahrhundert, geſchrieben in einem verwandten Dialect, dem Altpannoniſchen. Dieſer wird nun von der Geiſtlichkeit und Allen, die ſich den Wiſſenſchaften widmen, als Sprachgrund und Muſter angeſehen; ſie bedienen ſich deſſelben im Reden, Schreiben und Verhandeln, fördern und begünſtigen ihn; dagegen halten ſie ſich entfernt von der Sprache des Volks, ſchelten dieſe als abgeleitet von jenem und als Verderb des ächten, rechtmäßigen Idioms.

Betrachtet man aber dieſe Sprache des Volks genauer, ſo erſcheint ſie, in urſprünglicher Eigenthümlichkeit, von jener im Grunde verſchieden und in ſich ſelbſt lebendig, allem Ausdruck des thätigſten Wirkens und ebenſo poetiſcher Darſtellung genügend. Die in derſelben verfaßten Gedichte ſind es, von denen wir ſprechen, die wir loben, die aber vor jenem vornehmern Theil der Nation gering geſchätzt werden; deßwegen ſie auch niemals aufgeſchrieben, noch weniger abgedruckt worden. Daher rührte denn auch die Schwierigkeit, ſie zu erlangen, welche viele Jahre unüberwindlich ſchien, deren Urſache uns aber jetzt erſt, da ſie gehoben iſt, offenbar wird.

Um nun von meinem Verhältniß zu dieſer Litteratur zu reden, ſo muß ich vorerſt geſtehen, daß ich keinen der Slaviſchen Dialecte, unerachtet mehrerer Gelegenheiten, mir jemals eigen gemacht noch ſtudirt und alſo von aller Original-Litteratur dieſer großen Völkerſchaften völlig abgeſchloſſen blieb, ohne jedoch den Werth ihrer Dichtungen, inſofern ſolche zu mir gelangten, jemals zu verkennen.

Schon ſind es fünfzig Jahre, daß ich den Klaggeſang der edeln Frauen Aſan Aga überſetzte, der ſich in des Abbate Forti's Reiſen, auch von da in den Morlachiſchen Notizen der Gräfinn Roſenberg, finden ließ. Ich übertrug ihn nach dem beigefügten Franzöſiſchen, mit Ahnung des Rhythmus und Beachtung der Wortſtellung des Originals. Gar manche Sendung erhielt ich auf lebhaftes Anfragen ſodann von Gedichten ſämmtlicher Slaviſchen Sprachen; jedoch nur einzeln ſah ich ſie vor mir; weder einen Hauptbegriff konnt' ich faſſen, noch die Abtheilungen charakteriſtiſch ſondern.

Was nun aber die Serbiſchen Gedichte betraf, ſo blieb ihre Mittheilung aus oben gemeldeter Urſache ſchwer zu erlangen. Nicht geſchrieben, ſondern durch mündlichen Vortrag, den ein ſehr einfaches Saiten-Inſtrument, Gusle genannt, begleitet, waren ſie in dem niedern Kreiſe der Nation erhalten worden; ja, es ereignete ſich der Fall, als man in Wien von einigen Serben verlangte, dergleichen Lieder zu dictiren, daß dieſes Geſuch abgeſchlagen wurde, weil die guten, einfachen Menſchen ſich keinen Begriff machen konnten, wie man ihre kunſtloſen, im eigenen Vaterlande von gebildeten Männern verachteten Geſänge einiger Maßen hochſchätzen könne. Sie fürchteten vielmehr, daß man dieſe Naturlieder mit einer ausgebildeten Deutſchen Dichtkunſt ungünſtig vergleichen und dadurch den rohern Zuſtand ihrer Nation ſpöttiſch kund zu geben gedenke. Von dem Gegentheil und einer ernſtlichen Abſicht überzeugte man ſie durch die Aufmerkſamkeit der Deutſchen auf jenen Klaggeſang und mochte denn wohl auch durch gutes Betragen die längſt erſehnte Mittheilung, obgleich nur einzeln, hin und wider erlangen.

Alles Dieſes war jedoch von keiner Folge, wenn nicht ein tüchtiger Mann, Namens Wuk Stephanowitſch Karadgitſch, geboren 1787 und erzogen an der Scheide von Serbien und Bosnien, mit ſeiner Mutterſprache, die auf dem Lande weit reiner als in den Städten geredet wird, frühzeitig vertraut geworden wäre und ihre Volks-Poeſie liebgewonnen hätte. Er benahm ſich mit dem größten Ernſt in dieſer Sache

und gab im Jahre 1814 in Wien eine Serbische Grammatik an den Tag und zugleich Serbische Volkslieder, hundert an der Zahl. Gleich damals erhielt ich sie mit einer Deutschen Uebersetzung; auch jener Trauergesang fand sich nunmehr im Original; allein wie sehr ich auch die Gabe werth hielt, wie sehr sie mich erfreute, so konnt' ich doch zu jener Zeit noch zu keinem Ueberblick gelangen. In Westen hatten sich die Angelegenheiten verwirrt und die Entwickelung schien auf neue Verwirrung zu deuten; ich hatte mich nach Osten geflüchtet und wohnte in glücklicher Abgeschiedenheit eine Zeit lang entfernt von Westen und Norden.

Nun aber enthüllt sich diese langsam reifende Angelegenheit immer mehr und mehr. Herr Wuk begab sich nach Leipzig, wo er in der Breitkopf-Hertel'schen Off ein drei Bände Lieder herausgab, von deren Gehalt oben gesprochen wurde, sodann Grammatik und Wörterbuch hinzufügte, wodurch denn dieses Feld dem Kenner und Liebhaber um Vieles zugänglicher geworden.

Auch brachte des werthen Mannes Aufenthalt in Deutschland Denselben in Berührung mit vorzüglichen Männern. Bibliothecar Grimm in Cassel ergriff mit der Gewandtheit eines Sprachgewaltigen auch das Serbische; er übersetzte die Wuk'sche Grammatik und begabte sie mit einer Vorrede, die unsern obigen Mittheilungen zum Grunde liegt. Wir verdanken ihm bedeutende Uebersetzungen, die in Sinn und Sylbenmaß jenes Nationelle wiedergeben.

Auch Professor Vater, der gründliche und zuverlässige Forscher, nahm ernstlichen Theil, und so rückt uns dieses bisher fremd gebliebene und gewisser Maßen zurückschreckende Studium immer näher.

Auf diesem Punct nun, wie die Sachen gekommen sind, konnte Nichts erfreulicher sein, als daß ein Frauenzimmer von besondern Eigenschaften und Talenten, mit den Slavischen Sprachen durch einen frühern Aufenthalt in Rußland nicht unbekannt, ihre Neigung für die Serbische entschied, sich mit aufmerksamster Thätigkeit diesem Liederschatz widmete und jener langwierigen Säumniß durch eine reiche Leistung ein Ende machte. Sie übersetzte ohne äußern Antrieb, aus innerer Neigung und Gutachten, eine große Masse der vorliegenden Gedichte und wird in einem Octav-Band so viel derselben zusammenfassen, als man braucht, um sich mit dieser ausgezeichneten Dichtart hinreichend bekannt zu machen. An einer Einleitung wird's nicht fehlen, die Das, was wir vorläufig hier eingeführt, genauer und umständlicher darlege, um einen wahren Antheil dieser verdienstvollen, neuen Erscheinung allgemein zu fördern.

Die Deutsche Sprache ist hierzu besonders geeignet; sie schließt sich an die Idiome sämmtlich mit Leichtigkeit an; sie entsagt allem Eigensinn und fürchtet nicht, daß man ihr Ungewöhnliches, Unzulässiges vorwerfe; sie weiß, sich in Worte, Wortbildungen, Wortfügungen, Redewendungen und was Alles zur Grammatik und Rhetorik gehören mag, so wohl zu finden, daß, wenn man auch ihren Autoren bei selbsteigenen Productionen irgend eine seltsamliche Kühnheit vorwerfen möchte, man ihr doch vergeben wird, sie dürfe sich bei Uebersetzung dem Original in jedem Sinne nahe halten.

Und es ist keine Kleinigkeit, wenn eine Sprache Dieß von sich rühmen darf; denn müssen wir es zwar höchst dankenswerth achten, wenn fremde Völkerschaften Dasjenige nach ihrer Art sich aneignen, was wir selbst innerhalb unsers Kreises Originelles hervorgebracht: so ist es doch nicht von geringerer Bedeutung, wenn Fremde auch das Ausheimische bei uns zu suchen haben. Wenn uns eine solche Annäherung ohne Affectation wie bisher nach mehrern Seiten hin gelingt: so wird der Ausheimische in kurzer Zeit bei uns zu Markte gehen müssen und die Waaren, die er aus der ersten Hand zu nehmen beschwerlich fände, durch unsere Vermittelung empfangen.

Um also nun vom Allgemeinsten in's Besonderste zurückzukehren, dürfen wir ohne Widerrede behaupten, daß die Serbischen Lieder sich in Deutscher Sprache besonders glücklich ausnehmen. Wir haben mehrere Beispiele vor uns: Wuk Stephanowitsch übersetzte uns zu Liebe mehrere derselben wörtlich; Grimm auf seinem Wege war geneigt, sie im Sylbenmaße darzustellen; auch Vater'n sind wir Dank schuldig, daß er uns das wichtigste Gedicht: „die Hochzeit des Marim Cernojewitsch", im Auszuge prosaisch näher brachte; und so verdanken wir denn auch der raschen, unmittelbar einwirkenden Theilnahme unserer Freundinn schnell eine weitere Umsicht, die, wie wir hoffen, das Publicum bald mit uns theilen wird.

Volkslieder der Serben.

Uebersetzt von Fräulein von Jakob.

Göttingen'sche gelehrte Anzeigen, Stück 192.
Grimm's Recensionen.
Auszug daraus.
Die Lieder nahezu unübersetzlich.
Glückwunsch zu dieser Uebersetzung.
Aufmunterung, ja Aufforderung an alle Gebildeten, sie zu lesen.
Betrachtung des Uebersetzens.
Lage der ersten Uebersetzer.
Liebe zum Original.
Wunsch, es seiner Nation bekannt und angenehm zu machen.

Furcht vor den Eigenthümlichkeiten ſeiner Nation.

Annäherung bis zur Untreue, ſo daß das Original nicht mehr kenntlich iſt.

Vergleichung älterer und neuerer Deutſcher Ueberſetzungen.

Die Sprache gewinnt immer mehr Biegſamkeit, ſich andern Ausdrucksweiſen zu fügen; die Nation gewöhnt ſich immer mehr, Fremdartiges aufzunehmen, ſowohl in Wort als Bildung und Wendung.

Die Ueberſetzerinn hat das Glück, in eine ſolche Zeit zu kommen; ſie hat nicht nöthig, ſich vom Original weit zu entfernen; ſie hält am Sylbenmaß und genauern Vortrag.

Erwünſcht, daß die Ueberſetzung in frauenzimmerliche Hände gefallen; denn genau beſehen, ſtehen die Serbiſchen Zuſtände, Sitten, Religion, Denk- und Handelsweiſe ſo weit von uns ab, daß es doch einer Art von Einſchmeicheln bei uns bedurfte, um ſie durchaus gangbar zu machen.

Es iſt nicht, wie mit dem nordweſtlichen Oſſianſchen Wolkengebilde, das als geſtaltlos, epidemiſch und contagiös in ein ſchwaches Jahrhundert ſich herein ſenkte und ſich mehr als billigen Antheil erwarb; dieſes ſüdöſtlich Nationelle iſt hart, rauh, widerborſtig; ſelbſt die beſten Familien-Verhältniſſe löſen ſich gar bald in Haß und Parteiung auf.

Das Verhältniß gegen die Europa antaſtenden Türken iſt zweideutig, wie aller ſchwächern Völker gegen das mächtige. Schon fügt ſich ein Theil dem Sieger und Ueberwinder; daher werden die kräftiger Widerſtehenden verrathen und die Nation, für die ſie Partei genommen, geht unter vor unſern Augen.

Dieſe unerfreulichen Ereigniſſe werden noch mehr verödet durch eine bloß formelle Religion, durch eine Buch- und Pergament-Autorität, wodurch allein barbariſcher Gewaltthätigkeit Einhalt gethan wird; durch einen ſeltſamen, ahnungsvollen Aberglauben, der die Vögel als Boten gelten läßt, durch Menſchenopfer Städte zu feſtigen denkt; dem eine Schickſalsgöttinn, bald als ferne Laut- und Bergſtimme, bis zur ſichtbaren, ſchönen Jägerinn, bis zum verwundbaren Weſen, in den wichtigſten Angelegenheiten gehorchen muß.

Noch nicht genug. Todte ſtehen auf und beſuchen auferſtehende Todte; von Engeln läßt ſich hier und da was blicken, aber unerfreulich, und nirgendshin iſt ein freier und ideeller Blick zu thun.

Dagegen finden wir einen abſoluten, monſtroſen Helden, kurz gebunden, wie irgend Einer, der uns, ſo ſehr wir ihn auch anſtaunen, keineswegs anmuthen mag; eine unglückliche Mohrenprinzeß, welche ihn im Gefängniß ungeſehen durch freundliche Worte tröſtet, ihn befreit und ſchatzbeladen zu Nachtzeit mit ihm entweicht, die er in der Finſterniß liebevoll umfängt. Als er aber Morgens das ſchwarze Geſicht und die blanken Zähne gewahr wird, zieht er ohne Weiteres den Säbel und haut ihr den Kopf ab, der ihm ſodann noch Vorwürfe nachruft. Schwerlich wird er durch die Kirchen und Klöſter, die er hierauf reuig ſtiftet, die Gottheit und unſere Gemüther verſöhnen. Nun freilich imponirt er uns, wenn er den Blick des unüberwindlich böſen Bogdan durch ſeinen Heldenblick zurückdrängt, ſo daß Jener Nichts weiter mit ihm zu thun haben will; wenn er die Wila ſelbſt beſchädigt und ſie Beſchluß und That zurücknehmen zwingt. Wir können uns die Art von Verehrung, die das Unbedingte in der Erſcheinung immer abzwingt, nicht verſagen; aber wohlthuend iſt er uns ſo wenig als ſeine Genoſſen.

Alles Dieſes iſt zwar als characteriſtiſch, aber nicht zu Ungunſten von uns aufgeſtellt; ich will nur dadurch noch einleuchtender machen, wie es uns zum größten Vortheil gereiche, daß dieſe barbariſchen Gedichte durch den Sinn und die Feder eines Deutſchen talentvollen Frauenzimmers durchgegangen. Was ſie aufnehmen konnte, wird uns nicht widerwärtig ſein; was ſie mittheilen wollte, werden wir dankbar anerkennen.

Jene ſtrenge Darſtellung ſoll eigentlich nur den Deutſchen Leſer auf einen ernſten Inhalt des Buches vorbereiten; denn ſelbſt die zarten Liebesgedichte von der größten Schönheit haben etwas Fremdes und die Heldengedichte, wenn ſie gleich von den leiſeſten menſchlichen Empfindungen durchflochten ſind, halten ſich von uns immer in einer gewiſſen Entfernung.

Hier iſt alſo der Fall, wo wir dem Deutſchen wie auch dem auswärtigen gebildeten Publicum zumuthen können, nicht etwa auf eine ſentimentale Weiſe jene der cultivirten Welt als excentriſch erſcheinenden Zuſtände ſich aneignen zu wollen, ſich einen Genuß nach beſonderer Art vorzubilden: nein, wir verlangen, daß wir es wagen, jene Serben auf ihrem rauhen Grund und Boden, und zwar als geſchähe es vor einigen hundert Jahren, als wäre es perſönlich, zu beſuchen, unſere Einbildungskraft mit dieſen Zuſtänden zu bereichern und uns zu einem freiern Urtheil immer mehr zu befähigen.

Strengere Forderungen an die Ueberſetzung.

Mögen noch Jahren erfüllt werden.

Das Annähernde, Gelenke, Geläufige iſt das Wünſchenswerthe des Augenblicks.

Steigerung der Ueberſetzungsforderungen.

Von der laxeſten Art bis zur ſtrictesten Observanz.

Mängel beider.

Die letzte treibt uns unbedingt zum Original.

Anlockung für Fremde, Deutsch zu lernen; nicht allein der Verdienste unserer eigenen Litteratur wegen, sondern weil die Deutsche Sprache immermehr Vermittlerin werden wird, indem alle Litteraturen sich in ihr vereinigen.

Und so können wir sie ohne Dünkel empfehlen.

Wer seit einem halben Jahrhundert die schiefen Urtheile der übrigen Europäischen Nationen über unsere Litteratur beobachtet hat, und sie nach und nach durch theilnehmende, umsichtige Ausländer berichtigt sieht, Der darf mit einiger nationellen Selbstgenügsamkeit aussprechen, daß jene Nation in gewissen Fächern ihre Borniertheit abgelegt und zu einer freiern Ansicht gelangt sind, als sie mit uns und unsern treuen Bemühungen mehr und mehr bekannt worden.

Man mißgönnet der Französischen Sprache nicht ihre Conversations- und diplomatische Allgemeinheit; in dem oben angedeuteten Sinne muß die Deutsche sich nach und nach zur Weltsprache erheben.

Serbische Gedichte.

Der zweite Theil der Uebersetzung Serbischer Gedichte, den wir dem anhaltenden, gründlichen Fleiß unserer jungen Freundin verdanken, sollte mir Anlaß geben, über diese auch wie sehr schätzenswerthe National-Poesie meine Gedanken zu eröffnen. Auch hatte ich schon Manches deßhalb zurechtgestellt, als ich in den Göttingen'schen Anzeigen Nro. 197, Jahr 1826, eine Recension fand, welche mich aller weitern Aeußerung überhebt. Sie ist von dem gründlichsten Sprachkenner verfaßt, der ebenso gut das allgemeine Organ, wodurch wir uns mittheilen, als das dadurch Mitgetheilte zu schätzen weiß. Nachträglich aber darf ich Folgendes bemerken.

Die Serbischen Lieder, freilich nach vieljährigen Andeutungen und Vorarbeiten im Stillen, werden uns auf ein Mal durch verschiedenartige Uebersetzungen bekannt, welche sich sonst in einer Nation vor nach und nach zu entwickeln pflegen. Ueber die sonst gewöhnliche Accommodation, wie sie vor fünfzig Jahren noch nöthig war, wo man seinem Volke alles Mitzutheilende so nach Geschmack und Sitten zurichten und anrichten mußte, um einiger Maßen dem Fremden Eingang zu verschaffen, hat uns eine höhere Cultur hinausgehoben; und wir sehen nun, neben der treu und streng an das Original sich haltenden Uebersetzung des Herrn Grimm einen, bei aller Hochachtung für das Original, mit freier Heiterkeit überliefernden Vortrag der Fräulein von Jakob, durch welche wir schon in Masse die tüchtigsten Heldengesänge und die zartesten Liebeslieder als unser Deutsches Eigenthum ansehen können. Nun tritt Herr Gerard hinzu, mit großer Gewandtheit der Rhythmik und des Reimes, und bringt uns leichtfertige, eigentliche Lieder für den Kreis des Gesanges.

Wenn die beiden ersten Dichtarten den Vortrag eines einzelnen Rhapsoden oder den eines gefühlvollen Alleinsingers voraussetzen, so gelangen wir hier zum lustigen Gesammtsang und treffen das Vaudeville, das nicht allein durch einen sinnig wiederkehrenden Refrain Einbildungskraft und Gefühl zusammen hält, sondern auch in sinnlosen, ja unsinnigen Klängen die Sinnlichkeit und was ihr angehört, aufregt und sie zu einem gemeinsamen Taumel auffordert.

Dieses ist das Erbtheil der geselligen Franzosen, worin sie sich von jeher überschwenglich ergingen und worin neuerer Zeit Beranger sich meisterhaft erweist, wir würden sagen musterhaft, wenn er nicht gerade, um so ein trefflicher Poet zu sein, alle Rücksichten, die man einer gebildeten Welt schuldig ist, durchaus ablehnen müßte.

Auffallend mußte hierbei sein, daß ein halbrohes Volk mit dem durchgebildetsten gerade auf der Stufe der leichtfertigsten Lyrik zusammentrifft, wodurch wir uns abermals überzeugen, daß es eine allgemeine Welt-Poesie gebe und sich nach Umständen hervorthue; weder Gehalt noch Form braucht überliefert zu werden, überall, wo die Sonne hinscheint, ist ihre Entwicklung gewiß.

Diese Andeutungen fortzusetzen, enthalten wir uns gegenwärtig; die Schätze der Serbischen Litteratur werden schnell genug Deutsches Gemeingut werden und wir behalten uns vor, sobald noch mehreres zur Kenntniß gekommen, unsere Gedanken weiter mitzutheilen.

So weit waren wir gelangt, als uns die angenehme Nachricht zukam, daß Herr Gerhard unter dem Titel: „Wila", eine neue Sammlung Serbischer Volkslieder zunächst herausgeben werde. Da nun hier der sprach- und singgewandte Mann diese Angelegenheit zu fördern sich abermals genöthigt erweist: so zweifeln wir nicht, er werde die Aufforderung, die wir zunächst an ihn erlassen, freundlichst aufnehmen und sein Talent in dieser Angelegenheit fernerhin bethätigen.

Das Neueste Serbischer Litteratur.

Simeon Milutinowitsch, ein für die Poesie seiner Nation wie für die dichterischen Erzeugnisse der unserigen gleich empfänglicher Mann, gegenwärtig fünfundvierzig Jahre alt, war

früher als Schreiber bei dem Senate in Belgrad angestellt, vertauschte aber, als Czerny Georg seine Brüder zu den Waffen rief, die Feder mit der Flinte und dem Handjar. Er focht in beiden Befreiungskriegen unter Georg und Miloſch für die Freiheit seines Vaterlandes, wanderte, als Dieſes dem türkiſchen Joche ſich wieder ſchmiegen mußte, nach Beſſarabien, fing dort an, die Heldenthaten der vorzüglichſten Bojaren dichteriſch zu beſchreiben, und kam über Rußland und Polen nach Leipzig, um daſelbſt, unterſtützt vom Fürſten Miloſch, in der Breitkopf- und Härtel'ſchen Officin, wo er wußte, daß ſein Freund, Wuk Stephanowitſch, die Serbiſchen Volkslieder drucken ließ, ein von ihm begonnenes Gedicht gleichfalls der Preſſe zu übergeben. Er hat es nun vollendet und es liegt ein Exemplar in vier kleinen Duodez-Bänden vor mir.

Die herzliche Einfalt und Biederkeit, die ſeiner Nation eigen, bezeichnet ihn wie ſein Gedicht. Er hat es Serbianca genannt und es enthält in aneinander gereihten Tableaux oder Heldenliedern eine epiſche Schilderung der Aufſtandskriege Serbiens, deren wichtigſte Momente er als Augenzeuge am Beſten darzuſtellen vermochte.

Der wackere Verfaſſer hat auf theilnehmendes Anſuchen uns den vollſtändigen Inhalt ſeines Gedichtes ausführlich mitgetheilt; wir fanden das Ganze bei prüfender Ueberſicht höchſt merkwürdig und es iſt vielleicht das erſte Mal, daß eine alte Volks-Litteratur ſich durch ſo lange Zeit in Sinn und Ton durchaus gleich bleibt. Wir wünſchen, daß dieſes Gedicht überſetzt, und zwar von Herrn Gerhard überſetzt werden möge, der ſich die Denk- und Lebensweiſe, woran dieſe Nation gewöhnt iſt, genugſam bekannt gemacht hat.

Es erſcheint als etwas ganz Eigenes, daß wir den Czerny Georg und ſeine Gehülfen in eben dem Conflict mit den Türken ſehen, in welchen wir nun die Griechen verwickelt ſehen. Höchſt intereſſant war uns die Aehnlichkeit und den Unterſchied beiderlei Aufſtands gegen verjährte Uſurpation zu erkennen. Und ſo bleibt uns dieſes Gedicht, inwieweit wir uns damit befreunden konnten, höchſt merkwürdig als Wiederholung oft verſuchten Beſtrebens, intereſſant durch die ſchönen Charactere der Hauptunternehmer. Traurig aber iſt auch hier der Anblick unzulänglicher Mittel, durch Vertrauen auf größere Nachbarſtaaten für Augenblicke zu übernatürlicher Kraft erhöht und am Ende dennoch zwecklos verwendet.

Wir freuen uns im Voraus auf die Uebereinſtimmung des ſchwarzen Georg von dem unüberwindenen Marco, wie ſie ſich in dieſen Gedichten nahezu mit hiſtoriſcher Zuverläſſigkeit wird darſtellen laſſen.

Schließlich wenden wir uns noch mit dem freundlichſten Geſuche an die drei von uns gerühmten Theilnehmer an dieſem ſchönen Geſchäft und ſprechen den Wunſch aus: Herr Grimm, Fräulein von Jakob und Herr Gerhard möchten, Jedes in ſeiner Art, nicht nachlaſſen, dieſe ſo wichtige als angenehme Sache unabläſſig zu fördern!

Nationelle Dichtkunſt.

Die Serbiſche Poeſie hat ſich, nach einem fünfzigjährigen Zaudern, in Sachen eingeleiteten, aber ſtockenden Verſuchen, endlich in den Litteraturen des Weſtens dergeſtalt ausgebreitet, daß ſie weiter keiner Empfehlung bedarf und ſogar eine Anzeige des Neueſten faſt überflüſſig ſcheint.

Herrn Gerhard's „Wila", als der dritte und vierte Theil der Gedichte dieſes leicht auffaſſenden und glücklich wiedergebenden Talents, iſt in jedem Sinne höchſt merkwürdig. Schon deßhalb ſich die beſchränkte Mythologie dieſer Halbbarbaren mannigfaltiger aus: erſt hatten wir eine vielfach erſcheinende „Wila", nun zeigen ſich deren zwei; ſchon findet man das geheimnißvoll Fördernde und Hindernde, das Nützende und Schadende in einem geiſtigen Weſen zu denken nicht mehr verträglich, ſondern es treten ſchon untergeordnete begleitende Wilen hervor; und ſo wird nach und nach die Fabelwelt dieſer Nation ziemlich geiſterhaft bevölkert.

Zu dem Begriff eines höchſten, göttlichen Weſens aber ſcheint ſie ſich nur kärglich erheben zu können; und die Rolle des Satans mögen ihre unbezwinglichen Helden, ein Bogdan, ein Marco, gelegentlich wohl gern ſelbſt übernehmen. Indeſſen wird auch ihr Heldenkreis vor unſerer Einbildungskraft immer weiter und weiter, indem er ſich nach den Vorfahren zu eröffnet, indem uns die Väter, die Oheime, die Ahnen der uns bisher ſchon bekannten, halbkarrig unüberwindlichen Helden merkwürdig hervortreten.

Doch dürfen wir uns in das Verdienſtliche der Sache tiefer einzugehen nicht verleiten laſſen; nur bemerken wir, daß eine eigene, wunderliche Dichtart ſich hier vernehmen läßt. Es ſind ſehr artige muſicaliſche Lieder herumziehender, heiſchender Mädchen und Kinder, an welche der Deutſche in der neuern Zeit durch „des Knaben Wunderhorn" ſchon erinnert worden. Wir aber wurden perſönlich in eine vorpolitiſche Epoche verſetzt, wo wir als Kinder den verwunmten drei Königen, ſodann den Faſt-

nachtsingern, endlich auch den im Frühling Schwalben Verkündenden mit wohlwollender Behaglichkeit Pfennige, Butterſemmeln und gemalte Eier zu reichen das Vergnügen hatten. Von allem Dieſem ſcheint nur noch der Erntekranz übrig zu ſein, der aber eine kirchliche Form angenommen hat.

Die frei nachgebildeten Lieder halten wie die frühern Wort und Verſprechen; ſie ſind zu uns herübergeſchifft und wir werden derſelben gar manche in froher Geſellſchaft bei traulichen, wohl auch bei Feſtmahlen ertönen zu laſſen nicht verſäumen; hier iſt eine grenzenloſe Anregung an unſere zahlreichen Componiſten.

Auch Fräulein von Jakob ſchien faſt, ſich um die Serbiſche Dichtkunſt verdient zu machen; ſind doch die Deutſchen längſt gewohnt, mehr als einen Ueberſetzer älterer und neuerer Werke auftreten zu ſehen.

Genannte Freundinn hat uns unlängſt abermals einige ihrer Ueberſetzungen mitgetheilt, die wir, wenn uns der Platz nicht gebräche, gar gern hier aufführen möchten; ſie hält ſich feſt an der Stelle, die ſie früher ſchon behauptet und kennt genau die Vorzüge, welche aus der unmittelbar darſtellenden Art entſpringen, die uns gerade in die Gegenwart des Erzählten verſetzt.

Es iſt Dieſes ein Unwerkliches, welches wohlempfunden ſein will und durch das Ganze durchgehen muß, aber höchſt wichtig, weil der poetiſche Vortrag ſich dadurch ganz eigentlich und einzig von dem geſchichtlichen unterſcheidet.

Servian popular poetry.

Translated by John Bowring. London 1827.

Wie es uns mit ſchönen, geliebten Perſonen ergeht, die uns immer mit neuem Reiz überraſchen, ſo oft wir ſie in einem andern Kleid unvermuthet wieder erblicken, ſo war es auch mir zu Muthe, als ich die bekannten und anerkannten Serbiſchen Gedichte in Engliſcher Sprache wieder las. Sie ſchienen ein neues Verdienſt erworben zu haben; es waren dieſelbigen Geſtalten, aber wie in einem andern Gewande.

Herr Bowring hat uns ſchon im Jahr 1821 ebenfalls mit einer Ruſſiſchen Anthologie beſchenkt, wodurch wir mit jenen entfernten öſtlichen Talenten, von denen uns eine weniger verbreitete Sprache ſcheidet, näher bekannt werden. Nicht allein erhielten dadurch berühmte Namen eine lebendigere Bedeutung, ſondern wir lernten auch daraus einen Mann, der uns ſchon längſt durch Liebe und Freundſchaft verwandt war, Herrn Schakowsky, näher kennen und ihn, der uns bisher in zarten Gedichten freundlich und ehrend verpflichtet hatte, auch in der weitern Ausdehnung ſeines poetiſchen Erzeugens lieben und bewundern.

Allen Denen, welche nun auch ebenfalls ihre Blicke wenden und den Eigenthümlichkeiten der Slaviſchen Dichtkunſt ihre Aufmerkſamkeit ſchenken, dürfen wir dieſe beiden Sammlungen gar wohl angelegentlich empfehlen.

Böhmiſche Poeſie.

Da wir hoffen, daß wahre Freunde der allgemeinern Litteratur oben belobte Recenſion der Serbiſchen Gedichte nachſehen und ſich daraus mit uns überzeugen werden, wie die Productionen anderer Slaviſchen Sprachen unſerer Aufmerkſamkeit gleichfalls höchſt würdig ſind, ſo dürfen wir die erſte Geſellſchaft des vaterländiſchen Muſeums in Böhmen hierdurch wohl dringend erſuchen, in der durch ihre Sorgfalt herauskommenden Monatſchrift, wovon zwei Hefte vor uns liegen, die Mittheilung Böhmiſcher Gedichte, und zwar der uralten ſowohl als ihrer Nachbildungen, nicht weniger, was in den neueſten Formen von Inländern gedichtet worden, freundlichſt fortzuſetzen. Es wird Dieß das ſicherſte Mittel ſein, ſich mit dem größern Deutſchen Publicum zu verbinden, indem, was das Uebrige betrifft, man zunächſt für das Vaterland zu arbeiten bemüht iſt.

Die Entdeckung der Königinngrätzer-Handſchrift, die uns ganz unſchätzbare Reſte der älteſten Zeit bekannt machte, gibt Hoffnung, daß Dergleichen ſich mehr auffinden werden, um deren Mittheilungen wir um ſo dringender bitten, als ſich in dem Volksgeſang von ſolchen vorchriſtlichen und erſchütternden Aeußerungen einer halb rohen und doch ſchon den zarteſten Gefühlen offenen Nation Nichts erhalten haben möchte. Indeſſen danken wir für die Bruchſtücke aus dem epiſchen Gedichte „Wlaſta“ von Carl Egon Ebert, nicht weniger für „Horimir und ſein Roß Semik“ von Profeſſor Anton Müller.

Einigen der in Deutſcher Ueberſetzung ſchon ſo wohlklingenden Sonette von Kollar wünſchten wir auch wohl ein Mal das Böhmiſche Original zur Seite beigefügt zu ſehen. Dieß würde jenen Wunſch, die Slaviſche Sprachkunde auch in die Deutſche Litteratur hereinzuführen, befeſtigen und erfüllen helfen.

Amazonen in Böhmen.

Die über kriegeriſche Frauen in Böhmen mir öfters zugegangenen, allgemeinen fabelhaften Nachrichten umſtändlicher zu erforſchen und den Gedicht- und Geſchichtfreunden näher zu brin-

gen, habe ich mir Folgendes vergegenwärtigt. Olympia mit ihren zwei Schwestern, sie, die Jüngste als Königinn, die andern Beiden als bedeutend im Staate, scheinen den Grund zu einem Weiber-Regiment gelegt zu haben, indem sie sich des günstigen Vorurtheils für die geistigen Vorzüge ihres Geschlechts bedienten und durch Klugheit die Männer zu beschwichtigen wußten.

Dieses Uebergewicht war zu groß, so daß rohere, derbere Männer, zuletzt ungeduldig, die Königinn sich zu verheirathen nöthigten, wodurch aber jene Gynäocratie keineswegs aufgehoben ward, sondern sich vielmehr, zur Oppoſition gereizt, befestigte.

Hier mögen nun die von Frauen besetzten, sehr Plätze den Nachbarn sehr unbequem gewesen sein und so lange Krieg und Streit gewaltet haben, bis endlich die Mannskraft sich wieder in ihre Rechte eingesetzt.

Freilich gründen sich diese Gedanken nur auf eine Chroniken-Legende und wir wollen ihnen nicht mehr Werth geben, als insofern Alles, was sich auf Sagen gründet, doch immer einige Achtung verdient.

Cours de Littérature grecque moderne.

Par J. Rizo-Rangabé. Genève 1827.

Wer diese wichtige Schrift in die Hand nimmt und sich daraus gründlich und schnell zu belehren wünscht, der fange sogleich unten auf S. 67 zu lesen an und fahre fort bis zum Abschnitt auf der 87sten. Hat er vernommen und beherzigt, was der Verfasser auf diesen wenigen Blättern vortrug; hat er geahnet und durch eigenen Geist vervollständigt, was nicht gesagt, aber deutlich genug angedeutet ist: so wird er den Schlüssel zu dem übrigen Werke und zu Allem, was sonst über Neu-Griechische Litteratur zu sagen ist, sich zugeeignet haben. Möge der Vortrag, den wir nach unserer Weise davon versuchen, mit Ernst und Bedacht aufgenommen werden!

Gehen wir in die ältern Zeiten des Byzantinischen Kaiserthums zurück, so erkennen wir über die hohe Würde, über den mächtigen Einfluß des Patriarchen von Constantinopel auch auf weltliche Dinge. Thron sehen wir neben Thron, Krone gegen Krone, Hirtenstab über dem Scepter; wir sehen Glauben und Lehre, Meinung und Rede überall, über Alles herrschen. Denn nicht allein die Geistlichkeit, sondern die ganze weltliche Welt hatte von den letzten heidnischen Sophisten Lust und Leidenschaft überkommen, mit Worten statt Handlungen zu gebaren und, statt umgesetzt das Wort in That zu verwandeln, Wort und Redeweise zu Schutz und Schirm als Vertheidigungs- und Angriffswaffe zu benutzen. Welche Verwirrung des öffentlichen Reichs daher entsprungen; welche Verwickelung und Verwirrung dadurch vermehrt worden, ist den Geschichtskundigen nur allzu bekannt; wir aber sprechen Dieses nur mit wenigen Worten aus, um schnell zum Anschauen zu bringen, wie die priesterliche Gewalt sich durchaus den Majestäts-Rechten gleichzustellen gewußt. Als nun in späterer Zeit die Türken nach und nach das ganze Reich und zuletzt die Hauptstadt überwältigten, fand der neue Herrscher ein großes Volk vor sich, das er weder vernichten konnte noch wollte, das sich auch nicht sogleich bekehren ließ. Unterthan sollten sie bleiben, Knechte sollten sie werden: aber durch welche Macht waren sie zusammenzuhalten und als Einheit zu fesseln?

Da fand man denn gerathen, die alte geistliche Majestät in ihren Formen bestehen zu lassen, um, indem man auch sie unterjochte, der Menge desto gewisser zu sein. Ließ man aber dem geistlichen Oberhaupt auch nur einen Theil seiner ehemaligen Vorzüge, so waren es noch immer überschwengliche Vortheile, grenzenlose Privilegien, die ihm übrig blieben. Durch eine bestehende Synode wurden Patriarchen und Erzbischöfe gewählt, die Letztern auf Lebenszeit. Kein Gouverneur und Pascha durfte sich in geistliche Händel mischen, noch sie vor seine Gerichtsstelle rufen; Patriarch und Synode bildeten eine Art Jury und was sonst noch zu erwähnen wäre, wovon wir nur bemerken, daß die Güter der unbeerbt sterbenden Geistlichen nicht vom Staate eingezogen wurden, wie das Vermögen der übrigen kinderlos Abscheidenden.

Zwar verfuhren die Ueberwinder folgerecht genug, um allmälig auch die Geister wehrlos zu machen. Die einzeln stehenden Kirchen wurden in Moscheen verwandelt, alle Schulen geschlossen, jeder öffentliche Unterricht verboten; allein die Klöster hatte man bestehen lassen, da denn die Mönche, nach ächt Orientaler Weise, sich ihrer Kirchen und Capellen bedienten, um Kinder zu versammeln, sie bei gottesdienstlichen Ceremonien mit allhören zu lassen, ihnen bei dieser Gelegenheit durch Catechisation das Nöthige beizubringen und dadurch Religion und Cultus im Stillen aufrecht zu erhalten.

Hier aber tritt nun eine Hauptbetrachtung hervor, daß schon in der alten Byzantinischen Verfassung der Patriarch nicht allein von religiösen Männern, von Priestern und Mönchen umgeben gewesen, sondern daß er auch einen Kreis, einen Hofstaat von Weltgeistlichen um sich versammelt gesehen, welche mit ihren Familien (denn verheirathet war so der Priester, um so mehr der ihm verwandte Laie), von un-

denklichen Zeiten her, einen wahren Adel bildeten und in strenger Hofordnung eine Stufenreihe von Amts- und Würdestellen einnahmen, deren Griechischer Weise zusammengesetzte, vielsylbige Titel unsern Ohren gar wunderlich klingen müssen.

Dieser Caste, wie man sie wohl nennen darf, lagen die wichtigsten Geschäfte und also der größte Einfluß in Händen. Die Besitzthümer aller Klöster, die Aufsicht darüber sowie über deren Haushalt war ihnen übergeben; ferner bildeten sie um den Patriarchen in allen bürgerlichen und weltlichen Dingen ein Gericht, wo Beschlüsse gefaßt, und von wo sie ausgeführt wurden. Dagegen fehlte es ihnen auch nicht an Pfründen und Einkünften, die ihnen auf Klöster und sonstige geistliche Besitzungen, sogar auf Inseln des Archipel's angewiesen waren.

Dieses große und bedeutende Geschlecht mochte nun viel von seinem Rang und eigenem Besitz bei dem Untergange des Griechischen Reiches verloren haben; aber was von Personen und Kräften übrig blieb, versammelte sich augenblicklich um den Patriarchen, als um seinen angeborenen Mittelpunct. Und da man Diesen gar bald an's Ende der Stadt, in eine geringe, unansehnliche Kirche verwies, wo er sich aber doch gleich eine Wohnung anbaute, versammelten sie sich um ihn und nahmen das Quartier ein, welches vom nahe gelegenen Thore den Zunamen vom Fanal erhielt, wo sie sich Anfangs, gegen ihre frühern Zustände, gedrückt und kümmerlich genug mögen beholfen haben.

Aber unthätig nicht. Denn die wichtigen Privilegien, welche dem Patriarchen vergönnt waren, schlossen ja auch sie mit ein und forderten, wenn auch in großer Beschränkung, noch ernstlicher als vormals ihre Thätigkeit, welche, durch länger als zwei Jahrhunderte fortgesetzt, ihnen endlich einen höchst bedeutenden Einfluß verschaffte, den Einfluß, den der Geistreiche, Denkende, Unterrichtete, Umsichtige, Rührige über Denjenigen erlangen muß, der von allen diesen Eigenschaften keine besitzt und von dergleichen Wirksamkeiten keine sich zu eigen gemacht hat. Ihnen mußte seit dem ersten Augenblicke des großen Unglücks und dem ersten Gedenken einer dem tyrannischen Ueberwinder abgenöthigten Gunst Alles dringend obliegen, was zur Erhaltung der ganzen nationalen Corporation nur irgend beitragen konnte. Sie, als die Finanz-Männer des hohen Patriarchen-Stuhles, lassen sich abgesondert von ihm nicht denken, und sie, die in der Ganzheit eines großen Wohlbehagens zu einander gehörten, werden sich gewiß in dem Moment der Zerstückelung desto eifriger aufgesucht und zu ergänzen getrachtet haben.

Wenn nun die hohe Geistlichkeit, als Ueberkömmlinge der letzten Litteratoren und Sophisten des Heidenthums, alle Ursache und Gelegenheit hatten, die alte Sprache und einiges Wissenschaftliche bei sich zu erhalten und auszubilden: so werden diese Laien gewiß nicht zurückgeblieben sein, auch neben weltlichem Treiben und Sorgen auf Das, was von Unterricht irgend noch möglich war, mitzuwirken gesucht, und sich selbst, um einer solchen Oberaufsicht werth zu sein, in solchen Kenntnissen ausgebildet haben, welche sie von Andern zu fordern hatten, wobei ihnen ihre Verknüpfung mit dem Leben noch von einer andern Seite zu Statten kam.

Die hohe Geistlichkeit hielt fest an der Würde der Alt-Griechischen, durch Schrift überlieferten Sprache, und um so fester, als sie ihre Würde gegen die betriebsame Menge verwahren mußte, die seit geraumer Zeit, besonders aber seit dem abendländischen Einfluß, unter den Kreuzfahrern, Venetianern und Genuesen, sich den stammelnden Kinder-Dialect der abendländischen Sprachen, und statt herrlicher, geistreicher Formung und Beugung, nur Partikeln und Auxiliarien gleichsam stotternd hatte gefallen lassen: sehen wir doch den Purismus, der eine durch Mengsal entstellte Sprache wieder herzustellen bemüht ist, so streng und zudringlich verfahren, wie sollten Diejenigen, welche ein reines Alterthümliches zu bewachen haben, nicht auch das Gleiche zu üben berechtigt sein?

Die mit äußerlichen Dingen, mit Benutzung von Gütern beschäftigten Weltgeistlichen waren dagegen genöthigt, sich mit dem Volke abzugeben; sie mußten seine Sprache sprechen, wenn sie bessern Unterricht verbreiten wollten, das Organ keineswegs verschmähen, wodurch ein solcher Zweck zuletzt allein zu erreichen war. Denke man ferner die Ausdehnung eines nach und nach sich verbreitenden Schulunterrichts, den sie von dem Hauptsitze aus zu beleben hatten; eine Wirksamkeit, die über den Archipel bis zum Berg Athos, nach Larissa und Thessalien hinreichte: so wird man folgern, daß sie, überall mit allen Nationen zusammentreffend, in fremden Sprachen sich zu üben, an fremden Eigenheiten, Politik und Interesse Theil zu nehmen hatten.

Der Geschichtskundige wird diesem stillen, gewisser Maßen geheimen Gang durch zwei Jahrhunderte zu folgen wissen, um nicht für ein Wunder zu halten, daß dieses niedergebeugte Geschlecht, diese von einem abgelegenen Quartier benannten Fanarioten zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts auf ein Mal vom Hofe höchlich begünstigt, an den ersten Stellen des Reichs, als Dolmetscher der Pforte, ja als Fürsten der Moldau und Wallachei hervortreten

Hier nun glauben wir unserer Einleitung

Jery. Laß nur, es will nichts bedeuten.

Bätely. Nimm das Tuch, du wirſt ſonſt voll Blut.

Jery. Es heilt für ſich, es heilt geſchwinde.

Bätely. Nein! Nein! Gleich will ich dir einen Umſchlag zurechte machen. Warmer Wein iſt gut und heilſam. Warte, warte nur, gleich bin ich wieder da. ab.

Jery allein.

Endlich, endlich darf ich hoffen,
Ja, mir ſteht der Himmel offen!
Auf einmal
Streift in's tiefe Nebelthal
Ein erwünſchter Sonnenſtrahl.
Theilt euch, Wolken, immer weiter!
Himmel, werde völlig heiter,
Ende, Liebe, meine Qual!

nach oben ausgesprochener Ansicht, genug gethan zu haben, und dürfen wohl dem Leser auf Seite 23 deuten, wo er die drei Epochen der Neugriechischen Litteratur angezeigt und sodann ausgeführt zu finden hat. Die erste, von 1700 bis 1750, bezeichnet sogleich entschiedenere Schritte zu einer freiern Bildung. Der Einfluß jener bedeutenden Männer verbesserte das Geschick der Nation in hohem Grad. Unter solchem Schutz und Leitung fing ein frisches Licht sich an zu verbreiten, und man suchte besonders das Altgriechische gründlich und reiner zu studiren.

Die zweite Periode von 1750 bis 1800 zeichnet sich besonders aus durch Einführung Europäischer wissenschaftlicher Kenntnisse. Man übersetzte eine Menge fremder Werke, der Wissenschaft, der Geschichte, der Philosophie angehörig; die Schulen vervielfältigten sich, mehrere derselben verwandelten sich in Lyceen und Universitäten. Eine große Anzahl Griechen hatten in Europa studirt, kamen in ihr Vaterland zurück und übernahmen willig das ehrenvolle Geschäft öffentlichen Unterrichts; daher denn dieser Zeitraum als den Wissenschaften gewidmet erscheint.

Die dritte Epoche, datirt vom Anfang des Jahrhunderts, ist ganz modern; der öffentliche Unterricht gewann eine philosophische Richtung; besonders aber studirte man die Sprache, die überlieferte sowohl als die lebendige, methodischer und gründlicher. Vorzügliche Männer, ihr Vaterland wieder aufzurichten gesinnt, brachten freiere Begriffe in die Unterweisung; und das Lesen der alten Schriftsteller gab Gelegenheit, große und erhabene Gedanken in der Jugend zu erregen. Auf die Sprachbildung wirkte der Einfluß Korai's vorzüglich, und Alles war bemüht, die Nation einen Platz unter den civilisirten Europa's würdig zu machen.

Gar mannigfaltige Betrachtungen werden sich dem Lesenden dabei aufdringen, und wir behalten uns vor, auch die unserigen mitzutheilen, wenn wir erleben, daß die Besten der Griechen sich nun um ihre neue Leuchte, um den edeln Gouverneur versammeln, daß die Unterrichteten Weisen und Klugen mit Rath, die Tapfern mit That, besonders aber die Geistlichen mit reinmenschlich apostolischem Einfluß in seine Plane, in seine Ueberzeugungen eingreifen und als Philhellenen im höhern Sinne, nach dem Wunsche der ganzen Christenheit, sich erweisen und betragen mögen.

Eben, als wir in Begriff sind, Vorstehendes dem Druck zu übergeben, erhalten wir, durch die Freundlichkeit des Herrn Dr. Christian Müller in Genf, die Uebersetzung vorgemeldeter Schrift, wohlgerathen, wie sich's von einem so vorzüglichen Litterator denken läßt.

Da ich so viel Antheil an dem Original genommen, so war Nichts natürlicher, als daß ich mich sogleich der Stelle zuwendete, die mich zu vorstehendem Aufsatz veranlaßt hatte. Da mußte ich denn merkwürdig finden, daß der dem Verfasser sonst günstig gesinnte Uebersetzer Seite 72 und 77, in beigefügten Noten, auf ein Mal als dessen Gegner auftritt, indem er die Fanariotem, deren Herkommen und Wirkung wir historisch zu entwickeln getrachtet, feindselig behandelt.

Widerspruch gegen meine Ueberzeugung ist mir in einem hohen Alter immer willkommen, indem ich ja dadurch ohne besondere Bemühung erfahre, wie Andere denken, ohne daß ich von meiner Denkweise im Mindesten abzuweichen genöthigt werde.

Und so gestehe ich denn aufrichtig, daß ich einen Mann, wie Jacovaky Rizo-Neroulos, der sich noch jetzt ehemaligen Premier-Minister der Griechischen Hospodare in der Moldau und Wallachei nennt und unterschreibt, höchlich bedauerte und beklagte, wenn ich ihn in dem erbärmlichen Zustande sah, wie er als Vortragender, Vorlesender, Belehrender genöthigt ist, seine Darstellung unmethodisch zu beginnen und den Hauptpunct, worauf Alles Verständniß beruht, als Parenthese zu geben; wie er sich in dem unglücklichen Fall befindet, vor Zuhörern, die sich Freunde nennen, seinem Adel zu entsagen, seine fürstlichen Vorfahren zu verläugnen, die langjährigen, edeln, süßen und öffentlichen Einwirkungen seines Geschlechts nur im Vorübergehen zu berühren, ihres Märtyrerthums als eines gleichgiltigen Geschicks zu gedenken, und die süßen Thränen, die er ihrem Grabe zollt, vor seinen Zuhörern zu verbergen. Diese jammervollen Zustände, die wir aus dem Original schon herausahnten, werden durch die Noten des werthen Uebersetzers ganz offenbar. Denn der wackere Neroulos mußte Angesichts der Versammlung empfinden und wissen, daß die Gesinnungen, die sich hier gedruckt aussprechen, in seinen Zuhörern durchaus obwalteten; daß man an ihm den Geruch einer abgeschiedenen Fürstlichkeit kaum erträglich fand; ja daß er fürchten mußte, er werde, da man an seine freiwillige Erniedrigung nicht einmal recht glaubte, von der Menge sogar als Heuchler verachtet werden. Wie unter solchen Umständen dem edeln Mann nur ein Wort durch den „Zaun der Zähne" durchbrechen konnte, bleibt ein Räthsel, das wir nur durch ein inniges Bedauern beseitigen können.

Man verzeihe diese gewissen Maßen abgenöthigte Aeußerung einem gemüthigten Philhellenen; ihm hat sich durch eine Reihe vieler Jahre ein historisches Menschengefühl entwickelt, d. h. ein dergestalt gebildetes, daß es, bei

Schätzung gleichzeitiger Verdienste und Verdienstlichkeiten, auch die Vergangenheit mit in Anschlag bringt. Und so ist denn auch Vorstehendes nicht der Gegenwart, sondern der Zukunft, nicht dem Tagesblatt, sondern der Geschichte gewidmet.

Wenn wir die Vorwürfe, die man den Fanarioten zu machen pflegt, mit Klarheit und Billigkeit beurtheilen wollen, so dürfen wir uns nur an die Zustände unserer hohen Dom-Capitel erinnern, deren altherkömmliche Glieder sämmtlich fürstenmäßig geboren wurden. Sie waren im eigentlichsten Sinne die Barmeciden, die Fanarioten von Deutschland. Um den geistlichen Mittelpunct versammelt, nahmen sie die Bestimmung ihrer höchsten Würde aus den Händen des Patriarchen der Römischen Christenheit. Die Oberrichterstelle des ganzen Reiches war der ersten Würde anhängig und so, unter wenig abweichenden Umständen, gestaltete sich ein Analogon jener Verhältnisse, wie solches in einem jeden großen Reiche sich nothwendig bilden muß.

Erinnert man sich der, bei vorfallenden Wahlen eintretenden mannigfaltigen Verhältnisse, an die Intriguen, die Bestechungen, das Hin- und Wiedermarkten, Gewinnen und Abspannen der Stimmen und Zusagen: so wird man Denen, die in einem abgelegenen Quartier von Byzanz Recht und Einfluß ihrer Casse, unter einem despotischen Oberhaupte, zu sichern alle Ursache hatten, gar wohl verzeihen, sich derjenigen Künste bedient zu haben, welche durchaus der klugen und selbstsüchtigen Menschheit, ohne tadelnswerth zu sein, jeder Zeit angehörten.

Indessen wir nun das Weitere aufzuklären der Zeit überlassen, kommen uns die Aeußerungen eines reisenden Engländers zu Statten, welcher kurz vor der gewaltigen, im Stillen vorbereiteten Explosion jene um den Patriarchen von Constantinopel noch immer versammelte hohe Aristokratie auf der Insel Therapia, ihrem Sommeraufenthalt, besuchte, wo auch unser Arzo noch, den Beginn der großen Epoche erwartend und voraussehend, scheinbar mit Alterthümern sich abgebend, gegenwärtig war und mit klarem, scharfem Blick jene Zustände durchschaute. Wir setzen die hierher sich beziehende Stelle, deren Laconismus kaum zu verbessern, zunächst aber zu übersetzen wäre, im Original hier bei und lassen eine Paraphrase derselben als Erläuterung des Textes darauf erfolgen.

Les Fanariotes ont été long-tems signalés comme héritiers des vices de leurs ancêtres byzantins: cette accusation a été répétée avec affectation, et souvent exagérée. Il est vrai que le tems et l'esclavage ont tenu chez eux ce que leurs aieux libres avaient pu leur transmettre de nobles facultés: la corruption de cour, les intrigues théologiques, la législation capricieuse de l'empire déchu d'Orient, se retrouvent encore chez les esclaves des Turcs. Il y a une fertilité de subt[illegible]s qui tient de l'instinct dans le cara[illegible] grec, une sorte de travers dans la vue morale, que l'esclavage n'était pas propre à corriger et qui est devenue une duplicité habituelle et compliquée dont l'étranger est frappé au premier abord. Les vices ne peuvent disparaître en un jour et il a fallu la cause la plus noble et les convulsions les plus violentes, pour relever malgré tant d'obstacles, le caractère avili de la nation.

„Die Fanarioten hat man schon längst als Erben aller Laster ihrer Byzantinischen Vorfahren angeklagt, auch diese Beschuldigung zuversichtlich und oft übertrieben wiederholt. Wir sollten aber auch die Griechen überhaupt jener schönen, edlen Eigenschaften, weßhalb ihre freien Urväter so hoch geschätzt sind, durch eine Reihe höchst bedrängender Jahre rein und lebendig bewahrt haben? Wie konnte die Nation, die Hohen wie die Geringen, beim Verfall des Morgenländischen Kaiserthums den Einflüssen eines verdorbenen Hofes, theologisch verworrener Parteiungen, einer eigensinnig willkürlichen Gesetzgebung widerstehen? Mußten sie nicht, in diese Verworrenheiten verschlungen, alle Freiheit des Geistes, alles Rechtliche des Handelns aufgeben?

Unter einem solchen, durch Türkische Despotie täglich vermehrten Druck aber bildete sich in dem Griechischen Character eine Fruchtbarkeit von Aussichten, eine Art von Scharfblick in sittlichen Dingen, woraus sich denn bei fortdauernder Sclaverei eine gewohnt-hinterlistige Zweideutigkeit entwickelte, welche dem Fremden bei'm ersten Antritt auffällt.

Wie Laster und Mängel können nicht augenblicklich verschwinden, und wer das ebenso Begünstigen, die gewaltsamsten Zuckungen konnten so altherkömmliche Verwöhnungen besiegen und dem erniedrigten Character der Nation einen neuen Aufschwung nach dem Bessern hin verleihen."

Neukothen.

Von Dr. Carl Thm. Leipzig 1827. Joseph Weber.

Dieses Werk wird einem Jeden, der sich mit den Hellenischen Angelegenheiten näher beschäftigt, willkommen und brauchbar sein. Aus den Neu-Griechischen übersetzte Briefe über die Zeit-

ereigniſſe bilden einen gehaltreichen Text, der durch Beilagen, begleitet mit Anmerkungen, umſtändlich ausgelegt wird. Man kann daher dieſes Werk als Compendium, Commentar und Sammlung von Collectaneen betrachten, woraus man ſich vielſeitig unterrichten wird.

Der meiſte Stoff iſt aus franzöſiſchen und Engliſchen Werken zuſammengetragen, ein Verzeichniß Neu-Griechiſcher Schriftſteller der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts hinzugefügt und das Ganze durch den Verſuch eines Perſonen-, Sachen- und Wörterverzeichniſſes zugänglicher gemacht.

Aus dem Geſagten erhellt nun ſchon, daß man dieſe ſämmtlichen Materialien mit Vorſicht und Critik zu brauchen habe, indem ſie uns von den Händen eines erklärten Philhellenen dargeboten ſind, dem man nicht zumuthen kann, ſeinen Lieblingen irgend wehe zu thun.

Neu-Griechiſche Volkslieder.

Herausgegeben von Kind. Grimma 1827.

Ein Vorwort behandelt Eigenheiten und Proſodie des Neugriechiſchen. Hierauf werden vierundzwanzig, mehr oder weniger moderne Lieder mitgetheilt, denen ſodann Anmerkungen und Worterklärungen in alphabetiſcher Ordnung folgen.

Ein ſehr willkommenes, brauchbares Büchlein, wodurch wir abermals einen Vorſchritt in den Kenntniſſen der Verdienſte Neu-Griechiſcher National-Poeſie thun. Denn freilich werden wir nach und nach immer mehr zu ſichten haben, was denn eigentlich an dieſen Gedichten des Schätzenswerthe ſei. Keine Nation hat noch zu keiner Zeit das Vorrecht erhalten, nur gute und grundwürdige Poeſien hervorzubringen. Und ſo möchte denn auch mancher dieſer Geſänge einen patriotiſch-hiſtoriſchen Werth haben, ohne wegen des poetiſchen hervorgezogen zu werden.

Ich verſuche nun, ob mir gelingen möchte, zu den von mir überſetzten zwölf Liedern noch mehrere von gleichem Werth hinzuzuthun; Das aber darf ich jetzt ſchon ausſprechen: daß mir neuerlich Fauriel vor die Seele getreten, das ſich an dichteriſchem Werth dem „Charon“ vergleichen könnte.

Schließlich nur noch Eines zu erwähnen: die Einleitungsformel durch verkündende oder theilnehmende Vögel wiederholt ſich bis zur Monotonie und zuletzt ohne Wirkung; denn ganz anders iſt es mit jenem Falke beſchaffen, wo der Alter das Haupt eines Klephten davongetragen hat und mit demſelben, eh' er es aufeſſen, eine Unterhaltung beginnt. Auch haben die einzelnen Gedichte viel zu wenig Unterſcheidendes in den Versarten, um der Einbildungskraft wirkliche Geſtalten und Thaten vorführen zu können.

Dainos.

Von Nesle. 1825.

Durch dieſe Sammlung iſt abermals einer meiner Wünſche erfüllt. Schon Herder liebte die Lettiſchen Volkslieder gar ſehr; in mein kleines Drama: „die Fiſcherin“, ſind einige von ſeinen Ueberſetzungen gefloſſen. Außerdem liegt bereits ſeit mehrern Jahren eine ſtarke Sammlung ſolcher wohlverdeutſchter Gedichte bei mir, die ich, wie ſo manches Andere in Hoffnung Deſſen, was gegenwärtig geſchieht, im Stillen ruhen ließ.

In dem gegenwärtigen Band erhalten wir eine Sammlung von Litthauiſchen Liedern, begleitet von wenigen Anmerkungen, um Eigenthümlichkeiten, bezeichnende Ausdrücke zu verdeutlichen. In einer angefügten Betrachtung gibt der Sammler wünſchenswerthe Aufſchlüſſe über Inhalt und Rhythmus; auch theilt er Notizen über jene Litteratur mit und drückt ſich im Allgemeinen über dieſe Dichtart folgender Maßen aus: „Die Litthauiſchen Volkslieder „Dainos“ ſind größtentheils erotiſcher Gattung; ſie beſingen die Empfindungen der Liebe und der Freude, ſchildern das Glück des häuslichen Lebens und ſtellen die zarten Verhältniſſe zwiſchen Familiengliedern und Verwandten auf eine höchſt einfache Weiſe vor Augen. In dieſer Hinſicht bildet die ganze Sammlung gleichſam einen Cyclus der Liebe von ihrer erſten Veranlaſſung, durch die verſchiedenen Abſtufungen, bis zu ihrer Vollendung im ehelichen Leben.

Eine ernſte Wehmuth, eine ſanfte Melancholie verbreitet über dieſe Lieder einen ſehr wohlthätigen Trauerflor. Die Liebe iſt hier nicht eine ausſchweifende Leidenſchaft, ſondern jene ernſte, heilige Empfindung der Natur, die den unverdorbenen Menſchen anfüllt, daß etwas Höheres und Göttliches in dieſer wunderbaren Seelenneigung liegt.“

Die Ueberſetzung ſowie die beigefügten Anmerkungen und Betrachtungen ſind ſchätzbar; nur wäre dem Ganzen ein weit größerer Werth verliehen, wenn die Lieder nach ihrer innern Verwandtſchaft wären aufgeſtellt worden: vom Spinnermädchen und Webermädchen, durch Natürliches und Phantaſtiſches, bis zu Krieg und Kriegszeichen. Wie ſie jetzt unter einander ſtehen, zerſtreuen ſie Gefühl und Einbildungskraft und gewähren zuletzt Beide, weil Sensationen aller Art ſich doch am Ende nach einer gewiſſen Einheit zurückſehnen.

Als merkwürdig würde man ſodann gefunden haben, daß der eigentliche Lebensbegriff, das

Verhältniß der Eltern zu den Kindern, hier ganz und gar fehle und kaum eine Spur zu entdecken sei, daß man jemals darauf sittlich und dichterisch aufgemerkt. Die Mädchen, sogleich wie sie erscheinen, wollen heirathen, die Knaben zu Pferde steigen.

Da es so viele Antheilen gibt, unter welche man die Gedichte vertheilt, so möcht' ich diese mit dem Namen Zustandsgedichte bezeichnen. Denn sie drücken die Gefühle in einem gewissen entschiedenen Zustande aus; weder unabhängige Empfindungen noch eine freie Einbildungskraft waltet in denselben; das Gemüth schwebt elegisch über dem beschränktesten Raum.

Und so sind denn diese Lieder anzusehen als unmittelbar vom Volke aufgegangen, welches der Natur und also der Poesie viel näher ist als die gebildete Welt.

Die Dichtergabe ist viel häufiger, als man glaubt; ob aber Einer wirklich ein Dichter sei, sieht man am Sichersten bei Gelegenheits- und solchen Zustandsgedichten; das Erste faßt einen vorübergehenden Zeit-Moment glücklich auf, das Andere beschränkt sich mit zarter Neigung in einen engen Raum und spielt mit den Bedingungen, innerhalb denen man sich unendlich beschränkt sieht.

Beide nehmen ihren Werth von dem gegebenen Stoff, den sie ergreifen, dem sie sich nähern, und verlangen von ihren Fähigkeiten nicht mehr, als sie leisten können.

Daß der Herausgeber sich mit einsichtiger Wahl auf die Hälfte der in seinem Besitz befindlichen Lieder beschränkt hat, ist sehr zu loben. Sollen die Volkslieder einen integrirenden Theil der ächten Litteratur machen, so müssen sie mit Maß und Ziel vorgelegt werden. Ist die Gelegenheit, ist der Zustand erschöpft, so begnüge man sich in diesem Kreise, wie der Sammler hier sehr löblich gethan hat.

Es kommt mir bei stiller Betrachtung sehr oft wunderlich vor, daß man die Volkslieder so sehr ankannt und sie so hoch erhebt. Es gibt nur eine Poesie, die ächte, wahre; alles Andere ist nur Annäherung und Schein. Das poetische Talent ist dem Bauer so gut gegeben, als dem Ritter; es kommt nur darauf an, ob Jeder seinen Zustand ergreift und ihn nach Würden behandelt; und da haben denn die einfachsten Verhältnisse die größten Vortheile: daher denn auch die höhern, gebildeten Stände meistens wieder, insofern sie sich zur Dichtung wenden, die Natur in ihrer Einfalt anstreben.

Spanische Romanzen.

Uebersetzt von Johann Diederich Gries.

Sie wurden mir zuerst durch des „Gesellschafters" November-Heft 1822 bekannt. Die dort aufgezählten sind sämmtlich humoristischen Inhalts, deren wohlgelungene Uebertragung mich um so mehr ergetzte, als ich unter dem etwas fremdklingenden Namen einen Nachbarsmann voriger Zeiten zu entdecken glaubte. Zugleich wurden, da ich mich mit ähnlichen Gegenständen beschäftigte, folgende Gedanken aufgeregt und niedergeschrieben.

Man spricht so oft den Namen Volkslieder aus und weiß nicht immer ganz deutlich, was man sich dabei denken soll. Gewöhnlich stellt man sich vor, es sei ein Gedicht aus einer, wo nicht rohen, doch ungebildeten Masse hervorgetreten: denn da das poetische Talent durch die ganze menschliche Natur durchgeht, so kann es sich überall manifestiren und also auch auf der untersten Stufe der Bildung. Hiervon ist so öfters gehandelt worden, daß davon weiter zu reden unnöthig sein dürfte.

Nur möchte ich aber durch eine geringe Veränderung des Ausdrucks einen bedeutenden Unterschied bezeichnen, indem ich sage: Lieder des Volks, d. h. Lieder, die ein jedes Volk, es sei dieses oder jenes, eigenthümlich bezeichnen und, wo nicht den ganzen Character, doch gewisse Haupt- und Grundzüge desselben glücklich darstellen.

Verziehen sei es mir, daß ich, nach Deutscher und nordischer Weise, etwas ausholе und mich folgender Maßen erkläre:

Die Idee, wenn sie in die Erscheinung tritt, es sei, auf welche Art es auch wolle, erregt immer Apprehension, eine Art Scheu, Verlegenheit, Widerwillen, wogegen der Mensch sich auf irgend eine Weise in Position setzt. Nun ist aber keine Nation vorzustellen, welche die Idee unmittelbar im allgemeinen und gemeinen Leben zu verkörpern geneigter wäre als die Spanische, die uns über das Gesagte die schönsten Aufschlüsse liefert.

Die Idee, wie sie unmittelbar in die Erscheinung, in's Leben, in die Wirklichkeit eintritt, muß, insofern sie nicht tragisch und ernst wirkt, nothwendig für Phantasterei gehalten werden; und dazu, dahin verirrt, verliert sie sich auch, wie sie ihre hohe Neuheit nicht zu erhalten weiß: selbst das Gefäß, in welchem sie sich manifestirt, geht, eben wenn es diese hohe Neuheit behaupten will, darüber zu Grunde. Hier werfen wir hundert Mittelgedanken ab und werden uns wieder zu unserer Nudität.

Indem die Idee als phantastisch erscheint, hat sie keinen Werth mehr, daher denn auch das phan-

taſtiſche, das an der Wirklichkeit zu Grunde geht, kein Mitleiden erregt, ſondern lächerlich wird, weil es comiſche Verhältniſſe veranlaßt, die dem heitern Gemüthigen gar glücklich zuſagen. Ich möchte mich beſinnen, um irgend Etwas zu finden, das uns Deutſchen in dieſer Art gelungen wäre; das Mißlungene wird ſich jeder Einſichtige ſelbſt vorzählen; das höchſt Gelungene dieſer Art iſt „Don Quixote“ von Cervantes. Das, was im höhern Sinne davon zu mißbilligen ſein möchte, verantwortete der Spanier ſelbſt.

Aber eben die uns vorgelegten Romanzen des Spaniſchen Volkes, die freilich ſchon ein hohes Dichter-Talent vorausſetzen, leben und ſchweben durchaus zwiſchen zwei Elementen, die ſich zu vereinigen trachten und ſich ewig abſtoßen, das Erhabene und das Gemeine, ſo daß Derjenige, der auch darin weſt und wirkt, ſich immer gegenſtändlich findet. Die Auflöſung aber iſt hier nie tragiſch, nie tödtlich, ſondern man muß am Ende lächeln und man wünſchte ſich nur einen ſolchen Humor, um Dergleichen zu ſingen oder ſagen zu hören.

Kurz nachdem Dieſes niedergeſchrieben, erhielt ich nun das Heft ſelbſt, in welchem noch mehre dergleichen, wie ich ſie nennen will, eigentlich humoriſtiſche Balladen ſich finden, ſo daß ihrer zuſammen eine neun, von welchen das Obgeſagte gelten könnte, ſämmtlich alſo unſchätzbar in ihrer Art anzuſprechen ſind.

Allein die Sammlung beſchränkt ſich nicht hierauf: beliebter Kürze wegen möchten wir ſagen: ſie umfaßt tragiſche, comiſche und mittlere; alle zuſammen zeugen von Großheit, von tiefem Ernſt und einer hohen Anſicht des Lebens. Die tragiſchen grenzen durchaus an's Grauſenhafte, ſie rühren ohne Sentimentalität, und die comiſchen machen ſich Spaß ohne Frechheit und führen das Lächerliche bis in's Abſurde, ohne deßhalb den erhabenen Urſprung zu verläugnen. Hier erſcheint die hohe Lebensanſicht als Ironie; ſie hat ſogleich etwas Schelmiſches neben dem Großen und das Gemeinſte wird nicht trivial. Die mittlern ſind ernſt und bewegen ſich in leidenſchaftlichen, gräßlichen Regionen; aber entweder durch irgend eine Vermittelung oder, wo Das nicht gelingt, durch Reſignation, Kleider und Gram werden ſie abgeſchloſſen. Alle zeugen von einer Nation, die einer ernſten Wirklichkeit und darin ein großartiges Leben beſaß und beſitzt.

Chineſiſches.

Nachſtehende, aus einem chineſiſch-biographiſchen Werke, das den Titel führt: „Gedichte hundert ſchöner Frauen“, ausgezogene Notizen und Gedichten, geben uns die Ueberzeugung, daß es ſich, trotz aller Verſicherungen, in dieſem ſonderbar merkwürdigen Reiche noch immer lieben, lieben und dichten laſſe.

Fräulein Yen-Yang-Fing.

Sie war ſchön, beſaß poetiſches Talent; man bewunderte ſie als die leichteſte Tänzerin. Ein Verehrer beehrte ſich hierüber poetiſch folgender Maßen aus:

Du tanzeſt leicht bei Pfeifen-Ton
Am luſtigen Frühlingsort;
Der Wind, dritt man den Schleier nicht vor,
Bläſ't Euch zuſammen fort.

Auf Waſſerlilien ſchwebſt Du
Mehr hin den bunten Teich,
Dein wenziger Fuß, Dein zarter Schuh
Sind ſelbſt der Lilie gleich.

Die Andern bieten Fuß für Fuß,
Und wenn ſie ruhig ſtehen,
Gelingt wohl noch ein leichter Gruß,
Doch können ſie nicht gehen.

Von ihren kleinen goldbeſchuhten Füßchen ſchreibt ſich's her, daß niedliche Füße von den Dichtern durchaus goldene Lilien genannt werden; auch ſoll dieſer ihr Vorzug die übrigen Frauen des Harems veranlaßt haben, ihre Füße in enge Bande einzuſchließen, um ihr ähnlich, wo nicht gleich zu werden. Dieſer Gebrauch, ſagen ſie, ſei nachher auf die ganze Nation übergegangen.

Fräulein Mei-Je.

Geliebte des Kaiſers Wu, reich an Schönheit und großen Verdienſten und deßhalb von Jugend auf merkwürdig. Nachdem einer neue Favoritin ſie verdrängt hatte, war ihr ein beſonderes Quartier des Harems eingeräumt. Als tributäre Fürſten dem Kaiſer große Geſchenke brachten, gedachte er an Mei-Je und ſchickte ihr Alles zu. Sie ſendete dem Kaiſer die Gaben zurück, mit folgendem Gedicht:

Du ſendeſt Schätze, mich zu ſchmücken!
Den Spiegel hab' ich längſt nicht angeblickt:
Seit ich entfernt von Deinem Blicken,
Weiß ich nicht mehr, was zart und ſchmückt.

Fräulein Fang-Yen-Fing.

Den Kaiſer auf einen Kriegszug begleitend, ward ſie nach deſſen Niederlage gefangen und zu den Frauen des neuen Herrſchers geſellt. Man vernahm ihr Bedauern in folgendem Gedicht:

Mit grimmigem Mordgeſell,
Dort aus Luſt und Freude hat,
Wer herreiten mich Gemahl!
Mit ihr, das begleitend, lang,
Und ihr eine Gattin ſprang,
Jetzt ſie fort mit einer Mauer:
„Haltet mich nicht feſt und feſt,
Ob mein Herz gefangen iſt, —
Schaut nur auf die Mandarinen.“

Kae-Jsen.

Eine Dienerin im Palaſte. Als die kaiſerlichen Truppen im ſtrengen Winter an der Grenze ſtanden, um die Rebellen zu bekriegen, ſandte der Kaiſer einen großen Transport warmer Monturen dem Heere zu, davon ein großer Theil in dem Harem ſelbſt gemacht war. Ein Soldat fand in ſeiner Rocktaſche folgendes Gedicht:

Kaiſerlich an der Grenze zu dienen,
Freilich wacker; aber Nachts zu frieren
Hundert Dich die ſtrenge Kälte beißig.
Dieſer Kriegsdienſt, ich mach' es fertig.
Wenn ich ſchon nicht weiß, wer's tragen ſollte;
Doppelt hab' ich es wattirt, und ſorglich wollte
Meine Nadel auch die Stiche mehren,
Zur Erhaltung eines Mannes der Ehren.
Werden hier uns nicht zuſammen finden,
Mög' ein Zuſtand droben uns verbinden!

Der Soldat hielt für Schuldigkeit, das Blatt ſeinem Officier vorzuzeigen; es machte großes Aufſehen und gelangte vor den Kaiſer. Dieſer verfügte ſogleich eine ſtrenge Unterſuchung in dem Harem: wer es auch geſchrieben habe, ſolle es nicht verläugnen. Da trat denn Eine hervor und ſagte: „Ich bin's und habe zehntauſend Tode verdient!“ Der Kaiſer Doen-tſung erbarmte ſich ihrer und verheirathete ſie mit dem Soldaten, der das Gedicht gefunden hatte; wobei Seine Majeſtät humoriſtiſch bemerkte: „Haben uns denn doch hier zuſammen gefunden!“ worauf ſie verſetzte:

Der Kaiſer ſchafft, bei ihm iſt Nacht ſertig,
Zum Werk der Gatten Einklang gegenſeitig.

Hiernach nun iſt der Name Kae-Jsen unter den Chineſiſchen Dichterinnen aufbewahrt worden.

Individual-Poeſie.

Ganz nahe an Das, was wir Volks-Poeſie nennen, ſchließt ſich die Individual-Poeſie unmittelbar an. Wenn die einzelnen werthen Perſonen, denen eine ſolche Gabe verliehen iſt, ſich ſelbſt und ihre Stellung recht kennen lernen: ſo werden ſie ſich ihres Platzes im Reiche der Dichtkunſt erfreuen; anſtatt daß ſie jetzt meiſt nicht wiſſen, woran ſie ſind, indem ſie ſich in der Maſſe der vielen Dichter verlieren und, indem ſie Anſpruch machen, Poeten zu ſein, niemals zu einer allgemeinen Anerkennung gelangen können, wie ſie ſolche wünſchen. Um mich hierüber deutlich zu machen, will ich mich an Beiſpiele halten.

Ein Geiſtlicher auf einer adelichen Landgange der Inſel Uſedom, auf einer Düne gebauen, dieſe Düne mit ihrem geringen vegetabiliſchen Behagen und ſonſtigen Zuſtänden liebend, ſein geiſtliches Amt auch mit Wohlwollen verbindend, hat eine gar liebenswürdige Art, ſeine Zuſtände poetiſch darzuſtellen.

Was hat in ſeiner „Luiſe“ dieſen häuslichen Ton angegeben; in „Hermann und Dorothea“ habe ich ihn aufgenommen und er hat ſich in Deutſchland weit verbreitet. Und es iſt wohl keine Frage, daß dieſe dem Sinne des Volks ſich nähernde Dichtart den individuellen Zuſtänden am Beſten zuſagt.

Ein ſolcher Mann muß ſich anſehen wie ein Muſik-Freund, der bei angeborenen Talenten und Neigungen den Beruf gerade nicht findet, Exerzir-Meiſter zu werden, aber für ſich und ſeine Haus-Capelle genugſames Geſchick hat, um eine ſolche wünſchenswerthe Cultur in ſeinem Kreiſe zu verbreiten.

Da man nicht aufhören kann, Chreſtomathien drucken zu laſſen und das Bekannte wieder bekannt zu machen, wogegen doch auch Nichts zu ſagen iſt, weil man das Bekannte weiter bekannt macht aber in der Erinnerung der Menſchen auffriſcht: ſo wäre es, aber freilich für einen Mann von höherm Sinn und Geſchmack, eine ſchöne Aufgabe, wenn er gerade von ſolchen individuellen Gedichten, welche gar nicht in den Kreis des größern Publicums gelangen oder vom Tage verſchlungen werden, eine Sammlung veranſtaltete und ſo das Beſte, was aus dem individuellen Zuſtande, aus einem eigen beſtimmten und geſtimmten Geiſte hervorgegangen, billiger Weiſe aufbewahrte; wobei denn zum Beiſpiel eben dieſer Geiſtliche, ſowie mancher Andere, zu verdienten Ehren gelangen und mit dem Alles verzehrenden Weltlauf einen mäßigen Kampf beginnen könnte.

Die Bemerkung muß ich hinzufügen, daß ſolche Individualitäten, denen man ein dichteriſches Talent nicht abſprechen kann, ſich gewöhnlich in's Weitläufige verlieren. Das wird aber einem jeden Talent begegnen, das ſich nicht durch entwickelten Geſchmack, entweder durch ſich ſelbſt oder durch Anleitung, nach und nach zu der Höhe erhebt, um zu dem äſthetiſchen Tact zu gelangen, wo nur das Nothwendige, aber auch das Unentbehrliche gehörig faßlich dargebracht wird. Ein Jeder kann aus ſeiner Jugend dergleichen Beiſpiele verführen, wo er nicht fertig werden konnte, und die Deutſche Nation hat ſchöne Talente aufzuweiſen, welche, ſelbſt ausgebildet, dieſen Vorwurf nicht ablehnen können.

Einzelnheiten, Maximen und Reflexionen.

Geiſtes-Epochen.

Nach Hermann's neueſten Mittheilungen.

Die Urzeit der Welt, der Nationen, der einzelnen Menſchen iſt ſich gleich. Wüſte Leerheit umfängt erſt Alles; der Geiſt jedoch brütet ſchon über Beweglichem und Gebildetem. Indeß die Antochthonen-Menge ſtumpf dumpf täglich umherblickt, kümmerlich das unerläßlichſte Bedürfniß zu befriedigen, ſchaut ein begünſtigter Geiſt in die großen Welterſcheinungen hinein, bemerkt, was ſich ereignet und ſpricht das Vorhandene ahnungsvoll aus, als wenn es entſtände. So haben wir in der älteſten Zeit Betrachtung, Philoſophie, Benennung und Poeſie der Natur Alles in Einem.

Die Welt wird heiterer; jene düſtern Elemente klären ſich auf, entwirren ſich; der Menſch greift nach ihnen, ſie auf andere Weiſe zu gewältigen. Eine friſche, geſunde Sinnlichkeit blickt umher; freundlich ſteht ſie im Vergangenen und Gegenwärtigen nur Ihresgleichen. Dem alten Namen verleiht ſie neue Geſtalt, anthropomorphoſirt, perſonificirt das Lebloſe wie das Abgeſtorbene und vertheilt ihren eigenen Character über alle Geſchöpfe. So lebt und webt der Volksglaube, der ſich von allem Abſtracten, was aus jener Ur-Epoche übrig geblieben ſein mag, oft leichtſinnig befreit. Das Reich der Poeſie blüht auf und nun Der iſt Poet, der den Volksglauben beſitzt oder ſich ihn anzueignen weiß. Der Character dieſer Epoche iſt freie, tüchtige, große, edle Sinnlichkeit, durch Einbildungskraft erhöht.

Da jedoch der Menſch in Anſicht der Verſtandbildung ſein' ſelbſt keine Grenzen kennt, auch die klare Region des Daſeins ihm nicht in allen Umſtänden zuſagt: ſo ſtrebt er in's Geheimniß zurück, ſucht höhere Ableitung Deſſen, was ihm erſcheint. Und wie die Poeſie Dryaden und Hamadryaden ſchafft, über denen höhere Götter ihr Weſen treiben: ſo erzeugt die Theologie Dämonen, die ſie ſo lange einander unterordnet, bis ſie zuletzt ſämmtlich von *einem* Gotte abhängig gedacht werden. Dieſe Epoche dürfen wir die heilige nennen; ſie gehört im höchſten Sinne der Vernunft an, kann ſich aber nicht lange rein erhalten und muß, weil ſie denn doch zu ihrem Behuf den Volksglauben aufſtutzt, ohne Poeſie zu ſein, weil ſie das Wunderbarſte ausſpricht und ihm objective Gültigkeit zuſchreibt, endlich dem Verſtand verdächtig werden. Dieſer, in ſeiner größten Energie und Reinheit, verſucht die Anfänge, erfreut ſich am poetiſchen Volksglauben und ſchätzt das edle Menſchenbedürfniß, ein Oberſtes anzuerkennen. Allein der Verſtändige ſtrebt, alles Denkbare ſeiner Klarheit anzueignen und ſelbſt die geheimnißvollſten Erſcheinungen faßlich aufzulöſen. Volks- und Prieſterglaube wird daher keineswegs verworfen, aber hinter demſelben ein Begreiflicheres, Löblicheres, Nützlicheres angenommen, die Bedeutung geſucht, das Beſondere in's Allgemeine verwandelt und aus allen Nationalen, Provinzialen, ja Individuellen etwas der Menſchheit überhaupt Zuſtändiges herausgeleitet. Dieſer Epoche kann man ein edles, reines, hohes Beſtreben nicht abſprechen; ſie genügt aber mehr dem einzelnen, wohlbegabten Menſchen als ganzen Völkern.

Denn wie ſich dieſe Sinnesart verbreitet, folgt ſogleich die letzte Epoche, welche wir die proſaiſche nennen dürfen, da ſie nicht etwa den Gehalt der frühern humaniſiren, dem reinen Menſchenverſtand und Hausgebrauch anregen möchte, ſondern das Beſte in die Geſtalt des gemeinen Tages zieht und auf dieſe Weiſe Ungereimte, Volks- und Prieſterglauben, ja den Glauben des Verſtandes, der hinter dem Seltſamen noch einen löblichen Zuſammenhang vermuthet, völlig zerſtört.

Dieſe Epoche kann nicht lange dauern. Das Menſchenbedürfniß, durch Weltſchickſale aufgeregt, überſpringt rückwärts die verſtändige Leitung, vermißt Prieſter-, Volks- und Urglauben, klammert ſich bald da bald dort an Ueberlieferungen, verſenkt ſich in Geheimniſſe, ſetzt Mährchen an die Stelle der Poeſie und erhebt ſie zu Glaubens-Artikeln. Anſtatt verſtändig zu beſitzen und ruhig einzuwirken, ſtrebt man willkürlich Sammeln und Umfang zugleich nach allen Seiten; kein Mittelpunct, auf den hingeſchaut werde, iſt mehr gegeben; jeder Einzelne tritt als Lehrer und Führer hervor und gibt ſeine vollkommene Thorheit für ein vollendetes Ganzes.

Und ſo wird denn auch der Werth eines jeden Geheimniſſes zerſtört, der Volksglaube ſelbſt entweiht; Eigenſchaften, die ſich vorher naturgemäß aus einander entwickelten, arbeiten wie ſtreitende Elemente gegen einander, und ſo iſt das Toſen wo Boſen wieder da, aber nicht das erſte, beſiwichtete, gebändigte, ſondern ein abſterbendes, in Verweſung übergehendes, aus dem der Geiſt Gottes kaum ſelbſt eine ihm würdige Welt abermals erſchaffen könnte.

Anfänge,
Entfernung bezeichnet, Gegenſatz benannt.

Poeſie	Weltgeiſtige	Thätig	Einbildungskraft
Theologie	Ideelle Erhebung	Heilig	Vernunft
Philoſophie	Ausklärendes Herabziehen	Klug	Verſtand
Proſa	Auflöſung in's Alltägliche.	Gemein	Sinnlichkeit

Vermiſchung, Widerſtreben, Auflöſung.

Urworte Orphiſch.

Nachſtehende fünf Stanzen ſind ſchon im zweiten Heft der Morphologie abgedruckt, allein ſie verdienen wohl einem größern Publicum bekannt zu werden; auch haben Freunde gewünſcht, daß zum Verſtändniß derſelben Einiges geſchähe, damit Dasjenige, was ſich hier faßt nur ahnen läßt, auch einem klaren Sinne gemäß und einer reinen Erkenntniß übergeben ſei.

Was nun von ältern und neuern Orphiſchen Lehren überliefert worden, hat man hier zuſammenzudrängen, poetiſch compendios, laconiſch vorzutragen geſucht. Dieſe wenigen Strophen enthalten viel Bedeutendes in einer Folge, die, wenn man ſie erſt kennt, dem Geiſte die wichtigſten Betrachtungen erleichtert.

Daimon. Dämon.

Wie an dem Tag, der Dich der Welt verliehen,
Die Sonne ſtand zum Gruße der Planeten,
Biſt alsobald und fort und fort gediehen
Nach dem Geſetz, wonach Du angetreten.
So mußt Du ſein; Dir kannſt Du nicht entfliehen,
So ſagten ſchon Sibyllen, ſo Propheten;
Und keine Zeit und keine Macht zerſtücket
Gepräg're Form, die lebend ſich entwicket.

Der Bezug der Ueberſchrift auf die Strophe ſelbſt bedarf einer Erläuterung. Der Dämon bedeutet hier die nothwendige, bei der Geburt unmittelbar ausgeſprochene, begrenzte Individualität der Perſon, das Characteriſtiſche, wodurch ſich der Einzelne von jedem Andern bei noch ſo großer Aehnlichkeit unterſcheidet. Dieſe Beſtimmung ſchrieb man dem einwirkenden Geſtirn zu und es ließen ſich die unendlich mannigfaltigen Bewegungen und Beziehungen der Himmelskörper, unter ſich ſelbſt und zu der Erde, gar ſchicklich mit den mannigfaltigen Abwechslungen der Geburten in Bezug ſetzen. Hieraus ſollte nun auch das künftige Schickſal des Menſchen aufgehen; und man möchte, jenen Satz zugebend, gar wohl gelten, daß angeborne Kraft und Eigenheit mehr als alles Uebrige des Menſchen Schickſal beſtimme.

Deßhalb ſpricht dieſe Strophe die Unveräußerlichkeit des Individuums mit wiederholter Betheuerung aus. Das noch ſo entſchieden Einzelne kann, als ein Endliches, gar wohl zerſtört, aber, ſo lange ſein Kern zuſammenhält, nicht zerſplittert noch zerſtückelt werden, ſogar durch Generationen hindurch.

Dieſes feſte, zähe, dieſes nur aus ſich ſelbſt zu entwickelnde Weſen kommt freilich in mancherlei Beziehungen, wodurch ſein erſter und urſprünglicher Character in ſeinen Wirkungen gehemmt, in ſeinen Neigungen gehindert wird; und was hier uns eintritt, nennt unſere Philoſophie

Tyche. das Zufällige.

Die ſtumpfe Grenze doch umgeht gefällig
Ein Wandelnder, das mit und um uns wandelt;
Nicht einſam weilſt Du, beiden Dich geſellig,
Und handelſt wohl, ſowie ein Rath'rer handelt.
Im Leben ſind's Raub Tag- Raub wiederfallig,
Es iſt ein Land und wird ſo durchgetandelt.
Schon hat ſich ſtill der Jahre Kreis gerundet;
Die Lampe harrt der Flamme, die entzündet.

Zufällig iſt es jedoch nicht, daß Einer aus dieſer oder jener Nation, Stamm oder Familie ſein Herkommen ableite: denn die auf der Erde verbreiteten Nationen ſind, ſowie ihre mannigfaltigen Verzweigungen, als Individuen anzuſehen, und die Tyche kann nur bei Vermiſchung und Durchkreuzung eingreifen. Wir ſehen das wichtige Beiſpiel von hartnäckiger Perſönlichkeit ſolcher Stämme an der Judenſchaft; Europäiſche Nationen, in andere Welttheile verlegt, legen ihren Character nicht ab und nach mehreren hundert Jahren wird in Nordamerica der Engländer, der Franzoſe, der Deutſche gar wohl zu erkennen ſein; zugleich aber auch werden ſich bei Durchkreuzungen die Wirkungen der Tyche bemerklich machen, wie der Mohrze an einer klärern Hautfarbe zu erkennen iſt. Bei der Erziehung, wenn ſie nicht öffentlich und national iſt, behauptet Tyche ihre wandelbaren Rechte. Säugamme und Wärterinn, Vater oder Vormund, Lehrer oder Aufſeher, ſowie alle die erſten Umgebungen, an Geſpielen, ländlicher oder ſtädtiſcher Localität: Alles bedingt die Eigenthümlichkeit durch frühere Entwickelung, durch Zurückdrängen oder Beſchleunigen. Der Dämon freilich hält ſich durch Alles durch; und Dieſes iſt denn die eigentliche Natur, der alte Adam, und wie man es nennen mag, der, ſo oft auch ausgetrieben, immer wieder unbezwinglich zurückkehrt.

In dieſem Sinne einer nothwendig aufgefaßten Individualität hat man einem jeden Menſchen ſeinen Dämon zugeſchrieben, der ihm eigentlich in's Ohr raunt, was denn eigentlich zu thun ſei; und ſo wählte Socrates den Giftbecher, weil ihm ziemte zu ſterben.

Mein Tyche läßt nicht nach und wirkt besonders auf die Jugend immerfort, die sich mit ihren Neigungen, Spielen, Geselligkeiten und flüchtigem Wesen bald da- bald dorthin wirft und nirgends Halt noch Befriedigung findet. Da entsteht denn mit dem wachsenden Tage eine ernstere Unruhe, eine gründlichere Sehnsucht; die Ankunft eines neuen Göttlichen wird erwartet.

Eros. Liebe.

Die Stunde steht auf! — Er führt vom Himmel nieder,
Wohin er sich auf einer Woge schwang.
Er schwebt herab auf taufrischem Gefieder
Um Stirn und Brust den Frühlingstag entlang.
Scheint jetzt zu fliehen; vom Fliehen kehrt er wieder:
Du wirst ein Mann am Mark', so süß und bang.
Gar mancher Knab verschwebt im Allgemeinen,
Doch widmet sich das Edelste dem Einen.

Hierunter ist Alles begriffen, was man, von der leisesten Neigung bis zur leidenschaftlichsten Raserei nur denken möchte; hier verbinden sich der individuelle Dämon und die verführende Tyche mit einander. Der Mensch scheint nur sich zu gehorchen, sein eigenes Wollen walten zu lassen, seinem Triebe zu fröhnen; und doch sind es Zufälligkeiten, die sich unterschieben, Fremdartiges, was ihn von seinem Wege ablenkt; er glaubt zu erhaschen und wird gefangen; er glaubt gewonnen zu haben und ist schon verloren. Auch hier treibt Tyche wieder ihr Spiel; sie lockt den Verirrten zu neuen Labyrinthen; hier ist keine Grenze des Irrens; denn der Weg ist ein Irrthum. Nun kommen wir in Gefahr, uns in der Betrachtung zu verlieren, daß Das, was auf das Besonderste angelegt schien, in's Allgemeine verschwebt und zerfließt. Daher will das rasche Eintreten der zwei letzten Zeilen uns einen entscheidenden Wink geben, wie man allein diesem Irrsal entkommen und dauer lebenslänglicher Sicherheit gewinnen möge.

Denn nun zeigt sich erst, wessen der Dämon fähig sei; er, der Selbstständige, Selbstsüchtige, der mit unbedingtem Wollen in die Welt griff und nur mit Verdruß empfand, wenn Tyche da oder dort in den Weg trat; er fühlt nun, daß er nicht allein durch Natur bestimmt und gestempelt sei; jetzt wird er in seinem Innern gewahr, daß er sich selbst bestimmen könne, daß er den durch's Geschick ihm zugeführten Gegenstand nicht nur gewaltsam ergreifen, sondern auch sich aneignen und, was noch mehr ist, ein zweites Wesen, eben wie sich selbst, mit ewiger, unzerstörlicher Neigung umfassen könne.

Kaum war dieser Schritt gethan, so ist durch freien Entschluß die Freiheit aufgegeben; zwei Seelen sollen sich in einen Leib, zwei Leiber in eine Seele schicken; und indem eine solche Uebereinkunft sich einleitet, so tritt zu wechselseitiger liebevoller Nöthigung noch eine Dritte hinzu; Eltern und Kinder müssen sich abermals zu einem Ganzen bilden; groß ist die gemeinsame Zufriedenheit, aber größer das Bedürfniß. Der aus so viel Gliedern bestehende Körper krankt, gemäß dem irdischen Geschick, an irgend einem Theile; und anstatt daß er sich im Ganzen freuen sollte, leidet er am Einzelnen, und Dessen ungeachtet wird ein solches Verhältniß so wünschenswerth als nothwendig gefunden. Der Vortheil zieht einen Jeden an und man läßt sich gefallen, die Nachtheile zu übernehmen. Familie reiht sich an Familie, Stamm an Stamm; eine Völkerschaft hat sich zusammengefunden und wird gewahr, daß auch dem Ganzen fromme, was der Einzelne beschloß; sie macht den Beschluß unwiderruflich durch's Gesetz. Alles, was liebevolle Neigung freiwillig gewährte, wird nun Pflicht, welche tausend Pflichten entwickelt; und damit Alles so für Zeit und Ewigkeit abgeschlossen sei, läßt weder Staat, noch Kirche, noch Herkommen es an Ceremonien fehlen. Alle Theile sehen sich durch die bündigsten Contracte, durch die möglichsten Oeffentlichkeiten vor, daß ja das Ganze in seinem kleinsten Theil durch Muthwillen und Willkür gefährdet werde.

Ananke. Nöthigung.

Da ist denn wieder, wie die Stürme wollen:
Verbindung und Gesetz und aller Wille
Ist nur ein Wollen, weil wir eben sollen,
Und vor dem Wollen schweigt die Willkür stille;
Das Liebste wird vom Herzen abgeschieden,
Dem harten Muß beugernd sich Will' und Gelüste.
So sind wir schmerzfrei denn, noch manchen Jahren
Nur ungern d'ran, als wir am Anfang waren.

Keiner Anmerkungen bedarf wohl diese Strophe weiter; Niemand ist, dem nicht Erfahrung genugsame Noten zu einem solchen Text darreichte; Niemand, der sich nicht peinlich gezwungt fühlte, wenn er nur einigermaßen sich solche Zustände hervorrufe; gar Mancher, der verzweifeln möchte, wenn ihn die Gegenwart also gefangen hält. Wir früh eilen wir daher zu den letzten Zeilen, zu denen jedes seine Gewalt sich gern den Commentar sittlich und religiös zu bilden übernehmen wird.

Elpis. Hoffnung.

Doch solcher Noth, solcher schweren Bande
Erhebt sich mächtig der Pforte wird entrissen,
Ein Gott nur weiß mit alter Zauberkraft!
Ein Wesen regt sich leicht und ungefesselt;
Auf Wolkenbahn, Rachel, Regenbogener
Erbebt es sich, mit ihr, durch sie verbunden.
Wer kennt sie nicht; sie schwebt auch oben Frauen:
Ein Hoffnungstag! und heiter auf Ruinen.

Bedenklichkeit.

Gar oft im Laufe des Lebens, mitten in der größten Sicherheit des Handelns, bemerken wir auf ein Mal, daß wir in einem Irrthum be-

fangen sind, daß wir uns für Personen, für Gegenstände einnehmen ließen, ein Verhältniß zu ihnen erträumten, das dem erwachten Auge sogleich verschwindet: und doch können wir uns nicht losreißen; eine Macht hält uns fest, die uns unbegreiflich scheint. Manchmal jedoch kommen wir zum völligen Bewußtsein und begreifen, daß ein Irrthum so gut als ein Wahres zur Thätigkeit bewegen und antreiben kann. Weil nun die That überall entscheidend ist, so kann aus einem thätigen Irrthum etwas Treffliches entstehen, weil die Wirkung jedes Gethanen in's Unendliche reicht. So ist das Hervorbringen freilich immer das Beste, aber auch das Zerstören ist nicht ohne glückliche Folge.

Der wunderbarste Irrthum aber ist derjenige, der sich auf uns selbst und unsere Kräfte bezieht, daß wir uns einem würdigen Geschäft, einem ehrsamen Unternehmen widmen, dem wir nicht gewachsen sind; daß wir nach einem Ziel streben, das wir nie erreichen können. Die daraus entspringende Tantalisch-Sysyphische Qual empfindet Jeder nur um desto bitterer, je redlicher er es meinte. Und doch sieht oft, wenn wir uns von dem Beabsichtigten für ewig getrennt sahen, haben wir schon auf unserm Wege irgend ein anderes Wünschenswerthes gefunden, etwas uns Gemäßes, mit dem uns zu begnügen wir eigentlich geboren sind.

Verhältniß, Neigung, Liebe, Leidenschaft, Gewohnheit.

Die Liebe, deren Gewalt die Jugend empfindet, ziemt nicht dem Alter, sowie Alles, was Productivität voraussetzt. Daß diese sich mit den Jahren erhält, ist ein seltener Fall.

Alle Ganz- und Halb-Poeten machen uns mit der Liebe dergestalt bekannt, daß sie müßte trivial geworden sein, wenn sie sich nicht naturgemäß in voller Kraft und Glanz immer wieder erneute.

Der Mensch, abgesehen von der Herrschaft, in welcher die Passion ihn fesselt, ist auch von manchen nothwendigen Verhältnissen gebunden. Wer diese nicht kennt oder in Liebe umwandeln will, der muß unglücklich werden.

Alle Liebe bezieht sich auf Gegenwart; was mir in der Gegenwart angenehm ist, sich abwesend mir immer darstellt, den Wunsch des erneuerten Gegenwärtigseins immerfort erregt, bei Erfüllung dieses Wunsches von einem lebhaften Entzücken, bei Fortsetzung dieses Glücks von einer immer gleichen Anmuth begleitet wird: Das eigentlich lieben wir und hieraus folgt, daß wir Alles lieben können, was zu unserer Gegenwart gelangen kann; ja, um das Letzte auszusprechen: die Liebe des Glücklichen strebt immer darnach, sich das Höchste zu vergegenwärtigen.

Ganz nahe daran steht die Neigung, aus der nicht selten Liebe sich entwickelt. Sie bezieht sich auf ein reines Verhältniß, das in Allem der Liebe gleicht, nur nicht in der nothwendigen Forderung einer fortgesetzten Gegenwart.

Diese Neigung kann nach vielen Seiten gerichtet sein, sich auf manche Personen und Gegenstände beziehen; und sie ist es eigentlich, die den Menschen, wenn er sich zu erhalten weiß, in einer schönen Folge glücklich macht. Es ist einer eignen Betrachtung werth, daß die Gewohnheit sich vollkommen an der Stelle der Liebesleidenschaft setzen kann; sie fordert nicht sowohl eine anmuthige als bequeme Gegenwart; alsdann aber ist sie unüberwindlich. Es gehört viel dazu, ein gewohntes Verhältniß aufzuheben; es besteht gegen alles Widerwärtige; Mißvergnügen, Unwillen, Zorn vermögen Nichts gegen dasselbe, ja sie überdauert die Verachtung, den Haß. Ich weiß nicht, ob es einem Roman-Schreiber glücklich ist, Dergleichen vollkommen darzustellen, auch müßte er es nur beiläufig, episodisch unternehmen; denn er würde immer, bei einer genauen Entwickelung, mit manchen Unwahrscheinlichkeiten zu kämpfen haben.

Wiederholte Spiegelungen.

Um über die Nachrichten von Seelenheim meine Gedanken kürzlich auszusprechen, muß ich mich eines allgemein-physischen, im Besondern aber aus der Catoptrik hergenommenen Symbols bedienen; es wird hier von wiederholten Spiegelungen die Rede sein.

1) Ein jugendlich seliges Wahnbild spiegelt sich unbewußt eindrücklich in dem Jüngling ab.

2) Das lange Zeit fortgehegte, auch wohl erneuerte Bild mag immer lieblich und freundlich hin und her, viele Jahre im Innern.

3) Das liebevoll früh Gewonnene, lang Erhaltene wird endlich in lebhafter Erinnerung nach außen ausgesprochen und abermals abgespiegelt.

4) Dieses Nachbild strahlt nach allen Seiten in die Welt aus und ein schaut, edles Gemüth mag an dieser Erscheinung als wäre sie Wirklichkeit sich entzücken und empfängt davon einen tiefen Eindruck.

5) Hieraus entfaltet sich ein Trieb, Alles, was von Vergangenheit noch herauszuziehen wäre, zu verwirklichen.

6) Die Sehnsucht wächst, und um sie zu befriedigen, wird es unumgänglich nöthig, an

Thomas der an der Seite herein ſieht. Höre, Jery!

Jery. Welch eine Stimme! Unverſchämter! darfſt du dich ſehen laſſen?

Thomas. Stille! Stille! Nicht zornig, nicht aufgebracht! Höre nur zwey Worte, die ich dir zu ſagen habe.

Jery. Du ſollſt meine Rache ſpüren, wenn ich nur einmal wieder heil bin.

Thomas. Laß uns die Zeit nicht mit Geſchwätz verderben! Höre mich, es hat Eil.

Jery. Weg von meinem Angeſicht! du biſt mir abſcheulich.

Thomas. Wenn du dieſe Gelegenheit verlierſt, ſo iſt ſie auf immer verloren. Erkenne dein Glück, ein Glück, das ich dir verſchaffe. Ihre Sprödigkeit verſchwindet, ſie fühlt ſich dankbar, ſie fühlt, was ſie dir ſchuldig iſt.

Ort und Stelle zu gelangen, um ſich die Oertlichkeit wenigſtens anzueignen.

7) Hier trifft ſich der glückliche Fall, daß an der gefeierten Stelle ein theilnehmender, unterrichteter Mann gefunden wird, in welchem das Bild ſich gleichfalls eingedrückt hat.

8) Hier entſteht nun, in der gewiſſer Maßen verödeten Localität, die Möglichkeit, ein Wahrhaftes wieder herzuſtellen; aus Trümmern von Daſein und Ueberlieferung ſich eine zweite Gegenwart zu verſchaffen und Friederiken von ehemals in ihrer ganzen Liebenswürdigkeit zu lieben.

9) So kann ſie nun, ungeachtet alles irdiſchen Dazwiſchentretens, ſich auch wieder in der Seele des alten Liebhabers nochmals abſpiegeln und demſelben eine holde, werthe, belebende Gegenwart lieblich erneuen.

Bedenkt man nun, daß wiederholte ſittliche Epigenesen das Vergangene nicht allein lebendig erhalten, ſondern ſogar zu einem höhern Leben emporſteigern: ſo wird man der entſprechenden Erſcheinungen gedenken, welche gleichfalls von Spiegel zu Spiegel nicht etwa verblichen, ſondern ſich erſt recht entzünden; und man wird ein Symbol gewinnen Deſſen, was in der Geſchichte der Künſte und Wiſſenſchaften, der Kirche, auch wohl der politiſchen Welt, ſich mehrmals wiederholt hat und noch täglich wiederholt.

Maximen und Reflexionen.

In fünf Abtheilungen.

Erſte Abtheilung.

Alles Geſcheidte iſt ſchon gedacht worden; man muß nur verſuchen, es noch ein Mal zu denken.

Wie kann man ſich ſelbſt kennen lernen? Durch Betrachten niemals, wohl aber durch Handeln. Verſuche Deine Pflicht zu thun und Du weißt gleich, was an Dir iſt.

Was aber iſt Deine Pflicht? Die Forderung des Tages.

Die vernünftige Welt iſt als ein großes, unſterbliches Individuum zu betrachten, das unaufhaltſam das Nothwendige bewirkt und dadurch ſich ſogar über das Zufällige zum Herrn macht.

Wie wird, je länger ich lebe, immer verdrießlicher, wenn ich den Menſchen ſehe, der eigentlich auf ſeiner höchſten Stelle da iſt, um der Natur zu gebieten, um ſich und die Seinigen von der gewaltthätigen Nothwendigkeit zu befreien; wenn ich ſehe, wie er aus irgend einem vorgefaßten falſchen Begriff gerade das Gegentheil thut von Dem, was er will und ſich aisbann, weil die Anlage im Ganzen verdorben iſt, im Einzelnen kümmerlich herumpfuſchet.

Tüchtiger, thätiger Mann verdiene Dir und erwerbe:

von den Großen — Gnade,
von den Mächtigen — Gunſt,
von Thätigen und Guten — Förderung,
von der Menge — Neigung,
von dem Einzelnen — Liebe.

Sage mir, mit wem Du umgehſt, ſo ſage ich Dir, wer Du biſt; weiß ich, womit Du Dich beſchäftigſt, ſo weiß ich, was aus Dir werden kann.

Jeder Menſch muß nach ſeiner Weiſe denken; denn er findet auf ſeinem Wege immer ein Wahres oder eine Art von Wahrem, die ihm durch's Leben hilft; nur darf er ſich nicht gehen laſſen; er muß ſich controliren; der bloße nackte Inſtinct geziemt nicht dem Menſchen.

Unbedingte Thätigkeit, von welcher Art ſie ſei, macht zuletzt dankerott.

In den Werken des Menſchen, wie in denen der Natur, ſind eigentlich die Abſichten verdächtig der Unvollkommenheit wegen.

Die Menſchen werden an ſich und Andern irre, weil ſie die Mittel als Zweck behandeln, da denn vor lauter Thätigkeit gar Nichts geſchieht oder vielleicht gar das Widerwärtige.

Was wir entbehren, was wir vernehmen, ſollte ſchon vollkommen ſo rein und ſchön ſein, daß die Welt nur daran zu verderben hätte; wir bleiben dadurch in dem Vortheil, das Verſchobene zurecht zu rücken, das Zerſtörte wieder herzuſtellen.

Ganze, Halb- und Viertelsverhältniſſe ſind gar ſchwer und mühſam zurecht zu legen, zu ſichten und das Wahre daran dahin zu ſtellen, wohin es gehört.

Es iſt nicht immer nöthig, daß das Waſſer ſich verkörpere; ſchon genug, wenn es gräulig umherſchwebt und Uebereinſtimmung bewirkt; wenn es wie Blockeaux ernſt, freundlich durch die Lüfte wogt.

Allgemeine Begriffe und großer Dünkel ſind immer auf dem Wege, entſetzliches Unglück anzurichten.

„Bilden ist nicht schön; Ihr müßt die Finger bewegen.“

Die Botaniker haben eine Pflanzenabtheilung, die sie Incompletae nennen; man kann eben auch sagen, daß es incomplete, unvollständige Menschen gibt. Es sind Diejenigen, deren Sehnsucht und Streben mit ihrem Thun und Leisten nicht proportionirt ist.

Der geringste Mensch kann complet sein, wenn er sich innerhalb der Grenzen seiner Fähigkeiten und Fertigkeiten bewegt; aber selbst schöne Vorzüge werden verdunkelt, aufgehoben und vernichtet, wenn jenes unerläßlich geforderte Ebenmaß abgeht. Dieses Unheil wird sich in der neuern Zeit noch öfter hervorthun; denn wer wird wohl den Forderungen einer durchaus gesteigerten Gegenwart und zwar in schnellster Bewegung genugthun können?

Nur klug thätige Menschen, die ihre Kräfte kennen und sie mit Maß und Gescheidtigkeit benutzen, werden es im Weltwesen weit bringen.

Ein großer Fehler, daß man sich mehr denkt, als man ist und sich weniger schätzt, als man werth ist.

Es begegnet mir von Zeit zu Zeit ein Jüngling, an dem ich Nichts verändert noch gebessert wünschte; nur macht mir bange, daß ich Manchen vollkommen geeignet sehe, im Zeitstrom mit fortzuschwimmen. Und hier ist's, wo ich immerfort aufmerksam machen möchte: daß dem Menschen in seinem zerbrechlichen Kahn eben deßhalb das Ruder in die Hand gegeben ist, damit er nicht der Willkür der Wellen, sondern dem Willen seiner Einsicht Folge leiste.

Wie soll nun aber ein junger Mann für sich selbst dahin gelangen, Dasjenige für tadelnswerth und schädlich anzusehen, was Jedermann treibt, billigt und fördert? Warum soll er sich nicht und sein Naturell auch dahin gehen lassen?

Für das größte Unheil unserer Zeit, die Nichts reif werden läßt, muß ich halten, daß man im nächsten Augenblick den vorhergehenden verspeist, den Tag im Tage verthut und so immer aus der Hand in den Mund lebt, ohne irgend Etwas vor sich zu bringen: haben wir doch schon Blätter für sämmtliche Tageszeiten! Ein guter Kopf könnte wohl noch Ernst und das Andere intercaliren. Dadurch wird Alles, was ein Jeder thut, treibt, dichtet, ja was er verhat, in's Oeffentliche geschleppt. Niemand darf sich freuen oder leiden als zum Zeitvertreib der Uebrigen, und so springt's von Haus zu Haus, von Stadt zu Stadt, von Reich zu Reich und zuletzt von Weltheil zu Weltheil, Alles velocifersch.

So wenig nun die Dampf-Maschinen zu dämpfen sind, so wenig ist Dieß auch im Sittlichen möglich. Die Lebhaftigkeit des Handels, das Durcheinanderschießen des Papiergeldes, das Anschwellen der Schulden, um Schulden zu bezahlen: Das Alles sind die ungeheuern Elemente, auf die gegenwärtig ein junger Mann gesetzt ist. Wohl ihm, wenn er von der Natur mit mäßigem, ruhigem Sinn begabt ist, um weder unverhältnißmäßige Forderungen an die Welt zu machen, noch auch von ihr sich bestimmen zu lassen!

Aber in einem jeden Kreise bedarf ihn der Tagesgeist und Nichts ist nöthiger, als früh genug ihm die Richtung bemerklich zu machen, wohin sein Willen zu steuern hat.

Die Bedeutsamkeit der unschuldigsten Reden und Handlungen wächst mit den Jahren; und wen ich länger um mich sehe, Den suche ich immerfort aufmerksam zu machen, welch ein Unterschied Statt habe zwischen Aufrichtigkeit, Vertrauen und Indiscretion, ja daß eigentlich kein Unterschied sei, vielmehr nur ein leiser Uebergang vom Unverfänglichsten zum Schädlichsten, welcher bemerkt oder vielmehr empfunden werden müsse.

Hierauf haben wir unsern Tact zu üben; sonst laufen wir Gefahr, auf dem Wege, worauf wir uns die Gunst der Menschen erwarben, sie ganz unversehens wieder zu verscherzen. Das begreift man wohl im Laufe des Lebens von selbst, aber erst nach bezahltem, theuerm Lehrgelde, das man leider seinen Nachkommenden nicht ersparen kann.

Das Verhältniß der Künste und Wissenschaften zum Leben ist nach Verhältniß der Stufen, worauf sie stehen, nach Beschaffenheit der Zeiten und tausend andern Zufälligkeiten sehr verschieden; deßwegen auch Niemand darüber im Ganzen leicht klug werden kann.

Poesie wirkt am Meisten im Anfang der Zustände, sie seien nun ganz roh, halb cultivirt; oder bei Abänderung einer Cultur, bei'm Gewahrwerden einer fremden Cultur: so daß man also sagen kann, die Wirkung der Neuheit findet durchaus Statt.

Musik im besten Sinne bedarf weniger der

Neuheit, ja vielmehr, je älter sie ist, je gewohnter man sie ist, desto mehr wirkt sie.

Die Würde der Kunst erscheint bei der Musik vielleicht am Eminentesten, weil sie keinen Stoff hat, der abgerechnet werden müßte. Sie ist ganz Form und Gehalt und erhöht und veredelt Alles, was sie ausdrückt.

Die Musik ist heilig oder profan. Das Heilige ist ihrer Würde ganz gemäß und hier hat sie die größte Wirkung auf's Leben, welche sich durch alle Zeiten und Epochen gleich bleibt. Die profane sollte durchaus heiter sein.

Eine Musik, die den heiligen und profanen Character vermischt, ist gräßlich; und eine halbsächsige, weiche schwache, jammervolle, erbärmliche Empfindungen auszudrücken Belieben findet, ist abgeschmackt. Denn sie ist nicht ernst genug, um heilig zu sein und es fehlt ihr der Haupt-Character des Entgegengesetzten, die Heiterkeit.

Die Heiligkeit der Kirchen-Musiken, das Heitere und Reizende der Volks-Melodien sind die beiden Angeln, um die sich die wahre Musik herumdreht. Auf diesen beiden Puncten bewirkt sie jederzeit eine unaussprechliche Wirkung: Andacht oder Tanz. Die Vermischung macht irre, die Verschmelzung wird fade; und will die Musik sich an Lehrgedichte oder beschreibende und dergleichen wenden, so wird sie kalt.

Plastik wirkt eigentlich nur auf ihrer höchsten Stufe; alles Mittlere kann wohl auf mehr denn einen Verstand imponiren; aber alle mittlern Kunstwerke dieser Art machen mehr irre, als daß sie erfreuen. Die Bildhauerkunst muß sich daher auch ein sonderbares Interesse suchen und Das findet sie in den Bildnissen bedeutender Menschen. Aber auch hier muß sie schon einen hohen Grad erreichen, wenn sie giltig wahr und würdig sein will.

Die Malerei ist die sinnlichste und bequemste von allen Künsten: die sinnlichste, weil man ihr um des Stoffes und des Gegenstandes willen auch da, wo sie nur Handwerk oder kaum eine Kunst ist, vieles zu Gute hält und sich an ihr erfreut: theils weil eine technische, obgleich geistlose Ausführung den Ungebildeten wie den Gebildeten in Verwunderung setzt, so daß sie sich also nur einiger Maßen zur Kunst zu steigern braucht, um in einem höhern Grade vollkommen zu sein. Wahrheit in Farben, Oberflächen, in Beziehungen der schicklichen Gegenstände auf einander, ist schon angenehm; und da das Auge ohnehin gewohnt ist, Alles zu sehen, so ist ihm eine Mißgestalt und also auch ein Mißbild nicht so zuwider als dem Ohr ein Mißton. Man läßt die schlechteste Abbildung gelten, weil man noch schlechtere Gegenstände zu sehen gewohnt ist. Der Maler darf also nur einiger Maßen Künstler sein, so findet er schon ein größeres Publicum als der Musiker, der auf gleichem Grade stünde. Wenigstens kann der geringere Maler immer für sich operiren, anstatt daß der mindere Musiker sich mit andern coalisiren muß, um durch gesellige Leistung einigen Effect zu thun.

Die Frage: ob man bei Betrachtung von Kunstleistungen vergleichen solle oder nicht, möchten wir folgender Maßen beantworten. Der ausgebildete Kenner soll vergleichen: denn ihm schwebt die Idee vor; er hat den Begriff gefaßt, was geleistet werden könne und solle; der Liebhaber, auf dem Wege zur Bildung begriffen, fördert sich am Besten, wenn er nicht vergleicht, sondern jedes Verdienst einzeln betrachtet; dadurch bildet sich Gefühl und Sinn für das Allgemeinere nach und nach aus. Das Vergleichen der Unkenner ist eigentlich nur eine Bequemlichkeit, die sich gern des Urtheils überheben möchte.

Maßhaltlichkeit zeigt sich darin, daß man überall das Gute zu finden und zu schätzen weiß.

Ein historisches Menschengefühl heißt ein dergestalt gebildetes, daß es bei Schätzung gleichzeitiger Verdienste und Verdienstlichkeiten auch die Vergangenheit mit in Anschlag bringt.

Das Beste, was wir von der Geschichte haben, ist der Enthusiasmus, den sie erregt.

Eigenthümlichkeit erst Eigenthümlichkeit hervor.

Man muß bedenken, daß unter den Menschen gar Viele sind, die doch auch etwas Bedeutendes sagen wollen, ohne productiv zu sein; und da kommen die wunderlichsten Dinge an den Tag.

Tief und ernstlich denkende Menschen haben gegen das Publicum einen bösen Stand.

Wenn ich die Meinung eines Andern anhören soll, so muß sie partiell ausgesprochen werden; Problematisches hab' ich in mir selbst genug.

Der Aberglaube gehört zum Wesen des Menschen und fügt sich, wenn man ihn ganz und gar zu verdrängen denkt, in die wunderlichsten

Ecken und Winkel, von wo er auf ein Mal, wenn er einiger Maßen sicher zu sein glaubt, wieder hervortritt.

Wir würden gar Vieles besser kennen, wenn wir es nicht zu genau erkennen wollten; wird uns doch ein Gegenstand unter einem Winkel von fünfundvierzig Graden erst sittlich.

Microscope und Fernröhre verwirren eigentlich den reinen Menschensinn.

Ich schweige zu Vielem still: denn ich mag die Menschen nicht irre machen und bin wohl zufrieden, wenn sie sich freuen da, wo ich mich ärgere.

Alles, was unsern Geist befreit, ohne uns die Herrschaft über uns selbst zu geben, ist verderblich.

Das Was bei Kunstwerk interessirt die Menschen mehr als das Wie; Jenes können sie einzeln ergreifen, Dieses im Ganzen nicht fassen. Daher kommt das Herausheben von Stellen, wobei zuletzt, wenn man wohl aufmerkt, die Wirkung der Totalität auch nicht ausbleibt, aber Jedem unbewußt.

Die Frage: woher hat's der Dichter? geht auch nur auf's Was, vom Wie erfährt dabei Niemand Etwas.

Einbildungskraft wird nur durch Kunst, besonders durch Poesie geregelt. Es ist Nichts fürchterlicher als Einbildungskraft ohne Geschmack.

Das Manierirte ist ein verfehltes Ideelle, ein subjectivirtes Ideelle; daher fehlt ihm das Geistreiche nicht leicht.

Der Philolog ist angewiesen auf die Congruenz des geschrieben Ueberlieferten. Ein Manuscript liegt zum Grunde; es finden sich in demselben wirkliche Lücken, Schreibfehler, die eine Lücke im Sinne machen und was sonst Alles an einem Manuscript zu tadeln sein mag. Nun findet sich eine zweite Abschrift, eine dritte; die Vergleichung derselben bewirkt immer mehr, das Verständige und Vernünftige der Ueberlieferung gewahr zu werden. Ja, er geht weiter und verlangt von seinem innern Sinn, daß derselbe ohne äußere Hülfsmittel die Congruenz des Abgehandelten immer besser zu begreifen und darzustellen wisse. Weil nun hierzu ein besonderer Takt, eine besondere Vertiefung in seinen abgeschiedenen Autor nöthig und ein gewisser Grad von Erfindungskraft gefordert wird: so kann man dem Philologen nicht verdenken, wenn er sich auch ein Urtheil bei Geschmackssachen zutraut, welches ihm jedoch nicht immer gelingen wird.

Der Dichter ist angewiesen auf Darstellung. Das Höchste derselben ist, wenn sie mit der Wirklichkeit wetteifert, d. h. wenn ihre Schilderungen durch den Geist dergestalt lebendig sind, daß sie als gegenwärtig für Jedermann gelten können. Auf ihrem höchsten Gipfel scheint die Poesie ganz äußerlich; je mehr sie sich in's Innere zurückzieht, ist sie auf dem Wege zu sinken. — Diejenige, die nur das Innere darstellt, ohne es durch ein Aeußeres zu verkörpern, oder ohne das Aeußere durch das Innere durchflößen zu lassen, sind Beides die letzten Stufen, von welchen aus sie in's gemeine Leben hinaustritt.

Die Aehnlichkeit ist angewiesen auf alle Vortheile der Poesie, auf alle ihre Rechte; sie bemächtigt sich derselben und mißbraucht sie, um gewisse äußere, sittliche oder unsittliche, augenblickliche Vortheile im bürgerlichen Leben zu erreichen.

Litteratur ist das Fragment der Fragmente: das Wenigste Dessen, was geschah und gesprochen worden, ward geschrieben; vom Geschriebenen ist das Wenigste übriggeblieben.

Ein in natürlicher Wahrheit und Derbheit, obgleich wild und unbehaglich ausgebildetes Talent ist Lord Byron und deßwegen kaum ein anderes ihm vergleichbar.

Eigentlichster Werth der sogenannten Volkslieder ist der, daß ihre Motive unmittelbar von der Natur genommen sind. Dieses Vortheils aber könnte der gebildete Dichter sich auch bedienen, wenn er es verstände.

Hierbei aber haben Jene immer Das voraus, daß natürliche Menschen sich besser auf den Lakonismus verstehen als eigentlich Gebildete.

Shakespeare ist für aufkeimende Talente gefährlich zu lesen; er nöthigt sie, ihn zu reproduciren und sie bilden sich ein, sich selbst zu produciren.

Ueber Geschichte kann Niemand urtheilen, als wer an sich selbst Geschichte erlebt hat. So geht es ganzen Nationen. Die Deutschen können erst über Litteratur urtheilen, seitdem sie selbst eine Litteratur haben.

Man iſt nur eigentlich lebendig, wenn man ſich des Wohlwollens Anderer freut.

Frömmigkeit iſt kein Zweck, ſondern ein Mittel, um durch die reinſte Gemüthsruhe zur höchſten Cultur zu gelangen.

Deßwegen läßt ſich bemerken, daß Diejenigen, welche Frömmigkeit als Zweck und Ziel aufſtellen, meiſtens Heuchler werden.

„Wenn man alt iſt, muß man mehr thun, als da man jung war.“

Erfüllte Pflicht empfindet ſich immer noch als Schuld, weil man ſich nie ganz genug gethan.

Die Mängel erkennt nur der Liebloſe; deßhalb, um ſie einzuſehen, muß man auch lieblos werden, aber nicht mehr, als hierzu nöthig iſt.

Das höchſte Glück iſt Das, welches unſere Mängel verbeſſert und unſere Fehler ausgleicht.

Kannſt Du eſſen, ſo ſollſt Du verſtehen; kannſt Du ſchreiben, ſo mußt Du Etwas wiſſen; kannſt Du glauben, ſo ſollſt Du begreifen; wenn Du begehrſt, wirſt Du ſollen; wenn Du forderſt, wirſt Du nicht erlangen, und wenn Du erfahren biſt, ſollſt Du nutzen.

Man erkennt Niemanden als Herr, der uns nutzt. Wir erkennen den Fürſten an, weil wir unter ſeiner Firma den Beſitz geſichert ſehen. Wir gewärtigen uns von ihm Schutz gegen äußere und innere widerwärtige Verhältniſſe.

Der Bach iſt dem Müller befreundet, dem er nutzt und er ſtürzt gern über die Räder. Was hilft es ihm, gleichgiltig durch's Thal hinzuſchleichen.

Wer ſich mit ſeiner Erfahrung begnügt und darnach handelt, der hat Wahres genug. Das heranwachſende Kind iſt weiſe in dieſem Sinne.

Die Theorie an und für ſich iſt Nichts nütze, als inſofern ſie uns an den Zuſammenhang der Erſcheinungen glauben macht.

Alles Abſtracte wird durch Anwendung dem Menſchenverſtand genießbar und ſo gelangt der Menſchenverſtand durch Handeln und Beobachten zur Abſtraction.

Wer zu viel verlangt, wer ſich am Unmöglichen erfreut, Der iſt den Verirrungen ausgeſetzt.

Nach Analogien denken iſt nicht zu ſchelten; die Analogie hat den Vortheil, daß ſie nicht abſchließt und eigentlich nichts Letztes will; dagegen die Induction verderblich iſt, die einen vorgeſetzten Zweck im Auge trägt und, auf denſelben losarbeitend, Falſches und Wahres mit ſich fortreißt.

Gewöhnliches Anſchauen, richtige Anſicht der irdiſchen Dinge, iſt ein Erbtheil des allgemeinen Menſchenverſtandes.

Reines Anſchauen des Aeußern und Innern iſt ſehr ſelten.

Es äußert ſich Jenes im praktiſchen Sinn, im unmittelbaren Handeln; Dieſes ſymboliſch, vorzüglich durch Mathematik, in Zahlen und Formeln, durch Rede; urſprünglich, tropiſch als Poeſie des Genie's, als Sprüchwörtlichkeit des Menſchenverſtandes.

Das Ueberſendete wirkt auf und durch Ueberlieferung. Die gewöhnliche iſt hiſtoriſch zu nennen; eine höhere, der Einbildungskraft verwandte, iſt mythiſch. Sucht man hinter dieſer noch etwas Drittes, irgend eine Bedeutung, ſo verwandelt ſie ſich in Myſtik. Auch wird ſie leicht ſentimental, ſo daß wir uns nur was gemüthlich iſt, aneignen.

Die Wirkſamkeiten, auf die wir achten müſſen, wenn wir wahrhaft gefördert ſein wollen, ſind:

Vorbereitende,
Begleitende,
Mitwirkende,
Nachhelfende,
Fördernde,
Verſtärkende,
Hindernde,
Nachwirkende.

In Betrachten, wie im Handeln, iſt das Zugängliche von dem Unzugänglichen zu unterſcheiden; ohne Dieß läßt ſich im Leben wie im Wiſſen wenig leiſten.

„Le sens commun est le Génie de l'humanité.“

Der Gemeinverſtand, der als Genie der Menſchheit gelten ſoll, muß vorerſt in ſeinen Aeußerungen betrachtet werden. Forſchen wir, wozu ihn die Menſchheit drängt, ſo finden wir Folgendes:

Die Menſchheit iſt bedingt durch Verhältniſſe. Sind dieſe nicht befriedigt, ſo erweiſt ſie ſich ungeduldig; ſind ſie befriedigt, ſo erſcheint ſie

gleichgültig. Der eigentliche Mensch bewegt sich also zwischen beiden Zuständen; und seinen Verstand, den sogenannten Menschenverstand, wird er anwenden, seine Bedürfnisse zu befriedigen; ist es geschehen, so hat er die Aufgabe, die Räume der Gleichgültigkeit auszufüllen. Beschränkt sich Dieses in die nächsten und nothwendigsten Grenzen, so gelingt es ihm auch. Erheben sich aber die Bedürfnisse, treten sie aus dem Kreise des Gemeinen heraus, so ist der Gemeinverstand nicht mehr hinreichend, er ist kein Genius mehr; die Region des Irthums ist der Menschheit aufgethan.

Es geschieht nichts Unvernünftiges, das nicht Verstand oder Zufall wieder in die Rechte brächte; nichts Vernünftiges, das Unverstand und Zufall nicht mißleiten könnten.

Jede große Idee, sobald sie in die Erscheinung tritt, wirkt tyrannisch; daher die Vortheile, die sie hervorbringt, sich nur allzu bald in Nachtheile verwandeln. Man kann deßhalb eine jede Institution vertheidigen und rühmen, wenn man an ihre Anfänge erinnert und darzuthun weiß, daß Alles, was von ihr im Anfange gegolten, auch jetzt noch gelte.

Lessing, der mancherlei Beschränkung unwillig fühlte, läßt eine seiner Personen sagen: Niemand muß müssen. Ein geistreicher, frohgesinnter Mann sagte: wer will, der muß. Ein Dritter, freilich ein Gebildeter, fügte hinzu: Wer einsieht, der will auch. Und so glaubte man den ganzen Kreis des Erkennens, Wollens und Müssens abgeschlossen zu haben. Aber im Durchschnitt bestimmt die Erkenntniß des Menschen, von welcher Art sie auch sei, sein Thun und Lassen; deßwegen auch Nichts schrecklicher ist, als die Unwissenheit handeln zu sehen.

Es gibt zwei friedliche Gewalten: das Recht und die Schicklichkeit.

Das Recht dringt auf Schuldigkeit, die Polizei auf's Gegiemende. Das Recht ist abwägend und entscheidend, die Polizei überschauend und gebietend. Das Recht bezieht sich auf den Einzelnen, die Polizei auf die Gesammtheit.

Die Geschichte der Wissenschaften ist eine große Fuge, in der die Stimmen der Völker nach und nach zum Vorschein kommen.

Zweite Abtheilung.

Wenn der Mensch Viel leisten soll, was man von ihm fordert, so muß er sich für mehr halten, als er ist.

So lange Das nicht in's Absurde geht, erträgt man's auch gern.

Die Arbeit macht den Gesellen.

Gewisse Bücher scheinen geschrieben zu sein, nicht damit man daraus lerne, sondern damit man wisse, daß der Verfasser Etwas gewußt hat.

Sie peitschen den Quark, ob nicht etwa Creme daraus werden wolle.

Es ist weit eher möglich, sich in den Zustand eines Gehirns zu versetzen, das im entschiedensten Irthum befangen ist, als eines, das Halbwahrheiten sich vorspiegelt.

Die Lust der Deutschen am Raisonniren in den Künsten kommt aus der Pfuscherei her; denn wer pfuscht, darf das Rechte nicht gelten lassen; sonst wäre er gar Nichts.

Es ist traurig, anzusehen, wie ein außerordentlicher Mensch sich gar oft mit sich selbst, seinen Umständen, seiner Zeit herumzerrt, ohne auf einen grünen Zweig zu kommen. Trauriges Beispiel Bürger.

Die größte Achtung, die ein Autor für sein Publicum haben kann, ist, daß er niemals bringt, was man erwartet, sondern was er selbst, auf der jedesmaligen Stufe eigener und fremder Bildung, für recht und nützlich hält.

Die Weisheit ist nur in der Wahrheit.

Wenn ich irre, kann es Jeder bemerken; wenn ich lüge, nicht.

Der Deutsche hat Freiheit der Gesinnung und daher bemerkt er nicht, wenn es ihm an Geschmacks- und Geistesfreiheit fehlt.

Ist denn die Welt nicht schon voller Räthsel genug, daß man die einfachsten Erscheinungen auch noch zu Räthseln machen soll?

Das kleinste Haar wirft seinen Schatten.

Was ich in meinem Leben durch solche Tendenzen versucht habe zu thun, hab' ich denn doch zuletzt gelernt bepreisen.

Die Freigebigkeit erwirbt einem Jeden Dank, vorzüglich wenn sie von Demuth begleitet wird.

Vor dem Gewitter erhebt ſich zum letzten Male der Staub gewaltſam, der nun bald für lange getilgt ſein ſoll.

Die Menſchen kennen einander nicht leicht, ſelbſt mit dem beſten Willen und Vorſatz; nun tritt noch der böſe Wille hinzu, der Theil entſtellt.

Man würde einander beſſer kennen, wenn ſich nicht immer Einer dem Andern gleichſtellen wollte.

Ausgezeichnete Perſonen ſind daher öfter d'ran als Andere; da man ſich mit ihnen nicht vergleicht, paßt man ihnen auf.

In der Welt kommt's nicht d'rauf an, daß man die Menſchen kenne, ſondern daß man im Augenblick klüger ſei als der vor uns Stehende. Alle Jahrmärkte und Marktſchreier geben Zeugniß.

Nicht überall, wo Waſſer iſt, ſind Fröſche; aber wo man Fröſche hört, iſt Waſſer.

Wer fremde Sprachen nicht kennt, weiß Nichts von ſeiner eignen.

Der Irrthum iſt recht gut, ſo lange wir jung ſind; man muß ihn nur nicht mit in's Alter ſchleppen.

Alle Travers, die veralten, ſind unartig, ranzigte Zeug.

Durch die deſpotiſche Unvernunft des Cardinal Richelieu war Corneille an ſich ſelbſt irre geworden.

Die Natur geräth auf Specificationen wie in eine Sackgaſſe; ſie kann nicht durch und mag nicht wieder zurück; daher die Hartnäckigkeit der National-Bildung.

Metamorphoſe im höhern Sinn durch Nehmen und Geben, Gewinnen und Verlieren, hat ſchon Dante trefflich geſchildert.

Jeder hat Etwas in ſeiner Natur, das, wenn er es öffentlich ausſprächе, Mißfallen erregen müßte.

Wenn der Menſch über ſein Phyſiſches oder Moraliſches nachdenkt, findet er ſich gewöhnlich krank.

Es iſt eine Forderung der Natur, daß der Menſch mitunter betäubt werde, ohne zu ſchlafen; daher der Genuß im Tabakrauchen, Branntweintrinken, Opiaten.

Dem thätigen Menſchen kommt es darauf an, daß er das Rechte thue; ob das Rechte geſchehe, ſoll ihn nicht kümmern.

Mancher klopft mit dem Hammer an der Wand herum und glaubt, er treffe jedes Mal den Nagel auf den Kopf.

Die franzöſiſchen Worte ſind nicht aus geſchriebenen Lateiniſchen Worten entſtanden, ſondern aus geſprochenen.

Das zufällig Wirkliche, an dem wir weder ein Geſetz der Natur noch der Freiheit für den Augenblick entdecken, nennen wir das Gemeine.

Bemalung und Punctirung der Körper iſt eine Rückkehr zur Thierheit.

Geſchichte ſchreiben iſt eine Art, ſich das Vergangene vom Halſe zu ſchaffen.

Was man nicht verſteht, beſitzt man nicht.

Nicht Jeder, dem man Prägnantes überliefert, wird productiv; es fehlt ihm wohl etwas ganz Bekanntes dabei ein.

Kunſt, als Symbol der Sonderlichkeit, von ſchwachen Menſchen ausgeübt.

Es gibt nichts Gemeines, was, ſtufenhaft ausgebildet, nicht humoriſtiſch anſtände.

Es bleibt einem Jeden immer noch ſo viel Kraft, Das auszuführen, wovon er überzeugt iſt.

Das Gedächtniß mag immer ſchwinden, wenn das Urtheil im Augenblick nicht fehlt.

Die ſogenannten Naturdichter ſind friſch und neu aufgefordert, aus einer überbildeten, ſtockenden, manierirten Kunſt-Epoche zurückgewieſene Talente. Dem Platten können ſie nicht ausweichen; man kann ſie daher als rückſchreitend anſehen; ſie ſind aber regenerirend und veranlaſſen neue Vorſchritte.

Keine Nation gewinnt ein Urtheil, als wenn ſie über ſich ſelbſt urtheilen kann. Zu dieſem großen Vortheil gelangt ſie aber ſehr ſpät.

Anſtatt meinen Worten zu widerſprechen, ſollten ſie nach meinem Sinne handeln.

Die Natur verſtummt auf der Folter; ihre treue Antwort auf redliche Frage iſt: Ja! ja! Nein! nein! Alles Uebrige iſt vom Uebel.

Die Menſchen verdrießt's, daß das Wahre ſo einfach iſt; ſie ſollten bedenken, daß ſie noch Mühe genug haben, es practiſch zu ihrem Nutzen anzuwenden.

Ich verwünſche Dir, die aus dem Irrthum eine eigene Welt machen und doch unabläſſig fordern, daß der Menſch nüchtern ſein müſſe.

Eine Schule iſt als ein einziger Menſch anzuſehen, der hundert Jahre mit ſich ſelbſt ſpricht und ſich in ſeinem eigenen Weſen, und wenn es auch noch ſo albern wäre, ganz außerordentlich gefällt.

Eine falſche Lehre läßt ſich nicht widerlegen; denn ſie ruht ja auf der Ueberzeugung, daß das Falſche wahr ſei. Aber das Gegentheil kann, darf und muß man wiederholt ausſprechen.

Man ſtreiche zwei Stäbchen, eines roth, das andere blau an; man bringe ſie neben einander in's Waſſer und eines wird gebrochen erſcheinen wie das andere. Jeder kann dieſes einfache Experiment mit den Augen des Leibes erblicken; wer es mit Geiſtesaugen beſchaut, wird von tauſend und aber tauſend irrthümlichen Paragraphen befreit ſein.

Alle Gegner einer geiſtreichen Sache ſchlagen nur in die Kohlen; dieſe ſpringen umher und zünden da, wo ſie ſonſt nicht gewirkt hätten.

Der Menſch wäre nicht der Vornehmſte auf der Erde, wenn er nicht zu vornehm für ſie wäre.

Das längſt Gefundene wird wieder verſchartt; wie bemühte ſich Tycho, die Cometen zu regelmäßigen Körpern zu machen, wofür ſie Seneca längſt anerkannt!

Wie lange hat man über die Antipoden hin und her geſtritten?

Gewiſſen Geiſtern muß man ihre Idioſismen laſſen.

Es werden jetzt Productionen möglich, die Null ſind, ohne ſchlecht zu ſein: Null, weil ſie keinen Gehalt haben; nicht ſchlecht, weil eine allgemeine Form guter Muſter den Verfaſſern vorſchwebt.

Der Schein iſt eine ertogene Reinlichkeit.

Wer ſich vor der Idee ſcheut, hat auch zuletzt den Begriff nicht mehr.

Unſere Meiſter nennen wir billig Die, von denen wir immer lernen. Nicht ein Jeder, von dem wir lernen, verdient dieſen Titel.

Alles Lyriſche muß im Ganzen ſehr verſtändig, im Einzelnen ein Bischen unverſtändig ſein.

Es hat mit Euch eine Beſchaffenheit wie mit dem Meer, dem man unterſchiedentliche Namen gibt und es iſt doch endlich Alles geſalzen Waſſer.

Man ſagt: eitles Eigenlob ſtinket; Das mag ſein. Was aber fremder und ungerechter Tadel für einen Geruch habe, dafür hat das Publicum keine Naſe.

Der Roman iſt eine ſubjective Epopöe, in welcher der Verfaſſer ſich die Erlaubniß ausbittet, die Welt nach ſeiner Weiſe zu behandeln. Es fragt ſich alſo nur, ob er eine Weiſe habe; das Andere wird ſich ſchon finden.

Es gibt problematiſche Naturen, die ſeiner Lage gewachſen ſind, in der ſie ſich befinden, und denen keine genügt. Daraus entſteht der ungeheure Widerſtreit, der das Leben ohne Genuß verzehrt.

Das eigentlich wahrhaft Gute, was wir thun, geſchieht größtentheils Claus. Vi et Prudentia.

Ein luſtiger Gefährte iſt ein Reiſewagen auf der Wanderſchaft.

Der Schmutz iſt glänzend, wenn die Sonne ſcheinen mag.

Der Müller denkt, es wachſe kein Weizen, als damit ſeine Mühle gehe.

Es iſt ſchwer, gegen den Augenblick gerecht ſein: der gleichgiltige macht uns Langeweile, am guten hat man zu tragen und am böſen zu ſchleppen.

Der iſt der glücklichſte Menſch, der das Ende ſeines Lebens mit dem Anfang in Verbindung ſetzen kann.

So eigenſinnig widerſprechend iſt der Menſch: zu ſeinem Vortheil will er keine Rückſichten; zu ſeinem Schaden leidet er jeden Zwang.

Die Vorſicht iſt einfach, die Hinterliſt vielfach.

Ein Zuſtand, der alle Tage neuen Verdruß zeigt, iſt nicht der rechte.

Bei Unverſtändigkeiten iſt Nichts gewöhnlicher, als Anſtalten auf die Möglichkeit eines Ausweges zu ſuchen.

Die Hindus der Wüſte glauben, keine Fiſche zu eſſen.

Ein unzulängliches Maß wirkt eine Zeit lang fort; ſtatt völliger Aufklärung aber tritt auf ein Mal ein hereinbrechendes Falſche herein; Das genügt der Welt und ſo ſind Jahrhunderte verſchwendet.

In den Wiſſenſchaften iſt es höchſt verdienſtlich, das unzulängliche Maß, was die Alten ſchon beſeſſen, aufzuſuchen und weiter zu führen.

Es iſt mit Meinungen, die man wagt, wie mit Steinen, die man wenn im Worte bewegt; ſie können geſchlagen werden, aber ſie haben ein Spiel eingeleitet, das gewonnen wird.

Es iſt ſo gewiß als wunderbar, daß Wahrheit und Irrthum aus einer Quelle entſtehen; deßwegen man oft dem Irrthum nicht ſchaden darf, weil man zugleich der Wahrheit ſchadet.

Die Wahrheit gehört dem Menſchen, der Irrthum der Zeit an. Deßwegen ſagte man von einem außerordentlichen Manne: Le malheur de temps a causé son erreur, mais la force de son âme l'en a fait sortir avec gloire.

Jedermann hat ſeine Eigenheiten und kann ſie nicht los werden; und doch geht Mancher an ſeinen Eigenheiten, oft an den unſchuldigſten, zu Grunde.

Wer ſich nicht zu viel dünkt, iſt viel mehr, als er glaubt.

In Kunſt und Wiſſenſchaft, ſowie im Thun und Handeln, kommt Alles darauf an, daß die Objecte rein aufgefaßt und ihrer Natur gemäß behandelt werden.

Wenn verſtändige, fleißige Perſonen im Alter die Wiſſenſchaft gering ſchätzen, ſo kommt es nur daher, daß ſie von ihr und von ſich zu viel gefordert haben.

Ich bedaure die Menſchen, welche von der Vergänglichkeit der Dinge viel Weſens machen und ſich in Betrachtung irdiſcher Nichtigkeit verlieren: ſind wir ja eben deßhalb da, um das Vergängliche unvergänglich zu machen; Das kann ja nur dadurch geſchehen, wenn man Dieſes zu ſchätzen weiß.

Ein Phänomen, ein Verſuch kann Nichts beweiſen; es iſt das Glied einer großen Kette, das erſt im Zuſammenhange gilt. Wer eine Perlenſchnur verdecken und nur die ſchönſte einzelne vorzeigen wollte, verlangend, wir ſollten ihm glauben, die übrigen ſeien alle ſo: ſchwerlich würde ſich Jemand auf den Handel einlaſſen.

Abbildungen, Wortbeſchreibung, Maß, Zahl und Zeichen ſtellen noch immer kein Phänomen dar. Darum bloß konnte ſich die Newton'ſche Lehre ſo lange halten, daß der Irrthum in dem Quart-Bande der Lateiniſchen Ueberſetzung für ein Paar Jahrhunderte einbalſamirt war.

Man muß ſein Glaubensbekenntniß von Zeit zu Zeit wiederholen, ausſprechen, was man billigt, was man verdammt; der Gegentheil läßt's ja auch nicht daran fehlen.

In der jetzigen Zeit ſoll Niemand ſchweigen oder nachgeben; man muß reden und ſich rühren, nicht um zu überwinden, ſondern ſich auf ſeinem Poſten zu erhalten; ob bei der Majorität oder Minorität, iſt ganz gleichgültig.

Was die Franzoſen Tournure nennen, iſt eine zur Anmuth gemilderte Anmaßung. Man ſieht daraus, daß die Deutſchen keine Tournure haben können; ihre Anmaßung iſt hart und herb, ihre Anmuth mild und demüthig; das Eine ſchließt das Andere aus und ſind nicht zu verbinden.

Einen Regenbogen, der eine Viertelſtunde ſteht, ſieht man nicht mehr an.

Es begegnete und geſchieht mir auch, daß ein Werk bildender Kunſt mir bei'm erſten Anblick mißfällt, weil ich ihm nicht gewachſen bin; ahn' ich aber ein Verdienſt daran, ſo ſuch' ich ihm beizukommen und dann fehlt es nicht an den erfreulichſten Entdeckungen; an den Dingen werd' ich neue Eigenſchaften und an mir neue Fähigkeiten gewahr.

Der Glaube iſt ein häuslich', heimlich' Capital, wie es öffentliche Spar- und Hülfs-Caſſen gibt, woraus man in Tagen der Noth Einzelnen ihr Bedürfniß reicht; hier nimmt der Gläubige ſich ſeine Zinſen im Stillen ſelbſt.

Das Leben, ſo gemein es ausſieht, ſo leicht es ſich mit dem Gewöhnlichen, Alltäglichen zu

befriedigen ſcheint, hegt und pflegt doch immer gewiſſe höhere Forderungen im Stillen fort, und ſieht ſich nach Mitteln um, ſie zu befriedigen.

Der eigentliche Obſcurantismus iſt nicht, daß man die Ausbreitung des Wahren, Klaren, Nützlichen hindert, ſondern daß man das Falſche in Curs bringt.

Indem ich mich zeither mit der Lebensgeſchichte wenig und viel bedeutender Menſchen anhaltender beſchäftigte, kam ich auf den Gedanken: es möchten ſich wohl die Einen in dem Weltgewebe als Zettel, die Andern als Einſchlag betrachten laſſen; Jene gäben eigentlich die Breite des Gewebes an, Dieſe deſſen Halt, Feſtigkeit, vielleicht auch mit Zuthat irgend einer Gebildes. Die Scheere der Parze hingegen beſtimmt die Länge, dem ſich denn das Uebrige Alles zuſammen unterwerfen muß. Weiter wollen wir das Gleichniß nicht verfolgen.

Auch Bücher haben ihr Erlebtes, das ihnen nicht entzogen werden kann.

Wer nie ſein Brod mit Thränen aß,
Wer nicht die kummervollen Nächte
Auf ſeinem Bette weinend ſaß,
Der kennt Euch nicht, Ihr himmliſchen Mächte.

Dieſe tiefſchmerzlichen Zeilen wiederholte ſich eine höchſt vollkommene, angebetete Königin in der grauſamſten Verbannung, zu grenzenloſem Elend verwieſen. Sie befreundete ſich mit dem Buche, daß dieſe Worte und noch manche ſchmerzliche Erfahrung überliefert, und zog daraus einen perſönlichen Troſt. Wer dürfte dieſe ſchon in die Ewigkeit ſich erſtreckende Wirkung wohl jemals verkümmern?

Mit dem größten Entzücken ſieht man im Apollo-Saal der Villa Aldobrandini zu Frascati, auf welche glückliche Weiſe Domenichin die Ovidiſchen Metamorphoſen mit der ſchicklichſten Oertlichkeit umgibt. Dabei nun erinnert man ſich gern, daß die glücklichſten Ereigniſſe doppelt ſelig empfunden werden, wenn ſie uns in herrlicher Gegend gegönnt waren, ja, daß gleichgiltige Momente durch würdige Localität zu hoher Bedeutung geſteigert werden.

Es gibt keine patriotiſche Kunſt und keine patriotiſche Wiſſenſchaft. Beide gehören, wie alles hohe Gute, der ganzen Welt an und können nur durch allgemeine, freie Wechſelwirkung aller zugleich Lebenden in ſteter Rückſicht auf Das, was uns vom Vergangenen klug und bekannt iſt, gefördert werden.

Mannsdaſchein nannte man im ſiebzehnten Jahrhundert gar anbrüchig die Geliebte.

Liebes, gewaſchenes Seelchen iſt der verliebteſte Ausdruck auf Hindoſtan.

Das Wahre iſt eine Fackel, aber eine ungeheure; deßwegen ſuchen wir Alle nur hinzurennen, daran vorbeizukommen, in Furcht, ſogar uns zu verbrennen.

Die Klugen haben mit einander viel gemein. Aeſchylus.

Das eigentlich Unverſtändige ſonſt verſtändiger Menſchen iſt, daß ſie nicht zurecht zu legen wiſſen, was ein Anderer ſagt, aber nicht grade trifft, wie er's hätte ſagen ſollen.

Ein Jeder, weil er ſpricht, glaubt auch, über die Sprache ſprechen zu können.

Man darf nur alt werden, um milder zu ſein; ich ſehe keinen Fehler begehen, den ich nicht auch begangen hätte.

Der Handelnde iſt immer gewiſſenlos; es hat Niemand Gewiſſen als der Betrachtende.

Ob denn die Glücklichen glauben, daß der Unglückliche wie ein Gladiator mit Anſtand vor ihnen umkommen ſolle, wie der Römiſche Pöbel zu fordern pflegte?

Den Timon fragte Jemand wegen des Unterrichts ſeiner Kinder. „Laßt ſie", ſagte der, „unterrichten in Dem, was ſie niemals begreifen werden."

Es gibt Perſonen, denen ich wohl will und wünſchte, ihnen beſſer wollen zu können.

Der eine Bruder heißt Thyeſt, der andere Kreon. Wunderliche Wirthſchaft!

Wie man aus Gewohnheit nach einer abgelaufenen Uhr hinſieht, als wenn ſie noch ginge: ſo blickt man auch wohl einer Schönen in's Geſicht, als wenn ſie noch liebte.

Der Haß iſt ein actives Mißvergnügen, der Neid ein paſſives; deßhalb darf man ſich nicht wundern, wenn der Neid ſo ſchnell in Haß übergeht.

Der Rhythmus hat etwas Zuverſichtliches; ja er macht es uns glauben, das Erhabene gehöre uns an.

Jery. Du willſt mich lehren? Toller ungezogner Menſch!

Thomas. Schelte, wenn du mich nur anhören willſt. Gut, ich habe ihr dieſen tollen Streich geſpielt! Es war halb Vorſatz, halb Zufall. Genug, ſie findet, daß ein wackrer Mann ein guter Beyſtand iſt. Gewiß ſie bekehrt ſich — Du wollteſt nicht hören, ich mußte mich zur Wehre ſetzen; du biſt ſelbſt Schuld, daß ich dich nieder geworfen, dich beſchädigt habe.

Jery. Geh nur, du beredeſt mich nicht.

Thomas. Sieh nur, wie alles glückt, wie alles ſich ſchicken muß. Sie iſt bekehrt, ſie ſchätzt dich, ſie wird dich lieben. Nun ſey nicht ſäumig, träume nicht, ſchmiede das Eiſen, ſo lang' es heiß bleibt.

Jery. Laß ab und plage mich nicht länger!

Dilettantismus, ernſtlich behandelt, und Wiſſenſchaft, mechaniſch betrieben, werden Pedanterei.

Die Kunſt kann Niemand fördern als der Meiſter. Gönner fördern den Künſtler; Das iſt recht und gut; aber dadurch wird nicht immer die Kunſt gefördert.

Deutlichkeit iſt eine gefällige Vertheilung von Licht und Schatten. Hamann. Hört!

Shakeſpeare iſt reich an wunderſamen Typen, die aus perſonificirten Begriffen entſtehen und uns gar nicht kleiden würden, bei ihm aber völlig am Platze ſind, weil zu ſeiner Zeit alle Kunſt von der Allegorie beherrſcht wurde.

Auch findet Derſelbe Gleichniſſe, wo wir ſie nicht vernehmen würden; z. B. vom Buche. Die Druckerkunſt war ſchon über hundert Jahre erfunden; Deſſen ungeachtet erſchien ein Buch noch als ein Heiliges, wie wir aus dem damaligen Einbande ſehen; und ſo war es dem edeln Dichter lieb und ehrenwerth; wir aber beſchauen jetzt Alles und haben nicht leicht vor dem Einbande noch ſeinem Inhalte Reſpect.

„Herr von Schweinichen" iſt ein merkwürdiges Geſchichts- und Sittenbuch; für die Mühe, die es koſtet, es zu leſen, finden wir uns reichlich belohnt; es wird für gewiſſe Zuſtände eine Symbolik der vollkommenſten Art. Es iſt kein Leſebuch; aber man muß es geleſen haben.

Der thörigſte von allen Irrthümern iſt, wenn junge, gute Köpfe glauben, ihre Originalität zu verlieren, indem ſie das Wahre anerkennen, was von Andern ſchon anerkannt worden.

Die Gelehrten ſind meiſt gehäſſig, wenn ſie widerlegen; einen Irrenden ſehen ſie gleich als ihren Todfeind an.

Die Schönheit kann nie über ſich ſelbſt deutlich werden.

Sobald man der ſubjectiven oder ſogenannten ſentimentalen Poeſie mit der objectiven, darſtellenden gleiche Rechte verlieh, wie es denn auch wohl nicht anders ſein konnte, weil man ſonſt die moderne Poeſie ganz hätte ablehnen müſſen: ſo war vorauszuſehen, daß, wenn auch wahrhafte poetiſche Genie's geboren werden ſollten, ſie doch immer mehr das Gemüthliche des innern Lebens als das Allgemeine des großen Weltlebens darſtellen würden. Dieſes iſt nun in dem Grade eingetroffen, daß es eine Poeſie ohne Typen gibt, der man doch keineswegs allen Beifall verſagen kann.

Dritte Abtheilung.

Der Irrthum iſt viel leichter zu erkennen, als die Wahrheit zu finden: jener liegt auf der Oberfläche, damit läßt ſich wohl fertig werden; dieſe ruht in der Tiefe, darnach zu forſchen iſt nicht Jedermanns Sache.

Wie Alle leben vom Vergangenen und gehen am Vergangenen zu Grunde.

Wie wir was Großes lernen ſollen, fühlten wir uns gleich in unſere angeborne Armſeligkeit und haben doch immer Etwas gelernt.

Den Deutſchen iſt Nichts daran gelegen, zuſammen zu bleiben, aber doch für ſich zu bleiben. Jeder, ſei er auch, welcher er wolle, hat ſo ein eigenes Für ſich, das er ſich nicht gern möchte nehmen laſſen.

Die empiriſch-ſittliche Welt beſteht größtentheils nur aus böſem Willen und Neid.

Der Aberglaube iſt die Poeſie des Lebens; deßwegen ſchadet's dem Dichter nicht, abergläubiſch zu ſein.

Das Leben, ſo gemein es ausſieht, ſo leicht es ſich mit dem Gewöhnlichen, dem Alltäglichen zu begnügen ſcheint, hegt und pflegt doch immer gewiſſe höhere Forderungen im Stillen und ſieht ſich nach Mitteln um, ſie zu befriedigen.

Mit dem Vertrauen iſt es eine wunderliche Sache. Hört man nur Einen, Der kann ſich irren oder ſich betrügen; hört man Viele, Die ſind in demſelbigen Falle und gewöhnlich findet man da die Wahrheit gar nicht heraus.

Unſerine Lebensverhältniſſe ſoll man Niemandem wünſchen; ſie ſind aber für Den, der zufällig hinein geräth, Prüfſteine des Characters und des Entſchiedenſten, was der Menſch vermag.

Ein beſchränkter, ehrlicher Menſch ſieht oft die Schelmerei der feinſten Mäkler (Fauſeurs) durch und durch.

Wer keine Liebe fühlt, muß ſchmeicheln lernen; ſonſt kommt er nicht aus.

Gegen die Critik kann man ſich weder ſchützen noch wehren; man muß ihr zum Trotz handeln, und Das läßt ſie ſich nach und nach gefallen.

Die Menge kann tüchtige Menſchen nicht entbehren und die Tüchtigen ſind ihnen jederzeit zur Laſt.

Wer meine Fehler übertrügt, iſt mein Herr und wenn's mein Diener wäre.

Menſchen von oben herunter oder von unten hinauf, ſie müſſen ſich immer begegnen.

Wenn man von den Leuten Pflichten fordert und ihnen keine Rechte zugeſtehen will, muß man ſie gut bezahlen.

Das ſogenannte Romantiſche einer Gegend iſt ein ſtilles Gefühl des Erhabenen unter der Form der Vergangenheit, oder, was gleich lautet, der Einſamkeit, Abweſenheit, Abgeſchiedenheit.

Der herrliche Kirchengeſang: Veni Creator Spiritus iſt ganz eigentlich ein Appell an's Genie; deßwegen er auch geiſt- und kraftreiche Menſchen gewaltig anſpricht.

Das Schöne iſt eine Manifeſtation geheimer Naturgeſetze, die uns ohne deſſen Erſcheinung ewig wären verborgen geblieben.

Aufrichtig zu ſein, kann ich verſprechen; unparteiiſch zu ſein aber nicht.

Der Undank iſt immer eine Art Schwäche. Ich habe nie geſehen, daß tüchtige Menſchen wären undankbar geweſen.

Wir Alle ſind ſo verwirrt, daß wir immer glauben, Recht zu haben; und ſo läßt ſich ein außerordentlicher Geiſt denken, der nicht allein irrt, ſondern ſogar Luſt am Irrthum hat.

Reine mittlere Wirkung zur Verbreitung des Guten und Rechten iſt ſehr ſelten; gewöhnlich ſehen wir Pedanterie, welche zu retardiren, Trockheit, die zu übereilen ſtrebt.

Worte und Bild ſind Correlate, die ſich immerfort ſuchen, wie wir an Tropen und Gleichniſſen genugſam gewahr werden. So von jeher, was dem Ohr noch innen geſagt oder geſungen war, ſollte dem Auge gleichfalls entgegen kommen. Und ſo ſehen wir in kindlicher Zeit in Geſetzbuch und Heldenordnung, in Bibel und Fibel, ſich Wort und Bild immerfort balanciren. Wenn man ausſprach, was ſich nicht bilden, bildete, was ſich nicht ausſprechen ließ, ſo war Das ganz recht; aber man vergriff ſich gar oft und ſprach, ſtatt zu bilden, und daraus entſtanden die dagegen böſen ſymboliſch-myſtiſchen Ungeheuer.

„Wer ſich mit Wiſſenſchaften abgibt, leidet erſt durch Retardationen und dann durch Paroccupationen. Die erſte Zeit wollen die Menſchen Dem keinen Werth zugeſtehen, was wir ihnen überliefern; und dann geberden ſie ſich, als wenn ihnen Alles ſchon bekannt wäre, was wir ihnen überliefern könnten.“

Eine Sammlung von Anekdoten und Maximen iſt für den Weltmann der größte Schatz, wenn er die erſten an ſchicklichen Orten in's Geſpräch einzuſtreuen, der letzten im treffenden Falle ſich zu erinnern weiß.

Man ſagt: Studire, Künſtler, die Natur! Es iſt aber keine Kleinigkeit, aus dem Gemeinen das Edle, aus der Unform das Schöne zu entwickeln.

Wo der Antheil ſich verliert, verliert ſich auch das Gedächtniß.

Die Welt iſt eine Glocke, die einen Riß hat; ſie klappert, aber klingt nicht.

Die Zudringlichkeit junger Dilettanten muß man mit Wohlwollen ertragen; ſie werden im Alter die wahrſten Verehrer der Kunſt und des Meiſters.

Wenn die Menſchen recht ſchlecht werden, haben ſie keinen Antheil mehr als die Schadenfreude.

Geſchickte Leute ſind immer das beſte Converſations-Lexicon.

Es gibt Menſchen, die gar nicht irren, weil ſie ſich nichts Vernünftiges vorſetzen.

Kenne ich mein Verhältniß zu mir ſelbſt und zur Außenwelt, ſo heiß' ich's Wahrheit. Und ſo kann Jeder ſeine eigene Wahrheit haben, und es iſt doch immer dieſelbige.

Das Beſondere unterliegt ewig dem Allgemeinen; das Allgemeine hat ewig ſich dem Beſondern zu fügen.

Vom eigentlich Productiven iſt Niemand Herr und ſie müſſen es Alle nur ſo gewähren laſſen.

Wenn die Natur ihr offenbares Geheimniß zu enthüllen anfängt, Der empfindet eine unwiderſtehliche Sehnſucht nach ihrer würdigſten Auslegerinn, der Kunſt.

Die Zeit iſt ſelbſt ein Element.

Der Menſch begreift niemals, wie anthropomorphiſch er iſt.

Ein Unterſchied, der dem Verſtand Nichts gibt, iſt kein Unterſchied.

In der Phanerogamie iſt noch ſo viel Cryptogamiſches, daß Jahrhunderte es nicht entziffern werden.

Die Verwechſelung eines Conſonanten mit dem andern möchte wohl aus Unfähigkeit des Organs, die Verwandlung der Vocale in Diphthongen aus einem eingebildeten Pathos entſtehen.

Man kann nicht für Jedermann leben, beſonders für Die nicht, mit denen man nicht leben möchte.

Der Appell an die Nachwelt entſpringt aus dem reinen, lebendigen Gefühl, daß es ein Unvergängliches gebe und, wenn auch nicht gleich anerkannt, doch zuletzt aus der Minorität ſich der Majorität werde zu erfreuen haben.

Geheimniſſe ſind noch keine Wunder.

I convertiti stanno freschi appresso di me.

Leichtſinnige, leidenſchaftliche Begünſtigung problematiſcher Talente war ein Fehler meiner frühern Jahre, den ich niemals ganz abtragen konnte.

Ich möchte gern ehrlich mit Dir ſein, ohne daß wir uns entzweien; Das geht aber nicht. Du benimmſt Dich falſch und ſetzeſt Dich zwiſchen zwei Stühle; Anhänger gewinnſt Du nicht und verlierſt Deine Freunde. Was ſoll daraus werden!

Es iſt ganz einerlei, vornehm oder gering ſein; das Menſchliche muß man immer anhaben.

Die liberalen Schriftſteller ſpielen jetzt ein gutes Spiel; ſie haben das ganze Publicum zu Supplicanten.

Wenn ich von liberalen Ideen reden höre, ſo verwundere ich mich immer, wie die Menſchen ſich gern mit leeren Wortſchällen hinhalten; eine Idee darf nicht liberal ſein. Kräftig ſei ſie, tüchtig, in ſich ſelbſt abgeſchloſſen, damit ſie den göttlichen Auftrag, productiv zu ſein, erfülle: noch weniger darf der Begriff liberal ſein; denn Der hat einen ganz andern Auftrag.

Wo man die Liberalität aber ſuchen muß, Das iſt in den Geſinnungen und dieſe ſind das lebendige Gemüth.

Geſinnungen aber ſind ſelten liberal, weil die Geſinnung unmittelbar aus der Perſon, ihren nächſten Beziehungen und Bedürfniſſen hervorgeht.

Weiter ſchreiben wir nicht; an dieſen Maßſtab halte man, was man tagtäglich hört.

Es ſind immer nur unſere Augen, unſere Vorſtellungsarten; die Natur weiß ganz allein, was ſie will, was ſie gewollt hat.

Gib mir, wo ich ſtehe!
Archimedes.
Nimm Dir, wo Du ſtehſt!
Roſe.
Behaupte, wo Du ſtehſt!
G.

Allgemeines Cauſal-Verhältniß, das der Beobachter aufſucht, und ähnliche Erſcheinungen einer allgemeinen Urſache zuſchreibt; an die nächſte wird ſelten gedacht.

Einem Klugen widerfährt keine geringe Thorheit.

Bei jedem Kunſtwerk, groß oder klein, bis in's Kleinſte kommt Alles auf die Conception an.

Es gibt eine Poeſie ohne Tropen, die ein einziger Tropus iſt.

Ein alter, gutmüthiger Examinator ſagt einem Schüler in's Ohr:

Etiam nihil didicisti,

und läßt ihn für gut hingehen.

Das Vortreffliche iſt unergründlich, man mag damit anfangen, was man will.

Aemilium Paulum — virum in tantum laudandum, in quantum intelligi virtus potest.

Ich habe mich ſo lange um's Allgemeine bemüht, bis ich einſehen lernte, was verzügliche Menſchen im Beſondern leiſten.

Eigentlich weiß man nur, wenn man wenig weiß; mit dem Wiſſen wächſt der Zweifel.

Die Irrthümer des Menſchen machen ihn eigentlich liebenswürdig.

Bonus vir semper tiro.

Es gibt Menſchen, die ihr Gleiches lieben und aufſuchen, und wieder ſolche, die ihr Gegentheil lieben und dieſem nachgehn.

Wer ſich von jeher erlaubt hätte, die Welt ſo ſchlecht anzuſehen, wie uns die Widerſacher darſtellen, Der müßte ein miſerables Subject geworden ſein.

Mißgunſt und Haß beſchränken den Beobachter auf die Oberfläche, ſelbſt wenn Scharfſinn ſich zu ihnen geſellt; verſchwiſtert ſich dieſer hingegen mit Wohlwollen und Liebe, ſo durchdringt er die Welt und den Menſchen, ja er kann hoffen, zum Allerhöchſten zu gelangen.

Panoramic ability ſchreibt mir ein Engliſcher Critiker zu, wofür ich allerſchönſtens zu danken habe.

Einem jeden wohlgeſinnten Deutſchen iſt eine gewiſſe Portion poetiſcher Gabe zu wünſchen, als das wahre Mittel, ſeinen Zuſtand, von welcher Art er auch ſei, mit Werth und Anmuth einiger Maßen zu umkleiden.

Den Stoff ſieht Jedermann vor ſich; den Gehalt findet nur Der, der Etwas dazu zu thun hat, und die Form iſt ein Geheimniß den Meiſten.

Die Menſchen halten ſich mit ihren Neigungen an's Lebendige. Die Jugend bildet ſich wieder an der Jugend.

Wir mögen die Welt kennen lernen, wie wir wollen, ſie wird immer eine Tag- und eine Nachtſeite behalten.

Der Irrthum wiederholt ſich immerfort in der That; deßwegen muß man das Wahre unermüdlich in Worten wiederholen.

Wie in Rom außer den Römern noch ein Volk von Statuen war, ſo iſt außer dieſer realen Welt noch eine Welt des Wahns, viel mächtiger beinahe, in der die Meiſten leben.

Die Menſchen ſind wie das rothe Meer: der Stab hat ſie kaum auseinander gehalten, gleich hinterdrein fließen ſie wieder zuſammen.

Pflicht des Hiſtorikers, das Wahre vom Falſchen, das Gewiſſe vom Ungewiſſen, das Zweifelhafte vom Verwerflichen zu unterſcheiden.

Eine Chronik ſchreibt nur Derjenige, dem die Gegenwart wichtig iſt.

Die Gedanken kommen wieder; die Ueberzeugungen pflanzen ſich fort; die Zuſtände gehen unwiederbringlich vorüber.

„Unter allen Völkerſchaften haben die Griechen den Traum des Lebens am Schönſten geträumt.“

Ueberſetzer ſind als geſchäftige Kuppler anzuſehen, die uns eine halbverſchleierte Schöne als höchſt liebenswürdig anpreiſen; ſie erregen eine unwiderſtehliche Neigung nach dem Original.

Das Alterthum ſetzen wir gern über uns, aber die Nachwelt nicht. Nur ein Vater neidet ſeinem Sohn nicht das Talent.

Sich ſubordiniren iſt überhaupt keine Kunſt; aber in abſteigender Linie, in der Descendenz, Etwas über ſich erkennen, was unter Einem ſteht!

Unſer ganzes Kunſtſtück beſteht darin, daß wir unſere Exiſtenz aufgeben, um zu exiſtiren.

Alles, was wir treiben und thun, iſt ein Ermüden; wohl Dem, der nicht müde wird!

„Hoffnung iſt die zweite Seele der Unglücklichen.“

„L'Amour est un vrai recommenceur.“

Es gibt im Menſchen auch ein Dienenwollendes; daher die Chevalerie der Franzoſen eine Servage.

„Im Theater wird durch die Beluſtigung des Geſichts und Gehörs die Reflexion ſehr eingeſchränkt.“

Erfahrung kann ſich in's Unendliche erweitern, Theorie nicht in eben dem Sinne reinigen und vollkommener werden. Jener ſteht das Univerſum nach allen Richtungen offen; dieſe bleibt innerhalb der Grenze der menſchlichen Fähigkeiten eingeſchloſſen. Deßhalb müſſen alle Vorſtellungsarten wiederkehren und der wunderliche Fall tritt ein, daß bei erweiterter Erfahrung eine dermalen Theorie wieder Gunſt erwerben kann.

Es iſt immer dieſelbe Welt, die der Betrachtung offen ſteht, die immerfort angeſchaut aber geahnet wird; und es ſind immer dieſelben Menſchen, die im Wahren oder Falſchen leben, im Letzten bequemer als im Erſten.

Die Wahrheit widerſpricht unſerer Natur,

der Irthum nicht, und zwar aus einem ſehr einfachen Grunde: die Wahrheit fordert, daß wir uns für beſchränkt erkennen ſollen; der Irthum ſchmeichelt uns, wir ſeien auf ein' oder die andere Weiſe unbegrenzt.

Es iſt nun ſchon bald zwanzig Jahre, daß die Deutſchen ſämmtlich transſcendiren. Wenn ſie es einmal gewahr werden, müſſen ſie ſich wunderlich vorkommen.

Daß Menſchen Dasjenige noch zu können glauben, was ſie gekannt haben, iſt natürlich genug; daß Andere zu vermögen glauben, was ſie nie vermochten, iſt wohl ſeltſam, aber nicht ſelten.

Zu allen Zeiten ſind es nur die Individuen, welche für die Wiſſenſchaft gewirkt, nicht das Zeitalter. Das Zeitalter war's, das den Socrates durch Gift hinrichtete; das Zeitalter, das Huß verbrannte; die Zeitalter ſind ſich immer gleich geblieben.

Das iſt die wahre Symbolik, wo das Beſondere das Allgemeinere repräſentirt, nicht als Traum und Schatten, ſondern als lebendig augenblickliche Offenbarung des Unerforſchlichen.

Alles Ideelle, ſobald es vom Realen gefordert wird, geht endlich dieſes und ſich ſelbſt auf. So der Credit (Papiergeld) das Silber und ſich ſelbſt.

Die Meiſterſchaft gilt oft für Egoismus.

Sobald die guten Werke und das Verdienſtliche derſelben aufhören, ſogleich tritt die Sentimentalität dafür ein, bei den Proteſtanten.

Es iſt eben, als ob man es ſelbſt vermöchte, wenn man ſich guten Rathes erholen kann.

Die Wahlſprüche deuten auf Das, was man nicht hat, wornach man ſtrebt. Man ſtellt ſich Solches, wie billig, immer vor Augen.

„Wer einen Stein nicht allein erheben mag, der laß ihn auch ſelbander liegen laſſen.“

Der Deſpotismus fördert die Autocratie eines Jeden, indem er von oben bis unten die Verantwortlichkeit dem Individuum zumuthet und ſo den höchſten Grad von Thätigkeit hervorbringt.

Alles Cynoziſche in der poetiſchen Production wird in der Reflexion Machiavellismus.

Man muß ſeine Irthümer theuer bezahlen, wenn man ſie loswerden will, und dann hat man noch von Glück zu ſagen.

Wenn ein Deutſcher Litterator ſeine Nation vormals beherrſchen wollte, ſo mußte er ihr nur glauben machen, es ſei Einer da, der ſie beherrſchen wolle. Da waren ſie gleich ſo verſchüchtert, daß ſie ſich, von wem es auch wäre, gern beherrſchen ließen.

„Nihil rerum mortalium tam instabile ac fluxum est quam potentia non sua vi nixa.“

„Es gibt auch Afterkünſtler, Dilettanten und Speculanten: Jene treiben die Kunſt um des Vergnügens, Dieſe um des Nutzens willen.“

Geſelligkeit lag in meiner Natur; deßwegen ich bei vielfachem Unternehmen mir Mitarbeiter gewann und mich ihnen zum Mitarbeiter bildete, und ſo das Glück erreichte, mich in ihnen und ſie in mir fortleben zu ſehen.

Mein ganzes inneres Wirken erwies ſich als eine lebendige Heuriſtik, welche, eine unbekannte, geahnete Regel anerkennend, ſolche in der Außenwelt zu finden und in die Außenwelt einzuführen trachtet.

Es gibt eine enthuſiaſtiſche Reflexion, die von dem größten Werth iſt, wenn man ſich von ihr nur nicht hinreißen läßt.

Nur in der Schule ſelbſt iſt die eigentliche Vorſchule.

Der Irthum verhält ſich gegen das Wahre, wie der Schlaf gegen das Wachen. Ich habe bemerkt, daß man aus dem Irren ſich wie erquickt wieder zu dem Wahren hinwende.

Ein Jeder leidet, der nicht für ſich ſelbſt handelt. Man handelt für Andere, um mit ihnen zu genießen.

Das Faßliche gehört der Sinnlichkeit und dem Verſtande. Hieran ſchließt ſich das Gehörige, welches verwandt iſt mit dem Schicklichen. Das Gehörige jedoch iſt ein Verhältniß zu einer beſondern Zeit und entſchiedenen Umſtänden.

Eigentlich lernen wir nur von Büchern, die wir nicht beurtheilen können. Der Autor eines Buchs, das wir beurtheilen könnten, müßte von uns lernen.

Deßhalb iſt die Bibel ein ewig wirkſames

Buch, weil, ſo lange die Welt ſteht, Niemand auftreten und ſagen wird: „Ich begreife es im Ganzen und verſtehe es im Einzelnen.“ Wir aber ſagen beſcheiden: Im Ganzen iſt es ehrwürdig und im Einzelnen anwendbar.

Alle Myſtik iſt ein Transſcendiren und ein Ablöſen von irgend einem Gegenſtande, den man hinter ſich zu laſſen glaubt. Je größer und bedeutender Dasjenige war, dem man abſagt, deſto reicher ſind die Productionen des Myſtikers.

Die orientaliſche myſtiſche Poeſie hat deßwegen den großen Vorzug, daß der Reichthum der Welt, den der Adepte wegweiſ't, ihm noch jederzeit zu Gebote ſteht. Er befindet ſich alſo noch immer mitten in der Fülle, die er verläßt, und ſchweigt in Dem, was er gern los ſein möchte.

Chriſtliche Myſtiker ſollte es gar nicht geben, da die Religion ſelbſt Myſterien darbietet. Auch gehen ſie immer gleich in's Abſtruſe, in den Abgrund des Subjects.

Ein geiſtreicher Mann ſagte: Die neuere Myſtik ſei die Dialectik des Herzens und deßwegen mitunter ſo erſtaunenswerth und verführeriſch, weil ſie Dinge zur Sprache bringe, zu denen der Menſch auf dem gewöhnlichen Verſtands-, Vernunfts- und Religionswege nicht gelangen würde. Wer ſich Muth und Kraft glaube, ſie zu ſtudiren, ohne ſich betäuben zu laſſen, Der möge ſich in dieſe Höhle des Trophonios verſenken, jedoch auf ſeine eigene Gefahr.

Die Deutſchen ſollten in einem Zeitraume von dreißig Jahren das Wort Gemüth nicht ausſprechen: dann würde nach und nach Gemüth ſich wieder erzeugen; jetzt heißt es nur: Nachſicht mit Schwächen, eigenen und fremden.

Die Vorurtheile der Menſchen beruhen auf dem jedesmaligen Character der Menſchen; daher ſind ſie, mit dem Zuſtand innig vereinigt, ganz unüberwindlich. Weder Evidenz, noch Verſtand, noch Vernunft haben den mindeſten Einfluß darauf.

Characteren machen oft die Schwäche zum Geſetz. Weltkenner haben geſagt: „Die Klugheit iſt unüberwindlich, hinter welcher ſich die Furcht verſteckt.“ Schwache Menſchen haben oft revolutionäre Geſinnungen: ſie meinen, es wäre ihnen wohl, wenn ſie nicht regiert würden, und fühlen nicht, daß ſie weder ſich noch Andere regieren können.

In eben dem Falle ſind die neuern Deutſchen Künſtler: den Zweig der Kunſt, den ſie nicht beſitzen, erklären ſie für ſchädlich und daher wegzuhauen.

Der Menſchenverſtand wird mit dem geſunden Menſchen rein geboren, entwickelt ſich aus ſich ſelbſt und offenbart ſich durch ein entſchiedenes Gewahrwerden und Anerkennen des Nothwendigen und Nützlichen. Practiſche Männer und Frauen bedienen ſich deſſen mit Sicherheit. Wo er mangelt, halten beide Geſchlechter, was ſie begehren, für nothwendig, und für nützlich, was ihnen gefällt.

Alle Menſchen, wie ſie zur Freiheit gelangen, machen ihre Fehler geltend: die Starken das Uebertreiben, die Schwachen das Vernachläſſigen.

Der Kampf des Alten, Beſtehenden, Beharrenden mit Entwickelung, Aus- und Umbildung iſt immer derſelbe. Aus aller Ordnung entſteht zuletzt Pedanterie; um dieſe loszuwerden, zerſtört man jene, und es geht eine Zeit hin, bis man gewahr wird, daß man wieder Ordnung machen müſſe. Claſſicismus und Romanticismus, Innungszwang und Gewerbsfreiheit, Feſthalten und Zerſplittern des Grundbodens: es iſt immer derſelbe Conflict, der zuletzt wieder einen neuen erzeugt. Der größte Verſtand des Regierenden wäre daher, dieſen Kampf ſo zu mäßigen, daß er ohne Untergang der einen Seite ſich in's Gleiche ſtellte; Dieß iſt aber den Menſchen nicht gegeben, und Gott ſcheint es auch nicht zu wollen.

Welche Erziehungsart iſt für die beſte zu halten? Antwort: die der Hydrioten. Als Inſulaner und Seefahrer nehmen ſie ihre Knaben gleich mit zu Schiffe und laſſen ſie im Dienſte heraufkrabbeln. Wie ſie Etwas leiſten, haben ſie Theil am Gewinn; und ſo kümmern ſie ſich ſchon um Handel, Tauſch und Beute, und es bilden ſich die tüchtigſten Küſten- und Seefahrer, die liſtigſten Handelsleute und verwegenſten Piraten. Aus einer ſolchen Maſſe können denn freilich Helden hervortreten, die den verderblichen Brander mit eigener Hand an das Admiral-Schiff der feindlichen Flotte feſtklammern.

Alles Vortreffliche beſchränkt uns für einen Augenblick, indem wir uns demſelben nicht gewachſen fühlen; nur inſofern wir es nachher in unſere Cultur aufnehmen, es unſern Geiſt- und Gemüthskräften aneignen, wird es uns lieb und werth.

Kein Wunder, daß wir uns Alle mehr oder

weniger im Mittelmäßigen gefallen, weil es uns in Ruhe läßt; es gibt das behagliche Gefühl, als wenn man mit Seinesgleichen umginge.

Das Gemeine muß man nicht rügen; denn das bleibt ſich ewig gleich.

Wir können einem Widerſpruch in uns ſelbſt nicht entgehen; wir müſſen ihn auszugleichen ſuchen. Wenn uns Andere widerſprechen, Das geht uns Nichts an; Das iſt ihre Sache.

Es iſt ſoviel gleichzeitig Tüchtiges und Treffliches auf der Welt, aber es berührt ſich nicht.

Welche Regierung die beſte ſei? Diejenige, die uns lehrt, uns ſelbſt zu regieren.

Docirenkannſt Du, Tüchtiger, freilich nicht; es iſt, wie das Predigen, durch unſern Zuſtand geboten, wahrhaft nützlich, wenn Converſation und Catechiſation ſich anſchließen, wie es auch urſprünglich gehalten wurde. Lehren aber kannſt Du und wirſt Du, Das iſt: wenn That dem Urtheil, Urtheil der That zum Leben hilft.

Gegen die drei Einheiten iſt Nichts zu ſagen, wenn das Sujet ſehr einfach iſt; gelegentlich aber werden drei Mal drei Einheiten, glücklich verſchlungen, eine ſehr angenehme Wirkung thun.

Wenn die Männer ſich mit den Weibern ſchleppen, ſo werden ſie ſo gleichſam abgeſponnen wie ein Rocken.

Es kann wohl ſein, daß der Menſch durch öffentliches und häusliches Geſchick zu Zeiten gräßlich gedroſchen wird; allein das rückſichtloſe Schickſal, wenn es die reichen Garben trifft, zerknittert nur das Stroh, die Körner aber ſpüren Nichts davon und ſpringen luſtig auf der Tenne hin und wieder, unbekümmert, ob ſie zur Mühle, ob ſie zum Saatfeld wandern.

„Arden von Feverſham," Shakeſpeare's Jugendarbeit. Es iſt der ganze, rein treue Ernſt des Auffaſſens und Wiedergebens, ohne Spur von Rückſicht auf den Effect, vollkommen dramatiſch, ganz untheatraliſch.

Shakeſpeare's trefflichſten Theater-Stücken mangelt es hier und da an Facilität: ſie ſind etwas mehr, als ſie ſein ſollten, und eben deßhalb deuten ſie auf den großen Dichter.

Die größte Wahrſcheinlichkeit der Erfüllung läßt noch einen Zweifel zu; daher iſt das Gehoffte, wenn es in die Wirklichkeit eintritt, jederzeit überraſchend.

Allen andern Künſten muß man Etwas vorgeben, der Griechiſchen allein bleibt man ewig Schuldner.

Vis superba formae. Ein ſchönes Wort von Johannes Secundus.

Die Sentimentalität der Engländer iſt humoriſtiſch und zart, der Franzoſen populär und weinerlich, der Deutſchen naiv und realiſtiſch.

Das Abſurde, mit Geſchmack dargeſtellt, erregt Widerwillen und Bewunderung.

Von der beſten Geſellſchaft ſagte man: „Ihr Geſpräch iſt unterrichtend, ihr Schweigen bildend."

Von einem bedeutenden frauenzimmerlichen Gedichte ſagte Jemand: Es habe mehr Energie als Enthuſiaſmus, mehr Character als Gehalt, mehr Rhetorik als Poeſie und im Ganzen etwas Männliches.

Es iſt nichts ſchrecklicher als eine thätige Unwiſſenheit.

Schönheit und Geiſt muß man entfernen, wenn man nicht ihr Knecht werden will.

Der Myſticismus iſt die Scholaſtik des Herzens, die Dialectik des Gefühls.

Man ſchont die Alten, wie man die Kinder ſchont.

Der Alte verliert eins der größten Menſchenrechte, er wird nicht mehr von Seinesgleichen beurtheilt.

Es iſt wie in den Wiſſenſchaften gegangen wie Einem, der früh aufſteht, in der Dämmerung die Morgenröthe, ſodann aber die Sonne ungeduldig erwartet, und doch, wie ſie hervortritt, geblendet wird.

Man ſtreitet viel und wird viel ſtreiten über Nutzen und Schaden der Bibelverbreitung. Mir iſt klar: ſchaden wird ſie wie bisher, dogmatiſch und phantaſtiſch gebraucht; nützen wie bisher, didactiſch und gefühlvoll aufgenommen.

Große, von Ewigkeit her oder in der Zeit entwickelte, urſprüngliche Kräfte wirken unauf-

haltſam; ob anzend oder ſchadend, Das iſt zufällig.

Die Idee iſt ewig und einzig; daß wir auch den Plural brauchen, iſt nicht wohlgethan. Alles, was wir gewahr werden, und wovon wir reden können, ſind nur Manifeſtationen der Idee; Begriffe ſprechen wir aus, und inſofern iſt die Idee ſelbſt ein Begriff.

Im Aeſthetiſchen thut man nicht wohl, zu ſagen: die Idee des Schönen. Dadurch vereinzelt man das Schöne, das doch einzeln nicht gedacht werden kann. Vom Schönen kann man einen Begriff haben, und dieſer Begriff kann überliefert werden.

Die Manifeſtation der Idee als des Schönen iſt ebenſo flüchtig, als die Manifeſtation des Erhabenen, des Geiſtreichen, des Luſtigen, des Lächerlichen. Dieß iſt die Urſache, warum ſo ſchwer darüber zu reden iſt.

Recht äſthetiſch-didactiſch könnte man ſein, wenn man mit ſeinen Schülern an allem Empfindungswerthen vorübergienge, oder es ihnen zubrächte im Moment, wo es culminirt und ſie höchſt empfänglich ſind. Da aber dieſe Forderung nicht zu erfüllen iſt, ſo müßte der höchſte Stolz des Catheder-Lehrers ſein, die Begriffe ſo vieler Manifeſtationen in ſeinen Schülern dergeſtalt zum Leben zu bringen, daß ſie für alles Gute, Schöne, Große, Wahre empfänglich würden, um es mit Freuden aufzufaſſen, wo es ihnen zur rechten Stunde begegnete. Ohne daß ſie es merkten und wüßten, wäre ſomit die Grund-Idee, woraus Alles hervorgeht, in ihnen lebendig geworden.

Wie man gebildete Menſchen ſieht, ſo findet man, daß ſie nur für *eine* Manifeſtation des Unweſens oder doch nur für wenige empfänglich ſind, und Das iſt ſchon genug. Das Talent entwickelt im Practiſchen Alles und braucht von den theoretiſchen Einzelnheiten nicht Notiz zu nehmen: der Muſicus kann ohne ſeinen Schaden den Bildhauer ignoriren und umgekehrt.

Man ſoll ſich Alles practiſch denken und deßhalb auch dahin trachten, daß verwandte Manifeſtationen der großen Idee, inſofern ſie durch Menſchen zur Erſcheinung kommen ſollen, auf eine gehörige Weiſe in einander wirken. Malerei, Plaſtik und Mimik ſtehen in einem unzertrennlichen Bezug; doch muß der Künſtler, zu dem Einen berufen, ſich hüten, von dem Andern beſchädigt zu werden: der Bildhauer kann ſich vom Maler, der Maler vom Mimiker verführen laſſen, und alle Drei können einander ſo verwirren, daß keiner derſelben auf den Füßen ſtehen bleibt.

Die mimiſche Tanzkunſt würde eigentlich alle bildenden Künſte zu Grunde richten, und mit Recht. Glücklicher Weiſe iſt der Sinnenreiz, den ſie bewirkt, ſo flüchtig, und ſie muß, um zu reizen, in's Uebertriebene gehen. Dieſes ſchreckt die übrigen Künſtler glücklicher Weiſe ſogleich ab; doch können ſie, wenn ſie klug und vorſichtig ſind, viel dabei lernen.

Vierte Abtheilung.

Madame Roland, auf dem Blutgerüſte, verlangte Schreibzeug, um die ganz beſondern Gedanken aufzuſchreiben, die ihr auf dem letzten Wege vorgeſchwebt. Schade, daß man ihr's verſagte! Denn am Ende des Lebens gehen dem gefaßten Geiſte Gedanken auf, bisher undenkbare; ſie ſind wie ſelige Dämonen, die ſich auf den Gipfeln der Vergangenheit glänzend niederlaſſen.

Man ſagt ſich oft im Leben, daß man die Vielgeſchäftigkeit (πολυπραγμοσύνη) vermeiden, beſonders, je älter man wird, ſich deſto weniger in ein neues Geſchäft einlaſſen ſolle. Aber man hat gut reden, gut ſich und Andern rathen. Aelter werden heißt ſelbſt ein neues Geſchäft antreten; alle Verhältniſſe verändern ſich, und man muß entweder zu handeln ganz aufhören, oder mit Willen und Bewußtſein das neue Rollenfach übernehmen.

Große Talente ſind ſelten, und ſelten iſt es, daß ſie ſich ſelbſt erkennen; nun aber hat kräftiges, unbewußtes Handeln und Sinnen ſo höchſt erfreuliche als unerfreuliche Folgen, und in ſolchem Conflict ſchwindet ein bedeutendes Leben vorüber. Hiervon ergeben ſich in „Melwin's Unterhaltungen“ ſo merkwürdige als traurige Beiſpiele.

Vom Abſoluten in theoretiſchem Sinne mag' ich nicht zu reden; behaupten aber darf ich: daß, wer es in der Erſcheinung anerkannt und immer im Auge behalten hat, ſehr großen Gewinn davon erfahren wird.

In der Idee leben heißt das Unmögliche behandeln, als wenn es möglich wäre; mit dem Character hat es dieſelbe Bewandtniß: treffen Beide zuſammen, ſo entſtehen Ereigniſſe, worüber die Welt vom Erſtaunen ſich Jahrtauſende nicht erholen kann.

Napoleon, der ganz in der Idee lebte, konnte ſie doch im Bewußtſein nicht erfaſſen; er läugnet alles Ideelle durchaus und ſpricht ihm jede Wirklichkeit ab, indeſſen er eifrig es zu verwirklichen trachtet. Einen ſolchen innern perpetuirlichen Widerſpruch kann aber ſein klarer, nabeſtechlicher Verſtand nicht ertragen, und es iſt höchſt wichtig, wenn er, gleichſam genöthigt, ſich darüber gar eigen und anmuthig ausdrückt.

Er betrachtet die Idee als ein geiſtiges Weſen, das zwar keine Realität hat, aber, wenn es verfliegt, ein Reſiduum (Caput mortuum) zurückläßt, dem wir die Wirklichkeit nicht ganz abſprechen können. Wenn Dieſes uns auch ſtarr und materiell genug ſcheinen mag, ſo ſpricht er ſich ganz anders aus, wenn er von den unaufhaltſamen Folgen ſeines Lebens und Treibens mit Glauben und Zutrauen die Seinen unterhält. Da geſteht er wohl gern: daß Leben Lebendiges hervorbringe; daß eine gründliche Befruchtung auf alle Zeiten hinauswirke. Er gefällt ſich, zu bekennen, daß er dem Weltgange eine friſche Anregung, eine neue Richtung gegeben habe.

Höchſt bemerkenswerth bleibt es immer, daß Menſchen, deren Perſönlichkeit faſt ganz Idee iſt, ſich ſo äußerſt vor dem Phantaſtiſchen ſcheuen. So war Hamann, dem es unerträglich ſchien, wenn von Dingen einer andern Welt geſprochen wurde. Er drückte ſich gelegentlich darüber in einem gewiſſen Paragraphen aus, den er aber, weil er ihm unzulänglich ſchien, vierzehn Mal variirte und ſich doch immer wahrſcheinlich nicht genug that. Zwei von dieſen Verſuchen ſind uns übriggeblieben; einen dritten haben wir ſelbſt gewagt, welchen hier abdrucken zu laſſen wir durch Obenſtehendes veranlaßt ſind.

Der Menſch iſt als wirklich in die Mitte einer wirklichen Welt geſetzt und mit ſolchen Organen begabt, daß er das Wirkliche und nebenbei das Mögliche erkennen und hervorbringen kann. Alle geſunden Menſchen haben die Ueberzeugung ihres Daſeins und eines Daſeienden um ſie her. Indeſſen gibt es auch einen hohlen Fleck im Gehirn, d. h. eine Stelle, wo ſich kein Gegenſtand abſpiegelt, wie denn auch im Auge ſelbſt ein Fleckchen iſt, das nicht ſieht. Wird der Menſch auf dieſe Stelle beſonders aufmerkſam, vertieft er ſich darin: ſo verfällt er in eine Geiſteskrankheit, ahnet hier Dinge aus einer andern Welt, die aber eigentlich Undinge ſind und weder Geſtalt noch Begrenzung haben, ſondern als leere Nachträumlichkeit dunſtigen und Den, der ſich nicht losreißt, mehr als geſpenſterhaft verfolgen.

Friedrich von Raumer, „Geſchichte der Hohenſtaufen". Die vier ſtarken Bände habe behaglich in kurzer Zeit nach einander weggeleſen, durchaus mit Dankgefühl gegen den Verfaſſer. In meinen Jahren iſt es angenehm, wenn die einzelnen, vor langer Zeit bei uns vorübergegangenen, verblichenen Geſpenſter auf ein Mal ſich friſch zuſammennehmen und in lebensluſtigem Gange vor uns vorüberziehen. Verſchollene Namen erſcheinen auf ein Mal in charakteriſtiſcher Geſtalt; zuſammenhängende Thaten, die ſich im Gedächtniß meiſt um eine Figur verſammelten und dadurch ihres Herkommens, ihrer Folgen verluſtig gingen, ſchließen ſich vor- und rückwärts faßlich an, und ſo ſcheint der Unſinn des Weltweſens einige Vernunft zu gewinnen. Die kurze Darſtellung dieſes Werks in dem litterariſchen Converſations-Blatt war hierauf höchſt angenehm und belehrend.

Das Buch wird viele Leſer finden; man muß ſich aber ein Geſetz machen, nicht nach neueſter Art momentsweiſe zerſtückt zu leſen, ſondern Tag für Tag ſein Penſum zu abſolviren; welches ſo leicht wird bei der ſchicklichen Abtheilung in Capitel und der Verſammlung in Maſſen, wodurch wir uns unzerſtreut mit dem Ganzen vorwärts bewegen.

Hätte ich jungen Männern zu rathen, die ſich höherer Staatkunſt und alſo dem diplomatiſchen Fache widmen, ſo würde ich ihnen es als Handbuch anrühmen, um ſich daraus zu vergegenwärtigen, wie man unzählige Facta ſammelt, und zuletzt ſich ſelbſt eine Ueberzeugung bildet. Dieſe Ueberzeugung kann freilich nicht hiſtoriſch werden; denn man wird ihr irgend ein Mal critiſch widerſprechen: wie ſie aber practiſch wird, ſo zeigt ſich aus einem glücklichen Erfolg, daß man recht gedacht hat.

Wachler's „Handbuch der Geſchichte der Litteratur," neueſte Ausgabe, gibt mir die angenehmſte Unterhaltung. Da man ſich denn doch in einem langen Leben mit allſeitiger Litteratur beſchäftigte, ſo ſcheint es bei'm Leſen dieſes Werks, man lebe zum zweiten Male, freilich um Vieles bequemer.

Wie wenig von dem Geſchehenen iſt geſchrieben worden, wie wenig von dem Geſchriebenen gerettet! Die Litteratur iſt von Haus aus fragmentariſch; ſie enthält nur Denkmale des menſchlichen Geiſtes, inſofern ſie in Schriften verfaßt und zuletzt übrig geblieben ſind.

Und doch bei aller Unvollſtändigkeit des Litterar-Weſens finden wir tauſendfältige Wiederholung, woraus hervorgeht, wie beſchränkt des Menſchen Geiſt und Schickſal ſei.

Da wir denn doch zu dieſer allgemeinen Weltberathung als Aſſeſſoren, obgleich eine voto, berufen ſind und wir uns von den Zeitungsſchreibern tagtäglich referiren laſſen: ſo iſt es ein Glück, auch aus der Vorzeit tüchtig Referirende zu finden. Für mich ſind von Raumer und Wachler in den neueſten Tagen Dergleichen geworden.

Die Frage: wer höher ſteht, der Hiſtoriker oder der Dichter, darf gar nicht aufgeworfen werden; ſie concurriren nicht mit einander, ſo wenig als der Wettläufer und der Fauſtkämpfer. Jedem gebührt ſeine eigene Krone.

Die Pflicht des Hiſtorikers iſt zweifach: erſt gegen ſich ſelbſt, dann gegen den Leſer. Bei ſich ſelbſt muß er genau prüfen, was wohl geſchehen ſein könnte; und um des Leſers willen, muß er feſtſetzen, was geſchehen ſei. Wie er mit ſich ſelbſt handelt, mag er mit ſeinen Collegen ausmachen; das Publicum muß aber nicht in's Geheimniß hineinſehen, wie wenig in der Geſchichte als entſchieden ausgemacht kann angeſprochen werden.

Es geht uns mit Büchern wie mit neuen Bekanntſchaften. Die erſte Zeit ſind wir hoch vergnügt, wenn wir im Allgemeinen Uebereinſtimmung finden, wenn wir uns an irgend einer Hauptſeite unſerer Exiſtenz freundlich berührt fühlen; bei näherer Bekanntſchaft treten alsdann erſt die Differenzen hervor, und da iſt denn die Hauptſache eines vernünftigen Betragens, daß man nicht, wie etwa in der Jugend geſchieht, ſogleich zurückſchaudere, ſondern daß man gerade das Uebereinſtimmende recht feſthalte und ſich über die Differenzen vollkommen aufkläre, ohne ſich deßhalb vereinigen zu wollen.

Eine ſolche freundlich-belehrende Unterhaltung iſt mir durch „Stiedenroth's Pſychologie" geworden. Alle Wirkung des Aeußern auf's Innere trägt er unvergleichlich vor, und wir ſehen die Welt nochmals nach und nach in uns entſtehen. Aber mit der Gegenwirkung des Innern nach außen gelingt es ihm nicht ebenſo. Der Entelechie, die Nichts aufnimmt, ohne ſich's durch eigene Zuthat anzueignen, läßt er nicht Gerechtigkeit widerfahren; und mit dem Genie will es auf dieſem Weg gar nicht fort. Und wenn er das Ideal aus der Erfahrung abzuleiten denkt und ſagt: das Kind idealiſirt nicht: ſo mag man antworten, das Kind zeugt nicht; denn zum Gewahrwerden des Ideellen gehört auch eine Pubertät. Doch genug, er bleibt uns ein werther Geſell und Gefährte und ſoll nicht von unſerer Seite kommen.

Wer viel mit Kindern lebt, wird finden, daß keine äußere Einwirkung auf ſie ohne Gegenwirkung bleibt.

Die Gegenwirkung eines vorzüglich kindlichen Weſens iſt ſogar leidenſchaftlich; das Eingreifen tüchtig.

Deßhalb leben Kinder in Schnellurtheilen, um nicht zu ſagen, in Vorurtheilen; denn bis das ſchnell aber einſeitig Gefaßte ſich auslöſcht, um einem Allgemeinern Platz zu machen, erfordert es Zeit. Hierauf zu achten, iſt eine der größten Pflichten des Erziehers.

Ein zweijähriger Knabe hatte die Geburtstagsfeier begriffen, an der ſeinigen die beſcheerten Gaben mit Dank und Freude ſich zugeeignet, nicht weniger dem Bruder die ſeinigen bei gleichem Feſte gegönnt.

Hiedurch veranlaßt, fragte er am Weihnachtsabend, wo ſo viele Geſchenke vorlagen: wann denn ſein Weihnachten komme. Dieß allgemeine Feſt zu begreifen, war noch ein ganzes Jahr nöthig.

Die große Schwierigkeit bei pſychologiſchen Reflexionen iſt, daß man immer das Innere und Aeußere parallel, oder vielmehr verflochten betrachten muß. Es iſt immerfort Syſtole und Diaſtole, Einathmen und Ausathmen des lebendigen Weſens; kann man es auch nicht ausſprechen, ſo beobachte man es genau und merke darauf.

Mein Verhältniß zu Schiller gründete ſich auf die entſchiedene Richtung Beider auf einen Zweck, unſere gemeinſame Thätigkeit auf die Verſchiedenheit der Mittel, wodurch wir jenen zu erreichen ſtrebten.

Bei einer zarten Differenz, die einſt zwiſchen uns zur Sprache kam, und woran ich durch eine Stelle ſeines Briefs wieder erinnert werde, machte' ich folgende Betrachtungen.

Es iſt ein großer Unterſchied, ob der Dichter zum Allgemeinen das Beſondere ſucht, oder im Beſondern das Allgemeine ſchaut. Aus jener Art entſteht Allegorie, wo das Beſondere nur als Beiſpiel, als Exempel des Allgemeinen gilt; die letztere aber iſt eigentlich die Natur der Poeſie; ſie ſpricht ein Beſonderes aus, ohne an's Allgemeine zu denken oder darauf hinzuweiſen. Wer nun dieſes Beſondere lebendig faßt, erhält zugleich das Allgemeine mit, ohne es gewahr zu werden, oder erſt ſpät.

Windiſchmann, „über Etwas, das der Heilkunſt Noth thut".

Der Verfaſſer hat ſeinen Leſern die Ein- und

Thomas. Ich muß dir's doch noch einmal ſagen: ſey nur zufrieden! du biſt mir's ſchuldig; du haſt mir zeitlebens dein Glück zu danken. Konnte ich deinen Auftrag beſſer ausrichten? Und wenn die Art und Weiſe ein Bißchen wunderlich war, ſo iſt doch am Ende der Zweck erreicht. Du kannſt dich freuen! Mache es richtig mit ihr. Ich komme zurück, ihr werdet mir vergeben, und wenn es euch wohl geht, noch gar meinen Einfall, meine Tollheit loben.

Jery. Ich weiß nicht was ich denken ſoll.

Thomas. Glaubſt du denn, daß ich ſie für nichts und wieder nichts beleidigen wollte?

Jery. Bruder, es war ein toller Gedanke; als ein Soldatenſtreich mag es hingehn!

Thomas. Die Hauptſache iſt, daß ſie deine Frau wird; und dann iſt's einerley wie der Freyersmann ſich angeſtellt hat. Der Vater kommt! Auf einen Augenblick, leb' wohl. ab.

Ueberſicht dieſes Werkes nicht leicht gemacht; der Vortrag läuft von Anfang bis zu Ende mit wenigen Pauſen fort, weder Bücher noch Capitel, noch Marginalien weiſen uns zurechte. Hat man ſich denn aber zuletzt durch- und herausgefunden, ſo erſtaunt man, zu bemerken, daß es ganz in Egyptiſchem Sinne geſchrieben ſei, daß man nämlich ein Prieſter ſein müſſe, um ſich als vollkommen tüchtiger Arzt zu bewähren.

Die Geſchichte freilich belehrt uns eines Andern; denn ſo ſagt Wachler im erſten Theile, Seite 132:

„Die Medicin, lange ausſchließliches Eigenthum der Prieſter, namentlich der Aſclepiaden in Theſſalien, fing allmälig an, ihre enge Verbindung mit dem religiöſen Ueberglauben aufzugeben, als ſie zum Theil von Joniſchen Philoſophen in den Kreis ihrer Unterſuchungen über die Natur der Dinge aufgenommen wurde. Pythagoras zog ſie in das Gebiet der Staatskunſt und Geſetzgebung und berückſichtigte beſonders die Diätetik. Unter ſeinen Schülern übten mehrere, als Periodeuten, die Heilkunde aus; der Crotoniate Alcmaion und Empedocles ſtellten Forſchungen über Zeugungstheorie und einzelne Theile der Phyſiologie an, und Das geſchah auch von einigen Philoſophen der neuern Eleatiſchen Schule und von Anaxagoras. So näherte ſich die Alleingiltigkeit der mediciniſchen Tempelweisheit ihrem Ende. Die Aſclepiaden fingen an, ihre Erfahrungen auf Grundſätze zurückzuführen und es entſtanden die empiriſche Schule in Cnidos und die philoſophiſche in Cos.

Aus dieſer Schule in Cos ging der Schöpfer der wiſſenſchaftlichen Medicin hervor, Hippokrates von der Inſel Cos, ein Aſclepiade, der berühmteſte unter ſieben gleichnamigen Männern dieſes Geſchlechts. Er bildete ſich auf weiten Reiſen und durch Studium der Philoſophie u. ſ. w.“ Auch die folgende Stelle wird Liebhabern der Weisheit nachdrücklich empfohlen.

Den einzelnen Verkehrtheiten des Tags ſollte man immer nur große weltgeſchichtliche Maſſen entgegenſetzen.

Heinroth's Anthropologie.

Die vielen Vorzüge, die man dieſem Werk auch zugeſteht, zerſtört der Verfaſſer ſelbſt, indem er über die Grenzen hinausgeht, die ihm von Gott und der Natur vorgeſchrieben ſind. Auch wir ſind allerdings überzeugt, daß der Anthropolog ſein Menſchenkind bis in die Vorhöfe der Religion führen könne, dürfe, müſſe, aber nicht weiter als bis dahin, wo ihm der Dichter begegnet und ſich andächtig vernehmen läßt.

In unſers Buſens Reine wohnt ein Streben,
Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträtſelnd ſich den ewig Ungenannten;
Wir heißen's Frommſein. —

Wenn ich mich in einer mittlern oder großen Stadt umſehe und bemerke, wo denn die Menſchen ſich hinwenden, um ihren Abend zuzubringen: ſo findet ſich immer, daß man dahin gehe, wo man grüßend begrüßt wird; wo man gerne hört und gehört wird; wo man bei'm geſelligen Geſpräch und Spiel immer gewiß iſt, ſeine Partie zu finden.

In dieſem Sinne hab' ich mich mit dem Litterariſchen Converſations-Blatt befreundet, das freilich nur als Converſations-Heft bei mir einzutreten verpflichtet iſt. An Zerſtreuung läßt es uns die Welt nicht fehlen; wenn ich leſe, will ich mich ſammeln und nicht, wie jener Sultan von Indien, durch abgerupfte Märchen hingehalten ſein.

Freundſchaft kann ſich bloß practiſch erzeugen practiſch Dauer gewinnen. Neigung, ja ſogar Liebe, hilft Alles Nichts zur Freundſchaft. Die wahre, die thätige, productive beſteht darin, daß wir gleichen Schritt im Leben halten; daß der Freund meine Zwecke billigt, ich die ſeinigen, und daß wir ſo unverrückt zuſammen fortgehen, wie auch ſonſt die Differenz unſerer Denk- und Lebensweiſe ſein möge.

In der 240. Nummer des dießjährigen Converſations-Blattes (1825) erſchien mir beſonders willkommen der dort eingelegte Brief. Er war mir ſo rührend als aufmunternd. Gleichgeſtimmt mit dem Verfaſſer ſprech' ich dankbar dagegen aus:

Das Vorzüglichſte, was wir durch Mittheilung älterer Briefe gewinnen, iſt: uns in einen frühern, vorübergegangenen, nicht wiederkehrenden Zuſtand unmittelbar verſetzt zu ſehen. Hier iſt nicht Relation noch Erzählung, nicht ſchon durchgedachter und durchgemeinter Vortrag; wir gewinnen eine klare Anſchauung jener Gegenwart, wir laſſen auf uns einwirken wie von Perſon zu Perſon.

Wenn nun Dieſes aber für alle Zukunft gilt, ſo bedeuten ſolche Documente doch am Meiſten, ein für alle Mal, Demjenigen, der ſolche Zeit mit verlebte; älter oder jünger, er wird in jenen Zuſtand zurückgeſetzt, wohin Gefühl, Einbildungskraft, Erinnerungsgabe ihn kaum ſo lebhaft wieder hinſtellen könnte.

Man leſe gedachten Brief und ſehe, wie ein damals Jüngerer, nun in Jahren gleichfalls Herangekommener jene gleichzeitigen ältern

Männer am Besten verdient und sich selbst überzeugt, wie er nach und nach in eine hohe Cultur hineingewachsen sei.

Dieser unbekannte Freund erhöht meinen Muth bei dem schwierigen Geschäft einer Redaction meines Briefwechsels mit Schiller. Ich werde sie auch um seinetwillen beeilen und ihm zu Liebe lass' ich meine Briefe von 1802 in diesem Hefte (Kunst und Alterthum 5. Bandes 2. Heft) abdrucken. Er wird sie nun mit den Schiller'schen von diesem Jahre verschränken und sich in Gefühlen, Beobachtungen und Betrachtungen gar gestärkt finden.

Zugleich ersuch' ich ihn, das Vorspiel: „Was wir bringen", unmittelbar darauf zu lesen; und jene Zeit wird vor ihm lebendig aufgehen, besonders wenn er, was wohl möglich wäre, jener Vorstellung persönlich beigewohnt hätte.

Fünfte Abtheilung.

Die Geheimnisse der Lebenspfade darf und kann man nicht offenbaren; es gibt Steine des Anstoßes, über die ein jeder Wanderer stolpern muß. Der Poet aber deutet auf die Stelle hin.

Es wäre nicht der Mühe werth, siebenzig Jahre alt zu werden, wenn alle Weisheit der Welt Thorheit wäre vor Gott.

Das Wahre ist gottähnlich; es erscheint nicht unmittelbar: wir müssen es aus seinen Manifestationen errathen.

Der ächte Schüler lernt aus dem Bekannten das Unbekannte entwickeln und nähert sich dem Meister.

Aber die Menschen vermögen nicht leicht, aus dem Bekannten das Unbekannte zu entwickeln; denn sie wissen nicht, daß ihr Verstand eben solche Künste wie die Natur treibt.

Denn die Götter lehren uns, ihr eigenstes Werk nachahmen; doch wissen wir nur, was wir thun, erkennen aber nicht, was wir nachahmen.

Alles ist gleich, Alles ungleich, Alles nützlich und schädlich, sprechend und stumm, vernünftig und unvernünftig. Und was man von einzelnen Dingen bekennt, widerspricht sich öfters.

Denn das Gesetz haben die Menschen sich selbst auferlegt, ohne zu wissen, über was sie Gesetze gaben; aber die Natur haben alle Götter geordnet.

Was nun die Menschen gesetzt haben, Das will nicht passen, es mag recht oder unrecht sein; was aber die Götter setzen, Das ist immer am Platz, recht oder unrecht.

Ich aber will zeigen, daß die bekannten Künste der Menschen natürlichen Begebenheiten gleich sind, die offenbar oder geheim vorgehen.

Von der Art ist die Weissagekunst. Sie erkennet aus dem Offenbaren das Verborgene, aus dem Gegenwärtigen das Zukünftige, aus dem Todten das Lebendige und den Sinn des Sinnlosen.

So erkennt der Unterrichtete immer recht die Natur des Menschen; und der Ununterrichtete sieht sie bald so, bald so an; und Jeder ahmt sie nach seiner Weise nach.

Wenn ein Mann mit einem Weibe zusammentrifft und ein Knabe entsteht, so wird aus etwas Bekanntem ein Unbekanntes. Dagegen wenn der dunkle Geist des Knaben die deutlichen Dinge in sich aufnimmt, so wird er zum Mann und lernt aus dem Gegenwärtigen das Zukünftige erkennen.

Das Unsterbliche ist nicht dem sterblichen Lebenden zu vergleichen und doch ist auch das bloß Lebende verständig. So weiß der Magen recht gut, wenn er hungert und dürstet.

So verhält sich die Wahrsagerkunst zur menschlichen Natur. Und Beide sind dem Einsichtsvollen immer recht; dem Beschränkten aber erscheinen sie bald so, bald so.

In der Schmiede erweicht man das Eisen, indem man das Feuer anbläst und dem Stabe seine überflüssige Nahrung nimmt; ist er aber rein geworden, dann schlägt man ihn und zwingt ihn und durch die Nahrung eines fremden Wassers wird er wieder stark. Das widerfährt auch dem Menschen von seinem Lehrer.

Da wir überzeugt sind, daß Derjenige, der die intellectuelle Welt beschaut und des wahrhaften Intellects Schönheit gewahr wird, auch wohl ihren Vater, der über allen Sinn erhaben ist, bemerken könne: so versuchen wir denn, nach Kräften einzusehen und für uns selbst auszudrücken (insofern sich Dergleichen deutlich machen läßt) auf welche Weise wir die Schönheit des Geistes und der Welt anzuschauen vermögen.

Nehmet an daher: zwei steinerne Massen seien neben einander gestellt, deren eine roh und ohne künstliche Bearbeitung geblieben, die andere aber durch die Kunst zur Statue, einer mensch-

höhern oder göttlichen, ausgebildet worden. Wäre es eine göttliche, so möchte sie eine Grazie oder Muse vorstellen; wäre es eine menschliche, so dürfte es nicht ein besonderer Mensch sein, vielmehr einer, den die Kunst aus allem Schönen versammelte.

Auch wird aber der Stein, der durch die Kunst zur schönen Gestalt gebracht worden, alsobald schön erscheinen, doch nicht, weil er Stein ist; denn sonst würde die andere Masse gleichfalls für schön gelten, sondern daher, daß er eine Gestalt hat, welche die Kunst ihm ertheilte.

Die Materie aber hatte eine solche Gestalt nicht, sondern diese war in dem Erfindenden früher, als sie zum Stein gelangte. Sie war jedoch in dem Künstler nicht, weil er Augen und Hände hatte, sondern weil er mit der Kunst begabt war.

Also war in der Kunst noch eine weit größere Schönheit; denn nicht die Gestalt, die in der Kunst ruhet, gelangt in den Stein, sondern dorten bleibt sie und es gehet indessen eine andere geringere hervor, die nicht rein in sich selbst verharret, noch auch wie sie der Künstler wünschte, sondern insofern der Stoff der Kunst gehorchte.

Wenn aber die Kunst Dasjenige, was sie ist und besitzt, auch hervorbringt und das Schöne nach der Vernunft hervorbringt, nach welcher sie immer handelt: so ist diese fürwahr diejenige, die mehr und wahrer eine größere und treffliche Schönheit der Kunst besitzt, vollkommener als Alles, was nach außen hervortritt.

Denn indem die Form, in die Materie hervorschreitend, schon ausgedehnt wird, so wird sie schwächer als jene, welche in Einem verharret. Denn was in sich eine Entfernung erduldet, tritt von sich selbst weg: Stärke von Stärke, Wärme von Wärme, Kraft von Kraft; so auch Schönheit von Schönheit. Daher muß das Wirkende trefflicher sein als das Gewirkte. Denn nicht die Ur-Musik macht den Musiker, sondern die Musik und die übersinnliche Musik bringt die Musik in sinnlichem Ton hervor.

Wollte aber Jemand die Künste verachten, weil sie der Natur nachahmen, so läßt sich darauf antworten, daß die Naturen auch manches Andere nachahmen, daß ferner die Künste nicht Das geradezu nachahmen, was man mit Augen sieht, sondern auf jenes Vernünftige zurückgehen, aus welchem die Natur besteht und wornach sie handelt.

Ferner bringen auch die Künste Vieles aus sich selbst hervor und fügen anderseits Manches hinzu, was der Natur an Vollkommenheit abgeht, indem sie die Schönheit in sich selbst haben. So konnte Phidias den Gott bilden, ob er gleich nichts sinnlich Erblickliches nachahmte, sondern sich einen solchen in den Sinn faßte, wie Zeus selbst erscheinen würde, wenn er unsern Augen begegnen möchte.

Man kann den Idealisten alter und neuer Zeit nicht verargen, wenn sie so lebhaft auf Beherzigung des Einen dringen, woher Alles entspringt und worauf Alles wieder zurückzuführen wäre. Denn freilich ist das belebende und ordnende Princip in der Erscheinung dergestalt bedrängt, daß es sich kaum zu retten weiß. Allein wir verkürzen uns an der andern Seite wieder, wenn wir das Formende und die höhere Form selbst in eine vor unserm äußern und innern Sinn verschwindende Einheit zurückdrängen.

Wir Menschen sind auf Ausdehnung und Bewegung angewiesen; diese beiden allgemeinen Formen sind es, in welchen sich alle übrigen Formen, besonders die sinnlichen, offenbaren. Eine geistige Form wird aber keineswegs verkürzt, wenn sie in der Erscheinung hervortritt, vorausgesetzt, daß ihr Hervortreten eine wahre Zeugung, eine wahre Fortpflanzung sei. Das Gezeugte ist nicht geringer als das Zeugende, ja es ist der Vortheil lebendiger Zeugung, daß das Gezeugte vortrefflicher sein kann als das Zeugende.

Dieses weiter auszuführen und vollkommen anschaulich, ja, was mehr ist, durchaus practisch zu machen, würde von wichtigem Belang sein. Eine umständliche, folgerechte Ausführung aber möchte den Hörern übergroße Aufmerksamkeit zumuthen.

Was Einem angehört, wird man nicht los, und wenn man es wegwürfe.

Die neueste Philosophie unserer westlichen Nachbarn gibt ein Zeugniß, daß der Mensch, er geberde sich, wie er wolle, und so auch ganze Nationen, immer wieder zum Angebornen zurückkehren. Und wie wollte Das anders sein, da ja Dieses seine Natur und Lebensweise bestimmt!

Die Franzosen haben dem Materialismus entsagt und den Uranfängen Etwas mehr Geist und Leben zuerkannt; sie haben sich vom Sensualismus losgemacht und den Tiefen der menschlichen Natur eine Entwickelung aus sich selbst

gegründen; ſie laſſen in ihr eine productive Kraft gelten und ſuchen nicht, alle Kunſt aus Nachahmung eines gewahr gewordenen Aeußern zu erklären. In ſolchen Richtungen mögen ſie beharren!

Eine eclectiſche Philoſophie kann es nicht geben, wohl aber eclectiſche Philoſophen.

Ein Eclectiker aber iſt ein Jeder, der aus Dem, was ihn umgibt, aus Dem, was ſich um ihn ereignet, ſich Dasjenige aneignet, was ſeiner Natur gemäß iſt; und in dieſem Sinne gilt Alles, was Bildung und Fortſchreitung heißt, theoretiſch oder practiſch genommen.

Zwei eclectiſche Philoſophen könnten demnach die größten Widerſacher werden, wenn ſie, antagoniſtiſch geboren, jeder von ſeiner Seite ſich aus allen überlieferten Philoſophien Dasjenige aneignete, was ihm gemäß wäre. Sehe man doch nur um ſich her, ſo wird man immer finden, daß jeder Menſch auf dieſe Weiſe verfährt und deßhalb nicht begreift, warum er Andere nicht zu ſeiner Meinung bekehren kann.

Sogar iſt es ſelten, daß Jemand im höchſten Alter ſich ſelbſt hiſtoriſch wird und daß ihm die Mitlebenden hiſtoriſch werden, ſo daß er mit Niemandem mehr controvertiren mag noch kann.

Beſteht man es genauer, ſo findet ſich, daß dem Geſchichtſchreiber ſelbſt die Geſchichte nicht leicht hiſtoriſch wird: denn der jedesmalige Schreiber ſchreibt immer nur ſo, als wenn er damals ſelbſt dabei geweſen wäre; nicht aber, was vormals war und damals bewegte. Der Chroniken-Schreiber ſelbſt deutet nur mehr oder weniger auf die Beſchränktheit, auf die Eigenheiten ſeiner Stadt, ſeines Kloſters wie ſeines Zeitalters.

Verſchiedene Sprüche der Alten, die man ſich öfters zu wiederholen pflegt, hatten eine ganz andere Bedeutung, als man ihnen in ſpätern Zeiten geben möchte.

Das Wort: Es ſolle kein mit der Geometrie Unbekannter, der Geometrie Fremder in die Schule des Philoſophen treten, heißt nicht etwa: Man ſolle ein Mathematiker ſein, um ein Weltweiſer zu werden.

Geometrie iſt hier in ihren erſten Elementen gedacht, wie ſie uns im Euclid vorliegt und wie wir ſie einen jeden Anfänger beginnen laſſen. Alsdann aber iſt ſie die vollkommenſte Vorbereitung, ja Einleitung in die Philoſophie.

Wenn der Laie zu begreifen anfängt, daß einem ſichtbaren Puncte ein unſichtbarer vorhergehen müſſe, daß der nächſte Weg zwiſchen zwei Puncten ſchon als Linie gedacht werde, ehe ſie mit dem Bleiſtift auf's Papier gezogen wird: ſo fühlt er einen gewiſſen Stolz, ein Behagen; und nicht mit Unrecht: denn ihm iſt die Quelle alles Denkens aufgeſchloſſen; Idee und Verwirklichtes, potentia et actu, *) iſt ihm klar geworden; der Philoſoph entdeckt ihm nichts Neues, dem Geometer war von ſeiner Seite der Grund alles Denkens aufgegangen.

Nehmen wir ſodann das bedeutende Wort vor: Erkenne Dich ſelbſt, ſo müſſen wir es nicht im aſcetiſchen Sinne auslegen. Es iſt keineswegs die Heautogonie unſerer modernen Hypochondriſten, Humoriſten und Heautontimorumenen damit gemeint, ſondern es heißt ganz einfach: Gib einiger Maßen Acht auf Dich ſelbſt; nimm Notiz von Dir ſelbſt, damit Du gewahr werdeſt, wie Du zu Deinesgleichen und der Welt zu ſtehen kommſt. Hierzu bedarf es keiner pſychologiſchen Quälereien; jeder tüchtige Menſch weiß und erfährt, was es heißen ſoll; es iſt ein guter Rath, der einem Jeden practiſch zum größten Vortheil gedeiht.

Man denke ſich das Große der Alten, vorzüglich der Socratiſchen Schule, daß ſie Quelle und Richtſchnur alles Lebens und Thuns vor Augen ſtellt, nicht zu leerer Speculation, ſondern zu Leben und That auffordert.

Wenn nun unſer Schulunterricht immer auf das Alterthum hinweiſt, das Studium der Griechiſchen und Lateiniſchen Sprache fördert: ſo können wir uns Glück wünſchen, daß dieſe zu einer höhern Cultur ſo nöthigen Studien niemals rückgängig werden.

Wenn wir uns dem Alterthum gegenüberſtellen und es ernſtlich in der Abſicht anſchauen, uns daran zu bilden, ſo gewinnen wir die Empfindung, als ob wir erſt eigentlich zu Menſchen würden.

Der Schulmann, indem er Lateiniſch zu ſchreiben und zu ſprechen verſucht, kommt ſich höher und vornehmer vor, als er ſich in ſeinem Alltagsleben dünken darf.

Der für dichteriſche und bildneriſche Schöpfungen empfängliche Geiſt fühlt ſich, dem Alterthum gegenüber, in den anmuthigſt ideellen Naturzuſtand verſetzt; und noch auf den heutigen Tag haben die Homer'ſchen Geſänge die Kraft,

*) Nach Inhalt und Gewalt.

aus wenigſtens für Augenblicke von der furchtbaren Laſt zu befreien, welche die Ueberlieferung von mehreren tauſend Jahren auf uns gewälzt hat.

Wie Socrates den ſittlichen Menſchen zu ſich berief, damit dieſer ganz einfach einiger Maßen über ſich ſelbſt aufgeklärt würde, ſo traten Plato und Ariſtoteles gleichfalls als befugte Individuen vor die Natur; der Eine, mit Geiſt und Gemüth ſich ihr anzueignen; der Andere, mit Forſcherblick und Methode ſie für ſich zu gewinnen. Und ſo iſt denn auch jede Annäherung, die ſich uns im Ganzen und Einzelnen an dieſe Dreie möglich macht, das Ereigniß, was wir am freudigſten empfinden und was unſere Bildung zu befördern ſich jederzeit kräftig erweiſt.

Um ſich aus der grenzenloſen Vielfachheit, Zerſtückelung und Verwickelung der modernen Naturlehre wieder in's Einfache zu retten, muß man ſich immer die Frage vorlegen: wie würde ſich Plato gegen die Natur, wie ſie uns jetzt in ihrer größern Mannigfaltigkeit, bei aller gründlichen Einheit, erſcheinen mag, benommen haben?

Denn wir glauben, überzeugt zu ſein, daß wir auf demſelben Wege bis zu den letzten Verzweigungen der Erkenntniß organiſch gelangen und von dieſem Grund aus die Gipfel eines jeden Wiſſens uns nach und nach aufbauen und befeſtigen können. Wie uns hierbei die Thätigkeit des Zeitalters fördert und hindert, iſt freilich eine Unterſuchung, die wir jeden Tag anſtellen müſſen, wenn wir nicht das Nützliche abweiſen und das Schädliche aufnehmen wollen.

Man rühmt das achtzehnte Jahrhundert, daß es ſich hauptſächlich mit Analyſe abgegeben; dem neunzehnten bleibt nun die Aufgabe, die falſchen obwaltenden Syntheſen zu entdecken und deren Inhalt auf's Neue zu analyſiren.

Es gibt nur zwei wahre Religionen: die eine, die das Heilige, das in und um uns wohnt, ganz formlos; die andere, die es in der ſchönſten Form anerkennt und anbetet. Alles, was dazwiſchen liegt, iſt Götzendienſt.

Es iſt nicht zu läugnen, daß der Geiſt ſich durch die Reformation zu befreien ſuchte; die Aufklärung über Griechiſches und Römiſches Alterthum brachte den Wunſch, die Sehnſucht nach einem freiern, anſtändigern und geſchmackvollern Leben hervor. Sie wurde aber nicht wenig dadurch begünſtigt, daß das Herz in einen gewiſſen einfachen Naturſtand zurückzukehren und die Einbildungskraft ſich zu concentriren trachtete.

Aus dem Himmel wurden auf ein Mal alle Heiligen vertrieben und von einer göttlichen Mutter mit einem zarten Kinde Sinne, Gedanken, Gemüth auf den Erwachſenen, ſittlich Wirkenden, ungerecht Leidenden gerichtet, welche ſpäter als Halbgott verklärt, als wirklicher Gott anerkannt und verehrt wurde.

Er ſtand vor einem Hintergrunde, wo der Schöpfer das Weltall ausgebreitet hatte; von ihm ging eine geiſtige Wirkung aus; ſeine Leiden eignete man ſich als Beiſpiel zu und ſeine Verklärung war das Pfand für eine ewige Dauer.

Sowie der Weihrauch das Leben einer Kohle erfriſchet, ſo erfriſchet das Gebet die Hoffnungen des Herzens.

Ich bin überzeugt, daß die Bibel immer ſchöner wird, je mehr man ſie verſteht, d. h. je mehr man einſieht und anſchaut, daß jedes Wort, das wir allgemein auffaſſen und im Beſondern auf uns anwenden, nach gewiſſen Umſtänden, nach Zeit und Ortsverhältniſſen einen eigenen, beſondern, unmittelbar individuellen Bezug gehabt hat.

Genau beſehen, haben wir uns noch alle Tage zu reformiren und gegen Andere zu proteſtiren, wenn auch nicht in religiöſem Sinne.

Wir haben das unabweichliche, täglich zu erneuernde, grundernſtliche Beſtreben, das Wort mit dem Empfundenen, Geſchauten, Gedachten, Erfahrnen, Imaginirten, Vernünftigen möglichſt unmittelbar zuſammentreffend zu erfaſſen.

Jeder prüfe ſich und er wird finden, daß Dieß viel ſchwerer ſei, als man denken möchte; denn leider ſind dem Menſchen die Worte gewöhnlich Surrogate; er denkt und weiß es meiſtentheils beſſer, als er ſich ausſpricht.

Verharren wir aber in dem Beſtreben: das Falſche, Ungehörige, Unzulängliche, was ſich in uns und Andern entwickeln oder einſchleichen könnte, durch Klarheit und Redlichkeit auf das Möglichſte zu beſeitigen.

Mit den Jahren ſteigern ſich die Prüfungen.

Wo ich aufhören muß, ſittlich zu ſein, habe ich keine Gewalt mehr.

Cenſur und Preßfreiheit werden immerfort mit einander kämpfen. Cenſur fordert und übt

der Mächtige; Preßfreiheit verlangt der Mindere. Jener will weder in seinen Planen noch seiner Thätigkeit durch verlautes, widersprechendes Wesen gehindert, sondern er will gehorcht sein; Dieser möchte seine Gründe aussprechen, den Ungehorsam zu legitimiren.

Doch muß man auch hier bemerken, daß der Schwächere, der leidende Theil, gleichfalls auf seine Weise die Preßfreiheit zu unterdrücken sucht, und zwar in dem Falle, wenn er conspirirt und nicht verrathen sein will.

Man wird nie betrogen; man betrügt sich selbst.

Wir brauchen in unserer Sprache ein Wort, das, wie Kindheit sich zu Kind verhält, so das Verhältniß Volkheit zum Volke ausdrückt. Der Erzieher muß die Kindheit hören, nicht das Kind. Der Gesetzgeber und Regent die Volkheit, nicht das Volk. Jene spricht immer dasselbe aus, ist vernünftig, beständig, rein und wahr; Dieses weiß niemals vor lauter Wollen, was es will. Und in diesem Sinne soll und kann das Gesetz der allgemein ausgesprochene Wille der Volkheit sein, ein Wille, den die Menge niemals ausspricht, den aber der Verständige vernimmt, den der Vernünftige zu befriedigen weiß und der Gute gern befriedigt.

Welches Recht wir zum Regiment haben, darnach fragen wir nicht, — wir regieren. Ob das Volk ein Recht habe, uns abzusetzen, darum bekümmern wir uns nicht; — wir hüten uns nur, daß es nicht in Versuchung komme, es zu thun.

Wenn man den Tod abschaffen könnte, dagegen hätten wir Nichts; die Todesstrafen abzuschaffen, wird schwer halten. Geschieht es, so rufen wir sie gelegentlich wieder zurück.

Wenn sich die Societät des Rechtes begibt, die Todesstrafe zu verfügen, so tritt die Selbsthülfe unmittelbar wieder hervor; die Blutrache klopft an die Thüre.

Alle Gesetze sind von Alten und Männern gemacht. Junge und Weiber wollen die Ausnahme, Alte die Regel.

Der Verständige regiert nicht, aber der Verstand; nicht der Vernünftige, sondern die Vernunft.

Wen Jemand lobt, Dem stellt er sich gleich.

Es ist nicht genug, zu wissen; man muß auch anwenden: es ist nicht genug, zu wollen; man muß auch thun.

Für die vorzüglichste Frau wird diejenige gehalten, welche ihren Kindern den Vater, wenn er abgeht, zu ersetzen im Stande ist.

Der unschätzbare Vortheil, welchen die Ausländer gewinnen, indem sie unsere Litteratur erst jetzt gründlich studiren, ist der, daß sie über die Entwickelungskrankheiten, durch die wir nun schon beinahe während dem Laufe des Jahrhunderts durchgehen mußten, auf ein Mal weggehoben werden und wenn das Glück gut ist, ganz eigentlich daran sich auf das Wünschenswertheste ausbilden.

Wo die Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts zerstörend sind, ist Wieland weckend.

Das poetische Talent ist dem Bauer so gut gegeben wie dem Ritter; es kommt nur darauf an, daß Jeder seinen Zustand ergreife und ihn nach Würden behandle.

„Was sind Tragödien Anderes als verfilzte Passionen solcher Leute, die sich aus den äußern Dingen, ich weiß nicht, was machen."

Yorik Sterne war der schönste Geist, der je gewirkt hat; wer ihn liest, fühlt sich sogleich frei und froh; sein Humor ist unnachahmlich und nicht jeder Humor befreit die Seele.

„Mäßigkeit und klarer Himmel sind Apollo und die Musen."

Das Gesicht ist der edelste Sinn; die andern vier belehren uns nur durch die Organe des Tacts; wir hören, wir fühlen, riechen und betasten Alles durch Berührung; das Gesicht aber steht unendlich höher, verfeint sich über die Materie und nähert sich den Fähigkeiten des Geistes.

Setzten wir uns an die Stelle anderer Personen, so würden Eifersucht und Haß wegfallen, die wir so oft gegen sie empfinden; und setzten wir Andere an unsere Stelle, so würde Stolz und Einbildung gar sehr abnehmen.

Nachdenken und Handeln verglich Einer mit Rahel und Lea; die Eine war anmuthiger, die Andere fruchtbarer.

Nichts im Leben, außer Gesundheit und Tugend, ist schätzenswerther als Kenntniß und Wissen: auch ist Nichts so leicht zu erreichen

und ſo weiterſt zu erhandeln; die ganze Arbeit iſt ruhig ſein und die Ausgabe Zeit, die wir nicht retten, ohne ſie auszugeben.

Könnte man Zeit wie baares Geld bei Seite legen, ohne ſie zu benutzen, ſo wäre Dieß eine Art von Entſchuldigung für den Müſſiggang der halben Welt, aber keine völlige; denn es wäre ein Haushalt, wo man von dem Hauptſtamm lebte; ohne ſich um die Intereſſen zu bemühen.

Neuere Poeten thun viel Waſſer in die Tinte.

Unter mancherlei wunderlichen Albernheiten der Schulen kommt mir keine ſo vollkommen lächerlich vor, als der Streit über die Aechtheit alter Schriften, alter Werke. Iſt es denn der Autor oder die Schrift, die wir bewundern oder tadeln? Es iſt immer nur der Autor, den wir vor uns haben. Was kümmern uns die Namen, wenn wir ein Geiſteswerk auslegen?

Wer will behaupten, daß wir Virgil oder Homer vor uns haben, indem wir die Worte leſen, die ihm zugeſchrieben werden? Aber die Schreiber haben wir vor uns; und was haben wir weiter nöthig? Und ich denke fürwahr, die Gelehrten, die in dieſer unweſentlichen Sache ſo genau zu Werke gehen, ſcheinen mir nicht weiſer als ein ſehr ſchönes Frauenzimmer, das mich einmal mit möglichſt ſüßem Lächeln befragte: wer denn der Autor von Shakeſpeare's Schauſpielen geweſen ſei.

Es iſt beſſer, das geringſte Ding von der Welt zu thun, als eine halbe Stunde für gering halten.

Muth und Beſcheidenheit ſind die unzweideutigſten Tugenden; denn Die ſind von der Art, daß Heuchelei ſie nicht nachahmen kann; auch haben ſie die Eigenſchaft gemein, ſich Beide durch dieſelbe Farbe auszudrücken.

Unter allem Dichtergeſindel ſind die Narren die Schlimmſten; ſie rauben Euch Beides, Zeit und Stimmung.

Uns ſelbſt zu achten, leitet unſere Sittlichkeit; Andere zu ſchätzen, regiert unſer Betragen.

Kunſt und Wiſſenſchaft ſind Worte, die man ſo oft braucht und deren genauer Unterſchied ſelten verſtanden wird; man gebraucht oft eins für das andere.

Auch gefallen mir die Definitionen nicht, die man davon gibt. Vergleichen fand ich irgendwo Wiſſenſchaft mit Witz, Kunſt mit Humor. Hierin ſind' ich mehr Einbildungskraft als Philoſophie: es gibt uns wohl einen Begriff von dem Unterſchied Beider, aber keinen von dem Eigenthümlichen einer Jeden.

Ich denke, Wiſſenſchaft könnte man die Kenntniß des Allgemeinen nennen, das abgezogene Wiſſen; Kunſt dagegen wäre Wiſſenſchaft zur That verwendet; Wiſſenſchaft wäre Vernunft und Kunſt ihr Mechanismus; deßhalb man ſie auch practiſche Wiſſenſchaft nennen könnte. Und ſo wäre denn endlich Wiſſenſchaft das Theorem, Kunſt das Problem.

Vielleicht wird man mir einwenden: Man hält die Poeſie für Kunſt und doch iſt ſie nicht mechaniſch; aber ich läugne, daß ſie eine Kunſt ſei; auch iſt ſie keine Wiſſenſchaft. Künſte und Wiſſenſchaften erreicht man durch Denken; Poeſie nicht; denn dieſe iſt Eingebung; ſie war in der Seele empfangen, als ſie ſich zuerſt regte. Man ſollte ſie weder Kunſt noch Wiſſenſchaft nennen, ſondern Genius.

Auch jetzt im Augenblick ſollte jeder Gebildete Sterne's Werke wieder zur Hand nehmen, damit auch das neunzehnte Jahrhundert erführe, was wir ihm ſchuldig ſind und einſähe, was wir ihm ſchuldig werden können.

In dem Erfolg der Litteraturen wird das frühere Wirkſame verdunkelt und das daraus entſprungene Gewirkte nimmt überhand; deßwegen man wohlthut, von Zeit zu Zeit wieder zurückzublicken. Was an uns Original iſt, wird am Beſten erhalten und belebt, wenn wir unſere Altvordern nicht aus den Augen verlieren.

Möge das Studium der Griechiſchen und Römiſchen Litteratur immerfort die Baſis der höhern Bildung bleiben!

Chineſiſche, Indiſche, Egyptiſche Alterthümer ſind immer nur Curioſitäten; es iſt ſehr wohlgethan, ſich und die Welt damit bekannt zu machen; zu ſittlicher und äſthetiſcher Bildung aber werden ſie uns wenig fruchten.

Der Deutſche läuft keine größere Gefahr, als ſich mit und an ſeinen Nachbarn zu ſteigern; es iſt vielleicht keine Nation geeigneter, ſich aus ſich ſelbſt zu entwickeln; deßwegen es ihr zum größten Vortheil gereichte, daß die Außenwelt von ihr ſo ſpät Notiz nahm.

Sehen wir unſere Litteratur über ein halbes

Jahrhundert zurück, so finden wir, daß Nichts um der Fremden willen geschehen ist.

Daß Friedrich der Große aber gar Nichts von ihnen wissen wollte, Das verdroß die Deutschen doch; und sie thaten das Möglichste, als Etwas vor ihm zu erscheinen.

Jetzt, da sich eine Welt-Litteratur einleitet, hat, genau besehen, der Deutsche am Meisten zu verlieren; er wird wohl thun, dieser Warnung nachzudenken.

Auch einsichtige Menschen bemerken nicht, daß sie Dasjenige exklären wollen, was Grunderfahrungen sind, bei denen man sich beruhigen müßte.

Doch mag Dieß auch vortheilhaft sein; sonst unterließe man das Forschen allzu früh.

Wer sich von nun an nicht auf eine Kunst oder Handwerk legt, Der wird übel d'ran sein. Das Wissen fördert nicht mehr, bei dem schnellen Umtriebe der Welt; bis man von Allem Notiz genommen hat, verliert man sich selbst.

Eine allgemeine Ausbildung bringt uns jetzt die Welt ohnehin auf; wir brauchen uns deßhalb darum nicht weiter zu bemühen; das Besondere müssen wir uns zueignen.

Die größten Schwierigkeiten liegen da, wo wir sie nicht suchen.

Lorenz Sterne war geboren 1715, starb 17[illegible]8. Um ihn zu begreifen, darf man die sittliche und kirchliche Bildung seiner Zeit nicht unbeachtet lassen; dabei hat man wohl zu bedenken, daß er Lebensgenosse Warburton's gewesen.

Eine freie Seele, wie die seine, kommt in Gefahr, frech zu werden, wenn nicht ein edles Wohlwollen das sittliche Gleichgewicht herstellt.

Bei leichter Verührbarkeit entwickelte sich Alles von innen bei ihm heraus; durch beständigen Conflict unterschied er das Wahre vom Falschen, hielt am Ersten fest und verhielt sich gegen das Andere rücksichtslos.

Er fühlte einen entschiedenen Haß gegen Ernst, weil er didactisch und dogmatisch ist und gar leicht pedantisch wird, wogegen er den äußersten Abscheu hegte; daher seine Abneigung gegen Terminologie.

Bei den vielfachsten Studien und Lectüre entdeckte er überall das Unzulängliche und Lächerliche.

Ebendrum nennt er die Unmöglichkeit, über einen ernsten Gegenstand zwei Minuten zu denken. —

Dieser schnelle Wechsel von Ernst und Scherz, von Antheil und Gleichgiltigkeit, von Leid und Freude soll in dem Irländischen Character liegen.

Sagacität und Penetration sind bei ihm grenzenlos.

Seine Heiterkeit, Genügsamkeit, Duldsamkeit auf der Reise, wo diese Eigenschaften am Meisten geprüft werden, [illegible]den nicht leicht Ihresgleichen.

So sehr uns der Anblick einer freien Seele dieser Art ergetzt, ebenso sehr werden wir gerade in diesem Fall erinnert, daß wir von allem Dem, wenigstens von dem Meisten, was uns entzückt, Nichts in uns aufnehmen dürfen.

Das Element der Lüsternheit, in dem er sich so zierlich und flunig benimmt, würde vielen Anderen zum Verderben gereichen.

Das Verhältniß zu seiner Frau wie zur Welt ist betrachtenswerth. „Ich habe mein Elend nicht wie ein weiser Mann benutzt", sagt er irgendwo.

Er scherzt gar anmuthig über die Widersprüche, die seinen Zustand zweideutig machen.

„Ich kann das Predigen nicht vertragen; ich glaube, ich habe in meiner Jugend mich daran übergessen."

Er ist in Nichts ein Muster, und in Allem ein Andeuter und Erwecker.

„Unser Antheil an öffentlichen Angelegenheiten ist meist nur Philisterei."

„Nichts ist höher zu schätzen als der Werth des Tages."

Perennt, qui, ante nos, nostra dixerunt! So wunderlich könnte nur Derjenige sprechen, der sich einbildete, ein Autochthon zu sein. Wer sich's zur Ehre hält, von vernünftigen Vorfahren abzustammen, wird ihnen doch wenigstens ebenso viel Menschensinn zugestehen, als sich selbst.

Die originalsten Autoren der neuesten Zeit

ſind es nicht beſwegen, weil ſie etwas Neues hervorbringen, ſondern allein, weil ſie fähig ſind, dergleichen Dinge zu ſagen, als wenn ſie vorher niemals einen Sinn gehabt hätten.

Daher iſt das ſchönſte Zeichen der Originalität, wenn man einen empfangenen Gedanken dergeſtalt fruchtbar zu entwickeln weiß, daß Niemand leicht, wie viel in ihm verborgen liege, gefunden hätte.

Viele Gedanken heben ſich erſt aus der allgemeinen Cultur hervor, wie die Blüthen aus den grünen Zweigen. Zur Roſenzeit ſieht man Roſen überall blühen.

Eigentlich kommt Alles auf die Geſinnungen an: wo dieſe ſind, treten auch die Gedanken hervor; und nachdem ſie ſind, ſind auch die Gedanken.

„Nichts wird leicht ganz unparteiiſch wieder dargeſtellt. Man könnte ſagen: hiervon mache der Spiegel eine Ausnahme; und doch ſehen wir unſer Angeſicht niemals ganz richtig darin; ja der Spiegel kehrt unſere Geſtalt um und macht unſere linke Hand zur rechten. Dieß mag ein Bild ſein für alle Betrachtungen über uns ſelbſt.“

Im Frühling und Herbſt denkt man nicht leicht an's Caminfeuer, und doch geſchieht es, daß, wenn wir zufällig an einem vorbeigehen, wir das Gefühl, das es mittheilt, ſo angenehm finden, daß wir ihm wohl nachhängen mögen. Dieß möchte mit jeder Verſuchung analog ſein.

„Sei nicht ungeduldig, wenn man Deine Argumente nicht gelten läßt.“

Wer lange in bedeutenden Verhältniſſen lebt, Dem begegnet freilich nicht Alles, was dem Menſchen begegnen kann, aber doch das Analoge und vielleicht Einiges, was ohne Beiſpiel war.

Epochen geſelliger Bildung.

Bei Gelegenheit der Eröffnung des Weimariſchen Lesevereins durch höchſte Begünſtigung am 25. April 1831.

I.

In einer mehr oder weniger rohen Maſſe entſtehen enge Kreiſe gebildeter Menſchen; die Verhältniſſe ſind die intimſten, man vertraut nur dem Freunde, man ſingt nur der Geliebten; Alles hat ein häusliches Familien-Anſehen. Die Cirkel ſchließen ſich ab nach außen und müſſen es thun, weil ſie in dem rohen Elemente ihre Erhebung zu ſichern haben. Sie halten daher auch mit Eiferſucht auf die Wahlverwandtſchaft; man nennte mit Recht dieſe Epoche

die idylliſche.

II.

Die engen Kreiſe vermehren ſich und dehnen ſich zugleich weiter aus; die innere Circulation wird lebhafter; den fremden Sprachen verweigert man die Einwirkung nicht; die Kreiſe bleiben abgeſondert, aber nähern ſich und laſſen einander gewähren. Ich würde dieſe Epoche nennen

die ſociale oder civiſche.

III.

Endlich vermehren ſich die Kreiſe und dehnen ſich von innen immer weiter aus, dergeſtalt, daß ſie ſich berühren und ein Verſchmelzen vorbereiten. Sie begreifen, daß ihre Wünſche, ihre Abſichten dieſelben ſind, aber ſie können die Scheidegrenzen nicht auflöſen. Sie mag einſtweilen heißen

die allgemeinere.

IV.

Daß ſie aber univerſell werde, dazu gehört Glück und Gunſt, deren wir uns gegenwärtig rühmen können. Denn da wir jene Epochen, ſeit vielen Jahren, treulich durchgefördert, ſo gehört ein höherer Einfluß dazu, Das zu bewirken, was wir heute erleben: die Vereinigung aller gebildeten Kreiſe, die ſich ſonſt nur berührten; die Anerkennung eines Zwecks; die Ueberzeugung, wie nothwendig es ſei, ſich von den Zuſtänden des augenblicklichen Weltlaufs, im realen und idealen Sinne, zu unterrichten. Alle fremden Litteraturen ſetzen ſich mit der einheimiſchen in's Gleiche und wir bleiben im Weltumlaufe nicht zurück. Dieſe Darſtellung möchte wohl den herzlichſten Dank und die redlichſte Paneguik den hohen Begünſtigenden ausſprechen.

Stellung der Deutſchen zum Auslande, beſonders zu den Franzoſen.

Schematiſch.

Deutſche litterariſche Verdienſte.
Fremden Nationen immer mehr bekannt.
Von ihnen anerkannt.
Der Deutſche empfindet hierüber ein gewiſſes Behagen.
Aber wir müſſen ſo geſchwind als möglich uns klar machen, inwiefern es uns Ehre bringt.
Sodann aber, inwiefern ſich daraus ein Vortheil ziehen läßt.
Und da wäre denn genau zu unterſcheiden:
Wie und was ſie von uns gelten laſſen;

Oder wie sie nur es ungefähr aufschwen und in ihren Nutzen verwenden.

Hier entstehen folgende Fragen.

a) Ob sie die Ideen gelten lassen, an denen wir festhalten, und die uns in Sitte und Kunst zu Statten kommen.

b) Inwiefern sie die Früchte unserer Gelehrsamkeit genießbar finden und die Resultate derselben sich aneignen.

c) Inwiefern sie sich unserer ästhetischen Formen bedienen.

d) Inwiefern sie Das, was wir schon gestaltet haben, wieder als Stoff behandeln.

Hierbei finden sich folgende Betrachtungen.

1.

Die Franzosen bekennen sich zu einer höhern Philosophie, die Das, was dem Innern angehört, gelten läßt und Solches von Dem, was wir von außen empfangen, zu unterscheiden weiß, auch über die Vermählung beider Elemente verständig nachdenkt.

Ferner bemerkt man hier und da, wo nicht immer völlig übereinstimmende, doch historisch aufgenommene Grundsätze und Aussprüche der Unserigen.

2.

Wenn sie uns von jeher den Fleiß nicht streitig machten, aber ihn doch als sporad, mühsam und lästig ansahen, so schätzen sie jetzt mit besonderm Nachdruck diejenigen Werke, die wir gleichfalls hochachten.

Ich gedenke vor Allen der Verdienste Savigny's und Niebuhr's.

3.

Unsern ästhetischen Formen suchen sie sich offenbar gleich zu stellen; denn die dramatisirten Geschichten der neuern Schule wie der Barricaden, und was daraus folgt, sind Vorspiele, vielmehr Vorarbeiten zu wahrhaft theatralischen Stücken dieser Art. Auch getrauten wir uns, das Theater der Clara Gazul unserer Litteratur anzueignen, es sei nun, daß Diese mittelbar oder unmittelbar Veranlassung gegeben hätte.

4.

Dieser Fall kommt öfters vor; aber der Franzose muß immer ändern und wieder ändern; denn er hat einen gar eigenen Stand gegen sein Publicum, dem er es doch immer nach einem gewissen alten, herkömmlichen Sinn zuschneiden muß.

Was ihn aber hauptsächlich hindert, zu einem gewissen ernsten Werke zu gelangen, ist, daß er mit einem ungeduldigen Publicum zu thun hat, das jeden Augenblick angereizt und erschüttert sein will. Daher ist sehr selten, daß Etwas von unsern Arbeiten in eigener Gestalt hinüberkommt.

Merkwürdiger Fall der Umbildung bei Manzoni's Fassung von Lord Byron.

Fernered über Welt-Litteratur.

Einwendung.

Wenn nun aber eine solche Welt-Litteratur, wie bei der sich immer vermehrenden Schnelligkeit des Verkehrs unausbleiblich ist, sich nächstens bildet, so dürfen wir nur nicht mehr und nichts Anderes von ihr erwarten, als was sie leisten kann und leistet.

Die weite Welt, so ausgedehnt sie auch sei, ist immer nur ein erweitertes Vaterland und wird, genau besehen, uns nicht mehr geben, als was der einheimische Boden auch verlieh; was der Menge zusagt, wird sich grenzenlos ausbreiten und, wie wir jetzt schon sehen, sich in allen Zonen und Gegenden empfehlen; Dies wird aber dem Ernsten und eigentlich Tüchtigen weniger gelingen; Diejenigen aber, die sich dem Höhern und dem höher Fruchtbaren gewidmet haben, werden sich geschwinder und näher kennen lernen. Durchaus gibt es überall in der Welt solche Männer, denen es um das Gegründete und von da aus um den wahren Fortschritt der Menschheit zu thun ist. Aber der Weg, den sie einschlagen, der Schritt, den sie halten, ist nicht eines Jeden Sache; die eigentlichen Lebemenschen wollen geschwinder gefördert sein, und deßhalb lehnen sie ab und verhindern die Förderniß Dessen, was sie selbst fördern könnte. Die Ernsten müssen deßhalb eine stille, fast gedrückte Kirche bilden, da es vergebens wäre, der breiten Tagesfluth sich entgegenzusetzen; standhaft aber muß man seine Stellung zu behaupten suchen, bis die Strömung vorübergegangen ist. Die Haupt-Erörterung, ja die vorzüglichste Erwunterung solcher Männer müssen sie darin finden, daß das Bessere auch zugleich nützlich ist. Wenn sie diese Verbindung nun selbst entdecken und den Einfluß lebendig vorzeigen und aufweisen können, so wird es ihnen nicht fehlen, kräftig einzuwirken und zwar auf eine Reihe von Jahren.

Erwunterung.

Wenn es schon in manchen Fällen wohlgethan sein mag, dem Leser nicht gerade das Gedachte zu überliefern, vielmehr sein eigenes Denken aufzuwecken und anzuregen: so möcht' es doch wohlgethan sein, die eben ausgesprochene, vor geraumer Zeit niedergeschriebene Bemerkung nochmals aufzunehmen.

Die Frage, ob diese oder jene Beschäftigung, welcher sich der Mensch widmet, auch nützlich

Vater tritt auf.

Jery, welch ein ſonderbar Geſchick iſt das? Soll ich's ein Unglück, ſoll ich's ein Glück nennen? Bäteln iſt umgewendet, erkennt deine Liebe, ehrt dich, liebt dich, weint um dich. Sie iſt gerührt, wie ich ſie nie geſehen habe.

Jery. Könnt' ich eine ſolche Belohnung erwarten?

Vater. Sie iſt betroffen. In ſich gekehrt ſieht ſie am Herde, ſie denkt an's Vergangne und wie ſie ſich gegen dich betragen hat. Sie denkt was ſie dir ſchuldig geworden. Sey nur zufrieden. Ich wette, ſie beſchließt noch heute, was dich und mich erfreuen wird, was wir beyde wünſchen.

Jery. Soll ich ſie beſitzen?

Vater. Sie kommt, ich mach' ihr Platz.

ab.

ist, wiederholt sich oft genug im Laufe der Zeit und muß jetzt besonders wieder hervortreten, wo es Niemandem mehr erlaubt ist, nach Belieben ruhig, zufrieden, mäßig und ohne Anforderung zu leben. Die Außenwelt bewegt sich so heftig, daß ein jeder Einzelne bedroht ist, in den Strudel mit fortgerissen zu werden. Hier sieht er sich genöthigt, um seine eigenen Bedürfnisse zu befriedigen, unmittelbar und augenblicklich für die Bedürfnisse Anderer zu sorgen; und da fragt sich denn freilich, ob er irgend eine Fertigkeit habe, diesen aufdringlichen Pflichten genug zu thun. Da bleibt nun Nichts übrig, als sich selbst zu sagen: nur der reinste und strengste Egoismus könne uns retten; dieser aber muß ein selbstbewußter, wohlgefühlter und ruhig ausgesprochener Entschluß sein.

Der Mensch frage sich selbst, wozu er am Besten tauge, um Dieses in sich und an sich eifrigst auszubilden. Er betrachte sich als Lehrling, als Geselle, als Mitgeselle, am Spätesten und höchst vorsichtig als Meister.

Weiß er, mit einsichtiger Bescheidenheit, die Forderungen an die Außenwelt nur mit dem Wachsthum seiner Fähigkeiten zu steigern, um sich bei ihr, dadurch nutzend, einzuschmeicheln: so wird er stufenweise seinen Zweck erreichen und, wenn ihm das Höchste gelingt, behaglich wirken können.

Ueber Förderniſſe und Hinderniſſe, wie sie die empirische Welt darreicht oder zuschiebt, mag ihn das Leben, wenn er genau aufmerkt, belehren. Soviel aber mag der wirklich Tüchtige immer vor Augen haben: sich um der Gunst des Tags willen abzuheben, bringt keinen Vortheil für morgen und übermorgen.

Zu bedenken.

Jede Nation hat Eigenthümlichkeiten, wodurch sie von den andern unterschieden wird und diese sind es auch, wodurch die Nationen sich unter einander getrennt, sich angezogen oder abgestoßen fühlen. Die Aeußerlichkeiten dieser innern Eigenthümlichkeit kommen der andern meist auffallend widerwärtig und im leiblichsten Sinne lächerlich vor; diese sind es auch, warum wir eine Nation immer weniger achten, als sie es verdient. Die Innerlichkeiten hingegen werden nicht gekannt noch erkannt, nicht von Fremden, sogar nicht von der Nation selbst; sondern es wirkt die innere Natur einer ganzen Nation wie die des einzelnen Menschen unbewußt; man verwundert sich zuletzt, man erkannt über Das, was zum Vorschein kommt.

Ohne mir anzumaßen, diese Geheimnisse zu kennen, hätte ich auch nicht einmal die Zuversicht, sie auszusprechen. Nur soviel will ich sagen, daß, nach meiner Einsicht, das eigentlich innere Wesen der Franzosen jetzt am Thätigsten ist und daß sie deshalb zunächst wieder einen großen Einfluß auf die sittliche Welt haben werden. Gern sagte ich mehr, aber es führt zu weit und man müßte sehr ausführlich sein, um sich verständlich und um Das, was man zu sagen hat, annehmlich zu machen.

Wenn eine Gesellschaft Deutscher Männer sich zusammen begab, um besonders von Deutscher Poesie Kenntniß zu nehmen: so war Dieß auf alle Weise zulässig und höchst wünschenswerth, indem diese Personen sämmtlich, als gebildete Männer, von dem übrigen Deutschen Litteratur- und Staatswesen im Allgemeinen und Besondern unterrichtet, sich gar wohl die schöne Litteratur zur geistreich-vergnüglichen Unterhaltung auswählen und bestimmen durften.

Sage man sich daher, daß die schöne Litteratur einer Nation nicht erkannt noch empfunden werden kann, ohne daß man den Complex ihres ganzen Zustandes sich zugleich vergegenwärtigt.

Dieß geschieht nun zum Theil, indem wir Zeitungen lesen, die uns ausführlich genug von öffentlichen Dingen unterrichten. Es ist aber Dieses nicht genug, sondern man hat noch hinzuzufügen, was die Ausländer in critischen und referirenden Journalen von sich selbst und von den übrigen Nationen, besonders auch von der Deutschen, für Gesinnungen und Meinungen, für Antheil und Aufnahme zu äußern veranlaßt sind. Wollte man z. B. sich mit der Französischen neuesten Litteratur bekannt machen, so müßte man die seit zwei Jahren gehaltenen und im Druck erschienenen Vorlesungen, als Guizot: Cours d'histoire moderne, Villemain: Cours de littérature française und Cousin: Cours de l'histoire de la philosophie kennen lernen. Das Verhältniß, das sie unter sich und zu uns haben, geht hieraus am Deutlichsten hervor. Noch lebhafter vielleicht wirken die schneller erscheinenden Blätter und Hefte: Le Globe, la Revue française und das zuletzt erscheinende Tagblatt le Temps. Keins von allen Diesen ist zu entbehren, wenn wir das Hin und Wider jener in Frankreich sich balancirenden großen Bewegungen, und alle daraus entspringenden Wagungen vor unserm Geiste lebendig erhalten wollen.

Die Französische Poesie, sowie die Französische Litteratur, trennt sich nicht einen Augenblick vom Leben und Leidenschaft der ganzen Nationalität; in der neuesten Zeit erscheint sie natürlich immer in Opposition und bietet alles Talent auf, um sich geltend zu machen, um den Gegentheil niederzudrücken, welcher denn freilich, da ihm

die Gewalt verliehen ist, nicht nöthig hat, gnädig zu sein.

Folgen wir aber diesen lebhaften Bekenntnissen, so sehen wir uns in ihre Zustände hinein und aus der Art, wie sie von uns denken, mehr oder weniger günstig, lernen wir uns zugleich beurtheilen; und es kann gar nicht schaden, wenn man uns ein Mal über uns selbst denken macht.

Verfolgt man den oben vorgeschlagenen Gang, so wird man sehr schnell von Allem, was öffentlich wird und der Oeffentlichkeit sich nähert, vollkommen unterrichtet. Bei dem jetzigen, schnell wirkenden Buchhandel bezieht man ein jedes Werk sehr eilig, anstatt daß der Autor, wie ich oft erfahre, eine solche Gabe erst durch Gelegenheit schickt und ich das Buch lange schon gelesen habe, wenn ich es erhalte.

Aus allem Dem ist ersichtlich, daß es keine geringe Aufgabe ist, eine solche Litteratur der neuesten Zeit zu durchdringen. Ueber die Englische, wie über die Italienische, müßte man wieder besonders reden; denn Das sind wieder ganz andere Verhältnisse.

Deutsche Philosophie.

Warum Ausländer, Briten, Americaner, Franzosen und Italiener unserer neuen Philosophie Nichts abgewinnen können, schreibt sich wohl daher, daß sie nicht unmittelbar in's Leben eingreift. Practische Vortheile von ihr können sie nicht absehen; deßhalb wenden sie sich mehr oder weniger nach der Schottischen Lehre, wie sie von Reid und Stewart vorgetragen wird. Diese nähert sich dem Menschenverstande und dadurch gewinnt sie Gunst. Sie sucht den Sensualism und Spiritualism zu versöhnen; die Uebereinstimmung des Aeußern mit dem Ideellen zu vermitteln und dadurch einen vollkommenern Zustand des menschlichen Denkens und Handelns hervorzubringen; und schon, daß sie Dieß unternimmt und zu leisten verspricht, erwirbt ihr Schüler und Verehrer.

Indische Dichtung.

Wir würden höchst undankbar sein, wenn wir nicht Indischer Dichtungen gedenken wollten und zwar solcher, die deßhalb bewundernswürdig sind, weil sie sich aus dem Conflict mit der abstrusten Philosophie auf einer, und mit der monstrosesten Religion auf der andern Seite im glücklichsten Naturell durchhelfen und von Beiden nicht mehr annehmen, als ihnen zur innern Tiefe und äußern Würde frommen mag.

Vor Allen wird Sacontala von uns genannt, in deren Bewunderung wir uns jahrelang verloren. Weibliche Reinheit, schuldlose Nachgiebigkeit, Vergeßlichkeit des Mannes, mütterliche Abgesondertheit, Vater und Mutter durch den Sohn vereint, die allerentzückendsten Zustände, hier aber in die Regionen der Wunder, die zwischen Himmel und Erde wie fruchtbare Wolken schweben, poetisch erhöht, und ein ganz gewöhnliches Naturschauspiel durch Götter und Götterkinder aufgeführt.

Mit Gita-Govinda ist es derselbige Fall; auch hier kann das Aeußerste nur dargestellt werden, wenn Götter und Halbgötter die Handlung bilden.

Uns Westländern konnte der würdige Uebersetzer nur die erste Hälfte zutheilen, welche die grenzenloseste Eifersucht einer Halbgöttinn darstellt, die von ihrem Liebhaber verlassen ist oder sich verlassen glaubt. Die Ausführlichkeit dieser Malerei bis in's Allerkleinste spricht uns durchgängig an. Wie müßte uns aber bei der zweiten Hälfte zu Muthe werden, welche den rückkehrenden Gott, die unmäßige Freude der Geliebten, den grenzenlosen Genuß der Liebenden darzustellen bestimmt ist und es wohl auf eine solche Weise thun mag, die jene erste, überschwengliche Entbehrung aufzuwiegen geeignet sei!

Der unvergleichliche Jones kannte seine westlichen Insulaner gut genug, um sich auch in diesem Falle wie immer in den Grenzen Europäischer Schicklichkeit zu halten; und doch hat er solche Andeutungen gewagt, daß einer seiner Deutschen Uebersetzer sie zu beseitigen und zu tilgen für nöthig erachtet.

Enthalten können wir uns ferner nicht, des neuern, bekannt gewordenen Gedichtes Megha-Duta zu gedenken. Auch Dieses enthält wie die vorigen rein menschliche Verhältnisse. Ein aus dem nördlichen Indien in das südliche verbannter Höfling gibt zur Zeit, da der ungeheure Zug gebalter und sich ewig verwandelnder Wolken von der Südspitze der Halbinsel nach den nördlichen Gebirgen unaufhaltsam hinzieht und die Regenzeit vorbereitet, einer dieser riesenhaften Lufterscheinungen den Auftrag: seine zurückgebliebene Gattinn zu begrüßen, sie wegen der noch kurzen Zeit seines Exils zu trösten, unterwegs aber Städte und Länder, wo seine Freunde beschaffen, zu beachten und sie zu segnen, wodurch man einen Begriff des Raumes erhält, der ihn von der Geliebten trennt und zugleich ein Bild, wie reichlich diese Landschaft im Einzelnen ausgestattet sein müsse.

Alle diese Gedichte sind uns durch Uebersetzungen mitgetheilt, die sich mehr oder weniger vom Original entfernen, so daß wir nur ein allgemeines Bild ohne die begrenzte Eigenthümlichkeit des Originals gewahr werden. Der Unterschied ist freilich sehr groß, wie aus einer

Uebersetzung mehrerer Verse unmittelbar aus dem Sanscrit, die ich Herrn Professor Kosegarten schuldig geworden, auf's Klarste in die Augen leuchtet.

Aus diesem fernen Osten können wir nicht zurückkehren, ohne des neuerlich mitgetheilten Chinesischen Drama's zu gedenken. Hier ist das wahre Gefühl eines alternden Mannes, der ohne männliche Erben abscheiden soll, auf das rührendste dargestellt und zwar gerade dadurch, daß hervortritt, wie er der schönsten Ceremonien, die zur Ehre des Abgeschiedenen landesüblich verordnet sind, wo nicht gar entbehren, doch wenigstens sie unwillig und nachlässig Verwandten überlassen soll.

Es ist ein ganz eigentliches, nicht im Besondern, sondern in's Allgemeine gedichtetes Familien-Gemälde. Es erinnert sehr an Iffland's „Hagestolzen", nur daß bei dem Deutschen Alles aus dem Gemüth oder aus den Unbilden häuslicher und bürgerlicher Umgebung ausgehen konnte, bei dem Chinesen aber, außer eben denselben Motiven, noch alle religiösen und polizeilichen Ceremonien mitwirken, die einem glücklichen Stammvater zu Gute kommen, unsern wackern Greis aber unendlich peinigen und einer grenzenlosen Verzweiflung überliefern, bis denn zuletzt durch eine leise vorbereitete, aber doch überraschende Wendung das Ganze noch einen fröhlichen Abschluß gewinnt.

Ueber epische und dramatische Dichtung.

Der Epiker und Dramatiker sind Beide den allgemeinen poetischen Gesetzen unterworfen, besonders dem Gesetze der Einheit und dem Gesetze der Entfaltung; ferner behandeln sie Beide ähnliche Gegenstände und können Beide alle Arten von Motiven brauchen; ihr großer, wesentlicher Unterschied beruht aber darin, daß der Epiker die Begebenheit als vollkommen vergangen vorträgt und der Dramatiker sie als vollkommen gegenwärtig darstellt. Wollte man das Detail der Gesetze, wonach Beide zu handeln haben, aus der Natur des Menschen herleiten, so müßte man sich einen Rhapsoden und einen Mimen, Beide als Dichter, Jenen mit seinem ruhig horchenden, Diesen mit seinem ungeduldig schauenden und hörenden Kreise umgeben, immer vergegenwärtigen; und es würde nicht schwer fallen, zu entwickeln, was einer jeden von diesen beiden Dichtarten am Meisten frommt, welche Gegenstände jede vorzüglich wählen, welcher Motive sie sich vorzüglich bedienen wird; ich sage vorzüglich: denn, wie ich schon zu Anfang bemerkte, ganz ausschließlich kann sich keine Etwas anmaßen.

Die Gegenstände des Epos und der Tragödie sollen rein menschlich, bedeutend und pathetisch sein: die Personen stehen am Besten auf einem gewissen Grade der Cultur, wo die Selbstthätigkeit noch auf sich allein angewiesen ist, wo man nicht moralisch, politisch, mechanisch, sondern persönlich wirkt. Die Sagen aus der heroischen Zeit der Griechen waren in diesem Sinne den Dichtern besonders günstig.

Das epische Gedicht stellt vorzüglich persönlich beschränkte Thätigkeit, die Tragödie persönlich beschränktes Leiden vor; das epische Gedicht den außer sich wirkenden Menschen: Schlachten, Reisen, jede Art von Unternehmung, die eine gewisse sinnliche Breite fordert; die Tragödie den nach innen geführten Menschen und die Handlungen der ächten Tragödie bedürfen daher nur wenigen Raums.

Der Motive kenne ich fünferlei Arten:

1) Vorwärtsschreitende, welche die Handlung fördern; deren bedient sich vorzüglich das Drama.

2) Rückwärtsschreitende, welche die Handlung von ihrem Ziele entfernen; deren bedient sich das epische Gedicht fast ausschließlich.

3) Retardirende, welche den Gang aufhalten oder den Weg verlängern; dieser bedienen sich beide Dichtarten mit dem größten Vortheile.

4) Zurückgreifende, durch die Dasjenige, was vor der Epoche des Gedichtes geschehen ist, hereingehoben wird.

5) Vorgreifende, die Dasjenige, was nach der Epoche des Gedichtes geschehen wird, anticipiren. Beide Arten braucht der epische, sowie der dramatische Dichter, um sein Gedicht vollständig zu machen.

Die Welten, welche zum Anschauen gebracht werden sollen, sind Beiden gemein:

1) die physische und zwar erstlich die nächste, wozu die dargestellten Personen gehören und die sie umgibt. In dieser steht der Dramatiker meist auf einem Puncte fest; der Epiker bewegt sich freier in einem größern Local; zweitens die entferntere Welt, wozu ich die ganze Natur rechne. Diese bringt der epische Dichter, der sich überhaupt an die Imagination wendet, durch Gleichnisse näher, deren sich der Dramatiker sparsamer bedient.

2) Die sittliche ist Beiden ganz gemein und wird am Glücklichsten in ihrer physiologischen und pathologischen Einfalt dargestellt.

3) Die Welt der Phantasien, Ahnungen, Erscheinungen, Zufälle und Schicksale. Diese steht Beiden offen, nur versteht sich, daß sie an die sinnliche herangebracht werde; wobei denn für die Modernen eine besondere Schwierigkeit entsteht, weil wir für die Wun-

vergeschichte, Götter, Weltalter und Dunkel der Alten, so sehr es zu wünschen wäre, nicht leicht Eingang finden.

Die Behandlung im Ganzen betreffend, wird der Rhapsode, der das vollkommen Vergangene vorträgt, als ein weiser Mann erscheinen, der in ruhiger Besonnenheit das Geschehene überblickt; sein Vortrag wird dahin zweckend, die Zuhörer zu beruhigen, damit sie ihm gern und lange zuhören; er wird das Interesse egal vertheilen, weil er nicht im Stande ist, einen allzu lebhaften Eindruck geschwind zu balanciren; er wird nach Belieben rückwärts und vorwärts greifen und wandeln; man wird ihm überall folgen; denn er hat es nur mit der Einbildungskraft zu thun, die sich ihre Bilder selbst hervorbringt und der es auf einen gewissen Grad gleichgiltig ist, was für welche sie anruft. Der Rhapsode sollte als ein höheres Wesen in seinem Gedicht nicht selbst erscheinen: er läse hinter einem Vorhange am Allerbesten, so daß man von aller Persönlichkeit abstrahirte und nur die Stimme der Musen im Allgemeinen zu hören glaubte.

Der Mime dagegen ist gerade in dem entgegengesetzten Fall: er stellt sich als ein bestimmtes Individuum dar; er will, daß man an ihm und seiner nächsten Umgebung ausschließlich Theil nehme; daß man die Leiden seiner Seele und seines Körpers mitfühle, seine Verlegenheiten theile und sich selbst über ihn vergesse. Zwar wird auch er stufenweise zu Werke gehen, aber er kann viel lebhaftere Wirkungen wagen, weil bei sinnlicher Gegenwart auch sogar der stärkere Eindruck durch einen schwächern vertilgt werden kann. Der zuschauende Hörer muß von Rechts wegen in einer steten sinnlichen Anstrengung bleiben; er darf sich nicht zum Nachdenken erheben; er muß leidenschaftlich folgen; seine Phantasie ist ganz zum Schweigen gebracht; man darf keine Ansprüche an sie machen; und selbst, was erzählt wird, muß gleichsam darstellend vor die Augen gebracht werden.

Ueber das Lehrgedicht.

Es ist nicht zulässig, daß man zu den drei Dichtarten, der lyrischen, epischen und dramatischen, noch die didactische hinzufüge. Dieses begreift Jedermann, welcher bemerkt, daß jene drei ersten der Form nach unterschieden sind und also die letztere, die von dem Inhalt ihren Namen hat, nicht in derselben Reihe stehen kann.

Alle Poesie soll belehrend sein, aber unmerklich; sie soll den Menschen aufmerksam machen, wovon sich zu belehren werth wäre; er muß die Lehre selbst daraus ziehen wie aus dem Leben.

Die didactische oder schulmeisterliche Poesie ist und bleibt ein Mittelgeschöpf zwischen Poesie und Rhetorik; deßhalb sie sich denn bald der einen, bald der andern nähert, auch mehr oder weniger dichterischen Werth haben kann; aber sie ist, sowie die beschreibende, die schildernde Poesie, immer eine Ab- und Nebenart, die in einer wahren Aesthetik zwischen Dicht- und Redekunst vorgetragen werden sollte. Der eigene Werth der didactischen Poesie, d. h. eines lehrreichen, mit rhythmischem Wohllaut und Schmuck der Einbildungskraft verzierten, lieblich oder energisch vorgetragenen Kunstwerkes wird deßhalb keineswegs verkümmert. Von gereimten Chroniken an, von den Denkversen der ältern Pädagogen bis zu dem Besten, was man dahin zählen mag, möge Alles gelten, nur in seiner Stellung und gebührenden Würde.

Dem näher und billig Betrachtenden daher fällt sogleich auf, daß die didactische Poesie um ihrer Popularität willen schätzbar sei; selbst der begabteste Dichter sollte es sich zur Ehre rechnen, auch irgend ein Capitel des Wissenswerthen also behandelt zu haben. Die Engländer haben sehr preiswürdige Arbeiten dieser Art; sie schmeicheln sich in Scherz und Ernst erst ein bei der Menge und bringen sodann in aufklärenden Noten Dasjenige zur Sprache, was man wissen muß, um das Gedicht verstehen zu können. Und nun hätte der ästhetisch-sittlich, historisch unterrichtende Lehrer ein gar schönes Feld, in diesem Capitel Ordnung zu machen, indem er seinen Schülern das Verdienst der vorzüglichsten Gedichte dieser Art nicht nach dem Nutzen ihres Inhalts, sondern nach dem höhern oder geringern Grade ihres poetischen Werthes zu erhören und klar zu machen suchte.

Eigentlich sollte man sie aus dem ästhetischen Vortrage ganz herauslassen, aber Denen zu Liebe, die Poetik und Rhetorik gehört hätten, als ein besonderes Collegium, vielleicht publice, vortragen. Auch hier würde das wahre Verständniß, wie überall, der Ausübung zu großem Vortheil gereichen; denn gar Mancher würde begreifen, wie schwer es sei, ein Werk aus Wissen und Einbildungskraft zusammenzuweben, zwei einander entgegengesetzte Elemente in einem lebendigen Körper zu verbinden.

Wodurch aber die Vermittelung geschehen könne, wäre seine Pflicht, den Zuhörern zu offenbaren, die, dadurch vor Mißgriffen gesichert, Jeder in seiner Art, ein Gleiches zu bewerkstelligen suchen könnten.

Unter den vielfachen Weisen und Arten, eine solche Vermittelung zu bewirken, ist der gute Humor die sicherste und würde, wenn der reine Humor nicht so selten wäre, auch für die bequemste gehalten werden können.

Kein seltsameres Unternehmen läßt sich wohl denken, als die Gregnoste zu einem didactischen

Gehalt, und zwar einem ganz imaginativen auszubilden, und doch ist es von einem Mitgliede der geologischen Gesellschaft zu London geschehen, welche auf diese Weise ein für jeden Reisenden unerläßliches Studium zu fördern und unter die Menge zu bringen trachtet.

Verschiedenes, bezüglich auf Litteratur und Kunst.

1. Den Philologen empfohlen.

Es ist eine wunderliche, seit Jahren aufgekommene Forderung der Griechisch-Gelehrten, Deutscher besonders, daß sie den Griechischen Text in der Ursprache citiren und voraussetzen, daß Jeder, der ihre Deutsche oder Lateinische Abhandlung lies't, auch das Griechische mit gleicher Leichtigkeit und Bequemlichkeit sich zu eigen machen werde.

Gehen wir zu den bedeutenden Ausgaben alter Lateinischer Schriftsteller, die bis in das vorige Jahrhundert mit Noten verschiedener Gelehrten herausgekommen sind: so finden wir jederzeit einer Griechisch angeführten Stelle die Lateinische Uebersetzung nachfolgen, indem man wohl die Kenntniß der allgemeinen Sprache der Gelehrten von allen Denen, die an dergleichen Werken Theil nahmen, voraussetzen und fordern konnte, nicht aber die Kenntniß des Griechischen. Und so wird es immerfort bleiben, besonders in unserer bewegten und vertilgenden Zeit.

Bedenke man doch, daß man von einem Studirenden, der sein Summus Aristoteles, Plato et Euripides*) im Liede feiert, nicht erwarten darf, daß er den Sinn, den jene großen Alten in ihre Sprache gelegt, sogleich entziffern werde und hätte er auch mit Nutzen seine Schul-Studien vollendet. Noch weniger kann man Dieß von einem Andern erwarten, dessen Thun und Treiben auf's Practische gerichtet sein muß.

Möge doch auf diese Bemerkung die gute, alte Sitte wieder hervortreten und uns die Griechen-Kenner zu jenen, mehr oder minder verschleierten Geheimnissen durch hinzugefügte Deutsche Uebersetzung künftig den Zugang erleichtern, zum Vortheil des Lesers wie zu ihrem eigenen; denn Derjenige, welcher, um seine Meinung zu bestärken, einen alten, in einem weniger bekannten Idiom schreibenden Gewährsmann anführt, gewinnt unfehlbar, wenn er eine Stelle nach seinem eigenen Sinne übersetzt, anstatt daß er uns im entgegengesetzten Falle mit dem alten Schriftsteller gleichsam allein läßt, da es denn von uns abhängt, jene Worte nach unserer Weise beliebig zu verstehen und auszulegen.

*) Greek is Aristotle, Plato und Euripides.

2. Ueber Interjectionen.

Jemehr von Jugend auf das Gefühl bei mir wuchs, daß man schweigen solle, wenn man Nichts zu sagen hat, und dagegen das Wohlgedachte auch gut und ohne Stottern hervorzugeben sei, desto mehr bemerkt' ich, daß man aus natürlicher Fahrlässigkeit immer noch gewisse Flick- und Schaltwörter behaglich einschiebt, um eine sonst tüchtige und wirksame Rede, man weiß nicht warum, zu erlängen.

Indessen mag es wohl aus der mündlichen Rede hergekommen sein, welche, um sich zu fassen und Zeit zu nehmen, allenfalls eine solche Interjection gebraucht; finden wir ja doch oft Personen, die sich die allerseltsamsten Töne, Ausathmungen und banale Reden angewöhnen, um damit ihren Vortrag zu spicken, zu flicken und zu zerstücken. Auf dem Theater hat man davon sehr glücklichen Gebrauch gemacht, und von solchem unseligen Behelf hab' ich in Kunst und Alterthum eine Anzahl Beispiele gegeben, welche wohl noch mannigfaltig zu vermehren sein möchten.

Eine Redensart aber, die sich durch die würdigsten Vorgänger in Ansehen setzet, den gemeinen Menschensinn einschläfert, damit er das Abscheulichste ertragen möge, ist die, wovon dieser Aufsatz den Titel führt.

3. Jugend der Schauspieler.

„Es erscheint mir wie eine Krankheit des Deutschen Publicums, die sich auch schon den Schauspielern mitgetheilt hat, daß man Männer und Weiber nicht jung genug haben kann. Könnten wir doch zu einer Zeit, wo wir von den Französischen Bühnen soviel Schlechtes auf die unsern übertragen, auch ihre Tugenden nachahmen! In Frankreich fragt Niemand nach dem Alter der Künstler, sondern nur nach ihrer Kunst. Wie sollen auch Jünglinge gefunden werden, die schon Künstler sind? Die ernsten Bemühungen aber des Schauspielers lassen ihre Spuren auf dem Antlitz zurück; und wenn er sich auch durch Spiel bildet, so geschieht es doch nicht spielend."

4. Das Mailändische Tagesblatt: l'Eco

hat seinen eigenen männlichen Character; einige Mitarbeiter sind wahrscheinlich schon über die Sechzig; denn es sind Anecdoten, Anspielungen, Andeutungen zeitig aus dem vorigen Jahrhunderte her; sie suchen zugleich gefällig und unterrichtend zu sein, aber es ist keine Spur, daß Etwas den Frauen zu Liebe geschrieben sei, und daß sie weibliche Leser verlangen und hoffen.

Man ist bei'm Lesen durchaus in einem männ-

lichen Kreise, wo Frauen wohl sein könnten, aber nicht sind, und Dies gibt dem Ganzen eine eigene Haltung.

5. Die Pariser-Zeitschrift: Le Globe

hat durchaus einen jugendlichen Character; der älteste ihrer Theilnehmer möchte kaum in den Vierzigen sein. Auch hier ist keine Spur, Frauen als Frauen zu Leserinnen werben zu wollen; der Geist jener Mitarbeiter ist auf die Zukunft gerichtet, und Das möchte nicht anlockend für das schöne Geschlecht sein.

Beide Zeitblätter zeichnen sich dadurch von den Deutschen aus, welche zum großen Theil von Frauen und fast durchaus zu Frauen geschrieben sind.

6. Spiegel der großen Welt.

Von Caroline von Woltmann.

Dieses Heft, oder wenn man will, geflissig geheftete Büchelchen lag auf dem Tische eines Gesellschaftszimmers. Ein Freund nahm es auf; und nachdem er kaum einige Seiten konnte gelesen haben, rief er aus: „Was doch die Frauen schreiben lernen!" Ein Anderer nahm es auf und, wie der Erste nach kurzer Frist, sagte ganz ruhig: „Was doch die Frauen aufpassen!" Beides zusammengenommen möchte wohl zu Würdigung dieses Werkleins den besten Anlaß geben.

7. Die Erbschaft.

Ein Lustspiel von Herrn von Meunchet.

Der Hauptzweck des Verfassers scheint gewesen zu sein, unter dem Deckmantel eines Lustspiels gute Lehren zu verbreiten. Man stellt uns das Unglück des Reichthums, die Verderbtheit des Luxus vor und sucht dagegen die Anmuth einer mehr als alle Schätze kostbaren Mittelmäßigkeit anzupreisen.

Das goldene Schnitzwerk verfluchen, Strohdächer zu Ehren bringen, Das war von jeher die Mission der Hof-Poeten, und sehnsüchtige Seufzer nach Einsamkeit dienten den großen Herren zur Erholung. —

Auch finden wir Antithesen des Gymnasiums. Ein tugendhafter Freund des Landlebens und ein gar bösartiger Städtebewohner sticheln üblich gegen einander.

8. Galerie zu Shakespeare's dramatischen Werken.
Von Moritz Retzsch.
Leipzig bei Gerhard Fleischer 1828.

Wir verwendeten auf dieses Werk gern mehrere Seiten, wenn sie uns gegönnt wären; da wir aber doch nur loben könnten und das Werk selbst den Meister am Besten lobt: so wollen wir nur den Wunsch äußern, daß die Vorsteher aller Lesegesellschaften, sie mögen sein, von welcher Art sie wollen, dieses Werk anschaffen, wodurch sie ihre Mitglieder gewiß sämmtlich verbinden werden, indem diese nebst einem einsichtigen Vorworte, die Hauptstelle im Original und in zwei andern Sprachen mitgetheilt erhalten.

Die Hauptstellen sagen wir, weil der Künstler den Geist gehabt hat, die ganze Folge eines Stücks in allen bedeutenden Einzelnheiten uns nach und nach anzuführen, und so raschen Ganges das Ganze an uns vorbeizuleiten.

Hier aber müssen wir schließen, um nicht hingerissen zu werden, umständlich aufzuführen, wie characteristisch und anmuthig, mit Geschmack und Glück, sinn- und kunstgemäß der Künstler verfahren, um ein Stück wie „Hamlet", das denn doch, man mag sagen, was man will, als ein düsteres Problem auf der Seele lastet, in lebendigen und reizenden Bildern unter erheiternden Gestalten und bequemen Umständen anmuthig vorzuführen.

9. Glasmalerei.

Zu Cöln am Rheine befand sich eine sehr ansehnliche Sammlung gemalter Fenster und einzelner Scheiben, welche am 3. Juni des vergangenen Jahres veranctionirt werden sollte. Ihr weiteres Schicksal und ob sie partieweis beisammen geblieben oder sich gänzlich zerstreute, ist uns unbekannt. Hier soll auch vornehmlich von dem auf 36 Seiten in Quarto gedruckten Catalog die Rede sein, welcher in seiner Art für musterhaft gelten kann. Der Verfasser sondert die Fenster und einzelne Scheiben der Sammlung in fünf verschiedene Abtheilungen und nimmt für jede Abtheilung eine besondere Epoche der Glasmalerei an, von deren Unterschied und Eigenthümlichkeiten er mit Sachkenntniß und Kunstverstand kurze Erläuterungen gibt. Die ganze Sammlung bestand aus 247 Nummern, und das Verzeichniß gibt genaue Nachricht von Dem, was jede darstellt, wie sie ausgeführt sei, über die Zeiten, denen sie angehören, über die Beschädigungen, die Gestalt und Größe einer jeden. Für die Geschichte der Glasmalerei wird dieses Verzeichniß einen bleibenden Werth erhalten.

Mit den so fleißig als schön nachgebildeten bunten Glasfenstern hat Herr Müller den Kunstfreunden ein angenehmes Geschenk gemacht und kann ihres Dankes gewiß sein. Es ist ein löbliches Trachten, dergleichen vergängliche, mannigfaltigen Zufällen ausgesetzte Denkmale, durch vervielfältigte Nachbildung gesichert, der Zukunft aufzubewahren. Sie sind in doppelter

Beziehung thätig: ein Mal in geſchichtlicher, da ſie Bildniſſe ausgezeichneter Perſonen, auch Wappenſchilde vormals blühender Familien enthalten; ſodann hat nicht ſelten auch die Kunſt ſich an dergleichen gemalten Fenſtern auf eine ſehr ehrenwerthe Weiſe gezeigt, und mitunter ſogar Vortreffliches geleiſtet.

Epochen deutſcher Litteratur.

Von 1150 bis 1330.

Ruhig. Emſig. Geiſt- und herzreich. Würdig. Beſchränkt. Fixirt. Pedantiſch. Reſpectvoll. Antik-gallicke Cultur. Formſuchend.

Von 1330 bis 1520.

Unruhig. Frech. Ausgebreitet. Leichtfertig, rohlich. Achtung verſchmähend und verſäumend. Engliſche Cultur. Form, willkürlich zerſtörend und beſonnen herſtellend.

Von 1520 bis 1810.

Beſchwichtigt. Zart. Sich beſchränkend. Ernſt religiös. Patriotiſch thätig. Intrigant. Spaniſche Cultur. Von Form ſich entfernend.

Von 1810 bis 1820.

Malcontent. Determinirt. Tüchtig. Herrſchſüchtig. Zuſchreitend. Reſpectlos. Wildteutſch. In's Formloſe ſtrebend.

Neueſte Epoche.

So mannigfaltig auch das Beſtreben aller und jeder Künſte in Deutſchland ſein mag, in dem Grade, daß man darüber etwas Näheres und Beſtimmteres auszuſprechen ſich kaum getraute: ſo geht doch im Ganzen eine gewiſſe Richtung durch, welche uns veranlaßt, die Epoche unſerer gegenwärtigen Dicht- und Bildkunſt jener zweiten der Perſiſchen Poeſie zu vergleichen, in welcher ſich Enweri beſonders hervorthat, und die wir die encomiaſtiſche nennen dürfen.

Sowohl unmittelbar gegenwärtige Verdienſte als kürzlich geſchiedene und längſt dahin gegangene werden gefeiert. Geburtstäge laſſen die Freunde nie unbegrüßt vorbei; ſilberne und goldene Hochzeiten geben Anlaß zu Feſten; bei Dienſt-Jubiläen erklärt ſich der Staat ſelbſt als Theilnehmer; bei funfzigjährigem Wiedereintritt einer academiſchen Würde ſind Univerſitäten und Facultäten in Bewegung; und weil nun die lebhafteſten Segnungen auf Geſundheit, auf dauernden Ruhm und verlängertes Leben nicht ausbleiben dürfen, ſo fügt ſich ſo ſchönen Prämiſſen als nothwendige Concluſion ein löbliches „Ergo bibamus“ *) hinzu.

*) Drum und wenn trinken.

Wirkungen in Deutſchland in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts.

Poeſie. Friſche Luſt am unbedeutendern Daſein und Ausdruck derſelben.

Luſt an etwas Höherm drückt ſich durch Behandlung ausländiſcher Gegenſtände aus.

Einwirkungen dieſer Dichtungsart, dem Mittelſtand gemäß, auf den ſie auch eigentlich wirkt.

Die Großen und Vornehmen haben nur Begriff von Franzöſiſcher Dichtung, die Gemeinen keine Ahnung, daß es Etwas der Art gebe. Ihre ganze Poeſie beſchränkt ſich auf die alten Kirchenlieder, deren Wörtliches ihnen heilig iſt.

Breite der Mittel-Claſſe.

Cultur der Mittel-Claſſe.

Die ſämmtliche Geiſtlichkeit, alle Sachwalter und Beamten, die eigentlichen thätigen Räthe der Collegien, die Aerzte, Profeſſoren und Schullehrer: Alle ſind aus dieſer Claſſe; Dieß gibt ihr ein ungeheures Uebergewicht.

Doch weil jeder Einzelne nur ein mittelmäßiges Leben führt, ſo mag er auch nur gern mittlere Gefühle angeregt, mittlere Zuſtände dargeſtellt wiſſen.

Rabener erhebt ſich mit einer gewiſſen Klarheit über dieſe Zuſtände und ſtellt ſie mit heiterer Ironie dar; daher die große Wirkung, die er zu ſeiner Zeit hervorbrachte, weil Jeder, der ihn las, ſich klüger dünkte als ſonſt, und weil die beſten Menſchen ſelbſt ein Bischen Mißreden und Herunterſehen ihrer Brüder immer gern leiden mögen.

Rabener ſelbſt war über dieſe ſeine Wirkung nicht dunkel: denn er wußte wohl, daß Jedermann gern die ſogenannten Narren lächerlich gemacht ſieht, ohne daran zu denken, daß eben eine ſolche Menſchenader auch durch ihn durchgeht. Daher jener Spaß gewiß jeden Leſer traf, als Rabener nachdem er manchen Narren geſchildert und recenſirt, eine leere Seite läßt und den Leſer erſucht, mit irgend einem Narren, den er vielleicht übergangen habe, den Platz auszufüllen; auf der Rückſeite aber hinzufügt: er wolle wetten, daß nicht leicht Jemandem einzefallen ſei, ſich ſelbſt hineinzuſetzen.

Wenn man in dieſem Sinne Rabener's Satyre lieſ't, ſo wird man ihn bewundern, wie er ohne übertrie Erhebung über das gemeine Leben der Claſſe, wozu er gehörte, erhoben geweſen; ja man wird ihn noch mehr ſchätzen lernen, wenn man ſieht, daß er dieſe moderate Heiterkeit, dieſe gutmüthige Verhöhnung der irdiſchen Dinge auch bis in die größten Unfälle auf eine ganz gleiche Weiſe hat durchführen können. Hiervon zeugen ſeine Briefe, die er nach dem Bombardement von Dresden ſchrieb,

in welchem er sein Haus mit beinah' Allem, was darin enthalten war, seine Manuscripte und manches sonst Liebe und Angenehme verlor.

Immer tractirt er Dieß auch als etwas Gemeines und erfreut sich, wie in den glücklichsten Tagen, an Albernheiten, Beschränktheiten, Widersprüchen und Ungereimtheiten, die bei solchen Fällen niemals fehlen können.

Er ist nie aus dem Kreise, zu dem er selbst gehörte, gegangen; er hat immer nur die Eigenheiten und Thorheiten Seinesgleichen dargestellt, und die höhern Stände ganz unberührt gelassen.

Deutsches Theater.

Das Theater ist in dem modernen bürgerlichen Leben, wo durch Religion, Gesetze, Sittlichkeit, Sitte, Gewohnheit, Verschämtheit und so fort der Mensch in sehr enge Grenzen eingeschränkt ist, eine merkwürdige und gewissermaßen sonderbare Anstalt.

Zu allen Zeiten hat sich das Theater emancipirt, sobald es nur konnte, und niemals war seine Freiheit oder Frechheit von langer Dauer. Es hat drei Hauptgegner, die es immer einzuschränken suchen: die Polizei, die Religion und einen durch höhere, sittliche Ansichten gereinigten Geschmack.

Die gerichtliche Polizei machte den Persönlichkeiten und Zoten auf dem Theater bald ein Ende. Die Puritaner in England schlossen es auf mehrere Jahre ganz. In Frankreich wurde es durch die Pedanterie des Cardinals Richelieu gezähmt und in seine gegenwärtige Form gedrängt, und die Deutschen haben, ohne es zu wollen, nach den Anforderungen der Geistlichkeit ihre Bühne gebildet. Folgendes mag diese Behauptung erläutern.

Aus rohen und doch schwachen, fast puppenspielartigen Anfängen hätte sich das Deutsche Theater nach und nach durch verschiedene Epochen zum Kräftigen und Rechten vielleicht durchgearbeitet, wäre es im südlichen Deutschland, wo es eigentlich zu Hause war, zu einem ruhigen Fortschritt und zur Entwickelung gekommen; allein der erste Schritt, nicht zu seiner Besserung, sondern zu einer sogenannten Verbesserung, geschah im nördlichen Deutschland von schalen und aller Production unfähigen Menschen. Gottsched fand zwar noch Widerstand. Die famose Epistel von Rost zeigt, daß gute Köpfe es doch wohl auch gerne sehen mochten, wenn der Teufel manchmal auf dem Theater los war; allein Leipzig war schon ein Ort von sehr gebundener protestantischer Sitte, und Gottsched hatte durch sein Uebersetzungswesen schon so sehr in die Breite gearbeitet, daß er die Bühne für eine Zeit lang grausam versehen konnte. Und warum sollte man Dasjenige, was Franzosen und Engländer billigten, nicht auch in einer schwachen Nachbildung sich auf dem deutschen Theater gefallen lassen?

Zu dieser Zeit nun, als der seichte Geschmack den Deutschen Schauspieler zu zähmen und die privilegirten Spaßmacher von den Brettern zu verbannen suchte, fingen die noch nördlichern Hamburg'schen Pfarrer und Superintendenten einen Krieg gegen das Theater überhaupt zu erregen an. Es entstand schon vorher die Frage: ob überall ein Christ das Theater besuchen dürfe; und die Frommen waren selbst unter einander nicht einig, ob man die Bühne unter die gleichgiltigen (Adiaphoren) oder völlig zu verwerfenden Dinge rechnen solle. In Hamburg brach aber der Streit hauptsächlich darüber los, inwiefern ein Geistlicher selbst das Theater besuchen dürfe; woraus denn gar bald die Folge gezogen werden konnte, daß Dasjenige, was dem Hirten nicht zieme, der Herde nicht ganz ersprießlich sein könne.

Dieser Streit, der von beiden Seiten mit vieler Lebhaftigkeit geführt wurde, nöthigte leider die Freunde der Bühne, diese der höhern Sinnlichkeit eigentlich nur gewidmete Anstalt für eine sittliche auszugeben. Sie behaupteten, das Theater könne lehren und bessern, und also dem Staat und der Gesellschaft unmittelbar nutzen. Die Schriftsteller selbst, gute, wackere Männer aus dem bürgerlichen Stande, ließen sich's gefallen und arbeiteten mit Deutscher Biederkeit und gradem Verstande auf diesen Zweck los, ohne zu bemerken, daß sie die Gottsched'sche Mittelmäßigkeit durchaus fortsetzten und sie, ohne es selbst zu wollen und zu wissen, perpetuirten.

Ein Drittes hat sodann auf eine fortdauernde und vielleicht nie zu zerstörende Mittelmäßigkeit des Deutschen Theaters gewirkt. Es ist die ununterbrochene Folge von drei Schauspielern, welche, als Menschen schätzbar, das Gefühl ihrer Würde auch auf dem Theater nicht aufgeben konnten, und deßhalb mehr oder weniger die dramatische Kunst nach dem Sittlichen, Anständigen, Gebilligten und wenigstens scheinbar Guten hinzogen. Eckhof, Schröder und Iffland kam hierin sogar die allgemeine Tendenz der Zeit zu Hülfe, die eine allgemeine Bildung und Ausgleichung aller Stände und Beschäftigungen zu einem allgemeinen Menschenwerthe durchaus in Herzen und im Auge hatten.

Die Sentimentalität, die Würde des Alters und des Menschenverstandes, das Vermitteln durch vortreffliche Väter und weise Männer nahm auf dem Theater überhand. Wer erinnert sich nicht des „Essighändlers", des Philo-

ſetzen ohne es zu wiſſen", des „eheſtiften Verbrechens" und ſo vieler verwandten Stücke?

Das Einzelne, was gedachte Männer in den verſchiedenen Epochen gewirkt, werden wir an Ort und Stelle einführen. Hier ſei genug, auf das Allgemeine hingedeutet zu haben.

Wenn man ſich in den letzten Zeiten faſt einſtimmig beklagt und eingeſteht, daß es kein Deutſches Theater gebe, worin wir keineswegs mit einſtimmen: ſo könnte man auf eine weniger paradoxe Weiſe aus Dem, was bisher vorgegangen, wie uns dünkt, mit größter Wahrſcheinlichkeit darthun, daß es gar kein Deutſches Theater geben werde noch geben könne.

Almanach für Theater und Theater-Freunde auf das Jahr 1807.

Von August Wilhelm Iffland.

Herr Friedrich Nicolai (denn dieſer unermüdliche Greis zeigt ſich auch als Mitarbeiter dieſes Almanach's thätig) läßt ſich S. 48 alſo vernehmen: „Ich habe den „Hamlet" von B:ckmann und Schröder ſpielen ſehen, von Beiden meiſterhaft und nur in den feinſten Nuancen verſchieden. Durch ſolche lebendige Vorſtellungen ſchaut man beſſer in die Tiefen von Hamlet's Character, als durch alle Abhandlungen darüber von Goethe und Garve an bis zu Ziegler herunter, ſoviel Verdienſt ſie auch haben, welches ich ihnen keineswegs abſprechen will."

Wollten wir dem Beiſpiel dieſes trefflichen Mannes folgen, ſo würde unſere Recenſion ſehr kurz und zwar folgender Maßen ausfallen.

Könnten wir die beiden liebenswürdigen Künſtlerinnen, Friederike Bethmann und Louiſe Fleck, auf dem Berliner-Theater nur in einigen Vorſtellungen ſehen und uns auch an dem gegenwärtigen Spiel des trefflichen Iffland wenige Abende erfreuen: ſo wollten wir die zwölf Kupfer und dieſen ganzen Almanach, dem wir übrigens ſein Verdienſt nicht abſprechen, gern entbehren, beſonders wenn wir unſern Genuß mit jungen, hoffnungsvollen Schauſpielern theilen könnten. Denn Dieſe würden uns ſo unſchätzbaren, lebendigen Darſtellungen weit mehr lernen; ſie würden ſich das Rechte der Kunſt weit reiner einprägen; ſie würden zu dem Wahren und Schönen weit lebhafter entzündet werden, als es hier durch mehr oder weniger kümmerliche Nachbildungen, Raiſonnements, Aphorismen und Anecdoten geſchehen kann.

Allein wir ſind billiger und verſichern vor allen Dingen, daß dieſer Almanach, wie er iſt, in die Hände aller Schauſpieler und aller Theaterfreunde Deutſchlands, d. h. alſo doch wohl der größten Mehrzahl gebildeter Perſonen, zu gelangen verdient; verdient, daß das Publicum eine Unterhaltung begünſtige, die von Jahr zu Jahr bedeutender, erfreulicher und nützlicher werden kann.

Dabei iſt es aber wohl der Sache gemäß und wird dem Herausgeber gewiß angenehm ſein, wenn man einige Erinnerungen hinzufügt, welche den Zweck der Verbeſſerung und Veredlung dieſer Arbeit herbeiführen können.

Zuvörderſt alſo bleibe unverhohlen, daß wir die Portraite beider Frauenzimmer ſehr angenehm und, inſofern wir ſie beurtheilen können, ſehr ähnlich finden; nicht ſo glücklich ſind die ganzen Figuren der Thecla und Phädra, welche eher als faltentragende Gliederpuppen anzuſehen ſind. Die ſechs Kupfer, welche Herrn Iffland drei Mal als Franz Moor und drei Mal als Geheimerath im „Hausfreunde" vorſtellen, haben ebenſo wenig unſern Beifall, nur aus einer andern Urſache, die wir hier kürzlich andeuten, indem wir die Erklärung gedachter Kupfer und den dritten Aufſatz S. 50, über Darſtellung bothafter und intriganter Character auf der Bühne, zuſammennehmen.

Daß Herr Iffland in ſeiner Jugend die Rolle des Franz Moor zuerſt auf dem Deutſchen Theater geſpielt, ja man kann ſagen geſchaffen, gereicht ihm zur Ehre, um ſo mehr, als der Verfaſſer ſelbſt in ſpäterer Zeit von jenen Darſtellungen mit Enthuſiasmus ſprach. Daß Herr Iffland in der Folge da mit dem Lauf der Jahre ſeine Geſtalt ein würdiges Anſehen erlangte, dieſe Rolle fortſpielte und ſie nach ſeiner Perſönlichkeit modificirte, auch Das iſt dankenswerth: denn Jeder wird ſich mit Bewunderung an die Art erinnern, wie ſich der weiſe Künſtler bei dieſer Gelegenheit aus der Sache zieht. Daß man ferner dieſe Individualität in einem ihr nicht mehr ganz angemeſſenen Character in Kupfer ſtiche und für künftige Zeiten bewahre, iſt löblich und für einen Geſchichtsſchreiber des Deutſchen Theaters höchſt intereſſant.

Wenn man aber Abhandlungen über Abhandlungen ſchreibt, um zu zeigen, daß Franz Moor ſo geſpielt werden müſſe, ſo kann man ſich keineswegs den Beifall des eigentlichen Theater-Freundes verſprechen. Soll jene erſte Exploſion des Schiller'ſchen Genie's noch ferner auf den Deutſchen Theatern ihre vulcaniſchen Wirkungen leiſten: ſo laſſe man dem Ganzen Gerechtigkeit widerfahren und muntere die Schauſpieler nicht auf, einzelne Theile gegen den Sinn des Verfaſſers zu behandeln. Denn was einem Iffland erlaubt iſt, iſt nicht Jedem erlaubt; was ihm gelingt, gelingt nicht Jedem.

Denn eigentlich wird jene rohe Gastheit, die uns in dem Schüler'schen Stücke in Erstaunen setzt, nur dadurch erträglich, daß die Character im Gleichgewicht stehen. Nimmt man aber aus der Gruppe so vieler frazenhaft gezeichneten und grell gemalten Figuren die Haupt-Figur, deren Bildung und Colorit alles Andere gleichsam überschreit, behächtig heraus, entkleidet sie von ihrer physischen Häßlichkeit, vertuscht ihre moralische Abscheulichkeit: so fällt der Vorwurf, der Haß auf die übrigen Figuren, die neben jener als Halbgötter erscheinen sollen; das Kunstwerk ist in seinem tiefsten Leben verletzt, die gräßliche Einstimmung verloren und Das, was uns schaudern erregen sollte, erregt nur Ekel.

Auch was die Figur selbst betrifft, was gewinnt man dabei? Gereicht's dem Teufel zum Vortheil, wenn man ihm Hörner und Krallen abfeilt, ja zum Ueberfluß ihn etwa englisirt? Dem Auge, das noch Character spürt, erscheint er nunmehr als ein armer Teufel. So gewinnt man auch bei einer solchen Behandlung des Franz Moor nur Das, daß endlich ein würdiger Handelsstatt fertig wird, den ein ehrlicher Mann ohne Schande spielen kann.

Den „Hausfreund" haben wir nicht aufführen sehen; doch dünkt uns, der Character und die Situationen, in denen er erscheint, sind für die bildende Kunst keineswegs geeignet.

Gottlieb Hiller's Gedichte und Selbst-Biographie.

Erster Theil 1822.

Indem wir uns an den Gedichten des Wunderhorns eines entschiedenen mannigfaltigen Charakters, ohne ausgebildetes Talent, erfreuten: so finden wir hier, in umgekehrtem Sinne, ein Talent auf einer hohen Stufe der Ausbildung, aber leider ohne Character. Jede frische Quelle, die aus dem Gebirg hervorspendelt; jeder ursprüngliche Wasserfall, der dünnere wie der reichere, hat seinen besondern Character: so auch jene Lieder, die uns mit einer unendlichen Mannigfaltigkeit ergetzen. Aber hier sieht man nur den Theil eines breiten Wassers, das in's Meer geht, einen schmalen Arm bald versandet wie seine Gefährten, die irgend ein berühmtes Delta bilden.

Warum sollte man aber gegenwärtiges Büchlein geradezu von der schwächsten Seite, von der poetischen her, betrachten? Beseitigen wir doch den Dichter-Titel, wenn er auch schon in Hiller's Passe steht, und halten uns an die Person! Denn wie man sich sonst gegen den Menschen dankbar erzeigt, daß er uns treffliche Personen liefert, so muß man es hier der Poesie recht lebhaft verdanken, daß sie uns mit einem wackern Menschen bekannt macht.

Geboren in einem engen, ja einem niedern Kreise, zeichnet er sich aus durch technische Fähigkeit, ruhiges, redliches Anschauen der Gegenwart, durch manches Talent, das sich auf Wort und Rede bezieht, durch practischen Sinn, ein tiefes sittliches Gefühl, durch ein à plomb auf sich selbst, einen edeln Stolz, eine Leichtigkeit im Leben: genug, von mehr als einer Seite als eine musterhafte Natur. Die Anmuth, womit er seine Persönlichkeit, sein Talent, seine Fortschritte gewahr wird, ist durchaus liebenswürdig und kindlich, und wir fordern das Gewissen aller Gebildeten auf, ob sie sich wohl in gleichem oder ähnlichem Falle soviel Mäßigkeit des Selbstgefühls und Betragens zutrauen dürften.

Die Skizze seiner Geschichtbildung, die dem Büchlein vorgeheftet ist, auch von einem Dilettanten und Naturkinde radirt, kann als höchst interessant betrachtet werden. Sie erinnert uns an die sienenhaften, Götterbilder enthaltenden Futterale, mit denen Socrates verglichen wird; und wir läugnen nicht, daß wir in dem ganzen Menschen, wie ihn seine Lebensbeschreibung, seine Gedichte darstellen, etwas Socratisches zu finden glauben. Der Grad- und Rechtsinn; das derbe, tüchtige Halten auf einer verständigen Gegenwart; die Unbestechlichkeit gegen jede Art von Umgebung; etwas Lehrhaftiges, ohne schulmeisterlich zu sein, und was sich Jeder selbst aus dem Büchelchen entwickeln mag, dem diese Aeußerung nicht ganz paradox vorkommt, entschuldigen wenigstens diese Ansicht.

Kommt Hiller aber dieß Alles als Menschen zu Statten, so verliert er dagegen gerade hierdurch nur desto mehr als Dichter. Wenn er vor einem großen Könige sich auch ein kleiner König dünkt; wenn er der liebenswürdigen Königinn viertelstundenlang getrost in die schönen Augen sieht: so soll er deßhalb nicht gescholten, sondern glücklich gepriesen werden. Aber ein wahrer Dichter hätte sich ganz anders in der Nähe der Majestät gefühlt; er hätte den unvergleichbaren Werth, die unerreichbare Würde, die ungeheure Kraft geahnet, die mit der ruhigen Persönlichkeit eines Monarchen sich einem Privat-Mann gegenüber stellt. Ein einziger Blick aus solchen Augen hätte ihm genügt, in ihm wäre so viel aufgeregt worden, daß sein ganzes Leben sich in eine würdige Hymne verloren hätte.

Betrachten wir die gute Aufnahme, die er überall fand, in den untern Ständen, die sich durch ihn geehrt fühlten, in den mittlern, die ihn ehrten, in den obern, die ihn zu sich heranzogen:

Bätely

mit einem Topfe und Krippen.

Ich bin lang', ſehr lang' geblieben,
Komm, wir müſſen's nicht verſchieben:
Komm, und zeig' mir deine Hand.

Jery

indem ſie ihn verbindet.

Liebe Seele, mein Gemüthe
Bleibt beſchämt von deiner Güte.
Ach wie wohl thut der Verband!

Bätely

die geendigt hat.

Schmerzen dich noch deine Wunden?

Jery.

Liebſte, ſie ſind lang' verbunden;
Seit dein Finger ſie berührt,
Hab' ich keinen Schmerz geſpürt.

Bätely.

Rede, aber rede treulich,
Sieh mir offen in's Geſicht!

ſo bewundert wird, ſo erfreut man ſich an der Humanität im beſten Sinne des Wortes, die ſich durchaus im nördlichen Deutſchland verbreitet hat. Eine gewiſſe Cultur, die vom Herzen ausgeht, iſt daſelbſt einheimiſch wie vielleicht nirgends; er ſelbſt iſt ein Kind, eine Ausgeburt dieſer Cultur, und es zeugt für die gute Natur jener Gegenden, daß man ihn unbewußt, was man eigentlich ſagen wollte, einen Naturdichter nannte. Wir glauben wenigſtens hier einen Beweis zu finden, daß eine Bildung, die über das Ganze geht, auch dem Einzelnen zu gut kommt, ohne daß man begreift, wie ſie ihn berühren kann. Ein Barometer deutet im verſchloſſenſten Zimmer genau den Zuſtand der äußern Luft an.

Wie dieſer auf alle Fälle bedeutende Menſch in Köthen wuchs und ward und was er in einer Art von Poeſie geleiſtet, wird ein jeder Deutſcher aus der Selbſt-Biographie und aus den hinzugefügten Belichten erfahren. Es iſt eins der Phänomene, von denen man nicht nur reden hören, ſondern die man ſelbſt kennen ſollte.

Erfuhr nun aber unſer Poet eine verdiente und wünſchenswerthe Aufnahme in der Hauptſtadt und in manchen andern Orten, wozu man ihm allerdings Glück zu wünſchen Urſache hat: ſo muß man doch bedauern, daß ihm manche ſeiner Gönner dadurch den größten Schaden zugefügt, daß ſie, indem ſeine Productionen freilich unzulänglich befunden wurden, ihn gleichſam der künftigen Zeit widmeten, hofften und verſprachen, daß es nun jetzt erſt recht angehen ſollte, und daß ihr einmal geſtempelter und ſogar obrigkeitlich anerkannter Naturdichter ſich nun gewiß auch als ein vorzüglicher und über allen Zweifel erhobener Dichter durchaus zeigen werde.

Keineswegs im Geiſte des Widerſpruchs, ſondern aus wahrem Antheil an dieſem bedeutenden Menſchen, erklären wir uns hier für das Gegentheil, und ſprechen ganz unbewunden aus, daß er nie etwas Beſſeres machen werde, als er ſchon geliefert hat. Wir ſagen Dieſes mit Wohlwollen gegen ihn voraus. Denn wenn er zwei oder drei Jahre hindurch nur immer Das, was ſeinem Talent gemäß iſt, hervorbringt und wieder hervorbringt, und die falſchen Hoffnungen ſeiner Freunde nicht realiſirt: ſo beſchämt er ſie und wird verlaſſen, ja vernichtet, ohne um ein Haar ſchlimmer zu ſein, als jetzt. Dann, ehe man ſich's verſieht, iſt er, ohne ſeine Schuld, verſchollen und hat nicht einmal ſich zu einer bürgerlichen Exiſtenz herangebracht, innerhalb welcher er ſich über einen verlornen Ruhm tröſten könnte.

Wir ſind in Deutſchland ſehr verſtändig und haben guten Willen, Beides für den Hausgebrauch; wenn aber ein Mann etwas Beſonderes zum Vorſchein kommt, ſo wiſſen wir gar nicht, was wir damit anfangen ſollen und der Verſtand wird albern und der gute Wille ſchädlich. Es ließen ſich höchſt traurige, ja tragiſche Beiſpiele aufführen, wie vorzügliche Menſchen, aus einem niedern Zuſtande durch verwunderte, bethätigte und wohlwollende Gönner hervorgezogen, in das größte Unglück gerathen ſind bloß darum, weil man nur halb that, was zu thun war. Wäre es doch beſſer, die Schiffbrüchigen verſinken zu laſſen, als ſie an's Ufer ſchleppen, um ſie dort der Kälte, dem Hunger und allen tödtlichen Unbilden Preis zu geben.

Leider ſehen wir uns in der eigentlichen Deutſchen, wirklichen Welt vergebens nach einem Plätzchen um, wo wir dieſen beſondern Mann unterbringen könnten. Aber unſere Einbildungskraft ſpiegelt uns in der Höhe und Ferne zwei Zuſtände vor, in welchen unſer Günſtling ein gemäßes, ſeinem Weſen behagliches Leben führen würde, wenn ſie für ihn erreichbar wären.

Haben wir aber vielleicht einigen unſerer Leſer dadurch Unmuth erregt, daß wir den Mann beinahe zu hoch ſchätzten, daß wir ihn dem Socrates verglichen: ſo können wir unſer Wort deßwegen nicht ganz zurücknehmen; aber wir wollen es mildern, indem wir ſagen, daß eine ſolche Erſcheinung der Rechtlichkeit, Sittlichkeit, der Unbeſtechlichkeit, wenn ſie aus dem gemeinen Volke hervortritt, am Liebſten, mit etwas Lächerlichem und Fratzenhaftem begleitet, aufgenommen wird.

Führte alſo der gute Genius unſern jungen Mann ſo, daß er eine Art von Till werden könnte, ſo wäre er geborgen. Socrates-Till läßt ſich vielleicht recht gut verdeutſcht für Socrates-Münomenos ſetzen. Iſt auch unſer Candidat für dieſen Poſten vielleicht ein wenig zu zahm, ſo finden ſich die erforderlichen Qualitäten nach und nach, wenn nur die Anlage gründlich iſt. Und wie er ſich bisher gezeigt, fehlt ihm keins der Erforderniſſe zu einem kraftloſen Roth.

Seine Geburt, ſein Heraufkommen, ſein Stand, ſeine Beſchäftigung, ſein Weſen, ſeine Neigungen ſtehen ihm durchaus entgegen, daß er irgend in ein Staatsgeſange eingreifen oder ſich zu einer Stelle im Adreß-Calender qualificiren ſollte. Ihn dem Ackerbau widmen, der Schelle zuziehen, wäre unerlaubt, ſelbſt wenn er aus Irrthum zu einem ſolchen feſten und ſichern ſcheinenden Beſitz einige Neigung fühlte. Er iſt eine Art von Parzival, der eben deßwegen und nur inſofern gefällt. Dabei hat er richtigen Sinn, Klarheit, Klugheit und nicht mehr Duldung, als gerade nöthig iſt. Er ſieht die Verhältniſſe recht gut, und wenn er auf ſeinen Reiſen als ein Meteor glücklich in alle Kreiſe eindringt, ſo muß er freilich für gute Bewirthung und reichliche

Volksmenge dankbar sein. Doch wenn seine Wirthe und Wirthinnen es ihm nicht ganz nach dem Sinne machen, so schenkt er ihnen Nichts, und hat gewisse platte Behandlungen ohne Bosheit in seiner Biographie recht lebhaft dargestellt.

Man denke sich ihn als einen armen, beifalls- und hülfsbedürftigen Teufel, der als Pilgrim dem Halberstädter-Parnasse entgegentritt, um daselbst in einer Dichtergilde aufgenommen zu werden; man denke sich ihn, wie er von dem Dechanten und Patriarchen der Deutschen Reimkunst mit einem Lobgedicht empfangen wird, das Lobgedicht anhört und sogleich, von frischem Herzen, aus dem Stegreife Vater Gleim in's Gesicht sagt, was Deutschland schon seit dreißig Jahren weiß, was aber soviel gesellige Verehrer und soviel fuß- und handfällige Clienten des einflußreichen Mannes einander nur fromm in's Ohr sagten, daß Vater Gleim sehr schlechte Verse mache: so muß man denn doch bekennen, hier sei Gottes Finger, und der erwählte Prophet, der dieses öffentliche Geheimniß dem alten verstockten Sünder an's Herz legen und dem ganzen Volke buchstäblich verkünden sollte, sei kein gemeines Werkzeug.

Wenn nun ein solcher auf sich gestellter, rücksichtsloser Mensch, indem er aus dem Stande heraustritt, von einer glänzenden und mannigfaltigen Welt sich nicht geblendet noch verwirrt fühlt, vielmehr immerfort Alles nur nach seiner eigenen Norm empfindet und aufnimmt: Der sollte doch wohl geeignet sein, eine Stelle zu bekleiden, die sonst an Höfen nicht leicht anzugehen konnte, und die in unserer Nachbarschaft, selbst ihrer äußern Form nach, bis auf die letzten Zeiten nicht ganz unbesetzt blieb.

Wer erinnert sich nicht eines Gualtieri, Laubmann, Morgenstern, Pöllnitz, D'Argens, Jeilis und mancher Andern, welche, mit mehr oder weniger äußerer Würde, in guten Stunden dem Herrscher und dem Hofe zum Plastron dienten und sich dagegen auch als wackere Klopffechter Etwas herauszunehmen durften.

Johannes von Müller's Rede

über Friedrich den Großen, den 19. Januar 1807.

Deutsch von Goethe.

Intermissis fulgent honoribus.

Jener große König, Friedrich II., Ueberwinder, Gesetzgeber, der seinem Jahrhundert, seinem Volk zum Ruhm gedieh, wandelt längst nicht mehr unter den Sterblichen. Heute versammelt sich die Academie, um seiner zu gedenken. Preußische Männer, die sich der Zeiten erinnern, wo die Wetter des Krieges, die Gesetze des Friedens, die erleuchtenden Strahlen des Genius wechselsweise von Sanssouci her sich verbreiteten, den Feinden Schrecken, Europa Achtung, bedeutenden Menschen Bewunderung einflößten: sie sind heute gekommen, unsere Worte über Friedrich zu vernehmen. Mitten im Wechsel, in der Erschütterung, im Einsturz verlangen ausgezeichnete Fremde an diesem Tage zu erfahren, was wir gegenwärtig von Friedrich zu sagen haben, und ob die Empfindung seines glorreichen Andenkens nicht durch neuere Begebenheiten gelitten habe.

Der gegenwärtig Redende hat es immer als eine weise Anordnung betrachtet, jährlich das Andenken erlauchter Männer zu erneuern, welche, den unsterblichen Ruhm eifrig und mühsam verfolgend, von einer vollkommenen Ruhe sich vorsätzlich entfernten. Wenn, mit jedem Jahr neuer Prüfung unterworfen, der Glanz ihres Verdienstes durch keinen äußern Wechsel, nicht durch den Ablauf mehrerer Jahrhunderte gemindert wird; wenn ihr Name hinreicht, ihrem Volk einen Rang unter Nationen zu behaupten, die in verschiedenen Perioden jede ihre Zeit gehabt haben; wenn immer neu, niemals zum Ueberdruß, eine solche Lobrede keiner Käufe bedarf, um die Theilnahme großer Seelen zu wecken und die Schwachen tröstend abzuhalten, die im Begriff sind, sich selbst aufzugeben: dann ist die Weise vollbracht; ein solcher Mann gehört, wie die unsterblichen Götter, nicht einem gewissen Land, einem gewissen Volk (diese können veränderliche Schicksale haben), der ganzen Menschheit gehört er an, die so edler Vorbilder bedarf, um ihre Würde aufrecht zu erhalten.

Diese Betrachtungen gründen sich auf die Erfahrung. Mit Ausnahme weniger beschränkten Köpfe, einiger Freunde seltsamen Widerspruchs, wer hat jemals das göttliche Genie, die großmüthige Seele dem Ersten der Cäsaren streitig gemacht; wer den ungeheuern Umfassungsgeist, die Kühnheit der Entwürfe dem großen Alexander, oder die vollendete Vortrefflichkeit des Characters dem Trajan? Constantin und Justinian haben mehrere Lobredner und eifrigere gefunden. Als man aber in der Folge bemerkte, daß der Erste nicht Stärke des Geistes genug besessen hatte, um die Parteien zu beherrschen, und daß er, statt sich der Hierarchie zu bedienen, sich von ihr unterjochen ließ; als man endlich einsah, daß an dem Größten und Schönsten, was zu Justinian's Zeiten geschehen war, dieser Kaiser fast ganz und gar keinen persönlichen Antheil gehabt hatte: da verloren diese Fürsten den ausgezeichneten Platz, den ihnen Schmeichelei und Ränkespiel in den Jahrbüchern der Welt anzuweisen gedachten. Der Eine war Herr des ganzen Römischen Reichs, der Andere Herr der schönsten seiner Provinzen. Constantin erwarb

Kriegsheeren, Juſtinian war von glücklichen Feldherren und weiſen Rechtsgelehrten umgeben; doch ſind Herrſchaft und Glück nicht zuverläſſige Pfänder eines unſterblichen Ruhmes. Wie vieler Königreiche und Länder bedürfte es, um ſich dem armen und einfachen Bürger von Theben gleichzuſtellen, dem Erfinder der ſchrägen Schlachtordnung, dem Beſieger bei Leuctra, bei Mantinea, dem Beſieger ſeiner ſelbſt! Und wer zieht nicht den Namen Mithridat dem Namen Pompejus vor?

Außer Verhältniß zu den Mitteln ſeines Staates iſt der Ruhm des großen Mannes, deſſen Andenken uns heute verſammelt, wie der Ruhm Alexander's zu dem armen und beſchränkten Nachlaß Philipp's; und ſo bleibt dieſer Ruhm ein geheiligtes Erbgut nicht allein für die Preußen, ſondern auch für die Welt. Ohne Zweifel waltet ein zarter und unſchätzbarer Bezug zwiſchen einem jeden Lande und den berühmten Männern, die aus ſeinem Schooße hervorgingen. Und wie bedeutend muß ein ſolches Verhältniß werden, wenn ſolche Männer den Bau ihres Jahrhunderts gründeten; wenn ſie als Hausväter für ihn Sorge trugen, ihn als Helden vertheidigten oder auf das Edelſte vergrößerten; wenn ſie uns als unvergleichliche Dämonen erſcheinen, die, ähnlich den höchſten Gebirgsgipfeln, noch Lichtglanz behalten, indeß hundert und hundert Menſchengeſchlechter augenblicklichen Nutz nach und nach hinſchwinden, von der Nacht der Jahrhunderte verſchlungen. Von jenem Hohen bleibt ein Eindruck, der Menſchen-Character eignet ſich ihn zu, durchdringt ſich davon und fühlt ſich unwandelbar. Vor Philipp gab es unter den Macedoniern nichts Ausgezeichnetes; ſie kriegten mit den Illyriern, wie die alten Bewohner unſerer Marken mit den Wenden, wacker, ohne Glanz; der Geiſt Philipp's trat hervor und das Genie Alexander's. In der zweiten Geſchlechtsreihe nach ihnen ſehen ſich die Macedonier überwunden und in Gefahr der Auflöſung ihres Reichs durch die hereindringenden Gallier. Und doch, als ſie nach ſo vielen und unglücklichen Jahrhunderten Alles verloren hatten, behaupteten ſie bis auf unſere Zeit den Ruf, die beſten Soldaten des Reiches zu ſein, dem ſie angehören.

An jedem Volke, das einen neuen Zeitbeginn und außerordentlicher Männer gewürdigt wurde, lernt man ſich, in der Geſichtsbildung, in dem Ausdruck des Characters, in den Sitten überbliebene Spuren jener Einwirkungen zu erkennen. Wer ſucht nicht Römer in Rom, ja unter Lumpengrund Romanos rerum dominos? *) An alten Italienern ſtudirt man die Züge dieſes wunderhaften Volks, das zwei Mal die Welt überwand und länger als ein anderes beherrſchte. Erkennen wir uns nicht, wenn die Fruchtbarkeit glücklicher Ideen, die Reife wohlgefaßter Grundſätze, jene unerſchütterliche Folge von Entwürfen, dieſe Kunſt, die Gewalt, ſie auszuführen, uns im Leben begegnet? Und ſo fordern wir von allen Franzoſen die Tüchtigkeit, das Selbſtgefühl, den Muth ihrer Germaniſchen Väter, jene Vorzüge, veredelt durch die Anmuth Franz I., die edle Freundlichkeit des großen Heinrich's und das Zeitalter Ludwig's XIV. Ja, was werden künftige Geſchlechter nicht noch hinzufügen? Vergebens würde man die Denkmale Helvetiſcher Tapferkeit zerſtören; immer noch würde die Welt mit Liebe ſich unter den Schweizern ein Bild Teil'ſcher Einfalt, Winkelried'ſcher Aufopferung hervorzurufen trachten, eine Spur des Ehrgefühls jenes Heeres, das, anſtatt ſich gefangen zu geben, lieber geſammt umkam.

Dergleichen unzerſtörliche, höchſt achtungswerthe Erinnerungen an die Vorältern ſind es, um derentwillen wir die Fehler der Nachkömmlinge verzeihen. Als Athen einſt keine Schiffe mehr im Piräeus, keine Schätze mehr in der Cecropiſchen Burg beſaß, Pericles nicht mehr von der Rühne donnerte, Alcibiades nicht glorreich mehr die See beherrſchend zurückkehrte, und Athen, doch unklug leider! mit der ewigen Roma, der Weltherrſcherin, zu kämpfen ſich vermaß: — was that der Sieger, was that Cornelius Sulla? Er gedachte des alten Ruhms, und Athen erfreute ſich ſeiner Güte. Große Männer (und an Sulla fand man Züge, die den großen Mann bezeichnen), ſie haben nicht, wie andere Menſchen, in Leidenſchaften und Verhältniſſen etwas Beſonderes, Einzelnes, Eigenes. Söhne des Genius, im Beſitz angeerbten erhabenen Sinnes, brennend von dem göttlichen Feuer, das reinigt, das hervorbringt, anſtatt zu zerſtören, bilden ſie Alle zuſammen einen Geſchlechtskreis, in dem man ſich wechſelſeitig anerkennt; ja ſie achten gegenſeitig das Andenken ihres Ruhms. Cimbria's rohe Natur konnte Jenen zerſtören; Alexander ehrte ihn ſelbſt. Jedes Volk, das einem Heroen angehörte, hat auf das Herz eines andern Heroen vollkommene Rechte. Das Wirken der Menge beſchränkt ſich im Kreiſe des Augenblicks; der Thatenkreis eines großen Mannes erweitert ſich im Gefühl ſeiner Verwandtſchaft mit den Beſten. Und daran erkennt man die Vorzüglichſten. Alexander rettete Pindar's Haus; Pius V. zerſtreute Tacitus's Aſche. Alſo, Preußen, unter allen Abwechſelungen des Glücks und der Zeiten, ſo lange nur irgend fromm die Erinnerung an dem Geiſte, den Tugenden des großen Königs

*) Römer, die Herren der Welt

weiſt; ſo lange nur eine Spur von dem Eindruck ſeines Lebens in Euern Seelen ſich findet, dürft Ihr nie verzweifeln. Mit Theilnahme wird jeder Freund Friedrich's Wolf betrachten.

Zaghafte Geiſter, ſchwache Seelen fragen vielleicht: „Was haben wir denn gemein mit einem König, einem Krieger, einem unumſchränkten Fürſten; und nachahmen einem Solchen, wär' es nicht Thorheit?“ Dieſe fragen wir dagegen: War er denn Friedrich durch Erbſchaft? War er Friedrich durch Glück, das ſo oft in Schlachten entſchied? War er's durch Gewalt, die ſo oft zu Irrthümern und Mißbräuchen verleitet? Nein, er ward ſo groß durch Das, was in ihm lag, das auch in uns liegt. Möchten wir es fühlen!

Das Erſte, was er mit einem heißen Willen ergriff, wovon er niemals abließ, war die Ueberzeugung: er müſſe, weil er König ſei, der Erſte unter den Königen ſein durch die Art, ſeine Pflichten zu erfüllen. Er hätte die Künſte des Friedens lieben mögen, und führte doch zwölf Jahre lang ſchreckliche Kriege. Gern hätte er ſeine Zeit vertheilt unter Studien, Muſik und Freunde; und doch war in der Staatsverwaltung nichts Einzelnes, womit er ſich nicht während ſeiner ſechsundvierzigjährigen Regierung beſchäftigt hätte. Er war von Natur nicht der Herzhafteſte; und doch, wer hat ſich in Schlachten mehr ausgeſetzt? Wer umgab ſich weniger mit beſorglichen Anhalten? Wer war feſter entſchloſſen, eher zu ſterben als zu weichen? Er beſaß über ſich ſelbſt die ungeheure Gewalt, die auch dem Glück gebietet. Dieſe Göttinn wurde ihm untreu; er fühlte es wohl; doch ließ er ſich's nicht merken und überwand ſie wieder. Er überzeugte ſich, das Haupt einer Monarchie müſſe der erſte Mann ſeines Landes ſein, nicht blos durch den Umfang und die Allgemeinheit der Kenntniſſe und durch die Größe des Auffaſſens; ſondern er müſſe zugleich frei ſein von Partei-Geiſt, von entnervenden Leidenſchaften, von unterjochenden Meinungen, von Vorurtheilen des großen Haufens. Er wollte geliebt ſein, und fürchten ſollte man ihn doch auch, und ſich dabei mit Zutrauen auf ſeine Gerechtigkeit, auf ſeine Großmuth verlaſſen. Auf rufe ich Alle, die ihm nahe waren, zu Zeugen, ob er nicht zugleich unwiderſtehlich zu feſſeln und die Seelen mit dem Eindruck einer Majeſtät zu füllen wußte, die rein perſönlich war.

Eine Krone, ein halbes Jahrhundert unumſchränkter Herrſchaft geben — wer wird es läugnen? — ſehr große Vorzüge! Aber der Sinn, ſich zur erſten Stelle zu erheben, kann Jeden in ſeiner Laufbahn begleiten. In einer ſolchen Denkweiſe liegt die Möglichkeit, allgemein und fortſchreitend vollkommener zu werden, ſowie die Quelle der Entmächtigung des Menſchen und des größten Unheils in der ſogenannten weiſen Mittelmäßigkeit zu finden iſt. Der Menſch, überhaupt weit entfernt, Alles zu thun, was er vermag, wenn er ſeinem Streben zu nahe Grenzen ſetzt, was wird er je ſein? Johann Chryſoſtomus, in ſeiner ſchönen und treffenden Schreibart, pflegt alle Fehler und Mängel unter dem Namen der Trägheit (ραθυμία) zu begreifen; denn nur die Anſtrengung des Willens bleibt Das, wovon die Auszeichnung eines Jeden in ſeiner Lage abhängt.

Die ſittliche Größheit entſcheidet; die Mittel, die Gelegenheiten vertheilt das Glück. Tauſend Mal verglich man Friedrich mit Cäſar, und noch hatte er nur einen Theil Schleſiens erobert. Die Stunde großer Umwälzungen hatte zu ſeiner Zeit noch nicht geſchlagen; aber wenn Europa ſich gegen ihn ſieben Jahre verſchwor, hundert Millionen gegen fünf, Das war mit dem Bürgerkrieg des Pompejus vergleichlich, und Hohenfriedberg däuchte nicht geringer als Pharſalus, und Torgau ſchien nicht weniger als Munda. Und ſo in Allem. Jegliches wußte der große König zu ſchätzen. Er gab Leibniz einen Platz neben ſich; und indeſſen er über den größten Theil der Herrſcher ſich ſcherzhaft äußerte, deren Untergang zuſammt dem Sturz ihrer Thronen er vorausſah, bemühte er ſich um die Freundſchaft Voltaire's, und war gewiß, mit ihm in der Nachwelt zu leben.

Das Geheimniß, ſich immer ſeiner ſelbſt würdig zu erhalten, immer vorbereitet zu ſein, lag in der Art, wie er ſeine Zeit anwendete. Er hatte ſich abgeſondert von dem langweiligen Gepränge, unter welchem das Leben verloren geht; und ſo gewann er Zeit für alle Gedanken, für bedeutende Unterhaltung, für jede täglich erneuerte Anregung ſeines Geiſtes. Die ſehr beſcheidene Wohnung von Sansſouci hat einen beſondern Vorzug vor den prächtigen Reſidenz-Schlöſſern aller Jahrhunderte in Europa und Aſien; der Beſitzer fühlte daſelbſt nie Langeweile. Hier kann man ſich noch jetzt ſein ganzes Leben ausführlich denken. Hier an einem und demſelben Tage erſchien zu verſchiedenen Stunden, in demſelben Manne der Vater des Volks, der Vertheidiger und Beſchützer des Reichs, der Staatsmann, der Künſtler, der Dichter, der Gelehrte, der Menſch, immer der große Friedrich, ohne daß eine dieſer Eigenſchaften der andern geſchadet hätte. Frage man, ob er ſein Leben beſſer angewendet oder glücklicher genoſſen habe! Denn wir leben nur, inſofern wir uns unſer bewußt ſind. Man lauſche das Leben anderer Könige, ihrer Staatsräthe und Cantzlei-Verwandten; da war es leicht, den Vorzug Desjenigen zu begreifen, der zwölf Stunden des

Tage arbeitete. Freilich nur Augenblicke bedarf der fruchtbare Geiſt, um das größte Thatliche zu faſſen; aber die Zeit hat auch ihre Rechte. Arbeit und Einſamkeit rufen die glücklichſten Augenblicke hervor; der Funke ſpringt, zündet; ein Gedanke tritt hervor, der den Staat rettet, der ein Geſetz wird, welches Jahrhunderte zu begnadigen vermag. Da waltete der Einſame von Sanſſouci, umgeben von ſeinen Claſſikern, in dieſem geweihten Raumgebäu, dem Allerheiligſten von Friedrich's Genius; da machte er, da rief er ſolchen Augenblick hervor, unvorhergeſehen, unwiderruflich. Sie kommen nicht, wenn man Langeweile hat, aber wenn der Strudel der Welt uns betäubt. Sieht man in den Gewölben der Staatsurkunden ſeine Arbeiten; vergegenwärtigt man ſich ſeine unruhlichen Geiſtesſchöpfungen: ſo ſieht man, er hat keinen Tag verloren, als den, wo er ſtarb.

Die Ordnung, die er beobachtete, war bewunderungswürdig. Jeder Gegenſtand hatte ſeine Zeit, ſeinen Platz; Alles war abgemeſſen, Nichts unregelmäßig, Nichts übertrieben. Dieſe Gewohnheiten waren der Klarheit und Genauigkeit ſeiner Ideen förderlich, und hinderten dagegen ſeine lebhafte Einbildungskraft und ſeine feurige Seele, ſich hinreißen zu laſſen, ſich zu überſtürzen. Indem er alle Seiten eines Gegenſtandes und ihre Beziehungen zu kennen ſuchte, ſo brachte er ebenſo viel Ruhe in die Ueberlegung, als Schnelligkeit und Nachdruck in die Ausführung.

Er hörte nicht auf, ſich an der Geſchichte zu bilden; höchlich wußte er dieſe geſammelten Erfahrungen zu ſchätzen, die dem lebendigen Geiſt für Staatsverwaltung und Kriegskunſt den Sinn aufſchließen. Er zog die Geſchichtſchreiber des Alterthums vor; denn die mittäglichen Völker ſind reicher an Ideen, ausgeſprochener und gründender in der Art, zu empfinden. Dieſe Menſchen waren einer friſchen, kräftigen Natur viel näher. Ihre Werke ſollten zum Handeln führen, nicht etwa nur eitle Neugierde befriedigen. Friedrich liebte auch einige methodiſche Werke. Er wollte ſich in der Gewohnheit erhalten, ſeine Gedanken in Ordnung zu ſtellen. Die rhetoriſchen Vorſchriften des Cicero, die Lehrart von Port-Royal, von Rollin, gefielen ihm lange Zeit. In den letzten Tagen, als er bemerkte, daß der Geiſt ſich verwirre, trübe, ſchwach werde, nahm er die Anleitungen Quintilian's wieder vor, die voll Verſtand und Ordnung ſind, und las dazu leichte Schriften Voltaire's, in welchen Lebhaftigkeit herrſchend iſt. Auf alle Art und Weiſe wollte er ſich aufgeweckt erhalten, und ſo kämpfte er gegen das letzte Hinſchlummern.

Eroberungen können verloren gehen; Triumphe kann man ſtreitig machen. Ihre bei großen Perſonen wurden durch ein unedles Ende verdunkelt; und auch der große Ludwig ſah den Glanz der ſeinigen verdunkelt. Aber der Ruhm und der Vortheil, den das Beiſpiel gewährt, ſind unzerſtörlich, unverlierbar. Der eine bleibt ſeinem Urheber eigenthümlich, der andere zugehört allen Denen, die ihm nachahmen. Das Verdienſt beruht in den Entſchließungen, die uns angehören, in dem Muth der Unternehmung, der Beharrlichkeit der Ausführung.

Man redet hier nicht von den einzelnen Zügen, durch die ein öder Wille Friedrich's Ruhm zu verdunkeln glaubte. Der Geſchichtſchreiber Dio, indem er von den Vorwürfen reden ſoll, die man dem Trajan gemacht hat, bemerkt, daß der beſte der Kaiſer keine Rechenſchaft ſchuldig ſei über Das, was auf ſein öffentliches Leben keinen Einfluß hatte. Wenn Friedrich das Weſen der Religion mißverſtand und den Sinn ihrer Quellen, ſo wußte er doch die Vorſteher aller Gottesverehrungen in Grenzen zu halten, indem er ſie beſchützte und ihr Eigenthum ſchonte. Spräche man vielleicht von der Verletzung einiger Grundſätze des Völkerrechts: hier zeigt er ſich uns nur in dem Falle, daß er dem Drange der Nothwendigkeit nachgab und die einzige Gelegenheit, ſeine Macht zu gründen, benutzte. Machte er aufmerkſam, wie wenig Sicherheit ein Pergament verleihe, ſo lehrte er uns zugleich deſto beſſer kennen, was einem Staate wahrhaft Gewähr leiſte. Das Mißverhältniß ſeines Heeres zu den Hülfsquellen ſeines Landes erſcheint nicht ſo ſtark, wenn man bedenkt, daß der größte Theil, beinahe auf Weiſe der National-Garden, nur zum durchaus nothwendigen Dienſt berufen wurde. In einem Lande, wo Hervorbringen, Erwerb und Betrieb durch die Natur des Bodens eingeſchränkt wird, iſt es keine Unbequemlichkeit, kein Nachtheil, daß der Militär-Geiſt herrſchend werde. In einer Lage, deren Sicherheit für ganz Europa bedeutend iſt, zeigt ſich dadurch ein gemeinſamer, wünſchenswerther Vortheil. Da, wo mittelmäßige und künſtliche Reichthümer von tauſend Zufällen abhängig ſind, welcher Zuſtand des Lebens könnte beſſer ſein, als der, in dem wir uns gewöhnen, Alles miſſen zu können? Wenn Friedrich zu ſeiner Zeit die untern Stände von den obern Stufen der Kriegsbedienungen ausſchloß, ſo geſchah es vielleicht, weil er damals genug zu thun hatte, um dem Gewerbe bei ſich aufzuhelfen; weil es zuträglich ſchien, den Mittelſtand nicht von den erſt aufkeimenden Künſten des bürgerlichen Lebens abzuziehen. Wollte man ihm ſein unumſchränktes Herrſchen zum Vorwurf machen? Der höhere Menſch übt dieſe Gewalt aus durch das Uebergewicht ſeiner Natur, und die freien Anſichten eines großen Mannes machen ſich

wechselhaft; und so bildet sich nach und nach die Meinung, die sich endlich als Gesetz aufstellt. Die unvermeidliche Ungleichheit unter den Menschen macht den größern Theil glücklich in der Unterwerfung. Das herrschende Genie, das sich Friedrich oder Richelieu nennt, nimmt seinen Platz ein und die Talente für Krieg und Staatsverwaltung nehmen ihren Rang neben ihm ein, um es zu unterstützen.

Anstatt auf die Beschuldigungen des Neides zu antworten, begab sich der größte der Scipionen auf das Capitol, um den Tag von Zama zu feiern. Sollen wir für Friedrich antworten, wie er, ungeachtet seiner Kriege und seine Eroberungen nicht mit gerechnet, die Bevölkerung seines Landes verdoppelte und, was ihm mehr Ehre macht, das Glück seines Volkes vergrößerte, ein vollkommen ausgerüstetes Heer hinterließ, alle Vorrathskammern, alle Zeughäuser und den Schatz gefüllt; wie er mit scheidendem Lichtblick seines Ruhms den Deutschen Bund errichtete? Oder sollen wir uns seiner Heldenthaten zurückrufen, die ersten Kriege, die seine Lehrjahre waren, wo er große Fehler beging, ohne sich jemals besiegen zu lassen. Erinnern wir uns bei Chotusitz des Ruhms seiner verbundenen Reiterei; bei Striegau der schrägen Schlachtordnung; bei Soor, wie er sich dort aus der Sache zog? Sollen wir ihn malen in dem einzigen Krieg; fast immer ohne Land, sein Heer oftmals zerstört und unvollkommen wieder hergestellt, die Wunderthaten des Heldensinnes und der Kunst umsonst verschwendet; im Kampf mit einer vernichtenden Mehrzahl, mit lastenden Unglücksfällen ihn allein aufrecht gegen Europa und die lebendige Kraft seiner Seele gegen die Macht des Schicksals? Doch es sei genug! — ich halte mich zurück, — unsern — o Erinnerungen! — Es ist genug. Wir hatten Friedrich; er war unser!

Verschiedene Völker, verschiedene Landstriche müssen allmälig hervorbringen, was jedes seiner Natur nach Vollkommenstes haben kann. Jedem Staate eigneten die alten Perser seinen Schutzgeist zu, der ihn vor dem Thron des Ewigen vertrete. Ebenso muß in der Weltgeschichte jedes Volk seinen Anwalt haben, der Das, was in ihm Vortreffliches lag, darstellte. Einige Völker haben Dergleichen gehabt, andern werden sie entspringen; selten erzeugen sie sich in einer Folge. Allein, damit die Herabwürdigung nimmer zu entschuldigen sei, gibt es auch davon Beispiele. In dem fürchterlichen Jammer des dreißigjährigen Krieges bewunderten unsere Väter in dem Wiederhersteller eines fast vernichteten Staates, in dem großen Churfürsten Friedrich Wilhelm einen Mann, der allein zum Ruhme seines Landes hinreichte; und doch kam Friedrich nach ihm.

Niemals darf ein Mensch, niemals ein Volk wähnen, das Ende sei gekommen. Wenn wir das Andenken großer Männer feiern, so geschieht es, um uns mit großen Gedanken vertraut zu machen, zu verbannen, was zerstreut, was den Anfang lähmen kann. Götterverlust läßt sich ersetzen; über andern Verlust tröstet die Zeit. Nur ein Uebel ist unheilbar: wenn der Mensch sich selbst aufgibt.

Und Du, unsterblicher Friedrich, wenn von dem ewigen Aufenthalt, wo Du unter den Scipionen, den Trajanen, den Gustaven wandelst, Dein Geist, nunmehr von vorübergehenden Verhältnissen befreit, sich einen Augenblick herablassen mag auf Das, was wir auf der Erde große Angelegenheiten zu nennen pflegen: so wirst Du sehen, daß der Sieg, die Größe, die Macht immer Dem folgt, der Dir am ähnlichsten ist! Du wirst sehen, daß die unveränderliche Verehrung Deines Namens jene Franzosen, die Du immer sehr liebtest, mit den Preußen, deren Ruhm Du bist, in der Feier so ausgezeichneter Tugenden, wie sie Dein Andenken zurückruft, vereinigen mußte!

Die bildende Kunst.

Naivität und Humor.

Die Kunst ist ein ernsthaftes Geschäft, am Ernsthaftesten, wenn sie sich mit edeln, heiligen Gegenständen beschäftigt; der Künstler oder steht über der Kunst und dem Gegenstande: über jener, da er sie zu seinen Zwecken braucht, über diesem, weil er ihn nach eigener Weise behandelt.

Die bildende Kunst ist auf das Sichtbare angewiesen, auf die äußere Erscheinung des Natürlichen. Das rein Natürliche, insofern es sittlich-gefällig ist, nennen wir naiv. Naive Gegenstände sind also das Gebiet der Kunst, die ein sittlicher Ausdruck des Natürlichen sein soll. Gegenstände, die nach beiden Seiten hinweisen, sind die günstigsten.

Das Naive als natürlich ist mit dem Wirklichen verschwistert. Das Wirkliche ohne sittlichen Bezug nennen wir gemein.

Die Kunst an und für sich selbst ist edel; deshalb fürchtet sich der Künstler nicht vor dem Gemeinen; ja, indem er es aufnimmt, ist es schon geadelt: und so sehen wir die größten Künstler mit Kühnheit ihr Majestätsrecht ausüben.

In jedem Künstler liegt ein Keim von Hu-

wegrahrheit, ohne den kein Talent denkbar iſt; und dieſer wird beſonders rege, wenn man den Fähigen einſchränken und zu einſeitigen Zwecken dingen und brauchen will.

Raphael iſt unter den neuern Künſtlern auch hier wohl der reinſte. Er iſt durchaus naiv; das Wirkliche kommt bei ihm nicht zum Streit mit dem Sittlichen oder gar Heiligen. Der Teppich, worauf die Anbetung der Könige abgebildet iſt, eine überſchwenglich herrliche Compoſition, zeigt, von dem älteſten anbetenden Fürſten bis zu den Mohren und Affen, die ſich auf den Cameelen mit Meerkatzen ergetzen, eine ganze Welt. Hier durfte der heilige Joſeph auch ganz naiv charakteriſirt werden als Pflegevater, der ſich über die eingekommenen Geſchenke freut.

Auf den heiligen Joſeph überhaupt haben es die Künſtler abgeſehen. Die Byzantiner, denen man nicht nachſagen kann, daß ſie überflüſſigen Humor anbrächten, ſtellen doch bei der Geburt den Heiligen immer verdrießlich vor. Das Kind liegt in der Krippe; die Thiere ſchauen hinein, verwundert, ſtatt ihres trockenen Futters ein lebendiges, himmliſch anmuthiges Geſchöpf zu finden. Engel verehren den Ankömmling; die Mutter ſitzt ſtill dabei; St. Joſeph aber ſitzt abgewendet und kehrt unmuthig den Kopf nach der ſonderbaren Scene.

Der Humor iſt eins der Elemente des Genie's, aber, ſobald er vorwaltet, nur ein Surrogat deſſelben; er begleitet die abnehmende Kunſt, zerſtört, vernichtet ſie zuletzt.

Hierüber kann eine Arbeit unmuthig aufklären, die wir vorbereiten; ſämmtliche Künſtler nämlich, die uns ſchon von ſo manchen Seiten bekannt ſind, ausſchließlich von der ethiſchen zu betrachten; aus den Gegenſtänden und der Behandlung ihrer Werke zu entwickeln, was Zeit und Ort, Nation und Lehrmeiſter, was eigene, unzerſtörliche Individualität beigetragen, ſich zu Dem zu bilden, was ſie wurden, ſie bei Dem zu erhalten, was ſie waren.

Procardien.

Die Kunſt iſt eine Vermittlerin des Unausſprechlichen; darum ſcheint es eine Thorheit, ſie wieder durch Worte vermitteln zu wollen. Doch indem wir uns darin bemühen, findet ſich für den Verſtand ſo mancher Gewinn, der dem anſchauenden Vermögen auch wieder zu Gute kommt.

Natur-Philoſophie.

Eine Stelle in d'Alembert's Einleitung in das große franzöſiſche encyclopädiſche Werk, deren Ueberſetzung hier einzurücken der Platz verbietet, war uns von großer Wichtigkeit; ſie beginnt Seite X der Quart-Ausgabe, mit den Worten: A l'égard des sciences mathématiques, und endigt Seite XI: étendu son domaine. Ihr Ende, ſich an den Anfang anſchließend, umfaßt die große Wahrheit: daß auf Inhalt, Gehalt und Tüchtigkeit eines zuerſt aufgeſtellten Grundſatzes und auf der Reinheit des Vorſatzes Alles in den Wiſſenſchaften beruhe. Auch wir ſind überzeugt, daß dieſes große Erforderniß nicht bloß in mathematiſchen Fächern, ſondern überall in Wiſſenſchaften, Künſten, wie im Leben Statt finden müſſe.

Man kann nicht genug wiederholen: der Dichter, ſowie der bildende Künſtler, ſolle zuerſt anmerken, ob der Gegenſtand, den er zu behandeln unternimmt, von der Art ſei, daß ſich ein mannigfaltiges, vollſtändiges, hinreichendes Werk daraus entwickeln könne. Wird Dieſes verſäumt, ſo iſt alles übrige Beſtreben völlig vergebens: Goldenfuß und Reimwort, Pinſelſtrich und Meiſelhieb ſind umſonſt verſchwendet. Und wenn ſogar eine meiſterhafte Ausführung den geiſtreichen Beſchauer auch einige Augenblicke beſtechen könnte, ſo wird er doch das Geiſtloſe, woran alles Falſche krankt, gar bald empfinden.

Alſo kommt wie bei der künſtleriſchen, ſo bei der naturwiſſenſchaftlichen, auch bei der mathematiſchen Behandlung Alles an auf das Grundwahre, deſſen Entwickelung ſich nicht ſo leicht in der Speculation als in der Praxis zeigt; denn dieſe iſt der Probſtein des vom Geiſt Empfangenen, des von dem innern Sinn für wahr Gehaltenen. Wenn der Mann, überzeugt von dem Gehalt ſeiner Vorſätze, ſich nach außen wendet und von der Welt verlangt, nicht etwa nur, daß ſie mit ſeinen Vorſtellungen übereinkommen ſolle, ſondern daß ſie ſich nach ihm bequemen, ihm gehorchen, ſie realiſiren müſſe: dann ergibt ſich erſt für ihn die wichtige Erfahrung, ob er ſich in ſeinem Unternehmen geirrt, oder ob ſeine Zeit das Wahre nicht erkennen mag.

Durchaus aber bleibt ein Hauptkennzeichen, woran das Wahre vom Blendwerk am Sicherſten zu unterſcheiden iſt: Jenes wirkt immer fruchtbar und begünſtigt Den, der es beſitzt und hegt, da hingegen das Falſche an und für ſich todt und fruchtlos daliegt, ja ſogar wie eine Necroſe anzuſehen iſt, wo der abſterbende Theil den lebendigen hindert, die Heilung zu vollbringen

Recenſionen.

Recenſionen in die „Frankfurter Gelehrten Anzeigen.“

Die Jahre 1772 und 1773.

Allgemeine Theorie der ſchönen Künſte in einzelnen, nach alphabetiſcher Ordnung der Kunſtwörter aufeinander folgenden Artikeln abgehandelt. Von Johann Georg Sulzer. Erſter Theil von A. bis J. Leipzig 1771. Bei Weidmann's Erben und Reich. 4. 568 S.

Wir glauben, es kann ein Werk der allgemeinen Erwartung nicht entſprechen, weil es nach einem den Kräften des Verfaſſers, aber nicht der Natur ſeines Stoffs angemeſſenen Plan iſt bearbeitet worden; es kann bei einzelnen Vollkommenheiten ein mageres Ganze darſtellen und doch von derjenigen Seite, wohin ihn ſein vorzüglichſtes Talent zog, ein Monument ſeines Urhebers bleiben. Herr S. umfaßte einen Weltkreis von Materie; ſeine Schultern waren zu ſchwach; er ſonderte alſo ab, was ſie nicht tragen konnten und handelte hierin als ein Mann, der für die Sache der Wahrheit und ſeines eigenen Ruhmes ſorgte.

Es enthält dieſes Buch Nachrichten eines Mannes, der in das Land der Kunſt gereiſt iſt; allein er iſt nicht in dem Lande gebauen und erzogen, hat nie darin griebt, nie darüber gelitten und genoſſen; nur Obſervationen, aber nicht Experimente hat er angeſtellt. Er iſt Polybius, der Tactiker und nicht Thucydides und Xenophon, der General; Hume, der Scribent, und nicht Burnet, der Staatsmann, der ſchreibt. Wir wollen ihn ſelbſt hören, was er von ſeinem Plane ſagt:

„Ich habe über die ſchönen Künſte als Philoſoph und gar nicht als ein ſogenannter Kunſtliebhaber geſchrieben. Diejenigen, die mehr curiöſe als nützliche Anmerkungen über Künſtler und Kunſtſachen hier ſuchen, werden ſich betrogen finden. Auch war es meine Abſicht nicht, die mechaniſchen Regeln der Kunſt zu ſammeln und dem Künſtler, ſo zu ſagen, bei der Arbeit die Hand zu führen. Zudem bin ich kein Künſtler und weiß wenig von den practiſchen Geheimniſſen der Kunſt. Für den Liebhaber, nämlich nicht für den curiöſen Liebhaber oder den Dilettanten, der ein Spiel und einen Zeitvertreib aus den ſchönen Künſten macht, ſondern für Den, der den wahren Genuß von den Werken des Geſchmacks haben ſoll, habe ich dadurch geſorgt, daß ich ihm viel Vorurtheile über die Natur und die Anwendung der ſchönen Künſte benehme; daß ich ihm zeige, was für großen Nutzen er aus denſelben ziehen kann; daß ich ihm ſein Urtheil und ſeinen Geſchmack über das wahrhaftig Schöne und Große ſchärfe; daß ich ihm eine Hochachtung für gute und einen Ekel für ſchlechte Werke einflöße; daß ich ihm nicht ganz unſichere Merkmale angebe, an denen er das Gute von dem Schlechten unterſcheiden kann.“

Dieſes war der Plan, den ſich Herr S. vorgeſchrieben hatte; allein war es der einzige und beſte zur Fortſchreitung der Kunſt? Und war dieſes Werk überhaupt das überlegte Unternehmen eines Mannes, der mit Scharfſicht des Geiſtes und Ehrlichkeit des Herzens das unermeßliche Feld überſieht, das er zu bearbeiten unternimmt? Die weſentlichen Mängel entſpringen wohl aus der erſten und nächſten Quelle: weil es unmöglich iſt, daß ein einziger Mann alle dazu erforderlichen Kenntniſſe in ſich vereinige. Wir kennen ein Genie in Deutſchland, das den bildenden Geiſt Plato's mit der taſtenden Erfahrungs-Philoſophie und dem mannigfaltigen Reichthume des Kunſtrichterweiſens vereinigt; und doch glauben wir, dieſer Mann würde die Theorie der Kunſt nur in Geſellſchaft eines Leſſing, Heyne, Ramler, Sulzer angreifen wollen und die Litteratur eines Hagedorn, Füeßli und Heinichen zu Rathe ziehen. Nächſtdem iſt das Auditorium des Verfaſſers zu klein gewählt. Warum darf der Kunſtliebhaber nicht über die Kunſt gehören? Wir, die wir, nach des Verfaſſers Ausdruck, mit den Künſten Unzucht treiben, hätten immer gewünſcht, daß er, als Philoſoph, uns aus allgemeinen Grundſätzen die mannigfaltigen Phänomene erklärt hätte, von denen der Virtuoſe ſagt: Das muß ſo ſein; Das läßt; Das thut Wirkung! Immer ein Bißchen mehr Dogma und dafür weniger moraliſche Predigt über unſere Unzucht!

Die pſychologiſchen Erklärungen abſtracter Ideen machen beinahe zwei Drittheile des Werks aus; ſie ſind meiſt nach dem einmal feſtgeſetzten Plane gut geſchrieben und ſind Beilagen zu dem Ruhme des Verfaſſers, als eines unſerer erſten Landwirthe der Philoſophie, der Einöden in urbares Land zu verwandeln weiß. Allein auch in dieſen Artikeln wünſchten wir nicht bloße Darzählung der Markſteine, ſondern Bemerkung der Plätze, wie ſie verſtellt werden können; und immer ein wenig Baconiſche Bilderſtürmerei, Fingerzeig und Ahnung zu Entdeckungen Co-

kunſt. Wir wundern uns, daß der Verfaſſer dem Faden nicht gefolgt iſt, den Leſſing und Herder aufgewunden haben, der die Grenzen jeder einzelnen Kunſt und ihre Bedürfniſſe beſtimmt. Nachdem die Herren Theorien-Schmiede alle Bemerkungen in der Dichtkunſt, der Malerei und Sculptur in einem Topf gerüttelt hatten: ſo wäre es Zeit, daß man ſie wieder herausholte und für jede Kunſt ſortirte, beſonders die der Sculptur und Malerei eigenen Grundſätze. Allein dazu gehört freilich eine noch zu erfindende Pſychologie, zu der alle Jahre vielleicht nur ein Bruchſtein Erfahrung hinzukommt. — — Wir vermiſſen gerade dagegen Dasjenige, was in einem nach alphabetiſcher Ordnung abgetheilten Werke vorzüglich Statt finden kann, d. i. Critik, Litteratur, Characteriſtik einzelner Künſtler. Der Recenſent weiß aus eigener Erfahrung, wie undankbar es iſt, in einer nach Epochen abgetheilten Abhandlung über die Kunſt das Portrait eines großen Mannes an das andere zu ſtellen. So richtig jede einzelne Zeichnung ſein mag, ſo ermüdet ſie doch den Geiſt des Leſers; allein wenn er ſie unter jeden Buchſtaben vertheilt antrifft, ſo gefällt es. Der Verfaſſer hat es mit einigen Büſten des Alterthums verſucht, allein den Muth ſinken laſſen, da die Gallerie der neuern Zeiten zahlreicher wurde. Indeſſen iſt die Mannigfaltigkeit noch nicht Entſchuldigung genug für die gänzliche Abweſenheit und das Genie war zu allen Zeitaltern eine ſo ſparſame Erſcheinung, daß die Sammlung und Auswahl der Charactere gewiß keine Meſſe gewonnen ſein würde. S. 459 ſpricht Herr S. ſelbſt für dieſes unſer pium desiderium. *) „Es würde angenehm ſein und zu näherer Kenntniß des menſchlichen Genie's ungemein viel beitragen, wenn Kenner aus den berühmteſten Werken der Kunſt das beſondere Gepräge des Genie's der Künſtler mit pſychologiſcher Genauigkeit zu beſtimmen ſuchten.“ Man hat es zwar mit einigen Genien der erſten Größe verſucht; aber was man in dieſer Art hat, iſt nur noch als ein ſchwacher Anfang der Natur-Hiſtorie des menſchlichen Geiſtes anzuſehen. Dazu gehört freilich mehr als Junius de pictura veterum, **) Gravina, du Bos, Brumoy und alle Collectaneen-Sammler alter und neuer Zeiten!

In Anſehung des Plans haben wir ferner bemerkt, daß die Theorie für den Liebhaber der Kunſt, der noch nicht zum Kenner erwachſen iſt, nicht genug zuſammengehalten wird, ſondern daß Dasjenige, was unter einem Artikel hätte ſtehen und worauf man in den andern nur hätte verweiſen dürfen, zu ſehr auseinander gerückt iſt; und dadurch geht der Augenpunct verloren. Z. B. Entwurf, Anfang, Ende, Ganz, Anordnung hätte einen Artikel formiren können, ſowie Falten und Gewand, Faſſung und Begeiſterung, Beweis, Beweisarten, Beweisgründe, Einheiten und Drama.

Wir würden undankbar ſein, wenn wir nicht bemerken wollten, welche Artikel vorzüglich unſern Beifall gefunden haben. Dahin gehören: Anordnung, Ausdruck, Baukunſt, Baumeiſter, Character, Comödie, eigenthümliche Farbe, Entfernung, Farben, Gedicht, Geſchmack, Haltung u. a. m. In allen bemerkt man das vorzügliche Talent des Philoſophen, die verwickeltſten Ideen der Empfindung auseinander zu ſetzen und aus den erſten Kräften der menſchlichen Seele herzuleiten. Dagegen wird es uns erlaubt ſein, auch die Flecken anzuzeigen. Zuweilen ſcheint der Verfaſſer ſein Auditorium aus den Augen zu laſſen und nicht zu bedenken, daß hier muß gelehrt und nicht converſirt ſein; z. B. bei dem Artikel Abdruck hätte man für den Gelehrten, der kein Kunſtkenner iſt, der Paſten gedenken ſollen; denn ſonſt glaubt ein Jeder, man habe nur Abdrücke in Siegellack und Schwefel nöthig, um eine Lippert'ſche Fabrik anzulegen. In der Anordnung wird zwei Mal der pyramidaliſchen Gruppirung gedacht, allein doch nicht der rechte Fleck ſo getroffen, daß dieſer ſonderbare Lehrſatz des Michel Angelo für den Unwiſſenden anſchaulich wird. Der Artikel Allegorie iſt lang; allein wir fürchten, daß bei dieſer Reiſe um die Welt die kleine Inſel vorbei geſchifft worden, wo die erſten Beſtandtheile zu finden waren, nach denen man die Allegorie comiſcher und ernſter Gattung vom Homer bis auf Swift hätte ordnen können. Antike: Hier iſt ein wenig Litteratur, aber alles ſo untereinander angegeben, wie bei einer Stockhauſ'ſchen Bibliothek. Die Artikel: Horaz, Anacreon, Homer überlaſſen wir den Kennern, um über ihre Vollſtändigkeit, Richtigkeit oder Dürftigkeit das Endurtheil auszuſprechen. Sehr ſchiefe Exempel ſind uns aufgeſtoßen, wenn unter andern bei der Erfindung bemerkt wird, daß der Geiſt im „Hamlet“ zu dem Geiſt in der „Semiramis“ Gelegenheit gegeben habe.

Durch das Ganze herrſcht überhaupt eine beſtändige Strafpredigt gegen Wieland, Gleim und Jacobi. Hingegen ſind faſt alle Beiſpiele des Großen und Erhabenen aus der „Noachide“ genommen. Nachdem ſich die Waſſer der epiſchen Sündfluth in Deutſchland verlaufen, ſo hätte man die Trümmer der Bod-

*) Frommer Wunſch.
**) Ueber die Malerei der Alten.

mer'ſchen Arche auf dem Gebirge der Tradicht weniger Pilgrime überlaſſen können. Wäre Herr S. ſelbſt ein Dilettant, ſo würde ſein Kunſt-Syſtem nicht trübſinniger Eifer, ſondern heiterer Glaube ſein, der nie ſchmält. Ueber die Moralität ſeiner Schriften iſt der Verfaſſer des „Agathon" und der „Muſarion" bei allen geſunden Köpfen längſt gerechtfertigt und Kenner des menſchlichen Herzens mögen entſcheiden, ob eine Leitung und Verfeinerung des Gefühls durch Blumenpfade einer lachenden Landſchaft nicht geſchwinder zum Ziel führe, als die kürzeſte, mathematiſche Linie des moraliſchen Raiſonnements.

Ueber den Werth einiger Deutſchen Dichter und über andere Gegenſtände, den Geſchmack und die ſchöne Litteratur betreffend. Ein Briefwechſel. Erſten Bändchens. Frankfurt und Leipzig 1771. 8. 20 Bogen.

Es iſt eine undankbare Arbeit, wenn man Ketzer retten ſoll, wie es dieſe Verfaſſer in Anſehung der allgemeinen Orthodoxie des Geſchmacks ſind, gegen die ſie ſich anlehnen. An Gellert, die Tugend und die Religion glauben, iſt bei unſerm Publico beinahe Eins. Die ſogenannten Freigeiſter in Sachen des Genie's, worunter leider alle unſere jetzt lebenden, großen Dichter und Kunſtrichter gehören, hegen eben die Grundſätze dieſer Briefſteller; nur ſind ſie ſo klug, um der lieben Ruhe willen eine eſoteriſche Lehre daraus zu bilden. Es thut uns leid, daß dieſe Verfaſſer die Regeln einer Erbauungsſchrift verkannt und nicht mehr erlaubte Charlatanerie bei ihren Patienten angewendet haben. Sie wollten den laſſenden, ſchlafenden und blinzenden Theil des Publicums curiren und ſie fangen dabei an, daß ſie ihm ſeine Puppe nehmen. — — Bilderſtürmer wollen einen neuen Glauben predigen!

Gellert iſt bei ihnen ein mittelmäßiger Dichter ohne einen Funken von Genie. Das iſt zu hart! Gellert iſt gewiß kein Dichter auf der Scala, wo Oſſian, Klopſtock, Shakeſpeare und Milton ſtehen, nach dem Maßſtab, womit Warton mißt und wo ſelbſt Pope zu kurz fiele, wenn er den Brief ſeiner Heloiſe nicht geſchrieben hätte. Allein hört er deßwegen auf, ein angenehmer Fabuliſt und Erzähler zu ſein, einen wahren Einfluß auf die erſte Bildung der Nation zu haben? und hat er nicht durch vernünftige und oft gute Kirchenlieder Gelegenheit gegeben, den Wuſt der elendeſten Geſänge zu verbannen und wenigſtens wieder einen Schritt zu einer unentbehrlichen Verbeſſerung des Kirchen-Rituals zu thun? Er war Nichts mehr als ein Bel-Eſprit, ein brauchbarer Kopf; allein muß man ihm daraus ein Verbrechen machen und ſich wundern, wenn der gemeine Haufen nur Augen und Ohren für dergleichen Art von Schriftſtellern hat? Nicht allein bei uns, ſondern in allen Ländern wird die Anzahl der denkenden Menſchen, der wahren Gläubigen immer eine unſichtbare Kirche bleiben. Der Recenſent iſt Zeuge, daß der ſelige Mann von der Dichtkunſt, die aus vollem Herzen und wahrer Empfindung ſtrömt, welche die einzige iſt, keinen Begriff hatte. Denn in allen Vorleſungen über den Geſchmack hat er ihn nie die Namen Klopſtock, Kleiſt, Wieland, Geßner, Gleim, Leſſing, Gerſtenberg, weder im Guten noch im Böſen, nennen hören. Bei der Ehrlichkeit ſeines Herzens läßt ſich nicht anders ſchließen, als daß ſein Verſtand ſie nie für Dichter erkannt hat. Es war vielleicht auch natürlich, daß er bei der gebrochenen Conſtitution ſeines ganzen Weſens die Stärke des Helden für Wuth des Raſenden halten mußte und daß ihm die Klugheit, die Tugend, die nach Wieland die Stelle aller andern zuweilen in dieſer Welt vertritt, anrieth, Nichts von dieſen Männern zu ſagen.

Wir wünſchten, daß die Aufſätze der Verfaſſer weniger heftig wären; die Redensarten: detroniſiren, aus der Schanze verjagen und dergleichen klingen zu feindlich oder zu niedrig. Indeſſen iſt dieſe Schrift kein Gewäſche, wie man ſie unter dieſem Titel de'n Publico hat aus den Händen raiſonniren wollen. Unter der nachläſſigen Weitſchweifigkeit dieſer Briefe verkennt man nie die denkenden Köpfe und wir empfehlen die Erinnerung über die Journaliſten gleich zu Anfang, die Bemerkung über den Unterſchied der Fabel S. 142 und 148, die Rettung Milton's gegen die Ausmeſſungen des Herrn Profeſſor Käſtner S. 161, über das Lehrgedicht, S. 195 und die vortrefflichen Gedanken über Wieland's Verdienſt als Lehrdichter in der „Muſarion" S. 196, die Rangordnung Gellert's mit Duſch und Uz, S. 200, den Augenpunct, woraus ſie die Gellert'ſche Moral betrachten, S. 243 und 250 und den ganzen Schluß unſern Leſern zur Beherzigung. Vorſatz zu ſchaden, ſieht man aus dem Detail der Critiken; allein deßwegen ſind ſie nicht unrichtig. Man hat unter den Fabeln freilich nicht die Beſten gewählt und bei den Erzählungen die ſchwache Seite Gellert's, das iſt, die Malerei unterſucht und ihn am Ende gar mit Arioſte gemeſſen. Wir ſind aber doch verſichert, daß dieſe Production mit allen ihren ſauern Theilen ein nützliches Ferment abgibt, um Das erzeugen zu helfen, was wir dann Deutſchen Geſchmack, Deutſches Gefühl nennen würden.

Findeſt du mich nicht abſcheulich?
Jery, aber ſchmeichle nicht!
Der du ganz dein Herz geſchenkt,
Die du nun ſo ſchön vertheidigt,
Oft wie hat ſie dich beleidigt,
Weggeſtoßen und gekränkt!

Hat dein Lieben ſich geendet,
Hat dein Herz ſich weggewendet,
Überlaß mich meiner Pein!
Sag' es nur, ich will es dulden,
Stille leiden meine Schulden,
Du ſollſt immer glücklich ſeyn.

Jery.

Es rauſchen die Waſſer,
Die Wolken vergehn;
Doch bleiben die Sterne,
Sie wandeln und ſtehn.
So auch mit der Liebe
Der Treuen geſchicht;

Schreiben über den Homer, an die Freunde der Griechischen Litteratur. Von Seybold, Professor in Jena. Eisenach 1772. 8. 51 S.

Herbei, meine jungen Freunde, herbei, die Ihr Euch längst nach dem Anschauen Homer's gesehnt! Euch ist ein neuer Stern aufgegangen, ein neuer Marschall, einzuführen zum Throne des Königs, ein neuer Prophet, der sein Handwerk meisterlich treibt! Erst Klagen über die letzten Zeiten, über die Wolke der Irrlehrer, die herumtaumeln, das Volk zu verführen und sprechen: „Siehe, Homer ist hier! Homer ist da!" — „Ich aber", ruft er, „bring' Euch in's Heiligthum; nicht nur zu ihm, auf seinen Schooß setz' ich Euch, in seine Arme leg' ich Euch! Herbei, Ihr Kindlein!"

Wär's nur eine Büste des Allvaters, vor die er Euch inzwischen stellte, Euch deutete auf der hohen Stirne würdige Runzeln, auf den tiefen Blick, auf das Schweben der Honigrippe, daß der heilige Sinn der überirdischen Gestalt über Euch käme, Ihr anbetetet und Wärme und Muth Euch entzündeten! Welcher ist unter Euch so unglücklich, der neologisch-critisch fragen dürfte: „Warum bedeckt er den kahlen Scheitel nicht wohlanständig mit einer Perücke?"

Hinaus mit ihm! daß er Professor Seybold's Fingerzeige folge, herumgetrieben werde in Wüsten, wo kein Wasser ist.

Also den Character Homer'scher Gesänge zu bestimmen, tritt er auf, anzugeben, was und wie Homer gedichtet hat; den Maßstab zu bezeichnen, wornach seine Fehler und Schönheiten zu berechnen sind!

Für's Erste denn Homer's Stoff und wie er weislich den interessantesten für seine Nation wählte — den Trojanischen Krieg zur „Ilias", dessen Folgen zur „Odyssee."

Der Trojanische Krieg! Stoff zur „Ilias!" Man sollte denken, er kenne nur das Gedicht aus der Ueberschrift; aber der Herr Professor haben's gelesen, schlimmer! studirt! immer schlimmer! Wer interessirt sich einen Augenblick für Troja? Steht nicht durchaus die Stadt nur als Coulisse da? Ist zum Anfange die Rede von Eroberung der Stadt oder von was Anderm? Erfährt man nicht gleich, Troja wird trotz aller Bemühungen der Griechen dieß Mal nicht eingenommen? Setzt ja kaum Einer einmal einen Fuß an die Mauer. Ist nicht das Haupt-Interesse des Kampfs bei den Schiffen? Und dann die Handelnden! Wessen ist das Interesse, der Griechen oder des Achill's? Wenn Homer seiner Nation schmeicheln wollte, war's der Weg, das Unglück ihres Heers durch den Eigensinn eines Einzigen bestimmen zu lassen? Wo ist National-Zweck im ganzen Gedicht? — Der Verdruß und die Befriedigung eines Einzigen — woran die Nation Theil nehmen mußte, als Nation, ist hier und da das Detail, nirgends das Ganze.

Nun Stoff der „Odyssee!" Rückkehr der Griechen! der Griechen? oder eines Einzigen, Einzelnen und noch dazu des Abgelegensten der Griechen, dessen Rückkehr oder Nichtrückkehr nicht den mindesten Einfluß auf die Nation haben könnte. Und auch hier wieder sucht der Herr Professor das Interesse in der gänzlichen Revolution dieser zwanzig Jahre in der entferntesten Neben-Idee.

Er kommt auf Homer's Art, den Stoff zu behandeln und fragt, nach Anlaß seiner trefflichen Prämissen: „Wer gab Homer ein, den Trojanischen Krieg und die Rückkehr der Griechen besonders zu behandeln? Warum theilte er die „Ilias" und „Odyssee"? — Und mehr solche Warums, die ihm die Ungereimtheit beantworten mag, die sie ihm eingab. Ferner plappert er dem Horaz nach: „Wer lehrte ihn, die Leser in die Mitte der Begebenheit reißen?" Das ist doch nur der Special-Fall der „Odyssee", um auch Geschichte der Einheit näher zu bringen. Daraus hat man eine Regel der Epopöe gemacht. Und wo werden wir in der „Ilias" in medias res gerissen? Wohl nach dem Herrn Professor, da res der Trojanische Krieg ist. Ist und bleibt aber der Zorn des Achilles Stoff der „Ilias", so fängt sie unstreitig ab ovo *) an, ja noch ehe das ovum empfangen war.

Darauf, vom Einfluß des Zeitalters auf seine Gedichte! Da fängt der Herr Professor wieder von außen an; auch ist das Bißchen Außenwerk Alles, was er kennt. Von Krieg und Streitbegier und wie Das nicht so honett und ordentlich zuging, wie bei uns; dann einen Federstrich, mit dem er das Religionsverhältniß umreißt.

Hier endigt sich der allgemeine Theil seiner Abhandlung und der Herr Professor spricht: „Aus dieser Beschreibung, die ich, wie man sieht, aus dem Homer selbst zusammengetragen habe" — wohl zusammengescharrt, gestoppelt! — „läßt sich der Einfluß, den die Zeit des Trojanischen Kriegs auf die Sittenbeschreibungen und Sprache der Homer'schen Gedichte hatte, angeben." Da ist's uns denn auch gegangen, wie Leuten, die im Hause eines prahlenden Bettlers inventiren: durchaus die Hoffnung betrogen! Leere Kisten! leere Töpfe! und Lumpen!

Sitten! und da, anstatt Gefühls des höchsten Ideals menschlicher Natur, der höchsten Würde menschlicher Thaten, entschuldigt er den

*) Vom Ei.

Homer, daß ſeine Zeit Tapferkeit für die höchſte Tugend hielt, daß die Stärke der Leidenſchaft den übrigen Stärken gleich war; entſchuldigt Das in dem unbedeutenden Tone profeſſorlicher Jugendlichkeit, den wir in Deutſchland über die Sitten Griechiſcher Dichter ſchon mehr haben deraiſonniren hören; und wirft über Das noch hier und da ſo fein ſpöttelnde Vorwürfe an unſere Zeiten, daß man deutlich erkennt, er habe weder jene Zeiten, noch unſere, noch irgend welche Zeiten berechnen können.

Beſchreibungen. Archäologiſcher Trödelkram!

Sprache. Sowenig, was junge Freunde herbeilocken könnte, als bisher. Allotria. *) Critiſche Weitläufigkeiten. Doch dünkt ihn Das der Geſichtspunct zu ſein, aus welchem man von den wahren Flecken und wahren Schönheiten Homer's urtheilen ſoll.

Da es nun aber auf den Nutzen kommt, den wir aus dem Studium des Homer ſchöpfen können, findet der Herr Profeſſor auf ein Mal, daß ſein Schriftchen ſchon zu lang ſei. Uns wenigſtens dünkt, Das hätte der Hauptzweck des Herrn Profeſſors ſein ſollen, und da ſtreicht er d'rau hin; und aus Dem, was er ſo kurz hinwirft, ließe ſich auch ohne Lieblosigkeit ſchließen — er habe hier gar Nichts zu ſagen gewußt.

„Ein junges Genie lerne von ihm, Dichter ſeiner Nation werden, wie Virgil.“ Wann war Virgil Dichter ſeiner Nation, den Römern Das, was Homer den Griechen war? Wann konnt' er es ſein? Wenn ſie ſonſt Nichts aus ihm lernen, als was Virgil, was Mehrere aus ihm gelernt haben, mit Hyacinthen, Lotos, Violetten ihre Gedichte auszuputzen, brauchts all' den Aufwand nicht. D'rum wünſchen wir auch zum Beſten Homer's und unſerer Litteratur Herrn S. keinen Schüler und Nachfolger. Beſſer unwiſſend als ſo belehrt!

Fragmente zur Griechiſchen Litteratur. Erſter Abſchnitt. Würzburg 1772. 8. 176 S.

Unter dieſem myſtiſchen Titel kommt in Würzburg eine Art von periodiſcher Schrift heraus, deren Plan von dem Verfaſſer S. 2 dieſes Abſchnitts erzählt wird. „Er will uns das Genie und den Geiſt aller Griechiſchen Schriftſteller, Hiſtoriker, Dichter und Philoſophen kennen lehren; er will nachher einen forſchenden Blick in alle Schriften ſeiner Originale wagen, zuerſt ſie im Ganzen, hernach in ihren einzelnen Theilen betrachten, die Verbindung des Plans ſowie die Ausführung derſelben beurtheilen, auf Schönheiten und Fehler merken, die Farbe des Ausdrucks unterſuchen, Scharfſinn, Witz, Enthuſiasmus, Moral, Politik, Richtigkeit der Erzählung prüfen und ſeine Leſer in das Zeitalter zurückführen, in welchem unſer (d. i. jeder) Autor für ſeine Welt ſchrieb.“ —

Uns ſchwindelt! Der Himmel gebe dieſem Mann Methuſalem's Alter, Neſtor's Beredſamkeit und das Genie aller ſeiner Autoren zuſammen! Was wird er dann nach neunhundertſechszig Jahren für ein Werk liefern! Die vorliegenden Blätter, die einen Auszug aus der „Iliade“ — Homerum in nuce *) ungefähr enthalten, vermuthlich für Die, welche nicht Zeit haben, den Homer zu leſen — dieſe Blätter, ſagen wir, werden ohne Zweifel vorausgeſchickt, um das große Werk nach neunhundertſechszig Jahren damit zu embaliren. Wir wüßten nicht, was wir ſonſt damit zu machen hätten.

O, Ihr großen Griechen! und Du, Homer! Homer! — — doch ſo überſetzt, commentirt, extrahirt, enucleirt, ſo ſehr verwundet, geſtoßen, zerfleiſcht, durch Steine, Staub, Pfützen geſchleift, getrieben, geriſſen.

οὐδὲ τι οἱ χροὸς αἰνύσασκεν, οὐδὲ μιν εἴδαλ
Τρῶες ἀ'. — —
Ἀλλ' ὃν μὲν νήδυμος ὕπνος ἔχεν
Καὶ ἀπέλυσεν πόνοιο — —

(berührt nicht Verweſung ſein Fleiſch; nagt nicht ein Wurm an ihm: denn für ihn ſorgen die ſeligen Götter auch nach dem Tode.)

Robert Wood's Verſuch über das Original-Genie des Homer. Aus dem Engliſchen. Frankfurt am Main. In der Andreä'ſchen Buchhandlung. 8. 314 S.

Außer der Britiſchen beſitzt keine der jetzigen Europäiſchen Nationen den Enthuſiasmus für die Ueberbleibſel des Alterthums, der weder Koſten noch Mühe ſcheut, um ſie, wo möglich, in ihrem völligen Glanze wieder herzuſtellen. Wenn neulich der Franzöſiſche Kaufmann Guys die alten und neuern Griechen verglich, ſo war Dieß nur eine ſpielende Unterhaltung gegen das Verdienſt, das ſich Wood um den Homer erworben hat. In das Genie dieſes Dichter-Patriarchen einzudringen, können uns weder Ariſtoteles noch Boſſu Dienſte leiſten. Vergeblich würde man daher hier den Regelkram ſuchen, den Blair zur Erläuterung des Oſſian und und eine Dame zur Apologie des Shakeſpeare angewendet haben. Wenn man das Originelle des Homer bewundern will, ſo muß man ſich lebhaft überzeugen, wie er ſich und der Mutter Natur Alles zu danken gehabt habe. Ohne die genaueſte Kenntniß aber der Zeiten und des Orts, wo er geſungen, wird Dieß nie

*) Nebenſachen

*) Homer in einer Nuß.

möglich ſein.“ Die Zeiten muß man, da uns anderdem keine Denkmale davon übrig geblieben, aus ihm ſelbſt und den Ort durch Reiſen kennen lernen. Beides hat die große Schaar ſeiner Ausleger bisher ganz vernachläſſigt. Wood ſtudirte ſeinen Homer mit philoſophiſchen Augen und ſtellte hierauf mehr denn eine Reiſe in die Gegenden an, die durch die „Ilias“ und „Odyſſee“ berühmt geworden, und deren phyſicaliſche Lage im Ganzen unverändert geblieben iſt. Er war einer von der Reiſegeſellſchaft, die ſich aus den Ruinen von Balbek und Palmyra ein unvergängliches Denkmal errichtet hat. Er weihte dem Studium des Homer den größten Theil ſeines Lebens, das leider ſchon geendigt iſt! Was wir hier davon leſen, ſind nur Bruchſtücke eines allgemeinen Commentars, den er über den Vater der Dichter ſchreiben wollte und der einzig in ſeiner Art geworden wäre. Der Mangel an einer wohlüberdachten Ordnung, viele Lücken und die öftern Fingerzeige auf ein künftiges ausgearbeiteteres Werk geben der Abhandlung das Anſehn des Unvollendeten. Indeſſen ſind es die ſchätzbarſten Fragmente, die uns den Verluſt des Hauptwerks bedauern machen, wenn nicht der Erbe des Verfaſſers, Herr Bryant, es unter ſeiner Verlaſſenſchaft geendigt gefunden hat. Mit den ſcharfſichtigſten Blicken dringt er durch die Nebel eines ſo fernen Abſtandes bis zur eigentlichen Cultur des Homer'ſchen Zeitalters hindurch, und lehrt es uns aus dem philoſophiſchen Standpuncte der Geſchichte der Menſchheit betrachten. Man ſehe zur Probe die Betrachtungen über die damalige Schifffahrt und über die Bildung der Griechiſchen Sprache nach. Die Unwiſſenheit in dieſen Dingen hat unzählige elende Beurtheilungen erzeugt, die leider noch vor Kurzem in gewiſſen zu Wien herausgekommenen Anmerkungen über die „Ilias“ wiederholt worden ſind. Wood'ſ Local-Einſichten haben ihn zum Beiſpiel in den Stand geſetzt, über die Homer'ſchen Maſchinen ein neues Licht zu verbreiten, die Fehler der Popiſchen Charte auseinander zu ſetzen, die berühmte Streitfrage über die Entfernung der Inſel Pharus vom Lande zu entſcheiden u. ſ. w.

Auch Virgil's Genie wird bei mehrern Gelegenheiten vortrefflich detaillirt. Selbſt in ſo ſchönen Muthmaßungen, in die ſich der geſchäftige Geiſt des Verfaſſers verliert, als die über Homer's Vaterland, über die Chronologie der Homer'ſchen Epoche und dergleichen ſind, muß man in ihm den Denker bewundern, wenn man ihm auch nicht ganz beipflichten kann. Aus dem Buche herausgeriſſen, muß es eine ſtolze Behauptung ſcheinen, wenn er ſagt, daß ſelbſt die Alten ihren Homer nicht ſo local und temporell ſtudirt haben, als es ſich gehört. Lieſt man aber das ganze Buch ſelbſt, ſo wird man einräumen, daß die critiſchen Betrachtungen, die uns von den Alten über den Homer übrig geblieben ſind, wirklich tief unter den Anſichten ſtehen, die uns Wood eröffnet. Zur Ehre des Alterthums wollen wir indeſſen muthmaßen, daß ihre beſten Unterſuchungen über den Homer ein Raub der Zeit geworden ſind. Wood ließ ſeine Schrift 1769 nur als Manuſcript für Freunde drucken. Als ein Geſchenk kam ſie nach Göttingen, wo ſie Herr Heyne ausführlich beurtheilte, deſſen Recenſion hier der Vorrede des Ueberſetzers eingeſchaltet worden iſt. Das Heyne'ſche Lob und die Seltenheit des Werks reizte manche überſetzungbegierige Hand, darnach zu trachten, aber alle Verſuche waren vergebens. Herr Michaelis, der Beſitzer jenes einzigen Exemplars in Deutſchland, ſuchte in allen ſeinen Schriften die Verleger zu locken, um es dem Meiſtbietenden zu verhandeln. Wie der gegenwärtige Ueberſetzer es habhaft geworden ſei, hat er nicht für gut befunden zu entdecken. — Druck und Papier machen der Andreä'ſchen Buchhandlung Ehre.

Die ſchönen Künſte in ihrem Urſprung, ihrer wahren Natur und beſten Anwendung. Betrachtet von J. G. Sulzer. Leipzig 1772. 8. 85 B.

Sehr bequem in's Franzöſiſche zu überſetzen, könnte auch wohl aus dem Franzöſiſchen überſetzt ſein. Herr S., der nach dem Zeugniß eines unſerer berühmten Männer ein eben ſo großer Philoſoph iſt, als irgend Einer aus dem Alterthume, ſcheint in ſeiner Theorie, nach Art der Alten, mit einer exoteriſchen Lehre das arme Publicum abzuſpeiſen und dieſe Bogen ſind wo möglich, unbedeutender als alles Andere.

Die ſchönen Künſte, ein Artikel der allgemeinen Theorie, tritt hier beſonders an's Licht, um die Liebhaber und Kenner deſto eher in Stand zu ſetzen, vom Ganzen zu urtheilen. Wir haben bei'm Leſen des großen Werks bisher ſchon manchen Zweifel gehabt; da wir nun aber gar die Grundſätze, worauf ſie gebaut iſt, den Leim, der die verworfenen Lections-Glieder zuſammen kleben ſoll, unterſuchen, ſo finden wir uns in der Meinung nur zu ſehr beſtärkt: hier ſei für Niemanden Nichts gethan als für den Schüler, der Elemente ſucht, und für den ganz leichten Dilettanten nach der Mode.

Daß eine Theorie der Künſte für Deutſchland noch nicht gar in der Zeit ſein möchte, haben wir ſchon ehemals unſere Gedanken geſagt. Wir beſcheiden uns wohl, daß eine ſolche Meinung die Ausgabe eines ſolchen Buchs nicht hindern kann; nur warnen können und müſſen wir unſere guten jungen Freunde vor dergleichen Werken. Wer von den Künſten nicht ſinnliche Er-

fahrung hat, der laſſe ſie lieber. Warum ſollte er ſich damit beſchäftigen? Weil es ſo Mode iſt? Er bedenke, daß er ſich durch alle Theorie den Weg zum wahren Genuſſe verſperrt; denn ein ſchädlicheres Nichts, als ſie, iſt nicht erfunden worden.

Die ſchönen Künſte, der Grundartikel Sulzer'ſcher Theorie. Da ſind ſie denn, verſteht ſich, wieder alle beiſammen, verwandt oder nicht. Was ſteht im Lexicon nicht Alles hintereinander? Was läßt ſich durch ſolche Philoſophie nicht verbinden? Malerei und Tanzkunſt, Beredſamkeit und Baukunſt, Dichtkunſt und Bildhauerei, alle, aus einem Loche durch das magiſche Licht eines philoſophiſchen Lämpchens auf die weiße Wand gezaubert, tanzen ſie im Wunderſchein buntfarbig auf und nieder, und die verzückten Zuſchauer frohlocken ſich faſt außer Athem.

Daß Einer, der ziemlich ſchlecht raiſonnirte, ſich einfallen ließ, gewiſſe Beſchäftigungen und Freuden der Menſchen, die bei ungenialiſchen, gezwungenen Nachahmern Arbeit und Mühſeligkeit wurden, ließen ſich unter die Rubrik Künſte, ſchöne Künſte claſſificiren, zum Behuf theoretiſcher Gaukelei: Das iſt denn der Bequemlichkeit wegen Leitfaden geblieben zur Philoſophie darüber, da ſie doch nicht verwandter ſind, als septem artes liberales der alten Pfaffenſchulen.

Wir erſtaunen, wie Herr S., wenn er auch nicht darüber nachgedacht hätte, in der Ausführung die große Unbequemlichkeit nicht fühlen mußte, daß, ſo lange man in generalioribus ſich aufhält, man Nichts ſagt und höchſtens durch Declamation den Mangel des Stoffes vor Unerfahrenen verbergen kann.

Er will das unbeſtimmte Principium: Nachahmung der Natur, verdrängen und gibt uns ein gleich unbedeutendes dafür: die Verſchönerung der Dinge. Er will, nach hergebrachter Weiſe, von Natur auf Kunſt herüberſchließen: „In der ganzen Schöpfung ſtimmt Alles darin überein, daß das Auge und die andern Sinne von allen Seiten her durch angenehme Eindrücke gerührt werden.“ Gehört denn, was unangenehme Eindrücke auf uns macht, nicht ſo gut in den Plan der Natur, als ihr Lieblichſtes? Sind die wüthenden Stürme, Waſſerfluthen, Feuerregen, unterirdiſche Gluth und Tod in allen Elementen nicht ebenſo wahre Zeugen ihres ewigen Lebens als die herrlich aufgehende Sonne über volle Weinberge und duftende Orangen-Haine? Was würde Herr S. zu der liebreichen Mutter Natur ſagen, wenn ſie ihm eine Metropolis, die er mit allen ſchönen Künſten, als Handlangerinnen, erbaut und bevölkert hätte, in ihren Bauch hinunter ſchlänge?

Ebenſo wenig beſteht die Folgerung: „Die Natur wollte durch die von allen Seiten auf uns zuſtrömenden Annehmlichkeiten unſere Gemüther überhaupt zu der Sanftmuth und Empfindſamkeit bilden.“ Ueberhaupt thut ſie Das nie; ſie härtet vielmehr, Gott ſei Dank, ihre ächten Kinder gegen die Schmerzen und Uebel ab, die ſie ihnen unabläſſig bereitet, ſo daß wir Den den glücklichſten Menſchen nennen können, der der Stärkſte wäre, dem Uebel zu entgegnen, es von ſich zu weiſen und ihm zum Trotz den Gang ſeines Wiſſens zu gehen. Das iſt nun einem großen Theil der Menſchen zu beſchwerlich, ja unmöglich; daher retiriren und retranſchiren ſich die Meiſten, ſonderlich die Philoſophen; deßwegen ſie denn auch überhaupt ſo adäquat diſputiren.

Wie particular und eingeſchränkt iſt Folgendes und wie viel ſollte es beweiſen! „Vorzüglich hat dieſe zärtliche Mutter den vollen Reiz der Annehmlichkeit in die Gegenſtände gelegt, die uns zur Glückſeligkeit am Nöthigſten ſind, beſonders die ſelige Vereinigung, wodurch der Menſch eine Gattinn findet.“ Wir ehren die Schönheit von ganzem Herzen, ſind für ihre Attraction nie unfühlbar geweſen; allein ſie hier zum primo mobili zu machen, kann nur Der, der von den geheimnißvollen Kräften Nichts ahnet, durch die Jedes zu Seinesgleichen gezogen wird, Alles unter der Sonne ſich paart und glücklich iſt.

Wäre es nun alſo auch wahr, daß die Künſte zu Verſchönerung der Dinge um uns wirken, ſo iſt's doch falſch, daß ſie es nach dem Beiſpiele der Natur thun.

Was wir von Natur ſehen, iſt Kraft; die Kraft verſchlingt; Nichts gegenwärtig, Alles vorübergehend; tauſend Keime zertreten, jeden Augenblick tauſend geboren, groß und bedeutend, mannigfaltig in's Unendliche; ſchön und häßlich, gut und böſe, Alles mit gleichem Rechte neben einander exiſtirend. Und die Kunſt iſt gerade das Widerſpiel; ſie entſpringt aus den Bemühungen des Individuums, ſich gegen die zerſtörende Kraft des Ganzen zu erhalten. Schon das Thier, durch ſeine Kunſttriebe, ſcheidet, verwahrt ſich; der Menſch durch alle Zuſtände befeſtigt ſich gegen die Natur, ihre tauſendfachen Uebel zu vermeiden und nur das Maß von Gutem zu genießen, bis es ihm endlich gelingt, die Circulation aller ſeiner wahren und gemachten Bedürfniſſe in einen Palaſt einzuſchließen, ſofern es möglich iſt, alle zerſtreute Schönheit und Glückſeligkeit in ſeine gläſernen Mauern zu bannen, wo er denn immer weicher und weicher wird, den Freuden des Körpers Freuden der Seele ſubſtituirt und ſeine Kräfte, von keiner Widerwärtigkeit zum Naturgebrauche aufge-

ſpannt, in Tugend, Wohlthätigkeit, Empfindſamkeit zerfließen.

Herr S. geht nun ſeinen Gang, den wir ihm nicht folgen mögen; an einem großen Troß Schüler kann's ihm ſo nicht fehlen; denn er ſetzt Milch vor und nicht ſtarke Speiſe, redet viel von dem Weſen der Künſte, Zweck und preiſt ihre hohe Nutzbarkeit als Mittel zur Beförderung der menſchlichen Glückſeligkeit. Wer den Menſchen nur einiger Maßen kennt, und Künſte und Glückſeligkeit, wird hier wenig hoffen; es werden ihm die vielen Könige einfallen, die mitten im Glanz ihrer Herrlichkeit der Ennui zu Tode fraß. Denn wenn es nur auf Kennerſchaft angeſehen iſt; wenn der Menſch nicht mitwirkend genießt, müſſen bald Hunger und Ekel, die zwei feindlichſten Triebe, ſich vereinigen, den elenden Poenitente zu quälen.

Hierauf läßt er ſich ein auf eine Abbildung der Schickſale ſchöner Künſte und ihres gegenwärtigen Zuſtandes, die denn mit recht ſchönen Farben hin imaginirt iſt, ſo gut und nicht beſſer, als die Geſchichten der Menſchheit, die wir ſo gewohnt werden ſind in unſern Tagen, wo immer das Märchen der vier Weltalter ſufficienter iſt und im Ton der zum Roman umpragmatiſirten Geſchichte.

Nun kommt Herr S. auf unſere Zeiten und ſchilt, wie es einem Propheten geziemt, wacker auf ſeine Jahrhundert; läugnet zwar nicht, daß die ſchönen Künſte mehr als zu viel Beförderer und Freunde gefunden haben; weil ſie aber zum großen Zweck, zur moraliſchen Beſſerung des Volks, noch nicht gebraucht worden, haben die Großen Nichts gethan. Er träumt mit Andern, eine weiſe Geſetzgebung würde zugleich Genie's beleben und auf den wahren Zweck zu arbeiten anweiſen können, und was Dergleichen mehr iſt.

Zuletzt wirft er die Frage auf, deren Beantwortung den Weg zur wahren Theorie eröffnen ſoll: „Wie iſt es anzufangen, daß der dem Menſchen angeborne Hang zur Sinnlichkeit, zu Erhöhung ſeiner Sinnesart angewendet und in beſondern Fällen als ein Mittel gebraucht werde, ihn unwiderſtehlich zu ſeiner Pflicht zu reizen?" So halb und mißverſtanden und in den Wind, als der Wunſch Cicero's, die Tugend in körperlicher Schönheit ſeinem Sohne zuzuführen. Herr S. beantwortet auch die Frage nicht, ſondern deutet nur, worauf es hier ankomme; und wir machen das Büchlein zu. Ihm mag ſein Publicum von Schülern und Kennerchen getreu bleiben; wir wiſſen, daß alle wahren Künſtler und Liebhaber auf unſerer Seite ſind, die ſo über den Philoſophen lachen werden, wie ſie ſich bisher über die Gelehrten beſchwert haben. Und zu Dieſen noch ein Paar Worte, auf einige Künſte eingeſchränkt, das auf ſo viele gelten mag, als es kann!

Wenn irgend eine ſpeculative Bemühung den Künſten nützen ſoll, ſo muß ſie den Künſtler gerade angehen, ſeinem natürlichen Feuer Luft machen, daß es um ſich greife und ſich thätig erweiſe. Denn um den Künſtler allein iſt es zu thun, daß Der keine Seligkeit des Lebens fühlt als in ſeiner Kunſt, daß, in ſein Inſtrument verſunken, er mit allen ſeinen Empfindungen und Kräften da lebt. Am gaffenden Publicum, ob Das, wenn's ausgegafft hat, ſich Rechenſchaft geben kann, warum es gaffte, oder nicht, was liegt an Dem?

Wer alſo ſchriftlich, mündlich oder im Beiſpiel, immer Einer beſſer als der Andere, den ſogenannten Liebhaber, das einzige wahre Publicum des Künſtlers, immer näher und näher zum Künſtlergriff aufheben könnte, daß die Seele mit einfließe in's Inſtrument, Der hätte mehr gethan als alle pſychologiſchen Theoriſten. Die Herren ſind ja hoch droben im Empyreum tranſcendenter Tugendſchöne, daß ſie ſich um Kleinigkeiten hienieden Nichts kümmern, auf die Alles ankommt. Wer von uns Erdenſöhnen hingegen ſieht nicht mit Erbarmen, wie viel gute Seelen z. B. in der Muſik an ängſtlicher, mechaniſcher Ausübung hangen bleiben, darunter erliegen?

Gott erhalte unſere Sinnen und bewahre uns vor der Theorie der Sinnlichkeit, und gebe jedem Anfänger einen rechten Meiſter! Weil denn Die nun nicht überall und immer zu haben ſind, und es doch auch geſchrieben ſein ſoll, ſo gebe uns Künſtler und Liebhaber ein [illegible] ſeiner Bemühungen, der Schwierigkeiten, die ihn am Meiſten aufgehalten, der Kräfte, mit denen er überwunden, des Zufalls, der ihm geholfen, des Geiſts, der in gewiſſen Augenblicken über ihn gekommen und ihn auf ſein Leben erleuchtet, bis er zuletzt, immer zunehmend, ſich zum mächtigen Beſitz hinaufgeſchwungen, und als König und Ueberwinder die benachbarten Künſte, ja die ganze Natur zum Tribute genöthigt.

So würden wir nach und nach vom Mechaniſchen zum Intellectuellen, vom Farbenreiben und Saitenaufziehen zum wahren Einfluß der Künſte auf Herz und Sinn eine lebendige Theorie verſammeln, würden dem Liebhaber Freude und Muth machen und vielleicht dem Genie etwas nützen.

Empfindſame Reiſen durch Deutſchland. Von J. Zweiter Theil. Bei Zimmermann. Wittenberg und Zerbſt. 8. 22 Bogen.

Alas the poor Yorick! Ich beſuchte Dein Grab und fand, wie Du auf dem Grabe Deines Freundes Lorenzo, eine Diſtel, die ich noch nicht

kannte und gab ihr den Namen: Empfindsame Reisen durch Deutschland. Alles hat er dem guten Yorick geraubt, Speer, Helm und Lanze. Nur schade! inwendig steckt der Herr Präceptor S. zu Magdeburg. Yorick empfand und Dieser setzt sich hin zu empfinden; Yorick wird von seiner Laune ergriffen, weinte und lachte in einer Minute, und durch die Magie der Sympathie lachen und weinen wir mit. Hier aber steht Einer und überlegt: wie lache und weine ich? Was werden die Leute sagen, wenn ich lache und weine? Was werden die Recensenten sagen? Alle seine Geschöpfe sind aus der Luft gegriffen. Er hat nie geliebt und nie gehaßt, der gute Herr Präceptor! Und wenn er uns eins von seinen Wesen soll handeln lassen, so greift er in die Tasche und zaukelt aus seinem Sacke was hervor.

Wir hofften noch immer von ihm, er würde den zweiten Ritt nicht wagen; allein eine freundschaftliche Stimme von den Ufern der Elbe, wie er sie nennt, hat ihm gesagt: er soll schwatzen. Wir rathen es ihm als wahre Freunde nicht, ob wir gleich zu dem Scharfrichtergeschlecht gehören, mit dem er soviel im ersten Capitel seines Traumes zu thun hat. Ihm träumt, er werde aufgehängt werden neben Pennyleß! Wir als Polizei-Bediente des Litteratur-Gerichts sprechen anders und lassen den Herrn Präceptor noch eine Weile bei'm Leben. Aber in's neue Arbeitshaus muß er, wo alle unnützen und schwatzenden Schriftsteller Morgenländische Radices raspeln, Varianten auslesen, Urkunden schaben, Ironische Noten sortiren, Register zuschneiden und andere dergleichen nützliche Handarbeiten mehr thun.

Die Jägerinn. Ein Gedicht. Leipzig 1772.

Der Rhein, ein Eichenwald, Hertha und Gefolge, dazu der Name Wonnebold characterisiren es zum Deutschen Gedicht. Wir erwarteten hier keine markige Natur unserer Aelterväter; aber auch nicht das geringste Wildschöne, trotz Titel und Vignette, nicht einmal Waidmannskraft; Das ist zu wenig! Des Dichters Wälder sind licht wie ein Forst unserer Cameral-Zeiten und das Abenteuer verpflanzet Ihr so glücklich in ein Besuchzimmer, als nach Frankreich. Auch hat der Mann gefühlt, daß seine Accorde nicht mit Barden-Gewalt an's Herz reißen. Die spröde Kunigunde, der er lange seine Leidenschäftchen vorgeklimpert, schmilzt endlich und spricht: „Ich liebte Dich geheim schon längst!" Nothwendig zur Wahrscheinlichkeit der Entwickelung, nur kein Compliment für die Harfe. Wir bedauern, daß der Dichter, wie noch mehr Deutsche, seinen Beruf verkannt hat. Er ist nicht für Wälder geboren. Und so wenig wir das Verfahren seines Herrn Vaters billigen, der in dem angehängten Traumlied mit leidiger Grad-Misanthropie ihm die Harfe zerstritt; so sehr wir fühlen, daß sie Das nicht verdient; so sehr wünschten wir, er möge sie gegen eine Zither vertauschen, um uns an einem schönen Abend, in freundlicher Watteau'scher Versammlung, von Lieblichkeiten der Empfindung vorzusingen! Er würde unsere Erwartung ausfüllen und wir ihn mit gesellschaftlichem Freudedank belohnen.

Lyrische Gedichte. Von Blum. Berlin 1772. 8. 102 S.

Wir wissen fast nicht mehr, ob wir wünschen sollten, daß junge Dichter die Alten frühe lesen. Zwar unsere empfindungslose Lebensart erstickt das Genie, wenn die Sänger freier Zeiten es nicht erwärmen und ihm eine wenigstens idealische, freiere Atmosphäre eröffnen; aber eben diese Sänger hauchen auch oft ein so fremdes Gefühl in die Seele, daß der beste Dichter, mit dem glücklichsten Genie, bald sich dieß durch seine Einbildung im Flug erhalten und keine von den glühenden Begeisterungen mehr tönen lassen kann, die doch allein wahre Poesie machen. Warum sind die Gedichte der alten Scalden und Celten und der alten Griechen, selbst der Morgenländer, so stark, so feurig, so groß? — Die Natur trieb sie zum Singen wie den Vogel in der Luft. Uns — wir können's uns nicht verbergen, — uns treibt ein gemachtes Gefühl, das wir der Bewunderung und dem Wohlgefallen an den Alten zu danken haben, zu der Leyer und darum sind unsere besten Lieder, einige wenige ausgenommen, nur nachgeahmte Copien. — —

Wir sind zu dieser Betrachtung durch die lyrischen Gedichte des Herrn B. geleitet worden. Dieser Dichter ist gewiß nicht ohne Genie; aber selten kann er sich länger erhalten, als er seinen Horaz im Gesicht hat. Dieser leuchtet ihm vor, wie die Fackel der Hero; sobald er allein gehen muß, so sinkt er! Der Raum erlaubt uns nicht, Beweise anzuführen; aber wir berufen uns auf jeden Leser, der seinen Horaz kennt, ob nicht fast immer der Dichter kalt und matt wird, wo ihm nicht Horaz und David Gedanken, Empfindungen, Wendungen, Situationen, Jener selbst seine Mythologie leihen, die (wir reden nach unserm Gefühl) selten anders gebraucht wird, als wie die Imagination mit kaltem Herzen dichtet. Das bekannte Horaz'sche Duett, Donec gratus eram, hat Kleist weit besser übersetzt; aber das „Klaglied des David und Jonathan" haben wir nirgend so schön versifizirt gesehen. Wir wünschen dem Verfasser ein unverdorbenes Mädchen, geschäftlose Tage und reinen Dichtergeist ohne Autor Geist.

Der beſte Dichter artet aus, wenn er bei ſeiner Compoſition ans Publicum denkt, und mehr von der Begierde nach Ruhm, zumal Journaliſten-Ruhm, als von ſeinem Gegenſtand erfüllt wird.

Verſuch in proſaiſchen Fabeln und Erzählungen. Von B. Braun. München. 1772. 8. 187 S.

Dieſen Fabeln hat der Herr Verfaſſer für ſeine Landsleute eine kleine Theorie angehängt, weil, ſagt er, nicht ohne Selbſtgefälligkeit: vielleicht etliche junge Leute ſich hervorthun und ihm Fabeln nachſchreiben könnten, ſowie gleich etliche Bändchen freundſchaftlicher Briefe erſchienen wären, ſeitdem er einen Verſuch in freundſchaftlichen Briefen geſchrieben hätte. Dieſen jungen Leuten nun, meint er, wären die ächten Begriffe von der Fabel ſehr nöthig.

Nöthig ſind ſie freilich, ſowohl den böſen jungen Leuten, die Herrn B. Fabeln nachſchreiben, als allen Andern, die ſich ohne Genie in dieſes Feld wagen; aber durch Herrn B. Theorie werden ſie eben nicht ſehr erleuchtet werden. Er ſagt: „die Fabel iſt eine kurze erdichtete, meiſtentheils thieriſche Handlung, worunter ein gewiſſer Satz aus der Sittenlehre verborgen liege.“ Unbeſtimmter kann man wohl nicht erklären. Und dünkt überhaupt, man hat die Theorie von der Fabel noch nicht genug auseinander geſetzt. Wir glauben, daß ſie im Anfang Nichts war, als eine Art von Induction, welche in den glücklichen Zeiten, da man noch Nichts von dem dicto de omni et nullo wußte, die einzige Weisheit war. Wollte man nämlich Andere belehren oder überreden, ſo zeigte man ihnen den Ausgang verſchiedener Unternehmungen in Beiſpielen. Wahre Beiſpiele waren nicht lange hinlänglich; man erdichtete alſo andere: und weil eine Erdichtung, die nicht mehr ſagt, als vor Augen ſteht, immer abgeſchmackt iſt, ſo ging man aus der menſchlichen Natur hinaus und ſuchte in der übrigen belebten Schöpfung andere thätige Acteurs. Da kam man auf die Thiere, und ſo fabulirte man fort, bis die Menſchen mehr anfingen zu raiſonniren, als zu leben. Nun erfand man Axiome, Grundſätze, Syſteme u. d. gl. und mochte Induction nicht mehr leiden; zugleich entſtand das Unding der honneten Compagnie, zu welcher ſich Dichter und Philoſophen ſchlugen. Dieſe wollten der Fabel, die mit der Induction gefallen war, wieder aufhelfen. Sie ſchminkten ſie alſo, puderten ſie, behängten ſie mit Bändern; und da kam das Mittelding zwiſchen Fabel und Erzählung heraus, wodurch man nun nicht mehr lehren, ſondern amuſiren wollte. Endlich merkte man, wie weit man ſich von der erſten Erfindung entfernt hatte. Man wollte zu ihr zurückkehren, und ſchnitt die Auswüchſe ab; allein man konnte doch mit der Induction nicht fortkommen, und behalf ſich alſo mit dem bloßen Witz: da wurde Fabel Epigramm.

So würde die Geſchichte der Theorie ausſehen, die wir von der Fabel ſchreiben würden. Beiſpiele von der letzten Gattung würden wir genug in Herrn B. Fabeln antreffen. Wir würden aber ſchwerlich welche daraus wählen; denn die meiſten ſind entweder ſchlecht erfunden, oder abgenutzt, oder falſch, oder alltäglich. Herr B. verſpricht noch eine weitläuftigere Theorie von der Fabel. Sollten wir aus dieſem Verſuch auf ihren Werth ſchließen, ſo wollten wir ſie verbitten; aber: Licent perire poetis! Und warum ſollte Herr B. auch nicht ſoviel Recht haben, zu dichten und zu theoretiſiren, als Andere?

Gedichte von einem Polniſchen Juden. Mietau und Leipzig 1772. 8. 96 S.

Zuvörderſt müſſen wir verſichern, daß die Aufſchrift dieſer Bogen einen ſehr vortheilhaften Eindruck auf uns gemacht hat. Da tritt, dachten wir, ein feuriger Geiſt, ein fühlbares Herz, bis zum ſelbſtſtändigen Alter unter einem fremden, rauhen Himmel aufgewachſen, auf ein Mal in unſere Welt. Was für Empfindungen werden ſich in ihm regen, was für Bemerkungen wird er machen, er, dem Alles neu iſt? Auch nur das flache, bürgerliche, geſellige und geſellſchaftliche Leben genommen, wie viel Dinge werden ihm auffallen, die durch Gewohnheit auf Euch ihre Wirkung verloren haben! Da, wo Ihr an Langerweile ſchmachtet, wird er Quellen von Vergnügen entdecken; er wird Euch aus Euerer wohlherzgebrachten Gleichgiltigkeit reißen, Euch mit Euern eigenen Reichthümern bekannt machen, Euch ihren Gebrauch lehren. Dagegen werden ihm hundert Sachen, die Ihr ſo gut ſein laßt, unerträglich ſein. Drang, er wird finden, was er nicht ſucht, und ſuchen, was er nicht findet; kann ſeine Gefühle, ſeine Gedanken in freien Liedern, der Geſellſchaft, Freunden, Mädchen mittheilen; und wenn er nichts Neues ſagt, wird Alles eine neue Seite haben. Das hofften wir, und griffen — — in Wind.

In den faſt zu langen und zu eitelen Vorberichtsbriefen, erſcheint er in Selbſtgefälligkeit, der ſeine Gedichte nicht entſprechen.

Es iſt recht löblich, ein Polniſcher Jude ſein, der Handelſchaft entſagen, ſich den Muſen weihen, Deutſch lernen, Liederchen reimen; wenn man aber in Allem zuſammen nicht mehr leiſtet, als ein chriſtlicher Etudiant en belles Lettres auch, ſo iſt es, dünkt uns, übel-

gethan, mit seiner Jugendschaft ein Aufsehen zu machen.

Abstrahirt von Allem, producirt sich hier wieder ein hübscher junger Mensch gepudert und mit glattem Kinn und grünem, goldbesetztem Rock (s. S. 11, 12.), der die schönen Wissenschaften eine Zeit lang getrieben hat und unter'm Treiben fand, wie artig und leicht Das sei, Melodiechen nachzutrillern. Seine Mädchen sind die allgemeinsten Gestalten, wie man sie in Societät und auf der Promenade kennen lernt; sein Lebenslauf unter ihnen, der Gang von Tausenden; er ist an den lieben Geschöpfen so hingestrichen, hat sie ein Mal amüsirt, ein Mal ennuyirt, geküßt wo er ein Mäulchen erwischen konnte. Ueber diese wichtigen Erfahrungen am weiblichen Geschlecht ist er denn zum petit volage geworden; und nun, wenn er mehr Zurückhaltung bei einem Mädchen antrifft, beklagt er sich bitterlich, daß er nur den Handschuh ehrerbietig kosten, sie nicht bei'm Kopf nehmen und weidlich anschmatzen darf, und Das Alles so ohne Gefühl von weiblichem Werth, so ohne zu wissen, was er will.

Laß o Genius unsers Vaterlandes, bald einen Jüngling aufblühen, der, voll Jugendkraft und Munterkeit, zuerst für seinen Kreis der beste Gesellschafter wäre, das artigste Spiel angäbe, das frendigste Liedchen sänge, im Rundgesange den Chor belebte, dem die beste Tänzerinn freudig die Hand reichte, den neuesten, mannigfaltigsten Reihen vorzutanzen, den zu fangen die Schöne, die Witzige, die Muntere alle ihre Reize ausstellten, dessen empfindendes Herz sich auch wohl fangen ließe, sich aber stolz im Augenblicke wieder losrisse, wenn er aus dem dichtenden Traume erwachend fände, daß seine Göttinn nur schön, nur witzig, nur munter sei; dessen Eitelkeit, durch den Gleichmuth einer Zurückhaltenden beleidigt, sich Der aufdrängte, sie durch erzwungene und erlogene Seufzer und Thränen und Sympathien, hunderterlei Aufmerksamkeiten des Tags, schmelzende Lieder und Musiken des Nachts endlich auch eroberte und — auch wieder verließ, weil sie nur zurückhaltend war; der uns dann all' seine Freuden und Siege und Niederlagen, all' seine Thorheiten und Reflexionen, mit dem Muth eines unbezwungenen Herzens, vorjauchzte, verspottete! Des flatterhaften würden wir uns freuen, dem gemeine, einzelne, weibliche Vorzüge nicht genugthun.

Aber dann, o Genius, daß offenbar werde, nicht Flüchtigkeit, Weichheit des Herzens sei an seiner Unbestimmtheit Schuld, laß ihn ein Mädchen finden, seiner werth!

Wenn ihn heiligere Gefühle aus dem Geschwirre der Gesellschaft in die Einsamkeit leiten, laß ihn auf seiner Wallfahrt ein Mädchen entdecken, deren Seele ganz Güte, zugleich mit einer Gestalt ganz Anmuth, sich in stillem Familien-Kreis häuslicher, thätiger Liebe glücklich entfaltet hat; die Liebling, Freundinn, Beistand ihrer Mutter, die zweite Mutter ihres Hauses ist, deren stets liebwirkende Seele jedes Herz unwiderstehlich an sich reißt, zu der Dichter und Weise willig in die Schule gingen, mit Entzücken schauten eingeborne Tugend mit geborenem Wohlstand und Grazie; ja, wenn sie in Stunden einsamer Ruhe fühlt, daß ihr bei all' dem Liebeverbreiten noch Etwas fehlt, ein Herz, das, jung und warm wie sie, mit ihr nach fernern, verhüllteren Seligkeiten dieser Welt ahnete, in dessen belebender Gesellschaft sie nach all' den goldenen Aussichten von ewigem Beisammensein, dauernder Vereinigung, unsterblich webender Liebe fest angeschlossen hinstrebte.

Laß die Beiden sich finden; bei'm ersten Nahen werden sie dunkel und mächtig ahnen, was Jedes für einen Inbegriff von Glückseligkeit in dem Andern ergreift; werden nimmer von einander lassen. Und dann laß' er ahnend und hoffend und genießend:

„Was doch Einer mit Worten ausspricht,
Keiner mit Thränen, und Einer mit dem verweilenden, vollen Blick und der Seele trinn."

Wahrheit wird in seinen Liedern sein und lebendige Schönheit, nicht bunte Seifenblasen-Ideale, wie sie in hundert deutschen Gesängen herumwallen.

Doch, ob's solche Mädchen gibt? Ob's solche Jünglinge geben kann?

Es ist hier vom Polnischen Juden die Rede, den wir fast verloren hätten; auch haben wir Nichts von seinen Oden gesagt. Was ist da viel zu sagen! durchgehends die Göttern und Menschen verhaßte Mittelmäßigkeit. Wir wünschen, daß er uns auf den Wegen, wo wir unser Ideal suchen, einmal wieder und geistiger begegnen möge!

Cymbeline, ein Trauerspiel. Nach einem von Shakespeare erfundenen Stücke. Danzig.

Der Verfasser, da er sich, laut dem Vorbericht, nach einer schweren Krankheit aller ermüdenden Arbeiten enthalten mußte, beschäftigte sich mit Shakespeare's Werken. Das hätten wir ihm nun gleich sagen wollen, war für einen Reconvalescenten keine Lectüre. Wer an dem Leben, das durch Shakespeare's Stücke zieht, theilnehmen will, muß an Leib und Seele gesund sein. Da bedauerten nun der Herr Verfasser aus innigem Gefühl

einer kühlen, schwächlichen, critischen Sittigkeit die vielen incongruités, durch die (wie der treffliche Johnson ad hoc drama gleichfalls bemerkt hat) many just sentiments und einige Schönheiten zu theuer verkauft werden. Er beschloß also: das Gold von Schlacken zu scheiden (denn Das ist ja seit undenklichen Jahren vox populi critici über Shakespeare), wenigstens einen Versuch zu machen. Nichts weniger dem ehrsamen Publico vorzulegen, als: wie ungefähr Sophocles, wenn er diesen Stoff zu bearbeiten gehabt hätte, die Sachen würde eingerichtet haben. Nun travestirten sie also — nicht travestirten! dann bleibt wenigstens Gestalt des Original's — parodirten! — auch nicht! da läßt sich wenigstens aus dem Gegensatz ahnen — also denn? — welches Wort drückt die Armuth hier gegen Shakespeare's Reichthum aus!

Shakespeare, der den Werth einiger Jahrhunderte in seiner Brust fühlte, dem das Leben ganzer Jahrhunderte durch die Seele webte! — und hier — Comödianten in Zendel und Glanzleinewand, gesudelte Coulissen, der Schauplatz ein Wald, vorn ein dichtes Gebüsch, wodurch man in eine Grotte geht, im Fond ein großer Stein von Pappe, auf dem die Herren und Damen sitzen, liegen, erstochen werden ꝛc.

So würde Sophocles die Sachen behandelt haben! Es ist schon ein ganz ungenialisches Unternehmen, daß Shakespeare's Stücke, deren Wesen Leben der Geschichte ist, auf die Einheit der Sophocleischen, die uns nur That vorstellen, reduciren will; nun aber gar so, nach der Abhandlung vom Trauerspiel in dem ersten Theil der ältern Leipziger-Bibliothek zu modeln! Wir sind gewiß, daß es Jeder — auch unser Leser Shakespeare's — mit Verachtung aus der Hand werfen wird.

Neue Schauspiele. Aufgeführt in den kaiserl. königl. Theatern zu Wien. Preßburg. Erster Band, 8. 1 Alphabet 2 Bogen.

Diese Sammlung enthält fünf Drama oder Schauspiele, oder Lustspiele oder Trauerspiele (die Verfasser wissen so wenig als wir, was sie daraus machen sollen) aus der Wiener Manufactur. In allen hat tragicomische Tugend, Großmuth und Zärtlichkeit so viel zu schwatzen, daß der gesunde Menschenverstand und die Natur nicht zum Wort kommen können. Hier ist der Inhalt der Stücke; denn wir wollen sie nicht umsonst gelesen haben.

Die „Kriegsgefangenen." Wenn nicht die Festung gerade in dem letzten Auftritt der letzten Handlung glücklich an die Freunde der Kriegsgefangenen übergegangen wäre: so hätte ein entlaufener Feldweibel einen Haufen sehr moralisch sententiöser Leute, wider seinen Willen und wider alle Theater-Gerechtigkeit, an den Galgen gebracht.

„Gräfin Tarnow." Zwei entsetzlich Verliebte wären nimmermehr ein Paar geworden, wenn nicht durch eine gewisse Excellenz ein Wunder geschehen wäre, dergleichen nur auf der Wiener-National-Schaubühne erhört werden sind. Schade, daß die Excellenz einen Schuß bekommt! Doch nicht Schade; sie wäre sonst am Ende der Welt gewesen, ehe das Wunder zu Stand gekommen wäre! Und dann weiß der Himmel, wie die Verliebten geheult haben würden.

„Hannchen." Ein Herzog, ein Graf, und ein Kammerdiener reißen sich um ein Mädchen. Der Kammerdiener wird vom Herzog erstochen; der Herzog, der dazu schon eine Frau Herzogin hat und des Mädchens Onkel ist, doch ohne es zu wissen, versteht sich wegen des decorum; der Herzog läßt sich unter einem falschen Namen von einem Betrüger mit dem Mädchen trauen, wird aber durch hunderttausend Dinge gehindert, die Decke zu bescheiten. Und da also das Mädchen nach Deutschen Rechten noch immer eine Jungfer bleibt, so heirathet sie den Grafen. Man schießt, sticht, heult, zankt, fällt in Ohnmacht und auf die Knie, spricht Sentenzen, versöhnt sich und, wie am Schluß versichert wird, Alle bezeugen ihre Freude, daß der Vorhang zufällt.

„Der ungegründete Verdacht." Ein Lord wird durch einen halben Brief ein Narr, und durch die andere Hälfte wieder gescheidt.

„Der Tuchmacher von London", einen Augenblick später, und Lord Falkland und Wilson lagen in der Themse, dann gute Nacht Fanny, Sounbridge, Julie, Heinrich, Betsi, David und den ehrlichen Tuchmachern!

Von dieser Sammlung soll nächstens der zweite Theil nachfolgen; denn seitdem Thalia und Melpomene durch Vermittelung einer Französischen Kupplerinn mit dem Nonsens Unzucht treiben, hat sich ihr Geschlecht vermehrt wie die Frösche.

Zwei schöne neue Mährlein: Als 1. Von der schönen Melusinen einer Meerfey. 2. Von einer untreuen Braut, die der Teufel holen soll. Der lieben Jugend und dem Frauenzimmer zu beliebiger Kurzweil in Reime verfasset. Leipzig in der Jubilate-Messe 1772.

Allerdings wäre in den Mährlein und Liedern, die unter Handwerks-Burschen, Soldaten und Mägden herumgehen, oft eine neue Melodie, oft der wahre Romanzen-Ton zu holen. Denn

die Verfaſſer dieſer Lieder und Mährlein ſchrieben doch wenigſtens nicht für's Publicum; und ſo iſt ſchon Zehn gegen Eins zu wetten, daß ſie weit weniger verunglücken müſſen, als unſere neuern zierlichen Verſuche. Meiſtens iſt's ein munterer Geſelle, der den Andern vorſingt oder den Reihen anführt; und alſo iſt wenigſtens die Munterkeit keine Prätenſion und Affectation. Der Herr Student, der dieſe Mährlein verſificirt hat, verſificirt ſehr rein, ſoll aber deſſungeachtet keine Mährlein mehr verſificiren; denn ihm fehlt der Bänkelſängersblick, der in der Welt nichts als Abenteuer, Strafgericht, Liebe, Mord und Todtſchlag ſieht, juſt wie Alles in den Quadraten ſeiner gemalten Leinwand ſteht. Weder naive Freude, noch naive Wehklage der Menſchen, aus Ritter- und Feenzeiten, deren Seele eine Bildertafel iſt, die mit ihrem Körper lieben, mit ihren Augen denken und mit ihren Fäuſten zuſchlagen; bei denen alles Merkwürdige ihres Lebens, wie in Shakeſpeare's Haupt- und Staats-Actionen, innerhalb vierundzwanzig Stunden unſerm Auge verrückt: ſondern das Alles könnte mit allen Ehren in Halberſtadt gemacht und gedruckt ſein.

Geſchichte des Fräuleins von Sternheim. Von einer Freundinn derſelben aus Original-Papieren und andern zuverläſſigen Quellen gezogen. Herausgegeben von C. M. Wieland. Zweiter Theil. Bei Weidmann's Erben und Reich. Leipzig 1771. 8. 301 S.

Es haben ſich bei der Erſcheinung des guten Fräuleins von Sternheim ſehr viele ungebetene Beurtheiler eingefunden. Der Mann von der großen Welt, deſſen ganze Seele aus Verſtand gebaut iſt, kann und darf Das nicht verzeihen, was er eine Sottiſe du cœur nennt. Er überließ alſo ſchon lange das gute Kind ihrem Schickſal und gedachte ihrer ſo wenig als ein Kammerherr ſeiner Schweſter, die einen Prieſter geheirathet hat. Der Schönkünſtler fand in ihr eine ſchwache Nachahmung der Clariſſa, und der Critiker ſchleppte alle die Solöciſmen und baute ſie zu Pauſen, wie das Thier Caliban bei unſerm Freund Shakeſpeare. Endlich kam auch der fromme Eiferer und fand in dem Geiſt der Wohlthätigkeit dieſes liebenswürdigen Mädchens einen gar zu großen Hang zu guten Werken. Allein alle die Herren irren ſich, wenn ſie glauben, ſie beurtheilen ein Buch — — es iſt eine Menſchenſeele; und wir wiſſen nicht, ob dieſe vor das Forum der großen Welt, des Aeſthetikers, des Zeloten und des Critikers gehört. Wir getrauen uns, den Schritt zu entſchuldigen, durch den ſie ſich Derbyn in die Arme warf, wenn wir den Glauben an die Tugend in dem Gemälde Alexander's betrachten, da er ſeinem Leibarzt den Giftbecher abnahm. Zu dem Glaubenseifer kommt oft Bekehrungsſucht; und miſchten wir dazu ein wenig Liebe zum Ausländiſchen, zum Außerordentlichen in der Seele eines guten Kindes von zwanzig Jahren, die ſich in einer drückenden Situation befindet, ſo hätten wir ungefähr den Schlüſſel zu der ſogenannten Sottiſe. Die Scene bei der Toilette zeigt deutlich, daß das Werk keine Compoſition für das Publicum iſt, und Wieland hat es ſo ſehr gefühlt, daß er es in ſeinen Anmerkungen der großen Welt vorempfunden hat. Das Ganze iſt gewiß ein Selbſtgeſpräch, eine Familien-Unterredung, ein Aufſatz für den engern Cirkel der Freundſchaft: denn bei Lord Rich müſſen die individuellen Züge beweiſen, daß dieſer Character zur Ehre der Menſchheit exiſtirt. Das „Journal im Bleigebirge" iſt für uns die Ergießung des edelſten Herzens in den Tagen des Kummers; und es ſcheint uns der Augenpunct zu ſein, woraus die Verfaſſerinn ihr ganzes Syſtem der Thätigkeit und des Wohlwollens wünſcht betrachtet zu ſehen. Auch der Muth hat uns gefallen, mit dem ſie den Lord Rich einzelne Blicke in ihr Herz thun und ihn Das niederſchreiben läßt, was ihr innerer Richter bewährt gefunden hat. Es war ihr wahrſcheinlich darum zu thun, ſich ſelbſt Rechenſchaft zu geben, wie ſie ſich in der Situation ihrer Heldinn würde betragen haben; und alſo betrachtet ſie den Plan der Begebenheiten wie ein Gerüſte zu ihren Sentiments. Will der Herr Critiker uns in's Ohr ſagen, daß die Fugen des Gerüſtes grob ineinander gepaßt, Alles nicht gehörig behauen und verkleibt ſei, ſo antworten wir dem Herrn: Es iſt ein Gerüſte. Denn wäre der Maſchiniſt Derby ſo fein ausgezeichnet, wie Richardſon's Lovelace: ſo wäre das Ganze vielleicht ein Spinnengewebe von Character, zu fein, um dem ungeübtern Auge die Hand der Natur darin zu entdecken, und der Schrift-Text wäre Allegorie geworden.

Der goldene Spiegel oder die Königinn von Scheschian. Eine wahre Geſchichte. Aus dem Scheschian'ſchen überſetzt. Leipzig, Weidmann's Erben und Reich. Erſter bis vierter Theil. 8.

Man kann in dem Pfad, den die Wieland'ſche Muſe gewandelt, drei Ruhepuncte angeben, wo ſie ſtille geſtanden, zurückgeſehen und ihre Richtung geändert. Der Grundſtoff der älteſten Manier war Plato'ſches Syſtem in dichteriſcher Diction dargeſtellt, — die Charactere, die ſie in Handlung ſetzte, einzelne Ausflüſſe aus der erſten Urquelle des Guten und Schönen, und der Sitz ihres Landes, Empyreum. Sie ſtieg herunter zu den Menſchen, vielleicht in dem Alter, wo der Dichter, nachdem er die moraliſche

Sie wägt ſich, ſie regt ſich,
Und ändert ſich nicht.

Sie ſehen einander an, Bätely ſcheint bewegt und unſchlüſſig.

Jery.

Engel, du ſcheinſt mir gewogen!
Doch ich bitte, halt die Regung
Noch zurück, noch iſt es Zeit!
Leicht, gar leicht wird man betrogen
Von der Rührung der Bewegung,
Von der Güt' und Dankbarkeit.

Bätely.

Nein, ich werde nicht betrogen!
Mich beſchämet die Erwägung
Deiner Lieb' und Tapferkeit.
Beſter, ich bin dir gewogen,
Traue, traue dieſer Regung
Meiner Lieb' und Dankbarkeit!

Welt als ein Paradies im Anschauen durchwandelt hatte, anfing, den Baum des Erkenntnisses selbst zu kosten. Nun wurden die dramatis personae, gute, ethische Menschenkinder, wie sie vor unsern Augen herumgehen, weder ganz gut, noch ganz böse; der Umriß der Charactere ward so schwebend und leicht gehalten, als es die Inconsequenz der Meisten und die Form der Societät, die ihn eindrückt, erfordert. Der Aufwand der Dichtungskraft war groß und der Plan des Gebäudes reich und glänzend. Die Weltkenntniß blieb (der Dichter mag sie nun halb durch's Anschauen und halb durch eigene Ahnung erhalten haben) alle Zeit bewundernswürdig. Es waren Sitten des achtzehnten Jahrhunderts, nur in's Griechen- oder Feenland versetzt. Dieß war das männliche Alter, wohin die Geburt des „Agathon" und der „Musarion" fällt. Die Cucratiten sahen ihn als einen abgefallenen Engel an, weil er nicht mehr in den Wolken schwebte, sondern herabgekommen war,

Die Schafe des Admet's zu weiden.

Die Weltleute warfen ihm vor, die Wahrheit erliege unter dem Putz, und die ekeln Moralisten, die Nichts als gute und böse Gespenster sehen, verschlossen die Bücher ihren Töchtern. Dieß, glauben wir, mag den Dichter bewogen haben, sich näher und deutlicher zu erklären und sein Leben in dem lehrenden Character zu beschließen. Zu dieser letzten Classe rechnen wir den „goldenen Spiegel", und aus der weisen Art, womit er die Speise zubereitet und austheilt, scheint er sein Auditorium genau angesehen und kurz begriffen zu haben. Unsere Leser kennen das Buch, und unsere Anzeige kommt auch zur Bekanntmachung zu spät.

Man erlaube uns also über die Composition des Ganzen und das Besondere einiger Theile eine kleine Unterredung. Der Plan ist ungefähr folgender: Schach Gebal, ein König von Schechian, regierte bald so übel, bald so gut, daß weder die Guten noch die Bösen mit ihm zufrieden waren. Zu gesunder Einschläferung seiner Majestät wird Jemand im Königreich aufgesucht, ihm die Geschichte des Landes vorzutragen: und Dieser findet sich in der Person des Danischmende. Die Scene ist am Bette des Königs, in Beisein der Sultanin Nurmahal; und sobald der Philosoph in eine gewisse Wärme geräth und die edelsten und größten Wahrheiten mit Ueberzeugung vorträgt, so schläft der König, wie sich's gebühret, ein. Der Dichter scheint bei dieser Vorkehrung sein Auditorium besser gekannt zu haben als Danischmende; denn er hat für seine Leser, damit sie sich beim Aufwachen wieder finden könnten, keine einzige Wahrheit stehen lassen, die nicht mit Schwabacher-Schrift gedruckt wäre. In dem ersten Theil geht die Absicht des Verfassers dahin, den Großen und Reichen einen Weg anzugeben, wie sie für ihre eigene Person glücklich sein könnten, in dem Beispiele eines Völkchens, das er durch Pfammis, einen Philosophen seiner Schöpfung, cultiviren läßt.

In Vergleichung seines Vorbildes des Abquel Conte! verliert dieses Werk Etwas in Ansehung der Schöpfungs- und Einbildungskraft. So carricaturartig als die Crebillon'schen Figuren sein mögen, so sind sie doch rund; es geht doch hier und da ein Arm, ein Fuß heraus. Hier aber ist Alles Inschrift, Satz, Lehre, Moral, mit goldenen Buchstaben an die Wand geschrieben, und die Figuren sind herum gemalt. Wir wollen den Verfasser nicht journalistenmäßig darüber chicaniren. Es scheint nun einmal, er hat in dieser Manier arbeiten wollen; und wenn man für einen reichen Mann bekannt ist, so steht es Einem frei, seinen Aufwand einzurichten, wie man will. Lord Clive spielt ja auch gerne Kleines Spiel. — Auch das Ideal des Völkchens im ersten Theil steht nur wegen der Moral des Pfammis da; und von einer Verzierung, von Eisen gezeichnet und von Gravelot gestochen, verlangt Niemand die Wahrheit eines Julius oder Le Brun. Der Verfasser lacht mit Recht über die schiefen Ausleger dieses Ideals; wir machen in Ansehung seiner Moralität keine üble Vorbedeutungen. Nur erlaube man uns die einzige Anmerkung: daß man im Gemälde menschlicher Geschichte nie Licht ohne Schatten gedenken kann; daß die Zeit sich ewig in Nacht und Tag eintheilen, die Scene immer Mischung von Tugend und Laster, Glück und Unglück bleiben werde. Man verberge uns also nicht die eine Seite. Die marmornen Nimphen, die Blumen, Vasen, die buntgestickte Leinwand auf den Tischen dieses Völkchens: welchen hohen Grad der Verfeinerung setzen sie nicht voraus; welche Ungleichheit der Stände; welchen Mangel, wo so viel Genuß; welche Armuth, wo so viel Eigenthum ist.

Wir danken dem Verfasser für die Moral des Pfammis, die ganz aus unserm Herzen ist, und für die gute Art, womit er zu Ende des ersten Bandes eine Gattung moralischer Giftmischer, nämlich die gravitätischen Zwitter von Schwärmerei und Heuchelei, hat brandmarken wollen. Da die Societät diesen Heuchlern keine eigenen Farben und Kragen gegeben hat, woran man sie von Weitem erkennen könnte, so sind sie doppelt gefährlich.

Der zweite Theil zeigt in dem Exempel Agar's, wie viel Böses unter einem gutherzigen Regenten geschehen könne.

Die Vorrede des dritten Theils kündigt den Verfasser immer noch voll von seinem edeln

Enthusiasmus an, der ihn allezeit bezeichnet hat, für Welt und Nachwelt zu arbeiten, das Herz der Könige zu bilden und dadurch das Wohl der Menschengattung auch auf ferne Jahrhunderte zu befördern.

Wie verehrungswürdig ist der Mann, der bei seiner so großen Weltkenntniß noch immer soviel an Einfluß glaubt, und von seinen Nebenbürgern und dem Lauf der Dinge keine schlimmere Meinung hat!

Den dritten Theil ziehen wir den beiden ersten wegen der meisterhaften Pinselstriche vor, womit er den Despotismus geschildert hat. Selbst der Socratische Laun in Königsberg kann nicht mit dieser Wahrheit und bittern Wärme gegen die Unterdrückung reden und sie häßlicher darstellen, als sie hier in des Ebli's Gestalt erscheint. Sich und sein System scheint der Verfasser unter dem Namen Cador abgebildet zu haben: denn alle schiefen Urtheile, die wie je von Heuchlern aller Stände haben von seinen Grundsätzen fällen hören, sind hier in Demjenigen vereinigt, was die Zeitverwandten Cador's von ihm behaupten.

Der Despot Itsandiar geht endlich so weit, daß er alle seine Verwandten ausrotten will. Es gelingt ihm, bis auf den letzten Sohn seines Bruders, Tisan, den ihm sein Wessir, Dschengis, entzieht, und dafür seinen eigenen Sohn den abgeschickten Mördern Preis gibt. Die Erziehung des jungen Tisan geschieht, wie man muthmaßen kann, auf dem Lande. Er wird ein guter Mensch und lernt gute Menschen kennen, ehe er in das Getümmel der großen Welt tritt. Die Grundsätze dieser Erziehung sind vortrefflich. Nicht so leicht war es, wenn der Dichter einige von den Umständen hätte angeben wollen, die in der Erziehung aller Großen zusammentreffen, die beinahe unvermeidlich sind und die am Ende Das hervorbringen, was wir das allgemeine Gepräge nennen würden. Vielleicht wäre Dieß die größte Schutzschrift für sie gegen alle Declamationen der Dichter und Philosophen gewesen. Tisan wird im vierten Theil Regent von Schirschian, und wir lassen uns nicht in die Grundsätze seiner Regierung ein. Sie sind so allgemein gut und anerkannt, als sie jemals auf dem Papier gestanden haben, und wir freuen uns abermals, daß ein Mann von Wieland's Talenten und Herablassung sich mit einer neuen Ausgabe hat beschäftigen wollen. Wir würden uns und unsern Lesern ein schlechtes Compliment machen, wenn wir ihnen sagten, was sie schon lange wissen, daß in der Ausbildung der einzelnen Theile und des lichten und geordneten Colorit's hier Nichts zu wünschen übrig bleibt.

Musen-Almanach. Göttingen 1773. 12. bei Dietrich. Ohne das Register, die in Musik gesetzten Lieder und Kupfer 234 S.

Herr Boie hat uns mit seinem Musen-Almanach auf's künftige Jahr ein sehr angenehmes und frühes Geschenk gemacht. Der Sammler hat sich nun einmal, durch seine gewissenhafte Wahl, das Zutrauen der besten Köpfe Deutschlands erworben; und da ein Mann von wahren Talenten sich nicht fürchten darf, hier in einer Art von allgemeinem Ausruf unter unschicklicher Gesellschaft bekannt zu werden, so wird es Herrn Boie niemals an trefflichen Beiträgen fehlen.

Es erscheinen dieses Jahr einige Namen von Dichtern, die nächstens allgemeiner bekannt zu werden verdienen: dahin gehören Herr (Clamer Eberhardt Carl) Schmid zu Halberstadt, dessen Petrarcha'sche Versuche unsere Leser schon kennen; Herr Bürger in Göttingen und Herr Hölty, der unter den neuern Klopstock'schen Nachahmern vielleicht am Meisten Sprache und Rhythmus in seiner Gewalt hat.

Das Gedicht „auf Selmars Tod" in dieser Sammlung, von Herrn Schmid, ist ein Meisterstück in Tonfall, Sprache, Harmonie und wahrer Empfindung. Das „Minnelied" von Herrn Bürger ist besserer Zeiten werth; und wenn er mehr solche glückliche Stunden hat, sich dahin zurückzuzaubern, so sehen wir diese Bemühungen als eins der kräftigsten Fermente an, unsere empfindsamen Dichterlinge mit ihren goldpapiernen Amor's und Grazien und ihrem Cultus der Wohlthätigkeit und Menschenliebe vergessen zu machen. Nur wünschten wir, als Freunde des wahren Gefühls, daß diese Minnesprache nicht für uns werde, was das Barden-Wesen war, bloße Decoration und Mythologie, sondern daß sich der Dichter wieder in jene Zeiten versetze, wo das Auge und nicht die Seele des Liebhabers auf dem Mädchen haftete. Und wenn er die Gesänge Kaiser Heinrich's und Markgraf Heinrich's von Meißen nachempfunden hat, so bildet er sich durch die Liebe einer Miranda, einer Julie u. s. w. bei Shakespeare. Das andere Stück, „die Minne" betitelt, scheint uns schon den Fehler zu haben, neuen Geist mit alter Sprache zu bedrämen. Von Herrn Claudius finden sich wieder einige ganz vortreffliche Stücke. Von Herrn Gotter ist eine Epistel an Madame Hänsel eingerückt, die stückweise gut gerathen ist, und die wir in dem drolligen Ton, womit sie anfängt, fortgeführt wünschten ohne die ernsthaften, moralischen Betrachtungen am Ende. Unter dem Zeichen Q. und P. lies't man dieses Jahr von Neuem sehr schöne Gedichte, die ungemein viel wahres Genie verrathen. Man wähle z. B. S. 17 „der schöne Gärtel." und die allerliebste Idylle S. 33. Aus den N. Ham-

burger-Zeitungen hat Herr Boie die sogenannten Verse wieder abdrucken lassen, für die wir ihm aufrichtig Dank sagen. Die Winke, die der Dichter hier unserm lieben Deutschen Vater- und Dichterlande in der wahren Inschriftsprache gibt, sind so wichtig, daß sie als Motto's vor künftige Dunciaden und critische Wälder gesetzt zu werden verdienten. Von Herrn Wieland hat diese Sammlung ein merkwürdiges Fragment erhalten, „Endymion's Traum" betitelt, wo der Dichter in der ihm eigenen Laune über alle Systeme lacht, doch aber das seinige oder Aristipp'sche von Neuem als Etwas empfiehlt, das nicht ganz und gar Endymion's Traum sei. Wir dächten: weil's einmal so ist, daß die liebe Natur den Stoff selber wirkt und das System Nichts als der Schnitt des Stoff's bleibt: so gibt es doch wohl keinen Rock, der für alle Taillen gerecht ist, es müßte denn der Rock des Herrn Christi sein, der zu E. hängt, der aber zum Unglück ein Schlafrock ist und also die Taille gewaltig versteckt.

Herr Kretschmann erscheint hier in einem ganz unvermutheten Lichte des Patrons; er steht nämlich mit der Goldschel unter dem heiligen Eichenstamm und initiirt, als ein alter Barde, den Aufkömmling Teiuhard. Er gibt ihm in der vierten Strophe, S. 44, förmlich seinen Segen. Wer doch den Mann kennte, der ihn als Rhingulph eingeweiht hat, damit man's ihm ein klein wenig von Klopstock's und Gerstenberg's wegen verweisen könnte.

Die Stücke unter O. verrathen einen Mann, der der Sprache als Meister und Schöpfer zu gebieten weiß. Die Arbeit des Herrn Unger ist eingelegte Arbeit, mit ihrem Chinesischen Schnickschnack auf Thee-Breten und Toilette-Kästchen wohl zu gebrauchen. Dem jungen Herrn Cramer sieht man gleichfalls an, daß er unter der Wolke hervorkuchen möchte, die Klopstock's Glorie samt. Von Vater Gleim, Michaelis, Gerstenberg, Freiherr von N. sind schöne Stücke da. Die übrigen Herren sammt und sonders figuriren als Figuranten, wie sich's gebührt.

Hinten sind einige Lieder, in Musik gesetzt, worunter Klopstock's „Wir und Sie", das auch von Neuem hier abgedruckt ist.

Die Materie zu den Kupfern ist aus dem „Agathon" genommen, allein sie sind, wir wissen nicht, aus welcher Ursache, da sie Meile zum Verfasser haben, sehr schlecht gerathen.

Im Ganzen bleiben wir Herrn Boie allezeit angewein für seine Bemühungen um die Deutsche Anthologie verbunden.

Lustspiele ohne Heirathen, von dem Verfasser der „Empfindsamen Reisen durch Deutschland." Bei J. C. Zimmermann. Wittenberg und Zerbst. 1773. 8.

Der gute Herr Präceptor, dem wir im abgewichenen Jahr eine ganz andere Beschäftigung auftrugen, als empfindsame Reisen zu schreiben, hat wirklich sein Thema geändert. Aber statt Handlanger zu sein, will er doch noch immer mitmeistern. Da steht er nun vor dem Theater und seufzt nach der Ehre, seine Rolle zu spielen, aber zum Unglück fehlt es ihm an Kenntniß, an Geschmack und Anstand.

Ohne die Fackel des Hymen hat er drei Lustspiele verfertigt. Das erste heißt: „die unschuldige Frau oder viel Lärmen um Nichts." Gutherzige Weiber mögen sich diesen Dialog zum Trosse verlesen lassen. Die Herren Raufbolde finden in dem „Duell" in drei Aufzügen, welcher das zweite Lustspiel ohne Heirath ist, alle Regeln der Schlägerei in einem treuen Auszug. Das dritte Theatral-Stückchen ohne Heirath heißt: „der Würzkrämer und sein Sohn" und soll eine Schul-Comödie sein. Nun, da heirathet man sich ohne Das nicht. Vielleicht hat ein wahres Geschichten dem Herrn Verfasser den Stoff zu diesem Auftritt gegeben, der aber so ohne alles Gewürz da angerichtet steht, daß man schon bei'm ersten Anblick desselben genug hat.

Beiträge zur Deutschen Lectüre für Leser und Leserinnen. Leipzig, bei Pöschen. 8. 298 S.

Nachdem uns die geschäftigen Müßiggänger, die für geschäftige Müßiggänger arbeiten, bald auf das Canapé, bald auf den Großvaterstuhl, bald in den Abendstunden, bald bei der Mittagsruhe verfolgt haben; nachdem wir Land- und Stadt-Bibliotheken, Jahreszeitreisen, Tagreisen, Brunnenreisen genug bekommen haben: so war kein Rath mehr übrig, als gegenwärtige Sammlung unter dem allgemeinen Vorwande der Lectüre unterzubringen. Sollten wir eine Stellung vorschlagen, in welcher man diese Beiträge lesen könnte, so wäre es stehend, und zwar auf einem Beine; denn so würde man mit eben der Geschwindigkeit lesen, mit welcher der Verfasser gearbeitet hat. Das Mode-Wort Lectüre heißt ohne Dem weiter Nichts, als ebenso gedankenlos blättern, wie die Taglöhner der Buchhändler fabriciren.

Der größte Theil dieser Beiträge sind, wie gewöhnlich, Uebersetzungen, und zwar aus allen Zungen. Vornehmlich hat sich Prior sehr oft müssen mißhandeln lassen. Den Herrn Verleger und übrige Freunde des Herrn Verfassers ersuchen wir, bloß die Uebersetzung der Kirchhofs-Elegie mit den beiden prosaischen Uebersetzun-

gen, die man schon davon hatte, zu vergleichen. Und wozu eine neue prosaische, da wir die vortreffliche poetische von Gotter haben? An Chaucer (S. 129) hätte sich der Verfasser auch nicht versündigen sollen, da Schikler schon dieses Stück übersetzt hatte.

Seine eigenen prosaischen Zusammenschmierungen haben wir nicht anlesen können; nur soviel erinnern wir uns davon, daß er gelegentlich die vermoderte Wochenschrift von Mylius, den „Freigeist", erhebt. Die Verse sind ungefähr von folgendem Caliber:

Holde Nacht,
Liebesmacht!
Laß mich Deinen Vortheil kennen!
Stelle mir
Lockend für,
Was die Liebe macht.
Laß mich frei mit Phyllis scherzen
Und sie alsdann feurig herzen,
Eh' der Neid erwacht.

Sehr fleißig sind Gedichte aus Müller's Versuchen eingerückt, der ein Mal über das andere ein großer Mann gescholten wird. Endlich macht uns die Vorrede die angenehme Hoffnung zu einem zweiten Theile.

Theatral-Almanach für das Jahr 1773. Verfaßt von einigen Liebhabern der Deutschen Schaubühne. Zu finden in dem kaiserl. königl. privilegirten Real-Zeitungs-Comptoir. Zweiter Theil. Wien. 12. 195 S.

So lange der Philosoph keinkampedusk findet, wo ihn die unverfälschte Natur in Schauspielen und Schauspielern ergetzt, so lange wird er sich begnügen, das rohe Possenspiel des täglichen Lebens zu betrachten und aus dem Theater bleiben. So lange insbesondere die Deutsche Bühne dem Eigensinne eines tausendköpfigen und ungebildeten Publicums und dem Muthwillen der Schreiber- und Uebersetzerzunft ausgesetzt bleibt; so lange in ganz Deutschland nur ein tragischer Schauspieler, nur eine tragische Schauspielerinn existirt; so lange die Gebier, die Stephanie schreiben dürfen und gelobt werden: wer wird es dem Philosophen verdenken, wenn er lieber, wie mancher Dramine, den ganzen Tag in einer Postur unthätig säße, als sich in den Schauplatz erhöbe? Aber um der Philosophen willen allein Bühnen zu erhalten, die nur Stücke von Shakespeare, Ugolino's und Hermanns-Schlachten und von Schauspielern aufgeführt wissen wollen, wie sie sich die Griechischen und Britischen denken, möchte vor dem Jahr 2440 unthunlich sein. Also laßt uns zufrieden sein, daß wir noch ein Theater haben; daß wir wenigstens nicht rückwärts gehen; wenn wir (wie in allen menschlichen Künsten) nur unmerklich vorwärts gegangen sind; laßt uns jede, auch die unerheblichste Nachricht vom Zustande der Deutschen Bühne (über den sogar ein Universal-Almanach zu wünschen wäre) aus Patriotismus nicht verachten; laßt uns zufrieden sein, daß an einem Orte, wo vor Kurzem noch Barbarei herrschte, jetzt jährlich zwei Theatral-Calender erscheinen können!

Den einen, welcher den Titel genauer Nachrichten führt, haben wir dieses Jahr schon angezeigt. Der Verfasser derselben, Herr Müller, der sich auch die Ehre des ersten Gedankens anmaßt, hat Vieles vor den Almanachs-Verfassern voraus. Beide sind für Auswärtige gute historische Quellen, wenn sie schon zu einer eigentlichen Geschichte nicht hinreichen. Sie geben uns bloß summarische Anzeigen (die seichten Raisonnements im Theatral-Almanach sollten ganz wegbleiben); und man darf daher keine pragmatische Entwickelung der Ursachen, keine philosophische Characterisirung suchen, sondern sich begnügen, die Sachen in einer gewissen Ordnung übersehen zu können.

Der diesmalige erste Artikel im Almanach ist aus dem guten Gedanken entstanden, die zerstreuten Bemerkungen über die dramatische Kunst zu sammeln. Wenn die Sammlung eine Quintessenz aus der Menge dramatischer Blätter wäre, die seit vier Jahren in Deutschland herumfliegen oder aus Büchern gezogen wäre, wo man dergleichen Bemerkungen nicht suchte, so wäre sie löblich. Aber aus einem so bekannten Buche, wie „Sulzer's Theorie", fast fünf Bogen abdrucken zu lassen, Das heißt den Käufer um's Geld bringen, zumal da keine Artikel im Sulzer mehr bestritten werden können, als die dramatischen.

Der Artikel über die Italienischen Schauspiele hat uns am Besten gefallen. Die vortrefflichen Tonkünstler werden mit Recht bedauert, die solche nugas canoras bearbeiten müssen. „Es sind Niederländer-Spitzen auf Sackleinwand genäht; man besetze sie noch so häufig damit, der Boden bleibt immer Sackleinwand." Leider erhalten wir dieß Mal nur einen einzigen Plan von einem Noverre'schen Ballete!

Mit Freuden lesen wir, daß die Französischen Schauspieler endlich ganz fortgeschickt worden:

— — Du lächelst,
Muse, der sausenden Affenschwänze,
Die in den gold'nen Säulen Lucretion's
Ihre Liedchen singen.

Aber immer ist noch nur drei Mal Deutsches Schauspiel und drei Mal Opera buffa. Wenn die Verfasser nicht gewohnt waren, den Mund weit ein wenig voll zu nehmen, so würden wir es glauben, daß der Tod der Demoiselle Delphin für das Ballet ein unersetzlicher Verlust sei. Sie

seit das bewundernswürdigste Subject gewesen sein, das je in Europa für das Große und Erhabene erschienen.

Das Verzeichniß der Deutschen Theatral-Dichter, Das ist, aller Derer, die sich mit dreister Faust an's Drama wagen, ist dermalen sehr verbessert. Wir begreifen aber nicht, wie man Herrn Romanus hat vergessen können, der doch im vorjährigen Calender stand. Derschau ist ja auch einen Orest und Pylades geschrieben. Hudemann ist, dem Himmel sei Dank, längst todt! Herrn Pfeufer's fruchtbare Feder hat uns weit mehr gegeben, als „Carl und Eleonore", z. B. „Wendelino". Scheibe ist auch der Uebersetzer von den Lustspielen der Piehl. Stutz's Amt konnten die Verfasser aus den politischen Zeitungen wissen. Die einheimischen Theatral-Dichter haben dieß Mal einen besondern Abschnitt bekommen.

Das Verzeichniß der aufgeführten Stücke belehrt uns, daß man immer noch wenig Trauerspiele, besonders wenn sie in Versen geschrieben sind, hingegen allen Wust von Dramen gerne sehe, so schlecht sie auch zusammengeleimt sein mögen; daß man einerlei Stück zu Wien öfter als an andern Orten wiederholen könne; daß man sehr auf die Menge der Personen (S. 117) sehe, wenn es auch achtzehn Kinder sein sollten; daß man sogar anfange, sich an Shakespeare zu versündigen. Die erbärmlichen eingestreuten Urtheile rathen wir Jedem zu überschlagen. Ueber Stücke, wie „Emilia Galotti" wissen die Herren Nichts auszurufen, als: „Wen hat es nicht entzückt!" Gerber's Lob rauscht uns auf allen Seiten so sehr in die Ohren, so daß die Verfasser selbst zu den posaunenden Theatral-Trompetern gehören, derer sie S. 179 spotten. Die Männerchen unter Herrn Schirach's Fahne scheinen den Verfassern gar große Riesen. Ja Weiß's „Haushälterinn" soll zu viel Localen sein. Sie können nicht begreifen, wie man „Romeo und Julie" so sehr habe bewundern können, da sie doch bekennen, daß ihnen eine Julie gefehlt habe. Ja, man hat es sogar mit einem sanften Acte von Wiener-Fabrik und mit fröhlichem Ausgange gespielt. Von Zeit zu Zeit geschehen verdeckte Ausfälle auf den Herrn von Sonnenfels.

Wer da endlich noch nicht wüßte, daß die Herren Henfeld und Klemm, weren sich Ersterer in Kupfer hat stechen lassen, Dieses par nobile, die Hauptverfasser wären: so dürfte er nur den allerliebsten Ausdruck S. 162 bemerken, die Geschichte des „Fräulein von Sternheim" sei genothzüchtigt worden.

Das Register der Schauspieler erinnerte uns von Neuem an die Ungerechtigkeiten, die Madame Hensel zu Wien hat erfahren müssen und die mit Recht geflohen hat

das undankbare Land,
Wo Kotillon und Cabale wohnen.

Die Lieder Ossian's, des Barden. Mit Vorbericht und Anmerkungen von M. Denis aus der G. J. bei Trattnern. Wien 1773. 290 S. ohne Vorbericht.

Seitdem schon Manches gründlich gegen unsere Barden-Poesie erinnert worden, haben es sich die kleinen Kunstrichterchen in Deutschland zur Regel gemacht, über alle Barden nach ihrem Belieben zu schmähen; und der wahre Kenner des Guten wagt es kaum, auch seine Gedanken zu sagen und tritt dann wieder ab.

Wir sind wider die Barden-Poesie nicht eingenommen. Rechtschaffenheit und Patriotismus wird in diesem oder dem Tone der Gleim'schen Kriegslieder am Besten verbreitet; und der Dichter selbst setzt sich lieber in die Zeiten der Sittenunschuld und der starken Heldengesinnung zurück, als daß er unsere tändelnden Zeiten besänge. Wo sind denn die schönen Thaten, die ein Deutscher Ossian in unsern Zeiten besingen könnte, nachdem wir unsern Nachbarn, den Franzosen, unser ganzes Herz eingeräumt haben? Einem Patrioten singt kein Dichter in diesem Tone fremd, und antike Griechische Schilderungen, mit Deutschen Sitten verbrämt, sind doch ja wohl eben der Fehler, oder wohl ein größerer, als Barden-Poesie in unserm Zeitalter. Wenn Tugend und Rechtschaffenheit statt der Cabale und der Laster unsers Jahrhunderts, statt der Bosheit der Priester und unsers Volkes, wieder ein Mal die Oberhand gewinnen: dann erst kann der Barde seine Saiten anspannen und seinen Zeiten gemäß singen. Indeß bringt jeder Barde sein Opfer zur Verbesserung unserer Sitten; und Dieß hat auch hier Denis gethan.

Was dem Vorberichte über die alte vaterländische Dichtkunst können wir nur Weniges sagen. Wir haben eben leider nichts Eigenes mehr aus jenen Zeiten, und wenn auch in Bibliotheken hier und da noch Etwas wäre, so ist weder Lohn noch Ermunterung genug, daß man sich Mühe gebe, diese Gesänge aufzusuchen; und es werden ja die Minnegesänge nicht einmal gelesen. Bei dieser Gelegenheit erinnern wir Klopstock, uns mehr Nachricht von dem Barden zu geben, den er gefunden zu haben hofft. Welch ein angenehmes Geschenk für die wenigen Liebhaber der alten Poesie!

Nun kommen wir auf die Gedichte selber: 1) Ossian's Geist. Ein Stück, Ossian's vollkommen würdig. Es enthält den Hauptinhalt der Ossian'schen Gedichte und zuletzt eine Klage

über den verderbten Geschmack unserer Zeit in einem sanften, klagenden Tone gesagt:

Hört diesem Gedichte bewegt ich
Die Vorwelt, und irrte die Weisen
Der Barden, und rettet der Töne
Zurück in mein Alter, soviel ich vermag.

Zwar haben mich Viele verlassen,
Die vormals mir horchten! Sie flohen:
Die Strenge, die Einfalt jetzt wandelt,
Erwählen, wer wollte sie wundern mit ihm!

Doch Wenige, denn Liebe gelohnet,
Empfindende Seele, wie Deine,
Mein Lehrer, und sind sie schon wenig,
Die schlichen bei meinem Gesange sich auf!

2) Lehren der Vala. 3) Hagbard und Signa. 4) Odin's Heimfarth. 5) Ariosens Ruhe's Sterbelied. 6) Haken's Leichengesang. 7) Regner und Kraka. 8) Egil's Lösegesang: sind Uebersetzungen alter Barden, deren Werth man, ohne Schmeicheley, hochschätzen wird, wenn man bedenkt, wie viel Mühe die Uebersetzung eines solches Stücks aus dem barbarischen Latein den guten Sinet gekostet hat. Möchte er bald mehr solche Uebersetzungen mittheilen!

9) Auf die Genesung Theresia's: war, soviel der Recensent sich erinnert, schon vorher bekannt. Der Vers fließt in diesem Stück so sanft, so voll Wohllaut, daß man zärtlich gerührt werden muß, und besonders sind dem Herrn Denis die Reime sehr gut gerathen, die sonst eben den besondern Beifall unserer Barden nicht haben.

10) Barden-Feier am Tage Theresia's: ist bekannt genug. 11) Auf Joseph's Krönung; ein vortreffliches Lied in einem harmonievollen, lyrischen Schwung.

12) Vier Gedichte auf die Reisen Joseph's, wovon die drei erstern schon lange bewundert worden sind und das letzte gewiß allgemeinen Beifall erhalten wird. Aber in diesem ist nicht Joseph, der Held, sondern Joseph, der Vater, der Steurer des Mangels, besungen:

Dein Herz,
Vaterempfindungen voll,
Flieget sich, Eher' in Dir vom thränenden Volk,
Ziehet sich, Mutter, zu Dir!
Horch nach Norden nicht,
Wo Dir Dein Heerlager schickt!
Joseph ist Horchlos! Kein Ohr, er hört, er kömmt.

16) Die Seile des Pflügers. Auch schon lange bekannt.

17) An den Oberdruiden an der Ner. 18) An einen Barden-Freund. 19) Auf das Haupt der Starken bei den Markmännern. 20) An den Obersten der Barden Teut's (Klopstock.) 21) An den Bardenführer der Brennen-Heere. (Gleim.) 22) An Friedrich's Barden. (Ramler.) 23) An den Ober-Barden der Pleiße. (Weiße.) 24) An den Beredtesten der Donau-Druiden. (Wurz.) 25) Rhinguiph's Lied an Sinet. 26) Sinet's Gesicht. (Beide schon aus den Almanachen bekannt.) 27) An einen Jüngling. Wie Vieles möchten wir sagen, wenn wir von Jedem besonders reden wollten! Die meisten sind ganz vortrefflich; dagegen stoßen wir aber auch hier und da auf matte Stellen, die wir hinweg wünschten. Bei einem Barden, der sonst so erhaben singt, wird man unter dem Lesen schwacher Stellen etwas unwillig, da überdieß diese Flecken sich so leicht abwischen lassen. Doch ist das Gute auch desto vollkommener und dieser kleine Tadel soll keinen Leser abschrecken, diese dennoch vortrefflichen Stücke zu lesen.

28) Vaterlandslieder. a) Die Vorzüge seines Vaterlandes. b) Freude über den Ruhm der vaterländischen Weisen. c) Wider die Nachahmung der alten Griechen und Römer in Deutschen Gesängen. d) Freude über den Frieden und Ruhe seines Vaterlandes. 29) Morgenlied. 30) Abendlied. 31) Gruß des Frühlings. 32) Das Donnerwetter. 33) Klagen. a) Auf Gellert's Tod. b) Ueber den Geschmack Einiger seines Volkes. c. Ueber die Erziehungsart vieler Deutschen Kinder. d) Ueber den Tod des Untervorstehers am Theresianum Hohenwart. e) Ueber die Arme seines Volks. f) Ueber den Tod eines geliebten Vogels. Diese Elegie darf weder mit Catulls' noch Ramler's Klage verglichen werden. Sie enthält viel Artiges, aber den Recensenten däucht auch Manches sehr gezwungen darin. Desto stärker und eindringender aber sind die vorhergehenden Klagen geschrieben, von welchen nur die über Gellert's Tod uns bekannt war. O Deutschland, höre doch einmal Deine frommen Barden und folge ihnen! Sie singen jetzt noch immer Mitleid — aber sie können auch fluchen über die Sitten ihres Volks. 34) Urlaub von der sichtbaren Welt. In allen diesen Gedichten athmet menschliches Gefühl, Patriotismus, Haß des Lasters und der Weichlichkeit und Liebe der Heldeneinfalt. Oft spricht der Barde kühn, oft eindringend, oft sanft und zärtlich — oft thränend.

Er hat seinen Gedichten Anmerkungen beigefügt, vielleicht um den beißenden Hunden aus dem Wege zu treten, welche über Klopstock's Oden und die Dunkelheit darin so ein lautes Geheule angefangen. Schirach und Consorten werden freilich auch jetzt noch nicht zufrieden sein, wenn gleich der Barde zu ihrer Schwachheit sich oft ganz herabgelassen hat.

Wir können Herrn Denis versichern, daß wir seine Lieder mit vielem Vergnügen gelesen haben.

Nun wird nächstens Herr Maskalier auch eine Sammlung seiner Gedichte veranstalten, welcher wir mit Freuden entgegensehen.

Endlich gewinnt doch vielleicht die gute Sache

des Geschmacks durch die Bemühungen so vieler wackern Männer die Oberhand.

Briefe über die wichtigsten Wahrheiten der Offenbarung. Zum Druck befördert durch den Herausgeber der Geschichte Ulong's. Im Verlag der neuen Buchhandlung. Bern 1772. 8. 223 S.

Diese Briefe waren Anfangs als ein Anhang zum Ulong bestimmt. Allein weil Dieses ein Buch ist, wo Liebe, Krieg und Geschäfte des gemeinen Lebens vorkommen, so konnten, sagt der Verfasser in der Vorrede, die Angelegenheiten der Ewigkeit nicht damit vermischt werden. Auch verwahrt sich der Herr Präsident dagegen, daß blöde Leser in diesen Briefen eines Vaters an seine Tochter nicht Ihn suchen sollten. „Diese beiden Namen hat man beibehalten," sagt er, „weil sie die unschuldigsten Bande der Liebe bezeichnen, die auf Erden möglich sind. — Allein es wäre eine unerträgliche Eitelkeit, an mich selber zu denken, wenn ich von Gott spreche."

Diese Briefe sind hauptsächlich gegen die stolzen Weisen unsers Jahrhunderts gerichtet, die in Gott noch etwas Anderes als den Strafrichter des schändlichen Menschengeschlechts sehen; die da glauben, das Geschöpf seiner Hand sei kein Ungeheuer; diese Welt sei in den Augen Gottes noch etwas mehr, als das Wartzimmer des künftigen Zustandes und die sich vielleicht gar vermessen zu hoffen, er werde nicht in alle Ewigkeit fort strafen. Der Herr Verfasser bestreitet diese, nach seiner Meinung der Moralität so nachtheiligen Sätze mit allem Eifer. „Dieser Stolz" sagt er, S. 18, „ist der Seele eigen und hat nicht in den groben Elementen seinen Sitz." S. 20. „Bei Gott ist kein Vergessen: Das Vergeben ist ebenso wenig von Gott zu gedenken. Der Widerwille Gottes wider das begangene Böse behält ewig seine Stärke und ewig seine Folgen." S. 22. „Der Mensch wird mit der Quelle alles Uebels, mit dem Eigenwillen, geboren. Dieser Eigenwille herrscht in einem Kinde unumschränkt, noch ehe als es andere Beispiele gesehen hat; es sträubt sich mit seinen schwachen Gliedern gegen allen Zwang." Auch die besten Menschen sind in dem Herzen Räuber und Mörder: „Denn (S. 21) eine neue Philosophie hat es gerade herausgesagt: Wenn Wünsche tödten könnten, die Besitzer eines Guts, das wir gestohlen, wären in grosser Gefahr ihres Lebens gewesen." Oft hat der Herr Präsident mit schmerzhaftem Lächeln gesehen, wie die bewunderten Dichter mit einer niedrigen Eifersucht das Verdienst verkleinern, das dem ihrigen gleich hoch zu wachsen drohen möchte; wie sie mit bittrem Grimme Diejenigen verfolgen, die ihnen nicht räuchern. Wir haben es auch gesehen. Allein wir schließen nicht daraus, daß alle Wasser, die getrübt werden können, Kothlachen sind. Noch eine dieser neue Philosophie über die Dinge dieser Welt haben wir aus dieser Schrift gelernt. S. 191 sagt der Verfasser: „Hätte Gott die sündigen Menschen hier und in der Ewigkeit der Herrschaft des Lasters übergeben, ohne Beweise seiner Ungnade gegen die thätige Bosheit zu geben: so wäre er nicht mehr der Richter der Welt gewesen und seine vernünftigen Geschöpfe hätten bei ihrer Tugend keine Belohnung." Also wenn Gott nicht ausdrücklich gesagt und verboten hätte: „Hasse Deinen Bruder nicht, so würde mein Haß keine schädlichen Folgen gehabt haben! Die Unmäßigkeit würde meinen Körper nicht zerrüttet und das Laster meine Seelenruhe nicht gestört haben! Auch von der Ewigkeit bekommen wir die sichersten Nachrichten. Der Mensch besteht, wie wir aus dem Catechismo wissen, aus Augenlust, Fleischeslust und hoffärtigem Wesen. Daraus zieht der Verfasser sein System des künftigen Zustandes. „Wollust und Geiz geht nicht mit uns in die Ewigkeit über." S. 192. Warum? „Weil wir keine Glieder mehr zur Wollust haben und weil dort kein Gold ist. Aber der Stolz geht über." Von allen Wegen der Vorsehung wird überhaupt durch das ganze Buch immer der wahre und einzige Grund angegeben. S. 200. „Der von Gott (durch einen Mittler) erwählte Weg war den Grundtrieben des menschlichen Herzens am Angemessensten. Warum? Es wird durch Furcht und Hoffnung beherrscht."

Wir übergehen die Ausfälle gegen die Feinde der Offenbarung, die öfters Lustreiche sind, die Raisonnements über die Geschichte der Menschheit zu den Zeiten des Erlösers und die vielen, auf einen Haufen geworfenen Beweise für das Christenthum, von denen man so wenig, wie von einem Bündel Ruthen fordern darf, daß sie alle gleich stark sein sollen. Auch gegen Ordnung und Composition darf man Nichts sagen, wenn man nicht in die Ketzerliste eingetragen sein will. Allein wir geben allen Fanatikern von beiden entgegengesetzten Parteien zu bedenken, ob es dem höchsten Wesen anständig sei, jede Vorstellungsart von ihm, dem Menschen und dessen Verhältniß zu ihm zur Sache Gottes zu machen und darum mit Verfolgungsgeist zu behaupten, daß Das, was Gott von uns als gut und böse angesehen haben will, auch vor ihm gut und böse sei, oder ob Das, was in zwei Farben für unser Auge gebrochen wird, nicht in einen Lichtstrahl für ihn zurückfließen könne. Zeiten und vergehen sind bei einem unveränderlichen Wesen doch wahrlich Nichts als Vorstellungsart. Darin kommen wir Alle überein, daß der Mensch Das thun solle,

was wir Alle gut nennen, seine Seele mag nun eine Kothlache oder ein Spiegel der schönen Natur sein; er mag Kräfte haben, seinen Weg fortzuwandeln, oder steif sein und eine Krücke nöthig haben. Die Krücke und die Kräfte kommen aus einer Hand. Darin sind wir einig und Das ist genug!

Eden, Das ist: Betrachtungen über das Paradies und die darinnen vorgefallenen Begebenheiten. Nebst Vorrede von Fr. Carl Friedrich Bahrdt, Professor zu Giessen. Frankfurt a. M. 1772. 8. 161 S.

Es gehört diese Schrift zu den neuern menschenfreundlichen Bemühungen der erleuchteten Reformatoren, die auf ein Mal die Welt von dem Ueberrest des Sauerteigs säubern, und unserm Zeitalter die mathematische Linie zwischen nöthigem und unnöthigem Glauben vorzeichnen wollen. Wenn diese Herren so viele oder so wenige Philosophie haben, sich das Menschenlehren zu erlauben, so sollte ihnen ihr Herz sagen, wie viel unzweideutiger Genius, unzweideutiger Wandel und nicht gemeine Talente zum Beruf des neuen Propheten gehören. Wenn sie Welterfahrung besitzen, so werden sie sich bei einem großen Publicum (und das größte glauben sie doch vor Augen zu haben) ungern erlauben, auch nur Terminologie-Pagoden umzustoßen und aufzustellen, wenn sie bedenken, welche heilige, ihren Brüdern theure Begriffe unter diesen Bildern umarmt werden. Aber ihr iconoclastischer Eifer geht weiter. Sie wagen sich an Nichts weniger als an vollkommen biblische Begriffe. — Auch dieser Tractat will die ganze Lehre der Schrift von dem Teufel wegräsonniren: ein Verfahren, das mit der allgemeinen Auslegungskunst, auch des strengsten Denkers, streitet; denn, wenn je ein Begriff biblisch war, so ist es dieser. Er hängt so sehr mit der Lehre des Morgenländers von der menschlichen Seele, seiner Idee von Moralität, natürlichem Verderben u. s. w. zusammen, wird durch seine Sittensprüche, Allegorien und Dogmata aller Zeiten und Secten so sehr bestätigt, daß, wenn man auch dem Worte Gottes nicht mehr zugestehen wollte als jedem andern menschlichen Buche, man diese Lehre unmöglich daraus verdrängen kann. So viele Stellen der Apostel und Evangelisten gehen davon aus und kehren dahin zurück, daß, wenn es auch nur ein von Christo in seinem Zeitalter vorgefundener Begriff wäre, er doch durch ihn geheiligt und bestätigt worden; und nur allein der Vorsehung ist es vorbehalten, zu bestimmen, wie viel Wahrheit sie uns auch hierin hat entdecken oder verhüllen wollen. Wäre ferner die Lehre von einem Teufel ein nicht in der heiligen Schrift ausdrücklich gelehrter Satz (welches doch nie zu erweisen sein wird), wäre es dem großen Haufen von Vorstellungsart von einem Principio des Uebels, so wäre es schon als ein glücklich gefundener Markstein nicht zu verrücken; — — oder wäre er auch nur ein in die trüben Canäle der Systeme abgeleiteter Satz, der aber von da in den öffentlichen Unterricht geflossen und Catechismus-Nahrung geworden: so würde er auch von dieser Seite ehrwürdig genug sein, um in ihm nicht die Ruhe und Seelensicherheit so Vieler zu stören, die leicht zu verwunden, aber schwer zu heilen ist. Hätte der Verfasser sich den Schriften Moses's auch nur als einem der ältesten Monumente des menschlichen Geistes, als Bruchstücken einer Egyptischen Pyramide, mit Ehrfurcht zu nähern gewußt, so würde er die Bilder der morgenländischen Dichtkunst nicht in einer homiletischen Sündfluth ersäuft, nicht jedes Glied dieses Torso abgerissen, gehauen und in ihm Bestandtheile Deutscher Universitäts-Begriffe des achtzehnten Jahrhunderts aufgedeckt haben. Es ist ekelhaft anzusehen, wenn uns ein solcher Scribent, wie Dieser, unterscheiden will: Das hat die ewige Weisheit unter der Geschichte Eden's, unter dem Bild der Schlange gelehrt, und Das hat sie nicht gelehrt. Man durchgehe nur den Inhalt der Betrachtungen, der dem Buche vorsteht und sehe, was er nicht Alles lehren will! Nur Schade, daß er das Stück des Inhalts über jede einzelne Betrachtung vorsetzt und dadurch den Leser noch aufmerksamer auf den Beweis macht! Unsere Leser erlauben uns, nur den Inhalt einiger Paragraphen herzusetzen. „§. 45. Das menschliche Blut wird unter dem Bild einer Schlange vorgestellt; §. 46. diesem Blut kann eine List beigelegt werden; §. 47. und eben sowohl eine Rede; §. 50. der Fluch der Schlange schickt sich auch ganz wohl auf das menschliche Blut; §. 51. hieraus erhellet, warum das Blutvergießen zum Mittel der Versöhnung gemacht worden ist; §. 85. man kann gar wohl sagen, das Opfer des Blutes Christi versöhne uns, indem es unser eigenes Blut des Lebens, d. i. seiner Wirksamkeit, beraubt.“ Mit dieser Dreistigkeit erklärt er die sonderbarsten Erscheinungen in der Geschichte der Menschheit, worunter gewiß die Opfer gehören und von deren Entstehung der scharfsinnigste Geist Nichts zu lallen vermag, wenn er keinen positiven Befehl Gottes annehmen will.

Bekehrungsgeschichte des vormaligen Grafen J. F. Struensee, nebst desselben eigenhändiger Nachricht von der Art, wie er zu Aenderung seiner Gesinnung über die Religion gekommen ist. Von Fr. P. Münter. Kopenhagen 1772. 8. 312 S.

Drei Arten von Menschen werden diese Bekehrungsgeschichte mit Vergnügen lesen: der

Neugierige, der nur immer fragt: „Was hat Der gesagt und was sagte Jener?“ der dumme Bigotte, der zufrieden ist, wenn Einer vor seinem Tode schön gebetet hat; und der ehrliche, ebene Mann, der sich freut, wenn sein sterbender Nebenmensch an dem Rand des Grabes Beruhigung und Trost gefunden zu haben glaubt, ohne sich gerade darum zu bekümmern, auf was für einem Wege er dazu gekommen ist und ob er selbst auf diese Art dazu gekommen wäre? — Der denkende Theolog und der Philosoph werden aber wenig Antheil an diesen Blättern nehmen können.

Wir hatten gehofft, in dem unglücklichen Grafen einen Mann zu finden, der nach langen und tiefen Beobachtungen des physischen und moralischen Zustandes des Menschen, nach kühnen und sichern Blicken in die Oeconomie der Schöpfung, mit ausgebreiter Kenntniß der Welt, sich ein zusammenhängendes Religions-System gebaut hätte, in dem wenigstens einige Festigkeit oder doch nur Glanz zu sehen wäre. Dieses System, dachten wir, wird Herr Dr. M. mit warmem Gefühl, mit erleuchteter Vernunft bestreiten; er wird mit seinem armen Freunde durch die Labyrinthe seiner Untersuchungen wandern; wird seinen wahren Begriffen Allgemeinheit geben; wird, seine Irrthümer zu heilen, seine Augen zu einem großen Blick über das Ganze öffnen; wird ihm die Religion in ihrer Simplicität zeigen; wird wenig von ihm fordern, um viel zu erhalten, und lieber den Funken im Herzen, sollte es auch bis im Grab nur Funke bleiben, zu nähren und zu bewahren, als die hellste Flamme in der Phantasie aufzutreiben suchen. — Wir fanden uns aber betrogen.

Struensee war so wenig Philosoph, als es Herr Dr. M. zu sein scheint; und wahrlich, wäre es Einer oder der Andere um ein Quentchen mehr gewesen, so würden sie nimmermehr mit einander zurecht gekommen sein! Struensee eröffnet §. 10 seine Begriffe von der Metaphysik des Menschen: er hält ihn für eine Maschine, will ihm aber die Freiheit nicht absprechen, die jedoch durch die Empfindungen bestimmt würde. Die Handlungen seien nur moralisch, insofern sie der Gesellschaft schadeten; an sich sei Alles gleichgiltig. — Ein so übel zusammenhangendes Gewebe war leicht zerrissen. Herr Dr. M. setzt Hypothese gegen Hypothese; und so sehr die seinige mit willkürlichen Begriffen und Kunstwörtern ausgestopft war, die Struensee gewiß nicht, oder wenigstens nicht so, wie sein Gegner verstand, so war sie doch leicht wahrscheinlicher zu machen als die Struensee'sche, die in sich Nichts taugte. Schon in der dritten Unterredung wünschte der Graf die Unsterblichkeit. Er hatte Jerusalems Betrachtungen gelesen; und diese verleiteten ihn zu seinem Wunsch, der Herrn Dr. M. die übrige Bekehrung außerordentlich erleichterte. Nun war Nichts übrig, als dem Grafen seine Verbrechen recht empfindlich zu machen und ihn zu zwingen, Trost zu suchen. Das war auch die Operation, die Herr Dr. M. vornahm und die die natürliche Wirkung hatte, daß Struensee, der nie Philosoph war, mit beiden Händen zugriff und sich Alles gefallen ließ, was ihn trösten und ihm Stück jenseits des Grabes versprechen konnte, da diesseits keins mehr für ihn da war.

Man lese diese ganze Schrift und insbesondere die Nachricht des Grafen selbst, so wird man, wenn wir uns nicht sehr betrügen, diesen Gang seiner Seele leicht finden; den Mann, der lange an einer Kette auf einem mühseligen Weg herumgezogen wurde, sich losreißt und, unbekümmert, ob er auf Weg oder Wüstenei geräth, so lange herumschleudert, bis er in einen Abgrund sinkt, vor dem er zittert. Im Fallen streckt er seine Phantasie aus, mit tröstenden Hoffnungen von Ruhe, von Freude, von Glückseligkeit am Boden des Abgrundes seinen Fall zu erleichtern, oder in jedem Wind den Gang eines Engels zu hören, der ihn aufhalten und zu glücklichern Gefilden tragen werde!

Wir wollen dadurch weder des Herrn Dr. M. menschenfreundliche Bemühungen tadeln, noch des unglücklichen Grafen Bekehrung in Zweifel ziehen. Struensee wußte wohl selbst nicht, wo sein Glauben lag; wie sollte es Herr Dr. M. wissen? Und da sich der Proselyte immer im Allgemeinen auf Bücher berief und in den nächterlichen kurzen Stunden, die ihm noch übrig waren, so ganz roh von Begriffen war, so war auch zu einer wahren Umbildung des Herzens und der Denkungsart, wenigstens in dem Weg, den Menschenaugen sehen können, keine Zeit vorhanden. Ueber den Werth der Bekehrung kann aber Gott allein urtheilen; Gott allein kann wissen, wie groß die Schritte sein müssen, die hier die Seele thun muß, um dort seiner Gemeinschaft und dem Wohnplatz der Vollkommenheit und dem Umgang und der Freundschaft höherer Wesen näher zu kommen.

Das ist unser Urtheil über diese Bogen, die wir demungeachtet allen Eltern, Lehrern, Predigern und übertriebenen Devoten angelegentlichst empfehlen, weil sie aus ihnen die große Wahrheit lernen werden: daß allzu strenge und über die Grenzen gedehnte Religions-Moral den armen Struensee zum Feind der Religion gemacht hat. Tausende sind es aus eben der Ursache heimlich und öffentlich, Tausende, die Christum als ihren Freund geliebt haben würden, wenn man ihn ihnen als einen Freund und

nicht als einen mürrischen Tyrannen vorgemalt hätte, der immer bereit ist, mit dem Donner zuzuschlagen, wo nicht höchste Vollkommenheit ist. Wir müssen es uns ein Mal sagen, weil es uns schon lange auf dem Herzen liegt: Voltaire, Hume, la Mettrie, Helvetius, Rousseau und ihre ganze Schule haben der Moralität und der Religion lange nicht so viel geschadet, als der strenge, kranke Pascal und seine Schule.

Aussichten in die Ewigkeit. In Briefen an Zimmermann. Dritter und letzter Band. Zürich 1772. 8. 382 S.

Es war immer so und natürlich, daß der nach Ewigkeit Hungernde und Dürstende solche Speisen sich dreben in Phantasie bereitete, die seinem Gaumen hier angenehm waren, sein Magen hier vertragen konnte. Der weiche Orientale bevölkert sein Paradies um wohlgeschmückte Tische, unter unverwelklichen Bäumen, von denen Früchte des Lebens über die Auserwählten und ihre ewig reinen Weiber herabhängen. Der brave Nordе überschaut vor Asgard in den Tiefen des Himmels unermeßlichen Kampfplatz, ein erwünschtes Feld seiner unzerstörlichen Stärke, ruht dann, sein Glas Bier mit Helden-Appetit anzusehend, neben Vater Odin auf der Bank. Und der gelehrte, denkende Theolog und Weltkündiger hofft dort eine Academie, durch unendliche Experimente, ewiges Forschen sein Wissen zu vermehren, seine Kenntniß zu erweitern.

Herr Lavater wird uns verzeihen, wenn wir seinen Plan zur Ewigkeit, den er, nach sich berechnet, freilich für allgemein halten muß, nur für einen specialen und vielleicht den specialsten ansehen können.

In dem ersten Theil, S. 23, erklärte er sich schon, wie er sein Gedicht für den denkenden und gelehrten Theil der Menschen, besonders Christen, bestimme. Bisher hat er Wort gehalten und eröffnet nur Aussichten für Denkende und Gelehrte, wenigstens ist mit allzu großer Vorliebe für Diese gesorgt; sie stehen überall vornen an, und Newton und Leibnitz haben zu ansehnliche Vorzüge vor Bürgern und Bauern, als daß man nicht merken sollte, einer ihrer Familie habe den Hofstaat dieses Himmelreichs zu bestallen gehabt.

Herr L. macht kein Geheimniß, daß Bonnet ihm den ersten Anlaß gegeben. Wie deutlich sieht man nicht in dem zwölften Briefe, dem letzten des zweiten Bandes, eine Seele, die, von Speculation über Keim und Organisation ermüdet, sich mit der Hoffnung legt, die Abgründe des Keims dereinst zu durchschauen, die Geheimnisse der Organisation zu erkennen und vielleicht einmal da als Meister Hand mit anzulegen, wovon ihr jetzt die ersten Erkenntißlinien nur schwebend vorschimmern; eine Seele, die in dem großen Traum von Weltall, Sonnendonnern und Planeten-Rollen verloren, sich über das Irdische hinauf entzückt, Erden mit dem Fuß auf die Seiten stößt, tausend Welten mit einem Finger leitet und dann wieder, in den Leib versetzt, für die microscopischen Gesichte, Analogie in unsern Kräften, Beweisthelen in der Bibel ausklaubt!

Von dem gegenwärtigen Theile, der dreizehn Briefe enthält, müssen wir sagen, daß sie nach unserer Empfindung sogar hinter den vorigen zurückbleiben. Und wir haben in diesen Briefen Nichts gesucht, als was uns der Verfasser versprach, ausgegessene Ahnungen, innige Empfindungen von Freund zu Freund und Samenblätter von Gedanken; und statt alles Dessen finden wir Raisonnement und Perioden, zwar wohlgedacht und wohl gesprochen; aber was soll uns Das!

Schon da wir vor dem ersten Theile den Inhalt der zukünftigen Briefe durchsahen, machte es einen unangenehmen Eindruck auf uns, die Abhandlungen von Erhöhung der Geistes-, sittlichen und politischen Kräfte in Briefe abgetheilt zu sehen. Was heißt Das anders, als durch gelehrtes Nachdenken sich eine Fertigkeit erworben haben, auf wissenschaftliche Classificationen eine Menschenserie zu reduciren? Und da wir nun gar die Briefe selbst durchschauen, finden wir, was wir vermuthen konnten, aber doch immer weniger, als wir vermutheten. Im dreizehnten Brief „von Erhöhung der Geisteskräfte", logisch-metaphysische Zergliederungen der Geschäftigkeit unsers Geistes, durch Multiplication jenes Lebens würdig gemacht. Er schließt, wie in den vorhergehenden Briefen: „Heben wir hier Eins, so heben wir dort Tausend," als wenn nicht eben in diesem Mehr oder Weniger das Elend dieser Erde bestände. Doch Das geht durch's ganze Buch durch. Denn auch in diesem Briefe tritt Erkenntniß vornen an, die ewige Wißbegierde, das systematisirende Erfahrungsammeln. Hat er nie bedacht, was Christus dem großen Haufen an's Herz legt: „Wenn Ihr nicht werdet, wie diese Kindlein", und was Paulus spricht: „Das Stückwerk der Weissagungen, des Wissens, der Erkenntniß werde aufhören und nur die Liebe bleiben!" Aber ach! im vierzehnten Brief führt er die Liebe erst auf den Schauplatz, und wie? Ueber unsere sittlichen Kräfte, nach Anlaß theologischer Moral mit einiger Wärme, homiletisirt er, daß Phrase die Empfindung, Ausdruck den

Jery.

Verweile!
Übereile
Dich nicht!
Mir lohnet ſchon g'hüglich
Ein freundlich Geſicht.

Bätely
nach einer Pauſe.

Kannſt du deine Hand noch regen?
Sag' mir, Jery, ſchmerzt ſie dir?

Jery
ſeine rechte Hand aufhebend.

Nein, ich kann ſie gut bewegen.

Bätely
die ehrige hinreichend.

Jery, nun ſo gib ſie mir.

Gedanken meiſt ſo einwickelt, daß Alles zuſammen auf das Herz gar keine Wirkung thut. Nicht beſſer iſt's im fünfzehnten und ſiebenzehnten Briefe. In jenem ſind uns die Knechtſchaft und Herrſchaft anſtößig geweſen; bibliſch-biblich mögen ſie ſein, der Empfindung zuſagend ſind ſie nicht und die Analogie aus dieſem Leben nicht gedacht. Haben hier fünfzig Läſſige anſtößig, durch einen Wirkſamen ermuntert zu ſein; muß es hier Menſchen geben, die Mittelpunct ſind und Sonne; aber dort, wo Alles, Hinderniß und Trägheit, wegfallen ſoll! — Wir wollen uns in kein Widerlegen und Verdrängen unſerer Meinungen einlaſſen. In dem ſiebenzehnten Brief von den geſellſchaftlichen Freuden des Himmels iſt viel Wärme, auch Güte des Herzens; doch zu wenig, um unſere Seele mit Himmel zu füllen. Dem ſechszehnten Brief, von der Sprache des Himmels, wollen wir ſein Wohlgedachtes nicht abläugnen; doch quillt auch da Nichts aus der Seele, es iſt ſo Alles in die Seele hereingedacht. Der achtzehnte und neunzehnte Brief, von Vergebung der Sünden und den ſeligen Folgen des Leidens, werden hoffentlich die heilſame Wirkung haben, gewiſſe Menſchen über dieſe Materien zu beruhigen. Wir ſagen gern von den übrigen Nichts; über das Einzelne haben wir Nichts zu ſagen; wir ſind viel zu ſehr mit der Vorſtellungsart, aus der Herr L. ſchreibt, vertraut, als daß wir ihn von den Seiten ſchicaniren ſollten, von denen er ſchon ſo viel hat leiden müſſen. Und aus unſerm Geſichtspunct haben wir geſagt, was wir zu ſagen hatten; der grübelnde Theil der Chriſten wird ihm immer viel Dank ſchuldig bleiben. Er zaubert ihnen wenigſtens eine herrliche Welt vor die Augen, wo ſie ſonſt Nichts als Düſterheit und Verwirrung ſahen.

Noch einige Worte von dem zu erwartenden Gedichte. Hätte L. für den empfindenden Theil der Menſchen zu ſingen, ſich zum Seher berufen gefühlt, er hätte übel gethan, dieſe Briefe zu ſchreiben, würde ſie auch nicht geſchrieben haben. Er hätte empfunden für Alle. Die aus ſeinem Herzen ſtrömende Kraft hätte Alle mit fortgeriſſen. Allein als Denker Denkenden ein genugthuendes Werk zu liefern, da ihr ehe hundert Herzen vereinigt als zwei Köpfe: da ſollte er wohl Geſichtspuncte variiren, Scrupel aus dem Wege räumen; und dazu beſtimmte er die Briefe. Wir wiſſen nicht, ob er den Zweck durch ſie erreicht. Seinem alten Plan bleibt er getreu, ſeinen Geſinnungen auch, trotz allem Widerſpruch. Da dünkt's uns dann, er hätte doch beſſer gethan, gleich mit der erſten Wärme an's Gedicht zu gehen und zu wagen, was er doch noch wagen muß.

Wir wünſchen ihm Glück zu ſeiner Unternehmung. Und wenn er irgend einen Rath von uns hören mag, ſo hat er über dieſe Materien genug, ja ſchon zu viel gedacht. Nun erhebe ſich ſeine Seele und ſchaue auf dieſen Gedankenvorrath, wie auf irdiſche Güter, fühle tiefer das Geiſterall und nur in Andern ſein Ich. Dazu wünſchen wir ihm innige Gemeinſchaft mit dem gewürdigten Seher unſerer Zeiten, rings um den die Freude des Himmels war, zu dem Geiſter durch alle Sinnen und Glieder ſprachen, in deſſen Buſen die Engel wohnten! Deſſen Herrlichkeit umleuchte ihn, wenn's möglich iſt, durchglühe ihn, daß er ein Mal Seligkeit fühle und ahne, was ſei das Laſſen der Propheten, wenn πάντα χαίνουσι den Geiſt füllen!

Predigten über das Buch Jonas. Von Johann Caspar Lavater, gehalten in der Kirche am Waiſenhauſe. Winterthur 1773. gr. 8. Die erſte Hälfte 254 S.

Jedes große Genie hat ſeinen eigenen Gang, ſeinen eigenen Ausdruck, ſeinen eigenen Ton, ſein eigenes Syſtem und ſogar ſein eigenes Coſtüm. Wenn Das nicht wahr wäre, ſo müßten wir unſern L. für die allerſeltſamſte Erſcheinung von der Welt halten. Wir müßten bei Vergleichung einer Lavater'ſchen Schrift mit der andern den ſeltſamſten Contraſt, und ſelbſt in einer und derſelben Schrift die wunderbarſte Vermiſchung von Stärke und Schwäche des Geiſtes, von Schwung und Tiefe der Gedanken, von reiner Philoſophie und trüber Schwärmerei, von Edelm und Lächerlichem zu erblicken glauben. Allein der Recenſent hat dieſen Mann ſeit einiger Zeit genauer ſtudirt und würde ſich nun der Sünde fürchten, dieſes Urtheil über ihn zu fällen. Jener Contraſt iſt bloß ſcheinbar, ſowie überhaupt der Begriff von Dem, was man Contraſt nennt, eigentlich nur relativ iſt; denn eigentlich nennen wir Alles ſo, was dem gemeinen Haufen der Menſchen, auf und neben einander geſtellt, lächerlich und abgeſchmackt vorkommt. Iſt aber jedes große Genie zugleich Original; hat es, ſeiner Natur nach, ſeinen eigenen Gang, ſein eigenes Coſtüm, wie wir oben ſagten, ſo iſt Das in Beziehung auf ihn nicht mehr Contraſt; und der Zuſchauer muß ſeine Weiſe mit Ehrerbietigkeit betrachten, ohne ſich unterfangen zu wollen, jeden Schritt deſſelben nach dem gemeinen Maßſtabe zu beurtheilen. Er muß, was ihm ungewöhnlich iſt, mit abgewandten Blicken vorbeilaſſen oder, wenn er ſo demüthig ſein kann, anſtaunen und, ſo wenig er begreifen kann, wie der Mann darauf kam, dennoch damit ſich beruhigen, daß er zu ſich ſelbſt ſage: So denkt, ſo ſpricht nur ein Lavater! Und alſo nun kein Wort weiter von Dem, was ein anderer Recenſent vielleicht würde gerügt haben.

Herr L. hat diese Predigten seinem durch mancherlei Demüthigungen bewährten lieben Freund und Bruder Hasenkamp, Rector am Gymnasium zu Duisburg, zugeeignet und uns von ungefähr einen Fingerzeig auf die Ungründlichkeit mancher Urtheile von seiner Denkart gegeben, die wir nicht unbemerkt lassen können: „Menschlichkeit auszubreiten, lieber Freund, Menschlichkeit, diese erste und letzte Menschentugend, ist einer meiner Hauptzwecke bei diesen Predigten! Dieß, lieber Bruder, sei Dir ein Wink! Herzlich gern möchte ich mich noch länger über wichtige Reichsangelegenheiten mit Dir unterhalten (so denkt, so spricht nur — ein L.; also nur geduldig darüberhin, lieber Leser!), aber ich kann es nicht. Ich sage also nur noch: sei weise, sei ein Mann! — — widersetze Dich ferner, lieber Bruder, mit Weisheit, Sanftmuth und leuchtender Stärke des Geistes und Herzens den beiden großen Feinden der Wahrheit und Tugend — ich meine das emporbrausende christusleere Christenthum auf der einen und die vernunftlose Schwärmerei auf der andern Seite!" Sprich, lieber Leser, ob unser L. nicht vortrefflich denkt. Aber sprich, ob es nicht höchst wünschenswürdig wäre, daß man beide diese Feinde besser kennen lernte, als sie die Meisten kennen. Denn wie Viele wissen die große Frage richtig zu beantworten: Was heißt christusleeres Christenthum? was, vernunftlose Schwärmerei? Welches sind ihre Grenzlinien, welche die Maßzeichen des Thiers? Möchte sie doch einst ein L. beantworten!

Die erste der Predigten handelt von der Allgemeinheit der göttlichen Vorsehung. Vorn erzählt Herr L. schön und ungekünstelt den sonderbaren Auf des Jonas aus der Geschichte des Textes; wobei wir uns doch gewundert haben, wie Herr L. sagen konnte: „Das ist schwer zu begreifen — daß er auf den tollen Einfall gerieth, vor dem Angesichte des Herrn zu fliehen und seiner allgegenwärtigen Hand gleichsam zu entlaufen", da doch die Anmerkung so all als richtig ist, welche die besten Ausleger zu Ablehnung dieses Vorwurfs gemacht haben, daß ein allgemeines National-Vorurtheil bei den Juden war, als ob das Angesicht Gottes nur über die Juden leuchte; Das heißt, daß Gott nur unter seinem Volke seine Special-Providenz durch unmittelbare Offenbarungen und andere besondere Wirkungen äußere; ja daß er sich um die Heiden gar nicht bekümmere und sie seiner Vorsorge würdige. Unfehlbar hatte auch Jonas den Gedanken, wenn er nur Gott (wie man sagt) aus dem Gesichte, Das heißt, aus Palästina wäre, so würde er von so unangenehmen Aufträgen Nichts weiter zu befürchten haben. Und läßt nicht selbst der ehrliche Character des Jonas, den Herr L. in der Folge rühmt, jeden nachdenkenden Leser vermuthen, daß eine solche, durch ein allgemeines Vorurtheil gestimmte Schwachheit bei dieser Flucht zum Grunde müsse gelegen haben? S. 22 ist der Gedanke: „Mir scheint unter Allen (heiligen Verfassern) keiner so ganz ausdrücklich, so ganz durchaus und mit dem größten Fleiße Dieß (nämlich die allwaltende Vorsehung Gottes glaubwürdig und soviel, wie möglich, handgreiflich zu machen) immer vor dem Auge gehabt zu haben, — wie der Verfasser dieses Buchs" unfehlbar etwas übertrieben. Wir dürfen Herrn L. nur an das Buch Hiob erinnern, um seine Beistimmung zu erhalten. Im Buch Hiob ist unfehlbar der Satz: „Gottes Vorsehung ist unergründlich, aber doch immer durch den Ausgang groß und bewundernswürdig" die offenbare Hauptabsicht des Verfassers gewesen, sowie ich glaube, daß im Buche Jonas der Zweck war, obgedachtes Jüdisches Vorurtheil zu widerlegen und zu zeigen, daß sich Gottes Vorsehung auch auf die Heiden erstrecke. Der Gedanke: Die Stimme der Vorsehung ist die Stimme Gottes, den Herr L. S. 63 u. f. f. ausführt, ist seit jeher auch der Lieblingsgedanke des Recensenten gewesen und er hat sich immer wohl dabei befunden. Kurz, wir haben alle Predigten dieses ersten Bandes mit Vergnügen und mit warmer Hochachtung für den Verfasser gelesen, und empfehlen sie unsern Lesern aus Ueberzeugung.

Alexander von Hoch, über Versöhnung und Strafen nach Türkischen Gesetzen. Andere, durchgehends verbesserte und mit einem Anhang vermehrte Ausgabe, welche die Widerlegung der wichtigsten Zweifel enthält. Paderborn und Leipzig. 1772. 8. 306 S.

Man weiß aus der ersten Ausgabe, daß dieses Buch die Lehre von der moralischen Freiheit geradezu widerlegt.

Es waren einmal einige Vögel in einer weitläuftigen Volière. Ein Buchfink sagte zu seinem Nachbar Zeisig, der von einem Bäumchen zum andern munter herumflatterte: „Weißt Du denn, mein Freund, daß wir in einem Käfig stecken?" „Was Käfig," sagte der Zeisig; „siehe, wie wir herumfliegen! Dort ist ein Käfig, wo der Canarien-Vogel sitzt." — „Aber ich sage Dir, wir sind auch im Käfig. Siehst Du dort nicht das Gegitter von Draht?" — „Das ist dort; aber siehe: so weit ich auf allen Seiten sehen kann, steht kein's!" — „Du kannst die Seiten nicht alle übersehen." — „Das kannst Du auch nicht!" „Aber denke nur," fuhr der Buchfink fort, „bringt uns nicht unser Herr alle Morgen dort in den Trog Wasser, streut er uns nicht hier

auf die Ecke Sameukleuer; würde er Das thun, wenn er nicht wüßte, daß wir eingeschlossen sind und nicht davon fliegen können?" — „Aber", sagte immer der Zeisig, „ich kann ja freilich davon fliegen!" So stritten sie noch lange, bis endlich der Canarien-Vogel aus seiner Ecke rief: „Kinder, wenn Ihr streiten müßt, ob Ihr im Käfig seid oder nicht: so ist's so gut, als wäret Ihr nicht darinnen!"

Seitdem uns ein alter Philosoph diese Fabel gelehrt hat, seitdem haben wir allen Streit über Freiheit aufgegeben. Es ist vielleicht auch keine gelehrte Zänkerei weniger gründlich behandelt worden, als diese. Meist hat man auf der einen Seite Begriffe nach Willkür geschaffen, und meist auf der andern Einwürfe aus schiefen Inductionen geholt. Am Ende war Spott hier und Anathema dort der Beschluß des sehr entbehrlichen Drama's.

Herr A. v. J. ist nicht weit von der gewöhnlichen Methode abgegangen. Er setzt aus von dem allgemeinen Schicksal, geht alsdann auf den Menschen und seinen Willen über, zeigt, daß sein Verstand nicht frei sei, weil er von den Gegenständen und seinen physischen Gesetzen abhänge; noch weniger aber der Wille, welcher theils durch die Nothwendigkeit, das Angenehme zu wählen, das Unangenehme zu meiden, theils durch den ebenfalls knechtischen Verstand regiert würde.

Umsonst widerstrebt das Gefühl. Wir werden erstaunlich betrogen; wir glauben in dem Augenblick, wir wollten, in welchem wir gezwungen werden; und dann, wer kennt nicht die Gewalt einer Lieblings-Idee, einer fixen Idee!

Warum aber diese Idee? Gewiß nicht um der Moral und um der Lehre von Verdienst und Strafe willen. Die Schönheit ist gefällig, ob sie gleich ein Geschenk des Himmels und kein selbst erworbener Werth ist. So auch moralischer Werth. Belohnungen und Strafe aber sind immer unentbehrlich, weil sie eben die Mittel sind, wodurch der Wille gezwungen wird. — Das ist ungefähr so der Hauptinhalt von dem System des Herrn A. v. J., an welchem uns die oft gute Laune, das Originelle und Offenherzige sehr wohl gefallen hat, ob wir gleich wünschten, daß er seiner Meditation einen andern Vorwurf gewählt hätte.

Wir bemerken überhaupt, daß die Lehre von der Freiheit von sehr vielen Gelehrten, wenigstens Schriftstellern, für weit leichter gehalten wird, als sie ist. Man stellt sich meistens vor, daß ein flüchtiges Raisonnement die Sache ausmachte; aber in der That, wer von ihr gründlich reden wollte, der müßte ganz das innere Wesen und die erste Springfeder aller Thätigkeit erkennen. Wer wagt sich in diese Tiefe, wenn er sie kennt?

Insbesondere dünkt uns, hat man den wahren Punct des Streites fast immer verfehlt. Es ist gar nicht die Rede von der Frage: ob ein Wesen seinem Wesen gemäß handeln müsse? Wer sollte Das läugnen? Doch haben's alle Die, welche die Gleichgiltigkeit der Wahl vertheidigen wollen. Laßt Die sich drehen, wie sie können! — Die eigentliche Frage sollte, dünket uns, so vorbereitet und festgesetzt werden:

Ein thätiges Wesen ist alsdann weder frei noch gezwungen, wenn alle Handlungen, die es thut, auf seinen eigenen Selbstgenuß hinauslaufen; gezwungen aber ist's, wenn sie zum Genuß, den ein anderes Wesen hat, abzwecken. Freiheit ist ein relativer, eigentlich gar ein negativer Begriff, muß es auch sein; denn ohne Bestimmung, folglich ohne Zwang, ist Nichts möglich, Nichts gedenkbar. Freiheit drückt Abwesenheit von einer gewissen Bestimmung aus. Nun von was für einer? Von einer wesentlichen, innern? Unmöglich! Also ist es Thorheit, da das Wort Freiheit zu gebrauchen, wo von solchen Bestimmungen die Rede ist; es heißt da eben so viel, als sein und nicht sein. Soll das Wort Sinn haben, so muß es nur da gebraucht werden, wo die Rede von einem Verhältniß ist, das nicht wesentlich ist, ohne welches das Wesen existiren könnte. — Sieht man die Lehre von der Freiheit in diesem Lichte, so kann man wohl eher etwas Vernünftiges dafür sagen, und ich zweifle, ob Herr v. J. sie alsdann widerlegen würde.

Eben diese Ansicht breitet auch Licht über die darniederschlagende Lehre vom Schicksal. Es ist nicht genug, wie A. v. J., sich bloß auf die tausend kleinen Gelegenheitsursachen zu berufen, die eine Veränderung im Welt-System machen. Alle wirken; ohne alle kann die Veränderung nicht Statt finden; Das weiß ich, aber glaub' ich vielmehr; aber alle sind wieder unnütz ohne meine Wirkung. Es ist also einmal ein Cirkel: das Fatum anzunehmen, weil die Menschen nicht frei sind; und den Menschen die Freiheit absprechen, weil das Fatum angenommen worden ist. Auf der andern Seite aber ist Jeder durch die ihm wesentliche Bestimmung, nach seinem eigenen Selbstgenuß zu wirken, immer insofern Herr seines Schicksals, wenigstens dient das Schicksal ihm. —

Doch die Materie ist unerschöpflich, und der Canarien-Vogel in unserer Fabel sagt Alles, was wir von diesem Buch und der ganzen Streitfrage denken.

Herrn Holand's philosophische Anmerkungen über das System der Natur, aus dem Französischen von Wetzel. Bern, im Verlag der neuen Buchhandlung. 1773. 8. Erster Theil 352 S., zweiter Theil 331 S.

Gegen einen leicht gerüsteten Franzosen tritt hier ein schwer bewaffneter Deutscher, gegen einen Partei-Sänger ein regulirter Krieger auf. Indessen sind weder Waffen noch Kunst sein eigen, und Das war hierzu auch nicht nöthig. Mit einer guten Belesenheit in Sulzer's, Kant's, Mendelsohn's, Garve's Schriften konnte er schon den Französischen Weltweisen überflügeln. Herr H. hat nur das Verdienst eines guten philosophischen Sammlers, und wir glauben auch, daß er selbst seine Quellen würde dankbar angezeigt haben, wenn er nicht Französisch und für Franzosen geschrieben und also die Citationen gescheut hätte. Nur haben wir uns bei seiner ausgebreiteten Lectüre darüber gewundert, daß er nicht zu wissen scheint, was Voltaire gegen das Système de la nature geschrieben und was unser Herz gegen dasselbe und gegen Voltaire's Widerlegung erinnert hat. Herr W. hat (wenn nun einmal die Französische Schrift in's Deutsche übersetzt werden sollte) das Verdienst eines sorgfältigen Uebersetzers, wobei man gern einige Fehler gegen die Deutsche Grammatik übersieht. Er thut wohl, daß er das Système zugleich mit übersetzte; denn so kann man zugleich beide Parteien hören. Aber bei seinen Invectiven gegen die Franzosen hätte er sich Herrn H. Billigkeit zum Muster vorstellen sollen. Man muß Niemandem, der zu irren scheint, Gefühl für Tugend und Rechtschaffenheit absprechen und Eigensinn und Tücke aufbürden, so lange man nicht weiß, ob der Gegner mit Vorsatz Irrthümer lehre.

Ueber die Liebe des Vaterlandes. Von J. V. Sonnenfels. Wien 1771. 8. 131 S.

Haben wir ein Vaterland? Die Frage an sich wäre schon ein schlimmes Zeichen, wenn die unzufriedene Ueberschlichkeit der Menschen nicht dafür bekannt wäre, daß sie oft die ganze Welt durchsucht und ausfragt nach Dingen, die ihr vor den Füßen liegen.

Eine academische Schrift unter dem Vorsitze J. V. S. in der kaiserl. königl. Theresia'schen adeligen Academie, nebst fünfundsiebenzig Lehrsätzen aus der Polizei-Handlung und Finanz, vertheidigt von 4 bis 6 Uhr! Da war ihre Bestimmung vollendet; Das hätte auch ihr Lebensziel sein sollen, und sie hätte ruhen mögen bei ihrer großen Familie bis an jüngsten Tag.

Ueber die Liebe des Vaterlandes, in Form eines Tractats, für's Deutsche Publicum!

Die ewigen, mißverstandenen Klagen nachgesungen: „Wir haben kein Vaterland, keinen Patriotismus.“ Wenn wir einen Platz in der Welt finden, da wir unsern Besitzthümern zu ruhen, ein Feld, uns zu nähren, ein Haus, uns zu decken: haben wir da nicht Vaterland? Und haben das nicht Tausend und Tausende in jedem Staat? Und leben sie nicht in dieser Beschränkung glücklich? Wozu nun das vergebene Aufstreben nach einer Empfindung, die wir weder haben können noch mögen, die bei gewissen Völkern, nur zu gewissen Zeitpuncten, das Resultat vieler glücklich zusammentreffender Umstände war und ist?

Römer-Patriotismus! Davor bewahre uns Gott, wie vor einer Riesengestalt! Wir würden keinen Stuhl finden, darauf zu sitzen; kein Bett, darinn zu liegen. Nachdem Herr S. in den ersten zwei Hauptstücken allerlei Empfindungen, Eigenliebe, Stolz, Beschränkung, Anhänglichkeit und Dergleichen mit National-Zügen mancherlei Völkerschaft wohl durcheinander gerührt und mit historischen Bonmots und Chroniken-Mährchen à la Zimmermann und Abbt fein gewürzt, macht er im dritten, nach einem Cameral-Anschlag, die Vortheile bekannt zur Einpflanzung der Vaterlandsliebe, aus dem Lande, das eine Nation bewohnt:

Was trägt zur { Jagd, Fischerei, Viehzucht, Feldbau, eben Land, gebirgig Land, unfruchtbares Land. } Vaterlandsliebe bei?

Da kommen nun die jagenden und streifenden Völkerschaften am Uebelsten zurecht. Und hier müssen wir anmerken, daß Herr S., durch das Wort Vaterland verführt, durchaus zu sehr als glebae adscriptus discurirt, und wir halten's noch immer mit dem Themistocles: Nicht der Boden, sondern die Verhältnisse eines Volks, deren zwar viele auch aus dem Lande, das sie bewohnen, hervorspringen, bestimmen Nation. So haben die Juden Nation und Patriotismus, mehr als hundert leibeigene Geschlechter.

Im vierten Hauptstück werden dem Gesetzgeber Handgriffe gelehrt; Lycurg, Solon, Numa treten als Collegae Gymnasii auf, die nach der Capacität ihrer Schüler Exercitia dictiren. In den Resultaten des Lebens dieser großen Menschen, die wir noch dazu nur in stumpfen Ueberlieferungen anschauen, überall Principium, politisches Principium, Zweck zu sehen; mit der Klarheit und Bestimmtheit, wie der Handwerksmann Cabinets-Geheimnisse, Staatsverhältnisse, Intriguen bei einem Glase Bier erklärt, in einer Streitschrift zu erklären!

Von Geheimniſſen (denn welche große hiſtoriſche Data ſind für uns nicht Geheimniſſe?) an welche nur der tiefſühlendſte Geiſt mit Ahnungen zu reichen vermag, in den Tag hinein zu raiſonniren! — Es wird alle Tage ſchlimmer. Ehemals gab man nur Gelehrſamkeit in ſolchen Schriften preis: an Der war doch Nichts für's Menſchengeſchlecht verloren; jetzt mißhandeln die Herren guten Sinn und Empfindung!

Durchaus werden die Geſetze en gros behandelt, alle Nationen und Zeiten durcheinander geworfen, unſerer Zeit ſolche Geſetze gewünſcht und geheſft, die nur einem erſt zuſammengetretenen Volk gegeben werden konnten. Und man ſieht nicht, daß man in die Luft redet und ausgeziſcht zu werden verdient, wie Einer, der Damen im Reifrocke Eva's Schürzchen vorpanegyriſiren wollte.

Fünftes Hauptſtück. Regierungsformen, nach wohl ſkelettirter, tabellariſcher Terminologie, was ſie zur Verbreitung der Vaterlandsliebe beitragen mögen.

Und nun zuletzt im ſechsten Hauptſtück gehen die Mitbürger ſo d'rein, und auch hier Alles ut supra. Familien-Gefühl, dieſen Hauptſtamm, auf den Alles ankommt, deſſen Boden nur das Vaterland iſt; Regierungsart; die Luft, die ihn umgibt, davon alle andern Empfindungen Zweige ſind; von dem man ausgehen, dahin man zurückkehren muß, auch, um nur das Gemeinſte zu ſagen, hier als ein Heckchen zu betrachten, das doch auch mit am Wege ſteht und im Vorbeigehen einen Blick verdient!

Am Sonderbarſten iſt uns vorgekommen, daß Herr S. das Anfaſſen der Landsleute in der Fremde auf Rechnung der Vaterlandsliebe ſchreibt, da das doch g'rad' dagegen deponiren könnte. Zuletzt verſpricht er leicht gezeichnete Skizzen von Patrioten.

Man ehrt in den Skizzen großer Meiſter den reinen Hauch ihres Geiſtes, ohne irgend eine Hülle. Leider müſſen wir hier auf unſer Gewiſſen betheuern, daß wir, wie in den Gemälden des Verfaſſers, Nichts denn willkürlich hingefudelte Striche haben wahrnehmen können! Portraits! Freilich immer noch ſo characteriſtiſch, als die zwölf Apoſtel in Holzſchnitt, die man, trotz aller venerabeln Verzerrung, wenigſtens an ihren Schlüſſeln, Schwerten, Kreuzen und Sägen unterſcheidet.

Characteriſtik der vornehmſten Europäiſchen Nationen. Aus dem Engliſchen. Leipzig. 8. Erſter Theil 16 Bogen, zweiter Theil 14 Bogen.

Das Werk iſt aus dem Britiſchen Muſeum. Nun für ein Muſeum war Das kein Stück! Ins Hinterſtübchen damit, in die Küche; da iſt ſein Platz; je mehr berußert, deſto beſſer! Character polirter Nationen! Werft die Münze in den Tiegel, wenn Ihr ihren Gehalt wiſſen wollt; unter dem Gepräge findet Ihr ihn in Ewigkeit nicht.

Sobald eine Nation polirt iſt, ſobald hat ſie conventionelle Wege, zu denken, zu handeln, zu empfinden, ſobald hört ſie auf, Character zu haben. Die Maſſe individueller Empfindungen, ihre Gewalt, die Art der Vorſtellung, die Wirkſamkeit, die ſich alle auf dieſe eigenen Empfindungen beziehen: Das ſind die Züge der Characteriſtik lebender Weſen. Und wie viel von alle Dem iſt uns polirten Nationen noch eigen? Die Verhältniſſe der Religion, die mit ihnen auf das Engſte verbundenen bürgerlichen Beziehungen, der Druck der Geſetze, der noch größere Druck geſellſchaftlicher Verbindungen und tauſend andere Dinge laſſen den polirten Menſchen und die polirte Nation nie ein eigenes Geſchöpf ſein, betäuben den Wink der Natur und verwiſchen jeden Zug, aus dem ein characteriſtiſches Bild gemacht werden könnte.

Was heißt alſo nun Character einer polirten Nation? Was kann's Anderes heißen, als Gewände von Religion und bürgerlicher Verfaſſung, in die eine Nation geſtellt worden iſt, Draperie, wovon man höchſtens ſagen kann, wie ſie der Nation anſteht. Und hätte uns der Verfaſſer dieſes Werkchens nur ſoviel geſagt, nur gezeigt, wie die polirte Nation denn unter allen dieſen Laſten und Feſſeln lebt, ob ſie ſie geduldig erträgt, wie Iſaſchar, oder ob ſie dagegen anſtrebt, ſie bisweilen abwirft, bisweilen ihnen ausweicht oder gar andere Ausswege ſucht, wo ſie noch freiere Schritte thun kann; ob noch hier und da unter der Politur der Naturſtoff hervorblickt; ob der Stoff immer ſo biegſam war, daß er die Politur annehmen konnte; ob die Nation wenigſtens eigene, ihrem Stoff gemäße Politur hat oder nicht und Dergleichen. Vielleicht würde ein philoſophiſcher Beobachter noch auf dieſe Art eine erträgliche Characteriſtik zu Stande bringen. Aber der Verfaſſer reiſ'te gemächlich ſeine große Tour durch England, Frankreich, Italien, Spanien, Deutſchland und die Niederlande, blickte in ſeinen „Puffendorf", converſirte mit ſchönen Herren und Damen, und nahm ſein Buch und ſchrieb. Zum Unglück iſt in der ganzen Welt Nichts ſchiefer, als die ſchönen Herren und Damen, und ſo werden ſeine Gemälde gerade eben ſo ſchief; den Engländer vertheidigt er immer gegen die Franzoſen; den Franzoſen ſetzt er dem Engländer immer entgegen. Jener iſt nur ſtark, Dieſer nur ſtändelnd; der Italiener prächtig und feierlich; der Deutſche ſänft und zähmt Ihnen. Alles vom Hörenſagen, Oberfläche, aus guten Geſell-

schaften abstrahirt — und Das ist ihm Charakteristik! Wie so gar anders würden seine Urtheile ausgefallen sein, wenn er sich heruntergelassen hätte, den Mann in seiner Familie, den Bauer auf seinem Hof, die Mutter unter ihren Kindern, den Handwerksmann in seiner Werkstatt, den ehrlichen Bürger bei seiner Kanne Wein, und den Gelehrten und Kaufmann in seinem Kränzchen oder seinem Caffeehaus zu sehen! Aber Das fiel ihm nicht einmal ein, daß da Menschen wären; oder, wenn's ihm einfiel, wie sollte er die Geduld, die Zeit, die Herablassung haben? Ihm war ganz Europa seines Französisches Drama oder, was ziemlich auf Eins hinauskommt, Marionetten-Spiel! Er guckte hinein und wieder heraus, und Das war Alles!

Johann Jacob Moser's, königl. Pohlnischen Staats-Raths, neueste kleine Staatsschriften. Bei Metzler. Frankfurt und Leipzig 1772. 8. 20 Bogen.

Unsere Leser werden diese vortreffliche Sammlung einiger kleinen Abhandlungen aus dem Deutschen Staatsrechte schon aus der ersten Auflage kennen, die im Jahr 1768 erschien, und die hier völlig unverändert geblieben ist. Wir wollen sie nur daran erinnern, daß die Ausführung des päpstlichen Entscheidungsrechts in zwiespaltigen Wahlen geistlicher Reichsfürsten, welche gegen Herrn Pestel's bekannte Schrift gerichtet ist und gleich bei ihrer ersten Erscheinung begierig aufgesucht wurde, und dann der unmaßgebliche Vorschlag wegen Verfertigung einer Reichs-Usual-Matricul, der wegen der mühsamen Ausarbeitung dem berühmten Verfasser so viel Ehre gemacht hat, darin enthalten seien. Die übrigen Abhandlungen betreffen bekanntlich das Recht, die Besteuerungsart zu bestimmen und abzuändern, eine Nachricht vom geistlichen Gut im Würtemberg'schen und die Verbindlichkeit landesherrlicher, den Landständen ertheilten Resolution.

Da das Buch schon bei seiner ersten Ausgabe in mehrern Journalen, z. B. in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek, im Anhang zu den zuletzt ersten Bänden, S. 797 u. f. f., längst angezeigt und gerühmt worden ist, so würde es ein schlechtes Compliment für unsere Leser sein, wenn wir ihnen den Werth desselben erst noch anpreisen wollten, und wir würden auch nicht einmal so viel davon gesagt haben, wenn nicht der Herr Auszugsmacher in dem 17. Stück der Gelehrten Zeitung von Frankfurt an der Oder es als eine neue Sache angesehen und sich die Mühe genommen hätte, dem Publicum den Inhalt eines Buchs weitläufig vorzuzählen, welches das Publicum schon vor fünf Jahren besser als jener unwissende Recensent gekannt und genutzt hat. Bei dem gräulichen Zustande unserer lieben Zeitungs-Critik hat noch das Abenteuer gefehlt, daß Leute ohne alle litterarische Kenntnisse sich zu Kunstrichtern aufwerfen, und — Dank sei es der Haus'schen Zeitungs-Fabrik! — Das hätten wir doch nun erlebt.

Die erleuchteten Zeiten oder Betrachtung über den gegenwärtigen Zustand der Wissenschaften und herrschenden Sitten in Deutschland. Züllichau 1772. 8. 12 Bogen.

Eine langweilige Schul-Ehre. Der vermuthlich sehr junge, wenigstens sehr unerfahrene Verfasser kennt die Welt nur noch den vier Facultäten und muß wo von einem stolzen Halbgelehrten gehört haben, daß wir in erleuchteten Zeiten leben. Das ärgert ihn nun, und deßwegen beweis't er: daß die Philosophen nicht erleuchtet sind, weil noch einige die beste Welt vertheidigen; die Aerzte nicht, weil noch so viele Menschen sterben; die Juristen nicht, weil so viele Processe ohne Gesetze und so viele Gesetze ohne Processe da sind; die Theologen nicht, weil sie so eigensinnig sind, und weil man so oft bei ihren Predigten einschläft; die Humanisten nicht, weil sie das Lateinische und Griechische nicht ernstlich genug treiben, das Hebräische so schwer machen, so viele Verse schreiben und Dergleichen. Unsere Sitten taugen auch Nichts, weil wir zu sinnlich sind, nicht genug in der Bibel lesen, und sonderlich in dem Zeugungsgeschäfte nicht genug über die Geheimnisse, die darin verborgen liegen, meditiren, sondern blos so hinzeugen. —

Daß doch solche Leute reformiren wollen! Die Stelle vom Vorbilde des Propaganda-Systems, S. 171, ist blasphemer Unsinn, den wir uns scheuen, hierherzusetzen; alles Uebrige ist flacher Gemeinplatz, ohne einen einigen allgemeinen Blick, ohne Verstand, ohne Kenntniß, ohne Laune. —

Erleuchtete Zeiten! Das war wohl der Mühe werth, zu fragen, ob wir in solchen Zeiten leben; oder wenn man doch fragen wollte, so mit Amts-Miene zu antworten, so zu declamiren! Hätte doch der Mensch über den Mann im Mond, oder den weisen Bär geschrieben! Das war sein Beruf! —

Wer sich noch unterfängt, unsere Zeiten für erleuchtet zu halten, der soll zur Strafe diese zwölf Bogen lesen; und wer sie gar deßwegen dafür hält, weil er darin lebt, Der soll sie auswendig lernen!

Leben und Character Herrn Christian Adolph Klotz. Entworfen, von Carl Renatus Hausen. Halle 1772. 8. 93 S.

Wären die Biographen von jeher so gestimmt gewesen, wir würden so viele Beschwerden über zu hochgespanntes Lob nimmer gehört haben. Man kann dem Verfasser Nichts weniger vorwerfen, als die Idealisirung seines Helden. Wo Andere den Menschen auf Dichterflittigen emportragen, läßt er ihn geruhig sinken, oder gibt ihm wohl gar einen Stoß zu Beschleunigung seines Falls.

Armer Klotz, in welcher erbärmlichen Gestalt wirst du vor's Publicum hingelegt!

Kein Mann von Genie, Das heißt, ohne Fähigkeit, neue große Ideen aus der Tiefe zu heben. Eine lebhafte Einbildungskraft, Anderer Erfindungen zu benutzen und zu detailliren, doch ohne Application, ohne anhaltenden Fleiß.

Gelehrsamkeit, aber was für? Keine ausgebreitete, sondern diffundirte, keine gründliche, sondern velitirende, nicht einmal Belesenheit im wahren Sinn.

Und was hat er gethan? Ein Paar Autores herausgegeben. Weiter? — unbedeutende Tractätchen geschrieben. Aber sein Hauptwerk? Acta literaria. Sein Hauptwerk! Recensiren, necken, lästern.

Und als Professor, keine Intention auf seine Lesestunden, keinen guten Vortrag dazu und also keinen Beifall.

Zu seinem moralischen Character Züge, die sich nur mit der unvergleichlichsten Inconsequenz entschuldigen lassen. Schändliche Doppelheiten gegen Vertrauende, die flachste Eitelkeit, Neid über Vorzüge Anderer, also Mißtrauen. — Wir mögen nicht weiter aufschreiben; wir haben mehr christliche Liebe denn Herr Hausen, und sind Recensenten.

Mußten Sie denn das Wort (gewiß so leicht weggesprochen, als irgend eins des seligen Geheimeraths, und wenn's zur Stunde der Empfindung gesagt war, desto schlimmer.) mußten Sie das Wort: Wenn ich todt bin, müssen Sie mein Leben beschreiben — — wie ich bin, im wahren Bilde — — auch alsdann, wenn wir Feinde werden sollten, für eines Mannes strengstes Ernstwort nehmen? War es nicht vielmehr im genauesten Sinn der Wille eines Menschen, der da spricht: Macht mit der Beerdigung meines Leibes keine Umstände! Was wird man zum Executor sagen, der dem Todten auch gar sein Sterbehemde auszieht, und seine mißgestalte Nacktheit, an eine Landstraße hingeworfen, den Augen des Publicums prostituirt und Vögeln und Hunden Preis gibt? Freilich ein Leichenbegängniß ohne Umstände.

Wir sagen gern Nichts von der Person, die Herr H. selbst in diesem Stücke spielt; uns könnte er's übel nehmen und jeder Leser muß die Bemerkung ohne uns machen.

Gedrückt auf den Herrn Friedrich Carl Casimir von Kreutz etc. Frankfurt am Main. 1772. gr. 8. 68 S.

Ohne Gefühl, was so ein Mann gewesen, ohne Ahnung, was so ein Mann sein könne, schreibt hier Einer die schlechteste Parentation.

Der Gang dieses sonderbaren Genie's, das Durcharbeiten durch so viele Hindernisse, die düstere Unzufriedenheit bei allem Gelingen wird in der Feder unsers Scribenten recht ordnungsgemäßer Cursus humaniorum et bonarum artium; und der sehr eigen characteristische Kopf wohlgefaltete, honnete Alltags-Maske.

Das ist immer das Schlimmste, was den Menschen, wie Kreutz, widerfahren kann, deren Leben vielfach vergällt wird, weil sie nicht sind wie Andere, daß man, um sie nach dem Tode wenigstens in ehrbare Gesellschaft introduciren zu können, ihre Gestalten verwischt und betheuert: Sie waren wie andere vortreffliche Leute auch!

Gedanken über eine alte Aufschrift. Bei Weidmann's Erben und Reich. Leipzig 1772. 8. 62 S.

Sie reden, was sie wollen; mögen sie doch reden! was kümmert's mich? So heißt die Aufschrift.

Zwei Arten von Menschen leben nach dieser Maxime, sagt der Verfasser, die großen und kleinen Sultane und die Cyniker: Jene, weil sie glauben, die andern Menschen wären nur Frösche; Diese, entweder, weil sie kein Vermögen haben, und sich weder über diesen Mangel ärgern, noch ungerecht genug sind, Belohnungen für Etwas zu verlangen, das sie nicht haben; oder weil sie sehen, daß sie es doch Niemandem recht machen können. Diese, sagt der Verfasser, handeln am klügsten; und zum Beweis zeigt er in einer philosophischen Laune, an welcher man den Dichter der „Musarion" und des „Agathon" nicht verkennen kann, wie wunderlich die Welt Lob und Tadel vertheilt. Endlich schließt er mit der Grundmaxime seiner menschenfreundlichen Moral, daß man die Menschen ertragen soll, ohne sich über sie zu ärgern.

Diese wenigen Blätter enthalten eine Menge vortrefflicher Anmerkungen. Wir hätten aber gewünscht, daß der Verfasser, dem man so gerne zuhört, uns auch den Wachtpuppengestand vorgestellt hätte, in dem Diejenigen leben, welche nicht Stärke genug haben, der Maxime

ſeiner Inſchrift zu folgen. Unter allen Beſitzungen auf Erden iſt ein eigen Herz die koſtbarſte, und unter Tauſenden haben ſie kaum zwei.

Recenſionen in die „Jena'ſche Allgemeine Litteratur-Zeitung.“

Die Jahre 1801, 1803 und 1806.

Vertraute Briefe aus Paris. Geſchrieben in den Jahren 1802 und 1803 von Johann Friedrich Reichardt. Hamburg, bei Hoffmann. 1804. Gedruckt in Braunſchweig bei Fr. Vieweg. 8. Erſter Theil 432 S., zweiter Theil 422 S.

Zu einer Zeit, wo das Sehnen und Streben aller nur einiger Maßen mobilen Perſonen nach Paris gerichtet iſt, müſſen Diejenigen, welche einen ſolchen Weg zu machen verhindert ſind, jedem Reiſenden Dank wiſſen, der ſeine Anſichten von jener merkwürdigen Stadt Andern mittheilen kann und mag; beſonders wenn er vieles Gutgeſehene lebhaft darzuſtellen fähig iſt. Ein Lob, das man dem Verfaſſer gedachter Briefe nicht verſagen wird.

Man begleitet ihn gern auf der ſchnellen Reiſe zur Hauptſtadt, wo dann, wie er ſelbſt bemerkt, Brod und Gaukler, nach dem alten Spruche, der Inbegriff aller Wünſche ſind. Gleicherweiſe findet man Frühſtück und Mittageſſen, Oper, Schauſpiel und Ballet als Hauptinhalt beider Theile.

Gegen Muſik und Oper verhält ſich der Reiſende als denkender Künſtler, gegen das Theater überhaupt als einſichtsvoller Kenner, und übrigens gegen Künſte und Wiſſenſchaften als theilnehmender Liebhaber.

Seine Kenntniß vieler Verhältniſſe in frühern Epochen gibt ihm zu bedeutenden Vergleichungen Anlaß, und da er Gelegenheit findet, von der Präſentation bei'm erſten Conſul an, die Zuſtände des höhern, mittlern und niedern Lebens zu beobachten; da er ſeine Bemerkungen mit Kühnheit auszuſprechen wagt: ſo haben ſeine Mittheilungen meiſtens einen hohen Grad von Intereſſe. Viele Geſtalten und Charactere namhafter Perſonen ſind gut gezeichnet; und wenn der Verfaſſer auch hier und da die Lineamente mildert, ſo bleiben die Figuren immer noch kenntlich genug. Beſonders wird er ſich bei Frauenzimmern durch genaue und geſchmackvolle Beſchreibung des mannigfaltigen Putzes empfehlen.

Die raſch hinfließende Schreibart entſpringt aus einer unmittelbaren, mit einer gewiſſen Leidenſchaft angeſchauten Gegenwart. Sie würde noch mehr Vergnügen gewähren, wenn man nicht öfters durch Nachläſſigkeit geſtört würde. So wird z. B. das Wort ſein ſo oft wiederholt, daß es ſeine Bedeutung am Ende ſelbſt aufzehrt. Das Wort letzt ließe ſich gleichfalls öfter entbehren, oder durch neulich, letztens, letzthin erſetzen und variiren. Solche kleine Flecken auszutilgen, ſollte jeder Schriftſteller einen critiſchen Freund an der Seite haben, beſonders wenn das Manuſcript nicht lange ruhen kann.

Doch wie kann man Schriftſtellern und ihren Freunden ſolche Demüthigungen zumuthen, ſo lange unſere Officinen ſich eines unverantwortlich vernachläſſigten Drucks nicht ſchämen? In dieſen zwei Bändchen ſind hundertdreißig Druckfehler und ſogenannte Verbeſſerungen angezeigt; wobei man höflich bittet, ſolche vor dem Leſen des Buchs abzuändern. Welch eine Zumuthung! Es wäre zu wünſchen, daß künftig die Verfaſſer ihre Verbeſſerungen von den Druckfehlern abtrennten, damit man deutlich ſähe, was dem Corrector zu Schulden kommt! Und ſodann möchte vielleicht doch einiges Ehrgefühl geweckt werden, wenn Recenſenten, wie wir gethan, die Officin bemerkten und die Anzahl der eingeſtandenen Druckfehler angeben wollten.

Dieſe Schrift wird viele Leſer finden, die ſie auch verdient. Zwar kann man nicht ſagen, daß der Verfaſſer ſich auf einen höhern Standpunct erhebe und als völlig unparteiiſcher Geſchichtſchreiber verfahre; er gehört vielmehr zu den Mitlebenden, Mitleidenden, Mitwirkenden, und nimmt manches Aergerniß an dem außerordentlichen Mann, der durch ſeine Unternehmungen, ſeine Thaten, ſein Glück die Welt in Erſtaunen und Verwirrung ſetzt.

Wohlbekannt iſt der Verfaſſer mit dem Verlauf der Revolution und hat auch die neueſten Zuſtände mit Augen geſehen. Er iſt von manchen Privat-Verhältniſſen gut unterrichtet, ob ſich ſchon hier und da eine Sage mit einſchleichen mochte, dergleichen in einer großen Maſſe von theilnehmenden, erzählenden, wiedererzählenden, leidenſchaftlich bewegten Menſchen unfehlbar entſtehen müſſen.

Die Schrift iſt ohne Abtheilungen, in einem fortgehenden Styl, nicht ohne Methode geſchrieben. Es findet ſich keine Inhaltsanzeige, die wir durch einen kurzen Auszug der vorzüglichſten Materien einiger Maßen erſetzen wollen, um den Leſer mit dem Buche im Allgemeinen bekannt zu machen.

Des Helden Jugend und erste Schritte, bis Seite 12; Thaten, Consulat, b. S. 29; Redner und Schriftsteller wirken gegen ihn, b. S. 42; Krieg, Schlacht von Marengo, seine Wiederkehr, b. S. 54; Redner und Schriftsteller gegen und für die Alleinherrschaft, b. S. 63; erste Bewegung der Emigrirten, b. S. 68; nothdürftige Popularität, b. S. 69; Mordanschläge. Der Consul zieht sich mehr zurück. Friede, bis S. 97; Einleitung der catholischen Religion, b. S. 109; Schulen, b. S. 116; Gesetzbuch, b. S. 118; Veränderung im Tribunat, b. S. 124; Italienische Verhältnisse, b. S. 128; öffentliche und Privat-Verhältnisse bis zur Constitution der Italienischen Republik, b. S. 132; öffentliche Blätter, b. S. 138; lebenslängliches Consulat, neues Senats-Consult deßhalb, b. S. 169; Verweisungen, b. S. 178; opponirende Schriftsteller, Redner, Camille Jordan, b. S. 189; Hofumgebung, b. S. 207; Talleyrand, b. S. 216; Cayara, b. S. 229; Militär, b. S. 252; Familien-Glieder, Begünstigte, b. S. 263; Verhältniß zu England, b. S. 278; Englischer Gesandter, b. S. 300; wissenschaftliche Institute, b. S. 320; ältere und neuere Schilderung der Nation, b. S. 339; Benehmen gegen die Schweiz, b. S. 350; Krieg mit England, Besetzung von Hannover, bis S. 369; Character der Nation, gegenwärtige Lebensweise, b. S. 395; Künste, Theater, Lotterie, Pachtungen, Reichthümer der Privat-Personen, Lieferanten, Industrie, b. S. 435; speciale Tribunale, b. S. 442; Schluß und versprochene Fortsetzung b. S. 447.

Der Verfasser verspricht Unparteilichkeit. Läßt sich auch diese schöne Pflicht, unter den gegebenen Umständen, wohl schwerlich leisten, so wird er schon Dank verdienen, wenn er den Begebenheiten aufmerksam folgt und seine Ueberzeugung aufrichtig ausspricht.

Bildnisse jetzt lebender Berliner-Gelehrten, mit mit ihren Selbst-Biographien. Herausgegeben von F. M. Kayr. 1806. Berlin, bei Unger. 8. 49 B. (16 Gr.)

Die Anforderung an lebende Gelehrte, kurze Selbst-Biographien zu schreiben, in der Absicht, das Publicum sogleich damit zu beschenken, ist ein sehr glücklicher Gedanke. Wir nehmen das Wort Gelehrte hier im weitesten Sinne und verstehen alle Diejenigen darunter, die sich dem Wissen, der Wissenschaft und den Künsten widmen: denn der eigentlich welthätige Mann darf von seinem Thun und Lassen weniger selbst Rechenschaft geben. Wir wünschen daher dem Unternehmen des Herrn L. den besten Fortgang, um so mehr, als das erste Versuchstück schon alles Dankes werth ist.

Johannes Müller spricht hier von sich selbst, und führet uns auf eine zutrauliche Weise durch sein Leben. Was der Geschichtschreiber an Andern gethan, warum sollte er es nicht an sich selbst thun? Und wir finden ihn, sowie vormals in Andern, also auch hier in sich selbst wieder.

Wenn es also schon genug wäre, gesagt zu haben, Das ist von ihm: so wollen wir nur, um der Uebrigen willen, die gerade nicht Historiker sind und ihm doch hoffentlich auf diesem guten Pfade folgen und Herrn L. Vorsatz begünstigen werden, einige Bemerkungen aufzeichnen, damit so bald und so leicht als möglich das Beste geschehe.

Es gibt zweierlei Arten, die Geschichte zu schreiben: eine für die Wissenden, die andere für die Nichtwissenden. Bei der ersten setzt man voraus, daß dem Leser das Einzelne bis zum Ueberdruß bekannt sei. Man denkt nur darauf, ihn auf eine geistreiche Weise durch Zusammenstellungen und Bedeutungen an Das zu erinnern, was er weiß, und ihm für das zerstreut Bekannte eine große Einheit der Ansicht zu überliefern oder einzuprägen; die andere Art ist die, wo wir, selbst bei der Absicht, eine große Einheit darzustellen, auch das Einzelne unnachlässlich zu überliefern verpflichtet sind.

Sollten zu unserer Zeit Männer, die über vierzig oder fünfzig Jahre im Leben stehen und wirken, ihre Biographie schreiben, so würden wir ihnen rathen, die letzte Art in's Auge zu fassen. Denn außerdem, daß man sich gerade um das Nächstvorhergehende am Wenigsten bekümmert, so ist unsere Zeit so reich an Thaten, so entschieden an besonderm Streben, daß die Jugend und das mittlere Alter, für die man denn doch eigentlich schreibt, kaum einen Begriff hat von Dem, was vor dreißig oder vierzig Jahren eigentlich da gewesen ist. Alles, was sich also in eines Menschen Leben dorther schreibt oder dorthin bezieht, muß auf's Neue gegeben werden.

Wir läugnen gar nicht, daß wir in diesem Sinn selbst unsers trefflichen Müller's Biographie gewissen Maßen tadelhaft finden, und bekennen es um so freier und so lieber, als es noch Zeit ist und wir ihn ersuchen können, Dasjenige, was er hier theils in einer Skizze, theils in gehaltvollen Resultaten in wenigen Bogen aufgestellt hat, künftig mehr ausgeführt, in einem tüchtigen Alphabete, wo nicht für uns, doch für die Nachkommen niederzulegen.

Wie liebenswürdig hat er sich schon des großen

Vortheils eines Selbſt-Biographen bedient, daß er gute, wackere, jedoch für die Welt im Großen unbedeutende Menſchen, als Eltern, Lehrer, Verwandte, Geſpielen, namentlich vorführte und ſie, als ein vorzüglicher Menſch, in's Gefolge ſeines bedeutenden Daſeins mit aufnahm! Wie herrlich treten ferner ſchon gekannte, außerordentliche Naturen abermals, in beſonderm Bezug auf ihn ſich bezeichnend, hervor! Wie gern findet man hier Johann Peter Müller, Schlözer, Schlieſſ, den Churfürſten von Mainz wieder! Wie ſtellt ſich das ganze Bild, das man von ſolchen Männern gefaßt hat, bei den einzelnen Zügen lebhaft vor die Erinnerung!

Geſetzt es wäre unſerm Schriftſteller, ſeine Lebensgeſchichte ausführlicher zu ſchreiben, wie oft würden wir noch dieſen doppelten Fall eintreten ſehen; wobei es höchſt angenehm ſein müßte, um ihn, als um einen Mittelpunct, ſo manche Menſchen verſammelt zu erblicken, die wir ſonſt ſelbſt als Mittelpuncte zu betrachten gewohnt ſind!

Gegenwärtig hat er ſich, nach unſerer Ueberzeugung, viel zu iſolirt dargeſtellt. Wir finden die Wirkung großer Weltbegebenheiten auf ein ſo empfängliches Gemüth nicht genugſam ausgedrückt. Paoli's und der Corſen iſt gar nicht gedacht, des Americaniſchen Kriegs nur, inſofern ihm dadurch ein Freund gerandt wird, und der Genfer-Begebenheiten nur, indem ſie als Zündkraut einer ungeheuern Exploſion erſcheinen. Und gerade jenes Herankommen von Ereigniſſen, welche Aufmerkſamkeit mußte es einer ſolchen Natur und in jenem Alter nach und nach erregen, und was mußte ſich an dieſem Aeußern aus ſeinem Innern entwickeln!

Von der andern Seite erſcheint er nicht genug als ein außerordentlicher, auf das Publicum, auf die Welt wirkender Menſch, wie er ſich doch, ohne die Beſcheidenheit zu verletzen, darſtellen konnte und ſollte.

Beſcheidenheit gehört eigentlich nur für perſönliche Gegenwart. In guter Geſellſchaft iſt es billig, daß Niemand verlaut werde; iſt es nothwendig, daß der Gemeinſte mit dem Vortrefflichſten in einen gewiſſen Zuſtand der Gleichheit gerathe. In alle freien ſchriftlichen Darſtellungen gehört Wahrheit, entweder in Bezug auf den Gegenſtand oder in Bezug auf das Selbſt des Darſtellenden und, ſo Gott will, auf Beides. Wer einen Schriftſteller, der ſich und die Sache kennt, nicht leſen mag, der laſſe überhaupt das Beſte ungeleſen laſſen.

Da nun alſo unſer Biograph die große Wirkung, die er jener Zeit auf das Publicum geleiſtet, nicht gehörig darſtellt, ſo erſcheint auch ſeine erſte mißlungene Anſtellung in Berlin, ſeine kärgliche in Caſſel, das Zaudern der Berner-Obern nicht im vollkommenen Lichte; und die für ſein Leben ſo wichtige Berufung nach Mainz, ſpäterhin nach Wien, zuletzt nach Berlin waren, wir müßten uns ſehr irren, durch ſeine großen, anerkannten Vorzüge in der Wirklichkeit weit motivirter, als ſie es in der Schrift ſind.

Wem es ſonderbar ſcheinen möchte, daß wir auf dieſe Weiſe den Meiſter meiſtern, Der bedenke, daß wir nur hierdurch die Schwierigkeit einer Selbſt-Biographie fühlbarer zu machen gedenken. Wir wünſchen Nichts mehr, als daß Herrn L. Unternehmen begünſtigt werde, ja daß ſich ähnliche Unternehmungen über das ganze induſtriöſe Deutſchland verbreiten mögen, um einiger Maßen im Einzelnen zu erhalten, was im Ganzen verloren geht. Aber wir erſuchen ſämmtliche Theilnehmer, eine doppelte Pflicht ſtets vor Augen zu haben: nicht zu verſchweigen, was von außen, es ſei nun als Perſon oder Begebenheit, auf ſie gewirkt, aber auch nicht in Schatten zu ſtellen, was ſie ſelbſt geleiſtet, von ihren Arbeiten, von deren Gelingen und Einfluß mit Behaglichkeit zu ſprechen, die dadurch gewonnenen ſchönſten Stunden ihres Lebens zu bezeichnen und ihre Leſer gleichfalls in eine fröhliche Stimmung zu verſetzen. Es iſt ja nur von Gelehrten und Künſtlern die Rede, von Menſchen, deren ganzes Leben und Treiben ſich in einem harmloſen Kreiſe herumdreht, deren Kriege, Siege, Niederlagen und Tractaten, obgleich unblutig, doch immer intereſſant bleiben, wenn nur für das Behagen des einzelnen Mannes und für die Freude oder für den Nutzen der Welt irgend zuletzt Einiges hervorgeht.

Bald hätten wir jedoch über der ſo bedeutenden Schrift das ihr vorgeſetzte Bildniß vergeſſen. Es iſt in punctirter Manier, ſehr zart gearbeitet und ähnlich, ſonſt aber im kleinlichen Geſchmack ordinärer Miniatur-Portraite, und daher ziemlich weit entfernt von dem ächten, tüchtigen, Character darſtellenden Weſen und Styl der Kunſt.

Noch ſei uns der Wunſch erlaubt, daß der Künſtler, zumal da das Format des Werks, ein großes Octav, es ihm zuläßt, künftig die darzuſtellenden Bildniſſe nach einem beträchtlich größern Maßſtabe zeichne und ſtiche. Mag von den Fracks und Gilets immerhin Etwas verloren gehen, wenn nur dafür die Geſichter gewinnen, deutlicher und beſſer erſcheinen. Auch würden wir es für kein Unglück anſehen, wenn etwa noch die kleinen, unter dem Bildniß angebrachten Figürchen (hier die drei Eidgenoſſen) deßhalb wegbleiben müßten.

Jery,

ein wenig zurücktretend.

Soll ich noch zweifeln?
Soll ich mich freuen?
Wirſt du mir bleiben?
Wird dich's gereuen?

Bätely.

Traue mir! Traue mir,
Ja ich bin dein!

Jery

einſchlagend.

Ich bin auf ewig
Nun dein, und ſey mein!

Sie umarmen ſich.

Beyde.

Liebe! Liebe!
Haſt du uns verbunden,
Laß, o laß die letzten Stunden
Selig wie die erſten ſeyn!

Ideen zu einer Physiognomik der Gewächse, von Alexander von Humboldt. Vorgelesen in der öffentlichen Sitzung der königl. Preuß. Akademie der Wissenschaften am 30. Januar 1806. Berlin. 8. 29 S.

Nachdem der erste sehnliche Wunsch erfüllt war, den trefflichen und kühnen Naturforscher von seiner müh- und gefahrvollen Reise wieder bei den Seinen zu wissen, so mußte der zweite sogleich lebhaft entstehen und Jedermann höchst begierig sein auf eine Mittheilung aus der Fülle der eroberten Schätze. Hier empfangen wir die erste Gabe; in einem kleinen Gefäß sehr köstliche Früchte.

Wenn wir uns in's Wissen, in die Wissenschaft begeben, geschieht es denn doch nur, um desto ausgerüsteter in's Leben wiederzukehren; und so erscheint uns hier das im Einzelnen so kümmerlich ängstliche botanische Studium in seiner Verklärung auf einem Gipfel, wo es uns einen lebhaften und einzigen Genuß gewähren soll. —

Nachdem Linnée ein Alphabet der Pflanzengestalten aufgebildet und uns ein bequem zu benutzendes Verzeichniß hinterlassen; nachdem die Laien das große Ganze schon naturgemäßer aufgestellt, scharfsinnige Männer immerfort, mit bewaffnetem und unbewaffnetem Auge, die unterscheidenden Kennzeichen auf's Genauste bestimmen und die Philosophie uns eine belebte Einheit einer höhern Ansicht verspricht, so thut hier der Mann, dem diejenigen die Erdflächen vertheilten Pflanzengestalten in lebendigen Gruppen und Massen gegenwärtig sind, schon vorauseilend den letzten Schritt und deutet an, wie das einzelne Erkannte, Eingesehene, Angeschaute in völliger Pracht und Fülle dem Gemüth zugeeignet, und wie der so lange geschichtete und rauchende Holzstoß, durch einen ästhetischen Hauch, zur lichten Flamme belebt werden könne.

Glücklicher Weise sind in dieser kleinen Schrift die Haupt-Resultate so zusammengedrängt, daß wir unsere Leser mit einem Auszug erfreuen, ja wir dürfen wohl sagen, erquicken können; denn alles das Beste und Schönste, was man von Vegetation jemals unter freiem und schönem Himmel gesehen, wird wieder in der Seele lebendig, und die Einbildungskraft geschickt gemacht und aufgeregt, Dasjenige, was uns durch künstliche Anstalten, durch mehr oder weniger unzulängliche Bilder und Beschreibungen überliefert worden, sich auf das Kräftigste und Erfreulichste zu vergegenwärtigen.

„Sechzehn Pflanzenformen bestimmen hauptsächlich die Physiognomie der Natur. Ich zähle nur diejenigen auf, welche ich bei meinen Reisen durch beide Welttheile, und bei einer vieljährigen Aufmerksamkeit auf die Vegetation der verschiedenen Himmelsstriche zwischen dem 55. Grade nördlicher und dem 12. Grade südlicher Breite beobachtet habe.

Wir beginnen mit den Palmen, der höchsten und edelsten aller Pflanzengestalten. Denn ihr haben stets die Völker (und die früheste Menschenbildung war in der Asiatischen Palmen-Welt oder in dem Erdstriche, der zunächst an die Palmen-Welt grenzt) den Preis der Schönheit zuerkannt. Hohe, schlanke, geringelte, bisweilen stachlichte Schäfte, mit anstrebendem, glänzendem, bald gefächertem, bald gefiedertem Laube. Die Blätter sind oft grasartig gekräuselt. Der glatte Stamm erreicht bis 180 Fuß Höhe.

Zu den Palmen gesellt sich in allen Welttheilen die Pisang- oder Bananen-Form (die Scitamineen der Botaniker, Heliconia, Amomum, Strelitzia), ein niedriger aber saftreicher, fast krautartiger Stamm, an dessen Spitze sich dünn und locker gewebte, zart gestreifte, seidenartig glänzende Blätter erheben. Pisang-Gebüsche sind der Schmuck feuchter Gegenden. Auf ihrer Feuchtigkeit beruht die Nahrung aller Bewohner des heißen Erdgürtels.

Malven-Form (Sterculia, Hibiscus, Lavatera, Cochroma). Kurze, aber cylindrisch dicke Stämme mit zart wolligen, großen, herzförmigen, oft eingeschnittenen Blättern und prachtvollen, oft purpurrothen Blüthen. Zu dieser Pflanzengruppe gehört der Affenbrodbaum, Adansonia digitata, der bei 12 Fuß Höhe, 30 Fuß Durchmesser hat und der wahrscheinlich das größte und älteste organische Denkmal auf unserm Planeten ist. In Italien fängt die Malven-Form bereits an der Vegetation einen eigenthümlichen südlichen Character zu geben.

Dagegen entbehrt unsere gemäßigte Zone im alten Continent leider ganz die zart gefiederten Blätter, die Form der Mimosen (Gleditsia, Poulrea, Tamarindus). Den Vereinigten Staaten von Nordamerica, in denen unter gleicher Breite die Vegetation mannigfaltiger und üppiger als in Europa ist, fehlt diese schöne Form nicht. Bei den Mimosen ist eine schirmartige Verbreitung der Zweige, fast wie bei den Italienischen Pinien, gewöhnlich. Die tiefe Himmelsbläue des Tropen-Clima's, durch die zart gefiederten Blätter schimmernd, ist von überaus malerischem Effecte.

Eine meist Africanische Pflanzengruppe sind die Heidekräuter; dahin gehören auch die Andromeda, Passerinen und Gnidien, eine Gruppe, die mit der der Nadelhölzer einige Aehnlichkeit hat und eben deßhalb mit dieser durch die Fülle glockenförmiger Blüthen desto reizender contrastirt. Die baumartigen Heidekräuter, wie einige andere Africanische Gewächse,

erreichen das nördliche Ufer des Mittelmeers. Sie schmücken Welschland und die Cistus-Gebüsche des südlichen Spaniens. Am Ueppigsten wachsend habe ich sie auf den Africanischen Inseln, am Abhange des Pics von Teyde gesehen.

Dem neuen Continent ist eigenthümlich die Cactus-Form, bald kugelförmig, bald gegliedert, bald in hohen, vieleckigen Säulen, wie Orgelpfeifen, aufrecht stehend. Diese Gruppe bildet den höchsten Contrast mit der Gestalt der Liliengewächse und der Bananen.

Wie Diese grüne Oasen in den pflanzenleeren Wüsten bilden, so beleben die Orchideen den trockenen Stamm der Tropen-Bäume und die ödesten Felsenritzen. Die Bauhinien-Form zeichnet sich durch hellgrüne, saftvolle Blätter und durch vielfarbige Blüthen von wunderbarem Baue aus. Diese Blüthen gleichen bald den geflügelten Insecten, bald den zarten Vögeln, welche der Duft der Honiggefäße anlockt.

Blattlos, wie fast alle Cactus-Arten, ist die Form der Casuarinen, einer Pflanzengestalt, bloß der Süd-See und Ost-Indien eigen. Bäume mit schachtelhalmähnlichen Zweigen. Doch finden sich auch in andern Weltgegenden Spuren dieses mehr sonderbaren als schönen Typus.

Sowie in den Pflanz-Gewächsen die höchste Ausdehnung, so ist in den Casuarinen und in den Nadelhölzern die höchste Zusammenziehung der Blattgefäße. Tannen, Thuja und Cypressen bilden eine nordische Form, die in den Tropen selten ist. Ihr ewig frisches Grün erheitert die öde Winterlandschaft.

Parasitisch, wie bei uns Moose und Flechten, überziehen in der Tropen-Welt außer den Orchideen auch die Pothos-Gewächse den alternden Stamm der Waldbäume. Saftige, krautartige Stengel mit großen, bald pfeilförmigen, bald gelappten, bald länglichen, aber stets dichadrigen Blättern. Blumen in Scheiden.

Zu dieser Arum-Form gesellt sich die Form der Lianen, beide in heißen Erdstrichen von Süd-America in vorzüglicher Kraft der Vegetation. (Paullinia, Banisteria, Bignonien.) Unser rankender Hopfen und unsere Weinreben erinnern an diese Pflanzengestalt der Tropen-Welt. Am Orinoco haben die blattlosen Zweige der Bauhinien oft an 20 Fuß Länge. Sie fallen theils senkrecht aus dem Gipfel hoher Schmetterien herab; theils sind sie schräg wie Mastaue aufgespannt und die Tigerkatze hat eine bewundernswürdige Geschicklichkeit, daran auf- und abzuklettern.

Mit den biegsamen, sich rankenden Lianen, mit ihrem frischen und leichten Grün, contrastirt die selbstständige Form der bläulichen Aloe-Gewächse; Stämme, wenn sie vorhanden sind, fast ungetheilt, ruthenförmig und schlangenartig gewunden. An dem Gipfel sind saftreiche, fleischige, lang zugespitzte Blätter strahlenartig zusammengehäuft. Die hochstämmigen Aloe-Gewächse bilden nicht Gebüsche, wie andere gesellschaftlich lebende Pflanzen. Sie stehen einzeln in dürren Ebenen und geben der Tropen-Gegend dadurch oft einen eigenen melancholischen (man möchte sagen Africanischen) Character.

Wie die Aloe-Form sich durch ernste Ruhe und Festigkeit, so characterisirt sich die Grasform, besonders die Physiognomie der baumartigen Gräser, durch den Ausdruck fröhlicher Leichtigkeit und beweglicher Schlankheit. Bambus-Gebüsche bilden schattige Bogengänge in beiden Indien. Der glatte, oft geneigt hinschwebende Stamm der Tropen-Gräser übertrifft die Höhe unserer Erlen und Eichen.

Mit der Gestalt der Gräser ist auch die der Farrenkräuter in den heißen Erdstrichen veredelt. Baumartige, oft 35 Fuß hohe Farrenkräuter haben ein palmenartiges Ansehen; aber ihr Stamm ist minder schlank, kürzer, schuppigrauher, als der der Palmen. Das Laub ist zarter, lockerer gewebt, durchscheinend und an den Rändern sauber ausgezackt. Diese colossalen Farrenkräuter sind oft ausschließlich den Tropen eigen, aber in diesen ziehen sie ein gemäßigtes Clima dem ganz heißen vor.

Noch nenne ich die Form der Liliengewächse (Amaryllis, Pancratium) mit schilfartigen Blättern und prachtvollen Blüthen, eine Form, deren Hauptvaterland das südliche Africa ist; ferner die Weidenform, in allen Welttheilen einheimisch; und wo Salix fehlt, in den Banksien und einigen Proteen wiederholt; Myrtengewächse (Metrosideros Eucalyptus, Escalonia), Melastomen- und Lorbeerform.

Am glühenden Sonnenstrahl des tropischen Himmels gedeihen die herrlichsten Gestalten der Pflanzen. Wie im kalten Norden die Baumrinde mit dünnen Flechten und Laubmoosen bedeckt ist, so beleben dort Cymbidium und duftende Vanille den Stamm der Anacardien und der riesenmäßigen Feigenbäume. Das frische Grün der Pothos-Blätter und der Dracontien contrastirt mit den vielfarbigen Blüthen der Orchideen. Rankende Bauhinien, Passifloren und gelbblühende Banisterien umschlingen den Stamm der Waldbäume. Zarte Blumen entfalten sich aus den Wurzeln der Theobroma, wie aus der dichten und rauhen Rinde der Crescentien und der Gustavia. Bei dieser Fülle von Blüthen und Blättern, bei diesem üppigen Wuchse und der Verwirrung rankender Gewächse wird es dem Naturforscher oft schwer, zu erkennen, welchem Stamme Blüthen und Blätter angehören. Ein einziger Baum mit Paullinien,

Bignonien und Dendrobium geſchmückt, bildet eine Gruppe von Pflanzen, welche, von einander getrennt, einen beträchtlichen Erdraum bedecken würden."

Jedermann wird nunmehr lebhaft bemüht ſein, dieſe kleine Schrift in ihrer ganzen Ausdehnung zu leſen und mit ungeduldigſter Sehnſucht dem nächſt verſprochenen erſten Theil jener Reiſebeſchreibung, der das Naturgemälde der Tropen-Welt umfaſſen ſoll, entgegenzuſehen.

Lyriſche Gedichte von Johann Heinrich Voß. Königsberg bei Nicolovius. 1802. 8. Erſter Band: Oden und Elegien. Erſtes bis drittes Buch. 340 S. — Zweiter Band: Oden und Lieder. Erſtes bis drittes Buch. 326 S. — Dritter Band: Oden und Lieder. Viertes bis ſechstes Buch. 346 S. — Vierter Band: Oden und Lieder. Siebentes Buch. — Vermiſchte Gedichte, Fabeln und Epigramme. 399 S.

Indem wir die Verzeichniſſe ſämmtlicher Gedichte, wie ſolche den Bänden regelmäßig vorgedruckt ſind, am Eingange betrachten, ſo finden wir die Oden und Elegien des erſten Bandes, ingleichen die Oden und Lieder der drei folgenden, nicht weniger die übrigen kleinern Gedichte unter ſich durchaus nach der Jahrzahl geordnet.

Eine Zuſammenſtellung der Art, die ſchon mehrern Dichtern gefiel, deutet, beſonders bei dem unſerigen, auf ruhige, gleichförmige, ſtufenweis erfolgte Bildung und gibt uns ein Vorgefühl, daß wir in dieſer Sammlung mehr vielleicht als in irgend einer andern das Leben, das Weſen, den Gang des Dichters abgebildet empfangen werden.

Jeder Schriftſteller ſchildert ſich einigermaßen in ſeinen Werken, auch wider Willen, ſelbſt; der gegenwärtige bringt uns vertraulich Innres und Aeußres, Denkweiſe, Gemüthsbewegungen, mit freundlichem Wohlwollen dar und verſchmäht nicht, uns durch beigefügte Noten über Zuſtände, Geſinnungen, Abſichten und Ausdrücke vertraulich aufzuklären.

Und nun, auf eine ſo freundliche Weiſe eingeladen, treten wir ihm näher, ſuchen ihn bei ſich ſelbſt auf, ſchließen uns an ihn und verſprechen uns im Voraus reichen Genuß und mannigfaltige Belehrung und Bildung.

In ebener, nördlicher Landſchaft finden wir ihn, ſich ſeines Daſeins freuend, unter einem Himmelsſtrich, wo die Alten kaum auch Lebendes vermutheten.

Und freilich übt denn auch daſelbſt der Winter ſeine ganze Herrſchaft aus. Vom Pole her ſtürmend bedeckt er die Wälder mit Reif, die Flüſſe mit Eis; ein ſtöbernder Wirbel treibt um den hohen Giebel, indeß ſich der Dichter, wohl verwahret, häuslicher Behaglichkeit freut und wohlgemuth ſolchen Gewalten Trotz bietet. Bepelzte, bereifte Freunde kommen an, die, herzlich empfangen, unter ſicherm Obdach, in liebevollem, vertraulich-geſprächigem Kreiſe, das häusliche Mahl durch den Klang der Gläſer, durch Geſang beleben und ſich einen geiſtigen Sommer zu verſchaffen wiſſen.

Dann finden wir ihn auch perſönlich den Unbilden des Winterhimmels trotzend. Wenn die Achſe, mit Brennholz befrachtet, knarrt; wenn ſelbſt die Fußtritte des Wanderers tönen: ſehen wir ihn bald raſch durch den Schnee nach fernen Freundeswohnungen hintraben, bald, zu großem Schlittenzuge geſellt, durch die weiten Ebenen hinklingeln, da denn zuletzt eine traulich Herberge die Halberſtarrten aufnimmt, eine lebhafte Flamme des Camins die eindringenden Gäſte begrüßt, Tanz, Chor-Geſang und mancher erwärmende Genuß der Jugend ſowohl als dem Alter genug thun.

Schmilzt aber von einer zurückkehrenden Sonne der Schnee; befreit ſich ein erwärmender Boden nur einiger Maßen von dieſer läſtigen Decke, ſo eilt mit den Seinen der Dichter alsbald in's Freie, ſich an dem erſten Lebenshauche des Jahres zu erquicken und die zuerſt erſcheinenden Blumen aufzuſuchen. Vielfarbiger Goldlack wird gepflückt, zu Sträußern gebunden und im Triumph nach Hauſe gebracht, wo dieſe Vorboten künftigen Genuſſes ein hoffnungsvolles Familien-Feſt zu krönen gewidmet ſind.

Tritt ſodann der Frühling ſelbſt herein, ſo iſt von Dach und Fach gar die Rede nicht mehr; immer findet man den Dichter draußen, auf ſanften Pfaden, um ſeinen See herſtreichen. Jeder Buſch entwickelt ſich im Einzelnen; jede Blüthenart bricht einzeln in ſeiner Gegenwart hervor. Wie auf einem ausführlichen Gemälde erblickt man, im Sonnenſchein um ihn her, Gras und Kraut ſo gut als Eichen und Buchen, und an dem Ufer des ſtillen Waſſers fehlt weder das Rohr noch irgend eine ſchwellende Pflanze.

Hier begleitet ihn nicht jene verwandelnde Phantaſie, durch deren ungeduldiges Bilden ſich der Fels zu göttlichen Mädchen ausgeſtaltet, der Baum ſeine Aeſte zurückzieht und mit jugendlichen, weichen Armen den Jäger zu locken ſcheint. Einſam vielmehr geht der gemüthvolle Dichter als ein Prieſter der Natur umher, berührt jede Pflanze, jede Staude mit leiſer Hand und weiht ſie zu Gliedern einer liebevoll übereinſtimmenden Familie.

Um ihn, als einen Paradies-Bewohner, ſpielen harmloſe Geſchöpfe, das Lamm auf der Wieſe, das Reh im Walde. Zugleich verſammelt ſich das ganze Chor von Vögeln und übertönt das Leben des Tags mit vielfachen Accenten.

Dann am Abend, gegen die Nacht hin, wenn der Mond in ruhiger Pracht am Himmel heraufo-

zeigt und ſein bewegliches Bild auf der leiſe wogenden Waſſerfläche einem Jeden ſchlängelnd entgegenſchickt; wenn der Kahn ſanft dahinwallt, das Ruder im Tacte rauſcht und jede Bewegung den Funken eines Widerſcheins hervorruft; von dem Ufer die Nachtigall ihre himmliſchen Töne verbreitet und jedes Herz zum Gefühle aufruft: dann zeigt ſich Neigung und Leidenſchaft in glücklicher Zartheit, von den erſten Anklängen einer vom höchſten Weſen ſelbſt vorgeordneten Sympathie bis zu jener ſtillen, anmuthigen, ſchüchternen Lüſternheit, wie ſie aus den engern Umgebungen des bürgerlichen Lebens hervorſprießt. Ein wallender Buſen, ein feuriger Blick, ein Händedruck, ein geraubter Kuß beleben das Lied. Doch iſt es immer der Bräutigam, der ſich erkühnt, immer die Braut, welche nachgibt und ſo bezwingt ſelbſt alles Gewagte ſich unter ein geſetzliches Maß; dagegen erlaubt er ſich Manches innerhalb dieſer Grenze. Frauen und Mädchen wetteifern keck und ohne Scheu über ihre nun einmal anerkannten Zuſtände und eine bräutigte Braut wird unter lebhaften Zudringlichkeiten muthwilliger Gäſte zu Bette gebracht.

Sogleich aber führt er uns wieder unter freien Himmel in's Grüne, zur Laube, zum Gebüſch; und da iſt er auf die heiterſte, herzlichſte und zarteſte Weiſe zu Hauſe.

Der Sommer hat ſich wieder eingefunden; eine heilſame Schwüle weht durch das Lied; Donner rollen, Wolken träufeln, Regenbogen erſcheinen, Blitze leuchten abwärts und ein kühler Regen wallt über die Flur. Alles reift, keine der verſchiedenen Epoken verſäumt der Dichter, alle feiert er durch ſeine Gegenwart.

Und hier iſt wohl der Ort, zu bemerken, welchen Einfluß auf Bildung der untern Deutſchen Volks-Claſſe unſer Dichter haben könnte, vielleicht in einigen Gegenden ſchon hat.

Seine Gedichte, bei Gelegenheit ländlicher Vorfälle, ſtellen zwar mehr die Reflexion eines Dritten, als das Gefühl der Gemeinde ſelbſt dar; aber wenn wir uns denken mögen, daß ein Harfner ſich bei der Heu-, Korn- und Kartoffelernte finden wollte; wenn wir uns vorſtellen, daß er die Menſchen, die ſich um ihn verſammeln, aufmerkſam auf Dasjenige macht, was ihnen als etwas Alltägliches widerfährt; wenn er das Gemeine, indem er es betrachtet, dichteriſch anſpricht, erhöht, jeden Genuß der Gaben Gottes und der Natur mit würdiger Darſtellung ſchärft: ſo darf man ſagen, daß er ſeiner Nation eine große Wohlthat erzeige. Denn der erſte Grad einer wahren Aufklärung iſt: wenn der Menſch über ſeinen Zuſtand nachzudenken und ihn dabei wünſchenswerth zu finden gewöhnt wird. Man ſinge das Kartoffellied wirklich auf dem Acker, wo die völlig wundergleiche, den Naturforſcher ſelbſt zu hohen Betrachtungen leitende Vermehrung, nach langem, ſtillem Weben und Wirken vegetabiliſcher Kräfte, zum Vorſchein kommt und ein ganz unbegreiflicher Segen aus der Erde quillt: ſo wird man erſt das Verdienſt dieſer und anderer ähnlichen Gedichte fühlen, worin der Dichter den rohen, leichtſinnigen, zerſtreuten, Alles für bekannt annehmenden Menſchen auf die ihn alltäglich umgebenden, Alles ernährenden, hohen Wunder aufmerkſam zu machen unternimmt.

Kaum aber iſt alles dieſes Gute in des Menſchen Gewahrſam gebracht, ſo ſchleicht auch der Herbſt ſchon wieder heran und unſer Dichter nimmt rührenden Abſchied von einer, wenigſtens in der äußern Erſcheinung hinfälligen Natur. Doch ſeine geliebte Vegetation überläßt er nicht ganz dem unfreundlichen Winter. Der zierliche Topf nimmt manchen Strauch, manche Zwiebel auf, um in winterhafter Häuslichkeit den Sommer zu heucheln und auch in dieſer Jahreszeit kein Feſt ohne Blumen und Kränze zu laſſen. Selbſt iſt geſorgt, daß es dem zur Familie gehörenden Vogel nicht an grünem, friſchem Dache ſeiner Käfichtlaube fehle.

Nun iſt es die ſchönſte Zeit für kurze Spaziergänge, für trauliches Geſpräch an ſchaurigen Abenden. Jede häusliche Empfindung wird rege, freundſchaftliche Sehnſucht vermehrt ſich, das Bedürfniß der Muſik läßt ſich lebhafter fühlen, und nun mag ſich der Kranke ſelbſt gern an den traulichen Cirkel anſchmiegen und ein verſcheidender Freund kleidet ſich in die Farbe der ſcheidenden Jahreszeit.

Denn ſo gewiß nach überſtandenem Winter ein Frühling zurückkehrt, ſo gewiß werden ſich Freunde, Gatten, Verwandte in allen Graden wiederſehen; ſie werden ſich in der Gegenwart eines alliebenden Vaters wiederfinden und alsdann erſt unter ſich und mit allem Guten ein Ganzes bilden, wornach ſie in dem Stückwerk der Welt nur vergebens hinſtrebten. Ebenſo ruht auch ſchon hier des Dichters Glückſeligkeit auf der Ueberzeugung, daß Alles der Vorſorge eines weiſen Gottes ſich zu erfreuen habe, der mit ſeiner Kraft Jeden erreicht und ſein Licht über Alle leuchten läßt. So bewirkt auch die Anbetung dieſes Weſens im Dichter die höchſte Klarheit und Vernünftigkeit und zugleich eine Verſicherung, daß jene Gedanken, jene Worte, mit denen er unendliche Eigenſchaften faßt und bezeichnet, nicht leere Träume noch Klänge ſind; und daraus entſpringt ein Wonnegefühl eigener und allgemeiner Seligkeit, in welcher alles Widerſtrebende, Beſondere, Abweichende aufgelöſt und verſchlungen wird.

Wir haben bisher die ſanfte, ruhige, gefaßte

Natur unſers Dichters mit ſich ſelbſt, mit Gott, mit der Welt in Frieden geſehen; ſollte denn aber nicht jene Selbſtſtändigkeit, aus der ſich ein ſo heiteres Leben nach den innern Kreiſen verbreitet, öfter von außen beſtürmt, verletzt und zu leidenſchaftlicher Bewegung aufgeregt werden? Auch die Frage läßt ſich vollſtändig aus den vorliegenden Gedichten beantworten.

Die Ueberzeugung, durch eigenthümliche Kraft, durch feſten Willen aus beengenden Umſtänden ſich hervorgehoben, ſich aus ſich ſelbſt ausgebildet zu haben, ſein Verdienſt ſich ſelbſt ſchuldig zu ſein, ſolche Vortheile nur durch ein ungefeſſeltes Emporſtreben des Geiſtes erhalten und vermehren zu können: erhöht das natürliche Unabhängigkeitsgefühl, das, durch Abſonderung von der Welt immer mehr geſteigert, in den unausweichlichen Lebensverhältniſſen manchen Druck, manche Unbequemlichkeit erfahren muß.

Wenn daher der Dichter zu bemerken hat, daß ſo manche Glieder der höhern Stände ihre angebornen großen Vorrechte und unſchätzbaren Bequemlichkeiten vernachläſſigen und hingegen Ungeſchick, Rohheit, Mangel an Bildung bei ihnen obwaltet, ſo kann er einen ſolchen Leichtſinn nicht verzeihen. Und wenn ſie noch überdieß mit anmaßendem Dünkel dem Verdienſt begegnen, entfernt er ſich mit Unwillen, verbannt ſich launigt von heitern Gaſtmälern und Trinkzirkeln, wo offene Menſchlichkeit vom Herzen in's Herz ſtrömen und gemeine Freude das liebenswürdigſte Band knüpfen ſoll.

Mit heiligem, feierlichem Ernſt zeigt er das wahre Verdienſt dem falſchen gegenüber, ſtraft ausſchließenden Dünkel bald mit Spott, bald ſucht er den Irrungen mit Liebe entgegenzuwirken.

Wo aber angeborne Vortheile durch eigenes Verdienſt erhöht werden, da tritt er mit aufrichtiger Achtung hinzu und erwirbt ſich die ſchätzenswertheſten Freunde.

Ferner nimmt er einigen vorübergehenden Antheil an jenem dichteriſchen Freiheitsſinn, der in Deutſchland im Genuß zehnjährigen Friedens durch poetiſche Darſtellungen geweckt und unterhalten wurde. Mancher wohlgeſinnte Jüngling, der das Gefühl academiſcher Unabhängigkeit in's Leben und in die Kunſt hinübertrug, mußte in der Verknüpfung bürgerlicher Adminiſtration ſo manches Drückende und Unregelmäßige finden, daß er, wo nicht im Beſondern, doch im Allgemeinen auf Herſtellung von Recht und Freiheit zu ſinnen für Pflicht hielt. Kein Feind drohte dem Vaterlande von außen, aber man glaubte, ſie zu Hauſe, auf dieſer und jener Gerichtsſtelle, auf Ritterſitzen, in Cabinetten, an Höfen zu finden; und da nun gar Klopſtock, durch Einführung des Barden-Chors in den heiligen Eichenhain, der Deutſchen Phantaſie zu einer Art von Boden verhalf, da er die Römer wiederholt mit Hülfe des Geſanges geſchlagen hatte: ſo war es natürlich, daß unter der Jugend ſich berufene und unberufene Barden fanden, die ihr Weſen und Unweſen eine Zeit lang vor ſich hintrieben, und man wird unſerm Dichter, deſſen reines Vaterlandsgefühl ſich ſpäter auf ſo manche edle Weiſe wirkſam zeigte, nicht verargen, wenn er auch an ſeinem Theil, um die Sclavenkeſſel der Wirklichkeit zu zerſprengen, den Rhein gelegentlich mit Tyrannen-Blut färbt.

Auch iſt in der Folge die Annäherung zum Franzöſiſchen Freiheitskreiſe nicht heftig, noch von langer Dauer; bald wird unſer Dichter durch die Reſultate des unglücklichen Verſuchs abgeſtoßen und kehrt ohne Harm in den Schooß ſittlicher und bürgerlicher Freiheit zurück.

Innerhalb des Kunſtkreiſes läßt er denn auch manchmal ſeinen Unmuth ſehen, beſonders äußert er ſich kräftig, ja man kann ſagen hart, gegen jene vielfachen unſichern Verſuche, durch die das Deutſche Dichterweſen eine Zeit lang in Verwirrung gerieth. Hier ſcheint er nicht genugſam zu ſondern, Alles mit gleicher Verdammniß zu ſtrafen, da doch ſelbſt aus dieſem chaotiſchen Treiben manches Schätzenswerthe hervorging. Doch ſind Gedichte und Stellen dieſer Art wenige, gleichnißweiſe gefaßt und ohne Schlüſſel kaum verſtändlich; deßwegen man des Dichters ſonſtige billige Denkweiſe auch hier unterlegen darf.

Daß überhaupt eine ſo zarte, in ſich gekehrte, von der Welt weggewandte Natur auf ihrem Lebenswege nicht durchaus gefördert, erleichtert und in heiterer Thätigkeit gekräftigt worden, läßt ſich wohl vermuthen. Doch wer kann ſagen, daß ihm ein ſolches Loos gefallen ſei. Und ſo finden wir ſchon in manchen frühern Gedichten ein gewiſſes zartes Unbehagen, das durch den Jubel des Rundgeſangs, wie durch die heitere Feier der Freundſchaft und Liebe unvermuthet hindurchblickt und durch manches herrliche Gedicht ſtellenweis einer allgemeinern Theilnahme entzieht. Nicht weniger bemerken wir ſpäter Geſänge, in denen gehindertes Streben, verkümmerter Wachsthum, geſtörtes Erſcheinen nach außen, Kränkungen mancher Art mit leiſen Lauten bedauert und verlorne Lebens-Epochen beklagt werden. Dann aber tritt er mit Macht und Gewalt auf, kämpft hartnäckig wie um ſein eigenes Daſein; dann läßt er es an Heftigkeit der Worte, am Gewicht der Invectiven nicht fehlen, wenn die erworbene, heitere Geiſtesfreiheit, dieſer aus dem Frieden mit ſich ſelbſt hervorleuchtende, ruhige Blick über das Weltall,

über die sittliche Ordnung desselben, wenn die kindliche Neigung gegen Den, der Alles leitet und regiert, einiger Maßen getrübt, gehindert, gestört werden könnte. Will man dem Dichter dieses Gefühl allgemeinen, heiligen Behagens rauben; will man irgend eine besondere Lehre, eine ausschließende Meinung, einen beengenden Grundsatz aufstellen: dann bewegt sich sein Geist in Leidenschaft; dann steht der friedliche Mann auf, greift zum Gewehr und schreitet gewaltig gegen die ihn so fürchterlich bedrohenden Irrsale, gegen Schnellglauben und Aberglauben, gegen alle den Tiefen der Natur und des menschlichen Geistes entsteigenden Wahnbilder, gegen Vernunft verfinsternde, den Verstand beschränkende Satzungen, Macht- und Bannsprüche, gegen Verketzerer, Baals-Priester, Hierarchen, Pfaffengezücht und gegen ihren Urhahn, den leibhaftigen Teufel.

Sollte man denn aber solche Empfindungen einem Manne verargen, der ganz von der freudigen Ueberzeugung durchdrungen ist, daß er jenem heitern Lichte, das sich seit einigen Jahrhunderten, nicht ohne die größten Aufopferungen der Beförderer und Bekenner, im Norden verbreitete, mit vielen Andern das eigentliche Glück seines Daseins schuldig sei? Sollte man zu jener scheinbar gerechten, aber parteisüchtig grundfalschen Maxime stimmen, welche dreist genug fordert, wahre Toleranz müsse auch gegen Intoleranz tolerant sein? Keineswegs! Intoleranz ist immer handelnd und wirkend; ihr kann auch nur durch intolerantes Handeln und Wirken gesteuert werden.

Ja, wir begreifen um so mehr die leidenschaftlichen Besorgnisse des Dichters, da ihm noch von einer andern Seite jene düstern Uebermächte drohen; sie drohen, ihm einen Freund zu rauben, einen Freund in dem wichtigsten Sinne des Wortes. Wenn unser Dichter, wie wir gesehen, so liebevoll an Allem hangen kann, was nicht einmal seine Neigung zu erwidern vermag, wie muß er sich erst an's Theilnehmende, an Menschen, an Seinesgleichen, an vorzügliche Naturen anschließen und sie zu seinen kostbarsten Gütern zählen!

Gebildete, nach Bildung strebende Männer sucht frühe sein Geist, sein Gefühl auf. Schon schweben Hagedorn und Kleist, die erst verschiedenen, gleichsam selig gesprochenen Deutschen Dichtergestalten, in die ätherischen Wohnungen voraus; auf sie ist der Blick jüngerer Nachkömmlinge gerichtet; ihre Namen werden in frommen Hymnen gefeiert. Nicht weniger sieht man die lebendig vorstehenden, vorantretenden, gebildeten Meister und Kenner, Klopstock, Lessing, Gleim, Gerstenberg, Bodmer, Ramler von den neu aufsprießenden, im Hochgefühl eigenen Vermögens, mit kraftvoller Selbstschätzung und würdiger Demuth verehrt. Schon erscheinen die Namen Stolberg, Bürger, Boie, Miller, Hölty in freundschaftlicher Anerkennung des Ruhmes werth, den ihnen das Vaterland bald bestätigen sollte.

In diesem Chor von Freunden, von Verehrten setzt der Dichter ohne bedeutenden Verlust lange sein Leben fort; ja es gelingt ihm, die Fäden academischer Frühzeit, durch Freundschaft, Liebe, Verwandtschaft, eheliche Verbindung, durch fortgesetzte Theilnahme, durch Reisen, Besuch und Briefwechsel, in seinen übrigen Lebensgang zu verweben.

Wie muß es daher den liebenswürdig Verwöhnten schmerzen, wenn nicht der Tod, sondern abweichende Meinung, Rückschritt in jenes alte, von unsern Vätern mit Kraft bekämpfte, seelenbedrückende Wesen ihm einen der geliebtesten Freunde auf ewig zu entreißen droht! Hier kennt er kein Maß des Unmuths, der Schmerz ist grenzenlos, den er bei so trauriger Zerstückelung seiner schönen Umgebungen empfindet. Ja, und er würde sich aus Kummer und Gram nicht zu retten wissen, verlieh' ihm die Muse nicht auch zu diesem Falle die unschätzbare Gabe, jenes bedrängende Gefühl am Busen eines theilnehmenden Freundes harmonisch gewaltig auszuströmen.

Wenden wir uns nun von Dem, was unser Dichter als allgemeines und besonderes Gefühl ausspricht, wieder zurück zu seinem darstellenden Talent, so drängen sich uns mancherlei Betrachtungen auf.

Eine vorzüglich der Natur, und man kann sagen der Wirklichkeit gewidmete Dichtungsweise nimmt schon da ihren Anfang, wo der übrigens unpoetische Mensch Dem, was er besitzt, Dem, was ihn unmittelbar umgibt, einen besondern Werth aufzuprägen geneigt ist. Diese liebenswürdige Aeußerung der Selbstigkeit, wenn uns die Erzeugnisse des eigenen Grundes und Bodens am Besten schmecken; wenn wir glauben, durch Früchte, die in unserm Garten reiften, auch Freunden das schmackhafteste Mahl zu bereiten: diese Ueberzeugung ist schon eine Art von Poesie, welche der künstlerische Genius in sich nur weiter ausbildet und seinem Besitz nicht nur durch Vorliebe einen besondern, vielmehr durch sein Talent einen allgemeinen Werth, eine unverkennbare Würde verleiht und sein Eigenthum dergestalt den Zeitgenossen, der Welt und Nachwelt zu überliefern und anzueignen versteht.

Diese gleichsam zauberische Wirkung bringt eine tieffühlende, energische Natur durch treues Anschauen, liebevolles Beharren, durch Absonderung der Zustände, durch Behandlung eines

jeden Zuſtandes in ſich als eines Ganzen, ſchaffend hervor und befriedigt dadurch die unerläßlichen Grundforderungen an innerem Gehalt. Aber damit iſt noch nicht Alles geſchehen; auch äußerer Mittel bedarf es, um aus jenem Stoff einen würdigen Körper zu bilden. Dieſe ſind Sprache und Rhythmus! Und auch hier iſt es, wo unſer Dichter ſeine Meiſterſchaft auf's Höchſte bewährt.

Zu einem liebevollen Studium der Sprache ſcheint der Nieder-Deutſche den eigentlichſten Anlaß zu finden. Von Allem, was Undeutſch iſt, abgeſondert, hört er nur um ſich her ein ſanftes, behagliches Urdeutſch und ſeine Nachbarn reden ähnliche Sprachen. Ja, wenn er an's Meer tritt, wenn Schiffer des Auslandes ankommen, tönen ihm die Grundſylben ſeiner Mundart entgegen und ſo empfängt er manches Eigene, das er ſelbſt ſchon aufgegeben, von fremden Lippen zurück und gewöhnt ſich deßhalb mehr als der Oberdeutſche, der an Völkerſtämme ganz verſchiedenen Urſprungs im Leben angrenzt, im Leben ſelbſt auf die Abſtammung der Worte zu merken.

Dieſen erſten Theil der Sprachkunde läßt ſich unſer Dichter gewiſſenhaft angelegen ſein. Die Ableitung führt ihn auf das Bedeutende des Wortes, und ſo ſtellt er manches Gehaltvolle wieder her, ſetzt ein Mißbrauchtes in den vorigen Stand; und wenn er dabei mit ſtiller Vorſicht und Genauigkeit verfährt, ſo fehlt es ihm nicht an Kühnheit, ſich eines harten, ſonſt vermiedenen Ausdrucks an rechter Stelle zu bedienen. Durch eine ſo genaue Schätzung der Worte, durch den beſtimmten Gebrauch derſelben entſteht eine gefaßte Sprache, die ſich, von der Proſa weg, unmerklich in die höhern Regionen erhebt und dadurch poetiſch für ſich zu ſchalten vermögend iſt. Hier erſcheinen die dem Deutſchen ſich darbietenden Wortfügungen, Zuſammenſetzungen und Stellungen zu ihrem größten Vortheil und man kann wohl ſagen, daß ſich darunter unſchätzbare Beiſpiele finden.

Und nicht bloß dieſen an's Licht geförderten Reichthum einer im tiefſten Grunde edeln Sprache bewundern wir, ſondern auch, was der Dichter bei ſeiner hohen Forderung an die Rhythmik durch Befolgung der ſtrengſten Regeln geleiſtet hat. Ihn befriedigte nicht allein jene Sorgfalt des Ausdrucks, wo jedes Wort richtig gewählt iſt, keines einen Nebenbegriff zuläßt, ſondern beſtimmt und einzig ſeinen Gegenſtand bezeichnet: er verlangt zur Vollendung Wohllaut der Töne, Wohlbewegung des Perioden-Baues, wie ſie der gebildete Geiſt aus ſeinem Innern entwickelt, um einen Gegenſtand, ein Empfundenes völlig entſprechend und zugleich bezaubernd anmuthig auszudrücken. Und hier erkennen wir ſein unſterbliches Verdienſt um die Deutſche Rhythmik, die er, aus ſo manchen ſchwankenden Verſuchen einer für den Künſtler ſo erwünſchten Gewißheit und Feſtigkeit entgegenhebt. Aufmerkſam horchte Derſelbe den Klängen des Griechiſchen Alterthums und ihnen fügte ſich die Deutſche Sprache zu gleichem Wohllaute. So enthüllte ſich ihm das Geheimniß der Sylbenmaße; ſo fand er die innigſte Vereinigung zwiſchen Poeſie und Muſik und ward, unter dem Einfluſſe eines freundſchaftlichen Zuſammenlebens mit Schulz, in den Stand geſetzt, ſolche Früchte einer gemeinſamen Anſtrengung ſeinem Vaterlande auf practiſchem und theoretiſchem Wege mitzutheilen.

Beſonders angenehm iſt das Studium jener Gedichte, die ſich der Form nach als eine Nachbildung der aus dem Alterthum geretteten ankündigen. Belehrend iſt es, zu beobachten, wie der Dichter verfährt. Hier zeigt ſich nicht etwa nur ein ähnlicher Körper nothdürftig wiederhergeſtellt; derſelbe Geiſt vielmehr ſcheint eben dieſelbe Geſtalt abermals hervorzubringen.

Wie nun der Dichter den Werth einer beſtimmten und vollendeten Form lebhaft anerkennt, die er bei ſeinen letzten Arbeiten völlig in der Gewalt hat: ſo wendet er eben dieſe Forderung auch gegen ſeine frühern Gedichte und bearbeitet ſie muſterhaft nach den Geſetzen einer in ihm ſpäter gereiften Vollkommenheit.

Haben daher Grammatiker und Techniker jene Leiſtungen beſonders zu würdigen, ſo liegt uns ob, daß wir das übernommene Geſchäft, den Dichter aus dem Gedicht, das Gedicht aus dem Dichter zu entwickeln, mit wenigen Zügen vollenden.

Auch innerhalb des geſchloſſenen Kreiſes der dieß Mal anzuzeigenden vier Bände finden wir ihn, wie er ſich zum vorzüglichen Ueberſetzer jener Werke des Alterthums nach und nach ausbildet.

Durch den entſchiedenen, oben geprieſenen Sieg der Form über den Stoff durch manches von äußerer Veranlaſſung völlig unabhängige Gedicht, zeigt uns der Dichter, daß es ihm frei ſtehe, das Wirkliche zu verlaſſen und in's Mögliche zu gehen, das Nahe wegzuweiſen und das Ferne zu ergreifen, das Eigene aufzugeben und das Fremde in ſich aufzunehmen. Und wie man zu ſagen pflegte, daß neben dem Römiſchen Volke noch ein Volk von Statuen die Stadt verherrliche: ſo läßt ſich von unſerm Dichter gleichfalls ausſprechen, daß in ihm, zu einer ächt Deutſchen, wirklichen Umgebung, eine recht antike, geiſtige Welt ſich geſelle.

Ihm war das glückliche Loos beſchieden, daß er den alten Sprachen und Litteraturen ſeine Jugend widmete, ſie zum Geſchäft ſeines Lebens

erker. Nicht zerſtückeltes, buchſtäbliches Wiſſen war ſein Ziel, ſondern er drang bis zum Anſchauen, bis zum unmittelbaren Ergreifen der Vergangenheit in ihren wahrſten Verhältniſſen; er vergegenwärtigte ſich das Entfernte und faßte glücklich den kindlichen Sinn, mit welchem die erſten gebildeten Völker ſich ihren großen Wohnplatz die Erde, den übergewölbten Himmel, den verborgenen Tartarus mit beſchränkter Phantaſie vorgeſtellt; er ward gewahr, wie ſie dieſe Räume mit Göttern, Halbgöttern und Wundergeſtalten bevölkerten; wie ſie jedem einen Platz zur Wohnung, zur Wanderung den Pfad bezeichneten. Sodann aufmerkſam auf die Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes, der nicht aufhörte, zu beobachten, zu ſchließen, zu dichten, ließ der Forſcher die vollkommene Vorſtellung, die wir Neuern von dem Erd- und Weltgebäude ſowie von ſeinen Bewohnern beſitzen, aus ihren erſten Keimen ſich nach und nach entwickeln und aufbauen. Wie ſehr dadurch Fabel und Geſchichte gefördert worden, iſt Niemandem mehr verborgen und ſein Verdienſt wird ſich immer glänzender zeigen, je mehr dieſer Methode gemäß nach allen Seiten hingewirkt und das Geſammelte geordnet und aufgeſtellt werden kann.

Auf die Weiſe ward ſein großes Recht begründet, ſich vorzüglich an den Ur-Barden anzuſchließen, von ihm die Dichterweihe zu empfangen, ihn auf ſeinen Wanderungen zu begleiten, um geſtärkt und kräftig unter ſeine Landsleute zurückzukehren. So, mit feſthaltender Eigenthümlichkeit, wußte er das Eigenthümliche jedes Jahrhunderts, jedes Volkes, jedes Dichters zu ſchätzen und reichte die ältern Schriften uns mit geübter Meiſterhand dergeſtalt herüber, daß fremde Nationen künftig die Deutſche Sprache, als Vermittlerinn zwiſchen der alten und neuen Zeit, höchlich zu ſchätzen verbunden ſind.

Und ſo werde zum Schluß das Hochgefühl gelungener, unſäglicher Arbeit und die Einladung zum Genuſſe des Bereiteten mit des Dichters eignen Worten ausgeſprochen:

Wie trug Lyäus, mit der begeiſternden
Meiner'be Sprützung, als, dem Verſtürmten gleich,
Auf ödem Eiland' ich mit Sehnſucht
Wandte den Blick zur Hellenen-Heimath.

Schamhaft ergrübend nahm ich den heiligen
Anblick hoß, und hegt' ihn, nahe dem Nord-Geſtirn,
Abwehrend Luft und Ungeſchlachtheit
Unter dem Glas' in erkorgter Sonne.

Vom Trieb der Gottheit, ſtehe beſchleuniget
Sprog Runkenwaldung, übergewölbt, mich bald
Mit Dürre, bald mit grünem Hetling,
Bald mit geröſteter Traub' umſchwebend

Im ſüßen Rauſch träumt' ich, der Zeit entſteh'n
Wettkampf mit alterthümlichem Hochgeſang
Wer lauter iſt, Der kühe freundlich,
Ob die Ambroſia-Frucht gereift ſei.

Allemanniſche Gedichte. Für Freunde ländlicher Natur und Sitten, von J. P. Hebel, Profeſſor zu Carlsruhe. Carlsruhe, bei Macklot. Zweite Auflage. 1804. 8. VIII und 252 S.

Der Verfaſſer dieſer Gedichte, die in einem Oberdeutſchen Dialect geſchrieben ſind, iſt im Begriff, ſich einen eigenen Platz auf dem Deutſchen Parnaß zu erwerben. Sein Talent neigt ſich gegen zwei entgegengeſetzte Seiten. An der einen beobachtet er mit friſchem, frohem Blick die Gegenſtände der Natur, die in einem feſten Daſein, Wachsthum und Bewegung ihr Leben ausſprechen, und die wir gewöhnlich leblos zu nennen pflegen, und nähert ſich der beſchreibenden Poeſie; doch weiß er durch glückliche Perſonificationen ſeine Darſtellung auf eine höhere Stufe der Kunſt heraufzuheben. An der andern Seite neigt er ſich zum Sittlich-Didactiſchen und zum Allegoriſchen; aber auch hier kommt ihm ſeine Perſonification zu Hülfe; und wie er dort ſeine Körper für einen Geiſt fand, ſo findet er hier für ſeine Geiſter einen Körper. Dieß gelingt ihm nicht durchaus; aber wo es ihm gelingt, ſind ſeine Arbeiten vortrefflich und nach unſerer Ueberzeugung verdient der größte Theil dieſes Lob.

Wenn antike oder andere durch plaſtiſchen Kunſtgeſchmack gebildete Dichter das ſogenannte Lebloſe durch idealiſche Figuren beleben und höhere, göttergleiche Naturen, als Nymphen, Dryaden und Hamadryaden, an die Stelle der Felſen, Quellen, Bäume ſetzen: ſo verwandelt der Verfaſſer dieſe Naturgegenſtände zu Landleuten und verbauert auf die naivſte, anmuthigſte Weiſe durchaus das Univerſum, ſo daß die Landſchaft, in der man denn doch den Landmann immer erblickt, mit ihm in unſerer erhöhten und erheiterten Phantaſie nur Eins auszumachen ſcheint.

Das Local iſt dem Dichter äußerſt günſtig. Er hält ſich beſonders in dem Landwinkel auf, den der bei Baſel gegen Norden ſich wendende Rhein macht. Heiterkeit des Himmels, Fruchtbarkeit der Erde, Mannigfaltigkeit der Gegend, Lebendigkeit des Waſſers, Behaglichkeit der Menſchen, Geſchwätzigkeit und Darſtellungsgabe, zudringliche Geſprächsformen, neckiſche Sprachweiſe: ſoviel ſteht ihm zu Gebot, um Das, was ihm ſein Talent eingibt, auszuführen.

Gleich das erſte Gedicht enthält einen ſehr artigen Anthropomorphism. Ein kleiner Fluß, die Wieſe genannt, auf dem Feldberg im Oeſterreichiſchen entſpringend, iſt als ein immer fortſchreitendes und wachſendes Bauernmädchen vorgeſtellt, das, nachdem es eine ſehr bedeutende Berggegend durchlaufen hat, endlich in die Ebene kommt und ſich zuletzt mit dem Rhein vermählt. Das Detail dieſer Wanderung iſt

außerordentlich artig, geistreich und mannigfaltig, und mit vollkommener, sich selbst immer erhöhender Stätigkeit ausgeführet.

Wenden wir von der Erde unser Auge an den Himmel, so finden wir die großen leuchtenden Körper auch als gute, wohlmeinende, ehrliche Landleute. Die Sonne ruht hinter ihren Fensterläden; der Mond, ihr Mann, kommt forschend herauf, ob sie wohl gar schon zur Ruhe sei, daß er noch Eins trinken könne; ihr Sohn, der Morgenstern, steht früher auf als die Mutter, um sein Liebchen aufzusuchen.

Hat unser Dichter auf Erden seine Liebesleute vorzustellen, so weiß er etwas Abenteuerliches drein zu mischen, wie im „Herlein", etwas Romantisches, wie im „Bettler". Dann sind sie auch wohl einmal recht freudig beisammen, wie in „Haus und Verene".

So gern verweilt er bei Gewerb und häuslicher Beschäftigung. „Der zufriedene Landmann", „der Schmelzofen", „der Schreinergesell" stellen mehr oder weniger eine derbe Wirklichkeit mit heiterer Laune dar. „Die Marktweiber in der Stadt", sind am Wenigsten geglückt, da sie bei'm Ausgebot ihrer ländlichen Waare den Städtern gar zu ernstlich den Text lesen. Wir ersuchen den Verfasser, diesen Gegenstand nochmals vorzunehmen, und einer wahrhaft naiven Poesie zu vindiciren.

Jahres- und Tageszeiten gelingen dem Verfasser besonders. Hier kommt ihm zu Gute, daß er ein vorzügliches Talent hat, die Eigenthümlichkeiten der Zustände zu fassen und zu schildern. Nicht allein das Sichtbare daran, sondern das Hörbare, Riechbare, Greifbare und die aus allen sinnlichen Eindrücken zusammen entspringende Empfindung weiß er sich zuzueignen und wiederzugeben. Dergleichen sind: „der Winter", „der Jänner", „der Sommerabend", vorzüglich aber „Sonntagsfrühe, ein Gedicht, das zu den besten gehört, die jemals in dieser Art gemacht worden.

Eine gleiche Nähe fühlt der Verfasser zu Pflanzen, zu Thieren. Der Wachsthum des Hafers, bei Gelegenheit eines Habermußes, von einer Mutter ihren Kindern erzählt, ist vortrefflich idyllisch ausgeführet. Den „Storch" wünschten wir vom Verfasser nochmals behandelt, und dieß die friedlichen Motive in das Gedicht aufgenommen. „Die Spinne und der Käfer" dagegen sind Stücke, deren schöne Anlage und Ausführung man bewundern muß.

Deutet nun der Verfasser in allen genannten Gedichten immer auf Sittlichkeit hin; ist Fleiß, Thätigkeit, Ordnung, Mäßigkeit, Zufriedenheit überall das Wünschenswerthe, was die ganze Natur ausspricht: so gibt es noch andere Gedichte, die zwar directer aber doch mit großer Anmuth der Erfindung und Ausführung, auf eine heitere Weise, vom Unsittlichen ab und zum Sittlichen hinleiten sollen. Dahin rechnen wir den „Wegweiser", „den Mann im Mond", „die Irrlichter", „das Gespenst an der Landerer-Straße", von welchem letzten man besonders auch sagen kann, daß in seiner Art nichts Besseres gedacht noch gemacht worden ist.

Das Verhältniß von Eltern zu Kindern wird auch von dem Dichter öfters benutzt, um zum Guten und Rechten zärtlicher und dringender hinzuleiten. Hierher gehören „die Mutter am Christabend", „eine Frage", „noch eine Frage".

Hat uns nun dergestalt der Dichter mit Heiterkeit durch das Leben geführt, so spricht er nun auch durch die Organe der Bauern und Nachtwächter die höhern Gefühle von Tod, Vergänglichkeit des Irdischen, Dauer des Himmlischen, vom Leben jenseits mit Ernst, ja melancholisch aus. „Auf einem Grabe", „Wächterruf", „der Wächter in der Mitternacht", „die Vergänglichkeit" sind Gedichte, in denen der dämmernde, dunkle Zustand glücklich dargestellt wird. Hier scheint die Würde des Gegenstandes den Dichter manchmal aus dem Kreise der Volks-Poesie in eine andere Region zu verleiten. Doch sind die Gegenstände, die realen Umgebungen, durchaus so schön benutzt, daß man sich immer wieder in den ein Mal beschriebenen Kreis zurückgezogen fühlt.

Ueberhaupt hat der Verfasser den Character der Volks-Poesie darin sehr gut getroffen, daß er durchaus, zarter oder derber, die Nutzanwendung ausspricht. Wenn der höhere Gebildete von dem ganzen Kunstwerke die Einwirkung auf sein inneres Ganze erfahren und so in einem höhern Sinne erbaut sein will: so verlangen Menschen auf einer niedern Stufe der Cultur die Nutzanwendung von jedem einzelnen, um es auch sogleich zum Hausgebrauch benutzen zu können. Der Verfasser hat nach unserm Gefühl das Fabula docet meist sehr glücklich und mit viel Geschmack angebracht, so daß, indem der Character einer Volks-Poesie ausgesprochen wird, der ästhetisch Genießende sich nicht verletzt fühlt.

Die höhere Gottheit bleibt bei ihm im Hintergrund der Sterne; und was positive Religion betrifft, so müssen wir gestehen, daß es uns sehr behaglich war, durch ein erzcatholisches Land zu wandern, ohne der Jungfrau Maria und den blutenden Wunden des Heilandes auf jedem Schritte zu begegnen. Von Engeln macht der Dichter einen allerliebsten Gebrauch, indem er sie an Menschengeschick und Naturerscheinungen anschließt.

Hat nun der Dichter in den bisher erwähnten Stücken durchaus einen glücklichen Blick in's Wirkliche bewährt, ſo hat er, wie man bald bemerkt, die Haupt-Motive der Volksgeſinnung und Volksſage ſehr wohl aufzufaſſen verſtanden. Dieſe ſchätzenswerthe Eigenſchaft zeigt ſich vorzüglich in zwei Volksmährchen, die er idyllenartig behandelt.

Die erſte, „der Karfunkel", eine geſpenſterhafte Sage, ſtellt einen liederlichen, beſonders dem Kartenſpiel ergebenen Bauernſohn dar, der unaufhaltſam dem Böſen in's Garn läuft, erſt die Seinigen, dann ſich zu Grunde richtet. Die Fabel mit der ganzen Folge der aus ihr entſpringenden Motive iſt vortrefflich und ebenſo die Behandlung.

Ein Gleiches kann man von der zweiten, der „Statthalter von Scheyſheim", ſagen. Sie beginnt ernſt und ahnungsvoll; faſt ließe ſich ein tragiſches Ende vermuthen; allein ſie zieht ſich ſehr geſchickt einem glücklichen Ausgang zu. Eigentlich iſt es die Geſchichte von David und Abigail in moderne Bauerntracht nicht parodirt, ſondern verkörpert.

Beide Gedichte, idyllenartig behandelt, bringen ihre Geſchichte, als von Bauern erzählt, dem Hörer entgegen, und gewinnen dadurch ſehr viel, indem die wackern naiven Erzähler, durch lebhafte Proſopopöen und unmittelbaren Antheil als an etwas Gegenwärtigem, die Lebendigkeit des Vorgetragenen zu erhöhen an der Art haben.

Allen dieſen innern guten Eigenſchaften kommt die behagliche naive Sprache ſehr zu Statten. Man findet mehrere ſinnlich bedeutende und wohlklingende Worte, theils jenen Gegenden ſelbſt angehörig, theils aus dem Franzöſiſchen und Italieniſchen herübergenommen, Worte von einem, zwei Buchſtaben, Abbreviationen, Contractionen, viele kurze, leichte Sylben, neue Reime, welches, mehr als man glaubt, ein Vortheil für den Dichter iſt. Dieſe Elemente werden durch glückliche Conſtructionen und lebhafte Formen zu einem Styl zuſammengedrängt, der zu dieſem Zwecke vor unſerer Bücherſprache große Vorzüge hat.

Möge es doch dem Verfaſſer gefallen, auf dieſem Wege fortzufahren, dabei unſere Erinnerungen über das innere Weſen der Dichtung vielleicht zu beherzigen und auch dem äußern, techniſchen Theil, beſonders ſeinen reimfreien Verſen, noch einige Aufmerkſamkeit zu ſchenken, damit ſie immer vollkommener und der Nation angenehmer werden mögen! Denn ſo ſehr zu wünſchen iſt, daß uns der ganze Deutſche Sprachſchatz durch ein allgemeines Wörterbuch möge vorgelegt werden, ſo iſt doch die practiſche Mittheilung durch Gedichte und Schrift ſehr viel ſchneller und lebendig eingreifender.

Vielleicht könnte man ſogar dem Verfaſſer zu bedenken geben, daß, wie es für eine Nation ein Hauptſchritt zur Cultur iſt, wenn ſie fremde Werke in ihre Sprache überſetzt, es ebenſo ein Schritt zur Cultur der einzelnen Provinz ſein muß, wenn man ihr Werke derſelben Nation in ihrem eigenen Dialect zu leſen gibt. Verſuche doch der Verfaſſer aus dem ſogenannten Hochdeutſchen ſchickliche Gedichte in ſeinen Oberrheiniſchen Dialect zu überſetzen. Haben doch die Italiener ihren „Taſſo" in mehrere Dialecte überſetzt.

Nachdem wir nun die Zufriedenheit, die uns dieſe kleine Sammlung gewährt, nicht verbergen können: ſo wünſchen wir nur auch, daß jenes Hinderniß einer für das mittlere und niedere Deutſchland ſeltſamen Sprach- und Schreibart einiger Maßen gehoben werden möge, um der ganzen Nation dieſen erfreulichen Genuß zu verſchaffen. Dazu gibt es verſchiedene Mittel, theils durch Vorleſen, theils durch Annäherung an die gewohnte Schreib- und Sprechweiſe, wenn Jemand von Geſchmack Das, was ihm aus der Sammlung am Beſten gefällt, für ſeinen Kreis umzuſchreiben unternimmt, eine kleine Mühe, die in jeder Societät großen Gewinn bringen wird. Wir fügen ein Muſterſtück unſerer Anzeige bei, und empfehlen nochmals angelegentlich dieſes Büchlein allen Freunden des Guten und Schönen.

Sonntagsfrühe.

Der Samſtig het zum Sunntig gſait:
„Jetz dank alls ſchlofe gitt;
ſe ſin vom Schaffe her und hi
gar ſöll müed und ſchläfrig gſi;
und's gobt mer ſchier gar ſelber ſo.
I cha faſt uf ke Bei me ſtoh."

Se ſeit er, und me's Zwölfi ſchlacht,
ſe ſinkt er aben in d' Mitternacht.
Der Sunntig ſeit: „Jetz iſch's an mir!"
Gar ſtill und heimli d'ſchliecht er d' Thür;
er hufelet hinter de Sterne no,
Und cha ſchier gar nit obe cho.

Doch endli rikt er d' Augen uf;
er chunnt der Sunn an Thür und Huf;
ſe ſchloft im ſtille Chämmerli!
Er pöpperlet am Läbemli;
er ruft der Sunne: „d'Zit iſch do!"
Sie ſeit: „I chumm enanderno!" —

Und ſtillt uf die Zeche gobt,
und fründli uf de Berge ſtobt
der Sunntig, und 'ſchickt Alles no;
es ſtobt und hört en niemes goh;
er chunnt in's Dorf mit ſtillem Tritt,
und winkt im Stobi: „Verreth mi nit!"

Und wemmen endli au verwacht,
und gſchlofe het die ganzi Nacht,
ſe ſtobt er do in Sunneſchi,
und lurgt eim zu de Fenſter i
mit ſinem Auge mild und gut,
und mittem Morgen-ſtärne Hut.

Vater tritt auf.

Himmel! was ſeh' ich?
Soll ich es glauben?

Jery.

Soll ich ſie haben?

Bätely.

Willſt du's erlauben,
Vater?

Jery.

O Vater!

Vater.

Kinder —

Zu Drey.

O Glück!

Vater.

Kinder, ihr gebt mir
Die Jugend zurück.

Drum meint er's treu, und was i ſag,
es freut en, wemme ſchiefe mag
und meint, es folg no dunkle Nacht,
wenn d' Sunn am heitern Himmel lacht;
drum iſch er au ſo luſtig do,
drum ſtoht er au ſo ſtramm do.

Wie zitteret uf Gras und Laub
vom Morgenthau der Silberhaud!
Wie weidt e friſche Manluft,
voll Chriſtdunſt und Schlechteduft!
Und d' Immli ſammle ſtink und friſch;
ſe wüſſe nit, ab's Sunntig iſch.

Wie pranget nit im Gartenland
der Crißbaum im Maiegwand,
Gel-Veieli und Tulipe,
und Sterneblume nebe dra
und glufti Zinkli dion und wüt!
Me meint, me iseg in's Paradies.

Und's iſch ſo ſtill und heimli do;
men iſch ſo ruehig und ſo froh!
Me dort im Dorf ſei Hüſi und Hofi:
e Gute Tag! und Dank der Gott!
und 's git Gott Lob, e ſchöne Tag!
Iſch Alles, was me höre mag.

Und's Vögeli ſeit: Areili ſo!
„Dez taufig: ſo, er iſch ſcho do!
Er bringt mer ſcho im Himmelsglaſt
der Blueſt und Lust in Hurſt und Naſt!"
Und 's Diſtelzwiggli vorne dra
Hetz 's Sunntigröckli an ſcho a.

Sie lute wegen's Zeiche ſche;
der Pfarrer, ſchint's, weiß ſelli cho.
Gang, brechmer eis Anemſli ab;
verwuſchet mer der Staub mit drab.
Und Chüngeli, leg die werkli a;
de wüſche derno ne Meie dra!

---

1) Grübel's Gedichte in Nürnberger-Mundart. Nürnberg, Leidſtverlag. 8. Erſter Band 1798. 222 S. Zweiter Band 1800. 222 S.

2) Die Einquartierung der Franzoſen. Der ſechszehnwöchige Aufenthalt der Franzoſen in Nürnberg. 1801. 8. 46. S.

Die Grübel'ſchen Gedichte verdienen wohl neben den Hebel'ſchen gegenwärtig genannt zu werden: denn obgleich ſchon länger gedruckt, ſcheinen ſie doch den Liebhabern nicht, wie ſie verdienen, bekannt zu ſein. Um ſie völlig zu genießen, muß man Nürnberg ſelbſt kennen, ſeine alten, großen, ſtädtiſchen Anſtalten, Kirchen, Rath- und andere Gemeinhäuſer, ſeine Straßen, Plätze und was ſonſt Oeffentliches in die Augen fällt; ferner ſollte man eine klare Anſicht der Kunſtbemühungen und des techniſchen Treibens gegenwärtig haben, wodurch dieſe Stadt von Alters her ſo berühmt iſt und wovon ſich auch noch jetzt ehrwürdige Reſte zeigen. Denn faſt nur innerhalb dieſer Mauern bewegt ſich der Dichter; ſelten iſt es eine ländliche Scene, die ihn intereſſirt; und ſo zeigt er ſich in ſeinem Weſen und Geſinnung als Das, was er wirklich iſt, als rechtlichen Bürger und Klempnermeiſter, der ſich freut, mit dem alten Meiſter Hans ſo nahe verwandt zu ſein.

Wenn der Dichter überhaupt vor vielen andern darin einen Vorzug hat, daß er mit Bewußtſein ein Menſch iſt, ſo kann man von Grübel ſagen, er habe einen außerordentlichen Vorſprung vor andern Seinesgleichen, daß er mit Bewußtſein ein Nürnberger-Philiſter iſt. Er ſteht wirklich in allen ſeinen Darſtellungen und Aeußerungen als ein unerreichbares Beiſpiel von Geradſinn, Menſchenverſtand, Scharfblick, Durchblick in ſeinem Kreiſe da, daß er Demjenigen, der dieſe Eigenſchaften zu ſchätzen weiß, Bewunderung abtockt. Keine Spur von Schiefheit, falſcher Anforderung, dunkler Selbſtgenügſamkeit, ſondern Alles klar, heiter und rein, wie ein Glas Waſſer.

Die Stoffe, die er bearbeitet, ſind meiſt bürgerlich oder bäuriſch, theils die reinen Zuſtände als Zuſtände, da er denn durch Darſtellung das Gedicht an die Stelle des Wirklichen zu ſetzen und uns ohne Reflexion die Sache ſelbſt zu geben weiß, wovon „das Kränzchen" ein unſchätzbares Beiſpiel geben kann. Auf dieſe Weiſe verſteht er die Verhältniſſe der Männer und Frauen, Eltern und Kinder, Meiſter, Geſellen und Lehrburſche, Nachbarn, Nachbarinnen, Vettern und Gevattern, ſowie der Dienſtmägde, der Dirnen in Geſprächen oder Erzählungen auf das Lebhafteſte und Anmuthigſte vor Augen zu ſtellen.

Manchmal ergetzt er ſich an mehr oder minder bekannten Vademecums-Geſchichten, bei welchen aber durchgängig die Ausführung des Details im Hinſchreiten zu der letzten Pointe als das Vorzügliche und Eigenthümliche anzuſehen iſt.

Andere Gedichte, wo er ſein perſönliches Behagen bei dieſem und jenem Genuß ausdrückt, ſind höchſt angenehm; und ſehr gefällig iſt es, daß der Dichter mit dem beſten Humor, ſowohl in eigener als dritter Perſon, ſich öfters zum Beſten gibt.

Daß ein ſo gerad ſehender, wohldenkender Mann auch in Das, was die nächſten Stände über ihm vornehmen, einen richtigen Blick haben und manchmal geneigt ſein möchte, dieſe und jene Verirrungen zu tadeln, läßt ſich erwarten; allein ſowohl hier als überhaupt, wo ſich ſeine Arbeiten Demjenigen nähern, was man Satyre nennen könnte, iſt er nicht glücklich. Die beſchränkten Handelsweiſen, die der kurzſinnige Menſch bewußtlos mit Selbſtgefälligkeit ausübt, darzuſtellen, iſt ſein großes Talent.

Hat man nun ſo einen wackern Bürger mit leiblicher Bequemlichkeit, bald in bald vor ſeinem Hauſe, auf Märkten, auf Plätzen, auf dem Rathhauſe immer heiter und ſpaßhaft geſehen, ſo iſt es merkwürdig, wie er in ſchlim-

men Tagen ſich in gleichem Humor erhält und über die außerordentlichen Uebel, ſowie über die gemeinern, ſich erhaben fühlt.

Ohne daß ſein Styl einen höhern Schwung nähme, ſtellt er den bürgerlichen Zuſtand während der Theurung, anhaltenden Froſtes, Ueberſchwemmung, ja während eines Krieges vor; ſelbſt die Spaltung der Meinungen, dieſer fürchterliche innere Krieg, gibt ihm Gelegenheit, zu heitern, treffenden Schilderungen.

Sein Dialect hat zwar etwas Unangenehmes, Breites, iſt aber durch ſeine Dichtart ſehr günſtig. Seine Sylbenmaße ſind ziemlich variirt; und wenn er dem einmal angegebenen auch durch ein ganzes Gedicht nicht völlig treu bleibt, ſo macht es doch bei dem Ton der ganzen Dichtart keinen Mißklang.

Als Beiſpiel ſetzen wir eins der kürzern hierher:

Der Rauchtabeck.

Es bald ich früh vom Schlauf verwacht
Gauch i mei Pfeifla ſcho;
Und Abends, wenn ich ſchlenfe geh,
So hab ich Pfeifla noh:
Denn was ich denk und treib'n will,
Und Alles, was ich thon,
Dös geibt mer Alles nit ſo gout;
Mei Pfeifla muß derzon.

Ich brauch ka extra Pfeif'n, ich;
Su eitel bin ich nit.
A Pfeif'n, dös ſu theuer iſt,
Was thät ich denn mit?
Dan möcht ich ſo, ſu lang ich rauch,
Mer immer puz'n drob;
Und jehmaul in aner Stund
Mau wieder ſchaua ob.

Drob muß mei Pfeifla reinlich ſeyd.
Und innawendi puzt;
Ich ſchöma Pfeif'n, und verſtopft,
Dei ſich ich nit, was nuzt.
Verleidern ſehn ich ſahna oft,
Dös hab ſcho gwar nit ſeyd;
Denn ſamm iſt leer und hobt a weng,
So ſud ich's wieder eid.

Wenn ich a Bäier trink'n ſollt,
Und rauchet nit derzon,
Ich könnt ka Maul nit trin'n ich;
Su langa oft mit zwen.
Und wenn ich früh mein Kaffee trink
Und zund mei Pfeifla ob,
Dan glab ich, daß kah Menſch mit reicht
Mei Vergnügt hob'n kah.

Und wenn ich af der Gaſſ'n geh
Su früh und Abendszeit,
Rauch ich mei Pfeifla o derzon,
Und ſcher mich nir um d'Leut.
Denn kurz, wenn ich nit rauch'n thon,
So wird's mer angſt und bang;
Drum wird's mer a, verzeih mer's Gott!
Oft in der Kürch z'lang.

Des Knaben Wunderhorn. Alte deutſche Lieder. Herausgegeben von Achim von Arnim und Clemens Brentano. Heidelberg bei Mohr und Zimmer 1806. gr. 8. 370 S. (2 Rthlr. 12 Gr.)

Die Critik dürfte ſich vorerſt nach unſerm Dafürhalten mit dieſer Sammlung nicht befaſſen. Die Herausgeber haben ſolche mit ſoviel Neigung, Fleiß, Geſchmack, Zartheit zuſammengebracht und behandelt, daß ihre Landsleute dieſer liebevollen Mühe nun wohl erſt mit gutem Willen, Theilnahme und Mitgenuß zu danken hätten. Von Rechts wegen ſollte dieſes Büchlein in jedem Hauſe, wo friſche Menſchen wohnen, am Fenſter, unter'm Spiegel, oder wo ſonſt Geſang- und Kochbücher zu liegen pflegen, zu finden ſein, um aufgeſchlagen zu werden in jedem Augenblick der Stimmung oder Unſtimmung, wo man denn immer etwas Gleichtönendes oder Anregendes fände, wenn man auch allenfalls das Blatt ein paar Mal umſchlagen müßte.

Am Beſten aber läge doch dieſer Band auf dem Clavier des Liebhabers oder Meiſters der Tonkunſt, um den darin enthaltenen Liedern entweder mit bekannten, hergebrachten Melodien ganz ihr Recht widerfahren zu laſſen, oder ihnen ſchickliche Weiſen anzuſchmiegen, oder, wenn Gott wollte, neue, bedeutende Melodien durch ſie hervorzulocken.

Würden dann dieſe Lieder, nach und nach, in ihrem eigenen Thon- und Klang-Elemente von Ohr zu Ohr, von Mund zu Mund getragen; kehrten ſie allmälig, belebt und verherrlicht, zum Volke zurück, von dem ſie zum Theil gewiſſer Maßen ausgegangen: ſo könnte man ſagen, das Büchlein habe ſeine Beſtimmung erfüllt und könne nun wieder, als geſchrieben und gedruckt, verloren gehen, weil es in Leben und Bildung der Nation übergegangen.

Weil nun aber in der neuern Zeit, beſonders in Deutſchland, Nichts zu exiſtiren und zu wirken ſcheint, wenn nicht darüber geſchrieben und wieder geſchrieben und geurtheilt und geſtritten wird: ſo mag denn auch über dieſe Sammlung hier einige Betrachtung ſtehen, die, wenn ſie den Genuß auch nicht erhöht und verbreitet, doch wenigſtens ihm nicht entgegen wirken ſoll.

Was man entſchieden zu Lob und Ehren dieſer Sammlung ſagen kann, iſt, daß die Theile derſelben durchaus mannigfaltig characteriſtiſch ſind. Sie enthält über zweihundert Gedichte aus den drei letzten Jahrhunderten, ſämmtlich dem Sinne, der Erfindung, dem Ton, der Art und Weiſe nach dergeſtalt von einander unterſchieden, daß man keins dem andern vollkommen gleichſtellen kann. Wir übernehmen das unterhaltende Geſchäft, ſie alle der Reihe nach, ſowie es uns der Augenblick eingibt, zu characteriſiren.

„Das Wunderhorn.“ (Seite 13.) Feenhaft, kindlich, gefällig.

„Des Sultans Töchterlein.“ (15.) Chriſtlich, zart, anmuthig.

„Tell und ſein Kind.“ (18.) Rechtlich und tüchtig.

„Großmutter Schlauzenköchinn.“ (19.) Tief, räthſelhaft, dramatiſch vortrefflich behandelt.

„Jeſaias Geſicht.“ (20.) Barbariſch groß.

„Das Feuerbeſprechen.“ (21.) Räuberiſch ganz gehörig und recht.

„Der arme Schwartenhals.“ (22.) Vagabundiſch, launig, luſtig.

„Der Tod und das Mädchen.“ (24.) In Todtentanzart, holzſchnittmäßig, lobenswürdig.

„Nacht-Muſicanten.“ (29.) Närriſch ausgelaſſen, köſtlich.

„Widerſpenſtige Braut.“ (30.) Humoriſtiſch, etwas fratzenhaft.

„Kloſterſchen.“ (32.) Launenhaft verworren und doch zum Zweck.

„Der vorlaute Ritter.“ (32.) Im real-romantiſchen Sinn gar zu gut.

„Die ſchwarzbraune Hexe.“ (34.) Durch Ueberlieferung etwas confus, der Grund aber unſchätzbar.

„Der Doſinger.“ (36.) Ritterhaft tüchtig.

„Liebe ohne Stand.“ (37.) Dunkel romantiſch.

„Gaſtlichkeit des Winters.“ (37). Sehr zierlich.

„Die hohe Magd.“ (39.) Chriſtlich pedantiſch, nicht ganz unpoetiſch.

„Liebe ſpinnt keine Seide.“ (42.) Lieblich confus und deßwegen Phantaſie erregend.

„Huſaren-Glaube.“ (43.) Schnelligkeit, Leichtigkeit muſterhaft ausgedrückt.

„Rattenfänger von Hameln.“ (44.) Zuckt auf's Bänkelſängeriſche, aber nicht unfein.

„Schürz' dich, Gretlein.“ (46.) Im Vagabunden-Sinn. Unerwartet epigrammatiſch.

„Lied vom Ringe.“ (48.) Romantiſch zart.

„Der Ritter und die Magd.“ (50.) Dunkel romantiſch, gewaltſam.

„Der Schreiber im Korb.“ (53.) Den Schlag wiederholendes, zweckmäßiges Spottgedicht.

„Erntelied.“ (55.) Catholiſches Kirchentodeslied. Verdiente proteſtantiſch zu ſein.

„Ueberdruß der Gelahrtheit.“ (57.) Sehr wacker. Aber der Pedant kann die Gelahrtheit nicht los werden.

„Schlacht bei Murten.“ (58.) Realiſtiſch, wahrſcheinlich moderniſirt.

„Liebesprobe.“ (61.) Im beſten Handwerksburſchenſinne und auch trefflich gemacht.

„Der Falke.“ (63.) Groß und gut.

„Die Eile der Zeit in Gott.“ (64.) Chriſtlich, etwas zu hiſtoriſch; aber dem Gegenſtande gemäß und recht gut.

„Das Rautenſträuchlein.“ (69.) Eine Art Trümmer, ſehr lieblich.

„Die Nonne.“ (70.) Romantiſch, empfindungsvoll und ſchön.

„Reveljeh.“ (72.) Unſchätzbar für Den, deſſen Phantaſie folgen kann.

„Faſtnacht.“ (74.) Liebehaft, leiſe.

„Diebeſtellung.“ (75.) Holzſchnittartig, ſehr gut.

„Waſſernoth.“ (77.) Anſchauung, Gefühl, Darſtellung, überall das Rechte.

„Tambours-Geſell.“ (78.) Heitere Vergegenwärtigung eines ängſtlichen Zuſtandes. Ein Gedicht, dem der Einſehende ſchwerlich ein gleiches an die Seite ſetzen könnte.

„David.“ (79.) Catholiſch hergebracht, aber noch ganz gut und zweckmäßig.

„Sollen und Müſſen.“ (80.) Vortrefflich in der Anlage, obgleich hier in einem zerſtückten und wunderlich reſtaurirten Zuſtande.

„Liebesdienſt.“ (83.) Deutſch romantiſch, frommſinnig und gefällig.

„Geht Dir's wohl, ſo denk' an mich.“ (84.) Anmuthiger, ſingbarer Klang.

„Der Tannhäuſer.“ (86.) Großes chriſtlich-catholiſches Motiv.

„Miſſheirath.“ (90.) Treffliche, räthſelhafte Fabel, ließe ſich vielleicht mit Wenigem anſchaulicher und für den Theilnehmer befriedigender behandeln.

„Wiegenlied.“ (92.) Reimhafter Unſinn, zum Einſchläfern völlig zweckmäßig.

„Frau Nachtigall.“ (93.) Eine kunſtloſe Behandlung zugegeben, dem Sinne nach höchſt anmuthig.

„Die Juden in Paſſau.“ (95.) Bänkelſängeriſch, aber lobenswerth.

„Kriegslied gegen Carl V.“ (97.) Proteſtantiſch, höchſt tüchtig.

„Der Bettelvogt.“ (100.) Im Vagabunden-Sinne, gründlich und unſchätzbar.

„Von den klugen Jungfrauen.“ (101.) Recht großmüthig, herzerhebend, wenn man in den Sinn eindringt.

„Müller's Abſchied.“ (102.) Für Den, der die Lage faſſen kann, unſchätzbar, nur daß die erſte Strophe einer Emendation bedarf.

„Abt Reidhard und ſeine Mönche.“ (103.) Ein Till-Streich von der beſten Sorte und trefflich dargeſtellt.

„Von zwölf Knaben.“ (109.) Leichtfertig, ganz köſtlich.

„Kurzweile.“ (110.) Deutſch romantiſch, ſehr lieblich.

„Kriegslied des Glaubens.“ (113.) Proteſtantiſch derb, treffend und durchſchlagend.

„Tabakslied.“ (114.) Trümmerhaft, aber Bergbau und Tabak gut bezeichnend.

„Das fahrende Fräulein.“ (114.) Tief und ſchön.

„Vetterlein der Vögel.“ (115.) Gut liebenswürdig.

„Die Grönelhochzeiter.“ (117.) Ungeheurer Fall, bänkelsängerisch, aber lobenswürdig behandelt.

„Der vortreffliche Stallbruder.“ (117.) Unsinn; aber wohl Dem, der ihn behaglich singen könnte.

„Unerhörte Liebe.“ (121.) Schön, sich aber doch einer gewissen philisterhaften Prosa nähernd.

„Das Bäumlein.“ (124.) Sehnsuchtsvoll, spielend und doch herzinniglich.

„Lindenschmid.“ (125.) Von dem Reiterhaften, Holzschnittartigen die allerbeste Sorte.

„Lied vom alten Hildebrand.“ (128.) Auch sehr gut, doch früher und in der breitern Manier gedichtet.

„Friedenslied.“ (134.) Andächtig, bekannte Melodie, an's Herz redend.

„Friedenslied.“ (137.) Gut, aber zu modern und reflectirt.

„Drei Schwestern.“ (139.) Sehr wacker in der derben Art.

„Der englische Gruß.“ (140.) Die anmuthige, bloß catholische Art, christliche Mysterien an's menschliche, besonders Deutsche Gefühl heranzuführen.

„Vertraute.“ (141.) Seltsam, tragisch, zum Grund ein vortreffliches Motiv.

„Das Leiden des Herrn.“ (142.) Die große Situation in's Gemeine gezogen, in diesem Sinne nicht tadelhaft.

„Der Schweizer.“ (143.) Recht gut; sentimentaler, aber lange nicht so gut, als der „Tambourt-Gesell“.

„Pura.“ (146.) Schöne Fabel, nicht schlecht, aber auch nicht vorzüglich behandelt.

„Die kluge Schäferin.“ (149.) Gar heiter, frei- und frohmüthig.

„Ritter St. Georg.“ (151.) Ritterlich, christlich, nicht ungeschickt dargestellt, aber nicht erfreulich.

„Die Kartoffeln.“ (156.) Schöne Anlage, hier fragmentarisch, ungenießbar.

„Xaver.“ (157.) Sehr wacker, dem Character nach doch zu wort- und phrasenhaft.

„Wachtelwacht.“ (159.) Alt Ton nachahmend. Zustand darstellend, bestimmtes Gefühl aufrufend, unschätzbar.

„Das Todaustreiben.“ (161.) Gar lustig, wohlgefühlt und zweckmäßig.

„Segen das Quartan-Fieber.“ (161.) Unsinnige Formel, wie billig.

„Zum Festmachen.“ (162.) Glücklicher Einfall.

„Aufgegebene Jagd.“ (162.) Fordert den Ton der Waidhorns.

„Wer's Leben erdacht.“ (163.) Gar knabenhaft von Grund auf.

„Des Herrn Weingarten.“ (165.) Lieblich Versinnlichung christlicher Mysterien.

„Cedron's Klage.“ (166.) Nicht ebenso glücklich. Man sieht dieser Klage zu sehr den Gradus ad Parnassum an.

„Frühlingsbeklemmung.“ (172.) Besser als das Vorige. Doch hört man immer noch das Wort- und Bildgeklapper.

„Lobgesang auf Maria.“ (174.) Auch Diesem läßt sich vielleicht ein Geschmack abgewinnen.

„Abschied von Maria.“ (178.) Interessante Fabel und anmuthige Behandlung.

„Ehestand der Frau.“ (181.) Derbkräftig, muß gesungen werden, wie irgend eins.

„Amor.“ (182.) Niedlich und wunderlich genug.

„Vom großen Bergbau der Welt.“ (183.) Tief und ahnungsvoll, dem Gegenstande gemäß. Ein Schatz für Bergleute.

„Husaren-Braut.“ (188.) Nicht eben schlimm.

„Das Straßburger-Mädchen.“ (189.) Liegt ein liebliches Begebniß zu Grund, zart und phantastisch behandelt.

„Zwei Röselein.“ (190.) Ein Ereignen zwischen Liebesleuten, von der zartesten Art, dargestellt, wie es besser nicht möglich ist.

„Das Mädchen und die Hasel.“ (192.) Gar natürlich gute und frische Sittenlehre.

„Königstochter aus England.“ (195.) Nicht zu schelten; doch spürt man zu sehr das Pfaffenhafte.

„Schall der Nacht.“ (198.) Wird, gesungen, herzerfreulich sein.

„Große Wäsche.“ (201.) Fernhaft und besonders.

„Der Palmbaum.“ (202.) So recht von Grund aus herzlich.

„Der Fuhrmann.“ (203.) Gehört zu den guten Vagabunden-, Handwerks- und Gewerksliedern.

„Pfauenart.“ (204.) Gute Neigung, bescheiden ausgedrückt.

„Der Schildwache Nachtlied.“ (205.) An's Quodlibet streifend; dem tiefen und dunkeln Sinne der Ausdruck gemäß.

„Der traurige Gärtner.“ (206.) Edle Neigung.

„Hüt' Du Dich. (207.) Im Sinn und Klang des Vaudeville sehr gut.

„Die mystische Wurzel.“ (208.) Geistreich, wobei man sich doch des Lächelns über ein solches Gleichniß nicht enthalten kann.

„Räthsel.“ (209.) Nicht ganz glücklich.

„Wie kommt's, daß Du so traurig bist?“ (210.) Streift an's Quodlibet; wahrscheinlich Trümmer.

„Unkraut.“ (211.) Quodlibet von der beſten Art.

„Der Wirthin Töchterlein.“ (212.) Höchſt lieblich, aber nicht ſo recht ganz.

„Wer hat das Liedlein erdacht?“ (215.) Eine Art übermüthiger Fratze, zur rechten Zeit und Stunde wohl luſtig genug.

„Doctor Fauſt.“ (216.) Tiefe und gründliche Motive, könnten vielleicht beſſer dargeſtellt ſein.

„Müllerlocke.“ (218.) Bedeutende Mordgeſchichte, gut dargeſtellt.

„Der unſchuldig Hingerichtete.“ (220.) Ernſte Fabel, laconiſch trefflich vorgetragen.

„Ringlein und Fähnlein.“ (223.) Sehr gefällig romantiſch. Das Reimgeklingel thut der Darſtellung Schaden, bis man ſich allenfalls daran gewöhnen mag.

„Die Hand.“ (226.) Bedeutendes Motiv, kurz abgefertigt.

„Martin's Gans.“ (226.) Bauernburſchenſchaft, luſtig, losgebunden.

„Die Mutter muß gar fein allein.“ (227.) Nicht recht von Grund und Bruſt aus, ſondern nach einer ſchon vorhandenen Melodie geſungen.

„Der ſtolze Schäfersmann.“ (229.) Tiefe, ſchöne Fabel, durch den Widerklang des Wunderbaren ein ſonderbarer, aber für den Geſang ein bedeutender Vortrag.

„Wenn ich ein Vöglein wär'.“ (241.) Einzig ſchön und wahr.

„An einen Polen.“ (232.) Einzig luſtig und patriotiſch.

„Weine nur nicht!“ (252.) Leidlicher Humor, aber doch ein Bißchen plump.

„Käuzlein.“ (253.) Wunderlich, von tiefem, ernſtem, köſtlichem Sinn.

„Weinſchröterlied.“ (255.) Unſinn der Verwünſchungsformeln.

„Maikäferlied.“ (255.) Deßgleichen.

„Marienwürmchen.“ (255.) Deßgleichen, ſehr in's Zarte geleitet.

„Der verlorne Schwimmer.“ (256.) Innig und voll Gefühl.

„Die Prager-Schlacht.“ (257.) Raſch und kurz, eben als wenn es drei Husaren gemacht hätten.

„Frühlingsblumen.“ (259.) Wenn man die Blumen nicht ſo entſetzlich ſatt hätte, ſo möchte der Kranz wohl artig ſein.

„Gukguk.“ (241.) Neckiſch bis zum Frotzenhaften, doch gefällig.

„Die Frau von Weißenburg.“ (242.) Eine derbe Fabel, nicht ungemäß vorgetragen.

„Soldaten-Tod.“ (245.) Möchte vielleicht im Frieden und bei'm Ausmarſch erbaulich zu ſingen ſein. Im Krieg und in der ernſten Nähe des Unheils wird ſo etwas gräulich, wie das gräulich belobte Lied: „Der Krieg iſt gut.“

„Die Roſe.“ (251.) Lieblich Liebeserguß-Seligkeit.

„Die Judentochter.“ (252.) Poſſirlicher, ſeltſamer Vortrag zu confuſem und zerrüttetem Gemüthszuſtand.

„Drei Reiter.“ (253.) Ewiges und unzerſtörliches Lied des Scheidens und Meidens.

„Schlachtlied.“ (254.) In künftigen Zeiten zu ſingen.

„Herr von Falkenſtein.“ (255.) Von der guten, zarten, innigen Romanzen-Art.

„Das Römiſche Glas.“ (257.) Deßgleichen. Etwas räthſelhafter.

„Rosmarin.“ (258.) Kühner Blick in's Reich der Trennung.

„Der Pfalzgraf am Rhein.“ (259.) Barbariſche Fabel und gemäßer Vortrag.

„Vogel Phönix.“ (261.) Nicht mißlungene chriſtliche Allegorie.

„Der unterirdiſche Pilger.“ (262.) Möchte in Schächten, Stollen und auf Strecken geſungen werden; über der Erde wird's Einem zu dunkel dabei.

„Herr Olof.“ (261.) Unſchätzbare Ballade.

„Ewigkeit.“ (265 b.) Katholiſcher Kirchengeſang. Wenn man die Menſchen confus machen will, ſo iſt dieß ganz der rechte Weg.

„Der Graf und die Königstochter.“ (265 b.) Eine Art von Pyramus und Thisbe. Die Behandlung ſolcher Fabeln gelang unſern Voreltern nicht.

„Moriz von Sachſen.“ (270.) Ein ahnungsvoller Zuſtand und großes, trauriges Ereigniß mit Phantaſie dargeſtellt.

„Ulrich und Aennchen.“ (274.) Die Fabel vom Blaubart in mehr nördlicher Form, gemüthlich dargeſtellt.

„Vom vornehmen Räuber.“ (276.) Sehr tüchtig, dem Lindenſchmidt zu vergleichen.

„Der geiſtliche Kämpfer.“ (277.) „Chriſt, Gottes Sohn allhie“ hätte durch ſein Leiden wohl einen beſſern Poeten verdient.

„Dudle und Babeli.“ (281.) Köſtlicher Abdruck des ſchweizerbäuriſchen Zuſtandes und des höchſten Ereigniſſes dort zwiſchen zweiliebenden.

„Der eiferſüchtige Knabe.“ (282.) Das Weben und Weben der räthſelhaft mordgeſchichtlichen Romanzen iſt hier höchſt lebhaft zu fühlen.

„Der Herr am Oetberg.“ (285.) Dieſem Gedicht geſchieht Unrecht, daß es hier ſteht. In dieſer meiſt natürlichen Geſellſchaft wird Einem die Allegorie der Anlage, ſowie das poetiſch Blumenhafte der Ausführung, unbillig zuwider.

„Abſchied von Bremen.“ (289.) Handwerksburſchenhaft genug, doch zu proſaiſch.

„Aurora.“ (291.) Gut gedacht, aber doch nur gedacht.

„Werd' ein Kind.“ (291.) Ein ſchönes Motiv, pfuſcherhaft verſchoben.

„Der ernſthafte Jäger.“ (292.) Ein Bißchen barſch, aber gut.

„Der Werbknecht.“ (294.) Bedeutend, ſeltſam und tüchtig.

„Der Prinzen-Raub.“ (296.) Nicht gerade zu ſchelten, aber nicht befriedigend.

„Nächten und Heute.“ (298.) Ein artig' Lied des Inhalts, der ſo oft vorkommt: com fan tutte und tutti.

„Der Spaziergang.“ (299.) Mehr Reflexion als Geſang.

„Das Weitende.“ (300.) Deutet auf's Quodlibet, läßt was zu wünſchen übrig.

„Bairiſches Alpenlied.“ (301.) Allerliebſt, nur wird man vornherein irre, wenn man nicht weiß, daß unter dem Palmbaum die Stechpalme gemeint iſt. Mit einem Dutzend ſolcher Noten wäre manchem Liede zu mehrerer Klarheit zu helfen geweſen.

„Jäger Wohlgemuth.“ (303.) Gut, aber nicht vorzüglich.

„Der Himmel hängt voll Geigen.“ (304.) Eine chriſtliche Cocagne, nicht ohne Geiſt.

„Die fromme Magd.“ (306.) Gar hübſch und ſittig.

„Jagdglück.“ (306.) Zum Geſang erfreulich, im Sinne nicht beſonders. Ueberhaupt wiederholen die Jägerlieder, vom Tone des Waldhorns gewiegt, ihre Motive zu oft ohne Abwechſeln.

„Kartenſpiel.“ (308.) Artiger Einfall und guter Humor.

„Für fünfzehn Pfennige.“ (309.) Von der allerbeſten Art, einen humoriſtiſchen Refrain zu nutzen.

„Der angeſchoſſene Gudguck.“ (311.) Nur Schall, ohne irgend eine Art von Inhalt.

„Warnung.“ (313.) Ein Gudguck von einer viel beſſern Sorte.

„Das große Kind.“ (314.) Höchſt ſüße; wäre wohl werth, daß man ihm das Ungeſchickte einiger Reime und Wendungen benähme.

„Das heiße Africa.“ (315.) Spukt doch eigentlich nur der Halberſtädter-Grenadier.

„Das Wiederſehn am Brunnen.“ (317.) Voll Anmuth und Gefühl.

„Das Haſlacher-Thal.“ (319.) Seltſame Mordgeſchichte, gehörig vorgetragen.

„Abendlied.“ (321.) Sehr lobenswürdig, von der recht guten lyriſch-epiſch-dramatiſchen Art.

„Der Scheintote.“ (322.) Sehr ſchön, wohlausgeſtattete Fabel, gut vorgetragen.

„Die drei Schneider.“ (325.) Wenn doch ein Mal eine Gilde verirt werden ſoll, ſo geſchieht's hier luſtig genug.

„Nächtliche Jagd.“ (327.) Die Intention iſt gut, der Ton nicht zu ſchelten, aber der Vortrag iſt nicht hinreichend.

„Spielmann's Grab.“ (328.) Ausgelaſſenheit, unſchätzbarer, ſinniſcher Bauern-Humor.

„Knabe und Veilchen.“ (329.) Zart und zierlich.

„Der Graf im Pflug.“ (330.) Gute Ballade, doch zu lang.

„Drei Winterroſen.“ (339.) Zu ſehr abgekürzte Fabel von dem Wintergarten, der ſchon im Bojardo vorkommt.

„Der beſtändige Freier.“ (341.) Echo, verſteckter Todtentanz, wirklich ſehr zu loben.

„Von Hoflenten.“ (343.) Wäre noch erfreulicher, wenn nicht eine, wie es ſcheint, falſche Ueberſchrift auf eine Allegorie deutete, die man im Lied weder finden kann noch mag.

„Lied beim Heuen.“ (345.) Köſtliches Vaudeville, das unter mehrern Ausgaben bekannt iſt.

„Fiſchpredigt.“ (347.) Unvergleichlich, dem Sinne und der Behandlung nach.

„Die Schlacht bei Sempach.“ (349.) Wakker und derb, doch nahe zu chronikenhaft proſaiſch.

„Elgerius.“ (353.) Fromm, zart und voll Glaubenskraft.

„Doppelte Liebe.“ (354.) Artig, könnte aber der Situation nach artiger ſein.

„Manſchetten-Blume.“ (356.) Wunderlich, romantiſch, gehaltvoll.

„Der Fähndrich.“ (358.) Mit Eigenheit; doch hätte die Gewalt, welche der Fähndrich dem Mädchen angethan, müſſen ausgedrückt werden; ſonſt hat es keinen Sinn, daß er hängen ſoll.

„Gegen die Schweizer-Bauern.“ (360.) Tüchtige und doch poetiſche Gegenwart. Der Zug, daß ein Bauer das Glas in den Rhein wirft, weil er in deſſen Farbenſpiel da Pfauenſchwanz zu ſehen glaubt, iſt höchſt [illegible] und treffend.

„Kinder ſtill zu machen.“ (362.) Recht artig und kindlich.

„Geſellſchaftslied.“ (363.) In Tiſen-Art capital.

„Das Gnadenbild.“ (366.) Iſt hübſch, wenn man ſich den Zuſtand um einen ſolchen Wallfahrtsort vergegenwärtigen mag.

„Geh' Du nur hin.“ (371.) Frank und frech.

„Verlor'ne Mühe.“ (372.) Treffliche Darſtellung weiblicher Bethunlichkeit und täppiſchen Männerweſens.

„Starke Einbildungskraft.“ (373.) Zarter Hauch, kaum feſtzuhalten.

„Die ſchlechte Liebſte.“ (374.) Innig gefühlt und recht gedacht.

„Maria auf der Reiſe.“ (375.) Hübſch und

zart, wie die Catholiken mit ihren mythologischen Figuren das gläubige Publicum gar zweckmäßig zu beschäftigen und zu belehren wissen.

„Der geadelte Bauer.“ (376.) Recht gut gesehen und mit Verdruß launisch dargestellt.

„Abschiedszeichen.“ (378.) Recht lieblich.

„Die Ausgleichung.“ (379.) Die bekannte Fabel vom Becher und Mantel, kurz und bedeutend genug dargestellt.

„Betrug.“ (382.) Scheint uns gezwungen freigeistisch.

„Gott grüß' Euch, Alter!“ (384.) Modern und sentimental, aber nicht zu schelten.

„Schwer Wacht.“ (386.) Zieht schon in das umständliche, klang- und sangreiche Minnesängerwesen herüber.

1) „Jungfrau und Wächter.“ Gar liebreich, doch auch zu umständlich.

2) „Der lustige Geselle.“ Ist uns lieber als die vorhergehenden.

3) „Variation.“ Macht hier zu großen Contrast; denn es gehört zu der tiefen, wunderlichen Deutschen Balladen-Art.

4) „Beschluß.“ Paßt nicht in diese Reihe.

„Der Pilger und die fromme Dame.“ (396.) Ein guter, wohl dargestellter Schwank.

„Kaiserliches Hochzeitlied.“ (397.) Barbarisch-pedantisch und doch nicht ohne poetisches Verdienst.

„Antwort Mariä auf den Gruß der Engel.“ (406.) Das liebenswürdigste von allen christcatholischen Gedichten in diesem Bande.

„Stauffenberg und die Meerfeye.“ (407.) Recht lobenswerthe Fabel, gedrängt genug vorgetragen, klug vertheilt; würde zu kurz scheinen, wenn man nicht an lauter kürzere Gedichte gewöhnt wäre.

„Des Schneiders Feierabend.“ (418.) In der Holzschnittart so gut, als man es nur wünschen kann.

Mit dieser Charakterisirung aus dem Stegreif (denn wie könnte man sie anders unternehmen?) gedenken wir Niemanden vorzugreifen, Denen am Wenigsten, die durch wahrhaft lyrischen Genuß und ächte Theilnahme einer sich ausdehnenden Brust viel mehr von diesen Gedichten fassen werden, als in irgend einer lacunischen Bestimmung des mehr oder minderen Bedeutens geleistet werden kann. Indessen sei uns über den Werth des Ganzen noch Folgendes zu sagen vergönnt.

Diese Art Gedichte, die wir seit Jahren Volkslieder zu nennen pflegen, ob sie gleich eigentlich weder vom Volk noch für's Volk gedichtet sind, sondern weil sie so etwas Stämmiges, Tüchtiges in sich haben und begreifen, daß der kernund stammhafte Theil der Nationen dergleichen Dinge faßt, behält, sich zueignet und mitunter fortpflanzt: dergleichen Gedichte sind so wahre Poesie, als sie irgend nur sein kann; sie haben einen unglaublichen Reiz, selbst für uns, die wir auf einer höhern Stufe der Bildung stehen, wie der Anblick und die Erinnerung der Jugend für's Alter hat. Hier ist die Kunst mit der Natur im Conflict und eben dieses Werden, dieses wechselseitige Wirken, dieses Streben, scheint ein Ziel zu suchen und es hat sein Ziel schon erreicht. Das wahre dichterische Genie, wo es auftritt, ist in sich vollendet; mag ihm Unvollkommenheit der Sprache, der äußern Technik, oder was sonst will, entgegenstehen, es besitzt die höhere, innere Form, der doch am Ende Alles zu Gebote steht, und wirkt selbst im dunkeln und trüben Elemente oft herrlicher, als es später im klaren vermag. Das lebhafte poetische Anschauen eines beschränkten Zustandes erhebt ein Einzelnes zum zwar begrenzten, doch unumschränkten All, so daß wir im kleinen Raume die ganze Welt zu sehen glauben. Der Drang einer tiefen Anschauung fordert Laconismus. Was der Prose ein unverzeihliches Hinterstzuförderst wäre, ist dem wahren poetischen Sinne Nothwendigkeit, Tugend und selbst das Angehörige, wenn es an unsere ganze Kraft mit Ernst anspricht, regt sie zu einer unglaublich genußreichen Thätigkeit auf.

Durch die obige einzelne Charakteristik sind wir einer Classification ausgewichen, die vielleicht künftig noch eher geleistet werden kann, wenn mehrere dergleichen, ächte, bedeutende Grundgesänge zusammengestellt sind. Wir können jedoch unsere Vorliebe für diejenigen nicht bergen, wo lyrische, dramatische und epische Behandlung dergestalt ineinander geflochten ist, daß sich erst ein Räthsel aufbaut und sodann mehr oder weniger, und wenn man will, epigrammatisch auflöst. Das bekannte: „Dein Schwert, wie ist's vom Blut so roth, Edward, Edward!“ ist besonders im Originale das Höchste, was wir in dieser Art kennen.

Möchten die Herausgeber aufgemuntert werden, aus dem reichen Vorrath ihrer Sammlungen, sowie aus alten vorliegenden, schon gedruckten, bald noch einen Band folgen zu lassen; wobei wir denn freilich wünschten, daß sie sich vor dem Eingang der Minnesinger, vor der bänkelsängerischen Gemeinheit und vor der Plattheit der Meistersänger, sowie vor allem Pfäffischen und Pedantischen höflich hüten mögen!

Brächten sie uns noch einen zweiten Theil dieser Art Deutscher Lieder zusammen, so wären sie wohl aufzurufen, auch was fremde Nationen, Engländer am Meisten, Franzosen weniger, Spanier in einem andern Sinne, Italiener fast gar nicht, dieser Liederweise besitzen, anzu-

suchen und sie im Original und auch vorhandenen aber von ihnen selbst zu liefernden Uebersetzungen darzulegen.

Haben wir gleich zu Anfang die Competenz der Critik, selbst im höhern Sinn, auf diese Arbeit gewissermaßen bezweifelt, so finden wir noch mehr Ursache, eine sondernde Untersuchung, inwiefern Das alles, was uns hier gebracht ist, völlig ächt, oder mehr und weniger restaurirt sei, von diesen Blättern abzulehnen.

Die Herausgeber sind im Sinne des Erfordernisses so sehr, als man es in späterer Zeit sein kann; und das hier und da seltsam Restaurirte, aus fremdartigen Theilen Verbundene, ja das Untergeschobene, ist mit Dank anzunehmen. Wer weiß nicht, was ein Lied auszustehen hat, wenn es durch den Mund des Volkes und nicht etwa nur des ungebildeten, eine Weile durchgeht! Warum soll Der, der es in letzter Instanz aufzeichnet, mit andern zusammenstellt, nicht auch ein gewisses Recht daran haben? Besitzen wir doch aus früherer Zeit kein poetisches und kein heiliges Buch, als insofern es dem Auf- und Abschreiber solches zu überliefern gelang oder beliebte.

Wenn wir in diesem Sinne die vor uns liegende, gedruckte Sammlung dankbar und läßlich behandeln, so legen wir den Herausgebern desto ernstlicher an's Herz, ihr poetisches Archiv rein, streng und ordentlich zu halten. Es ist nicht nöthig, daß Alles gedruckt werde; aber sie werden sich ein Verdienst um die Nation erwerben, wenn sie mitwirken, daß wir eine Geschichte unserer Poesie und poetischen Cultur, worauf es denn doch zuzumehr nach und nach hinausgehen muß, gründlich, aufrichtig und geistreich erhalten.

Regulus. Eine Tragödie in fünf Aufzügen, von Collin. Berlin, bei Unger. 1802. 8. 104 S. mit den Anmerkungen.

Die lebhafte Sensation, welche dieses Stück bei seiner Erscheinung erregte, ist zwar nach und nach verklungen; doch möchte es nicht zu spät sein, noch ein ruhiges, critisches Wort darüber auszusprechen.

Der Verfasser hat bei der Wahl dieses Gegenstandes sich sehr vergriffen. Es ist darin Stoff allenfalls zu einem Act, aber keineswegs zu fünfen; und dieser eine Act ist es, der dem Stücke Gunst erweckt.

In den ersten ist Attilia, die Gattinn des Regulus, vorzüglich beschäftigt, die Lage der Sache und sich selbst zu exponiren; jedoch weiß sie sich unsere Gunst nicht zu verschaffen.

Wer den Entschluß des Regulus als groß und heldenmüthig anerkennen soll, muß den hohen Begriff von Rom mit zum Stücke bringen: die Anschauung dieser angeborenen specifischen Einheit einer Stadt, welche Feinde, Freunde, ja ihre Bürger selbst für Nichts achtet, um der Mittelpunct der Welt zu werden. Und solche Gesinnungen sind es, die den einzelnen edeln Römer characterisiren; so auch die Römerinn. Wir sind die Lucretien und Cölien, Porcien und Arrien und ihre Tugenden [illegible] so gewohnt, daß uns eine Attilia kein Interesse abgewinnen kann, die als eine ganz gemeine Frau ihren Mann für sich und ihre Kinder aus der Gefangenschaft zurückwünscht. Indessen möchte Das dem ersten Act hingehen, da von dem Conflict-Fall, der nun sogleich eintritt, noch nicht die Rede ist.

Der zweite Act enthält nun den interessanten Punct, wo Regulus mit dem Carthagischen Gesandten vor dem Senat erscheint, die Auswechselung der Gefangenen widerräth, sich den Todesgöttern widmet und mit seinem ältesten Sohne, Publius, der für die Befreiung des Vaters arbeiten wollte, sich auf ächt Römische Weise unzufrieden bezeigt.

Mit dem dritten Act fängt das Stück sogleich an zu sinken. Der Punische Gesandte erscheint wirklich comisch, indem er den Regulus durch cosmopolitische Argumente von seinem specifischen Patriotismus zu heilen sucht. Hierauf muß der wackere Held durch Frau und Kinder gar jämmerlich gequält werden, indessen der Zuschauer gewiß überzeugt ist, daß er nicht nachgeben werde. Wie viel schöner ist die Lage Coriolan's, der seinem Vaterlande wieder erbeten wird, nachgeben kann, nachgeben muß und darüber zu Grunde geht!

Der vierte Act ist ganz mäßig. Der Consul Metellus bringt erst einen Senator höflich bei Seite, der sich des Regulus annehmen will; ferner beseitigt er einen stock-patricisch gesinnten Senator, der zu heftig gegen Regulus wird und läßt zuletzt den Publius, man darf wohl sagen, abfahren, als Dieser ungestüm die Befreiung seines Vaters verlangt und, da Ueberredung nicht hilft, auf eine wirklich lächerliche Weise den Dolch auf den Consul zückt, welcher, wie man denken kann, unerschüttert stehen bleibt und den thörichten jungen Menschen gefangen fortschickt.

Der fünfte Act ist die zweite Hälfte vom zweiten. Was dort vor dem Senat vorgegangen, wird hier vor dem Volke wiederholt, welches den Regulus nicht fortlassen will, der, damit es ja an modern dringenden, dramatischen Mitteln nicht fehle, auch einen von den durch's Stück wandelnden Dolchen zückt und sich zu durchbohren droht.

Wollte man dieses Sujet in einem Act behandeln, in dem man auf geschickte Weise den

zweiten und fünften zusammenschmilze: so würde es ein Gewinn für die Bühne sein: denn es ist immer herzerhebend, einen Mann zu sehen, der sich aus Ueberzeugung für ein Ganzes aufopfert, da im gemeinen Lauf der Welt sich Niemand leicht ein Bedenken macht, um seines besondern Vortheils willen das schönste Ganze, wo nicht zu zerstören, doch zu beschädigen.

Hätte dieser Gegenstand unvermeidlich bearbeitet werden müssen, so hätte die große Spaltung der Plebejer und Patricier zu Einleitungs- und Auflösungs-Motiven den Stoff geben können. Wenn Attilia, eine recht eingefleischte Plebejerin, nicht allein Gatten und Vater für sich und ihre Kinder, sondern auch für ihre Nächsten, für Vettern und Gevattern, einen Patron zu befreien und aufzustellen im Sinne hätte, so würde sie ganz anders als in ihrer jetzigen Privat-Gestalt auftreten. Wenn man alsdann dem Regulus, der nur die e i n e große, unheilbare Idee von dem einzigen Rom vor Augen hat, dieses Rom als ein gespaltenes, als ein den Patriciern hingegebenes, als ein theilweise unterdrücktes, seine Hülfe forderndes Rom in steigenden Situationen dargebracht hätte: so wäre doch ein augenblicklich wankender Entschluß, ohne Nachtheil des Helden, zu bewirken gewesen. Anstatt Dessen bringt der Verfasser diesen wechselseitigen Haß der beiden Parteien, als völlig unfruchtbar und keineswegs in die Handlung eingreifend, weil er ihm nicht entgehen konnte, durch das ganze Stück gelegentlich mit vor.

Wir können daher den Verfasser weder wegen der Wahl des Gegenstandes, noch wegen der bei Bearbeitung desselben geäußerten Erfindungsgabe rühmen, ob wir gleich übrigens gern gestehen, daß das Stück nebst den Anmerkungen ein unverwerfliches Zeugniß ablege, daß er die Römische Geschichte wohl studirt habe.

Unglücklicher Weise aber sind eben diese historischen Stoffe mit der Wahrheit ihrer Details dem dramatischen Dichter das größte Hinderniß. Das einzelne Schöne, historisch Wahre macht einen Theil eines ungehewern Ganzen, zu dem es völlig proportionirt ist. Das historisch Wahre in einem beschränkten Gedicht läßt sich nur durch große Kraft des Genies und Talents dergestalt beherrschen und bearbeiten, daß es nicht dem engern Ganzen, das in seiner Sphäre eine ganz andere Art von Annäherung verlangt, als störend erscheine.

So sieht man aus den Anmerkungen, daß der Verfasser zu dem unverzeihlichen Mißgriff des Publius, der den Dolch gegen den Consul zückt, durch ein geschichtliches Factum verleitet worden, indem ein junger Römer schon einmal einen Tribunen, der einen Vater zur Klage gezogen, durch Drohung genöthigt, seine Klage zurückzunehmen. Wenn nun ein Haupt-Argument dieser Klage war, daß der Vater den Sohn übel behandle, so steht diese Anecdote gar wohl in einer Römischen Geschichte. Aber hier im Drama der junge Mensch, der gegen den Consul Lucius Cäcilius Metellus den Dolch zieht, begeht doch wohl den allerrohesten aller Streiche!

Wie die Einsicht des Verfassers in die Römische Geschichte, so sind auch seine geäußerten theils Römischen, theils allgemein menschlichen Gesinnungen lobenswerth. Sie haben durchaus etwas Rechtliches, meist etwas Richtiges; allein aus allen diesen einzelnen Theilen ist kein Ganzes entstanden.

So ist uns auch noch nicht bei dieser Beurtheilung die Betrachtung der Charactere dringend geworden: denn man kann wohl sagen, daß keine Charactere in dem Stück sind. Die Leute stehen wohl durch Zustände und Verhältnisse von einander ab und meinen auch Einer anders als der Andere, aber es ist nirgends ein Zug, der ein Individuum, so auch nur im rechten Sinn eine Gattung darstelle. Da dieses Stück übrigens Figuren hat, die den Schauspielern zusagen: so wird es wohl auf vielen Deutschen Theatern gegeben werden; aber es wird sich auf keinem halten, weil es im Ganzen dem Publicum nicht zusagt, das die schwachen und leeren Stellen gar zu bald gewahr wird.

Wir wünschen daher, wenn das Stück noch eine Weile in dieser Form gegangen ist, daß der Theil, der dramatisch darstellbar und wirksam ist, für das Deutsche Theater, das ohnehin auf sein Repertorium nicht pochen kann, gerettet werde und zwar so, daß der Verfasser oder sonst ein guter Kopf aus dem zweiten und fünften Acte ein Stück in e i n e m Acte componirte, das man mit Ueberzeugung und Glück auf den Deutschen Theatern geben und wiedergeben könnte.

Ugolino Gherardesca. Ein Trauerspiel. Herausgegeben von Pöplendorf. Dresden, bei Gerlach. 1801. gr. 8. 188 S.

Wenn das außerordentliche Genie Etwas hervorbringt, das Mit- und Nachwelt in Erstaunen setzt, so verehren die Menschen eine solche Erscheinung durch Anschauen, Genuß und Betrachtung, Jeder nach seiner Fähigkeit. Allein da sie nicht ganz unthätig bleiben können, so nehmen sie öfters das Gebildete wieder als Stoff an und fördern, welches nicht zu läugnen ist, manchmal dadurch die Kunst.

Die wenigen Terzinen, in welche Dante den Hungertod Ugolino's und seiner Kinder einschließt, gehören mit zu dem Höchsten, was die Dichtkunst hervorgebracht hat; denn eben diese Enge, dieser Lacunismus, dieses Verstummen

bringt uns den Thurm, den Hunger und die starre Verzweiflung vor die Seele. Hiermit war Alles gethan und hätte dabei wohl bewenden können.

Gerstenberg kam auf den Gedanken, aus diesem Keim eine Tragödie zu bilden; und obgleich das Große der Dante'schen Darstellung durch jede Art von Amplificatio verlieren mußte: so faßte doch Gerstenberg den rechten Sinn, daß seine Handlung innerhalb des Thurms verweilt, daß er durch Motive von Streben, Hoffnung, Aussicht den Beschauer hinhält und innerhalb dieser stockenden Masse einige Veränderung des Zustandes bis zur letzten Hülfslosigkeit hervorzubringen weiß.

Wir haben ihm also zu danken, daß er etwas gleichsam Unmögliches unternommen und es doch mit Sinn und Geschick gewissen Maßen ausgeführt.

Herr B. war dagegen bei Conception seines Trauerspiels ganz auf dem falschen Wege, wenn er sich einbildete, daß man ein politisch historisches Stück erst ziemlich kalt anlegen, fortführen und es zuletzt mit dem Ungeheuern enden könne.

Das Schlimmste bei der Sache ist, daß gegenwärtiger „Ugolino" auch wieder zu den Stücken gehört, welche ohne „Wallenstein's" Dasein nicht geschrieben wären. In dem ersten Acte sehen wir statt des zweideutigen Piccolomini einen sehr unzweideutigen Schelmen von Ghibellinischen Erzbischof, der zwar nicht ohne Ursache, doch aber auf tückische und verruchte Weise den Guelfen Ugolino haßt; ihm ist ein schwacher Legat des Papstes zugesellt und der ganze erste Act wird darauf verwendet, die Gemüther mehr oder weniger vom Ugolino abwendig zu machen.

Zu Anfang des zweiten Acts erscheint Ugolino auf dem Lande, von seiner Familie umgeben, ungefähr wie ein stiller Hausvater, dessen Geburtstag man mit Versen und Kränzen feiert. Sein ältester Sohn kommt siegreich zurück, um die Familien-Scene recht glücklich zu erhöhen. Man spürt zwar sogleich einen Zwiespalt zwischen Vater und Sohn, indem der Vater nach der Herrschaft strebt, der Sohn aber die sogenannte Freiheit, die Autonomie der Bürger zu lieben scheint, wodurch man wieder an Piccolomini und Max erinnert wird. Nun kommen die Bürgermeister von Pisa, um den auf dem Lande zurückgezogenen, hypochondrischen Helden nach der Stadt zu berufen, indem ein großer Tumult entstanden, wobei das Volk Ugolino's Palast verbrannt und geschleift. Sie bieten ihm und den Seinigen das Stadthaus zur Wohnung an.

Im dritten Acte erscheint nun ein Nachbild vom Seni, Marco Lombardo, der die ganze Unglücksgeschichte voranstellt. Ugolino hat von dem Senats-Palast Besitz genommen und sucht einen Ritter Nino, einen wackern Mann, auch Guelfen, doch in Meinungen einiger Maßen verschieden, aus der Stadt zu entfernen und beraubt sich, indem er einen Halbfreund von sich stößt, des besten Schutzes gegen seinen heimlichen Erzfeind, den Ghibellinen Ruggieri. Eine Scene zwischen Vater und Sohn erinnert wieder an die Piccolomini; und damit wir ja nicht aus diesem Kreise kommen, endigt der dritte Act mit einer geschmückten Tafel, wobei die Handlung um Nichts vorwärts kommt, als daß Ugolino seine Gesandtheit als Pisa's Fürst zu trinken erlaubt. Der freiheitsathmende Francesco tritt dagegen auf, wodurch ein widersprechendes Verhältniß zwischen Vater und Sohn sich lebhaft ausdrückt und wir uns zu der Mühe verdammt finden, disjecti membra poetae abermals zusammenzulesen.

Im vierten Act erzählt Ugolino dem Wahrsager einen Traum, wird aber durch den Seher um Nichts klüger. Frau und Kinder kommen; die Geburtstags-Scene wird etwas trauriger wiederholt; endlich findet sich Ugolino im Dom ein, um die Herrschaft zu übernehmen, wo er gefangen genommen und von dem schwankenden Volke verlassen wird.

Zu Anfang des fünften Acts treten auf ein Mal in diese prosaische Welt drei Schicksalsschwestern und parodiren die Hexen des Macbeth. Dann werden wir in den Hungerthurm geführt, wo der Verfasser der Leitung Gerstenberg's mehr oder weniger folgt, die Wirkung aber völlig zerstört, indem er die Hunger-Scene zerstückt und den Leser wechselsweise in den Thurm und auf die Straße führt. Zuletzt wird der Bischof, wunderlich genug, Mitternachts in den Dom gelockt und ermordet, nachdem vorher Ugolino's Geist hinten über das Theater gegangen.

Man darf kühnlich behaupten, daß man im ganzen Stück auf keine poetische Idee treffe. Die historisch-politisch-psychologischen Reflexionen zeugen übrigens von einem mäßigen, geraden Sinn. Die Einleitung des irren, Ugolino'schen Characters durch Erzählung seiner unglücklichen Jugend ist gut. Jene oben erwähnte Situation, da sich ein vorzüglicher Mann dadurch in's Unglück stürzt, daß er, Verspottung heuchelnden Feinden zuliebe, einen wenig dissentirenden Freund verstößt und sich des einzigen Schutzes beraubt, wäre dramatisch interessant genug, nur müßte die Behandlung viel tiefer gegriffen werden.

An Aufführung dieses Stücks ist gar nicht zu denken, um so weniger, als es nicht durch theatralische Vorstellung, sondern durch Lectüre „Wallenstein's" eigentlich entstanden sein mag.

Bätely und Jery
knieend.

Gebt uns den Segen.

Vater.

Nehmet den Segen.

Segen und Glück.

Thomas kommt.

Darf ich mich zeigen?
Darf ich es wagen?

Bätely.

Welche Verwegenheit!

Jery.

Welches Betragen!

Vater.

Welche Vermeſſenheit!

Thomas.

Höret mich an!
In der Betrunkenheit
Hab' ich's gethan.

Johann Friedrich, Churfürſt zu Sachſen. Ein Trauerſpiel. Leipzig bei Hammer 1804. 8.

Es iſt ein groſſer Unterſchied, ob der Verfaſſer eines dramatiſchen Stückes vom Theater herunter oder auf das Theater hinauf ſchreibe. Im erſten Falle ſteht er hinter den Couliſſen, iſt ſelbſt nicht gerührt noch getäuſcht, kennt aber die Mittel, Rührung und Täuſchung hervorzubringen und wird nach dem Maß ſeines Talents, wo nicht etwas Vortreffliches, doch etwas Brauchbares leiſten. Im andern Falle hat er als Zuſchauer gewiſſe Wirkungen erfahren; er ſehnt ſich davon durchdrungen und bewegt, möchte gern ſeine paſſive Rolle mit einer activen vertauſchen; und indem er die ſchon vorhandenen Maſchen und Geſinnungen bei ſich zu beleben und in veränderten Reihen wieder aufzuführen ſucht, bringt er nur etwas Secundäres, nur den Schein eines Theater-Stücks hervor.

Ein ſolches Werk, wie das gegenwärtige, könnte man daher wohl fulgur e pelvi nennen, indem die Wallenſtein'ſche Sonne hier aus einem nicht eben ganz reinen Gefäß zurückleuchtet und kaum eine augenblickliche Blendung bewirkt. Hier iſt auch ein unſelbſtändiger Held, der ſich aber doch, geſtärkt durch ſeinen Beichtvater, mehr auf den proteſtantiſchen Gott, als jener auf die Planeten verläßt. Hier iſt auch ein Verräther, der mit mehreren Regimentern zum Feind übergeht, eine Art von Max, eine Sorte von Thecla, die uns aber doch, Anfangs durch Bauernkleidung, dann durch Heldenrüſtung, an eine geringere Abkunft, an den Stamm der Bajazitiſchen Miranden, der Johanna von Montfaucon, erinnert. Nicht weniger treten Bürger und Soldaten auf, die ganz unmittelbar aus Wallenſtein's Lager kommen. Ferner gibt es einige tückiſche Spanier, wie man ſie ſchon mehr auf dem Deutſchen Theater zu ſehen gewohnt iſt, und Carl V. zeigt ſich als ein ganz leidlicher Kartenkönig. Die Zweideutigkeit des nachherigen Churfürſten Moriz kann gar kein Intereſſe erregen.

Ungeachtet aller dieſer fremden Elemente lieſt man das Stück mit einigem Gefallen, das wohl daher kommen mag, daß wirkliche Charactere und Thatſachen, auf die der Verfaſſer in der Vorrede ſo groſſen Werth legt, etwas Unverwüſtliches und Unverpfuſchbares haben. Nicht weniger bringt die Phantaſie aus der bekannten Geſchichte eine Menge Bilder und Verhältniſſe hinzu, welche das Stück, wie es daſteht, nicht erregen und hervorbringen würde.

Noch einen Vortheil hat das Stück: daß es kurz iſt. Die Charactere, wenn gleich nicht recht gezeichnet, werden uns nicht läſtig, weil ſie uns nicht lange aufhalten; die Situationen, wenn gleich nicht kunſtmäßig angelegt, gehen doch geſchwind vorüber; und wenn ſie an Nachahmung erinnern, ſo ſind ſie auch ſchon vorbei, indem ſie ein Lächeln erregen.

Wie hohl übrigens das ganze Stück ſei, würde ſich bei der erſten Vorſtellung deutlich zeigen. Wir zweifeln aber, daß irgend ein Theater dieſen Verſuch zu machen genöthigt ſein möchte.

Der Erbförſter. Eine Jäger-Idylle in vier Geſängen. Hannover, in der neuen Ed. Buchhandlung. 1803. 8. 107 S.

Dieſes kleine Gedicht kann man als ein gedrucktes Concept anſehen und in dieſem Sinne erregt es Intereſſe. Der Verfaſſer hat einen idylliſchen Blick in die Welt: inwiefern er originell ſei, läßt ſich ſchwer entſcheiden; denn vorzüglich die zwei erſten Geſänge erinnern im Ganzen wie im Einzelnen durchaus an Voß's „Louiſe".

Die Welt ſeiner Jäger und Förſter kennt der Verfaſſer recht gut; doch hat er manche Eigenthümlichkeiten derſelben nicht genug herausgehoben und ſich dafür mit den kleinen Lebens-Details, welche dieſe Claſſe mit allen andern gemein hat, Caffee-Trinken, Tabackrauchen u. ſ. w., wie auch mit allgemeinen Familien-Empfindungen, die allenfalls im Vorbeigehen berührt werden können, zu ſehr aufgehalten. Ueberhaupt möchte man ſagen, er ſei nur mit den Augen und nicht mit dem Herzen ein Jäger.

Das Haupt-Motiv, daß am Geburtstage eines Förſters der Geliebte ſeiner Tochter einen Wolf ſchießt und dadurch zur Verſorgung gelangt, iſt artig und durch Retardationen intereſſant gemacht; doch bleibt immer die Charakteriſtik der Behandlung zu ſchwach. Der Verfaſſer hätte durchaus bedenken ſollen, daß es in der Familie des Förſters Waldheim lebhafter und raſcher zugehen müſſe, als bei dem Pfarrer von Grünau. Lebenswürdig übrigens die Darſtellung und Benutzung des felſigen Locals mit den Niederungen am Fuße und der bergigen Umgebung. In den zwei letzten Geſängen, wo das Gedicht handelnder wird, iſt ein gewiſſer epiſcher Schritt, eine glückliche Darſtellung Deſſen, was geſchieht, nicht zu verkennen. Auch iſt über das Ganze eine gewiſſe gemüthliche Anmuth verbreitet.

Aber — und leider ein groſſes Aber — die Verſe ſind ganz abſcheulich. Der Verfaſſer, indem er ſeine Vorgänger in dieſem Fache las, hat ſich von der innern Form eines ſolchen Kunſtwerks wohl Manches zugeeignet, über die letzte, äußere Form aber und deren Vollendung weder gedacht, noch mit irgend einem Wiſſenden ſich beſprochen. Was ihm von den Verſen im Ohr

geblieben, hat er nachgeahmt, ohne sich eines Gesetzes, einer Regel bewußt zu sein.

Sollen wir also die in der Vorerinnerung gethane Frage, ob seine Muse Freunden der Dichtkunst wohl ein ästhetisches Vergnügen gewähren könne, aufrichtig und freundlich beantworten, so sagen wir: er lerne zuerst Hexameter machen, welches sich dann wohl jetzt nach und nach wird lernen lassen; wie viel Zeit es ihm auch kosten sollte, so ist es seiner Gewinn; er arbeite alsdann das Gedicht nochmals um, vermindere den beschreibenden Theil, erhöhe den handelnden, ersetze das gleichgiltige Allgemeine durch bedeutendes Besondere: so wird sich alsdann deutlicher zeigen, ob er in diesem Fache Etwas leisten kann. Denn jetzt muß man den besten Willen haben und eine Art von Sonntagskind sein, um eine übrigens ganz wohlgebildete Menschengestalt durch eine von Warzen, Flecken, Borsten und Unrath entstellte Oberhaut durchzusehen.

Ilyrus. Ein Gedicht in sechsten Gesängen. Neue verbesserte Ausgabe. 1804. Mannheim, in Commission bei Schwan und Götz. 8. VIII. Übrigens mit den Anmerkungen 286 S. (1 Rthlr. 12 gr.)

Als wir dieses Gedicht mit Sorgfalt zu lesen anfingen, und durch den jedem Gesange vorgesetzten Inhalt mit dem Ganzen und seinen Theilen bekannt zu machen und in der Aufführung selbst vermittelt zu bringen suchten, haben wir eine ganz eigene Erfahrung gemacht. Wir empfanden nämlich eine Art von Schwindel, wie sie Den zu überfallen pflegt, dem etwas ganz Incongruentes und alle seiner Natur nach Unmögliches doch wirklich vor Augen steht. Nach einigem Besinnen erinnerten wir uns schon einer ähnlichen Empfindung: es war die, wie wir den Garten und Palast des Prinzen Pallagonia besuchten, der nicht allein, wie bekannt, durchaus mit Ungeheuern aufgefaßt ist, sondern wo auch, was weniger bekannt, an der Architectur sorgfältig alle horizontalen und verticalen Linien vermieden sind, so daß Alles im Stehen zugleich einzustürzen scheint. Gestärkt durch diese Reflexion, wagten wir dem Helden Ilyrus nochmals in's Gesicht zu sehen, fanden uns aber um Nichts gebessert. Was wir jedoch zuletzt über ihn bei uns zusammenbringen konnten, aber freilich für kein Urtheil ausgeben, wäre ungefähr Folgendes.

Wenn man Wieland's poetische Schriften stückweise in eine Heroenpfanne neben einander setzte und sodann über einem gelinden Feuer so lange schmorte, bis Natürl, Geist, Anmuth, Heiterkeit mit allen übrigen lebendigen Eigenschaften völlig abgeraucht wären, und man alsdann die überbleibene zähe Masse mit einem Löffelchen einiger Maßen durcheinander zöge, und einen solchen Brei, der fast für ein Caput mortuum gelten kann, völlig erstarren und erkalten ließe: so würde ungefähr ein Ilyrus entstehen. Da jedoch der Fall von der Art ist, daß wir nicht wissen können, ob unsere Empfindung bei diesem Werk nicht vielleicht idiosyncratisch sei: so wünschten wir, daß einer unserer critischen Collegen durch umständlichere Untersuchung unsere Meinung zu bestätigen oder zu widerlegen genöthigt wäre.

Am Kürzesten und Gerathensten halten wir jedoch, daß Jeder, der eine kleine Bibliothek Deutscher Art und Kunst sich angeschafft hat, auch diesem Ilyrus einen Platz gönne: denn es ist doch auch kein geringer Genuß, wenn man sich nach Belieben bei'm Aufschlagen eines Buchs einen solchen ästhetischen Tragelaphen vergegenwärtigen kann. Zu diesem Behuf aber müßte der Verleger den Preis, der durch die artig punctirten Kupfer unverhältnißmäßig erhöht sein mag, ein für alle Mal herabsetzen.

---

1) Bekenntnisse einer schönen Seele, von ihr selbst geschrieben. Berlin bei Unger. 1806. gr. 8. 381 S.

2) Melanie, das Findelkind. Ebendaselbst. 1804. kl. 8. 252 S.

3) Wilhelm Pomeyt. Ein einfacher Roman aus Circuthenien-Holberg. Flörke, bei Poppe. 1805. kl. 8. 340 S. (1 Rthlr. 12 gr.)

Nicht um diese drei Schriften, deren jede wohl eine eigne Betrachtung verdient, nur kurz bei Seite zu bringen, nehmen wir sie hier zusammen, sondern weil sie manches Lobenswürdige gemein haben und weil sich auch an ihnen Einiges gemeinsam zu tadeln finden wird. Sie sind sämmtlich mehr verständig als passionirt geschrieben; keine heftigen Leidenschaften werden dargestellt; die Verfasser wollen weder Furcht noch Hoffnung, weder Mitleiden noch Schrecken erregen, sondern uns Personen und Begebenheiten vorstellen, welche uns interessiren und auf eine angenehme Weise unterhalten. Die beiden ersten Werke haben viel Aehnlichkeit in der Fabel, alle sind gut geschrieben und es herrscht in allen, obgleich mehr oder weniger, eine freie Ansicht des Lebens.

1) Der Heldin dieses Romans gebühret insofern der Name einer schönen Seele, als ihre Tugenden aus ihrer Natur entsprungen und ihre Bildung aus ihrem Character hervorgeht. Wir hätten aber doch dieses Werk lieber „Bekenntnisse einer Amazone" überschrieben, theils um nicht an eine frühere Schrift zu erinnern, theils weil diese Benennung charakteristischer wäre. Denn es zeigt sich uns wirklich hier eine Männin, ein Mädchen, wie es ein Mann gewünscht hat. Und wie jene aus dem Haupte des Zeus entsprungene Athene eine strenge Ge-

jungfrau war und blieb, ſo zeigt ſich auch in dieſer Hinzugabe eines verſtändigen Mannes ein ſtrenges, obgleich nicht ungefälliges Weſen, eine Jungfrau, eine Virgo im beſten Sinne, die wir ſchätzen und ehren, ohne eben von ihr angezogen zu werden.

Hat man Das einmal zugegeben, ſo kann man von dem Buche nicht Gutes genug ſagen. Das Ganze iſt durchaus tüchtig, vernünftig und verſtändig zuſammenhangend; das Romaneske darin beſteht in einer wenig erhöhten, geläuterten Wirklichkeit; die Schilderungen zeigen viel Einſicht in die Welt und ihr Weſen; die Reflexionen ſind meiſtens tief, geiſtreich, überraſchend.

Hatte der Verfaſſer ſich den Character, den er ſchildern wollte, feſt vorgezeichnet; ſo hat er die Umgebungen und Begebenheiten gehörig erfunden und klug geſtellt, daß theils durch Uebereinſtimmung, theils durch Conflict eine ſolche Natur ſich nach und nach entwickeln und bilden konnte.

Die Heldinn iſt unbekannten Urſprungs, wird einem Geiſtlichen in der Franzöſiſchen Schweiz zur Pflege übergeben, der unverheirathet iſt und mit ſeiner Schweſter lebt. Dieſe halb fremden und halb nahen Verhältniſſe, dieſe Neigung ohne Innigkeit, womit die drei Perſonen zuſammenleben, iſt ſo glücklich gedacht als ausgeführt. Die Erziehung fängt von Reinlichkeit und Ordnung an; woraus Schamhaftigkeit und Geſetztheit entſtehen. Das Kleeblatt wird in eine Deutſche große Reſidenz verſetzt, und der Zögling wächſt zum Frauenzimmer heran. Von der Muſik wird ſie abgeſchreckt, weil der Meiſter einen kriechenden, ſchmeichleriſchen Character hat; vom Tanz, weil die Art, wie der Meiſter ihren Körper techniſch behandelt, ihre Schamhaftigkeit verletzt. Die Franzöſiſche Sprache tritt ein; Lafontaine, Corneille und Racine bemächtigen ſich ihrer; von Shakeſpeare will ſie Nichts wiſſen. Eine ſtille Mildthätigkeit ſieht man gern in der Nachbarſchaft des Religionsunterrichts. Sie wird confirmirt und tritt in die Welt ein.

Ihre Verhältniſſe zu Alten und Jungen ſind ſehr gut geſchildert. Sie wird ihrer eigenen Vorzüge gewahr, die man einer höhern Abkunft zuſchreibt. Sie wird neugierig, zu erfahren, woher ſie entſprungen. Die Entdeckung gelingt ihr nicht; ja die Möglichkeit einer ſolchen wird ihr abgeſchnitten, und es gehört mit zu dem Character dieſer Geſchichte, daß ein ſo romanhaftes Motiv nicht weiter gebraucht wird, und weder die Heldinn noch der Leſer über dieſen Punct aufgeklärt werden.

Was unſere Neigung gegen die Heldinn, ohne daß wir es merken, erregt, iſt, daß ſie, ungeachtet ihrer Selbſtändigkeit, ſich immer an Freundinnen anſchließt und ſich ihnen gleichſam ſubordinirt. Sie findet ſich mit Adelaide zuſammen, einem von den Mädchen der neuern Deutſchen Zeit, die an Talente und an ein Romantiſches im Leben Anſprüche machen. Ein ſehnlich erwarteter, hochgeliebter Bruder dieſer Freundinn kömmt an; die ganze kleine Frauen-Societät bewirbt ſich um ihn; ihm iſt keine Neigung einzuflößen, ſein Eigenthümliches bleibt verſchloſſen; doch erweckt er in beiden Freundinnen die Luſt an Italieniſcher Poeſie. Sie werden hingeriſſen, und mit viel Glück iſt die Liebe durch das Element einer ſo liebenswürdigen Dichtkunſt eingeleitet. Doch können die Frauen aus dem verſchloſſenen Jüngling nicht klug werden, bis ſich endlich zeigt, daß ihm Friedrich II. als Ideal vorſchwebt und daß er keinen Wunſch hat, als unter einer ſo großen Natur mit thätig zu ſein.

Der ſiebenjährige Krieg, und wie der große König in jener Epoche die Welt zu Neigung und Abneigung aufregt, ſteht als erſtes Bild innerhalb des weiblichen Kreiſes. Der junge Held und die Amazone nähern ſich auf eine würdige Art, erklären ſich wechſelſeitig, machen ein Bündniß auf die Zukunft, und ſcheiden.

Nach kurzen Aeußerungen aus der Ferne, nach gedrängter Darſtellung der Kriegsbegebenheiten wird die Schlacht bei Zorndorf geliefert, und der Geliebte fällt. Die Geſchichte der Amazone, die Entwickelung ihrer Aeußerungen, die Folgen des Verluſtes ſind bedeutend und befriedigend vorgetragen.

Zu Anfang des zweiten Buchs kehrt unſere Heldinn zur Geſellſchaft zurück. Sie findet ſich da in einigem Mißverhältniß, weil ſie etwas Beſſeres beſeſſen. Adelaide, reich durch den Tod ihres Bruders, iſt vielen Bewerbungen ausgeſetzt; ihre Geſinnungen beſtimmen ihr Schickſal. Wie ſie irrt, fehlgreift und ruhet, iſt ſittlich aber ſehr gezeichnet.

Nun wird unſere Freundinn an einen kleinen Deutſchen Hof zu einer jungen Prinzeſſinn berufen. Hier wird ſchon merklicher, wie ſie ihre Individualität durch alle Ausbildung hindurch zu erhalten ſucht. Sie entfernt ſich von Tanz und Spiel, qualificirt ſich zur Unterhaltung und wirkt auf die Prinzeſſinn durch Geſinnungen und Kenntniſſe.

Das Hofweſen iſt überhaupt ſehr löblich behandelt, und die Oberhofmeiſterinn mit wenigen Zügen lebhaft dargeſtellt.

Der Pflegevater ſtirbt und die Prinzeß wird verheirathet. Die Freundinn folgt ihr an den neuen Hof. Hier ſteht es ſchon nicht ſo heiter aus, als an dem erſten. Vater und Mutter ſind beide bigott und abergläubiſch, doch mit un-

gekehrten Tendenzen. Der Erb-Prinz hat eine frühere Verbindung mit einem liebenswürdigen Frauenzimmer, die er nicht aufgibt. Die Charactere und Stellungen derselben gegen einander zeugen von vieler Welt- und Menschenkenntniß des Verfassers. Der Ursprung des Mißklangs, der zwischen dem Erb-Prinzen und seiner Gemahlinn entsteht, ist wohl entwickelt. Eben so glücklich ist das Motiv, daß die vertrauten Freundinnen in einer Art von stiller Uebereinkunft leben, über gewisse Dinge nicht zu sprechen, wodurch sie aber, bei fortschreitenden Verhältnissen, Beide eingeklemmt werden.

Wir sehen hier einen kleinen Deutschen Hof, gerade nicht frazenhaft, doch von einer unerfreulichen Seite geschildert.

Der Hof-Capellan und der Kammerherr des Erb-Prinzen, Intrigue und Intriganten, das Verhältniß der jungen Eheleute, Alles gut entwickelt und bedeutend aufgestellt.

Die Freundinnen erklären sich, gewinnen Lust bei einem einsamen Sommeraufenthalt auf dem Lande. Sie führen eine Art Idyllen-Leben. Die Spanische Litteratur gesellt sich zur Italienischen. Sie werden zur Betrachtung des Kunstschönen hingezogen. Sie suchen es sich anzueignen. Es entsteht in der Seele der Erb-Prinzessinn ein idealer Zustand, der sich nicht mehr als billig gegen das Phantastische hinneigt. Der Winter ruft sie zur Stadt zurück.

Dahinein, aber mit gewaltsamer und roher Hand, entfernt der fürstliche Vater die erste Geliebte des Erb-Prinzen und verlangt nun die Annäherung der Prinzessinn. Die Amazone und der Kammerherr sollen Dieß bewirken. Da aber Jene eine höhere, Dieser eine niedere Ansicht hat, so verstehen sie sich einander nicht. Der Plan mißlingt; die Schuld fällt auf die Amazone zurück. Alles Gemeine und Niederträchtige setzt sich in Bewegung und sie entfernt sich. Die Darstellung dieser ganzen letzten Epoche ist besonders gut gelungen.

Unsere Heldinn bleibt auch in der Ferne mit ihrer Freundinn in Verbindung. Sie nimmt sich in ihrer Einsamkeit eines Kindes an und deutet im Vorbeigehen auf einiges Erziehungs-Talent. Die Erb-Prinzessinn rührt [illegible] Gemahl. Die Geburt eines jungen Prinzen [illegible] den Hof; der Herzog stirbt; die Amazone kehrt zur jungen Herzoginn zurück, schlägt eine Stelle als Oberhofmeisterinn aus und entfernt sich wieder. Das Mißverhältniß zwischen dem jungen Herzog und seiner Gemahlinn wächst, und Diese weiß einen Reiseplan durchzusetzen.

Zu Anfang des dritten Buchs reisen die Freundinnen nach der Schweiz. Wir erwarten eine Fortsetzung des behaglichen Idyllen-Lebens und werden durch eine paradoxe Invective gegen die Schweizer überrascht. Nun geht es nach Italien; und hier hat der Verfasser den glücklichen Gedanken, bedeutende wirkliche Menschen in Verhältniß zu seinen erdichteten Personen zu bringen, welches um so eher geschehen konnte, als er sich schon früher dieses Mittels bedient hatte und überhaupt aus der Wirklichkeit nicht so weit hinausgeschritten war, daß er sich nicht mit wirklichen Personen, die etwas Romantisches in ihrem Character und Lebensweise hatten, recht gut begegnen konnte.

Alfieri tritt in seinem bekannten Character bedeutend herein, und man mag ihn recht gerne auch in dieser Gesellschaft noch ein Mal leben und wirken sehen. Genuß und Betrachtung wechseln ab. Nation, Kunst und besonders Raphael kommen an die Reihe. Die Herzoginn kränkelt und stirbt.

Unsere einsame Freundinn macht in Pisa eine neue weibliche Bekanntschaft. Man reist nach Wien, kommt in ein gefährliches Verhältniß zu Emigrirten, zieht sich glücklich aus der Schlinge, begibt sich auf einen Landsitz und beschließt seine Bildung durch Deutsche Litteratur.

Einem Roman, der eigentlich romantisch geschrieben und auf Ueberraschung berechnet wäre, würde man einen schlechten Dienst erzeigen, wenn man seine Fabel auszöge, wie wir es bei diesem gethan. Wenn wir aber versichern könnten, daß dieser zwar einfache, doch kunstreiche Canevas mit verständigen, glücklichen, oft ungemeinen Details von dem Verfasser belebt worden: so werden wir das Verlangen Derer, die dieses Buch noch nicht kennen, gewiß aufregen, und der Beistimmung Solcher, die es gelesen, nicht ganz ermangeln.

Da die Wirkung des Buchs gar nicht pathologisch, vielleicht auch nicht ganz ästhetisch sein kann, so ist um desto mehr ein Wort über die verständige und sittliche Wirkung dieser Arbeit am Platze.

Wenn man die Erfahrungen seines eigenen Lebens durchgeht, so erinnert man sich wohl solcher Frauenzimmer, denen das Bild man jener Amazone unterlegen könnte, aber nur weniger. Die Hauptfrage, die das Buch behandelt, ist: Wie kann ein Frauenzimmer seinen Character, seine Individualität gegen die Umstände, gegen die Umgebung retten? Hier beantwortet ein Mann die Frage durch eine Männinn. Ganz anders würde eine geist- und gefühlvolle Frau sie durch ein Weib beantworten lassen. Aber das gegenwärtige Buch ist nun einmal da. Die Mädchen, die Frauen werden es lesen. Was werden sie daraus nehmen? — Gar Manches werden sie daraus nehmen. — Wozu sie es aber, nach Recensent's Rath, nutzen könnten und vielleicht sollten, wäre, sich zu überzeugen,

daß das Problem auf dieſe Weiſe nicht zu löſen iſt. Der Verfaſſer, um ſeine Amazone ſelbſtſtändig zu erhalten, muß ſie ohne Vater und Mutter entſpringen laſſen. Er kann ſie zu allem Dem, wozu das Weib von Jugend auf beſtimmt iſt, nur annähernd, nicht aber darin zum Genuß, nicht zur Thätigkeit, zum Erlangen, zum Leiſten hinbringen. Sie iſt weder Tochter, noch Schweſter, noch Geliebte, noch Gattinn, noch Mutter, und ſo kann man in ihr weder die Hausfrau, noch die Schwiegermutter, noch die Großmutter vorausſehen. Da ſie denn aber doch zuletzt nicht allein ſein kann, ſich irgendwo anſchließen und ihrer Natur nach zugleich dienen und herrſchen muß: ſo läuft ihre ganze Exiſtenz auf eine Geſellſchaftsdame und Hofmeiſterinn hinaus, auf ein Daſein, das ſich ein Frauenzimmer nicht leicht wünſchenswerth vorſtellen möchte.

Scheinen wir durch dieſe Betrachtungen ein Buch, das wir bisher geprieſen, gleichſam zu vernichten, ſo glauben wir durch folgende Erklärung die Sache wieder in's Gleiche zu bringen. Jeder Menſch, das Weib ſo gut als der Mann, will ſeine Individualität behaupten und behauptet ſie auch zuletzt, nur Jedes auf ſeine Weiſe. Wie die Frauen ihre Individualität behaupten können, wiſſen ſie ſelbſt am Beſten, und wir brauchen ſie es nicht zu lehren. Es iſt aber immer angenehm und nützlich und giebt zu den intereſſanteſten Vergleichungen Anlaß, wenn uns einmal im Bilde gezeigt wird, wie eine Frau jenen Zweck zu erreichen ſuchen würde, wenn ſie männlich geſinnt wäre. Wir empfehlen alſo dieſes Buch den Frauen, nur um der Idee willen, um des Ziels willen, welches zu erlangen Jeder angelegen iſt; aber keineswegs, daß ſie daraus die Mittel lernen ſollen, um dazu zu gelangen. Vielmehr mag ſich Jede nach dieſem Bilde ſelbſt prüfen und examiniren; ſie mag mit ſich über die Mittel rathſchlagen, deren ſie ſich in ähnlichen Fällen bedienen würde, und ſie wird ſich meiſt mit der Amazone in Widerſpruch finden, die eigentlich nicht als ein Muſter, ſondern als ein Zielbild am Ende einer Laufbahn ſteht, die wir Alle zu durchlaufen haben.

2) „Melanie“ hat in der Fabel Aehnlichkeit mit dem vorhergehenden. Hier iſt ein Findelkind; das Geheimniß ſeiner Geburt wird aber zur Verwickelung gebraucht und die Entdeckung entwirrt den Knoten. Wir dürfen daher die Fabel nicht erzählen, weil auf Unbekanntſchaft des Leſers mit derſelben vorzüglich gerechnet iſt.

Charactere und Begebenheiten ſind im guten Sinne romanhaft. Jene ſind immer in dem Zuſtande, in welchem ſich die wirklichen Menſchen ſelten befinden: dieſe ſind aus der Wirklichkeit ausgewählt und zuſammengedrängt.

Das Vorgetragene iſt ſich nicht durchaus gleich. Die Charactere der obern Stände ſind wie aus der Ferne, mit einer Art von Reſpect, doch ohne eigentlichen guten Willen, weich und nebuliſtiſch gezeichnet; dagegen die der mittlern und untern Stände ſcharf und ohne Neigung umriſſen ſind, oft überladen, in's Häßlichſte und Gemeinſte übergehend. Aus dieſer Behandlung entſteht ein Zwieſpalt in der Seele des empfindenden und theilnehmenden Leſers.

Doch zeigt die Verfaſſerinn im Ganzen genugſame Weltkenntniß und man kann nicht läugnen, daß ihr die irdiſchen Dinge mitunter hinlänglich gegenwärtig ſind. Manche Figuren und ihr Betragen kann man als wohlgerathen anſprechen, wie die alte Gräfinn und ihr Benehmen gegen Melanie ein Beiſpiel giebt. Unter den mehr poetiſchen Figuren findet ſich auch eine zweite Philine, die man nicht ungern ſieht; nur fehlt es ihr an dem Ingredienz von Geiſt, durch den ſich die erſte eigentlich bei uns einſchmeichelt.

Das Ganze iſt im Romanen-Sinne geſchickt genug aufgebaut und gefügt; die Expoſition prägnant und viel verſprechend; der Einſchritt gefällig; das Intereſſe nimmt zu, die Erwartung wird geſpannt und die Auflöſung überraſcht. Als Buch iſt es nicht aufgedehnt; man kann es auf ein Mal auslieſen; und es wird Jeden, der dieſe Art von Schriften liebt, unterhalten und vergnügen.

3) „Dämonen“ verdient den Namen eines Romans, doch in einem andern Sinne als das vorhergehende Werk; auch nennt ihn die Verfaſſerinn auf dem Titel einen einfachen Roman. Die Figuren ſind mehr ideell als phantaſtiſch, die Charactere glücklich gezeichnet, mannigfaltig und einander gut entgegengeſetzt. Egoismus in einer nicht unangenehmen Hülle; Liebe, Ergebung, Aufopferung in anmuthigen Geſtalten. Der Haupt-Figuren ſind drei. Die Umgebung iſt nicht überhäuft und gut in Abſtufungen vertheilt. Von der Fabel läßt ſich ſoviel ſagen:

Ein Hof- und Weltmann, ſchon in gewiſſen Jahren, faßt Neigung zu einem wohlerzogenen, einfachen Mädchen. Sie nimmt ſeine Hand an, ohne recht zu wiſſen, was ſie thut. Ihr Hauptbewegungsgrund iſt, eines Bruders Glück zu befördern, für den allein ſie bisher gelebt. Unglücklicher Weiſe macht in eben dem Augenblick ein junger, liebenswürdiger, aufopferungsfähiger Mann ihre Bekanntſchaft. Das gute Herz des neuen Weibchens ſah bei nichts Arges darin, ſich dieſem Umgang hinzugeben. Sie trieben es aber doch in aller Unſchuld ſo weit, daß der alte Herr verdrießlich

wird, die Liebenden trennt und bis an seinen Tod durch allerlei Künste auseinander hält. Bruder und Liebhaber verlieren sich indessen in der weiten Welt, und die Schöne macht sich auf, sie zu suchen.

Schade, daß dieses glückliche Motiv nicht hinlänglich genutzt worden! Adelaide reis't zu eilig; sie zieht fast nur Erkundigungen ein, und läßt sich die gehofften Freunde mehr vom Schicksal und Zufall entgegen bringen, als daß sie solche durch Bemühung und Thätigkeit erstrebte und erränge.

Darzustellen wäre gewesen ein leidenschaftliches Bemühen, ein Hin- und Widerreisen, ein Verfehlen und Vergreifen, ein unbewußtes Nahen, ein zufälliges Entfernen, und was sonst noch Alles aus der Situation herfließt. Das ist aber leider nicht geschehen! Demungeachtet begleitet man Adelaide und ihre Reisegesellschaft, sowie ihre neuern Bekanntschaften, recht gern und läßt sich die Zeit nicht lang werden, bis der Bruder endlich mit dem Geliebten erscheint.

Dieser Roman hat manchen Vorzug. Die Begebenheiten, besonders in der ersten Hälfte, entwickeln sich aus den Charakteren; durchaus herrscht ein liebenswürdiger Sinn, der nur nicht genug mit sich selbst einig ist und also auch den Leser mitunter in Verwirrung setzt.

Nachdem wir also manches Gute, das an diesen Werken theils gemeinsam, theils im Besondern zu rühmen ist, angezeigt haben: so müssen wir zum Schluß eines Mißgriffs erwähnen, dessen sich alle drei Verfasser schuldig machen und der also wohl mehr auf Rechnung der Zeit geschrieben werden muß, als daß man ihn den Individuen zur Last legte. Und gewiß werden sie künftig, wenn sie nur einmal erinnert sind, diese Abwege gern vermeiden.

Seitdem wir in Deutschland Kunst-Romane schreiben, Das heißt solche, in welchen die Kunst, theils nach ihren tiefern Maximen, theils nach ihrer Einwirkung auf's Leben, symbolisch dargestellt wird: so haben die Roman-Schreiber angefangen, Betrachtungen über Litteratur und mitunter auch wohl Ernsten durch ihre Personen aussprechen zu lassen, und sie haben nicht wohl daran gethan. Denn ob wir gleich gern gestehen, daß die Litteratur sich in das Leben eines Deutschen mehr verwebt als in das Leben anderer Nationen, so sollte doch der Roman-Schreiber immer bedenken, daß er, als eine Art von Poeten, seine Meinungen zu überliefern, ja, wenn er seinen Vortheil recht kennt, nicht einmal darzustellen hat.

Wir tadeln daher unsere Amazone gar sehr, daß sie auf ihrer Reise nach der Schweiz den Arm gerührt aufhebt und gewaltig ausholt, um einem wackern Eidgenossen im Vorbeigehen Eins zu versetzen.

Wenn sie sodann am Ende die höchste Stufe ihrer Bildung dadurch erreicht, daß sie sich von ihrer vaterländischen Cultur durchdrungen fühlt, sie zu schätzen und zu genießen lernt: so ist Dieses eine sehr glückliche Wendung und nach der Anlage des Ganzen ein würdiger Schluß. Daß aber der Verfasser Goethe's „natürliche Tochter" gleichsam an die Stelle der ganzen Litteratur setzt, können wir nicht billigen. Denn ob wir gleich eingestehen müssen, daß gewisse Werke mehr als andere den Punct andeuten, wohin eine Litteratur gelangt ist und wenigstens eine Epoche derselben symbolisch vorstellen: so hätte doch der Verfasser zu seinem eigenen Vortheile klüger gehandelt, wenn er den geistigen Sinn der Werke seiner Zeit dargestellt und, wie die Bessern selbst thun, auf einen unendlichen Fortschritt hingedeutet hätte, als daß er sich an ein besonderes Gedicht hält und dadurch den Widerspruch aufreizt, da er am Schlusse seines Werks Jedermann befriedigen und, wo es nöthig wäre, mit sich versöhnen sollte.

So haben wir denn auch nicht ohne Kopfschütteln bemerken können, daß die anmuthigen und liebevollen Naturen, die in dem Roman unserer Freundinn Eleutherie ihr Spiel treiben, sich als Anti-Naturphilosophen ankündigen, und bei dieser Gelegenheit immer außerordentlich verdrießlich werden. „Sollte man sich mit so einem Geschöpfchen von Politik unterhalten?" sagte der Herzog Regent zu einer seiner Geliebten, indem er sie vor den Spiegel führte; und so möchte man auch zu Adelaide dieses Romans sagen: sollte man mit soviel Liebenswürdigkeit, Gefühl und Lebenslust an Philosophie überhaupt, geschweige an Natur-Philosophie, denken? Das Beste bleibt dabei, daß sie selbst fühlt, wie wenig dergleichen Aeußerungen einer weiblichen Feder geziemen.

Eine Neigung, welche sie gegen „Wilhelm Meister" gefaßt, wollen wir derselben weniger verargen; doch wünschten wir, die Verfasserinn hätte, anstatt des Buches zu erwähnen, gedachten Romanen-Helden selbst, etwa mit seinem größer gewordenen Felix, auftreten lassen, da sich denn wohl Gelegenheit gefunden hätte, ihm etwas Liebes, Gutes oder Artiges zu erzeigen.

Mit der Verfasserinn der „Melanie" haben wir wegen ähnlicher Puncte gleichfalls zu rechten. Sie ist überhaupt ein wenig ärgerlicher Natur und thut ihren wohlwollenden Leser ohne Noth, wenn sie unversehens irgend ein

Gänschen von Leserinn anredet, sich einen abgeschmackten Einwurf machen läßt und ihn auf eine nicht freundliche Weise beantwortet.

Aber das Schlimmste kommt zum Schlimmen, wenn zuletzt bei Hofe über Deutsche Litteratur heftige Debatten entstehen. Fürstinn Aurora ist von der ältern Schule. Uz, Hagedorn, Kleist, Matthissen und Hölty werden ausschließlich mit Enthusiasmus genannt, wohl gar gesungen; wobei denn freilich scheint, daß die gute Fürstinn in einer gewissen Epoche aufgehört hat, ihre Hand-Bibliothek zu completiren und ihre Musicalien anzufrischen. Zunächst nehmen dürftige Damen unsern Wieland in Schutz und lesen Testimonia für ihn ab, und es wird einer übrigens ganz hübschen, jungen Prinzessinn, weil sie ihn nicht fleißig studirt, sehr übel mitgespielt. Die Baronesse hingegen, seine Gönnerinn, wird unmittelbar darauf zur Oberhofmeisterinn erklärt. — Den Decan des Deutschen Parnasses könnte es denn doch wohl freuen, wenn er seinen großen Einfluß auf Besetzung der ersten Hofstellen vernähme.

Sollten denn aber geistreiche und talentvolle Frauen nicht auch geist- und talentvolle Freunde erwerben können, denen sie ihre Manuscripte vorlegten, damit alle Unweiblichkeiten ausgelöscht würden und Nichts in einem solchen Werke zurückbliebe, was dem natürlichen Gefühl, dem liebevollen Wesen, den romantischen, herzerhebenden Ansichten, der anmuthvollen Darstellung und allem dem Guten, was weibliche Schriften so reichlich besitzen, sich als ein lästiges Gegengewicht anhängen dürfte?

Erläuterungen und Anmerkungen.

Goethe und Lessing.

Von Lessing's Verdienst, Talent und Scharfsinn, und wie derselbe allem höhern dramatischen Bestreben in Deutschland, Friedrich dem Großen, Voltaire, Gottsched und allen Verehrern des Französischen Theaters gegenüber, in seiner „Hamburg'schen Dramaturgie" die Bahn brach und zugleich durch Einführung des Shakespeare eine neue Periode begründete, die mit dem künftigen Aufschwunge unserer Litteratur auf's Innigste zusammenhing, sprach Goethe mit der größten Anerkennung. Als Exposition habe vielleicht die ganze neue dramatische Kunst nichts so Unvergleichliches aufzuweisen, als die ersten beiden Aufzüge der „Minna von Barnhelm", wo Schärfe des Charakters, ursprünglich Deutsche Sitte mit einem raschen Gange in der Handlung auf's Innigste verbunden sei. Nachher sinke freilich das Stück und vermöge kaum nach dem einmal angelegten Plane sich in solcher Höhe zu behaupten; das könne aber dieß Lob weder schmälern, noch solle man es deshalb zurücknehmen. In der „Emilie Galotti" sei ebenfalls das Motiv meisterhaft und zugleich höchst charakteristisch, daß der Kammerherr dem Prinzen Emilie Galotti sicher auf seinem Wege zugeführt haben würde; daß aber der Prinz dadurch, daß er in die Kirche geht und in den Handel hineinpfuscht, dem Marinelli und sich selber das Spiel verdirbt. Nicht immerdar schön sei die Art, wie Lessing das Schicksal in der „Emilie Galotti" einführt. Ein Billet, das der Prinz an seine ehemalige Geliebte, die Gräfinn Orsina, schrieb und worin er sich ihren Besuch auf morgen verbittet, wird eben dadurch, daß es zufällig liegen blieb — wenn Zufall, wie die Gräfinn selbst sogleich hinzusetzt, in solchen Dingen nicht Gotteslästerung genannt werden müßte — die eigentliche Ursache, daß die gefürchtete Nebenbuhlerinn, weil man ihr nicht abgesagt, gerade in demselben Augenblick ankommt, wo Graf Appiani erschossen, die Braut in das Lustschloß des Fürsten durch Marinelli eingeführt und so dem Mörder ihres Bräutigams in die Hände geliefert wird. „Dieß sind Züge einer Meisterhand, welche hinlänglich beurkunden, wie tiefe Blicke Lessing in das Wesen der dramatischen Kunst vergönnt waren. Auch seid versichert, wir wissen recht wohl, was wir ihm und Seinesgleichen, insbesondere Winckelmann, schuldig sind."

Goethe und Lenz.

Die angehende Regierung des Herzogs von Weimar war eine herrliche Zeit für Weimar und ganz Deutschland. Alle Genies aus Osten und Westen strömten zu dem neuen Musensitze herbei und glaubten sämmtlich, dort, gleich Goethe, Herder und Wieland, eine Freistatt zu finden. Bertuch, der Vater, der damals Schatzmeister bei'm Herzoge war, sprach später mit Vergnügen von einer eigenen Rubrik in seinen Rechnungen, die er damals besonders anlegen mußte, und die fast nichts als Hosen, Westen, Strümpfe und Schuhe für Deutsche Genies enthielt, welche, schlecht mit diesen Artikeln versehen, zu Weimar's Thoren einwanderten. Die Jugend des Herzogs und Goethe's Muthwille wußten sich aus diesen Umständen gar manche ergetzliche Auftritte zu bereiten.

Um diese Zeit geschah es auch, daß Lenz, ein früher und genialer Jugendfreund Goethe's, nach Weimar kam, als eben dieser und der Herzog zufällig nicht zugegen waren. Er steigt im Gasthofe zum Erbprinzen ab, und hört daselbst bald, daß heute Abend am Hofe ein bal paré sein solle. Bal paré oder bal masqué, das kam in Lenz's Ohren auf Eins und Dasselbe heraus; denn er dachte Deutsch und haßte die Französische Sprache als allen gebildeten Deutschen anhaftende Erbsünde. Dem Dinge sollt Du doch beiwohnen, denkt er bei sich, und weil dazu weiter nichts als ein schwarzer Domino und eine Maske gehört, so läßt er sich Beides durch den Marqueur kommen, der ihn zwar mit großen Augen ansieht, aber doch thut, was der fremde Herr ihm geheißen hat. Sobald die Stunde schlägt, geht Lenz wirklich in diesem Aufzuge an den Hof. Man denke sich das Erstaunen der zum Tanze fröhlich geschmückten Herren und Damen, als plötzlich ein schwarzer Domino in ihrer Mitte erscheint. Lenz bemerkt es indeß noch immer nicht, was für eine Rolle er hier spielt. Er geht vielmehr voll Zutrauen in den engen Kreis der Zuschauer und fordert eins der vornehmsten Fräulein zum Tanze auf. Diese aber erkundigte sich, wie zu erwarten stand, zuvor nach seinem Namen und Character, wie man es an den Thoren nennt, und da er ihr kurzhin antwortet: „Ich bin Lenz," so schlägt sie ihm, da dieß kein ebenbürtiger Name ist, unter solchen Umständen den Tanz ebenso kurz ab; das heißt in der Kunstsprache: sie bedauert u. s. w. Glücklicher Weise erscheint in-

zwiſchen Goethe, als die Verwirrung auf's Höchſte geſtiegen iſt. Dieſer erkennt ſogleich in dem Domino den längſt erwarteten, alten, wunderlich humoriſtiſchen Freund. Er läßt Lenz alsbald auf die Gallerie rufen, die an den Saal ſtößt, und nach der erſten freudigen Wiedererkennung hebt er an: „Aber ſag' mir nur zum Teufel, was Dir einfällt, in einem Zirkel bei Hof zu erſcheinen, wo Dich kein Menſch eingeladen hat, und noch dazu in einem ſolchen Aufzuge?" — „Geladen oder ungeladen," verſetzte der über ſeinen Lord noch immer etwas entrüſtete Lenz, „Das iſt all Eins! Es iſt ein Masken-Ball, und da, denk ich, hat Jeder freien Zutritt." — „Was, Masken-Ball?" fällt ihm Goethe hier auf's Neue in's Wort; „bal paré, Kind, aber vielmehr Kinderlopf, daß Du Das nicht unterſcheiden kannſt!" — „Nun meinetwegen bal paré oder bal masqué!" brummte Lenz in den Bart. „Was ſchiert mich all Euer haarfeiner Diſtinctions-Kram und all Euer verwünſchter Franzöſiſcher Schnickſchnack! Ich meinerſeits bekomme jedes Mal ein Fieber, ſo oft ich nur ein Wort Welſch höre, wie ein Welſcher Hahn, der laudert, ſobald er Roth ſieht. Sind Euere Ohren mit reinerm Taufwaſſer als die meinigen ausgewaſchen, ſo dankt Gott dafür; nur ſollt Ihr mich mit all' ſolchen höfiſchen Geſchichten ein für alle Mal ungeſchoren laſſen, wenn Ihr nicht wollt, daß ich ſogleich wieder umkehren und mein Bündel ſchnüren ſoll. Ja, wenn es nur noch eine Sprache wäre, die ſie ſprächen, kurz, laut und verſtändlich, wie unſere; aber ſo ſchnarren ſie durch die Naſe, wie eine Sackpfeife, und kein ehrlicher Deutſcher kann aus dem Zeuge, das ſie in Menge vorbringen, klug werden."

Goethe und Wieland, den Lenz ſelbſt wegen ſeiner großen Vorliebe für die Franzöſiſche Litteratur als einen halben Franzoſen betrachtete, ſuchten den aufgebrachten Lenz möglichſt zu beſänftigen. Sie verließen bald darauf ſämmtlich den Hof, aber nicht ohne den Stoff zu einer geiſtreich fröhlichen Abendunterhaltung mitzunehmen.

Um dieſelbe Zeit wurde ein Liebhaber-Theater in Weimar eröffnet, wozu Goethe, Corona Schröder, Bertuch, von Einſiedel und Andere den lebhafteſten und thätigſten Antheil nahmen. Einſt ſpielte man „den eiferſüchtigen Ehemann". Die Rolle des Liebhabers in dieſem Stücke war dem Herrn von Einſiedel zugefallen. Unglücklicher Weiſe aber überfiel Dieſen, kurz vor der Aufführung, eine Unpäßlichkeit. Die Rolle war in ſo kurzer Zeit nicht wieder zu beſetzen, und zum größten Verdruſſe aller übrigen Mitſpielenden ſtockte nun das Ganze. Da ſchlug ſich, mehr beherzt und gutmüthig, als in ſolchen Dingen gewandt, ein verwegener, Sächſiſcher Rittmeiſter in's Mittel und übernahm die Rolle. Am dritten Tage kam er zum Herrn von Einſiedel und ließ ſich dieſelbe überhören. Es ging leidlich, beſonders wenn man dabei, wie man konnte, auf einen guten Souffleur rechnete. Als es aber zur Aufführung kam, wurde Alles anders, und der ſo unternehmende Rittmeiſter gerieth in die größte Verwirrung. Es wurde ihm ſo heiß vor der Stirn, als ob er vor einer Schwadron Huſaren ritte und eben einhauen ſollte; doch faßte er ſich einiger Maßen und ſpielte fort, bis auf die Scene, wo er mit ſeiner Geliebten von dem eiferſüchtigen Ehemanne überraſcht und mit einem Dolche erſtochen wird. Hier vergaß er plötzlich das Stichwort, ſtockte und meckerte in Einem fort, und der eiferſüchtige Ehemann, den Bertuch ſpielte, der ſchon lange mit einem Dolche hinter den Couliſſen wartend daſtand, konnte ihm durchaus Nichts anhaben. Eben fing Jener ſeine Rolle, Stichwörter und den ganzen Plunder, wie Shakeſpeare ſagt, wieder von vorne an, als Bertuch plötzlich, auf Anrathen Goethe's, der die Direction des Ganzen führte, auf die Bühne ſprang und dem Leben ſeines unglücklichen Nebenbuhlers durch einen kräftigen Dolchſtich gleichſam ex abrupto ein Ende zu machen ſuchte. Wer aber nicht fallen wollte, war der Rittmeiſter. Vergebens, daß ihm Bertuch zu wiederholten Malen in's Ohr rannte: „In's Teufels Namen, ſo fallen Sie doch!" Er rührte ſich nicht von der Stelle, ſondern blieb kerzengerade und völlig aufrecht neben ſeiner Geliebten ſtehen, den Umſtehenden, die ihm zuredeten, daß er fallen ſollte, ein Mal über das andere verſichernd, daß ſein Stichwort noch nicht gekommen ſei. In dieſer für den Director ebenſo ſehr als für die Mitſpieler peinlichen Lage faßte der Letztere einen heldenmüthigen Entſchluß und rief mit donnernder Stimme hinter den Couliſſen hervor: „Wenn er von vorn nicht fallen will, ſo ſtich ihn von hinten durch den R.....n! Wir müſſen ihn aus alle Fälle vom Halſe ſchaffen! Er verderbe uns ja das ganze Stück!" Auf dieſen entſcheidenden Zuruf ermannte ſich auch der ſonſt ſo thätige, jetzt aber ebenfalls etwas unſchlüſſig gewordene Bertuch. „Stirb!" rief auch er nun mit ſchrecklicher Stimme, und führte zugleich einen ſo nachdrücklichen Dolchſtoß in die Flanke ſeines Widerſachers, daß derſelbe, durch dieſes Seiten-Manöver außer Faſſung gebracht, dieß Mal wirklich zu Boden fiel. In demſelben Augenblicke aber erſchienen auch ſchon vier von Goethe abgeſchickte, handfeſte Statiſten, die

beſtimmte Ordre hatten, den Todten, er möchte wollen oder nicht, hinweg und beiſeite zu ſchaffen. Dieß geſchah denn auch wirklich, und zur größten Freude der Zuſchauer konnte das Stück nun ungehindert fortſpielen.

Oftmals bekam Bertuch, als maître de plaisir, noch ganz ſpät den Befehl, daß der Küchenwagen geröſtet werden mußte, weil man mit dem Früheſten in den Wald wollte. War es in der Nähe, ſo genügten ein paar Küchenneſel. Ging's aber weiter über Berg und Thal, in die Ferne, unter Gottes blauem Himmel, da gab es die Nacht genug zu ſchaffen und alle Caſſerolen geriethen in Bewegung. In der herrſchaftlichen Küche ging es nun an ein Kochen, ein Sieden, ein Braten, ein Halsabſchneiden von Kapaunen, Truthühnen, Tauben und anderm Geflügel. Wo man hinſah, herrſchte Thätigkeit. Die Ilm-Teiche mußten noch ſpät ihre Fiſche, der Wald ſeine Rebhühner, der Keller ſeine ausgelegenſten Weine hergeben. Eine Geſellſchaft von Herren und Damen, oft fröhlich unter einander gemiſcht, machte ſich ſodann gleich am frühen Morgen auf den Weg. Die Bäume in der tiefſten Einſamkeit, die ſonſt nur gleichgiltige Geier an ſich vorüberziehen ſahen, oder dem gaffenden Wilde, noch an der Hütte des Kohlenbrenners, eine Freiſtätte gewährten, wunderten ſich über den ſingenden, fröhlichen Zug; man konnte ſagen, daß ihnen nun erſt ihr Recht geſchah, da ſie eine heitere, dichteriſch geſtimmte Jugend unter ihren Schatten beherbergten und den Rauſch einer allgemeinen Luſt durch das Rauſchen ihres grünen Obdachs vermehren halfen.

Bei ſolchen Auszügen fanden auch nicht ſelten kleinere und größere theatraliſche Spiele ſtatt. Bäume, Wieſen, Quellen mußten die Bühne bilden. Zu Ettersburg, dieſem ſo angenehmen Waldort, wo in der Regel ein Stand von einigen hundert Hirſchen zu finden iſt, ſind noch die Grenzen ſolcher hier und da gelegentlich errichteten Waldbühnen abgeſteckt. Welche luſtige Auftritte es in einer ſo bunten, kecken, jugendmuthigen und lebensfrohen Geſellſchaft gab, welchen Abſtich das ſtille, ruhige Walten der Natur gegen das tolle Treiben bei ſolchen Stegreifſchauſpielen machte, und wie ſchon die Anſtalten dazu einen Rahmen um das Ganze, ein Schauſpiel in und außer dem Schauſpiele bildeten: das wird jeder Leſer mit nur mäßiger Phantaſie leicht ſich ausmalen können.

Auch auf der Ilm, da, wo der Fluß eine anmuthige Krümmung des Ufers macht, wurde von dieſen Natur- und Kunſtfreunden ein förmliches Theater errichtet. Waldgebüſche, Zigeuner, Fiſcher, Nixen, Waſſergeiſter, Sonne, Mond und Sterne, Alles wurde in den Gang der Handlung auf kunſtreiche Weiſe hineingezogen und geiſtreich benutzt. Einer jener Perioden verdankt das Zigeuner-Lied:

Im Nebelgeriſel, im tiefſten Schnee ꝛc.

ſeine Entſtehung.

Um jene Zeit war es auch, daß Goethe auf dem hohen, ſo romantiſch einſam gelegenen Kickelhahn bei Ilmenau in einer kleinen Einſiedlerhütte, deren Fenſter die weiteſte Ausſicht in die Heiden des Thüringer-Waldes eröffnen, den letzten Aufzug ſeiner „Iphigenie“ ſchrieb.

Dieſe halbverfallene Moos- und Baumhütte ſteht noch, und an ihren Wänden lieſt man von Goethe's Hand folgende Inſchrift:

Über allen Gipfeln iſt Ruh;
In allen Wipfeln ſpürſt Du
Kaum einen Hauch!
Die Vögelein ſchlafen im Walde;
Warte nur! balde, balde
Ruheſt auch Du!

Zu Ettersburg ſind überall noch an den Bäumen halbe und ganz verwachſene Inſchriften vorhanden, die auf jene ſchönen Tage von Aranjuez, welche eine lebensluſtige, dichteriſch geſtimmte Jugend hier, im Schooße der Natur, zwiſchen Wald und Wieſen ſo glücklich hinbrachte, nicht ſelten einen ſinnigen Bezug haben.

Unten, nach der Einſiedlerhütte zu, wo ein Beſuch von Hirſchen nicht ſelten iſt und wo man ſich um Egidi herum im Morgenſchein zum Hirſchorthör hinſtellen kann, iſt noch ein majeſtätiſcher Baum zu ſehen, in deſſen Rinde eingeſchnitten, gleichſam wie in einem lebendigen Stammbuche, die ſo ehrwürdigen Namen: Herder, Gleim, Lavater, Wieland, Goethe, mit deutlichen Zügen zu leſen ſind.

Goethe und Klinger.

Bekanntlich war Klinger Goethe's Landsmann. Eines Morgens (ſo erzählte mir einſt, als von Klinger, ſeinen Schriften, ſeinem Aufenthalte in Weimar und ſeinem Abgange nach Petersburg, wo er General ward, die Rede war, ein Freund,) ſei Klinger zu Goethe gekommen, habe ein großes Packet mit Manuſcripten aus der Taſche gezogen und ihm daraus vorgeleſen. Eine Weile hab er's ausgehalten, dann aber ſei er mit dem Ausruf: „Was für verfluchtes Zeug iſt's, was Du da wieder einmal geſchrieben haſt! Das halte der Teufel aus!“ von ſeinem Stuhle aufgeſprungen und davon gelaufen. Dadurch aber habe Klinger ſich nicht im Geringſten irre machen oder außer ſeiner Faſſung bringen laſſen, ſondern nachdem er ganz ruhig aufgeſtanden und das Manuſcript in die Taſche geſteckt, habe er

Rufet die Ält'ſten,
Den Schaden zu ſchätzen;
Ich gebe die Strafe,
Will alles erſetzen.

Heimlich zu Jery.

Und für mein Kuppeln
Krieg' ich zwölf Dubbeln,
Mehr ſind der Schaden,
Die Strafe nicht werth.

Laut zu Bätely.

Gehe dich!

Zum Vater.

Höre mich!

Zu Jery.

Bitte für mich.

Jery.

Laßt uns, ihr Lieben,
Der Thorheit verzeihen,
Am ſchönen Tage
Jeden ſich freuen;
Auf und vergebt ihm!

weiter Nichts gesagt als: „Curios! Das ist nun schon der Zweite, mit dem mir Das heute begegnet ist!“ Wieland versicherte, in solchem Falle würde er schwerlich so gleichgiltig geblieben sein. Goethe nahm mit großer Gelassenheit das Wort und sagte: „Ich auch nicht! Aber daraus seht Ihr eben, daß der Klinger durchaus zu einem Generale geboren ist, weil er eine so verteufelte Contenance hat. Ich habe es Euch schon damals vorausgesagt.“

Goethe und Gleim.

„Kurz darauf, nachdem Goethe seinen „Werther“ geschrieben hatte,“ erzählte mir der alte, ehrwürdige Gleim, „kam ich nach Weimar und wollte ihn gern kennen lernen. Ich war Abends zu einer Gesellschaft bei der Herzoginn Amalie geladen, wo es hieß, daß Goethe späterhin auch kommen würde. Als litterarische Neuigkeit hatte ich den neuesten Göttinger-Musen-Almanach mitgebracht, aus dem ich Eins und das Andere der Gesellschaft mittheilte. Indem ich noch las, hatte sich ein junger Mann, auf den ich kaum gemerkt, mit Stiefeln und Sporen und einem kurzen, grünen, aufgeschlagenen Jagdrocke, unter die übrigen Zuhörer gemischt. Er saß mir gegenüber und hörte sehr aufmerksam zu. Außer einem Paar schwarzglänzenden Italienischen Augen, die er im Kopfe hatte, wüßte ich sonst Nichts, das mir besonders an ihm aufgefallen wäre. Allein es war dafür gesorgt, ich sollte ihn schon näher kennen lernen. Während einer kleinen Pause nämlich, wo einige Herren und Damen über dies oder jenes Stück ihr Urtheil abgaben, eins lobten, das andere tadelten, erhob sich jener feine Jägersmann — denn dafür hatte ich ihn anfänglich gehalten — vom Stuhle, nahm das Wort und erbot sich in demselben Augenblicke, wo er sich auf eine verbindliche Weise gegen mich verneigte, daß er, wofern es mir so beliebte, im Vorlesen, damit ich nicht allzu sehr ermüdete, von Zeit zu Zeit mit mir abwechseln wollte. Ich konnte nicht umhin, diesen höflichen Vorschlag anzunehmen und reichte ihm auf der Stelle das Buch. Aber Apollo und die neun Musen, die drei Grazien nicht zu vergessen, was habe ich da zuletzt hören müssen! Anfangs ging es zwar ganz leidlich:

Die Sonne tönet,
Die Erde rauschet,
Die Sonne
Vollendet ihr Licht mit Macht.

Auch die etwas kräftigere Kost von Voß, Leopold Stolberg, Bürger wurde so vorgetragen, daß sich Keiner darüber zu beschweren hatte. Auf ein Mal aber war es, als ob den Vorleser der Satan des Uebermuthes bei m Schopfe nehme, und ich glaubte, den wilden Jäger in leibhaftiger Gestalt vor mir zu sehen. Er las Gedichte, die gar nicht im Almanach standen, er warf in alle nur mögliche Tonarten und Weisen aus. Hexameter, Jamben, Knittelverse, und wie es nur immer gehen wollte, Alles unter- und durcheinander, wie wenn er es nur so herausschüttelte.

Was hat er nicht Alles mit seinem Humor an diesem Abend zusammenphantasirt! Mitunter kamen so prächtige, wiewohl nur ebenso flüchtig hingeworfene als abgerissene Gedanken, daß die Autoren, denen er sie unterlegte, Gott auf den Knieen dafür hätten danken müssen, wenn sie ihnen vor ihrem Schreibe-Pulte eingefallen wären. Sobald man hinter den Scherz kam, verbreitete sich eine allgemeine Fröhlichkeit durch den Saal. Er versetzte allen Anwesenden irgend Etwas. Auch meiner Mäcenschaft, die ich von jeher gegen junge Gelehrte, Dichter und Künstler für eine Pflicht gehalten habe — so sehr er sie auf der einen Seite belobte, so vergaß er doch nicht auf der andern Seite mir einen kleinen Stich dafür beizubringen, daß ich mich zuweilen in den Individuen, denen ich diese Unterstützung zu Theil werden ließ, vergriffe. Deßhalb verglich er mich witzig genug in einer kleinen ex tempore in Knittelversen gedichteten Fabel mit einem frommen und dabei über die Maßen geduldigen Truthahn, der eigene und fremde Eier in großer Menge und mit großer Geduld beßt und ausbrütet; dem es aber en passant wohl auch ein Mal begegnet und der es nicht übel nimmt, wenn man ihm — ein Ei von Kreide statt eines wirklichen unterlegt.

„Das ist entweder Goethe oder der Teufel!“ rief ich Wieland zu, der mir gegenüber am Tische saß. — „Beides,“ gab mir Dieser zur Antwort; „er hat ein Mal heute wieder den Teufel im Leibe; da ist er wie ein muthiges Füllen, das vorn und hinten ausschlägt, und man thut wohl, ihm nicht allzu nahe zu kommen.“

Gleim ergetzte sich ausnehmend über diesen Schwank, ebenso Wieland, aus dessen Munde ich ebenfalls die bedeutsamern Züge, wie sie hier vorkommen, zum öftern gehört und gesammelt habe.

Goethe und Herder.

Als ich einst von Goethe's erhabenem, gleichgiltigem Schweben über dem Spiele der Welt in dem oben mitgetheilten Sinne sprach, da unterbrach mich der Mann mit hochgewölbter Stirn, unter welcher, wie aus einem Tempel Gottes, ein paar Feuerzungen hervorleuchteten, mit folgenden Worten: „Alles recht gut! Ob

ſich aber der Menſch hier in dieſe Region verſteigen ſoll, wo gemalte und wirkliche Leiden ihm Eins ſind, wo er aufhört Menſch, wenn auch nicht Künſtler zwar, zu ſein, wo das Licht nur noch ſcheint, aber weder wärmt noch erquickt; und ob dieſe Maxime, anerkannt, nicht zu einer allgemeinen Characterloſigkeit führen würde: Das iſt doch eine andere Frage. Den Göttern wollen wir immerhin den Standpunct ihrer ewigen Ruhe nicht ſtreitig machen. Mögen ſie Alles auf dieſer Erde wie ein von ihnen abſichtlich geordnetes Spiel betrachten; uns aber, die wir als Menſchen menſchlichen Bedürfniſſen anheimgegeben ſind, ſoll man mit keinem buntgemalten Theater-Vorhange hinhalten; man laß uns den heiligen Ernſt laſſen, ohne welchen alle Kunſt zuletzt doch nur in eine leere Gaukelei ausartet. Spiel und immer nur Spiel! Sophocles iſt kein Spielmann geweſen; Aeſchylus noch weniger. Das ſind Alles Erfindungen neuer Zeit, die wenig oder nichts taugen. David ſang Hymnen, kühner als Pindar, und nebenbei regierte er ein Königreich. — Was regiert Ihr? — Es iſt gut und löblich, daß Ihr den Yſop bis zur Ceder auf dem Libanon, die Natur in allen ihren Erſcheinungen erforſcht oder, wie Euch zu ſagen beliebt, in Euch aufnehmt: nur ſollt Ihr mir dabei die Krone aller Erſcheinungen, den Menſchen, in ſeiner ſittlich angebornen Größe nicht aus den Augen rücken. Wenn ich mir Nero denke, wie er Rom anſteckt und indeß die Leier dazu rührt — ja der ſpielt auch! Es iſt ein prächtiges Bild! Was geht es Nero's Baumeiſter an, ob Weiber und Kinder in eine brennende Stadt ihre Thränen ſchütten mußten! Das iſt eine Geſchichte von geſtern. Er ſeinerſeits entwirft den Riß zu dem neu zu erbauenden Rom, und wenn nur die Zeichnung auf dem Papiere ſich gut ausnimmt oder nicht verläuft, ſo iſt er völlig zufrieden. Am Ende wird Alles nach einem verbeſſerten Geſchmacke aufgeführt, und man muß dem Herrn der Welt noch dazu Dank wiſſen, daß er dieſe Reform veranlaßte. Hier haben wir denn ein gemaltes und ein wirkliches Rom. Der Unterſchied iſt ſo groß nicht. Wir ſind Künſtler, Götter, Neronen, und wie wir ſind und was wir ſind, ſo iſt es jedes Mal das Rechte."

Denn recht hat jeder eigene Character;
Es gibt kein Unrecht, als den Widerſpruch!

Die mächtige Stimme, die dieſe Worte ſprach, iſt längſt auch verhallt. Aus den nämlichen Geſinnungen, welche zu denen von Goethe ſich wie der Norden gegen den Süd verhalten, wird der Leſer leicht errathen, daß es die von Herder war. Merk, gleichfalls einem frühern Jugendfreunde des Dichters, wollte dieſe unbedingte Richtung ſeines Weſens in die Contemplation ebenſo wenig gefallen. Einſt ſagte er zu ihm, wie mir Herder erzählte, auf ſeine pikant kräftige Weiſe: „Siehſt Du, im Vergleiche mit Dem, was Du in der Welt ſein könnteſt und nicht biſt, iſt mir Alles, was Du geſchrieben haſt, Dr...!"

Merk war ein halbes Jahr in Weimar und zuletzt ſo verſtimmt, daß er Goethe gar nicht mehr ſah. „Was Teufel", fuhr er auf, „fällt dem Wolfgang ein, hier zu Weimar am Hofe herumzuſchranzen und zu ſcherwenzen, Andere zu hudeln oder, was mir Alles Eins iſt, ſich von ihnen hudeln zu laſſen? Gibt es denn nichts Beſſeres für ihn zu thun?" Merk, wie Herder hinzuſetzte, war ein Sonderling, ſtreng in manchen Stücken, oft paradox, zuweilen verſtuſtert, aber nicht ſelten voll herrlicher Lichtblicke; es war ſein eigener, feuriger Geiſt, der an ihm zehrte; er zerfiel nach und nach in ſich ſelbſt; es leuchtete noch ein paar Mal, zuletzt wurde er Aſche. Merk endete durch Selbſtmord.

Goethe ſeinerſeits fühlte ſich nicht ſelten recht ſchmerzlich durch dieſe Verkennung ſeiner Freunde, wozu auch Jacobi gehörte, in ſeinem Innerſten verletzt. Er that, was er ſeiner Natur nach nicht laſſen konnte, und hatte deſſen kein Arg. Wofern kein Lob, ſo erwartete er doch auch wenigſtens keine liebloſen Vorwürfe. Aber ſeine Freunde wollten ihn nun durchaus einmal anders haben. Der von der Natur Auserwählte ſollte auch nur das Auserwählte darſtellen; ſie wollten ihn in einen zwar edeln und auserleſenen, aber doch immer nur in einen ſehr beſchränkten Kreis bannen, nämlich in denſelben, worin er zuerſt ihre Gunſt gewonnen hatte. Goethe's Genius dagegen war weit umfaſſender und verſchmähte jeden Weg, der ihn von der Natur abführte oder gar trennte.

Da der Widerſpruch zwiſchen ihm und Herder ein weſentlicher war, ſo ſeltene Naturen Beide auch waren, ſo war eben deßhalb an keine Ausgleichung zu denken. Bei Herder wurde alle Geſtalt zur Idee, ja er löſ'te ſogar alle Geſchichte in Ideen zur Geſchichte der Menſchheit auf; in Goethe dagegen verlor ſich alle Idee in Geſtaltung. Er hätte ſich lieber das unvollkommene Reden abgewöhnt, wie die Natur ſelbſt durch Symbole fortgeſprochen und ſich in Blume und Sterne ſinnig hineingeträumt. Ihm genügte es, wie die Natur, in unbelauſchter Einſamkeit mit ſich ſelbſt zu ſpielen und durch alle Formen des Lebens hindurch ein anmuthiges Daſein zu wechſeln. Er bedauerte, wurde etwa bei ſolchen Gelegenheiten Herder's erwähnt, deſſen nordiſche Einſamkeit, und daß er jene heitern anmuthigen Spiele der Kunſt in den gewitterſchweren Dunſtkreis der Politik und des Lebens mit aller Gewalt herabdrängen

wollte. Beides, wie er bedächtig sogleich hinzusetzte, seien zwei für sich und in sich völlig abgeschlossene Kreise; man müsse sie nothwendig auseinander halten, jeden für sich und Gott für uns Alle gewähren lassen. Was daher bei Goethe beschränkt hieß, nannte Herder menschlich schön; und was Herder dagegen als Unendlichkeit einer großen Idee ansprach, die sich nun in verschiedenen göttlichen Verzweigungen, bald als Heldenmuth, bald als Gesetzgebung, bald als Dichtkunst dem Menschen offenbart, oder als Weltgeschichte kund gibt, solche Erhabenheit rührte Goethe so wenig, daß sogar Charactere, wie Luther und Coriolan, ihn in ein gewisses Unbehagen versetzten, was sich nur dadurch befriedigend erklären läßt, daß ihr Wesen mit dem seinigen in einem geheimen Widerspruche stand.

Goethe war eine *schöne*, Herder dagegen eine *erhabene* Natur. Von dem Geiste seiner Zeit war Herder mächtiger angeweht; er trug sie in sich, er schritt ihr vor, ja er hat sie in seinen Schriften ausgeprägt. Ein Reich sittlicher Gestaltung wollte er begründen. Aus allen Himmelsstrichen und Zeiten trug er emsig froh alles Große und Schöne wie ein verlorenes Kleinod zusammen, um seinen geliebten Humanus, das in der Zeit nachgedunkelte Ebenbild Gottes, die arme von ihm geliebte Menschheit damit auszustatten und ihr den verlorenen Glanz von Eden wieder zu geben. Alles, was Herder unternahm, bezweckte ein höheres, menschliches Handeln. Wen sollte ein solches Bestreben nicht mit Ehrfurcht und Liebe erfüllen? Er verwünschte die Dächer — „aber schrieb welche," setzte Wieland, der unendlich an Herder hing, auf anmuthig scherzende Weise hinzu, als einmal von dieser Abneigung desselben in seiner eigenen Gegenwart die Rede war, ohne daß der liebenswürdige Dichter den tiefen Seelenschmerz des Mannes, der dieser Aeußerung zum Grunde lag, in seinem ganzen Umfange erfaßte oder nach Verdienst würdigte. Eben weil diese practische Richtung dem Goethe'schen Wesen fremd war und seiner ganzen Anlage nach sein mußte, konnten sie sich, wo es solche Gegenstände galt, auch niemals verständigen. In diesem einzigen Puncte sind Beide sich ewig fremd geblieben.

Goethe und Wieland.

Wieland's Leiche war heute, Sonntag den 21. Januar 1813, im Bertuch'schen Hause ausgesetzt.

Ich kämpfte lange mit mir, ob ich ihn noch ein Mal im Tode sehen sollte oder nicht. Den Abend brachte ich in einem geselligen Kreise hin, wo „die natürliche Tochter" gelesen wurde; aber mein Herz war nicht dabei. Ich ging früher als gewöhnlich nach Hause. Es mochte neun Uhr sein. Ich wollte nicht dahin, wohin mich mein Herz zog; aber in der Esplanade erfaßte es mich mit einer solchen Gewalt, daß ich nicht länger widerstehen konnte. Die Straßen waren sehr lebendig, und gleichsam unwillkürlich folgte ich dem Strome von Leuten in der Richtung, die er zu Bertuch's Hause genommen hatte. Wie ich durch die Thüre gekommen, weiß ich nicht; es standen Schildwachen davor. Die schöne Hausflur war von allen Seiten mit unzähligen Leuchten erhellt. „Oberon", „Musarion", wie man mir nachher erzählte, sollen nebst dem Orden der Ehren-Legion auf einem Kissen von Sammet gelegen haben. Das hab' ich Alles nicht bemerkt; ich sah nur den Sarg und darin liegend eine zwar edle, aber mir völlig unkenntliche Gestalt, welcher man einen Lorbeerkranz auf die Schläfe gedrückt hatte. Auch Dieses ist mir noch erinnerlich, daß darauf Jemand aus dem Gedränge — ich glaube Bertuch der Jüngere, dem es beschieden war, jenen Heroen unserer Litteratur, Herder und Wieland, bald genug nachzufolgen — zu mir trat und mit wehmüthiger Stimme sagte: „Wir haben einen großen Verlust erlitten!" und daß, als ich nun diese Worte hörte und zugleich das alte, freundliche, sonst so holdselige Gesicht so ernst, so verfallen, so ganz verändert bei dem Scheine der Todtenkerzen im Sarge erblickte, eine unaussprechliche Wehmuth mich ergriff, ich kein Wort über die Lippen bringen konnte, sondern still in einen Winkel treten und mich, von der Menge unbemerkt, ausweinen mußte. Zu Hause angekommen, verfolgten mich diese traurigen Empfindungen noch mehrere Stunden tief in die Nacht hinein. Wie bei Herder's Tod, als die Glocken, die ihm zu seiner Ruhestätte durch die Stadt das feierliche Geleite gaben, ihren ersten Klang anhuben, fand ich nur Tröstung, so lange sich der Schmerz über einen so ungeheuern Verlust in Thränen ergießen konnte.

Montag, den 25. Januar, am Tage Pauli Bekehrung, war Wieland's Begräbnißtag. Man hatte die Leiche nach Osmannstädt geschafft, um sie dort in seinem Garten neben seiner Gattin und Sophie Brentano beizusetzen.

Ich fühlte mich zu tief erschüttert, als daß ich diesem Leichenzuge hätte beiwohnen können. Auch war ich auf Nachmittag zu Goethe beschieden, für dessen Gesundheit wir mehr als jemals unter diesen Umständen zu fürchten hatten. Er war ebenfalls durch diesen Todesfall äußerst bewegt. Als unter Anderm zufällig auch

die Rede auf seine „natürliche Tochter" kam, von welcher gestern, wie ich eben bemerkte, eine Vorlesung gehalten wurde, fragte ich ihn, ob wir bald eine Fortsetzung derselben erwarten dürften. Goethe schwieg eine Weile, alsdann gab er zur Antwort: „Ich wüßte in der That nicht, wo die äußern Umstände zur Fortsetzung oder gar zur Vollendung derselben herkommen sollten. Ich habe es meinerseits sehr zu bereuen, auf Schiller's Zureden von meinem alten Grundsatze abgegangen zu sein. Dadurch, daß ich die bloße Exposition dieses Gedichtes habe drucken lassen — denn für mehr kann ich Das selbst nicht ansprechen, was im Publicum davon vorhanden ist — habe ich mir alle Freude an meiner Arbeit gleichsam im Voraus hinweggenommen. Die verkehrten Urtheile, die ich auf diesem Wege erfahren konnte, mußten dann auch das Ihrige dazu beitragen. Kurz, ich bin selber so völlig von dieser Arbeit zurück, daß ich damit umgehe, auch sogar den Entwurf des Ganzen unter meinen Papieren zu zerstören, damit nach meinem Tode kein Unberufener kommt, der es auf eine ungeschickte Art fortsetzt."

Ich bemerkte, um Goethe's Mißmuth etwas zu mildern, was Herder ehemals zu mir von dieser Tragödie gesagt hatte, und führte zu dem Ende seine eigenen Worte an. Er nannte sie die köstlichste, gereifteste und sinnigste Frucht eines tiefen, nachdenkenden Geistes, der die ungeheuern Begebenheiten dieser Zeit still in seinem Busen getragen und zu höhern Ansichten entwickelt hätte, zu deren Aufnahme die Menge freilich gegenwärtig kaum fähig wäre. „Wenn Dem so ist," fiel mir Goethe in's Wort, „so läßt mich das Obengesagte wiederholen: wo sollen wir die Zeitumstände zur Fortsetzung eines solchen Gedichts hernehmen? Was jener geheimnißvolle Schrank verberge, was ich mit dem ganzen Gedichte, was ich mit dem Zurücktreten der Fürstentochter in den Privat-Stand bezweckte: darüber wollen wir uns in keine nähere Erklärung einlassen; der Torso selbst und die Zeit, wenn der finstere Partei-Geist, der sie nach tausend Richtungen bewegt, ihr wieder einige Ruhe der Betrachtung gestattet, mag für uns antworten!" — „Gerade von diesen Puncten aus war es," fiel ich ihm in's Wort, „wo Herder eine sinnreiche Fortsetzung und Entwickelung des allerdings mehr epischen als dramatischen Stoffes erwartete. Die Stelle besonders, wo Eugenie so unschuldig mit ihrem Schmucke spielt, indeß ein ungeheures Schicksal, das sie in einen andern Welttheil wirft, schon dicht hinter ihr steht, verglich Herder sehr anmuthig mit einem Gedicht der Griechischen Anthologie, wo ein Kind unter einem schroff herabhängenden Felsen, der jeden Augenblick den Einsturz droht, ruhig entschlafen ist. Im Ganzen aber — wie er zugleich bei dieser Gelegenheit hinzusetzte — ist der Silberblick von Goethe für das heutige Publicum zu zart; die Striche, die derselbe zieht, sind zu fein, zu unkenntlich, ich möchte fast sagen, zu ätherisch. Das an so arge Vergröberungen gewöhnte Auge kann sie eben deßhalb zu keinem Character-Bilde zusammenfassen. Die jetzige litterarische Welt, unbekümmert um richtige Zeichnung und Character, will durchaus mit einem reichergiebigen Farben-Quast bedient sein!" — „Das hat der Alte gut und recht aufgefaßt!" äußerte Goethe bei diesen Worten. Indeß nahm ich die Rede wieder von Neuem auf und fuhr fort: „Herder wünschte Nichts angelegentlicher, als die Beendigung eines Werks, das er eben wegen seiner Einfalt und Zartheit und der Verlenekne seiner Diction, wie er es nannte, mit keinem jener Producte vertauschen möchte, die, in Farben schwimmend, die Ungewißheit ihrer Umrisse nur allzu oft durch ein glänzendes Colorit verbergen." Goethe meinte hierauf, er wollte selbst, es wäre so und Herder's Wunsch damals in Erfüllung übergegangen; „nun aber", wie er sogleich hinzusetzte, „ist es für uns Beide zu spät. Ich werde dieses Gedicht so wenig vollenden, als es Herder jemals lesen wird."

Unbemerkt lenkte sich das Gespräch von hier aus wieder auf Wieland, dem, wie Goethe bemerkte, es allein gegeben war, dem Publicum theilweise seine Werke im „Deutschen Mercur" vorzulegen, ohne daß er durch die verkehrten Urtheile der Menge, mit denen er sich dadurch in Berührung setzte, je die Freude an seiner Arbeit verlor. Er änderte sie auch wohl dem Publicum zu Gefallen ab, welches ich da, wo das Werk aus einem Gusse ist, am Wenigsten gut heißen kann.

Um uns der trüben Gedanken in diesen Tagen zu entheben, haben wir kürzlich wieder den „Pervonte" zur Hand genommen. Die Plastik, der Muthwille dieses Gedichtes sind einzig, musterhaft, ja völlig unschätzbar. In diesem und ähnlichen Producten ist es seine eigentliche Natur, ich möchte sogar sagen, auf's Aeußerste, was uns Vergnügen macht.

Der unvergleichliche Humor, den er besaß, war, sobald er über ihn kam, von einer solchen Ausgelassenheit, daß er mit seinem Herrn und Gebieter hinging, wohin er nur wollte. Mochte sich derselbe über Sittenlehre, Welt und geselligen Anstand tausenderlei weiß machen, und sich und Andern Seinesgleichen unverbrüchliche Regeln und Gesetze darüber in Menge vorschreiben, sie wurden alle nicht gehalten, sobald

er in's Feuer, oder vielmehr, ſobald das Feuer über ihn kam. Und da war er eben recht, und Das, was er immer hätte ſein ſollen, eine ſchöne, höchſt anmuthige Natur. Ich erinnere mich noch der Vorleſung eines der erſten Mährchen aus „Tauſend und eine Nacht", das er in Verſen bearbeitete, und worin das „Fiſche, Fiſche, thut Ihr Euere Pflicht!" vorkommt. In dieſem erſten Entwurfe war Alles ſo curios, ſo allerliebſt toll, närriſch, phantaſtiſch, daß ich auch nicht die Aenderung der kleinſten Zeile davon mir würde geſtattet haben. Wie ſollte Das aber Wieland über ſein Herz bringen, der Kritik, womit er ſich und Andere ſein Leben lang plagte, ein ſolches Opfer darzubringen? In der rechten Aufgabe mußte das Tolle verſtändig, das Närriſche klug, das Berauſchte nüchtern werden. Ich möchte Sie wohl aufmuntern, dergleichen Gedichte wie „Perronte" und andere öfters in Geſellſchaft vorzuleſen. Es fordert indeſſen einige Vorbereitung. Wieland's Verſe wollen mit einer prächtigen Lebendigkeit vorgetragen ſein, wenn man ſich einer augenblicklichen Wirkung davon verſichern will. Es iſt ein unvergleichliches Naturel, was in ihm verherrſcht. Alles Fluß, Alles Geiſt, Alles Geſchmack! Eine heitere Ebene ohne den geringſten Anſtoß, wodurch ſich die Adern eines comiſchen Witzes nach allen Richtungen ergießt und, je nachdem die Capricen ſind, wovon ſein Genius befallen wird, auch ſogar ſeinen eigenen Urheber nicht verſchont. Keine, auch nicht die entfernteſte Spur von jener bedachtſam mühſeligen Technik, die Einem die beſten Ideen und Gefühle durch einen verkünſtelten Vortrag zuwidermacht, oder wohl gar auf immer verleidet. Eben dieſe hohe Natürlichkeit iſt der Grund, warum ich den Shakeſpeare, wenn ich mich wahrhaft ergetzen will, jedes Mal in der Wieland'ſchen Ueberſetzung leſe. Den Reim behandelte Wieland mit einer großen Meiſterſchaft. Ich glaube, wenn man ihm einen ganzen Setzkaſten voll Wörter auf ſeinen Schreibetiſch hingeworfen hätte, er wäre damit zu Rande gekommen, ſie zu einem lieblichen Gedichte zu ordnen. Von der neuen Schule und der Anſicht, womit ſie ſich Wieland und ſeinen Schriften gegenüber ſtellte und ſeinen unſchätzbaren, vieljährigen Ruhm dadurch in Schatten zu bringen hoffte, möchte ich lieber ganz geſchwiegen haben. Sie hatten es freilich ſo übel nicht vor; ſie wollten einen falſchen Enthuſiasmus auf die Bahn bringen, und dabei mußte ihnen freilich Wieland's Verſpottung alles Enthuſiaſtiſchen ſehr ungelegen in den Weg kommen. Laßt aber nur ein paar Jahrzehnte vergangen ſein, ſo wird aller dieſer Schattenſeiten, die man ſo gefliſſentlich in Wieland aufzudecken ſuchte, nur ſehr wenig gedacht werden; er ſelber aber wird als humoriſtiſcher, geſchmackvoller Dichter denjenigen heitern Platz im Jahrhunderte behaupten, worauf er von Natur die gerechteſten Anſprüche beſitzt.

Selbſt eine urſprünglich enthuſiaſtiſche Natur, wie ſich aus den „Sympathien eines Chriſten", ſowie aus einigen andern Jugend-Producten Wieland's zur Genüge abnehmen läßt, lebte er gleichſam in beſtändiger Furcht vor einem Rückfalle und hatte ſich dagegen die verſtändige Kritik als Präſervativ verſchrieben. Schon die oftmalige Rückkehr zu den nämlichen Gegenſtänden ſeines Spottes erweiſt dieſe Behauptung. Die höhern Anforderungen ſeiner Seele wollen ſich nun einmal nicht abweiſen laſſen, und es trifft ſich recht oft, wo er den Platonismus oder irgend eine andere ſogenannte Schwärmerei verſpotten will, daß er Beide recht ſchön, ja mit der Glut einer liebenswürdigen Begeiſterung darſtellt. Alles unterwarf er dem Verſtande, und beſonders einem ihrer Lieblingszweige, der Kritik. Auf dieſem Wege gelangt man freilich zu keinem Reſultate. Dieß ſieht man deutlich auch an Wieland's letztem Werke, den von ihm überſetzten Briefen des Cicero. Dieſelben enthalten die höchſte Verdeutlichung des damaligen Zuſtandes der Welt, die ſich zwiſchen den Anhängern des Cäſar und Brutus getheilt hatte. Sie leſen ſich mit derſelben Friſche, wie eine Zeitung aus Rom, indeß ſie uns über die Hauptſache, worauf eigentlich Alles ankommt, in völliger Ungewißheit laſſen. Das macht, es war Wieland in allen Stücken weniger um einen feſten Standpunct als um eine geiſtreiche Debatte zu thun. Zuweilen berichtigt er den Text in einer Note; würde es aber auch nicht übel nehmen, wenn Jemand aufträte und wieder durch eine neue Note ſeine Note berichtigte. Uebrigens muß man Wieland deßwegen nicht gram werden; denn gerade dieſe Unentſchiedenheit iſt es, welche den Scherz zuläſſig macht, indeß der Ernſt immer nur eine Seite umfaßt und an dieſer mit Ausſchließung aller heitern Nebenbeziehungen feſthält. Die beſten und anmuthigſten ſeiner Producte ſind auf dieſem Wege entſtanden und würden ohne dieſe ſeine Launenhaftigkeit gar nicht einmal denkbar ſein. Dieſelbe Eigenſchaft, die ihn in der Proſa zuweilen beſchwerlich macht, iſt es, die ihn in der Poeſie höchſt liebenswürdig erſcheinen läßt. Charactere, wie Muſarion, haben ihre ganz eigenthümliche Liebenswürdigkeit auf eben dieſem Wege erhalten." —

Als Goethe hörte, daß ich geſtern Wieland im Tode geſehen und mir dadurch einen ſchlimmen Abend und eine noch ſchlimmere Nacht bereitet hatte, wurde ich darüber tüchtig von ihm

ausgeschalten. „Warum“, sagte er, „soll ich mir die lieblichen Eindrücke von den Gesichtszügen meiner Freunde und Freundinnen durch die Entstellungen einer Maske zerstören lassen? Es wird ja dadurch etwas Fremdartiges, ja völlig Unwahres meiner Einbildungskraft aufgedrungen. Ich habe mich wohl in Acht genommen, weder Herder, Schiller, noch die verwittwete Frau Herzogin Amalie im Sarge zu sehen. Der Tod ist ein sehr mittelmäßiger Portrait-Maler. Ich meinerseits will ein seelenvolleres Bild als seine Masken von meinen sämmtlichen Freunden im Gedächtniß aufbewahren. Also bitte ich Euch, es, wenn es dahin kommen sollte, auch einmal mit mir zu halten. Auch will ich es nicht verhehlen, eben Das ist etwas mir an Schiller's Hingang so angenehm gefällt. Unangemeldet und ohne Aufsehen zu machen kam er nach Weimar, und ohne Aufsehen zu machen ist er auch wieder von hinnen gegangen. Die Paraden im Tode sind nicht Das, was ich liebe. Zwar ist das Ausstellen der Leichen eine uralte, gute Gewohnheit und sogar nöthig für's Volk und die öffentliche Sicherheit. Es beruht Etwas darauf für die Gesellschaft, nicht nur, daß man weiß, daß ein Mensch, sondern auch wie er gestorben ist. Deßhalb, daß man überhaupt stirbt, läßt sich Niemand ein graues Haar wachsen; aber Jedem von uns muß daran gelegen sein, daß kein Leben früher, als der Naturlauf es gebietet, sei es von geldgierigen Erben oder auf eine andere, jedes Mal unbeliebige Weise den Kreisen, worin es sich bewegt, unterschlagen werde.“

Mitten in dieser Unterhaltung war August von Goethe hereingetreten, der heute seines Vaters Stelle versehen und Wieland's Begräbniß zu Osmannstädt in seinem Namen und Auftrage mit beigewohnt hatte. Aus seinem Munde vernahmen wir sogleich nähere Umstände dieser Bestattung. Goethe lobte die getroffenen Einrichtungen; besonders auch, daß Einige von der Regierung, Andere von der Kammer, gleichsam aus der Mitte beider Collegien, bei dieser Feierlichkeit zugegen gewesen waren. „Es ist die letzte Ehre,“ fügte er hinzu, „die wir ihm und uns selbst zu erzeigen im Stande sind. Alle Mal zeugt es von einem würdigen Sinne, wenn man solche Anlässe gehörig benutzt; und wenn sonst Nichts, so legen wir dadurch vor der Welt wenigstens ein Zeugniß ab, daß wir nicht unwerth sind, ein so seltenes Talent eine lange Reihe von Jahren hindurch in unserer Mitte besessen zu haben.“ Sein Sohn mußte ihm darauf die Begräbnißstelle, den Ort im Garten, den Stein, Alles auf's Genauste bezeichnen. Auch vernahm er es nicht ungern, daß über fünfhundert Menschen aus den umliegenden Dörfern sich heute ungefordert bei Wieland's Grabe eingefunden hatten.

Goethe und der König Ludwig von Holland.

Es war am 10. November 1810, als Goethe nicht länger von Töplitz zurückgekommen war. Folgende nähern Umstände über seinen dortigen Aufenthalt habe ich damals wörtlich, wie er sie mir mittheilte, niedergeschrieben.

Er wohnte daselbst in dem nämlichen Hause, wo sich auch der König von Holland einmiethete. Goethe wollte sogleich ausziehen und die ganze Etage räumen; der König aber litt es nicht, sondern erklärte, daß er auf keinen Fall Gebrauch davon machen würde.

Goethe's Urtheil über den König von Holland, den er von nun an zum öftern sah und mit dem er, nur durch die Thür eines Schlafzimmers von ihm getrennt, eine Zeit lang in Töplitz zubrachte, bin ich im Stande, da ich Dieß noch an demselben Abend schreibe, aus treuem Gedächtniß wiederzugeben. „Ludwig“, sagte Goethe, „ist die geborne Güte und Leutseligkeit, sowie sein Bruder Napoleon die geborne Macht und Gewalt ist. Sonderbar überhaupt sind die Eigenschaften unter diesen Brüdern gemischt und vertheilt, die doch als Zweige einer und derselben Familie angehören. Lucian z. B. verschmähte ein Königreich und beschäftigte sich zu Rom mit der Kunst. Mit dem sanften Ludwig scheint die Niederlegung eines zweiten Königreichs in so stürmischen Zeiten, wie die unserigen, geboren zu sein. Milde und Herzensgüte bezeichnen jeden seiner Schritte. Sonach ist es keineswegs Eigensinn, wie man gemeint hat, der ihn zu dieser auffallenden Handlung, seinem Bruder gegenüber, verleitete; im Gegentheil ist Ludwig einer der sanftmüthigsten, friedfertigsten Charactere, die ich im Laufe meines Lebens kennen lernte; nur, was freilich eben daraus folgt, daß ihn alles Ungerechte, Ungesetzmäßige, Unbarmherzige in tiefster Seele verletzt und ihm geradezu von Natur zuwider ist. Irgend ein Thier gequält, ein Pferd gemißhandelt oder ein Kind leiden zu sehen, erträgt er nicht; man sieht es seinen Geberden, seinem ganzen Benehmen in solchen Lagen an, es empört sein Inneres; es macht ihn unglücklich, wenn in seiner Gegenwart etwas Rohes geschieht, ja, wenn er auch nur davon erzählen hört. Vorfallende Unschicklichkeiten, in Beziehung auf seine Person, vergibt er weit leichter. Eine schöne Seele, eine überall ruhige Fassung des Gemüthes, im Hintergrunde Muth ohne die geringste religiöse Schwärmerei: Das sind die ersten, die wesentlichsten Grundzüge zu Ludwig's Character, die dabei zugleich einen

Theil eines ganz unverfälſchten Weſens auszumachen, das nicht etwa anerzogen, angelernt, ſondern dieſer ſchönen Natur ganz eigenthümlich iſt. Wie ein glänzender Silberfaden zieht ſich die Religion durch alle ſeine Geſpräche und Urtheile; ſie erheitert gleichſam den dunkeln Grund ſeiner oft etwas ſchwermüthigen Lebensbetrachtung. Was irgend in der Weltgeſchichte ſein ſchönes ſittliches Weſen ſchmerzlich berührt, erhält ſogleich eine ſanfte Abweiſung. Er verwirft daraus Alles, was nach ſeinem Gefühle nicht recht und wider die göttliche Vorſchrift iſt. Hieraus entſteht nothwendig die Beſchränkung ſeines Urtheils in manchem Stücke, die aber durch die Ruhe eines ſchönen Gemüthes unter allen noch ſo trübſeligen Umſtänden reichlich aufgewogen wird. Die Zeit iſt nach ſeiner Meinung heftig verworren und ſehr böſe; aber daraus folgt keineswegs, daß ſie immer ſo bleiben werde. Man darf in ſeiner Gegenwart keine Maxime ausſprechen, die irgend einer ſeiner chriſtlich moraliſchen Anſichten zuwider lautet oder ſie gar aufhebt, ſonſt wird er ſtill, wortkarg, oder wendet ſich, jedoch ohne Streit und Widerſpruch, aus dem Geſpräche. Als er nach Töplitz kam, fühlte er ſich ſo ſchwach, daß man ihn führen mußte; in der Folge ging es aber beſſer. Wie es einem ſo zart und empfindlich geſtimmten Weſen gelingen konnte, den ſchweren Kampf zwiſchen Holland und ſeinem eiſernen Bruder durchzukämpfen, ohne daß das Gewebe ſeiner Nerven zerriß und er ſelber zu Grunde ging, iſt mir doch immer ein Räthſel. Es iſt bewundernswürdig, daß die Macht der Idee ihn ſo über den widerwärtigen Umſtänden emporgehalten hat. Was er als Oberhaupt einer berühmten Nation dieſer, was er ſich ſelbſt ſchuldig zu ſein glaubte, nachdem er ſich Deſſen einmal als König von Holland bewußt geworden war, verfolgte er auch gegen Frankreich und gegen ſeinen Bruder mit demjenigen ſtrengen und ſittlichen Ernſte, der ſeiner Natur eigen iſt. Von dem Augenblicke an, wo Napoleon von der Scheide, von dem Rheine, von der Maas nur noch wie von den Adern des großen Franzöſiſchen Staatskörpers ſprach und das Blut, was die tapfern Vorfahren unter Philipp II., um Holländer zu ſein, ſo heldenmüthig vergoſſen hatten, gar nicht weiter in Anſchlag brachte, blieb ihm nichts Anderes übrig, als einen Thron zu verlaſſen, den er nicht länger glaubte auch nur mit einiger Würde behaupten zu können. Es iſt Dieſes ſonach kein Schritt, der, um Aufſehen zu erregen, von ihm gethan worde, ſondern Alles, was in dieſer Sache öffentlich geſchehen iſt, geht vielmehr aus der innerſten Ueberzeugung eines Weſens hervor, dem die Ruhe und der Friede eines guten Gewiſſens das ſchätzbarſte Kleinod auf Erden ſind und mehr als der Beſitz eines Thrones gelten. Hierzu kommt noch eine äußerſt liebliche Erſcheinung, die beſonders ſeinem Umgange eine große Annehmlichkeit ertheilt. Man bemerkt nämlich weder Philoſophie, noch Grundſätze, noch irgend etwas Dergleichen in ſeiner Unterhaltung, was von irgend einer Seite ſcharf und verletzend für die Andersgeſinnten hervortritt; es iſt vielmehr die reine, gütige Natur ſelbſt, die vor uns ſteht und, ihren angeborenen ſanften Trieben gemäß, heitere Geſtändniſſe ablegt. Grundſätze haben noch Logik und laſſen Streit, Zweifel und Auslegungen zu; das gute Gewiſſen aber kennt bloß Gefühle und geht geradewegs auf den Gegenſtand zu, den es liebend zu umfaſſen gedenkt und, wenn es ihn umfaßt, auch nie wieder losläßt. Wie die unſchuldige Herde auf der Wieſe diejenigen Blumen und Kräuter, welche ihr der Inſtinct als giftige ankündigt oder als ſchädliche verbietet, nicht mit Füßen zerſtampft oder ſie voll Unmuth und Ingrimm zerſtört, ſondern ruhig ſtehen läßt, weiter geht und bloß Das nimmt, was ihr eigentlich zur Nahrung dient und ihrer ſanften, friedfertigen Natur gemäß iſt: ebenſo betrachte ich die Neigungen und Abneigungen einer wahrhaft ſittlich ſchönen Natur, vor welcher alle jene in Schulen angelernten Künſte nothwendig beſchämt in den Hintergrund zurücktreten müſſen.

Ich kann ſagen, daß, wo ich in meinem Leben das Glück hatte, einer ſolchen wahrhaft ſittlichen Erſcheinung zu begegnen, ſie mich anziehend anzog und erbaute, wie ich denn auch in dieſer Zeit meinen Freunden in Töplitz ſehr oft zu ſagen pflegte: man verläßt den König von Holland nie, ohne daß man ſich beſſer fühlt. Mit großer Seelenerhebung geſtand ich es mir ſelbſt, wenn ich ihn ſo ein paar Stunden geſehen und gehört hatte; wenn dieſes anmuthig zarte und beinahe frauenhaft entwickelte Weſen in ſo großen, ungeheuern Weltverhältniſſen Das konnte, ſollteſt Du als Privat-Mann in beſchränkten Kreiſen nicht Daſſelbe leiſten können oder wenigſtens Muth und Faſſung aus ſeinem Beiſpiel zu ſchöpfen im Stande ſein? Es läßt ſich ſagen, daß ein aller ſittlichen Anerkennungen ſo fähiges und ſchönes Gemüth auch vor dem Character aller nordiſchen Völker und ihres Thuns und Laſſens eine gleichſam angeborene Ehrfurcht in ſich trägt. Daher zeigen ſich im Könige von Holland ſtille Anneigungen zu Preußen und Sachſen. Man möchte wohl mit dem Schickſale rechten, wofern nicht andere und tiefere Pläne deſſelben im Hintergrunde der Zeit liegen, die wir nicht zu er-

rathen im Stande sind, daß es gerade seinen Bruder und nicht ihn zum Könige von Westphalen machte.

Ernst mit Sitte verbunden, Beide ohne die geringste Strenge, Frömmigkeit ohne allen Stolz und Dünkel, ohne irgend eine trübe Beimischung von Furcht und Aberglauben, grundredlich und grundgütig zugleich — sollte man nicht glauben, daß dieser Character gänzlich dazu geeignet war, mit Allem, was der Deutsche Character Vortreffliches oder Schätzenswerthes an sich trägt, eine innige Verbindung, ja Durchdringung einzugehen? Aber auch in solchem an sich so erwünschtem Falle würde schwerlich so viele angeborne Herzensgüte, wenigstens auf keine Weise mit Beibehaltung von Ludwig's Verhältniß zur Französischen Nation, sich auf die Länge frei und selbstständig behauptet haben, und es würde nur allzu bald wiederum ebenso wie in Holland gegangen sein. Sein Reich ist nicht von dieser Welt und noch weniger von dieser Zeit. —

In den Umgebungen des Königs begegnete ich einem Doctor, dessen Ansichten oft etwas schroff, um nicht zu sagen catholisch-beschränkt, waren. Er sprach sogar manchmal von der allein seligmachenden catholischen Kirche, was aber der König im Gespräche nie aufnahm, der, wie gesagt, ebenso mild als ernst und menschlich in seinen Ansichten, sich keiner Einseitigkeit hingab. Ich suchte meine Fassung in solchen Fällen so viel nur immer möglich beizubehalten; ein Mal aber, da er wieder einige fast capuzinermäßige Tiraden, wie sie jetzt gäng und gäbe sind, über die Gefährlichkeit der Bücher und des Buchhandels vorbrachte, konnte ich nicht umhin, ihm mit der Behauptung zu dienen: das gefährlichste aller Bücher, in weltgeschichtlicher Hinsicht, wenn durchaus einmal von Gefährlichkeit die Rede sein solle, sei doch wohl unstreitig die Bibel, weil wohl leicht kein anderes Buch so viel Gutes und Böses, als dieses, im Menschengeschlechte zur Entwickelung gebracht habe. Als diese Rede heraus war, erschrack ich ein wenig vor ihrem Inhalte; denn ich dachte nicht anders, als die Pulvermine würde nun nach beiden Seiten in die Luft fliegen. Zum Glück aber kam es doch anders, als ich erwartete. Zwar sah ich den Doctor vor Schrecken und Zorn bei diesen Worten bald erbleichen, bald wieder roth werden, der König aber faßte sich mit gewohnter Milde und Freundlichkeit und sagte bloß scherzweise: „Cela perce quelquefois, que Monsieur de Goethe est hérétique.“*)

*) Zuweilen blickt es doch ein wenig durch, daß Herr von Goethe ein Ketzer ist.

Zu Amsterdam fühlte sich der König so sehr als Holländer, daß es ihn, wenigstens so lange er in dieser Stadt lebte, sehr verdroß, daß die Großen daselbst häufig ihre Muttersprache vernachlässigten und fast nichts als Französisch sprachen. „Wenn Ihr nicht Holländisch sprechen wollt,“ sagte er zu Einigen von ihnen halb im Ernste und halb im Scherze, „wie mögt' Ihr nur glauben, daß sich irgend Jemand sonst in der Welt die Mühe geben wird, es zu sprechen?“ —

Mit Vergnügen und Theilnahme wird der Leser gewiß diese Darstellung Goethe's von einem edeln Menschen und berühmten Zeitgenossen lesen und dabei zugleich einen tiefen Blick in das eigene schöne Innere des großen Dichters, wie in seine meisterhafte, ruhige Darstellung von Menschen und Characteren geworfen haben, so daß, wie mich dünkt, dieselbe Hand hier nicht zu verkennen ist, die Faust, Gretchen und Mephistopheles zugleich in eben so kühnen als glücklichen Umrissen für die Nachwelt aufzeichnete.

Goethe und Kotzebue.

In einem Gespräche über Litteratur kam auch die Rede auf Kotzebue und dessen „merkwürdigstes Lebensjahr“. Abgesehen von den Abenteuern der Reise und dem harten Schicksale des Mannes, das Theilnahme fordere und verdiene, sei es, wie Goethe versicherte, kaum möglich, bei einem von allen Seiten so reich vorliegenden Stoffe, etwas an sich Gehaltloseres zu Tage zu fördern. „Ich bin gewiß, wenn Einer von uns im Frühling über die Wiesen von Ober-Weimar herauf nach Belvedere geht, daß ihm tausend Mal Merkwürdigeres in der Natur zum Wiedererzählen oder zum Aufzeichnen in sein Tagebuch begegnet, als dem Kotzebue auf seiner ganzen Reise bis an's Ende der Welt zugestoßen ist. Und Das macht bloß, weil er von Natur nicht vermögend ist, aus sich und seinem Zustande heraus in irgend eine tiefere Betrachtung einzugehen. Kommt er wohin, so läßt ihn Himmel und Erde, Luft und Wasser, Thier- und Pflanzenreich völlig unbekümmert. Ueberall findet er nur sich selbst, sein Wirken und sein Treiben wieder; und wenn es in Tobolsk wäre, so ist man gewiß damit beschäftigt, entweder seine Stücke zu übersetzen, einzustudiren, zu spielen oder wenigstens eine Probe davon zu halten. Uebrigens bin ich keineswegs ungerecht gegen sein ausgezeichnetes Talent für Alles, was Technik betrifft. Nach Verlauf von hundert Jahren wird sich's schon zeigen, daß mit Kotzebue wirklich eine Form geboren wurde. Schade nur, daß durchaus Character und Gehalt mangelt. Vor

wenig Wochen habe ich seinen „verbannten Amor" gesehen, und diese Vorstellung hat mir ein besonderes Vergnügen gemacht. Das Stück ist mehr als geistvoll, es sind sogar Züge von Genie darin. Dasselbe gilt von den „beiden Klingsbergen", die ich für eine seiner gelungensten dramatischen Arbeiten halte: wie ihm denn überhaupt die Darstellung der Libertinage weit besser als die einer schönen Natur zu glücken pflegt. Die Verderbtheit der höhern Stände ist das Element, worin Kotzebue sich selbst übertrifft. Auch seine „Corsen" sind mit großem Geschicke gearbeitet, und die Handlung ist wie aus einem Guß. Sie sind beim Publicum beliebt, und Das mit völligem Rechte. Versteht sich, daß man nach dem Inhalte, wie immer, nicht besonders fragen darf. Uebrigens sind technische Vorzüge dieser Art bei uns Deutschen noch keineswegs so häufig, daß man sie nicht in Anschlag bringen oder gar verächtlich darüber wegsehen sollte. Könnte Kotzebue sich innerhalb des ihm von Natur angewiesenen Kreises halten, so würde ich der Erste sein, der ihn gegen ungerechte Vorwürfe in Schutz nähme; — wir haben kein Recht, irgend Jemandem Dinge abzufordern, die er von Natur aus nicht zu leisten im Stande ist —: aber so mischt er sich in tausend Dinge, wovon er kein Wort versteht. Er will die Oberflächlichkeit eines Weltmannes in die Wissenschaften übertragen, was die Deutschen, und zwar mit Recht, für etwas völlig Unerlaubtes zu halten pflegen. Indeß auch diese Unart möchte ihm noch hingehen, wenn er nur nicht dabei in eine fast unerhörte Eitelkeit verfiele. Ob diese oder die Naivetät, womit er sie an den Tag legt, größer ist, will ich nicht untersuchen. Er kann nun einmal nichts Berühmtes um, über oder neben sich leiden, und wenn es ein Land, und wenn es eine Stadt, und wenn es eine Statue wäre. In seiner „Reise nach Italien" hat er dem Laocoon, der mediceischen Venus und den armen Italienern selbst alles nur erdenkliche Böse nachgesagt. Ich bin gewiß, besonders was Italien betrifft, er hätte es weit leidlicher gefunden, wenn es nur nicht vor ihm so berühmt gewesen wäre. Aber da sitzt der Knoten! Zur Hälfte ist er ein Schelm, zur andern Hälfte aber, besonders da, wo es die Philosophie oder die Kunst betrifft, ist er ehrlich genug, kann aber Nichts dafür, daß er sich und Andern, wo davon die Rede ist, jedes Mal, und zwar mit dem erheblichsten Anstande, irgend Etwas weiß macht."

Hier möchte wohl der Ort sein, eine kleine Geschichte einzuschalten, die an der nachmaligen Entstehung des „Freimüthigen" keinen unbedeutenden Antheil hat. Wir wollen dieselbe nach einem Bonmot, das sich Goethe über Kotzebue erlaubte, und das, Diesem sogleich hinterbracht, zu dieser ganzen, an sich höchst ergetzlichen Verwirrung den Grund legte, als Kotzebue's „Aufenthalt am geistlichen Hofe zu Japan" etwas ausführlicher erzählen.

Es geschah fast um dieselbe Zeit, wo Kotzebue zu Weimar eintraf, daß eine Gesellschaft von erlesenen Männern und Frauen wöchentlich in Goethe's Hause auf dem Plane am Frauenthore eine Zusammenkunft hielt und so einen der geistreichsten Cirkel in der kleinen Residenz bildete. Außer Schiller, Goethe und Meyer zählte dieser Abend-Cirkel meist nur weibliche Mitglieder. Zur besondern Zierde gereichten ihm die Gräfin und Hofmarschallinn von L., das Hoffräulein von J—n, Fräulein von W., Frau von Schiller, Frau von Wolzogen und Amalie von Imhof. Schon aus den Elementen dieser Zusammensetzung kann man abnehmen, daß die zarte Anmuth weiblicher Sitte ebenso sehr als Vorzüge des Geistes das eigentliche Wesen dieses seinen geselligen Vereins ausmachten. Dazu kam, da die Damen die bei weitem größere Anzahl bildeten, daß auch das Romantische in den Statuten, denen man sich unterwarf, auf alle Weise verwaltete. Dem zufolge mußte sich jeder Ritter eine der anwesenden Damen zum Fräulein erwählen, deren Dienst er sich ausschließlich widmete und ihr alle jene zarte Huldigungen von Liebe und Treue darbrachte, welche die Ritterpflicht in solchen Fällen jedem wackern Rittersmanne auferlegt. Goethe hatten Neigung, frühere Wahl und gegenseitiges Wohlwollen die ebenso liebenswürdige als schöne und geistreiche Gräfinn von L. zugeführt.

Es versteht sich von selbst, da die Ritter und alten Sänger der Wartburg gleichsam auf's Neue in diesem Cirkel an der Ilm auflebten, daß auch Jeder die Vorzüge seiner Dame besingen mußte, welches Goethe besonders nicht außerordentlich schwer fallen konnte. Das schöne, herzvolle Lied von ihm, worin eine klagende Zärtlichkeit waltet, und die stille Empfindung einsamer Berge gleichsam aus jedem Laute wiederhallt:

Da droben auf jenem Berge ꝛc.

soll, wie man sagt, diesem Cirkel seine Entstehung verdanken. Doch streiten sich, wie einst die sieben Städte um Homer, noch Jena und Weimar um die Ehre, wem dieser Vorzug eigentlich gebühret, wie wir sogleich melden wollen. So viel ist nämlich gewiß, daß Goethe diese anmuthige Kleinigkeit eines Abends in jenen Cirkel brachte und sie, als ein treuer Ritter, seiner Dame, der Gräfinn von L., ehrerbietig zu Füßen legte. Konnte es sonach wohl begründetere Ansprüche als die unserer Dame auf be-

sagtes Lied geben? Aber was geschah? Eine Weile darauf kommt eine ebenfalls geistreiche Dame von Jena herüber. Goethe war nun freilich auch oft genug in Jena und brachte daselbst besonders gern die ersten Tage des Frühlings zu. — Laub, Blüthen und mildere Luft stellen sich dort, trotz der unbeträchtlichen Entfernung von Weimar, doch immer um vierzehn Tage früher ein. Gleich der Anfang des Liedes: „Da droben auf jenem Berge", sprach also für seine Entstehung in den Bergen von Jena, da wir leider zu Weimar nur einen Berg, nämlich den hohen Ettersberg, haben, das äußerst romantisch gelegene Jena aber ihrer wohl zwanzig bis dreißig in seinem Umkreise zählt. Noch nicht genug. Jene geistreiche Dame von Jena kommt nicht nur nach Weimar herüber, sondern besucht auch, durch eine wunderbare Verkettung von Umständen, die Gräfinn von C. — Bald lenkt sich das Gespräch auf Goethe, seine Vorliebe für Jena, wie er so gern dort verweilt und sich besonders auch im Hause dieser Dame äußerst wohl gefällt. — „So haben wir uns unter Anderm", fährt die vermeintlich oder wirklich Begünstigte in ihrer Erzählung fort, „auch zur Entstehung eines Liedes Glück zu wünschen, das gewiß zu den schönsten, unschuldigsten und anmuthigsten gehört, die je der Seele eines Dichters entflossen sind." Die Gräfinn von C. wird natürlich durch den Inhalt dieser Erzählung gespannt und will wissen, wie das Lied heißt. — Da, wie wenn ein Donnerschlag hoch von den Bergen aus blauer Luft und bei heiterm Himmel herunterfällt, erhält sie die Antwort: „Da droben auf jenem Berge". — Doch als eine Dame von feiner Welt faßte sie sich bald genug. Sie eilt aber mit dieser Entdeckung sogleich zu ihrem Ungetreuen, überhäuft ihn mit den liebenswürdigsten Vorwürfen, bedroht ihn mit einer förmlichen Anklage nach den strengen Gesetzen des von ihm selbst beliebten cour d'amour, der ihm ausdrücklich untersage, seine Huldigungen mehr als einer Dame darzubringen, besonders aber rügt sie, was Goethe als Dichter am Empfindlichsten treffen mußte, den Mangel an Erfindungskraft, sich im ritterlichen Umgange ihres Geschlechtes eines und desselben Liebesbriefes gleichsam zwei Mal zu bedienen. Goethe bezeigte die größte Reumüthigkeit, versprach Besserung und konnte freilich nicht umhin, der Dame seines Herzens in allen diesen Stücken Recht zu geben.

Auf solche so höchst anmuthige Weise wurden diese Cirkel gehalten und fortgeführt. Bald indeß sollten sie einige Störungen erfahren. Herr von Kotzebue war wieder ein Mal zu Weimar angelangt. Das Fräulein von J—n, Dame am verwitweten Hofe, hatte den Wunsch für Aufnahme desselben in diesen Cirkel auf alle Weise laut werden lassen. So glang es ihr durch den Einfluß, den sie ausübt, einige andere Mitglieder der Gesellschaft in dieß Interesse zu ziehen. Bei so bewandten Umständen, besonders da Schiller und Goethe viel daran lag, das bis dahin bestandene gute Vernehmen der Gesellschaft auch in Zukunft aufrecht zu erhalten, und man das Ungewitter, das aufzog, wenigstens im Geiste schon von Weitem erblickte, wurde als neuer Artikel in den Statuten der Zusatz beliebt: „Daß Niemand weder einen Einheimischen noch einen Fremden in diesen geschlossenen Cirkel mitbringen sollte, wenigstens nicht ohne vorangegangen allgemeine Zustimmung der übrigen Mitglieder." Daß dieß Gesetz ursprünglich gegen Kotzebue gerichtet war, konnte wohl Niemandem in Geheimniß bleiben; Kotzebue aber mußte Dieß wohl um so empfindlicher vermerken, da in Weimar zu sein und nicht in diesen Cirkel aufgenommen zu werden, damals für eine Art von Ehrenpunct für ihn gelten konnte, und Goethe überdem durch ein flüchtiges Bonmot, was Kotzebue indeß bald genug wieder zu Ohren kam, seine Eitelkeit noch mehr gereizt hatte. Es ist nämlich bekannt, daß zu Japan neben dem weltlichen Hofe des Kaisers auch ein geistlicher Hof des Dalai Lama oder Patriarchen besteht, der im Stillen oft einen größern Einfluß als jener ausübt. Nun hatte Goethe im Scherze einmal gesagt: „Es helfe dem Kotzebue zu Nichts, daß er an dem weltlichen Hofe zu Japan aufgenommen sei, wenn er sich nicht auch zugleich bei dem geistlichen Hofe daselbst einen Zutritt zu verschaffen wisse." Allerdings konnte Goethe damit nichts Anderes meinen, als jenen Abend-Cirkel, wo er und Schiller alleinden Vorsitz führten. Das hieß denn aber nur freilich bei einer so eiteln, reizbaren Natur, wie die von Kotzebue, Oel in's Feuer schütten. Und so geschah es auch in der That, daß er den, in einem augenblicklich genialen Uebermuthe leicht hingeworfenen Worte des großen Mannes eine viel zu ernsthafte Bedeutung unterlegte.

Von nun an faßte er den Entschluß, jenen Cirkel, wo nicht zu sprengen, doch ihm gegenüber einen neuen geistlichen Hof in Japan zu bilden. Selbst ein Dalai Lama oder Patriarch an diesem Orte zu werden, Das konnte ihm nicht einfallen, und dazu besaß er auch zu viel Verstand; aber daß man Schiller zum Oberhaupte der Deutschen Dichtkunst förmlich ernief, und er sodann bescheiden in den Hintergrund zurücktrat, Das konnte doch wohl eine Wirkung hervorbringen, die dem gewünschten Ziele etwas näher führte. Manche zufällige Umstände begünstigten auch überdem dieses Vorhaben, die

Bätely und Water.

Zu Jery.

Ich gebe dir nach.

Zu Thomas.

Dir iſt verziehen.

Alle.

O fröhlicher Tag!
Himmel der Liebe!
Selige Triebe!
Ewig verbunden!
Fröhliche Stunden!
Bleibendes Glück!

denn der Urheber des Planes ebenſo klug als geſchickt auf ſeine Weiſe zu benutzen wußte. Durch eine etwas auf Spitzen geſtellte Erklärung Goethe's war ſeit Kurzem eine gegenſeitige Erkältung zwiſchen den Herren und Damen jenes Cirkels eingetreten. Weil nämlich die Bittgeſuche des weiblichen Theiles der Geſellſchaft zur Aufnahme Kotzebue's, die bald im Ernſt und bald im Scherz wieder in Anregung gebracht wurden, noch immer nicht aufhörten, ſo wurde Goethe zuletzt auch ſeinerſeits verdrießlich, ſo daß er ſich folgender Maßen hierüber erklärte: „Den einmal als gütig anerkannten Geſetzen müſſe man wohl treu bleiben; wo nicht, ſo ſolle man lieber die ganze Geſellſchaft aufgeben, was vielleicht auch um ſo räthlicher ſei, da eine zu lange fortgeſetzte Treue für die Damen allerdings etwas Beſchwerliches, wo nicht gar Langweiliges mit ſich führe.“ — Wieder ein neues Köhlchen in's Feuer, das denn auch von mehrern Seiten gehörig angeblaſen wurde! Die Damen beſonders zeigten ſich äußerſt empfindlich. Eine der ſchönſten und liebenswürdigſten hatte ſich ſogar in einer parodiſch Wallenſtein'ſchen Laune gegen Goethe verlauten laſſen:

Wenn Lorf' und Leib ſich trennen,
Da wird ſich zeigen, wo der Geiſt wohnt!

Ueberdem wurden einer Aufführung der „Jungfrau von Orleans“ zu Weimar auf dem dortigen Hof-Theater ganz unerwartet einige Hinderniſſe in den Weg gelegt, ſo daß Schiller, um dieß Stück aufführen zu ſehen, ſelber nach Leipzig reiſen mußte. Nun mochte das Eiſen ungefähr gar ſein und erwartete nur noch eine geſchickte Hand, die es ſchmiedete. Weit und breit in der ganzen Gegend umher möchte aber wohl zu ſolchem Werke keine geübtere zu finden geweſen ſein, als die jenes muntern Geſellen, der, gleichſam wie gerufen, in eben dieſen Augenblicken aus der Fremde eintreffend, an dem geiſtlichen Hof zu Japan auftrat und in dieſer allgemeinen Verwickelung eine Hauptrolle zu übernehmen beſtimmt war. Ja, man kann ſogar, wie die Umſtände vorlagen, nicht einmal mit Gewißheit behaupten, ob der mit Blaſebälgen reichlich verſehene Herd ſich ihm oder er ſich dem Herde angetragen habe.

Mit derſelben Gewandtheit, womit Kotzebue ein neues Luſtſpiel oder Trauerſpiel in acht Tagen verfaßte und zugleich auf die Scene verſetzte, wurde nun auch von ihm der Plan zum Krönungsfeſte Friedrich Schiller's, zwar nicht auf dem Capitol, doch auf dem neuen Weimariſchen Stadthauſe entworfen. Scenen aus den Haupt-Tragödien des originellen und großen Dichters, aus ſeinem „Don Carlos“, aus der „Jungfrau von Orleans“ u. ſ. w., ſollten vorgehen. Im Coſtüme der handelnden Perſonen geſprochen, ſollten ſie nicht nur dem Ganzen zur Einleitung dienen, ſondern auch die Gemüther auf den Hauptſchlag, der ſie erwartete, gehörig ſtimmen und vorbereiten. Die liebenswürdige Gräfinn von E., jene ritterlich geſinnte Dame, die Goethe in ſo manchem geiſtreichen Abend-Cirkel als die Seinige erkehr und feierte, die aber nun, auch ihrerſeits etwas gereizt, die von dem Schäfer auf jenem Berge an ihr verübte Untreue wieder vergeſſen wollte, übernahm freiwillig die Rolle der Jungfrau von Orleans. Das Fräulein von Imhoff, die berühmte Verfaſſerinn der „Schweſtern von Lesbos“, konnte ſich dem Antrage, die unglückliche Schottiſche Königinn, Maria Stuart, bei dieſem Aufzuge darzuſtellen, unmöglich entziehen. Der freundlichen Sophie Mereau, ebenfalls einer aus dem Schiller'ſchen Almanache rühmlich bekannten, recht lieblichen Dichterinn, war, wofern ich nicht irre, die Recitirung des Gedichts: „die Glocke“, bei dieſer Gelegenheit zugefallen. Kotzebue ſelbſt erſchien zwei Mal, zuerſt als Vater Thibaut in der Jungfrau, und ſodann als Meiſter Glockengießer. In der letzten Rolle lag es ihm inſonderheit ob, die aus Pappe verfertigte Form der Glocke mit ſeinem Hammer mächtig entzwei zu ſchlagen. Alsdann erſt gelangte der Zuſchauer, wie dort zur Anſchauung des blanken Kerns, der den ganzen Metallguß in ſich ſchließt, ſo hier zur Anſchauung des Hauptmoments, worauf das Ganze klüglich berechnet war. Sobald nämlich der Meiſter Glockengießer den letzten Streich an ſeiner Glocke gethan, ſollte die Form plötzlich zerſpringen und alsdann überraſchend Schiller's Büſte zum Vorſchein kommen, zugleich aber, wo ſie ſich den Augen darſtellte, der anweſende Schiller ſelbſt, verſteht ſich von zarten Händen, gekrönt werden. Was die künſtleriſche Anordnung des Ganzen betraf, ſo leitete dieſe Herr Krauſe, ein dem verwitweten Hofe zunächſt angehöriger, nicht ungeſchickter Landſchafter, der zugleich Director der herzoglich Weimar'ſchen Zeichen-Academie war. Nach allen dieſen ſo glücklich getroffenen Anſtalten konnte Niemand an dem glänzenden Erfolge zweifeln. Ich hätte mein Leben drauf verwettet und mir eher den Himmels Einfall, als die plötzliche Vereitelung eines in ſeiner Art ſo einzigen Kunſtfeſtes träumen laſſen. Und ſo ging es Jedem. Auch herrſchte in den erſten Häuſern die liebenswürdigſte Thätigkeit. Kleider und Rollen, Beſätze und Sittenſprüche aus Schiller wurden auf das Artigſte ſo lange zuſammengeſucht, eingepaßt und zugeſchnitten, bis ein zierliches und von allen Seiten wohlgerundetes Ganzes daraus erwuchs.

Inzwiſchen rückte auch der zur Aufführung beſtimmte Tag immer näher. Der in ſolchen Stücken äußerſt gefällige Wieland war bereits eingeladen und hatte zugeſagt. Von der höchſt liebenswürdigen, viel zu früh verewigten Prinzeſſinn Caroline, nachherigen Erb-Prinzeſſinn von Mecklenburg, die Goethe außerordentlich verehrte, hatte man ſich das Wort, bei dieſem Feſte zu erſcheinen, ebenfalls zu verſchaffen gewußt. Auch Friedrich Schiller wurde auf das Verbindlichſte angegangen, ſagte jedoch wenige Tage zuvor in Goethe's Hauſe: „Ich werde mich wohl krank ſchreiben.“ Goethe ſchwieg und ſagte damals kein Wort. Es fehlte aber nicht an beſonnenen Freunden, die, zu ihrem größten Leidweſen, aus allen dieſen Umſtänden eine Spannung zwiſchen beiden ſo ausgezeichneten Geiſtern weiſſagten. Das Ende davon ließ ſich kaum abſehen, beſonders in dem Falle, wenn Schiller in die ſeiner edeln, höchſt unbefangenen Perſönlichkeit gelegten Schlingen eingehen ſollte. Die Vorbereitungen zum Feſte waren nun ſo weit gediehen, daß man förmlich zu einer brieflichen Verhandlung mit der Bibliothek und ihren Vorſtehern über Schiller's Büſte ſchreiten konnte; denn dieſe von Dannecker gearbeitete, der Bibliothek, wenn ich nicht irre, von Goethe geſchenkte und noch daſelbſt befindliche Marmor-Büſte war zu jenem Knall-Effecte auserkohren worden. Jene Verhandlung wurde denn auch wirklich zwiſchen den damaligen beiden Profeſſoren und Malern, Meyer und Krauſe, eingeleitet. Hier aber ergab ſich als böſes Vorzeichen ſogleich ein unvermutheter Rechnungsfehler, den der gute Krauſe ſeinerſeits wenigſtens durchaus nicht beſeitigen konnte. Meyer bemerkte nämlich in ſeiner Antwort auf das Geſuch des Erſtern ganz kurz: „Die Jedermann bekannten Vorſchriften der Bibliothek erlaubten es durchaus nicht, ein Kunſtwerk von ſolchem Werthe an Ort und Tagen, wo es in der Regel immer etwas tumultuariſch zuzugehen pflege, der Gefahr einer Beſchädigung auszuſetzen. Zudem entſtehe, was den guten Geſchmack anbelange, noch die Frage, ob ſich Schiller durch eine Darſtellung ſeiner Idee von der Glocke in Pappe auch wirklich ſo geehrt fühlen dürfte, wie man zu erwarten ſcheine.“ — Ein Stück brennenden Schwammes, in eine Pulver-Mine geworfen, kann ſchwerlich eine größere Verwirrung hervorbringen, als der Inhalt dieſes Billets unter den Herren und Damen, die einer günſtigen Antwort auf ihr Bittgeſuch ſehnſüchtigſt entgegenſahen. Meyer, als vieljähriger Hausfreund Goethe's bekannt, konnte — ſo glaubte man wenigſtens allgemein — nicht anders, als in Auftrag deſſelben in dieſer Angelegenheit ſo geſchrieben und gehandelt haben. Das war ſo klar und ſo einleuchtend, daß ein halbweg geſcheites Kind auf dieſe Vermuthung kommen mußte, ſelbſt wenn man es auch nicht etwa noch beſonders in Anſchlag brachte, daß Goethe zugleich einer der erſten Vorſtände der Weimariſchen Bibliothek war. Wie dem auch ſei, ſo trat hier wenigſtens der beſondere Fall ein, daß es vielleicht mit geringern Schwierigkeiten verknüpft geweſen wäre, an dem genannten feierlichen Tage des Dichters ſelbſt als ſeiner Büſte habhaft zu werden. So heftig nun ſchon dieſer erſte Schlag die Gemüther traf, ſo war doch der zweite, der ſie erwartete, noch weit bedeutender. Es begab ſich nämlich, daß man den Tag vor der Aufführung an den erſten regierenden Bürgermeiſter Schulze ſchrieb und Dieſen höflich um die Schlüſſel zum Saale des neuen Stadthauſes erſuchte, wo das ganze Prunkſpiel ſich erſt entfalten ſollte, daß Dieſer ſeinerſeits im Namen des Magiſtrats die zwar amtliche, aber keineswegs erfreuliche Antwort gab: „Das Aufſchlagen des Theaters im neuen Saale des Stadthauſes ſei ſchlechterdings nicht zuläſſig; Wände, Decken und der neugelegte Fußboden würden gar zu ſehr darunter leiden; man bedaure darum recht ſehr, in dieſem Falle nicht dienen zu können.“ Alle Gegenvorſtellungen, alle Zuſicherungen von Schonung, ja ſogar von Schadenerſatz bei etwa eintretenden Unglücksfällen waren vergeblich und vermochten nicht, die Hartnäckigkeit und den Starrſinn des regierenden Bürgermeiſters zu beugen. Den rührendſten Bitten ſetzte er die ſtrenge Erfüllung ſeiner Pflichten mit der größten Faſſung entgegen; kurz, das Herz dieſer erſten Magiſtrats-Perſon, ſo verſchiedene Stürme auch auf daſſelbe verſucht wurden, blieb ſo unzugänglich und ſo feſt in ſich verſchloſſen, wie die Thüre des neuen Stadthauſes, deſſen Schlüſſel ſich ebenfalls in ſeinen Händen befand.

Schwerlich hat es je einen troſtloſern Tag als dieſen für die ſchöne Welt zu Weimar gegeben. So die ſchönſten, glänzendſten Hoffnungen nah am Ziele gleichſam mit einem Schlage vereitelt zu ſehen, was heißt es wohl anders, als mitten im Hafen noch Schiffbruch leiden! Man denke ſich nur ein Mal den nun nöthig unnütz gewordenen Aufwand von Krepp, Flor, Band, Spitzen, Gaze, Perlen, den die ſchönen Kinder gemacht; die Pappen zur Glocke, die Farben, die Tinkel zu den Emblemen, die Wachslichter zur Erleuchtung gar nicht einmal in Anſchlag zu bringen. Man erwäge den noch größern Aufwand von Zeit und Mühe, der zur Erlernung ſo vieler und ſo verſchiedener Rollen erforderlich war; man zaubere ſich eine reizende Maria Stuart vor, eine erhabene Jung-

frau von Orleans, eine anmuthige Agnes, die so plötzlich, so ganz unerwartet von den höchsten Ehrenstaffeln herabsteigen und Kron und Scepter, Helm und Fahne, Perlen und Schmuck in einer einzigen unglücklichen Stunde niederlegen sollen — und man wird keineswegs die Stimmung unwahrscheinlich finden, wie sie in dem weiter unten mitgetheilten Gedichte aus der Feder Einer von jenen reizenden Theilnehmerinnen selbst ausführlicher geschildert wird. Wie konnte es anders sein? Es mußte in diesen Tagen der allgemeinen Trauer zu Weimar gar manches artige Köpfchen, auf beide Hände gestützt, in seinem Cabinette gefunden werden, das die düstersten Betrachtungen über diese arge Welt, über die Heimtücke des Schicksals und den verkehrten Lauf aller menschlichen Dinge anstellte. Ebenso wenig will ich in Abrede sein, daß in diesem ganzen Vorgange der Stoff zu einem kleinen, allerliebsten, scherzhaften Heldengedichte, im Geschmacke des „Lockenraubes" von Pope, oder des „Vert-Vert" von Gresset enthalten ist. Man denke nur, drei Königinnen des Herzens, gleichsam an e i n e m Tage so unverdient entthront zu sehen! Nein, wen ein so hartes Geschick, das die Musen und Grazien in ihrem eigenen Sitze verfolgt, nicht rühren sollte, der kann, wenigstens hier im Deutschen Athen, auf keinen Rang und Titel irgend weitern Anspruch machen. Weniger zu bedauern schien Vater Thibaut, den, als ein großer Meister in der Intrigue, für dieß Mal noch einen größern Meister in diesem Fache gefunden hatte. Dieser Umstand könnte, bei richtiger Behandlung, als Motiv benutzt, etwas ungemein Ergetzliches herbeiführen. Wie der Patriarch von Japan es gleich im Anfange vorausgesagt, daß der geistliche Hof am Ende doch Recht behalten würde, so ist es wirklich in Erfüllung gegangen. Die Mittel, deren man sich dazu bedient, sowie die ersten unsichtbaren Fäden, woran sich das ganze Gewebe nachher immer unauflöslicher dem Gegner vor die Füße knüpfte, sind freilich, wie in allen Stücken, worin das Schicksal die Hauptrolle übernimmt, den gemeinen Augen in ein heiliges Dunkel entrückt. Auf der andern Seite aber ist die Thätigkeit auch nicht zu verkennen, womit, unter dem Vorwande, eine Glockenform zu bereiten, eine förmliche Mine, von der Hand eines in solchen Unternehmungen keineswegs ungeübten Meisters angelegt, den Patriarchen von Japan und seinen ganzen Hof wo möglich in die Luft sprengen sollte. Dieser indeß und seine Freunde merkten die Gefahr bei Zeiten und wußten ihr durch Anlegung einer stillen Gegenmine gehörig auszuweichen. Auch stand Vater Thibaut, als dieser Blitz einschlug, fast so erschrocken und gebeugt da, wie ehemals, als die Glocken zur Krönungsfeierlichkeit von Orleans läuteten und der Blitz in den Thurm der Cathedrale in demselben Augenblicke hereinfuhr, wo er mit dem üblichen Versatz umging, seine eigene Tochter zur Hexe zu erklären.

Sollte übrigens jemals ein Bulletin über die ebenso hartnäckig belagerte als glücklich wieder entsetzte Festung des Patriarchen von Japan herauskommen, so verdient der Bürgermeister Schulze, der den Stadthaussaal so hartnäckig verweigerte, allerdings in demselben eine ehrenvolle Erwähnung. Sehr witzig sagte daher Frau von W., Schiller's Schwägerinn, die berühmte Verfasserinn der „Agnes von Lilien", mit geistreicher Beziehung auf eine Stelle in „Wallenstein's Tod", als sie hörte, daß jener Mann, bald nach diesem Vorfalle, den Titel als Weimar'scher Rath bekommen hätte: „Billig hätte man unter sein Diplom „Rath Piccolomini" schreiben sollen.

Schließlich kann ich nicht unterlassen, dem Leser das oben bereits angezogene Gedicht, das eine jener Damen zur Verfasserinn hat, in einer treuen Abschrift beizulegen.

Aschermittwoch zu Weimar.

Was zieht die Straße dort entlang?
Was seufzt so tief? Was stöhnt so bang?
Ist's Hochverrath? Ist's Freiheitssinn?
Sagt, wem erklingt dieß Ach und Weh?
O Freundinn, ruft die Trauerschaar,
Thalia's Tempel droht Gefahr.
Die Arbeitleute stehn verdrossen;
Denn, ach! der Stadthaal ist geschlossen.
Es hilft kein Drohen und kein Fluchen,
Man will Thalien's Kunst nicht suchen.
O Jammertag! O Mißgeschick!
Dahin ist Carlos schönes Glück!
Dahin des Posa hoher Traum!
Ihm wird zu enge hier der Raum!
Er flieht das undankbare Land
Und schifft zu Indiens fernem Strand.
Die Königinn steht nun verlassen;
Zwar weiß sie männlich sich zu fassen:
Ein starker Trotz in ihrem Adern
Und in Apollo's Heiligthum.
Doch was soll auf Johanna werden?
Mit stolz verzweiflenden Geberden
Reißt sie den Helm von ihrem Haupt
Und ruft: Mein! marterer ist's, unerlaubt!
Die schöne Hütte ich mich aufgenommen,
Wär' ich gen Orleans geklommen! —
In ihrem Stübchen sitzt gebeugt
Die beste Agnes da und heult;
Da öffnet plötzlich sich die Thüre —
Ein Trauerzug wälzt sich zu ihr.
Der Freunde Chor — mit rascher Eil
Wird ihr die Schreckenspost zu Theil:
Daß Agnes, sanft und bescheiden,
Trotz allem Weh nicht sparen soll.
Getränkt, betrübt an Herz und Sinn
Schickt man zur Freundinn C... hin.
Sie kommt und ruft: Du treuer Gott!
Mit wem geschändet ihr die Welt.
Indessen hat Morgot sich gemalt,
Gedicht und trocken Stroh gewählt.
Elisabeth erscheinet nie.
Dahin ist Pracht, Putz und Müh!
Ihr Haus sitzt Lotten und weint,

Weit, ach! ihr Spruch nicht reichend.
Graf Danneß und La Hire gehn
Mißvergnügt, den Hammer nicht zu ſehn,
Und Thibaut ruft: Ich hab's gelingt!
Es iſt der Teufel, der ſie pingt!
Die Großmama, von Zorn entflammt,
Schilt heftig die verkehrte Welt;
Johanna dagegen mit Bedacht
Berechnet die verlorne Pracht
An Zindel, Silber, Band und Kleid,
Und mehrt dadurch das Herzeleid.
Draußen ſtand die Glocke ſchon;
Ach! von Sophie'ns Silberton
Iſt fürderhin nun nicht die Rede;
Die Glockengießerei ſteht öde,
Und ſtatt des Friedens wütet Fehde!
Die edle Form zerſpringt im Sand;
Sie wird Discordia genannt;
Anſtatt die Stunden uns zu ſchlagen,
Wird man ſie nach der Zinne tragen! —
Nun — ſollte je das Stadthaus brennen,
Kein Mitglied wird zum Löſchen rennen;
Barbaren, Ihr, verlaßt Euch d'rauf!
Ach! ging nur erſt das Feuer auf!
Du aber, Menſch, im höhern Lichte,
Dem' auf der tragiſchen Geſchichte,
Das ſtets des Himmels Strafgerichte,
Wie lang ſie unterwegs verweilen,
Den Frevler doch zuletzt ereilen.
Denn wißt, daß wir, die jetzo leiden,
Auf dem Theater hier mit Freuden
Ein Stück vor Zeiten aufgeführt,
Das einen Unglücksnamen führt*).
Ja, weil das Unglück mir gefrönt
Und bei demſelben Nichts gelohnt,
So läßt uns für vergangene Sünden
Die Strafe jetzt ein Gott empfinden.
Anſtatt in Pracht erſcheinen wir
In Elend und Aſch', Apoll, vor Dir.

*) „Die Unglücklichen" von Kotzebue.

J. Falk.

J. W. v. Goethe's

sämmtliche Werke.

Wohlfeile Volksausgabe.

Vollständig in zwölf Bänden.

Mit

Kupfern, dem lithographirten Bildniſſe des Verfaſſers, critiſchen Ueberſichten und erläuternden Anmerkungen zu jedem Band;

ſowie

Goethe's Briefwechſel

mit Schiller, Lavater, Zelter u. ſ. w. im Auszuge enthaltend.

Eilfter Band.

Enthält:

im Verlag vom Litteratur-Comptoir.

1838.

g
41 l

Bibliothek der
Goethegesellschaft.

Schriften über Naturwiſſenſchaft.

Zur

Farbenlehre.

Didactiſcher Theil.

Vorwort zur erſten Ausgabe von 1810.

Ob man nicht, indem von den Farben geſprochen werden ſoll, vor allen Dingen des Lichtes zu erwähnen habe, iſt eine ganz natürliche Frage, auf die wir jedoch nur kurz und aufrichtig erwidern: es ſcheine bedenklich, da bisher ſchon ſo viel und Mancherlei von dem Lichte geſagt worden, das Geſagte zu wiederholen oder das oft Wiederholte zu vermehren.

Denn eigentlich unternehmen wir umſonſt, das Weſen eines Dinges auszudrücken. Wirkungen werden wir gewahr, und eine vollſtändige Geſchichte dieſer Wirkungen umfaßte wohl allenfalls das Weſen jenes Dinges. Vergebens bemühen wir uns, den Character eines Menſchen zu ſchildern; man ſtelle dagegen ſeine Handlungen, ſeine Thaten zuſammen und ein Bild des Characters wird uns entgegentreten.

Die Farben ſind Thaten des Lichts, Thaten und Leiden. In dieſem Sinne können wir von denſelben Aufſchlüſſe über das Licht erwarten. Farben und Licht ſtehen zwar unter einander in dem genaueſten Verhältniß; aber wir müſſen uns Beide als der ganzen Natur angehörig denken; denn ſie iſt es ganz, die ſich dadurch dem Sinne des Auges beſonders offenbaren will.

Ebenſo entdeckt ſich die ganze Natur einem andern Sinne. Man ſchließe das Auge; man öffne, man ſchärfe das Ohr und vom leiſeſten Hauch bis zum wildeſten Geräuſch, vom einfachſten Klang bis zur höchſten Zuſammenſtimmung, von dem heftigſten leidenſchaftlichen Schrei bis zum ſanfteſten Worte der Vernunft iſt es nur die Natur, die ſpricht, ihr Daſein, ihre Kraft, ihr Leben und ihre Verhältniſſe offenbart, ſo daß ein Blinder, dem das unendlich Sichtbare verſagt iſt, im Hörbaren ein unendlich Lebendiges faſſen kann.

So ſpricht die Natur hinabwärts zu andern Sinnen, zu bekannten, verkannten, unbekannten Sinnen; ſo ſpricht ſie mit ſich ſelbſt und zu uns durch tauſend Erſcheinungen. Dem Aufmerkſamen iſt ſie nirgends todt noch ſtumm; ja dem ſtarren Erdkörper hat ſie einen Vertrauten zugegeben, ein Metall, an deſſen kleinſten Theilen wie Dasjenige, was in der ganzen Maſſe vorgeht, gewahr werden ſollen.

So mannigfaltig, ſo verwickelt und unverſtändlich uns oft dieſe Sprache ſcheinen mag, ſo bleiben doch ihre Elemente immer dieſelbigen. Mit leiſem Gewicht und Gegengewicht wägt ſich die Natur hin und her und ſo entſteht ein Heben und Drüben, ein Oben und Unten, ein Zuvor und Hernach, wodurch alle die Erſcheinungen bedingt werden, die uns im Raum und in der Zeit entgegentreten.

Dieſe allgemeinen Bewegungen und Beſtimmungen werden wir auf die verſchiedenſte Weiſe gewahr, bald als ein einfaches Abſtoßen und Anziehen, bald als ein aufblickendes und verſchwindendes Licht, als Bewegung der Luft, als Erſchütterung des Körpers, als Gährung und Entzündung; jedoch immer als verbindend oder trennend, das Daſein bewegend und irgend eine Art von Leben befördernd.

Indem man aber jenes Gewicht und Gegengewicht von ungleicher Wirkung zu finden glaubt, ſo hat man auch dieſes Verhältniß zu bezeichnen verſucht. Man hat ein Mehr und Weniger, ein Wirken, ein Widerſtreben, ein Thun, ein Leiden, ein Vordringendes, ein Zurückhaltendes, ein Heftiges, ein Mäßigendes, ein Männliches, ein Weibliches überall bemerkt und genannt; und ſo entſteht eine Sprache, eine Symbolik, die man auf ähnliche Fälle als Gleichniß, als nah verwandten Ausdruck, als unmittelbar paſſendes Wort anwenden und brauchen mag.

Dieſe univerſellen Bezeichnungen, dieſe Naturſprache auch auf die Farbenlehre anzuwenden; dieſe Sprache durch die Farbenlehre, durch

die Mannigfaltigkeit ihrer Erſcheinungen zu bereichern, zu erweitern und ſo die Mittheilung höherer Anſchauungen unter den Freunden der Natur zu erleichtern, war die Hauptabſicht des gegenwärtigen Werkes.

Die Arbeit ſelbſt zerlegt ſich in drei Theile. Der erſte gibt den Entwurf einer Farbenlehre. In demſelben ſind die unzähligen Fälle der Erſcheinungen unter gewiſſe Haupt-Phänomene zuſammengefaßt, welche nach einer Ordnung aufgeführt werden, die zu rechtfertigen der Einleitung überlaſſen bleibt. Hier aber iſt zu bemerken, daß, ob man ſich gleich überall an die Erfahrungen gehalten, ſie überall zum Grunde gelegt, doch die theoretiſche Anſicht nicht verſchwiegen werden konnte, welche den Anlaß zu jener Aufſtellung und Anordnung gegeben.

Iſt es doch eine höchſt wunderliche Forderung, die wohl manchmal gemacht, aber auch ſelbſt von Denen, die ſie machen, nicht erfüllt wird: Erfahrungen ſolle man ohne irgend ein theoretiſches Band vortragen und dem Leſer, dem Schüler überlaſſen, ſich ſelbſt nach Belieben irgend eine Ueberzeugung zu bilden. Denn das bloße Anblicken einer Sache kann uns nicht fördern. Jedes Anſehen geht über in ein Betrachten, jedes Betrachten in ein Sinnen, jedes Sinnen in ein Verknüpfen und ſo kann man ſagen, daß wir ſchon bei jedem aufmerkſamen Blick in die Welt theoretiſiren. Dieſes aber mit Bewußtſein, mit Selbſtkenntniß, mit Freiheit und, um uns eines gewagten Wortes zu bedienen, mit Ironie zu thun und vorzunehmen, eine ſolche Bewandtheit iſt nöthig, wenn die Abſtraction, vor der wir uns fürchten, unſchädlich und das Erfahrungs-Reſultat, das wir faſſen, recht lebendig und nützlich werden ſoll.

Im zweiten Theil beſchäftigen wir uns mit Enthüllung der Newton'ſchen Theorie, welche einer freien Anſicht der Farbenerſcheinungen bisher mit Gewalt und Anſehen entgegenſtanden; wir beſtreiten eine Hypotheſe, die, ob ſie gleich nicht mehr brauchbar gefunden wird, doch noch immer eine herkömmliche Achtung unter den Menſchen behält. Ihr eigentliches Verhältniß muß deutlich werden; die alten Irrthümer ſind wegzuräumen, wenn die Farbenlehre nicht, wie bisher, hinter ſo manchem andern, beſſer bearbeiteten Theile der Naturlehre zurückbleiben ſoll.

Da aber der zweite Theil unſers Werkes ſeinem Inhalte nach trocken, der Ausführung nach vielleicht zu heftig und leidenſchaftlich ſcheinen möchte, ſo erlaube man uns hier ein heiteres Gleichniß, um jenen ernſten Stoff vorzubereiten und jene lebhafte Behandlung einiger Maßen zu entſchuldigen.

Wir vergleichen die Newton'ſche Farben-Theorie mit einer alten Burg, welche von dem Erbauer Anfangs mit jugendlicher Uebereilung angelegt, nach dem Bedürfniß der Zeit und Umſtände jedoch nach und nach von ihm erweitert und ausgeſtattet, nicht weniger bei Anlaß von Fehden und Feindſeligkeiten immer mehr befeſtigt und geſichert worden.

So verfuhren auch ſeine Nachfolger und Erben. Man war genöthigt, das Gebäude zu vergrößern, hier daneben, hier daran, dort hinaus zu bauen; genöthigt durch die Vermehrung innerer Bedürfniſſe, durch die Zudringlichkeit äußerer Widerſacher und durch manche Zufälligkeiten.

Alle dieſe fremdartigen Theile und Zuthaten mußten wieder in Verbindung gebracht werden durch die ſeltſamſten Gallerien, Hallen und Gänge. Alle Beſchädigungen, es ſei von Feindes Hand oder durch die Gewalt der Zeit, wurden gleich wieder hergeſtellt. Man zog, wie es nöthig ward, tiefere Gräben, erhöhte die Mauern und ließ es nicht an Thürmen, Erkern und Schießſcharten fehlen. Dieſe Sorgfalt, dieſe Bemühungen brachten ein Vorurtheil von dem hohen Werthe der Feſtung hervor und erhielten's, obgleich Bau- und Befeſtigungskunſt die Zeit über ſehr geſtiegen waren und man ſich in andern Fällen viel beſſere Wohnungen und Waffenplätze einzurichten gelernt hatte. Vorzüglich aber hielt man die alte Burg in Ehren, weil ſie niemals eingenommen worden, weil ſie ſo manchen Angriff abgeſchlagen, manche Befehdung vereitelt und ſich immer als Jungfrau gehalten hatte. Dieſer Name, dieſer Ruf dauert noch bis jetzt. Niemandem fällt es auf, daß der alte Bau unbewohnbar geworden. Immer wird von ſeiner vortrefflichen Dauer, von ſeiner köſtlichen Einrichtung geſprochen. Pilger wallfahrten dahin; flüchtige Abriſſe zeigt man in allen Schulen herum und empfiehlt ſie der empfänglichen Jugend zur Verehrung, indeſſen das Gebäude bereits leer ſteht, nur von einigen Invaliden bewacht, die ſich ganz ernſthaft für geräumt halten.

Es iſt alſo hier die Rede nicht von einer langwierigen Belagerung oder einer zweifelhaften Fehde. Wir finden vielmehr jenes achte Wunder der Welt ſchon als ein verlaſſenes, Einſturz drohendes Alterthum, und beginnen ſogleich, von Giebel und Dach herab es ohne weitere Umſtände abzutragen, damit die Sonne doch endlich einmal in das alte Ratten- und Eulenneſt hineinſcheine und dem Auge des verwunderten Wanderers offenbare jene labyrinthiſch zuſammenhängende Bauart, das enge Nothdürftige, das zufällig Aufgedrungene, das abſichtlich Gekünſtelte, das kümmerlich Geflickte. Ein ſolcher Einblick iſt aber alsdann nur mög-

lich, wenn eine Mauer nach der andern, ein Gewölbe nach dem andern fällt und der Schutt, soviel sich thun läßt, auf der Stelle hinweggeräumt wird.

Dieses zu leisten und, wo möglich, den Platz zu ebnen, die gewonnenen Materialien aber so zu ordnen, daß sie bei einem neuen Gebäude wieder benutzt werden können, ist die beschwerliche Pflicht, die wir uns in diesem zweiten Theile auferlegt haben. Gelingt es uns nun, mit froher Anwendung möglichster Kraft und Geschicke jene Bastille zu schleifen und einen freien Raum zu gewinnen, so ist keineswegs die Absicht, ihn etwa sogleich wieder mit einem neuen Gebäude zu überbauen und zu belästigen; wir wollen uns vielmehr desselben bedienen, um eine schöne Reihe mannigfaltiger Gestalten vorzuführen.

Der dritte Theil bleibt daher historischen Untersuchungen und Vorarbeiten gewidmet. Neuerlich wie oben, daß die Geschichte des Menschen den Menschen darstelle, so läßt sich hier auch wohl behaupten, daß die Geschichte der Wissenschaft die Wissenschaft selbst sei. Man kann Dasjenige, was man besitzt, nicht rein erkennen, bis man Das, was Andere vor uns besessen, zu erkennen weiß. Man wird sich an den Vorzügen seiner Zeit nicht wahrhaft und redlich freuen, wenn man die Vorzüge der Vergangenheit nicht zu würdigen versteht. Aber eine Geschichte der Farbenlehre zu schreiben oder auch nur vorzubereiten, war unmöglich, so lange die Newton'sche Lehre bestand. Denn kein aristocratischer Dünkel hat jemals mit solchem unerträglichen Uebermuthe auf Diejenigen herabgesehen, die nicht zu seiner Gilde gehörten, als die Newton'sche Schule von jeher über Alles abgesprochen hat, was vor ihr geleistet war und neben ihr geleistet ward. Mit Verdruß und Unwillen sieht man, wie Priestley, in seiner Geschichte der Optik und so Manche vor und nach ihm, das Heil der Farbenwelt von der Epoche eines gespalten sein sollenden Lichtes herdatiren und mit hohem Augbraun auf die Aeltern und Mittlern herabsehen, die auf dem rechten Wege ruhig hingingen und im Einzelnen Beobachtungen und Gedanken überliefert haben, die wir nicht besser anstellen können, nicht richtiger fassen werden.

Von Demjenigen nun, der die Geschichte irgend eines Wissens überliefern will, können wir mit Recht verlangen, daß er uns Nachricht gebe, wie die Phänomene nach und nach bekannt geworden, was man darüber phantasirt, geträumt, gemeint und gedacht habe. Dieses alles im Zusammenhange vorzutragen, hat große Schwierigkeiten und eine Geschichte zu schreiben ist immer eine bedenkliche Sache. Denn bei dem redlichsten Vorsatz kommt man in Gefahr, unredlich zu sein; ja, wer eine solche Darstellung unternimmt, erklärt zum Voraus, daß er Manches in's Licht, Manches in Schatten setzen werde.

Und doch hat sich der Verfasser auf eine solche Arbeit lange gefreut. Da aber meist nur der Vorsatz als ein Ganzes vor unserer Seele steht, das Vollbringen aber gewöhnlich nur stückweise geleistet wird, so ergeben wir uns darein, statt der Geschichte Materialien zu derselben zu liefern. Sie bestehen in Uebersetzungen, Auszügen, eigenen und fremden Urtheilen, Winken und Andeutungen, in einer Sammlung, der, wenn sie nicht allen Forderungen entspricht, doch das Lob nicht mangeln wird, daß sie mit Ernst und Liebe gemacht sei. Uebrigens mögen vielleicht solche Materialien, zwar nicht ganz unbearbeitet, aber doch unverarbeitet, dem denkenden Leser um desto angenehmer sein, als er selbst sich, nach eigener Art und Weise, ein Ganzes daraus zu bilden die Bequemlichkeit findet.

Mit gedachtem dritten historischen Theil ist jedoch noch nicht Alles gethan. Wir haben daher noch einen vierten supplementaren hinzugefügt. Dieser enthält die Revision, um derentwillen vorzüglich die Paragraphen mit Nummern versehen worden. Denn indem bei der Redaction einer solchen Arbeit Einiges vergessen werden kann, Einiges beseitigt werden muß, um die Aufmerksamkeit nicht abzuleiten, Anderes erst hinterdrein erfahren wird, auch Anderes einer Bestimmung und Berichtigung bedarf, so sind Nachträge, Zusätze und Verbesserungen unerläßlich. Bei dieser Gelegenheit haben wir denn auch die Citate nachgebracht. Sodann enthält dieser Band noch einige einzelne Aufsätze, z. B. über die atmosphärischen Farben, welche, indem sie in dem Entwurf zerstreut vorkommen, hier zusammen und auf ein Mal vor die Phantasie gebracht werden.

Führt nun dieser Aufsatz den Leser in das freie Leben, so sucht ein anderer das künstliche Wissen zu befördern, indem er den zur Farbenlehre künftig nöthigen Apparat umständlich beschreibt.

Schließlich bleibt uns nur noch übrig, der Tafeln zu gedenken, welche wir dem Ganzen beigefügt. Und hier werden wir freilich an jene Unvollständigkeit und Unvollkommenheit erinnert, welche unser Werk mit allen Werken dieser Art gemein hat.

Denn wie ein gutes Theater-Stück eigentlich kaum zur Hälfte zu Papier gebracht werden kann, vielmehr der größere Theil desselben dem Glanz der Bühne, der Persönlichkeit des Schauspielers, der Kraft seiner Stimme, der Eigenthümlichkeit seiner Bewegungen, ja dem Geiste und der guten Laune

des Zuschauers anheimgegeben bleibt: so ist es noch viel mehr der Fall mit einem Buche, das von natürlichen Erscheinungen handelt. Wenn es genossen, wenn es genutzt werden soll, so muß dem Leser die Natur entweder wirklich oder in lebhafter Phantasie gegenwärtig sein. Denn eigentlich sollte der Schreibende sprechen, und seinen Zuhörern die Phänomene, theils wie sie uns ungesucht entgegenkommen, theils wie sie durch absichtliche Vorrichtungen nach Zweck und Willen dargestellt werden können, als Text erst anschaulich machen; alsdann würde jedes Erläutern, Erklären, Auslegen einer lebendigen Wirkung nicht ermangeln.

Ein höchst unzulängliches Surrogat sind hierzu die Tafeln, die man dergleichen Schriften beizulegen pflegt. Ein freies physisches Phänomen, das nach allen Seiten wirkt, ist nicht in Linien zu fassen und im Durchschnitt anzudeuten. Niemand fällt es ein, chemische Versuche mit Figuren zu erläutern; bei den physischen, nahe verwandten, ist es jedoch hergebracht, weil sich Eins und das Andere dadurch leisten läßt. Aber sehr oft stellen diese Figuren nur Begriffe dar; es sind symbolische Hülfsmittel, hieroglyphische Ueberlieferungsweisen, welche sich nach und nach an die Stelle des Phänomens, an die Stelle der Natur setzen und die wahre Erkenntniß hindern, anstatt sie zu befördern. Entbehren konnten auch wir der Tafeln nicht; doch haben wir sie so einzurichten gesucht, daß man sie zum didactischen und polemischen Gebrauch gerade zur Hand nehmen, ja gewisse derselben als einen Theil des nöthigen Apparats ansehen kann.

Und so bleibt uns denn Nichts weiter übrig, als auf die Arbeit selbst hinzuweisen und nur vorher noch eine Bitte zu wiederholen, die schon so mancher Autor vergebens gethan hat und die besonders der Deutsche Leser neuerer Zeit so selten gewährt hat:

Si quid novisti rectius istis
candidus imperti; si non, his utere mecum.

Einleitung.

Die Lust zum Wissen wird bei dem Menschen zuerst dadurch angeregt, daß er bedeutende Phänomene gewahr wird, die seine Aufmerksamkeit an sich ziehen. Damit nun diese dauernd bleibe, so muß sich eine innigere Theilnahme finden, die uns nach und nach mit den Gegenständen bekannter macht. Alsdann bemerken wir erst eine große Mannigfaltigkeit, die uns als Menge entgegendringt. Wir sind genöthigt, zu sondern, zu unterscheiden und wieder zusammenzufassen, wodurch zuletzt eine Ordnung entsteht, die sich mit mehr oder weniger Zufriedenheit übersehen läßt.

Dieses in irgend einem Fache nur einigermaßen zu leisten, wird eine anhaltende, strenge Beschäftigung nöthig. Deswegen finden wir, daß die Menschen lieber durch eine allgemeine, theoretische Ansicht, durch irgend eine Erklärungsart die Phänomene bei Seite bringen, anstatt sich die Mühe zu geben, das Einzelne kennen zu lernen und ein Ganzes zu erbauen.

Der Versuch, die Farbenerscheinungen auf- und zusammenzustellen, ist nur zwei Mal gemacht worden; das erste Mal von Theophrast, sodann von Boyle. Dem gegenwärtigen wird man die dritte Stelle nicht streitig machen.

Das nähere Verhältniß erzählt uns die Geschichte. Hier sagen wir nur soviel, daß in dem verflossenen Jahrhundert an eine solche Zusammenstellung nicht gedacht werden konnte, weil Newton seiner Hypothese einen verwickelten und abgeleiteten Versuch zum Grund gelegt hatte, auf welchen man die übrigen zudringenden Erscheinungen, wenn man sie nicht verschweigen und beseitigen konnte, künstlich bezog und sie in ängstlichen Verhältnissen umherstellte; wie etwa ein Astronom verfahren müßte, der aus Grille den Mond in die Mitte unsers Systems setzen möchte. Er wäre genöthigt, die Erde, die Sonne mit allen übrigen Planeten um den subalternen Körper herum zu bewegen und durch künstliche Berechnungen und Vorstellungsweisen das Irrige seines ersten Annehmens zu verstecken und zu beschönigen.

Schreiten wir nun in Erinnerung Dessen, was wir oben vorläufig beigebracht, weiter vor. Dort setzten wir das Licht als anerkannt voraus; hier thun wir ein Gleiches mit dem Auge. Wir sagten: die ganze Natur offenbare sich durch die Farbe dem Sinne des Auges. Nunmehr behaupten wir, wenn es auch einigermaßen sonderbar klingen mag, daß das Auge keine Form sehe, indem Hell, Dunkel und Farbe zusammen allein Dasjenige ausmachen, was den Gegenstand vom Gegenstand, die Theile des Gegenstandes von einander, für's Auge unterscheidet. Und so erbauen wir aus diesen Dreien die sichtbare Welt und machen dadurch zugleich die Malerei möglich, welche auf der Tafel eine weit vollkommenere sichtbare Welt, als die wirkliche sein kann, hervorzubringen vermag.

Das Auge hat sein Dasein dem Licht zu danken. Aus gleichgiltigen, thierischen Hülfs-Organen ruft sich das Licht ein Organ hervor, das Seinesgleichen werde; und so bildet sich das Auge am Lichte für's Licht, damit das innere Licht dem äußern entgegentrete.

Hierbei erinnern wir uns der alten Jonischen Schule, welche mit so großer Bedeutsamkeit immer wiederholte: Nur von Gleichem werde

Gleiches erkannt; wie auch der Worte eines alten Myſtikers, die wir in Deutſchen Reimen folgender Maßen ausdrücken möchten:

Wär' nicht das Auge ſonnenhaft,
Wie könnten wir das Licht erblicken?
Lebt' nicht in uns des Gottes eig'ne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken?

Jene unmittelbare Verwandtſchaft des Lichtes und des Auges wird Niemand läugnen; aber ſich Beide zugleich als Eins und Daſſelbe zu denken, hat mehr Schwierigkeit. Indeſſen wird es faßlicher, wenn man behauptet, im Auge wohne ein ruhendes Licht, das bei der mindeſten Veranlaſſung von innen oder von außen erregt werde. Wir können in der Finſterniß durch Forderungen der Einbildungskraft uns die hellſten Bilder hervorrufen. Im Traume erſcheinen uns die Gegenſtände wie am vollen Tage. Im wachenden Zuſtande wird uns die leiſeſte äußere Lichteinwirkung bemerkbar; ja wenn das Organ einen mechaniſchen Anſtoß erleidet, ſo ſpringen Licht und Farben hervor.

Vielleicht aber machen hier Diejenigen, welche noch einer gewiſſen Ordnung zu verfahren pflegen, bemerklich, daß wir ja noch nicht einmal entſchieden erklärt, was denn Farbe ſei. Dieſer Frage möchten wir gar gern hier abermals ausweichen und uns auf unſere Ausführung berufen, wo wir umſtändlich gezeigt, wie ſie erſcheine. Denn es bleibt uns auch hier Nichts übrig, als zu wiederholen: die Farbe ſei die geſetzmäßige Natur in Bezug auf den Sinn des Auges. Auch hier müſſen wir annehmen, daß Jemand dieſen Sinn habe; daß Jemand die Einwirkung der Natur auf dieſen Sinn kenne; denn mit dem Blinden läßt ſich nicht von der Farbe reden.

Damit wir aber nicht gar zu ängſtlich eine Erklärung zu vermeiden ſcheinen, ſo wollen wir das Erſtgeſagte folgender Maßen umſchreiben: die Farbe ſei ein elementares Natur-Phänomen für den Sinn des Auges, das ſich, wie die übrigen alle, durch Trennung und Gegenſatz, durch Miſchung und Vereinigung, durch Erhöhung und Neutraliſation, durch Mittheilung und Vertheilung und ſo weiter manifeſtirt und unter dieſen allgemeinen Natur-Formeln am Beſten angeſchaut und begriffen werden kann.

Dieſe Art, ſich die Sache vorzuſtellen, können wir Niemanden aufdringen. Wer ſie bequem findet, wie wir, wird ſie gern in ſich aufnehmen. Ebenſo wenig haben wir Luſt, ſie künftig durch Kampf und Streit zu vertheidigen. Denn es hatte von jeher etwas Gefährliches, von der Farbe zu handeln, dergeſtalt, daß einer unſerer Vorgänger gelegentlich gar zu äußern wagt: „Hält man dem Stier ein rothes Tuch vor, ſo wird er wüthend; aber der Philoſoph, wenn man uns überhaupt von Farbe ſpricht, fängt an zu raſen.“

Sollen wir jedoch nunmehr von unſerem Vortrag, auf den wir uns berufen, einige Rechenſchaft geben, ſo müſſen wir vor allen Dingen anzeigen, wie wir die verſchiedenen Bedingungen, unter welchen die Farbe ſich zeigen mag, geſondert. Wir fanden dreierlei Erſcheinungsweiſen, dreierlei Arten von Farben oder, wenn man lieber will, dreierlei Anſichten derſelben, deren Unterſchied ſich ausſprechen läßt.

Wir betrachteten alſo die Farben zuerſt, inſofern ſie dem Auge angehören und auf einer Wirkung und Gegenwirkung deſſelben beruhen; ferner zogen ſie unſere Aufmerkſamkeit an ſich, indem wir ſie an farbloſen Mitteln oder durch deren Beihülfe gewahrten; zuletzt aber wurden ſie uns merkwürdig, indem wir ſie als den Gegenſtänden angehörig denken konnten. Die erſten nannten wir phyſiologiſche, die zweiten phyſiſche, die dritten chemiſche Farben. Jene ſind unaufhaltſam flüchtig, die andern vorübergehend, aber allenfalls verweilend, die letzten feſtzuhalten bis zur ſpäteſten Dauer.

Indem wir ſie nun in ſolcher naturgemäßen Ordnung, zum Behuf eines didactiſchen Vortrags, möglichſt ſonderten und auseinander hielten, gelang es uns zugleich, ſie in einer ſtetigen Reihe darzuſtellen, die flüchtigen mit den verweilenden und dieſe wieder mit den dauernden zu verknüpfen, und ſo die erſt ſorgfältig gezogenen Abtheilungen für ein höheres Anſchauen wieder aufzuheben.

Hierauf haben wir in einer vierten Abtheilung unſerer Arbeit, was bis dahin von den Farben unter mannigfaltigen beſondern Bedingungen bemerkt worden, im Allgemeinen ausgeſprochen und dadurch eigentlich den Abriß einer künftigen Farbenlehre entworfen. Gegenwärtig ſagen wir nur ſo viel voraus, daß zur Erzeugung der Farbe Licht und Finſterniß, Helles und Dunkels, oder, wenn man ſich einer allgemeinern Formel bedienen will, Licht und Nichtlicht gefordert werde. Zunächſt am Licht entſteht uns eine Farbe, die wir Gelb nennen, eine andere zunächſt an der Finſterniß, die wir mit dem Worte Blau bezeichnen. Dieſe Beiden, wenn wir ſie in ihrem reinſten Zuſtand dergeſtalt vermiſchen, daß ſie ſich völlig das Gleichgewicht halten, bringen eine dritte hervor, welche wir Grün heißen. Jene beiden erſten Farben können aber auch jede an ſich ſelbſt eine neue Erſcheinung hervorbringen, indem ſie ſich verdichten oder verdunkeln. Sie erhalten ein röthliches Anſehen, welches ſich bis auf einen ſo hohen Grad ſteigern kann, daß man das urſprüngliche Blau und Gelb kaum darin mehr erkennen mag. Doch läßt ſich das höchſte und reine Roth, vorzig-

sich in physischen Fällen, dadurch hervorbringen, daß man die beiden Enden des Gelbrothen und Blaurothen vereinigt. Dieses ist die lebendige Ansicht der Farbenerscheinung und Erzeugung. Man kann aber auch zu dem specificirt fertigen Blauen und Gelben ein fertiges Roth annehmen und rückwärts durch Mischung hervorbringen, was wir vorwärts durch Intensiren bewirkt haben. Mit diesen drei oder sechs Farben, welche sich bequem in einen Kreis einschließen lassen, hat die elementare Farbenlehre allein zu thun. Alle übrigen, in's Unendliche gehenden Abänderungen gehören mehr in das Angewandte, gehören zur Technik des Malers, des Färbers, überhaupt in's Leben.

Sollen wir sodann noch eine allgemeine Eigenschaft aussprechen, so sind die Farben durchaus als Halblichter, als Halbschatten anzusehen, weßhalb sie denn auch, wenn sie zusammengemischt ihre specifischen Eigenschaften wechselseitig aufheben, ein Schattiges, ein Graues hervorbringen.

In unserer fünften Abtheilung sollten sodann jene nachbarlichen Verhältnisse dargestellt werden, in welchen unsere Farbenlehre mit dem übrigen Wissen, Thun und Treiben zu stehen wünschte. So wichtig diese Abtheilung ist, so mag sie vielleicht gerade eben deßwegen nicht zum Besten gelungen sein. Doch wenn man bedenkt, daß eigentlich nachbarliche Verhältnisse sich nicht eher aussprechen lassen, als bis sie sich gemacht haben, so kann man sich über das Mißlingen eines solchen ersten Versuches wohl trösten. Denn freilich ist erst abzuwarten, wie Diejenigen, denen wir zu dienen suchten, denen wir etwas Gefälliges und Nützliches zu erzeigen dachten, das von uns möglichst Geleistete aufnehmen werden; ob sie sich es zueignen, ob sie es benutzen und weiter führen, oder ob sie es ablehnen, wegdrängen und nothdürftig für sich bestehen lassen. Indessen dürfen wir sagen, was wir glauben und was wir hoffen.

Vom Philosophen glauben wir Dank zu verdienen, daß wir gesucht, die Phänomene bis zu ihren Urquellen zu verfolgen, bis dorthin, wo sie bloß erscheinen und sind und wo sich nichts weiter an ihnen erklären läßt. Ferner wird ihm willkommen sein, daß wir die Erscheinungen in eine leicht übersehbare Ordnung gestellt, wenn er diese Ordnung selbst auch nicht ganz billigen sollte.

Den Arzt, besonders denjenigen, der das Organ des Auges zu beobachten, es zu erhalten, dessen Mängeln abzuhelfen und dessen Uebel zu heilen berufen ist, glauben wir uns vorzüglich zum Freunde zu machen. In der Abtheilung von den physiologischen Farben, in dem Anhange, der die pathologischen andeutet, findet er sich ganz zu Hause. Und wir werden gewiß durch die Bemühungen jener Männer, die zu unserer Zeit dieses Fach mit Glück behandeln, jene erste, bisher vernachlässigte und, man kann wohl sagen, wichtigste Abtheilung der Farbenlehre ausführlich bearbeitet sehen.

Am Freundlichsten sollte der Physiker uns entgegenkommen, da wir ihm die Bequemlichkeit verschaffen, die Lehre von den Farben in der Reihe aller übrigen elementaren Erscheinungen vorzutragen und sich dabei einer übereinstimmenden Sprache, ja fast derselbigen Worte und Zeichen, wie unter den übrigen Rubriken, zu bedienen. Freilich machen wir ihm, insofern er Lehrer ist, etwas mehr Mühe: denn das Capitel von den Farben läßt sich künftig nicht, wie bisher, mit wenig Paragraphen und Versuchen abthun: auch wird sich der Schüler nicht leicht so frugal, als man ihn sonst hat bedienen mögen, ohne Murren abspeisen lassen. Dagegen findet sich späterhin ein anderer Vortheil: denn wenn die Newton'sche Lehre leicht zu lernen war, so zeigten sich bei ihrer Anwendung unüberwindliche Schwierigkeiten. Unsere Lehre ist vielleicht schwerer zu fassen, aber alsdann ist auch Alles gethan; denn sie führt ihre Anwendung mit sich.

Der Chemiker, welcher auf die Farben als Criterien achtet, um die geheimern Eigenschaften körperlicher Wesen zu entdecken, hat bisher bei Benennung und Bezeichnung der Farben manches Hinderniß gefunden; ja man ist nach einer nähern und feinern Betrachtung bewogen worden, die Farbe als ein unsicheres und trügliches Kennzeichen bei chemischen Operationen anzusehen. Doch hoffen wir, sie durch unsere Darstellung und durch die vorgeschlagene Nomenclatur wieder zu Ehren zu bringen und die Ueberzeugung zu erwecken, daß ein Werdendes, Wachsendes, ein Bewegliches, der Umwendung Fähiges nicht trüglich sei, vielmehr geschickt, die zartesten Wirkungen der Natur zu offenbaren.

Blicken wir jedoch weiter umher, so wandelt uns eine Furcht an, dem Mathematiker zu mißfallen. Durch eine sonderbare Verknüpfung von Umständen ist die Farbenlehre in das Reich, vor den Gerichtsstuhl des Mathematikers gezogen worden, wohin sie nicht gehört. Dieß geschah wegen ihrer Verwandtschaft mit den übrigen Gesetzen des Sehens, welche der Mathematiker zu behandeln eigentlich berufen war. Es geschah ferner dadurch, daß ein großer Mathematiker die Farbenlehre bearbeitet und, da er sich als Physiker geirrt hatte, die ganze Kraft seines Talents aufbot, um diesem Irrthum Consistenz zu verschaffen. Wird Beides eingesehen, so muß jedes Mißverhältniß bald ge-

haben ſein und der Mathematiker wird gern, beſonders die phyſiſche Abtheilung der Farbenlehre, mit bearbeiten helfen.

Dem Techniker, dem Färber hingegen, muß unſere Arbeit durchaus willkommen ſein. Denn gerade Diejenigen, welche über die Phänomene der Färberei nachdachten, waren am Wenigſten durch die bisherige Theorie befriedigt. Sie waren die Erſten, welche die Unzulänglichkeit der Newton'ſchen Lehre gewahr wurden; denn es iſt ein großer Unterſchied, von welcher Seite man ſich einem Wiſſen, einer Wiſſenſchaft nähert, durch welche Pforte man hereinkommt. Der ächte Practiker, der Fabricant, dem ſich die Phänomene täglich mit Gewalt aufdringen; welcher Nutzen oder Schaden von der Ausübung ſeiner Ueberzeugungen empfindet; dem Geld und Zeitverluſt nicht gleichgiltig iſt; der vorwärts will, von Andern Geleiſtetes erreichen, übertreffen ſoll: er empfindet viel geſchwinder das Hohle, das Falſche einer Theorie, als der Gelehrte, dem zuletzt die hergebrachten Worte für baare Münze gelten, als der Mathematiker, deſſen Formel immer noch richtig bleibt, wenn auch die Unterlage nicht zu ihr paßt, auf die ſie angewendet werden. Und ſo werden auch wir, da wir von der Seite der Malerei, von der Seite äſthetiſcher Färbung der Oberflächen, in die Farbenlehre hereingekommen, für den Maler das Dankenswertheſte geleiſtet haben, wenn wir in der ſechſten Abtheilung die ſinnlichen und ſittlichen Wirkungen der Farbe zu beſtimmen geſucht und ſie dadurch dem Kunſtgebrauch anzunähern wußten. Iſt auch hierbei, wie durchaus, Manches nur Skizze geblieben, ſo ſoll ja alles Theoretiſche eigentlich nur die Grundzüge andeuten, auf welchen ſich hernach die That lebendig ergehen und zu geſetzlichem Hervorbringen gelangen mag.

Erſte Abtheilung.

Phyſiologiſche Farben.

1. Dieſe Farben, welche wir billig obenan ſetzen, weil ſie dem Subject, weil ſie dem Auge theils völlig, theils größtenes zugehören, dieſe Farben, welche das Fundament der ganzen Lehre machen und uns die chromatiſche Harmonie, worüber ſo viel geſtritten wird, offenbaren, wurden bisher als außerweſentlich, zufällig, als Täuſchung und Gebrechen betrachtet. Die Erſcheinungen derſelben ſind von frühern Zeiten her bekannt; aber weil man ihre Flüchtigkeit nicht haſchen konnte, ſo verbannte man ſie in das Reich der ſchädlichen Geſpenſter und bezeichnete ſie in dieſem Sinne gar verſchiedentlich.

2. Alſo heißen ſie colores adventici nach Boyle, imaginarii und phantastici nach Rizetti, nach Buffon couleurs accidentelles, nach Scherfer Scheinfarben; Augentäuſchungen und Geſichtsbetrug nach Mayern, nach Hamberger vitia fugitiva, nach Darwin ocular spectra.

3. Wir haben ſie phyſiologiſche genannt, weil ſie dem geſunden Auge angehören, weil wir ſie als die nothwendigen Bedingungen des Sehens betrachten, auf deſſen lebendiges Wechſelwirken in ſich ſelbſt und nach außen ſie hindeuten.

4. Wir fügen ihnen ſogleich die pathologiſchen hinzu, welche, wie jeder abnorme Zuſtand auf den geſetzlichen, ſo auch hier auf die phyſiologiſchen Farben eine vollkommenere Einſicht verbreiten.

I. Licht und Finſterniß zum Auge.

5. Die Retina befindet ſich, je nachdem Licht oder Finſterniß auf ſie wirken, in zwei verſchiedenen Zuſtänden, die einander völlig entgegenſtehen.

6. Wenn wir die Augen innerhalb eines ganz finſtern Raums offen halten, ſo wird uns ein gewiſſer Mangel empfindbar. Das Organ iſt ſich ſelbſt überlaſſen; es zieht ſich in ſich ſelbſt zurück; ihm fehlt jene reizende, befriedigende Berührung, durch die es mit der äußern Welt verbunden und zum Ganzen wird.

7. Wenden wir das Auge gegen eine ſtark beleuchtete, weiße Fläche, ſo wird es geblendet und für eine Zeit lang unfähig, mäßig beleuchtete Gegenſtände zu unterſcheiden.

8. Jeder dieſer äußerſten Zuſtände nimmt auf die angegebene Weiſe die ganze Netzhaut ein, und inſofern werden wir nur einen derſelben auf ein Mal gewahr. Doch (6) finden wir das Organ in der höchſten Abſpannung und Empfänglichkeit, hier (7) in der äußerſten Ueberſpannung und Unempfindlichkeit.

9. Gehen wir ſchnell aus einem dieſer Zuſtände in den andern über, wenn auch nicht von einer äußerſten Grenze zur andern, ſondern etwa nur aus dem Hellen in's Dämmernde: ſo iſt der Unterſchied bedeutend und wir können bemerken, daß die Zuſtände eine Zeit lang dauern.

10. Wer aus der Tageshelle in einen dämmerigen Ort übergeht, unterſcheidet Nichts in der erſten Zeit; nach und nach ſtellen ſich die Augen zur Empfänglichkeit wieder her, ſtarke früher als ſchwache, jene ſchon in einer Minute, wenn dieſe ſieben bis acht Minuten brauchen.

11. Bei wiſſenſchaftlichen Beobachtungen kann die Unempfänglichkeit des Auges für ſchwächere Lichteindrücke, wenn man aus dem Hellen in's Dunkle geht, zu ſonderbaren Irrthümern Gelegenheit geben. So glaubte ein Beobachter, deſſen Auge ſich langſam herſtellte, eine ganze

Zeit, das faule Holz leuchte nicht um Mittag, ſelbſt in der dunkeln Kammer. Er ſah nämlich das ſchwache Leuchten nicht, weil er aus dem hellen Sonnenſchein in die dunkle Kammer zu gehen pflegte und erſt ſpäter einmal ſo lange darin verweilte, bis ſich das Auge wiederhergeſtellt hatte.

Ebenſo mag es dem Dr. Wall mit dem electriſchen Scheine des Bernſteins gegangen ſein, den er bei Tage, ſelbſt im dunkeln Zimmer, kaum gewahr werden konnte.

Das Nichtſehen der Sterne bei Tage, das Beſſerſehen der Gemälde durch eine doppelte Röhre iſt auch hierher zu rechnen.

12. Wer einen völlig dunkeln Ort mit einem, den die Sonne beſcheint, vertauſcht, wird geblendet. Wer aus der Dämmerung in's nicht blendende Helle kommt, bemerkt alle Gegenſtände friſcher und beſſer; daher ein ausgeruhtes Auge durchaus für mäßige Erſcheinungen empfänglicher iſt.

Bei Gefangenen, welche lange im Finſtern geſeſſen, iſt die Empfänglichkeit der Retina ſo groß, daß ſie im Finſtern (wahrſcheinlich in einem wenig erhellten Dunkel) ſchon Gegenſtände unterſcheiden.

13. Die Netzhaut befindet ſich bei Dem, was wir Sehen heißen, zu gleicher Zeit in verſchiedenen, ja in entgegengeſetzten Zuſtänden. Das höchſte, nicht blendende Helle wirkt neben dem völlig Dunkeln. Zugleich werden wir alle Mittelſtufen des Helldunkeln und alle Farbenbeſtimmungen gewahr.

14. Wir wollen gedachte Elemente der ſichtbaren Welt nach und nach betrachten und bemerken, wie ſich das Organ gegen dieſelben verhalte, und zu dieſem Zweck die einfachſten Bilder vornehmen.

II. Schwarze und weiße Bilder zum Auge.

15. Wie ſich die Netzhaut gegen Hell und Dunkel überhaupt verhält, ſo verhält ſie ſich auch gegen dunkle und helle einzelne Gegenſtände. Wenn Licht und Finſterniß ihre im Ganzen verſchiedene Stimmungen geben, ſo werden ſchwarze und weiße Bilder, die zu gleicher Zeit in's Auge fallen, diejenigen Zuſtände neben einander bewirken, welche durch Licht und Finſterniß in einer Folge hervorgebracht werden.

16. Ein dunkler Gegenſtand erſcheint kleiner als ein heller von derſelben Größe. Man ſehe zugleich eine weiße Rundung auf ſchwarzem, eine ſchwarze auf weißem Grunde, welche nach einerlei Lineal ausgeſchnitten ſind, in einiger Entfernung an, und wir werden die letztere etwas um ein Fünftel kleiner, als die erſte halten. Man mache das ſchwarze Bild um ſo viel größer und ſie werden gleich erſcheinen.

17. So bemerkte Tycho de Brahe, daß der Mond in der Conjunction (der finſtere) um den ſiebenten Theil kleiner erſcheine, als in der Oppoſition (der volle, helle). Die erſte Mondſichel ſcheint einer größern Scheibe anzugehören, als der an ſie grenzenden dunkeln, die man zur Zeit des Neulichtes manchmal unterſcheiden kann. Schwarze Kleider machen die Perſonen viel ſchmäler ausſehen, als helle. Hinter einem Rand geſehene Lichter machen in den Rand einen ſcheinbaren Einſchnitt. Ein Lineal, hinter welchem ein Kerzenlicht hervorblickt, hat für uns eine Scharte. Die auf- und untergehende Sonne ſcheint einen Einſchnitt in den Horizont zu machen.

18. Das Schwarze, als Repräſentant der Finſterniß, läßt das Organ im Zuſtande der Ruhe, das Weiße, als Stellvertreter des Lichts, verſetzt es in Thätigkeit. Man ſchöpfe vielleicht aus gedachtem Phänomen (16), daß die ruhige Netzhaut, wenn ſie ſich ſelbſt überlaſſen iſt, in ſich ſelbſt zuſammengezogen ſei und einen kleinern Raum einnehme, als in dem Zuſtande der Thätigkeit, in den ſie durch den Reiz des Lichtes verſetzt wird.

Keppler ſagt daher ſehr ſchön: certum est vel in retina causâ picturae, vel in spiritibus causâ impressionis existere dilatationem lucidorum. Paralip. in Vitellionem p. 220. Pater Scheiner hat eine ähnliche Muthmaßung.

19. Wie dem auch ſei, beide Zuſtände, zu welchen das Organ durch ein ſolches Bild beſtimmt wird, beſtehen auf demſelben örtlich und dauern eine Zeit lang fort, wenn auch ſchon der äußere Anlaß entfernt iſt. Im gemeinen Leben bemerken wir es kaum; denn ſelten kommen Bilder vor, die ſehr ſtark von einander abſtechen. Wir vermeiden, diejenigen anzuſehen, die uns blenden. Wir blicken von einem Gegenſtand auf den andern; die Succeſſion der Bilder ſcheint uns rein; wir werden nicht gewahr, daß ſich von dem vorhergehenden Etwas in's nachfolgende hinüberſchleicht.

20. Wer auf ein Fenſterkreuz, das einen dämmernden Himmel zum Hintergrunde hat, Morgens bei'm Erwachen, wenn das Auge beſonders empfänglich iſt, ſcharf hinblickt und ſodann die Augen ſchließt, oder gegen einen ganz dunkeln Ort hinſieht, wird ein ſchwarzes Kreuz auf hellem Grunde noch eine Weile vor ſich ſehen.

21. Jedes Bild nimmt ſeinen beſtimmten Platz auf der Netzhaut ein, und zwar einen größern oder kleinern, nach der Nähe, in welchem es nahe oder fern geſehen wird. Schließen

wir das Auge ſogleich, wenn wir in die Sonne geſehen haben, ſo werden wir uns wundern, wie klein das zurückgebliebene Bild erſcheint.

22. Kehren wir dagegen das geſchloſſene Auge nach einer Wand, und betrachten das uns vorſchwebende Geſpenſt in Bezug auf andere Gegenſtände, ſo werden wir es immer größer erblicken, je weiter von uns es durch irgend eine Fläche aufgefangen wird. Dieſes Phänomen erklärt ſich wohl aus dem perſpectiviſchen Geſetz, daß uns der kleine, nähere Gegenſtand den größern, entferntern zudeckt.

23. Nach Beſchaffenheit der Augen iſt die Dauer dieſes Eindrucks verſchieden. Sie verhält ſich wie die Herſtellung der Netzhaut bei dem Uebergang aus dem Hellen in's Dunkle (10), und kann alſo nach Minuten und Secunden abgemeſſen werden, und zwar viel genauer, als es bisher durch eine geſchwungene, brennende Lunte, die dem hinblickenden Auge als ein Cirkel erſcheint, geſchehen konnte.

24. Beſonders auch kommt die Energie in Betracht, womit eine Lichtwirkung das Auge trifft: am Längſten bleibt das Bild der Sonne; andere mehr oder weniger leuchtende Körper laſſen ihre Spur länger oder kürzer zurück.

25. Dieſe Bilder verſchwinden nach und nach, und zwar indem ſie ſowohl an Deutlichkeit als an Größe verlieren.

26. Sie nehmen von der Peripherie herein ab, und man glaubt bemerkt zu haben, daß bei viereckten Bildern ſich nach und nach die Ecken abſtumpfen und zuletzt ein immer kleineres, runderes Bild vorſchwebt.

27. Ein ſolches Bild, deſſen Eindruck nicht mehr bemerklich iſt, läßt ſich auf der Retina gleichſam wieder beleben, wenn wir die Augen öffnen und ſchließen und mit Erregung und Schonung abwechſeln.

28. Daß Bilder ſich bei Augenkrankheiten vierzehn bis ſiebenzehn Minuten auf der Retina erhielten, deutet auf äußerſte Schwäche des Organs, auf deſſen Unfähigkeit, ſich wieder herzuſtellen, ſowie das Vorſchweben leidenſchaftlich geliebter oder verhaßter Gegenſtände aus dem Sinnlichen in's Geiſtige deutet.

29. Blickt man, indeſſen der Eindruck abgedachten Fenſterbildes noch dauert, nach einer hellgrauen Fläche, ſo erſcheint das Kreuz hell und der Scheibenraum dunkel. In jenem Falle (20) blieb der Zuſtand ſich ſelbſt gleich, ſo daß auch der Eindruck identiſch verharren konnte; hier aber wird eine Umkehrung bewirkt, die unſere Aufmerkſamkeit aufregt und von der uns die Beobachter mehrere Fälle überliefert haben.

30. Die Gelehrten, welche auf den Cordilleren ihre Beobachtungen anſtellten, ſahen um den Schatten ihrer Köpfe, der auf Wolken fiel, einen hellen Schein. Dieſer Fall gehört wohl hierher: denn indem ſie das dunkle Bild des Schattens fixirten und ſich zugleich von der Stelle bewegten, ſo ſchien ihnen das geforderte helle Bild um das dunkle zu ſchweben. Man betrachte ein ſchwarzes Rund auf einer hellgrauen Fläche, ſo wird man bald, wenn man die Richtung des Blicks im Geringſten verändert, einen hellen Schein um das dunkle Rund ſchweben ſehen.

Auch mir iſt ein Aehnliches begegnet. Indem ich nämlich auf dem Felde ſtund mit einem Manne ſprach, der, in einiger Entfernung vor mir ſtehend, einen grauen Himmel zum Hintergrund hatte, ſo erſchien mir, nachdem ich ihn lange ſcharf und unverwandt angeſehen, als ich den Blick ein wenig gewendet, ſein Kopf von einem blendenden Schein umgeben.

Wahrſcheinlich gehört hierher auch das Phänomen, daß Perſonen, die bei Aufgang der Sonne an feuchten Wieſen hergehen, einen Schein um ihr Haupt erblicken, der zugleich farbig ſein mag, weil ſich von den Phänomenen der Refraction Etwas einmiſcht.

So hat man auch um die Schatten der Luftballone, welche auf Wolken fielen, helle und einiger Maßen gefärbte Kreiſe bemerken wollen.

Pater Beccaria ſtellte einige Verſuche an über die Wetter-Electricität, wobei er den papiernen Drachen in die Höhe ſteigen ließ. Es zeigte ſich um dieſe Maſchine ein kleines, glänzendes Wölkchen von abwechſelnder Größe, ja auch um einen Theil der Schnur. Es verſchwand zuweilen, und wenn der Drache ſich ſchneller bewegte, ſchien es auf dem vorigen Platze einige Augenblicke hin und wider zu ſchweben. Dieſe Erſcheinung, welche die damaligen Beobachter nicht erklären konnten, war das im Auge zurückgebliebene, gegen den hellen Himmel in ein helles verwandelte Bild des dunkeln Drachen.

Bei optiſchen, beſonders chromatiſchen Verſuchen, wo man oft mit blendenden Lichtern, ſie ſeien farblos oder farbig, zu thun hat, muß man ſich ſehr verſehen, daß nicht das zurückgebliebene Spectrum einer vorhergehenden Beobachtung ſich mit in eine folgende Beobachtung miſche und dieſelbe verwirrt und unrein mache.

31. Dieſe Erſcheinungen hat man ſich folgender Maßen zu erklären geſucht. Der Ort der Retina, auf welchen das Bild des dunkeln Kreuzes fiel, iſt als ausgeruht und empfänglich anzuſehen. Auf ihn wirkt die mäßig erhellte Fläche lebhafter, als auf die übrigen Theile der Netzhaut, welche durch die Fenſterſcheiben das Licht empfangen und, nachdem ſie durch einen ſo viel ſtärkern Reiz in Thätigkeit geſetzt worden, die graue Fläche nur als dunkel genau nehmen.

32. Diese Erklärungsart scheint für den gegenwärtigen Fall ziemlich hinreichend; in Betrachtung künftiger Erscheinungen aber sind wir genöthigt, das Phänomen aus höhern Quellen abzuleiten.

33. Das Auge eines Wachenden äußert seine Lebendigkeit besonders darin, daß es durchaus in seinen Zuständen abzuwechseln verlangt, die sich am Einfachsten vom Dunkeln zum Hellen und umgekehrt bewegen. Das Auge kann und mag nicht einen Moment in einem besondern, in einem durch das Object specificirten Zustande identisch verharren. Es ist vielmehr zu einer Art von Opposition genöthigt, die, indem sie das Extrem dem Extreme, das Mittlere dem Mittlern entgegensetzt, sogleich das Entgegengesetzte verbindet, und in der Succession sowohl als in der Gleichzeitigkeit und Gleichörtlichkeit nach einem Ganzen strebt.

34. Vielleicht entsteht das außerordentliche Behagen, das wir bei dem wohlbehandelten Helldunkel farbloser Gemälde und ähnlicher Kunstwerke empfinden, vorzüglich aus dem gleichzeitigen Gewahrwerden eines Ganzen, das von dem Organ sonst nur in einer Folge mehr gesucht als hervorgebracht wird und, wie es auch gelingen möge, niemals festgehalten werden kann.

III. Graue Flächen und Bilder.

35. Ein großer Theil chromatischer Versuche verlangt ein mäßiges Licht. Dieses können wir sogleich durch mehr oder minder graue Flächen bewirken, und wir haben uns daher mit dem Grauen zeitig bekannt zu machen, wobei wir kaum zu bemerken brauchen, daß in manchen Fällen eine im Schatten oder in der Dämmerung stehende weiße Fläche für ein graue gelten kann.

36. Da eine graue Fläche zwischen Hell und Dunkel innen steht, so läßt sich Das, was wir eben (29) als Phänomen vorgetragen, zum bequemen Versuch erheben.

37. Man halte ein schwarzes Bild vor eine graue Fläche und sehe unverwandt, indem es weggenommen wird, auf denselben Fleck; der Raum, den es einnahm, erscheint um Vieles heller. Man halte auf eben diese Art ein weißes Bild hin, und der Raum wird nachher dunkler als die übrige Fläche erscheinen. Man verwende das Auge auf der Tafel hin und wieder, so werden in beiden Fällen die Bilder sich gleichfalls hin und her bewegen.

38. Ein graues Bild auf schwarzem Grunde erscheint viel heller, als dasselbe Bild auf weißem. Stellt man beide Fälle neben einander, so kann man sich kaum überzeugen, daß beide Bilder aus einem Topf gefärbt seien. Wir glauben hier abermals die große Reglamkeit der Netzhaut zu bemerken und den stillen Widerspruch, den jedes Lebendige zu äußern gedrungen ist, wenn ihm irgend ein bestimmter Zustand dargeboten wird. So setzt das Einathmen schon das Ausathmen voraus und umgekehrt; so jede Systole ihre Diastole. Es ist die ewige Formel des Lebens, die sich auch hier äußert. Wie dem Auge das Dunkle geboten wird, so fordert es das Helle; es fordert Dunkel, wenn man ihm Hell entgegenbringt und zeigt eben dadurch seine Lebendigkeit, sein Recht, das Object zu fassen, indem es Etwas, das dem Object entgegengesetzt ist, aus sich selbst hervorbringt.

IV. Blendendes, farbloses Bild.

39. Wenn man ein blendendes, völlig farbloses Bild ansieht, so macht solches einen starken, dauernden Eindruck, und das Widerklingen desselben ist von einer Farbenerscheinung begleitet.

40. In einem Zimmer, das möglichst verdunkelt werden, habe man im Laden eine runde Oeffnung, etwa 3 Zoll im Durchmesser, die man nach Belieben auf- und zudecken kann; durch selbige lasse man die Sonne auf ein weißes Papier scheinen und sehe in einiger Entfernung starr das erleuchtete Rund an; man schließe darauf die Oeffnung und blicke nach dem dunkelsten Orte des Zimmers, so wird man eine runde Erscheinung vor sich schweben sehen. Die Mitte des Kreises wird man hell, farblos, einiger Maßen gelb sehen, der Rand aber wird sogleich purpurfarben erscheinen.

Es dauert eine Zeit lang, bis diese Purpurfarbe von außen herein den ganzen Kreis bedeckt und endlich den hellen Mittelpunct völlig vertreibt. Kaum erscheint aber das ganze Rund purpurfarben, so fängt der Rand an blau zu werden, das Blaue verdrängt nach und nach hereinwärts den Purpur. Ist die Erscheinung vollkommen blau, so wird der Rand dunkel und unfärbig. Es währet lange, bis der unfärbige Rand völlig das Blaue vertreibt und der ganze Raum unfärbig wird. Das Bild nimmt sodann nach und nach ab und zwar dergestalt, daß es zugleich schwächer und kleiner wird. Hier sehen wir abermals, wie sich die Netzhaut, durch eine Succession von Schwingungen, gegen den gewaltsamen äußern Eindruck nach und nach wieder herstellt (25. 26).

41. Die Verhältnisse des Zeitmaßes dieser Erscheinung habe ich an meinem Auge, bei mehreren Versuchen übereinkommend, folgender Maßen gefunden.

Auf das blendende Bild hatte ich fünf Secunden gesehen, darauf den Schieber geschlossen;

da erblickt' ich das farbige Scheinbild ſchwebend, und noch dreizehn Secunden erſchien es ganz purpurfarben. Nun vergingen wieder neunundzwanzig Secunden, bis das Ganze blau erſchien, und achtundvierzig bis es mir farblos vorſchwebte. Durch Schließen und Oeffnen des Auges belebte ich das Bild immer wieder (27), ſo daß es ſich erſt nach Verlauf von ſieben Minuten ganz verlor.

Künftige Beobachter werden dieſe Zeiten kürzer oder länger finden, je nachdem ſie ſtärkere oder ſchwächere Augen haben (23). Sehr merkwürdig aber wäre es, wenn man deſſen ungeachtet durchaus ein gewiſſes Zahlenverhältniß dabei entdecken könnte.

42. Aber dieſes ſonderbare Phänomen erregt nicht ſobald unſere Aufmerkſamkeit, als wir ſchon eine neue Modification deſſelben gewahr werden.

Haben wir, wie oben gedacht, den Lichteindruck im Auge aufgenommen und ſehen in einem mäßig erleuchteten Zimmer auf einen hellgrauen Gegenſtand, ſo ſchwebt abermals ein Phänomen vor uns, aber ein dunkles, das ſich nach und nach von außen mit einem grünen Rande einfaßt, welcher eben ſo, wie vorher der purpurne Rand, ſich über das ganze Rund hineinwärts verbreitet. Iſt Dieſes geſchehen, ſo ſieht man nunmehr ein ſchmutziges Gelb, das, wie in dem vorigen Verſuche das Blau, die Scheibe ausfüllt und zuletzt von einer Unfarbe verſchlungen wird.

43. Dieſe beiden Verſuche laſſen ſich combiniren, wenn man in einem mäßig hellen Zimmer eine ſchwarze und weiße Tafel neben einander hinſetzt und, ſo lange das Auge den Lichteindruck behält, bald auf die weiße, bald auf die ſchwarze Tafel ſcharf hinblickt. Man wird alsdann im Anfange bald ein purpurnes, bald ein grünes Phänomen und ſo weiter das Uebrige gewahr werden. Ja, wenn man ſich geübt hat, ſo laſſen ſich, indem man das ſchwebende Phänomen dahin bringt, wo die zwei Tafeln aneinander ſtoßen, die beiden entgegengeſetzten Farben zugleich erblicken; welches um ſo bequemer geſchehen kann, als die Tafeln entfernter ſtehen, indem das Spectrum alsdann größer erſcheint.

44. Ich befand mich gegen Abend in einer Eiſenſchmiede, als eben die glühende Maſſe unter den Hammer gebracht wurde. Ich hatte ſcharf darauf geſehen, wendete mich um und blickte zufällig in einen offenſtehenden Kohlenſtreyen. Ein ungeheures, purpurfarbenes Bild ſchwebte nun vor meinen Augen; und als ich den Blick, von der dunkeln Oeffnung weg, nach dem hellen Bretterverſchlag wendete, ſo erſchien mir das Phänomen halb grün, halb purpurfarben, je nachdem es einen dunkeln oder hellern Grund hinter ſich hatte. Auf das Abklingen dieſer Erſcheinung merkte ich damals nicht.

45. Wie das Abklingen eines unſchiedenen Glanzbildes verhält ſich auch das Abklingen einer totalen Blendung der Retina. Die Purpur-Farbe, welche die vom Schnee Geblendeten erblicken, gehört hierher, ſowie die ungemein ſchöne, grüne Farbe dunkler Gegenſtände, nachdem man auf ein weißes Papier in der Sonne lange hingeſehen. Wie es ſich näher damit verhalte, werden Diejenigen künftig unterſuchen, deren jugendliche Augen, um der Wiſſenſchaft willen, noch Etwas auszuſtehen fähig ſind.

46. Hierher gehören gleichfalls die ſchwarzen Buchſtaben, die im Abendlichte roth erſcheinen. Vielleicht gehört auch die Geſchichte hierher, daß ſich Blutstropfen auf dem Tiſche zeigten, an den ſich Heinrich IV. von Frankreich mit dem Herzog von Guiſe, um Mörſel zu ſpielen, geſetzt hatte.

V. Farbige Bilder.

47. Wir wurden die phyſiologiſchen Farben zuerſt bei'm Abklingen farbloſer, blendender Bilder, ſowie auch bei abklingenden, allgemeinen, farbloſen Blendungen gewahr. Nun finden wir analoge Erſcheinungen, wenn dem Auge eine ſchon ſpecificirte Farbe geboten wird, wobei uns Alles, was wir bisher erfahren haben, immer gegenwärtig bleiben muß.

48. Wie von den farbloſen Bildern, ſo bleibt auch von den farbigen der Eindruck im Auge, nur daß uns die zur Oppoſition aufgefoderte und durch den Gegenſatz eine Totalität hervorbringende Lebendigkeit der Netzhaut anſchaulicher wird.

49. Man halte ein kleines Stück lebhaft farbigen Papiers oder ſeidenen Zeuges vor eine mäßig erleuchtete, weiße Tafel, ſchaue unverwandt auf die kleine, farbige Fläche und hebe ſie, ohne das Auge zu verrücken, nach einiger Zeit hinweg, ſo wird das Spectrum einer andern Farbe auf der weißen Tafel zu ſehen ſein. Man kann auch das farbige Papier an ſeinem Orte laſſen und mit dem Auge auf einen andern Fleck der weißen Tafel hinblicken, ſo wird jene farbige Erſcheinung ſich auch dort ſehen laſſen; denn ſie entſpringt aus einem Bilde, das nunmehr dem Auge angehört.

50. Um in der Kürze zu bemerken, welche Farben denn eigentlich durch dieſen Gegenſatz hervorgerufen werden, bediene man ſich des illuminirten Farbenkreiſes unſerer Tafeln, der überhaupt naturgemäß eingerichtet iſt, und auch hier ſeine guten Dienſte leiſtet, indem die in demſelben diametral einander entgegengeſetzten Far-

den diejenigen sind, welche sich im Auge wechselsweise fordern. So fordert Gelb das Violette, Orange das Blaue, Purpur das Grüne und umgekehrt. So fordern sich alle Abstufungen wechselsweise; die einfachere Farbe fordert die zusammengesetztere und umgekehrt.

51. Oefter, als wir denken, kommen uns die hierher gehörigen Fälle im gemeinen Leben vor; ja der Aufmerksame sieht diese Erscheinungen überall, da sie hingegen von dem ununterrichteten Theil der Menschen, wie von unsern Vorfahren, als flüchtige Fehler angesehen werden, ja manchmal gar, als wären es Vorbedeutungen von Augenkrankheiten, sorgliches Nachdenken erregen. Einige bedeutende Fälle mögen hier Platz nehmen.

52. Als ich gegen Abend in ein Wirthshaus eintrat und ein wohlgewachsenes Mädchen mit blendend weißem Gesicht, schwarzen Haaren und einem scharlachrothen Mieder zu mir in's Zimmer trat, blickte ich sie, die in einiger Entfernung vor mir stand, in der Halbdämmerung scharf an. Indem sie sich nun darauf hinwegbewegte, sah ich auf der mir entgegenstehenden weißen Wand ein schwarzes Gesicht, mit einem hellen Schein umgeben, und die übrige Bekleidung der völlig deutlichen Figur erschien von einem schönen Meergrün.

53. Unter dem optischen Apparat befanden sich Brustbilder von Farben und Schattirungen, denen entgegengesetzt, welche die Natur zeigt, und man will, wenn man sie eine Zeit lang angeschaut, die Scheingestalt alsdann ziemlich natürlich gesehen haben. Die Sache ist an sich selbst richtig und der Erfahrung gemäß; denn in obigem Falle hätte mir eine Mohrin mit weißer Binde ein weißes Gesicht schwarz umgeben hervorgebracht; nur will es bei jenen gewöhnlich klein gemalten Bildern nicht Jedermann glücken, die Theile der Schein-Figur gewahr zu werden.

54. Ein Phänomen, das schon früher bei den Naturforschern Aufmerksamkeit erregt, läßt sich, wie ich überzeugt bin, auch aus diesen Erscheinungen ableiten.

Man erzählt, daß gewisse Blumen im Sommer bei Abendzeit gleichsam blitzen, phosphoresciren oder ein augenblickliches Licht ausströmen. Einige Beobachter geben diese Erfahrungen genauer an.

Dieses Phänomen selbst zu sehen, hatte ich mich oft bemüht, ja sogar, um es hervorzubringen, künstliche Versuche angestellt.

Am 19. Juni 1799, als ich zu später Abendzeit, bei der in eine klare Nacht übergehenden Dämmerung, mit einem Freunde im Garten auf- und abging, bemerkten wir sehr deutlich an den Blumen des orientalischen Mohns, die vor allen andern eine sehr mächtig rothe Farbe haben, etwas Flammenähnliches, das sich in ihrer Nähe zeigte. Wir stellten uns vor die Stauden hin, sahen aufmerksam darauf, konnten aber nichts weiter bemerken, bis uns endlich, bei abermaligem Hin- und Widergehen, gelang, indem wir seitwärts darauf blickten, die Erscheinung so oft zu wiederholen, als uns beliebte. Es zeigte sich, daß es ein physiologisches Farben-Phänomen und der scheinbare Blitz eigentlich das Scheinbild der Blume, in der geforderten blaugrünen Farbe sei.

Wenn man eine Blume gerade ansieht, so kommt die Erscheinung nicht hervor; doch müßte es auch geschehen, sobald man mit dem Blick wankte. Schielt man aber mit dem Augenwinkel hin, so entsteht eine momentane Doppelerscheinung, bei welcher das Scheinbild gleich neben und an dem wahren Bilde erblickt wird.

Die Dämmerung ist Ursache, daß das Auge völlig ausgeruht und empfänglich ist, und die Farbe des Mohns ist mächtig genug, bei einer Sommerdämmerung der längsten Tage, noch vollkommen zu wirken und ein gefordertes Bild hervorzurufen.

Ich bin überzeugt, daß man diese Erscheinung zum Versuche erheben und den gleichen Effect durch Papierblumen hervorbringen könnte.

Will man indessen sich auf die Erfahrung in der Natur vorbereiten, so gewöhne man sich, indem man durch den Garten geht, die farbigen Blumen scharf anzusehen und sogleich auf den Sandweg hinzublicken; man wird diesen alsdann mit Flecken der entgegengesetzten Farbe bestreut sehen. Diese Erfahrung glückt bei bedecktem Himmel, aber auch selbst bei'm hellen Sonnenschein, der, indem er die Farbe der Blume erhöht, sie fähig macht, die geforderte Farbe mächtig genug hervorzubringen, daß sie selbst bei einem blendenden Lichte noch bemerkt werden kann. So bringen die Päonien schön grüne, die Calendeln lebhaft blaue Spectra hervor.

55. Sowie bei den Versuchen mit farbigen Bildern auf einzelnen Theilen der Retina ein Farbenwechsel gesetzmäßig entsteht, so geschieht Dasselbe, wenn die ganze Netzhaut von einer Farbe afficirt wird. Hiervon können wir uns überzeugen, wenn wir farbige Glasscheiben vor's Auge nehmen. Man blicke eine Zeit lang durch eine blaue Scheibe, so wird die Welt nachher dem befreiten Auge wie von der Sonne erleuchtet erscheinen, wenn auch gleich der Tag grau und die Gegend herbstlich farblos wäre. Eben so sehen wir, indem wir eine grüne Brille weglegen, die Gegenstände mit einem röthlichen Schein überglänzt. Ich sollte daher glauben, daß es nicht wohlgethan sei, zu Schonung der

mögen ſich grüner Gläſer oder grünen Papiers zu bedienen, weil jede Farb-Specification dem Auge Gewalt anthut und das Organ zur Oppoſition nöthigt.

56. Haben wir bisher die entgegengeſetzten Farben ſich einander ſucceſſiv auf der Retina fordern ſehen, ſo bleibt uns noch übrig, zu erfahren, daß dieſe geſetzliche Forderung auch ſimultan beſtehen könne. Malt ſich auf einem Theile der Netzhaut ein farbiges Bild, ſo findet ſich der übrige Theil ſogleich in einer Dispoſition, die bemerkten correſpondirenden Farben hervorzubringen. Setzt man obige Verſuche fort und blickt z. B. vor einer purpurnen Fläche auf ein gelbes Stück Papier, ſo iſt der übrige Theil des Auges ſchon dispoſirt, auf gedachter farbloſer Fläche das Violette hervorzubringen. Allein das wenige Gelbe iſt nicht mächtig genug, jene Wirkung deutlich zu leiſten. Bringt man aber auf eine gelbe Wand weiße Papiere, ſo wird man ſie mit einem violetten Ton überzogen ſehen.

57. Ob man gleich mit allen Farben dieſe Verſuche anſtellen kann, ſo ſind doch beſonders dazu Grün und Purpur zu empfehlen, weil dieſe Farben einander auffallend hervorrufen. Auch im Leben begegnen uns dieſe Fälle häufig. Blickt ein grünes Papier durch geſtreiften oder geblümten Muſſelin hindurch, ſo werden die Streifen oder Blumen röthlich erſcheinen. Durch grüne Schaltern ein graues Haus geſehen, erſcheint gleichfalls röthlich. Die Purpur-Farbe an dem bewegten Meer iſt auch eine geforderte Farbe. Der beleuchtete Theil der Wellen erſcheint grün in ſeiner eigenen Farbe, und der beſchattete in der entgegengeſetzten purpurnen. Die verſchiedene Richtung der Wellen gegen das Auge bringt eben die Wirkung hervor. Durch eine Oeffnung rother oder grüner Vorhänge erſcheinen die Gegenſtände draußen mit der geforderten Farbe. Uebrigens werden ſich dieſe Erſcheinungen dem Aufmerkſamen überall, ja bis zur Unbequemlichkeit zeigen.

58. Haben wir das Simultane dieſer Wirkungen bisher in den directen Fällen kennen gelernt, ſo können wir ſolche auch in den umgekehrten bemerken. Nimmt man ein ſehr lebhaft orange gefärbtes Stückchen Papier vor die weiße Fläche, ſo wird man, wenn man es ſcharf anſieht, das auf der übrigen Fläche geforderte Blau ſchwerlich gewahr werden. Nimmt man aber das orange Papier weg und erſcheint an deſſen Platz das blaue Scheinbild, ſo wird ſich in dem Augenblick, da dieſes völlig wirkſam iſt, die übrige Fläche, wie in einer Art von Wetterleuchten, mit einem röthlich gelben Schein überziehen und wird dem Beobachter die productive Forderung dieſer Geſetzlichkeit zum lebhaften Anſchauen bringen.

59. Wie die geforderten Farben da, wo ſie nicht ſind, neben und nach der fordernden leicht erſcheinen, ſo werden ſie erhöht da, wo ſie ſind. In einem Hofe, der mit grauen Kalkſteinen gepflaſtert und mit Gras durchwachſen war, erſchien das Gras von einer unendlich ſchönen Grüne, als Abendwolken einen röthlichen, kaum bemerklichen Schein auf das Pflaſter warfen. Im umgekehrten Falle ſieht Derjenige, der bei einer mittlern Helle des Himmels auf Wieſen wandelt und Nichts als Grün vor ſich ſieht, öfters die Baumſtämme und Wege mit einem röthlichen Scheine leuchten. Bei Landſchaftsmalern, beſonders denjenigen, die mit Aquarell-Farben arbeiten, kommt dieſer Ton öfters vor. Wahrſcheinlich ſehen ſie ihn in der Natur, ahmen ihn unbewußt nach und ihre Arbeit wird als unnatürlich getadelt.

60. Dieſe Phänomene ſind von der größten Wichtigkeit, indem ſie uns auf die Geſetze des Sehens hindeuten und zu künftiger Betrachtung der Farben eine nothwendige Vorbereitung ſind. Das Auge verlangt daher ganz eigentlich Totalität und ſchließt in ſich ſelbſt den Farbenkreis ab. In dem vom Gelben geforderten Violetten liegt das Rothe und Blaue; im Orange das Gelbe und Rothe, dem das Blaue entſpricht; das Grüne vereinigt Blau und Gelb und fordert das Rothe, und ſo in allen Abſtufungen der verſchiedenen Miſchungen. Daß man in dieſem Falle genöthigt werde, drei Hauptfarben anzunehmen, iſt ſchon früher von den Beobachtern bemerkt worden.

61. Wenn in der Totalität der Elemente, woraus ſie zuſammengeſetzt, noch bemerklich ſind, nennen wir ſie billig Harmonie. Und wie die Lehre von der Harmonie der Farben ſich aus dieſen Phänomenen herleite; wie nur durch dieſe Eigenſchaften die Farbe fähig ſei, zu äſthetiſchem Gebrauch angewendet zu werden: muß ſich in der Folge zeigen, wenn wir den ganzen Kreis der Beobachtungen durchlaufen haben und auf den Punct, wovon wir ausgegangen ſind, zurückkehren.

VI. Farbige Schatten.

62. Ehe wir jedoch weiter ſchreiten, haben wir noch höchſt merkwürdige Fälle dieſer lebendig geforderten, neben einander beſtehenden Farben zu beobachten, und zwar indem wir unſere Aufmerkſamkeit auf die farbigen Schatten richten. Um zu dieſen überzugehen, wenden wir uns vorerſt zur Betrachtung der farbloſen Schatten.

63. Ein Schatten, von der Sonne auf eine weiße Fläche geworfen, gibt uns keine Empfindung von Farbe, ſo lange die Sonne in ihrer

völligen Kraft wirkt. Er ſcheint ſchwarz, aber wenn ein Gegenlicht hinzubringen kann, ſchwächer, halberhellt, grau.

64. Zu den farbigen Schatten gehören zwei Bedingungen: erſtlich, daß das wirkſame Licht auf irgend eine Art die weiße Fläche färbe; zweitens, daß ein Gegenlicht den geworfenen Schatten auf einen gewiſſen Grad erleuchte.

65. Man ſetze bei der Dämmerung auf ein weißes Papier eine niedrig brennende Kerze; zwiſchen ſie und das abnehmende Tageslicht ſtelle man einen Bleiſtift aufrecht, ſo daß der Schatten, welchen die Kerze wirft, von dem ſchwachen Tageslicht erhellt aber nicht aufgehoben werden kann, und der Schatten wird von dem ſchönſten Blau erſcheinen.

66. Daß dieſer Schatten blau ſei, bemerkt man alſobald; aber man überzeugt ſich nur durch Aufmerkſamkeit, daß das weiße Papier als eine röthlich gelbe Fläche wirkt, durch welchen Schein jene blaue Farbe im Auge gefordert wird.

67. Bei allen farbigen Schatten daher muß man auf der Fläche, auf welche er geworfen wird, eine ertregte Farbe vermuthen, welche ſich auch bei aufmerkſamerer Betrachtung wohl erkennen läßt. Doch überzeuge man ſich vorher durch folgenden Verſuch.

68. Man nehme zu Nachtzeit zwei brennende Kerzen und ſtelle ſie gegen einander auf eine weiße Fläche; man halte einen dünnen Stab zwiſchen beiden aufrecht, ſo daß zwei Schatten entſtehen; man nehme ein farbiges Glas und halte es vor das eine Licht, alſo, daß die weiße Fläche gefärbt erſcheine, und in demſelben Augenblick wird der von dem nunmehr färbenden Lichte geworfene und von dem farbloſen Lichte beleuchtete Schatten die geforderte Farbe anzeigen.

69. Es tritt hier eine wichtige Betrachtung ein, auf die wir noch öfters zurückkommen werden. Die Farbe ſelbſt iſt ein Schattiges (umbra); deswegen Kircher vollkommen recht hat, ſie Lumen opacatum zu nennen; und wie ſie mit dem Schatten verwandt iſt, ſo verbindet ſie ſich auch gern mit ihm, ſie erſcheint und gern in ihm und durch ihn, ſobald der Anlaß nur gegeben iſt; und ſo müſſen wir bei Gelegenheit der farbigen Schatten zugleich eines Phänomens erwähnen, deſſen Ableitung und Entwickelung erſt ſpäter vorgenommen werden kann.

70. Man wähle in der Dämmerung den Zeitpunct, wo das einfallende Himmelslicht noch einen Schatten zu werfen im Stande iſt, der von dem Kerzenlichte nicht ganz aufgehoben werden kann, ſo daß vielmehr ein doppelter fällt, einmal vom Kerzenlicht gegen das Himmelslicht, und ſodann vom Himmelslicht gegen das Kerzenlicht. Wenn der Erſtere blau iſt, ſo wird der Letztere hochgelb erſcheinen. Dieſes hohe Gelb iſt aber eigentlich nur der über das ganze Papier von dem Kerzenlicht verbreitete gelbröthliche Schein, der im Schatten ſichtbar wird.

71. Hiervon kann man ſich bei dem obigen Verſuche mit zwei Kerzen und farbigen Gläſern am Beſten überzeugen, ſowie die unglaubliche Leichtigkeit, womit der Schatten eine Farbe annimmt, bei der nähern Betrachtung der Widerſcheine und ſonſt mehrmals zur Sprache kommt.

72. Und ſo wäre denn auch die Erſcheinung der farbigen Schatten, welche den Beobachtern bisher ſo viel zu ſchaffen gemacht, bequem abgeleitet. Ein Jeder, der künftighin farbige Schatten bemerkt, beobachtete nur, mit welcher Farbe die helle Fläche, worauf ſie erſcheinen, etwa tingirt ſein möchte. Ja man kann die Farbe des Schattens als ein Chromatoſcop der beleuchteten Fläche anſehen, indem man die der Farbe des Schattens entgegenſtehende Farbe auf der Fläche vermuthen und bei näherer Aufmerkſamkeit in jedem Falle gewahr werden kann.

73. Wegen dieſer nunmehr bequem abzuleitenden farbigen Schatten hat man ſich bisher viel gequält und ſie, weil ſie meiſtentheils unter freiem Himmel beobachtet wurden und vorzüglich blau erſchienen, einer gewiſſen beſtimmten blauen und blaufärbenden Eigenſchaft der Luft zugeſchrieben. Man kann ſich aber bei jenem Verſuche mit dem Kerzenlicht im Zimmer überzeugen, daß keine Art von blauem Schein oder Widerſchein dazu nöthig iſt, indem man den Verſuch an einem grauen, trüben Tag, ja hinter zugezogenen weißen Vorhängen anſtellen kann, in einem Zimmer, wo ſich auch nicht das mindeſte Blaue befindet, und der blaue Schatten wird ſich nur um deſto ſchöner zeigen.

74. Sauſſure ſagt in der Beſchreibung ſeiner Reiſe auf den Montblanc:

„Eine zweite, nicht unintereſſante Bemerkung betrifft die Farben der Schatten, die wir trotz der genaueſten Beobachtung nie dunkelblau fanden, ob es gleich in der Ebene bloß der Fall geweſen war. Wir ſahen ſie im Gegentheil neunundfünfzig Mal ein Mal gelblich, ſechs Mal blaß-bläulich, achtzehn Mal farbenlos oder ſchwarz und vierundbreißig Mal blaßviolett.

Wenn alſo einige Phyſiker annehmen, daß dieſe Farben mehr von zufälligen, in der Luft zerſtreuten, den Schatten ihre eigenthümlichen Nuancen mittheilenden Dünſten herrühren, nicht aber durch eine beſtimmte Luft- oder reflectirte Himmelsfarbe verurſacht werden: ſo ſcheinen jene Beobachtungen ihrer Meinung günſtig zu ſein.“

Die von de Sauſſure angezeigten Erſcheinungen werden wir nun bequem eintangiren können.

Auf der großen Höhe war der Himmel meistentheils rein von Dünsten. Die Sonne wirkte in ihrer ganzen Kraft auf den weißen Schnee, so daß er dem Auge völlig weiß erschien, und sie sahen bei dieser Gelegenheit die Schatten völlig farbenlos. War die Luft mit wenigen Dünsten geschwängert und entstand dadurch ein gelblicher Ton des Schnees, so folgten violette Schatten, und zwar waren diese die Meisten. Auch sahen sie bläuliche Schatten, jedoch seltener; und daß die blauen und violetten nur blaß waren, kam von der hellen und heitern Umgebung, wodurch die Schattenfärbe gemindert wurde. Nur ein Mal sahen sie den Schatten gelblich, welches wie mit oben (70) gesehen haben, ein Schatten ist, der von einem farblosen Gegenlichte geworfen und von dem färbenden Hauptlichte erleuchtet worden.

75. Auf einer Harz-Reise im Winter stieg ich gegen Abend vom Brocken herunter; die weiten Flächen auf- und abwärts waren beschneit, die Heide von Schnee bedeckt; alle zerstreut stehenden Bäume und vorragenden Klippen, auch alle Baum- und Felsenmassen völlig bereift; die Sonne senkte sich eben gegen die Ober-Teiche hinunter.

Waren den Tag über, bei dem gelblichen Ton des Schnees, schon leise violette Schatten bemerklich gewesen, so mußte man sie nun für hochblau ansprechen, als ein gesteigertes Gelb von den beleuchteten Theilen widerschien.

Als aber die Sonne sich endlich ihrem Niedergang näherte und ihr durch die stärkern Dünste höchst gemäßigter Strahl die ganze mich umgebende Welt mit der schönsten Purpurfarbe überzog, da verwandelte sich die Schattenfarbe in ein Grün, das nach seiner Klarheit einem Meergrün, nach seiner Schönheit einem Smaragd-Grün verglichen werden konnte. Die Erscheinung ward immer lebhafter; man glaubte sich in einer Feerwelt zu befinden; denn Alles hatte sich in die zwei lebhaften und so schön übereinstimmenden Farben gekleidet, bis endlich mit dem Sonnenuntergang die Prachterscheinung sich in eine graue Dämmerung und nach und nach in eine mond- und sternhelle Nacht verlor.

76. Einer der schönsten Fälle farbiger Schatten kann bei dem Vollmonde beobachtet werden. Der Kerzen- und Mondenschein lassen sich völlig in's Gleichgewicht bringen. Beide Schatten blauen gleich stark und deutlich dargestellt werden, so daß beide Farben sich vollkommen balanciren. Man setzt die Tafel dem Scheine des Vollmondes entgegen, das Kerzenlicht ein wenig an die Seite, in gehöriger Entfernung; vor die Tafel hält man einen undurchsichtigen Körper, alsdann entsteht ein doppelter Schatten, und zwar wird derjenige, den der Mond wirft und das Kerzenlicht bescheint, gewaltig rothgelb und umgekehrt der, den das Licht wirft und der Mond bescheint, vom schönsten Blau gesehen werden. Wo beide Schatten zusammentreffen und sich zu einem vereinigen, ist er schwarz. Der gelbe Schatten läßt sich vielleicht auf keine Weise auffallender darstellen. Die unmittelbare Nähe des blauen, der dazwischentretende schwarze Schatten machen die Erscheinung desto angenehmer. Ja, wenn der Blick lange auf der Tafel verweilt, so wird das geforderte Blau das fordernde Gelb wieder gegenseitig fordernd steigern und in's Gelbrothe treiben, welches denn wieder seinen Gegensatz, eine Art von Meergrün, hervorbringt.

77. Hier ist der Ort, zu bemerken, daß es wahrscheinlich eines Zeit-Momentes bedarf, um die geforderte Farbe hervorzubringen. Die Retina muß von der fordernden Farbe erst recht afficirt sein, ehe die geforderte lebhaft bemerklich wird.

78. Wenn Taucher sich unter dem Meere befinden und das Sonnenlicht in ihre Glocke scheint, so ist alles Beleuchtete, was sie umgibt, purpurfarbig (wovon künftig die Ursache anzugeben ist); die Schatten dagegen sehen grün aus. Eben dasselbe Phänomen, was ich auf einem hohen Berge gewahr wurde (75), bemerken sie in der Tiefe des Meers, und so ist die Natur mit sich selbst durchaus übereinstimmend.

79. Einige Erfahrungen und Versuche, welche sich zwischen die Capitel von farbigen Bildern und von farbigen Schatten gleichsam einschieben, werden hier nachgebracht.

Man habe an einem Winterabende einen weißen Papierladen inwendig vor dem Fenster eines Zimmers; in diesem Laden sei eine Oeffnung, wodurch man den Schnee eines etwa benachbarten Daches sehen könne; es sei draußen noch einiger Maßen dämmerig und ein Licht komme in das Zimmer: so wird der Schnee durch die Oeffnung vollkommen blau erscheinen, weil nämlich das Papier durch das Kerzenlicht gelb gefärbt wird. Der Schnee, welchen man durch die Oeffnung sieht, tritt hier an die Stelle eines durch ein Gegenlicht erhellten Schattens oder, wenn man will, eines grauen Bildes auf gelber Fläche.

80. Ein anderer sehr interessanter Versuch mache den Schluß.

Nimmt man eine Tafel grünen Glases von einiger Stärke und läßt darin die Fensterstäbe sich spiegeln: so wird man sie doppelt sehen und zwar wird das Bild, das von der untern Fläche des Glases kommt, grün sein, das Bild hingegen, das sich von der obern Fläche herleitet,

und eigentlich farblos ſein ſollte, wird purpurfarben erſcheinen.

An einem Gefäß, deſſen Boden ſpiegelartig iſt, welches man mit Waſſer füllen kann, läßt ſich der Verſuch ſehr artig anſtellen, indem man bei reinem Waſſer erſt die farbloſen Bilder zeigen und durch Färbung deſſelben ſodann die farbigen Bilder produciren kann.

VII. Schwach wirkende Lichter.

81. Das energiſche Licht erſcheint rein weiß, und dieſen Eindruck macht es auch im höchſten Grade der Blendung. Das nicht in ſeiner ganzen Gewalt wirkende Licht kann auch noch unter verſchiedenen Bedingungen farblos bleiben. Mehrere Naturforſcher und Mathematiker haben die Stufen deſſelben zu meſſen geſucht. Lambert, Bouguer, Rumford.

82. Jedoch findet ſich bei ſchwächer wirkenden Lichtern bald eine Farbenerſcheinung, indem ſie ſich wie abklingende Bilder verhalten (39).

83. Irgend ein Licht wirkt ſchwächer, entweder wenn ſeine Energie, es geſchehe, wie es wolle, gemindert wird, oder wenn das Auge in eine Dispoſition geräth, die Wirkung nicht genugſam erfahren zu können. Jene Erſcheinungen, welche objectiv genannt werden können, finden ihren Platz bei den phyſiſchen Farben. Wir erwähnen hier nur des Ueberganges vom Weißglühen bis zum Rothglühen des erhitzten Eiſens. Nicht weniger bemerken wir, daß Kerzen, auch bei Nachtzeit, nach Maßgabe, wie man ſie vom Auge entfernt, röther ſcheinen.

84. Der Kerzenſchein bei Nacht wirkt in der Nähe als ein gelbes Licht; wir können es an der Wirkung bemerken, welche auf die übrigen Farben hervorgebracht wird. Ein Blaßgelb iſt bei Nacht wenig von dem weißen zu unterſcheiden; das Blaue nähert ſich dem Grünen und ein Roſenfarb dem Orangen.

85. Der Schein des Kerzenlichts bei der Dämmerung wirkt lebhaft als ein gelbes Licht, welches die blauen Schatten am beſten beweiſen, die bei dieſer Gelegenheit im Auge hervorgerufen werden.

86. Die Retina kann durch ein ſtarkes Licht dergeſtalt gereizt werden, daß ſie ſchwächere Lichter nicht erkennen kann (11). Erkennt ſie ſolche, ſo erſcheinen ſie farbig; daher ſieht ein Kerzenlicht bei Tage röthlich aus, es verhält ſich wie ein abklingendes; ja ein Kerzenlicht, das man bei Nacht länger und ſchärfer anſieht, erſcheint immer röther.

87. Es gibt ſchwach wirkende Lichter, welche deſſen ungeachtet eine weiße, höchſtens hellgelbliche Erſcheinung auf der Retina machen, wie der Mond in ſeiner vollen Klarheit. Das faule Holz hat ſogar eine Art von bläulichem Schein. Dieſer Akt wird künftig wieder zur Sprache kommen.

88. Wenn man nahe an eine weiße oder graulichte Mond Nachts ein Licht ſtellt, ſo wird ſie von dieſem Mittelpunct aus auf eine ziemliche Weite erleuchtet ſein. Betrachtet man den daher entſtehenden Kreis aus einiger Ferne: ſo erſcheint uns der Rand der erleuchteten Fläche mit einem gelben, nach außen rothgelben Kreiſe umgeben, und wir werden aufmerkſam gemacht, daß das Licht, wenn es ſcheinend oder widerſcheinend nicht in ſeiner größten Energie auf uns wirkt, unſerm Auge den Eindruck vom Gelben, Röthlichen und zuletzt ſogar vom Rothen gebe. Hier haben wir den Uebergang zu den Höfen, die wir um leuchtende Puncte auf eine oder die andere Weiſe zu ſehen pflegen.

VIII. Subjective Höfe.

89. Man kann die Höfe in ſubjective und objective eintheilen. Die letzten werden unter den phyſiſchen Farben abgehandelt, nur die erſten gehören hierher. Sie unterſcheiden ſich von den objectiven darin, daß ſie verſchwinden, wenn man den leuchtenden Gegenſtand, der ſie auf der Netzhaut hervorbringt, zudeckt.

90. Wir haben eben den Eindruck des leuchtenden Bildes auf die Retina geſehen, und wie es ſich auf derſelben vergrößert; aber damit iſt die Wirkung noch nicht vollendet. Es wirkt nicht allein als Bild, ſondern auch als Energie über ſich hinaus; es verbreitet ſich vom Mittelpuncte aus nach der Peripherie.

91. Daß ein ſolcher Nimbus um das leuchtende Bild in unſerm Auge bemerkt werde, kann man am Beſten in der dunkeln Kammer ſehen, wenn man gegen eine mäßig große Oeffnung im Fenſterladen hinblickt. Hier iſt das helle Bild von einem runden Nebelſchein umgeben.

Einen ſolchen Nebelſchein ſah ich mit einem gelben und gelbrothen Kreiſe umgeben, als ich mehrere Nächte in einem Schlafwagen zubrachte und Morgens bei dämmerndem Tageslichte die Augen aufſchlug.

92. Die Höfe erſcheinen am Lebhafteſten, wenn das Auge aufgeruht und empfänglich iſt; nicht weniger vor einem dunkeln Hintergrund. Beides iſt die Urſache, daß wir ſie ſo ſtark ſehen, wenn wir Nachts aufwachen und uns ein Licht entgegengebracht wird. Dieſe Bedingungen fanden ſich auch zuſammen, als Descartes, im Schiff fahrend, geſchlafen hatte und ſo lebhafte farbige Scheine um das Licht bemerkte.

93. Ein Licht muß mäßig leuchten, nicht blenden, wenn es einen Hof im Auge erregen ſoll; wenigſtens würden die Höfe eines blendenden Lichtes nicht bemerkt werden können. Wir ſehen einen ſolchen Glanzhof um die

Sonne, welche von einer Waſſerfläche in's Auge fällt.

94. Gewöhnlich beobachtet iſt ein ſolcher Hof an ſeinem Rande mit einem gelben Saume eingefaßt. Aber auch hier iſt jene energiſche Wirkung noch nicht geendigt, ſondern ſie ſcheint ſich in abwechſelnden Kreiſen weiter fort zu bewegen.

95. Es gibt viele Fälle, die auf eine kreisartige Wirkung der Retina deuten, es ſei nun, daß ſie durch die runde Form des Auges ſelbſt und ſeiner verſchiedenen Theile oder ſonſt hervorgebracht werde.

96. Wenn man das Auge von dem innern Augenwinkel her nur ein wenig drückt, ſo entſtehen dunklere oder hellere Kreiſe. Man kann bei Nachtzeit manchmal auch ohne Druck eine Succeſſion ſolcher Kreiſe gewahr werden, von denen ſich einer aus dem andern entwickelt, einer vom andern verſchlungen wird.

97. Wir haben ſchon einen gelben Rand um den von einem nahe geſtellten Lichte erleuchteten, weißen Raum geſehen. Dieß wäre eine Art von objectivem Hof (88).

98. Die ſubjectiven Höfe können wir uns als den Conflict des Lichtes mit einem lebendigen Raume denken. Aus dem Conflict des Bewegenden mit dem Bewegten entſteht eine undulirende Bewegung. Man kann das Gleichniß von den Ringen im Waſſer vernehmen. Der hineingeworfene Stein treibt das Waſſer nach allen Seiten, die Wirkung erreicht eine höchſte Stufe, ſie klingt ab und gelangt, im Gegenſatz, zur Tiefe. Die Wirkung geht fort, culminirt auf's Neue und ſo wiederholen ſich die Kreiſe. Erinnert man ſich der concentriſchen Ringe, die in einem mit Waſſer gefüllten Trinkglaſe entſtehen, wenn man verſucht, einen Ton durch Reiben des Randes hervorzubringen; gedenkt man der intermittirenden Schwingungen bei'm Anklingen der Glocken: ſo nähert man ſich wohl in der Vorſtellung Demjenigen, was auf der Retina vorgehen mag, wenn ſie von einem leuchtenden Gegenſtand getroffen wird, nur daß ſie als lebendig ſchon eine gewiſſe kreisartige Dispoſition in ihrer Organiſation hat.

99. Die um das leuchtende Bild ſich zeigende, helle Kreisfläche iſt gelb mit Roth gerandet. Darauf folgt ein grünlicher Kreis, der mit einem rothen Rande geſchloſſen iſt. Dieß ſcheint das gewöhnliche Phänomen zu ſein bei einer gewiſſen Größe des leuchtenden Körpers. Dieſe Höfe werden größer, je weiter man ſich von dem leuchtenden Bilde entfernt.

100. Dieſe Höfe können aber auch im Auge unendlich klein und vielfach erſcheinen, wenn der erſte Anblick klein und mächtig iſt. Der Verſuch macht ſich am Beſten mit einer auf der Erde liegenden, von der Sonne beſchienenen Goldfinſter. In dieſen Fällen erſcheinen die Höfe in bunten Strahlen. Jene farbige Erſcheinung, welche die Sonne im Auge macht, indem ſie durch Baumblätter dringt, ſcheint auch hierher zu gehören.

Pathologiſche Farben.

Anhang.

101. Die phyſiologiſchen Farben kennen wir nunmehr hinreichend, um ſie von den pathologiſchen zu unterſcheiden. Wir wiſſen, welche Erſcheinungen dem geſunden Auge zugehören und nöthig ſind, damit ſich das Organ vollkommen lebendig und thätig erzeige.

102. Die krankhaften Phänomene deuten gleichfalls auf organiſche und phyſiſche Geſetze. Denn wenn ein beſonderes lebendiges Weſen von derjenigen Regel abweicht, durch die es gebildet iſt: ſo ſtrebt es in's allgemeine Leben, hin, immer auf einem geſetzlichen Wege und macht uns auf ſeiner ganzen Bahn jene Maximen anſchaulich, aus welchen die Welt entſprungen iſt, und durch welche ſie zuſammengehalten wird.

103. Wir ſprechen hier zuerſt von einem ſehr merkwürdigen Zuſtande, in welchem ſich die Augen mancher Perſonen befinden. Jedem er eine Abweichung von der gewöhnlichen Art, die Farben zu ſehen, anzeigt, ſo gehört er wohl zu den krankhaften; da er aber regelmäßig iſt, öfter vorkommt, ſich auf mehrere Familien-Glieder erſtreckt und ſich wahrſcheinlich nicht heilen läßt, ſo ſtellen wir ihn billig auf die Grenze.

104. Ich kannte zwei Subjecte, die damit behaftet waren, nicht über zwanzig Jahre alt; Beide hatten blaugraue Augen, ein ſcharfes Geſicht in der Nähe und Ferne, bei Tages- und Kerzenlicht, und ihre Art, die Farben zu ſehen, war in der Hauptſache völlig übereinſtimmend.

105. Mit uns treffen ſie zuſammen, daß ſie Weiß, Schwarz und Grau nach unſerer Weiſe benannten; Weiß ſahen ſie Beide ohne Beimiſchung. Der Eine wollte bei Schwarz etwas Bräunliches und bei Grau etwas Röthliches bemerken. Ueberhaupt ſcheinen ſie die Abſtufung von Hell und Dunkel ſehr zart zu empfinden.

106. Mit uns ſcheinen ſie Gelb, Rothgelb und Gelbroth zu ſehen; bei dem Letzten ſagten ſie, ſie ſähen das Gelbe gleichſam über dem Roth ſchweben, wie laſirt. Carmin, in der Mitte einer Untertaſſe dicht aufgetrocknet, nannten ſie roth.

107. Nun aber tritt eine auffallende Differenz ein. Man ſtreiche mit einem gerötheten Pinſel den Carmin leicht über die weiße Schale, ſo

werden ſie dieſe entſetzende helle Farbe der Farbe des Himmels vergleichen und ſolche blau nennen. Zeigt man ihnen daneben eine Roſe, ſo nennen ſie dieſe auch blau, und können bei allen Proben, die man anſtellt, das Hellblau nicht von dem Roſenfarb unterſcheiden. Sie verwechſeln Roſenfarb, Blau und Violett durchaus; nur durch kleine Schattirungen des Hellern, Dunklern, Lebhaftern, Schwächern ſcheinen ſich dieſe Farben für ſie von einander abzuſondern.

108. Ferner können ſie Grün von einem Dunkelorange, beſonders aber von einem Rothbraun nicht unterſcheiden.

109. Wenn man die Unterhaltung mit ihnen dem Zufall überläßt und ſie bloß über vorliegende Gegenſtände befragt, ſo geräth man in die größte Verwirrung und fürchtet, wahnſinnig zu werden. Mit einiger Methode hingegen kommt man dem Geſetz dieſer Geſetzwidrigkeit ſchon um Vieles näher.

110. Sie haben, wie man aus dem Obigen ſehen kann, weniger Farben als wir; daher denn die Verwechſelung von verſchiedenen Farben entſteht. Sie nennen den Himmel roſenfarb und die Roſe blau oder umgekehrt. Nun fragt ſich: ſehen ſie Beides blau oder Beides roſenfarb, ſehen ſie das Grün orange oder das Orange grün?

111. Dieſe ſeltſamen Räthſel ſcheinen ſich zu löſen, wenn man annimmt, daß ſie kein Blau, ſondern an deſſen Statt einen bläulichten Purpur, ein Roſenfarb, ein helles, reines Roth ſehen. Symboliſch kann man ſich dieſe Löſung einſtweilen folgender Maßen vorſtellen.

112. Nehmen wir aus unſerm Farbenkreiſe das Blaue heraus, ſo fehlt uns Blau, Violett und Grün. Das reine Roth verbreitet ſich an der Stelle der beiden Erſten, und wenn es wieder das Gelbe berührt, bringt es anſtatt des Grünen abermals ein Orange hervor.

113. Indem wir uns von dieſer Erklärungsart überzeugt halten, haben wir dieſe merkwürdige Abweichung vom gewöhnlichen Sehen Allyanopſie genannt und zu beſſerer Einſicht mehrere Figuren gezeichnet und illuminirt, bei deren Erklärung wir künftig das Weitere beizubringen gedenken. Auch findet man daſelbſt eine Landſchaft, gefärbt nach der Weiſe, wie dieſe Menſchen wahrſcheinlich die Natur ſehen, den Himmel roſenfarb und alles Grüne in Tönen vom Gelben bis zum Braunrothen, ungefähr wie es uns im Herbſt erſcheint.

114. Wir ſprechen nunmehr von krankhaften ſowohl als allen widernatürlichen, außernatürlichen, ſeltenern Affectionen der Retina, wobei, ohne äußeres Licht, das Auge zu einer Lichterſcheinung diſponirt werden kann und behalten uns vor, des galvaniſchen Lichtes künftig zu erwähnen.

115. Bei einem Schlag aufs Auge ſcheinen Funken umher zu ſprühen. Ferner, wenn man in gewiſſen körperlichen Dispoſitionen, beſonders bei erhitztem Blute und reger Empfindlichkeit, das Auge erſt ſachte, dann immer ſtärker drückt, ſo kann man ein blendendes, unerträgliches Licht erregen.

116. Operirte Staarkranke, wenn ſie Schmerz und Hitze im Auge haben, ſehen häufig feurige Blitze und Funken, welche zuweilen acht bis vierzehn Tage bleiben, aber doch ſo lange, bis Schmerz und Hitze weicht.

117. Ein Kranker, wenn er Ohrenſchmerz bekam, ſah jederzeit Lichtfunken und Augeln im Auge, ſo lange der Schmerz dauerte.

118. Wurmkranke haben oft ſonderbare Erſcheinungen im Auge, bald Feuerfunken, bald Lichtgeſpenſter, bald ſchreckhafte Figuren, die ſie nicht entfernen können. Bald ſehen ſie doppelt.

119. Hypochondriſten ſehen häufig ſchwarze Figuren als Fäden, Haare, Spinnen, Fliegen, Wespen. Dieſe Erſcheinungen zeigen ſich auch bei anfangendem ſchwarzen Staar. Manche ſehen bald durchſichtige kleine Ketten, wie Flügel bei Inſecten, Waſſerblaſen von verſchiedener Größe, welche beim Heben des Auges niederſinken, zuweilen gerade ſo in Verbindung hängen, wie Froſchlaich und bald als völlige Sphären, bald als Linſen bemerkt werden.

120. Wie dort das Licht ohne äußeres Licht, ſo entſpringen auch dieſe Bilder ohne äußere Bilder. Sie ſind theils vorübergehend, theils lebenslänglich dauernd. Hierbei tritt auch manchmal eine Farbe ein: denn Hypochondriſten ſehen auch häufig gebrochne, ſchmale Bänder im Auge, oft heftiger und häufiger am Morgen oder bei leerem Magen.

121. Daß der Eindruck irgend eines Bildes im Auge einige Zeit verharre, kennen wir als ein phyſiologiſches Phänomen (23); die allzu lange Dauer eines ſolchen Eindrucks hingegen kann als krankhaft angeſehen werden.

122. Je ſchwächer das Auge iſt, deſto länger bleibt das Bild in demſelben. Die Retina ſtellt ſich nicht ſobald wieder her und man kann die Wirkung als eine Art von Paraleſe anſehen (28).

123. Von blendenden Bildern iſt es nicht zu verwundern. Wenn man in die Sonne ſieht, ſo kann man das Bild mehrere Tage mit ſich herumtragen, Boyle erzählt einen Fall von zehn Jahren.

124. Das Gleiche findet auch verhältnißmäßig von Bildern, welche nicht blendend ſind, Statt. Büſch erzählt von ſich ſelbſt, daß ihm ein

Augenblick vollkommen mit allen ſeinen Theilen bei ſchwarzen Mienten im Auge geblieben.

125. Mehrere Perſonen, welche zu Krampf und Vollblütigkeit geneigt waren, behielten das Bild eines hochrothen Cattuns mit weißen Muſchela viele Minuten lang im Auge und ſahen es wie einen Flor vor Allem ſchweben. Nur nach langem Reiben des Auges verlor ſich's.

126. Scherfer bemerkt, daß die Purpurfarbe eines abklingenden ſtarken Lichteindrucks einige Stunden dauern könne.

127. Wie wir durch Druck auf den Augapfel eine Lichterſcheinung auf der Retina hervorbringen können, ſo entſteht bei ſchwachem Druck eine rothe Farbe und wird gleichſam ein abklingendes Licht hervorgebracht.

128. Viele Kranke, wenn ſie erwachen, ſehen Alles in der Farbe des Morgenroths, wie durch einen rothen Flor; auch wenn ſie am Abend leſen und zwiſchendurch einnicken und wieder aufwachen, pflegt es zu geſchehen. Dieſes bleibt Minuten lang und vergeht allenfalls, wenn das Auge etwas gerieben wird. Dabei ſind zuweilen rothe Sterne und Kugeln. Dieſes Rothſehen dauert auch wohl eine lange Zeit.

129. Die Luftfahrer, beſonders Zamboccani und ſeine Gefährten, wollen in ihrer höchſten Erhebung den Mond blutroth geſehen haben. Da ſie ſich aber die indiſchen Dünſte emporgeſchwungen hatten, durch welche wir den Mond und die Sonne wohl in einer ſolchen Farbe ſehen, ſo läßt ſich vermuthen, daß dieſe Erſcheinung zu den pathologiſchen Farben gehöre. Es mögen nämlich die Sinne durch den ungewohnten Zuſtand dergeſtalt afficirt ſein, daß der ganze Körper und beſonders auch die Retina in eine Art von Unempfindbarkeit und Unreizbarkeit verfällt. Es iſt daher nicht unmöglich, daß der Mond als ein höchſt abgeſtumpftes Licht wirke, und alſo das Gefühl der rothen Farbe hervorbringe. Den Hamburger-Luftfahrern erſchien auch die Sonne blutroth.

Wenn die Luftfahrenden zuſammen ſprechen und ſich kaum hören, ſollte nicht auch Dieſes der Unreizbarkeit der Nerven eben ſo gut als der Dünne der Luft zugeſchrieben werden können?

130. Die Gegenſtände werden von Kranken auch manchmal vielfärbig geſehen. Boyle erzählt von einer Dame, daß ſie nach einem Sturze, wobei ein Auge gequetſcht worden, die Gegenſtände, beſonders aber die weißen, lebhaft bis zum Unerträglichen ſchimmern geſehen.

131. Die Aerzte nennen Chryopſie, wenn in typhiſchen Krankheiten, beſonders der Augen, die Patienten an den Rändern der Bilder, wo Hell und Dunkel an einander grenzen, farbige Umgebungen zu ſehen vermeinen. Wahrſcheinlich entſteht in den Liquoren eine Veränderung, wodurch ihre Achromaſie aufgehoben wird.

132. Bei'm grauen Staar läßt eine ſtark getrübte Cryſtall-Linſe den Kranken einen rothen Schein ſehen. In einem ſolchen Falle, der durch Electricität behandelt wurde, veränderte ſich der rothe Schein nach und nach in einen gelben, zuletzt in einen weißen, und der Kranke fing an, wieder Gegenſtände gewahr zu werden, woraus man ſchließen konnte, daß der trübe Zuſtand der Linſe ſich nach und nach der Durchſichtigkeit nähere. Dieſe Erſcheinung wird ſich, ſobald wir mit den phyſiſchen Farben näher Bekanntſchaft gemacht, bequem ableiten laſſen.

133. Kann man nun annehmen, daß ein gelbſüchtiger Kranker durch einen wirklich gelbgefärbten Liquor hindurchſehe: ſo werden wir ſchon in die Abtheilung der chemiſchen Farben verwieſen, und wir ſehen leicht ein, daß wir das Capitel von den pathologiſchen Farben nur dann erſt vollkommen ausarbeiten können, wenn wir uns mit der Farbenlehre in ihrem ganzen Umfang bekannt gemacht; deßhalb ſei es an dem Gegenwärtigen genug, bis wir ſpäter das Angedeutete weiter ausführen können.

134. Nur möchte hier zum Schluſſe noch einiger beſondern Dispoſitionen des Auges vorläufig zu erwähnen ſein.

Es gibt Maler, welche, anſtatt daß ſie die natürliche Farbe wiedergeben ſollten, einen allgemeinen Ton, einen warmen oder kalten über das Bild verbreiten. So zeigt ſich auch bei Manchen eine Vorliebe für gewiſſe Farben, bei Andern ein Ungefühl für Harmonie.

135. Endlich iſt noch bemerkenswerth, daß wilde Nationen, ungebildete Menſchen, Kinder eine große Vorliebe für lebhafte Farben empfinden, daß Thiere bei gewiſſen Farben in Zorn gerathen, daß gebildete Menſchen in Kleidung und ſonſtiger Umgebung die lebhaften Farben vermeiden und ſie durchgängig von ſich zu entfernen ſuchen.

Zweite Abtheilung.

Phyſiſche Farben.

136. Phyſiſche Farben nennen wir diejenigen, zu deren Hervorbringung gewiſſe materielle Mittel nöthig ſind, welche aber ſelbſt keine Farbe haben und theils durchſichtig, theils trüb und durchſcheinend, theils völlig undurchſichtig ſein können. Dergleichen Farben werden alſo in unſerm Auge durch ſolche äußere, beſtimmte Anläſſe erzeugt oder, wenn ſie ſchon auf irgend eine Weiſe außer uns erzeugt ſind, in unſer Auge zurückgeworfen. Ob wir nun ſchon hierdurch denſelben eine Art von Objectivität zu-

ſchreiben, ſo bleibt doch das Vorübergehende, Nichtfeſthaltende meiſtens ihr Kennzeichen.

137. Sie heißen daher auch bei den frühern Naturforſchern Colores apparentes, fluxi, fugitivi, phantastici, falsi, variantes. Zugleich werden ſie speciosi und emphatici, wegen ihrer auffallenden Herrlichkeit, genannt. Sie ſchließen ſich unmittelbar an die phyſiologiſchen an und ſcheinen nur um einen geringen Grad mehr Realität zu haben. Denn wenn bei jenen vorzüglich das Auge wirkſam war und wir die Phänomene derſelben nur in uns, nicht aber außer uns darzuſtellen vermochten: ſo tritt nun hier der Fall ein, daß zwar Farben im Auge durch farbloſe Gegenſtände erregt werden, daß wir aber auch eine farbloſe Fläche an die Stelle unſerer Retina ſetzen und auf derſelben die Erſcheinung außer uns gewahr werden können; wobei uns jedoch alle Erfahrungen auf das Beſtimmteſte überzeugen, daß hier nicht von fertigen, ſondern von werdenden und wechſelnden Farben die Rede ſei.

138. Wir ſehen uns deßhalb bei dieſen phyſiſchen Farben durchaus im Stande, einem ſubjectiven Phänomen ein objectives an die Seite zu ſetzen und öfters, durch die Verbindung beider, mit Glück tiefer in die Natur der Erſcheinung einzudringen.

139. Bei den Erfahrungen alſo, wobei wir die phyſiſchen Farben gewahr werden, wird das Auge nicht für ſich als wirkend, das Licht niemals in unmittelbarem Bezuge auf das Auge betrachtet, ſondern wir richten unſere Aufmerkſamkeit beſonders darauf, wie durch Mittel, und zwar farbloſe Mittel, verſchiedene Bedingungen entſtehen.

140. Das Licht kann auf dreierlei Weiſe unter dieſen Umſtänden bedingt werden. Erſtlich, wenn es von der Oberfläche eines Mittels zurückſtrahlt, da denn die katoptriſchen Verſuche zur Sprache kommen. Zweitens, wenn es an dem Rande eines Mittels herſtrahlt. Die dabei eintretenden Erſcheinungen wurden ehemals perioptiſche genannt; wir nennen ſie paroptiſche. Drittens, wenn es durch einen durchſcheinenden oder durchſichtigen Körper durchgeht, welches die dioptriſchen Verſuche ſind. Eine vierte Art phyſiſcher Farben haben wir epoptiſche genannt, indem ſich die Erſcheinung, ohne vorgängige Mittheilung (9-9), auf einer farbloſen Oberfläche der Körper unter verſchiedenen Bedingungen ſehen läßt.

141. Beurtheilen wir dieſe Rubriken in Bezug auf die von uns beliebten Hauptabtheilungen, nach welchen wir die Farben in phyſiologiſcher, phyſiſcher und chemiſcher Rückſicht betrachten: ſo finden wir, daß die katoptriſchen Farben ſich nahe an die phyſiologiſchen anſchließen, die paroptiſchen ſich ſchon etwas ab*löſen* und gewiſſer Maßen ſelbſtſtändig werden, die dioptriſchen ſich ganz eigentlich phyſiſch erweiſen und eine entſchieden objective Seite haben; die epoptiſchen, obgleich in ihren Erſcheinungen auch nur apparent, machen den Uebergang zu den chemiſchen Farben.

142. Wenn wir alſo unſern Vortrag fortan nach Anleitung der Natur fortführen wollten, ſo dürften wir nur in der jetzt eben bezeichneten Ordnung auch fernerhin verfahren. Weil aber bei didactiſchen Vorträgen es nicht ſowohl darauf ankommt, Dasjenige, wovon die Rede iſt, an einander zu knüpfen, vielmehr Solches wohl auseinander zu ſondern, damit erſt zuletzt, wenn alles Einzelne vor die Seele gebracht iſt, eine große Einheit das Beſondere verſchlinge: ſo wollen wir uns gleich zu den dioptriſchen Farben wenden, um den Leſer alsbald in die Mitte der phyſiſchen Farben zu verſetzen und ihm ihre Eigenſchaften auffallender zu machen.

IX. Dioptriſche Farben.

143. Man nennt dioptriſche Farben diejenigen, zu deren Entſtehung ein farbloſes Mittel gefordert wird, dergeſtalt, daß Licht und Finſterniß hindurchwirken entweder auf's Auge oder auf entgegenſtehende Flächen. Es wird alſo gefordert, daß das Mittel durchſichtig oder wenigſtens bis auf einen gewiſſen Grad durchſcheinend ſei.

144. Nach dieſen Bedingungen theilen wir die dioptriſchen Erſcheinungen in zwei Claſſen und ſetzen in die erſte diejenigen, welche bei durchſcheinenden trüben Mitteln entſtehen, in die zweite aber ſolche, die ſich alsdann zeigen, wenn das Mittel in dem höchſt möglichen Grad durchſichtig iſt.

X. Dioptriſche Farben
der erſten Claſſe.

145. Der Raum, den wir uns leer denken, hätte durchaus für uns die Eigenſchaft der Durchſichtigkeit. Wenn ſich nun derſelbe dergeſtalt füllt, daß unſer Auge die Ausfüllung nicht gewahr wird: ſo entſteht ein materielles, mehr oder weniger körperliches, durchſichtiges Mittel, das luft- und gasartig, flüſſig oder auch feſt ſein kann.

146. Die reine durchſcheinende Trübe leitet ſich aus dem Durchſichtigen her. Sie kann ſich uns alſo auch auf gedachte dreifache Weiſe darſtellen.

147. Die vollendete Trübe iſt das Weiße, die gleichgiltigſte, hellſte, erſte undurchſichtige Raumerfüllung.

148. Das Durchſichtige ſelbſt, empiriſch betrachtet, iſt ſchon der erſte Grad der Trübung.

Die ferneren Grade des Trüben bis zum undurchsichtigen Weißen sind unendlich.

149. Auf welcher Stufe wir auch das Trübe vor seiner Undurchsichtigkeit festhalten, gewährt es uns, wenn wir es im Verhältniß zum Hellen und Dunkeln sehen, einfache und bedeutende Phänomene.

150. Das höchst energische Licht, wie das der Sonne, des Phosphors in Lebensluft verbrennend, ist blendend und farblos. So kommt auch das Licht der Fix-Sterne meistens farblos zu uns. Dieses Licht aber durch ein auch nur wenig trübes Mittel gesehen, erscheint uns gelb. Nimmt die Trübe eines solchen Mittels zu, oder wird seine Tiefe vermehrt, so sehen wir das Licht nach und nach eine gelbrothe Farbe annehmen, die sich endlich bis zum Rubinrothen steigert.

151. Wird hingegen durch ein trübes, von einem darauf fallenden Lichte erleuchtetes Mittel die Finsterniß gesehen: so erscheint uns eine blaue Farbe, welche immer heller und blässer wird, je mehr sich die Trübe des Mittels vermehrt, hingegen immer dunkler und satter sich zeigt, je durchsichtiger das Trübe werden kann, ja bei dem mindesten Grad der reinsten Trübe als das schönste Violett dem Auge fühlbar wird.

152. Wenn diese Wirkung auf die beschriebene Weise in unserm Auge vorgeht und also subjectiv genannt werden kann, so haben wir uns auch durch objective Erscheinungen von derselben noch mehr zu vergewissern. Denn ein so gemäßigtes und getrübtes Licht wirft auch auf die Gegenstände einen gelben, gelbrothen oder purpurnen Schein, und ob sich gleich die Wirkung der Finsterniß durch das Trübe nicht eben so mächtig äußert, so zeigt sich doch der blaue Himmel in der Camera obscura ganz deutlich auf dem weißen Papier neben jeder andern körperlichen Farbe.

153. Wenn wir die Fälle durchgehen, unter welchen uns dieses wichtige Grund-Phänomen erscheint, so erwähnen wir billig zuerst der atmosphärischen Farben, deren meiste hierher gerechnet werden können.

154. Die Sonne, durch einen gewissen Grad von Dünsten gesehen, zeigt sich mit einer gelblichen Scheibe. Oft ist die Mitte noch blendend gelb, wenn sich die Ränder schon roth zeigen. Bei'm Heerrauch (wie 1794 auch im Norden der Fall war) und noch mehr bei der Dispersion der Atmosphäre, wenn in südlichen Gegenden der Scirocco herrscht, erscheint die Sonne rubinroth mit allen sie im letzten Falle gewöhnlich umgebenden Wolken, die alsdann jene Farbe im Widerschein zurückwerfen.

Morgen- und Abendröthe entsteht aus derselben Ursache. Die Sonne wird durch eine Röthe verkündigt, indem sie durch eine größere Masse von Dünsten zu uns strahlt. Je weiter sie herauf kommt, desto heller und gelber wird der Schein.

155. Wird die Finsterniß des unendlichen Raums durch atmosphärische, vom Tageslicht erleuchtete Dünste hindurch angesehen, so erscheint die blaue Farbe. Auf hohen Gebirgen sieht man am Tage den Himmel kniglblau, weil nur wenig feine Dünste vor dem unendlichen, äußern Raum schweben; sobald man in die Thäler herabsteigt, wird das Blaue heller, bis es endlich, in gewissen Regionen und bei zunehmenden Dünsten, ganz in ein Weißlich übergeht.

156. Eben so scheinen uns auch die Berge blau. Denn indem wir sie in einer solchen Ferne erblicken, daß wir die Local-Farben nicht mehr sehen und kein Licht von ihrer Oberfläche mehr auf unser Auge wirkt: so gelten sie als ein reiner finsterer Gegenstand, der nun durch die dazwischen tretenden, trüben Dünste blau erscheint.

157. Auch sprechen wir die Schattentheile näherer Gegenstände für blau an, wenn die Luft mit feinen Dünsten gesättigt ist.

158. Die Eisberge hingegen erscheinen in großer Entfernung noch immer weiß und eher gelblich, weil sie immer noch als hell durch den Dunstkreis auf unser Auge wirken.

159. Die blaue Erscheinung an dem untern Theil des Kerzenlichtes gehört auch hierher. Man halte die Flamme vor einen weißen Grund und man wird nichts Blaues sehen, welche Farbe hingegen sogleich erscheinen wird, wenn man die Flamme gegen einen schwarzen Grund hält. Dieses Phänomen erscheint am Lebhaftesten bei einem angezündeten Löffel Weingeist. Wir können also den untern Theil der Flamme für einen Dunst ansprechen, welcher, obgleich undurchsichtig, doch vor der dunkeln Fläche sichtbar wird: er ist so fein, daß man bequem durch ihn lesen kann, da hingegen die Spitze der Flamme, welche uns die Gegenstände verdeckt, als ein selbstleuchtender Körper anzusehen ist.

160. Uebrigens ist der Rauch gleichfalls als ein trübes Mittel anzusehen, das uns vor einem hellen Grunde gelb oder röthlich, vor einem dunkeln aber blau erscheint.

161. Wenden wir uns nun zu den flüssigen Mitteln, so finden wir, daß ein jedes Wasser, auf eine zarte Weise getrübt, denselben Effect hervorbringe.

162. Die Infusion des nephritischen Holzes (der Guilandina Linnaei), welche früher so großes Aufsehen machte, ist nur ein trüber Liquor, der im dunkeln, hölzernen Becher blau aussieht, in einem durchsichtigen Glase aber,

gegen die Sonne gehalten, eine gelbe Erſcheinung hervorbringen muß.

163. Einige Tropfen wohlriechender Waſſer, eines Weingeiſtfirniſſes, mancher metalliſchen Solutionen können das Waſſer zu ſolchen Verſuchen in allen Graden trübe machen. Seifen-Spiritus thut faſt die beſte Wirkung.

164. Der Grund des Meeres erſcheint den Tauchern bei hellem Sonnenſchein purpurfarb, wobei das Meerwaſſer als ein trübes und tiefes Mittel wirkt. Sie bemerken bei dieſer Gelegenheit die Schatten grün, welches die geforderte Farbe iſt (78).

165. Unter den feſten Mitteln begegnet uns in der Natur zuerſt der Opal, deſſen Farben wenigſtens zum Theil daraus zu erklären ſind, daß er eigentlich ein trübes Mittel ſei, wodurch bald helle, bald dunkle Unterlagen ſichtbar werden.

166. Zu allen Verſuchen aber iſt das Opal-Glas (vitrum astroides, girasole) der erwünſchteſte Körper. Es wird auf verſchiedene Weiſe verfertigt und ſeine Trübe durch Metall-Kalke hervorgebracht. Auch trübt man das Glas dadurch, daß man gepülverte und calcinirte Knochen mit ihm zuſammenſchmelzt, deßwegen man es auch Beinglas nennt; doch geht dieſes gar zu leicht in's Undurchſichtige über.

167. Man kann dieſes Glas zu Verſuchen auf vielerlei Weiſe zurichten: denn entweder man macht es nur wenig trüb, da man denn durch mehrere Schichten über einander das Licht vom hellſten Gelb bis zum tiefſten Purpur führen kann; oder man kann auch ſtark getrübtes Glas in dünnern und ſtärkern Scheiben anwenden. Auf beide Arten laſſen ſich die Verſuche anſtellen; beſonders darf man aber, um die hohe blaue Farbe zu ſehen, das Glas weder allzu trüb noch allzu ſtark nehmen. Denn da es natürlich iſt, daß das Finſtere nur ſchwach durch die Trübe hindurch wirke, ſo geht die Trübe, wenn ſie zu dicht wird, gar ſchnell in das Weiße hinüber.

168. Fenſterſcheiben durch die Stellen, an welchen ſie blind geworden ſind, werfen einen gelben Schein auf die Gegenſtände und eben dieſe Stellen ſehen blau aus, wenn wir durch ſie nach einem dunkeln Gegenſtande blicken.

169. Das angeraucht Glas gehört auch hierher und iſt gleichfalls als ein trübes Mittel anzuſehen. Es zeigt uns die Sonne mehr oder weniger rubinroth; und ob man gleich dieſe Erſcheinung der ſchwarzbraunen Farbe des Rußes zuſchreiben könnte: ſo kann man ſich doch überzeugen, daß hier ein trübes Mittel wirke, wenn man ein ſolches mäßig angeraucht Glas, auf der vordern Seite durch die Sonne entrußet, vor einen dunkeln Gegenſtand hält, da wir denn einen blaulichen Schein gewahr werden.

170. Mit Pergament-Blättern läßt ſich in der dunkeln Kammer ein auffallender Verſuch anſtellen. Wenn man vor die Oeffnung des eben von der Sonne beſchienenen Fenſterladens ein Stück Pergament befeſtigt: ſo wird es weißlich erſcheinen; fügt man ein zweites hinzu, ſo entſteht eine gelbliche Farbe, die immer zunimmt und endlich bis in's Rothe übergeht, je mehr man Blätter nach und nach hinzufügt.

171. Einer ſolchen Wirkung der getrübten Cryſtall-Linſe bei'm grauen Staar iſt ſchon oben gedacht (131).

172. Sind wir nun auf dieſem Wege ſchon bis zu der Wirkung eines kaum noch durchſcheinenden Trüben gelangt, ſo bleibt uns noch übrig, einer wunderbaren Erſcheinung augenblicklicher Trübe zu gedenken.

Das Portrait eines angeſehenen Theologen war von einem Künſtler, welcher practiſch beſonders gut mit der Farbe umzugehen wußte, vor mehrern Jahren gemalt worden. Der hochwürdige Mann ſtand in einem glänzenden Sammetrocke da, welcher faſt mehr als das Geſicht die Augen der Anſchauer auf ſich zog und Bewunderung erregte. Indeſſen hatte das Bild nach und nach durch Lichterdampf und Staub von ſeiner erſten Lebhaftigkeit Vieles verloren. Man übergab es daher einem Maler, der es reinigen und mit einem neuen Firniß überziehen ſollte. Dieſer fängt nun ſorgfältig an, zuerſt das Bild mit einem feuchten Schwamm abzuwaſchen; kaum aber hat er es einige Mal überfahren und den ſtärkſten Schmutz weggewiſcht, als zu ſeinem Erſtaunen der ſchwarze Sammetrock ſich plötzlich in einen hellblauen Plüſchrock verwandelt, wodurch der geiſtliche Herr ein ſehr weltliches, obgleich altmodiſches Anſehn gewinnt. Der Maler getraut ſich nicht, weiter zu waſchen, begreift nicht, wie ein Hellblau zum Grunde des tiefſten Schwarzen liegen, noch weniger, wie er eine Laſur ſo ſchnell könne weggeſchwemmt haben, welche ein ſolches Blau, wie er vor ſich ſah, in Schwarz zu verwandeln im Stande geweſen wäre.

Genug, er fühlte ſich ſehr beſtürzt, das Bild auf dieſen Grad verdorben zu haben: es war nichts Geiſtliches mehr daran zu ſehen, als nur die vielgelockte, runde Perrücke, wobei der Tauſch eines verſchoſſenen Plüſchrocks gegen einen vortrefflichen neuen Sammetrock durchaus unerwünſcht blieb. Das Uebel ſchien indeſſen unheilbar und unſer guter Künſtler lehnte mißmuthig das Bild gegen die Wand und legte ſich nicht ohne Sorgen zu Bette.

Wie erfreut aber war er den andern Morgen, als er das Gemälde wieder vornahm und den ſchwarzen Sammetrock in völligem Glanze wieder erblickte. Er konnte ſich nicht enthalten,

Der

Bürgergeneral.

Ein Luſtſpiel

in einem Aufzuge.

Zweyte Fortſetzung

der beyden Billets.

Berlin.

Bei Johann Friedrich Unger.

1793.

3.

den Rock an einem Ende abermals zu benetzen, da denn die blaue Farbe wieder erſchien und nach einiger Zeit verſchwand.

Als ich Nachricht von dieſem Phänomen erhielt, begab ich mich ſogleich zu dem Wunderbilde. Es ward in meiner Gegenwart mit einem feuchten Schwamme überfahren und die Veränderung zeigte ſich ſehr ſchnell. Ich ſah einen zwar etwas verſchoſſenen, aber völlig hellblauen Pluſchrock, auf welchem an dem Vermel einige braune Striche die Falten andeuteten.

Ich erklärte mir dieſes Phänomen aus der Lehre von den trüben Mitteln. Der Künſtler mochte ſeine ſchon gemalte ſchwarze Farbe, um ſie recht tief zu machen, mit einem beſondern Firniß laſſen, welcher bei'm Waſchen einige Feuchtigkeit in ſich zog und dadurch trübe ward, wodurch das unterliegende Schwarz ſogleich als Blau erſchien. Vielleicht kommen Diejenigen, welche viel mit Firniſſen umgehen, durch Zufall oder Nachdenken auf den Weg, dieſe ſonderbare Erſcheinung den Freunden der Naturforſchung als Experiment darzuſtellen. Mir hat es nach mancherlei Proben nicht gelingen wollen.

173. Haben wir nun die herrlichſten Fälle atmoſphäriſcher Erſcheinungen, ſowie andere geringere, aber doch immer genugſam bedeutende, aus der Haupterfahrung mit trüben Mitteln hergeleitet: ſo zweifeln wir nicht, daß aufmerkſame Naturfreunde immer weiter gehen und ſich üben werden, die im Leben mannigfaltig vorkommenden Erſcheinungen auf eben dieſem Wege abzuleiten und zu erklären; ſowie wir hoffen können, daß die Naturforſcher ſich nach einem hinlänglichen Apparat umſehen werden, um ſo bedeutende Erfahrungen den Wißbegierigen vor Augen zu bringen.

174. Ja, wir möchten jene im Allgemeinen ausgeſprochene Haupterſcheinung ein Grund- und Ur-Phänomen nennen; und es ſei uns erlaubt, hier, was wir darunter verſtehen, ſogleich beizubringen.

175. Das, was wir in der Erfahrung gewahr werden, ſind meiſtens nur Fälle, welche ſich mit einiger Aufmerkſamkeit unter allgemeine empiriſche Rubriken bringen laſſen. Dieſe ſubordiniren ſich abermals unter wiſſenſchaftliche Rubriken, welche weiter hinausdeuten, wobei uns gewiſſe unerläßliche Bedingungen des Erſcheinenden näher bekannt werden. Von nun an fügt ſich Alles nach und nach unter höhere Regeln und Geſetze, die ſich aber nicht durch Worte und Hypotheſen dem Verſtande, ſondern gleichfalls durch Phänomene dem Anſchauen offenbaren. Wir nennen ſie Ur-Phänomene, weil Nichts in der Erſcheinung über ihnen liegt, ſie aber dagegen völlig geeignet ſind, daß man ſtufenweiſe, wie wir vorhin hinaufgeſtiegen, von ihnen herab bis zu dem gemeinſten Fall der täglichen Erfahrung niederſteigen kann. Ein ſolches Ur-Phänomen iſt dasjenige, das wir bisher dargeſtellt haben. Wir ſehen auf der einen Seite das Licht, das Helle, auf der andern die Finſterniß, das Dunkle; wir bringen die Trübe zwiſchen beide, und aus dieſen Gegenſätzen, mit Hülfe gedachter Vermittelung, entwickeln ſich, gleichfalls in einem Gegenſatz, die Farben, denen aber alsbald, durch einen Wechſelbezug, unmittelbar auf ein Gemeinſames wieder zurück.

176. In dieſem Sinne halten wir den in der Naturforſchung begangenen Fehler für ſehr groß, daß man ein abgeleitetes Phänomen an die obere Stelle, das Ur-Phänomen an die niedere Stelle ſetzte, ja ſogar das abgeleitete Phänomen wieder auf den Kopf ſtellte, und an ihm das Zuſammengeſetzte für ein Einfaches, das Einfache für ein Zuſammengeſetztes gelten ließ, durch welches Hinterſinnen vorderſt die wunderlichſten Verwickelungen und Verwirrungen in die Naturlehre gekommen ſind, an welchen ſie noch leidet.

177. Wäre denn aber auch ſolches Ur-Phänomen gefunden, ſo bleibt immer noch das Uebel, daß man es nicht als ein ſolches anerkennen will; daß wir hinter ihm und über ihm noch etwas Weiteres aufſuchen, da wir doch hier die Grenze des Schauens eingeſtehen ſollten. Der Naturforſcher laſſe die Ur-Phänomene in ihrer ewigen Ruhe und Herrlichkeit daſtehen; der Philoſoph nehme ſie in ſeine Region auf und er wird finden, daß ihm nicht in einzelnen Fällen, allgemeinen Rubriken, Meinungen und Hypotheſen, ſondern im Grund- und Ur-Phänomen ein würdiger Stoff zu weiterer Behandlung und Verarbeitung überliefert werde.

XI. Dioptriſche Farben

der zweiten Claſſe.

Refraction.

178. Die dioptriſchen Farben der beiden Claſſen ſchließen ſich genau aneinander an, wie ſich bei einiger Betrachtung ſogleich finden läßt. Die der erſten Claſſe erſchienen in dem Felde der trüben Mittel, die der zweiten ſollen uns nun in durchſichtigen Mitteln erſcheinen. Da aber jedes empiriſch Durchſichtige an ſich ſchon als trüb angeſehen werden kann, wie uns jede vermehrte Maſſe eines durchſichtig genannten Mittels zeigt, ſo iſt die nahe Verwandtſchaft beider Arten genugſam einleuchtend.

179. Doch wir abſtrahiren vorerſt, indem wir uns zu den durchſichtigen Mitteln wenden, von aller ihnen einiger Maßen beiwohnenden Trübe, und richten unſere ganze Aufmerkſamkeit

auf das hier eintretende Phänomen, das unter dem Namen der Refraction bekannt iſt.

180. Wir haben ſchon bei Gelegenheit der phyſiologiſchen Farben Dasjenige, was man ſonſt Augentäuſchungen zu nennen pflegte, als Thätigkeiten des geſunden und richtig wirkenden Auges gerettet (2), und wir kommen hier abermals in den Fall, zu Ehren unſerer Sinne und zu Beſtätigung ihrer Zuverläſſigkeit Einiges anzuführen.

181. In der ganzen ſinnlichen Welt kommt Alles überhaupt auf das Verhältniß der Gegenſtände untereinander an, vorzüglich aber auf das Verhältniß des bedeutendſten irdiſchen Gegenſtandes, des Menſchen, zu den übrigen. Hierdurch trennt ſich die Welt in zwei Theile und der Menſch ſtellt ſich als ein Subject dem Object entgegen. Hier iſt es, wo ſich der Practiker in der Erfahrung, der Denker in der Speculation abmüdet und einen Kampf zu beſtehen aufgefordert iſt, der durch keinen Frieden und durch keine Entſcheidung geſchloſſen werden kann.

182. Immer bleibt es aber auch hier die Hauptſache, daß die Beziehungen wahrhaft eingeſehen werden. Da nun unſere Sinne, inſofern ſie geſund ſind, die äußern Beziehungen am Wahrhafteſten ausſprechen: ſo können wir uns überzeugen, daß ſie überall, wo ſie dem Wirklichen zu widerſprechen ſcheinen, das wahre Verhältniß deſto ſicherer bezeichnen. So erſcheint uns das Entfernte kleiner und eben dadurch werden wir die Entfernung gewahr. An farbloſen Gegenſtänden brachten wir durch farbloſe Mittel farbige Erſcheinungen hervor und wurden zugleich auf die Grade des Trüben ſolcher Mittel aufmerkſam.

183. Ebenſo werden unſerm Auge die verſchiedenen Grade der Dichtigkeit durchſichtiger Mittel, ja ſogar noch andere phyſiſche und chemiſche Eigenſchaften derſelben, bei Gelegenheit der Refraction, bekannt und fordern uns auf, andere Prüfungen anzuſtellen, um in die von einer Seite ſchon eröffneten Geheimniſſe auf phyſiſchem und chemiſchem Wege völlig einzudringen.

184. Gegenſtände durch mehr oder weniger dichte Mittel geſehen, erſcheinen uns nicht an der Stelle, an der ſie ſich nach den Geſetzen der Perſpective befinden ſollten. Hierauf beruhen die diaptriſchen Erſcheinungen der zweiten Claſſe.

185. Diejenigen Geſetze des Sehens, welche ſich durch mathematiſche Formeln ausdrücken laſſen, haben zum Grunde, daß, ſowie das Licht ſich in gerader Linie bewegt, auch eine gerade Linie zwiſchen dem ſehenden Organ und dem geſehenen Gegenſtand müſſe zu ziehen ſein. Kommt alſo der Fall, daß das Licht zu uns in einer gebogenen oder gebrochenen Linie gelangt; daß wir die Gegenſtände in einer gebogenen oder gebrochenen Linie ſehen, ſo werden wir alsbald erinnert, daß die dazwiſchen liegenden Mittel ſich verdichtet, daß ſie dieſe oder jene fremde Natur angenommen haben.

186. Dieſe Abweichung vom Geſetz des geradlinigen Sehens wird im Allgemeinen die Refraction genannt; und ob wir gleich vorausſetzen können, daß unſere Leſer damit bekannt ſind, ſo wollen wir ſie doch kürzlich von ihrer objectiven und ſubjectiven Seite hier nochmals darſtellen.

187. Man laſſe in ein leeres cubiſches Gefäß das Sonnenlicht ſchräg in der Diagonale hineinſcheinen, dergeſtalt, daß nur die dem Licht entgegengeſetzte Wand, nicht aber der Boden erleuchtet ſei; man gieße ſodann Waſſer in dieſes Gefäß und der Bezug des Lichtes zu demſelben wird ſogleich verändert ſein. Das Licht zieht ſich gegen die Seite, wo es herkommt, zurück, und ein Theil des Bodens wird gleichfalls erleuchtet. An dem Puncte, wo nunmehr das Licht in das dichtere Mittel tritt, weicht es von ſeiner geradlinigen Richtung ab und ſcheint gebrochen, deßwegen man auch dieſes Phänomen die Brechung genannt hat. Soviel von dem objectiven Verſuche.

188. In der ſubjectiven Erfahrung gelangen wir aber folgender Maßen. Man ſetze das Auge an die Stelle der Sonne; das Auge ſchaue gleichfalls in der Diagonale über die eine Wand, ſo daß es die ihm entgegenſtehende, jenſeitige innere Wandfläche vollkommen, Nichts aber vom Boden ſehen könne. Man gieße Waſſer in das Gefäß und das Auge wird nun einen Theil des Bodens gleichfalls erblicken und zwar geſchieht es auf eine Weiſe, daß wir glauben, wir ſehen noch immer in gerader Linie; denn der Boden ſcheint uns heraufgehoben, daher wir das ſubjective Phänomen mit dem Namen der Hebung bezeichnen. Einiges, was noch beſonders merkwürdig hierbei iſt, wird künftig vorgetragen werden.

189. Sprechen wir dieſes Phänomen nunmehr im Allgemeinen aus, ſo können wir, was wir eben angedeutet, hier wiederholen: daß nämlich der Bezug der Gegenſtände verändert, verrückt werde.

190. Da wir aber bei unſerer gegenwärtigen Darſtellung die objectiven Erſcheinungen von den ſubjectiven zu trennen gemeint ſind, ſo ſprechen wir das Phänomen vorerſt ſubjectiv aus und ſagen, es zeige ſich eine Verrückung des Geſehenen oder des zu Sehenden.

191. Es kann nun aber das unbegrenzt Geſehene verrückt werden, ohne daß uns die Wirkung bemerklich wird. Verrückt ſich hingegen das

begrenzt Geſehene, ſo haben wir Merkzeichen, daß eine Verrückung geſchieht. Wollen wir uns alſo von einer ſolchen Veränderung des Bezugs unterrichten, ſo werden wir uns vorzüglich an die Verrückung des begrenzt Geſehenen, an die Verrückung des Bildes zu halten haben.

192. Dieſe Wirkung überhaupt kann aber geſchehen durch paralele Mittel; denn jedes paralele Mittel verrückt den Gegenſtand und bringt ihn ſogar im Perpendikel dem Auge entgegen. Merklicher aber wird dieſes Verrücken durch nicht paralele Mittel.

193. Dieſe können eine völlig ſphäriſche Geſtalt haben, auch als convexe oder als concave Linſen angewandt werden. Wir bedienen uns derſelben gleichfalls bei unſern Erfahrungen. Weil ſie aber nicht allein das Bild von der Stelle verrücken, ſondern daſſelbe auch auf mancherlei Weiſe verändern: ſo gebrauchen wir lieber ſolche Mittel, deren Flächen zwar nicht paralel gegeneinander, aber doch ſämmtlich eben ſind, nämlich Prismen, die einen Triangel zur Baſe haben, die man zwar auch als Theile einer Linſe betrachten kann, die aber zu unſern Erfahrungen deßhalb beſonders tauglich ſind, weil ſie das Bild ſehr ſtark von der Stelle verrücken, ohne jedoch an ſeiner Geſtalt eine bedeutende Veränderung hervorzubringen.

194. Nunmehr, um unſere Erfahrungen mit möglichſter Genauigkeit anzuſtellen und alle Verwechſelung abzulehnen, halten wir uns zuerſt an

Subjective Verſuche,

bei welchen nämlich der Gegenſtand durch ein brechendes Mittel von dem Beobachter geſehen wird. Sobald wir dieſe der Reihe nach abgehandelt, ſollen die objectiven Verſuche in gleicher Ordnung folgen.

XII. Refraction ohne Farbenerſcheinung.

195. Die Refraction kann ihre Wirkung äußern, ohne daß man eine Farbenerſcheinung gewahr werde. So ſehr auch durch Refraction das unbegrenzt Geſehene, eine farbloſe oder einfach gefärbte Fläche verrückt werde, ſo entſteht innerhalb derſelben doch keine Farbe. Man kann ſich hiervon auf mancherlei Weiſe überzeugen.

196. Man ſetze einen gläſernen Cubus auf irgend eine Fläche und ſchaue im Perpendikel oder im Winkel darauf, ſo wird die reine Fläche dem Auge völlig entgegen gehoben, aber es zeigt ſich keine Farbe. Wenn man durch's Prisma einen rein grauen oder blauen Himmel, eine rein weiße oder farbige Wand betrachtet: ſo wird der Theil der Fläche, den wir eben in's Auge gefaßt haben, völlig von ſeiner Stelle gerückt ſein, ohne daß wir deßhalb die mindeſte Farbenerſcheinung darauf bemerken.

XIII. Bedingungen der Farbenerſcheinung.

197. Haben wir bei den vorigen Verſuchen und Beobachtungen alle reinen Flächen, groß oder klein, farblos gefunden, ſo bemerken wir an den Rändern da, wo ſich eine ſolche Fläche gegen einen hellern oder dunklern Gegenſtand abſchneidet, eine farbige Erſcheinung.

198. Durch Verbindung von Rand und Fläche entſtehen Bilder. Wir ſprechen daher die Haupterfahrung dergeſtalt aus: es müſſen Bilder verrückt werden, wenn eine Farbenerſcheinung ſich zeigen ſoll.

199. Wir nehmen das einfachſte Bild vor uns, ein helles Rund auf dunklem Grunde A. An dieſem findet eine Verrückung Statt, wenn wir ſeine Ränder von dem Mittelpuncte aus ſcheinbar nach außen dehnen, indem wir es vergrößern. Dieſes geſchieht durch jedes convexe Glas und wir erblicken in dieſem Falle einen blauen Rand B.

200. Den Umkreis eben deſſelben Bildes können wir nach dem Mittelpuncte zu ſcheinbar hineinbewegen, indem wir das Rund zuſammenziehen; da alsdann die Ränder gelb erſcheinen C. Dieſes geſchieht durch ein concaves Glas, das aber nicht, wie die gemeinlichen Lorgnetten, dünn geſchliffen ſein darf, ſondern einige Maſſe haben muß. Damit man aber dieſen Verſuch auf ein Mal mit dem convexen Glas machen könne, ſo bringe man in das helle Rund auf ſchwarzem Grunde eine kleinere ſchwarze Scheibe. Denn vergrößert man durch ein convexes Glas die ſchwarze Scheibe auf weißem Grund, ſo geſchieht dieſelbe Operation, als wenn man ein weißes Rund verkleinerte; denn wir führen den ſchwarzen Rand nach dem weißen zu, und wir erblicken alſo den gelblichen Farbenrand zugleich mit dem blauen D.

201. Dieſe beiden Erſcheinungen, die blaue und gelbe, zeigen ſich an und über dem Weißen. Sie nehmen, inſofern ſie über das Schwarze reichen, einen röthlichen Schein an.

202. Und hiermit ſind die Grund-Phänomene aller Farbenerſcheinung bei Gelegenheit der Refraction ausgeſprochen, welche denn freilich auf mancherlei Weiſe wiederholt, variirt, erhöht, verringert, verbunden, verwickelt, verwirrt, zuletzt aber immer wieder auf ihre urſprüngliche Einfalt zurückgeführt werden können.

203. Unterſuchen wir nun die Operation, welche wir vorgenommen: ſo finden wir, daß wir in dem einen Falle den hellen Rand gegen die dunkle, in dem andern den dunkeln Rand gegen die helle Fläche ſcheinbar geführt. Eins durch

das Andere verdrängt, Eins über das Andere weggeschoben haben. Wir wollen nunmehr sämmtliche Erfahrungen schrittweise zu entwickeln suchen.

204. Rückt man die helle Scheibe, wie es besonders durch Prismen geschehen kann, im Ganzen von ihrer Stelle: so wird sie in der Richtung gefärbt, in der sie scheinbar bewegt wird und zwar nach jenen Gesetzen. Man betrachte durch ein Prisma die in a befindliche Scheibe dergestalt, daß sie nach b verrückt erscheine, so wird der obere Rand, nach dem Gesetz der Figur B, blau und blauroth erscheinen, der untere, nach dem Gesetz der Scheibe C, gelb und gelbroth. Denn im ersten Fall wird das helle Bild in den dunkeln Rand hinüber und in dem andern der dunkle Rand über das helle Bild gleichsam hineingeführt. Ein Gleiches gilt, wenn man die Scheibe von a nach c, von a nach d, und so im ganzen Kreise scheinbar herumführt.

205. Wie sich nun die einfache Wirkung verhält, so verhält sich auch die zusammengesetzte. Man sehe durch das horizontale Prisma a b nach einer hinter demselben in einiger Entfernung befindlichen weißen Scheibe in e, so wird die Scheibe nach f erhoben und nach dem obigen Gesetz gefärbt sein. Man hebe dieß Prisma weg und schaue durch ein verticales c d nach eben dem Bilde, so wird es in h erscheinen und nach eben demselben Gesetze gefärbt. Man bringe nun beide Prismen übereinander, so erscheint die Scheibe, nach einem allgemeinen Naturgesetz, in der Diagonale verrückt und färbt, wie es die Richtung e g mit sich bringt.

206. Geben wir auf diese entgegengesetzten Farbenränder der Scheibe wohl Acht, so finden wir, daß sie nur in der Richtung ihrer scheinbaren Bewegung entstehen. Ein rundes Bild läßt uns über dieses Verhältniß einiger Maßen ungewiß, ein viereckes hingegen belehret uns klärlich darüber.

207. Das viereckte Bild a, in der Richtung a b oder a d verrückt, zeigt uns an den Seiten, die mit der Richtung parallel gehen, keine Farben; in der Richtung a c hingegen, da sich das Quadrat in seiner eigenen Diagonale bewegt, erscheinen alle Grenzen des Bildes gefärbt.

208. Hier bestätigt sich also jener Ausspruch (203 f.): ein Bild müsse dergestalt verrückt werden, daß seine helle Grenze über die dunkle, die dunkle Grenze aber über die helle, das Bild über seine Begrenzung, die Begrenzung über das Bild scheinbar hingeführt werde. Bewegen sich aber die geradlinigen Grenzen eines Bildes durch Refraction immerfort, daß sie nur nebeneinander, nicht aber übereinander ihren Weg zurücklegen, so entstehen keine Farben und wenn sie auch bis in's Unendliche fortgeführt würden.

XIV. Bedingungen, unter welchen die Farbenerscheinung zunimmt.

209. Wir haben in dem Vorigen gesehen, daß alle Farbenerscheinung bei Gelegenheit der Refraction darauf beruht, daß der Rand eines Bildes gegen das Bild selbst oder über den Grund gerückt, daß das Bild gleichsam über sich selbst oder über den Grund hingeführt werde. Und nun zeigt sich auch, bei vermehrter Verrückung des Bildes, die Farbenerscheinung in einem breitern Maße und zwar bei subjectiven Versuchen, bei denen wir immer noch verweilen, unter folgenden Bedingungen.

210. Erstlich, wenn das Auge gegen parallele Mittel eine schiefere Richtung annimmt.

Zweitens, wenn das Mittel aufhört, parallele zu sein und einen mehr oder weniger spitzen Winkel bildet.

Drittens, durch das verstärkte Maß des Mittels; es sei nun, daß parallele Mittel am Volumen zunehmen, oder die Grade des spitzen Winkels verstärkt werden, doch so, daß sie keinen rechten Winkel erreichen.

Viertens, durch Entfernung des mit brechenden Mitteln bewaffneten Auges von dem zu verrückenden Bilde.

Fünftens, durch eine chemische Eigenschaft, welche dem Glase mitgetheilt, auch in demselben erhöht werden kann.

211. Die größte Verrückung des Bildes, ohne daß desselben Gestalt bedeutend verändert werde, bringen wir durch Prismen hervor; und Dieß ist die Ursache, warum durch so gestaltete Gläser die Farbenerscheinung höchst mächtig werden kann. Wir wollen uns jedoch bei dem Gebrauch derselben von jenen glänzenden Erscheinungen nicht blenden lassen, vielmehr die oben festgesetzten, einfachen Anfänge ruhig im Sinne behalten.

212. Diejenige Farbe, welche bei Verrückung eines Bildes vorausgeht, ist immer die breitere und wir nennen sie einen Saum; diejenige Farbe, welche an der Grenze zurückbleibt, ist die schmälere und wir nennen sie einen Rand.

213. Bewegen wir eine dunkle Grenze gegen das Helle, so geht der gelbe, breitere Saum voran und der schmälere, gelbrothe Rand folgt mit der Grenze. Rücken wir eine helle Grenze gegen das Dunkle, so geht der breitere violette Saum voraus und der schmälere blaue Rand folgt.

214. Ist das Bild groß, so bleibt dessen Mitte ungefärbt. Sie ist also eine unbegrenzte Fläche anzusehen, die verrückt, aber nicht ver-

ändert wird. Iſt es aber ſo ſchmal, daß unter obgedachten vier Bedingungen der gelbe Saum den Rand erreichen kann, ſo wird die Mitte völlig durch Farben zugedeckt. Man mache dieſen Verſuch mit einem weißen Streifen auf ſchwarzem Grunde; über einem ſolchen werden ſich die beiden Extreme bald vereinigen und das Grün erzeugen. Man erblickt alsdann folgende Reihe von Farben:

Gelbroth
Gelb
Grün
Blau
Blauroth.

215. Bringt man auf weiß Papier einen ſchwarzen Streifen, ſo wird ſich der violette Saum darüber hinbreiten und den gelbrothen Rand erreichen. Hier wird das dazwiſchen liegende Schwarz, ſowie vorher das dazwiſchen liegende Weiß aufgehoben und an ſeiner Stelle ein prächtig reines Roth erſcheinen, das wir oft mit dem Namen Purpur bezeichnet haben. Nunmehr iſt die Farbenfolge nachſtehende:

Blau
Blauroth
Purpur
Gelbroth
Gelb.

216. Nach und nach können in dem erſten Falle (214) Gelb und Blau dergeſtalt übereinander greifen, daß dieſe beiden Farben ſich völlig zu Grün verbinden und das farbige Bild folgender Maßen erſcheint:

Gelbroth
Grün
Blauroth.

Im zweiten Falle (215) ſieht man unter ähnlichen Umſtänden nur:

Blau
Purpur
Gelb.

Welche Erſcheinung am Schönſten ſich an Fenſterſtäben zeigt, die einen grauen Himmel zum Hintergrunde haben.

217. Bei allem Dieſem laſſen wir niemals aus dem Sinne, daß dieſe Erſcheinung nie als eine fertige, vollendete, ſondern immer als eine werdende, zunehmende und in manchem Sinn beſtimmbare Erſcheinung anzuſehen ſei. Deßwegen ſie auch bei Negation obiger fünf Bedingungen (210) wieder nach und nach abnimmt und zuletzt völlig verſchwindet.

XV. Ableitung der angezeigten Phänomene.

218. Ehe wir nun weiter gehen, haben wir die erſtgedachten ziemlich einfachen Phänomene aus dem Vorhergehenden abzuleiten oder, wenn man will, zu erklären, damit eine deutliche Einſicht in die folgenden, mehr zuſammengeſetzten Erſcheinungen dem Liebhaber der Natur werden könne.

219. Vor allen Dingen erinnern wir uns, daß wir im Reiche der Bilder wandeln. Bei'm Sehen überhaupt iſt das begrenzt Geſehene immer Das, worauf wir vorzüglich merken; und in dem gegenwärtigen Falle, da wir von Farbenerſcheinung bei Gelegenheit der Refraction ſprechen, kommt nur das begrenzte Geſehene, kommt nur das Bild in Betrachtung.

220. Wir können aber die Bilder überhaupt zu unſern chromatiſchen Darſtellungen in *primäre* und *ſecundäre* Bilder eintheilen. Die Ausdrücke ſelbſt bezeichnen, was wir darunter verſtehen, und Nachfolgendes wird unſern Sinn noch deutlicher machen.

221. Man kann die primären Bilder anſehen, erſtlich als *urſprüngliche*, als Bilder, die von dem anweſenden Gegenſtande in unſerm Auge erregt werden und die uns von ſeinem wirklichen Daſein verſichern. Dieſen kann man die ſecundären Bilder entgegenſetzen, als *abgeleitete* Bilder, die, wenn der Gegenſtand weggenommen iſt, im Auge zurückbleiben, jene Schein- und Gegenbilder, welche wir in der Lehre von phyſiologiſchen Farben umſtändlich abgehandelt haben.

222. Man kann die primären Bilder zweitens auch als *directe* Bilder anſehen, welche wie jene urſprünglichen unmittelbar von dem Gegenſtande zu unſerm Auge gelangen. Dieſen kann man die ſecundären, als *indirecte* Bilder, entgegenſetzen, welche erſt von einer ſpiegelnden Fläche aus der zweiten Hand uns überliefert werden. Es ſind dieſes die catoptriſchen Bilder, welche auch in gewiſſen Fällen zu Doppelbildern werden können.

223. Wenn nämlich der ſpiegelnde Körper durchſichtig iſt und zwei hinter einander liegende parallele Flächen hat: ſo kann von jeder Fläche ein Bild in's Auge kommen und ſo entſtehen Doppelbilder, inſofern das obere Bild das untere nicht ganz deckt, welches auf mehr als eine Weiſe der Fall iſt.

Man halte eine Spielkarte nahe vor einen Spiegel. Man wird alsdann zuerſt das ſtarke, lebhafte Bild der Karte erſcheinen ſehen, allein den Rand des ganzen ſowohl als jedes einzelnen darauf befindlichen Bildes mit einem Saume verbrämt, welcher der Anfang des zweiten Bildes iſt. Dieſe Wirkung iſt bei verſchiedenen Spiegeln, nach Verſchiedenheit der Stärke des Glaſes und nach vorgekommenen Zufälligkeiten bei'm Schleifen, gleichfalls verſchieden. Tritt man mit einer weißen Weſte auf ſchwarzen

Unterkleidern vor manchen Spiegel, ſo erſcheint der Saum ſehr ſtark, wobei man auch ſehr deutlich die Doppelbilder der Metall-Analyſe auf dunkelm Tuche erkennen kann.

224. Wer ſich mit andern, von uns früher angedeuteten Verſuchen (80) ſchon bekannt gemacht hat, der wird ſich auch hier eher zurecht finden. Die Fenſterſtäbe, von Glastafeln zurückgeworfen, zeigen ſich doppelt und laſſen ſich bei mehrerer Stärke der Tafel und vergrößertem Zurückwerfungswinkel gegen das Auge, völlig trennen. So zeigt auch ein Gefäß voll Waſſer mit flachem, ſpiegelndem Boden die ihm vorgehaltenen Gegenſtände doppelt und noch Verhältniß mehr oder weniger voneinander getrennt; wobei zu bemerken iſt, daß da, wo beide Bilder einander decken, eigentlich das vollkommen lebhafte Bild entſteht, wo es aber auseinander tritt und doppelt wird, ſich nun mehr ſchwache, durchſcheinende und geſpenſterhafte Bilder zeigen.

225. Will man wiſſen, welches das untere und welches das obere Bild ſei: ſo nehme man gefärbte Mittel, da denn ein helles Bild, das von der untern Fläche zurückgeworfen wird, die Farbe des Mittels, das aber von der obern zurückgeworfen wird, die geforderte Farbe hat. Umgekehrt iſt es mit dunkeln Bildern, weßwegen man auch hier ſchwarze und weiße Tafeln ſehr wohl brauchen kann. Wie leicht die Doppelbilder ſich Farbe mittheilen laſſen, Farbe hervorrufen, wird auch hier wieder auffallend ſein.

226. Drittens kann man die primären Bilder auch als Hauptbilder anſehen und ihnen die ſecundären als Nebenbilder gleichſam anfügen. Ein ſolches Nebenbild iſt eine Art von Doppelbild, nur daß es ſich von dem Hauptbilde nicht trennen läßt, ob es ſich gleich immer von demſelben zu entfernen ſtrebt. Von ſolchen iſt nun bei den prismatiſchen Erſcheinungen die Rede.

227. Das unbegrenzt durch Refraction Geſehene zeigt keine Farbenerſcheinung (195). Das Geſehene muß begrenzt ſein. Es wird daher ein Bild gefordert; dieſes Bild wird durch Refraction verrückt, aber nicht vollkommen, nicht rein, nicht ſcharf verrückt, ſondern unvollkommen, dergeſtalt, daß ein Nebenbild entſteht.

228. Bei einer jeden Erſcheinung der Natur, beſonders aber bei einer bedeutenden, auffallenden, muß man nicht ſtehen bleiben, man muß ſich nicht an ſie heften, nicht an ihr kleben, ſie nicht iſolirt betrachten, ſondern in der ganzen Natur umherſehen, wo ſich etwas Aehnliches, etwas Verwandtes zeigt; denn nur durch Zuſammenhalten des Verwandten entſteht nach und nach eine Totalität, die ſich ſelbſt ausſpricht und keiner weitern Erklärung bedarf.

229. Wir erinnern uns alſo hier, daß bei gewiſſen Fällen Refraction vollſtändige Doppelbilder hervorbringt, wie es bei dem ſogenannten Isländiſchen Cryſtalle der Fall iſt. Dergleichen Doppelbilder entſtehen aber auch bei Refraction durch große Berg-Cryſtalle und ſonſt; Phänomene, die noch nicht genugſam beobachtet ſind.

230. Da nun aber in gedachtem Falle (227) nicht von Doppel-, ſondern von Nebenbildern die Rede iſt: ſo gedenken wir einer von uns ſchon dargelegten, aber noch nicht vollkommen ausgeführten Erſcheinung. Man erinnere ſich jener frühern Erfahrung, daß ein helles Bild mit einem dunkeln Grunde, ein dunkles mit einem hellen Grunde ſchon in Abſicht auf unſere Retina in einer Art von Conflict ſtehe (16). Das Helle erſcheint in dieſem Falle größer, das Dunkle kleiner.

231. Bei genauer Beobachtung dieſes Phänomens läßt ſich bemerken, daß die Bilder nicht ſcharf vom Grunde abgeſchnitten, ſondern mit einer Art von grauem, einiger Maßen gefärbtem Rande, mit einem Nebenbild erſcheinen. Bringen nun Bilder ſchon in dem nackten Auge ſolche Wirkungen hervor, was wird erſt geſchehen, wenn ein dichtes Mittel dazwiſchen tritt? Nicht Das allein, was uns im höchſten Sinne lebendig erſcheint, übt Wirkungen aus und erleidet ſie, ſondern auch Alles, was nur irgend einen Bezug aufeinander hat, iſt wirkſam aufeinander und zwar oft in ſehr hohem Maße.

232. Es entſteht alſo, wenn die Refraction auf ein Bild wirkt, an dem Hauptbilde ein Nebenbild und zwar ſcheint es, daß das wahre Bild einiger Maßen zurückbleibe und ſich dem Verrücken gleichſam widerſetze. Ein Nebenbild aber in der Richtung, wie das Bild durch Refraction über ſich ſelbſt und über den Grund hin bewegt wird, eilt vor und zwar ſchmäler oder breiter, wie oben ſchon angeführt worden (212 — 216).

233. Auch haben wir bemerkt (224), daß Doppelbilder als halbirte Bilder, als eine Art von durchſichtigem Geſpenſt erſcheinen, ſowie ſich die Doppelſchatten jedes Mal als Halbſchatten zeigen müſſen. Dieſe nehmen die Farbe leicht an und bringen ſie ſchnell hervor (69); jene gleichfalls (80). Und eben der Fall tritt auch bei den Nebenbildern ein, welche zwar von dem Hauptbilde nicht ab-, aber auch als halbirte Bilder aus demſelben hervortreten und daher ſo ſchnell, ſo leicht und ſo energiſch gefärbt erſcheinen können.

234. Daß nun die prismatiſche Farbenerſcheinung ein Nebenbild ſei, davon kann man ſich auf mehr als eine Weiſe überzeugen. Es

entſteht genau nach der Form des Hauptbildes. Dieſes ſei nun gerade oder im Bogen begrenzt, punkt- oder wolkenförmig, durchaus hält ſich das Nebenbild genau an den Umriß des Hauptbildes.

235. Aber nicht allein die Form des wahren Bildes, ſondern auch andere Beſtimmungen deſſelben theilen ſich dem Nebenbilde mit. Scheidet ſich das Hauptbild ſcharf vom Grunde ab, wie Weiß auf Schwarz, ſo erſcheint das farbige Nebenbild gleichfalls in ſeiner höchſten Energie. Es iſt lebhaft, deutlich und gewaltig. Am Allermächtigſten aber iſt es, wenn ein leuchtendes Bild ſich auf einem dunkeln Grunde zeigt, wozu man verſchiedene Vorrichtungen machen kann.

236. Stuft ſich aber das Hauptbild ſchwach von dem Grunde ab, wie ſich graue Bilder gegen Schwarz und Weiß, oder gar gegeneinander verhalten: ſo iſt auch das Nebenbild ſchwach und kann bei einer geringen Differenz von Tinten beinahe unmerklich werden.

237. So iſt es ferner höchſt merkwürdig, was an farbigen Bildern auf hellem, dunkelm oder farbigem Grunde beobachtet wird. Hier entſteht ein Zuſammentritt der Farbe des Nebenbildes mit der realen Farbe des Hauptbildes, und es erſcheint daher eine zuſammengeſetzte, entweder durch Uebereinſtimmung begünſtigte oder durch Widerwärtigkeit verkümmerte Farbe.

238. Ueberhaupt aber iſt das Kennzeichen des Doppel- und Nebenbildes die Halbdurchſichtigkeit. Man denke ſich daher innerhalb eines durchſichtigen Mittels, deſſen innere Anlage nur halb durchſichtig, nur durchſcheinend zu werden ſchon oben aufgeführt iſt (137); man denke ſich innerhalb deſſelben ein halb durchſichtiges Scheinbild, ſo wird man dieſes ſogleich für ein trübes Bild anſprechen.

239. Und ſo laſſen ſich die Farben bei Gelegenheit der Refraction aus der Lehre von den trüben Mitteln gar bequem ableiten. Denn wo der voreilende Saum des trüben Nebenbildes ſich vom Dunkeln über das Helle zieht, erſcheint das Gelbe; umgekehrt, wo eine helle Grenze über die dunkle Umgebung hinaustritt, erſcheint das Blaue (150, 151).

240. Die voreilende Farbe iſt immer die breitere. So greift die gelbe über das Licht mit einem breiten Saume; da, wo ſie aber an das Dunkle grenzt, entſteht, nach der Lehre der Steigerung und Beſchattung, das Gelbrothe als ein ſchmälerer Rand.

241. An der entgegengeſetzten Seite hält ſich das gedrängte Blau an der Grenze; der vorſtrebende Saum aber, als ein leichtes Trübes über das Schwarze verbreitet, läßt uns die violette Farbe ſehen, nach eben denſelben Bedingungen, welche oben bei der Lehre von den trüben Mitteln angegeben worden, und welche ſich künftig in mehrern andern Fällen gleichmäßig wirkſam zeigen werden.

242. Da eine Meinung wie die gegenwärtige ſich eigentlich vor dem Anſchauen des Forſchers legitimiren muß, ſo verlangen wir von Jedem, daß er ſich nicht auf eine flüchtige, ſondern gründliche Weiſe mit dem bisher Vorgeführten bekannt mache. Hier werden nicht willkürliche Zeichen, Buchſtaben und, was man ſonſt belieben möchte, ſtatt der Erſcheinungen hingeſtellt; hier werden nicht Redensarten überliefert, die man hundert Mal wiederholen kann, ohne Etwas dabei zu denken, noch Jemanden Etwas dadurch denken zu machen; ſondern es iſt von Erſcheinungen die Rede, die man vor den Augen des Leibes und des Geiſtes gegenwärtig haben muß, um ihre Abkunft, ihre Herleitung ſich und Andern mit Klarheit entwickeln zu können.

XVI. Abnahme der farbigen Erſcheinung.

243. Da man jene vorſchreitenden fünf Bedingungen (219), unter welchen die Farbenerſcheinung zunimmt, nur rückgängig annehmen darf, um die Abnahme des Phänomens leicht einzuſehen und zu bemerken: ſo wäre nur noch Dasjenige, was dabei das Auge gewahr wird, kürzlich zu beſchreiben und durchzuführen.

244. Auf dem höchſten Punct wechſelſeitiger Deckung der entgegengeſetzten Ränder erſcheinen die Farben folgender Maßen (216):

Gelbroth	Blau
Grün	Purpur
Blauroth	Gelb

245. Bei minderer Deckung zeigt ſich das Phänomen folgender Maßen (214, 215).

Gelbroth	Blau
Gelb	Blauroth
Grün	Purpur
Blau	Gelbroth
Blauroth	Gelb.

Hier erſcheinen alſo die Bilder noch völlig gefärbt; aber dieſe Reihen ſind nicht als urſprüngliche, ſtetig ſich auseinander entwickelnde, ſtufen- und ſcalenartige Reihen anzuſehen; ſie können und müſſen vielmehr in ihre Elemente zerlegt werden, wobei man denn ihre Natur und Eigenſchaft beſſer kennen lernt.

246. Dieſe Elemente aber ſind (199, 200, 201):

Gelbroth	Blau
Gelb	Blauroth
Weißes	Schwarzes
Blau	Gelbroth
Blauroth	Gelb.

Hier tritt nun das Hauptbild, das bisher

ganz zugedeckt und gleichsam verloren gewesen, in der Mitte der Erscheinung wieder hervor, behauptet sein Recht und läßt uns die secundäre Natur der Nebenbilder, die sich als Ränder und Säume zeigen, völlig erkennen.

247. Es hängt von uns ab, diese Ränder und Säume so schmal werden zu lassen, als es uns beliebt, ja noch Refraction übrig zu behalten, ohne daß uns deswegen eine Farbe an der Grenze erscheint.

Dieses nunmehr genugsam entwickelte, farbige Phänomen lassen wir denn nicht als ein ursprüngliches gelten; sondern wir haben es auf ein früheres und einfacheres zurückgeführt, und solches aus dem Ur-Phänomen des Lichtes und der Finsterniß durch die Trübe vermittelt, in Verbindung mit der Lehre von den secundären Bildern abgeleitet. Und so gerüstet werden wir die Erscheinungen, welche graue und farbige Bilder, durch Brechung verrückt, hervorbringen, zuletzt umständlich vortragen und damit den Abschnitt subjectiver Erscheinungen völlig abschließen.

XVII. Graue Bilder, durch Brechung verrückt.

248. Wir haben bisher nur schwarze und weiße Bilder auf entgegengesetztem Grunde durch's Prisma betrachtet, weil sich an denselben die farbigen Ränder und Säume am Deutlichsten annehmen. Gegenwärtig wiederholen wir jene Versuche mit grauen Bildern und finden abermals die bekannten Wirkungen.

249. Nannten wir das Schwarze den Repräsentanten der Finsterniß, das Weiße den Stellvertreter des Lichts (18): so können wir sagen, daß das Graue den Halbschatten repräsentire, welcher mehr oder weniger an Licht und Finsterniß Theil nimmt und also zwischen beiden inne steht (56). Zu unserm gegenwärtigen Zwecke rufen wir folgende Phänomene in's Gedächtniß.

250. Graue Bilder erscheinen heller auf schwarzem als auf weißem Grunde (33) und erscheinen in solchen Fällen, als ein Helles auf dem Schwarzen, größer; als ein Dunkles auf dem Weißen, kleiner (16).

251. Je dunkler das Graue ist, desto mehr erscheint es als ein schwaches Bild auf Schwarz, als ein starkes Bild auf Weiß und umgekehrt; daher gibt Dunkelgrau auf Schwarz nur schwache, dasselbe auf Weiß starke, Hellgrau auf Weiß schwache, auf Schwarz starke Nebenbilder.

252. Grau auf Schwarz wird uns durch's Prisma jene Phänomene zeigen, die wir bisher mit Weiß auf Schwarz hervorgebracht haben; die Ränder werden nach eben der Regel gefärbt; die Säume zeigen sich nur schwächer. Bringen wir Grau auf Weiß, so erblicken wir eben die Ränder und Säume, welche hervorgebracht wurden, wenn wir Schwarz auf Weiß durch's Prisma betrachteten.

253. Verschiedene Schattirungen von Grau stufenweise aneinander gesetzt, werden, je nachdem man das Dunklere oben oder unten hinbringt, entweder nur Blau und Violett, oder nur Roth und Gelb an den Rändern zeigen.

254. Eine Reihe grauer Schattirungen, horizontal aneinander gestellt, wird, wie sie oben oder unten an eine schwarze oder weiße Fläche stößt, nach den bekannten Regeln gefärbt.

255. Auf der zu diesem Abschnitt bestimmten, von jedem Naturfreund für seinen Apparat zu vergrößernden Tafel kann man diese Phänomene durch's Prisma mit einem Blicke gewahr werden.

256. Höchst wichtig aber ist die Beobachtung und Betrachtung eines grauen Bildes, welches zwischen einer schwarzen und einer weißen Fläche dergestalt angebracht ist, daß die Theilungslinie vertical durch das Bild durchgeht.

257. An diesem grauen Bilde werden die Farben nach der bekannten Regel, aber nach dem verschiedenen Verhältnisse des Hellen zum Dunkeln, auf einer Linie entgegengesetzt erscheinen. Denn indem das Graue zum Schwarzen sich als hell zeigt, so hat es oben das Rothe und Gelbe, unten das Blaue und Violette. Indem es sich zum Weißen als dunkel verhält, so sieht man oben den blauen und violetten, unten hingegen den rothen und gelben Rand. Diese Beobachtung wird für die nächste Abtheilung höchst wichtig.

XVIII. Farbige Bilder, durch Brechung verrückt.

258. Eine farbige große Fläche zeigt innerhalb ihrer selbst so wenig als eine schwarze, weiße oder graue irgend eine prismatische Farbe, es müßte denn, zufällig oder vorsätzlich, auf ihr Hell und Dunkel abwechseln. Es sind also auch nur Beobachtungen durch's Prisma an farbigen Flächen anzustellen, insofern sie durch einen Rand von einer andern verschieden tingirten Fläche abgesondert werden, also auch nur an farbigen Bildern.

259. Es kommen alle Farben, welcher Art sie auch sein mögen, darin mit dem Grau überein, daß sie dunkler als Weiß und heller als Schwarz erscheinen. Dieses Schattenhafte der Farbe (σκιερόν) ist schon früher angedeutet worden (69) und wird uns immer bedeutender werden. Wenn wir also vorerst farbige Bilder auf schwarze und weiße Flächen bringen und sie durch's Prisma betrachten, so werden wir

Acht, was wir bei grauen Flächen bemerkt haben, hier abermals finden.

260. Verrücken wir ein farbiges Bild, so entsteht, wie bei farblosen Bildern, nach eben den Gesetzen, ein Nebenbild. Dieses Nebenbild behält, was die Farbe betrifft, seine ursprüngliche Natur bei und wirkt auf der einen Seite als ein Blaues und Blaurothes, auf der entgegengesetzten als ein Gelbes und Gelbrothes. Daher muß der Fall eintreten, daß die Scheinfarbe des Randes und des Saumes mit der realen Farbe eines farbigen Bildes homogen sei, es kann aber auch im andern Falle das mit einem Pigment gefärbte Bild mit dem erscheinenden Rand und Saum sich heterogen finden. In dem ersten Falle identificirt sich das Scheinbild mit dem wahren und scheint dasselbe zu vergrößern, da hingegen in dem zweiten Falle das wahre Bild durch das Scheinbild verunreinigt, undeutlich gemacht und verkleinert werden kann. Wir wollen die Fälle durchgehen, wo diese Wirkungen sich am Sonderbarsten zeigen.

261. Man nehme die zu diesen Versuchen vorbereitete Tafel vor sich und betrachte das rothe und blaue Viereck auf schwarzem Grunde neben einander, nach der gewöhnlichen Weise durch's Prisma: so werden, da beide Farben heller sind als der Grund, an beiden sowohl oben als unten, gleiche farbige Ränder und Säume entstehen; nur werden sie dem Auge des Beobachters nicht gleich deutlich erscheinen.

262. Das Rothe ist verhältnißmäßig gegen das Schwarze viel heller als das Blaue. Die Farben der Ränder werden also an dem Rothen stärker als an dem Blauen erscheinen, welches hier wie ein Dunkelgraues wirkt, das wenig von dem Schwarzen unterschieden ist (251).

263. Der obere rothe Rand wird sich mit der Zinnober-Farbe des Vierecks identificiren, und so wird das rothe Viereck hinaufwärts ein wenig vergrößert erscheinen; der gelbe, herabwärts strebende Saum aber gibt der rothen Fläche nur einen höhern Glanz und wird erst bei genauerer Aufmerksamkeit bemerkbar.

264. Dagegen sind der rothe Rand und der gelbe Saum mit dem blauen Viereck heterogen; es wird also an dem Rande eine schmutziggrüne Farbe entstehen, und so wird bei'm flüchtigen Anblick das blaue Viereck von dieser Seite zu verlieren scheinen.

265. An der untern Grenze der beiden Vierecke wird ein blauer Rand und ein violetter Saum entstehen und die entgegengesetzte Wirkung hervorbringen. Denn der blaue Rand, der mit der Zinnoberfläche heterogen ist, wird das Gelbrothe beschmutzen und eine Art von Grün hervorbringen, so daß das Rothe von dieser Seite verkürzt und hinaufgerückt erscheint, und der violette Saum auf dem Schwarzen zu kaum bemerkt wird.

266. Dagegen wird der blaue Scheinrand sich mit der blauen Fläche identificiren, ihr nicht allein Nichts nehmen, sondern vielmehr noch geben; und dieselbe wird also dadurch und durch den violetten benachbarten Saum, dem Anscheine nach, vergrößert und scheinbar herunter gerückt werden.

267. Die Wirkung der homogenen und heterogenen Ränder, wie ich sie gegenwärtig genau beschrieben habe, ist so mächtig und so sonderbar, daß einem flüchtigen Beschauer bei'm ersten Anblicke die beiden Vierecke aus ihrer wechselseitig horizontalen Lage geschoben und im entgegengesetzten Sinne verrückt scheinen, das Rothe hinaufwärts, das Blaue herabwärts. Doch Niemand, der in einer gewissen Folge zu beobachten, Versuche aneinander zu knüpfen, aufeinander herzuleiten versteht, wird sich von einer solchen Scheinwirkung täuschen lassen.

268. Eine richtige Einsicht in dieses bedeutende Phänomen wird aber dadurch erleichtert, daß gewisse scharfe, ja ängstliche Bedingungen nöthig sind, wenn diese Täuschung Statt finden soll. Man muß nämlich zu dem rothen Viereck ein mit Zinnober oder dem besten Mennig, zu dem blauen ein mit Indig recht satt gefärbtes Papier besorgen. Alsdann verbindet sich der blaue und rothe prismatische Rand da, wo er homogen ist, unmerklich mit dem Bilde; da, wo er heterogen ist, beschmutzt er die Farbe des Vierecks, ohne eine sehr deutliche Mittelfarbe hervorzubringen. Das Roth des Vierecks darf nicht zu sehr in's Gelbe fallen, sonst wird eben der dunkelrothe Scheinrand zu sehr bemerklich: es muß aber von der andern Seite genug vom Gelben haben, sonst wird die Veränderung durch den gelben Saum zu deutlich. Das Blaue darf nicht hell sein, sonst wird der rothe Rand sichtbar und der gelbe Saum bringt zu offenbar ein Grün hervor und man kann den untern violetten Saum nicht mehr für die verrückte Gestalt eines hellblauen Vierecks ansehen oder ausgeben.

269. Von allem Diesem wird künftig umständlicher die Rede sein, wenn wir vom Apparate zu dieser Abtheilung handeln werden. Jeder Naturforscher bereite sich die Tafeln selbst, um dieses Taschenspielerstückchen hervorbringen zu können, und sich dabei zu überzeugen, daß die farbigen Ränder selbst in diesem Falle einer geschärften Aufmerksamkeit nicht entgehen können.

270. Indessen sind andere mannigfaltige Zusammenstellungen, wie sie unsere Tafel zeigt, völlig geeignet, allen Zweifel über diesen Punct jedem Aufmerksamen zu benehmen.

271. Man betrachte dagegen ein weißes, neben dem blauen ſtehendes Viereck auf ſchwarzem Grunde, ſo werden an dem weißen, welches hier an der Stelle des rothen ſteht, die entgegengeſetzten Ränder in ihrer höchſten Energie ſich zeigen. Es erſtreckt ſich an demſelben der rothe Rand faſt noch mehr als oben am rothen ſelbſt über die Horizontal-Linie des blauen hinauf; der untere blaue Rand aber iſt an dem weißen in ſeiner ganzen Schöne ſichtbar; dagegen verliert er ſich in dem blauen Viereck durch Identification. Der violette Saum hinabwärts iſt viel deutlicher an dem weißen, als an dem blauen.

272. Man vergleiche nun die mit Fleiß übereinander geſtellten Paare gedachter Vierecke, das rothe mit dem weißen, die beiden blauen Vierecke miteinander, das blaue mit dem rothen, das blaue mit dem weißen und man wird die Verhältniſſe dieſer Flächen zu ihren farbigen Rändern und Säumen deutlich einſehen.

273. Noch auffallender erſcheinen die Ränder und ihre Verhältniſſe zu den farbigen Bildern, wenn man die farbigen Vierecke und das ſchwarze auf weißem Grunde betrachtet. Denn hier fällt jene Täuſchung völlig weg und die Wirkungen der Ränder ſind ſo ſichtbar, als wir ſie nur in irgend einem andern Falle bemerkt haben. Man betrachte zuerſt das blaue und rothe Viereck durch's Prisma. An beiden entſteht der blaue Rand nunmehr oben. Dieſer, homogen mit dem blauen Bilde, verbindet ſich demſelben und ſcheint es in die Höhe zu heben; nur daß der hellblaue Rand oberwärts zu ſehr abſticht. Der violette Saum iſt auch herabwärts in's Blaue deutlich genug. Eben dieſer obere blaue Scheinrand iſt nun mit dem rothen Viereck heterogen, er iſt in der Gegenwirkung begriffen und kaum ſichtbar. Der violette Saum indeſſen bringt, verbunden mit dem Gelbrothen des Bildes, eine Pfirſchblüthfarbe zu Wege.

274. Wenn nun aus der angegebenen Urſache die obern Ränder dieſer Vierecke nicht horizontal erſcheinen, ſo erſcheinen die untern deſto gleicher: denn indem beide Farben, die rothe und die blaue, gegen das Weiße gerechnet, dunkler ſind, als ſie gegen das Schwarze hell waren, welches beſonders von der letztern gilt, ſo entſteht unter beiden der rothe Rand mit ſeinem gelben Saume ſehr deutlich. Er zeigt ſich unter dem gelbrothen Bilde in ſeiner ganzen Schönheit und unter dem dunkelblauen beinahe wie er unter dem ſchwarzen erſchien; wie man bemerken kann, wenn man abermals die übereinander geſetzten Bilder und ihre Ränder und Säume vergleicht.

275. Um nun dieſen Verſuchen die größte Mannigfaltigkeit und Deutlichkeit zu geben, ſind Vierecke von verſchiedenen Farben in de Mitte der Tafel dergeſtalt angebracht, daß di Grenze des Schwarzen und Weißen vertic durch ſie durchgeht. Man wird ſie, nach jene uns überhaupt und beſonders bei farbigen Bi dern genugſam bekannt gewordenen Regel an jedem Rand zweifach gefärbt finden, un die Vierecke werden in ſich ſelbſt entzwei geriſſe und hinauf- oder herunterwärts gerückt erſche nen. Wir erinnern uns hierbei jenes grauen gleichfalls auf der Grenzſcheidung des Schwa zen und Weißen beobachteten Bildes (257).

276. Da nun das Phänomen, das wir vo hin an einem rothen und blauen Viereck a ſchwarzem Grunde bis zur Täuſchung geſeh haben, das Hinauf- und Hinabrücken zwei verſchieden gefärbten Bilder uns hier an zw Hälften eines und deſſelben Bildes von ein und derſelben Farbe ſichtbar wird: ſo werd wir dadurch abermals auf die farbigen Rände ihre Säume und auf die Wirkungen ihrer h mogenen und heterogenen Natur hingewieſe wie ſie ſich zu den Bildern verhält, an den die Erſcheinung vorgeht.

Ich überlaſſe den Beobachtern, die mann faltigen Schattirungen der halb auf Schwa halb auf Weiß angebrachten farbigen Viere ſelbſt zu vergleichen, und bemerke nur noch widerſinnige, ſo einfache Verzerrung, da Ro und Gelb auf Schwarz hinaufwärts, auf We herunterwärts, Blau auf Schwarz herunt wärts und auf Weiß hinaufwärts gezogen ſch nen; welches doch Alles dem bisher weitläu Abgehandelten gemäß iſt.

277. Nun ſtelle der Beobachter die Tafel d geſtalt vor ſich, daß die vorgedachten, auf d Grenze des Schwarzen und Weißen ſtehend Vierecke ſich vor ihm in einer horizontalen Re befinden und daß zugleich der ſchwarze Th oben, der weiße aber unten ſei. Er betrad durch's Prisma jene Vierecke und er wird b merken, daß das rothe Viereck durch den V ſatz zweier rothen Ränder gewinnt; er wird b genauer Aufmerkſamkeit den gelben Saum a dem rothen Bilde bemerken und der unt gelbe Saum nach dem Weißen zu wird ſel deutlich ſein.

278. Oben an dem gelben Viereck iſt d rothe Rand ſehr merklich, weil das Gelbe h hell gegen das Schwarz genugſam abſticht. D gelbe Saum identificirt ſich mit der gelb Fläche, nur wird ſolche etwas ſchöner dadur der untere Rand zeigt nur wenig Roth, w das helle Gelb gegen das Weiße nicht genu ſam abſticht. Der untere gelbe Saum aber deutlich genug.

279. An dem blauen Viereck hingegen der obere rothe Rand kaum ſichtbar; der ge

Saum bringt herunterwärts ein schmutziges Grün im Bilde hervor; der untere rothe Rand und der gelbe Saum zeigen ſich in lebhaften Farben.

280. Bemerkt man nun in dieſen Fällen, daß das rothe Bild durch einen Anſatz auf beiden Seiten zu gewinnen, das dunkelblaue von einer Seite wenigſtens zu verlieren ſcheint: ſo wird man, wenn man die Pappe umkehrt, ſo daß der weiße Theil ſich oben, der ſchwarze ſich unten befindet, das umgekehrte Phänomen erblicken.

281. Denn da nunmehr die homogenen Ränder und Säume an den blauen Vierecken oben und unten entſtehen, ſo ſcheinen dieſe vergrößert, ja ein Theil der Bilder ſelbſt ſchöner gefärbt; und nur eine genaue Beobachtung wird die Ränder und Säume von der Farbe der Fläche ſelbſt unterſcheiden lehren.

282. Das gelbe und rothe dagegen werden in dieſer Stellung der Tafel von den heterogenen Rändern eingeſchränkt und die Wirkung der Local-Farbe vermindert. Der obere blaue Rand iſt an beiden faſt gar nicht ſichtbar. Der violette Saum zeigt ſich als ein ſchönes Purpurblüth auf dem rothen, als ein ſehr blaſſes auf dem gelben; die beiden untern Ränder ſind grün; an dem rothen ſchmutzig, lebhaft an dem gelben; den violetten Saum bemerkt man unter dem rothen wenig, mehr unter dem gelben.

283. Ein jeder Naturfreund mache ſich zur Pflicht, mit allen den vorgetragenen Erſcheinungen genau bekannt zu werden und halte es nicht für läſtig, ein einziges Phänomen durch ſo manche bedingende Umſtände durchzuführen. Ja dieſe Erfahrungen laſſen ſich noch in's Unendliche durch Bilder von verſchiedenen Farben, auf und zwiſchen verſchiedenfarbigen Flächen, vervielfältigen. Unter allen Umſtänden aber wird jedem Aufmerkſamen deutlich werden, daß farbige Vierecke neben einander nur deßwegen durch das Prisma verſchoben erſcheinen, weil ein Anſatz von homogenen und heterogenen Rändern eine Täuſchung hervorbringt. Dieſe iſt man nur alsdann zu verbannen fähig, wenn man eine Reihe von Verſuchen nebeneinander zu ſtellen und ihre Uebereinſtimmung darzuthun genugſame Geduld hat.

Warum wir aber vorſtehende Verſuche mit farbigen Bildern, welche auf mehr als eine Weiſe vorgetragen werden konnten, gerade ſo und ſo umſtändlich dargeſtellt, wird in der Folge deutlicher werden. Gedachte Phänomene waren früher zwar nicht unbekannt, aber ſehr verkannt; deßwegen wir ſie, zu Erleichterung eines künftigen hiſtoriſchen Vortrags, genau entwickeln mußten.

284. Wir wollen nunmehr zum Schluſſe den Freunden der Natur eine Vorrichtung anzeigen, durch welche dieſe Erſcheinungen auf ein Mal deutlich, ja in ihrem größten Glanze, geſehen werden können.

Man ſchneide aus einer Pappe fünf, ungefähr einen Zoll große, völlig gleiche Vierecke neben einander aus, genau in horizontaler Linie. Man bringe dahinter fünf farbige Gläſer, in der bekannten Ordnung, Orange, Gelb, Grün, Blau, Violett. Man befeſtige dieſe Tafel in einer Oeffnung der Camera obſcura, ſo daß der helle Himmel durch ſie geſehen wird, oder daß die Sonne darauf ſcheint, und man wird höchſt energiſche Bilder vor ſich haben. Man betrachte ſie nun durch's Prisma und beobachte die durch jene Verſuche an gemalten Bildern ſchon bekannten Phänomene, nämlich die theils begünſtigenden, theils verkümmernden Ränder und Säume und die dadurch bewirkte, ſcheinbare Verrückung der ſpecifiſch gefärbten Bilder aus der horizontalen Linie.

Das, was der Beobachter hier ſehen wird, folgt genugſam aus dem früher Abgeleiteten; daher wir es auch nicht einzeln aber mals durchführen, um ſo weniger, als wir auf dieſe Erſcheinungen zurückzukehren noch öftern Anlaß finden werden.

XIX. Achromaſie und Hyperchromaſie.

285. In der frühern Zeit, da man noch Manches, was in der Natur regelmäßig und conſtant war, für ein bloßes Abirren, für zufällig hielt, gab man auf die Farben weniger Acht, welche bei Gelegenheit der Refraction entſtehen, und hielt ſie für eine Erſcheinung, die ſich von beſondern Nebenumſtänden herſchreiben möchte.

286. Nachdem man ſich aber überzeugt hatte, daß dieſe Farbenerſcheinung die Refraction jederzeit begleite, ſo war es natürlich, daß man ſie auch als innig und einzig mit der Refraction verwandt anſah und nicht anders glaubte, als daß das Maß der Farbenerſcheinung ſich nach dem Maße der Brechung richten und beide gleichen Schritt mit einander halten müßten.

287. Wenn man alſo nicht gänzlich, doch einiger Maßen, das Phänomen einer ſtärkern oder ſchwächern Brechung der verſchiedenen Dichtigkeit der Mittel zuſchrieb; wie denn auch reinere atmoſphäriſche Luft, mit Dünſten angefüllte, Waſſer, Glas, nach ihren ſteigenden Dichtigkeiten, die ſogenannte Brechung, die Verrückung des Bildes vermehren: ſo mußte man kaum zweifeln, daß auch in ſelbiger Maße die Farbenerſcheinung ſich ſteigern müſſe, und man glaubte völlig gewiß zu ſein, daß bei verſchiedenen Mitteln, welche man im Gegenſatze der Brechung zu einander brachte, ſich, ſo lange Brechung vorhanden ſei, die Farbe zeigen, ſo

bald aber die Farbe verſchwände, auch die Brechung aufgehoben ſein müſſe.

288. In ſpäterer Zeit hingegen ward entdeckt, daß dieſes als gleich angenommene Verhältniß ungleich ſei, daß zwei Mittel das Bild gleich weit verrücken und doch ſehr ungleiche Farbenſäume hervorbringen können.

289. Man fand, daß man zu jener phyſiſchen Eigenſchaft, welcher man die Refraction zuſchreibt, noch eine chemiſche hinzu zu denken habe (210); wie wir Solches künftig, wenn wir uns chemiſchen Rückſichten nähern, weiter auszuführen denken, ſowie wir die nähern Umſtände dieſer wichtigen Entdeckung in der Geſchichte der Farbenlehre aufzuzeichnen haben. Gegenwärtig ſei Folgendes genug.

290. Es zeigt ſich bei Mitteln von gleicher, oder wenigſtens nahezu gleicher Brechungskraft der merkwürdige Umſtand, daß ein Mehr und Weniger der Farbenerſcheinung durch eine chemiſche Behandlung hervorgebracht werden kann; das Mehr wird nämlich durch Säuren, das Weniger durch Alcalien beſtimmt. Bringt man unter eine gemeine Glasmaſſe Metall-Oxyde, ſo wird die Farbenerſcheinung ſolcher Gläſer, ohne daß die Refraction merklich verändert werde, ſehr erhöht. Daß das Mindere hingegen auf der alcaliſchen Seite liegt, kann leicht vermuthet werden.

291. Diejenigen Glasarten, welche nach der Entdeckung zuerſt angewendet worden, nennen die Engländer Flint- und Crown-Glas und zwar gehört jenem erſten die ſtärkere, dieſem zweiten die geringere Farbenerſcheinung an.

292. Zu unſerer gegenwärtigen Darſtellung bedienen wir uns dieſer beiden Ausdrücke als Kunſtwörter und nehmen an, daß in beiden die Refraction gleich ſei, das Flint-Glas aber die Farbenerſcheinung um ein Drittel ſtärker als das Crown-Glas hervorbringe; wobei wir unſerm Leſer eine gewiſſer Maßen ſymboliſche Zeichnung zur Hand geben.

293. Man denke ſich auf einer ſchwarzen Tafel, welche hier, des bequemern Vortrags wegen, in Caſen getheilt iſt, zwiſchen den Parallel-Linien a b und c d fünf weiße Vierecke. Das Viereck Nr. 1 ſtehe vor dem nackten Auge unverrückt auf ſeinem Platz.

294. Das Viereck Nr. 2 aber ſei, durch ein vor das Auge gehaltenes Prisma von Crown-Glas g, um drei Caſen verrückt und zeige die Farbenſäume in einer gewiſſen Breite; ferner ſei das Viereck Nr. 3, durch ein Prisma von Flintglas h, gleichfalls um drei Caſen heruntergerückt, dergeſtalt, daß es die farbigen Säume nunmehr um ein Drittel breiter als Nr. 2 zeige.

295. Ferner ſtelle man ſich vor, das Viereck Nr. 4 ſei eben wie das Nr. 2, durch ein Prisma von Crown-Glas, erſt drei Caſen verrückt geweſen, dann ſei es aber, durch ein entgegengeſtelltes Prisma h von Flintglas, wieder auf ſeinen vorigen Fleck, wo man es nun ſieht, gehoben worden.

296. Hier hebt ſich nun die Refraction zwar gegen einander auf; allein da das Prisma h bei der Verrückung durch drei Caſen um ein Drittel breitere Farbenſäume, als dem Prisma g eigen ſind, hervorbringt: ſo muß, bei aufgehobener Refraction, noch ein Ueberſchuß von Farbenſaum übrig bleiben, und zwar im Sinne der ſcheinbaren Bewegung, welche das Prisma h dem Bilde ertheilt und folglich umgekehrt, wie wir die Farben an den herabgerückten Nummern 2 und 3 erblicken. Dieſes Ueberſchießende der Farbe haben wir Hyperchromaſie genannt, woraus ſich denn die Achromaſie unmittelbar folgern läßt.

297. Denn geſetzt, es wäre das Viereck Nr. 5 von ſeinem erſten ſupponirten Platze, wie Nr. 2, durch ein Prisma von Crown-Glas g, um drei Caſen herunter gerückt worden, ſo dürfte man nur den Winkel eines Prismas von Flintglas h verkleinern, ſolches im umgekehrten Sinne an das Prisma g anſchließen, um das Viereck Nr. 5 zwei Caſen ſcheinbar hinauf zu heben; wobei die Hyperchromaſie des vorigen Falles wegfiele, das Bild nicht ganz an ſeine erſte Stelle gelangte und doch ſchon farblos erſcheine. Man ſieht auch an den fortpunctirten Linien der zuſammengeſetzten Prismen unter Nr. 5, daß ein wirkliches Prisma übrig bleibt und alſo auch auf dieſem Wege, ſo bald man ſich die Linien krumm denkt, ein Ocular-Glas entſtehen kann; wodurch denn die achromatiſchen Ferngläſer abgeleitet ſind.

298. Zu den Verſuchen, wie wir ſie hier vortragen, iſt ein kleines, aus drei verſchiedenen Prismen zuſammengeſetztes Prisma, wie ſolche in England verfertigt werden, höchſt geſchickt. Hoffentlich werden künftig unſere inländiſchen Künſtler mit dieſem nothwendigen Inſtrumente jeden Naturfreund verſehen.

XX. Vorzüge der ſubjectiven Verſuche. Uebergang zu den objectiven.

299. Wir haben die Farbenerſcheinungen, welche ſich bei Gelegenheit der Refraction ſehen laſſen, zuerſt durch ſubjective Verſuche dargeſtellt und das Ganze in ſich dergeſtalt abgeſchloſſen, daß wir auch ſchon jene Phänomene aus der Lehre von den trüben Mitteln und Doppelbildern ableiteten.

300. Da bei Vorträgen, die ſich auf die Natur beziehen, doch Alles auf Sehen und Schauen ankommt, ſo ſind dieſe Verſuche um

. desto erwünschter, als sie sich leicht und bequem aufstellen lassen. Jeder Liebhaber kann sich den Apparat, ohne große Umstände und Kosten, anschaffen, ja, wer mit Papparbeiten einiger Maßen umzugehen weiß, einen großen Theil selbst verfertigen. Wenige Tafeln, auf welche schwarze, weiße, graue und farbige Bilder auf hellem und dunkelm Grunde abwechseln, sind dazu hinreichend. Man stellt sie unverrückt vor sich hin, betrachtet bequem und anhaltend die Erscheinungen an dem Rande der Bilder; man entfernt sich, man nähert sich wieder und beobachtet genau den Stufengang des Phänomens.

301. Ferner lassen sich auch durch geringe Prismen, die nicht von dem reinsten Glase sind, die Erscheinungen noch deutlich genug beobachten. Was jedoch wegen dieser Glasgeräthschaften noch zu wünschen sein möchte, wird in dem Abschnitt, der den Apparat abhandelt, umständlich zu finden sein.

302. Ein Hauptvortheil dieser Versuche ist sodann, daß man sie zu jeder Tageszeit anstellen kann, in jedem Zimmer, es sei nach einer Weltgegend gerichtet, nach welcher es wolle; man braucht nicht auf Sonnenschein zu warten, der einem nordischen Beobachter überhaupt nicht reichlich gewogen ist.

Die objectiven Versuche

303. verlangen hingegen nothwendig den Sonnenschein, der, wenn er sich auch einstellt, nicht immer den wünschenswerthen Bezug auf den ihm entgegengestellten Apparat haben kann. Bald steht die Sonne zu hoch, bald zu tief und doch auch nur kurze Zeit in dem Meridian des am besten gelegenen Zimmers. Unter dem Beobachten weicht sie; man muß mit dem Apparat nachrücken, wodurch in manchen Fällen die Versuche unsicher werden. Wenn die Sonne durch's Prisma scheint, so offenbart sie alle Ungleichheiten, innere Fäden und Bläschen des Glases, wodurch die Erscheinung verwirrt, getrübt und mißfärbig gemacht wird.

304. Doch müssen die Versuche beider Arten gleich genau bekannt sein. Sie scheinen einander entgegengesetzt und gehen immer mit einander parallel; was die einen zeigen, zeigen die andern auch und doch hat jede Art wieder ihre Eigenheiten, wodurch gewisse Wirkungen der Natur auf mehr als eine Weise offenbar werden.

305. Sodann gibt es bedeutende Phänomene, welche man durch Verbindung der subjectiven und objectiven Versuche hervorbringt. Nicht weniger gewähren uns die objectiven den Vortheil, daß wir sie meist durch Linear-Zeichnungen darstellen und die innern Verhältnisse des Phänomens auf unsern Tafeln vor Augen legen können. Wir säumen daher nicht, die objectiven Versuche sogleich dergestalt vorzutragen, daß die Phänomene mit den subjectiv vorgestellten durchaus gleichen Schritt halten; deswegen wir auch neben der Zahl eines jeden Paragraphen die Zahl der frühern in Parenthese unmittelbar anfügen. Doch sehen wir im Ganzen voraus, daß der Leser sich mit den Tafeln, der Forscher mit dem Apparat bekannt mache, damit die Zwillings-Phänomene, von denen die Rede ist, auf eine oder die andere Weise, dem Liebhaber vor Augen seien.

XXI. Refraction ohne Farbenerscheinung.

306 (195. 196). Daß die Refraction ihre Wirkung äußere, ohne eine Farbenerscheinung hervorzubringen, ist bei objectiven Versuchen nicht so vollkommen als bei subjectiven darzuthun. Wir haben zwar unbegrenzte Räume, nach welchen wir durch's Prisma schauen und uns überzeugen können, daß ohne Grenze keine Farbe entstehe; aber wir haben kein unbegrenzt Leuchtendes, welches wir könnten auf's Prisma wirken lassen. Unser Licht kommt uns von begrenzten Körpern, und die Sonne, welche unsere meisten objectiven prismatischen Erscheinungen hervorbringt, ist ja selbst nur ein kleines, begrenzt leuchtendes Bild.

307. Indessen können wir jede größere Oeffnung, durch welche die Sonne durchscheint, jedes größere Mittel, wodurch das Sonnenlicht aufgefangen und aus seiner Richtung gebracht wird, schon insofern als unbegrenzt ansehen, indem wir bloß die Mitte der Flächen, nicht aber ihre Grenzen betrachten.

308 (197). Man stelle ein großes Wasser-Prisma in die Sonne und ein heller Raum wird sich in die Höhe gebrochen an einer entgegengesetzten Tafel zeigen und die Mitte dieses erleuchteten Raumes farblos sein. Ebendasselbe erreicht man, wenn man mit Glas-Prismen, welche Winkel von wenigen Graden haben, den Versuch anstellt. Ja diese Erscheinung zeigt sich selbst bei Glas-Prismen, deren brechender Winkel sechzig Grad ist, wenn man nur die Tafel nahe genug heranbringt.

XXII. Bedingungen der Farbenerscheinung.

309 (198). Wenn nun gedachter erleuchteter Raum zwar gebrochen, von der Stelle gerückt, aber nicht gefärbt erscheint, so sieht man jedoch an den horizontalen Grenzen desselben eine farbige Erscheinung. Daß auch hier die Farbe bloß durch Verrückung eines Bildes entstehe, ist umständlicher darzuthun.

Das Leuchtende, welches hier wirkt, ist ein

Begrenztes und die Sonne wirkt hier, indem ſie ſcheint und ſtrahlt, als ein Bild. Man mache die Oeffnung in dem Laden der Camera obſcura ſo klein als man kann, immer wird das ganze Bild der Sonne hereindringen. Das von ihrer Scheibe herſtrömende Licht wird ſich in der kleinſten Oeffnung kreuzen und den Winkel machen, der ihrem ſcheinbaren Diameter gemäß iſt. Hier kommt ein Conus mit der Spitze außen an und inwendig verbreitert ſich dieſe Spitze wieder, bringt ein durch eine Tafel aufzufaſſendes rundes, ſich durch die Entfernung der Tafel auf immer vergrößerndes Bild hervor, welches Bild nebſt allen übrigen Bildern der äußern Landſchaft auf einer weißen, gegengehaltenen Fläche im dunkeln Zimmer umgekehrt erſcheint.

310. Wie wenig alſo hier von einzelnen Sonnenſtrahlen oder Strahlenbündeln und Bäſchen von Strahlen-Cylindern, Stäben, und wie man ſich das Alles vorſtellen mag, die Rede ſein kann, iſt auffallend. Zu Bequemlichkeit gewiſſer Linear-Darſtellungen nehme man das Sonnenlicht als parallel einfallend an; aber man wiſſe, daß Dieſes nur eine Fiction iſt, welche man ſich gar wohl erlauben kann da, wo der zwiſchen die Fiction und die wahre Erſcheinung fallende Bruch unbedeutend iſt. Man hüte ſich aber, dieſe Fiction wieder zum Phänomen zu machen und mit einem ſolchen fingirten Phänomen weiter fort zu operiren.

311. Man vergrößere nunmehr die Oeffnung in dem Fenſterladen, ſo weit man will; man mache ſie rund oder viereckt, ja man öffne den Laden ganz und laſſe die Sonne durch den völligen Fenſterraum in das Zimmer ſcheinen: der Raum, den ſie erleuchtet, wird immer ſo viel größer ſein, als der Winkel, den ihr Durchmeſſer macht, verlangt; und alſo iſt auch ſelbſt der ganze, durch das größte Fenſter von der Sonne erleuchtete Raum nur das Sonnenbild plus der Weite der Oeffnung. Wir werden hierauf zurückzukehren künftig Gelegenheit finden.

312 (199). Fangen wir nun das Sonnenbild durch convexe Gläſer auf, ſo ziehen wir es gegen den Focus zuſammen. Hier muß, nach den oben ausgeführten Regeln, ein gelber Saum und ein gelbrother Rand entſtehen, wenn das Bild auf einem weißen Papiere aufgefangen wird. Weil aber dieſer Verſuch blendend und unbequem iſt, ſo macht er ſich am Schönſten mit dem Bilde des Vollmonds. Wenn man dieſes durch ein convexes Glas zuſammenzieht, ſo erſcheint der farbige Rand in der größten Schönheit: denn der Mond ſendet an ſich ſchon ein gemäßigtes Licht, und es kann alſo um deſto eher die Farbe, welche aus Mäßigung des Lichts entſteht, hervorbringen; wobei zugleich das Auge des Beobachters nur leiſe und angenehm berührt wird.

313 (200). Wenn man ein leuchtendes Bild durch concave Gläſer auffaßt, ſo wird es vergrößert und alſo ausgedehnt. Hier erſcheint das Bild blau begrenzt.

314. Beide entgegengeſetzte Erſcheinungen kann man durch ein converes Glas ſowohl ſimultan als ſucceſſiv hervorbringen und zwar ſimultan, wenn man auf das convexe Glas in der Mitte eine undurchſichtige Scheibe klebt und nun das Sonnenbild auffängt. Hier wird nun ſowohl das leuchtende Bild als der in ihm befindliche ſchwarze Kern zuſammengezogen und ſo müſſen auch die entgegengeſetzten Farbenerſcheinungen entſtehen. Ferner kann man dieſen Gegenſatz ſucceſſiv gewahr werden, wenn man das leuchtende Bild erſt bis gegen den Focus zuſammenzieht; da man denn Gelb und Gelbroth gewahr wird; dann aber hinter dem Focus daſſelbe ſich ausdehnen läßt, da es denn ſogleich eine blaue Grenze zeigt.

315 (201). Auch hier gilt, was bei den ſubjectiven Erfahrungen geſagt worden: daß das Blaue und Gelbe ſich an und über dem Weißen zeige und daß beide Farben einen röthlichen Schein annehmen, inſofern ſie über das Schwarze reichen.

316 (202, 203). Dieſe Grunderſcheinungen wiederholen ſich bei allen folgenden objectiven Erfahrungen, ſowie ſie die Grundlage der ſubjectiven ausmachten. Auch die Operation, welche vorgenommen wird, iſt ebendieſelbe; ein heller Rand wird gegen eine dunkle Fläche, eine dunkle Fläche gegen eine helle Grenze geführt. Die Grenzen müſſen einen Weg machen und ſich gleichſam übereinander drängen, bei dieſen Verſuchen wie bei jenen.

317 (204). Laſſen wir alſo das Sonnenbild durch eine größere oder kleinere Oeffnung in die dunkle Kammer; fangen wir es durch ein Prisma auf, deſſen brechender Winkel hier wie gewöhnlich unten ſein mag: ſo kommt das leuchtende Bild nicht in gerader Linie nach dem Fußboden, ſondern es wird an eine vertical geſetzte Tafel hinaufgebrochen. Hier iſt es Zeit, des Gegenſatzes zu gedenken, in welchem ſich die ſubjective und objective Verrückung des Bildes befindet.

318. Sehen wir durch ein Prisma, deſſen brechender Winkel ſich unten befindet, nach einem in der Höhe befindlichen Bilde, ſo wird dieſes Bild heruntergerückt, anſtatt daß ein einfallendes leuchtendes Bild von demſelben Prisma in die Höhe geſchoben wird. Was wir hier der Kürze wegen nur hiſtoriſch angeben, läßt ſich aus den Regeln der Brechung und Hebung ohne Schwierigkeit ableiten.

319. Indem nun alſo auf dieſe Weiſe das leuchtende Bild von ſeiner Stelle gerückt wird, ſo gehen auch die Farbenſäume nach den früher angeführten Regeln ihren Weg. Der violette Saum geht jederzeit voraus und alſo bei objectiven hinaufwärts, wenn er bei ſubjectiven herunterwärts geht.

320 (205). Ebenſo überzeuge ſich der Beobachter von der Färbung in der Diagonale, wenn die Verrückung durch zwei Prismen in dieſer Richtung geſchieht, wie bei dem ſubjectiven Falle deutlich genug angegeben: man ſchaffe ſich aber hierzu Prismen mit Winkeln von wenigen, etwa fünfzehn Graden.

321 (206, 207). Daß die Färbung des Bildes auch hier nach der Richtung ſeiner Bewegung geſchehe, wird man einſehen, wenn man eine Oeffnung im Laden von mäßiger Größe viereckt macht und das leuchtende Bild durch das Waſſer-Prisma gehen läßt, erſt die Ränder in horizontaler und verticaler Richtung, ſodann in der diagonalen.

322 (208). Wobei ſich denn abermals zeigen wird, daß die Grenzen nicht nebeneinander weg, ſondern übereinander geführt werden müſſen.

XXIII. Bedingungen des Zunehmens der Erſcheinung.

323 (209). Auch hier bringt eine vermehrte Verrückung des Bildes eine ſtärkere Farbenerſcheinung zu Wege.

324 (210). Dieſe vermehrte Verrückung aber hat Statt:

1) durch ſchiefere Richtung des auffallenden leuchtenden Bildes auf parallele Mittel.

2) Durch Veränderung der parallelen Form in eine mehr oder weniger ſpitzwinkelige.

3) Durch verſtärktes Maß des Mittels, des parallelen oder winkelhaften, theils weil das Bild auf dieſem Wege ſtärker verrückt wird, theils weil eine der Maſſe angehörige Eigenſchaft mit zur Wirkung gelangt.

4) Durch die Entfernung der Tafel von dem brechenden Mittel, ſo daß das heraustretende, gefärbte Bild einen längern Weg zurücklegt.

5) Zeigt ſich eine chemiſche Eigenſchaft unter allen dieſen Umſtänden wirkſam, welche wir ſchon unter den Rubriken der Achromaſie und Hyperchromaſie näher angedeutet haben.

325 (211). Die objectiven Verſuche geben uns den Vortheil, daß wir das Werdende des Phänomens, ſeine ſucceſſive Geneſe außer uns darſtellen und zugleich mit Linear-Zeichnungen deutlich machen können, welches bei ſubjectiven der Fall nicht iſt.

326. Wenn man das aus dem Prisma heraustretende, leuchtende Bild ſeine wachſende Farbenerſcheinung auf einer entgegengehaltenen Tafel ſtufenweiſe beobachten und ſich Durchſchnitte von dieſem Conus mit elliptiſcher Baſe vor Augen ſtellen kann; ſo läßt ſich auch das Phänomen auf ſeinem ganzen Wege zum Schönſten folgender Maßen ſichtbar machen. Man erregе nämlich in der Linie, in welcher das Bild durch den dunkeln Raum geht, eine weiße feine Staubwolke, welche durch ſeinen, recht trockenen Haarpuder am Beſten hervorgebracht wird. Die mehr oder weniger gefärbte Erſcheinung wird nun durch die weißen Atomen aufgefangen und dem Auge in ihrer ganzen Breite und Länge dargeſtellt.

327. Ebenſo haben wir Linear-Zeichnungen bereitet und ſolche unter unſere Tafeln aufgenommen, wo die Erſcheinung von ihrem erſten Urſprunge an dargeſtellt iſt, und an welchen man ſich deutlich machen kann, warum das leuchtende Bild durch Prismen ſoviel ſtärker als durch parallele Mittel gefärbt wird.

328 (212). An den beiden entgegengeſetzten Grenzen ſteht eine entgegengeſetzte Erſcheinung in einem ſpitzen Winkel auf, die ſich, wie ſie weiter in dem Raume vorwärts geht, nach Maßgabe dieſes Winkels verbreitert. So ſtrebt in der Richtung, in welcher das leuchtende Bild verrückt worden, ein violetter Saum in das Dunkle hinaus; ein blauer, ſchmalerer Rand bleibt an der Grenze. Von der andern Seite ſtrebt ein gelber Saum in das Helle hinein und ein gelbrother Rand bleibt an der Grenze.

329 (213). Hier iſt alſo die Bewegung des Dunkeln gegen das Helle, des Hellen gegen das Dunkle wohl zu beachten.

330 (214). Eines großen Bildes Mitte bleibt lange ungefärbt, beſonders bei Mitteln von minderer Dichtigkeit und geringerm Maße, bis endlich die entgegengeſetzten Säume und Ränder einander erreichen, da alsdann bei dem leuchtenden Bild in der Mitte ein Grün entſteht.

331 (215). Wenn nun die objectiven Verſuche gewöhnlich nur mit dem leuchtenden Sonnenbilde gemacht wurden, ſo iſt ein objectiver Verſuch mit einem dunkeln Bilde bisher faſt gar nicht vorgekommen. Wir haben hierzu aber auch eine bequeme Vorrichtung angegeben. Jenes große Waſſer-Prisma nämlich ſtelle man in die Sonne und klebe auf die äußere oder innere Seite eine runde Pappenſcheibe: ſo wird die farbige Erſcheinung abermals an den Rändern vorgehen, nach jenem bekannten Geſetz entſpringen; die Ränder werden erſcheinen, ſich in jener Maße verbreitern und in der Mitte der Purpur entſtehen. Man kann neben das Rund ein Viereck in beliebiger Richtung hinzufügen und ſich von dem oben mehrmals Ange-

arbeiten und Ausgleichungen von Neuem überzeugen.

332 (216). Nimmt man von dem gedachten Prisma diese kuhlen Bilder wieder hinweg, wobei jedoch die Glastafeln jedes Mal sorgfältig zu reinigen sind, und hält einen schwachen Stab, etwa einen starken Bleistift, vor die Mitte des horizontalen Prisma: so wird man das völlige Uebereinandergreifen des violetten Saumes und des rothen Randes bemerken und nur die drei Farben, die zwei äußern und die mittlere, sehen.

333. Schneidet man eine vor das Prisma zu schiebende Pappe dergestalt aus, daß in der Mitte derselben eine horizontale, längliche Oeffnung gebildet wird, und läßt alsdann das Sonnenlicht hindurchfallen: so wird man die völlige Vereinigung des gelben Saumes und des blauen Randes nunmehr über das Helle bemerken und nur Gelbroth, Grün und Violett sehen; auf welche Art und Weise, ist bei Erklärung der Tafeln weiter auseinandergesetzt.

334 (217). Die prismatische Erscheinung ist also keineswegs fertig und vollendet, indem das leuchtende Bild aus dem Prisma hervortritt. Man wird alsdann nur erst ihre Anfänge im Gegensatz gewahr; dann wächst sie, das Entgegengesetzte vereinigt sich und verschwindet sich zuletzt auf's Innigste. Der von einer Tafel aufgefangene Durchschnitt dieses Phänomens ist in jeder Entfernung vom Prisma anders, so daß weder von einer stetigen Folge der Farben, noch von einem durchaus gleichen Maß derselben die Rede sein kann; weßhalb der Liebhaber und Beobachter sich an die Natur und unsere naturgemäßen Tafeln wenden wird, welchen zum Ueberfluß eine abermalige Erklärung, sowie eine genugsame Anweisung und Anleitung zu allen Versuchen, hinzugefügt ist.

XXIV. Ableitung der angezeigten Phänomene.

335 (218). Wenn diese Ableitung schon bei Gelegenheit der subjectiven Versuche umständlich vorgetragen; wenn Alles, was dort gegolten hat, auch hier gilt: so bedarf es keiner weitläufigen Ausführung mehr, um zu zeigen, daß Dasjenige, was in der Erscheinung völlig parallel geht, sich auch aus eben denselben Quellen ableiten lasse.

336 (219). Daß wir auch bei objectiven Versuchen mit Bildern zu thun haben, ist oben umständlich dargethan worden. Die Sonne mag durch die kleinste Oeffnung hereinscheinen, so dringt doch immer das Bild ihrer ganzen Scheibe hindurch. Man mag das größte Prisma in das freie Sonnenlicht stellen, so ist es doch immer wieder das Sonnenbild, das sich an den Rändern der brechenden Flächen selbst begrenzt und die Nebenbilder dieser Begrenzung hervorbringt. Man mag eine vielfach ausgeschnittene Pappe vor das Wasser-Prisma schieben, es sind es doch nur die Bilder aller Art, welche, nachdem sie durch Brechung von ihrer Stelle gerückt worden, farbige Ränder und Säume auf in denselben durchaus vollkommene Nebenbilder zeigen.

337 (23). Haben uns bei subjectiven Versuchen stark von einander abstechende Bilder eine höchst lebhafte Farbenerscheinung zu Wege gebracht, so wird diese bei objectiven Versuchen noch viel lebhafter und herrlicher sein, weil das Sonnenbild von der höchsten Energie ist, die wir kennen, daher auch dessen Nebenbild mächtig und, ungeachtet seines secundären, getrübten und verdunkelten Zustandes, noch immer herrlich und glänzend sein muß. Die vom Sonnenlicht durch's Prisma auf irgend einen Gegenstand geworfenen Farben bringen ein gewaltiges Licht mit sich, indem sie das höchst energische Licht gleichsam im Hintergrunde haben.

338 (238). Inwiefern wir auch diese Nebenbilder trüb nennen und sie aus der Lehre von den trüben Mitteln ableiten dürfen, wird Jedem, der uns bisher aufmerksam gefolgt, klar sein, besonders aber Dem, der sich den nöthigen Apparat verschafft, um die Bestimmtheit und Lebhaftigkeit, womit trübe Mittel wirken, sich jederzeit vergegenwärtigen zu können.

XXV. Abnahme der farbigen Erscheinung.

339 (243). Haben wir uns bei Darstellung der Abnahme unserer farbigen Erscheinung in subjectiven Fällen kurz fassen können, so wird es uns erlaubt sein, hier noch kürzer zu verfahren, indem wir uns auf jene deutliche Darstellung berufen. Nur Eines mag wegen seiner großen Bedeutung, als ein Haupt-Moment des ganzen Vortrags, hier dem Leser zu besonderer Aufmerksamkeit empfohlen werden.

340 (244 — 247). Der Abnahme der prismatischen Erscheinung muß erst eine Entfaltung derselben vorangehen. Aus dem gefärbten Sonnenbilde verschwinden, in gehöriger Entfernung der Tafel vom Prisma, zuletzt die blaue und gelbe Farbe, indem beide übereinander greifen, völlig und man sieht nur Gelbroth, Grün und Blauroth. Nähert man die Tafel dem brechenden Mittel, so erscheinen Gelb und Blau schon wieder und man erblickt die fünf Farben mit ihren Schattirungen. Rückt man mit der Tafel noch näher, so treten Gelb und Blau völlig auseinander, das Grüne verschwindet und zwischen den gefärbten Rändern und

Säumen zeigt ſich das Bild farbig. Je näher man mit der Tafel gegen das Prisma zurückt, deſto ſchmäler werden gedachte Ränder und Säume, bis ſie endlich an und auf dem Prisma null werden.

XXVI. Graue Bilder.

321 (308). Wir haben die grauen Bilder als höchſt wichtig bei ſubjectiven Verſuchen dargeſtellt. Sie zeigen uns durch die Schwäche der Nebenbilder, daß eben dieſe Nebenbilder ſich jederzeit von dem Hauptbilde verſcheuchen. Will man nun die objectiven Verſuche auch hier parallel durchführen, ſo könnte Dieſes auf eine bequeme Weiſe geſchehen, wenn man ein mehr oder weniger matt geſchliffenes Glas vor die Oeffnung hielte, durch welches das Sonnenbild hereinfällt. Es würde dadurch ein gedämpftes Bild hervorgebracht werden, welches nach der Refraction viel mattere Farben, als das von der Sonnenſcheibe unmittelbar abgeleitete auf der Tafel zeigen würde; und ſo würde auch von dem höchſt energiſchen Sonnenbilde nur ein ſchwaches, der Dämmerung genähertes Nebenbild entſtehen; wie denn ſreilich durch dieſen Verſuch Dasjenige, was uns ſchon genugſam bekannt iſt, nur noch aber- und abermal bekräftigt wird.

XXVII. Farbige Bilder.

322 (260). Es gibt mancherlei Arten, farbige Bilder zum Behuf objectiver Verſuche hervorzubringen. Erſtlich kann man farbiges Glas vor die Oeffnung halten, wodurch ſogleich ein farbiges Bild hervorgebracht wird. Zweitens kann man das Waſſer-Prisma mit farbigen Liquoren füllen. Drittens kann man die von einem Prismatiſchen hervorgebrachten, emphatiſchen Farben durch proportionirte kleine Oeffnungen eines Bleches durchlaſſen, und alſo kleine Bilder zu einer zweiten Refraction vorbereiten. Dieſe letzte Art iſt die beſchwerlichſte, indem, bei dem beſtändigen Fortrücken der Sonne, ein ſolches Bild nicht feſtgehalten, noch in beliebiger Richtung beſtätigt werden kann. Die zweite Art hat auch ihre Unbequemlichkeiten, weil nicht alle farbigen Liquoren ſchön hell und klar zu bereiten ſind. Daher die erſte um ſo mehr den Vorzug verdient, als die Phyſiker ſchon bisher die von dem Sonnenlicht durch's Prisma hervorgebrachten Farben, diejenigen, welche durch Liquoren und Gläſer erzeugt werden, und die, welche ſchon auf Papier oder Tuch fixirt ſind, bei der Demonſtration als gleichwirkend gelten laſſen.

323. Da es nun alſo bloß darauf ankommt, daß das Bild gefärbt werde, ſo gewährt uns das ſchon eingeführte große Waſſer-Prisma hierzu die beſte Gelegenheit. Denn indem man vor ſeine großen Flächen, welche das Licht ungefärbt durchlaſſen, eine Pappe vorſchieben kann, in welche man Oeffnungen von verſchiedener Figur geſchnitten, um unterſchiedene Bilder und alſo auch unterſchiedene Nebenbilder hervorzubringen: ſo darf man nur vor die Oeffnungen der Pappe farbige Gläſer befeſtigen, um zu beobachten, welche Wirkung die Refraction im objectiven Sinne auf farbige Bilder hervorbringt.

324. Man bediene ſich nämlich jener ſchon beſchriebenen Tafel (284) mit farbigen Gläſern, welche man grau in der Größe eingerahmt, daß ſie in die Falzen des großen Waſſer-Prismas eingeſchoben werden kann. Man laſſe nunmehr die Sonne hindurchſcheinen, ſo wird man die hinaufwärts gebrochenen, farbigen Bilder, jedes nach ſeiner Art, geſäumt und gerändert ſehen, indem ſich dieſe Säume und Ränder an einigen Bildern ganz deutlich zeigen, an andern ſich mit der ſpecifiſchen Farbe des Glaſes vermiſchen, ſie erhöhen oder verdämmern, und Jedermann wird ſich überzeugen können, daß hier abermals nur von Vielem was uns ſubjectiv und objectiv ſo unauflöslich vorgetragen, einfachen Phänomen die Rede ſei.

XXIII. Achromaſie und Hyperchromaſie.

325 (285 — 290). Wie man die hyperchromatiſchen und achromatiſchen Verſuche auch objectiv anſtellen könne, dazu brauchen wir nur, nach Allem, was oben weitläufig ausgeführt worden, eine kurze Anleitung zu geben, beſonders da wir vorausſetzen können, daß jenes erwähnte, zuſammengeſetzte Prisma ſich in den Händen des Naturfreundes befinde.

326. Man laſſe durch ein ſpitzwinkeliges Prisma von wenigen Graden, aus Crown-Glas geſchliffen, das Sonnenbild dergeſtalt durchgehen, daß es auf der entgegengeſetzten Tafel in die Höhe gebrochen werde; die Ränder werden nach dem bekannten Geſetz gefärbt erſcheinen, das Violette und Blaue nämlich oben und außen, das Gelbe und Gelbrothe unten und innen. Da nun der brechende Winkel dieſes Prismas ſich unten befindet, ſo ſetze man ihm ein anderes proportionirtes von Flintglas entgegen, deſſen brechender Winkel nach oben gerichtet ſei. Das Sonnenbild werde dadurch wieder an ſeinen Platz geführt, wo es denn durch den Ueberſchuß der farberregenden Kraft des herabführenden Prismas von Flintglas, nach dem Geſetze dieſer Herabführung, wenig gefärbt ſein, das Blaue und Violette unten und außen, das Gelbe und Gelbrothe oben und innen zeigen wird.

347. Man rücke nun durch ein proportionirtes Prisma von Crown-Glas das ganze Bild wieder um Weniges in die Höhe, so wird die Hyperchromaſie aufgehoben, das Sonnenbild vom Platze gerückt und doch farblos erſcheinen.

348. Mit einem aus drei Gläſern zuſammengeſetzten, achromatiſchen Objectiv-Glaſe kann man eben dieſe Verſuche ſtufenweiſe machen, wenn man es ſich nicht reuen läßt, ſolches aus der Hülſe, worein es der Künſtler eingewietet hat, herauszubrechen. Die beiden converen Gläſer von Crown-Glas, indem ſie das Bild nach dem Focus zuſammenziehen, das concave Glas von Flint-Glas, indem es das Sonnenbild hinter ſich aufſteht, zeigen an dem Rande die hergebrachten Farben. Ein Crown-Glas, mit dem Concav-Glaſe zuſammengenommen, zeigt die Farben nach dem Geſetz des letztern. Sind alle drei Gläſer zuſammengelegt, ſo mag man das Sonnenbild nach dem Focus zuſammenziehen, oder ſich daſſelbe hinter dem Brennpuncte aufſtehen laſſen: niemals zeigen ſich farbige Ränder, und die von dem Künſtler intendirte Achromaſie bewährt ſich hier abermals.

349. Da jedoch das Crown-Glas durchaus eine grünliche Farbe hat, ſo daß beſonders bei groſſen und ſtarken Objectiven Etwas von einem grünlichen Schein mit unterlaufen und ſich daneben die geforderte Purpur-Farbe unter gewiſſen Umſtänden einſtellen mag, welches uns jedoch, bei wiederholten Verſuchen mit mehrern Objectiven, nicht vorgekommen: ſo hat man hierzu die wunderbarſten Erklärungen erſonnen und ſich, da man theoretiſch die Unmöglichkeit achromatiſcher Ferngläſer zu beweiſen genöthigt war, gewiſſer Maßen gefreut, eine ſolche radicale Verbeſſerung läugnen zu können; wovon jedoch nur in der Geſchichte dieſer Erfindungen umſtändlich gehandelt werden kann.

XXIX. Verbindung objectiver und ſubjectiver Verſuche.

350. Wenn wir eben angezeigt haben, daß die objectiv und ſubjectiv betrachtete Refraction im Gegenſinne wirken müſſe (318): ſo wird daraus folgen, daß wenn man die Verſuche verbindet, entgegengeſetzte und einander aufhebende Erſcheinungen ſich zeigen werden.

351. Durch ein horizontal geſtelltes Prisma werde das Sonnenbild an eine Wand hinaufgeworfen. Iſt das Prisma lang genug, daß der Beobachter zugleich hindurch ſehen kann, ſo wird er das durch die objective Refraction hinaufgerückte Bild wieder heruntergerückt und ſolches an der Stelle ſehen, wo es ohne Refraction erſchienen wäre.

352. Hierher zeigt ſich ein bedeutendes, aber gleichfalls aus der Natur der Sache herfließendes Phänomen. Da nämlich, wie ſchon ſo oft erinnert worden, das objectiv an die Wand geworfene gefärbte Sonnenbild keine fertige, noch unveränderliche Erſcheinung iſt: ſo wird bei obgedachter Operation das Bild nicht allein für das Auge heruntergezogen, ſondern auch ſeiner Ränder und Säume völlig beraubt und in eine farbloſe Kreisgeſtalt zurückgebracht.

353. Bedient man ſich zu dieſem Verſuche zweier völlig gleichen Prismen, ſo kann man ſie erſt neben einander ſtellen, durch das eine das Sonnenbild durchfallen laſſen, durch das andere aber hindurchſehen.

354. Geht der Beſchauer mit dem zweiten Prisma nunmehr weiter vorwärts, ſo zieht ſich das Bild wieder hinauf und wird ſtufenweiſe nach dem Geſetz des erſten Prismas gefärbt. Tritt der Beſchauer nun wieder zurück, bis er das Bild wieder auf den Nullpunct gebracht hat und geht ſodann immer weiter von dem Bilde weg: ſo bewegt ſich das für ihn rund und farblos gewordene Bild immer weiter herab und färbt ſich im entgegengeſetzten Sinne, ſo daß wir daſſelbe Bild, wenn wir zugleich durch das Prisma hindurch und daran herſehen, nach objectiven und ſubjectiven Geſetzen gefärbt erblicken.

355. Wie dieſer Verſuch zu vermannigfaltigen ſei, ergibt ſich von ſelbſt. Iſt der brechende Winkel des Prismas, wodurch das Sonnenbild objectiv in die Höhe gehoben wird, gröſſer als der des Prismas, wodurch der Beobachter blickt: ſo muß der Beobachter viel weiter zurücktreten, um das farbige Bild an der Wand ſo weit herunterzuführen, daß es farblos werde und umgekehrt.

356. Daß man auf dieſem Wege die Achromaſie und Hyperchromaſie gleichfalls darſtellen könne, fällt in die Augen, welches wir weiter auseinander zu ſetzen und auszuführen dem Liebhaber wohl ſelbſt überlaſſen können, ſowie wir auch andere complicirte Verſuche, wobei man Prismen und Linſen zugleich anwendet, auch die objectiven und ſubjectiven Erfahrungen auf mancherlei Weiſe durcheinander miſcht, erſt ſpäterhin darlegen und auf die einfachen, uns nunmehr genugſam bekannten Phänomene zurückführen werden.

XXX. Uebergang.

357. Wenn wir auf die bisherige Darſtellung und Ableitung der dioptriſchen Farben zurückſehen, können wir keine Reue empfinden, weder daß wir ſie ſo umſtändlich abgehandelt, noch daß wir ſie vor den übrigen phyſiſchen Farben, außer der von uns ſelbſt angegebenen Ordnung, vorgetragen haben. Doch gedenken wir,

hier an der Stelle des Uebergangs unſern Leſern und Mitarbeitern deßhalb einige Rechenſchaft zu geben.

358. Sollten wir uns verantworten, daß wir die Lehre von den dioptriſchen Farben, beſonders der zweiten Claſſe, vielleicht zu weitläufig aufgeführt, ſo hätten wir Folgendes zu bemerken. Der Vortrag irgend eines Gegenſtandes unſers Wiſſens kann ſich theils auf die innere Nothwendigkeit der abzuhandelnden Materie, theils aber auch auf das Bedürfniß der Zeit, in welcher der Vortrag geſchieht, beziehen. Bei dem unſerigen waren wir genöthigt, beide Rückſichten immer vor Augen zu haben. Ein Mal war es die Abſicht, unſere ſämmtlichen Erfahrungen ſowie unſere Ueberzeugungen, nach einer lange geprüften Methode, vorzulegen; ſodann aber mußten wir unſer Augenmerk darauf richten, manche zwar bekannte, aber doch verkannte, beſonders auch in falſchen Verknüpfungen aufgeſtellte Phänomene in ihrer natürlichen Entwickelung und wahrheitserfahrungsmäßigen Ordnung darzuſtellen, damit wir künftig, bei polemiſcher und hiſtoriſcher Behandlung, ſchon eine vollſtändige Bearbeitung zu leichterer Ueberſicht in's Mittel bringen könnten. Daher iſt denn freilich eine größere Umſtändlichkeit nöthig geworden, welche eigentlich nur dem gegenwärtigen Bedürfniß zum Opfer gebracht wird. Künftig, wenn man erſt das Einfache als einfach, das Zuſammengeſetzte als zuſammengeſetzt, das Erſte und Obere als ein ſolches, das Zweite, Abgeleitete auch als ein ſolches anerkennen und ſchauen wird: dann läßt ſich dieſer ganze Vortrag in's Engere zuſammenziehen, welches, wenn es uns nicht ſelbſt noch glücken ſollte, wir einer heiter thätigen Mit- und Nachwelt überlaſſen.

359. Was ferner die Ordnung der Capitel überhaupt betrifft, ſo mag man bedenken, daß ſelbſt verwandte Natur-Phänomene in keiner eigentlichen Folge oder ſtetigen Reihe ſich aneinander ſchließen, ſondern daß ſie durch Thätigkeiten hervorgebracht werden, welche verſchränkt wirken, ſo daß es gewiſſer Maßen gleichgiltig iſt, was für eine Erſcheinung man zuerſt und was für eine man zuletzt betrachtet, weil es doch nur darauf ankommt, daß man ſich alle möglichſt vergegenwärtige, um ſie zuletzt unter einem Geſichtspunct, theils nach ihrer Natur, theils nach Menſchenweiſe und Bequemlichkeit, zuſammenzufaſſen.

360. Doch kann man im gegenwärtigen, beſondern Falle behaupten, daß die dioptriſchen Farben billig an die Spitze der phyſiſchen geſtellt werden, ſowohl wegen ihres auffallenden Glanzes und übrigen Bedeutſamkeit, als auch weil, um dieſelben abzuleiten, Manches zur Sprache kommen mußte, welches uns zunächſt große Erleichterung gewähren wird.

361. Denn man hat bisher das Licht als eine Art von Abſtractum, als ein für ſich beſtehendes und wirkendes, gewiſſer Maßen ſich ſelbſt bedingendes, bei geringen Anläſſen aus ſich ſelbſt die Farben hervorbringendes Weſen angeſehen. Von dieſer Vorſtellungsart jedoch die Naturfreunde abzuleiten, ſie aufmerkſam zu machen, daß bei prismatiſchen und andern Erſcheinungen, nicht von einem unbegrenzten bedingenden, ſondern von einem begrenzten bedingten Lichte, von einem Lichtbilde, ja von Bildern überhaupt, hellen oder dunkeln, die Rede ſei. Dieß iſt die Aufgabe, welche zu löſen, das Ziel, welches zu erreichen wäre.

362. Was bei dioptriſchen Fällen, beſonders der zweiten Claſſe, nämlich bei Refractions-Fällen vorgeht, iſt uns nunmehr genugſam bekannt und dient uns zur Einleitung in's Künftige.

363. Die cataoptriſchen Fälle erinnern uns an die phyſiologiſchen, nur daß wir jenen mehr Objectivität zuſchreiben und ſie deßhalb unter die phyſiſchen zu zählen uns berechtigt glauben. Wichtig aber iſt es, daß wir hier abermals nicht ein abſtractes Licht, ſondern ein Lichtbild zu beachten haben.

364. Gehen wir zu den paroptiſchen über, ſo werden wir, wenn das Frühere gut gefaßt worden, uns mit Verwunderung und Zufriedenheit abermals im Reiche der Bilder finden. Beſonders wird uns der Schatten eines Körpers, als ein ſecundäres, den Körper ſo genau begleitendes Bild, manchen Aufſchluß geben.

365. Doch greifen wir dieſen fernern Darſtellungen nicht vor, um, wie bisher geſchehen, nach unſerer Ueberzeugung regelmäßigen Schritt zu halten.

XXXI. Cataoptriſche Farben.

366. Wenn wir von cataoptriſchen Farben ſprechen, ſo denken wir damit an, daß uns Farben bekannt ſind, welche bei Gelegenheit einer Spiegelung erſcheinen. Wir ſetzen voraus, daß das Licht ſowohl als die Fläche, wovon es zurückſtrahlt, ſich in einem völlig farbloſen Zuſtand finden. In dieſem Sinne gehören dieſe Erſcheinungen unter die phyſiſchen Farben. Sie entſtehen bei Gelegenheit der Reflexion, wie wir oben die dioptriſchen der zweiten Claſſe, bei Gelegenheit der Refraction, hervortreten ſahen. Ohne jedoch weiter im Allgemeinen zu verweilen, wenden wir uns gleich zu den beſondern Fällen und zu den Bedingungen, welche nöthig ſind, daß gedachte Phänomene ſich zeigen.

367. Wenn man eine feine Stahlſaite vom Rößchen abnimmt, ſie ihrer Elaſticität gemäß

verworren durcheinander laufen läßt und ſie an ein Fenſter in die Tageshelle legt: ſo wird man die Höhen der Kreiſe und Windungen erhellt, aber weder glänzend noch farbig ſehen. Tritt die Sonne hingegen hervor, ſo zieht ſich dieſe Hellung auf einen Punct zuſammen und das Auge erblickt ein kleines, glänzendes Sonnenbild, das, wenn man es nahe betrachtet, keine Farbe zeigt. Geht man aber zurück und faßt den Abglanz in einiger Entfernung mit den Augen auf, ſo ſieht man viele kleine, auf die mannigfaltigſte Weiſe gefärbte Sonnenbilder. Und ob man gleich Grün und Purpur am Meiſten zu ſehen glaubt, ſo zeigen ſich doch auch, bei genauerer Aufmerkſamkeit, die übrigen Farben.

568. Nimmt man eine Lorgnette und ſieht dadurch auf die Erſcheinung, ſo ſind die Farben verſchwunden, ſowie der ausgedehntere Glanz, in dem ſie erſcheinen, und man erblickt nur die kleinen leuchtenden Puncte, die wiederholten Sonnenbilder. Hieraus erkennt man, daß die Erfahrung ſubjectiver Natur iſt, und daß ſich die Erſcheinung an jene anſchließt, die wir unter dem Namen der ſtrahlenden Höfe eingeſchaltet haben (100).

569. Allein wir können dieſes Phänomen auch von der objectiven Seite zeigen. Man befeſtige unter eine mäßige Oeffnung in dem Laden der Camera obscura ein weißes Papier und halte, wenn die Sonne durch die Oeffnung ſcheint, die verworrene Drathſaite in das Licht, ſo daß ſie dem Papiere gegenüber ſteht. Das Sonnenlicht wird auf und in die Ringe der Drathſaite fallen, ſich aber nicht, wie im concentrirenden menſchlichen Auge, auf einem Puncte zeigen, ſondern, weil das Papier auf jedem Theile ſeiner Fläche den Abglanz des Lichtes aufnehmen kann, in haarförmigen Streifen, welche zugleich bunt ſind, ſehen laſſen.

570. Dieſer Verſuch iſt rein catoptriſch: denn da man ſich nicht denken kann, daß das Licht in die Oberfläche des Stahls hineindringe und etwa darin verändert werde: ſo überzeugen wir uns leicht, daß hier bloß von einer reinen Spiegelung die Rede ſei, die ſich, inſofern ſie ſubjectiv iſt, an die Lehre von den ſchwach wirkenden und abklingenden Lichtern anſchließt, und inſofern ſie objectiv gemacht werden kann, auf ein außer dem Menſchen Reales, ſogar in den leiſeſten Erſcheinungen hindeutet.

571. Wir haben geſehen, daß hier nicht allein ein Licht, ſondern ein energiſches Licht, und ſelbſt dieſes nicht im Abſtracten und Allgemeinen, ſondern ein begrenztes Licht, ein Lichtbild, nöthig ſei, um dieſe Wirkung hervorzubringen. Wir werden uns hiervon bei verwandten Fällen noch mehr überzeugen.

572. Eine polirte Silbertafel gibt in der Sonne einen blendenden Schein von ſich; aber es wird bei dieſer Gelegenheit keine Farbe geſehen. Regt man hingegen die Oberfläche leicht, ſo erſcheinen bunte, beſonders grüne und purpurne Farben, unter einem gewiſſen Winkel, dem Auge. Bei ciſelirten und guillochirten Metallen tritt auch dieſes Phänomen auffallend hervor; doch läßt ſich durchaus bemerken, daß, wenn es erſcheinen ſoll, irgend ein Bild, eine Abwechſelung des Dunkeln und Hellen, bei der Abſpiegelung mitwirken müſſe, ſo daß ein Kreisſtab, der Alt eines Baumes ein zuſammengeſetztes oder mit Vorſatz aufgeſtelltes Hinderniß eine merkliche Wirkung hervorbringt. Auch dieſe Erſcheinung läßt ſich in der Camera obscura objectiviren.

573. Läßt man ein polirtes Silber durch Scheidewaſſer dergeſtalt anfreſſen, daß das darin befindliche Kupfer aufgelöſt und die Oberfläche gewiſſer Maßen rauh werde, und läßt alsdann das Sonnenbild ſich auf der Platte ſpiegeln, ſo wird es von jedem unendlich kleinen, erhöhten Puncte einzeln zurückglänzen und die Oberfläche der Platte in bunten Farben erſcheinen. Ebenſo, wenn man ein ſchwarzes, ungeglättetes Papier in die Sonne hält und aufmerkſam darauf blickt, ſieht man es in ſeinen kleinſten Theilen bunt in den lebhafteſten Farben glänzen.

574. Dieſe ſämmtlichen Erfahrungen deuten auf ebendieſelben Bedingungen hin. In dem erſten Falle ſcheint das Lichtbild von einer ſchmalen Linie zurück; in dem zweiten wahrſcheinlich von ſcharfen Kanten; in dem dritten von ſehr kleinen Puncten. Bei allen wird ein lebhaftes Licht und eine Begrenzung deſſelben verlangt. Nicht weniger wird zu dieſen ſämmtlichen Farbenerſcheinungen erfordert, daß ſich das Auge in einer proportionirten Ferne von den reflectirenden Puncten befinde.

575. Stellt man dieſe Beobachtungen unter dem Microscop an, ſo wird die Erſcheinung an Kraft und Glanz unendlich wachſen; denn man ſieht alsdann die kleinſten Theile der Körper, von der Sonne beſchienen, in dieſen Reflexions-Farben ſchimmern, die, mit den Refractions-Farben verwandt, ſich nun auf die höchſte Stufe ihrer Herrlichkeit erheben. Man bemerkt in ſolchem Falle ein wurmförmig Bunted auf der Oberfläche organiſcher Körper, wovon das Nähere künftig vorgelegt werden ſoll.

576. Uebrigens ſind die Farben, welche bei der Reflexion ſich zeigen, vorzüglich Purpur und Grün; woraus ſich vermuthen läßt, daß beſonders die ſtreifige Erſcheinung aus einer zarten Purpur-Linie beſtehe, welche an ihren beiden Seiten theils mit Blau, theils mit

Der

Bürgergeneral,

ein Luſtſpiel

in einem Aufzuge.

Geiſt eingefaßt iſt. Treten die Linien ſehr nahe zuſammen, ſo muß der Zwiſchenraum grün erſcheinen; ein Phänomen, das uns noch oft vorkommen wird.

377. In der Natur begegnen uns dergleichen Farben öfters. Die Farben der Spinneweben ſetzen wir denen, die von Stahlfarben widerſcheinen, völlig gleich, ob ſich ſchon daran nicht ſo gut als an dem Stahl die Undurchdringlichkeit begläubigen läßt, weswegen man auch dieſe Farben mit zu den Refractions-Erſcheinungen hat ziehen wollen.

378. Beim Perlenmutter werden wir unendlich feine, neben einander liegende, organiſche Fibern und Lamellen gewahr, von welchen, wie oben beim gebeugten Bilde, mannigfaltige Farben, vorzüglich aber Purpur und Grün, entſpringen mögen.

379. Die changeanten Farben der Vogelhälſen werden hier gleichfalls erwähnt, ob gleich bei allem Organiſchen eine chemiſche Vorbereitung und eine Anzeigung der Farbe an den Körper gedacht werden kann, wovon bei Gelegenheit der chemiſchen Farben weiter die Rede ſein wird.

380. Daß die Erſcheinungen der objectiven Höfe auch in der Nähe catoptriſcher Phänomene liegen, wird leicht zugegeben werden, ob wir gleich nicht läugnen, daß auch Refraction mit im Spiele ſei. Wir wollen hier nur Einiges bemerken, bis wir nach völlig durchlaufenem, theoretiſchem Kreiſe, eine vollkommenere Anwendung des uns alsdann im Allgemeinen Bekannten auf die einzelnen Naturerſcheinungen zu machen im Stande ſein werden.

381. Wir gedenken zuerſt jenes gelben und rothen Kreiſes an einer weißen oder graulichen Wand, den wir durch ein nahe geſtelltes Licht hervorgebracht (88). Das Licht, indem es von einem Körper zurückſcheint, wird gemäßigt; das gemäßigte Licht erregt die Empfindung der gelben und ferner der rothen Farbe.

382. Eine ſolche Kerze erleuchtet die Wand lebhaft in unmittelbarer Nähe. Je weiter der Schein ſich verbreitet, deſto ſchwächer wird er; allein er iſt doch immer die Wirkung der Flamme, die Fortſetzung ihrer Energie, die ausgedehnte Wirkung ihres Bildes. Man könnte dieſe Kreiſe daher gar wohl Grenzbilder nennen, weil ſie die Grenze der Thätigkeit ausmachen und doch auch nur ein erweitertes Bild der Flamme darſtellen.

383. Wenn der Himmel um die Sonne weiß und leuchtend iſt, indem leichte Dünſte die Atmoſphäre erfüllen; wenn Dünſte oder Wolken um den Mond ſchweben: ſo ſpiegelt ſich der Abglanz der Scheibe in denſelben. Die Höfe, die wir alsdann erblicken, ſind einfach oder doppelt, kleiner oder größer, zuweilen ſehr groß, oft farblos, manchmal farbig.

384. Einen ſehr ſchönen Hof um den Mond ſah ich den 15. November 1799 bei hohem Barometer-Stande und dennoch wolkigem und dunſtigem Himmel. Der Hof war völlig farbig, und die Kreiſe folgten ſich wie bei ſubjectiven Höfen um's Licht. Daß er objectiv war, konnte ich bald einſehen, indem ich das Bild des Mondes zuhielt und der Hof dennoch vollkommen geſehen wurde.

385. Die verſchiedene Größe der Höfe ſcheint auf die Nähe oder Ferne des Dunſtes von dem Auge des Beobachters einen Bezug zu haben.

386. Da leicht angehauchte Fenſterſcheiben die Lebhaftigkeit der ſubjectiven Höfe vermehren und ſie gewiſſer Maßen zu objectiven machen: ſo ließe ſich vielleicht mit einer einfachen Vorrichtung, bei recht rauher Winterzeit, hiervon die nähere Beſtimmung auffinden.

387. Wie ſehr wir Urſache haben, auch bei dieſen Kreiſen auf das Bild und deſſen Wirkung zu dringen, zeigt ſich bei dem Phänomen der ſogenannten Nebenſonnen. Dergleichen Nachbarbilder finden ſich immer auf gewiſſen Puncten der Höfe und Kreiſe, und ſtellen Das wieder nur begreiflicher dar, was in dem ganzen Kreiſe immerfort allgemeiner vorgeht. An die Erſcheinung des Regenbogens wird ſich Dieſes Alles bequemer anſchließen.

388. Zum Schluſſe bleibt uns Nichts weiter übrig, als daß wir die Verwandtſchaft der catoptriſchen Farben mit den paroptiſchen einleiten.

Die paroptiſchen Farben werden wir diejenigen nennen, welche entſtehen, wenn das Licht an einem undurchſichtigen, farbloſen Körper herſtreift. Wie nahe ſie mit den dioptriſchen der zweiten Claſſe verwandt ſind, wird Jedermann leicht einſehen, der mit uns überzeugt iſt, daß die Farben der Refraction bloß an den Rändern entſtehen. Die Verwandtſchaft der catoptriſchen und paroptiſchen aber wird uns in dem folgenden Capitel klar werden.

XXXII. Paroptiſche Farben.

389. Die paroptiſchen Farben wurden bisher perioptiſche genannt, weil man ſich eine Wirkung des Lichts gleichſam um den Körper herum dachte, die man einer gewiſſen Biegbarkeit des Lichts nach dem Körper hin und vom Körper ab zuſchrieb.

390. Auch dieſe Farben kann man in objective und ſubjective eintheilen, weil auch ſie theils außer uns gleichſam wie auf der Fläche gemalt, theils in uns, unmittelbar auf der Retina, erſcheinen. Wir finden bei dieſem Capitel das Vortheilhafteſte, die objectiven zuerſt

zu nehmen, weil die ſubjectiven ſich ſo nahe an andere, und ſchon bekannte Erſcheinungen anſchließen, daß man ſie kaum davon zu trennen vermag.

391. Die paroptiſchen Farben werden alſo genannt, weil, um ſie hervorzubringen, das Licht an einem Rande herſtrahlen muß. Allein nicht immer, wenn das Licht an einem Rande herſtrahlt, erſcheinen ſie; es ſind dazu noch ganz beſondere Nebenbedingungen nöthig.

392. Ferner iſt zu bemerken, daß hier abermals das Licht keineswegs in Abſtracto wirke (361), ſondern die Sonne ſcheint an einem Rande her. Das ganze von dem Sonnenbild ausſtrömende Licht wirkt an einer Körpergrenze vorbei und verurſacht Schatten. An dieſen Schatten, innerhalb derſelben, werden wir künftig die Farbe gewahr werden.

393. Vor allen Dingen aber betrachten wir die hierher gehörigen Erſcheinungen in vollem Lichte. Wir ſetzen den Beobachter in's Freie, ehe wir ihn in die Beſchränkung der dunkeln Kammer führen.

394. Wer im Sonnenſchein in einem Garten oder ſonſt auf glatten Wegen wandelt, wird leicht bemerken, daß ſein Schatten nur unten am Fuß, der die Erde berührt, ſcharf begrenzt erſcheint, weiter hinauf, beſonders um das Haupt; verflieht er ſanft in die Fläche. Denn indem das Sonnenlicht nicht allein aus der Mitte der Sonne herſtrömt, ſondern auch von den beiden Enden dieſes leuchtenden Geſtirnes über's Kreuz wirkt, ſo entſteht eine objective Parallaxe, die an beiden Seiten des Körpers einen Halbſchatten hervorbringt.

395. Wenn der Spaziergänger ſeine Hand erhebt, ſo ſieht er an den Fingern deutlich das Auseinanderweichen der beiden Halbſchatten nach außen, die Verſchmälerung des Halbſchattens nach innen; Beides Wirkungen des ſich kreuzenden Lichtes.

396. Man kann vor einer glatten Wand dieſe Verſuche mit Stäben von verſchiedener Stärke, ſowie auch mit Kugeln wiederholen und vervielfältigen. Immer wird man finden, daß je weiter der Körper von der Tafel entfernt wird, deſto mehr verbreitet ſich der ſchwache Doppelſchatten; deſto mehr verſchmälert ſich der ſtarke Hauptſchatten, bis dieſer zuletzt ganz aufgehoben ſcheint, ja die Doppelſchatten endlich ſo ſchwach werden, daß ſie beinahe verſchwinden; wie ſie denn in mehrerer Entfernung unbemerklich ſind.

397. Daß Dieſes von dem ſich kreuzenden Lichte herrühre, davon kann man ſich leicht überzeugen; ſowie denn auch der Schatten eines zugeſpitzten Körpers zwei Spitzen deutlich zeigt. Wir dürfen alſo niemals außer Augen laſſen, daß in dieſem Falle das ganze Sonnenbild wirke, Schatten hervorbringe, ſie in Doppelſchatten verwandle und endlich ſogar aufhebe.

398. Man nehme nunmehr, ſtatt der ſolche Körper aufgeſchnittene Oeffnungen von verſchiedener beſtimmter Größe neben einander und laſſe das Sonnenlicht auf eine etwas entfernte Tafel hindurchfallen, ſo wird man finden, daß das helle Bild, welches auf der Tafel von der Sonne hervorgebracht wird, größer ſei als die Oeffnung, welches daher kommt, daß der eine Rand der Sonne durch die entgegengeſetzte Seite der Oeffnung noch hindurch ſcheint, wenn der andere durch ſie ſchon verdeckt iſt. Daher iſt das helle Bild an ſeinen Rändern ſchwächer beleuchtet.

399. Nimmt man viereckte Oeffnungen, von welcher Größe man wolle, ſo wird das helle Bild auf einer Tafel, die neun Fuß von den Oeffnungen ſteht, um einen Zoll an jeder Seite größer ſein als die Oeffnung, welches mit dem Winkel des ſcheinbaren Sonnen-Diameters ziemlich übereinkommt.

400. Daß eben dieſe Randerleuchtung nach und nach abnehme, iſt ganz natürlich, weil zuletzt nur ein Minimum des Sonnenlichts vom Sonnenrande über's Kreuz durch den Rand der Oeffnung einwirken kann.

401. Wir ſehen alſo hier abermals, wie ſehr wir Urſache haben, uns in der Erfahrung von der Annahme von parallelen Strahlen, Strahlenbüſcheln und Bündeln und dergleichen hypothetiſchem Weſen zu hüten (309, 310).

402. Wir können uns vielmehr das Scheinen der Sonne oder irgend eines Lichtes als eine unendliche Abſpiegelung des beſchränkten Lichtbildes vorſtellen; woraus ſich denn wohl ableiten läßt, wie alle viereckten Oeffnungen, durch welche die Sonne ſcheint, in gewiſſen Entfernungen, je nachdem ſie größer oder kleiner ſind, ein rundes Bild geben müſſen.

403. Obige Verſuche kann man durch Oeffnungen von mancherlei Form und Größe wiederholen, und es wird ſich immer Daſſelbe in verſchiedenen Abweichungen zeigen; wobei man jedoch immer bemerken wird, daß im vollen Lichte und bei der einfachen Operation des Herſcheinens der Sonne an einem Rand keine Farbe ſich ſehen laſſe.

404. Wir wenden uns daher zu den Verſuchen mit dem gedämpften Lichte, welches nöthig iſt, damit die Farbenerſcheinung eintrete. Man mache eine kleine Oeffnung in den Laden der dunkeln Kammer; man fange das über's Kreuz eindringende Sonnenbild mit einem weißen Papiere auf und man wird, je kleiner die Oeffnung iſt, ein deſto matteres Licht erblicken, und zwar ganz natürlich, weil die Erleuchtung

nicht von der ganzen Sonne, sondern nur von einzelnen Puncten, nur theilweise gewirkt wird.

205. Betrachtet man durch matte Sonnenhelle genau, so findet man es gegen seine Ränder zu immer matter und mit einem gelben Saume begrenzt, der sich deutlich zeigt, am Deutlichsten aber, wenn sich ein Nebel oder eine durchscheinende Wolke vor die Sonne zieht, ihr Licht mäßigt und dämpft. Sollten wir uns nicht gleich hierbei jenes Hofes an den Mond und des Scheins eines nahe bevorstehenden Lichtes erinnern (88)?

206. Betrachtet man jenes oben beschriebene Sonnenbild genauer, so sieht man, daß es mit diesem gelben Saume noch nicht abgethan ist, sondern man bemerkt noch einen zweiten blaulichen Kreis, wo nicht gar eine hofartige Wiederholung des Farbensaumes. Ist das Zimmer recht dunkel, so sieht man, daß der zunächst um die Sonne erhellte Himmel gleichfalls eingefaßt wird; man sieht den blauen Himmel, ja sogar die ganze Landschaft auf dem Papiere, und überzeugt sich abermals, daß hier nur von dem Sonnenbilde die Rede sei.

207. Nimmt man eine etwas größere, viereckte Oeffnung, welche durch das Hineinstrahlen der Sonne nicht gleich rund wird: so kann man die Halbschatten von jedem Rande, das Zusammentreffen derselben in den Ecken, die Färbung derselben, nach Maßgabe obgemeldeter Erscheinung der runden Oeffnung, genau bemerken.

208. Wir haben nunmehr ein parallactisch scheinendes Licht gedämpft, indem wir es durch kleine Oeffnungen scheinen ließen; wir haben ihm aber seine parallactische Eigenschaft nicht genommen, so daß es abermals Doppelschatten der Körper, wenn gleich mit gedämpfter Wirkung, hervorbringen kann. Diese sind nunmehr diejenigen, auf welche man bisher aufmerksam gewesen, welche in verschiedenen hellen und dunkeln, farbigen und farblosen Kreisen aufeinander folgen und vermehrte, ja gewisser Maßen unzählige Höfe hervorbringen. So sind oft gezeichnet und in Kupfer gestochen worden, indem man Nadeln, Haare und andere schmale Körper in das gedämpfte Licht brachte, die vielfachen, hofartigen Doppelschatten bemerkte und sie einer Aus- und Einbiegung des Lichtes zuschrieb und dadurch erklären wollte, wie der Kernschatten aufgehoben und wie ein Helles an der Stelle des Dunkeln erscheinen könne.

209. Wir aber halten vorerst daran fest, daß es abermals parallactische Doppelschatten sind, welche mit farbigen Säumen und Höfen begrenzt erscheinen.

210. Wenn man alles Dieses nun gesehen, untersucht und sich deutlich gemacht hat, so kann man zu dem Versuche mit den Messerklingen schreiten, welches nur ein Auseinanderrücken und parallactisches Uebereinandergreifen des uns schon bekannten Halbschatten und Hofe genannt werden kann.

211. Zuletzt hat man jene Versuche mit Haaren, Nadeln und Drähten in jenem Halblichte, das die Sonne macht, sowie im Halblichte, das sich vom blauen Himmel herschreibt und auf dem Papiere zeigt, anzustellen und zu betrachten; wodurch man der wahren Natur dieser Phänomene sich immer mehr bemeistern wird.

212. Da nun aber bei diesen Versuchen Alles darauf ankommt, daß man sich von der parallactischen Wirkung des scheinenden Lichtes überzeuge: so kann man sich Das, worauf es ankommt, durch zwei Lichter deutlicher machen, wodurch sich die zwei Schatten übereinander führen und völlig sondern lassen. Bei Tage kann es durch zwei Oeffnungen am Fensterladen geschehen, bei Nacht durch zwei Kerzen; ja es gibt manche Zufälligkeiten in Gebäuden bei'm Aus- und Zuschlagen von Läden, wo man diese Erscheinungen besser beobachten kann, als bei dem sorgfältigsten Apparate. Jedoch lassen sich alle und jede zum Versuch erheben, wenn man einen Kasten einrichtet, in den man eben hineinsehen kann und dessen Thüre man sachte zuzieht, nachdem man vorher ein Doppellicht einfallen lassen. Daß hierbei die von uns unter den physiologischen Farben abgehandelten farbigen Schatten sehr leicht eintreten, läßt sich erwarten.

213. Ueberhaupt erinnere man sich, was wir über die Natur der Doppelschatten, Halblichter und Dergleichen früher ausgeführt haben; besonders aber mache man Versuche mit verschiedenen, nebeneinander gestellten Schattirungen von Grau, wo jeder Streif an seinem dunkeln Nachbar hell, am hellen dunkel erscheinen wird. Bringt man Abends mit drei oder mehreren Lichtern Schatten hervor, die sich stufenweise decken: so kann man dieses Phänomen sehr deutlich gewahr werden und man wird sich überzeugen, daß hier der physiologische Fall eintritt, den wir oben weiter ausgeführt haben (38).

214. Inwiefern nun aber Alles, was von Erscheinungen die paroptischen Farben begleitet, aus der Lehre vom gemäßigten Lichte, von Halbschatten und von physiologischer Bestimmung der Retina sich ableiten lasse, oder ob wir genöthigt sein werden, zu gewissen innern Eigenschaften des Lichtes unsere Zuflucht zu nehmen, wie man es bisher gethan, mag die Zeit lehren. Hier sei es genug, die Bedingungen angezeigt zu haben, unter welchen die paroptischen Farben entstehen, sowie wir denn auch hoffen kön-

ren, daß unſere Muſe auf den Zuſammenhang mit dem bisherigen Vortrag von Freunden der Natur nicht unbeachtet bleiben werden.

415. Die Verwandtſchaft der paroptiſchen Farben mit den dioptriſchen der zweiten Claſſe wird ſich auch jeder Denkende gern entwickeln. Hier wie dort iſt von Rändern die Rede; hier wie dort von einem Lichte, das an dem Rande erſcheint. Wie natürlich iſt es alſo, daß die paroptiſchen Wirkungen durch die dioptriſchen erhöht, verſtärkt und verherrlicht werden können! Doch kann hier nur von den objectiven Refractions-Fällen die Rede ſein, da das leuchtende Bild wirklich durch das Mittel durchſcheint; denn dieſe ſind eigentlich mit den paroptiſchen verwandt. Die ſubjectiven Refractions-Fälle, da wir die Bilder durch's Mittel ſehen, ſtehen aber von den paroptiſchen völlig ab und ſind auch ſchon wegen ihrer Reinheit von uns geprieſen worden.

416. Wie die paroptiſchen Farben mit den catoptriſchen zuſammenhängen, läßt ſich aus dem Geſagten ſchon vermuthen; denn da die catoptriſchen Farben nur an Rändern, Puncten, Stahllinien, zarten Flächen ſich zeigen, ſo iſt es ungefähr derſelbe Fall, als wenn das Licht an einem Rande erſchiene. Es muß jederzeit von einem Rande zurück ſcheinen, damit unſer Auge eine Farbe gewahr werde. Wie auch hier die Beſchränkung des leuchtenden Bildes, ſo wie die Mäßigung des Lichtes, zu betrachten ſei, iſt oben ſchon angezeigt worden.

417. Von den ſubjectiven paroptiſchen Farben führen wir nur noch Weniges an, weil ſie ſich theils mit den phyſiologiſchen, theils mit den dioptriſchen der zweiten Claſſe in Verbindung ſetzen laſſen und ſie größtentheils kaum hierher zu gehören ſcheinen, ob ſie gleich, wenn man genau aufmerkt, über die ganze Lehre und ihre Verknüpfung ein erfreuliches Licht verbreiten.

418. Wenn man ein Lineal dergeſtalt vor die Augen hält, daß die Flamme des Lichts über daſſelbe hervorſcheint, ſo ſieht man das Lineal gleichſam eingeſchnitten und ſchartig an der Stelle, wo das Licht hervorragt. Es ſcheint ſich Dieſes aus der ausdehnenden Kraft des Lichtes auf der Retina ableiten zu laſſen (15).

419. Daſſelbe Phänomen im Großen zeigt ſich bei'm Aufgang der Sonne, welche, wenn ſie rein, aber nicht allzu mächtig aufgeht, alſo daß man ſie noch anblicken kann, jederzeit einen ſcharfen Einſchnitt in den Horizont macht.

420. Wenn man bei grauem Himmel gegen ein Fenſter tritt, ſo daß das dunkle Kreuz ſich gegen denſelben abſchneidet, wenn man die Augen alsdann auf das horizontale Holz richtet, ferner den Kopf etwas vorzubiegen, zu blinzen und aufmerkſam zu ſehen anfängt: ſo wird man bald unten an dem Holze einen ſchönen gelbrothen Saum, oben über demſelben einen ſchönen heilblauen entdecken. Je dunkelgrauer und gleicher der Himmel, je dämmernder das Zimmer und folglich je ruhiger das Auge, deſto lebhafter wird ſich die Erſcheinung zeigen, ob ſie ſich gleich einem aufmerkſamen Beobachter auch bei hellem Tage darſtellen wird.

421. Man biege nunmehr den Kopf zurück und blinzle mit den Augen dergeſtalt, daß man den horizontalen Fenſterſtab unter ſich ſehe, ſo wird auch das Phänomen umgekehrt erſcheinen. Man wird nämlich die obere Kante gelb und die untere blau ſehen.

422. In einer dunkeln Kammer ſtellen ſich die Beobachtungen am beſten an. Wenn man vor die Oeffnung, vor welche man gewöhnlich das Sonnen-Microſcop ſchraubt, ein weißes Papier heftet, wird man den untern Rand des Kreiſes blau, den obern gelb erblicken, ſelbſt indem man die Augen ganz offen hat, aber ſie nur inſofern zuſammt, daß kein Hof ſich weiß um das Weiße herum zeigt. Biegt man den Kopf zurück, ſo ſieht man die Farben umgekehrt.

423. Dieſe Phänomene ſcheinen daher zu entſtehen, daß die Feuchtigkeiten unſers Auges eigentlich nur in der Mitte, wo das Sehen vorgeht, wirklich achromatiſch ſind, daß aber gegen die Peripherie zu, und in unnatürlichen Stellungen, als Auf- und Niederbiegen des Kopfes, wirklich eine chromatiſche Eigenſchaft, beſonders wenn ſcharf abſetzende Bilder betrachtet werden, übrig bleibe: daher dieſe Phänomene zu jenen gehören mögen, welche mit den dioptriſchen der zweiten Claſſe verwandt ſind.

424. Aehnliche Farben erſcheinen, wenn man gegen ſchwarze und weiße Bilder durch den Nadelſtich einer Karte ſieht. Statt des weißen Bildes kann man auch den letzten Punct im Bleche des Ladens der Camera obſcura wählen, wenn die Vorrichtung zu den paroptiſchen Farben gemacht iſt.

425. Wenn man durch eine Röhre durchſieht, deren untere Oeffnung verengt oder durch verſchiedene Ausſchnitte bedingt iſt, erſcheinen die Farben gleichfalls.

426. An die paroptiſchen Erſcheinungen aber ſchließen ſich meines Bedünkens folgende Phänomene näher an. Wenn man eine Nadelſpitze nahe vor das Auge hält, ſo entſteht in demſelben ein Doppelbild. Beſonders merkwürdig iſt aber, wenn man durch die zu paroptiſchen Verſuchen eingerichteten Meſſerklingen hindurch und gegen einen grauen Himmel ſieht. Man blickt nämlich wie durch einen Flor, und es zei-

gen ſich im Auge ſehr viele Bilder, welches eigentlich nur die wiederholten Bilder der Klinggeſchäfen ſind, davon das Eine immer von dem Folgenden ſucceſſiv oder wohl auch von dem gegenüber wirkenden parallactiſch bedingt und in eine Fadengeſtalt verwandelt wird.

427. So iſt denn auch noch ſchließlich zu bemerken, daß, wenn man durch die Klingen nach einem lichten Punct im Fenſterladen hinſieht, auf der Retina dieſelben farbigen Streifen und Höfe, wie auf dem Papiere, entſtehen.

428. Und ſo ſei dieſes Capitel gegenwärtig um ſo mehr geſchloſſen, als ein Freund übernommen hat, daſſelbe nochmals genau durch zu experimentiren, von deſſen Bemerkungen wir, bei Gelegenheit der Revision der Tafeln und des Apparats, in der Folge weitere Rechenſchaft zu geben hoffen.

XXXIII. Epoptiſche Farben.

429. Haben wir bisher uns mit ſolchen Farben abgegeben, welche zwar ſehr lebhaft erſcheinen, aber auch, bei aufgehobener Bedingung, ſogleich wieder verſchwinden: ſo machen wir nun die Erfahrung von ſolchen, welche zwar auch als vorübergehend beobachtet werden, aber unter gewiſſen Umſtänden ſich dergeſtalt fixiren, daß ſie auch nach aufgehobenen Bedingungen, welche ihre Erſcheinung hervorbrachten, beſtehen bleiben, und alſo den Uebergang von den phyſiſchen zu den chemiſchen Farben ausmachen.

430. Sie entſpringen durch verſchiedene Veranlaſſungen auf der Oberfläche eines farbloſen Körpers, urſprünglich, ohne Mittheilung, Färbe, Taufe (βαφη), und wir werden ſie nun, von ihrer leiſeſten Erſcheinung bis zu ihrer hartnäckigſten Dauer, durch die verſchiedenen Bedingungen ihres Entſtehens hindurch verfolgen, welche wir zu leichterer Ueberſicht hier ſogleich ſummariſch aufführen.

431. Erſte Bedingung. Berührung zweier glatten Flächen harter durchſichtiger Körper.

Erſter Fall, wenn Glasmaſſen, Glastafeln, Linſen aneinander gedrückt werden.

Zweiter Fall, wenn in einer ſoliden Glas-, Cryſtall- oder Eismaſſe ein Sprung entſteht.

Dritter Fall, indem ſich Lamellen durchſichtiger Steine von einander trennen.

Zweite Bedingung. Wenn eine Glasfläche oder ein geſchliffener Stein angehaucht wird.

Dritte Bedingung. Verbindung von beiden obigen, daß man nämlich die Glastafel anhaucht, eine andere darauf legt, die Farben durch den Druck erregt, dann das Glas abſchiebt, da ſich denn die Farben nachziehen und mit dem Hauche verfliegen.

Vierte Bedingung. Blaſen verſchiedener Flüſſigkeiten, Seife, Chocolate, Bier, Wein, feine Glasblaſen.

Fünfte Bedingung. Sehr feine Häutchen und Lamellen mineraliſcher und metalliſcher Auflöſungen; das Kalkhäutchen, die Oberfläche ſtehender Waſſer, beſonders eiſenhaltiger; ingleichen Häutchen von Oel auf dem Waſſer, beſonders von Firniß auf Scheidewaſſer.

Sechste Bedingung. Wenn Metalle erhitzt werden. Anlaufen des Stahls und anderer Metalle.

Siebente Bedingung. Wenn die Oberfläche des Glaſes angegriffen wird.

432. Erſte Bedingung; erſter Fall. Wenn zwei convexe Gläſer, oder ein Convex- und Plan-Glas, am beſten ein Convex- und Hohlglas, ſich einander berühren, ſo entſtehen concentriſche farbige Kreiſe. Bei dem gelindeſten Druck zeigt ſich ſogleich das Phänomen, welches nach und nach durch verſchiedene Stufen geführt werden kann. Wir beſchreiben ſogleich die vollendete Erſcheinung, weil wir die verſchiedenen Grade, durch welche ſie durchgeht, rückwärts alsdann deſto beſſer werden einſehen lernen.

433. Die Mitte iſt farblos; daſelbſt, wo die Gläſer durch den ſtärkſten Druck gleichſam zu Einem vereinigt ſind, zeigt ſich ein dunkelgrauer Punct, um denſelben ein ſilberweißer Raum, alsdann folgen in abnehmenden Entfernungen verſchiedene iſolirte Ringe, welche ſämmtlich aus drei Farben, die unmittelbar mit einander verbunden ſind, beſtehen. Jeder dieſer Ringe, deren etwa drei bis vier gezählt werden können, iſt inwendig gelb, in der Mitte purpurfarben und auswendig blau. Zwiſchen zwei Ringen findet ſich ein ſilberweißer Zwiſchenraum. Die letzten Ringe gegen die Peripherie des Phänomens ſtehen immer enger zuſammen. Sie wechſeln mit Purpur und Grün, ohne einen dazwiſchen bemerklichen, ſilberweißen Raum.

434. Wir wollen nunmehr die ſucceſſive Entſtehung des Phänomens vom gelindeſten Druck an beobachten.

435. Bei'm gelindeſten Druck erſcheint die Mitte ſelbſt grün gefärbt. Darauf folgen bis an die Peripherie ſämmtlicher concentriſchen Kreiſe purpurne und grüne Ringe. Sie ſind verhältnißmäßig breit und man ſieht keine Spur eines ſilberweißen Raums zwiſchen ihnen. Die grüne Mitte entſteht durch das Blau eines unentwickelten Cyrkels, das ſich mit dem Gelb des erſten Kreiſes vermiſcht. Alle übrigen Kreiſe ſind bei dieſer gelinden Berührung breit, ihre gelben und blauen Ränder vermiſchen ſich und bringen das ſchöne Grün hervor. Der Purpur aber eines jeden Ringes bleibt rein und unbe-

reißet; daher zeigen sich sämmtliche Kreise von diesen beiden Farben.

436. Ein etwas stärkerer Druck entfernt den ersten Kreis von dem unentwickelten um etwas Weniges und isolirt ihn, so daß er sich nun ganz vollkommen zeigt. Die Mitte erscheint nun als ein blauer Punct; denn das Gelbe des ersten Kreises ist nun durch einen silberweißen Raum von ihr getrennt. Aus dem Blauen entwickelt sich in der Mitte ein Purpur, welcher jederseit nach außen seinen zugehörigen blauen Rand behält. Der zweite, dritte Ring, von innen gerechnet, ist nun schon völlig isolirt. Kommen abweichende Fälle vor, so wird man sie aus dem Gesagten und noch zu Sagenden zu beurtheilen wissen.

437. Bei einem stärkern Druck wird die Mitte gelb, sie ist mit einem purpurfarbenen und blauen Rand umgeben. Endlich zieht sich auch dieses Gelb völlig aus der Mitte. Der innerste Kreis ist gebildet und die gelbe Farbe umgibt dessen Rand. Nun erscheint die ganze Mitte silberweiß, bis zuletzt bei dem stärksten Druck sich der dunkle Punct zeigt und das Phänomen, wie es zu Anfang beschrieben wurde, vollendet ist.

438. Das Maß der concentrischen Ringe und ihrer Entfernungen bezieht sich auf die Form der Gläser, welche zusammen gedrückt werden.

439. Wir haben oben bemerkt, daß die farbige Mitte aus einem unentwickelten Kreise bestehe. Es findet sich aber oft bei dem gelindesten Druck, daß mehrere unentwickelte Kreise daselbst gleichsam im Keime liegen, welche nach und nach vor dem Auge des Beobachters entwickelt werden können.

440. Die Regelmäßigkeit dieser Ringe entspringt aus der Form des Convex-Glases, und der Durchmesser des Phänomens richtet sich nach dem größern oder kleinern Kugelschnitt, wornach eine Linse geschliffen ist. Man schließt daher leicht, daß man durch das Aneinanderdrücken von Plan-Gläsern nur unregelmäßige Erscheinungen sehen werde, welche wellenförmig nach Art der gewässerten Seidenzeuge erscheinen und sich von dem Puncte des Drucks aus nach allen Enden verbreiten. Doch ist auf diesem Wege das Phänomen viel herrlicher als auf jenem und für einen Jeden auffallend und reizend. Stellt man nun den Versuch auf diese Weise an, so wird man völlig wie bei dem oben beschriebenen bemerken, daß bei gelindem Druck die grünen und purpurnen Wellen zum Vorschein kommen, bei'm stärkern aber Streifen, welche blau, purpurn und gelb sind, sich isoliren. In dem ersten Falle berühren sich ihre Außenseiten, in dem zweiten sind sie durch einen silberweißen Raum getrennt.

441. Ehe wir uns zur fernern Bestimmung dieses Phänomens übergehen, wollen wir die bequemste Art, dasselbe hervorzubringen, mittheilen.

Man lege ein großes Convex-Glas vor sich auf den Tisch gegen ein Fenster, und auf dasselbe eine Tafel wohlgeschliffenen Spiegelglases, ungefähr von der Größe einer Spielkarte, so wird die bloße Schwere der Tafel sie schon hergestalt andrücken, daß eins oder das andere der beschriebenen Phänomene entsteht, und man wird schon durch die verschiedene Schwere der Glastafel, durch andere Zufälligkeiten, wie z. B. wenn man die Glastafel auf die abhängende Seite des Convex-Glases führt, wo sie nicht so stark aufdrückt als in der Mitte, alle von uns beschriebenen Grade nach und nach hervorbringen können.

442. Um das Phänomen zu bemerken, muß man schief auf die Fläche sehen, auf welcher uns dasselbe erscheint. Aeußerst merkwürdig ist aber, daß, wenn man [illegible] immer mehr neigt und unter einem spitzern Winkel nach dem Phänomen sieht, die Kreise sich nicht allein erweitern, sondern aus der Mitte sich noch andere Kreise entwickeln, von denen sich, wenn man perpendicular auch durch das stärkste Vergrößerungsglas darauf sah, keine Spur entdecken ließ.

443. Wenn das Phänomen gleich in seiner größten Schönheit erscheinen soll, so hat man sich der äußersten Reinlichkeit zu befleißigen. Macht man den Versuch mit Spiegelglasplatten, so thut man wohl, lederne Handschuhe anzuziehen. Man kann bequem die innern Flächen, welche sich auf das Genaueste berühren müssen, vor dem Versuche reinigen, und die äußern, bei dem Versuche selbst, unter den Drücken rein erhalten.

444. Man sieht aus Obigem, daß eine genaue Berührung zweier glatten Flächen nöthig ist. Geschliffene Gläser thun den besten Dienst. Glasplatten zeigen die schönsten Farben, wenn sie aneinander festhängen; und aus eben dieser Ursache soll das Phänomen an Schönheit wachsen, wenn sie unter die Luftpumpe gelegt werden und man die Luft auspumpt.

445. Die Erscheinung der farbigen Ringe kann am Schönsten hervorgebracht werden, wenn man ein converes und concaves Glas, die nach einerlei Kugelschnitt geschliffen sind, zusammenbringt. Ich habe die Erscheinung niemals glänzender gesehen, als bei dem Objectiv-Glase eines achromatischen Fernrohrs, bei welchem das Crown-Glas mit dem Flintglase sich allzu genau berühren mochte.

446. Merkwürdig ist die Erscheinung, wenn ungleichartige Flächen, z. B. ein geschliffener Crystall an eine Glasplatte gedrückt wird. D

Erſcheinung zeigt ſich keineswegs in groſſen fortlaufenden Linien, wie bei der Verbindung des Glaſes mit dem Glaſe, ſondern ſie iſt klein und eckig und gleichſam unterbrochen, ſo daß es ſcheint, die Fläche des geſchliffenen Cryſtalls, die aus unendlich kleinen Durchſchnitten der Lamellen beſteht, berühre das Glas nicht in einer ſolchen Continuität, als es von einem andern Glaſe geſchieht.

447. Die Farbenerſcheinung verſchwindet durch den ſtärkſten Druck, der die beiden Flächen ſo innig verbindet, daß ſie nur einen Körper auszumachen ſcheinen. Daher entſteht der dunkle Punct in der Mitte, weil die gedruckte Linſe auf dieſem Puncte kein Licht mehr zurückwirft, ſowie eben derſelbe Punct, wenn man ihn gegen das Licht ſieht, völlig hell und durchſichtig iſt. Bei Nachlaſſung des Drucks verſchwinden die Farben allmälig, und völlig, wenn man die Flächen von einander ſchiebt.

448. Eben dieſe Erſcheinungen kommen noch in zwei ähnlichen Fällen vor. Wenn zwar durchſichtige Maſſen ſich von einander in dem Grade trennen, daß die Flächen ihrer Theile ſich nicht hinreichend berühren, ſo ſieht man dieſelben Kreiſe und Bogen mehr oder weniger. Man kann ſie ſehr ſchön hervorbringen, wenn man eine erhitzte Glasmaſſe in's Waſſer taucht, in deren verſchiedenen Riſſen und Sprüngen man die Farben in mannigfaltigen Zeichnungen bequem beobachten kann. Die Natur zeigt uns oft daſſelbe Phänomen an geſprungenem Berg-Cryſtall.

449. Häufig aber zeigt ſich dieſe Erſcheinung in der mineraliſchen Welt an ſolchen Steinarten, welche ihrer Natur nach blätterig ſind. Dieſe urſprünglichen Lamellen ſind zwar ſo innig verbunden, daß Steine dieſer Art auch völlig durchſichtig und farblos erſcheinen können; doch werden die innerlichen Blätter durch manche Zufälle getrennt, ohne daß die Verbindung aufgehoben werde; und ſo wird die uns nun genugſam bekannte Erſcheinung öfters hervorgebracht, beſonders bei Kalkſpäthen, bei Fraueneis, bei der Adularia und mehrern ähnlich gebildeten Mineralien. Es zeigt alſo eine Unkenntniß der nächſten Urſachen einer Erſcheinung, welche zufällig ſo oft hervorgebracht wird, wenn man ſie in der Mineralogie für ſo bedeutend hielt und den Exemplaren, welche ſie zeigten, einen beſondern Werth beilegte.

450. Es bleibt uns nur noch übrig, von der höchſt merkwürdigen Umwendung dieſes Phänomens zu ſprechen, wie ſie uns von den Naturforſchern überliefert worden. Wenn man nämlich, anſtatt die Farben bei reflectirtem Lichte zu betrachten, ſie bei durchfallendem Licht beobachtet: ſo ſollen an derſelben Stelle die entgegengeſetzten, und zwar auf eben die Weiſe, wie wir ſolche eben phyſiologiſch als Farben, die einander fordern, angegeben haben, erſcheinen. An der Stelle des Blauen ſoll man das Gelbe, und umgekehrt, an der Stelle des Rothen das Grüne u. ſ. w. ſehen. Die nähern Verſuche ſoben künftig angegeben werden, um ſo mehr, als bei uns über dieſen Punct noch einige Zweifel obwalten.

451. Verlangte man nun von uns, daß wir über dieſe bisher vorgetragnen exoptiſchen Farben, die unter der erſten Bedingung erſcheinen, etwas Allgemeines ausſprechen und dieſe Phänomene an die frühern phyſiſchen Erſcheinungen anknüpfen ſollten: ſo würden wir folgender Maßen zu Werke gehen.

452. Die Gläſer, welche zu den Verſuchen gebraucht werden, ſind als ein empiriſch möglichſt Durchſichtiges anzuſehen. Sie werden aber, nach unſerer Ueberzeugung, durch eine innige Berührung, wie ſie der Druck verurſacht, in ſo fern auf ihren Oberflächen, jedoch nur auf das Leiſeſte, getrübt. Innerhalb dieſer Linie entſtehen ſogleich die Farben, und zwar enthält jeder Ring das ganze Syſtem; denn indem die beiden entgegengeſetzten, das Gelb und Blau, mit ihren reinſten Farben verbunden ſind, zeigt ſich der Purpur; das Grüne hingegen, wie bei dem prismatiſchen Verſuch, wenn Gelb und Blau ſich erreichen.

453. Wie durchaus bei Entſtehung der Farbe das ganze Syſtem gefordert wird, haben wir ſchon früher mehrmals erfahren, und es liegt auch in der Natur jeder phyſiſchen Erſcheinung; es liegt ſchon in dem Begriff von polarität der Entgegenſetzung, wodurch eine elementare Einheit zur Erſcheinung kommt.

454. Daß bei durchſcheinendem Licht eine andere Farbe ſich zeigt, als bei reflectirtem, erinnert uns an jene dioptriſchen Farben der erſten Claſſe, die wir auf eben dieſe Weiſe aus dem Trüben entſpringen ſahen. Daß aber auch hier ein Trübes obwalte, daran kann faſt kein Zweifel ſein; denn das Ineinandergreifen der glätteſten Glasplatten, welches ſo ſtark iſt, daß ſie feſt aneinander hängen, bringt eine Halbvereinigung hervor, die jeder von beiden Flächen etwas an Glätte und Durchſichtigkeit entzieht. Den völligen Anſchlag aber möchte die Betrachtung geben, daß in der Mitte, wo die Linſe am feſteſten auf das andere Glas aufgedrückt und eine vollkommene Vereinigung hergeſtellt wird, eine völlige Durchſichtigkeit entſtehe, wobei man keine Farbe mehr gewahr wird. Jedoch mag alles Dieſes ſeine Beſtätigung erſt nach vollendeter allgemeiner Ueberſicht des Ganzen erhalten.

455. Zweite Bedingung. Wenn man

eine angehauchte Glasplatte mit dem Finger abwischt und sogleich wieder anhaucht, sieht man sehr lebhaft durcheinander schwebende Farben, welche, indem der Hauch abläuft, ihren Ort verändern und zuletzt mit dem Hauche verschwinden. Wiederholt man diese Operation, so werden die Farben lebhafter und schöner, und scheinen auch länger als die ersten Male zu bestehen.

456. So schnell auch dieses Phänomen vorübergeht und so confus es zu sein scheint, so glaub' ich doch Folgendes bemerkt zu haben. Im Anfange erscheinen alle Grundfarben und ihre Zusammensetzungen. Haucht man stärker, so kann man die Erscheinung in einer Folge gewahr werden. Dabei läßt sich bemerken, daß, wenn der Hauch im Ablaufen sich von allen Seiten gegen die Mitte des Glases zieht, die blaue Farbe zuletzt verschwindet.

457. Das Phänomen entsteht am Leichtesten zwischen den zarten Streifen, welche der Strich des Fingers auf der klaren Fläche zurücklässt, oder es erfordert eine sonstige, gewisser Maßen rauhe Disposition der Oberfläche des Körpers. Auf manchen Gläsern kann man durch den bloßen Hauch schon die Farbenerscheinung hervorbringen, auf andern hingegen ist das Reiben mit dem Finger nöthig; ja ich habe geschliffene Spiegelgläser gefunden, von welchen die eine Seite angehaucht sogleich die Farben lebhaft zeigte, die andere aber nicht. Nach den übergebliebenen Facetten zu urtheilen, war jene ehemals die freie Seite des Spiegels, diese aber die innere; durch das Queckſilber bedeckte gewesen.

458. Wie nun diese Versuche sich am Besten in der Kälte anstellen lassen, weil sich die Platte schneller und reiner anhauchen läßt und der Hauch schneller wieder abläuft: so kann man auch bei starkem Frost, in der Kutsche fahrend, das Phänomen im Großen gewahr werden, wenn die Kutschfenster sehr rein geputzt und sämmtlich aufgezogen sind. Der Hauch der in der Kutsche sitzenden Personen schlägt auf das Zarteste an die Scheiben und erregt sogleich das lebhafteste Farbenspiel. Inwiefern eine regelmäßige Succession darin sei, habe ich nicht bemerken können. Besonders lebhaft aber erscheinen die Farben, wenn sie einen dunkeln Gegenstand zum Hintergrunde haben. Dieser Farbenwechsel dauert aber nicht lange; denn sobald sich der Hauch in stärkere Tropfen sammelt oder zu Eisnadeln gefriert, so ist die Erscheinung alsbald aufgehoben.

459. Dritte Bedingung. Man kann die beiden vorhergehenden Versuche des Druckes und Hauches verbinden, indem man nämlich eine Glasplatte anhaucht und die andere sogleich darauf drückt. Es entstehen alsdann die Farben, wie beim Drucke zweier ungehauchten, nur mit dem Unterschiede, daß die Feuchtigkeit hier und da einige Unterbrechung der Farben verursacht. Schiebt man eine Glasplatte von der andern weg, so läuft der Hauch farbig ab.

460. Man könnte jedoch behaupten, daß dieser verbundene Versuch Nichts mehr als die einzelnen sage; denn wie es scheint, so verschwinden die durch den Druck erregten Farben in dem Maße, wie man die Gläser von einander abkehrt, und die behauchten Stellen laufen alsdann mit ihren eigenen Farben ab.

461. Vierte Bedingung. Farbige Erscheinungen lassen sich fast an allen Blasen beobachten. Die Seifenblasen sind die bekanntesten und ihre Schönheit ist am Leichtesten darzustellen. Doch findet man sie auch beim Weine, Bier, bei geistigen feinen Liqueuren, besonders auch im Schaume der Chocolate.

462. Wie wir oben einen unendlich schmalen Raum zwischen zwei Flächen, welche sich berühren, erforderten: so kann man das Häutchen der Seifenblase als ein unendlich dünnes Blättchen zwischen zwei elastischen Körpern ansehen; denn die Erscheinung zeigt sich doch eigentlich zwischen der innern, die Blase austreibenden Luft und zwischen der atmosphärischen.

463. Die Blase, indem man sie hervorbringt, ist farblos; dann fangen farbige Züge wie des Marmor-Papiers an, sich sehen zu lassen, die sich endlich über die ganze Blase verbreiten, oder vielmehr um sie herumgetrieben werden, indem man sie aufbläst.

464. Es gibt verschiedene Arten, die Blase zu machen; frei, indem man den Strohhalm nur in die Auflösung taucht und die hängende Blase durch den Athem auftreibt. Hier ist die Entstehung der Farbenerscheinung schwer zu beobachten, weil die schnelle Rotation keine genaue Bemerkung zuläßt, und alle Farben durcheinander gehen. Doch läßt sich bemerken, daß die Farben am Strohhalm anfangen. Ferner kann man in die Auflösung selbst blasen, jedoch vorsichtig, damit nur eine Blase entstehe. Sie bleibt, wenn man sie nicht sehr auftreibt, weiß; wenn aber die Auflösung nicht allzu wässerig ist, so setzen sich Kreise um die perpendiculare Achse der Blase, die gewöhnlich grün und purpurn abwechseln, indem sie nahe aneinander stehen. Zuletzt kann man auch mehrere Blasen neben einander hervorbringen, die noch mit der Auflösung zusammenhangen. In diesem Falle entstehen die Farben an den Wänden, wo zwei Blasen einander platt gedrückt haben.

465. An den Blasen des Cocolaten-Schaums sind die Farben fast bequemer zu beobachten,

als an den Seifenblasen. Sie sind beständiger, obgleich flacher. In ihnen wird durch die Wärme ein Treiben, eine Bewegung hervorgebracht und unterhalten, die zur Entwickelung, Succession und endlich zum Ordnen des Phänomens nöthig zu sein scheinen.

466. Ist die Blase klein oder gelöchert, so treiben sich farbige Züge auf der Oberfläche herum, dem marmorirten Papiere ähnlich; man sieht alle Farben unseres Schemas durcheinander ziehen, die reinen, gebrochenen, gemischten, alle deutlich hell und schön. Bei kleinen Blasen dauert das Phänomen immer fort.

467. Ist die Blase größer, oder wird sie nach und nach isolirt, dadurch, daß die andern neben ihr zerspringen, so bemerkt man bald, daß dieses Treiben und Ziehen der Farben auf Etwas abzwecke. Wir sehen nämlich auf dem höchsten Puncte der Blase einen kleinen Kreis entstehen, der in der Mitte gelb ist; die übrigen farbigen Züge bewegen sich noch immer wurmförmig um ihn her.

468. Es dauert nicht lange, so vergrößert sich der Kreis und fließt nach allen Seiten herab. In der Mitte behält er sein Gelb; nach unten und außen wird er purpurfarben und bald blau. Unter diesem entsteht wieder ein neuer Kreis von eben dieser Farbenfolge. Stehen sie nahe genug beisammen, so entsteht aus Vermischung der Endfarben ein Grün.

469. Wenn ich drei solcher Hauptkreise zählen konnte, so war die Mitte farblos und dieser Raum wurde nach und nach größer, indem die Kreise mehr niedersanken, bis zuletzt die Blase zerplatzte.

470. Fünfte Bedingung. Es können auf verschiedene Weise sehr zarte Häutchen entstehen, an welchen man ein sehr lebhaftes Farbenspiel entdeckt, indem nämlich sämmtliche Farben entweder in der bekannten Ordnung, oder mehr verworren durcheinander laufend gesehen werden. Das Wasser, in welchem ungelöschter Kalk aufgelöst worden, überzieht sich bald mit einem farbigen Häutchen. Ein Gleiches geschieht auf der Oberfläche stehender Wasser, vorzüglich solcher, welche Eisen enthalten. Die Lamellen des feinen Weinsteins, die sich besonders von rothem Französischen Weine in den Bouteillen anlegen, glänzen von den schönsten Farben, wenn sie auf sorgfältige Weise losgewicht und an das Tageslicht gebracht werden. Oeltropfen auf Wasser, Branntwein und andern Flüssigkeiten bringen auch dergleichen Ringe und Flämmchen hervor. Der schönste Versuch aber, den man machen kann, ist folgender. Man gieße nicht allzu starkes Scheidewasser in eine flache Schale und tropfe mit einem Pinsel von jenem Firniß darauf, welchen die Kupferstecher brauchen, um während des Aetzens gewisse Stellen ihrer Platten zu decken. Sogleich entsteht unter lebhafter Bewegung ein Häutchen, das sich in Kreise ausbreitet und zugleich die lebhaftesten Farbenerscheinungen hervorbringt.

471. Sechste Bedingung. Wenn Metalle erhitzt werden, so entstehen auf ihrer Oberfläche flüchtig aufeinander folgende Farben, welche jedoch nach Belieben festgehalten werden können.

472. Man erhitze einen polirten Stahl, und er wird in einem gewissen Grad der Wärme gelb überlaufen. Nimmt man ihn schnell von den Kohlen weg, so bleibt ihm diese Farbe.

473. Sobald der Stahl heißer wird, erscheint das Gelbe dunkler, höher und geht bald in den Purpur hinüber. Dieser ist schwer festzuhalten; denn er eilt sehr schnell in's Hochblaue.

474. Dieses schöne Blau ist festzuhalten, wenn man schnell den Stahl aus der Hitze nimmt und ihn in Asche steckt. Die blau angelaufenen Stahlarbeiten werden auf diesem Wege hervorgebracht. Läßt man aber fort, den Stahl fest über dem Feuer zu halten, so wird er in Kurzem hellblau, und so bleibt er.

475. Diese Farben ziehen wie ein Hauch über die Stahlplatte; eine scheint vor der andern zu fliehen; aber eigentlich entwickelt sich immer die folgende aus der vorhergehenden.

476. Wenn man ein Federmesser in's Licht hält, so wird ein farbiger Streif quer über die Klinge entstehen. Der Theil des Streifes, der am Tiefsten in der Flamme war, ist hellblau, das sich in's Blaurothe verliert, der Purpur steht in der Mitte; dann folgt Gelbroth und Gelb.

477. Dieses Phänomen leitet sich aus dem Vorhergehenden ab; denn die Klinge nach dem Stiele zu ist weniger erhitzt als an der Spitze, welche sich in der Flamme befindet; und so müssen alle Farben, die sonst nacheinander entstehen, auf ein Mal erscheinen, und man kann sie auf das Beste fixirt aufbewahren.

478. Robert Boyle gibt diese Farben-Succession folgender Maßen an: a floride flavo ad flavum saturum et rubescentem (quem artifices sanguineum vocant) inde ad languidum, postea ad saturniorem cyaneum. Dieses wäre ganz gut, wenn man die Worte languidus und saturnior ihre Stellen vermechseln ließe. Inwiefern die Bemerkung richtig ist, daß die verschiedenen Farben auf die Grade der folgenden Härtung Einfluß haben, lassen wir dahingestellt sein. Die Farben sind hier nur Anzeichen der verschiedenen Grade der Hitze.

479. Wenn man Blei calcinirt, wird die

Oberfläche erd grünlich. Dieſes grünliche Pulver wird durch geſteigerte Hitze gelb, und ſodann orange. Auch das Silber zeigt bei der Erhitzung Farben. Der Blick des Silbers bei'm Abtreiben gehört auch hierher. Wenn metalliſche Gläſer ſchmelzen, entſtehen gleichfalls Farben auf der Oberfläche.

490. Siebente Bedingung. Wenn die Oberfläche des Glaſes angegriffen wird. Das Blindwerden des Glaſes iſt uns oben ſchon merkwürdig geweſen. Man bezeichnet durch dieſen Ausdruck, wenn die Oberfläche des Glaſes dergeſtalt angegriffen wird, daß es uns trüb erſcheint.

491. Das weiße Glas wird am Erſten blind, deßgleichen gepreßtes und nachher geſchliffenes Glas, das blauliche weniger, das grüne am Wenigſten.

492. Eine Glastafel hat zweierlei Seiten, davon man die eine die Spiegelſeite nennt. Es iſt die, welche im Ofen oben liegt, an der man rundliche Erhöhungen bemerken kann. Sie iſt glätter als die andere, die im Ofen unten liegt, und an welcher man manchmal Krizen bemerkt. Man nimmt deßwegen gern die Spiegelſeite in die Zimmer, weil ſie durch die von innen anſchlagende Feuchtigkeit weniger als die andere angegriffen und das Glas daher weniger blind wird.

493. Dieſes Blindwerden oder Trüben des Glaſes geht nach und nach in eine Farbenerſcheinung über, die ſehr lebhaft werden kann, und bei welcher vielleicht auch eine gewiſſe Succeſſion oder ſonſt etwas Ordnungsgemäßes zu entdecken wäre.

494. Und ſo hätten wir denn auch die phyſiſchen Farben von ihrer leiſeſten Wirkung an bis dahin geführt, wo ſich dieſe flüchtigen Erſcheinungen an die Körper feſtſetzen, und wir wären auf dieſe Weiſe an die Grenze gelangt, wo die chemiſchen Farben eintreten; ja gewiſſer Maßen haben wir dieſe Grenze ſchon überſchritten, welches für die Stetigkeit unſers Vortrags ein gutes Vorurtheil erregen mag. Sollen wir aber noch zu Ende dieſer Abtheilung etwas Allgemeines ausſprechen und auf ihren innern Zuſammenhang hindeuten, ſo fügen wir zu Dem, was wir oben (431 — 434) geſagt haben, noch Folgendes hinzu.

495. Das Anlaufen des Stahls und die verwandten Erfahrungen könnte man vielleicht ganz bequem aus der Lehre von den trüben Mitteln herleiten. Polirter Stahl wirft mächtig das Licht zurück. Man denke ſich das durch die Hitze bewirkte Anlaufen als eine gelinde Trübe; ſogleich müßte daher ein Hellgelb erſcheinen, welches bei zunehmender Trübe immer verdichteter, gedrängter und röther, ja zuletzt purpur- und rubinroth erſcheinen muß.] Wäre nun zuletzt dieſe Farbe auf den höchſten Punct des Dunkelwerdens geſteigert, und man dächte ſich die immer fortwaltende Trübe: ſo würde dieſes nunmehr ſich über ein Zinfteres verbreiten und zuerſt ein Violett, dann ein Dunkelblau und endlich ein Hellblau hervorbringen, und ſo die Reihe der Erſcheinungen beſchließen.

Wir wollen nicht behaupten, daß man mit dieſer Erklärungsart völlig ausreiche; unſere Abſicht iſt vielmehr, nur auf den Weg zu deuten, auf welchem zuletzt die Alles umfaſſende Formel, das eigentliche Wort des Räthſels gefunden werden kann.

Dritte Abtheilung.

Chemiſche Farben.

496. So nennen wir diejenigen, welche wir an gewiſſen Körpern erregen, mehr oder weniger fixiren, an ihnen ſteigern, von ihnen wieder wegnehmen und andern Körpern mittheilen können, denen wir denn auch deßhalb eine gewiſſe immanente Eigenſchaft zuſchreiben. Die Dauer iſt meiſt ihr Kennzeichen.

497. In dieſen Räthſeln bezeichnete man früher die chemiſchen Farben mit verſchiedenen Beinamen. Sie hießen colores proprii, corporei, materiales, veri, permanentes, fixi.

498. Wie ſich das Bewegliche und Vorübergehende der phyſiſchen Farben nach und nach an den Körpern fixire, haben wir in dem Vorhergehenden bemerkt und den Uebergang eingeleitet.

499. Die Farbe fixirt ſich an den Körpern mehr oder weniger dauerhaft, oberflächlich oder durchdringend.

500. Alle Körper ſind der Farbe fähig, entweder daß ſie an ihnen erregt, geſteigert, ſtufenweiſe fixirt, oder wenigſtens ihnen mitgetheilt werden kann.

XXXIV. Chemiſcher Gegenſatz.

501. Indem wir bei Darſtellung der farbigen Erſcheinung auf einen Gegenſatz durchaus aufmerkſam zu machen Urſache hatten, ſo finden wir, indem wir den Boden der Chemie betreten, die chemiſchen Gegenſätze uns auf eine bedeutende Weiſe begegnend. Wir ſprechen hier zu unſern Zwecken nur von Demjenigen, den man unter dem allgemeinen Namen von Säuren und Alcali zu begreifen pflegt.

502. Wenn wir den chromatiſchen Gegenſatz nach Anleitung aller übrigen phyſiſchen Gegenſätze durch ein Mehr oder Weniger bezeichnen, der gelben Seite das Mehr, der blauen das Weniger zuſchreiben: ſo ſchließen ſich dieſe beiden Seiten nun auch in chemiſchen Fällen an

Personen.

Röse.

Görge.

Märten.

Der Edelmann.

Schnaps.

Der Richter.

Bauern.

wir ſich die Alten auszudrücken, dem Auge darſtellt.

505. Ob an den reinen Erden durch chemiſche Operationen der Natur und Kunſt, ohne Beimiſchung von Metall-Kalken, eine Farbe erregt werden könne, iſt eine wichtige Frage, die gewöhnlich mit Nein beantwortet wird. Sie hängt vielleicht mit der Frage zuſammen, inwiefern ſich durch Oxydation den Erden Etwas abgewinnen laſſe.

506. Für die Verneinung der Frage ſpricht allerdings der Umſtand, daß überall, wo man mineraliſche Farben findet, ſich eine Spur von Metall, beſonders von Eiſen zeigt, wobei man ſtillſchweigend in Betracht zieht: wie leicht ſich das Eiſen oxydire; wie leicht der Eiſenkalk verſchiedene Farben annehme; wie unendlich theilbar derſelbe ſei, und wie geſchwind er ſeine Farbe mittheile. Deſſen ungeachtet wäre zu wünſchen, daß neue Verſuche hierüber angeſtellt, und die Zweifel entweder beſtätigt oder beſeitigt würden.

507. Wie dem auch ſein mag, ſo iſt die Receptivität der Erden gegen ſchon vorhandene Farben ſehr groß, worunter ſich die Alaun-Erde beſonders auszeichnet.

508. Wenn wir nun zu den Metallen übergehen, welche ſich im unorganiſchen Reiche beinahe privativ das Recht, farbig zu erſcheinen, zugeeignet haben: ſo finden wir, daß ſie ſich in ihrem reinen, ſelbſtſtändigen, regulinischen Zuſtande ſchon dadurch von den reinen Erden unterſcheiden, daß ſie ſich zu irgend einer Farbe hinneigen.

509. Wenn das Silber ſich dem reinen Weißen am Meiſten nähert, ja das reine Weiß, erhöht durch metalliſchen Glanz, wirklich darſtellt: ſo ziehen Stahl, Zinn, Blei u. ſ. w. in's bleiche Blaugraue hinüber; dagegen das Gold ſich zum reinen Gelben erhöht, das Kupfer zum Rothen hinaufrückt, welches unter gewiſſen Umſtänden ſich faſt bis zum Purpur ſteigert, durch Zink hingegen wieder zur gelben Goldfarbe hinabgezogen wird.

510. Zeigen Metalle nun im gediegenen Zuſtande ſolche ſpecifiſche Determinationen zu dieſem oder jenem Farbenausdruck, ſo werden ſie durch die Wirkung der Oxydation gewiſſer Maßen in eine gemeinſame Lage verſetzt. Denn die Elementar-Farben treten nun rein hervor; und obgleich dieſes und jenes Metall zu dieſer oder jener Farbe eine beſondere Beſtimmbarkeit zu haben ſcheint: ſo wiſſen wir doch von einigen, daß ſie den ganzen Farbenkreis durchlaufen können, von andern, daß ſie mehr als eine Farbe darzuſtellen fähig ſind; wobei ſich jedoch das Zinn durch ſeine Unfärblichkeit auszeichnet. Wir geben künftig eine Tabelle, inwiefern die verſchiedenen Metalle mehr oder weniger durch die verſchiedenen Farben durchgeführt werden können.

511. Daß die reine glatte Oberfläche eines gediegenen Metalles bei Erhöhung von einem Farbenhauch überzogen wird, welcher mit ſteigender Wärme eine Reihe von Erſcheinungen durchläuft, deutet nach unſerer Ueberzeugung auf die Fähigkeit der Metalle, den ganzen Farbenkreis zu durchlaufen. Am Schönſten werden wir dieſes Phänomen am polirten Stahl gewahr; aber Silber, Kupfer, Meſſing, Blei, Zinn laſſen uns leicht ähnliche Erſcheinungen ſehen. Wahrſcheinlich iſt hier eine oberflächliche Säurung im Spiele, wie man aus der fortgeſetzten Operation, beſonders bei den leichter verkalklichen Metallen ſchließen kann.

512. Daß ein geglühtes Eiſen leichter eine Säurung durch ſaure Liquoren erleidet, ſcheint auch dahin zu deuten, indem eine Wirkung der andern entgegenkommt. Noch bemerken wir, daß der Stahl, je nachdem er in verſchiedenen Epochen ſeiner Farbenerſcheinung gehärtet wird, einigen Unterſchied der Elaſticität zeigen ſoll, welches ganz naturgemäß iſt, indem die verſchiedenen Farbenerſcheinungen die verſchiedenen Grade der Höhe anderten.

513. Geht man über dieſen oberflächlichen Hauch, über dieſes Häutchen hinweg; beobachtet man, wie Metalle in Maſſen penetrativ geſäuert werden: ſo erſcheint mit dem erſten Grad Weiß oder Schwarz, wie man bei'm Bleiweiß, Eiſen und Queckſilber bemerken kann.

514. Fragen wir nun weiter nach eigentlicher Erregung der Farbe, ſo finden wir ſie auf der Plus-Seite am Häufigſten. Das oft erwähnte Anlaufen glatter metalliſcher Flächen geht von dem Gelben aus. Das Eiſen geht bald in den gelben Ocher, das Blei aus dem Bleiweiß in den Maſſicot, das Queckſilber aus dem Aethiops in den gelben Turbith hinüber. Die Auflöſungen des Goldes und der Platina in Säuren ſind gelb.

515. Die Erregungen auf der Minus-Seite ſind ſeltener. Ein wenig geſäuertes Kupfer erſcheint blau. Bei Bereitung des Berliner-Blau ſind Alcalien im Spiele.

516. Ueberhaupt aber ſind dieſe Farbenerſcheinungen von ſo beweglicher Art, daß die Chemiker ſelbſt, ſobald ſie in's Feinere gehen, ſie als trügliche Kennzeichen betrachten. Wir aber können zu unſern Zwecken dieſe Materie nur im Durchſchnitt behandeln, und wollen nur ſo viel bemerken, daß man vielleicht die metalliſchen Farbenerſcheinungen, wenigſtens zum didactiſchen Behuf, einſtweilen ordnen könne, wie ſie durch Säurung, Aufſäurung, Abſäurung und Entſäurung entſtehen, ſich auf mannigfaltige Weiſe zeigen und verſchwinden.

XXXVIII. Steigerung.

517. Die Steigerung erſcheint uns als eine in ſich ſelbſt Dringung, Sättigung, Beſchattung der Farben. So haben wir ſchon oben bei farbloſen Mitteln geſehen, daß wir durch Vermehrung der Trübe einen leuchtenden Gegenſtand vom leiſeſten Gelb bis zum höchſten Rubin-Roth ſteigern können. Umgekehrt ſteigert ſich das Blau in das ſchönſte Violett, wenn wir eine erleuchtete Trübe vor der Finſterniß verdünnen und vermindern (150, 151).

518. Iſt die Farbe ſpecificirt, ſo tritt ein Aehnliches hervor. Man laſſe nämlich Stufengefäße aus weißem Porcellan machen und fülle das eine mit einer reinen gelben Feuchtigkeit, ſo wird dieſe von oben herunter bis auf den Boden ſtufenweiſe immer röther und zuletzt orange erſcheinen. In das andere Gefäß gieße man eine klare reine Solution; die oberſten Stufen werden ein Himmelblau, der Grund des Gefäßes ein ſchönes Violett zeigen. Stellt man das Gefäß in die Sonne, ſo iſt die Schattenſeite der obern Stufen auch ſchon violett. Wirft man mit der Hand, oder einem andern Gegenſtande, Schatten über den erleuchteten Theil des Gefäßes, ſo erſcheint dieſer Schatten gleichfalls röthlich.

519. Es iſt Dieſes eine der wichtigſten Erſcheinungen in der Farbenlehre, indem wir ganz greiflich erfahren, daß ein quantitatives Verhältniß einen qualitativen Eindruck auf unſere Sinne hervorbringe. Und indem wir ſchon früher, bei Gelegenheit der letzten egyptiſchen Farben (452), unſere Vermuthungen eröffnet, wie man das Anlaufen des Stahls vielleicht aus der Lehre von trüben Mitteln herleiten könnte, ſo bringen wir Dieſes hier abermals in's Gedächtniß.

520. Uebrigens folgt alle chemiſche Steigerung unmittelbar auf die Erregung. Sie geht unaufhaltſam und ſtetig fort; wobei man zu bemerken hat, daß die Steigerung auf der Plus-Seite die gewöhnlichſte iſt. Der gelbe Eiſen-Ocher ſteigert ſich ſowohl durch's Feuer als durch andere Operationen zu einer ſehr hohen Röthe. Maſſicot wird in Mennige, Turbith in Zinnober geſteigert, welcher letztere ſchon auf eine ſehr hohe Stufe des Gelbrothen gelangt. Eine innige Durchdringung des Metalls durch die Säure, eine Theilung deſſelben in's empiriſch Unendliche geht hierbei vor.

521. Die Steigerung auf der Minus-Seite iſt ſeltener, ob wir gleich bemerken, daß, je reiner und gedrängter das Berliner-Blau oder das Kobaltglas bereitet wird, es immer einen röthlichen Schein annimmt und mehr in's Violette ſpielt.

522. Für dieſe unmerkliche Steigerung des Grünen und Blauen in's Rothe haben die Franzoſen einen artigen Ausdruck, indem ſie ſagen, die Farbe habe einen Oeil de Rouge, welches wir durch einen röthlichen Blick ausdrücken könnten.

XXXIX. Culmination.

523. Sie erfolgt bei fortſchreitender Steigerung. Das Rothe, worin weder Gelb noch Blau zu entdecken iſt, macht hier den Zenith.

524. Suchen wir ein auffallendes Beiſpiel einer Culmination von der Plus-Seite her, ſo finden wir es abermals beim anlaufenden Stahl, welcher bis in den Purpur-Zenith gelangt und auf dieſem Puncte feſtgehalten werden kann.

525. Sollen wir die vorhin (516) angegebene Terminologie hier anwenden, ſo würden wir ſagen, die erſte Säurung bringe das Gelbe hervor, die Aufſäurung das Gelbrothe; hier entſtehe ein gewiſſes Summum, da denn eine Abſäurung und endlich eine Entſäurung eintrete.

526. Hohe Puncte von Säurung bringen eine Purpur-Farbe hervor. Gold, aus ſeiner Auflöſung durch Zinnauflöſung gefällt, erſcheint purpurfarben. Das Oxyd des Queckſilbers, mit Schwefel verbunden, bringt eine Rubin-Farbe hervor.

527. Wiefern aber eine Art von Abſäurung bei mancher Culmination mitwirke, wäre zu unterſuchen: denn eine Einwirkung der Alcalien auf das Gelbrothe ſcheint auch die Culmination hervorzubringen, indem die Farbe gegen das Minus zu in den Zenith genöthigt wird.

528. Aus dem beſten Ungariſchen Zinnober, welcher das höchſte Gelbroth zeigt, bereiten die Holländer eine Farbe, die man Vermillon nennt. Es iſt auch nur ein Zinnober, der ſich aber der Purpur-Farbe nähert und es läßt ſich vermuthen, daß man durch Alcalien ihn der Culmination näher zu bringen ſucht.

529. Vegetabiliſche Säfte ſind, auf dieſe Weiſe behandelt, ein in die Augen fallendes Beiſpiel. Curcuma, Orlean, Saffor und andere deren färbendes Weſen man mit Weingeiſt ausgezogen und nun Tincturen von gelber, gelb- und hyacinthrother Farbe vor ſich hat, gehen durch Beimiſchung von Alcalien in den Zenith, ja drüber hinaus nach dem Blaurothen zu.

530. Kein Fall einer Culmination von der Minus-Seite iſt mir im mineraliſchen und vegetabiliſchen Reiche bekannt. In dem animaliſchen iſt der Saft der Purpur-Schnecke merkwürdig, von deſſen Steigerung und Culmination von der Minus-Seite her wir künftig ſprechen werden.

XL. Balanciren.

531. Die Beweglichkeit der Farbe iſt ſo groß,

daß ſelbſt diejenigen Pigmente, welche man glaubt ſpecificirt zu haben, ſich wieder hin und her werden laſſen. Sie iſt in der Nähe des Culminations-Punctes am Merkwürdigſten und wird durch wechſelsweiſe Anwendung der Säuren und Alcalien am Auffallendſten bewirkt.

532. Die Franzoſen bedienen ſich, um dieſe Erſcheinung bei der Färberei auszudrücken, des Wortes virer, welches von einer Seite nach der andern wenden heißt, und drücken dadurch auf eine ſehr geſchickte Weiſe Dasjenige aus, was man ſonſt durch Miſchungsverhältniſſe zu beſchreiben und anzugeben verſucht.

533. Hiervon iſt diejenige Operation, die wir mit dem Lackmus zu machen pflegen, eine der bekannteſten und auffallendſten. Lackmus iſt ein Farben-Material, das durch Alcalien zum Rothblauen ſpecificirt worden. Es wird Dieſes ſehr leicht durch Säuren in's Rothgelbe hinüber und durch Alcalien wieder herüber gezogen. Inwiefern in dieſem Fall durch zarte Verſuche ein Culminations-Punct zu entdecken und feſtzuhalten ſei, wird Denen, die in dieſer Kunſt geübt ſind, überlaſſen, ſowie die Färbekunſt, beſonders die Scharlach-Färberei, von dieſem Hin- und Herwenden mannigfaltige Beiſpiele zu liefern im Stande iſt.

XLI. Durchwandern des Kreiſes.

534. Die Erregung und Steigerung kommt mehr auf der Plus- als auf der Minus-Seite vor. So geht auch die Farbe, bei Durchwanderung des ganzen Wegs, meiſt von der Plus-Seite aus.

535. Eine ſtätige, in die Augen fallende Durchwanderung des Wegs, vom Gelben durch's Rothe zum Blauen, zeigt ſich bei'm Anlaufen des Stahls.

536. Die Metalle laſſen ſich durch verſchiedene Stufen und Arten der Oxydation auf verſchiedenen Puncten des Farbenkreiſes ſpecificiren.

537. Da ſie auch grün erſcheinen, ſo iſt die Frage, ob man eine ſtetige Durchwanderung aus dem Gelben durch's Grüne in's Blaue, und umgekehrt, in dem Mineral-Reiche kennt. Eiſenkalk, mit Glas zuſammengeſchmolzen, bringt erſt eine grüne, bei verſtärktem Feuer eine blaue Farbe hervor.

538. Es iſt wohl hier am Platz, von dem Grünen überhaupt zu ſprechen. Es entſteht vor uns vorzüglich im atomiſtiſchen Sinne und zwar völlig rein, wenn wir Gelb und Blau zuſammenbringen; allein auch ſchon ein unreines, beſchmutztes Gelb bringt uns den Eindruck des Grünlichen hervor. Gelb mit Schwarz macht ſchon Grün; aber auch Dieſes leitet ſich davon ab, daß Schwarz mit dem Blauen verwandt iſt. Ein unvollkommenes Gelb, wie das Schwefelgelb, gibt uns den Eindruck von einem Grünlichen. Ebenſo werden wir ein unvollkommenes Blau als grün gewahr. Das Grüne der Weinflaſchen entſteht, ſo ſcheint es, durch eine unvollkommene Verbindung des Eiſenkalks mit dem Glaſe. Bringt man durch größere Hitze eine vollkommenere Verbindung hervor, ſo entſteht ein ſchönes blaues Glas.

539. Aus allem Dieſem ſcheint ſoviel hervorzugehen, daß eine gewiſſe Kluft zwiſchen Gelb und Blau in der Natur ſich findet, welche zwar durch Verſchränkung und Vermiſchung atomiſtiſch gehoben und zum Grünen verknüpft werden kann, daß aber eigentlich die wahre Vermittelung vom Gelben und Blauen nur durch das Rothe geſchieht.

540. Was jedoch dem Unorganiſchen nicht gemäß zu ſein ſcheint, Das werden wir, wenn von organiſchen Naturen die Rede iſt, möglich finden, indem in dieſem letzten Reiche eine ſolche Durchwanderung des Kreiſes vom Gelben durch's Grüne und Blaue bis zum Purpur wirklich vorkommt.

XLII. Umkehrung.

541. Auch eine unmittelbare Umkehrung in den geforderten Gegenſatz zeigt ſich als eine ſehr merkwürdige Erſcheinung, wovon wir gegenwärtig nur Folgendes anzugeben wiſſen.

542. Das mineraliſche Chamäleon, welches eigentlich ein Braunſtein-Oxyd enthält, kann man in ſeinem ganz trockenen Zuſtande als ein grünes Pulver anſehen. Streut man es in Waſſer, ſo zeigt ſich in dem erſten Augenblick der Auflöſung die grüne Farbe ſehr ſchön; aber ſie verwandelt ſich ſogleich in die dem Grünen entgegengeſetzte Purpur-Farbe, ohne daß irgend eine Zwiſchenſtufe bemerklich wäre.

543. Derſelbe Fall iſt mit der ſympathetiſchen Tinte, welche auch als ein röthlicher Liquor angeſehen werden kann, deſſen Austrocknung durch Wärme die grüne Farbe auf dem Papiere zeigt.

544. Eigentlich ſcheint hier der Conflict zwiſchen Trockene und Feuchtigkeit dieſes Phänomen hervorzubringen, wie, wenn wir uns irren, auch ſchon von den Scheidekünſtlern angegeben worden. Was ſich weiter daraus ableiten, woran ſich dieſe Phänomene anknüpfen laſſen, darüber können wir von der Zeit hinlängliche Belehrung erwarten.

XLIII. Fixation.

545. So beweglich wir bisher die Farbe, ſelbſt bei ihrer körperlichen Erſcheinung geſehen haben, ſo fixirt ſie ſich doch zuletzt unter gewiſſen Umſtänden.

546. Es gibt Körper, welche flüſſig ſind, ganz in Farbeſtoff verwandelt zu werden; und hier kann man ſagen, die Farbe finde ſich in ſich ſelbſt, beharre auf einer gewiſſen Stufe und ſpecificire ſich. So entſtehen Farbe-Materialien aus allen Reichen, deren beſonders das vegetabiliſche eine große Menge darbietet, worunter doch einige ſich beſonders auszeichnen und als die Stellvertreter der andern angeſehen werden können; hier auf der activen Seite der Krapp, auf der paſſiven der Indig.

547. Um dieſe Materialien bedeutend und zum Gebrauch vortheilhaft zu machen, gehört, daß die färbende Eigenſchaft in ihnen innig zuſammengedrängt und der färbende Stoff an einer unorganiſchen empiriſchen Theilbarkeit erhoben werde, welches auf mancherley Weiſe und beſonders bei den genannten durch Gährung und Fäulniß hervorgebracht wird.

548. Dieſe materiellen Farbeſtoffe fixiren ſich nun wieder an andern Körpern. So werden ſie ſich im Mineral-Reich an Erden und Metall-Kalke, ſie verbinden ſich durch Schmelzung mit Gläſern und erhalten hier bei durchſcheinendem Licht die höchſte Schönheit, ſowie man ihnen eine ewige Dauer zuſchreiben kann.

549. Vegetabiliſche und animaliſche Körper ergreifen ſie mit mehr oder weniger Gewalt und halten daran mehr oder weniger feſt, theils ihrer Natur nach, wie denn Gelb vergänglicher iſt als Blau, oder nach der Natur der Unterlagen. An vegetabiliſchen dauern ſie weniger als an animaliſchen und ſelbſt innerhalb dieſer Reiche gibt es abermals Verſchiedenheit. Flachs- oder baumwollenes Garn, Seide oder Wolle zeigen gar verſchiedene Verhältniſſe zu den Färbeſtoffen.

550. Hier tritt nun die wichtige Lehre von den Beizen hervor, welche als Vermittler zwiſchen der Farbe und dem Körper angeſehen werden können. Die Färbebücher ſprechen hiervon umſtändlich. Uns ſei genug, dahin gedeutet zu haben, daß durch dieſe Operationen die Farbe eine nur mit dem Körper zu vernichtende Dauer erhält, ja ſogar durch den Gebrauch an Klarheit und Schönheit wachſen kann.

XLIV. Miſchung,

reale.

551. Eine jede Miſchung ſetzt eine Specificationen voraus und wir ſind daher, wenn wir von Miſchung reden, im atomiſtiſchen Felde. Man muß erſt gewiſſe Körper auf irgend einem Puncte des Farbenkreiſes ſpecificirt vor ſich ſehen, ehe man durch Miſchung derſelben neue Schattirungen hervorbringen will.

552. Man nehme im Allgemeinen Gelb, Blau und Roth als reine, als Grundfarben fertig an. Roth und Blau wird Violett, Roth und Gelb Orange, Gelb und Blau Grün hervorbringen.

553. Man hat ſich ſehr bemüht, durch Zahl-, Maß- und Gewichtsverhältniſſe dieſe Miſchungen näher zu beſtimmen, hat aber dadurch wenig Erſprießliches geleiſtet.

554. Die Malerei beruht eigentlich auf der Miſchung ſolcher ſpecificirten, ja individualiſirten Farbenkörper und ihrer unendlichen möglichen Verbindungen, welche allein durch das zarteſte, geübteſte Auge empfunden und unter deſſen Urtheil bewirkt werden können.

555. Die innige Verbindung dieſer Miſchungen geſchieht durch die feinſte Theilung der Körper durch Reiben, Schlemmen u. ſ. w., nicht weniger durch Säfte, welche das Staubartige zuſammenhalten und das Unorganiſche gleichſam organiſch verbinden: dergleichen ſind die Oele, Harze u. ſ. w.

556. Sämmtliche Farben zuſammengemiſcht behalten ihren allgemeinen Character als [illegible], und da ſie nicht mehr neben einander geſehen werden, wird keine Totalität, keine Harmonie empfunden; und ſo entſteht das Grau, das, wie die ſichtbare Farbe, immer etwas dunkler als Weiß, und immer etwas heller als Schwarz erſcheint.

557. Dieſes Grau kann auf verſchiedene Weiſe hervorgebracht werden: einmal, wenn man aus Gelb und Blau ein Smaragd-Grün miſcht und alsdann ſoviel reines Roth hinzubringt, bis ſich alle drei gleichſam neutraliſirt haben. Ferner entſteht gleichfalls ein Grau, wenn man eine Scala der urſprünglichen und abgeleiteten Farben in einer gewiſſen Proportion zuſammenſtellt und hernach vermiſcht.

558. Daß alle Farben zuſammengemiſcht weiß machen, iſt eine Abſurdität, die man nebſt andern Abſurditäten ſchon ein Jahrhundert gläubig und dem Augenſchein entgegen zu wiederholen gewohnt iſt.

559. Die zuſammengemiſchten Farben tragen ihr Dunkles in die Miſchung über. Je dunkler die Farben ſind, deſto dunkler wird das entſtehende Grau, welches zuletzt ſich dem Schwarzen nähert. Je heller die Farben ſind, deſto heller wird das Grau, welches zuletzt ſich dem Weißen nähert.

XLV. Miſchung,

ſcheinbare.

560. Die ſcheinbare Miſchung wird hier um ſo mehr gleich mit abgehandelt, als ſie in manchem Sinne von großer Bedeutung iſt, und man ſogar die von uns als real angegebene Miſchung für ſcheinbar halten könnte; denn die Elemente, woraus die zuſammengeſetzte Farbe entſprungen iſt, ſind nur zu klein, um einzeln ge-

ſehen zu werden. Gelbes und blaues Pulver zuſammengerieben erſcheint dem nackten Auge grün, wenn man durch ein Vergrößerungsglas noch Gelb und Blau von einander abgeſondert bemerken kann. So machen auch gelbe und blaue Streifen in der Entfernung eine grüne Fläche, welches Alles auch von der Vermiſchung der übrigen ſpecificirten Farben gilt.

561. Unter dem Apparat wird künftig auch das Schwungrad abgehandelt werden, auf welchem die ſcheinbare Miſchung durch Schnelligkeit hervorgebracht wird. Auf einer Scheibe bringt man verſchiedene Farben im Kreiſe neben einander an, dreht dieſelben durch die Gewalt des Schwunges mit größter Schnelligkeit herum, und kann ſo, wenn man mehrere Scheiben zubereitet, alle möglichen Miſchungen vor Augen ſtellen, ſowie zuletzt auch die Miſchung aller Farben zum Grau naturgemäß auf oben angezeigte Weiſe.

562. Phyſiologiſche Farben nehmen gleichfalls Miſchung an. Wenn man z. B. den blauen Schatten (55) auf einem leicht gelben Papiere hervorbringt, ſo erſcheint derſelbe grün. Ein Gleiches gilt von den übrigen Farben, wenn man die Vorrichtung darnach zu machen weiß.

563. Wenn man die im Auge verweilenden farbigen Scheinbilder (39 ff.) auf farbige Flächen führt, ſo entſteht auch eine Miſchung und Determination des Bildes zu einer andern Farbe, die ſich aus beiden herſchreibt.

564. Phyſiſche Farben ſtellen gleichfalls eine Miſchung dar. Hierher gehören die Verſuche, wenn man bunte Bilder durch's Prisma ſieht, wie wir Solches oben (258 — 284) umſtändlich angegeben haben.

565. Am Meiſten aber machten ſich die Phyſiker mit jenen Erſcheinungen zu thun, welche entſtehen, wenn man die prismatiſchen Farben auf gefärbte Flächen wirft.

566. Das, was man dabei gewahr wird, iſt ſehr einfach. Erſtlich muß man bedenken, daß die prismatiſchen Farben viel lebhafter ſind, als die Farben der Fläche, worauf man ſie fallen läßt. Zweitens kommt in Betracht, daß die prismatiſche Farbe entweder homogen mit der Fläche, oder heterogen ſein kann. Im erſten Fall erhöht und verherrlicht, wie der farbige Stein durch eine gleichgefärbte Folie. Im entgegengeſetzten Falle beſchmutzt, ſtört und zerſtört eine die andere.

567. Man kann dieſe Verſuche durch farbige Gläſer wiederholen und das Sonnenlicht durch dieſelben auf farbige Flächen fallen laſſen; und durchaus werden ähnliche Reſultate erſcheinen.

568. Ein Gleiches wird bewirkt, wenn der Beobachter durch farbige Gläſer nach gefärbten Gegenſtänden hinſieht, deren Farben ſodann nach Beſchaffenheit erhöht, erniedrigt oder aufgehoben werden.

569. Läßt man die prismatiſchen Farben durch farbige Gläſer durchgehen, ſo treten die Erſcheinungen völlig analog hervor; wobei mehr oder weniger Energie, mehr oder weniger Helle und Dunkle, Klarheit und Reinheit des Glaſes in Betracht kommt, und manchen zarten Unterſchied hervorbringt, wie jeder genaue Beobachter wird bemerken können, der dieſe Phänomene durchzuarbeiten Luſt und Geduld hat.

570. So iſt es auch wohl kaum nöthig, zu erwähnen, daß mehrere farbige Gläſer über einander, nicht weniger ſogenannte, durchſcheinende Papiere, alle und jede Arten von Miſchung hervorbringen und dem Auge, nach Belieben des Experimentirenden, darſtellen.

571. Schließlich gehören hierher die Laſuren der Maler, wodurch eine viel geiſtigere Miſchung entſteht, als durch die mechaniſch atomiſtiſche, deren ſie ſich gewöhnlich bedienen, hervorgebracht werden kann.

LXVI. Mittheilung.

572. Wenn wir nunmehr auf gedachte Weiſe uns Farben-Materialien verſchafft haben, ſo entſteht ferner die Frage, wie wir ſolche farbloſen Körpern mittheilen können, deren Beantwortung für das Leben, den Gebrauch, die Benutzung, die Technik von der größten Bedeutung iſt.

573. Hier kommt abermals die dunkle Eigenſchaft einer jeden Farbe zur Sprache. Von dem Gelben, das ganz nah am Weißen liegt, durch's Orange und Mennigfarbe zum Reinrothen und Carmin, durch alle Abſtufungen des Violetten bis in das ſatteſte Blau, das ganz am Schwarzen liegt, nimmt die Farbe immer an Dunkelheit zu. Das Blaue, einmal ſpecificirt, läßt ſich verdünnen, erhellen, mit dem Gelben verbinden, wodurch es Grün wird und ſich nach der Lichtſeite hinzieht. Keineswegs geſchieht Dieß aber ſeiner Natur nach.

574. Bei den phyſiologiſchen Farben haben wir ſchon geſehen, daß ſie ein Mittel ſind als das Licht, indem ſie bei'm Abklingen des Lichteindrucks entſtehen, ja zuletzt dieſen Eindruck ganz als ein Dunkles zurücklaſſen. Bei phyſiſchen Verſuchen belehrt uns ſchon der Gebrauch trüber Mittel, die Wirkung trüber Nebenbilder, daß hier von einem gedämpften Lichte, von einem Uebergang in's Dunkle die Rede ſei.

575. Bei der chemiſchen Entſtehung der Pigmente werden wir Dasſelbe bei der erſten Erregung gewahr. Der gelbe Rauch, der ſich über den Stahl zieht, verdunkelt ſchon die glänzende

Oberfläche. Bei der Verwandlung des Bleiweißes in Maſſicot iſt es deutlich, daß das Gelbe dunkler als Weiß ſei.

576. Dieſe Operation iſt von der größten Zartheit, und ſo auch die Steigerung, welche immer fortwährt, die Körper, welche bearbeitet werden, immer inniger und kräftiger färbt und ſo auf die größte Feinheit der behandelten Theile, auf unendliche Theilbarkeit hinweiſt.

577. Mit den Farben, welche ſich gegen das Dunkle hinbegeben und folglich beſonders mit dem Blauen können wir ganz an das Schwarze hinanrücken; wie uns denn ein recht vollkommenes Berliner-Blau, ein durch Vitriol-Säure behandelter Indig faſt als Schwarz erſcheint.

578. Hier iſt es nun der Ort, einer merkwürdigen Erſcheinung zu gedenken, daß nämlich Pigmente in ihrem höchſt geläuterten und gedrängten Zuſtande, beſonders aus dem Pflanzenreiche, als erſtgedachter Indig oder auf ſeine höchſte Stufe geführter Krapp, ihre Farbe nicht mehr zeigen; vielmehr erſcheint auf ihrer Oberfläche ein entſchiedener Metall-Glanz, in welchem die phyſiologiſch geforderte Farbe ſpielt.

579. Schon jeder gute Indig zeigt eine Kupferfarbe auf dem Bruch, welches im Handel ein Kennzeichen ausmacht. Der durch Schwefelſäure bearbeitete aber, wenn man ihn dick aufſtreicht oder eintrocknet, ſo daß weder das weiße Papier noch die Porcellan-Schale durchwirken kann, läßt eine Farbe ſehen, die dem Orange nahe kommt.

580. Die hochpurpurfarbene Spaniſche Schminke, wahrſcheinlich aus Krapp bereitet, zeigt auf der Oberfläche einen vollkommnen grünen Metall-Glanz. Streicht man beide Farben, die blaue und rothe, mit einem Pinſel auf Porcellan oder Papier auseinander: ſo hat man ſie wieder in ihrer Natur, indem das Helle der Unterlage durch ſie hindurchſcheint.

581. Farbige Liquoren erſcheinen ſchwarz, wenn kein Licht durch ſie hindurchfällt, wie man ſich in parallelepipediſchen Bleiglasgefäßen mit Glasboden ſehr leicht überzeugen kann. In einem ſolchen wird jede durchſichtige, farbige Infuſion, wenn man einen ſchwarzen Grund unterlegt, ſchwarz und farblos erſcheinen.

582. Macht man die Vorrichtung, daß das Bild einer Flamme von der untern Fläche zurückſtrahlen kann, ſo erſcheint dieſe gefärbt. Hebt man das Gefäß in die Höhe und läßt das Licht auf daruntergehaltenes weißes Papier fallen, ſo erſcheint die Farbe auf dieſem. Jede helle Unterlage, durch ein ſolches gefärbtes Mittel geſehen, zeigt die Farbe derſelben.

583. Jede Farbe alſo, um geſehen zu werden, muß ein Licht im Hinterhalte haben. Daher kommt es, daß, je heller und glänzender die Unterlagen ſind, deſto ſchöner erſcheinen die Farben. Zieht man Lackfarben auf einem metalliſch glänzenden, weißen Grund, wie unſere ſogenannten Folien verfertigt werden, ſo zeigt ſich die Herrlichkeit der Farbe bei dieſem zurückwirkenden Licht ſo ſehr als bei irgend einem prismatiſchen Verſuche. Ja die Energie der phyſiſchen Farben beruht hauptſächlich darauf, daß mit und hinter ihnen das Licht immerfort wirkſam iſt.

584. Lichtenberg, der zwar ſeiner Zeit und Lage nach der hergebrachten Verdeſſen folgen mußte, war doch ein zu guter Beobachter und zu geiſtreich, als daß er Das, was ihm vor Augen erſchien, nicht hätte bemerken und nach ſeiner Weiſe erklären und zurecht legen ſollen. Er ſagt in der Vorrede zu Delaval: „Auch ſcheint es mir aus andern Gründen — wahrſcheinlich, daß unſer Organ, um eine Farbe zu empfinden, Etwas von allem Licht (weißes) zugleich mit empfinden müſſe.“

585. Sich weiße Unterlagen zu verſchaffen, iſt das Hauptgeſchäft des Färbers. Farbenloſe Erden, beſonders dem Alaun, kann jede ſpecificirte Farbe leicht mitgetheilt werden. Beſonders aber hat der Färber mit Producten der animaliſchen und der Pflanzen-Organiſation zu ſchaffen.

586. Alles Lebendige ſtrebt zur Farbe, zum Beſondern, zur Specification, zum Effect, zur Undurchſichtigkeit bis in's unendlich Feine. Alles Abgelebte zieht ſich nach dem Weißen (191), zur Abſtraction, zur Allgemeinheit, zur Verklärung, zur Durchſichtigkeit.

587. Wie Dieſes durch Technik bewirkt werde, iſt in dem Capitel von Entziehung der Farbe anzudeuten. Hier bei der Mittheilung haben wir vorzüglich zu bedenken, daß Thiere und Vegetabilien im lebendigen Zuſtande Farbe an ihnen hervorbringen und ſolche daher, wenn ſie ihnen völlig entzogen iſt, um deſto leichter wieder in ſich aufnehmen.

XLVII. Mittheilung,

ſcheinbare.

588. Die Mittheilung trifft, wie man leicht ſehen kann, mit der Miſchung zuſammen, ſowohl die wahre als die ſcheinbare. Wir wiederholen deßwegen nicht, was oben, ſo viel als nöthig, ausgeführt worden.

589. Doch bemerken wir gegenwärtig umſtändlicher die Wichtigkeit einer ſcheinbaren Mittheilung, welche durch den Widerſtein geſchieht. Es iſt dieſes zwar ſehr bekannte, doch immer ahnungsvolle Phänomen dem Phyſiker wie dem Maler von der größten Bedeutung.

590. Man nehme eine jede ſpecificirte far-

bige Fläche, man halte ſie in die Sonne und laſſe den Widerſchein auf andere farbloſe Gegenſtände fallen. Dieſer Widerſchein iſt eine Art gemäßigten Lichts, ein Halblicht, ein Halbſchatten, der außer ſeiner gedämpften Natur die ſpecifiſche Farbe der Fläche mit abſpiegelt.

591. Wirft dieſer Widerſchein auf lichte Flächen, ſo wird er aufgehoben und man bemerkt die Farbe wenig, die er mit ſich bringt. Wirft er aber auf Schattenſtellen, ſo zeigt ſich eine gleichſam magiſche Verbindung mit dem [illegible]. Der Schatten iſt das eigentliche Element der Farbe und hier tritt zu demſelben eine ſchattige Farbe beleuchtend, färbend und belebend. Und ſo entſteht eine ebenſo mächtige als angenehme Erſcheinung, welche dem Maler, der ſie zu benutzen weiß, die herrlichſten Dienſte leiſtet. Hier ſind die Vorbilder der ſogenannten Reflexe, die in der Geſchichte der Kunſt erſt ſpäter bemerkt werden und die man ſeltener als billig in ihrer ganzen Mannigfaltigkeit anzuwenden gewußt hat.

592. Die Scholaſtiker nannten dieſe Farben colores notionales und intentionales; wie und denn überhaupt die Geſchichte zeigen wird, daß jene Schule die Phänomene ſchon gut genug beachtete, auch ſie gehörig zu ſondern wußte, wenn ſchon die ganze Behandlungsart ſolcher Gegenſtände von der unſerigen ſehr verſchieden iſt.

XLVIII. Entziehung.

593. Den Körpern werden auf mancherlei Weiſe die Farben entzogen, ſie mögen dieſelben von Natur beſitzen, oder wir mögen ihnen ſolche mitgetheilt haben. Wir ſind daher im Stande, ihnen zu unſerm Vortheil zweckmäßig die Farbe zu nehmen; aber ſie entflieht auch oft zu unſerm Nachtheil gegen unſern Willen.

594. Nicht allein die Grundarten ſind in ihrem natürlichen Zuſtande weiß, ſondern auch vegetabiliſche und animaliſche Stoffe können, ohne daß ihr Gewebe zerſtört wird, in einen weißen Zuſtand verſetzt werden. Da uns nun zu mancherlei Gebrauch ein reinliches Weiß höchſt nöthig und angenehm iſt, wie wir uns beſonders gern der leinenen und baumwollenen Zeuge ungefärbt bedienen: auch ſeidene Zeuge, das Papier und Anderes uns deſto angenehmer ſind, je weißer ſie gefunden werden; weil auch ferner, wie wir oben geſehen, das Haupt-Fundament der ganzen Färberei weiße Unterlagen ſind: ſo hat ſich die Technik, theils zufällig, theils mit Nachdenken, auf das Entziehen der Farbe aus dieſen Stoffen ſo emſig geworfen, daß man hierüber unzählige Verſuche gemacht und gar manches Bedeutende entdeckt hat.

595. In dieſer völligen Entziehung der Farbe liegt eigentlich die Beſchäftigung der Bleiche, welche von Mehrern empiriſcher oder methodiſcher abgehandelt worden. Wir geben die Haupt-Momente hier nur kürzlich an.

596. Das Licht wird als eines der erſten Mittel, die Farbe den Körpern zu entziehen, angeſehen, und zwar nicht allein das Sonnenlicht, ſondern das bloße, gewaltloſe Tageslicht. Denn wie beide Lichter, ſowohl das directe von der Sonne, als auch das abgeleitete Himmelslicht, die Bononiſchen Phosphoren entzünden, ſo wirken auch beide Lichter auf gefärbte Flächen. Es ſei nun, daß das Licht die ihm verwandte Farbe ergreife, ſie, die ſeinem Flammenartiges hat, gleichſam entzünde, verbrenne und das an ihr Specificirte wieder in ein Allgemeines auflöſe; oder daß eine andere, uns unbekannte Operation geſchehe: genug, das Licht übt eine große Gewalt gegen farbige Flächen aus und bleicht ſie mehr oder weniger. Doch zeigen auch hier die verſchiedenen Farben eine verſchiedene Zerſtörlichkeit und Dauer, wie denn das Gelbe, beſonders das aus gewiſſen Stoffen bereitete, hier zuerſt [illegible] fliegt.

597. Aber nicht allein das Licht, ſondern auch die Luft und beſonders das Waſſer wirken gewaltig auf die Entziehung der Farbe. Man will ſogar bemerkt haben, daß wohl befeuchtete, bei Nacht auf dem Raſen ausgebreitete Garne beſſer bleichen, als ſolche, welche gleichfalls wohl befeuchtet, dem Sonnenlicht ausgeſetzt werden. Und ſo mag ſich denn freilich das Waſſer auch hier als ein Auflöſendes, Vermittelndes, das Zufällige Aufhebendes und das Beſondere in's Allgemeine Zurückführendes beweiſen.

598. Durch Reagentien wird auch eine ſolche Entziehung bewirkt. Der Weingeiſt hat eine beſondere Neigung, Dasjenige, was die Pflanze färbt, an ſich zu ziehen und ſich damit, oft auf eine ſehr beſtändige Weiſe, zu färben. Die Schwefelſäure zeigt ſich, beſonders gegen Wolle und Seide, als farbenentziehend ſehr wirkſam; wem iſt nicht der Gebrauch des Schwefeldampfes da bekannt, wo man etwas Vergilbtes oder oder Befleckte Weiß herzuſtellen gedenkt?

599. Die ſtärkſten Säuren ſind in der neuern Zeit als kürzere Bleichmittel angerathen worden.

600. Ebenſo wirken im Gegenſatze die alcaliſchen Reagentien, die Laugen an ſich, die mit Seife mit Lauge verbundenen Oele und Fettigkeiten u. ſ. w., wie Dieſes alles in den ausdrücklich zu dieſem Zwecke verfaßten Schriften umſtändlich gefunden wird.

601. Uebrigens möchte es wohl der Mühe werth ſein, gewiſſe zarte Verſuche zu machen

inwiefern Licht und Luft auf das Entziehen der Farbe ihre Thätigkeit äußern. Man könnte vielleicht unter luftleerem, mit gemeiner Luft oder besondern Luftarten gefüllten Glocken solche Farbstoffe dem Licht aussetzen, deren Flüchtigkeit man kennt, und beobachten, ob sich nicht an das Glas wieder Etwas von der verflüchtigten Farbe ansetzte, oder sonst ein Niederschlag sich zeigte; und ob alsdann dieses wieder Erscheinende dem unsichtbar Gewordenen völlig gleich sei, oder ob es eine Veränderung erlitten habe. Geschickte Experimentatoren erfinden sich hierzu wohl mancherlei Vorrichtungen.

602. Wenn wir nun also zuerst die Naturwirkungen betrachtet haben, wie wir sie zu unsern Absichten anwenden, so ist noch Einiges zu sagen von Dem, wie sie feindlich gegen uns wirken.

603. Die Malerei ist in dem Falle, daß sie die schönsten Arbeiten des Geistes und der Mühe durch die Zeit auf mancherlei Weise zerstört sieht. — Man hat daher sich immer viel Mühe gegeben, dauernde Pigmente zu finden und sie auf eine Weise unter sich sowie mit der Unterlage zu vereinigen, daß ihre Dauer dadurch noch mehr gesichert werde, wie uns hierüber die *Technik der Malerschulen* genugsam unterrichten kann.

604. Auch ist hier der Platz, einer Halbkunst zu gedenken, welcher wir, in Absicht auf Färberei, sehr Vieles schuldig sind, ich meine die Tapeten-Wirkerei. Indem man nämlich in den Fall kam, die zartesten Schattirungen der Gemälde nachzuahmen und daher die verschiedenst gefärbten Stoffe oft neben einander zu bringen: so bemerkte man bald, daß die Farben nicht alle gleich dauerhaft waren, sondern die eine eher als die andere dem gewobenen Bilde entzogen wurde. Es entsprang daher das eifrigste Bestreben, den sämmtlichen Farben und Schattirungen eine gleiche Dauer zu versichern, welches besonders in Frankreich unter Colbert geschah, dessen Verfügungen über diesen Punct in der Geschichte der Färbekunst Epoche machen. Die sogenannte Schönfärberei, welche sich nur zu einer vergänglichen Anmuth verpflichtete, ward eine besondere Gilde; mit desto größerm Ernst hingegen suchte man diejenige Technik, welche für die Dauer stehen sollte, zu begründen.

So wären wir, bei Betrachtung des Entziehens der Flüchtigkeit und Vergänglichkeit glänzender Farbenerscheinungen, wieder auf die Forderung der Dauer zurückgekehrt und hätten auch in diesem Sinne unsern Kreis abermals abgeschlossen.

XLIX. Nomenclatur.

605. Nach Dem, was wir bisher von dem Entstehen, dem Fortschreiten und der Verwandtschaft der Farben angeführt, wird sich besser übersehen lassen, welche Nomenclatur künftig wünschenswerth wäre, und was von der bisherigen zu halten sei.

606. Die Nomenclatur der Farben ging, wie alle Nomenclaturen, besonders aber diejenigen, welche sinnliche Gegenstände bezeichnen, vom Besondern aus in's Allgemeine und vom Allgemeinen wieder zurück in's Besondere. Der Name der Species ward ein Geschlechtsname, dem sich wieder das Einzelne unterordnete.

607. Dieser Weg konnte bei der Beweglichkeit und Unbestimmtheit des frühern Sprachgebrauchs zurückgelegt werden, besonders da man in den ersten Zeiten sich auf ein lebhaftes sinnliches Anschauen verlassen durfte. Man bezeichnete die Eigenschaften der Gegenstände unbestimmt, weil sie Jedermann deutlich in der Imagination schwebte.

608. Der reine Farbenkreis war zwar enge, erschien aber an unzähligen Gegenständen specificirt und individualisirt und mit Nebenbestimmungen bedingt. Man sehe die *Mannigfaltigkeit der Griechischen und Römischen Ausdrücke* (Band 53, Seite 61 — 66) und man wird mit Vergnügen dabei gewahr werden, wie beweglich und lässlich die Worte beinahe durch den ganzen Farbenkreis herum gebraucht worden.

609. In spätern Zeiten trat durch die mannigfaltigen Operationen der Färbekunst manche neue Schattirung ein. Selbst die Mode-Farben und ihre Benennungen stellten ein unendliches Heer von Farben-Individualitäten dar. Auch die Farben-Terminologie der neuern Sprachen werden wir gelegentlich anführen; wobei sich denn zeigen wird, daß man immer auf genauere Bestimmungen ausgegangen und ein Fixirtes, Specificirtes auch durch die Sprache festzuhalten und zu vereinzelnen gesucht hat.

610. Was die Deutsche Terminologie betrifft, so hat sie den Vortheil, daß wir vier einsylbige, an ihren Ursprung nicht mehr erinnernde Namen besitzen, nämlich Gelb, Blau, Roth, Grün. Sie stellen uns das Allgemeinste der Farbe der Einbildungskraft dar, ohne auf Etwas Specifisches hinzudeuten.

611. Wollten wir in jeden Zwischenraum zwischen diesen Vieren noch zwei Bestimmungen setzen, als Rothgelb und Gelbroth, Rothblau und Blauroth, Gelbgrün und Grüngelb, Blaugrün und Grünblau: so würden wir die Schattirungen des Farbenkreises bestimmt genug ausdrücken. Und wenn wir die Bezeichnungen von Hell und Dunkel hinzufügen wollten, ingleichen die Beschmutzungen einiger Arten

anbeuten, wozu uns die gleichfalls einſylbigen Worte Schwarz, Weiß, Grau und Braun zu Dienſten ſtehen: ſo werden wir ziemlich anlangen und die vorkommenden Erſcheinungen ausdrücken, ohne uns zu bekümmern, ob ſie auf dynamiſchem oder atomiſtiſchem Wege entſtanden ſind.

612. Man könnte jedoch immer hierbei die ſpecifiſchen und individuellen Ausdrücke vortheilhaft brauchen; ſowie wir uns auch des Worts Orange und Violett bedienten. Ingleichen haben wir das Wort Purpur gebraucht, um das reine, in der Mitte ſtehende Roth zu bezeichnen, weil der Saft der Purpur-Schnecke, beſonders wenn er ſeine Leinwand durchdrungen hat, vorzüglich durch das Sonnenlicht zu dem höchſten Punct der Culmination zu bringen iſt.

L. Mineralien.

613. Die Farben der Mineralien ſind alle chemiſcher Natur und ſo kann ihre Entſtehungsweiſe aus Dem, was wir von den chemiſchen Farben geſagt haben, ziemlich entwickelt werden.

614. Die Farbenbenennungen ſtehen unter den äußern Kennzeichen oben an und man hat ſich, im Sinne der neuern Zeit, große Mühe gegeben, jede vorkommende Erſcheinung genau zu beſtimmen und feſtzuhalten; man hat aber dadurch, wie uns dünkt, neue Schwierigkeiten erregt, welche bei'm Gebrauch manche Unbequemlichkeit veranlaſſen.

615. Freilich führet auch Dieſes, ſobald man bedenkt, wie die Sache entſtanden, ſeine Entſchuldigung mit ſich. Der Maler hatte von jeher das Vorrecht, die Farbe zu handhaben. Die wenigen ſpecificirten Farben ſtanden feſt und dennoch kamen durch künſtliche Miſchungen unzählige Schattirungen hervor, welche die Oberfläche der natürlichen Gegenſtände nachahmten. War es daher ein Wunder, wenn man auch dieſen Miſchungsweg einſchlug und den Künſtler anrief, gefärbte Muſterflächen aufzuſtellen, nach denen man die natürlichen Gegenſtände beurtheilen und bezeichnen könnte. Man fragte nicht: wie geht die Natur zu Werke, um dieſe und jene Farbe auf ihrem innern, lebendigen Wege hervorzubringen, ſondern: wie belebt der Maler das Todte, um ein dem Lebendigen ähnliches Scheinbild darzuſtellen? Man ging alſo immer von Miſchung aus und kehrte auf Miſchung zurück, ſo daß man zuletzt das Gemiſchte wieder zu miſchen vornahm, um einige ſonderbare Specificationen und Individualiſationen auszudrücken und zu unterſcheiden.

616. Uebrigens läßt ſich bei der gedachten, eingeführten mineraliſchen Farben-Thermino-logie noch Manches erinnern. Man hat nämlich die Benennungen nicht, wie es doch meiſtens möglich geweſen wäre, aus dem Mineral-Reich, ſondern von allerlei ſichtbaren Gegenſtänden genommen, da man doch mit größerm Vortheil auf eigenem Grund und Boden hätte bleiben können. Ferner hat man zu viel einzelne, ſpecifiſche Ausdrücke aufgenommen und, indem man durch Vermiſchung dieſer Specificationen wieder neue Beſtimmungen hervorzubringen ſuchte, nicht bedacht, daß man dadurch vor der Imagination das Bild und vor dem Verſtand den Begriff völlig aufhebe. Zuletzt ſtehen denn auch dieſe, gewiſſer Maßen als Grundbeſtimmungen gebrauchten, einzelnen Farbenbenennungen nicht in der beſten Ordnung, wie ſie etwa von einander ſich ableiten; daher denn der Schüler jede Beſtimmung einzeln lernen und ſich ein beinahe todtes Poſitives einprägen muß. Die weitere Ausführung dieſes Angedeuteten ſtände hier nicht am rechten Orte.

LI. Pflanzen.

617. Man kann die Farben organiſcher Körper überhaupt als eine höhere chemiſche Operation anſehen, weßwegen ſie auch die Alten durch das Wort Kochung (πεψις) ausgedrückt haben. Alle Elementar-Farben, ſowohl als die gemiſchten und abgeleiteten, kommen auf der Oberfläche organiſcher Naturen vor; da hingegen das Innere, man kann nicht ſagen, unfärbig, doch eigentlich mißfärbig erſcheint, wenn es zu Tage gebracht wird. Da wir bald an einem andern Orte von unſern Anſichten über organiſche Natur Einiges mitzutheilen denken: ſo ſtehe nur Dasjenige hier, was früher mit der Farbenlehre in Verbindung gebracht war, indeſſen wir zu jenen beſondern Zwecken das Weitere vorbereiten. Von den Pflanzen ſei alſo zuerſt geſprochen.

618. Die Samen, Zwiebeln, Wurzeln und was überhaupt vom Lichte ausgeſchloſſen iſt, oder unmittelbar von der Erde ſich umgeben befindet, zeigt ſich meiſtentheils weiß.

619. Die im Finſtern aus Samen erzogenen Pflanzen ſind weiß oder in's Gelbe ziehend. Das Licht hingegen, indem es auf ihre Farben wirkt, wirkt zugleich auf ihre Form.

620. Die Pflanzen, die im Finſtern wachſen, ſetzen ſich von Knoten zu Knoten zwar lange fort; aber die Stängel zwiſchen zwei Knoten ſind länger als billig; keine Seitenzweige werden erzeugt und die Metamorphoſe der Pflanzen hat nicht Statt.

621. Das Licht verſetzt ſie dagegen ſogleich in einen thätigen Zuſtand; die Pflanze erſcheint grün und der Gang der Metamorphoſe bis zur Begattung geht unaufhaltſam fort.

Der Schauplatz ist in Märtens Hause, wie in den vorigen Stücken.

Erster Auftritt.

Röse. Görge.

Görge.

(Der zum Hause mit einem Rechen herauskommt, spricht zurück:) Hörst du, liebe Röse?

Röse.

(die unter die Thüre tritt:) Recht wohl, lieber Görge!

Görge.

Ich gehe auf die Wiese, und ziehe Maulwurfshaufen auseinander.

622. Wir wiſſen, daß die Stängelblätter nur Vorbereitungen und Vorbedeutungen auf die Blumen- und Fruchtwerkzeuge ſind; und ſo kann man in den Stängelblättern ſchon Farben ſehen; die von Weitem auf die Blume hindeuten, wie bei den Amaranthen der Fall iſt.

623. Es gibt weiße Blumen, deren Blätter ſich zur größten Reinheit durchgearbeitet haben; aber auch farbige, in denen die ſchöne Elementar-Erſcheinung hin und wieder ſpielt. Es gibt deren, die ſich nur theilweiſe vom Grünen auf eine höhere Stufe losgearbeitet haben.

624. Blumen einerlei Geſchlechts, ja einerlei Art, haben ſich von allen Farben. Roſen und beſonders Malven z. B. gehen einen großen Theil des Farbenkreiſes durch, vom Weißen in's Gelbe, ſodann durch das Rothgelbe in den Purpur und von da in das dunkelſte, was der Purpur, indem er ſich dem Blauen nähert, ergreifen kann.

625. Andere fangen ſchon auf einer höhern Stufe an, wie z. B. die Melone, welche von dem Gelbrothen ausgehen und ſich in das Violette hinüberziehen.

626. Doch ſind auch Farben bei Arten, Gattungen, ja Familien und Claſſen, wo nicht beſtändig, doch herrſchend, beſonders die gelbe Farbe: die blaue iſt überhaupt ſeltener.

627. Bei den ſaftigen Hüllen der Frucht geht etwas Aehnliches vor, indem ſie ſich von der grünen Farbe durch das Gelbliche und Gelbe bis zu dem höchſten Roth erhöhen, wobei die Farbe der Schale die Stufen der Reife andeutet. Einige ſind ringsum gefärbt, einige nur an der Sonnenſeite, in welchem letzten Falle man die Steigerung des Gelben in's Rothe durch größere An- und Uebereinanderdrängung ſehr wohl beobachten kann.

628. Auch ſind mehrere Früchte innerlich gefärbt, beſonders ſind purpurrothe Säfte gewöhnlich.

629. Wie die Farbe ſowohl oberflächlich auf der Blume, als durchdringend in der Frucht ſich befindet, ſo verbreitet ſie ſich auch durch die übrigen Theile, indem ſie die Wurzeln und die Säfte der Stängel färbt, und zwar mit ſehr reicher und mächtiger Farbe.

630. So geht auch die Farbe des Holzes vom Gelben durch die verſchiedenen Stufen des Rothen bis in's Purpurfarbene und Braune hinüber. Blaue Hölzer ſind mir nicht bekannt; und ſo zeigt ſich ſchon auf dieſer Stufe der Organiſation die active Seite mächtig, wenn in dem allgemeinen Grün der Pflanzen beide Seiten ſich balanciren mögen.

631. Wir haben oben geſehen, daß der aus der Erde dringende Keim ſich mehrentheils weiß und gelblich zeigt, durch Einwirkung von Licht und Luft aber in die grüne Farbe übergeht. Ein Aehnliches geſchieht bei jungen Blättern der Bäume, wie man z. B. an den Birken ſehen kann, deren junge Blätter gelblich ſind und bei'm Aufkochen einen ſchönen gelben Saft von ſich geben. Nachher werden ſie immer grüner, ſowie die Blätter von andern Bäumen nach und nach in das Blaugrüne übergehen.

632. So ſcheint auch das Gelbe weſentlicher den Blättern anzugehören, als der blaue Antheil; denn dieſer verſchwindet im Herbſte und das Gelbe des Blattes ſcheint in eine braune Farbe übergegangen. Noch merkwürdiger aber ſind die beſondern Fälle, da die Blätter im Herbſte wieder rein gelb werden, und andere ſich bis zu dem höchſten Roth hinaufſteigern.

633. Uebrigens haben einige Pflanzen die Eigenſchaft, durch künſtliche Behandlung faſt durchaus in ein Farbe-Material verwandelt zu werden, das ſo fein, mikſam und unendlich theilbar iſt, als irgend ein anderes. Der vier ſind der Indigo und Krapp, mit denen ſoviel gefärbet wird. Auch werden Flechten zum Färben benutzt.

634. Dieſem Phänomen ſteht ein anderes unmittelbar entgegen, daß man nämlich den färbenden Theil der Pflanzen ausziehen und gleichſam beſonders darſtellen kann, ohne daß ihre Organiſation dadurch etwas zu leiden ſcheint. Die Farben der Blumen laſſen ſich durch Weingeiſt ausziehen und tingiren denſelben; die Blumenblätter dagegen erſcheinen weiß.

635. Es gibt verſchiedene Bearbeitungen der Blumen und ihrer Säfte durch Reagentien. Dieſes hat Boyle in vielen Experimenten geleiſtet. Man bleicht die Roſen durch Schwefel und ſtellt ſie durch andere Säuren wieder her. Durch Tabacksrauch werden die Roſen grün.

LII. Würmer, Inſecten, Fiſche.

636. Von den Thieren, welche auf den niedern Stufen der Organiſation verweilen, ſei hier vorläufig Folgendes geſagt. Die Würmer, welche ſich in der Erde aufhalten, der Finſterniß und der kalten Feuchtigkeit gewidmet ſind, zeigen ſich mißfärbig; die Eingeweidewürmer, von warmer Feuchtigkeit im Finſtern ausgebrütet und genährt, unfärbig; zu Beſtimmung der Farbe ſcheint ausdrücklich Licht zu gehören.

637. Diejenigen Geſchöpfe, welche im Waſſer wohnen, welches als ein ohngleich ſehr dichtes Mittel dennoch hinreichendes Licht hindurch läßt, erſcheinen mehr oder weniger gefärbt. Die Zoophyten, welche die reinſte Kalkerde zu beleben ſcheinen, ſind meiſtentheils weiß: doch finden wir die Corallen bis zum ſchönſten Gelbroth hin-

entgegengesetzt, welches in andern Meerungeheuren sich bis nahe zum Purpur hinaufhebt.

638. Die Gehäuse der Schalthiere sind schön gezeichnet und gefärbt; doch ist zu bemerken, daß weder die Landschnecken, noch die Schale der Muscheln des süßen Wassers mit so hohen Farben geziert sind, als die des Meerwassers.

639. Bei Betrachtung der Muschelschalen, besonders der gewundenen, bemerken wir, daß zu ihrem Entstehen eine Versammlung unter sich ähnlicher, thierischer Organe sich wachsend vorwärts bewegte und, indem sie sich um eine Achse drehten, das Gehäuse durch eine Folge von Riefen, Rändern, Rinnen und Erhöhungen, nach einem immer sich vergrößernden Maßstab hervorbrachten. Wir bemerken aber auch zugleich, daß diesen Organen irgend ein mannigfaltig färbender Saft beiwohnen mußte, der die Oberfläche des Gehäuses, wahrscheinlich durch unmittelbare Einwirkung des Meerwassers, mit farbigen Linien, Puncten, Flecken und Schattirungen, epochenweis bezeichnete und so die Spuren seines steigenden Wachsthums auf der Außenseite dauernd hinterließ, indeß die innere meistens weiß oder nur blaß gefärbte angetroffen wird.

640. Daß in den Muscheln solche Säfte sich befinden, zeigt uns die Erfahrung auch außerdem genugsam, indem sie uns dieselben noch in ihrem flüssigen und färbenden Zustande darbietet, wovon der Saft des Tintenfisches ein Zeugniß gibt; ein weit stärkeres aber derjenige Purpursaft, welcher in mehrern Schnecken gefunden wird, der von Alters her so berühmt ist und in der neuern Zeit auch wohl benutzt wird. Es gibt nämlich unter den Eingeweiden mancher Würmer, welche sich in Schalgehäusen aufhalten, ein gewisses Gefäß, das mit einem rothen Safte gefüllt ist. Dieser enthält ein sehr stark und dauerhaft färbendes Wesen, so daß man die ganzen Thiere zerknirschen, kochen und aus dieser animalischen Brühe doch noch eine hinreichend färbende Feuchtigkeit herausnehmen konnte. Es läßt sich aber dieses farbgefüllte Gefäß auch von dem Thiere absondern, wodurch denn freilich ein concentrirter Saft gewonnen wird.

641. Dieser Saft hat das Eigene, daß er, dem Licht und der Luft ausgesetzt, erst gelblich, dann grünlich erscheint, dann in's Blaue, von da in's Violette übergeht, immer aber ein höheres Roth annimmt, und zuletzt durch Einwirkung der Sonne, besonders wenn er auf Baumwolle aufgetragen worden, eine reine, hohe rothe Farbe annimmt.

642. Wir hätten also hier eine Steigerung von der Minus-Seite bis zur Culmination, die wir bei den unorganischen Körpern nicht leicht gewahr werden; ja wer könnte diese Erscheinung beinahe ein Durchwandern des ganzen Kreises nennen und wir sind überzeugt, daß durch gehörige Versuche wirklich die ganze Durchwanderung des Kreises bewirkt werden könnte; denn es ist wohl kein Zweifel, daß sich durch wohl angewendete Säuren der Purpur vom Culminations-Puncte herübernach dem Scharlach führen ließe.

643. Diese Feuchtigkeit scheint von der einen Seite mit der Begattung zusammenzuhängen, ja sogar finden sich Eier, die Anfänge künftiger Schalthiere, welche ein solches färbendes Wesen enthalten. Von der andern Seite scheint aber dieser Saft auf das höher stehenden Thieren sich entwickelnde Blut zu deuten. Denn das Blut läßt uns ähnliche eigenschaften der Farbe sehen. In seinem verdunkelten Zustand erscheint es uns gelb, verdünnet, wie es in den Adern sich befindet, roth und zwar zeigt das arterielle Blut ein höheres Roth, wahrscheinlich wegen der Säuren, die ihm bei dem Athemholen widerfährt; das venöse Blut geht mehr nach dem Violetten hin und zeigt durch diese Neigung auf jenes uns genugsam bekannte Steigern und Wandern.

644. Sprechen wir, ehe wir das Element des Wassers verlassen, noch Einiges von den Fischen deren schuppige Oberfläche zu gewissen Farben öfters theils im Ganzen, theils streifig, theils fleckenweis specificirt ist, noch öfter ein gewisses Farbenspiel zeigt, das auf die Verwandtschaft der Schuppen mit den Gehäusen der Schalthiere, dem Perlenmutter, ja selbst der Perle hinweist. Nicht zu übergehen ist hierbei, daß heißere Himmelsstriche, auch schon in das Wasser wirksam, die Farben der Fische hervorbringen, verschönern und erhöhen.

645. Auf Otaheiti bemerkte Forster Fische deren Oberflächen sehr schön spielten, besonders im Augenblick, da der Fisch starb. Man erinnere sich hierbei des Chamäleons und anderer ähnlichen Erscheinungen, welche vereint zusammengestellt diese Wirkungen deutlicher erkennen lassen.

646. Noch zuletzt, obgleich außer der Reihe, ist wohl noch das Farbenspiel gewisser Mollusken zu erwähnen, sowie die Phosphorescenz einiger Seegeschöpfe, welche sich auch in Farben spielend verlieren soll.

647. Wenden wir nunmehr unsere Betrachtung auf diejenigen Geschöpfe, welche dem Licht und der Luft und der trocknen Wärme angehören: so finden wir uns freilich erst recht in lebendigen Farbenreiche. Hier erscheinen uns an trefflich organisirten Theilen die Elementarfarben in ihrer größten Reinheit und Schön

heit. Sie deuten uns aber doch, daß eben diese Gebrechen noch auf einer niedern Stufe der Organisation stehen, eben weil diese Elementarfarben noch unverarbeitet bei ihnen hervortreten können. Auch hier scheint die Hitze viel zu Naturbedingung dieser Erscheinung beizutragen.

648. Wir finden Insecten, welche als ganz concentrirter Farbenstoff anzusehen sind, warunter besonders die Cocons-Arten berühmt sind; wobei wir zu bemerken nicht unterlassen, daß ihre Weise, sich an Vegetabilien anzusiedeln, ja in dieselben hineinzunisten, auch zugleich jene Naturwüchse hervorbringt, welche als Beizen zu Befestigung der Farben so große Dienste leisten.

649. Am Auffallendsten aber zeigt sich die Farbengewalt, verbunden mit regelmäßiger Organisation, an denjenigen Insecten, welche eine vollkommene Metamorphose zu ihrer Entwickelung bedürfen, an Käfern, vorzüglich aber an Schmetterlingen.

650. Diese Letztern, die man wahrhafte Ausgeburten des Lichtes und der Luft nennen könnte, zeigen schon in ihrem Raupenzustand oft der schönsten Farben, welche, specificirt, wie sie sind, auf die künftigen Farben des Schmetterlings deuten; eine Betrachtung, die, wenn sie künftig weiter verfolgt wird, gewiß in manches Geheimniß der Organisation eine erfreuliche Einsicht gewähren muß.

651. Wenn wir übrigens die Flügel des Schmetterlings näher betrachten und in seinem netzartigen Gewebe die Spuren eines Aermes entdecken und ferner die Art, wie dieser gleichsam verflüchtete Arm durch zarte Federn bedeckt und zum Organ des Fliegens bestimmt worden: so glauben wir ein Gesetz gewahr zu werden, wonach sich die große Mannigfaltigkeit der Färbung richtet, welches künftig näher zu entwickeln sein wird.

652. Daß auch überhaupt die Hitze auf Größe des Geschöpfes, auf Ausbildung der Form, auf mehrere Herrlichkeit der Farben Einfluß habe, bedarf wohl kaum erinnert zu werden.

LIII. Vögel.

653. Je weiter wir nun uns gegen die höhern Organisationen bewegen, desto mehr haben wir Ursache, flüchtig und vorübergehend, nur Einiges hinzustreuen. Denn Alles, was solchen organischen Wesen natürlich begegnet, ist eine Wirkung von so vielen Prämissen, daß, ohne dieselben wenigstens angedeutet zu haben, nur etwas Unzulängliches und Gewagtes ausgesprochen wird.

654. Wie wir bei den Pflanzen finden, daß ihr Höheres, die ausgebildeten Blüthen und Früchte auf dem Stamme gleichsam gewurzelt sind und sich von vollkommenern Seiten nähern, als ihnen die Wurzel zuerst zugebracht hat; wie wir bemerken, daß die Schmarotzerpflanzen, die das Organische als ihr Element behandeln, an Kräften und Eigenschaften sich ganz vorzüglich beweisen: so können wir auch die Federn der Vögel in einem gewissen Sinne mit den Pflanzen vergleichen. Die Federn entspringen als ein Letztes aus der Oberfläche eines Körpers, der noch viel nach außen herzugeben hat, und sind deswegen sehr reich ausgestattete Organe.

655. Die Kiele erwachsen nicht allein verhältnißmäßig zu einer ansehnlichen Größe, sondern sie sind durchaus geäßet, wodurch sie eigentlich zu Federn werden, und manche dieser Aeßungen, Besiederungen sind wieder subdivitet, wodurch sie abermals an die Pflanzen erinnern.

656. Die Federn sind sehr verschieden an Form und Größe, aber sie bleiben immer dasselbe Organ, das sich nur nach Beschaffenheit des Körpertheiles, aus welchem es entspringt, bildet und umbildet.

657. Mit der Form verwandelt sich auch die Farbe, und ein gewisses Gesetz leitet sowohl die allgemeine Färbung, als auch die besondere, wie wir sie nennen möchten, diejenige nämlich, wodurch die einzelne Feder scheckig wird. Dieses ist es, woraus alle Zeichnung des bunten Gefieders entspringt und woraus zuletzt das Pfauenauge hervorgeht. Es ist ein Aehnliches mit Jenem, das wir bei Gelegenheit der Metamorphose der Pflanzen früher entwickelt und welches darzulegen wir die nächste Gelegenheit ergreifen werden.

658. Nöthigen uns hier Zeit und Umstände, über dieses organische Gesetz hinauszugehen, so ist doch hier unsere Pflicht, der chemischen Wirkungen zu gedenken, welche sich bei Färbung der Federn auf eine uns nun schon hinlänglich bekannte Weise zu äußern pflegen.

659. Das Gefieder ist allfarbig, doch im Ganzen das gelbe, das sich zum Rothen steigert, häufiger als das blaue.

660. Die Einwirkung des Lichts auf die Federn und ihre Farben ist durchaus bemerklich. So ist z. B. auf der Brust gewisser Paradeisen die Feder eigentlich gelb. Der schuppenartig hervortretende Theil, den das Licht bescheint, ist aus dem Gelben in's Rothe gesteigert. So steht die Brust eines solchen Thiers hochroth aus; wenn man aber in die Federn bläst, erscheint das Gelbe.

661. So ist durchaus der unbedeckte Theil der Federn von dem im ruhigen Zustand bedeckten höchlich unterschieden, so daß sogar nur der unbedeckte Theil, z. B. bei Raben, bunte

Farben ſpielt, der beleuchte aber nicht; nach welcher Vorſchrift man die Schwanzfedern, wenn ſie durcheinander gewirrt ſind, ſogleich wieder zurecht legen kann.

LIV. Säugethiere und Menſchen.

662. Hier fangen die Elementar-Farben an, uns ganz zu verlaſſen. Wir ſind auf der höchſten Stufe, auf der wir uns flüchtig verweilen.

663. Das Säugethier ſteht überhaupt entſchieden auf der Lebensſeite. Alles, was ſich an ihm äußert, iſt lebendig. Von dem Innern ſprechen wir nicht; alſo hier nur Einiges von der Oberfläche. Die Haare unterſcheiden ſich ſchon dadurch von den Federn, daß ſie der Haut mehr angehören, daß ſie einfach, fadenartig, nicht gebildet ſind. An den verſchiedenen Theilen des Körpers ſind ſie aber auch, nach Art der Federn kürzer, länger, zarter und ſtärker, farblos oder gefärbt und Dieß alles nach Geſetzen, welche ſich ausſprechen laſſen.

664. Weiß und Schwarz, Roth, Gelbroth und Braun wechſeln auf mannigfaltige Weiſe, doch erſcheinen ſie niemals auf eine ſolche Art, daß ſie uns an die Elementar-Farben erinnerten. Sie ſind alle vielmehr gemiſchte, durch organiſche Kochung bezwungene Farben und bezeichnen mehr oder weniger die Stufenhöhe des Weſens, dem ſie angehören.

665. Eine von den wichtigſten Betrachtungen der Morphologie, inſofern ſie Oberflächen beobachtet, iſt dieſe, daß auch bei den vierfüßigen Thieren die Flecken der Haut auf die innern Theile, über welche ſie gezogen iſt, einen Bezug haben. So willkürlich übrigens die Natur dem flüchtigen Anblick hier zu wirken ſcheint, ſo conſequent wird dennoch ein tiefes Geſetz beobachtet, deſſen Entwickelung und Anwendung freilich nur einer genauen Sorgfalt und treuen Theilnehmung vorbehalten iſt.

666. Wenn bei Affen gewiſſe nackte Theile bunt, mit Elementar-Farben, erſcheinen, ſo zeigt Dieß die weite Entfernung eines ſolchen Geſchöpfs von der Vollkommenheit an. Denn man kann ſagen: je edler ein Geſchöpf iſt, je mehr iſt alles Stoffartige in ihm verarbeitet; je weſentlicher ſeine Oberfläche mit dem Innern zuſammenhängt, deſto weniger können auf derſelben Elementar-Farben erſcheinen. Denn da, wo Alles ein vollkommenes Ganzes zuſammen ausmachen ſoll, kann ſich nicht hier und da etwas Specifiſches abſondern.

667. Von dem Menſchen haben wir wenig zu ſagen; denn er trennt ſich ganz von der allgemeinen Naturlehre los, in der wir jetzt eigentlich wandeln. Auf des Menſchen Inneres iſt ſoviel verwandt, daß ſeine Oberfläche nur ſparſamer begabt werden konnte.

668. Wenn man nimmt, daß ſchon unter der Haut die Thiere mit Intereſſen-Moſaik mehr belaſtet als begünſtigt ſind; wenn man ſieht, daß gar manches Ueberflüſſige nach außen ſtrebt, wie z. B. die großen Ohren und Schwänze, nicht weniger Haare, Mähnen, Zotten: ſo ſieht man wohl, daß die Natur Vieles abzugeben und zu verſchwenden hatte.

669. Dagegen iſt die Oberfläche des Menſchen glatt und rein und läßt, bei den vollkommenſten, außer wenigen mit Haar mehr geſpierten als bedeckten Stellen, die ſchöne Form ſehen; denn, im Vorbeigehen ſei es geſagt, ein Ueberfluß der Haare an Bruſt, Armen, Schenkeln deutet eher auf Schwäche als auf Stärke; wie denn wahrſcheinlich nur die Poeten, durch den Anlaß einer übrigens ſtarken Thiernatur verführt, mitunter ſolche haarige Heiden zu Ehren gebracht haben.

670. Doch haben wir hauptſächlich an dieſem Ort von der Farbe zu reden. Und ſo iſt die Farbe der menſchlichen Haut, in allen ihren Abweichungen, durchaus keine Elementar-Farbe, ſondern eine durch organiſche Kochung höher bearbeitete Erſcheinung.

671. Daß die Farbe der Haut und Haare auf einen Unterſchied der Character deute, iſt wohl keine Frage, wie wir ja ſchon einen bedeutenden Unterſchied an blonden und braunen Menſchen gewahr werden; wodurch wir auf die Vermuthung geleitet werden, daß ein oder das andere organiſche Syſtem vorwaltend eine ſolche Verſchiedenheit hervorbringe. Ein Gleiches läßt ſich wohl auf Nationen anwenden, wobei vielleicht zu bemerken wäre, daß auch gewiſſe Farben mit gewiſſen Bildungen zuſammentreffen, worauf wir ſchon durch die Mohren-Phyſiognomien aufmerkſam geworden.

672. Uebrigens wäre wohl hier der Ort, der Zweifelsfrage zu begegnen, ob denn nicht alle Menſchenbildung und Farbe gleich ſchön und nur durch Gewohnheit und Eigendünkel eine der andern vorgezogen werde. Wir getrauen uns aber in Gefolg alles Deſſen, was bisher vorgekommen, zu behaupten, daß der weiße Menſch, d. h. derjenige, deſſen Oberfläche vom Weißen in's Gelbliche, Bräunliche, Röthliche ſpielt, kurz deſſen Oberfläche am Gleichgiltigſten erſcheint, am Wenigſten ſich zu irgend etwas Beſonderm hinneigt, der ſchönſte ſei. Und ſo wird auch wohl künftig, wenn von der Form die Rede ſein wird, ein ſolcher Gipfel menſchlicher Geſtalt ſich vor das Anſchauen bringen laſſen; nicht, als ob dieſe alte Streitfrage hierdurch für immer entſchieden ſein ſollte, denn es gibt Menſchen genug, welche Urſache haben, dieſe Deutſamkeit des Aeußern in Zweifel zu

ſetzen, ſondern daß Dasjenige angegeben werde, was aus einer Folge von Beobachtung und Urtheil einem Sicherheit und Beruhigung ſuchenden Gemüthe hervorzuleuchten ſcheint. Und ſo fügen wir zum Schluß noch einige auf die elementar-chemiſche Farbenlehre ſich beziehende Betrachtungen bei.

LV. Phyſiſche und chemiſche Wirkungen farbiger Beleuchtung.

673. Die phyſiſchen und chemiſchen Wirkungen farbloſer Beleuchtung ſind bekannt, ſo daß es hier unnöthig ſein dürfte, ſie weitläufig auseinander zu ſetzen. Das farbloſe Licht zeigt ſich unter verſchiedenen Bedingungen, als Wärme erregend, als ein Leuchten gewiſſen Körpern mittheilend, als auf Säurung und Entſäurung wirkend. In der Art und Stärke dieſer Wirkungen findet ſich wohl mancher Unterſchied, aber keine ſolche Differenz, die auf einen Gegenſatz hinweiſe, wie ſolche bei farbigen Beleuchtungen erſcheint, worüber wir nunmehr kürzlich Rechenſchaft zu geben gedenken.

674. Von der Wirkung farbiger Beleuchtung als Wärme erregend wiſſen wir Folgendes zu ſagen. An einem ſehr feinfühlenden, ſogenannten Luft-Thermometer beobachte man die Temperatur des dunkeln Zimmers. Bringt man die Kugel darauf in das direct hereinſcheinende Sonnenlicht, ſo iſt Nichts natürlicher, als daß die Flüſſigkeit einen viel höhern Grad der Wärme anzeige. Schiebt man alsdann farbige Gläſer vor, ſo folgt auch ganz natürlich, daß ſich der Wärmegrad vermindere, erſtlich weil die Wirkung des directen Lichts ſchon durch das Glas etwas gehindert iſt, ſodann aber vorzüglich, weil ein farbiges Glas, als ein Dunkles, ein weniger reines Licht hindurchläßt.

675. Hierbei zeigt ſich aber dem aufmerkſamen Beobachter ein Unterſchied der Wärmeerregung, je nachdem dieſe oder jene Farbe dem Glaſe eigen iſt. Das gelbe und gelbrothe Glas bringt eine höhere Temperatur, als das blaue und blaurothe hervor und zwar iſt der Unterſchied von Bedeutung.

676. Will man dieſen Verſuch mit dem ſogenannten prismatiſchen Spectrum anſtellen, ſo bemerke man am Thermometer erſt die Temperatur des Zimmers, laſſe alsdann das blaufärbige Licht auf die Kugel fallen, ſo wird ein etwas höherer Wärmegrad angezeigt, welcher immer wächſt, wenn man die übrigen Farben nach und nach auf die Kugel bringt. In der gelbrothen iſt die Temperatur am ſtärkſten, noch ſtärker aber unter dem Gelbrothen.

Macht man die Vorrichtung mit dem Waſſer-Prisma, ſo daß man das weiße Licht in der Mitte vollkommen haben kann, ſo iſt dieſes zwar gelinde warm, aber noch nicht ſo hell, als das Licht das wärmſte: die übrigen Farben verhalten ſich hingegen, wie vorher geſagt.

677. Da es hier nur um Andeutung, nicht aber um Ableitung und Erklärung dieſer Phänomene zu thun iſt: ſo bemerken wir nur im Vorbeigehen, daß ſich am Spectrum unter dem Rothen keineswegs das Licht vollkommen abſcheidet, ſondern daß immer noch ein gebrochenes, von ſeinem Wege abgelenktes, ſich hinter dem prismatiſchen Farbenbilde gleichſam herſchleppendes Licht zu bemerken iſt, ſo daß man bei näherer Betrachtung wohl kaum nöthig haben wird, zu unſichtbaren Strahlen und deren Berechnung ſeine Zuflucht zu nehmen.

678. Die Mittheilung des Lichtes durch farbige Beleuchtung zeigt dieſelbige Differenz. Den Baldiniſchen Phosphoren theilt ſich das Licht mit durch blaue und violette Gläſer, keineswegs aber durch gelbe und gelbrothe; ja man will ſogar bemerkt haben, daß die Phosphoren, welchen man durch violette und blaue Gläſer den Glühſchein mitgetheilt, wenn man ſolche nachher unter die gelben und gelbrothen Scheiben gebracht, früher verlöſchen als die, welche man im dunkeln Zimmer ruhig liegen läßt.

679. Man kann dieſe Verſuche wie die vorhergehenden auch durch das prismatiſche Spectrum machen, und es zeigen ſich immer dieſelben Reſultate.

680. Von der Wirkung farbiger Beleuchtung auf Säurung und Entſäurung kann man ſich folgender Maßen unterrichten. Man ſtreiche feuchtes, ganz weißes Hornſilber auf einen Papierſtreifen; man lege ihn in's Licht, daß er einiger Maßen grau werde und ſchneide ihn alsdann in drei Stücke. Das eine lege man in ein Buch, als bleibendes Muſter, das andere unter ein gelbrothes, das dritte unter ein blaurothes Glas. Dieſes letzte Stück wird immer dunkelgrauer werden und eine Entſäurung anzeigen. Das unter dem Gelbrothen befindliche wird immer heller grau, tritt alſo dem erſten Zuſtand vollkommnerer Säurung wieder näher. Von Beiden kann man ſich durch Vergleichung mit dem Muſterſtücke überzeugen.

681. Man hat auch eine ſchöne Vorrichtung gemacht, dieſe Verſuche mit dem prismatiſchen Bilde anzuſtellen. Die Reſultate ſind denen bisher erwähnten gemäß und wir werden das Nähere davon ſpäterhin vortragen und dabei die Arbeiten eines genauen Beobachters benutzen, der ſich bisher mit dieſen Verſuchen ſorgfältig beſchäftigte.

LVI. Chemiſche Wirkung bei der dioptriſchen Achromaſie.

682. Zuerſt erſuchen wir unſere Leſer, das

jenige wieder nachzusehen, was wir oben (285—298) über diese Materie vorgetragen, damit es hier keiner weitern Wiederholung bedürfe.

683. Man kann also einem Glase die Eigenschaft geben, daß es, ohne viel stärker zu verfinstern als vorher, d. h. ohne das Bild um ein sehr Merkliches weiter zu verrücken, dennoch viel breitere Farbensäume hervorbringt.

684. Diese Eigenschaft wird dem Glase durch Metall-Kalke mitgetheilt; daher Newton, mit einem reinen Glase innig zusammengeschmolzen und vereinigt, diese Wirkung hervorbringt. Flintglas (291) ist ein solches mit Bleikalk bereitetes Glas. Auf diesem Wege ist man weiter gegangen und hat die sogenannte Spießglanzbutter, die sich nach einer neuern Bereitung als reine Flüssigkeit darstellen läßt, in linsenförmigen und prismatischen Gefäßen benutzt, und hat eine sehr starke Farbenerscheinung bei mäßiger Refraction hervorgebracht und die von uns sogenannte Hyperchromasie sehr lebhaft dargestellt.

685. Bedenkt man nun, daß das gemeine Glas, wenigstens überwiegend, alcalischer Natur sei, indem es verträglich aus Sand und Laugensalzen zusammengeschmolzen wird: so möchte wohl eine Reihe von Versuchen belehrend sein, welche das Verhältniß völlig alcalischer Liquoren zu völligen Säuren auseinander setzten.

686. Wäre nun das Maximum und Minimum gefunden, so wäre die Frage, ob nicht irgend ein brechend' Mittel zu erdenken sei, in welchem die von der Refraction beinahe unabhängig auf- und absteigende Farbenerscheinung, bei Verrückung des Bildes, völlig Null werden könnte.

687. Wie sehr wünschenswerth wäre es daher für diesen letzten Punct sowohl als für unsere ganze dritte Abtheilung, ja für Farbenlehre überhaupt, daß die mit Bearbeitung der Chemie, unter immer fortschreitenden neuen Ansichten, beschäftigten Männer auch hier eingreifen und Das, was wir beinahe nur mit rohen Zügen angedeutet, in das Feinere verfolgen und in einem allgemeinen, der ganzen Wissenschaft zusagenden Sinne bearbeiten möchten.

Vierte Abtheilung.

Allgemeine Ansichten nach innen.

688. Wir haben bisher die Phänomene fast gewaltsam auseinander gehalten, die sich theils ihrer Natur nach, theils dem Bedürfniß unsers Geistes gemäß, immer wieder zu vereinigen strebten. Wir haben sie, nach einer gewissen Methode, in drei Abtheilungen vorgetragen und die Farben zuerst bemerkt als flüchtige Wirkung und Gegenwirkung des Auges selbst, ferner als vorübergehende Wirkung farbloser, durchscheinender, durchsichtiger, undurchsichtiger Körper auf das Licht, besonders auf das Lichtbild; endlich sind wir zu dem Puncte gelangt, wo wir sie als dauernd, als den Körpern wirklich einwohnend zuversichtlich ansprechen konnten.

689. In dieser stetigen Reihe haben wir, so viel es möglich sein wollte, die Erscheinungen zu bestimmen, zu sondern und zu ordnen gesucht. Jetzt, da wir nicht mehr fürchten, sie zu vermischen oder zu verwirren, können wir unternehmen: erstlich, das Allgemeine, was sich von diesen Erscheinungen innerhalb des geschlossenen Kreises prädiciren läßt, anzugeben; zweitens, anzudeuten, wie sich dieser besondere Kreis an die übrigen Glieder verwandter Naturerscheinungen anschließt und sich mit ihnen verkettet.

Wie leicht die Farbe entsteht.

690. Wir haben beobachtet, daß die Farbe unter mancherlei Bedingungen sehr leicht und schnell entstehe. Die Empfindlichkeit des Auges gegen das Licht, die gegenseitige Gegenwirkung der Retina gegen dasselbe bringen augenblicklich ein leichtes Farbenspiel hervor. Jedes gemäßigte Licht kann als farbig angesehen werden, ja wir dürfen jedes Licht, insofern es gesehen wird, farbig nennen. Farbloses Licht, farblose Flächen sind gewissermaßen Abstractionen; in der Erfahrung werden wir sie kaum gewahr.

691. Wenn das Licht einen farblosen Körper berührt, von ihm zurückprallt, an ihm herabfließt, ihn durchgeht, so erscheinen die Farben sogleich; nur müssen wir hierbei bedenken, was so oft von uns urgirt worden: daß nicht jene Hauptbedingungen der Refraction, der Reflexion u. s. w. hinreichend sind, die Erscheinung hervorzubringen. Das Licht wirkt zwar manchmal dabei an und für sich, öfters aber als ein bestimmtes, begrenztes, als ein Lichtbild. Die Trübe der Mittel ist oft eine nothwendige Bedingung, sowie auch Halb- und Doppelschatten zu manchen farbigen Erscheinungen erfordert werden. Durchaus aber entsteht die Farbe augenblicklich und mit der größten Leichtigkeit. So finden wir denn auch ferner, daß durch Druck, Hauch, Rotation, Wärme, durch mancherlei Arten von Bewegung und Veränderung an glatten, reinen Körpern, sowie an farblosen Liquoren, die Farbe sogleich hervorgebracht werde.

692. In den Bestandtheilen der Körper darf nur die geringste Veränderung vor sich gehen, es sei nun durch Mischung mit andern, oder durch sonstige Bestimmungen, so entsteht die Farbe an den Körpern oder verändert sich an denselben.

Wie energisch die Farbe sei.

693. Die physischen Farben und besonders die prismatischen wurden ehemals wegen ihrer besondern Herrlichkeit und Energie colores emphatici genannt. Bei näherer Betrachtung aber kann man allen Farbenerscheinungen eine hohe Emphase zuschreiben; vorausgesetzt, daß sie unter den reinsten und vollkommensten Bedingungen dargestellt werden.

694. Die dunkle Natur der Farbe, ihre hohe, gesättigte Qualität ist Das, wodurch sie den ernsthaften und zugleich reizenden Eindruck hervorbringt; und indem man sie als eine Bedingung des Lichtes ansehen kann, so kann sie auch das Licht nicht entbehren als der mitwirkenden Ursache ihrer Erscheinung, als der Unterlage ihres Erscheinens, als einer aufscheinenden und die Farbe manifestirenden Gewalt.

Wie entschieden die Farbe sei.

695. Entstehen der Farbe und sich entscheiden ist Eins. Wenn das Licht mit einer allgemeinen Gleichgültigkeit sich und die Gegenstände darstellt und uns von einer bedeutungslosen Gegenwart gewiß macht, so zeigt sich die Farbe jederzeit specifisch, characteristisch, bedeutend.

696. Im Allgemeinen betrachtet entscheidet sie sich nach zwei Seiten. Sie stellt einen Gegensatz dar, den wir eine Polarität nennen und durch ein + und — recht gut bezeichnen können.

Plus.	Minus.
Gelb.	Blau.
Wirkung.	Verdunkelung.
Licht.	Schatten.
Hell.	Dunkel.
Kraft.	Schwäche.
Wärme.	Kälte.
Nähe.	Ferne.
Abstoßen.	Anziehen.
Verwandtschaft mit Säuren.	Verwandtschaft mit Alcalien.

Mischung der beiden Seiten.

697. Wenn man diesen specificirten Gegensatz in sich vermischt, so heben sich die beiderseitigen Eigenschaften nicht auf. Sind sie aber auf den Punct des Gleichgewichts gebracht, daß man keine der beiden besonders erkennt: so erhält die Mischung wieder etwas Specifisches für's Auge; sie erscheint als eine Einheit, bei der wir an die Zusammensetzung nicht denken. Diese Einheit nennen wir Grün.

698. Wenn nun zwei aus derselben Quelle entspringende, entgegengesetzte Phänomene, indem man sie zusammenbringt, sich nicht aufheben, sondern sich zu einem dritten angenehm Bemerkbaren verbinden, so ist Dieß schon ein Phänomen, das auf Uebereinstimmung deutet. Das Vollkommnere ist uns gnädig.

Steigerung in's Rothe.

699. Das Blaue und Gelbe läßt sich nicht vermischen, ohne daß zugleich eine andere Erscheinung mit eintrete. Die Farbe ist in ihrem lichtesten Zustand ein Dunkles; wird sie verdichtet, so muß sie dunkler werden; aber zugleich erhält sie einen Schein, den wir mit dem Worte röthlich bezeichnen.

700. Dieser Schein wächst immer fort, so daß er auf der höchsten Stufe der Steigerung prävalirt. Ein gewaltsamer Lichteindruck klingt purpurfarben ab. Bei dem Gelbrothen der prismatischen Versuche, das unmittelbar aus dem Gelben entspringt, denkt man kaum mehr an das Gelbe.

701. Die Steigerung entsteht schon durch farblose trübe Mittel und hier sehen wir die Wirkung in ihrer höchsten Reinheit und Allgemeinheit. Farbige specificirte, durchsichtige Figuren zeigen diese Steigerung sehr auffallend in den Stufengesichten. Diese Steigerung ist unaufhaltsam schnell und stetig; sie ist allgemein und kommt sowohl bei physiologischen als physischen und chemischen Farben vor.

Verbindung der gesteigerten Enden.

702. Haben die Enden des einfachen Gegensatzes durch Mischung ein schönes und angenehmes Phänomen bewirkt, so werden die gesteigerten Enden, wenn man sie verbindet, noch eine anmuthigere Farbe hervorbringen; ja es läßt sich denken, daß hier der höchste Punct der ganzen Erscheinung sein werde.

703. Und so ist es auch; denn es entsteht das reine Roth, das wir oft um seiner hohen Würde willen den Purpur genannt haben.

704. Es gibt verschiedene Arten, wie der Purpur in der Erscheinung entsteht; durch Uebereinanderführung des violetten Saums und gelbrothen Randes bei prismatischen Versuchen; durch fortgesetzte Steigerung bei chemischen; durch den organischen Gegensatz bei physiologischen Versuchen.

705. Als Pigment entsteht er nicht durch Mischung oder Vereinigung, sondern durch Fixirung einer Körperlichkeit auf dem hohen culminirenden Farbenpuncte. Daher der Maler Ursache hat, drei Grundfarben anzunehmen, indem er aus diesen die übrigen sämmtlich zusammensetzt. Der Physiker hingegen nimmt nur zwei Grundfarben an, aus denen er die übrigen entwickelt und zusammensetzt.

Vollständigkeit der mannigfaltigen Erscheinung.

706. Die mannigfaltigen Erscheinungen an

ihren verſchiedenen Enden ſteht und neben einander betrachtet bringen Totalität hervor. Dieſe Totalität iſt Harmonie für's Auge.

707. Der Farbenkreis iſt vor unſern Augen entſtanden; die mannigfaltigen Verhältniſſe des Werdens ſind uns deutlich. Zwei reine, urſprüngliche Gegenſätze ſind das Fundament des Ganzen. Es zeigt ſich ſodann eine Steigerung, wodurch ſie ſich Beide einem Dritten nähern; dadurch entſteht auf jeder Seite ein Tiefſtes und ein Höchſtes, ein Einfachſtes und Bedingteſtes, ein Gemeinſtes und ein Edelſtes. Sodann kommen zwei Vereinungen (Vermiſchungen, Verbindungen, wie man es nennen will), zur Sprache: ein Mal der einfachen, anfänglichen und ſodann der geſteigerten Gegenſätze.

Uebereinſtimmung der vollſtändigen Erſcheinung.

708. Die Totalität neben einander zu ſehen, macht einen harmoniſchen Eindruck auf's Auge. Man hat hier den Unterſchied zwiſchen dem phyſiſchen Gegenſatz und der harmoniſchen Entgegenſetzung zu bedenken. Der erſte beruht auf der reinen, nackten, urſprünglichen Dualität, inſofern ſie als ein Getrenntes angeſehen wird; die zweite beruht auf der abgeleiteten, entwickelten und dargeſtellten Totalität.

709. Jede einzelne Gegeneinanderſtellung, die harmoniſch ſein ſoll, muß Totalität enthalten. Hiervon werden wir durch die phyſiologiſchen Verſuche belehrt. Eine Entwickelung der ſämmtlichen möglichen Entgegenſtellungen um den ganzen Farbenkreis wird nächſtens geleiſtet.

Wie leicht die Farbe von einer Seite auf die andere zu wenden.

710. Die Beweglichkeit der Farbe haben wir ſchon bei der Steigerung und bei der Durchwanderung des Kreiſes zu bedenken Urſache gehabt, aber auch ſogar hinüber und herüber werfen ſie ſich nothwendig und geſchwind.

711. Phyſiologiſche Farben zeigen ſich anders auf dunkelm als auf hellem Grund. Bei den phyſicaliſchen iſt die Verbindung des objectiven und ſubjectiven Verſuchs höchſt merkwürdig. Die epoptiſchen Farben ſollen bei'm durchſcheinenden Licht und bei'm aufſcheinenden entgegengeſetzt ſein. Wie die chemiſchen Farben durch Feuer und Alcalien umzuwenden, iſt ſeines Orts hinlänglich gezeigt worden.

Wie leicht die Farbe verſchwindet.

712. Was ſeit der ſchnellen Erregung und ihrer Entſcheidung bisher bedacht worden, die Miſchung, die Steigerung, die Verbindung, die Trennung, ſowie die harmoniſche Forderung: Alles geſchieht mit der größten Schnelligkeit und Vergänglichkeit; aber ebenſo ſchnell verſchwindet auch die Farbe wieder gänzlich.

713. Die phyſiologiſchen Erſcheinungen ſind auf keine Weiſe feſtzuhalten; die phyſiſchen dauern nur ſo lange, als die äußere Bedingung währt; die chemiſchen ſelbſt haben eine große Beweglichkeit und ſind durch entgegengeſetzte Reagentien herüber und hinüber zu werfen, ja ſogar aufzuheben.

Wie feſt die Farbe bleibt.

714. Die chemiſchen Farben geben ein Zeugniß ſehr langer Dauer. Die Farben durch Schmelzung in Gläſern fixirt, ſowie durch Natur in Edelſteinen, trotzen aller Zeit und Gegenwirkung.

715. Die Färberei fixirt von ihrer Seite die Farben ſehr mächtig. Und Pigmente, welche durch Reagentien ſonſt leicht herüber und hinübergeführt werden, laſſen ſich durch Beizen zur größten Beſtändigkeit an und in Körper übertragen.

Fünfte Abtheilung.

Nachbarliche Verhältniſſe.

Verhältniß zur Philoſophie.

716. Man kann von dem Phyſiker nicht fordern, daß er Philoſoph ſei, aber man kann von ihm erwarten, daß er ſo viel philoſophiſche Bildung habe, um ſich gründlich von der Welt zu unterſcheiden und mit ihr wieder im höhern Sinne zuſammenzutreten. Er ſoll ſich eine Methode bilden, die dem Anſchauen gemäß iſt; er ſoll ſich hüten, das Anſchauen in Begriffe, den Begriff in Worte zu verwandeln, und mit dieſen Worten, als wären's Gegenſtände, umzugehen und zu verfahren; er ſoll von den Bemühungen der Philoſophen Kenntniß haben, um die Phänomene bis an die philoſophiſche Region hinanzuführen.

717. Man kann von dem Philoſophen nicht verlangen, daß er Phyſiker ſei, und dennoch iſt ſeine Einwirkung auf den phyſiſchen Kreis ſo nothwendig und ſo wünſchenswerth. Dazu bedarf er nicht des Einzelnen, ſondern nur der Einſicht in jene Endpuncte, wo das Einzelne zuſammentrifft.

718. Wir haben früher (175 ff.) dieſer wichtigen Betrachtung im Vorbeigehen erwähnt, und ſprechen ſie hier, als am ſchicklichſten Orte, nochmals aus. Das Schlimmſte, was der Phyſik ſowie mancher andern Wiſſenſchaft, widerfahren kann, iſt, daß man das Abgeleitete für das Urſprüngliche hält, und da man das Urſprüngliche aus Abgeleitetem nicht ableiten kann, das Urſprüngliche aus dem Abgeleiteten zu erklären ſucht. Dadurch entſteht eine unendliche

Verwirrung, ein Wortkram und eine fortdauernde Bemühung, Ausflüchte zu ſuchen und zu finden, wo das Wahre nur irgend hervortritt und mächtig werden will.

719. Indem ſich der Beobachter, der Naturforſcher auf dieſe Weiſe abquält, weil die Erſcheinungen der Meinung jederzeit widerſprechen: ſo kann der Philoſoph mit einem falſchen Reſultate in ſeiner Sphäre noch immer operiren, indem ſein Reſultat ſo falſch iſt, daß es nicht, als Form ohne allen Gehalt, auf irgend eine Weiſe gelten könnte.

720. Kann dagegen der Phyſiker zur Erkenntniß Desjenigen gelangen, was wir ein Ur-Phänomen genannt haben, ſo iſt er geborgen und der Philoſoph mit ihm. Er; denn er überzeugt ſich, daß er an die Grenze ſeiner Wiſſenſchaft gelangt ſei, daß er ſich auf der empiriſchen Höhe befinde, wo er rückwärts die Erfahrung in allen ihren Stufen überſchauen und vorwärts in das Reich der Theorie, wo nicht eintreten, doch einblicken könne. Der Philoſoph iſt geborgen; denn er nimmt aus der Phyſiker Hand ein Letztes, das bei ihm nun ein Erſtes wird. Er bekümmert ſich nun mit Recht nicht mehr um die Erſcheinung, wenn man darunter das Abgeleitete verſteht, wie man es entweder ſchon wiſſenſchaftlich zuſammengeſtellt findet, oder wie es gar in empiriſchen Fällen zerſtreut und verworren vor die Sinne tritt. Will er ja auch dieſen Weg durchlaufen und einen Blick in's Einzelne nicht verſchmähen, ſo thut er es mit Bequemlichkeit, anſtatt daß er bei anderer Behandlung ſich entweder zu lange in den Zwiſchen-Regionen aufhält, oder ſie nur flüchtig durchſtreift, ohne ſie genau kennen zu lernen.

721. In dieſem Sinne die Farbenlehre dem Philoſophen zu nähern, war des Verfaſſers Wunſch; und wenn ihm Solches in der Ausführung ſelbſt aus mancherlei Urſachen nicht gelungen ſein ſollte, ſo wird er bei Reviſion ſeiner Arbeit, bei Recapitulation des Vorgetragenen, ſowie in dem polemiſchen und hiſtoriſchen Theil, dieſes Ziel immer im Auge haben, und ſpäter, wo Manches deutlicher wird auszuſprechen ſein, auf dieſe Betrachtung zurückkehren.

Verhältniß zur Mathematik.

722. Man kann von dem Phyſiker, welcher die Naturlehre in ihrem ganzen Umfange behandeln will, verlangen, daß er Mathematiker ſei. In den mittlern Zeiten war die Mathematik das vorzüglichſte unter den Organen, durch welche man ſich der Geheimniſſe der Natur zu bemächtigen hoffte; und noch iſt in gewiſſen Theilen der Naturlehre die Meßkunſt, wie billig, herrſchend.

723. Der Verfaſſer kann ſich keiner Cultur von dieſer Seite rühmen, und vermeidet auch deßhalb nur in den von der Meßkunſt unabhängigen Regionen, die ſich in der neuern Zeit weit und breit aufgethan haben.

724. Wer bekannt nicht, daß die Mathematik, als eins der herrlichſten menſchlichen Organe, der Phyſik von einer Seite ſehr Vieles genutzt? Daß ſie aber durch falſche Anwendung ihrer Behandlungsweiſe dieſer Wiſſenſchaft gar Manches geſchadet, läßt ſich auch nicht wohl läugnen, und man findet's, hier und da, nothdürftig eingeſtanden.

725. Die Farbenlehre beſonders hat ſehr viel gelitten und ihre Fortſchritte ſind äußerſt gehindert worden, daß man ſie mit der übrigen Optik, welche der Meßkunſt nicht entbehren kann, vermengte, da ſie doch eigentlich von jener ganz abgeſondert betrachtet werden kann.

726. Dazu kam noch das Uebel, daß ein großer Mathematiker über den phyſiſchen Urſprung der Farben eine ganz falſche Vorſtellung bei ſich feſthielt, und durch ſeine große Verdienſte als Meßkünſtler die Fehler, die er als Naturforſcher begangen, nur einer in Vorurtheilen ſtets befangenen Welt auf lange Zeit ſanctionirte.

727. Der Verfaſſer des Gegenwärtigen hat die Farbenlehre durchaus von der Mathematik entfernt zu halten geſucht, ob ſich gleich gewiſſe Puncte deutlich genug ergeben, wo die Beihülfe der Meßkunſt wünſchenswerth ſein würde. Wären die vorurtheilsfreien Mathematiker, mit denen er umzugehen das Glück hatte und hat, nicht durch andere Geſchäfte abgehalten geweſen, um mit ihm gemeine Sache machen zu können, ſo würde der Behandlung von dieſer Seite einiges Verdienſt nicht fehlen. Aber ſo mag denn auch dieſer Mangel zum Vortheil gereichen, indem es nunmehr des geiſtreichen Mathematikers Geſchäft werden kann, ſelbſt aufzuſuchen, wo denn die Farbenlehre ſeiner Hülfe bedarf, und wie er zur Vollendung dieſes Theils der Naturwiſſenſchaft das Seinige beitragen kann.

728. Ueberhaupt wäre es zu wünſchen, daß die Deutſchen, die ſo vieles Gute leiſten, indem ſie ſich das Gute fremder Nationen aneignen, ſich nach und nach gewöhnten, in Geſellſchaft zu arbeiten. Wir leben zwar in einer dieſem Wunſche gerade entgegengeſetzten Epoche. Jeder will nicht nur original in ſeinen Anſichten, ſondern auch im Gange ſeines Lebens und Thuns, von den Bemühungen Anderer unabhängig, wo nicht ſein, doch, daß er es ſei, ſich überreden. Man bemerkt ſehr oft, daß Männer, die freilich Manches geleiſtet, nur ſich ſelbſt, ihre eigenen Schriften, Journale und

Compendien citiren, entſteht daß es für den Einzelnen und für die Welt viel vortheilhafter wäre, wenn Mehrere zu gemeinſamer Arbeit genöthigt würden. Das Betragen unſerer Nachbarn, der Franzoſen, iſt hierin muſterhaft, wie man z. B. in der Vorrede Cuvier's zu ſeinem Tableau élémentaire de l'Histoire naturelle des animaux mit Vergnügen ſehen wird.

729. Wer die Wiſſenſchaften und ihren Gang mit treuem Auge beobachtet hat, wird ſogar die Frage aufwerfen: ob es denn vortheilhaft ſei, ſo manche, obgleich verwandte, Beſchäftigungen und Bemühungen in einer Perſon zu vereinigen; und ob es nicht bei der Beſchränktheit der menſchlichen Natur gemäßer ſei, z. B. den aufſuchenden und findenden von dem behandelnden und anwendenden Manne zu unterſcheiden; haben ſich doch die himmelbeobachtenden und ſternaufſuchenden Aſtronomen von den bahnberechnenden, das Ganze umfaſſenden und näher beſtimmenden, in der neuern Zeit, gewiſſer Maßen getrennt. Die Geſchichte der Farbenlehre wird uns zu dieſen Betrachtungen öfter zurückführen.

Verhältniß zur Technik des Färbens.

730. Sind wir bei unſern Arbeiten dem Mathematiker aus dem Wege gegangen, ſo haben wir dagegen geſucht, der Technik des Färbers zu begegnen. Und obgleich diejenige Abtheilung, welche die Farben in chemiſcher Rückſicht abhandelt, nicht die vollſtändigſte und umſtändlichſte iſt: ſo wird doch ſowohl darin, als in Dem, was wir Allgemeines von den Farben ausgeſprochen, der Färber weit mehr ſeine Rechnung finden, als bei der bisherigen Theorie, die ihn ohne allen Troſt ließ.

731. Merkwürdig iſt es, in dieſem Sinne die Anleitungen zur Färbekunſt zu betrachten. Wie der catholiſche Chriſt, wenn er in ſeinen Tempel tritt, ſich mit Weihwaſſer beſprengt und vor dem Hochwürdigen die Knie beugt und vielleicht alsdann, ohne ſonderliche Andacht, ſeine Angelegenheiten mit Freunden beſpricht oder Liebesabenteuern nachgeht: ſo fangen die ſämmtlichen Färbelehren mit einer reſpectvollen Erwähnung der Theorie geziemend an, ohne daß ſich auch nachher nur eine Spur fände, daß Etwas aus dieſer Theorie herfloſſe, daß dieſe Theorie irgend Etwas erleuchte, erläutere und zu practiſchen Handgriffen irgend einen Vortheil gewähre.

732. Dagegen finden ſich Männer, welche den Umfang des practiſchen Färbeweſens wohl eingeſehen, in dem Falle, ſich mit der herkömmlichen Theorie zu entzweien, ihre Blößen mehr oder weniger zu entdecken und ein der Natur und Erfahrung gemäßeres Allgemeines aufzuſuchen. Wenn uns in der Geſchichte d Namen Caſſel und Göttich begegnen, ſo we den wir hierüber weitläufiger zu handeln h ſache haben, wobei ſich zugleich Gelegenheit f den wird, zu zeigen, wie eine fortgeſetzte Erfa indem ſie in allem Zufälligen umhergreift, d Kreis, in den ſie gebannt iſt, wirklich ausfüll und ſich als ein hohes Vollendetes dem Th reifer, wenn er klare Augen und ein redlich Gemüth hat, zu ſeiner großen Bequemlich überliefert.

Verhältniß zur Phyſiologie und P thologie.

733. Wenn wir in der Abtheilung, welc die Farben in phyſiologiſcher und pathologiſch Rückſicht betrachtet, faſt nur allgemein bekann Phänomene überliefert: ſo werden dagegen einige neue Anſichten dem Phyſiologen un unwillkommen ſein. Beſonders hoffen wir fei Zufriedenheit dadurch erreicht zu haben, d wir gewiſſe Phänomene, welche iſolirt ſtande zu ihren ähnlichen und gleichen gebracht und ih dadurch gewiſſer Maßen vorgearbeitet habe

734. Was den pathologiſchen Anhang b trifft, ſo iſt er freilich unzulänglich und unv härent. Wir beſitzen aber die vortrefflichſte Männer, die nicht allein in dieſem Fache höch erfahren und kenntnißreich ſind, ſondern an zugleich wegen eines ſo gebildeten Geiſtes ve ehrt werden, daß es ihnen wenig Mühe m chen kann, dieſe Anbriken umzuſchreiben, u Das, was ich angedeutet, vollſtändig ausz führen und zugleich an die höhern Einſicht in den Organismus anzuſchließen.

Verhältniß zur Naturgeſchichte.

735. Inſofern wir hoffen können, daß d Naturgeſchichte auch nach und nach ſich in ei Ableitung der Naturerſcheinungen aus höhe Phänomenen umbilden wird, ſo glaubt d Verfaſſer, auch hierzu Einiges angedeutet u vorbereitet zu haben. Indem die Farbe in ihr größten Mannigfaltigkeit ſich auf der Obe fläche lebendiger Weſen dem Auge darſtellt, iſt ſie ein wichtiger Theil der äußern Zeiche wodurch wir gewahr werden, was im Inne vorgeht.

736. Zwar iſt ihr von einer Seite weg ihrer Unbeſtimmtheit und Verſatilität nic allzu viel zu trauen; doch wird eben dieſe B weglichkeit, inſofern ſie ſich uns als eine co ſtante Erſcheinung zeigt, wieder ein Criteriu des beweglichen Lebens, und der Verfaſſ wünſcht Nichts mehr, als daß ihm Friſt gegön ſei, Das, was er hierüber wahrgenommen, einer Folge, zu der hier der Ort nicht wa weitläufiger auseinander zu ſetzen.

Röſe.

Gut.

Görge.

Hernach ſeh' ich, wie es auf dem Acker ausſieht.

Röſe.

Schön! Und dann kommſt du aufs Krautland und gräbſt, und findeſt mich da mit dem Frühſtück.

Görge.

Und da ſetzen wir uns zuſammen und laſſen es uns ſchmecken.

Röſe.

Du ſollſt eine gute Suppe haben.

Görge.

Wenn ſie noch ſo gut wäre! Du mußt mit eſſen, ſonſt ſchmeckt ſie mir nicht.

Röſe.

Mir gehts eben ſo.

Verhältniß zur allgemeinen Physik.

737. Der Zustand, in welchem sich die allgemeine Physik gegenwärtig befindet, scheint auch unserer Arbeit besonders günstig, indem die Naturlehre durch tiefe, mannigfaltige Behandlung sich nach und nach zu einer solchen Höhe erhoben hat, daß es nicht unmöglich scheint, die grenzenlose Empirie an einen methodischen Mittelpunct heranzuziehen.

738. Dessen, was zu weit von unserm besondern Kreise abliegt, nicht zu gedenken, so finden sich die Formeln, durch die man die elementaren Naturerscheinungen, wo nicht dogmatisch, doch wenigstens zum didactischen Behufe ausspricht, durchaus auf dem Wege, daß man sieht, man werde durch die Uebereinstimmung der Zeichen bald auch nothwendig zur Uebereinstimmung im Sinne gelangen.

739. Treue Beobachter der Natur, wenn sie auch sonst noch so verschieden denken, werden doch darin miteinander übereinkommen, daß Alles, was erscheinen, was uns als ein Phänomen begegnen solle, müsse entweder eine ursprüngliche Entzweiung, die einer Vereinigung fähig ist, oder eine ursprüngliche Einheit, die zur Entzweiung gelangen könne, andeuten und sich auf eine solche Weise darstellen. Das Geeinte zu entzweien, das Entzweite zu einigen ist das Leben der Natur; Dieß ist die ewige Systole und Diastole; die ewige Syncrisis und Diacrisis, das Ein- und Ausathmen der Welt, in der wir leben, weben und sind.

740. Daß Dasjenige, was wir hier als Zahl, als Eins und Zwei, aussprechen, ein höheres Geschäft sei, versteht sich von selbst; sowie die Erscheinung eines dritten, vierten sich ferner Entwickelnden immer in einem höhern Sinne zu nehmen, besonders aber allen diesen Ausdrücken eine ächte Anschauung unterzulegen ist.

741. Das Eisen kennen wir als einen besondern, von andern unterschiedenen Körper; aber es ist ein gleichgiltiges, uns nur in manchem Bezug und zu manchem Gebrauch merkwürdiges Wesen. Wie wenig aber bedarf es, und die Gleichgiltigkeit dieses Körpers ist aufgehoben! Eine Entzweiung geht vor, die, indem sie sich wieder zu vereinigen strebt und sich selbst aufsucht, einen gleichsam magischen Bezug auf Ihresgleichen gewinnt, und diese Entzweiung, die doch nur wieder eine Vereinigung ist, durch ihr ganzes Geschlecht fortsetzt. Hier kennen wir das gleichgiltige Wesen, das Eisen; wir sehen die Entzweiung an ihm entstehen, sich fortpflanzen und verschwinden, und sich leicht wieder auf's Neue erregen; nach unserer Meinung ein Ur-Phänomen, das unmittelbar an der Idee steht und nichts Irdisches über sich erkennt.

742. Wie der Electricität verhält es sich wieder auf eine eigene Weise. Das Electrische, als ein Gleichgiltiges, kennen wir nicht. Es ist für uns ein Nichts, ein Null, ein Nullpunct, ein Gleichgiltigkeitspunct, der aber in allen erscheinenden Wesen liegt und zugleich der Quellpunct ist, aus dem bei dem geringsten Anlaß eine Doppelerscheinung hervortritt, welche nur insofern erscheint, als sie wieder verschwindet. Die Bedingungen, unter welchen jenes Hervortreten erregt wird, sind, nach Beschaffenheit der besondern Körper, unendlich verschieden. Von dem gröbsten mechanischen Reiben sehr unterschiedener Körper aneinander bis zu dem leisesten Nebeneinandersein zweier völlig gleichen, nur durch weniger als einen Hauch anders determinirten Körper ist die Erscheinung rege und gegenwärtig, ja auffallend und mächtig, und zwar dergestalt bestimmt und geeignet, daß wir die Formeln der Polarität, des Plus und Minus, als Nord und Süd, als Glas und Harz, schicklich und naturgemäß anwenden.

743. Diese Erscheinung, ob sie gleich der Oberfläche besonders zeigt, ist doch keineswegs oberflächlich. Sie wirkt auf die Bestimmung körperlicher Eigenschaften und schließt sich an die große Doppelerscheinung, welche sich in der Chemie so herrschend zeigt, an Oxydation und Desoxydation unmittelbar wirkend an.

744. In diese Reihe, in diesen Kreis, in diesen Kranz von Phänomenen auch die Erscheinungen der Farbe heranzubringen und einzuschließen, war das Ziel unsers Bestrebens. Was uns nicht gelungen ist, werden Andere leisten. Wir fanden einen uranfänglichen, ungeheuern Gegensatz von Licht und Finsterniß, den man allgemeiner durch Licht und Nichtlicht ausdrücken kann; wir suchten denselben zu vermitteln und dadurch die sichtbare Welt aus Licht, Schatten und Farbe herauszubilden, wobei wir uns zu Entwickelung der Phänomene verschiedener Formeln bedienten, wie sie uns in der Lehre des Magnetismus, der Electricität, des Chemismus überliefert werden. Wir mußten aber weiter gehen, weil wir uns in einer höhern Region befanden und mannigfaltigere Verhältnisse auszudrücken hatten.

745. Wenn sich Electricität und Galvanität in ihrer Allgemeinheit von dem Besondern der magnetischen Erscheinungen abtrennt und erhebt: so kann man sagen, daß die Farbe, obgleich unter eben den Gesetzen stehend, sich doch viel höher erhebe und, indem sie für den edeln Sinn des Auges wirksam ist, auch ihre Natur zu ihrem Vortheile darthue. Man vergleiche das Mannigfaltige, das aus einer Steigerung des Gelben und Blauen zum Rothen, aus der Verknüpfung dieser beiden höhern Enden zum

Purpur, aus der Vermiſchung der beiden niedern Enden zum Grün entſteht. Welch ein ungleich mannigfaltigeres Schema entſpringt hier nicht, als dasjenige iſt, worin ſich Magnetismus und Electricität begreifen laſſen! Auch ſtehen dieſe letztern Erſcheinungen auf einer niedern Stufe, ſo daß ſie zwar die allgemeine Welt durchdringen und beleben, ſich aber zum Menſchen im höhern Sinne nicht heraufbegeben können, um von ihm äſthetiſch benutzt zu werden. Das allgemeine, einfache, phyſiſche Schema muß erſt in ſich ſelbſt erhöht und vermannigfaltigt werden, um zu höhern Zwecken zu dienen.

746. Man rufe in dieſem Sinne zurück, was durchaus von uns bisher ſowohl im Allgemeinen als Beſondern von der Farbe prädicirt worden, und man wird ſich ſelbſt Dasjenige, was hier nur leicht angedeutet iſt, ausführen und entwickeln. Man wird dem Wiſſen, der Wiſſenſchaft, dem Handwerk und der Kunſt Glück wünſchen, wenn es möglich wäre, das ſchöne Capitel der Farbenlehre aus ſeiner atomiſtiſchen Beſchränktheit und Abgeſondertheit, in die es ſich bisher verwieſen, dem allgemeinen dynamiſchen Fluſſe des Lebens und Wirkens wieder zu geben, deſſen ſich die jetzige Zeit erfreut. Dieſe Empfindungen werden bei uns noch lebhafter werden, wenn uns die Geſchichte ſo manchen wackern und einſichtsvollen Mann vorführen wird, dem es nicht gelang, von ſeinen Ueberzeugungen ſeine Zeitgenoſſen zu durchdringen.

Verhältniß zur Tonlehre.

747. Ehe wir nunmehr zu den ſinnlich-ſittlichen und daraus entſpringenden äſthetiſchen Wirkungen der Farbe übergehen, iſt es der Ort, auch von ihrem Verhältniſſe zu dem Ton Einiges zu ſagen.

Daß ein gewiſſes Verhältniß der Farbe zum Ton Statt finde, hat man von jeher gefühlt, wie die öftern Vergleichungen, welche theils vorübergehend, theils umſtändlich genug angeſtellt worden, beweiſen. Der Fehler, den man hierbei begangen, beruhet nur auf Folgendem.

748. Vergleichen laſſen ſich Farbe und Ton untereinander auf keine Weiſe; aber Beide laſſen ſich auf eine höhere Formel beziehen, aus einer höhern Formel Beide, jedoch Jedes für ſich, ableiten. Wie zwei Flüſſe, die auf einem Berge entſpringen, aber unter ganz verſchiedenen Bedingungen in zwei ganz entgegengeſetzte Weltgegenden laufen, ſo daß auf dem beiderſeitigen ganzen Wege keine einzelne Stelle der andern verglichen werden kann, ſo ſind auch Farbe und Ton. Beide ſind allgemeine elementare Wirkungen nach dem allgemeinen Geſetz des Trennens und Zuſammenſtrebens, des Auf- und Abſchwankens, des Hin- und Wiederwägens wirkend, doch nach ganz verſchiedenen Seiten, auf verſchiedene Weiſe, auf verſchiedene Zwiſchen-Elemente, für verſchiedene Sinne.

749. Möchte Jemand die Art und Weiſe, wie wir die Farbenlehre an die allgemeine Naturlehre angeknüpft, recht faſſen, und Dasjenige, was uns entgangen und abgegangen, durch Glück und Genialität erſetzen: ſo würde die Tonlehre, nach unſerer Ueberzeugung, an die allgemeine Phyſik vollkommen anzuſchließen ſein, da ſie jetzt innerhalb derſelben gleichſam nur hiſtoriſch abgeſondert ſteht.

750. Aber eben darin läge die größte Schwierigkeit, die für uns gewordene poſitive, auf ſeltſamen empiriſchen, zufälligen, mathematiſchen, äſthetiſchen, genialiſchen Wegen entſprungene Muſik zu Gunſten einer phyſicaliſchen Behandlung zu zerſtören und in ihre erſten phyſiſchen Elemente aufzulöſen. Vielleicht wäre auch hierzu, auf dem Puncte, wo Wiſſenſchaft und Kunſt ſich befinden, nach ſo manchen ſchönen Vorarbeiten, Zeit und Gelegenheit.

Schlußbetrachtung über Sprache und Terminologie.

751. Man bedenkt niemals genug, daß eine Sprache eigentlich nur ſymboliſch, nur bildlich ſei und die Gegenſtände niemals unmittelbar, ſondern nur im Widerſcheine ausdrücke. Dieſes iſt beſonders der Fall, wenn von Weſen die Rede iſt, welche an die Erfahrung nur herantreten, und die man mehr Thätigkeiten als Gegenſtände nennen kann, dergleichen im Reiche der Naturlehre immerfort in Bewegung ſind. Sie laſſen ſich nicht feſthalten, und doch ſoll man von ihnen reden: man ſucht daher alle Arten von Formeln auf, um ihnen wenigſtens gleichnißweiſe beizukommen.

752. Metaphyſiſche Formeln haben eine große Breite und Tiefe; jedoch ſie würdig auszufüllen, wird ein reicher Gehalt erfordert; ſonſt bleiben ſie hohl. Mathematiſche Formeln laſſen ſich in vielen Fällen ſehr bequem und glücklich anwenden; aber es bleibt ihnen immer etwas Steifes und Ungelenkes und wir fühlen bald ihre Unzulänglichkeit, weil wir, ſelbſt in Elementar-Fällen, ſehr früh ein Incommenſurables gewahr werden; ferner ſind ſie auch nur innerhalb eines gewiſſen Kreiſes beſonders hierzu gebildeter Geiſter verſtändlich. Mechaniſche Formeln ſprechen mehr zu dem gemeinen Sinn, aber ſie ſind auch gemeiner, und behalten immer etwas Rohes. Sie verwandeln das Lebendige in ein Todtes; ſie tödten das innere Leben, um von außen ein unzulängliches hervorzubringen. Corpuscular-Formeln ſind ihnen nahe verwandt; das Bewegliche wird ſtarr durch ſie, Verſtellung

und Ausdruck ungeschlacht. Dagegen erscheinen die moralischen Formeln, welche freilich zartere Verhältnisse ausdrücken, als bloße Gleichnisse und verlieren sich denn auch wohl zuletzt im Spiele des Witzes.

753. Könnte man sich jedoch aller dieser Arten der Vorstellung und des Ausdrucks mit Bewußtsein bedienen, und in einer mannigfaltigen Sprache seine Betrachtungen über Natur-Phänomene überliefern; hielte man sich von Einseitigkeiten frei und faßte einen lebendigen Sinn in einen lebendigen Ausdruck: so ließe sich manches Erfreuliche mittheilen.

754. Jedoch wie schwer ist es, das Zeichen nicht an die Stelle der Sache zu setzen, das Wesen immer lebendig vor sich zu haben und es nicht durch das Wort zu tödten! Dabei sind wir in den neuern Zeiten in eine noch größere Gefahr gerathen, indem wir aus allem Erkenn- und Wißbaren Ausdrücke und Terminologien herübergenommen haben, um unsere Anschauungen der einfachern Natur auszudrücken. Astronomie, Cosmologie, Geologie, Naturgeschichte, ja Religion und Mystik werden zu Hülfe gerufen; und wie oft wird nicht das Allgemeine durch ein Besonderes, das Elementare durch ein Abgeleitetes mehr zugedeckt und verdunkelt, als aufgehellt und näher gebracht! Wir kennen das Bedürfniß recht gut, wodurch eine solche Sprache entstanden ist und sich ausbreitet; wir wissen auch, daß sie sich in einem gewissen Sinne unentbehrlich macht: allein nur ein mäßiger, anspruchloser Gebrauch mit Ueberzeugung und Bewußtsein kann Vortheil bringen.

755. Am Wünschenswerthesten wäre jedoch, daß man die Sprache, wodurch man die Einzelnheiten eines gewissen Kreises bezeichnen will, aus dem Kreise selbst nähme, die einfachste Erscheinung als Grund-Formel behandelte und die mannigfaltigern von daher ableitete und entwickelte.

756. Die Nothwendigkeit und Schicklichkeit einer solchen Zeichensprache, wo das Grundzeichen die Erscheinung selbst ausdrückt, hat man recht gut gefühlt, indem man die Formel der Polarität, dem Magneten abgeborgt, auf Electricität u. s. w. hinüber geführt hat. Das Plus und Minus, was an dessen Stelle gesetzt werden kann, hat bei so vielen Phänomenen eine schickliche Anwendung gefunden; ja der Tonkünstler ist, wahrscheinlich, ohne sich um jene andern Fächer zu bekümmern, durch die Natur veranlaßt worden, die Haupt-Differenz der Tonarten durch Majeur und Mineur auszudrücken.

757. So haben auch wir seit langer Zeit den Ausdruck der Polarität in die Farbenlehre einzuführen gewünscht; mit welchem Rechte und in welchem Sinne, mag die gegenwärtige Arbeit ausweisen. Vielleicht finden wir künftig Raum, durch eine solche Behandlung und Symbolik, welche ihr Anschauen jederzeit mit sich führen müßte, die elementaren Natur-Phänomene nach unserer Weise aneinander zu knüpfen, und dadurch Dasjenige deutlicher zu machen, was hier nur im Allgemeinen und vielleicht nicht bestimmt genug ausgesprochen werden.

Sechste Abtheilung.

Sinnlich-sittliche Wirkung der Farbe.

758. Da die Farbe in der Reihe der uranfänglichen Naturerscheinungen einen so hohen Platz behauptet, indem sie den ihr angewiesenen, einfachen Kreis mit entschiedener Mannigfaltigkeit ausfüllt, so werden wir uns nicht wundern, wenn wir erfahren, daß sie auf den Sinn des Auges, dem sie vorzüglich zugeeignet ist, und, durch dessen Vermittelung, auf das Gemüth, in ihren allgemeinsten elementaren Erscheinungen, ohne Bezug auf Beschaffenheit oder Form eines Materials, an dessen Oberfläche wir sie gewahr werden, einzeln eine specifische, in Zusammenstellung eine theils harmonische, theils characteristische, oft auch unharmonische, immer aber eine entschiedene und bedeutende Wirkung hervorbringe, die sich unmittelbar an das Sittliche anschließt: deßhalb denn Farbe, als ein Element der Kunst betrachtet, zu den höchsten ästhetischen Zwecken mitwirkend genutzt werden kann.

759. Die Menschen empfinden im Allgemeinen eine große Freude an der Farbe. Das Auge bedarf ihrer, wie es des Lichtes bedarf. Man erinnere sich der Erquickung, wenn an einem trüben Tage die Sonne auf einen einzelnen Theil der Gegend scheint und die Farben daselbst sichtbar macht. Daß man den farbigen Edelsteinen Heilkräfte zuschrieb, mag aus dem tiefen Gefühl dieses unaussprechlichen Behagens entstanden sein.

760. Die Farben, die wir an den Körpern erblicken, sind nicht etwa dem Auge ein völlig Fremdes, wodurch es erst zu dieser Empfindung gleichsam gestempelt würden; Nein, dieses Organ ist immer in der Disposition, selbst Farben hervorzubringen, und genießt einer angenehmen Empfindung, wenn etwas der eigenen Natur Gemäßes ihm von außen gebracht wird; wenn seine Bestimmbarkeit nach einer gewissen Seite hin bedeutend bestimmt wird.

761. Aus der Idee des Gegensatzes der Erscheinung, aus der Kenntniß, die wir von den besondern Bestimmungen desselben erlangt haben, können wir schließen, daß die einzelnen Farbeindrücke nicht verwechselt werden können,

daß ſie ſpecifiſch wirken und entſchieden ſpecifiſche Zuſtände in dem lebendigen Organ hervorbringen müſſen.

762. Eben auch in dem Gemüth. Die Erfahrung lehrt uns, daß die einzelnen Farben beſondere Gemüthsſtimmungen geben. Von einem geiſtreichen Franzoſen wird erzählt: Il prédendoit que son ton de conversation avec Madame étoit changé depuis qu'elle avoit changé en cramoisi le meuble de son cabinet qui étoit bleu.

763. Dieſe einzelnen bedeutenden Wirkungen vollkommen zu empfinden, muß man das Auge ganz mit einer Farbe umgeben, z. B. in einem einfarbigen Zimmer ſich befinden, durch ein farbiges Glas ſehen. Man identificirt ſich alsdann mit der Farbe; ſie ſtimmt Auge und Geiſt mit ſich unisono.

764. Die Farben von der Plusſeite ſind Gelb, Rothgelb (Orange), Gelbroth (Mennig, Zinnober). Sie ſtimmen regſam, lebhaft, ſtrebend.

Gelb.

765. Es iſt die nächſte Farbe am Licht. Sie entſteht durch die gelindeſte Mäßigung deſſelben, es ſei durch trübe Mittel, oder durch ſchwache Zurückwerfung von weißen Flächen. Bei den prismatiſchen Verſuchen erſtreckt ſie ſich allein breit in den lichten Raum, und kann dort, wenn die beiden Paie noch abgeſondert von einander ſtehen, ehe ſie ſich mit dem Blauen zum Grünen vermiſcht, in ihrer ſchönſten Reinheit geſehen werden. Wie das chemiſche Gelb ſich an und über dem Weißen entwickelt, iſt gehörigen Orts umſtändlich vorgetragen worden.

766. Sie führet in ihrer höchſten Reinheit immer die Natur des Heßen mit ſich, und beſitzt eine heitere, muntere, ſanft reizende Eigenſchaft.

767. In dieſem Grade iſt ſie als Umgebung, es ſei als Kleid, Vorhang, Tapete, angenehm. Das Gelb in ſeinem ganz ungemiſchten Zuſtande gibt uns, beſonders wenn der Glanz hinzukommt, einen neuen und hohen Begriff von dieſer Farbe; ſo wie ein ſtarkes Gelb, wenn es auf glänzender Seide, z. B. auf Atlas, erſcheint, eine prächtige und edle Wirkung thut.

768. So iſt es der Erfahrung gemäß, daß das Gelbe einen durchaus warmen und behaglichen Eindruck mache; daher es auch in der Malerei der beleuchteten und wirkſamen Seite zukommt.

769. Dieſen erwärmenden Effect kann man am Lebhafteſten bemerken, wenn man durch ein gelbes Glas, beſonders in grauen Wintertagen eine Landſchaft anſieht. Das Auge wird erfreut, das Herz aufgedehnt, das Gemüth erheitert; eine unmittelbare Wärme ſcheint uns anzuwehen.

770. Wenn nun dieſe Farbe, in ihrer Reinheit und hellem Zuſtande angenehm und erfreulich, in ihrer ganzen Kraft aber etwas Heiteres und Edles hat: ſo iſt ſie dagegen äußerſt empfindlich und macht eine ſehr unangenehme Wirkung, wenn ſie beſchmutzt oder einigen Maſſen in's Braune gezogen wird. So hat die Farbe des Schwefels, die in's Grüne fällt, etwas Unangenehmes.

771. Wenn die gelbe Farbe unreinen und unedeln Oberflächen mitgetheilt wird, wie dem gemeinen Tuch, dem Filz und Dergleichen, worauf ſie nicht mit ganzer Energie erſcheint, entſteht eine ſolche unangenehme Wirkung. Durch eine geringe und unmerkliche Bewegung wird der ſchöne Eindruck des Feuers und Goldes in die Empfindung des Rothigen verwandelt, und die Farbe der Ehre und Wonne zur Farbe der Schande, des Abſcheus und Mißbehagens umgekehrt. Daher mögen die gelben Hüte der Bankerottirer, die gelben Ringe auf den Mänteln der Juden entſtanden ſein; ja die ſogenannte Hahnreifarbe iſt eigentlich nur ein ſchmutziges Gelb.

Rothgelb.

772. Da ſich keine Farbe als ſtillſtehend betrachten läßt, ſo kann man das Gelbe ſehr leicht durch Verdichtung und Verdunkelung in's Röthliche ſteigern und erheben. Die Farbe wächſt an Energie und erſcheint im Rothgelben mächtiger und herrlicher.

773. Alles, was wir vom Gelben geſagt haben, gilt auch hier, nur in höhern Grade. Das Rothgelbe gibt eigentlich dem Auge das Gefühl von Wärme und Wonne, indem es die Farbe der höhern Gluth, ſowie den milderen Abglanz der untergehenden Sonne repräſentirt. Deßwegen iſt ſie auch bei Umgebungen angenehm, und als Kleidung in mehr oder minderm Grade erfreulich oder herrlich. Ein kleiner Blick in's Rothe gibt dem Gelben gleich ein anderes Anſehen, und wenn Engländer und Deutſche ſich noch an blaßgelben, hellen Lederfarben genügen laſſen, ſo liebt der Franzoſe, wie Paret Caſtel ſchon bemerkt, das in's Roth geſteigerte Gelb; wie ihn überhaupt an Farben Alles erfreut, was ſich auf der activen Seite befindet.

Gelbroth.

774. Wie das reine Gelb ſehr leicht in das Rothgelbe hinübergeht, ſo iſt die Steigerung dieſes letzten in's Gelbrothe nicht aufzuhalten. Das angenehme, heitere Gefühl, das uns das Rothgelbe noch gewährt, ſteigert ſich bis zum unerträglich Gewaltſamen im hohen Gelbrothen.

775. Die active Seite iſt hier in ihrer höchſten Energie, und es iſt kein Wunder, daß energiſche, geſunde, rohe Menſchen ſich beſonders an dieſer Farbe erfreuen. Man hat die Neigung zu derſelben bei wilden Völkern durchaus bemerkt. Und wenn Kinder, ſich ſelbſt überlaſſen, zu illuminiren anfangen, ſo werden ſie Zinnober und Mennig nicht ſchonen.

776. Man darf eine vollkommen gelbrothe Fläche nur anſehen, ſo ſcheint ſich die Farbe wirklich in's Organ zu bohren. Sie bringt eine unglaubliche Erſchütterung hervor und behält dieſe Wirkung bei einem ziemlichen Grade von Dunkelheit.

Die Erſcheinung eines gelbrothen Tuches beunruhigt und erzürnt die Thiere. Auch habe ich gebildete Menſchen gekannt, denen es unerträglich fiel, wenn ihnen an einem ſonſt grauen Tage Jemand im Scharlachrock begegnete.

777. Die Farben von der Minus-Seite ſind Blau, Rothblau und Blauroth. Sie ſtimmen zu einer unruhigen, weichen und ſehnenden Empfindung.

Blau.

778. Sowie Gelb immer ein Licht mit ſich führt, ſo kann man ſagen, daß Blau immer etwas Dunkles mit ſich führe.

779. Dieſe Farbe macht für das Auge eine ſonderbare und faſt unausſprechliche Wirkung. Sie iſt als Farbe eine Energie; allein ſie ſteht auf der negativen Seite und iſt in ihrer höchſten Reinheit gleichſam ein reizendes Nichts. Es iſt etwas Widerſprechendes von Reiz und Ruhe im Anblick.

780. Wie wir den hohen Himmel, die fernen Berge blau ſehen, ſo ſcheint eine blaue Fläche auch vor uns zurückzuweichen.

781. Wie wir einen angenehmen Gegenſtand, der vor uns flieht, gern verfolgen, ſo ſehen wir das Blaue gern an, nicht weil es auf uns dringt, ſondern weil es uns nach ſich zieht.

782. Das Blaue gibt uns ein Gefühl von Kälte, ſowie es uns auch an Schatten erinnert. Wie es vom Schwarzen abgeleitet ſei, iſt uns bekannt.

785. Zimmer, die rein blau austapezirt ſind, erſcheinen gewiſſer Maßen weit, aber eigentlich leer und kalt.

784. Blaues Glas zeigt die Gegenſtände im traurigen Licht.

785. Es iſt nicht unangenehm, wenn das Blau einiger Maßen von Plus participirt. Das Meergrün iſt vielmehr eine liebliche Farbe.

Rothblau.

786. Wie wir das Gelbe ſehr bald in einer Steigerung gefunden haben, ſo bemerken wir auch bei dem Blauen dieſelbe Eigenſchaft.

787. Das Blaue ſteigert ſich ſehr ſanft in's Rothe und erhält dadurch etwas Wirkſames, ob es ſich gleich auf der paſſiven Seite befindet. Sein Reiz iſt aber von ganz anderer Art, als der des Rothgelben. Er belebt nicht ſowohl, als daß er unruhig macht.

788. Sowie die Steigerung ſelbſt unaufhaltſam iſt, ſo wünſcht man auch mit dieſer Farbe immer fortzugehen, nicht aber, wie bei'm Rothgelben, immer thätig vorwärts zu ſchreiten, ſondern einen Punct zu finden, wo man ausruhen könnte.

789. Sehr verdünnt kennen wir die Farbe unter dem Namen Lila; aber auch ſo hat ſie etwas Lebhaftes ohne Fröhlichkeit.

Blauroth.

790. Jene Unruhe nimmt bei der weiter ſchreitenden Steigerung zu, und man kann wohl behaupten, daß eine Tapete von einem ganz reinen, geſättigten Blauroth eine Art von unerträglicher Gegenwart ſein müſſe. Deßwegen es auch, wenn es als Kleidung, Band oder ſonſtiger Zierrath vorkommt, ſehr verdünnt und hell angewendet wird, da es denn ſeiner bezeichneten Natur nach einen ganz beſondern Reiz ausübt.

791. Indem die hohe Geiſtlichkeit dieſe unruhige Farbe ſich angeeignet hat, ſo dürfte man wohl ſagen, daß ſie auf den unruhigen Staffeln einer immer vordringenden Steigerung unaufhaltſam zu dem Cardinal-Purpur hinaufſtrebe.

Roth.

792. Man entferne bei dieſer Benennung Alles, was im Rothen einen Eindruck von Gelb oder Blau machen könnte. Man denke ſich ein ganz reines Roth, einen vollkommenen, auf einer weißen Porzellan-Schale aufgetrockneten Carmin. Wir haben dieſe Farbe, ihrer hohen Würde wegen, manchmal Purpur genannt, ob wir gleich wohl wiſſen, daß der Purpur der Alten ſich mehr nach der blauen Seite hinzog.

793. Wer die prismatiſche Entſtehung des Purpurs kennt, Der wird nicht paradox finden, wenn wir behaupten, daß dieſe Farbe theils actu, theils potentia alle andern Farben enthalte.

794. Wenn wir bei'm Gelben und Blauen eine ſtrebende Steigerung in's Rothe geſehen und dabei unſere Gefühle bemerkt haben, ſo läßt ſich denken, daß nun in der Vereinigung der geſteigerten Pole eine eigentliche Beruhigung, die wir eine ideale Befriedigung nennen möchten, Statt finden könne. Und ſo entſteht, bei phyſiſchen Phänomenen, dieſe höchſte aller Farbenerſcheinungen aus dem Zuſammentreten

zweier entgegengeſetzten Enden, die ſich zu einer Vereinigung nach und nach ſelbſt vorbereitet haben.

795. Als Pigment hingegen erſcheint ſie uns als ein Fertiges und als das vollkommenſte Roth in der Cochenille, welches Material jedoch durch chemiſche Behandlung bald in's Plus, bald in's Minus zu führen iſt, und allenfalls im beſten Carmin als völlig im Gleichgewicht ſtehend angeſehen werden kann.

796. Die Wirkung dieſer Farbe iſt ſo einzig wie ihre Natur. Sie gibt einen Eindruck ſowohl von Ernſt und Würde, als von Huld und Anmuth. Jenes leiſtet ſie in ihrem dunkeln, verdichteten, Dieſes in ihrem hellen, verdünnten Zuſtande. Und ſo kann ſich die Würde des Alters und die Liebenswürdigkeit der Jugend in eine Farbe kleiden.

797. Von der Eiferſucht der Regenten auf den Purpur erzählt uns die Geſchichte Manches. Eine Umgebung von dieſer Farbe iſt immer ernſt und prächtig.

798. Das Purpur-Glas zeigt eine wohlerleuchtete Landſchaft in furchtbarem Lichte. So müßte der Farbenton über Erd' und Himmel am Tage des Gerichts ausgebreitet ſein.

799. Da die beiden Materialien, deren ſich die Färberei zur Hervorbringung dieſer Farbe vorzüglich bedient, der Kermes und die Cochenille, ſich mehr oder weniger zum Plus und Minus neigen, auch ſich durch Behandlung mit Säuren und Alcalien herüber- und hinüberführen laſſen: ſo iſt zu bemerken, daß die Franzoſen ſich auf der wirkſamen Seite halten, wie der franzöſiſche Scharlach zeigt, welcher in's Gelbe zieht; die Italiener hingegen auf der paſſiven Seite verharren, ſo daß ihr Scharlach eine Ahnung von Blau behält.

800. Durch eine ähnliche alcaliſche Behandlung entſteht das Carmeſin, eine Farbe, die den Franzoſen ſehr verhaßt ſein muß, da ſie die Ausdrücke ſot en cramoisi, méchant en cramoisi als das Aeußerſte des Abgeſchmackten und Böſen bezeichnen.

Grün.

801. Wenn man Gelb und Blau, welche wir als die erſten und einfachſten Farben anſehen, gleich bei ihrem erſten Erſcheinen, auf der erſten Stufe ihrer Wirkung zuſammenbringt, ſo entſteht diejenige Farbe, welche wir Grün nennen.

802. Unſer Auge findet in derſelben eine reale Befriedigung. Wenn beide Mutterfarben ſich in der Miſchung genau das Gleichgewicht halten, dergeſtalt, daß keine von der andern bemerklich iſt: ſo ruht das Auge und das Gemüth auf dieſem Gemiſchten wie auf einem Einfachen, man will nicht weiter und man kann nicht weiter. Deßwegen für Zimmer, in denen man ſich immer befindet, die grüne Farbe zu Tapete meiſt gewählt wird.

Totalität und Harmonie.

803. Wir haben bisher zum Behuf unſeres Vortrages angenommen, daß das Auge genöthigt werden könne, ſich mit irgend einer einzelnen Farbe zu identificiren; allein Dieß möchte wohl nur auf einen Augenblick möglich ſein.

804. Denn wenn wir uns von einer Farbe umgeben ſehen, welche die Empfindung ihrer Eigenſchaft in unſerm Auge erregt und uns durch ihre Gegenwart nöthigt, mit ihr in einem identiſchen Zuſtande zu verharren: ſo iſt es eine gezwungene Lage, in welcher das Organ ungern verweilt.

805. Wenn das Auge die Farbe erblickt, ſo wird es gleich in Thätigkeit geſetzt und es iſt ſeiner Natur gemäß, auf der Stelle eine andere ſo unbewußt als nothwendig, hervorzubringen, welche mit der gegebenen die Totalität des ganzen Farbenkreiſes enthält. Eine einzelne Farbe erregt in dem Auge, durch eine ſpecifiſche Empfindung, das Streben nach Allgemeinheit.

806. Um nun dieſe Totalität gewahr zu werden, um ſich ſelbſt zu befriedigen, ſucht es neben jedem farbigen Raum einen farbloſen, und die geforderte Farbe an denſelben hervorzubringen.

807. Hier liegt alſo das Grundgeſetz aller Harmonie der Farben, wovon ſich Jeder durch eigene Erfahrung überzeugen kann, indem er ſich mit den Verſuchen, die wir in der Abtheilung der phyſiologiſchen Farben angezeigt, genau bekannt macht.

808. Wird nun die Farben-Totalität von außen dem Auge als Object gebracht, ſo iſt ſie ihm erfreulich, weil ihm die Summe ſeiner eigenen Thätigkeit als Realität entgegenkommt. Es ſei alſo zuerſt von dieſen harmoniſchen Zuſammenſtellungen die Rede.

809. Um ſich davon auf das Leichteſte zu unterrichten, denke man ſich in dem von uns angegebenen Farbenkreiſe einen beweglichen Diameter und führe denſelben im ganzen Kreiſe herum, ſo werden die beiden Enden nach und nach die ſich fordernden Farben bezeichnen, welche ſich denn freilich zuletzt auf drei einfache Gegenſätze zurückführen laſſen.

810. Gelb fordert Rothblau
Blau fordert Rothgelb
Purpur fordert Grün

und umgekehrt.

811. Wie der von uns ſuppoſirte Zeiger von der Mitte der von uns naturmäßig geordneten Farben wegrückt, eben ſo rückt er mit

dem andern Ende in der entgegengeſetzten Abſtufung weiter, und es läßt ſich durch eine ſolche Vorrichtung zu einer jeden fordernden Farbe die geforderte bequem bezeichnen. Sich hierzu einen Farbenkreis zu bilden, der nicht wie der unſere abgeſetzt, ſondern in einem ſtetigen Fortſchritte die Farben und ihre Uebergänge zeigte, würde nicht unnütz ſein. Denn wir ſtehen hier auf einem ſehr wichtigen Punct, der alle unſere Aufmerkſamkeit verdient.

812. Wurden wir vorher bei dem Beſchauen einzelner Farben gewiſſer Maßen pathologiſch afficirt, indem wir zu einzelnen Empfindungen fortgeriſſen, uns bald lebhaft und ſtrebend, bald weich und ſehnend, bald zum Edeln emporgehoben, bald zum Gemeinen herabgezogen fühlten: ſo führt uns das Bedürfniß nach Totalität, welches unſerm Organ eingeboren iſt, aus dieſer Beſchränkung heraus; es ſetzt ſich ſelbſt in Freiheit, indem es den Gegenſatz des ihm aufgedrungenen Einzelnen und ſomit eine befriedigende Ganzheit hervorbringt.

813. So einfach alſo dieſe eigentlich harmoniſchen Gegenſätze ſind, welche uns in dem engen Kreiſe gegeben werden, ſo wichtig iſt der Wink, daß uns die Natur durch Totalität zur Freiheit heraufzuheben angelegt iſt, und daß wir dieß Mal eine Naturerſcheinung zum äſthetiſchen Gebrauch unmittelbar überliefert erhalten.

814. Indem wir alſo ausſprechen können, daß der Farbenkreis, wie wir ihn angegeben, auch ſchon dem Stoff nach eine angenehme Empfindung hervorbringe, iſt es der Ort, zu gedenken, daß man bisher den Regenbogen mit Unrecht als ein Beiſpiel der Farben-Totalität angenommen; denn es fehlt demſelben die Hauptfarbe, das reine Roth, der Purpur, welcher nicht entſtehen kann, da ſich bei dieſer Erſcheinung ſo wenig als bei dem hergebrachten prismatiſchen Bilde das Gelbroth und Blauroth zu erreichen vermögen.

815. Ueberhaupt zeigt uns die Natur kein allgemeines Phänomen, wo die Farben-Totalität völlig beiſammen wäre. Durch Verſuche läßt ſich ein Solches in ſeiner vollkommenen Schönheit hervorbringen. Wie ſich aber die völlige Erſcheinung im Kreiſe zuſammenſtellt, machen wir uns am Beſten durch Pigmente auf Papier begreiflich, bis wir, bei natürlichen Anlagen und nach mancher Erfahrung und Uebung, uns endlich von der Idee dieſer Harmonie völlig penetrirt und ſie uns im Geiſte gegenwärtig fühlen.

Characteriſtiſche Zuſammenſtellungen.

816. Außer dieſen rein harmoniſchen, aus ſich ſelbſt entſpringenden Zuſammenſtellungen, welche immer Totalität mit ſich führen, gibt es noch andere, welche durch Willkür hervorgebracht werden, und die wir dadurch am Leichteſten bezeichnen, daß ſie in unſerm Farbenkreiſe nicht nach Diametern, ſondern nach Chorden aufzufinden ſind, und zwar zuerſt dergeſtalt, daß eine Mittelfarbe überſprungen wird.

817. Wir nennen dieſe Zuſammenſtellungen characteriſtiſch, weil ſie ſämmtlich etwas Bedeutendes haben, das ſich uns mit einem gewiſſen Ausdruck aufdringt, aber uns nicht befriedigt, indem jenes Characteriſtiſche nur dadurch entſteht, daß es als ein Theil aus einem Ganzen heraustritt, mit welchem es ein Verhältniß hat, ohne ſich darin aufzulöſen.

818. Da wir die Farben in ihrer Entſtehung, ſowie deren harmoniſche Verhältniſſe kennen, ſo läßt ſich erwarten, daß auch die Characktere der willkürlichen Zuſammenſtellungen von der verſchiedenſten Bedeutung ſein werden. Wir wollen ſie einzeln durchgehen.

Gelb und Blau.

819. Dieſes iſt die einfachſte von ſolchen Zuſammenſtellungen. Man kann ſagen, es ſei zu wenig in ihr; denn da ihr jede Spur von Roth fehlt, ſo geht ihr zu viel von der Totalität ab. In dieſem Sinne kann man ſie arm und, da die beiden Pole auf ihrer niedrigſten Stufe ſtehen, gemein nennen. Doch hat ſie den Vortheil, daß ſie zunächſt am Ordnen und alſo an der realen Befriedigung ſteht.

Gelb und Purpur.

820. Hat etwas Einſeitiges, aber Heiteres und Prächtiges. Man ſieht die beiden Enden der thätigen Seite nebeneinander, ohne daß das ſtetige Werden ausgedrückt ſei.

Da man aus ihrer Miſchung durch Pigmente das Gelbrothe erwarten kann, ſo ſtehen ſie gewiſſer Maßen anſtatt dieſer Farbe.

Blau und Purpur.

821. Die beiden Enden der paſſiven Seite mit dem Uebergewicht des obern Endes nach dem activen zu. Da durch Miſchung beider das Blaurothe entſteht, ſo wird der Effect dieſer Zuſammenſtellung ſich auch gedachter Farbe nähern.

Gelbroth und Blauroth.

822. Haben zuſammengeſtellt, als die geſteigerten Enden der beiden Seiten, etwas Erregendes, Hohes. Sie geben uns die Vorahnung des Purpurs, der bei phyſicaliſchen Verſuchen aus ihrer Vereinigung entſteht.

823. Dieſe vier Zuſammenſtellungen haben alſo das Gemeinſame, daß ſie, vermiſcht, die

Zwiſchenfarben unſers Farbenkreiſes hervorbringen würden; wie ſie auch ſchon thun, wenn die Zuſammenſtellung aus kleinen Theilen beſteht und aus der Ferne betrachtet wird. Eine Fläche mit ſchmalen blau und gelben Streifen erſcheint in einiger Entfernung grün.

824. Wenn nun aber das Auge Blau und Gelb nebeneinander ſieht, ſo befindet es ſich in der ſonderbaren Bemühung, immer Grün hervorbringen zu wollen, ohne damit zu Stande zu kommen, und ohne alſo im Einzelnen Ruhe oder im Ganzen Gefühl der Totalität bewirken zu können.

825. Man ſieht alſo, daß wir nicht mit Unrecht dieſe Zuſammenſtellungen characteriſtiſch genannt haben, ſowie denn auch der Character einer jeden ſich auf den Character der einzelnen Farben, woraus ſie zuſammengeſtellt iſt, beziehen muß.

Characterloſe Zuſammenſtellungen.

826. Wir wenden uns nun zu der letzten Art der Zuſammenſtellungen, welche ſich aus dem Kreiſe leicht herausfinden laſſen. Es ſind nämlich diejenigen, welche durch kleinere Chorden angedeutet werden, wenn man nicht eine ganze Mittelfarbe, ſondern nur den Uebergang aus einer in die andere überſpringt.

827. Man kann dieſe Zuſammenſtellungen wohl die characterloſen nennen, indem ſie zu nahe aneinander liegen, als daß ihr Eindruck bedeutſam werden könnte. Doch behaupten die meiſten immer noch ein gewiſſes Recht, da ſie ein Fortſchreiten andeuten, deſſen Verhältniß aber kaum fühlbar werden kann.

828. So drücken Gelb und Gelbroth, Gelbroth und Purpur, Blau und Blauroth, Blauroth und Purpur die nächſten Stufen der Steigerung und Culmination aus, und können in gewiſſen Verhältniſſen der Maſſen keine üble Wirkung thun.

829. Gelb und Grün hat immer etwas Gemein-Heiteres, Blau und Grün aber immer etwas Gemein-Widerliches; deßwegen unſere guten Vorfahren dieſe letzte Zuſammenſtellung auch Narrenfarbe genannt haben.

Bezug der Zuſammenſtellungen zu Hell und Dunkel.

830. Dieſe Zuſammenſtellungen können ſehr vermannigfaltigt werden, indem man beide Farben hell, beide Farben dunkel, eine Farbe hell, die andere dunkel zuſammenbringen kann; wobei jedoch, was im Allgemeinen gegolten hat, in jedem beſondern Falle gelten muß. Von dem unendlich Mannigfaltigen, was dabei Statt findet, erwähnen wir nur Folgendes:

831. Die active Seite, mit dem Schwarzen zuſammengeſtellt, gewinnt an Energie; die paſſive verliert. Die active mit dem Weißen und Hellen zuſammengebracht, verliert an Kraft; die paſſive gewinnt an Heiterkeit. Purpur und Grün mit Schwarz ſieht dunkel und düſter, mit Weiß hingegen erſcheinlich aus.

832. Hierzu kommt nun noch, daß alle Farben mehr oder weniger beſchmutzt, bis auf einen gewiſſen Grad unkenntlich gemacht, und ſo theils unter ſich ſelbſt, theils mit reinen Farben zuſammengeſtellt werden können, wodurch zwar die Verhältniſſe unendlich variirt werden, wobei aber doch Alles gilt, was von dem Reinen gegolten hat.

Hiſtoriſche Betrachtungen.

833. Wenn in dem Vorhergehenden die Grundſätze der Farben-Harmonie vorgetragen worden, ſo wird es nicht zweckwidrig ſein, wenn wir das dort Ausgeſprochene in Verbindung mit Erfahrung und Beiſpielen nochmals wiederholen.

834. Jene Grundſätze waren aus der menſchlichen Natur und aus den anerkannten Verhältniſſen der Farbenerſcheinungen abgeleitet. In der Erfahrung begegnet uns Manches, was jenen Grundſätzen gemäß, Manches, was ihnen widerſprechend iſt.

835. Naturmenſchen, rohe Völker, Kinder haben große Neigung zur Farbe in ihrer höchſten Energie, und alſo beſonders zu dem Gelbrothen. Sie haben auch eine Neigung zum Bunten. Das Bunte aber entſteht, wenn die Farben in ihrer höchſten Energie ohne harmoniſches Gleichgewicht zuſammengeſtellt worden. Findet ſich aber dieſes Gleichgewicht durch Inſtinct oder zufällig beobachtet, ſo entſteht eine angenehme Wirkung. Ich erinnere mich, daß ein Heſſiſcher Officier, der aus America kam, ſein Geſicht nach der Art der Wilden mit reinen Farben bemalte, wodurch eine Art von Totalität entſtand, die keine unangenehme Wirkung that.

836. Die Völker des ſüdlichen Europas tragen zu Kleidern ſehr lebhafte Farben. Die Seidenwaaren, welche ſie leichten Kaufs haben, begünſtigen dieſe Neigung. Auch ſind beſonders die Frauen mit ihren lebhafteſten Miedern und Bändern immer mit der Gegend in Harmonie, indem ſie nicht im Stande ſind, den Glanz des Himmels und der Erde zu überſcheinen.

837. Die Geſchichte der Färberei belehrt uns, daß bei den Trachten der Nationen gewiſſe techniſche Bequemlichkeiten und Vortheile ſehr großen Einfluß hatten. So ſieht man die Deutſchen viel in Blau gehen, weil es eine dauerhafte Farbe des Tuches iſt; auch in manchen Gegenden alle Landleute in grauem Zwilch, weil dieſer gedachte Farbe gut annimmt.

Möchte ein Reiſender hierauf achten, ſo würden ihm bald angenehme und lehrreiche Beobachtungen gelingen.

838. Farben, wie ſie Stimmungen hervorbringen, fügen ſich auch zu Stimmungen und Zuſtänden. Lebhafte Nationen, z. B. die Franzoſen, lieben die geſteigerten Farben, beſonders der activen Seite: gemäßigte, als Engländer und Deutſche, das Stroh- oder Lebergelb, wenn ſie Dunkelblau tragen. Nach Würde ſtrebende Nationen, als Italiener und Spanier, ziehen die rothe Farbe ihrer Mäntel auf die paſſive Seite hinüber.

839. Man bezieht bei Kleidungen den Character der Farbe auf den Character der Perſon. So kann man das Verhältniß der einzelnen Farben und Zuſammenſtellungen zu Geſichtsfarbe, Alter und Stand beobachten.

840. Die weibliche Jugend hält auf Roſenfarb und Meergrün; das Alter auf Violett und Dunkelgrün. Die Blondine hat zu Violett und Hellgelb, die Brunette zu Blau und Gelb mehr Neigung, und ſämmtlich mit Recht.

Die Römiſchen Kaiſer waren auf den Purpur höchſt eiferſüchtig. Die Kleidung des Chineſiſchen Kaiſers iſt Orange, mit Purpur geſtickt. Citronengelb dürfen auch ſeine Bedienten und die Geiſtlichen tragen.

841. Gebildete Menſchen haben einige Abneigung vor Farben. Es kann Dieſes theils aus Schwäche des Organs, theils aus Unſicherheit des Geſchmacks geſchehen, die ſich gern in das völlige Nichts flüchtet. Die Frauen gehen nunmehr faſt durchgängig weiß und die Männer ſchwarz.

842. Ueberhaupt aber ſteht hier eine Beobachtung nicht am unrechten Platz, daß der Menſch, ſo gern er ſich auszeichnet, ſich auch eben ſo gern unter Seinesgleichen verlieren mag.

843. Die ſchwarze Farbe ſollte den Venetianiſchen Edelmann an eine republicaniſche Gleichheit erinnern.

844. Inwiefern der trübe nordiſche Himmel die Farben nach und nach vertrieben hat, ließe ſich vielleicht auch noch unterſuchen.

845. Man iſt freilich bei dem Gebrauch der ganzen Farben ſehr eingeſchränkt; da hingegen die beſchmutzten, getödteten, ſogenannten Modefarben unendlich viele abweichende Grade und Schattirungen zeigen, wovon die meiſten nicht ohne Anmuth ſind.

846. Zu bemerken iſt noch, daß die Frauenzimmer bei ganzen Farben in Gefahr kommen, eine nicht ganz lebhafte Geſichtsfarbe noch unſcheinbarer zu machen; wie ſie denn überhaupt genöthigt ſind, ſobald ſie einer glänzenden Umgebung das Gleichgewicht halten ſollen, ihre Geſichtsfarbe durch Schminke zu erhöhen.

847. Hier wäre nun noch eine artige Arbeit zu machen übrig, nämlich eine Beurtheilung der Uniformen, Livreen, Cocarden und anderer Abzeichen, nach den oben aufgeſtellten Grundſätzen. Man könnte im Allgemeinen ſagen, daß ſolche Kleidungen oder Abzeichen keine harmoniſchen Farben haben dürfen. Die Uniformen ſollten Character und Würde haben; die Livreen können gemein und in's Auge fallend ſein. An Beiſpielen von guter und ſchlechter Art würde es nicht fehlen, da der Farbenkreis eng und ſchon oft genug durchprobirt worden iſt.

Aeſthetiſche Wirkung.

848. Aus der ſinnlichen und ſittlichen Wirkung der Farben, ſowohl einzeln als in Zuſammenſtellung, wie wir ſie bisher vorgetragen haben, wird nun für den Künſtler die äſthetiſche Wirkung abgeleitet. Wir wollen auch darüber die nöthigſten Winke geben, wenn wir vorher die allgemeine Bedingung maleriſcher Darſtellung, Licht und Schatten abgehandelt, woran ſich die Farbenerſcheinung unmittelbar anſchließt.

Helldunkel.

849. Das Helldunkel, clair-obscur, nennen wir die Erſcheinung körperlicher Gegenſtände, wenn an denſelben nur die Wirkung des Lichtes und Schattens betrachtet wird.

850. Im engern Sinne wird auch manchmal eine Schatten-Partie, welche durch Reflexe beleuchtet wird, ſo genannt; doch wir brauchen hier das Wort in ſeinem erſten allgemeinern Sinne.

851. Die Trennung des Helldunkels von aller Farbenerſcheinung iſt möglich und nöthig. Der Künſtler wird das Räthſel der Darſtellung eher löſen, wenn er ſich zuerſt das Helldunkel unabhängig von Farben denkt, und daſſelbe in ſeinem ganzen Umfange kennen lernt.

852. Das Helldunkel macht den Körper als Körper erſcheinen, indem uns Licht und Schatten von der Dichtigkeit belehrt.

853. Es kommt dabei in Betracht das höchſte Licht, die Mittelttinte, der Schatten, und bei dem Letzten wieder der eigene Schatten des Körpers, der auf andere Körper geworfene Schatten, der erhellte Schatten oder Reflex.

854. Zum natürlichſten Beiſpiel für das Helldunkel wäre die Kugel günſtig, um ſich einen allgemeinen Begriff zu bilden, aber nicht hinlänglich zum äſthetiſchen Gebrauch. Die verfließende Einheit einer ſolchen Rundung führet zum Nebuliſtiſchen. Um Kunſtwirkungen zu erzwecken, müſſen an ihr Flächen hervorgebracht werden, damit die Theile der Schatten- und Lichtſeite ſich mehr in ſich ſelbſt abſondern.

855. Die Italiener nennen Dieſes il piaz-

rono; man könnte es im Deutſchen das Flächenhafte nennen. Wenn nun alſo die Kugel ein vollkommenes Beiſpiel des natürlichen Helldunkels wäre, ſo würde ein Vieleck ein Beiſpiel des künſtlichen ſein, wo alle Arten von Lichtern, Halblichtern, Schatten und Reflexen bemerklich wären.

856. Die Traube iſt als ein gutes Beiſpiel eines maleriſchen Ganzen im Helldunkel anerkannt, um ſo mehr, als ſie ihrer Form nach eine vorzügliche Gruppe darzuſtellen im Stande iſt; aber ſie iſt bloß für den Meiſter tauglich, der Das, was er auszuüben verſteht, in ihr zu ſehen weiß.

857. Um den erſten Begriff faßlich zu machen, der ſelbſt von einem Vieleck immer noch ſchwer zu abſtrahiren iſt, ſchlagen wir einen Cubus vor, deſſen drei geſehene Seiten das Licht, die Mitteltinte und den Schatten abgeſondert nebeneinander vorſtellen.

858. Jedoch um zum Helldunkel einer zuſammengeſetztern Figur überzugehen, wählen wir das Beiſpiel eines aufgeſchlagenen Buches, welches uns einer größern Mannigfaltigkeit näher bringt.

859. Die antiken Statuen aus der ſchönen Zeit findet man zu ſolchen Wirkungen höchſt zweckmäßig gearbeitet. Die Licht-Partien ſind einfach behandelt, die Schattenſeiten deſto mehr unterbrochen, damit ſie für mannigfaltige Reflexe empfänglich würden, wobei man ſich des Beiſpiels vom Vieleck erinnern kann.

860. Beiſpiele antiker Malerei geben hierzu die Herculaniſchen Gemälde und die Aldobrandiniſche Hochzeit.

861. Moderne Beiſpiele finden ſich in einzelnen Figuren Raphael's, an ganzen Gemälden Correggio's, der Niederländiſchen Schule, beſonders des Rubens.

Streben zur Farbe.

862. Ein Kunſtwerk ſchwarz und weiß kann in der Malerei ſelten vorkommen. Einige Arbeiten von Polydor geben uns davon Beiſpiele, ſo wie unſere Kupferſtiche und geſchabten Blätter. Dieſe Arten, inſofern ſie ſich mit Formen und Haltung beſchäftigen, ſind ſchätzenswerth; allein ſie haben wenig Gefälliges für's Auge, indem ſie nur durch eine gewaltſame Abſtraction entſtehen.

863. Wenn ſich der Künſtler ſeinem Gefühl überläßt, ſo meldet ſich etwas Farbiges gleich. Sobald das Schwarze in's Blauliche fällt, entſteht eine Forderung des Gelben, das denn der Künſtler inſtinctmäßig vertheilt, und theils rein in den Lichtern, theils geröthet und beſchmutzt als Braun in den Reflexen, zu Belebung des Ganzen anbringt, wie es ihm am Räthlichſten zu ſein ſcheint.

864. Alle Arten von Camayen, oder Farb' in Farbe, laufen doch am Ende dahin hinaus, daß ein geforderter Gegenſatz oder irgend eine farbige Wirkung angebracht wird. So hat Polydor in ſeinen ſchwarz und weißen Fresco-Gemälden ein gelbes Gefäß oder ſonſt Etwas der Art eingeführt.

865. Ueberhaupt ſtrebten die Menſchen in der Kunſt inſtinctmäßig jederzeit nach Farbe. Man darf nur täglich beobachten, wie Zeichentaſſige von Tuſche oder ſchwarzer Kreide auf weiß Papier zu farbigem Papier ſich ſteigern, dann verſchiedene Kreiden anwenden und endlich in's Paſtell übergehen. Man ſah in unſern Zeiten Geſichter mit Silberſtift gezeichnet, durch rothe Bäckchen belebt und mit farbigen Kleidern angethan; ja Silhouetten in bunten Uniformen. Paolo Uccello malte farbige Landſchaften zu farbloſen Figuren.

866. Selbſt die Bildhauerei der Alten konnte dieſem Trieb nicht widerſtehen. Die Egyptier ſtrichen ihre Basreliefs an. Den Statuen gab man Augen von farbigen Steinen. Zu marmornen Köpfen und Extremitäten fügte man porphyrne Gewänder, ſowie man bunte Kalkſinter zum Sturze der Bruſtbilder nahm. Die Jeſuiten verfehlten nicht, ihren heiligen Aloyſius in Rom auf dieſe Weiſe zuſammen zu ſetzen, und die neueſte Bildhauerei unterſcheidet das Fleiſch durch eine Tinctur von den Gewändern.

Haltung.

867. Wenn die Linear-Perſpective die Abſtufung der Gegenſtände in ſcheinbarer Größe durch Entfernung zeigt, ſo läßt uns die Luft-Perſpective die Abſtufung der Gegenſtände in mehr oder minderer Deutlichkeit durch Entfernung ſehen.

868. Ob wir zwar entfernte Gegenſtände nach der Natur unſers Auges nicht ſo deutlich ſehen als nähere, ſo ruht doch die Luft-Perſpective eigentlich auf dem wichtigen Satz, daß alle durchſichtigen Mittel einiger Maßen trübe ſind.

869. Die Atmoſphäre iſt alſo immer mehr oder weniger trüb. Beſonders zeigt ſie dieſe Eigenſchaft in den ſüdlichen Gegenden bei hohem Barometer-Stand, trockenem Wetter und wolkenloſem Himmel, wo man eine ſehr merkliche Abſtufung wenig auseinanderſtehender Gegenſtände beobachten kann.

870. Im Allgemeinen iſt dieſe Erſcheinung Jedermann bekannt; der Maler hingegen ſieht die Abſtufung bei den geringſten Abſtänden, oder glaubt ſie zu ſehen. Er ſtellt ſie practiſch dar, indem er die Theile eines Körpers, z. B.

Görge.

Nun, leb wohl, Röſe!

Röſe.

(geht, bleibt ſtehen, ſieht ſich um; ſie werfen ſich Kußhände zu, er kehrt zurück:) Höre Röſe! — die Leute reden kein wahr Wort.

Röſe.

Selten wenigſtens. Wie ſo?

Görge.

Sie ſagen: als Mann und Frau hätte man ſich nicht mehr ſo lieb wie vorher. Es iſt nicht wahr, Röſe. Wie lange haben wir uns ſchon? Wart!

Röſe.

Zwölf Wochen.

Görge.

Wahrhaftig! Und da iſt immer noch Görge und Röschen, und Röschen und Görge wie vorher. Nun leb wohl!

eines völlig verwandt gekehrten Geſichtes, von einander abſtuft. Hierbei behauptet Beleuchtung ihrer Rechte. Dieſe kommt von der Seite in Betracht, ſowie die Haltung von vorn nach der Tiefe zu.

Colorit.

871. Indem wir nunmehr zur Farbengebung übergehen, ſetzen wir voraus, daß der Maler überhaupt mit dem Entwurf unſerer Farbenlehre bekannt ſei und ſich gewiſſe Capitel und Rubriken, die ihn vorzüglich berühren, wohl zu eigen gemacht habe; denn ſo wird er ſich im Stande befinden, das Theoretiſche ſowohl als das Practiſche, im Erkennen der Natur und im Anwenden auf die Kunſt, mit Leichtigkeit zu behandeln.

Colorit des Orts.

872. Die erſte Erſcheinung des Colorits tritt in der Natur gleich mit der Haltung ein; denn die Luft-Perſpective beruht auf der Lehre von den trüben Mitteln. Wir ſehen den Himmel, die entfernten Gegenſtände, ja die nahen Schatten blau. Zugleich erſcheint uns das Leuchtende und Beleuchtete ſtufenweiſe Gelb bis zur Purpurfarbe. In manchen Fällen tritt ſogleich die phyſiologiſche Forderung der Farben ein, und eine ganz farbloſe Landſchaft wird durch dieſe mit und gegen einander wirkenden Beſtimmungen vor unſerm Auge völlig farbig erſcheinen.

Colorit der Gegenſtände.

873. Local-Farben ſind die allgemeinen Elementar-Farben, aber nach den Eigenſchaften der Körper und ihrer Oberflächen, an denen wir ſie gewahr werden, ſpecificirt. Dieſe Specification geht bis in's Unendliche.

874. Es iſt ein groſſer Unterſcheid, ob man gefärbte Seide oder Wolle vor ſich hat. Jede Art des Bereitens und Webens bringt ſchon Abweichungen hervor. Rauhigkeit, Glätte, Glanz kommen in Betrachtung.

875. Es iſt daher ein der Kunſt ſehr ſchädliches Vorurtheil, daß der gute Maler keine Rückſicht auf den Stoff der Gewänder nehmen, ſondern nur immer gleichſam abſtracte Falten malen müſſe. Wird nicht hierdurch alle characteriſtiſche Abwechſelung aufgehoben, und iſt das Portrait von Leo X. deßhalb weniger trefflich, weil auf dieſem Bilde Sammet, Atlas und Mohr nebeneinander nachgeahmt ward?

876. Bei Natur-Producten erſcheinen die Farben mehr oder weniger modificirt, ſpecificirt, ja individualiſirt, welches bei Steinen und Pflanzen, bei den Federn der Vögel und den Haaren der Thiere wohl zu beobachten iſt.

877. Die Hauptkunſt des Malers bleibt immer, daß er die Gegenwart des beſtimmten Stoffes nachahme und das Allgemeine, Elementare der Farbenerſcheinung zerſtöre. Die höchſte Schwierigkeit findet ſich hier bei der Oberfläche des menſchlichen Körpers.

878. Das Fleiſch ſteht im Ganzen auf der activen Seite; doch ſpielt das Blauliche der paſſiven auch mit herein. Die Farbe iſt durchaus ihrem elementaren Zuſtande entrückt und durch Organiſation neutraliſirt.

879. Das Colorit des Ortes und das Colorit der Gegenſtände in Harmonie zu bringen, wird nach Betrachtung Deſſen, was von uns in der Farbenlehre abgehandelt worden, dem geiſtreichen Künſtler leichter werden, als bisher der Fall war, und er wird im Stande ſein, unendlich ſchöne, mannigfaltige und zugleich wahre Erſcheinungen darzuſtellen.

Characteriſtiſches Colorit.

880. Die Zuſammenſtellung farbiger Gegenſtände ſowohl als die Färbung des Raumes, in welchem ſie enthalten ſind, ſoll nach Zwecken geſchehen, welche der Künſtler ſich vorſetzt. Hierzu iſt beſonders die Kenntniß der Wirkung der Farben auf Empfindung, ſowohl im Einzelnen als in Zuſammenſetzung, nöthig: deßhalb ſich denn der Maler von dem allgemeinen Dualism ſowohl als von den beſondern Gegenſätzen penetriren ſoll; wie er denn überhaupt wohl inne haben müßte, was wir von den Eigenſchaften der Farben geſagt haben.

881. Das Characteriſtiſche kann unter drei Haupt-Rubriken begriffen werden, die wir einſtweilen durch das Mächtige, das Sanfte und das Glänzende bezeichnen wollen.

882. Das Erſte wird durch das Uebergewicht der activen, das Zweite durch das Uebergewicht der paſſiven Seite, das Dritte durch Totalität und Darſtellung des ganzen Farbenkreiſes im Gleichgewicht hervorgebracht.

883. Der mächtige Effect wird erreicht durch Gelb, Gelbroth und Purpur, welche letzte Farbe auch noch auf der Plus-Seite zu halten iſt. Wenig Violett und Blau, noch weniger Grün iſt anzubringen. Der ſanfte Effect wird durch Blau, Violett und Purpur, welcher jedoch auf die Minus-Seite zu führen iſt, hervorgebracht. Wenig Gelb und Gelbroth, aber viel Grün, kann Statt finden.

884. Wenn man alſo dieſe beide Effecte in ihrer vollen Bedeutung hervorbringen will, ſo kann man die geforderten Farben bis auf ein Minimum ausſchließen und nur ſoviel von ihnen ſehen laſſen, als eine Ahnung der Totalität unweigerlich zu verlangen ſcheint.

Harmoniſches Colorit.

885. Obgleich die beiden characteriſtiſchen

Beſtimmungen, nach der eben angezeigten Weiſe, auch gewiſſer Maßen harmoniſch genannt werden können, ſo entſteht doch die eigentliche harmoniſche Wirkung nur alsdann, wenn alle Farben neben einander im Gleichgewicht angebracht ſind.

886. Man kann hierdurch das Glänzende ſowohl als das Angenehme hervorbringen, welche Beide jedoch immer etwas Allgemeines und in dieſem Sinne etwas Characterloſes haben werden.

887. Hierin liegt die Urſache, warum das Colorit der meiſten Neuern characterlos iſt; denn indem ſie nur ihrem Inſtinct folgen, ſo bleibt das Letzte, wohin er ſie führen kann, die Totalität, ſie die mehr oder weniger erreichen, dadurch aber zugleich den Character verſäumen, den das Bild allenfalls haben könnte.

888. Hat man hingegen jene Grundſätze im Auge, ſo ſieht man, wie ſich für jeden Gegenſtand mit Sicherheit eine andere Farbenſtimmung wählen läßt. Freilich fordert die Anwendung unendliche Modificationen, welche dem Genie allein, wenn es von dieſen Grundſätzen durchdrungen iſt, gelingen werden.

Aechter Ton.

889. Wenn man das Wort Ton oder vielmehr Tonart, auch noch künftig von der Muſik borgen und bei der Farbengebung brauchen will, ſo wird es in einem beſſern Sinne als bisher geſchehen können.

890. Man würde nicht mit Unrecht ein Bild von mächtigem Effect mit einem muſicaliſchen Stücke aus dem Dur-Ton, ein Gemälde von ſanftem Effect mit einem Stücke aus dem Moll-Ton vergleichen, ſowie man für die Modification dieſer beiden Haupt-Effecte andere Vergleichungen finden könnte.

Falſcher Ton.

891. Was man bisher Ton nannte, war ein Schleier von einer einzigen Farbe über das ganze Bild gezogen. Man nahm ihn gewöhnlich gelb, indem man aus Inſtinct das Bild auf die mächtige Seite treiben wollte.

892. Wenn man ein Gemälde durch ein gelbes Glas anſieht, ſo wird es uns in dieſem Ton erſcheinen. Es iſt der Mühe werth, dieſen Verſuch zu machen und zu wiederholen, um genau kennen zu lernen, was bei einer ſolchen Operation eigentlich vorgeht. Es iſt eine Art Nachtbeleuchtung, eine Steigerung, aber zugleich Verdüſterung der Plus-Seite und eine Beſchmutzung der Minus-Seite.

893. Dieſer unächte Ton iſt durch Inſtinct aus Unſicherheit Deſſen, was zu thun ſei, entſtanden, ſo daß man anſtatt der Totalität eine Uniformität hervorbrachte.

Schwaches Colorit.

894. Eben dieſe Unſicherheit iſt Urſache, daß man die Farben der Gemälde ſo ſehr gebrochen hat, daß man aus dem Grauen heraus und in das Graue hinein malt und die Farbe ſo leiſe behandelt als möglich.

895. Man findet in ſolchen Gemälden oft die harmoniſchen Gegenſtellungen recht glücklich, aber ohne Muth, weil man ſich vor dem Bunten fürchtet.

Das Bunte.

896. Bunt kann ein Gemälde leicht werden, in welchem man bloß empiriſch, nach unſichern Eindrücken, die Farben in ihrer ganzen Kraft neben einander ſtellen wollte.

897. Wenn man dagegen ſchwache, obgleich widrige Farben neben einander ſetzt, ſo iſt freilich der Effect nicht auffallend. Man trägt ſeine Unſicherheit auf den Zuſchauer hinüber, der denn an ſeiner Seite weder loben noch tadeln kann.

898. Auch iſt es eine wichtige Betrachtung, daß man zwar die Farben unter ſich in einem Bilde richtig aufſtellen könne, daß aber doch ein Bild bunt werden müſſe, wenn man die Farben in Bezug auf Licht und Schatten falſch anwendet.

899. Es kann dieſer Fall um ſo leichter eintreten, als Licht und Schatten ſchon durch die Zeichnung gegeben und in derſelben gleichſam enthalten iſt, da hingegen die Farbe der Wahl und Willkür noch unterworfen bleibt.

Furcht vor dem Theoretiſchen.

900. Man fand bisher bei den Malern eine Furcht, ja eine entſchiedene Abneigung gegen alle theoretiſchen Betrachtungen über die Farbe und was zu ihr gehört; welches ihnen jedoch nicht übel zu deuten war. Denn das bisher ſogenannte Theoretiſche war grundlos, ſchwankend und auf Empirie hindeutend. Wir wünſchen, daß unſere Bemühungen dieſe Furcht einiger Maßen vermindern und den Künſtler anreizen mögen, die aufgeſtellten Grundſätze practiſch zu prüfen und zu beleben.

Letzter Zweck.

901. Denn ohne Ueberſicht des Ganzen wird der letzte Zweck nicht erreicht. Von allem Dem, was wir bisher vorgetragen, durchdringe ſich der Künſtler. Nur durch die Einſtimmung des Lichtes und Schattens, der Haltung, der wahren und characteriſtiſchen Farbengebung kann das Gemälde von der Seite, von der wir es gegenwärtig betrachten, als vollendet erſcheinen.

Gründe.

902. Es war die Art der ältern Künſtler,

auf hellen Grund zu malen. Er beſtand aus Kreide und wurde auf Leinwand oder Holz ſtark aufgetragen und polirt. Sodann wurde der Umriß aufgezeichnet und das Bild mit einer ſchwärzlichen oder bräunlichen Farbe ausgetuſcht. Dergleichen auf dieſe Art zum Coloriren vorbereitete Bilder ſind noch übrig von Leonardo da Vinci, Fra Bartolomeo und mehrere von Guido.

903. Wenn man zur Coloritung ſchritt und weiße Gewänder darſtellen wollte, ſo ließ man zuweilen dieſen Grund ſtehen. Tizian that es in ſeiner ſpätern Zeit, wo er die große Sicherheit hatte und mit wenig Mühe viel zu leiſten wußte. Der weißliche Grund wurde als Mittelton behandelt, die Schatten aufgetragen und die hohen Lichter aufgeſetzt.

904. Bei'm Colorieren war das untergelegte, gleichſam getuſchte Bild immer wirkſam. Man malte z. B. ein Gewand mit einer Laſur-Farbe und das Weiße ſchien durch und gab der Farbe ein Leben, ſowie der ſchon früher zum Schatten angelegte Theil die Farbe gedämpft zeigte, ohne daß ſie gemiſcht oder beſchmutzt geweſen wäre.

905. Dieſe Methode hatte viele Vortheile. Denn an den lichten Stellen des Bildes hatte man einen hellen, an den beſchatteten einen dunkeln Grund. Das ganze Bild war vorbereitet; man konnte mit leichten Farben malen und man war der Uebereinſtimmung des Lichtes mit den Farben gewiß. Zu unſern Zeiten ruht die Aquarell-Malerei auf dieſen Grundſätzen.

906. Uebrigens wird in der Oelmalerei gegenwärtig durchaus ein heller Grund gebraucht, weil Mitteltinten mehr oder weniger durchſichtig ſind und alſo durch einen hellen Grund einiger Maßen belebt, ſowie die Schatten ſelbſt nicht ſo leicht dunkel werden.

907. Auf dunkle Gründe malte man auch eine Zeit lang. Wahrſcheinlich hat ſie Tintoret eingeführt: ob Giorgione ſich derſelben bedient, iſt nicht bekannt. Tizian's beſte Bilder ſind nicht auf dunkeln Grund gemalt.

908. Ein ſolcher Grund war rothbraun und wenn auf demſelben das Bild aufgezeichnet war, ſo wurden die ſtärkſten Schatten aufgetragen; die Lichtfarben impaſtirte man auf den hohen Stellen ſehr ſtark und vertrieb ſie gegen den Schatten zu; da denn der dunkle Grund durch die verdünnte Farbe als Mitteltinte durchſah. Der Effect wurde bei'm Ausmalen durch mehrmaliges Uebergehen der lichten Partien und Aufſetzen der hohen Lichter erreicht.

909. Wenn dieſe Art ſich beſonders wegen der Geſchwindigkeit bei der Arbeit empfiehlt, ſo hat ſie doch in der Folge viel Schädliches. Der energiſche Grund wächſt und wird dunkler; was die hellen Farben noch und nach an Klarheit verlieren, gibt der Schattenſeite immer mehr und mehr Uebergewicht. Die Mitteltinten werden immer dunkler und der Schatten zuletzt ganz finſter. Die ſtark aufgetragenen Lichter bleiben allein hell, und man ſieht nur lichte Flecken auf dem Bilde; wovon uns die Gemälde der Bologneſiſchen Schule und des Caravaggio genugſame Beiſpiele geben.

910. Auch iſt nicht unſchicklich, hier noch zum Schluſſe des Laſirens zu erwähnen. Dieſes geſchieht, wenn man eine ſchon aufgetragene Farbe als hellen Grund betrachtet. Man kann eine Farbe dadurch für's Auge miſchen, ſie ſtrigern, ihr einen ſogenannten Ton geben; man macht ſie dabei aber immer dunkler.

Pigmente.

911. Wir empfangen ſie aus der Hand des Chemikers und Naturforſchers. Manches iſt darüber aufgezeichnet und durch den Druck bekannt geworden; doch verdiente dieſes Capitel von Zeit zu Zeit neu bearbeitet zu werden. Indeſſen theilt der Meiſter ſeine Kenntniſſe hierüber dem Schüler mit, der Künſtler dem Künſtler.

912. Diejenigen Pigmente, welche ihrer Natur nach die dauerhafteſten ſind, werden vorzüglich geſucht; aber auch die Behandlungsart trägt viel zur Dauer des Bildes bei. Deßwegen ſind ſo wenig Farbenkörper als möglich anzuwenden und die ſimpelſte Methode des Auftrags nicht genug zu empfehlen.

913. Denn aus der Menge der Pigmente iſt manches Uebel für das Colorit entſprungen. Jedes Pigment hat ſein eigenthümliches Weſen in Abſicht ſeiner Wirkung auf's Auge; ferner etwas Eigenthümliches, wie es techniſch behandelt ſein will. Jenes iſt Urſache, daß die Harmonie ſchwerer durch mehrere als durch wenige Pigmente zu erreichen iſt; Dieſes, daß gemiſchte Wirkung und Gegenwirkung unter den Farbekörpern Statt finden kann.

914. Ferner gedenken wir noch einiger falſchen Richtungen, von denen ſich die Künſtler hinreißen laſſen. Die Maler begehren immer nach neuen Farbekörpern und glauben, wenn ein ſolcher gefunden wird, einen Vorſchritt in der Kunſt gethan zu haben. Sie tragen großes Verlangen, die alten mechaniſchen Behandlungsarten kennen zu lernen, wodurch ſie viel Zeit verlieren, wie wir uns denn zu Ende des vorigen Jahrhunderts mit der Wachsmalerei viel zu lange gequält haben. Andere gehen darauf aus, neue Behandlungsarten zu erfinden, wodurch denn auch weiter Nichts gewonnen wird. Denn es iſt zuletzt doch nur der Geiſt, der jede Technik lebendig macht.

Allegoriſcher, ſymboliſcher, myſtiſcher Gebrauch der Farbe.

916. Es iſt eben umſtändlich nachgewieſen

werden, daß eine jede Farbe einen beſondern Eindruck auf den Menſchen mache, und dadurch ihr Weſen ſowohl dem Auge als Gemüth offenbare. Daraus folgt ſogleich, daß die Farbe ſich zu gewiſſen ſinnlichen, ſittlichen, äſthetiſchen Zwecken anwenden laſſe.

916. Einen ſolchen Gebrauch alſo, der mit der Natur völlig übereinträfe, könnte man den ſymboliſchen nennen, indem die Farbe ihrer Wirkung gemäß angewendet würde und das wahre Verhältniß ſogleich die Bedeutung ausſpräche. Stellt man z. B. den Purpur als die Majeſtät bezeichnend auf, ſo wird wohl kein Zweifel ſein, daß der rechte Ausdruck gefunden worden; wie ſich alles Dieſes ſchon oben hinreichend auseinander geſetzt findet.

917. Hiermit iſt ein anderer Gebrauch nahe verwandt, den man den allegoriſchen nennen könnte. Bei Dieſem iſt mehr Zufälliges und Willkürliches, ja, man kann ſagen, etwas Conventionelles, indem uns erſt der Sinn des Zeichens überliefert werden muß, ehe wir wiſſen, was es bedeuten ſoll, wie es ſich z. B. mit der grünen Farbe verhält, die man der Hoffnung zugetheilt hat.

918. Daß zuletzt auch die Farbe eine myſtiſche Deutung erlaube, läßt ſich wohl ahnen. Denn da jenes Schema, worin ſich die Farben mannigfaltigkeit darſtellen läßt, ſolche Urverhältniſſe andeutet, die ſowohl der menſchlichen Anſchauung als der Natur angehören: ſo iſt wohl kein Zweifel, daß man ſich ihrer Bezüge, gleichſam als einer Sprache, auch da bedienen könne, wenn man Urverhältniſſe ausdrücken will, die nicht eben ſo mächtig und mannigfaltig in die Sinne fallen. Der Mathematiker ſchätzt den Werth und Gebrauch des Triangels; der Triangel ſteht bei dem Myſtiker in großer Verehrung; gar Manches läßt ſich im Triangel ſchematiſiren und die Farbenerſcheinung gleichfalls und zwar dergeſtalt, daß man durch Verdoppelung und Verſchränkung zu dem alten geheimnißvollen Gebäude gelangt.

919. Wenn man erſt das Auseinandergehen des Gelben und Blauen wird recht gefaßt, beſonders aber die Steigerung in's Rothe genugſam betrachtet haben, wodurch das Entgegengeſetzte ſich gegen einander neigt und ſich in einem Dritten vereinigt: dann wird gewiß eine beſondere geheimnißvolle Anſchauung eintreten, daß man dieſen beiden getrennten, einander entgegengeſetzten Weſen eine geiſtige Bedeutung unterlegen könne, und man wird ſich kaum enthalten, wenn man ſie unterwärts das Grün, und oberwärts das Roth hervorbringen ſieht, dort an die irdiſchen, hier an die himmliſchen Ausgeburten der Elohim zu gedenken.

920. Doch wir thun beſſer, uns nicht noch zum Schluſſe dem Verdacht der Schwärmerei auszuſetzen, um ſo mehr, als es, wenn unſere Farbenlehre Gunſt gewinnt, an allegoriſchen, ſymboliſchen und myſtiſchen Anwendungen und Deutungen, dem Geiſte der Zeit gemäß, gewiß nicht fehlen wird."

Zugabe.

Das Bedürfniß des Malers, der in der bisherigen Theorie keine Hülfe fand, ſondern ſeinem Gefühl, ſeinem Geſchmack, einer unſichern Ueberlieferung in Abſicht auf die Farbe völlig überlaſſen war, ohne irgend ein phyſiſches Fundament gewahr zu werden, worauf er ſeine Ausübung hätte gründen können: dieſes Bedürfniß war der erſte Anlaß, der den Verfaſſer vermochte, in eine Bearbeitung der Farbenlehre ſich einzulaſſen. Da Nichts wünſchenswerther iſt, als daß dieſe theoretiſche Ausführung bald im Practiſchen genutzt und dadurch geprüft und ſchnell weiter geführt werde: ſo muß es zugleich höchſt willkommen ſein, wenn wir finden, daß Künſtler ſelbſt ſchon den Weg einſchlagen, den wir für den rechten halten.

Ich laſſe daher zum Schluß, um hiervon ein Zeugniß abzugeben, den Brief eines talentvollen Malers, des Herrn Philipp Otto Runge, mit Vergnügen abdrucken, eines jungen Mannes, der ohne von meinen Bemühungen unterrichtet zu ſein, durch Naturell, Uebung und Nachdenken ſich auf die gleichen Wege gefunden hat. Man wird in dieſem Briefe, den ich ganz mittheile, weil ſeine ſämmtlichen Glieder in einem innigen Zuſammenhange ſtehen, bei aufmerkſamer Vergleichung gewahr werden, daß mehrere Stellen genau mit meinem Entwurf übereinkommen, daß andere ihre Deutung und Erläuterung aus meiner Arbeit gewinnen können und daß dabei der Verfaſſer in mehrern Stellen mit lebhafter Ueberzeugung und wahrem Gefühle mir ſelbſt auf meinem Gange vorgeſchritten iſt. Möge ſein ſchönes Talent practiſch bethätigen, wovon wir uns Beide überzeugt halten; und möchten wir bei fortgeſetzter Betrachtung und Ausübung mehrere gewogene Mitarbeiter finden.

„Wolgaſt, den 3. Juli 1806.

Nach einer kleinen Wanderung, die ich durch unſere anmuthige Inſel Rügen gemacht hatte, wo der ſtille Ernſt des Meeres von den freundlichen Halbinſeln und Thälern, Hügeln und Felſen auf mannigfaltige Art unterbrochen wird, fand ich zu dem freundlichen Willkommen der Meinigen auch noch Ihren werthen Brief; und es iſt eine große Beruhigung für mich, meinen herzlichen Wunſch in Erfüllung gehen zu ſehen, daß meine Arbeiten doch auf irgend eine Art anſprechen möchten. Ich empfinde es ſehr, wie

Sie ein Beſtreben, was auch außer der Richtung, die Sie der Kunſt wünſchen, liegt, würdigen; und es würde ebenſo albern ſein, Ihnen meine Urſachen, warum ich ſo arbeite, zu ſagen, als wenn ich bereden wollte, die meinige wäre die rechte.

Wenn die Practik für Jeden mit ſo großen Schwierigkeiten verbunden iſt, ſo iſt es in unſern Zeiten im höchſten Grade. Für Den aber, der in einem Alter, wo der Verſtand ſchon eine Oberhand erlangt hat, erſt anfängt, ſich in den Anfangsgründen zu üben, wird es unmöglich, ohne zu Grunde zu gehen, aus ſeiner Individualität heraus ſich in ein allgemeines Beſtreben zu verſetzen.

Derjenige, der, indem er ſich in der unendlichen Fülle von Leben, die um ihn ausgebreitet iſt, verliert und unwiderſtehlich dadurch zum Nachbilden angereizt wird, ſich von dem totalen Eindrucke ebenſo gewaltig ergriffen fühlt, wird gewiß auf eben die Weiſe, wie er in das Characteriſtiſche der Einzelnheiten eingeht, auch in das Verhältniß, die Natur und die Kräfte der großen Maſſen einzudringen ſuchen.

Wer in dem beſtändigen Gefühl, wie Alles bis in's kleinſte Detail lebendig iſt und aufeinander wirkt, die großen Maſſen betrachtet, kann ſolche nicht ohne eine beſondere Connexion oder Verwandtſchaft ſich denken, noch viel weniger darſtellen, ohne ſich auf die Grundurſachen einzulaſſen. Und that er Dieß, ſo kann er nicht eher wieder zu der erſten Freiheit gelangen, wenn er ſich nicht gewiſſer Maßen bis auf den reinen Grund durchgearbeitet hat.

Um es deutlicher zu machen, wie ich es meine: ich glaube, daß die alten Deutſchen Künſtler, wenn ſie Etwas von der Form gewußt hätten, die Unmittelbarkeit und Natürlichkeit des Ausdrucks in ihren Figuren würden verloren haben, bis ſie in dieſer Wiſſenſchaft einen gewiſſen Grad erlangt hätten.

Es hat manchen Menſchen gegeben, der aus freier Fauſt Brücken und Hängewerke und gar künſtliche Sachen gebaut hat. Es geht auch wohl eine Zeit lang, wenn er aber zu einer gewiſſen Höhe gekommen und er von ſelbſt auf mathematiſche Schlüſſe verfällt, ſo iſt ſein ganzes Talent fort, er arbeite ſich denn durch die Wiſſenſchaft durch wieder in die Freiheit hinein.

So iſt es mir unmöglich geweſen, ſeit ich zuerſt mich über die beſondern Erſcheinungen bei der Miſchung der drei Farben verwunderte, mich zu beruhigen, bis ich ein gewiſſes Bild von der ganzen Farbenwelt hatte, welches groß genug wäre, um alle Verwandelungen und Erſcheinungen in ſich zu ſchließen.

Es iſt ein ſehr natürlicher Gedanke für einen Maler, wenn er zu wiſſen begehrt, indem er eine ſchöne Gegend ſieht, oder auf irgend eine Art von einem Effect in der Natur angeſprochen wird, aus welchen Stoffen gemiſcht dieſer Effect wieder zu geben wäre. Dieß hat mich wenigſtens angetrieben, die Eigenheiten der Farben zu ſtudiren und ob es möglich wäre, ſo tief einzudringen in ihre Kräfte, damit es mir deutlich würde, was ſie leiſten, oder was durch ſie gewirkt wird, oder was auf ſie wirkt. Ich hoffe, daß Sie mit Schonung einen Verſuch anſehen, den ich bloß aufſchreibe, um Ihnen meine Anſicht deutlich zu machen, die, wie ich doch glaube, ſich practiſch nur ganz auszuſprechen vermag. Indeß hoffe ich nicht, daß es für die Malerei unnütz iſt oder nur entbehrt werden kann, die Farben von dieſer Seite anzuſehen; auch wird dieſe Anſicht den phyſicaliſchen Verſuchen, etwas Vollſtändiges über die Farben zu erfahren, weder widerſprechen, noch ſie unnöthig machen.

Da ich Ihnen hier aber keine unumſtößlichen Beweiſe vorlegen kann, weil dieſe auf eine vollſtändige Erfahrung begründet ſein müſſen: ſo bitte ich nur, daß Sie auf Ihr eigenes Gefühl ſich reduciren möchten, um zu verſtehen, wie ich meinte, daß ein Maler mit keinen andern Elementen zu thun hätte, als mit denen, die Sie hier angegeben finden.

1) Drei Farben, Gelb, Roth und Blau, gibt es bekanntlich nur, wenn wir dieſe in ihrer ganzen Kraft annehmen; und ſtellen wir ſie uns wie einen Cirkel vor, z. B. (ſiehe die Tafeln)

Roth

Orange Violett

Gelb Blau

Grün

ſo bilden ſich aus den drei Farben, Gelb, Roth und Blau drei Uebergänge, Orange, Violett und Grün (ich heiße Alles Orange, was zwiſchen Gelb und Roth fällt, oder was von Gelb oder Roth aus ſich nach dieſen Seiten hinneigt); und dieſe ſind in ihrer mittlern Stellung am Brillanteſten und die reinen Miſchungen der Farben.

2) Wenn man ſich ein blauliches Orange, ein röthliches Grün oder ein gelbliches Violett denken will, wird Einem ſo zu Muthe, wie bei einem ſüd-weſtlichen Nordwinde. Wie ſich aber ein warmes Violett erklären läßt, gibt es im Verfolg vielleicht Materie.

3) Zwei reine Farben wie Gelb und Roth geben eine reine Miſchung Orange. Wenn man aber zu ſolcher Blau miſcht, ſo wird ſie be-

ſchmutzt, alſo daß, wenn ſie zu gleichen Theilen geſchieht, alle Farbe in ein unſcheinendes Grau aufgehoben iſt.

Zwei reine Farben laſſen ſich miſchen; zwei Mittelfarben aber heben ſich einander auf oder beſchmutzen ſich, da ein Theil von der dritten Farbe hinzugekommen iſt.

Wenn die drei reinen Farben ſich einander auf eben in Grau, ſo thun die drei Miſchungen, Orange, Violett und Grün, Dasſelbe in ihrer mittlern Stellung, weil die drei Farben wieder gleich ſtark darin ſind.

Da nun in dieſem ganzen Kreiſe nur die reinen Uebergänge der drei Farben liegen und ſie durch ihre Miſchung nur den Zuſatz von Grau erhalten, ſo liegt außer ihnen zur größern Vervielfältigung noch Weiß und Schwarz.

4) Das Weiß macht durch ſeine Beimiſchung alle Farben matter; und wenn ſie gleich heller werden, ſo verlieren ſie doch ihre Klarheit und Feuer.

5) Schwarz macht alle Farben ſchmutzig; und wenn es ſolche gleich dunkler macht, ſo verlieren ſie ebenſo wohl ihre Reinheit als Klarheit.

6) Weiß und Schwarz mit einander gemiſcht gibt Grau.

7) Man empfindet ſehr leicht, daß in dem Umfang von den drei Farben nebſt Weiß und Schwarz der durch unſere Augen empfundene Eindruck der Natur in ſeinen Elementen nicht erſchöpft iſt. Da Weiß die Farben matt, und Schwarz ſie ſchmutzig macht, werden wir daher geneigt, ein Hell und Dunkel anzunehmen. Die folgenden Betrachtungen werden uns aber zeigen, inwiefern ſich hieran zu halten iſt.

8) Es iſt in der Natur außer dem Unterſchied von Heller und Dunkler in den reinen Farben noch ein anderer wichtiger auffallend. Wenn wir z. B. in einer Helligkeit und in einer Reinheit rothes Tuch, Papier, Taft, Atlas oder Sammet, das Rothe des Abendroths oder rothes, durchſichtiges Glas annehmen: ſo iſt da noch Unterſchied, der in der Durchſichtigkeit oder Undurchſichtigkeit der Materie liegt.

9) Wenn wir die drei Farben Roth, Blau und Gelb undurchſichtig zuſammenmiſchen, ſo entſteht ein Grau, welches Grau ebenſo aus Weiß und Schwarz gemiſcht werden kann.

10) Wenn man dieſe drei Farben durchſichtig alſo miſcht, daß keine überwiegend iſt, ſo erhält man eine Dunkelheit, die durch keine von den andern Theilen hervorgebracht werden kann.

11) Weiß ſowohl als Schwarz ſind Beide undurchſichtig oder körperlich. Man darf ſich an dem Ausdruck: weißes Glas, nicht ſtoßen, womit man Klares meint. Weißes Waſſer wird man ſich nicht denken können, was rein iſt, ſo wenig wie klare Milch. Wenn das Schwarze bloß dunkel machte, ſo könnte es wohl klar ſein; da es aber ſchmutzt, ſo kann es Solches nicht.

12) Die undurchſichtigen Farben ſtehen zwiſchen dem Weißen und Schwarzen; ſie können nie ſo hell wie Weiß und nie ſo dunkel wie Schwarz ſein.

13) Die durchſichtigen Farben ſind in ihrer Erleuchtung wie in ihrer Dunkelheit grenzenlos, wie Feuer und Waſſer als ihre Höhe und ihre Tiefe angeſehen werden kann.

14) Das Product der drei undurchſichtigen Farben, Grau, kann durch das Licht nicht wieder zu einer Reinheit kommen, noch durch eine Miſchung dazu gebracht werden; es verbleicht entweder zu Weiß oder verkohlt ſich zu Schwarz.

15) Drei Stücke Glas von den drei reinen durchſichtigen Farben würden, aufeinander gelegt, eine Dunkelheit hervorbringen, die tiefer wäre als jede Farbe einzeln, nämlich ſo: drei durchſichtige Farben zuſammen geben eine farbloſe Dunkelheit, die tiefer iſt, als irgend eine von den Farben. Gelb iſt z. E. die hellſte und leuchtendſte unter den drei Farben; und doch, wenn man zu ganz dunkelm Violett ſo viel Gelb miſcht, bis ſie ſich einander aufheben, ſo iſt die Dunkelheit in hohem Grade verſtärkt.

16) Wenn man ein dunkles, durchſichtiges Glas, wie es allenfalls bei den optiſchen Gläſern iſt, nimmt, und von der halben Dicke eine polirte Steinkohle, und legt Beide auf einen weißen Grund: ſo wird das Glas heller erſcheinen. Verdoppelt man aber Beide, ſo muß die Steinkohle ſtille ſtehen, wegen der Undurchſichtigkeit; das Glas wird aber bis in's Unendliche ſich verdunkeln, obwohl für unſere Augen nicht ſichtbar. Eine ſolche Dunkelheit können eben ſowohl die einzelnen durchſichtigen Farben erreichen, ſo daß Schwarz dagegen nur wie ein ſchmutziger Fleck erſcheint.

17) Wenn wir ein ſolches durchſichtiges Product der drei durchſichtigen Farben auf die Weiſe verdünnen und das Licht durchſcheinen ließen: ſo wird es auch eine Art Grau geben, die aber ſehr verſchieden von der Miſchung der drei undurchſichtigen Farben ſein würde.

18) Die Helligkeit an einem klaren Himmel bei Sonnenaufgang dicht um die Sonne herum, oder vor der Sonne her, kann ſo groß ſein, daß wir ſie kaum ertragen können. Wenn wir nun von dieſer dort fortkommenden, farbloſen Klarheit, als einem Product von den drei Farben auf dieſe ſchließen wollten: ſo würden dieſe ſo hell ſein müſſen und ſo ſehr über unſere Kräfte weggerückt, daß ſie für uns daſſelbe Geheimniß blieben, wie die in der Dunkelheit verſunkenen.

19) Nun merken wir aber auch, daß die Helligkeit oder Dunkelheit nicht in den Vergleich oder Verhältniß zu den durchsichtigen Farben zu ſetzen ſei, wie das Schwarz und Weiß zu den undurchſichtigen. Sie iſt vielmehr eine Eigenſchaft und Eins mit der Klarheit und mit der Farbe. Man ſtelle ſich einen reinen Rubin vor, ſo dick oder ſo dünn man will, ſo iſt das Roth eins und daſſelbe und iſt alſo nur ein durchſichtiges Roth, welches hell oder dunkel wird, je nachdem es vom Licht erweckt oder verlaſſen wird. Das Licht entzündet natürlich ebenſo das Product dieſer Farben in ſeiner Tiefe und erhebt es zu einer leuchtenden Klarheit, die jede Farbe durchſcheinen läßt. Dieſe Erleuchtung, der ſie fähig iſt, indem das Licht ſie immer zu höherm Brand entzündet, macht, daß ſie oft unbemerkt um uns wogt und in tauſend Verwandelungen die Gegenſtände zeigt, die durch eine einfache Miſchung unmöglich wären und Alles in ſeiner Klarheit läßt und noch erhöht. So können wir über die gleichgiltigſten Gegenſtände oft einen Reiz verbreitet ſehen, der meiſt mehr in der Erleuchtung der zwiſchen uns und dem Gegenſtand befindlichen Luft liegt, als in der Beleuchtung ſeiner Formen.

20) Das Verhältniß des Lichtes zur durchſichtigen Farbe iſt, wenn man ſich darein vertieft, unendlich reizend und das Entzünden der Farben und das Verſchwimmen in einander und Wiederentſtehen und Verſchwinden iſt wie das Odemholen in großen Pauſen von Ewigkeit zu Ewigkeit vom höchſten Licht bis in die einſame und ewige Stille in den allertiefſten Tönen.

21) Die undurchſichtigen Farben ſtehen wie Blumen dagegen, die es nicht wagen, ſich mit dem Himmel zu meſſen und doch mit der Schwachheit von der einen Seite, dem Weißen und dem Böſen, dem Schwarzen, von der andern zu thun haben.

22) Dieſe ſind aber gerade fähig, wenn ſie ſich nicht mit Weiß noch Schwarz vermiſchen, ſondern dünn darüber gezogen werden, ſo anmuthige Variationen und ſo natürliche Effecte hervorzubringen, daß ſich an ihnen gerade der practiſche Gebrauch der Ideen halten muß und die durchſichtigen am Ende nur wie Geiſter ihr Spiel darüber haben, und nur dienen, um ſie zu heben und zu erhöhen in ihrer Kraft.

Der feſte Glaube an eine beſtimmte geiſtige Verbindung in den Elementen kann dem Maler zuletzt einen Troſt und Heiterkeit mittheilen, die er auf keine andere Art zu erlangen im Stande iſt, da ſein eigenes Leben ſich ſo in ſeiner Arbeit verliert, und Materie, Mittel und Ziel in eins zuletzt in ihm eine Vollendung hervorbringt, die gewiß durch ein ſtets fleißiges und getreues Beſtreben hervorgebracht werden muß, ſo daß es auch auf Andere nicht ohne wohlthätige Wirkung bleiben kann.

Wenn ich die Stoffe, womit ich arbeite, betrachte, und ich halte ſie an den Maßſtab dieſer Qualitäten, ſo weiß ich beſtimmt, wo und wie ich ſie anwenden kann, da kein Stoff, den wir verarbeiten, ganz rein iſt. Ich kann mich hier nicht über die Practik ausbreiten, weil es erſtlich zu weitläufig wäre, auch ich dieß im Sinne gehabt habe, Ihnen den Standpunct zu zeigen, von welchem ich die Farben betrachte."

Schlußwort.

Indem ich dieſe Arbeit, welche mich lange genug beſchäftigt, doch zuletzt nur als Entwurf gleichſam aus dem Stegreife herauszugeben im Falle bin und nun die vorſtehenden gedruckten Bogen durchblättere: ſo erinnere ich mich des Wunſches, den ein ſorgfältiger Schriftſteller vormals geäußert, daß er ſeine Werke lieber zuerſt in's Concept gedruckt ſähe, um alsdann auf's Neue mit friſchem Blick an das Geſchäft zu gehen, weil alles Mangelhafte uns im Drucke deutlicher entgegenkomme, als ſelbſt in der ſauberſten Handſchrift.

Um wie lebhafter mußte bei mir dieſer Wunſch entſtehen, da ich nicht einmal eine völlig reinliche Abſchrift vor dem Druck durchgehen konnte, da die ſucceſſive Redaction dieſer Blätter in eine Zeit fiel, welche eine ruhige Sammlung des Gemüths unmöglich machte!

Wie Vieles hatte ich daher meinen Leſern zu ſagen, wovon ſich doch Manches ſchon in der Einleitung findet! Ferner wird man mir vergönnen, in der Geſchichte der Farbenlehre an so meiner Bemühungen und der Schickſale zu gedenken, welche ſie erduldeten.

Hier aber ſtehe wenigſtens eine Betrachtung vielleicht nicht am unrechten Orte, die Beantwortung der Frage: was kann Derjenige, der nicht im Fall iſt, ſein ganzes Leben den Wiſſenſchaften zu widmen, doch für die Wiſſenſchaften leiſten und wirken; was kann er als Gaſt in einer fremden Wohnung zum Vortheile der Beſitzer ausrichten?

Wenn man die Kunſt in einem höhern Sinne betrachtet, ſo möchte man wünſchen, daß nur Meiſter ſich damit abgäben; daß die Schüler auf das Strengſte geprüft würden; daß Liebhaber ſich in einer ehrfurchtsvollen Annäherung glücklich fühlten. Denn das Kunſtwerk ſoll aus dem Genie entſpringen; der Künſtler ſoll Gehalt und Form aus der Tiefe ſeines eigenen Weſens hervorrufen, ſich gegen den Stoff beherrſchend verhalten und ſich der äußern Einflüſſe nur zu ſeiner Ausbildung bedienen.

Wie aber dennoch aus mancherlei Urſachen ſchon der Künſtler den Dilettanten zu ehren

hat, ſo iſt es bei wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden noch weit mehr der Fall, daß der Liebhaber etwas Erfreuliches und Nützliches zu leiſten im Stande iſt. Die Wiſſenſchaften ruhen weit mehr auf der Erfahrung als die Kunſt und zum Erfahren iſt gar Mancher geſchickt. Das Wiſſenſchaftliche wird von vielen Seiten zuſammengetragen, und kann vieler Hände, vieler Köpfe nicht entbehren. Das Wiſſen läßt ſich überliefern, dieſe Schätze können vererbt werden; und das von Einem Erworbene werden Manche ſich zueignen. Es iſt daher Niemand, der nicht ſeinen Beitrag den Wiſſenſchaften anbieten dürfte. Wie Vieles ſind wir nicht dem Zufall, dem Handwerk, einer augenblicklichen Aufmerkſamkeit ſchuldig! Alle Naturen, die mit einer glücklichen Sinnlichkeit begabt ſind, Frauen, Kinder, ſind fähig, uns lebhafte und wohlgefaßte Bemerkungen mitzutheilen.

In der Wiſſenſchaft kann alſo nicht verlangt werden, daß Derjenige, der Etwas für ſie zu leiſten gedenkt, ihr das ganze Leben widme, ſie ganz überſchaue und umgehe; welches überhaupt auch für den Eingeweihten eine hohe Forderung iſt. Durchſucht man jedoch die Geſchichte der Wiſſenſchaften überhaupt, beſonders die Geſchichte der Naturwiſſenſchaft, ſo findet man, daß manches Vorzüglichere von Einzelnen in einzelnen Fächern, ſehr oft von Laien geleiſtet worden.

Wohin irgend die Neigung, Zufall oder Gelegenheit den Menſchen führt; welche Phänomene beſonders ihm auffallen, ihm einen Antheil abgewinnen, ihn feſthalten, ihn beſchäftigen, immer wird es zum Vortheil der Wiſſenſchaft ſein. Denn jedes neue Verhältniß, das an den Tag kommt, jede neue Behandlungsart, ſelbſt das Unzulängliche, ſelbſt der Irrthum iſt brauchbar oder aufregend und für die Folge nicht zu verlieren.

In dieſem Sinne mag der Verfaſſer dieſes auch mit einiger Beruhigung auf ſeine Arbeit zurückſehen; in dieſer Betrachtung kann er wohl einigen Muth ſchöpfen zu Dem, was zu thun noch übrig bleibt, und zwar nicht mit ſich ſelbſt zufrieden, doch in ſich ſelbſt getroſt, das Geleiſtete und zu Leiſtende einer theilnehmenden Welt und Nachwelt empfehlen.

Multi pertransibunt et augebitur scientia.

Geſchichte der Farbenlehre.

Erſter Theil.

Von den Griechen und Römern bis auf Newton.

Einleitung.

Wird einer ſtrebenden Jugend die Geſchichte eher läſtig als erfreulich, weil ſie gern von ſich ſelbſt eine neue, ja wohl gar eine Urwelt-Epoche beginnen möchte: ſo haben die in Bildung und Alter Fortſchreitenden gar oft mit lebhaftem Danke zu erkennen, wie mannigfaltiges Gute, Brauchbare und Hülfreiche ihnen von den Vorfahren hinterlaſſen worden.

Nichts iſt ſtillſtehend. Bei allen ſcheinbaren Rückſchritten müſſen Menſchheit und Wiſſenſchaft immer vorſchreiten, und wenn Beide ſich zuletzt auch wieder in ſich ſelbſt abſchließen ſollten. Vorzügliche Geiſter haben ſich immer gefunden, die ſich mittheilen mochten. Viel Schätzenswerthes hiervon iſt auf uns gekommen, woraus wir uns überzeugen können, daß es unſern Vorfahren an treffenden Anſichten der Natur nie gefehlt habe.

Der Kreis, den die Menſchheit auszulaufen hat, iſt beſtimmt genug, und ungeachtet des großen Stillſtandes, den die Barbarei machte, hat ſie ihre Laufbahn ſchon mehr als ein Mal zurückgelegt. Will man ihr auch eine Spiral-Bewegung zuſchreiben, ſo kehrt ſie doch immer wieder in jene Gegend, wo ſie ſchon ein Mal durchgegangen. Auf dieſem Wege wiederholen ſich alle wahren Anſichten und alle Irrthümer.

Um ſich von der Farbenlehre zu unterrichten, mußte man die ganze Geſchichte der Naturlehre wenigſtens durchkreuzen, und die Geſchichte der Philoſophie nicht außer Acht laſſen. Eine gedrängte Darſtellung wäre zu wünſchen geweſen; aber ſie war unter den gegebenen Umſtänden nicht zu leiſten. Wir mußten uns daher entſchließen, nur Materialien zur Geſchichte der Farbenlehre zu liefern, und hier Das, was ſich bei uns aufgehäuft hatte, einigen Maßen ſichten.

Was wir unter jenem Ausdrucke verſtehen, wird nicht ſchwer zu deuten ſein. Wer Materialien zu einem Gebäude liefert, bringt immer mehr und weniger, als erforderlich iſt. Denn dem Herbeigeſchafften muß öfters ſoviel genommen werden, nur um ihm eine Form zu geben; und an Dasjenige, was eigentlich zum letzten, beſten Zierde gereicht, daran pflegt man

zu Anfang einer Bauanſtalt am Wenigſten zu denken.

Wir haben Auszüge geliefert und fanden uns hierzu durch mehrere Urſachen bewogen. Die Bücher, welche hier zu Rathe gezogen werden mußten, ſind ſelten zu haben, wo nicht in großen Städten und wohl ausgeſtatteten Bibliotheken, doch gewiß an manchen mittlern und kleinen Orten, von deren theilnehmenden Bewohnern und Lehrern wir unſere Arbeit geprüft und genutzt wünſchten. Deßhalb ſollten dieſe Bände eine Art Archiv werden, in welchem niedergelegt wäre, was die vorzüglichſten Männer, welche ſich mit der Farbenlehre befaßt, darüber ausgeſprochen.

Auch trat noch eine beſondere Betrachtung ein, welche ſowohl hier als in der Geſchichte der Wiſſenſchaften überhaupt gilt. Es iſt äuſſerſt ſchwer, fremde Meinungen zu referiren, beſonders wenn ſie ſich nachbarlich annähern, kreuzen und decken. Iſt der Referent umſtändlich, ſo erregt er Ungeduld und Langeweile; will er ſich zuſammenfaſſen, ſo kommt er in Gefahr, ſeine Anſicht für die fremde zu geben; vermeidet er zu urtheilen, ſo weiß der Leſer nicht, woran er iſt; richtet er nach gewiſſen Maximen, ſo werden ſeine Darſtellungen einſeitig und erregen Widerſpruch, und die Geſchichte macht ſelbſt wieder Geſchichten.

Ferner ſind die Geſinnungen und Meinungen eines bedeutenden Verfaſſers nicht ſo leicht auszuſprechen. Alle Lehren, denen man Originalität zuſchreiben kann, ſind nicht ſo leicht gefaßt, nicht ſo geſchwind epitomirt und ſyſtematiſirt. Der Schriftſteller neigt ſich zu dieſer oder jener Geſinnung; ſie wird aber durch ſeine Individualität, ja oft nur durch den Vortrag, durch die Eigenthümlichkeit des Idioms, in welchem er ſpricht und ſchreibt, durch die Wendung der Zeit, durch mancherlei Rückſichten modificirt. Wie wunderbar verhält ſich nicht Gaſſendi zu Epicur!

Ein Mann, der länger gelebt, iſt verſchiedene Epochen durchgegangen; er ſtimmt vielleicht nicht immer mit ſich ſelbſt überein; er trägt Manches vor, davon wir das Eine für wahr, das Andere für falſch anſprechen möchten: alles Dieſes darzuſtellen, zu ſondern, zu bejahen, zu verneinen, iſt eine unendliche Arbeit, die nur Dem gelingen kann, der ſich ihr ganz widmet und ihr ſein Leben aufopfern mag.

Durch ſolche Betrachtungen veranlaßt, durch ſolche Nöthigungen gedrängt, laſſen wir meiſtens die Verfaſſer ſelbſt ſprechen; ja wir hätten die Originale lieber als die Ueberſetzung geliefert, wenn uns nicht eine gewiſſe Gleichförmigkeit und allgemeinere Brauchbarkeit zu dem Gegentheil bewogen hätte. Der einſichtsvolle Leſer wird ſich mit Jedem beſonders unterhalten; wir haben geſucht, ihm ſein Urtheil zu erleichtern, nicht ihm vorzugreifen. Die Belege ſind bei der Hand, und ein fähiger Geiſt wird ſie leicht zuſammenſchmelzen. Die Wiederholung am Schluſſe wird hierzu behülflich ſein.

Wollte man uns hier noch eine heitere Anmerkung erlauben, ſo würden wir ſagen: daß durch dieſe Art, jeden Verfaſſer ſeinen Irrthum wie ſeine Wahrheit frei ausſprechen zu laſſen, auch für die Freunde des Unwahren und Falſchen geſorgt ſei, denen hierdurch die beſte Gelegenheit verſchafft wird, dem Seltſamſten und am Wenigſten Haltbaren ihren Beifall zuzuwenden.

Nach dieſem Erſten, welches eigentlich den Grund unſerer Bemühung ausmacht, haben wir characteriſtiſche Skizzen, einzelne biographiſche Züge, manchen bedeutenden Mann betreffend, aphoriſtiſch mitgetheilt. Sie ſind aus Notizen entſtanden, die wir zu künftigem unbeſtimmten Gebrauch, bei'm Durchleſen ihrer Schriften, bei Betrachtung ihres Lebensganges, aufgezeichnet. Sie machen keinen Anſpruch, ausführlich zu ſchildern oder entſchieden abzuurtheilen: wir geben ſie, wie wir ſie fanden; denn nicht immer waren wir in dem Falle, bei Redaction dieſer Papiere, Alles einer nochmaligen genauen Prüfung zu unterwerfen.

Mögen ſie nur daſtehen, um zu erinnern, wie höchſt bedeutend es ſei, einen Autor als Menſchen zu betrachten! Denn wenn man behauptet hat, ſchon der Styl eines Schriftſtellers ſei der ganze Mann: wie vielmehr ſollte nicht der ganze Menſch den ganzen Schriftſteller enthalten! Ja, eine Geſchichte der Wiſſenſchaften, inſofern dieſe durch Menſchen behandelt worden, zeigt ein ganz anderes und höchſt belehrendes Anſehen, als wenn bloß Entdeckungen und Meinungen aneinander gereiht werden.

Vielleicht iſt auch noch auf eine andere Weiſe nöthig, Dasjenige zu entſchuldigen, was wir zu viel gethan. Wir gaben Nachricht von Autoren, die Nichts oder wenig für die Farbenlehre geleiſtet, jedoch nur von ſolchen, die für die Naturforſchung überhaupt bedeutend waren. Denn wie ſchwierig es ſei, die Farbenlehre, die ſich überall gleichſam nur durchſchmiegt, von dem übrigen Wiſſen einiger Maßen zu iſoliren und ſie dennoch wieder zuſammenzuhalten, wird jedem Einſichtigen fühlbar ſein.

Und ſo haben wir, um eines durchgehenden Fadens nicht zu ermangeln, allgemeine Betrachtungen eingeſchaltet, den Gang der Wiſſenſchaften in verſchiedenen Epochen flüchtig bezeichnet, auch die Farbenlehre mit durchzuführen und anzuknüpfen geſucht. Daß hierbei mancher Zufall gewaltet, Manches einer augenblicklichen

Stimmung ſeinen Urſprung verdankt, kann nicht geläugnet werden. Indeſſen wird man einige Launen auch wohl einer ernſten Sammlung verzeihen, zu einer Zeit, in der ganze wetterwendiſche Bücher mit Vergnügen und Beifall aufgenommen werden.

Wie Manches nachzubringen ſei, wird erſt in der Folge recht klar werden, wenn die Aufmerkſamkeit Mehrerer auf dieſen Gegenſtand ſich richtet. Verſchiedene Bücher ſind uns ungeachtet aller Bemühungen nicht zu Handen gekommen; auch wird man finden, daß Memoiren der Academien, Journale und andere dergleichen Sammlungen nicht genugſam genutzt ſind. Möchten doch Mehrere, ſelbſt Diejenigen, die um anderer Zwecke willen alte und neue Werke durchgehen, gelegentlich notiren, was ihnen für unſer Fach bedeutend ſcheint und es gefällig mittheilen; wie wir denn ſchon bisher manchen Freunden für eine ſolche Mittheilung den beſten Dank ſchuldig geworden!

Zur Geſchichte der Urzeit.

Die Zuſtände ungebildeter Völker, ſowohl der alten als der neuern Zeit, ſind ſich meiſtens ähnlich. Stark in die Sinne fallende Phänomene werden lebhaft aufgefaßt.

In dem Kreiſe meteoriſcher Erſcheinungen mußte der ſeltnere, unter gleichen Bedingungen immer wiederkehrende Regenbogen die Aufmerkſamkeit der Naturmenſchen beſonders an ſich ziehen. Die Frage, woher irgend ein ſolches Ereigniß entſpringe, iſt dem kindlichen Geiſte wie dem ausgebildeten natürlich. Jener löſ't das Räthſel bequem durch ein phantaſtiſches, höchſtens poetiſches Symboliſiren; und ſo verwandelten die Griechen den Regenbogen in ein liebliches Mädchen, eine Tochter des Thaumas (des Erſtaunens); Beides mit Recht; denn wir werden bei dieſem Anblick das Erhabene auf eine erfreuliche Weiſe gewahr. Und ſo ward ſie dieſem Geſtalt liebenden Volke ein Individuum, Iris, ein Friedensbote, ein Götterbote überhaupt; andern weniger Form bedürfenden Nationen, ein Friedenszeichen.

Die übrigen atmoſphäriſchen Farbenerſcheinungen, allgemein, weit ausgebreitet, immer wiederkehrend, waren nicht gleich auffallend. Die Morgenröthe war noch erſchien geſtaltet.

Was wir überall und immer um uns ſehen, Das ſchauen und genießen wir wohl; aber wir beobachten es kaum, wir denken nicht darüber. Und wirklich entzog ſich die Farbe, die alles Sichtbare bekleidet, ſelbſt bei gebildetern Völkern gewiſſer Maßen der Betrachtung. Deſto mehr Gebrauch ſuchte man von den Farben zu machen, indem ſich färbende Stoffe überall vorfanden. Das Erfreuliche des Farbigen, Bun wurde gleich gefühlt; und da die Zierde Menſchen erſtes Bedürfniß zu ſein ſcheint ihm faſt über das Nothwendige geht, ſo die Anwendung der Farben auf den nak Körper und zu Gewändern bald im Gebra

Nirgends fehlte das Material zum Färb Die Fruchtſäfte, faſt jede Feuchtigkeit au dem reinen Waſſer, das Blut der Thiere, iſt gefärbt; ſo auch die Metall-Kalke, beſond des überall vorhandenen Eiſens. Mehrere faulte Pflanzen geben einen entſchiedenen ſtoff, dergeſtalt, daß der Schlick an ſeic Bächen großer Flüſſe als Farbe-Material nutzt werden konnte.

Jedes Beflecken iſt eine Art von Färben, die augenblickliche Mittheilung konnte Je bemerken, der eine rothe Beere zerdrückte. Dauer dieſer Mittheilung erfährt man gle falls bald. Auf dem Körper bewirkte man durch Tatuiren und Einreiben. Für die wänder fanden ſich bald farbige Stoffe, w auch die beizende Dauer mit ſich führen, züglich der Eiſenroſt, gewiſſe Fruchtſchalen, d welche ſich der Uebergang zu den Gallä mag gefunden haben.

Beſonders aber machte ſich der Saft Purpurſchnecke merkwürdig, indem das da Gefärbte nicht allein ſchön und dauerhaft ſondern auch zugleich mit der Dauer an Sch heit wuchs.

Bei dieſer, jedem Zufall freigegebenen färbung, bei der Bequemlichkeit, das Zufä vorſätzlich zu wiederholen und nachzuahm mußte auch die Aufforderung entſtehen, Farbe zu entfernen. Durchſichtigkeit und W haben an und für ſich ſchon etwas Edles Wünſchenswerthes. Alle erſten Gläſer w farbig; ein farbloſes Glas mit Abſicht da ſtellen, gelang erſt ſpätern Bemühungen. nig Geſpinnſte, aber was ſonſt zu Gewänd benutzt werden kann, iſt von Anfang weiß; ſo mußte man aufmerkſam werden auf die färbende Kraft des Lichtes, beſonders bei mittelung gewiſſer Feuchtigkeiten. Auch hat gewiß bald genug den günſtigen Bezug ei reinen, weißen Grundes zu der darauf zu b genden Farbe in frühern Zeiten eingeſeh

Die Färberei konnte ſich leicht und bezu vervollkommnen. Das Miſchen, Fabeln Menſchen iſt dem Menſchen angeboren; ſch kendes Taſten und Verſuchen iſt ſeine Alle Arten von Infuſionen gehen in Gähr oder in Fäulniß über; beide Eigenſchaften günſtigen die Farbe in einem entgegengeſe Sinne. Selbſt untereinander gemiſcht und bunden, heben ſie die Farbe nicht auf, ſond bedingen ſie nur. Das Saure und Alcali

Röſe.

Leb wohl. Wie oft haben wir das nicht ſchon geſagt?

Görge.

(entfernt ſich) Und wie oft werden wir es noch ſagen!

Röſe.

Und uns immer wieder ſuchen und finden.

Görge.

(Stille ſtehend:) Das iſt eine Luſt!

Röſe.

Ich komme gleich nach. Leb wohl!

Görge.

(Gehend:) Leb wohl!

Röſe.

(Unter der Thüre:) Görge!

Görge.

(Zurückkommend:) Was giebts?

in ſeinem roheſten empiriſchen Vorkommen, in ſeinen abſurdeſten Miſchungen wurde von jeher zur Färberei gebraucht, und viele Färbe-Recepte bis auf den heutigen Tag ſind lächerlich und zweckwidrig.

Doch konnte bei geringem Wachsthum der Cultur bald eine gewiſſe Abſonderung der Materialien ſowie Reinlichkeit und Conſequenz Statt finden, und die Technik gewann durch Ueberlieferung unendlich. Deßwegen finden wir die Färberei bei Völkern von ſtationären Sitten auf einem ſo hohen Grade der Vollkommenheit, bei Egyptiern, Indiern, Chineſen.

Stationäre Völker behandeln ihre Technik mit Religion. Ihre Vorarbeit und Verbreitung der Stoffe iſt höchſt reinlich und genau, die Bearbeitung ſtufenweiſe ſehr umſtändlich. Sie gehen mit einer Art von Naturlangſamkeit zu Werke; dadurch bringen ſie Fabricate hervor, welche bildungsfähigern, ſchnell vorſchreitenden Nationen unnachahmlich ſind.

Nur die techniſch höchſtgebildeten Völker, wo die Maſchinen wieder zu verſtändigen Organen werden, wo die größte Genauigkeit ſich mit der größten Schnelligkeit verbindet, ſolche reichen an jene hinan und übertreffen ſie in Vielem. Alles Mittlere iſt nur eine Art von Pfuſcherei, welche eine Concurrenz, ſobald ſie entſteht, nicht aufhalten kann.

Stationäre Völker verfertigen das Werk um ſein' ſelbſt willen, aus einem frommen Begriff, unbekümmert um den Effect; gebildete Völker aber müſſen auf ſchnelle, augenblickliche Wirkung rechnen, um Beifall und Geld zu gewinnen.

Der characteriſtiſche Eindruck der verſchiedenen Farben wurde gar bald von den Völkern bemerkt, und man kann die verſchiedene Anwendung in dieſem Sinne bei der Färberei und der damit verbundenen Weberei, wenigſtens manchmal, als abſichtlich und aus einer richtigen Empfindung entſpringend anſehen.

Und ſo iſt Alles, was wir in der frühern Zeit und bei ungebildeten Völkern bemerken können, practiſch. Das Theoretiſche begegnet uns zuerſt, indem wir nunmehr zu den gebildeten Griechen übergehen.

Erſte Abtheilung.

Griechen und Römer.

Betrachtungen über Farbenlehre und Farbenbehandlung der Alten.

Wie irgend Jemand über einen gewiſſen Fall denke, wird man nur erſt recht einſehen, wenn man weiß, wie er überhaupt geſinnt iſt. Dieſes gilt, wenn wir die Meinungen über wiſſenſchaftliche Gegenſtände, es ſei von einzelner Menſchen oder ganzer Schulen und Jahrhunderte, recht eigentlich erkennen wollen. Daher iſt die Geſchichte der Wiſſenſchaften mit der Geſchichte der Philoſophie innigſt verbunden, aber ebenſo auch mit der Geſchichte des Lebens und des Characters der Individuen ſowie der Völker.

So begreift ſich die Geſchichte der Farbenlehre auch nur in Gefolg der Geſchichte aller Naturwiſſenſchaften. Denn zur Einſicht in den geringſten Theil iſt die Ueberſicht des Ganzen nöthig. Auf eine ſolche Behandlung können wir freilich nur hindeuten; indeſſen wenn wir unter unſern Materialien Manches mit einführen, was nicht unmittelbar zum Zwecke zu gehören ſcheint: ſo iſt ihm doch eigentlich nur deßwegen der Platz gegönnt, um an allgemeine Bezüge zu erinnern, welches in der Geſchichte der Farbenlehre um ſo nothwendiger iſt, als ſie ihre eigenen Schickſale gehabt hat und auf dem Meere des Wiſſens bald nur für kurze Zeit auftaucht, bald wieder auf längere niederſinkt und verſchwindet.

Inwiefern bei der erſten Entwickelung nachſinnender Menſchen myſtiſch-arithmetiſche Vorſtellungsarten wirklich Statt gefunden, iſt ſchwer zu beurtheilen, da die Documente meiſtens verdächtig ſind. Manches Andere, was man uns von jenen Anfängen gern möchte glauben machen, iſt ebenſo unzuverläſſig, und Wenige werden uns daher verargen, wenn wir den Blick von der Wiege ſo mancher Nationen weg und dahin wenden, wo uns eine erfreuliche Jugend entgegenkommt.

Die Griechen, welche zu ihren Naturbetrachtungen aus den Regionen der Poeſie herüberkamen, erhielten ſich dabei noch dichteriſche Eigenſchaften. Sie ſchauten die Gegenſtände tüchtig und lebendig, und fühlten ſich gedrungen, die Gegenwart lebendig auszuſprechen. Suchen ſie ſich darauf von ihr durch Reflexion loszuwinden, ſo kommen ſie wie Jedermann in Verlegenheit, indem ſie die Phänomene für den Verſtand zu bearbeiten denken. Sinnliches wird aus Sinnlichem erklärt, Daſſelbe durch Daſſelbe. Sie ſtehen ſich in einer Art von Cirkel und jagen das Unerklärliche immer vor ſich her im Kreiſe herum.

Der Bezug zu dem Aehnlichen iſt das erſte Hülfsmittel, wozu ſie greifen. Es iſt bequem und nützlich, indem dadurch Symbole entſtehen, und der Beobachter einen dritten Ort außerhalb des Gegenſtandes findet; aber es iſt auch ſchädlich, indem Das, was man ergreifen will, ſogleich wieder entwicht, und Das, was man geſondert hat, wieder zuſammenfließt.

Bei ſolchen Bemühungen fand man gar bald, daß man nothwendig ausſprechen müſſe, was im Subject vorgeht, was für ein Zuſtand in dem Betrachtenden und Beobachtenden erregt wird. Hierauf entſtand der Trieb, das Aeußere mit dem Innern in der Betrachtung zu vereinen;

welches freilich mitunter auf eine Weiſe geſchah, die uns wunderlich, abſtruſ und unbegreiflich vorkommen muß. Der Billige wird jedoch deßhalb nicht übler von ihnen denken, wenn er geſtehen muß, daß es uns, ihren ſpäten Nachkommen, oft ſelbſt nicht beſſer geht.

Aus Dem, was uns von den Pythagoräern überliefert wird, iſt wenig zu lernen. Daß ſie Farbe und Oberfläche mit einem Worte bezeichnen, deutet auf ein ſinnlich gutes, aber doch nur gemeines Gewahrwerden, das uns von der tiefern Einſicht in das Penetrative der Farbe ablenkt. Wenn auch ſie das Blaue nicht nennen, ſo werden wir abermals erinnert, daß das Blaue mit dem Dunkeln und Schattigen dergeſtalt innig verwandt iſt, daß man es lange Zeit dazu zählen konnte.

Die Geſinnungen und Meinungen Democrit's beziehen ſich auf Forderungen einer erhöhten, geſchärften Sinnlichkeit und neigen ſich zum Oberflächlichen. Die Unſicherheit der Sinne wird anerkannt; man findet ſich genöthigt, nach einer Controle umherzuſchauen, die aber nicht gefunden wird. Denn anſtatt bei der Verwandtſchaft der Sinne nach einem ideellen Sinn aufzublicken, in dem ſich alle vereinigten: ſo wird das Geſehene in ein Getaſtetes verwandelt; der ſchärfſte Sinn ſoll ſich in den ſtumpfſten auflöſen, uns durch ihn begreiflicher werden. Daher entſteht Ungewißheit anſtatt einer Gewißheit. Die Farbe iſt nicht, weil ſie nicht getaſtet werden kann, oder ſie iſt nur inſofern, als ſie allenfalls taſtbar werden könnte: daher die Symbole von dem Taſten hergenommen werden. Wie ſich die Oberflächen glatt, rauh, ſcharf, eckig und ſpitz finden, ſo entſpringen auch die Farben aus dieſen verſchiedenen Zuſtänden. Auf welche Weiſe ſich aber hiermit die Behauptung vereinigen laſſe, die Farbe ſei ganz conventionell, getrauen wir uns nicht aufzulöſen. Denn ſobald eine gewiſſe Eigenſchaft der Oberfläche eine gewiſſe Farbe mit ſich führt, ſo kann es doch hier nicht ganz an einem beſtimmten Verhältniß fehlen.

Betrachten wir nun Epicur und Lucrez, ſo gedenken wir einer allgemeinen Bemerkung, daß die originellen Lehrer immer noch das Unauflösbare der Aufgabe empfinden, und ſich ihr auf eine naive, gelenke Weiſe zu nähern ſuchen. Die Nachfolger werden ſchon didactiſch, und weiterhin ſteigt das Dogmatiſche bis zum Intoleranten.

Auf dieſe Weiſe möchten ſich Democrit, Epicur und Lucrez verhalten. Bei dem Letztern finden wir die Geſinnung der Erſtern, aber ſchon als Ueberzeugungsbekenntniß erſtarrt und leidenſchaftlich parteiiſch überliefert.

Jene Ungewißheit dieſer Lehre, die wir ſchon oben bemerkt, verbunden mit ſolcher Lebhaftigkeit einer Lehrüberlieferung, läßt uns den Uebergang zur Lehre der Pyrrhonier finden. Dieſen war Alles ungewiß, wie es Jedem wird, der die zufälligen Bezüge irdiſcher Dinge gegen einander zu ſeinem Hauptaugenmerk macht; und am Wenigſten wäre ihnen zu verargen, daß ſie die ſchwankende, ſchwebende, kaum zu erhaſchende Farbe für ein unſicheres, nichtiges Meteor anſehen: allein auch in dieſem Puncte iſt Nichts von ihnen zu lernen, als was man meiden ſoll.

Dagegen nahen wir uns dem Empedocles mit Vertrauen und Zuverſicht. Er erkennt ein Aeußeres an, die Materie; ein Inneres, die Organiſation: er läßt die verſchiedenen Wirkungen der erſten, das mannigfaltig Verflochtene der andern gelten. Seine Ausflüſſe machen uns nicht irre. Freilich entſpringen ſie aus der gemein ſinnlichen Vorſtellungsart. Ein Flüſſiges ſoll ſich beſtimmt bewegen; da muß es ja wohl eingeſchloſſen ſein, und ſo iſt der Canal ſchon fertig. Und doch läßt ſich bemerken, daß dieſer Alte gedachte Vorſtellung keineswegs ſo roh und körperlich genommen habe, als manche Neuere; daß er vielmehr daran nur ein bequemes, faßliches Symbol gefunden. Denn die Art, wie das Aeußere und Innere, Eins für das Andre, da iſt, Eins mit dem Andern übereinſtimmt, zeugt ſogleich von einer höhern Anſicht, die durch jenen allgemeinen Satz: Gleiches werde nur von Gleichem erkannt, noch geiſtiger erſcheint.

Daß Zeno, der Stoiker, auch irgendwo ſichern Fuß faſſen werde, läßt ſich denken. Jener Ausdruck: die Farben ſeien die erſten Schematismen der Materie, iſt uns ſehr willkommen. Denn wenn dieſe Worte im antiken Sinne auch Das nicht enthalten, was wir hineinlegen könnten, ſo ſind ſie doch immer bedeutend genug. Die Materie tritt in die Erſcheinung; ſie bildet, ſie geſtaltet ſich. Geſtalt bezieht ſich auf ein Geſetz; und nun zeigt ſich in der Farbe, in ihrem Beſtehen und Wechſeln, ein Naturgeſetzliches für's Auge, von keinem andern Sinne leicht unterſcheidbar.

Noch willkommener tritt uns bei Plato jede vorige Denkweiſe, gereinigt und erhöht, entgegen. Er ſondert, was empfunden wird. Die Farbe iſt ſein viertes Empfindbares. Hier finden wir die Poren, das Innere, das dem Aeußern antwortet, wie bei'm Empedocles, nur geiſtiger und mächtiger; aber was vor Allem ausdrücklich zu bemerken iſt: er kennt den Hauptpunct der ganzen Farben- und Lichtſchattenlehre; denn er ſagt uns: durch das Weiße werde das Geſicht entbunden, durch das Schwarze geſammelt.

Wir mögen anſtatt der Griechiſchen Worte συσπειρειν und διαχεισθαι in andern Sprachen ſetzen, was wir wollen: Zuſammenziehen, Ausdehnen,

Sammeln, Entbinden, Feſſeln, Löſen, rétrécir und développer etc.: ſo finden wir keinen ſo geiſtig körperlichen Ausdruck für das Pulſiren, in welchem ſich Leben und Empfinden ausſpricht. Ueberdieß ſind die Griechiſchen Ausdrücke Kunſtworte, welche bei mehrern Gelegenheiten vorkommen, wodurch ſich ihre Bedeutſamkeit jedes Mal vermehrt.

So entzückt uns denn auch in dieſem Fall, wie in den übrigen, am Plato die heilige Scheu, womit er ſich der Natur nähert; die Vorſicht, womit er ſie gleichſam nur umtaſtet, und bei näherer Bekanntſchaft vor ihr ſogleich wieder zurücktritt; jenes Erſtaunen, das, wie er ſelbſt ſagt, den Philoſophen ſo gut kleidet.

Den übrigen Gehalt der Meinungen Plato's über die Farbe bringen wir in dem Folgenden nach, indem wir unter dem Namen des Ariſtoteles Alles verſammeln können, was den Alten über dieſen Gegenſtand bekannt geweſen.

Die Alten glaubten an ein ruhendes Licht im Auge; ſie fühlten ſodann als reine, kräftige Menſchen die Selbſtthätigkeit dieſes Organs und deſſen Gegenwirken gegen das Aeußere, Sichtbare; nur ſprachen ſie dieſes Gefühl ſowie des Faſſens, des Ergreifens der Gegenſtände mit dem Auge durch allzu crude Gleichniſſe aus. Die Einwirkung des Auges nicht auf's Auge allein, ſondern auch auf andere Gegenſtände erſchien ihnen ſo mächtig wunderſam, daß ſie eine Art von Bann und Zauber gewahr zu werden glaubten.

Das Sammeln und Entbinden des Auges durch Licht und Finſterniß, die Dauer des Eindrucks war ihnen bekannt. Von einem farbigen Abklingen, von einer Art Gegenſatz finden ſich Spuren. Ariſtoteles kannte den Werth und die Würde der Beachtung der Gegenſätze überhaupt. Wie aber Einheit ſich in Zweiheit ſelbſt auseinander lege, war den Alten verborgen. Sie kannten den Magnet, das Electron, dieß als Anziehen; Polarität war ihnen noch nicht deutlich geworden. Und hat man bis auf die neueſten Zeiten nicht auch nur immer der Anziehung die Aufmerkſamkeit geſchenkt, und das zugleich geforderte Abſtoßen nur als eine Nachwirkung der erſten, ſchaffenden Kraft betrachtet?

In der Farbenlehre ſtellten die Alten Licht und Finſterniß, Weiß und Schwarz, einander entgegen. Sie bemerkten wohl, daß zwiſchen dieſen die Farben entſpringen; aber die Art und Weiſe ſprachen ſie nicht zart genug aus, obgleich Ariſtoteles ganz deutlich ſagt, daß hier von keiner gemeinen Miſchung die Rede ſei.

Derſelbe legt einen ſehr großen Werth auf die Erkenntniß des Diaphanen, als des Mittels, und kennt ſo gut als Plato die Wirkung des trüben Mittels zu Hervorbringung des Blauen. Bei allen ſeinen Schritten aber wird er denn doch durch Schwarz und Weiß, das er bald materiell nimmt, bald ſymboliſch oder vielmehr rationell behandelt, wieder in die Irre geführt.

Die Alten kannten das Gelbe, entſpringend aus gemäßigtem Licht; das Blaue bei Mitwirkung der Finſterniß; das Rothe durch Verdichtung, Beſchattung, obgleich das Schwanken zwiſchen einer atomiſtiſchen und dynamiſchen Vorſtellungsart auch hier oft Undeutlichkeit und Verwirrung erregt.

Sie waren ganz nahe zu der Eintheilung gelangt, die auch wir als die günſtigſte angeſehen haben. Einige Farben ſchrieben ſie dem bloßen Lichte zu, andere dem Licht und den Mitteln, andere den Körpern als inwohnend; und bei dieſen letztern kannten ſie das Oberflächliche der Farbe ſowohl als ihr Penetratives, und hatten in die Umwandelung der chemiſchen Farben gute Einſichten. Wenigſtens wurden die verſchiedenen Fälle wohl bemerkt und die organiſche Kochung wohl beachtet.

Und ſo kann man ſagen: ſie kannten Alle die hauptſächlichſten Puncte, worauf es ankommt; aber ſie gelangten nicht dazu, ihre Erfahrungen zu reinigen und zuſammenzubringen. Und wie einem Schatzgräber, der durch die mächtigſten Formeln den mit Gold und Juwelen gefüllten, blinkenden Keſſel ſchon bis an den Rand der Grube heraufgebracht hat, aber ein Einziges an der Beſchwörung verſieht, das nah' gehoffte Glück unter Geraſſel und Gepolter und dämoniſchem Hohngelächter wieder zurückſinkt, um auf ſpäte Epochen hinaus abermals verſcharrt zu liegen: ſo iſt auch jede unvollendete Bemühung für Jahrhunderte wieder verloren; worüber wir uns jedoch tröſten müſſen, da ſogar von mancher vollendeten Bemühung kaum noch eine Spur übrig bleibt.

Werfen wir nun einen Blick auf das allgemeine Theoretiſche, wodurch ſie das Gewahrgewordene verbinden, ſo finden wir die Vorſtellung, daß die Elemente von den Farben begleitet werden. Die Eintheilung der urſprünglichen Naturkräfte in vier Elemente iſt für kindliche Sinnen faßlich und erfreulich, ob ſie gleich nur oberflächlich gelten kann; aber die unmittelbare Begleitung der Elemente durch Farben iſt ein Gedanke, den wir nicht ſchelten dürfen, da wir ebenfalls in den Farben eine elementare, über Alles ausgegoſſene Erſcheinung anerkennen.

Ueberhaupt aber entſprang die Wiſſenſchaft für die Griechen aus dem Leben. Beſchaut man das Büchelchen über die Farben genau, wie gehaltvoll findet man ſolches? Welch ein Aufmerken, welch ein Aufpaſſen auf jede Bedingung, unter welcher dieſe Erſcheinung zu beobachten

iſt! Wie rein, wie ruhig gegen ſpätere Zeiten, wo die Theorien keinen andern Zweck zu haben ſcheinen, als die Phänomene bei Seite zu bringen, die Aufmerkſamkeit von ihnen abzulenken, ja ſie, wo möglich, aus der Natur zu vertilgen!

Das, was man unter jenen Elementen verſtand, mit allen Zufälligkeiten ihres Erſcheinens, ward beobachtet: Feuer ſo gut als Rauch, Waſſer ſo gut als das daraus entſpringende Grün, Luft und ihre Trübe, Erde rein und unrein gedacht. Die apparenten Farben wechſeln hin und her; mannigfaltig verändert ſich das Organiſche; die Werkſtätten der Färber werden beſucht, und das Unendliche, Unbeſtimmbare des engen Kreiſes recht wohl eingeſehen.

Wir läugnen nicht, daß uns manchmal der Gedanke gekommen, eben gedachtes Büchlein umzuſchreiben mit ſo wenig Abänderungen als möglich, wie es ſich vielleicht bloß durch Veränderung des Ausdrucks thun ließe. Eine ſolche Arbeit wäre wohl fruchtbarer, als durch einen weitläuftigen Commentar auseinander ſetzen, worin man mit dem Verfaſſer eins oder uneins wäre. Jedes gute Buch, und beſonders die der Alten, verſteht und genießt Niemand, als wer ſie ſuppliren kann. Wer Etwas weiß, findet unendlich mehr in ihnen, als Derjenige, der erſt lernen will.

Sehen wir uns aber nach den eigentlichen Urſachen um, wodurch die Alten in ihren Vorſchritten gehindert worden, ſo finden wir ſie darin, daß ihnen die Kunſt fehlt, Verſuche anzuſtellen, ja ſogar der Sinn dazu. Die Verſuche ſind Vermittler zwiſchen Natur und Begriff, zwiſchen Natur und Idee, zwiſchen Begriff und Idee. Die zerſtreute Erfahrung zieht uns allzu ſehr nieder und iſt ſogar hinderlich, auch nur zum Begriff zu gelangen. Jeder Verſuch aber iſt ſchon theoretiſirend; er entſpringt aus einem Begriff oder ſtellt ihn ſogleich auf. Viele einzelne Fälle werden unter ein einzig Phänomen ſubſummirt; die Erfahrung kommt in's Enge; man iſt im Stande, weiter vorwärts zu gehen.

Die Schwierigkeit, den Ariſtoteles zu verſtehen, entſpringt aus der antiken Behandlungsart, die uns fremd iſt. Zerſtreute Fälle ſind aus der gemeinen Empirie aufgegriffen, mit gehörigem und geiſtreichem Raiſonnement begleitet, auch wohl ſchicklich genug zuſammengeſtellt; aber nun tritt der Begriff ohne Vermittelung hinzu; das Raiſonnement geht in's Subtile und Spitzfindige; das Begriffene wird wieder durch Begriffe bearbeitet, anſtatt daß man es nun deutlich auf ſich beruhen ließe, einzeln vermehrte, maſſenweiſe zuſammenſtellte, und erwartete, ob eine Idee daraus entſpringen wolle, wenn ſie ſich nicht gleich von Anfang an dazu geſellte.

Hatten wir nun bei der wiſſenſchaftlichen Behandlung, wie ſie von den Griechen unternommen worden, wie ſie ihnen geglückt, Manches zu erinnern: ſo treffen wir nunmehr, wenn wir ihre Kunſt betrachten, auf einen vollendeten Kreis, der, indem er ſich in ſich ſelbſt abſchließt, doch auch zugleich als Glied in jene Bemühungen eingreift und, wo das Wiſſen nicht Genüge leiſtete, uns durch die That befriedigt.

Die Menſchen ſind überhaupt der Kunſt mehr gewachſen als der Wiſſenſchaft. Jene gehört zur großen Hälfte ihnen ſelbſt, Dieſe zur großen Hälfte der Welt an. Bei Jener läßt ſich eine Entwickelung in reiner Folge, Dieſe kaum ohne ein unendliches Zuſammenhäufen denken. Was aber den Unterſchied vorzüglich beſtimmt: die Kunſt ſchließt ſich in ihren einzelnen Werken ab; die Wiſſenſchaft erſcheint uns grenzenlos.

Das Glück der Griechiſchen Ausbildung iſt ſchon oft und trefflich dargeſtellt worden. Gedenken wir nur ihrer bildenden Kunſt und des damit ſo nahe verwandten Theaters. An den Vorzügen ihrer Plaſtik zweifelt Niemand. Daß ihre Malerei, ihr Helldunkel, ihr Colorit ebenſo hoch geſtanden, können wir in vollkommenen Beiſpielen nicht vor Augen ſtellen; wir müſſen das wenige Uebriggebliebene, die hiſtoriſchen Nachrichten, die Analogie, den Naturſchritt, das Mögliche zu Hülfe nehmen, und es wird uns kein Zweifel übrig bleiben, daß ſie auch in dieſem Puncte alle ihre Nachfahren übertreffen.

Zu dem geprieſenen Glück der Griechen muß vorzüglich gerechnet werden, daß ſie durch keine äußere Einwirkung irre gemacht worden; ein günſtiges Geſchick, das in der neuern Zeit den Individuen ſelten, den Nationen nie zu Theil wird! Denn ſelbſt vollkommene Vorbilder machen irre, indem ſie uns veranlaſſen, nothwendige Bildungsſtufen zu überſpringen, wodurch wir denn meiſtens am Ziel vorbei in einen grenzenloſen Irrthum geführt werden.

Kehren wir nun zur Vergleichung der Kunſt und Wiſſenſchaft zurück, ſo begegnen wir folgender Betrachtung: da im Wiſſen ſowohl als in der Reflexion kein Ganzes zuſammengebracht werden kann, weil Jenem das Innere, Dieſer das Aeußere fehlt, ſo müſſen wir uns die Wiſſenſchaft nothwendig als Kunſt denken, wenn wir von ihr irgend eine Art von Ganzheit erwarten. Und zwar haben wir dieſe nicht im Allgemeinen, im Ueberſchwenglichen zu ſuchen; ſondern wie die Kunſt ſich immer ganz in jedem einzelnen Kunſtwerk darſtellt, ſo ſollte die Wiſſenſchaft ſich auch jedes Mal ganz in jedem einzelnen Behandelten erweiſen.

Um aber einer ſolchen Forderung ſich zu nähern, ſo müßte man keine der menſchlichen Kräfte bei wiſſenſchaftlicher Thätigkeit aus-

ſchließen. Die Abgründe der Ahnung, ein ſicheres Anſchauen der Gegenwart, mathematiſche Tiefe, phyſiſche Genauigkeit, Höhe der Vernunft, Schärfe des Verſtandes, bewegliche ſehnſuchtsvolle Phantaſie, liebevolle Freude am Sinnlichen: Nichts kann entbehrt werden zum lebhaften, fruchtbaren Ergreifen des Augenblicks, wodurch ganz allein ein Kunſtwerk, von welchem Gehalt es auch ſei, entſtehen kann.

Wenn dieſe geforderten Elemente, wo nicht widerſprechend, doch ſich dergeſtalt gegenüberſtehend erſcheinen möchten, daß auch die vorzüglichſten Geiſter nicht hoffen dürften, ſie zu vereinigen: ſo liegen ſie doch in der geſammten Menſchheit offenbar da und können jeden Augenblick hervortreten, wenn ſie nicht durch Vorurtheile, durch Eigenſinn einzelner Beſitzenden, und wie ſonſt alle die verkennenden, zurückſchreckenden und tödtenden Verneinungen heißen mögen, in dem Augenblick, wo ſie allein wirkſam ſein können, zurückgedrängt werden und die Erſcheinung im Entſtehen vernichtet wird.

Vielleicht iſt es kühn, aber wenigſtens in dieſer Zeit nöthig, zu ſagen: daß die Geſammtheit jener Elemente vielleicht vor keiner Nation ſo bereit liegt als vor der Deutſchen. Denn ob wir gleich, was Wiſſenſchaft und Kunſt betrifft, in der ſeltſamſten Anarchie leben, die uns von jedem erwünſchten Zweck immer mehr zu entfernen ſcheint: ſo iſt es doch eben dieſe Anarchie, die uns nach und nach aus der Weite in's Enge, aus der Zerſtreuung zur Vereinigung drängen muß.

Niemals haben ſich die Individuen vielleicht mehr vereinzelt und von einander abgeſondert als gegenwärtig. Jeder möchte das Univerſum vorſtellen und aus ſich darſtellen; aber indem er mit Leidenſchaft die Natur in ſich aufnimmt, ſo iſt er auch das Ueberlieferte, Das, was Andere geleiſtet, in ſich aufzunehmen genöthigt. Thut er es nicht mit Bewußtſein, ſo wird es ihm unbewußt begegnen; empfängt er es nicht offenbar und gewiſſenhaft, ſo mag er es heimlich und gewiſſenlos ergreifen; mag er es nicht dankbar anerkennen, ſo werden ihm Andere nachſpüren; genug, wenn er nur Eigenes und Fremdes, unmittelbar und mittelbar aus den Händen der Natur oder von Vorgängern Empfangenes tüchtig zu bearbeiten und einer bedeutenden Individualität anzueignen weiß: ſo wird jederzeit für Alle ein großer Vortheil daraus entſtehen. Und wie Dieß nun gleichzeitig ſchnell und heftig geſchieht, ſo muß eine Uebereinſtimmung daraus entſpringen, Das, was man in der Kunſt Styl zu nennen pflegt, wodurch die Individualitäten im Rechten und Guten immer näher an einander gerückt und eben dadurch mehr herausgehoben, mehr begünſtigt werden, als wenn ſie ſich durch ſeltſame Eigenthümlichkeiten caricaturmäßig von einander zu entfernen ſtreben.

Wem die Bemühungen der Deutſchen in dieſem Sinne ſeit mehreren Jahren vor Augen ſind, wird ſich Beiſpiele genug zu Dem, was wir im Allgemeinen ausſprechen, vergegenwärtigen können, und wir ſagen getroſt in Gefolg unſerer Ueberzeugung: an Tiefe ſowie an Fleiß hat es dem Deutſchen nie gefehlt. Nähert er ſich andern Nationen an Bequemlichkeit der Behandlung und übertrifft ſie an Aufrichtigkeit und Gerechtigkeit, ſo wird man ihm früher oder ſpäter die erſte Stelle in Wiſſenſchaft und Kunſt nicht ſtreitig machen.

Theophraſt oder Ariſtoteles von den Farben.

I. Von den einfachen Farben, Weiß, Gelb und Schwarz.

1. Einfache Farben ſind diejenigen, welche die Elemente begleiten, das Feuer, die Luft, das Waſſer und die Erde. Die Luft und das Waſſer ſind ihrer Natur nach weiß, das Feuer und die Sonne aber gelb. Die Erde iſt urſprünglich gleichfalls weiß, aber wegen der Tingirung erſcheint ſie vielfarbig. Dieſes wird offenbar an der Aſche; denn ſobald nur die Feuchtigkeit ausgebrannt iſt, welche die Tinctur verurſachte, ſo wird der Ueberreſt weiß, nicht aber völlig; denn Etwas wird wieder von dem Rauch gefärbt, welcher ſchwarz iſt. Deßwegen wird auch die Lauge gelb, weil etwas Flammenartiges und Schwarzes das Waſſer färbt.

2. Die ſchwarze Farbe begleitet die Elemente, wenn ſie in einander übergehen.

3. Die übrigen Farben aber entſtehen, wenn ſich jene einfachen vermiſchen und wechſelſeitig temperiren.

4. Die Finſterniß entſteht, wenn das Licht mangelt.

5. Schwarz erſcheint uns auf dreierlei Weiſe: denn, erſtens, was durchaus nicht geſehen wird, wenn man den umgebenden Raum ſieht, erſcheint uns als ſchwarz; ſo auch, zweitens, Dasjenige, wovon gar kein Licht in das Auge kommt; drittens nennen wir aber auch ſolche Körper ſchwarz, von denen ein ſchwaches und geringes Licht zurückgeworfen wird.

6. Deßwegen halten wir auch die Schatten für ſchwarz.

7. Ingleichen das Waſſer, wenn es rauh wird, wie das Meer im Sturm. Denn da von der rauhen Oberfläche wenig Lichtſtrahlen zurückgeworfen werden, vielmehr das Licht ſich zerſtreut, ſo erſcheint das Schattige ſchwarz.

8. Durchſichtige Körper, wenn ſie ſehr dick ſind, z. B. die Wolken, laſſen kein Licht durch

und erſcheinen ſchwarz. Auch ſtrahlt, wenn ſie eine große Tiefe haben, aus Waſſer und Luft kein Licht zurück, daher die mittlern Räume ſchwarz und finſter erſcheinen.

9. Daß aber die Finſterniß keine Farbe ſei, ſondern eine Beraubung des Lichts, Dieſes iſt nicht ſchwer aus verſchiedenen Umſtänden einzuſehen; am Meiſten aber daher, daß ſich nicht empfinden läßt, wie groß und von welcher Art das Gebilde derſelben ſei, wie es ſich doch bei andern ſichtbaren Dingen verhält.

10. Daß aber das Licht zugleich die Farbe des Feuers ſei, iſt daraus deutlich, weil man an dieſem keine andere Farbe findet und weil es durch ſich allein ſichtbar iſt, ſowie es alles Uebrige ſichtbar macht.

11. Das Gleiche gilt von Einigem, was weder Feuer, noch feuerartig iſt, und doch Licht von ſich zu geben ſcheint.

12. Die ſchwarze Farbe aber entſteht, wenn Luft und Waſſer vom Feuer verbrannt werden, deßwegen alles Angebrannte ſchwarz wird, wie z. B. Holz und Kohlen, nach ausgelöſchtem Feuer. Ja ſogar der Rauch, der aus dem Ziegel aufſteigt, iſt ſchwarz, indem die Feuchtigkeit, welche im Ziegel war, ſich abſondert und verbrennt.

13. Deßwegen auch der Rauch am Schwärzeſten iſt, der von Fett und harzigen Dingen aufſteigt, als von Oel, Pech und Kien; weil dieſe am Heftigſten brennen und von gedrängter Natur ſind.

14. Woran aber Waſſer herfließt, auch Dieſes wird ſchwarz; denn hierdurch entſteht etwas Moosartiges, deſſen Feuchtigkeit ſodann austrocknet und einen ſchwärzlichen Ueberzug zurücklißt, wie man am Bewurf der Wände, nicht weniger an Steinen, welche im Bache liegen, ſehen kann.

Und ſoviel war von den einfachen Farben zu ſagen.

II. Von den mittlern oder gemiſchten Farben.

15. Diejenigen Farben, welche aus der Miſchung (κρᾶσις) der vorhergehenden, oder durch das Mehr und Weniger entſtehen, ſind viel und mannigfaltig. Durch's Mehr und Weniger erzeugen ſich die Stufen zwiſchen dem Scharlach und Purpur; durch die Miſchung aber, z. B. des Schwarzen und Weißen, entſteht das Grau.

16. Auch wenn wir das Schwarze und Schattige mit dem Licht, welches von der Sonne oder dem Feuer her ſcheint, vermiſchen, ſo entſteht ein Gelbroth; ingleichen wird das Schwarze, das ſich entzündet, roth, z. B. rauchende Flamme und glühende Kohlen.

17. Eine lebhafte und glänzende Purpurfarbe aber erſcheint, wenn, mit mäßigem und ſchattigem Weiß, ſchwache Sonnenſtrahlen temperirt werden.

18. Deßwegen auch, um die Gegend des Aufgangs und Untergangs, wenn die Sonne dahin tritt, die Luft purpurfarb ausſieht; denn die ſchwachen Strahlen fallen alsdann meiſtentheils in die ſchattige Atmoſphäre.

19. Auch das Meer erſcheint purpurähnlich, wenn die erregten Wellen bei'm Niederbeugen beſchattet werden, indem die Sonnenſtrahlen nur ſchwach in die Biegung einfallen können.

20. Ein Gleiches erblicken wir auch auf den Federn: denn wenn ſie in einem gewiſſen Sinne gegen das Licht ausgebreitet werden, ſo haben ſie eine Purpur-Farbe, wenn aber weniger Licht einfällt, eine dunkle, die man ὀρφνινος nennt.

21. Wird aber das Licht durch ein häufiges und reines Schwarz gemäßigt, ſo erſcheint ein Gelbroth, das, ſowie es lebhaft wird und leuchtet, in Flammenfarbe übergeht.

22. Dieſe Erſcheinungen können wir daher als die wechſelſeitigen Wirkungen des gewiſſer Maßen verkörperten Schwarzen und Weißen von der einen, und des Lichts von der andern Seite, recht wohl annehmen, ohne zu behaupten, daß gedachte Farben immer auf dieſelbe Weiſe entſtehen müſſen.

23. Denn es iſt bei den Farben nicht allein das einfache Verhältniß zu betrachten, ſondern es gibt auch zuſammengeſetzte, die ſich verhalten wie die einfachen; jedoch, da ihre Miſchungen einigen Spielraum haben, nicht eben eine entſchiedene, vorauszuſagende Wirkung hervorbringen.

24. Wenn wir z. B. von der Entſtehung der blau- oder gelbrothen Farbe ſprechen, ſo müſſen wir auch die Erzeugung ſolcher Farben angeben, die aus dieſen gemiſcht werden und eine ganz verſchiedene Erſcheinung verurſachen, und zwar ſollen wir immer aus den angezeigten Grundſätzen folgern. So erzeugt ſich die Weinfarbe, wenn mit reinem und leuchtendem Schwarz ſich lichte Strahlen verbinden. Dieß geſchieht auch körperlich an den Weinbeeren; denn indem ſie reifen, ſind ſie von weinhafter Farbe; wenn ſie ſich aber ſchwärzen, ſo geht das Gelbrothe in's blaurothe hinüber.

25. Nun muß man aber auf die angezeigte Weiſe alle Verſchiedenheit der Farben betrachten, welche bei mannigfaltiger Bewegung ſich doch ſelber ähnlich bleiben, je nachdem ihre Miſchung beſchaffen iſt; und ſo werden wir uns von den Urſachen der Erſcheinung, welche ſie ſowohl bei'm Entſtehen, als bei'm wechſelſeitigen Wirken hervorbringen, völlig überzeugen. Allein man muß die Betrachtung hierüber nicht anſtellen, indem man die Farben vermiſcht,

wie der Maler, ſondern, indem man, wie vorgeſagt, die zurückgeworfenen Strahlen aufeinander wirken läßt; denn auf dieſe Weiſe kann man am Beſten die Verſchiedenheiten der Farben betrachten. Als Beweiſe aber muß man die einfachern Fälle aufzuſuchen verſtehen, in welchen man den Urſprung der Farben deutlich erkennt; deßhalb muß man beſonders das Licht der Sonne, Feuer, Luft und Waſſer vor Augen haben; denn indem dieſe mehr oder weniger aufeinander wirken, vollenden ſie, kann man ſagen, alle Farben. Ferner muß man nach der Aehnlichkeit anderer, mehr körperlichen, Farben ſehen, welche ſich mit leuchtenden Strahlen vermiſchen, ſo bringen z. B. Kohlen, Rauch, Roſt, Schwefel, Federn, indem ſie theils von den Sonnenſtrahlen, theils von dem Glanze des Feuers temperirt werden, viele und mannigfaltige Farbenveränderungen hervor.

26. Auch iſt zu betrachten, was durch (organiſche) Kochung in Pflanzen, Früchten, Haaren, Federn und Dergleichen bewirkt wird.

III. Von der Unbeſtimmbarkeit der Farben.

27. Es darf uns aber nicht verborgen bleiben, woher das Vielfältige und Unbeſtimmbare der Farben entſtehe, indem wir finden, daß die Verbindung des Lichts und des Schattens ſich ungleich und unregelmäßig ereigne. Beide ſind, durch das Mehr oder Weniger, gar ſehr von einander unterſchieden, daher ſie, ſowohl unter ſich, als wenn ſie mit den Farben vermiſcht werden, viele Farbenveränderungen hervorbringen; theils weil Das, was nun zuſammen wirkt, an Menge und an Kräften ſich nicht gleich iſt; theils weil ſie gegen einander nicht dieſelben Beziehungen haben. Und ſo haben denn auch die Farben in ſich viel Verſchiedenheiten, das Blaurothe, ſowie das Gelbrothe, ingleichen das Weiße und ſo auch die übrigen, ſowohl wegen des Mehr oder Weniger als wegen wechſelſeitiger Miſchung oder Reinheit.

28. Denn es macht einen Unterſchied, ob Dasjenige, was zugemiſcht wird, leuchtend und glänzend ſei, oder im Gegentheil ſchmutzig und glanzlos. Das Glänzende aber iſt nichts Anderes als die Gedrängtheit und Dichtheit des Lichtes. So entſteht die Goldfarbe, wenn das Gelbe und Sonnenhafte, verdichtet, ſtark leuchtet, deßwegen auch die Hälſe der Tauben und die Waſſertropfen golden erſcheinen, wenn das Licht zurückgeworfen wird.

29. Es gibt auch Körper, welche, indem ſie durch Reiben oder ſonſt eine Gewalt glatt werden, eine Veränderung verſchiedener Farben zeigen, wie abgeriebenes Silber, Gold, Erz und Eiſen.

30. Auch bringen gewiſſe Steinarten mehrerlei Farben hervor, z. B. der Schiefer, der, indem er ſchwarz iſt, weiße Linien zieht. Bei ſolchen Körpern ſind die Urtheile klein, dicht und ſchwarz, das Gewebe des Steins aber ward, bei ſeiner Entſtehung, mit allen ſeinen Gängen, beſonders gefärbt, daher man auch äußerlich entweder dieſe oder jene Farbe ſieht. Das vom Körper Abgeriebene aber erſcheint nicht mehr gold- oder kupferfarbig, noch auf irgend eine Weiſe gefärbt, ſondern ganz ſchwarz, weil das anders gefärbte Gewebe zerriſſen iſt und nun die urſprüngliche Natur der kleinſten Theile geſehen wird.

Streicht man aber einen ſolchen Körper an etwas Gleiches und Glattes, wie z. B. an einen Probirſtein, ſo kommt ſeine Urfarbe, die ſchwarze nämlich, nicht zum Vorſchein, ſondern er zeigt die Farbe, womit ſein Gewebe bei deſſen erſter Schichtung und Verbindung tingirt ward.

31. Unter den brennenden, im Feuer ſich auflöſenden und ſchmelzenden Körpern zeigen ſolche, deren Rauch dünn und luftartig iſt, die verſchiedenſten Farben, wie der Schwefel und die roſtenden Kupfergefäße; auch Körper, welche dicht und glatt ſind, wie das Silber.

32. Auch andere Körper, welche ſchattige Farben zeigen, ſind gleichfalls glatt, wie z. B. das Waſſer und die Wolken und die Federn der Vögel; denn weil hier die Strahlen auf die Glätte fallen, und bald ſo oder ſo temperirt werden, entſtehen verſchiedene Farben, wie auch durch die Finſterniß geſchieht.

33. Keine Farbe ſehen wir aber rein, wie ſie iſt, ſondern entweder durch den Einfluß fremder Farben, oder durch Licht und Schatten verändert, wir mögen daher einen Körper in den Sonnenſtrahlen oder im Schatten ſehen, bei ſtarker oder ſchwacher Beleuchtung, bei der oder jener Neigung der Flächen: immer wird die Farbe anders erſcheinen.

34. Ebenſo geſchieht es bei Feuer-, Mond- oder Lampenlicht; denn ein jedes von dieſen hat eine eigene Farbe. Wenn ſie nun mit der Farbe des Körpers durcheinander ſpielt, ſo entſteht die gemiſchte Farbe, die wir ſehen.

35. Wenn das Licht auf irgend einen Körper fällt und dadurch z. B. einen purpurnen oder grünen Schein annimmt, von da aber auf einen andern Körper geworfen wird und von der Farbe deſſelben abermals eine Veränderung erleidet: ſo geſchieht dieß zwar in der That, doch nicht für die Empfindung; denn das Licht kommt zum Auge von vielerlei Farben getränkt, aber nur diejenige, welche vorzüglich wirkt, wird empfunden. So erſcheint im Waſſer Alles waſſerhaft, im Spiegel nach

der Farbe des Spiegels, und wir können vermuthen, daß es in der Luft auch alſo geſchehe.

36. Wir finden alſo, daß alle gemiſchten Farben aus drei Urſprüngen erzeugt werden, aus dem Licht, durch das Mittel, wodurch das Licht erſcheint, als Waſſer oder Luft, und ſodann von den untergelegten Farben, von denen das Licht zurückgeworfen wird.

37. Das Weiße und Durchſcheinende, wenn es ſehr dünn iſt, erſcheint luftfärbig; an allem Dichten aber erſcheint eine gewiſſe Trübe, z. B. am Waſſer, am Glas, an dunſtiger Luft; denn wegen der Dichte nehmen die Strahlen überall ab, und wir können Das, was in dieſen Mitteln iſt, nicht deutlich erkennen. Die Luft, wenn wir ſie nahe ſehen, ſcheint keine Farbe zu haben; denn ſie wird, weil ſie dünn iſt, von den Strahlen überwunden und getheilt, indem dieſe mächtiger ſind und durch ſie hindurchſcheinen. Wenn man aber die Luft in einiger Tiefe ſieht, ſo erſcheint ſie, wenn ſie noch dünn genug iſt, blau; denn wo das Licht abnimmt, wird die Luft von der Finſterniß aufgefaßt und erſcheint blau; verdichtet aber iſt ſie, wie das Waſſer, ganz weiß.

IV. Von künſtlichen Farben.

38. Uebrigens, was gefärbt wird (vorausgeſetzt, daß es ganz weiß ſei), empfängt ſeine Farbe von dem Färbenden. So wird Vieles durch Blumen, Wurzeln, Rinden, Hölzer, Blätter und Früchte gefärbt, ſodann Vieles mit Erde, Schaum und metalliſchen Tinten, auch mit thieriſchen Säften, wie das Blaurothe durch die Purpur-Schnecke. Einiges wird mit Wein, einiges mit Rauch, mit Lauge, ja ſogar durch das Meer gefärbt, wie die Haare der Seeleute, denn dieſe werden roth, und überhaupt mit allen Körpern, welche eigene Farben enthalten.

Denn verbunden mit dem Feuchten und Warmen, dringen ſolche Farben in die Gänge der Körper ein, und wenn dieſe trocken ſind, ſo haben ſie die Farben ſich zugeeignet; ja man kann öfters die Farbe auswaſchen, indem ſie aus den Poren wieder ausfließt.

Auch macht der Gebrauch zuſammenziehender Ingredienzien bei'm Färben großen Unterſchied, ſowohl der Miſchung, als auch überhaupt Deſſen, was die Körper dabei erleiden.

Man färbt auch ſchwarze Felle; an dieſen wird aber die Farbe nicht ſonderlich ſcheinbar, indem ſich zwar ſowohl die Farbe als die innern Gänge der Wolle einander wechſelsweiſe aufnehmen, aber das Gewebe der Haare ſelbſt die Farbe nicht annimmt.

Das Weiße hat zu den Farben ein reines Verhältniß und bewirkt eine glänzendere Erſcheinung der Blüthe; das Schwarze hingegen macht ſich dunkel, obgleich die Farbe, welche ſie Orphnina nennen, ſich dichender auf Schwarz als auf Weiß ausnimmt, weil ihre Blüthe durch die Strahlen des Schwarzen gehoben wird.

Die Zwiſchenräume der Gänge ſieht man aber an ſich ſelbſt nicht, wegen ihrer Kleinheit, ſowie man die Theile des Zinnes und des Kupfers nicht unterſcheiden kann, wenn beide Metalle gemiſcht ſind.

Und ſo werden aus vorgemeldeten Urſachen die Farben der gefärbten Dinge verändert.

V. Von Veränderung der Farben, an den Pflanzen, durch organiſche Kochung.

39. Die Haare aber, die Federn, Blumen, Früchte und alle Pflanzen nehmen durch Kochung alle Veränderung der Farben an, wie Solches aus vielerlei Fällen deutlich iſt. Was aber die einzelnen Dinge, die aus der Erde wachſen, für Anfänge der Farben haben, was für Veränderungen mit ihnen vorgehen und warum ſie Solches leiden, darüber kann man, wenn auch einige Zweifel dieſe Betrachtungen begleiten ſollten, folgender Maßen denken:

40. In allen Pflanzen iſt der Anfang der Farbe grün, und die Knospen, die Blätter und die Früchte ſind im Anfange von dieſer Farbe.

41. Man kann auch Ebendaſſelbe am Regenwaſſer ſehen; denn wenn es eine Weile geſtanden hat und ſodann vertrocknet, ſo erhält es eine grüne Farbe.

42. Auf dieſe Weiſe geſchieht es, daß allem Demjenigen, was aus der Erde wächſt, die grüne Farbe zuerſt angehört; denn altes Waſſer, worauf die Sonnenſtrahlen gewirkt haben, hat anfänglich dieſe Farbe; hernach wird ſie allmälig ſchwarz; vermiſcht man ſie aber auf's Neue mit dem Gelben, ſo erſcheint ſie wieder grün. Denn das Feuchte, wie ſchon geſagt iſt, das in ſich ſelbſt veraltet und austrocknet, wird ſchwarz, wie der Bewurf von den Waſſerbehältern, ſo wie Alles, was ſich immer unter dem Waſſer befindet; weil die der Luft ausgeſetzte Feuchtigkeit austrocknet. Schöpft man es aber und bringt es an die Sonne, ſo wird es grün, weil ſich das Gelbe mit dem Schwarzen verbindet; wenn aber die Feuchtigkeit mehr in's Schwarze fällt, ſo gibt es ein ſehr geſättigtes, lauchfarbes Grün.

43. Deßwegen auch alle ältern Knospen ſchwärzer ſind als die neuen; dieſe aber gelblicher, weil die Feuchtigkeit in ihnen ſich noch nicht völlig geſchwärzt hat. Wenn nun aber, bei langſamerm Wachsthum, die Feuchtigkeit lange in ihnen verweilt, ſo wird das der Luft ausgeſetzte Feuchte nach und nach ſchwarz und die Farbe

lauchartig, indem ſie durch ein ganz reines Schwarz temperiert iſt.

44. Diejenigen Theile der Pflanzen aber, in denen das Feuchte nicht mit den Sonnenſtrahlen gemiſcht wird, bleiben weiß, wenn ſie nicht etwa ſchon veraltet und ausgetrocknet und daher ſchwarz geworden ſind.

45. Deßwegen auch an den Pflanzen Alles, was über der Erde ſteht, zuerſt grün iſt, unter der Erde aber Stengel, Wurzeln und Keime die weiße Farbe haben. Sowie man ſie aber von der Erde entblößt, wird, wie geſagt iſt, Alles grün, weil die Feuchtigkeit, welche durch die Keime zu den übrigen Theilen durchſeiht, die Natur dieſer Farbe hat und zu dem Wachsthum der Früchte ſogleich verbraucht wird.

46. Wenn die Früchte aber nicht mehr zunehmen, weil die Wärme die zufließende Nahrung nicht mehr beherrſchen kann, ſondern die Feuchtigkeit nur von der Wärme aufgelöſ't erhalten wird: ſo reifen alle Früchte, und indem, theils von der Sonnenwärme, theils von der Wärme der Luft, die Feuchtigkeit, die ſich in den Früchten befindet, gar gekocht worden, nehmen ſie nun andere Farben an, welche den Pflanzen eigen ſind, wie wir ein Aehnliches bei'm Färben (38) geſehen haben; und ſo färben ſie ſich langſam; ſtark aber färben ſich die Theile, welche gegen die Sonne und die Wärme ſtehen.

47. Deßwegen verwandeln die Früchte ihre Farben mit den Jahreszeiten.

48. Wie bekannt iſt. Denn was vorher grün war, nimmt, wenn es reift, die Farbe an, die ſeiner Natur gemäß iſt.

49. Denn ſie können weiß, ſchwarz, braun, gelb, ſchwärzlich, ſchattenfärbig, gelbroth, wein- und ſafranfarbig werden und beinahe alle Farbenunterſchiede annehmen.

50. Wenn nun aber überhaupt die Mannigfaltigkeit der Farben daher entſteht, daß mehrere wechſelsweiſe Einfluß auf einander haben, ſo folgt auch, daß bei den Farben der Pflanzen derſelbe Fall ſei.

Die Feuchtigkeit, indem ſie die Pflanzengefäße durchſeihet und durchſpület, nimmt alle Farbenkräfte in ſich, und wenn ſie nun bei'm Reifen der Früchte, durch Sonnen- und Luftwärme durchgekocht wird, treten die einzelnen Farben in ſich zuſammen und erſcheinen abgeſondert, einige ſchneller, andere langſamer.

Etwas Aehnliches begegnet bei'm Purpurfärben. Denn wenn man die Schnecke zerſtößt, ihre Feuchtigkeit auspreßt und im Keſſel kocht: ſo iſt in der Küpe zuerſt keine beſtimmte Farbe zu ſehen; nach und nach aber trennen ſich die eingebornen Farben und miſchen ſich wieder, wodurch denn die Mannigfaltigkeit entſteht, als Schwarz, Weiß, Schatten- und Luftfarbe. Zuletzt wird Alles purpurfarbig, wenn die Farben gehörig zuſammengekocht ſind, ſo daß wegen ihrer Miſchung und Uebergang aus einer in die andere keine der einzelnen Farben an ſich mehr zu ſehen iſt.

51. Dieſes begegnet auch an Früchten. Denn bei vielen werden nicht alle Farben auf ein Mal gekocht, ſondern einige zeigen ſich früher, andere ſpäter, und eine wird in die andere verändert, wie man an den Trauben und Datteln ſieht. Denn dieſe Letzten werden zuerſt roth; wenn aber das Schwarze in ihnen in ſich zuſammentritt, gehen ſie in die Weinfarbe über. Zuletzt werden ſie blau, wenn das Rothe mit vielem und reinem Schwarz gemiſcht iſt.

52. Denn die Farben, welche ſpäter entſtehen, verändern, wenn ſie vorwalten, die erſten Farben, welches beſonders bei ſchwarzen Früchten deutlich iſt. Denn die meiſten, welche zuerſt grün ausſehen, neigen ſich ein wenig in's Rothe und werden dann feuerfarb; aber bald verändern ſie auch dieſe Farbe wieder, weil ein reines Schwarz ſich urſprünglich in ihnen befindet.

53. Es iſt offenbar, daß auch die Reiſer, die Härchen und die Blätter dieſer Pflanzen einige Schwärze zeigen, weil ſich eine ſolche Farbe häufig in ihnen befindet; daß aber die ſchwarzen Früchte beide Farben in ſich haben, zeigt der Saft, welcher weinhaft ausſieht.

54. Bei der Entſtehung aber iſt die rothe Farbe ſpäter als die ſchwarze, wie man an dem Pflaſter unter den Dachtraufen ſieht und überall, wo an ſchattigen Orten mäßiges Waſſer fließt; Alles verwandelt ſich da aus der grünen in die rothe Farbe und das Pflaſter wird, als wenn bei'm Schlachten friſches Blut ausgegoſſen worden wäre. Denn die grüne Farbe iſt hier weiter durchgekocht worden, zuletzt aber wird's auch hier ſehr ſchwarz und blau, wie es an den Früchten geſchieht.

55. Davon aber, daß die Farbe der Früchte ſich verwandelt, wenn die erſten Farben durch die folgenden überwältigt werden, laſſen ſich Beiſpiele an der Frucht des Granat-Baums und an den Roſenblättern zeigen; denn beide ſind anfänglich weiß, zuletzt aber, wenn die Säfte älter und durch Kochung gefärbt werden, ſo verwandeln ſie ſich in Purpur und hochrothe Farbe.

56. Manche Körper haben mehrere Farben in ſich, wie der Saft des Mohns und die Neige des ausgepreßten Oliven-Oels; auch dieſe ſind Anfangs weiß, wie der Granat-Apfel, ſodann gehen ſie in's Hochrothe über, zuletzt aber, wenn viel Schwarzes dazu kommt, wird die Farbe blau, deßwegen auch die Blätter des Mohns oberhalb roth ſind, weil die Kochung

in ihnen sehr schnell vorgeht, gegen den Ansatz aber schwarz, da bereits diese Farbe in ihnen die Oberhand hat, wie auch bei der Frucht, die zuletzt schwarz wird.

57. Bei solchen Pflanzen aber, in welchen nur eine Farbe herrscht, etwa die weiße, schwarze, hochrothe oder violette, behalten auch die Früchte diejenige Farbe, in welche sie sich einmal aus dem Grünen verändert haben.

58. Auch findet man bei Einigen, daß Blüthe und Frucht gleiche Farbe hat, wie z. B. am Granat-Apfel; denn hier ist die Frucht sowie die Blüthe roth. Bei Andern aber ist die Farbe Beider sehr verschieden, wie bei'm Lorbeer und Epheu; denn an diesen sehen wir die Blüthe ganz gelb und die Frucht schwarz. Die Blüthe des Apfels neigt sich aus dem Weißen in's Purpurfarbene, die Frucht hingegen ist gelb. Die Blume des Mohns ist roth, aber die Frucht bald weiß, bald schwarz; weil die Kochung der einwohnenden Säfte zu verschiedenen Zeiten geschieht.

59. Dieses bewährt sich aber auf vielerlei Weise. Denn einige Früchte verändern, mit der fortschreitenden Kochung, sowohl Farbe als Geruch und Geschmack. Auch ist hierin zwischen Blume und Frucht oft ein großer Unterschied.

Ja, an einer und derselben Blume bemerkt man eine solche Mannigfaltigkeit, indem das eine Blatt schwarz, das andere roth, das eine weiß, das andere purpurfarb sein kann, welches auffallend an der Iris gesehen wird; denn wegen mannigfaltiger Kochung hat diese Blume die verschiedensten Farben.

Ein Gleiches geschieht an den Trauben, wenn sie reifen.

Auch werden die Enden den Blumenblätter am Meisten ausgekocht, denn da, wo sie am Stiel aufsitzen, sind sie weniger gefärbt.

60. Fast wird auch an einigen das Feuchte gleichsam ausgebrannt, ehe es seine eigentliche Kochung erreicht; daher behalten die Blumen ihre Farbe, die Früchte aber bei fortschreitender Kochung verändern die ihrige. Denn die Blumenblätter sind, wegen der geringen Nahrung, gleich durchgekocht; die Früchte aber lassen sich, wegen der Menge Feuchtigkeit, die in ihnen wohnt, bei'm Auskochen, durch alle Farben durchführen, die ihrer Natur gemäß sind.

Etwas Aehnliches geschieht, wie schon vorher gesagt worden ist, auch bei'm Färben. Denn im Anfang, wenn die Purpur-Färber die Blutbrühe ansetzen, wird sie dunkel, schwarz und lustfarbig; ist aber die Masse genug durchgearbeitet, so wird die Purpur-Farbe blühend und glänzend.

Daher müssen auch die Blumen an Farbe von den Früchten sehr unterschieden sein; einige übersteigen gleichsam das Ziel, das ihnen [illegible] Natur gesteckt hat, andere bleiben dahin[ten] zurück, die einen, weil sie eine vollendete, [die] andern, weil sie eine unvollendete Kochung [er]fahren.

Dieß sind nun die Ursachen, warum Blüth[en] und Früchte von einander unterschiedene F[ar]ben zeigen.

61. Die weißen Blätter mehrerer Bäu[me] aber werden zuletzt gelb, weil die Nahrung [ab]nimmt und sie eher welken, als sie in die (höch[ste] Farbe, die ihrer Natur möglich ist, übergeh[en]. Auch werden einige abfallende Früchte ge[lb], weil ihnen die Nahrung vor der vollkommen[en] Kochung ausgeht.

62. Ferner wird sowohl der Weizen, [als] Alles, was unmittelbar aus der Erde wäch[st], zuletzt gelb; denn in solchen Pflanzen wird [die] Feuchte nicht schwarz, sondern, weil sie sch[nell] trocknen, geschieht ein Rückschritt in der Far[be].

Denn das Schwarze, mit dem Gelbgrü[nen] verbunden, wird, wie gesagt, grasgrün; [wenn] aber das Schwarze immer schwächer wird, g[eht] die Farbe wieder in's Gelbgrüne und dann [in] Gelbe.

Zwar werden die Blätter des Opium [und] der Andrachne, auch einiger andern Pflanz[en], wenn sie vollkommen durchgekocht sind, h[ell]roth; aber was an ihnen geschwind trock[net] wird gelb, weil ihm die Nahrung vor der vo[l]len Kochung abgeht.

Daher kann man schließen, daß der Unt[er]schied der Pflanzen (-Farben) sich aus den v[or]gesagten Ursachen herschreibt.

VI. Von den Farben der Haare, F[e]dern und Häute.

63. Auch die Haare, Federn und Häute [der] Pferde, Ochsen, Schafe und Menschen, so[wie] aller andern Thiere, werden weiß, grau, r[oth] oder schwarz, aus derselben Ursache.

64. Und zwar werden sie weiß, wenn [die] Feuchte, indem es trocknet, seine eigene Fa[rbe] behält.

65. Schwarz hingegen werden sie, wenn [die] ursprüngliche Feuchte häufig genug vorhan[den] ist, so daß es langsam altern und zeitigen ka[nn]. Auf diese Weise werden Felle und Häute schw[arz].

66. Körper hingegen, welche eine brau[ne] rothe, gelbe oder sonst eine Farbe haben, [sind] solche, die früher austrocknen, ehe das Feu[chte] vollkommen in die schwarze Farbe übergeht.

67. Wenn aber Dieses (Austrocknen) [nicht] gleich geschieht, so werden auch die Far[ben] verschieden, wobei sich die Farbe der Ha[are] nach der Farbe der Haut richtet. So sind [die] Haare röthlicher Menschen hellroth, schwar[ze] Menschen aber schwarz. Bricht aber eine we[iße]

Röſe.

Du haſt was vergeſſen.

Görge.

(Sich anſehend:) Was denn?

Röſe.

(Ihm entgegenſpringend:) Noch einen Kuß!

Görge.

Liebe Röſe!

Röſe.

Lieber Görge! (küſſend)

Stelle hervor, ſo ſind die Haare ebenfalls auf der Stelle weiß, wie man auch bei ſcheckigen Thieren ſieht, und ſo richten ſich Haare und Federn nach der Haut, entweder zum Theil, oder im Ganzen.

68. So verhält ſich's auch mit dem Hufe, den Klauen, dem Schnabel und den Hörnern. An ſchwarzen Thieren werden ſie ſchwarz, an weißen aber weiß; weil auch bei dieſen Theilen die Nahrung, durch die Haut, nach der äußern Bedeckung durchſeihet.

69. Daß aber die angegebene Urſache die richtige ſei, läßt ſich an mancherlei Fällen erkennen. Denn die Häupter aller Knaben ſind Anfangs roth, wegen geringerer Nahrung; eben deßhalb ſind die Haare ſchwach, dünn und kurz; bei fortſchreitendem Alter hingegen werden ſie ſchwarz, wenn die Kinder durch die Menge der zufließenden Nahrung mehr Farbe gewinnen.

70. So iſt es auch mit den Milchhaaren und dem Barte beſchaffen. Wenn Dieſe ſich zu zeigen anfangen, ſo werden ſie geſchwind roth, wegen der wenigen Feuchtigkeit, die in ihnen austrocknet, wenn aber etwas mehr Nahrung zugeführt wird, ſo werden ſie gleichfalls ſchwarz.

71. An dem Körper alſo bleiben die Haare ſo lange roth, als ihnen die Nahrung fehlt, wenn ſie aber wachſen, ſo werden ſie auch ſchwarz, ſowohl am Bart, als auf der Scheitel.

Auch ſtreitet für unſere Meinung der Umſtand, daß bei ſolchen Geſchöpfen, welche lange Haare haben, in der Nähe des Körpers die Haare ſchwärzer, gegen die Spitzen aber gelber werden, wie man bei Schafen, Pferden und Menſchen ſieht; weil gegen die Enden weniger Nahrung hingeführt wird und ſie daſelbſt ſchneller vertrocknet.

72. Auch die Federn ſchwarzer Vögel ſind in der Nähe des Leibes am ſchwärzeſten, an den Enden aber gelber. So verhalten ſie ſich auch um den Hals und überhaupt, wo ſie geringere Nahrung empfangen.

Zugleichen gehen alle Haare nach der Vollendung zurück und werden braunroth, weil die nun wieder abnehmende Nahrung ſchnell vertrocknet.

73. Zuletzt aber werden ſie weiß, wenn die Nahrung in denſelben ausgekocht wird, ehe das Feuchte ſchwarz werden kann. Dieß iſt am Sicherſten bei Thieren, welche unter dem Joche gehen. An ſolcher Stelle werden die Haare durchaus weiß; denn es kann daſelbſt die Nahrung nicht gleichförmig angezogen werden, und bei einer ſchwachen Wärme vertrocknet die Feuchtigkeit zu geſchwind und wird weiß.

74. Um die Schläfe werden die Haare am früheſten grau, ſo wie überhaupt an ſchwachen und leidenden Stellen.

Vorzüglich aber gehen Geſchöpfe, wenn ſie ausarten, in dieſe Farbe hinüber. So gibt es weiße Haaſen, weiße Hirſche und Bären; auch kommen weiße Wachteln, Rebhühner und Schwalben vor. Dieſes Alles geſchieht bei einer ſchwachen Zeugung und wegen Mangel von nährendem Stoff, der zu früh austrocknet, und ſo werden ſie weiß.

75. So ſind auch Anfangs die Kopfhaare der Kinder weiß, die Augenbraunen und Wimpern. Nicht weniger erfährt auch Jedermann im Alter, daß ſich die Haare bleichen, wegen Schwäche und Mangel an Nahrung.

76. Deßhalb ſind auch meiſtentheils die weißen Thiere ſchwächer als die ſchwarzen; denn ehe ihr Bau vollendet werden kann, iſt ſchon ihre mangelhafte Nahrung durchgekocht, und ſo werden ſie weiß. Eben Dieſes begegnet den Früchten, welche kränkeln; denn dieſe ſind auch wegen ihrer Schwäche bald durchgekocht.

77. Die Thiere aber, welche weiß werden und von andern auf dieſe Art ſich unterſcheiden, als Pferde und Hunde, gehen aus ihrer natürlichen Farbe in das Weiße hinüber wegen reichlicher Nahrung; denn das Feuchte in ihnen veraltet nicht, ſondern wird zum Wachsthum verbraucht und weiß. Die meiſten dieſer Geſchöpfe ſind feucht und fruchtbar, wegen reichlicher Nahrung, daher auch die weiße Farbe in keine andere übergeht (weil ſie ſchon das Ende erreicht hat), ſowie dagegen ſchwarze Haare, ehe ſie grau werden, durch das Rothe durchgehen und zuletzt weiß werden.

78. Uebrigens glauben Einige, Alles werde ſchwarz, weil die Nahrung von der Wärme verbrannt werde, ſowie bei'm Blut und manchem Andern geſchieht, worin ſie jedoch irren. Denn einige Thiere werden gleich Anfangs ſchwarz, als Hunde, Ziegen und Ochſen und überhaupt alle diejenigen, deren Häute und Haare von Anfang genugſame Nahrung haben, bei fortſchreitenden Jahren aber weniger. Doch ſollten (wenn jene Meinung wahr wäre) die Haare zu Anfang vielmehr weiß ſein und erſt, wenn das Thier auf dem Gipfel ſeiner Kraft ſteht, ſchwarz werden, als um welche Zeit auch ſeine Wärme den höchſten Punct erreicht hat; denn zu Anfang der Organiſation iſt die Wärme viel ſchwächer, als um die Zeit, wo (ſonſt) das Haar (wieder) weiß zu werden anfängt.

79. Die Unrichtigkeit jener Meinung ergibt ſich auch an den weißen Thieren. Einige ſind nämlich gleich anfänglich von der weißen Farbe, denen gleich Anfangs die meiſte Nahrung zufließt, und in denen die Feuchtigkeit nicht vor der Zeit vertrocknet; hingegen bei fortſchreitendem Alter, wenn ihnen mindere Nahrung zufließt, werden ſie gelb. Andere ſind

von Anfang gelb und auf dem Gipfel ihres Wachsthums ſehr weiß. Wie denn auch die Farbe der Vögel ſich wieder verändert; wenn die Nahrung abnimmt, werden ſie alle gelb, beſonders um den Hals, und überhaupt an allen den Stellen, welche bei abnehmender Feuchtigkeit Mangel an Nahrung haben. Denn ſowie das Röthliche in's Weiße ſich verwandelt und das Schwarze ins Röthliche, ſo geht auch das Weiße in's Gelbe über.

80. Etwas Aehnliches begegnet auch mit den Pflanzen; denn einige, wenn ſie ſchon durch Kochung in eine andere Farbe übergegangen, kehren doch wieder zur erſten zurück. Dieſes iſt am Deutlichſten am Granat-Apfel zu ſehen; denn im Anfange ſind die Kerne der Aepfel roth ſowie die Blätter, weil nur geringe Nahrung ausgekocht wird; dann werden ſie grün, wenn viel Saft zuſtrömt und die Kochung nicht mit gleicher Kraft vor ſich geht; zuletzt aber, wenn die Kochung vollendet iſt, entſteht wieder die rothe Farbe.

81. Ueberhaupt aber gilt von den Haaren und Federn, daß ſie ſich verändern, theils, wenn ihnen die Nahrung fehlt, theils wenn ſie zu reichlich iſt. Deßhalb werden auf verſchiedenen Stufen des Alters die Haare ſehr weiß, ſowie ſehr ſchwarz. Manchmal gehen ſogar die Rabenfedren in eine gelbe Farbe über, wenn ihnen die Nahrung mangelt.

82. Unter den Haaren gibt es aber keine ſcharlach- noch purpurrothen, ſo wenig als laubgrüne oder von ſonſt einer Farbe dieſer Art, weil dieſe Farben zu ihrer Entſtehung die Beimiſchung der Sonnenſtrahlen bedürfen. Dieſe nehmen aber die feuchten Haare nicht an, ſondern ſie ſind an innere Veränderungen gebunden. Dagegen ſind die Federn zu Anfang nicht wie in der Folge gefärbt. Denn auch die bunten Vögel haben Anfangs faſt alle ſchwarze Federn, als der Pfau, die Taube und die Schwalbe. Nachher nehmen ſie aber große Mannigfaltigkeit an, indem die Kochung außerhalb des Körpers vor ſich geht, ſowohl in den Kielen als in den Verzweigungen derſelben, wie bei den Pflanzen außerhalb der Erde. (Daher können Lichtſtrahlen zu Entſtehung mannigfaltiger Farben mitwirken.)

So haben auch die übrigen Thiere, die ſchwimmenden, kriechenden und beſchalten, alle Arten der Farben, weil bei ihnen auch eine vielfache Kochung vorgeht.

Und ſo möchte Einer wohl die Theorie der Farben aus dem Geſagten einzuſehen im Stande ſein.

Farbenbenennungen der Griechen und Römer.

Die Alten laſſen alle Farbe aus Weiß und Schwarz, aus Licht und Finſterniß entſtehen. Sie ſagen, alle Farben fallen zwiſchen Weiß und Schwarz und ſeien aus dieſen gemiſcht. Man muß aber nicht wähnen, daß ſie hierunter eine bloß atomiſtiſche Miſchung verſtanden, ob ſie ſich gleich an ſchicklichen Orten des Wortes μίξις bedienen, dagegen ſie an den bedeutenden Stellen, wo ſie eine Art Wechſelwirkung beider Gegenſätze ausdrücken wollen, das Wort κράσις, σύγκρασις gebrauchen; ſowie ſie denn überhaupt ſowohl Licht und Finſterniß, als die Farben untereinander ſich temperiren laſſen, wofür das Wort κεράννυσθαι vorkommt; wie man ſich davon aus den bisher überſetzten und mitgetheilten Stellen überzeugen kann.

Sie geben die Farbengeſchlechter verſchieden, Einige zu ſieben, andere zu zwölfen an, doch ohne ſie vollſtändig aufzuzählen.

Aus der Betrachtung ihres Sprachgebrauchs, ſowohl des Griechiſchen als Römiſchen, ergibt ſich, daß ſie generelle Benennungen der Farben ſtatt der ſpeciellen und umgekehrt dieſe ſtatt jener ſetzen.

Ihre Farbenbenennungen ſind nicht ſir und genau beſtimmt, ſondern beweglich und ſchwankend, indem ſie nach beiden Seiten auch von angrenzenden Farben gebraucht werden. Ihr Gelbes neigt ſich einerſeits in's Rothe, andererſeits in's Blaue; das Blaue theils in's Grüne, theils in's Rothe; das Rothe bald in's Gelbe bald in's Blaue; der Purpur ſchwebt auf der Grenze zwiſchen Roth und Blau und neigt ſich bald zum Scharlach bald zum Violetten.

Indem die Alten auf dieſe Weiſe die Farbe als ein nicht nur an ſich Bewegliches und Flüchtiges anſehen, ſondern auch ein Vorgefühl der Steigerung und des Rückganges haben: ſo bedienen ſie ſich, wenn ſie von den Farben reden, auch ſolcher Ausdrücke, welche dieſe Anſchauung andeuten. Sie laſſen das Gelbe röthen, weil es in ſeiner Steigerung zum Rothen führt, oder das Rothe gelben, indem es ſich oft zu dieſem ſeinem Urſprunge zurück neigt.

Die ſo ſpecificirten Farben laſſen ſich nun wiederum ramificiren. Die in der Steigerung begriffene Farbe kann, auf welchem Puncte man ſie feſthalten will, durch ein ſtärkeres Licht bilairt, durch einen Schatten verfinſtert, ja in ſich ſelbſt vermehrt und zuſammengedrängt werden. Für die dadurch entſtehenden Nuancen werden oft nur die Namen der Species, auch wohl nur das Genus überhaupt angewendet.

Die geſättigten, in ſich gedrängten und noch dazu ſchattigen Farben werden zur Bezeichnung des Dunkeln, Finſtern, Schwarzen überhaupt gebraucht, ſowie im Fall, daß ſie ein gedräng-

tes Licht zurückwerfen, für leuchtend, glänzend, weiß oder hell.

Jede Farbe, welcher Art ſie ſei, kann von ſich ſelbſt eingenommen, in ſich ſelbſt vermehrt, überdrängt, geſättigt ſein und wird in dieſem Falle mehr oder weniger dunkel erſcheinen. Die Alten nennen ſie alsdann suasum, in se consumptum, plenum, saturum, merseum, pressum, adstrictum, triste, austerum, amarum, nubilum, profundum.

Sie kann ferner bilinirt und in einer gewiſſen Bläſſe erſcheinen; inſofern nennt man ſie dilutum, liquidum, pallidum.

Bei aller Sättigung kann die Farbe dennoch von vielem Lichte ſtrahlen und daſſelbe zurückwerfen; dann nennt man ſie clarum, candidum, acutum, excitatum, lactum, hilare, vegetum, floridum. Sämmtliche Benennungen geben die beſondern Anſchauungen durch andere ſymboliſche vermittelnd wieder.

Wir haben nunmehr noch die generellen Benennungen der Farbe, ſammt den ſpecifiſchen, die ihre Sphäre ausmachen, anzugeben.

Fangen wir von der unterſten Stufe an, wo das Licht ſo alterirt erſcheint, daß es die beſondere Empfindung Deſſen, was wir Farbe nennen, erregt: ſo treffen wir daſelbſt zuerſt an, dann, ferner, dann, ſodann, zuletzt. Im gemeinen wie im poetiſchen Sprachgebrauch finden wir herauf- und herabwärts öfter ein Genus für das andere geſetzt. Das ſteigt abwärts in das, caeruleum, caesium, und ſchließt ſich durch Dieſes an das porraceum, herbidum und zuletzt an das viride an, das ſowohl ein mit Blau vermiſchtes Gelb, d. i. ein Grünes, als das reine Gelb anzeigt und ſo das Ende des Farbenkreiſes mit dem Anfange verbindet und ſchließt.

Die Farbenbenennungen, welche die weiteſte Sphäre haben, ſind vorzüglich folgende:

geht vom Strohgelben und Heublonden durch das Goldgelbe, Braungelbe bis in's Rothgelbe, Gelbrothe, ſogar in den Scharlach.

Darunter gehören als Species, etc. Im Lateiniſchen buxeum, melleum, cereum, flavum, vulvum, helvum, galbinum, aureum, croceum, igneum, luteum, melinum, gilvum, robeum, adustum, russum, rufum.

, rufum, welches nach Gellius das Geſchlechtswort aller rothen Farbe iſt, begreift unter ſich, von, an, Alles, was roth iſt und braun, welches zum Gelben oder Rothen neigt, bis zum Purpur. Im Lateiniſchen rufum, russum, rubrum, rutilum, rubicundum, spadix, badium, puniceum, (ponceau, coquelicot, nacarat), coccineum Scharlach, , welches nach Plinius zwiſchen purpureum und coccineum liegt und wahrſcheinlich cramoisi, Carmeſin, iſt; zuletzt purpureum, das vom Roſenrothen an durch's Blut- und Braunrothe bis in's Blaurothe und Violette übergeht.

geht vom Himmelblauen bis in's Dunkel- und Schwarzblaue, Violette und Violetpurpurne. Ebenſo coeruleum; das ſogar in's Dunkelgrüne und Blaugrüne, wie in das caesium Katzengrüne übergeht.

Darunter fallen, aërium, coelinum, ferrugineum, thalassinum, vitreum, venetum, das aus dem Blaugrünen und Katzengrünen in's bloße Graue übergeht und noch das und ravum unter ſich begreift.

geht aus der einen Seite in's Gelbe, aus der andern in's Grüne. Ebenſo viride, das nicht in's Gelbe, ſondern auch in's Blaue geht.

Darunter fallen herbidum, porraceum, aerugineum, vitreum, venetum.

Aus der Miſchung von Schwarz und Weiß gehen, nach Ariſtoteles und Plato, hervor: das, welches auch erklärt wird, alſo Grau.

Ferner, pullus ſowohl ſchwärzlich als weißlich, je nachdem die Anforderung an das Weiße oder an das Schwarze gemacht wird.

Ferner aſchfarben, und, welches iſabellfarben erklärt wird, wahrſcheinlich gris cendré, drückt aber auch Eſelsfarbe aus, welche an den Spitzen der Haare in ein, mehr oder weniger Gelbbraunes, ausläuft.

Aus verbranntem Purpur und Schwarz entſteht nach eben dieſen Beiden das, die Farbe des Rauch-Topaſes, wie im Lateiniſchen das verwandte furvum, oft nur in der allgemeinen Bedeutung des Schwarzen und Dunkeln, gebraucht wird.

In dieſes, nach unſern theoretiſchen Einſichten, nunmehr im Allgemeinen aufgeſtellte Schema laſſen ſich die übrigen allenfalls noch vorzufindenden Ausdrücke leicht einordnen, wobei ſich mehr und mehr ergeben wird, wie klar und richtig die Alten das Auge ihnen gewahr worden und wie ſehr, als naturgemäß, ihr Aus-

ſprechen des Erfahrenen und ihre Behandlung des Gewußten zu ſchätzen ſei.

Nachtrag.

Ehe wir uns zu jener traurigen Lücke wenden, die zwiſchen der Geſchichte alter und neuer Zeit ſich nun bald vor uns aufthut, ſo haben wir noch Einiges nachzubringen, das uns den Ueberblick des Bisherigen erleichtert und uns zu weiterm Fortſchreiten anregt.

Wir gedenken hier des Lucius Annäus Seneca nicht ſowohl, inſofern er von Farben Etwas erwähnt, da es nur ſehr wenig iſt und bloß beiläufig geſchieht, als vielmehr wegen ſeines allgemeinen Verhältniſſes zur Naturforſchung.

Ungeachtet der ausgebreiteten Herrſchaft der Römer über die Welt ſtockten doch die Naturkenntniſſe eher bei ihnen, als daß ſie ſich verhältnißmäßig erweitert hätten. Denn eigentlich intereſſirte ſie nur der Menſch, inſofern man ihm mit Gewalt oder durch Ueberredung Etwas abgewinnen kann. Wegen des Letztern waren alle ihre Studien auf redneriſche Zwecke berechnet. Uebrigens benutzten ſie die Naturgegenſtände zu nothwendigem und willkürlichem Gebrauch ſo gut und ſo wunderlich, als es gehen wollte.

Seneca war, wie er ſelbſt bedauert, ſpät zur Naturbetrachtung gelangt. Was die Frühern in dieſem Fache gewußt, was ſie darüber gedacht hatten, war ihm nicht unbekannt geblieben. Seine eigenen Meinungen und Ueberzeugungen haben etwas Tüchtiges. Eigentlich aber ſteht er gegen die Natur doch nur als ein ungebildeter Menſch; denn nicht ſie intereſſirt ihn, ſondern ihre Begebenheiten. Wir nennen aber Begebenheiten diejenigen zuſammengeſetzten, auffallenden Ereigniſſe, die auch den rohеſten Menſchen erſchüttern, ſeine Aufmerkſamkeit erregen und, wenn ſie vorüber ſind, den Wunſch in ihm beleben, zu erfahren, woher ſo Etwas denn doch wohl kommen möchte.

Im Ganzen führt Seneca dergleichen Phänomene, auf die er in ſeinem Lebensgange aufmerkſam geworden, nach der Ordnung der vier Elemente auf, läßt ſich aber doch nach vorkommenden Umſtänden bald da- bald dorthin ableiten.

Die meteoriſchen Feuerkugeln, Höfe um Sonne und Mond, Regenbogen, Wettergallen, Nebenſonnen, Wetterleuchten, Sternſchnuppen, Cometen beſchäftigen ihn unter der Rubrik des Feuers. In der Luft ſind Blitz und Donner die Hauptveranlaſſungen ſeiner Betrachtungen. Später wendet er ſich zu den Winden; und da er das Erdbeben auch einem unterirdiſchen Geiſte zuſchreibt, findet er zu dieſem den Uebergang.

Bei dem Waſſer ſind ihm, außer dem ſüßen, die Geſundbrunnen merkwürdig, nicht weniger die periodiſchen Quellen. Von den Heilkräften der Waſſer geht er zu ihrem Schaden über, beſonders zu dem, den ſie durch Ueberſchwemmung anrichten. Nach den Quellen des Nil's und der weiſen Benutzung dieſes Fluſſes beſchäftigen ihn Hagel, Schnee, Eis und Regen.

Er läßt keine Gelegenheit vorbeigehen, prächtige und, wenn man den rhetoriſchen Styl einmal zugeben will, wirklich köſtliche Beſchreibungen zu machen, wovon die Art, wie er den Nil und was dieſen Fluß betrifft, behandelt, nicht weniger ſeine Beſchreibung der Ueberſchwemmungen und Erdbeben ein Zeugniß ablegen mag. Seine Geſinnungen und Meinungen ſind tüchtig. So ſtreitet er z. B. lebhaft gegen Diejenigen, welche das Quellwaſſer vom Regen ableiten; welche behaupten, daß die Cometen eine vorübergehende Erſcheinung ſeien.

Worin er ſich aber vom wahren Phyſiker am Meiſten unterſcheidet, ſind ſeine beſtändigen, oft ſehr gezwungen herbeigeführten Nutzanwendungen und die Verknüpfung der höchſten Natur-Phänomene mit dem Bedürfniß, dem Genuß, dem Wahn und dem Uebermuth der Menſchen.

Zwar ſieht man wohl, daß er gegen Leichtgläubigkeit und Aberglauben im Kampfe ſteht; daß er den humanen Wunſch nicht unterdrücken kann, Alles, was die Natur uns reicht, möge dem Menſchen zum Beſten gedeihen; er will, man ſolle ſoviel als möglich in Mäßigkeit genießen und zugleich den verderblichen und zerſtörenden Naturwirkungen mit Ruhe und Ergebung entgegenſehen; inſofern erſcheint er höchſt ehrwürdig; und da er einmal von der Redekunſt herkommt, auch nicht außer ſeinem Kreiſe.

Unleidlich wird er aber, ja lächerlich, wenn er oft, und gewöhnlich zur Unzeit, gegen den Luxus und die verderbten Sitten der Römer loszieht. Man ſieht dieſen Stellen ganz deutlich an, daß die Redekunſt aus dem Leben ſich in die Schulen und Hörſäle zurückgezogen hat; denn in ſolchen Fällen finden wir meiſt bei ihm, wo nicht leere, doch unnütze Declamationen, die, wie man deutlich ſieht, bloß daher kommen, daß der Philoſoph ſich über ſein Zeitalter nicht erheben kann. Doch iſt Dieſes das Schickſal faſt ſeiner ganzen Nation.

Die Römer waren aus einem engen, ſittlichen, bequemen, behaglichen, bürgerlichen Zuſtand zur großen Breite der Weltherrſchaft gelangt, ohne ihre Beſchränktheit abzulegen; ſelbſt Das, was man an ihnen als Freiheitſinn ſchätzt, iſt nur ein bornirtes Weſen. Sie waren Könige geworden und wollten nach wie vor Hausväter, Gatten, Freunde bleiben; und wie wenig ſelbſt die Beſſern begriffen, was Regieren heißt, ſieht man an der abgeſchmackteſten That,

die jemals begangen worden, an der Ermordung Cäsar's.

Aus eben dieser Quelle läßt sich ihr Luxus herleiten. Ungebildete Menschen, die zu großem Vermögen gelangen, werden sich dessen auf eine lächerliche Weise bedienen; ihre Wollüste, ihre Pracht, ihre Verschwendung werden ungereimt und übertrieben sein; daher denn auch jene Lust zum Seltsamen, Unzähligen und Ungeheuern. Ihre Theater, die sich mit den Zuschauern drehen, das zweite Volk von Statuen, womit die Stadt überladen war, sind wie der spätere colossale Napf, in welchem der große Fisch ganz gesotten werden sollte, alle in es Ursprungs; sogar der Uebermuth und die Grausamkeit ihrer Tyrannen läuft meistens auf's Alberne hinaus.

Bloß indem man diese Betrachtungen anstellt, begreift man, wie Seneca, der ein so bedeutendes Leben geführt, dagegen zürnen kann, daß man gute Mahlzeiten liebt, sein Getränk dabei mit Schnee abkühlt; daß man sich des günstigen Windes bei Seeschlachten bedient und was dergleichen Dinge mehr sein mögen. Solche Capuziner-Predigten thun keine Wirkung, hindern nicht die Auflösung des Staates und können sich einer eindringenden Barbarei keineswegs entgegensetzen.

Schließlich dürfen wir jedoch nicht verschweigen, wie er höchst liebenswürdig in seinem Vertrauen auf die Nachwelt erscheint. Alle jene verflochtenen Naturbegebenheiten, auf die er vorzüglich seine Aufmerksamkeit wendet, ängstigen ihn als ebenso viele unergründliche Räthsel. Auf's Einfachere zu dringen, das Einfachste durch eine Erfahrung, in einem Versuch vor die Sinne zu stellen, die Natur durch Entwickelung zu enträthseln: war noch nicht Sitte geworden. Nun bleibt ihm, der dem großen Drange, den er in sich fühlt, Nichts übrig, als auf die Nachkommen zu hoffen, mit Vorfreude überzeugt zu sein, daß sie mehr wissen, mehr einsehen werden als er, ja ihnen sogar die Selbstgefälligkeit zu gönnen, mit der sie wahrscheinlich auf ihre unwissenden Vorfahren herabsehen würden.

Das haben sie denn auch redlich gethan und thun es noch. Freilich sind sie viel später dazu gelangt, als unser Philosoph sich vorstellen mochte. Das Verderbniß der Römer schwebt ihm fürchterlich vor; daß aber daraus nur allzu bald das Verderben sich entwickeln; daß die vorhandene Welt völlig untergehen, die Menschheit über ein Jahrtausend verworren und hülflos irren und schwanken würde, ohne auf irgend einen Ausweg zu gerathen: Das war ihm wohl unmöglich zu denken; ihm, der das Reich, dessen Kaiser von ihm erzogen ward, in übermäßiger Herrlichkeit vor sich blühen sah.

Zweite Abtheilung.

Zwischenzeit.

Lücke.

Jene frühern Geographen, welche die Karte von Africa verfertigten, waren gewohnt, dahin, wo Berge, Flüsse, Städte fehlten, allenfalls einen Elephanten, Löwen oder sonst ein Ungeheuer der Wüste zu zeichnen, ohne daß sie deßhalb wären getadelt worden. Man wird uns daher wohl auch nicht verargen, wenn wir in die große Lücke, wo uns die erfreuliche, lebendige, fortschreitende Wissenschaft verläßt, einige Betrachtungen einschieben, auf die wir uns künftig wieder beziehen können.

Die Cultur des Wissens durch innern Trieb um der Sache selbst willen, das reine Interesse am Gegenstand, sind freilich immer das Vorzüglichste und Nutzbarste; und doch sind von den frühesten Zeiten an die Einsichten der Menschen in natürliche Dinge durch Jenes weniger worden, als durch ein nahe liegendes Bedürfniß, durch einen Zufall, den die Aufmerksamkeit nutzte, und durch mancherlei Art von Ausbildung zu entschiedenen Zwecken.

Es gibt bedeutende Zeiten, von denen wir wenig wissen, Zustände, deren Wichtigkeit uns nur durch ihre Folgen deutlich wird. Diejenige Zeit, welche der Same unter der Erde zubringt, gehört vorzüglich mit zum Pflanzenleben.

Es gibt auffallende Zeiten, von denen uns Weniges aber höchst Merkwürdiges bekannt ist. Hier treten außerordentliche Individuen hervor, es ereignen sich seltsame Begebenheiten. Solche Epochen geben einen entschiedenen Eindruck; sie erregen große Bilder, die uns durch ihr Einfaches anziehen.

Die historischen Zeiten erscheinen uns im vollen Tag. Man sieht vor lauter Licht keinen Schatten, vor lauter Hellung keinen Körper, den Wald nicht vor Bäumen, die Menschheit nicht vor Menschen; aber es sieht aus, als wenn Jedermann und Allem Recht geschähe und so ist Jedermann zufrieden.

Die Existenz irgend eines Wesens erscheint uns ja nur, insofern wir uns desselben bewußt werden. Daher sind wir ungerecht gegen die stillen, dunkeln Zeiten, in denen der Mensch, unbekannt mit sich selbst, aus innerm, starken Antrieb thätig war, trefflich vor sich hin wirkte und kein anderes Document seines Daseins zurückließ als eben die Wirkung, welche höher zu schätzen wäre als alle Nachrichten.

Höchst reizend ist für den Geschichtsforscher der Punct, wo Geschichte und Sage zusammengrenzen; es ist meistens der schönste der ganz-

gen Ueberlieferung. Wenn wir uns aus dem bekannten Gewordenen das unbekannte Werden aufzubauen genöthigt finden, so erregt es eben die angenehme Empfindung, als wenn wir eine uns bisher unbekannte, gebildete Person kennen lernen und die Geschichte ihrer Bildung lieber heraushören als herausforschen.

Nur müßte man nicht so griesgrämig, wie es würdige Historiker neuerer Zeit gethan haben, auf Dichter und Chroniken-Schreiber herabsehen!

Betrachtet man die einzelne, frühere Ausbildung der Zeiten, Gegenden, Ortschaften, so kommen uns aus der dunkeln Vergangenheit überall tüchtige und vortreffliche Menschen, tapfere, schöne, gute in herrlicher Gestalt entgegen. Der Lobgesang der Menschheit, dem die Gottheit so gerne zuhören mag, ist niemals verstummt, und wir selbst fühlen ein göttliches Glück, wenn wir die durch alle Zeiten und Gegenden vertheilten harmonischen Ausströmungen, bald in einzelnen Stimmen, in einzelnen Chören, bald fugenweise, bald in einem herrlichen Volksgesang vernehmen.

Freilich müßte man mit reinem, frischen Ohre hinlauschen und jedem Vorurtheil selbstsüchtiger Parteilichkeit mehr vielleicht als dem Menschen möglich ist, entsagen.

Es gibt zwei Momente der Weltgeschichte, die bald aufeinander folgen, bald gleichzeitig, theils einzeln und abgesondert, theils höchst verschränkt sich an Individuen und Völkern zeigen.

Der erste ist derjenige, in welchem sich die Einzelnen neben einander frei ausbilden; Dieß ist die Epoche des Werdens, des Friedens, des Nährens, der Künste, der Wissenschaften, der Gemüthlichkeit, der Vernunft. Hier wirkt Alles nach innen und strebt in den besten Zeiten zu einem glücklichen, häuslichen Anerbauen; doch löst sich dieser Zustand zuletzt in Partei-Sucht und Anarchie auf.

Die zweite Epoche ist die des Benutzens, des Kriegens, des Verzehrens, der Technik, des Wissens, des Verstandes. Die Wirkungen sind nach außen gerichtet; im schönsten und höchsten Sinne gewährt dieser Zeitpunct Dauer und Genuß unter gewissen Bedingungen. Leicht artet jedoch ein solcher Zustand in Selbstsucht und Tyrannei aus, wo man sich aber keineswegs den Tyrannen als eine einzelne Person zu denken nöthig hat; es gibt eine Tyrannei ganzer Massen, die höchst gewaltsam und unwiderstehlich ist.

Man mag sich die Bildung und Wirkung der Menschen, unter welchen Bedingungen man will, denken, so schwanken beide durch Zeiten und Länder, durch Einzelnheiten und Massen, die proportionirlich und unproportionirlich aufeinander wirken; und hier liegt das Incalculable, das Incommensurable der Weltgeschichte. Gesetz und Zufall greifen ineinander; der betrachtende Mensch aber kommt oft in den Fall, beide mit einander zu verwechseln, wie sich besonders an parteiischen Historikern bemerken läßt, die zwar meistens unbewußt, aber doch künstlich genug, sich eben dieser Unsicherheit zu ihrem Vortheil bedienen.

Der schwache Faden, der sich aus dem manchmal so breiten Gewebe des Wissens und der Wissenschaften durch alle Zeiten, selbst die dunkelsten und verworrensten, ununterbrochen fortzieht, wird durch Individuen durchgeführt. Diese werden in einem Jahrhundert wie in dem andern von der besten Art geboren und verhalten sich immer auf dieselbe Weise gegen jedes Jahrhundert, in welchem sie vorkommen; sie stehen nämlich mit der Menge im Gegensatz, ja im Widerstreit. Ausgebildete Zeiten haben hierin Nichts voraus vor den barbarischen; denn Tugenden sind zu jeder Zeit selten, Mängel gemein. Und stellt sich denn nicht sogar im Individuum eine Menge von Fehlern der einzelnen Tüchtigkeit entgegen?

Gewisse Tugenden gehören der Zeit an und so auch gewisse Mängel, die einen Bezug auf sie haben.

Die neuere Zeit schätzt sich selbst zu hoch wegen der großen Masse Stoffes, den sie umfaßt. Der Hauptvorzug des Menschen beruht aber nur darauf, inwiefern er den Stoff zu behandeln und zu beherrschen weiß.

Es gibt zweierlei Erfahrungsarten, die Erfahrung des Abwesenden und die des Gegenwärtigen. Die Erfahrung des Abwesenden, wozu das Vergangene gehört, machen wir auf fremde Autorität, die des Gegenwärtigen sollten wir auf eigene Autorität machen. Beides gehörig zu thun, ist die Natur des Individuums durchaus unzulänglich.

Die ineinander greifenden Menschen- und Zeitalter nöthigen uns, eine mehr oder weniger untersuchte Ueberlieferung gelten zu lassen, um so mehr, als auf der Möglichkeit dieser Ueberlieferung die Vorzüge des menschlichen Geschlechts beruhen.

Ueberlieferungen fremder Erfahrung, fremden Urtheils sind bei so großen Bedürfnissen

der eingeſchränkten Menſchheit höchſt willkommen, beſonders wenn von hohen Dingen, von allgemeinen Anſtalten die Rede iſt.

Ein ausgeſprochenes Wort tritt in den Kreis der übrigen, nothwendig wirkenden Naturkräfte mit ein. Es wirkt um ſo lebhafter, als in dem engen Raume, in welchem die Menſchheit ſich ergeht, die nämlichen Forderungen immer wiederkehren.

Und doch iſt jede Wortüberlieferung ſo bedenklich. Man ſoll ſich, heißt es, nicht an das Wort, ſondern an den Geiſt halten. Gewöhnlich aber vernichtet der Geiſt das Wort oder verwandelt es doch dergeſtalt, daß ihm von ſeiner frühern Art und Bedeutung wenig übrig bleibt.

Wir ſtehen mit der Ueberlieferung beſtändig im Kampfe, und jene Forderung, daß wir die Erfahrung des Gegenwärtigen auf eigene Autorität machen ſollten, ruft uns gleichfalls zu einem bedenklichen Streit auf. Und doch fühlt ein Menſch, dem eine originelle Wirkſamkeit zu Theil geworden, den Beruf, dieſen doppelten Kampf perſönlich zu beſtehen, der durch den Fortſchritt der Wiſſenſchaften nicht erleichtert, ſondern erſchwert wird. Denn es iſt am Ende doch nur immer das Individuum, das einer breitern Natur und breitern Ueberlieferung Bruſt und Stirn bieten ſoll.

Der Conflict des Individuums mit der unmittelbaren Erfahrung und der mittelbaren Ueberlieferung iſt eigentlich die Geſchichte der Wiſſenſchaften; denn was in und von ganzen Maſſen geſchieht, bezieht ſich doch nur zuletzt auf ein tüchtigeres Individuum, das Alles ſammeln, ſondern, redigiren und vereinigen ſoll; wobei es wirklich ganz einerlei iſt, ob die Zeitgenoſſen ein ſolch Bemühen begünſtigen oder ihm widerſtreben. Denn was heißt begünſtigen, als das Vorhandene vermehren und allgemein machen? Dadurch wird wohl genutzt, aber die Hauptſache nicht gefördert.

Sowohl in Abſicht auf Ueberlieferung als eigene Erfahrung muß nach Natur der Individuen, Nationen und Zeiten ein ſonderbares Entgegenſtreben, Schwanken und Vermiſchen entſtehen.

Gehalt ohne Methode führt zur Schwärmerei; Methode ohne Gehalt zum leeren Klügeln; Stoff ohne Form zum beſchwerlichen Wiſſen; Form ohne Stoff zu einem hohlen Wähnen.

Leider beſteht der ganze Hintergrund der Geſchichte der Wiſſenſchaften bis auf den heutigen Tag aus lauter ſolchen beweglichen, ineinander fließenden und ſich doch nicht vereinigenden Geſpenſtern, die den Blick dergeſtalt verwirren, daß man die hervortretenden, wahrhaft würdigen Geſtalten kaum recht ſcharf in's Auge faſſen kann.

Ueberliefertes.

Nun können wir nicht einen Schritt weiter gehen, ohne jenes Ehrwürdige, wodurch das Entfernte verbunden, das Zerriſſene ergänzt wird, ich meine das Ueberlieferte, näher zu bezeichnen.

Weniges gelangt aus der Vorzeit herüber als vollſtändiges Denkmal, Vieles in Trümmern; Manches als Technik, als practiſcher Handgriff; Einiges, weil es dem Menſchen nahe verwandt iſt, wie Mathematik; Anderes, weil es immer wieder gefordert und angeregt wird, wie Himmel- und Erdkunde; Einiges, weil man Deſſen bedürftig bleibt, wie die Heilkunſt; Anderes zuletzt, weil es der Menſch, ohne zu wollen, immer wieder ſelbſt hervorbringt, wie Muſik und die übrigen Künſte.

Doch von allem Dieſem iſt im wiſſenſchaftlichen Falle nicht ſowohl die Rede als von ſchriftlicher Ueberlieferung. Auch hier übergehen wir Vieles. Soll jedoch für uns ein Faden aus der alten Welt in die neue hinüberreichen, ſo müſſen wir dreier Hauptmaſſen gedenken, welche die größte, entſchiedenſte, ja oft eine ausſchließende Wirkung hervorgebracht haben, der Bibel, der Werke Plato's und Ariſtoteles.

Jene große Verehrung, welche der Bibel von vielen Völkern und Geſchlechtern der Erde gewidmet worden, verdankt ſie ihrem innern Werth. Sie iſt nicht etwa nur ein Volksbuch, ſondern das Buch der Völker, weil ſie die Schickſale eines Volks zum Symbol aller übrigen aufſtellt, die Geſchichte deſſelben an die Entſtehung der Welt anknüpft und durch eine Stufenreihe irdiſcher und geiſtiger Entwickelungen, nothwendiger und zufälliger Ereigniſſe bis in die entfernteſten Regionen der äußerſten Ewigkeiten hinausführt.

Wer das menſchliche Herz, den Bildungsgang der Einzelnen kennt, wird nicht in Abrede ſein, daß man einen trefflichen Menſchen tüchtig heranbilden könnte, ohne dabei ein anderes Buch zu brauchen als etwa Tſchudi's Schweizeriſche oder Aventin's Baieriſche Chronik. Wie viel mehr muß alſo die Bibel zu dieſem Zwecke genügen, da ſie das Muſterbuch zu jenen erſtgenannten geweſen; da das Volk, als deſſen Chronik ſie ſich darſtellt, auf die Weltbegeben-

heiten ſo großen Einfluß ausgeübt hat und noch ausübt?

Es iſt uns nicht erlaubt, hier in's Einzelne zu gehen; doch liegt einem Jeden vor Augen, wie in beiden Abtheilungen dieſes wichtigen Werkes der geſchichtliche Vortrag mit dem Lehrvortrage dergeſtalt innig verknüpft iſt, daß einer dem andern auf- und nachhilft, wie vielleicht in keinem andern Buche. Und was den Inhalt betrifft, ſo wäre nur wenig hinzuzufügen, um ihn bis auf den heutigen Tag durchaus vollſtändig zu machen. Wenn man dem Alten Teſtamente einen Auszug aus Joſephus beifügte, um die Jüdiſche Geſchichte bis zur Zerſtörung Jeruſalems fortzuführen; wenn man, nach der Apoſtel-Geſchichte, eine gedrängte Darſtellung der Ausbreitung des Chriſtenthums und der Zerſtreuung des Judenthums durch die Welt, bis auf die letzten, treuen Miſſions-Bemühungen apoſtelähnlicher Männer, bis auf den neueſten Schacher- und Wucherbetrieb der Nachkommen Abrahams einſchaltete, wenn man vor der Offenbarung Johannis die reine chriſtliche Lehre, im Sinne des Neuen Teſtamentes zuſammengefaßt, aufſtellte, um die verworrene Lehrart der Epiſteln zu entwirren und aufzuhellen: ſo verdiente dieſes Werk gleich gegenwärtig wieder in ſeinen alten Rang einzutreten, nicht nur als allgemeines Buch, ſondern auch als allgemeine Bibliothek der Völker zu gelten, und es würde gewiß, je höher die Jahrhunderte an Bildung ſteigen, immer mehr zum Theil als Fundament, zum Theil als Werkzeug der Erziehung, freilich nicht von naſeweiſen, ſondern von wahrhaft weiſen Menſchen genutzt werden können.

Die Bibel an ſich ſelbſt, und Dieß bedenken wir nicht genug, hat in der ältern Zeit faſt gar keine Wirkung gehabt. Die Bücher des Alten Teſtaments fanden ſich kaum geſammelt, ſo war die Nation, aus der ſie entſprungen, völlig zerſtreut; nur der Buchſtabe war es, um den die Zerſtreuten ſich ſammelten und noch ſammeln. Kaum hatte man die Bücher des Neuen Teſtaments vereinigt, als die Chriſtenheit ſich in unendliche Meinungen ſpaltete. Und ſo finden wir, daß ſich die Menſchen nicht ſowohl mit dem Werke als an dem Werke beſchäftigten, und ſich über die verſchiedenen Auslegungsarten entzweiten, die man auf den Text anwenden, die man dem Text unterſchieben, mit denen man ihn zudecken konnte.

Hier werden wir nun veranlaßt, jener beiden trefflichen Männer zu gedenken, die wir oben genannt. Es wäre Vermeſſenheit, ihr Verdienſt an dieſer Stelle zu würdigen, ja nur ſchildern zu wollen, alſo nicht mehr denn das Nothwendigſte zu unſern Zwecken.

Plato verhält ſich zu der Welt, wie ein ſeliger Geiſt, dem es beliebt, einige Zeit auf ihr zu herbergen. Es iſt ihm nicht ſowohl darum zu thun, ſie kennen zu lernen, weil er ſie ſchon vorausſetzt, als ihr Dasjenige, was er mitbringt und was ihr ſo noth thut, freundlich mitzutheilen. Er dringt in die Tiefen mehr, um ſie mit ſeinem Weſen auszufüllen, als um ſie zu erforſchen. Er bewegt ſich nach der Höhe, mit Sehnſucht, ſeines Urſprungs wieder theilhaft zu werden. Alles, was er äußert, bezieht ſich auf ein ewig Ganzes, Gutes, Wahres, Schönes, deſſen Forderung er in jedem Buſen aufzuregen ſtrebt. Was er ſich im Einzelnen von irdiſchem Wiſſen zueignet, ſchmilzt, ja man kann ſagen, verdampft in ſeiner Methode, in ſeinem Vortrag.

Ariſtoteles hingegen ſteht zu der Welt wie ein Mann, ein Baumeiſterlicher. Er iſt nun einmal hier und ſoll hier wirken und ſchaffen. Er erkundigt ſich nach dem Boden, aber nicht weiter, als bis er Grund findet. Von da bis zum Mittelpunct der Erde iſt ihm das Uebrige gleichgiltig. Er umzieht einen ungeheuern Grundkreis für ſein Gebäude, ſchafft Materialien von allen Seiten her, ordnet ſie, ſchichtet ſie auf und ſteigt ſo in regelmäßiger Form pyramidenartig in die Höhe, wenn Plato einem Obelisken, ja einer ſpitzen Flamme gleich, den Himmel ſucht.

Wenn ein Paar ſolcher Männer, die ſich gewiſſer Maßen in die Menſchheit theilten, als getrennte Repräſentanten herrlicher, nicht leicht zu vereinender Eigenſchaften auftraten; wenn ſie das Glück hatten, ſich vollkommen auszubilden, das an ihnen Ausgebildete vollkommen auszuſprechen, und nicht etwa in kurzen, laconiſchen Sätzen gleich Orakel-Sprüchen, ſondern in ausführlichen, ausgeführten, mannigfaltigen Werken; wenn dieſe Werke zum Beſten der Menſchheit übrig blieben, und immerfort mehr oder weniger ſtudirt und betrachtet wurden: ſo folgt natürlich, daß die Welt, inſofern ſie als empfindend und denkend anzuſehen iſt, genöthigt war, ſich Einem oder dem Andern hinzugeben, Einen oder den Andern als Meiſter, Lehrer, Führer anzuerkennen.

Dieſe Nothwendigkeit zeigte ſich am Deutlichſten bei Auslegung der heiligen Schrift. Dieſe, bei der Selbſtſtändigkeit, wunderbaren Originalität, Vielſeitigkeit, Totalität, ja Unermeßlichkeit ihres Inhalts brachte keinen Maßſtab mit, wornach ſie gemeſſen werden konnte; er mußte von außen geſucht und an ſie angelegt werden, und das ganze Chor Derer, die ſich deßhalb verſammelten, Juden und Chriſten, Heiden und Heilige, Kirchenväter und Ketzer, Concilien und Päpſte, Reformatoren und Wider-

ſucher, ſämmtlich, indem ſie auslegen und erklären, verknüpfen oder ſuppliren, zurechtlegen oder anwenden wollten, thaten es auf Plato'ſche oder Ariſtoteles'ſche Weiſe, bewußt oder unbewußt, wie uns, um nur der Jüdiſchen Schule zu erwähnen, ſchon die Talmudiſtiſche und Cabbaliſtiſche Behandlung der Bibel überzeugt.

Wie bei Erklärung und Benutzung der heiligen Schriften, ſo auch bei Erklärung, Erweiterung und Benutzung des wiſſenſchaftlich Ueberlieferten, theilte ſich das Chor der Wiß- und Kenntnißbegierigen in zwei Parteien. Betrachten wir die Africaniſchen, beſonders Egyptiſchen, neuern Weiſen und Gelehrten, wie ſehr neigt ſich dort Alles nach der Plato'ſchen Vorſtellungsart! Bemerken wir die Aſiaten, ſo finden wir mehr Neigung zur Ariſtoteles'ſchen Behandlungsweiſe, wie es ſpäter bei den Arabern beſonders auffällt.

Ja, wie die Völker, ſo theilen ſich auch Jahrhunderte in die Verehrung des Plato und Ariſtoteles, bald friedlich, bald in heftigem Widerſtreit; und es iſt als ein großer Vorzug des unſerigen anzuſehen, daß die Hochſchätzung Beider ſich im Gleichgewichte hält, wie ſchon Raphael, in der ſogenannten Schule von Athen, beide Männer gedacht und gegen einander über geſtellt hat.

Wir fühlen und wiſſen recht gut, was ſich gegen die von uns aphoriſtiſch entworfene Skizze einwenden läßt, beſonders wenn man von Dem, was ihr mangelt und von Dem, was an ihr näher zu beſtimmen wäre, reden wollte. Allein es war die Aufgabe, in möglichſter Kürze hinzuzeichnen, was von Hauptwirkungen über die durch Barbaren geriſſene Lücke in die mittlere und neuere Zeit vor allem Andern bedeutend herüberreicht; was in die Wiſſenſchaften überhaupt, in die Naturwiſſenſchaften beſonders und in die Farbenlehre, die uns vorzüglich beſchäftigt, einen dauernden Einfluß ausübte.

Denn andere köſtliche Maſſen des unſchätzbar Ueberlieferten, wie z. E. die Maſſe der Griechiſchen Dichter, hat erſt ſpät, zu ſehr ſpät, wieder lebendig auf Bildung gewirkt, ſowie die Denkweiſen anderer philoſophiſchen Schulen, der Epicureer, der Scepticer, auch erſt ſpät für uns einige Bedeutung gewinnen.

Wenn wir nun oben ſchon ausgeſprochen und behauptet, daß die Griechen mit Allem bekannt geweſen, was wir als Hauptgrund der Farbenlehre anerkennen; was wir als die Haupt-Momente derſelben verehren: ſo bleibt uns nun die Pflicht, dem Natur- und Geſchichtsfreunde vor Augen zu legen, wie in der neuern Zeit die Plato'ſchen und Ariſtoteles'ſchen Ueberzeugungen wieder emporgehoben, wie ſie verdrängt oder genutzt, wie ſie vervollſtändigt oder verſtümmelt werden mochten und wie, durch ein ſeltſames Schwanken älterer und neuerer Meinungsweiſen, die Sache von einer Seite zur andern geſchoben und zuletzt am Anfang des vorigen Jahrhunderts völlig verſchoben worden.

Autorität.

Indem wir nun von Ueberlieferung ſprechen, ſind wir unmittelbar aufgefordert, zugleich von Autorität zu reden. Denn genau betrachtet, ſo iſt jede Autorität eine Art Ueberlieferung. Wir laſſen die Exiſtenz, die Würde, die Gewalt von irgend einem Dinge gelten, ohne daß wir ſeinen Urſprung, ſein Herkommen, ſeinen Werth deutlich einſehen und erkennen. So ſchätzen und ehren wir z. B. die edeln Metalle bei'm Gebrauch des gemeinen Lebens; doch ihre großen phyſiſchen und chemiſchen Verdienſte ſind uns dabei ſelten gegenwärtig. So haben die Vernunft und das ihr verwandte Gewiſſen eine ungeheure Autorität, weil ſie unergründlich ſind; ingleichen Das, was wir mit dem Namen Genie bezeichnen. Dagegen kann man dem Verſtand gar keine Autorität zuſchreiben; denn er bringt nur immer Seinesgleichen hervor, ſowie denn offenbar aller Verſtandesunterricht zur Anarchie führet.

Gegen die Autorität verhält ſich der Menſch ſowie gegen vieles Andere, beſtändig ſchwankend. Er fühlt in ſeiner Dürftigkeit, daß er, ohne ſich auf etwas Drittes zu ſtützen, mit ſeinen Kräften nicht anlangt. Dann aber, wenn das Gefühl ſeiner Macht und Herrlichkeit in ihm aufgeht, ſtößt er das Hülfreiche von ſich und glaubt, für ſich ſelbſt und Andere hinzureichen.

Das Kind bequemt ſich meiſt mit Ergebung unter die Autorität der Eltern; der Knabe ſträubt ſich dagegen; der Jüngling entflieht ihr und der Mann läßt ſie wieder gelten, weil er ſich deren mehr oder weniger ſelbſt verſchafft; weil die Erfahrung ihn gelehrt hat, daß er ohne Mitwirkung Anderer doch nur wenig ausrichte.

Ebenſo ſchwankt die Menſchheit im Ganzen. Bald ſehen wir um einen vorzüglichen Mann ſich Freunde, Schüler, Anhänger, Begleiter, Mitliebende, Mitwohnende, Mitſtreitende verſammeln. Bald fällt eine ſolche Geſellſchaft, ein ſolches Reich wieder in vielerlei Einzelnheiten auseinander. Bald werden Monumente älterer Zeiten, Documente früherer Geſinnungen göttlich verehrt, buchſtäblich aufgenommen; Jedermann gibt ſeine Sinne, ſeinen Verſtand darunter gefangen; alle Kräfte werden aufgewendet, das Schätzbare ſeiner Ueberreſte darzuthun, ſie bekannt zu machen, zu commen-

tiren, zu erläutern, zu erklären, zu verbreiten und fortzupflanzen. Bald tritt dagegen, wie jene bilderstürmende, so hier eine schriftstürmende Wuth ein; es thäte Noth, man vertilgte bis auf die letzte Spur Das, was bisher so großen Werthes geachtet wurde. Kein ehemals ausgesprochenes Wort soll gelten; Alles, was weise war, soll als närrisch erkannt werden; was heilsam war, als schädlich; was sich lange Zeit als förderlich zeigte, nunmehr als eigentliches Hinderniß.

Die Epochen der Naturwissenschaften im Allgemeinen und der Farbenlehre Insbesondere werden uns ein solches Schwanken auf mehr als eine Weise bemerklich machen. Wir werden sehen, wie dem menschlichen Geist das aufgehäufte Vergangene höchst lästig wird zu einer Zeit, wo das Neue, das Gegenwärtige gleichfalls gewaltsam einzudringen anfängt; wie er die alten Reichthümer aus Verlegenheit, Instinct, ja aus Maxime wegwirft; wie er wähnt, man könne das neu zu Erfahrende durch bloße Erfahrung in seine Gewalt bekommen: wie man aber bald wieder genöthigt wird, Raisonnement und Methode, Hypothese und Theorie zu Hülfe zu rufen; wie man dadurch abermals in Verwirrung, Controvers, Meinungenwechsel und früher oder später aus der eingebildeten Freiheit wieder unter den ehernen Scepter einer aufgedrungenen Autorität fällt.

Alles, was wir an Materialien zur Geschichte, was wir Geschichtliches einzeln ausgearbeitet, zugleich überliefern, wird nur der Commentar zu dem Vorgesagten sein. Die Naturwissenschaften haben sich bewundernswürdig erweitert, aber keineswegs in einem stetigen Gange, auch nicht einmal stufenweise, sondern durch Auf- und Absteigen, durch Vor- und Rückwärtswandeln in gerader Linie oder in der Spirale, wobei sich denn von selbst versteht, daß man in jeder Epoche über seine Vorgänger weit erhaben zu sein glaubte. Doch wir dürfen künftigen Betrachtungen nicht vorgreifen. Da wir die Theilnehmenden durch einen labyrinthischen Garten zu führen haben, so müssen wir ihnen und uns das Vergnügen mancher überraschenden Aussicht vorbehalten.

Wenn nun Derjenige, wo nicht für den Vorzüglichsten, doch für den Begabtesten und Glücklichsten zu halten wäre, der Ausdauer, Lust, Selbstverläugnung genug hätte, sich mit dem Ueberlieferten völlig bekannt zu machen und dabei noch Kraft und Muth genug behielte, sein originelles Wesen selbstständig auszubilden und das vielfach Aufgenommene nach seiner Weise zu bearbeiten und zu beleben: wie erfreulich muß es nicht sein, wenn dergleichen Männer in der Geschichte der Wissenschaften uns, wiewohl selten genug, wirklich begegnen! Ein Solcher ist Derjenige, zu dem wir uns nun wenden, der uns vor vielen andern trefflichen Männern aus einer zwar regsamen, aber doch immer noch trüben Zeit lebhaft und freudig entgegentritt.

Roger Bacon.

Von 1216—1294.

Die in Britannien durch Römer-Herrschaft gewirkte Cultur, diejenige, welche früh genug durch das Christenthum daselbst eingeleitet worden, verlor sich nur gar zu bald, vernichtet durch den Zudrang wilder Inselnachbarn und seeräuberischer Schaaren. Bei zurückkehrender, obgleich oft gestörter Ruhe fand sich auch die Religion wieder ein und wirkte auf eine vorzügliche Weise zum Guten. Treffliche Männer bildeten sich aus zu Aposteln ihres eigenen Vaterlandes, ja des Auslandes. Klöster wurden gestiftet, Schulen eingerichtet, und jede Art besserer Bildung schien sich in diese abgesonderten Länder zu flüchten, sich daselbst zu bewahren und zu steigern.

Roger Bacon war in einer Epoche geboren, welche wir die des Werdens, der freien Ausbildung der Einzelnen neben einander genannt haben, für einen Geist wie der seine, in der glücklichsten. Sein eigentliches Geburtsjahr ist ungewiß, aber die magna Charta war bereits unterzeichnet (1215), als er zur Welt kam, jener große Freiheitsbrief, der durch die Zusätze nachfolgender Zeiten das wahre Fundament neuer Englischer National-Freiheit geworden. So sehr auch der Clerus und die Baronen für ihren Vortheil dabei mochten gesorgt haben, so gewann doch der Bürgerstand dadurch außerordentlich, daß freier Handel gestattet, besonders der Verkehr mit Auswärtigen völlig ungehindert sein sollte; daß die Gerichtsverfassung verbessert ward; daß der Gerichtshof nicht mehr dem Könige folgen, sondern stets an einem Orte Sitz haben; daß kein freier Mann sollte gefangen gehalten, verbannt oder auf irgend eine Weise an Freiheit und Leben angegriffen werden, es sei denn, Seinesgleichen hätten über ihn gesprochen, oder es geschähe nach dem Recht des Landes.

Was auch noch in der Verfassung zu wünschen übrig blieb, was in der Ausführung mangelte, was durch politische Stürme erschüttert werden mochte: die Nation war im Vorschreiten, und Roger brachte sein höheres Alter unter der Regierung Königs Eduard I. zu, wo die Wissenschaften aller Art einen beträchtlichen Fortgang nahmen und großen Einfluß auf eine vollkommenere Justiz- und Polizei-Verfassung hatten. Der dritte Stand wurde mehr und mehr

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Der Edelmann.

Edelmann.

Brav, ihr Kinder! Brav! an euch merkt man nicht, daß die Zeit vergeht.

Görge.

Wir merken's auch nicht, gnädiger Herr.

Röſe.

(Bedeutend:) Sie werden's auch bald nicht mehr merken.

Edelmann.

Wie ſo?

Röſe.

Machen Sie nur kein Geheimniß daraus! — Sie iſt ja ſo hübſch.

Edelmann.

(lächelnd) Wer?

begünſtigt und einige Jahre nach Rogers Tode (1297) erhielt die magna Charta einen Zuſatz zu Gunſten der Volks-Claſſe.

Obgleich Roger nur ein Mönch war und ſich in dem Bezirk ſeines Kloſters halten mochte, ſo dringt doch der Hauch ſolcher Umgebungen durch alle Mauern; und gewiß verdankt er gedachten nationellen Anlagen, daß ſein Geiſt ſich über die trüben Vorurtheile der Zeit erheben und der Zukunft voreilen konnte. Er war von der Natur mit einem geregelten Character begabt, mit einem ſolchen, der für ſich und Andere Sicherheit will, ſucht und findet. Seine Schriften zeugen von großer Ruhe, Beſonnenheit und Klarheit. Er ſchätzt die Autorität, verkennt aber nicht das Verworrene und Schwankende der Ueberlieferung. Er iſt überzeugt von der Möglichkeit einer Einſicht in Sinnliches und Ueberſinnliches, Weltliches und Göttliches.

Zuvörderſt weiß er das Zeugniß der Sinne gehörig anzuerkennen; doch bleibt ihm nicht unbewußt, daß die Natur dem bloß ſinnlichen Menſchen Vieles verberge. Er wünſcht daher tiefer einzudringen und wird gewahr, daß er die Kräfte und Mittel hierzu in ſeinem eigenen Geiſte ſuchen muß. Hier begegnet ſeinem kindlichen Sinne die Mathematik als ein einfaches, eingebornes, aus ihm ſelbſt hervorſpringendes Werkzeug, welches er um ſo mehr ergreift, als man ſchon ſo lange alles Eigene vernachläſſigt, die Ueberlieferung auf eine ſeltſame Weiſe übereinander gehäuft und ſie dadurch gewiſſer Maßen in ſich ſelbſt zerſtört hatte.

Er gebraucht nunmehr ſein Organ, um die Vorgänger zu beurtheilen, die Natur zu betaſten; und zufrieden mit der Weiſe, nach der ihm Manches gelingt, erklärt er die Mathematik zu dem Hauptſchlüſſel aller wiſſenſchaftlichen Verborgenheiten.

Je nachdem nun die Gegenſtände ſind, mit welchen er ſich beſchäftigt, darnach iſt auch das Gelingen. In den einfachſten phyſiſchen Fällen löſ't die Formel das Problem, in complicirtern iſt ſie wohl behülflich, deutet auf den Weg, bringt uns näher; aber ſie bringt nicht mehr auf den Grund. In den höhern Fällen und nun gar im Organiſchen und Moraliſchen bleibt ſie ein bloßes Symbol.

Ob nun gleich der Stoff, den er behandelt, ſehr gehaltvoll iſt, auch Nichts fehlt, was den ſinnenden Menſchen intereſſiren kann, ob er ſich ſchon mit großer Ehrfurcht den erhabenen Gegenſtänden des Univerſums nähert: ſo muß er doch den einzelnen Theilen des Wißbaren und Ausführbaren, einzelnen Wiſſenſchaften und Künſten, Unrecht thun, um ſeine Theſe durchzuſetzen. Was in ihnen eigenthümlich, fundamental und elementar gewiß iſt, erkennt er nicht an; er beachtet bloß die Seite, die ſie gegen die Mathematik bieten. So löſ't er die Grammatik in Rhythmik, die Logik in Muſik auf und erklärt die Mathematik wegen Sicherheit ihrer Demonſtrationen für die beſſere Logik.

Indem er nun zwar parteiiſch, aber keineswegs Pedant iſt, ſo fühlt er ſehr bald, wo ſeine Grund-Maximen (canones), mit denen er Alles ausrichten will, nicht hinreichen, und es ſcheint ihm ſelbſt nicht recht Ernſt zu ſein, wenn er ſeinen mathematiſch-phyſiſchen Maßſtab geiſtigen und göttlichen Dingen anpaſſen und durch ein witziges Bilderſpiel Das, was nicht ineinander greift, zuſammenhängen will.

Bei allem Dem läßt ihn ſein großes Sicherheitsbedürfniß durchaus feſte und entſchiedene Schritte thun. Was die Alten erfahren und gedacht, was er ſelbſt gefunden und erſonnen, Das alles bringt er nicht gerade ſtreng methodiſch, aber doch in einem ſehr faßlichen, naiven Vortrag, uns vor Seele und Gemüth. Alles hängt zuſammen; Alles hat die ſchönſte Folge; und indem das Bekannte klar vor ihm liegt, ſo iſt ihm auch das Unbekannte ſelbſt nicht fremd; daher er denn vorausſieht, was noch künftig zu leiſten iſt, und was erſt einige Jahrhunderte nachher, durch fortſchreitende Beobachtung der Natur und durch eine immer verfeinerte Technik, wirklich geleiſtet worden.

Wir laſſen ihn ſeine allgemeinen Grundſätze ſelbſt vortragen, ſowohl weil es intereſſant iſt, ſie an und für ſich kennen zu lernen, als auch, weil wir dadurch Gelegenheit finden, unſere Ueberzeugungen in ſeinem Sinne auszuſprechen.

„Es gibt Mancherlei, das wir gerade hin und leicht erkennen; Anderes aber, das für uns verborgen iſt, welches jedoch von der Natur wohl gekannt wird. Dergleichen ſind alle höhern Weſen, Gott und die Engel, als welche zu erkennen, die gemeinen Sinne nicht hinreichen. Aber es findet ſich, daß wir auch einen Sinn haben, durch den wir Das gleichfalls erkennen, was der Natur bekannt iſt, und dieſer iſt der mathematiſche: denn durch dieſen erkennen wir auch die höhern Weſen, als den Himmel und die Sterne und gelangen auf dieſem Wege zur Erkenntniß der übrigen erhabenen Naturen, und zwar auch auf eine einfache und leichte Weiſe.“

„Alle natürlichen Dinge werden zum Daſein gebracht durch ein Wirkſames und durch eine Materie, auf welche Jenes ſeine Thätigkeit ausübt; denn Dieſe beiden treffen zu allererſt zuſammen. Denn das Handelnde, durch ſeine Tugend, bewegt und verwandelt die Materie,

daß sie eine Sache werde; aber die Wahrheit des Wirksamen und der Materie können wir nicht einsehen ohne große Gewalt der Mathematik, ja nicht einmal die hervorgebrachten Wirkungen. Diese Drei sind also zu beachten, das Wirkende, die Materie und das Gewirkte.

Alles Wirksame handelt durch seine Tugend, die es in der untergelegten Materie zur Wirklichkeit bringt. Eine solche (abgeleitete) Tugend wird ein Gleichniß, ein Bild, ein Artiges genannt und sonst noch auf mancherlei Weise bezeichnet. Dieses aber wird sowohl durch die Wesenheit als durch das Zufällige, durch das Geistige wie durch das Körperliche hervorgebracht, durch die Wesenheit aber mehr als durch das Zufällige, durch das Geistige mehr als durch das Körperliche; und dieses Gleichartige macht alle Wirkungen dieser Welt; denn es wirkt auf den Sinn, auf den Geist und auf die ganze Materie der Welt durch Erzeugung der Dinge. Und so bringt ein natürlich Wirksames immer Eins und Dasselbe hervor, es mag wirken, worauf es will, weil es hier nicht etwa überlegen und wählen kann; sondern, was ihm vorkommt, macht es zu Seinesgleichen. Wirkt es auf Sinne und Verstandeskräfte, so entsteht das Bild, das Gleichartige, wie ein Jeder weiß, aber auch in der Materie wird dieses Gleichniß gewirkt. Und diejenigen wirksamen Wesen, welche Vernunft und Verstand haben, wenn sie gleich Vieles aus Ueberlegung und Wahl des Willens thun: so ist doch diese Wirkung, die Erzeugung des Gleichnisses, ihnen so gut natürlich als andern Wesen; und so vervielfältigt die Wesenheit der Seele ihre Tugend im Körper und außerhalb des Körpers, und ein jeder Körper schafft auch außer sich seine Tugenden und die Engel der Welt durch dergleichen Tugenden.

Aber Gott schafft die Tugenden aus Nichts, die er alsdann in den Dingen vervielfältigt. Die erschaffenen, wirksamen Wesen vermögen Dieß nicht, sondern leisten das Ihre auf andere Weise, wobei wir uns gegenwärtig nicht aufhalten können. Nur wiederholen wir, daß die Tugenden wirksamer Wesen in dieser Welt Alles hervorbringen. Dabei ist aber zweierlei zu bemerken: erstlich die Vervielfältigung des Gleichnisses und der Tugend, von dem Ursprung ihrer Zeugung her; zweitens das mannigfaltige Wirken in dieser Welt, wodurch Fortzeugung und Verderbniß entsteht. Das Zweite läßt sich nicht ohne das Erste begreifen; deßhalb wir uns zuerst an die Vervielfältigung wenden."

Wie er nun zu Werke geht, die Vervielfältigung der ursprünglichen Tugenden nach Linien, Winkeln, Figuren und so fort auf mathematische Weise zu bewirken, ist höchst bedeutend und erfreulich. Besonders gelingt es ihm, die fortschreitende Wirkung physischer und mechanischer Kräfte, die wachsende Mittheilung erster Anstöße, vorzüglich auch die Rückwirkungen auf eine folgerechte und heitere Weise abzuleiten. So einfach seine Maximen sind, so fruchtbar zeigen sie sich in der Anwendung und man begreift wohl, wie ein reines, freies Gemüth sehr zufrieden sein konnte, auf solche Weise sich von himmlischen und irdischen Dingen Rechenschaft zu geben.

Von Farben spricht er nur gelegentlich. Auch er setzt sie voraus und erwähnt ihrer mehr beispielsweise und zu Erläuterung anderer Erscheinungen, als daß er sie selbst zu ergründen sucht. Wir könnten es also hier bei dem Gesagten bewenden lassen. Damit aber doch Etwas geschehe, so versetzen wir uns im Geist an seine Stelle, nehmen an, das Büchlein von Theophrast sei ihm bekannt gewesen; was die Griechen eingesehen, sei auch ihm zur Ueberzeugung geworden; ihm wäre nicht entgangen, worauf eigentlich bei der Sache ankomme; und so hätte er nachstehende kurze Farbenlehre, seinen Maximen gemäß, verfassen können, die auch uns ganz willkommen sein würde.

Das Licht ist eine der ursprünglichen, von Gott erschaffenen Kräfte und Tugenden, welche sein Gleichniß in der Materie darzustellen bestrebt. Dieses geschieht auf mancherlei Weise, für unser Auge aber folgender Maßen.

Das reine Materielle, insofern wir es mit Augen erblicken, ist entweder durchsichtig, oder undurchsichtig, oder halbdurchsichtig. Das Letztere nennen wir Trübe. Wenn nun die Tugend des Lichts durch das Trübe hindurchstrebt, so behält seine ursprüngliche Kraft zwar immer auf, erhalten wird, jedoch aber immer fortwirkt, erscheint sein Gleichniß Gelb und Gelbroth; setzt aber ein Finsteres dem Trüben Grenzen, so daß des Lichts Tugend nicht fortzuschreiten vermag, sondern aus dem erhellten Trüben als ein Abglanz zurückkehrt, so ist dessen Gleichniß Blau und Blauroth.

Aehnliches begegnet bei durchsichtigen und undurchsichtigen Körpern, ja im Auge selbst.

Diese Wirkungen sind sehr einfach und beschränkt. Die Unendlichkeit und Unzählig der Farben aber erzeugt sich aus der Mischung und daß die ursprünglichen Farben abermals ihr Gleichniß in der Materie und sonst hervorbringen, welches denn, wie alles Abgeleitete unreiner und ungewisser erscheint; wobei wir doch zu bedenken haben, daß eben durch die Abgeleitete, durch dieses Bild vom Bilde, das Gleichniß vom Gleichniß, das Meiste

ſchieht und eben dadurch das völlige Verſchwinden der erſten Tugend, Verderbniß und Untergang möglich wird.

Nachſtehendes kann zum Theil als Wiederholung, zum Theil als weitere Aus- und Fortbildung des oben Geſagten angeſehen werden; ſodann aber mag man entſchuldigen, daß hier abermals gelegentlich erregte Gedanken mit aufgeführt ſind.

Die Schriften Bacon's zeugen von großer Ruhe und Beſonnenheit. Er faßte ſehr tief den Kampf, den er mit der Natur und mit der Ueberlieferung zu beſtehen hat. Er wird gewahr, daß er die Kräfte und Mittel hierzu bei ſich ſelbſt ſuchen muß. Hier findet er die Mathematik als ein ſicheres, aus ſeinem Innern hervorſpringendes Werkzeug. Er experimentirt mit demſelben gegen die Natur und gegen ſeine Vorgänger; ſein Unternehmen glückt ihm, und er überzeugt ſich, daß Mathematik den Grund zu allem Wiſſenſchaftlichen lege.

Hat ihm jedoch dieſes Organ bei allem Meßbaren gehörige Dienſte geleiſtet, ſo findet er bald bei ſeinem zarten Gefühle, daß es Regionen gebe, wo es nicht hinreicht. Er ſpricht ſehr deutlich aus, daß ſie in ſolchen Fällen als eine Art von Symbolik zu brauchen ſei; aber in der Ausführung ſelbſt vermiſcht er den reellen Dienſt, den ſie ihm leiſtet, mit dem ſymboliſchen; wenigſtens knüpft er beide Arten ſo genau zuſammen, daß er beiden denſelben Grad von Ueberzeugung zuſchreibt, obgleich ſein Symboliſiren manchmal bloß auf ein Gleichniß hinausläuft. In dieſem Wenigen ſind alle ſeine Tugenden und alle ſeine Fehler begriffen.

Man halte dieſe Anſicht feſt und man wird ſich überzeugen, daß es eine falſche Anwendung der reinen Mathematik und ebenſo eine falſche Anwendung der angewandten Mathematik gebe. Offenbar iſt die Aſtrologie aus der Aſtronomie durch den eben gerügten Mißgriff entſtanden, indem man aus den Wirkungen bekannter Kräfte auf die Wirkungen unbekannter ſchloß und beide als gleichgeltende behandelte.

Man ſehe, wie Bacon das Mathematiſche grübigen und grüblichen Dingen annähern will durch ein anmuthiges, heiteres Zahlenſpiel.

Ein großer Theil Deſſen, was man gewöhnlich Aberglauben nennt, iſt aus einer falſchen Anwendung der Mathematik entſtanden, deßwegen ja auch der Name eines Mathematikers mit dem eines Wahrſagers und Aſtrologen gleich galt. Man erinnere ſich der Signatur der Dinge, der Chiromantie, der Punctirkunſt, ſelbſt des Höllenzwangs; all dieſes Unweſen nimmt ſeinen rohen Schein von der klarſten aller Wiſſenſchaften, ſeine Verworrenheit von der exacteſten. Man hat daher Nichts für verderblicher zu halten, als daß man, wie in der neuern Zeit abermals geſchieht, die Mathematik aus der Vernunft- und Verſtandes-Region, wo ihr Sitz iſt, in die Region der Phantaſie und Sinnlichkeit ſreventlich herüberzieht.

Dunkeln Zeiten ſind ſolche Mißgriffe nachzuſehen; ſie gehören mit zum Character. Denn eigentlich ergreift der Aberglaube nur falſche Mittel, um ein wahres Bedürfniß zu befriedigen und iſt deßwegen weder ſo ſcheltenswerth, als er gehalten wird, noch ſo ſelten in den ſogenannten aufgeklärten Jahrhunderten und bei aufgeklärten Menſchen.

Denn wer kann ſagen, daß er ſeine unerläßlichen Bedürfniſſe immer auf eine reine, richtige, wahre, untadelhafte und vollſtändige Weiſe befriedige; daß er ſich nicht neben dem ernſteſten Thun und Leiſten, wie mit Glauben und Hoffnung, ſo auch mit Aberglauben und Wahn, Leichtſinn und Vorurtheil hinhalte?

Wie viel falſche Formeln zu Erklärung wahrer und unläugbarer Phänomene finden ſich nicht durch alle Jahrhunderte bis zu uns herauf! Die Schriften Luther's enthalten, wenn man will, viel mehr Aberglauben, als die unſers Engliſchen Mönchs. Wie bequem macht ſich's nicht Luther durch ſeinen Teufel, den er überall bei der Hand hat, die wichtigſten Phänomene der allgemeinen und beſonders der menſchlichen Natur auf eine oberflächliche und barbariſche Weiſe zu erklären und zu beſeitigen! Und doch iſt und bleibt er, der er war, außerordentlich für ſeine und für künftige Zeiten. Bei ihm kam es auf That an; er fühlte den Conflict, in dem er ſich befand, nur allzu läſtig; und indem er ſich das ihm Widerſtrebende recht häßlich, mit Hörnern, Schwanz und Klauen dachte, ſo wurde ſein heroiſches Gemüth nur deſto lebhafter aufgeregt, dem Feindſeligen zu begegnen und das Gehaßte zu vertilgen.

An jene Neigung Roger Bacon's, das Unbekannte durch das Bekannte aufzulöſen, das Ferne durch das Nahe zu gewältigen, wodurch ſich eben ſein vorzüglicher Geiſt legitimirt, ſchließt ſich eine Eigenheit an, welche genau beachtet zu werden verdient, weil ſie ſchon früher hiſtoriſche Zweifel erregt hat. Aus gewiſſen Eigenſchaften der Körper, die ihm bekannt ſind, aus gewiſſen Folgen, die ſich von ihrer Verbindung oder von einer gewiſſen beſtimmten Form hoffen laſſen, folgert er ſo richtig, daß er über Das, was zu ſeiner Zeit geleiſtet war, weit hinausgeht und von Dingen ſpricht, als wenn ſie ſchon geleiſtet wären. Das Schießpulver, beſonders

aber die Fernſichte, behandelt er ſo genau, daß wir uns überzeugt halten müſſen, er habe ſie vor ſich gehabt, zumal da er ja ſchon geſchliffene Kugeln, Abſchnitte von Kugeln in Glas beſeſſen.

Allein wem bekannt iſt, wie der Menſchengeiſt vereilen kann, ehe ihm die Technik nachkommt, Der wird auch hier nichts Unerhörtes finden.

Und ſo wagen wir, zu behaupten, daß es nur Folgerungen bei ihm geweſen. Auch hier bei der angewandten Mathematik geht es ihm, wie bei der reinen. Wie er jene anwendete, wo ſie nicht hingehörte, ſo traut er dieſer zu, was ſie nicht leiſten kann.

Durch die von ihm beſchriebenen Gläſer ſoll man nicht allein die entfernteſten Gegenſtände ganz nahe, die kleinſten ungeheuer groß im eigenen Auge wahrnehmen; ſondern dieſe und andere Bilder ſollen auch hinaus in die Luft, in die Atmoſphäre geworfen, einer Menge zur Erſcheinung kommen. Zwar iſt auch Dieſes nicht ohne Grund. So mancherlei Naturerſcheinungen, die auf Refraction und Reflexion beruhen, die viel ſpäter erfundene Camera obscura, die Zauberlaterne, das Sonnen-Microſcop und ihre verſchiedenen Anwendungen haben ſein Vorausgeſagtes faſt buchſtäblich wahr gemacht, weil er alle dieſe Folgen vorausſah. Aber die Art, wie er ſich über dieſe Dinge äußert, zeigt, daß ſein Apparat nur in ſeinem Geiſte gewirkt, und daß daher manche imaginäre Reſultate entſprungen ſein mögen.

Zunächſt bemerken wir, daß er, wie alle Erfinder, welt ſchauende und geiſtig lebhaft wirkende Menſchen, von ſeinen Zeitgenoſſen angegangen worden, auch unmittelbar Etwas zu ihrem Nutzen zu thun. Der Menſch iſt ſo ein luſt- und hülfsbedürftiges Weſen, daß man ihm nicht verargen kann, wenn er ſich überall umſieht, wo er im Glück einigen Spaß und in der Bedrängniß einigen Beiſtand finden kann.

Den Mathematikern ſind von jeher die Kriegshelden auf der Spur geweſen, weil man ſeine Macht gern mechaniſch vermehren und jeder Uebermacht große Wirkungen mit geringen Kräften entgegenſetzen möchte. Daher findet ſich bei Bacon die Wiederholung älterer und die Zuſicherung neuer dergleichen Hülfsmittel. Brennſpiegel, um in der Ferne die Sonnenſtrahlen zu concentriren, Vervielfältigungsſpiegel, wodurch dem Feinde wenige Truppen als eine große Anzahl erſchienen und andere ſolche Dinge kommen bei ihm vor, die wunderbar genug ausſehen und die dennoch bei erhöhter Technik, geübteſter Taſchenſpielerkunſt und auf andere Weiſe wenigſtens zum Theil möglich gemacht worden.

Daß man ihn der Irrlehre angeklagt, das Schickſal hat er mit allen Denen gemein, die ihrer Zeit vorlaufen; daß man ihn der Zauberei bezüchtigt, war damals ganz natürlich. Aber ſeine Zeit nicht allein beging dieſe Uebereilung, daß ſie Das, was tiefen, unbekannten, feſt gegründeten, conſequenten, ewigen Naturkräften möglich iſt, als dem Willen und der Willkür unterworfen, als zufällig herbeigerufen, im Widerſtreit mit Gott und der Natur gelten ließ.

Auch hierüber iſt der Menſch weder zu ſchelten noch zu bedauern; denn dieſe Art von Aberglauben wird er nicht loswerden, ſo lange die Menſchheit exiſtirt. Ein ſolcher Aberglaube erſcheint immer wieder, nur unter einer andern Form. Der Menſch ſieht nur die Wirkungen; die Urſachen, ſelbſt die nächſten, ſind ihm unbekannt; nur ſehr Wenige, tiefer Dringende, Erfahrene, Aufmerkende werden allenfalls gewahr, woher die Wirkung entſpringe.

Man hat oft geſagt und mit Recht, der Unglaube ſei ein umgekehrter Aberglaube und an dem Letzten möchte gerade unſere Zeit vorzüglich leiden. Eine edle That wird dem Eigennutz, eine heroiſche Handlung der Eitelkeit, das unläugbare poetiſche Product einem fieberhaften Zuſtande zugeſchrieben; ja was noch wunderlicher iſt, das Allervorzüglichſte, was hervortritt, das Allerwerkwürdigſte, was begegnet, wird ſo lange, als nur möglich iſt, verneint.

Dieſer Wahnſinn unſerer Zeit iſt auf alle Fälle ſchlimmer, als wenn man das Außerordentliche, weil es nun einmal geſchah, gezwungen zugab und es dem Teufel zuſchrieb. Der Aberglaube iſt ein Erbtheil energiſcher, großthätiger, fortſchreitender Naturen; der Unglaube das Eigenthum ſchwacher, kleingeſinnter, zurückſchreitender, auf ſich ſelbſt beſchränkter Menſchen. Jene lieben das Erſtaunen, weil das Gefühl des Erhabenen dadurch in ihnen erregt wird, deſſen ihre Seele fähig iſt; und da Dieß nicht ohne eine gewiſſe Apprehenſion geſchieht, ſo ſpiegelt ſich ihnen dabei leicht ein böſes Princip vor. Eine unmächtige Generation aber wird durch's Erhabene zerſtört; und da man Niemandem zumuthen kann, ſich willig zerſtören zu laſſen, ſo haben ſie völlig das Recht, das Große und Uebergroße, wenn es neben ihnen wirkt, ſo lange zu läugnen, bis es hiſtoriſch wird, da es denn aus gehöriger Entfernung in gedämpftem Glanze leidlicher anzuſchauen ſein mag.

Nachleſe.

Unter dieſer Rubrik mag das Wenige Platz nehmen, was wir in unſern Collectaneen, den

erſtbeſprochenen Zeitpunct betreffend, vorgefunden haben.

Von den Arabern iſt mir nicht bekannt geworden, daß ſie eine theoretiſche Aufmerkſamkeit auf die Farbe geworfen hätten. Averroes und Avempaces mögen, wie aus einigen Citaten zu vermuthen iſt, bei Gelegenheit, daß ſie den Ariſtoteles commentirt, Etwas beiläufig darüber geäußert haben. Das Büchlein des Theophraſt ſcheint ihrer Aufmerkſamkeit entgangen zu ſein. Alhazen, von dem ein optiſcher Tractat auf uns gekommen, beſchäftigt ſich mit den Geſetzen des Sehens überhaupt; doch war ihm der im Auge bleibende Eindruck eines angeſchauten Bildes bekannt geworden.

Ueberhaupt war dieſes phyſiologiſche Phänomen des bleibenden, ja des farbig abklingenden Lichteindruckes rein ſinnlichen Naturen jeder Zeit nicht verborgen geblieben, weßhalb wir eine Stelle des Auguſtinus und eine des Themiſtius als Zeugniß anführen.

Auguſtinus.

Wenn wir eine Zeit lang irgend ein Licht anſchauen, und ſodann die Augen ſchließen: ſo ſchweben vor unſerm Blick gewiſſe leuchtende Farben, die ſich verſchiedentlich verändern und nach und nach weniger glänzen, bis ſie zuletzt gänzlich verſchwinden. Dieſe können wir für das Ueberbleibende jener Form halten, welche in dem Sinn erregt ward, indem wir das leuchtende Bild erblickten.

Themiſtius.

Wenn Jemand den Blick von einem Gegenſtande, den er auf's Schärfſte betrachtet hat, wegwendet, ſo wird ihn doch die Geſtalt der Sache, die er anſchaute, begleiten, als wenn der frühere Anſtoß die Augen beſtimmt und in Beſitz genommen hätte. Deßhalb, wenn Jemand aus dem Sonnenſchein ſich in's Finſtere begibt, ſehen die vor großem Glanz irre gewordenen Augen Nichts. Auch wenn Du etwas ſehr Glänzendes oder Grünes länger angeſehen, ſo wird Alles, was Dir hernach in die Augen fällt, gleichfarbig erſcheinen. Nicht weniger, wenn Du die Augen gegen die Sonne, oder ſonſt etwas Glänzendes richteſt und ſodann zudrückſt: ſo wirſt Du eine Farbe ſehen, wie etwa Weiß oder Grün, welche ſich alsdann in Hochroth verwandelt, ſodann in Purpur, nachher in andere Farben, zuletzt in's Schwarze, von da an aber abnimmt und verſchwindet. Gleicher Maßen zerrüttet auch Das, was ſich ſchnell bewegt, unſere Augen, ſo daß, wenn Du in einen reißenden Strom hinabſiehſt, eine Art von Schäumen und Schwindel in Dir entſteht, und auch das Stillſtehende ſich vor Dir zu bewegen ſcheint.

Luſt am Geheimniß.

Das Ueberlieferte war ſchon zu einer großen Maſſe angewachſen, die Schriften aber, die es enthielten, nur im Beſitz von Wenigen; jene Schätze, die von Griechen, Römern und Arabern übriggeblieben waren, ſah man nur durch einen Flor; die vermittelnden Kenntniſſe mangelten; es fehlte völlig an Critik; apocryphiſche Schriften galten den ächten gleich, ja es fand ſich mehr Neigung zu jenen als zu dieſen.

Ebenſo drängten ſich die Beobachtungen einer erſt wieder neu und friſch erblickten Natur auf. Wer wollte ſie ſondern, ordnen und nutzen? Was jeder Einzelne erfahren hatte, wollte er auch ſich zu Vortheil und Ehre gebrauchen; Beides wird mehr durch Vorurtheile als durch Wahrhaftigkeit erlangt. Wie nun die Frühern, um die Gewandtheit ihrer dialectiſchen Formen zu zeigen, auf allen Cathedern ſich öffentlich hören ließen: ſo fühlte man ſpäter, daß man mit einem gehaltreichen Beſitz Urſache hatte, ſparſamer umzugehen. Man verbarg, was dem Verbergenden ſelbſt noch halb verborgen war; und weil es bei einem großen Ernſt an einer vollkommenen Einſicht in die Sache fehlte, ſo entſtand, was uns bei Betrachtung jener Bemühungen irre macht und verwirrt, der ſeltſame Fall, daß man verwechſelte, was ſich zu eſoteriſcher und was ſich zu exoteriſcher Ueberlieferung qualificirt. Man verhehlte das Gemeine und ſprach das Ungemeine laut, wiederholt und dringend aus.

Wir werden in der Folge Gelegenheit nehmen, die mancherlei Arten dieſes Verſteckens näher zu betrachten. Symbolik, Allegorie, Räthſel, Attaque, Chiffriren wurden in Uebung geſetzt. Appreheuſion gegen Kunſtverwandte, Marktſchreierei, Dünkel, Witz und Geiſt hatten Alle gleiches Intereſſe, ſich auf dieſe Weiſe zu thun und geltend zu machen, ſo daß der Gebrauch dieſer Verheimlichungskünſte ſehr lebhaft bis in das ſiebenzehnte Jahrhundert hinübergeht, und ſich zum Theil noch in den Canzleien der Diplomatiker erhält.

Aber auch bei dieſer Gelegenheit können wir nicht umhin, unſern Roger Bacon, von dem nicht genug Gutes zu ſagen iſt, höchlich zu rühmen, daß er ſich dieſer falſchen und ſchiefen Ueberlieferungsweiſe gänzlich enthalten, ſo ſehr, daß wir wohl behaupten können, der Schluß ſeiner höchſt ſchätzbaren Schrift de mirabili potestate artis et naturae gehört nicht ihm, ſondern einem Verfälſcher, der dadurch dieſen kleinen Tractat an eine Reihe alchymiſtiſcher Schriften anſchließen wollen.

An dieſer Stelle müſſen wir Manches, was ſich in unſern Collectaneen vorfindet, bei Seite legen, weil es uns zu weit von dem vorgeſteck-

ten Ziele ablenken würde. Vielleicht zeigt ſich eine andere Gelegenheit, die Lücke, die auch hier abermals entſteht, auf eine ſchickliche Weiſe auszufüllen.

Dritte Abtheilung.

Sechszehntes Jahrhundert.

Eine geſchichtliche Darſtellung nach Jahrhunderten einzutheilen, hat ſeine Unbequemlichkeit. Mit keinem ſchneiden ſich die Begebenheiten rein ab; Menſchenleben und Handeln greift aus einem in's andere; aber alle Eintheilungsgründe, wenn man ſie genau beſieht, ſind doch nur von irgend einem Ueberwiegenden hergenommen. Gewiſſe Wirkungen zeigen ſich entſchieden in einem gewiſſen Jahrhundert, ohne daß man die Vorbereitung verkennen oder die Nachwirkung läugnen möchte. Bei der Farbenlehre geben uns die drei nunmehr aufeinander folgenden Jahrhunderte Gelegenheit, Das, was wir vorzutragen haben, in gehöriger Abſonderung und Verknüpfung darzuſtellen.

Daß wir in der ſo genannten mittlern Zeit für Farbe und Farbenlehre wenig gewonnen, liegt in dem Vorhergehenden nur allzu deutlich am Tage. Vielleicht glückt es Denjenigen, die ſich mit den Denkmalen jener Zeit genauer bekannt machen, noch Einiges aufzufinden; vielleicht kann in der Geſchichte des Colorits und der Färbekunſt noch Manches beigebracht werden. Für uns ging die Farbenlehre mit dem Glanz der übrigen Wiſſenſchaften und Künſte ſcheidend unter, um erſt ſpäter wieder hervorzutreten. Wenn wir hier und da der Farbe erwähnt finden, ſo iſt es nur gelegentlich; ſie wird vorausgeſetzt, wie das Athemholen und Sprechen bei der Redekunſt. Niemand beſchäftigt ſich mit ihren Elementen und Verhältniſſen, bis endlich dieſe erfreuliche Erſcheinung, die uns in der Natur ſo lebhaft umgibt, auch für das Bewußtſein mit den übrigen Wiſſenſchaften aus der Ueberlieferung wieder hervortritt.

Je mehrere und vorzüglichere Menſchen ſich mit den köſtlichen überlieferten Reſten des Alterthums beſchäftigen mochten, deſto energiſcher zeigte ſich jene Function des Verſtandes, die wir wohl die höchſte nennen dürfen, die Critik nämlich, das Abſondern des Aechten vom Unächten.

Dem Gefühl, der Einbildungskraft iſt es ganz gleichgiltig, wovon ſie angeregt werden, da ſie beide ganz reine Selbſtthätigkeiten ſind, die ſich ihre Verhältniſſe nach Belieben hervorbringen, nicht ſo dem Verſtande, der Vernunft. Beide haben einen entſchiedenen Bezug auf die Welt; der Verſtand will ſich nichts Unächtes aufbinden laſſen, und die Vernunft verabſcheuet es.

Dieſer natürliche Abſcheu vor dem Unächten und das Sonderungsvermögen ſind nicht immer beiſammen. Jener fühlt wohl, was er will, aber vermag es nicht immer zu beweiſen; Dieſes will eigentlich Nichts, aber das Erkannte vermag es darzuthun. Es verwirft wohl ohne Abneigung und nimmt auf ohne Liebe. Vielleicht entſteht dadurch eine der Abſicht gemäße Gerechtigkeit. Wenn Beides jedoch, Abſcheu und Sonderungsgabe, zuſammenträfe, ſtünde die Critik wohl auf der höchſten Stufe.

Die Bibel, als ein heiliges, unantaſtbares Buch, entfernte von ſich die Critik, ja eine uncritiſche Behandlung ſchien ihr wohl angemeſſen. Den Plato'ſchen und Ariſtoteles'ſchen Schriften erging es anfänglich auf ähnliche Weiſe. Erſt ſpäter ſah man ſich nach einem Prüfſtein um, der nicht ſo leicht zu finden war. Doch ward man zuletzt veranlaßt, den Buchſtaben dieſer Werke näher zu unterſuchen; mehrere Abſchriften gaben zu Vergleichung Anlaß. Ein richtigeres Verſtehen führte zum beſſern Ueberſetzen. Dem geiſtreichen Manne mußten bei dieſer Gelegenheit Emendationen in die Hand fallen, und der reine Wortverſtand immer bedeutender werden.

Die Farbenlehre verdankt auch dieſen Bemühungen ihre neuen Anfänge, obgleich Das, was auf ſolche Weiſe geſchehen, für die Folge ohne ſonderliche Wirkung blieb. Wir werden unſere Leſer zuerſt mit Antonius Thyleſius etwas näher bekannt machen, ferner des Simon Portius gedenken, welcher die kleine Ariſtoteles'ſche Schrift, deren Ueberſetzung wir früher eingerückt, zuerſt überſetzt und commentirt. Ihm folgt Julius Cäſar Scaliger, der im ähnlichen Sinne für uns nicht ohne Verdienſt bleibt; ſowie wir denn auch bei dieſer Gelegenheit den obigen Aufſatz über Farbenbenennung wieder in Erinnerung zu bringen haben.

Antonius Thyleſius.

Als uns in der Epoche der erneuerten Wiſſenſchaften des Antonius Thyleſius kleines Buch de Coloribus freundlich begegnete, war es uns eine angenehme Erſcheinung, um ſo mehr, als es ſich jenem des Ariſtoteles an die Seite und in gewiſſem Sinne entgegen ſtellte. Wir gedachten, es zu überſetzen, fanden aber bald, daß man in einer Sprache nicht die Etymologie der andern behandeln könne. Es iſt nicht ſelten, indem es öfter andern, größern und kleinern Schriften beigefügt worden, und wir empfehlen es um ſo mehr, als uns aus demſelben das Gefühl einer freien und heitern Zeit entgegenkommt, und die Tugenden des Verfaſſers

wohl verdienen, daß ihre Wirkungen wiederholt empfunden werden.

Antonius Thyleſius war zu Coſenza geboren, einer Stadt, die an der Cultur des untern Italiens ſchon früher Theil nahm. In dem erſten Viertel des ſechszehnten Jahrhunderts war er Profeſſor zu Mailand. Er gehört unter Diejenigen, welche man in der Litterar-Geſchichte als Philologen, Redner und Poeten zugleich gerühmt findet. Ein gründliches und doch liberales Studium der Alten regte in ſolchen Männern die eigene Productivität auf; und wenn ſie auch eigentlich nicht zu Poeten geboren waren, ſo ſchärfte ſich doch am Alterthum ihr Blick für die Natur und für die Darſtellung derſelben.

Ein Büchelchen de coronis gab er 1526 heraus. Die Anmuth des gewählten Gegenſtandes zeugt für die Anmuth ſeines Geiſtes. Er führt in demſelben ſehr kurz und leicht alle Kränze und Kronen vor, womit ſich Götter und Heroen, Prieſter, Helden, Dichter, Schmauſende und Leidtragende zu ſchmücken pflegten, und man begreift ſehr leicht, wie bei ſolcher Gelegenheit ein geſunder Blick auf Farbe mußte aufmerkſam gemacht werden.

So finden wir denn auch in der kleinen Schrift über die Farben einen Mann, dem es um das Verſtändniß der Alten zu thun iſt. Es entgeht ihm nicht, daß die Farbenbenennungen ſehr beweglich ſind und von mancherlei Gegenſtänden gebraucht werden. Er dringt daher auf den erſten Urſprung der Worte; und ob wir gleich ſeinem Etymologiſiren nicht immer beiſtimmen, ſo folgen wir ihm doch gern und belehren uns an und mit ihm.

Beide oben benannte Aufſätze wurden mit ſeinen übrigen poetiſchen Schriften von Conrad Geßner 1545 zu Baſel herausgegeben, wobei ſich bemerken läßt, daß ihm ſeine Zeitgenoſſen eine gewiſſe Originalität zugeſtanden, indem ſie ihn Andern entgegenſetzen, die nur durch Zuſammenſtellung von Worten und Phraſen der Alten ein neues Gedicht, eine neue Rede hervorzubringen glaubten.

Eine Tragödie, „der goldene Regen", kleinere Gedichte, „der Cyclop", „Galathea" u. ſ. w., zeigen genugſam, daß wenn man ihn auch nicht eigentlich einen Poeten nennen darf, einen ſolchen, der, einen Gegenſtand zu beleben, das Zerſtreute zur Einheit zwingen kann: ſo müſſen wir doch, außer ſeiner antiquariſchen Bildung, einen aufmerkſamen Blick in die Welt, ein zartes Gemüth an ihm rühmen. Er behandelt die Spinne, den Leuchtwurm, das Rohr auf eine Weiſe, die uns überzeugt, daß er in der Mittelgattung von Dichtkunſt, in der beſchreibenden, noch manches Erfreuliche hätte leiſten können. Uns ſteht er als Repräſentant mancher ſeiner Zeitgenoſſen da, die das Wiſſen mit Anmuth behandelten, und der Anmuth etwas Gewußtes unterzulegen nöthig fanden.

Mit welchem freien, liebe- und ehrfurchtsvollen Blick er die Natur angeſehen, davon zeugen wenige Verſe, die wir zu ſeinem Angedenken hier einzurücken uns nicht enthalten können.

Omniparens natura, hominum rerumque creatrix,
Diſſimilis, facilis, simulis tibi, dissimilisque,
Nulligena, indefessa, ferax, te pulchrior ipsa,
Solaque quae tecum certas, te et victa revincis,
Omnia me nimis afficiunt, quo lumina cunque
Verto libens, nihil est non mirum, daedala quod tu
Effingis, rebusque animam simul omnibus addis,
Unde vigent, quaecunque videntur, pabula, frondes,
Et genus aligerum, pecudesque et squamea turba.

Simon Portius.

Das Büchlein von den Farben, welches dem Theophraſt zugeſchrieben wird, ſcheint in der mittlern Zeit nicht viel gekannt geweſen zu ſein; wenigſtens haben wir es auf unſerm Wege nicht citirt gefunden. In der erſten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts nimmt Simon Portius ſich deſſelben an, überſetzt, commentirt es, und gibt ſtatt einer Vorrede eine kleine Abhandlung über die Natur der Farben.

Aus der Zueignung an Cosmus I., Großherzog von Florenz, lernen wir, daß er von demſelben als Gelehrter begünſtigt und unter den Seinen wohl aufgenommen war. Er hielt über die Ariſtoteles'ſchen Schriften öffentliche Lehrſtunden, und hatte auch über mehrgedachtes Büchlein in den Ferien geleſen. Später ward Ueberſetzung und Commentar eine Willkzziatur-Arbeit. Soviel wir wiſſen, erſchien die erſte Ausgabe zu Neapel 1537. Diejenige, deren wir uns bedienen, iſt zu Paris 1549 gedruckt.

Sogleich, wie ſich einige Bildungsluſt auf der Welt wieder zeigt, treten uns die Ariſtoteles'ſchen Verdienſte friſch entgegen. Freilich ſtanden dieſe ſchriftlichen Ueberlieferungen von einer Seite der Natur zu nahe und von einer andern auf einem zu hohen Puncte der glücklichſten Bildung, als daß die Aufſtuder ihnen hätten gewachſen ſein können. Man verſtand ſie leider nicht genugſam, weder ihrer Abſicht nach, noch inſofern ſchon genug durch ſie geleiſtet war. Was alſo gegenwärtig an ihnen geſchah, war eine zwar lobenswerthe, aber meiſt unfruchtbare Mühe.

Sowohl in der von Portius vorausgeſchickten Vorrede, worin uns Etwas über die Natur der Farben verſprochen wird, als auch in den Anmerkungen ſelbſt, welche dem Text beigefügt ſind, ſehen wir einen beleſenen und zugleich in der Ariſtoteles'ſchen Schul-Methode wohlgeübten

Mann, und können ihm daher unſere Achtung ſowie unſern Dank für Das, was wir von ihm lernen, nicht verſagen. Allein der Gewinn, den wir aus einem mühſamen Studium ſeiner Arbeit ziehen, iſt doch nur hiſtoriſch. Wir erfahren, wie die Alten ſich über dieſen Gegenſtand ausgedrückt; wir vernehmen ihre Meinungen und Gegenmeinungen; wir werden von mancherlei Widerſtreit belehrt, den unſer Autor nach ſeiner Art weder zu vergleichen noch zu entſcheiden ſich im Stande befindet.

Von einer eigentlichen Naturanſchauung iſt hier gar die Rede nicht. Das ausgeſprochene Wort, die gebildete Phraſe, die mehr oder weniger zulängliche Definition werden zum Grund gelegt; das Original, die Ueberſetzung, eine Worterklärung, eine Umſchreibung ergreifen ſich wechſelsweiſe; bald wird etwas Verwandtes herbeigeholt, etwas Aehnliches oder Unähnliches citirt, Zweifel nicht verſchwiegen, Fragen beantwortet, dem Widerſpruch begegnet und bald beifällig, bald abfällig verfahren, wobei es nicht an Mißverſtändniſſen und Halbverſtändniſſen fehlt; da denn durchaus eine ſorgfältige und fleißige Behandlung an die Stelle einer gründlichen tritt. Die Form des Vortrags, Noten zu einem Text zu ſchreiben, nöthigt zum Wiederholen, zum Zurückweiſen; alles Geſagte wird aber und abermals durch und übereinander gearbeitet, ſo daß es dem Ganzen zwar an innerer Klarheit und Conſequenz nicht fehlt, wie irgend einem Karten- und Steinſpiel; hat man jedoch Alles geleſen und wieder geleſen, ſo weiß man wohl Etwas mehr als vorher, aber gerade Das nicht, was man erwartete und wünſchte.

Solche ſchätzenswerthe und oft nur ſehr geringe Frucht tragende Arbeiten muß man kennen, wenn man in der Folge diejenigen Männer rechtfertigen will, welche, von einem lebhaften Trieb zur Sache beſeelt, dieſe Wortarbeiten als Hinderniſſe anſahen, die Ueberlieferung überhaupt anfeindeten und ſich gerade zur Natur wendeten, oder gerade zu ihr hinwieſen.

Wir geben den Vorſatz auf, einige überſetzte Stellen mitzutheilen, indem ſie weder belehrend noch erfreulich ſein könnten. Auch haben wir ſchon das Brauchbare in unſerm Aufſatze, worin wir die Meinungen und Lehren der Griechen behandeln, aufgeführt, und werden künftig Gelegenheit haben, Eins und Anderes am ſchicklichen Orte zu wiederholen.

Julius Cäſar Scaliger.

Von 1484 bis 1558.

Dieſer merkwürdige Mann brachte ſeine Jugend am Hof, ſein Jünglingsalter im Militärſtande zu, ſuchte ſpäter als Arzt ſeinen Lebensunterhalt und war wegen ſeiner ausgebreiteten Gelehrſamkeit vor vielen ſeiner Zeitgenoſſen berühmt. Ein ſtarkes Gedächtniß verhalf ihm zu vielem Wiſſen; doch thut man ihm wohl nicht Unrecht, wenn man ihm eigentlichen Geſchmack und Wahrheitſinn abſpricht. Dagegen war er, bei einem großen Vorgefühl ſeiner ſelbſt, von dem Geiſte des Widerſpruchs und Streitluſt unabläſſig erregt.

Cardan, deſſen wir ſpäter gedenken werden, publicirt eine ſeiner Arbeiten unter dem Titel: de subtilitate. Scaliger findet es gelegen, ſich daran zu üben, und verfaßte ein großes Buch gegen ihn, worin er ihm zeigt, daß man mehr wiſſen, genauer bemerken, ſubtiler unterſcheiden und beſtimmter vortragen könne. Dieſes Werk iſt ſeinem Inhalte nach ſchätzbar genug; denn es ſind eigentlich nur in Streitform zuſammengeſtellte Collectaneen, wodurch wir unterrichtet werden, wie Manches damals bekannt war und wie Vieles die Mißbegierigen ſchon intereſſirte.

Was Scaliger über die Farben in der dreihundertfünfundzwanzigſten Exercitation vorzubringen weiß, läßt ſich in zwei Hauptabſchnitte theilen, in einen theoretiſchen und einen etymologiſchen. In dem erſten wiederholt er, was die Alten von den Farben geſagt, theils beifällig, theils mißfällig; er hält ſich auf der Seite des Ariſtoteles; die Plato'ſchen Vorſtellungsarten wollen ihm nicht einleuchten. Da er aber keinen eigentlichen Standpunct hat, ſo iſt es auch nur ein Hin- und Wiederreden, wodurch Nichts ausgemacht wird.

Bei dieſer Gelegenheit läßt ſich jene Betrachtung anſtellen, die uns auch ſchon früher entgegendrang: welch' eine andere wiſſenſchaftliche Anſicht würde die Welt gewonnen haben, wenn die Griechiſche Sprache lebendig geblieben wäre und ſich anſtatt der Lateiniſchen verbreitet hätte!

Die weniger ſorgfältigen Arabiſchen und Lateiniſchen Ueberſetzungen hatten ſchon früher manches Unheil angerichtet, aber auch die ſorgfältigſte Ueberſetzung bringt immer etwas Fremdes in die Sache, wegen Verſchiedenheit des Sprachgebrauchs.

Das Griechiſche iſt durchaus naiver, zu einem natürlichen, heitern, geiſtreichen, äſthetiſchen Vortrag glücklicher Naturanſichten viel geſchickter. Die Art, durch Verba, beſonders durch Infinitiven und Participien, zu ſprechen, macht jeden Ausdruck läßlich; es wird eigentlich durch das Wort Nichts beſtimmt, beſchränkt und feſtgeſetzt; es iſt nur eine Andeutung, um den Gegenſtand in der Einbildungskraft hervorzurufen.

Die Lateiniſche Sprache dagegen wird durch

den Gebrauch der Subſtantiven entſcheidend und befehlshaberiſch. Der Begriff iſt im Wort fertig aufgeſtellt, im Worte erſtarrt, mit welchem nun als einem wirklichen Weſen verfahren wird. Wir werden ſpäter Urſache haben, an dieſe Betrachtungen wieder zu erinnern.

Was den zweiten, etymologiſchen Theil betrifft, ſo iſt derſelbe ſchätzenswerth, weil er uns mit vielen Lateiniſchen Farbenbenennungen bekannt macht, wodurch wir den Thyleſius und Andere ſuppliren können.

Wir fügen hier eine Bemerkung bei, jedoch mit Vorſicht, weil ſie uns leicht zu weit führen könnte. In unſerm kleinen Aufſatz über die Farbenbenennungen der Griechen und Römer, haben wir auf die Beweglichkeit der Farbenbenennungen bei den Alten aufmerkſam gemacht: doch iſt nicht zu vergeſſen, wie viele derſelben bei ihrem Urſprunge ſogleich ſtritt worden; denn gerade durch dieſen Widerſtreit des Fixen und Beweglichen wird die Anwendung der Farbenbenennungen bis auf den heutigen Tag noch immer ſchwierig.

So einfach auch die Farben in ihrer erſten elementaren Erſcheinung ſein mögen, ſo werden ſie doch unendlich mannigfaltig, wenn ſie aus ihrem reinen und gleichſam abſtracten Zuſtande ſich in der Wirklichkeit manifeſtiren, beſonders an Körpern, wo ſie tauſend Zufälligkeiten ausgeſetzt ſind. Dadurch entſpringt eine Individualiſirung bis in's Grenzenloſe, wohin keine Sprache, ja alle Sprachen der Welt zuſammengenommen, nicht nachreichen.

Nun ſind aber die meiſten Farbenbenennungen davon ausgegangen, daß man einen individuellen Fall als ein Beiſpiel ergriffen, um nach ihm und an ihm andere, ähnliche zu bezeichnen. Wenn uns nun das Alterthum dergleichen Worte ſchon genugſam überliefert, ſo iſt in der Folge der Zeit, durch eine ausgebreitetere Kenntniß der Welt, natürlicher Körper, ja ſo vieler Kunſt-Producte, bei jeder Nation ein neuer Zuwachs von Terminologie entſtanden, die, immer auf's Neue wieder auf bekannte und unbekannte Gegenſtände angewendet, neue Bedenklichkeiten, neue Zweifel und Irrungen hervorbringt; wobei denn doch zuletzt Nichts weiter übrig bleibt, als den Gegenſtand, von dem die Rede iſt, recht genau zu kennen und ihn, wo möglich, in der Einbildungskraft zu behalten.

Zwiſchenbetrachtung.

Da wir durch erſtgedachte drei Männer in das Alterthum wieder zurückgeführt worden, ſo erinnern wir uns billig Deſſen, was früher, die naturwiſſenſchaftlichen Einſichten der Alten betreffend, bemerkt ward. Sie wurden nämlich als tüchtige Menſchen von den Naturbegebenheiten aufgeregt und betrachteten mit Verwunderung die verwickelten Phänomene, die uns täglich und ſtündlich umgeben und wodurch die Natur ihnen eher verſchleiert als aufgedeckt ward.

Wenn wir eben dem glücklichen theoretiſchen Bemühen mancher Männer volle Gerechtigkeit widerfahren laſſen, ſo iſt doch nicht zu läugnen, daß man ihren Theorien meiſtens einen empiriſchen Urſprung nur allzu ſehr anſieht. Denn was war ihre Theilung natürlicher Uranfänge in vier Elemente Anderes, als eine nothdürftige Topik, nach welcher ſich die erſcheinenden Erſcheinungen allenfalls ordnen und mit einiger Methode vortragen ließen? Die faßliche Zahl, die in ihr enthaltene, doppelte Symmetrie und die daraus entſpringende Bequemlichkeit machte eine ſolche Lehre zur Fortpflanzung geſchickt; und obgleich aufmerkſamere Beobachter mancherlei Zweifel erregen, manche Frage aufwerfen mochten, ſo blieb doch Schule und Menge dieſer Vorſtellungs- und Eintheilungsart geneigt.

In der neuern Zeit brachte die Chemie eine Hauptveränderung hervor; ſie zerlegte die natürlichen Körper und ſetzte daraus künſtliche auf mancherlei Weiſe wieder zuſammen; ſie zerſtörte eine wirkliche Welt, um eine neue, bisher unbekannte, kaum möglich geſchienene, nicht geahnete wieder hervorzubauen. Nun ward man genöthigt, über die wahrſcheinlichen Anfänge der Dinge und über das daraus Entſprungene immer mehr nachzudenken, ſo daß man ſich bis an unſere Zeit zu immer neuen und höhern Vorſtellungsarten heraufgehoben ſah, und Das um ſo mehr, als der Chemiker mit dem Phyſiker einen unauflöslichen Bund ſchloß, um Dasjenige, was bisher als einfach erſchienen war, wo nicht in Theile zu zerlegen, doch wenigſtens in den mannigfaltigſten Bezug zu ſetzen und ihm eine bewundernswürdige Vielſeitigkeit abzugewinnen. In dieſer Rückſicht haben wir zu unſern Zwecken gegenwärtig nur eines einzigen Mannes zu gedenken.

Paracelſus.

Geboren 1493, geſtorben 1541.

Man iſt gegen den Geiſt und die Talente dieſes außerordentlichen Mannes in der neuern Zeit mehr als in einer frühern gerecht, daher man uns eine Schilderung derſelben gern erlaſſen wird. Uns iſt er deßhalb merkwürdig, weil er den Reihen Derjenigen anführt, welche auf den Grund der chemiſchen Farbenerſcheinung und Veränderung zu dringen ſuchen.

Paracelſus ließ zwar noch vier Elemente gelten, jedes war aber wieder aus dreien zuſammengeſetzt, aus Sal, Sulphur und Mercurius, wodurch ſie denn ſämmtlich, ungeachtet ihrer

Verſchiedenheit und Unähnlichkeit, wieder in einen gewiſſen Bezug unter einander kamen.

Mit dieſen drei Uranfängen ſcheint er Dasjenige ausdrücken zu wollen, was man in der Folge alcaliſche Grundlagen, ſäuernde Wirkſamkeiten und begeiſtende Vereinigungsmittel genannt hat. Den Urſprung der Farben ſchreibt Paracelſus dem Schwefel zu, wahrſcheinlich daher, weil ihm die Wirkung der Säuren auf Farbe und Farbenerſcheinung am Bedeutendſten auffiel und im gemeinen Schwefel ſich die Säure im hohen Grad manifeſtirt. Hat ſodann jedes Element ſeinen Antheil an dem höher verſtandenen, myſtiſchen Schwefel, ſo läßt ſich auch wohl ableiten, wie in den verſchiedenſten Fällen Farben entſtehen können.

So viel für dieß Mal; in der Folge werden wir ſehen, wie ſeine Schüler und Nachkommen dieſe Lehre erweitert und ihr durch mancherlei Deutungen zu helfen geſucht.

Alchymiſten.

Auf eben dieſem Wege gingen die Alchymiſten fort und mußten, weil darunter wenig originelle Geiſter, hingegen viele Nachahmer ſich befanden, immer tiefer zur Geheimnißkrämerei ihre Zuflucht nehmen, deren Dunkelheiten aus dem vorigen Jahrhundert herübergekommen waren. Daher die Monotonie aller dieſer Schriften.

Betrachtet man die Alchymie überhaupt, ſo findet man an ihr dieſelbe Entſtehung, die wir oben bei anderer Art Aberglauben bemerkt haben. Es iſt der Mißbrauch des Aechten und Wahren, ein Sprung von der Idee, vom Möglichen zur Wirklichkeit, eine falſche Anwendung ächter Gefühle, ein lügenhaftes Zuſagen, wodurch unſern liebſten Hoffnungen und Wünſchen geſchmeichelt wird.

Hat man jene drei erhabenen, untereinander im innigſten Bezug ſtehenden Ideen, Gott, Tugend und Unſterblichkeit, die höchſten Forderungen der Vernunft genannt: ſo gibt es offenbar drei ihnen entſprechende Forderungen der höhern Sinnlichkeit, Gold, Geſundheit und langes Leben. Gold iſt ſo unbedingt mächtig auf der Erde, wie wir uns Gott im Weltall denken. Geſundheit und Tauglichkeit ſollen zuſammen. Wir wünſchen einen geſunden Geiſt in einem geſunden Körper. Und das lange Leben tritt an die Stelle der Unſterblichkeit. Wenn es nun edel iſt, jene drei hohen Ideen in ſich zu erregen und für die Ewigkeit zu cultiviren, ſo wäre es doch auch gar zu wünſchenswerth, ſich ihrer irdiſchen Repräſentanten für die Zeit zu bemächtigen. Ja, dieſe Wünſche müſſen leidenſchaftlich in der menſchlichen Natur gleichſam wühlen und können nur durch die höchſte Bildung in's Gleichgewicht gebracht werden. Was wir auf ſolche Weiſe wünſchen, halten wir gern für möglich; wir ſuchen es auf alle Weiſe, und Derjenige, der es uns zu liefern verſpricht, wird unbedingt begünſtigt.

Daß ſich hierbei die Einbildungskraft ſogleich thätig erzeige, läßt ſich erwarten. Jene drei oberſten Erforderniſſe zur höchſten irdiſchen Glückſeligkeit ſcheinen ſo nahe verwandt, daß man ganz natürlich findet, ſie auch durch ein einziges Mittel erreichen zu können. Es führt zu ſehr angenehmen Betrachtungen, wenn man den poetiſchen Theil der Alchymie, wie wir ihn wohl nennen dürfen, mit freiem Geiſte behandelt. Wir finden ein aus allgemeinen Begriffen entſpringendes, auf einen gehörigen Naturgrund aufgebautes Mährchen.

Etwas Materielles muß es ſein, aber die erſte allgemeine Materie, eine jungfräuliche Erde. Wie Dieſe zu finden, wie ſie zu bearbeiten, Dieſes iſt die ewige Ausführung alchymiſcher Schriften, die mit einem unerträglichen Einerlei, wie ein anhaltendes Glockengeläute, mehr zum Wahnſinn als zur Andacht hindrängen.

Eine Materie ſoll es ſein, ein Unorganiſirtes, das durch eine der organiſchen ähnliche Behandlung veredelt wird. Hier iſt ein Ei, ein Sperma, Mann und Weib, vierzig Wochen; und ſo entſpringt zugleich der Stein der Weiſen, das Univerſal-Recipe und der allzeit fertige Caſſier.

Die Farbenerſcheinungen, welche dieſe Operation begleiten, und die uns eigentlich hier am Meiſten intereſſiren müſſen, geben zu keiner bedeutenden Bemerkung Anlaß. Das Weiße, das Schwarze, das Rothe und das Bunte, das bei chemiſchen Verſuchen vorkommt, ſcheint vorzüglich die Aufmerkſamkeit gefeſſelt zu haben.

Sie legten jedoch in alle dieſe Beobachtungen keine Folge, und die Lehre der chemiſchen Farben erhielt durch ſie keine Erweiterung, wie doch hätte geſchehen können und ſollen. Denn da ihre Operationen ſämmtlich auf Uebergänge, Metaſchematiſmen und Verwandelungen hindeuteten, und man dabei eine jede, auch die geringſte Veränderung des bearbeiteten Körpers zu beachten Urſache hatte: ſo wäre z. B. jene höchſt bedeutende Wirkung der Farbennatur, die Steigerung, am Erſten zu bemerken und, wenn auch nur irrig, als Hoffnungsgrund der geheimnißvollen Arbeit anzuſehen geweſen. Wir erinnern uns jedoch nicht, etwas darauf Bezügliches gefunden zu haben.

Uebrigens mag ein Muſterſtück, wie ſie ihr Geſchäft überhaupt, beſonders aber die Farbenerſcheinung behandelt, in der Ueberſetzung hier Platz finden.

Görge.

Hm! Röſe, du haſt recht. Ja wohl, recht hübſch.

Röſe.

Und Sie ſind auch ſo ein ſchöner junger Herr.

Edelmann.

Görge! darf ſie das ſagen?

Görge.

Jetzt eher als ſonſt. Denn ich will's nur geſtehen, ich bin oft eiferſüchtig auf Sie geweſen.

Edelmann.

Du haſts auch Urſache gehabt. Röſe gefiel mir immer.

Röſe.

Sie ſcherzen, gnädiger Herr.

Görge.

Es iſt mir nur immer gar zu ernſtlich vorgekommen.

Calid, ein fabelhafter König von Egypten, unterhält ſich mit einem Paläſtiniſchen Einſiedler, Morienus, um über das große Werk des wunderbaren Steins belehrt zu werden.

Der König. Von der Natur und dem Weſen jenes großen Werkes haſt Du mir genug eröffnet. Nun würdige mich auch, mir deſſen Farbe zu offenbaren. Dabei möchte ich aber weder Allegorie noch Gleichniſſe hören.

Morienus. Es war die Art der Weiſen, daß ſie ihr Aſſos von dem Stein und mit dem Stein immer verfertigten. Dieſes aber geſchah, ehe ſie damit etwas Anderes färbten. Aſſos iſt ein Arabiſcher Ausdruck und könnte Lateiniſch Alaun verdolmetſcht werden. O, guter König, Dir ſei genug, was ich hier vorbringe. Laß uns zu ältern Zeugniſſen zurückkehren, und verlangſt Du ein Beiſpiel, ſo nimm die Worte Datin's, des Philoſophen, wohl auf; denn er ſagt: „Unſer Laton, ob er gleich zuerſt roth iſt, ſo iſt er doch unnütz; wird er aber nach der Röthe ins Weiße verwandelt, ſo hat er großen Werth.“ Deßwegen ſpricht Datin zum Cathices: „O Cathices, Dieſes wird Alles feſt und wahrhaft bleiben; denn ſo haben die Weiſen davon geſprochen: Die Schwärze haben wir weggenommen, und nun mit dem Salz Anatron, d. i. Salpeter und Almizadir, deſſen Eigenſchaft kalt und trocken iſt, halten wir die Weiße feſt. Deßwegen geben wir ihm den Namen Borreza, welches Arabiſch Tinkar heißt.“ Das Wort aber Datin's, des Philoſophen, wird durch Hermes Wort beſtätigt. Hermes aber ſagt: „Zuerſt iſt die Schwärze; nachher mit dem Salz Anatron folgt die Weiße. Zuerſt war es roth und zuletzt weiß, und ſo wird alle Schwärze weggenommen und ſodann in ein helles, leuchtendes Roth verwandelt.“ Maria ſagt gleichfalls: „Wenn Laton mit Alzebric, d. h. mit Schwefel, verbrennt und das Weichliche darauf gegoſſen wird, ſo daß deſſen Hitze aufgehoben werde: dann wird die Dunkelheit und Schwärze davon weggenommen, und derſelbe in das reinſte Gold verwandelt.“ Nicht weniger ſagt Datin, der Philoſoph: „Wenn Du aber Laton mit Schwefel verbrennſt und das Weichliche wiederholt auf ihn gießeſt, ſo wird ſeine Natur aus dem Guten in's Beſſere mit Hülfe Gottes gewendet.“ Auch ein Anderer ſagt: „Wenn der reine Laton ſo lange gekocht wird, bis er wie Fiſchaugen glänzt, ſo iſt ſeine Natürlichkeit zu erwarten. Dann ſollſt Du wiſſen, daß er zu ſeiner Natur und zu ſeiner Farbe zurückkehrt.“ Ein Anderer ſagt gleichfalls: „Je mehr Etwas gewaſchen wird, deſto klarer und beſſer erſcheint es. Wird er nicht abgewaſchen, ſo wird er nicht erſcheinen, noch zu ſeiner Farbe zurückkehren.“ Deßgleichen ſagt Maria: „Nichts iſt, was vom Laton die Dunkelheit noch die Farbe wegnehmen könne; aber Azoc iſt gleichſam ſeine Decke, nämlich zuerſt, wenn er gekocht wird; denn er färbt ihn und macht ihn weiß; dann aber beherrſcht Laton den Azoc, macht ihn zu Wein, d. i. roth.“

Wie ſehr der König Calid durch dieſe Unterhaltung ſich erbaut und aufgeklärt gefunden habe, überlaſſen wir unſern Leſern ſelbſt zu beurtheilen.

Zwiſchenbetrachtung.

Wir befinden uns nunmehr auf dem Puncte, wo die Scheidung der ältern und neuern Zeit immer bedeutender wird. Ein gewiſſer Bezug auf's Alterthum geht noch immer ununterbrochen und mächtig fort; doch finden wir von nun an mehrere Menſchen, die ſich auf ihre eigenen Kräfte verlaſſen.

Man ſagt von dem menſchlichen Herzen, es ſei ein trotzig' und verzagtes Weſen. Von dem menſchlichen Geiſte darf man wohl Aehnliches prädiciren. Er iſt ungeduldig und anmaßlich, und zugleich unſicher und zaghaft. Er ſtrebt nach Erfahrung und in ihr nach einer erweiterten, reinern Thätigkeit, und dann bebt er wieder davor zurück, und zwar nicht mit Unrecht. Wie er vorſchreitet, fühlt er immer mehr, wie er bedingt ſei, daß er verlieren müſſe, indem er gewinnt; denn an's Wahre wie an's Falſche ſind nothwendige Bedingungen des Daſeins gebunden.

Daher wehrt man ſich im Wiſſenſchaftlichen ſo lange, als nur möglich, für das Hergebrachte, und es entſtehen heftige, langwierige Streitigkeiten, theoretiſche ſowohl als practiſche Reclamationen. Hiervon geben uns das fünfzehnte und ſechszehnte Jahrhundert die lebhafteſten Beiſpiele. Die Welt iſt kaum durch Entdeckung neuer Länder unmäßig in die Länge ausgedehnt, ſo muß ſie ſich ſchon in ſich ſelbſt als rund abſchließen. Kaum deutet die Magnet-Nadel nach entſchiedenen Weltgegenden, ſo beobachtet man, daß ſie ſich eben ſo entſchieden zur Erde wieder neigt.

Im Sittlichen gehen ähnliche große Wirkungen und Gegenwirkungen vor. Das Schießpulver iſt kaum erfunden, ſo verliert ſich die perſönliche Tapferkeit aus der Welt, oder nimmt wenigſtens eine andere Richtung. Das tüchtige Vertrauen auf ſeine Fauſt und Gott läßt ſich auf in die blindeſte Ergebenheit unter ein unausweichlich beſtimmendes, unwiderruflich gebietendes Schickſal. Kaum wird durch Buchdruckerei Cultur allgemeiner verbreitet, ſo macht ſich ſchon die Cenſur nöthig, um Dasjenige einzuengen, was bisher in einem natürlich beſchränkten Kreiſe frei geweſen war.

Doch unter allen Entdeckungen und Ueberzeugungen möchte Nichts eine größere Wirkung auf den menſchlichen Geiſt hervorgebracht haben, als die Lehre des Copernicus. Kaum war die Welt als rund anerkannt und in ſich ſelbſt abgeſchloſſen, ſo ſollte ſie auf das ungeheure Vorrecht Verzicht thun, der Mittelpunct des Weltalls zu ſein. Vielleicht iſt noch nie eine größere Forderung an die Menſchheit geſchehen; denn was ging nicht Alles durch dieſe Anerkennung in Dunſt und Rauch auf: ein zweites Paradies, eine Welt der Unſchuld, Dichtkunſt und Frömmigkeit, das Zeugniß der Sinne, die Ueberzeugung eines poetiſch-religiöſen Glaubens? Kein Wunder, daß man dieß Alles nicht wollte fahren laſſen, daß man ſich auf alle Weiſe einer ſolchen Lehre entgegenſetzte, die Denjenigen, der ſie annahm, zu einer bisher unbekannten, ja ungeahneten Denkfreiheit und Großheit der Geſinnungen berechtigte und aufforderte!

Wir fügen noch zwei Bemerkungen hinzu, die uns in der Geſchichte der Wiſſenſchaften überhaupt, und der Farbenlehre beſonders, leitend und nützlich ſein können.

In jedem Jahrhundert, ja in jedem Jahrzehent werden tüchtige Entdeckungen gemacht, geſchehen unerwartete Begebenheiten, treten vorzügliche Menſchen auf, welche neue Anſichten verbreiten. Weil aber ſolche Ereigniſſe ſich gewöhnlich nur auf partielle Gegenſtände beziehen, ſo wird die ganze Maſſe der Menſchen und ihre Aufmerkſamkeit dahin geleitet. Dergleichen mehr oder weniger ausſchließliche Beſchäftigungen ziehen ein ſolches Zeitalter von allem Uebrigen ab, ſo daß man weder an das Wichtige denkt, was ſchon da geweſen, noch an Das, was noch zu thun ſei, bis denn endlich das begünſtigte Particulare, genugſam durchgearbeitet, in den allgemeinen Kreis des Bekannten mit eintritt und nunmehr ſtill fortwirkt, ohne ein beſonderes lebhaftes Intereſſe weiter zu erregen.

Alles iſt in der Natur auf's Innigſte verknüpft und verbunden, und ſelbſt, was in der Natur getrennt iſt, mag der Menſch gern zuſammenbringen und zuſammenhalten. Daher kommt es, daß gewiſſe einzelne Naturerſcheinungen ſchwer vom Uebrigen abzulöſen ſind und nicht leicht durch Vorſatz didactiſch abgelöſ't werden.

Mit der Farbenlehre war Dieſes beſonders der Fall. Die Farbe iſt eine Zugabe zu allen Erſcheinungen, und obgleich immer eine weſentliche, doch oft ſcheinbar eine zufällige. Deßhalb konnte es kaum Jemandem beigehen, ſie an und für ſich zu betrachten und beſonders zu behandeln. Auch geſchieht Dieſes von uns beinahe zum erſten Mal, indem alle frühern Bearbeitungen nur gelegentlich geſchahen und von der Seite des Brauchbaren oder Widerwärtigen, des einzelnen oder eminenten Vorkommens, oder ſonſt eingeleitet worden.

Dieſe beiden Umſtände werden wir alſo nicht aus dem Auge verlieren und bei den verſchiedenen Epochen anzeigen, womit die Naturforſcher beſonders beſchäftigt geweſen, wie auch, bei welchem eigenen Anlaß die Farbe wieder zur Sprache kommt.

Bernardinus Teleſius.

Geboren 1509, geſtorben 1589.

Durch die Buchdruckerei wurden mehrere Schriften der Alten verbreitet. Ariſtoteles und Plato feſſelten nicht allein die Aufmerkſamkeit, auch andere Meinungen und theoretiſche Geſinnungen wurden bekannt, und ein guter Kopf konnte ſich die eine oder die andere zur Nachfolge wählen, je nachdem ſie ihm ſeiner Denkweiſe gemäß ſchien. Dennoch hatte Autorität im Allgemeinen ſo großes Gewicht, daß man kaum Etwas zu behaupten unternahm, was nicht früher von einem Alten ſchon geäußert worden; wobei man jedoch zu bemerken nicht unterlaſſen kann, daß ſie den abgeſchloſſenen Kreis menſchlicher Vorſtellungsarten völlig, wenn gleich oft nur flüchtig und genialiſch, durchlaufen hatten, ſo daß der Neuere, indem er ſie näher kennen lernt, ſeine geglaubte Originalität oft beſchämt ſieht.

Daß die Elemente, wornach Ariſtoteles und die Seinigen die Anfänge der Dinge darſtellen und eintheilen wollen, empiriſchen, und wenn man will, poetiſchen Urſprungs ſeien, war einem frei aufblickenden Geiſte nicht ſchwer zu entdecken. Teleſius fühlte, daß man, um zu Anfängen zu gelangen, in's Einfachere gehen müſſe. Er ſetzt daher die Materie voraus und ſtellt ſie unter den Einfluß von zwei empfindbaren, aber ungreiflichen Principien, der Wärme und der Kälte. Was er hierbei frühern Ueberlieferungen ſchuldig, laſſen wir unausgemacht.

Genug, er faßte jene geheimnißvolle Syſtole und Diaſtole, aus der ſich alle Erſcheinungen entwickeln, gleichfalls unter einer empiriſchen Form auf, die aber doch, weil ſie ſehr allgemein iſt und die Begriffe von Ausdehnung und Zuſammenziehung, von Solideſcenz und Liqueſcenz hinter ſich hat, ſehr fruchtbar iſt und eine höchſt mannigfaltige Anwendung leidet.

Wie Bernardinus Dieſes geleiſtet und wie er denn doch zuletzt empfunden, daß ſich nicht alle Erſcheinungen unter ſeiner Formel ausſprechen laſſen, ob ſie gleich überall hindeutet: davon belehrt uns die Geſchichte der Philoſophie eines Weitern. Was aber für uns höchſt

merkwürdig iſt, er hat ein Büchelchen de colorum generatione geſchrieben, das 1570 zu Neapel in Quart herauskam. Wir haben es leider nie zu ſehen Gelegenheit gehabt, und wiſſen nur ſo viel, daß er die Farben gleichfalls ſämmtlich aus den Principien der Wärme und Kälte ableitet. Da auch unſere Ableitung derſelben auf einem Gegenſatz beruht, ſo würde es intereſſant ſein, zu ſehen, wie er ſich benommen und inwiefern ſich ſchon eine Annäherung an Das, was wir für wahr halten, bei ihm zeige. Wir wünſchen Dieſes um ſo mehr zu erfahren, als im achtzehnten Jahrhundert Meſſfeld mit dem Gedanken hervortritt, daß die Farbe, wenn ſie auch nicht der Wärme zuzuſchreiben ſei, doch wenigſtens mit derſelben und ihren Modificationen in genauer Verwandtſchaft ſtehe.

Hieronymus Cardan.

Geboren 1501, geſtorben 1576.

Cardan gehört unter diejenigen Menſchen, mit denen die Nachwelt nie fertig wird, über die ſie ſich nicht leicht im Urtheil vereinigt. Bei großen angebornen Vorzügen konnte er ſich doch nicht zu einer gleichmäßigen Bildung erheben; es blieb immer etwas Wildes und Verworrenes in ſeinen Studien, ſeinem Character und ganzen Weſen zurück. Man mag übrigens an ihm noch ſo vieles Tadelnswerthe finden: ſo muß er doch des großen Lobes theilhaft werden, daß es ihm ſowohl um die äußern Dinge als um ſich ſelbſt Ernſt, und zwar recht bitterer Ernſt geweſen; weßhalb denn auch ſeine Behandlung ſowohl der Gegenſtände als des Lebens bis an ſein Ende leidenſchaftlich und heftig war. Er kannte ſein eigenes Naturell bis auf einen gewiſſen Grad; doch konnte er bis in's höchſte Alter nicht darüber Herr werden. Gar oft haben wir bei ihm, ſeiner Umgebung und ſeinem Beſtreben, an Cellini denken müſſen, um ſo mehr, als Beide gleichzeitig gelebt. Auch die Biographien oder Confeſſionen Beider, wie man ſie wohl nennen kann, treffen darin zuſammen, daß die Verfaſſer, obſchon mit Mißbilligung, doch auch zugleich mit einigem Behagen von ihren Fehlern ſprechen, und in ihre Reue ſich immer eine Art von Selbſtgefälligkeit über das Vollbrachte mit einmiſcht. Erinnern wir uns hierbei noch eines jüngern Zeitgenoſſen, des Michael Montaigne, der mit einer unſchätzbar heitern Wendung ſeine perſönlichen Eigenheiten, ſowie die Wunderlichkeiten der Menſchen überhaupt zum Beſten gibt: ſo findet man die Bemerkung vielleicht nicht unbedeutend, daß Dasjenige, was bisher nur im Beichtſtuhl als Geheimniß dem Prieſter ängſtlich vertraut wurde, nun mit einer Art von kühnem Zutrauen der ganzen Welt vorgelegt ward. Eine Vergleichung der ſogenannten Confeſſionen aller Zeiten würde in dieſem Sinne gewiß ſchöne Reſultate geben. So ſcheinen uns die Bekenntniſſe, deren wir erwähnten, gewiſſer Maßen auf den Proteſtantismus hinzudeuten.

Wie Cardan die Farben behandelt, iſt nicht ohne Originalität. Man ſieht, er beobachtete ſie und die Bedingungen, unter welchen ſie entſpringen. Doch that er es nur im Vorübergehen, ohne ſich ein eigenes Geſchäft daraus zu machen, deßhalb er auch allzu wenig leiſtet und Scaliger Gelegenheit gibt, ſich über Flüchtigkeit und Uebereilung zu beklagen.

Erſt führt er die Namen der vornehmſten und gewöhnlichſten Farben auf und erklärt ihre Bedeutung; dann wendet er ſich gegen das Theoretiſche, wobei man zwar eine gute Intention ſieht, ohne daß jedoch die Behandlung zulänglich wäre und dem Gegenſtand genug thäte. Bei Erörterung der Frage: auf wie mancherlei Weiſe die Farben entſpringen, gelangt er zu keiner glücklichen Eintheilung. So hilft er ſich auch an einigen bedeutenden Puncten, die er gewahr wird, mehr vorbei als darüber hinaus; und weil ſeine erſten Beſtimmungen nicht umfaſſend ſind, ſo wird er genöthigt, Ausnahmen zu machen, ja das Geſagte wieder zurückzunehmen.

Es wäre leicht, die wenigen Spalten zu überſetzen, die Cardan dieſer Materie widmet, aber ſchwer, ihre Mängel kürzlich anzudeuten, und zu weitläufig, das Fehlende zu ſuppliren. Eigentlich Falſches findet ſich Nichts darin; inwiefern er das Rechte geahnet, werden Diejenigen, welche unſern Entwurf der Farbenlehre wohl inne haben, künftig, wenn es ſie intereſſirt, ohne große Mühe entwickeln.

Schließlich haben wir zu bemerken, daß bei Cardan eine naivere Art, die Wiſſenſchaften zu behandeln, hervortritt. Er betrachtet ſie überall in Verbindung mit ſich ſelbſt, ſeiner Perſönlichkeit, ſeinem Lebensgange, und ſo ſpricht aus ſeinen Werken eine Natürlichkeit und Lebendigkeit, die uns anzieht, anregt, erfriſcht und in Thätigkeit ſetzt. Es iſt nicht der Doctor im langen Kleide, der uns vom Katheder herab belehrt; es iſt der Menſch, der umherwandelt, aufmerkt, erſtaunt, von Freude und Schmerz ergriffen wird, und uns davon eine leidenſchaftliche Mittheilung aufdringt. Nennt man ihn vorzüglich unter den Erneuerern der Wiſſenſchaften, ſo hat ihm dieſer ſein angedeuteter Character ſo ſehr als ſeine Bemühungen zu dieſer Ehrenſtelle verholfen.

Johann Baptiſt Porta.

Wenn gleich Porta für unſer Fach wenig ge-

leiſtet, ſo können wir ihn doch, wenn wir im Zuſammenhange der Naturwiſſenſchaften einiger Maßen bleiben wollen, nicht übergehen. Wir haben vielmehr Urſache, uns länger bei ihm aufzuhalten, weil er uns Gelegenheit gibt, Einiges, was wir ſchon berührt, umſtändlicher auszuführen.

Er iſt hauptſächlich bekannt durch ſein Buch von der natürlichen Magie. Der Urſprung dieſer Art von halbgeheimer Wiſſenſchaft liegt in den älteſten Zeiten. Ein ſolches Wiſſen, eine ſolche Kunſt war dem Aberglauben, von dem wir ſchon früher gehandelt, unentbehrlich. Es gibt ſo manches Wünſchenswerthe, möglich Scheinende; durch eine kleine Verwechſelung machen wir es zu einem erreichbaren Wirklichen. Denn obgleich die Thätigkeit, in denen das Leben der Welt ſich äußert, begrenzt, und alle Specificationen hartnäckig und zäh ſind, ſo läßt ſich doch die Grenze keiner Thätigkeit genau beſtimmen, und die Specificationen finden wir auch biegſam und wandelbar.

Die natürliche Magie hofft mit Demjenigen, was wir für thätig erkennen, weiter, als billig iſt, zu wirken, und mit Dem, was ſpecificirt vor uns liegt, mehr, als thunlich iſt, zu ſchalten. Und warum ſollten wir nicht hoffen, daß ein ſolches Unternehmen gelingen könne? Metaſchematiſmen und Metamorphoſen gehen vor unſern Augen vor, ohne daß wir ſie von uns begriffen werden; mehrere und andere laſſen ſich vermuthen und erwarten, wie ihrer denn auch täglich neue entdeckt und bemerkt werden. Es gibt ſo viele Bezüge der ſpecificirten Weſen untereinander, die wahrhaft und doch wunderbar genug ſind, wie z. B. der Metalle bei'm Galvanism. Thun wir einen Blick auf die Bezüge der ſpecificirten organiſchen Weſen, ſo ſind dieſe von unendlicher Mannigfaltigkeit und oft erſtaunenswürdig ſeltſam. Man erinnere ſich, im gröbern Sinne, an Ausdünſtungen, Geruch; im zartern an Bezüge der körperlichen Form, des Blickes, der Stimme. Man gedenke der Gewalt des Wollens, der Intentionen, der Wünſche, des Gebetes. Was für unendliche und unerforſchliche Sympathien, Antipathien, Idioſyncraſien überkreuzen ſich nicht! Wie Manches wird jahrelang als ein wunderſamer, einzelner Fall bemerkt, was zuletzt als ein allgemeines durchgehendes Naturgeſetz erſcheint! Schon lange war es den Beſitzern alter Schlöſſer verdrießlich, daß die bleiernen und kupfernen Dachrinnen da, wo ſie auf den eiſernen Haken auflagen, vom Roſt früher aufgezehrt wurden, als an allen andern Stellen; jetzt wiſſen wir die Urſache und wie auf eine ganz natürliche Weiſe zu helfen iſt. Hätte früher Jemand bemerkt, daß ein zwiſchengeſchobenes Stückchen Holz die ganze Wirkung aufhebe, ſo hätte er vielleicht dieſem beſondern Holze die Wirkung zugeſchrieben und als ein Hausmittel bekannt gemacht.

Wenn uns nun die fortſchreitende Naturbetrachtung und Naturkenntniß, indem ſie uns etwas Verborgenes entdecken, auf etwas noch Verborgeneres aufmerkſam machen, wenn erhöhte Kunſt, verfeinerte Künſtlichkeit das Unmögliche in etwas Gemeines verwandeln; wenn der Taſchenſpieler täglich mehr alles Glaubwürdige und Begreifliche vor unſern Augen zu Schanden macht: werden wir dadurch nicht immerfort ſchwebend erhalten, ſo daß uns Erwartung, Hoffnung, Glaube und Wahn immer natürlicher, bequemer und behaglicher bleiben müſſen, als Zweifelſucht, Unglaube und ſtarres, hochmüthiges Ableugnen?

Die Anläſſe zur Magie überhaupt finden wir bei allen Völkern und in allen Zeiten. Je beſchränkter der Erkenntnißkreis, je dringender das Bedürfniß, je höher das Ahnungsvermögen, je froher das poetiſche Talent, deſto mehr Elemente entſpringen dem Menſchen, jene wunderbare, unzuſammenhängende, nur durch ein geiſtiges Band zu verknüpfende Kunſt wünſchenswerth zu machen.

Betrachten wir die natürliche Magie, inſofern ſie ſich abſondern läßt, ſo finden wir, daß ſchon die Alten viele ſolche einzelne Bemerkungen und Recepte aufbewahrt hatten. Die mittlere Zeit nahm ſie auf und erweiterte den Vorrath nach allen Seiten. Albert, der Große, beſonders ſeine Schule, ſodann die Alchymiſten wirkten immer weiter fort. Roger Bacon (zu ſeinen Ehren ſei es geſagt) iſt, bei allem Wunderbaren, womit er ſich beſchäftigt, bei allem Seltſamen, das er verſpricht, faſt gänzlich frei von Aberglauben; denn ſein Vorahnen zukünftiger Möglichkeiten ruht auf einem feſten Fundament, ſowie ſein köſtliches Büchelchen de mirabili potestate artis et naturae gegen das Wüſte, Abſurde des Wahnes ganz eigentlich gerichtet iſt, nicht mit jener negirenden, erkältenden Manier der Neuern, ſondern mit einem Glauben erregenden, heitern Hinweiſen auf ächte Kunſt und Naturkraft.

So hatte ſich Manches bis zu Porta's Zeiten fortgepflanzt; doch lagen die Kenntniſſe zerſtreut. Sie waren mehr im Gedächtniſſe bewahrt als geſchrieben, und ſelbſt dauerte es eine Zeit lang, bis die Buchdruckerkunſt durch alle Fächer des Wiſſens durchwirkte und das Wiſſenswerthe durchaus zur Sprache förderte.

Porta gibt ſein Buch de magia naturali im Jahre 1560 heraus, eben als er das fünfzehnte ſeines Alters erreicht hatte. Dieſes Büchelchen, mit beſtändiger Rückſicht auf jene Zeit und auf einen ſo jugendlichen Verfaſſer zu leſen,

iſt höchſt intereſſant. Man ſieht deſſen Bildung in der Plato'ſchen Schule, heitere, mannigfaltige Kenntniſſe, doch die entſchiedene Neigung zum Wahn, zum Seltſamen und Unerreichbaren.

Er wendet nun ſein übriges Leben an, dieſe Bemühungen fortzuſetzen. Erverſäumt nicht, zu ſtudiren, Verſuche anzuſtellen, Reiſen zu machen; einer gelehrten Geſellſchaft, die er in Neapel in ſeinem Hauſe errichtet, verdankt er Beihülfe und Mitwirkung. Beſonders hat er ſich auch der Gunſt des Cardinals von Eſte zu rühmen.

Nach fünfunddreißig Jahren gibt er das Buch zum zweiten Mal heraus, da uns denn die Vergleichung beider Ausgaben einen ſchönen Blick verſchafft, wie in dieſer Zeit das Jahrhundert und er ſelbſt zugenommen.

Zwar von den abenteuerlichen Forderungen, Vorſchlägen und Recepten iſt noch immer mehr oder weniger die Rede; doch ſieht man hier und da, wo das gar zu Abgeſchmackte überliefert wird, den klugen Mann, der ſich eine Hinterthüre offen läßt.

Was die Farben betrifft, ſo werden ſie nur beiläufig angeführt, wenn verſchieden gefärbte Blumen hervorgebracht, falſche Edelſteine verfertigt und die Tugenden natürlicher Edelſteine gerühmt werden ſollen.

Uebrigens bemerkt man wohl, daß in dieſen fünfunddreißig Jahren die chemiſchen Kenntniſſe ſehr gewachſen, und was die phyſiſchen betrifft, beſonders die Eigenſchaften des Magnets, viel genauer bekannt geworden ſind.

Ungern verlaſſen wir einen Mann, von dem noch Vieles zu ſagen wäre; denn eine genauere Betrachtung Deſſen, womit er ſich beſchäftigt, würde der Geſchichte der Wiſſenſchaften höchſt förderlich ſein. Will man ihn auch nicht für einen ſolchen Geiſt erkennen, der fähig geweſen wäre, die Wiſſenſchaften in irgend einem Sinne zur Einheit heranzurufen, ſo muß man ihn doch als einen lebhaften, geiſtreichen Sammler gelten laſſen. Mit unermüdlicher, unruhiger Thätigkeit durchforſcht er das Feld der Erfahrung; ſeine Aufmerkſamkeit reicht überall hin; ſeine Sammlerluſt kommt nirgends unbefriedigt zurück. Nähme man ſeine ſämmtlichen Schriften zuſammen, das phyſiognomiſche Werk und die Verheimlichungskunſt und was ſonſt noch von ihm übrig iſt, ſo würden wir in ihm das ganze Jahrhundert abgeſpiegelt erblicken.

Bacon von Verulam.

Von den Schriften eines bedeutenden Mannes geben wir gewöhnlich nur inſofern Rechenſchaft, als ſie auf uns gewirkt, unſere Ausbildung entweder gefördert, oder auch ſich derſelben entgegengeſetzt haben. Nach ſolchen an uns ſelbſt gemachten Erfahrungen beurtheilen wir unſere Vorgänger, und aus dieſem Geſichtspuncte möchte auch wohl Dasjenige zu betrachten ſein, was wir, indem das ſechzehnte Jahrhundert ſich ſchließt und das ſiebenzehnte anfängt, über einen bewunderungswürdigen Geiſt mitzutheilen uns erkühnen.

Was Bacon von Verulam uns hinterlaſſen, kann man in zwei Theile ſondern. Der erſte iſt der hiſtoriſche, meiſtens mißbilligende, die bisherigen Mängel aufdeckende, die Lücken anzeigende, das Verfahren der Vorgänger ſcheltende Theil. Den zweiten würden wir den belehrenden nennen, den didactiſch dogmatiſchen, zu neuen Tagewerken aufrufenden, aufregenden, verheißenden Theil.

Beide Theile haben für uns etwas Erfreuliches und etwas Unerfreuliches, das wir folgender Maßen näher bezeichnen. Im hiſtoriſchen iſt erfreulich die Einſicht in Das, was ſchon da geweſen und vorgekommen, beſonders aber die große Klarheit, womit die wiſſenſchaftlichen Stockungen und Retardationen vorgeführt ſind; erfreulich das Erkennen jener Vorurtheile, welche die Menſchen im Einzelnen und im Ganzen abhalten, vorwärts zu ſchreiten. Höchſt unerfreulich dagegen die Unempfindlichkeit gegen Verdienſte der Vorgänger, gegen die Würde des Alterthums. Denn wie kann man mit Gelaſſenheit anhören, wenn er die Werke des Ariſtoteles und Plato leichten Tafeln vergleicht, die eben, weil ſie aus keiner tüchtigen, gehaltvollen Maſſe beſtanden, auf der Zeitfluth gar wohl zu uns herübergeſchwemmt werden können? Im zweiten Theil ſind unerfreulich ſeine Forderungen, die alle nur nach der Breite gehen; ſeine Methode, die nicht conſtructiv iſt, ſich nicht in ſich ſelbſt abſchließt, nicht einmal auf ein Ziel hinweiſt, ſondern zum Vereinzeln Anlaß gibt. Höchſt erfreulich hingegen iſt ſein Anregen, Aufmuntern und Verheißen.

Aus dem Erfreulichen iſt ſein Ruf entſtanden. Denn wer läßt ſich nicht gern die Mängel vergangener Zeiten vorerzählen? Wer vertraut nicht auf ſich ſelbſt; wer hofft nicht auf die Nachwelt? Das Unerfreuliche dagegen wird zwar von Einſichtsvollern bemerkt, aber, wie billig, geſchont und verziehen.

Aus dieſer Betrachtung getrauen wir uns das Räthſel aufzulöſen, daß Bacon ſoviel von ſich reden machen konnte, ohne zu wirken, ja daß ſeine Wirkung mehr ſchädlich als nützlich geweſen. Denn da ſeine Methode, inſofern man ihm eine zuſchreiben kann, höchſt peinlich iſt, ſo entſtand weder um ihn noch um ſeinen Nachlaß eine Schule. Es mußten und konnten alſo wieder vorzügliche Menſchen auftreten, die

ihr Zeitalter zu conſequenteren Naturanſichten emporhoben und alle Wiſſens- und Faſſenslüſtigen um ſich verſammelten.

Da er übrigens die Menſchen an die Erfahrung hinwies, ſo geriethen die ſich ſelbſt Ueberlaſſenen in's Weite, in eine grenzenloſe Empirie; ſie empfanden dabei eine ſolche Methoden-Scheu, daß ſie Unordnung und Wuſt als das wahre Element anſahen, in welchem das Wiſſen einzig gedeihen könne. Es ſei uns erlaubt, nach unſerer Art das Geſagte in einem Gleichniß zu wiederholen.

Bacon gleicht einem Manne, der die Unregelmäßigkeit, Unzulänglichkeit, Baufälligkeit eines alten Gebäudes recht wohl einſieht und ſolche den Bewohnern deutlich zu machen weiß. Er räth ihnen, es zu verlaſſen, Grund und Boden, Materialien und alles Zubehör zu verſchmähen, einen andern Bauplatz zu ſuchen und ein neues Gebäude zu errichten. Er iſt ein trefflicher Redner und Ueberredner; er rüttelt an einigen Mauern, ſie fallen ein, und die Bewohner ſind genöthigt, theilweiſe auszuziehen. Er deutet auf neue Plätze; man fängt an zu ebnen, und doch iſt es überall zu enge. Er legt neue Riſſe vor; ſie ſind nicht deutlich, nicht einladend. Hauptſächlich aber ſpricht er von neuen, unbekannten Materialien, und nun iſt der Welt gedient. Die Menge zerſtreut ſich nach allen Himmelsgegenden und bringt unendlich Einzelnes zurück, indeſſen zu Hauſe neue Pläne, neue Thätigkeiten, Anſiedelungen die Bürger beſchäftigen und die Aufmerkſamkeit verſchlingen.

Mit allem Dieſem und durch alles Dieſes bleiben die Bacon'ſchen Schriften ein großer Schatz für die Nachwelt, beſonders wenn der Mann nicht mehr unmittelbar, ſondern hiſtoriſch auf uns wirken wird; welches nun bald möglich ſein ſollte, da ſich zwiſchen ihn und uns ſchon einige Jahrhunderte geſtellt haben.

Daß dieſe gegen Ueberlieferung und Autorität anſtürmenden Geſinnungen Bacon's ſchon zu ſeiner Zeit Widerſtand gefunden haben, läßt ſich denken. Auch iſt eine im Namen des Alterthums und der bisherigen Cultur eingelegte Proteſtation eines trefflichen, gelehrten Mannes übrig geblieben, die wir ſowohl wegen ihrer Mäßigung als wegen ihrer Derbheit theilweiſe überſetzen und einſchalten.

Der Ritter Bodley, der einen Theil ſeines Lebens an diplomatiſche Geſchäfte gewendet hatte, ſich ſodann zurückzog und, indem er ſich den Wiſſenſchaften widmete, eine große Bibliothek zuſammenbrachte, die noch jetzt in Oxford aufbewahrt wird, war ein Freund Bacon's und erhielt von Dieſem den Aufſatz cogitata et visa, der einem Gelehrten und Alterthumsforſcher keineswegs erfreulich ſein konnte. Ein Brief Bodley's, bei dieſer Gelegenheit geſchrieben iſt uns übrig, aus welchem folgende Stelle hier Platz finden mögen.

„Soll ich aufrichtig ſein, ſo muß ich offen bezeugen, daß ich unter Diejenigen gehöre, welche unſere Künſte und Wiſſenſchaften für feſter gegründet halten, als Du gern zugeben möchteſt.

„Wenn wir uns Deinem Rathe folgſam bezeigen und die allgemeinen Begriffe, die den Menſchen eingeboren ſind, ablegen, Alles, was wir geleiſtet, auslöſchen und im Handeln und Denken Kinder werden, damit wir in's Reich der Natur eingehen dürfen, wie wir unter gleichen Bedingungen, nach bibliſcher Vorſchrift in's Himmelreich gelangen ſollen: ſo iſt nach meiner Ueberzeugung Nichts gewiſſer, als daß wir uns jählings in eine Barbarei verlieren, aus der wir nach vielen Jahrhunderten, um Nichts an theoretiſchen Hülfsmitteln reicher als jetzt, hervortauchen werden. Ja, wohl würden wir eine zweite Kindheit antreten, wenn wir zu tabulae rasae geworden und, nach ausgetilgter Spur früherer Grundſätze, die Anfänge einer neuen Welt wieder hervorzulocken unternähmen. Und wenn wir aus Dem, was geſchieht, aus Dem, was uns die Sinne bringen, erſt wieder ſoviel zuſammenklauben ſollten, als in Verſtande zu einem allgemeinen Begriff hinreichend wäre, nach jenem Waidſpruch: im Verſtande ſei Nichts, was nicht vorher in den Sinnen geweſſen: ſo iſt mir wenigſtens wahrſcheinlich, daß, wenn man, nach Umwälzung eines Plato'ſchen Jahres, die Wiſſenſchaften unterſuchen wollte, ſie weit geringer erfunden werden möchte, als ſie gegenwärtig beſteht."

„Wenn Du uns eine herrlichere Lehre verſprichſt, als ſie jetzt unter uns blüht, die wir von Erfahrungen vernehmen ſollen, indem wir die Verborgenheiten der Natur erforſchen und eröffnen, um im Einzelnen recht gewiß zu werden: ſo will Das weiter Nichts heißen, als daß Du die Menſchen dazu anreizeſt, wann ihr innerer Trieb auch ohne äußere Anmahnung hinführt. Denn es iſt natürlich, daß unzählige Menſchen in allen Theilen der Welt ſich befinden, welche den Weg, auf den Du deuteſt, betreten und zwar mit lebhaftem und dringendem Fleiß. Denn Allen iſt das Verlangen, zu wiſſen, eingeboren, ſo daß man ihren Eifer gar nicht anzufachen noch zu reizen braucht; eben ſo wenig, als man nöthig hat, der Waſſerſucht nachzuhelfen, welche den Körper ohnehin übermäßig aufſchwellt.

„Ich glaube nicht, daß ſich Derjenige beträgt, welcher überzeugt iſt, daß alle Wiſſenſchaften, wie ſie jetzt öffentlich gelehrt werden, jederzeit vorhanden geweſen, nicht aber an allen Orten in gleichem Maß, noch an einem Ort in gleicher Zahl, ſondern nach dem Geiſte der Zeit auf mancherlei Weiſe verändert, bald belebt und blühend, bald unaufgeregt und auf eine finſtere und rohe Weiſe mitgetheilt.

Haben alſo durch alle Jahrhunderte in allen Künſten und Wiſſenſchaften die Menſchen ſich fleißig bearbeitet und geübt; ſind ſie zu Erkenntniſſen gelangt, ebenſo wie zu unſerer Zeit, obgleich auf eine veränderliche und ſchwankende Weiſe, wie es Zeit, Ort und Gelegenheit erlauben mochten: wie könnten wir nun Dir Beifall geben und unſere Wiſſenſchaft verwerfen als zweifelhaft und ungewiß? Sollten wir unſere Axiome, Maximen und allgemeinen Behauptungen abthun, die wir von unſern Vorfahren erhalten und welche durch die ſcharfſinnigſten Menſchen aller Zeiten ſind gebilligt worden, und nun erſt erwarten, daß eine Art und Weiſe erſonnen werde, welche uns, die wir indeß wieder zu Abc-Schützen geworden, durch die Umwegkrümmungen der beſondern Erfahrungen, zur Erkenntniß gründlich aufgeſtellter, allgemeiner Sätze hinführen, damit ſodann wieder neue Grundfeſten, der Künſte und Wiſſenſchaften gelegt würden: was dürfte von allem Dieſem das Ende ſein, als daß wir, entblößt von den Kenntniſſen, die wir beſitzen, ermüdet durch die im Cirkel wiederkehrenden Arbeiten, dahin gelangen, wo wir ausgegangen ſind, glücklich genug, wenn wir nur in den vorigen Zuſtand wieder zurückverſetzt werden? Mich däucht, ſo viele Bemühungen voriger Jahrhunderte könnten uns gleich jetzt eines Beſſern überzeugen und uns wohl getroſt machen, als am Ziel ſtehend, endlich zu verharren.

Doch man glaube nicht, daß ich Alles verwerfe, was durch neue Erfindungen den Wiſſenſchaften für eine Vermehrung zuwächſt: denn jenes Bemühen iſt edel und mit großem Lob zu erkennen; auch bringt es jedes Mal Frucht und Nutzen in der Gegenwart. Niemals hat der Welt ein großer Haufe ſolcher Menſchen gefehlt, welche ſich bemühen, Neues aufzufinden und auszudenken; aber unſere Begriffe und Grundſätze ſind immer ſowohl von Solchen als von den höchſten Gelehrten dankbar aufgenommen worden.“

Nicht leicht können ſich Meinungen ſo ſchnurſtracks entgegenſtehen, als hier die Bacon'ſche und Bodley'ſche, und wir möchten uns zu keiner von beiden ausſchließlich bekennen. Führt uns Jene in eine unabſehbare Weite, ſo will uns Dieſe zu ſehr beſchränken. Denn wie von der einen Seite die Erfahrung grenzenlos iſt, weil immer noch ein Neues entdeckt werden kann: ſo ſind es die Maximen auch, indem ſie nicht erſtarren, die Fähigkeit nicht verlieren müſſen, ſich ſelbſt auszudehnen, um Mehreres zu umfaſſen, ja ſich in einer höhern Anſicht aufzuheben und zu verlieren.

Denn wahrſcheinlich verſteht hier Bodley nicht etwa die ſubjectiven Axiome, welche durch eine fortſchreitende Zeit weniger Veränderung erleiden, als ſolche, welche aus der Betrachtung der Natur entſpringen und ſich auf die Natur beziehen. Und da iſt denn nicht zu läugnen, daß dergleichen Grundſätze der ältern Schulen, beſonders in Verbindung mit religiöſen Ueberzeugungen, dem Fortſchritt wahrer Naturanſichten ſehr unbequem im Wege ſtanden. Auch iſt es intereſſant, zu bemerken, was eigentlich einem Manne wie Bacon, der ſelbſt wohl unterrichtet, gelehrt und nach älterm Herkommen cultivirt war, beſonders hinderlich geſchienen, daß er ſich gedrungen gefühlt, auf eine ſo zerſtörende Weiſe zu verfahren und, wie man im Sprüchworte ſagt, das Kind mit dem Bade auszuſchütten. Revolutionäre Geſinnungen werden bei einzelnen Menſchen mehr durch einzelne Anläſſe als durch allgemeine Zuſtände erzeugt; und ſo ſind uns in Bacon's Schriften einige ſolcher Axiome begegnet, die er mit beſonderm Verdruſſe immer wieder aufſucht und verfolgt, z. B. die Lehre von den Endurſachen, die ihm höchlich zuwider iſt.

In der Denkweiſe Bacon's findet ſich übrigens Manches, was auf den Weltmann hindeutet. Eben dieſe Forderung einer grenzenloſen Erfahrung, das Verkennen, ja Verneinen gegenwärtiger Verdienſte, das Dringen auf Werkthätigkeit hat er mit Denjenigen gemein, die im Wirken auf eine große Maſſe und im Beherrſchen und Benutzen ihrer Gegenwirkung das Leben zubringen.

Wenn Bacon ungerecht gegen die Vergangenheit war, ſo ließ ihm ſein immer vorſtrebender Geiſt auch eine ruhige Schätzung der Mitwelt nicht zu. Wir wollen hier nur Gilbert's erwähnen, deſſen Bemühungen um den Magneten dem Canzler Bacon bekannt ſein konnten und waren; denn er erwähnt Gilbert's ſelbſt mit Lob in ſeinen Schriften. Aber wie wichtig die Gegenſtände, Magnetismus und Electricität, ſeien, ſchien Bacon nicht zu faſſen, dem in der Breite der Erſcheinung Alles gleich war. Denn ob er ſchon ſelbſt immer darauf hindeutet, man ſolle die Particularien nur deßwegen ſammeln, damit man aus ihnen wählen, ſie ordnen und endlich zu Univerſalien gelangen könne: ſo be-

halten doch bei ihm die einzelnen Fälle zu viele Rechte; und ehe man durch Induction, ſelbſt diejenige, die er anpreiſt, zur Vereinfachung und zum Abſchluß gelangen kann, geht das Leben weg und die Kräfte verzehren ſich. Wer nicht gewahr werden kann, daß ein Fall oft tauſende werth iſt und ſie alle in ſich ſchließt; wer nicht Das zu faſſen und zu ehren im Stande iſt, was wir Ur-Phänomene genannt haben: Der wird weder ſich noch Andern jemals Etwas zur Freude und zum Nutzen fördern können. Man ſehe die Fragen an, die Bacon aufwirft und die Vorſchläge zu Unterſuchungen im Einzelnen; man bedenke ſeinen Tractat von den Winden in dieſem Sinne und frage ſich, ob man auf dieſem Wege an irgend ein Ziel zu gelangen hoffen könne.

Auch halten wir es für einen großen Fehler Bacon's, daß er die mechaniſchen Bemühungen der Handwerker und Fabricanten zu ſehr verachtete. Handwerker und Künſtler, die einen beſchränkten Kreis zeitlebens durcharbeiten; deren Exiſtenz vom Gelingen irgend eines Vorſatzes abhängt: ſolche werden weit eher vom Particularen zum Univerſalen gelangen, als der Philoſoph auf Bacon'ſchem Wege. Sie werden vom Verſuchen zum Verſuchen, vom Verſuch zur Vorſchrift und, was noch mehr iſt, zum gewiſſen Handgriff vorſchreiten, und nicht allein reden, ſondern thun und durch das Thun das Mögliche darſtellen; ja ſie werden es darſtellen müſſen, wenn ſie es ſogar läugnen ſollten, wie der außerordentliche Fall ſich bei Entdeckung der achromatiſchen Fernröhre gefunden hat.

Techniſchen und artiſtiſchen abgeſchloſſenen Thätigkeitskreiſen ſind die Wiſſenſchaften mehr ſchuldig, als hervorgehoben wird, weil man auf jene treu fleißigen Menſchen oft nur als auf werkzeugliche Thätier hinabſieht. Hätte Jemand zu Ende des ſechszehnten Jahrhunderts ſich in die Werkſtätten der Färber und Maler begeben und nur Alles redlich und conſequent aufgezeichnet, was er dort gefunden: ſo hätten wir einen weit vollſtändigern und methodiſchern Beitrag zu unſerm gegenwärtigen Zweck, als er uns durch Beantwortung tauſend Bacon'ſcher Fragen nicht hätte werden können.

Damit man aber nicht denke, daß Dieſes nur ein frommer Wunſch oder eine Forderung in's Blaue ſei, ſo wollen wir unſers Landsmanns Georg Agricola gedenken, der ſchon in der erſten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts, in Abſicht auf das Bergweſen, Dasjenige geleiſtet, was wir für unſer Fach hätten wünſchen mögen. Er hatte freilich das Glück, in ein abgeſchloſſenes, ſchon ſeit geraumer Zeit behandeltes, in ſich höchſt mannigfaltiges und doch immer auf einen Zweck hingeleitetes Natur- und Kunſtweſen einzutreten. Gebirge, aufgeſchloſſen durch Bergbau, bedeutende Natur-Producte roh aufgeſucht, gewältigt, behandelt, bearbeitet, geſondert, gereinigt und menſchlichen Zwecken unterworfen: Dieſes war es, was ihn als einen Dritten (denn er lebte im Gebirg als Bergarzt) höchlich intereſſirte, indem er ſelbſt eine tüchtige und wohl um ſich her ſchauende Natur war, dabei Kenner des Alterthums, gebildet durch die alten Sprachen, ſich bequem und anmuthig darin ausdrückend. So bewundern wir ihn noch jetzt in ſeinen Werken, welche den ganzen Kreis des alten und neuen Bergbaus, alter und neuer Erz- und Steinkunde umfaſſen und uns als ein köſtliches Geſchenk vorliegen. Er war 1494 geboren und ſtarb 1555, lebte alſo in der höchſten und ſchönſten Zeit der neu hervorbrechenden, aber auch ſogleich ihren höchſten Gipfel erreichenden Kunſt und Litteratur. Wir erinnern uns nicht, daß Bacon des Agricola gedenke, auch nicht, daß er Das, was wir an dieſem Manne ſo höchlich ſchätzen, an Andern zu würdigen gewußt habe.

Ein Blick auf die Umſtände, unter welchen beide Männer gelebt, gibt zu einer heitern Vergleichung Anlaß. Der mittelländiſche Deutſche findet ſich eingeladen, in dem abgeſchloſſenen Kreiſe des Bergweſens zu verweilen, ſich zu concentriren und ein beſchränktes Ganzes wiſſenſchaftlich auszubilden. Bacon als ein meerumgebener Inſulaner, Glied einer Nation, die ſich mit der ganzen Welt im Rapport ſah, wird durch die äußern Umſtände bewogen, in's Breite und Unendliche zu gehen und das unſicherſte aller Natur-Phänomene, die Winde, als Hauptaugenmerk zu faſſen, weil Winde den Schiffahrern von ſo großer Bedeutung ſind.

Daß die Weltgeſchichte von Zeit zu Zeit umgeſchrieben werden müſſe, darüber iſt in unſern Tagen wohl kein Zweifel übrig geblieben. Eine ſolche Nothwendigkeit entſteht aber nicht etwa daher, weil viel Geſchehenes nachentdeckt worden, ſondern weil neue Anſichten gegeben werden; weil der Genoſſe einer fortſchreitenden Zeit auf Standpuncte geführt wird, von welchen ſich das Vergangene auf eine neue Weiſe überſchauen und beurtheilen läßt. Eben ſo iſt es in den Wiſſenſchaften. Nicht allein die Entdeckung von bisher unbekannten Naturverhältniſſen und Gegenſtänden, ſondern auch die abwechſelnden, vorſchreitenden Geſinnungen und Meinungen verändern ſehr Vieles und ſind werth, von Zeit zu Zeit beachtet zu werden. Beſonders würde ſich's nöthig machen, das vergangene achtzehnte Jahrhundert in dieſem Sinne zu controliren. Bei ſeinen großen Ver-

dienſten hegte und pflegte es manche Mängel und that den vorhergehenden Jahrhunderten, beſonders den weniger ausgebildeten, gar mannigfaltiges Unrecht. Man kann es in dieſem Sinne wohl das ſelbſtklinge nennen, indem es ſich auf eine gewiſſe klare Verſtändigkeit ſehr viel einbildete, und Alles nach einem einmal gegebenen Maßſtabe abzumeſſen ſich gewöhnte. Zweifelſucht und entſcheidendes Abſprechen wechſelten miteinander ab, um eine und dieſelbe Wirkung hervorzubringen: eine dünkelhafte Selbſtgenügſamkeit und ein Ablehnen alles Deſſen, was ſich nicht ſogleich erreichen und überſchauen ließ.

Wo findet ſich Ehrfurcht für hohe, unerreichbare Forderungen; wo das Gefühl für einen in unergründliche Tiefe ſich ſenkenden Ernſt? Wie ſelten iſt die Nachſicht gegen kühnes, mißlungenes Beſtreben; wie ſelten die Geduld gegen den langſam Werdenden! Ob hierin der lebhafte Franzoſe oder der trockene Deutſche mehr gefehlt, und inwiefern Beide wechſelſeitig zu dieſem weit verbreiteten Tone beigetragen, iſt hier der Ort nicht, zu unterſuchen. Man ſchlage diejenigen Werke, Hefte, Blätter nach, in welchen kürzere oder längere Notizen von dem Leben gelehrter Männer, ihrem Character und Schriften gegeben ſind; man durchſuche Dictionäre, Bibliotheken, Necrologen, und ſelten wird ſich finden, daß eine problematiſche Natur mit Gründlichkeit und Billigkeit dargeſtellt worden. Man kommt zwar den wackern Perſonen früherer Zeiten darin zu Hülfe, daß man ſie vom Verdacht der Zauberei zu befreien ſucht; aber nun thäte es gleich wieder Noth, daß man ſich auf eine andere Weiſe ihrer annähme und ſie aus den Händen ſolcher Exorciſten abermals befreite, welche, um die Geſpenſter zu vertreiben, ſich's zur heiligen Pflicht machen, den Geiſt ſelbſt zu verjagen.

Wir haben bei Gelegenheit, als von einigen verdienten Männern, Roger Bacon, Cardan, Porta, als von Alchymie und Aberglauben die Rede war, auf unſere Ueberzeugungen hingedeutet, und Dieß mit ſo mehr Zuverſicht, als das neunzehnte Jahrhundert auf dem Wege iſt, gedachten Fehler des vorangegangenen wieder gut zu machen, wenn es nur nicht in den entgegengeſetzten ſich zu verlieren das Schickſal hat.

Und ſollten wir nun nochmals einen Blick auf das ſechszehnte Jahrhundert zurückwerfen, ſo würden wir ſeine beiden Hälften voneinander deutlich unterſchieden finden. In der erſten zeigt ſich eine hohe Bildung, die aus Gründlichkeit, Gewiſſenhaftigkeit, Gebundenheit und Ernſt hervortritt. Sie ruht auf der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts. Was in dieſer geboren und erzogen ward, glänzt nunmehr in ſeinem ganzen Werth, in ſeiner vollen Würde, und die Welt erlebt nicht leicht wieder eine ſolche Erſcheinung. Hier zeigt ſich zwar ein Conflict zwiſchen Autorität und Selbſtthätigkeit, aber noch mit einem gewiſſen Maße. Beide ſind noch nicht von einander getrennt; Beide wirken aufeinander, tragen und erheben ſich.

In der zweiten Hälfte wird das Streben der Individuen nach Freiheit ſchon viel ſtärker. Schon iſt es Jedem bequem, ſich an dem Entſtandenen zu bilden, das Gewonnene zu genießen, die freigemachten Räume zu durchlaufen; die Abneigung vor Autorität wird immer ſtärker, und wie einmal in der Religion proteſtirt worden, ſo wird durchaus und auch in den Wiſſenſchaften proteſtirt, ſo daß Bacen von Verulam zuletzt wagen darf, mit dem Schwamm über Alles hinzufahren, was bisher auf die Tafel der Menſchheit verzeichnet worden war.

Vierte Abtheilung.

Siebenzehntes Jahrhundert.

Wir haben den Bacen von Verulam am Ende des vorigen Jahrhunderts beſprochen, deſſen Leben noch in den vierten Theil des gegenwärtigen herüberdauert, und deſſen eigentlich wiſſenſchaftliche Bemühungen an das Ende ſeiner Laufbahn fallen. Doch hat ſich der in ſeinen Schriften aufbewahrte, gegen die Autorität ankämpfende, proteſtirende, revolutionäre Sinn im vorigen Jahrhundert bereits entwickelt und zeigt ſich nur bei Bacen, bezüglich auf Naturwiſſenſchaften, in ſeiner höchſten Energie.

Wie nun eben dieſe Wiſſenſchaften durch andere bedeutende Menſchen nunmehr eine entgegengeſetzte Richtung nehmen, iſt die Aufgabe zu zeigen, wenn wir Einiges aus bei dieſer Gelegenheit Entgegentretende vorher mitgetheilt haben.

Allgemeine Betrachtungen.

Wenn die Frage, welcher Zeit der Menſch eigentlich angehöre, gewiſſer Maßen wunderlich und müßig ſcheint, ſo regt ſie doch ganz eigene Betrachtungen auf, die uns intereſſiren und unterhalten könnten.

Das Leben jedes bedeutenden Menſchen, das nicht durch einen frühen Tod abgebrochen wird, läßt ſich in drei Epochen theilen, in die der erſten Bildung, in die des eigenthümlichen Strebens und in die des Gelangens zum Ziele, zur Vollendung.

Meiſtens kann man nur von der erſten ſagen, daß die Zeit Ehre von ihr habe: denn erſtlich deutet der Werth eines Menſchen auf die Natur

und Kraft der in ſeiner Geburts-Epoche Zeugenden; das Geſchlecht, aus dem er ſtammt, manifeſtirt ſich in ihm öfters mehr als durch ſich ſelbſt; und das Jahr der Geburt eines Jeden enthält in dieſem Sinne eigentlich das wahre Nativitäts-Prognoſticon mehr in dem Zuſammentreffen irdiſcher Dinge, als im Auseinanderwirken himmliſcher Geſtirne.

Sodann wird das Kind gewöhnlich mit Freundlichkeit aufgenommen, gepflegt, und Jedermann erfreut ſich Deſſen, was es verſpricht. Jeder Vater, jeder Lehrer ſucht die Anlagen nach ſeinen Einſichten und Fähigkeiten beſtens zu entwickeln, und wenigſtens iſt es der gute Wille, der alle die Umgebungen des Knaben belebt. Sein Fleiß wird geprieſen, ſeine Fortſchritte werden beloht, der größte Eifer wird in ihm erregt und ihm zugleich die thörige Hoffnung vorgeſpiegelt, daß Das immer ſtufenweiſe ſo fortgehen werde.

Allein er wird den Irrthum nur allzu bald gewahr; denn ſobald die Welt den einzelnen Strebenden erblickt, ſobald erſchallt ein allgemeiner Aufruf, ſich ihm zu widerſetzen. Alle Vor- und Mitwerber ſind höchlich bemüht, ihn mit Schranken und Grenzen zu umbauen, ihn auf jede Weiſe zu retardiren, ihn ungeduldig, verdrießlich zu machen, und ihn nicht allein von außen, ſondern auch von innen zum Stocken zu bringen.

Dieſe Epoche iſt alſo gewöhnlich die des Conflicts, und man kann niemals ſagen, daß dieſe Zeit Ehre von einem Manne habe. Die Ehre gehört ihm ſelbſt an, und zwar ihm allein und den Wenigen, die ihn begünſtigen und mit ihm halten.

Sind nun dieſe Widerſtände überwunden, iſt dieſes Streben gelungen, das Angefangene vollbracht: ſo läßt ſich's denn die Welt zuletzt wohl auch gefallen; aber auch Dieſes gereicht ihr keineswegs zur Ehre. Die Vorwerber ſind abgetreten; den Mitwerbern iſt es nicht beſſer gegangen, und ſie haben vielleicht doch auch ihre Zwecke erreicht und ſind beruhigt; die Nachwerber ſind nun an ihrer Reihe der Lehre, des Rathes, der Hülfe bedürftig, und ſo ſchließt ſich der Kreis, oder vielmehr, ſo dreht ſich das Rad abermals, um ſeine immer erneuerte, wunderliche Linie zu beſchreiben.

Man ſieht hieraus, daß es ganz allein von dem Geſchichtſchreiber abhange, wie er einen Mann einordnen, wann er ſeiner gedenken will. Soviel iſt aber gewiß: wenn man bei biographiſchen Betrachtungen, bei Bearbeitung einzelner Lebensgeſchichten, ein ſolches Schema vor Augen hat, und die unendlichen Abweichungen von demſelben zu bemerken weiß: ſo wird man, wie an einem guten Leitfaden, ſich durch die labyrinthiſchen Schickſale manches Menſchenlebens hindurch finden.

Galileo Galilei.

Geboren 1564, geſtorben 1642.

Wir nennen dieſen Namen mehr, um unſere Blätter damit zu zieren, als weil ſich der vorzügliche Mann mit unſerm Fache beſchäftigt.

Schien durch die Verulam'ſche Zerſtreuungs-Methode die Naturwiſſenſchaft auf ewig zerſplittert, ſo ward ſie durch Galilei ſogleich wieder zur Sammlung gebracht; er führte die Naturlehre wieder in den Menſchen zurück und zeigte ſchon in früher Jugend, daß dem Genie ein Fall für tauſend gelte, indem er ſich aus ſchwingenden Kirchenlampen die Lehre des Pendels und des Falles der Körper entwickelte. Alles kommt in der Wiſſenſchaft auf Das an, was man ein Aperçu nennt, auf ein Gewahrwerden Deſſen, was eigentlich den Erſcheinungen zum Grunde liegt; und ein ſolches Gewahrwerden iſt bis in's Unendliche fruchtbar.

Galilei bildete ſich unter günſtigen Umſtänden und genoß die erſte Zeit ſeines Lebens des wünſchenswertheſten Glückes. Er kam wie ein tüchtiger Schnitter zur reichlichſten Ernte und ſäumte nicht bei ſeinem Tagewerk. Die Fernröhre hatten einen neuen Himmel aufgethan. Viele neue Eigenſchaften der Naturweſen, die uns mehr oder weniger ſichtbar und begreiflich umgeben, wurden entdeckt, und nach allen Seiten zu konnte der heitere, mächtige Geiſt Eroberungen machen. Und ſo iſt der größte Theil ſeines Lebens eine Reihe von herrlichen, glänzenden Wirkungen.

Leider trübt ſich der Himmel für ihn gegen das Ende. Er wird ein Opfer jenes edeln Strebens, mit welchem der Menſch ſeine Ueberzeugungen Andern mitzutheilen gedrängt wird. Man pflegt zu ſagen: des Menſchen Wille ſei ſein Himmelreich; noch mehr findet er aber ſeine Seligkeit in ſeinen Meinungen, im Erkannten und Anerkannten. Vom großen Sinne des Copernicus'ſchen Syſtems durchdrungen, enthält ſich Galilei nicht, dieſe von der Kirche, von der Schule verworfene Lehre, wenigſtens indirect, zu beſtätigen und auszubreiten, und beſchließt ſein Leben in einem traurigen Halbmärtyrerthum.

Was das Licht betrifft, ſo iſt er geneigt, es als etwas gewiſſer Maßen Materielles, Mittheilbares anzuſehen: eine Vorſtellungsart, zu der ihm die an dem Bononi'ſchen Stein gemachte Erfahrung Anlaß gibt. Sich über die Farbe zu erklären, lehnt er ab; und es iſt Nichts natürlicher, als daß er, geſchaffen, ſich in die Tiefen der Natur zu ſenken, er, deſſen angeborenes, eindringendes Genie durch mathematiſche Cal-

Röſe.

Er hat mich oft genug gequält.

Görge.

Und ſie mich auch.

Edelmann.

Und jetzt?

Görge.

Jetzt iſt Röſe meine Frau, und ich denke, eine recht brave Frau.

Edelmann.

Das iſt gewiß.

Röſe.

(Bedeutend:) Und Sie? —

Edelmann.

Nun?

Görge.

(Mit Bücklingen:) Darf man gratuliren?

Edelmann.

Wozu?

nur in's Unglaubliche geſchärft worden war, zu der oberflächlichen, wechſelnden, nicht zu haſchenden, leicht verſchwindenden Farbe wenig Anmuthung haben konnte.

Johann Keppler.

Geboren 1571, geſtorben 1630.

Wenn man Keppler's Lebensgeſchichte mit Demjenigen, was er geworden und geleiſtet, zuſammenhält, ſo geräth' man in ein frohes Erſtaunen, indem man ſich überzeugt, daß der wahre Genius alle Hinderniſſe überwindet. Der Anfang und das Ende ſeines Lebens werden durch Familien-Verhältniſſe verkümmert; ſeine mittlere Zeit fällt in die unruhigſte Epoche, und doch dringt ſein glückliches Naturell durch. Die ernſteſten Gegenſtände behandelt er mit Heiterkeit und ein verwickeltes, mühſames Geſchäft mit Bequemlichkeit.

Gibt er ſchriftlich Rechenſchaft von ſeinem Thun, von ſeinen Einſichten, ſo iſt es, als wenn es nur gelegentlich, im Vorbeigehen geſchähe; und doch findet er immer die Methode, die von Grund aus anſpricht. Andern ſei es überlaſſen, ſeine Verdienſte anzuerkennen und zu rühmen, welche außer unſerm Geſichtskreiſe liegen; aber uns ziemt es, ſein herrliches Gemüth zu bemerken, das überall auf das Freudigſte durchblickt. Wie verehrt er ſeinen Meiſter und Vorgeſetzten Tycho! Wie ſchätzt er die Verdienſte dieſes Mannes, der ſich dem ganzen Himmel gewachſen fühlte, inſofern er ſich durch die Sinne faſſen und durch Inſtrumente bezwingen ließ! Wie weiß er dieſen ſeinen Lehrer und Vorgänger auch nach dem Tode gegen unfreundliche Angriffe zu vertheidigen! Wie gründlich und anmuthig beſchreibt er, was an dem aſtronomiſchen Baue ſchon geleiſtet, was gegründet, was aufgeführt, was noch zu thun und zu ſchmücken ſei! Und wie arbeitet er ſein ganzes Leben unverrückt an der Vollendung!

Indeß war Tycho bei allen ſeinen Verdienſten doch einer von den beſchränkten Köpfen, die ſich mit der Natur gewiſſer Maßen im Widerſpruch fühlen, und deßwegen das complicirte Paradoxe mehr als das einfache Wahre lieben und ſich am Irrthum freuen, weil er ihnen Gelegenheit gibt, ihren Scharfſinn zu zeigen, da Derjenige, der das Wahre anerkennt, nur Gott und die Natur, nicht aber ſich ſelbſt zu ehren ſcheint; und von dieſer letzten Art war Keppler. Jedes klare Verdienſt klärt ihn ſelbſt auf; durch freie Beiſtimmung eilt er, es ſich zuzueignen. Wie gern ſpricht er von Copernicus! Wie fleißig deutet er auf das einzig ſchöne Aperçu, was uns die Geſchichte noch ganz allein erfreulich machen kann, daß die ächten Menſchen aller Zeiten einander voraus verkünden, auf einander hinweiſen, einander vorarbeiten! Wie umſtändlich und genau zeigt Keppler, daß Euclides copernikiſire!

Ebenſo verhält er ſich zu ſeinen Zeitgenoſſen. Dem Joh. Bapt. Porta ertheilt er die anmuthigſten Lobſprüche, den herzlichſten Dank für die Entdeckung der Camera obſcura, für die dadurch auf ein Mal erweiterte Einſicht in die Geſetze des Sehens.

Wie ſein Sinn, ſo ſein Ausdruck. Geübt im Griechiſchen und Lateiniſchen, fehlt es ihm an keiner Kenntniß des Alterthums, des gründlichen ſowohl als des ſchönen, und er weiß ſich nach Belieben auszudrücken. Manchmal läßt er ſich zu Unwiſſenden, ja zu Dummen herab; manchmal ſucht er wenigſtens, allgemein verſtändlich zu werden. Bei Erzählung von natürlichen Ereigniſſen iſt er klar und deutlich; bald aber, wenn er wirken, wenn er lebhaftere Eindrücke, entſchiedenere Theilnahme hervorbringen will, dann fehlt es ihm nicht an Gleichniſſen, Anſpielungen und claſſiſchen Stellen.

Da er die Sprache völlig in ſeiner Gewalt hat, ſo wagt er gelegentlich kühne, ſeltſame Ausdrücke, aber nur dann, wenn der Gegenſtand ihm unerreichbar ſcheint. So verfährt er bei Gelegenheit der Farbe, die er nur im Vorbeigehen behandelt, weil ſie ihm, dem Alles Maß und Zahl iſt, von keiner Bedeutung ſein kann. Er bedient ſich ſo wunderbarer Worte, um ihrer Natur einiger Maßen beizukommen, daß wir ſie nicht zu überſetzen wagen, ſondern im Original hier einſchalten: Color est lux in potentia, lux sepulta in pellucidi materia si jam extra visionem consideretur; et diversi gradus in dispositione materiae, causâ raritatis et densitatis, seu pellucidi et tenebrarum; diversi item gradus lucidae, quae materiae est concreta, efficiunt discrimina colorum. Die Auslegung davon läßt ſich vielleicht eher in einer andern Sprache wiedergeben, ſie iſt folgende:

„Denn da die Farben, welche man im Regenbogen ſieht, von derſelben Art ſind, wie die der Körper, ſo müſſen ſie auch einen gleichen Urſprung haben; jene aber entſpringen nur aus den angeführten Urſachen. Denn wie das Auge ſeinen Platz verläßt, ſo verändert ſich auch die Farbe; und zwar entſpringen ſie alle an der Grenze des Lichts und des Schattens; woraus erhellet, daß ſie aus einer Schwächung des Lichtes und aus einem Ueberzug der wäſſerigen Materie entſtehen. Deßwegen werden auch die Farben der Körper auf gleiche Weiſe entſpringen, und es wird nur der Unterſchied zwiſchen ihnen ſein, daß bei dem Regenbogen das Licht hinzutretend iſt, bei den Farben aber eingebeten, auf die Weiſe, wie in den Theilen vieler

Thiere ſich Lichter wirklich befunden. Wie nun die Möglichkeit der Wärme im Ingwer von der wirklichen Wärme im Feuer unterſchieden iſt, ſo ſcheint auch das Licht in der gefärbten Materie vom Licht in der Sonne verſchieden zu ſein. Denn Dasjenige iſt nur der Fähigkeit nach da, was ſich nicht mittheilt, ſondern innerhalb der Grenzen ſeines Gegenſtandes gehalten wird, wie das Licht, das in den Farben verborgen iſt, ſo lange ſie nicht von der Sonne erleuchtet werden. Doch kann man nicht wiſſen, ob die Farben nicht in tiefer Nacht ihre Lichtlein umherſtreuen.

Freilich hat dieſer Gegenſtand die Köpfe der ſcharfſinnigſten Philoſophen auf mancherlei Weiſe in Uebung geſetzt, und wir finden uns gegenwärtig weder im Falle noch im Stande, ſeine Dunkelheit zu enthüllen. Wollteſt Du mir aber den Einwurf machen, die Finſterniß ſei eine Privation und könne deßhalb niemals etwas Poſitives, niemals eine active Eigenſchaft werden, welche nämlich zu ſtrahlen und ſich auf den Wänden abzubilden vermöchte: ſo erwähne ich der Kälte dagegen, welche auch eine reine Privation iſt und doch, bezüglich auf die Materie, als wirkſame Eigenſchaft erſcheint."

Das Uebrige werden Diejenigen, welche bei der Sache intereſſirt ſind, bei ihm ſelbſt nachſehen; nur bemerken wir noch, daß ihm verſchiedene Hauptpuncte, die wir in der Rubrik von den phyſiologiſchen Farben behandelt haben, nicht unbekannt geweſen; daß nämlich helle und dunkle Bilder von gleichem Maß dem Auge als verſchieden groß erſcheinen; daß das Bild im Auge eine Dauer habe; daß lebhafte Lichteindrücke farbig abklingen. Erwähnt er auch nur beiläufig dergleichen Erſcheinungen, ſo bemerkt man mit Vergnügen, wie lebendig Alles mit ſeinem Hauptgeſchäft zuſammenhängt; wie innig er Alles, was ihm begegnet, auf ſich zu beziehen weiß.

Willebrord Snellius.

Geboren 1591, geſtorben 1626.

Nach Erfindung der Fernröhre drängte ſich Alles, um an ihrer Verbeſſerung zu arbeiten. Die Geſetze der Refraction, die man vorher nur empiriſch und mühſam zu beſtimmen wußte, wurden immer genauer unterſucht; man kam immer mehr in Uebung, höhere mathematiſche Formeln auf Naturerſcheinungen anzuwenden; und ſo näherte ſich Snellius dem gegenwärtig allgemein bekannten Geſetze der Refraction, ob er es gleich noch nicht unter dem Verhältniß der Sinus des Einfalls- und Brechungswinkels ausſprach.

Dieſes, in allen Lehrbüchern vorgetragene Geſetz brauchen wir hier nicht umſtändlicher auszuführen; doch machen wir zwei Bemerkungen, die ſich näher auf die Gegenſtände unſerer Behandlung beziehen.

Snellius gründete ſeine Meſſungen und Berechnungen nicht auf den objectiven Verſuch, da man nämlich das Licht durch das Mittel hindurchfallen läßt, wobei Das, was man Brechung nennt, zum Vorſchein kommt, ſondern auf den ſubjectiven, deſſen Wirkung wir die Hebung genannt haben, weil ein durch das Mittel geſehener Gegenſtand uns entgegenzutreten ſcheint. Er ſchreibt daher ganz richtig dem perpendicularen Strahl (wenn es doch einmal Strahl ſein ſoll) die vollkommene Hebung zu, wie man denn bei jedem vollkommen perpendicularen Aufſchauen auf einen gläſernen Cubus ganz bequem erfahren kann, daß die darunter liegende Fläche dem Auge vollkommen entgegentritt.

Da man aber in der Folge ſich bloß an den objectiven Verſuch hielt, als der das Phänomen nur einſeitig, das Verhältniß der Sinus aber am Beſten ausdrückt: ſo fing man an zu läugnen, daß der perpendiculare Strahl verändert werde, weil man dieſe Veränderung unter der Form der Brechung nicht gewahr wird und kein Verhältniß der Sinus dabei Statt haben kann.

Schon Huygens, durch den die Entdeckung des Snellius eigentlich bekannt wurde, proteſtirt gegen die Veränderung des perpendicularen Strahls und führt ſeine ſämmtlichen Nachfolger in Irrthum. Denn man kann ganz allein von der Wirkung der Mittel auf Licht und beleuchtete Gegenſtände ſich einen Begriff machen, wenn man beide Fälle, den objectiven und ſubjectiven, den Fall des Brechens und Hebens, das wechſelſeitige Verhältniß des dichten Mittels zum dünnen, des dünnen zum dichten, zugleich faßt, und Eins durch das Andere ergänzt und erklärt; worüber wir an ſeinem Orte das Nothwendigſte geſagt haben. (S. 187. 188.)

Die andere Betrachtung, die wir hier nicht übergehen dürfen, iſt die, daß man die Geſetze der Brechung entdeckt, und der Farben, die doch eigentlich durch ſie manifeſtirt werden ſollen, gar nicht gedenkt; welches ganz in der Ordnung war. Denn in parallelen Mitteln, welche man zu jenem Grundverſuch der Brechung und Hebung benutzt, läßt ſich die Farbenerſcheinung zwar an der Grenze von Licht und Schatten deutlich ſehen, aber ſo unbedeutend, daß man über ſie recht wohl hinausgehen konnte. Wir wiederholen hier, was wir ſchon früher urgirt. (S. 195. 196.) Gäbe es eine wirklich verſchiedene Brechbarkeit, ſo müßte ſie ſich bei Brechung jeder Art manifeſtiren. Aber dieſe Lehre iſt, wie wir bereits geſehen haben und noch

künftig ſehen werden, nicht auf einen einfachen natürlichen Fall, ſondern auf einen künſtlich zuſammengeſetzten gebaut; und ſie kann daher nur Demjenigen wahr vorkommen, der ſich in einer ſolchen gemachten Verwirrung gefallen mag; Jedem hingegen muß ſie falſch erſcheinen, der aus dem Freien kommt oder in's Freie gelangt.

Was ſonſt von Sueſſius und ſeiner Lehre zu ſagen iſt, findet ſich in allen Schriften, die von dieſer Materie handeln.

Vorſtehendes war geſchrieben, als uns zufälliger Weiſe bekannt wurde: Iſaac Voſſius, von welchem ſpäterhin noch die Rede ſein wird, ſei gleichfalls der Ueberzeugung geweſen, daß Dasjenige, was man Refraction zu nennen pflegt, auch im Perpendikel wirke. Er hatte die drei optiſchen Bücher des Willebrord Sueſſius im Manuſcripte geleſen und ſich deſſen Anſichten zu eigen gemacht. Dabei erzählt er, daß er zu Brüſſel vor der Königinn von Schweden dieſe ſeine Meinung vorgetragen, jedoch einen allgemeinen Widerſpruch gefunden; ja man habe ihm vorgeworfen, daß er gegen die erſten Grundſätze ſündige. Nachdem aber die Geſellſchaft durch den Augenſchein überzeugt worden, ſo habe man die Sache in einen Wortſtreit geſpielt und geſagt: incidi quidem radium, non tamen frangi. Er führt darauf aus den Werken des Sueſſius eine Demonſtration des ſubjectiven Verſuchs an, wodurch die ſtufenweiſe Hebung in's Klare geſetzt wird.

Antonius de Dominis.

Umgekommen 1624.

De radiis visus et lucis in vitris perspectivis et iride tractatus Marci Antonii de Dominis, per Joannem Bartolum in lucem editus Venetiis 1611.

Durch dieſes Werk von nicht großem Umfange iſt der Verfaſſer unter den Naturforſchern berühmt geworden und zwar mit Recht: denn man erkennt hier die Arbeit eines unterrichteten, in mathematiſchen und phyſiſchen Dingen wohl geübten Mannes, und was mehr iſt, eines originellen Beobachters. Hier wird ein Auszug an der rechten Stelle ſein.

Das Werk enthält im erſten Capitel die erſte öffentliche Bekanntmachung der Theorie der Ferngläſer. Nachdem ſodann der Verfaſſer verſchiedene allgemeine mathematiſche und phyſiſche Grundſätze vorausgeſchickt, welche das Licht und das Sehen betreffen, kommt er zu Ende des dritten Capitels auf der neunten Seite zu den Farben, welche bei der Refraction erſcheinen, und äußert ſich darüber folgender Maßen.

„Außer den eigenen Farben der Körper, welche in den Körpern ſelbſt verharren, ſie mögen nun, aus welcher Urſache ſie wollen, entſpringen und entſtehen, gibt es in der Natur einige wechſelbare und veränderliche Farben, welche man emphatiſche und erſcheinende nennt, und welche ich die glänzenden zu nennen pflege. Daß dieſe Farben aus dem Lichte entſpringen, daran habe ich keinen Zweifel, ja ſie ſind nichts Anderes, als das Licht ſelbſt: denn wenn in einem Körper reines Licht ſich befindet, wie in den Sternen und dem Feuer, und er verliert aus irgend einer Urſache ſein Funkeln, ſo wird uns ein ſolcher Körper weiß. Miſcht man dem Licht irgend etwas Dunkles hinzu, wodurch jedoch das ganze Licht nicht verhindert oder ausgelöſcht wird, ſo entſtehen die Farben dazwiſchen. Denn deßhalb wird unſer Feuer roth, weil es Rauch bei ſich führt, der es verdunkelt. Deßhalb auch röthen ſich Sonn' und Geſtirne nahe am Horizont, weil die dazwiſchen tretenden Dünſte ſolche verdunkeln. Und ſolcher mittlern Farben können wir eigentlich drei zählen. Die erſte Beimiſchung des Dunkeln, welche das Weiße einiger Maßen verdunkelt, macht das Licht roth: und die rothe Farbe iſt die leuchtendſte der Mittelfarben zwiſchen den beiden Enden, dem Weißen und Schwarzen, wie man es deutlich in dem länglichen dreikantigen Glaſe ſieht. Der Sonnenſtrahl nämlich, der das Glas bei dem Winkel durchdringt, wo die geringſte Dicke iſt und alſo auch die geringſte Dunkelheit, tritt hochroth heraus; zunächſt folgt das Grün bei zunehmender Dicke; endlich das Violette bei noch größerer Dicke: und ſo nimmt nach Verhältniß der Stärke des Glaſes auch die Verdunkelung zu oder ab.

Eine etwas mehrere Dunkelheit bringt, wie geſagt, das Grüne hervor. Wächſt die Dunkelheit, ſo wird die Farbe blau oder violett, welche die dunkelſte iſt aus allen Mittelfarben. Wächſt nun die Dunkelheit noch mehr, ſo löſcht ſie das ganze Licht aus, und die Schwärze bleibt, obgleich die Schwärze mehr eine Beraubung des Lichts als eine wirkliche Farbe iſt; deßwegen auch das Auge die Finſterniß ſelbſt und ſehr ſchwarze Körper für Eins hält. Die übrigen Farben aber ſind aus dieſen zuſammengeſetzt.

Die Dunkelheit aber verwandelt das Licht in eine glänzende Farbe, nicht allein, wenn ſie ſich mit dem leuchtenden Körper ſelbſt vermiſcht, wie es bei'm Feuer geſchieht, ſondern auch, wenn ſie zwiſchen das Licht und das Auge gebracht wird, dergeſtalt, daß das Licht, wenn es durch einen etwas dunkeln Körper, deſſen Durchſichtigkeit nicht ganz aufgehoben iſt, durchgeht, nothwendig gefärbt wird, und ſo gefärbt, nicht allein vom Auge, ſondern auch oft von jedem

andern Körper farbig aufgenommen wird. So erſcheint uns die Sonne bei'm Auf- und Untergang roth, nicht weiß, wie im Mittage, und ſo wird das Licht, wenn es durch ein Glas von ungleicher Dicke, jedoch von bedeutender Maſſe, wie jene dreikantigen Prismen ſind, oder durch ein gläſernes, mit Waſſer gefülltes Gefäß, oder durch ein gefärbtes Glas hindurchgeht, gefärbt. Daher werden auch die fernliegenden Berge unter einer blauen Farbe geſehen. Denn die große Ferne verdunkelt, wegen der Menge des Mittels und durch das einiger Maßen Körperliche des Dunkeln, alle Lichter, die nicht ſo mächtig ſind als das der Sonne, verdunkelt auch die erleuchteten Gegenſtände und macht ſie blau. So ſcheint uns gleichfalls der Ferne wegen das Licht des Himmels blau. Was aber eine gar zu ſchwache Farbe hat, wird auch wohl ſchwarz."

Diejenigen unſerer Leſer, welche den Entwurf unſerer Farbenlehre wohl inne haben, werden ſelbſt beurtheilen, inwiefern der Verfaſſer ſich der Wahrheit genähert, inwiefern noch manches Hinderniß einer reinen Einſicht in die Dinge ihm entgegengeſtanden. Merkwürdig iſt, daß er im prismatiſchen Bild nur drei Farben geſehen, welches andeutet, daß er auch ein ſehr kleines Bild gehabt, und es verhältnißmäßig ſehr weit von dem Ausfallen aus dem Prisma aufgefangen, wie er denn auch das Weiße zwiſchen den beiden Rändern nicht bemerkt. Das Uebrige wiſſen wir nun aus der Lehre vom Trüben weit beſſer zu entwickeln.

Hierauf trägt er im vierten Capitel noch verſchiedene mathematiſche Propoſitionen vor, die ihm zu ſeiner Deduction nöthig ſcheinen. Endlich gelangt er zu einem runden durchſichtigen Körper und zeigt, erſtlich, wie von demſelben das auffallende Licht zurückgeworfen werde; und nun geht er ſeinem Ziele entgegen, indem er auf der dreizehnten und vierzehnten Seite umſtändlich anzeigt, was auf der innern, hintern, concaven Fläche des runden durchſichtigen Körpers, welche wie ein Hohlſpiegel wirkt, vorgehe. Er fügt eine Figur hinzu, welche, wenn man ſie recht verſteht, das Phänomen in ſeinem Umfange und ſeiner Complication, wo nicht vollſtändig darſtellt, jedoch ſich demſelben weit mehr nähert, als diejenigen einfachern Figuren, welche Descartes theils aus ihm genommen, theils nach ihm gebildet. Uebrigens wird ſich in der Folge zeigen, daß eben Dasjenige, was auf dem Grunde des durchſichtigen Körpers vorgeht, mit Linear-Zeichnung keineswegs dargeſtellt werden kann. Bei der Figur des de Dominis tritt überdieß noch ein ſonderbarer Fall ein, daß gerade dieſe ſehr complicirte Haupt-Figur, die wegen ihrer Wichtigkeit vier Mal im Buche vorkommt, durch die Ungeſchicklichkeit des Holzſchneiders in ihren Hauptpuncten undeutlich, und wahrſcheinlich deßhalb für die Nachfolger des Verfaſſers unbrauchbar geworden. Wir haben ſie nach ſeiner Beſchreibung wieder hergeſtellt und werden ſie unter unſern Tafeln beibringen, wie wir denn jetzt ſeine Erklärung derſelben, worin das Verdienſtliche ſeiner Beobachtung und Entdeckung ruht, überſetzt mittheilen.

„Jener ſphäriſche, durchſichtige Körper, ſolid oder ausgefüllt, außerdem daß er von ſeiner erhöhten Oberfläche die Strahlen gedachter Maßen zurückwirft, bewirkt noch einen andern Widerſchein des Lichtes, der mit einiger Refraction verbunden iſt: denn der Lichtſtrahl aus dem Mittelpuncte des leuchtenden Körpers b bringt ungebrochen gerade bis nach v durch's Centrum a, da er perpendicular iſt; die Strahlen aber be und bd werden in c und d gebrochen, nach der Perpendiculare zu, und bringen gleichfalls nach dem Grunde g und weiter nach v; daſelbſt bringen ſie viel Licht zuſammen, vereint mit den innern Strahlen br und bo, welche an den Puncten r und o gebrochen nach g gelangen, auf dem Hohlgrunde der Kugel a; welches auch die übrigen Strahlen thun, welche von b her auf die ganze erhöhte Fläche von c bis d fallen.

Aber indeſſen bringen nicht nur die gebrochenen und um den Grund g verſammelten Strahlen zum Theil hindurch und vereinigen ſich in v, wo ſie Feuer anzünden können; ſondern ſie werden auch großentheils, gleichfalls mit verſtärktem Licht wegen ihrer Verſammlung, vom Grunde g zurückgeworfen, welcher Grund g dieſes vervielfältigte Licht, nach dem Geſetz der Widerſcheine aus einer Hohlkugel, auf mancherlei Weiſe zurückwirft: wobei zu bedenken iſt, daß einige Abänderung Statt findet, weil die Zurückwerfung nach den eben erwähnten Brechungen geſchieht, und weil nicht allein die auf die Kugel a, aus dem Mittelpuncte des leuchtenden Körpers b, fallenden Strahlen, ſondern auch unzählige andere von dem großen und leuchtenden Körper, wie die Sonne iſt, alle nämlich die aus t und p, ingleichen von dem ganzen Umfange t, q, p hervortreten, zurückgeworfen werden; welche Abweichung aber hier mit Demonſtrationen zu beweiſen, nicht die Mühe lohnte.

Genug, daß ich durch die deutlichſten Verſuche gefunden habe, ſowohl in Schalen, welche mit Waſſer gefüllt worden, als auch in Glaskugeln, gleichfalls gefüllt, welche ich zu dieſem Endzwecke habe verfertigen laſſen, daß aus dem Grunde g, welcher der Sonne gerade entgegenſtehet, außer der Refraction, welche nach v zu geſchieht, eine doppelte Reflexion geſchehe: ein Mal gleich gegen die Seite f und e im Cirkel;

ſodann aber gegen die Sonne, nächſt gegen die Perpendiculare b a, nach dem vordern Theile h und i, gleichfalls im Cirkel, und nicht durch eine einzige, untheilbare Linie, ſondern durch mehrere nach allen Seiten hin mit einiger Breite (wie in der erſten Reflexion gf, gn, gm; in der andern aber gi, gk, gl), welche Breite theils entſpringt aus den Brechungen, welche innerhalb der Kugel geſchehen, wodurch mehrere Strahlen verſammelt werden, zum Theil aus der großen Breite des leuchtenden Körpers p, q, t, wie wir kurz vorher geſagt."

Da wir uns genöthigt ſehen, in der Folge dem Regenbogen einen beſondern Aufſatz zu widmen, um zu zeigen, daß bei dieſem Meteor nichts Anderes vorgehe, als Das, was wir in unſerm Entwurf von den Farben, welche bei Gelegenheit der Refraction entſtehen, umſtändlich ausgeführt haben: ſo muß das bisher Mitgetheilte als Material zu jenem Behuf ruhen und liegen bleiben; nur bemerken wir, daß Dasjenige, was im Tropfen vorgeht, keineswegs durch eine Linear-Zeichnung, welche nur Grundriſſe und Durchſchnitte geben kann, ſondern durch eine perſpectiviſche darzuſtellen iſt, wie unſer de Dominis zuletzt ſelbſt andeutet in den Worten: „und nicht durch eine einzige untheilbare Linie, ſondern durch mehrere nach allen Seiten hin mit einiger Breite." Wir geben nunmehr von ſeinem weitern Verfahren Rechenſchaft.

Vom fünften Capitel bis zum neunten einſchließlich handelt er von den Fernröhren und Dem, was ſich darauf bezieht; im zehnten von den vorzüglichſten Meinungen über den Regenbogen. Er trägt die Geſinnungen des Albertus Magnus aus deſſen drittem Buch der Meteore und deſſen vierzehntem Capitel, die des Cardanus aus dem vierten Buch de subtilitate, des Ariſtoteles aus den Meteoren vor. Alle nehmen an, daß die Farben aus einer Schwächung der Lichtſtrahlen entſtehen, welche nach jenen Beiden durch die Maſſe der Dünſte, nach Letzterm durch mehr oder minder ſtarke Reflexion der ſich vom Perpendikel mehr oder weniger entfernenden Strahlen bewirkt werde. Vitellio hält ſich nahe an den Ariſtoteles, wie auch Piccolomini.

Im eilften Capitel werden die vorgemeldeten Meinungen über die Farben bearbeitet und widerlegt; im zwölften ausgeführt, woher die runde Geſtalt des Regenbogens komme; im dreizehnten der wahre Urſprung des Regenbogens völlig erklärt: es werden nämlich Tropfen erfordert und durch eine Figur gezeigt, wie das Sonnenlicht aus dem Grunde des Tropfens nach dem Auge reflectirt werde. Hierauf wendet er ſich zu den Farben und erklärt ſie nach ſeiner ſechsten und ſiebenten Propoſition im dritten Capitel, die wir oben überſetzt haben, wornach die Farben in ihrer Lebhaftigkeit vom Rothen durch's Grüne bis zum Blauen abnehmen ſollen. Hier wird ſodann die Haupt-Figur wiederholt, und daraus, daß der Strahl gf nach der Reflexion durch eine geringere Glasmaſſe durchgehe, als die Strahlen gm und gn, die Farbenabſtufung derſelben dargethan. Zur Urſache der Breite des Regenbogens gibt er jene Breite der farbigen Reflexion an, die er ſchon oben nach der Erfahrung dargelegt.

Das vierzehnte Capitel beſchäftigt ſich mit dem äußern Regenbogen und mit Erzählung und Widerlegung verſchiedener Meinungen darüber. Im fünfzehnten Capitel jedoch ſucht er denſelben zu erklären. Er gebraucht hierzu wieder die Haupt-Figur, leitet den zweiten Regenbogen von den Strahlen gi, gk, gl ab, und die verſchiedene Färbung derſelben von der mehr oder minder ſtarken Reflexion. Man ſieht alſo, daß er ſich hier dem Ariſtoteles nähert, wie bei Erklärung der Farben des erſten Regenbogens dem Albertus Magnus und dem Cardan.

Das ſechszehnte Capitel ſammelt einige Corollarien aus dem ſchon Geſagten. Das ſiebenzehnte trägt noch einige Fragen über den Regenbogen vor und beantwortet ſie. Im achtzehnten wird abgehandelt, wie der Regenbogen mit den Höfen, Wettergallen und Nebenſonnen übereintreffe, und wie er von ihnen verſchieden ſei. In dieſen drei Capiteln, den letzten der Abhandlung, ſteht noch manches Gute, das nachgeſehen und genutzt zu werden verdient.

Franciscus Aguilionius.

Geboren 1567, geſtorben 1617.

Er war Jeſuit zu Brüſſel und gab 1613 ſeine Optik in Folio heraus zu Antwerpen. Ihr ſollten noch die Dioptrik und Catoptrik folgen, welches durch ſeinen Tod, der 1617, als er fünfzig Jahr alt war, erfolgte, verhindert wurde.

Man ſieht ſeinem Werke die Ruhe des Kloſters an, die bei einer Arbeit bis in's Einzelnſte zu gehen erlaubt; man ſieht die Bedächtlichkeit eines Lehrers, der Nichts zurücklaſſen will. Daher iſt das Werk ausführlich, umſtändlich, ja überflüſſig durchgearbeitet. Betrachtet man es aber als einen Discurs, als einen Vortrag, ſo iſt es, beſonders ſtellenweiſe, angenehm und unterhaltend, und weil es uns mit Klarheit und Genauigkeit in frühere Zeiten zurückführt, auf manche Weiſe belehrend.

Hier ſteht die Autorität noch in ihrer völligen Würde: die Griechiſchen Urväter der Schulen, ihre Nachfolger und Commentatoren, die neuern Lichter und Forſcher, ihre Lehre, ihre Controverſen, bei welchen ein oder der andere Theil

durch Grübe begünſtigt wird. Indeſſen kann man nicht läugnen, daß der Verfaſſer, indem er ſeinem Nachfolger Nichts zu thun übrigla[ſſen] möchte, im Theoretiſchen ſich bis in's Kleinliche und im Practiſchen bis in die Künſtelei verliert; wobei wir ihn jedoch immer als einen ernſten und tüchtigen Mann zu ſchätzen haben.

Was die Farbe und das damit zunächſt Verwandte betrifft, ſo iſt ihm das vom Plato ſich herſchreibende und von uns ſo oft urgirte Diagregiren und Colligiren des Auges, jenes Erſte durch das Licht und das Weiße, dieſes Letztere durch Finſterniß und das Schwarze, wohl bekannt und merkwürdig, doch mehr im pathologiſchen Sinne, inſofern das Helle das Auge blendet, das Finſtere ihm auf eine negative Weiſe ſchadet. Der reine phyſiologiſche Sinn dieſer Erſcheinung mag ihm nicht aufgegangen ſein, worüber wir uns um ſo weniger wundern werden, als Hamberger ſolche der geſunden Natur gemäße, zum reinen Sehen unumgänglich nothwendige Bedingungen gleichfalls für krankhaft und für vitia fugitiva erklärt hat.

Das Weiße und Schwarze nun ſetzt er an die beiden Enden, dazwiſchen in eine Reihe Gelb, Roth und Blau, und hat alſo fünf Farben auf einer Linie, welches ein ganz hübſches Schema gibt, indem das Gelbe zunächſt an dem Weißen, das Blaue an dem Schwarzen und das Rothe in der Mitte ſteht, welche ſämmtlich mit einander durch Halbcirkel verbunden ſind, wodurch die Mittelfarben angedeutet werden.

Daß nach den verſchiedenen Erſcheinungsarten die Farben eingetheilt werden müſſen, kommt bei ihm auf eine entſchiedenere Weiſe als bisher zur Sprache. Er theilt ſie in wahre, apparente und intentionelle Farben. Da nun die intentionellen, wie wir nachher ſehen werden, keinen richtigen Eintheilungsgrund hinter ſich haben, die phyſiologiſchen aber fehlen, ſo quält er ſich ab, die verſchiedenen Erſcheinungsfälle unter dieſe Rubriken zu bringen.

Die wahren Farben werden den Eigenſchaften der Körper zugeſchrieben, die apparenten für unerklärlich, ja als ein göttliches Geheimniß angeſehen, und doch gewiſſer Maßen wieder als zufällig betrachtet. Er bedient ſich dabei eines ſehr artigen und unüberſetzlichen Ausdrucks: penduli in medio diaphano oberrant, ceu extemporaneae quaedam lucis affectiones.

Die Hauptfragen, wie ſie Ariſtoteles ſchon berührt, kommen zur Sprache, und gegen Plato wird polemiſirt. Was überhaupt hiervon und ſonſt noch brauchbar iſt, haben wir am gehörigen Orte eingeſchaltet. Daß jede Farbe ihre eigene Wirkung auf's Geſicht habe, wird behauptet und ausgeführt; doch gleichfalls mehr pathologiſch als phyſiologiſch.

Intentionelle Farben.

Da wir der intentionellen Farben in unſerm Entwurf nicht beſonders gedacht haben, und dieſer Ausdruck in den Schriftſtellern, vorzüglich auch in dem gegenwärtigen, vorkommt: ſo iſt unſere Pflicht, wenigſtens hiſtoriſch dieſer Terminologie zu gedenken und anzuzeigen, wie ſie mit den übrigen Lehren und Meinungen jener Zeit zuſammenhängt. Man verzeihe uns, wenn wir, der Deutlichkeit wegen, etwas weit ausholen ſcheinen.

Die Poeſie hat in Abſicht auf Gleichnißreden und uneigentlichen Ausdruck ſehr große Vortheile vor allen übrigen Sprachweiſen; denn ſie kann ſich eines jeden Bildes, eines jeden Verhältniſſes nach ihrer Art und Bequemlichkeit bedienen. Sie vergleicht Geiſtiges mit Körperlichem und umgekehrt, den Gedanken mit dem Blitz, den Blitz mit dem Gedanken; und dadurch wird das Wechſelleben der Weltgegenſtände am Beſten ausgedrückt. Die Philoſophie auf ihren höchſten Puncten bedarf auch uneigentlicher Ausdrücke und Gleichnißreden, wie die von uns oft erwähnte, getadelte und in Schutz genommene Symbolik bezeugt.

Nur leiden die philoſophiſchen Schulen, wie uns die Geſchichte belehrt, meiſtentheils daran, daß ſie, nach Art und Weiſe ihrer Stifter und Hauptlehrer, meiſt nur einſeitige Symbole brauchen, um das Ganze auszudrücken und zu beherrſchen, und beſonders die Einen durchaus das Körperliche durch geiſtige Symbole, die Andern das Geiſtige durch körperliche Symbole bezeichnen wollen. Auf dieſe Weiſe werden die Gegenſtände niemals durchdrungen; es entſteht vielmehr eine Entzweiung in Dem, was vorgeſtellt und bezeichnet werden ſoll, und alſo auch eine Discrepanz in Denen, die davon handeln, woraus alsbald ein Widerwille auf beiden Seiten entſpringt und ein Partei-Sinn ſich befeſtigt.

Wenn man von intentionellen Farben ſpricht, ſo iſt es eigentlich eine Gleichnißrede, daß man den Farben wegen ihrer Zartheit und Wirkung eine geiſtige Natur zuſchreibt, ihnen einen Willen, eine Abſicht unterlegt.

Wer Dieſes faſſen mag, der wird dieſe Vorſtellungsart anmuthig und geiſtreich finden, und ſich daran wie etwa an einem poetiſchen Gleichniſſe ergetzen. Doch wir müſſen dieſe Denkart, dieſen Ausdruck bis zu ihrer Quelle verfolgen.

Man erinnere ſich, was wir oben von der Lehre des Roger Bacon mitgetheilt, die wir bei ihm aufgegriffen haben, weil ſie uns da zunächſt im Wege lag, ob ſie ſich gleich von weit früheren Zeiten herſchreibt: daß ſich nämlich jede Tugend,

jede Kraft, jede Tüchtigkeit, Alles, dem man ein Weſen, ein Daſein zuſchreiben kann, in's Unendliche vervielfältigt, und zwar dadurch, daß immerfort Gleichbilder, Gleichniſſe, Abbildungen als zweite Selbſtheiten von ihm ausgehen, dergeſtalt, daß dieſe Abbilder ſich wieder darſtellen, wirkſam werden und, indem ſie immer fort und fort reflectiren, dieſe Welt der Erſcheinungen ausmachen. Nun liegt zwiſchen der wirkenden Tugend und zwiſchen dem gewirkten Abbild ein Drittes in der Mitte, das aus der Wirklichkeit des Erſten und aus der Möglichkeit des Zweiten zuſammengeſetzt ſcheint. Für dieſes Dritte, was zugleich iſt und nicht iſt, was zugleich wirkt und unwirkſam bleiben kann, was zugleich das allerhöchſte Schaffende und in demſelben Augenblicke ein vollkommenes Nichts iſt, hat man kein ſchicklicheres Gleichniß finden können, als das menſchliche Wollen, welches alle jene Widerſprüche in ſich vereinigt. Und ſo hat man auch den wirkſamen Naturgegenſtänden, beſonders denjenigen, die uns als thätige Bilder zu erſcheinen pflegen, dem Lichte ſowie dem Erleuchtenden, welche Beide nach allen Orten hin ſich zu äußern beſtimmt ſind, ein Wollen, eine Intention gegeben und daher das Abbild (species), inſofern es noch nicht zur Erſcheinung kommt, intentionell genannt, indem es, wie das menſchliche Wollen, eine Realität, eine Nothwendigkeit, eine ungeheure Tugend und Wirkſamkeit mit ſich führt, ohne daß man noch Etwas davon gewahr würde. Vielleicht ſind ein Paar ſinnliche Beiſpiele nicht überflüſſig.

Es befinde ſich eine Perſon in einem großen, von rohen Mauern umgrenzten Saal; ihre Geſtalt hat die Intention oder, wie wir uns in unſerm Entwurfe mit einem gleichfalls ſittlichen Gleichniß ausgedrückt haben, das Recht, ſich an allen Wänden abzuſpiegeln; allein die Bedingung der Stätte fehlt. Denn Das iſt der Unterſchied der urſprünglichen Tugenden von den abgebildeten, daß jene unbedingt wirken, dieſe aber Bedingniſſen unterworfen ſind. Man gebe hier die Bedingung der Stätte zu; man polire die Wand mit Gypsmörtel, oder behänge ſie mit Spiegeln, und die Geſtalt der Perſönlichkeit wird in's Tauſendfältige vermehrt erſcheinen.

Man gebe nun dieſer Perſönlichkeit etwa noch einen eiteln Sinn, ein leidenſchaftliches Verlangen, ſich abgeſpiegelt zurückkehren zu ſehen, ſo würde man mit einem heitern Gleichniſſe die intentionellen Bilder auch eitle Bilder nennen können.

Noch ein anderes Beiſpiel gebe endlich der Sache völlig den Ausſchlag. Man mache ſich auf den Weg zu irgend einem Ziele, es ſtehe uns nun vor den Augen, oder blos vor den Gedanken: ſo iſt zwiſchen dem Ziel und dem Vorſatz Etwas, das Beide enthält, nämlich die That, das Fortſchreiten.

Dieſes Fortſchreiten iſt ſo gut als das Ziel: denn Dieſes wird gewiß erreicht, wenn der Entſchluß feſt und die Bedingungen zulänglich ſind; und doch kann man dieſes Fortſchreiten immer nur intentionell nennen, weil der Wanderer noch immer ſo gut vor dem letzten Schritt als vor dem erſten paralyſirt werden kann.

Intentionelle Farben, intentionelle Miſchungen derſelben ſind alſo ſolche, die innerhalb des Durchſichtigen der Bedingung, ſich zu manifeſtiren, entbehren. Die Bedingung aber, wornnter jede Farbe nur erſcheinen kann, iſt eine doppelte: ſie muß entweder ein Helles vor ſich und ein Dunkles hinter ſich, oder ein Dunkles vor ſich und ein Helles hinter ſich haben, wie von uns anderwärts umſtändlich ausgeführt worden. Doch ſtehe hier noch ein Beiſpiel, um dem Geſagten die möglichſte Deutlichkeit zu geben.

Das Sonnenlicht fällt in ein reines Zimmer zu den offenen Fenſtern herein, und man wird in der Luft, in dem Durchſichtigen, den Weg des Lichtes nicht bemerken; man erregе Staub, und ſogleich iſt der Weg, den es nimmt, bezeichnet. Daſſelbe gilt von den apparenten Farben, welche ein ſo gewaltſames Licht hinter ſich haben. Das prismatiſche Bild wird ſich auf ſeinem Wege vom Fenſter bis zur Tafel kaum auszeichnen; man erregе Staub, und beſonders von weißem Puder, ſo wird man es vom Austritt aus dem Prisma bis zur Tafel begleiten können. Denn die Intention, ſich abzubilden, wird jeden Augenblick erfüllt, ebenſo, als wenn ich einer Colonne Soldaten entgegen und alsdann gerade durch ſie hindurchginge, wo mit jedem Manne der Zweck, das Regiment zu erreichen, erfüllt und, wenn wir ſo ſagen dürfen, ricochettirt wird. Und ſo ſchließen wir mit einem ſinnlichen Gleichniß, nachdem wir Etwas, das nicht in die Sinne fallen kann, durch eine überſinnliche Gleichnißrede begreiflich zu machen geſucht haben.

Wie man nun zu ſagen pflegt, daß jedes Gleichniß hinke, welches eigentlich nur ſoviel heißen will, daß es nicht identiſch mit dem Verglichenen zuſammenfalle: ſo muß eben Dieſes ſogleich bemerkt werden, wenn man ein Gleichniß zu lange und zu umſtändlich durchführt, da die Unähnlichkeiten, welche durch den Glanz des Witzes verborgen wurden, nach und nach in einer traurigen, ja ſogar abgeſchmackten Realität zum Vorſchein kommen. So ergeht es daher den Philoſophen oft auf dieſe Weiſe, die nicht bemerken, daß ſie mit einer Gleichnißrede anfangen und im Durch- und Ausführen derſelben immer mehr in's Hinken gerathen. So ging es auch mit den intentionellen Bildern

(speciebus). Anſtatt daß man zufrieden geweſen wäre, durch ein geiſtiges Gleichniß dieſe unfaßlichen Weſen aus dem Reiche der Sinnlichkeit in ein geiſtigeres herübergeſpielt zu haben, ſo wollte man ſie auf ihrem Wege haſchen; ſie ſollten ſein oder nicht ſein, je nachdem man ſich zu einer oder der andern Vorſtellung geneigt fühlte, und der durch eine geiſtreiche Terminologie ſchon geſchlichtete Streit ging wieder von vorn an. Diejenigen, welche realer geſinnt waren, worunter auch Aguilonius gehört, behaupteten: die Farben der Körper ſeien ruhig, müßig, träge; das Licht rege ſie an, entreiße ſie dem Körper, führe ſie mit ſich fort und ſtreue ſie umher; und ſo war man wieder bei der Erklärungsart des Epicur, die Lucrez ſo anmuthig ausdrückt:

Häufig bemerket man Das an den röthlichen, blauen und gelben
Teppichen, welche geſpannt hoch über das weite Theater
Wogend ſchweben, allda verbreitet an Maſten und Balken.
Denn der Verſammlung unteren Raum, den ſämmtlichen Schauplatz,
Alle der Väter und Mütter, der Götter erhabene Bilder,
Tüchen ſie an, ſie zwingend, in ihrem Geberde zu ſchwanken.
Und ſind enger umher des Theaters Wände verſchloſſen,
Dann lacht fröhlicher noch vom ergoſſenen Reize der Umfang,
Wenn genauer zuſammengefaßt der Schimmer des Tags iſt.
Laſſen die Tücher demnach von der oberſten Fläche die Schminke
Fahren; wie ſollte denn nicht ein zartes Gebilde der Dinge
Jedes entlaſſen, da, ähnlicher Art, ſie jedes vom Rand ſchießt?

Renatus Carteſius.

Geboren 1596, geſtorben 1650.

Das Leben dieſes vorzüglichen Mannes, wie auch ſeine Lehre, wird kaum begreiflich, wenn man ſich ihn nicht immer zugleich als Franzöſiſchen Edelmann denkt. Die Vortheile ſeiner Geburt kommen ihm von Jugend auf zu Statten, ſelbſt in den Schulen, wo er den erſten guten Unterricht im Lateiniſchen, Griechiſchen und in der Mathematik erhält. Wie er in's Leben tritt, zeigt ſich die Facilität in mathematiſchen Combinationen bei ihm theoretiſch und wiſſenſchaftlich, wie ſie ſich bei andern im Spielgeiſt äußert.

Als Hof-, Welt- und Kriegsmann bildet er ſeinen gefälligen, ſittlichen Character auf's Höchſte aus. In Abſicht auf Betragen erinnere man ſich, daß er Zeitgenoſſe, Freund und Correſpondent des hyperboliſch-complimentöſen Balzac war, den er in Briefen und Antworten auf eine geiſtreiche Weiſe gleichſam parodirt. Außerordentlich zart behandelt er ſeine Mitlebenden, Freunde, Studien-Genoſſen, ja ſogar ſeine Gegner. Reizbar und voll Ehrgefühl entweicht er allen Gelegenheiten, ſich zu compromittiren; er verharrt im hergebrachten Schi
lichen und weiß zugleich ſeine Eigenthümlichk
auszubilden, zu erhalten und durchzuführen
daher ſeine Ergebenheit unter die Ausſprüch
der Kirche, ſein Zaudern, als Schriftſteller he
vorzutreten, ſeine Aengſtlichkeit bei den Schi
ſalen Galilei's, ſein Suchen der Einſamkeit un
zugleich ſeine ununterbrochene Geſelligkeit dur
Briefe.

Seine Avantagen als Edelmann nutzt er
jüngern und mittlern Jahren; er beſucht a
Hof-, Staats-, Kirchen- und Kriegsfeſte; ei
Vermählung, eine Krönung, ein Jubiläu
eine Belagerung kann ihn zu einer weiten Rei
bewegen; er ſcheut weder Mühe, noch Au
wand, noch Gefahr, um nur Alles mit Aug
zu ſehen, um mit Seinesgleichen, die ſich
doch in ganz anderm Sinne in der Welt herum
tummeln, an den merkwürdigſten Ereigniſſ
ſeiner Zeit ehrenvoll Theil zu nehmen.

Wie man nun dieſes Aufſuchen einer unend
lichen Empirie an ihm Vernunftſch nenn
könnte, ſo zeigt ſich an dem ſtets wiederholt
Verſuch der Rückkehr in ſich ſelbſt, in der An
bildung ſeiner Originalität und Productions
Kraft ein glückliches Gegengewicht. Er wi
müde mathematiſche Probleme aufzugeben u
aufzulöſen, weil er ſieht, daß dabei Nichts he
auskommt; er wendet ſich gegen die Natur u
gibt ſich im Einzelnen viele Mühe; doch moch
ihm als Naturforſcher Manches entgegenſtehe
Er ſcheint nicht, ruhig und liebevoll an d
Gegenſtänden zu verweilen, um ihnen Eig
abzugewinnen; er greift ſie als auflösba
Probleme mit einiger Haſt an und kommt me
ſtentheils von der Seite des complicirteſt
Phänomens in die Sache.

Dann ſcheint es ihm auch an Einbildung
kraft und an Erhebung zu fehlen. Er find
keine geiſtigen, lebendigen Symbole, um ſ
und Andern ſchwer auszuſprechende Erſcheinu
gen anzunähern. Er bedient ſich, um das U
faßliche, ja das Unbegreifliche zu erklären, d
crudeſten, ſtatiſchen Gleichniſſe. So ſind ſei
verſchiedenen Materien, ſeine Wirbel, ſei
Schrauben, Haken und Zacken wiederzieher
für den Geiſt; und wenn dergleichen Vorſtellung
arten mit Beifall aufgenommen wurden,
zeigt ſich daraus, daß eben das Rohſte, Ung
ſchickteſte der Menge das Gemäßeſte bleibt.

In dieſer Art iſt denn auch ſeine Lehre v
den Farben. Das Mittlere ſeiner Elemente b
ſteht aus Lichtkügelchen, deren directe, gemeſſe
Bewegung nach einer gewiſſen Geſchwindigk
wirkt. Bewegen ſich die Kügelchen rotiren
aber nicht geſchwinder als die gradlinigen,
entſteht die Empfindung von Gelb. Eine ſchn
lere Bewegung derſelben bringt Roth hervo

und eine langſamere, als die der g'radlinigen, Blau. Schon früher hatte man der mehrern Stärke des Stoßes auf's Auge die Verſchiedenheit der Farben zugeſchrieben.

Carteſius's Verdienſte um den Regenbogen ſind nicht zu läugnen. Aber auch hier, wie in andern Fällen, iſt er gegen ſeine Vorgänger nicht dankbar. Er will nun ein für alle Mal ganz original ſein; er lehnt nicht einmal die läſtige Autorität ab, ſondern auch die förderliche. Solche Geiſter, ohne es beinahe ſelbſt gewahr zu werden, verläugnen, was ſie von ihren Vorgängern gelernt, und was ſie von ihren Mitlebenden genutzt. So verſchweigt er den Antonius de Dominis, der zuerſt die Glaskugel angewendet, um die ganze Erſcheinung des Regenbogens innerhalb des Tropfens zu beſchränken, auch den innern Regenbogen ſehr gut erklärt hat.

Descartes hingegen hat ein bedeutendes Verdienſt um den äußern Regenbogen. Es gehörte ſchon Aufmerkſamkeit dazu, die zweite Reflexion zu bemerken, wodurch er hervorgebracht wird, ſowie ſein mathematiſches Talent dazu nöthig war, um die Winkel zu berichtigen, unter denen das Phänomen in's Auge kommt.

Die Linear-Zeichnungen jedoch, welche er, um den Vorgang deutlich zu machen, ausſinnt, ſtellen keineswegs die Sache dar, ſondern deuten ſie nur an. Dieſe Figuren ſind ein abſtractes, compendiöſes Sapienti sat, belehren aber nicht über das Phänomen, indem ſie die Erſcheinung auf einfache Strahlen zurückführen, da doch eigentlich Sonnenbilder im Grunde des Tropfens vereint, zuſammengeführt und übereinander verſchränkt werden. Und ſo konnten dieſe Carteſius'ſchen, einzelne Strahlen vorſtellenden Linien der Newton'ſchen Erklärung des Regenbogens günſtig zum Grunde liegen.

Der Regenbogen als anerkannter Refractions-Fall führt ihn zu den prismatiſchen, einfachern Verſuchen. Er hat ein Prisma von dreißig bis vierzig Graden, legt es auf ein durchlöchertes Holz und läßt die Sonne hindurchſcheinen; das ganze colorirte Spectrum erblickt er bei kleiner Oeffnung: weil aber ſein Prisma von wenig Graden iſt, ſo kann er leicht, bei vergrößerter Oeffnung, den weißen Raum in der Mitte bemerken.

Hierdurch gelangt er zu der Haupteinſicht, daß eine Beſchränkung nöthig ſei, um die prismatiſchen Farben hervorzubringen. Zugleich ſieht er ein, daß weder die Ränder der Kugel, noch die Reflexion zur Hervorbringung der Farbenerſcheinung beitrage, weil Beides bei'm Prisma nicht Statt findet und die Farbe doch mächtig erſcheint. Nun ſucht er auch im Regenbogen jene nöthige Beſchränkung und glaubt, ſie in der Grenze der Kugel, in dem dahinter ruhenden Dunkel anzutreffen, wo ſie denn freilich, wie wir künftig zeigen werden, nicht zu ſuchen iſt.

Athanaſius Kircher.

Geboren 1601, geſtorben 1680.

Er gibt in dem Jahre 1646 ſein Werk Ars magna lucis et umbrae heraus. Der Titel ſowie das Motto: Sicut tenebrae ejus ita lumen ejus, verkündigen die glückliche Haupt-Maxime des Buches. Zum erſten Mal wird deutlich und umſtändlich ausgeführt, daß Licht, Schatten und Farbe als die Elemente des Sehens zu betrachten; wie denn auch die Farben als Ausgeburten jener beiden Erſten dargeſtellt ſind.

Nachdem er Licht und Schatten im Allgemeinen behandelt, gelangt er im dritten Theile des erſten Buches an die Farbe, deſſen Vorrede wir überſetzt einſchalten.

Vorrede.

„Es iſt gewiß, daß in dem Umfange unſers Erdkreiſes kein dergeſtalt durchſichtiger Körper ſich befinde, der nicht einige Dunkelheit mit ſich führe. Daraus folgt, daß, wenn kein dunkler Körper in der Welt wäre, weder eine Rückſtrahlung des Lichtes, noch in den verſchiedenen Mitteln eine Brechung deſſelben, und auch keine Farbe ſichtbar ſein würde, als jene erſte, die zugleich im Lichte mit geſchaffen iſt. Hebt man aber die Farbe auf, ſo wird zugleich alles Sehen aufgehoben, da alles Sichtbare nur vermöge der gefärbten Oberfläche geſehen wird: — der ganze Schmuck der Welt iſt aus Licht und Schatten dergeſtalt bereitet, daß, wenn man Eins von Beiden wegnähme, die Welt nicht mehr *eine* heißen, noch die verwunderungswürdige Schönheit der Natur auf irgend eine Weiſe dem Geſicht ſich darſtellen könnte. Denn alles, was ſichtlich in der Welt iſt, iſt es nur durch ein ſchattiges Licht oder einen lichten Schatten. Da alſo die Farbe die Eigenſchaft eines dunkeln Körpers iſt, oder, wie Einige ſagen, ein beſchattetes Licht, des Lichts und des Schattens ächte Ausgeburt: ſo haben wir hier davon zu handeln, auf daß die größte Zierde der irdiſchen Welt, und wie viel Wunderſames dadurch bewirkt werden kann, dem Leſer bekannt werde.“

Erſtes Capitel. Unſer Verfaſſer möchte, um ſich ſogleich ein recht methodiſches Anſehen zu geben, die Definition vorausſchicken und wird nicht gewahr, daß man eigentlich ein Werk ſchreiben muß, um zur Definition zu kommen. Auch iſt hier weiter Nichts geleiſtet, als daß Dasjenige angeführt und wiederholt wird, wie

die Griechen ſich über dieſen Gegenſtand auszudrücken pflegten.

Zweites Capitel. Von der vielfachen Mannigfaltigkeit der Farben. Er hält ſich hierbei an das Schema des Aguilonius, das er mit einiger Veränderung benutzt. Er behauptet, alle Farben ſeien wahr, worin er in gewiſſem Sinne Recht hat, will von den andern Eintheilungen Nichts wiſſen, worin er didactiſch Unrecht hat. Genug, er gründet ſich darauf, daß jede Farbe, ſie möge an Körpern oder ſonſt erſcheinen, eine wahre entſchiedene Urſache hinter ſich habe.

Drittes Capitel. Chromatismus der Luft. Er handelt von den Farben des Himmels und des Meeres und bringt verſchiedene ältere Meinungen über die Bläue der Luft vor. Wir überſetzen die Stelle, welche ſeine eigenen Gedanken enthält, um den Leſer urtheilen zu laſſen, wie nahe er an der ächten Erklärungsart geweſen; denn er fühlt die Bedeutſamkeit des nicht völlig Durchſichtigen, wodurch wir ja zunächſt auf die Trübe hingeleitet werden.

Warum der Himmel blau erſcheint.

„Zuvörderſt muß man wiſſen, daß unſer Geſicht Nichts ſehen könne, als was eine Farbe hat. Weil aber das Geſicht nicht immer auf dunkle Körper oder Körper von gefärbter Oberfläche gerichtet iſt, ſondern ſich in den unendlichen Luftraum und in die himmliſchen durchſichtigen Fernen, welche keine Düſternheit haben, verliert, wie wenn wir den heitern Himmel und entfernte, hohe Gebirgsgipfel betrachten: ſo war, damit eine ſolche Handlung nicht ihres Zweckes beraubt werde und ſich im Grenzenloſen verliere, die Natur ſchuldig, jenem durchſichtigen, unendlichen Mittel eine gewiſſe Farbe zu verleihen, auf daß der Blick eine Grenze fände, nicht aber in Finſterniß und Nichts auslefe. Eine ſolche Farbe nun konnte weder Weiß, Gelb noch Roth ſein, indem dieſe, als dem Licht benachbart und verwandt, einen unterliegenden Gegenſtand verlangen, um geſehen werden zu können: denn, was nahe iſt, vergleicht ſich dem Lichte, und das Ferne der Finſterniß; deßwegen auch helle Farben, wenn man ſie in einem beſtimmten Raum gewahr wird, deſto mehr zum Schatten und zur Finſterniß ſich neigen, je mehr ſie ſich vom Lichte oder der Sehkraft entfernen. Der Blick jedoch, der in jene unendlichen, ätheriſchen Räume dringt, ſollte zuletzt begrenzt werden und war ſowohl wegen der unendlichen Ferne, als wegen der unendlichen Vermannigfaltigung der Luftſchichten nur durch Finſterniß zu begrenzen; eine ſchwarze Farbe aber wollte ſich weder für die Augen, noch für die Welt ſchicken. Deßwegen betrieth ſich die Natur auf's Weiſeſte und zwiſchen den lichten Farben, dem Weißen, Gelben und Rothen, und dem eigentlich Finſtern fand ſich eine Mittelfarbe, nämlich die blaue, die aus einer ungleichen Miſchung des Lichtes und der Finſterniß beſtand. Durch dieſe nun, wie durch einen höchſt angenehmen Schatten, ſollte der Blick begrenzt ſein, daß er vom Hellen nicht ſo ſehr zerſtreut, vom Finſtern nicht zu ſehr zuſammengezogen oder von dem Rothen entzündet würde. Und ſo ſtellte die Natur das Blaue dazwiſchen, zunächſt an der Finſterniß, ſo daß das Auge, ohne verletzt zu werden, die erfreulichen Himmelsräume durch ihre Vorſehung mit Vergnügen und Bewunderung betrachten kann."

Die Naivetät, womit Kircher um die Sache herumgeht, iſt merkwürdig genug. Man könnte ſie comiſch nennen, wenn man nicht dabei ein treues Beſtreben wahrnähme. Und er iſt es doch nicht allein, ſind doch bis auf den heutigen Tag noch Menſchen, denen die Vorſtellungsart der Endurſachen gefällt, weil ſie wirklich etwas Geiſtiges hat und als eine Art von Anthropomorphism angeſehen werden kann. Dem Aufmerkſamern freilich wird nicht entgehen, daß man der Natur Nichts abgewinnen kann, wenn man ihr, die bloß nothwendig handelt, einen Vorſatz unterſchiebt und ihren Reſultaten ein zweckmäßiges Anſehen verleihen möchte.

Viertes Capitel. Chromatismus der Brechung. Die Farben des Prismas erklärt er wie Antonius de Dominis dadurch, daß die hellſten Farben bei'm Durchgang durch die ſchwächſte Seite des Glaſes, die dunkelſten bei'm Durchgang durch die ſtärkſten Seiten des Glaſes entſtehen.

Die Erfahrung mit dem nephritiſchen Holze trägt er weitläufig vor.

Fünftes Capitel. Chromatismus der Metalle, Gefärbtheit durchſichtiger Steine, der Salze, der Metall-Kalke.

Sechstes Capitel. Chromatismus der Pflanzen. Beſonders wird gefragt, wie man Pflanzen färben könne.

Siebentes Capitel. Chromatismus der Thiere. Er bringt zur Sprache, warum Pferde nicht grün und blau ſein können; warum die vierfüßigen Thiere nicht goldfarben ausſehen; warum hingegen die Vögel und Inſecten alle Arten von Farben annehmen: auf welche Fragen durchaus er, wie man wohl erwarten kann, keine befriedigende Antwort gibt. Von den Farben des Chamäleons werden eigene Erfahrungen beigebracht.

Achtes Capitel. Vom Urtheil nach Farben, und zwar zuerſt von den Farben des Him-

Röſe.

(Sich neigend:) Wenn Sie's nicht ungnädig nehmen wollen.

Görge.

Sie werden bald auch ein allerliebſtes Weibchen haben.

Edelmann.

Daß ich nicht wüßte.

Röſe.

In wenig Tagen läugnen Sie es nicht mehr.

Görge.

Und ſie iſt ſo liebenswürdig.

Edelmann.

Wer denn?

Röſe.

Fräulein Caroline, die neulich mit der alten Tante hier zum Beſuche war.

meis, der Wolken; Beurtheilung der Steine, Pflanzen und Thiere nach den Farben. Hierzu werden Regeln gegeben. Beurtheilung der Menſchen, ihre Complexion und ſonſtige Eigenſchaften betreffend, nach den verſchiedenen Farben der Haut, der Augen, der Haare. Der Farben des Urins wird gedacht, wobei zu bemerken iſt, daß bei Gelegenheit des Urins die Farben ſchon früher zur Sprache gekommen und wenn wir nicht irren, ein Büchlein de Urinis der Abhandlung des Theophraſt über die Farben bei einer frühern Edition hinzugefügt iſt.

Kircher hat bei dem Vielen, was er unternommen und geliefert, in der Geſchichte der Wiſſenſchaften doch einen ſehr zweideutigen Ruf. Es iſt hier der Ort nicht, ſeine Apologie zu übernehmen; aber ſoviel iſt gewiß: die Naturwiſſenſchaft kommt uns durch ihn fröhlicher und heiterer entgegen, als bei keinem ſeiner Vorgänger. Sie iſt aus der Studir-Stube, vom Katheder in ein bequemes, wohl ausgeſtattetes Kloſter gebracht, unter Geiſtliche, die mit aller Welt in Verbindung ſtehen, auf alle Welt wirken, die Menſchen belehren, aber auch unterhalten und ergetzen wollen.

Wenn Kircher auch wenig Probleme auflöſt, ſo bringt er ſie doch zur Sprache und betaſtet ſie auf ſeine Weiſe. Er hat eine leichte Faſſungskraft, Bequemlichkeit und Heiterkeit in der Mittheilung; und wenn er ſich aus gewiſſen techniſchen Späßen, Perſpectiv- und Sonnenuhrzeichnungen gar nicht loswinden kann: ſo ſteht die Bemerkung hier am Platze, daß, wie jenes im vorigen Jahrhundert bemerkliche, höhere Streben nachläßt, wie man mit den Eigenſchaften der Natur bekannter wird, wie die Technik zunimmt, man nun das Ende von Spielereien und Künſteleien gar nicht finden, ſich durch Wiederholung und mannigfaltige Anwendung ebenderſelben Erſcheinung, ebendesſelben Geſetzes niemals erſättigen kann; wodurch zwar die Kenntniß verbreitet, die Ausübung erleichtert, Wiſſen und Thun aber zuletzt geiſtlos wird. Witz und Klugheit arbeiten indeſſen jenen Forderungen des Wunderbaren entgegen und machen die Taſchenſpielerei vollkommener.

Es iſt für uns nicht von geringer Bedeutung, wenn wir erfahren, daß bildende Künſtler diejenige Lehre, die wir zu verbreiten ſuchen, gleichfalls anerkannt und in ihren Nutzen zu verwenden gewußt haben. Wir beſitzen ein Bildniß von Nicolaus Pouſſin, nach ſeinem Ableben geſtochen von A. Clouet; er hält ein Buch im Arm, auf deſſen Rücken oder Schnitt geſchrieben ſteht: de Lum. et Umbr. Dieß kann kein anderes ſein, als Pater Kircher's Werk, welches 1646 herauskam.

Pouſſin lebte von 1594 bis 1672; wie werth muß ihm, einem geborenen und höchſt gebildeten Künſtler, ein ſolches Buch im fünfzigſten Jahre geworden ſein! Wahrſcheinlich hatte er mit dem Verfaſſer ſchon früher ein perſönliches Verhältniß und dieſe Lehre ſo lieb gewonnen, daß er ſie hier an die Bruſt drückt. Beide hatten in Rom lange Jahre neben einander und wahrſcheinlich mit einander zugebracht.

Wir wollen hier noch zum Schluſſe des Pater Bonaventura gedenken, der mit Kircher auf die Dauer des Bildeindrucks im Auge aufmerkſam ward. Zufälliger Weiſe war es das Fenſterkreuz, das ſie von jener merkwürdigen phyſiologiſchen Erſcheinung belehrte; und es iſt ihnen als Geiſtlichen nicht zu verargen, daß ſie zuerſt der Heiligkeit dieſer mathematiſchen Figur eine ſolche Wunderwirkung zuſchrieben. Uebrigens iſt Dieß einer von den wenigen Fällen, wo eine Art von Aberglaube ſich zur Betrachtung der Farbenerſcheinung geſellt hat.

Marcus Marci.

Geboren 1595, geſtorben 1667.

Die großen Wirkungen, welche Keppler und Tycho de Brahe, in Verbindung mit Galilei, im ſüdlichen Deutſchland hervorgebracht, konnten nicht ohne Folge bleiben, und es läßt ſich bemerken, daß in den kaiſerlichen Staaten, ſowohl bei einzelnen Menſchen als ganzen Geſellſchaften, dieſer erſte kräftige Anſtoß immer fortwirkt.

Marcus Marci, etliche und zwanzig Jahre jünger als Keppler, ob er ſich gleich vorzüglich auf Sprachen gelegt hatte, ſcheint auch durch jenen mathematiſch-aſtronomiſchen Geiſt angeregt worden zu ſein. Er war zu Landscron geboren und zuletzt Profeſſor in Prag. Bei allen ſeinen Verdienſten, die von ſeinen gleichzeitigen Landsleuten höchlich geſchätzt wurden, fehlte es ihm doch eigentlich, ſo viel wir ihn beurtheilen können, an Klarheit und durchdringendem Sinn. Sein Werk, das uns hier beſonders angeht: Thaumantias, Liber de arcu coelesti, deque colorum apparentium natura, ortu et causis, zeugt von dem Ernſt, Fleiß und Beharrlichkeit des Verfaſſers; aber es hat im Ganzen etwas Trübſeliges. Er iſt mit den Alten noch im Streit, mit den Neuern nicht einig, und kann die Angelegenheit, mit der er ſich eigentlich beſchäftigt, nicht in die Enge bringen; welches freilich eine ſchwere Aufgabe iſt, da ſie nach allen Seiten hindeutet.

Einſicht in die Natur kann man ihm nicht abſprechen; er kennt die prismatiſchen Verſuche ſehr genau; die dabei vorkommende farbloſe Refraction, die Färbung, ſowohl in objectiven

als subjectiven Fällen, hat er vollständig durchgearbeitet; es mangelt ihm aber an Sonderungsgabe und Ordnungsgeist. Sein Vortrag ist unbequem; und wenn man auch begreift, wie er auf seinem Wege zum Zweck zu gelangen glaubte, so ist es doch ängstlich, ihm zu folgen.

Bald stellt er fremde Sätze auf, mit denen er streitet, bald seine eigenen, denen er gleichfalls opponirt, sodann aber sie wieder rechtfertigt, dergestalt, daß Nichts auseinander tritt, vielmehr Eins über das Andere hingeschoben wird.

Die prismatischen Farben entstehen ihm aus einer Condensation des Lichts; er streitet gegen Die, welche den Schatten zu einer nothwendigen Bedingung dieser Erscheinung machen, und muß doch bei subjectiven Versuchen sepimenta und interstitia umbrosa verlangen und hinzufügen: cujus ratio est, quod species lucis aut color se mediam inter umbrosa intervalla. Auch ist zu bemerken, daß wir bei ihm schon eine diverse Refraction finden.

Sowie in Methode und Vortrag, also auch in Sprache und Styl, ist er Keppler entgegengesetzt. Wenn man bei Diesem mit Lust Materien abgehandelt sieht, die man nicht kennt, und ihn zu verstehen glaubt: so wird bei Jenem Dasjenige, was man sehr gut versteht, wovon wir die genaueste Kenntniß haben, durch eine düstere Behandlung verworren, trüb, ja man darf sagen, ausgelöscht. Um sich hiervon zu überzeugen, lese Derjenige, dem die subjectiven prismatischen Versuche vollkommen bekannt sind, die Art, wie der Verfasser das Phänomen erklärt, S. 177.

De la Chambre.

Geboren 1595, gestorben 1669.

La Lumière, par le Sieur de la Chambre, Conseiller du Roy en Ses Conseils, et Son Médecin ordinaire. Paris 1657.

Kircher hatte ausgesprochen, daß die Farben Kinder des Lichts und des Schattens seien; Carteſius hatte bemerkt, daß zum Erscheinen der prismatischen Farben eine Beschränkung mitwirken müsse. Man war also von zwei Seiten her auf dem Wege, das Rechte zu treffen, indem man jenen dem Licht entgegengesetzten Bedingungen ihren integrirenden und constituirenden Antheil an der Farbenerscheinung zugestand.

Man warf sich jedoch bald wieder auf die entgegengesetzte Seite und suchte Alles in das Licht hineinzulegen, was man hernach wieder aus ihm herausdemonstriren wollte. Der einfache Titel des Buchs La Lumière, im Gegensatz mit dem Kircher'schen, ist recht characteristisch. Es ist dabei darauf angesehen, Alles dem Lichte zuzuschieben, ihm Alles zuzuschreiben, um nachher Alles wieder von ihm zu fordern.

Diese Gesinnung nahm immer mehr überhand, je mehr man sich dem Aristoteles entgegenstellte, der das Licht als ein Accidens, als Etwas, das einer bekannten oder verborgenen Substanz begegnen kann, angesehen hatte. Nun wurde man immer geneigter, das Licht wegen seiner ungeheuern Wirkungen nicht als etwas Abgeleitetes anzusehen; man schrieb ihm vielmehr eine Substanz zu; man sah es als etwas Ursprüngliches, für sich Bestehendes, Unabhängiges, Unbedingtes an; doch mußte diese Substanz, um zu erscheinen, sich materiiren, materiell werden, Materie werden, sich körperlich und endlich als Körper darstellen, als gemeiner Körper, der nun Theile aller Art enthalten, auf das Verschiedenste und Wunderlichste gemischt, und ungeachtet seiner Einfalt als ein heterogenes Wesen angesehen werden konnte. Dieß ist der Gang, den von nun an die Theorie nimmt, und die wir in der Newton'schen Lehre auf ihrem höchsten Puncte finden.

Jene seichtere Erklärungsart aber, die wir durch Kircher umständlicher kennen gelernt, geht neben der neuern bis zu Ende des Jahrhunderts immer parallel fort, bildet sich immer mehr und mehr aus und tritt noch ein Mal zuletzt ganz deutlich in Nuguet hervor, wird aber von der Newton'schen völlig verdrängt, nachdem sie vorher durch Boyle bei Seite geschoben war.

De la Chambre selbst erscheint uns als ein Mann von sehr schwachen Kräften: es ist weder Tiefe in seinen Conceptionen, noch Scharfsinn in seinen Controversen. Er nimmt vier Arten Licht in der Natur an: die erste sei das innere, radicale, gewissen Körpern wesentliche, das Licht der Sonne, der Sterne, des Feuers; das andere ein äußeres, abgeleitetes, vorübergehendes, das Licht der von jenen Körpern erleuchteten Gegenstände. Nun gibt es nach seiner Lehre noch andere Lichter, die vermindert und geschwächt sind und nur einige Theile jener Vollkommenheit besitzen; Das sind die Farben. Man sieht also, daß von einer Seite eine Bedingung zugegeben werden muß, die das Licht schwächt, und daß man von der andern wieder dem Lichte eine Eigenschaft zuschreibt, gleichsam ohne Bedingung geschwächt sein zu können. Wir wollen übrigens dem Verfasser in seiner Deduction folgen.

Erster Artikel. Daß das äußere Licht von derselben Art sei, wie das radicale. Nachdem er Wirkung und Ursache getrennt, welche in der Natur völlig zusammen-

fallen, ſo muß er ſie hier wieder verknüpfen und alſo ſeine Eintheilung gewiſſer Maßen wieder aufheben.

Zweiter Artikel. Daß die apparenten Farben nichts Anderes als das Licht ſelbſt ſeien. Auch hier muß er das Mittel, wodurch das Licht durchgeht, als Bedingung vorausſetzen; dieſe Bedingung ſoll aber Nichts als eine Schwächung hervorbringen.

Dritter Artikel. Das Licht vermiſche ſich nicht mit der Dunkelheit (obscurité). Es iſt ja aber auch nicht von der Dunkelheit die Rede, ſondern von dem Schatten, mit welchem das Licht ſich auf manche Weiſe verbinden und der unter gewiſſen Umſtänden zur Bedingung werden kann, daß Farben erſcheinen, ſowie bei den Doppelbildern ſchattengleiche Halbbilder entſtehen, welche eben in den Fall kommen können, farbig zu ſein. Alles übrige ſchon oft Geſagte wollen wir hier nicht wiederholen.

Vierter Artikel. Das Licht vermiſche ſich nicht mit dem Düſtern (opacité). Bei dem prismatiſchen Falle, wovon er ſpricht, mag er zwar in gewiſſem Sinne recht haben; denn die Farben entſtehen nicht aus dem einiger Maßen Düſtern des Prisma, ſondern an dem zugleich gewirkten Doppelbilde. Hat man aber die Lehre vom Trüben recht inne, ſo ſieht man, wie Das, was man allenfalls auch düſter nennen könnte, nämlich das nicht vollkommen Durchſichtige, das Licht bedingen kann, farbig zu erſcheinen.

Fünfter Artikel. Daß das Licht, indem es ſich in Farbe verwandelt, ſeine Natur nicht verändere. Hier wiederholt er nur die Behauptung, die Farben ſeien bloß geſchwächte Lichter.

Sechster Artikel. Welche Art von Schwächung das Licht in Farbe verwandle. Durch ein Gleichniß, vom Ton hergenommen, unterſcheidet er zwei Arten der Schwächung des Lichtes: die erſte vergleicht er einem Ton, der durch die Entfernung geſchwächt wird, und Das iſt nun ſeine dritte Art Licht; die zweite vergleicht er einem Ton, der von der Tiefe zur Höhe übergeht und durch dieſe Veränderung ſchwächer wird; Dieſes iſt nun ſeine vierte Art Licht, nämlich die Farbe. Die erſte Art möchte man eine quantitative und die zweite eine qualitative nennen, und dem Verfaſſer eine Annäherung an das Rechte nicht abläugnen. Am Ende, nachdem er die Sache weitläufig auseinander geſetzt, zieht er den Schluß, daß die Farben nur geſchwächte Lichter ſein können, weil ſie nicht mehr die Lebhaftigkeit haben, welche das Licht beſaß, woraus ſie entſpringen. Wir geben gerne zu, daß die Farben als geſchwächte Lichter angeſehen werden können, die aber nicht aus dem Licht entſpringen, ſondern an dem Licht gewirkt werden.

Siebenter Artikel. Daß die apparenten und die fixen Farben beide von einerlei Art ſeien. Daß die ſämmtlichen Farben, die phyſiologiſchen, apparenten und fixen, unter einander in der größten Verwandtſchaft ſtehen, wäre Thorheit, zu läugnen. Wir ſelbſt haben dieſe Verwandtſchaft in unſerm Entwurfe abzuleiten und, wo es nicht möglich war, ſie ganz durchzuführen, ſie wenigſtens anzudeuten geſucht.

Achter Artikel. Daß die fixen Farben nicht vom Sonnenlichte herkommen. Er ſtreitet hier gegen Diejenigen, welche die Oberfläche der Körper aus verſchieden geſtalteten Theilchen zuſammenſetzen und von dieſen das Licht verſchiedenfarbig zurückſtrahlen laſſen. Da wir den fixen Farben einen chemiſchen Urſprung zugeſtehen und eine gleiche Realität wie andern chemiſchen Phänomenen, ſo können wir den Argumenten des Verfaſſers beitreten. Uns iſt Lakmus in der Finſterniß ſo gut gelbroth als der zugemiſchte Eſſig ſauer, ebenſo gut blauroth als das dazu gemiſchte Alcali fade. Man könnte, um es hier im Vorbeigehen zu ſagen, die Farben der Finſterniß auch intentionell nennen: ſie haben die Intention ebenſo gut, zu erſcheinen und zu wirken, als ein Gefangener im Gefängniß, frei zu ſein und umherzugehen.

Neunter Artikel. Daß die Farben keine Flammen ſeien. Dieſes iſt gegen den Plato gerichtet, der indeſſen, wenn man ſeine Rede gleichnißweiſe nehmen will, der Sache nahe genug kommt: denn der Verfaſſer muß ja im

Zehnten Artikel behaupten: daß die fixen Farben innerliche Lichter der Körper ſeien. Was hier zur Sprache kommt, drückt ſich viel beſſer aus durch die ſpäter von Delaval hauptſächlich urgirte, nothwendige Bedingung zum Erſcheinen der fixen Farben, daß ſie nämlich einen hellen Grund hinter ſich haben müſſen, bis zu dem das auffallende Licht hindurchdringt, durch die Farbe zum Auge zurückkehrt, ſich mit ihr gleichſam tingirt und auf ſolche Weiſe ſpecifiſch fortwirkt. Das Gleiche geſchieht beim Durchſcheinen eines urſprünglich farbloſen Lichtes durch transparente farbige Körper oder Flächen. Wie nun aber Dieß zugehe, daß die den Körpern angehörigen Lichter durch das radicale Licht aufgeweckt werden, darüber verſpricht uns der Verfaſſer in ſeinem Capitel von der Wirkung des Lichtes zu belehren, wohin wir ihm jedoch zu folgen nicht rathſam finden. Wir bemerken nur noch, daß er in ſeinem

Eilften Artikel nun die vier verſchiedenen Lichter fertig hat; nämlich das Licht, das

den leuchtenden Körpern angehört; dasjenige, was sie von sich abschicken; das Licht, das in den freyen Farben sich befindet, und das, was von diesen als Wirkung, Gleichniß, Gleichartiges, Species, espèce abgesendet wird. Dadurch erhält er also zwei vollkommene und völlig radicale, den Körpern eigene, sowie zwei geschwächte und verminderte, äußerliche und vorübergehende Lichter.

Auf diesem Wege glaubt er nun dem Licht oder den Lichtern, ihrem Wesen und Eigenschaften näher zu kommen, und schreitet nun im zweiten Capitel des ersten Buches zur eigentlichen Abhandlung. Da jedoch Das, was uns interessirt, nämlich seine Gesinnung über Farbe, in dem ersten Capitel des ersten Buches völlig ausgesprochen ist, so glauben wir ihm nicht weiter folgen zu müssen, um so weniger, als wir schon den Gewinn, den wir von der ganzen Abhandlung haben können, nach dem bisher Gesagten, zu schätzen im Stande sind.

Isaac Vossius.

Geboren 1618, gestorben 1689.

Sohn und Bruder vorzüglicher Gelehrten und für die Wissenschaften thätiger Mensch. Früh wird er in alten Sprachen und den damit verbundenen Kenntnissen unterrichtet. In ihm entwickelt sich eine leidenschaftliche Liebhaberei zu Manuscripten. Er bestimmt sich zum Herausgeber alter Autoren und beschäftigt sich vorzüglich mit geographischen und astronomischen Werken. Hier mag er empfinden, wie nothwendig zur Bearbeitung derselben Sachkenntnisse gefordert werden; und so nähert er sich der Physik und Mathematik. Weite Reisen beförderten seine Naturanschauung.

Wie hoch man seine eigenen Arbeiten in diesem Fache anzuschlagen habe, wollen wir nicht entscheiden. Sie zeugen von einem hellen Verstand und ernsten Willen. Man findet darin originelle Vorstellungsarten, welche uns Freude machen, wenn sie auch mit den unserigen nicht übereinstimmen. Seine Zeitgenossen, meist Descarte's Schüler, sind übel mit ihm zufrieden und lassen ihn nicht gelten.

Uns interessirt hier vorzüglich sein Werk de Lucis natura et proprietate. Amstelodami 1662; wozu er später einen polemischen Nachtrag herauszugeben. Wie er über die Farben gedacht, lassen wir ihn selbst vortragen.

Im dreiundzwanzigsten Capitel.

Alle einfachen Körper seien durchsichtig.

„Opak, d. h. undurchsichtig, werden alle Körper genannt, die gefärbt sind und das Licht nicht durchlassen. Genau genommen, ist eigentlich Nichts vollkommen durchsichtig als der leere Raum, indem die weißen Körper, ob sie gleich klar erscheinen, eben weil sie gesehen werden, offenbar Etwas von Undurchsichtigkeit an sich haben."

Vierundzwanzigsten Capitel.

Die Farben seien kein Licht, und woher sie entspringen.

„Daß also einige Körper durchsichtig, andere aber opak erscheinen, Dieses rührt von nichts Anderm als von der Beimischung der Farbe her. Wenn es keine Farben gäbe, so würde Alles durchsichtig oder weiß aussehen. Es gibt keinen Körper, er sei flüssig oder fest und dicht, der nicht sogleich durchsichtig würde, sobald man die Farbe von ihm trennt. Daher ist die Meinung Derer nicht richtig, welche die Farbe ein modificirtes Licht nennen, da dem Lichte Nichts so entgegen ist, als die Farbe. Wenn die Farben Licht in sich hätten, so würden sie auch bei Nachts leuchten, welches doch nicht der Fall ist.

Ursache und Ursprung der Farben daher kommt allein von dem Feuer oder der Wärme. Wir können Dieses daran sehen, daß in kalten Gegenden Alles weiß ist, ja selbst die Thiere weiß werden, besonders im Winter. Die Weiße aber ist mehr der Anfang der Farben als Farbe selbst.

An heißen Orten hingegen findet sich die ganze Mannigfaltigkeit der Farben. Was auch die Sonne mit ihren günstigen Strahlen bescheint, Dieses nimmt sogleich eine angenehme und erfreuliche Färbung an. Findet sich auch in kalten Gegenden manchmal etwas Gefärbtes, so ist es doch nur selten und schwach, und deutet mehr auf ein Bestreben einer abnehmenden Natur als ihre Macht und Gewalt an; wiedenn ein einziges Indisches Vögelchen eine größere Farbenmannigfaltigkeit leistet, als das sämmtliche Vögelgeschlecht, das Norwegen'sche und Schweden'sche Wälder bevölkert. Ebenso verhält sich's mit den übrigen Thieren, Pflanzen und Blumen; denn in jenen Gegenden findet Du nicht einmal die Thiere mit leuchtenden und lebhaften Farben geschmückt, man müßte sie denn durch Kunst hervorbringen oder der Boden müßte von einer besondern Beschaffenheit sein. Gelangt man weiter nach Norden, so begegnet einem Nichts als Graues und Weißes. Deßwegen nehmen wir an, die Ursache der Farben sei das Verbrennen der Körper."

Fünfundzwanzigsten Capitel.

Die Materie der Farben rühre von der Eigenschaft des Schwefels her.

„Der Grundstoff der Farben schreibt sich nirgends anders her als von dem Schwefel, der einem jeden Körper beigemischt ist. Nach dem verschiedenen Brennen dieses Elements entstehen auch die verschiedenen Farben: denn der natürliche Schwefel, so lange er weder Wärme

noch Feuer erfahren hat, iſt durchſichtig; wird er aufgelöſ't, dann nimmt er verſchiedene Farben an und verunreinigt die Körper, denen er beigemiſcht iſt. Und zwar erſcheint er zuerſt grün, dann gelb, ſodann roth, dann purpurfarb und zuletzt wird er ſchwarz. Iſt aller Schwefel erſchöpft und verzehrt, dann löſen ſich die Körper auf, alle Farbe geht weg, und Nichts bleibt als eine weiße oder durchſichtige Aſche; und ſo iſt die Weiße der Anfang aller Farben, und das Schwarze das Ende. Das Weiße iſt am Wenigſten Farbe; das Schwarze hingegen am Meiſten. Und nun wollen wir die einzelnen Arten und Stufen der Farbe durchgehen.

Zweiundzwanzigſtes Capitel.

Die Ordnung der Farben.

Die erſte Farbe daher, wenn man es Farbe nennen kann, iſt das Weiße. Dieſes tritt zunächſt an das Durchſichtige; und da alle Körper von Natur durchſichtig ſind, ſo kommt hier zuerſt das Dünnere (opacitas) hinzu, und der Körper wird ſichtbar bei dem geringſten Lichte, auch wenn der Schwefel nicht ſtimmt, den wir jedem Körper zugeſchrieben haben. Denn jeder durchſichtige Körper, wenn er zerrieben wird, ſo daß eine Verſchiedenheit der Oberflächen entſteht, erſcheint ſogleich als weiß, und es iſt ganz einerlei, ob die Materie feſt oder flüſſig geweſen. Man verwandle Waſſer zu Schaum, oder Glas in Pulver, ſo wird ſich die Durchſichtigkeit ſogleich in das Weiße verwandeln. Und zwar iſt Dieſes die erſte Art des Weißen; und wenn Du ſie allein betrachteſt, ſo kann man die Weiße nur uneigentlich zu den Farben zählen. Denn wenn Du die einzelnen Körperchen und ihre kleinſten Oberflächen beſonders anſiehſt, ſo bleibt ihnen die Durchſichtigkeit, und bloß die Stellung, die Lage der Körper betrügt den Anblick.

Aber eine andere Art des Weißen gibt es, wenn in einem durchſichtigen Körper durch Einwirkung des Lichtes und der Wärme die zarteren Theile des Schwefels ſchmelzen und angezündet werden. Denn da auf dieſe Weiſe die Körper austrocknen und dünner werden, ſo folgt daraus, daß auch verſchiedene neue Oberflächen entſtehen; und auf dieſe Art werden durchſichtige Dinge, auch ehe die Tinctur des Schwefels hinzutritt, weiß. Denn es iſt eine allgemeine Regel, daß jeder klein zerſtückte Körper weiß werde, und umgekehrt, daß jeder weiße Körper aus kleinen durchſichtigen Theilen beſtehe.

Zunächſt an der Weiße folgen zwei Farben, das bläſſere Grün und das Gelbe. Iſt die Wärme ſchwach, die Dos, was ſchwefelig iſt, in den Körpern auflöſen ſoll, ſo geht das Grüne voraus, welches reiner und wäſſeriger iſt als das Gelbe. Verurſacht aber die Wärme eine mächtigere Kochung, ſo tritt ſogleich nach dem Weißen ein Gelbes hervor, das reifer iſt und feuriger. Zeigt aber auf dieſe Art das Gelbe dem Weißen, ſo bleibt kein Platz mehr für das Grüne; denn auch in den Pflanzen, wie in andern Körpern, wenn ſie grün werden, geht das Grüne dem Gelben voraus.

In welcher Ordnung man auch die Farben zählt, ſo iſt die mittlere immer roth. Am Mächtigſten iſt hier das flammende Roth, und dieſes entſteht nicht aus dem Weißen und Schwarzen, ſondern es iſt dem Schwefel ſeinen Urſprung ſchuldig. Und doch laſſen ſich aus dem Rothen, dem Weißen und dem Schwarzen alle Farben zuſammenſetzen.

Entſteht nämlich eine größere Verbrennung der Körper und des Schwefels, ſo erſcheint die Purpur- und blaue Farbe, deren Miſchung bekannt iſt. Die Grenze der Farbe jedoch, ſowie die letzte Verbrennung, iſt die Schwärze. Dieſes iſt die letzte Tinctur des Schwefels und ſeine letzte Wirkung. Hierauf folgt die Auflöſung der Körper. Wenn aber der Schwefel erſchöpft und die Feuchtigkeit aufgezehrt iſt, ſo bleibt Nichts als die weiße und durchſichtige Aſche. Gibſt Du dieſer die Feuchtigkeit und den Halt wieder, ſo kehren die Körper in ihren erſten Zuſtand zurück.

In denjenigen Flammen, wie ſie täglich auf unſerm Herde aufſteigen, iſt die entgegengeſetzte Ordnung der Farben. Denn je dunkler die Tinctur des Schwefels in der Kohle iſt, deſto reiner und weißer ſteigt die Flamme auf. Jedoch iſt die Flamme, die zuerſt aufſteigt, wegen beigemiſchten Unraths, dunkel und finſter; dann wird ſie purpurfarb, dann röthet ſie ſich und wird gelb. Fängt ſie an, weiß zu werden, ſo iſt es ein Zeichen, daß Schwefel und brennbare Materien zu Ende gehen.

Es gibt aber weder eine völlig ſchwarze, noch völlig weiße Flamme. Wird ſie zu ſehr verdunkelt, dann iſt es Rauch, nicht Flamme; wird ſie zu ſehr weiß, ſo kann ſie auch nicht länger beſtehen, da ihr der Schwefel ausgeht.

Und ſo, glaub' ich, iſt deutlich genug, warum verſchiedene Körper, nach der verſchiedenen Tinctur des Schwefels, ſich auf eine verſchiedene Weiſe gefärbt ſehen laſſen; und ich hoffe, hier werden wir die Chemiker nicht entgegen ſein, die, ob ſie gleich, wie überhaupt, alle auch von den Farben, ſehr verworren und räthſelhaft ſprechen, doch nicht viel von Dem, was wir bisher ausgeſprochen, abzuweichen ſcheinen."

Dreiundzwanzigſtes Capitel.

Wie die apparenten Farben erzeugt werden.

„Nun iſt aber eine andere Frage zu beantworten, welche verwickelter und ſchwerer iſt:

woher ähnlich die Farben kommen, welche von ihren Körpern gewiſſer Maßen abgeſondert ſind, welche man die apparenten nennt, wie die Farben des Regenbogens, der Morgenröthe und die, welche durch gläſerne Prismen ſich ausbreiten. Aus Dem, was wir geſagt haben, erhellt, wie mich dünkt, genugſam, daß die Flamme jederzeit der Farbe des Schwefels folgt und alle Farben zuläßt, außer dem Schwarzen und dem völlig Weißen. Denn der Schwefel enthält wohl die beiden Farben, aber eigentlich in der Flamme können ſie nicht ſein. Weiß zwar erſcheinen zarte Flämmchen; wenn ſie es aber vollkommen wären, und nicht noch Etwas von anderer Farbe zugemiſcht hätten, ſo wären ſie durchſichtig und würden kein Licht oder ein ſehr ſchwaches verbreiten. Daß aber eine Flamme ſchwarz ſei, iſt gegen die Vernunft und gegen die Sinne.

Dieſes feſtgeſetzt, fahr' ich fort: wie die Farbe des Schwefels in der verbrennlichen Materie, ſo iſt auch die Farbe der Flammen; wie aber die Flamme, ſo iſt auch das Licht, das von ihr ausgebreitet wird. Da aber die Flamme alle Farben enthält und begreift, ſo iſt nothwendig, daß das Licht dieſelbe Eigenſchaft habe; deßwegen ſind auch in dem Licht alle Farben, obgleich nicht immer ſichtbar. Denn wie eine mächtige Flamme weiß und einfärbig erſcheint, wenn man ſie aber durch einen Nebel oder andern dichten Körper ſieht, verſchiedene Farben annimmt, auf eben dieſe Weiſe bekleidet ſich das Licht, ob es gleich unſichtbar oder weiß iſt, wenn es durch ein gläſernes Prisma oder durch eine feuchte Luft durchgeht, mit verſchiedenen Farben.

Ob nun gleich in dem reinen Licht keine Farben erſcheinen, ſo ſind ſie Deſſen ungeachtet wahrhaft in dem Licht enthalten. Denn wie ein größeres Licht einem geringern ſchadet, ſo verhindert auch ein reines Licht, das verdunkelte Licht zu ſehen. Daß aber ein jedes Licht Farben mit ſich führe, kann man daraus folgern, daß, wenn man durch eine Glaslinſe oder auch nur durch eine Oeffnung Licht in eine dunkle Kammer fallen läßt, ſich auf einer entfernten Mauer oder Leinwand alle Farben deutlich zeigen, da doch an den Kreuzungspuncten der Strahlen und an den Stellen, die der Linſe allzu nahe ſind, keine Farbe, ſondern das bloße Licht erſcheint.

Da nun aber das Licht Form und Bild des Feuers iſt, welche aus dem Feuer nach allen Seiten hinſtrahlen, ſo ſind auch die Farben, die das Licht mitbringt, Formen und Bilder der Farben, welche wahrhaft und auf eine materielle Weiſe ſich in dem Feuer befinden, von dem das Licht umhergeſendet wird.

Wie aber Flamme und Feuer, je ſchwächer ſie ſind, ein deſto ſchwächeres Licht von ſich geben, ſo auch nach Geſetz und Verhältniß der wahren und materialiſirten Farbe, die in der Flamme iſt, wachſen und nehmen ab die apparenten Farben im Lichte.

Und wie nun bei abnehmender Flamme auch das Licht geſchwächt wird, ſo verſchwindet auch die apparente Farbe, wenn die wahre Farbe abnimmt. Deßwegen wirft das gläſerne Prisma bei Nacht oder bei ſchwachem Lichte keine Farben umher; es gibt keine farbigen Phänomene; die Mondſcheinregenbogen ſind blaß; Nichts erſcheint irgend feurig oder von einer andern deutlichen Farbe tingirt.

Sowie auch keine Flamme vollkommen ſchwarz oder weiß iſt, ſo ſind auch keine apparenten Farben weiß oder ſchwarz, ſondern ſowie bei der Flamme ſo auch im Lichte ſind das Gelbe und Blaue die Grenzen der Farbe.

Und hieraus, wenn ich nicht irre, ergibt ſich deutlich, was die wahre, permanente und fixe Farbe ſei, deßgleichen die vergängliche, unſtete, die ſie auch apparent nennen. Denn die wahre Farbe iſt ein Grad, eine Art der Verbrennung in irgend einem Körper; die apparente Farbe aber iſt ein Bild einer wahren Farbe, das man außer ſeiner Stelle ſieht. Wie man aber auch die wahren Farben mit den apparenten zuſammenhalten und vergleichen will, ſo werden ſie ſich immer wie Urſache zu Urſache und wie Wirkung zu Wirkung verhalten, und was den fixen Farben begegnet, wird auch den Bildern, welche von denſelben erzeugt werden, geſchehen. Trifft Dieſes manchmal nicht vollkommen ein, ſo ereignet ſich's wegen der Lage und Geſtalt der Körper, wodurch die Bilder durchgeführt und fortgepflanzt werden."

Hier ſehen wir alle einige Jahre früher, als Newton ſich mit dieſem Gegenſtande beſchäftigt, ſeine Lehre völlig ausgeſprochen. Wir ſtreiten hier nicht mit Iſaac Voſſius, ſondern führen ſeine Meinung nur hiſtoriſch an. Die Tendenz jener Zeit, den äußern Bedingungen ihren integrirenden Antheil an der Farbenerſcheinung abzuſprechen und ihnen nur einen anregenden, entwickelnden Antheil zuzuſchreiben, dagegen Alles im Lichte ſchon im Voraus zu ſuppoſiren, zuſammenzufaſſen, zu verſtecken und zu verheimlichen, was man künftig aus ihm hervorholen und an den Tag bringen will, ſpricht ſich immer deutlicher aus, bis zuletzt Newton mit ſeinen Phänomenen hervortritt, den Reihen ſchließt und, obgleich nicht ohne Widerſpruch, dieſer Vorſtellungsart den Todtſchlag gibt. Wir werden in der Folge noch Gelegenheit haben, anzuzeigen, was noch Alles ver-

ausgegangen, um Newton's Lehre den Weg zu bahnen, können aber hier nicht unbemerkt lassen, daß schon Matthäus Pauli, in seinem Compendium Institutionum physicarum, Posonii 1793 unsern Isaac Vossius für einen Vorläufer Newton's erklärt, indem er sagt: „Den Alten war das Licht das einfachste und gleichartigste Wesen. Zuerst hat Isaac Vossius vermuthet, die Mannigfaltigkeit der Farben, die wir an den Körpern wahrnehmen, komme nicht von den Körpern, sondern von Theilchen des Lichts her."

Franciscus Maria Grimaldi.

Geboren 1613, gestorben 1663.

Er stammte aus einem alten, berühmten Geschlechte, und zwar von dem Zweige desselben, der zu Bologna blühte. Er scheint seine erste Bildung in den Jesuiten-Schulen erhalten zu haben; besonders befleißigte er sich der Mathematik und der damals innigst mit ihr verbundenen Naturlehre.

Nachdem er in den Orden getreten, ward er Professor der Mathematik zu Bologna und zeigte sich als einen in seinem Fache sehr geübten Mann, kenntnißreich, scharfsinnig, fleißig, gründlich, unermüdet. Als einen Solchen rühmt ihn Riccioli in der Dedication seines Almagest und preis't ihn als einen treuen Mitarbeiter. Sein Werk, wodurch er uns bekannt, wodurch er überhaupt berühmt geworden, führet den Titel: Physico-Mathesis de Lumine, Coloribus et Iride, Bononiae 1665. Man bemerke, daß auch hier so viel des Lichts und nicht des Schattens erwähnt ist, und erwarte, daß Grimaldi sich als ein Solcher zeigen werde, der die Farbenerscheinungen aus dem Licht entwickelt.

Hier haben wir nun das dritte Werk in unserm Fache, das sich von einem jesuitischen Ordensgeistlichen beschreibt. Wenn Aguilonius sorgfältig und umständlich, Kircher heiter und weitläufig ist, so muß man den Verfasser des gegenwärtigen Buchs höchst concentrirt nennen. Es ist reich in Absicht auf Erfahrungen und Experimente, ausführlich und methodisch in seiner Behandlung, und man sieht wohl, daß der Verfasser in allen Subtilitäten der Dialectik sehr geübt ist.

Vor Allem aber ist zu bemerken, daß Form und Darstellung problematisch, ja ironisch sind, welches einer so ernsten, folgerechten Arbeit eine ganz wunderliche Wendung gibt. Galilei hatte sich schon einer ähnlichen Wendung bedient, in den Dialogen, wegen welcher er von den Jesuiten so heftig verfolgt wurde. Hier bedient sich ein Jesuit, nach etwa zwanzig Jahren, desselben Kunstgriffs. Im ersten Buch, das vierhundertzweiundsechzig gespaltene Quart-Seiten stark ist, thut er alles Mögliche, um zu zeigen, daß das Licht eine Substanz sei; im zweiten Buch, welches nur dreundsechzig gespaltene Seiten enthält, widerlegt er scheinbar seine vorige Meinung und verclausulirt diese Widerlegung auf's Neue dergestalt, daß er sie völlig vernichtet. Auch darf man nur die Vorrede des Ganzen und den Schluß des ersten Theils lesen, so fällt seine Absicht schon deutlich genug in die Augen. Bei allen diesen Verwahrungen saumt er, das Werk herauszugeben, das bei seinem Tode völlig fertig liegt, wie es denn auch drei Jahre nach demselben und, soviel sich bemerken läßt, ohne Verstümmelung erscheint.

Indem er nun das Licht als Substanz behandelt, so finden wir ihn auf dem Wege, auf dem wir Cartesius, de la Chambre und Vossius wandeln sahen, nur betritt er denselben mit mehr Ernst und Sicherheit und zugleich mit mehr Vorsicht und Zartheit. Seine Naturkenntniß überhaupt ist höchst schätzenswerth. Erfahrungen und Versuche, diese Gegenstände betreffend, sind vor ihm von Keinem so vollständig zusammengebracht worden. Freilich stellt er sie alle zurecht, um seine Erklärungsart zu begründen; doch kann man ihm nachsagen, daß er keine Erfahrung, keinen Versuch entstelle, um ihn seiner Meinung anzupassen.

Das Licht ist ihm also eine Substanz, im physischen Sinne eine Flüssigkeit, die er jedoch auf's Aeußerste zu verfeinern sucht. Durch Beispiele und Gleichnisse will er uns von der Zartheit eines so subtilen materiellen Wesens, das gleichsam nur wie ein größerer Ausfluß wirkt, überzeugen. Er führet die Lehre vom Magneten zu diesem Zwecke umständlich durch, bringt die Fälle von unendlicher Theilbarkeit der Farbe, äußerster Ductilität der Metalle und Dergleichen vor, nimmt den Schall, und was er sonst noch brauchen kann, zu Hülfe, um unsere Kenntnisse durch Erinnerung auf einen Punct zu sammeln und unsere Einbildungskraft anzuregen.

Man hatte bisher drei Arten, in welchen sich das Licht verbreite, angenommen: die directe, reflectirte, refractirte, wozu er noch die inflexe hinzusetzt, welche er sogleich in Absicht seiner hypothetischen Zwecke die diffractirte nennt.

Jene verschiedenen Arten der Lichtfortpflanzung zu erklären und andere dabei vorkommende Phänomene auszulegen, gibt er seiner feinen Flüssigkeit eine verschiedene innere Disposition. Und so wird dem diesem wirksamen Wesen ein Fließen (fluitatio), ein Wogen (undulatio, undatio), ein Regen und Bewegen (agitatio), ein Wälzen (volutatio) zugeschrieben.

Durchsichtigen Körpern wird eine continua porositas zugetheilt, welches eigentlich eine

contradictio in adjecto iſt, woran ſich erkennen läßt, wie leicht man mit Worten das Unmögliche und Ungehörige als ein Mögliches, Verſtändiges und Verſtändliches mittheilen könne. Die undurchſichtigen Körper haben auch mannigfaltige wunderliche Oberflächen, die das Licht verſchiedentlich zurückwerfen; deßhalb er ſich denn vertheidigen muß, daß ſeine Lehre mit der Lehre der Atomiſten nicht zuſammenfalle, welches ihm auch Ernſt zu ſein ſcheint.

In jenen Poren und Irrgängen, wunderlichen Aus- und Einwegen, Schlupflöchern und andern mannigfaltigen Beſtimmungen, mäßet ſich nun das Licht auf oben beſchriebene Weiſe gewaltig ab und erleidet eine Zerſtreuung (diſſipatio), Zerbrechung (diffractio), Zerreißung (diſcisſio) und natürlicher Weiſe auch eine Trennung (ſeparatio); dabei denn auch gelegentlich eine Anhäufung (glomeratio) Statt findet.

Wir bemerken hier im Vorbeigehen, daß einer Zerſtreuung des Lichtes ſchon bei den Griechen erwähnt wird. Dort iſt es aber nur ein empiriſcher naiver Ausdruck, der eine oft vorkommende Erſcheinung von hin und wider geworfenem, geſchwächtem Lichte, ſo gut er kann, bezeichnen ſoll. Bei Grimaldi hingegen ſollen die mannigfaltigen Weiſen des Lichtes das Innere dieſes zarten, unbegreiflichen Weſens aufſchließen und uns von ſeiner Natur dogmatiſch belehren.

Die Farben werden alſo, nach Grimaldi, bei Gelegenheit der Refraction, Reflexion und Inflexion bemerkt; ſie ſind das Licht ſelbſt, das nur auf eine beſondere Weiſe für den Sinn des Geſichts fühlbar wird. Doch geht der Verfaſſer auch wohl ſo weit, daß er im Licht beſtimmte Arten der Farbe annimmt und alſo die Newton'ſche Lehre unmittelbar vorbereitet.

Alle Farben ſind ihm wahr und entſpringen auf einerlei Weiſe; doch läßt er, um ſie erklären zu können, den Unterſchied zwiſchen dauernden und vorübergehenden Farben einſtweilen zu, und um jene auch in vorübergehende zu verwandeln, bedient er auf eine ſehr geſchickte Weiſe die Verſatilität der chemiſchen Farben.

Was übrigens den Apparat betrifft, ſo bedient er ſich öfters der kleinen Oeffnung im Fenſterladen, die ſich eigentlich von der die äußern Gegenſtände innerlich abbildenden Camera obſcura herſchreibt. Die prismatiſchen Phänomene kennt er meiſterlich, wie er denn auch auf die längliche Geſtalt des Farbenbildes unſere Aufmerkſamkeit hinlenkt. Unter ſeiner theoretiſchen Terminologie finden wir auch ſchon Strahlenbündel. Da ihm manche Erfahrungen und Verſuche, die erſt ſpäter bekannt geworden, in der Reihe ſeines Vortrags abgehen, ſo zeigen ſich in demſelben Löcher und Sprünge und gar manches Unzulängliche, das ihm aber nicht zu Schulden kommt. Den Regenbogen mit ſeinen Umſtänden und Bedingungen führt er ſorgfältig aus; die Farben deſſelben weiß er nicht abzuleiten.

Robert Boyle.

Geboren 1627, geſtorben 1691.

Die Scheidung zwiſchen Geiſt und Körper, Seele und Leib, Gott und Welt war zu Stande gekommen. Sittenlehre und Religion fanden ihren Vortheil dabei; denn indem der Menſch ſeine Freiheit behaupten will, muß er ſich der Natur entgegenſetzen; indem er ſich zu Gott zu erheben ſtrebt, muß er ſie hinter ſich laſſen, und in beiden Fällen kann man ihm nicht verdenken, wenn er ihr ſo wenig als möglich zuſchreibt, ja wenn er ſie als etwas Feindſeliges und Läſtiges anſieht. Verfolgt wurden daher ſolche Männer, die an eine Wiedervereinigung des Getrennten dachten. Als man die teleologiſche Erklärungsart verbannte, nahm man der Natur den Verſtand; man hatte den Muth nicht, ihr Vernunft zuzuſchreiben, und ſie blieb zuletzt geiſtlos liegen. Was man von ihr verlangte, waren techniſche, mechaniſche Dienſte, und man fand ſie zuletzt auch nur in dieſem Sinne faßlich und begreiflich.

Auf dieſe Weiſe läßt ſich einſehen, wie das zarte, fromme Gemüth eines Robert Boyle ſich für die Natur intereſſiren, ſich zeitlebens mit ihr beſchäftigen und doch ihr weiter Nichts abgewinnen konnte, als daß ſie ein Weſen ſei, das ſich ausdehnen und zuſammenziehen, miſchen und ſondern laſſe, deſſen Theile, indem ſie durch Druck, Stoß gegen einander arbeiten und ſich in die verſchiedenſten Lagen begeben, auch verſchiedene Wirkungen auf unſere Sinne hervorbringen.

In die Farbenlehre war er von der chemiſchen Seite hereingekommen. Er iſt der Erſte ſeit Theophraſt, der Anſtalt macht, eine Sammlung der Phänomene aufzuſtellen und eine Ueberſicht zu geben. Er betreibt das Geſchäft nur gelegentlich und zaudert, ſeine Arbeit abzuſchließen; zuletzt, als ihm eine Augenkrankheit hinderlich iſt, ordnet er ſeine Erfahrungen, ſo gut es gehen will, zuſammen, in der Form, als wenn er das Unvollſtändige einem jungen Freunde zu weiterer Bearbeitung übergäbe. Dabei möchte er zwar gern von einer Seite das Anſehen haben, als wenn er nur Erfahrungen zuſammenſtellte, ohne eben dadurch eine Hypotheſe begründen zu wollen: allein er iſt von der andern Seite aufrichtig genug, zu geſtehen, daß er ſich zur corpuſculairen, mechaniſchen Erklärungsart hinneige und mit dieſer

am Weiteſten auszulangen glaube. Er bearbeitet daher das Weiße und Schwarze am Ausführlichſten, weil freilich bei Dieſem noch am Erſten ein gewiſſer Mechanismus plauſibel werden dürfte. Was aber die eigentlich farbigen Phänomene der Körper, ſowie was die apparenten Farben betrifft, bei dieſen geht er weniger methodiſch zu Werke, ſtellt aber eine Menge Erfahrungen zuſammen, welche intereſſant genug ſind und nach ihm immer wieder zur Sprache gekommen. Auch haben wir ſie, inſofern wir es für nöthig erachtet, in unſerm Entwurfe, nach unſerer Weiſe und Ueberzeugung, aufgeführt.

Der Titel dieſes Werkes in der lateiniſchen Ausgabe, der wir gefolgt ſind, iſt: Experimenta et considerationes de coloribus — seu initium historiae experimentalis de coloribus a Roberto Boyle. Londini 1663.

Seine ganze Denkart, ſeine Vorſätze, ſein Thun und Leiſten wird aus dem fünften Capitel des erſten Theiles am Klarſten und Eigentlichſten erkannt, welches wir denn auch überſetzt hier einſchalten.

Des erſten Theiles
fünftes Capitel.

I. Es gibt, wie Du weißt, mein Pyrrhilus, außer jenen veralteten Meinungen von den Farben, die man ſchon längſt verworfen hat, gar verſchiedene Theorien, deren jede zu unſerer Zeit von bedeutenden Männern in Schutz genommen wird. 1) Denn die peripatetiſchen Schulen, ob ſie gleich wegen der beſondern Farben unter ſich nicht ganz einig ſind, kommen doch alle darin überein: die Farben ſeien einwohnende und wirkliche Eigenſchaften, welche das Licht nur offenbare, nicht aber ſie hervorzubringen etwas beitrage. 2) Alsdann gibt es unter den Neuern Einige, die mit geringer Veränderung die Meinung Plato's annehmen; und wie er die Farbe für eine Art Flamme hält, die aus den kleinſten Körperchen beſtehe, welche von dem Object gleichſam in's Auge geſchleudert werden und deren Figur mit den Poren des Auges ſich in Uebereinſtimmung befinde: ſo lehren ſie, die Farbe ſei ein inneres Licht der hellern Theile des Gegenſtandes, welches durch die verſchiedenen Miſchungen der weniger leuchtenden Theile verdunkelt und verändert worden. 3) Nun gibt es Andere, welche Einigen der alten Atomiſten nachfolgen und die Farbe zwar nicht für eine leuchtende Emanation, aber doch für einen körperlichen Ausfluß halten, der aus dem gefärbten Körper hervortritt. Aber die Gelehrtern unter ihnen haben neulich ihre Hypotheſe verbeſſert, indem ſie anerkannten und hinzufügten: es ſei etwas äußeres Licht nöthig, um dieſe Körperchen der Farbe zu reizen und anzuregen und ſie zum Auge zu bringen. 4) Eine bedeutendere Meinung der neuern Philoſophen iſt ſodann: die Farben entſpringen aus einer Miſchung des Lichts und der Finſterniß oder vielmehr des Lichts und der Schatten, und dieſe Meinung ließe ſich denn wohl gewiſſer Maßen mit der vorhergehenden vereinigen. 5) Was die Chemiker betrifft, ſo ſchreibt die Menge derſelben den Urſprung der Farben dem Princip des Schwefels in den Körpern zu, ob ich gleich finde, daß Einige ihrer Anführer die Farben mehr vom Salz als vom Schwefel herleiten, ja Andere ſogar von dem dritten Elementar-Princip, dem Mercur. 6) Von des Cartheſius Nachfolgern brauch' ich Dir nicht zu ſagen, daß ſie behaupten, die Empfindung des Lichtes werde von einem Antrieb hervorgebracht, welcher auf die Organe des Sehens von ſehr kleinen und feſten Kügelchen gewirkt wird, welche durch die Poren der Luft und anderer durchſichtiger Körper durchdringen können. Daraus verſuchen ſie denn auch die Verſchiedenheit der Farben zu erklären, indem ſie die verſchiedenen Bewegungen dieſer Kügelchen und die Proportion der Bewegung zu der Rotation um ihren Mittelpunct beachten, wodurch ſie nämlich geſchickt werden ſollen, den optiſchen Nerven auf mancherlei Weiſe zu treffen, ſo daß man dadurch verſchiedene Farben gewahr werden könne.

II. Außer dieſen ſechs vornehmſten Hypotheſen kann es noch andere geben, mein Pyrrhilus, die, obſchon weniger bekannt, doch eben ſo gut als dieſe Deine Betrachtung verdienen. Erwarte aber nicht, daß ich ſie gegenwärtig umſtändlich durcharbeite, da Du den Zweck dieſer Blätter und die mir vorgeſetzte Kürze kennſt. Deßwegen will ich nur noch Einiges im Allgemeinen bemerken, was ſich auf den Tractat, den Du in Händen haſt, beſonders bezieht.

III. Und zwar geſteh' ich Dir zuerſt, daß ich, obgleich die Anhänger der gedachten verſchiedenen Hypotheſen durch eine jede beſonders und ausſchließlich die Farben erklären und hierzu weiter keine Beihülfe annehmen wollen, was mich betrifft, zweifle: ob irgend eine dieſer Hypotheſen, wenn man alle andern ausſchließt, der Sache genug thue. Denn mir iſt wahrſcheinlich, daß man das Weiße und Schwarze durch die bloße Reflexion, ohne Refraction anzunehmen, erklären könne, wie ich es in nachſtehender Abhandlung vom Urſprunge des Schwarzen und Weißen zu leiſten geſucht habe. Da ich aber nicht habe finden können, daß durch irgend eine Miſchung des Weißen und

wahrhaft Schwarzen (denn hier iſt nicht von einem Blauſchwarz die Rede, welches Viele für das ächte halten) — daß, ſage ich, je daraus Blau, Gelb, Roth, geſchweige denn die übrigen Farben könnten erzeugt werden; da wir ferner ſehen, daß dieſe Farben durch's Prisma und andere durchſichtige Körper hervorzubringen ſind mit Beihülfe der Brechung: ſo ſcheint es, man müſſe die Brechung auch zu Hülfe nehmen, um einige Farben zu erklären, zu deren Entſtehung ſie beiträgt, weil ſie auf eine oder die andere Weiſe den Schatten mit dem gebrochenen Lichte verbindet, oder auf eine Art, die wir gegenwärtig nicht abhandeln können. Scheint es nun Einigen wahrſcheinlich, daß die Poren der Luft und anderer durchſichtiger Körper durchaus mit ſolchen Kügelchen angefüllt ſind, wie Carteſianer vorausſetzen, und daß zugleich die verſchiedenen Bewegungsarten dieſer Kügelchen in vielen Fällen von Bedeutung ſind, um das verſchiedene Gewahrwerden der Farbe bei uns zu bewirken: ſo läßt ſich auch ohne dieſe Kügelchen, die man nicht ſo leicht beweiſen kann, vorausſetzen, überhaupt mit Wahrſcheinlichkeit annehmen: das Auge könne mannigfaltig afficirt werden, nicht allein von ganzen Lichtſtrahlen, die darauf fallen, und zwar als ſolchen, ſondern auch von der Ordnung derſelben und dem Grade der Geſchwindigkeit, und, daß ich mich kurz faſſe, nach der Art und Weiſe, wie die Theilchen, woraus die einzelnen Strahlen beſtehen, zu dem Sinn gelangen, dergeſtalt, daß, welche Figur auch jene kleinen Körper haben, aus denen die Lichtſtrahlen beſtehen, ſie nicht allein durch ihre Geſchwindigkeit oder Langſamkeit der Entwickelung oder Rotation im Fortſchreiten, ſondern noch mehr durch ihre abſolute Schnelligkeit, ihre directe oder wogende Bewegung und andere Zufälligkeiten, welche ihren Stoß auf's Auge begleiten können, geſchickt ſind, verſchiedenartige Eindrücke zu erregen.

IV. Zweitens muß ich Dich, wegen dieſer und ähnlicher Betrachtungen, mein Pyrophilus, bitten, daß Du dieſe kleine Abhandlung anſeheſt, nicht als eine Diſſertation, die geſchrieben ſei, um eine der vorſtehenden Hypotheſen ausſchließlich vor allen andern zu vertheidigen, oder eine neue, welche mein wäre, dafür aufzuſtellen, ſondern als einen Anfang einer Geſchichte der Farben, worauf, wenn ſie erſt durch Dich und Deine geiſtreichen Freunde bereichert werden, eine gründliche Theorie könne aufgebaut werden. Weil aber dieſe Geſchichte nicht bloß als Catalog der darin überlieferten Sachen anzuſehen iſt, ſondern auch als ein Apparat zu einer gründlichen und umfaſſenden Hypotheſe, hielt ich es der Sache gemäß, ſo meine ganze Diſſertation zu ſtellen, daß ich ſie zu jenem Zweck ſo brauchbar machte, als es ſich wollte thun laſſen. Deßwegen zweifelte ich nicht, Dir zu bezeugen, ich ſei geneigt geweſen, ſowohl Dir die Arbeit zu erſparen, verſchiedene unzulängliche Theorien, die Dich niemals zu Deinem Zweck führen würden, ſelbſt zu erforſchen, als überhaupt Deine Unterſuchungen zu vereinfachen; weßhalb ich mir zweierlei zum Augenmerk nahm: ein Mal, daß ich gewiſſe Verſuche aufzeichnete, welche durch Hülfe begleitender Betrachtungen und Erinnerungen Dir dienen könnten, die Schwäche und Unzulänglichkeit der gemeinen peripateti-ſchen Lehre und der gegenwärtig mit noch mehr Beifall aufgenommenen Theorie der Chemiker von den Farben einzuſehen. Denn da dieſe beiden Lehren ſich feſtgeſetzt haben, und zwar die eine in den meiſten Schulen, die andere aber bei den meiſten Aerzten und andern gelehrten Männern, deren Leben und Berufsart nicht erlaubt, daß ſie die eigentlichſten erſten und einfachſten Naturanfänge gewiſſenhaft unterſuchten: ſo glaubt' ich, wenig Nützliches zu leiſten, wenn ich nicht Etwas thäte, die Unzulänglichkeit dieſer Hypotheſen offenbar zu machen. Deßwegen iſt denn zweitens unter meine Verſuche diejenigen in größerer Zahl aufgenommen, welche Dir zeigen mögen, daß ich jener Meinung geneigt bin, welche behauptet, die Farbe ſei eine Modification des Lichtes; wodurch ich Dich habe anlocken wollen, dieſe Hypotheſe weiter auszubilden und dahin zu erheben, daß Du vermittelſt derſelben die Erzeugung der beſondern Farben erklären könneſt, wie ich bemüht geweſen, ſie zur Erklärung des Weißen und Schwarzen anzuwenden.

V. Zum Dritten aber, mein Pyrophilus, ob Dieſes zwar gegenwärtig die Hypotheſe iſt, die ich vorziehe, ſo ſchlage ich ſie doch nur im allgemeinen Sinne vor, indem ich nur lehre: die Lichtſtrahlen werden von den Körpern, woher ſie zurückgeworfen oder gebrochen zum Auge kommen, modificirt und bringen ſo jene Empfindung hervor, welche wir Farbe zu nennen pflegen. Ob aber dieſe Modification des Lichts geſchehe, indem es mit den Schatten gemiſcht wird, oder durch ein verſchiedenes Verhältniß der Bewegung und Rotation der Kügelchen des Carteſius, oder auf irgend eine andere Weiſe: Dieß unterſtehe ich mich nicht hier auszumachen. Viel weniger unterſtehe ich mich, anzugeben, ja ich glaube nicht einmal, alles Wiſſenswürdige zu wiſſen, um Dir oder auch mir ſelbſt eine vollkommene Theorie des Sehens und der Farben zu überliefern. Denn erſtlich, um Dergleichen zu unternehmen, müßte ich zuvor einſehen, was das Licht ſei, und wenn es ein Körper iſt (und Das ſcheint es wohl, oder

Edelmann.

Daher habt ihr euren Argwohn? Wie ihr fein seyd!

Görge.

Ich dächte doch, so etwas ließe sich einsehen.

Röse.

Es ist recht schön, daß Sie Sich auch verheirathen.

Görge.

Man wird ein ganz andrer Mensch. Sie werden's sehen.

Röse.

Jetzt gefällt mir's erst zu Hause.

Görge.

Und ich meyne, ich wäre dadrin im Hause geboren.

Röse.

Und wenn der Vater die Zeitungen liest

doch die Bewegung eines Körpers zu ſein), aus was für einer Art Körperchen nach Größe und Figur es beſtehe, mit welcher Geſchwindigkeit ſie vorſchreiten und ſich um ihre Mittelpuncte bewegen. Hernach möchte ich die Natur der Brechung erkennen, welche von den Geheimſten iſt, wenn Du ſie nicht ſcheinbar, ſondern gründlich erklären willſt, die ich nur in der Naturlehre gefunden habe. Dann möchte ich wiſſen, welche Art und welcher Grad der Vermiſchung der Finſterniß oder der Schatten bei Reflexionen und Reflexionen oder durch Beide geſchehe, auf den oberflächlichen Theilen der Körper, welche erleuchtet immer nur eine Farbe zeigen, die blaue, gelbe, rothe. Dann wünſcht' ich unterrichtet zu ſein, warum die Verbindung des Lichtes und Schattens, welche z. B. von dem Häutchen einer reifen Kirſche gewirkt wird, eine rothe Farbe zeige, nicht aber eine grüne, und das Blatt deſſelben Baums mehr eine grüne als eine rothe Farbe. Zuletzt auch, warum das Licht, das zu ſolchen Farben modificirt iſt, wenn es nur aus Körperchen beſteht, welche gegen die Retina oder das Mark des optiſchen Nerven bewegt werden, nicht bloß Stechen, ſondern eine Farbe hervorbringe, da doch die Nadel, wenn ſie das Auge verwundet, keine Farbe, ſondern einen Schmerz hervorbringen würde. Dieß und Anderes wünſcht' ich zu wiſſen, ehe ich glaubte, die wahre und vollkommene Natur der Farben erkannt zu haben. Daher, ob ich gleich durch die Verſuche und Betrachtungen, die ich in dieſem Büchelchen überliefere, einiger Maßen meine Unwiſſenheit in dieſer Sache zu mindern geſucht habe und es für viel beſſer hatte, Etwas als gar Nichts zu entdecken: ſo nehme ich mir doch nur vor, durch die Verſuche, welche ich darlege, wahrſcheinlich zu machen, daß ſich einige Farben ſehr wohl durch die hier überlieferte Lehre im Allgemeinen erklären laſſen. Denn ſo oft ich mich auf eine in's Einzelne gehende und genaue Erklärung des Beſondern einlaſſen ſoll, empfinde ich die große Dunkelheit der Dinge, ſelbſt die nicht ausgenommen, die wir nicht anders zu Geſicht bekommen, als wenn ſie erleuchtet werden, und ich ſtimme Scaliger bei, wenn er, von der Natur der Farbe handelnd, ſpricht: Die Natur verbirgt dieſe ſowie andere Erſcheinungen in die tiefſte Dunkelheit des menſchlichen Unwiſſens." —

So unverkennbar auch aus dem Vortrage Boyle's die Vorliebe, gewiſſe Farben-Phänomene mechaniſch zu erklären, erhellt, ſo beſcheiden drückt er ſich doch gegen andere Theorien und Hypotheſen aus; ſo ſehr empfindet er, daß noch andere Arten von Erklärungen, Ableitungen möglich und zuläſſig wären. Er bekennt, daß noch lange nicht genug vorgearbeitet ſei und läßt uns zuletzt in einem ſchwankenden, zweifelhaften Zuſtande.

Wenn er nun von einer Seite durch die vielfachen Erfahrungen, die er geſammelt, ſich bei den Naturforſchern Anſehen und Dank erwarb, ſo daß Dasjenige, was er mitgetheilt und überliefert, lange Zeit in der Naturlehre Werth und Giltigkeit behielt, in allen Lehrbüchern wiederholt und fortgepflanzt wurde: ſo war doch von der andern Seite ſeine Geſinnung viel zu zart, ſeine Aeußerungen zu ſchwankend, ſeine Forderungen zu breit, ſeine Zwecke zu unabſehlich, als daß er nicht hätte durch eine neu eintretende, ausſchließende Theorie leicht verdrängt werden können, da ein lerndegieriges Publicum am Liebſten nach einer Lehre greift, woran es ſich feſthalten und wodurch es aller weitern Zweifel, alles weitern Nachdenkens bequem überheben wird.

Hooke.

Geboren 1635, geſtorben 1703.

Er iſt mehr ein emſiger als ein fleißiger Beobachter und Experimentator zu nennen. Er blickt überall um ſich her, und ſeine unruhige Thätigkeit verbreitet ſich über die ganze Naturlehre. Man muß ihm zugeſtehen, daß er gute Entdeckungen gemacht, Entdecktes glücklich bearbeitet habe; doch iſt er kein theoretiſcher Kopf, nicht einmal ein methodiſcher.

Die Lehre von Licht und Farben iſt ihm Manches ſchuldig. Er beobachtet die brechende Kraft des Eiſes, bemerkt mit Grimaldi die Ablenkung des Lichtes und thut Vorſchläge, wie man die Sonne anſchauen könne, ohne geblendet zu werden, richtet eine tragbare Camera obſcura zu bequemerer Abzeichnung ein und bemüht ſich um's reflectirende Teleſcop.

Seine Farbenlehre iſt freilich dürftig. Er nimmt nur zwei Farben an, Blau und Roth; dieſe ſollen durch ſchiefe oder ungleiche Erſchütterung auf's Auge erregt werden. Seitdem Descartes die Lehre von dem Lichte materialiſirt und mechaniſirt hatte, ſo können ſich die Denker nicht wieder aus dieſem Kreiſe herausfinden; denn Diejenigen, welche Licht und Farben nicht materiell nehmen wollen, müſſen doch zur mechaniſchen Erklärung greifen; und ſo ſchwankt die Lehre immer fort in einem unfruchtbaren Raume, ſie mag ſich nach der dynamiſchen oder atomiſtiſchen Seite neigen.

Das Capitel der Farben, die wir epoptiſche genannt haben, iſt ihm Mancherlei ſchuldig. Er macht auf den Verſuch mit den Seifenblaſen aufmerkſam, auf die farbigen Kreiſe im Ruſſiſchen Glaſe und zwiſchen den aufeinander gedrückten Glasplatten. Doch konnte er viele Er-

scheinungen nicht zusammenbringen noch reduciren.

Was von ihm als Secretär der Londoner-Societät und als Gegner Newton's zu sagen ist, wird künftig beigebracht werden.

Nicolaus Malebranche.

Geboren 1638, gestorben 1715.

Réflexions sur la lumière et les couleurs et la génération du feu par le Père Malebranche. Mémoires de l'Académie royale 1699.

„Die Philosophie hat das Joch der Autorität völlig abgeworfen, und die größten Philosophen überreden uns nur noch durch ihre Gründe. So scharfsinnig auch das System über das Licht von Herrn Descartes sein mag, so hat es doch der Pater Malebranche verlassen, um ein anderes aufzustellen, das nach dem System des Tones gebildet ist; und diese Aehnlichkeit selbst kann für die Wahrheit desselben zeugen bei Solchen, welchen bekannt ist, wie sehr die Natur, was die allgemeinen Principien betrifft, gleichförmig sei.

Man ist überzeugt, daß der Ton hervorgebracht wird durch das Zittern oder Schwingen unmerklicher Theile des klingenden Körpers. Größere oder kleinere Schwingungen, d. h. solche, welche größere oder kleinere Bogen desselben Kreises machen, begeben sich für die Empfindung in gleichen Zeiten, und die Töne, welche sie hervorbringen, können nicht unterschieden sein, als daß sie stärker oder schwächer sind. Die stärkern werden durch die größern Schwingungen hervorgebracht, die schwachen durch die kleinern. Gesetzt aber, es entstehe zu gleicher Zeit eine größere Anzahl Schwingungen in einem Körper als in einem andern, so werden diejenigen, welche in größerer Zahl entstehen, weil sie gedrängter und so zu sagen lebhafter sind, von einer verschiedenen Art sein als die andern. Die Klänge also sind auch der Art nach verschieden, und Das ist, was man die Töne nennt. Die schnellsten Vibrationen bringen die hohen Töne hervor und die langsamsten die tiefen. Diese Grundsätze, welche von allen Philosophen angenommen werden, lassen sich leicht auf das Licht und die Farben anwenden. Alle die kleinsten Theile eines leuchtenden Körpers sind in einer sehr schnellen Bewegung, welche von Augenblick zu Augenblick durch sehr lebhafte Erschütterungen die ganze, äußerst zarte, bis zum Auge reichende Materie zusammendrückt und in ihr, nach Pater Malebranche, Schwingungen des Drucks hervorbringt. Sind diese Schwingungen größer, so erscheint der Körper leuchtender oder mehr erhitzt; sind sie schneller oder langsamer, so ist er von dieser oder jener Farbe; und daher kommt, daß der Grad des Lichtes gewöhnlich nicht die Art der Farben verändert, und daß sie bei stärkerer oder schwächerer Beleuchtung immer als dieselben erscheinen, obgleich mehr oder weniger lebhaft. Können nun diese Schwingungen, welche zu gleicher Zeit hervorgebracht werden, aber an Zahl verschieden sind, nach aller möglichen Art von Zahlenverhältnissen verschieden sein: so kann man deutlich erkennen, daß aus dieser unendlichen Verschiedenheit der Verhältnisse auch die Verschiedenheit der Farben entstehen muß, und daß die verschiedensten Farben auch aus den verschiedensten und am Weitesten von der Gleichheit entfernten Verhältnissen entspringen müssen. Z. B. wenn ein gefärbter Körper vier Schwingungen des Drucks auf die zarte Materie hervorbringt, indessen ein anderer nur zwei, so wird er an Farbe davon verschiedener sein, als wenn er nur drei Schwingungen machte.

Man hat in der Musik die Verhältnisse der Zahlen bestimmt, welche die verschiedenen Töne hervorbringen; aber es läßt sich nicht hoffen, daß Dieses auch bei den Farben gelinge.

Die Erfahrung belehrt uns, daß, wenn man einige Zeit die Sonne oder einen andern sehr erleuchteten Gegenstand angesehen und darauf das Auge schließt, man sieht erst Weiß, sodann Gelb, Roth, Blau, endlich Schwarz; daher man denn folgerecht schließen kann, vorausgesetzt, daß diese Ordnung immer dieselbige sei, daß die Farben, welche zuerst erscheinen, durch schnellere Schwingungen hervorgebracht werden, weil die Bewegung, welche auf der Netzhaut durch den leuchtenden Gegenstand gewirkt wird, sich immerfort vermindert.

Bei dieser Gelegenheit erzählte Herr Homberg der Academie eine Erfahrung, die er über die Ordnung und die Folge der verschiedenen Farben gemacht hatte. Er nahm nämlich ein Glas, das von beiden Seiten rauh und deßhalb wenig durchsichtig war. Er brachte es vor eine Oeffnung und ließ es vom Lichte bescheinen. Indem er nun durch das Glas hindurchsah, konnte er draußen nur die weißen Gegenstände bemerken, keineswegs aber die von einer andern Farbe. Nun polirte er ein wenig das Glas und sah nun das Weiße besser, wobei sich das Gelbe zu zeigen anfing. Je mehr er nun das Glas glättete, wurden die übrigen Farben in folgender Ordnung sichtbar: Gelb, Grün, Roth, Blau und Schwarz.

Nach dem System des Herrn Descartes wird das Licht durch die Kügelchen des zweiten Elements fortgepflanzt, welche die zarte Materie des leuchtenden Körpers in gerader Linie fortstoßt. Was aber die Farben bildet, ist der Umstand, daß diese Kügelchen, außer der

directen Bewegung, beſtimmt ſind, ſich zu drehen, und daß aus der verſchiedenen Verbindung der directen und zirkelnden Bewegung die verſchiedenen Farben entſtehen. Da aber dieſe Kügelchen nach gedachtem Syſtem hart ſein müßten, wie kann nun dasſelbige Kügelchen zu gleicher Zeit ſich auf verſchiedene Art herumwälzen, welches doch nöthig ſein müßte, wenn die verſchiedenen Strahlen, welche verſchiedene Farben nach dem Auge bringen, ſich in einem Puncte kreuzen ſollten, ohne ſich zu verwirren und zu zerſtören, welches ſie doch nicht thun, wie uns die Erfahrung lehrt?

Deßwegen hat der Pater Malebranche an die Stelle dieſer harten Kügelchen kleine Wirbel von ſubtiler Materie geſetzt, welche ſich leicht zuſammendrücken laſſen und an ihren verſchiedenen Seiten auf verſchiedene Weiſe zuſammengedrückt werden können. Denn ſo klein man ſie ſich auch denkt, ſo haben ſie Theile; denn die Materie iſt in's Unendliche theilbar, und die kleinſte Sphäre kann ſich auf allen Puncten mit der größten, die man ſich denken mag, berühren."

Johann Chriſtoph Sturm.

Geboren 1635, geſtorben 1703.

Physica electiva sive hypothetica. Norimbergae 1697.

Die Lehre von den Farben behandelt er wie die übrigen Rubriken. Erſt bringt er ohne ſonderliche Ordnung und Methode die Phänomene vor, wie ſie ihm die Schriftſteller überlieferten; dann die Meinungen der Alten und Neuern, jedoch keineswegs vollſtändig; zuletzt wählt er ſich aus alle dem bisher Geſagten und Theoretiſirten Dasjenige, womit er ſich nothdürftig über die Erſcheinungen hinauszuhelfen glaubt. Es iſt überall nur Druck und Papier und nirgends Natur. Wie ſehr wäre zu wünſchen geweſen, daß ein geiſtreicher Mann dieſe Arbeit übernommen und ſeinen Nachfolgern durchgreifender vorgearbeitet hätte!

Zucchius.

De coloribus caeli. Ulmae 1716. Eine frühere Ausgabe von 1703 iſt mir nicht zu Geſicht gekommen.

Daß etwas Schattiges zum Lichte oder zum Hellen hinzutreten müſſe, damit Farben entſtehen können, hatte Kircher ſehr umſtändlich zur Sprache gebracht. Einer ſeiner Zeitgenoſſen, Honoratus Fabri, gleichfalls Jeſuit, iſt von derſelben Ueberzeugung durchdrungen. Er wendet ſich aber, um die Sache näher zu beſtimmen und die verſchiedenen Farben entſtehen zu laſſen, zu einer quantitativen Erklärung, auf welche Ariſtoteles ſchon hingedeutet, und nimmt an, daß vom Weißen das reine gedrängte Licht zurückſtrahle, daß Roth aus gleichen Theilen von Licht und Schatten beſtehe, Gelb aus zwei Theilen Licht und einem Theil Schatten, Blau aus zwei Theilen Schatten und einem Theil Licht.

Auf demſelben Wege geht Zucchius, indem er von den atmoſphäriſchen Farben handelt. Unſere Leſer, denen bekannt iſt, wie ſich die meiſten farbigen Himmelserſcheinungen kürzlich und bequem aus der Lehre von den trüben Mitteln herleiten laſſen, möchten ſich wohl wundern, wie ein ganzes Büchlein darüber zu ſchreiben geweſen.

Der Verfaſſer geht freilich etwas umſtändlich zu Werke. Erſt leitet er, wie ſeine Vorgänger, die farbigen Erſcheinungen von einer Verbindung des Hellen und Dunkeln, von einer Vermiſchung des Lichts mit dem Schatten, ſodann die atmoſphäriſchen von einer Wirkung der Sonne auf Nebel und Wolken her. Allein der nothwendige Gegenſatz, wodurch an der einen Seite das Gelbe, an der andern das Blaue bis an den Purpur geſteigert werden, war ihm nicht deutlich geworden. Er ſah wohl ein, daß vom Gelben bis zum Purpur und rückwärts eine Art von quantitativem Verhältniß Statt finde; aber er wollte auf eben dieſem Wege über den Purpur hinaus in's Blaue, um ſo mehr, als wirklich die Sonne auf der höchſten Stufe der Mäßigung ihres Lichtes durch trübe Dünſte eine Art von violettem Schein anzunehmen genöthigt werden kann. Allein es gelang ihm die Ableitung der ſchönen Himmelsfarben nicht, und ſein ganzes Werk wird dadurch unzulänglich. Er polemiſirt mit ſich ſelbſt und Andern, keineswegs zwecklos und ungeſchickt, aber weder ſtringent noch glücklich.

Da er ſich von der quantitativen Steigerung überzeugt hat, ſo fängt er an, die Farben mit Zahlen und Brüchen auszudrücken, wodurch denn der Vortrag nur kraus wird, ohne daß für die Behandlung ſelbſt der mindeſte Gewinn entſpränge.

Lazarus Auguet.

Franzöſiſcher Prieſter, wahrſcheinlich Jeſuit, beſchäftigte ſich überhaupt mit Phyſik und ließ in das ſogenannte Journal de Trevoux, April 1705 p. 675, einen Aufſatz über Farben einrücken, den wir überſetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet mittheilen. Das Wahre, was er enthält, iſt, wie ſo manches Andere, was in dieſem Journal Platz gefunden, bei Seite gedrängt worden, weil dieſe in vielen Städten parteiiſche Zeitſchrift ſich einer mächtigern Partei, der academiſchen, entgegenſetzte.

So wird im Journal des Savans, im Supp-

lement zum Juli 1707, der Beſchreibung eines neuen Thermometers gedacht, welche Auguet 1706 herausgegeben, worin er ſich über die Erfindung vielleicht mit allzu großer Selbſtgefälligkeit mochte geäußert haben. Man perſiflirt ſein Thermometer und bei dieſer Gelegenheit auch ſein Farben-Syſtem, wobei man, um ſeine etwaigen Verdienſte herabzuſetzen, ihm die Ehre der Erfindung abſpricht und bemerkt, daß Honoratus Fabri ſchon das Aehnliche behauptet, als wenn es nicht verdienſtlich genug wäre, ein richtiges Aperçu aufzufaſſen, das Andere ſchon gehabt, und Das, was ſie bis auf einen gewiſſen Grad gefördert, weiter auszuarbeiten und auf den rechten Punct hinzuführen. Wir wollen ihn vor allen Dingen ſelbſt hören.

Auguet's Farben-Syſtem.

Um mich einmal gründlich von der wahrhaften Urſache der Farben und von Dem, was ihren Unterſchied macht, zu unterrichten, glaubte ich nichts Beſſeres thun zu können, als deßhalb die Natur zu befragen, indem ich mit Sorgfalt die vorzüglichſten Veränderungen bemerkte, die ſich zeigen, wenn Farben hervortreten und wechſeln, damit ich nachher ein Syſtem feſtſtellen könnte, das auf gründlichen Unterſuchungen ruhte, welche klar und unzweideutig die Wahrheit bezeugten. Und ſo bemerkte ich

Erſtlich, daß alle Farben in der Finſterniß verſchwanden. Daraus war ich berechtigt, zu ſchließen, daß das Licht zu den Farben weſentlich erforderlich ſei.

Zweitens, daß keine Farben entſtehen in einem völlig durchſichtigen Mittel, ſo ſehr es auch erleuchtet ſei; eben weil darin Nichts zugegen iſt als Licht ohne Schatten. Daraus mußte ich ſchließen, daß der Schatten ebenſo weſentlich den Farben ſei als das Licht.

Drittens bemerkte ich, daß verſchiedene Farben entſtehen, gerade in der Gegend, wo Licht und Schatten ſich verſchiedentlich vermiſchen; z. B. wenn die Lichtſtrahlen auf irgend einen dunkeln Körper fielen oder durch das dreiſeitige Prisma durchgingen. Daher ſchloß ich ſogleich, daß die Farben einzig und allein aus der Vermiſchung des Lichtes und des Schattens, und ihre Verſchiedenheit aus der Verſchiedenheit dieſer Beiden entſprängen.

Ferner um zu beſtimmen, worin jede Farbe beſonders beſtehe, ſo ſtellte ich mancherlei Verſuche an, aus denen man nicht allein erkennt, worin ganz genau jede Urfarbe von allen andern unterſchieden iſt, ſondern die auch zugleich ganz unumſtößlich beweiſen, daß die Farben nichts Anderes ſind, als Schatten und Licht zuſammengemiſcht. Hier ſind nun die vorzüglichſten.

I. Wenn ich durch ein Brennglas mehrere Lichtſtrahlen auf ein ſchwarzes Tuch verſammelte, ſo bemerkte ich, daß der Ort, wo die Strahlen ſich vereinigten, merklich weiß erſchien; dagegen aber, wenn ich eine Flaſche voll Waſſer zwiſchen ein angezündetes Licht und ein weiß Papier ſetzte, ſo erſchienen die Stellen des Papiers, wo nur wenig Strahlen zuſammenkamen, ſchwarz. Daraus zieh' ich die Folge, daß das Weiße aus Lichtſtrahlen beſtand, die wenig oder gar keinen Schatten enthielten; das Schwarze dagegen aus reinem Schatten oder doch nur mit wenig Licht vermiſcht. Sodann überzeugte ich mich, daß Schwarz und Weiß die erſte Materie aller Farben ſeien, aber daß ſie, um eigentlich zu reden, ſelbſt nicht wirkliche Farben ſeien.

II. Wenn man ein Glas rothen Wein auf ein weißes Papier ſetzt und dann eine brennende Kerze dergeſtalt richtet, daß ihr Licht durch den Wein geht, und ſich auf irgend einem Fleck des Papiers endigt, ſo wird man daſelbſt ein ſehr glänzendes Roth ſehen; nähert man aber dieſem Roth ein anderes brennendes Licht, ſo wird es merklich gelb. Ebenſo verwandelt ſich das Roth des prismatiſchen Farbenbildes, das glänzend und tief an einem ſchattigen Orte iſt, ſogleich in Gelb, wenn man das Bild auf einen Fleck fallen läßt, auf den die Strahlen der Sonne unmittelbar auffallen. Daraus konnte ich ſchließen, daß das Roth mehr Schatten und weniger Licht enthalte, denn das Gelbe.

III. Wenn man durch einen Brennſpiegel mehrere Sonnenſtrahlen zuſammenzieht und ſie auf ein prismatiſches Farbenbild wirft, das man vorher in einem mittelmäßig erhellten Zimmer durch ein Prisma ſehr glänzend farbig hervorgebracht: ſo verſchwinden dieſe Farben ſogleich; welches ganz deutlich beweiſt, daß die urſprünglichen Farben nothwendiger Weiſe einen gewiſſen Antheil Schatten mit ſich führen, der, wenn er durch die häufig auf dieſe Farbe verſammelten Strahlen zerſtreut und aufgehoben wird, ſie auch ſogleich verſchwinden läßt.

IV. Nimmt man fünf Blätter Papier von fünf verſchiedenen Farben, nämlich ein violettes, blaues, rothes, grünes und gelbes, und man ſtellt ſie über einander in verſchiedenen Reihen an einen Ort, wohin man das prismatiſche Farbenbild bringen kann: ſo wird man deutlich ſehen, daß das Rothe dieſes Farbenbildes dunkler und tiefer iſt auf dem violetten Papier als auf dem blauen, auf dem blauen mehr als auf dem rothen, auf dem rothen mehr als auf dem grünen, auf dem grünen mehr als auf dem gelben. Dieſe Erfahrung, die ich ſehr oft mit demſelbigen Erfolg wiederholt habe, iſt ein überzeugender Beweis, daß das Violette

mehr Schatten als das Blaue, das Blaue mehr als das Rothe, das Rothe mehr als das Grüne, das Grüne mehr als das Gelbe in ſich enthalte. Denn eine Farbe verflößert ſich nur nach Maßgabe des Schattens, mit dem ſie ſich vermiſcht.

V. Hat man Acht auf die Art und Weiſe, wie die Lichtſtrahlen durch's Prisma hindurchgehen; auf die Brechungen, welche dieſe Strahlen erleiden; auf die Schatten, die eine natürliche Folge dieſer Brechungen ſind: ſo bemerkt man, daß das Gelbe des prismatiſchen Farbenbildes mehr Licht und weniger Schatten als alle übrigen Farben enthält, das Grüne mehr Licht und weniger Schatten als das Blaue, das Blaue mehr Licht und weniger Schatten als das Violette, das Violette mehr Schatten und weniger Licht als alle übrigen Farben des Prismas. Denn die Erfahrung hatte mich gelehrt, daß das Rothe und Violette von beiden Seiten durch Strahlen hervorgebracht wurde, die unmittelbar von Schatten umgeben waren, verurſacht durch Brechungen, welche dieſe Strahlen beim Durchgang durch's Prisma erlitten hatten; mit dem einzigen Unterſchied, daß diejenigen Strahlen, welche das Violette verurſachten, durch die Brechung ſich dem Schatten näherten, an den ſie anſtießen, anſtatt daß diejenigen, die das Rothe bildeten, ſich durch die Brechung vom Schatten entfernten, der ſie unmittelbar umgab. Daher ſchloß ich, a) daß die Strahlen, welche das Violette hervorbringen, mehr Schatten enthalten als diejenigen, die das Rothe bilden, weil dieſe ſich durch die Wirkung der Refraction vom Schatten entfernen, der ſie umgab, anſtatt daß ſich die andern dem Schatten annäherten, der ihnen unmittelbar nach der Brechung nahe lag. Ich folgerte, b) daß das Gelbe weniger Schatten enthalte als das Rothe, das Blaue weniger als das Violette; c) daß das Grüne, das nur ein Gemiſch des Gelben und Blauen iſt, weniger Schatten enthalte als das Blaue und mehr als das Gelbe; d) endlich, daß das Violette mehr Schatten enthalte als keine andere Farbe, weil es durch Strahlen gebildet war, die ſich der Brechung gemäß gegen den Schatten bewegten, der ihnen unmittelbar begegnete. Dieſe kurze und natürliche Erklärung der prismatiſchen Farben iſt augenſcheinlich bekräftigt durch folgenden Verſuch, der ſo angenehm als leicht auszuführen iſt.

VI. Um dieſen Verſuch zu machen, wählte ich die Zeit, als die Sonne auf Häuſer traf, die dem Fenſter einer ziemlich dunkeln Kammer, wo ich mich damals befand, entgegenſtanden, dergeſtalt, daß die zurückgeworfenen Sonnenſtrahlen die eine Seite des Fenſters bedeutender erhellten als die andere. Auf einen Tiſch, der nicht weit von der Oeffnung ſtand, legte ich ſodann ein weißes Papier, worauf das Licht der zwei Zurückſtrahlungen fiel. Nachdem ich das Fenſter geſchloſſen hatte, erhob ich meine Hand ein wenig über das Papier, um auf beiden Seiten Schatten zu erregen, und ſogleich bemerkte ich auf dem Papier vier deutliche Farben: Gelb, Blau, Grün und Violett. Das Gelbe erſchien jedes Mal an der Stelle, wo das ſtärkſte Licht ſich mit dem ſchwächſten Schatten verband, d. h. auf der Seite der ſtärkſten Widerſtrahlung; das Blau dagegen zeigte ſich nur an der Stelle, wo das ſchwächſte Licht ſich mit dem ſtärkſten Schatten vereinigte, d. h. an der Seite der geringſten Widerſtrahlung; das Violette zeigte ſich immer an der Stelle, wo die Schatten der zwei Widerſtrahlungen zuſammenliefen; und das Grüne entſtand durch die Vermiſchung des Gelben und Blauen. Alle dieſe Farben entſtanden nur aus den verſchiedenen Vermiſchungen von Licht und Schatten, wie es offenbar iſt, und ſie verſchwanden ſogleich, nachdem die Sonne aufgehört hatte, auf die Häuſer zu leuchten, die dem Zimmer, wo ich den Verſuch machte, entgegenſtanden, obgleich ſonſt der Tag noch ſehr hell war. Um nun auf's Neue dieſelben Farben wieder darzuſtellen, ohne daß man Zurückſtrahlungen der Sonne von ungleicher Kraft nöthig hätte, nahm ich ein angezündetes Licht und ein Buch in Quart, das mir Schatten auf das Papier gäbe, um verſchiedene Miſchungen des Tageslichtes und ſeines Schattens mit dem Kerzenlicht und deſſen Schatten hervorzubringen; denn ich vermuthete, daß auch hier ſich Farben zeigen müßten, welches mir vollkommen gelang. Denn das Tageslicht und der Schatten des Kerzenlichtes bildeten Blau durch ihr Zuſammentreffen; der Schatten des Tageslichtes und das Licht der Kerze brachten das Gelbe hervor, und wenn man ſodann das Gelbe mit dem Blauen verband, welches ſehr leicht war, ſo entſtand ein ſehr deutliches Grün."

„Dieſe drei letzten Verſuche beweiſen ganz klar: ein Mal, daß die Farben in nichts Anderm beſtehen, als in Miſchung von Licht und Schatten, und ihre Verſchiedenheit in der Verſchiedenheit der Miſchungen, die man machen kann; ſodann, daß das Violette von den andern urſprünglichen Farben ſich dadurch unterſcheidet, daß es mehr Schatten hat, als die übrigen; das Gelbe, daß es weniger Schatten hat als die andern; das Grüne, daß es mehr Schatten hat als das Gelbe und weniger als alle übrigen; das Rothe, daß es mehr Schatten enthält als Gelb und Grün, weniger als Blau und Violett; das Blaue zuletzt, daß es weniger Schatten enthält als das Violette und mehr

als die übrigen urſprünglichen Farben. Und weil in dieſen drei Verſuchen dieſelbigen Farben immer entſprangen durch dieſelbigen Miſchungen von Schatten und Licht, und da ſie ſogleich verſchwanden, wenn jene beiden aufgehoben waren: ſo ſehen wir darin eine überzeugende Probe von der Wahrheit des vorgeſchlagenen Syſtems.

Und da man in dieſem Syſtem eine ſichere Urſache der Natur der Farben überhaupt und einer jeden urſprünglichen beſonders angeben kann: ſo iſt es unnöthig, zu unbekannten Urſachen ſeine Zuflucht zu nehmen, wie z. B. die ſtärkern oder ſchwächern Schwingungen einer ſubtilen Materie oder die verſchiedenen Umdrehungen der kugelartigen Materie, welches bloße Fictionen des Geiſtes ſind, die keinen Grund in der Natur haben, und deren Exiſtenz weder vom Pater Malebranche, dem Erfinder der erſten, noch von Descartes, dem Erfinder der andern, iſt dargethan worden.

Aus allem Vorhergeſagten folgt alſo, daß alle Farben aus Gelb und Blau zuſammengeſetzt ſind; denn das Grüne iſt nur eine Vermiſchung von Gelb und Blau, wie denn gelbes und blaues Glas, aufeinandergelegt, ein Grünes hervorbringt; das Rothe iſt nur ein Gelb mit Schatten gemiſcht, wie es früher bewieſen worden; das Violette iſt nur eine Miſchung von vielem Blau mit wenig Roth, wie man erfahren kann, wenn man mehrere blaue Gläſer und ein rothes zuſammenlegt. Weil aber das Blau ſelbſt nur eine Miſchung von Schatten und wenigem Licht, das Gelbe eine Miſchung von vielem Licht und wenigem Schatten iſt, wie wir oben gezeigt haben: ſo iſt offenbar, daß alle Farben urſprünglich von dem Schwarzen und Weißen herkommen, oder, was einerlei iſt, von Licht und Schatten.

Weil man aber das Wort Farbe in verſchiedenem Sinne nimmt, ſo betrachten wir, um alle Zweideutigkeiten zu vermeiden, die Farben unter vier verſchiedenen Bedingungen, nämlich im gefärbten Gegenſtande, im durchſichtigen Mittel, im Seh-Organ und in der Seele.

Die Farben in dem gefärbten Gegenſtande ſind nach dem aufgeſtellten Syſtem alles Dasjenige, was Gelegenheit gibt, daß ſich auf erforderliche Weiſe Licht und Schatten zu Farben verbinden, es mögen nun die Körper, welche zu ſolchen Vermiſchungen Gelegenheit geben, durchſichtig oder undurchſichtig ſein.

Die Farben, betrachtet in dem Mittel, wodurch ſie zu uns gelangen, beſtehen auch in Verbindung des Schattens und des Lichtes oder, welches Daſſelbe iſt, in den verſchiedenen Entfernungen der Lichtſtrahlen bezüglich untereinander.

Die Farben von der Seite des Organs ſind nichts Anderes als eine Erſchütterung von mehr oder weniger Nerven-Faſern, die ſich in der Proportion von einander entfernen, wie die Entfernung der Lichtſtrahlen untereinander war, welche die Retina erſchütterten.

Endlich die Farben in Bezug auf die Seele beſtehen in verſchiedenen Perceptionen der Seele, welche verurſacht werden durch die Erſchütterungen von mehr oder weniger Nerven-Faſern des Auges.

Dieſes vorausgeſetzt, ſo läßt ſich nach unſerm Syſtem gar leicht von einer Erfahrung Rechenſchaft geben, welche der Pater Malebranche vorbringt, um das ſeinige zu beſtärken, das auf Nichts als auf die Analogie der Farbe mit den Tönen gegründet iſt. Dieſe Erfahrung beſteht darin, daß, wenn Jemand, nachdem er in die Sonne geſehen und alſo der optiſche Nerve ſtark erſchüttert worden, ſodann die Augen ſchließt oder ſich an einen dunkeln Ort begibt, ihm in einer Folge verſchiedene Farben erſcheinen, erſt Weiß, dann Gelb und ſo fort Roth, Blau und Schwarz. Denn die Erſchütterungen, welche auf verſchiedene Faſern des optiſchen Nerven erregt worden, endigen nach und nach, eine nach der andern; und ſo wird der optiſche Nerv immer in weniger Theilen erſchüttert ſein, je mehr Zeit verfloſſen iſt, als man die Augen zugedrückt hat; und darin beſteht die Folge und die Abwechſelung der Farben, die man alsdann ſieht. Ich weiß nicht, wie der Pater Malebranche dieſes Beiſpiel anführen mochte, um die Verſchiedenheit der Farben durch Analogie mit den Tönen zu erklären. Denn ein Ton bleibt immer derſelbe, auf derſelben Violin-Saite, ob er gleich immer unmerklich ſchwächer wird.

Zum Schluſſe will ich hier zu bemerken nicht unterlaſſen, daß die Erfahrung, welche Boyle vom nephritiſchen Holze erzählt, und welche Herr Pourchot gleichfalls wiederholt, ſehr unſicher, dabei aber nicht ſo ſelten ſei, als dieſe Philoſophen glauben.

Die Erfahrung beſteht darin, daß man, eine Nacht über, eine gewiſſe Portion nephritiſchen Holzes, mit reinem Brunnenwaſſer übergoſſen, ſtehen läßt und mit dieſem Aufguſſe ſodann ein rundes gläſernes Gefäß anfüllt. Dieſes Gefäß ſoll, nach dem Bericht obgedachter beider Beobachter, gelb erſcheinen, wenn es ſich zwiſchen dem Auge des Betrachters und dem äußern Lichte befindet; blau hingegen, wenn das Auge zwiſchen das Licht und die Flaſche gebracht wird. Ich habe dieſen Verſuch öfters und faſt auf alle mögliche Weiſe gemacht, ohne auch nur irgend Etwas zu bemerken, was dem Blauen ſich einigermaßen näherte. Wohl zeigte ſich das Waſſer gelb, aber auch Grau würde es gelb machen,

wenn man deren eine Infuſion bereitete. Herr Polinière, Doctor der Arzneikunſt, hat mich verſichert, daß er dieſen Verſuch gleichfalls ohne den mindeſten Erfolg vorgenommen habe. Aber wenn er auch richtig wäre, ſo wäre es nichts Außerordentliches: denn gewiſſe kleine gläſerne Geſchirre, deren man ſich bedient, um Tinkturen hineinzuthun, haben alle jene Eigenſchaften, welche die Herren Boyle und Pomchet ihrem nephritiſchen Holze zuſchreiben. Vielleicht kamen dieſe verſchiedenen Farben, die ſie in ihrem Aufguſſe wollen geſehen haben, bloß von der Flaſche, welche vielleicht ein Glas von der Art war, wie ich eben erwähnte; welches denn ein bedeutender Irrthum ſein würde."

Betrachtungen über vorſtehende Abhandlung.

Wenn der denkende Geſchichtforſcher mit Betrübniß bemerken muß, daß Wahrheit ſo wenig als Glück einen dauerhaften Sitz auf der Erde gewinnen können, da dieſes mit manchem Unheil, jene mit manchem Irrthum beſtändig abzuwechſeln hat: ſo iſt es ihm deſto erfreulicher, zu ſehen, wenn die Wahrheit auch in Zeiten, wo ſie nicht durchdringen kann, nur gleichſam eine Proteſtation einlegt, um ihre Rechte, wo nicht zu behaupten, doch zu verwahren.

Mit dieſer vergnüglichen Empfindung leſen wir vorſtehende Schrift, die wir den Freunden der Wiſſenſchaft nicht genug empfehlen können. Sie iſt verfaßt von einem unbekannten, unbedeutenden, Franzöſiſchen Geiſtlichen, der zu derſelben Zeit den ächten Fundamenten der Farbenlehre ganz nahe tritt und ſeine Ueberzeugungen einfach und naiv ausſpricht, als eben Newton, von allem Glanze des Ruhms umgeben, ſeine Optik bekannt macht, um mit dem wunderlichſten aller Irrthümer ein ganzes Jahrhundert zu bemeiſtern.

Ein ſolcher Vorgang iſt keineswegs wunderbar: denn außerordentliche Menſchen üben eine ſolche Gewalt aus, daß ſie ganz bequem ihre zufälligen Irrthümer fortpflanzen, indeß weniger Begabte und Beglückte keine Mittel finden, ihren wohleingeſehenen Wahrheiten Raum zu machen.

Da ſich Nuguet jedoch dem reinen Wahren nur annähern vermag; da ihm eine vollkommene Einſicht abgeht; da er hier und da in Schwanken und Irren geräth: ſo bedarf man gegen ihn einer durchgehenden Nachſicht; hier muß man einen Schritt weiter gehen, hier ihn ſupplieren, hier ihn rectificiren. Indem wir dieſe unterhaltende und übende Bemühung unſern Leſern überlaſſen, machen wir nur auf einige Hauptmomente aufmerkſam.

In ſeinem fünften Puncte bemerkt er ganz richtig, daß im prismatiſchen Bilde Gelb und Blau mehr dem Lichte, Roth und Violett mehr dem Schatten angehören; daß das Rothe ſich von dem Schatten entfernt; daß das Violette ſich gegen den Schatten bewegt, der ihm unmittelbar begrenzt. Freilich entſteht, nach unſerer gegenwärtigen Einſicht, das Rothe, weil ſich ein trübes Doppelbild über das Licht; das Violette, weil ſich ein trübes Doppelbild über das Dunkle bewegt: und ſo ſprechen wir die nächſte Urſache dieſer Farbenerſcheinung aus. Aber wir müſſen doch Nuguet zugeſtehen, daß ihm die nothwendige Bedingung der Erſcheinung vorgeſchwebt, daß er auf Dasjenige, was dabei vorgeht, beſſer als einer ſeiner Vorgänger aufgemerkt.

Sein ſechſter Punct enthält die ſämmtlichen Elemente der farbigen Schatten. Hier iſt ihm nicht aufgegangen, was dabei phyſiologiſch iſt; auch hat er nicht einmal die zufälligen Erſcheinungen, welche ihm durch die ſeiner Camera obſcura gegenüberſtehenden Häuſer geboten worden, genugſam in wiederholbare Verſuche verwandelt.

Wenn ihm ferner der Verſuch mit dem nephritiſchen Holze nicht hat gelingen wollen, ſo ſcheint uns die Urſache darin zu liegen, daß er kein ächtes hat erhalten können. Denn ebenſo iſt es uns auch ergangen, ob wir uns gleich aus vielen Apotheken ein ſogenanntes nephritiſches Holz angeſchafft haben. An dem Verſuche, den Archer und nach ihm Andere ſo deutlich beſchreiben, hat man keine Urſache, zu zweifeln; allein darin hat Nuguet völlig recht, daß er auf mehr als eine Art zu ſetzen und flüſſigen Mitteln zu wiederholen iſt: man darf ihnen nur, auf eine oder die andere Weiſe, eine reine Trübe mittheilen, wie wir in unſerm Entwurfe umſtändlich angezeigt haben.

Nachdem wir nun am Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts noch ganz unerwartet ein erfreuliches Wahre hervorblicken ſehen, bereiten wir uns zu einem verdrießlichen Durchwandern jener Irrgänge, aus welchen die Naturforſcher des achtzehnten Jahrhunderts ſich herauszufinden weder vermochten noch geneigt waren.

Fünfte Abtheilung.

Achtzehntes Jahrhundert.

Erſte Epoche.

Von Newton bis auf Dollond.

Bisher beſchäftigten ſich die Glieder mehrerer Nationen mit der Farbenlehre: Italiener, Franzoſen, Deutſche und Engländer. Jetzt haben wir unſern Blick vorzüglich auf die letztere Nation zu wenden; denn aus England verbrei-

tet ſich eine aufſchließende Theorie über die Welt.

Londoner-Societät.

Wenn wir den Zuſtand der Naturwiſſenſchaften in England während der zweiten Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts uns vergegenwärtigen wollen: ſo iſt es für unſere Zwecke hinreichend, mit flüchtiger Feder Urſprung und Wachsthum der Londoner-Academie darzuſtellen. Hierzu geben uns hinlängliche Hülfsmittel Sprat, Birch und die philoſophiſchen Transactionen. Nach Dieſen liefern wir eine Skizze der Geſchichte der Societät bis auf die königliche Confirmation, und den Umriß einer Geſchichte der Wiſſenſchaften in England früherer Zeit.

Thomas Sprat.

Geboren 1634, geſtorben 1713.

History of the royal Society of London. Die Ausgabe von 1702, deren wir uns bedienen, ſcheint nicht die erſte zu ſein. Das Buch war für den Augenblick geſchrieben und gewiß ſogleich gedruckt. Auch iſt die Franzöſiſche Ueberſetzung ſchon 1669 zu Genf herausgekommen.

Thomas Sprat, nachmals Biſchof, war ein frühzeitiger guter Kopf, ein talentreicher, munterer, leidenſchaftlicher Lebemann. Er hatte das Glück, als Jüngling von vielen Hoffnungen, den frühern Verſammlungen der Geſellſchaft in Oxford beizuwohnen, wodurch er alſo Urſprung und Wachsthum derſelben aus eigener Theilnahme kennen lernte. Als man ſpäterhin Etwas über die Societät in's Publicum bringen wollte, ward er zum Sprecher gewählt und wahrſcheinlich von Oldenburg, der das Amt eines Secretärs begleitete, mit Nachrichten und Argumenten verſehen. So ſchrieb er die Geſchichte derſelben bis zur königlichen Confirmation und etwas weiter mit vielem Geiſt, guter Laune und Lebhaftigkeit.

Als Schriftſteller betrachtet, finden wir ihn mehr geeignet, die Angelegenheiten einer Partei in Broſchüren muthig zu verfechten (wie er denn ſein Vaterland gegen die Zudringlichkeiten eines Franzöſiſchen Reiſenden, Sorbière, in einem eigenen Bändchen mit großer Heftigkeit zu ſchützen ſuchte), als daß er ein Buch zu ſchreiben fähig geweſen wäre, welches man für ein bedächtiges Kunſtwerk anſprechen könnte. Wer ſolche Forderungen an ihn macht, wird ihn unbillig beurtheilen, wie es von Montucla geſchehen. (Histoire des Mathématiques. Paris 1758. Part. IV. Liv. 5. p. 486. Note a.)

Doch iſt auf alle Fälle die erſte Hälfte des Buchs ſorgfältiger geſchrieben und methodiſcher geordnet als die zweite; denn leider wird ſeine Arbeit durch das doppelte, große Unglück der Seuche und des Brandes zu London unterbrochen. Von da an ſcheint das Buch mehr aus dem Stegreife geſchrieben und ſieht einer Compilation ſchon ähnlicher. Doch hat er ein großes Verdienſt um ſeine Zeit wie um die Nachwelt.

Denn alle Hinderniſſe, welche der Societät im Wege ſtehen, ſucht er in's Klare zu bringen und zu beſeitigen; und gewiß hat er dazu beigetragen, daß manche Neigung erhöht und manches Vorurtheil ausgelöſcht werden. Was uns betrifft, ſo lernen wir den Gang der Geſellſchaft, ihre Lage, ihre Grundſätze, ihren Geiſt und Sinn aus ihm recht wohl kennen. Ihre Handlungsweiſe nach innen, ihre Verhältniſſe nach außen, die Vorſtellung, die ſich das Publicum von ihren Mitgliedern machte, was man ihr entgegenſetzte, was ſie für ſich anzuführen hatte: das Alles liegt in dem Werke theils klar und unbewunden ausgedrückt, theils redneriſch künſtlich angedeutet und verſteckt.

Glaubt man auch manchmal eine ſachwalteriſche Declamation zu hören, ſo müßten wir uns doch ſehr irren, wenn nicht auch öfters eine Ironie durchſchiene, daß er nämlich die Societät wegen verſchiedener Tugenden preiſt, nicht ſowohl, weil ſie ſolche beſitzt, als weil ſie ſolche zu erwerben denken ſoll.

Der Verfaſſer zeigt durchaus einen heitern, lebhaften Geiſt, ein vordringendes, leidenſchaftliches Gemüth. Er hat ſeine Materie recht wohl inne, ſchreibt aber nur mit laufender Feder, im Gefühl, daß ihm ſein Vorhaben leidlich gelingen müſſe.

Eine beſſere Ueberſetzung, als die Franzöſiſche iſt, hätte er auf alle Fälle verdient.

Thomas Birch.

History of the royal Society of London. Vier Bände in Quart, der erſte von 1666.

Dieſes Werk iſt eigentlich nur ein Abdruck der Protocolle der Societäts-Sitzungen bis 1687, und wenn wir den erſt genannten Sprat als einen Sachwalter anſehen und ſeine Arbeit nur mit einigem Mißtrauen nutzen: ſo finden wir dagegen hier die ſchätzbarſten und unentbehrlichſten Documente, welche, indem ſie alle Verhandlungen der Sitzungen unſchuldig und trocken anzeigen, uns über Das, was geſchehen, den beſten Aufſchluß geben. Aus ihnen iſt die zerſtückelte Manier zu erkennen, womit die Societät nach ihrer Ueberzeugung verfuhr und die Wiſſenſchaften verſpätete, indem ſie für ihre Beförderung bemüht war.

Philoſophiſche Transactionen.

Dieſe ſind das Archiv Deſſen, was man bei ihr niederlegte. Hier findet man Nachrichten von

den Unternehmungen, Studien und Arbeiten der Forſcher in manchen bedeutenden Weltgegenden. Dieſes allgemein bekannte Werk hat nach und nach für die Freunde der Wiſſenſchaft einen unſchätzbaren Werth erhalten. Denn obgleich jedes zufällige und empiriſche Sammeln Anfangs nur verwirrt und die eigentliche, wahre Kenntniß verhindert: ſo ſtellt ſich, wenn es nur immer fortgeſetzt wird, nach und nach die Methode von ſelbſt her; und Das, was ohne Ordnung aufbewahrt worden, gereicht Dem, der zu ordnen weiß, zum größten Vortheile.

Ungewiſſe Anfänge der Societät.

Der Urſprung wichtiger Begebenheiten und Ereigniſſe tritt ſehr oft in eine undurchdringliche mythologiſche Nacht zurück. Die Anfänge ſind unſcheinbar und unbemerkt und bleiben dem künftigen Forſcher verborgen.

Der patriotiſche Engländer möchte den Urſprung der Societät gern früh feſtſetzen, aus Eiferſucht gegen gewiſſe Franzoſen, welche ſich gleichzeitig zu ſolchem Zwecke in Paris verſammelt. Der patriotiſche Londoner gönnt der Univerſität Oxford die Ehre nicht, als Wiege eines ſo merkwürdigen Inſtituts gerühmt zu werden.

Man ſetzt daher ihre früheſten Anfänge um das Jahr 1635 nach London, wo ſich namhafte Naturfreunde wöchentlich ein Mal verſammelten, um mit Ausſchließung aller Staats- und Religionsfragen, welche in der unglücklichen Zeit des bürgerlichen Kriegs die Nation leidenſchaftlich beſchäftigten, ſich über natürliche Dinge zu unterhalten. Boyle ſoll dieſer Zuſammenkünfte, unter dem Namen des unſichtbaren oder philoſophiſchen Collegiums, in ſeinen Briefen gedenken.

In den Jahren 1648 und 1649 entſtand zu Oxford ein ähnlicher Kreis, den die von London dahin verſetzten Glieder jener erſten Geſellſchaft entweder veranlaßten oder erweiterten. Auch hier verſammelte man ſich, um durch Betrachtung der ewig geſetzmäßigen Natur ſich über die geſetzloſen Bewegungen der Menſchen zu tröſten oder zu erheben.

Die Univerſitäten zu Cambridge und Oxford hatten ſich, als Verwandte der biſchöflichen Kirche, treu zu dem König gehalten und deshalb von Cromwell und der republikaniſchen Partei viel gelitten. Nach der Hinrichtung des Königs 1649 und dem vollkommenen Siege der Gegen-Partei hatten die an beiden Akademien verſammelten Gelehrten alle Urſache, ſtill zu bleiben. Sie hielten ſich an die unſchuldige Natur feſt, verbannten um ſo ernſtlicher aus ihren Zuſammenkünften alle Streitigkeiten ſowohl über politiſche als religiöſe Gegenſtände, und hegten bei ihrer reinen Liebe zur Wahrheit ganz im Stillen jene Abneigung gegen Schwärmerei, religiöſe Phantaſterei, daraus entſpringende Weiſſagungen und andere Ungeheuer des Tages.

So lebten ſie zehn Jahre neben einander, kamen Anfangs öfter, nachher aber ſeltener zuſammen, wobei ein Jeder Das, was ihn beſonders intereſſirte, Das, worauf er bei ſeinen Studien unmittelbar geſtoßen, treulich den Uebrigen mittheilte, ohne daß man deßhalb an eine äußere Form oder an eine innere Ordnung gedacht hätte.

Der größte Theil der Mitglieder dieſer Oxforder-Geſellſchaft ward 1659 nach London zurück und in verſchiedene Straßen geſetzt. Sie hielten immerfort mit hergebrachter, vertraulicher Gewohnheit aneinander, verſammelten ſich regelmäßig jeden Donnerstag in Gresham-College, und es dauerte nicht lange, ſo traten manche Londoner Naturforſcher hinzu, darunter ſich mehrere aus dem hohen und niedern Adel befanden.

Beide Claſſen des Engliſchen Adels waren mit zeitlichen Gütern reichlich geſegnet. Der hohe Adel beſaß von Alters her große Güter und Vorzugsrechte, die er ſtets zu vermehren im Falle war. Der mindere Adel war ſeit langer Zeit genöthigt worden, gut hauszuhalten und ſeine Glücksumſtände zu verbeſſern, indem ihn zwei Könige, Jacob und Carl, auf ſeinen Gütern zu wohnen und Stadt- und Hofleben zu meiden angehalten hatten. Viele unter ihnen waren zur Naturforſchung aufgeregt und konnten ſich mit Ehren an die neu verſammelten Gelehrten anſchließen.

Nur kurze Zeit wurde der Wachsthum, die Mittheilung dieſer Geſellſchaft geſtört, indem bei den Unruhen, welche nach der Abdankung von Cromwell's Sohn entſtanden, ihr Verſammlungsort in ein Soldaten-Quartier verwandelt ward. Doch traten ſie 1660 gleich wieder zuſammen, und ihre Anzahl vermehrte ſich.

Den 18. November dieſes Jahrs bezeichnet die erſte, dieſe große Anſtalt begründende Sitzung. Ungefähr fünfzehn Perſonen waren gegenwärtig; ſie beſtimmten die Zeit ihrer Verſammlung, die Contraits- und wöchentlichen Zuſchußgelder, erwählten einen Präſidenten, Schatzmeiſter und Secretär; zwanzig aufzunehmende Perſonen wurden vorgeſchlagen. Bald darauf erboten ſie als Männer, die Gelegenheit genug gehabt hatten, über Conſtitutionen nachzudenken, die übrigen, zur äußern Form gehörigen Einrichtungen vortrefflich und zweckmäßig.

Kaum hatte König Carl II. vernommen, daß eine Verſammlung ſolcher ihm von jeher zugethaner Männer ſich zu einer Geſellſchaft conſtituirt, ſo ließ er ihnen Beſtätigung, Schutz und

allen Vorſchub anbieten, und beſtätigte 1662 auf die ehrenvollſte Weiſe die ſämmtlichen Statuten.

Naturwiſſenſchaften in England.

Die Theilnahme des Königs an den natürlichen Wiſſenſchaften kam eben zur rechten Zeit: denn wie bisher theils die Wiſſenſchaften überhaupt, theils die natürlichen verſpätet worden, davon ſoll uns der Biſchof Sprat eine flüchtige Ueberſicht geben.

„Bis zur Verbindung der beiden Häuſer York und Lancaſter wurden alle Kräfte unſers Landes zu häuslichen Kriegen zwiſchen dem König und dem Adel, oder zu wüthenden Kämpfen zwiſchen jenen beiden getrennten Familien verwendet, wenn nicht irgend einmal ein muthiger Fürſt ihre Kräfte zu fremden Eroberungen zu gebrauchen wußte. Die zwei Roſen waren in der Perſon des Königs Heinrich's VII. vereinigt, deſſen Regierung, wie ſeine Gemüthsart, heimlich, ſtreng, eiferſüchtig, geizig, aber dabei ſiegreich und weiſe war. Wie wenig aber dieſe Zeit ſich zu neuen Entdeckungen vorbereitet fand, ſieht man daraus, wie gering er das Anerbieten des Chriſtoph Columbus zu ſchätzen wußte. Die Regierung Heinrich's VIII. war kräftig, kühn, prächtig, freigebig und gelehrt, aber die Veränderung der Religion trat ein, und Dieß allein war genug, den Geiſt der Menſchen zu beſchäftigen.

Die Regierung Königs Eduard VI. war unruhig wegen des Zwieſpalts Derer, die während ſeiner Minderjährigkeit regierten, und die Kürze ſeines Lebens hat uns jener Früchte beraubt, die man nach den bewunderungswerthen Anfängen dieſes Königs hoffen konnte. Die Regierung der Königinn Maria war ſchwach, melancholiſch, blutdürſtig gegen die Proteſtanten, verdunkelt durch eine fremde Heirath und unglücklich durch den Verluſt von Calais. Dagegen war die Regierung der Königinn Eliſabeth lang, triumphirend, friedlich nach innen, und nach außen glorreich. Da zeigte ſich, zu welcher Höhe die Engländer ſteigen können, wenn ſie ein Fürſt anführt, der ihren Herzen ſo gut als ihren Händen gebieten kann. In ihren Tagen ſetzte ſich die Reformation feſt, der Handel ward geregelt, und die Schifffahrt erweiterte ſich. Aber obgleich die Wiſſenſchaft ſchon etwas Großes hoffen ließ, ſo war doch die Zeit noch nicht gekommen, daß den Naturerfahrungen eine öffentliche Aufmunterung hätte zu Theil werden können, indem die Schriften des Alterthums und die Streitigkeiten zwiſchen uns und der Römiſchen Kirche noch nicht völlig ſtudirt und beſeitigt waren.

Die Regierung des Königs Jacob war glücklich in allen Vortheilen des Friedens und [illegible] an Perſonen von tiefer Litteratur; aber [illegible] dem Beiſpiele des Königs wendeten ſie vorzüglich ihre Aufmerkſamkeit auf die Verhandlungen der Religion und der Streitigkeiten, ſo [illegible] ſelbſt Mylord Bacon, mit allem Anſehen, [illegible] er im Staate beſaß, ſein Collegium Salomonis nur als eine Schilderung, als einen Roman zu Stande bringen konnte. Zwar flog die Zeit Carl's I. an, zu ſolchen Unternehmungen reifer zu werden, wegen des Ueberfluſſes und der glücklichen Zuſtände ſeiner erſten Jahre, auch wegen der Fähigkeit des Königs ſelbſt, der nicht nur ein unnachahmlicher Meiſter in Verſtand und Redekunſt war, ſondern der auch in verſchiedenen practiſchen Künſten ſich über die gewöhnliche Weiſe der Könige, ja ſogar über den Fleiß der beſten Künſtler erhob. Aber ach, er wurde von den Studien, von Ruhe und Frieden hinweg zu der gefährlichern und rühmlichern Laufbahn des Märtyrers berufen!

Die letzten Zeiten des bürgerlichen Krieges und der Verwirrung haben, zum Erſatz jener unendlichen Jammers, den Vortheil hervorgebracht, daß ſie die Geiſter der Menſchen aus einem langen Behagen, aus einer müßigen Ruhe herausriſſen und ſie thätig, kriſtig und neugierig machten. Und gegenwärtig, ſeit der Rückkehr des Königs, iſt die Verblendung vergangener Jahre mit dem Jammer der letzten verſchwunden. Die Menſchen überhaupt ſind müde der Ueberbleibſel des Alterthums und geſättigt von Religionsſtreitigkeiten. Ihre Augen ſind gegenwärtig nicht allein offen und bereitet zur Arbeit, ſondern ihre Hände ſind es auch. Man findet jetzo ein Verlangen, eine allgemeine Begierde nach einer Wiſſenſchaft, die friedlich, nützlich und nährend ſei und nicht wie die der alten Secten, welche nur ſchwere und unverdauliche Argumente gaben, oder bittere Streitigkeiten ſtatt Nahrung, und die, wenn der Geiſt des Menſchen Brod verlangte, ihm Steine reichten, Schlangen oder Gift."

Aeußere Vortheile der Societät.

Der Theilnahme des Königs folgte ſogleich die der Prinzen und reichen Barone. Nicht allein Gelehrte und Forſcher, ſondern auch Practiker und Techniker mußten ſich für eine ſolche Neigung bemühen. Weit ausgebreitet war der Handel; die Gegenſtände deſſelben näher kennen zu lernen, neue Erzeugniſſe fremder Weltgegenden in Umlauf zu bringen, war der Vortheil ſämmtlicher Kaufmannſchaft. Wißbegierigen Reiſenden gab man lange Regiſter von Fragen mit, eben Dergleichen ſendete man an die Engliſchen Reſidenten in den fernſten Anſiedelungen.

Der bald beklagte ſich nunmehr von allen Seiten

und ſich um die Welthändel bekümmert, da drücken wir einander die Hände.

Görge.

Und wenn der Alte ſich betrübt, daß es draußen ſo wild zugeht, dann rücken wir näher zuſammen und freuen uns, daß es bey uns ſo friedlich und ruhig iſt.

Edelmann.

Das Beſte, was ihr thun könnt.

Röſe.

Und wenn der Vater gar nicht begreifen kann, wie er die Franzöſiſche Nation aus den Schulden retten will, da ſag' ich: Görge, wir wollen uns nur hüten, daß wir keine Schulden machen.

Görge.

Und wenn er außer ſich iſt, daß man allen Leuten dort ihre Güter und ihr Vermögen nimmt, da überlegen wir zuſammen,

ten das Merkwürdige herzu. Durch Beantwortung jener Fragen, durch Einsendung von Instrumenten, Büchern und andern Seltenheiten ward die Gesellschaft jeden Tag reicher und ihre Einwirkung bedeutender.

Innere Mängel der Societät.

Bei allen diesen großen, äußern Vortheilen war auch Manches, das ihr widerstand. Am Meisten schadete ihr die Furcht vor jeder Art von Unterität. Sie konnte daher zu keiner innern Form gelangen, zu keiner zweckmäßigen Behandlung Desjenigen, was sie besaß und was sie sich vorgenommen hatte.

Durch Bacon's Anlaß und Anstoß war der Sinn der Zeit auf das Reale, das Wirkliche gerichtet worden. Dieser außerordentliche Mann hatte das große Verdienst, auf die ganze Breite der Naturforschung aufmerksam gemacht zu haben. Bei einzelnen Erfahrungen drang er auf genaue Beobachtung der Bedingungen, auf Erwägung aller begleitenden Umstände. Der Blick in die Unendlichkeit der Natur war geöffnet, und zwar bei einer Nation, die ihn sowohl nach innen als nach außen am Lebhaftesten und Weitesten umherwenden konnte. Sehr Viele fanden eine leidenschaftliche Freude an solchen Versuchen, welche die Erfahrungen wiederholten, sicherten und mannigfaltiger machten; Andere ergetzten sich hingegen an der nächsten Aussicht auf Anwendung und Nutzen.

Wie aber in der wissenschaftlichen Welt nicht leicht ohne Trennung gewirkt werden kann, so findet man auch hier eine entschiedene Spaltung zwischen Theorie und Praxis. Man hatte noch in frischem Andenken, wie die weichende Scholastik durch eine seltsame Philosophie, durch den Cartesianismus sogleich wieder ersetzt worden. Hier sah man auf's Neue ein Beispiel, was ein einziger trefflicher Kopf auf Andere zu wirken, wie er sie nach seinem Sinne zu bilden im Stande ist. Wie entfernt man sei, die Gesinnungen eines Einzelnen gelten zu lassen, drückte die Societät unter ihrem Wappen durch den Wahlspruch aus: Nullius in Verba. Und damit man ja vor allem Allgemeinen, vor Allem, was eine Theorie nur von fern anzudeuten schien, sicher wäre: so sprach man den Vorsatz bestimmt aus, die Phänomene sowie die Experimente an und für sich zu beobachten, und sie neben einander, ohne irgend eine künstlich scheinende Verbindung, einzeln stehen zu lassen.

Die Unmöglichkeit, diesen Vorsatz auszuführen, sahen so kluge Leute nicht ein. Man bemerkte nicht, daß sehr bald nach den Ursachen gefragt wurde, daß der König selbst, indem er der Societät vorsteht, körperliche Körper verehrte, nach dem Wie der Wirkungen sich erkundigte. Man konnte nicht vermeiden, sich so gut und schlimm, als es gehen wollte, einige Rechenschaft zu geben; und nun entstanden partielle Hypothesen; die mechanische und maschinistische Vorstellungsart gewann die Oberhand, und man glaubte noch immer, wenn man ein Gefolgertes ausgesprochen hatte, daß man den Gegenstand, die Erscheinung aussprechc.

Indem man aber mit Furcht und Abneigung sich gegen jede theoretische Behandlung erklärte, so behielt man ein großes Zutrauen zu der Mathematik, deren methodische Sicherheit in Behandlung körperlicher Dinge ihr, selbst in den Augen der größten Zweifler, eine gewisse Realität zu geben schien. Man konnte nicht läugnen, daß sie, besonders auf technische Probleme angewendet, vorzüglich nützlich war, und so ließ man sie mit Ehrfurcht gelten, ohne zu ahnen, daß, indem man sich vor dem Ideellen zu hüten suchte, man das Ideelle zugelassen und beibehalten hatte.

Sowie Das, was eigentlich Methode sei, den Augen der Gesellen fast gänzlich verborgen war, so hatte man gleichfalls eine sorgliche Abneigung vor einer Methode zu der Erfahrung. Die Unterhaltung der Gesellschaft in ihren ersten Zeiten war immer zufällig gewesen. Was die Einen als eigenes Studium beschäftigte, was die Andern als Neuigkeit interessirte, brachte Jeder unaufgefordert und nach Belieben vor. Ebenso blieb es nach der übrigens sehr förmlich eingerichteten Constitution. Jeder theilt mit, was gerade zufällig bereit ist. Erscheinungen der Naturlehre, Körper der Naturgeschichte, Operationen der Technik: Alles zeigt sich bunt durcheinander. Manches Unbedeutende, anderes durch einen wunderbaren Schein Interessirende, anderes bloß Curiose findet Platz und Aufnahme; ja sogar werden Versuche mitgetheilt, aus deren näherm Umständen man ein Geheimniß machte. Man sieht eine Gesellschaft ernsthafter, würdiger Männer, die nach allen Richtungen Streifzüge durch das Feld der Naturwissenschaft vornehmen und, weil sie das Unermeßliche desselben anerkennen, ohne Plan und Maßregel darin herumschweifen. Ihre Seltsamen sind öfters Quodlibets, über die man sich des Lächelns, ja des Lachens nicht enthalten kann.

Die Angst der Societät vor irgend einer rationellen Behandlung war so groß, daß sich Niemand getraute, auch nur eine empirische Abtheilung und Ordnung in das Geschäft zu bringen. Man durfte nur die verschiedenen Classen der Gegenstände, man durfte Physik, Naturgeschichte und Technik von einander trennen und in diesen die nothwendigsten Unterabtheilungen machen, sodann die Einrichtung treffen, daß in jeder Session nur ein fach bearbeitet

werden ſollte: ſo war der Sache ſchon ſehr geholfen.

Porta hatte ſchon hundert Jahre vorher die phyſicaliſchen Phänomene in Rubriken vorgetragen. Man konnte dieſes Buch bequem zum Grunde legen, das alte Wunderbare nach und nach ſichten und auslöſchen, das in der Zwiſchenzeit Erfundene nachtragen, ſodann das jedes Mal bei der Societät Vorkommende aus den Protocollen an Ort und Stelle eintragen: ſo entging man wenigſtens der größten Verwirrung und war ſicher, daß ſich Nichts verſteckte und verlor, wie es z. B. mit Mayow's Erfahrungen ging, von welchen die Societät Notiz hatte, ſie aber vernachläſſigte und freilich das Genauere nicht erfuhr, weil ſie den von Hooke zum Mitglied vorgeſchlagenen Mayow nicht aufnahm.

In ſeiner neuen Atlantis hatte Bacon für das naturforſchende Salomon'ſche Collegium einen vorgeneuern romantiſchen Palaſt mit vielen Flügeln und Pavillons gebaut, worin ſich denn wohl auch mancher äußerſt phantaſtiſche Saal befand. Dieſe Andeutungen konnten freilich einer Geſellſchaft, die im wirklichen Leben entſprang, wenig Vortheil gewähren; aber beſtimmt genug hatte er am Ende jener Dichtung die Nothwendigkeit ausgeſprochen, die verſchiedenen Functionen eines ſolchen Unternehmens unter mehrere Perſonen zu theilen, oder, wenn man will, dieſe Functionen als von einander abgeſondert, aber doch immer in gleichem Werthe neben einander fortſchreitend, zu betrachten.

„Wir haben zwölf Geſellen," ſagte er, „um uns Bücher, Materialien und Vorſchriften zu Experimenten anzuwerben. Drei haben wir, welche alle Verſuche, die ſich in Büchern finden, zuſammenbringen; drei, welche die Verſuche aller mechaniſchen Künſte, der freien und practiſchen Wiſſenſchaften, die noch nicht zu einer Einheit zuſammengeſtoſſen, ſammeln. Wir haben drei, die ſich zu neuen Verſuchen anſchicken, wie es ihnen nützlich zu ſein ſcheint; drei, welche die Erfahrungen aller dieſer ſchon Genannten in Rubriken und Tafeln aufſtellen, daß der Geiſt zu Beobachtungen und Schlüſſen ſie deſto bequemer vor ſich finde. Drei haben wir, welche dieſe ſämmtlichen Verſuche in dem Sinne anſehen, daß ſie daraus ſolche Erfindungen ziehen, die zum Gebrauche des Lebens und zur Ausübung dienen; dann aber drei, die nach vielen Zuſammenkünften und Rathſchlüſſen der Geſellſchaft, worin das Vorhandene durchgearbeitet werden, Sorge tragen, daß nach dem, was ſchon vor Augen liegt, neue, tiefer in die Natur dringende Verſuche eingeleitet und angeſtellt werden; dann drei, welche ſolche aufgegebene Experimente ausführen und von ihrem Erfolg Nachricht geben. Zuletzt haben wir drei, die jene Erfindungen und Offenbarungen der Natur durch Verſuche zu höhern Beobachtungen, Axiomen und Aphorismen erheben und befördern, welches nicht anders als mit Beirath der ſämmtlichen Geſellſchaft geſchieht."

Von dieſer glücklichen Sonderung und Zuſammenſtellung iſt keine Spur in dem Verfahren der Societät, und ebenſo geht es auch mit ihren nach und nach ſich anhäufenden Beſitzungen. Wie ſie jeden Naturfreund ohne Unterſchied des Ranges und Standes für ſocietätsfähig erklärt hatte, ebenſo bekannt war es, daß ſie Alles, was ſich nur einiger Maßen auf Natur bezog, annehmen und bei ſich aufbewahren wolle. Bei der allgemeinen Theilnahme, die ſie erregte, fand ſich ein großer Zufluß ein, wie es bei allen empiriſchen Unternehmungen und Sammlungen zu geſchehen pflegt. Der König, der Adel, Gelehrte, Decouvrirer, Reiſende, Kaufleute, Handwerker: Alles drängte ſich mit Gaben und Merkwürdigkeiten. Aber auch hier ſcheint man vor irgend einer Ordnung Scheu gehabt zu haben; wenigſtens ſieht man in der frühern Zeit keine Anſtalt, ihre Vorräthe zu rangiren, Catalege darüber zu machen und dadurch auf Vollſtändigkeit auch nur von ferne hinzudeuten. Will man ſie durch die Beſchränktheit und Unſicherheit ihres Locals entſchuldigen, ſo laſſen wir dieſen Einwurf nur zum Theil gelten; denn durch einen wahren Ordnungsgeiſt wären dieſe Hinderniſſe wohl zu überwinden geweſen.

Jede einſeitige Maxime muß, wenn ſie auch zu gewiſſen Zwecken tauglich gefunden wird, ſich zu andern unzulänglich, ja ſchädlich erzeigen. Sprat mag mit noch ſo vieler Beredſamkeit den Vorſatz der Geſellſchaft, nicht zu theoretiſiren, nicht zu methodiſiren, nicht zu ordnen, rühmen und vertheidigen; hinter ſeinen vielen Argumenten glaubt man nur ſein böſes Gewiſſen zu entdecken. Und man darf nur den Gang des Societäts-Geſchäftes in den Protocollen einige Jahre verfolgen, ſo ſieht man, daß ſie die aus ihrer Maxime entſpringende Mängel gar wohl nach und nach bemerkt und dagegen, jedoch leider unzulängliche, Anordnungen macht.

Die Experimente ſollen nicht aus dem Stegreife vorgelegt, ſondern in der vorhergehenden Seſſion angezeigt werden; man ordnet Verſuche in gewiſſen Folgen an; man ſetzt Commiſſionen nieder, welche, im Vorbeigehen ſei es geſagt, in politiſchen und practiſchen Fällen gut ſein mögen, in wiſſenſchaftlichen Dingen aber gar Nichts taugen. Neigung oder Abneigung, vorgefaßte Meinung der Commiſſarien ſind hier nicht ſo leicht wie dort zu controliren. Ferner verlangt man Gutachten und Ueberſichten; da

aber Nichts zuſammenhängt, ſo wird Eins über das Andere vergeſſen. Selten geſchieht, was man ſich vorgeſetzt hatte, und wenn es geſchieht, ſo iſt es meiſtentheils nicht anlangend noch hinreichend. Und nach welchem Maßſtab ſoll es gemeſſen, von wem ſoll es beurtheilt werden?

Vielleicht iſt hieran auch der im Anfang monatliche Präſidenten-Wechſel Schuld; ſowie auch hier die Ungewißheit und Unzulänglichkeit des Locals, der Mangel eines Laboratoriums, und was andere daraus entſpringende Hinderniſſe ſind, zur Entſchuldigung angeführt werden können.

Mängel, die in der Umgebung und in der Zeit liegen.

Von Manchem, was ſich einem regelmäßigen und glücklichen Fortſchritt der Societät entgegenſetzte, haben wir freilich gegenwärtig kaum eine Ahnung. Man hielt von Seiten der Menge, und zwar nicht eben gerade des Pöbels, die Naturwiſſenſchaften und beſonders das Experimentiren auf mancherlei Weiſe für ſchädlich, ſchädlich der Schullehre, der Erziehung, der Religion, dem practiſchen Leben, und was dergleichen Beſchränktheiten mehr waren.

Ingleichen dürfen wir uns nicht vor, wenn wir von jenen Engliſchen Experimental-Philoſophen ſo Vieles leſen, wie weit man überhaupt zu Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts noch im Experimentiren zurückſtand. Von der alchymiſtiſchen Zeit her war noch die Luſt am Geheimniß geblieben, von welchem man bei zunehmender Technik, beim Eingreifen des Wiſſens ins Leben, unmöglich manche Vortheile beſſer konnte. Die Werkzeuge, mit denen man experimentirte, waren noch höchſt unvollkommen. Wer ſieht dergleichen Inſtrumente aus jener Zeit in alten phyſicaliſchen Rüſtkammern und ihre Unbehülflichkeit nicht mit Verwunderung und Bedauern?

Das größte Uebel aber entſprang aus einer gewiſſen Verfahrungsart ſelbſt. Man hatte kaum den Begriff, daß man ein Phänomen, einen Verſuch auf ſeine Elemente reduciren könne; daß man ihn zergliedern, vereinfachen und wieder vermannigfaltigen müſſe, um zu erfahren, wohin er eigentlich deute. Die fleißigſten Beobachter der damaligen Zeit geben Anlaß zu dieſer Reflexion, und Newton's Theorie hätte nicht entſtehen können, wenn er für dieſe Haupt-Maxime, die den Experimentirenden leiten ſoll, irgend einen Sinn gehabt hätte. Man ergriff einen verwickelten Verſuch und eilte ſogleich zu einer Theorie, die ihn unmittelbar erklären ſollte; man that gerade das Gegentheil von Dem, was man in Mund und Marxen führte.

Robert Hooke.

Hooke, der Experimentator und Sekretär der Societät, war in demſelben Falle; und ob ihm gleich die Geſellſchaft Manches ſchuldig iſt, ſo hat ihr doch ſein Character viel Nachtheil gebracht. Er war ein lebhafter, unruhig thätiger Mann, von den ausgebreitetſten Kenntniſſen; aber er wollte auch Nichts für neu oder bedeutend gelten laſſen, was irgend angebracht und mitgetheilt wurde. Er glaubte es entweder ſelbſt ſchon zu kennen, oder etwas Anderes und Beſſeres zu wiſſen.

So viel er auch that, ja im Einzelnen durcharbeitete, ſo war er doch durchaus unſtät und wurde es noch mehr durch ſeine Lage, da die ganze Erfahrungsmaſſe auf ihn eindrang und er, um ihr gewachſen zu ſein, ſeine Kräfte bald dorthin wenden mußte. Dabei war er zerſtreut, nachläſſig in ſeinem Amte, obgleich auf ſeinem eigenen Wege immer thätig.

Viele Jahre müht ſich die Societät vergebens mit ihm ab. Sehr ernſtlich wird ihm auferlegt: er ſoll regelmäßig Verſuche machen, ſie vorher anzeigen, in den folgenden Seſſionen wirklich darlegen; wobei die gute Societät freilich nicht bedenkt, daß Seſſionen nicht dazu geeignet ſind, Verſuche anzuſtellen und ſich von den Erſcheinungen vollkommen zu überzeugen; wie denn auch einmal ein Vogel den Gefallen nicht thun will, unter der Mayow'ſchen Glocke, ehe die Verſammlung auseinander geht, zu ſterben.

Aehnliche Fälle benutzt Hooke zu allerlei Ausflüchten. Er gehorcht nicht oder nur halb; man verkümmert ihm ſeine Penſion; er wird nicht gefügſamer, und, wie es in ſolchen Fällen geht, man ermüdet, ſtreng zu ſein; man bezahlt ihm zuletzt aus Gunſt und Nachſicht ſeine Rückſtände auf ein Mal. Er zeigt eine Umwandelung von Beſſerung, die nicht lange dauert, und die Sache ſchleppt ſich ihren alten Gang.

So ſah es mit der innern Verfaſſung eines Gerichtshofes aus, bei deſſen Entſcheidung über eine bedeutende und weit eingreifende Theorie ſich die wiſſenſchaftliche Welt beruhigen ſollte.

Iſaak Newton.

Geboren 1642, geſtorben 1727.

Unter Denen, welche die Naturwiſſenſchaften bearbeiten, laſſen ſich vorzüglich zweierlei Arten von Menſchen bemerken.

Die Erſten, genial, productiv und gewaltſam, bringen eine Welt aus ſich ſelbſt hervor, ohne viel zu fragen, ob ſie mit der wirklichen übereinkommen werde. Gelingt es, daß Dasjenige, was ſich in ihnen entwickelt, mit den Ideen des Weltgeiſtes zuſammentrifft, ſo werden Wahrheiten bekannt, wovor die Menſchen erſtaunen,

und wolle ſie Jahrhunderte lang dankbar zu ſein Urſache haben. Entſpringt aber in ſo einer tüchtigen, genialen Natur irgend ein Wahnbild, das in der allgemeinen Welt kein Gegenbild findet, ſo kann ein ſolcher Irrthum nicht minder gewaltſam um ſich greifen und die Menſchen Jahrhunderte durch hinreißen und übervortheilen.

Die von der zweiten Art, geiſtreich, ſcharfſinnig und behutſam, zeigen ſich als gute Beobachter, ſorgfältige Experimentatoren, vorſichtige Sammler von Erfahrungen; aber die Wahrheiten, welche ſie fördern, wie die Irrthümer, welche ſie begehen, ſind gering. Ihr Wahres fügt ſich zu dem anerkannten Richtigen oft unbemerkt, oder geht verloren; ihr Falſches wird nicht aufgenommen, oder wenn es auch geſchieht, verliſcht es leicht.

Zu der erſten dieſer Claſſen gehört Newton, zu der zweiten die beſſern ſeiner Gegner. Er irrt, und zwar auf eine entſchiedene Weiſe. Erſt findet er ſeine Theorie plauſibel; dann überzeugt er ſich mit Uebereilung, ehe ihm deutlich wird, welcher mühſeligen Kunſtgriffe es bedürfen werde, die Anwendung ſeines hypothetiſchen Aperçus durch die Erfahrung durchzuführen. Aber ſchon hat er ſie öffentlich ausgeſprochen, und nun verfehlt er nicht, alle Gewandtheit ſeines Geiſtes aufzubieten, um ſeine Theſe durchzuſetzen; wobei er mit unglaublicher Kühnheit das ganze Abſurde als ein ausgemachtes Wahre in's Angeſicht behauptet.

Wir haben in der neuern Geſchichte der Wiſſenſchaften einen ähnlichen Fall an Tycho de Brahe. Dieſer hatte ſich gleichfalls vergriffen, indem er das Abgeleitete für das Urſprüngliche, das Untergeordnete für das Herrſchende in ſeinem Welt-Syſtem geſtellt hatte. Auch er war zu geſchwind mit dieſer unhaltbaren Grille hervorgetreten; ſeine Freunde und gleichzeitigen Verehrer ſchreiben in ihren vertraulichen Briefen darüber ganz unbewunden und ſprechen deutlich aus, daß Tycho, wenn er nicht ſchon ſein Syſtem publicirt und eine Zeit lang behauptet hätte, das Copernicaniſche wahrſcheinlich annehmen und dadurch der Wiſſenſchaft großen Dienſt leiſten würde; da hingegen nunmehr zu fürchten ſei, daß er den Himmel öfter nach ſeiner Lehre ziehen und biegen werde.

Schon die Zeitgenoſſen und Mitarbeiter Tycho's befreiten ſich von ſeiner ängſtlichen, verwirrenden Meinung. Aber Newton theilte ſeine Ueberzeugung, ſowie ſeine Hartnäckigkeit, ſeinen Schülern mit; und wer den Parteigeiſt kennt, wird ſich nicht verwundern, daß Dieſe keine Augen und Ohren mehr haben, ſondern das alte Credo immerfort wiederholen, wie es ihnen der Meiſter eingelernt.

Der Character, die Fähigkeiten, das Benehmen, die Schickſale ſeiner Gegner können nur im Einzelnen vorgetragen werden. Zum Theil begriffen ſie nicht, worauf es ankam, zum Theil ſahen ſie den Irrthum wohl ein, hatten aber weder Kraft, noch Geſchick, noch Opportunität, ihn zu zerſtören.

Wir finden 1666 Newton, als Studirenden zu Cambridge, mit Verbeſſerung der Teleſcope und mit prismatiſchen Verſuchen zu dieſem Zweck beſchäftigt, wobei er ſeine Farben-Theorie bei ſich feſtſetzt. Von ihm ſelbſt haben wir hierüber drei Arbeiten, aus welchen wir ſeine Denkweiſe überſehen, den Gang, den er genommen, folgen können.

Lectiones Opticae.

Nachdem er 1667 Magiſter, 1669 Profeſſor der Mathematik an Barrow's Stelle geworden, hält er in dieſem und den beiden folgenden Jahren der ſtudirenden Jugend Vorleſungen, in welchen er das Phyſiſche der Farben-Phänomene durch mathematiſche Behandlung ſo viel als möglich an Dasjenige heranzuziehen ſucht, was man von ihm in ſeiner Stelle erwartet. Er arbeitet dieſe Schrift nachher immer weiter aus, läßt ſie aber liegen, ſo daß ſie erſt nach ſeinem Tode 1729 gedruckt wird.

Brief an den Secretär der Londoner-Societät.

Im Jahre 1671 wird er Mitglied der Londoner-Societät und legt ihr ſein neues catoptriſches Teleſcop vor und zugleich ſeine Farben-Theorie, aus welcher gefolgert wird, daß die dioptriſchen Fernröhren nicht zu verbeſſern ſeien.

Dieſer Brief eigentlich beſchäftigt uns hier, weil Newton den Gang, den er genommen, ſich von ſeiner Theorie zu überzeugen, darin ausführlich erzählt, und weil er überhaupt hinreichend wäre, uns einen vollkommenen Begriff von der Newton'ſchen Lehre zu geben.

An dieſen Brief ſchließen ſich auch die erſten Einwürfe gegen die Newton'ſche Lehre, welche nebſt den Antworten des Verfaſſers bis 1676 reichen.

Die Optik.

Seit gedachtem Jahre läßt ſich Newton in weiter keine Controverſe ein, ſchreibt aber die Optik, welche 1705 herauskommt, da ſeine Autorität am Höchſten geſtiegen und er zum Präſidenten der Societät ernannt war. In dieſem Werke ſind die Erfahrungen und Verſuche ſo geſtellt, daß ſie allen Einwendungen die Stirn bieten ſollen.

Um nunmehr Dasjenige, worauf es bei der

Sache ankommt, hiſtoriſch deutlich zu machen, müſſen wir Einiges aus der vergangenen Zeit nachholen.

Die Wirkung der Refraction war von den älteſten Zeiten her bekannt, ihre Verhältniſſe aber, bis in das ſechszehnte Jahrhundert, nur empiriſch beſtimmt. Snellius entdeckte das Geſetzliche daran und bediente ſich zur Demonſtration des ſubjectiven Verſuchs, den wir mit dem Namen der Hebung bezeichnet haben. Andere wählten zur Demonſtration den objectiven Verſuch, und das Kunſtwort Brechung wird davon ausſchließlich gebraucht. Das Verhältniß der beiden Sinus des Einfalls- und Brechungswinkels wird rein ausgeſprochen, als wenn kein Nebenumſtand dabei zu beobachten wäre.

Die Refraction kam hauptſächlich bei Gelegenheit der Fernröhren zur Sprache. Diejenigen, die ſich mit Teleſcopen und deren Verbeſſerung beſchäftigten, mußten bemerken, daß durch Objectiv-Gläſer, die aus Kugelſchnitten beſtehen, das Bild nicht rein in einen Punct zu bringen iſt, ſondern daß eine gewiſſe Abweichung Statt findet, wodurch das Bild undeutlich wird. Man ſchrieb ſie der Form der Gläſer zu und ſchlug deßwegen hyperboliſche und elliptiſche Oberflächen vor.

So oft von Refraction, beſonders ſeit Antonius de Dominis, die Rede iſt, wird auch immer der Farbenerſcheinung gedacht. Man ruft bei dieſer Gelegenheit die Prismen zu Hülfe, welche das Phänomen ſo eminent darſtellen. Als Newton ſich mit Verbeſſerung der Teleſcope beſchäftigte und, um jene Abberation von Seiten der Form wegzuſchaffen, hyperboliſche und elliptiſche Gläſer arbeitete, unterſuchte er auch die Farbenerſcheinung und überzeugte ſich, daß dieſe gleichfalls eine Art von Abweichung ſei wie jene, doch von weit größerer Bedeutung, dergeſtalt, daß jene dagegen gar nicht zu achten ſei, dieſe aber, wegen ihrer Größe, Beſtändigkeit und Untrennbarkeit von der Refraction, alle Verbeſſerung der dioptriſchen Teleſcope unmöglich mache.

Bei Betrachtung dieſer die Refraction immer begleitenden Farbenerſcheinung fiel hauptſächlich auf, daß ein rundes Bild wohl ſeine Breite behielt, aber in der Länge zunahm. Es wurde nunmehr eine Erklärung gefordert, welche im ſiebenzehnten Jahrhundert oft verſucht worden, Niemandem aber gelungen war.

Newton ſcheint, indem er eine ſolche Erklärung aufſuchte, ſich gleich die Frage gethan zu haben: ob die Urſache in einer innern Eigenſchaft des Lichts oder in einer äußern Bedingtheit deſſelben zu ſuchen ſei. Auch läßt ſich aus ſeiner Behandlung der Sache, wie ſie uns bekannt worden, ſchließen, daß er ſich ſehr ſchnell für die erſtere Meinung entſchieden habe.

Das Erſte, was er alſo zu thun hatte, war, die Bedeutſamkeit aller äußern Bedingungen, die bei dem prismatiſchen Verſuche vorkamen, zu ſchwächen, oder ganz zu beſeitigen. Ihm waren die Ueberzeugungen ſeiner Vorgänger wohl bekannt, welche eben dieſen äußern Bedingungen einen großen Werth beigelegt. Er führt ihrer ſechs auf, um eine nach der andern zu verneinen. Wir tragen ſie in der Ordnung vor, wie er ſie ſelbſt aufführt, und als Fragen, wie er ſie gleichfalls geſtellt hat.

Erſte Bedingung. Trägt die verſchiedene Dicke des Glaſes zur Farbenerſcheinung bei?

Dieſe hier nur im Allgemeinen und Unbeſtimmten aufgeſtellte Frage ward eigentlich dadurch veranlaßt: Antonius de Dominis, Kircher und Andere hatten geglaubt, indem ſie das Gelbe durch die Spitze des brechenden Winkels oder näher an ihm, das Blaue aber zu oberſt, wo das Prisma mehrere Maſſe hat, hervorgebracht ſahen, es ſei die größere oder geringere Stärke des Glaſes Urſache der Farbenverſchiedenheit. Sie hätten aber nur dürfen bei'm Gebrauch eines größern Prisma's daſſelbe von unten hinauf, oder von oben herunter nach und nach zudecken, ſo würden ſie geſehen haben, daß an jeder mittlern Stelle jede Farbe entſtehen kann. Und Newton hatte alſo ganz recht, wenn er in dieſem Sinne die Frage mit Nein beantwortet.

Doch haben weder er noch ſeine Nachfolger auf den wichtigen Umſtand aufmerkſam gemacht, daß die Stärke oder die Schwäche des Mittels überhaupt, zwar nicht zur Entſtehung der verſchiedenen Farben, aber doch zum Wachsthum oder zur Verminderung der Erſcheinung ſehr viel beitrage, wie wir am gehörigen Orte umſtändlich ausgeführt haben. (S. 209 — 217.) Dieſe Bedingung iſt alſo keineswegs als vollkommen beſeitigt anzuſehen; ſie bleibt vielmehr in einem Sinne, an den man freilich damals nicht gedacht, als höchſt bedeutend beſtehen.

Zweite Bedingung. Inwiefern tragen größere oder kleinere Oeffnungen im Fenſterladen zur Geſtalt der Erſcheinung, beſonders zum Verhältniß ihrer Länge zur Breite bei?

Newton will auch dieſe Bedingung unbedeutend gefunden haben, welches ſich auf keine Weiſe begreifen läßt, als daß man annimmt, er habe, indem er mit kleinen Prismen operirt, die Oeffnungen im Fenſterladen nicht von ſehr verſchiedener Größe machen können. Denn obgleich das Verhältniß der Länge zur Breite, im prismatiſchen Bilde, von mancherlei Urſachen abhängt, ſo iſt doch die Größe der Oeffnung eine der hauptſächlichſten: denn je größer

die Oeffnung wird, deſto geringer wird das Verhältniß der Länge zur Breite. Man ſehe, was wir hierüber im polemiſchen Theil (92) umſtändlich und genau ausgeführt haben. Dieſe zweite Frage wird alſo von uns auf das Entſchiedenſte mit Ja beantwortet.

Dritte Bedingung. Tragen die Grenzen des Hellen und Dunkeln Etwas zur Erſcheinung bei?

Das ganze Capitel unſers Entwurfs, welches die Farben abhandelt, die bei Gelegenheit der Refraction entſtehen, iſt durchaus bemüht, zu zeigen, daß eben die Grenzen ganz allein die Farbenerſcheinung hervorbringen. Wir wiederholen hier nur das Haupt-Moment.

Es entſpringt keine prismatiſche Farbenerſcheinung, als wenn ein Bild verrückt wird, und es kann kein Bild ohne Grenze ſein. Bei dem gewöhnlichen prismatiſchen Verſuch geht durch die kleinſte Oeffnung das ganze Sonnenbild durch, das ganze Sonnenbild wird verrückt; bei geringer Brechung nur an den Rändern, bei ſtärkerer aber völlig gefärbt.

Durch welche Art von Unterſuchung jedoch Newton ſich überzeugt habe, daß der Grenze kein Einfluß auf die Farbenerſcheinung zuzuſchreiben ſei, muß Jeden, der nicht verwahrloſ't iſt, zum Erſtaunen, ja zum Entſetzen bewegen; und wir fordern alle günſtigen und ungünſtigen Leſer auf, dieſem Puncte die größte Aufmerkſamkeit zu widmen.

Bei jenem bekannten Verſuche, bei welchem das Prisma innerhalb der dunkeln Kammer ſich befindet, geht das Licht, oder vielmehr das Sonnenbild, zuerſt durch die Oeffnung und dann durch das Prisma, da denn auf der Tafel das farbige Spectrum erſcheint. Nun ſtellt der Experimentator, um gleichſam eine Probe auf ſeinen erſten Verſuch zu machen, das Prisma hinaus vor die Oeffnung und findet in der dunkeln Kammer, vor wie nach, ſein gefärbtes verlängertes Bild. Daraus ſchließt er, die Oeffnung habe keinen Einfluß auf die Färbung deſſelben.

Wir fordern alle unſere gegenwärtigen und künftigen Gegner auf dieſe Stelle. Hier wird von nun an um die Haltbarkeit oder Unhaltbarkeit des Newton'ſchen Syſtems gekämpft, hier, gleich am Eingange des Labyrinths und nicht drinnen in den verworrenen Irrgängen, hier, wo uns Newton ſelbſt aufbewahrt hat, wie er zu ſeiner Ueberzeugung gelangt iſt.

Wir wiederholen daher, was ſchon oft von uns didactiſch und polemiſch eingeſchärft worden: das gebrochene Licht zeigt keine Farbe, als bis es begrenzt iſt; das Licht nicht als Licht, ſondern inſofern es als ein Bild erſcheint, zeigt bei der Brechung eine Farbe; und es iſt ganz einerlei, ob erſt ein Bild entſtehe, das nachher gebrochen wird, oder ob eine Brechung vorgehe, innerhalb welcher man ein Bild begrenzt.

Man gewöhne ſich, mit dem großen Waſſer-Prisma zu operiren, welches uns ganz allein über die Sache einen vollkommenen Aufſchluß geben kann, und man wird nicht aufhören, ſich zu wundern, durch welch einen unglaublichen Fehlſchluß ſich ein ſo vorzüglicher Mann nicht allein zu Anfang getäuſcht, ſondern den Irrthum ſo bei ſich hat feſtwurzeln laſſen, daß er wider allen Augenſchein, ja wider beſſer Wiſſen und Gewiſſen, in der Folge dabei verharrt und einen ungehörigen Verſuch nach dem andern erſonnen, um ſeine erſte Unaufmerkſamkeit vor unaufmerkſamen Schülern zu verbergen. Man ſehe, was von uns im polemiſchen Theile, beſonders zum zweiten Theil des erſten Buchs der Optik, umſtändlicher ausgeführt worden, und erlaube uns hier, den Triumph der guten Sache zu feiern, den ihr die Schule mit aller ihrer Halsſtarrigkeit nicht lange mehr verkümmern wird.

Jene drei nunmehr abgehandelten Fragepuncte beziehen ſich auf Aeußerungen älterer Naturforſcher. Der erſte kam vorzüglich durch Antonius de Dominis, der zweite und dritte durch Kircher und Descartes zur Sprache.

Außerdem waren noch andere Puncte zu beſeitigen, andere äußere Bedingungen zu läugnen, die wir nun der Ordnung nach vorführen, wie ſie Newton beibringt.

Vierte Bedingung. Sind vielleicht Ungleichheiten und Fehler des Glaſes Schuld an der Erſcheinung?

Noch in dem ſiebenzehnten Jahrhunderte ſind uns mehrere Forſcher begegnet, welche die prismatiſchen Erſcheinungen bloß für zufällig und regellos hielten. Newton beſtand zuerſt mit Macht darauf, daß ſie regelmäßig und beſtändig ſeien.

Wenn Ungleichheiten und Fehler des Glaſes unregelmäßig ſcheinende Farben hervorbringen, ſo entſtehen ſie doch eben ſo gut dem allgemeinen Geſetze gemäß, als die entſchiedenen des reinſten Glaſes; denn ſie ſind nur Wiederholungen im Kleinen von der größern Farbenerſcheinung an den Rändern des Prisma's, indem jede Ungleichheit, jede undurchſichtige Faſer, jeder dunkle Punct als ein Bildchen anzuſehen iſt, um welches her die Farben entſtehen. Wenn alſo die Haupterſcheinung geſetzlich und conſtant iſt, ſo ſind es dieſe Nebenerſcheinungen auch, und wenn Newton völlig recht hatte, auf dem Geſetzlichen des Phänomens zu beſtehen, ſo beging er doch den großen Fehler, das eigentliche Fundament dieſes Geſetzlichen nicht anzuerkennen.

Fünfte Bedingung. Hat das verſchie-

dene Einfallen der Strahlen, welche von verſchiedenen Theilen der Sonne herabkommen, Schuld an der farbigen Abweichung?

Es war freilich Dieſes ein Punct, welcher eine genaue Unterſuchung verdiente. Denn kaum hatte man ſich an der durch Huygens bekannt gewordenen Entdeckung des Snellius, wodurch dem Einfallswinkel zu dem gebrochenen Winkel ein beſtändiges Verhältniß zugeſichert werden; kaum hatte man ſich daran erfreut und hierin ein großes Fundament zu künftigen Unterſuchungen und Ausdehnungen erblickt: als nun Newton auf ein Mal die früher kaum geachtete farbige Abweichung ſo ſehr bedeutend finden wollte. Die Meiſter hielten feſt an jener Vorſtellung, daß Incidenz und Brechung in beſtimmtem Verhältniſſe ſtehen müſſe, und die Frage war natürlich, ob nicht etwa auch bei dieſer ſcheinbar aus der Regel ſchreitenden Erſcheinung eine verſchiedene Incidenz im Spiele ſei.

Newton wendete alſo hier ganz zweckmäßig ſeine mathematiſche Genauigkeit an dieſen Punct und zeigte, ſo viel wir ihn beurtheilen können, gründlich, obgleich mit etwas zu viel Umſtändlichkeit, daß die Farbenerſcheinung keiner diverſen Incidenz zugeſchrieben werden könne; worin er denn auch ganz recht hat und wogegen Nichts weiter zu ſagen iſt.

Sechſte Bedingung. Ob vielleicht die Strahlen nach der Refraction ſich in krummen Linien fortpflanzen und alſo das ſo ſeltſam verlängerte Bild hervorbringen?

Durch Descartes und Andere, welche zu mechaniſchen Erklärungsarten geneigt waren, kam bei'm Lichte, bei'm Schall und bei andern ſchwer zu verſinnlichenden Bewegungen das in mechaniſchen Fällen übrigens ganz brauchbare Beiſpiel vom Ballſchlag zur Sprache. Weil nun der geſchlagene Ball ſich nicht in gerader Linie, ſondern in einer krummen bewegt, ſo konnte man nach jener globularen Vorſtellungsart denken, das Licht erhalte bei der Refraction einen ſolchen Schub, daß es aus ſeiner geradlinigen Bewegung in eine krummlinige übergehen veranlaßt werde. Gegen dieſe Vorſtellung argumentirt und experimentirt Newton und zwar mit Recht.

Da nunmehr Newton dieſe ſechs äußern Bedingungen völlig removirt zu haben glaubt, ſo ſchreitet er unmittelbar zu dem Schluſſe: es ſei die Farbe dem Licht nicht nur eingeboren, ſondern die Farben in ihren ſpecifiſchen Zuſtänden ſeien in dem Licht als urſprüngliche Lichter enthalten, welche nur durch die Refraction und andere äußere Bedingungen manifeſtirt, aus dem Lichte hervorgebracht und in ihrer Urſprünglichkeit und Unveränderlichkeit nunmehr dargeſtellt würden.

Daß an dieſen dergeſtalt entwickelten und entdeckten Lichtern keine weitere Veränderung vorgehe, davon ſucht er ſich und Andere durch das Experimentum Crucis zu überzeugen; worauf er denn in dreizehn Propoſitionen ſeine Lehre mit allen Clauſeln und Cautelen, wie ſie hernach völlig ſtehen geblieben, vorträgt, und da er die Farben zuerſt aus dem weißen Licht entwickelt, zuletzt ſich genöthigt ſieht, das weiße Licht wieder aus ihnen zuſammenzuſetzen.

Dieſes glaubt er mittelſt der Linſe zu leiſten, die er ohne weitere Vorbereitung einführt und ſich für vollkommen befriedigt hält, wenn er das im Brennpunct aufgehobene, farbige Bild für das wieder zuſammengebrachte, vereinigte, gemiſchte ausgeben kann.

Die Folgerung, die er aus allem Dieſem zieht, iſt ſodann, daß es unnütz ſei, ſich mit Verbeſſerung der dioptriſchen Fernröhren abzugeben, daß man ſich vielmehr bloß an die catoptriſchen halten müſſe, wozu er eine neue Vorrichtung ausgeſonnen.

Dieſe erſten Confeſſionen und Behauptungen Newton's wurden in jenem von uns angezeigten Briefe an die königliche Societät der Wiſſenſchaften gebracht, und durch die Transactionen öffentlich bekannt. Sie ſind das Erſte, was von Newton's Lehre im Publicum erſcheint und uns in manchem Sinne merkwürdig, beſonders auch deßhalb, weil die erſten Einwendungen ſeiner Gegner vorzüglich gegen dieſen Brief gerichtet ſind.

Nun haben wir geſehen, daß ſein Hauptfehler darin beſtanden, daß er jene Fragen, die ſich hauptſächlich darauf beziehen, ob äußere Bedingungen bei der Farbenerſcheinung mitwirken, zu ſchnell und übereilt beſeitigt und verneint, ohne auf die nähern Umſtände genauer hinzuſehen. Deßwegen haben wir ihm bei einigen Puncten völlig, bei andern zum Theil, und abermals bei andern nicht widerſprechen müſſen und können, und wir haben deutlich zu machen geſucht, welche Puncte und inwiefern ſie haltbar ſind oder nicht. Widerſteht nun einer ſeiner erſten Gegner irriger Weiſe den haltbaren Puncten, ſo muß er bei der Controvers verlieren, und es entſteht ein gutes Vorurtheil für das Ganze. Widerſteht ein Gegner den unhaltbaren Puncten, aber nicht kräftig genug und auf die rechte Weiſe, ſo muß er wieder verlieren und das Falſche erhält die Sanction des Wahren.

Schon in dieſem Briefe, wie in allen Beantwortungen, die er gegen ſeine erſten Gegner richtet, findet ſich jene von uns in der Polemik angezeigte Behandlungsart ſeines Gegenſtan-

des, die er auf ſeine Schüler fortgepflanzt hat. Es iſt ein fortdauerndes Setzen und Aufheben, ein unbedingtes Ausſprechen und augenblickliches Limitiren, ſo daß zugleich Alles und Nichts wahr iſt.

Dieſe Art, welche eigentlich bloß dialectiſch iſt und einem Sophiſten ziemte, der die Leute zum Beſten haben wollte, findet ſich, ſo viel mir bekannt geworden, ſeit der ſcholaſtiſchen Zeit wieder zuerſt bei Newton. Seine Vorgänger, von den wiederauflebenden Wiſſenſchaften an, waren, wenn auch oft beſchränkt, doch immer treulich dogmatiſch, wenn auch unzulänglich, doch redlich didactiſch. Newton's Vortrag hingegen beſteht aus einem ewigen Hinterſtzuvörderſt, aus den tollſten Transpoſitionen, Wiederholungen und Verſchränkungen, aus dogmatiſirten und didactiſirten Widerſprüchen, die man vergeblich zu faſſen ſtrebt, aber doch zuletzt auswendig lernt und alſo Etwas wirklich zu beſitzen glaubt.

Und bemerken wir nicht im Leben, in manchen andern Fällen, wenn wir ein falſches Aperçu, ein eigenes oder fremdes, mit Lebhaftigkeit ergreifen: ſo kann es nach und nach zur fixen Idee werden, und zuletzt in einen völligen, particulären Wahnſinn ausarten, der ſich hauptſächlich dadurch manifeſtirt, daß man nicht allein alles einer ſolchen Vorſtellungsart Günſtige mit Leidenſchaft feſthält, alles zart Widerſprechende ohne Weiteres beſeitigt, ſondern auch das auffallend Entgegengeſetzte zu ſeinen Gunſten auslegt.

Newton's Verhältniß zur Societät.

Newton's Verdienſte, die ihm ſchon als Jüngling eine bedeutende Lehrſtelle verſchafft, wurden durchaus höchlich geachtet. Er hatte ſich im Stillen gebildet und lebte meiſt mit ſich ſelbſt und ſeinem Geiſte; eine Art, zu ſein, die er auch in ſpätern Zeiten feſtſetzte. Er hatte zu mehrern Gliedern der königlichen Societät, die mit ihm beinahe von gleichem Alter war, beſonders aber zu Oldenburg, ein ſehr gutes Verhältniß.

Oldenburg, aus Bremen gebürtig, Bremenſcher Conſul in London, während des langen Parlaments, verließ ſeine öffentliche Stelle und ward Hofmeiſter junger Edelleute. Bei ſeinem Aufenthalte in Oxford ward er mit den vorzüglichſten Männern bekannt und Freund und, als die Academie ſich bildete, Secretär derſelben, eigentlich der auswärtigen Angelegenheiten, wenn Hooke die innern anvertraut waren.

Als Welt- und Geſchäftsmann herangekommen, waren ſeine Thätigkeit und Ordnungsliebe völlig ausgebildet. Er hatte ſehr ausgebreitete Verbindungen, correſpondirte mit Aufmerkſamkeit und Anhaltſamkeit. Durch ein kluges, folgerechtes Bemühen beförderte er vorzüglich den Einfluß und Ruhm der königlichen Societät, beſonders im Auslande.

Die Geſellſchaft hatte kaum einige Zeit beſtanden, als Newton in ſeinem dreißigſten Jahre darin aufgenommen wurde. Wie er aber ſeine Theorie in einen Kreis eingeführt, der alle Theorien entſchieden verabſcheute, Dieſes zu unterſuchen, iſt wohl des Geſchichtforſchers werth.

Des Denkers einziges Beſitzthum ſind die Gedanken, die aus ihm ſelbſt entſpringen; und wie ein jedes Aperçu, was uns angehört, in unſerer Natur ein beſonderes Wohlbefinden verbreitet, ſo iſt auch der Wunſch ganz natürlich, daß es Andere als das unſerige anerkennen, indem wir dadurch erſt Etwas zu werden ſcheinen. Daher werden die Streitigkeiten über die Priorität einer Entdeckung ſo lebhaft; recht genau beſehen, ſind es Streitigkeiten um die Exiſtenz ſelbſt.

Schon in früherer Zeit fühlte Jeder die Wichtigkeit dieſes Punctes. Man konnte die Wiſſenſchaften nicht bearbeiten, ohne ſich Mehrern mitzutheilen, und doch waren die Mehrern ſelten groß genug, um Das, was ſie empfangen hatten, als ein Empfangenes anzuerkennen. Sie eigneten ſich das Verdienſt ſelbſt zu, und man findet gar manchen Streit wegen ſolcher Präoccupationen. Galilei, um ſich zu verwahren, legte ſeine Entdeckungen in Anagrammen mit beigeſchriebenem Datum bei Freunden nieder, und ſicherte ſich ſo die Ehre des Beſitzes.

Sobald Academien und Societäten ſich bildeten, wurden ſie die eigentlichen Gerichtshöfe, die Dergleichen aufzunehmen und zu bewahren hatten. Man meldete ſeine Erfindung; ſie wurde zu Protocoll genommen, in den Acten aufbewahrt, und man konnte ſeine Anſprüche darauf geltend machen. Hieraus ſind in England ſpäter die Patent-Decrete entſtanden, wodurch man dem Erfinder nicht allein ſein geiſtiges Recht von Wiſſenſchaft wegen, ſondern auch ſein ökonomiſches von Staats wegen zuſicherte.

Bei der königlichen Societät bringt Newton eigentlich nur ſein neu erfundenes catoptriſches Teleſcop zur Sprache. Er legt es ihr vor und bittet, ſeine Rechte darauf zu wahren. Seine Theorie bringt er nur nebenher und in dem Sinne heran, daß er den Werth ſeiner teleſcopiſchen Erfindung dadurch noch mehr begründen will, weil durch die Theorie die Unmöglichkeit, dioptriſche Fernröhre zu verbeſſern, außer allen Zweifel geſetzt werden ſoll.

Die falſche Maxime der Societät, ſich mit nichts Theoretiſchem zu faſſen, leidet hier ſogleich Gefahr. Man nimmt das Newton'ſche Einge-

ſendete mit Wohlwollen und Achtung auf, ob man ſich gleich in keine nähere Unterſuchung einläßt. Hooke jedoch widerſpricht ſogleich, behauptet, man komme eben ſo gut, ja beſſer mit ſeiner Lehre von den Erſchütterungen aus. Dabei verſpricht er, neue Phänomene und andere bedeutende Dinge vorzubringen. Newton's Verſuche hingegen zu entwickeln, fällt ihm nicht ein; auch läßt er die aufgeführten Erſcheinungen als Facta gelten, wodurch denn Newton im Stillen viel gewinnt, obgleich Hooke zuletzt doch die Tücke ausübt und das erſte Spiegel-Teleſcop, nach dem frühern Vorſchlag des Gregory, ſorgfältig zu Stande bringt, um den Werth der Newton'ſchen Erfindung einiger Maßen zu verringern.

Boyle, der nach ſeiner ſtillen, zarten Weiſe in der Societät mitwirkt und bei dem monatlichen Präſidenten-Wechſel auch wohl ein Mal den Stuhl einnimmt, ſcheint von der Newton'ſchen Farbenlehre nicht die mindeſte Notiz zu nehmen.

So ſteht es im Innern der königlichen Societät aus, indeſſen nun auch Fremde, durch jenen Brief Newton's von ſeiner Theorie unterrichtet und dadurch aufgeregt, ſowohl gegen die Verſuche als gegen die Meinung Manches einzuwenden haben. Auch hiervon das Detail einzuſehen, iſt höchſt nöthig, weil das Recht und Unrecht der Gegner auf ſehr zarten Puncten beruhen, die man ſeit vielen Jahren nicht mehr beachtet, ſondern Alles nur zu Gunſten der Newton'ſchen Lehre in Bauſch und Bogen genommen hat.

Erſte Gegner Newton's, denen er ſelbſt antwortete.

Wenn wir uns von vergangenen Dingen eine rechte Vorſtellung machen wollen, ſo haben wir die Zeit zu bedenken, in welcher Etwas geſchehen, und nicht etwa die unſerige, in der wir die Sache erfahren, an jene Stelle zu ſetzen. So natürlich dieſe Forderung zu ſein ſcheint, ſo bleibt es doch eine größere Schwierigkeit, als man gewöhnlich glaubt, ſich die Umſtände zu vergegenwärtigen, wovon entfernte Handlungen begleitet wurden. Deßwegen iſt ein gerechtes, hiſtoriſches Urtheil über einzelnes, perſönliches Verdienſt und Unverdienſt ſo ſelten. Ueber Reſultate ganzer Maſſenbewegungen läßt ſich eher ſprechen.

Den ſchlechten Zuſtand phyſicaliſcher Inſtrumente überhaupt in der zweiten Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts haben wir ſchon erwähnt, ſo wie die Unzulänglichkeit der Newton'ſchen Vorrichtungen. Er bediente ſich keines überdachten, ausgeſuchten, feinen Apparats; deßwegen er noch in der Optik faſt bei jedem Verſuche von vorn anfangen muß, ſeine Einrichtung umſtändlich zu beſchreiben. Was ihm gerade zufällig zur Hand liegt, wird ſogleich mit gebraucht und angewendet; daher ſeine Verſuche voll unnützer Nebenbedingungen, die das Haupt-Intereſſe nur verwirren. Im polemiſchen Theile finden ſich genugſame Belege zu dieſer Behauptung, und wenn Newton ſo verfuhr, wie mag es bei Andern ausgeſehen haben!

Wenden wir uns vom Techniſchen zum Innern und Geiſtigen, ſo begegnen uns folgende Betrachtungen. Als man bei'm Wiederaufleben der Wiſſenſchaften ſich nach Erfahrungen umſah und ſie durch Verſuche zu wiederholen trachtete, bediente man ſich dieſer zu ganz verſchiedenen Zwecken.

Der Schönſte war und bleibt immer der, ein Natur-Phänomen, das uns verſchiedene Seiten bietet, in ſeiner ganzen Totalität zu erkennen. Gilbert brachte auf dieſem Wege die Lehre vom Magneten weit genug, ſowie man auch, um die Elaſticität der Luft und andere ihrer phyſiſchen Eigenſchaften kennen zu lernen, conſequent zu Werke ging. Manche Naturforſcher hingegen arbeiteten nicht in dieſem Sinne; ſie ſuchten Phänomene aus den allgemeinſten Theorien zu erklären, wie Descartes die Kügelchen ſeiner Materie, und Boyle ſeine Körper-Facetten zur Erklärung der Farben anwendete. Andere wollten wieder durch Phänomene einen allgemeinen Grundſatz beſtätigen, wie Grimaldi durch unzählige Verſuche nur immer dahin deutete, daß das Licht wohl eine Subſtanz ſein möchte.

Newton's Verfahren hingegen war ganz eigen, ja unerhört. Eine tief verborgene Eigenſchaft der Natur an den Tag zu bringen, dazu bedient er ſich nicht mehr als dreier Verſuche, durch welche keineswegs Ur-Phänomene, ſondern höchſt abgeleitete dargeſtellt wurden. Dieſe, dem Brief an die Societät zum Grunde liegenden drei Verſuche, den mit dem Spectrum durch das einfache Prisma, den mit zwei Prismen, Experimentum Crucis und den mit der Linſe, ausſchließlich zu empfehlen, alles Andere aber abzuweiſen, darin beſteht ſein ganzes Manöver gegen die erſten Gegner.

Wir bemerken hierbei, daß jener von uns oben ausgezogene Brief an die Societät eigentlich das erſte Document war, wodurch die Welt Newton's Lehre kennen lernte. Wir können uns, da ſeine Lectiones opticae, ſeine Optik nunmehr vor uns liegen, da die Sache ſo tauſend Mal durchgeſprochen und durchgeſtritten worden, keinen Begriff machen, wie abrupt und abſtract die Newton'ſche Vorſtellungsart in der wiſſenſchaftlichen Welt erſcheinen mußte.

Auch können die Gelehrten ſich in die Sache

nicht haben. Im Practiſchen will es Niemandem in den Kopf, daß die dioptriſchen Fernröhren, denen man ſo viel verdankt, um die man ſich ſo viel Mühe gegeben, ganz verworfen werden ſollten. Im Theoretiſchen hängt man an allgemeinen Vorſtellungsarten, die man Newton entgegengeſetzt, oder man macht beſondere Einwendungen. Mit ſeinen Verſuchen kann man entweder nicht zurecht kommen, oder man ſchlägt andere vor, davon die wenigſten zum Ziel, zu irgend einer Entſcheidung führen.

Was uns nun von Newton's Controvers mit ſeinen erſten Gegnern überliefert iſt, tragen wir kürzlich auszugsweiſe vor, inſofern es überhaupt bedeutend ſein kann; wobei wir Alles fallen laſſen, was die Ueberſicht nur verwirren und eine weit umſtändlichere Abhandlung nöthig machen würde. Die Acten-Stücke liegen aller Welt vor Augen; wir werden ſie unter Nummern und Buchſtaben ordnen, damit man, was ſich auf die verſchiedenen Gegner bezieht, beſſer überſehen könne; wobei wir doch jedes Mal die Nummer angeben, wie ſie in Newton's kleinen Schriften, aus den philoſophiſchen Transactionen abgedruckt, bezeichnet ſind.

Jenes Haupt-Document, der angeführte Brief, macht den erſten Artikel aus. Bis zum neunten folgen Bemerkungen und Verhandlungen über das catoptriſche Teleſcop, die uns hier weiter nicht berühren; die folgenden jedoch verdienen mehr oder weniger unſere Aufmerkſamkeit.

I. Ein Ungenannter. Kann eigentlich nicht als Widerſacher Newton's angeſehen werden.

A. Artikel 10. Denn er ſchlägt noch einige Verſuche vor, deren Abſicht man nicht geradezu begreift, die aber auf mehrere Bewährung der Newton'ſchen Lehre zu dringen ſcheinen.

B. Art. 11. Newton erklärt ſich ganz freundlich darüber, ſucht aber anzudeuten, daß er das hier Geforderte ſchon genugſam bei ſich bedacht habe.

II. Ignatius Gaſton Pardies, geboren 1636, geſtorben 1673.

C. Art. 12. Er will die Erſcheinung des verlängerten Bildes aus der verſchiedenen Incidenz erklären. Auch hat er gegen das Experimentum Crucis Einwendungen zu machen, wobei er gleichfalls die Incidenz zu Hülfe ruft. Zugleich gedenkt er des bekannten Hooke'ſchen Verſuchs mit den zwei keilförmigen, aneinander geſchobenen, farbigen Prismen.

D. Art. 13. Newton removirt die beiden erſten Puncte und erklärt das letztere Phänomen zu ſeinen Gunſten. Dabei nimmt er es übel, daß man ſeine Lehre eine Hypotheſe und nicht eine Theorie nennt.

E. Art. 14. Newton unaufgefordert ſendet an den Herausgeber einen kleinen Aufſatz, welcher eigentlich ſeine Theorie, in acht Fragen eingeſchloſſen, enthält. Am Schluſſe verlangt er, daß man vor allen Dingen prüfen möge, ob ſeine Verſuche hinreichen, dieſe Fragen zu bejahen, und ob er ſich nicht etwa in ſeinen Schlußfolgen geirrt; ſodann auch, daß man Experimente, die ihm gerade entgegengeſetzt wären, aufſuchen ſolle. Hier fängt er ſchon an, ſeine Gegner auf ſeinen eignen Weg zu nöthigen.

F. Art. 15. Pater Pardies antwortet auf das Schreiben des 13. Artikels und giebt höflich nach, ohne eigentlich überzeugt zu ſcheinen.

G. Art. 16. Newton erklärt ſich umſtändlich und verharrt bei ſeiner erſten Erklärungsart.

H. Pater Pardies erklärt ſich für befriedigt, tritt von dem polemiſchen Schauplatze und bald nachher auch von dem Schauplatze der Welt ab.

III. Ein Ungenannter, vielleicht gar Hooke ſelbſt, macht verſchiedene Einwendungen gegen Newton's Unternehmung und Lehre. Der Aufſatz wird in den philoſophiſchen Transactionen nicht abgedruckt, weil, wie eine Note bemerkt, der Inhalt deſſelben aus Newton's Antwort genugſam hervorgehe. Doch für uns iſt der Verluſt deſſelben höchlich zu bedauern, weil die ſonſt bequeme Einſicht in die Sache dadurch erſchwert wird.

I. Art. 17. Newton's umſtändliche Beantwortung gegen vorgemeldete Erinnerung. Wir referiren ſie punctweiſe, nach der Ordnung der aufgeführten Nummern.

1) Newton vertheidigt ſich gegen den Vorwurf, daß er an der Verbeſſerung der dioptriſchen Fernröhren ohne genugſamen Bedacht verzweifelt habe.

2) Newton ſummirt, was von ſeinem Gegner vorgebracht worden, welches er im Folgenden einzeln durchgeht.

3) Newton läugnet, behauptet zu haben, das Licht ſei ein Körper. Hier wird die von uns ſchon oben bemerkte eigene Art ſeiner Verhandlung auffallender. Sie beſteht nämlich darin, ſich ganz nahe an die Phänomene zu halten, und um dieſelben herum ſoviel zu argumentiren, daß man zuletzt glaubt, das Argumentirte mit Augen zu ſehen. Die entfernteren Hypotheſen, ob das Licht ein Körper oder eine Energie ſei, läßt er unerörtert; doch deutet er darauf, daß die Erſcheinungen für die erſtere günſtiger ſeien.

4) Der Widerſacher hatte die Hypotheſe von den Schwingungen vorgebracht und ließ daher, auf dieſe oder jene Weiſe, eine Farbe anders als die andere ſchwingen. Newton fährt nunmehr fort, zu zeigen, daß dieſe Hypotheſe auch noch leidlich genug zu ſeinen Erfahrungen und Ennciaten paſſe: genug, die contraſtirten Lichter

wie wir das Gütchen verbessern wollen, das wir von dem Lottogelde zu kaufen gedenken.

Edelmann.

Ihr seyd gescheute junge Leute.

Röse.

Und glücklich.

Edelmann.

Das hör' ich gern.

Görge.

Sie werden's auch bald erfahren.

Röse.

Das wird wieder eine Lust auf dem Schlosse werden!

Görge.

Als wie zu Lebzeiten Ihrer seligen Frau Mama.

Röse.

Zu der man immer lief, wenn jemand krank war.

ſteckten im Licht und würden durch Refraction, Reflexion ꝛc. herausgelockt.

5) Hier wird, wo nicht gezeigt, doch angedeutet, daß jene Schwingungs-Theorie, auf die Erfahrungen angewendet, manche Unbequemlichkeit nach ſich ziehe.

6) Es ſei überhaupt keine Hypotheſe nöthig, die Lehre Newton's zu beſtimmen oder zu erläutern.

7) Des Gegners Einwendungen werden auf drei Fragen reducirt.

8) Die Strahlen werden nicht zufällig getheilt oder auf ſonſt eine Weiſe ausgedehnt. Hier tritt Newton mit mehrern Verſuchen hervor, die in den damals noch nicht gedruckten, optiſchen Lectionen enthalten ſind.

9) Der urſprünglichen Farben ſeien mehr als zwei. Hier wird von der Zerlegbarkeit oder Nichtzerlegbarkeit der Farben gehandelt.

10) Daß die weiße Farbe aus der Miſchung der übrigen entſpringe. Weitläufig behauptet, auf die Weiſe, die uns bei ihm und ſeiner Schule ſchon widerlich genug geworden. Er verſpricht ewig Weiß, und es wird Nichts als Grau daraus.

11) Das Experimentum Crucis ſei dringend beweiſend und über alle Einwürfe erhoben.

12) Einige Schlußbemerkungen.

IV. Ein Ungenannter zu Paris.

K. Art. 18. Nicht durchaus ungereimte, doch nur problematiſch vorgetragene Einwürfe: Man könne ſich mit Blau und Gelb als Grundfarben begnügen; man könne vielleicht aus einigen Farben, ohne ſie gerade alle zuſammen zu nehmen, Weiß machen. Wenn Newton's Lehre wahr wäre, ſo müßten die Teleſcope lange nicht die Bilder ſo deutlich zeigen, als ſie wirklich thäten.

Was das Erſte betrifft, ſo kann man ihm unter gewiſſen Bedingungen recht geben. Das Zweite iſt eine alberne, nicht zu löſende Aufgabe, wie Jedem gleich in's Geſicht fällt. Bei dem Dritten aber hat er vollkommen recht.

L. Art. 19. Newton zieht ſich wegen des erſten Punctes auf ſeine Lehre zurück. Was den zweiten betrifft, ſo wird es ihm nicht ſchwer, ſich zu vertheidigen. Den dritten, ſagt er, habe er ſelbſt nicht überſehen und ſchon früher erwähnt, daß er ſich verwundert habe, daß die Linſen noch ſo deutlich zeigten, als ſie thun.

Man ſieht, wie ſehr ſich Newton ſchon gleich Anfangs verſteckt und in ſeinen magiſchen Kreis eingeſchloſſen haben müſſe, daß ihn ſeine Verwunderung nicht ſelbſt zu neuen Unterſuchungen und auf's Rechte geführt.

M. Art. 20. Der Ungenannte antwortet, aber freilich auf eine Weiſe, die nur zu neuen Weiterungen Anlaß gibt.

N. Art. 21. Newton erklärt ſich abermals, und um die Sache wieder in's Enge und in ſein Gebiet zu bringen, verfährt er nun mit Definitionen und Propoſitionen, wodurch er alles Dasjenige, was noch erſt ausgemacht werden ſoll, ſchon als entſchieden aufſtellt und ſodann ſich wieder darauf bezieht und Folgerungen daraus herleitet. In dieſen fünf Definitionen und zehn Propoſitionen iſt wirklich abermals die ganze Newton'ſche Lehre verfaßt, und für Diejenigen, welche die Beſchränktheit dieſer Lehre überſehen, oder welche ein Glaubensbekenntniß derſelben auswendig lernen wollen, gleich nützlich und hinreichend. Wäre die Sache wahr geweſen, ſo hätte es keiner weitern Ausführung bedurft.

V. Franciscus Linus, Jeſuit, geboren 1595 zu London, geſtorben 1676 zu Lüttich, wo er, am Engliſchen Collegium angeſtellt, Hebräiſche Sprache und Mathematik gelehrt hatte. Die Schwäche ſeines theoretiſchen Vermögens zeigt ſich ſchon in frühern Controverſen mit Boyle; unnmehr als Greis von achtzig Jahren, der früher ſich mit optiſchen Dingen beſchäftigt und vor dreißig Jahren die prismatiſchen Experimente angeſtellt hatte, ohne ihnen jedoch weiter Etwas abzugewinnen, war er freilich nicht der Mann, die Newton'ſche Lehre zu prüfen. Auch beruht ſeine ganze Oppoſition auf einem Mißverſtändniß.

O. Art. 22. Schreiben deſſelben an Oldenburg. Er behauptet, das farbige Bild ſei nicht länger als breit, wenn man das Experiment bei hellem Sonnenſchein anſtelle und das Prisma nahe an der Oeffnung ſtehe; hingegen könne es wohl länger als breit werden, wenn eine glänzende Wolke ſich vor der Sonne befinde und das Prisma ſo weit von der Oeffnung abſtehe, daß das von der Wolke ſich herſchreibende Licht, in der Oeffnung ſich kreuzend, das ganze Prisma erleuchten könne.

Dieſe ſalbaderiſche Einwendung kann man Anfangs gar nicht begreifen, bis man endlich einſieht, daß er die Länge des Bildes nicht vertical auf dem Prisma ſtehend, ſondern parallel mit dem Prisma angenommen habe, da doch Jenes, und nicht Dieſes Newton's Vorrichtung und Behauptung iſt.

P. Art. 23. Der Herausgeber verweiſt ihn auf die zweite Antwort Newton's an Pardies.

Q. Art. 24. Linus beharrt auf ſeinen Einwendungen und kommt von ſeinem Irthum nicht zurück.

R. Art. 25. Newton an Oldenburg. Die beiden Schreiben des Linus ſind ſo ſtumpf und confus gefaßt, daß man Newton nicht verargen kann, wenn ihm das Mißverſtändniß nicht klar wird. Er begreift deßwegen gar nicht, wie ſich

Linus müſſe angeſtellt haben, daß er bei hellem Sonnenſcheine das prismatiſche Bild nicht länger als breit finden wolle. Newton gibt den Verſuch nochmals genau an und erbietet ſich, Einem von der Societät, auf welchen Linus Vertrauen ſetze, das Experiment zu zeigen.

VI. Wilhelm Gascoigne. Wirkt in der Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts. Er hatte ſich mit dioptriſchen Fernröhren abgegeben und es mochte ihm nicht angenehm ſein, daß Newton ſie ſo gar ſehr herunterſetzte. Hier tritt er auf als Schüler und Anhänger des Linus, welcher indeſſen geſtorben war. Newton hatte zu verſtehen gegeben, der gute alte Mann möchte wohl die Verſuche vor alten Zeiten einmal gemacht haben, und hatte ihn erſucht, ſie zu wiederholen.

S. Art. 26. Gascoigne, nach dem Tode des Linus, vermehrt die Confuſion, indem er verſichert, Linus habe das Experiment vor Kurzem angeſtellt und Jedermann ſehen laſſen. Die beiderſeitigen Experimente beſtänden alſo, und er wiſſe kaum, wie die Sache vermittelt werden ſolle.

T. Art. 27. Newton beruft ſich auf ſein vorhergehendes Schreiben, und weil ihm das obwaltende Mißverſtändniß noch verborgen bleibt, ſo gibt er ſich abermals ſehr ernſtliche Mühe, den Gegnern zu zeigen, wie ſie ſich eigentlich benehmen müßten, um das Experiment zu Stande zu bringen.

U. Art. 28. Noch umſtändlicher wird Newton über dieſe Sache, als er jenen Brief des Linus, Art. 14, in den Transactionen abgedruckt lieſt. Er geht denſelben nochmals auf das Genaueſte durch und läßt keinen Umſtand unerörtert.

VII. Antonius Lucas zu Lüttich, Schüler des Linus und Geſelle des Gascoigne, der erſte helle Kopf unter den Gegnern Newton's.

V. Art. 29. Er ſieht das Mißverſtändniß, welches obwaltet, ein und ſpricht zum erſten Mal deutlich aus: Linus habe die Länge des Bildes parallel mit der Länge des Prisma's und nicht vertical auf derſelben verſtanden. Da es nun Newton auf die letztere Weiſe anſehe, ſo habe er vollkommen recht und ſei über dieſe Sache Nichts weiter zu ſagen. Nur habe er, Lucas, die Länge dieſes verticalen Bildes niemals über drei Theile zu ſeiner Breite bringen können.

Sodann gibt er mehrere Verſuche an, welche er der Newton'ſchen Lehre für ſchädlich und verderblich hält, wovon wir die bedeutendſten und klarſten ausziehen.

a) Er bringt zwei verſchiedenfarbige, ſeidene Bänder unter das Microſcop. Nach Newton's Lehre dürften ſie nicht zugleich deutlich erſcheinen, ſondern das eine früher, das andere ſpäter, je nachdem ſie zu den mehr oder weniger refrangibeln Farben gehören. Er ſieht aber beide zugleich, eines ſo deutlich als das andere, und concludirt mit Recht gegen die Newton'ſche Lehre. Man erinnere ſich, was wir umſtändlich gegen das zweite Experiment der Newton'ſchen Optik ausgeführt haben. Wahrſcheinlich iſt es durch dieſen Entwurf des Lucas veranlaßt worden; denn es findet ſich, wenn wir uns recht erinnern, noch nicht in den optiſchen Lectionen.

b) Bringt er ein ſehr geiſtreiches, der Newton'ſchen Lehre direct entgegenſtehendes Experiment vor, das wir folgender Maßen nachgeahmt haben:

Man verſchaffe ſich ein längliches Blech, das mit den Farben in der Ordnung des prismatiſchen Bildes der Reihe nach angeſtrichen iſt. Man kann an den Enden Schwarz, Weiß und verſchiedenes Grau hinzufügen. Dieſes Blech legten wir in einen viereckten blechenen Kaſten und ſtellten uns ſo, daß es ganz von dem einen Rande deſſelben für das Auge zugedeckt war. Wir ließen alsdann Waſſer hineingießen und die Reihe der ſämmtlichen Farbenbilder ſtieg gleichmäßig über dem Rand dem Auge entgegen, da doch, wenn ſie divers refrangibel wären, die einen vorauseilen und die andern zurückbleiben müßten. Dieſes Experiment zerſtört die Newton'ſche Theorie von Grund aus, ſowie ein anderes, das wir hier, weil es am Platze iſt, einſchalten.

Man verſchaffe ſich zwei, etwa ellenlange, runde Stäbchen von der Stärke eines kleinen Fingers. Das eine werde blau, das andere orange angeſtrichen; man befeſtige ſie aneinander und lege ſie ſo nebeneinander in's Waſſer. Wären dieſe Farben divers refrangibel, ſo müßte das eine mehr als das andere, nach dem Auge zu, gebogen erſcheinen, welches aber nicht geſchieht, ſo daß alſo an dieſem einfachſten aller Verſuche die Newton'ſche Lehre ſcheitert. Die ſehr leichte Vorrichtung zu beiden darf künftig bei keinem phyſicaliſchen Apparat mehr fehlen.

c) Zuletzt kommt Lucas auf die Spur, daß die prismatiſche Farbe eine Randerſcheinung ſei, die ſich umkehre, je nachdem dem Bilde ein hellerer oder dunklerer Grund, als es ſelbſt iſt, unterliegt. Man kann ihm alſo nicht abläugnen, daß er das wahre Fundament aller prismatiſchen Erſcheinungen erkannt habe, und es muß uns unendlich freuen, der Wahrheit, die ſich aus England flüchten muß, in Lüttich zu begegnen. Nur bringt freilich Lucas die Sache nicht in's Enge, weil er immer noch mit Licht und Lichtſtrahlen zu operiren glaubt; doch iſt er dem Rechten ſo nahe, daß er es wagt, den

kühnen Gedanken zu äußern: wenn es möglich wäre, daß hinter der Sonne ein helleres Grund hervorträte, so müßte das prismatische Bild umgekehrt erscheinen. Aus diesem wahrhaft genialischen Aperçu ist klar, daß Lucas für seine Person der Sache auf den Grund gesehen; und es ist Schade, daß er nicht beharrlicher gewesen und die Materie, ohne weiter zu controvertiren, durchgearbeitet. Wie es zugegangen, daß er bei so schönen Einsichten die Sache habe ruhen lassen, und weder polemisch noch didactisch vorgetreten, ist uns leider ein Geheimniß geblieben.

W. Art. 30. Eine Antwort Newton's auf vorgedachten Brief, an Oldenburg gerichtet. Den größten Theil nimmt der, in unsern Augen ganz gleichgiltige Nebenumstand ein, wie sich dem Maße nach das prismatische Bild in seiner Länge zur Breite verhalte. Da wir im didactischen und polemischen Theil umständlich gezeigt haben, daß dieses Verhältniß durch mancherlei Bedingungen sich abändern kann, und eigentlich gar nicht der Rede werth ist, so bedarf es hier keiner Wiederholung.

Bedeutender hingegen ist die Art, wie sich Newton gegen die neuen Experimente benimmt. Denn hier ist gleichsam der Text, welchen die Newton'sche Schule, ein ganzes Jahrhundert durch, theils nachgebetet, theils amplificirt und paraphrasirt hat. Wir wollen den Meister selbst reden lassen.

„Was des Herrn Lucas übrige Experimente betrifft, so weiß ich ihm vielen Dank für den großen Antheil, den er an der Sache nimmt, und für die fleißigen Ueberlegungen derselben, ja ich bin ihm um so mehr verpflichtet, als er der Erste ist, der mir Versuche zusendet, um die Wahrheit zu erforschen; aber er wird sich schneller und vollkommener genugthun, wenn er nur die Methode, die er sich vorschrieb, verändert und statt vieler andern Dinge nur das Experimentum Crucis versucht: denn nicht die Zahl der Experimente, sondern ihr Gewicht muß man ansehen; und wenn man mit einem ausreicht, was sollen uns mehrere?

Hätte ich mehrere für nöthig gehalten, so hätte ich sie beibringen können: denn bevor ich meinen ersten Brief über die Farben an Dich schrieb, hatte ich die Versuche sehr umständlich bearbeitet, und ein Buch über diesen Gegenstand geschrieben, in welchem die vornehmsten von mir angestellten Experimente ausführlich erzählt werden; und da trifft sich's, daß unter ihnen sich die vorzüglichsten, welche Lucas mir übersendet hat, mitbefinden. Was aber die Versuche betrifft, die ich in meinem ersten Briefe vortrage, so sind es nur die, welche ich aus meinem größern Aufsatz auszuwählen für gut befunden.

Wenn aber auch in jenem an Dich gerichteten Briefe der sämmtliche Vorrath meiner Versuche enthalten wäre, so würde doch Lucas nicht wohl thun, zu behaupten, daß mir Experimente abgehen, bis er jene wenigen selbst versucht: denn wenn einige darunter eine völlige Beweiskraft haben, so brauchen sie keine weitern Helfershelfer, noch lassen sie Raum, über Dasjenige, was sie bewiesen haben, weiter zu streiten."

Dieses wären denn die Verhandlungen, welche zwischen Newton und seinen ersten Widersachern vorgekommen, und welcher die Schule stets mit großem Triumphe gedacht hat. Wie es sich aber eigentlich damit verhalte, werden unsere Leser nun wohl aus unserer kurzen Erzählung übersehen können. Wir haben den Gang nur im Allgemeinen bezeichnet und uns auf die sogenannten merita causae nicht eingelassen, weil Dieses in unserm didactischen und polemischen Theil genugsam geschehen. Wen die Sache näher interessirt, der wird an dem von uns gezogenen Faden das Labyrinth sicherer und bequemer durchlaufen. Eine kurze Rückweisung wird hierbei nicht überflüssig sein.

Unter den anonymen Gegnern zeichnet sich Keiner auf eine vorzügliche Weise aus. Daß die dioptrischen Erscheinungen nicht so ganz zu verwerfen seien, fühlen und glauben sie wohl Alle; allein sie treffen doch den Punct nicht, warum diese in ihrem damaligen Zustande doch weit mehr leisten, als sie nach Newton's Lehre leisten dürften. Die übrigen Einwendungen dieser unbekannten Männer sind zwar zum Theil nicht ohne Grund, doch keineswegs gründlich vorgetragen und durchgeführt.

Pater Pardies und Linus, zwei alte Männer, ohne Scharfsinn und ohne theoretisches Vermögen, tasten nur an der Sache umher, ohne sie anzufassen, und ihre sämmtlichen Einwürfe verschwinden, sobald ihre Mißverständnisse sich offenbaren. Gascoigne, der in die Mängel des Linus succedirt, verdient kaum eine Erwähnung.

Dagegen kann Lucas, von dem wir übrigens wenig wissen, nicht hoch genug gepriesen werden. Seine Folgerung aus der Newton'schen Lehre, daß eine Reihe farbiger Bilder sich nach der Refraction ungleich über einen mit ihnen parallel stehenden Rand erheben müßten, zeugt von einem sehr geistreichen Manne, sowie seine Gegenfolgerung, als das Experiment nicht erwarteter Maßen abläuft, die Newton'sche Lehre sei nicht haltbar, ganz untadelig ist. Seine Einsicht, daß die Sonne bloß als Bild wirke, ob er es gleich nicht so ausdrückt, ist bewundernswerth, sowie der kühne Gedanke, ein helleres Licht hinter der Sonne hervortreten zu lassen, um sie zu einem halbdunkeln Körper zu machen, bemerkenswerth. Das, was er hier beabsichtigt, haben wir in un-

ſerm didactiſchen Theil durch grave Bilder auf ſchwarzem und weißem Grunde darzuthun geſucht.

Nun aber haben wir noch ſchließlich zu betrachten, wie ſich denn Newton gegen dieſe Widerſacher benommen. Er bringt in dem erſten Briefe an die Societät aus dem Vorrathe ſeiner Experimente, die in den optiſchen Lectionen enthalten ſind, nur drei vor, welche er, ſeine Lehre zu begründen, für hinreichend hält, und verlangt, daß die Gegner ſich nur mit dieſen beſchäftigen ſollen. Schweifen Dieſe jedoch ab, ſo zeigt er noch Eins und das Andere von ſeinem heimlichen Vorrath, kehrt aber immer zu ſeinem Verfahren zurück, indem er ſeine Gegner auf die wenigen Verſuche beſchränken will, von welchen freilich das Experimentum Crucis Jeden, der die Sache nicht von Grund aus durchgearbeitet hat, zum lauten oder ſchweigenden Beiſtimmen nöthigt. Daher wiederholt Newton aber und abermals: man ſolle zeigen, daß dieſe wenigen Verſuche ſeine Lehre nicht beweiſen, oder ſoll andere Verſuche beibringen, die ihr unmittelbar entgegenſtehen.

Wie benimmt er ſich denn aber, als Dieſes von Lucas wirklich geſchieht? Er dankt ihm für ſeine Bemühung, verſichert, die vorzüglichſten von Lucas beigebrachten Verſuche befänden ſich in den optiſchen Lectionen, welches keineswegs der Wahrheit gemäß iſt, beſeitigt ſie auf dieſe Weiſe, dringt immer wieder darauf, daß man nur den eingeleiteten Weg gehen, ſich auf demſelben vorgeſchriebener Maßen benehmen ſolle, und will jede andere Methode, jeden andern Weg, der Wahrheit ſich zu nähern, ausſchließen. Wenige Experimente ſollen beweiſen, alle übrigen Bemühungen unnöthig machen, und eine über die ganze Welt ausgebreitete Naturerſcheinung ſoll aus dem Zauberkreiſe einiger Formeln und Figuren betrachtet und erklärt werden.

Wir haben die wichtige Stelle, womit ſich dieſe Controverſ ſchließt, überſetzt. Newton erſcheint nicht wieder polemiſch, außer inſofern die Optik polemiſcher Natur iſt. Aber ſeine Schüler und Nachfolger wiederholen dieſe Worte des Meiſters immerfort. Erſt ſetzen ſie sub- und obrepticie, was der Lehre günſtig iſt, feſt, und dann verfahren ſie ausſchließend gegen Natur, Sinne und Menſchenverſtand. Erſt laſſen ſich's Einzelne, dann läßt ſich's die Menge gefallen. Newton's übrige große Verdienſte erregen ein günſtiges Vorurtheil auch für Farben-Theorie. Sein Ruf, ſein Einfluß ſteigt immer höher; er wird Präſident der Societät. Er gibt ſeine künſtlich geſtellte Optik heraus; durch Clarke's Lateiniſche Ueberſetzung wird auch dieſe in der Welt verbreitet und nach und nach in die Schulen eingeführt. Experimentirende Techniker ſchlagen ſich auf ſeine Seite; und ſo wird dieſe eng gefaßte, in ſich ſelbſt erſtarrte Lehre eine Arche des Herrn, deren Berührung ſogleich den Tod bringt.

So verfährt nun auch, theils bei Newton's Leben, theils bei ſeinem Tode, Desaguliers gegen Alles, was die Lehre anzufechten wagt; wie nunmehr aus der geſchichtlichen Darſtellung, in der wir weiter fortſchreiten, ſich umſtändlicher ergeben wird.

Edme Mariotte.

Geboren zu oder bei Dijon. Academiſt 1666, geſtorben 1684.

Traité de la nature des couleurs. Paris 1688. Schwerlich die erſte Ausgabe; doch iſt nach dieſer der Abdruck in ſeinen geſammelten Werken gemacht, welche zu Haag 1717 und 1740 veranſtaltet worden.

Wir haben wenig Nachrichten von ſeinem Leben. Seinen Arbeiten ſieht man die ungeſtörteſte Ruhe an. Er iſt einer der Erſten, welche die Experimental-Phyſik in Frankreich einführen, Mathematiker, Mechaniker, Phyſiker, nicht Philoſoph, doch redlicher Denker, guter Beobachter, fleißiger Sammler und Ordner von Beobachtungen, ſehr genauer und gewiſſenhafter Experimentator, ja gewiſſenhaft bis in's Uebertriebene: denn ihm in ſein Detail zu folgen, wäre vielleicht nicht unmöglich, doch möchte es in unſerer Zeit Jedem höchſt beſchwerlich und fruchtlos erſcheinen.

Durch Beobachten, Experimentiren, Meſſen und Berechnen gelangt er zu den allgemeinſten einfachſten Erſcheinungen, die er Principien der Erfahrung nennt. Er läßt ſie empiriſch in ihrer reinſten Einfalt ſtehen, und zeigt nur, wo er ſie in complicirten Fällen wiederfindet. Dieß wäre ſchön und gut, wenn ſein Verfahren nicht andere Mängel hätte, die ſich uns nach und nach entdecken, wenn wir an ſein Werk ſelbſt gehen und davon einige Rechenſchaft zu geben ſuchen.

Er theilt die Farben in apparente und permanente. Unter den erſten verſteht er bloß diejenigen, die bei der Refraction erſcheinen, unter den andern alle übrigen. Man ſieht leicht, wie diſproportionirt dieſe Haupteintheilung iſt, und wie unbequem, ja falſch die Unterabtheilungen werden müſſen.

Erſte Abtheilung.

Er hat Kenntniß von Newton's Arbeiten wahrſcheinlich durch jenen Brief in den Transactionen. Er erwähnt nicht nur deſſen Lehre, ſondern man glaubt durchaus zu bemerken, daß er hauptſächlich durch ſie zu ſeiner Arbeit angeregt worden: denn er thut den Phänomenen der Refraction viel zu viel Ehre an und arbei-

tet sie allein höchst sorgfältig durch. Er kennt recht gut die objectiven und subjectiven Erscheinungen, gibt Rechenschaft von unzähligen Versuchen, die er anstellt, um das Allgemeine dieser Phänomene zu finden, welches ihm denn auch bis auf einen gewissen Punct gelingt. Nur ist sein Allgemeines zu abstract, zu kahl, die Art, es auszudrücken, nicht glücklich; besonders aber ist es traurig, daß er sich vom Strahl nicht losmachen kann. Er nimmt leider bei seinen Erklärungen und Demonstrationen einen dichten Strahl an (rayon solide). Wie wenig damit zu thun sei, ist Allen deutlich, welche sich die Lehre von Verrückung des Bildes eigen gemacht haben. Außerdem bleibt er dadurch zu nahe an Newton's Lehre, welcher auch mit Strahlen operirt und die Strahlen durch Refraction afficiren läßt.

Eine eigene Art, diesen dichten Strahl, wenn er refrangirt wird, anzusehen, gibt den Grund zu Mariotte's Terminologie. Man denke sich einen Stab, den man bricht, ein Rohr, das man biegt, so wird an denselben ein einspringender und ausspringender Winkel, eine Concavität, eine Convexität zu sehen sein. Nach dieser Ansicht spricht er in seinen Erfahrungssätzen die Erscheinung folgender Maßen aus.

An der convexen Seite erscheint immer Roth, an der concaven Violett. Zunächst am Rothen zeigt sich Gelb, zunächst am Violetten Blau. Folgen mehrere Refractionen im gleichen Sinne, so gewinnen die Farben an Lebhaftigkeit und Schönheit. Alle diese Farben erscheinen in den Halbschatten; bis an sie hinan ist keine Farbe im Lichte merklich. Bei starken Refractionen erscheint in der Mitte Grün, durch Vermischung des Blauen und Gelben.

Er ist also, wie man sieht, insoweit auf dem rechten Wege, daß er zwei entgegengesetzte Reihen als Randerscheinungen anerkennt. Auch gelingt es ihm, mehrere objective und subjective Farbenerscheinungen auf jene Principien zurückzuführen und zu zeigen, wie nach denselben die Farben in jedem besondern Falle entstehen müssen. Ein Gleiches thut er in Absicht auf den Regenbogen, wobei man, soweit man ihm folgen kann und mag, seine Aufmerksamkeit, Fleiß, Scharfsinn, Reinlichkeit und Genauigkeit der Behandlung bewundern muß.

Allein es wird Einem doch dabei sonderbar zu Muthe, wenn man sieht, wie wenig mit so vielem Aufwande geleistet wird, und wie das Wahre, bei einer so getreuen, genauen Behandlung, so mager bleiben, ja werden kann, daß es fast Noth wird. Seine Principien der Erfahrung sind natürlich und wahr, und sie scheinen deßhalb so simpel ausgesprochen, um die Newton'sche Theorie, welche keineswegs, wie wir schon oft wiederholt, von den einfachen Erscheinungen ausgegangen, sondern auf das zusammengesetzte, abgeleitete Gespenst gebaut ist, verdächtig zu machen, ja in den Augen Desjenigen, der eines Aperçu's mit allen seinen Folgerungen fähig wäre, sogleich aufzuheben.

Das Aehnliche hatten wir in unsern Beiträgen zur Optik versucht; es ist aber uns so wenig als Mariotte gelungen, dadurch Sensation zu erregen.

Ausdrücklich von und gegen Newton spricht er wenig. Er gedenkt jener Lehre der diversen Refrangibilität, zeigt gutmüthig genug, daß einige Phänomene sich dadurch erklären lassen, behauptet aber, daß andere nicht dadurch erklärbar seien, besonders Folgendes.

Wenn man weit genug von seinem Ursprung das sogenannte prismatische Spectrum auffange, so daß es eine ansehnliche Länge gegen seine Breite habe, und das Violette weit genug vom Rothen entfernt und durch andere Farben völlig von ihm getrennt sei, so daß man es also für hinreichend abgeschieden halten könne; wenn man alsdann einen Theil dieses violetten Scheines durch eine Oeffnung gehen und durch ein zweites Prisma in derselben Richtung refrangiren lasse: so erscheine unten abermals Roth (Gelbroth), welches doch nach der Theorie keineswegs Statt finden könne; deßwegen sie nicht anzunehmen sei.

Der gute Mariotte hatte hierin freilich vollkommen recht, und das ganze Räthsel löst sich dadurch, daß ein jedes Bild, es sei von welcher Farbe es wolle, wenn es verrückt wird, gesäumt erscheint. Das violette Halblicht aber, das durch die kleine Oeffnung durchfällt, ist nur als ein violettes Bild anzusehen, an welchem der gelbrothe Rand mit einem purpurnen Schein gar deutlich zu bemerken ist; die übrigen Randfarben aber fallen entweder mit der Farbe des Bildes zusammen, oder werden von derselben verschlungen.

Der gute, natürliche Mariotte kannte die Winkelzüge Newton's und seiner Schule nicht. Denn nach Diesem lassen sich die Farben zwar sondern, aber nicht völlig; Violett ist zwar Violett; allein es stecken die übrigen Farben auch noch darin, welche nun aus dem violetten Licht, bei der zweiten Refraction, wie die sämmtlichen Farben aus dem weißen Lichte, bei der ersten Refraction, geschieden werden. Dabei ist denn freilich das Merkwürdige, daß das Violett, aus dem man nun das Roth geschieden, vollkommen so violett bleibt wie vorher; sowie auch an den übrigen Farben keine Veränderung vorgeht, die man in diesen Fall bringt. Doch genug hiervon. Mehr als Obiges bedarf es nicht, um deutlich zu machen, inwiefern Mariotte als Newton's Gegner anzusehen sei.

Zweite Abtheilung.

In dieſer ſucht er alle übrigen Farben, welche nicht durch Refraction hervorgebracht werden, aufzuführen, zu ordnen, gegeneinander zu halten, zu vergleichen, ſie auseinander abzuleiten und daraus Erfahrungsſätze abzuziehen, die er jedoch hier nicht Principien, ſondern Regeln nennt. Die ſämmtlichen Erſcheinungen trägt er in vier Discurſen vor.

Erſter Discurs. Von Farben, die an leuchtenden Körpern erſcheinen.

Verſchiedenfarbiges Licht der Sonne, der Sterne, der Flamme, des Glühenden, des Erhitzten; wobei recht artige und brauchbare Verſuche vorkommen. Die Erfahrungsregel, wozu er gelangt, iſt ein Idem per Idem, womit man gar Nichts ausrichten kann.

Zweiter Discurs. Von den changeanten Farben, die auf der Oberfläche der Körper entſtehen.

Hier führt er diejenigen Farben auf, welche wir die epoptiſchen nennen: aneinander gedrückte Glasplatten, angelaufenes Glas, Seifenblaſen. Er ſchreibt dieſe Phänomene durchaus einer Art von Refraction zu.

Dritter Discurs. Von fixen und permanenten Farben, deren Erſcheinungen er vorzüglich unter Regeln bringt.

Hier werden unſere chemiſchen Farben aufgeführt, und dabei etwas Allgemeines von Farbe überhaupt. Weiß und Schwarz, dazwiſchen Gelb, Roth und Blau. Er hat die Einſicht, daß jede Farbe etwas weniger hell als das Weiße und etwas mehr hell als das Schwarze ſein müſſe.

In den Erklärungen verfährt er allzu realiſtiſch, wie er denn das Blau zur eigenen Farbe der Luft macht; dann aber wieder zu unbeſtimmt: denn die körperlichen Farben ſind ihm modificirtes Licht. Das Licht muß nämlich in den Körper eindringen, dort zur beſondern Farbenwirkung modificirt in unſer Auge zurückkehren und dann die Wirkung hervorbringen.

Der chemiſche Gegenſatz von Acidum und Alcali iſt ihm ſehr bedeutend. Hier ſtehen wieder ſchöne und brauchbare Erfahrungen, doch ohne Ordnung untereinander, worauf denn ſchwache, nach Corpuscular-Vorſtellungsart ſchmeckende Erklärungen folgen. Ueber die Farben organiſcher Körper macht er ſeine Bemerkungen.

Vierter Discurs. Von Farbenerſcheinungen, die von innern Modificationen der Organe des Geſichts entſpringen.

Hier wird aufgeführt, was bei uns unter der Rubrik von phyſiologiſchen Farben vorkommt: Dauer des Eindrucks, farbiges Abklingen und Dergleichen; zuletzt die Diacriſis des Auges durch Licht, die Syncriſis durch Finſterniß. Und ſo mit hört er da auf, wo wir anfangen.

Die aus dem Capitel von den chemiſchen Farben ausgezogenen ſechs Regeln überſetzen wir, weil man daraus das vorſichtige Benehmen dieſes Mannes am Beſten beurtheilen kann.

1) „Die fixen Farben erſcheinen uns, wenn das Licht, durch die Materie, welche dieſe Farben hervorbringt, gedrungen, zu unſern Augen mit genugſamer Kraft zurückkehrt.

Dieſes bezieht ſich auf die wahre Bemerkung, daß jede chemiſch ſpecificirte Farbe ein Helles hinter ſich haben muß, um zu erſcheinen. Nur iſt dieſes nothwendige Erforderniß von Mariotte nicht genug eingeſehen, noch deutlich genug ausgedrückt.

2) Die Säfte von allen blauen und violetten Blumen werden grün durch die Alcalien und ſchön roth durch die Säuren.

3) Die Abſude rother Hölzer werden gelb durch die Säuren, violett durch die Alcalien; aber die Aufgüſſe gelber Pflanzen werden dunkel durch die Alcalien, und verlieren faſt gänzlich ihre Farbe durch die Säuren.

4) Die Vegetationen, die in freier Luft vorgehen, ſind grün; diejenigen an unterirdiſchen Orten oder in der Finſterniß ſind weiß oder gelb.

5) Es gibt viele gelbe oder dunkle Materien, welche ſich bleichen, wenn man ſie wechſelsweiſe netzt und an der Sonne trocknet. Sind ſie ſodann weiß, und bleiben ſie lange unbefeuchtet an der Luft, ſo werden ſie gelb.

6) Irdiſche und ſchwefliche Materien werden durch eine große Hitze roth und einige zuletzt ſchwarz.“

Hierzu fügt der Verfaſſer eine Bemerkung, daß man ſehr viele Farbenerſcheinungen auf dieſe ſechs Regeln zurückführen und bei der Färberei, ſowie bei Verfertigung des farbigen Glaſes, manche Anwendung davon machen könne. Unſere Leſer werden ſich erinnern, wie das Bewährte von dieſen Regeln in unſerer Abtheilung von chemiſchen Farben beigebracht iſt.

Im Ganzen läßt ſich nicht abläugnen, daß Mariotte eine Ahnung des Rechten gehabt und daß er auf dem Wege dahin geweſen. Er hat uns manches gute Beſondere aufbewahrt, für's Allgemeine aber zu wenig gethan. Seine Lehre iſt mager, ſeinem Unterricht fehlt Ordnung, und bei aller Vorſichtigkeit ſpricht er doch wohl zuletzt, ſtatt einer Erfahrungsregel, etwas Hypothetiſches aus. Aus dem bisher Vorgetragenen läßt ſich nunmehr beurtheilen, inwiefern Mariotte als ein Gegner von Newton anzuſehen ſei. Uns iſt nicht bekannt geworden, daß er Das,

was er im Vorbeigehen gegen die neue Lehre geäußert, jemals wieder urgirt habe. Sein Aufsatz über die Farben mag kurz vor seinem Tode herausgekommen sein. Auf welche Weise jedoch die Newton'sche Schule ihn angefochten und um seinen guten Ruf gebracht, wird sich sogleich des Nähern ergeben.

Johann Theophilus Desaguliers.

Geboren 1683.

Die Philosophen des Alterthums, welche sich mehr für den Menschen als für die übrige Natur interessirten, betrachteten diese nur nebenher und theoretisirten nur gelegentlich über dieselbe. Die Erfahrungen nahmen zu, die Beobachtungen wurden genauer und die Theorie eingreifender; doch brachten sie es nicht zur Wiederholung der Erfahrung, zum Versuch.

Im sechzehnten Jahrhundert, nach frischer Wiederbelebung der Wissenschaften, erschienen die bedeutenden Wirkungen der Natur noch unter der Gestalt der Magie, mit vielem Aberglauben umhüllt, in welchen sie sich zur Zeit der Barbarei versenkt hatten. Im siebenzehnten Jahrhundert wollte man, wo nicht erstaunen, doch sich immer noch verwundern, und die angestellten Versuche verloren sich in seltsame Künsteleien.

Doch war die Sache immer ernsthafter geworden. Wer über die Natur dachte, wollte sie auch schauen. Jeder Denker machte nunmehr Versuche, aber auch noch nebenher. Gegen das Ende dieser Zeit traten immer mehr Männer auf, die sich mit einzelnen Theilen der Naturwissenschaft beschäftigten und vorzüglich diese durch Versuche zu ergründen suchten.

Durch diese lebhafte Verbindung des Experimentirens und Theoretisirens entstanden nun diejenigen Personen, welche man, besonders in England, Natural- und Experimental-Philosophen nannte, sowie es denn auch eine Experimental-Philosophie gab. Ein Jeder, der die Naturgegenstände nur nicht gerade aus der Hand zum Mund, wie etwa der Koch, behandelte: wer nur einiger Maßen consequent aufmerksam auf die Erscheinungen war: Der hatte schon ein gewisses Recht zu jenem Ehrennamen, den man freilich in diesem Sinne Vielen beilegen konnte. Jedes allgemeine Raisonnement, das tief oder flach, zart oder krud, zusammenhängend oder abgerissen über Naturgegenstände vorgebracht wurde, hieß Philosophie. Ohne diesen Mißbrauch des Wortes zu kennen, bliebe es unbegreiflich, wie die Londoner-Societät den Titel Philosophische Transactionen für die unphilosophischste aller Sammlungen hätte wählen können.

Der Hauptmangel einer solchen unzulänglichen Behandlung blieb daher immer, daß die theoretischen Ansichten so vieler Einzelnen vorwalteten, und Dasjenige, was man sehen sollte, nicht einem Jeden gleichmäßig erschien. Uns ist bekannt, wie sich Boyle, Hooke und Newton benommen.

Durch die Bemühungen solcher Männer, besonders aber der Londoner-Societät, ward inzwischen das Interesse immer allgemeiner. Das Publicum wollte nun auch sehen und unterrichtet sein. Die Versuche sollten zu jeder Zeit auf eines Jeden Erfordern wieder dargestellt werden, und man fand nun, daß Experimentiren ein Metier werden müsse.

Dieß ward es zuerst durch Hawksbee. Er machte in London öffentliche Versuche der Electricität, Hydrostatik und Luftlehre, und enthielt sich vielleicht am Reinsten von allem Theoretischen. Keill ward sein Schüler und Nachfolger. Dieser erklärte sich aber schon für Newton's Theorie. Hätte er die Farbenlehre behandelt, wie Hawksbee die Lehre von der Electricität, so würde Alles ein anderes Ansehen gewonnen haben. Er wirkte in Oxford bis 1710.

Auf Keill folgte Desaguliers, der von ihm, seinem Meister, die Fertigkeit, Newton'sche Experimente receptgemäß nachzubilden, sowie die Neigung zu dieser Theorie geerbt hatte, und dessen Kunstfertigkeit man anrief, wenn man Versuche flichten, durch Versuche Etwas beweisen wollte.

Desaguliers ward berühmt durch sein Geschick, zu experimentiren. S'Gravesande sagt von ihm: cujus peritia in instituendis experimentis nota est. Er hatte hinreichende mathematische Kenntnisse, sowie auch genugsame Einsicht in Das, was man damals Natur-Philosophie nannte.

Desaguliers gegen Mariotte.

Die Acta eruditorum hatten 1706, S. 60, Nachricht von der Optik Newton's gegeben, durch einen gedrängten Auszug, ohne die mindeste Spur von Beifall oder Widerspruch.

Im Jahre 1713, S. 447, erwähnen sie, bei Gelegenheit von Rohault's Physik, jenes von Mariotte ausgesprochenen Einwurfs, und äußern sich darüber folgender Maßen: „Wenn es wahr ist, daß ein aus dem Spectrum abgesondertes, einzelnes farbiges Licht, bei einer zweiten Brechung, auf's Neue an seinen Theilen Farben zeigt, so perclitirt die Newton'sche Lehre. Noch entscheidender würde das Mariott'sche Experiment sein, wenn das ganze blaue Licht in eine andere Farbe verwandelt worden wäre."

Man sieht wohl, daß dieser Zweifel sich von einer Person herschreibt, die mit der Sache zwar genugsam bekannt ist, sie aber nicht völlig durchdrungen hat. Denn jedes einfärbige Bild kann,

ſo gut als ein ſchwarzes, weißes oder graues, durch die verbreiterten Säume zugedeckt und ſeine Farbe dadurch aufgehoben, keineswegs aber in eine einzelne andere Farbe verwandelt werden. Genug, ein Anruf dieſer Art war von zu groſſer Bedeutung für Newton ſelbſt und ſeine Schule, als daß nicht dadurch hätten Bewegungen hervorgebracht werden ſollen. Dieſes geſchah auch, und Desaguliers ſtellte 1715 die Verſuche gegen Mariotte an. Das Verfahren iſt uns in den philoſophiſchen Transactionen, Nr. 348, S. 433, aufbewahrt.

Wir müſſen uns Gewalt anthun, indem wir von dieſem Aufſatz Rechenſchaft geben, aus der hiſtoriſchen Darſtellung nicht wieder in die polemiſche Behandlung zu verfallen. Denn eigentlich ſollte man Desaguliers gleichfalls Schritt vor Schritt, Wort vor Wort folgen, um zu zeigen, daß er wie ſein Meiſter, ja noch ſchlimmer als Dieſer, ſich bei den Verſuchen benommen. Unbedeutende, unnütze Nebenumſtände werden hervorgehoben, die Hauptbedingungen des Phänomens ſpät und nur wie im Vorübergehen erwähnt; es wird verſichert, daß man Dieſes und Jenes leiſten wolle, geleiſtet habe und ſodann, als wenn es Nichts wäre, zum Schluſſe eingeſtanden, daß es nicht geſchehen ſei, daß Eins und Anderes noch beiher ſich zeige und gerade Das, wovon eben die Rede war, daß es ſich nicht zeigen dürfe.

Gegen Mariotte ſoll bewieſen werden, daß die Farben des Spectrums, wenn ſie recht geſondert ſeien, keine weitere Veränderung erleiden, aus ihnen keine andern Farben hervorgehen, an ihnen keine andere Farbe ſich zeige. Um nun die prismatiſchen Farben auf dieſem hohen Grad zu reinigen, wird der Newton'ſche eilfte Verſuch des erſten Theils als genugthuend angeführt, die dort vorgeſchlagene, umſtändliche Vorrichtung zwar als beſchwerlich und verdrießlich (troublesome) angegeben und, wie auch Newton ſchon gethan, mit einer bequemern ausgetauſcht; und man glaubt nun, es ſolle direct auf den Gegner losgehen, es werde Dasjenige, was er behauptet, umgeſtoßen, Dasjenige, was er geläugnet, bewieſen werden.

Allein Desaguliers verfährt völlig auf die Newton'ſche Manier und bringt ganz unſchuldig bei: er wolle auch noch einige begleitende Verſuche (concomitant) vorführen. Nun iſt aber an dieſem eilften Experiment gar Nichts zu begleiten: wenn es beſtehen könnte, müßte es für ſich beſtehen. Desaguliers's Abſicht aber iſt, wie man wohl einſieht, die ganze Newton'ſche Lehre von vornherein feſtzuſetzen, damit Das, was am eilften Verſuche fehlt, gegen die ſchon gegründete Lehre unbedeutend ſcheinen möge; eine Wendung, deren ſich die Schule fortdauernd bedient hat. Er bringt daher nicht einen, ſondern neun Verſuche vor, welche ſämmtlich mit gewiſſen Verſuchen der Optik correſpondiren, die wir deßwegen nur kürzlich anzeigen, und unſern Leſern Dasjenige, was wir bei jedem einzelnen im polemiſchen Theile zur Sprache gebracht, zur Erinnerung empfehlen.

1) Verſuch mit einem rothen und blauen Bande neben einander, durch's Prisma angeſehen. Der erſte Verſuch des erſten Theils mit einigen Veränderungen. Dieſer wegen ſeiner Scheinbarkeit Newton ſo wichtige Verſuch, daß er ſeine Optik damit eröffnet, ſteht auch hier wieder an der Spitze. Der Experimentator hält ſich bei ganz unnöthigen Bedingungen auf, verſichert, der Verſuch des Auseinanderrückens der beiden Bänder ſei vortrefflich gerathen, und ſagt erſt hinterdrein: wenn der Grund nicht ſchwarz iſt, ſo geräth der Verſuch nicht ſo gut. Daß der Grund hinter den Bändern ſchwarz ſei, iſt die unerläßliche Bedingung, welche obenan ſtehen müßte. Iſt der Grund heller als die Bänder, ſo geräth der Verſuch nicht etwa nur nicht ſo gut, ſondern er geräth gar nicht; es entſteht etwas Umgekehrtes, etwas ganz Anderes. Man wird an dieſer ausflüchtenden Manier doch wohl ſogleich den ächten Jünger Newton's erkennen.

2) Ein ähnliches Experiment mit den beiden Papierſtreifen, durch die Farben des Spectrums gefärbt, vergleicht ſich mit dem dreizehnten Verſuche des erſten Theils.

3) Das Bild dieſer letzten, violetten und gelbrothen Streifen, durch eine Linſe auf ein Papier geworfen, ſodann derſelbe Verſuch mit gefärbten Papieren, kommt mit dem zweiten Verſuche des erſten Theils überein.

4) Verſchiedene Längen und Directionen des prismatiſchen Bildes nach den verſchiedenen Einfallswinkeln des reinen Lichts auf's Prisma. Was hier ausgeführt und dargeſtellt iſt, würde zum dritten Verſuch des erſten Theils gehören.

5) Das objective Spectrum wird durch das Prisma angeſehen; es ſcheint heruntergerückt und weiß. Iſt der eilfte Verſuch des zweiten Theils.

6) Das Spectrum geht durch die Linſe durch und erſcheint im Focus weiß. Iſt ein Glied des zehnten Verſuchs des zweiten Theils.

7) Das eigentliche Experimentum Crucis, das ſechste des erſten Theils. Hier geſteht er, was Mariotte behauptet hat, daß die zu einzelnen Bildchen ſeparirten, prismatiſchen Farben, wenn man ſie mit dem Prisma anſieht, wieder Farbenränder zeigen.

8) Nun ſchreitet er zu der complicirten Vorrichtung des eilften Experiments des erſten Theils, um ein Spectrum zu machen, das fei-

ner Natur nach viel unſicherer und ſchwankender iſt als das erſte.

9) Mit dieſem macht er nun ein Experiment, welches mit dem vierzehnten des erſten Theils zuſammenfällt, um zu zeigen, daß nunmehr die farbigen Lichter ganz gereinigt, einfach, homogen gefunden worden. Dieß ſagt er aber nur: denn wer ihm aufmerkſam nachverſucht, wird das Gegentheil finden.

Das, was Desaguliers gethan, theilt ſich alſo in zwei Theile: die ſieben erſten Verſuche ſollen die diverſe Refrangibilität beweiſen und in dem Kopf des Schauenden feſtſetzen; unter der ſiebenten und achten Nummer hingegen, welche erſt gegen Mariotte gerichtet ſind, ſoll Das wirklich geleiſtet ſein, was verſprochen worden. Wie captlos und unredlich auch er hier zu Werke gehe, kann man daraus ſehen, daß er wiederholt ſagt: Mit dem Rothen gelang mir's ſehr gut, und ſo auch mit den übrigen. Warum ſagt er denn nicht: Es gelang mir mit allen Farben? Oder warum fängt er nicht mit einer andern an? Alles Dieſes iſt ſchon von uns bis zum Ueberdruß im polemiſchen Theile auseinander geſetzt. Beſonders iſt es in der ſupplementaren Abhandlung über die Verbindung der Prismen und Linſen bei Experimenten ausführlich geſchehen und zugleich das eilfte Experiment wiederholt beleuchtet worden.

Aber hier macht ſich eine allgemeine Betrachtung nöthig. Das, was Desaguliers gegen Mariotte und ſpäter gegen Rizzetti verſucht und vorgetragen, wird von der Newton'ſchen Schule ſeit hundert Jahren als ein Schlußverfahren angeſehen. Wie war es möglich, daß ein ſolcher Unſinn ſich in einer Erfahrungswiſſenſchaft einſchleichen konnte? Dieſes zu beantworten, müſſen wir darauf aufmerkſam machen, daß, wie ſich in die Wiſſenſchaften ethiſche Beweggründe mehr als man glaubt einſchlingen, ebenſo auch Staats- und Rechts-Motive und Maximen darin zur Ausübung gebracht werden. Ein ſchließliches Abtheilen, ohne weitere Appellation zuzulaſſen, geziemt wohl einem Gerichtshofe. Wenn vor hundert Jahren ein Verbrecher vor die Geſchwornen gebracht, von dieſen ſchuldig befunden und ſodann aufgehangen worden: ſo fällt es uns nicht leicht ein, die Reviſion eines ſolchen Proceſſes zu verlangen, ob es gleich Fälle genug gegeben hat, wo das Andenken eines ſchmählich Hingerichteten durch Recht und Urtheil rehabilitirt worden. Nun aber Verſuche, von einer Seite ſo bedeutend, von der andern ſo leicht und bequem anzuſtellen, ſollen, weil ſie vor hundert Jahren, in England, vor einer zwar anſehnlichen, aber weder theoretiſirend noch experimentirend völlig tactfeſten Geſellſchaft angeſtellt worden, nunmehr als ein für alle Mal abgethan, abgemacht und fertig erklärt, und die Wiederholung derſelben für unnütz, thöricht, ja anmaßlich ausgeſchrien werden! Iſt hierbei nur der mindeſte Sinn, was Erfahrungswiſſenſchaft ſei, worauf ſie beruhe; wie ſie wachſen könne und müſſe; wie ſie ihr Falſches nach und nach von ſelbſt wegwerfe; wie durch neue Entdeckungen die alten ſich ergänzen, und wie durch das Ergänzen die ältern Vorſtellungsarten, ſelbſt ohne Polemik, in ſich zerfallen?

Auf die lächerlichſte und unerträglichſte Weiſe hat man von eben dieſen Desaguliers'ſchen Experimenten ſpäterhin einſichtige Naturforſcher weggeſchreckt, gerade wie die Kirche von Glaubens-Artikeln die naſeweiſen Ketzer zu entfernen ſucht. Betrachtet man dagegen, wie in der neuern Zeit Phyſiker und Chemiker die Lehre von den Luftarten, der Electricität, des Galvanism mit unſäglichem Fleiß, mit Aufwand und mancherlei Aufopferungen bearbeitet: ſo muß man ſich ſchämen, im chromatiſchen Fach beinahe allein mit dem alten Inventarium von Traditionen, mit der alten Rüſtkammer ungeſchickter Vorrichtungen ſich in Glauben und Demuth begnügt zu haben.

Johannes Rizzetti,

ein Venetianer und aufmerkſamer Liebhaber der Dioptrik, faßte ein ganz richtiges Aperçu gegen Newton und fühlte, wie natürlich, einen großen Reiz, Andern ſeine Entdeckung mitzutheilen und einleuchtend zu machen. Er verbreitete ſeine Meinung durch Briefe und reiſende Freunde, fand aber überall Gegner. In Deutſchland wurden ſeine Argumente in die Acta Eruditorum eingerückt. Profeſſor Georg Friedrich Richter in Leipzig ſetzte ſich dagegen; in England experimentirte und argumentirte Desaguliers gegen ihn, in Frankreich Sauger, in Italien die Bologneſer-Societät.

Er gab zuerſt ein Diarium einer Reiſe durch Italien vor dem Jahre 1724 mit Nachträgen heraus, wovon man einen Auszug in die Acta Eruditorum ſetzte. (Supplemente derſelben Tom. 8. p. 127.)

Bei Gelegenheit, daß Rizzetti die Frage aufwirft: wie es möglich ſei, daß man die Gegenſtände mit bloßen Augen farblos ſähe, wenn es mit der von Newton bemerkten und erklärten farbigen Abberation ſeine Richtigkeit habe; bringt er verſchiedene Einwendungen gegen die Newton'ſchen Experimente ſowie auch gegen die Theorie vor. Richter ſchreibt dagegen (Tom. eod. p. 226). Darauf läßt ſich Rizzetti wieder vernehmen und fügt noch einen Anhang hinzu (p. 303 f.). Aus einer neu veränderten Ausgabe des erſten Rizzetti'ſchen Aufſatzes findet ſich gleichfalls ein Auszug (p. 234) und ein Aus-

zug aus einem Briefe des Rizzetti an die Londoner Societät (p. 236).

Richter vertheidigt sich gegen Rizzetti (A. E. 1731, p. 27). Dieser gibt heraus: Specimen physico-mathematicum de Luminis affectionibus, Taurini et Venet. 1737. 8. Einzelne Theile davon waren früher erschienen: De Luminis refractione, Auctore Rizzetto (siehe A. E. 1726, Nr. 10). De Luminis reflexione, Auctore Rizzetto (siehe A. E. supl. Tom. IX. Sect. 2. Nr. 4).

Gedachtes Werk darf seinem Freunde der Farbenlehre künftighin unbekannt bleiben. Wir machen zu unserm gegenwärtigen, historischen Zwecken daraus einen flüchtigen Auszug.

Er nimmt an, das Licht bestehe aus Theilen, die sich ungern von einander entfernen, aber doch durch Refraction von einander getrennt werden; dadurch entstehe die Dispersion derselben, welche Grimaldi sich schon ausgedacht hatte. Rizzetti nimmt leider auch noch Saxajun an, um mit derselben zu operiren.

Man sieht, daß diese Vorstellungsart viel zu nahe an der Newton'schen liegt, um als Gegensatz derselben Glück zu machen.

Rizzetti's dispergirtes Licht ist nun ein Halblicht; es kommt in ein Verhältniß zum Hellen oder Dunkeln; daraus entsteht die Farbe. Wir sehen alle, daß er auf dem rechten Wege war, indem er Ebenbuntfarbe abzuleiten sucht, was wir durch Doppelbild und Leibe entsprochen haben.

Der mathematische Theil seines Werks, sowie Das, was er im Allgemeinen von Refraction, Reflexion und Dispersion handelt, liegt außer unserm Kreise. Das Uebrige, was uns näher angeht, kann man in den polemischen und den didactischen Theil eintheilen.

Die Mängel der Newton'schen Lehre, das Captiose und Unzulängliche ihrer Experimente setzt Rizzetti recht gut ein. Er führt seine Controvers nach der Ordnung der Optik und ist den Newton'schen Unrichtigkeiten ziemlich auf der Spur; doch durchdringt er sie nicht ganz und gibt z. B. gleich bei dem ersten Versuch ungründlicher Weise zu, daß das blaue und rothe Bild auf dunklem Grunde wirklich ungleich verrückt werde, da ihm doch sonst die Erscheinung der Säume nicht unbekannt ist. Dann bringt er die beiden Papiere auf welchen Grund, wo denn freilich durch ganz andere Säume für den Unbefangenen die Unrichtigkeit, die sich auf schwarzem Grunde verbirgt, augenfällig werden muß.

Über sein Widersacher, Richter in Leipzig, erhebt sogleich das Argument gegen ihn, daß die unter diesen Bedingungen erscheinenden Farben sich von weißem Grunde herleiten: eine ungründliche Behauptung, in welcher sich jedoch die Newtonianer bis auf den heutigen Tag selig fühlen, und welche auch mit großer Selbstgenügsamkeit gegen uns vorgebracht werden.

Seiner übrigen Controvers folgen wir nicht: sie trifft an vielen Orten mit der unserigen überein, und wir gedenken nicht, zu läugnen, daß wir ihm Manches schuldig geworden, sowie noch künftig Manches auch ihm zu nutzen sein wird.

In seinem didactischen Theile findet man ihn weiter vorgerückt als alle Vorgänger, und er hätte wohl verdient, daß wir ihn mit Theophrast und Bayle unter den Wenigen genannt, welche sich bemüht, die Reihe der zu ihrer Zeit bekannten Phänomene zu ordnen.

In seiner Eintheilung der Farben sind alle die Bedingungen beachtet, unter welchen uns die Farbe erscheint. Er hat unsere physiologischen Farben unter der Rubrik der phantastischen oder imaginalen, unsere physischen unter der besondern der variirenden, welche wir die dioptrischen der ersten Classe, und der apparenten, welche wir die dioptrischen der zweiten Classe genannt, vorgetragen. Unsere chemischen Farben finden sich bei ihm unter dem Titel der permanenten oder natürlichen.

Zum Grunde von allen Farbenerscheinungen legt er, wie schon oben bemerkt, Dasjenige, was wir unter der Lehre von trüben Mitteln begreifen. Er nennt diese Farben die variirenden, weil ein trübes Mittel, je nachdem es Bezug auf eine helle oder dunkle Unterlage hat, verschiedene Farben zeigt. Auf diesem Wege erklärt er auch die Farben der Körper, wie wir es auf eine ähnliche Weise gethan haben.

Die apparenten leitet er gleichfalls davon ab, und nähert sich dabei unserer Darstellung vom Doppelbild. Weil er aber das Doppelbild nicht als Factum stehen läßt, sondern die Ursache desselben zugleich mitverklären will, so muß er seine Dispersion herbeibringen, wodurch denn die Sache sehr mühselig wird.

So sind auch seine Figuren höchst unverständlich und beschwerlich zu entziffern, da hingegen die Newton'schen, obgleich meistens falsch, den großen Vortheil haben, bequem zu sein und deshalb faßlich zu scheinen.

Bei den physiologischen, seinen imaginalen, bemerkt er recht gut den Unterschied der abklingenden Farbenerscheinung auf dunklem und hellem Grunde; weil ihm aber das wichtige, von Plato anerkannte Fundament von Allem, die Gyneciß durch's Schwarze, die Diacriß durch's Weiße bewirkt, abgeht; weil er auch die Forderung der entgegengesetzten Farben nicht kennt: so bringt er das Ganze nicht auf eine Art zusammen, die einiger Maßen befriedigend wäre.

Uebrigens rechnen wir es uns zur Ehre und

Görge.

Die einem so guten Spiritus auflegte, wenn man sich eine Beule gestoßen hatte.

Röse.

Die so gute Salben wußte, wenn man sich verbrannt hatte.

Edelmann.

Wenn ich heirathe, will ich mich nach einem Frauenzimmer umsehen, die ihr ähnlich ist.

Görge.

Die ist schon gefunden.

Röse.

Ich denk's. Seyn Sie nicht böse, gnädiger Herr, daß wir so vorlaut sind.

Görge.

Wir können's aber nicht abwarten —

Röse.

Sie so glücklich zu sehen als uns.

Freude, ihn als Denjenigen anzuerkennen, der zuerst am Vortheilhaftesten und Thätigsten das, wovon auch wir in der Farbenlehre überzeugt sind, nach Beschaffenheit der Erfahrung seiner Zeit, ausgesprochen hat.

Desaguliers gegen Rizzetti.

Als in den Leipziger Actis Eruditorum (Supplem. Tom. 8. §. 3. p. 130, 131) einige Einwürfe Rizzetti's gegen Newton erwähnt ward, wiederholt Desaguliers das Experiment, wovon die Rede ist, 1722 vor der Societät zu London, und gibt davon in den philosophischen Transactionen Vol. 32, p. 206 eine kurze Nachricht.

Es ist das zweite Experiment des ersten Buchs der Optik, bei welchem ein hellerthes und ein dunkelblaues Papier, beide mit schwarzen Linien umwunden, durch eine Linse auf einer weißen Tafel abgebildet werden; da denn das rothe Bild, oder vielmehr das Bild der schwarzen Linien auf rothem Grunde, sich ferner von der Linse, und das blaue Bild, oder vielmehr das Bild der schwarzen Linien auf blauem Grunde, sich näher an der Linse deutlich zeigen soll. Wie es damit stehe, haben wir im polemischen Theil umständlich genug auseinandergesetzt und hinlänglich gezeigt, daß hier nicht die Farbe, sondern das mehr oder weniger Abstechende des Hellen und Dunkeln Ursache ist, daß zu dem einen Bilde der Abbildungspunct schärfer genommen werden muß, da bei dem andern ein laxerer schon hinreichend ist.

Desaguliers, ob er gleich behauptet, sein Experiment sei vortrefflich gelungen, muß doch zuletzt auf Dasjenige, worauf wir festhalten, in einem Nebensatze hinweisen, wie er denn, nach Newton'scher Art, die Hauptsachen in Noten und Nebensatze nachbringt; und so sagt er: man muß Sorge tragen, daß die Farben ja nicht tief sind; denn indem ich gefälliger Weise von dem Blauen abgestreift hatte, so war das Weiße der Karte unter dem Blauen Schuld, daß auch dieses Bild weiter reichte, als das Rothe.

Ganz natürlich! Denn von nun an hielt das Blaue heller und die schwarzen Linien stachen besser darauf ab: und wer sieht nun nicht, warum Newton, bei Verfertigung einer gleichen Tafel zu seinen zwei ersten Experimenten, einen schwarzen Grund unter die aufzuzeichnenden Farben verlangt?

Dieses Experiment, dessen ganzen Werth man in einem Nebensatze zurücknehmen kann, noch besser herunter zu setzen, ersuchen wir unsere Leser, besonders Dasjenige nachzusehen, und wir im polemischen Theil zum sechzehnten Versuch (312 — 315) angemerkt haben.

Rizzetti hatte 1727 sein Werk herausgegeben, dessen einzelne Theile schon früher bekannt gemacht worden. Desaguliers experimentirt und argumentirt gegen ihn: man sehe die philosophischen Transactionen Nr. 406, Monat December 1728.

Zuerst beklagt sich Desaguliers über die arrogante Manier, womit Rizzetti dem größten Philosophen jetziger und vergangener Zeit begegne; über den triumphirenden Ton, womit er die Irrthümer eines großen Mannes darzuthun glaube. Darauf zieht er solche Stellen aus, die freilich nicht die plötzlichsten sind, und von einem Schüler Newton's als Gottesläste rung verabscheut werden mußten. Ferner tractirt er den Autor als some people, bringt auch mehrere Stellen aus dem Werke vor, die er theils kurz abfertigt, theils auf sich beruhen läßt, ohne jedoch im Mindesten eine Uebersicht über das Buch zu geben. Endlich wendet er sich zu Experimenten, die sich unter verschiedenen Modificationen begreifen lassen.

a) Zum Beweise der diversen Refrangibilität:

1) das zweite Experiment aus Newton's Optik;
2) das erste Experiment daher.

b) Refraction und Reflexion an sich betreffend, meistens ohne Bezug auf Farbe 5) 6) 5) 6). Ferner wird die Beugung der Strahlen bei der Refraction, die Beugung der Strahlen bei der Reflexion nach Newton'schen Grundsätzen entwickelt, und diese Phänomene der Attraction zugeschrieben. Die Darstellung ist klar und zweckmäßig, obgleich die Anwendung auf die bisher verfolgten Strahlen mißlich und peinlich erscheint. Ja 7) und 8) wird die durch Berührung einer Glastafel mit dem Wasser auf ein Mal aufgehobene Reflexion dargestellt, wobei die Bemerkung gemacht wird, daß die durch Refraction und Reflexion gesehenen Bilder deutlicher sein sollen als die durch bloße Reflexion gesehenen, zum Beweis, daß das Licht leichter durch dichte als durch dünne Mittel gehe.

c) Als Zugabe 9) der bekannte Newton'sche Versuch, der sechzehnte des zweiten Theils: wenn man unter freiem Himmel auf ein Prisma sieht, da sich denn ein bloßer Bogen zeigt. Wir haben an seinem Orte diesen Versuch umständlich erläutert und ihn auf unsere Erfahrungsfälle zurückgeführt.

Diese Experimente wurden vorgenommen von dem damaligen Vorsteher der Societät, Hans Sloane, vier Mitgliedern derselben, Engländern und vier Italienern, welche sämmtlich den guten Erfolg der Experimente bezeugten. Wie wenig aber hierdurch eigentlich habe entschieden werden können, bedarf in Absicht auf Je-

der Theorie, läßt ſich gleich daraus ſehen, daß die Experimente drei bis acht incl. ſich auf die Theorie der Refraction und Reflexion im Allgemeinen beziehen, und daß die ſämmtlichen Herren von den drei übrigen Verſuchen Nichts weiter bezeugen konnten, als was wir alle Tage auch bezeugen können: daß nämlich unter den gegebenen, beſchränkten Bedingungen die Phänomene ſo und nicht anders erſcheinen. Was ſie aber anſprechen und anlegen, Das iſt ganz was Anderes, und Das kann kein Zuſchauer bezeugen, am Wenigſten ſolche, denen man die Verſuche nicht in ihrer ganzen Fülle und Breite vorgelegt hat.

Wir glauben alſo der Sache nunmehr überflüſſig genug gethan zu haben, und verlangen von wie nach von einem Jeden, der ſich dafür intereſſirt, daß er alle Experimente, ſo oft als es verlangt wird, darſtellen könne.

Was übrigens Desaguliers betrifft, ſo iſt der vollſtändige Titel des von ihm herausgegebenen Werkes: A Course of Experimental Philosophy by John Theophilus Desaguliers, L. L. D. F. R. S. Chaplain to his royal Highness Frederik Prince of Wales, formerly of Hart Hall (now Hertford College) in Oxford. London.

Die erſte Auflage des erſten Theils iſt von 1734 und die zweite von 1745. Der zweite Band kam 1744 heraus. In der Vorrede des zweiten Theils p. 7 iſt eine Stelle merkwürdig, warum er die Optik und ſo auch die Licht- und Farbenlehre nicht behandelt.

Gauger.

Gehört auch unter die Gegner Biggetti's. Von ihm ſind uns bekannt:

Lettres de Mr. Gauger sur la différente Refrangibilité de la Lumière et l'immutabilité de leurs couleurs etc. etc. Sie ſind beſonders abgedruckt, ſtehen aber auch in der Continuation des Mémoires de Littérature et d'Histoire Tom. V, p. 1. Paris 1728 und ein Auszug daraus in den Mémoires pour l'histoire des Sciences et des beaux arts. Trevoux. Juillet 1728.

Im Gauger läßt ſich bemerken, wie ſehr es Biggetti muß angelegen geweſen ſein, ſeine Meinung zu vertreten und die Sache zur Sprache zu bringen. Was hingegen die Einwürfe betrifft, die Gauger mit ihm führt, ſo müßten wir oben Das wiederholen, was wir oben ſchon beigebracht und wir erſparen daher uns und unſern Leſern dieſe Unbequemlichkeit.

Newton's Perſönlichkeit.

Die Abſicht Deſſen, was wir unter dieſer Rubrik zu ſagen gedenken, iſt eigentlich die, jene Maſſe eines Gegners und Widerſachers, die wir ſo lange behauptet und auch künftig noch annehmen müſſen, auf eine Zeit abzuziehen, ſo billig als möglich zu ſein, zu unterſuchen, wie ſo ſeltſam Widerſprechendes bei ihm zuſammengehangen und dadurch unſere meiſter gewiſſer Maßen heftige Polemik entzündet haben. Daß manche wiſſenſchaftliche Räthſel nur durch eine ethiſche Auflöſung begreiflich werden können, gibt man uns wohl zu, und wollen verſuchen, was uns in dem gegenwärtigen Falle gelingen kann.

Von der Engliſchen Nation und ihren Zuſtänden iſt ſchon unter Roger Baton und Baco von Verulam Einiges erwähnt worden; auch gibt uns Sprat's tüchtiger Aufſatz ein zuſammengedrängtes, hiſtoriſches Bild. Ohne hier weiter einzugreifen, bemerken wir nur, daß bei den Engländern vorzüglich bedeutend und ſchätzenswerth iſt die Ausbildung ſo vieler derber, tüchtiger Individuen, eines Jeden nach ſeiner Weiſe, und zugleich gegen das Oeffentliche, gegen das gemeine Beſte; ein Vorzug, den vielleicht keine andere Nation, wenigſtens nicht in dem Grade, mit ihr theilt.

Die Zeit, in welcher Newton geboren ward, iſt eine der prägnanteſten in der Engliſchen, ja in der Weltgeſchichte überhaupt. Er war vier Jahre alt, als Carl I. enthauptet wurde, und erlebte die Thronbeſteigung Georg's I. Ungeheure Conflicte bewegten Staat und Kirche, Jeder für ſich und Beide gegen einander, auf die mannigfaltigſte und abwechſelndſte Weiſe. Ein König ward hingerichtet; entgegengeſetzte Volks- und Kriegs-Partieen ſtürmten über einander; Regierungsveränderungen, Verbannungen des Miniſteriums, der Parlamente, folgten ſich gedrängt, ein wiederhergeſtellt, mit Glanz gefeiertes Königthum ward abermals erſchüttert; ein König vertrieben, der Thron von einem Fremden in Beſitz genommen, und abermals nicht vererbt, ſondern einem Fremden abgetreten.

Wie muß nicht durch eine ſolche Zeit ein Jeder ſich angeregt, ſich aufgefordert fühlen! Was muß Das aber für ein eigener Mann ſein, den ſeine Geburt, ſeine Fähigkeiten zu mancherlei Anſpruch berechtigen, und der Alles abſtreift und ruhig ſeinem von Natur eingepflanzten Forſcherberuf folgt!

Newton war ein wohl organiſirter, geſunder, wohl temperirter Mann, ohne Leidenſchaft, ohne Begierden. Sein Geiſt war conſtructiver Natur und zwar im elaſtiſchſten Sinne; daher war die höhere Mathematik ihm als das eigentliche Organ gegeben, durch das er ſeine innere Welt aufzubauen und die äußere zu gewältigen ſuchte. Wir müſſen uns über dieſes ſein

Hauptverdienst sein Urtheil an und gestehen gern zu, daß sein eigentliches Talent außer unserm Gesichtskreise liegt. Aber wenn wir aus eigener Ueberzeugung sagen können: daß von seinen Vorfahren Gelehrte ergriff er mit Beharrlichkeit und führte es bis zum Erfinden weiter; die mittlern Käste seiner Zeit ehrten und verehrten ihn, die Besten erkannten ihn für Ihresgleichen, aber geriethen nur, wegen bedeutender Entdeckungen und Entdeckungen, mit ihm in Contestation: so dürfen wir ihn wohl, ohne nähern Beweis, mit der übrigen Welt für einen außerordentlichen Mann erklären.

Von der practischen, von der Erfahrungsseite zeigt er uns dagegen schon näher. Hier tritt er in eine Welt ein, die wir auch kennen, in der wir seine Verfahrungsart und seinen Succeß zu beurtheilen vermögen, um so mehr, als es überhaupt eine ausgemittelte Wahrheit ist, daß, so rein und sicher die Mathematik in sich selbst behandelt werden kann, sie doch auf dem Erfahrungsfelde jeglich bei jedem Schritte verwickelt, und eben so gut, wie jede andere ausgeübte Maxime, zum Irrthum verleiten, ja den Irrthum ungeheuer machen und sich tödtige Verschlimmerungen vorbereiten kann.

Wie Newton zu seiner Lehre gelangt, wie er sich bei ihrer ersten Prüfung überzeugt, haben wir ausführlich oben auseinandergesetzt. Er beut seine Theorie sodann coolweg auf, ja er sucht seine Erklärungsart als ein Factum geltend zu machen; er entfernt Alles, was ihr schädlich ist und ignorirt Dieses, wenn er es nicht läugnen kann. Eigentlich controvertirt er nicht, sondern wiederholt nur immer seinen Gegnern: „Gerade die Sache an, wie ich; geht auf meinem Wege; richtet Alles ein, wie ich's eingerichtet habe; seht wie ich; schließt wie ich: und so werdet Ihr finden, was ich gefunden habe; alles Andere ist vom Uebel. Was sollen hundert Experimente, wenn zwei oder drei meine Theorie auf das Beste begründen?“

Dieser Behandlungsart, diesem anhiegsamen Character ist eigentlich die Lehre ihr ganzes Glück schuldig. Da das Wort Character ausgesprochen ist, so werde einigen zudringenden Betrachtungen hier Platz vergönnt.

Jedes Wesen, das sich als eine Einheit fühlt, will sich in seinem eigenen Zustand ungetrennt und unverkürzt erhalten. Dieß ist eine ewige, nothwendige Stufe der Natur; und so kann man sagen, jedes Einzelne habe Character bis zum Worte hinunter, der sich träumt, wenn er gestoßen wird. In diesem Sinne dürfen wir dem Schwachen, ja dem Feigen selbst Character zuschreiben; denn er gibt auf, was andere Menschen über Alles schätzen, was aber nicht zu seiner Natur gehört: die Ehre, den Ruhm, um dasjenige zu erhalten, womit er seine Persönlichkeit erhalte. Doch bedient man sich des Wortes Character gewöhnlich in einem höhern Sinne, wenn nämlich eine Persönlichkeit von bedeutenden Eigenschaften auf sichere Weise verharret und sich durch Nichts davon abwendig machen läßt.

Einen starken Character nennt man, wenn er sich allen äußerlichen Hindernissen mächtig entgegensetzt und seine Eigenthümlichkeit, selbst mit Gefahr, seine Persönlichkeit zu verlieren, durchzusetzen sucht. Einen großen Character nennt man, wenn die Gabe des Irrthums zugleich mit großen, vorherrschenden, vorzüglichen Eigenschaften, Fähigkeiten verbunden ist und durch sie ganz originelle, unerwartete Absichten, Plane und Thaten zum Vorschein kommen.

Ob man gleich Jeder wohl einsieht, daß hier eigentlich das Uebergewicht, wie überhaupt, die Größe macht, so muß man sich doch ja nicht irren und etwa glauben, daß hier von einem Sittlichen die Rede sei. Das Haupt-Fundament des Sittlichen ist der gute Wille, der seiner Natur nach nur auf's Rechte gerichtet sein kann; das Haupt-Fundament des Characters ist das entschiedene Wollen, ohne Rücksicht auf Recht und Unrecht, auf Gut und Böse, auf Wahrheit oder Irrthum: es ist Das, was jede Partei an den Ihrigen so höchlich schätzt. Der Wille gehört der Freiheit; er bezieht sich auf den innern Menschen, auf den Zweck, das Wollen gehört der Natur und bezieht sich auf die äußere Welt, auf die That. Und weil das sittliche Wollen nur immer ein beschränktes sein kann, so läßt sich beinahe voraussehen, daß in der Ausübung das höhere Rechte niemals oder nur durch Zufall gewollt werden kann.

Man hat, nach vorerst Ueberzeugung, noch lange nicht genug Beiworte aufgesucht, um die Verschiedenheit der Characteure auszudrücken. Zum Versuch wollen wir die Unterschiede, die bei der physischen Lehre von der Cohärenz Statt finden, gleichfalls gebrauchen; und so gibt es harte, feste, dichte, elastische, biegsame, geschmeidige, behnbare, kurze, zähe, flüssige und, wer weiß, was sonst noch für Characteure. Newton's Character möchten wir unter die harten rechnen, sowie auch seine Farben-Theorie als ein erhärtetes System ansehen ist.

Was uns gegenwärtig betrifft, so verstehen wir eigentlich nur den Bezug des Characters auf Wahrheit und Irrthum. Der Character bleibt derselbe, er mag sich dem Einen oder der Andern ergeben; und so verringert es die große Hochachtung, die wir für Newton hegen, nicht im Geringsten, wenn wir behaupten: er sei als Mensch, als Beobachter in einen Irrthum gefallen und habe als Mann von Character, als Gesinnungsart, seine Behauptung

eben dadurch am kräftigſten beſtätigt, daß er dieſen Irrthum, trotz allen äußern und innern Warnungen, bis an ſein Ende feſt behauptet, ja immer mehr gearbeitet und ſich bemüht, ihn auszubreiten, ihn zu befeſtigen und gegen alle Angriffe zu ſchützen.

Und hier tritt nun ein ethiſches Hauptmotiv ein, das aber Demjenigen, der in die Abgründe der menſchlichen Natur zu blicken wagte, nicht unſichtbar bleibt. Wir haben in der Heftigkeit des Ptolemäismus Newton ſogar einige Unredlichkeit vorgeworfen; wir ſprechen gegenwärtig wieder von nicht geachteten, innern Warnungen; und wie wäre Dieß mit der übrigens anerkannten Moralität einer ſolchen Manier zu verbinden?

Der Menſch iſt dem Irren unterworfen; und wie er in einer Folge, wie er anhaltend irrt, ſo wird er ſogleich falſch gegen ſich und gegen Andere, dieſer Irrthum mag in Meinung oder in Neigungen beſtehen. Von Neigungen wird es uns deutlicher, weil nicht leicht Jemand ſein wird, der eine ſolche Erfahrung nicht an ſich gemacht hätte. Man widme einer Perſon mehr Liebe, mehr Achtung, als ſie verdient, ſogleich muß man falſch gegen ſich und Andere werden; man iſt genöthigt, auffallende Mängel als Vorzüge zu betrachten, und ſie bei ſich wie bei Andern dafür gelten zu machen.

Dagegen laſſen Vernunft und Gewiſſen ſich ihre Rechte nicht verkümmern. Man kann ſie bedrängen, aber nicht täuſchen. Ja, wir thun nicht zu viel, wenn wir ſagen: je moraliſcher, je vernünftiger der Menſch iſt, deſto tägthafter wird er, ſobald er irrt, deſto ungeheurer muß der Irrthum werden, ſobald er darin verharrt; und je ſchwächer die Vernunft, je kümmerlicher das Gewiſſen, deſto mehr ziemt der Irrthum dem Menſchen, weil er nicht gewarnt iſt. Das Irren wird nur bedauernswerth, ja es kann liebenswürdig erſcheinen.

Möglich aber iſt es empfinden, wenn ein ſtarker Character, um ſich ſelbſt getreu zu bleiben, treulos gegen die Welt wird, um innerlich wahr zu ſein, das Wirkliche für eine Lüge erklärt und ſich dabei ganz gleichgiltig erzeigt, ob man ihn für halsſtarrig, verſtockt, eigenſinnig oder für lächerlich halte. Deſſen ungeachtet bleibt der Character immer Character, er mag das Rechte oder das Unrechte, das Wahre oder das Falſche wollen und eifrig dafür arbeiten.

Allein hiermit iſt noch nicht das ganze Räthſel aufgelöſt; noch ein Geheimniß bleibt dahinter. Es kann ſich nämlich im Menſchen ein höheres Bewußtſein finden, ſo daß er über die nothwendige, ihn einſchränkende Natur, an der er doch alle Freiheit Nichts zu verändern vermag, eine gewiſſe Ueberſicht erhält. Hierüber völlig im Klare zu kommen, iſt beinahe unmöglich; ſich in einzelnen Augenblicken zu ſcheiten, geht wohl an, aber Niemanden iſt gegeben, ſich fortwährend zu tadeln. Greift man nicht zu dem gemeinen Mittel, ſeine Mängel auf die Umſtände, auf andere Menſchen zu ſchieben: ſo entſteht zuletzt aus dem Conflict eines vernünftig richtenden Bewußtſeins mit der zwar modificabeln, aber doch unveränderlichen Natur eine Art von Ironie in und mit und ſelbſt, ſo daß wir unſere Fehler und Irrthümer, wie ungezogene Kinder, ſpielend behandeln, die uns vielleicht nicht ſo lieb ſein würden, wenn ſie nicht eben mit ſolchen Unarten behaftet wären.

Dieſe Ironie, dieſes Bewußtſein, womit man ſeinen Mängeln nachſieht, mit ſeinen Irrthümern ſcherzt und ihnen bald mehr Raum und Luft läßt, weil man ſie doch am Ende zu beherrſchen glaubt oder hofft, kann von der klarſten Verrücktheit bis zur dumpfſten Ahnung ſich in mancherlei Subjecten Intereſſe finden; und wir getrauten uns, eine ſolche Galerie von Characteren, noch lebendigen und abgeſchiedenen Muſen, wenn es nicht allzu verfänglich wäre, wohl aufzuſtellen. Wäre alsdann die Sache durch Beiſpiele völlig aufgeklärt, ſo würde uns Niemand verargen, wenn er Newton auch in der Reihe fände, der eine trübe Ahnung ſeines Unrechts gewiß gefühlt hat.

Denn wie wäre es einem der erſten Mathematiker möglich, ſich einer ſolchen Un-Methode zu bedienen, daß er ſchon in den optiſchen Lectionen, indem er die diverſe Refrangibilität feſtſetzen will, den Verſuch mit parallelen Mitteln, der ganz an den Anfang gehört, weil die Farbenerſcheinung ſich da ganz entwickelt, ganz zuletzt bringt? Wie konnte Einer, dem es darum zu thun geweſen wäre, ſeine Schüler mit den Phänomenen im ganzen Umfang bekannt zu machen, um darauf eine haltbare Theorie zu bauen; wie konnte Der die ſubjectiven Phänomene gleichfalls erſt gegen das Ende und beiläufig in einem gewiſſen Parallelismus mit den objectiven abhandeln? Wie konnte er ſie für unbedeutend erklären, da ſie ganz ohne Frage die bedeutendſten ſind, wenn er nicht der Natur anderweit und ſeine vorgefaßte Meinung vor ihr ſicher ſtellen wollte? Die Natur ſpricht Nichts aus, was ihr ſelbſt unbedeutend wäre; deſto ſchlimmer, wenn ſie einem Theoretiker unbedeutend wird.

Nach allem Dieſem wollen wir, weil ethiſche Probleme auf gar mancherlei Weiſe aufgelöſt werden können, nur die Vermuthung entäußern, daß vielleicht Newton an ſeiner Theorie ſo viel Gefallen gefunden, weil ſie ihm, bei jedem Erſcheinungsſchritte, neue Gelegenheit

um darbot. So ſagt ein Mathematiker ſelber: C'est la Coutume des Géomètres de s'élever de difficultés en difficultés, et même de s'en former sans cesse des nouvelles, pour avoir le plaisir de les surmonter.

Wollte man aber auch ſo den vortrefflichen Mann nicht genug entſchuldigt halten, ſo werfe man einen Blick auf die Naturforſchung ſeiner Zeiten, auf das Philoſophiren über die Natur, wie es theils von Descartes her, theils durch andere verdienſtliche Männer üblich geworden war; und man wird aus dieſen Umgebungen ſich Newton's eigenen Geiſtszuſtand eher vergegenwärtigen können.

Auf dieſe und noch manche andere Weiſe möchten wir den Manen Newton's, inſofern wir ſie beleidigt haben könnten, eine hinlängliche Ehrenerklärung thun. Jeder Irrthum, der aus dem Menſchen und aus den Bedingungen, die ihn umgeben, unmittelbar entſpringt, iſt verzeihlich, oft ehrwürdig; aber alle Nachfolger im Irrthum können nicht ſo billig behandelt werden. Eine nachgeſprochene Wahrheit verliert ſchon ihre Grazie; ein nachgeſprochener Irrthum erſcheint abgeſchmackt und lächerlich. Sich von einem eigenen Irrthum loszumachen, iſt ſchwer, oft unmöglich bei großem Geiſt und großen Talenten; wer aber einen fremden Irrthum aufnimmt und halsſtarrig dabei verbleibt, zeugt von gar geringem Vermögen. Die Beharrlichkeit eines original Irrenden kann uns erfreuen; die Hartnäckigkeit der Irrthums-Ergeben macht verdrießlich und ärgerlich. Und wenn wir in dem Streit gegen die Newton'ſche Lehre manchmal auch den Grenzen der Beſonnenheit herausgeſchritten ſind, ſo ſchieben wir alle Schuld auf die Schule, deren Incompetenz und Dünkel, deren Trotzheit und Selbſtgenügſamkeit, deren Ingrimm und Verfolgungsgeiſt materialiter durchaus in Proportion und Gleichgewicht ſtehen.

Erſte Schüler und Bekenner Newton's.

Unter den ſchon erwähnten Experimentatoren, Leidt und Desaguliers, werden uns folgende Männer merkwürdig.

Samuel Clarke, geboren 1675, geſtorben 1734, trägt zur Verbreitung der Newton'ſchen Lehre unter Alen am Meiſten bei. Zum geiſtlichen Stande beſtimmt, zeigt er in der Jugend großes Talent zur Mathematik und Phyſik, penetrirt früher als Andere die Newton'ſchen Anſichten und überzeugt ſich davon.

Er überſetzt Rohault's Phyſik, welche, nach Cartéſius'ſchen Grundſätzen geſchrieben, in den Schulen gebraucht wurde, in's Lateiniſche. In den Noten trägt der Ueberſetzer die Newton'ſche Lehre vor, von welcher denn, bei Gelegenheit der Farben, geſagt wird: Experientia compertum est etc. Die erſte Ausgabe iſt von 1697. Auf dieſem Wege ſchöpfte man die Newton'ſche Lehre, neben der des Carteſius, in den Unterricht ein und verdrängte jene nach und nach.

Der größte Dienſt jedoch, den Clarke Newton erzeigte, war die Ueberſetzung der Optik in's Lateiniſche, welche 1706 herauskam. Newton hatte ſie ſelbſt verdeutſcht, und Engländer ſagen, ſie ſei verſtändlicher als das Original ſelbſt. Wir aber können Dieß keineswegs finden. Das Original iſt ſehr deutlich, rein und ſchlicht; die Ueberſetzung weiß, um des Lateiniſchen Sprachgebrauchs willen, oft umſchreibende Phraſen machen; aber vielleicht ſind es eben dieſe Phraſen, die den Herren, welche ſich Nichts weiter dabei denken wollten, zum Beſten zu Ohre gingen.

Uebrigens ſtanden beide Männer in einem moraliſchen, ja religiöſen Verhältniß zu einander, indem ſie Beide dem Arianismus zugethan waren: einer müſſigen Lehre, die vielen verdorbenen Leuten der damaligen Zeit behagte und den Deismus der Folgezeit vorbereitete.

Wilhelm Molyneux, einer der erſten Newton'ſchen Bekenner. Er gab eine Dioptrica nova, London 1692, heraus, welche er auf der vierten Seite ſagt: „Aber Herr Newton in ſeinen Abhandlungen, Farben und Licht betreffend, die in den philoſophiſchen Transactionen publicirt worden, hat unläugbar dargethan, daß die Lichtſtrahlen keineswegs homogen oder von einerlei Art ſind, vielmehr von unterſchiedenen Formen und Figuren, daß einige mehr gebrochen werden als die andern, ob ſie ſchon einen gleichen oder ähnlichen Neigungswinkel zum Glaſe haben.“

Niemanden wird entgehen, daß hier, bei allem Glauben an den Herrn und Meiſter, die Lehre ſchon ziemlich auf dem Wege iſt, verſchoben und entſtellt zu werden.

Regnault. Entretiens physiques Tom. 2. Entret. 21. p. 295 ff. und Entret. 22. p. 379 ff., trägt die Newton'ſche Lehre in der Länge vor.

Maclaurin. Expositions des découvertes philosophiques de Mr. Newton.

Pemberton. A view of Sir Isaac Newton's philosophy. London 1728.

Wilhelm Whiſton. Praelectiones mathematicae.

Daub (Georg Pet. Daubius). Philosophia mathematica Newtoniana.

Inwiefern dieſe Letztern ſich auch um die Farbenlehre bekümmert und ſolche, wenn aber wenig dem Gedächtniß nach, vorgetragen,

gedenken wir hier nicht zu untersuchen; genug, sie gehören unter Diejenigen, welche als die ersten Anhänger und Bekenner Newton's in der Geschichte genannt werden.

Von ausländischen Anhängern erwähnen wir zunächst S'Gravesande und Muschenbroek.

Wilhelm Jacob S'Gravesande.

Geboren 1688.

Physices elementa mathematica, sive introductio ad philosophiam Newtonianam. Lugd. Batav. 1721.

Im zweiten Bande S. 78 Exp. 18 trägt er die Lehre von der diversen Refrangibilität nach Newton vor; in seinen Dissertationen setzt er sie voraus. Die in's Ovale gezogene Gestalt des runden Sonnenbildes scheint sie ihm ohne Weiteres zu beweisen.

Merkwürdig ist, daß Tafel XV die erste Figur ganz richtig gezeichnet ist, und daß er §. 851 zur Entschuldigung, daß im Vorhergehenden der im Vortrag der Refractions-Gesetze die weißen Strahlen als homogen behandelt werden, sagt: satis est exiguo differentiae refrangibilitatis in radiis solaribus, ut in praecedentibus negligi potuit.

Freilich, wenn die Versuche mit parallelen Mitteln gemacht werden, sind die farbigen Ränder unbedeutend, und man muß das Sonnenbild genug quälen, bis das Phänomen ganz farbig erscheint.

Uebrigens sind die perspectivisch, mit Licht und Schatten vorgestellten Experimente gut und richtig, wie es scheint, nach dem wirklichen Apparat gezeichnet. Aber wozu der Aufwand, da die Farbenerscheinung als die Hauptsache fehlt? Meine Linear-Zeichnungen, richtig illuminirt, bestimmen und entscheiden die ganze Sache, da hingegen durch jene unläugbare, bis auf einen gewissen Grad wahre und doch im Hauptpuncte mangelhafte Darstellung der Irrthum nur desto eigensinniger gemacht und festgehalten wird.

Peter van Muschenbroek.

Geboren 1692, gestorben 1761.

Elementa physicae 1734. Völlig von der Newton'schen Lehre überzeugt, fängt er seinen Vortrag mit der hypothetischen Figur an, wie sie bei uns, Tafel VII, Figur 1 abgebildet ist. Dann sagt: Si per exiguum foramen mit der bekannten Phrase.

Bei dieser Gelegenheit erwähnen wir der Pariser Akademie, deren Memoiren von Muschenbroek übersetzt und 1731 herausgegeben werden. Sie enthalten zwar Nichts die Farbenlehre betreffend; doch ist auch diese Sammlung merkwürdig, besonders wegen einer Stelle über Newton, die als ein Zeugniß der damaligen höchsten Verehrung dieses außerordentlichen Mannes mitgetheilt zu werden verdient. Indem nämlich Muschenbroek die mancherlei Hindernisse und Beschwerlichkeiten anzeigt, die er bei Uebersetzung des Werks aus dem Italienischen ins Lateinische gefunden, fügt er Folgendes hinzu: „Weil nun auch mehr als sechzig Jahre seit der ersten Ausgabe dieses Werkes verflossen, so ist die Philosophie inzwischen mit nicht geringem Wachsthum vorgeschritten, besonders seitdem der allerreichste und höchste Lenker und Vorsteher aller menschlichen Dinge, mit unendlicher Liebe und unbegreiflicher Wahlthätigkeit die Sterblichen unserer Zeit bedenkend, ihrer Gemüther nicht länger in dem Druck der alten Finsterniß lassen wollte, sondern ihnen als ein vom Himmel gesandtes Geschenk jenes Britische Orakel, Isaac Newton, gewährt, welcher eine erhabene Methode auf die zartesten Versuche anwendend und Alles geometrisch beweisend, gelehrt hat, wie man in die verborgensten Geheimnisse der Natur dringen und eine mehr, befestigte Wissenschaft erlangen könne. Deswegen hat auch dieser mit göttlichem Scharfsinn begabte Philosoph nicht gleichet als alle die erhabensten Männer von den ersten Anfängen der Weltweisheit her zusammen. Verbannt sind nun alle Hypothesen; Nichts als was bewiesen ist, wird zugelassen; die Weltweisheit wird durch die gründlichste Lehre erweitert und auf den menschlichen Nutzen übergetragen durch mehrere angestellte, die wahre Methode befolgende, gelehrte Männer."

Französische Academiker.

Die erste Französische Academie, schon im Jahre 1653 eingerichtet, war der Sprache im allgemeinsten Sinne, der Grammatik, Rhetorik und Poesie gewidmet. Eine Versammlung von Naturforschern aber hatte zuerst in England Statt gefunden.

In einem Brief an die Londoner-Societät preist Sorbiere die Englische Nation glücklich, daß sie einen solchen Mann und einen König habe, der sich für die Wissenschaften interessire; welches in Frankreich nicht der Fall sei. Doch fanden sich auch in diesem Lande schon so viel Freunde der Naturwissenschaften in einzelnen Gesellschaften zusammen, daß man von Hof aus nicht stumm bleiben konnte, sie näher zu verpflichten. Man dachte sich ein weit umfassendes Ganzes und wollte jene erste Academie der Mathematik und die neu einzurichtende der Wissenschaften mit einander vereinigen. Dieser Versuch gelang nicht; die Sy ab Testen'schen Schulen sich zu theilt, und die Academie der Wissenschaften blieb mehrere Jahre ganz unter königlichem Schutz,

doch ohne eigentliche Sanction und Constitution, in einem gewissen Mittelzustand, in welchem sie sich gleichwohl um die Wissenschaften ganz verdient machte.

Mit ihren Leistungen bis 1696 macht uns Du Hamel in seiner Regiae Scientiarum academiae historia auf eine stille und einfache Weise bekannt.

In dem Jahre 1699 wurde sie restaurirt und völlig organisirt, von welcher Zeit an ihre Arbeiten und Bemühungen ununterbrochen bis zur Revolution fortgesetzt wurden.

Die Gesellschaft hielt sich ohne sonderliche theoretische Tendenz, nahe an der Natur und deren Betrachtung, wobei sich von selbst versteht, daß in Absicht auf Astronomie, sowie auf Alles, was dieser grossen Wissenschaft vorausgehen muß, nicht weniger bei Bearbeitung der allgemeinen Naturlehre, die Mathematiker einen lebhaften und treuen Antheil bewirken. Naturgeschichte, Thierbeschreibung, Thier-Anatomie beschäftigten manche Mitglieder und bereicherten vor, was später von Buffon und Daubenton ausgeführt wurde.

Im Ganzen sind die Verhandlungen dieser Gesellschaft ebenso wenig methodisch als die der Engländer; aber es herrscht doch eher eine Art von verständiger Ordnung darin. Man ist hier nicht so rasch wie dort, aber auch nicht so rück. In Absicht auf Farbenlehre verdanken wir derselben Folgendes.

Mariotte.

Unter dem Jahre 1679 gibt uns die Geschichte der Academie eine getrübte, aber hinreichende Nachricht von den Mariotte'schen Arbeiten. Sie bezeigt ihre Zufriedenheit über die einfache Darstellung der Phänomene und äußert, daß es sehr wohl gethan sei, auf eine solche Weise zu versichern, als sich in die Ausdeutung entfernterer Ursachen zu verlieren.

De Lahire.

Im Jahre 1675 hatte Dieser in einer kleinen Schrift, Accidents de la vue, den Ursprung des Blauen ganz richtig gefaßt, daß nämlich ein dunkler schwärzlicher Grund durch ein durchscheinendes, weißliches Mittel gesehen, die Empfindung von Blau gebe.

Unter dem Jahre 1711 findet sich in den Memoiren der Academie ein kleiner Aufsatz, worin diese Ansicht wiederholt und zugleich bemerkt wird, daß das Sonnenlicht durch ein angerauchtes Glas roth erscheine. Er war, wie man sieht, auf dem rechten Wege; doch fehlte es ihm an Entwickelung des Phänomens. Er drang nicht weit genug vor, um einzusehen, daß das angerauchte Glas hier nur als ein Trübes wirke, indem dasselbe, wenn es leicht angeraucht ist, vor einen dunkeln Grund gehalten, bläulich erscheint. Ebenso wenig gelang es ihm, das Rothe auf's Gelbe gezogen, und das Blaue auf's Violette verwandt zu sehen. Seine Bemerkung und Einsicht blieben daher unfruchtbar liegen.

Wegen übereinstimmender Betrachtungen schalten wir an dieser Stelle einen Deutschen ein, den wir sonst nicht schicklicher unterzubringen wußten.

Johann Michael Conradi.

Anweisung zur Optick. Coburg 1710 in 8.— S. 18. §. 16: „Wo das Auge Nichts sieht, so meint es, es sehe etwas Schwarzes; als wenn man bei Nacht gen Himmel sieht, da ist wirklich Nichts, und man meint, die Sterne hingen an einem schwarzen expanso. Wo aber eine durchscheinende Weise vor dieser Schwärze oder diesem Nichts steht, so gibt es eine blaue Farbe; daher der Himmel des Tages blau sieht, weil die Luft wegen der Dünste weiß ist. Dahero je reiner die Luft ist, je dunkelblauer ist der Himmel, als wo ein Gewitter vorüber ist und die Luft von denen vielen Dünsten gereinigt; je dünstiger aber die Luft ist, desto weißlicher ist diese blaue Farbe. Und daher scheinen auch die Wälder von weitem blau, weil vor dem schwarzen, schattenvollen Grün die weiße und dünnere Luft sich befindet."

Malebranche.

Wir haben schon oben des Antheil seiner Lehre eingeräumt. Er gehört unter Diejenigen, welche Licht und Farbe zuerst zu behandeln glaubten, wenn sie sich diese Phänomene als Schwingungen erklärten. Und es ist bekannt, daß diese Vorstellungsart durch das ganze achtzehnte Jahrhundert Stand gehalten.

Nun haben wir schon gehört, daß nach unserer Ueberzeugung damit gar Nichts gewonnen ist. Denn wenn auch der Ton deswegen begreiflicher zu sein scheint als die Farbe, weil wir mit Augen sehen und mit Händen greifen können, daß eine mechanische Impulsion Schwingungen an den Körpern und in der Luft hervorbringt, deren verschiedene Mischverhältnisse harmonische und disharmonische Töne bilden: so erfahren wir doch dadurch keineswegs, was der Ton sei und wie er zugehe, daß diese Schwingungen und ihre Abgemessenheiten Tod, was wir im Abgemessenen Musik nennen, hervorbringen mögen. Wenn wir nun aber gar diese mechanischen Wirkungen, die wir für intellectuell halten, weil wir einen gewissen Maßen großen Antheil an unsern Empfindungen bemerken können, zum Gleichniß brauchen, um Ton, wie Licht und Farbe Leiden, und auf eben den Wege begreiflich zu machen; so ist dadurch eigentlich

gar Nichts gethan. Statt der Luft, die durch den Schall bewegt wird, einen Aether zu supponiren, der durch die Anregung des Lichts auf eine ähnliche Weise vibrire, bringt das Geschäft um Nichts weiter: denn freilich ist am Ende Alles Leben und Bewegung und beide können wir doch nicht anders gewahr werden, als daß sie sich selbst rühren und durch Berührung das Nächste zum Fortschritt anreizen.

Wie unendlich viel ruhiger ist die Wirkung des Lichts als die des Schalles! Eine Welt, die so anhaltend von Schall erfüllt wäre, als sie es von Licht ist, würde ganz unerträglich sein.

Durch diese oder eine ähnliche Betrachtung ist wahrscheinlich Maichenche, der ein sehr zart fühlender Mann war, auf seine wunderlichen Vibrationes de pression geführt worden, da die Wirkung des Lichts durchaus mehr einem Druck als einem Stoß ähnlich ist; wovon Diejenigen, welche es interessirt, die Memoiren der Academie von 1699 nachsehen werden.

Bernard le Bovier de Fontenelle.

Geboren 1657, gestorben 1757.

Es war nicht möglich, daß die Franzosen sich lange mit den Wissenschaften abgeben, aber solche ins Leben, ja in die Societät zu ziehen, und sie, durch eine gebildete Sprache, der Nebenwelt, wo nicht gar der Welt selbst, zu überliefern. Schon länger als ein halbes Jahrhundert war man gewohnt, über Gedichte und prosaische Aufsätze, über Theater-Stücke, Lustspielreden, Memoiren, Lobreden und Biographien in Gesellschaften zu dissertiren und seine Meinung, sein Urtheil gegeneinig zu eröffnen. Im Briefwechsel suchten Männer und Frauen der obern Stände sich an Einsicht in die Weltshändel und Charactere, an Leichtigkeit, Heiterkeit und Anmuth bei der möglichsten Bestimmtheit zu übertreffen, und nun trat die Naturwissenschaft als eine spätere Gabe hinzu. Die Forscher so gut als andere Literatoren und Gelehrte lebten in der Welt und für die Welt; sie wußten auch für sich Interesse zu erregen suchen, und erregten es leicht und bald.

Aber ihr Hauptgeschäft lag eigentlich von der Welt ab. Die Untersuchung der Natur durch Experimente, die mathematische oder philosophische Behandlung des Erfahrnen erforderten Ruhe und Stille, und weder die Breite noch die Tiefe der Erörterung sind geeignet, vor die Versammlung gebracht zu werden, die man gesellschaftliche Societät nennt. Ja, manches Abstracte, Abstruse läßt sich in die gesellschaftliche Sprache nicht übersetzen. Aber dem lebhaften gefälligen, mundfertigen Franzosen schien Nichts zu schwer, und, gelenkig durch die Richtigung einer großen, gebildeten Masse, unternahm er eben, Himmel und Erde mit allen ihren Geheimnissen zu vulgarisiren.

Ein Werk dieser Art ist Fontenelle's Schrift über die Mehrheit der Welten. Seitdem die Erde im Copernicus'schen System auf einem schwebenden Platz erschien, so traten vor allen Dingen die übrigen Planeten in gleiche Rechte. Die Erde war bewachsen und bewohnt; alle Climate brachten nach ihren Bedingungen und Eigenheiten eigene Geschöpfe hervor, und die Folgerung lag ganz nahe, daß die ähnlichen Gestirne und vielleicht auch gar die unähnlichen, ebenfalls mit Leben überfüllet und beglückt sein müßten. Was die Erde an ihrem hohen Rang verloren, ward ihr gleichsam hier durch Gesellschaft ersetzt; und für Menschen, die sich gern mittheilen, war es ein angenehmer Gedanke, früher oder später einen Besuch auf den unlängst gefundenen Welten abzustatten. Fontenelle's Werk fand großen Beifall und wirkte viel, indem es außer dem Hauptgegenstand noch manches Andere, den Menschen und dessen Einsicht betreffend, popularisiren mußte.

Dem Autor kommt es auf den Werth, die Würde, die Vollständigkeit, ja die Wahrheit seines Gegenstandes nicht an; die Hauptfrage ist, ob er interessant sei oder interessant gemacht werde. Die Wissenschaft selbst kann durch eine solche Behandlung wohl nicht gewinnen, wie wir auch in neuerer Zeit durch das Feminisiren und Infantisiren so mancher höhern und tiefsinnigern Materie gesehen haben. Dasjenige, wovon das Publicum hört, daß man sich damit in den Werkstätten, in den Studir-Zimmern der Gelehrten beschäftige, das will es auch näher kennen lernen, um nicht ganz altern gegenüber, wenn die Wissenden davon sich laut unterhalten. Darum beschäftigen sich so viele Neugierende, Spionirende, Naschende, Urtheilende, Vorurtheilende; die launigen Schriftsteller versehlen nicht, Seitenblicke dahin zu thun; der Comödien-Schreiber scheut sich nicht, das Ehrwürdige auf dem Theater zu verspotten, wobei die Menge immer am freiesten Athem holt, weil sie fühlt, daß sie etwas Edles, etwas Bedeutendes los ist, und sie vor Dem, und Andere für wichtig halten, keine Ehrfurcht zu haben braucht.

Zu Fontenelle's Zeiten war dieses Alles erst im Werden. Es läßt sich aber schon bemerken, daß Irrthum und Wahrheit, sowie sie im Gange waren, von guten Köpfen aufgetreibt, und Eins wie das Andere wechselsweise mit Ernst oder Unernst behandelt wurden.

Dem großen Mann Newton's, als derselbe in einem hohen Alter mit Ruhe abging, war Niemand gewachsen. Die Wirkungen seiner Per-

ſtudirt erſcheinen durch ihre Tiefe und Ausbreitung der Welt höchſt ehrwürdig, und jeder Verdacht, daß ein ſolcher Mann geirrt haben könnte, wurde weggewieſen. Das Unbedingte, zu dem ſich die menſchliche Natur erhebt, erſcheint nicht mächtiger als im Beifall und im Tadel, im Haß und der Neigung der Menge. Alles oder Nichts iſt von jeher die Deviſe des angeregten Dämons.

Schon von jener erſten, der Sprache gewidmeten Academie ward der löbliche Gebrauch eingeführt, bei dem Todtenamte, das einem verſtorbenen Mitgliede gehalten wurde, eine kurze Nachricht von des Abgeſchiedenen Leben mitzutheilen. Pelliſſon, der Geſchichtſchreiber jener Academie, gibt uns ſolche Notizen von den zu ſeiner Zeit verſtorbenen Gliedern, auf ſeine reine, natürliche, liebenswürdige Weiſe. Je mehr nachher dieſe Inſtitute ſelbſt ſich Anſehen gaben und verſchafften, je mehr man Urſache hat, aus den Todten Etwas zu machen, damit die Lebendigen als Etwas erſcheinen, deſto mehr werden ſolche Perſonalien ausgebildet und treten in der Geſtalt von Elogien hervor.

Daß nach dem Tode Newton's, der ein Mitglied der Franzöſiſchen Academie war, eine bedeutende, allgemein verſtändliche, von den Anhängern Newton's durchaus zu billigende Lobrede würde gehalten werden, ließ ſich erwarten. Fontenelle hielt ſie. Von ſeinem Leben und ſeiner Lehre, und alſo auch von ſeiner Farben-Theorie wurde mit Beifall Rechenſchaft gegeben. Wir überſetzen die hierauf bezüglichen Stellen, und begleiten ſie mit einigen Bemerkungen, welche durch den polemiſchen Theil unſerer Arbeit beſtätigt und gerechtfertigt werden.

Fontenelle's Lobrede auf Newton.

Abkürzungen und mit Bemerkungen begleitet.

„In gleicher Zeit, als Newton an ſeinem großen Werk der Principien arbeitete, hatte er noch ein anderes unter den Händen, das ebenſo original und neu, weniger allgemein durch ſeinen Titel, aber durch die Manier, in welcher der Verfaſſer einen einzelnen Gegenſtand zu behandeln ſich vornahm, ebenſo ausgebreitet werden ſollte. Es iſt die Optik oder das Werk über Licht und Farbe, welches zum erſten Mal 1704 erſchien. Er hatte in dem Lauf von dreißig Jahren die Experimente angeſtellt, deren er bedurfte.“

In der Optik ſteht kein bedeutendes Experiment, das ſich nicht ſchon in den optiſchen Lectionen fände, ja in dieſen ſteht Manches, und in jener ausgelaſſen wird, weil es nicht in die künſtliche Darſtellung paßte, an welcher Newton dreißig Jahre gearbeitet hat.

„Die Kunſt, Verſuche zu machen, in einem gewiſſen Grade, iſt beinahe gemein. Das geringſte Factum, das ſich unſern Augen darbietet, iſt aus ſoviel andern Facten verwickelt, die es zuſammenſetzen oder bedingen, daß man ohne eine außerordentliche Gewandtheit nicht Alles, was darin begriffen iſt, entwickeln, auch ohne vorzüglichen Scharfſinn vermuthen kann, was Alles darin begriffen ſein dürfte. Man muß das Factum, wovon die Rede iſt, in ſoviel andere trennen, die abermals zuſammengeſetzt ſind, und manchmal, wenn man ſeinen Weg nicht gut gewählt hätte, würde man ſich in Irrgänge einlaſſen, aus welchen man keinen Ausgang fände. Die urſprünglichen und elementaren Facta ſcheinen von der Natur mit ſoviel Sorgfalt wie die Urſachen verſteckt worden zu ſein; und gelangt man endlich dahin, ſie zu ſehen, ſo iſt es ein ganz neues und überraſchendes Schauſpiel.“

Dieſer Periode, der dem Sinne nach allen Beifall verdient, wenn gleich die Art des Ausdrucks vielleicht eine nähere Beſtimmung erforderte, paßt auf Newton nur dem Verdienſte, keineswegs aber dem Verdienſt nach: denn eben hier liegt der von uns erwieſene, von ihm begangene Hauptfehler, daß er das Phänomen in ſeine einfachen Elemente nicht zerlegt hat; welches doch bis auf einen gewiſſen Grad leicht geweſen wäre, da ihm die Erſcheinungen, aus denen ſein Spectrum zuſammengeſetzt wird, ſelbſt nicht unbekannt waren.

„Der Gegenſtand dieſer Optik iſt durchaus die Anatomie des Lichts. Dieſer Ausdruck iſt nicht zu hoch; es iſt die Sache ſelbſt.“

So weit war man nach und nach im Glauben gekommen! An die Stelle des Phänomens ſetzte man eine Erklärung; von nannte man die Erklärung ein Factum, und das Factum gar zuletzt eine Sache.

Bei dem Streite mit Newton, da er ihn auch ſelbſt hörte, findet man, daß die Gegner ſeine Erklärung als Hypotheſe behandelten; er aber glaubte, daß man ſie als eine Theorie, ja wohl gar ein Factum nennen könnte; und nun macht ſein Lobredner die Erklärung gar zur Sache!

„Ein ſehr kleiner Lichtſtrahl,“ —

Hier iſt alſo der hypothetiſche Lichtſtrahl; denn bei dem Experiment bleibt er immer das ganze Sonnenbild.

„den man in eine vollkommen dunkle Kammer hereinläßt,“ —

In jedem hellen Zimmer iſt der Effect eben derſelbe.

„der aber niemals ſo klein ſein kann, daß er nicht noch eine unendliche Menge von Strahlen enthielte, welche getheilt, zerſtreut ſind, ſo daß man nun die Elementar-Strahlen hat,“ —

Man hat ſie! — und wohl gar als Sache!

„aus welchen er vorher zusammengesetzt war, die nun aber von einander getrennt sind, jeder von einer andern Farbe gefärbt, die nach dieser Trennung nicht mehr verändert werden können. Das Weiße also war der gesammte Strahl vor seiner Trennung, und entstand aus dem Gemisch aller dieser besondern Farben der primitiven Lichtstrahlen.“

Wie es sich mit diesen Nebenideen verhalte, ist anderwärts genugsam gezeigt.

„Die Trennung dieser Strahlen war so schwer,“ —

Hinter die Schwierigkeit der Versuche steckt sich die ganze Newton'sche Schule. Das, was an den Erscheinungen nahe und natürlich ist, läßt sich sehr leicht darstellen; was aber Newton zusammengekünstelt hat, um seine falsche Theorie zu bestätigen, ist nicht sowohl schwer, als beschwerlich (trouble-some), darzustellen. Einiges, und gerade das Hauptsächlichste, ist sogar unmöglich. Die Trennung der farbigen Strahlen in sieben runde, völlig von einander abstehende Bilder ist ein Mährchen, das bloß als imaginäre Figur auf dem Papier steht, und in der Wirklichkeit gar nicht darzustellen ist.

„Daß Herr Mariotte, als er auf das erste Gerücht von Herrn Newton's Erfahrungen diese Versuche unternahm,“ —

Ehe Mariotte seinen Tractat über die Farben herausgab, konnte er den Aufsatz in den Transactionen recht gut gelesen haben.

„Er verfehlte, er, der soviel Genie für die Erfahrung hatte, und dem es bei andern Gegenständen so sehr geglückt ist.“

Und so mußte der treffliche Mariotte, weil er das Hornspecus, vor dem sich die übrigen Schuljünger beugten, als ein ehelicher Mann, der Augen hatte, nicht anerkennen wollte, seinen wohlhergebrachten Ruf, als guter Beobachter, vor seiner eigenen Nation verlieren, den wir ihm denn hiermit auf das Vollkommenste wiederherzustellen wünschen.

„Noch ein anderer Nutzen dieses Werks der Optik, so groß vielleicht als der, den man aus der großen Anzahl neuer Kenntnisse nehmen kann, womit man es angefüllt findet, ist, daß es ein vortreffliches Muster liefert der Kunst, sich in der Experimental-Philosophie zu benehmen.“

Was man sich unter Experimental-Philosophie gedacht, ist oben schon angedeutet, sowie wir auch gehörigen Orts dargethan haben, daß man nie verkehrter zu Werke gegangen ist, um eine Theorie auf Experimente aufzubauen, oder, wenn man will, Experimente an eine Theorie anzuschließen.

„Will man die Natur durch Erfahrungen und Beobachtungen fragen, so muß man sie fragen, wie Herr Newton auf eine so gewandte und dringende Weise.“

Die Ausdrücke gewandt und dringend sind recht wohl angebracht, um die Newton'sche künstliche Behandlungsweise auszudrücken. Die Englischen Lobredner sprechen gar von nice Experiments, welches Beiwort Alles, was genau und streng, scharf, ja spitzfindig, behutsam, vorsichtig, bedenklich, gewissenhaft und pünctlich bis zur Uebertreibung und Aengstlichkeit einschließt. Wir können aber ganz kühnlich sagen: die Experimente sind einseitig; man läßt den Zuschauer nicht Alles sehen, am Wenigsten Das, worauf es eigentlich ankommt; sie sind unnöthig umständlich, wodurch die Aufmerksamkeit zerstreut wird; sie sind complicirt, wodurch sie sich der Beurtheilung entziehen, und also durchaus taschenspielerisch.

„Sachen, die sich fast der Untersuchung entziehen, weil sie zu subtil (délicées) sind,“

Hier haben wir schon wieder Sachen, und zwar so ganz feine, flüchtige, der Untersuchung entwischende Sachen!

„versteht er dem Calcul zu unterwerfen, der nicht allein das Wissen guter Geometer verlangt, sondern, was mehr ist, eine besondere Geschicklichkeit.“

Nun, so wäre denn endlich die Untersuchung in die Geheimnisse der Mathematik gebracht, damit doch ja Niemand so leicht wage, sich diesem Heiligthum zu nähern.

„Die Anwendung, die er von seiner Geometrie macht, ist so fein, als seine Geometrie erhaben ist.“

Auf diesen schwerischen Schwung und Schwung brauchen wir nur soviel zu erwiedern, daß die Hauptformeln dieser sublim seinen Geometrie nach Entdeckung der achromatischen Versuche falsch befunden und dafür allgemein anerkannt sind. Jene sonderbare Messung und Berechnung der Farbenbilder, wodurch ihnen eine Art von Tonleiter angedichtet wird, ist von uns auch anderwärts vernichtet worden, und es wird von ihr zu Ueberfluß noch im nächsten Artikel die Rede sein.

Jean Jacques d'Ortous de Mairan

Geboren 1678, gestorben 1771.

Ein Mann, gleichsam von der Natur bestimmt mit Fontenelle zu wetteifern, unterrichtet, fein, scharfsinnig, fleißig, von einer sociablen und höchgefälligen Natur. Er folgte Fontenelle im Secretariat bei der Academie, schrieb einige Jahre die erforderlichen Lobreden, erhielt sich die Gunst der vornehmen und rührigen Welt bis in sein hohes Alter, das er beinahe so hoch als Fontenelle brachte. Und gegenwärtig zu Denjenigen zu gehören, mit er gehen, um die Farbenlehre zu studiren

Görge.

Sie müſſen nicht länger zögern.

Röſe.

Es iſt verlorne Zeit.

Görge.

Und wir haben ſchon den Vorſprung.

Edelmann.

Wir wollen ſehen.

Görge.

Es thut freylich nichts, wenn unſer Junge ein Bißchen älter iſt als der Ihrige; da kann er deſto beſſer auf den Junker acht haben.

Röſe.

Das wird hübſch ſeyn, wenn ſie zuſammen ſpielen. Sie dürfen doch?

Edelmann.

Wenn ſie nur ſchon da wären. Ja! — meine

Schon mochte bei den Phyſikern vergeſſen ſein, was Mariotte für dieſe Lehre geleiſtet; der Weg, den er gegangen, den er eingeleitet, war vielleicht zum zweiten Mal von einem Franzoſen nicht zu betreten. Er hatte ſtill und einſam gelebt, ſo daß man beinahe Nichts von ihm weiß; und wie wäre es ſonſt auch möglich geweſen, den Erfahrungen mit ſolcher Schärfe und Genauigkeit bis in ihre letzten, nothwendigſten und einfachſten Bedingungen zu folgen. Von Nugnet und Demjenigen, was er im Journal von Trevoux geäußert, ſcheint Niemand die mindeſte Notiz genommen zu haben; ebenſo wenig von de Lahire's richtigem Verſuch wegen des Blauen und Rothen. Alles Das war für die Franzoſen verloren, deren Blick durch die magiſche Gewalt des Engliſchen Geiſtes fixirt worden. Newton war Präſident einer ſchon gegründeten Societät, als die Franzöſiſche Academie in ihrer erſten Bildungs-Epoche begriffen war; ſie ſchätzte ſich's zur Ehre, ihn zum Mitglied aufzunehmen, und von dieſem Augenblick an ſcheinen ſie auch ſeine Lehre, ſeine Geſinnungen adoptirt zu haben.

Gelehrte Geſellſchaften, ſobald ſie, vom Gouvernement beſtätigt, einen Körper ausmachen, befinden ſich in Anſehung der reinen Wahrheit in einer mißlichen Lage. Sie haben einen Rang und können ihn mittheilen; ſie haben Rechte und können ſie übertragen; ſie ſtehen gegen ihre Glieder, ſie ſtehen gegen gleiche Corporationen, gegen die übrigen Staatszweige, gegen die Nation, gegen die Welt in einer gewiſſen Beziehung. Im Einzelnen verdient nicht Jeder, den ſie aufnehmen, ſeine Stelle; im Einzelnen kann nicht Alles, was ſie billigen, recht, nicht Alles, was ſie tadeln, falſch ſein. Denn wie ſollten ſie vor allen andern Menſchen und ihren Verſammlungen das Privilegium haben, das Vergangene ohne hergebrachtes Urtheil, das Gegenwärtige ohne leidenſchaftliches Vorurtheil, das neu Auftretende ohne mißtrauiſche Geſinnung und das Künftige ohne übertriebene Hoffnung oder Vorſpiegelungen zu kennen, zu beſchauen, zu betrachten und zu erwarten?

Gewiß bei einzelnen Menſchen, um ſo mehr bei ſolchen Geſellſchaften, kann nicht Alles um der Wahrheit willen geſchehen, welche eigentlich ein überirdiſches Gut, ſelbſtſtändig und über alle menſchliche Hülfe erhaben iſt. Wer aber in dieſem irdiſchen Weſen Schätze, Würde, Verhältniſſe jeder Art erhalten will, bei dem kommt Manches in Betracht, was vor einer höhern Pflicht ſogleich verſchwinden müßte.

Die Wirkſamkeit eines ſolchen Körpers, der ſich von jeher die Newton'ſche Lehre als integrirenden Theil ſeiner Organiſation angeeignet hatte, müſſen wir Manchen betrachten, wenn wir gegen ihn gerecht ſein wollen. Außerdem ging er von einem Grundſatze aus, der ſehr löblich iſt, wenn deſſen Anwendung nur nicht ſo ſchwer und gefährlich wäre, von dem Grundſatze der Einförmigkeit der Natur, von der Ueberzeugung, es ſei möglich, durch Betrachtung der Analogien ihrem Geſetzlichen näher zu kommen. Bei ſeiner Vorliebe für die Schwingungslehre erfreute ihn beſonders die Vergleichung, welche Newton zwiſchen dem Spectrum und dem Monochord anſtellte. Er beſchäftigte ſich damit mehrere Jahre; denn von 1720 finden ſich ſeine erſten Andeutungen, 1738 ſeine letzten Ausarbeitungen.

Mizzetti iſt ihm bekannt; aber Dieſer iſt ſchon durch Detagulier aus den Schranken getrieben; Niemand denkt mehr an die wichtigen Fragen, welche der Italiener zur Sprache gebracht; Niemand an die große Anzahl von bedeutenden Erfahrungen, die er aufgeſtellt: Alles iſt durch einen wunderlichen Zauber in das Newton'ſche Spectrum verſenkt und an demſelben gefeſſelt, gerade ſowie es Newton vorzuſtellen beliebt.

Wenn man bedenkt, daß Mairan ſich an die zwanzig Jahre mit dieſer Sache, wenigſtens von Zeit zu Zeit, abgegeben, daß er das Phänomen ſelbſt wieder hervorgebracht, das Spectrum gemeſſen und die gefundenen Maße, auf eine ſehr geſchickte, ja künſtlichere Art als Newton ſelbſt, auf die Moll-Tonleiter angewendet; wenn man ſieht, daß er in Nichts weder an Aufmerkſamkeit, noch an Nachdenken, noch an Fleiß geſpart, wie klärlich ſeine Ausarbeitung zierlich und allerliebſt iſt: ſo darf man es ſich nicht verdrießen laſſen, daß alles Dieſes umſonſt geſchehen, ſondern man muß es eben als ein Beiſpiel betrachten, daß ſolche Annahmen ſo gut wie wahre auf das Genaueſte durchgearbeitet werden können.

Beinahe unbegreiflich jedoch bleibt es, daß Mairan, welcher das Spectrum wiederholt gemeſſen haben muß, nicht zufällig ſeine Tafel näher oder weiter vom Prisma gerückt hat, da er denn nothwendig hätte finden müſſen, daß in keinem von beiden Fällen die Newton'ſchen Maße treffen. Man kann daher wohl behaupten, daß er in der Dunkelheit ſeines Vorurtheils immer erſt die Tafel in gerade, bis er die Maße nach der Angabe richtig erfunden. So muß auch ſein Apparat höchſt beſchränkt geweſen ſein; denn er hätte bei jeder größern Oeffnung im Fenſterladen und beibehaltener erſter Entfernung abermals die Maße anders finden müſſen.

Dem ſei nun, wie ihm wolle, es ſcheint ſich doch viele im Grunde redlichen, brauchbaren und von der Academie gebilligten Bemühungen die Newton'ſche Lehre nur noch feſter gelegt und den Gemüthern noch tiefer eingeprägt zu haben. Doch iſt es ſonderbar, daß ſeit 1738,

als unter welchem Jahre die gedachte Abhandlung sich findet, der Artikel Farbe aus dem Register der Academie verschwindet und kaum später hin wieder zum Vorschein kommt.

Cardinal Polignac.

Geboren 1661, gestorben 1741.

Im Gefolg der Academiker führen wir diesen Mann auf, der als Welt- und Staatsmann und Negotiateur einen großen Ruf hinterlassen hat, dessen weit umgreifender Geist aber sich über andere Gegenstände, besonders auch der Naturwissenschaft, verbreitete. Der Descarte'schen Lehre, zu der er in früher Jugend gebildet worden, blieb er treu, und war also gewissermaßen ein Gegner Newton's. Rizzetti bedicirte demselben sein Werk de Luminis affectionibus. Unser Cardinal beschäftigte sich mit Prüfung der Newton'schen Lehre. Genger behauptet in seinen Briefen, S. 40: der Cardinal sei durch das Experimentum Crucis überzeugt worden. Eine Stelle aus den Anecdotes littéraires, Paris 1750, Tom. 2, p. 456, lassen wir im Original abdrucken, welche sich auf diese Untersuchungen bezieht.

Les expériences de Newton avoient été tentées plusieurs fois en France, et toujours sans succès, d'où l'on commençoit à inférer, que le Système du docte Anglois ne pouvoit pas se soutenir. Le Cardinal de Polignac, qui n'a jamais été Newtonien, dit, qu'un fait avancé par Newton, ne devoit pas être nié légèrement, et qu'il falloit recommencer les expériences jusqu'à ce qu'on put s'assurer de les avoir bien faites. Il fit venir des Prismes d'Angleterre. Les expériences furent faites en sa présence aux Cordeliers, et elles réussirent. Il ne put jamais cependant parvenir à faire du blanc, par la réunion des rayons, d'où il conclut que le blanc n'est pas le résultat de cette réunion, mais le produit des rayons directs, non rompus et non réfrangibles. Newton, qui s'étoit plaint du peu d'exactitude et même du peu de bonne foi des Physiciens François, écrivit au Cardinal, pour le remercier d'un procédé si honnête et qui marquoit tant de droiture.

Wir gestehen gern, daß wir mit den gepriesen gründlichen Worten Nichts anzufangen wissen. Wahrscheinlich hat sich der Cardinal mündlich über diese Sache anders ausgedrückt, und man hat ihn unrecht verstanden.

Dem sei nun, wie ihm sei, so haben wir nicht Ursache, uns dabei aufzuhalten: denn es ist unser Zweifel, daß der Cardinal die Newton'sche diverse Refrangibilität angenommen, wie aus einer Stelle seines Anti-Lucretius hervorgeht, wo er im Begriff, Newton in einigen Puncten zu widersprechen, hierzu durch Lob und Beifall sich gleichsam die Erlaubniß zu nehmen sucht.

Lib. II. v. 384.

Dicam
Tanti pace viri, quo non solertior alter
Naturam rerum ad leges componere mente,
Ac Mundi partes justâ perpendere libra,
Et radium Solis transversum primaste fractum
Septem in primigenos permutatosque colores
Solvere; qui potuit Systema nihil fingere rerum,
Quod nihil est, mallemque prius nihil esse probatum
est?

Voltaire.

Geboren 1694, gestorben 1778.

In der besten Zeit dieses außerordentlichen Mannes war es zum höchsten Bedürfniß geworden, Göttliches und Menschliches, Himmlisches und Irdisches vor das Publicum überhaupt, besonders vor die gute Gesellschaft zu bringen, um sie zu unterhalten, zu belehren, aufzuregen, zu erschüttern. Geschichte, Thaten, Gegenwärtiges, Vergangenes, Nahes und Entferntes, Erscheinungen der sittlichen und der physischen Welt: von Allem mußte geschöpft, Alles, wenn es auch nicht zu erschöpfen war, oberflächlich gekostet werden.

Voltaire's großes Talent, sich auf alle Weise, sich in jeder Form zu communiciren, machte ihn für eine gewisse Zeit zum unumschränkten gebietenden Herrn seiner Nation. Was er ihr anbot, mußte sie aufnehmen: kein Widerstreben half; mit aller Kraft und Lebhaftigkeit wußte er seine Gegner bei Seite zu drängen; und was er dem Publicum nicht aufdringen konnte, Das wußte er ihm aufzuschmeicheln, durch Gewöhnung aufzudringen.

Als Flüchtling fand er in England die beste Aufnahme und jede Art von Unterstützung. Von dorther zurückgekehrt, machte er sich's zur Pflicht, das Newton'sche Evangelium, das ohnehin schon die allgemeine Gunst erworben hatte, noch weiter auszubreiten, und vorzüglich die Farbenlehre des Gewaltigen recht einzuschärfen. In diesen physischen Studien scheint er besonders durch seine Freundin, die Marquise du Chatelet, gefördert worden zu sein; wobei jedoch merkwürdig ist, daß in ihren Institutions physiques, Amsterdam 1742, Nichts von den Farben vorkommt. Es ist möglich, da sie die Sache schon durch ihren Freund für völlig abgethan gehalten, dessen Bemühungen wir jedoch nicht ausführlich recensiren, sondern nur mit Wenigem einen Begriff davon zu geben suchen.

Eléments de la philosophie de Newton mis à la portée de tout le monde. Amsterdam 1738.

In der Epistel an die Marquise de Chatelet heißt es:

Il déploya à mes yeux par mon maître savant
Du Pinceau des Saisons la riche étincelante.
L'Orangeade, l'azur, le pourpre, le rubis,
Tout l'immortel tissu dont brillent ses habits
Chacun de ses rayons dans sa substance pure,
Porte en soi les couleurs dont se peint la Nature,
Et confondus ensemble, ils éclairent nos yeux,
Ils animent le Monde, ils emplissent les Cieux.

Der Vortrag selbst ist heiter, ja mitunter drollig, wie es sich von Voltaire erwarten läßt, dagegen aber auch unglaublich seicht und schief. Eine höhere Entwickelung wäre wohl der Mühe werth. Facta, Versuche, mathematische Verhandlung derselben, Hypothese, Theorie sind so durcheinander geworfen, daß man nicht weiß, was man denken und sagen soll; und Das heißt zuletzt triumphirende Wahrheit!

Die beigefügten Figuren sind äußerst schlecht. Sie drücken als Linear-Zeichnungen allenfalls die Newton'schen Versuche und Lehren aus; die Fensterchen aber, wodurch das Licht hereinfällt, und die Puppen, die zu sehen, sind ganz sinn- und geschmacklos.

Beispiele von Voltaire's Vorurtheilen für Newton.

Brief an Herrn Thiriot, den 7. August 1736.

„Wenn man Herrn Algarotti den behaupteten Ton vorwirft, so hat man ihn nicht gelesen. Viel eher könnte man ihm vorwerfen, nicht genug behauptet zu haben; ich meine, nicht genug Sachen gesagt und zu viel gesprochen zu haben. Uebrigens, wenn das Buch nach Verdienst übersetzt ist, so muß es Glück machen.

Was mein Buch betrifft (Eléments de la philosophie de Newton), so ist es bis jetzt das erste in Europa, das parvulos ad regnum coelorum berufen hat: denn regnum coelorum ist Newton; die Franzosen überhaupt sind parvuli genug. Mit Euch bin ich nicht einig, wenn Ihr sagt, es seien neue Meinungen in Newton's Werken. Erfahrungen sind es und Berechnungen, und zuletzt muß die ganze Welt sich unterwerfen. Die Regnault's und Castel's werden den Triumph der Vernunft auf die Länge nicht verhindern."

Zu demselben Briefe.

„Der Pater Castel hat wenig Methode: sein Geist ist das Umgekehrte vom Geiste des Jahrhunderts. Man könnte nicht leicht einen Vortrag verwirrender und unbelehrender einrichten."

Brief an Herrn le Pelletier, den 4. April 1740.

„Also habt Ihr den neulichen Plunder über die Farbenlehre gelesen, den Herr Pater Castel seinen Optik nennt. Es ist lustig genug, daß er sich beigehen läßt, zu sagen: Newton habe sich betrogen, ohne es im Mindesten zu bemerken, ohne den geringsten Versuch über die verschiedenen Farben gemacht zu haben. Es scheint, die Physik will nun drollig werden, seitdem es die Comödie nicht mehr ist."

Algarotti.

Geboren 1712, gestorben 1770.

Stammend aus einem reichen Venetianischen Kaufmannshause, erhielt er bei sehr schönen Fähigkeiten seine erste Bildung in Bologna, reiste schon sehr jung und kam im zwanzigsten Jahre nach Paris. Dort ergriff auch er den Weg der Popularisation eines abstrusen Gegenstandes, um sich bekannt und beliebt zu machen. Newton war der Abgott des Tages, und das farbenfarbige Licht ein gar zu lustiger Gegenstand. Algarotti betrat die Pfade Fontenelle's, aber nicht mit gleichem Geist, gleicher Anmuth und Glück.

Fontenelle steht sowohl in der Conception als in der Ausführung sehr viel höher. Bei ihr geht ein Abbé mit einer schönen Dame, die aber mit wenig Zügen so geschildert ist, daß Einem kein Liebesverhältniß einfallen kann, bei herrlichem Himmel spazieren. Der Abbé wird über dieses Schauspiel nachdenklich; sie macht ihm Vorwürfe, und er macht ihr dagegen die Würde dieses Anblickes begreiflich. Und so kommt sich das Gespräch über die Mehrheit der Welten an. Sie setzen es immer vor Abends fort und der herrlichste Sternhimmel wird jedes Mal für die Einbildungskraft zurückgerufen.

Von einer solchen Vergegenwärtigung ist bei Algarotti keine Spur. Er befindet sich zwar auch in der Gesellschaft einer schönen Marchesa, zu welcher viel Verbindliches zu sagen wäre, umgeben von der schönsten Italienischen Gegend; allein Himmel und Erde mit allen ihren bezaubernden Farben bieten ihm keinen Anlaß dar, in die Materie hineinzukommen; die Dame muß gelegentlich irgend einem Concil von dem siderischen Lichte gelesen haben, das ihr denn freilich etwas seltsam vorkommt. Um ihr nun diese Phrase zu erklären, holt der Gesellschafter sehr weit aus, indem er, als ein wohlunterrichteter Mann, von der Naturforschung überhaupt und über die Lehre vom Licht besonders, manches Historische und Dogmatische recht gut vorbringt. Wenn zuletzt, da er auf die Newton'sche Lehre übergehen will, geschieht es durch einen Sprung, wie denn ja die Lehre selbst durch einen Sprung in die Welt gekommen. Hat nun ein Buch mit aufmerksamer Theilnahme zu lesen gewußt ist, wird sogleich das Zusammenhängende des Vortrags empfinden. Die Lehre kommt von Nichts und geht zu Nichts. Er mag sie kurz und bald hingetan, wie sie der Meister überliefert hat.

Auch zeigt er ſich nicht einmal ſo gewandt, die ſchöne Dame in eine dunkle Kammer zu führen, wohin er ja allenfalls, des Anſtands und ſelbſt des beſſern Dialogs wegen, eine Vertraute mitnehmen konnte. Bloß mit Worten führet er ihr die Phänomene vor, erklärt ſie mit Worten, und die ſchöne Frau wird auf der Stelle ſo gläubig als hundert andere. Sie braucht auch über die Sache nicht weiter nachzudenken; ſie iſt über die Farben auf immer beruhigt. Denn Himmelblau und Morgenroth, Wieſengrün und Veilchenblau, Alles entſpringt aus Strahlen und noch einmal Strahlen, die ſo höflich ſind, ſich in Feuer, Waſſer, Luft und Erde, an allen lebendigen und lebloſen Gegenſtänden auf jede Art und Weiſe ſpalten, verſchlucken, zurückwerfen und bunt herumſtreuen zu laſſen. Und damit glaubt er, ſie genugſam unterhalten zu haben, und ſie iſt überzeugt, genugſam unterrichtet zu ſein.

Von jener Zeit an wird man nicht leicht ein Dichter oder Redner, ein Werkkünſtler oder Proſaiſt gefunden, der nicht ein Mal oder mehrere Mal in ſeinem Leben dieſe farbige Spaltung des Lichts zum Gleichniß der Entwickelung des Ungleichartigen aus dem Gleichartigen gebraucht hätte; und es iſt freilich Niemandem zu verargen, wenn einmal ſo eine wunderliche Syntheſe zum Behuf einer ſo wunderlichen Analyſe gemacht worden, wenn der Glaube daran allgemein iſt, daß er ſie auch zu ſeinem Behuf, es ſei nun des Beiſpiels und Ueberzeugens, oder des Blendens und Ueberredens, als Anfang oder Gleichniß beibringe.

Anglomanie.

Die Engländer ſind vielleicht vor vielen Nationen geeignet, Anſtändigen zu imponiren. Ihre perſönliche Nähe, Sicherheit, Thätigkeit, Eigenſinn und Wohlhäbigkeit geben beinahe ein anerreichbares Muſterbild von Dem, was alle Menſchen ſich wünſchen. Ohne uns hier in ein Allgemeines einzulaſſen, bemerken wir nur, daß die Klage über Anglomanie von früherer Zeit bis zur neueſten in der franzöſiſchen Litteratur vorkommt. Dieſer Enthuſiasmus der franzöſiſchen Nation für die Engliſche ſoll ſich beſonders gleich nach einem geſchloſſenen Frieden am Lebhafteſten äußern; welches wohl daher kommen mag, weil alsdann nach wiederhergeſtellter Communication beider Nationen der Reichthum und die Comforts der Engländer dem, wenigſtens in früherer Zeit, gedrängten und genügſamen Franzoſen gar wünſchenswerth in die Augen leuchten müſſen.

Dieſes Vorziehen einer fremden Völkerſchaft, dieſes Hintanſetzen ſeiner eigenen kann doch wohl aber nicht höher getrieben werden, als wir es eben bei Voltaire finden, der die Newton'ſche Lehre zum regnum coelorum und die Franzoſen zu den parvulis macht. Doch hätte er es gewiß nicht gethan, wenn das Vorurtheil in ſeiner Nation nicht ſchon ging und gäbe geweſen wäre. Denn bei aller Kühnheit hütet er ſich doch, Etwas vorzubringen, wogegen er die allgemeine Stimmung kennt, und wir haben ihn im Verdacht, daß er ſeinen Deismus überall und ſo entſchieden ausſpricht, bloß, damit er ſich vom Verdacht des Atheismus reinige, einer Denkweiſe, die jederzeit nur wenigen Menſchen gemäß und den übrigen zum Aergerniß ſein mußte.

Chemiker.

Das Verhalten der Lakmus-Tinctur gegen Säuren und Alcalien, ſo bekannt es war, blieb doch immer wegen ſeiner Eminenz und ſeiner Brauchbarkeit den Chemikern merkwürdig, ja das Phänomen wurde gewiſſer Maßen für einzig gehalten. Die frühern Bemerkungen des Paracelſus und ſeiner Schule, daß die Farben aus dem Schwefel und deſſen Verbindung mit den Salzen ſich herſchreiben möchten, waren auch noch in friſchem Andenken geblieben. Man gedachte mit Intereſſe eines Verſuchs von Mariotte, der einen rothen Franzöſiſchen Wein durch Alcalien gebräunt und ihm das Anſehen eines ſchlechten, verdorbenen Weins gegeben, nachher aber durch Schwefelgeiſt die erſte Farbe, und zwar noch ſchöner, hergeſtellt. Man erklärte damals daraus das Vortheilhafte des An- und Ausbrennens der Weinfäſſer durch Schwefel und fand dieſe Erfahrung beſtätigend.

Die Academie intereſſirte ſich für die chemiſche Analyſe der Pflanzentheile; und als man die Reſultate bei den verſchiedenen Pflanzen ziemlich einförmig und übereinſtimmend fand, ſo beſchäftigten ſich Andere wieder, die Unterſchiede aufzuſuchen.

Gerſtner, der Jüngere, ſcheint zuerſt auf den Gedanken gekommen zu ſein, die eſſentiellen Oele der Vegetabilien mit Säuren und Alcalien zu behandeln, und die dabei vorkommenden Farbenerſcheinungen zu beobachten.

Sein allgemeineres Theoretiſche gelingt ihm nicht ſonderlich. Er braucht körperliche Emanationen, und dann wieder beſondere Feuertheile, und was dergleichen Dinge mehr ſind. Aber die Anwendung ſeiner chemiſchen Verſuche auf die Farben der Pflanzen ſelbſt hat viel Gutes. Er geſteht zwar ſelbſt die Zartheit und Beweglichkeit der Criterien ein, giebt aber doch deßwegen nicht alle Hoffnungen auf; wie wir denn von Dem, was er uns überliefert, nähern Gebrauch zu machen gedenken, wenn wir auf dieſe Materie, die wir in unſerem Contexte mit Billigkeit behandelt haben, bereits zurückkommen.

In dem animaliſchen Reiche hatte Reaumur den Saft einiger Europäiſchen Purpur-Schnecken und deſſen Färbungseigenſchaften unterſucht. Man fand, daß Licht und Luft die Farbe gar herrlich erhöhten. Andere waren auf die Farbe des Blutes aufmerkſam geworden und beobachteten, daß das arterielle Blut ein höheres, das venöſe ein tieferes Roth zeige. Man ſchrieb der Wirkung der Luft auf die Lungen jene Farbe zu; weil man es aber materiell und mechaniſch nahm, ſo kam man nicht weiter und erregte Widerſpruch.

Das Mineral-Reich bot dagegen bequeme und ſchöne Verſuche dar. Lemery, der Jüngere, unterſuchte die Metalle nach ihren verſchiedenen Auflöſungen und Präcipitationen. Man ſchrieb dem Queckſilber die größte Verſatilität in Abſicht der Farben zu, weil ſie ſich an demſelben am Leichteſten offenbart. Wegen der übrigen, glaubte man eine Specification eines jeden Metalls zu gewiſſen Farben annehmen zu müſſen, und blieb deswegen in einer gewiſſen Beſchränktheit, aus der wir uns noch nicht ganz haben herausreißen können.

Bei allen Verſuchen Lemery's jedoch zeigt ſich deutlich das von uns relevirte Schwanken der Farbe, das durch Säuren und Alcalien, oder wie man Das, was ihre Stelle vertritt, nennen mag, hervorgebracht wird: wie denn auch die Sache ſo einfach iſt, daß, wenn man ſich nicht in die Räumen, welche nur als Beſchreibung anzuſehen ſind, einläßt, man ſich ſehr wohl einen allgemeinen Begriff zu eigen machen kann.

Die Citate zu Vorſtehendem fügen wir nicht bei, weil man ſolche gar leicht in den zu der Histoire und den Mémoires de l'académie française gefertigten Regiſtern auffinden kann.

Dufay.

Die Franzöſiſche Regierung hatte unter Anleitung von Colbert, durch wohldurchdachte Verordnungen, das Gutfärben und Schlechtfärben getrennt, zum großen Vortheil Aller, denen, es ſei zu welchem Gebrauch, zu wiſſen nöthig war, daß ſie mit haltbar gefärbten Zeugen oder Garnaturen gewiſſenhaft verſorgt würden. Die Polizei ſah nun die Aufſicht über beiderlei Arten der Färberei bequemer, indem dem Schlechtfärber eben ſowohl verboten war, vergängliche Materialien in der Werkſtatt zu haben, als dem Schönfärber dauerhafte. Und ſo konnte ſich auch jeder Handwerker in dem ihm angewieſenen Kreiſe immer mehr und mehr vervollkommnen. Für die Technik und den Gebrauch war geſorgt.

Allein es ließ ſich bald bemerken, daß die Wiſſenſchaft, ja die Kunſt ſelbſt dabei leiden mußte. Die Behandlungsarten waren getrennt. Niemand blickte über ſeinen Kreis hinaus, und Niemand gewann eine Ueberſicht des Ganzen. Eine einſichtige Regierung jedoch ſchätzte dieſen Mangel bald, ſchenkte wiſſenſchaftlich gebildeten Männern ihr Zutrauen und gab ihnen den Auftrag. Das, was durch die Geſetzgebung getrennt war, auf einem höhern Standpuncte zu vereinigen. Dufay iſt einer von Dieſen.

Die Beſchreibungen auch anderer Handwerker ſollten unternommen werden. Dufay bearbeitete die Färberei. Ein kurzer Aufſatz in den Memoiren der Academie 1737 iſt ſehr verſtändig geſchrieben. Wir übergehen, was uns nicht nahe berührt, und bemerken nur Folgendes:

Wer von der Färberei in die Farbenlehre kommt, muß es höchſt drollig finden, wenn er von Farben, ja noch mehr Urfarben reden hört. Es wird bei der geringſten Aufmerkſamkeit gewahr, daß ſich in der mineraliſchen, vegetabiliſchen und animaliſchen Natur drei Farben iſoliren und ſpecificiren. Es kann ſich Gelb, Blau und Roth ganz rein verſchaffen; es kann ſie den Gewerben mittheilen und durch verſchiedene, wirkende und gegenwirkende Behandlung, ſowie durch Miſchung die übrigen Farben hervorbringen, die ihm alſo abgeleitet erſcheinen. Unmöglich wäre es ihm, das Grün zu einer Urfarbe zu machen. Weiß hervorzubringen iſt ihm durch Färbung nicht möglich; hingegen durch Entfärbung leicht genug darzuſtellen, gibt es ihm den Begriff von völliger Farbloſigkeit, und wird ihm die wünſchenswertheſte Unterlage aller zu Färbenden. Alle Farben zuſammengemiſcht geben ihm Schwarz.

So erblickt der ruhige Sinn, der geſunde Menſchenverſtand die Natur; und wenn er auch in ihr Tiefen nicht eindringt, ſo kann er ſich doch niemals auf einen falſchen Weg verlieren, und er kommt zum Beſitz Deſſen, was ihm zum verſtändigen Gebrauch nothwendig iſt. Jene drei Farben nennt daher Dufay ſeine Mutterfarben, ſeine urſprünglichen Farben, und zwar als Färber mit völligem Recht. Der Newton'ſchen Lehre gedenkt er im Vorbeigehen, verſpricht, einmal mehr darüber zu äußern; ob es aber geſchehen, iſt uns nicht bekannt.

Louis Bertrand Caſtel.

Geboren 1688, geſtorben 1757.

L'optique des Couleurs, fondée sur les simples Observations et tournée sur toute la pratique de la Peinture avec figures, à Paris 1740.

Jeſuit und geiſtreicher Mann, der, indem er auf dem Wege Fontenelle's ging, die ſogenannten exacten Wiſſenſchaften durch einen lebendigen und angenehmen Vortrag in die Geſellſchaft einzuführen, und ſich dadurch den beiden

gleichsam vorzüglich cultivirten Nationen, der Englischen und der Französischen, bekannt und beliebt zu machen suchte. Er hatte deßhalb, wie Alle, die sich damals auf diese Weise beschäftigten, mit Newton und Descartes pro und contra zu thun; da er denn auch bald Diesen bald Jenen nach seiner Ueberzeugung begünstigte, oft aber auch seine eigenen Vorstellungsarten mittheilen und durchsetzen trachtete.

Wir haben hier nur Das zu bedenken, was er in der Farbenlehre geleistet, weßhalb er, wie wir oben gesehen, von Voltaire so übel behandelt worden.

Eine Regierung darf nur auf einem vernünftigen Weg denken, so wird Dieß sogleich zur Aufforderung für Viele, ihn zu wandeln und sich darauf zu bemühen. So scheint auch Pater Castel zu seiner Arbeit, nicht durch besondern Auftrag der Obern, wie Dufay, sondern durch Neigung und durch den Wunsch, dem Staate als Privatmann nützlich zu werden, in diesen Fach getrieben zu sein, das er um so mehr cultivirte, als er neben seinen Studien eine große Lust zum Mechanischen und Technischen empfand.

Doch auf seinem Gange werden ihm die Newton'schen sieben Urfarben unerträglich; er führt sie auf drei zurück. Das Clair-obscur, das Schwarze und Weiße, das Erhellen und Verdunkeln der Haupt- und abgeleiteten Farben beschäftigen ihn um so mehr, als er auch dem Maler entgegengehen will.

Man kann nicht läugnen, daß er die Probleme der Farbenlehre meist alle vorbringt, doch ohne sie gerade aufzulösen. Seinem Buche fehlt es nicht an einer gewissen Ordnung; aber durch Umständlichkeit, Kleinigkeitskrämerei und Weitschweifigkeit verdirbt er sich das Spiel gegen den billigen Leser. Sein größtes Unglück ist, daß er ebenfalls die Farbe mit dem Tone vergleichen will, zwar auf einem andern Wege als Newton und Mairan, aber auch nicht glücklicher. Auch ihm hilft es Nichts, daß er eine Art von Ahnung von der sogenannten Sparsamkeit der Natur hat, von jener geheimnißvollen Urkraft, die mit Wenigem viel, und mit dem Einfachen das Mannigfaltigste leistet. Er sucht es auch, wie seine Vorgänger, in Dem, was man Analogie heißt, wodurch aber Nichts gewonnen werden kann, als daß man ein Paar sich theilende empirische Erscheinungen einander an die Seite legt, und sich verwundert, wenn sie sich vergleichen und zugleich nicht vergleichen lassen.

Sein Farben-Clavier, das auf eine solche Uebereinstimmung gebaut werden sollte, und woran er sein ganzes Leben hin und her versuchte, konnte freilich nicht zu Stande kommen; und doch wurden die Möglichkeit und Vortheilbarkeit eines solchen Farben-Claviers immer ein Mal wieder zur Sprache gebracht, und neue mißglückte Unternehmungen sind den alten gefolgt. Wenn er sich aber vollkommen einsichtig bewies, ist seine lebhafte Controverse gegen die Newton'sche falsche Darstellung der prismatischen Erscheinung. Mit mehrerer Französischer Eigenthümlichkeit wagt er den Scherz: es sei dem Newton'schen Spectrum ebenso gefährlich, wenn man es ohne Grün, als einer hübschen Frau, wenn man sie ohne Roth ertappe. Auch nennt er mit Recht die Newton'sche Farbenlehre eine Remora oder gesunden Physik.

Seine Invectiven gegen die Newton'sche Darstellung des Spectrums übersetzen wir um so lieber, als wir sie sämmtlich unterschreiben können. Hätte Castel's Widerspruch damals gegriffen und auch nur einen Theil der gelehrten Welt überzeugt, so wären wir einer sehr beschwerlichen Mühe überhoben gewesen.

„Da ich mich gar gern zu den Gegenständen meiner Aufmerksamkeit zurückfinde, so war mein erster oder zweiter Schritt in dieser Laufbahn mit einem Gefühl von Ueberraschung und Erstaunen begleitet, wovon ich mich noch kaum erholen kann. Das Prisma, das Herr Newton und ganz Europa in Händen gehabt hatte, konnte und sollte mir wirklich ein ganz neues Mittel zur Erfahrung und Beobachtung werden. Das Prisma auf alle mögliche Weise hin und wider gekehrt, aus allen Standpuncten angesehen, sollte Das nicht durch soviel geschickte Hände erschöpft werden sein? Wer hätte vermuthen können, daß alle diese Versuche, von denen die Welt gedruckt ist, sich auf einen oder zwei zurückführen ließen, auf eine einzige Ansicht, und zwar auf eine ganz gemeine, aus hundert andern Ansichten, wie man das Prisma fassen kann, und aus tausend Erfahrungen und Beobachtungen so sicherlich, als man sie vielleicht nicht machen sollte?

Niemals hatte Herr Newton einen andern Gegenstand als sein farbiges Gespenst. Das Prisma zeigte es zuerst auch ganz metaphysischen Augen. Die Erben, welche das Prisma nach ihm handhabten, handhabten es ihm nur nach. Sie setzten ihren ganzen Ruhm darein, den genauen Punct seiner Versuche zu erhaschen und sie mit einer übergläubischen Treue zu copiren. Wie hätten sie etwas Anderes finden können, als was er gefunden hatte? Sie suchten, was er gesucht hatte, und hätten sie was Anderes gefunden, so hätten sie sich Dessen nicht rühmen dürfen; sie würden sich selbst darüber gescholten, sich darum einen heimlichen Vorwurf gemacht haben. So suchte es denn der berühmten Herrn Mitarbeiter seinen Ruf, der doch

ein geſchickter Mann war, weil er es wagte, weil er verſtand, den betretenen Weg zu verlaſſen. Gab es jemals eine Forſchung, die Künſten und Wiſſenſchaften ſchädlicher geweſen wäre?

Und hätte Herr Newton das Wahre gefunden; das Wahre iſt unendlich, und man kann ſich nicht darin beſchränken. Unglücklicher Weiſe that er Nichts, als auf einen erſten Irrthum unzählige Irrthümer häufen. Denn eben dadurch können Geometrie und ſchöne Folgerungen ſchädlich werden, daß ſie einen Irrthum fruchtbar und ſyſtematiſch machen. Der Irrthum eines Ignoranten oder eines Thoren iſt nur ein Irrthum; auch gehört er ihm nicht einmal an, er adoptirt ihn nur. Ich werde mich hüten, Herrn Newton einer Unredlichkeit zu beſchuldigen: Andere möchten ſagen, er hat ſich's recht angelegen ſein laſſen, ſich zu betrügen und uns zu verführen.

Zuerſt ſelbſt verblendet durch das Prismen-Geſpenſt, ſucht er es vor andzuputzen, nachdem er ſich ihm einzig ergeben hat. Hätte er es doch als Geometer gemeſſen, berechnet und combinirt, dagegen wäre Nichts zu ſagen; aber er hat darüber als Phyſiker entſcheiden, deſſen Natur beſtimmen, deſſen Urſprung bezeichnen wollen. Auch Dieſes ſtand ihm frei. Das Prisma iſt freilich der Urſprung und die unmittelbare Urſache der Farben dieſes Geſpenſtes; aber man geht ſtromaufwärts, wenn man die Quelle ſucht. Doch Herr Newton wendet dem Prisma ganz den Rücken, und ſcheint nur beſorgt, das Geſpenſt in der größten Entfernung aufzulaſſen; und Nichts hat er ſeinen Schülern mehr empfohlen.

Das Geſpenſt iſt ſchön, ſeine Farben haben mehr Eleganz, mehr Glanz, mehr Unterſcheidenheit, je mehr ſie ſich von der Quelle entfernen. Sollte aber ein Philoſoph nur nach den Spielwerk ſchöner Farben laufen? — Die vollkommenſten Phänomene ſind immer am entfernteſten von ihren geheimen Urſachen, und die Natur glänzt niemals mehr, als indem ſie ihre Kunſt mit der größten Sorgfalt verbirgt. —

Und doch wollte Herr Newton die Farben trennen, entwirren, zerlegen. Sollte ihn hier die Geometrie nicht betrogen haben? Eine Abtheilung läßt ſich in mehrere Abtheilungen auflöſen; je mehr Farben, der Zahl nach verſchieden, ihm das Geſpenſt zeigte, für deſto einfacher, für deſto zerlegter hielt er ſie. Aber er dachte nicht daran, daß die Natur mannigfaltig und zahlreich in ihren Phänomenen, in ihren Urſachen ſehr einfach, faſt monotoniſch, plötzlich und ſehr oft triviaviſch zu ſein pflegt.

Und doch iſt das Prisma, wie ich geſagt, die unmittelbare und nächſtbare Urſache des Geſpenſtes; aber hier hätte Herr Newton aufmerken und ſehen ſollen, daß die Farben nur erſt in gewiſſer Zahl aus dem Prisma hervortreten, ſich dann aber vermiſchen, um ſodann hervorzubringen, gültig, wenn man will, in einer Unzahl.

Aber zu warten, bis die Farben recht verwickelt ſind, um ſie zu entwirren, mit Gefahr, ſie noch mehr zu verwirren, iſt Das eine Unredlichkeit des Herzens, die ein ſchlechtes Syſtem bemäntelt, oder eine Schiefheit des Geiſtes, die es aufzuſtellen ſucht?

Die Farben kommen faſt ganz getrennt aus dem Prisma in zwei Bündeln, durch einen breiten Streif weißen Lichtes getrennt, der ihnen nicht erlaubt, ſich zuſammen zu begeben, ſich in eine einzige Erſcheinung zu vereinigen, als nach einer merklichen Entfernung, die man nach Belieben vergrößern kann. Hier iſt der wahre Standpunct, günſtig für Den, der die redliche Geſinnung hat, das zuſammengeſetzte Geſpenſt zu entwirren. Die Natur ſelbſt bietet einem Jeden dieſe Noſchi, den das gefährliche Geſpenſt nicht zu ſehr bezaubert hat. Wir liegen die Natur an, ſie ſei geheimnißvoll; aber unſer Geiſt iſt es, der Spitzfindigkeiten und Geheimniſſe ſucht.

Naturam expellas furca, tamen usque recurret.

Herr Newton hat mit Anwendung und Gewalt hier die Natur zu beſeitigen geſucht; tauſend Mal hat er dieſes primitive Phänomen geſehen; die Farben ſind nicht ſo ſchön, aber ſie ſind wahrer, ſie ſprechen und unterrichten uns. Von dieſer Erſcheinung ſpricht der große Mann, aber im Vorbeigehen und gleichſam verſtohlen, daß nicht mehr davon die Rede ſei, daß der Nachfolger gewiſſer Maßen verhindert werden, die Augen für die Wahrheit zu eröffnen.

Er that mehr. Noch mehr: Wollte man das rechte Verhältniß erkennen bei'm Gebrauch eines großen Prisma's, wo das weiße Licht, das die zwei urſprünglichen Farbenſyſteme trennt, ſehr breit iſt. In einem kleinen Prisma ſind die beiden Säume näher beiſammen; ſie erreichen einander viel geſchwinder und betrügen den unaufmerkſamen Beobachter. Herr Newton gibt kleinen Prismen den Vorzug; die berühmteſten Prismen ſind die Engliſchen, und gerade dieſe ſind auch die kleinſten.

Ein geiſtreicher Gegner Newton's ſagte mit Verdruß: viele Prismen ſind ſämmtlich betrogen, alle zur Theater-Erſcheinung des möglichen Geſpenſtes zugerichtet. Aber das Ueberma Newton'ſcher — Unredlichkeit ſage ich nicht, ſondern wohl nur Newton'ſchen Irrthums zeigt ſich darin, daß man ſich nicht mit kleinen Prismen begnügt, ſondern auch über Maß anwendet, ja man den größten, vollſten Gewicht beizulegen ſcheint, ſo daß man über die Kleinheit

der Oeffnung, wodurch der Sonnenstrahl in eine dunkle Kammer fallen soll, recht spitzfindig verhandelt und ausdrücklich verlangt, das Loch soll mit einem feinen Nadelstich in einer bleiernen oder kupfernen Platte angebracht sein. Ein großer Mann und seine Bewunderer behandeln diese Kleinigkeiten nicht als geringfügig; und Das ist gewiß: hätte man uns Natur und Wahrheit vorsätzlich verhüllen wollen, was ich nicht glaube, so hätte man es nicht mit mehr Gewandtheit anfangen können. Ein so feiner Strahl kommt aus dem Prisma mit einem so schmalen weißen Licht, und seine beiden Säume sind schon dergestalt gefärbt zu Gunsten des Gespenstes und zu Ungunsten des Beschauers.

Wirklich zum Unheil Dessen, der sich betrügen läßt. Das Publicum sollte Demjenigen höchlich danken, der es warnt; denn die Verführung kam dergestalt in Zug, daß es äußerst verdienstlich ist, ihre Fortschritte zu hemmen. Die Physik mit andern ihr verwandten Wissenschaften und von ihr abhängigen Künsten war ohne Rettung verloren durch dieses System des Irrthums und durch andere Lehren, denen die Autorität desselben statt Beweises diente. Aber in Diesen wie in Jenem wird man künftig das Schädliche einsehen.

Sein Gespenst ist wahrhaft nur ein Gespenst, ein phantastischer Gegenstand, der an Nichts geheftet ist, an keinen wirklichen Körper; es bezieht sich vielmehr auf Das, wo die Dinge nicht mehr sind, als auf ihr Wesen, ihre Substanz, ihre Anschauung. Da, wo die Körper endigen, da, ganz genau da, bildet es sich; und welche Größe es auch durch Divergenz der Strahlen erhalte, so gehen diese Strahlen doch nur von einem Puncte aus, von diesem untheilbaren Puncte, der zwei angrenzende Körper trennt, das Licht des einen von dem nahe liegenden Schatten oder dem schwächern Licht des andern."

Friede mit seiner Asche! Uns aber verzeihe man, wenn wir mit einigem Behagen darauf hinsehen, daß wir einen solchen Mann, der zwar nicht unter die ersten Geister, aber doch unter die vorzüglichen seiner Nation gehört, gegen seine Landsleute in Schutz genommen und seinem Andenken die verdiente Achtung wieder hergestellt haben.

Technische Malerei.

Die Nachahmung von braunen Zeichnungen durch mehrere Holzblöcke, welche in Italien zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts von Andreas Ameni und Andern versucht wurde, ist Liebhabern der Kunst genugsam bekannt. Später that sich die Nachahmung der Malerei oder bunter Zeichnungen durch mehrere Platten hervor. Lastmann, Rembrandt's Lehrer, soll sich damit beschäftigt haben.

Ohne daß wir hierüber besondere Nachforschungen angestellt hätten, so scheint uns, daß die Erfindung der schwarzen Kunst dem Abdruck bunter Bilder vorausgehen mußte. Sehr leicht fand sich sodann der Weg dahin. Durch Zufall, aus Scherz, mit Vorsatz konnte man eine schwarze Kunstplatte mit einer andern Farbe abdrucken, und bei dem ewigen Streben der menschlichen Natur von der Abstraction, wo doch alle Menschrowen angesehen werden können, zu der Wirklichkeit, und also auch zu der farbigen Nachahmung der Oberflächen, war der wiederholter, theilweiser Abdruck derselben Platte, ein Druck mit mehrern Platten, ja das Malen auf die Platte, fastenweise ganz wohl zu denken.

Daß jedoch diese Art von Arbeit zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts noch nicht bekannt und üblich war, läßt sich daraus schließen, daß de Lahire in seinem sehr schönen und belehrenden Tractat über die practische Malerei dieser bunten Drucke nicht erwähnt, da er gleich sonst sehr ausführlich ist, und auch einiger ganz nahe verwandten Künste und Künsteleien gedenkt und uns mit dem Verfahren dabei bekannt macht.

Gegenwärtig haben wir zu unserm Zweck zwei Männer anzuführen, welche sich besonders in der Epoche, bei der wir verweilen, in dieser Sache mit Eifer bemüht haben.

Le Blon.

Gebürtig von Frankfurt am Main, steht er hier nicht bloß seines Namens wegen unter den Franzosen, sondern weil er sich in Frankreich und England thätig bewiesen.

Er versuchte erst, nach der Newton'schen Lehre, mit sieben Platten zu drucken; allein er brachte bei großer Beschwerlichkeit nur einen geringen Effect hervor. Er reducirt sie deßhalb auf drei und verharrt bei dieser Methode, ohne jedoch seine Arbeit, die er mehrere Jahre fortsetzt, sonderlich Vortheil verschaft. Er nennt seinen Druckbildern kein Clair-obscur, erhebt durch eine schwarze Platte, zum Grunde; seine Schwärze, sein Schatten, soll da entstehen, wo bei'm Abdruck die drei Farben zusammentreffen. Man wirft ihm vor, daß seine Behandlung unvollkommen gewesen, und daß er deßhalb habe viel retouchiren müssen. Jedoch scheint er der Erste zu sein, der mit dieser Art Arbeit einiges Aufsehen erregt. Sein Program, das er in London deßhalb herausgegeben, ist uns nicht zu Gesicht gekommen; es soll bündig und abgerundet geschrieben sein.

Gautier.

Ein thätiger, rascher, etwas wilder, zwar talentvoller, aber doch mehr als billig zudringlicher und Aufsehen liebender Mann. Er studirte erst die Malerei, dann die Kupferstecherkunst, und kommt gleichfalls auf den Gedanken, mit drei farbigen Platten zu drucken, wobei er eine vierte, die das Clair-obscur leisten soll, zum Grunde legt. Er behauptet, seine Verfahrungsart sei eine ganz andere und bessere als die des Le Blon, mit welchem er über die Priorität in Streit geräth. Seine Myologie kommt 1746, die Anatomie des Hauptes und ein Theil der Nervenlehre 1748 in Paris heraus. Die Arbeit ist sehr verdienstvoll; allein es ist überaus schwer, über das eigentliche Verfahren, welches er beim Druck dieser colorirten Tafeln angewendet, etwas Befriedigendes zu sagen. Dergleichen Dinge lassen sich nicht ganz mechanisch behandeln; und ob es gleich ausgemacht ist, daß er mit mehreren Platten gedruckt, so scheint es doch, daß er weniger als vier angewendet, daß auf die Clair-obscur-Platte stellenweise schon gemalt worden, und daß sonst auch durch eine zärtere, künstlerische Behandlung diese Abdrücke den Grad der Vollkommenheit erreicht haben, auf welchem wir sie sehen.

Indessen, da er auf dem practischen und technischen Malerweg über die Farben zu denken genöthigt ist, so muß er freilich darauf kommen, daß man aus drei Farben alle die übrigen hervorbringen kann. Er faßt daher, wie Castel und Andere, ein richtiges Aperçu gegen Newton und verfolgt es, indem er die prismatischen Versuche durcharbeitet.

Im November des Jahres 1749 trägt er der Academie ein umständliches Memoire vor, worin er sowohl gegen Newton polemisirt, als auch Das, was er theoretisch für wahr hält, niederlegt. Diese gelehrte Gesellschaft war nun schon so groß und mächtig, daß sie der Wissenschaft schaden konnte. Vorzügliche Mitglieder derselben, wie Nollet und Buffon, hatten sich der Newton'schen Lehre hingegeben. Gautier's Zudringlichkeit mag höchst unbequem gewesen sein. Genug, sein Aufsatz ward nicht in die Memoiren der Academie aufgenommen, ja man erwähnte desselben nicht einmal in der Geschichte der Verhandlungen. Wir hätten auch Nichts davon erfahren, wäre uns nicht eine wunderliche Lateinische Uebersetzung desselben zu Handen gekommen, welche ein Pariser-Chirurgus, Carl Nicolaus Jeuty, London 1750, herausgegeben, unter dem Titel: [illegible] De optico Errores Isaaci Newtonis Auroti Equitis demonstrans. Diese, wie der Titel, fehlerhafte, ungrammatische, incorrecte, überhaupt barbarische Uebersetzung konnte freilich kein Glück machen, obgleich der Inhalt dieses Werkchens sehr schätzenswerth, mit Einsicht und Scharfsinn concipirt, und mit Lebhaftigkeit und Ordnung vorgetragen ist. Wir haben uns jedoch dabei nicht aufzuhalten, weil es eigentlich nur eine Art von Auszug aus dem größern Werke ist, von dem wir umständlicher handeln werden. Uebrigens wollen wir nicht läugnen, daß wir fast durchgängig mit ihm einig sind, wenige Stellen ausgenommen, in welchen er uns verklausulirend zu verfahren scheint.

Sein ausführliches Werk führt den Titel: Chroogenesie ou Génération des Couleurs, contre le système de Newton, à Paris 1750. 51. II. Tomes in 8. Die Darstellung seiner Farben-Theorie, sowie die Controvers gegen die Newton'sche, gehen erst im zweiten Bande, S. 49, an. Das Allgemeine von Beiden findet sich S. 60 bis 68. Von da an folgen umständliche anti-Newton'sche Versuche.

1) Mit Pergament-Blättchen vor der Oeffnung in der dunkeln Kammer. Steigerung dadurch von Gelb auf Roth (S. 170).

2) Er entdeckt, daß der untere blaue Theil der Flamme nur blau erscheint, wenn sich Dunkel, nicht aber, wenn ein Helles sich dahinter befindet (S. 159). Weil er aber Das, was wir durch Trübe aussprechen, auch durch Licht ausspricht, so geht er von dieser Erfahrung nicht weiter; sie thut ihm genug, ob es gleich nur ein einzelner Fall ist.

3) Er hält fest darauf, daß bei prismatischen Versuchen die Farben nicht erscheinen als nur da, wo eine dunkle Fläche an eine helle grenzt; ferner, daß diese durch Refraction gegen einander bewegt werden müssen, und erklärt daher ganz richtig, warum die perpendicularen Streifen nicht gefärbt werden (S. 197. ff).

4) Weil er aber immer noch mit Strahlen zu thun hat, so kann er damit nicht fertig werden, warum das Bild an der Wand roth und blau, bei gleicher Lage des brechenden Winkels, umgekehrt gefärbt sind. Er spricht von auf- und niedersteigenden Strahlen. Hätte er es unter der Formel des auf- und niedergerückten Bildes ausgesprochen, so war Alles abgethan. Bei dieser Gelegenheit entwickelt er ganz richtig den ersten Versuch der Newton'schen Optik, auf die Weise, wie es auch wir uns gethan. (Ib. f.).

5) Ein Wasserprisma theilt er in der Mitte durch eine Wand, füllt die eine Hälfte mit einem schönen rothen, die andere mit einem schönen blauen Liquor, läßt durch jedes ein Sonnenbild durchfallen, und bemerkt dabei die Verrückung und Färbung. Es ist Dieses ein sehr guter Versuch, der auch besonders unterrich-

tend werden kann, wenn man durch eine etwas größere Oeffnung die Lichtscheibe halb auf die eine, halb auf die andere Seite fallen läßt, da ſich denn nach der Refraction das wahre Verhältniß gar ſchön ausſpricht. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß man ſucceſſiv mehrere Farben neben einander bringen kann.

Bei dieſer Gelegenheit wird das zweite Experiment Newton's criticiſirt, und auf die Weiſe, wie wir auch gethan haben, gezeigt, daß man nur Hellblau zu nehmen habe, um das wahre Verhältniß der Sache einzuſehen (47 ff.).

6) Verſuch mit dem ſubjectiven Herunterrücken des objectiven Bildes, deſſen Entfärbung und Umfärbung.

7) Verſuch mit einem linſenförmigen Prisma, d. h. mit einem ſolchen, deſſen eine Seite convex iſt. Wir ſind nie dazu gelangt, mit einer ſolchen Vorrichtung zu experiren, und laſſen daher dieſe Stelle auf ſich beruhen.

8) Verſuch gegen das ſogenannte Experimentum Crucis. Wir glauben die Sache kürzer gefaßt zu haben (114 ff.).

9) Dieſe Nummer iſt überſprungen.

10) In Gefolg von Nummer 8. Bei der Entwickelung des Experimentum Crucis ſcheint uns der Verfaſſer die verſchiedene Incidenz allzu ſehr zu urgiren. Zwar iſt Etwas daran; aber die Eminenz des Phänomens wird dadurch nicht zum Vorſchein gebracht.

11) Verſuch, gegen die Newton'ſche Behauptung gerichtet: die differente refrangibeln Strahlen ſeien auch differente reflexibel. Der Gedanke, das Spectrum durch einen Planſpiegel aufzufaſſen, und es nach allerlei Seiten hinzuwerfen, unter ſolchen Winkeln und Bedingungen, daß eine diverſe Reflexibilität ſich darthun möchte, wenn ſie exiſtirte, iſt lobenswerth. Man wende jedoch einen metallenen Spiegel an, damit keine Irrung durch die untere Fläche entſtehe, und man wird, wie Gautier, finden, daß die Farben des Spectrums nach ihrem Einfallswinkel zurückgeworfen werden und keineswegs eine diverſe Reflexion erleiden. Bei dieſer Gelegenheit gedenkt er des neunten Newton'ſchen Verſuchs, den wir auf's Genaueſte analyſirt (196—205) und ihm eine beſondere Tafel, die achte, gewidmet haben. Der Verfaſſer ſieht denſelben an wie wir, ſo wie auch den zehnten.

12) Verſuch gegen das erſte Theorem des zweiten Theils des erſten Buchs der Optik, wo Newton behauptet: die Grenze des Lichts und Schattens trage Nichts zur Entſtehung der prismatiſchen Farbe bei. Gautier führt mit Recht über den mittlern weißen Theil der prismatiſchen Erſcheinung eines großen Prisma's ſeinen Finger oder einen Stab, und zeigt dadurch die blos an der Grenze entſtehenden Farben. Dabei erzählt er, daß die Newtonianer ſich gegen dieſes Phänomen dadurch retten wollen, daß ſie behaupteten, erſt am Finger gehe die Brechung vor. Man ſieht, daß dieſer Secte ſchon vor ſechzig Jahren ebenſo nahebenklich war, Ausflüchte zu ſagen, wie am heutigen Tag.

13) Er bringt zu Beſtätigung ſeiner Erklärung noch einen complicirten Verſuch vor, deſſen Werth wir Andern zu prüfen überlaſſen.

14) Er läßt das Spectrum auf eine durchlöcherte Pappe fallen, ſo daß jede Farbe einzeln durchgeht. Hier, durch eine zweite Begrenzung, ohne wiederholte Refraction, erſcheinen die Farbenbildchen nach dem erſten Geſetz auf's Neue geſäumt, und widerlegen die Lehre von Unveränderlichkeit der ſogenannten homogenen Lichter. Der Verfaſſer gedenkt mit Ehren Mariotte's, der dieſes Phänomen zuerſt vor ihm beobachtete.

15) Er wendet hier abermals das Prisma mit der convexen Seite an, die mit einer Art von ſein durchlöchertem, federartigen Deckel bedeckt iſt, und bringt dadurch mannigfaltige Abwechſelung der Erſcheinung hervor, wodurch er ſeine Behauptungen begünſtigt glaubt. Wir haben dieſen Verſuch nicht nachgebildet.

16) Verbindung der Linſe und des Prisma's, wodurch die Farben des Spectrums zum Weißen vereinigt werden ſollen. Hierbei Verſuch mit einem T, der an ſeinem Ort zu entwickeln iſt.

Hiermit endigen ſich die anti-Newton'ſchen Verſuche.

Ueber Newton's Erklärung des Regenbogens.

Ueber die Nebenſonnen, wobei die paraptiſchen Farben zur Sprache kommen.

Ueber die bleibenden Farben der Körper. Erſt gegen die Erklärungsart Newton's; dann leitet der Verfaſſer Weiß und Schwarz ungefähr wie Boyle ab. Das Blaue bringt er durch das Helle über dem Dunkeln hervor; das Rothe umgekehrt, welches freilich nicht ganz ſo glücklich iſt; das Gelbe auf eben die Weiſe und mit mehrerm Recht. Er beſchreibt manche Verſuche, um dieſe Lehre zu beſtätigen. Der Kürze halber beziehen wir uns auf unſere Darſtellung der Sache (§. 501 ff.).

Hierauf folgt die Erklärung ſeiner Kupfertafeln und zugleich eine Zurückweiſung auf die Stellen des Werks, zu welchen ſie eigentlich gehören.

Hätte er ſeiner Controverſe, an welcher wir wenig auszuſetzen finden, eine etwas anſchaulichere Farbenlehre folgen laſſen, und ſich dar-

meine Kinder ſollen mit den eurigen aufwachſen, wie ich mit euch.

Röſe.

Das wird eine Luſt ſeyn!

Görge.

Ich ſehe ſie ſchon.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Märten (am Fenſter.)

Märten.

Röſe! Röſe! Wo bleibt das Frühſtück?

Röſe.

Gleich! Gleich!

Märten.

Muß ich ſchon wieder warten. (das Fenſter zu.)

Röſe.

Den Augenblick!

mit begnügt, ohne die ganze übrige Naturlehre umfaſſen zu wollen, ſo hätte er vielleicht mehr Wirkung hervorgebracht. Allein ſein Fehler, wie der ſeiner Vorgänger, beſteht darin, daß Newton, weil ſeine Farbenlehre unhaltbar befunden wird, auch in gar Nichts recht haben ſoll, daß man alſo unternimmt, auch alles Uebrige, was er geleiſtet, zu cri:iſiren, ja, was noch ſchlimmer iſt, ein eigenes Syſtem dagegen aufzubauen und ſich Etwas, das viel über ſeine Kräfte geht, anzumaßen.

In gedachtem Sinne hat leider Gautier ein zweites Titelblatt ſeinem Buche vorgeſetzt: Nouveau système de l'Univers, sous le titre de Chrongenesie ou Critique des prétendues découvertes de Newton. Und ſo enthält denn der erſte Theil Nichts, was ſich auf Farbe bezieht, ſondern behandelt die allgemeinſten phyſiſchen und damit verwandten metaphyſiſchen Gegenſtände, denen Gautier, ob er ſich gleich hiſtoriſch genugſam mit ihnen bekannt gemacht, dennoch weder als Philoſoph, noch als Naturforſcher gewachſen ſein mochte.

Erſt am Schluſſe des erſten Theils findet man Etwas über die Geſchichte der Farbenlehre. Der Anfang des zweiten giebt einen kurzen Abriß der im erſten verhandelten, allgemeinen, phyſiſch-metaphyſiſchen Principien, von denen der Verfaſſer zuletzt auf das Licht übergeht und, um Newton auch in der Behandlung ſeinen Vorzug zu laſſen, mit Definitionen und Prismen gerüſtet auftritt, ſodann die Definitionen und Prisme Newton's wiederholt. Da kann erſt auf der neunundvierzigſten Seite des zweiten Theils die Hauptſache wirklich zur Sprache kommt, die wir oben entſchieden angezeigt haben.

Hieraus mag man erkennen, warum dem Verfaſſer nicht geglückt iſt, Wirkung hervorzubringen. Seine Controverſ, ſowie ſeine theoretiſche Ueberzeugung, hätte ſich ganz iſolirt darſtellen laſſen. Beide hatten mit Anziehen und Abſtoßen, mit Schwere und ſonſt dergleichen Allgemeinheiten gar Nichts zu ſchaffen. Wollte er die Farbenlehre an die Phyſik überhaupt anſchließen, ſo mußte er einen andern Weg einſchlagen.

Außerdem begeht er noch einen Haupt- und Grundfehler, daß er mit Strahlen zu operiren glaubt, und alſo, wie ſeine Vorgänger, den Gegner ganz im Vortheil läßt. Auch ſind ſeine Figuren nicht glücklich; es gilt von ihnen, was wir von den Rizzetti'ſchen geſagt haben. Newton hatte ſeine falſche Lehre ſymboliſch auszudrücken verſtanden; ſeine Gegner wiſſen für das Wahre keine entſchiedene Darſtellung zu finden.

Von dem mannigfaltigen Verdruß, den er ausgeſtanden, ſowie von allerlei Argumentationen, die er gegen die Schule gehabt, gibt uns der leidenſchaftliche Mann ſelbſt Nachricht in einer Art von phyſicaliſchen Journal, das er aber nicht weit geführt. Die drei Hefte, welche den erſten Band ausmachen und zu Paris 1752 herausgekommen, liegen vor uns und führen den Titel: Observations sur l'histoire naturelle, sur la physique et sur la peinture, avec des planches imprimées en couleur. Sie enthalten ein wahres Quodlibet von Naturgeſchichte und Naturlehre, jedoch, wie man geſtehen muß, durchaus intereſſante Materien und Gegenſtände. Sie ſind auf bunte Tafeln gegründet, nach Art des großen anatomiſchen Werks.

In dieſen Heften fehlt es nicht an verſchiedenen Aufſätzen, ſeine Controverſ mit Newton und der Newton'ſchen Schule betreffend. Er kann ſich freilich dabei nur, wie wir auch gethan, immer wiederholen, ſich verwundern und ärgern, da die Sache im Grunde ſo ſimpel iſt, daß ſie jedes verſtändige, unbefangene Kind bald einſehen müßte. Wie aber die gelehrte und naturforſchende Welt damals durch das Newton'ſche Spectrum bewohnt geweſen, ſo daß ſie ſich gar nichts Anderes daneben denken können, und wie ihnen die Natur dadurch zur Unnatur geworden, iſt auch aus dieſen Blättern höchſt merkwürdig zu erſehen.

Nach allem Dieſem bleibt uns Nichts übrig, als nochmals zu bekennen und zu wiederholen, daß Gautier unter Denen, die ſich mit der Sache beſchäftigt, nach Rizzetti am Weiteſten gekommen, und daß wir ihm, in Abſicht auf eine freiere Ueberſicht der Controverſ ſowohl als der an die Stelle zu ſetzenden, naturgemäßen Lehre, gar Manches ſchuldig geworden.

Zu der Zeit, als dieſen tüchtigen Mann die Franzöſiſche Academie unterdrückte, lag ich als ein Kind von einigen Monaten in der Wiege. Er, umgeben von ſo vielen Widerſachern, die er nicht überwinden konnte, obgleich begünſtigt und penſionirt vom Könige, ſah ſich um eine gewünſchte Wirkung und eben ſo wie treffliche Vorgänger um ſeinen guten Ruf gebracht. Ich freue mich, ſein Andenken, obgleich ſpät, zu rehabilitiren, ſeine Widerſacher als die Meinigen zu verfolgen und den von ihm, da er nicht durchdringen konnte, oft geäußerten Wunſch zu realiſiren:

Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor.

Celeſtin Cominale.

Er war Profeſſor der Philoſophie bei dem königlichen Gymnaſium zu Neapel. Von ſeinem Werke Anti-Newtonianismus kam daſelbſt der erſte Theil 1754, der zweite 1756 in Quart heraus. Es iſt eigentlich eine Bearbeitung des

Gautier'ſchen Werkes, welche wohlgerathen genannt werden kann.

Der Verfaſſer hat mehr Methode als ſein Vorgänger: denn er widmet den erſten Theil gleich ohne Umſchweife der Controvers gegen Newton's Farbenlehre, und den neu aufzuſtellenden, theoretiſchen Anſichten. Er hat ſich vollkommen von den Ueberzeugungen ſeines Vorgängers durchdrungen, und auch außerdem die Materie, ſowohl theoretiſch als practiſch, gut durchſtudirt, ſo daß er das Werk wohl ſein eigen nennen konnte. Der zweite Theil behandelt die übrigen phyſiſch-metaphyſiſchen Gegenſtände, welche Gautier in ſeinem erſten Buche abgehandelt hatte. Die Tafeln, welche ſich alle auf den erſten Theil beziehen, ſtellen theils Newton'ſche, theils Gautier'ſche, theils eigene Figuren vor. Im Ganzen iſt es merkwürdig, daß Gautier, der unter ſeinen Landsleuten keine Wirkung hervorbringen konnte, aus der Ferne ſich eines ſo reinen Wiederhalles zu erfreuen hatte.

Vielleicht geben uns Diejenigen, welche mit der Italieniſchen Litteratur bekannt ſind, Nachricht von Dem, was man über Eominale damals in ſeinem Vaterlande geurtheilt. Seine Wirkung konnte jedoch ſich nicht weit erſtrecken; denn die Newton'ſche Lehre war ſchon in die Jeſuiten-Schule aufgenommen. Leſeur und Jacquier hatten die Newton'ſchen Schriften ſchon mit einem durchgehenden Commentar verſehen, und ſo war dem Anti-Newtonianism Rom ſowie die übrige gelehrte Welt verſchloſſen, und die Flamme der Wahrheit, die ſich wieder hervorthun wollte, abermals mit Schuaſche zugedeckt.

Wir verlaſſen nunmehr Frankreich und das Ausland und wenden den Blick gegen das Vaterland.

Deutſche große und thätige Welt.

Wir ſetzen dieſe Rubrik hierher, nicht um ſie auszufüllen, ſondern nur anzudeuten, daß an dieſem Platze eine ganz intereſſante Abhandlung ſtehen könnte.

Die Deutſchen Höfe hatten ſchon zu Anfange des vorigen Jahrhunderts viele Verdienſte um die Wiſſenſchaften. Sowohl Fürſten als Fürſtinnen waren aufgeregt, begünſtigten gelehrte Männer und ſuchten, ſich ſelbſt zu unterrichten.

Johann Wilhelm, Churfürſt von der Pfalz, nahm 1703 Hartſoeker in ſeine Dienſte. Dieſer hatte ſchon in ſeinem Essay de Dioptrique die diverſe Refrangibilität anerkannt, doch auf ſeine Weiſe erklärt, und ſie den verſchiedenen Geſchwindigkeiten der farbigen Strahlen zugeſchrieben.

Was der Caſſel'ſche Hof, was die Höfe Nieder-Deutſchlands gethan, und wiefern auch die Newton'ſche Lehre zur Sprache gekommen und Gunſt erhalten, wird in der Folge zu unterſuchen ſein. Nur Eins können wir anführen, daß Profeſſor Hamberger 1743 nach Gotha berufen wird, um die Newton'ſchen Verſuche, welche die allgemeine Aufmerkſamkeit erregt, bei Hofe vorzuzeigen. Wahrſcheinlich hat man das Zimmer recht dunkel gemacht, durch das foramen exiguum im Fenſterladen erſt den ſogenannten Strahl hereingelaſſen, das fertige prismatiſche Bild an der Wand gezeigt, mit einem durchlöcherten Bleche die einzelnen Farben dargeſtellt, und durch eine zweite ungleiche Verrückung, durch das ſogenannte Experimentum Crucis, auf der Stelle die höchſten Herrſchaften und den ſämmtlichen Hof überzeugt, ſo daß Hamberger triumphirend zur Academie zurückkehren konnte.

Deutſche gelehrte Welt.

Um die Thätigkeit derſelben und was ſie in dieſer Sache gewirkt, kennen zu lernen, haben wir uns vorzüglich auf Academien umzuſehen. Was und wie es gelehrt worden, davon geben uns die Compendien am Beſten und Kürzeſten Nachricht.

Jeder, der ein Lehrbuch ſchreibt, das ſich auf eine Erfahrungswiſſenſchaft bezieht, iſt im Falle, eben ſo oft Irrthümer als Wahrheiten aufzuzeichnen; denn er kann viele Verſuche nicht ſelbſt machen; er muß ſich auf Anderer Treu und Glauben verlaſſen und oft das Wahrſcheinliche ſtatt des Wahren aufnehmen. Deßwegen ſind die Compendien Monumente der Zeit, in welcher die Data geſammelt wurden; deßwegen müſſen ſie oft erneuert und umgeſchrieben werden. Aber indem ſie neue Entdeckungen geſchwind aufnehmen und einige Capitel dadurch verbeſſern, ſo erhalten ſie in andern falſche Verſuche und unrichtige Schlußfolgen deſto länger.

Wenn von der Compendien-Schreiber gewöhnlich Das benutzt, was er ſchon völlig fertig vor ſich findet, ſo war die Boyle'ſche Bemühung, viele Farben-Phänomene zuſammenzuſtellen und gewiſſer Maßen zu erklären, ſolchen Männern ſehr angenehm, und man findet auch noch bis über das erſte Viertel des achtzehnten Jahrhunderts dieſe Methode herrſchen, bis ſie endlich von der Newton'ſchen Lehre völlig verdrängt wird.

Wir wollen die Compendien, die uns bekannt geworden, beſonders die Deutſchen, welche bei Mehrheit der Univerſitäten zu einer größern Anzahl als in andern Ländern anwachſen, kürzlich anzeigen und das hierher Gehörige mit Wenigem aufziehen.

Physica oder Naturwissenschaft durch Scheuchzer, erste Ausgabe 1703.

Ein würdiger, wohlgesinnter, fleißiger und unterrichteter Mann bringt in diesem Werke meistens die Geschichte der Meinungen mit vor, und geht von der Metaphysik seiner Zeit zur Physik über. Die Farbenlehre überliefert er nach Boyle, Hooke und Descartes.

In der zweiten Ausgabe von 1711 fügt er ein besonderes Capitel bei, worin er die Newton'sche Lehre nach Anleitung der Optik genau und umständlich vorträgt, sowie er auch die Kupfertafeln nachstechen läßt. Die Newton'sche Lehre steht, wie eine unverarbeitete Masse, gleichsam nur litterarisch da; man sieht nicht, daß er irgend ein Experiment mit Augen gesehen oder über die Sachen gedacht habe.

Hermann Friedrich Teichmeyer. Amoenitates, Jena 1712. Hält sich noch an Hooke und Boyle. Man findet keine Newton'sche Spur.

Deutsche Physik durch Theodor Hensfeld, 1713. Der wahre Name ist Conrad Mel. Ein pedantisches, philisterhaftes Werk. Die Farbenerscheinungen bringt er confus und ungeschickt genug hervor. Er will die Farben der Körper aus der verschiedenen Art ihrer Theile herleiten, sowie aus den von ihnen wunderlich zurückgeworfenen Lichtstrahlen. Die Newton'sche Lehre scheint er gar nicht zu kennen.

Martin Gotthelf Löscher. Physica experimentalis, Wittenberg 1715. Scheint ein Schüler von Teichmeyer zu sein; wenigstens sind die Phänomene beinahe ebendieselben, sowie auch die Erklärung.

Bei ihm ist color, tertia affectio specialis corporum naturalium, seu ea lucis in poris ac superficiebus corporum modificatio, quae eadem modo motui coloreto et diverso colore praedita. Man erkennt hier Boyle; Newton's wird nicht erwähnt.

Johannes Wenceslaus Kaschubius. Elementa Physicae, Jena 1718. Hier singt schon der Refrain an, den man künftig immerfort hört: ex per foramen rotundum etc.

Er thut die apparenten und körperlichen Farben in ein Paar Paragraphen nach Newton'scher Art ab.

Vernünftige Gedanken von den Wirkungen der Natur, von Christian Wolff 1723. Der Verfasser beweist die Lehre von der Heterogeneität des Lichtes a priori.

Julius Bernhard von Rohr. Physicalische Bibliothek, Leipzig 1724. Seine Litteratur ist sehr mager; mit Newton mag er Nichts zu thun haben, weil er lieber künstliche und mechanische Zusammensetzungen, als mühsame Untersuchungen befördert wünscht.

Johann Matthäus Bertz. Physica generalior, Regensburg 1724. Ein Geistlicher und wohldenkender Mann, der dem Aberglauben entgegenarbeitet und sich daher mit Naturlehre abgibt, doch nicht sowohl selbst versucht, als Das, was Andere geleistet, zusammenstellt. Im Paragraphen von den Farben folgt er Boyle, gedenkt der Lehre Newton's, läßt sich aber nicht darauf ein, und hat folgende merkwürdige Stelle: „Es hat mich Herr Beier, Professor Theologiae zu Altorf, einst im Discurs versichert, daß er in dergleichen Versuchen (den Newton'schen nämlich, von denen eben die Rede ist) beträgliche Umstände gefunden, welche er publicirt wünschte."

Dieses ist die erste Spur, die ich finde, daß ein Deutscher gegen die Newton'sche Lehre einigen Zweifel erregt. Ferner gedenkt Barth Desselben, was Mariotte derselben entgegengesetzt.

Johann Friedrich Wucherer. Institutiones philosophiae naturalis electicae. Jena 1725. Von §. 238 an. Die Farbe sei nichts Reelles. Das Reelle sei, was existire, wenn es auch Niemand dächte; aber es gebe keinen Schmerz, wenn ihn Niemand fühlte. Darin kämen alle neuern Physiker überein. Wenn das Licht weggenommen ist, sieht man Alles schwarz. Blinde können Farben fühlen, z. B. Boyle's Vermassen. Finch Tractatus de coloribus. Schmidii (Joh. Andr. Schmidt) dissertatio, coecus de colore judicans. Einem fährt ein Exempel an, daß ein Blinder die verschiedenen Farben riechen konnte. Vid. illius physicam hypothetiam. Die Farben kommen also von der Verschiedenheit der Oberfläche der Körper her, et hinc pendente reflexione, refractione, infractione, collectione, dissipatione radiorum solarium. Gründe, die Boyle angibt. Bei verändertem Licht verändern sich die Farben; so auch bei veränderter Oberfläche, wie auch durch veränderte Lage. Hier bringt er nicht sehr glücklich die Regentropfen und das Prisma vor. Nachdem er seine Lehre auf die verschiedenen Farben angewendet, fährt er fort: Haec equidem non sine ratione dicuntur et ad colores supra dictos non sine specie veri accommodantur. At vero ad specialia ubi descendimus, difficultates omnino tales occurrunt, quibus solvendis spes ulla vix superest.

Er citirt Homelius de corporum affectionibus, Wedlerus in Explicatione nova Experimentorum Newtonianorum. Er kennt Newton's Lehre, nimmt aber keine Notiz davon.

Hermann Friedrich Teichmeyer. Elementa Philosophiae naturalis. Jena 1731. Eine neue Auflage seines frühern Compendiums. Sein Verstand ist noch immer der alte.

Georg Erhard Hamberger. Elementa phy-

sices, Jena 1735. Auf der dreihundertneunundvierzigsten Seite beruft er sich auf Wolff, daß Dieser die Heterogeneität des Lichts a priori bewiesen habe und verweiset auf ihn.

Er führt einen gewissen Empier der Newton'schen Versuche an und beginnt mit dem bekannten Liede: sit igitur conclave tenebrosum et admittatur per exiguum foramen radius lucis. Uebrigens sind seine Figuren von den Newton'schen copirt, und es findet sich keine Spur, daß er über die Sache nachgedacht oder critisch experimentirt habe.

Samuel Christ. Hollmann. Introductionis in universam Physosophiam Tom. II. Göttingen 1747, §. 147. Non id enim, quod rubicundum, flavum, caeruleum etc. appellamus, in rebus ipsis extra nos positis, sed in nostris solum perceptionibus, immo certa tantummodo perceptionum nostrarum modificatio est, a sola diversa lucis modificatione in nobis solum oriunda.

Er verwirft daher die alte Eintheilung in reales und apparentes; trägt die Newton'sche Lehre bündig, doch mehr überredend als entscheidend vor.

Die Note zu §. 150 enthält zur Geschichte der Theorie sehr brauchbare Allegate, woraus man sieht, daß er die Entstehung der Lehre sowohl als die Controversen dagegen recht gut kennt, nicht weniger den Beifall, den sie erhalten. Aus dem Tone des Vortrags im Texte bemerkt man, daß er sein Urtheil in suspenso halten will.

Johann Heinrich Winkler. Institutiones mathematico-physicae, 1738. §. 1112, erwähnt er der Newton'schen Lehre im Vorbeigehen, bei Gelegenheit der undeutlichen Bilder durch die Linsen: praeterea Newtonus observavit, radium unum per refractionem in plures diversi coloris dispesci, qui cum cotheto refractionis diversos angulos efficiunt.

Samuel Christ. Hollmann. Primae physicae experimentalis lineae, Göttingen 1742. Die Newton'sche Lehre lacouisch, jedoch noch mit videtur vorgetragen. In den Ausgaben von 1749, 1753, 1765 lacouisch und ganz entschieden.

Vernünftige Gedanken von Christian Wolff, fünfte Ausgabe von 1746. Im ersten Theile, §. 129 erklärt er die Farbenerscheinung an den Körpern ganz nach Newton'scher Manier und beruft sich auf den zweiten Theil seiner Experimente.

Johann Andreas von Segner. Einleitung in die Naturlehre; erste Auflage 1746, zweite, Göttingen 1754, trägt die Newton'schen Versuche sowie die Theorie kurz vor. Seine Figuren sind nach Newton copirt. Es zeigt sich keine Spur, daß er die Phänomene selbst gesehen.

Georg Wolfgang Krafft. Praelectiones in Physicam theoreticam, Tübingen 1750. Er folgte, wie er selbst sagt, dem Muschenbroek, läßt die Lehre von den Farben ganz aus und verweis't auf einen optischen Tractat, p. 267.

Andreas Gordon. Physicae experimentalis elementa, Erfurt 1751. Ein Benedictiner im Schottenkloster zu Erfurt, ein sehr fleißiger Mann voller Kenntnisse. Man sieht, daß in catholischen Schulen man damals noch mit der Scholastik zu streiten hatte.

Im §. 1220 sind ihm die Farben auch Körper, die sich vom Licht herschreiben. Sein Vortrag der Newton'schen Lehre ist ein wenig confus; seine Figuren sind, wie die der ganzen Schule, falsch und mährchenhaft.

Die chemischen Experimente trägt er zuletzt vor und schließt: quae omnia pulchra quidem, suis tamen haud carent difficultatibus.

Johanne Charlotte Zieglerin. Grundriß einer Naturlehre für Frauenzimmer, Halle 1751. S. 424 trägt sie die hergebrachte Lehre vor und verweis't ihre Leserinnen auf Algarotti.

Johann Peter Eberhard. Erste Gründe der Naturlehre, Halle 1753. Die Newton'sche Theorie, doch mit einiger Modificatien, die er schon in einer kleinen Schrift angegeben. Im §. 387 fängt er den ganzen Vortrag mit dem bekannten Refrain an: Man lasse durch eine kleine runde Oeffnung ꝛc. Seine Figuren sind klein, schlecht und wie alle aus dieser Schule, nicht nach dem Phänomen, sondern nach der Hypothese gebildet.

In seiner Sammlung der ausgemachten Wahrheiten der Naturlehre 1755 setzt er, wie natürlich, die Newton'sche Theorie auch unter die ausgemachten Wahrheiten.

Man sei darüber einig, daß die Sonnenstrahlen nicht gleich stark gebrochen werden.

Er bringt Etwas von der Geschichte der Farbenlehre bei und citirt wegen des Beifalls, den Newton soll überall gefunden, die Schriften mehrerer Naturforscher.

„Es hat zwar der bekannte Pater Castel Einwürfe dagegen gemacht, die aber auf solche Versuche gegründet waren, bei welchen der gute Franzose keine mathematische Accurateße bewiesen."

(Welche wunderlichen Redensarten, als wenn es keine andere Accurateße gäbe als die mathematische!)

„Man sieht aus den Miscell. curios., p. 115. daß man auch schon damals in Paris Newton's Theorie angegriffen, welches aber aus einem Mißverständniß geschehen."

Florian Dalham. Institutiones physicae, Wien 1753. Ein Geiſtlicher, bringt etwas Weniges von der Geſchichte der Farbenlehre vor; dann intonirt er: radius solis perforamen A. Mit den Einwürfen iſt er bald fertig; dann folgen einige chemiſche Experimente.

Emanuel Swedenborg. Prodromus Principiorum rerum naturalium, Hildburghauſen 1754, S. 137. Wie er durch dieſe ganze Schrift die Körper aus Kugeln verſchiedener Größe und Art, aus Kreiſen und Kränzen und deren Interſtitien auf's Wunderlichſte zuſammenſetzt, eben ſo macht er es mit der Transparenz, dem Weißen, Rothen und Gelben. Alles ſei transparent ſeinen kleinſten Theilen nach: Albedo; si anguli reflexionis varie confundantur in particulis transparentibus, albedinem oriri. Rubedo; si superficies particularum variis generis particulis variegetur, oriri rubedinem. Flavedo; si albedo mixta sit cum rubedine, flavedinem oriri.

Jacob Friedrich Maier's Phyſik, Carlsruhe 1767, S. 225. Kurz und ſchlechtweg Newton's Lehre.

Bernard Grant. Praelectiones encyclopaedicae in physicam experimentalem. Erfurt 1770, S. 47. Newton's Lehre ſchlechtweg und kurz.

Johann Chriſtian Polycarp Erxleben. Anfangsgründe der Naturlehre, 1772. „Wenn man durch ein kleines rundes Loch ꝛc.“ Er trägt übrigens die Newton'ſche und Euler'ſche Lehre in der böſen, halb hiſtoriſchen, halb didactiſchen Manier vor, die ſich nicht compromittiren mag und immer noch eine Hinterthüre findet, wenn die Lehre auch falſch befunden würde.

Schwabling's Naturlehre für Schulen, Göttingen und Gotha 1774, S. 8. Das gewöhnliche Einfache.

Johann Lorenz Bockmann's Naturlehre, Carlsruhe 1775, S. 321. Das alte Lied: „Man laſſe durch eine mittelmäßige runde Oeffnung ꝛc.“

Matthias Gabler's Naturlehre, drei Theile, München 1778, S. 319 item: „Man laſſe einen Lichtſtrahl ꝛc.“ S. 325 läßt er ſich in Controvers ein, glaubt aber, wie die Schule überhaupt, viel zu geſchwind mit dem Gegner fertig zu werden. Einwand eines Anti-Newtonianers oder eigentlich Anti-Eulerianers, von den Trabanten des Jupiters hergenommen. Noch Herr Gabler fertigt Marotte und Rizzetti leicht ab.

Wenceslaus Johann Guſtav Karſten. Naturlehre, 1781. Erſt, wie gewöhnlich, die Lehre von der Brechung für ſich: dann §. 590 „Mit der Strahlenbrechung iſt noch ein Erfolg verbunden ꝛc.“ Merkwürdig iſt, daß der Verfaſſer ſeine Ausdrücke behutſamer als hundert Andere ſtellt. Z. E.: „Der Erfolg läßt ſich am Beſten erklären, wenn man mit Herrn Newton annimmt ꝛc., wenn es wahr iſt, daß rothes Licht am Wenigſten brechbar iſt ꝛc.“

C. G. Kratzenſtein. Vorleſungen über Experimental-Phyſik, Kopenhagen 1782, S. 134. „Das weiße Licht beſteht nach Newton aus ſieben Hauptfarben ꝛc.“

Johann Daniel Titius. Physicae experimentalis elementa, Lipsiae 1782, §. 111. Der Radius solaris, dann aber zwei Prismen, man weiß nicht warum; denn das Experimentum Crucis iſt es nicht. Auch Dieſer macht einen Sprung: patet ex hoc experimento diversam radiorum solarium refrangibilitatem etc. Dann einige Folgerungen und etwas weniges Chemiſches.

W. J. G. Karſten. Anleitung zur gemeinnützlichen Kenntniß der Natur, Halle 1783, §. 1 und folgende, ungefähr in dem Sinne, wie in ſeiner Naturlehre.

Johann Philipp Hebert. Grundriß der Naturlehre, Berlin 1789, §. 221. Lichtſtrahl, enge Oeffnung, verfinſtertes Zimmer ꝛc., wie ſo viele Andere, hinter der ganzen Herde drein.

Anton Bruckhauſen. Institutiones physicae, überſetzt von Bergmann, Mainz 1790. Sonnenſtrahl, kleine Oeffnung und ſogar Lichtfäden.

Johann Baptiſta Horvath. Elementa physicae, Budae 1799. Die alte Leier. Stamina lucis, colore immutabili praedita.

Matthäus Paulk. Compendium institutionum physicarum Pars I. Posoniae 1793. p. 160, cap. 3 de lucis heterogeneitate. Veteribus lumen simplicissima et homogenea substantia fuit. Newtonus heterogeneum esse extra omnem dubitationem posuit.

A. W. Hauch. Anfangsgründe der Experimental-Phyſik, aus dem Däniſchen von Tode hieſen. Schleswig 1795, erſter Theil §. 286. Das hergebrachte Lied wird abgeorgelt.

Wir ſind bei dieſer Anzeige der Compendien weit über die Epoche hinausgegangen, in der wir uns gegenwärtig befinden und haben die Recenſion ſolcher Schriften bis gegen das Ende des achtzehnten, vorigen Jahrhunderts fortgeſetzt, indem wir auf dieſe Wiederholungen und Nachbeterein nicht wieder zurückzukehren wünſchten.

Academie Göttingen.

Es iſt intereſſant, zu ſehen, durch welche Reihe von Perſonen auf einer beſuchten Uni-

demie die Newton'ſche Lehre fortgepflanzt worden. Ein Göttinger-Profeſſor hatte ohnehin, bei der nahen Verwandtſchaft mit England, keine Urſache, eine Meinung näher zu prüfen, welche ſchon durchgängig angenommen war; und ſo wird ſie denn auch bis auf den heutigen Tag noch dort ſo gut als auf andern Academien gelehret.

Hollmann, 1736, lieſt Phyſik als einen Theil des philoſophiſchen Curſes. Seine Institutiones werden 1738 gedruckt. Er lieſt weitläufige Experimental-Phyſik, nachher dieſelbe zuſammengezogener; führt damit nach Abgang Segner's fort bis gegen 1775; ſtirbt 1788, nachdem er ſchon mehrere Jahre der Phyſik und ſpäter den übrigen Vorleſungen ſich entzogen.

Von Segner, 1736, lieſt Phyſik über Hamberger, Wolf, Muſchenbroek, nach Dictaten, von 1744 an; ſodann über ſeine Anfangsgründe, von 1746 bis zu ſeinem Abgang 1754.

Käſtner, lieſt 1759 Phyſik nach Winkler, ſpäter nach Eberhard's erſten Gründen der Naturlehre. Er hat als Mathematiker den beſondern Trieb, die Phyſiker anzufeinden.

Meißner lieſt Perſpective und Optik.

Erxleben, Profeſſor extraordinarius ſeit 1770. Erſte Ausgabe ſeines Compendii 1772; ſtirbt 1777.

Lichtenberg, Profeſſor extraordinarius ſeit 1770. Anfangs viel abweſend und mit mathematicis beſchäftigt, lieſt von 1778 an über Erxleben und gibt ſieben vermehrte Auflagen heraus.

Mayer, nach Lichtenberg's Tod, nimmt in einem neuen Compendium das alte Lied an.

Nachleſe.

Smith und Martin, Engländer, bringen die Lehre Newton's im Auszuge in ihre Lehrbücher.

Leſeur und Jacquier, geiſtliche Väter zu Rom, commentiren Newton's Werke und verbreiten ſeine Lehre.

Encyclopädiſten. Da ein Lexicon, ſowie ein Compendium einer Erfahrungswiſſenſchaft, eigentlich nur eine Sammlung des curſirenden Wahren und Falſchen iſt, ſo wird man auch von dieſer Geſellſchaft Nichts weiter erwarten. Man konnte ihr nicht zumuthen, daß ſie jede Wiſſenſchaft ſollte neu durcharbeiten laſſen. Und ſo haben ſie denn auch die alte Confeſſion mit Ernſt und Vollſtändigkeit dergeſtalt abgelegt, daß ſie vor den ſämmtlichen Glaubensgenoſſen mit Ehren beſtehen können. Die Artikel, unter welchen Solches aufzuſuchen, verſtehen ſich von ſelbſt.

Montucla. In der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts hatten ſich, wie w[illegible] Formeln und Redensarten völlig [illegible] welche man zu Gunſten Newton's gunſten ſeiner Gegner wiederholte nachſagte. In Montucla's histoire mathématiques, Paris 1758, findet ma[illegible] Anderes. Nicht allein Auswärtig[illegible] zetti, behalten Unrecht, ſondern auch Franzoſen, Mariotte, Caſtel, dem Franzoſen Unrecht. Da ſich auf Ehre haltende Nation gegen eingewurzelte Vorurtheil nicht wi[illegible] kennte: ſo wird man ja wohl auf lebhaften und nicht ſo eigenwill[illegible] verzeihen, wenn ſie auch bei dem genommenen ruhig verharrten.

Tobias Mayer.

De affinitate colorum commen[illegible]tio, lecta in conventu publico, Goetting[illegible] 1758, in den kleinen, nach deſſen Tod von herausgegebenen Schriften.

Der Newton'ſche Wortkram wa[illegible]e nunmehr von allen Deutſchen Cathedern aufgeboten. Man freute ſich, die Urfarben a[illegible] dem Licht hervorgelockt zu haben; es ſollten ihrer unzählige ſein. Dieſe erſten homogen[illegible], einfachen Farben hatten aber die wunderliche Eigenſchaft, daß ein großer Theil derſelben vo[illegible] den zuſammengeſetzten nicht zu unterſcheid[illegible] war.

Betrachtete man jedoch das ſogen[illegible]nte Spectrum genauer, ſo konnte nicht verb[illegible]gen bleiben, daß theils der Natur der Sache nach, theils der Bequemlichkeit des Vortrags wegen, ſich dieſe unendlichen Farben auf eine g[illegible] geringere Zahl reduciren ließen. Man nahm ihrer ſieben. Weil aber das Höchſte, Gleichgewicht ſtehende Roth dem Farbenbild abging, ſo fehlte auch [illegible]läuft an oder oder die achte Farbe; das Ganze im völligen ſtändig und die Sache confus.

Alle Diejenigen, die von der Färberei an die Farbenlehre her[illegible]matiſchen den dagegen, wie uns die Geſchi[illegible]er die ſechſte ſich unterrichtet, naturgemäß und drei Grundfarben anzunehmen. [illegible]blieb unvoll-

ſchon Boyle im zwölften Experim[illegible] ten Theils ſeines bekannten Wer[illegible] Malerei und bündig ausgeſprochen, und den [illegible]taten, ſon-Recht ertheilt, nur drei primit[illegible]te umſtänd-ſtatuiren; weil man denn doch [illegible]begnem, nur gen ſo nennen dürfe, die aus [illegible] Dieſes hatte entſpringen, alle übrigen aber er[illegible]nt des drit-

In dieſem Sinne iſt denn auch [illegible]s kurz und ſatz geſchrieben. Es herrſcht dari[illegible] Malern des geſunde Menſchenverſtand. Er ey[illegible] Farben zu Pigmenten, wählt aber unter i[illegible]hl Diejenigen aus, die er als Repräſentante[illegible] einen andern

[illegible]wiſſen, die [illegible]ugen.
[illegible]ugebildet, Mayer's Ver-
[illegible]nd zu Un- [illegible]der gerade,
[illegible]d einander [illegible]irt zwar mit
[illegible]de mathé- [illegible]en Diejen-
[illegible]auch nichts [illegible]jener durch
[illegible], wie Riz-
[illegible]s geſchieht
Dufay, von
[illegible]ieſe ſo ſehr
[illegible]das einmal
[illegible]der erholen
[illegible]u, nicht ſo
[illegible]n Völkern
[illegible]einmal An-

den Begriff beſtimmten, einfachen Farben anſehen darf. Durch Combination und Berechnung will er nun die möglichen, unterſcheidbaren Zuſammenſetzungen ausmitteln.

Allein, weil er atomiſtiſch zu Werke geht, ſo iſt ſeine Behandlung keineswegs zulänglich. Die einfachen, die Grundfarben, mögen dem Verſtande beſtimmbar ſein; aber wo ſollen ſie in der Erfahrung als Körper aufgefunden werden? Jedes Pigment hat ſeine beſondern Eigenſchaften und verhält ſich, ſowohl färbend als körperlich, gegen die übrigen, nicht als ein Allgemeines, ſondern als ein Specifiſches. Ferner entſteht die Frage: ſoll man die Pigmente nach Maß oder nach Gewicht zuſammenbringen? Beides kann hier nicht frommen. Alle Miſchung der Pigmente zu maleriſchen Zwecken iſt empiriſch-äſthetiſch und hängt von Kenntniß der unterliegenden Körper und von dem zarten Gefühle des Auges ab. Hier, wie in allen Künſten, gilt ein geiſtreiches, incalculables Eingreifen in die Erfahrung.

Noch Manches wäre hier beizubringen; doch wird es Demjenigen, der unſerm Vortrage bisher aufmerkſam gefolgt iſt, gewiß gegenwärtig ſein. Wir geben daher ohne Weiteres die Summe des Mayer'ſchen Aufſatzes nach ſeiner Paragraphen-Zahl.

1) Es ſeien nur drei einfache, primitive Farben, aus denen durch Miſchung die übrigen entſtehen.

2) Schwarz und Weiß ſei nicht unter die Farben zu rechnen, hingegen dem Licht und der Finſterniß zu vergleichen.

3) Die ſecundären Farben ſeien gemiſcht aus zwei oder drei einfachen.

4) Miſchung von Roth und Gelb.

5) Miſchung von Gelb und Blau.

6) Miſchung von Roth und Blau.

7) Weitere Ausführung.

8) Miſchung der drei Farben in verſchiedenen Proportionen.

9) Weiß und Schwarz, zu den Farben gemiſcht, macht ſie nur heller und dunkler. Die drei Urfarben, in gehörigem Maße zuſammengemiſcht, machen Grau, ſowie jene beiden.

10) Von chemiſchen Miſchungen iſt nicht die Rede. Die Verſuche zu dem gegenwärtigen Zweck ſind mit trock'nen Pulvern anzuſtellen, die aufeinander nicht weiter einwirken.

11) Die Portion der einer andern zuzumiſchenden Farbe muß nicht zu klein ſein; ſonſt iſt das Reſultat nicht beſtimmbar.

12) Man kann zwölf Theile einer jeden Farbe feſtſetzen, bezüglich auf Muſik und Architectur, welche auch nur ſoviel Theile für ſenſibel halten.

13) Bezeichnung mit Buchſtaben und Zahlen.

14) Durch gemeinſame Factoren multiplicirt oder dividirt, ändert ſich das Reſultat nicht.

15) Die einfachen Farben werden erſt zu zwei dann zu drei zwölf Mal combinirt.

16) Durch weitere Operation entſtehen einundneunzig Veränderungen,

17) die in einem Dreieck aufgeſtellt werden können.

18) Die Felder dieſes Dreiecks ſollen nun noch ihren Zahlbezeichnungen colorirt werden. Dieß ſoll durch einen Maler geſchehen. Dadurch wird alſo das Fundament der Sache dem Auge, dem Gefühl des Künſtlers überlaſſen.

19) Ein Pigment ſtelle die Farbe nicht rein dar. Dieſes iſt freilich ganz natürlich, weil ſie an irgend einem Körper beſonders bedingt wird. Die reine Farbe iſt eine bloße Abſtraction, die wohl manchmal, aber ſelten zur Wirklichkeit kommt. So nimmt Mayer z. B. den Zinnober als ein vollkommenes Roth an, der doch durchaus einen gelben Schein mit ſich führt.

20) Vier Pigmente werden angegeben mit ihren Buchſtaben und Ziffern des Dreiecks. Nun wird berechnet, welche Farbe aus dieſen Pigmenten entſtehen ſoll. Dieſe Pigmente müſſen alſo doch erſt mit den Feldern des Dreiecks verglichen werden; und wer vergleicht ſie, als ein geübtes Auge? — und wer wird die zuſammengeſetzte Farbe mit der durch das Zeichen des Reſultats der Berechnung angegebenen Farbe vergleichen?

21) Die Aufgabe wird umgekehrt. Man verlangt eine gewiſſe Farbe: wie viel Theile der übrigen ſollen dazu genommen werden?

22) Mehr als drei Pigmente dürfe man nicht annehmen; ſonſt werde die Aufgabe unbeſtimmt.

23) Miſchung der vollkommenen, gehörig beleuchteten, mit Licht verſehenen Farben mit Weiß,

24) wodurch ſie heller werden, und zugleich unkenntlicher, d. i. weniger unterſcheidbar. Des Weißen werden auch zwölf Theile angenommen, und ſo entſtehen dreihundertvierundſechzig Farben. Dieſe Zahl deutet auf eine Pyramidal-Fläche, deren je eine Seite zwölf enthält.

25) Dieſelbige Operation mit Schwarz.

26) Vollkommene Farben ſollen immer etwas Weiß oder Licht bei ſich haben.

27) Weitere Ausführung.

28) Schwarz, betrachtet als die Privation des Weißen.

29) Sämmtliche, auf dieſem Wege hervorgebrachte Farben belaufen ſich auf achthundertneunzehn.

30) Schlußbetrachtung über dieſe beſtimmte, große Mannigfaltigkeit und über die noch weit

gröſsere der verſchiedenen Abſtufungen, die dazwiſchen liegen.

Mayer hatte, wie natürlich war, ſeine Unzufriedenheit mit der Newton'ſchen Terminologie zu erkennen gegeben. Dieſes zog ihm nicht den beſten Willen ſeiner Collegen und der gelehrten Welt überhaupt zu. Schon in der Vorleſung ſelbſt machte Röderer eine unbedeutende und unrichtige Bemerkung, welche aber begierig aufgefaſt und durch Käſtner fortgepflanzt wurde. Was Dieſer, und nachher Erxleben, Lichtenberg, Johann Tobias Mayer, Moſkweide und Andere, wenn die Sache zur Sprache kam, für Sandweben über dieſen Gegenſtand hingetrieben und ihn damit zugedeckt, wäre allzu umſtändlich auseinander zu ſetzen. Der beſſer unterrichtete wird es künftig ſelbſt leiſten können.

Johann Heinrich Lambert.

Beſchreibung einer mit dem Calau'ſchen Wachſe angemalten Farben-Pyramide. Berlin 1772 in 4.

Der Mayer'ſchen Abhandlung war eine colorirte Tafel beigefügt, welche die Farbenmiſchung und Abſtufung in einem Dreieck, freilich ſehr unzulänglich, vorſtellt. Dieſer Darſtellung mehr Ausdehnung und Vielſeitigkeit zu geben, wählte man ſpäter die körperliche Pyramide. Die Calau'ſche Arbeit und die Lambert'ſche Erklärung ſind gegenwärtig nicht vor uns; doch läſt ſich leicht denken, was dadurch geleiſtet worden. Ganz neuerlich hat Philipp Otto Runge, von deſſen ſchönen Einſichten in die Farbenlehre, von der maleriſchen Seite her, wir ſchon früher ein Zeugniſ abgelegt, die Abſtufungen der Farben und ihr Abſchattiren gegen Hell und Dunkel auf einer Kugel dargeſtellt und, wie wir glauben, dieſe Art von Bemühungen völlig abgeſchloſſen.

Lambert's Photometrie berühren wir hier nur inſofern, als wir uns nicht erinnern, daſ er, bei Meſſung der verſchiedenen Lichtſtärken, jene Farbenerſcheinungen gewahr geworden, welche doch bei dieſer Gelegenheit ſo leicht entſpringen, wie vor ihm Bouguer und nach ihm Rumford wohl bemerkt. Sie ſind theils phyſiſch, indem ſie aus der Mäſigung des Lichtes entſpringen, theils phyſiologiſch, inſofern ſie ſich an die farbigen Schatten anſchlieſen.

Carl Scherffer.

Abhandlung von den zufälligen Farben. Wien 1765.

Bouguer und Buffon hatten, bei Gelegenheit des abklingenden Bildes im Auge und der farbigen Schatten, dieſe, wie es ſchien, unweſentlichen Farben, denen wir jedoch unter der Rubrik phyſiologiſchen den erſten Plaz zugeſtanden, zur Sprache gebracht und ſie zufällig genannt, weil es noch nicht gelungen war, ihre Geſezmäſigkeit anzuerkennen.

Scherffer, ein Prieſter der Geſellſchaft Jeſu, beſchäftigte ſich mit dieſen Erſcheinungen und vermannigfaltigte die Verſuche, wobei er ſich als einen ſcharfſinnigen und redlichen Beobachter zeigt. Da er jedoch der Lehre Newton's zugethan iſt, ſo ſucht er die Phänomene nach derſelben zu erklären, oder vielmehr ſie ihr anzupaſſen. Die Umkehrung eines hellen Bildes im Auge in ein dunkles, eines dunkeln in ein helles, nach verſchiedenen gegebenen Bedingungen (S. 15 ff.), erklärte man, wie am angeführten Orte erſichtlich iſt. Nun ſchlug Pater Scherffer zu Erklärung der farbig mit einander abwechſelnden Erſcheinungen folgenden Weg ein.

Er legt jenen mangelhaften Newton'ſchen Farbenkreis (592—595) zum Grunde, deſſen Zuſammenmiſchung Weiſ geben ſoll. Dann fragt er: was für eine Farbe z. B. entſtehen würde, wenn man aus dieſem Kreiſe das Grün hinwegnähme. Nun fängt er an, zu rechnen, zu operiren, Schwerpuncte zu ſuchen, und findet, daſ ein Violett entſtehen müſe, welches zwar, wie er ſelbſt ſagt, in der Erfahrung nicht entſteht, wohl aber ein Roth, das er dann eben auch gelten läſt.

Nun ſoll das Auge, wenn es von den grünen Strahlen afficirt worden, der grüne Gegenſtand aber weggehoben wird, ſich in einer Art von Nothwendigkeit befinden, von dem Reſultat der ſämmtlichen übrigen Strahlen afficirt zu werden.

Da nun aber dieſe Reſultate niemals rein zutreffen (und wie wäre es auch möglich, indem das vollkommene Roth, welches eigentlich der Gegenſaz des Grünen iſt, jenem Kreiſe fehlt), ſo muſ der gute Vater auch in die Hetmanns-Manier fallen, worin ihm denn freilich ſein Herr und Meiſter weidlich vorgegangen, ſo daſ er Ausflüchte, Ausnahmen, Einſchränkungen überall finden und nach ſeinem Sinne gebrauchen kann.

Darwin, der in der lezten Zeit dieſe Erſcheinungen ausführlich vorgenommen, erklärt ſie zwar auch nach der Newton'ſchen Lehre, hält ſich aber weniger dabei auf, inwiefern dieſe zu den Erſcheinungen paſſe oder nicht.

Unſer einfacher, naturgemäſter Farbenkreis, Tafel 1, Figur 1, dient jedoch dazu, dieſe Gegenſäze, indem man bloſ die Diameter zieht, bequem aufzufinden.

Weil übrigens jeder tüchtige Menſch, ſelbſt auf dem Wege des Irrthums, das Wahre ahnet, ſo hat auch Scherffer Dasjenige, was

wie unter der Form der Totalität ausgesprochen, zwar auf eine schwankende und unbestimmte, aber doch sehr anmuthige Weise ausgedrückt, wie folgt:

„Bei Erwägung dieser und mehr dergleichen Muthmaßungen glaube ich nicht, daß ich mich betriege, wenn ich dafür halte, es habe mit dem Auge eine solche Beschaffenheit, daß es nach einem empfindlichern Drucke des Lichtes nicht allein durch die Ruhe, sondern auch durch den Unterschied der Farben wiederum müsse gleichfalls erfrischt werden. Jener Ekel, den wir durch das längere Ansehen einer Farbe verspüren, rühre nicht soviel von dem uns angebornen Wankelmuthe her, als von der Einrichtung des Auges selbst, vermöge welcher auch die schönste Farbe durch den allzu lang anhaltenden Eindruck ihre Annehmlichkeit verliert. Und vielleicht hat die vorsichtige Natur Dieses zum Absehen gehabt, damit wir einen so edeln Sinn nicht immer mit einer Sache beschäftigen, indem sie unserer Untersuchung eine so große Menge darbietet, da sie den Unterschied in Abwechselung der Farben weit reizender machte, als alle Schönheit einer jeden insbesondere."

Wir enthalten uns, manche interessante Beobachtung und Betrachtung hier auszuziehen, um so mehr, als diese Schrift in jedes wahren Liebhabers der Farbenlehre eigene Hände zu gelangen verdient.

Benjamin Franklin.

Kleine Schriften, herausgegeben von S. Schaz 1791. Zweiter Theil, S. 324 f.

„Der Eindruck, den ein leuchtender Gegenstand auf die Seh-Nerven macht, dauert zwanzig bis dreißig Secunden. Sieht man an einem heitern Tage, wenn man im Zimmer sitzt, eine Zeit lang in die Mitte eines Fensters, und schließt sodann die Augen: so bleibt die Gestalt des Fensters eine Zeit lang im Auge, und zwar so deutlich, daß man im Stande ist, die einzelnen Fächer zu zählen. Merkwürdig ist bei dieser Erfahrung der Umstand, daß der Eindruck der Form sich besser erhält, als der Eindruck der Farbe. Denn sobald man die Augen schließt, scheinen die Glasfächer, wenn man das Bild des Fensters anfängt wahrzunehmen, dunkel, die Querhölzer der Kreuze aber, die Rahmen und die Wand umher weiß oder glänzend. Vermehrt man jedoch die Dunkelheit der Augen dadurch, daß man die Hände über sie hält, so erfolgt sogleich das Gegentheil. Die Fächer erscheinen leuchtend und die Querhölzer dunkel. Zieht man die Hand weg, so erfolgt eine neue Veränderung, die Alles wieder in den ersten Stand setzt. Ein Phänomen, das ich so wenig zu erklären weiß, als folgendes. Hat man lange durch eine gemeine, grüne oder sogenannte Conservations-Brille gesehen, und nimmt sie nun ab, so sieht das weiße Papier eines Buchs röthlich aus, sowie es gräulich aussieht, wenn man lange durch rothe Brillen gesehen hat. Dieß scheint eine noch nicht erklärte Verwandtschaft der grünen und rothen Farbe anzuzeigen."

Noch Manches, was sich hier anschließt, ist von Buffon, Mazeas, Beguelin, Melville beobachtet und überliefert worden. Es findet sich beisammen in Prieſtley's Geschichte der Optik, Seite 327, woselbst es unsere Leser aufzusuchen belieben werden.

Achtzehntes Jahrhundert.

Zweite Epoche.

Von Dollond bis auf unsere Zeit.

Achromasie.

Die Geschichte dieser wichtigen Entdeckung ist im Allgemeinen bekannt genug, indem sie theils in besondern Schriften, theils in Lehr- und Geschichtsbüchern öfters wiederholt werden. Uns geziemt daher nur, das Hauptsächliche zu sagen, vorzüglich aber zu zeigen, wie diese bedeutende Aufklärung einer ungeahneten Natureigenschaft auf das Practische einen großen, auf das Theoretische gar keinen Einfluß habe gewinnen können.

Von uralten Zeiten her war bekannt und außer Frage, daß Brechung auf mannigfaltige Weise ohne Farbenerscheinung Statt finden könne. Man sah daher diese, welche sich doch manchmal dazu gesellte, lange Zeit als zufällig an. Nachdem aber Newton ihre Ursache in der Brechung selbst gesucht und die Beständigkeit des Phänomens dargethan, so wurden beide für unzertrennlich gehalten.

Dessungeachtet konnte man sich nicht läugnen, daß ja unser Auge selbst durch Brechung sieht, daß also, da wir mit nacktem Auge nirgends Farbensäume oder sonst eine apparente Färbung der Art erblicken, Brechung und Farbenerscheinung bei dieser Gelegenheit von einander unabhängig gemacht werden können.

Rizzetti hatte Das schon zur Sprache gebracht; weil aber seine Zeit in Manchem noch zurück war, weil er den nächsten Weg verfehlte und in seiner Lage verfehlen mußte, so wurde auch dieses Verhältnisses nicht weiter gedacht. Indessen war es anatomisch und physiologisch bekannt, daß unser Auge aus verschiedenen Mitteln bestehe. Die Folgerung, daß durch verschiedene Mittel eine Compensation möglich sei, lag nahe, aber Niemand fand sie.

Dem sei, wie ihm wolle, so stellte Newton selbst den so oft besprochenen Versuch, den achten seines zweiten Theils, mit verschiedenen

Mitteln an, und wollte gefunden haben, daß, wenn in dieſem Fall der ausgehende Strahl nur dahin gebracht würde, daß er parallel mit dem eingehenden ſich gerichtet befände, die Farbenerſcheinung alsdann aufgehoben ſei.

Zuerſt kann es auffallen, daß Newton, indem ihm, bei parallelen ſogenannten Strahlen, Brechung übriggeblieben und die Farbenerſcheinung aufgehoben worden, nicht weiter gegangen, ſondern daß es ihm vielmehr beliebt, wunderliche Theoreme aufzuſtellen, die aus dieſer Erfahrung herfließen ſollten.

Ein Vertheidiger Newton's hat in der Folge die artige Vermuthung geäußert, daß in dem Waſſer, deſſen ſich Newton bedient, Bleizucker aufgelöſ't geweſen, den er auch in andern Fällen angewendet. Dadurch wird allerdings das Phänomen möglich, zugleich aber die Betrachtung auffallend, daß dem vorzüglichſten Menſchen Etwas ganz deutlich vor Augen kommen kann, ohne von ihm bemerkt und aufgefaßt zu werden. Genug, Newton verharrte bei ſeiner theoretiſchen Ueberzeugung, ſowie bei der practiſchen Behauptung: die dioptriſchen Fernröhre ſeien nicht zu verbeſſern. Es kam daher ein Stillſtand in die Sache, der nur erſt durch einen andern außerordentlichen Menſchen wieder konnte aufgehoben werden.

Euler, einer von denjenigen Männern, die beſtimmt ſind, wieder von vorn anzufangen, wenn ſie auch in eine noch ſo reiche Ernte ihrer Vorgänger gerathen, ließ die Betrachtung des menſchlichen Auges, das für ſich keine apparenten Farben erblickt, ob es gleich die Gegenſtände durch bedeutende Brechung ſieht und gewahr wird, nicht aus dem Sinne und kam darauf, Menisken, mit verſchiedenen Feuchtigkeiten angefüllt, zu verbinden, und gelangte durch Verſuche und Berechnung dahin, daß er ſich zu behaupten getraute: die Farbenerſcheinung laſſe ſich in ſolchen Fällen aufheben, und es bleibe noch Brechung übrig.

Die Newton'ſche Schule vernahm Dieſes, wie billig, mit Entſetzen und Abſcheu; im Stillen aber, wir wiſſen nicht, ob auf Anlaß dieſer Euler'ſchen Behauptung oder aus ei[illegible]m Antriebe, ließ Cheſter-Morehall in England heimlich und geheimnißvoll achromatiſche Fernröhre zuſammenſetzen, ſo daß 1754 ſchon dergleichen vorhanden, obgleich nicht öffentlich bekannt waren.

Dollond, ein berühmter optiſcher Künſtler, widerſprach gleichfalls Euler aus Newton'ſchen Grundſätzen, und fing zugleich an, practiſch gegen ihn zu operiren; allein zu ſeinem eigenen Erſtaunen entdeckt er das Gegentheil von Dem, was er behauptet; die Eigenſchaften des Flint- und Crown-Glaſes werden gefunden, und die Achromaſie ſteht unwiderſprechlich da.

Bei allem Dem widerſtrebt die Schule noch eine Zeit lang; doch ein trefflicher Mann, Klingenſtierna, macht ſich um die theoretiſche Ausführung verdient.

Niemandem konnte nunmehr verborgen bleiben, daß der Lehre eine tödtliche Wunde beigebracht ſei. Wie ſie aber eigentlich nur in Worten lebte, ſo war ſie auch durch ein Wort zu heilen. Man hatte die Urſache der Farbenerſcheinung in der Brechung ſelbſt geſucht; ſie war es, welche dieſe Urtheile aus dem Licht entwickelte, denen man zu dieſem Behuf eine verſchiedene Brechbarkeit zuſchrieb. Nun war aber bei gleicher Brechung dieſe Brechbarkeit ſehr verſchieden, und nun faßte man ein Wort auf, den Ausdruck Zerſtreuung, und ſetzte hinter dieſe Brechung und Brechbarkeit noch eine von ihr unabhängige Zerſtreuung und Zerſtreubarkeit, welche im Hinterhalt auf Gelegenheit warten mußte, ſich zu manifeſtiren; und ein ſolches Flickwerk wurde in der wiſſenſchaftlichen Welt, ſoviel mir bekannt geworden, ohne Widerſpruch aufgenommen.

Das Wort Zerſtreuung kommt ſchon in den älteſten Zeiten, wenn vom Licht die Rede iſt, vor. Man kann es als einen Trivial-Ausdruck anſehen, wenn man Dasjenige, was man als Kraft betrachten ſollte, materiell nimmt, und Das, was eine gehinderte, gemäßigte Kraft iſt, als eine zerſtückelte, zermalmte, zerſplitterte anſieht.

Wenn ein blendendes Sonnenlicht gegen eine weiße Wand fällt, ſo wirkt es von dort nach allen entgegengeſetzten Enden und Ecken zurück, mit mehr oder weniger geſchwächter Kraft. Führt man aber mit einer gewaltſamen Feuerſpritze eine Waſſermaſſe gegen dieſe Wand, ſo wirkt dieſe Maſſe gleichfalls zurück, aber zerſtiebend und in Millionen Theile ſich zerſtreuend. Aus einer ſolchen Vorſtellungsart iſt der Ausdruck Zerſtreuung des Lichts entſtanden.

Je mehr man das Licht als Materie, als Körper anſah, für deſto paſſender hielt man dieſe Gleichnißrede. Grimaldi wird gar nicht fertig, das Licht zu zerſtreuen, zu zerbrechen und zu zerreißen. Bei Rizzetti findet auch die Dispersion der Strahlen, mit denen er operirt, jedoch wider ihren Willen und zu ihrem höchſten Verdruſſe, Statt. Newton, bei dem die Strahlen ja auch auseinander gebrochen werden, brauchte dieſen und ähnliche Ausdrücke, aber nur discurſiv, als erläuternd, verſinnlichend; und auf dieſe Weiſe wird jenes Wort herangetragen, bis es endlich in dem neu eintretenden, unerwarteten Nothfalle aufgeſchnappt und zum Kunſtworte geſtempelt wird.

Mir ſind nicht alle Documente dieſes wichtigen Ereigniſſes zu Handen gekommen, daher

Görge.

Mach nur Röſe.

Röſe.

Da werd' ich ausgeſchmält.

Edelmann.

Daran iſt der Kuß ſchuld, über den ich euch ertappte. Ich vergaß auch darüber mein Wildpret.

Görge.

Ihre Freundlichkeit iſt ſchuld, gnädiger Herr!

Röſe.

Ja wohl. Ich vergaß darüber den Vater.

Görge.

Und ich Wieſe, Acker und Krautland.

Edelmann.

Nun denn jedes auf ſeinen Weg.

(Unter wechſelſeitigen Begrüßungen an verſchiedenen Seiten ab, und Röſe ins Haus.)

ich nicht ſagen kann, wer ſich zuerſt ſo ausgedrückt. Genug, dieſes Kunſtwort ward bald ohne Bedenken gebraucht, und wird es noch, ohne daß irgend Jemandem einfiele, wie durch jene große Entdeckung das Alte völlig verändert und aufgehoben worden. Man hat mit dieſem Pflaſter den Schaden völlig zugedeckt; und wer in der Kürze einen eminenten Fall ſehen will, wie man mit der größten Gemüthsruhe und Behaglichkeit einen neuen Lappen auf ein altes Kleid flickt, Der leſe in den Anfangsgründen der Naturlehre von Johann Tobias Mayer die kurze Darſtellung von der Theorie der Farben; beſonders vergleiche man den 630. und 635. Paragraphen. Wäre Dieß ein alter Autor, ſo würden die Kritiker ſich mit der größten Sorgfalt nach andern Codicibus umſehen, um ſolche Stellen, die gar keinen Sinn haben, mit Bedacht und Vorſicht zu emendiren.

Die Lehre mag ſich indeſſen ſtellen, wie ſie will, das Leben geht ſeinen Gang fort. Achromatiſche Fernröhre werden verfertigt, einzelne Männer und ganze Nationen auf die Eigenſchaften der verſchiedenen Glasarten aufmerkſam. Clairaut in Frankreich bedient ſich der ſogenannten Pierres de Strass ſtatt des Flintglaſes, und die Entdeckung lag ganz nahe, daß der Bleikalk dem Glaſe jene Eigenſchaft, die Farbenſäume disproportionirlich gegen die Brechung zu verbreitern, mittheilen könne. Zeiher in Petersburg machte ſich um die Sache verdient. Was Boscovich und Steiner gethan, um dieſe Angelegenheit theoretiſch und practiſch zu fördern, bleibt unvergeſſen.

Le Baude erhielt in Frankreich 1773 den Preis für eine Glasart, die dem Flint nahe kam. Dafongerais hat zu unſerer Zeit, in ſeiner Manufactur zu Mont-Cenis, ein Glas verfertigt, wovon ein Prisma zu zehn Graden, mit einem Prisma von Crown-Glas zu achtzehn Graden zuſammengeſtellt, die Farbenerſcheinung aufhebt.

Von dieſer Glasart liegt noch eine große Maſſe vorräthig, und es iſt zu wünſchen, daß ein Theil derſelben von den Franzöſiſchen Optikern zu Prismen von allen Winkeln genutzt und zum Beſten der Wiſſenſchaft in einen allgemeinen Handels-Artikel verwandelt werde.

Das Weitere und Nähere, was dieſe wichtige Epoche betrifft, iſt in Prieſtley's Geſchichte der Optik nachzuſchlagen; wobei die Klügel'ſchen Zuſätze von großer Bedeutung ſind. Uebrigens iſt Prieſtley, hier wie durchaus, mit Vorſicht zu leſen. Er kann die Erfahrung, er kann die großen, gegen Newton daraus entſpringenden Reſultate nicht läugnen, gibt aber ganz gewiſſenlos zu verſtehen: Euler ſei durch einen Wink Newton's angeregt worden; als wenn Jemand auf Etwas hinwinken könnte, was er auf's Hartnäckigſte läugnet, ja, was noch ſchlimmer iſt, von deſſen Möglichkeit er gar keine Spur hat! Unſer in dieſem Falle ſowie in andern gerad-ſinnige Klügel läßt es ihm auch nicht durchgehen, ſondern macht in einer Note aufmerkſam auf dieſe Unredlichkeit.

Joſeph Prieſtley.

The history and present state of discoveries relating to vision, light and colours, London 1772. 4.

Ohne dieſem Werk ſein Verdienſt verkümmern oder ihm denjenigen Nutzen abläugnen zu wollen, den wir ſelbſt daraus gezogen haben, ſind wir doch genöthigt, auszuſprechen, daß dadurch beſonders die anbrüchige Newton'ſche Lehre wiederhergeſtellt worden. Der Verfaſſer braucht die eingeführten Phraſen wieder ruhig fort. Alles, was im Alterthum und in der mittlern Zeit geſchehen, wird für Nichts geachtet. Newton's Verſuche und Theorien werden mit großem Bombaſt ausgekramt. Die achromatiſche Entdeckung wird ſo vorgetragen, als ſei jene Lehre dadurch nur ein wenig modificirt worden. Alles kommt wieder in's Gleiche, und der theoretiſche Schleudrian ſchleift ſich wieder ſo hin.

Da man dieſes Werk, genau betrachtet, gleichfalls mehr als Materialien denn als wirkliche Geſchichtserzählung anzuſehen hat: ſo verweiſen wir übrigens unſere Leſer gern darauf, weil wir auf Manches, was dort ausführlich behandelt worden, nur im Vorbeigehen hingedeutet haben.

Paolo Friſi.

Wir erwähnen hier dieſes Mannes, ob er gleich erſt ſpäter, 1778, eine Lobſchrift auf Newton herausgegeben, um nur mit Wenigem zu bemerken, daß immer noch die ältere Lehre, wie ſie Newton vorgetragen, Desgleichen ſie vertheidigt, wie ſie in die Schulen aufgenommen worden, ihre unbedingten Lobredner findet, ſelbſt in der neuern Epoche, die ihren Untergang entſchieden hätte, herbeiführen müſſen, wenn die Menſchen, unter dem Druck einer beſchränkten Gewohnheit hinlebend, zu einem neuen Aperçu Augen und Geiſt entſchieden froh hinaufheben könnten.

Wird übrigens ein Muſter verlangt, wie ein ächter Newtonianer gedacht und geſprochen und ſich die Sache vorgeſtellt, ſo kann dieſe übrigens ſehr gut geſchriebene und mit heiterm Enthuſiasmus vorgetragene Lobſchrift zur Hand genommen und beherzigt werden.

Georg Simon Klügel.

Die Lehre von der Achromaſie war wie ein fruchtbarer und unzerſtörlicher Same über das

Feld der Wiſſenſchaften ausgeſtreut. So Manches davon auch unter die Schuldornen fiel, um daſelbſt zu erſticken; ſo Manches davon auch von den immer geſchäftigen theoretiſch-critiſchen Vögeln aufgepickt und verſchluckt wurde; ſo Manches davon das Schickſal hatte, auf dem platten Wege der Gemeinheit zertreten zu werden: ſo konnte es doch nicht fehlen, daß in guten und tragbaren Boden ein Theil treulich aufgenommen ward und, wo nicht gleich Frucht trug, doch wenigſtens im Stillen keimte.

So haben wir oft genug unſern redlichen Landsmann Klügel bewundert und gelobt, wenn wir ſein Verfahren bei Ueberſetzung und Supplirung der Prieſtley'ſchen Optik mit Ruhe beobachteten. Ueberall vernimmt man leiſe Warnungen, vielleicht zu leiſe, als daß ſie hätten können gehört werden. Klügel wiederholt beſcheiden und oft, daß alle theoretiſchen Enunciationen nur Gleichnißreden ſeien; er deutet an, daß wir nur den Widerſchein und nicht das Weſen der Dinge ſehen; er bemerkt, daß die Newton'ſche Theorie durch die achromatiſche Erfindung wohl gar aufgehoben ſein könnte.

Wenn es uns nicht ziemt, von ſeinem Hauptverdienſte, das außer unſerm Geſichtskreiſe liegt, zu ſprechen: ſo geben wir um ſo lieber ihm das Zeugniß eines vielleicht noch ſeltenern Verdienſtes, daß ein Mann wie er, von ſoviel mathematiſcher Gewandtheit, dem Wiſſenſchaft und Erfahrung in ſolcher Breite zu Gebote ſtanden, daß Dieſer eine vorurtheilsfreie, verſtändige Ueberſicht dergeſtalt walten ließ, daß ſeine wiſſenſchaftlichen Behandlungen, ſicher, ohne dogmatiſch, warnend, ohne ſceptiſch zu ſein, uns mit dem Vergangenen bekannt machen, das Gegenwärtige wohl einprägen, ohne den Blick für die Zukunft zu verſchließen.

Uebergang.

Die Newton'ſche Schule mochte ſich indeſſen geberden, wie ſie wollte: es war nun ſo oft von vielen bedeutenden Männern, in ſo vielen Schriften, welche gleichſam jeden Tag wirkſam waren (denn die Sache wurde lebhaft betrieben), es war ausgeſprochen worden, daß Newton ſich in einem Hauptpuncte geirrt habe, und mehr als alle Worte ſprachen Dieß die dioptriſchen Fernröhren auf Sternwarten und Maſtbäumen, in den Händen der Forſcher und der Privatleute, immer lauter und unwiderſprechlicher aus.

Der Menſch, wir haben ſchon früher darauf gedeutet, unterwirft ſich ebenſo gern der Autorität, als er ſich derſelben entzieht; es kommt bloß auf die Epochen an, die ihn zu dem Einen oder dem Andern veranlaſſen. In der gegenwärtigen Epoche der Farbenlehre erhielten nunmehr jüngere, geiſtreichere, ernſt und treu geſinnte Menſchen eine gewiſſe Halbfreiheit, die, weil ſie keinen Punct der Vereinigung vor ſich ſah, einen Jeden auf ſich ſelbſt zurückwies, eines Jeden eigene Anſichten, Lieblingsmeinungen, Grillen hervorrief, und ſo zwar manchem Guten förderlich war, dagegen aber auch eine Art von Anarchie weiſſagte und vorbereitete, welche in unſern Tagen völlig erſchienen iſt.

Was Einzelne gethan, die Natur der Farbe auf dieſe oder jene Weiſe mehr zu ergründen und zu erklären, ohne auf die Newton'ſche Lehre beſondere Rückſicht zu nehmen, iſt jetzt die Hauptaufgabe unſers fernern Vortrags. Wir nehmen mit, was wir ſonſt noch auf unſerm Wege finden, laſſen aber dazwiſchen manches Einzelne liegen, welches nicht frommt und fördert.

C. F. G. Weßfeld.

Die Erzeugung der Farben, eine Hypotheſe. Göttingen 1767.

Dieſer einzelne Bogen verdiente wohl, wenn man eine Anzahl kleiner, auf die Farbenlehre bezüglicher, ſich verlierender Schriften ſammeln und der Vergeſſenheit entziehen wollte, mit abgedruckt zu werden.

Des Verfaſſers Vortrag iſt zwar nicht luminos und, weil er ſich gleich in Controvers verwickelt, keineswegs erfreulich; doch iſt ſeine Ueberzeugung guter Art. Erſt drückt er ſie im Allgemeinen folgender Maßen aus: „Die Verſchiedenheit der Farben iſt nur eine Verſchiedenheit der Bewegung in den nervigen Faſern der Netzhaut;“ dann aber tritt er der Sache näher und ſchreibt die Farbenwirkung auf's Auge einer mehr oder minder erregten Wärme auf der Netzhaut zu.

Mit einer vergnüglichen Zufriedenheit ſehen wir Dasjenige geahnet und vorbereitet, was ſpäter von Herſchel entdeckt und zu unſerer Zeit weiter ausgeführt worden. Wir wollen ihn ſelbſt hören.

„Das Licht iſt ein ausgedehntes Feuer, das man nur in einen engen Raum zuſammendrängen darf, um ſich von der Heftigkeit ſeiner Wirkungen zu überführen. Die Netzhaut des Auges hat die natürliche Wärme des Körpers. Die Lichtſtrahlen, die auf ſie fallen, müſſen ihre natürliche Wärme vermehren, und ihre Faſern deſto mehr ausdehnen, je dichter ſie ſind. Dieſe Verſchiedenheit der Ausdehnung der nervigten Faſern muß eine verſchiedene Empfindung in der Seele hervorbringen, und dieſe verſchiedenen Empfindungen nennen wir Farben. Mit den Empfindungen, wenn ſie zu heftig ſind, iſt bisweilen ein gewiſſes Gefühl verbunden, das wir Schmerz heißen. Wenn die Lichtſtrahlen ſolche Empfindungen erregen, ſo haben ſie einen

zu heftigen Grad der Ausdehnung hervorgebracht. Die Empfindungen, die wir Farben nennen, müssen von einem geringern Grade der Ausdehnung herrühren, und unter diesen ist die heftigste Empfindung gelbe Farbe, weniger heftige die rothe, grüne, blaue Farbe.

Ein einzelner Lichtstrahl deht die Stelle der Netzhaut, auf die er fällt, so aus, daß dadurch die Empfindung in der Seele entsteht, die wir gelbe Farbe nennen. Man zerlege diesen Lichtstrahl durch das Prisma in sieben Theile, wovon einer immer dichter ist als der andere, so werden diese sieben Theile, nach Verhältniß ihrer Dichtigkeit, verschiedene Ausdehnungen erzeugen, wovon wir jede mit einem eigenen Namen belegen. Schwarze Körper saugen die meisten Lichtstrahlen ein; folglich bringen sie auch die geringste Ausdehnung auf der Netzhaut hervor; violette etwas mehr, und Dieß steigt bis zu den gelben und weißen Körpern, die, weil sie am Dichtesten sind, die meisten Lichtstrahlen zurückwerfen, und dadurch die heftigste Ausdehnung auf der Netzhaut erregen.

Man merke es wohl, was wir vorhin gesagt haben, daß die natürliche Wärme der Netzhaut vermehrt werden muß, wenn wir Farben sehen, oder überhaupt, wenn wir sehen sollen. So können wir lange in einem warmen, finstern Zimmer sein, worin wir durch die Wärme nicht sehen. Der ganze Körper empfindet in diesem Falle, und deßwegen lassen sich die Empfindungen an einzelnen Theilen nicht unterscheiden. Wir sehen im Winter bei einer heftigen Kälte gefärbte und ungefärbte Körper, weil sie Lichtstrahlen in unser Auge werfen, und dadurch eine größere Wärme oder größere Ausdehnung erregen.

Die Dichtigkeit der Lichtstrahlen, die die gelbe oder weiße Farbe in uns erzeugt, kann sehr verschieden sein, ohne daß sie eine andere Farbe hervorbringt. Das Licht, das in der Nähe gelb brennt, brennt auch noch in einer großen Entfernung so. Kreide sieht in der Nähe und in der Ferne weiß aus. Ganz anders verhält es sich mit den Farben, die von einer viel mindern Dichtigkeit der Lichtstrahlen entstehen; diese werden schon in einer kleinen Entfernung schwarz.

Ich sehe nicht, wie ein Newtonianer verantworten kann, daß Körper von schwachen Farben in der Entfernung schwarz zu sein scheinen. Wenn sie z. B. nur die blauen Lichttheilchen zurückwerfen, warum bleiben denn diese auf der entfernten Netzhaut nicht eben sowohl blaue Lichttheilchen als auf der nahen? Es ist ja nicht, wie mit dem Geschmacke eines Salzes, das man mit zu vielem Wasser verdünnt hat. Die blauen Lichttheilchen werden auch in der Entfernung mit Nichts vermischt, das ihre Wirkungen verändern könnte. Sie gehen zwar durch die Atmosphäre, die voll fremder Körper und anderer Farbetheilchen ist, aber sie leiden doch dadurch keine Veränderung.

Die scheinbaren Farben lassen sich aus dieser Hypothese noch leichter als aus den übrigen erklären. Wenn die Netzhaut, indem das Auge lange in das Licht sah oder einen andern gefärbten Körper einige Zeit betrachtete, nach Verhältniß der Dichtigkeit der empfangenen Lichtstrahlen erwärmt wurde, so konnte sich diese Wärme nur nach und nach verlieren. So wird ein warmes Metall nicht auf ein Mal kalt. Mit der Fortdauer der Wärme dauerte die Ausdehnung fort, und folglich die Farben, die allmälig, sowie sich die Wärme verlor, in andere Farben übergingen.

Ich mag diese Hypothese jetzt nicht weitläufiger ausführen, und deßwegen will ich nur noch das Wahre derselben, von dem Wahrscheinlichen abgesondert, herausetzen. Wahr ist es: „daß die Lichtstrahlen, so einfach sie auch sein mögen, Wärme und Ausdehnung auf der Netzhaut hervorbringen müssen;“ daß die Seele diese Ausdehnung empfinden muß. Denn man erkläre auch die Farben, wie man will, so muß man mir doch allzeit zugeben, daß Das, was z. B. die blaue Farbe erzeugt, nicht heftiger wirken kann, als die Wärme eines solchen blauen Lichttheilchens wirkt.

Hätte Weßfeld statt des Mehr und Minder, wodurch doch immer nur eine Abstufung ausgedrückt wird, von der man nicht weiß, wo sie anfangen und wo sie aufhören soll, seine Meinung als Gegensatz ausgesprochen, und die Farbenwirkungen als erwärmend und erkältend angenommen, so daß die von der einen Seite die natürliche Wärme der Retina erhöhen, die von der andern sie vermindern: so wäre nach ihm diese Ansicht nicht viel mehr zu erweitern gewesen. Sie gehört in das Capitel von der Wirkung farbiger Beleuchtung, wo wir theils das Nöthige schon angegeben haben; theils werden wir das allenfalls Erforderliche künftig supplíren.

Guyot.

Nouvelles Récréations physiques et mathématiques, à Paris, 1769—70. 4 Bände in 8.

Man kann nicht oft genug wiederholen, daß eine Theorie sich nicht besser bewährt, als wenn sie dem Practiker sein Urtheil erleichtert und seine Anwendungen fördert. Bei der Newton'schen ist gerade das Gegentheil: sie steht Jedem im Wege, der mit Farben irgend was beginnen will; und Dieß ist auch hier der Fall, bei einem Manne, der sich unter andern physischen Er-

ſcheinungen und Kräften auch der Farben zu mancherlei Kunſtſtücken und Erheiterungen bedienen will.

Er findet bald, daß er, um alle Farben hervorzubringen, nur drei Hauptfarben bedarf, die er alſo auch wohl Ur- und Grundfarben nennen mag. Er bringt dieſe in hellern, ſich nach und nach verdunkelnden Reihen auf durchſcheinendes, über Quadrat-Rahmen geſpanntes Papier, bedient ſich dieſer erſt einzeln, nachher aber dergeſtalt mit einander verbunden, daß die hellern und dunklern Streifen über's Kreuz zu ſtehen kommen: und ſo entſpringen wirklich alle Farbenſchattirungen, ſowohl in Abſicht auf Miſchung als auf Erhellung und Verdunkelung, zu welchem letztern Zwecke er jedoch noch eine beſondere Vorrichtung macht.

Sich dieſer Rahmen zu bedienen, verfertigt er ein Käſtchen, worein ſie paſſen, wovon die eine Seite ganz offen und nach der Sonne gerichtet iſt, die andere aber mit einer hinreichenden Oeffnung verſehen, daß man die gefärbten Flächen überſchauen könne.

Bei dieſen Operationen, die ſo einfach ſind, und eben, weil ſie ſo einfach ſind, ſteht ihm die Newton'ſche Theorie im Wege, worüber er ſich, zwar mit vorhergeſchickten Proteſtationen, daß er dem ſcharfſinnigen und curieſen Syſtem keineswegs zu widerſprechen wage, folgender Maßen geäußert:

„Die Wirkung, welche von dieſen gefärbten, durchſcheinenden Papieren hervorgebracht wird, ſcheint nicht mit dem gegenwärtigen Syſtem von der Bildung der Farben übereinzuſtimmen. Denn das Papier, worauf man z. B. die blaue Farbe angebracht hat, wirft die blauen Strahlen zurück, wenn man es durch die große Oeffnung des Kaſtens betrachtet, indeß die andere geſchloſſen iſt. Schaut man aber durch die kleinere, indeß die größere gegen die Sonne gewendet iſt, ſo erblickt man durch das Papier hindurch ebendieſelben blauen Strahlen. Dieſes aber wäre, dem Syſtem nach, ein Widerſpruch, weil ja daſſelbe Papier dieſelben Strahlen zurückwirft und durchläßt. Man kann auch nicht ſagen, das Papier werfe nur einen Theil zurück und laſſe den andern durchgehen: denn bei dieſer Vorausſetzung müßte das Papier, indem es nur einen Theil der blauen Strahlen durchließe, die Kraft haben, alle übrigen zu verſchlingen, da man doch, wenn man den gelben Rahmen hinter den blauen ſtellt, Nichts ſieht als grüne Strahlen, welche vielmehr der blaue Rahmen verſchlingen ſollte. Ja, man dürfte gar keine Farbe ſehen: denn die einzigen blauen Strahlen, welche durch den blauen Rahmen durchzugehen im Stande ſind, müßten ja durch den zweiten Rahmen verſchluckt werden, der nur die gelben durchläßt. Dieſelbe Betrachtung kann man bei allen übrigen Farben machen, welche durch die verſchiedenen Stellungen dieſer farbigen Rahmen hervorgebracht werden.“

Und ſo hat auch dieſer verſtändige, im Kleinen thätige Mann, nach ſeiner Weiſe und auf ſeinem Wege, die Abſurdität des Newton'ſchen Syſtems eingeſehen und ausgeſprochen; abermals ein Franzoſe, der gleichfalls die umſichtige Klugheit und Gewandtheit ſeiner Nation beurkundet.

Mauclerc.

Traité des Couleurs et Vernis, à Paris 1773.

Die Farbenkörper haben gegen einander nicht gleichen Gehalt, und das Gelbe ſei ausgiebiger als das Blaue, ſo daß, wenn man ihre Wirkung mit einander in's Gleichgewicht zu einem Grün ſetzen wolle, man drei Theile Blau gegen zwei Theile Gelb nehmen müſſe. So ſei auch das hohe Roth ſtärker als das Blaue, und man müſſe fünf Theile Blau gegen vier Theile Roth nehmen, wenn das Gemiſch gerade in die Mitte von beiden fallen ſolle.

Marat.

Découvertes sur le Feu, l'électricité et la lumière, à Paris 1779. 8.

Découvertes sur la Lumière, à Londres et à Paris 1780. 8.

Notions élémentaires d'Optique, à Paris 1784. 8.

Ohne uns auf die große Anzahl Verſuche einzulaſſen, worauf Marat ſeine Ueberzeugungen gründet, kann es hier bloß unſere Abſicht ſein, den Gang, den er genommen, anzudeuten.

Die erſte Schrift liefert umſtändliche Unterſuchungen über Das, was er feuriges Fluidum, fluide igné, nennt. Er bringt nämlich brennende, glühende, erhitzte Körper in das Sonnenlicht, und beobachtet den Schatten ihrer Ausflüſſe, und was ſonſt bei dieſer Gelegenheit ſichtbar wird.

Da er ſich nun das Vorgehende noch deutlicher machen will, ſo bedient er ſich in einer dunkeln Kammer des Objectivs von einem Sonnen-Microſcop, und bemerkt dadurch genauer die Schatten der Körper, der Dünſte, die verſchiedenen Bewegungen und Abſtufungen.

Den Uebergang zu Dem, was uns eigentlich intereſſirt, werden wir hier gleich gewahr; und da er auch erkaltende, ja kalte Körper auf dieſe Weiſe beobachtet, ſo findet er, daß auch etwas Eigenes um ſie vorgeht. Er bemerkt Schatten und Lichtſtreifen, hellere und dunklere Linien, welche das Schattenbild des Körpers begleiten.

War die feurige Flüſſigkeit bei jenen erſten Verſuchen aus dem Körper herausdringend ſicht-

bar geworden, ſo wird ihm nunmehr eine Eigenſchaft des Lichtes anſchaulich, welche darin beſtehen ſoll, daß es ſich von den Körpern anziehen läßt, indem es an ihnen vorbeigeht. Er beobachtet die Phänomene genau und will finden, daß dieſe Anziehung, woraus jene von Grimaldi früher ſchon ſogenannte Beugung entſteht, nach der verſchiedenen Natur der Körper, verſchieden ſei. Er beobachtet und mißt die Stärke dieſer Anziehungskräfte, und wie weit ſich die Atmoſphäre dieſer Anziehung erſtrecken möchte.

Bei dieſer Gelegenheit bemerkt er jene uns auch ſchon bekannten Farbenſäume. Er findet nur zwei Farben, die blaue und die gelbe, an welche beiden ſich die dritte, die rothe, nur anſchließend ſehen läßt.

Das Licht iſt nun einmal angezogen, es iſt von ſeinem Wege abgelenkt; Dieß deutet ihm gleichfalls auf die Eigenſchaft eines Fluidums. Er verharrt auf dem alten Begriff der Decompoſition des Lichtes in farbige Lichttheile; aber dieſe ſind ihm weder fünf, noch ſieben, noch unzählige, ſondern nur zwei, höchſtens drei.

Da er nun bei dieſen Verſuchen, welche wir die paroptiſchen nannten, auch wie bei jenen die feurige Flüſſigkeit betreffenden, das Objectiv-Glas eines Sonnen-Microſcops anwendet: ſo verbinden ſich ihm die dioptriſchen Erfahrungen der zweiten Claſſe, die Refractions-Fälle, ſogleich mit den paroptiſchen, deren Verwandtſchaft freilich nicht abzuläugnen iſt, und er widerſpricht alſo von dieſer Seite der Newton'ſchen Lehre, indem er ungefähr diejenigen Verſuche aufführt, die auch wir und Andere vorgelegt haben. Er ſpricht entſchieden aus, daß die Farbenerſcheinung nur an den Rändern entſpringe; daß ſie nur in einem einfachen Gegenſatz entſtehe; daß man das Licht hin und wieder brechen könne, ſoviel man wolle, ohne daß eine Farbenerſcheinung Statt finde. Und wenn er auch zugeſteht, daß das Licht decomponirt werde, ſo behauptet er feſt: es werde nur auf dem paroptiſchen Wege durch die ſogenannte Beugung decomponirt, und die Refraction wirke weiter Nichts dabei, als daß ſie die Erſcheinung eminent mache.

Er operirt nunmehr mit Verſuchen und Argumenten gegen die diverſe Refrangibilität, um ſeiner diverſen Jnflexibilität das erwünſchte Anſehen zu verſchaffen; ſodann fügt er noch Einiges über die gefärbten Schatten hinzu, welches gleichfalls ſeine Aufmerkſamkeit und Sagacität verräth, und verſpricht, dieſe und verwandte Materien weiter durchzuarbeiten.

Wer unſerm Entwurf der Farbenlehre und dem hiſtoriſchen Faden unſerer Bemühung gefolgt iſt, wird ſelbſt überſehen, in welchem Verhältniß gegen dieſen Forſcher wir uns befinden. Paroptiſche Farben ſind, nach unſerer eigenen Ueberzeugung, ganz nahe mit den bei der Refraction erſcheinenden verwandt. (S. 415.) Ob man jedoch, wie wir glaubten, dieſe Phänomene allein aus dem Doppelſchatten herleiten könne, oder ob man zu geheimnißvollern Wirkungen des Lichtes und der Körper ſeine Zuflucht nehmen müſſe, um dieſe Phänomene zu erklären, laſſen wir gern unentſchieden, da für uns und Andere in dieſem Fache noch Manches zu thun übrig bleibt.

Wir bemerken nur noch, daß wir die paroptiſchen Fälle mit den Refractions-Fällen zwar verwandt, aber nicht identiſch halten. Marat hingegen, der ſie völlig identificiren will, findet zwar bei den objectiven Verſuchen, wenn das Sonnenbild durch's Prisma geht, ziemlich ſeine Rechnung; allein bei ſubjectiven Verſuchen, wo ſich nicht denken läßt, daß das Licht an der Grenze eines auf einer flachen Tafel aufgetragenen Bildes hergehe, muß er ſich freilich wunderlich geberden, um auch hier eine Beugung zu erzwingen. Es iſt merkwürdig genug, daß den Newtonianern bei ihrem Verfahren die ſubjectiven Verſuche gleichfalls im Wege ſind.

Wie wenig Gunſt die Marat'ſchen Bemühungen bei den Naturforſchern, beſonders bei der Academie, fanden, läßt ſich denken, da er die hergebrachte Lehre, ob er gleich ihr letztes Reſultat, die Decompoſition des Lichtes, zugab, auf dem Wege, den ſie dahin genommen, ſo entſchieden angriff. Das Gutachten der Commiſſarien iſt als ein Muſter anzuſehen, wie grimmaſſirend ein böſer Wille ſich geberdet, um Etwas, das ſich nicht ganz verneinen läßt, wenigſtens zu beſeitigen.

Was uns betrifft, ſo halten wir dafür, daß Marat mit viel Scharfſinn und Beobachtungsgabe die Lehre der Farben, welche bei der Refraction und ſogenannten Jnflexion entſtehen, auf einen ſehr zarten Punct geführt habe, der noch fernerer Unterſuchung werth iſt und von deſſen Aufklärung wir einen wahren Zuwachs der Farbenlehre zu hoffen haben.

Schließlich bemerken wir noch, daß die beiden letztern, oben benannten Schriften, welche uns eigentlich intereſſiren, gewiſſer Maßen gleichlautend ſind, indem die zweite nur als eine Redaction und Epitome der erſten angeſehen werden kann, welche, von Chriſt. Ehrenfried Weigel in's Deutſche überſetzt und mit Anmerkungen begleitet, Leipzig 1783, herausgekommen iſt.

H. F. T.

Observations sur les ombres colorées, à Paris 1782.

Dieſer übrigens, ſoviel wir wiſſen, unbekannt gebliebene Verfaſſer macht eine eigene und ar-

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 1864?/475

tige Erſcheinung in der Geſchichte der Wiſſenſchaft. Ohne mit der Naturlehre überhaupt, oder auch nur mit dieſem beſondern Capitel des Lichts und der Farben bekannt zu ſein, fallen ihm die farbigen Schatten auf, die er denn, da er ſie ein Mal bemerkt hat, überall gewahr wird. Mit ruhigem und geduldigem Antheil beobachtet er die mancherlei Fälle, in welchen ſie erſcheinen, und ordnet zuletzt in dieſem Buche zweiundneunzig Erfahrungen, durch welche er der Natur dieſer Erſcheinungen näher zu kommen denkt. Allein alle dieſe Erfahrungen und ſogenannten Expériences ſind immer nur beobachtete Fälle, durch deren Anhäufung die Beantwortung der Frage immer mehr in's Weite geſpielt wird. Der Verfaſſer hat keineswegs die Gabe, mehrern Fällen ihr Gemeinſames abzulernen, ſie in's Enge zu bringen und in bequeme Verſuche zuſammenzufaſſen. Da dieſes Letztere von uns geleiſtet iſt (S. 62 — 80), ſo läßt ſich nunmehr auch leichter überſehen, was der Verfaſſer eigentlich mit Augen geſchaut, und wie er ſich die Erſcheinungen ausgelegt hat.

Bei der Seltenheit des Buches halten wir' es für wohlgethan, einen kurzen Auszug davon, nach den Rubriken der Capitel, zu geben.

Einleitung. Hiſtoriſche Nachricht, was Leonardo da Vinci, Buffon, Millot und Nollet über die farbigen Schatten hinterlaſſen.

Erſter Theil. Was nöthig ſei, um farbige Schatten hervorzubringen. Nämlich zwei Lichter oder Licht von zwei Seiten; ſodann eine entſchiedene Proportion der beiderſeitigen Helligkeit.

Zweiter Theil. Von den verſchiedenen Mitteln, farbige Schatten hervorzubringen, und von der Verſchiedenheit ihrer Farben.

I. Von farbigen Schatten, welche durch das directe Licht der Sonne hervorgebracht werden. Hier werden ſowohl die Schatten bei Untergang der Sonne, als bei gemäßigtem Licht den Tag über, beobachtet.

II. Farbige Schatten, durch den Widerſchein des Sonnenlichtes hervorgebracht. Hier werden Spiegel, Mauern und andere Licht zurückwerfende Gegenſtände mit in die Erfahrung gezogen.

III. Farbige Schatten, durch das Licht der Atmoſphäre hervorgebracht und erleuchtet durch die Sonne. Es werden dieſe ſeltener geſehen, weil das Sonnenlicht ſehr ſchwach werden muß, um den von der Atmoſphäre hervorgebrachten Schatten nicht völlig aufzuheben. Sie kommen daher gewöhnlich nur dann vor, wenn die Sonne ſchon zum Theil unter den Horizont geſunken iſt.

IV. Farbige Schatten, durch das Licht der Atmoſphäre allein hervorgebracht. Es muß, wo nicht von zwei Seiten, doch wenigſtens über's Kreuz fallen. Dieſe Verſuche ſind eigentlich nur in Zimmern anzuſtellen.

V. Farbige Schatten, hervorgebracht durch künſtliche Lichter. Hier bedient ſich der Verfaſſer zweier oder mehrerer Kerzen, die er ſodann mit dem Caminfeuer in Verhältniß bringt.

VI. Farbige Schatten, hervorgebracht durch das atmoſphäriſche Licht und ein künſtliches. Dieſes ſind die bekannteſten Verſuche mit der Kerze und dem Tageslicht, unter den mannigfaltigſten empiriſchen Bedingungen angeſtellt.

VII. Farbige Schatten, hervorgebracht durch den Mondenſchein und ein künſtliches Licht. Dieſes iſt ohne Frage die ſchönſte und eminenteſte von allen Erfahrungen.

Dritter Theil. Von der Urſache der verſchiedenen Farben der Schatten. Nachdem er im Vorhergehenden das obige Erforderniß eines Doppellichtes und ein gewiſſes Verhältniß der beiderſeitigen Helligkeit nunmehr völlig außer Zweifel geſetzt zu haben glaubt: ſo ſcheint ihm bei'm weitern Fortſchritt beſonders bedenklich, warum daſſelbe Gegenlicht nicht immer die Schatten gleich färbe.

I. Vom Licht und den Farben. Er hält ſich vor allen Dingen an die Newton'ſche Lehre, kann jedoch ſeine farbigen Schatten nicht mit der Refraction verbinden. Er muß ſie in der Reflexion ſuchen, weiß aber doch nicht recht, wie er ſich geberden ſoll.

Er kommt auf Gautier's Syſtem, welches ihn nicht mehr zu begünſtigen ſcheint, weil hier die Farben aus Licht und Schatten zuſammengeſetzt werden. Er gibt auch einen ziemlich umſtändlichen Auszug; aber auch dieſe Lehre will ihm ſo wenig als die Newton'ſche genügen, die farbigen Schatten zu erklären.

II. Von verſchiedenen Arten der farbigen Schatten. Er bemerkt, daß dieſe Erſcheinungen ſich nicht gleich ſind, indem man den einen eine gewiſſe Wirklichkeit, den andern nur eine gewiſſe Apparenz zuſchreiben könne. Allein er kann ſich doch, weil ihm das Wort des Räthſels fehlt, aus der Sache nicht finden. Daß die rothen Schatten von der untergehenden Sonne und den ſie begleitenden Wolken herkommen, iſt auffallend; aber warum verwandelt ſich der entgegengeſetzte Schatten, bei dieſer Gelegenheit, aus dem Blauen in's Grüne? Daß dieſe Farben, wenn die Schatten auf einen wirklich gefärbten Grund geworfen werden, ſich nach demſelben modificiren und miſchen, zeigt er umſtändlich.

III. Ueber die Farbe der Luft. Enthält die confuſen und dunkeln Meinungen der Naturforſcher über ein ſo leicht zu erklärendes Phänomen (S. 151).

IV. Bemerkungen über die Hervorbringung der farbigen Schatten. Die Bedenklichkeiten und Schwierigkeiten, auf dieſem Wege die farbigen Schatten zu erklären, vermehren ſich nur. Der Verfaſſer nähert ſich jedoch dem Rechten, indem er folgert: die Farben dieſer Schatten ſei man ſowohl dem Lichte ſchuldig, welches den Schatten verurſacht, als demjenigen, das ihn erleuchtet.

Der Verfaſſer beobachtet ſo genau und wendet die Sache ſo oft hin und wider, daß er immer ſogleich auf Widerſprüche ſtößt, ſobald er ein Mal Etwas feſtgeſetzt hat. Er ſieht wohl, daß das früher von ihm aufgeſtellte Erforderniß einer gewiſſen Proportion der Lichter gegen einander nicht hinreicht; er ſucht es nun in gewiſſen Eigenſchaften der leuchtenden Körper, beſonders der Flammen, und berührt auch den Umſtand, daß verſchiedene Lichter nicht einerlei gleiche Farben verbreiten.

V. Beobachtungen über die Urſachen der verſchiedenen Schattenfarben. Er vermannigfaltigt die Verſuche abermals, beſonders um zu erkennen, auf welchem Wege eine Schattenfarbe in die andere übergeht, und ob dieſer Uebergang nach einer gewiſſen Ordnung geſchehe. Dabei beharrt er immer auf dem Begriff von der verſchiedenen Intenſität des Lichtes, und ſucht ſich damit durchzuhelfen, ob es gleich nur kümmerlich gelingt. Und weil er durchaus redlich zu Werke geht, begegnen ihm immer neue Widerſprüche, die er eingeſteht und dann wieder mit Dem, was er ſchon feſtgeſetzt, zu vereinigen ſucht. Seine letzten Reſultate ſind folgende:

Farbige Schatten entſpringen:

1) durch das ſtärkere oder ſchwächere Licht, das die Schatten empfangen;

2) durch die größere oder geringere Klarheit des Lichts, welches die Schatten hervorbringt;

3) durch die größere oder kleinere Entfernung der Lichter von den Schatten;

4) von der größern oder geringern Entfernung der Schatten werfenden Körper von dem Grunde, der ſie empfängt;

5) von der größern oder geringern Incidenz, ſowohl der Schatten als des Lichtes, das ſie erleuchtet, gegen den Grund, der ſie aufnimmt.

6) Man könnte noch ſagen von der Farbe des Grundes, welcher die Schatten aufnimmt.

Auf dieſe Weiſe beſchließt der Verfaſſer ſeine Arbeit, die ich um ſo eher beurtheilen kann, als ich, ohne ſeine Bemühungen zu kennen, früher auf dem ſelbigen Wege geweſen; aus welcher Zeit ich noch eine kleine, in dieſem Sinne geſchriebene Abhandlung beſitze.

An Gewiſſenhaftigkeit und Genauigkeit fehlt es dieſem ruhig theilnehmenden Beobachter nicht. Die geringſten Umſtände zeigt er an: das Jahr, die Jahreszeit, den Tag, die Stunde, die Höhen der himmliſchen, die Stellung der künſtlichen Lichter, die größere oder geringere Klarheit der Atmoſphäre, die Entfernung und alle Arten von Bezug. Aber gerade die Hauptſache bleibt ihm verborgen, daß das eine Licht den weißen Grund, worauf es fällt und den Schatten projicirt, einiger Maßen färben müſſe. So entgeht ihm, daß die ſinkende Sonne das Papier gelb und ſodann roth färbt, wodurch im erſten Fall der blaue, ſodann der grüne Schatten entſteht. Ihm entgeht, daß bei einem von Mauern zurückſtrahlenden Lichte leicht ein gelblicher Schein auf einen weißen Grund geworfen und daſelbſt ein violetter Schatten erzeugt wird; daß die dem Tageslicht entgegengeſetzte Kerze dem Papier gleichfalls einen gelblich rothen Schein mittheilt, wodurch der blaue Schatten gefordert wird. Er überſieht, daß, wenn er ein atmoſphäriſches Licht von zwei Seiten in ſein Zimmer fallen läßt, von einem benachbarten Hauſe abermals ein gelblicher Schein ſich hereinmiſchen kann. So darf, ſelbſt wenn bei Nachtzeit mit zwei Kerzen operirt wird, die eine nur näher als die andere an einer gelblichen Wand ſtehen. So iſt ein Camin feuer nicht ſowohl ſtärker und mächtiger als eine Kerze, ſondern es bringt, beſonders wenn viele glühende Kohlen ſich dabei befinden, ſogar einen rothen Schein hervor; deßwegen, wie bei'm Untergang der Sonne, leicht grüne Schatten entſtehen. Das Mondlicht färbt jede weiße Fläche mit einem entſchieden gelben Schein; und ſo entſpringen alle die Widerſprüche, die dem Verfaſſer begegnen, bloß daher, daß er die Nebenumſtände auf's Genaueſte beachtet, ohne daß ihm die Hauptbedingung deutlich geworden wäre.

Daß indeſſen ſchwach wirkende Lichter ſelbſt ſchon als farbig und färbend anzuſehen, darauf haben wir auch ſchon hingedeutet. (S. 81 ff.) Daß ſich alſo, in einem gewiſſen Sinne, die mehr' oder mindere Intenſität des Lichts an die Erſcheinung der farbigen Schatten anſchließe, weſſen wir nicht in Abrede ſein; nur wirkt ſie nicht als eine ſolche, ſondern als eine gefärbte und färbende; wie man denn überhaupt das Schattenhafte und Schattenverwandte der Farbe, unter welchen Bedingungen ſie auch erſcheinen mag, hier recht zu beherzigen abermals aufgefordert wird.

Diego de Carvalho e Sampayo.

Tratado das Cores. Malta, 1787.

Diſſertação ſobre as cores primitivas. 1788. Dieſem iſt beigefügt:

Breve Tratado sobre a composição artificial das cores.

Elementos de agricultura. Madrid 1790. 1791.

Memoria sobre a formação natural das Cores. Madrid 1791.

Der Verfasser, ein Maltheser-Ritter, wird zufälliger Weise auf die Betrachtung farbiger Schatten geleitet. Nach wenigen Beobachtungen eilt er gleich zu einer Art Theorie, und sucht sich von derselben durch mehrere Versuche zu überzeugen. Seine Erfahrungen und Gesinnungen finden sich in den vier ersten oben benannten Schriften aufgezeichnet und in der letzten epitomirt. Wir ziehen sie noch mehr in's Enge zusammen, um unsern Lesern einen Begriff von diesen zwar redlichen, doch seltsamen und unzulänglichen Bemühungen zu geben.

Theoretische Grundsätze.

„Erfahrungen manifestiren und formiren sich durch's Licht. Das Licht, welches von leuchtenden Körpern ausfließt, oder das von dunkeln Körpern zurückstrahlt, enthält die nämlichen Farben und producirt bei dieselben Phänomene. Die Lebhaftigkeit des Lichts ist ebenso zerstörend für die Farben, als die Tiefe des Schattens. Bei einem Mittellicht erscheinen und bilden sich die Farben.

Primitive Farben gibt es zwei; Roth und Grün. Blau und Gelb sind keine primitiven Farben. Schwarz ist eine positive Farbe; sie entsteht aus Roth und Grün. Weiß ist eine positive Farbe, und entsteht durch die äußerste Trennung der primitiven Farben, Roth und Grün."

Erfahrungen, die den Verfasser auf seine Theorie geleitet.

„Der Anlaß, Roth und Grün als primitive Farben anzunehmen und zu sehen, gab sich mir durch einen Zufall im December 1788. zu Lamego. Ich kam in ein Zimmer und sah an der Wand grüne und rothe Reflexe. Als ich das Licht suchte, welches dieselben hervorbrachte, fand ich, daß es von der Sonne kam, die durch das Fenster drang und auf die entgegengesetzte Wand und das grüne Tuch fiel, mit welchem ein Tisch bedeckt war. Dazwischen stand ein Stuhl, mit dessen Schatten die farbigen Reflexe von Roth und Grün zusammentrafen.

Ich zog den Stuhl weg, daß kein Körper dazwischen stehen möchte, und sogleich verschwanden die Farben. Ich stellte mein Spanisches Rohr, das ich in der Hand hatte, dazwischen, und sogleich bildeten sich dieselben Farben, und ich bemerkte, daß die rothe Farbe mit der Zurückstrahlung des grünen Tuchs correspondirte, und die grüne mit dem Theile der Wand, auf welchen die Sonne fiel.

Ich nahm das Tuch vom Tische, so daß die Sonne bloß auf die Wand fiel, und auch da verschwanden die Farben, und aus den dazwischen liegenden Körpern resultirte nur ein dunkler Schatten. Ich machte, daß die Sonne bloß auf das Tuch fiel, ohne auf die Wand zu fallen, und ebenfalls verschwanden die Farben, und aus den zwischenliegenden Körpern resultirte der dunkle Schatten, den das von der Wand reflectirende Licht hervorbrachte.

Indem ich diese Experimente anstellte, beobachtete ich, daß die Farben lebhafter erschienen, wenn das Zimmer dunkel und die Reflexe stärker waren als das natürliche Licht, und daß sie sogar endlich verschwanden, wenn das natürliche Licht, welches man durch Fenster oder Thüre eingehen ließ, die Reflexe an Stärke übertraf.

Bei der Wiederholung der Versuche stellte ich mich so, daß ein Theil der Sonne auf die weiße Wand fiel und ein anderer auf einen Theil meiner scharlachrothen Maltheser-Uniform; und indem ich die Reflexe der Wand beobachtete, sah ich sie nochmals roth und grün, so daß die grüne Farbe mit dem rothen Reflex, und die rothe mit dem Lichte an der Wand correspondirte.

So oft ich diese Observationen machte, so oft ergaben sich die nämlichen Resultate. Es ergibt sich also, daß das Licht der Sonne eine achromatische Flüssigkeit ist, mit der Eigenschaft wie das Wasser, sich mit allen Farben färben zu können, und daß in dieser Flüssigkeit einige farbige und sehr feine Theilchen schwimmen, welche, das Licht verschiedentlich färbend, durch Refraction, Reflexion und Inflexion alle diejenigen Farben bilden, die wir auf den natürlichen Körpern und in dem gefärbten Lichte erblicken.

Das Licht, als Element angesehen, ist kein einfacher Körper, sondern aus unter sich verschiedenen Principien zusammengesetzt. Eine achromatische, höchst feine, durchsichtige Flüssigkeit bildet seine Basis, und eine farbige, heterogene, dunkle Materie schwimmt beständig in dieser Flüssigkeit.

Wenn nicht in dem Lichte eine achromatische Flüssigkeit existirte, so würde die Intensität der Farben des Lichts in jeder seiner Arten immer dieselbe sein; z. B. das Rothe würde immer dieselbe Stärke behalten, ohne sich zum Hellern diluiren oder zum Dunklern concentriren zu können. Nun aber zeigt die Erfahrung, daß die Farben des Lichts sich concentriren und diluiren, ohne ihre Natur zu verändern. Also folgt, daß in demselben Lichte eine achromatische Ma-

terie exiſtiren muß, die dergleichen Modificationen hervorzubringen vermögend iſt.

So muß auch die farbige Materie des Lichts nicht homogen ſein: denn wäre ſie bloß von einer Natur, z. B. roth, ſo würde man in allen Körpern Nichts mehr ſehen als dieſe Farbe, hell oder dunkel, nach dem Grade der Intenſität oder der Verdünnung des Lichts. Nun aber ſieht man in den Körpern eine erſtaunliche Mannigfaltigkeit verſchiedener Farben, nicht nur der Intenſität, ſondern auch der Qualität nach. Folglich iſt die farbige Materie, welche in der achromatiſchen Flüſſigkeit ſchwimmt, nicht homogen, ſondern von verſchiedenen Beſchaffenheiten.

Durch eine Reihe neuer und entſchiedener Experimente, die von mir über das Licht gemacht worden, iſt es hinlänglich bewieſen, daß es eine farbige Materie von zweierlei Art gebe: eine, die vermögend iſt, in uns ein Gefühl der rothen Farbe zu erwecken, und eine andere, die ein Gefühl der grünen Farbe hervorbringen kann. Alle die andern Farben, die man im Lichte ſieht, ſind aus dieſen beiden zuſammengeſetzt, und ſind anzuſehen als bloße Reſultate ihrer wechſelſeitigen Verbindung mit der achromatiſchen Materie zu einem Zuſtand von größerer oder kleinerer Dichtigkeit. Denn das Licht hat eine Kraft, ſich zu concentriren, daß es einen Glanz und eine unerträgliche Stärke für das Geſichts-Organ erhält; und zugleich die Fähigkeit, ſich ſo ſehr zu verdünnen, daß es demſelben Organ nicht mehr merklich iſt, und die Gegenſtände nicht mehr ſichtbar macht.

Endlich iſt die farbige Materie des Lichts von Natur dunkel, weil ſie, indem ſie ſich vermittelſt ſchicklicher Vorrichtungen verbindet, entweder den freien Durchgang der achromatiſchen Strahlen verhindert, oder und die Oberfläche der Gegenſtände verdeckt, über welche ſich dieſe farbige Materie verbreitet."

Verſuche.

Seine Vorrichtung iſt nicht ungeſchickt, farbige Schatten hervorzubringen. Er bereitet hohle Röhren, beſpannt das eine Ende mit leichten, ſeidenen Zeugen, theils weißen, theils von verſchiedenen Farben. Dieſe bringt er in dem Laden einer Camera obſcura dergeſtalt an, daß er auf eine entgegengeſtellte Tafel, entweder ſein achromatiſches oder ſeine verſchieden gefärbten Lichter hereinbringen kann. Dazwiſchen ſtellt er irgend einen Körper, um einen einfachen oder Doppelſchatten hervorzubringen. Da er ſeine ſeidenen Ueberzüge Objective nennt, ſo wollen wir der Kürze wegen dieſen Ausdruck beibehalten.

Ein weißes Objectiv gibt farbloſes Licht und ſchwarzen Schatten.

Zwei weiße Objective geben farbloſes Licht und farbloſe Halbſchatten.

Ein rothes und ein weißes Objectiv geben ein helles Licht und rothen Schein, den er Reflex nennt, ſodann rothe und grüne Halbſchatten.

Ein grünes und ein weißes Objectiv geben ein ſchwaches, grünes Licht und ſodann grüne und rothe Halbſchatten.

Ein rothes und ein grünes Objectiv geben ein verdunkeltes Licht, ohne einige Farbe, ſodann rothe und grüne Halbſchatten.

So weit iſt Alles in der Ordnung. Nun verbindet er aber mit dem rothen und grünen Objectiv noch ein weißes, und will dadurch auf mancherlei Art Blau, Gelb, ſowie Orange und Violett, erhalten haben.

Nun fährt er fort, ein Objectiv von Orangefarbe und ein weißes zuſammenzuſtellen. Es erhält ein ſchwaches Orange-Licht, ſodann orange und blaue Schatten. Ein weißes und blaues Objectiv geben ihm ein ſchwachblaues Licht und blaue und gelbe Schatten. (Soll wohl rothgelbe heißen.) Ein gelbes und weißes Objectiv geben ihm ein hellgelbes Licht und gelbe und violette Schatten. Ein violettes und weißes Objectiv zuſammen geben ihm nunmehr violette und grünliche Schatten.

Dieſes Violett thut hier, wie man ſieht, die Wirkung vom reinen Roth; der Verfaſſer glaubt aber, hier wieder an dem Anfange zu ſein, wo er ausgegangen iſt. Anſtatt jedoch die richtigen Erfahrungen, die ihm die Natur von dem Gegenſatz der Farben darbot, zu beachten und weiter zu verfolgen, hielt er die geforderten Scheinfarben für reale, wirklich aus dem Licht hervorgelockte Farben; und getäuſcht durch jenen mittlern Verſuch, bei welchem ein nicht beachteter Nebenumſtand, den wir jedoch zu entwickeln noch nicht Gelegenheit gehabt, eintreten mochte, beſtand er auf ſeinem erſten wunderlichen Aperçu in Lamego, Roth und Grün, vielleicht ſeiner Malteſer-Uniform und dem Teppich zu Ehren, als die einzigen Urfarben anzuſprechen.

Seine Bemühungen ſind redlich, ſeine Aufmerkſamkeit genau und anhaltend. Er wird die dunkle Eigenſchaft der Farbe gewahr, die Nothwendigkeit eines farbloſen Lichts zur Erſcheinung der Farbe, und führt die ſämmtlichen Paare der ſich fordernden Farben ganz richtig durch; nur übereilt er ſich im Urtheil, und kommt ſo wenig als H. F. T. auf das Aperçu, daß die zweite Farbe eine phyſiologiſche ſei.

Das letzte der oben benannten Werke, ſehr ſchön auf zweiunddreißig Seiten in klein Quart gedruckt, verdiente wohl, ganz überſetzt und mit der ihm beigefügten Kupfertafel begleitet zu werden, indem nur zweihundert Exemplare davon exiſtiren; und alle aufrichtigen Verſuche zu dem

Vierter Auftritt.

(Märtens Stube, mit einem Kamin, einigen Schränken, einem Tisch mit Stühlen. An der Seite ein Fenster. Gegen über eine angelehnte Leiter.)

Märten. Röse.

Märten.

Röse, wo bist du?

Röse.

Hier, Vater.

Märten.

Wo bleibst du?

Röse.

Der gnädige Herr kam gegangen, und wie er so gut ist, schwatzte er mit uns.

Märten.

Und mein Cassee?

Wahren zu gelangen, schätzbar und selbst die Mißgriffe belehrend sind.

Robert Waring Darwin.

On the Ocular Spectra of Light and Colours. Abgedruckt in den Philosophischen Transactionen, Volum. 76. p. 313, datirt vom November 1785. Nochmals abgedruckt in Erasmus Darwin's Zoonomie.

Dieser Aufsatz von den Augengespenstern ist ohne Zweifel der ausführlichste unter allen, die erschienen sind, ob ihm gleich die oben angezeigte Schrift des Vater Scherffer an die Seite gestellt werden dürfte. Nach der Inhaltsanzeige folgt eine kurze Einleitung, welche eine Eintheilung dieser Gespenster und einige Litterar-Notizen enthält. Die Ueberschriften und Summarien seiner Capitel sind folgende:

1) Thätigkeit der Netzhaut bei'm Sehen.

2) Von Gespenstern aus Mangel von Empfindlichkeit.

Die Retina wird nicht so leicht durch geringere Reizung in Thätigkeit gesetzt, wenn sie kurz vorher eine stärkere erlitten.

3) Von Gespenstern aus Uebermaß von Empfindlichkeit.

Die Retina wird leichter zur Thätigkeit erregt durch einen größern Reiz, wenn sie kurz vorher einen geringern erfahren.

4) Von directen Augengespenstern.

Eine Reizung über das natürliche Maß erregt die Retina zu einer krampfhaften Thätigkeit, welche in wenig Secunden aufhört.

5) Ein Reiz, stärker als der letzterwähnte, erregt die Retina zu krampfhafter Thätigkeit, welche wechselsweise sich verliert und wiederkehrt.

6) Von umgekehrten Augengespenstern.

Die Netzhaut, nachdem sie zur Thätigkeit durch einen Reiz erregt worden, welcher abermals etwas größer ist als der letzterwähnte, fällt in eine entgegengesetzte krampfhafte Thätigkeit.

7) Die Netzhaut, nachdem sie zur Thätigkeit durch einen Reiz erregt worden, welcher abermals größer ist als der letzterwähnte, fällt in verschiedene, auf einander folgende, krampfhafte Thätigkeiten.

8) Die Netzhaut, nachdem sie zur Thätigkeit durch einen Reiz erregt worden, der einiger Maßen größer ist als der letzterwähnte, fällt in eine fixe krampfhafte Thätigkeit, welche mehrere Tage anhält.

9) Ein Reiz, größer als der vorhergehende, bringt eine temporäre Paralyse in dem Gesichts-Organ hervor.

10) Vermischte Bemerkungen. Hier bringt der Verfasser solche Beobachtungen an, welche aus einem ganz natürlichen Grunde zu den vorhergehenden nicht passen.

a) Von directen und umgekehrten Gespenstern, die zu gleicher Zeit existiren. Von wechselseitigen, directen Gespenstern. Von einer Verbindung directer und umgekehrter Gespenster. Von einem gespensterhaften Hofe. Regeln, die Farben der Gespenster vorauszusagen.

b) Veränderlichkeit und Lebhaftigkeit der Gespenster, durch fremdes Licht bewirkt.

c) Veränderlichkeit der Gespenster in Absicht auf Zahl, Gestalt und Nachlassen.

d) Veränderlichkeit der Gespenster in Absicht auf Glanz. Die Sichtbarkeit der Circulation des Blutes im Auge.

e) Veränderlichkeit der Gespenster in Absicht auf Deutlichkeit und Größe mit einer neuen Art, die Gegenstände zu vergrößern.

f) Schluß.

Jedem, der diese Summarien und Rubriken mit einiger Aufmerksamkeit betrachtet, wird in die Augen fallen, was an dem Vortrag des Verfassers zu tadeln sei. Waring Darwin, wie sein Blut- oder Namensvetter, Erasmus Darwin, begehen, bei allem Verdienst einer heitern und sorgfältigen Beobachtung, den Fehler, daß sie als Aerzte alle Erscheinungen mehr pathologisch als physiologisch nehmen. Waring erkennt in seinem ersten Artikel, daß wohl alles Sehen von der Thätigkeit der Netzhaut abhängen möchte, und nimmt nun nicht etwa den naturgemäßen Weg, die Gesetze, wornach ein solches gesundes Organ wirkt und gegenwirkt, auszumitteln und zu bezeichnen, sondern er sähet sie unter der künstlichen, ärztlichen Form auf, wie sie sich gegen schwächere und stärkere Reize verhalten; welches in diesem Falle von geringer Bedeutung, ja in der Erfahrung, wie man aus seinen Rubriken wohl sehen kann, gar nicht zu bestimmen ist.

Wir haben den Gehalt dieser Abhandlung, sowie der übrigen, uns bekannt gewordenen, gesondert und an der Natur selbst, zum Nachtheil unserer eigenen Augen, wiederholt geprüft, und in unserer Abtheilung von physiologischen, nicht weniger in dem Anhang von pathologischen Farben, die allgemeinen Umrisse zu ziehen gesucht, in welchen sich Alles einrichtet, die beste Ordnung ausfindig getrachtet, nach welcher sich die Phänomene darstellen und einsehen lassen.

Anstatt also den Darwin'schen Aufsatz Artikel vor Artikel durchzugehen; anstatt Beifall und Mißfallen im Einzelnen zu bezeigen: ersuchen wir unsere Leser, die es besonders interessiren könnte, diese Abhandlung mit unserer erstgemeldeten Abtheilung des Entwurfs zusammen-

zuhalten, und ſich durch eigene Anſicht von dem dort Geleiſteten zu überzeugen.

Wir haben bei Recenſion des Darwin'ſchen Aufſatzes den Ausdruck Augengeſpenſt mit Fleiß gewählt und beibehalten, theils weil man Dasjenige, was erſcheint, ohne Körperlichkeit zu haben, dem gewöhnlichen Sprachgebrauche nach, ein Geſpenſt nennt, theils weil dieſes Wort, durch Bezeichnung der prismatiſchen Erſcheinung, das Bürgerrecht in der Farbenlehre ſich hergebracht und erworben. Das Wort Augentäuſchungen, welches der ſonſt ſo verdienſtvolle Ueberſetzer der Darwin'ſchen Zoonomie dafür gebraucht hat, wünſchten wir ein für alle Mal verbannt. Das Auge täuſcht ſich nicht; es arbeit geſetzlich und macht dadurch Dasjenige zur Realität, was man zwar dem Worte, aber nicht dem Weſen nach, ein Geſpenſt zu nennen berechtigt iſt.

Wir fügen die oben gemeldeten litterariſchen Notizen hinzu, die wir theils dem Verfaſſer, theils dem Ueberſetzer ſchuldig ſind.

Doctor Jurin in Smith's Optik, zu Ende. Aepinus in den Petersburger neuen Commentarien Vol. X. Wegnelin in den Berliner-Memoiren Vol. II, 1771. D'Arcy, Geſchichte der Academie der Wiſſenſchaften 1765. De Lahire, Buffon, Memoiren der Franzöſiſchen Academie 1743. Chriſt. Ernſt Wünſch Visus phaenomena quaedam. Lips. 1776. 4. Joh. Eichel Experimenta circa sensum videndi, in Collectaneis societatis medicae Havniensis. Vol. I, 1774. 8.

Anton Raphael Mengs.

Lezioni prattiche di pittura, in ſeinen Werken, herausgekommen zu Parma 1780, 4.

Den Grund der Harmonie, welche wir bei einem Gemälde empfinden, ſetzte Mengs in das Helldunkel, ſowie er denn auch dem allgemeinen Ton die vorzüglichſte Wirkung zuſchrieb. Die Farben waren ihm dagegen nur einzelne Töne, womit man die Oberflächen der Körper ſpecificirte, welche ſich dem Helldunkel und dem allgemeinen Ton ſubordiniren ſollten, ohne eben gerade für ſich und unter ſich einen Anſpruch an Uebereinſtimmung und Ganzheit zu machen.

Er bemerkte jedoch, daß eine Farbe, wenn ſie in ihrer völligen Lebhaftigkeit gebraucht werde, durch eine andere gewiſſer Maßen aufgewogen werden müſſe, um erträglich zu ſein. Und ſo fanden ſein offener Sinn und guter Geſchmack die einfachen Geſetze der Farben-Harmonie, ohne jedoch ihren phyſiologiſchen Grund einzuſehen.

„Bei dem Gebrauch der Farben iſt es nöthig, ihr Gleichgewicht zu beobachten, wenn wir die Art und Weiſe finden wollen, ſie mit Anmuth anzuwenden und gut zu begleiten. Eigentlich gibt es nur drei Farben, Gelb, Roth und Blau. Dieſe darf man wie an und für ſich in einem Werke gebrauchen; doch wenn man ja eine davon, und zwar rein anwenden wollte, ſo ſuche man die Art und Weiſe, eine andere, aus zweien gemiſcht, an die Seite zu ſetzen; z. E. das reine Gelb begleite man mit Violett, weil dieſes aus Roth und Blau beſteht. Hat man ein reines Roth angewendet, ſo füge man aus derſelben Urſache das Grüne hinzu, das ein Gemiſch von Blau und Gelb iſt. Beſonders iſt die Vereinigung des Gelben und Rothen, wodurch die dritte Miſchung entſteht, ſchwer mit Vortheil anzuwenden, weil dieſe Farbe zu lebhaft iſt, deßwegen man das Blau zu ſeiner Begleitung hinzufügen muß.“

Man ſehe, was wir hierüber im naturgemäßen Zuſammenhange am gehörigen Orte vorgetragen haben. (L. 803 ff.)

Jeremias Friedrich Gülich.

Vollſtändiges Färbe- und Bleichbuch ꝛc. ꝛc. Sechs Bände. Ulm, 1779 bis 1793.

Dieſer Mann, welcher zu Sindelfingen bei Stuttgart anſäßig und zuletzt im Badenſchen angeſtellt war, deſſen Lebensgang wohl mehr verdiente, bekannt zu ſein, war in ſeinem Handwerk, in ſeiner Halbkunſt, wie man es nennen will, ſoviel wir ihn beurtheilen können, wohl zu Hauſe. Alle Erforderniſſe bei der Färberei, ſowohl inſofern ſie vorbereitend als ausführend und vollendend gedacht werden, lagen ihm zur Hand, ſowie die verſchiedenſten Anwendungen, welche man von Farben techniſch auf alle Arten von Zeugen und Stoffen nach und nach erſonnen hat.

Bei der großen Breite, bei dem genauen Detail ſeiner Kenntniſſe ſah er ſich nach einem Leitfaden um, an welchem er ſich durch das Labyrinth der Natur- und Kunſterſcheinungen durchwinden könnte. Da er aber weder gelehrte, noch philoſophiſche, noch litterariſche Bildung hatte, ſo wurde es ſeinem übrigens tüchtigen Character ſehr ſchwer, wo nicht unmöglich, ſich überall zurecht zu finden.

Er ſah wohl ein, daß bei allem Verfahren des Färbers nur ſehr einfache Maximen zum Grunde lagen, die ſich aber unter einem Wuſt von einzelnen Recepten und zufälligen Behandlungen verbargen und kaum gefaßt werden konnten.

Daß mit einer klugen Anwendung von Säuren und Alcalien viel, ja beinahe Alles gethan ſei, ward ihm klar, und bei dem Drange zum Allgemeinen, den er in ſich fühlte, wollte er dem Material ſeines Geſchäfts und deſſen Anwendung nicht allein, ſondern zugleich der ganzen Natur einen ebenſo einfachen Gegenſatz zum

Grunde legen. Deßhalb wurden ihm Feuer und Waſſer die zwei Haupt-Elemente. Jenem geſellte er die Säuren, Dieſem die Alcalien zu. In Jenem wußte er zugleich die hochrothe, in Dieſem die blaue Farbe finden, und hiermit war ſeine Theorie abgeſchloſſen; das Uebrige ſollte ſich hieraus entwickeln und ergeben.

Da die eminenteſten und beſtändigſten Farben aus den Metallen hervorzubringen waren, ſo ſchenkte er auch dieſen vorzügliche Aufmerkſamkeit und eine beſondere Ehrfurcht. Dem Feuer, den Säuren, dem Hochrothen ſoll Gold und Eiſen, dem Waſſer, den Alcalien, dem Blauen ſoll vorzüglich Kupfer antworten und gemäß ſein; und überall, wo man dieſe Farben finde, ſoll etwas, wo nicht gerade wirklich Metalliſches, doch dem Metalliſchen nahe Verwandtes und Analoges angetroffen werden.

Man ſieht leicht, daß dieſe Vorſtellungsart ſehr beſchränkt iſt und bei der Anwendung oft genug unbequem werden muß. Weil jedoch ſeine Erfahrung ſehr ſicher und ſtät, ſeine Kunſtbehandlung meiſterhaft iſt: ſo kommen bei dieſer ſeltſamen Terminologie Verhältniſſe zur Sprache, an die man ſonſt nicht gedacht hätte, und er muß die Phänomene ſelbſt recht deutlich machen, damit ſie vielſeitig werden und er ihnen durch ſeine wunderliche Theorie Etwas abgewinnen kann. Uns wenigſtens hat es geſchienen, daß eine Umarbeitung dieſes Buchs, nach einer freiern, theoretiſchen Anſicht, von mannigfaltigem Nutzen ſein müßte.

Da, wie der Titel ſeines Buches ausweiſt, die erſte Sorge des Färbers, die Farbloſigkeit und Reinigkeit der Stoffe, auf welche er wirken will, ihm niemals aus den Augen gekommen; da er die Mittel ſorgfältig angibt, wie ſolchen Stoffen alle Farbe und Unreinigkeit zu entziehen: ſo muß ihm freilich der Newton'ſche ſiebenfarbige Strahl, ſowie bei ſeiner einfachern Anſicht die ſiebenfache Geſellſchaft der Grundfarben höchſt zuwider ſein; deßwegen er ſich auch gegen die Newton'ſche Lehre ſehr verdrießlich und unfreundlich geberdet.

Mit den Chemikern ſeiner Zeit, Meyer, Juſti und Andern, verträgt er ſich mehr oder weniger. Das acidum pingue des Erſten iſt ihm nicht ganz zuwider; mit dem Zweiten ſteht er in mancherlei Differenz. So iſt er auch in Dem, was zu ſeiner Zeit über die Färbekunſt geſchrieben worden, und was man ſonſt über die Farbenlehre geäußert, nicht unbekannt.

So viel ſei genug, das Andenken eines Mannes aufzufriſchen, der ein laborioſes und ernſtes Leben geführt, und dem es nicht allein darum zu thun war, für ſich und die Seinigen zu wirken und zu ſchaffen, ſondern der auch Dasjenige, was er erfahren, und wie er ſich's zurecht gelegt, Andern zu Nutz' und Bequemlichkeit emſig mittheilen wollte.

Edward Huſſey Delaval.

Verſuch und Bemerkungen über die Urſache der dauerhaften Farben undurchſichtiger Körper. Ueberſetzt und herausgegeben von Crell. Berlin und Stettin 1788. 8.

Der eigentliche Gehalt dieſer Schrift, ob er gleich in der Farbenlehre von groſſer Bedeutung iſt, läßt ſich doch mit wenigen Worten ausſprechen. Des Verfaſſers Hauptaugenmerk ruht auf dem [illegible], auf der dunkeln Eigenſchaft der Farbe, wohin wir auch wiederholt gedeutet haben.

Er behandelt vorzüglich färbende Stoffe aus dem Mineral-Reiche, ſodann auch aus dem vegetabiliſchen und animaliſchen; er zeigt, daß dieſe Stoffe in ihrem feinſten und concentrirteſten Zuſtande keine Farbe bei auffallendem Lichte ſehen laſſen, ſondern vielmehr ſchwarz erſcheinen.

Auch in Feuchtigkeiten aufgelöſ'te, reine Farbeſtoffe, ſowie farbige Gläſer, zeigen, wenn ein dunkler Grund hinter ihnen liegt, keine Farbe, ſondern nur, wenn ein heller hinter ihnen befindlich iſt. Alsdann aber laſſen ſie ihre farbige Eigenſchaft ebenſo gut als bei durchfallendem Lichte ſehen.

Was ſich auch vielleicht gegen des Verfaſſers Verfahrungsart bei ſeinen Verſuchen einwenden läßt: ſo bleibt doch das Reſultat derſelben für Denjenigen, der ſie nachnahmen und zu vermannigfaltigen weiß, unverrückt ſtehen, in welchem ſich das ganze Fundament der Färberei und Malerei ausdrückt.

Des Verfaſſers Vortrag hingegen iſt keiner von den glücklichſten. Seine Ueberzeugung trifft mit der Newton'ſchen nicht zuſammen, und [illegible] kann er ſich von dieſer nicht losmachen, ſo wenig als von der Terminologie, wodurch ſie ſich ausſpricht. Man ſieht ferner durch ſeine Deduction wohl den Faden durch, an welchen er ſich hält, allein er verſchlingt ihn ſelbſt und macht dadurch den Leſer verworren.

Da er vorzüglich in dem chemiſchen Felde arbeitet, ſo ſteht ihm freilich die Vorſtellungsart ſeiner Zeit und die damalige Terminologie entgegen, wo das Phlogiſton ſo wunderbar Widerſprechendes wirken ſollte. Die Kenntniß der verſchiedenen Luftarten iſt auf dem Wege; aber der Verfaſſer entbehrt noch die groſſen Vorzüge der neuern Franzöſiſchen Chemie und ihres Sprachgebrauchs, wodurch wir denn freilich gegenwärtig viel weiter reichen. Es gehört daher eine Ueberzeugung von ſeinem Hauptgrundſatze und ein guter Wille dazu, um das Aechte und Verdienſtliche ſeiner Arbeit auszuziehen und anzuerkennen.

Wir haben ihn seit langen Jahren geschätzt und daher auch schon (S. 572 ff.) seine Ueberzeugung, verbunden mit der unsern, aufgeführt.

Bei den Pflanzen geräth es ihm am Besten. Er entzieht ihnen das Färbende, und es bleibt eine weiße Structur übrig. Dieses ausgezogene Färbende verflüchtet sich immer mehr beim Verdichten, manifestirt seine schattenhafte Natur, nähert sich dem Schwarzen, Ununterscheidbaren, und kann wieder einer andern weißen Fläche mitgetheilt und in seiner vorigen Specification und Herrlichkeit dargestellt werden. Im Thierreich ist es schon schwieriger. Im Mineral-Reiche finden sich noch mehr Hindernisse, wenn man den Grundsatz durchführen will. Jedoch beharrt er fest bei demselben und wendet ihn, wo er empirisch anwendbar ist, glücklich an.

In der Vorrede sind zwei kurze Aufsätze, die jedoch dem Verfasser nicht besonders günstig sind, vom Herausgeber eingeschaltet, der eine von Kästner, der andere von Lichtenberg. In dem ersten finden wir einen gemüthlichen und redlichen, in dem zweiten einen geistreichen und gewandten Scepticismus. Wir mögen hierbei eine Bemerkung äußern, welche wohl verdiente, gesperrt gedruckt zu werden: daß nämlich auf eine solche Weise, wie von beiden Männern hier geschehen, alle Erfahrungswissenschaft vernichtet werden könne; denn weil Nichts, was uns in der Erfahrung erscheint, absolut angesprochen und ausgesprochen werden kann, sondern immer noch eine limitirende Bedingung mit sich führt, so daß wir Schwarz nicht Schwarz, Weiß nicht Weiß nennen dürften, insofern es in der Erfahrung vor uns steht; so hat auch jeder Versuch, er sei, wie er wolle, und zeige, was er wolle, gleichsam einen heimlichen Feind bei sich, der Dasjenige, was der Versuch a posteriori ausspricht, begrenzt und unsicher macht. Dieß ist die Ursache, warum man im Lehren, ja sogar im Unterrichten, nicht weit kommt; bloß der Handelnde, der Künstler entscheidet, der das Rechte ergreift und fruchtbar zu machen weiß.

Der Delaval'schen Ueberzeugung, die wir kennen, wird die Lehre von Newton's Lamellen an die Seite gesetzt, und freilich sind sie sehr verwandt. Bei Newton kommt auch die Farbe nicht von der Oberfläche, sondern das Licht muß durch eine Lamelle des Körpers eindringen und decomponirt zurückkehren. Bei Delaval ist die Farbe dieser Lamelle specificirt und wird nicht anders gesehen, als wenn hinter ihr ein heller, weißer Grund sich befindet, von dem das Licht alsdann gleichfalls specifisch gefärbt zurückkehret.

Merkwürdig ist besonders in dem Lichtenberg'schen Aufsatz, wie man der Newton'schen Lehre durch chemische Hülfstruppen in jener Zeit wieder beigestanden. Man hatte eine latente Wärme ausgemittelt; warum sollte es nicht auch ein latentes Licht geben? Und warum sollten die, nach der Theorie, dem Licht angehörigen, farbigen Lichter nicht auch der Reihe nach Versteckens spielen, und wenn es den gelben beliebte, hervorzugucken, warum sollten die übrigen nicht neckisch im Hinterhalte lauschen können?

Zwei merkwürdige, unserer Ueberzeugung günstige Stellen aus gedachtem Aufsatz jedoch, wovon wir die eine schon früher angeführt (S. 584), mögen hier Platz nehmen.

„Ich bemerke hier im Vorbeigehen, daß vielleicht die Lehre von den Farben eben deswegen bisher so viele Schwierigkeiten hatte, weil Alles auf einem Wege, z. B. Brechung, erklärt werden sollte."

Wir haben oft genug wiederholt, daß Alles auf den Weg ankommt, auf welchem man zu einer Wissenschaft gelangt. Newton ging von einem Phänomen der Brechung aus, von einem abgeleiteten Complicirten. Dadurch ward Brechung das Hauptaugenmerk, das Hauptwort, und was bei einem einzelnen Falle vorging, die Grundregel, das Grundgesetz für's Allgemeine. Hatte man hier mehrere, ja unzählige Grundfarben angenommen, so bedurften Die, welche von der Malerei und Färberei herkamen, nur drei Farben, noch mehr Anpassende und Sondernde gar nur zwei; und so veränderte sich Alles nach den verschiedenen Ansichten.

Carvalho und der Franzose P. F. T. fanden die farbigen Schatten höchst bedeutend und legten den ganzen Grund der Farbenlehre dahin. Aber alle diese Phänomene, sie mögen Namen haben, wie sie wollen, haben ein gleiches Recht, Grund-Phänomene zu sein. Die von uns aufgeführten physiologischen, physischen, chemischen Farben sind alle gleich befugt, die Aufmerksamkeit der Beobachtenden und Theoretisirenden anzusprechen. Die Natur allein hat den wahren republicanischen Sinn, da der Mensch sich gleich zur Aristocratie und Monarchie hinneigt, und diese seine Eigenheit überall, besonders auch theoretisirend, Statt finden läßt.

„Auch scheint es mir aus andern Gründen wahrscheinlich, daß unser Organ, um eine Farbe zu empfinden, Etwas von allem Licht (weißes) zugleich mit empfangen müsse."

Was hier Lichtenberg im Vorbeigehen äußert, ist denn das etwas Anderes, als was Delaval behauptet? Nur daß Dieser das Helle hinter das Dunkle bringt und die Specification des Dunkeln dadurch erscheinen macht, und daß Jener das Helle unter das Dunkle mischt;

welches ja auch Nichts weiter ist, als daß Eins mit und durch das Andere erscheint. Ob ich ein durchsichtiges Blau über Gelb lasire, oder ob ich Gelb und Blau vermische, ist in gewissem Sinne einerlei; denn auf beide Weise wird ein Grün hervorgebracht. Jene Behandlungsart aber steht viel höher, wie wir wohl nicht weiter auszuführen brauchen.

Uebrigens wird Delaval's Vortrag, besonders indem er auf die trüben Mittel gelangt, unsicher und unscheinbar. Er kehrt zu der Newton'schen Lehre zurück, ohne sie doch in ihrer ganzen Reinheit beizubehalten: dadurch entsteht bei ihm, wie bei so vielen Andern, ein unglückliches eclectisches Schwanken; denn man muß sich zu Newton ganz bekennen oder ihm ganz entsagen.

Johann Leonhard Hoffmann.

Versuch einer Geschichte der malerischen Harmonie überhaupt und der Farben-Harmonie insbesondere, mit Erläuterungen aus der Tonkunst und vielen practischen Anmerkungen. Halle 1786.

Dieser Mann, dessen Andenken fast gänzlich verschwunden ist, lebte um gedachtes Jahr in Leipzig als privatisirender Gelehrter, war als guter Physiker und rechtlicher Mann geschätzt, ohne sich jedoch einer dürftigen Existenz entwinden zu können. Er nahm beträchtlichen Antheil an physicalischen, technologischen, ökonomischen Journalen und andern Schriften dieses Inhalts. Mehr ist uns von ihm nicht bekannt geworden.

Seine obgemeldete Schrift zeigt ihn uns als einen durch Studien wohlgebildeten Mann. Kenntniß der Sprachen, des Alterthums, der Kunstgeschichte und recht treue Theilnahme an der Kunst selbst sind überall sichtbar. Ohne selbst Künstler zu sein, scheint er sich mit der Malerei, besonders aber mit dem Malen, als ein guter Beobachter und Aufmerker beschäftigt zu haben, indem er die Erfordernisse der Kunst und Technik recht wohl einsieht und penetrirt.

Da er jedoch in allem Dem, was von dem Maler verlangt wird und was er leistet, kein eigentliches Fundament finden kann: so sucht er durch Vergleichung mit der Tonkunst eine theoretische Ansicht zu begründen, und die malerischen und musicalischen Phänomene, sowie die Behandlungsweise der beiden Künste, mit einander zu parallelisiren.

Eine solche von Aristoteles schon angeregte, durch die Natur der Erscheinungen selbst begünstigte, von Mehreren versuchte Vergleichung kann uns eigentlich nur dadurch unterhalten, daß wir mit gewissen schwankenden Aehnlichkeiten spielen und, indem wir das Eine fallen lassen, das Andere ergreifen und immer so fortfahren, uns geistreich hin und wieder zu schaukeln.

Auf dem empirischen Wege, wie wir schon früher bemerkt (S. 748 ff.), werden sich beide Künste niemals vergleichen lassen, so wenig als zwei Maßstäbe von verschiedenen Längen und Eintheilungen neben einander gehalten. Wenn auch irgendwo ein Mal ein Einschnitt paßt, so treffen die übrigen nicht zusammen; rückt man nach, um jene neben einander zu bringen, so verschieben sich die Ersten wieder, und so wird man auf eine höhere Berechnungsart nothwendig getrieben.

Wir können Dieß nicht anschaulicher machen, als wenn wir diejenigen Erscheinungen und Begriffe, die er parallelisirt, neben einander stellen.

Licht	Laut
Dunkelheit	Schweigen
Schatten	
Lichtstrahlen	Schallstrahlen
Farbe	Ton
Farbenkörper	Instrument
Ganze Farben	Ganze Töne
Gemischte Farben	Halbe Töne
Gebrochene Farbe	Abweichung des Tons
Helle	Höhe
Dunkel	Tiefe
Farbenreihe	Octave
Wiederholte Farbenreihe	Mehrere Octaven
Helldunkel	Unisono
Himmlische Farben	Hohe Töne
Irdische (braune) Farben	Contra-Töne
Herrschender Ton	Solo-Stimme
Licht und Halbschatten	Prime- und Secund-Stimme
Indig	Violoncell
Ultramarin	Viole und Violine
Grün	Menschenkehle
Gelb	Clarinette
Hochroth	Trompete
Rosenroth	Hoboe
Kermesroth	Querflöte
Purpur	Waldhorn
Violett	Fagott
Zurichtung der Palette	Stimmung der Instrumente
Tractement	Applicatur
Pantelaviete Zeichnung	Clavier-Concert
Impastirtes Gemälde.	Symphonie.

Bei dieser Art von strengem Nebeneinandersetzen, welches im Buche theils wirklich ausgesprochen, theils durch Contert und Sipi nur herbeigeführt und eingeleitet ist, sieht Jeder-

mann das Gezwungene, Willkürliche und Unpassende zweier großen, in sich selbst abgeschlossenen Naturerscheinungen, insofern sie theilweise mit einander verglichen werden sollen.

Es ist zu verwundern, daß der Verfasser, der sich sehr lebhaft gegen das Farben-Clavier erklärt und dasselbe für unausführbar und unnütz hält, ein solches Vergnügen fand, sich aus Verschlingung der beiden Künste gleichsam selbst ein Labyrinth zu erschaffen. Dieses wird denn in seinen letzten Capiteln recht kraus, indem er den modus rectus und contrarius, Intervalle, Consonanzen und Dissonanzen, den modus major und minor, Accord und Disharmonie, an einander gereihte Octaven, und was noch Alles sonst der Musik eigen ist, auch in der Farbenlehre und der sie anwendenden Malerkunst finden will.

Er muß freilich, als ein im Grunde scharfsinniger Mann, sich zuletzt daran stoßen, daß die Malerei eine simultane Harmonie, die Musik eine successive fordere. Er findet natürlich die Intervalle der Farben nicht so bestimmt und meßbar, wie die der Töne. Da er seine Farben-Scala nicht in ihr selbst abschließt, sondern sie statt in einem Cirkel in einer Reihe vorstellt, um sie an eine hellere Octave wieder anschließen zu können: so weiß er nicht, welche er zur ersten und welche zur letzten machen, und wie er dieses Anschließen am Natürlichsten bewirken soll. Ihm steht entgegen, daß er von einem gewissen Gelb auf geradem Wege durch Roth und Blau hindurch niemals zu einem hellern Gelb gelangen kann, und er muß fühlen, daß es ein unendlicher Unterschied ist zwischen der Operation, wodurch man eine Farbe verdünnt, und zwischen der, wodurch man zu einem höhern Tone vorschreitet.

Eben so traurig ist es, anzusehen, wenn er glaubt, man könne jede Farbe durch gewisse Modificationen in den Minor setzen, wie man es mit den Tönen vermag, weil die einzelnen Töne sich gegen den ganzen musicalischen Umfang viel gleichgiltiger verhalten, als die einzelnen Farben gegen den Umkreis, in welchem sie aufgestellt sind; denn die Farben machen in diesem Kreise selbst das majus und minus; sie machen selbst diesen entschiedenen Gegensatz, welcher sichtbar und empfindbar ist, und der nicht aufzuheben geht, ohne daß man das Ganze zerstört.

Die Töne hingegen sind, wie gesagt, gleichgiltiger Natur; sie stehen jedoch unter dem geheimen Gesetz eines gleichfalls entschiedenen Gegensatzes, der aber nicht an sich, wie bei der Farbe, nothwendig und unveränderlich empfindbar wird, sondern, nach Belieben des Künstlers, an einem jeden Tone und seiner von ihm herfließenden Folge hörbar und empfindbar gemacht werden kann.

Es ist uns angenehm, indem wir gegen das Ende zueilen, nochmals Gelegenheit gefunden zu haben, uns über diesen wichtigen Punct zu erklären, auf welchen schon im Laufe unsers Vortrags auf mehr als eine Weise hingedeutet worden.

Das Büchelchen selbst verdient eine Stelle in der Sammlung eines jeden Natur- und Kunstfreundes, sowohl damit das Andenken eines braven, beinahe völlig vergessenen Mannes erhalten, als damit die Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit einer solchen Unternehmung einem Jeden deutlicher gemacht werde. Geistreiche Personen werden an den künstlichen, aber redlich gemeinten, und so weit es nur gehen wollte, ernstlich durchgeführten Bemühungen des Verfassers Unterhaltung und Vergnügen finden.

Robert Blair.

Experiments and Observations on the unequal Refrangibility of Light, in den Transactionen der königlichen Societät zu Edinburg, Vol. 3, 1794.

Das Phänomen der Achromasie war nun allgemein bekannt und besonders durch die einfachen prismatischen Versuche außer allen Zweifel gesetzt worden; doch stand der Anwendung dieses Naturgesetzes auf Objectiv-Gläser Manches im Wege, sowohl von der chemischen als von der mechanischen Seite, indem es seine Schwierigkeiten hat, ein innerlich vollkommen reines Flint-Glas zu bereiten und genau zusammenpassende Gläser zu schleifen. Besonders aber stellten sich manche Hindernisse ein, wenn man die Weite der Objectiv-Gläser über einen gewissen Grad vermehren wollte.

Daß nicht allein feste, sondern auch allerlei flüssige Mittel die Farbenerscheinung zu erhöhen im Stande seien, war bekannt. Doctor Blair beschäftigte sich mit diesen Letzten, um so mehr, als er wollte gefunden haben, daß bei der gewöhnlichen Art, durch Verbindung von Flint- und Crown-Glas, die Achromasie nicht vollkommen werden könne.

Er hatte dabei die Newton'sche Vorstellungsart auf seiner Seite; denn wenn man sich das Spectrum als eine fertige, in allen ihren einzelnen Theilen ungleich gebrochene Strahlenreihe denkt: so läßt sich wohl hoffen, daß ein entgegengesetztes Mittel allenfalls einen Theil derselben, aber nicht alle aufheben und verbessern könne. Dieses war schon früher zur Sprache gekommen, und Dr. Blair's Versuche, sowie die daraus gezogenen Folgerungen, wurden von den Newtonianern mit Gunst aufgenommen.

Wir wollen ihn erst selbst hören, und sodann

Dasjenige, was wir dabei zu erinnern im Fall ſind, nachbringen.

Verſuche des Dr. Blair, über die chromatiſche Kraft verſchiedener Flüſſigkeiten und Auflöſungen.

„Verſchiedene Auflöſungen von Metallen und Halb-Metallen in verſchiedenen Geſtalten fanden ſich immer chromatiſcher als Crown-Glas. Die Auflöſungen einiger Salze in Waſſer, z. B. des rohen Ammoniac-Salzes, vermehren die Erſcheinung ſehr. Die Salzſäure hat auch dieſe Kraft, und je concentrirter ſie iſt, deſto ſtärker wirkt ſie. Ich fand daher, daß diejenigen Flüſſigkeiten die allerhöchſte chromatiſche Kraft haben, in welchen die Salzſäure und die Metalle verbunden ſind. Die chemiſche Präparation, genannt Causticum antimoniale oder Butyrum Antimonii, beſitzt in ihrem concentrirteſten Zuſtande, wenn ſie eben genug Feuchtigkeit an ſich gezogen hat, um flüſſig zu ſein, dieſe Kraft in einem erſtaunlichen Grade, ſo daß drei Keile Crown-Glas nöthig ſind, um die Farbe aufzuheben, die durch einen entgegengeſetzten Keil von gleichem Winkel hervorgebracht worden. Die große Menge des in dieſer Solution enthaltenen Halb-Metalls, und der concentrirte Zuſtand der Salzſäure, ſcheinen dieſen kaum glaublichen Effect hervorzubringen.

Aetzendes, ſublimirtes Queckſilber, mit einer Auflöſung von rohem Ammoniak-Salz in Waſſer, iſt an Stärke die nächſte Auflöſung. Man kann ſie ſo ſtark machen, daß der Winkel eines Prismas von Crown-Glas, welches ihre Farbenerſcheinung aufwiegen ſoll, doppelt ſo groß ſein muß. Hier ſind auch offenbar das Queckſilber und die Salzſäure an der Erſcheinung Urſache; denn weder das Waſſer, noch das flüchtige Laugenſalz, als die übrigen Theile der Zuſammenſetzung, zeigen, wenn man ſie einzeln unterſucht, eine ſolche Wirkung.

Die weſentlichen Oele folgen zunächſt. Diejenigen, welche man aus harzigen Mineralien erhält, wirken am Stärkſten: als aus natürlichem Bergöl, Steinkohle und Umbra. Ihr Verhältniß zu dem Crown-Glas iſt ungefähr wie zwei zu drei. Das weſentliche Oel des Saſſafras wirkt nicht viel geringer. Weſentliches Citronen-Oel, ganz dicht, verhält ſich wie drei zu vier, Terpentin-Oel wie ſechs zu ſieben, und im weſentlichen Rosmarin-Oel iſt die Kraft noch etwas geringer.

Ausgepreßte Oele unterſcheiden ſich nicht ſonderlich vom Crown-Glas, ſo auch rectificirte Geiſter, und der Aether des Salpeters und Vitriols.“

Vorleſung des Dr. Blair.

I. Die ungleiche Refrangibilität des Lichts, wie ſie Iſaak Newton entdeckt und umſtändlich erörtert hat, ſteht nur inſofern unwiderſprochen gegründet, als die Refraction an der Grenze irgend eines Mediums und eines leeren Raumes vorgeht. Alsdann ſind die Strahlen von verſchiedenen Farben ungleich gebrochen, die rothmachenden Strahlen ſind die am wenigſten, die violettmachenden die am meiſten brechbaren Strahlen.

II. Die Entdeckung von Demjenigen, was man die verſchieden zerſtreuende Kraft in den verſchieden brechenden Medien nannte, zeigt, daß die Newton'ſchen Theoreme nicht allgemein ſind, wenn er ſchließt: daß der Unterſchied der Brechung zwiſchen den meiſt und geringſt brechbaren Strahlen immer in einem gegebenen Verhältniſſe zu der Refraction der mittelſt refrangibeln ſtehe. Man zweifelt nicht, daß dieſer Satz wahr ſei, bezüglich auf die Mittel, an welchen die Erfahrungen gemacht ſind; aber es finden ſich manche Ausnahmen deſſelben.

III. Denn die Erfahrungen des Herrn Dollond beweiſen, daß der Unterſchied der Brechung zwiſchen den rothen und violetten Strahlen, im Verhältniß zu der Refraction des ganzen Strahlenwinkels, größer iſt in gewiſſen Glasarten als im Waſſer, und größer im Flint-Glas als im Crown-Glas.

IV. Die erſte Reihe der oben erwähnten Verſuche zeigt, daß die Eigenſchaft, die farbigen Strahlen in einem höhern Grade als Crown-Glas zu zerſtreuen, nicht auf wenige Mittel begrenzt iſt, ſondern einer großen Mannigfaltigkeit von Flüſſigkeiten angehört, und einigen derſelben in ganz außerordentlichem Grade. Metall-Auflöſungen, weſentliche Oele, mineraliſche Säuren, mit Ausnahme der vitrioliſchen, ſind in dieſem Betracht höchſt merkwürdig.

V. Einige Folgerungen, die ſich aus Verbindung ſolcher Mittel, welche eine verſchiedene zerſtreuende Kraft haben, ergeben und bisher noch nicht genug beachtet worden, laſſen ſich auf dieſe Weiſe erklären. Obgleich die größere Refrangibilität der violetten vor den rothen Strahlen, wenn das Licht aus irgend einem Mittel in einen leeren Raum geht, als ein Geſetz der Natur betrachtet werden kann: ſo ſind es doch gewiſſe Eigenſchaften der Mittel, von denen es abhängt, welche von dieſen Strahlen, bei'm Uebergang des Lichtes aus einem Mittel in's andere, die meiſt refrangibeln ſein ſollen, oder inwiefern irgend ein Unterſchied in ihrer Brechbarkeit Statt finde.

VI. Die Anwendung von Huygen's Demonſtrationen auf die Verbeſſerung jener Abweichung, die ſich von der ſphäriſchen Figur der

Linsen beschreibt, sie mögen fest oder flüssig sein, kann als der nächste Schritt, die Theorie der FernGläser zu verbessern, angesehen werden.

VII. Sodann bei Versuchen, welche mit Objectiv-Gläsern von sehr weiter Oeffnung gemacht, und in welchen beide Abweichungen, insofern es die Grundsätze erlauben, verbessert worden, findet sich, daß die Farbenabweichung durch die gemeine Verbindung zweier Mittel von verschiedener Dispersiv-Kraft nicht vollkommen zu verbessern sei. Die homogenen grünen Strahlen sind alsdann die meist refrangirten, zunächst bei diesen Blau und Gelb vereinigt, dann Indigo und Orange vereinigt, dann Violett und Roth vereinigt, welche am Wenigsten refrangirt sind.

VIII. Wenn diese Farbenhervorbringung beständig und die Länge des secundären Spectrums dieselbe wäre, in allen Verbindungen der Mittel, wo die ganze Brechung des Pinsels gleich ist: so würde die vollkommene Verbesserung jener Abweichung, die aus der Verschiedenheit der Refrangibilität entsteht, unmöglich sein und als ein unübersteigliches Hinderniß der Verbesserung dioptrischer Instrumente entgegenstehen.

IX. Der Zweck meiner Experimente war daher, zu untersuchen, ob die Natur solche durchsichtige Mittel gewähre, welche dem Grade nach, in welchem sie die Strahlen des prismatischen Spectrums zerstreuen, verschieden wären, zugleich aber die mancherlei Reihen der Strahlen in derselben Proportion auseinander hielten. Denn wenn sich solche Mittel fänden, so würde das obengemeldete secundäre Spectrum verschwinden, und die Abweichung, welche durch die verschiedene Refrangibilität entsteht, könnte aufgehoben werden. Der Erfolg dieser Untersuchung war nicht glücklich in Betracht ihres Hauptgegenstandes. In jeder Verbindung, die man versuchte, bemerkte man dieselbe Art von nicht beseitigter Farbe, und man schloß daraus, daß es keine directe Methode gebe, die Abberation wegzuschaffen.

X. Aber es zeigte sich in dem Verlauf der Versuche, daß die Breite des secundären Spectrums geringer war in einigen Verbindungen als in andern, und da eröffnete sich ein indirecter Weg, jene Verbesserung zu finden, indem man nämlich eine zusammengesetzte, hohle Linse von Materialien, welche die meiste Farbe hervorbringen, mit einer zusammengesetzten, converen Linse von Materialien, welche die wenigste Farbe hervorbringen, verband und nun beobachtete, auf was Weise man Dieß durch drei Mittel bewirken könnte, ob es gleich schien, daß ihrer viere nöthig wären.

XI. Indem man sich nun nach Mitteln umsah, welche zu jenem Zweck am Geschicktesten sein möchten, so entdeckte man eine wunderbare und merkwürdige Eigenschaft in der Salzsäure. In allen Mitteln, deren Zerstreuungskräfte man bisher untersucht hatte, waren die grünen Strahlen, welche sonst die mittlern refrangibeln im Crown-Glas sind, unter den weniger refrangibeln; und daher verursachten sie jene nicht beseitigte Farbe, welche vorher beschrieben worden. In der Salzsäure hingegen machen dieselben Strahlen einen Theil der mehr refrangibeln und in Gefolg davon ist die Ordnung der Farben in dem secundären Spectrum, welches durch eine Verbindung von Crown-Glas mit dieser Flüssigkeit hervorgebracht war, umgekehrt, indem das homogene Grün das wenigst refrangible und das verbundene Roth und Violett das meist refrangible war.

XII. Diese merkwürdige Eigenschaft, die man in der Salzsäure gefunden, führt zu dem vollkommensten Erfolg, dem großen Mangel der optischen Instrumente abzuhelfen, nämlich der Zerstreuung oder Abweichung der Strahlen, welche sich von ihrer ungleichen Refrangibilität herschrieb, und wodurch es bisher unmöglich ward, sie alle zusammen auf *einen* Punct zu bringen, sowohl bei einfachen als bei entgegengesetzten Brechungen. Eine Flüssigkeit, in welcher Theile der Salzsäure mit metallischen in gehörigem Verhältniß stehen, trennt die äußersten Strahlen des Spectrums weit mehr als Crown-Glas, bricht aber alle Reihen der Strahlen genau in demselben Verhältniß, wie dieß Glas thut; und daher können die Strahlen aller Farben, welche durch die Brechung des Glases divergent geworden, wieder parallel werden, entweder durch eine folgende Refraction auf der Grenze des Glases und gedachter Flüssigkeit, oder indem die brechende Dichtigkeit derselben geschwächt wird. Die Brechung, welche an der Grenze derselben und des Glases Statt findet, kann so regelmäßig, als wäre es Reflexion, gemacht werden, indessen die Mängel, welche von unvermeidlicher Unvollkommenheit des Schleifens entspringen müssen, hier viel weniger anstößig sind als bei der Reflexion, und die Masse Licht, welche durch gleiche Oeffnung der Teleskope durchfällt, viel größer ist.

XIII. Dieses sind die Vortheile, welche unsere Entdeckung anbietet. In der Ausführung mußte man bei'm ersten Angreifen der Sache mancherlei Schwierigkeiten erwarten und deren manche überwinden, ehe die Erfahrungen vollständig wirken konnten; denn zur Genauigkeit der Beobachtungen gehört, daß die Objectiv-Gläser sehr sorgfältig gearbeitet werden, indem die Phänomene viel auffallender sind, wenn die vergrößernden Kräfte wachsen. Die Mathe-

matiker haben ſich viel Mühe zu geringem Zwecke gegeben, indem ſie die Radien der Sphären ausrechneten, welche zu achromatiſchen Teleſcopen nöthig ſind: denn ſie bedachten nicht, daß Objectiv-Gläſer viel zartere Prüfmittel ſind für die optiſchen Eigenſchaften brechender Medien als die groben Verſuche durch Prismen, und daß die Reſultate ihrer Demonſtrationen nicht über die Genauigkeit der Beobachtungen hinausgehen, wohl aber dahinter zurückbleiben können."

XIV. Ich ſchließe dieſen Vortrag, der ſchon länger geworden, als ich mir vorſetzte, indem ich die verſchiedenen Fälle ungleicher Brechbarkeit des Lichts erzähle, damit ihre Mannigfaltigkeit auf ein Mal deutlich eingeſehen werde.

XV. Bei der Brechung, welche an der Grenze eines jeden bekannten Mittels und eines leeren Raums Statt findet, ſind die verſchiedenfarbigen Strahlen ungleich brechbar, die rothmachenden am wenigſten, die violettmachenden am meiſten. Dieſer Unterſchied der Brechbarkeit der rothen und violetten Strahlen iſt jedoch nicht derſelbige in allen Mitteln. Solche Mittel, in welchen der Unterſchied am größten iſt, und welche daher die verſchiedenfarbigen Strahlen am meiſten trennen oder zerſtreuen, hat man durch den Ausdruck disperſive unterſchieden, und diejenigen, welche die Strahlen am wenigſten von einander trennen, ſind indisperſive genannt worden. Dieſe Mittel ſind alſo dadurch von einander unterſchieden, und mehr noch durch einen andern höchſt weſentlichen Umſtand.

XVI. Es zeigt ſich durch Verſuche, welche man auf indisperſive Mittel gemacht hat, daß das mittlere refrangible Licht immer daſſelbe und zwar von grüner Farbe iſt.

XVII. Hingegen in der weitläuftigen Claſſe disperſiver Mittel, wozu Flint-Glas, metalliſche Auflöſungen und weſentliche Oele gehören, macht das grüne Licht nicht die mittlere refrangible Reihe, ſondern bildet eine von den weniger refrangiblen Reihen, indem man ſolches im prismatiſchen Spectrum näher am tiefen Roth als an dem äußerſten Violett findet.

XVIII. In einer andern Claſſe disperſiver Mittel, welche die Salz- und Salpeter-Säure enthält, wird daſſelbe grüne Licht eines der mehr refrangiblen, indem es ſich näher am letzten Violett, als am tiefſten Roth zeigt.

XIX. Dieſes ſind die Verſchiedenheiten in der Brechbarkeit des Lichtes, wenn die Refraction an der Grenze eines leeren Raumes Statt findet; und die Phänomene werden nicht merklich unterſchieden ſein, wenn die Brechungen an der Grenze des dichten Mittels und der Luft geſchehen. Aber wenn Luft aus einem dichten Mittel in's andere übergeht, ſind die Fälle der ungleichen Refrangibilität viel verwickelter.

XX. Bei Refractionen, welche auf der Grenze von Mitteln geſchehen, welche nur an Stärke und nicht an Eigenſchaft verſchieden ſind, als Waſſer und Crown-Glas, oder an der Grenze von verſchiedenen disperſiven Flüſſigkeiten, welche mehr oder weniger verdünnt ſind, wird der Unterſchied der Refrangibilität derſelbe ſein, der oben an der Grenze dichter Mittel und der Luft bemerkt worden, nur daß die Refraction geringer iſt.

XXI. An der Grenze eines indisperſiven und eines dünnern Mittels, das zu irgend einer Claſſe der disperſiven gehört, können die rothen und violetten Strahlen gleich refrangibel gemacht werden. Wenn die disperſive Gewalt des dünnern Mittels ſich vermehrt, ſo werden die violetten Strahlen die wenigſt refrangibeln, und die rothen die meiſt refrangibeln. Wenn die mittlere refractive Dichtigkeit zweier Mittel gleich iſt, ſo werden die rothen und violetten Strahlen in entgegengeſetzten Richtungen gebrochen, die einen zu, die andern von dem Perpendikel.

XXII. Dieſes begegnet den rothen und violetten Strahlen, welche Art von disperſiven Mitteln man auch brauche; aber die Refrangibilität der mittlern Strahlenordnung und beſonders der grünen Strahlen wird verſchieden ſein, wenn die Claſſe der disperſiven Mittel verändert wird.

XXIII. So in dem erſten Fall, wenn rothe und violette Strahlen gleich refrangibel gemacht worden, werden die grünen Strahlen als die meiſt refrangibeln heraustreten, ſobald man die erſte Claſſe der disperſiven Mittel gebraucht, und als die wenigſt refrangibeln, ſobald die zweite Claſſe angewendet wird. So in den zwei andern Fällen, wo das Violette das am wenigſten und das Rothe das am meiſten refrangible wird, und wo dieſe beiden in entgegengeſetzten Directionen gebrochen werden; alsdann werden die grünen Strahlen zu den rothen gelangen, wenn die erſte Claſſe der disperſiven Mittel gebraucht wird, und werden ſich zu den violetten geſellen, wenn man die zweite Claſſe braucht.

XXIV. Nur noch ein anderer Fall ungleicher Refraction bleibt übrig zu bemerken, und Das iſt der: wenn Licht gebrochen wird an der Grenze von Mitteln, die zu den zwei verſchiedenen Claſſen disperſiver Flüſſigkeiten gehören. Bei dem Uebergang z. B. von einem weſentlichen Oel, oder einer metalliſchen Solution in die Salzſäuren, läßt ſich die refractive Dichtigkeit dieſer Flüſſigkeiten ſo zurichten, daß die rothen und violetten Strahlen keine Refraction erdulden, wenn ſie aus einer Flüſſigkeit in die andere gehen, wie ſchief auch ihre Incidenz ſein möge. Aber die grünen Strahlen werden alſo

dann eine merkliche Brechung erleiden; und diese Brechung wird sich vom Perpendikel wegbewegen, wenn das Licht aus der Salzsäure in das wesentliche Oel übergeht, und gegen den Perpendikel, wenn es von dem wesentlichen Oel in die Salzsäure übergeht. Die andern Reihen der Strahlen erleiden ähnliche Brechungen, welche am Größesten sind bei denen, die dem Grün am Nächsten kommen, und abnehmen, wie sie sich dem tiefen Rothen an der einen Seite, und dem letzten Violetten an der andern nähern, wo Refraction vollkommen aufhört."

Bemerkungen über das Vorhergehende.

Wir können voraussetzen, daß unsere Leser die Lehre von der Achromasie überhaupt, theils wie wir solche in unserm Entwurfe, theils im historischen Theile vorgetragen, genugsam gegenwärtig haben. Was die Blair'schen Bemühungen betrifft, so findet sich über dieselben ein Aufsatz in den Gilbert'schen Annalen der Physik (6. Band, S. 129 ff.); auch kommen in dem Reichsanzeiger (1794, Nr. 152, und 1795, Nr. 4 und 14) einige Notizen vor, welche zur Erläuterung der Sache dienen. Wir haben den Autor selbst reden lassen, und seine einzelnen Paragraphen numerirt, um einige Bemerkungen darauf beziehen zu können.

Die Blair'schen Versuche sind mit Prismen und Objectiv-Gläsern gemacht; aber beide Arten sind nicht deutlich von einander abgesondert, noch ist die Beschreibung so gefaßt, daß man wissen könnte, wann die eine oder die andere Weise zu versuchen eintritt. Er nennt die prismatischen Versuche grob. Wir finden Dieß eine des Naturforschers unwürdige Art, sich auszudrücken. Sie sind, wie alle ähnlichen einfachen Versuche, keineswegs grob, sondern rein zu nennen. Die reine Mathematik ist nicht grob, verglichen mit der angewandten, ja sie ist vielmehr zarter und zuverlässiger.

Das größte Uebel jedoch, das den Blair'schen Versuchen beiwohnt, ist, daß sie nach der Newton'schen Theorie beschrieben sind. Versuche nach einer falschen Terminologie ausgesprochen, sind, wenn man sie nicht wiederholen kann, sehr schwer durch eine Conjectural-Critik auf den rechten Fuß zu stellen. Wir fanden uns nicht in dem Fall, die Blair'schen Versuche zu wiederholen; doch werden wir möglichst suchen, ihnen auf die Spur zu kommen.

Ad VII.

Es sollen Versuche mit achromatischen Objectiv-Gläsern von sehr weiter Oeffnung gemacht worden sein; was für Versuche aber ist nicht deutlich. Man kann durch solche Objectiv-Gläser da Sonnenlicht fallen lassen, um zu sehen, ob es bei seinem Zusammenziehen oder Ausdehnen Farben zeige; man kann schwarze und weiße kleine Scheiben auf entgegengesetzten Gründen dadurch betrachten, ob sich Ränder an ihnen zeigen oder nicht. Wir nehmen an, daß er den Versuch auf die erste Weise angestellt. Nun sagt er, in diesen Objectiv-Gläsern wären die beiden Abweichungen gewisser Maßen verbessert gewesen. Dieß heißt doch wohl von Seiten der Form und von Seiten der Farbe. Ist dieses Letztere auch nur einiger Maßen geschehen, wie können denn die wunderlichen Farbenerscheinungen noch übrig bleiben, von denen der Schluß des Paragraphen spricht?

Wir finden uns bei Betrachtung dieser Stelle in nicht geringer Verlegenheit. Homogene, grüne Strahlen, die wir nach unserer Lehre gar nicht kennen, sollen die meist refrangirten sein. Das müßte also doch wohl heißen: sie kommen zuerst im Focus an. Hier wäre also irgend etwas Grünes gesehen worden. Wie soll man nun aber das Folgende verstehen, wo immer je zwei und zwei farbige Strahlen vereinigt sein sollen? Hat man sie gesehen oder nicht gesehen? Im ersten Fall müßten sie jedes Mal aneinander grenzen und doppeltfarbige Kreise bilden. Oder hat man sie nicht gesehen, und heißt das vereinigt hier, nach der unglückseligen Newton'schen Theorie, wieder zu Weiß verbunden; wie erkennt man denn, daß sie da waren, und wie erfährt man, wo sie geblieben sind?

Wir dachten uns aus dieser Verwirrung allenfalls durch eine doppelte Vermuthung zu helfen. Bei achromatischen Fernröhren kommt manchmal der Fall vor, daß die Conver- und Concav-Linse so genau passen, daß sie sich unmittelbar berühren und drücken, wodurch die lebhaftesten exoptischen Farben entstehen. Trat vielleicht bei jenem Objectiv dieser Umstand ein, und Blair ließ das Sonnenlicht hindurchfallen, so konnten solche Farbenkreise entstehen, wie er sie bezeichnet, aber von einer ganz andern Seite. Sie gehören unter eine ganz andere Rubrik, als wohin er sie zieht. Noch ein anderer Umstand konnte Statt finden, daß nämlich das zu diesem Objectiv angewandte Crown-Glas nicht vollkommen rein war, und sich also mit Refraction verbundene paroptische Farbenkreise zeigten; doch bleibt es uns unmöglich, etwas Gewisses hierüber festzusetzen.

Ad VI.

Die Versuche, von denen hier die Rede ist, müssen mit Prismen gemacht worden sein. Er hält sich besonders bei dem Grünen des prismatischen Spectrums auf, welches, wie bekannt, ursprünglich darin gar nicht existirt. Die Re-

Röſe.

(Auf den Kamin deutend) Steht hier.

Märten.

Das ſeh' ich. Aber die Milch?

Röſe.

Iſt gleich warm. (Geht nach dem Schranke, öffnet ihn mit einem Schlüſſel des Bundes, das ſie anhängen hat, nimmt Rahm heraus, und ſetzt ihn in den Kamin.)

Märten.

(Indeſſen) Röſe, das iſt nicht hübſch!

Röſe.

(Beſchäftigt) Was denn, Vater?

Märten.

Daß du mich ganz und gar über Görgen vergißt.

Röſe.

(wie oben) Wie ſo?

denart, daß grüne Strahlen die mittlern brechbaren sein sollen, ist grundfalsch. Wir haben es tausend Mal wiederholt: die Mitte des Gespenstes ist zuerst weiß.

Man nehme unsere fünfte Tafel zur Hand. Wo Gelb und Blau sich berühren, entsteht das Grün und erscheint einen Augenblick ungefähr in der Mitte des Spectrums. Wie aber bei Anwendung eines jeden Mittels, es sei von welcher Art es wolle, das Violette wächst, so gehört Grün freilich mehr dem untern als dem obern Theile zu.

Weil nun sogenannte mehr disperse Mittel einen längern violetten Schweif bilden, so bleibt das Grün, obgleich immer an seiner Stelle, doch weiter unten, und nun rechnet es der Verfasser gar zu den minder refrangiblen Strahlen. Es steckt aber eigentlich nur in der Enge des hellen Bildes, und der violette Saum geht weiter darüber hinaus. Hiermit wären wir also im Reinen.

Daß es aber starke disperse Mittel geben soll, durch welche das Grün mehr nach oben gerückt wird, oder nach jener Terminologie zu den mehr refrangiblen Reihen gehört, scheint ganz unmöglich, weil die Säume in's helle Bild hinein stärker wachsen müßten, als aus dem Hellen hinaus; welches sich nicht denken läßt, da beide Randerscheinungen sich jederzeit völlig auf gleiche Weise ausdehnen.

Was hingegen Dr. Blair gesehen haben mag, glauben wir indeß durch eine Vermuthung auslegen zu können. Er bedient sich zu diesen Versuchen seiner hohlen Prismen. Diese sind aus Messing und Glas zusammengesetzt. Wahrscheinlich haben Salz- und Salpeter-Säure Etwas von dem Messing aufgelöst und einen Grünspan in sich aufgenommen. Durch dieses nunmehr grün gefärbte Mittel wurde das Grün des Spectrums erhöht, und der violette Theil desselben deprimirt. Ja, es ist möglich, daß der äußerste zarte Theil des Saums völlig aufgehoben worden. Auf diese Weise rückt freilich das Grün scheinbar weit genug hinauf, wie man sich dieß Resultat schon durch jedes grüne Glas vergegenwärtigen kann.

Ad XXII und XXIV.

Durch diese beiden Paragraphen wird jene Vermuthung noch bestärkt; denn hier kommen Versuche vor, durch welche, nach aufgehobenen Randstrahlen, die grünen mittlern Strahlen in ihrem Werth geblieben sein sollen. Was kann Das anders heißen, als daß zuletzt ein grünes Bild noch übrig blieb? Aber wie kann Dieses entstehen, wenn die Reihen der entgegengesetzten Enden aufgehoben sind, da es bloß aus diesen zusammengesetzt ist? Schwerlich kann es etwas Anderes sein und heißen, als daß ein an seinen Rändern wirklich achromatisirtes, durch ein grünes Mittel aber grün gefärbtes, gebrochenes Bild noch übrig geblieben.

Soviel von unsern Vermuthungen, denen wir noch Manches hinzufügen könnten. Allein es ist eine traurige Aufgabe, mit Worten gegen Worte zu streiten; und die Versuche anzustellen, um der Sache genau auf die Spur zu kommen, mangelt uns gegenwärtig Zeit und Gelegenheit. Sie verdient wegen Erweiterung der theoretischen Ansicht vielleicht künftig noch eine nähere Prüfung. Denn was das Practische betrifft, so sieht man leicht, daß diesen aus Glas und salinischen Flüssigkeiten zusammengesetzten, sogenannten aplanatischen Gläsern in der Ausführung noch mehr Hindernisse entgegenstanden, als jenen aus zwei Glasarten verbundenen achromatischen. Auch scheint das Unternehmen nicht weiter geführt worden zu sein. Ob wir hierüber nähere Nachricht erhalten können, muß die Zeit lehren.

Uns sei indessen vergönnt, da wir uns dem Schlusse unserer Arbeit immer mehr nähern, eine allgemeine, hierher wohl passende Anmerkung beizubringen.

In physischen sowohl als andern Erfahrungswissenschaften kann der Mensch nicht unterlassen, in's Minutiöse zu gehen, theils weil es etwas Reizendes hat, ein Phänomen in's unendlich Kleine zu verfolgen, theils weil wir im Practischen, wenn einmal Etwas geleistet ist, das Vollkommnere zu suchen immer aufgefordert werden. Beides kann seinen Nutzen haben; aber der daraus entspringende Schaden ist nicht weniger merklich. Durch jenes erstgenannte Bemühen wird ein unendlicher Wissensmust aufgehäuft, und das Würdige mit dem Unwürdigen, das Werthe mit dem Unwerthen durcheinander gerüttelt und Eins mit dem Andern der Aufmerksamkeit entzogen.

Was die practischen Forderungen betrifft, so mögen unnütze Bemühungen noch eher hingehen; denn es springt zuletzt doch manchmal etwas Unerwartetes hervor. Aber Der, dem es Ernst um die Sache ist, bedenke doch ja, daß der Mensch in einen Mittelzustand gesetzt ist, und daß ihm nur erlaubt ist, das Mittlere zu erkennen und zu ergreifen. Der Natur, um ganz zunächst bei der Materie zu bleiben, von der wir eben handeln, war es selbst nicht möglich, das Auge ganz achromatisch zu machen. Es ist achromatisch nur insofern als wir frei, gerade vor uns hinsehen. Bücken wir den Kopf nieder oder heben ihn in die Höhe, und blicken in dieser gezwungenen Stellung nach irgend einem entschiedenen, hellen oder dunkeln Bilde, nach einem zu diesen

Erfahrungen immer bereiten Fensterkreuz: so werden wir mit bloßen Augen die prismatischen Säume gewahr. Wie sollte es also der Kunst gelingen, die Natur in einem solchen Grade zu meistern, da man ja nicht mit abstracten, sondern mit concreten Kräften und Körpern zu thun hat, und es sich mit dem Höchsten, der Idee, ebenso verhält, daß man sie keineswegs in's Enge noch in's Gleiche bringen kann?

Keineswegs werde jedoch, wie schon gesagt, der Forscher und Techniker abgeschreckt, in's Feinere und Genauere zu gehen; nur thue er es mit Bewußtsein, um nicht Zeit und Fähigkeiten zu vertändeln und zu verschwenden.

Confession des Verfassers.

Da uns, wenn wir an irgend einem Geschehenen Theil nehmen, Nichts willkommener sein kann, als daß Personen, welche mitgewirkt, uns die besondern Umstände offenbaren mögen, wie dieses oder jenes Ereigniß seinen Ursprung genommen, und Dieß sowohl von der politischen als wissenschaftlichen Geschichte gilt; auch in beiden Nichts so klein geachtet werden mag, das nicht irgend einem Nachkommenden einmal bedeutend sein könnte: so habe ich nicht unterlassen wollen, nachdem ich dem Lebensgange so mancher Andern nachgespürt, gleichfalls aufzuzeichnen, wie ich zu diesen physischen und besonders chromatischen Untersuchungen gelangt bin; welches um so mehr erwartet werden darf, weil eine solche Beschäftigung schon Manchem als meinem übrigen Lebensgange fremd erschienen ist.

Die Menge mag wohl Jemandem irgend ein Talent zugestehen, worin er sich thätig bewiesen und wobei das Glück sich ihm nicht abhold gezeigt; will er aber in ein anderes Fach übergehen und seine Künste vervielfältigen: so scheint es, als wenn er die Rechte verletze, die er einmal der öffentlichen Meinung über sich eingeräumt, und es werden daher seine Bemühungen in einer neuen Region selten freundlich und gefällig aufgenommen.

Hierin kann die Menge wohl einiger Maßen recht haben: denn es hat jedes einzelne Beginnen so viele Schwierigkeiten, daß es einen ganzen Menschen, ja mehrere zusammen braucht, um zu einem erwünschten Ziele zu gelangen. Allein dagegen hat man wieder zu bedenken, daß die Thätigkeiten, in einem höhern Sinne, nicht vereinzelt anzusehen sind, sondern daß sie einander wechselsweise zu Hülfe kommen, und daß der Mensch, wie mit Andern, also auch mit sich selbst, öfters in ein Bündniß zu treten, und daher sich in mehrere Tüchtigkeiten zu theilen und in mehrern Tugenden zu üben hat.

Wie es mir hierin im Ganzen ergangen, würde nur durch eine umständliche Erzählung mitgetheilt werden können, und so mag das Gegenwärtige als ein einzelnes Capitel jenes größern Bekenntnisses angesehen werden, welches abzulegen mir vielleicht noch Zeit und Muth übrig bleiben.

Indem sich meine Zeitgenossen gleich bei dem ersten Erscheinen meiner dichterischen Versuche freundlich genug gegen mich erwiesen und mir, wenn sie gleich sonst Mancherlei auszusetzen fanden, wenigstens ein poetisches Talent mit Geneigtheit zuerkannten: so hatte ich selbst gegen die Dichtkunst ein eig'nes, wunderſames Verhältniß, das bloß practisch war, indem ich einen Gegenstand, der mich ergriff, ein Muster, das mich aufregte, einen Vorgänger, der mich anzog, so lange in meinem innern Sinn trug und hegte, bis daraus Etwas entstanden war, das als mein angesehen werden mochte, und das ich, nachdem ich es jahrelang im Stillen ausgebildet, endlich auf ein Mal, gleichsam aus dem Stegreife und gewisser Maßen instinctartig, auf das Papier schrieb; daher denn die Lebhaftigkeit und Wirksamkeit meiner Productionen sich ableiten mag.

Da mir aber, sowohl in Absicht auf die Conception eines würdigen Gegenstandes als auf die Composition und Ausbildung der einzelnen Theile, sowie was die Technik des rhythmischen und prosaischen Styls betraf, nichts Brauchbares weder von den Lehrstühlen noch aus den Büchern entgegenkam, indem ich manches Falsche zwar zu verabscheuen, das Rechte aber nicht zu erkennen wußte und deßhalb selbst wieder auf falsche Wege gerieth: so suchte ich mir außerhalb der Dichtkunst eine Stelle, auf welcher ich zu irgend einer Vergleichung gelangen, und Dasjenige, was mich in der Nähe verwirrte, aus einer gewissen Entfernung übersehen und beurtheilen könnte.

Diesen Zweck zu erreichen, konnte ich mich nirgends besser hinwenden als zur bildenden Kunst. Ich hatte dazu mehrfachen Anlaß: denn ich hatte so oft von der Verwandtschaft der Künste gehört, welche man auch in einer gewissen Verbindung zu behandeln anfing. Ich war in einsamen Stunden früherer Zeit auf die Natur aufmerksam geworden, wie sie sich als Landschaft zeigt, und hatte, da ich von Kindheit auf in den Werkstätten der Maler aus- und einging, Versuche gemacht, Das, was mir in der Wirklichkeit erschien, so gut es sich schicken wollte, in ein Bild zu verwandeln; ja ich fühlte hierzu, wozu ich eigentlich keine Anlage hatte, einen weit größern Trieb als zu Demjenigen, was mir von Natur leicht und bequem war. So gewiß ist es, daß die falschen Tendenzen den Menschen öfters mit größerer Leidenschaft entzünden, als die wahrhaften, und daß er Demjenigen weit

eifriger nachſtrebt, was ihm mißlingen muß, als was ihm gelingen könnte.

Je weniger alſo mir eine natürliche Anlage zur bildenden Kunſt geworden war, deſto mehr ſah ich mich nach Geſetzen und Regeln um; ja ich achtete weit mehr auf das Techniſche der Malerei, als auf das Techniſche der Dichtkunſt: wie man denn durch Verſtand und Einſicht Dasjenige auszufüllen ſucht, was die Natur Lückenhaftes an uns gelaſſen hat.

Je mehr ich nun durch Anſchauung der Kunſtwerke, inſofern ſie mir im nördlichen Deutſchland vor die Augen kamen, durch Unterredung mit Kennern und Reiſenden, durch Leſen ſolcher Schriften, welche ein lange pedantiſch vergrabenes Alterthum einem geiſtigern Anſchauen entgegenzuheben verſprachen, an Einſicht gewiſſer Maßen zunahm: deſto mehr fühlte ich das Bodenloſe meiner Kenntniſſe, und ſah immer mehr ein, daß nur von einer Reiſe nach Italien etwas Befriedigendes zu hoffen ſein möchte.

Als ich endlich nach manchem Zaudern über die Alpen gelangt war, ſo empfand ich gar bald, bei dem Zudrang ſo vieler unendlichen Gegenſtände, daß ich nicht gekommen ſei, um Lücken auszufüllen und mich zu bereichern, ſondern daß ich von Grund aus anfangen müſſe, alles bisher Gewähnte wegzuwerfen und das Wahre in ſeinen einfachſten Elementen aufzuſuchen. Zum Glück konnte ich mich an einigen von der Poeſie herübergebrachten, mir durch inneres Gefühl und langen Gebrauch bewährten Maximen feſthalten, ſo daß es mir zwar ſchwer, aber nicht unmöglich ward, durch ununterbrochenes Anſchauen der Natur und Kunſt, durch lebendiges, wirkſames Geſpräch mit mehr oder weniger einſeitigen Kennern, durch ſtetes Leben mit mehr oder weniger practiſchen oder denkenden Künſtlern, nach und nach mir die Kunſt überhaupt einzutheilen, ohne ſie zu zerſtückeln, und ihre verſchiedenen, lebendig ineinander greifenden Elemente gewahr zu werden.

Freilich nur gewahr zu werden und feſtzuhalten, ihre tauſendfältigen Anwendungen und Ramificationen aber einer künftigen Lebenszeit aufzuſparen. Auch ging es mir, wie Jedem, der reiſend oder lebend mit Ernſt gehandelt, daß ich in dem Augenblicke des Scheidens erſt einiger Maßen mich werth fühlte, hereinzutreten. Mich tröſteten die mannigfaltigen und unentwickelten Schätze, die ich mir geſammelt; ich erfreute mich an der Art, wie ich ſah, daß Poeſie und bildende Kunſt wechſelſeitig auf einander einwirken könnten. Manches war mir im Einzelnen deutlich, Manches im ganzen Zuſammenhange klar. Von einem einzigen Puncte wußte ich mir nicht die mindeſte Rechenſchaft zu geben; es war das Colorit.

Mehrere Gemälde waren in meiner Gegenwart erfunden, componirt, die Theile, der Stellung und Form nach, ſorgfältig durchſtudirt worden, und über alles Dieſes konnten mir die Künſtler, konnte ich mir und ihnen Rechenſchaft, ja ſogar manchmal Rath ertheilen. Kam es aber an die Färbung, ſo ſchien Alles dem Zufall überlaſſen zu ſein, dem Zufall, der durch einen gewiſſen Geſchmack, einen Geſchmack, der durch Gewohnheit, eine Gewohnheit, die durch Vorurtheil, ein Vorurtheil, das durch Eigenheiten des Künſtlers, des Kenners, des Liebhabers beſtimmt wurde. Bei den Lebendigen war kein Troſt, ebenſo wenig bei den Abgeſchiedenen, keiner in den Lehrbüchern, keiner in den Kunſtwerken. Denn wie beſcheiden ſich über dieſen Punct z. B. Laireſſe ausdrückt, kann Verwunderung erregen. Und wie wenig ſich irgend eine Maxime aus der Färbung, welche neuere Künſtler in ihren Gemälden angebracht, abſtrahiren laſſe, zeigt die Geſchichte des Colorits, verfaßt von einem Freunde, der ſchon damals mit mir zu ſuchen und zu unterſuchen geneigt war, und bis jetzt dieſem gemeinſam eingeſchlagenen Weg auf die löblichſte Weiſe treu geblieben.

Je weniger mir nun bei allen Bemühungen etwas erfreulich Belehrendes entgegenſchien, deſto mehr brachte ich dieſen mir ſo wichtigen Punct überall wiederholt, lebhaft und dringend zur Sprache, dergeſtalt daß ich dadurch ſelbſt Wohlwollenden faſt läſtig und verdrießlich fiel. Aber ich konnte nur bemerken, daß die lebenden Künſtler bloß aus ſchwankenden Ueberlieferungen und einem gewiſſen Impuls handelten; daß Helldunkel, Colorit, Harmonie der Farben immer in einem wunderlichen Kreiſe ſich durcheinander drehten. Keins entwickelte ſich aus dem andern, keins griff nothwendig ein in das andere. Was man ausübte, ſprach man als techniſchen Kunſtgriff, nicht als Grundſatz aus. Ich hörte zwar von kalten und warmen Farben, von Farben, die einander heben, und was Dergleichen mehr war; allein bei jeder Ausführung konnte ich bemerken, daß man in einem ſehr engen Kreiſe wandelte, ohne doch denſelben überſchauen oder beherrſchen zu können.

Das Sulzer'ſche Wörterbuch wurde um Rath gefragt; aber auch da fand ſich wenig Heil. Ich dachte ſelbſt über die Sache nach, und um das Geſpräch zu beleben, um eine oft durchgedroſchene Materie wieder bedeutend zu machen, unterhielt ich mich und die Freunde mit Paradoxen. Ich hatte die Ohnmacht des Blauen ſehr deutlich empfunden, und ſeine unmittelbare Verwandtſchaft mit dem Schwarzen bemerkt, nun gefiel es mir, zu behaupten: das Blaue ſei keine Farbe; und ich freute mich eines allgemeinen Widerſpruchs. Nur Jene-

lica, deren Freundschaft und Freundlichkeit mir schon öfters in solchen Fällen entgegengekommen waren. (Sie hatte z. B. auf mein Ersuchen erst ein Bild, nach Art älterer Florentiner, Grau in Grau gemalt und es bei völlig entschiedenem und fertigem Heudunkel mit durchscheinender Farbe überzogen, wodurch eine sehr erfreuliche Wirkung hervorgebracht wurde, ob man es gleich von einem auf die gewöhnliche Weise gemalten Bilde nicht unterscheiden konnte.) Angelica gab mir Beifall und versprach, eine kleine Landschaft ohne Blau zu malen. Sie hielt Wort, und es entsprang ein sehr hübsches, harmonisches Bild, etwa in der Art, wie ein Acyanoblepe die Welt sehen würde; wobei ich jedoch nicht läugnen will, daß sie ein Schwarz anwendete, welches nach dem Blauen hinzog. Wahrscheinlich findet sich dieses Bild in den Händen irgend eines Liebhabers, für den es durch diese Anecdote noch mehr Werth erhält.

Daß hierdurch Nichts ausgemacht wurde, ja vielmehr die Sache in einen geselligen Scherz ablief, war ganz natürlich. Indessen versäumte ich nicht, die Herrlichkeit der atmosphärischen Farben zu betrachten, wobei sich die entschiedenste Stufenfolge der Luft-Perspective, die Bläue der Ferne, sowie näher Schatten auffallend bemerken ließ. Bei'm Scirocco-Himmel, bei den purpurnen Sonnenuntergängen waren die schönsten meergrünen Schatten zu sehen, denen ich um so mehr Aufmerksamkeit schenkte, als ich schon in der ersten Jugend bei frühem Studiren, wenn der Tag gegen das angezündete Licht heraufwuchs, diesem Phänomen meine Bewunderung nicht entziehen konnte. Doch wurden alle diese Beobachtungen nur gelegentlich angestellt, durch so viel anderes mannigfaltiges Interesse zerstreut und verdrängt, so daß ich meine Rückreise unternahm und zu Hause, bei manchem Zudrang fremdartiger Dinge, die Kunst und alle Betrachtung derselben fast gänzlich aus dem Auge verlor.

Sobald ich nach langer Unterbrechung endlich Muße fand, den eingeschlagenen Weg weiter zu verfolgen, trat mir in Absicht auf Colorit Dasjenige entgegen, was mir schon in Italien nicht verborgen bleiben konnte. Ich hatte nämlich zuletzt eingesehen, daß man den Farben, als physischen Erscheinungen, erst von der Seite der Natur beikommen müsse, wenn man in Absicht auf Kunst Etwas über sie gewinnen wolle. Wie alle Welt war ich überzeugt, daß die sämmtlichen Farben im Licht enthalten seien; nie war es mir anders gesagt worden, und niemals hatte ich die geringste Ursache gefunden, daran zu zweifeln, weil ich bei der Sache nicht weiter interessirt war. Auf der Academie hatte ich mir Physik wie ein Anderer vortragen und die Experimente vorzeigen lassen. Winkler in Leipzig, einer der Ersten, der sich um Electricität verdient machte, behandelte diese Abtheilung sehr umständlich und mit Liebe, so daß mir die sämmtlichen Versuche mit ihren Bedingungen fast noch jetzt durchaus gegenwärtig sind. Die Gefäße waren sämmtlich blau angestrichen; man brauchte ausschließlich blaue Seidenfäden zum Anknüpfen und Aufhängen der Theile des Apparats: welches mir auch immer wieder, wenn ich über blaue Farbe dachte, einfiel. Dagegen erinnere ich mich nicht, die Experimente, wodurch die Newton'sche Theorie bewiesen werden soll, jemals gesehen zu haben; wie sie denn gewöhnlich in der Experimental-Physik auf gelegentlichen Sonnenschein verschoben, und außer der Ordnung des laufenden Vortrags gezeigt werden.

Als ich mich nun von Seiten der Physik den Farben zu nähern gedachte, las ich in irgend einem Compendium das hergebrachte Capitel. Und weil ich aus der Lehre, wie sie dastand, Nichts für meinen Zweck entwickeln konnte, so nahm ich mir vor, die Phänome wenigstens selbst zu sehen, zu welchem Hofrath Büttner, der von Göttingen nach Jena gezogen war, den nöthigen Apparat mitgebracht und mir ihn nach seiner freundlich mittheilenden Weise sogleich angeboten hatte. Es fehlte nur also noch an einer dunkeln Kammer, die durch einen wohlverschliessenen Fensterladen bewirkt werden sollte; es fehlte nur noch am Foramen exiguum, das ich mit aller Gewissenhaftigkeit, nach dem angegebenen Maß, in ein Blech einzubohren im Begriff stand. Die Hindernisse jedoch, wodurch ich abgehalten ward, die Versuche nach der Vorschrift, nach der bisherigen Methode anzustellen, waren Ursache, daß ich von einer ganz andern Seite zu den Phänomen gelangte und dieselben durch eine umgekehrte Methode ergriff, die ich noch umständlich zu erzählen gedenke.

Eben zu dieser Zeit kam ich in den Fall, meine Wohnung zu verändern. Auch dabei hatte ich meinen frühern Vorsatz vor Augen. In meinem neuen Quartier traf ich ein langes, schmales Zimmer mit einem Fenster gegen Südwest. Was hätte mir erwünschter sein können! Indessen fand sich bei meiner neuen Einrichtung soviel zu thun, so manche Hindernisse traten ein, und die dunkle Kammer kam nicht zu Stande. Die Prismen standen eingepackt, wie sie gekommen waren, in einem Kasten unter dem Tische, und ohne die Ungeduld des Jena'schen Besitzers hätten sie noch lange daselbst können.

Hofrath Büttner, der Alles, was er von

Büchern und Inſtrumenten beſaß, gern mittheilte, verlangte jedoch, wie es einem vorſichtigen Eigenthümer geziemt, daß man die geborgten Sachen nicht allzu lange behalten, daß man ſie zeitig zurückgeben und lieber ein Mal wieder auf's Neue borgen ſolle. Er war in ſolchen Dingen unvergeſſen und ließ es, wenn eine gewiſſe Zeit verfloſſen war, an Erinnerungen nicht fehlen. Mit ſolchen wollte er mich zwar nicht unmittelbar angehen; allein durch einen Freund erhielt ich Nachricht von Jena: der gute Mann ſei ungeduldig, ja empfindlich, daß ihm der mitgetheilte Apparat nicht wieder zugeſendet werde. Ich ließ dringend um einige Friſt bitten, die ich auch erhielt, aber auch nicht beſſer anwendete; denn ich war von ganz anderm Intereſſe feſtgehalten. Die Farbe, ſowie die bildende Kunſt überhaupt, hatte wenig Theil an meiner Aufmerkſamkeit, ob ich gleich ungefähr in dieſer Epoche, bei Gelegenheit der Sauſſur'ſchen Reiſen auf den Montblanc und des dabei gebrauchten Cyanometers, die Phänomene der Himmelsbläue, der blauen Schatten u. ſ. w. zuſammenſchrieb, um mich und Andere zu überzeugen, daß das Blaue nur dem Grade nach von dem Schwarzen und dem Finſtern verſchieden ſei.

So verſtrich abermals eine geraume Zeit, die leichte Vorrichtung des Fenſterladens und der kleinen Oeffnung ward vernachläſſigt, als ich von meinem Jena'ſchen Freund einen dringenden Brief erhielt, der mich auf's Lebhafteſte bat, die Prismen zurückzuſenden, und wenn es auch nur wäre, daß der Beſitzer ſich von ihrem Daſein überzeugte, daß er ſie einige Zeit wieder in Verwahrung hätte: ich ſollte ſie alsdann zu längerm Gebrauch wieder zurückerhalten; die Abſendung aber möchte ich ja mit dem zurückkehrenden Boten bewerkſtelligen. Da ich mich mit dieſen Unterſuchungen ſobald nicht abzugeben hoffte, entſchloß ich mich, das gerechte Verlangen ſogleich zu erfüllen. Schon hatte ich den Kaſten hervorgenommen, um ihn dem Boten zu übergeben, als mir einfiel, ich wolle doch noch geſchwind durch ein Prisma ſehen, was ich ſeit meiner früh'ſten Jugend nicht gethan hatte. Ich erinnerte mich wohl, daß Alles bunt erſchien; auf welche Weiſe jedoch, war mir nicht mehr gegenwärtig. Eben befand ich mich in einem völlig geweißten Zimmer; ich erwartete, als ich das Prisma vor die Augen nahm, eingedenk der Newton'ſchen Theorie, die ganze weiße Wand nach verſchiedenen Stufen gefärbt, das von da in's Auge zurückkehrende Licht in ſoviel farbige Lichter zerſplittert zu ſehen.

Aber wie verwundert war ich, als die durch's Prisma angeſchaute weiße Wand noch wie vor weiß blieb; daß nur da, wo ein dunkles d'ran ſtieß, ſich eine mehr oder weniger entſchiedene Farbe zeigte; daß zuletzt die Fenſterſtäbe am allerlebhafteſten farbig erſchienen, indeſſen am lichtgrauen Himmel draußen keine Spur von Färbung zu ſehen war! Es bedurfte keiner langen Ueberlegung, ſo erkannte ich, daß eine Grenze nothwendig ſei, um Farben hervorzubringen, und ich ſprach wie durch einen Inſtinct ſogleich für mich laut aus, daß die Newton'ſche Lehre falſch ſei. Nun war an keine Zurückſendung der Prismen mehr zu denken. Durch mancherlei Ueberredungen und Gefälligkeiten ſuchte ich den Eigenthümer zu beruhigen, welches mir auch gelang. Ich vereinfachte nunmehr die mir in Zimmern und im Freien durch's Prisma vorkommenden, zufälligen Phänomene, und erhob ſie, indem ich mich bloß ſchwarzer und weißer Tafeln bediente, zu bequemen Verſuchen.

Die beiden ſich immer einander entgegengeſetzten Ränder, die Verbreiterung derſelben, das Uebereinandergreifen über einen hellen Streif und das dadurch entſtehende Grün, wie die Entſtehung des Rothen bei'm Uebereinandergreifen über einen dunkeln Streif, Alles entwickelte ſich vor mir nach und nach. Auf einen ſchwarzen Grund hatte ich eine weiße Scheibe gebracht, welche, in einer gewiſſen Entfernung durch's Prisma angeſehen, das bekannte Spectrum vorſtellte und vollkommen den Newton'ſchen Hauptverſuch in der Camera obſcura vertrat. Eine ſchwarze Scheibe auf hellem Grund machte aber auch ein farbiges und gewiſſer Maßen noch prächtigeres Geſpenſt. Wenn ſich dort das Licht in ſo vielerlei Farben auflöſ't, ſagte ich zu mir ſelbſt, ſo müßte ja hier auch die Finſterniß als in Farben aufgelöſ't angeſehen werden.

Der Apparat meiner Tafeln war ſorgfältig und reinlich zuſammengeſchafft, vereinfacht ſoviel wie möglich und ſo eingerichtet, daß man die ſämmtlichen Phänomene in einer gewiſſen Ordnung dabei betrachten konnte. Ich wußte mir im Stillen nicht wenig mit meiner Entdeckung; denn ſie ſchien ſich an manches bisher von mir Erfahrene und Geglaubte anzuſchließen. Der Gegenſatz von warmen und kalten Farben der Maler zeigte ſich hier in abgeſonderten blauen und gelben Rändern. Das Blaue erſchien gleichſam als Schleier des Schwarzen, wie ſich das Gelbe als ein Schleier des Weißen bewies. Ein Helles mußte über das Dunkle, ein Dunkles über das Helle geführt werden, wenn die Erſcheinung eintreten ſollte; denn keine perpendiculare Grenze war gefärbt. Das Alles ſchloß ſich an Dasjenige an, was ich in der Kunſt von Licht und Schatten, und in der Natur von apparenten Farben gehört und geſehen

hatte. Doch ſtand alles Dieſes mir ohne Zuſammenhang vor der Seele und keineswegs ſo entſchieden, wie ich es hier ausſpreche.

Da ich in ſolchen Dingen gar keine Erfahrung hatte und mir kein Weg bekannt war, auf dem ich hätte ſicher fortwandeln können, ſo erſuchte ich einen benachbarten Phyſiker, die Reſultate dieſer Vorrichtungen zu präfen. Ich hatte ihm vorher bemerken laſſen, daß ſie mir Zweifel in Abſicht auf die Newton'ſche Theorie erregt hätten, und hoffte ſicher, daß der erſte Blick auch in ihm die Ueberzeugung, von der ich ergriffen war, aufregen würde. Allein wie verwundert war ich, als er zwar die Erſcheinungen in der Ordnung, wie ſie ihm vorgeführt wurden, mit Gefälligkeit und Beifall aufnahm, aber zugleich verſicherte: daß dieſe Phänomene bekannt und aus der Newton'ſchen Theorie vollkommen erklärt ſeien; dieſe Farben gehörten keineswegs der Grenze, ſondern dem Licht ganz allein an; die Grenze ſei nur Gelegenheit, daß in dem einen Fall die weniger refrangiblen, im andern die mehr refrangiblen Strahlen zum Vorſchein kämen; das Weiße in der Mitte ſei aber noch ein zuſammengeſetztes, durch Brechung nicht ſeparirtes Licht, das aus einer ganz eigenen Vereinigung farbiger, aber ſtufenweiſe übereinander geſchobener Lichter entſpringe; welches Alles bei Newton ſelbſt und in den nach ſeinem Sinn verfaßten Büchern umſtändlich zu leſen ſei.

Ich mochte dagegen nun einwenden, was ich wollte: daß nämlich das Violette nicht refrangibler ſei als das Gelbe, ſondern nur, wie dieſes in das Helle, ſo jenes in das Dunkle hineinſtrahle; ich mochte anführen, daß bei wachſender Breite der Säume das Weiße ſo wenig als das Schwarze in Farben zerlegt, ſondern in dem einen Falle nur durch ein zuſammengeſetztes Grün, in dem andern durch ein zuſammengeſetztes Roth zugedeckt werde: kurz, ich möchte mich mit meinen Verſuchen und Ueberzeugungen geberden, wie ich wollte: immer vernahm ich nur das erſte Credo, und mußte mir ſagen laſſen, daß die Verſuche in der dunkeln Kammer weit mehr geeignet ſeien, die wahre Anſicht der Phänomene zu verſchaffen.

Ich war nunmehr auf mich ſelbſt zurückgewieſen; doch konnte ich es nicht ganz laſſen und ſetzte noch einige Mal an, aber mit ebenſo wenig Glück, und ich wurde in Nichts gefördert. Man ſah die Phänomene gern; die Ununterrichteten amüſirten ſich damit, die Unterrichteten ſprachen von Brechung und Brechbarkeit, und glaubten ſich dadurch von aller weitern Präfung loszuzählen. Nachdem ich nun dieſe, in der Folge von mir ſubjectiv genannten Verſuche in's Unendliche, ja Unnöthige vervielfältigte, Weiß, Schwarz, Grau, Bunt in allen Verhältniſſen an und über einander auf Tafeln gebracht hatte, wobei immer nur das erſte ſimple Phänomen, bloß anders bedingt, erſchien: ſo ſetzte ich nun auch die Prismen in die Sonne, und richtete die Camera obſcura mit ſchwarz ausgeſchlagenen Wänden ſo genau und kluger als möglich ein. Das Fornmen exiguum ſelbſt wurde ſorgfältig angebracht. Allein dieſe beſchränkten Taſchenſpielerbedingungen hatten keine Gewalt mehr über mich. Alles, was die ſubjectiven Verſuche mir leiſteten, wollte ich auch durch die objectiven darſtellen. Die Kleinheit der Prismen ſtand mir im Wege. Ich ließ ein größeres aus Spiegelſcheiben zuſammenſetzen, durch welches ich nun, vermittelſt vorgeſchobener, ausgeſchnittener Pappen, alles Dasjenige hervorzubringen ſuchte, was auf meinen Tafeln geſehen wurde, wenn man ſie durch's Prisma betrachtete.

Die Sache lag mir am Herzen, ſie beſchäftigte mich; aber ich fand mich in einem neuen, unabſehlichen Felde, welches zu durchmeſſen ich mich nicht geeignet fühlte. Ich ſah mich überall nach Theilnehmern um; ich hätte gern mein Apparat, meine Bemerkungen, meine Vermuthungen, meine Ueberzeugungen einem Andern übergeben, wenn ich nur irgend hätte hoffen können, ſie fruchtbar zu ſehen.

All mein dringendes Mittheilen war vergebens. Die Folgen der Franzöſiſchen Revolution hatten alle Gemüther aufgeregt und in jedem Privat-Mann den Regierungsdünkel erweckt. Die Phyſiker, verbunden mit den Chemikern, waren mit den Gasarten und mit dem Galvanismus beſchäftigt. Ueberall fand ich Unglauben an meinem Beruf zu dieſer Sache; überall eine Art von Abneigung gegen meine Bemühungen, die ſich, je gelehrter und kenntnißreicher die Männer waren, immer mehr als unfreundlicher Widerwille zu äußern pflegte.

Höchſt undankbar würde ich hingegen ſein, wenn ich hier nicht Diejenigen nennen wollte, die mich durch Neigung und Zutrauen förderten. Der Herzog von Weimar, dem ich von jeher alle Bedingungen eines thätigen und frohen Lebens ſchuldig geworden, vergönnte mir auch dieſ Mal den Raum, die Muße, die Bequemlichkeit zu dieſem neuen Vorhaben. Der Herzog Ernſt von Gotha eröffnete mir ſein phyſicaliſches Cabinet, wodurch ich die Verſuche zu vermannigfaltigen und in's Größere zu führen in Stand geſetzt wurde. Der Prinz Auguſt von Gotha verehrte mir aus England verſchriebene, köſtliche, ſowohl einfache als zuſammengeſetzte achromatiſche Prismen. Der Fürſt Primas, damals in Erfurt, ſchenkte meinen erſten und allen folgenden Verſuchen eine

ununterbrochene Aufmerkſamkeit, ja er begnadigte einen umſtändlichen Aufſatz mit durchgehenden Randbemerkungen von eigener Hand, den ich noch als eine höchſt ſchätzbare Erinnerung unter meinen Papieren verwahre.“

Unter den Gelehrten, die mir von ihrer Seite Beiſtand leiſteten, zähl: ich Anatomen, Chemiker, Litteratoren, Philoſophen, wie Loder, Sömmering, Göttling, Wolff, Forſter, Schelling; hingegen keinen Phyſiker.

Mit Lichtenberg correſpondirte ich eine Zeit lang und ſendete ihm ein Paar auf Geſtellen bewegliche Schirme, woran die ſämmtlichen ſubjectiven Erſcheinungen auf eine bequeme Weiſe dargeſtellt werden konnten, ingleichen einige Aufſätze, freilich noch roh und ungeſchlacht genug. Eine Zeit lang antwortete er mir; als ich aber zuletzt dringender ward und das ekelhafte Newton'ſche Weiß mit Gewalt verfolgte, brach er ab, über dieſe Dinge zu ſchreiben und zu antworten; ja er hatte nicht einmal die Freundlichkeit, ungeachtet eines ſo guten Verhältniſſes, meiner Beiträge in der letzten Ausgabe ſeines Erleben's zu erwähnen. So war ich denn wieder auf meinen eigenen Weg gewieſen.

Ein entſchiedenes Aperçu iſt wie eine inoculirte Krankheit anzuſehen; man wird ſie nicht los, bis ſie durchgekämpft iſt. Schon längſt hatte ich angefangen, über die Sache nachzuleſen. Die Nachbeterei der Compendien ward mir bald zuwider und ihre beſchränkte Einförmigkeit gar zu auffallend. Ich ging nun an die Newton'ſche Optik, auf die ſich doch zuletzt Jedermann bezog, und freute mich, das Captioſe, Falſche ſeines erſten Experiments mir ſchon durch meine Tafeln anſchaulich gemacht zu haben und mir das ganze Räthſel bequem auflöſen zu können. Nachdem ich dieſe Vorpoſten glücklich überwältigt, drang ich tiefer in das Buch, wiederholte die Experimente, entwickelte und erbeute ſie, und fand ſehr bald, daß der ganze Feßler darauf beruhe, daß ein complicirtes Phänomen zum Grunde gelegt und das Einfachere aus dem Zuſammengeſetzten erklärt werden ſollte. Manche Zeit und manche Sorgfalt jedoch bedurfte es, um die Irrgänge alle durchzuwandern, in welche Newton ſeine Nachfolger zu verwirren beliebt hat. Hierzu waren mir die Lectiones opticae höchſt behülflich, indem dieſe einfacher, mit mehr Aufrichtigkeit und eigener Ueberzeugung des Verfaſſers geſchrieben ſind. Die Reſultate dieſer Bemühungen enthält ein polemiſcher Theil.

Wenn ich nun auf dieſe Weiſe das Grundloſe der Newton'ſchen Lehre, beſonders nach genauer Einſicht in das Phänomen der Achromaſie, vollkommen erkannte: ſo half mir zu einem neuen theoretiſchen Weg jenes erſte Gewahrwerden, daß ein entſchiedenes Auseinandertreten, Gegenſetzen, Vertheilen, Differenziren, oder wie man es nennen wollte, bei den prismatiſchen Farbenerſcheinungen Statt habe, welches ich mir kurz und gut unter der Formel der Polarität zuſammenfaßte, von der ich überzeugt war, daß ſie auch bei den übrigen Farben-Phänomenen durchgeführt werden könne.

Was mir inzwiſchen als Privat-Mann nicht gelingen mochte, bei irgend Jemanden Theilnahme zu erregen, der ſich zu meinen Unterſuchungen geſellt, meine Ueberzeugungen aufgenommen und darnach fortgearbeitet hätte: Das wollte ich nun als Autor verſuchen; ich wollte die Frage an das größere Publicum bringen. Ich ſtellte daher die nothwendigſten Bilder zuſammen, die man bei den ſubjectiven Verſuchen zum Grunde legen mußte. Sie waren ſchwarz und weiß, damit ſie als Apparat dienen, damit ſie Jedermann ſogleich durch's Prisma beſchauen könnte. Andere waren bunt, um zu zeigen, wie dieſe ſchwarzen und weißen Bilder durch's Prisma verändert würden. Die Nähe einer Karten-Fabrik veranlaßte mich, das Format von Spielkarten zu wählen; und indem ich Verſuche beſchrieb und gleich die Gelegenheit ſie anzuſtellen gab, glaubte ich das Erforderliche gethan zu haben, um in irgend einem Geiſte das Aperçu hervorzurufen, das in dem meinigen ſo lebendig gewirkt hatte.

Allein ich kannte damals, ob ich gleich alt genung war, die Beſchränktheit der wiſſenſchaftlichen Bilden noch nicht, dieſen Handwerksſinn, der wohl Etwas erhalten und fortpflanzen, aber Nichts fördern kann; und es waren drei Puncte, die für mich ſchädlich wirkten. Erſtlich hatte ich mein kleines Heft „Beiträge zur Optik“ betitelt. Hätte ich Chromatik geſagt, ſo wäre es unverſänglicher geweſen; denn da die Optik zum größten Theil mathematiſch iſt, ſo konnte und wollte Niemand begreifen, wie Einer, der keine Anſprüche an Meßkunſt machte, in der Optik wirken könne. Zweitens hatte ich, zwar nur ganz leiſe, angedeutet, daß ich die Newton'ſche Theorie nicht zulänglich hielte, die vorgetragenen Phänomene zu erklären. Hierdurch regte ich die ganze Schule gegen mich auf, und nun verwunderte man ſich erſt höchlich, wie Jemand, ohne höhere Einſicht in die Mathematik, wagen könne, Newton zu widerſprechen: denn daß eine Phyſik unabhängig von der Mathematik exiſtire, davon ſchien man keinen Begriff mehr zu haben. Die uralte Wahrheit, daß der Mathematiker, ſobald er in das Feld der Erfahrung tritt, ſo gut wie Jeder Andere dem Irrthum unterworfen ſei, wollte Niemand

in dieſem Falle anerkennen. In Gelehrten-Zeitungen, Journalen, Wörterbüchern und Compendien ſah man ſtolzmitleidig auf mich herab, und Keiner von der Gilde trug Bedenken, den Unſinn nochmals abdrucken zu laſſen, den man nun faſt hundert Jahre als Glaubensbekenntniß wiederholte. Mit mehr oder weniger dünkelhafter Selbſtgefälligkeit betrugen ſich Green in Halle, die Gotha'ſchen Gelehrten-Zeitungen, die Allgemeine Jena'ſche Litteratur-Zeitung, Gehler und beſonders Fiſcher in ihren phyſicaliſchen Wörterbüchern. Die Göttingen'ſchen Gelehrten-Anzeigen, ihrer Aufſchrift getreu, zeigten meine Bemühungen auf eine Weiſe an, um ſie ſogleich auf ewig vergeſſen zu machen.

Ich gab, ohne mich hierdurch weiter rühren zu laſſen, das zweite Stück meiner Beiträge heraus, welches die ſubjectiven Verſuche mit bunten Papieren enthält, die mir um ſo wichtiger waren, als dadurch für Jeden, der nur einiger Maßen in die Sache hätte ſehen wollen, der erſte Verſuch der Newton'ſchen Optik vollkommen enthüllt und dem Baum die Axt an die Wurzel gelegt wurde. Ich fügte die Abbildung des großen Waſſer-Prismas hinzu, die ich auch wieder unter die Tafeln des gegenwärtigen Werkes aufgenommen habe. Es geſchah damals, weil ich zu den objectiven Verſuchen übergehen und die Natur aus der dunkeln Kammer und von den winzigen Prismen zu befreien dachte.

Da ich in dem Wahn ſtand, Denen, die ſich mit Naturwiſſenſchaften abgeben, ſei es um die Phänomene zu thun: ſo geſellte ich, wie zum erſten Stücke meiner Beiträge ein Paket Karten, ſo zum zweiten eine Folio-Tafel, auf welcher alle Fälle von hellen, dunkeln und farbigen Flächen und Bildern dergeſtalt angebracht waren, daß man ſie nur vor ſich hinſtellen, durch ein Prisma betrachten durfte, um Alles, wovon in dem Hefte die Rede war, ſogleich gewahr zu werden. Allein dieſe Vorſorge war gerade der Sache hinderlich und der dritte Fehler, den ich beging. Denn dieſe Tafel, vielmehr noch als die Karten, war unbequem zu packen und zu verſenden, ſo daß ſelbſt einige aufmerkſam gewordene Liebhaber ſich beklagten, die Beiträge nebſt dem Apparat durch den Buchhandel nicht erhalten zu können.

Ich ſelbſt war zu andern Lebensweiſen, Sorgen und Zerſtreuungen hingeriſſen. Feldzüge, Reiſen, Aufenthalt an fremden Orten nahmen mir den größten Theil mehrerer Jahre weg; dennoch hielten mich die einmal angefangenen Betrachtungen, das einmal übernommene Geſchäft (denn zum Geſchäft war dieſe Beſchäftigung geworden) auch ſelbſt in den bewegteſten und zerſtreuteſten Momenten feſt; ja ich fand Gelegenheit, in der freien Welt Phänomene zu bemerken, die meine Einſicht vermehrten und meine Anſicht erweiterten.

Nachdem ich lange genug in der Breite der Phänomene herumgetaſtet und mancherlei Verſuche gemacht hatte, ſie zu ſchematiſiren und zu ordnen, fand ich mich am meiſten gefördert, als ich die Geſetzmäßigkeit der phyſiologiſchen Erſcheinungen, die Bedeutſamkeit der durch trübe Mittel hervorgebrachten, und endlich die verſatile Beſtändigkeit der chemiſchen Wirkungen und Gegenwirkungen erkennen lernte. Hiernach beſtimmte ſich die Eintheilung, der ich, weil ich ſie als die beſte befunden, ſtets treu geblieben. Nun ließ ſich ohne Methode die Menge von Erfahrungen weder ſondern noch verbinden; es wurden daher theoretiſche Erklärungsarten rege, und ich machte meinen Weg durch manche hypothetiſche Irrthümer und Einſeitigkeiten. Doch ließ ich den überall ſich wieder zeigenden Gegenſatz, die einmal ausgeſprochene Polarität nicht fahren, und zwar um ſo weniger, als ich mich durch ſolche Grundſätze im Stand fühlte, die Farbenlehre an manches Benachbarte anzuſchließen und mit manchem Entfernten in Reihe zu ſtellen. Auf dieſe Weiſe iſt der gegenwärtige Entwurf einer Farbenlehre entſtanden.

Nichts war natürlicher, als daß ich aufſuchte, was uns über dieſe Materie in Schriften überliefert worden, und es von den älteſten Zeiten bis zu den unſerigen nach und nach auszog und ſammelte. Durch eigene Aufmerkſamkeit, durch guten Willen und Theilnahme mancher Freunde kamen mir auch die ſeltnern Bücher in die Hände; doch nirgends bin ich auf ein Mal ſoviel gefördert worden, als in Göttingen durch den mit großer Liberalität und thätiger Beihülfe geſtatteten Gebrauch der unſchätzbaren Bücherſammlung. So häufte ſich allmälig eine große Maſſe von Abſchriften und Excerpten, aus denen die Materialien zur Geſchichte der Farbenlehre redigirt worden und wovon noch Manches zu weiterer Bearbeitung zurückliegt.

Und ſo war ich, ohne es beinahe ſelbſt bemerkt zu haben, in ein fremdes Feld gelangt, indem ich von der Poeſie zur bildenden Kunſt, von dieſer zur Naturforſchung überging, und Dasjenige, was nur Hülfsmittel ſein ſollte, mich nunmehr als Zweck anreitte. Aber als ich lange genug in dieſen fremden Regionen verweilt hatte, fand ich den glücklichen Rückweg zur Kunſt durch die phyſiologiſchen Farben und durch die ſittliche und äſthetiſche Wirkung derſelben überhaupt.

Ein Freund, Heinrich Meyer, dem ich ſchon früher in Rom manche Belehrung ſchuldig geworden, unterließ nicht, nach ſeiner Rückkehr, zu dem einmal vorgeſetzten Zweck, den er ſelbſt wohl in's Auge gefaßt hatte, mitzuwirken. Nach

angestellten Erfahrungen, noch entwickelten Grundsätzen machte er manchen Versuch gefärbter Zeichnungen, um Dasjenige mehr in's Licht zu setzen und wenigstens für uns selbst gewisser zu machen, was gegen das Ende meines Entwurfs über Farbengebung mitgetheilt wird. In den „Propyläen" versäumten wir nicht, auf Manches hinzudeuten; und wer das dort Gesagte mit dem nunmehr umständlicher Ausgeführten vergleichen will, dem wird der innige Zusammenhang nicht entgehen.

Höchst bedeutend aber ward für das ganze Unternehmen die fortgesetzte Bemühung des gedachten Freundes, der sowohl bei wiederholter Reise nach Italien, als auch sonst bei anhaltender Betrachtung von Gemälden, die Geschichte des Colorits zum vorzüglichen Augenmerk behielt und dieselbige in zwei Abtheilungen entwarf; die ältere, hypothetisch genannt, weil sie, ohne genugsame Beispiele, mehr aus der Natur des Menschen und der Kunst, als aus der Erfahrung zu entwickeln war; die neuere, welche auf Documenten beruht, die noch von Jedermann betrachtet und beurtheilt werden können.

Indem ich mich nun auf diese Weise dem Ende meines aufrichtigen Bekenntnisses nähere, so werde ich durch einen Vorwurf angehalten, den ich mir mache, daß ich unter jenen vortrefflichen Männern, die mich geistig gefördert, meinen unersetzlichen Schiller nicht genannt habe. Dort aber empfand ich eine Art von Scheu, dem besondern Denkmal, welches ich unserer Freundschaft schuldig bin, durch ein vorreiliges Gedenken Abbruch zu thun. Nun will ich aber doch in Betrachtung menschlicher Zufälligkeiten auf's Kürzeste bekennen, wie er an meinem Bestreben lebhaften Antheil genommen, sich mit den Phänomenen bekannt zu machen gesucht, ja sogar mit einigen Vorrichtungen umgeben, um sich an denselben vergnüglich zu belehren. Durch die große Natürlichkeit seines Genies ergriff er nicht nur schnell die Hauptpuncte, worauf es ankam; sondern wenn ich manchmal auf meinem beschaulichen Wege zögerte, nöthigte er mich, durch seine reflectirende Kraft vorwärtszueilen, und riß mich gleichsam an das Ziel, wohin ich strebte. Und so wünsche ich nur, daß mir das Besondere dieser Verhältnisse, die mich noch in der Erinnerung glücklich machen, bald auszusprechen vergönnt sein möge.

Aber alle diese Fortschritte wären durch die ungeheuern Ereignisse dieser letzten Jahre noch kurz vor dem Ziel aufgehalten und eine öffentliche Mittheilung unmöglich geworden, hätte nicht unsere verehrteste Herzogin, mitten unter dem Drang und Sturm gewaltsamer Umgebungen, auch mich in meinem Kreise nicht allein gesichert und beruhigt, sondern zugleich auf's Höchste aufgemuntert, indem sie einer Experimental-Darstellung der sämmtlichen, sich nach meiner Einsicht nunmehr glücklich aneinander schließenden Naturerscheinungen beizuwohnen und eine aufmerksame Versammlung durch ihre Gegenwart zu concentriren und zu beleben geruhte. Hierdurch allein wurde ich in den Stand gesetzt, alles Aeußere zu vergessen, und mir Dasjenige lebhaft zu vergegenwärtigen, was bald einem größern Publicum mitgetheilt werden sollte. Und so sei denn auch hier am Schlusse, wie schon am Anfange geschehen, die durch ihren Einfluß glücklich vollbrachte Arbeit dieser nicht genug zu verehrenden Fürstin dankbar gewidmet.

Statt des versprochenen supplementaren Theils.

Wir stammen unsre sechs Geschwister
Von einem wundersamen Paar,
Die Mutter ewig ernst und düster,
Der Vater fröhlich immerdar.
Von Beiden erbten wir die Tugend,
Von ihr die Milde, von ihm den Stand:
Da dreh'n wir uns in ewiger Jugend
Um Dich herum im Circel-Tanz.
Darum meiden wir die schwarzen Höhlen
Und lieben uns den heitern Tag,
Wir sind es, die die Welt beseelen
Mit unsers Lebens Zauberschlag.
Wir sind des Frühlings luft'ge Boten
Und führen seinen muntern Reihn.
Drum fliehen wir das Haus der Todten:
Denn um uns her muß Leben sein.
Und mag kein Glücklicher entbehren,
Wir sind dabei, wo man sich freut;
Und läßt der Kaiser sich verehren,
Wir leihen ihm die Herrlichkeit. Schiller.

In der Vorrede des ersten Bandes haben wir zu den drei nunmehr beendigten Theilen unsers Werkes, dem didactischen, polemischen, historischen, noch einen vierten supplementaren versprochen, welcher sich bei einer solchen Unternehmung allerdings nöthig macht; und es wird daher, in doppeltem Sinne, einer Entschuldigung bedürfen, daß derselbe nicht gegenwärtig mit den übrigen zugleich erscheint.

Ohne zu gedenken, wie lange diese Bände, die man hier dem Publicum übergibt, vorbereitet waren, dürfen wir wohl bemerken, daß schon vor vier Jahren der Druck derselben angefangen und durch so manche öffentliche und

häusliche, durch geistige und körperliche, wissenschaftliche und technische Hindernisse verspätet worden.

Abermals nähert sich mit dem Frühjahr derjenige Termin, an welchem die süßen Früchte gelehrten Fleißes durch den Buchhandel verbreitet werden, eben zu der Zeit, als die drei ersten Theile unserer chromatischen Arbeit die Presse verlassen, und mit den dazu gehörigen Tafeln ausgestattet worden. Der dritte Theil ist zur Stärke eines ganzen Bandes herangewachsen, dessen größere Hälfte er eigentlich nur ausmachen sollte, und es scheint daher wohl räthlich, die Herausgabe des so weit Gediehenen nicht aufzuschieben, indem die vorliegende Masse groß genug ist, um als eine nicht ganz unwerthe Gabe der theilnehmenden Welt angeboten zu werden.

Was jedoch von einem supplementaren Theile zu erwarten stehe, wollen wir hier mit Wenigem bemerken. Eine Revision des Didactischen kann auf mancherlei Weise Statt finden. Denn wir werden im Laufe einer solchen Arbeit mit Phänomenen bekannt, die, wenn auch nicht neu oder von solcher Bedeutung, daß sie unerwartete Aufschlüsse geben, doch mehr als andere sich zu Repräsentanten von vielen Fällen qualificiren, und sich daher gerade in ein Lehrbuch aufgenommen zu werden vorzüglich eignen, weil man das Didactische von allen Einzelnheiten, allem Zweideutigen und Schwankenden soviel als möglich zu reinigen hat, um Dasselbe immer sicherer und bedeutender zu machen.

Hierdurch wird auch Dasjenige, was allein Methode zu nennen ist, immer vollkommener. Denn je mehr die einzelnen Theile an innerm Werthe wachsen, desto reiner und sicherer schließen sie aneinander, und das Ganze ist leichter zu übersehen, dergestalt, daß zuletzt die höhern theoretischen Einsichten von selbst und unerwartet hervor- und dem Betrachter entgegentreten.

Die Beschreibung des Apparats wäre sodann das Nothwendigste. Denn obgleich die Haupterfordernisse bei den Versuchen selbst angegeben sind, und eigentlich Nichts vorkommt, was außerhalb der Einsicht eines geschickten Mechanikers und Experimentators läge: so würde es doch gut sein, auf wenigen Blättern zu übersehen, was man denn eigentlich bedürfe, um die sämmtlichen Phänomene, auf welche es ankommt, bequem hervorzubringen. Und freilich sind hierzu Hülfsmittel der verschiedensten Art nöthig. Auch hat man diesen Apparat, wenn er sich einmal beisammen befindet, so gut als jeden andern, ja vielleicht noch mehr, in Ordnung zu halten, damit man zu jeder Zeit die verlangten Versuche anstellen und vorlegen könne. Denn es wird künftig nicht wie bisher die Andrede gelten, daß durch gewisse Versuche, vor manchen Jahren in England angestellt, Alles hinlänglich auch für uns bewiesen und abgethan sei. Nicht weniger ist zu bedenken, daß, ob wir gleich die Farbenlehre der freien Natur wiederzugeben soviel als möglich bemüht gewesen, doch ein geräumiges Zimmer, welches man nach Belieben erhellen und verfinstern kann, nöthig bleibt, damit man für sich und Andere, sowohl die Lehre als die Controverse, befriedigend durch Versuche und Beispiele belegen könne. Diese ganz unerläßliche Einrichtung ist von der Art, daß sie einem Privat-Manne beschwerlich werden müßte; deßwegen darf man sie wohl Universitäten und Academien der Wissenschaften zur Pflicht machen, damit statt des alten Wortkrams die Erscheinungen selbst und ihre wahren Verhältnisse dem Wißbegierigen anschaulich werden.

Was den polemischen Theil betrifft, so ist demselben noch eine Abhandlung hinzuzufügen über Dasjenige, was vorgeht, wenn die so nahe verwandten Werkzeuge, Prismen und Linsen, vereinigt gebraucht werden. Es ist zwar höchst einfach und wäre von einem Jeden leicht einzusehen, wenn nicht Newton und seine Schüler auch hier einen völlig willkürlichen Gebrauch der Werkzeuge zu ganz entgegengesetzten Zwecken eingeführt hätten. Denn ein Mal sollen auf diesem Wege die farbigen Lichter völlig separirt, ein ander Mal wieder völlig vereinigt werden; welches denn Beides nicht geleistet wird noch werden kann.

An diese Betrachtungen schließt sich unmittelbar eine andere. Es ist nämlich die Frage: was in einer Glas- oder Wasserkugel durch Refraction oder Reflexion gewirkt werde, damit wir das so merkwürdige als schöne Phänomen des Regenbogens erblicken. Auch mit Diesem hat man, wie mit so vielem Andern, fertig und im Reinen zu sein geglaubt. Wir hingegen sind überzeugt, daß man den Hauptpunct vernachlässigt, welchen Antonius de Dominis bei seiner Behandlung dieses Gegenstandes schon sicher und entschieden ausgesprochen.

Zu dem historischen Theile ließen sich auch mancherlei Supplemente geben. Zuerst wären Citate und mancherlei Verbesserungen nachzubringen; bei manchem Artikel könnte sogar eine neue Bearbeitung Statt finden, wie wir z. B. das über Keppler Gesagte gegenwärtig bedeutender und zweckgemäßer auszuführen uns getrauten.

Auch mit Rubriken und kurzen Inhaltsanzeigen kleinerer Schriften ließen sich diese historisch-litterarischen Materialien um Vieles vermehren, von denen hier Manches weggeblieben, was uns einen gewissen Bezug versteckt hätte, der aus einer hintereinanderstellung bedeuten-

Märten.

Mit ihm haſt du geplaudert; für ihn haſt du geſorgt.

Röſe.

Auch Vater. Ich hab' ihm ein Butterbrot gegeben.

Märten.

Für ihn allein ſorgſt du.

Röſe.

Nicht doch! Für Euch ſo gut wie für ihn.

Märten.

Und doch verſprachſt du mir, wenn ich dich heirathen ließe —

Röſe.

Sollte alles bleiben vor wie nach.

Märten.

Hältſt du nun Wort?

der Schriften eines Zeitraums von ſich ſelbſt, ohne weiteres Raiſonniren und Pragmatiſiren, hervorzugehen ſchien.

Soll jedoch dereinſt das Geſchichtliche einen unmittelbaren Einfluß auf das Didactiſche erlangen, ſo wäre Jenes einmal nach den Abtheilungen, Rubriken, Capiteln des Entwurfs gedrängt aufzuführen, wodurch die Zeitenfolge zwar aufgehoben, die Folge und Uebereinſtimmung des Sinnes hingegen ſich deſto deutlicher zeigen würde. Der liberal Geſinnte, nicht auf ſeiner Perſönlichkeit und Eigenheit Beharrende würde mit Vergnügen auch hier bemerken, daß nichts Neues unter der Sonne, daß das Wiſſen und die Wiſſenſchaft ewig ſei, daß das wahrhaft Bedeutende darin von unſern Vorfahren, wo nicht immer erkannt und ergriffen, doch wenigſtens geahnet, und das Ganze der Wiſſenſchaft ſowie jeder Tüchtigkeit und Kunſt von ihnen empfunden, geſchätzt und nach ihrer Weiſe geübt worden.

Doch wäre vielleicht vor allem Andern noch das Geſchichtliche der letzten zwanzig Jahre nachzubringen, obgleich keine ſonderliche Ausbeute davon zu hoffen ſteht. Das Bedeutende darunter, die Wirkung farbiger Beleuchtung betreffend, welche Herſchel wieder zur Sprache gebracht, findet ſich in einem Aufſatze, den wir Herrn Dr. Seebeck in Jena verdanken. Das ſeltſam Unerfreuliche, durch welches Wünſch neue Verwirrung in der Farbenlehre angerichtet, iſt bei Erklärung der Tafeln in ſeine erſten Elemente aufgelöſt und dabei das Nöthige erinnert worden.

Der andern, minder wirkſamen Aeußerungen möchte ich überhaupt gegenwärtig nicht gerne, ſo wenig als Deſſen, was ſich auf mich bezieht, gedenken. Theils hat man geſucht, durch ein mißwollendes Verſchweigen meine frühern Bemühungen gänzlich auszulöſchen, welches um ſo mehr thunlich ſchien, als ich ſelbſt ſeit vielen Jahren Nichts direct deßhalb zur Sprache brachte. Theils hat man von meinen Anſichten, die ich ſeit ebenſo langer Zeit im Leben und Geſpräch gern mittheilte, in größern und kleinern Schriften eine Art von Halbgebrauch gemacht, ohne mir die Ehre zu erzeigen, meiner dabei zu gedenken. Dieſes alles zu rügen, deutlich zu machen, wie auf dieſe Weiſe die gute Sache retardirt und discreditirt worden, würde zu unfreundlichen Erklärungen Anlaß geben, und ich könnte denn doch, da ich mit meinen Verfahren und mit mir ſelbſt ſtreng genug umgegangen, die Mitlebenden nicht wohl ſchonender behandeln.

Viel beſſer und auch wohl gelinder macht ſich Dieß in der folgenden Zeit, wenn ſich erſt ergeben wird, ob dieſes Werk ſich Eingang verſchafft, und was für Wirkungen es hervorbringt. Die Farbenlehre ſcheint überhaupt jetzt an die Tagesordnung zu kommen. Außer Dem, was Runge in Hamburg als Maler bereits gegeben, verſpricht Klotz in München gleichfalls von der Kunſtſeite her einen anſehnlichen Beitrag. Placidus Heinrich zu Regensburg läßt ein ausführliches Werk erwarten, und mit einem ſchönen Aufſatz über die Bedeutung der Farben in der Natur hat uns Steffens beſchenkt. Dieſem möchten wir vorzüglich die gute Sache empfehlen, da er in die Farbenwelt von der chemiſchen Seite hereintritt und alſo mit freiem, unbefangenem Muth ſein Verdienſt hier beſtätigen kann. Nichts von Allem ſoll uns unbeachtet bleiben: wir bemerken, was für und gegen uns, was mit und wider uns erſcheint, wer den antiquirten Irrthum zu wiederholen trachtet, oder wer das alte und vorhandene Wahre erneut und belebt, und wohl gar unerwartete Anſichten durch Genie oder Zufall eröffnet, um eine Lehre zu fördern, deren abgeſchloſſener Kreis ſich vielleicht vor vielen andern ausfüllen und vollenden läßt.

Was dieſen frommen Wünſchen und Hoffnungen entgegenſteht, iſt mir nicht unbekannt. Der Sache würde nicht dienlich ſein, es hier ausdrücklich auszuſprechen. Einige Jahre belehren uns hierüber am beſten, und man vergönne mir nur Zeit, zu überlegen, ob es vortheilhafter ſei, die theils nothwendigen, theils nutzbaren Supplemente zuſammen in einem Bande oder beſtweiſe nach Gelegenheit herauszugeben.

Nachträge zur Farbenlehre.

Entoptiſche Farben.

Anſprache.

Bei dieſem Geſchäft erfuhr ich, wie mehrmals im Leben, günſtiges und ungünſtiges Geſchick, förderud und hinderud. Nun aber gelange ich, nach zwei Jahren, an demſelben Tage zu ebendemſelben Ort, wo ich, bei gleich heiterer Atmoſphäre, die entſcheidenden Verſuche nochmals wiederholen kann. Möge mir eine hinreichende Darſtellung gelingen, wenn ich mich wenigſtens wohl zubereitet fühle. Ich war indeſſen nicht müßig und habe immerfort verſucht, erprobt und eine Bedingung nach der andern

aufgeſtellt, unter welchen die Erſcheinung ſich offenbaren möchte.

Hierbei muß ich aber jener Beihülfe dankbar anerkennend gedenken, die mir von vorzüglichen, wiſſenſchaftlichen Freunden bisher gegönnt worden. Ich erfreute mich des beſondern Antheils der Herren Döbereiner, Hegel, Körner, Lenz, Roux, Schulze, Seebeck, Schweigger, Voigt. Durch gründlich motivirten Beifall, warnende Bemerkungen, Beitrag eingreifender Erfahrung, Mittheilung natürlicher, Bereitung künſtlicher Körper, durch Verbeſſerung und Bereicherung des Apparats und genaueſte Nachbildung der Phänomene, wie ſie ſich ſteigern und Schritt für Schritt vermannigfaltigen, ward ich von ihrer Seite höchlich gefördert. Von der meinen verfehlte ich nicht, die Verſuche fleißig zu wiederholen, zu vereinfachen, zu vermannigfaltigen, zu vergleichen, zu ordnen und zu verknüpfen. Und nun wende ich mich zur Darſtellung ſelbſt, die auf vielfache Weiſe möglich wäre, ſie aber gegenwärtig unternehme, wie ſie mir gerade zum Sinne paßt; früher oder ſpäter wäre ſie anders aufgefaßt.

Freilich müßte ſie mündlich geſchehen bei Vorzeigung aller Verſuche, wovon die Rede iſt; denn Wort und Zeichen ſind Nichts gegen ſicheres, lebendiges Anſchauen. Möchte ſich der Apparat, dieſe wichtigen Phänomene zu vergegenwärtigen, einfach und zuſammengeſetzt durch Thätigkeit geſchickter Mechaniker von Tag zu Tag vermehren.

Uebrigens hoffe ich, daß man meine Anſicht der Farben überhaupt, beſonders aber der phyſiſchen, kenne; denn ich ſchreibe Gegenwärtiges als einen meiner Farbenlehre ſich unmittelbar anſchließenden Aufſatz, und zwar am Ende des zweiten Abtheilung, hinter dem 485. Paragraphen, S. 306.

Jena, den 20. Juli 1820.

I. Woher benannt?

Die entoptiſchen Farben haben bei ihrer Entdeckung dieſen Namen erhalten nach Analogie der übrigen, mehr oder weniger bekannten und anerkannten, phyſiſchen Farben, wie wir ſolche in dem Entwurf zu einer allgemeinen Chromatologie ſorgfältig aufgeführt. Wir zeigten nämlich daſelbſt zuerſt dioptriſche Farben ohne Refraction, die aus der reinen Trübe entſpringen; dioptriſche mit Refraction, die prismatiſchen nämlich, bei welchen zur Brechung ſich noch die Begrenzung eines Bildes nöthig macht; catoptriſche, die auf der Oberfläche der Körper durch Spiegelung ſich zeigen; paroptiſche, welche ſich zu dem Schatten der Körper geſellen; epoptiſche, die ſich auf der Oberfläche der Körper unter verſchiedenen Bedingungen flüchtig oder bleibend erweiſen; die nach der Zeit entdeckten wurden entoptiſche genannt, weil ſie innerhalb gewiſſer Körper zu ſchauen ſind, und damit ſie, wie ihrer Natur alſo auch dem Namensklange nach, ſich an die vorhergehenden anſchlöſſen. Sie erweiterten höchſt erfreulich unſern Kreis, gaben und empfingen Aufklärung und Bedeutung innerhalb des herrlich ausgeſtatteten Bezirks.

II. Wie ſie entdeckt worden?

In Gefolg der Entdeckungen und Bemühungen Franzöſiſcher Phyſiker, Malus, Biot und Arago im Jahre 1809, über Spiegelung und doppelte Strahlenbrechung, ſtellte Seebeck, im Jahre 1813, ſorgfältige Verſuche wiederholend und fortſchreitend an. Jene Beobachter hatten ſchon bei den ihrigen, die ſich auf Darſtellung und Aufhebung der Doppelbilder des Kalkſpaths hauptſächlich bezogen, einige Farbenerſcheinungen bemerkt. Auch Seebeck hatte Dergleichen geſehen; weil er ſich aber eines unbequemen Spiegel-Apparates mit kleiner Oeffnung bediente, ſo ward er die einzelnen Theile der Figuren gewahr, ohne ihr Ganzes zu überſchauen. Er befreite ſich endlich von ſolchen Beſchränkungen und fand, daß es Gläſer gebe, welche die Farbe hervorbringen, andere nicht, und erkannte, daß Erhitzung bis zum Glühen und ſchnelles Abkühlen den Gläſern die entoptiſche Eigenſchaft verleihe.

Die ihm zugetheilte Hälfte des Franzöſiſchen Preiſes zeugte von parteiloſer Anerkennung von Seiten einer fremden, ja feindlichen Nation; Brewſter, ein Engländer, empfing die andere Hälfte. Er hatte ſich mit demſelben Gegenſtand beſchäftigt und manche Bedingungen ausgeſprochen, unter welchen jene Phänomene zum Vorſchein kommen.

III. Wie die entoptiſchen Eigenſchaften dem Glaſe mitzutheilen?

Das Experiment in ſeiner größten Einfalt iſt folgendes: man zerſchneide eine mäßig ſtarke Spiegelſcheibe in mehrere anderthalbzöllige Quadrate, dieſe durchglühe man und verkühle ſie geſchwind. Was davon bei dieſer Behandlung nicht zerſpringt, iſt nun fähig, entoptiſche Farben hervorzubringen.

IV. Aeußere Grundbedingung.

Bei unſerer Darſtellung kommt nun Alles darauf an, daß man ſich mit dem Körper, welcher entoptiſche Farben hervorzubringen vermag, unter den freien Himmel begebe, alle dunkeln Kammern, alle kleinen Löchlein (foramina exigua) abermals hinter ſich laſſe. Eine

reine, wolkenlose, blaue Atmosphäre. Dieß ist der Quell, wo wir eine anlangende Erkenntniß zu suchen haben.

V. Einfachster Versuch.

Jene bereiteten Tafeln lege der Beschauer bei ganz reiner Atmosphäre flach auf einen schwarzen Grund, so daß er zwei Seiten derselben mit sich parallel habe, und halte sie nun, bei völlig reinem Himmel und niedrigem Sonnenstand, so nach der Sonne entgegengesetzten Himmelsgegend, richte sein Auge dermaßen auf die Platten, daß von ihrem Grunde die Atmosphäre sich ihm zurückspiegele, und er wird sodann, in den vier Ecken eines hellen Grundes, vier dunkle Puncte gewahr werden. Wendet er sich darauf gegen die Himmelsgegenden, welche rechtwinkelig zu der vorigen Richtung stehen, so erblickt er vier helle Puncte auf einem dunkeln Grund; diese beiden Erscheinungen zeigen sich auf dem Boden der Glasplatte. Bewegt man die gedachten Quadrate zwischen jenen entschiedenen Stellungen, so gerathen die Figuren in ein Schwanken.

Die Ursache, warum ein schwarzer Grund verlangt wird, ist diese: daß man vermeiden solle, entweder durch eine Local-Farbe des Grundes die Erscheinung zu stören, oder durch allzu große Hellung wohl gar aufzuheben. Uebrigens thut der Grund Nichts zur Sache, indem der Beschauer sein Auge so zu richten hat, daß von dem Grunde der Platte sich ihm die Atmosphäre vollkommen spiegele.

Da es nun aber schon eine gewisse Uebung erfordert, wenn der Beschauer diese einfachste Erscheinung gewahr werden soll: so lassen wir sie vorerst auf sich beruhen und steigern unsern Apparat und die Bedingungen desselben, damit wir mit größerer Bequemlichkeit und Mannigfaltigkeit die Phänomene verfolgen können.

VI. Zweiter, gesteigerter Versuch.

Von dieser innern, einfachen Spiegelung gehen wir zu einer nach außen über, welche zwar noch einfach genug ist, das Phänomen jedoch schon viel deutlicher und entschiedener vorlegt. Ein solider Glas-Cubus, an dessen Stelle auch ein, aus mehrern Glasplatten zusammengesetzter Cubus zu benutzen ist, werde, bei Sonnenaufgang oder Untergang, auf einen schwarz belegten Spiegel gestellt, oder etwas geneigt darüber gehalten. Man lasse den atmosphärischen Widerschein nunmehr durch den Cubus auf den Spiegel fallen, so wird sich jene obgemeldte Erscheinung nur viel deutlicher darstellen; der Widerschein von der der Sonne gegenüberstehenden Himmels-Region gibt die vier dunkeln Puncte auf hellem Grund; die beiden Seiten-Regionen geben das Umgekehrte, vier helle Puncte auf dunkelm Grund, und wir sehen bei diesem gesteigerten Versuch, zwischen den pfauenaugig sich bildenden Ecken, ein Mal ein weißes, das andere Mal ein schwarzes Kreuz, mit welchem Ausdruck wir denn auch künftig das Phänomen bezeichnen werden. Vor Sonnenaufgang oder nach Sonnenuntergang bei sehr gemäßigter Hellung erscheint das weiße Kreuz auch an der Sonnenseite.

Wir sagen daher, der directe Widerschein der Sonne, der aus der Atmosphäre zu uns zurückkehrt, gibt ein erhelltes Bild, das wir mit dem Namen des weißen Kreuzes bezeichnen. Der obliqne Widerschein gibt ein verdüstertes Bild, das sogenannte schwarze Kreuz. Geht man mit dem Versuch um den ganzen Himmel herum, so wird man finden, daß in den Achtels-Regionen ein Schwanken entsteht; wir gewahren eine undeutliche, aber, bei genauer Aufmerksamkeit, auf eine regelmäßige Gestalt zurückzuführende Erscheinung. Zu bemerken ist, daß wir das helle Bild dasjenige nennen dürfen, welches auf weißem Grund farbige Züge sehen läßt, und umgekehrt das dunkle, wo sich zum dunkeln Grunde hellere farbige Züge gesellen.

VII. Warum ein geschwärzter Spiegel?

Bei physicalischen Versuchen soll man mit jeder Bedingung sogleich die Absicht derselben anzeigen, weil sonst die Darstellung gar leicht auf Taschenspielerei hinausläuft. Das Phänomen, womit wir uns beschäftigen, ist ein schattiges, beschattetes, ein Scheinen und wird durch allzu große Helle vertrieben, kann nicht zur Erscheinung kommen. Deßwegen bedient man sich zu den ersten Versuchen billig verdüsterter Spiegelflächen, um einem jeden Beschauer die Erscheinung sogleich vor Augen zu stellen. Wie es sich mit klaren und abgestumpften Spiegelflächen verhalte, werden wir in der Folge zeigen.

VIII. Polarität.

Wenn wir den entoptischen Phänomenen Polarität zuschreiben, so geschieht es in dem Sinne, wie ich in meiner Farbenlehre alle Phänomene zu entwickeln bemüht gewesen. Finsterniß und Licht stehen einander uranfänglich entgegen, Eins dem Andern ewig fremd, nur die Materie, die in und zwischen Beide sich stellt, hat, wenn sie körperhaft undurchsichtig ist, eine beleuchtete und eine finstere Seite, bei schwachem Gegenlicht aber erzeugt sich erst der Schatten. Ist die Materie durchscheinend, so entwickelt sich in ihr, im Helldunkeln, Trüben, in Bezug auf's Auge Das, was wir Farbe nennen.

Dieſe, ſowie Hell und Dunkel, manifeſtirt ſich überhaupt in polaren Gegenſätzen. Sie können aufgehoben, neutraliſirt, indifferenzirt werden, ſo daß beide zu verſchwinden ſcheinen; aber ſie laſſen ſich auch umkehren, und dieſe Umwendung iſt allgemein bei jeder Polarität die zarteſte Sache von der Welt. Durch die mindeſte Bedingung kann das Plus in Minus, das Minus in Plus verwandelt werden. Daſſelbe gilt alſo auch von den eutoptiſchen Erſcheinungen. Durch den geringſten Anlaß wird das weiße Kreuz in das ſchwarze, das ſchwarze in das weiße verwandelt, und die begleitenden Farben gleichfalls in ihre geforderten Gegenſätze umgekehrt. Dieſes aber auseinander zu legen, iſt gegenwärtig unſere Pflicht. Man laſſe den Hauptbegriff nicht los, und man wird, bei aller Veränderlichkeit, die Grunderſcheinung immer wieder finden.

IX. Nordländiſche Atmoſphäre ſelten klar.

Iſt nun die urſprüngliche Erſcheinung an dem klarſten, reinſten Himmel zu ſuchen, ſo läßt ſich leicht einſehen, daß wir in unſern Gegenden nur ſelten eine vollkommene Anſchauung zu gewinnen im Falle ſind. Nur langſam entdeckte man die Hauptbedingung, langſamer die Nebenumſtände, welche das Grundgeſetz abermals geſetzmäßig bedingen und mehrfach irreführende Ab- und Ausweichungen verurſachen.

X. Beſtändiger Bezug auf den Sonnenſtand.

Die Sonne, welche hier weder als leuchtender Körper, noch als Bild in Betracht kommt, beſtimmt, indem ſie den auch in ſeinem reinſten Zuſtande immer für trüb zu haltenden Luftkreis erhellt, die erſte Grundbedingung aller eutoptiſchen Farben; der directe Widerſchein der Sonne gibt immer das weiße, der rechtwinkelige, obligue das ſchwarze Kreuz. Dieß muß man zu wiederholen nicht müde werden, da noch Manches dabei in Betracht zu ziehen iſt.

XI. Theilung des Himmels in vier gleiche oder ungleiche Theile.

Daraus folgt nun, daß nur in dem Moment der Sonnengleiche, bei Aufgang oder Untergang, die obligue Erſcheinung genau auf den Meridian einen rechten Winkel bilde. Im Sommer, wo die Sonne nordwärts rückt, bleibt die Erſcheinung in ſich zwar immer rechtwinkelig, bildet aber mit dem Meridian und, im Verlauf des Tages mit ſich ſelbſt, geſchobene Andreas-Kreuze.

XII. Höchſter Sonnenſtand.

Zu Johanni, um die Mittagsſtunde, iſt der heiße Moment. Bei Culmination der Sonne erſcheint ein weißes Kreuz ringsum den Horizont. Wir ſagen deßhalb: daß in ſolcher Stellung die Sonne ringsum ſich her directen Widerſchein in dem Luftkreis bilde. Da aber bei polaren Erſcheinungen der Gegenſatz immer ſogleich ſich manifeſtiren muß, ſo findet man da, wo es am wenigſten zu ſuchen war, das ſchwarze Kreuz unſern von der Sonne. Und es muß ſich in einem gewiſſen Abſtand von ihr ein unſichtbarer Kreis obliquen Lichts bilden, den wir nur dadurch gewahr werden, daß deſſen Abglanz im Cubus das ſchwarze Kreuz hervorbringt.

Sollte man in der Folge den Durchmeſſer dieſes Ringes meſſen wollen und können, ſo würde ſich wohl finden, daß er mit jenen ſogenannten Höfen um Sonne und Mond in Verwandtſchaft ſtehe. Ja, wir wagen auszuſprechen: daß die Sonne, am klarſten Tage, immer einen ſolchen Hof potentia um ſich habe, welcher bei nebelartiger, leichtwolkiger Verdichtung der Atmoſphäre ſich, vollſtändig oder theilweiſe, größer oder kleiner, farblos oder farbig, ja zuletzt gar mit Sonnenbildern geſchmückt, meteoriſch wiederholt und durchkreuzt, mehr oder weniger vollkommen darſtellt.

XIII. Tiefe Nacht.

Da unſere eutoptiſchen Erſcheinungen ſämmtlich auf dem Widerſchein der Sonne, den uns die Atmoſphäre zuſendet, beruhen, ſo war zu folgern: daß ſie ſich in den kürzeſten Nächten ſehr ſpät noch zeigen würden, und ſo fand ſich's auch. Am 18. Juli, Nachts halb zehn Uhr, war das ſchwarze Kreuz des Verſuches VI. noch ſichtbar; am 23. Auguſt ſchon um acht Uhr nicht mehr. Das weiße Kreuz, welches ohnehin im zweifelhaften Falle etwas ſchwerer als das ſchwarze darzuſtellen iſt, wollte ſich mir nicht offenbaren; zuverläſſige Freunde verſichern mich aber, es zu gleicher Zeit geſehen zu haben.

XIV. Umwandlung durch trübe Mittel.

Zu den erſten Beobachtungen und Verſuchen haben wir den klarſten Himmel gefordert; denn es war zu bemerken, daß durch Wolken aller Art das Phänomen unſicher werden könne. Um aber auch hierüber zu einiger Geſetzlichkeit zu gelangen, beobachtete man die verſchiedenſten Zuſtände der Atmoſphäre; endlich glückte Folgendes. Man kennt die zarten, völlig gleich ausgetheilten Herbſtnebel, welche den Himmel mit reinem, leichten Schleier, beſonders des Morgens, bedecken und das Sonnenbild entweder gar nicht, oder doch nur ſtrahlenlos durchſcheinen laſſen. Bei einer auf dieſe Weiſe bedeckten Atmoſphäre geben ſowohl die Sonnenſeite als die gegenüberſtehende das ſchwarze Kreuz, die Seiten-Regionen aber das weiße.

An einem ganz heitern, stillen Morgen in Carlsbad, Anfangs Mai 1820, als der Rauch, aus allen Essen steigend, sich über dem Thal sanft zusammenzog und nebelartig vor der Sonne stand, konnte ich bemerken, daß auch dieser Schleier an der Sonnenseite das weiße Kreuz in das schwarze verwandelte, anstatt daß auf der reinen Westseite über dem Hirschsprung das weiße Kreuz in völliger Klarheit bewirkt wurde.

Ein Gleiches erfuhr ich, als ein verästeter, verzweigter Lustbaum sich, vor und nach Aufgang der Sonne, im Osten zeigte, er kehrte die Erscheinung um, wie Nebel und Rauch.

Völlig überzogener Regenhimmel kehrte die Erscheinung folgender Maßen um: die Ost-Seite gab das schwarze Kreuz, die Süd- und Nord-Seite das weiße, die West-Seite, ob sie gleich auch überzogen war, hielt sich dem Gesetz gemäß und gab das weiße Kreuz.

Nun hatten wir aber auch, zu unserer großen Zufriedenheit, einen uralten, sehr getrübten Metallspiegel gefunden, welcher die Gegenstände zwar noch deutlich genug, aber doch sehr verdüstert wieder gibt. Auf diesen brachte man den Cubus und richtete ihn bei dem klarsten Zustand der Atmosphäre gegen die verschiedenen Himmelsgegenden. Auch hier zeigte sich das Phänomen umgekehrt: der directe Widerschein gab das schwarze, der oblique das weiße Kreuz; und, daß es ja an Mannigfaltigkeit der Versuche nicht fehle, wiederholte man sie bei rein verbreitetem Nebel; nun gaben die Sonnenseite und ihr directer Widerschein das weiße, die Seiten-Regionen aber das schwarze Kreuz. Von großer Wichtigkeit schienen uns diese Betrachtungen.

XV. Rückkehr zu den entoptischen Gläsern.

Nachdem wir nun die entoptischen Körper zuerst in ihrem einfachen Zustand benutzt und, vor allen Dingen, in den Höhen und Tiefen der Atmosphäre den eigentlichen Urquell der Erscheinungen zu entdecken, auch die polare Umkehrung derselben, theils auf natürlichem, theils auf künstlichem Wege, zu verfolgen gesucht: so wenden wir uns nun abermals zu gedachten Körpern, an denen wir die Phänomene nachgewiesen, um nun auch die mannigfaltigen Bedingungen, welchen diese Vermittler unterworfen sind, zu erforschen und aufzuzählen.

XVI. Nähere Bezeichnung der entoptischen Erscheinung.

Um vorerst das Allgemeinste auszusprechen, so läßt sich sagen: daß wir Gestalten erblicken, von gewissen Farben begleitet, und wieder Farben, an gewisse Gestalten gebunden, welche sich aber beiderseits nach der Form des Körpers richten müssen.

Sprechen wir von Tafeln, und es sei ein Viereck gemeint, gleichseitig, länglich, rhombisch; es sei ein Dreieck jeder Art; die Platte sei rund oder oval; jede regelmäßige sowie jede zufällige Form nöthigt das erscheinende Bild, sich nach ihr zu bequemen, welchem denn jedes Mal gewisse gesetzliche Farben anhängen. Von Körpern gilt Dasselbe, was von Platten.

Das einfachste Bild ist Dasjenige, was wir schon genugsam kennen; es wird in einer einzelnen viereckten Glasplatte hervorgebracht.

Vier dunkle Puncte erscheinen in den Ecken des Quadrats, die einen weißen, kreuzförmigen Raum zwischen sich lassen; die Umkehrung zeigt uns helle Puncte in den Ecken des Quadrats, der übrige Raum scheint dunkel.

Dieser Anfang des Phänomens ist nur wie ein Hauch, zwar deutlich und erkennbar genug, doch größerer Bestimmtheit, Steigerung, Energie und Mannigfaltigkeit fähig, welches Alles zusammen durch Vermehrung aufeinander gelegter Platten hervorgebracht wird.

Hier merke man nun auf ein bedeutendes Wort: die dunkeln und hellen Puncte sind wie Quellpuncte anzusehen, die sich aus sich selbst entfalten, sich erweitern, sich gegen die Mitte des Quadrats hindrängen, erst bestimmtere Kreuze, dann Kreuz nach Kreuzen, bei Vermehrung der aufeinander gelegten Platten, vielfach hervorbringen.

Was die Farben betrifft, so entwickeln sie sich nach dem allgemeinen, längst bekannten, noch aber nicht durchaus anerkannten, ewigen Gesetz der Erscheinungen in und an dem Trüben; die hervortretenden Bilder werden unter ebendenselben Bedingungen gefärbt. Der dunkle Quellpunct, der sich nach der Mitte zu bewegt, und also über hellen Grund geführt wird, muß Gelb hervorbringen, da aber, wo er den hellen Grund verläßt, wo ihm der helle Grund nachrückt, sich über ihn erstreckt, muß er ein Blau sehen lassen. Bewegen sich im Gegenfalle die hellen Puncte nach dem Innern, dästern, so erscheint vorwärts gesetzlich Blauroth, am hintern Ende hingegen Gelb und Gelbroth. Dieß wiederholt sich bei jedem neu entstehenden Kreuze, bis die hinter einander folgenden Schenkel nahe rücken, wo alsdann, durch Vermischung der Ränder, Purpur und Grün entstehen.

Da nun durch Glasplatten, übereinandergelegt, die Steigerung gefördert wird, so sollte folgen, daß ein Cubus schon in seiner Einfachheit gesteigerte Figuren hervorbringe; doch Dieß bewahrheitet sich nur bis auf einen gewissen Grad. Und obgleich Derjenige, welcher stumm-

liche Phänomene Zuſchauern und Zuhörern vorlegen will, einen ſolchen, guten entoptiſchen Cubus nicht entbehren kann: ſo empfiehlt ſich doch ein Cubus von übereinander befeſtigten Platten dem Liebhaber dadurch, weil er leichter anzuſchaffen, und noch überdieß die Phänomene auffallender darzuſtellen geſchickt iſt. Was von dreieckigen und runden Platten zu ſagen wäre, laſſen wir auf ſich beruhen; genug, wie die Form ſich ändert, ſo ändert ſich auch die Erſcheinung; der Naturfreund wird ſich dieſes Alles gar leicht ſelbſt vor Augen führen können.

XVII. Abermalige Steigerung.

Vorrichtung mit zwei Spiegeln.

Die im Vorhergehenden angezeigte, geſteigerte, vermannigfaltigte Erſcheinung können wir jedoch auf obige einfache Weiſe kaum gewahr werden; es iſt daher eine dritte, zuſammengeſetztere Vorrichtung nöthig.

Wir bilden unſern Apparat aus zwei angeſchwärzten, zu einander gerichteten, einander antwortenden Spiegeln, zwiſchen welchen der Cubus angebracht iſt. Der untere Spiegel iſt unbeweglich, ſo geſtellt, daß er das Himmelslicht aufnehme und es dem Cubus zuführe; der obere iſt aufgehängt, um eine perpendiculare Achſe beweglich, ſo daß er das Bild des von unten erleuchteten Cubus dem Zuſchauer in's Auge bringe. Hängt er gleichnamig mit dem untern, ſo wird man die helle Erſcheinung ſehen; wendet man ihn nach der Seite, ſo obliquirt er das Licht, zeigt es obliquirt, und wir ſehen das ſchwarze Kreuz, ſodann aber bei der Achtelswendung ſchwankende Züge.

Manche andere ſpiegelnde Flächen, die wir durchverſucht, Fenſterſcheiben, farbiges Glas, geglättete Oberflächen jeder Art, bringen die Wirkung des untern Spiegels hervor: auch wird ſie wenig geſchwächt noch verändert, wenn wir die atmoſphäriſche Beleuchtung erſt auf eine Glastafel, von da aber auf den einfachen oder zuſammengeſetzten Apparat fallen laſſen.

Das klarſte Licht des Vollmonds erhellt die Atmoſphäre zu wenig, um von dorther die nöthige Beleuchtung erhalten zu können. Läßt man es aber auf eine Glastafel fallen, von da auf den Apparat, ſo thut es Wirkung und hat genugſame Kraft, das Phänomen hervorzubringen.

XVIII. Wirkung der Spiegel in Abſicht auf Hell und Dunkel.

Wir entfernen die entoptiſchen Körper nunmehr, um die Spiegel und ihre einzelne oder verbundene Wirkſamkeit näher zu betrachten. Einem jeden Kunſt- und Naturfreunde, der auf einer, durch Anſchwärzung der einen Seite, zum verkleinernden Convex-Spiegel verwandelten Glaslinſe Landſchaften betrachtet hat, iſt wohl bekannt, daß ſowohl Himmel als Gegenſtände um ein Bedeutendes dunkler erſcheinen, und ſo wird ihm nicht auffallen, wenn er, von unſerm Doppel-Apparat den obern Spiegel wegnehmend, unmittelbar auf den untern blickt, die heiterſte Atmoſphäre nicht ſchön blau, ſondern verdüſtert gewahr zu werden. Daß bei parallel wieder eingehängtem, obern Spiegel, bei verdoppelter Reflexion, abermals eine Verdüſterung vor ſich gehe, iſt gleichfalls eine natürliche Folge. Das Blau hat ſich in ein Lichtgrau verwandelt.

Aber noch weit ſtärker iſt die Verdüſterung bei Seitenſtellung des obern Spiegels. Der nunmehr obliquirte Widerſchein zeigt ſich merklich dunkler als der directe, und hierin legt ſich die nächſte Urſache der erhellenden und verdunkelnden Wirkung auf entoptiſche Gläſer vor Augen.

XIX. Wirkung der Spiegel in Abſicht auf irgend ein Bild.

Um ſich hiervon auf's Kürzeſte in Kenntniß zu ſetzen, ſtelle man eine Kerze dergeſtalt, daß das Bild der Flamme auf den untern Spiegel falle; man betrachte daſſelbe ſodann durch den obern, parallel mit dem untern hängenden Spiegel; die Kerze wird aufgerichtet, und die Flamme, als durch zwei verdüſterte Spiegel zum Auge gelangend, um etwas verdunkelt ſein.

Man führe den Spiegel in den rechten Winkel; die Kerze wird horizontal liegend erſcheinen und die Flamme bedeutend verdunkelt.

Abermals führe man den Spiegel weiter in die Gegenſtellung der erſten Richtung; die Flamme wird auf dem Kopfe ſtehen und wieder heller ſein. Man drehe den Spiegel ferner um ſeine Achſe; die Kerze ſcheint horizontal und abermals verdüſtert, bis ſie denn endlich, in die erſte Stellung zurückgeführt, wieder hell wie vom Anfang erſcheint. Ein jedes helle Bild auf dunkelm Grunde, das man an die Stelle der Kerze bringt, wird dem aufmerkſamen Beobachter dieſelbe Erſcheinung gewähren. Wir wählen dazu einen hellen Pfeil auf dunkelm Grunde, woran ſowohl die Veränderung der Stellung des Bildes als deſſen Erhellung und Verdüſterung deutlich geſehen wird.

XX. Identität durch klare Spiegel.

Bisher wäre alſo nichts Verwunderungswürdiges vorgekommen; bei der größten Mannigfaltigkeit bleibt Alles in der Regel, ſo iſt auch folgende Erſcheinung ganz dem Geſetz gemäß, ob ſie uns gleich bei der erſten Entdeckung wunderſam überraſchte.

Bei dem Apparat mit zwei Spiegeln nehme man zum untersten, der das Himmelslicht aufnimmt, einen mit Quecksilber belegten und richte ihn, bei dunkelblauer Atmosphäre, gegen den Seitenschein, der im Würfel das schwarze Kreuz erzeugt. Dieses wird nun auch erscheinen und identisch bleiben, wenn schon der Oberspiegel gleichnamig gestellt ist; denn die Eigenschaft des atmosphärischen Scheins wird durch den klaren Spiegel vollkommen überliefert, eben so wie es bei jener Erfahrung mit einem Spiegel unmittelbar geschieht.

Wir haben zur Bedingung gemacht, daß der Himmel so blau sein müsse, als es in unsern Gegenden möglich ist; und hier zeigt sich abermals der Himmel als eine verschleierte Nacht, wie wir ihn immer ansehen. Er ist es nun, der sein verdüstertes Licht in den klaren Spiegel sendet, welches alsdann, dem Cubus mitgetheilt, sich gerade in dem mäßigen Gleichgewicht befindet, das zur Erscheinung unumgänglich nöthig ist.

XXI. Abgeleiteter Schein und Widerschein.

Wir haben den unmittelbaren Widerschein von den verschiedenen Himmelsgegenden her als den ersten und ursprünglichen angenommen; aber auch abgeleiteter Schein und Widerschein bringt dieselben Phänomene hervor.

Weißer Battist, vor ein besonntes Fenster gezogen, gibt zwar mit dem einfachen Apparat keine Erscheinung, wahrscheinlich weil das davon herkommende Licht noch allzu stark und lebhaft ist; der Cubus aber, zwischen die Doppelspiegel gelegt, gibt sowohl das weiße als schwarze Kreuz; denn der helle Schein der Battist-Fläche wird durch die beiden Spiegel gemäßigt.

Vom abgeleiteten Widerschein wäre vielleicht nur Folgendes zu sagen. Haben wir durch unsern zweiten Apparat (VI) von irgend einer Himmelsgegend her, die entoptische Erscheinung bewirkt, so stelle man derselben atmosphärischen Region eine unbelegte, spiegelnde Glastafel entgegen, wende sich mit dem Apparat nun zu ihr, und man wird die abgeleitete Erscheinung mit der ursprünglichen gleich finden.

XXII. Doppelt refrangirende Körper.

Der durchsichtige, rhombische Kalkspath, dessen Eigenschaft, Bilder zu verdoppeln, ja zu vervielfachen, schon lange Zeit Forscher und Erklärer beschäftigt, gab immerfort, bei Unzulänglichkeit frühern Bemühens, zu neuen Untersuchungen Anlaß. Hier wurde nach und nach entdeckt, daß mehrere crystallinisch gebildete Körper eine solche Eigenschaft besitzen, und nicht allein Dieses ward gefunden, sondern auch, bei vielfachster Behandlung solcher Gegenstände, noch andere begleitende Erscheinungen. Da man nun bei'm rhombischen Kalkspath gar deutlich bemerken konnte, daß der verschiedene Durchgang der Blätter und die deßhalb gegen einander wirkenden Spiegelungen die nächste Ursache der Erscheinung seien, so ward man auf Versuche geleitet, das Licht durch spiegelnde, auf verschiedene Weise gegen einander gerichtete Flächen dergestalt zu bedingen, daß künstliche Wirkungen, jenen natürlichen ähnlich, hervorgebracht werden konnten.

Hierbei war freilich sehr viel gewonnen; man hatte einen äußern, künstlichen Apparat, wodurch man den innern, natürlichen nachahmen, controliren und beide gegen einander vergleichen konnte.

Nach dem Gange unserer Darstellung haben wir zuerst den künstlichen Apparat, in seiner größten Einfalt, mit der Natur in Rapport gesetzt; wir haben den Urquell aller dieser Erscheinungen in der Atmosphäre gefunden, sodann unsere Vorrichtungen gesteigert, um das Phänomen in seiner größten Ausbildung darzustellen. Nun gehen wir zu den natürlichen, durchsichtigen, crystallisirten Körpern über, und sprechen also von ihnen aus, daß die Natur in das Innerste solcher Körper einen gleichen Spiegel-Apparat aufgebaut habe, wie wir es mit äußerlichen, physisch-mechanischen Mitteln gethan. Und es bleibt uns noch zu zeigen Pflicht: wie die doppelt refrangirenden Körper gerade die sämmtlichen, uns nun schon bekannten Phänomene gleichfalls hervorbringen, daß wir daher, wenn wir ihren natürlichen Apparat mit unserm künstlichen verbinden, die anmuthigsten Erscheinungen vor Augen zu stellen fähig sind. Auch hier werden wir auf's Einfachste verfahren und nur drei Körper in Anspruch nehmen, da sich die Erscheinung bei andern ähnlichen immerfort wiederholen muß und wiederholt. Diese drei Körper aber sind der Glimmer, das Fraueneis und der rhombische Kalkspath.

XXIII. Glimmerblättchen.

Die Glimmerblätter haben von der Natur den Spiegelungs-Apparat in sich und zugleich die Fähigkeit, entoptische Farben hervorzubringen; deßhalb ist es so bequem als lehrreich, sie mit unsern künstlichen Vorrichtungen zu verbinden.

Um nun das Glimmerblättchen an und für sich zu untersuchen, wird es allein zwischen beide vorerst parallel gestellte Spiegel gebracht, und hier entdecken sich nach und nach die für uns so merkwürdigen Eigenschaften.

Man bewege das Blättchen hin und her, und

der Beſchauer wird ſogleich bemerken, daß ihm das Geſichtsfeld bald heller bald dunkler erſcheine. Iſt er recht aufmerkſam und die Eigenſchaft des Glimmerblättchens vollkommen zuſagend, ſo wird er gewahr werden, daß die helle Erſcheinung von einem gelblichen, die dunkle von einem bläulichen Hauch begleitet iſt. Wir greifen nun aber zu einer Vorrichtung, welche uns dient, genauere Verſuche vorzunehmen.

Wir ſtellen den entoptiſchen Cubus zwiſchen die zwei parallelen Spiegel an den gewohnten Ort, legen das Glimmerblatt darauf und bewegen es hin und her; auch hier findet die Abänderung vom Hellen in's Dunkle, vom Gelblichen in's Bläuliche ſtatt; Dieſes aber iſt zugleich mit einer Umkehrung der Formen und der Farben in dem Cubus verbunden. Ein Solches nun geſchieht durch innere Spiegelung des Glimmers, da unſere äußern Spiegel unbewegt bleiben. Um nun hierüber ferner in's Klare zu kommen, verfahre man folgender Maßen. Man wende das auf dem Cubus liegende Blättchen ſo lange hin und her, bis die Erſcheinung des weißen Kreuzes vollkommen rein iſt, als wenn ſich Nichts zwiſchen dem Cubus und unſern Augen befände. Nun zeichne man, mit einer ſcharf einſchneidenden Spitze, auf das Glimmerblatt einen Strich an der Seite des Cubus, die mit uns parallel iſt, her, und ſchneide mit der Scheere das Glimmerblatt in ſolcher Richtung durch. Hier haben wir nun die Baſis unſerer künftigen Operationen. Man drehe nun das Glimmerblatt immer horizontal auf dem Cubus bedächtig herum, und man wird erſt Figur und Farbe im Schwanken, endlich aber die völlige Umkehrung, das ſchwarze Kreuz erblicken. Nun zeichne man die gegenwärtige Lage des Glimmerblattes zu der uns immer noch parallelen Seite des Cubus und ſchneide auch in dieſer Richtung das Glimmerblatt durch, ſo wird man einen Winkel von hundertfünfundreißig Graden mit der Grundlinie finden. Hiernach läßt ſich nun, ohne weiteres empiriſches Herumtaſten, ſogleich die Form der Tafel angeben, welche uns künftig ſämmtliche Phänomene geſetzlich zeigen ſoll; es iſt die, welche wir einſchalten.

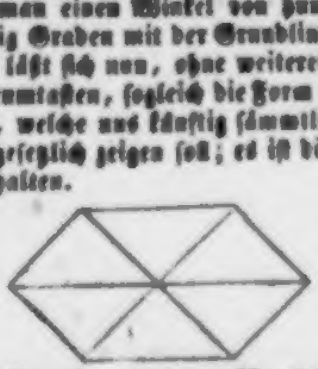

Hier ſehen wir nun ein größeres Quadrat, aus dem ſich zwei kleinere entwickeln, und ſagen, um bei'm Bezeichnen unſerer Verſuche alle Buchſtaben und Zahlen zu vermeiden: der Beſchauer halte die längere Seite parallel mit ſich, ſo wird er die lichte Erſcheinung erblicken; wählt man die ſchmale Seite, ſo haben wir die finſtere Erſcheinung.

Die etwas umſtändliche Bildung ſolcher Tafeln können wir uns dadurch erleichtern, wenn wir, nach obiger Figur, eine Karte ausſchneiden und ſie unter die Spiegel, die lange Seite parallel mit uns haltend, bringen, auf derſelben aber das Glimmerblatt hin und her bewegen, bis wir die helle Erſcheinung vollkommen vor uns ſehen. Klebt man in dieſem Moment das Blättchen an die Karte feſt, ſo dient uns der Ausſchnitt als ſichere Norm bei allen unſern Verſuchen.

Wenn wir nun die Erſcheinungen ſämmtlich mehrmals durchgehen, ſo finden wir Blättchen, welche uns entſchiedenen Dienſt leiſten und das Phänomen vollkommen umkehren; andere aber bringen es nicht völlig dazu; ſie erregen jedoch ein ſtarkes Schwanken. Dieſes iſt ſehr unterrichtend, indem wir nun daraus lernen, daß die bekannten Kreuze nicht etwa aus zwei ſich durchſchneidenden Linien entſtehen, ſondern aus zwei Haken, welche ſich aus den Ecken hervor gegen einander bewegen, wie es bei den Chladniſchen Ton-Figuren der Fall iſt, wo ſolche Haken gleichfalls von der Seite hereinſtreben, um das Kreuz im Sande auszubilden.

Ferner iſt zu bemerken, daß es auch Glimmerblättchen gebe, welche kaum eine Spur von allen dieſen Erſcheinungen bemerken laſſen. Dieſe Art iſt, da die übrigen meiſt farblos wie Glastafeln anzuſehen ſind, auch in ihren feinſten Blättern tombakbraun; die Meinigen ſind von einer großen Glimmerſäule abgetrennt.

Schließlich haben wir nun noch einer ſehr auffallenden Farbenerſcheinung zu gedenken, welche ſich unter folgenden Bedingungen erblicken läßt. Es gibt Glimmerblätter vorgeſchriebener Maßen als ſechsſeitige Tafeln zugerichtet; dieſe zeigen in der erſten Hauptrichtung, das heißt die längere Seite parallel mit dem Beobachter gelegt, keine beſondere Farbe als allenfalls einen gelblichen, und wenn wir den obern Spiegel zur Seite richten, bläulichen Schein. Legen wir aber die ſchmale Seite parallel mit uns, ſo erſcheinen ſogleich die ſchönſten Farben, die ſich bei Seitenwendung des Spiegels in ihre Gegenſätze verwandeln und zwar:

Hell	Dunkel
Gelb	Violett
Gelbroth	Blau
Purpur	Grün.

wobei zu bemerken, daß, wenn man dergleichen Blätter auf den entoptiſchen Cubus bringt, die Erſcheinung des hellen und dunkeln Kreu-

get mit den ſchönſten bezüglichen Farben begleitet und überzogen wird.

Und hier ſtehe denn eine Warnung eingeſchaltet am rechten Platze. Wir müſſen uns wohl in Acht nehmen, die Farben, von denen wir gegenwärtig handeln, nicht mit den epoptiſchen zu vermiſchen. Wie nahe ſie auch verwandt ſein mögen, ſo beſteht doch zwiſchen ihnen der große Unterſchied, daß die epoptiſchen unter dem Spiegel-Apparat nicht umgekehrt werden, ſondern, gleich viel, ob direct oder von der Seite angeſchaut, immer dieſelbigen bleiben, dagegen die im Glimmerblättchen erſcheinenden beweglicher Art ſind und alſo auf einer höhern Stufe ſtehen.

Ferner bringen wir den Umſtand zur Sprache, daß der ſtumpfe Winkel der ſechsſeitigen Tafel, welcher auf unſerer Baſis aufgerichtet wird und das Umkehren des Phänomens entſcheidet, zuſammengeſetzt iſt aus neunzig Graden des rechten Winkels und aus fünfundvierzig, welche dem kleinen Quadrat angehören, zuſammen hundertfünfundreißig Grade. Es wird uns alſo, auf eine ſehr einfache Weiſe, auf jene fünfundreißig bis ſechsundreißig Grade gedeutet, unter welchen bei allen Spiegelungen die Erſcheinung erlangt wird.

Ferner fügen wir bemerkend hinzu: daß uns noch nicht habe gelingen wollen, zu erfahren, wie unſere empiriſch-theoretiſche, ſechsſeitige Tafel mit den von Natur ſechsſeitig gebildeten Glimmerſäulen und deren Blättern in Uebereinſtimmung trete. Leider ſind unſere wirkſamen Glimmertafeln ſchon in kleine Fenſterſcheiben geſchnitten, deren Seiten zu unſern Phänomenen in keinem Bezug ſtehen! Die einzelnen Glimmerblätter aber, an welchen die ſechsſeitige Cryſtalliſation nachzuweiſen iſt, ſind gerade diejenigen, welche die Umkehrung hartnäckig verweigern.

XXIV. Frauenei.

Mit durchſichtigen Gypsblättchen verhält es ſich gleicher Maßen: man ſpaltet ſie ſo fein als möglich und verfährt mit ihnen auf dieſelbe Weiſe, wie bei dem Glimmer gezeigt worden.

Man unterſuche ein ſolches Blättchen an und für ſich zwiſchen den beiden Spiegeln, und man wird eine Richtung finden, wo es vollkommen klar iſt. Dieſe bezeichne man als Baſis der übrigen Verſuche; man bilde ſodann ein Sechseck und richte eine der kürzern Seiten parallel mit ſich, und man wird das Geſichtsfeld mit Farben von der größten Schönheit begabt ſehen. Bei der Seitenſtellung des Spiegels wechſeln ſie ſämmtlich, und es kommen an derſelben Stelle die geforderten Gegenſätze hervor. Geſtellt man ein ſolches Blättchen zum Cubus, ſo wird jene erſte Richtung die epoptiſche Erſcheinung völlig identiſch laſſen, in dem zweiten Falle aber das Bild verändert ſein. Es werfen ſich nämlich die beiden Farben, Purpur und Grün, an die hellen oder dunkeln Züge der Bilder, ſo daß die Umkehrung als Umkehrung nicht deutlich wird, die Färbung jedoch auf eine ſolche Veränderung hinweiſt. Denn ſobald man den Spiegel nunmehr ſeitwärts wendet, ſo erſcheint zwar das Bild noch immer vollkommen farbig; allein die Züge, die man vorher grün geſehen, erſcheinen purpur und umgekehrt.

Man ſieht hieraus, daß ſchon bei den zarteſten Tafeln das Bild einige Undeutlichkeit erleiden müſſe. Werden nun gar mehrere über einander gelegt, ſo wird das Bild immer undeutlicher, bis es zuletzt gar nicht mehr zu erkennen iſt. Ich ſehe daher das Verſchwinden der Erſcheinung bei dem Umkehren nur als eine materielle Verdüſterung an, die ganz allein der Unklarheit des angewendeten Mittels zuzuſchreiben iſt.

XXV. Doppelſpath.

Von dieſem bedeutenden, ſo oft beſprochenen, beſchriebenen, bemeſſenen, berechneten und bemeinten Naturkörper haben wir nur ſoviel zu ſagen, als ſeine Eigenſchaften ſich in unſerm Kreiſe manifeſtiren. Er verhält ſich gerade wie die vorhergehenden beiden, nur daß ſeine rhombiſche Figur und die Dicke ſeiner Cryſtalle einigen Unterſchied machen mögen. Legen wir ihn übrigens zwiſchen die beiden Spiegel ſo, daß die längere oder kürzere Achſe auf dem Beſchauer perpendicular ſteht, ſo erſcheint das Geſichtsfeld helle; und wir dürfen alsdann nur den zu uns gekehrten Winkel abſtumpfen, ſo hätten wir, wenn die Operation an der langen Seite geſchah, ein Sechseck mit zwei ſtumpfern Winkeln und, wenn wir die kürzere Diagonale abſtumpfen, ein etwas ſpitzwinkeligeres Sechseck als unſer regelmäßiges erhalten, aber doch immer ein Sechseck, deſſen kürzere Seiten, gegen uns gekehrt, das Geſichtsfeld dunkler machen. Hierbei iſt es aber keineswegs nöthig, daß wir unſere Cryſtalle verderben, ſondern wir heften unſere ausgeſchnittene Karte, nach bekannter Weiſe, über den Cryſtall, oder zeichnen unſere Intention durch einen leichten Federſtrich.

Nun ſprechen wir aber mit den vorigen Fällen völlig übereinſtimmend aus: die erſte Richtung, die das helle Sehfeld bewirkt, läßt die Erſcheinung identiſch; die Seitenwendung jedoch des bekannten Winkels kehrt die Erſcheinung um, welches noch ganz deutlich, jedoch mehr der

Farbe als der Form nach, an der Umkehrung der blauen Augen in gelbe bemerkt werden kann. Also ist auch hier ein Verschwinden, welches durch vermehrte Körperlichkeit des Mittels hervorgebracht würde, kein physischer, sondern ein ganz gemeiner Effect der zunehmenden Undurchsichtigkeit.

Nun aber erwartet uns eine höchst angenehme Erscheinung. Läßt man einen solchen rhombischen, isländischen Crystall durch Kunst dergestalt zurichten, daß zwei der langen Achsenflächen parallele Abschnitte der Ecken verfügt und geschliffen werden, so wird man, wenn der Körper in dieser Lage zwischen die zwei Spiegel gebracht wird, ein Mal ein helles, das andere Mal ein dunkles Bild gewahr werden, analog jenen uns bekannten, gefärbten, entoptischen Bildern; vier helle Puncte stehen zuerst innerhalb eines Kreises, um den sich mehr Kreise versammeln, und es gehen vier pinselartige Strahlungen aus von den Puncten, als hell und durchscheinend. Bei der Seitenwendung zeigt sich der Gegensatz; wir sehen, in Ringe gefaßt, ein schwarzes Kreuz, von welchem gleichfalls vier schwarze, büschelartige Strahlungen sich entfernen.

Hier hätten wir nun die sämmtlichen Erscheinungen beisammen: klare, helle Spiegelung und Identität; dunkle Spiegelung mit Umkehrung, letztere besonders von imponirenden, aber formlosen Farben begleitet; nun aber den Körper selbst, durch künstliche Bereitung, in seinem Innern aufgeschlossen und eine bewundernswürdige Erscheinung zum Anschauen gebracht.

So wäre denn also dieser höchst problematische Körper durch Untersuchung nur noch immer problematischer geworden und mit ihm so mancher andere. Freilich ist es wunderbar genug, daß ihm dreierlei Arten der Farbenerscheinung zugetheilt sind: die prismatischen bei der Brechung, und zwar doppelt und vielfach; die epoptischen zwischen seinen zarten Lamellen, wenn sich diese nur im Mindesten, mit beibehaltener Berührung, auseinander geben, und die entoptischen, durch künstliche Vorbereitung aus seinem Innern aufgeschlossen. Viel ist hiervon gesagt, viel ist zu sagen; für unsere Zwecke sei das Wenige hinreichend.

XXVI. Apparat, vierfach gesteigert.

Was man bei allen Experimenten beobachten sollte, wollten wir, wie sonst auch geschehen, bei dem unserigen zu leisten suchen. Zuerst sollte das Phänomen in seiner ganzen Einfalt erscheinen, sein Herkommen aussprechen und auf die Folgerung hindeuten.

Unser einfachster Apparat (V) besteht aus einer entoptischen Glastafel, horizontal auf einen dunkeln Grund gelegt und gegen die klare Atmosphäre in verschiedenen Richtungen gehalten; da sich denn der ätherische Ursprung der Erscheinungen und die Wirkung des directen und obliquen Widerscheins sogleich ergeben, dergestalt, daß, wenn wir Dieß recht eingesehen, wir keiner fernern Versuche bedürften.

Aber es ist nöthig, daß wir weiter gehen, die Abhängigkeit von äußern Umständen zu mindern suchen, um das Phänomen bequemer, auffallender und nach Willen öfter darstellen zu können.

Hierzu bahnt nun unser zweiter Versuch (VI) den Weg; wir bedienen uns eines entoptischen Cubus und eines schwarzen Spiegels; durch jenen lassen wir die atmosphärische Wirkung hindurchgehen und erblicken die farbigen Bilder außerhalb demselben auf dem Spiegel; allein hierbei sind wir immer noch von der Atmosphäre abhängig; ohne einen völlig reinblauen Himmel bringen wir die Erscheinung nicht hervor.

Wir schreiten daher zu dem dritten, zusammengesetztern Apparat (XVII). Wir richten zwei Spiegel gegen einander, von welchen der untere die allseitige Atmosphäre vorstellt, der obere hingegen die jedesmalige besondere Richtung, sie sei direct, oblique oder in der Diagonale. Hier verbirgt sich nun schon das wahre Naturverhältniß, das Phänomen als Phänomen ist auffallender; aber wenn man von vornherein nicht schon fundirt ist, so wird man schwerlich rückwärts zur wahren, anschauenden Erkenntniß gelangen. Indessen dient uns dieser Apparat täglich und stündlich und wird uns deßhalb so werth, weil wir die Zusammenwirkung desselben mit den natürlichen Körpern und ihr wechselseitiges Betragen höchst belehrend finden.

Nun aber haben wir noch einen vierten Apparat, dessen zu erwähnen wir nun Gelegenheit nehmen. Er ist zwar der bequemste und angenehmste, dagegen verbirgt er aber noch mehr das Grund-Phänomen, welches sich Niemand rückwärts daraus zu entwickeln unternehmen würde. Er ist höchst sauber und zierlich gearbeitet von dem Glasschleifer Niggl in München, und durch die Gunst des Herrn Professor Schweigger in meinen Besitz gekommen; er besteht aus vier Spiegeln, welche, sich aufeinander beziehend, sämmtliche Phänomene leicht und nett hervorbringen. Der erste Spiegel außerhalb des Apparats, fast horizontal gelegen, nimmt das Tageslicht unmittelbar auf und überliefert solches dem zweiten, welcher, innerhalb des Instrumentes schief gestellt, wie der untere erste Spiegel des vorigen Apparats das empfangene Licht aufwärts schickt; unmittelbar über ihm wird der entoptische Cubus eingeschoben, auf welchen man perpendicular durch ein Sehrohr hinunterblickt; in diesem nun sind statt des Oculars zwei

Röſe.

Gewiß. Hier iſt der Caffee.

Märten.

Biſt du alle Morgen gleich bey der Hand wie ſonſt?

Röſe.

Hier iſt die Milch. (Sie läuft wieder nach dem Schranke.)

Märten.

Und muß ich nicht auf alles warten?

Röſe.

Hier die Taſſe! der Löffel! der Zukker! Wollt Ihr auch ein Butterbrot?

Märten.

Nein, nein. — Du bleibſt mir die Antwort ſchuldig.

Röſe.

(Auf das Frühſtück deutend) Hier ſteht ſie.

Spiegel angebracht, wovon der eine das Bild des Cubus von unten aufnimmt, der andere solches dem Beschauer in's Auge führt. Kehrt man nun die mit den beiden verbundenen Spiegeln zusammen bewegliche Hülse in die directe oder Seitenstellung: so verwandeln sich die Bilder gar bequem und erfreulich Farb' und Form nach, und um desto auffallender, da durch das vier Mal wiederholte Abspiegeln das Licht immer mehr gedämpft und gemäßigt worden. Noch ein anderes höchst erfreuendes Phänomen läßt sich zugleich darstellen, wenn man nämlich an die Stelle des Oculars ein kleines Prisma von Doppelspath setzt, wodurch man die gleichzeitige Erhellung und Verdunkelung, bei fortgesetzter Kreisbewegung der Hülse, höchst angenehm und überraschend beschauen und wiederholen kann.

Sieht man nun zurück und vergegenwärtigt sich Schritt vor Schritt, wie jene Steigerung vorgegangen, was dazu beigetragen, was sie uns aufgeklärt, was sie verbirgt: so kann man uns in diesem Felde nichts Neues mehr vorzeigen, indem wir mit den Augen des Leibes und Geistes ungehindert methodisch vor- und rückwärts blicken.

XXVII. Warnung.

Wie nahe wir durch unsern vierfach gesteigerten Apparat an den Punct gekommen, wo das Instrument, anstatt das Geheimniß der Natur zu entwickeln, sie zum unauflöslichen Räthsel macht, möge doch jeder naturliebende Experimentator beherzigen! Es ist Nichts dagegen zu sagen, daß man durch mechanische Vorrichtung sich in den Stand setze, gewisse Phänomene bequemer und auffallender nach Willen und Belieben vorzuzeigen; eigentliche Belehrung aber befördern sie nicht; ja es gibt unnütze und schädliche Apparate, wodurch die Naturanschauung ganz verfinstert wird, worunter auch diejenigen gehören, welche das Phänomen theilweise oder außer Zusammenhang vorstellen. Diese sind es eigentlich, worauf Hypothesen gegründet, wodurch Hypothesen Jahrhunderte lang erhalten werden. Da man aber hierüber nicht sprechen kann, ohne in's Polemische zu fallen, so darf davon bei unserm friedlichen Vortrage die Rede nicht sein.

XXVIII. Von der innern Beschaffenheit des entoptischen Glases.

Wir haben vorhin, indem wir von den entoptischen Eigenschaften gewisser Gläser gesprochen, welche in ihrem Innern Formen und Farben zeigen, uns nur an's Phänomen gehalten, ohne weiter darauf einzugehen, ob sich ausmitteln lasse, wodurch denn diese Erscheinung eigentlich bewirkt werde. Da wir nun jedoch erfahren, daß gleiche Phänomene innerhalb natürlicher Körper zu bemerken sind, deren integrirende Theile, durch eigenthümliche Gestalt und wechselseitige Richtung, gleichfalls Formen und Farben hervorbringen: so dürfen wir nun auch weiter gehen und aufsuchen: welche Veränderung innerhalb der Glasplatten, bei schnellem Abkühlen, sich ereignen und ihnen jene bedeutend anmuthige Fähigkeit ertheilen möchte.

Es läßt sich beobachten, daß in Glastafeln, indem sie erhitzt werden, eine Undulation vorgehe, die bei allmäligem Abkühlen verklingt und verschwindet. Durch einen solchen gemäßigten Uebergang erhält die Masse eine innere Bindung, Consistenz und Kraft, um, bis auf einen gewissen Grad, äußerer Gewalt widerstehen zu können. Der Bruch ist muschelig, und man könnte diesen Zustand, wenn auch uneigentlich, zäh nennen.

Ein schnelles Abkühlen aber bewirkt das Gegentheil; die Schwingungen scheinen zu erstarren; die Masse bleibt innerlich getrennt, spröde; die Theile stehen neben einander und, obgleich vor wie nach durchsichtig, behält das Ganze Etwas, das man Punctualität genannt hat. Durch den Demant gerigt, bricht die Tafel reiner als eine des langsam abgekühlten Glases; sie braucht kaum nachgeschliffen zu werden.

Auch zerspringen solche Gläser entweder gleich oder nachher, entweder von sich selbst oder veranlaßt. Man kennt jene Flaschen und Becher, welche durch hineingeworfene Steinchen rissig werden, ja zerspringen.

Wenn von geschmolzenen Glastropfen, die man zu schneller Verkühlung in's Wasser fallen ließ, die Spitze abgebrochen wird, zerspringen sie und lassen ein pulverartiges Wesen zurück; darunter findet ein aufmerksamer Beobachter einen noch zusammenhängenden, kleinen Bündel strahlichter Crystallisation, der sich um das in der Mitte eingeschlossene Luftbläschen bildete. Eine gewisse Solutio continui ist durchaus zu bemerken.

Zugleich mit diesen Eigenschaften gewinnt nun das Glas die Fähigkeit, Figuren und Farben in seinem Innern sehen zu lassen. Denke man sich nun jene bei'm Erhitzen beobachteten Schwingungen unter dem Erkalten fixirt: so wird man sich, nicht mit Unrecht, dadurch entstehende Hemmungspuncte, Hemmungslinien einbilden können und dazwischen freie Räume, sämmtlich in einem gewissen Grade trüb, so daß sie demgemäß, bei veränderter Lichteinwirkung, bald hell bald dunkel erscheinen können.

Kaum aber haben wir versucht, uns diese wundersame Naturwirkung einiger Maßen begreiflich zu machen, so werden wir abermals weiter gefordert; wir finden unter andern ver-

änderten Bedingungen wieder neue Phänomene. Wir erfahren nämlich, daß diese Hemmungspuncte, diese Hemmungslinien in der Glastafel nicht unauslöschlich fixirt und für immer befestigt dürfen gedacht werden. Denn obschon die ursprüngliche Figur der Tafel vor dem Glühen den Figuren und Farben, die innerhalb erscheinen sollen, Bestimmung gibt, so wird doch auch, nach dem Glühen und Verkühlen, bei veränderter Form die Figur verändert. Man schneide eine viereckte Platte mitten durch und bringe den parallelepipedischen Theil zwischen die Spiegel: so werden abermals vier Puncte in den Ecken erscheinen, zwei und zwei weit von einander getrennt und, von den langen Seiten herein, der helle oder dunkle Raum viel breiter als von den schmalen. Schneidet man eine viereckte Tafel in der Diagonale durch, so erscheint eine Figur derjenigen ähnlich, die sich fand, wenn man Dreiecke glühte.

Suchten wir uns nun vorhin mit einer mechanischen Vorstellungsart durchzuhelfen, so werden wir schon wieder in eine höhere, in die allgemeine Region der ewig lebenden Natur gewiesen; wir erinnern uns, daß das kleinste Stück eines zerschlagenen, magnetischen Eisensteins ebenso gut zwei Pole zeigt als das Ganze.

XXIX. Umsicht.

Wenn es zwar durchaus räthlich, ja höchst nothwendig ist, das Phänomen erst an sich selbst zu betrachten, es in sich selbst sorgfältig zu wiederholen und solches von allen Seiten aber und abermals zu beschauen: so werden wir doch zuletzt angetrieben, uns nach außen zu wenden und, von unserm Standpuncte aus, allenthalben umher zu blicken, ob wir nicht ähnliche Erscheinungen zu Gunsten unsers Vornehmens auffinden möchten; wie wir denn so eben an den so weit abgelegenen Magneten zu gedenken unwillkürlich genöthigt worden.

Hier dürfen wir also die Analogie als Handhabe, als Hebel, die Natur anzufassen und zu bewegen, gar wohl empfehlen und anrühmen. Man lasse sich nicht irre machen, wenn Analogie manchmal irre führt, wenn sie, als zu weit gesuchter, willkürlicher Witz, völlig in Rauch aufgeht. Verwerfen wir ferner nicht ein heiteres, humoristisches Spiel mit den Gegenständen, schickliche und unschickliche Annäherung, ja Verknüpfung des Entferntesten, womit man uns in Erstaunen zu setzen, durch Contrast auf Contrast zu überraschen trachtet. Halten wir uns aber zu unserm Zweck an eine reine, methodische Analogie, wodurch Erfahrung erst belebt wird, indem das Abgesonderte und entfernt Scheinende verknüpft, dessen Identität entdeckt und das eigentliche Gesammtleben der Natur auch in der Wissenschaft nach und nach eingeleitet wird.

Die Verwandtschaft der entoptischen Figuren mit den übrigen physischen haben wir oben schon angedeutet; es ist die nächste, natürlichste und nicht zu verkennen. Nun müssen wir aber auch der physiologischen gedenken, welche hier in vollkommener Kraft und Schönheit hervortreten. Hieran finden wir abermals ein herrliches Beispiel, daß Alles im Universen zusammenhängt, sich aufeinander bezieht, einander antwortet. Was in der Atmosphäre vorgeht, begibt sich gleichfalls in des Menschen Auge, und der entoptische Gegensatz ist auch der physiologe. Man schaue in dem obern Spiegel des dritten Apparats das Abbild des unterliegenden Cubus; man nehme sodann diesen schnell hinweg, ohne einen Blick vom Spiegel zu verwenden: so wird die Erscheinung, die helle wie die dunkle, als gespenstiges Bild umgekehrt im Auge stehen, und die Farben zugleich sich in ihre Gegensätze verwandeln, das bräunlich Gelb in Blau und umgekehrt, dem naturforschenden Forscher zu großer Freude und Kräftigung.

Sodann aber werden wir uns zur allgemeinen Naturlehre und verhalten nach unserer Ueberzeugung Folgendes. Sobald die verschiedene Wirkung des directen und obliquen Widerscheins eingesehen, die Allgemeinheit jenes Gesetzes anerkannt sein wird: so muß die Identität unzähliger Phänomene sich alsobald bethätigen; Erfahrungen werden sich aneinander schließen, die man als unzusammenhängend bisher betrachtet, und vielleicht mit einzelnen hypothetischen Erklärungsweisen vergebens begreiflicher zu machen gesucht. Da wir aber gegenwärtig nur die Absicht haben können, den Geist zu befreien und anzuregen: so blicken wir rings umher, um nähere oder fernere auf gewisse Analogien zu deuten, die sich in der Folge aneinander schließen, sich aus und gegen einander entwickeln mögen. Weiter kann unser Geschäft nicht gehen: denn wer will eine Arbeit übernehmen, die der Folgezeit noch manche Bemühung zumuthen wird?

XXX. Chladni's Ton-Figuren.

Alle geistreichen, mit Naturerscheinungen einiger Maßen bekannten Personen, sobald sie unsern entoptischen Cubus zwischen den Spiegeln erblickten, riefen jedes Mal die Aehnlichkeit mit den Chladni'schen Figuren, ohne sich zu besinnen, lebhaft aus; und wer wollte sie auch verkennen? Daß nun diese äußern, auffallenden Erscheinungen ein gewisses inneres Verhältniß und in der Entstehungsart viel Uebereinstimmung haben, ist gegenwärtig darzuthun.

Eigenen Chladni's	Seebeck's
entſtehen	
1) durch Schwingungen.	1) durch Schwingungen.
Dieſe werden bewirkt	
2) durch Erſchüttern der Glastafeln;	2) durch Blaſen der Glastafeln, durch Druck ꝛc.
verharren	
3) in Ruhe;	3) durch ſchnelle Verkühlung;
verſchwinden	
4) durch neues Erſchüttern;	4) durch neues Blaſen und langſame Erkaltung;
ſie richten ſich	
5) nach der Geſtalt der Tafel;	5) nach der Geſtalt der Tafel;
ſie bewegen ſich	
6) von außen nach innen;	6) von außen nach innen;
ihre Anfänge ſind	
7) parabeliſche Linien, welche mit ihren Gipfeln gegen einander ſtreben, bei'm Quadrat von der Seite, um ein Kreuz zu bilden;	7) parabeliſche Linien, welche mit ihren Gipfeln gegen einander ſtreben, bei'm Quadrat aus den Ecken, um ein Kreuz zu bilden;
ſie vermannigfaltigen ſich	
8) bei Verbreiterung der Tafel;	8) bei Vermehrung der übereinander gelegten Tafeln;
ſie beweiſen ſich	
9) als oberflächlich.	9) als innerlich.

Mögen vorerſt dieſe Bezüge hinreichen, um die Verwandtſchaft im Allgemeinen anzudeuten: gewiß wird dem Forſcher nichts angenehmer ſein, als eine hierüber fortgeſetzte Betrachtung. Ja, die reale Vergleichung beider Verſuche, die Darſtellung derſelben neben einander, durch zwei Perſonen, welche ſolchen Experimenten gewachſen wären, müßte viel Vergnügen geben und dem innern Sinn die eigentliche Vergleichung überlaſſen, die freilich mit Worten nie vollkommen dargeſtellt werden kann, weil das innere Naturverhältniß, wodurch ſie bei himmelweiter Verſchiedenheit einander ähnlich werden, immer von uns nur geahnet werden kann.

XXXI. Atmoſphäriſche Meteore.

Da nach unſerer Ueberzeugung die nähere Einſicht in die Effecte des directen und obliquen Widerſcheins auch zur Erklärung der atmoſphäriſchen Meteore das Ihrige beitragen wird, ſo gedenken wir derſelben gleichfalls an dieſer Stelle. Der Regenbogen, ob wir ihn gleich als durch Refraction gewirkt anerkennen, hat doch das Eigene, daß wir die dabei entſpringenden Farben eigentlich innerhalb der Tropfen ſehen; denn auf dem Grunde derſelben ſpiegelt ſich die bunte Verſchiedenheit.

Nun kommen die Farben des untern Bogens nach einem gewiſſen Geſetze zu unſerm Auge und auf eine etwas complicirtere Weiſe die Farben des obern Bogens gleichfalls. Sobald wir Dieß eingeſehen, ſo folgern wir: daß aus dem Raum zwiſchen den zwei Bogen kein Licht zu unſerm Auge gelangen könne, und dieſes beſtätigt ſich dem aufmerkſamen Beobachter durch folgenden Umſtand. Wenn wir auf einer reinen, vollkommen dichten Regenwand, welcher die Sonne klar und mächtig gegenüber ſteht, die beiden Bogen vollkommen ausgedrückt finden: ſo ſehen wir den Raum zwiſchen beiden Bogen dunkelgrau und zwar entſchieden dunkler als über und unter der Erſcheinung.

Wir ſchöpften daher die Vermuthung, daß auch hier ein im gewiſſen Sinne obliquirtes Licht bewirkt werde und richteten unſern zweiten entoptiſchen Apparat gegen dieſe Stelle, waren aber noch nicht ſo glücklich, zu einem entſchiedenen Reſultate zu gelangen. Soviel konnten wir bemerken, daß, wenn der Regenbogen ſelbſt durch unſern entoptiſchen Cubus durchfiel, das weiße Kreuz erſchien und er ſich alſo dadurch als directen Widerſchein erwies. Der Raum unmittelbar darüber, welcher nach der Vermuthung das ſchwarze Kreuz hätte hervorbringen ſollen, gab uns keine deutliche Erſcheinung, da wir, ſeit wir auf dieſen Gedanken gekommen, keinen entſchieden vollkommenen, doppelten Regenbogen und alſo auch keinen geſättigten, dunkeln Raum zwiſchen beiden beobachten konnten. Vielleicht gelingt es andern Naturfreunden beſſer.

Die Höfe, in deren Mitte Sonne und Mond ſtehen, die Nebenſonnen und Anderes, erhalten durch unſere Darſtellung gewiß in der Folge manche Aufklärung. Die Höfe, deren Diameter vierzig Grad iſt, coincidiren wahrſcheinlich mit dem Kreiſe, in welchem man bei dem höchſten Stand der Sonne um ſie her das ſchwarze Kreuz bemerkt, ehe die entoptiſche Erſcheinung von dem gewaltſamen Lichte aufgehoben wird. Hier wäre nun der Platz, mit Inſtrumenten zu ſperiren; Zahlen und Grade würden ſehr willkommen ſein. Richtet ſich dereinſt die Aufmerkſamkeit der Naturforſcher auf dieſe Puncte; gewinnt unſer Vortrag ſich mit der Zeit Vertrauen: ſo wird auch hierzu Rath werden, wie zu vielem Andern.

Ein auffallendes Meteor, welches offenbar durch directen Widerſchein hervorgebracht worden, beſchreibt uns der aufmerkſame Reiſende Bory de St. Vincent folgender Maßen:

Le soir du 2 Germinal l'an X, nous vîmes un très beau phénomène lumineux. Le ciel était pur, sur-tout vers le couchant, et au moment où le soleil approchait de l'horizon, on distingua du côté diamétralement opposé cinq ou six faisceaux de rayons lumineux. Ils partaient, en divergeant, d'un demi-disque pareil à un grand globe, dont l'horizon sensible eût caché la moitié. Ce demi-disque était de la couleur du ciel, quand son azur brille du plus grand éclat. Les rayons paraissaient d'autant plus vifs, que le soleil était le plus près de disparaître.

Le couchant s'étant rempli de nuages, qui dérobaient la vue du soleil, le phénomène lumineux ne cessa pas; l'instant où il fut le plus sensible, fut celui où l'astre du jour dût être descendu sous l'horizon; dès-lors son éclat diminua, et disparut peu-à-peu.

XXXII. Paradoxer Seitenblick auf die Astrologie.

Ein phantastisches Analogon der Wirksamkeit unsers directen und obliquen Widerscheins finden wir schon in der Astrologie, doch mit dem Unterschiede, daß von ihren Eingeweihten der directe Widerschein, den wir als heilsam erkennen, für schädlich geachtet wird. Mit dem Geviertschein jedoch, welcher mit unserm obliquirten zusammenfällt, und den auch wir als deprimirend ansprechen, haben sie es getroffen, wenn sie denselben für widerwärtig und unglücklich erklärten. Wenn sodann der Gedrittschein und Sechstschein, welchen wir für schwankend erklären, von ihnen als heilsam angenommen wird, so möchte Dieß allenfalls gelten und würde die Erfahrung nicht sehr widersprechen; denn gerade an dem Schwankenden, Gleichgiltigen beweis't der Mensch seine höhere Kraft und wendet es gar leicht zu seinem Vortheil.

Durch diese Bemerkungen wollen wir nur soviel sagen, daß gewisse Ansichten der irdischen und überirdischen Dinge, dunkel und klar, unvollständig und vollkommen, gläubig und abergläubisch, von jeher vor dem Geiste der Menschen gewaltet, welches kein Wunder ist, da wir Alle auf gleiche Weise gebaut sind und wohlbegabte Menschen sämmtlich die Welt aus einem und demselben Sinne anschauen; daher denn, es werde entdeckt, was da wolle, immer ein Analogon davon in früherer Zeit aufgefunden werden kann.

Und so haben die Astrologen, deren Lehre auf gläubige, unermüdete Beschauung des Himmels begründet war, unsere Lehre von Schein, Rück-, Wider- und Nebenschein vorempfunden; nur irrten sie darin, daß sie das Gegenüber für ein Widerwärtiges erklärten, da doch der directe Rück- und Widerschein für eine freundliche Erwiederung des ersten Scheins zu achten. Der Vollmond steht der Sonne nicht feindlich entgegen, sondern sendet ihr gefällig das Licht zurück, das sie ihm verlieh; es ist Artemis, die freundlich und sehnsuchtsvoll den Bruder anblickt.

Wollte man daher diesem Wahnglauben fernerhin einige Aufmerksamkeit schenken, so müßte man, nach unsern Angaben und Bestimmungen, bedeutende Horoscope, die schon in Erfüllung gegangen sind, rectificiren und beachten, inwiefern unsere Auslegungsart besser als jene Annahme mit dem Erfolg übereintreffe.

So würde z. B. eine Geburt, die gerade in die Zeit des Vollmondes fiele, für höchst glücklich anzusehen sein: denn der Mond erscheint nun nicht mehr als Widersacher, den günstigen Einfluß der Sonne hemmend und sogar aufhebend, sondern als ein freundlich milder, nachhelfender Beistand, als Lucina, als Hebamme. Welche große Veränderung der Sterndeutekunst durch diese Auslegungsart erwüchse, fällt jedem Freund und Gönner solcher Wunderlichkeiten alsbald in die Augen.

XXXIII. Mechanische Wirkung.

Sollten wir nun vielleicht den Vorwurf hören, daß wir mit Verwandtschaften, Verhältnissen, mit Bezügen, Analogien, Deutungen und Gleichnissen zu weit umhergegriffen, so erwiedern wir, daß der Geist sich nicht beweglich genug erhalten könne, weil er immer fürchten muß, an diesem oder jenem Phänomen zu erstarren. Doch wollen wir uns sogleich zur nächsten Umgebung zurückwenden und die Fälle zeigen, wo wir jene allgemeinen, cosmischen Phänomene mit eigener Hand technisch hervorbringen, und also ihre Natur und Eigenschaft näher einzusehen glauben dürfen. Aber im Grunde sind wir doch nicht, wie wir wünschen, durchaus gefördert; denn selbst, was wir mechanisch leisten, müssen wir nach allgemeinen Naturgesetzen bewirken, und die letzten Handgriffe haben immer etwas Geistiges, wodurch alles körperlich Greifbare eigentlich belebt und zum Uebergreiflichen erhoben wird.

Man spanne ein starkes Glastäfelchen, das keine entoptischen Eigenschaften hat, in einen metallenen Schraubstock dergestalt, daß zwei entgegengesetzte Puncte der Peripherie vorzüglich afficirt werden; man bringe diese Vorrichtung unter die Spiegel, so wird man eine von jenen beiden Puncten ausgehende Erscheinung erblicken; sie ist büschelförmig, theils hell, theils dunkel, nach dem Gesetz gefärbt und sucht sich durch eine ovale Neigung gegen einander zu

verbinden. Durch den Druck geht alſo eine Veränderung der Textur der Beſtandtheile vor; ihre Lage gegen einander wird verändert, und wir dürfen eine Solutio continui, wie bei dem ſchnell verkühlten Glaſe vorgeht, annehmen.

Eine ähnliche Erfahrung gibt uns hierüber abermals einiges Licht. Es fand ſich ein knopfartig gearbeitetes Stück Bernſtein, vollkommen klar, in der Mitte durchbohrt; zwiſchen die Spiegel gebracht, zeigten ſich vier aus dem Mittelpunct ausgehende weiße und bei der Umkehrung ſchwarze Strahlenbüſchel. Hier ſcheint der Bohrer, aus der Mitte gegen die Seite drückend, eben dieſelbe Wirkung hervorgebracht zu haben, als die Zwinge auf die Seiten der Glastafel, nur daß hier immanent geblieben war, was bei der Glastafel, wenn die Zunge geöffnet wird, ſogleich vorüber iſt. Wir ließen, um der Sache mehr beizukommen, einige Stücke Bernſtein durchbohren; das Phänomen gelang aber nicht zum zweiten Mal.

XXXIV. Damaſt-Weberei.

Wo wir aber dieſe Erſcheinung mit Händen greifen können, indem wir ſie ſelbſt techniſch hervorbringen, iſt bei dem Damaſt-Weben. Man nehme eine gefaltete Serviette, von ſchön gearbeitetem, wohl gewaſchenem und geglättetem Tafelzeuge, und halte ſie flach vor ſich gegen das Licht; man wird Figuren und Grund deutlich unterſcheiden. In einem Fall ſieht man den Grund dunkel und die Figuren hell; kehre man die Serviette im rechten Winkel nunmehr gegen das Licht, ſo wird der Grund hell, die Figuren aber dunkel erſcheinen; wendet man die Spitze gegen das Licht, daß die Fläche diagonal erleuchtet wird, ſo erblickt man weder Figuren noch Grund, ſondern das Ganze iſt von einem gleichgiltigen Schimmer erleuchtet.

Dieſe Erſcheinung beruht auf dem Princip der Damaſt-Weberei, wo das nach Vorſchrift abwechſelnde Muſter darzuſtellen, die Fäden auf eine eigene Weiſe über's Kreuz gerichtet ſind, ſo daß die Geſtalten hell erſcheinen, wenn das Licht der Fadenlänge nach zu unſerm Auge kommt, dunkel aber von denen Fäden, welche quer gezogen ſind. Die auf den Beſchauer gerichteten Fäden leiten das Licht bis zu den Augen und bringen ſolches direct zur Erſcheinung, die durchkreuzenden dagegen führen das Licht zur Seite und müſſen daher als dunkel oder beſchattet geſehen werden. In der Diagonale beleuchtet führen ſie beide das Licht vom Auge abwärts und können ſich nur als gleichgiltigen Schein manifeſtiren. Hier geht nun Ebendaſſelbe hervor, was ſich am großen Himmel ereignet, und des Webers Geſchicklichkeit verſtändiget uns über die Eigenſchaften der Atmoſphäre. Zu meinem Apparat ließ ich durch eine geſchickte Näherinn, erſt ein Damen-Bretmuſter, woran ſich die Erſcheinung am entſchiedenſten zeigt, mit den zarteſten Fäden ſticken, ſodann aber das entoptiſche Kreuz mit den Puncten in den Ecken, das man denn, je nachdem die Fläche gegen das Licht gerichtet iſt, hell oder dunkel ſchauen kann.

XXXV. Nehmende theoretiſche Anſicht.

Da wir uns bemühen, in dem Erfahrungskreiſe analoge Erſcheinungen aufzuſuchen, ſo iſt es nicht weniger wichtig, wenn wir auf Vorſtellungsarten treffen, welche, theoretiſch ausgeſprochen, auf unſere Abſicht einiges Licht werfen können.

Ein geiſtreicher Forſcher hat die entoptiſchen Erſcheinungen und die damit nahe verwandten Phänomene der doppelten Refraction dadurch aufzuklären getrachtet, daß er longitudinale und transverſale Schwingungen des Lichtes annahm. Da wir nun in der Damaſt-Weberei den Widerſchein des Lichtes durch Fäden bedingt ſehen, welche theils der Länge, theils der Quere nach zu unſerm Auge gerichtet ſind; ſo wird uns Niemand verargen, wenn wir in dieſer Denkart eine Annäherung an die unſrige finden; ob wir gleich gern bekennen, daß wir jene Bedingungen nach unſerer Weiſe nicht im Licht als Licht, ſondern am Lichte finden, das uns nur mit der erfüllten Räumlichkeit, mit der zarteſten und dichteſten Körperlichkeit zuſammentreffend erſcheinen kann.

XXXVI. Gewäſſertes Seidenzeug.

Dieſes wird erſt in Rieſen oder Maſchen gewoben oder geſtrickt, und alsdann durch einen ungleich glättenden Druck dergeſtalt geſchoben, daß Höhen und Tiefen mit einander abwechſeln, wodurch, bei verſchiedener Richtung des Seidenzeuges gegen den Tag, der Widerſchein bald unſerm Auge zugewendet, bald abgewendet wird.

XXXVII. Gemodelte Zinn-Oberfläche.

Hierher gehört gleichfalls die mannigfaltige und wunderſam erfreuliche Erſcheinung, wenn eine glatte Zinnoberfläche durch verdünnte Säuren angegriffen und dergeſtalt behandelt wird, daß dendritiſche Figuren darauf entſtehen. Der Beobachter ſtelle ſich mit dem Rücken gegen das Fenſter und laſſe das Licht von der einen Seite auf die verticale Tafel fallen, ſo wird man den einen Theil der Zweige hell und erhöht, den andern dunkel und vertieft erblicken. Nun kehre man ſich leiſe herum, bis das Licht zur rechten Seite hereintritt; das

erſt Helle wird nun dunkel, das Dunkle hell, das Erhöhte vertieft und beſchattet, das Vertiefte erhöht und erleuchtet in erfreulicher Mannigfaltigkeit erſcheinen. Solche Bleche, mit farbigem Lackfirniß überzogen, haben ſich durch ihren anmuthigen Anblick zu mancherlei Gebrauch empfohlen. Auch an ſolchen lackirten Flächen läßt ſich der Verſuch gar wohl anſtellen, doch iſt es beſſer, bei'm entoptiſchen Apparat, der Deutlichkeit wegen ungefirnißte Bleche vorzuzeigen.

XXXVIII. Oberflächen natürlicher Körper.

Alle diejenigen Steinarten, welche wir ſchillernde nennen, ſchließen ſich hier gleichfalls an. Mehreres, was zum Feldſpath gerechnet wird, Adular, Labrador, Schriftgranit, bringen das Licht durch Widerſchein zum Auge, oder anders gerichtet leiten ſie es ab. Man ſchleift auch wohl dergleichen Steine etwas erhaben, damit die Wirkung auffallender und abwechſelnder werde, und die helle Erſcheinung gegen die dunkle ſchneller und kräftiger contraſtire. Das Katzenauge ſteht hier obenan; doch laſſen ſich Adeſte und Selenite gleichmäßig zurichten.

XXXIX. Rückkehr und Wiederholung.

Nachdem wir nun die Bahn, die ſich uns eröffnete, nach Kräften zu durchlaufen geſtrebt, kehren wir zum Anfang, zum Urſprung ſämmtlicher Erſcheinungen wieder zurück. Der Urquell derſelben iſt die Wirkung der Sonne auf die Atmoſphäre, auf die unendliche, blaue Räumlichkeit. In freieſter Welt müſſen wir immer wieder unſere Belehrung ſuchen.

Bei heiterm Himmel, vor Aufgang der Sonne, ſehen wir die Seite, wo ſie ſich ankündigt, heller als den übrigen Himmel, der uns rein und gleich blau erſcheint; Ebendaſſelbe gilt vom Untergange. Die Bläue des übrigen Himmels erſcheint uns völlig gleich. Tauſend Mal haben wir das reine, heitere Gewölb des Himmels betrachtet, und es iſt uns nicht in die Gedanken gekommen, daß es je eine ungleiche Beleuchtung herunterſenden könne; und doch ſind wir hierüber nunmehr durch Verſuche und Erfahrungen belehrt.

Da wir nun aber über dieſe Ungleichheit der atmoſphäriſchen Wirkung ſchon aufgeklärt waren, verſuchten wir, mit Augen zu ſehen, was wir folgern konnten; es müſſe nämlich, im directen Gegenſchein der Sonne, der Himmel ein helleres Blau zeigen als zu beiden Seiten; dieſer Unterſchied war jedoch nie zu entdecken, auch dem Landſchaftsmaler nicht, deſſen Auge wir zum Beiſtand anriefen.

Daß aber die durch entoptiſche Gläſer entdeckte, ungleiche Beleuchtung für ein glücklich geborenes, geübtes Malerauge bemerklich ſei, davon gibt Nachſtehendes ſichere Kunde.

XL. Wichtige Bemerkung eines Malers.

Ein vorzüglicher, leider allzu früh von uns geſchiedener Künſtler, Ferdinand Jagemann, dem die Natur, nebſt andern Erforderniſſen, ein ſcharfes Auge für Licht und Schatten, Farbe und Haltung gegeben, erbaut ſich eine Werkſtatt zu größern und kleinern Arbeiten; das einzige hohe Fenſter derſelben wird nach Norden, gegen den freieſten Himmel gerichtet, und nun dachte man, allen Bedingungen dieſer Art genuggethan zu haben.

Als unſer Freund jedoch eine Zeit lang gearbeitet, wollte ihm bei'm Portrait-Malen ſcheinen, daß die Phyſiognomien, die er nachbildete, nicht zu jeder Stunde des Tags gleich glücklich beleuchtet ſeien, und doch war an ihrer Stellung nicht das Mindeſte verrückt, noch die Beſchaffenheit einer vollkommen hellen Atmoſphäre irgend verändert worden.

Die Abwechſelung des günſtigen und ungünſtigen Lichts hielt ihre Tages-Perioden; am früheſten Morgen erſchien es am widerwärtigſten grau und unerfreulich; es verbeſſerte ſich, bis endlich, etwa eine Stunde vor Mittag, die Gegenſtände ein ganz anderes Anſehen gewannen, Licht, Schatten, Farbe, Haltung, Alles in ſeiner größten Vollkommenheit, ſich dem Künſtlerauge darbot, ſowie er es der Leinwand anzuvertrauen nur wünſchen konnte. Nachmittag verſchwindet dieſe herrliche Erſcheinung; die Beleuchtung verſchlimmert ſich, auch am klarſten Tage, ohne daß in der Atmoſphäre irgend eine Veränderung vorgegangen wäre.

Als mir dieſe Bemerkung bekannt ward, knüpfte ich ſolche ſogleich in Gedanken an jene Phänomene, mit denen wir uns ſo lange beſchäftigten, und eilte, durch einen phyſiſchen Verſuch Dasjenige zu beſtätigen und zu erläutern, was ein hellſehender Künſtler ganz für ſich, aus eingeborner Gabe, zu eigener Verwunderung, ja Beſtürzung entdeckt hatte. Ich ſchaffte unſern zweiten entoptiſchen Apparat herbei, und dieſer verhielt ſich, wie man nach Obigem vermuthen konnte. Zur Mittagszeit, wenn der Künſtler ſeine Gegenſtände am beſten beleuchtet ſah, gab der nördliche directe Widerſchein das weiße Kreuz, in Morgen- und Abendſtunden hingegen, wo ihm das widerwärtige, obliquirte Licht beſchwerlich fiel, zeigte der Cubus das ſchwarze Kreuz; in der Zwiſchenzeit erfolgten die Uebergänge.

Unſer Künſtler alſo hatte, mit zartem, ge-

übten Sinn, eine der wichtigſten Naturwirkungen entdeckt, ohne ſich davon Rechenſchaft zu geben. Der Phyſiker kommt ihm entgegen und zeigt, wie das Beſondere auf dem Allgemeinen ruhe.

Wir gedenken ähnlicher Fälle, die uns lange vorher überraſchten, ehe die Kenntniß dieſer Erſcheinung uns erfreute. In Rom, wo wir zehn Wochen des allerreinſten Himmels, ohne die mindeſte Wolke genoſſen, war es überhaupt gute Zeit, Gemälde zu ſehen. Ich erinnere mich aber, daß eine in meinem Zimmer aufgeſtellte Aquarell-Zeichnung mir auf ein Mal ſo unendlich ſchön vorkam, als ich ſie niemals geſehen. Ich ſchrieb es damals eben dem reinen Himmel und einer glücklichen, augenblicklichen Dispoſition der Augen zu; nun, wenn ich der Sache wieder gedenke, erinnere ich mich, daß mein Zimmer gegen Abend lag, daß dieſe Erſcheinung mir des Morgens zuerſt auffiel, den ganzen Tag aber wegen des hohen Sonnenſtandes Platz greifen konnte.

Da nun aber gegenwärtig dieſe entſchiedene Wirkung zum Bewußtſein gekommen iſt, ſo können Kunſtfreunde bei'm Beſchauen und Vorzeigen ihrer Bilder ſich und Andern den Genuß gar ſehr erhöhen, ja Kunſthändler den Werth ihrer Bilder durch Beobachtung eines glücklichen Widerſcheins unglaublich ſteigern.

Wenn uns nun kein Geheimniß blieb, wie wir ein fertiges Bild ſtellen müſſen, um ſolches in ſeinem günſtigſten Lichte zu zeigen: ſo wird der Künſtler um ſo mehr, wenn er Etwas nachbildet, das oblique Licht vermeiden und ſeine Werkſtatt allenfalls mit zwei Fenſtern verſehen, eines gegen Abend, das andere gegen Norden. Das erſte dient ihm für die Morgenſtunden, das zweite bis zwei, drei Uhr Nachmittag, und dann mag er wohl billig feiern. Es ſagte Jemand im Scherz: der fleißigſte Maler müſſe ſeine Werkſtatt wie eine Windmühle beweglich anlegen, da er denn, bei leichtem Drehen um die Achſe, wo nicht gar durch ein Uhrwerk wie ein umgekehrtes Helioſcop, dem guten Licht von Augenblick zu Augenblick folgen könne.

Ernſthafter iſt die Bemerkung, daß im hohen Sommer, wo der Himmel ſchon vor zehn Uhr rings umher das weiße Kreuz gibt und ſich bis gegen Abend bei dieſem günſtigen Licht erhält, der Maler, wie durch die Jahreszeit, ſo auch durch dieſen Umſtand aufgefordert, am fleißigſten zu ſein Urſache habe.

Leider muß ich jedoch bei unſerer oft umhüllten Atmoſphäre zugleich bekennen, daß die Wirkungen ſich oft umkehren, und gerade das Gegentheil von dem Gehofften und Erwarteten erfolgen könne; denn ſo wird z. B. bei den Nebelmorgen die Nordſeite das weiße Kreuz und alſo ein gutes Licht geben, und der Maler, der hierauf achtete, würde ſich einiger guten Stunden getröſten können. Deßwegen ſollte jeder Künſtler unſern zweiten Apparat in ſeiner Werkſtatt haben, damit er ſich von den Zuſtänden und Wirkungen der Atmoſphäre jederzeit unterrichten und ſeine Maßregeln darnach nehmen könne.

XLI. Fromme Wünſche.

Aus dem Bisherigen folgt, daß man, bei einer ſo mühſamen Bearbeitung dieſes Gegenſtandes, eine lebhaftere Theilnahme als bisher hoffen und wünſchen muß.

An die Mechaniker ergeht zuerſt unſere Bitte, daß ſie ſich doch möchten auf die Bereitungen entoptiſcher Tafeln legen. Die reinſte Glasart aus Quarz und Kali iſt hierzu die vorzüglichſte. Wir haben Verſuche mit verſchiedenen Glasarten gemacht und zuletzt auch mit dem Flint-Glas, fanden aber, daß dieſe nicht allein häufiger ſprangen als andere, ſondern auch durch die Reduction des Bleies innerlich fleckig wurden, obgleich die wenigen Platten, welche an beiden Fehlern nicht litten, die Erſcheinung vollkommen ſehen ließen.

Ferner bitten wir die Mechaniker, aus ſolchen Tafeln, die nur 1½ Zoll im Viereck zu haben brauchen, über einander gelegt, einen Cubus zu bilden und ihn in eine meſſingene Hülſe zu faſſen, oben und unten offen, an deren einem Ende ſich ein ſchwarz angelaufener Spiegel im Charnier gleichſam als ein Deckelchen bewegte. Dieſen einfachen Apparat, womit die eigentlichen Haupt- und Urverſuche können angeſtellt werden, empfehlen wir jedem Naturfreunde; uns wenigſtens kommt er nicht von der Seite. Reiſenden würden wir ihn beſonders empfehlen; denn wie angenehm müßte es ſein, in einem Lande, wo der Himmel Monate lang blau iſt, dieſe Verſuche von der früheſten Morgendämmerung bis zur letzten Abenddämmerung zu wiederholen! Man würde alsdann in den längſten Tagen auch ſchon mit einem einfachen Apparat den Bezirk um die Sonne, wo der ſchwarze Kreis erſcheint, näher beſtimmen können; ferner würde, je mehr man ſich der Linie nähert, zu Mittag rings um den Horizont der weiße Kreis vollkommen ſichtbar ſein. Auf hohen Bergen, wo der Himmel immer mehr ein tieferes Blau zeigt, würde ſehr intereſſant ſein, zu erfahren, daß die Atmoſphäre, auch aus dem dunkelſten Blau den directen Widerſchein zu uns herabſendend, immer noch das weiße Kreuz erzeugt; ferner müßte in nördlichen Ländern, wo die Nächte kurz, oder wo die Sonne gar nicht untergeht, dieſes allgemeine Naturgeſetz wieder auf eine beſondere

Weiſe ſich bethätigen. Auch wären bei leichten oder dichtern Nebeln die Beobachtungen nicht zu verſäumen; und wer weiß, was nicht alles für Gelegenheiten einem geiſtreichen Beobachter die anmuthigſte Belehrung darböten, nicht gerechnet, daß er ſogar ein heiteres Spielzeug in der Taſche trägt, wodurch er Jedermann überraſchen, unterhalten und zugleich ein Phänomen allgemeiner bekannt machen kann, welches, als eine der wichtigſten Entdeckungen der neueſten Zeit, immer mehr geachtet werden wird? Wenn nun ſolche muntere Männer in der weiten Welt auf dieſen Punct ihre Thätigkeit im Vorübergehen wendeten, ſo würde es Academien der Wiſſenſchaften wohl geziemen, den von uns angezeigten vierfachen Apparat fertigen zu laſſen, und in gleicher Zeit alle übrigen Körper und Einrichtungen, die wir in der Farbenlehre zu einfachern und zuſammengeſetztern Verſuchen angedeutet, aufzuſtellen, damit die entoptiſchen Farben in Gefolge der phyſiologiſchen, phyſiſchen und chemiſchen vorgezeigt, und die Farbenlehre, welche doch eigentlich auf die Augen angewieſen iſt, doch einmal methodiſch könne vor Augen geſtellt werden.

Es würde ſodann auch der Vortrag academiſcher Lehrer in dieſem Fache mehr Klarheit gewinnen und dem friſchen Menſchenverſtande der Jugend zu Hülfe kommen, anſtatt daß man jetzt noch immer die Köpfe verderben muß, um ſie belehren zu können. Und gerade in dieſem Fache, vielleicht mehr als in irgend einem andern, drohet der Phyſik eine Verwirrung, die mehrere Luſtra anhalten kann. Denn indem man das alte Unhaltbare immer noch erhalten und fortpflanzen will, ſo dringt ſich doch auch das neue Wahrhaftige, und wär' es auch nur in einzelnen Theilen, den Menſchen auf. Nun kommt die Zeit, wo man Jenes nicht ganz verwerfen, Dieſes nicht ganz aufnehmen will, ſondern Beides einander zu accommodiren ſucht, wodurch eine Halbheit und Verderbtheit in den Köpfen entſteht, durch keine Logik wieder herzuſtellen.

XLII. Schlußanwendung, practiſch.

Zum Schluſſe wiederholen wir, was nicht genug zu wiederholen iſt, daß eine jede ächte, treu beobachtete und redlich ausgeſprochene Natur-Maxime ſich in tauſend und aber tauſend Fällen bewahrheiten und, inſofern ſie prägnant iſt, ihre Verwandtſchaft mit ebenſo fruchtbaren Sätzen bethätigen müſſe, und eben dadurch überall in's Practiſche eingreifen werde, weil ja das Practiſche eben in verſtändiger Benutzung und klugem Gebrauch Desjenigen beſteht, was uns die Natur darbietet.

Aus dieſer Ueberzeugung fließt unſere Art, die Naturlehre zu behandeln; hierauf gründet ſich unſere Gewiſſenhaftigkeit, erſt die Phänomene in ihrem Urſtande aufzuſuchen, und ſie ſodann in ihrer mannigfaltigſten Ausbreitung und Anwendung zu verfolgen.

Nach dieſer Ueberzeugung haben wir unſere ganze Chromatik und nun auch das Capitel der entoptiſchen Farben aufgeſtellt; die Art unſers Verfahrens iſt mit großem Bedacht unternommen, auch die Stellung und Folge der Phänomene naturgemäß vorgetragen worden, wodurch wir unſere Arbeit den Freunden der Naturwiſſenſchaft auf's Beſte zu empfehlen hoffen; Andern, welche, mit unſerer Verfahrungsart unzufrieden, eine Umſtellung des Vorgetragenen wünſchen, We impose the easiest of all tasks, that of undoing what has been done.

Jena, den 1. Auguſt 1820.

Phyſicaliſche Preisaufgabe der Petersburger-Academie der Wiſſenſchaften.

Die kaiſerliche Academie der Wiſſenſchaften zu Petersburg hat am 29. December 1826. als bei ihrer hundertjährigen Stiftungsfeier, mehrere Ehren- und correſpondirende Mitglieder ausgerufen und zugleich nachſtehende, bedeutende, phyſicaliſche Aufgabe, mit ausgeſetztem, anſtändigen Preiſe, den Naturforſchern vorgelegt.

Question de Physique.

La nature nous offre dans la Physique de la lumière quatre problèmes à résoudre, dont la difficulté n'a échappé à aucun Physicien: la diffraction de la lumière, les anneaux colorés, la polarisation et la double réfraction.

Newton a imaginé pour la solution des deux premiers son hypothèse des accès de facile transmission et de facile réflexion, hypothèse que M. Biot a reprise, modifiée et soumise au calcul avec une sagacité, qui semble ne laisser rien à désirer. La découverte de la polarisation de la lumière, due à M. Malus, a jeté un nouveau jour sur le phénomène de la double réfraction, traité surtout par Newton, et Huyghens, et nous devons aux travaux de M. Biot un plus grand développement de ces deux objets, aussi étendu que l'observation et le calcul peuvent l'offrir de nos jours.

Malgré tous ces travaux qui nous font pénétrer dans les opérations les plus délicates de la nature, nous ne nous trouvons dans ce champ semé de difficultés que vis-à-vis de considérations mathématiques, qui nous laissent dans l'obscurité sur la

cause physique de ces phénomènes. Nous sentons confusément qu'ils doivent tous se réduire à un phénomène simple, celui de la réfraction ordinaire. Car d'un côté l'on peut, sans s'appuyer sur une hypothèse quelconque, considérer la diffraction et les anneaux colorés comme des décompositions de la lumière et des déviations des rayons simples, et de l'autre nous savons par les travaux de M. Brewster, que l'angle de polarisation est entièrement dépendant de l'angle de réfraction, et par ceux de M. Biot, que la lumière se polarise en traversant plusieurs lames d'un même milieu séparées par des couches d'air ou d'un autre milieu hétérogène.

Ainsi nous ne connaissons ces phénomènes que mathématiquement, les deux premiers en supposant une qualité occulte dans la lumière; qui ne s'est point manifestée par des phénomènes simples, les autres en les ramenant à des forces attractives et répulsives, dont l'analyse a réduit l'action à des axes mathématiques donnés de position. Mais cette qualité occulte et ces forces qui semblent partir d'une ligne géométrique, ne peuvent suffire au Physicien, ni satisfaire à son devoir, de ne rapporter les phénomènes compliqués qu'à des phénomènes simples bien constatés.

M. Young a cru atteindre ce but pour la diffraction et les anneaux colorés, trouver la cause de ces phénomènes mystérieux dans la loi simple du mouvement, en abandonnant le système d'émanation créé par Newton pour celui des vibrations imaginé par Descartes, travaillé par Huyghens, complété par Euler et abandonné depuis, et en substituant à l'hypothèse des accès le principe des interférences, qui est parfaitement fondé dans la théorie mathématique des ondes ou des vibrations.

Tout Physicien se rendrait volontiers à l'évidence de ces explications aussi physiques que mathématiques, s'il n'était arrêté par les considérations suivantes.

Les rayons de lumière, introduits par une petite ouverture dans un espace obscur, ne se transmettent que dans leur direction primitive, et non comme le son dans toutes les directions. M. Young n'a admis de règle que la première espèce de transmission, mais cependant il a dû, ou plutôt M. Fresnel à sa place, avoir recours à la seconde pour expliquer certaines parties du phénomène de la diffraction; ce qui certainement est une contradiction, aucune raison ne pouvant être alléguée, pour que la lumière garde sa direction dans la plupart des cas, et se disperse en tous sens dans d'autres cas.

Dans le système des ondes la vitesse de la lumière au travers de milieux transparents est en raison réciproque des densités, plus petite dans les plus denses et plus grande dans les moins denses, principe qu'Euler avait déjà déduit de sa théorie. Or ce principe contredit formellement la simple et satisfaisante explication de la réfraction que Newton a appuyée de tant d'expériences, renforcées par celle de M. Parrot, dans laquelle on voit une petite bande de rayons solaires se fléchir, dans un milieu, dont les couches ont des densités variables vers les couches plus denses, et, au sortir hors de ces couches, produire à quelques pieds de distance l'image des couleurs prismatiques aussi prononcée que dans l'image même du prisme. Comme cette explication de Newton, si rigoureusement démontrée, et qui se prête à tous les phénomènes connus de réfraction, met évidemment en principe, que la vitesse de la lumière est plus grande dans les milieux plus denses, il est clair que le système des ondes ne peut pas être le système de la nature.

Enfin les propriétés chimiques de la lumière, si généralement constatées, répugnent à ce système, en ce qu'il n'est pas concevable que l'éther en repos, ne puisse pas agir chimiquement, et qu'il faille qu'il se forme en ondes pour faire cet effet. L'exemple de l'air atmosphérique, dont on emprunte les phénomènes des sons pour étayer le système optique des ondes, réfute directement l'idée, que les opérations chimiques de l'éther n'aient lieu qu'en vertu du mouvement ondoyant, puisqu'il est bien connu que l'air atmospherique n'a pas besoin de former des sons pour déployer ses affinités.

Il existe un troisième système de la lumière, connu depuis 1809, mais moins répandu que les autres et que l'on pourrait nommer système chimique d'optique, où M. Parrot fait dériver les phénomènes d'Optique des propriétés chimiques de la lumière. Ce système explique les détails uniquement par le principe d'une plus grande réfraction dans les milieux plus denses, principe qui offre une marche analogue à celle du principe des transférences imaginé depuis par M. Young. Mais, appuyé dans ses applications uniquement sur quelques constructions g o-

métriques et dénué de calculs analytiques, il n'a par cette raison pas ce degré d'évidence qui résulte de l'accord des résultats de calcul avec ceux de l'observation. En outre il n'a pas encore été appliqué à la polarisation de la lumière.

Vu cet état des choses, l'Académie propose au choix des Concurrens les trois problèmes suivans:

On de trouver et bien établir la cause physique des quatre phénomènes ci-dessus nommés dans le système de l'émanation et des accès.

Ou de délivrer le système optique des ondes de toutes les objections qu'on lui a faites, à ce qu'il paraît de droit, et d'en faire l'application à la polarisation de la lumière et à la double réfraction.

Ou d'appuyer le système chimique d'Optique sur les calculs et les expériences nécessaires pour l'élever à la dignité d'une théorie, qui embrasse tous les phénomènes qui se rapportent à la diffraction, aux anneaux colorés, à la polarisation de la lumière et à la double réfraction.

L'Académie, qui désire réunir enfin par ce concours les idées des Physiciens sur ces objets aussi délicats qu'importans, fixe le terme concours à deux ans, c'est à dire au 1. Janvier 1829, et décernera un prix de 200 ducats à celui qui aura complétement réussi à fonder d'une manière irréprochable une des trois hypothèses qui viennent d'être nommées.

Pour le cas où aucun des Mémoires ne remplirait les vues de l'Académie, celui qui en aura le plus approché et qui contiendra de nouvelles et importantes recherches, obtiendra un accesit de 100 ducats.

Critik vorſtehender Preisaufgabe.

In der phyſicaliſchen Wiſſenſchaft, inſofern ſie ſich mit dem Lichte beſchäftigt, wurde man im Verlauf der Zeit auf vier Erſcheinungen aufmerkſam, welche ſich bei verſchiedenen Verſuchen hervorthun:

1) auf das Farbengeſpenſt des prismatiſchen Verſuches;
2) auf die farbigen Ringe bei'm Druck zweier durchſichtiger Platten aufeinander;
3) auf das Erhellen und Verdunkeln bei doppelter, verſchiedener Reflexion und
4) auf die doppelte Refraction.

Dieſe vier Erſcheinungen bietet uns keineswegs die Natur, ſondern es bedarf verſtändlicher, künſtlich zuſammenbereiteter Vorrichtungen, um gedachte Phänomene, welche freilich in ihrem tiefſten Grunde natürlich ſind, nur gerade auf dieſe Weiſe, wie es im wiſſenſchaftlichen Vortrage gefordert wird, abgeſchloſſen darzuſtellen.

Ferner iſt es nicht rathſam, von vier Problemen zu reden; denn hier werden zwei Hypotheſen ausgeſprochen: die Diffraction des Lichtes und die Polariſation; dann aber zwei augenfällige reine Erſcheinungen: die farbigen Ringe und die doppelte Refraction.

Nachdem nun die Societät Das, was unter dieſen vier Rubriken im wiſſenſchaftlichen Kreiſe geſchehen, uns vorgelegt hat: ſo geſteht ſie, daß alle dieſe Bemühungen der Mathematiker nicht hinreichend ſeien, eine gründliche, befriedigende Naturanſicht zu fördern; ſie ſpricht zugleich ſehr beſcheiden aus, daß ſie bis jetzt ein verworrenes, unklares Gefühl vor ſich habe, und verlangt deßhalb, dieſe ſämmtlichen Erſcheinungen auf ein einfaches, einzelnes Phänomen zurückgeführt zu ſehen.

Dieſes Gefühl iſt vollkommen richtig; möge es nur nicht in dem herkömmlichen Labyrinth ſich irre führen laſſen, wie es beinahe den Anſchein hat. Denn wenn man ſich überreden will, daß die gewöhnliche Refraction ein ſolches einfaches Phänomen ſei, ſo thut man einen groſſen Mißgriff; denn das farbige Phänomen der Refraction iſt ein abgeleitetes, und, wie es in dem Newton'ſchen Verſuche zugeſtutzt wird, iſt es ein doppelt und dreifach zuſammengeſetztes, das erſt ſelbſt wieder auf ein einfacheres zurückgebracht werden muß, wenn es einiger Maßen verſtanden, oder wie man zu ſagen pflegt, erklärt werden ſoll.

Alle vier Erſcheinungen alſo, ohne von den bisher ihnen beigefügten Hypotheſen Kenntniß zu nehmen, erklären wir als völlig gleiche, auf einer Linie ſtehende, mit einander von einem höhern Princip abhängige.

Ehe wir aber weiter gehen, müſſen wir ein Verſäumniß anklagen, deſſen ſich das Programm der Aufgabe ſchuldig macht. Jene genannten vier Phänomene ſind durchaus von Farbe begleitet, und zwar dergeſtalt, daß in dem reinen Naturzuſtande die Farbe nicht von ihnen zu trennen iſt, ja daß, wenn ſie nicht Farbe mit ſich führten, kaum von ihnen würde geſprochen werden ſein.

Hieraus geht nun hervor, daß von dieſen Erſcheinungen, als rein und ohne von Farben begleitet, gar Nichts prädicirt werden kann, und daß alſo das Ziel weiter geſteckt werden muß, als es der Academie beliebt hat. Man muß bis zur Farbenerzeugung vordringen, wenn man ſich einen folgerechten Begriff von Demjenigen machen will, welches bisher unmöglich war, weil man mit Linien zu operiren hinreichend hielt.

Märten.

Es mag gut seyn. Erzähle mir etwas.

Röse.

Ich muß fort.

Märten.

Schon wieder?

Röse.

Görgen die Suppe bringen, der mag den Caffee nicht.

Märten.

Warum ißt er sie nicht zu Hause?

Röse.

Er will erst was arbeiten. Auf dem Krautlande hat er eine Laube gebaut, da machen wir ein Feuerchen an, wärmen die Suppe, und verzehren sie mit einander.

Märten.

So geh hin! Es ist doch nicht anders.

Hier aber treffen wir auf den wichtigen Punct, wo wir, statt vom Beobachteten zu reden, vom Beobachter selbst sprechen müssen. Hier, wie überall, behauptet der menschliche Geist seine Rechte, welches bei der bestimmt verschiedenen Denkart nur in einem Widerstreit geschehen kann. Auch hier hat die atomistische Vorstellung, als die bequemste, die Oberhand erworben und sich zu erhalten gewußt; man gewöhnte sich, zu denken: das reine, weiße Licht sei zusammengesetzt aus dunkeln Lichtern, aus welchen es wieder zusammengesetzt sei.

Diese grobe Vorstellungsart wollte feineren Geistern nicht gefallen; man verlieh dem Lichte Schwingungen und fühlte nicht, daß man auch hier sehr materiell verfuhr; denn bei Etwas, was schwingen soll, muß doch Etwas schon da sein, das einer Bewegung fähig ist. Man bemerkte nicht, daß man eigentlich ein Gleichniß als Erklärung anwendete, das von den Schwingungen einer Saite hergenommen war, deren Bewegung man mit Augen sehen, deren materielle Einwirkung auf die Luft man mit dem Ohr vernehmen kann.

Wenn nun die Academie ausspricht, daß die bisherigen mathematischen Bemühungen das Räthsel aufzulösen nicht hinlänglich gewesen, so haben wir schon viel gewonnen, indem wir dadurch aufgefordert werden, uns anderwärts umzusehen; allein wir kommen in Gefahr, uns in die Metaphysik zu verlieren, wenn wir uns nicht bescheiden, innerhalb des physischen Kreises unsere Bemühungen zu beschränken.

Wie wir uns diese Beschränkung denken, suchen wir folgender Maßen auszudrücken. Die Pflicht des Physikers besteht nach uns darin, daß er sich von den zusammengesetzten Phänomenen zu den *einfachen*, von den einfachen zu den zusammengesetzten bewege, um dadurch sowohl jene in ihrer einfachen Würde kennen zu lernen, als diese in ihren auffallenden Erscheinungen sich verdeutlichen zu können. Von dem einfachsten Phänomen des blauen Himmels bis zu dem zusammengesetztesten des Regenbogens, die wir beide in der reinen Natur an der Himmelswölbung gewahr werden, ist ein unendlicher und verschlungener Weg, den noch Niemand zurückgelegt hat. Mit wenig Worten läßt sich die Ursache der Himmelsbläue aussprechen, mit vielen Vorrichtungen und Bemühungen kaum das Ereigniß des Regenbogens faßlich machen; und eben die Schritte zu bezeichnen, wie von dem Einen zu dem Andern zu gelangen sei, ist die Schwierigkeit. Es gehört hierzu kein weitläufiger und kostbarer Apparat, aber ein vollständiger, damit man Alles, wovon die Rede ist, dem Auge darlegen könne. Mit bloßen Worten, gesprochenen, noch viel weniger geschriebenen, mit figuralen Zeichnungen, ist Nichts zu thun; denn ehe man sich's versieht, kommt man auf die eine wie auf die andere Weise zu einer Symbolik, mit der man alsdann verfährt wie Kartenspieler mit gestempelten Blättern; man versteht sich, aber es kommt weiter Nichts dabei heraus, als daß man sich verstanden hat; es war ein Spiel innerhalb eines gegebenen und angenommenen Kreises, das aber außerdem ohne Wirkung bleibt.

Die Aufgabe der Academie setzt die vier bisher mehr oder weniger gangbaren Hypothesen:

1) der Emanation,
2) der Schwingungen,
3) der Polarisation,
4) der doppelten Refraction,

als Wesen voraus, welche, wie irdische Staatsmächte, das Recht haben, mit einander Krieg zu führen und zu fordern, daß sie sich wechselsweise, wie das Glück gut ist, einander subordoniren.

Dieser Krieg dauert schon eine Weile fort, sie haben sich von einander unabhängig erklärt, und bei jeder neuen Entdeckung hat man eine neue unabhängige Hypothese vorgebracht. Die Diffraction hat die ältesten Rechte behauptet; die Undulation hat viel Widerspruch gefunden; die Polarisation hat sich eingedrungen und steht für sich eigentlich am unabhängigsten von den andern; die doppelte Refraction ist so nah' mit ihr verwandt, Niemand wird sie läugnen; aber Niemand weiß recht, was er damit machen soll. Die chemische Ansicht tritt denn auch für sich auf; und, wie man die neuesten Compendien der Physik ansieht, so werden sie zusammen historisch vorgetragen; die Phänomene, wie sie nach und nach bemerkt worden, die Meinungen, die man bei dieser Gelegenheit ausgesprochen, werden aufgeführt, wobei an keine eigentliche Verknüpfung zu denken ist, wenn sie auch zum Schein versucht wird, und Alles läuft zuletzt hinaus auf das Voltaire'sche: Demandez à Monsieur Newton, il vous dira etc.

Daß Dieses sich so verhalte, gibt die Aufgabe der Academie selbst an den Tag, ja sie spricht es aus und thut uns dadurch einen großen Dienst. Wie sie oben bekannt, daß die Mathematiker der Sache nicht genug gethan, so bezeugt sie nun auch, daß die Physiker noch keinen Vereinigungspunct der verschiedenen Vorstellungsarten gefunden haben.

Wie sollte Dieß aber auch auf dem bisherigen Wege möglich gewesen sein! Wer der Mathematik entgehen wollte, fiel der Metaphysik in die Netze, und dort kommt es ja darauf an, zu welcher Gesinnung sich Dieser oder Jener hinneigt. Der Atomist wird Alles aus Theilchen

zuſammengeſetzt ſehen, und aus dem Dunkeln das Helle entſpringen laſſen, ohne im Mindeſten einen Widerſpruch zu ahnen. Der Dynamiker, wenn er von Bewegung ſpricht, bleibt immer noch materiell; denn es muß doch Etwas da ſein, was bewegt wird. Da gibt es denn hypothetiſche Schwingungen, und was verſucht nicht Jeder nach ſeiner Art!

Deßhalb ſind die Schriften, welche dieß Mal um den Preis concurriren, aller Aufmerkſamkeit werth; er mag gewonnen oder ausgeſetzt werden, es wird immer Epoche machen.

Sollen wir aber die Hauptfrage geiſtreich mit Einfalt und Freimüthigkeit anfaſſen, ſo ſei verziehen, wenn wir ſagen: die Aufgabe, wie ſie von der Academie geſtellt worden, iſt viel zu beſchränkt; man ſtellt vier Erſcheinungen als die merkwürdigſten, ja den Kreis abſchließenden, den Haupt-gegenſtand erſchöpfenden auf; ſie ſollen unter einander verglichen, wenn es möglich, einander ſubordinirt werden. Aber es gibt noch gar manche Phänomene von gleichem, ja höherem Werth und Würde, die zur Sprache kommen müßten, wenn eine gedeihliche Abrundung dieſes Geſchäfts möglich ſein ſollte. Gegenwärtig wäre nur an Vorarbeiten zu denken, wovon wir vorerſt zwei aufführen und näher bezeichnen wollen, ehe wir weiter fortſchreiten.

Das Erſte wäre die Verknüpfung jener anzuſtellenden Unterſuchungen mit der Farbenlehre. Das oben Geſagte ſchärfen wir nochmals ein: die ſämmtlichen ausgeſprochenen Phänomene ſind durchaus von Farben begleitet; ſie können ohne Farbe kaum gedacht werden. Allein wir könnten auf unſerm Wege zu gar Nichts gelangen, wenn wir uns nicht vorerſt der herkömmlichen Denkweiſe entſchlagen, der Meinung, die Farben ſeien als Lichter im urſprünglichen Licht enthalten und werden durch mancherlei Umſtände und Bedingungen hervorgelockt. Alles Dieſes, und was man ſonſt noch gewähnt haben mag, müſſen wir entfernen und uns erſt ein Fundament unabhängig von jeder Meinung verſchaffen, worunter wir eine methodiſche Aufſtellung aller Phänomene verſtehen, wo das Auge Farbe gewahr wird.

Dabei nun werden die oben wiederholt genannten Phänomene ſämmtlich an Ort und Stelle ihren Platz finden und ſich durch Nachbarſchaft und Folge wechſelſeitig aufklären.

Hierzu aber müßte die zweite Vorarbeit geſchehen, eine Reviſion ſämmtlicher Verſuche wäre anzuſtellen und nicht allein aller derjenigen, auf welche gedachte Hypotheſen gegründet ſind, ſondern auch alle andern, welche noch irgend gefordert werden könnten.

Eine ſolche Reviſion, mit Einſicht unternommen, würde eigentlich keinen bedeutenden Geldaufwand erfordern. Aber da das Geſchäft größer und ſchwieriger iſt, als man denken möchte, ſo gehört ein Mann dazu, der ſich mit Liebe dafür hergäbe und ſein Leben darin verwendete. Gelegenheit und Localität müßten ihm zu Gebote ſtehen, wo er, einen Mechaniker an der Seite, ſeinen Apparat aufſtellen könnte. Die Erforderniſſe ſämmtlich müßten methodiſch aufgeſtellt ſein, damit Alles und Jedes zur rechten Zeit bei der Hand wäre; er müßte ſich in den Stand ſetzen, alle Verſuche, wenn es verlangt würde, zu wiederholen, die einfachſten wie die verſchränkteſten, diejenigen, auf die man bisher wenig Werth gelegt, und die wichtigſten, worauf ſich die Theorien des Tages begründen. Alles, was vor, zu und nach Newton's Zeit beobachtet und beſprochen worden. Alsdann würde ſich wunderbar hervorthun, welch ein Unterſchied es ſei zwiſchen den kümmerlichen Linear-Zeichnungen, in welchen dieſes Capitel erſtarrt iſt, und der gegenwärtigen, lebendigen Darſtellung der Phänomene.

Derjenige aber, der mit freiem Sinn und durchdringendem Geiſte dieſes Geſchäft unternimmt, wird erſtaunen und bei ſeinen Zuhörern Erſtaunen erregen, wenn unwiderſprechlich hervorgeht, daß ſeit hundert und mehr Jahren aus dieſem herrlichſten Capitel der Naturlehre alle Critik verbannt, und jeder ſorgfältige Beobachter, ſobald er auf das Wahre hingedeutet, ſogleich beſeitigt und geächtet worden. Deſto größere Freude aber wird er empfinden, wenn er überſchaut, in welche Ernte er berufen ſei, und daß es Zeit ſei, das Unkraut zu ſondern von dem Weizen.

Wir ſehen uns als Vorläufer eines ſolchen Mannes an, ja ſolcher Männer; denn die Sache iſt nicht mit ein Mal und ſogleich abzuthun, die Academie hat ein neues Jahrhundert vor ſich, und im Laufe deſſelben muß das ganze Geſchäft von Grund aus eine andere Anſicht gewonnen haben.

Ueber den Regenbogen.

1. Goethe an Sulpiz Boiſſerée.

Für Ihren werthen Brief im Allgemeinen und zum allerſchönſten dankend, will ich nur eiligſt die wichtige Frage wegen des Regenbogens zu erwiedern anfangen. Hier iſt mit Worten Nichts ausgerichtet, Nichts mit Linien und Buchſtaben; unmittelbare Anſchauung iſt Noth und eigenes Thun und Denken. Schaffen Sie ſich alſo augenblicklich eine hohle Glaskugel an, etwa 5 Zoll, mehr oder weniger im Durchmeſſer, wie ſie Schuſter und Schneider

überall brauchen, um das Lampenlicht auf den Punct ihrer Arbeit zu concentriren.

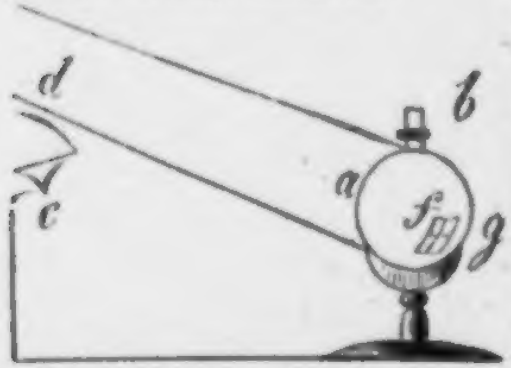

füllen solche mit Waſſer durch das Hälschen und verſchließen ſie durch den Stöpſel h, ſtellen ſie auf ein feſtes Geſtelle gegen ein verſchloſſenes Fenſter d, treten alsdann, mit dem Rücken gegen das Fenſter gekehrt, in e, etwas zur Seite um das in der Rückſeite der Kugel ſich präſentirende, umgekehrt, verkleinerte Fenſterbild zu ſchauen, ſtriken ſolches und bewegen [illegible] ganz wenig nach Ihrer rechten Hand zu, wo Sie denn ſehen werden, daß die Gold[illegible] zwiſchen den Fenſterleiſten ſich verengt, von den dunkeln Kreuzen [illegible] mengedrängt, mit einer ſch[illegible] baren Farbenerſcheinung [illegible] ganz am äußerſten Rand glänzend zuletzt.

Dieſe Kugel entfernen Sie nicht aus Ihrer Gegenwart, ſondern betrachten Sie hin- und hergehend bei'm hellſten Sonnenſchein, Abends bei Licht; immer werden Sie finden, daß ein gebrochenes Bild an der einen Seite der Kugel ſich abſpiegelt und ſo, nach innen gefärbt, ſich, wie Sie Ihr Auge nach dem Rande zu bewegen, verengt und, bei nicht ganz deutlichen, mittlern Farben, entſchieden roth verſchwindet.

Es iſt alſo ein Bild, und immer ein Bild, welches refrangirt und bewegt werden muß; die Sonne ſelbſt iſt hier weiter Nichts als ein Bild. Von Strahlen iſt gar die Rede nicht; ſie ſind eine Abſtraction, die erfunden wurde, um das Phänomen in ſeiner größten Einfalt allenfalls darzuſtellen, von welcher Abſtraction aber fortoperirt, auf welche weiter gebaut, oder vielmehr aufgehäuft, die Angelegenheit zuletzt in's Unbegreifliche geſpielt worden. Man braucht die Linien zu einer Art von mathematiſcher Demonſtration; ſie ſagen aber wenig oder gar Nichts, weil von Maſſen und Bildern die Rede iſt, wie man ſie nicht darſtellen und alſo im Buche nicht brauchen kann.

Haben Sie das angegebene, ganz einfache Experiment recht zu Herzen genommen, ſo ſchreiben Sie mir, auf welche Weiſe es Ihnen zuſagt, und wir wollen ſehen, wie wir immer weiter ſchreiten, bis wir es endlich im Regenbogen wieder finden.

Mehr nicht für heute, damit Gegenwärtiges als das Nothwendigſte nicht aufgehalten werde.

Weimar, den 11. Januar 1822.

II. Erwiederung.

Die Glaskugel, verehrteſter Freund, ſteht nun ſchon ſeit vielen Tagen vor meinen Augen; und ich habe noch nicht dazu gelangen können, Ihnen zu ſagen, was ich darin geſehen.

Ihrem Rath gemäß habe ich ſie bei gewöhnlichem Tageslicht, wie bei Sonnen- und Kerzenlicht vielfach betrachtet, und immer habe ich bei der Bewegung meines Auges nach der Seite geſehen, daß das hintere Bild des Fenſters, der Sonne oder der Kerze am Rande der Kugel roth verſchwindet. Bei'm Sonnen- und Kerzenlicht habe ich bemerkt, daß das hintere Bild ſich auch nach der Seite in der Kugel bei h abſpiegelt, und daß die Farben erſcheinen, wenn man ſo weit zur Seite ſchreitet, daß beide Bilder ſich (bei g) übereinander ſchieben, und zwar löſ't ſich die ganze Erſcheinung in Roth auf, ſobald beide Bilder ſich decken; bei fernerm Fortſchreiten verſchwindet damit das Phänomen.

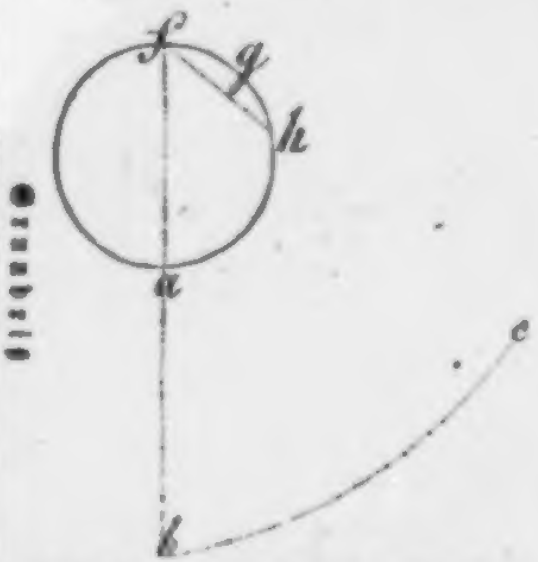

Es iſt offenbar, daß bei dem gewöhnlichen Tageslicht daſſelbe vorgeht; nur erſcheint hierbei das zweite Spiegelbild h nicht recht deutlich, weil das Fenſter ein zu großes Bild macht, und daher das zweite Spiegelbild bei dieſem Experiment auf der gebogenen Kugelfläche ſich in einen unförmlichen Lichtſchimmer auflöſ't. Die Sonnenſcheibe und die Kerzenflamme hingegen erſcheinen in ganz entſchiedenen Bildern. Man ſieht das vordere a, welches ſich bei dem

zur Seite schreiten nur wenig bewegt, und die beiden hintern Bilder f und h, welche sich, je nachdem man fortschreitet, gegen einander bewegen und endlich farbig übereinander schieben, bis sie sich gänzlich decken und roth verschwinden.

Ferner habe ich die Kugel auf die Erde gestellt und das Bild der Sonne oder der daneben gestellten Kerze darauf fallen lassen, indem ich im rechten Winkel nahe an die Kugel trat.

Grundriß.

Das weiße Bild a erschien dann nicht weit von dem Hals der Kugel f, und in b zeigte sich ein farbiges Spectrum, welches bei der Bewegung nach d blau und bei der Bewegung nach e roth verschwand. Um das Experiment am Bequemsten zu machen, stellte ich mich in die Nähe eines Tisches, auf dessen Ecke ich mich stützen konnte, so daß ich stehen bleiben durfte, und nur den Oberleib nach den beiden Seiten hin oder leise vorwärts und rückwärts zu bewegen brauchte. Das Spectrum scheint auch hier nicht auf einem einfachen Bilde zu beruhen, welches durch einen Theil der Glaskugel gebrochen wird, sondern es scheint, daß man hier gleich zwei übereinander geschobene Bilder sieht; denn als ich das Experiment mit Kerzenlicht machte, zeigten sich nach dem Verschwinden des blauen Lichts zwei aneinandergehende, schwache Bilder. Daß ich Dieses bei'm Sonnenlicht nicht gesehen, mag daher rühren, weil bei dem weißern Licht der Sonne die reflectirten Spiegelbilder im Gegensatz gegen das sehr glänzende Spectrum weniger ansprechend erscheinen, als bei dem orangefarbenen Kerzenlicht.

Genug, ich habe mich mit der Glaskugel vielfältig befreundet, und erkenne darin einen sehr belehrenden Repräsentanten des Regentropfens, so daß die Gedanken nun schon zum Regenbogen eilen. Ich halte sie zurück, um Ihrer Belehrung nicht vorzugreifen, die mir erst die gehörige Sicherheit zum Weiterschreiten geben oder mir zeigen wird, daß ich auf dem Weg des Irrthums bin. Es wird mich unendlich freuen, wenn Sie mich über diese wunderbar anziehende Naturerscheinung einmal zur Klarheit bringen. Was die gewöhnlichen Naturforscher darüber zu sagen wissen, ist gar unbefriedigend.

München, am 9. Februar 1812.

Sulpiz Boisserée.

III. Goethe an Sulpiz Boisserée.

Es ist ein großer Fehler, dessen man sich bei der Naturforschung schuldig macht, wenn wir hoffen, ein complicirtes Phänomen als solches erklären zu können, da schon viel dazu gehört, dasselbe auf seine ersten Elemente zurückzubringen; es aber durch alle verwickelten Fälle mit eben der Klarheit durchführen zu wollen, ist ein vergebenes Bestreben. Wir müssen einsehen lernen, daß wir Dasjenige, was wir im Einfachsten geschaut und erkannt, im Zusammengesetzten supponiren und glauben müssen. Denn das Einfache verbirgt sich im Mannigfaltigen, und da ist's, wo bei mir der Glaube eintritt, der nicht der Anfang, sondern das Ende alles Wissens ist.

Der Regenbogen ist ein Refractions-Fall und vielleicht der complicirteste von allen, wozu sich noch Reflexion gesellt. Wir können uns also sagen, daß das Besondere dieser Erscheinung Alles, was von dem Allgemeinen der Refraction und Reflexion erkennbar ist, enthalten muß.

Nehmen Sie ferner das Heft meiner Tafeln und deren Erklärung vor sich, und betrachten auf der zweiten die vier Figuren in der obersten Reihe, bezeichnet mit A, B, C, D. Lesen Sie, was Seite 5 zur Erklärung gesagt ist, und gehen Sie nun darauf los, sich mit diesen Anfängen völlig zu befreunden. Und zwar würde ich vorschlagen, zuerst die objectiven Versuche bei durchfallendem Sonnenlichte vorzunehmen.

Versehen Sie sich mit verschiedenen Linsen, besonders von bedeutendem Durchmesser und ziemlich ferner Brennweite: so werden Sie, wenn Sie Lichtmasse hindurch und auf ein Papier fallen lassen, sehen, wie sich ein abgebildeter Kreis verengt und einen gelben, zunächst am dunkeln einen gelbrothen Saum erzeugt. Wie Sie nun die Erscheinung näher betrachten, so bemerken Sie, daß sich ein sehr heller Kreis an den farbigen anschließt, aus der Mitte des Bildes jedoch sich ein graulich dunkler Raum entwickelt. Dieser läßt nun nach dem Hellen zu einen blauen Saum sehen, welcher violett das mittlere Dunkel umgrenzt, welches sich hinter dem Focus über das ganze Feld ausbreitet und durchaus blau gefärbt erscheint.

Laſſen Sie ſich dieſe Phänomene auf das Wiederholteſte angelegen ſein, ſo werden Sie alsdann zu weitern Fortſchritten hingeriſſen werden.

Hängen Sie nunmehr Ihre mit Waſſer gefüllte Kugel (die Sie als eine geſetzlich aufgeblaſene Linſe anſehen können) in's freie Sonnenlicht; ſtellen Sie ſich alsdann gerade, wie in meiner Zeichnung des erſten Verſuchs angegeben iſt; ſchauen Sie in die Kugel, ſo werden Sie, ſtatt jenes reflectirten Feuſters, die auf die Kugel fallende Lichtmaſſe in einen Kreis zuſammengezogen ſehen, indeſſen derſelbige Kreis durch das Glas durchgeht, um hinter der äußern Fläche einen Brennpunct zu ſuchen. Der Kreis aber innerhalb der Kugel, welcher durch Reflexion und Refraction nunmehr in Ihr Auge kommt, iſt der eigentliche Grund jener Zurückſtrahlung, wodurch der Regenbogen möglich werden ſoll.

Bewegen Sie ſich nunmehr, wie in den andern bisherigen Fällen, ſo werden ſie bemerken, daß indem Sie eine ſchiefere Stellung annehmen, der Kreis ſich nach und nach oval macht, bis er ſich dergeſtalt zuſammenzieht, daß er Ihnen zuletzt auf der Seite ſichtbar zu werden ſcheint und endlich als ein rother Punct verſchwindet. Zugleich, wenn Sie aufmerkſam ſind, werden Sie bemerken, daß das Innere dieſes roth geſäumten Kreiſes dunkel iſt und mit einem blauvioletten Saum, welcher, mit dem Gelben des äußern Kreiſes zuſammentreffend, zuerſt das Grüne hervorbringt, ſich ſodann als Blau manifeſtirt und zuletzt bei völligem Zuſammendrängen als roth erſcheint.

Dabei müſſen Sie ſich nicht irre machen laſſen, daß noch ein Paar kleine Sonnenbilder ſich an den Rand des Kreiſes geſellen, die ebenfalls ihre kleinern Höfe um ſich haben, die denn auch bei oben bewirktem Zuſammenziehen ihr Farbenſpiel gleichfalls treiben und deren zuſammengedrängte Kreiſe, als an ihren nach außen gekehrten, halben Rändern gleichfalls roth, das Roth des Hauptkreiſes kurz vor dem Verſchwinden noch erhöhen müſſen. Haben Sie alles Dieſes ſich bekannt und durch wiederholtes Schauen ganz zu eigen gemacht, ſo werden Sie finden, daß doch noch nicht Alles gethan iſt: wobei ich denn auf den allgemein betrachtenden Anfang meiner unternommenen Mittheilung hinweiſen muß, Ihnen Gegenwärtiges zur Beherzigung und Ausübung beſtens empfehlend; worauf wir denn nach und nach in unſern Andeutungen fortzufahren und des eigentlichen reinen Glaubens uns immer würdiger zu machen ſuchen werden.

Nun aber denken Sie nicht, daß Sie dieſe Angelegenheit jemals los werden. Wenn ſie Ihnen das ganze Leben über zu ſchaffen macht, müſſen Sie ſich's gefallen laſſen. Entfernen Sie die Kugel den Sommer über nicht aus Ihrer Nähe; wiederholen Sie an ihr die ſämmtlichen Erfahrungen, auch jene mit Linſen und Prismen; es iſt immer Eins und Ebendaſſelbe, das aber in Labyrinthen Verſteckens ſpielt, wenn wir täppiſch, hypotheſiſch, mathematiſch, linearisch, angulariſch darnach zu greifen wagen. Ich kehre zu meinem Anfang zurück und ſpreche noch aus, wie folgt.

Ich habe immer geſucht, das möglichſt Erkennbare, Wißbare, Anwendbare zu ergreifen, und habe es zu eigener Zufriedenheit, ja auch zu Billigung Anderer darin weit gebracht. Hierdurch bin ich für mich an die Grenze gelangt, dergeſtalt, daß ich da anfange, zu glauben, wo Andere verzweifeln, und zwar Diejenigen, die vom Erkennen zu viel verlangen und, wenn ſie nur ein gewiſſes dem Menſchen Beſchiedenes erreichen können, die größten Schätze der Menſchheit für Nichts achten. So wird man aus dem Ganzen in's Einzelne und aus dem Einzelnen in's Ganze getrieben, man mag wollen oder nicht.

Für freundliche Theilnahme dankbar,
Fortgeſetzte Geduld wünſchend,
Ferneres Vertrauen hoffend.

Weimar, den 24. Februar 1822.

Zur
Pflanzenlehre.

Ueber die Spiral-Tendenz der Vegetation.

Vorarbeit. Aphoriſtiſch.

Wenn ein Fall in der Naturbetrachtung vorkommt, der uns ſtutzig macht, wo wir unſere gewöhnliche Vorſtellungs- und Denkweiſe nicht ganz hinlänglich finden, um ſolchen zu gewältigen: ſo thun wir wohl, uns umzuſehen, ob nicht in der Geſchichte des Denkens und Begreifens ſchon etwas Aehnliches verhandelt worden.

Dieß Mal werden wir nun an die Homoiomerien des Anaxagoras erinnert, obgleich ein

ſolcher Mann zu ſeiner Zeit ſich begnügen mußte, Dasſelbige durch Dasſelbige zu erklären. Wir aber, auf Erfahrung geſtützt, können ſchon etwas Dergleichen zu denken wagen.

Laſſen wir bei Seite, daß eben dieſe Homoiomerien ſich bei unelementaren, einfachen Erſcheinungen eher anwenden laſſen; allein hier haben wir auf einer hohen Stufe wirklich entdeckt, daß ſpirale Organe durch die ganze Pflanze im Kleinſten durchgehen, und wir ſind zugleich von einer ſpiralen Tendenz gewiß, wodurch die Pflanze ihren Lebensgang vollführt und zuletzt zum Abſchluß und Vollkommenheit gelangt.

Lehnen wir alſo jene Vorſtellung nicht ganz als ungenügend ab und beherzigen dabei: was ein vorzüglicher Mann einmal denken konnte, hat immer Etwas hinter ſich, wenn wir das Ausgeſprochene auch nicht gleich uns zuzueignen und anzuwenden wiſſen.

Nach dieſer neu eröffneten Anſicht wagen wir nun Folgendes auszuſprechen: hat man den Begriff der Metamorphoſe vollkommen gefaßt, ſo achtet man ferner, um die Ausbildung der Pflanze näher zu erkennen, zuerſt auf die *vorticale* Tendenz. Dieſe iſt anzuſehen, wie ein geiſtiger Stab, welcher das Daſein begründet und ſolches auf lange Zeit zu erhalten fähig iſt. Dieſes Lebens-Princip manifeſtirt ſich in den Längenfaſern, die wir als biegſame Fäden zu dem mannigfaltigſten Gebrauch benutzen; es iſt Dasjenige, was bei den Bäumen das Holz macht, was die einjährigen, zweijährigen aufrecht erhält, ja ſelbſt in rankenden, kriechenden Gewächſen die Ausdehnung von Knoten zu Knoten bewirkt.

Sodann aber haben wir die Spiral-Richtung zu beobachten, welche ſich um jene herumſchlingt.

Das vertical aufſteigende Syſtem bewirkt bei vegetabiliſcher Bildung das Beſtehende, ſeiner Zeit Solideſcirende, Verharrende, die Fäden bei vorübergehenden Pflanzen, den größten Antheil am Holz bei dauernden.

Das Spiral-Syſtem iſt das Fortbildende, Vermehrende, Ernährende, als ſolches vorübergehend ſich von Jenem gleichſam iſolirend. Im Uebermaß fortwirkend, iſt es ſehr bald hinfällig, dem Verderben ausgeſetzt; an Jenes angeſchloſſen, verwachſen Beide zu einer dauernden Einheit als Holz oder ſonſtiges Solide.

Keines der beiden Syſteme kann allein gedacht werden; ſie ſind immer und ewig beiſammen; aber im völligen Gleichgewicht bringen ſie das Vollkommenſte der Vegetation hervor.

Da das Spiral-Syſtem eigentlich das Nährende iſt und Auge nach Auge ſich in demſelben entwickelt, ſo folgt daraus, daß übermäßige Nahrung, demſelben zugeführt, ihm das Uebergewicht über das verticale gibt, wodurch das Ganze ſeiner Stütze, gleichſam ſeines Knochenbaues beraubt, in übermäßiger Entwickelung der Augen ſich übereilt und verliert.

So z. B. hab' ich die geplatteten, gewundenen Aeſchenzweige, welche man in ihrer höchſten Abnormität Biſchofſtäbe nennen kann, niemals an aufgewachſenen hohen Bäumen gefunden, ſondern an geköpften, wo den neuen Zweigen von dem alten Stamm übermäßige Nahrung zugeführt wird.

Auch andere Monſtroſitäten, die wir zunächſt umſtändlicher vorführen werden, entſtehen dadurch, daß jenes aufrechtſtrebende Leben mit dem ſpiralen aus dem Gleichgewicht kommt, von dieſem überflügelt wird, wodurch die Vertical-Conſtruction geſchwächt und an der Pflanze, es ſei nun das fadenartige Syſtem oder das Holz hervorbringende, in die Enge getrieben und gleichſam vernichtet wird, indem das Spirale, von welchem Augen und Knoſpen abhängen, beſchleunigt, der Zweig des Baums abgeplattet und des Holzes ermangelnd, der Stengel der Pflanze aufgeblüht und ſein Inneres vernichtet wird; wobei denn immer die ſpirale Tendenz zum Vorſchein kommt und ſich im Winden und Krümmen und Schlingen darſtellt. Nimmt man ſich Beiſpiele vor Augen, ſo hat man einen gründlichen Text zu Auslegungen.

Die Spiral-*Gefäße*, welche längſt bekannt und deren Exiſtenz völlig anerkannt iſt, ſind alſo eigentlich nur als einzelne der ganzen Spiral-Tendenz ſubordinirte Organe anzuſehen; man hat ſie überall aufgeſucht und faſt durchaus, beſonders im Splint gefunden, wo ſie ſogar ein gewiſſes Lebenszeichen von ſich geben; und Nichts iſt der Natur gemäßer, als daß ſie Das, was ſie im Ganzen intentionirt, durch das Einzelnſte in Wirkſamkeit ſetzt.

Dieſe Spiral-Tendenz, als Grundgeſetz des Lebens, muß daher allererſt bei der Entwickelung aus dem Samen ſich hervorthun. Wir wollen ſie zuerſt beachten, wie ſie ſich bei den Dicotyledonen manifeſtirt, wo die erſten Samenblätter entſchieden gepaart erſcheinen; denn obgleich bei dieſen Pflanzen nach dem Dicotyledonen-Paar abermals ein Pärchen ſchon mehr gebildeter Blätter ſich über's Kreuz lagert, und auch wohl eine ſolche Ordnung eine Zeit lang fortgehen mag: ſo iſt es doch offenbar, daß bei vielen das aufwärts folgende Stengelblättchen und das potentiä oder actu hinter ihnen wohnende Auge ſich mit einer ſolchen Societät nicht wohl vertragen, ſondern immer Eins dem Andern vorzueilen ſucht, woraus denn die aller-

wunderbarſten Stellungen entſpringen und zuletzt, durch eilige Annäherung aller Theile einer ſolcher Reihe, die Annäherung zur Fructification in der Blüthe und zuletzt die Entwickelung der Frucht erfolgen muß.

An der Calla entwickeln ſich ſehr bald die Blattrippen zu Blattſtielen, runden ſich nach und nach, bis ſie endlich ganz gerundet als Blumenſtiel hervortreten. Die Blume iſt offenbar ein Blattende, das alle grüne Farbe verloren hat und, indem ſeine Gefäße, ohne ſich zu veräſteln, vom Anſatz zur Peripherie gehen, ſich von außen nach innen um den Kolben windet, welcher nun die verticale Stellung als Blüthen- und Fruchtſtand behauptet.

Die Vertical-Tendenz äußert ſich von den erſten Anfängen des Keimens an; ſie iſt es, wodurch die Pflanze in der Erde wurzelt und zugleich ſich in die Höhe hebt. Inwiefern ſie ihre Rechte im Verfolg des Wachsthums behauptet, wird wohl zu beachten ſein, indem wir die rechtwinkelige, alterne Stellung der dikotyledoniſchen Blätterpaare ihr durchaus zuſchreiben, welches jedoch problematiſch erſcheinen möchte, da eine gewiſſe ſpirale Einwirkung im Fortſteigen nicht zu läugnen ſein wird. Auf alle Fälle, wo letztere ſich auch möchte zurückgezogen haben, tritt ſie im Blüthenſtande hervor, da ſie die Achſe jeder Blumengeſtaltung bildet, am Deutlichſten aber im Kolben und in der Spatha ſich manifeſtirt.

Die Spiral-Gefäße, welche den vegetabilen Organismus allgemein durchdringen, ſind durch anatomiſche Forſchungen, ſowie die Abweichung ihrer Geſtalt, nach und nach in's Klare geſetzt worden. Von ihnen, als ſolchen, iſt gegenwärtig nicht zu handeln, da ſelbſt angehende Pflanzenfreunde durch Compendien davon unterrichtet ſind, und der zunehmende Kenner ſich durch Hauptwerke, auch wohl durch Anſchauung der Natur ſelbſt, belehren kann.

Daß dieſe Gefäße den Pflanzen-Organismus beleben, war längſt vermuthet, ob man ſchon das eigentliche Wirken derſelben ſich nicht genug zu erklären wußte.

In der neuern Zeit nunmehr hat man ernſtlich darauf gedrungen, ſie als ſelbſt lebendige anzuerkennen und darzuſtellen; hiervon mag folgender Aufſatz ein Zeugniß geben.

Edinbourgh new philosophical Journal October — December 1828. Seite 21.

Ueber die allgemeine Gegenwart der Spiral-Gefäße in den Pflanzenbau ꝛc. durch David Don.

„Man hat allgemein geglaubt, daß man die Spiral-Gefäße ſelten in den Theilen der Fructification finde, aber wiederholte Beobachtungen überzeugten mich, daß man ihnen faſt in jedem Theile des Pflanzenbaues begegnet. Ich fand ſie in dem Kelch, der Krone, den Staubfäden, dem Griffel, der Scabiosa atro purpurea und Phlox, in dem Kelch und den Kronenblättern des Geranium sanguineum, in dem Perianthium von Sisyrinchium striatum, in den Kapſeln und dem Stiel der Nigella hispanica; auch ſind ſie in dem Pericarpium der Anagrien, Compoſiten und Malvaceen gegenwärtig.

Zu dieſen Betrachtungen bin ich durch die geiſtreichen Bemerkungen des Herrn Lindley geführt worden, die er in der letzten Nummer des Botanical Register mittheilet: über den Bau der Samen der Collomia, welche er durch ein Geflecht, von Spiral-Gefäßen eingewickelt, uns darſtellt. Dieſe Gefäße in den Polemoniaceen ſcheinen analog zu ſein den Haaren oder Pappus, mit welchen die Samen gewiſſer Bignoniaceen, Apocineen und Malvaceen verſehen ſind. Aber fernere Beobachtungen wären noch nöthig, ehe wir ſchließen können, daß es wahrhafte Spiral-Gefäße ſeien. Spiral-Gefäße ſind ſehr häufig in den Stengeln der Urtica nivea, Centaurea atro-purpurea, Heliopsis laevis, Helianthus altissimus, Aster Novi Belgii und salicifolius, in welchen allen ſie dem nackten Auge ſichtbar ſind, und wornach dieſe Pflanzen den Liebhabern der Botanik als auffallende Beiſpiele der Spiral-Gefäße zu empfehlen wären. Die Stengel, auf zarte Weiſe der Länge nach geſpalten, und mit einem kleinen Keil am obern Ende auseinander gehalten, zeigen dieſe Gefäße viel deutlicher als bei einem Querbruch. Manchmal findet man dieſe Gefäße ihren Sitz habend in der Höhlung (pith) ſowohl in Malope trivida als im Heliopsis laevis; aber man kann ihren Urſprung zwiſchen den Holzfaſern gar wohl verfolgen. In der äußern Rinde hat man keine Spur gefunden, aber in dem Splint der innern Rinde des Pinus finden ſie ſich ſowohl als in dem Albumen. Es iſt mir jedoch nie gelungen, ſie in den Blättern dieſes Geſchlechtes zu entdecken, noch auch des Podocarpus, und ſie ſcheinen überhaupt ſeltener in den Blättern von immer grünen Bäumen vorzukommen. Die Stengel und Blätter der Polemoniaceen, Irideen und Malvaceen ſind gleichfalls mit Spiral-Gefäßen häufig verſehen; doch aber kommen ſie wohl nirgends ſo häufig vor, als in den Compositae. Selten ſind ſie in Cruciferae, Leguminosae und Gentianeae.

Oefters hab' ich bemerkt, wenn ich die Spiral-Gefäße von den jungen, mächtigen Schößlingen krautartiger Pflanzen abſonderte, daß

ſie ſich heftig bewegten. Dieſe Bewegung dauerte einige Secunden und ſchien mir eine Wirkung des Lebens-Princips zu ſein, dem ähnlich, welches in der thieriſchen Haushaltung Statt findet, und nicht eine bloß mechaniſche Action.

Indem ich zwiſchen meinem Finger einen kleinen Abſchnitt der Rinde von Urtica nivea hielt, den ich ſo eben von dem lebenden Stamm getrennt hatte, ward mein Aufmerkſamkeit auf eine beſondere ſpiralähnliche Bewegung augenblicklich angezogen. Der Verſuch ward öfter mit andern Theilen der Rinde wiederholt, und die Bewegung war in jedem Fall der erſten gleich. Es war offenbar die Wirkung einer zuſammenziehenden Gewalt der lebenden Fiber; denn die Bewegung hörte auf, nachdem ich die Stückchen Rinde einige Minuten in der Hand gehalten hatte. Möge dieſe kurze Notiz die Aufmerkſamkeit der Naturforſcher auf dieſes ſonderbare Phänomen hinleiten!“

Bulletin des sciences naturelles Nro. 2. Février 1829, p. 241.

Lupinus polyphyllus. Eine neue Art, welche Herr Douglas im Nord-Weſten von America gefunden hat. Sie iſt krautartig, lebhaft kräftig und nähert ſich Lupinus perennis et Nootkatensis, iſt aber in allen Dimenſionen größer und die Stengelblätter, an Zahl eilf bis fünfzehn, lanzettförmig; auch findet ſich noch einiger Unterſchied von jenen in der Bildung des Kelches und der Krone.

Durch dieſe Pflanze veranlaßt, macht Herr Lindley aufmerkſam, daß ihr Blüthenſtand ein bedeutendes Beiſpiel gibt zu Gunſten nachfolgender Theorie: daß nämlich alle Organe einer Pflanze wirklich im Wechſel geſtellt ſind, und zwar in einer ſpiralen Richtung um den Stengel her, der die gemeinſame Achſe bildet; und Dieſes gelte ſelbſt, wenn es auch nicht überall genau zutreffen ſollte.

Recherches anatomiques et physiologiques sur la structure intime des animaux et des végétaux, et sur leur motilité; par M. H. Dutrochet 1824. (S. Revue française 1830, Nro. 16, p. 100 sq.)

„Vorzüglich auf die Senſitive, welche im höchſten Grad die Phänomene der Reizbarkeit und Beweglichkeit der Pflanzen darſtellt, hat der Autor ſeine Erfahrungen gerichtet. Das eigentliche Princip der Bewegung dieſer Pflanze ruht in der Aufſchwellung, welche ſich an der Baſe des Blattſtieles befindet, und an der Einfügung der Blätter durch die pinnules. Dieſes Wülſtchen wird gebildet durch die Entwickelung des Rinden-Parenchyms und enthält eine große Menge kugeliger Zellen, deren Wände mit Nervenkörperchen bedeckt ſind; dergleichen ſind auch ſehr zahlreich in den Stengelblättern, und man findet ſie häufig wieder in dem Safte, welcher abfließt, wenn man einen jungen Zweig der Senſitive wegſchneidet.

Die Entwickelung aber des Rinden-Parenchyms, welches den bedeutendſten Antheil an dem Wülſtchen der Senſitive hat, umgibt eine Mitte, die durch einen Röhrenbündel gebildet wird. Es war bedeutend, zu erfahren, welcher der beiden Theile das eigentliche Organ der Bewegung ſei: das Parenchym war weggenommen; das Blatt fuhr fort, zu leben, aber es hatte die Fähigkeit verloren, ſich zu bewegen. Dieſe Erfahrung zeigt alſo, daß in dem Rindentheil der Aufblähung die Beweglichkeit vorhanden iſt, welche man, wenigſtens durch ihre Functionen, dem Muſcular-Syſtem der Thiere vergleichen kann.

Herr Dutrochet hat überdieß erkannt, daß kleine, hiervon abgeſchnittene Theile, in's Waſſer geworfen, ſich auf die Weiſe bewegen, daß ſie eine krumme Linie beſchreiben, deren tiefe Seite jederzeit ſich nach dem Mittelpuncte des Wülſtchens richtet. Dieſe Bewegung belegt er mit dem allgemeinen Namen der Incurvation, welche er anſieht als das Element aller Bewegungen, welche in den Vegetabilien, ja in den Thieren vorgehen. Dieſe Incurvation zeigt ſich übrigens auf zwei verſchiedene Weiſen; die erſte nennt der Verfaſſer oſcillirende Incurvation, alſo benannt, weil ſie einen Wechſel von Beugung und Anziehung bemerken läßt; die zweite aber die fixe Incurvation, welche keinen ſolchen Wechſel von Bewegungen zeigt. Jene iſt die, die man in der Senſitive bemerkt, und dieſe bemerkt man in den Blüthen und in den ſchlänglichten Stengeln der Convolvuln, der Clematis, der Bohnen u. ſ. w. Aus dieſen Beobachtungen ſchließt Herr Dutrochet, daß die Reizbarkeit der Senſitive aus einer vitalen Incurvation ihren Urſprung nehme.“

Vorſtehende, dieſe Angelegenheit immer mehr in's Klare ſetzende Aeußerungen kamen mir dennoch ſpäter zur Kenntniß, als ich ſchon an den viel weiter ſchauenden Anſichten unſers theuern Ritter von Martius lebhaften Antheil genommen hatte. In zweien nach Jahresfriſt aufeinander folgenden Vorleſungen hatte er in München und Berlin ſich umſtändlich und deutlich genug hierüber erklärt. Ein freundlicher Beſuch deſſelben, als er von dem letztern Orte zurückkam, gewährte mir in dieſer ſchwierigen Sache eine mündliche Nachweiſung, welche ſich durch characteriſtiſche, wenn ſchon flüchtige Zeichnung noch mehr in's Klare ſetzte. Die in der Iſis, Jahrgang 1828 und 1829, abgedruckten Auf-

ſätze wurden mir nun zugänglicher, und die Nachbildung eines an jenem Orte vorgewieſenen Modells ward mir durch die Geneigtheit des Forſchers und zeigte ſich zur Verſinnlichung, wie Kelch, Krone und die Befruchtungswerkzeuge entſtehen, höchſt dienlich.

Auf dieſe Weiſe war die wichtige Angelegenheit auf dem Weg einer practiſch-didactiſchen Ausarbeitung und Anwendung geführt. Und wenn der immer fortſchreitende Mann, wie er mir hat vertrauen wollen, um die Anfänge einer ſolchen allgemeinen Tendenz zu entdecken, ſich bis zu den erſten Elementen der Wiſſenſchaft, zu den Acotyledonen, gewendet hat: ſo werden wir den ganzen Umfang der Lehre, von ihm ausgearbeitet, nach und nach zu erwarten haben.

Ich erlaubte mir indeſſen, nach meiner Weiſe in der mittlern Region zu verharren und zu verſuchen, wie durch allgemeine Betrachtung der Anfang mit dem Ende und das Erſte mit dem Letzten, das längſt Bekannte mit dem Neuen, das Feſtſtehende mit dem Zweifelhaften in Verbindung zu bringen ſei. Für dieſen Verſuch darf ich wohl, da er nicht abzuſchließen, ſondern bloß zu fördern die Abſicht hat, den Antheil der edeln Naturforſcher mir erbitten.

Wir mußten annehmen: es walte in der Vegetation eine allgemeine Spiral-Tendenz, wodurch in Verbindung mit dem verticalen Streben, aller Bau, jede Bildung der Pflanzen, nach dem Geſetze der Metamorphoſe, vollbracht wird.

Die zwei Haupt-Tendenzen alſo oder, wenn man will, die beiden lebendigen Syſteme, wodurch das Pflanzenleben ſich wachſend vollendet, ſind das Vertical-Syſtem und das Spiral-Syſtem; keins kann von dem andern abgeſondert gedacht werden, weil eins durch das andere nur lebendig wirkt. Aber nöthig iſt es, zur beſtimmtern Einſicht, beſonders aber zu einem deutlichern Vortrag, ſie in der Betrachtung zu trennen und zu unterſuchen, wo Eins oder das Andere walte; da es denn bald, ohne ſeinen Gegenſatz zu überwältigen, von ihm überwältigt wird, oder ſich in's Gleiche ſtellt, wodurch uns die Eigenſchaften dieſes unzertrennlichen Paares deſto anſchaulicher werden müſſen.

Das Vertical-Syſtem, wichtig aber einfach, iſt dasjenige, wodurch die offenbare Pflanze ſich von der Wurzel abſondert und ſich in gerader Richtung gegen den Himmel erhebt; es iſt vorwaltend bei Monocotyledonen, deren Blätter ſchon ſich aus geraden Faſern bilden, die unter gewiſſen Bedingungen ſich leicht von einander trennen und als ſtarke Fäden zu mancherlei Gebrauch haltbar ſind. Wir dürfen hier nur der Phormium tenax gedenken; und ſo ſind die Blätter der Palme durchgängig aus geraden Faſern beſtehend, welche nur in früheſter Jugend zuſammenhängen, nachher aber, den Geſetzen der Metamorphoſe gemäß, in ſich ſelbſt getrennt und durch fortgeſetzten Wachsthum vervielfältigt erſcheinen.

Aus den Blättern der Monocotyledonen entwickeln ſich öfters unmittelbar die Stengel, indem das Blatt ſich aufbläht und zur hohlen Röhre wird, alsdann aber tritt an der Spitze deſſelben ſchon die Achſenſtellung dreier Blattſpitzen und alſo die Spiral-Tendenz hervor, woraus ſodann der Blumen- und Fruchtbüſchel ſich erhebt, wie ſolcher Fall im Geſchlechte der Allium ſich ereignet.

Merklich jedoch iſt die Vertical-Tendenz auch über die Blume hinaus, und des Blüthen- und Fruchtſtandes ſich bemächtigend. Der gerade aufſteigende Stengel der Calla aethiopica zeigt eben ſeine Blattnatur zugleich mit der Spiral-Tendenz, indem ſich die Blume einblätterig um die Spitze windet, durch welche jedoch die blüthen- und fruchttragende Säule vertical hervorwächſt. Ob nun um dieſe Säule, nicht weniger um die der Arum, des Mais und Anderer, ſich die Früchte in ſpiraler Bewegung aneinander ſchließen, wie es wahrſcheinlich iſt, möge fernerweit unterſucht werden.

Auf alle Fälle iſt dieſe Columnar-Tendenz als Abſchluß des Wachsthums wohl zu beachten.

Denn wir treffen, indem wir uns bei den Dicotyledonen umſehen, dieſe Vertical-Tendenz, wodurch die ſucceſſive Entwickelung der Stengelblätter und Augen in einer Folge begünſtigt wird, mit dem Spiral-Syſtem, wodurch die Fructification abgeſchloſſen werden ſollte, im Conflict; eine durchgewachſene Roſe gibt hiervon das ſchönſte Zeugniß.

Dagegen haben wir eben in dieſer Claſſe die entſchiedenſten Beiſpiele von einer durchgeſetzten Vertical-Tendenz und möglichſter Beſeitigung der gegentheiligen Einwirkung. Wir wollen nur von dem gewöhnlichen Lein reden, welcher durch die entſchiedenſte Vertical-Bildung ſich zur allgemeinen Nutzbarkeit qualificirt. Die äußere Hülle und der innere Faden ſteigen ſtracks und innigſt vereint hinauf; man gedenke, welche Mühe es koſtet, eben dieſe Spreu vom Faden zu ſondern, wie unverweslich und unzerreißbar derſelbe iſt, wenn die äußere Hülle, ſelbſt mit dem größten Widerſtreben, den durch die Natur beſtimmten Zuſammenhang aufgeben ſoll. Zufällig hat ſich das Röſten der Pflanze einen ganzen Winter unter dem Schnee fortgeſetzt, und der Faden iſt dadurch nur ſchöner und dauerhafter geworden.

Ueberhaupt aber, was braucht es mehr Zeugniß, da wir ja unſer ganzes Leben hindurch von Leinwand umgeben ſind, welche durch Waſchen und Wiederwaſchen, durch Bleichen und Wiederbleichen endlich das elementare Anſehen reiner irdiſcher Materien als ein blendendes Weiß gewinnt und wieder gewinnt.

Hier nun auf dem Scheidepuncte, wo ich die Betrachtung der Vertical-Tendenz zu verlaſſen und mich zu der Spirale zu wenden gedenke, begegnet mir die Frage: ob die alterne Stellung der Blätter, die wir an dem emporwachſenden Stengel der Dicotyledonen bemerken, dieſem oder jenem Syſtem angehöre. Und ich will geſtehen, daß mir ſcheine, als ob ſie jenem, dem Vertical-Syſtem zuzuſchreiben ſei und daß eben durch dieſe Art des Hervorbringens das Streben nach der Höhe in ſenkrechter Richtung bewirkt werde. Dieſe Stellung nun kann in einer gewiſſen Folge, unter gegebenen Bedingungen und Einflüſſen, von der Spiral-Tendenz ergriffen werden, wodurch aber jene unbeſtändig erſcheint und zuletzt gar unmerklich wird, ja verſchwindet.

Doch wir treten nun auf den Standpunct, wo wir die Spiral-Tendenz ohne Weiteres gewahr werden.

Ob wir gleich oben die ſo viel beobachteten Spiral-Gefäße zu betrachten abgelehnt haben; ob wir ſie gleich als Homoiomerien oder das Ganze verkündende und conſtituirende Theile zu ſchätzen wußten: ſo wollen wir doch hier nicht unterlaſſen, der elementaren, microſcopiſchen Pflanzen zu gedenken, welche als Oſcillarien bekannt und uns durch die Kunſt höchſt vergrößert dargeſtellt worden. Sie erweiſen ſich durchaus ſchraubenförmig und ihr Daſein und Wachsthum in ſolcher merkwürdigen Bewegung, daß man zweifelhaft iſt, ob man ſie nicht unter die Thiere zählen ſolle: wie denn die erweiterte Kenntniß und tiefere Einſicht in die Natur uns erſt vollkommen von dem Alten vergänglichen, grenzenloſen und unverwüſtlichen Leben ein entſchiedeneres Anſchauen gewähren werden; daher wir denn obgedachtem Beobachter gar gerne glauben wollen, daß die friſche Rinde einer Neſſel ihm eine beſondere ſpirale Bewegung angedeutet habe.

Um uns nun aber zur eigentlichen Spiral-Tendenz zu wenden, ſo verweiſen wir auf Obiges, was von unſerm Freunde von Martius ausgeführt worden, welcher dieſe Tendenz in ihrer Machtvollkommenheit als Abſchluß des Blüthenſtandes dargeſtellt, und begnügen uns, einiges hierher Gehörige theils auf das Allgemeine, theils auf das Intermediäre bezüglich beizubringen, welches methodiſch vorzutragen erſt künftigen denkenden Forſchern möchte anheimgegeben ſein.

Auffallend iſt das Uebergewicht der Spiral-Tendenz bei den Cucurbitis, welche von ihrem erſten Urſprung an weder ſteigend noch kriechend ihre Exiſtenz fortſetzen können, ſondern genöthigt ſind, irgend ein gerade Aufſteigendes zu ſuchen, woran ſie immerfort ſich windend hin in die Höhe klimmen können.

Gerade aber dieſe Eigenſchaft gibt Gelegenheit, unſern Betrachtungen durch ein ſinnliches Beiſpiel und Gleichniß zu Hülfe zu kommen.

Man trete zur Sommerzeit vor eine im Garten beſteckte Stange, an welcher eine Winde von unten an ſich fortſchlängelnd in die Höhe ſteigt, ſich feſtanſchließend ihren lebendigen Wachsthum verfolgt. Man denke ſich nun Convolvel und Stange, beide gleich lebendig, aus einer Wurzel aufſteigend, ſich wechſelsweiſe hervorbringend und ſo unaufhaltſam fortſchreitend. Wer ſich dieſen Anblick in ein inneres Anſchauen verwandeln kann, der wird ſich den Begriff ſehr erleichtert haben. Die rankende Pflanze ſucht Das außer ſich, was ſie ſich ſelbſt geben ſollte und nicht vermag.

Das Spiral-Syſtem iſt für den erſten Anblick offenbarer in den Dicotyledonen. Solches in den Monocotyledonen und weiter hinab aufzuſuchen, bleibt vorbehalten.

Wir haben die rankende Convolvel gewählt. Gar manches Andere Dergleichen wird ſich finden.

Nun ſehen wir jene Spiral-Tendenz in den Gabelchen, in den Ranken.

Dieſe erſcheinen auch wohl an den Enden zuſammengeſetzter Blätter, wo ſie ihre Tendenz, ſich zu rollen, gar wohl manifeſtiren.

Die eigentlichen, völlig blattloſen Ranken ſind als Zweige anzuſehen, denen die Conſiſtenz abgeht, die voll Saft und biegſam eine beſondere Irritabilität zeigen.

Ranken der Paſſions-Blume, ſich für ſich ſelbſt zuſammenrollend.

Andere müſſen durch äußern Reiz angeregt und aufgefordert werden.

Wie iſt der Weinſtock das höchſte Muſterbild.

Man ſehe, wie die Gabelchen ſich ausſtrecken von irgend woher eine Berührung ſuchend; irgendwo angrenzend, faſſen ſie, klammern ſie ſich an.

Es ſind Zweige, dieſelbigen, welche Trauben tragen.

Einzelne Beeren findet man wohl an den Ranken.

Merkwürdig iſt es, daß der dritte Knoten an der Weinranke keine Ranke hervorbringt

Röſe.

Wie meynt Ihr?

Märten.

Vater und Mutter verlaßt ihr, und folgt dem Manne nach.

Röſe.

So ſoll's ja ſeyn.

Märten.

Geh nur.

Röſe.

Zu Mittag ſollt Ihr ein gut Eſſen haben; ich ſage nicht was.

Märten.

Schon recht.

Röſe.

Seyd nicht verdrießlich.

Märten.

Nein doch!

wohin Das zu deuten ſei, iſt uns nicht klar geworden.

Die Spiral-Gefäße betrachten wir als die kleinſten Theile, welche dem Ganzen, dem ſie angehören, vollkommen gleich ſind, und, als Homoiomerien angeſehen, ihm ihre Eigenheiten mittheilen und von demſelben wieder Eigenſchaft und Beſtimmung erhalten. Es wird ihnen ein Selbſtleben zugeſchrieben, die Kraft, ſich an und für ſich einzeln zu bewegen und eine gewiſſe Richtung anzunehmen. Der vortreffliche Dutrochet nennt ſie eine vitale Incarvation. Dieſen Geheimniſſen näher zu treten, finden wir uns hier weiter nicht aufgefordert.

Gehen wir in's Allgemeine zurück: das Spiral-Syſtem iſt abſchließend, den Abſchluß befördernd.

Und zwar auf geſetzliche, vollendende Weiſe.

Sodann aber auch auf ungeſetzliche, vereitelnde und vernichtende Weiſe.

Wie die geſetzliche wirke, um Blumen, Blüthen und Keime zu bilden, hat unſer hochverehrter von Martius umſtändlich ausgeführet. Dieſes Geſetz entwickelt ſich unmittelbar aus der Metamorphoſe; aber es bedurfte eines ſcharfſinnigen Beobachters, um es wahrzunehmen und darzuſtellen. Denn wenn wir uns die Blume als einen herangezogenen, als um eine Achſe ſich umherſchlängelnden Zweig denken, deſſen Augen hier in die Enge der Einheit gebracht werden: ſo folgt daraus, daß ſie hintereinander und nacheinander im Kreiſe ſich einfinden, und ſich alſo einfach oder vervielfacht um einander ordnen müſſen.

Die unregelmäßige Spiral-Wirkung iſt als ein übereilter, unfruchtbarer Abſchluß zu denken: irgend ein Stengel, ein Zweig, ein Aſt wird in den Zuſtand verſetzt, daß der Splint, in welchem eigentlich das Spiral-Leben wirkſam iſt, vorwaltend zunimmt und daß die Holz- oder ſonſtige Dauerbildung nicht Statt finden kann.

Nehmen wir einen Aeſchenzweig vor uns, der ſich in dieſem Falle befindet; der Splint, der durch das Holz nicht auseinander gehalten wird, drängt ſich zuſammen und bewirkt eine flache, vegetabiliſche Erſcheinung; zugleich zieht ſich das ganze Wachsthum zuſammen und die Augen, welche ſich ſucceſſiv entwickeln ſollten, erſcheinen nun gedrängt und endlich gar in ungetrennter Reihe; indeſſen hat ſich das Ganze gebogen; das übriggebliebene Holzhafte macht den Rücken, und die einwärts gekehrte, einem Biſchofsſtabe ähnliche Bildung ſtellt eine höchſt merkwürdige, abnorme Monſtroſität vor.

Wie wir uns nun aus dem Bisherigen überzeugen können, das eigentliche Pflanzenleben werde durch die Spiral-Tendenz vorzüglich gefördert: ſo läßt ſich auch nachweiſen, daß die Spur derſelben in dem Fertigen, Dauernden zurückbleibe.

Die in ihrer völligen Freiheit herunterhangenden, friſchen Fadenzweige des Lycium europaeum zeigen nur einen geraden, fadenartigen Wuchs. Wird die Pflanze älter, trockner, ſo bemerkt man deutlich, daß ſie ſich von Knoten zu Knoten zu einer Windung hinneigt.

Sogar ſtarke Bäume werden im Alter von ſolcher Richtung ergriffen; hundertjährige Cuſtanien-Bäume findet man an der Belvedere'ſchen Chauſſée ſtark gewunden, und die Starrheit der gerade aufſteigenden Tendenz auf die ſonderbarſte Weiſe beſiegt.

In dem Park hinter Belvedere finden ſich drei ſchlanke, hochgewachſene Stämme von Crataegus torminalis ſo deutlich von unten bis oben ſpiral gewandt, daß es nicht zu verkennen iſt. Dieſe empfiehlt man beſonders dem Beobachter.

Blumen, die vor dem Aufblühen gefaltet und ſpiral ſich entwickelnd vorkommen; andere, die bei'm Vertrocknen eine Windung zeigen.

Pandanus odoratissimus windet ſich ſpiral von der Wurzel auf.

Ophris spiralis windet ſich dergeſtalt, daß alle Blüthen auf eine Seite kommen.

Die Flora subterranea gibt uns Anlaß, ihre en échiquier geſtellten Augen als aus einer ſehr regelmäßigen Spiral-Tendenz hervorgehend zu betrachten.

An einer Kartoffel, welche auf einen Fußes Länge gewachſen war, die man an ihrer dickſten Stelle kaum umſpannen konnte, war von dem Puncte ihres Anſatzes an auf's Deutlichſte eine Spiral-Folge der Augen bis auf ihren höchſten Gipfel von der Linken zur Rechten hinaufwärts zu bemerken.

Bei den Farrn iſt bis an ihre letzte Vollendung alles Treiben, vom horizontal liegenden Stamme ausgehend, ſeitlich nach oben gerichtet, Blatt und Zweig zugleich, deßhalb auch die Fruchttheile tragend und aus ſich entwickelnd. Alles, was wir Farrn nennen, hat ſeine eigenthümliche ſpiralige Entwickelung. In immer kleinere Kreiſe zuſammengerollt erſcheinen die Zweige jenes horizontal liegenden Stockes, und rollen ſich auf, in doppelter Richtung, ein Mal aus der Spirale der Rippe, dann aber aus den einzel-

bogenen Fiedern der ſeitlichen Richtung von der Rippe, die Rippchen nach außen.

Siehe Reichenbach: Botanik für Damen S. 288.

Die Birke wächſt gleich vom unterſten Stammende an, und zwar ohne Ausnahme, ſpiralförmig in die Höhe. Spaltet man den Stamm nach ſeinem natürlichen Wachsthum, ſo zeigt ſich die Bewegung von der Linken zur Rechten bis in den Gipfel, und eine Birke, welche ſechzig bis achtzig Fuß Höhe hat, dreht ſich ein, auch zwei Mal der ganzen Länge nach um ſich herum. Das weniger oder mehr Spirale, behauptet der Böttcher, entſtehe daher, wenn ein Stamm der Witterung mehr oder minder ausgeſetzt ſei; denn ein Stamm, der frei ſtehe, z. E. außen an einer Braue, die beſonders der Weſtſeite ausgeſetzt iſt, manifeſtire die Spiral-Bewegung weit augenfälliger und deutlicher, als bei einem Stamme, welcher im Dickicht des Holzes wachſe. Vornehmlich aber kann dieſe Spiral-Bewegung an den ſogenannten Reifbirken wahrgenommen werden. Eine junge Birke, die zu Reifen verbraucht werden ſoll, wird in Mitten getrennt. Folgt das Meſſer dem Holze, ſo wird der Reif unbrauchbar; denn er dreht ſich, wie bei ältern Stämmen ſchon bemerkt werden, ein, auch zwei Mal um ſich herum. Deßwegen braucht der Böttcher auch eigene Inſtrumente, dieſelben gut und brauchbar zu trennen; und Dieß gilt auch von Seiten der Scheite des ältern Holzes, welches zu Dauben oder ſonſt verbraucht wird: denn bei Trennung deſſelben müſſen Keile von Eiſen angewendet werden, die das Holz mehr ſchneiden als ſpalten; ſonſt wird es unbrauchbar.

Daß das Wetter, Wind, Regen, Schnee große Einwirkung auf die Entwickelung der Spiral-Bewegung haben mag, geht daraus hervor, daß eben dieſe Reifbirken, aus dem Dickicht geſchlagen, weit weniger der Spiral-Bewegung unterworfen ſind als die, ſo einzeln und nicht durch Gebüſch und größere Bäume ſtehen.

Herr Oberlandjägermeiſter von Fritſch äußerte Ende Auguſt in Ilmenau, als die Spiral-Tendenz zur Sprache kam, daß unter den Kiefern ſelbſt verkümmen, wo der Stamm von unten bis oben eine gedrehte, gewundene Wirkung annehme; man habe geglaubt, da man dergleichen Bäume an der Braue gefunden, eine äußere Wirkung durch heftige Stürme ſei die Veranlaſſung; man finde aber Dergleichen auch in den dichteſten Forſten, und es wiederhole ſich der Fall nach einer gewiſſen Proportion, ſo daß man ein bis etwa anderthalb Procent im Ganzen das Vorkommen rechnen könnte.

Solche Stämme würden in mehr als einer Hinſicht beachtet, indem das Holz derſelben nicht wohl zu Scheiten geſchnitten, in Klaftern gelegt werden könnte; auch ein ſolcher Stamm zu Bauholz nicht zu brauchen ſei, weil ſeine Wirkung, immer fortdauernd, durch ein heimliches Drehen eine ganze Contignation aus ihren Fugen zu rücken die Gewalt habe.

Aus dem Vorigen erhellet, daß, während dem Austrocknen des Holzes, die Krümmung ſich fortſetzt und ſich bis zu einem hohen Grade ſteigert, wie wir im Vorigen gar manche durch Vertrocknung zuerſt entſtehende und ſichtbar werdende Spiral-Bewegung erkennen werden.

Die vertrockneten Schoten des Lathyrus furens, nach vollkommen abgeſchloſſener Reife der Frucht, ſpringen auf und rollen ſich jede nach auswärtiger Richtung ſtreng zuſammen. Bricht man eine ſolche Schote auf, ehe ſie vollkommen reif iſt, ſo zeigt ſich gleichfalls dieſe Schraubenrichtung, nur nicht ſo ſtark und nicht ſo vollkommen.

Die gerade Richtung ähnlicher Pflanzentheile wird verſchiedentlich gleichen Maßen abgelenkt. Die Schoten der im feuchten Sommer wachſenden Schwertbohnen fangen an, ſich zu winden, einige ſchneckenartig, andere in vollkommener Spirale.

Die Blätter der Italieniſchen Pappel haben ſehr zarte, ſtraffe Blattſtiele. Dieſe, von Inſecten geſtochen, verlieren ihre gerade Richtung und nehmen die Spirale alſobald an, in zwei oder auch mehrern Windungen.

Schwillt das Gehäuſe des eingeſchloſſenen Inſects hiernach auf, ſo drängen ſich die Seiten des erweiterten Stiels dergeſtalt aneinander, daß ſie zu einer Art von Vereinigung gelangen. Aber an dieſen Stellen kann man das Neſt leicht auseinander brechen und die frühere Geſtaltung des gewundenen Stiels gar wohl bemerken.

Pappus am Samen des Erodium gruinum; der bis zur völligen Reife und Vertrocknung vertical an der Stütze, um welche die Samen verſammelt ſind, ſich ſtraff gehalten, nunmehr aber ſich ſchnell elaſtiſch ringelt und ſich dadurch ſelbſt umherwirft.

Wir haben zwar abgelehnt, von den Spiral-Gefäßen als ſolchen beſonders zu handeln, finden uns aber doch genöthigt, noch weiter zu der microſcopiſchen Elementar-Botanik zurückzugehen und an die Oſcillarien zu erinnern, deren ganze Exiſtenz ſpiral iſt. Merkwürdiger vielleicht ſind noch die unter den Namen Salmacis aufgeführten, wo die Spirale aus lauter ſich berührenden Kügelchen beſteht.

Solche Andeutungen müſſen auf's Leiſeſte geſchehen, um uns an die ewige Congruenz zu erinnern.

Wenn man die Stiele des Löwenzahns an einem Ende aufſchlitzt, die beiden Seiten des hohlen Röhrchens ſachte von einander trennt: ſo rollt ſich jede in ſich nach außen und hängt in Folg deſſen als eine gewundene Locke ſpiralförmig zugeſpitzt herab, woran ſich die Kinder ergetzen und wir dem tiefſten Naturgeheimniß näher treten.

Da dieſe Stengel hohl und faſtig ſind, folglich ganz als Spiral angeſehen werden können, die Spiral-Tendenz aber dem Spiral als dem lebendig Fortſchreitenden angehört: ſo wird uns hier zugleich mit der ſtrackſten verticalen Richtung noch das verborgenſte Spiral-Beſtreben vor die Augen gebracht. Vielleicht gelänge es, durch genauere, auch wohl microſcopiſche Behandlung das Verflechten der Vertical- und Spiral-Textur näher kennen zu lernen.

Ein glückliches Beiſpiel, wie beide Syſteme, mit denen wir uns beſchäftigen, ſich neben einander höchſt bedeutend entwickeln, gibt uns die Valisneria, wie wir ſolche aus den neueſten Unterſuchungen des Cuſtoden am königlichen botaniſchen Garten zu Mantua, Paulo Barbieri, kennen lernen. Wir geben ſeinen Aufſatz auszugsweiſe überſetzt, mit unſern eingeſchalteten und angefügten Bemerkungen, inſofern wir den beabſichtigten Zwecken dadurch näher zu treten hoffen.

Die Valisneria wurzelt im Grunde eines nicht allzu tiefen, ſtehenden Waſſers; ſie blüht in den Monaten Juni, Juli und Auguſt, und zwar in getrennten Geſchlechtern. Das männliche Individuum zeigt ſich auf einem gerade aufſtrebenden Schaft, der, ſobald er die Oberfläche des Waſſers erreicht, an ſeiner Spitze eine vierblättrige (vielleicht dreiblättrige) Scheide bildet, worin ſich die Fruchtwerkzeuge angeheftet an einem coniſchen Kolben befinden.

Wenn die Stamina noch nicht genugſam entwickelt ſind, ſo iſt die Hälfte der Scheide leer; und beobachtet man ſie alsdann microſcopiſch, ſo findet man, daß die innere Feuchtigkeit ſich regt, um das Wachsthum der Scheide zu befördern, und zu gleicher Zeit im Stiele, ſich kreisförmig bewegend, zum Kolben, der die Stamina trägt, hinaufſtrebt, wodurch Wachsthum und Ausdehnung des Kolbens zugleich mit dem Wachsthum der Befruchtungswerkzeuge erweckt wird.

Durch dieſe Zunahme des Kolbens jedoch iſt die Scheide nicht mehr hinreichend, die Stamina zu umhüllen; ſie theilt ſich daher in vier Theile, und die Fruchtwerkzeuge, ſich von dem Kolben zu Tauſenden ablöſend, verbreiten ſich ſchwimmend auf dem Waſſer, anzuſehen wie ſilberweiße Flocken, welche ſich nach dem weiblichen Individuum gleichſam bemühen und beſtreben. Dieſes aber ſteigt aus dem Grunde der Waſſer, indem die Federkraft ſeines ſpiralen Stengels nachläßt, und eröffnet ſodann auf der Oberfläche eine dreigetheilte Krone, worin man drei Narben bemerkt. Die auf dem Waſſer ſchwimmenden Flocken ſtreuen ihren Staminal-Staub gegen jene Stigmen und befruchten ſie. Iſt Dieſes geleiſtet, ſo zieht ſich der Spiral-Stengel des Weibchens unter das Waſſer zurück, wo nun die Samen, in einer cylindriſchen Kapſel enthalten, zur endlichen Reife gelangen.

Alle die Autoren, welche von der Valisneria geſprochen haben, erzählten die Art der Befruchtung auf verſchiedene Weiſe. Sie ſagten, der ganze Complex der männlichen Blume löſe ſich los von dem kurzen, unter dem Waſſer beharrlichen Stengel, von welchem er ſich durch heftige Bewegung abſondere und befreie. Unſer Beobachter verſuchte, Knospen der männlichen Blumen von ihrem Stengel abzulöſen, und fand, daß keine auf dem Waſſer hin und wieder ſchwamm, daß alle vielmehr zu Grund ſanken. Von größerer Bedeutung aber iſt die Structur, wodurch der Stengel mit der Blume verbunden wird. Hier iſt keine Articulation zu ſehen, welche ſich doch bei allen Pflanzen-Organen findet, die ſich trennen laſſen. Derſelbe Beobachter unterſuchte die ſilberweißen Flocken und erkannte ſie als eigentliche Antheren; indem er den Kolben leer von allen ſolchen Gefäßen fand, ſo bemerkte er an denſelben zarte Fäden, woran noch einige Antheren befeſtigt waren, die auf einem kleinen dreigetheilten Discus ruhten, welches gewiß die dreigetheilten Corollen ſind, worin die Antheren eingeſchloſſen waren.

Indem wir nun dieſes merkwürdige, vielleicht an andern Pflanzen ſich wiederholende Beiſpiel der Betrachtung nachdenkender Naturforſcher empfehlen, ſo können wir nicht unterlaſſen, dieſe augenfällige Erſcheinung, Einiges wiederholend, ferner zu beſprechen.

Die Vertical-Tendenz iſt hier dem männlichen Individuum eigen: der Stengel ſteigt ohne Weiteres gerade in die Höhe; und wie er die Oberfläche des Waſſers erreicht, entwickelt ſich unmittelbar die Scheide aus dem Stengel ſelbſt, genau mit ihm verbunden, und hüllt den Kolben ein, nach Analogie der Calla und ähnlicher.

Wir werden dadurch das Mährchen los von einem Gelenke, das, ganz unnatürlich zwiſchen dem Stengel und der Blume angebracht, ihr

die Möglichkeit verſchaffen ſollte, ſich abzulöſen und löſtern auf die Freithe zu gehen. An Luft und Licht und ihren Einflüſſen entwickelt ſich erſt die männliche Blüthe, aber feſt mit ihrem Stengel verbunden; die Antheren ſpringen von ihren Stielchen und ſchwimmen luſtig auf dem Waſſer umher. Indeſſen mildert der Spiral-Stengel des Weibchens ſeine Federkraft; die Blume erreicht die Oberfläche des Waſſers, entfaltet ſich und nimmt den befruchtenden Einfluß auf. Die bedeutende Veränderung, welche nach der Befruchtung in allen Pflanzen vorgeht, und welche immer etwas auf Erhaltung hindeutet, wirkt auch hier. Die Spiralität des Stengels wird angeſtrengt, und dieſer bewegt ſich wieder zurück, wie er gekommen iſt, worauf denn der Samen zur Reife gedeiht.

Gedenken wir an jenes Gleichniß, das wir oben von Stab und Cowolvel gewagt haben; gehen wir einen Schritt weiter und vergegenwärtigen uns die Rebe, die ſich um den Ulmbaum ſchlingt, ſo ſehen wir hier das Weibliche und Männliche, das Bedürftige, das Gewährende, neben einander in verticaler und ſpiraler Richtung, von der Natur unſern Betrachtungen empfohlen.

Kehren wir nun in's Allgemeinſte zurück und erinnern an Das, was wir gleich Anfangs aufſtellten: das vertical ſowie das ſpiral ſtrebende Syſtem ſei in der lebendigen Pflanze auf's Innigſte verbunden; ſehen wir nun hier, jenes als entſchieden männlich, dieſes als entſchieden weiblich ſich erweiſen: ſo können wir uns die ganze Vegetation von der Wurzel auf androgyniſch inneheim verbunden vorſtellen; worauf denn, in Verfolg der Wandlungen des Wachsthums, die beiden Syſteme ſich im offenbaren Gegenſatz auseinander ſondern, und ſich entſchieden gegen einander über ſtellen, um ſich in einem höhern Sinne wieder zu vereinigen.

Weimar, im Herbſt 1831.

Nachträge zur Oſteologie.

Freudig war, vor vielen Jahren,
Eifrig ſo der Geiſt bedacht,
Zu erforſchen, zu erfahren,
Wie Natur im Schaffen lebt.
Und es iſt das ewig Eine,
Das ſich vielfach offenbart:
Klein das Große, groß das Kleine,
Alles nach der eignen Art.
Immer wechſelnd, feſt ſich haltend,
Nah' und fern, und fern und nah';
So geſtaltend, umgeſtaltend. —
Zum Erkennen bin ich da.

Dem Menſchen wie den Thieren iſt ein Zwiſchenknochen der obern Kinnlade zuzuſchreiben.

Jena, 1784.

Einige Verſuche oſteologiſcher Zeichnungen ſind hier in der Abſicht zuſammengeheftet worden, um Kennern und Freunden vergleichender Zergliederungskunde eine kleine Entdeckung vorzulegen, die ich glaube gemacht zu haben.

Bei Thierſchädeln fällt es gar leicht in die Augen, daß die obere Kinnlade aus mehr als einem Paar Knochen beſtehet. Ihr vorderer Theil wird durch ſehr ſichtbare Näthe und Harmonien mit dem hintern Theile verbunden und macht ein Paar beſondere Knochen aus.

Dieſer vordern Abtheilung der obern Kinnlade iſt der Name Os intermaxillare gegeben worden. Die Alten kannten ſchon dieſen Knochen *), und neuerdings iſt er beſonders merkwürdig geworden, da man ihn als ein Unterſcheidungszeichen zwiſchen dem Affen und Menſchen angegeben. Man hat ihn jenem Geſchlechte zugeſchrieben, dieſem abgeläugnet, **) und wenn in natürlichen Dingen nicht der Augenſchein überwieſe, ſo würde ich ſchüchtern ſein, aufzutreten und zu ſagen, daß ſich dieſe Knochenabtheilung gleichfalls bei dem Menſchen finde.

Ich will mich ſo kurz als möglich faſſen, weil durch bloßes Anſchauen und Vergleichen mehrerer Schädel eine ohnedieß ſehr einfache Behauptung geſchwind beurtheilt werden kann.

Der Knochen, von welchem ich rede, hat ſeinen Namen daher erhalten, daß er ſich zwiſchen die beiden Hauptknochen der obern Kinnlade hineinſchiebt. Er iſt ſelbſt aus zwei Stücken zuſammengeſetzt, die in der Mitte des Geſichts an einander ſtoßen.

Er iſt bei verſchiedenen Thieren von ſehr verſchiedener Geſtalt, und verändert, je nachdem er ſich vorwärtsſtreckt oder ſich zurückzieht, ſehr merklich die Bildung. Sein vorderſter, breitſter und ſtärkſter Theil, dem ich den Namen

*) Galenus Lib. de ossibus. Cap. III.

**) Camper's ſämmtliche kleinere Schriften, herausgegeben von Herbell. Erſten Bandes zweites Stück. S. 93 und 94.

Blumenbach, de varietate generis humani nativa. Pag. 38.

des Körpers gegeben, iſt nach der Art des Futters eingerichtet, das die Natur dem Thiere beſtimmt hat; denn es muß ſeine Speiſe mit dieſem Theile zuerſt anfaſſen, ergreifen, abrupfen, abnagen, zerſchneiden, ſie auf eine oder andere Weiſe ſich zueignen. Deßwegen iſt er bald ſtach und mit Knorpeln verſehen, bald mit ſtumpfern oder ſchärfern Schneidezähnen gewaffnet, oder erhält eine andere, der Nahrung gemäße Geſtalt.

Durch einen Fortſatz an der Seite verbindet er ſich aufwärts mit der obern Kinnlade, dem Naſenknochen und manchmal mit dem Stirnbeine.

Innwärts, von dem erſten Schneidezahn oder von dem Orte aus, den er einnehmen ſollte, begibt ſich ein Stachel oder eine Spina hinterwärts, legt ſich auf den Gaumenfortſatz der obern Kinnlade an und bildet ſelbſt eine Rinne, worin der untere und vordere Theil des Vomers oder Pflugſcharbeins ſich einſchiebt. Durch dieſe Spina, den Seitentheil des Körpers dieſes Zwiſchenknochens und den vordern Theil des Gaumenfortſatzes der obern Kinnlade werden die Canäle (Canales incisivi oder naso-palatini) gebildet, durch welche kleine Blutgefäße und Nervenzweige des zweiten Aſtes des fünften Paares gehen.

Deutlich zeigen ſich dieſe drei Theile mit einem Blicke an einem Pferdeſchädel auf der erſten Tafel.

A) Corpus.
B) Apophysis maxillaris.
C) Apophysis palatina.

An dieſen Hauptheilen ſind wieder viele Untertheilungen zu bemerken und zu beſchreiben. Eine Lateiniſche Terminologie, die ich mit Beihülfe des Herrn Hofrath Loder verfertigt habe und hier beilege, wird dabei zum Leitfaden dienen können. Es hatte ſolche viele Schwierigkeiten, wenn ſie auf alle Thiere paſſen ſollte. Da bei dem einen gewiſſe Theile ſich ſehr zurückziehen, zuſammenfließen und bei andern gar verſchwinden, ſo wird auch gewiß, wenn man mehr in's Feinere gehen wollte, dieſe Tafel noch manche Verbeſſerung zulaſſen.

Os intermaxillare.

A. Corpus.
  a. Superficies anterior.
    1. Margo superior in quo Spina nasalis.
    2. Margo inferior seu alveolaris.
    3. Angulus inferior exterior corporis.
  b. Superficies posterior, qua Os intermaxillare jungitur Apophysi palatinae. Ossis maxillaris superioris.
  c. Superficies lateralis exterior, qua Os intermaxillare jungitur Ossi maxillari superiori.
  d. Superficies lateralis interior, qua alterum Os intermaxillare jungitur alteri.
  e. Superficies superior.
    Margo anterior, in quo Spina nasalis. vid. 1.
    4. Margo posterior sive Ora superior canalis naso-palatini.
  f. Superficies inferior.
    5. Pars alveolaris.
    6. Pars palatina.
    7. Ora inferior canalis naso-palatini.

B. Apophysis maxillaris.
  g. Superficies anterior.
  h. Superficies lateralis interna.
    8. Eminentia linearis.
  i. Superficies lateralis externa.
  k. Margo exterior.
  l. Margo interior.
  m. Margo posterior.
  n. Angulus apophyseos maxillaris.

C. Apophysis palatina.
  o. Extremitas anterior.
  p. Extremitas posterior.
  q. Superficies superior.
  r. Superficies inferior.
  s. Superficies lateralis interna.
  t. Superficies lateralis externa.

Die Buchſtaben und Zahlen, durch welche auf vorſtehender Tafel die Theile bezeichnet werden, ſind bei den Umriſſen und einigen Figuren gleichfalls angebracht. Vielleicht wird es hier und da nicht ſogleich in die Augen fallen, warum man dieſe und jene Eintheilung feſtgeſetzt und eine oder die andere Benennung gewählt hat. Es iſt Nichts ohne Urſache geſchehen; und wenn man mehrere Schädel durchſieht und vergleicht, ſo wird die Schwierigkeit, deren ich oben ſchon gedacht, noch mehr auffallen.

Ich gehe nun zu einer kurzen Anzeige der übrigen Tafeln. Uebereinſtimmung und Deutlichkeit der Figuren werden mich einer weitläuftigen Beſchreibung überheben, welche ohnehin Perſonen, die mit ſolchen Gegenſtänden bekannt ſind, nur unnöthig und verdrießlich ſein würde. Am Meiſten wünſchte ich, daß meine Leſer Gelegenheit haben möchten, die Schädel ſelbſt dabei zur Hand zu nehmen.

Die Tafel II ſtellt den vordern Theil der obern Kinnlade des Ochſen von oben vor, ziemlich in natürlicher Größe, deſſen flacher und breiter Körper keine Schneidezähne enthält.

Die Tafel III das Os intermaxillare des

Pferdes, und zwar n. 1 um ein Drittel, n. 2 und 3 zur Hälfte verkleinert.

Tab. IV iſt die Superficies lateralis interior ossis intermaxillaris eines Pferdes, an dem der vordere Schneidezahn ausgefallen war, und der nachſchießende Zahn noch in dem hohlen Körper des Ossis intermaxillaris liegt.

Tab. V iſt ein Fuchsſchädel von drei Seiten. Die Canales naso-palatini ſind hier länglich und ſchon beſſer geſchloſſen, wie beim Haſen und Pferde.

Tab. VI. Das Os intermaxillare des Löwen von oben und unten. Man bemerke beſonders bei n. 1 die Sutur, welche Apophysin palatinam maxillae superioris von dem Osse intermaxillari trennt.

Tab. VII. Superficies lateralis interior des Ossis intermaxillaris eines jungen Trichechus rosmarus, größerer Deutlichkeit wegen mit rother Farbe angelegt, zugleich mit dem größten Theile der Maxillae superioris.

Tab. VIII zeigt einen Affenſchädel von vorn und von unten. Man ſehe bei n. 2, wie die Sutur aus den Canalibus incisivis herauskommt, gegen den Hundszahn zuläuft, ſich an ſeiner Alveole vorwärts wegſchleicht, und zwiſchen dem nächſten Schneidezahne und dem Hundszahne, ganz nah' an dieſem letztern, durchgeht und die beiden Alveolen trennt.

Tab. IX und X ſind dieſe Theile eines Menſchenſchädels.

Am Sichtbarſten fällt das Os intermaxillare vom Menſchen bei n. 1 in die Augen. Man ſieht ganz deutlich die Sutur, die das Os intermaxillare von der Apophysi palatina maxillae superioris trennt. Sie kommt aus den Canalibus incisivis heraus, deren untere Oeffnung in ein gemeinſchaftliches Loch zuſammenfließt, das den Namen des Foraminis incisivi oder palatini anterioris oder gustativi führt, und verliert ſich zwiſchen dem Hunds- und zweiten Schneidezahn.

Bei n. 2 iſt es ſchon etwas ſchwerer, zu bemerken, wie dieſelbe Sutur ſich in dem Naſengrunde zeigt. Es iſt dieſe Zeichnung nicht die glücklichſte; allein an den meiſten Schädeln, beſonders jüngern, kann man ſolche ſehr deutlich ſehen.

Jene erſte Sutur hatte ſchon Veſalius bemerkt*) und in ſeinen Figuren deutlich angegeben. Er ſagt, ſie reiche bis an die vordere Seite der Hundszähne, dringe aber nirgends ſo tief durch, daß man dafür halten könne, der obere Kinnladenknochen werde dadurch in zwei getheilt. Er weiſet, um den Galen zu erklären, der ſeine Beſchreibung bloß nach einem Thiere gemacht hatte, auf die erſte Figur pag. 46, wo er dem menſchlichen Schädel einen Hundeſchädel beigefügt hat, um den an dem Thiere gleichſam deutlicher ausgeprägten Revers der Medaille dem Leſer vor Augen zu legen. Die zweite Sutur, die ſich im Naſengrunde zeigt, aus den Canalibus naso-palatinis herauskommt und bis in die Gegend der Conchae inferioris verfolgt werden kann, hat er nicht bemerkt. Hingegen finden ſich beide in der großen Oſteologie des Albinus bezeichnet. Er nennt ſie Suturas maxillae superioris proprias.

In Cheſelden's Osteographia finden ſie ſich nicht, auch in John Hunter's Natural history of the human teeth iſt keine Spur davon zu ſehen; und dennoch ſind ſie an einem jeden Schädel mehr oder weniger ſichtbar und, wenn man aufmerkſam beobachtet, ganz und gar nicht zu verkennen.

Tab. X iſt ein halber Oberkiefer eines geſprengten Menſchenſchädels und zwar deſſen inwendige Seite, durch welche beide Hälften mit einander verbunden werden. Es fehlten an dem Knochen, wornach er gezeichnet worden, zwei Vorderzähne, der Hunds- und erſte Backenzahn. Ich habe ſie nicht wollen ſupplieren laſſen, beſonders da das Fehlende hier von keiner Bedeutung war, vielmehr kann man das Os intermaxillare ganz frei ſehen. Auf der Pictura lineari habe ich, was unſtreitig Os intermaxillare iſt, mit Roth getuſcht. Man kann die Sutur von den Alveolen des Schneide- und Hundezahnes bis durch die Canäle verfolgen. Jenſeits der Spinae oder Apophysi palatinae, die hier eine Art von Kamm macht, kommt ſie wieder hervor und iſt bis an die Eminentiam linearem ſichtbar, wo ſich die Concha inferior anlegt.

Ich habe in der pictura lineari ein rothes Sternchen dahin gezeichnet.

Man halte dieſe Tafel gegen Tab. VII, und man wird es bewunderungswürdig finden, wie die Geſtalt des ossis intermaxillaris eines ſolchen Ungeheuers, wie der Trichechus rosmarus iſt, lehren muß, denſelben Knochen am Menſchen zu erkennen und zu erklären. Auch Tab. VI n. 1 gegen Tab. IX n. 1 gehalten, zeigt dieſelbe Sutur bei'm Löwen wie bei'm Menſchen auf das Deutlichſte. Ich ſage Nichts vom Affen, weil bei Dieſem die Uebereinſtimmung zu auffallend iſt.

Es wird alſo wohl kein Zweifel übrig bleiben, daß dieſe Knochenabtheilung ſich ſowohl bei Menſchen als Thieren findet, ob wir gleich nur einen Theil der Grenzen dieſes Knochens an unſerm Geſchlechte genau beſtimmen können, da die übrigen verwachſen und mit der obern Kinnlade auf das Genaueſte verbunden

*) Vesalius de humani corporis fabrica. (Basil. 1555.) Libr. I. Cap. IX. Fig. II. pag. 46. 52. 55.

ſind. So zeigt ſich an den äußern Theilen der Backenknochen nicht die mindeſte Natur oder Harmonie, wodurch man auf die Muthmaßung kommen könnte, daß dieſer Knochen bei dem Menſchen getrennt ſei.

Die Urſache ſcheint mir hauptſächlich darin zu liegen: dieſer Knochen, der bei Thieren ſo außerordentlich vorgeſchoben iſt, zieht ſich bei dem Menſchen in ein ſehr kleines Maß zurück. Man nehme den Schädel eines Kindes oder Embryonen vor ſich, ſo wird man ſehen, wie die keimenden Zähne einen ſolchen Drang an dieſen Theilen verurſachen und die Beinhäutchen ſo ſpannen, daß die Natur alle Kräfte anwenden muß, um dieſe Theile auf das Innigſte zu verweben. Man halte einen Thierſchädel dagegen, wo die Schneidezähne ſo weit vorwärts gerückt ſind und der Drang ſowohl gegen einander als gegen den Hundszahn nicht ſo ſtark iſt. Inwendig in der Naſenhöhle verhält es ſich ebenſo. Man kann, wie ſchon oben bemerkt, die Natur bei ossis intermaxillaris auch den canalibus incisivis bis dahin verfolgen, wo die ossa turbinata oder conchae inferiores ſich anlegen. Hier wirkt alſo der Trieb des Wachsthumes dreier verſchiedenen Knochen gegen einander und verbindet ſie genauer.

Ich bin überzeugt, daß Derjenige, die dieſe Wiſſenſchaft tiefer durchſchauen, dieſer Punct noch erklärbarer ſein wird. Ich habe verſchiedene Fälle, wo dieſer Knochen auch bei Thieren zum Theil oder ganz verwachſen iſt, bemerken können, und es wird ſich vielleicht in der Folge mehr darüber ſagen laſſen. Auch gibt es mehrere Fälle, daß Knochen, die ſich bei erwachſenen Thieren leicht trennen laſſen, ſchon bei Kindern nicht mehr abgeſondert werden können.

Die Tafeln, die ich beifüge, ſind meiſtens nur die erſten Verſuchsarbeiten eines jungen Künſtlers, der ſich unter dem Arbeiten gebeſſert hat. Es ſind eigentlich nur die dritte und ſiebente Tafel völlig nach der Camper'ſchen Methode gearbeitet; doch habe ich nachher das os intermaxillare verſchiedener Thiere noch ſelbiger auf das Beſtimmteſte zeichnen laſſen; und ſollte ein ſolcher Beitrag zur vergleichenden Knochenlehre den Kennern intereſſant ſein, ſo wäre ich nicht abgeneigt, eine Folge dieſer Abbildungen in Kupfer ſtechen zu laſſen.

Bei den Cetaceis, Amphibien, Vögeln, Fiſchen, habe ich dieſen Knochen theils auch entdeckt, theils ſeine Spuren gefunden.

Die außerordentliche Mannigfaltigkeit, in der er ſich an den verſchiedenen Geſchöpfen zeigt, verdient wirklich eine ausführliche Betrachtung und wird auch ſelbſt Perſonen auffallend ſein, die an dieſer ſo dürr ſcheinenden Wiſſenſchaft ſonſt kein Intereſſe finden.

Man könnte alsdann mehr in's Einzelne gehen und bei genauer, ſtufenweiſer Vergleichung mehrerer Thiere vom Einfachſten auf das Zuſammengeſetztere, vom Kleinen und Eingeengten auf das Ungeheure und Ausgedehnte fortſchreiten.

Welch eine Kluft zwiſchen dem os intermaxillare der Schildkröte und des Elephanten, und doch läßt ſich eine Reihe Formen dazwiſchen ſtellen, die beide verbindet. Das, was an ganzen Körpern Niemand läugnet, könnte man hier an einem kleinen Theile zeigen.

Man mag die lebendigen Wirkungen der Natur im Ganzen und Großen überſehen, oder man mag die Ueberbleibſel ihrer entflohenen Geiſter zergliedern: ſie bleibt immer gleich, immer mehr bewunderungswürdig.

Auch würde die Naturgeſchichte einige Beſtimmungen dadurch erhalten. Da es ein Hauptkennzeichen unſers Knochens iſt, daß er die Schneidezähne enthält: ſo müſſen umgekehrt auch die Zähne, die in denſelben eingefügt ſind, als Schneidezähne gelten. Dem Trichechus rosmarus und dem Cameele hat man ſie bisher abgeſprochen, und ich müßte mich ſehr irren, wenn man nicht Jenem vier und Dieſem zwei zueignen könnte.

Und ſo beſchließe ich dieſen kleinen Verſuch mit dem Wunſche, daß er Kennern und Freunden der Naturlehre nicht mißfallen und mir Gelegenheit verſchaffen möge, näher mit ihnen verbunden, in dieſer reizenden Wiſſenſchaft, ſoviel es die Umſtände erlauben, weitere Fortſchritte zu thun.

Galen's Büchlein von den Knochen iſt, wenn man es auch noch ſo ernſtlich angreift, für uns ſchwer zu leſen und zu nutzen; man kann ihm zwar eine ſinnliche Anſchauung nicht abläugnen; das Skelet wird zu unmittelbarer Beſichtigung vorgezeigt, aber wir vermiſſen einen durchdachten, methodiſchen Vortrag. Was in eine Einleitung gehörte, ſchaltet er zwiſchen die Darſtellung ein; z. B. inwiefern man Natur und Harmonie unterſcheiden oder für Eins nehmen ſolle. Er wendet ſich von der regelmäßigen Structur ſchnell zu den abweichenden; ſo hat er z. B. kaum von den Stirn- und Schädelknochen geredet, als er gleich die Difformität der Spitz- oder Kegelköpfe umſtändlich abhandelt. Er wiederholt ſich in Verſchränkungen, welches bei mündlichem Vortrag, in Gegenwart des zu demonſtrirenden Körpers, wohl angehen möchte, jedoch die Einbildungskraft des Leſers verwirrt. Er breitet ſich in Controverſen mit Vorfahren und Gleichzeitigen aus: denn weil

man damals die Knochen partienweise als ein Ganzes zusammennahm, und die Theile desselben durch Zahlen unterschied: so konnte man weder einig werden, was man zusammenfassen, noch wie viel Theile man zählen solle; wie man sich denn auch noch ferner über Eigenschaft, Beziehung, Verwandtschaft entzweien mochte.

Alles Dieses soll die Ehrfurcht für einen außerordentlichen Mann keineswegs vermindern, sondern uns nur rechtfertigen, wenn wir so kurz als möglich Das, was uns hier berührt, zusammenfassen. Dieses aber ist gegenwärtig nur: daß Galen bei Beschreibung des Schädels, und zwar offenbar des Menschenschädels, unsers Zwischenknochens gedenkt. Er sagt im dritten Capitel: das Wangenbein (bei uns die obere Kinnlade) enthalte die Alveolen aller Zähne, außer der Schneidezähne; er wiederholt Dasselbe im vierten, indem er spricht: die zwei großen Wangenbeine enthalten fast alle Zähne, wie wir schon gemeldet. Im fünften Capitel, bei Aufzählung der Zähne, nennt er die vier vordern als Schneidezähne, thut aber des besondern Knochens nicht Erwähnung, in welchem sie eingefügt sind. Im dritten Capitel spricht er von einer Sutur, die von der Nasenwurzel anfängt, ihren Weg an der Nase her abwärts verfolgt und zwischen dem Hundszahn und Schneidezähnen ausläuft.

Hieraus ist nun auf das Deutlichste ersichtlich, daß er den Zwischenknochen gekannt und gemeint; ob er aber solchen am Menschen gesehen, wird wohl immer zweifelhaft bleiben.

Hierüber sind denn in der Folge manche Streitigkeiten entstanden, die sich kaum in den letzten Tagen entschieden haben; Einiges zur Litterar-Geschichte dieser Differenzen lege aus hiesigen Collectaneen hier zu.

Vesalius de humani corporis fabrica (Basil. 1555.) Lib. I, cap. IX, fig. 11, pag. 48 hat eine Zeichnung von der basi cranii von unten auf anzusehen und auf dieser ganz deutlich die Sutur, welche das Os intermaxillare mit dem Osse maxillari super. an der apophysi palatina des letztern Knochens verbindet, und die bei uns A c oder superficies lateralis exterior corporis, qua os intermaxillare jungitur ossi maxillari superiori, heißt. Um die von ihm angeführte Stelle deutlich zu machen, merke ich noch an, daß bei'm Vesal das os zygomaticum den Namen des ossis primi maxillae superioris, das os unguis den Namen des ossis secundi max. super., das os ethmoideum den Namen des ossis tertii max. sup., und das os maxillare superius den Namen des ossis quarti maxillae superioris führt. Die Stelle bei ihm heißt so:

e privatim indicatur foramen in anteriori palati sede posteriorique dentium incisoriorum regione apparens (dieß ist nämlich der Ausgang von den canalibus naso-palatinis, wo sie gleichsam ein orificium commune bilden): ad cujus latus interdum obscura occurrit sutura, transversim aliquousque in quarto superioris maxillae osse prorepens, et o insignita.

Diese von ihm mit o bezeichnete, ganz deutlich abgebildete Sutur ist die Sutur quaest. Cap. XII, fig. 11, pag. 60 hat er ebenfalls eine solche Zeichnung von der basi cranii, an welcher er die foramina baseos cranii beschrieben hat. Auch da kommt die Sutur vor, aber nicht so deutlich.

Leveling in seiner anatomischen Erklärung der Original-Figuren von Andreas Vesal (Ingolstadt) 1783, hat die erste Vesal'sche Figur Buch I, pag. 13, fig. 11, und erklärt pag. 14 das a und e so:

a das andere Gaumenloch oder Schneideloch. e eine bei diesem Loch öfters befindliche Naht, welche vorwärts an dem Gaumen, gleich hinter den Schneidezähnen, in die Quere fortläuft. Die zweite Figur von Vesal hat Leveling pag. 16.

Die Sutur, welche Vesalius mit e bezeichnet hat, beschreibt er Lib. I, cap. IX, p. 52 so: ad hujus foraminis (nämlich des canalis naso-palatini) latera interdum sutura apparet, aut potius linea, in pueris cartilagine oppleta, quae quasi ad caninorum dentium anterius latus pertingit, nusquam tamen adeo penetrans, ut hujus suturae beneficio quartum maxillae os in plura divisum censeri queat (am Rande citirt er hier Fig. 1. canina calvaria lit. n. p. 46, wo die Sutur zwischen dem osse intermaxillari und den ossibus max. super., die wir mit keinem besondern Namen bezeichnet haben, und die margo exterior superficiei anterioris corporis hießen könnte, an einem Hundeschädel deutlich abgebildet ist): quod, ut paullo post dicam, canibus et simis porcisque accidit, in quibus sutura quartum os in duo dividens, non solum in palato, verum exterius in anteriori maxillae sede etiam conspicue cernitur, nullam appendicum cum suis ossibus coalitus speciem referens.

Noch eine Stelle gehört hierher pag. 53, wo Vesal von einigen Verbesserungen redet, die er in Galen's Beschreibung dieser Knochen zu machen für nöthig gefunden:

Secundam (nämlich suturam) vero numerat (nämlich Galenus hujus suturae partem in anteriori maxillae sede occurrentem, quae ab illa malae asperitate surrum

ad medium inferioris ambitus sedis oculi pertingit. Hanc postmodum tripartito ait discindi, ac primam hujus secundae suturae partem prope magnum seu internum oculi sedis angulum exteriori in parte ad medium superciliorum, et communem frontis et maxillae suturam inquit procedere. Hac suturae parte homines destituuntur, verum in canibus caudatisque simiis est manifestissima, quamvis interim non exacte ad superciliorum feratur medium, sed ad eam tantum sedem, in qua quartum maxillae os a secundo dirimitur. Ut itaque Galenum assequaris, hanc partem ex canis petes calvaria.

Winslow, Exposition anatomique de la structure du corps humain, Tome I, Nr. 282, p. 73: Je ne parle pas ici de la séparation de cet os (de l'os maxillaire supérieur) par une petite suture transversale, derrière le trou incisif, parcequ'elle ne se trouve pour l'ordinaire que dans la jeunesse et avant l'ossification achevée.

Eustachius hat in seinen tabulis anatomicis, die Albinus edirt hat, tab. 36. fig. 2. einen Affenschädel, von vorn her anzusehen, neben einem Menschenschädel gezeichnet, und bei ersterm das os intermaxillare sehr deutlich ausgedrückt. Albinus sagt in der Erklärung der zweiten Figur von dem osse intermaxillari des Affen, das er bezeichnet, bloß: os quod dentes incisores continet.

Sue im Traité d'Ostéologie de M. Monro hat weder die Sutur des ossis intermaxillaris an der Apophysi palatina ossis maxillaris superioris gezeichnet, noch beschrieben.

Die Hasenscharte, besonders die doppelte, deutet gleichfalls auf das os incisivum; bei der einfachen spaltet sich die mittlere Sutur, welche beide Seiten vereinigt, bei der doppelten trennt sich der Zwischenknochen von der obern Kinnlade; und weil sich alle Theile auf einander beziehen, so spaltet sich zugleich die Lippe. Sieht man nun das os intermaxillare als ein abgesondertes an, so begreift man, wie es, um die Cur zu bewirken, herausgeschnitten werden kann, ohne daß die obere Kinnlade beschädigt, zersplittert und krankhaft afficiet werde. Die wahre Ansicht der Natur nützt jeder Praxis.

Selbst an den Schädeln ungeborner oder junger Kinder findet sich doch eine Spur, quasi rudimentum, des ossis intermaxillaris; je unreifer die Embryonen, desto deutlicher. An einem hydrocephalo sah ich zwei völlig abgesonderte, kleine Knochenkerne, und bei erwachsenen, jugendlichen Köpfen ist doch oft noch vorn am Gaum eine Sutura spuria zu merken, welche die vier incisores gleichsam vom übrigen limbus dentium absondert.

Jac. Sylvius sagt gar: Cranium domi habeo, in quo affabre est expressa sutura in gena superna ab osse frontis secundum nasum, per dentium caninorum alveolos, in palatum tendentem, quam praeterea aliquoties absolutissimam conspexi et spectandam auditoribus circiter 400 exhibui; und, um seinen armen Galen gegen Vesal zu retten, glaubt er, vor Alters hätten die Menschen alle ein separates os intermaxillare gehabt, das sich nach der Hand durch Debauchen und zunehmenden Luxus der Nachwelt verloren. Das ist zwar arg, aber noch ärger ist, daß Ren. Hener in apologia, aus der ganz alten Geschichte umständlich und mühselig erweist: die alten Römer hätten damals ebenso liederlich gelebt, als die jetzige Welt. Er führt zu dem Behuf alle Römischen Leges sumtuarias an.

Ueber die vel quasi Spur eines rudimenti ossis intermaxillaris bei Foetibus habe ich mich wohl nicht deutlich genug ausgedrückt. Auf der Außenseite (im Gesicht) ist sie nicht leicht merklich; aber unten am Gaum und bei einzelnen ossib. maxill., auch an der einen Nasenfläche bald mehr bald minder kenntlich. Zuweilen erhalten sich die Vestigia am Gaum auch noch bei Adolescentibus und in einem schönen Hydrocephalo ist es von der einen Seite (aber freilich praeter naturam) ganz separat, als ein einzelnes Knöchelchen. Fallopius beschreibt es Obs. anat. p. 35, b. Dissentio ab iis qui publice testantur reperiri suturam sub palato per transversum ad utrumque caninum pertinentem, quae in pueris potest, in adultis vero ita obliteretur, ut nullum ipsius relinquatur vestigium. Nam reperio hanc divisionem vel rimam potius esse quam suturam, cum os ab osse non separetur, neque in exterioribus appareat.

Dem widerspricht der hiesige Custos. Ossium exam. p. 103 sq. die Sutur sei auch in Erwachsenen da: et palatum supra infraque dirimit. Aber er scheint Fallopium nicht zu verstehen oder nicht verstehen zu wollen, und von der Harmonia zwischen parte palatina ossis maxillaris und den ossibus palati selbst zu sprechen.

Albinus icon. oss. foetus p. 36. os maxillare superius in parvulis saepe invenitur constans ex aliquot frustulis, quae tamen cito confluunt in os unum. tab. V, f. 33. m. Sutura, quae palatum ex transverso secat,

pone dentes incisores; abiens deinde in suturae spiciem.

Und ſelbſt bei Adultis in Tab. ossium t. 1, 2, f. 1, k. Sutura ossis maxillaris propria. Aber, wie geſagt, es iſt noch himmelweit vom wahren osse intermaxillari verſchieden; etwa wie membrana semilunaris oculi humani von membrana nictitans des Kibitz, der ſie erſtaunlich groß hat.

Vorſtehende Auszüge aus alten und neuen Schriften, auch aus brieflichen Mittheilungen lebender Naturfreunde, geben uns ein auffallendes Beiſpiel, wie dieſelbe Sache von mehr als einer Seite betrachtet, und Etwas, das in Zweifel ſchwebt, ſo gut bejaht als verneint werden kann. Was uns betrifft, ſo ſind wir völlig beruhigt, wenn wir eine vieljährige, fruchtbare Ueberzeugung zum Schluſſe nochmals wiederholen: dem Menſchen wie den Thieren ſei ein Zwiſchenknochen der obern Kinnlade zuzuſchreiben.

Jena 1818.

Die beiden nach vieljährigem Zaudern mitgetheilten Aufſätze, ſowie die darauf folgenden Litterar-Notizen, wurden abgedruckt, wie ſie ſich in den Papieren gefunden. Nun bleibt zu beſſerm Verſtändniß noch Einiges zu ſagen übrig, welches in verſchiedenen Abtheilungen geſchehen ſoll.

I. Erſte Anregung zu dieſen Studien, durch Verſetzung des Weimar'ſchen Kunſt- und Naturalien-Cabinets nach Jena. Naturwiſſenſchaftliche Anſtalten daſelbſt; wiſſenſchaftliches und practiſches Bemühen, unausgeſetzte, folgerechte Behandlung.

II. Entſchuldigung wegen fehlender Zeichnungen bei'm zweiten Aufſatz; wie es damit ergangen, und von den Mitteln, dieſen Mangel zu erſetzen.

III. Von ſchriftlichen, ausführlichen Beſchreibungen, und was daraus erfolgt.

IV. Später, verneinender Nachklang zu Ende des Jahrhunderts.

V. Wie man im Bearbeiten des Haupt-Schema weiter verfahren.

VI. Wie man verſchiedene einzelne Theile in Wirklichkeit parallel geſtellt.

VII. Probeblatt einer Tabelle, um die oſteologiſchen Erfahrungen gleich methodiſch einzutragen und zweckmäßig zu ſammeln.

VIII. Inwiefern von den Wirbelknochen die Schädelknochen abzuleiten ſeien, und auch Geſtalt und Function derſelben zu erklären ſein möchten?

---

1. Die Weimar'ſche Kunſtkammer, vom Herzog Wilhelm Ernſt im Jahre 1709 angelegt, enthielt unter andern Merkwürdigkeiten auch manche bedeutende Naturſeltenheit. Wie das Erſtaunen immer den erſten Reiz zur Wiſſenſchaft gibt, ſo war damals das Intereſſe an der Thiergeſchichte durch das Seltſam-Ungeheure erregt. Dieſer Neigung verdanken wir die Grundlage und auffallend merkwürdige Körper unſers oſteologiſchen Muſeums.

Und ſo drangen dergleichen Gegenſtände gar bald in das Mittelland, da man kaum fünfzig Jahre vorher erſt in den Küſtenländern, nachdem man ſich mit Gold, Gewürz und Elfenbein überfüllt hatte, auch in naturhiſtoriſchem Sinne anfing, obgleich noch ſehr verworren und unvollſtändig, fremde Natur-Producte zu ſammeln und aufzubewahren.

Wir beſitzen einen völlig ausgewachſenen, wohl erhaltenen Elephanten-Schädel, zugleich mit der Unterkinnlade und einigen einzelnen Eckzähnen; die zu einer ſtumpfen Säule zuſammengewachſenen Halswirbelknochen des Wallfiſches, auch Schulterblätter des Ungeheuers, mit Schiffen bemalt, um das Wunderſame dieſer breiten Knochenfläche zu erhöhen. Ferner ſieht man zwei Rippen und eine Unterkinnlade des Rieſenhauptes; ſie hat eine Länge von zweiundzwanzig Leipziger-Fuß, wornach man die Größe des Thiers ermeſſen kann.

Große Schildkröten-Decken hatte man anzuſchaffen auch nicht verfehlt; ſodann richtete ſich die Aufmerkſamkeit auf andere thieriſche Theile, merkwürdig durch Abweichung und Umbildung ſolcher Geſtalten, die uns gewöhnlich umgeben; Antilopen-Hörner aller Art und Verwandtſchaft; ferner die langen, vorwärts geſenkten, ſpitzen Hörner des Indiſchen Büffels, welche uns durch Capitän Thomas William-ſon's Indiſche Jagdſtücke erſt recht merkwürdig geworden. Alles Dieſes, nebſt manchen andern Dingen, als einem Crocodil, einer Rieſenſchlange u. ſ. f., wurde nach Jena gebracht als bedeutender Grund einer größern Sammlung.

Die Vermehrung geſchah nach und nach, indem die Skelette von Haus-, Feld- und Waldthieren der Umgegend angeſchafft wurden. Die Geſchicklichkeit des Cuſtos Dürrbaum, der ſich mit dergleichen Dingen gern beſchäftigte, förderte die Anſtalt in kurzer Zeit.

Da nach Entfernung des von Loder'ſchen Cabinets ſogleich Anſtalt getroffen wurde, eine künftig bleibende Sammlung in demſelben Local einzurichten: ſo geſchah Dieſes durch die Sorgfalt der Herren Ackermann und Fuchs, welche ſich der Geſchicklichkeit des Proſectors Homburg zu dieſem Zweck zu bedienen wußten, indem ſie neben der menſchlichen Anatomie auch manches für Thierzergliederung Bedeutende zugleich mit ausarbeiten ließen.

Röſe.

So lebt wohl.

Märten.

Geh nur! Ich komme auch hinaus.

Fünfter Auftritt.

Märten allein. (ſitzend und trinkend)

Es iſt gut, daß ſie geht. Schnaps ſagte mir geſtern im Vorbeygehn: wenn die Kinder im Felde wären, wollte er mich beſuchen und mir viel Neues erzählen. — Ein vertrackter Kerl, der Schnaps! Alles weiß er! — Wenn er nur mit Görgen beſſer ſtände! Aber der hat geſchworen, wenn er ihn wieder im Hauſe trifft, will er ihn lederweich ſchlagen. Und Görge hält ſein Wort. — Ein guter Burſch! Ein heftiger Burſch! — Ich höre was.

Bisher hatten alle fremden und einheimischen Knochen-Präparate in dem zoologischen Cabinet, neben ausgestopften und in Spiritus aufbewahrten Geschöpfen, Platz genommen. Bei wachsender Menge jedoch fand sich Gelegenheit, einen großen Saal einzurichten, welcher jetzt fast wieder zu klein scheint. Denn durch immer wirkende Sorgfalt Ihro k. H. des Großherzogs von Sachsen-Weimar und Eisenach wurde, was von vorzüglich gebildeten Pferden dem fürstlichen Stalle, oder von bedeutenden, seltenen Hausthieren den ökonomischen Anstalten verloren ging, für Wissenschaft zum Vortheil verwendet und die Skelette zu genannter Anstalt eingebracht; nicht weniger, was den mit Thieren herumziehenden Fremden hier und da verunglückte, sowohl in der Nähe als auch aus der Ferne herbeigeschafft; wie denn einst, bei großer Kälte, ein zu Nürnberg verendeter Tiger, mit der fahrenden Post, stark gefroren anlangte und noch jetzt, ausgestopft und skelettirt, unsern Museen zu vorzüglichem Schmuck gereicht.

In der neuesten Zeit jedoch brachte Ihro k. H. Aufenthalt in Wien, wie andern Anstalten, also auch den unserigen die bedeutendsten Vortheile. Herr Director von Schreibers ward unserm Vorhaben geneigt, und dieser ebenso kenntnißreiche als thätige und gefällige Freund hat nicht aufgehört, uns mit den wünschenswerthesten Körpern zu versehen. Wir verdanken ihm die Skelette der Gemse, des Bibers und Känguru; den Strauß und Reiher, die Gehörwerkzeuge mehrerer Vögel, wie solche in Wien auf das Netteste ausgearbeitet werden; die Skelette der Eidechse im Ganzen und in die kleinsten Theile gesondert, sowie der Schildkröte; unzählige Einzelnheiten und alle bedeutend und unterrichtend.

Der Gebrauch dieser Sammlungen war, sogleich von ihrer ersten Einrichtung an, bei Vorlesungen über menschliche Anatomie eingeleitet; weil auf die sich immer mehr ausbildende Zootomie nothwendig Rücksicht genommen werden mußte. Auch ich von meiner Seite verfehlte nicht, belehrende Exemplare und Präparate um mich zu sammeln; in manchem Sinn zerfägte und zersplitterte Schädel und andere Knochen, um sowohl verläßliche als zufällige Einsicht in den innern Bau des wichtigen Knochengebäudes zu erlangen.

Die eigentliche Bestimmung aber der sowohl zu meinem eigenen besondern, als zum öffentlichen und allgemeinen Zweck versammelten Gegenstände ward erst erfüllt, als nach allgemeinen Wünschen und längst tief gefühltem Bedürfniß die Einrichtung einer Veterinär-Schule beliebt wurde. Herr Professor Renner ward berufen und trat sein Amt an, ehe noch die nöthige Einrichtung gemacht werden konnte; und nun sah ich mit Vergnügen meine sonstigen, bisher unter Staub und Moder beseitigten Präparate wieder lebendig und nützlich werden, und meine Anfänge den Anfängen einer höchst bedeutenden Anstalt zu Gute kommen. Eine obgleich unterbrochene, doch nie getilgte Thätigkeit fand hierin ihre angemessenste Belohnung: denn bei jedem redlichen, ernstlichen Handeln, wenn auch Anfangs Zweck und Beruf zweifelhaft scheinen sollten, finden sich beide zuletzt klar und erfüllt. Jedes reine Bemühen ist auch ein Lebendiges, Zweck sein selbst, fördernd ohne Ziel, nützend, wie man es nicht voraussehen konnte.

Und von diesen vielfachen und ineinander greifenden Anstalten sei noch soviel gesagt. Für die Veterinär-Schule, für eine so weit aussehende Unternehmung, wurde ein hinreichendes Local, der sogenannte Heinrichs-Berg, angekauft, die nöthigen Baulichkeiten besorgt. Und da glücklicher Weise, unter Anleitung des Herrn Hofrath Fuchs, sich ein junger Mann, Namens Schröter, herangebildet hatte und sich im Besitz der nöthigen Eigenschaften eines Prosectors befand: so ist, bei unermüdlicher Direction des Vorstehers, schon jetzt auf dem Heinrichs-Berge gleichfalls ein zootomisches Cabinet der übrigen Systeme des Thierkörpers, in Bezug auf jenes osteologische, im glücklichen Werden und Gedeihen; die Haupt-Präparate zu didactischen Zwecken sind, sorgfältig ausgeführt, vorhanden.

Es unterscheiden sich also in Jena drei Museen, deren Inhalt nach ihrer successiven, gewisser Maßen zufälligen Entstehung nicht streng abgetheilt ist; sie greifen aber dergestalt ineinander, daß sowohl Directoren als Custoden sich wechselsweise, bei vorkommenden wissenschaftlichen Bedürfnissen, an Handen gehen und das Nöthige einander mittheilen. Das eine Cabinet jedoch enthält vorzüglich menschliche Anatomie, das zweite thierische Osteologie; beide befinden sich innerhalb der Räume des fürstlichen Schlosses; das dritte, bei der Veterinär-Schule, enthält, was sich Osteologisches vorzüglich auf Hausthiere bezieht, auch die übrigen Systeme des thierischen Körpers, Muskeln, Arterien, Venen, Lymphatisches, Nerven u. s. w.

II. Als ich mich zu Anfang der achtziger Jahre, unter Hofrath Loder's Anleitung und Belehrung, viel mit Anatomie beschäftigte, war mir die Idee der Pflanzen-Metamorphose noch nicht aufgegangen; allein ich arbeitete eifrig auf einen allgemeinen Knochen-Typus los und mußte deßhalb annehmen, daß alle Abtheilungen des Gerüstes, im Einzelnen wie im Ganzen, bei allen Thieren aufzusuchen

ſein möchten, weil ja auf dieſer Vorausſetzung die ſchon längſt eingeleitete, vergleichende Anatomie beruht. Hier trat nun der ſeltſame Fall ein, daß man den Unterſchied zwiſchen Affen und Menſchen darin finden wollte, daß man Jenem ein os intermaxillare, Dieſem aber keines zuſchrieb. Da nun aber genannter Theil darum hauptſächlich merkwürdig iſt, weil die obern Schneidezähne darin gefaßt ſind, ſo war nicht begreiflich, wie der Menſch Schneidezähne haben und doch des Knochens ermangeln ſollte, worin ſie eingefugt ſtehen. Ich ſuchte daher nach Spuren deſſelben und fand ſie gar leicht, indem die canales incisivi vorwärts die Grenze des Knochens bezeichnen, und die von da aus, nach den Seiten zu, auslaufenden Suturen gar wohl auf eine Abſonderung der maxilla superior hindeuten. Loder gedenkt dieſer Beobachtung in ſeinem anatomiſchen Handbuch 1788 S. 89, und man dünkte ſich viel bei dieſer Entdeckung. Umriſſe wurden gemacht, die das Behauptete klar vor Augen bringen ſollten, jene kurze Abhandlung dazu geſchrieben, in's Lateiniſche überſetzt und Camper mitgetheilt, und zwar Format und Schrift ſo anſtändig, daß ſie der treffliche Mann mit einiger Verwunderung annahm, Arbeit und Bemühung lobte, ſich freundlich erwies, aber nach wie vor verſicherte, der Menſch habe kein os intermaxillare.

Nun zeugt es freilich von einer beſondern Unbekanntſchaft mit der Welt, von einem jugendlichen Selbſtſinn, wenn ein laienhafter Schüler den Gildemeiſtern zu widerſprechen wagt, ja, was noch thörigter iſt, ſie zu überzeugen gedenkt. Fortgeſetzte, vieljährige Verſuche haben mich eines Andern belehrt, mich belehrt, daß immerfort wiederholte Phraſen ſich zuletzt zur Ueberzeugung verknöchern und die Organe des Anſchauens völlig verſtumpfen. Indeſſen iſt es heilſam, daß man Dergleichen nicht allzu zeitig erfährt, weil ſonſt jugendlicher Frei- und Wahrheitsſinn durch Mißmuth gelähmt würde. Sonderbar ſchien es daß nicht nur die Meiſter auf dieſer Redensart beharrten, ſondern auch gleichzeitige Mitarbeiter ſich zu dieſem Credo bequemten.

Wir dürfen indeſſen nicht ermangeln, das Andenken eines jungen, geſchickten Zeichners, Namens Weig, zu erneuern, der, in dergleichen Arbeiten geübt, ſowohl Umriſſe als ausgeführte Nachbildungen fortſetzte, indem wir entſchloſſen waren, kleine Abhandlungen dieſer Art, die etwas Bedeutendes im anatomiſchen Felde berühren und erregen ſollten, mit ſorgfältigen Kupfern drucken zu laſſen. Hier ſetzte der Verſtorbene Knochen von ſeiner größten Einfalt und Schwäche bis zu ſeiner Gedrängtheit und Kraft in einer reinen Folge dargeſtellt werden, und wie er ſich zuletzt im edelſten Geſchöpfe, dem Menſchen, aus Furcht, thieriſche Gefräßigkeit zu verrathen, ſchamhaft verberge.

Was aber von Zeichnungen jener Zeit übrig geblieben, werde zunächſt bemerkt. Da man von dem Einfachſten zum Zuſammengeſetztern, vom Schwächern zum Stärkern überzugehen die Abſicht hatte: ſo wählte man zuerſt das Reh, wo der fragliche Knochen ſchwach, bügelartig und zahnlos erſcheint; man ging zum Ochſen über; wo er ſich verſtärkt, verſtärkt und verbreitet. Das Cameel war ſeiner Zweideutigkeit wegen merkwürdig, das Pferd entſchiedener, in Abſicht der Schneidezähne, der Eckzahn klein. Dieſer iſt groß und ſtark am Schweine, monſtrös am Sus babirussa, und doch behauptet überall der Zwiſchenknochen ſeine vollkommenen Rechte; am Löwen vollgedrängt und körperhaft, mächtig durch ſechs Zähne; ſtumpfer am Bären, vorgeſtreckter am Wolf. Das Wallroß, wegen ſeiner perpendicularen Geſichtslinie, wird dem Menſchen ähnlich; der Affe erhebt ſich noch mehr, wenn er ſchon artenweiſe in die Beſtie zurücktritt, und endlich ſtellt der Menſch ſich ein, wo ſich nach allem Vorgekannten dieſe Knocheneintheilung nicht verkennen läßt. Dieſe mannigfaltigen Knochengeſtalten hatte man zu beſſerer Ein- und Ueberſicht meiſt von oben, unten und von der Seite zeichnen laſſen; ſie ſind reinlich und deutlich ſchattirt, unter Rahmen und Glas gebracht und ſtehen in dem Jena'ſchen Muſeum einem Jeden zur Anſicht frei. Von den an obiger Sammlung fehlenden waren zum Theil ſchon Skizzen gemacht, andere Körper wurden angeſchafft; aber der Tod des jungen Künſtlers, der ſich in die Sache zu fügen gewußt, und andere Zwiſchenfälle ſtörten die Vollendung des Ganzen; wie man denn bei fortdauerndem Widerſpruch die Luſt verlor, von einer ſo klaren und deutlichen Sache immerfort tauben Ohren zu predigen.

Was man aber unter den Jena'ſchen Abbildungen den Freunden der Wiſſenſchaft gar wohl empfehlen darf, ſind vier Zeichnungen nach dem Caſſeler Elephanten-Schädel, den ich durch Sömmering's Gunſt und Gefälligkeit zu benutzen in den Stand geſetzt war. Dieſes junge Subject, das in Deutſchland ſein Leben nicht friſten konnte, zeigt uns in ſeinen Reſten die meiſten Suturen, wenigſtens an einer Seite unverwachſen. Die Zeichnungen, und zwar des ganzen Schädels, ſind nach gleichem Maßſtabe verkleinert und von vier Seiten genommen, ſo daß man den Zuſammenhang des Ganzen gar wohl daran erkennen kann. Und was uns hier am Meiſten beträgt, ſo ſpielt vor Allen das

os intermaxillare eine große Naſe; es ſchlägt ſich wirklich um den Eckzahn herum, daher denn auch, bei flüchtiger Beobachtung, der Irrthum entſtanden ſein mag, der ungeheure Eckzahn ſei im os intermaxillare enthalten. Allein die Natur, die ihre großen Maximen nicht fahren läßt, am Wenigſten in wichtigen Fällen, ließ hier eine dünne Lamelle, von der obern Kinnlade ausgehend, die Wurzel des Eckzahns umgeben, um dieſe organiſchen Uranfänge vor den Anmaßungen des Zwiſchenknochens zu ſichern.

Zu fernerer Vergleichung ließ man den großen ausgewachſenen Elephanten-Schädel des Muſeums gleichfalls zeichnen, da denn ſehr wunderbar auffällt, wenn bei dem jungen Subject die obere Kinnlade und das os intermaxillare ſchnabelartig hervorſtreben, und der ganze Kopf in die Länge gezogen erſcheint, dagegen am ausgewachſenen das Ganze in ein beinahe regelmäßiges Quadrat einzuſchließen iſt.

Wie ernſt es aber überhaupt mit dieſen Arbeiten geweſen, erhellet auch daraus, daß nach gedachten Zeichnungen zwei Kupferplatten in klein Folio von Lips auf das Sauberſte geſtochen worden, zum Behuf ausführlicher Abhandlungen, die man ſich vorgeſetzt hatte. Abdrücke davon hat man gleichfalls, Wiſſenſchaftsfreunden zu Liebe, aufgeſtellt.

Nach allem Dieſem wird man uns verzeihen, wenn der erſte Entwurf unſerer Arbeit ohne die darin beſchriebenen Tafeln vorgelegt worden; beſonders wenn man betrachtet, daß dieſe edle Wiſſenſchaft ſeit jener Zeit erſt recht ausgebreitet und belebt iſt. Kaum wird ſich ein Liebhaber finden, der nicht entweder in öffentlichen Muſeen oder in ſeiner Privat-Sammlung alle diejenigen Körper und Präparate beſäße, von denen hier die Rede war. Sollte es aber ja daran fehlen, ſo kann man ſich aus dem bedeutenden Werke der Craniologie des Herrn Spix auf's Beſte belehren, wo Abbildung und Beſchreibung die Frage völlig außer Zweifel ſetzen.

Wir finden zuerſt S. 19 klar und unverwunden ausgeſprochen, daß auch am Schädel des Menſchen das os intermaxillare nicht zu läugnen ſei. Ferner wird Daſſelbe auf den Linear-Zeichnungen bei'm Menſchen ſowohl als den Thieren mit Nro. 15 bezeichnet. Dadurch wäre nun die Sache für ewig abgethan, wenn nicht der unſerm Geſchlecht eingeborne Widerſpruchsgeiſt, wo nicht in der Sache, doch wenigſtens in Anſicht und Wort, Anlaß zu Verneinung des anerkannteſten Wahren zu finden wüßte. In der Methode ſelbſt des Vortrags liegt ſchon der Grund des Gegenſatzes: wo der Eine anfängt, hört der Andere auf; wo der Eine trennt, verbindet der Andere, ſo daß zuletzt bei dem Hörer ein Schwanken entſteht, ob nicht Beide recht haben? So darf auch endlich nicht unbemerkt bleiben, daß in dem Lauf des Sprechens über dieſen Gegenſtand, bedeutende Männer zuletzt die Frage aufwarfen: ob es denn wirklich der Mühe werth ſei, darauf immer wieder zurückzukommen. Sollen wir auch hierüber aufrichtig ſprechen, ſo iſt dieſes Ablehnen ſchlimmer als Widerſpruch; denn es enthält ein Verneinen des Intereſſes, wodurch jedes wiſſenſchaftliche Streben völlig aufgehoben wird.

Doch fehlte auch Aufmunterung keineswegs. So ſagte Freund Sömmering in ſeiner Knochenlehre 1791, S. 160: „Goethe's ſinnreicher Verſuch aus der vergleichenden Knochenlehre, daß der Zwiſchenknochen der Oberkinnlade dem Menſchen mit den übrigen Thieren gemein ſei (von 1785 mit ſehr richtigen Abbildungen) verdiente öffentlich bekannt zu ſein." (Siehe weiter hinten bei „Naturwiſſenſchaft im Allgemeinen", wo mit Dank erwähnt wird, daß die mehrgedachten Tafeln in den Verhandlungen der kaiſerlich Leopoldiniſch-Caroliniſchen Academie der Naturforſcher zu Bonn aufgenommen worden, und zwar in der erſten Abtheilung des ſünfzehnten Bandes.)

III. Aber nicht allein mit bildlichen Darſtellungen, ſondern auch mit wörtlichen Beſchreibungen wollte man die Arbeit ausſtatten; denn Bild und Wort wetteifern unabläſſig, Naturgeſchichte näher zu beſtimmen und weiter zu verbreiten. Nun diente jenes oben aufgeſtellte Schema zur Grundlage, und man beſchrieb den Zwiſchenknochen nach allen ſeinen Theilen durchaus in jener Ordnung, es möchte ein Thierſchädel vorkommen, welcher wollte. Dadurch häufte ſich aber gar vieles Papier, das man bei näherer Anſicht zu einer freien und anſchaulichen Mittheilung unbrauchbar fand; hartnäckig jedoch auf dem gefaßten Vorſatz beharrend, behandelte man Dieß als Vorarbeit und fing an, nach derſelben zwar genaue, aber fließende und dem Styl nach wohlgefälligere Beſchreibungen auszuarbeiten.

Aber alle dieſe Hartnäckigkeit führte nicht zum Ziel, indem die Arbeiten, mehrmals unterbrochen, keinen klaren Begriff gaben, wie Dasjenige zu vollenden ſei, von deſſen Wahrhaftigkeit und Intereſſe man ſich ſo lebhaft überzeugt hatte. Zehn Jahre waren verfloſſen und mehr, als meine Verbindung mit Schiller mich aus dieſem wiſſenſchaftlichen Beinhaus in den freien Garten des Lebens rief. Meine Theilnahme an ſeinen Unternehmungen, an den Horen, den Muſen-Almanachen, den dramatiſchen Verſuchen und aus mir ſelbſt hervorgerufene, eigene Arbeiten, als „Hermann und Dorothea",

„Achilleïs", „Cellini", eine neue Ansicht nach Italien und endlich eine Reise nach der Schweiz entfernten mich entschieden von jenen Arbeiten und Vorarbeiten, so daß von der Zeit an Staub und Moder sich über Präparaten und Papieren anhäuften, denen ich eine fröhliche Auferstehung an der Hand eines jüngern Freundes zu wünschen nicht unterließ. Auch hätte ich diese Hoffnung wohl erfüllt gesehen, wenn nicht gleichzeitige Menschen oft durch Umstände oder Eigenheiten, anstatt mit einander zu wirken, gegen einander zu arbeiten veranlaßt würden.

IV. Gotthelf Fischer, ein jüngerer Mann, der mir in diesem Fache rühmlich bekannt war, gab im Jahr 1800 eine Schrift heraus: Ueber die verschiedene Form des Intermaxillar-Knochens in verschiedenen Thieren. Seite 17 erwähnt er meiner Bemühung, indem er spricht: „Goethe's sinnreicher Versuch aus der Knochenlehre, daß der Zwischenknochen der Oberkinnlade dem Menschen mit den übrigen Thieren gemein sei, ist mir unbekannt geblieben, und ich muß besonders bedauern, daß mir entgangen ist, seine schönen Zeichnungen über diesen Gegenstand zu sehen. Ueberhaupt wäre es zu wünschen, daß dieser feine Beobachter seine scharfsinnigen Ideen über die thierische Oeconomie, mit philosophischen durchwebt, bald der gelehrten Welt mittheilen möchte."

Hätte dieser kenntnißreiche, thätige Mann nun, in Gefolg einer allgemeinen Nachricht, sich mit mir in nähere Beziehung gesetzt und sich von meinen Ueberzeugungen durchdringen können: so würde ich ihm gerne Manuscripte, Zeichnungen und Kupfer abgetreten haben, und die Sache wäre schon damals in's Gleiche gekommen, anstatt daß noch mehrere Jahre hingingen, ehe eine nützliche Wahrheit konnte anerkannt werden.

V. Als, in Gefolg einer treuen und fleißigen Behandlung der Pflanzen-Metamorphose, das Jahr 1790 mich mit erfreulichen und neuen Aussichten auch über thierische Organisation beglückte, wandte sich mein ganzes Bestreben gegen diesen Theil; ich fuhr unermüdet fort, zu beobachten, zu denken und zu ordnen, wodurch sich die Gegenstände immer mehr vor mir aufklärten. Dem Seelenkenner wird es, ohne weitern geschichtlichen Beleg, einleuchtend sein, daß ich durch eine productive Leidenschaft in diese schwerste aller Aufgaben getrieben ward. Der Geist übte sich an dem würdigsten Gegenstande, indem er das Lebendige nach seinem innersten Werth zu kennen und zu zergliedern suchte; aber wie sollte ein solches Streben einen glücklichen Erfolg haben, wenn man ihm nicht seine ganze Thätigkeit hingäbe?

Da ich aber aus eigenem Willen und zu eigenen Zwecken in diese Region gelangt, so mußte ich mit eigenen frischen Augen sehen; und da konnt' ich bald bemerken, daß die vorzüglichsten Männer vom Handwerk wohl ein Mal nach Ueberzeugung aus dem herkömmlichen Gleis auf die Seite bogen, aber den eingeschlagenen Hauptweg nicht verlassen, sich auf eine neue Fahrt nicht einlassen durften, weil sie ja die gebahnte Straße und zugängliche Gegenden ihrem und anderer Vortheil gemäß zu befahren am Bequemsten fanden. Gar manche andere wunderbare Entdeckung konnte mir nicht entgehen, z. B., daß man sich auch im Sonderbaren und Schwierigen gefiel, damit nur einiger Maßen etwas Merkwürdiges zum Vorschein käme.

Ich aber verharrte auf meinem Vorsatz und Gang und suchte, alle Vortheile ohne Rücksicht zu nutzen, die sich bei'm Absondern und Unterscheiden gern und willig darbieten und unsäglich fördern, wenn wir nur nicht zu weit gehen und zu rechter Zeit wieder zu verknüpfen wissen. Die Behandlung unserer Urväter, wie wir sie bei Galen und Vesal finden, konnte hier nicht in Betrachtung gezogen werden. Denn wenn man Knochen-Partien, wie sie gelegentlich aneinander fallen oder zusammenbleiben, willkürlich als ein Ganzes behandelt und die Theile dieser größern Massen durch Zahlen unterscheidet, wer kann sich, dem Sinn und Geiste nach, nur einiger Maßen gefördert finden? Welche Umsicht könnte daraus erfolgen? Von dieser freilich unreifen Weise war man nach und nach abgekommen, hatte sie aber nicht aus Vorsatz, aus Maxime verlassen. Deßhalb hing noch oft zusammen, was wohl nachbarlich verwachsen, aber doch nicht Theil vom Theil war; ja man verknüpfte mit wunderlichem Eigensinn, was die Zeit, die doch auch wohl das Vernünftige zuläßt, geschieden hatte, wieder auf's Neue.

Indem ich nun, ihrer Natur nach innerlich gleiche, in der Erscheinung aber völlig ungleiche, organische Theile parallelisiren sollte, hielt ich an dem Gedanken fest, man solle die Bestimmung jedes Theils für sich und sein Verhältniß zum Ganzen zu erforschen trachten, das eigene Recht jedes Einzelnen anerkennen und die Einwirkung auf's Uebrige zugleich im Auge behalten, wodurch denn zuletzt Nothwendiges, Nützliches und Zweckmäßiges am lebendigen Wesen müßte zum Vorschein kommen.

Man erinnert sich noch der vielen Schwierigkeiten, welchen die Demonstration des menschlichen Keilbeins ausgesetzt war, und wie man weder die Form recht zu fassen, noch die Terminologie dem Gedächtniß einzuprägen so leicht fähig gewesen. Sobald man aber einsah, daß es aus zwei gleichen, nur in der Form wenig

von einander abweichenden Knochen zusammengesetzt sei, so vereinfachte sich Alles, und zugleich belebte sich das Ganze.

Gleicher Weise ward man durch die verwickeltste aller Darstellungen, wodurch die Gehörwerkzeuge mit ihrer Umgebung zugleich demonstrirt werden sollten, an eine Trennung zu denken veranlaßt, welche sich bei Thieren gar wohl bewirken ließ; wo man die drei Theile, die man sonst als consolidirt und in einen Körper verschmolzen betrachtete, nunmehr in drei wirklich separirte und öfter sogar zu separirende Theile auseinander fallen sah.

Die untere Kinnlade betrachtete ich von dem Schädel ganz getrennt und zu den Hülfs-Organen gehörig; sie ward auch deßhalb den Armen und Beinen gleichgestellt. Nun, ob sie schon bei den Mammalien nur aus zwei Theilen zu bestehen schien, führten doch ihre Gestalt, ihre merkwürdige Beugung, die Verbindung mit dem Oberhaupt, die aus ihr sich entwickelnden Zähne auf die Vermuthung, daß auch hier ein Complex einzelner Knochen zu finden sei, welche, zusammengewachsen, die merkwürdige Bildung erzeugen, die einen so wundervollen Mechanismus ausübt. Diese Vermuthung ward bestätigt durch Zergliederung eines jungen Crocodils, wobei sich zeigte, daß jede Seite aus fünf in- und übereinander geschobenen Knochentheilen, das Ganze also aus zehn Theilen zusammengesetzt sei. Es war belehrend und erfreulich, nach den Spuren dieser Abtheilungen auch bei Mammalien zu forschen und, wie man sie mit den Augen des Geistes zu entdecken glaubte, auf manche Kinnladen in- und auswendig aufzuzeichnen, und so bestimmt den Sinnen darzubringen, was vorher die Einbildungskraft zu bezeichnen und festzuhalten kaum im Stande war.

So bereitete ich mir immer mehr eine freie Uebersicht über die Natur und machte mich fähiger, an jedem redlichen Bemühen in diesem Fach freudig und aufrichtig Theil zu nehmen. Ich erhöhte nach und nach meinen Standpunct zu Beurtheilung wissenschaftlicher und ethischer Behandlung auch in diesen Regionen menschlicher Geschäftigkeit.

So benutzte ich viele Zeit, bis im Jahre 1795 die Gebrüder von Humboldt, die mir schon oft als Dioscuren auf meinem Lebenswege geleuchtet, einen längern Aufenthalt in Jena beliebten. Auch bei dieser Gelegenheit strömte der Mund über, wovon das Herz voll war, und ich trug die Angelegenheit meines Typus so oft und dringlich vor, daß man, beinahe ungeduldig, zuletzt verlangte: ich sollte Das in Schriften verfassen, was mir in Geist, Sinn und Gedächtniß so lebendig vorschwebte. Glücklicher Weise fand sich zu selbiger Zeit ein junger, diesen Studien geneigter Freund, Maximilian Jacobi, daselbst, dem ich jenen Aufsatz, ziemlich, wie er noch vorliegt, aus dem Stegreif dictirte und jene Methode mit wenig Abweichung als Grundlage meiner Studien beibehielt, wenn ich sie gleich nach und nach auf gar mancherlei Weise hätte modificiren können. Die drei ersten Capitel, die gegenwärtig als Entwurf daliegen, schrieb ich ausführlicher. Auch diese Bearbeitung verdiente vielleicht, in der Folge mitgetheilt zu werden; denn sollte das Meiste gegenwärtig für Kundige überflüssig sein, so bedenke man, daß es immer frische Anfänger gibt, für welche ältere Anfänge immer noch neu genug sind.

VI. In einem so weitläufigen und unübersehlichen Felde den unmittelbaren Anblick zu vervielfältigen, bequemer, ja zudringlicher zu machen, stellte man verschiedene Theile mehrerer Thiere neben einander, aber jedes Mal nach anderer Ordnung. Die Halsknochen z. B. ordnete man von den längsten bis zu den kürzesten, wodurch zugleich das Gesetz ihrer Abweichung von einander sich deutlicher offenbarte. Von der Giraffe bis zum Wallfisch war ein bedeutender Weg; man verirrte sich aber nicht in Vielem, sondern man suchte die wenigen Hauptmänner, die man zu diesem Zwecke bedeutend fand. Wo die natürlichen Körper fehlten, füllte man die Lücke durch Zeichnungen. Merk hatte von der Giraffe, die sich in Haag befand und befindet, eine lobenswürdige Nachbildung geliefert.

Zugleichen wurden Arm und Hände von dem Punct an, wo sie nur einer Säule, einer Stütze zu vergleichen sind, nur zu der nothwendigsten Bewegung geschickt, bis zur Pronation und Supination, jenem den höher gestellten Thieren gegönnten, nicht genug zu bewundernden Mechanismus, hingestellt.

So geschah auch mit den Beinen und Füßen von dem Puncte an, da sie als unbewegliche Tragsäulen anzusehen sind, bis dahin, wo sie in die leichtesten Schwungfedern verwandelt erscheinen, ja sogar eine Vergleichung mit den Armen in Gestalt und Function zulassen. Ferner sollte die Verlängerung des Armes und Beines bis zur engsten Verkürzung derselben, vom Affen bis zur Phoca, das Auge und den Geist zugleich befriedigen. Manches hiervon ist geleistet, Anderes vorbereitet, Anderes zerstört und verwirrt worden. Vielleicht sehen wir unter gegenwärtiger Constellation diesen löblichen Wunsch erfüllt und bestätigt, da solche Zusammenstellungen dadurch leicht möglich werden, daß jedes Museum vollständige Skelette besitzt, die zu diesem Gebrauch glücklich und vortheilhaft anzuwenden sind.

Gleicher Weise gab es zu bedeutenden Betrachtungen Gelegenheit, das os ethmoideum zu vergleichen, von da an, wo es in seiner größten Breite und Freiheit wirkt, wie bei'm Dasypus, bis dahin, wo es durch die näher an einander stehenden und in beträchtlicher Größe ausgebildeten Augenhöhlen, wie bei'm Affen, zusammengedrängt, und der Raum der Nasenwurzel beinahe vernichtet wird.

Da man nun hierzu die gemachten und zu machenden Beobachtungen in einiger Ordnung aufzuzeichnen gedachte, damit solche Collectaneen näher bei der Hand und nach Bedürfniß leichter zu finden und anzuordnen sein möchten, hat man eine Tabelle nach obgedachtem Schema entworfen und sie mit sich auf Reisen geführet, und dadurch manches mit spätern Beobachtungen Uebereinstimmendes, oder durch dieselbe zu Rectificirendes gewonnen, wodurch eine allgemeinere Uebersicht erleichtert und eine künftige General-Tabelle vorbereitet wurde.

Wollte man sodann ein Thier in sich selbst vergleichen, so durfte man nur die Columne perpendicular herunterlesen; sollte die Vergleichung mit andern Thieren geschehen, so las man in horizontaler Richtung; und die Gestalten wechselten ohne Beschwerde vor unserer Einbildungskraft. Wie man dabei verfahren, mag nachstehende Probe ausweisen, wie solche an Ort und Stelle aufgenommen worden, ohne weitere Revision, deswegen für den Inhalt nicht zu stehen ist.

Bei dieser Gelegenheit muß ich dankbar erkennen, wie mir in Dresden durch die Herren Vorsteher des Naturalien-Cabinets große Gefälligkeit erzeigt, und meine Tabelle zu füllen die bequemste Gelegenheit gegeben worden. Früher wurden mir die Merk'schen Fossilien in Augenschein, gegenwärtig in dem reichen großherzoglich Darmstädtischen Museum aufbewahrt; Herrn von Sömmering's schöne Sammlung hatte mir manchen Aufschluß gegeben, und durch Hülfe meiner Tabelle konnt' ich überall einzelne Merkwürdigkeiten theils zu Ausfüllung, theils zu Revision benutzen. Die höchst schätzenswerthe Sammlung des Herrn von Fronrep kam leider erst zu einer Zeit nach Weimar, da ich diesen Studien schon entfremdet war, befindet sich noch daselbst, jetzt da ich von solchen frühern Lieblingsbeschäftigungen für immer Abschied nehmen muß.

VII. Tabelle, um die osteologischen Erfahrungen gleich methodisch einzutragen und zweckmäßig zu sammeln.

Vertebrae, genereller Character, und was überhaupt zu bemerken.	Löwe.	Biber.	Dromedar.
colli.	Sehr bestimmt in ihren Formen. Die verschiedenen Abtheilungen sehr deutlich und gesondert. Die Gradationen sanft und doch ausgesprochen.	Wie das ganze Thier unbestimmt und unproportionirt in ihren Formen.	Die Rückenwirbel gedrängt und kurz, die Halswirbel lang, wie d. übrigen Extremitäten des Thieres.
1. atlas.	Breite Lateral-Fortsätze, tiefe cavitates glenoidales.	Im Ganzen schwach.	
2. Epistrophaeus.	Hoher Rückenfortsatz Proces lat. posterior. spitz und schmal nach hinten gerichtet.	Beide groß verhältnißmäßig.	Klein verhältnißmäßig. Lateral-Fortsätze gleichfalls schmal, wohl proportionirt. Uebermäßig lang.
3.	Es zeigt sich eine Neigung zu flügelartigen Fortsätzen; sie entstehen von der dritten Vertebra an, indem der Proces. lat. unten einen flachen Ansatz vorwärts	Der Processus Spinosus ist mit dem Rückenfortsatze des Epistropheus verwachsen.	3. 4. 5. an Länge abnehmend, an Stärke gewinnend, keine Proc. spinosi, aber rauhe Erhöhungen von tendinosen Insertionen, bei'm fünften knopfartig; haben Proc. lateral. anterior. lang und abwärts stehend, Anfangs spitz. Sie werden nach unten und hinten breiter und gehen zuletzt unter den Proc. lateral. post.
4.	nach und nach gewinnt. Dieser Ansatz ist an der sechsten Vertebra am Meisten ausgesprochen, verliert sich aber an der siebenten, deren Proces. lat. seitwärts	Die vier übrig. schwächlich, die Proc. spin. sporgiosi.	
5. 6.	steht. Alle Processus spinosi der vier letzten Halsknochen stehen seitwärts.		

	Löwe.	Biber.	Dromedar.
			hinunter und bilden den Flügelfortsatz des sechsten sehr ansehnlich. Dieser Knochen ist kurz und stark, hat einen kammartigen, breiten Fortsatz; der siebente Wirbel kleiner, hat einen laminosen Fortsatz.
dorsi. bis zur Mitte.	Eilfe, die vier ersten Processus spinosi stehen perpendiculär, die sechs folgenden rückwärts, der eilfte perpendiculär. Der zweite ist der höchste, der eilfte sehr klein und der Schluß des Rückens wird dadurch sicher und zierlich.	Eilfe, die vier ersten Proc. spin. klein und vorwärts gebogen, die neun folg. fast gleiche Höhe, der eilfte schon flach wie die der lumborum.	Die Mitte nicht zu bestimmen, nach der zehnten oder eilften, die Körper der Vertebrarum werden sehr klein; die Proc. spin. sehr groß. Der vierte ist der höchste, daher die Veranlass. des Höckers; die Proc. spin. haben separirte, spangies knochige Epiphysen.
lumborum.	Neun; zwei haben Rippen; die Proc. spin. laminosi gehen alle vorwärts; die Proc. later. auch; beide nehmen in schöner Proportion wie die Wirbelknochen im Ganzen hinterwärts zu.	Acht; drei haben Rippen; die Proc. laminosi wachsen wie auch der Proc. later. nicht in schönen, merklichen Stufen.	Neun oder acht; die Rippen betreffend nicht klar. Die Proc. lam. niedrig, die Proc. later. sehr groß, die Körper klein.
pelvis.	Drei, vielleicht nur zwei verwachsen, sehr schmal und klein; der letzte hat rückwärts fortgesetzte Seitenfortsätze.	Viere mit perpendicularen Fortsätzen, die wahrscheinlich oben alle verwachsen sind; an diesem Exempl. waren die zwei ersten abgebrochen.	Viere verwachsen.
caudae.	Vier bis fünfe mit Seitenfortsätzen, rückwärtsstehend ohne perpendiculären Fortsatz, dreizehn bis vierzehn in's Phalangenartige übergehend, endlich ganz Phalange. Die letzte sehr kleine Phalange ist mit der vorletzten verwachsen.	Eilfe, an diesem Exemplar, das incomplet ist, sämmtl. mit sehr grossen Seitenfortsätzen, die nach hinten abnehmen; die fünf, sechs ersten haben perpendicul. Fortsätze, die übrigen Spuren deren.	Fünfzehn, aus dem Beckenknochen sehr natürlich und zierlich, mit allerlei Gestalten und Epiphysen, in's Phalangenartige übergehend. Bei'm Camel ist es überhaupt ebendasselbe, nur daß bei'm Dromedar die Art und Weise des Geschlechts nach seinem Haben und Sollen mehr bezeichnet ist.
Sternum vertebrae.	Acht, lang, schlank, scheinen poröse Knochen, wenigstens nicht feste. Haben knorpelige Epiphyses nach unten. Länge u. Schlankheit nehmen von oben herunter ab.	Fünfe, jedes anders gestaltet; die erste mannbrienartig, die zweite und dritte phalangenartig, die vierte hat unten breite Apophysen, die fünfte wie die Spitze des Fußes gestaltet; es ist, als wenn das Menschliche sich von Weitem sehen ließe.	Fünf bis sechse, die oberste spitz, nach unten breiter, haben sämmtl. knochenartige Lateral-Ansätze, welche den Knorpeln und Rippen entgegengehen.

VIII. Wir wenden uns nun zu einer Angelegenheit, die, wenn darin Etwas zu entscheiden wäre, großen Einfluß auf alles vorher Gesagte ausüben müßte. Es entsteht nämlich, da soviel von Gestaltung und Umgestaltung gesprochen worden, die Frage: ob man denn wirklich die Schädelknochen aus Wirbelknochen ableiten und ihre anfängliche Gestalt, ungeachtet so großer und entschiedener Veränderungen, noch anerkennen solle und dürfe? Und da bekenne ich denn gerne, daß ich seit dreißig Jahren von dieser geheimen Verwandtschaft überzeugt bin, auch Betrachtungen darüber immer fortgesetzt habe. Jedoch ein dergleichen Aperçu, ein solches Gewahrwerden, Auffassen, Vorstellen, Begriff, Idee, wie man es nennen mag, behält immerfort, man geberde sich, wie man will, eine esoterische Eigenschaft: im Ganzen läßt sich's aussprechen, aber nicht beweisen; im Einzelnen läßt sich's wohl vorzeigen, doch bringt man es nicht rund und fertig. Auch würden zwei Personen, die sich von dem Gedanken durchdrungen hätten, doch über die Anwendung desselben im Einzelnen sich schwerlich vereinigen; ja, um weiter zu gehen, dürfen wir behaupten, daß der einzelne, einsame, stille Beobachter und Naturfreund mit sich selbst nicht immer einig bleibt und einen Tag um den andern klärer oder dunkler sich zu dem problematischen Gegenstande verhält, je nachdem sich die Geisteskraft reiner und vollkommener dabei hervorthun kann.

Ich hatte, um hier mich durch ein Gleichniß zu erklären, vor einiger Zeit Interesse genommen an Manuscripten des fünfzehnten Jahrhunderts, durchaus in Abbreviaturen verfaßt. Ob nun gleich eine solche Entzifferung niemals mein Geschäft gewesen, so ging ich doch, aufgeregt, mit Leidenschaft an die Sache und las zu meiner Verwunderung unbekannte Schriftzüge leicht weg, die mir hätten lange räthselhaft bleiben sollen. Aber diese Zufriedenheit dauerte nicht fort: denn als ich nach einiger Zeit das unterbrochene Geschäft wieder aufnahm, bemerkte ich erst, daß ich irrthümlich eine Arbeit auf dem gewöhnlichen Gang der Aufmerksamkeit zu vollenden strebte, die mit Geist und Liebe, mit Licht und Freiheit begonnen war, und daß im Stillen nur darauf zu hoffen sei, wie jene glücklichen Eingebungen des Augenblicks sich wieder erneuern möchten.

Finden wir solchen Unterschied bei Betrachtung alter Pergamente, deren Züge doch entschieden fixirt vor uns daliegen: wie sehr muß die Schwierigkeit sich steigern, wenn wir der Natur Etwas abzugewinnen gedenken, welche, mit beweglich, das Leben, das sie verleiht, nicht erkannt wissen will? Bald zieht sie in Abbreviaturen zusammen, was in klarer Entwickelung gar wohl faßlich gewesen wäre; bald macht sie durch reihenhafte Aufzählung weitläufiger Current-Schrift unerträgliche Langeweile: sie offenbart, was sie verbarg, und verbirgt, was sie eben jetzt offenbarte. Und wer darf sich einer so liebevollen Schärfe, einer so bescheidenen Kühnheit rühmen, daß sie ihm gern an jeder Stelle, in jedem Augenblick zu Willen wäre?

Gelangt nun aber ein solches, aller exoterischen Behandlung durchaus widerstrebendes Problem in die bewegte, ohnehin mit sich selbst beschäftigte Welt; geschehe Dieß auf eine methodisch bescheidene oder geistreich kühne Weise: so erfährt das Mitgetheilte gar oft eine kalte, vielleicht widerwärtige Aufnahme, und man sieht ein so zartes, geistiges Wesen gar nicht an seinem Platze. Macht aber auch ein neuer, vielleicht erneuter, einfacher, edler Gedanke einigen Eindruck, so wird er doch niemals rein, wie es zu wünschen wäre, fortgeführt und entwickelt. Erfinder und Theilnehmer, Lehrer und Schüler, Schüler unter einander, die Gegner gar nicht gerechnet, widerstreiten, verwirren, entfernen sich in vielspältiger Behandlung immer mehr und mehr, und zwar dieß Alles deßwegen, weil jeder Einzelne sich das Ganze wieder kopf- und sinnrecht machen will, und es schmeichelhafter ist, irrend Original zu sein, als, die Wahrheit anerkennend, sich einer höhern Art und Weise unterzuordnen.

Wer nun, ein langes Leben hindurch, diesen Welt- und Wissensgang, sowie in der Geschichte also auch um sich her, bis auf den heutigen Tag beobachtet hat, ein Solcher kennt genau jene Hindernisse; weiß, wie und warum eine tiefe Wahrheit so schwer zu entwickeln und zu verbreiten ist; daher mag ihm wohl zu verzeihen sein, wenn er sich nicht abermals in einen Wust von Widerwärtigkeiten hineinzuwagen Lust fühlt.

Deßwegen ich denn auch nur kürzlich meine vieljährig gehegte Ueberzeugung wiederhole; daß das Oberhaupt des Säugethiers aus sechs Wirbelknochen abzuleiten sei. Drei gelten für das Hinterhaupt, als den Schutz des Gehirns einschließend, und die zarten Lebensenden, fein verzweigt, in und über das Ganze und zugleich nach außen hin versendend; drei hinwieder bilden das Vorderhaupt, gegen die Außenwelt sich aufschließend, sie aufnehmend, ergreifend, erfassend.

Jene drei ersten sind anerkannt: das Hinterhauptbein, das hintere Keilbein und das vordere Keilbein; die drei letztern aber noch anzuerkennen: das Gaumbein, die obere Kinnlade und der Zwischenknochen.

Erfreut sich einer der vorzüglichen Männer, die sich bisher schon eifrig mit diesem Gegenstande befaßten, der aufgestellten Ansicht auch

nur problemsweise und wendet ein Paar Figuren daran, um mit wenigen Zahlen und Zeichen jeden auszumittelnden, wechselseitigen Bezug und geheimes Verhältniß übersehbar zu machen: so erhielte die ohnehin nicht mehr abzuwendende Publicität sogleich eine entschiedene Richtung; und wir wagten vielleicht, auch noch Einiges auszusprechen über die Art und Weise, solche Naturgeheimnisse zu beschauen und zu behandeln, um sie zuletzt, vielleicht allgemein faßlich, auf practische Resultate hinzuleiten, wodurch denn Werth und Würde eines Gedankens doch endlich erst im Allgemeinen geschätzt und anerkannt werden können.

Specimen anatomico-pathologicum inaugurale de labii leporini congeniti naturâ et origine, auctore Constant. Nicati 1822.

„Wenn gleich die meisten Anatomen gegenwärtig nicht mehr daran zweifeln mögen, daß sich bei Embryonen ossa intermaxillaria finden (wie Goethe bereits im Jahre 1786 zu beweisen sich bemühte): so gibt es doch noch immer einige Schriftsteller, welche sich nicht davon überzeugen können; und für diese sind denn die mit treuer Naturbeobachtung entnommenen Gründe zum Beweise für die Richtigkeit jener Annahme bestimmt, die der Verfasser mit Klarheit und vollständiger Sachkenntniß aufführt, auch eine genaue, durch eine instructive Zeichnung erläuterte Beschreibung des Zwischenknochens beifügt."

(Siehe Jena'sche Allgemeine Litteratur-Zeitung 1823, Nr. 175.)

In dem vorhin Mitgetheilten habe ich die Angelegenheit des Zwischenknochens umständlich behandelt, und es sei zum Abschluß wohl aufgenommen, wenn ich eine Stelle hier einrücke, die der ganzen Sache ein Ende macht. Merkwürdig ist, daß hier abermals beinahe vierzig Jahre nöthig waren, um ein einfaches, zwar unscheinbares, aber folgereiches Enunciat rein und freudig anerkannt zu sehen. Ich habe nun über diesen Punct weiter Nichts zu sagen, und drücke mit Vergnügen die Hoffnung aus, die ich hege, von den vielfachen, zu diesem Zwecke veranstalteten Zeichnungen Einiges durch die erfreuliche Thätigkeit der angesehenen naturforschenden Gesellschaft, gegenwärtig zu Bonn, wohlwollend benutzt zu finden. (Siehe die Anmerkung auf Seite 169.)

Sehr oft mußt' ich im Gange meines Lebens nicht nur von gewöhnlicher Umgebung, sondern von bedeutenden Menschen Vorwürfe hören, daß ich zu viel Werth und Gewicht auf dieses oder jenes Ereigniß des Tages, auf irgend ein Vorkommen der Natur zu legen geneigt sei. Ich konnte mich jedoch keineswegs irre machen lassen: denn ich fühlte wohl, daß ich mich auf irgend einer prägnanten Stelle befand, von wo aus gar Manches zu erwarten, auch wohl zu thun sein möchte; und der Erfolg hat mich nicht getäuscht. So ging es mir mit der Halbbandgeschichte, mit dem Zwischenknochen und so manchem Andern, bis auf die neuesten Zeiten.

Das Schädelgerüst aus sechs Wirbelknochen auferbaut.

Die Anerkennung des Zwischenknochens auch beim Menschen war deßhalb von so großer Bedeutung, weil zugleich die Consequenz des osteologischen Typus durch alle Gestalten hindurch zugestanden wurde. Ebenso war der Aufbau des Schädelgerüstes aus Wirbelknochen, einmal zugegeben, von wichtigen Folgen; denn die Identität aller noch so entschieden geformten Einzelnheiten des Typus war hierdurch gleichfalls gesichert; hier lagen die zwei Hauptpuncte, auf deren Einsicht und Anwendung bei Betrachtung organischer Naturen Alles ankam.

Unter dem Titel: Bedeutendes Förderniß durch ein einziges geistreiches Wort, steht ein Bekenntniß: wie ich erst drei, dann sechs Wirbelknochen anzuschauen und anzuerkennen veranlaßt worden. Hierin fand ich nun Hoffnung und Aussicht auf die schönste Beruhigung, bedachte möglichst die Ausbildung dieses Gedankens in's Einzelne, konnte jedoch nichts Durchgreifendes bewirken. Zuletzt sprach ich hiervon vertraulich unter Freunden, welche bedächtig zustimmten und auf ihre Weise die Betrachtung verfolgten.

Im Jahre 1807 sprang diese Lehre tumultuarisch und unvollständig in's Publicum, da es ihr denn an vielem Widerstreit und einigem Beifall nicht fehlen konnte. Wie viel ihr aber die unreife Art des Vortrags geschadet, möge die Geschichte dereinst auseinander setzen; am Schlimmsten wirkte der falsche Einfluß auf ein würdiges Prachtwerk, welches Unheil sich in der Folgezeit leider immer mehr und mehr offenbaren wird!

Mir aber bleibt gegenwärtig nur das Vergnügen, Zeuge zu werden des fortschreitenden, reinen Bestrebens, womit Herr Dr. Carus das ganze organische Gebäude verfolgt und uns in dessen Geheimniß einzuweihen das Glück und die Freude haben wird. Es liegen vor mir Probedrücke der Platten zu seinem unternommenen Werke, ferner eine große Tabelle des ganzen organischen Baues vollkommener Thiere, sodann aber besonders noch die genetische Entwickelung des Schädels aus einer complicirten und problematischen Bildung.

Hier fühle ich mich nun erst vollkommen be-

ruhigt, erwarte die fernere Ausbildung mit Zutrauen und sehe den Hauptgedanken, an den sich so Vieles anschließt, für alle Zeiten gesichert, indem hier die vereinzelnde Auslegung immer auf's Ganze hinweist, nicht zertheilen kann, ohne zusammenzusetzen, und in Uebereinstimmung das Differenteste vorweist. Hier geschehen die höchsten Operationen des Geistes, an deren Uebung und Steigerung wir gewiesen sind.

Erster Entwurf einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie, ausgehend von der Osteologie.

Jena, im Januar 1795.

I. Von den Vortheilen der vergleichenden Anatomie und von den Hindernissen, die ihr entgegenstehen.

Natur-Geschichte beruht überhaupt auf Vergleichung.

Aeußere Kennzeichen sind bedeutend, aber nicht hinreichend, um organische Körper gehörig zu sondern und wieder zusammenzustellen.

Anatomie leistet am organisirten Wesen, was Chemie am unorganisirten.

Die vergleichende Anatomie beschäftigt den Geist mannigfaltig, gibt uns Gelegenheit, die organischen Naturen aus vielen Gesichtspuncten zu betrachten.

Neben Zergliederung des menschlichen Körpers geht die der Thiere immer sachte fort.

Die Einsicht in den Körperbau und in die Physiologie des Menschen ist durch Entdeckungen, die man an Thieren gemacht, sehr erweitert worden.

Die Natur hat verschiedene Eigenschaften und Bestimmungen unter die Thiere vertheilt; jedes zeigt sich characteristisch ausgesprochen. Ihr Bau ist einfach, nothdürftig, oft in ein großes, weitschichtiges Volum ausgedehnt.

Des Menschen Bau ist in zartere Ramificationen vermannigfaltiget, reich und gedrängt ausgestattet; bedeutende Stellen in die Enge gezogen, abgesonderte Theile durch Anastomose verbunden.

Dem Beobachter liegt im Thiere das Thierische mit allen unmittelbaren Forderungen und Bedürfnissen vor Augen.

Im Menschen ist das Thierische zu höhern Zwecken gesteigert und für das Auge wie für den Geist in Schatten gestellt.

Die Hindernisse, welche der vergleichenden Anatomie bisher im Wege standen, sind mannigfaltig. Sie hat keine Grenzen, und jede bloß empirische Behandlung müdet sich ab in dem weiten Umfang.

Die Beobachtungen blieben einzeln, wie sie gemacht wurden, stehen. Man konnte sich über Terminologie nicht vereinigen. Gelehrte, Stallmeister, Jäger, Fleischer ꝛc. hatten verschiedene Benennungen hergebracht.

Niemand glaubte an einen Vereinigungspunct, an den man die Gegenstände hätte anschließen können, oder einen Gesichtspunct, aus dem man sie anzusehen hätte.

Man wendete, wie in andern Wissenschaften so auch hier, nicht genug geläuterte Vorstellungsarten an. Entweder man nahm die Sache zu trivial und haftete bloß an der Erscheinung, oder man suchte sich durch Ursachen zu helfen, wodurch man sich denn nur immer weiter von der Idee einer lebendigen Wesens entfernte. Ebenso sehr und auf gleiche Weise hinderte die fromme Denkart, da man jedes Einzelne zur Ehre Gottes unmittelbar verbrauchen wollte. Man verlor sich in leere Speculationen, z. B. über die Seele der Thiere u. s. w.

Die Anatomie des Menschen bis in die feinsten Theile zu verfolgen, ward eine unendliche Arbeit gefordert. Ja sogar diese, der Medicin untergeordnet, konnte nur von Wenigen als ein besonderes Studium betrieben werden. Noch Wenigere hatten Neigung, Zeit, Vermögen und Gelegenheit, in der vergleichenden Anatomie etwas Bedeutendes und Zusammenhängendes zu leisten.

II. Ueber einen aufzustellenden Typus zu Erleichterung der vergleichenden Anatomie.

Die Aehnlichkeit der Thiere unter einander und mit dem Menschen ist in die Augen fallend und im Allgemeinen anerkannt, im Besondern schwerer zu bemerken, im Einzelnen nicht immer sogleich darzuthun, öfters verkannt und manchmal gar geläugnet. Die verschiedenen Meinungen der Beobachter sind daher schwer zu vereinigen. Denn es fehlt an einer Norm, an der man die verschiedenen Theile prüfen könnte; es fehlt an einer Folge von Grundsätzen, zu denen man sich bekennen müßte.

Man verglich die Thiere mit dem Menschen und die Thiere unter einander, und so war bei vieler Arbeit immer nur etwas Einzelnes erzweckt und, durch diese vermehrten Einzelnheiten, jede Art von Ueberblick immer unmöglicher. Beispiele aus Buffon würden sich manche vorlegen lassen. Joseph's Unternehmen und Anderer wäre in diesem Sinne zu beurtheilen. Da man nun auf solche Weise alle Thiere mit jedem, und jedes Thier mit allen vergleichen mußte, so sieht man die Unmöglichkeit ein, je auf diesem Wege eine Vereinigung zu finden.

Deßhalb geschieht hier ein Vorschlag zu einem anatomischen Typus, zu einem allgemeinen Bilde,

(An der Thüre) Ha! Ha! Schnaps! — Da iſt er ja.

Sechſter Auftritt.

Märten. Schnaps.

Schnaps.

(Hereinſehend) Seyd Ihr allein, Vater Martin?

Märten.

Nur herein!

Schnaps.

(Einen Fuß hereinſetzend) Görgen ſah ich gehen; iſt Röſe nach?

Märten.

Ja, Gevatter Schnaps. Wie immer.

Schnaps.

Da bin ich.

worin die Gestalten sämmtlicher Thiere, der Möglichkeit nach, enthalten wären, und wornach man jedes Thier in einer gewissen Ordnung beschriebe. Dieser Typus müßte soviel wie möglich in physiologischer Rücksicht aufgestellt sein. Schon aus der allgemeinen Idee eines Typus folgt, daß kein einzelnes Thier als ein solcher Vergleichungs-Canon aufgestellt werden könne; kein Einzelnes kann Muster des Ganzen sein.

Der Mensch, bei seiner hohen organischen Vollkommenheit, darf, eben dieser Vollkommenheit wegen, nicht als Maßstab der unvollkommenen Thiere aufgestellt werden. Man verfahre vielmehr folgender Maßen.

Die Erfahrung muß uns vorerst die Theile lehren, die allen Thieren gemein sind, und worin diese Theile verschieden sind. Die Idee muß über dem Ganzen walten und auf eine genetische Weise das allgemeine Bild abziehen. Ist ein solcher Typus auch nur zum Versuch aufgestellt, so können wir die bisher gebräuchlichen Vergleichungsarten zur Prüfung desselben sehr wohl benutzen.

Man vergleicht: Thiere unter einander, Thiere zum Menschen, Menschen-Racen unter einander, die beiden Geschlechter wechselseitig, Haupttheile des Körpers, z. B. obere und untere Extremitäten, untergeordnete Theile, z. B. einen Wirbelknochen mit den andern.

Alle diese Vergleichungen können nach aufgestelltem Typus noch immer Statt finden; nur wird man sie mit besserer Folge und größerm Einfluß auf das Ganze der Wissenschaft vornehmen, ja Dasjenige, was bisher schon geschehen, beurtheilen und die wahr gefundenen Beobachtungen an gehörigen Orten einreihen.

Nach aufgegebantem Typus verfährt man bei Vergleichung auf doppelte Weise. Erstlich, daß man einzelne Thierarten nach demselben beschreibt. Ist Dieses geschehen, so braucht man Thier mit Thier nicht mehr zu vergleichen, sondern man hält die Beschreibungen nur gegeneinander, und die Vergleichung macht sich von selbst. Sodann kann man aber auch einen besondern Theil durch alle Hauptgattungen durch beschreiben, wodurch eine belehrende Vergleichung vollkommen bewirkt wird. Beide Arten von Monographien müßten jedoch so vollständig als möglich sein, wenn sie fruchten sollten; besonders zur letztern könnten sich mehrere Beobachter vereinigen. Doch müßte man vorerst über ein allgemeines Schema sich verständigen, worauf das Mechanische der Arbeit durch eine Tabelle befördert werden könnte, welche Jeder bei seiner Arbeit zu Grunde legte. Und so wäre es gewiß, daß er bei der kleinsten, specialsten Arbeit für Alle, für die Wissenschaft gearbeitet hätte. Bei der jetzigen Lage der Dinge ist es traurig, daß Jeder wieder von vorne anfangen muß.

III. Allgemeinste Darstellung des Typus.

Im Vorhergehenden war eigentlich nur von comparirter Anatomie der Säugethiere gesprochen und von den Mitteln, welche das Studium derselben erleichtern könnten; jetzt aber, da wir die Erbauung des Typus unternehmen, müssen wir uns weiter in der organischen Natur umsehen, weil wir ohne einen solchen Ueberblick kein allgemeines Bild der Säugethiere aufstellen könnten, und weil sich dieses Bild, wenn wir bei dessen Construction die ganze Natur zu Rathe ziehen, künftighin rückwärts dergestalt modificiren läßt, daß auch die Bilder unvollkommener Geschöpfe daraus herzuleiten sind.

Alle einiger Maßen entwickelten Geschöpfe zeigen schon am äußern Gebäude drei Hauptabtheilungen. Man betrachte die vollendeten Insecten. Ihr Körper besteht in drei Theilen, welche verschiedene Lebens-Functionen ausüben, durch ihre Verbindung unter einander und Wirkung auf einander die organische Existenz auf einer hohen Stufe darstellen. Diese drei Theile sind das Haupt, der Mittel- und Hintertheil; die Hülfs-Organe findet man unter verschiedenen Umständen an ihnen befestigt.

Das Haupt ist seinem Platze nach immer vorn, ist der Versammlungsort der abgesonderten Sinne und enthält die regierenden Sinneswerkzeuge, in einem oder mehrern Nervenkasten, die wir Gehirn zu nennen pflegen, verbunden. Der mittlere Theil enthält die Organe des innern Lebensantriebes und einer immer fortdauernden Bewegung nach außen; die Organe des innern Lebensanstoßes sind weniger bedeutend, weil bei diesen Geschöpfen jeder Theil offenbar mit einem eigenen Leben begabt ist. Der hinterste Theil enthält die Organe der Nahrung und Fortpflanzung, sowie der gröbern Absonderung.

Sind nun die benannten drei Theile getrennt und oft nur durch fadenartige Röhren verbunden, so zeigt Dieß einen vollkommenen Zustand an. Deßhalb ist der Haupt-Moment der successiven Raupenverwandlung zum Insect eine successive Separation der Systeme, welche im Wurm noch unter der allgemeinen Hülle verborgen lagen, sich theilweis in einem unwirksamen, unausgesprochenen Zustand befanden. Nun aber, da die Entwickelung geschehen ist, da die letzten besten Kräfte für sich wirken, so wird die freie Bewegung und Thätigkeit des Geschöpfs vorhanden und durch mannigfaltige Bestimmung

und Absonderung der organischen Systeme die Fortpflanzung möglich.

Bei den vollkommenen Thieren ist das Haupt von der zweiten Abtheilung mehr oder weniger entschieden abgesondert, die dritte aber durch Verlängerung des Rückgrats mit der vordern verbunden und in eine allgemeine Decke gehüllt; daß sie aber durch eine Scheidewand von dem mittlern System der Brust abgetheilt sei, zeigt uns die Zergliederung.

Hülfs-Organe hat das Haupt, insofern sie zur Aneignung der Speisen nöthig sind; sie zeigen sich bald als getheilte Zangen, bald als ein mehr oder weniger verbundenes Kinnladenpaar.

Der mittlere Theil hat bei unvollkommenen Thieren sehr vielfache Hülfs-Organe, Füße, Flügel und Flügeldecken; bei den vollkommenen Thieren sind an diesem mittlern Theile auch die mittlern Hülfs-Organe, Arme oder Vorderfüße, angebracht. Der hintere Theil hat bei den Insecten in ihrem entwickelten Zustand keine Hülfs-Organe; hingegen bei vollkommenen Thieren, wo die beiden Systeme angenähert und zusammengedrängt sind, stehen die letzten Hülfs-Organe, Füße genannt, am hintern Ende des dritten Systems, und so werden wir die Säugethiere durchgängig gebildet finden. Ihr letzter oder hinterster Theil hat mehr oder weniger noch eine Fortsetzung, den Schwanz, die aber eigentlich nur als eine Andeutung der Unendlichkeit organischer Existenzen angesehen werden kann.

IV. Anwendung der allgemeinen Darstellung des Typus auf das Besondere.

Die Theile des Thieres, ihre Gestalt unter einander, ihr Verhältniß, ihre besondern Eigenschaften bestimmen die Lebensbedürfnisse des Geschöpfs; daher die entschiedene, aber eingeschränkte Lebensweise der Thiergattungen und Arten.

Betrachten wir nach jenem, erst im Allgemeinsten aufgestellten Typus die verschiedenen Theile der vollkommensten, die wir Säugethiere nennen: so finden wir, daß der Bildungskreis der Natur zwar eingeschränkt ist, dabei jedoch, wegen der Menge der Theile und wegen der vielfachen Modificabilität, die Veränderungen der Gestalt in's Unendliche möglich werden.

Wenn wir die Theile genau kennen und betrachten, so werden wir finden, daß die Mannigfaltigkeit der Gestalt daher entspringt, daß diesem oder jenem Theil ein Uebergewicht über die andern zugestanden ist.

So sind, zum Beispiel, Hals und Extremitäten auf Kosten des Körpers bei der Giraffe begünstigt, dahingegen bei'm Maulwurf das Umgekehrte Statt findet.

Bei dieser Betrachtung tritt uns nun gleich das Gesetz entgegen: daß keinem Theil Etwas zugeeignet werden könne, ohne daß einem andern dagegen Etwas abgezogen werde, und umgekehrt.

Hier sind die Schranken der thierischen Natur, in welchen sich die bildende Kraft auf die wunderbarste und beinahe auf die willkürlichste Weise zu bewegen scheint, ohne daß sie im Mindesten fähig wäre, den Kreis zu durchbrechen oder ihn zu überspringen. Der Bildungstrieb ist hier in einem zwar beschränkten, aber doch wohl eingerichteten Reiche zum Beherrscher gesetzt. Die Rubriken seines Etats, in welche sein Aufwand zu vertheilen ist, sind ihm vorgeschrieben; was er auf Jedes wenden will, steht ihm bis auf einen gewissen Grad frei. Will er bei einen mehr zuwenden, so ist er nicht ganz gehindert; allein er ist genöthigt, an einem andern sogleich Etwas fehlen zu lassen; und so kann die Natur sich niemals verschulden oder wohl gar bankerott werden.

Wir wollen versuchen, uns durch das Labyrinth der thierischen Bildung an diesem Leitfaden durchzuhelfen, und wir werden künftig finden, daß er auch bis zu den formlosesten organischen Naturen hinaufreicht. Wir wollen ihn an der Form prüfen, um ihn nachher auch bei den Kräften brauchen zu können.

Wir denken uns also das abgeschlossene Thier als eine kleine Welt, die um ihrer selbst willen und durch sich selbst da ist. So ist auch jedes Geschöpf Zweck seiner selbst; und weil alle seine Theile in der unmittelbarsten Wechselwirkung stehen, ein Verhältniß gegen einander haben und dadurch den Kreis des Lebens immer erneuern, so ist auch jedes Thier als physiologisch vollkommen anzusehen. Kein Theil desselben ist, von innen betrachtet, unnütz oder, wie man sich manchmal vorstellt, durch den Bildungstrieb gleichsam willkürlich hervorgebracht; obgleich Theile nach außen zu unnütz erscheinen können, weil der innere Zusammenhang der thierischen Natur sie so gestaltete, ohne sich um die äußern Verhältnisse zu bekümmern. Man wird also künftig von solchen Gliedern, wie z. B. von den Eckzähnen des Sus babirussa, nicht fragen: wozu dienen sie? sondern, woher entspringen sie? Man wird nicht behaupten, einem Stier seien die Hörner gegeben, daß er stoße, sondern man wird untersuchen, wie er Hörner haben könne, um zu stoßen. Jenen allgemeinen Typus, den wir nun freilich erst construiren und in seinen Theilen erst erforschen wollen, werden wir im Ganzen unveränderlich finden, werden die höchste Classe der Thiere, die Säugethiere selbst, unter den verschiedensten Gestalten in ihren Theilen höchst übereinstimmend antreffen.

Nun aber müssen wir, indem wir bei und mit dem Beharrlichen beharren, auch zugleich mit und neben dem Veränderlichen unsere Ansichten zu verändern und mannigfaltige Beweglichkeit lernen, damit wir den Typus in aller seiner Versatilität zu verfolgen gewandt seien und uns dieser Proteus nirgendhin entschlüpfe.

Fragt man aber nach den Anlässen, wodurch eine so mannigfaltige Bestimmbarkeit zum Vorschein komme, so antworten wir vorerst: das Thier wird durch Umstände zu Umständen gebildet; daher seine innere Vollkommenheit und seine Zweckmäßigkeit nach außen.

Um nun jene Idee eines haushälterischen Gebens und Nehmens anschaulich zu machen, führen wir einige Beispiele an. Die Schlange steht in der Organisation weit oben. Sie hat ein entschiedenes Haupt, mit einem vollkommenen Hülfs-Organ, einer vorne verbundenen, untern Kinnlade. Allein ihr Körper ist gleichsam unendlich, und er kann es deßwegen sein, weil er weder Materie noch Kraft auf Hülfs-Organe zu verwenden hat. Sobald nun diese in einer andern Bildung hervortreten, wie z. B. bei der Eidechse nur kurze Arme und Füße hervorgebracht werden, so muß die unbedingte Länge sogleich sich zusammenziehen und ein kürzerer Körper Statt finden. Die langen Beine des Frosches nöthigen den Körper dieser Creatur in eine sehr kurze Form, und die ungestaltete Kröte ist nach eben diesem Gesetze in die Breite gezogen.

Hier kommt es nun darauf an, wie weit man dieses Princip, durch die verschiedenen naturhistorischen Classen, Geschlechter und Arten, cursorisch durchführen und, durch Beurtheilung des Habitus und der äußerlichen Kennzeichen, die Idee im Allgemeinen anschaulich und angenehm machen wollte, damit die Lust und der Muth gereizt würden, mit Aufmerksamkeit und Mühe das Einzelne zu durchsuchen.

Zuerst wäre aber der Typus in der Rücksicht zu betrachten, wie die verschiedenen elementaren Naturkräfte auf ihn wirken, und wie er den allgemeinen äußern Gesetzen, bis auf einen gewissen Grad, sich gleichfalls fügen muß.

Das Wasser schwellt die Körper, die es umgibt, berühret, in die es mehr oder weniger hineindringt, entschieden auf. So wird der Rumpf des Fisches, besonders das Fleisch desselben aufgeschwellt, nach den Gesetzen des Elementes. Nun muß nach den Gesetzen des organischen Typus auf diese Anschwellung des Rumpfes das Zusammenziehen der Extremitäten oder Hülfs-Organe folgen, ohne was noch weiter für Bestimmungen der übrigen Organe daraus entstehen, die sich später zeigen werden.

Die Luft, indem sie das Wasser in sich aufnimmt, trocknet aus. Der Typus also, der sich in der Luft entwickelt, wird, je reiner, je weniger feucht sie ist, desto trockener inwendig werden, und es wird ein mehr oder weniger magerer Vogel entstehen, dessen Fleisch und Knochengerippe reichlich zu bekleiden, dessen Hülfs-Organe hinlänglich zu versorgen, für die bildende Kraft noch Stoff genug übrig bleibt. Was bei dem Fische auf das Fleisch gewandt wird, bleibt hier für die Federn übrig. So bildet sich der Adler durch die Luft zur Luft, durch die Berghöhe zur Berghöhe. Der Schwan, die Ente, als eine Art von Amphibien, verrathen ihre Neigung zum Wasser schon durch ihre Gestalt. Wie wundersam der Storch, der Strandläufer ihre Nähe zum Wasser und ihre Neigung zur Luft bezeichnen, ist anhaltender Betrachtung werth.

So wird man die Wirkung des Climas, der Berghöhe, der Wärme und Kälte, nebst den Wirkungen des Wassers und der gemeinen Luft auch zur Bildung der Säugethiere sehr mächtig finden. Wärme und Feuchtigkeit schwellt auf und bringt selbst innerhalb der Grenzen des Typus unerklärlich scheinende Ungeheuer hervor, indessen Hitze und Trockenheit die vollkommensten und ausgebildetsten Geschöpfe, so sehr sie auch der Natur und Gestalt nach dem Menschen entgegenstehen, z. B. den Löwen und Tiger hervorbringen; und so ist das heiße Clima allein im Stande, selbst der unvollkommenen Organisation etwas Menschenähnliches zu ertheilen, wie z. B. im Affen und Papagein geschieht.

Man kann auch den Typus verhältnißmäßig gegen sich selbst betrachten und die Vergleichung innerhalb desselben anstellen, z. B. die Vergleichung der harten und weichen Theile gegen einander. So scheinen z. B. die Ernährungs- und Zeugungs-Organe weit mehr Kraft wegzunehmen als die Bewegungs- und Antriebs-Organe. Herz und Lunge sitzen in einem knöchernen Gehäuse fest, anstatt daß Magen, Gedärme und Gebärmutter in einem weichen Behältnisse schwanken. Man sieht, daß, der Bildungs-Intention nach, so gut ein Brustgrat als ein Rückgrat Statt finden. Aber der Brustgrat, bei den Thieren das untere, ist, gegen den Rückgrat betrachtet, kurz und schwach. Seine Wirbelknochen sind länglich, schmal oder breit gedrückt; und wenn der Rückgrat vollkommene oder unvollkommene Rippen zu Nachbarn hat, so stehen am Brustgrate nur Knorpel gegenüber. Der Brustgrat scheint also den sämmtlichen obern Eingeweiden einen Theil seiner Festigkeit, den untern hingegen seine völlige Existenz aufzuopfern; sowie selbst der Rückgrat diejenigen Rippen, welche an den Lendenwirbeln stehen könnten, der vollkommenen Ausbildung der benachbarten, nichtigen, weichen Theile aufopfert.

Wenden wir nun sofort das von uns ange-

ſprochene Geſetz auf verwandte Naturerſcheinungen an, ſo möchte manches intereſſante Phänomen erklärbar ſein. Der Hauptpunct der ganzen weiblichen Exiſtenz iſt die Gebärmutter. Sie nimmt unter den Eingeweiden einen vorzüglichen Platz ein, und äußert, entweder in der Wirklichkeit oder Möglichkeit, die höchſten Kräfte in Anziehung, Ausdehnung, Zuſammenziehung u. ſ. w. Nun ſcheint die Bildungskraft auf dieſen Theil, durch alle vollkommenen Thiere, ſoviel verwenden zu müſſen, daß ſie genöthigt iſt, bei andern Theilen der Geſtalt kärglich zu verfahren; daher möchte ich die mindere Schönheit des Weibchens erklären: auf die Eierſtöcke war ſoviel zu verwenden, daß äußerer Schein nicht mehr Statt finden konnte. In der Ausführung der Arbeit ſelbſt werden uns viele ſolche Fälle vorkommen, die wir hier im Allgemeinen nicht vorausnehmen dürfen.

Durch alle dieſe Betrachtungen ſteigen wir zuletzt zum Menſchen herauf, und es wird die Frage ſein: ob — und wann wir den Menſchen auf der höchſten Stufe der Organiſation antreffen? Hoffentlich wird uns unſer Faden durch dieſes Labyrinth durchbringen, und uns auch über die verſchiedenen Abweichungen der menſchlichen Geſtalt und zuletzt über die ſchönſte Organiſation Aufſchlüſſe geben.

V. Vom oſteologiſchen Typus insbeſondere.

Ob nun aber dieſe Vorſtellungsart dem zu behandelnden Gegenſtande völlig gemäß ſei, kann nur dann erſt geprüft und entſchieden werden, wenn durch umſichtige Anatomie die Theile der Thiere geſondert und wieder mit einander verglichen worden. Auch die Methode, nach welcher wir nunmehr die Ordnung der Theile betrachten, wird künftig erſt durch Erfahrung und Gelingen gerechtfertigt.

Das Knochengebäude iſt das deutliche Gerüſt aller Geſtalten. Einmal wohl erkannt, erleichtert es die Erkenntniß aller übrigen Theile. Hier ſollte nun freilich, ehe wir weiter gehen, Manches beſprochen werden, z. B. wie es mit der Oſteologie des Menſchen gegangen? Auch ſollte man über partes proprias et improprias Einiges verhandeln; doch iſt uns dieß Mal nur geahnt, laconiſch und aphoriſtiſch zu verfahren.

Ohne Widerrede zu befürchten, dürfen wir vorerſt behaupten, daß die Eintheilung des menſchlichen Knochengebäudes bloß zufällig entſtanden; daher man denn bei Beſchreibungen bald mehr bald weniger Knochen annahm und Jeder ſie nach Belieben und eigener Ordnung beſchrieb.

Wie es ferner nach ſo vielfältigen Bemühungen um die Knochenlehre des Säugethieres überhaupt ausſehe, wäre ſorgfältig auszumitteln, wobei denn Camper's Urtheil über die wichtigſten Schriften der vergleichenden Oſteologie jeder Prüfung und Benutzung zu Statten käme.

Im Ganzen wird man ſich auch bei der allgemeinen vergleichenden Oſteologie überzeugen, daß ſie eben aus Mangel eines erſten Vorbildes und deſſen genau beſtimmter Abtheilung in große Verworrenheit gerathen ſei. Wolcher, Colter, Duverney, Daubenton und Andere ſind nicht frei von Verwechſelung der Theile; ein Fehler, der beim Beginnen jeder Wiſſenſchaft unvermeidlich, bei dieſer aber ſehr verzeihlich iſt.

Gewiſſe beſchränkende Meinungen ſetzten ſich feſt; man wollte z. B. dem Menſchen ſeinen Zwiſchenknochen abſtreiten. Was man dabei zu gewinnen glaubte, war wunderlich genug: hier ſollte das Unterſcheidungszeichen zwiſchen uns und dem Affen ſein. Dagegen bemerkte man nicht, daß man durch indirecte Läugnung des Typus die ſchönſte Ausſicht verlor.

Ferner behauptete man eine Zeit lang: der Eckzahn des Elephanten ſtehe im Zwiſchenknochen; da er doch unabänderlich der obern Kinnlade angehört, und ein genauer Beobachter gar wohl bemerken kann, daß von der obern Kinnlade ſich eine Lamelle um den ungeheuern Zahn herumſchlingt und die Natur keineswegs duldet, daß hier Etwas gegen Geſetz und Ordnung geſchehe.

Wenn wir nun ausgeſprochen, daß der Menſch nicht könne für's Thier, das Thier nicht für den Menſchen als Typus aufgeſtellt werden: ſo müſſen wir nunmehr das Dritte, was ſich zwiſchen Beide hineinſetzt, ungeſäumt hinſtellen und die Urſache unſers Verfahrens nach und nach zur Sprache bringen.

Nothwendig iſt es daher, alle Knochenabtheilungen, welche nur vorkommen können, aufzuſuchen und zu bemerken. Hierzu gelangen wir durch Betrachtung der verſchiedenſten Thierarten, ja durch Unterſuchung des Fötus.

Wir nehmen das vierfüßige Thier, wie es vor uns ſteht und das Haupt vorerſt, von vorn nach hinten, und bauen erſt den Schädel, dann das Uebrige zuſammen; die Begriffe, Gedanken, Erfahrungen, die uns hierbei leiteten, ſprechen wir zum Theil aus; wir laſſen ſie vermuthen und theilen ſie in der Folge mit. Ohne Weiteres alſo zur Darlegung des erſten allgemeinſten Schema!

VI. Der oſteologiſche Typus, in ſeiner Eintheilung zuſammengeſtellt.

A. Das Haupt.

a. Ossa intermaxillaria,

b. Ossa maxillae superioris.

c. Ossa palatina.

Diese Knochen lassen sich in mehr als einem Sinne mit einander vergleichen: sie bilden die Base des Gesichts und Vorderhauptes; sie machen zusammen den Gaumen aus; sie haben in der Form Vieles gemein, und stehen deßhalb voran, weil wir das Thier von vornen nach hinten zu beschreiben und die ersten nicht allein offenbar die vordersten Theile des Thierkörpers ausmachen, sondern auch den Character des Geschöpfes vollkommen aussprechen, weil ihre Form die Nahrungsweise des Geschöpfes bestimmt.

d. Ossa zygomatica,

e. Ossa lacrymalia

setzen wir auf die vorhergehenden und bilden das Gesicht mehr aus: auch wird der untere Rand der Augenhöhle festig.

f. Ossa nasi,

g. Ossa frontis

setzen wir als Decke über jene, erzeugen den obern Rand der Augenhöhlen, die Räume für die Geruchs-Organe und das Gewölbe des Vorderhirnes.

h. Os sphenoideum anterius

fügen wir dem Ganzen von unten und hinten als Base zu, bereiten dem Vorderhirne das Bette und mehrern Nerven ihre Ausgänge. Der Körper dieses Knochens ist mit dem Körper des Os posterius beim Menschen immer verwachsen.

i. Os ethmoideum,

k. Conchae,

l. Vomer

und so kommen die Werkzeuge des Geruchs an ihren Ort.

m. Os sphenoideum posterius

schließt sich an das vordere an. Die Basis des Gehirnbehälters nähert sich ihrer Vollkommenheit.

n. Ossa temporum

bilden die Wände über demselben, verbinden sich vorwärts.

o. Ossa bregmatis

decken diese Abtheilung des Gewölbes.

p. Basis ossis occipitis

vergleicht sich den beiden Sphenoideis.

q. Ossa lateralia

machen die Wände, vergleichen sich den Ossibus temporum.

r. Os lambdoideum

schließt das Gebäude, vergleicht sich den Ossibus bregmatis.

s. Ossa petrosa

enthalten die Gehörwerkzeuge und werden an dem innern Platze eingefügt.

Hier endigen sich die Knochen, die das Gebäude des Hauptes ausmachen und gegen einander unbeweglich sind.

t. Kleine Knochen des Gehörwerkzeuges.

Bei der Ausführung wird gezeigt, wie diese Knochenabtheilungen wirklich existiren, wie sie noch Unterabtheilungen haben. Es werden die Proportion und das Verhältniß derselben unter einander, Wirkung auf einander, Wirkung der äußern und innern Theile dargestellt und der Typus construirt und mit Beispielen erläutert.

B. Der Rumpf.

I. Spina dorsalis,

a. Vertebrae colli.

Nähe des Hauptes wirkt auf die Halswirbel, besonders die ersten.

b. dorsi,

die Wirbelknochen, an denen die Rippen angesetzt sind, kleiner als die

c. lumborum,

Lendenwirbel, die frei stehen,

d. pelvis,

diese werden durch die Nähe der Beckenknochen mehr oder weniger verändert,

e. caudae,

sind an Zahl sehr verschieden.

Costae

verae,

spuriae,

II. Spina pectoralis,

Sternum,

Cartilagines.

Die Vergleichung des Rück- und Brustgrates, der Rippen und der Knorpel führt uns auf interessante Puncte.

C. Hülfs-Organe.

1. Maxilla inferior,

2. Brachia

affixa sursum vel retrorsum,

Scapula

deorsum vel antrorsum,

Clavicula.

Humerus,

Ulna, radius,

Carpus,

Metacarpus,

Digiti,

Form, Proportion, Zahl.

3. Pedes

affixi sursum vel adversum,

Ossa ilium,

Ossa ischii

deorsum vel antrorsum,

Ossa pubis,

Femur, patella,

Tibia, fibula,

Tarsus,

Metatarsus,

Digiti.

Innere:
Os hyoides
Cartilagines, plus, minus ossificatae.

VII. Was bei Beschreibung der einzelnen Knochen vorläufig zu bemerken sei.

Beantwortung zweier Fragen ist nothwendig:
I. Finden wir die im Typus aufgestellten Knochenabtheilungen in allen Thieren?
II. Wann erkennen wir, daß es dieselben seien?

Hindernisse.

Die Knochenbildung ist unbeständig:
a. in ihrer Ausbreitung oder Einschränkung;
b. in dem Verwachsen der Knochen;
c. in den Grenzen der Knochen gegen die Nachbarn;
d. in der Zahl;
e. in der Größe;
f. in der Form.

Die Form ist:
einfach oder ausgebildet, zusammengedrängt oder entwickelt;
bloß nothdürftig oder überflüssig begabt;
vollkommen und isolirt, oder zusammen verwachsen und verringert.

Vortheile.

Die Knochenbildung ist beständig:
a) daß der Knochen immer an seinem Platze steht;
b) daß er immer dieselbe Bestimmung hat.

Die erste Frage läßt sich also nur unter der Hinsicht auf die Hindernisse und unter den angezeigten Bedingungen mit Ja beantworten.

Die zweite Frage können wir auflösen, wenn wir uns der obengenannten Vortheile bedienen. Und zwar werden wir dabei folgender Maßen zu Werke gehen:

1) werden wir den Knochen an seinem Platze aufsuchen;

2) nach dem Platze, den er in der Organisation einnimmt, seine Bestimmung kennen lernen;

3) die Form, die er nach seiner Bestimmung haben kann und im Allgemeinen haben muß, determiniren;

4) die mögliche Abweichung der Form theils aus dem Begriff, theils aus der Erfahrung herleiten und abstrahiren;

5) und bei jedem Knochen diese Abweichungen in einer gewissen anschaulichen Ordnung möglichst vortragen.

Und so können wir hoffen, wenn sie sich unserm Blick entziehen, sie aufzufinden, ihre verschiedenen Bildungen unter einen Hauptbegriff zu bringen und auf diese Art die Vergleichung zu erleichtern.

A. Verschiedenheit der Einschränkung und Ausbreitung des ganzen Knochen-Systems.

Wir haben schon den osteologischen Typus im Ganzen dargestellt und die Ordnung festgesetzt, nach welcher wir seine Theile durchgehen wollen. Ehe wir nun aber zum Besondern schreiten; ehe wir es wagen, die Eigenschaften auszusprechen, welche jedem Knochen im allgemeinsten Sinne zukommen, dürfen wir uns die Hindernisse nicht verbergen, welche unsern Bemühungen entgegenstehen könnten.

Indem wir jenen Typus aufstellen, und zwar als eine allgemeine Norm, wornach wir die Knochen der sämmtlichen Säugethiere zu beschreiben und zu beurtheilen denken, setzen wir in der Natur eine gewisse Consequenz voraus; wir trauen ihr zu, daß sie in allen einzelnen Fällen nach einer gewissen Regel verfahren werde. Auch können wir darinnen nicht irren. Schon oben sprachen wir unsere Ueberzeugung aus, in der uns jeder flüchtige Blick auf das Thierreich bestärkt: daß ein gewisses allgemeines Bild allen diesen einzelnen Gestalten zu Grunde liege.

Allein die lebendige Natur könnte dieses einfache Bild nicht in das Unendliche vermannigfaltigen, wenn sie nicht einen großen Spielraum hätte, in welchem sie sich bewegen kann, ohne aus den Schranken ihres Gesetzes herauszutreten. Wir wollen also zuerst zu bemerken suchen, worin die Natur bei Bildung der einzelnen Knochen sich unbeständig zeigt, sodann, worin sie sich beständig erweist, und es wird uns möglich sein, auf diesem Wege die allgemeinen Begriffe festzusetzen, nach welchen jeder einzelne Knochen durch das ganze Thierreich zu finden ist.

Die Natur ist unbeständig in der Ausbreitung und Einschränkung des Knochen-Systems.

Das Knochengebilde kann als Theil eines organischen Ganzen nicht isolirt betrachtet werden. Es steht mit allen übrigen Theilen, den halbharten und weichen, in Verbindung. Die übrigen Theile sind mehr oder weniger mit dem Knochen-System verwandt und fähig, in den festen Zustand überzugehen.

Wir sehen Dieses deutlich bei der Erzeugung der Knochen, vor und nach der Geburt eines wachsenden Thieres, wo die Membranen, Knorpel und nach und nach die Knochenmassen gebildet werden; wir sehen es bei alten Personen, im kranken Zustande, wo mehrere Theile, welche die Natur nicht mit zum Knochen-System bestimmt hat, verknöchern und zu demselben hinübergezogen werden und dasselbe dadurch gleichsam ausgebreitet wird.

Eben dieſes Verfahren hat ſich die Natur vorbehalten bei Bildung der Thiere hier und da anzuwenden, und die Knochenmaſſe dorthin zu bringen, wo bei andern nur Sehnen und Muskeln ſich befinden. So hängt z. B. bei einigen Thieren (bis jetzt iſt es mir vom Pferd und Hund bekannt) mit dem Knorpel des Processus styloideus ossis temporum ein länglicher, flacher, faſt wie eine kleine Rippe geſtalteter Knochen zuſammen, deſſen weitere Beſtimmung und Verbindung aufzuſuchen iſt. So iſt bekannt, daß z. B. der Bär, einige Fledermäuſe einen Knochen in der männlichen Ruthe haben, und es werden ſich ſolcher Fälle noch mehrere finden.

Es ſcheint aber auch im Gegentheile die Natur ihr Knochen-System manchmal einzuſchränken und hier und da Etwas fehlen zu laſſen, wie z. B. das Schlüſſelbein mehreren Thieren völlig abgeht.

Es drängen ſich uns bei dieſer Gelegenheit mehrere Betrachtungen auf, bei denen aber hier zu verweilen außer der Zeit ſein würde; z. B. wie der Verknöcherung gewiſſe Grenzen geſetzt ſind, welche ſie nicht überſchreitet, ob man gleich nicht bemerken kann, was ſie zurückhält. Ein auffallendes Beiſpiel zeigt ſich an den Knochen, Knorpeln und Membranen des Schlundes.

So wird es uns, um nur einen Seitenblick in die weite Natur zu thun, künftig merkwürdig werden, wenn wir ſehen, wie, bei Fiſchen und Amphibien, ſich oft große Knochenmaſſen auf die Haut werfen und, wie wir bei der Schildkröte wahrnehmen, die äußern, gewöhnlich weichen und zarten Theile in einen harten und ſtarren Zuſtand übergehen.

Doch müſſen wir uns vorerſt in unſern engen Kreis einſchließen und nur Das nicht außer Acht laſſen, was eben angezeigt worden, daß nämlich flüſſige, weiche und ganz harte Theile in einem organiſchen Körper als Eins angeſehen werden müſſen, und daß es der Natur frei ſtehe, bald da, bald dorthin zu wirken.

B. Verſchiedenheit des Verwachſens.

Wenn wir jene Knochenabtheilungen bei verſchiedenen Thieren aufſuchen, ſo finden wir, daß ſie nicht überall dieſelbigen zu ſein ſcheinen, ſondern daß ſie manchmal zuſammen verwachſen, manchmal von einander getrennt, in verſchiedenen Gattungen und Arten, ja ſogar in verſchiedenen Individuen derſelben Art, beſonders auch von verſchiedenen Altern dieſer Individuen gefunden werden, ohne daß man eben ſogleich eine Urſache dieſer Mannigfaltigkeit anzugeben wüßte.

Es iſt dieſer Punct, ſoviel mir bewußt iſt, noch niemals recht durchgearbeitet worden, und es ſind daher die Differenzen bei Beſchreibung des menſchlichen Körpers entſtanden, wo ſie zwar, wenn ſie auch nicht förderlich ſind, dennoch wegen der Beſchränktheit des Gegenſtandes allenfalls nicht hinderlich ſein mögen.

Wollen wir nun aber unſere oſteologiſchen Kenntniſſe über die ſämmtlichen Säugethiere ausbreiten; wollen wir dabei ſo zu Werke gehen, daß wir durch unſere Methode ſelbſt den andern Thier-Claſſen, den Amphibien und Vögeln, uns nähern, ja zuletzt an eben dem Faden uns durch die ganze Reihe der organiſchen Körper durchfinden können: ſo müſſen wir freilich anders zu Werke gehen und wie das alte Sprüchwort ſagt, um gut zu lehren, gut unterſcheiden.

Es iſt bekannt, daß ſchon beim menſchlichen Fötus und bei einem neugebornen Kinde ſich mehrere Knochenabtheilungen finden als bei einem Halberwachſenen, und bei dieſem wieder mehr als bei einem aufgewachſenen oder veralteten Menſchen.

Wie empiriſch man aber zu Werke gegangen, um die menſchlichen Knochen, beſonders die Knochen des Kopfes, zu beſchreiben, würde auffallender ſein, wenn uns nicht die Gewohnheit dieſe fehlerhafte Methode erträglich gemacht hätte. Man verſucht nämlich in einem gewiſſen, nicht ganz beſtimmten Alter durch mechaniſche Hülfsmittel den Kopf auseinander zu treiben, und was ſich alsdann ſeparirt, nimmt man als Theile an, die man, wie ſie ſich zuſammen befinden, als ein Ganzes beſchrieben werden.

Es ſcheint ſehr ſonderbar, daß man bei andern Syſtemen, z. B. bei den Muskeln, Nerven, Gefäßen, bis auf die kleinſten Abtheilungen vorgedrungen iſt, und bei dem Knochengebäude ſich mit einem oberflächlichen Begriff theils lange befriedigt hat, theils noch befriedigt. Was iſt z. B. der Idee ſowohl als der Beſtimmung des Os temporum und des Os petrosum mehr zuwider, als wenn man Beide zuſammen beſchreibt? Und doch iſt es lange geſchehen, da uns doch die vergleichende Knochenlehre zeigen wird, daß wir, um einen deutlichen Begriff von der Bildung des Gehör-Organs zu erhalten, nicht allein das Os petrosum ganz abgeſondert vom Os temporum betrachten, ſondern jenes ſogar in zwei verſchiedene Theile theilen müſſen.

Werden wir nun in der Folge ſehen, daß dieſe verſchiedenen Verwachſungen der Knochen, wo nicht zufälligen (denn im organiſchen Körper kann Nichts zufällig ſein), doch ſolchen Geſetzen unterworfen ſind, die nicht leicht zu erkennen oder, wenn man ſie erkannt hat, nicht leicht anzuwenden ſind: ſo bleibt uns wohl Nichts übrig als, da wir durch die Unterſuchun-

tung jenes Typus nun dazu gelangen, alle möglichen Knochentheilungen zu kennen, nunmehr bei Untersuchung der Skelette einer jeglichen Gattung, Art und sogar der Individuen, bei unserer Beschreibung anzugeben, welche Abtheilungen verwachsen, welche noch bemerkbar, und welche trennbar sind. Wir erhalten dadurch den großen Vortheil, daß wir die Theile auch alsdann noch erkennen, wenn sie uns selbst keine sichtbaren Zeichen ihrer Absonderungen mehr geben, daß uns das ganze Thierreich unter einem einzigen großen Bilde erscheint, und daß wir nicht etwa glauben, was in einer Art, ja was in einem Individuum verborgen ist, müsse demselben fehlen. Wir lernen mit Augen des Geistes sehen, ohne die wir, wie überall, so besonders auch in der Naturforschung, blind umhertasten.

So gut wir z. B. wissen, daß beim Fötus das Hinterhauptbein aus mehreren Theilen zusammengesetzt ist, und uns diese Kenntniß die Bildung des vollkommen zusammengewachsenen Hinterhauptbeines begreifen und erklären hilft: so wird uns auch die Erfahrung die bei manchen Thieren noch deutlichen Knochenabtheilungen und die oft seltsame, schwer zu begreifende, und selbst schwer zu beschreibende Form desselbigen Knochens an andern Thieren und vorzüglich am Menschen erläutern; ja wir werden, wie eben schon bemerkt worden, um die schon sehr complicirte Bildung der Säugethiere zu erklären, weiter hinabsteigen, und selbst von den Amphibien, von den Fischen und weiter hinab uns Hülfsmittel zu unserer Einsicht zu verschaffen haben. Ein merkwürdiges und auffallendes Beispiel wird die untere Kinnlade geben.

C. Verschiedenheit der Grenzen.

Noch ein anderer, obgleich seltener Fall macht uns einige Hindernisse bei Aufsuchung und Anerkennung der einzelnen Knochen. Wir finden nämlich, daß sie manchmal andere Grenzen zu haben und andere Nachbaren als gewöhnlich zu berühren scheinen. — So reicht z. B. der Seitenfortsatz des Zwischenkieferknochens beim Katzengeschlecht bis an den Stirnknochen hinauf und trennt die obere Kinnlade von dem Nasenknochen.

Dagegen wird beim Ochsen die Maxilla superior vom Nasenbeine durch's Thränenbein getrennt.

Beim Affen verbinden sich die Ossa lacrymalia mit dem Osse sphenoideo und trennen das Os frontis und temporum von einander.

Diese Fälle sind genauer mit ihren Umständen zu untersuchen; denn sie können nur scheinbar sein, und zwar auf eine bei Beschreibung der Knochen näher anzugebende Weise.

D. Verschiedenheit der Zahl.

Daß die äußersten Glieder der Extremitäten auch in der Zahl verschieden sind, ist bekannt; und es folgt, daß die Knochen, welche diesen Gliedern zum Grunde liegen, gleichfalls der Zahl nach verschieden sein müssen. So finden wir die Knochenzahl der Hand- und Fußwurzel, der Mittelhand und des Mittelfußes, ebenso wie die Zahl der Fingerglieder bald mehr, bald minder, und zwar dergestalt, daß, wie die einen sich vermindern, die andern auch weniger werden müssen, wie bei der einzelnen Betrachtung dieser Theile gezeigt wird.

Ebenso vermindert sich die Zahl der Wirbelknochen, sowohl des Rückens, der Lenden, des Beckens als des Schwanzes; so auch die Zahl der Rippen, der wirbelförmig oder flach gestalteten Theile des Sternum; so vermindert oder vermehrt sich die Anzahl der Zähne, durch welchen letzten Unterschied sehr große Diversität in den Bau des Körpers gebracht zu sein scheint.

Doch macht uns die Beobachtung, welche die Zahl betrifft, die wenigste Mühe, weil sie die leichteste von allen ist und uns, wenn wir genau sind, nicht leicht mehr überraschen kann.

E. Verschiedenheit der Größe.

Da die Thiere von einander an Größe sehr verschieden sind, so müssen es auch ihre Knochentheile sein. Diese Verhältnisse sind dem Maß unterworfen und sind die Messungen hier brauchbar, welche von mehreren Anatomen, besonders von Daubenton, gemacht worden. Wären diese Knochentheile nicht auch oft in ihrer Form verschieden, wie wir im Folgenden sehen werden, so würde uns der Unterschied der Größe wenig irre machen, weil z. B. ein Femur des größern Thieres mit dem des kleinern leicht zu vergleichen ist.

Bei dieser Gelegenheit ist eine Bemerkung zu machen, welche in das Allgemeine der Naturgeschichte eingreift. Es entsteht nämlich die Frage: ob Größe auf Bildung, auf Form Einfluß habe und inwiefern?

Wir wissen, daß alle sehr großen Thiere ungeheuer unförmlich sind, daß nämlich entweder die Masse über die Form zu herrschen scheint, oder daß das Maß der Glieder gegen einander kein glückliches Verhältniß habe.

Dem ersten Anblick nach sollte man denken, es müsse ebenso möglich sein, daß ein Löwe von zwanzig Fuß entstehen könnte, als ein Elephant von dieser Größe, und daß sich derselbe so leicht müsse bewegen können, als die jetzt auf der Erde befindlichen Löwen, wenn Alles verhältnißmäßig proportionirt wäre. Allein die Erfahrung lehrt uns, daß vollkommen ausgebildete Säugethiere über eine gewisse Größe nicht

hinausſchreiten, und daß daher bei zunehmender Größe auch die Bildung anfange, zu wanken und Ungeheuer auftreten. Selbſt am Menſchen will man behaupten, daß übermäßig großen Individuen Etwas an Geiſte abgehe, daß kleine hingegen ihn lebhafter zeigen. Man hat ferner die Bemerkung gemacht, daß ein Geſicht, im Hohlſpiegel ſehr vergrößert geſehen, geiſtlos ausſehe; eben als wenn auch in der Erſcheinung nur die körperliche Maſſe, nicht aber die Kraft des belebenden Geiſtes hier vergrößert werden könnte.

V. Verſchiedenheit der Form.

Es tritt nun aber die größte Schwierigkeit ein, welche daher entſpringt, daß auch die Knochen verſchiedener Thiere einander in der Form höchſt unähnlich ſind. Daher geräth der Beobachter, mag er ganze Skelette vor ſich haben oder nur einzelne Theile, gar oft in Verlegenheit. Findet er die Theile außer dem Zuſammenhange, ſo weiß er oft nicht, wofür er ſie erklären ſoll; hat er ſie aber auch erkannt, ſo weiß er nicht, wie er ſie beſchreiben und inſonderheit, wie er ſie vergleichen kann, da ihm, bei völliger Verſchiedenheit der äußern Bildung, das Tertium comparationis zu mangeln ſcheint. Wer würde z. B. den Oberarm eines Maulwurfs und des Haſens für ebendenſelben Theil verwandter organiſcher Weſen halten? Von den Arten jedoch wie gleiche Glieder verſchiedener Thiere in der Form ſo ſehr von einander abweichen können, und die uns erſt bei der Ausführung ganz deutlich werden dürften, wollen wir uns vorerſt folgende vorzüglich merken.

Bei dem einen Thiere kann der Knochen einfach ſein und nur gleichſam das Rudiment dieſes Organs vorſtellen, bei andern hingegen derſelbe Knochen in ſeiner völligen Ausbildung und in ſeiner möglichen Vollkommenheit ſich finden. — So iſt z. B. der Zwiſchenknochen des Rehes von dem Zwiſchenknochen des Löwen ſo unterſchieden, daß bei'm erſten Anblick keine Vergleichung Statt zu haben ſcheint.

So kann ein Knochen zwar in einem gewiſſen Sinne ausgebildet, aber durch die übrige Bildung zuſammengedrängt und mißgeſtaltet ſein, daß man gleichfalls kaum wagen würde, ihn für denſelbigen Knochen zu erkennen. In dieſem Fall ſind die Ossa bregmatis der Hörner und Geweihe tragenden Thiere gegen die Ossa bregmatis des Menſchen, der Zwiſchenknochen des Wallroſſes gegen den irgend eines Raubthieres.

Ferner aber Knochen, der bloß nothdürftig ſeine Beſtimmung erfüllt, hat auch eine beſtimmtere und kenntlichere Form als derſelbe Knochen, der mehr Knochenmaſſe zu haben ſcheint, als er zu eben dieſer Beſtimmung braucht; daher er ſeine Geſtalt auf eine ſonderbare Weiſe verändert, beſonders aber aufgebläht wird. So machen ungeheure Sinuoſitäten die Flächenknochen bei'm Ochſen und Schweine völlig unkenntlich, da hingegen dieſelben bei den Katzenarten außerordentlich ſchön und deutlich gefunden werden.

Noch eine Art, wodurch ein Knochen ſich unſern Augen beinahe völlig verlieren kann, iſt, wenn er mit einem Nachbar zuſammenwächſ't, und zwar dergeſtalt, daß wegen beſonderer Umſtände der Nachbar mehr Knochen-Materie braucht, als ihm bei einer regelmäßigen Bildung beſtimmt wäre. Dadurch wird dem andern verwachſenen Knochen ſo viel entzogen, daß er ſich faſt gänzlich verzehrt. So verwachſen die ſieben Halswirbelknochen des Wallfiſches mit einander, und zwar dergeſtalt, daß man faſt nur den Atlas mit einem Anhange zu ſehen glaubt.

Dagegen iſt das Beſtändigſte der Platz, in welchem der Knochen jedes Mal gefunden wird, und die Beſtimmung, wozu er ſich in einem organiſchen Gebäude bequemt. Wir werden daher bei unſerer Ausarbeitung den Knochen jeder Zeit zuerſt an ſeinem Platze aufſuchen und finden, daß er auf demſelben, wenn auch verſchoben, gedrückt und verrückt gefunden wird, manchmal auch zu großer Ausdehnung gelangt. Wir wollen ſehen, was er dem Platze nach, den er in der Organiſation einnimmt, für einer Beſtimmung dienen muß. Es wird ſich hieraus erkennen laſſen, was er nach ſeiner Beſtimmung für eine Form haben müſſe, von der er wenigſtens im Allgemeinen nicht abweichen kann.

Man wird alsdann die möglichen Abweichungen dieſer Form theils aus dem Begriff, theils aus der Erfahrung herleiten und abſtrahiren können.

Man wird bei jedem Knochen verſuchen, die Abweichungen, in denen er ſich zeigt, in einer gewiſſen anſchaulichen Ordnung vorzutragen, dergeſtalt, daß man ſich vom Einfachen zum Vielfachen und Ausgebildeten, oder umgekehrt, eine Reihe darlegt, je nachdem die beſondern Umſtände der Deutlichkeit am günſtigſten ſcheinen. Man ſieht leicht ein, wie wünſchenswerth vollſtändige Monographien einzelner Knochen durch die ganze Claſſe der Säugethiere wären, ſowie wir oben vollſtändigere und genauere Beſchreibung mit Rückſicht auf den auszubildenden Typus gewünſcht haben.

Bei gegenwärtiger Bemühung werden wir verſuchen, ob nicht ein Vereinigungspunct ſei, um welchen wir die gemachten und noch zu machenden Erfahrungen über dieſen Gegenſtand in einen überſehbaren Kreis vereinigen können.

VIII. Nach welcher Ordnung das Skelet zu betrachten, und was bei den verschiedenen Theilen desselben zu bemerken sei.

In der Abhandlung über diesen Gegenstand müssen die allgemeinen Bemerkungen schon vorgelegt und dem Beobachter im Ganzen bekannt sein, worauf er überhaupt zu sehen hat, und wie die Bemerkung vorzüglich anzustellen ist, damit bei der Beschreibung, wozu gegenwärtiges Schema dienen soll, Nichts vorkomme, was allen Thieren gemein ist, sondern Dasjenige, worin sie von einander abweichen. So werden z. B. in der allgemeinen Beschreibung die Knochen des Hauptes, wie sie neben einander stehen, und wie sie mit einander verbunden sind, beschrieben. Bei dieser einzelnen Beschreibung hingegen wird nur bemerkt, wenn sie ihre Nachbarschaft, wie manchmal geschieht, verändern.

So wird z. B. ein Beobachter wohl thun, wenn er bemerkt, ob ein Knochen des Hauptes oder ein Theil desselben sinuos sei, und dieses am Ende in der allgemeinen Anmerkung über denselben allenfalls beibringen. Mehrere solche Momente der Beschreibung werden sich im folgenden ergeben.

Caput.

Os intermaxillare.

Pars horizontalis s. palatina,
Pars lateralis s. facialis,
Margo anterior.

N. B. Man kann bei diesem, sowie bei den übrigen Gesichts- und andern Knochen, deren Gestalt sich sehr verändert, erst Etwas über die allgemeine Gestalt voranschicken, ehe man an die Gestalt der Theile geht, weil alsdann diese sich von selbst geben.

Dentes,
  spitze,
  stumpfe,
  flache,
  flache und gekrönte.
Canales incisivi.

Hierbei fragt sich, ob der Raum zwischen dem Os intermax. groß oder klein ist.

Maxilla superior.

Pars palatina s. horizontalis,
Pars lateralis s. perpendicularis,
Margo s. pars alveolaris,
Dentes.
  Schneide,
    proportionirlich klein oder groß;
  spitz,
  stumpf,
  gebogen,
  nach oben oder nach unten gerichtet,
  Backzähne,
    einfach und spitz,
    zusammengesetzt und breit,
    mit Kronen, deren innere Knochenblättchen mit den äußern nach einer Richtung gehen,
    mit labyrinthartigen Kronen,
    mit sehr gedrängten Labyrinthen,
    dreispitzige,
    flache.

Foramen infraorbitale.

Nur foramen:
  mehr oder weniger langer Canal, dessen Austritt im Gesichte zu bemerken;
  ist manchmal doppelt.

Os palatinum.

Pars horizontalis s. palatina,
Pars lateralis,
Pars posterior,
Processus hamatus,
Canalis palatinus.

Wollte man ja einmal messen und auf diese Weise eine Vergleichung anstellen, so könnte man vorgemeldete drei Knochen, die zusammen den Gaumen ausmachen, messen, und ihre Länge unter einander sowie auch die Breite zur allgemeinen Länge vergleichen.

Os zygomaticum.

Seine mehr oder weniger zusammengedrängte Gestalt.

Seine Verbindung mit den benachbarten Knochen, die nicht immer gleich ist. In welchen Fällen er sinuos ist, und wohin sich der Sinus verbindet.

Os lacrymale.

Pars facialis,
Pars orbitalis,
Canalis.

Os nasi.

Verhältniß der Länge zur Breite. Inwiefern sie als länglich viereckige Blättchen oder mit andern Eigenschaften erscheinen. Ihre Verbindung und Nachbarschaft mit andern Knochen, welche nicht immer gleich ist.

Die große Fontanelle, die mit der Membran zugeschlossen ist, zwischen ihm und dem benachbarten Knochen.

Os frontis.

Bei demselben ist vorzüglich wegen der Sinuum auf die innere und äußere Lamelle des Knochens zu sehen. Die äußere Lamelle geht in einer Fläche oder in einem Bogen fort, macht nach außen zu den obern Theil der Stirne; inwendig aber verläßt die innere Lamelle, indem sie sich an das Os ethmoideum festsetzt, die äußere und bildet die sogenannten Sinus frontales. Die Sinus des übrigen ganzen Knochens, die sich mit den vorhergehenden verbinden, und die Sinuosität der Fortsätze.

Die Höhlen als Fortsetzung der Sinuum sind

Märten.

Ihr seyd vorsichtig.

Schnaps.

Das ist die erste Tugend.

Märten.

Wo kommt Ihr her?

Schnaps.

Hm! Hm!

Märten.

Seit acht Tagen hat man Euch nicht gesehen.

Schnaps.

Ich glaub' es.

Märten.

Habt Ihr auswärts eine Cur verrichtet?

Schnaps.

Vater Martin! — Ich habe curiren gelernt.

gewunden oder gerade. — Hörner, die nicht hohl sind und auch nicht auf Sinus aufstehen.

Der Processus zygomaticus knöchern oder membranös.

Wie die Nachbarschaft des Augapfels auf die innere Gestalt des Gehirnes wirkt und das Os ethmoideum zusammengedrückt oder frei läßt.

Os ethmoideum.

Gedrückt.

In freier Ausbreitung.

Merkwürdig das Maß zur Breite der ganzen Hirnhöhle.

Beschaffenheit der Lamellen des Körpers des ganzen Siebbeines.

Vomer.

Conchae.

Einfach gewunden, sehr mannigfaltig gewunden.

Os sphenoideum anterius.

Corpus.

Seine Sinositäten merkwürdig in Vergleich mit den Lamellen des Ossis ethmoidei.

Alae. Fragte sich, ob man sie nicht irgendwie im menschlichen Foetus getrennt fände.

Os sphenoideum posterius.

Corpus.

Alae.

Sinuositates.

Vergleichung der beiden Knochen unter einander, besonders der Flügel und der Ausdehnung derselben.

Os temporum.

Die Form der Partis squamosae. Process. zygomaticus mehr oder weniger lang und kurz. Merkwürdige Sinositäten dieses Knochens.

Os bregmatis.

Die verschiedenen Gestalten; Verhältniß ihrer Größe gegen den Stirnknochen.

Os Occipitis.

Basis. Vergleicht sich im Durchschnitte den beiden Oss. sphenoideis und dem Os ethmoideum.

Partes laterales.

Processus styloidei, manchmal gerade, bisweilen krumm.

Pars lambdoidea.

Bulla.

Collum.

Bulla sive marsupium, nimmt manchmal die Gestalt eines Processus mastoidei an, muß aber nicht mit demselben verwechselt werden.

Os petrosum.

Pars externa ist öfters spongiös, öfters sogar hohl; setzt sich nach außen zwischen das Os temporum und Os occipitis.

Pars interna. In diesen gehen die Gehörnerven.

Ist ein sehr fester, elfenbeinartiger Knochen.

Kleine bewegliche Knochen der Gehörwerkzeuge.

Truncus.

Vertebrae colli.

Ueberhaupt sind ihre Länge, Breite und Stärke zu bemerken.

Atlas, besonders in die Breite gebildet; deutet auf Verwandtschaft mit den Schädelknochen.

Epistropheus. Hoher und breiter Rückenfortsatz.

Vertebra tertia. Bemerken der Gestalt, der Seiten und Dornfortsätze.

Vertebra quarta. Abweichungen dieser Gestalt.

Vertebra quinta. Weitere Abweichung.

Vertebra sexta. An dieser entstehen die flügelartigen Fortsätze, von denen die stufenweisen Abweichungen der vorigen gleichsam Vorboten waren.

Vertebra septima. Kleiner knopfartiger Seitenfortsatz. Articular-Fläche für die Knöpfchen der ersten Rippe.

Vertebrae dorsi.

Sie zu zählen.

Worauf bei ihnen zu sehen, und wie sie von einander abweichen, ist noch näher zu bestimmen.

Die Größe und Richtung der Processuum spinosorum anzugeben.

Vertebrae lumborum.

Sie zu zählen.

Die Gestalt und Richtung der Processuum lateralium et horizontalium ist anzugeben.

Von den regelmäßigen Abweichungen ihrer Gestalt ist umständlicher zu handeln.

N. B. Wir bleiben zwar bei der gewöhnlichen Eintheilung, daß wir die Vertebrae, an welche Rippen anstoßen, Vertebrae dorsi, die übrigen aber lumborum nennen. Allein wir bemerken bei den Thieren noch eine andere Eintheilung; der Rücken hat nämlich eine gewisse Mitte, von welcher sowohl die Processus spinosi sich hinterwärts, als die breitern Processus sich vorwärts neigen. Diese Mitte ist gewöhnlich vor der dritten falschen Rippe.

Die Vertebrae bis zur Mitte und von da nach hinten sind zu zählen, und wenn etwas Merkwürdiges vorkommt, ist es zu notiren.

Vertebrae pelvis.

Ihre mehr und weniger Verwachsung ist zu bemerken.

Sie sind zu zählen.

Vertebrae caudae.

Sie sind zu zählen.

Ihre Gestalt zu bemerken.

Oft haben sie flügelartige Seitenfortsätze, die sich nach und nach verlieren, da denn der

Wirbelknochen endlich in den phalangenartigen übergeht.

Costae.

Verae.

Sind zu zählen.

Ihre Länge und Stärke zu beobachten.

Ihre Beugung mehr oder weniger.

Die Abweichung ihres obern Theiles iſt zu bemerken, und was davon allgemein iſt.

Der Hals nämlich wird nach und nach kürzer, das Tuberculum breiter und nähert ſich mehr dem Capitulum.

Spuriae.

Wie bei den vorigen.

Sternum.

Vertebrae sterni.

Sind zu zählen.

Phalangenartig.

Flach gedrückt.

Ueberhaupt die Geſtalt des Sterni, ob es lang oder kurz ſei, ob die Vertebrae von vorne nach hinten ſich ähnlich bleiben, oder ob in der Geſtalt Abweichungen zu bemerken ſind.

Inwiefern ſie feſt oder poros ſind u. ſ. w.

Adminicula.

Anteriora.

Maxilla inferior.

Bei dieſer hat man ſich zuerſt aus Beiſpielen an Fiſchen und Amphibien, aus was für Theilen ſie zuſammengeſetzt ſei, bekannt zu machen und ſich alsdenn auf einer thieriſchen Kinnlade die Suturen und Harmonien zu zeichnen. Bei Mammalien beſteht ſie immer aus zwei Theilen, die manchmal ſogar in der Mitte verwachſen ſind.

Inwiefern es nöthig ſei, von der bei'm Menſchen gewöhnlichen Eintheilung und Terminologie abzugehen, wird noch zu überlegen ſein.

Dentes.

Fehlen,

oder ſind gegenwärtig.

Schneidezähne.

Eckzahn; deſſen Größe.

Backzähne. Siehe obere Kinnlade.

Media.

Scapula.

Wird die Eintheilung des menſchlichen Schulterblattes zuerſt beizuhalten ſein.

Geſtalt.

Proportion von der Länge zur Breite.

Clavicula.

Ob ſie da iſt oder fehlt.

Verhältniß ihrer Länge zur Breite.

Humerus.

Bei dieſem und bei allen langen Knochen zu bemerken, ob die Epiphyses verwachſen ſind oder nicht.

Bei'm Humerus zu bemerken, inwiefern ſeine Neigung, ſich dehnen zu laſſen, mehr oder weniger erſcheint.

Länge.

Kürze, und was ſonſt noch in die Augen fallen möchte.

Ulna.

Hat ihren ſtärkſten Theil oben und ihren ſchwächſten unten. Inwiefern die Röhre an Stärke dem Radius gleich kommt oder nach Art einer Fibula ſich an ihn anlegt und mehr oder weniger mit ihm verwächſt.

Radius.

Hat ſeinen ſtärkſten Theil unten, und ſeinen ſchwächſten oben, erhält ein Uebergewicht über die Ulna und wird Fulcrum. Zugleich geht die Supination verloren und das Thier bleibt zuletzt in beſtändiger Pronation ſtehen.

Siehe Ulna.

Carpus.

Die Zahl der Knochen, und wenn ſie ſich vereiniget. Wo möglich zu unterſcheiden, welche Knochen bleiben, und welche ſich verlieren. Wahrſcheinlich ſind die beſtändig, welche an den Radius und die Ulna ſtoßen. Wahrſcheinlich ſind die unbeſtändig, welche mit den Phalangen ſich verbinden.

Ossa metacarpi.

Zahl.

Verhältniß der Länge.

Digiti.

Zahl der Phalangen; werden wahrſcheinlich immer drei gefunden. Solche bei den Solidungulis und Bisulcis zu verfolgen und zu beſchreiben.

Ungues, Ungulae.

Postica.

Werden mit dem Trunco verbunden durch das

Os ilium,

Os ischii,

Os pubis.

Ihre Geſtalt.

Das Verhältniß der Länge zur Breite zu bemerken.

Die Theile könnten nach den menſchlichen einſtweilen beſchrieben werden. Wäre auf die Synchondroses zu ſehen, ob ſie verknöchern oder durch Suturen zuſammenhängen.

Femur.

Der Knochen iſt oft gerade, manchmal wenig gebogen, manchmal gebrecht. Dabei zu bemerken, ob die Epiphyses verwachſen oder loſe ſind. Bei einigen Thieren ſcheint noch ein dritter Trochanter zu exiſtiren. Uebrigens werden auch hier die Theile wie bei der Beſchrei-

bung des menſchlichen Femur beibehalten werden können.

Patella.

Tibia.

Seiten mit der Fibula von gleicher oder annahender Stärke der Röhre.

Bei rudernden Thieren iſt zu bemerken ihre größere Verſtärkung und ihr völliges Uebergewicht über die Fibula bei andern.

Frage wegen der Epiphyses.

Fibula.

Steht nach unten und innen zu, wird immer ſchmäler bei verſchiedenen Thieren, verwächſt zuletzt ganz bei einigen mit der Tibia.

Die Gradationen zu bemerken und zu beſchreiben, z. B. ob ſie ſich glatt anlegt; ob ſie eine Lücke oder runde Oeffnung noch dazwiſchen läßt.

Tarsus.

Sind deſſen Knochen zu zählen und, wie oben bei'm Carpus geſchehen, welche allenfalls fehlen, und welche vorhanden ſind. Wahrſcheinlich werden auch hier die Nachbarn der Tibia und Fibula beſtändig und Calcaneus und Astragalus vorhanden ſein.

Metatarsus.

Zahl der Knochen, ihre Länge oder Kürze.

Digiti.

Zahl.

Beſonders zu bemerken, welcher Digitus allenfalls fehlt und ob man darüber ein allgemeines Geſetz finden könnte. Wahrſcheinlich verſchwindet der Daumen zuerſt. Auch vermuthe ich, daß manchmal der Ringfinger oder Mittelfinger fehlt. Wie die Zahl der Zehen ſich zu der Zahl der Finger verhält.

Phalanges.

Werden wahrſcheinlich auch immer drei gefunden.

Ungues, Ungulae.

Da der Character, der im Allgemeinen allen Thierknochen durch alle Geſchlechter durch zukommt, erſtlich als Reſultat der Unterſuchung wird aufgeſtellt werden können: ſo wird es bei den Beſchreibungen, die zur Uebung vorgenommen werden, eher nützlich als ſchädlich ſein, ſo zu beſchreiben, wie man vor ſich ſieht. Hält man alsdann die Beſchreibungen zuſammen, ſo findet ſich in Dem, was man wiederholt hat, das Gemeinſame und, bei vielen Arbeiten, der allgemeine Character.

ΑΦΟΡΙΣΜΟΣ.

Mögt Ihr, alſo bereitet, die letzte Stufe zu ſteigen
Dieſes Gipfels, ſo reicht mir die Hand und öffnet den freien
Blick in's weite Feld der Natur. Sie ſpendet die reichen
Lebensgaben umher, die Göttinn; aber empfindet
Keine Sorge wie ſterbliche Frau'n um ihrer Geber'nen Sichere Nahrung; ihr gewährt es nicht: denn zwiefach bedrängte
Sie das höchſte Geſetz, beſchränkte jegliches Leben,
Gab ihm gemeſſ'nes Bedürfniß; und ungemeſſ'ne Gaben,
Leicht zu finden, ſtreute ſie aus, und ruhig bequemlich
Sie das mann'gfache Gewächs'n der vielfach bedürftigen Kinder;
Unerzogen ſchwärmen ſie fort nach ihrer Beſtimmung.

Zweck ſein' ſelbſt iſt jegliches Thier, vollkommen entſpringt es
Aus dem Schooß der Natur und zeugt vollkommene Kinder.
Alle Glieder bilden ſich auf nach ewigen Geſetzen,
Und die ſeltenſte Form bewahrt im Geheimen das Urbild.
So iſt jeglicher Mund geſchickt, die Speiſe zu faſſen,
Welche dem Körper gebührt; es ſei nun ſchwächlich und zahnlos,
Oder mächtig der Kiefer gezähnt; in jeglichem Falle
Fördert ein ſchicklich Organ den übrigen Gliedern die Nahrung.
Auch bewegt ſich jeglicher Fuß, der kurze, der lange,
Ganz harmoniſch zum Sinne des Thieres und ſeinem Bedürfniß.
So iſt jedem der Kinder die volle, treue Geſundheit
Von der Mutter beſtimmt; denn alle lebendigen Glieder
Widerſprechen ſich nie und wirken alle zum Leben.
Alſo beſtimmt die Geſtalt die Lebensweiſe des Thieres,
Und die Weiſe, zu leben, ſie wirkt auf alle Gebilde
Mächtig zurück. So zeigt ſich feſt die geordnete Bildung,
Welche zum Wechſel ſich neigt durch äußerlich wirkende Weſen.
Doch im Innern befindet die Kraft der edlern Geſchöpfe
Sich im heiligen Kreiſe lebendiger Bildung beſchloſſen.
Dieſe Grenzen erweitert kein Gott, es ehrt die Natur ſie:
Denn nur alſo beſchränkt war je das Vollkommene möglich.

Doch im Innern ſcheint ein Geiſt gewaltig zu ringen,
Wie er durchbreche den Kreis, Bildner zu ſchaffen den Formen
Wie dem Weſen; doch was er beginnt, beginnt er vergebens.
Denn zwar drängt er ſich vor zu dieſen Gliedern, zu jenen,
Stattet mächtig ſie aus: jedoch ſchon darben dagegen
Andere Glieder; die Laſt des Uebergewichtes vernichtet
Alle Schönheit der Form und alle freie Bewegung.
Siehſt Du alſo dem einen Geſchöpf beſonderen Vorzug
Irgend gegönnt, ſo frage nur gleich, wo leidet es etwas
Mangel anderswo, und ſuche mit forſchendem Geiſte;
Finden wirſt Du ſogleich zu aller Bildung den Schlüſſel.
Denn ſo hat kein Thier, dem ſämmtliche Zähne den obern
Kiefer umzäunen, ein Horn auf ſeiner Stirne getragen;
Und daher iſt den Löwen gebörnt der ewigen Mutter
Ganz unmöglich zu bilden, und böte ſie alle Gewalt auf:
Denn ſie hat nicht Maſſe genug, die Reihen der Zähne
Völlig zu pfänzen und auch Gewalt und Hörner zu treiben.

Dieſer ſchöne Begriff von Macht und Schranken, von Willkür
Und Geſetz, von Freiheit und Maß, von beweglicher Ordnung,
Vorzug und Mangel erfreue Dich doch! Die heilige Muſe
Bringt harmoniſch in Dir, mit ſanftem Zwange Dich lehrend:
Keinen höhern Begriff erringt der ſittliche Denker,
Keinen der thätige Mann, der dichtende Künſtler; der Herrſcher,
Der verdient, es zu ſein, erfreut nur durch ihn ſich der Krone.

Freue Dich, höchstes Geschöpf der Natur! Du fühlest Dich fähig,
Vor den höchsten Gedanken, zu dem sie schaffend sich aufschwang,
Nachzudenken. Hier stehe nun still, und wende die Blicke Rückwärts; prüfe, vergleiche, und nimm vom Munde der Muse,
Das Du schaust, nicht schwärmst, die liebliche, volle Gewißheit.

Vorträge, über die drei ersten Capitel des Entwurfs einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie, ausgehend von der Osteologie.

1796.

I. Von den Vortheilen der vergleichenden Anatomie und von den Hindernissen, die ihr entgegenstehen.

Durch ein genaues Betrachten der Aeußerlichkeiten organischer Wesen hat die Naturgeschichte an Ausbreitung und Anordnung nach und nach großes gewonnen; und es ist nun Jedem anheim gegeben, durch Aufmerksamkeit und Anstrengen, sich Ueberblick des Ganzen oder Einsicht in das Besondere zu verschaffen.

Dieser glückliche Erfolg wäre aber nicht möglich gewesen, wenn die Naturforscher sich nicht bemüht hätten, die äußern Kennzeichen reihenweis aufzustellen, welche den organischen Körpern, nach ihren verschiedenen Classen und Ordnungen, Gattungen und Arten, irgend zukommen mögen.

So hat Linné die botanische Terminologie musterhaft ausgearbeitet und geordnet dargestellt, daß sie durch nachfolgende Entdeckungen und Bemühungen immer vollständiger werden konnte. So haben uns beide Forster die Kennzeichen der Vögel, Fische und Insecten vorgezeichnet, und dadurch die Möglichkeit genauer und übereinstimmender Beschreibungen erleichtert.

Man wird aber nicht lange mit Bestimmung der äußern Verhältnisse und Kennzeichen sich beschäftigen, ohne das Bedürfniß zu fühlen, durch Zergliederung mit den organischen Körpern gründlicher bekannt zu werden. Denn wie es zwar löblich ist, die Mineralien, auf den ersten Blick, nach ihren äußern Kennzeichen zu beurtheilen und zu ordnen, so muß doch die Chemie zu einer tiefern Kenntniß das Beste beitragen.

Beide Wissenschaften aber, die Zergliederung sowohl als die Chemie, haben für Diejenigen, die nicht damit vertraut sind, eher ein Widerliches als anlockendes Ansehen. Bei dieser denkt man sich nur Feuer und Kohlen, gewaltsame Trennung und Mischung der Körper; bei jener nur Messer, Zerstückelung, Fäulniß und einen ekelhaften Anblick auf ewig getrennter organischer Theile. Doch so verkennt man beide wissenschaftliche Beschäftigungen. Beide üben den Geist auf mancherlei Art, und wenn die eine, nachdem sie getrennt hat, wirklich wieder verbinden, ja durch diese Verbindung eine Art von neuem Leben wieder hervorbringen kann, wie zum Beispiel bei der Gährung geschieht: so kann die andere zwar nur trennen; sie gibt aber dem menschlichen Geiste Gelegenheit, das Todte mit dem Lebenden, das Abgesonderte mit dem Zusammenhängenden, das Zerstörte mit dem Werdenden zu vergleichen, und eröffnet uns die Tiefen der Natur mehr als jede andere Bemühung und Betrachtung.

Wie nöthig es war, den menschlichen Körper zu zergliedern, um ihn näher kennen zu lernen, sahen die Aerzte nach und nach wohl ein, und immer ging das Zergliedern der Thiere neben dem Zergliedern des Menschen, obschon mit ungleichem Schritte, fort. Theils wurden einzelne Bemerkungen aufgezeichnet; man verglich gewisse Theile verschiedener Thiere; allein ein übereinstimmendes Ganzes zu sehen, blieb nur immer ein frommer Wunsch, *) und wird es vielleicht noch lange bleiben.

Sollten wir aber nicht bewogen werden, diesen Wünschen, diesen Hoffnungen der Naturforscher entgegenzugehen, da wir selbst, wenn wir das Ganze nicht aus den Augen verlieren, auf jedem Schritte soviel Befriedigung und selbst Vortheil für die Wissenschaft zu erwarten haben?

Wem ist unbekannt, welche Entdeckungen im Körperbau des Menschen wie der Zootomie schuldig sind? So waren die Milch- und lymphatischen Gefäße, sowie der Umlauf des Bluts, vielleicht noch lange unbekannt geblieben, wenn ihre Entdecker sie nicht zuerst an Thieren bemerkt hätte. Und wie Vieles von Wichtigkeit wird sich nicht auf diesem Wege künftigen Beobachtern offenbaren.

Denn das Thier zeigt sich als Flügelmann, indem die Einfachheit und Einschränkung seines Baues den Character deutlicher ausspricht, die einzelnen Theile größer und characteristisch in die Augen fallender sind.

Die menschliche Bildung aus sich selbst kennen zu lernen, ist anderseits fast unmöglich, weil die Theile derselben in einem eigenen Verhältnisse stehen, weil Manches ineinander gedrängt und verborgen ist, was bei den Thieren sehr deutlich am Tage liegt; weil dieses und jenes Organ, bei den Thieren sehr einfach, bei dem Menschen in einer unendlichen Complication oder Subdivision gefunden wird, so daß Niemand zu sagen vermöchte, ob jemals einzelnen Entdeckungen und Bemerkungen ein Abschluß werden könne.

*) Wolfart: Specimen Medicinae sive desiderata medicinae. Aug. Vind. 1676. 8.

Allein noch wäre zu wünschen, daß, zu einem schnellern Fortschritte der Physiologie im Ganzen, die Wechselwirkung aller Theile eines lebendigen Körpers sich niemals aus den Augen verliere: denn bloß allein durch den Begriff, daß in einem organischen Körper alle Theile auf einen Theil hinwirken, und jeder auf alle wieder seinen Einfluß ausübe, können wir nach und nach die Lücken der Physiologie auszufüllen hoffen.

Die Kenntniß der organischen Naturen überhaupt, die Kenntniß der vollkommnern, welche wir, im eigentlichen Sinn, Thiere und besonders Säugethiere nennen; der Einblick, wie die allgemeinen Gesetze bei verschieden beschränkten Naturen wirksam sind; die Einsicht zuletzt, wie der Mensch dergestalt gebaut sei, daß er so viele Eigenschaften und Naturen in sich vereinige, und dadurch auch schon physisch als eine kleine Welt, als ein Repräsentat der übrigen Thiergattungen existire: alles Dieses kann nur dann am Deutlichsten und Schönsten eingesehen werden, wenn wir, nicht wie bisher leider nur zu oft geschehen, unsere Betrachtungen von oben herab anstellen und den Menschen im Thiere suchen, sondern wenn wir von unten herauf anfangen und das einfachere Thier im zusammengesetzten Menschen endlich wieder entdecken.

Es ist hierin schon unglaublich viel gethan; allein es liegt so zerstreut; so manche falsche Bemerkungen und Folgerungen verdüstern die wahren und ächten; täglich kommt zu diesem Chaos wieder neues Wahre und Falsche hinzu, so daß weder des Menschen Kräfte, noch sein Leben hinreichen, Alles zu sondern und zu ordnen, wenn wir nicht den Weg, den uns die Natur-Historiker äußerlich vorgezeichnet, auch bei der Zergliederung verfolgen und es möglich machen, das Einzelne in übersehbarer Ordnung zu erkennen, um das Ganze nach Gesetzen, die unserm Geiste gemäß sind, zusammen zu bilden.

Was wir zu thun haben, wird uns erleichtert, wenn wir die Hindernisse betrachten, welche der vergleichenden Anatomie bisher im Wege gestanden.

Da schon beim Bestimmen äußerer Merkmale organischer Wesen der Naturfreund in einem unendlichen Felde zu thun hat und mit so vielen Schwierigkeiten streitet; da schon die äußere Kenntniß der vollkommnern Thiere, die über den Erdboden verbreitet sind, so viele mühsame Betrachtung erfordert und ein immer zubringendes Neue uns zerstreut und ängstigt: so konnte der Trieb, auf innere Kenntniß der Geschöpfe gleichfalls zu dringen, nicht eher allgemein werden, als bis eine äußerliche Zusammenstellung weit genug gediehen war. Inzwischen häuften sich einzelne Beobachtungen, indem man theils absichtlich untersuchte, theils die Erscheinungen, wie sie sich zufällig aufdrangen, festzuhalten wußte. Da dieß aber ohne Zusammenhang, ohne allgemeine Uebersicht geschah, so mußte mancher Irrthum sich einschleichen.

Noch mehr verwirrten sich aber die Beobachtungen, da sie oft einseitig aufgenommen, und die Terminologie ohne Rücksicht auf gleich oder ähnlich gebaute Geschöpfe festgesetzt wurde. So ist durch die Stallmeister, Jäger und Fleischer eine Discrepanz in Benennung der äußern und innern Theile der Thiere gekommen, die uns noch bis in die besser ordnende Wissenschaft verfolgt.

Wie sehr es an einem Vereinigungspuncte gefehlt, um welchen man die große Menge Beobachtungen hätte versammeln können, wird zunächst deutlicher werden.

Auch wird der Philosoph gar bald entdecken, daß sich die Beobachter selten zu einem Standpuncte erhoben, aus welchem sie so viele bedeutend bezügliche Gegenstände hätten übersehen können.

Man wendete auch hier, wie in andern Wissenschaften, nicht genug geläuterte Vorstellungsarten an. Nahm die eine Partei die Gegenstände ganz gemein und hielt sich ohne Nachdenken an den bloßen Augenschein, so eilte die andere, sich durch Annahme von Endursachen aus der Verlegenheit zu helfen. Und wenn man auf jene Weise niemals zum Begriff eines lebendigen Wesens gelangen konnte, so entfernte man sich auf diesem Wege von eben dem Begriffe, dem man sich zu nähern glaubte.

Eben so viel und auf gleiche Weise hinderte die fromme Vorstellungsart, da man die Erscheinungen der organischen Welt zur Ehre Gottes unmittelbar deuten und anwenden wollte. Ferner verlor man sich, anstatt bei der durch unsere Sinne verbürgten Erfahrung zu bleiben, in leere Speculationen, wie z. B. über die Seele der Thiere, und was Dem ähnlich sein mag.

Wenn man nun bei der Kürze des Lebens bedenkt, daß die menschliche Anatomie eine unendliche Arbeit erheischt; daß das Gedächtniß kaum hinreicht, das Bekannte zu fassen und zu behalten; daß überdieß noch Anstrengung genug gefordert wird, um das in diesem Kreise einzeln neu Entdeckte zu kennen, auch wohl persönlich durch glückliche Aufmerksamkeit neue Entdeckungen zu machen: so sieht man deutlich, daß auch schon hierzu einzelne Menschen ihr ganzes Leben widmen müßten.

II. Ueber einen aufzustellenden Typus zu Erleichterung der vergleichenden Anatomie.

Die Aehnlichkeit der Thiere, besonders der

vollkommenen unter einander, iſt in die Augen fallend und im Allgemeinen auch ſtillſchweigend von Jedermann anerkannt. Daher ließen ſich, dem bloßen Augenſchein nach, die vierfüßigen Thiere leicht in eine Claſſe begreifen.

Bei der Aehnlichkeit des Affen und Menſchen, bei dem Gebrauch, den einige geſchickte Thiere von ihren Gliedern aus natürlichem Antrieb machen, oder nach vorgängiger künſtlicher Uebung machen lernen, konnte man auf die Aehnlichkeit des vollkommenſten Geſchöpfes mit unvollkommnern Brüdern gar leicht geführt werden, und es fanden von jeher bei Naturforſchern und Zergliederern ſolche Vergleichungen Statt. Die Möglichkeit der Verwandelung des Menſchen in Vögel und Gewild, welche ſich der dichteriſchen Einbildungskraft gezeigt hatte, wurde durch geiſtreiche Naturforſcher nach endlicher Betrachtung der einzelnen Theile auch dem Verſtande dargeſtellt. So trat nun Camper lebhaft hervor, die Uebereinſtimmung der Geſtalt noch weiter hinaus und bis in's Reich der Fiſche zu verfolgen.

Dieß alſo hätten wir gewonnen, ungeſcheut behaupten zu dürfen: daß alle vollkommnern organiſchen Naturen, worunter wir Fiſche, Amphibien, Vögel, Säugethiere und an der Spitze der letzten den Menſchen ſehen, alle nach einem Urbilde geformt ſeien, das nur in ſeinen ſehr beſtändigen Theilen mehr oder weniger hin und her weicht, und ſich noch täglich durch Fortpflanzung aus- und umbildet.

Eingenommen von der aufgefaßten Idee, wagte Camper, auf der ſchwarzen Lehrtafel, durch Kreidestriche, den Hund in ein Pferd, das Pferd in einen Menſchen, die Kuh in einen Vogel zu verwandeln. Er drang darauf, daß man im Hirn des Fiſches das Gehirn des Menſchen erblicken ſolle, und erreichte durch dieſe geiſtreichen, ſprungweiſe gewagten Vergleichungen die Abſicht, den innern Sinn des Beobachters aufzuſchließen, der nur allzu oft von Aeußerlichkeiten gefangen gehalten wird. Nun betrachtete man das Glied eines organiſchen Körpers nicht nur an und für ſich, ſondern gewöhnte ſich, in demſelben das Bild eines ähnlichen Gliedes einer verwandten organiſchen Natur, wo nicht zu ſehen, doch zu ahnen, und begann, der Hoffnung zu leben, daß ältere ſowohl als neuere Beobachtungen dieſer Art geſammelt, durch neu ermunterten Fleiß ergänzt und zu einem Ganzen aufgeſtellt werden könnten.

Allein wenn man auch im Allgemeinen übereinſtimmend nach einem Zweck zu arbeiten ſchien, ſo war doch manche Verwirrung im Einzelnen unvermeidlich. Denn ſo ähnlich im Ganzen die Thiere einander auch ſein mögen, ſo ſind doch gewiſſe einzelne Theile bei verſchiedenen Geſchöpfen an Geſtalt äußerſt verſchieden; und es mußte daher begegnen, daß öfters ein Theil für den andern gehalten, an einer unrechten Stelle geſucht oder geläugnet wurde. Die ſpeciellere Ausführung wird mehrere Beiſpiele darlegen und die Verwirrung zeigen, die uns in frühern Zeiten umfing und noch umfängt.

An dieſer Verwirrung ſcheint beſonders die Methode Schuld zu ſein, welcher man ſich gewöhnlich bediente, weil Erfahrung und Gewohnheit Nichts weiter an die Hand gaben. Man verglich z. B. einzelne Thiere unter einander, wobei für das Ganze Wenig oder Nichts gewonnen war. Denn geſetzt auch, man hätte den Wolf mit dem Löwen recht gut verglichen, ſo wären Beide deßhalb noch nicht mit dem Elephanten in Parallele gebracht. Und wem fällt nicht auf, daß man, nach dieſer Weiſe, alle Thiere mit jedem, jedes Thier mit allen hätte vergleichen müſſen? Eine Arbeit, die unendlich, unmöglich und, würde ſie durch ein Wunder geleiſtet, unüberſehbar und fruchtlos wäre.

(Hier ſind Beiſpiele aus Buffon anzuführen, und das Unternehmen Joſephi's zu beurtheilen.)

Sollte es denn aber unmöglich ſein, da wir einmal anerkennen, daß die ſchaffende Gewalt nach einem allgemeinen Schema die vollkommnern organiſchen Naturen erzeugt und entwickelt, dieſes Urbild, wo nicht den Sinnen, doch dem Geiſte darzuſtellen, nach ihm, als nach einer Norm unſere Beſchreibungen aufzuarbeiten und, indem ſolche von der Geſtalt der verſchiedenen Thiere abgezogen wäre, die verſchiedenſten Geſtalten wieder auf ſie zurückzuführen?

Hat man aber die Idee von dieſem Typus gefaßt, ſo wird man erſt recht einſehen, wie unmöglich es ſei, eine einzelne Gattung als Canon aufzuſtellen. Das Einzelne kann kein Muſter vom Ganzen ſein, und ſo dürfen wir das Muſter für alle nicht im Einzelnen ſuchen. Die Claſſen, Gattungen, Arten und Individuen verhalten ſich wie die Fälle zum Geſetz; ſie ſind darin enthalten, aber ſie enthalten und geben es nicht.

Am Wenigſten iſt der Menſch, bei ſeiner hohen organiſchen Vollkommenheit, eben dieſer Vollkommenheit wegen, als Maßſtab der übrigen unvollkommnern Thiere aufzuſtellen. Man darf die ſämmtlichen Geſchöpfe weder nach der Art, noch in der Ordnung, noch in den Rückſichten unterſuchen und beſchreiben, wie man den Menſchen, ſobald man dieß auf ihn Rückſicht nimmt, betrachten und behandeln muß.

Alle Anmerkungen der vergleichenden Anatomie, welche bei Gelegenheit der menſchlichen beigebracht werden, mögen, einzeln genommen, nützlich und denkenswerth ſein; im Ganzen aber

bleiben ſie unvollſtändig und, genau betrachtet, eher zweckwidrig und verwirrend.

Wie nun aber ein ſolcher Typus aufzufinden, zeigt uns der Begriff deſſelben ſchon ſelbſt an: die Erfahrung muß uns die Theile lehren, die allen Thieren gemein und worin dieſe Theile bei verſchiedenen Thieren verſchieden ſind; alsdann tritt die Abſtraction ein, ſie zu ordnen und ein allgemeines Bild aufzuſtellen.

Daß wir hierbei nicht bloß hypothetiſch verfahren, ſind wir durch die Natur des Geſchäfts verſichert. Denn indem wir uns nach Geſetzen umſehen, wornach lebendige, aus ſich ſelbſt wirkende, abgeſonderte Weſen gebildet werden, ſo verlieren wir uns nicht in's Weite, ſondern belehren uns im Innern. Daß die Natur, wenn ſie ein ſolches Geſchöpf hervorbringen will, ihre größte Mannigfaltigkeit in die abſoluteſte Einheit zuſammenſchließen müſſe, ergibt ſich aus dem Begriff eines lebendigen, entſchiedenen, von allen andern abgeſonderten und mit einer gewiſſen Spontaneität wirkenden Weſens. Wir halten uns alſo ſchon der Einheit, Mannigfaltigkeit, Zweck- und Geſetzmäßigkeit unſers Objects verſichert. Sind wir nun bedächtig und kräftig genug, mit einer einfachen, aber weitumfaſſenden, mit einer geſetzmäßig freien, lebhaften, aber regulirten Vorſtellungsart, unſerm Gegenſtande zu nahen, ihn zu betrachten und zu behandeln; ſind wir im Stande, mit dem Compler von Geiſteskräften, den man Genie zu nennen pflegt, der aber oft ſehr zweideutige Wirkungen hervorbringt, dem gewiſſen und unzweideutigen Genie der hervorbringenden Natur entgegenzudringen; könnten Mehrere in einem Sinne auf den ungeheuern Gegenſtand loswirken: ſo müßte denn doch Etwas entſtehen, deſſen wir uns als Menſchen zu erfreuen hätten.

Ob wir nun aber ſchon unſere Bemühung bloß für anatomiſch erklären, ſo müßte ſie doch, wenn ſie fruchtbar, ja wenn ſie in unſerm Falle überhaupt auch nur möglich ſein ſollte, ſtets in phyſiologiſcher Rückſicht unternommen werden. Man hat alſo nicht bloß auf das Nebeneinanderſein der Theile zu ſehen, ſondern auf ihren lebendigen, wechſelſeitigen Einfluß, auf ihre Abhängigkeit und Wirkung.

Denn wie die Theile, wenn ſie im geſunden und lebendigen Zuſtand ſich alle in einer wechſelſeitigen, unaufhörlichen Wirkung umfaſſen, und die Erhaltung der ſchon gebildeten Theile nur durch gebildete Theile möglich iſt: ſo muß die Bildung ſelbſt, wie in ihrer Grundbeſtimmung, ſo auch in ihren Abweichungen, durch einen wechſelſeitigen Einfluß hervorgebracht und beſtimmt werden, worüber uns aber nur eine ſorgfältige Aufführung Aufſchluß und Deutlichkeit geben kann.

Bei unſerer Vorarbeit zur Conſtruction des Typus werden wir vor allen Dingen die verſchiedenen Vergleichungsarten, deren man ſich bedient, kennen lernen, prüfen und anwenden, ſowie wir auch die angeſtellten Vergleichungen ſelbſt, jedoch mit großer Vorſicht, wegen der darin oft vorkommenden Irrthümer, mehr nach aufgebautem Typus als zu Aufbauung deſſelben benutzen können.

Der Vergleichungsarten aber, deren man ſich mit mehr und minderm Glücke bedient, finden ſich folgende;

Vergleichung der Thiere unter einander und zwar entweder einzeln oder theilweis.

(Aufführung verſchiedener Schriftſteller und Beurtheilung derſelben. Buffon, Daubenton, Duverney, Lozer, Camper, Sömmerling, Blumenbach, Schneider.)

Ebenſo wurden auch Thiere zum Menſchen, zwar nie im Ganzen und abſichtlich, doch theilweiſe und zufällig verglichen.

(Hierbei abermals Autoren und Bemerkungen.)

Ferner iſt man in Vergleichung der Menſchen-Racen unter einander fleißig und aufmerkſam geweſen, und man hat dadurch über die Naturgeſchichte des Menſchen ein heiteres Licht verbreitet.

Die Vergleichung der beiden Geſchlechter mit einander iſt, zu tieferer Einſicht in das Geheimniß der Fortpflanzung, als des wichtigſten Ereigniſſes, der Phyſiologie unentbehrlich. Beider Objecte natürlicher Parallelismus erleichtert ſehr das Geſchäft, bei welchem unſer höchſter Begriff: die Natur könne identiſche Organe dergeſtalt modificiren und verändern, daß dieſelben nicht nur in Geſtalt und Beſtimmung völlig andere zu ſein ſcheinen, ſondern ſogar in gewiſſem Sinne einen Gegenſatz darſtellen, bis zur ſinnlichen Anſchauung herangeführen iſt. Ferner hat man bei Beſchreibung des menſchlichen Körpers ſchon früher darin eine große Erleichterung gefunden, wenn man Haupttheile deſſelben unter einander, z. B. obere und untere Extremitäten, verglich.

Kleinere Theile, z. B. Wirbelknochen, laſſen ſich gleichfalls mit großem Vortheile der Wiſſenſchaft gegen einander halten, weil die Verwandtſchaft der verſchiedenſten Geſtalten ſich dabei dem Beobachter auf das Lebhafteſte aufdringt.

Alle dieſe Vergleichungsarten werden uns bei unſerer Arbeit leiten, und ſie mögen nach aufgeſtelltem Typus immer noch fort zu brauchen ſein; nur wird der Beobachter alsdann den Vortheil haben, daß er ſeine Forſchungen mehr in Bezug auf ein Ganzes anſtellen kann.

III. Ueber die Geſetze der Organiſation überhaupt, inſofern wir ſie bei Conſtruction des Typus vor Augen haben ſollen.

Um uns den Begriff organiſcher Weſen zu erleichtern, werfen wir einen Blick auf die Mineral-Körper. Dieſe, in ihren mannigfaltigen Grundtheilen ſo feſt und unerſchütterlich, ſcheinen in ihren Verbindungen, die zwar auch nach Geſetzen geſchehen, weder Grenze noch Ordnung zu halten. Die Beſtandtheile trennen ſich leicht, um wieder neue Verbindungen einzugehen; dieſe können abermals aufgehoben werden, und der Körper, der erſt zerſtört ſchien, liegt wieder in ſeiner Vollkommenheit vor uns. So vereinen und trennen ſich die einfachen Stoffe, zwar nicht nach Willkür, aber doch mit großer Mannigfaltigkeit, und die Theile der Körper, welche wir unorganiſch nennen, ſind, ungeachtet ihrer Anneigung zu ſich ſelbſt, doch immer wie in einer ſuspendirten Gleichgiltigkeit, indem die nächſte nähere oder ſtärkere Verwandtſchaft ſie aus dem vorigen Zuſammenhange reißt und einen neuen Körper darſtellt, deſſen Grundtheile, zwar unveränderlich, doch wieder auf eine neue oder, unter andern Umſtänden, auf eine Rückzuſammenſetzung zu warten ſcheinen.

Zwar bemerkt man, daß die mineraliſchen Körper, inſofern ſie ähnliche oder verſchiedene Grundtheile enthalten, auch in ſehr abweichenden Geſtalten erſcheinen; aber eben dieſe Möglichkeit, daß der Grundtheil einer neuen Verbindung unmittelbar auf die Geſtalt wirke und ſie ſogleich beſtimme, zeigt das Unvollkommene dieſer Verbindung, die auch ebenſo leicht wieder aufgelöſ't werden kann.

So ſehen wir gewiſſe Mineral-Körper bloß durch das Eindringen fremder Stoffe entſtehen und vergehen; ſchöne, durchſichtige Cryſtalle zerfallen zu Pulver, wenn ihr Cryſtalliſations-Waſſer verraucht und (ein entfernter liegendes Beiſpiel ſei erlaubt) die zu Borſten und Haaren durch den Magnet vereinigten Eiſenfeilſpäne zerfallen wieder in ihren einzelnen Zuſtand, ſobald der mächtig verbindende Einfluß entzogen wird.

Das Hauptkennzeichen der Mineral-Körper, auf das wir hier gegenwärtig Rückſicht zu nehmen haben, iſt die Gleichgiltigkeit ihrer Theile in Abſicht auf ihr Zuſammenſein, ihre Co- oder Subordination. Sie haben nach ihrer Grundbeſtimmung gewiſſe ſtärkere oder ſchwächere Verhältniſſe, die, wenn ſie ſich zeigen, wie eine Art von Neigung ausſehen, weswegen die Chemiker auch ihnen die Ehre einer Wahl bei ſolchen Verwandtſchaften zuſchreiben; und doch ſind es oft nur äußere Determinationen, die ſie da oder dort hin ſtoßen oder reißen, wodurch die Mineral-Körper hervorgebracht werden, ob wir ihnen gleich den zarten Antheil, der ihnen an dem allgemeinen Lebenshauche der Natur gebührt, keineswegs abſprechen wollen.

Wie ſehr unterſcheiden ſich dagegen organiſche Weſen, auch nur unvollkommene! Sie verarbeiten zu verſchiedenen, beſtimmten Organen die in ſich aufgenommene Nahrung und zwar, das Uebrige abſondernd, nur einen Theil derſelben. Dieſem gewähren ſie etwas Vorzügliches und Eigenes, indem ſie Manches mit Manchem auf das Innigſte vereinen und ſo den Gliedern, zu denen ſie ſich hervorbilden, eine das mannigfaltigſte Leben bezeugende Form verleihen, die, wenn ſie zerſtört iſt, aus den Ueberreſten nicht wieder hergeſtellt werden kann.

Vergleichen wir nun dieſe unvollkommenen Organiſationen mit den vollkommenern, ſo finden wir, daß jene, wenn ſie auch die elementaren Einflüſſe mit einer gewiſſen Gewalt und Eigenheit verarbeiten, doch die daraus entſtandenen organiſchen Theile nicht zu der hohen Determination und Feſtigkeit erheben können, die ſie von den vollkommenern Thiernaturen geſchieht. So wiſſen wir, um nicht tiefer herabzuſteigen, daß z. B. die Pflanzen, indem ſie ſich in einer gewiſſen Folge ausbilden, ein und daſſelbe Organ unter ſehr verſchiedenen Geſtalten darſtellen.

Die genaue Kenntniß der Geſetze, wornach dieſe Metamorphoſe geſchieht, wird die botaniſche Wiſſenſchaft, ſowohl inſofern ſie nur beſchreibt, als inſofern ſie in die innere Natur der Pflanzen einzudringen gebraucht, gewiß weiter bringen.

Hier iſt davon nur ſo viel zu bemerken: die uns in die Sinne fallenden organiſchen Theile der Pflanze, Blätter und Blumen, Staubfäden und Stempel, die verſchiedenen Hüllen, und was ſonſt an ihr bemerkt werden mag, ſind Alles ähnliche Organe, die, durch eine Succeſſion von vegetativen Operationen, nach und nach ſo ſehr verändert und bis zum Unkenntlichen hinausgetrieben werden.

Ein Blatt Organ kann als zuſammengeſetztes Blatt ausgebildet und als Stipula in die größte Einfalt zurückgezogen werden. Ebendaſſelbe Organ kann ſich nach verſchiedenen Umſtänden zu einer Tragknoſpe oder zu einem unfruchtbaren Zweige entwickeln. Der Kelch, indem er ſich übereilt, kann zur Krone werden, und die Krone kann ſich rückwärts dem Kelche nähern. Dadurch werden die mannigfaltigſten Bildungen der Pflanzen möglich, und Derjenige, der bei ſeinen Beobachtungen dieſe Geſetze immer vor Augen hat, wird davon große Erleichterung und Vortheil ziehen.

Daß man bei der Geſchichte der Inſecten auf die Metamorphoſe derſelben genau Rückſicht zu nehmen habe, und daß man ohne dieſen Begriff die Oeconomie der Natur in dieſem Reiche keineswegs überſehen könne, war auffallender und iſt früher beherzigt worden. Die Verwandelung der Inſecten an und für ſich genau zu betrachten und mit der Pflanzenverwandelung zu vergleichen, wird ein ſehr angenehmes Geſchäft ſein. Gegenwärtig davon nur ſo viel, als zu unſerm Zwecke dient.

Die Pflanze erſcheint faſt nur einen Augenblick als Individuum und zwar da, wenn ſie ſich als Samenkorn von der Mutterpflanze losläßt. In dem Verfolg des Keimens erſcheint ſie ſchon als ein Vielfaches, an welchem nicht allein ein identiſcher Theil aus identiſchen Theilen entſpringt, ſondern auch dieſe Theile durch Succeſſion verſchieden ausgebildet werden, ſo daß ein mannigfaltiges, ſcheinbar verbundenes Ganzes zuletzt vor unſern Augen daſteht.

Allein daß dieſes ſcheinbare Ganze aus ſehr unabhängigen Theilen beſtehe, gibt theils der Augenſchein, theils die Erfahrung: denn Pflanzen, in viele Theile getrennt und zerriſſen, werden wieder als ebenſo viele ſcheinbare Ganze aus der Erde hervorſproſſen.

An dem Inſect hingegen zeigt ſich uns ein anderer Fall. Das von der Mutter losgetrennte, abgeſchloſſene Ei manifeſtirt ſich ſchon als Individuum; der herauskriechende Wurm iſt gleichfalls eine iſolirte Einheit; ſeine Theile ſind nicht allein verknüpft, nach einer gewiſſen Reihe beſtimmt und geordnet, ſondern ſie ſind auch einander ſubordinirt; ſie werden, wo nicht von einem Willen geleitet, doch von einer Begierde angeregt. Hier iſt ein ausgeſprochenes Oben und Unten, ein entſchiedenes Vorn und Hinten; die ſämmtlichen Organe ſind nach einer gewiſſen Reihe entwickelt, ſo daß keins an die Stelle des andern treten kann.

Indeſſen iſt die Raupe ein unvollkommenes Geſchöpf; ungeſchickt zur nothwendigſten aller Functionen, zur Fortpflanzung, wohin ſie auf dem Wege der Verwandelung nur gelangen kann.

Bei der Pflanze bemerken wir Succeſſionen der Zuſtände mit Zuſammenſein verknüpft. Die Stengel beſtehen von der Wurzel auf, indem ſich die Blume ſchon entwickelt; das Zeugungsgeſchäft geht vor ſich, und die frühern, vorbereitenden Organe zeigen ſich noch kräftig und lebendig; nur alsdann erſt, wenn der befruchtete Same ſeiner Reife ſich nähert, welkt das Ganze zuſammen.

Bei dem Inſect iſt es ganz anders. Eine jede Haut, die es abwirft, läßt es alsbald hinter ſich, und aus der letzten Raupenhülle ſchlüpft ein entſchieden abgeſondertes Geſchöpf; jeder folgende Zuſtand iſt von dem vorhergehenden getrennt; kein Rückſchritt möglich. Der Schmetterling kann ſich nur aus der Raupe, die Blume hingegen aus und an der Pflanze entwickeln.

Betrachten wir nun die Geſtalt der Raupe gegen die Geſtalt des Schmetterlings, ſo finden wir folgenden Hauptunterſchied zwiſchen Beiden. Die Raupe beſteht, wie ein anderer gegliederter Wurm, aus Theilen, die einander ziemlich ähnlich ſind, wenn ſie auch Kopf und Hinterbein einiger Maßen auszeichnen. Die vordern Füße ſind wenig von den hintern Wärzchen verſchieden, und die Körper in ziemlich gleiche Ringe getheilt.

Durch das fortſchreitende Wachsthum wird eine Haut nach der andern zerſprengt und abgelegt. Die folgende ſcheint ſich erſt wieder zu erzeugen, um, wenn ſie, zu weit ausgedehnt, keine Elaſticität mehr hat, abermals zu zerſpringen und abzufallen. Die Raupe wird immer größer, ohne ihre Geſtalt eigentlich zu verändern. Nun kömmt ihr Wachsthum endlich auf den Punct, auf dem es nicht weiter kann, und ſo geht eine ſonderbare Veränderung vor in dem Geſchöpf. Es ſucht ſich eines gewiſſen Geſpinnſtes zu entledigen, das zu den Syſtemen ſeines Körpers gehörte, wobei das Ganze, wie es ſcheint, zugleich von allem Ueberflüſſigen des der Verwandelung in edlere Organe Entgegenſtehenden gereinigt wird.

Nach Maßgabe dieſer Ausleerung nimmt der Körper an Länge ab, an Breite jedoch nicht verhältnißmäßig zu; und indem er in dieſem Zuſtande ſeine Haut abwirft, beſtodet ſich darunter, nicht wie ſonſt ein dem ehemaligen Thiere ähnliches, ſondern ein ganz verſchiedenes Geſchöpf.

Bei einer weitern Ausführung der Metamorphoſe der Inſecten müſſen nun auch die unterſchiedenen Charactere beider Zuſtände umſtändlicher angezeigt werden. Hier wenden wir uns, unſerer Abſicht gemäß, ſogleich zu den Schmetterlingen, und finden einen ſehr wichtigen Unterſchied gegen die Raupe. Der Körper beſteht nicht mehr aus ähnlichen Theilen; die verſchiedenen Ringe haben ſich im Syſteme zuſammengeordnet; theils ſind ſie völlig verſchwunden, theils noch kenntlich. Wir ſehen drei entſchiedene Abtheilungen, das Haupt mit ſeinen Hülfs-Organen, die Bruſt mit den ihrigen und den Leib, an welchem ebenfalls die Organe ſeiner Beſtimmung ſich ausgebildet haben. Ob wir nun gleich dem Wurme ſeine Individualität nicht abſprechen konnten, ſo erſchien er uns deßwegen doch ſo unvollkommen, weil ſeine Theile gegen einander in einem gleichgiltigen Verhältniſſe ſtanden, einer ungefähr an Werth und Würde ſoviel als der andere beſaß und

vermochte, worauf denn Nichts als höchſtens Nahrung und Wachsthum und gemeine Abſonderung entſprang; dagegen jene Abſonderungen der Gefäße und Säfte, wodurch ein neues Individuum erſt hervorſpringen kann, in dieſem Zuſtande nicht möglich war. Nur erſt dann, wenn durch eine langſame, heimliche Wirkung die verwandelungsfähigen Organe zu ihrer höchſten Vollkommenheit gediehen; wenn bei der gehörigen Temperatur die nöthige Ausleerung und Austrocknung vor ſich gegangen: dann ſind die Glieder geeignet, ſich zu entſcheiden, aus ihrem frühern Verhältniß tretend, ſich von einander auf's Möglichſte abzuſondern, ungeachtet ihrer innerlichen Verwandtſchaft beſtimmte, entgegengeſetzte Charactere anzunehmen und, indem ſie ſich in Syſteme zuſammendrängen, die mannigfaltigen, energiſchen Operationen des Lebens möglich zu machen.

So ein unvollkommenes und vergängliches Geſchöpf ein Schmetterling in ſeiner Art, verglichen mit den Säugethieren, auch ſein mag: ſo zeigt er uns doch durch ſeine Verwandelung, die er vor unſern Augen vornimmt, den Vorzug eines vollkommnern Thiers vor einem unvollkommnern; die Entſchiedenheit iſt es ſeiner Theile, die Sicherheit, daß keiner für den andern geſetzt, noch genommen werden kann, jeder vielmehr zu ſeiner Function beſtimmt und bei derſelben auf immer feſtgehalten bleibt.

Nun wollen wir noch einen flüchtigen Blick auf diejenigen Erfahrungen thun, die uns belehren, daß manche Thiere ganz verlorne Gliedmaßen wieder erſetzen können. Dieſer Fall kann jedoch nur bei Geſchöpfen, deren Glieder gleichgiltig ſind, wo eins in die Wirkung und Würde des andern nachrücken kann, eintreten, oder bei ſolchen, deren Natur, wie der Amphibien, durch das Element, in welchem ſie leben, weicher, ſchwebender, nachgiebiger erhalten wird.

Daher entſpringt aus der völligen Entſchiedenheit der Glieder die Würde der vollkommenſten Thiere und beſonders des Menſchen. Hier hat, in der regelmäßigſten Organiſation, Alles beſtimmte Form, Stelle, Zahl und, was auch die mannigfaltige Thätigkeit des Lebens für Abweichungen hervorbringen mag, wird das Ganze ſich immer wieder in ſein Gleichgewicht ſtellen.

Hätten wir aber nöthig gehabt, uns durch die Betrachtung der Pflanzen- und Inſecten-Metamorphoſe herauszufinden, wenn wir nicht hoffen könnten, dadurch auch über die Geſtalt der vollkommnern Thiere einigen Aufſchluß zu erhalten?

Wir haben dort geſehen, daß aller Betrachtung über Pflanzen und Inſecten der Begriff einer ſucceſſiven Verwandelung identiſcher Theile, neben oder nach einander, zum Grunde liegen müſſe. Und nun wird es uns bei'm Unterſuchen des Thierkörpers zum größten Vortheil gereichen, wenn wir uns den Begriff einer gleichzeitigen, von der Zeugung an ſchon beſtimmten Metamorphoſe aneignen können.

So iſt z. B. in die Augen fallend, daß ſämmtliche Wirbelknochen eines Thieres einerlei Organe ſind; und doch würde, wer den erſten Halsknochen mit einem Schwanzknochen unmittelbar vergliche, nicht eine Spur von Geſtaltähnlichkeit finden.

Da wir nun hier identiſche und doch ſo ſehr verſchiedene Theile vor Augen ſehen und uns ihre Verwandtſchaft nicht läugnen können: ſo haben wir, indem wir ihren organiſchen Zuſammenhang betrachten, ihre Berührung unterſuchen und nach wechſelſeitiger Einwirkung forſchen, ſehr ſchöne Aufſchlüſſe zu erwarten.

Denn eben dadurch wird die Harmonie des organiſchen Ganzen möglich, daß es aus identiſchen Theilen beſteht, die ſich in ſehr zarten Abweichungen modificiren. In ihrem Innerſten verwandt, ſcheinen ſie ſich in Geſtalt, Beſtimmung und Wirkung auf's Weiteſte zu entfernen, ja ſich einander entgegenzuſetzen; und ſo wird es der Natur möglich, die verſchiedenſten und doch nahe verwandten Syſteme, durch Modification ähnlicher Organe, zu erſchaffen und in einander zu verſchlingen.

Die Metamorphoſe jedoch wirkt bei vollkommnern Thieren auf zweierlei Art: erſtlich, daß, wie wir oben bei den Wirbelknochen geſehen, identiſche Theile, nach einem gewiſſen Schema, durch die bildende Kraft auf die beſtändigſte Weiſe verſchieden umgeformt werden, wodurch der Typus im Allgemeinen möglich wird; zweitens, daß die in dem Typus benannten einzelnen Theile durch alle Thiergeſchlechter und Arten immerfort verändert werden, ohne daß ſie doch jemals ihren Character verlieren können.

Zum Beiſpiel des Erſten wiederholen wir das von den Wirbelknochen Hergenommene, deren jeder von den Halsknochen bis zu den Schwanzknochen ſeinen eigenen Character hat. Zum Beiſpiel des Andern führen wir an, daß den erſten und zweiten Halsknochen Jedermann durch alle Thiere unerachtet der außerordentlichen Abweichung erkennen werde, ſowie der aufmerkſame und fleißige Beobachter ſich auch auf eben dieſe Weiſe durch alle Wechſelgeſtalten durchzufinden hat.

Wir wiederholen alſo, daß die Beſchränktheit, Beſtimmtheit und Allgemeinheit der durch die Fortpflanzung ſchon entſchiedenen, ſimultanen Metamorphoſe den Typus möglich macht, daß aber aus der Verſatilität dieſes Typus, in welchem die Natur, ohne jedoch aus dem

Märten.

Gelernt? — Als wenn Ihr noch was zu lernen brauchtet.

Schnaps.

Man lernt nie aus.

Märten.

Ihr seyd bescheiden.

Schnaps.

Wie alle große Männer.

Märten.

Nun, was die Größe betrift — Ihr seyd ja kleiner als ich.

Schnaps.

Vater Martin, davon ist die Rede nicht. Aber hier! hier! (auf die Stirn deutend.)

Märten.

Ich verstehe.

Haupt-Charakter der Theile herauszugehen, ſich mit groſſer Freiheit bewegen kann, die vielen Geſchlechter und Arten der vollkommnern Thiere, die wir kennen, durchgängig abzuleiten ſind.

Die Faulthiere und die dickhäutigen,

abgebildet, beſchrieben und vergliechen von Dr. C. G. Carus. Das erſte Heft von Sieben, das zweite von zwölf Kupfertafeln begleitet. Bonn 1821.

Indem wir dieſe treffliche Arbeit vor uns ſehen, gedenken wir mit beſonderm Vergnügen jener Zeit, da der Verfaſſer noch zu den unſerigen gehörte, und eine bedeutende Geſellſchaft durch geiſt- und kenntnißvolle Geſpräche zu unterhalten, nicht weniger durch wiſſenſchaftliche und artiſtiſche Mittheilungen zu fördern wußte. Dadurch blieb denn auch ſein nachfolgendes Leben und Bemühen mit dem unſern verſchlungen und vereiniget, ſo daß er uns auf ſeiner fortſchreitenden Bahn niemals aus den Augen gekommen.

Sein bedeutendes Werk „über die Anatomie der Pferde" ward ſchon damals bearbeitet; und wie einem denkenden Manne bei dem Beſondern das Allgemeine ſich immer aufdringt, die Idee Gedanken erzeugt und der Gedanke die Ausführung erleichtert, ſo ſind wir ihm zeither wichtige, das Ganze möglichſt fördernde Arbeiten ſchuldig geworden.

So iſt in der Entwickelungsgeſchichte des Hühnchens aus dem Ei, woran er ſo treulichen Theil genommen, nicht etwa ein einzeln aufgegriffener Gedanke, eine abgeſonderte Bemerkung vorgelegt; das Dargeſtellte fließt vielmehr aus der Idee und gibt uns Erfahrungsbelege zu Dem, was wir mit dem höchſten Begriff kaum zu erfaſſen getrauen. Gleicher Maßen ſind die gegenwärtigen beiden oſteologiſchen Hefte ganz in dem Sinne der tiefſten Betrachtung, die ſich durch proteiſche Wandelbarkeit der Formen, worin ſich Gottheit Camarupa ewig gefällt, nicht einen Moment irre machen läßt, ſondern immer fortfährt, die mannigfaltigſten Erſcheinungen zu deuten, ja ſogar zu fordern.

Was die Einleitungen betrifft, ſind wir mit dem Verfaſſer vollkommen einſtimmig und ihm zugleich höchlich verpflichtet, daß er uns nicht allein in langgehegten und längſt anerkannten Grundſätzen beſtärkt, ſondern auch zugleich Wege führt, die wir ſelbſt zu betreten nicht unternehmen konnten, auf Pfade hindeutet, worauf noch das Allerbeſte zu hoffen iſt.

Eben ſo haben wir Urſache, mit der Darſtellung und Ableitung des Einzelnen übereinzuſtimmen, und ergreifen nun die Gelegenheit, einige Bemerkungen, die bei uns vorzüglich aufgeregt worden, kürzlich beizubringen.

Wir theilen mit dem Verfaſſer die Ueberzeugung von einem allgemeinen Typus ſowie von den Vortheilen einer ſinnigen Nebeneinanderſtellung der Bildungen; wir glauben auch an die ewige Mobilität aller Formen in der Erſcheinung.

Hier kommt jedoch zur Sprache, daß gewiſſe Geſtalten, wenn ſie einmal generiſirt, ſpecificirt, individualiſirt ſind, ſich hartnäckig lange Zeit durch viele Generationen erhalten und ſich auch ſelbſt bei den größten Abweichungen immer im Hauptſinne gleich bleiben.

Wir machen dieſe Betrachtung, um zu dem Bradypus zu kommen, von welchem Geſchlecht er uns drei Arten vorführt, die in Abſicht auf Proportion der Glieder keine Aehnlichkeit und alſo, müßte man ſagen, keine Aehnlichkeit der Geſtalt im Ganzen haben; aber ſie haben dennoch eine Aehnlichkeit der Theile, dem Sinne nach, und wir möchten hier die Worte Troxler's wiederholen: „Das Skeleton iſt überhaupt das wichtigſte und giltigſte phyſiognomiſche Zeichen, welch' ein ſchaffender Geiſt und welch' eine geſchaffene Welt ſich im irdiſchen Leben durchdrangen."

Wie wollte man nun aber den Geiſt benennen, der ſich im Geſchlechte Bradypus offenbart? Wir möchten ihn einen Ungeiſt ſchelten, wenn man ein ſolches lebensläſterliches Wort brauchen dürfte; auf alle Weiſe jedoch iſt es ein Geiſt, der ſich in ſeiner Haupterſcheinung nicht manifeſtiren kann, in mehr oder weniger reinem Bezug nämlich gegen die Außenwelt.

Man erlaube uns einigen poetiſchen Ausdruck, da überhaupt Proſe wohl nicht hinreichen möchte. Ein ungeheurer Geiſt, wie er im Ocean ſich wohl als Wallfiſch darthun konnte, ſtürzt ſich in ein ſumpfig fließges Ufer einer heißen Zone; er verliert die Vortheile des Fiſches; ihm fehlt ein tragendes Element, das dem ſchwerſten Körper leichte Beweglichkeit durch die mindeſten Organe verleiht. Ungeheurere Hülfsglieder bilden ſich heran, einen ungeheuern Körper zu tragen. Das ſeltſame Weſen ſchlägt ſich halb der Erde halb dem Waſſer angehörig und vermißt alle Bequemlichkeit, die Beide ihren entſchiedenen Bewohnern zugeſtehen. Und es iſt ſonderbar genug, daß die Sclaverei, „das innere Unvermögen, ſich den äußern Verhältniſſen gleichzuſtellen," auch auf ſeine Abkömmlinge übergeht, die, obgleich im entgegengeſetzten Sinne, ihre Herkunft nicht verläugnen. Man lege die Abbildungen des Rieſenfaulthiers und des Ai neben einander, ſo wird man, überzeugt von der wechſelſeitigen Verwandtſchaft, etwas Folgendes ausſprechen.

Jener ungeheure Coloß, der Sumpf und Luft nicht beherrſchen, ſich darin nicht zum Herrn

machen konnte, überliefert, durch welche Filiationen auch, seiner Nachkommenschaft, die sich auf's trockne Land begibt, eine gleiche Unfähigkeit, ja sie zeigt sich erst recht deutlich, da das Geschöpf in ein reines Element gelangt, das einem innern Gesetz, sich zu entwickeln, nicht entgegensteht. Aber wenn je ein geistloses, schwaches Leben sich manifestirt hat, so geschah es hier; die Glieder sind gegeben, aber sie bilden sich nicht verhältnißmäßig; sie schießen in die Länge, die Extremitäten, als wenn sie, ungeduldig über den vorigen stumpfen Zwang, sich nun in Freiheit erholen wollten, dehnen sich grenzenlos aus, und ihr Abschluß in den Nägeln sogar scheint keine Grenze zu haben. Die Halswirbel vermehren sich, und indem sie sich auseinander selbst erzeugen, deuten sie auf den völligen Mangel von innerm Halt, wie denn auch der Kopf sich klein und hirnlos erweist: daher man denn wohl sagen dürfte, daß in Bezug auf den eigentlichen, innern, höhern Typus das Riesenfaulthier weit weniger ein Ungeheuer sei als der Ai. Merkwürdig dagegen ist, wie im Unau der animalische Geist sich schon mehr zusammengenommen, sich der Erde näher gewidmet, sich nach ihr bequemt und an das bewegliche Affengeschlecht herangebildet habe; wie man denn unter den Affen gar wohl einige findet, welche nach ihm hinweisen mögen.

Läßt man Vorstehendes, in's Allgemeine Deutende einiger Maßen gelten, so möge hier auch noch eine besondere Betrachtung Platz finden. Schon auf dem Umschlag unsers zweiten Heftes zur Morphologie findet sich Folgendes bemerkt.

In der Tabelle, S. 290 unter Vertebrae dorsi, ist einer Mitte gedacht, worüber einige Auskunft zu geben wäre. Es war nämlich an dem Rückgrat entschieden gestalteter Mammalien zu bemerken, daß die processus spinosi von vornen nach hinten zu sich rückwärts beugten, sodann aber von hinten nach vornen zu eben diese processus vorwärts, und also jenen entgegengebogen waren. Wo nun Beide zusammentrafen, nahm man die Mitte an und zählte von da die Rückenwirbel vorwärts und die Lendenwirbel hinterwärts. Man ist jedoch über die Bedeutung dieser Mitte in der Folge nicht ganz zur Klarheit gekommen.

Indessen erneuerte ich diese Betrachtung, als die bedeutende Anzahl Skelette neben einander vor mir lagen, und übergebe Folgendes weiterm Bedenken.

Die Dornfortsätze des Riesenfaulthiers verdienen diesen Namen nicht; denn sie sind sämmtlich platt gedrückt und zugleich alle von vorn nach hinten gerichtet. Hier ist also von einer Mitte des Rückgrats gar nicht die Rede.

Dieselben Fortsätze bei'm Rhinoceros sind schlanker, beugen sich aber auch sämmtlich von vornen nach hinten.

Bei'm Ohio-Elephanten ist merkwürdig, daß die vordern Fortsätze unverhältnißmäßig groß erscheinen, nach hinten zu alle kleiner werden, doch auch sämmtlich rückwärts gebeugt sind, welche Richtung selbst die drei letztern behalten, ob sie gleich einiger Maßen verbreitet und verflächt erscheinen.

Der Africanische Elephant erweist sich ähnlicher Maßen, doch in mehrerer Proportion; die vier letzten Fortsätze verflächen sich.

Bei'm Nilpferd ist schon mehr Unterschied zu bemerken; die vordern Fortsätze theils lang und stabartig, theils kurz und verflächt, deuten alle hinterwärts; sechse aber von hinten an gezählt, stärker verflächt, deuten vorwärts.

Der Tapir hat, wie überhaupt, also auch in einzelnen Theilen schöne Proportionen: die vordern, längern Dornfortsätze deuten, indem sie sich verkleinern und verflächen, nach hinten; von hinten aber gezählt, finden sich acht bis neun sehr stark verflächte Fortsätze, welche, wo nicht vorwärts, doch aufwärts deuten.

Bei'm Schweine biegen sich die längern, vordern Fortsätze aufwärts und hinterwärts; von hinten hervor aber zählt man schon neune, welche sich verflächen und vorwärts deuten.

Mit diesem Verflächen und Vorwärtsbeugen der hintern Dornfortsätze scheint die Verminderung der falschen Rippen vor sich zu gehen, wie es besonders bei Vergleichung des Ohio-Elephanten und des Schweins augenfällig ist. Vielleicht, daß bei'm nähern Beschauen sich noch mehr bedeutende Verhältnisse und Bezüge hervorthun.

Ich habe übrigens das Bemerkte nur flüchtig ausgesprochen, weil ja die trefflichen, charakteristischen Tafeln vor Augen liegen, und überhaupt auch an andern Gliedern solche Vergleichungen nunmehr leicht anzustellen sind.

Ueber die künstlerischen, aus den Tafeln hervorleuchtenden Verdienste sprechen sich die Weimar'schen Kunstfreunde folgender Maßen aus.

Das Riesenfaulthier, sieben Kupfertafeln, zu drei Arten.

So hoffentlich auf Gestalt der Knochen, wie auf die Ausführung derselben zeugt Alles von ungemeinem Fleiß, äußerster Sorgfalt, von ernstem Bemühen nach Deutlichkeit. Wir haben nicht leicht Abbildungen von Knochen gesehen, wo der Character derselben so gelungen dargestellt, so außerordentlich viel Aufmerksamkeit auf das Detail der Gestalt derselben verwendet gewesen wäre.

Höhen und Vertiefungen, Kanten und Rundungen sind überall mit großer Kunstfertigkeit

und meiſterhaftem Fleiß treulich dargeſtellt, die Behandlung im Ganzen überaus zart. Vornehmlich verdienen die Tafeln Nro. III, IV, V, einzelne Knochenſtücke des Rieſenfaulthiers enthaltend, dieſes Lob.

Die dickhäutigen Thiere, neueſtes Heft, zwölf Tafeln zu ſechs Arten.

Man kann von dieſem alles Gute wiederholen, was von dem vorigen geſagt worden; ja zum Theil iſt die Ausführung noch beſſer gelungen; eben ſo zart und reinlich und dabei von höchſter Deutlichkeit. Tafel VII beſonders iſt ſo kräftig und klar, als man es nur wünſchen kann; ſo auch einzelne Knochenſtücke auf Tafel IV und IX.

Ferner muß der Gedanke, hinter den Skeletten der Pachydermen ein Schattenbild des lebenden Thiers auftreten zu laſſen, als höchſt geiſtreich gerühmt werden. Hierdurch wird erſt augenfällig, warum dieſe Geſchöpfe dickhäutig genannt ſind, indem Haut und Fett, ſelbſt im reinen Naturſtand, die innere Bildung verhüllen und verſtecken. Zugleich aber wird anſchaulich, daß innerhalb dieſer plump ſcheinenden Maſſe doch ein durchaus gegliedertes, bewegliches, manchmal zierliches Knochengefäße ſich verberge, und dadurch bei einigen eine gewandte, flinke, anmuthige Bewegung möglich werde.

Und ſo erinnert uns denn auch der letzte Blick auf dieſe Tafeln, durch einige Beiſchriften, an die bedeutenden Reiſen, welche der gelehrte Künſtler unternommen, um eine Arbeit zu liefern, die im Einzelnen ſo vielen Werth mit ſich bringt und auf's Ganze ſo großen Einfluß verſpricht.

Womit wir uns denn dem alten Freunde aus der Ferne, als wäre er gegenwärtig, empfehlen und ihm beſtens danken, daß er ſowohl durch Text als Gebild unſere Wünſche und Hoffnungen übertroffen. Wir werden dieſe wichtige Arbeit bei unſern Studien immer vor Augen haben und ſie zugleich als Fundament und Aufbau ſchätzen und ehren. Möge uns gegönnt ſein, öfters wieder darauf zurückzukommen, zum Zeugniß, wie ſehr wir in unſerm Maße dadurch gefördert worden.

Eben als wir hiermit zu ſchließen gedachten, kommt uns das herrliche Werk unſers Verfaſſers über Pferde-Anatomie und Geſtaltung abermals vor Augen; und indem wir uns daran auf's Neue vergnügen, glauben wir zu bemerken, wie durch das ſanfte Zurückbiegen der vordern, ſabartigen Vorderfortſätze und das ihnen entgegengerichtete Beſtreben der niedrigen, flachen Fortſätze eigentlich der ſchöne, natürliche Sattel und mit ihm das Pferd zu ſeiner vollkommenen Geſtalt und höchſten Brauchbarkeit gebildet werden.

Foſſiler Stier.

Herr Dr. Jäger theilt in den Würtembergiſchen Jahrbüchern, für 1820, S. 117, Nachrichten mit über foſſile Knochen, welche in den Jahren 1819 und 1820 zu Stuttgart gefunden worden.

Bei Kellerausgrabung entdeckte man das Stück eines Stoßzahns vom Mammut; es lag unter einer neun Fuß hohen Schicht von rothem Lehm und einer etwa zwei Fuß hohen Gartenerde, welches auf eine Vorzeit hinweiſ't, da der Neckar noch hoch genug ſtand, um dergleichen Reſte nicht nur fluthend niederzulegen, ſondern ſie auch noch in ſolchem Grade zu überdecken. An einer andern Stelle in gleicher Tiefe fand ſich abermals ein großer Backzahn vom Mammut, nicht weniger Backzähne vom Nashorn. Nun zeigten ſich aber auch, neben gedachten Foſſilien, Bruchſtücke von einer großen Ochſenart, die man alſo wohl als jenen gleichzeitig anſprechen durfte. Sie wurden von Herrn Dr. Jäger gemeſſen und mit Skeletten jetztzeitiger Thiere verglichen; da fand er nun, um nur Eins anzuführen, daß der Hals eines foſſilen Schulterblattes hundertundzwei Pariſer Linien maß, eines Schweizer-Stiers dagegen nur neunundachtzig.

Hierauf gibt uns Derſelbe Nachricht von früher gefundenen und in Cabinetten aufbewahrten Stierknochen, aus deren Vergleichung unter ſich und mit Skeletten von noch lebenden Geſchöpfen dieſer Art er ſich zu folgern getraut, daß der Urſtier eine Höhe von ſechs bis ſieben Fuß wohl erreicht habe, und alſo bedeutend größer geweſen ſei als die noch vorhandenen Arten. Welche nun aber von dieſen ſich der Geſtalt nach jenem am Meiſten annähern, wird man bei dem Berichtenden gern ſelbſt nachſehen. Auf allen Fall läßt ſich der alte Stier als eine weit verbreitete, untergegangene Stamm-Race betrachten, wovon der gemeine und Indiſche Stier als Abkömmlinge gelten dürften.

Als wir nun dieſe Mittheilungen überdacht, kamen uns drei angehende Hornkerne zu Geſichte, welche ſchon vor mehrern Jahren im Kies der Jlm bei Mellingen gefunden worden. Sie ſind auf dem Jena'ſchen oſteologiſchen Muſeum zu ſehen. Der größte mißt der Länge nach zwei Fuß ſechs Zoll, und deſſen Umkreis da, wo er auf dem Schädelſtücke aufſitzt, ein Fuß drei Zoll Leipziger-Maß.

Nun aber kam uns unter dieſen Betrachtungen Nachricht, daß im Mai 1820 auf der Lehmgrube zu Forſt im Halberſtädtiſchen, etwa

zehn bis zwölf Fuß tief, ein solches Skelett gefunden, davon aber nur der Kopf aufbewahrt worden.

Hiervon gibt uns Herr Dr. Kötte (in Ballenstädt's Archiv für die Urwelt, B. 3, Heft 2,) eine sehr characteristische Zeichnung, verglichen mit dem Skelet-Kopfe eines Voigtländischen Stiers, welchen Derselbe sich mit eigener, besonderer Mühe und Sorgfalt zu bereiten wußte. Wir lassen diesen denkenden Beobachter selbst sprechen.

„Wie zwei Urkunden liegen sie nun Beide vor mir; der des Urstiers als Zeugniß Dessen, was die Natur von Ewigkeit her gewollt; der des Ochsen als Zeugniß Dessen, wie weit sie es bisher mit dieser Formation gebracht. — Ich betrachte die gewaltigen Massen des Urstiers, seine colossalen Hornkerne, seine tief eingesenkte Stirn, seine weit zur Seite herausgebauten Augenhöhlen, seine flachen, engen Gehörkammern und die tiefen Furchen, welche die Stirnsehnen eingeschnitten haben. Man vergleiche damit des neuen Schädels weit mehr nach vorn gestellte, größere Augenhöhlen, sein überall mehr gewölbtes Stirn- und Nasenbein, seine weitern, mehr und reiner geschwungenen Gehörkammern, die flachern Furchen seiner Stirn, und überhaupt das vielmehr Ausgearbeitete seiner einzelnen Theile.

Der Ausdruck des neuen Schädels ist besonnener, williger, gutmüthiger, ja verständiger; die Form im Ganzen edler; der des Urstiers roher, trotziger, starrsinniger, stumpfer. Das Profil des Urstiers, besonders in der Stirn, ist offenbar mehr schweinisch, während sich das Profil des neuen mehr dem des Pferdes nähert.

Zwischen dem Urstier und Ochsen liegen Jahrtausende, und ich denke mir, wie das Jahrtausende hindurch von Geschlecht zu Geschlecht immer stärkere, thierische Verlangen, auch nach vorn hin bequem zu sehen, die Lage der Augenhöhlen des Urstierschädels und ihre Form allmälig verändert; wie das Bestreben, leichter, klarer und noch weiter hin zu hören, die Gehörkammern dieser Thierart erweitert und mehr nach innen gewölbt; und wie der mächtige, thierische Instinct, für Wohlsein und Nahrung immer mehr Eindrücke der sinnlichen Welt in sich aufzunehmen, die Stirn allmälig mehr gehoben hat. — Ich denke mir, wie dem Urstier unbegrenzte Räume offen standen, und wie seiner rohen Gewalt das wild verschränkte Gestrüpp der Urwildniß weichen mußte; wie hinwiederum der jetzige Stier sich reichlicher, wohl geordneter Weiden und angebildeter Vegetabilien erfreut. Ich begreife, wie die allmälig thierische Ausbildung den jetzigen dem Joch und der Stallfütterung anzeigte; wie sein Ohr der wunderbaren Menschenstimme horchte und unwillkürlich folgte, und wie sein Auge der aufrechten Menschengestalt gewohnt und geneigt ward. — Ehe der Mensch war, war der Urstier; er war wenigstens, ehe der Mensch für ihn da war. Der Umgang, die Pflege des Menschen hat des Urstiers Organisation unstreitig gesteigert. Die Cultur hat ihn als unfreies, d. i. vernunftloses und der Hülfe bedürftiges Thier, zum Fressen an der Kette und im Stalle, zum Weiden unter Hund, Kuttel und Peitsche, und bis zum Ochsein thierisch veredelt, d. i. gezähmt."

Um uns aber an so schönen Betrachtungen unmittelbaren Antheil zu gönnen, ereignete sich der glückliche Fall, daß in dem Torfmoore bei Haßleben, Amt Großrudestedt, das ganze Skelett eines solchen Thiers im Frühjahr 1821 ausgestochen worden, welches man alsobald nach Weimar schaffte und auf einem Fußboden naturgemäß zusammenlegte, da sich denn fand, daß noch eine Anzahl von Theilen fehle. Auch diese wurden auf alsbaldige, neue Untersuchungen auf derselben Stelle meist entdeckt, und nunmehr die Anstalt getroffen, das Ganze in Jena aufzustellen, welches mit Sorgfalt und Bemühung geschah. Die wenigen, noch fehlenden Theile wurden, weil bei fortdauernder, nasser Witterung die Hoffnung, sie zu erlangen, verschwand, einstweilen künstlich ergänzt; und so steht es nun der Betrachtung und Beurtheilung für gegenwärtig und künftig anheim gegeben.

Von dem Kopfe sei nachher die Rede; vorläufig setzen wir die Maße des Ganzen nach dem Leipziger-Fuß hierher.

Länge von der Mitte des Kopfs bis zu Ende des Beckens 8 Fuß 6 ½ Zoll. Höhe vordere 6 Fuß 5 ½ Zoll; hintere Höhe 5 Fuß 6 ½ Zoll.

Herr Dr. Jäger, da er kein ganzes Skelet vor sich hatte, versuchte, durch Vergleichung einzelner Knochen des fossilen Stiers mit denen unserer gegenwärtigen Zeit diesen Mangel zu ersetzen, da er denn für das Ganze ein etwas größeres Maß fand als das unsrige, das wir angegeben.

Was den Kopf unsers Exemplars betrifft, dürfen auch wir Herrn Kötte's characteristische Zeichnungen als gleichlautend annehmen; nur fehlen bei dem unsrigen außer dem Os intermaxillare noch ein Theil der obern Maxille und die Thränenbeine, welche an jenen vorhanden sind. Ebenso können wir uns auf Herrn Kötte's Vergleichung mit einem Voigtländischen Stier, in Bezug auf den vor uns liegenden Ungarischen, berufen.

Denn wir haben durch die besondere Gefälligkeit des Herrn Directors von Schreiber zu Wien das Kopf-Skelet eines Ungarischen Ochsen erhalten. Dieses ist dem Maße nach etwas größer als das Voigtländische, da hingegen unser fos-

ſter Kopf etwas kleiner zu ſein ſcheint als der von Proſe. Alles Dieſes wird ſich bei genauerer Behandlung, Meſſung und Vergleichung finden.

Hiernach kehren wir nun zu jenen Körte'ſchen Betrachtungen wieder zurück; und indem wir ſie unſerer Ueberzeugung ganz gemäß finden, fügen wir noch einiges Beſtätigende hinzu und erfreuen uns bei dieſer Gelegenheit abermals der vor uns liegenden d'Alton'ſchen Blätter.

Alle einzelnen Glieder der wildeſten, rohſten, völlig ungebildeten Thiere haben eine kräftige vita propria; beſonders kann man Dieſes von den Sinneswerkzeugen ſagen: ſie ſind weniger abhängig vom Gehirn; ſie bringen gleichſam ihr Gehirn mit ſich und ſind ſich ſelbſt genug. Man ſehe auf der zwölften d'Alton'ſchen Tafel Fig. b das Profil des Aethiopiſchen Schweines und betrachte die Stellung des Auges, das, als wären die Schädelbeine ausgeſchloſſen, ſich unmittelbar mit dem Hinterhauptknochen zu verbinden ſcheint.

Hier fehlt das Gehirn beinahe ganz, wie auch in Fig. a zu bemerken iſt, und das Auge hat gerade ſo viel Leben für ſich, als zu ſeiner Function nöthig ſein mag. Betrachte man nun dagegen einen Tapir, Babirouſſa, Pecari, das zahme Schwein, ſo ſieht man, wie das Auge ſchon herunterrückt und zwiſchen ihm und dem Hinterhauptsknochen noch ein mäßiges Gehirn zu ſupponiren wäre.

Gehen wir nun wieder zu dem foſſilen Stier zurück und nehmen die Körte'ſche Tafel vor uns: ſo finden wir, daß bei demſelben die Kapſel des Augapfels, wenn wir ſie ſo nennen dürfen, weit zur Seite herausgetrieben iſt, ſo daß der Augapfel als ein abgeſondertes Glied an einem ewigen Nerven-Apparat erſcheinen müßte. Bei dem unſerigen iſt es derſelbe Fall, obgleich nur eine Kapſel völlig erhalten iſt, dagegen ſich die Augenhöhlen des Voigtländiſchen ſowohl als Ungariſchen mit ihren etwas größern Oeffnungen an den Kopf heranziehen und im Umriß nicht bedeutend erſcheinen.

Worin aber der größte und bedeutendſte Unterſchied zu finden ſein möchte, ſind die Hörner, deren Richtung ſich in der Zeichnung nicht ganz darſtellen läßt. Bei dem Urſtier gehen ſie zur Seite, etwas rückwärts; man bemerkt aber von ihrem Urſprung an in den Kernen gleich eine Richtung nach vorn, welche ſich erſt recht entſcheidet, als ſie ſich etwa bis auf zwei Fuß drei Zoll entfernten; nun krümmen ſie ſich einwärts und wären in einer ſolchen Stellung aus, daß, wenn man auf die Hornkerne ſich die Hornſcheide denkt, die als ſechs Zoll länger anzunehmen iſt, ſie in ſolcher Richtung wieder bis gegen die Wurzel der Hornkerne gelangen würden, in welcher Stellung alſo dieſe ſogenannten Waffen dem Geſchöpfe ebenſo unnütz werden müßten als die Hauzähne dem Sus Babirouſſa.

Vergleicht man nun hiermit den Ungariſchen Ochſen, den wir vor uns haben, ſo ſieht man die Riefen der Kerne gleich eine etwas auf- und hinterwärtſe Richtung nehmen, und mit einer ſehr gratioſen Wendung ſich endlich zuſpitzen.

Im Allgemeinen werde hier bemerkt: das Lebendige, wenn es ausläuft, ſo daß es, wo nicht abgeſtorben, doch abgeſchloſſen erſcheint, pflegt ſich zu krümmen, wie wir an Hörnern, Klauen, Zähnen gewöhnlich erblicken. Krümmt nun und wendet ſich's ſchlängelnd zugleich, ſo entſteht daraus das Anmuthige, das Schöne. Dieſe ſtrikte, obgleich noch immer bewegliche ſcheinende Bewegung iſt dem Auge höchſt angenehm. Hogarth mußte bei'm Aufſuchen der einfachſten Schönheitslinie darauf geführt werden; und welchen Vortheil die Alten bei Behandlung der Füllhörner auf Kunſtwerken aus dieſem Gebilde gezogen, iſt Jedermann bekannt. Schon einzeln auf Basreliefen, Gemmen, Münzen ſind ſie erfreulich, unter ſich und mit andern Gegenſtänden componirt, höchſt zierlich und bedeutend. Und wie allerliebſt ſchlingt ſich ein ſolches Horn um den Arm einer wohlthätigen Göttin!

Hatte nun Hogarth die Schönheit bis in dieſes Abſtracte verfolgt, ſo iſt Nichts natürlicher, als daß dieß Abſtracte, wenn es dem Auge wirklich erſcheint, mit einem angenehmen Eindruck überraſchen müſſe. Ich erinnere mich, in Sicilien auf der großen Plaine von Catanea eine kleine, nette, reinbraune Art Rindvieh auf der Weide geſehen zu haben, deren Gehörn, wenn das Thier mit freiem Blick den niedlichen Kopf emporhob, einen höchſt angenehmen, ja unauslöſchlichen Eindruck machte.

Daher folgt denn, daß der Landmann, dem ein ſo herrliches Geſchöpf zugleich nützlich iſt, höchſt erfreut ſein muß, den Kopfſchmuck ganzer Herden, deſſen Schönheit er unbewußt empfindet, ſich lebendig durch einander bewegen zu ſehen. Wünſchen wir nicht immer mit dem Nützlichen auch das Schöne verbunden, und umgekehrt Dasjenige, womit wir uns nothgedrungen beſchäftigen, zugleich auch geſchmückt zu finden?

Wenn wir nun aus dem Vorigen geſehen haben, daß die Natur aus einer gewiſſen rohen, wilden Concentration die Hörner des Urſtiers gegen ihn ſelbſt kehrt, und ihn dadurch der Waffe gewiſſer Maßen beraubt, deren er in ſeinem Naturzuſtande ſo nöthig hätte: ſo ſahen wir zugleich, daß im gezähmten Zuſtand eben dieſen Hörnern eine ganz andere Richtung zu Theil wird, indem ſie ſich zugleich aufwärts und auswärts mit großer Eleganz bewegt. Dieſer ſchon den Kernen eigenthümlichen Anlage fügt ſich

dann die äußere Hornſchale mit gefälliger Nachgiebigkeit und Zierlichkeit; erſt den noch kleinen Zapfen verdeckend, muß ſie mit ihm bei dem Wachsthum ſich ausdehnen, da ſich denn eine ring- und ſchuppenförmige Structur ſehen läßt. Dieſe verſchwindet, wie der Kern ſich wieder zuzuſpitzen anfängt; die Hornſchale concentrirt ſich immer mehr, bis ſie zuletzt, wo ſie ſelbſtſtändig über den Kern hinausragt, als conſolidirtes, organiſches Weſen zum Abſchluß gelangt.

Hat es nun die Cultur ſo weit gebracht, ſo iſt Nichts natürlicher, als daß der Landmann, bei ſonſtiger ſchöner Geſtalt ſeiner Thiere, auch regelmäßige Bildung der Hörner verlangt. Da nun dieſes ſchöne, herkömmliche Wachsthum öfters ausartet, die Hörner ſich ungleich vor-, rückwärts-, auch wohl hinabziehen: ſo muß einer ſolchen für Kenner und Liebhaber unangenehmen Bildung möglichſt vorgebeugt werden.

Wie Dieſes zu leiſten ſei, konnte ich in dem Egeriſchen Kreiſe bei meinem letzten Aufenthalte bemerken; die Zucht des Hornviehs, als des wichtigſten Geſchöpfs zum dortigen Feldbau, war ſonſt höchſt bedeutend und wird noch immer, beſonders in einigen Ortſchaften, wohl betrieben.

Kommen nun ſolche Geſchöpfe in den Fall, gewiſſem krankhaften oder unregelmäßigen Wachsthum der Hörner nachzugeben und den Beſitzer mit einer falſchen Richtung zu bedrohen, ſo bedient man ſich um dieſem Hauptſchmuck ſeine vollkommene Zierde zu verleihen, einer Maſchine, womit die Hörner geſügelt werden; Dieß iſt der gebräuchliche Ausdruck, dieſe Operation zu bezeichnen.

Von dieſer Maſchine ſo viel. Sie iſt von Eiſen, auch wohl von Holz; die eiſerne beſteht aus zwei Ringen, welche, durch verſchiedene Kettenglieder und ein kreiſes Gelenk verbunden, vermittelſt einer Schraube einander genähert oder entfernt werden können. Die Ringe, mit etwas Weichem überzogen, legt man an die Hörner und weiß alsdann, durch Zuſchrauben und Nachlaſſen, dem Wuchs derſelben die beliebige Richtung zu geben. Im Jenaiſchen Muſeum iſt ein ſolches Inſtrument zu ſehen.

Zweiter Urſtier.

Wir haben ſo eben von einem foſſilen Stiere gehandelt, der im Frühjahr 1821 in dem Torfmoore bei Hohleben in Thüringen ausgeſtochen worden. In der Mitte des Sommers 1823 wurden abermals die Reſte eines ſolchen Geſchöpfes entdeckt. Wir ſchalten den Bericht ein, womit dieſe nicht ſehr bedeutenden Ueberreſte von dem ſorgfältigen Beamten eingeſendet worden.

„Das Gerippe lag ſechs Fuß tief auf Thon oder Letten zerſtreut und nicht auf einem Platze, ſo daß ich den Umfang von acht Quadrat-Fuß angeben kann; wo die Ueberbleibſel vom Kopfe lagen, war anſcheinlich ein eichener Stamm geweſen. Einige aus Thon gebrannte Scherben lagen etwa vier bis fünf Fuß in eben der Tiefe davon; das Gehörn iſt zerſtochen worden, da es ſchon in Torf übergegangen. Die beifolgende Aſche und Kohlen wurden in Tiefungen von fünf Fuß gefunden auf Thon und weißem Sand.“

Hiernach wäre alſo auf eine uralte Zeit einiger Cultur zu ſchließen, wo man ſolche ungehörnte Geſchöpfe zum Opfer gebraucht hätte; wie denn ſogar die vermuthete Eiche auf einen heiligen Platz deuten könnte. Daß der Torf in einer Niederung wieder ſo hoch angewachſen wäre, läßt ſich als naturgemäß ganz wohl zugeben; doch enthalten wir uns aller weitern Folgerungen. Vielleicht aber trifft dieſes Ereigniß mit andern Erfahrungen glücklich zuſammen, um in den düſtern Regionen der Geſchichte einen ſchwachen Schein leuchten zu laſſen.

Wer übrigens in dieſer Angelegenheit ſich völlig aufzuklären denkt, der ſchlage Cuvier Recherches sur les Ossemens fossiles, Nouvelle Edition, Tome IV, p. 150, nach, wo er den zweiten Artikel finden wird, der von ausgegrabenen Schädeln handelt, welche dem Ochſen, geſchlecht anzugehören ſcheinen, aber an Größe unſere zahmen Ochſen ſehr übertreffen, deren Gehörn auch ganz eine andere Richtung hat.

Betrachtet er dann die eilfte Tafel, wo die Figuren 1, 2, 3 und 4 einen Schädel vorſtellen, welcher mit dem unſrigen und den Körte'ſchen vollkommene Aehnlichkeit hat: ſo würde hierüber nicht viel weiter zu ſagen ſein, bis wir hoffentlich das Glück haben, bei einem Beſuch des Herrn d'Alton, von dem ganzen, in Jena aufgeſtellten Skelet eines ſolchen Urtiers genaue Rechenſchaft zu geben; wobei denn auch über die zunächſt an der Stadt Weimar, nicht weniger in der Umgegend, beſonders im Tuffſtein ſich findenden foſſilen Knochen ein endlicher Abſchluß ſich ergeben wird.

Die Knochen der Gehörwerkzeuge.

Aeltere Eintheilung, da man ſie als einen Theil (partem petrosam) des ossis temporum beſchrieb. Nachtheil dieſer Methode. Nachfolgende Eintheilung, als man partem petrosam vom osse temporum trennte und als os petrosum beſchrieb. Nicht genau genug. Die Natur zeigt uns eine dritte Art, durch die wir bei der großen Complication der Theile allein zum deutlichen Begriff kommen können. Nach dieſer beſteht das os petrosum aus zwei beſonders zu betrachtenden, in ihrem Weſen höchſt verſchie-

denen Knochen: der Bulla und dem osse petroso proprie sic dicendo.

Wir haben das Schläfebein schon ganz davon separirt, auch das Hinterhauptbein schon beschrieben und fügen die Knochen, welche die Gehörwerkzeuge enthalten, nunmehr in die zwischen dem Schläfebein und dem Hinterhauptbein befindliche Oeffnung.

Wir unterscheiden hier:

I. Bulla und

II. Os petrosum.

Sie hängen unter sich zusammen:

a) durch Verwachsung,

b) durch das Uebergreifen des processus styloidei,

c) oder durch Beides.

Sie hängen mit dem osse temporum und dem osse occipitis zusammen.

Mehrere Figuren.

I. Bulla.

An ihr ist zu bemerken:

a) meatus auditorius externus, collum orificium bullae.

1) Collum, Röhre,
sehr lang bei'm Schwein,
nimmt ab bei'm Ochsen.
" " " Pferde.
" " " Ziege, Schaf.

Orificium kann sie genannt werden, wenn die Oeffnung nur einem Ring gleicht:
bei der Katze,
" dem Hunde.

Verwachsen mit der Bulla, doch eine Spur der Separation:
? Junge Katzen, Hunde.

Bei'm Embryo des Menschen, wo der Ring sichtbar und getrennt ist.

Bei'm erwachsenen Menschen wird es eine Rinne, die vom Schlafbein bedeckt wird.

Man kann sich also den meatus audit. externus als eine nach oben oder hinten gekehrte Rinne und in andern Fällen als einen nach oben oder hinten gekehrten Ring denken. Die Rinne schließt sich bei obgenannten Thieren, doch ist bemerklich, daß der nach vorn gerichtete Rand immer der stärkere ist.

Der Ring schließt sich oberwärts gleichfalls, und man merkt, daß von vorn sich anschließende Ende ist gleichfalls das stärkere.

Dieser Meatus audit. externus verbindet sich außen mit den knorpeligen und tendinösen Theilen des äußern Ohres, noch immer mit der Bulla, und da zeigt er jederzeit einen Rand, einen mehr oder weniger rückwärts gebogenen Limbum. An diesen legt sich das Paukenfell an und schließt das innere Ohr.

b) Bulla selbst.

Verdient diesen Namen ganz:
bei Katzen,
Luchs.

Sie hat so wenig Knochen-Materie als möglich (Ausnahme Lapis manati), ist rund wie aufgeblasen, durch äußern Druck nicht gehindert.

Von ihr selbst geht nur ein schwacher, spitzer processus aus, um sich mit den nächsten tendinibus zu verbinden. Hund.

Bei Schafen und schafartigen Thieren schon sackartiger, zwar noch wenig Knochen-Materie, dünn wie Papier, inwendig glatt; von außen durch den Processus styloideus gedrückt.

Es gehen von diesem Sacke strahlige Processus aus, die mit tendinibus zusammenhängen.

Bei Pferden
ist die Bulla noch dünn genug, aber vom processu styloideo influencirt.

Auf dem Grunde derselben ziehen sich halbmondförmige Scheidewände (Dissepimenta) hinüber und herüber und machen von oben offne, kleine Zellen. Ob vom Osse petroso zu trennen bei Fohlen?

Bei Ochsen.

II. Os petrosum.

a) pars externa
setzt sich zwischen das os temporum und os occipitis. Enchassirt befestigt. (Ist manchmal sehr gering; z. B. bei Schweinen.)

Von ihr geht der processus styloideus ab. Ist von keiner sehr festen Knochenmasse, eher bei gewissen zellig.

b) pars interna.

1) facies cerebrum spectans
nimmt die aus dem Hirn kommenden Nerven auf. Der Rand verbunden mit dem ossificirten tentorio cerebelli.

foramina.

α) inferius, constans, necessarium, pervium.

β) superius, accidentale, cæcum.

2) facies bullam spectans.

foramina.

Erhöhungen und Vertiefungen.

Sobald diese Theile einzeln durchgegangen, beschrieben und verglichen sind, zu bestimmen, was aus ihrer Zusammensetzung und Verbindung erfolge.

Der Raum zwischen der Bulla und dem osse petroso. Vorhof.

Processus mastoideus vom osse temporum und der parte externa ossis petrosi kann nicht mit der zitzengestalteten, zelligen Bulla der Thiere, besonders der Schweine verglichen werden. Bei Thieren kommt er nicht vor. Sein Platz, sein Character.

Die Zitze der Thiere ſteht unter dem Meato auditorio externo.

Hinter dem processu styloideo, wenn er da iſt, iſt die untere Continuatio der Bulla.

Der processus mastoideus hängt nur von vorn und den Seiten mit dem innern osse zuſammen. Das genau zu unterſuchen.

Ulna und Radius.

Betrachtet man die Bildung beider langen Knochen im Allgemeinen, ſo iſt die größte Stärke der Ulna nach oben, wo ſie durch das Olecranon die Verbindung mit dem Oberarme hat. Die größte Stärke des Radius iſt unten, wo er ſich mit dem Carpus verbindet.

Wenn beide Knochen am Menſchen durch Supination neben einander gebracht ſind, ſo liegt die Ulna inwärts nach dem Körper zu, der Radius nach außen; bei den Thieren, bei denen dieſe Knochen in der Pronation verharren, befindet ſich die Ulna nach unten und hinten, der Radius nach vorn und oben; beide Knochen ſind getrennt, nach einem gewiſſen Gleichgewicht gebildet und ſehr geſchickt beweglich.

Bei'm Affen lang und ſchwank; wie denn deſſen Knochen überhaupt als verhältnißmäßig zu lang und zu ſchmal angeſehen werden können.

Bei fleiſchfreſſenden Thieren zierlich, proportionirlich und beweglich; ſie ließen ſich wohl nach einer Stufenreihe anordnen, da denn das Katzengeſchlecht wohl den Vorzug behaupten möchte. Löwe und Tiger haben eine ſehr ſchöne ſchlanke Bildung; bei'm Bären wird ſie ſchon breit und ſchwer. Hund und Fiſchotter ließen ſich beſonders bezeichnen; alle haben Pronation und Supination mehr oder weniger beweglich und zierlich.

Getrennt zwar ſind Ulna und Radius noch bei verſchiedenen Thieren, bei'm Schwein, Biber, Marder; allein ſie liegen doch feſt aufeinander und ſcheinen durch Ligamente, ja manchmal durch Verzahnung an und ineinander gefügt zu ſein, daß man ſie faſt für unbeweglich halten möchte.

Bei Thieren, die nur auf Stehen, Gehen, Laufen eingerichtet ſind, gewinnt der Radius das Uebergewicht; er wird zum Fulcrum; die Ulna iſt gleichſam bloß Articulation mit dem Oberarm. Ihr Stab wird ſchwach und lehnt ſich nur an der Hinterſeite nach außen zu an den Radius an; man könnte ſie mit Recht eine Fibula nennen. So findet ſich's an der Gemſe, den Antilopen und Ochſen. Auch verwachſen Beide ſchon manchmal, wie ich dies Beiſpiel an einem alten Bock geſehen habe.

Bei dieſen Thieren hat der Radius ſchon eine doppelte Verbindung mit dem Humerus durch zwei Gelenkflächen, denen der Tibia ähnlich.

Bei'm Pferde ſind beide Knochen verwachſen, doch läßt ſich unter dem Olecranon noch eine kleine Separation und ein Interſtitium zwiſchen beiden Knochen bemerken.

Endlich, wo die Körpermaſſe des Thieres groß wird, daß es viel an ſich ſelbſt zu tragen hat, und Stehen, Gehen, allenfalls Laufen ſeine Beſtimmung iſt, verwachſen beide Knochen faſt ohne Spur, wie bei'm Cameel. Man ſieht, der Radius gewinnt immer mehr Uebergewicht, die Ulna wird bloß Proceſſus anconäus des Radius, und ihre zarte Röhre verwächſ't nach dem bekannten Geſetze.

Recapitulieren wir das Geſagte auf umgekehrte Weiſe: Verwachſen und einfach, ſtark und ſchwer ſind beide Knochen, wenn das Thier genug an ſich ſelbſt zu tragen hat, hauptſächlich nur ſteht und ſchreitet. Iſt das Geſchöpf leicht, läuft und ſpringt es, ſo ſind beide Knochen zwar getrennt; doch die Ulna iſt gering und beide gegen einander unbeweglich. Wenn das Thier ergreift und handthiert, ſind ſie getrennt, mehr oder weniger von einander entfernt und beweglich, bis vollendete Pronation und Supination dem Menſchen die vollkommen zierlichſte und geſchickteſte Bewegung erlauben.

Tibia und Fibula

haben ungefähr ein Verhältniß gegen einander, wie Ulna und Radius; doch iſt Folgendes zu bemerken.

Bei Thieren, die ſich der Hinterfüße mannigfaltiger bedienen, z. B. der Phoca, ſind dieſe beiden Knochen nicht ſo ungleich an Maſſe als bei andern. Zwar bleibt auch hier Tibia immer der ſtärkſte Knochen, aber Fibula nähert ſich ihr; beide articuliren mit einer Epiphyſe und dieſe ſodann mit dem Femur.

Bei'm Biber, der durchaus ein eigenes Geſchöpf ausmacht, entfernen ſich Tibia und Fibula in der Mitte und bilden eine ovale Oeffnung; unten verwachſen ſie. Bei fünfzehigen, fleiſchfreſſenden, heftig ſpringenden Thieren iſt Fibula ſehr fein; höchſt zierlich bei'm Löwen.

Bei leichtſpringenden Thieren und bei allen bloß ſchreitenden verliert ſie ſich ganz. Am Pferde ſind die Extremitäten derſelben, das obere und untere Knöpfchen, noch kuöchern, das Uebrige iſt tendinos.

Bei'm Affen ſind dieſe beiden Knochen, wie ſein übriges Knochengebäude, characteriſt, ſchwankend und ſchwach.

Zu näherem Verſtändniß des Vorgeſagten ſei noch Folgendes hinzugefügt. Als ich im Jahr 1795 den allgemeinen oſteologiſchen Typus nach meiner Art vollbracht hatte, regte ſich der Trieb neu auch, dieſer Anleitung zufolge, die Knochen

der Säugethiere einzeln zu beſchreiben. Wollte mir hierbei zu Statten kommen, daß ich den Zwiſchenknochen von der obern Kinnlade geſondert hatte, ſo gereichte mir gleichfalls zum Vortheil, das inextricable Flügelbein als zweifach, als ein vorderes und hinteres anzuerkennen. Auf dieſem Wege ſollte mir denn gelingen, das Schlafbein, das nach bisheriger Art weder Bild noch Begriff zuließ, in verſchiedene Theile naturgemäß zu trennen.

Nun aber hatte ich mich ſchon jahrelang auf dem bisherigen Wege vergebens abgequält, ob nicht ein anderer, vielleicht der rechte, ſich vor mir aufthun wollte. Ich geſtand gern, daß der menſchlichen Knochenlehre eine unendliche Genauigkeit in Beſchreibung aller Theile des einzelnen Knochens, in der mannigfaltigſten Verſchiedenheit ſeiner Anſichten nöthig ſei. Der Chirurg muß mit Geiſtesaugen, oft nicht einmal vom Taſtſinn unterſtützt, die innen verletzte Stelle zu finden wiſſen, und ſieht ſich daher genöthigt, durch ſtrengſte Kenntniß des Einzelnen ſich eine Art von durchdringender Allwiſſenheit zu erwerben.

Daß jedoch eine ſolche Weiſe bei der vergleichenden Anatomie nicht zuläſſig ſei, bemerkte ich nach manchem verfehlten Streben. Der Verſuch einer ſolchen Beſchreibung (Morphologie S. 295) läßt uns gleich deſſen Anwendung auf das ganze Thierreich als unmöglich erſcheinen, indem einem Jeden auffällt, daß weder Gedächtniß noch Schrift Dergleichen zu faſſen, noch irgend eine Einbildungskraft Solches geſtaltet wieder zu vergegenwärtigen fähig ſein möchte.

Noch eine Bezeichnungs- und Beſchreibungsart, die man durch Zahl und Maß zu bewirken gedachte, ließ für den lebendigen Vortrag ſich ebenſo wenig benutzen. Zahl und Maß in ihrer Nacktheit heben die Form auf und verbannen den Geiſt der lebendigen Beſchauung. Ich verſuchte daher eine andere Art des Beſchreibens einzelner Knochen, jedoch im conſtructiven, ineinander greifenden Zuſammenhang, wovon der erſte Verſuch, Felsbein und Bulla von einander und zugleich vom Schlafbein zu trennen, als Beiſpiel gelten mag.

Wie ich ſodann die Vergleichung anzuſtellen geneigt geweſen, und zwar auf eine curſoriſche Weiſe, davon mag der kurze zweite Aufſatz, Ulna und Radius, Tibia und Fibula darſtellend, Zeugniß geben. Hier war das Skelet als lebendig, als Grundbedingung aller lebendigen, höhern Weſens gedacht, und deßhalb die Beziehung und Beſtimmung der einzelnen Theile früh in's Auge gefaßt. Curſoriſch verfuhr ich, um mich erſt einiger Maßen zu orientiren; und ſollte dieſe Arbeit nur erſt gleichſam einen Catalog liefern, wobei im Hintergrunde die Abſicht lag, bei glücklicher Gelegenheit die zu vergleichenden Glieder in einem Muſeum wirklich zuſammenzuſtellen; woraus ſich von ſelbſt ergeben müßte, daß jede Gliederreihe einen andern Vergleichungs-Moment erfordern würde.

Wie bei den Hülfs-Organen, Armen und Füßen, zu verfahren, darauf deutet obige Skizze. Man ging vom Starren, faſt Unbeweglichen, nur in einem Sinne Brauchbaren zum mannigfaltigſt und geſchickteſt Beweglichen, wie denn Solches, noch durch mehrere Geſchöpfe verfolgt, höchſt erwünſchte Anſichten verleihen müßte.

Wäre nun aber vom Hals die Rede, ſo würde man vom längſten zum kürzeſten ſchreiten, von der Giraffe zum Walfiſch. Die Betrachtung des Siebbeins ginge von dem weiteſten, unbedingteſten aus bis zum verengteſten, gedrängteſten, vom Schuppenthier bis zum Affen, vielleicht zum Vogel, da denn der Gedanke ſogleich weiter gedrängt wird, wenn man ſieht, wie vergrößerte Augäpfel jenen Knochen immer mehr in die Enge treiben.

Ungern brechen wir ab; wer aber erkennt nicht, welche unendliche Mannigfaltigkeit der Anſichten auf dieſe Weiſe ſich ergebe, und wie wir veranlaßt, ja gezwungen werden, alle übrigen Syſteme zugleich mitzudenken?

Führen wir unſere Phantaſie noch einen Augenblick zu den oben näher betrachteten Extremitäten zurück; vergegenwärtigen wir uns, wie ſich der Maulwurf zum lockern Erdboden, die Phoca zum Waſſer, die Fledermaus zur Luft bildet, und wie uns das Knochengerüſt, ſo gut wie das lebendige, umhüllete Thier, hiervon in Kenntniß zu ſetzen vermag: ſo werden wir auf's Neue die organiſche Welt mit erhöhtem leidenſchaftlichem Sinne zu faſſen trachten.

Wenn Vorſtehendes den Naturfreunden dieſer unſerer Tage vielleicht weniger bedeutend ſcheint als mir vor dreißig Jahren, (denn hat uns nicht zuletzt Herr d'Alton über alle unſere Wünſche hinausgehoben?) ſo will ich nur geſtehen, daß ich es eigentlich dem Pſychologen widme. Ein Mann, wie Herr Ernſt Stiedenroth, ſollte ſeine erlangte, hohe Einſicht in die Functionen des menſchlichen Geiſtkörpers und Körpergeiſtes treulich anwenden, um die Geſchichte irgend einer Wiſſenſchaft zu ſchreiben, welche denn ſymboliſch für alle gelten würde.

Die Geſchichte der Wiſſenſchaft nimmt immer auf dem Puncte, wo man ſteht, ein gar vornehmes Anſehen; man ſchätzt wohl ſeine Vorgänger und dankt ihnen gewiſſer Maßen für das Verdienſt, das ſie ſich um uns erwarben;

aber es iſt doch immer, als wenn wir mit einem gewiſſen Achſelzucken die Grenzen bedauerten, worin ſie oft unnütz, ja rückſchreitend ſich abgequält. Niemand ſieht ſie leicht als Märtyrer an, die ein unwiederbringlicher Trieb in gefährliche, kaum zu überwindende Lagen geführt; und doch iſt oft, ja gewöhnlich, mehr Ernſt in den Altvätern, die unſer Daſein gegründet, als unter den genießenden, meiſtentheils vergeudenden Nachkommen.

Doch von ſolchen gewiſſer Maßen hypochondriſchen Betrachtungen wenden wir uns zu höchſt erfreulichen Thätigkeiten, wo Kunſt und Wiſſenſchaft, Erkennen und Bilden ſich, auf ſehr hohem Puncte gemeinſam wirkend, zutraulich die Hände bieten.

Die Skelette der Nagethiere.

Abgebildet und verglichen von d'Alton. Erſte Abtheilung: zehn Tafeln; zweite Abtheilung: acht Tafeln. Bonn 1821 und 1825.

Die erſte Abſicht meiner morphologiſchen Hefte war, von ältern Papieren Einiges aufzubewahren, wo nicht zum Nutzen der Gegenwart und Zukunft, doch zum Andenken eines redlichen Strebens in Betrachtung der Natur. Dieſem Sinne zufolge nahm ich vor Kurzem abermals gewiſſe oſteologiſche Fragmente zur Hand und fühlte, beſonders bei Reviſion des Abdrucks, wo uns gewöhnlich Alles klarer vorkommt, auf das Lebhafteſte, daß es nur Vorahnungen, nicht Vorarbeiten geweſen.

In eben dem Augenblick gelangte nun obgemeldetes Werk zu mir, und verſetzte mich aus der ernſten Region des Staunens und Glaubens in die behaglichen Gegenden des Schauens und Begreifens. Ueberdenk' ich nun das Nagergeſchlecht, deſſen Knochengeſtalt, mit angedeuteter äußerer Hülle, meiſterhaft auf das Mannigfaltigſte gebildet vor mir liegt: ſo erkenn' ich, daß es zwar generiſch von innen determiniert und feſtgehalten ſei, nach außen aber, jedgellod ſich ergebend, durch Um- und Umgeſtaltung ſich ſpecifizirend auf das Allervielfachſte verändert werde.

Woran die Natur das Geſchöpf eigentlich feſſelt, iſt ſein Gebiß; was es ergreifen kann und muß, ſoll es zermalmen vor allen Dingen. Der unbeholfene Zuſtand der Wiederkäuer entſpringt aus der Unvollkommenheit des Kauens, aus der Nothwendigkeit wiederholten Zermalmens des ſchon halb Gekochten.

Die Nager dagegen ſind in dieſem Betracht höchſt merkwürdig gebildet. Scharfes, aber geringes Erfaſſen, eilige Sättigung, auch nachher wiederholtes Abnagen der Gegenſtände, fortwährendes, faſt krampfhaft leidenſchaftliches, abſtändiges zerſtörendes Knuppern, welches denn doch wieder in den Zweck, ſich Lager und Wohnungen aufzubauen und einzurichten, unmittelbar eingreift und dadurch abermals bewährt, daß im organiſchen Leben ſelbſt das Unnütze, ja das Schädliche ſelbſt, in den nothwendigen Kreis des Daſeins aufgenommen, in's Ganze zu wirken und als weſentliches Bindemittel disparater Einzelnheiten gefordert wird.

Im Ganzen hat das Nagergeſchlecht eine wohl proportionirte erſte Anlage; das Maß, in welchem es ſich bewegt, iſt nicht allzu groß; die ganze Organiſation iſt Eindrücken aller Art geöffnet und zu einer nach allen Seiten hin richtungsfähigen Verſatilität vorbereitet und geeignet.

Wir möchten dieſes unſtäte Schwanken von einer mangelhaften, relativ ſchwächlichen, wenn auch ſonſt in ſich kräftigen Zahnung ableiten, wodurch dieſes Geſchlecht ſich einer gewiſſen Willkür der Bildung bis zur Unform hinzugeben in Lockerheit gelaſſen iſt, wenn dagegen bei Raubthieren, die mit ſechs Schneidezähnen abgeſchloſſen und einem Eckzahn begünſtigt ſind, alle Monſtroſität unmöglich wird.

Wer aber, der ſich mit ſolchen Unterſuchungen ernſtlich abgab, hat nicht erfahren, daß eben dieſes Schwanken von Form zu Unform, von Unform zu Form den redlichen Beſchauer in eine Art von Wahnſinn verſetzt? Denn für uns beſchränkte Geſchöpfe möchte es faſt beſſer ſein, den Irrthum zu ſtriken als im Wahren zu ſchwanken.

Verſuchen wir jedoch in dieſem weiten und breiten Felde, ein' und den andern Pfahl einzuſchlagen! Ein Paar Capital-Thiere, der Löwe, der Elephant, erreichen durch das Uebergewicht der vordern Extremitäten einen beſonders hohen, eigentlichen Beſtien-Character; denn ſonſt bemerkt man überhaupt an den vierfüßigen Thieren eine Tendenz der hintern Extremitäten, ſich über die vordern zu erheben, und wir glauben, hierin die Grundlage zum reinen, aufrechten Stande des Menſchen zu erblicken. Wie ſich ſolches Beſtreben jedoch nach und nach zur Disproportion ſteigern könne, iſt bei dem Geſchlecht der Nager in die Augen fallend.

Wollen wir aber dieſe Geſtaltveränderungen gründlich beurtheilen und ihren eigentlichen Anlaß zunächſt erkennen, ſo gedenken wir der vier Elementen, nach guter alter Weiſe, den beſondern Einfluß zu. Suchen wir nun das Geſchöpf in der Region des Waſſers, ſo zeigt es ſich ſchweinartig im Uferſumpfe, als Biber ſich an friſchen Gewäſſern anbauend: alsdann, immer noch einige Feuchtigkeit bedürfend, gräbt ſich's in die Erde und liebt wenigſtens das Verborgene, Finſtere ſcheu vor der Gegenwart

Schnaps.

Und da giebt's Leute in der Welt, die das zu schätzen wissen.

Märten.

Ohne Zweifel.

Schnaps.

Da findet man Zutrauen —

Märten.

Ich glaub's.

Schnaps.

Da erfährt man —

Märten.

(Ungeduldig) Was denn? Sagt!

Schnaps.

Und erhält Aufträge.

Märten.

Geschwind! Was giebt's?

der Menſchen und anderer Geſchöpfe ſich verſtreckend. Gelangt endlich das Geſchöpf auf die Oberfläche, ſo iſt es hupf- und ſprunglustig, ſo daß ſie aufgerichtet ihr Weſen treiben, und ſogar zweifüßig, mit wunderſamer Schnelle, ſich hin und her bewegen.

In's völlig Trockne gebracht, finden wir zuletzt den Einfluß der Luftröhre und des Alles belebenden Lichtes ganz entſcheidend. Die leichteſte Beweglichkeit wird ihnen zu Theil; ſie handeln und wirken auf das Behendeſte, bis ſogar ein vogelartiger Sprung in einen ſcheinbaren Flug übergeht.

Warum gibt uns die Betrachtung unſers einheimiſchen Eichhörnchens ſo viel Vergnügen? Weil es als die höchſte Ausbildung ſeines Geſchlechtes eine ganz beſondere Geſchicklichkeit vor Augen bringt. Gar zierlich behandelt es ergreiflich kleine appetitliche Gegenſtände, mit denen es muthwillig zu ſpielen ſcheint, indem es ſich doch nur eigentlich den Genuß dadurch vorbereitet und erleichtert. Dieß Geſchöpfchen, eine Nuß eröffnend, beſonders aber einen reifen Fichtenzapfen abſpeiſend, iſt höchſt gracios und liebenswürdig anzuſchauen.

Nicht aber nur die Grundgeſtalt verändert ſich bis zum Unkenntlichen, auch die äußere Haut verhüllt dieſe Geſchöpfe auf das Verſchiedenſte. Am Schwanze zeigen ſich ſchuppen- und knorpelartige Ringe, am Körper Borſten und Stacheln, ſich zum zarteſten, ſanfteſten Felle mit bemerklichen Uebergängen endlich ausgleichend.

Bemüht man ſich nun, die nähern Urſachen ſolcher Erſcheinungen zu entdecken, ſo ſagt man ſich: nicht allein ſind es jene elementaren Einflüſſe, die eine durchdringende Gewalt hier ausüben; man wird auch auf andere bedeutende Anläſſe gar bald hingewieſen.

Dieſe Geſchöpfe haben einen lebhaften Nahrungstrieb, das Organ des Ergreifens. Die zwei Vorderzähne im Ober- und Unterkiefer nahmen ſchon früher unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch, ſie ſind Alles und Jedes anzuknaupen geſtaltet; daher denn auch dieſes Geſchöpf auf die verſchiedenſte Weiſe und Wege für ſeine Erhaltung beſorgt iſt. Ihr Genuß iſt vielfach; einige ſind auf animaliſche Nahrung begierig, auf vegetabiliſche die meiſten, wobei das Nagen als ein ſchonendes Vorkoſten und außer dem eigentlichen Sättigungsgeſchäft in gar mancher Rückſicht zu betrachten iſt. Es befördert ein überflüſſiges Zueignen der Nahrung zu materieller Anfüllung des Magens und kann auch wohl als fortgeſetzte Uebung, als unruhiger Beſchäftigungstrieb, der zuletzt in Zerſtörungskampf ausartet, angeſehen werden.

Nach Befriedigung des nächſten Bedürfniſſes haſchen ſie demnach ſehr lebhaft, aber ſie wechſeln dennoch gern in ſicherer Fülle wohnen; daher der Sammlertrieb und zunächſt gar manche Handlung, die einer überlegten Kunſtfertigkeit ganz ähnlich ſehen möchte.

Wie ſich nun das Gebilde der Nagethiere hin und her wiegt und keine Grenzen zu kennen ſcheint, ſo findet es zuletzt ſich doch eingeſchloſſen in der allgemeinen Animalität und muß dieſem oder jenem Thiergeſchlecht ſich annähern; wie es ſich denn ſowohl gegen die Raubthiere als gegen die Wiederkäuer hinneigt, gegen den Affen wie gegen die Fledermaus, und noch gar andern dazwiſchen liegenden Geſchlechtern ſich anähnelt.

Wie könnten wir aber ſolche weitumfaſſige Betrachtungen mit Bequemlichkeit anſtellen wären uns nicht Herrn d'Altons Blätter vorgelegt, bei deren Anblick Bewunderung und Benutzung immerfort einander die Hände bieten? Und wie ſollen wir Lob und Dank genugſam ausdrücken, wenn dieſe durch ſo viel bedeutende Geſchlechter unnmehr durchgeführte an Reinheit und Richtigkeit ſich immer gleichbleibende, an hervortretender Kraft und Anſehnlichkeit ſich immer ſteigernde Darſtellung ſo große Dienſte leiſtet? Sie enthebt uns auf ein Mal aus dem ſinneverwirrenden Zuſtande in den uns frühere Bemühungen gar oft verſetzten, wenn wir Gerippe im Ganzen oder Einzelnen zu vergleichen ſuchten. Es ſei nun, daß wir ſie auf Reiſen mehr oder weniger flüchtig oder durch ein ſucceſſives Zuſammenbedächtig um uns geſtellt anſahen, immer mußten wir unſer Beſtreben in Bezug auf ein Ganzes als unzulänglich und unbefriedigend bedauern.

Jetzo hängt es von uns ab, ſo große Reihen als wir nur wünſchen, vor uns zu legen, das Gemeinſame wie das Widerſprechende nebeneinander zu betrachten, und ſo die Fähigkeit unſers Anſchauens, die Fertigkeit unſerer Combinationen und Urtheile mit Gemächlichkeit und Ruhe zu prüfen, auch inſofern es dem Menſchen gegeben iſt, uns mit der Natur wie mit uns ſelbſt mehr und mehr in Einklang zu ſetzen.

Aber jene bildlichen Darſtellungen [illegible] uns nicht etwa nur einem einſamen Nachdenken, ſondern ein genugſamer Text dient uns zugleich als geiſtreiches Geſpräch; wie wir denn ohne ſolche Mitwirkung das Vorſtehende nicht mit einer gewiſſen Leichtigkeit und Zeiterſparniß würden gewonnen haben.

Und ſo möchte es überflüſſig ſein, die wichtigen hinzugefügten Druckblätter den Freunden der Natur noch beſonders zu empfehlen. Sie enthalten eine allgemeine Vergleichung der Nagethiergruppe und ſodann allgemeine Bemerkungen über die äußern Sinnorgane u

die organiſche Entwickelung der Thiere. Wir haben ſie oben bei unſerer flüchtigen Darſtellung treulich genugt, aber lange nicht erſchöpft, und fügen nur noch folgende Reſultate hinzu.

Eine innere und urſprüngliche Gemeinſchaft aller Organiſation liegt zum Grunde; die Verſchiedenheit der Geſtalten dagegen entſpringt aus den nothwendigen Beziehungsverhältniſſen zur Außenwelt, und man darf daher eine urſprüngliche, gleichzeitige Verſchiedenheit und eine unaufhaltſam fortſchreitende Umbildung mit Recht annehmen, um die eben ſo conſtanten als abweichenden Erſcheinungen begreifen zu können.

Ein beigelegter Schmuztitel läßt uns vermuthen, daß hier eine Abtheilung des Ganzen gemeint ſei; eine Vorrede ſpricht deutlich aus, daß nichts Ueberflüſſiges aufgenommen, daß das Werk nicht über Gebühr und Vermögen der Naturfreunde ſolle ausgedehnt werden; eine Zuſage, die durch das bisher Geleiſtete ſchon vollkommen erfüllt iſt.

Nun aber finden wir dieſer Sendung noch einige Druckblätter beigelegt, welche allerdings voranzuſetzen ſind, indem wir derſelben zuletzt erwähnen; ſie enthalten die Dedication an Ihro des Königs von Preußen Majeſtät.

Hier iſt mit ſchuldigſtem Dank anerkannt, daß dieſe Unternehmung vom Throne her ſich bedeutender Unterſtützung zu erfreuen habe, ohne welche ſie kaum denkbar geweſen wäre. Deßhalb vereinigen ſich denn auch alle Naturfreunde in ein ſolches dankbares Anerkennen. Und wenn wir ſchon lobenswerth und nützlich finden, daß die Großen der Erde Dasjenige, was ein Privat-Mann mit Neigung und Sorgfalt geſammelt, nicht zerſtreuen laſſen, ſondern weislich zuſammengehalten dem Oeffentlichen widmen; wenn mit höchſtem Dank anerkannt werden muß, Anſtalten gegründet zu ſehen, wo die Talente erforſcht, die Fähigern gefördert und zum Zwecke geführt werden können: ſo iſt es doch vielleicht am Preiswürdigſten, wenn eine vorkommende ſeltene Gelegenheit genutzt wird; wenn die Leiſtungen des Einzelnen, der ſein ganzes Leben mühſam, vielleicht oft mühſelig zubrachte, um das ihm eingeborne Talent auszubilden, um Etwas als Einzelner zu ſchaffen, was Mehreren unmöglich geweſen wäre, gerade im rechten Augenblick der kräftigen That Anerkennung finden; wenn ſogleich die höchſten Obern und die ihnen nachgeſetzten, hohen Beamten die beneidenswerthe Pflicht ausüben, zur dringenden Zeit den entſcheidenden Moment zu begünſtigen, und eine ſchon im Beſchränkten ſo weit gediehene Frucht mit einer überſprießlichen Reife zu beglücken.

Die Lepaden.

Die tiefgeſchöpften und fruchtreichen Mittheilungen des Herrn Dr. Carus ſind mir von dem größten Werthe; eine Region nach der andern des grenzenloſen Naturreiches, in welchem ich Zeit meines Lebens mehr im Glauben und Ahnen, als im Schauen und Wiſſen mich bewege, klärt ſich auf, und ich erblicke, was ich im Allgemeinen gedacht und gehofft, nunmehr im Einzelnen und gar Manches über Denken und Hoffen. Hierin finde ich nun die größte Belohnung eines treuen Wirkens, und mich erheitert es gar öfters, wenn ich hier und da erinnert werde an Einzelnheiten, die ich wie im Fluge maß und ſie niederlegte in Hoffnung, daß ſie ſich einmal irgendwo lebendig anſchließen würden, und gerade dieſe Hefte (zur Morphologie) ſind geeignet, derſelben nach und nach zu gedenken.

Einige Betrachtungen über die Lepaden bring' ich dar, wie ich ſie in meinen Papieren angedeutet finde.

Jede zweiſchalige Muſchel, die ſich in ihren Wänden von der übrigen Welt abſondert, ſehen wir billig als ein Individuum an; ſo lebt ſie, ſo beweget ſie ſich allenfalls, ſo nähret ſie ſich, pflanzt ſich fort, und ſo wird ſie verzehrt. Die Lepas anatifera, die ſogenannte Entenmuſchel, erinnert uns gleich mit ihren zwei Hauptdecken an eine Bivalve; allein ſchnell werden wir bedeutet, hier ſei von einer Mehrheit die Rede; wir finden noch zwei Hülfſchalen, nöthig, um das vielgliedrige Geſchöpf zu bedecken; wir ſehen an der Stelle des Schloſſes eine fünfte Schale, um dem Ganzen rückgratsweiſe Halt und Zuſammenhang zu geben. Das hier Geſagte wird Jedem deutlich, der Cuvier's Anatomie dieſes Geſchöpfs: Mémoires du Muséum d'Histoire naturelle. Tom. II, p. 100. vor ſich nimmt.

Wir ſehen aber hier kein iſolirtes Weſen, ſondern verbunden mit einem Stiele oder Schlauch, geſchickt, ſich irgendwo anzufangen, deſſen unteres Ende ſich ausdehnt wie ein Uterus, welche Hülle des wachſenden Lebendigen ſich ſogleich von außen mit unerläßlichen Schalendecken zu ſchützen geeignet iſt.

Auf der Haut dieſes Schlauches alſo finden ſich an regelmäßigen Stellen, die ſich auf die innere Geſtalt, auf beſtimmte Theile des Thieres beziehen, präſtabilirte fünf Schalenpuncte, welche, ſobald ſie in die Wirklichkeit eingetreten, ſich bis auf einen beſtimmten Grad zu vergrößern nicht ablaſſen.

Hierüber würde nun eine noch ſo lange Betrachtung der Lepas anatifera uns nicht weiter aufklären; da hingegen die Beſchauung einer

andern Art, die zu mir unter dem Namen Lepas polliceps gekommen, in uns die tiefſten allgemeinſten Ueberzeugungen erweckt. Hier iſt nämlich, bei derſelben Hauptbildung, die Haut des Schlauches nicht glatt, und etwa nur runzlicht wie bei jener, ſondern rauh, mit unzähligen kleinen erhabenen, ſich berührenden, rundlichen Puncten dicht beſäet. Wir aber nehmen uns die Freiheit, zu behaupten, eine jede dieſer kleinen Erhöhungen ſei von der Natur mit Fähigkeit begabt, eine Schale zu bilden. Und weil wir Dieß denken, ſo glauben wir es wirklich, bei mäßiger Vergrößerung, vor Augen zu ſehen. Dieſe Puncte jedoch ſind nur Schalen in der Möglichkeit, welche nicht wirklich werden, ſo lange der Schlauch ſein anfängliches, natürliches Ungenmaß behält. Sobald aber am untern Ende das wachſende Geſchöpf ſeine nächſte Umgebung ausdehnt, ſo erhalten ſogleich die möglichen Schalen einen Antrieb, wirklich zu werden; bei Lepas anatifera in Regel und Zahl eingeſchränkt.

Nun waltet zwar bei Lepas polliceps dieſes Geſetz immer noch vor, aber ohne Zahleinſchränkung; denn hinter den fünf Hauptpuncten der Schalenwerdung entſtehen abermals eilige Nachſchalen, deren das innere wachſende Geſchöpf, bei Unzulänglichkeit und allzu früher Stockung der Hauptſchalen, zu fernerer Hülfe des Zudeckens und Sicherns bedarf.

Hier bewundern wir die Geſchäftigkeit der Natur, den Mangel der ausreichenden Kraft durch die Menge der Thätigkeiten zu erſetzen. Denn da, wo die fünf Hauptſchalen nicht bis an die Verengerung reichen, entſtehen ſogleich in allen, durch ihr Zuſammenſtoßen gebildeten Winkeln neue Schalreihen, die, ſtufenweiſe kleiner, zuletzt eine Art von winziger Perlenſchnur um die Grenze der Ausdehnung bilden, wo ſodann aller Uebertritt aus der Möglichkeit in die Wirklichkeit durchaus verſagt iſt.

Wir erkennen daran, daß die Bedingung dieſes Schalwerdens der freie Raum ſei, welcher durch die Ausdehnung des untern Schlauchtheils entſteht; und hier, bei genauer Betrachtung, ſcheint es, als wenn jeder Schalpunct ſich eile, die nächſten aufzuzehren, ſich auf ihre Koſten zu vergrößern, und zwar in dem Augenblick, ehe ſie zum Werden gelangen. Eine ſchon gewordene, noch ſo kleine Schale kann von einem herankommenden Nachbar nicht aufgeſpreiſ't werden; alles Gewordene ſetzt ſich mit einander ins Gleichgewicht. Und ſo ſieht man das in der Entenmuſchel regelmäßig gebundene, geſetzliche Wachsthum in der andern zum freiern Nachrücken aufgefordert, wo mancher einzelne Punct ſoviel Beſitz und Raum ſich anmaßt, als er nur gewinnen kann.

Soviel aber iſt auch bei dieſem Natur-Product mit Bewunderung zu bemerken: daß ſelbſt die gewiſſer Maſſen aufgelöſ'te Regel doch im Ganzen keine Verwirrung zur Folge hat, ſondern daß die in Lepas anatifera ſo löblich und geſetzlich entſchiedenen Hauptpuncte des Werdens und Wirkens ſich auch im pollicepes genau nachweiſen laſſen, nur daß man ſodann oberwärts von Stelle zu Stelle kleine Weiten ſieht, die ſich gegen einander ausdehnen, ohne hindern zu können, daß nach ihnen ſich Ihresgleichen, obgleich beengt und im geringern Maßſtabe, bilden und entwickeln.

Wer das Glück hätte, dieſe Geſchöpfe in dem Augenblick, wenn das Ende des Schlauches ſich ausdehnt und die Schalenwerdung beginnt, microſcopiſch zu betrachten, Dem müßte ein der herrlichſten Schauſpiele werden, die der Naturfreund ſich wünſchen kann. Da ich nach meiner Art, zu forſchen, zu wiſſen und zu genießen, mich nur an Symbole halten darf: ſo gehören dieſe Geſchöpfe zu den Heiligthümern, welche fetiſchartig immer vor mir ſtehen, und durch ihr ſeltſames Gebilde die nach dem Regelloſen ſtrebende, ſich ſelbſt immer regelnde und ſo im Kleinſten wie im Größten durchaus Gott und Menſchen ähnliche Natur ſinnlich vergegenwärtigen.

Zur
Naturwiſſenſchaft im Allgemeinen.

Die Natur.

Apperiſtiſch.

(Um das Jahr 1782.)

Natur! Wir ſind von ihr umgeben und umſchlungen, unvermögend, aus ihr herauszutreten, und unvermögend, tiefer in ſie hineinzukommen. Ungebeten und ungewarnt nimmt ſie uns in den Kreislauf ihres Tanzes auf und treibt ſich mit uns fort, bis wir erwüdet ſind und ihre Arme entfallen.

Sie ſchafft ewig neue Geſtalten; was da iſt

war noch nie; was war, kommt nicht wieder — Alles iſt neu, und doch immer das Alte.

Wir leben mitten in ihr und ſind ihr fremde. Sie ſpricht unaufhörlich mit uns, und verräth uns ihr Geheimniß nicht. Wir wirken beſtändig auf ſie, und haben doch keine Gewalt über ſie.

Sie ſcheint Alles auf Individualität angelegt zu haben, und macht ſich Nichts aus den Individuen. Sie baut immer und zerſtört immer, und ihre Werkſtätte iſt unzugänglich.

Sie lebt in lauter Kindern; und die Mutter, wo iſt ſie? — Sie iſt die einzige Künſtlerinn; aus dem ſimpelſten Stoff zu den größten Contraſten; ohne Schein der Anſtrengung zu der größten Vollendung — zur genauſten Beſtimmtheit, immer mit etwas Weichem überzogen. Jedes ihrer Werke hat ein eigenes Weſen, jede ihrer Erſcheinungen den iſolirteſten Begriff; und doch macht Alles Eins aus.

Sie ſpielt ein Schauſpiel: ob ſie es ſelbſt ſieht, wiſſen wir nicht; und doch ſpielt ſie's für uns, die wir in der Ecke ſtehen.

Es iſt ein ewiges Leben, Werden und Bewegen in ihr, und doch rückt ſie nicht weiter. Sie verwandelt ſich ewig, und iſt kein Moment Stillеſtehen in ihr. Für's Bleiben hat ſie keinen Begriff, und ihren Fluch hat ſie an's Stilleſtehen gehängt. Sie iſt feſt. Ihr Tritt iſt gemeſſen, ihre Ausnahmen ſelten, ihre Geſetze unwandelbar.

Gedacht hat ſie und ſinnt beſtändig, aber nicht als ein Menſch, ſondern als Natur. Sie hat ſich einen eigenen allumfaſſenden Sinn vorbehalten, den ihr Niemand abmerken kann.

Die Menſchen ſind alle in ihr und ſie in allen. Mit allen treibt ſie ein freundliches Spiel, und freut ſich, je mehr man ihr abgewinnt. Sie treibt's mit Vielen ſo im Verborgenen, daß ſie's zu Ende ſpielt, ehe ſie's merken.

Auch das Unnatürlichſte iſt Natur; auch die plumpſte Philiſterei hat Etwas von ihrem Genie. Wer ſie nicht allenthalben ſieht, ſieht ſie nirgendwo recht.

Sie liebt ſich ſelber und haftet ewig mit Augen und Herzen ohne Zahl an ſich ſelbſt. Sie hat ſich auseinander geſetzt, um ſich ſelbſt zu genießen. Immer läßt ſie neue Genießer erwachſen, unerſättlich, ſich mitzutheilen.

Sie freut ſich an der Illuſion. Wer dieſe in ſich und Andern zerſtört, den ſtraft ſie als der ſtrengſte Tyrann. Wer ihr zutraulich folgt, Den drückt ſie wie ein Kind an ihr Herz.

Ihre Kinder ſind ohne Zahl. Keinem iſt ſie überall karg; aber ſie hat Lieblinge, an die ſie viel verſchwendet und denen ſie viel aufopfert. An's Große hat ſie ihren Schutz geknüpft.

Sie ſpritzt ihre Geſchöpfe aus dem Nichts hervor, und ſagt ihnen nicht, woher ſie kommen und wohin ſie gehen. Sie ſollen nur laufen; die Bahn kennt ſie.

Sie hat wenige Triebfedern, aber wie abgenutzte, immer wirkſam, immer mannigfaltig.

Ihr Schauſpiel iſt immer neu, weil ſie immer neue Zuſchauer ſchafft. Leben iſt ihre ſchönſte Erfindung, und der Tod iſt ihr Kunſtgriff, viel Leben zu haben.

Sie hüllt den Menſchen in Dumpfheit ein, und ſpornt ihn ewig zum Lichte. Sie macht ihn abhängig zur Erde, träg' und ſchwer, und ſchüttelt ihn immer wieder auf.

Sie gibt Bedürfniſſe, weil ſie Bewegung liebt. Wunder, daß ſie alle dieſe Bewegung mit ſo Wenigem erreicht! Jedes Bedürfniß iſt Wohlthat; ſchnell befriedigt, ſchnell wieder erwachſend. Gibt ſie eins mehr, ſo iſt's ein neuer Quell der Luſt; aber ſie kommt bald in's Gleichgewicht.

Sie ſetzt alle Augenblicke zum längſten Lauf an, und iſt alle Augenblicke am Ziele.

Sie iſt die Eitelkeit ſelbſt, aber nicht für uns, denen ſie ſich zur größten Wichtigkeit gemacht hat.

Sie läßt jedes Kind an ſich künſteln, jeden Thoren über ſich richten, Tauſende klumpf über ſich hingehen und Nichts ſehen, und hat an Allen ihre Freude und findet bei allen ihre Rechnung.

Man gehorcht ihren Geſetzen, auch wenn man ihnen widerſtrebt; man wirkt mit ihr, auch wenn man gegen ſie wirken will.

Sie macht Alles, was ſie gibt, zur Wohlthat; denn ſie macht es erſt unentbehrlich. Sie ſäumet, daß man ſie verlange; ſie eilet, daß man ſie nicht ſatt werde.

Sie hat keine Sprache noch Rede, aber ſie ſchafft Zungen und Herzen, durch die ſie fühlt und ſpricht.

Ihre Krone iſt die Liebe. Nur durch ſie kommt man ihr nahe. Sie macht Klüfte zwiſchen allen Weſen, und Alles will ſich verſchlingen. Sie hat Alles iſolirt, um Alles zuſammenzuziehen. Durch ein Paar Züge aus dem Becher der Liebe hält ſie für ein Leben voll Mühe ſchadlos.

Sie iſt Alles. Sie belohnt ſich ſelbſt und beſtraft ſich ſelbſt, erfreut und quält ſich ſelbſt. Sie iſt rauh und gelinde, lieblich und ſchrecklich, kraftlos und allgewaltig. Alles iſt immer da in ihr. Vergangenheit und Zukunft kennt ſie nicht. Gegenwart iſt ihre Ewigkeit. Sie iſt gütig. Ich preiſe ſie mit allen ihren Werken. Sie iſt weiſe und ſtill. Man reißt ihr keine Erklärung vom Leibe, trotzt ihr kein Geſchenk ab, das ſie nicht freiwillig gibt. Sie iſt liſtig, aber zu gutem Ziele, und am Beſten iſt's, ihre Liſt nicht zu merken.

Sie iſt ganz, und doch immer unvollendet. So wie ſie's treibt, kann ſie's immer treiben. Jedem erſcheint ſie in einer eigenen Geſtalt. Sie verbirgt ſich in tauſend Namen und Termen, und iſt immer Dieſelbe.

Sie hat mich hereingeſtellt; ſie wird mich auch herausführen. Ich vertraue mich ihr. Sie mag mit mir ſchalten. Sie wird ihr Werk nicht haſſen. Ich ſprach nicht von ihr. Nein, was wahr iſt und was falſch iſt, Alles hat ſie geſprochen. Alles iſt ihre Schuld, Alles iſt ihr Verdienſt.

Der Verſuch als Vermittler von Object und Subject.

1793.

Sobald der Menſch die Gegenſtände um ſich her gewahr wird, betrachtet er ſie in Bezug auf ſich ſelbſt, und mit Recht. Denn es hängt ſein ganzes Schickſal davon ab, ob ſie ihm gefallen oder mißfallen, ob ſie ihn anziehen oder abſtoßen, ob ſie ihm nutzen oder ſchaden. Dieſe ganz natürliche Art, die Sachen anzuſehen und zu beurtheilen, ſcheint ſo leicht zu ſein, als ſie nothwendig iſt; und doch iſt der Menſch dabei tauſend Irrthümern ausgeſetzt, die ihn oft beſchämen und ihm das Leben verbittern.

Ein weit ſchwereres Tagewerk übernehmen Diejenigen, deren lebhafter Trieb nach Kenntniß die Gegenſtände der Natur an ſich ſelbſt und in ihren Verhältniſſen unter einander zu beobachten ſtrebt: denn ſie vermiſſen bald den Maßſtab, der ihnen zu Hülfe kam, wenn ſie als Menſchen die Dinge in Bezug auf ſich betrachteten. Es fehlt ihnen der Maßſtab des Gefallens und Mißfallens, des Anziehens und Abſtoßens, des Nutzens und Schadens; dieſem ſollen ſie ganz entſagen; ſie ſollen als gleichgiltige und gleichſam göttliche Weſen ſuchen und unterſuchen, was iſt, und nicht, was behagt. So ſoll den ächten Botaniker weder die Schönheit noch die Nutzbarkeit der Pflanzen rühren; er ſoll ihre Bildung, ihr Verhältniß zu dem übrigen Pflanzenreiche unterſuchen; und wie ſie alle von der Sonne hervorgelockt und beſchienen werden, ſo ſoll er mit einem gleichen, ruhigen Blicke ſie alle anſehen und überſehen, und den Maßſtab zu dieſer Erkenntniß, die Data der Beurtheilung nicht aus ſich, ſondern aus dem Kreiſe der Dinge nehmen, die er beobachtet.

Sobald wir einen Gegenſtand in Beziehung auf ſich ſelbſt und in Verhältniß mit andern betrachten, und denſelben nicht unmittelbar entweder begehren oder verabſcheuen: ſo werden wir mit einer ruhigen Aufmerkſamkeit uns bald von ihm, ſeinen Theilen, ſeinen Verhältniſſen, einen ziemlich deutlichen Begriff machen können. Je weiter wir dieſe Betrachtungen fortſetzen, je mehr wir Gegenſtände unter einander verknüpfen, deſto mehr üben wir die Beobachtungsgabe, die in uns iſt. Wiſſen wir in Handlungen dieſe Erkenntniſſe auf uns zu beziehen, ſo verdienen wir, klug genannt zu werden. Für einen jeden wohl organiſirten Menſchen, der entweder von Natur mäßig iſt, oder durch die Umſtände mäßig eingeſchränkt wird, iſt die Klugheit keine ſchwere Sache; denn das Leben weiſt uns bei jedem Schritte zurecht. Allein wenn der Beobachter eben dieſe ſcharfe Urtheilskraft zur Prüfung geheimer Naturverhältniſſe anwenden; wenn er in einer Welt, in der er gleichſam allein iſt, auf ſeine eigenen Tritte und Schritte Acht geben, ſich vor jeder Uebereilung hüten, ſeinen Zweck ſtets in Augen haben ſoll, ohne doch ſelbſt auf dem Wege irgend einen nützlichen oder ſchädlichen Umſtand unbemerkt vorbei zu laſſen; wenn er auch da, wo er von Niemanden ſo leicht controlirt werden kann, ſein eigener ſtrengſter Beobachter ſein und bei ſeinen eifrigſten Bemühungen immer gegen ſich ſelbſt mißtrauiſch ſein ſoll: ſo ſieht wohl Jeder, wie ſtreng dieſe Forderungen ſind, und wie wenig man hoffen kann, ſie ganz erfüllt zu ſehen, man mag ſie nun an Andere oder an ſich machen. Doch müſſen uns dieſe Schwierigkeiten, ja man darf wohl ſagen, dieſe hypothetiſche Unmöglichkeit, nicht abhalten, das Möglichſte zu thun; und wir werden wenigſtens am Weiteſten kommen, wenn wir uns die Mittel im Allgemeinen zu vergegenwärtigen ſuchen, wodurch vorzügliche Menſchen die Wiſſenſchaften zu erweitern gewußt haben; wenn wir die Abwege genau bezeichnen, auf welchen ſie ſich verirrt und auf welchen ihnen manchmal Jahrhunderte eine große Anzahl von Schülern folgte, bis ſpätere Erfahrungen erſt wieder den Beobachter auf den rechten Weg einleiteten.

Daß die Erfahrung, wie in Allem, was der Menſch unternimmt, ſo auch in der Naturlehre, von der ich gegenwärtig vorzüglich ſpreche, den größten Einfluß habe und haben ſolle, wird Niemand läugnen, ſo wenig als man den Seelenkräften, in welchen dieſe Erfahrungen aufgefaßt, zuſammengenommen, geordnet und ausgebildet werden, ihre hohe und gleichſam ſchöpferiſch unabhängige Kraft abſprechen wird. Allein wie dieſe Erfahrungen zu machen und wie ſie zu nutzen, wie unſere Kräfte auszubilden und zu brauchen: Das kann weder ſo allgemein bekannt noch anerkannt ſein.

Sobald Menſchen von ſcharfen, friſchen Sinnen auf Gegenſtände aufmerkſam gemacht werden, findet man ſie zu Beobachtungen ſo geneigt als geſchickt. Ich habe Dieſes oft bemerken kön-

ren, ſeitdem ich die Lehre des Lichts und der Farben mit Eifer behandle und, wie es zu geſchehen pflegt, mich auch mit Perſonen, denen ſolche Betrachtungen ſonſt fremd ſind, von Dem, was mich ſo eben ſehr intereſſirt, unterhalte. Sobald ihre Aufmerkſamkeit nur rege war, bemerkten ſie Phänomene, die ich theils nicht gekannt, theils überſehen hatte, und berichtigten dadurch gar oft eine zu voreilig gefaßte Idee, ja gaben mir Anlaß, ſchnellere Schritte zu thun und aus der Einſchränkung herauszutreten, in welcher uns eine mühſame Unterſuchung oft gefangen hält.

Es gilt alſo auch hier, was bei ſo vielen andern menſchlichen Unternehmungen gilt, daß nur das Intereſſe Mehrerer, auf einen Punct gerichtet, etwas Vorzügliches hervorzubringen im Stande ſei. Hier wird es offenbar, daß der Neid, welcher Andere ſo gern von der Ehre einer Entdeckung ausſchließen möchte, daß die unmäßige Begierde, etwas Entdecktes nur nach ſeiner Art zu behandeln und auszuarbeiten, dem Forſcher ſelbſt das größte Hinderniß ſei.

Ich habe mich bisher bei der Methode, mit Mehrern zu arbeiten, zu wohl befunden, als daß ich nicht ſolche fortſetzen ſollte. Ich weiß genau, wem ich Dieſes und Jenes auf meinem Wege ſchuldig geworden; und es ſoll mir eine Freude ſein, es künftig öffentlich bekannt zu machen.

Sind uns nun bloß natürliche, aufmerkſame Menſchen ſo viel zu nützen im Stande, wie allgemeiner muß der Nutzen ſein, wenn unterrichtete Menſchen einander in die Hände arbeiten! Schon iſt eine Wiſſenſchaft an und für ſich ſelbſt eine ſo große Maſſe, daß ſie viele Menſchen trägt, wenn ſie gleich kein Menſch tragen kann. Es läßt ſich bemerken, daß die Kenntniſſe, gleichſam wie ein eingeſchloſſenes, aber lebendiges Waſſer, ſich nach und nach zu einem gewiſſen Niveau erheben, daß die ſchönſten Entdeckungen nicht ſowohl durch Menſchen als durch die Zeit gemacht worden; wie denn eben ſehr wichtige Dinge zu gleicher Zeit von zweien oder wohl gar mehrern geübten Denkern gemacht worden. Wenn alſo wir in jenem erſten Fall der Geſellſchaft und den Freunden ſo Vieles ſchuldig ſind: ſo werden wir in dieſem der Welt und dem Jahrhundert noch mehr ſchuldig, und wir können in beiden Fällen nicht genug anerkennen, wie nöthig Mittheilung, Beihülfe, Erinnerung und Widerſpruch ſeien, um uns auf dem rechten Wege zu erhalten und vorwärts zu bringen.

Man hat daher in wiſſenſchaftlichen Dingen gerade das Gegentheil von Dem zu thun, was der Künſtler räthlich findet; denn er thut wohl, ſein Kunſtwerk nicht öffentlich ſehen zu laſſen, bis es vollendet iſt, weil ihm nicht leicht Jemand rathen noch Beiſtand leiſten kann. Iſt es hingegen vollendet, ſo hat er alsdann den Tadel oder das Lob zu überſehen und zu beherzigen, Solches mit ſeiner Erfahrung zu vereinigen und ſich dadurch zu einem neuen Werke auszubilden und vorzubereiten. In wiſſenſchaftlichen Dingen hingegen iſt es ſchon nützlich, jede einzelne Erfahrung, ja Vermuthung, öffentlich mitzutheilen; und es iſt höchſt räthlich, ein wiſſenſchaftliches Gebäude nicht eher aufzuführen, bis der Plan dazu und die Materialien allgemein bekannt, beurtheilt und ausgewählt ſind.

Wenn wir die Erfahrungen, welche vor uns gemacht worden, die wir ſelbſt oder Andere zu gleicher Zeit mit uns machen, vorſätzlich wiederholen und die Phänomene, die theils zufällig theils künſtlich entſtanden ſind, wieder darſtellen, ſo nennen wir Dieſes einen Verſuch.

Der Werth eines Verſuchs beſteht vorzüglich darin, daß er, er ſei nun einfach oder zuſammengeſetzt, unter gewiſſen Bedingungen mit einem bekannten Apparat und mit erforderlicher Geſchicklichkeit jederzeit wieder hervorgebracht werden könne, ſo oft ſich die bedingten Umſtände vereinigen laſſen. Wir bewundern mit Recht den menſchlichen Verſtand, wenn wir auch nur oberflächlich die Combinationen anſehen, die er zu dieſem Endzwecke gemacht hat, und die Maſchinen betrachten, die dazu erfunden worden ſind und, man darf wohl ſagen, täglich erfunden werden.

So ſchätzbar aber auch ein jeder Verſuch einzeln betrachtet ſein mag, ſo erhält er doch nur ſeinen Werth durch Vereinigung und Verbindung mit andern. Aber eben zwei Verſuche, die mit einander einige Aehnlichkeit haben, zu vereinigen und zu verbinden, gehören mehr Strenge und Aufmerkſamkeit, als ſelbſt ſcharfe Beobachter oft von ſich gefordert haben. Es können zwei Phänomene mit einander verwandt ſein, aber doch noch lange nicht ſo nah, als wir glauben. Zwei Verſuche können ſcheinen, aus einander zu folgen, wenn zwiſchen ihnen noch eine große Reihe ſtehen müßte, um ſie in eine recht natürliche Verbindung zu bringen.

Man kann ſich daher nicht genug in Acht nehmen, aus Verſuchen nicht zu geſchwind zu folgern: denn bei'm Uebergang von der Erfahrung zum Urtheil, von der Erkenntniß zur Anwendung iſt es, wo dem Menſchen gleichſam wie an einem Paſſe alle ſeine innern Feinde auflauern; Einbildungskraft, Ungeduld, Vorſchnelligkeit, Selbſtzufriedenheit, Steifheit, Gedankenform, vorgefaßte Meinung, Bequemlichkeit, Leichtſinn, Veränderlichkeit, und wie die ganze Schaar mit ihrem Gefolge heißen mag: Alle liegen hier im Hinterhalte und überwältigen unverſehens ſowohl den handelnden Weltmann als

auch den ſtillen, vor allen Leidenſchaften geſichert ſcheinenden Beobachter.

Ich möchte zur Warnung dieſer Gefahr, welche größer und näher iſt, als man denkt, hier eine Art von Paradoxon aufſtellen, um eine lebhaftere Aufmerkſamkeit zu erregen. Ich wage nämlich, zu behaupten: daß ein Verſuch, ja mehrere Verſuche, in Verbindung Nichts beweiſen, ja daß Nichts gefährlicher ſei, als irgend einen Satz unmittelbar durch Verſuche beſtätigen zu wollen, und daß die größten Irrthümer eben dadurch entſtanden ſind, daß man die Gefahr und die Unzulänglichkeit dieſer Methode nicht eingeſehen. Ich muß mich deutlicher erklären, um nicht in den Verdacht zu gerathen, als wollte ich nur etwas Sonderbares ſagen.

Eine jede Erfahrung, die wir machen, ein jeder Verſuch, durch den wir ſie wiederholen, iſt eigentlich ein iſolirter Theil unſerer Erkenntniß; durch öftere Wiederholung bringen wir dieſe iſolirte Kenntniß zur Gewißheit. Es können uns zwei Erfahrungen in demſelben Fache bekannt werden; ſie können nahe verwandt ſein, aber noch näher verwandt ſcheinen; und gewöhnlich ſind wir geneigt, ſie für näher verwandt zu halten, als ſie ſind. Es iſt Dieſes der Natur des Menſchen gemäß; die Geſchichte des menſchlichen Verſtandes zeigt uns tauſend Beiſpiele, und ich habe an mir ſelbſt bemerkt, daß ich dieſen Fehler oft begehe.

Es iſt dieſer Fehler mit einem andern nahe verwandt, aus dem er auch meiſtentheils entſpringt. Der Menſch erfreut ſich nämlich mehr an der Vorſtellung als an der Sache, oder wir müſſen vielmehr ſagen: der Menſch erfreut ſich nur einer Sache, inſofern er ſich dieſelbe vorſtellt; ſie muß in ſeine Sinnesart paſſen. Und er mag ſeine Vorſtellungsart noch ſo hoch über die gemeine erheben, noch ſo ſehr reinigen: ſo bleibt ſie doch gewöhnlich nur ein Verſuch, viele Gegenſtände in ein gewiſſes faßliches Verhältniß zu bringen, das ſie, ſtreng genommen, unter einander nicht haben; daher die Neigung zu Hypotheſen, zu Theorien, Terminologien und Syſtemen, die wir nicht mißbilligen können, weil ſie aus der Organiſation unſers Weſens nothwendig entſpringen.

Wenn von einer Seite eine jede Erfahrung, ein jeder Verſuch ihrer Natur nach als iſolirt anzuſehen ſind, und von der andern Seite die Kraft des menſchlichen Geiſtes Alles, was außer ihr iſt, und was ihr bekannt wird, mit einer ungeheuern Gewalt zu verbinden ſtrebt: ſo ſieht man die Gefahr leicht ein, welche man läuft, wenn man mit einer gefaßten Idee eine einzelne Erfahrung verbinden oder irgend ein Verhältniß, das nicht ganz ſinnlich iſt, das aber die bildende Kraft des Geiſtes ſchon ausgeſprochen hat, durch einzelne Verſuche beweiſen will.

Es entſtehen durch eine ſolche Bemühung meiſtentheils Theorien und Syſteme, die dem Scharfſinn der Verfaſſer Ehre machen, die aber, wenn ſie mehr, als billig iſt, Beifall finden, wenn ſie ſich länger, als recht iſt, erhalten, dem Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes, den ſie in gewiſſem Sinne befördern, ſogleich wieder hemmend und ſchädlich werden.

Man wird bemerken können, daß ein guter Kopf nur deſto mehr Kunſt anwendet, je weniger Data vor ihm liegen; daß er, gleichſam ſeine Herrſchaft zu zeigen, ſelbſt aus den vorliegenden Datis nur wenige Günſtlinge herauswählt, die ihm ſchmeicheln; daß er die übrigen ſo zu ordnen verſteht, wie ſie ihm nicht geradezu widerſprechen, und daß er die feindſeligen zuletzt ſo zu verwickeln, zu umſpinnen und bei Seite zu bringen weiß, daß wirklich nunmehr das Ganze nicht mehr einer freiwirkenden Republik, ſondern einem deſpotiſchen Hofe ähnlich wird.

Einem Manne, der ſo viel Verdienſt hat, kann es an Verehrern und Schülern nicht fehlen, die ein ſolches Gewebe hiſtoriſch kennen lernen und bewundern und, inſofern es möglich iſt, ſich die Vorſtellungsart ihres Meiſters eigen machen. Oft gewinnt eine ſolche Lehre dergeſtalt die Ueberhand, daß man für frech und verwegen gehalten würde, wenn man an ihr zu zweifeln ſich erkühnte. Nur ſpätere Jahrhunderte würden ſich an ein ſolches Heiligthum wagen, den Gegenſtand einer Betrachtung dem gemeinen Menſchenſinne wieder vindiciren, die Sache etwas leichter nehmen, und von dem Stifter einer Secte Das wiederholen, was ein witziger Kopf von einem großen Naturlehrer ſagt: er wäre ein großer Mann geweſen, wenn er weniger erfunden hätte.

Es möchte aber nicht genug ſein, die Gefahr anzuzeigen und vor derſelben zu warnen. Es iſt billig, daß man wenigſtens ſeine Meinung eröffne und zu erkennen gebe, wie man ſelbſt einen ſolchen Abweg zu vermeiden glaubt, oder ob man gefunden, wie ihn ein Anderer vor uns vermieden habe.

Ich habe vorhin geſagt, daß ich die unmittelbare Anwendung eines Verſuchs zum Beweis irgend einer Hypotheſe für ſchädlich halte, und habe dadurch zu erkennen gegeben, daß ich eine mittelbare Anwendung derſelben für nützlich anſehe; und da auf dieſen Punct Alles ankömmt, ſo iſt es nöthig, ſich deutlich zu erklären.

In der lebendigen Natur geſchieht Nichts, was nicht in einer Verbindung mit dem Ganzen ſtehe; und wenn uns die Erfahrungen nur iſolirt erſcheinen; wenn wir die Verſuche

nur als isolirte Facta anzusehen haben: so wird dadurch nicht gesagt, daß sie isolirt *seien*; es ist nur die Frage: wie finden wir die Verbindung dieser Phänomene, dieser Begebenheiten?

Wir haben oben gesehen, daß Diejenigen am Ersten dem Irrthume unterworfen waren, welche ein isolirtes Factum mit ihrer Denk- und Urtheilskraft unmittelbar zu verbinden suchten. Dagegen werden wir finden, daß Diejenigen am Meisten geleistet haben, welche nicht abliessen, alle Seiten und Modificationen einer einzigen Erfahrung, eines einzigen Versuchs, nach aller Möglichkeit durchzuforschen und durchzuarbeiten.

Da Alles in der Natur, besonders aber die allgemeinern Kräfte und Elemente in einer ewigen Wirkung und Gegenwirkung sind: so kann man von einem jeden Phänomene sagen, daß es mit unzähligen andern in Verbindung stehe, wie wir von einem freischwebenden, leuchtenden Puncte sagen, daß er seine Strahlen nach allen Seiten aussende. Haben wir also einen solchen Versuch gefaßt, eine solche Erfahrung gemacht, so können wir nicht sorgfältig genug untersuchen, was *unmittelbar* an ihn grenzt, was *zunächst* auf ihn folgt. Dieses ist's, worauf wir mehr zu sehen haben, als auf Das, was sich auf ihn *bezieht*? Die *Vermannigfaltigung eines jeden einzelnen Versuches* ist also die eigentliche Pflicht eines Naturforschers. Er hat gerade die umgekehrte Pflicht eines Schriftstellers, der unterhalten will. Dieser wird Langeweile erregen, wenn er Nichts zu denken übrig läßt; Jener muß rastlos arbeiten, als wenn er seinen Nachfolgern Nichts zu thun übrig lassen wollte, wenn ihn gleich die Disproportion unsers Verstandes zu der Natur der Dinge zeitig genug erinnert, daß kein Mensch Fähigkeiten genug habe, in irgend einer Sache abzuschließen.

Ich habe in den zwei ersten Stücken meiner optischen Beiträge eine solche Reihe von Versuchen aufzustellen gesucht, die zunächst aneinander grenzen und sich unmittelbar berühren, ja, wenn man sie alle genau kennt und übersieht, gleichsam nur *einen* Versuch ausmachen, nur *eine* Erfahrung unter den mannigfaltigsten Ansichten darstellen.

Eine solche Erfahrung, die aus mehrern andern besteht, ist offenbar von einer *höhern Art*. Sie stellt die Formel vor, unter welcher unzählige, einzelne Rechnungs-Exempel ausgedrückt werden. Auf solche Erfahrungen der höhern Art loszuarbeiten, halt' ich für höchste Pflicht des Naturforschers, und dahin weist uns das Exempel der vorzüglichsten Männer, die in diesem Fache gearbeitet haben.

Diese Bedächtlichkeit, nur das Nächste an's Nächste zu reihen, oder vielmehr das Nächste aus dem Nächsten zu folgern, haben wir von den Mathematikern zu lernen; und selbst da, wo wir uns keiner Rechnung bedienen, müssen wir immer so zu Werke gehen, als wenn wir dem strengsten Geometer Rechenschaft zu geben schuldig wären.

Denn eigentlich ist es die mathematische Methode, welche wegen ihrer Bedächtlichkeit und Reinheit gleich jeden Sprung in der Assertion offenbart; und ihre Beweise sind eigentlich nur umständliche Ausführungen, daß Dasjenige, was in Verbindung vorgebracht wird, schon in seinen einfachen Theilen und in seiner ganzen Folge da gewesen, in seinem ganzen Umfange übersehen und unter allen Bedingungen richtig und unumstößlich erfunden worden. Und so sind ihre Demonstrationen immer mehr *Darlegungen*, *Recapitulationen*, als *Argumente*. Da ich diesen Unterschied hier mache, so sei es mir erlaubt, einen Rückblick zu thun.

Man sieht den großen Unterschied zwischen einer mathematischen Demonstration, welche die ersten Elemente durch so viele Verbindungen durchführt, und zwischen dem Beweise, den ein kluger Redner aus Argumenten führen könnte. Argumente können ganz isolirte Verhältnisse enthalten, und dennoch durch Witz und Einbildungskraft auf einen Punct zusammengeführt und der Schein eines Rechts oder Unrechts, eines Wahren oder Falschen überraschend genug hervorgebracht werden. Ebenso kann man, zu Gunsten einer Hypothese oder Theorie, die einzelnen Versuche gleich Argumenten zusammenstellen und einen Beweis führen, der mehr oder weniger blendet.

Wem es dagegen zu thun ist, mit sich selbst und Andern redlich zu Werke zu gehen, Der wird auf das Sorgfältigste die einzelnen Versuche durchzuarbeiten und so die Erfahrungen der höhern Art auszubilden suchen. Diese lassen sich durch kurze und faßliche Sätze aussprechen, neben einander stellen; und wie sie nach und nach ausgebildet worden, können sie geordnet und in ein solches Verhältniß gebracht werden, daß sie so gut als mathematische Sätze entweder einzeln oder zusammen genommen unerschütterlich stehen.

Die *Elemente* dieser Erfahrungen der höhern Art, welches viele einzelne Versuche sind, können alsdann von Jedem untersucht und geprüft werden; und es ist nicht schwer, zu beurtheilen, ob die vielen einzelnen Theile durch einen allgemeinen Satz ausgesprochen werden können; denn hier findet keine Willkür Statt.

Bei der andern Methode aber, wo wir irgend Etwas, das wir behaupten, durch *isolirte Versuche* gleichsam als durch Argu-

mente beweiſen wollen, wird das Urtheil öfters nur erſchlichen, wenn es nicht gar in Zweifel ſtehen bleibt. Hat man aber eine Reihe Erfahrungen der höhern Art zuſammengebracht, ſo übe ſich alsdann der Verſtand, die Einbildungskraft, der Witz an denſelben, wie ſie nur mögen; es wird nicht ſchädlich, ja es wird nützlich ſein. Jene erſte Arbeit kann nicht ſorgfältig, emſig, ſtreng, ja pedantiſch genug vorgenommen werden; denn ſie wird für Welt und Nachwelt unternommen. Aber dieſe Materialien müſſen in Reihen geordnet und niedergelegt ſein, nicht auf eine hypothetiſche Weiſe zuſammengeſtellt, nicht zu einer ſyſtematiſchen Form verwendet. Es ſteht alsdann einem Jeden frei, ſie nach ſeiner Art zu verbinden und ein Ganzes daraus zu bilden, das der menſchlichen Vorſtellungsart überhaupt mehr oder weniger bequem und angenehm ſei. Auf dieſe Weiſe wird unterſchieden, was zu unterſcheiden iſt, und man kann die Sammlung von Erfahrungen viel ſchneller und reiner vermehren, als wenn man die ſpätern Verſuche wie Steine, die nach einem geendigten Bau herbeigeſchafft werden, unbenutzt bei Seite legen muß.

Die Meinung der vorzüglichſten Männer und ihr Beiſpiel laſſen mich hoffen, daß ich auf dem rechten Wege ſei, und ich wünſche, daß mit dieſer Erklärung meine Freunde zufrieden ſein mögen, die mich manchmal fragen: was denn eigentlich bei meinen optiſchen Bemühungen meine Abſicht ſei. Meine Abſicht iſt: alle Erfahrungen in dieſem Fache zu ſammeln, alle Verſuche ſelbſt anzuſtellen und ſie durch ihre größte Mannigfaltigkeit durchzuführen, wodurch ſie denn auch leicht nachzumachen und nicht aus dem Geſichtskreiſe ſo vieler Menſchen hinausgerückt ſind; ſodann die Sätze, in welchen ſich die Erfahrungen von der höhern Gattung ausſprechen laſſen, aufzuſtellen und abzuwarten, inwiefern ſich auch dieſe unter ein höheres Princip rangiren. Sollten indeß die Einbildungskraft und der Witz ungeduldig manchmal vorauseilen, ſo gibt die Verfahrungsart ſelbſt die Richtung des Punctes an, wohin ſie wieder zurückzukehren haben.

Ueber das Sehen in ſubjectiver Hinſicht. Von Purkinje.

1819.

Den löblichen Gebrauch, bedeutende Schriften gleich zum erſten Mal in Gegenwart eines Schreibenden zu leſen und ſogleich Auszüge mit Bemerkungen, wie ſie im Geiſte erregt wurden, flüchtig zu dictiren, unterließ ich nicht bei obgenanntem Hefte und brachte curſoriſch dieſe Angelegenheit bis gegen das Ende.

Meinem erſten Vorhaben, ausführlicher hierüber zu werden, muß ich zwar entſagen; den weitläufigen Auszug aus einer Schrift, die gegenwärtig in allen Händen iſt, leg' ich bei Seite und führe vom Texte nur an, was Veranlaſſung zu den nächſten Bemerkungen gab, indeß ich noch gar manche, welche noch bedeutende Nacharbeiten gefordert hätten, gleichfalls zurücklaſſe, in Hoffnung; daß das gegenwärtig Mitgetheilte nicht ohne Wirkung bleiben werde.

Noch iſt zu bemerken, daß die Seitenzahl immer eine Stelle des Textes ankündige, in Klammern aber meine Bemerkungen eingeſchloſſen ſind.

S. 7. Jeder Sinn kann durch Beobachtung und Experimente ſowohl in ſeinem Eigenleben, als in ſeiner eigenthümlichen Reaction gegen die Außenwelt aufgefaßt und dargeſtellt werden; jeder iſt gewiſſer Maßen ein Individuum; daher die Specificität, das zugleich Fremde und Eigene in den Empfindungen.

[Das Anerkennen eines Neben-, Mit- und Ineinanderſeins und Wirkens verwandter, lebendiger Weſen, leitet uns bei jeder Betrachtung des Organismus und erleuchtet den Stufenweg vom Unvollkommenen zum Vollkommenen.

Die wunderſame Erfahrung, daß ein Sinn an die Stelle des andern eintreten und den entbehrten vertreten könne, wird uns eine naturgemäße Erſcheinung, und das innigſte Geflecht der verſchiedenſten Syſteme hört auf, als Labyrinth den Geiſt zu verwirren.]

Der einzige Weg in dieſer Forſchung iſt ſtrenge, ſinnliche Abſtraction und Experimente an eigenen Organismus. Beide ſind wichtige Zweige der phyſicaliſchen Kunſt überhaupt und fordern eine eigene Richtung der Aufmerkſamkeit, eine eigene und methodiſche Folge von Abhärtungen, Uebungen und Fertigkeiten. Es gibt Gegenſtände der Naturforſchung, die nur auf dieſem Wege erwirt werden können, von denen wir außerdem kaum eine Ahnung hätten.

[Wir wünſchen dem Verfaſſer Glück, daß er die Diſpoſition, dieſes Geſchäft zu unternehmen und auf den hohen Grad durchzuführen, von der Natur empfangen, und erfreuen uns an der Verſicherung, daß dieſe anhaltenden und bedenklichen Verſuche ſeinem Organ keineswegs geſchadet, und daß er auch im ethiſchen Sinne ſich auf alle Weiſe dieſem Unternehmen gewachſen erzeigt. „Man muß tüchtig geboren ſein, um ohne Krankhaftigkeit auf ſein Inneres zurückzugehen.“ Geſundes Hineinblicken in ſich ſelbſt, ohne ſich zu untergraben; nicht mit Wahn und Fabelei, ſondern mit rei-

neue Schauen in die unerforſchte Tiefe ſich wagen, iſt eine ſeltene Gabe, aber auch die Reſultate ſolcher Forſchung für Welt und Wiſſenſchaft ein ſeltenes Glück.

Wir danken dem Verfaſſer für ſeine kühne und wichtige Arbeit, eben wie wir das Verdienſt trefflicher Reiſenden anerkennen, welche jede Art von Entbehrung und Noth übernehmen, um uns dadurch einer gleichen Mühe und Qual zu überheben. Nicht ein Jeder hat nöthig, dieſe Verſuche perſönlich zu wiederholen, wie ſich der wunderliche Wahn gerade im Phyſiſchen eingeſchlichen hat, daß man Alles mit eigenen Augen ſehen müſſe, wobei man nicht bedenkt, daß man die Gegenſtände auch mit eigenen Vorurtheilen ſieht. Nichts aber iſt nöthiger, als daß man lerne, eigenes Thun und Vollbringen an das anzuſchließen, was Andere gethan und vollbracht haben: das Productive mit dem Hiſtoriſchen zu verbinden.

Damit nun gerade dieſes Büchlein um ſo mehr Zutrauen finde, ſo wollen wir, ohne die Anmaßung, des Verfaſſers Arbeiten eigener Prüfung zu unterwerfen, vielmehr Das, worin wir, durch identiſche und analoge Erfahrungen geleitet, mit ihm völlig übereinſtimmen, auf eine Weiſe hinzufügen, welche wir dem Zweck am Vortheilhafteſten glauben.]

S. 9. Ich habe einiges hierher Gehörige gefunden, was mir neu ſcheint, oder was wenigſtens von mir mehr als anderswo in's Einzelne verfolgt wurde.

S. 10. Für jetzt beſchränke ich mich nur auf den Geſchichtlichen.

[Indem ein Naturfreund, der ſich um alle Sinne bekümmert, ſich auf einen Sinn beſchränkt, wird er ſich aufklärender Andeutungen in's Allgemeine nicht enthalten können; er wird nach mehrern Seiten hinweiſen und das entfernt Scheinende zu verknüpfen ſuchen. Daß er zuerſt aus dem Geſchichtlichen herauswirkt und ihn für dieß Mal zum Mittelpunct der übrigen macht, iſt mir um ſo viel erfreulicher, weil es auch gerade derjenige Sinn iſt, durch welchen ich die Außenwelt am Vorzüglichſten ergreife.]

S. 10. Die Lichtſchatten-Figur des Auges.

[Hier gleich bei'm Eintritt begrüßen wir den Verfaſſer auf's Freundlichſte, betheuernd vollkommene Uebereinſtimmung mit ſeinen Anſichten, Einklang mit ſeiner Methode, Zuſammentreffen mit Ziel und Zweck.

Auch wir betrachten Licht und Finſterniß als den Grund aller Phänomene, ſind überzeugt, daß Alles, was innen iſt, auch außen ſei, und daß nur ein Zuſammentreffen beider Weſenheiten als Wahrheit gelten dürfen.]

S. 11. Ich ſtelle mich mit geſchloſſenen Augen in hellen Sonnenſchein, das Angeſicht ſenkrecht gegen die Sonne. Nun führe ich mit geſtreckten, etwas auseinander gehaltenen Fingern vor den Augen hin und her, daß ſie abwechſelnd beſchattet und beleuchtet werden. Auch dem ſonſt bei der bloßen Schließung der Augenlieder vorhandenen, gleichmäßig gelbrothen Geſichtsfelde erſcheint nun eine ſchöne, regelmäßige Figur, die ſich jedoch Anfangs ſehr ſchwer fixiren und näher beſtimmen läßt, bis man ſich nach und nach in ihr mehr orientirt.

[Da ich bei vieljähriger Forſchung über die innerſte Entſtehung und über das ausgebreitete Erſcheinen der Farbenwelt meine Augen nicht geſchont: ſo fand mir manche Phänomene, welche der Verfaſſer deutlich entwickelt und in Ordnung aufſtellt, jedoch nur zufällig und wankend, vorgekommen. Auch gegenwärtig, da ich dieſem edeln Sinn nichts Außerordentliches mehr zumuthen darf, finde ich mich keineswegs berufen, dergleichen Verſuche abermals vorzunehmen und durch eigene Erfahrungen zu beſtätigen, ſondern beruhige mich gern bei ſeinem glaubwürdigen, zuſammenhängenden Vortrag. Da jedoch, wie er ſelbſt verſichert und ich auch überzeugt bin, dieſe Phänomene als allgemeine Bedingung des Sehens zu betrachten ſind: ſo wird es an Perſonen nicht fehlen, die dergleichen entweder ſchon gewahr geworden, oder in der Folge, ſie zufällig, vielleicht auch vorſätzlich gewahr werdend, dieſe ſo ſchön ſich ausbildende Lehre immer mehr ſicher ſtellen.

Und ſo können wir denn auch vorläufig gedenken, daß der rühmlich bekannte Holzkupferſtecher, Herr Schwerdgeburth, gleichfalls ein empfängliches Auge hat, dergleichen Erſcheinungen leicht und öfters gewahr zu werden. Sie ſetzten ihn ſonſt in Furcht, als ob das einem Jeden und ihm beſonders höchſt werthe Organ dadurch gefährdet ſei. Nun aber nahm er Theil an den beruhigenden Purkinje'ſchen Erfahrungen; er zeichnete die Phänomene, wie ſie ihm gewöhnlich vorſchweben. Ich habe das Blatt zu gelegentlicher Vergleichung der Purkinje'ſchen Tafel beigefügt.]

S. 37. Nun ſei mir erlaubt, die Analogie der dargeſtellten Phänomene mit andern Naturerſcheinungen aufzuzeigen. So lange eine Beobachtung im Reiche der Naturkunde iſolirt ſteht; ſo lange ſie nicht in mehrfache Beziehungen zu andern mehr oder weniger wichtigen Erfahrungen und Anwendungen gekommen iſt, und durch Einwirken in das übrige Syſtem eine Art Character und Rang erworben hat: iſt ſie immer in Gefahr, längere Zeit ganz unbeachtet zu bleiben oder, wenn ſie ſich Anfangs durch eine neue Erſcheinungsweiſe aufgedrungen hat, wie-

Schnaps.

(Bedeutend) Man wird ein Mann von Einfluß.

Märten.

Ist's möglich?

Schnaps.

In wenig Tagen erfahrt Ihr's.

Märten.

Nur gleich! Nur heraus damit!

Schnaps.

Ich kann nicht. Schon das ist genug gesagt.

Märten.

(Bedenklich) Gevatter Schnaps —

Schnaps.

Was giebt's?

Märten.

Seht mich an.

der in Vergessenheit zu gerathen. Nur wenn im ununterbrochenen Entwickelungsgange des Wissens die ihr nächst verwandten Gegenstände mehrfach auf sie deuten, und sie endlich in die ihr gebührende Stelle aufnehmen, erst dann wird sie in dem ihr zukommenden Lichte der Wissenschaft stehen, um nie wieder in die Finsterniß der Verborgenheit zurückzukehren.

[Wir sagen dem Verfasser aufrichtigsten Dank, daß er diese köstlichen Worte so frei und treulich ausspricht; ohne Befolgung des Sinnes derselben blüht kein Heil in unserer Wissenschaft.

Zwei Behandlungsarten dagegen sind zu Hinderniß und Verspätung die traurigsten Werkzeuge: entweder man nähert und verknüpft himmelweit entfernte Dinge, in düsterer Phantasie und witziger Mystik; oder man vereinzelt das Zusammengehörige durch zersplitternden Unverstand, bemüht sich, nahe verwandte Erscheinungen zu sondern, jeder ein eigen Gesetz unterzulegen, woraus sie zu erklären sein soll.

Fern bleibe von uns dieses falsche Beginnen, halten wir aber um desto mehr zusammen, weil wir es Andern keineswegs untersagen können.]

S. 38. Die beschriebenen Figuren im Innern des Auges wecken in mir unwiderstehlich die Erinnerung an die Chladni'schen Klang-Figuren, und jene vorzüglich an ihre primäre Form. Ich unterscheide nämlich bei diesen, ebenso wie ich oben die verschiedenen Ordnungen der Würfelfelder als primäre, die aus ihrer wechselseitigen Beschränkung entstehenden Linien als secundäre Formen unterschied, auch bei den Chladni'schen Figuren primäre und secundäre Gestaltungen. Die Erstern werden durch die bewegten Stellen des tönenden Körpers, die Andern durch die ruhenden constituirt. Mit Letztern hat sich vorzüglich Chladni beschäftigt.

[Wenn wir vorher im Allgemeinen mit dem Verfasser vollkommen übereinstimmten, so freuen wir uns gar sehr, in besonderer Anwendung gleichfalls mit ihm zusammenzutreffen.

In unsern vorstehenden Mittheilungen zur Naturlehre, Seite 294, konnten wir, bei Behandelung der entoptischen Erscheinungen, uns nicht enthalten, sie den Chladni'schen Ton-Figuren zu vergleichen. Da wir nun die große Aehnlichkeit Beider ausgesprochen, so geben wir gern zu, daß im Auge ein Analogon vorgehe, und wir drücken uns darüber folgender Maßen aus: Alles, was den Raum füllt, nimmt, insofern es solidescirt, sogleich eine Gestalt an; diese regelt sich mehr oder weniger und hat gegen die Umgebung gleiche Bezüge mit andern gleich gestalteten Wesen. Wenn nun die Chladni'schen Figuren nach eingewirkter Bewegung erst schweben, beben, oscilliren, und dann sich beruhigen, so zeigt der entoptische Cubus gleiche Empfindlichkeit gegen die Wirkung des Lichts und die atmosphärische Gegenwirkung.

Wagen wir noch einen Schritt und sprechen: das entoptische Glas, welches wir ja auch als Linse darstellen können, vergleicht sich dem Auge; es ist ein fein getrübtes Wesen, sensibel für directen und obliquen Widerschein, und zugleich für die zartesten Uebergänge empfindlich. Die Acht-Figur im Auge deutet auf das Aehnliche; sie zeigt ein organisches Kreuz, welches hervorzubringen Hell und Dunkel abwechseln müssen. Noch nähere Verhältnisse werden sich entdecken.]

S. 43. Ueberall, wo entgegengesetzte, continuirlich wirkende Kräfte einander beschränken, entsteht im Wechselsiege der einen über die andere Periodismus in der Zeit, Oscillation im Raume; jener als Vorherrschen der einen Kraft über die andere in verschiedenen Momenten, diese wegen Ueberwiegen der einen und Zurücktreten der andern an verschiedenen Orten, so daß auch bei einer scheinbaren äußern Ruhe dennoch die innigste Bewegung in und zwischen den Begrenzungspuncten Statt finden kann.

S. 92. Die Blendungsbilder.

Es ist ein unabweisbarer Glaube des Naturforschers, daß einer jeden Modification des Subjectiven innerhalb der Sinnes-Sphäre jedes Mal eine im Objectiven entspreche. Gewiß sind die Sinne die feinsten und erregbarsten Messer und Reagenten der ihnen gehörigen Qualitäten und Verhältnisse der Materie [hört!], und wir müssen innerhalb des individuellen Kreises des Organismus ebenso die Gesetze der materiellen Welt erforschen, wie der Physiker äußerlich durch mannigfaltigen Apparat.

Könnte das Subjective alle Materie so innig oder noch inniger durchdringen, wie es die Nerven-Masse durchdrungen hält: so würden wahrscheinlich unsichtbare, neue, höchst zarte Modificationen derselben zur Erscheinung kommen, von denen man es jetzt kaum wagen möchte, eine Ahnung zu fassen.

S. 103. Das Blendungsgebild verhält sich gegen das äußere Licht wie ein trübes Mittel, was aber in gehöriger Finsterniß selbst leuchtend ist.

[Hier, wo die Blendungsbilder zur Sprache kommen, ist wohl billig, Dessen zu gedenken, was ich hierüber in meinem „Entwurf der Farbenlehre", und zwar in dessen erster Abtheilung, durchaus, besonders aber §. 23 u. f. f. von gesunden Augen, §. 121 u. f. w. aber von krankhaften umständlich angezeigt habe.]

S. 145. Einheit beider Gesichtsfelder. Doppelsehen.

[Aus eigener Erfahrung kann ich Folgendes

anführen und vorſchlagen. Man nehme irgend ein Rohr vor das eine Auge und ſchaue damit, indem man das andere offen behält, gegen einen Stern, ſo wird man ihn nur einfach erblicken. Nun wende man das Rohr von dem Stern ab, ſo wird derſelbe dem freien Auge gleichfalls einfach erſcheinen. Nun führe man das Rohr ſachte gegen den Stern zu, und es wird derſelbe auch am Rande des Geſichtsfeldes abermals und alſo doppelt erſcheinen. Wenn man dieſe Operation vorſichtig macht, ſo kann man das doppelte Bild ziemlich weit von einander bringen und in das Geſichtsfeld des Rohres auffaſſen, wobei man in dem Wahne ſteht, man ſehe ſie beide wirklich durch das Rohr. Es dauert aber nicht lange, ſo ziehen ſie gegen einander und decken ſich. Schließt man zur Zeit, wo man den Stern doppelt durch's Rohr zu ſehen glaubt, das äußere Auge, ſo verſchwindet ganz natürlich die Doppelerſcheinung, und nur der eine Stern iſt ſichtbar.

Da ich von Jugend auf meine Augen ſehr leicht in den Zuſtand des Schielens verſetzen kann, ſo ergetzte ich mich manchmal an folgendem Phänomen. Ich ſtellte eine Kerze vor mich hin, und die Augen in's Schielen gewendet, ſah ich zwei, welche ich, ſo lange mir beliebte, auseinander halten konnte. Nun aber nahm ich zwei Kerzen und ſah daher, ſie anſchielend, vier. Dieſe konnte ich jedoch nicht auseinander halten; denn die zwei mittlern bewegen ſich gegen einander und decken ſich gar bald, ſo daß ich nunmehr drei ſah, deren Beſchauung ich nach Belieben verlängern konnte.]

S. 149. Ich denke mir die Möglichkeit dieſer Erſcheinung auf folgende Weiſe. Jedes Auge kann, ſo lange das Bewußtſein ganz in deſſen beſondere Begrenztheit verſunken iſt, als ein eigenes Individuum genommen werden, welches in Beziehung auf die Außenwelt, ſein Vornen, Oben und Unten, ſein Links und Rechts hat. Dasſelbe gilt von dem Taſtſinne. Alle dieſe Begriffe aber ſind relativ und gelten nur in Rückſicht des Subjects und ſeines räumlichen Verhältniſſes zum Objecte.

[Das räumliche Verhältniß des Subjects zum Objecte iſt durchaus von der größten Bedeutung. Hierher gehört das Phänomen, daß eine Erbſe zwiſchen kreuzweis gelegten Fingern einer Hand doppelt empfunden wird, und fällt dieſe Erſcheinung mit dem Schielen völlig zuſammen. Nun hat jeder Finger ſein Rechts und Links, ſein Hüben und Drüben, welches zugleich der ganzen Hand angehört. Wenn alſo der eine Finger die Kugel an der linken Seite fühlt, der andere aber an der rechten Seite, ſo iſt es keine Täuſchung, ſondern es deutet ganz eigentlich conſequente Bildung des Subjects zum Object an, ohne welche das Erſtere Letzteres keineswegs faſſen, noch mit ihm in Verbindung treten könnte.

Eine unnatürliche Richtung gegen die Außenwelt anderer Art iſt auch hier, da beſonders vom ſubjectiven Sehen die Rede iſt, zu bemerken. Wenn man, auf einer Höhe ſtehend, bei klarem Himmel einen weiten Geſichtskreis überſieht, ſo blicke man alsdann niedergebückt durch die Füße, oder lehne ſich über irgend eine Erderhöhung hinterwärts und ſchaue ſo, in beiden Fällen gleichſam auf dem Kopf ſtehend, nach der Gegend: ſo wird man ſie in der allerhöchſten Farbenpracht erblicken, wie nur auf dem ſchönſten Bilde des geübteſten, trefflichſten Malers, übrigens nicht etwa umgekehrt, ſondern völlig wie beim aufrechten Stande, nur, glaub' ich mich zu erinnern, etwas in die Breite gezogen.]

S. 166. Das Nachbild. Imagination, Gedächtniß des Geſichtsſinnes.

S. 167. Das Nachbild iſt genau von dem Blendungsbilde zu unterſcheiden. Das Nachbild wird nur durch freie Thätigkeit längere Zeit feſtgehalten und verſchwindet, ſobald der Wille nachläßt, kann aber von demſelben wieder hervorgerufen werden; das Blendungsbild ſchwebt unwillkürlich dem Sinne vor, verſchwindet und erſcheint wieder aus objectiven Gründen.

S. 168. Beſonders lebhaft iſt das Nachbild bei erhöhter Seelenthätigkeit; das Blendungsbild hingegen pflegt bei nervöſer Stimmung in abnormiſchem Zuſtande länger nachzuhalten, und verſchwindet deſto ſchneller, je energiſcher das Organ vom Leben durchſtrömt wird.

S. 169. Ich glaube, daß man durch Uebung, indem man, nach ergreifender Anſchauung des Gegenſtandes, das Nachbild immer länger und inniger feſthielte, dasſelbe weit der den Sinn befangenden Realität des Urbildes nahe bringen könnte, welche Uebung als Vorbildung des Gedächtniſſes und der Einbildungskraft nicht unwichtig ſein dürfte.

S. 170. Zunächſt Dieſem ließe ſich behaupten, daß Gedächtniß und Einbildungskraft in den Sinnes-Organen ſelbſt thätig ſind, und daß jeder Sinn ſein ihm eigenthümlich zukommendes Gedächtniß und Einbildungskraft beſitze, die, als einzelne begrenzte Kräfte, der allgemeinen Seelenkraft unterworfen ſind.

[Von der Productivität ſolcher innern, vor die Augen gerufenen Bilder hätte mir Manches zu erzählen. Ich hatte die Gabe, wenn ich die Augen ſchloß und mit niedergeſenktem Haupte mir in der Mitte des Seh-Organs eine Blume dachte: ſo verharrte ſie nicht einen Augenblick in ihrer erſten Geſtalt, ſondern ſie legte ſich auseinander und aus ihrem Innern

entfalteten ſich wieder neue Blumen auf farbigen, auch wohl grünen Blättern. Es waren keine natürlichen Blumen, ſondern phantaſtiſche, jedoch regelmäßig wie die Roſetten der Bildhauer. Es war unmöglich, die hervorquellende Schöpfung zu fixiren; hingegen dauerte ſie ſo lange, als mir beliebte, ermattete nicht und verſtärkte ſich nicht. Dasſelbe konnt' ich hervorbringen, wenn ich mir den Zierath einer buntgemalten Scheibe dachte, welcher denn ebenfalls aus der Mitte gegen die Peripherie ſich immerfort veränderte, völlig wie die in unſern Tagen erſt erfundenen Caleidoſcope. Ich erinnere mich nicht, inwiefern bei dieſer regelmäßigen Bewegung eine Zahl zu bemerken geweſen, vermuthlich aber bezog ſie ſich auf den Achtſtrahl; denn nicht weniger Blätter hatten die oben gemeldeten Blumen. Mit andern Gegenſtänden fiel mir nicht ein, den Verſuch zu machen; warum aber dieſe bereitwillig von ſelbſt hervortraten, mochte darin liegen, daß die vieljährige Betrachtung der Pflanzen-Metamorphoſe, ſowie nachheriges Studium der gemalten Scheiben, mich mit dieſen Gegenſtänden ganz durchdrungen hatte; und hier tritt hervor, was Herr Purkinje ſo bedeutend anregt. Hier iſt die Erſcheinung des Nachbildes, Gedächtniß, productive Einbildungskraft, Begriff und Idee, Alles auf ein Mal im Spiel und manifeſtirt ſich in der eigenen Lebendigkeit des Organs mit vollkommener Freiheit ohne Vorſatz und Leitung.

Hier darf nun unmittelbar die höhere Betrachtung aller bildenden Kunſt eintreten; man ſieht deutlicher ein, was es heißen wolle, daß Dichter und alle eigentlichen Künſtler geboren ſein müſſen. Es muß nämlich ihre innere productive Kraft jene Nachbilder, die im Organ, in der Erinnerung, in der Einbildungskraft zurückgebliebenen Idole, freiwillig, ohne Vorſatz und Wollen, lebendig hervorthun; ſie müſſen ſich entfalten, wachſen, ſich ausdehnen und zuſammenziehen, um aus flüchtigen Schemen wahrhaft gegenſtändliche Weſen zu werden.

„Wir beſonders die Alten mit dieſen Idolen begabt geweſen ſein müſſen, läßt ſich aus Democrit's Lehre von den Idolen ſchließen. Er kann nur aus der eigenen, lebendigen Erfahrung ſeiner Phantaſie darauf gekommen ſein.“

Je größer das Talent, je entſchiedener bildet ſich gleich Anfangs das zu producirende Bild. Man ſehe Zeichnungen von Raphael und Michel Angelo, wo auf der Stelle ein ſtrenger Umriß Das, was dargeſtellt werden ſoll, vom Grunde losgelöſ't und körperlich einfaßt. Dagegen werden ſpätere, obgleich treffliche Künſtler auf einer Art von Taſten ertappt; es iſt öfters, als wenn ſie erſt durch leichte, aber gleichzeitige Züge auf's Papier ein Element erſchaffen wollen, woraus nachher Kopf und Haar, Geſtalt und Gewand, und was ſonſt noch, wie aus dem Ei das Hühnchen ſich bilden ſolle. Von noch ſpätern Künſtlern finden ſich wunderbare Beiſpiele. Ich beſitze eine verdienſtvolle Federzeichnung, wo, bei Anbetung der Hirten, Mutter und Kind, Joſeph und die Schäfer, ja Ochs und Eſel, doppelt und dreifach durch einander ſpielen. Doch muß man geſtehen, daß ein geiſtreicher Künſtler mit Geſchmack bei dieſer Gelegenheit verfahren, und den vorſchwebenden Traum ſo gut als möglich zu fixiren geſucht. Und ſo wird ſich immer die Entſchiedenheit des eingeborenen Talents gegen die Velleität eines Dilettanten beweiſen, und man ſieht daher, wie höchſt recht jene Kunſtlehrer haben, welche das Skizziren verwerfen und den ſcharfen Federumriß einer weichlichen Kreidezeichnung vorziehen. Alles kommt darauf an, das Eigenleben des Auges und der correſpondirenden Finger zu der entſchiedenſten verbündeten Wirkſamkeit heranzuſteigern.

Ernſt Stiedenroth's Pſychologie zur Erklärung der Seelenerſcheinungen.

Erſter Theil. Berlin 1821.

Von jeher zählte ich unter die glücklichen Ereigniſſe meines Lebens, wenn ein bedeutendes Werk gerade zu der Zeit mir in die Hand kam, wo es mit meinem gegenwärtigen Beſtreben übereinſtimmte, mich in meinem Thun beſtärkte, und alſo auch förderte. Oft fanden ſich Dergleichen aus höherm Alterthume; gleichzeitige jedoch waren die wirkſamſten; denn das Allernächſte bleibt doch immer das Lebendigſte.

Nun begegnet mir dieſer angenehme Fall mit obgenanntem Buche. Es langt bei mir durch die Geneigtheit des Verfaſſers zeitig an, und trifft mich gerade in dem Augenblick, da ich die Bemerkungen über Purkinje, die ſchon mehrere Jahre bei mir gelegen, zum Druck abſende.

Die Philoſophen vom Fach werden das Werk beurtheilen und würdigen; ich zeige nur kürzlich an, wie es mir damit ergangen.

Wenn man ſich einen Zerig denkt, der, einem ſanft hinabgleitenden Bache überlaſſen, ſeinen Weg ſo genöthigt als willig verfolgt, vielleicht von einem Stein augenblicklich aufgehalten, vielleicht in irgend einer Krümmung einige Zeit verweilend, ſodann aber, von der lebendigen Welle fortgetragen, immer wieder unaufhaltſam im Zuge bleibt: ſo vergegenwärtigt man ſich die Art und Weiſe, wie die folgerechte und folgereiche Schrift auf mich gewirkt.

Der Verfaſſer wird am Beſten einſehen, was ich eigentlich damit ſagen wollte: denn ſchon früher habe ich an mancher Stelle den Unmuth

geäußert, den mir in jüngern Jahren die Lehre von den untern und obern Seelenkräften erregte. In dem menſchlichen Geiſte, ſowie im Univerſum iſt Nichts oben noch unten, Alles fordert gleiche Rechte an einen gemeinſamen Mittelpunct, der ſein geheimes Daſein eben durch das harmoniſche Verhältniß aller Theile zu ihm manifeſtirt. Alle Streitigkeiten der Aeltern und Neuern bis zur neueſten Zeit entſpringen aus der Trennung Deſſen, was Gott in ſeiner Natur vereint hervorgebracht. Recht gut wiſſen wir, daß in einzelnen menſchlichen Naturen gewöhnlich ein Uebergewicht irgend eines Vermögens, einer Fähigkeit ſich hervorthut, und daß daraus Einſeitigkeiten der Vorſtellungsart nothwendig entſpringen, indem der Menſch die Welt nur durch ſich kennt und alſo, naiv anmaßlich, die Welt durch ihn und um ſeinetwillen aufgebaut glaubt. Daher kommt denn, daß er ſeine Hauptfähigkeiten an die Spitze des Ganzen ſetzt und was an ihm das Mindere ſich findet, ganz und gar abläugnen und aus ſeiner eigenen Totalität hinausſtoßen möchte. Wer nicht überzeugt iſt, daß er alle Manifeſtationen des menſchlichen Weſens, Sinnlichkeit und Vernunft, Einbildungskraft und Verſtand, zu einer entſchiedenen Einheit ausbilden müſſe, welche von dieſen Eigenſchaften auch bei ihm die vorwaltende ſei: Der wird ſich in einer unerfreulichen Beſchränkung immerfort abquälen und niemals begreifen, warum er ſo viele hartnäckige Gegner hat und warum er ſich ſelbſt ſogar manchmal als augenblicklicher Gegner aufſtößt.

So wird ein Mann, zu den ſogenannten exacten Wiſſenſchaften geboren und gebildet, auf der Höhe ſeiner Verſtandesvernunft nicht leicht begreifen, daß es auch eine exacte ſinnliche Phantaſie geben könne, ohne welche doch eigentlich keine Kunſt denkbar iſt. Auch um denſelben Punct ſtreiten ſich die Schüler einer Gefühls- und Vernunftreligion: wenn die Letztern nicht eingeſtehen wollen, daß die Religion vom Gefühl anfange, ſo wollen die Erſtern nicht zugeben, daß ſie ſich zur Vernünftigkeit ausbilden müſſe.

Dieß und Dergleichen ward bei mir durch obgemeldetes Werk erregt. Jeder, der es lieſt, wird auf ſeine Weiſe Vortheil davon haben, und ich kann erwarten, daß bei näherer Betrachtung es noch oft mir als Text zu mancher glücklichen Note Gelegenheit geben werde.

Hier eine Stelle (S. 180), wo ſich das Gebiet des Denkens unmittelbar an das Feld des Dichtens und Bildens anſchließt, wohin wir oben einige Blicke gewagt haben:

„Es geht aus dem Bisherigen hervor, daß das Denken Reproduction vorausſetzt. Die Reproduction richtet ſich nach der jedesmaligen Beſtimmtheit der Vorſtellung. Auf der einen Seite wird daher für ein tüchtiges Denken eine hinreichend ſcharfe Beſtimmtheit der gegenwärtigen Vorſtellung vorausgeſetzt, auf der andern Reichthum und angemeſſene Verbindung des zu Reproducirenden. Dieſe Verbindung des zu Reproducirenden, wie ſie für das Denken taugt, wird ſelbſt großentheils erſt im Denken geſtiftet, wiefern uns Mehrern das Entſprechende eine beſondere Verbindung durch das nähere Verhältniß ſeines Inhalts eingeht. Das tüchtige Denken in jeder Weiſe wird daher ganz abhängen von der Zweckmäßigkeit der Reproduction, deren man fähig iſt. Wer in dieſer Hinſicht nichts Rechtes vorrätzig hat, Der wird nichts Rechtes leiſten. Weſſen Reproductionen dürftig ſind, Der wird Geiſtesarmuth zeigen; weſſen Reproductionen einſeitig ſind, Der wird einſeitig denken; weſſen Reproductionen ungeordnet und verworren ſind, Der wird den hellen Kopf vermiſſen laſſen, und ſo im Uebrigen. Das Denken alſo macht ſich nicht etwa aus Nichts, ſondern es ſetzt eine hinreichende Vorbildung, Vorverbindung und da, wo es Denken im engern Sinne iſt, eine der Sache entſprechende Verbindung und Ordnung der Vorſtellungen voraus, wobei ſich die erforderliche Vollſtändigkeit von ſelbſt verſteht.“

Zwiſchenrede.

Nachſtehende Aufſätze ſind ebenſo wenig als die vorhergehenden für Theile eines ganzen ſchriftſtelleriſchen Werkes anzuſehen. Nach abwechſelnden Anſichten unter dem Einfluſſe entgegengeſetzter Gemüthsſtimmungen verfaßt, zu verſchiedenen Zeiten niedergeſchrieben, konnten ſie nimmermehr zur Einheit gedeihen. Die Jahrzahl läßt ſich nicht hinzufügen, theils weil ſie nicht immer bemerkt war, theils weil ich, gegen meine eignen Papiere mich als Redacteur verhaltend, das Ueberflüſſige und manches Unbehagliche daraus verbannen durfte. Deſſen ungeachtet iſt Einiges geblieben, wofür ich nicht einſtehe: Widerſprüche und Wiederholungen ließen ſich nicht vermeiden, wenn das damit unzertrennbar Verknüpfte nicht gänzlich zerſtört werden ſollte.

Und ſo können dieſe Hefte denn doch, als Theile eines menſchlichen Lebens, für Zeugniſſe gelten, durch wie vielerlei Zuſtände Derjenige ſich durchzuarbeiten hat, der ſich mehr, als es zum practiſchen Wandel nothwendig wäre, vielſeitig auszubilden gedrängt iſt, dem Wahlſpruch ſich ergebend:

Willſt Du in's Unendliche ſchreiten,
Geh' im Endlichen nach allen Seiten.

Oder wie es ſonſt heißt:

Natura infinita est,
sed qui symbolis animadvertunt,
omnia intelliget,
licet non omnia.

Einwirkung der neuern Philoſophie.

Für Philoſophie im eigentlichen Sinne hatte ich kein Organ; nur die fortdauernde Gegenwirkung, womit ich der eindringenden Welt zu widerſtehen und ſie mir anzueignen genöthigt war, mußte mich auf eine Methode führen, durch die ich die Meinungen der Philoſophen, eben auch als wären es Gegenſtände, zu faſſen und mich daran auszubilden ſuchte. Brucker's Geſchichte der Philoſophie liebte ich in meiner Jugend fleißig zu leſen; es ging mir aber dabei, wie Einem, der ſein ganzes Leben den Sternhimmel über ſeinem Haupte drehen ſieht, manches auffallende Sternbild unterſcheidet, ohne Etwas von der Aſtronomie zu verſtehen, den großen Bären kennt, nicht aber den Polar-Stern.

Ueber Kunſt und ihre theoretiſchen Forderungen hatte ich mit Moritz in Rom viel verhandelt; eine kleine Druckſchrift zeugt noch heute von unſerer damaligen, fruchtbaren Dunkelheit. Fernerhin bei Darſtellung des Verſuches der Pflanzen-Metamorphoſe mußte ſich eine naturgemäße Methode entwickeln; denn als die Vegetation mir Schritt für Schritt ihr Verfahren verbildete, konnte ich nicht irren, ſondern mußte, indem ich ſie gewähren ließ, die Wege und Mittel anerkennen, wie ſie den eingehüllteſten Zuſtand zur Vollendung nach und nach zu befördern weiß. Bei phyſiſchen Unterſuchungen drängte ſich mir die Ueberzeugung auf, daß bei aller Betrachtung der Gegenſtände die höchſte Pflicht ſei, jede Bedingung, unter welcher ein Phänomen erſcheint, genau aufzuſuchen und nach möglichſter Vollſtändigkeit der Phänomene zu trachten; weil ſie doch zuletzt ſich aneinander zu reihen, oder vielmehr übereinander zu greifen genöthigt werden, und vor dem Anſchauen des Forſchers auch eine Art Organiſation bilden, ihr inneres Geſammtleben manifeſtiren müſſen. Indeß war dieſer Zuſtand immerfort nur dämmernd; nirgends fand ich Aufklärung nach meinem Sinne; denn am Ende kann doch nur ein Jeder in ſeinem eigenen Sinne aufgeklärt werden.

Kant's „Critik der reinen Vernunft" war ſchon längſt erſchienen; ſie lag aber völlig außerhalb meines Kreiſes. Ich wohnte jedoch manchem Geſpräch darüber bei, und mit einiger Aufmerkſamkeit konnte ich bemerken, daß die alte Hauptfrage ſich erneuere: wie viel unſer Selbſt und wie viel die Außenwelt zu unſerm geiſtigen Daſein beitrage. Ich hatte Beide niemals getrennt; und wenn ich nach meiner Weiſe über Gegenſtände philoſophirte, ſo that ich es mit unbewußter Naivetät und glaubte wirklich, ich ſähe meine Meinungen vor Augen. Sobald aber jener Streit zur Sprache kam, mochte ich mich gern auf diejenige Seite ſtellen, welche dem Menſchen am Meiſten Ehre macht, und gab allen Freunden vollkommen Beifall, die mit Kant behaupteten: wenn gleich alle unſere Erkenntniß mit der Erfahrung angehe, ſo entſpringe ſie darum doch nicht eben alle aus der Erfahrung. Die Erkenntniſſe a priori ließ ich mir auch gefallen, ſowie die ſynthetiſchen Urtheile a priori: denn hatte ich doch in meinem ganzen Leben, dichtend und beobachtend, ſynthetiſch und dann wieder analytiſch verfahren; die Syſtole und Diaſtole des menſchlichen Geiſtes war mir, wie ein zweites Athemholen, niemals getrennt, immer pulſirend. Für alles Dieſes jedoch hatte ich keine Worte, noch weniger Phraſen; nun aber ſchien zum erſten Mal eine Theorie mich anzulächeln. Der Eingang war es, der mir gefiel; in's Labyrinth ſelbſt konnt' ich mich nicht wagen: bald hinderte mich die Dichtungsgabe, bald der Menſchenverſtand, und ich fühlte mich nirgend gebeſſert.

Unglücklicher Weiſe war Herder zwar ein Schüler, doch ein Gegner Kant's, und nun befand ich mich noch ſchlimmer: mit Herder konnt' ich nicht übereinſtimmen, Kant aber auch nicht folgen. Indeſſen fuhr ich fort, der Bildung und Umbildung organiſcher Naturen ernſtlich nachzuforſchen, wobei mir die Methode, womit ich die Pflanzen behandelt, zuverläſſig als Wegweiſer diente. Mir entging nicht, die Natur beobachte ſtets analytiſches Verfahren, eine Entwickelung aus einem lebendigen, geheimnißvollen Ganzen; und dann ſchien ſie wieder ſynthetiſch zu handeln, indem ja völlig fremd ſcheinende Verhältniſſe einander angenähert und ſie zuſammen in Eins verknüpft wurden. Aber- und abermals kehrte ich daher zu der Kant'ſchen Lehre zurück; einzelne Capitel glaubt' ich vor andern zu verſtehen und gewann gar Manches zu meinem Hausgebrauch.

Nun aber kam die „Critik der Urtheilskraft" mir zu Handen, und dieſer bin ich eine höchſt frohe Lebens-Epoche ſchuldig. Hier ſah ich meine diſparateſten Beſchäftigungen nebeneinander geſtellt, Kunſt- und Naturerzeugniſſe, Eins behandelt wie das Andere; äſthetiſche und teleologiſche Urtheilskraft erleuchteten ſich wechſelsweiſe.

Wenn auch meiner Vorſtellungsart nicht eben immer dem Verfaſſer ſich zu fügen möglich werden konnte; wenn ich hier und da Etwas zu

vermiſſen ſchien: ſo waren doch die großen Hauptgedanken des Werks meinem bisherigen Schaffen, Thun und Denken ganz analog; das innere Leben der Kunſt ſowie der Natur, ihr beiderſeitiges Wirken von innen heraus, war im Buche deutlich ausgeſprochen. Die Erzeugniſſe dieſer zwei unendlichen Welten ſollten um ihrer ſelbſt willen da ſein und, was neben einander ſtand, wohl für einander, aber nicht abſichtlich wegen einander.

Meine Abneigung gegen die Endurſachen war nun geregelt und gerechtfertigt; ich konnte deutlich Zweck und Wirkung unterſcheiden; ich begriff auch, warum der Menſchenverſtand Beides oft verwechſelt. Mich freute, daß Dichtkunſt und vergleichende Naturkunde ſo nah' mit einander verwandt ſeien, indem Beide ſich derſelben Urtheilskraft unterwerfen. Leidenſchaftlich angeregt, ging ich auf meinen Wegen nur deſto raſcher fort, weil ich ſelbſt nicht wußte, wohin ſie führten, und für Das, was und wie ich mir's zugeeignet hatte, bei den Kantianern wenig Anklang fand. Denn ich ſprach nur aus, was in mir aufgeregt war, nicht aber, was ich geleſen hatte. Auf mich ſelbſt zurückgewieſen, ſtudirte ich das Buch immer hin und wieder. Noch erfreuen mich in dem alten Exemplar die Stellen, die ich damals anſtrich, ſowie dergleichen in der „Critik der Vernunft", in welche tiefer einzudringen mir auch zu gelingen ſchien: denn beide Werke, aus einem Geiſt entſprungen, deuten immer eins auf's andere. Nicht ebenſo gelang es mir, mich den Kant'ſchen anzunähern: ſie hörten mich wohl, konnten mir aber Nichts erwiedern, noch irgend förderlich ſein. Mehr als ein Mal begegnete es mir, daß Einer oder der Andere mit lächelnder Verwunderung zugeſtand: es ſei freilich ein Analogon Kant'ſcher Vorſtellungsart, aber ein ſeltſames.

Wie wunderlich es denn auch damit geweſen ſei, trat erſt hervor, als mein Verhältniß zu Schiller ſich belebte. Unſere Geſpräche waren durchaus productiv oder theoretiſch, gewöhnlich Beides zugleich: er predigte das Evangelium der Freiheit; ich wollte die Rechte der Natur nicht verkürzt wiſſen. Aus freundſchaftlicher Neigung gegen mich, vielleicht mehr als aus eigener Ueberzeugung, behandelte er in den äſthetiſchen Briefen die gute Mutter nicht mit jenen harten Ausdrücken, die mir den Aufſatz „über Anmuth und Würde" ſo verhaßt gemacht hatten. Weil ich aber, von meiner Seite hartnäckig und eigenſinnig, die Vorzüge der Griechiſchen Dichtungsart, der darauf gegründeten und von dort herkömmlichen Poeſie nicht allein hervorhob, ſondern ſogar ausſchließlich die Weiſe für die einzig rechte und wünſchenswerthe gelten ließ: ſo ward er zu ſchärferem Nachdenken genöthigt; und eben dieſem Conflict verdanken wir die Aufſätze „über naive und ſentimentale Poeſie." Beide Dichtungsweiſen ſollten ſich bequemen, einander gegenüberſtehend, ſich wechſelsweiſe gleichen Rang zu vergönnen.

Er legte hierdurch den erſten Grund zur ganzen neuen Aeſthetik; denn helleniſch und romantiſch, und was ſonſt noch für Synonymen möchten aufgefunden werden, laſſen ſich alle dorthin zurückführen, wo vom Uebergewicht reeller oder ideeller Behandlung zuerſt die Rede war.

Und ſo gewöhnt' ich mich nach und nach an eine Sprache, die mir völlig fremd geweſen und in die ich mich um deſto leichter finden konnte, als ich durch die höhere Verſtellung von Kunſt und Wiſſenſchaft, welche ſie begünſtigte, mir ſelbſt vornehmer und reicher dünken mochte, da wir Andern vorher und von den Popular-Philoſophen und von einer andern Art Philoſophen, der ich keinen Namen zu geben weiß, gar unwürdig mußten behandelt laſſen.

Weitere Fortſchritte verdank' ich beſonders Niethammer, der mit freundlichſter Beharrlichkeit mir die Haupträthſel zu entlegeln, die einzelnen Begriffe und Ausdrücke zu entwickeln und zu erklären trachtete. Was ich gleichzeitig und ſpäterhin Fichte, Schelling, Hegel, den Gebrüdern von Humboldt und Schlegel ſchuldig geworden, möchte künftig dankbar zu entwickeln ſein, wenn mir gegönnt wäre, jene für mich ſo bedeutende Epoche, das letzte Zehent des vergangenen Jahrhunderts, von meinem Standpuncte aus, wo nicht darzuſtellen, doch anzudeuten, zu entwerfen.

Anſchauende Urtheilskraft.

Als ich die Kant'ſche Lehre, wo nicht zu durchdringen, doch möglichſt zu nutzen ſuchte, wollte mir manchmal dünken, der köſtliche Mann verfahre ſchalkhaft ironiſch, indem er bald das Erkenntnißvermögen auf's Engſte einzuſchränken bemüht ſchien, bald über die Grenzen, die er ſelbſt gezogen hatte, mit einem Seitenwink hinausdeutete. Er mochte freilich bemerkt haben, wie anmaßend und naſeweis der Menſch verfährt, wenn er behaglich, mit wenigen Erfahrungen ausgerüſtet, ſogleich unbeſonnen abſpricht und voreilig Etwas feſtzuſetzen, eine Grille, die ihm durch's Gehirn läuft, den Gegenſtänden aufzuheften trachtet. Deßwegen beſchränkt unſer Meiſter ſeinen Denkenden auf eine reflectirende, discurſive Urtheilskraft, unterſagt ihm eine beſtimmende ganz und gar. Sodann aber, nachdem er uns genugſam in die Enge getrieben, ja zur Verzweiflung gebracht, entſchließt er ſich zu den liberalſten Aeußerun-

gen und überläßt uns, welchen Gebrauch wir von der Freiheit machen wollen, die er einiger Maßen zugesteht. In diesem Sinne war mir folgende Stelle höchst bedeutend.

„Wir können uns einen Verstand denken, der, weil er nicht wie der unserige discursiv, sondern intuitiv ist, vom synthetisch Allgemeinen, der Anschauung eines Ganzen als eines Solchen, zum Besondern geht, Das ist, von dem Ganzen zu den Theilen. — Hierbei ist gar nicht nöthig, zu beweisen, daß ein solcher intellectus archetypus möglich sei, sondern nur, daß wir in der Dagegenhaltung unsers discursiven, der Bilder bedürftigen Verstandes (intellectus ectypus), und der Zufälligkeit einer solchen Beschaffenheit, auf jene Idee eines intellectus archetypus geführt werden, diese auch keinen Widerspruch enthalte."

Zwar scheint der Verfasser hier auf einen göttlichen Verstand zu deuten; allein wenn wir ja im Sittlichen, durch Glauben an Gott, Tugend und Unsterblichkeit, uns in eine obere Region erheben und an das erste Wesen annähern sollen: so dürft' es wohl im Intellectuellen derselbe Fall sein, daß wir uns, durch das Anschauen einer immer schaffenden Natur, zur geistigen Theilnahme an ihren Productionen würdig machten. Hatte ich doch erst unbewußt und aus innerm Trieb auf jenes Urbildliche, Typische rastlos gedrungen; war es mir sogar geglückt, eine naturgemäße Darstellung aufzubauen: so konnte mich nunmehr Nichts weiter verhindern, das Abenteuer der Vernunft, wie es der Alte vom Königsberge selbst nennt, muthig zu bestehen.

Bedenken und Ergebung.

Wir können bei Betrachtung des Weltgebäudes, in seiner weitesten Ausdehnung, in seiner letzten Theilbarkeit, und der Vorstellung nicht erwehren, daß dem Ganzen eine Idee zum Grunde liege, wornach Gott in der Natur, die Natur in Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit schaffen und wirken möge. Anschauung, Betrachtung, Nachdenken führen uns näher an jene Geheimnisse. Wir erdreisten uns und wagen auch Ideen; wir bescheiden uns und bilden Begriffe, die analog jenen Uranfängen sein möchten.

Hier treffen wir nun auf die eigene Schwierigkeit, die nicht immer klar in's Bewußtsein tritt, daß zwischen Idee und Erfahrung eine gewisse Kluft befestigt scheint, die zu überschreiten unsere ganze Kraft sich vergeblich bemüht. Deßungeachtet bleibt unser ewiges Bestreben, diesen Hiatus mit Vernunft, Verstand, Einbildungskraft, Glauben, Gefühl, Wahn und, wenn wir sonst Nichts vermögen, mit Alberheit zu überwinden.

Endlich finden wir bei redlich fortgesetzten Bemühungen, daß der Philosoph wohl möchte recht haben, welcher behauptet, daß keine Idee der Erfahrung völlig congruire, aber wohl zugibt, daß Idee und Erfahrung analog sein können, ja müssen.

Die Schwierigkeit, Idee und Erfahrung mit einander zu verbinden, erscheint sehr hinderlich bei aller Naturforschung: die Idee ist unabhängig von Raum und Zeit; die Naturforschung ist in Raum und Zeit beschränkt. Daher sind in der Idee Simultanes und Successives innigst verbunden, auf dem Standpunct der Erfahrung hingegen immer getrennt; und eine Naturwirkung, die wir der Idee gemäß als simultan und successiv zugleich denken sollen, scheint uns in eine Art Wahnsinn zu versetzen. Der Verstand kann nicht vereinigt denken, was die Sinnlichkeit ihm gesondert überliefert; und so bleibt der Widerstreit zwischen Aufgefaßtem und Idirtem immerfort unaufgelöst.

Deßhalb wir uns denn billig zu einiger Befriedigung in die Sphäre der Dichtkunst flüchten und ein altes Liedchen mit einiger Abwechselung erneuern:

Sie schauet mit bescheid'nem Blick
Der ewigen Weberinn Meisterstück,
Wie ein Tritt tausend Fäden regt,
Die Schiffchen hinüber, herüber schießen,
Die Fäden sich begegnend fließen,
Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt
Das hat sie nicht zusammen gebettelt;
Sie hat's von Ewigkeit angezettelt,
Damit der ewige Meistermann
Getrost den Einschlag werfen kann.

Bildungstrieb.

Ueber Dasjenige, was in genannter wichtiger Angelegenheit gethan sei, erklärt sich Kant in seiner Critik der Urtheilskraft folgender Maßen: „In Ansehung dieser Theorie der Epigenesis hat Niemand mehr sowohl zum Beweise derselben als auch zur Gründung der ächten Principien ihrer Anwendung, zum Theil durch die Beschränkung eines zu vermessenen Gebrauchs derselben, geleistet als Herr Blumenbach."

Ein solches Zeugniß des gewissenhaften Kant regte mich an, das Blumenbach'sche Werk wieder vorzunehmen, das ich zwar früher gelesen, aber nicht durchdrungen hatte. Hier fand ich nun meinen Christoph Friedrich Wolf als Mittelglied zwischen Haller und Bonnet auf der einen, und Blumenbach auf der andern Seite. Wolf mußte zum Behuf seiner Epigenese ein organisches Element voraussetzen, woraus alsdann die zum organischen Leben bestimmten Wesen sich ernährten. Er gab dieser Materie eine vim essentialem, die sich zu Allem fügt, was sich selbst hervorbringen wollte, und sich dadurch zu dem Range eines Hervorbringenden selbst erhob.

Ausdrücke der Art ließen noch Einiges zu wünschen übrig: denn an einer organischen Materie, und wenn sie noch so lebendig gedacht wird, bleibt immer etwas Stoffartiges kleben. Das Wort Kraft bezeichnet zunächst etwas nur Physisches, sogar Mechanisches, und Das, was sich aus jener Materie organisiren soll, bleibt uns ein dunkler, unbegreiflicher Punct. Nun gewann Blumenbach das Höchst- und Letzte des Ausdrucks, er anthropomorphosirte das Wort des Räthsels und nannte Das, wovon die Rede war, einen nisus formativus, einen Trieb, eine heftige Thätigkeit, wodurch die Bildung bewirkt werden sollte.

Betrachten wir Das Alles genauer, so hätten wir es kürzer, bequemer und vielleicht gründlicher, wenn wir eingeständen, daß wir, um das Vorhandene zu betrachten, eine vorhergegangene Thätigkeit zugeben müssen, und daß, wenn wir uns eine Thätigkeit denken wollen, wir derselben ein schickliches Element unterlegen, worauf sie wirken konnte, und daß wir zuletzt diese Thätigkeit mit dieser Unterlage als immerfort zusammen bestehend und ewig gleichzeitig vorhanden denken müssen. Dieses Ungeheure personificirt, tritt uns als ein Gott entgegen, als Schöpfer und Erhalter, welchen anzubeten, zu verehren und zu preisen wir auf alle Weise aufgefordert sind.

Kehren wir in das Feld der Philosophie zurück und betrachten Evolution und Epigenese nochmals, so scheinen Dies Worte zu sein, mit denen wir uns nur hinhalten. Die Einschachtelungslehre wird freilich einem Höhergebildeten gar bald widerlich: aber bei der Lehre eines Auf- und Annehmens werden doch immer ein Aufnehmendes und Aufgenommenes vorausgesetzt; und wenn wir keine Präformation denken mögen, so kommen wir auf eine Prädelineation, Prädetermination, auf ein Prästabiliren, und wie Das alles heißen mag, was vorausgehen müßte, bis wir Etwas gewahr werden könnten.

Soviel aber getraue ich mir zu behaupten, daß, wenn ein organisches Wesen in die Erscheinung hervortritt, Einheit und Freiheit des Bildungstriebes ohne den Begriff der Metamorphose nicht zu fassen seien.

Zum Schluß ein Schema, um weiteres Nachdenken aufzuregen:

Stoff.	
Vermögen Kraft. Gewalt. Streben. Trieb.	Leben.
Form.	

Weiteres.

Wenn ein Wissen reif ist, Wissenschaft zu werden, so muß nothwendig eine Crise entstehen: denn es wird die Differenz offenbar zwischen Denen, die das Einzelne trennen und getrennt darstellen, und Solchen, die das Allgemeine im Auge haben und gern das Besondere an- und einfügen möchten. Wie nun aber die wissenschaftliche, ideelle, umgreifendere Behandlung sich mehr und mehr Freunde, Gönner und Mitarbeiter wirbt, so bleibt auf der höhern Stufe jene Trennung zwar nicht so entschieden, aber doch genugsam merklich.

Diejenigen, die ich Universalisten nennen möchte, sind überzeugt und stellen sich vor: daß Alles überall, obgleich mit unendlichen Abweichungen und Mannigfaltigkeiten, vorhanden und vielleicht auch zu finden sei. Die Andern, die ich Singularisten benennen will, gestehen den Hauptpunct im Allgemeinen zu, ja sie beobachten, bestimmen und lehren hiernach; aber immer wollen sie Ausnahmen finden da, wo der ganze Typus nicht ausgesprochen ist, und darin haben sie recht. Ihr Fehler aber ist nur, daß sie die Grundgestalt verkennen, wo sie sich verhüllt, und läugnen, wenn sie sich verbirgt. Da nun beide Vorstellungsweisen ursprünglich sind und sich einander ewig gegenüberstehen werden, ohne sich zu vereinigen oder aufzuheben, so hüte man ja sich vor aller Controvers und stelle seine Ueberzeugung klar und nackt hin.

So wiederhole ich die meinige: daß man auf diesen höhern Stufen nicht wissen kann, sondern thun muß, sowie an einem Spiele wenig zu wissen und Alles zu leisten ist. Die Natur hat uns das Schachbret gegeben, aus dem wir nicht hinauswirken können noch wollen; sie hat uns die Steine geschnitzt, deren Werth, Bewegung und Vermögen nach und nach bekannt werden. Nun ist es an uns, Züge zu thun, von denen wir uns Gewinn versprechen; Dieß versucht nun ein Jeder auf seine Weise und läßt sich nicht gern einreden. Mag Das also geschehen; und beobachten wir nur vor Allem genau, wie nah oder fern ein Jeder von uns stehe, und vertragen uns sodann vorzüglich mit Denjenigen, die sich zu der Seite bekennen, zu der wir uns halten. Ferner bedenke man, daß man immer mit einem unauflöslichen Problem zu thun habe, und erweise sich frisch und treu, Alles zu beachten, was irgend auf eine Art zur Sprache kommt, am Meisten Dasjenige, was uns widerstrebt: denn dadurch wird [illegible] am Ersten das Problematische gewahr. [illegible]ches zwar in den Gegenständen selbst, mehr aber noch in den Menschen liegt. Ich bin nicht gewiß, ob ich in diesem so wohl bearbeiteten Felde persönlich weiter wirke; doch behalte ich mir vor, auf diese oder jene

Wendung des Studiums, auf dieſe oder jene Schritte der Einzelnen aufmerkſam zu ſein und aufmerkſam zu machen.

Allein kann der Menſch nicht wohl beſtehen; daher ſchlägt er ſich gern zu einer Partei, weil er da, wenn auch nicht Ruhe, doch Beruhigung und Sicherheit findet.

Es gibt wohl zu dieſem oder jenem Geſchäft von Natur unzulängliche Menſchen; Uebereilung und Dünkel jedoch ſind gefährliche Dämonen, die den Fähigſten unzulänglich machen, alle Wirkung zum Stocken bringen, freie Fortſchritte lähmen. Dieß gilt von weltlichen Dingen, beſonders auch von Wiſſenſchaften.

Im Reiche der Natur walten Bewegung und That, im Reiche der Freiheit Anlage und Willen. Bewegung iſt ewig und tritt bei jeder günſtigen Bedingung unwiderſtehlich in die Erſcheinung. Anlagen entwickeln ſich zwar auch naturgemäß, müſſen aber erſt durch den Willen geübt und nach und nach geſteigert werden. Deßwegen iſt man des freiwilligen Willens ſo gewiß nicht als der ſelbſtſtändigen That; dieſe thut ſich ſelbſt, er aber wird gethan: denn er muß, um vollkommen zu werden und zu wirken, ſich im Sittlichen dem Gewiſſen, das nicht irrt, im Kunſtreichen aber der Regel fügen, die nirgends ausgeſprochen iſt. Das Gewiſſen bedarf keines Anherrn; mit ihm iſt Alles gegeben; es hat nur mit der innern eigenen Welt zu thun. Das Genie bedürfte auch keine Regel, wäre ſich ſelbſt genug, gäbe ſich ſelbſt die Regel; da es aber nach Außen wirkt, ſo iſt es vielfach bedingt, durch Stoff und Zeit, und an Beiden muß es nothwendig irre werden; deßwegen es mit Allem, was eine Kunſt iſt, mit dem Regiment, wie mit Gedicht, Statue und Gemälde, durchaus ſo wunderlich und unſicher ausſieht.

Es iſt eine ſchlimme Sache, die doch manchem Beobachter begegnet, mit einer Anſchauung ſogleich eine Folgerung zu verknüpfen und beide für gleichgeltend zu achten.

Die Geſchichte der Wiſſenſchaften zeigt uns bei Allem, was für dieſelben geſchieht, gewiſſe Epochen, die bald ſchneller, bald langſamer aufeinander folgen. Eine bedeutende Anſicht, neu oder erneut, wird ausgeſprochen; ſie wird anerkannt, früher oder ſpäter; es finden ſich Mitarbeiter; das Reſultat geht in die Schüler über; es wird gelehrt und fortgepflanzt, und wir bemerken leider, daß es gar nicht darauf ankommt, ob die Anſicht wahr oder falſch ſei; Beides macht denſelben Gang. Beides wird zuletzt eine Phraſe; Beides prägt ſich als todtes Wort dem Gedächtniß ein.

Zur Verewigung des Irrthums tragen die Werke beſonders bei, die encyclopädiſch das Wahre und Falſche des Tages überliefern. Hier kann die Wiſſenſchaft nicht bearbeitet werden; ſondern was man weiß, glaubt, wähnt, wird aufgenommen; deßwegen ſehen ſolche Werke nach fünfzig Jahren gar wunderlich aus.

Zuerſt bekehre man ſich ſelbſt; dann wird man Bekehrung von Andern empfangen.

Theorien ſind gewöhnlich Uebereilungen eines ungeduldigen Verſtandes, der die Phänomene gern los ſein möchte und an ihrer Stelle deßwegen Bilder, Begriffe, ja oft nur Worte einſchiebt. Man ahnet, man ſieht auch wohl, daß es nur ein Behelf iſt. Lieben ſich aber Leidenſchaft und Partei-Geiſt jederzeit Behelfe, und mit Recht, da ſie ihrer ſo ſehr bedürfen.

Unſere Zuſtände ſchreiben wir bald Gott, bald dem Teufel zu, und fehlen ein wie das andere Mal: in uns ſelbſt liegt das Räthſel, die wir Ausgeburt zweier Welten ſind. Mit der Farbe geht's ebenſo; bald ſucht man ſie im Lichte, bald draußen im Weltall, und kann ſie gerade da nicht finden, wo ſie zu Hauſe iſt.

Es wird eine Zeit kommen, wo man eine pathologiſche Experimental-Phyſik vorträgt und alle jene Spiegelfechtereien an's Tageslicht bringt, welche den Verſtand hintergehen, ſich eine Ueberzeugung erſchleichen und, was das Schlimmſte daran iſt, durchaus jeden practiſchen Fortſchritt verhindern. Die Phänomene müſſen ein für alle Mal aus der düſtern, empiriſch-mechaniſch-dogmatiſchen Marterkammer vor die Jury des gemeinen Menſchenverſtandes gebracht werden.

Daß Newton bei ſeinen prismatiſchen Verſuchen die Oeffnung ſo klein als möglich nahm, um eine Linie zum Lichtſtrahl bequem zu ſymboliſiren, hat eine unheilbare Verirrung über die Welt gebracht, an der vielleicht noch Jahrhunderte leiden.

Durch dieſes kleine Löchlein ward Mariotte zu einer abenteuerlichen Theorie getrieben; und wäre Seebeck nicht ſo umſichtig, ſo mußte er verhindert werden, den Urgrund dieſer Erſcheinungen, die entoptiſchen Figuren und Farben zu entdecken.

Was aber das Allerſonderbarſte iſt: der

Mensch, wenn er auch den Grund des Irthums aufdeckt, wird den Irrthum selbst deßhalb doch nicht los. Mehrere Engländer, besonders Dr. Mead, sprechen gegen Newton leidenschaftlich aus: „das prismatische Bild sei keineswegs das Sonnenbild, sondern das Bild der Oeffnung unsers Fensterladens mit Farbensäumen geschmückt; im prismatischen Bilde gebe es kein ursprüngliches Grün; dieses entstehe durch das Uebereinandergreifen des Blauen und Gelben, so daß ein schwarzer Streif eben so gut als ein weißer in Farben aufgelöst scheinen könne, wenn man hier von Auflösen reden wolle.“ Genug, Alles, was wir seit vielen Jahren dargethan haben, legt dieser gute Beobachter gleichfalls vor. Nun aber läßt ihn die fixe Idee einer diversen Refrangibilität nicht los; doch kehrt er sie um und ist, wo möglich, noch befangener als sein großer Meister. Anstatt, durch diese neue Ansicht begeistert, aus jenem Chrysaliden-Zustande sich herauszureißen, sucht er die schon erwachsenen und entfalteten Glieder auf's Neue in die alten Puppenschalen unterzubringen.

Das unmittelbare Gewahrwerden der Ur-Phänomene versetzt uns in eine Art von Angst; wir fühlen unsere Unzulänglichkeit; nur durch das ewige Spiel der Empirie belebt, erfreuen sie uns.

Der Magnet ist ein Ur-Phänomen, das man nur aussprechen darf, um es erklärt zu haben; dadurch wird es denn auch ein Symbol für alles Uebrige, wofür wir keine Worte noch Namen zu suchen brauchen.

Alles Lebendige bildet eine Atmesphäre um sich her.

Die außerordentlichen Männer des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts waren selbst Academien, wie Humboldt zu unserer Zeit. Als nun das Wissen so ungeheuer überhand nahm, thaten sich Privatleute zusammen, um was den Einzelnen unmöglich wird, vereinigt zu leisten. Von Ministern, Fürsten und Königen hielten sie sich fern. Wie suchte nicht das Französische stille Conventikel die Herrschaft Richelieu's abzulehnen! Wie verhinderte der Englische Oxforder- und Londoner-Verein den Einfluß der Lieblinge Carl's II!

Da es aber einmal geschehen war, und die Wissenschaften sich als ein Staatsglied im Staatskörper fühlten, einen Rang bei Processionen und andern Feierlichkeiten erhielten, war bald der höhere Zweck aus den Augen verloren; man stellte seine Person vor, und die Wissenschaften hatten auch Mäntelchen um und Käppchen auf. In meiner „Geschichte der Farbenlehre“ habe ich Dergleichen weitläufig angeführt. Was aber geschrieben steht, es steht deßwegen da, damit es immerfort erfüllt werde.

Die Natur auffassen und sie unmittelbar benutzen, ist wenig Menschen gegeben; zwischen Erkenntniß und Gebrauch erfinden sie sich gern ein Luftgespinnst, das sie sorgfältig ausbilden und darüber den Gegenstand zugleich mit der Benutzung vergessen.

Ebenso begreift man nicht leicht, daß in der großen Natur Das geschieht, was auch im kleinsten Cirkel vorgeht. Dringt es ihnen die Erfahrung auf, so lassen sie sich's zuletzt gefallen. Spreu von geriebenem Bernstein angezogen, steht mit dem ungeheuersten Donnerwetter in Verwandtschaft, ja ist eine und ebendieselbe Erscheinung. Dieses Micromegische gestehen wir auch in einigen andern Fällen zu; bald aber verläßt uns der reine Naturgeist, und der Dämon der Künstelei bemächtigt sich unser und weiß sich überall geltend zu machen.

Die Natur hat sich so viel Freiheit vorbehalten, daß wir mit Wissen und Wissenschaft ihr nicht durchgängig beikommen, oder sie in die Enge treiben können.

Mit den Irthümern der Zeit ist schwer sich abzufinden: widerstrebt man ihnen, so steht man allein; läßt man sich davon befangen, so hat man auch weder Ehre noch Freude davon.

Problem und Erwiederung.

Nachstehende fragmentarische Blätter notirte ich stellenweise auf meinen Sommerfahrten im Gefolge manchen Gespräches, einsamen Nachdenkens und zuletzt angeregt durch eines jungen Freundes geistreiche Briefe.

Das hier Angedeutete auszuführen, in Verbindung zu bringen, die hervortretenden Widersprüche zu vergleichen, fehlte es mir darauf an Sammlung, die ein folgerechtes Denken allein möglich macht; ich hielt es daher für räthlich, das Manuscript an den Theilnehmenden abzusenden, ihn zu ersuchen, diese paradoxen Sätze als Text oder sonstigen Anlaß zum eigenen Betrachten anzusehen, und mir Einiges darüber zu vermelden, welches ich denn, wie es geschehen, als Zeugniß reiner Sinn- und Geistesgemeinschaft hier einrücke.

Weimar, den 17. März 1818. G.

Problema.

Natürliches System, ein widersprechender Ausdruck.

Schnaps.

Nun?

Märten.

Gerad' in die Augen.

Schnaps.

So?

Märten.

Scharf!

Schnaps.

Zum Henker! Ich ſeh' Euch ja an. Mich wundert's, daß Ihr meinen Blick ertragen könnt.

Märten.

Hört!

Schnaps.

Was ſoll's?

Märten.

Wäre das, was Ihr zu erzählen habt—

Die Natur hat kein System; sie hat, sie ist Leben und Folge aus einem unbekannten Centrum zu einer nicht erkennbaren Grenze. Naturbetrachtung ist daher endlos, man mag in's Einzelnste theilend verfahren, oder im Ganzen nach Breite und Höhe die Spur verfolgen.

Die Idee der Metamorphose ist eine höchst ehrwürdige, aber zugleich höchst gefährliche Gabe von oben. Sie führt in's Formlose; zerstört das Wissen, löst es auf. Sie ist gleich der vis centrifuga und würde sich in's Unendliche verlieren, wäre ihr nicht ein Gegengewicht zugegeben; ich meine den Specifications-Trieb, das zähe Beharrlichkeitsvermögen Dessen, was einmal zur Wirklichkeit gekommen; eine vis centripeta, welcher in ihrem tiefsten Grunde keine Aeußerlichkeit Etwas anhaben kann. Man betrachte das Geschlecht der Eriken.

Da nun aber beide Kräfte zugleich wirken, so müßten wir sie auch bei didactischer Ueberlieferung zugleich darstellen, welches unmöglich scheint.

Vielleicht retten wir uns nicht aus dieser Verlegenheit als abermals durch ein künstliches Verfahren.

Vergleichung mit den natürlich immer fortschreitenden Tönen und der in die Octaven eingegrenzten, gleichschwebenden Temperatur; wodurch eine entschieden durchgreifende, höhere Musik, zum Trotz der Natur, eigentlich erst möglich wird.

Wir müßten einen künstlichen Vertrag eintreten lassen. Eine Symbolik wäre aufzustellen! Wer aber soll sie leisten? Wer das Geleistete anerkennen?

Wenn ich Dasjenige betrachte, was man in der Botanik genera nennt und sie, wie sie aufgestellt sind, gelten lasse, so wollte mir doch immer vorkommen, daß man ein Geschlecht nicht auf gleiche Art wie das andere behandeln könne. Es gibt Geschlechter, möcht' ich sagen, welche einen Character haben, den sie in allen ihren Species wieder darstellen, so daß man ihnen auf einem rationellen Wege beikommen kann; sie verlieren sich nicht leicht in Varietäten und verdienen daher wohl, mit Achtung behandelt zu werden: ich nenne die Gentianen; der umsichtige Botaniker wird deren mehrere zu bezeichnen wissen.

Dagegen gibt es characterlose Geschlechter, denen man vielleicht kaum Species zuschreiben darf, da sie sich in grenzenlose Varietäten verlieren. Behandelt man diese mit wissenschaftlichem Ernst, so wird man nie fertig, ja man verliert sich vielmehr an ihnen, da sie jeder Bestimmung, jedem Gesetz entschlüpfen. Diese Geschlechter hab' ich manchmal die Liederlichen zu nennen mich erkühnt und die Rose mit diesem Epithet zu belegen gewagt, wodurch ihr freilich die Anmuth nicht verkümmert werden kann; besonders möchte rosa canina sich diesen Vorwurf zuziehen. — —

Der Mensch, wo er bedeutend auftritt, verhält sich gesetzgebend, vorerst im Sittlichen durch Anerkennung der Pflicht, ferner im Religiösen, sich zu einer besondern innern Ueberzeugung von Gott und göttlichen Dingen bekennend, sodann auf derselben analoge, bestimmte äußere Ceremonien beschränkend. Im Regiment, es sei friedlich oder kriegerisch, geschieht das Gleiche: Handlung und That sind nur von Bedeutung, wenn er sie sich selbst und Andern vorschrieb. In Künsten ist es Dasselbe: wie der Menschengeist sich die Musik unterwarf, sagt Vorstehendes, wie er auf die bildende Kunst in den höchsten Epochen, durch die größten Talente wirkend, seinen Einfluß bethätigte, ist zu unserer Zeit ein offenbares Geheimniß. In der Wissenschaft deuten die unzähligen Versuche, zu systematisiren, zu schematisiren dahin. Unsere ganze Aufmerksamkeit muß aber darauf gerichtet sein, der Natur ihr Verfahren abzulauschen, damit wir sie durch zudringende Vorschriften nicht widerspenstig machen, aber uns dagegen auch durch ihre Willkür nicht vom Zweck entfernen lassen.

Erwiederung.

„Vorstehende Blätter erneuern, zunächst in Beziehung auf Botanik, eine alte, ernste Frage, die unter verschiedenen Gestalten bei jeder Forschung uns in den Weg tritt. Denn in ihrem tiefern Grunde ist es gewiß dieselbe Frage, die den Mathematiker ängstigt, wenn er den Kreis zu berechnen; den Philosophen, wenn er die sittliche Freiheit vor der Nothwendigkeit zu retten; den Naturforscher, wenn er die lebendige Welt, die ihn umfluthet, zu befestigen, so sich gedrungen wie gehindert fühlt. Das Princip verständiger Ordnung, das wir in uns tragen, das wir als Siegel unserer Macht auf Alles drücken möchten, was uns beengt, widerstrebt der Natur. Und um die Verwirrung auf's Höchste zu steigern, fühlen wir uns zugleich nicht nur genöthigt, uns als Glieder der Natur zu bekennen, sondern auch berechtigt, eine stete Regel in ihrer scheinbaren Willkür vorauszusetzen. So ist denn auch natürliches System ein widersprechender Ausdruck; allein das Bestreben, diesen Widerspruch zu lösen, ist ein Naturtrieb, den selbst die anerkannte Unmöglichkeit, ihn zu befriedigen, nicht auslöschen würde.

Wir wollen nicht fragen, ob es einen Standpunct geben müsse, von welchem aus, wenn er uns zugänglich wäre, Natur und System als Bild und Gegenbild einander entsprechend erscheinen würden. Wir wollen nicht untersuchen, ob dieser Standpunct, wenn er existirt, dem Menschen durchaus unerreichbar sei. Erreicht ist er noch nicht, Das ist gewiß; was immer die Naturforscher, namentlich die Botaniker, in ihrem Bezirk versucht haben, den angedeuteten Widerspruch zu lösen: bald waren es mehr oder minder die Natur beengende Systeme, bald mehr oder minder die Wissenschaft mystificirende Naturverkündigungen.

Linné's Leistungen sind früher in diesen Heften (zur Morphologie), auch wohl an andern Orten, treffend gewürdigt. Seine Zeit liegt schon weiter zurück; die Botanik hat seitdem vielleicht den größten Umschwung erfahren, dessen sie fähig war; Beides erleichtert die richtige Schätzung Linné'scher Botanik und ihrer Uebersamkeit für Naturwissenschaft überhaupt.

Neuer unter uns ist die Idee der Metamorphose: sie beherrscht noch mit der Gewalt des ersten Eindrucks die Gemüther, deren sie sich bemächtigte; weit schwerer, wenn nicht unmöglich, ist daher schon jetzt vorauszusehen, wohin sie die Wissenschaft führen werde. An Zeichen fehlt es indessen nicht, welche befürchten lassen, daß man auch ihr, wie früher dem Sexual-System, eine Zeit lang unbedingt huldigen und zu einem Aeußerlichen fortschreiten werde, von dem abermals nur der reine Gegensatz in's Gleichgewicht zurückrufen kann.

Die Idee der Metamorphose ist eine höchst ehrwürdige, aber zugleich höchst gefährliche Gabe von oben. Sie führt in's Formlose, zerstört das Wissen, löst's auf. Sie ist gleich einer vis centrifuga, und würde sich in's Unendliche verlieren, wäre ihr nicht ein Gegengewicht zugegeben. — So warnt uns Goethe selbst, nachdem er die erhabene Wissenschaft durch den Götterfunken jener Idee neu belebt, vor den Gefahren, welche diese Gabe mit sich führt. So erkannte einst Linné, nachdem er das Chaos, das er vorfand, geordnet, zuerst die wahre Bedeutung seines Systems, und warnte seine Schüler, wiewohl vergeblich, vor dessen Mißbrauch.

Das unerläßliche Gegengewicht wird nun näher bezeichnet. Es ist der Specifications-Trieb, das zähe Beharrlichkeitsvermögen Dessen, was einmal zur Wirklichkeit gekommen; eine vis centripeta, welcher in ihrem tiefsten Grunde keine Aeußerlichkeit Etwas anhaben kann.

Wir begegnen hier einem zweiten Widerspruch, der dem ersten völlig analog ist, doch so, daß beide in umgekehrtem Verhältniß zu einander stehen. In der Forderung eines natürlichen Systems scheint der menschliche Verstand seine Grenzen zu überschreiten, ohne doch die Forderung selbst aufgeben zu können. Ein Beharrlichkeitsvermögen in der Natur scheint den Strom des Lebens hemmen zu wollen; und doch ist in ihr etwas Beharrliches; der unbefangene Beobachter muß es anerkennen. Als auffallendere Beispiele dafür in der Pflanzenwelt möchte ich am Liebsten solche Pflanzen nennen, die man ihrer reinen Eigenthümlichkeit wegen mit andern nicht einmal in eine Gattung, oft kaum in eine Familie vereinigen kann. Dahin gehören Aphyteia Hydnora, Buxbaumia aphylla, Isoëtes lacustris, Schmidtia utriculosa, Aphyllanthes monspeliensis, Coris monspeliensis, Hippuris vulgaris, Adoxa Moschatellina, Tamarindus indica, Schizandra coccinea, Xanthorrhiza apiifolia, und sehr viele andere.

Verfolgen wir aber diese Analogie beider an sich selbst, wie es scheint, unauflöslichen Widersprüche, so überrascht uns wohl die Hoffnung, daß vielleicht gegenseitig der eine im andern seine Lösung finde.

Der Mensch, wo er bedeutend auftritt, verhält sich gesetzgebend. — Allein er mag nicht immer herrschen; oft zieht er vor, in Liebe sich hinzugeben und von geheimer Neigung beherrschen zu lassen. Indem er so der Natur sich zuwendet, entsteht ein höchst glückliches Verhältniß: das gegenseitige Widerstreben hört auf; sie läßt ihr tiefstes Geheimniß ahnend durchschauen, und ihm ist das erweiterte Leben Ersatz für das Opfer nie zu befriedigender Ansprüche.

Die Natur dagegen hat kein System, sie hat, sie ist Leben und Folge aus einem unbekannten Centrum zu einer nicht erkennbaren Grenze. — Allein was sie im Ganzen versagt, erstattet sie desto williger im Einzelnen. Jedes besondere Naturwesen beschreibt, außer dem großen Kreislauf alles Lebens, an dem es Theil hat, noch eine engere, ihm eigenthümliche Bahn; und das Charakteristische derselben, welches sich, aller Abweichungen ungeachtet, in einem Umlauf wie in dem andern durch die fortgesetzte Reihe der Geschlechter ausspricht, dieß beharrlich Wiederkehrende im Wechsel der Erscheinungen, bezeichnet die Art. Aus innigster Ueberzeugung behaupte ich fest: gleicher Art ist, was gleichen Stammes ist. Es ist unmöglich, daß eine Art aus der andern hervorgehe; denn Nichts verbirgt den Zusammenhang des noch einzelnen

folgenden in der Natur; gesondert besteht allein das ursprünglich neben einander Gestellte; und Dieß ist es, von dem unser Text sagt, daß man ihm auf rationellem Wege beikommen könne. Was von den Abweichungen zu halten sei, die in einzelnen oder auch mehrern Umläufen des Lebens vorkommen, und die man Varietäten, Abarten nennt, wollen wir unten näher beleuchten. Wer aber sie für Arten nimmt, darf das Schwankende des ihnen willkürlich zugeschriebenen Characters nicht der Natur beimessen, oder gar daraus auf ein Schwanken der Arten überhaupt schließen. Auch dem Einwurf ist zu begegnen, daß zuweilen, wenn auch selten, ganz dieselben Formen in den entlegensten, durch Meere, Wüsten und Schneegebirge geschiedenen Ländern sich wiederholen. Die Annahme einer gemeinsamen Abstammung wäre hier in der That gezwungen, könnte man nicht von dem ersten Thierpaar, von der ersten Mutterpflanze jeder Art noch einen Schritt weiter hinabsteigen bis zum specifischen Entstehungsgrunde derselben im Schooße der Alles erzeugenden Erde. Dieser bald ängstlich vermiedene, bald bestimmungslos gethane Schritt rechtfertigt nicht nur obigen Begriff der Art, sondern macht ihn allererst nicht bloß auf Thiere und Pflanzen, nein, auf jedes Naturwesen ohne Ausnahme anwendbar. Doch hier ist nicht der Ort, diesen weitläufigen Gegenstand zu erschöpfen.

Will nun der Botaniker sich als Gesetzgeber geltend machen, so wendet er sich mit Recht an die Arten der Pflanzen, bestimmt und ordnet sie, so gut er kann, in irgend ein Fachwerk. Allein er thut unrecht, sobald er mit gleicher Schärfe den Kreis der Metamorphose theilt, die lebendige Pflanze terminologisch zerstückelt. Will er sich der Natur in Liebe ergeben, so mag die Idee der Metamorphose ihn sicher leiten, so lange sie ihn nicht verführt, Arten in Arten hindurchzuziehen, das wahrhaft Gesonderte mystisch zu verflößen. Von einem System des Organismus, von einer Metamorphose der Arten, von Beiden kann nur symbolisch die Rede sein. Es ist ein gefährlicher Irrthum, ist Götzendienst des Verstandes oder der Natur, das Symbol mit der Sache selbst zu verwechseln, die es bedeutet.

Hüten wir uns aber vor diesem Mißbrauch, so macht eine Symbolik vielleicht das Unmögliche möglich, und setzt uns in den Stand, das Zugleichwirken der beiden Kräfte, die unser Text bezeichnet, auch bei didactischer Ueberlieferung zugleich darstellen zu können. Wie es mit dieser Symbolik gemeint sei, erläutert die überaus glückliche Vergleichung der Botanik mit der Musik. Wir können aber diese Vergleichung noch etwas weiter ausdehnen, um noch mehr Licht in den Focus zu sammeln.

Auf's Genaueste sind die neben einander liegenden Töne nach ihren Intervallen bestimmt; nie wird man von den bekannten vierundzwanzig Tonarten eine ausschließen oder zu ihnen eine neue hinzuthun können, und mit mathematischer Strenge beherrscht der General-Baß die Harmonie. Um so freier bewegt sich die Melodie, das eigentliche Leben der Töne; Tact und Tempo streben umsonst, sie zu fesseln. Beide in der Tonwissenschaft (die von Melodie eigentlich gar Nichts weiß) unmittelbar zu vereinigen, wäre wenigstens ebenso schwer, wo nicht unmöglich, als in der Botanik eine unmittelbare Vereinigung des Systems mit der Idee der Metamorphose. Aber die wahre Vermittelung ist die Kunst. Die Kunst der Töne, die höhere Musik, entreißt von der Natur die Geregeltheit, erschmeichelt das Fließende von der Theorie.

Wenn es nun ferner heißt: wir müßten einen künstlichen Vortrag einleiten lassen; eine Symbolik wäre aufzustellen: so ist hier offenbar das Wort Kunst in einem höhern Sinne genommen, als die Botaniker ihm beizulegen gewohnt sind, wenn sie von künstlichen, Das heißt, logischen Systemen, reden. Die Wissenschaft, da sie nun einmal nicht ganz zur Kunst sich veredeln kann, soll wenigstens dieser so weit als möglich durch eine Symbolik sich nähern.

Es sei mir vergönnt, hier an eine Stelle aus der Farbenlehre zu erinnern, welche den Grundgedanken vorstehender Fragmente vielleicht besser erläutert als Alles, was eine fremde Hand darüber beibringen kann. In den Betrachtungen über Farbenlehre und Farbenbehandlung der Alten lesen wir folgender Maßen: „Da im Wissen sowohl als in der Reflexion kein Ganzes zusammengebracht werden kann, weil Jenem das Innere, Dieser das Aeußere fehlt: so müssen wir uns die Wissenschaft nothwendig als Kunst denken, wenn wir von ihr irgend eine Art von Ganzheit erwarten. Und zwar haben wir Diese nicht im Allgemeinen, im Ueberschwenglichen zu suchen, sondern wie die Kunst sich immer ganz in jedem einzelnen Kunstwerk darstellt, so sollte die Wissenschaft sich auch jedes Mal ganz in jedem einzelnen Behandelten erweisen.

Um aber einer solchen Forderung sich zu nähern, müßte man keine der menschlichen Kräfte bei wissenschaftlicher Thätigkeit ausschließen. Die Abgründe der Ahnung, ein scharfes Anschauen der Gegenwart, mathematische Tiefe, physische Genauigkeit, Höhe der Vernunft, Schärfe des Verstandes, bewegliche, sehnsuchtsvolle Phantasie, liebevolle Freude am Sinnlichen: Nichts kann entbehrt werden zum

lebhaften, fruchtbaren Ergreifen des Augenblickes, wodurch ganz allein ein Kunſtwerk, von welchem Gehalt es auch ſei, entſtehen kann."

Wie aber wäre eine künſtliche Behandlung der Botanik in dieſem Sinne möglich, als nur durch Symbolik? Sie allein vermittelt das Widerſtrebende, ohne Eins im Andern zu vernichten, oder Alles in characterloſe Allgemeinheit zu verflößen.

Zuvörderſt möchte es darauf ankommen, ſowohl die Arten in ihrer Beſonderheit und Standhaftigkeit, als auch das Leben in ſeiner Reinheit und Beweglichkeit unwiderruflich anzuerkennen. Sodann, aber nicht ohne dieſe Bedingung, wäre ein Pflanzen-Syſtem nach dem Typus der Metamorphoſe, eine Geſchichte des Pflanzenlebens nach dem Typus des Syſtems zu verſuchen. Beide dienten einander zu ſymboliſcher Bezeichnung Deſſen, was der Verſtand in die Natur nicht hineintragen, was die Natur dem Verſtande nicht enthüllen kann. Auch müßten Beide im genaueſten Gleichgewicht auftreten, äußerlich zwar geſchieden, doch innen von demſelben Geiſte ſo ganz durchdrungen, daß Jedes im Andern ſeinen Grundſtein wie Schlußſtein fände.

Als Schema ſolcher ſymboliſcher Naturwiſſenſchaft der Pflanzenwelt bietet ſich die Ellipſe dar. Die Metamorphoſe des Lebens und die Beharrlichkeit der Arten wären ihre Brennpuncte. Ruhend gedacht, möchten die Radien, welche von dem einen Brennpuncte bis zum Umfang hinausträten, das Syſtem der Pflanzen andeuten, welches, ausgehend vom Centrum der einfachſten infuſorießen Pflanzenform, ringsum, doch nicht gleich weit nach allen Seiten, hinaustritt. Als Bahn einer geregelten Bewegung gedacht, möchte ſie das Leben der Urpflanze bezeichnen, den Umfang, der alle wirklichen und möglichen Radien einſchließt. In einem Falle wäre dieſes, im andern jenes Centrum das urſprünglich beſtimmende, welchem aber, damit ſich der Kreis zur Ellipſe erweitere, das gegenüberſtehende, ſymboliſch vermittelnde Centrum niemals fehlen dürfte.

So viel zur Andeutung der geforderten Symbolik. Wer aber ſoll ſie leiſten; wer das Geleiſtete anerkennen? Die zweite Frage möchte immerhin unbeantwortet bleiben, wüßten wir nur für die erſte Rath. Allein wie die Botanik heutiges Tages daſteht, wird morgen oder übermorgen noch Keiner die Aufgabe löſen. Es fehlt ihr noch das innere Gleichgewicht. Die Metamorphoſe iſt im Verhältniß zur Kenntniß der Arten noch viel zu wenig bearbeitet, als daß ein ihr entſprechendes Syſtem ſchon jetzt gelingen könnte. Möchte man ſich daher der voreiligen Verſuche, ein Pflanzen-Syſtem gleichſam zu errathen, lieber ganz enthalten und ſich überzeugen, daß ein ſymboliſch natürliches Pflanzen-Syſtem von ſelbſt nach und nach hervortreten werde, in dem Maße, in welchem unſere Erkenntniß der pflanzlichen Entwickelung und Umbildung unſerer weit vorausgeeilten Kenntniß der beſondern Pflanzenformen wiederum nachkommt. Goethe ſelbſt hat das Gemälde des Pflanzenlebens mit wenigen kräftigen Zügen entworfen; und wie viel iſt damit auch für das Syſtem bereits gewonnen? Wo uns iſt es nun, das Gemälde weiter auszuführen, wenn wir jemals zu einem ausgeführtern, ſymboliſch natürlichen Syſtem gelangen wollen.

Um nur Einiges hervorzuheben: wie wenig unterſucht iſt noch immer das Verhältniß der Wurzel zum Stengel und Beider zu Dem, was ſie vermittelt; nicht minder das Verhältniß des Blattes zum Internodium und Beider zum vermittelnden Knoten; ferner der Bau und die Bedeutung des Knotens an ſich und ſeiner Umbildung einerſeits in die Collectiv-Knoten der Knospen, Zwiebeln u. ſ. w., andererſeits in die Halbknoten der vereinzelten Blätter dicotyledoniſcher Pflanzen, bei denen urſprünglich je zwei Blätter zu einem Vollknoten gehören; ferner das Verhältniß der Ramification des Stengels zur Inflorescenz, welche die Natur durch den merkwürdigen Gegenſatz der antheoinbaniflora und centriflora auseinander hält, und damit den wahren Culminations-Punct jedes einzelnen Umlaufes der Metamorphoſe bezeichnet; ſodann die Bedeutung der Normal-Zahlen der Theile in aufſteigender Folge der Organe; bei den Blättern die Bedeutung der ſogenannten Afterblätter, stipulae, welche ſo wichtig ſind, daß ſie oft ſicherer als Frucht oder Blumen die Verwandtſchaft der Pflanzen bezeichnen; bei'm Stengel das Aufrechtſtehen oder Niederliegen, die Windung nach der rechten oder linken Seite! — Doch ich breche ab, da ich vergeblich das Ende ſuchen würde.

Wer ſoll Das alles leiſten, zumal, wenn man ſich einbildet, es ſei auf dieſer Seite ſchon genug geſchehen? Wenn ich aber die Schriften eines Juſſieu, eines Robert Brown ſtudire und mit Bewunderung erkenne, wie dieſe Männer, ihrem Genius vertrauend, wenigſtens hier und da ſo gearbeitet haben, als ob Alles, was wir noch vermiſſen, längſt fertig ihnen zu Gebot geſtanden hätte: ſo glaube ich auch in der Botanik an die Möglichkeit einer kunſtmäßigen Behandlung, und enthalte mich nicht, einzigen ihrer tiefen und ſichern Blicke in die Verwandtſchaften der Pflanzen höher zu achten, als all jene bei uns aufwuchernden Syſteme. Mögen wir doch der Hoffnung leben, daß in

der verjüngten Wiſſenſchaft auch unter uns Männer aufſtehen werden, die mit Jenen ſich vergleichen oder ſie gar übertreffen werden! Sie als Vorbilder zu verſchmähen, weil ſie Ausländer ſind, wird man uns nie überreden.

Schließlich noch ein Paar Worte über die beiden Sätze der Fragmente, die von charakteriſtiſchen und charakterloſen Pflanzengattungen handeln. Je leichter jene ſich fügen, deſto ſchwerer iſt, mit dieſen fertig zu werden. Wer ſie aber mit Ernſt und anhaltendem Eifer beobachtet, und des angebornen, durch Uebung ausgebildeten Tactes nicht ganz ermangelt: Der wird ſicherlich, weit entfernt, an ihnen ſich zu verwirren, die wahrhaften Arten und deren Character aus aller Mannigfaltigkeit der Formen gar bald herausfinden. Wer iſt je in Verſuchung gerathen, eine Rosa canina, welche Form, Farbe und Bekleidung ſie auch angenommen habe, mit einer Rosa cinnamomea, arvensis, alpina, rubiginosa zu verwechſeln; dagegen die Uebergänge der Rosa canina in die ſogenannte Rosa glaucescens, dumetorum, collina, sciphylla und zahlloſe andere, die man zu voreilig zu Arten hat erheben wollen, täglich vorkommen, ja wohl gar aus einer und derſelben Wurzel auf jüngern oder ältern, beſchnittenen oder unbeſchnittenen Stämmen ſich zeigen? Sollte aber wirklich in irgend einer formenreichen Gattung durchaus keine Grenze, welche die Natur ſelbſt achtet, zu finden ſein, was hindert uns dann, ſie als eine einzige Art, alle ihre Formen als ebenſo viele Abarten zu behandeln? So lange der Beweis fehlt, der ſchwerlich je zu führen, daß überhaupt in der Natur keine Art beſtehe, ſondern daß jede, auch die entfernteſte Form durch Mittelglieder aus der andern hervorgehen könne: ſo lange muß man uns jenes Verfahren ſchon gelten laſſen.

Damit ſoll aber keineswegs das Studium der Varietäten als überflüſſig oder gar verderblich abgelehnt werden. Man mache nur nicht mehr und nicht weniger aus ihnen, als Natur und Wiſſenſchaft fordern. Dann iſt Nichts leichter, als ihnen den rechten Platz anzuweiſen; zugleich Nichts nothwendiger, um das Gebäude der Wiſſenſchaft zu vollenden.

Die Mannigfaltigkeit der Arten fand ihren Gegenſatz in der Einheit des Lebens. Gleichwie nun das Leben, abweichend von der mittlern Norm der Geſundheit, doch ſtets ſeiner alten Regel treu, in Krankheit ausartet, ſo ſchweift jede Art, abweichend von der mittlern Norm des Gewohnten, doch ſtets ihrem Character treu, in mehr oder weniger Varietäten hinüber. Und wie das Syſtem der Arten und die Metamorphoſe des Lebens ſich gegenſeitig zu ſymboliſcher Erläuterung dienen: ſo werden wir die vegetative Krankheit nicht eher verſtehen lernen, bis wir die Varietäten ihr gegenübergeſtellt; dieſe nicht eher zu ordnen wiſſen, bis wir das Weſen jener klarer durchſchaut haben. Die Wiſſenſchaft kann auch hier einer vermittelnden Symbolik nicht entbehren; in der Natur ſelbſt verſchlingen ſich krankhafte Mißbildung und geſunde Abart ebenſo unauflöslich ineinander, wie bei'm normalen Zuſtande der Formen und des Lebens die Formen lebendig ſich aneinander reihen, das Leben ſeine höhern Pulſe in den Formen zu erkennen gibt.

Auch dieſe Anſicht fügt ſich bequem in das obige Schema. Die unendliche Mannigfaltigkeit der Varietäten verhält ſich zu der beſtimmten, wiewohl unbekannten Zahl der wirklich vorhandenen Arten, wie ſich die Radien, mittelſt deren der Mathematiker den Kreis in Grade theilt, zu der Unendlichkeit denkbaren Radien verhalten. Und die eine abſolute Geſundheit, die wir vorauszuſetzen genöthigt ſind, verhält ſich zu den Krankheiten, ſowohl einer beſchleunigten als verzögerten Metamorphoſe, ſo, wie ſich irgend ein geſetzter Umkreis in beſtimmtem Abſtande von ſeiner Mitte zu der Unendlichkeit der Kreiſe verhält, die enger oder weiter um jeden Punct gedacht werden können.

Zu dem letzten Satze der Fragmente noch Etwas hinzufügen, ſcheint überflüſſig: muß ich doch befürchten, daß ich ohnehin ſchon zu viel geſagt, die klaren Gedanken des Textes durch die Menge der Worte vielleicht abſichtslos getrübt habe. Doch wie konnte ich ſo ſchmeichelhafter Aufforderung widerſtehen? Mag nun der Meiſter den Schüler belehren oder nach alter Sitte ihn vertreten.

Ernſt Meyer.

Bedeutende Förderniß durch ein einziges geiſtreiches Wort.

Herr Dr. Heinroth in ſeiner „Anthropologie", einem Werke, zu dem wir mehrmals zurückkommen werden, ſpricht von meinem Weſen und Wirken günſtig, ja er bezeichnet meine Verfahrungsart als eine eigenthümliche, daß nämlich mein Denkvermögen gegenſtändlich thätig ſei, womit er ausſprechen will, daß mein Denken ſich von den Gegenſtänden nicht ſondere, daß die Elemente der Gegenſtände, die Anſchauungen in daſſelbe eingehen und von ihm auf das Innigſte durchdrungen werden, daß mein Anſchauen ſelbſt ein Denken, mein Denken ein Anſchauen ſei, welchem Verfahren genannter Freund ſeinen Beifall nicht verſagen will.

Zu was für Betrachtungen jenes einzige

Werk, begleitet von ſolcher Neigung, mich angeregt, mögen folgende wenige Blätter ausſprechen, die ich dem theilnehmenden Leſer empfehle, wenn er vorher, Seite 389 genannten Buches, mit dem Ausführlichern ſich bekannt gemacht hat.

In dem gegenwärtigen, wie in den frühern Heften (zur Morphologie), habe ich die Abſicht verfolgt: auszuſprechen, wie ich die Natur anſchaue; zugleich aber gewiſſer Maßen mich ſelbſt, mein Inneres, meine Art, zu ſein, inſofern es möglich wäre, zu offenbaren. Hierzu wird beſonders ein älterer Aufſatz: „der Verſuch, als Vermittler zwiſchen Subject und Object", dienlich gefunden werden.

Hierbei bekenn' ich, daß mir von jeher die große und ſo bedeutend klingende Aufgabe: „erkenne Dich ſelbſt", immer verdächtig vorkam, als eine Liſt geheim verbündeter Prieſter, die den Menſchen durch unerreichbare Forderungen verwirren und von der Thätigkeit gegen die Außenwelt zu einer innern, falſchen Beſchaulichkeit verleiten wollten. Der Menſch kennt nur ſich ſelbſt, inſofern er die Welt kennt, die er nur in ſich und ſich nur in ihr gewahr wird. Jeder neue Gegenſtand, wohl beſchaut, ſchließt ein neues Organ in uns auf.

Am Allerförderſamſten aber ſind unſere Nebenmenſchen, welche den Vortheil haben, uns mit der Welt aus ihrem Standpunct zu vergleichen und daher nähere Kenntniß von uns zu erlangen, als wir ſelbſt gewinnen mögen.

Ich habe daher in reifern Jahren große Aufmerkſamkeit gehegt, inwiefern Andere mich wohl erkennen möchten, damit ich in und an ihnen, wie an ſo viel Spiegeln, über mich ſelbſt und über mein Inneres deutlicher werden könnte.

Widerſacher kommen nicht in Betracht; denn mein Daſein iſt ihnen verhaßt; ſie verwerfen die Zwecke, nach welchen mein Thun gerichtet iſt, und die Mittel dazu achten ſie für eben ſo viel falſches Beſtreben. Ich weiſe ſie daher ab und ignorire ſie; denn ſie können mich nicht fördern, und Das iſt's, worauf im Leben Alles ankommt. Von Freunden aber laſſ' ich mich ebenſo gern belehren als in's Unendliche hinweiſen; ſtets merk' ich auf ſie mit reinem Zutrauen zu wahrhafter Erbauung.

Was nun von meinem gegenſtändlichen Denken geſagt iſt, mag ich auch wohl ebenmäßig auf meine gegenſtändliche Dichtung beziehen. Mir drückten ſich gewiſſe große Motive, Legenden, uralt geſchichtlich Ueberlieferte ſo tief in den Sinn, daß ich ſie vierzig bis fünfzig Jahre lebendig und wirkſam im Innern erhielt; mir ſchien der ſchönſte Beſitz, ſolche werthe Bilder oft in der Einbildungskraft erneut zu ſehen, da ſie ſich denn zwar immer umgeſtalteten, doch ohne ſich zu verändern, einer reinern Form, einer entſchiedenern Darſtellung entgegenreiften. Ich will hiervon nur die „Braut von Corinth", den „Gott und die Bajadere", den „Grafen und die Zwerge", den „Sänger und die Kinder", und zuletzt noch den baldigſt mitzutheilenden, „Paria" nennen.

Aus Obigem erklärt ſich auch meine Neigung zu Gelegenheitsgedichten, wenn jedes Beſondere irgend eines Zuſtandes mich unwiderſtehlich aufregte. Und ſo bemerkt man denn auch an meinen Liedern, daß jedem etwas Eigenes zum Grunde liegt, daß ein gewiſſer Kern einer mehr oder weniger bedeutenden Frucht einwohne; deßwegen ſie auch mehrere Jahre nicht geſungen wurden, beſonders die von entſchiedenem Character, weil ſie an den Vortragenden die Anforderung machen, er ſolle ſich aus ſeinem allgemein gleichgiltigen Zuſtande in eine beſondere, fremde Anſchauung und Stimmung verſetzen, die Worte deutlich articuliren, damit man auch wiſſe, wovon die Rede ſei. Strophen ſehnſüchtigen Inhalts dagegen fanden eher Gnade, und ſie ſind auch mit andern Deutſchen Erzeugniſſen ihrer Art in einigen Umlauf gekommen.

An eben dieſe Betrachtung ſchließt ſich die vieljährige Richtung meines Geiſtes gegen die Franzöſiſche Revolution unmittelbar an, und es erklärt ſich die grenzenloſe Bemühung, dieſes ſchrecklichſte aller Ereigniſſe in ſeinen Urſachen und Folgen dichteriſch zu bewältigen. Schau' ich in die vielen Jahre zurück, ſo ſeh' ich klar, wie die Anhänglichkeit an dieſen unüberſehlichen Gegenſtand ſo lange Zeit her mein poetiſches Vermögen faſt unnütze Weiſe aufgezehrt; und doch hat jener Eindruck ſo tief bei mir gewurzelt, daß ich nicht läugnen kann, wie ich noch immer an die Fortſetzung der „natürlichen Tochter" denke, dieſes wunderbare Erzeugniß in Gedanken ausbilde, ohne den Muth, mich im Einzelnen der Ausführung zu widmen.

Wend' ich mich nun zu dem gegenſtändlichen Denken, das man mir angeſetzt, ſo find' ich, daß ich ebendaſſelbe Verfahren auch bei naturhiſtoriſchen Gegenſtänden zu beobachten genöthigt war. Welche Reihe von Anſchauung und Nachdenken verfolgt' ich nicht, bis die Idee der Pflanzen-Metamorphoſe in mir aufging, wie Solches meine Italieniſche Reiſe den Freunden vertraute!

Ebenſo war es mit dem Begriff, daß der Schädel aus Wirbelknochen beſtehe. Die drei Hinterſten erkannt' ich bald, aber erſt im Jahre 1791, als ich, aus dem Sande des dünenhaften

Juden-Kirchhofs von Venedig, einen zerſchlagenen Schöpſenkopf aufhob, gewahrt' ich augenblicklich, daß die Geſichtsknochen gleichfalls aus Wirbeln abzuleiten ſeien, indem ich den Uebergang vom erſten Flügelbeine zum Siebbeine und den Muſcheln ganz deutlich vor Augen ſah; da hatt' ich denn das Ganze im Allgemeinſten beiſammen. So viel möge dieß Mal das früher Geleiſtete aufzuklären hinreichen! Wie aber jener Ausdruck des wohlwollenden, einſichtigen Mannes mich auch in der Gegenwart fördert, davon noch kurze vorläufige Worte.

Schon einige Jahre ſuch' ich meine geognoſtiſchen Studien zu revidiren, beſonders in der Rückſicht, inwiefern ich ſie und die daraus gewonnene Ueberzeugung der neuen, ſich überall verbreitenden Feuerlehre nur einiger Maßen annähern könnte, welches mir bisher unmöglich fallen wollte. Nun aber, durch das Wort gegenſtändlich ward ich auf ein Mal aufgeklärt, indem ich deutlich vor Augen ſah, daß alle Gegenſtände, die ich ſeit fünfzig Jahren betrachtet und unterſucht hätte, gerade die Vorſtellung und Ueberzeugung in mir erregen mußten, von denen ich jetzt nicht ablaſſen kann. Zwar vermag ich, für kurze Zeit mich auf jenen Standpunct zu verſetzen, aber ich muß doch immer, wenn es mir einiger Maßen behaglich werden ſoll, zu meiner alten Denkweiſe wieder zurückkehren.

Aufgeregt nun durch eben dieſe Betrachtungen, fuhr ich fort, mich zu prüfen und fand, daß mein ganzes Verfahren auf dem Ableiten beruhe; ich raſte nicht, bis ich einen prägnanten Punct finde, von dem ſich Vieles ableiten läßt, oder vielmehr, der Vieles freiwillig aus ſich hervorbringt und mir entgegenträgt, da ich denn im Bemühen und Empfangen vorſichtig und treu zu Werke gehe. Findet ſich in der Erfahrung irgend eine Erſcheinung, die ich nicht abzuleiten weiß, ſo laſſ' ich ſie als Problem liegen; und ich habe die Verfahrungsart in einem langem Leben ſehr vortheilhaft gefunden. Denn wenn ich auch die Herkunft und Verknüpfung irgend eines Phänomens lange nicht enträthſeln konnte, ſondern es bei Seite laſſen mußte, ſo fand ſich nach Jahren auf ein Mal Alles aufgeklärt in dem ſchönſten Zuſammenhange. Ich werde mir daher die Freiheit nehmen, meine bisherigen Erfahrungen und Bemerkungen und die daraus entſpringende Sinnesweiſe fernerhin in dieſen Blättern geſchichtlich darzulegen. Wenigſtens iſt dabei ein characteriſtiſches Glaubensbekenntniß zu erwecken, Gegnern zur Einſicht, Gleichdenkenden zur Förderniß, der Nachwelt zur Kenntniß und, wenn es glückt, zu einiger Ausgleichung.

Ueber die Anforderungen an naturhiſtoriſche Abbildungen im Allgemeinen und an oſteologiſche Insbeſondere.

„Wenn überall, wo der wörtlichen Darſtellung ein beſtimmtes Bild der Formen zum Grunde liegt, das Bedürfniß einer figürlichen Nachbildung erkannt wird: ſo ſind Abbildungen beſonders da unentbehrlich, wo beſtimmte Formen mit einander verglichen und aus der verſchiedenen äußern Geſtalt eine innere Gleichheit, oder umgekehrt bei einer allgemeinen Uebereinſtimmung der Bildung die Verſchiedenheiten der einzelnen Formen gezeigt und daraus gefolgert werden ſollen. Auch beſchränkt ſich die wörtliche Darſtellung nur auf die Anſichten und den Geſichtspunct des Beobachters, aus welchem derſelbe die Gegenſtände betrachtet; da hingegen gute Abbildungen auch dem einſeitigen Beobachter eigene, beſondere und allgemeinere Vergleichungen geſtatten.

Die beſchreibende Darſtellung allein iſt nur ſo lange zureichend, als von allgemeinen in Beziehung auf bekannte Formen die Rede iſt, aber die Bedeutung und die Functionen der Theile zu bezeichnen und aus den Eigenſchaften zu erkennen ſind. In dieſem Falle können auch unvollkommene Abbildungen für brauchbar gelten. Sollte aber die Function der Theile und ihre verſchiedene Bedeutung nur von der Form ſelbſt abgeleitet werden, wie bei oſteologiſchen Vergleichungen, ſo iſt die Richtigkeit der Folgerung nur durch eine getreue Abbildung zu erweiſen. Da aber in dieſem Falle die Abbildungen die Stelle der Natur ſelbſt vertreten, ſo müſſen ſie, um ſich behaupten zu können, ihre Gültigkeit durch Naturwahrheit, Das iſt, durch Merkmale bezeichnen, die ihre Beglaubigung in ſich tragen.

Da wir aber unter den räumlichen Verhältniſſen der Körper, ihrer Größe, Lage und Geſtalt, wie Treviranus (Biologie, 6. Band, S. 424) richtig bemerkt, dieſe Attribute der Körper als Attribute und als Verhältniſſe derſelben nur erkennen, indem wir ſie zugleich auf unſere übrigen Sinne, beſonders den des Gefühles, beziehen. Und da dieſes Beziehen nur durch Urtheile geſchieht, die jedoch das Reſultat eines angebornen, bewußtlos bei allen Individuen auf gleiche Art wirkenden Vermögens ſind: ſo könnten in dieſem Verhältniß nur plaſtiſche Nachbildungen die Stelle der Natur vertreten. Was jedoch die rohen Naturſinne nur in ihrer Gemeinſchaft vermögen, das vermag das gebildete Auge auch allein zu erfaſſen, indem es die den Körpern nur mittelbar zukommenden Eigenſchaften nach ihren Geſetzen zu erkennen und zu ermeſſen befähigt iſt.

Dieſe Eigenſchaften der Körper, deren richtige Kenntniß und Anwendung auch einer Zeichnung die völlige Bedeutſamkeit eines erhabenen Körpers zu geben vermögen, ſind die regelmäßigen Wirkungen von Licht und Schatten, und der Linien- und Luft-Perſpective, wornach ein tüchtiger Plaſtiker, wie Dieß öfters bei Portrait-Gemälden geſchehen iſt, nach einer vollkommenen Abbildung einen Körper modelliren kann, der in allen äußern Verhältniſſen und Formen dem Original der Zeichnung ebenſo ähnlich iſt, als eine nach dieſem Modell unter gleicher Beleuchtung und gleichem Geſichtspunct gefertigte Zeichnung der erſten Abbildung gleich ſein wird. Die übereinſtimmende Wirkung der Beleuchtung und der Linien- und Luft-Perſpective iſt demnach auch das characteriſtiſche Merkmal der Vollkommenheit aller naturhiſtoriſchen Abbildungen. Es kann daher eine Verſchiedenheit der artiſtiſchen Darſtellung von der wiſſenſchaftlichen nicht angenommen werden. Die ſtrengſte Beobachtung dieſer Regeln iſt für den Zweck der einen, wie der andern gleich erforderlich, und nur der Mangel zulänglicher Talente hat die Wiſſenſchaft genöthigt, zur Erreichung ihrer Zwecke andere Wege einzuſchlagen.

Der große Albin, der dieſes Verhältniß richtig erkannte, hat uns allein Abbildungen gegeben, die ein ewiges Muſter der Nachahmung bleiben werden. Es muß für Mathwillen eines jugendlich aufſtrebenden Genies angeſehen werden, daß P. Camper, der in allen Zweigen der bildenden Künſte große Fertigkeit beſaß, ſich gegen Albin's Tafeln erklärte und zuerſt die Anforderung ausſprach, die ſich bis auf unſere Zeit erhalten hat, daß alle naturhiſtoriſchen Gegenſtände nicht perſpectiviſch, ſondern zum Behufe der Vergleichung jeder Theil aus ſeinem Mittelpuncte angeſehen und gezeichnet werden müſſe. Daß dieſe Methode an ſich nicht richtig ſei, und eine ſolche mit Schatten und Licht ausgeführte Zeichnung niemals dem Character des Gegenſtandes entſprechen kann, um ſo weniger, als der Gegenſtand in ſeinen Formen mannigfaltiger und im Ganzen größer iſt, bedarf wohl keines weitern Beweiſes. Außerdem, daß auch dieſe Methode uns nicht der Mühe überhebt, einen Gegenſtand, der einer beſondern Vergleichung unterworfen werden ſoll, von mehrern Seiten abzubilden, wird Jeder, der die Regeln der Perſpective vollkommen inne hat, bei Vergleichung einer Zeichnung nach Albin's Methode leicht den Geſichtspunct auffinden, aus welchem er ſeine Vergleichungen zu machen und die Verhältniſſe mit eben der Gewißheit zu beurtheilen hat, wie bei einer Zeichnung nach Camper's Manier, die überhaupt nur einer ungeübten Hand zur Nachbildung einzelner Theile zu empfehlen iſt. Denn die einfache Vorrichtung eines mit einem Bleiſtift verbundenen Winkelmeſſers reicht hier hin, von einem ſoliden Körper, wie z. B. einem Knochen, einen ſichern Umriß zu verfertigen, ſowie ſich auch mit Hülfe einer aus einer einfachen Glasſcheibe beſtehenden und mit einem beweglichen, rohrartigen Abſehen verbundenen camera clara die innern Verhältniſſe eines Gegenſtandes hinlänglich genau beſtimmen laſſen. Die Ueberzeugung, daß zur Vollkommenheit aller Umriſſe, wie zu ihrem Verſtändniſſe die Kenntniß der Perſpective unerläßlich iſt, muß uns auch die Unzulänglichkeit des Camper'ſchen Verfahrens klar machen.

Dieſe Methode ſollte endlich einer noch mangelhaftern weichen, die dadurch, daß ſie mit Puncten, Linien und Winkeln operirt, Anſprüche auf geometriſche Beſtimmtheit der Verhältniſſe macht, und uns zugleich auch die Reſultate der Vergleichungen zumeſſen unternimmt. Allein da hier alle Puncte eines runden Körpers, aus welchem die Linien gezogen ſind, nur willkürlich angenommen werden, aber keineswegs mit Beſtimmtheit anzugeben ſind, und als auf einer Fläche liegend dargeſtellt werden: ſo iſt dieſe Art der Vergleichung auch nicht einmal auf Zeichnungen anwendbar, die nach ſolcher Methode verfertigt ſind, noch viel weniger zu Vergleichungen derſelben mit der Natur.

Da aber eine Vergleichung organiſcher Körper nur in Bezug auf die Bedeutung der Verſchiedenheit gedacht werden kann, und die allgemeine Beobachtung dahin ſchon feſt ſteht, daß ſich in der ganzen Natur nicht zwei Körper auffinden laſſen, die ſich in dem Grade, wie zwei Abdrücke einer Form, gleichen, ja in den höhern Organiſationen nicht ſelten die nächſten, unmittelbaren Nachkommen größere Verſchiedenheiten zeigen, als die entferntern Glieder verwandter Geſchlechter, ſich auch nicht einmal zwei Blätter eines Baumes vollkommen gleich ſind: ſo iſt nicht wohl zu begreifen, was durch ein ſolches Verfahren ausgemittelt werden ſoll. Dieſe Methode iſt ebenſo ungeſchickt zum Nachzeichnen wie zum Vergleichen, da das Auge zum Meſſen der Verhältniſſe nur der horizontalen und verticalen Linie bedarf.

Nicht weniger ungegründet iſt die von einem andern Naturforſcher ausgeſprochene Meinung, daß die Dinge nicht nachzubilden ſeien, wie ſie erſcheinen, ſondern wie ſie an ſich ſind. Es iſt ſchwer, zu begreifen, was unter dieſer Forderung nur verſtanden werden ſoll, da die Rede von Abbildungen iſt, die einzig anzuleiten beſtimmt ſind, wie man ſich die Gegenſtände vorzuſtellen habe. Was die Dinge außer ihrer Er-

scheinung an sich sind, kann nicht wohl ein Gegenstand der bildlichen Darstellung sein. Sollte aber dadurch gefordert werden, zu zeigen, wie die Dinge in ihrem Zusammenhange, äußerlich und innerlich zugleich betrachtet, erscheinen, als seien sie durchsichtig, was auch durch Durchschnitte gezeigt werden kann: so stände dann auch diese Forderung unserer Methode, die Gegenstände in der Einheit ihres Characters von einem Standpuncte aus betrachtet zu zeichnen, nicht entgegen.

Da aber hier die Richtigkeit der Vergleichung die Vollkommenheit der Zeichnung voraussetzt, ja die Fähigkeit der erstern auf das Vermögen der letztern sich gewissermaßen gründet: so ist jedem Naturforscher die vollständigste Kenntniß von Licht und Schatten und den Linien- und Luft-Perspectiven unerläßlich, da man ohne den vollkommensten Besitz dieser Kenntnisse weder richtige microscopische Beobachtungen machen kann, indem diese keine Uebergangung durchs Getaste gestatten, noch irgend eine Abbildung richtig zu beurtheilen vermag. Die vollkommenste Kenntniß der Gesetze des Sehens, woraus hier das Wesen der Erscheinungen erkannt wird, und wodurch die Dinge ebenso zu unsern Sinnen sprechen, wie sie durch ihre der Außenwelt zugekehrten Sinne sich entwickelt haben, kann in der Naturforschung nicht als eine unwesentliche Aeußerlichkeit betrachtet und abgelehnt werden, da wir das Innere nur in der äußern Erscheinung auffassen vermögen, sowie dagegen auch die höhere Kunst ihr Ziel, der Darstellung Leben zu schaffen, niemals durch bloße Nachahmung der todten Form erreichen kann, wenn sie die Bedeutung der Formen nicht im Innern zu erfassen vermag.

Um dieser Anforderung auf eine bequeme Weise zu genügen, empfehlen wir im Zeichnen wenig geübten Naturforschern für kleine Gegenstände die camera lucida, wozu das kleinste Stahlblättchen mit dem besten Erfolg zu gebrauchen ist; für größere Gegenstände die camera clara. Für große Objecte aber, die sich nur in gewisser Ferne als ein Ganzes übersehen lassen, wäre ein mit Netzfäden überspannter Rahmen und ein mit einem unverrückbaren Absehen besetztes Zeichenbret, auf dem sich die dem Netzrahmen entsprechenden Quadrate in beliebiger Größe zum Zeichnen gezogen finden, allen andern Vorrichtungen vorzuziehen. Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß hier der Gegenstand vollkommen richtig hinter dem Rahmen aufgestellt angenommen wird. Thiere unmittelbar nach dem Leben zu zeichnen, kann nur von geübter Hand unternommen werden. Weniger Geübten kann ein nach einer Abbildung gemachter Entwurf zur bequemern Ausführung nach dem Leben dienen.“ D'Alton.

Indem nun der Meister ausspricht, was er von sich selbst und Seinesgleichen fordert, dabei aber nachsichtig die Jüngern, Heranstrebenden belehrt, und ihnen technische Hülfsmittel zugesteht, ja empfiehlt, betrachten wir seine beiden neuen Hefte mit abermaliger Bewunderung, und müßten, wenn wir unsern Beifall in Worte fassen sollten, nur Das zu wiederholen, was wir von dem vorigen ausgesprochen haben.

Wir sehen hier die Raubthiere und Wiederkäuer ebenso behandelt, wie das Riesenfaulthier und die Dickhäutigen. Der Künstler setzt sich an die Stelle der Natur und, was in diesem Falle noch mehr ist, an die Stelle der Museen und gibt uns Kenntniß von ihren in der Welt weit umher verbreiteten und zerstreuten Schätzen.

Möge doch die Anerkennung so großer Verdienste bei seiner fernern Arbeit dem unermüdeten Manne immer gegenwärtig sein!

Das bei den Pachydermen schon eingeführte Gespenst der äußern Gestalt wird auch bei den Wiederkäuern, im höchsten Grad aber bei den fleischfressenden Thieren bedeutend, indem die Behaarung aller Körpertheile nach ihrem verschiedensten Character ausgedrückt ist, und zugleich als Grund dem Skelet zur Folie dient.

Tief eingreifend in Kunst und Wissenschaft wird diese Arbeit fortwirken, wie wir denn von vielfachen Betrachtungen nur eine hier berühren.

Schon im 1. Bande der Morphologie S. 347 haben wir das Profil des Aethiopischen Schweins (D'Alton's Pachydermen, Tab. XII, fig. b) in Betrachtung gezogen und die vorragenden Augenhöhlen, bei monströser Stellung gegen das Hinterhaupt zu, als ein Zeichen der Wildheit und Rohheit des Geschöpfes angesehen.

Es geschah Dieses bei Gelegenheit, als wir von dem Schädel eines Urstiers zu sprechen hatten, an welchem die Augen-Kapseln weiter vorspringend und höher hinaufgerückt erschienen als an dem größten, zahmen Ungarischen Ochsen; einen verwandten Fall brachte uns die bildende Kunst entgegen.

An dem Elgin'schen Pferdekopf, einem der herrlichsten Reste der höchsten Kunstzeit, finden sich die Augen frei hervorstehend und gegen das Ohr gerückt, wodurch die beiden Sinne, Gesicht und Gehör, unmittelbar zusammenzuwirken scheinen, und das erhabene Geschöpf durch geringe Bewegung sowohl hinter sich zu hören als zu blicken fähig wird. Es steht so übermächtig

und geiſterartig aus, als wenn es gegen die Natur gebildet wäre; und doch jener Beobachtung gemäß hat der Künſtler eigentlich ein Urpferd geſchaffen, mag er ſolches mit Augen geſehen oder im Geiſte verfaßt haben; und wenigſtens ſcheint es im Sinne der höchſten Poeſie und Wirklichkeit dargeſtellt zu ſein.

Das Venetianiſche verliert wirklich dagegen und gerade dadurch, daß das Auge weiter vom Ohr, weiter vom Hinterhaupt abrückt, ob wir gleich nicht ſo gering von ihm denken als der Engliſche Maler Hayden in ſeiner Comparaison entre la tête d'un des chevaux de Venise et la tête du cheval d'Elgin du Parthenon. London 1818.

Ob ſeine Behauptung: das Athenienſiſche Pferd ſtimme in ſeinen Haupttheilen mit den ächten Arabiſchen Racen-Pferden zuſammen, richtig ſei, wünſchten wir von Herrn D'Alton, als dem competenteſten Richter, beſtätigt zu ſehen.

Sollte man nachleſen, was wir in Kunſt und Alterthum, B. 2, H. 2, S. 91, über beide Pferdeköpfe geſagt haben, ſo wird man es hier gleichfalls anwendbar finden. Gegenwärtig ſind ſo manche Abgüſſe dieſes unſchätzbaren Reſtes in Deutſchland, daß Freunde der Kunſt, der Natur und des Alterthums gar wohl das Anſchauen deſſelben ſich verſchaffen können. Daß uns dadurch ein neuer Natur- und Kunſtbegriff mitgetheilt werde, möchte unter Einſichtigen wohl keine Frage ſein.

Einfluß des Urſprungs wiſſenſchaftlicher Entdeckungen.

Eine höchſt wichtige Betrachtung in der Geſchichte der Wiſſenſchaften iſt die, daß ſich aus den erſten Anfängen einer Entdeckung Manches in den Gang des Wiſſens heran- und durchzieht, welches den Fortſchritt hindert, ſogar öfters lähmt.

Die Gelegenheit der Entdeckung iſt freilich höchſt wichtig, und die Anfänge geben zu Benennungen Anlaß, die an und für ſich ſelbſt nicht ſchädlich ſind. Electricität erhielt vom Bernſtein ihren Namen, und zwar ganz mit Recht; weil aber hierdurch dem Bernſtein dieſe Eigenſchaft zugeeignet wurde, ſo dauerte es lange, bis man ihm das Glas an die Seite und entgegenſetzte.

So hat auch jeder Weg, durch den wir zu einer neuen Entdeckung gelangen, Einfluß auf Anſicht und Theorie. Wir erwehren uns kaum zu denken: was uns zu einer Erſcheinung geführte, ſei auch der Beginn, die Urſache derſelben. Dabei beharren wir, anſtatt von der umgekehrten Seite herauszugehen und die Probe auf unſere erſte Anſicht zu machen, um das Ganze zu gewinnen.

Was würden wir von dem Architecten ſagen, der durch eine Seitenthüre in einen Palaſt gekommen wäre und nun, bei Beſchreibung und Darſtellung eines ſolchen Gebäudes, Alles auf dieſe erſte, untergeordnete Seite beziehen wollte? Und doch geſchieht Dieß in den Wiſſenſchaften jeden Tag. In der Geſchichte müſſen wir es zugeben; ſchwer aber wird uns, zu bekennen, daß wir ſelbſt noch in ſolchen Dunkelheiten befangen ſind.

Meteore des litterariſchen Himmels.

Priorität. Anticipation. Präoccupation. Plagiat. Poſſeſſ. Uſurpation.

Den Lateiniſchen Urſprung vorſtehender Wörter wird man ihnen nicht verargen, indem ſie Verhältniſſe bezeichnen, die gewöhnlich nur unter Gelehrten Statt finden; man wird vielmehr, da ſie ſich ſchwerlich überſetzen laſſen, nach ihrer Bedeutung forſchen und dieſe recht in's Auge faſſen, weil man ſonſt weder in alter noch neuer Litterar-Geſchichte, eben ſo wenig als in der Geſchichte der Wiſſenſchaften, irgend entſchiedene Schritte zu thun, noch weniger Andern ſeine Anſichten über mancherlei wiederkehrende Ereigniſſe beſtimmt mitzutheilen vermag. Ich halte deßhalb zu unſerm Vorſatze ſehr gerathen, ausführlich anzuzeigen, was ich mir bei jenen Worten denke, und in welchem Sinne ich ſie künftig brauchen werde; und Dieß geſchehe redlich und ohne weitern Rückhalt. Die allgemeine Freiheit, ſeine Ueberzeugungen durch den Druck zu verbreiten, möge auch mir zu Statten kommen!

Priorität.

Von Kindheit auf empfinden wir die größte Freude über Gegenſtände, inſofern wir ſie ichhaft gewahr werden; daher die neugierigen Fragen der kleinen Geſchöpfe, ſobald ſie nur irgend zum Bewußtſein kommen. Man belehrt und befriedigt ſie für eine Zeit lang. Mit den Jahren aber wächſt die Luſt am Ergründen, Entdecken, Erfinden, und durch ſolche Thätigkeit wird nach und nach Werth und Würde des Subjects geſteigert. Wer ſodann in der Folge, bei'm Anlaß einer äußern Erſcheinung, ſich in ſeinem innern Selbſt gewahr wird, Der fühlt ein Behagen, ein eigenes Vertrauen, eine Luſt, die zugleich eine befriedigende Beruhigung gibt; Dieß nennt man entdecken, erfinden. Der Menſch erlangt die Gewißheit ſeines eigenen Weſens dadurch, daß er das Weſen außer ihm als Seinesgleichen, als geſetzlich anerkennt. Jedem Einzelnen iſt zu verzeihen, wenn er hierüber glorirt, indem die ganze Nation Theil nimmt

Schnaps.

Wie meynt Ihr?

Märten.

Nicht etwa wieder ſo eine Hiſtorie?

Schnaps.

Wie könnt Ihr ſo denken?

Märten.

Oder —

Schnaps.

Nicht doch, Vater Martin!

Märten.

Oder von den vielen Schnäpſen, Euren hochanſehnlichen Vorfahren?

Schnaps.

Das war Scherz, lauter Scherz! Nun fängt's anErnſt zu werden.

Märten.

Ueberzeugt mich.

an der Ehre und Freude, die ihrem Landsmann geworden iſt.

Antikipation.

Sich auf eine Entdeckung etwas zu Gute thun, iſt ein edles, rechtmäßiges Gefühl. Es wird jedoch ſehr bald gekränkt; denn wie ſchnell erfährt ein junger Mann, daß die Altvordern ihm zuvorgekommen ſind. Dieſen erregten Verdruß nennen die Engländer ſehr ſchicklich Mortification: denn es iſt eine wahre Ertödtung des alten Adams, wenn wir unſer beſonderes Verdienſt aufgeben, uns zwar in der ganzen Menſchheit ſelbſt hochſchätzen, unſere Eigenthümlichkeit jedoch als Opfer hinliefern ſollen. Man ſetzt ſich unwillig doppelt, man findet ſich mit der Menſchheit und alſo mit ſich ſelbſt in Rivalität.

Indeſſen läßt ſich nicht widerſtreben. Wir werden auf die Geſchichte hingewieſen; da erſcheint uns ein neues Licht. Nach und nach lernen wir den großen Vortheil kennen, der uns dadurch zugefallen, daß wir bedeutende Vorgänger hatten, welche auf die Folgezeit bis zu uns heranwirkten. Uns wird ja dadurch die Sicherheit, daß wir, inſofern wir Etwas leiſten, auch auf die Zukunft wirken müſſen; und ſo beruhigen wir uns in einem heitern Ergeben.

Geſchieht es aber, daß eine ſolche Entdeckung, über die wir uns im Stillen freuen, durch Mitlebende, die Nichts von uns, ſo wie wir Nichts von ihnen wiſſen, aber auf denſelben bedeutenden Gedanken gerathen, früher in die Welt gefördert wird: ſo entſteht ein Mißbehagen, das viel verdrießlicher iſt als im vorhergehenden Falle. Denn wenn wir der Vorwelt auch noch zur Noth einige Ehre gönnen, weil wir uns ſpäterer Vorzüge zu rühmen haben, ſo mögen wir den Zeitgenoſſen nicht gern erlauben, ſich einer gleichen genialen Begabtigung anzumaßen. Dringen daher zu derſelben Zeit große Wahrheiten aus verſchiedenen Individuen hervor, ſo gibt es Händel und Conteſtationen, weil Niemand ſo leicht bedenkt, daß er auf die Mitwelt denſelben Bezug hat, wie zu Vor- und Nachwelt. Perſonen, Schulen, ja Völkerſchaften führen hierüber nicht beizulegende Streitigkeiten.

Und doch ziehen manchmal gewiſſe Geſinnungen und Gedanken ſchon in der Luft umher, ſo daß Mehrere ſie erfaſſen können. Immanet nĕr sicut anima communis quae omnibus praesto est et qua omnes communicant invicem. Quapropter multi sagaces spiritus ardentes subito ex aĕre persentiscunt quod cogitat alter homo. Oder, um weniger myſtiſch zu reden, gewiſſe Vorſtellungen werden reif durch eine Zeitreihe. Auch in verſchiedenen Gärten fallen Früchte zu gleicher Zeit vom Baume.

Weil aber von Mitlebenden, beſonders von denen, die in einem Fach arbeiten, ſchwer auszumitteln iſt, ob nicht etwa Einer von dem Andern ſchon gewußt und ihm alſo verſtändlich vorgegriffen habe: ſo tritt jenes ideelle Mißbehagen in's gemeine Leben, und eine höhere Gabe wird, wie ein anderer irdiſcher Beſitz, zum Gegenſtand von Streit und Hader. Nicht allein das betroffene Individuum ſelbſt, ſondern auch ſeine Freunde und Landsleute ſtehen auf und nehmen Antheil am Streit. Unheilbarer Zwieſpalt entſpringt, und keine Zeit vermag das Leidenſchaftliche von dem Ereigniß zu trennen. Man erinnere ſich der Händel zwiſchen Leibnitz und Newton; bis auf den heutigen Tag ſind vielleicht nur die Meiſter in dieſem Fache im Stand, ſich von jenen Verhältniſſen genaue Rechenſchaft zu geben.

Präoccupation.

Daher iſt die Grenze, wo dieſes Wort gebraucht werden darf, ſchwer auszumitteln; denn die eigentliche Entdeckung und Erfindung iſt ein Gewahrwerden, deſſen Ausbildung nicht ſogleich erfolgt. Es liegt in Sinn und Herz; wer es mit ſich herumträgt, fühlt ſich gedrückt. Er muß davon ſprechen; er ſucht Andern ſeine Ueberzeugungen aufzudringen; er wird nicht anerkannt. Endlich ergreift es ein Fähiger und bringt es mehr oder weniger als ſein Eigenes vor.

Bei dem Wiedererwachen der Wiſſenſchaften, wo ſo Manches zu entdecken war, half man ſich durch Logogryphen. Wer einen glücklichen, folgereichen Gedanken hatte und ihn nicht gleich offenbaren wollte, gab ihn verſteckt in einem Worträthſel in's Publicum. Späterhin legte man dergleichen Entdeckungen bei den Academien nieder, um der Ehre eines geiſtigen Beſitzes gewiß zu ſein; woher denn bei den Engländern, die, wie billig, aus Allem Nutzen und Vortheil ziehen, die Patente den Urſprung nahmen, wodurch auf eine gewiſſe Zeit die Nachbildung irgend eines Erfundenen verboten wird.

Der Verdruß aber, den die Präoccupation erregt, wächſt höchſt leidenſchaftlich: er bezieht ſich auf den Menſchen, der uns hevortheilt, und nährt ſich in unverſöhnlichem Haß.

Plagiat

nennt man die größte Art von Occupation, wozu Kühnheit und Unverſchämtheit gehören, und die auch wohl deßhalb eine Zeit lang glücken kann. Wer geſchriebene, gedruckte, nur nicht allzu bekannte Werke benutzt und für ſein Eigenthum ausgibt, wird ein Plagiarier genannt. Armſeligen Menſchen verzeihen wir ſolche Kniffe; werden ſie aber, wie es auch wohl geſchieht, von

talentvollen Personen ausgeübt: so erregt es in uns, auch bei fremden Angelegenheiten, ein Mißbehagen, weil durch schlechte Mittel Ehre gesucht werden, Ansehen durch niedriges Beginnen.

Dagegen müssen wir den bildenden Künstler in Schutz nehmen, welcher nicht verdient, Plagiarier genannt zu werden, wenn er schon vorhandene, gebrauchte, ja bis auf einen gewissen Grad gesteigerte Motive nochmals behandelt.

Die Menge, die einen falschen Begriff von Originalität hat, glaubt ihn deßhalb tadeln zu dürfen, anstatt daß er höchlich zu loben ist, wenn er irgend etwas schon Vorhandenes auf einen höhern, ja den höchsten Grad der Bearbeitung bringt. Nicht allein den Stoff empfangen wir von außen; auch fremden Gehalt dürfen wir uns aneignen, wenn nur eine gesteigerte, wo nicht vollendete Form uns angehört.

Ebenso kann und muß auch der Gelehrte seine Vorgänger benutzen, ohne jedes Mal ängstlich anzudeuten, woher es ihm gekommen; versäumen wird er aber niemals, seine Dankbarkeit gelegentlich auszudrücken gegen die Wohlthäter, welche die Welt ihm aufgeschlossen, es mag nun sein, daß er ihnen Ansicht über das Ganze, oder Einsicht in's Einzelne verdankt.

Poseß.

Nicht Alle sind Erfinder; doch will Jedermann dafür gehalten sein; um so verdienstlicher handeln Diejenigen, welche, gern und gewissenhaft, anerkannte Wahrheiten fortpflanzen. Freilich folgen darauf auch weniger begabte Menschen, die am Eingeleiteten festhalten, am Herkömmlichen, am Gewohnten. Auf diese Weise bildet sich eine sogenannte Schule und in derselben eine Sprache, in der man sich nach seiner Art versteht, sie deßwegen aber nicht ablegen kann, ob sich gleich das Bezeichnete durch Erfahrung längst verändert hat.

Mehrere Männer dieser Art regieren das wissenschaftliche Bildewesen, welches, wie ein Handwerk, das sich von der Kunst entfernt, immer schlechter wird, je mehr man das eigenthümliche Schauen und das unmittelbare Denken vernachlässigt.

Da jedoch dergleichen Personen von Jugend auf in solchen Glaubensbekenntnissen unterrichtet sind, und im Vertrauen auf ihre Lehrer das mühsam Erworbene in Beschränktheit und Gewohnheit hartnäckig behaupten: so läßt sich Vieles zu ihrer Entschuldigung sagen, und man empfinde ja keinen Unwillen gegen sie. Derjenige aber, der anders denkt, der vorwärts will, mache sich deutlich, daß nur ein ruhiges folgerechtes Gegenwirken die Hindernisse, die sie in den Weg legen, obgleich spät doch endlich, überwinden könne und müsse.

Usurpation.

Jede Besitzergreifung, die nicht mit vollkommenem Recht geschieht, nennen wir Usurpation; deßwegen in Kunst und Wissenschaft im strengen Sinne Usurpation nicht Statt findet: denn, um irgend eine Wirkung hervorzubringen, ist Kraft nöthig, welche jederzeit Achtung verdient. Ist aber, wie es in Allem, was auf die Menschen sittlich wirkt, leicht geschehen kann, die Wirkung größer, als die Kraft verdiente: so kann Demjenigen, der sie hervorbringt, weder verdacht werden, wenn er die Menschen im Wahn läßt, oder auch wohl sich selbst mehr dünkt, als er sollte.

Endlich kommt ein auf diese Weise erhaltener Ruf bei der Menge gelegentlich in Verdacht; und wenn sie sich darüber gar zuletzt aufklärt, so schilt sie auf einen solchen usurpirten Ruhm, anstatt daß sie auf sich selbst schelten sollte; denn sie ist es ja, die ihn ertheilt hat.

Im Aesthetischen ist es leichter, sich Beifall und Namen zu erwerben: denn man braucht nur zu gefallen; und was gefällt nicht eine Weile? Im Wissenschaftlichen werden Zustimmung und Ruhm immer bis auf einen gewissen Grad verdient, und die eigentliche Usurpation liegt nicht in Ergreifung, sondern in Behauptung eines unrechtmäßigen Besitzes. Diese findet Statt bei allen Universitäten, Academien und Societäten. Man hat sich einmal zu irgend einer Lehre bekannt; man muß sie behaupten, wenn man auch ihre Schwächen empfindet. Nun heiligt der Zweck alle Mittel; ein kluger Nepotismus weiß die Angehörigen emporzuheben. Fremdes Verdienst wird beseitigt, die Wirkung durch Verneinen, Verschweigen gelähmt. Besonders macht sich das Falsche dadurch stark, daß man es mit oder ohne Bewußtsein wiederholt, als wenn es das Wahre wäre.

Unredlichkeit und Arglist werden nun zuletzt der Haupt-Character dieses falsch und unrecht gewordenen Besitzes. Die Gegenwirkung wird immer schwerer; Scharfsinn verläßt geistreiche Menschen nie, am Wenigsten, wenn sie unrecht haben. Hier sehen wir nun oft Haß und Grimm in dem Herzen neu Strebender entstehen; es zeigen sich die heftigsten Aeußerungen, deren sich die Usurpatoren, weil das schwachgesinnte, schwankende Publicum, dem es, nach tausend Unschicklichkeiten, endlich einfällt, ein Mal für Schicklichkeit zu stimmen, dergleichen Schritte beseitigen mag, zu ihrem Vortheil und zu Befestigung des Reiches gar wohl zu bedienen wissen.

Ueber Naturwiſſenſchaft im Allgemeinen.

Einzelne Betrachtungen und Aphorismen.

I.

In New-York ſind neunzig verſchiedene chriſtliche Confeſſionen, von welchen jede auf ihre Art Gott und den Herrn bekennt, ohne weiter an einander irre zu werden. In der Naturforſchung, ja in jeder Forſchung, müſſen wir es ſo weit bringen; denn was will Das heißen, daß Jedermann von Liberalität ſpricht und den Andern hindern will, nach ſeiner Weiſe zu denken und ſich auszuſprechen!

Der eingeborenſte Begriff, der nothwendigſte, von Urſache und Wirkung wird in der Anwendung die Veranlaſſung zu unzähligen, ſich immer wiederholenden Irrthümern.

Ein großer Fehler, den wir begehen, iſt, die Urſache der Wirkung immer nahe zu denken, wie die Sehne dem Pfeil, den ſie fortſchnellt; und doch können wir ihn nicht vermeiden, weil Urſache und Wirkung immer zuſammengedacht und alſo im Geiſte angenähert werden.

Die nächſten faßlichen Urſachen ſind greiflich und eben deßhalb am Begreiflichſten; weßhalb wir uns gern als mechaniſch denken, was höherer Art iſt.

Das Zurückführen der Wirkung auf die Urſache iſt bloß ein hiſtoriſches Verfahren, z. B. die Wirkung, daß ein Menſch getödtet, auf die Urſache der losgefeuerten Büchſe.

Der Granit verwittert auch ſehr gern in Kugel- und Eiform; man hat daher keineswegs nöthig, die in Nord-Deutſchland häufig gefundenen Blöcke, ſolcher Geſtalten wegen, als im Waſſer hin- und hergeſchoben und durch Stoßen und Wälzen entedt und entkantet zu denken.

Fall und Stoß. Dadurch die Bewegung der Weltkörper erklären zu wollen, iſt eigentlich ein verſteckter Anthropomorphismus; es iſt des Wanderers Gang über Feld. Der aufgehobene Fuß ſinkt nieder, der zurückgebliebene ſtrebt vorwärts und fällt, und immer ſo fort, vom Ausgehen bis zum Ankommen.

Wie wäre es, wenn man auf demſelben Wege den Vergleich von dem Schlittſchuhfahren hernähme, wo das Vorwärtsbringen dem zurückbleibenden Fuße zukommt, indem er zugleich die Obliegenheit übernimmt, noch eine ſolche Anregung zu geben, daß ſein nunmehriger Hintermann auch wieder eine Zeit lang ſich vorwärts zu bewegen die Beſtimmung erhält.

Induction habe ich mir nie ſelbſt erlaubt; wollte ſie ein Anderer gegen mich gebrauchen, ſo wußt' ich ſolche ſogleich abzulehnen.

Mittheilung durch Analogien halte ich für ſo nützlich als angenehm; der analoge Fall will ſich nicht aufdringen, Nichts beweiſen; er ſtellt ſich einem andern entgegen, ohne ſich mit ihm zu verbinden. Mehrere analoge Fälle vereinigen ſich nicht zu geſchloſſenen Reihen; ſie ſind wie gute Geſellſchaft, die immer mehr anregt, als giebt.

Irren heißt, ſich in einem Zuſtande befinden, als wenn das Wahre gar nicht wäre; den Irrthum ſich und Andern entdecken, heißt rückwärts erfinden.

Man ſagt gar gehörig: das Phänomen iſt eine Folge ohne Grund, eine Wirkung ohne Urſache. Es fällt dem Menſchen ſo ſchwer, Grund und Urſache zu finden, weil ſie ſo einfach ſind, daß ſie ſich dem Blick verbergen.

Was hat man ſich nicht mit dem Granit beſchäftigt! Man hat ihn mit in die neuern Epochen herangezogen, und doch entſteht keiner mehr vor unſern Augen. Geſchäh' es im tiefſten Meeresgrunde, ſo hätten wir keine Kenntniß davon.

Kein Phänomen erklärt ſich an und aus ſich ſelbſt; nur viele zuſammen überſchaut, methodiſch geordnet, geben zuletzt Etwas, was für Theorie gelten könnte.

Bei Erweiterung des Wiſſens macht ſich von Zeit zu Zeit eine Umordnung nöthig; ſie geſchieht meiſtens nach neuern Maximen, bleibt aber immer proviſoriſch.

Männer vom Fach bleiben im Zuſammenhange; dem Liebhaber dagegen wird es ſchwerer, wenn er die Nothwendigkeit fühlt, nachzufolgen.

Deßwegen ſind Bücher willkommen, die uns ſowohl das neu Empiriſch-Aufgefundene als die neu beliebten Methoden darlegen.

In der Mineralogie iſt Dieß höchſt nöthig, wo die Cryſtallographie ſo große Forderungen macht, und wo die Chemie das Einzelne näher zu beſtimmen und das Ganze zu ordnen unternimmt. Zwei willkommene: Leonhard und Glocker.

Wenn wir Das, was wir wiſſen, nach anderer Methode oder wohl gar in fremder Sprache

dargelegt finden, ſo erhält es einen ſonderbaren Reiz der Neuheit und friſchen Anſehens.

Wenn zwei Meiſter derſelben Kunſt in ihrem Vortrag von einander differiren, ſo liegt wahrſcheinlicher Weiſe das unauflösliche Problem in der Mitte zwiſchen Beiden.

Die Geognoſie des Herrn D'Aubuiſſon de Voiſins, überſetzt vom Herrn Wiemann, wie ſie mir zu Handen kommt, fördert mich in dieſem Augenblicke auf vielfache Weiſe, ob ſie mich gleich im Hauptſinne betrübt; denn hier iſt die Geognoſie, welche doch eigentlich auf der lebendigen Anſicht der Weltoberfläche ruhen ſollte, aller Anſchauung beraubt und nicht einmal in Begriffe verwandelt, ſondern auf Nomenclatur zurückgeführt, in welcher letzten Rückſicht ſie freilich einem Jeden und auch mir förderlich und nützlich iſt.

Die Kreiſe des Wahren berühren ſich unmittelbar, aber in den Intermundien hat der Irrthum Raum genug, ſich zu ergehen und zu walten.

Die Natur bekümmert ſich nicht um irgend einen Irrthum; ſie ſelbſt kann nicht anders als ewig recht handeln, unbekümmert, was daraus erfolgen möge.

Natur hat zu Nichts geſetzmäßige Fähigkeit, was ſie nicht gelegentlich ausführte und zu Tage brächte.

Nicht allein der freie Stoff, ſondern auch das Derbe und Dichte drängt ſich zur Geſtalt; ganze Maſſen ſind von Natur und Grund aus cryſtalliniſch; in einer gleichgiltigen, formloſen Maſſe entſteht durch ſtöchiometriſche Annäherung und Uebereinandergreifen die porphyrartige Erſcheinung, welche durch alle Formationen durchgeht.

Die Mineralien-Händler beklagen ſich, daß ſich die Liebhaberei zu ihrer Waare in Deutſchland vermindere, und geben der eindringlichen Cryſtallographie die Schuld. Es mag ſein; jedoch in einiger Zeit wird gerade das Beſtreben, die Geſtalt genauer zu erkennen, auch den Handel wieder beleben, ja gewiſſe Exemplare koſtbarer machen.

Cryſtallographie ſowie Stöchiometrie vollendet auch den Oryctognoſten; ich aber finde, daß man ſeit einiger Zeit in der Lehr-Methode geirrt hat. Lehrbücher zu Vorleſungen und zugleich zum Selbſtgebrauch, vielleicht gar als Theile zu einer wiſſenſchaftlichen Encyclopädie, ſind nicht zu billigen; der Verleger kann ſie beſtellen, der Schüler nicht wünſchen.

Lehrbücher ſollen anlockend ſein; Das werden ſie nur, wenn ſie die heiterſte, zugänglichſte Seite des Wiſſens und der Wiſſenſchaft darbieten.

Alle Männer vom Fach ſind darin ſehr übel daran, daß ihnen nicht erlaubt iſt, das Unnütze zu ignoriren.

„Wir geſtehen lieber unſere moraliſchen Irrthümer, Fehler und Gebrechen, als unſere wiſſenſchaftlichen.“

Das kommt daher, weil das Gewiſſen demüthig iſt und ſich ſogar in der Beſchämung gefällt; der Verſtand aber iſt hochmüthig, und ein abgenöthigter Widerruf bringt ihn in Verzweiflung.

Aus dieſem Grunde geſchieht auch, daß offenbarte Wahrheiten, erſt im Stillen zugeſtanden, ſich nach und nach verbreiten, bis Dasjenige, was man hartnäckig geläugnet hat, endlich als etwas ganz natürliches erſcheinen mag.

Unwiſſende werfen Fragen auf, welche von Wiſſenden vor tauſend Jahren ſchon beantwortet ſind.

Carteſius ſchrieb ſein Buch de Methodo einige Male um, und wie es jetzt liegt, kann es uns doch Nichts helfen. Jeder, der eine Zeit lang auf dem redlichen Forſchen verharrt, muß ſeine Methode irgend ein Mal umändern.

Das neunzehnte Jahrhundert hat alle Urſache, hierauf zu achten.

So ganz leere Worte, wie die von der Decompoſition und Polariſation des Lichts, müſſen aus der Phyſik hinaus, wenn Etwas aus ihr werden ſoll. Doch wäre es möglich, ja es iſt wahrſcheinlich, daß dieſe Geſpenſter noch bis in die zweite Hälfte des Jahrhunderts hinüber ſpuken.

Man nehme Das nicht übel. Eben Dasjenige, was Niemand zugibt, Niemand hören will, muß deſto öfter wiederholt werden.

Wir leben innerhalb der abgeleiteten Erſcheinungen und wiſſen keineswegs, wie wir zur Urfrage kommen ſollen.

In Wiſſenſchaften, ſowie auch ſonſt, wenn Einer ſich über das Ganze verbreiten will, bleibt zur Vollſtändigkeit am Ende Nichts übrig, als

Wahrheit für Irrthum, Irrthum für Wahrheit geltend zu machen. Er kann nicht Alles selbst untersuchen, muß sich an Ueberlieferung halten und, wenn er ein Amt haben will, den Meinungen seiner Gönner fröhnen. Mögen sich die sämmtlichen academischen Lehrer hiernach prüfen.

Wer ein Phänomen vor Augen hat, denkt schon oft drüber hinaus; wer nur davon erzählen hört, denkt gar Nichts.

Man erkundige sich um's Phänomen, nehme es so genau damit, als möglich, und sehe, wie weit man in der Einsicht und in practischer Anwendung damit kommen kann, und lasse das Problem ruhig liegen. Umgekehrt handeln die Physiker: sie gehen gerade auf's Problem los und verwickeln sich unterwegs in so viel Schwierigkeiten, daß ihnen zuletzt jede Aussicht verschwindet.

Deßhalb hat die Petersburger-Academie auf ihre Preisfrage keine Antwort erhalten; auch der verlängerte Termin wird Nichts helfen. Sie sollte jetzt den Preis verdoppeln und ihn Demjenigen versprechen, der sehr klar und deutlich vor Augen legte: warum keine Antwort eingegangen ist, und warum sie nicht erfolgen konnte. Wer Dieß vermöchte, hätte jeden Preis wohl verdient.

Da seit einiger Zeit meiner Farbenlehre mehr nachgefragt wird, machen sich frisch illuminirte Tafeln nöthig. Indem ich nun dieses kleine Geschäft besorge, muß ich lächeln, welche unsägliche Mühe ich mir gegeben, das Vernünftige sowohl als das Absurde palpabel zu machen. Nach und nach wird man Beides erfassen und anerkennen.

Der Newton'sche Irrthum steht so nett im Conversations-Lexicon, daß man die Octav-Seite nur auswendig lernen darf, um die Farbe für's ganze Leben los zu sein.

Nicht, gar nicht grübeln wir nach dem Dämonischen;
Des Vaters Ueberlieferung, die mit uns erwuchs,
Bewahren wir, und Kluges steht uns gar nicht an,
Und wär' es auch von großen Geistern offenbart.
Euripides Bacchä.

Autorität. Ohne sie kann der Mensch nicht existiren, und doch bringt sie ebensoviel Irrthum als Wahrheit mit sich; sie verewigt im Einzelnen, was einzeln vorübergehen sollte, lehnt ab und läßt vorübergehen, was festgehalten werden sollte, und ist hauptsächlich Ursache, daß die Menschheit nicht vom Flecke kommt.

Aus dem Größten wie aus dem Kleinsten (nur durch künstliche Mittel dem Menschen zu vergegenwärtigen) geht die Metaphysik der Erscheinungen hervor; in der Mitte liegt das Besondere, unsern Sinnen angemessene, worauf ich angewiesen bin, deßhalb aber die Begabten von Herzen segne, die jene Regionen zu mir heraufbringen.

Da Diejenigen, welche wissenschaftliche Versuche anstellen, selten wissen, was sie eigentlich wollen, und was dabei herauskommen soll, so verfolgen sie ihren Weg meistentheils mit grossem Eifer. Bald aber, da eigentlich nichts Entschiedenes entstehen will, lassen sie die Unternehmung fahren und suchen sie sogar Andern verdächtig zu machen.

Nachdem man in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts dem Microscop so unendlich viel schuldig geworden war, so suchte man zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts dasselbe geringschätzig zu behandeln.

Nachdem man in der neuern Zeit die meteorologischen Beobachtungen auf den höchsten Grad der Genauigkeit getrieben hatte, so will man sie nunmehr aus den nördlichen Gegenden verbannen, und will sie nur dem Beobachter unter den Tropen zugestehen.

Ward man doch auch des Sexual-Systems, das, im höhern Sinne genommen, so großen Werth hat, überdrüssig und wollte es verbannt wissen; und geht es doch mit der alten Kunstgeschichte ebenso, in der man seit fünfzig Jahren sich gewissenhaft zu üben und die Unterschiede der aufeinander folgenden Zeiten einzusehen sich auf das Genaueste bestrebt hat. Das soll nun Alles vergebens gewesen und alles aufeinander Folgende als identisch und ununterscheidbar anzusehen sein.

Nach unserm Rath bleibe Jeder auf dem eingeschlagenen Wege und lasse sich ja nicht durch Autorität imponiren, durch allgemeine Uebereinstimmung bedrängen und durch Mode hinreißen.

II.

Wissenschaften entfernen sich im Ganzen immer vom Leben und kehren nur durch einen Umweg wieder dahin zurück.

Denn sie sind eigentlich Compendien des Lebens; sie bringen die äußern und innern Er-

fahrungen in's Allgemeine, in einen Zuſammenhang.

Das Intereſſe an ihnen wird im Grunde nur in einer beſondern Welt, in der wiſſenſchaftlichen, erregt; denn daß man auch die übrige Welt dazu beruft und ihr davon Notiz gibt, wie es in der neuern Zeit geſchieht, iſt ein Mißbrauch und bringt mehr Schaden als Nutzen.

Nur durch eine erhöhte Praxis ſollten die Wiſſenſchaften auf die äußere Welt wirken: denn eigentlich ſind ſie alle eſoteriſch und können nur durch Verbeſſern irgend eines Thuns exoteriſch werden. Alle übrige Theilnahme führt zu Nichts.

Die Wiſſenſchaften, auch in ihrem innern Kreiſe betrachtet, werden mit augenblicklichem, jedesmaligem Intereſſe behandelt. Ein ſtarker Anſtoß, beſonders von etwas Neuem und Unerhörtem oder wenigſtens mächtig Gefördertem, erregt eine allgemeine Theilnahme, die jahrelang dauern kann, und die beſonders in den letzten Zeiten ſehr fruchtbar geworden iſt.

Ein bedeutendes Factum, ein geniales Aperçu beſchäftigt eine ſehr große Anzahl Menſchen, erſt nur um es zu kennen, dann um es zu erkennen, dann es zu bearbeiten und weiter zu führen.

Die Menge fragt bei einer jeden neuen, bedeutenden Erſcheinung, was ſie nütze, und ſie hat nicht unrecht; denn ſie kann bloß durch den Nutzen den Werth einer Sache gewahr werden.

Die wahren Weiſen fragen, wie ſich die Sache verhalte in ſich ſelbſt und zu andern Dingen, unbekümmert um den Nutzen, d. h. um die Anwendung auf das Bekannte und zum Leben Nothwendige, welche ganz andere Geiſter, ſcharfſinnige, lebensluſtige, techniſch geübte und gewandte ſchon finden werden.

Die Afterweiſen ſuchen von jeder neuen Entdeckung nur ſo geſchwind als möglich für ſich einigen Vortheil zu ziehen, indem ſie einen eiteln Ruhm bald in Fortpflanzung, bald in Vermehrung, bald in Verbeſſerung, geſchwinder Beſitznahme, vielleicht gar durch Präoccupation zu erwerben trachten und durch ſolche Unreifheiten die wahre Wiſſenſchaft unſicher machen und verwirren, ja ihre ſchönſte Folge, die practiſche Würde derſelben, offenbar verkümmern.

Das ſchädlichſte Vorurtheil iſt, daß irgend eine Art Naturunterſuchung mit dem Bann belegt werden könnte.

Jeder Forſcher muß ſich durchaus anſehen als Einer, der zu einer Jury berufen iſt. Er hat nur darauf zu achten, inwiefern der Vortrag vollſtändig ſei und durch klare Belege aneinander geſetzt. Er faßt hiernach ſeine Ueberzeugung zuſammen und gibt ſeine Stimme, es ſei nun, daß ſeine Meinung mit der des Referenten übereintreffe oder nicht.

Dabei bleibt er ebenſo beruhigt, wenn ihm die Majorität beiſtimmt, als wenn er ſich in der Minorität befindet: denn er hat das Seinige gethan; er hat ſeine Ueberzeugung ausgeſprochen; er iſt nicht Herr über die Geiſter noch über die Gemüther.

In der wiſſenſchaftlichen Welt haben aber dieſe Geſinnungen niemals gelten wollen; durchaus iſt es auf Herrſchen und Beherrſchen angeſehen; und weil ſehr wenige Menſchen eigentlich ſelbſtſtändig ſind, ſo zieht die Menge den Einzelnen nach ſich.

Die Geſchichte der Philoſophie, der Wiſſenſchaften, der Religion: Alles zeigt, daß die Meinungen maſſenweis ſich verbreiten, immer aber diejenige den Vorrang gewinnt, welche faßlicher, d. h. dem menſchlichen Geiſte in ſeinem gemeinen Zuſtande gemäß und bequem iſt. Ja Derjenige, der ſich in höherm Sinne ausgebildet, kann immer vorausſetzen, daß er die Majorität gegen ſich habe.

Wäre die Natur in ihren lebloſen Anfängen nicht ſo gründlich ſtereometriſch, wie wollte ſie zuletzt zum unberechenbaren und unermeßlichen Leben gelangen?

Der Menſch an ſich ſelbſt, inſofern er ſich ſeiner geſunden Sinne bedient, iſt der größte und genaueſte phyſicaliſche Apparat, den es geben kann, und Das iſt eben das größte Unheil der neuern Phyſik, daß man die Experimente gleichſam vom Menſchen abgeſondert hat, und bloß in Dem, was künſtliche Inſtrumente zeigen, die Natur erkennen, ja, was ſie leiſten kann, dadurch beſchränken und beweiſen will.

Ebenſo iſt es mit dem Berechnen. — Es iſt Vieles wahr, was ſich nicht berechnen läßt, ſowie ſehr Vieles, was ſich nicht bis zum entſchiedenen Experiment bringen läßt.

Dafür ſteht ja aber der Menſch ſo hoch, daß ſich das ſonſt Undarſtellbare in ihm darſtellt.

Was iſt denn eine Saite und alle mechaniſche Theilung derſelben gegen das Ohr des Muſikers? Ja man kann ſagen: was ſind die elementariſchen Erſcheinungen der Natur ſelbſt gegen den Menſchen, der ſie alle erſt bändigen und modificiren muß, um ſie ſich einiger Maßen aſſimiliren zu können?

Es iſt von einem Experiment zu viel gefordert, wenn es Alles leiſten ſoll; konnte man doch die Electricität erſt nur durch Reiben darſtellen, deren höchſte Erſcheinung jetzt durch bloße Berührung hervorgebracht wird.

Wie man der franzöſiſchen Sprache niemals den Vorzug ſtreitig machen wird, als ausgebildete Hof- und Weltſprache, ſich immer mehr aus- und fortbildend, zu wirken: ſo wird es Niemanden einfallen, das Verdienſt der Mathematiker geringzuſchätzen, welches ſie, in ihrer Sprache die wichtigſten Angelegenheiten verhandelnd, ſich um die Welt erwerben, indem ſie Alles, was der Zahl und dem Maß im höchſten Sinne unterworfen iſt, zu regeln, zu beſtimmen und zu entſcheiden wiſſen.

Jeder Denkende, der ſeinen Calender anſieht, nach ſeiner Uhr blickt, wird ſich erinnern, wem er dieſe Wohlthaten ſchuldig iſt. Wenn man ſie aber auch auf ehrfurchtsvolle Weiſe in Zeit und Raum gewähren läßt, ſo werden ſie erkennen, daß wir Etwas gewahr werden, was weit darüber hinausgeht, welches Allen angehört, und ohne welches ſie ſelbſt wider ihren Willen nichts könnten: Idee und Liebe.

Wer weiß Etwas von Electricität, ſagte ein heiterer Naturforſcher, als wenn er im Finſtern eine Katze ſtreichelt oder Blitz und Donner neben ihm niederleuchten und roſſeln? Wie viel und wie wenig weiß er alsdann davon?

Lichtenberg's Schriften können wir uns als der wunderbarſten Wünſchelruthe bedienen; wo er einen Spaß macht, liegt ein Problem verborgen.

In den großen, leeren Weltraum zwiſchen Mars und Jupiter legte er auch einen heitern Einfall. Als Kant ſorgfältig bewieſen hatte, daß die beiden genannten Planeten Alles aufgezehrt und ſich zugeeignet hätten, was nur in dieſen Räumen zu finden geweſen von Materie, ſagte Jener ſcherzhaft, nach ſeiner Art: „Warum ſollte es nicht auch unſichtbare Welten geben?“ — Und hat er nicht vollkommen wahr geſprochen? Sind die neu entdeckten Planeten nicht der ganzen Welt unſichtbar, außer den wenigen Aſtronomen, denen wir auf Wort und Rechnung glauben müſſen?

Einer neuen Wahrheit iſt Nichts ſchädlicher, als ein alter Irrthum.

Die Menſchen ſind durch die unendlichen Bedingungen des Erſcheinens dergeſtalt obruirt, daß ſie das eine Unbedingte nicht gewahren können.

„Wenn Reiſende ein ſehr großes Ergetzen auf ihren Bergkletttereien empfinden, ſo iſt für mich etwas Barbariſches, ja Gottloſes in dieſer Leidenſchaft. Berge geben uns wohl den Begriff von Naturgewalt, nicht aber von Wohlthätigkeit der Vorſehung. Zu welchem Gebrauch ſind ſie wohl dem Menſchen? Unternimmt er, dort zu wohnen, ſo wird im Winter eine Schnee-Lawine, im Sommer ein Bergrutſch ſein Haus begraben oder fortſchieben; ſeine Herden ſchwemmt der Gießbach weg, ſeine Kornſcheuern die Windſtürme. Macht er ſich auf den Weg, ſo iſt jeder Aufſtieg die Qual des Siſyphus, jeder Niederſtieg der Sturz Vulcan's; ſein Pfad iſt täglich von Steinen verſchüttet, der Gießbach unwegſam für Schifffahrt; finden auch ſeine Zwergherden nothdürftige Nahrung, oder ſammelt er ſie ihnen kärglich: entweder die Elemente entreißen ſie ihm oder wilde Beſtien. Er führt ein einſam kümmerlich' Pflanzenleben, wie das Moos auf einem Grabſtein, ohne Bequemlichkeit und ohne Geſellſchaft. Und dieſe Zickzackkämme, dieſe widerwärtigen Felſenwände, dieſe ungeſtalteten Granit-Pyramiden, welche die ſchönſten Weltbreiten mit den Schreckniſſen des Nord-Pols bedecken, wie ſollte ſich ein wohlwollender Mann daran gefallen, und ein Menſchenfreund ſie preiſen!“

Auf dieſe heitere Paradoxie eines würdigen Mannes wäre zu ſagen: daß, wenn es Gott und der Natur gefallen hätte, den Urgebirgsknoten von Nubien durchaus nach Weſten bis an das große Meer zu entwickeln und fortzuſetzen, ferner dieſe Gebirgsreihe einige Mal von Norden nach Süden zu durchſchneiden, ſodann Thäler entſtanden ſein würden, worin gar mancher Urvater Abraham ein Canaan, mancher Albert Julius eine Felſenburg würde gefunden haben, wo denn ſeine Nachkommen leicht mit den Sternen rivaliſirend ſich hätten verwehren können.

Steine ſind ſtumme Lehrer; ſie machen den Beobachter ſtumm, und das Beſte, was man von ihnen lernt, iſt nicht mitzutheilen.

Was ich recht weiß, weiß ich nur mir ſelbſt: ein ausgeſprochenes Wort fördert ſelten; es erregt meiſtens Widerſpruch, Stocken und Stillſtehen.

Die Cryſtallographie, als Wiſſenſchaft betrachtet, gibt zu ganz eigenen Anſichten Anlaß. Sie iſt nicht productiv; ſie iſt nur ſie ſelbſt und hat keine Folgen, beſonders nunmehr, da man ſo manche iſomorphiſche Körper angetroffen hat, die ſich ihrem Gehalte nach ganz verſchieden erweiſen. Da ſie eigentlich nirgends anwendbar iſt, ſo hat ſie ſich in dem hohen Grade in ſich ſelbſt ausgebildet. Sie gibt dem Geiſt eine gewiſſe beſchränkte Befriedigung und iſt in ihren Einzelnheiten ſo mannigfaltig, daß man ſie unerſchöpflich nennen kann, deßwegen ſie auch vorzügliche Menſchen ſo entſchieden und lange an ſich feſthält.

Etwas mönchiſch Hagekolzenartiges hat die Cryſtallographie, und iſt daher ſich ſelbſt genug. Von practiſcher Lebenseinwirkung iſt ſie nicht: denn die köſtlichſten Erzeugniſſe ihres Gebiets, die cryſtalliniſchen Edelſteine, müſſen erſt zugeſchliffen werden, ehe wir unſere Frauen damit ſchmücken können.

Ganz das Entgegengeſetzte iſt von der Chemie zu ſagen, welche von der ausgebreitetſten Anwendung und von dem grenzenloſeſten Einfluß auf's Leben ſich erweiſ't.

Der Begriff von Entſtehen iſt uns ganz nah gar verſagt; daher wir, wenn wir Etwas werden ſehen, denken, daß es ſchon da geweſen ſei. Deßhalb kommt das Syſtem der Einſchachtelung uns begreiflich vor.

Wie manches Bedeutende ſieht man aus Theilen zuſammenſetzen; man betrachte die Werke der Baukunſt; man ſieht Manches ſich regel- und unregelmäßig anhäufen; daher iſt uns der atomiſtiſche Begriff nah' und bequem zur Hand; deßhalb wir uns nicht ſcheuen, ihn auch in organiſchen Fällen anzuwenden.

Wer den Unterſchied des Phantaſtiſchen und Ideellen, des Geſetzlichen und Hypothetiſchen nicht zu faſſen weiß, der iſt als Natur-forſcher in einer übeln Lage.

Es gibt Hypotheſen, wo Verſtand und Einbildungskraft ſich an die Stelle der Idee ſetzen.

Man thut nicht wohl, ſich allzu lange im Abſtracten aufzuhalten. Das Eſoteriſche ſchadet nur, indem es exoteriſch zu werden trachtet. Leben wird am Beſten durch's Lebendige belehrt.

III.

Man kann in der Naturwiſſenſchaft über manche Probleme nicht gehörig ſprechen, wenn man die Metaphyſik nicht zu Hülfe ruft; aber nicht jene Schul- und Wortweisheit; es iſt Dasjenige, was vor, mit und nach der Phyſik war, iſt und ſein wird.

Autorität, daß nämlich Etwas ſchon ein Mal geſchehen, geſagt oder entſchieden worden ſei, hat großen Werth; aber nur der Pedant fordert überall Autorität.

Altes Fundament ehrt man, darf aber das Recht nicht aufgeben, irgendwo wieder ein Mal von vorn zu gründen.

Beharre, wo Du ſtehſt! — Maxime, nothwendiger als je, indem einerſeits die Menſchen in große Parteien geriſſen werden; ſodann aber auch jeder Einzelne nach individueller Einſicht und Vermögen ſich geltend machen will.

Man thut immer beſſer, daß man ſich g'rad' ausſpricht, wie man denkt, ohne viel beweiſen zu wollen: denn alle Beweiſe, die wir vorbringen, ſind doch nur Variationen unſerer Meinungen, und die Widriggeſinnten hören weder auf das Eine noch auf das Andere.

Da ich mit der Naturwiſſenſchaft, wie ſie ſich von Tag zu Tag vorwärtsbewegt, immer mehr bekannt und verwandt werde, ſo bringt ſich mir gar manche Betrachtung auf über die Vor- und Rückſchritte, die zu gleicher Zeit geſchehen. Eines nur ſei hier ausgeſprochen: daß wir ſogar anerkannte Irrthümer aus der Wiſſenſchaft nicht los werden. Die Urſache hiervon iſt ein offenbares Geheimniß.

Einen Irrthum nenn' ich, wenn irgend ein Ereigniß falſch ausgelegt, falſch angeknüpft, falſch abgeleitet wird. Nun ereignet ſich aber im Gange des Erfahrens und Denkens, daß eine Erſcheinung auch folgerecht angeknüpft, richtig abgeleitet wird. Das läßt man ſich wohl gefallen, legt aber keinen beſondern Werth darauf, und der Irrthum bleibt ganz ruhig daneben liegen; ja ich kenne ein kleines Magazin von Irrthümern, die man ſorgfältig aufbewahrt.

Da nun den Menſchen eigentlich Nichts intereſſirt als ſeine Meinung, ſo ſieht Jedermann, der eine Meinung vorträgt, ſich rechts und links nach Hülfsmitteln um, damit er ſich und Andere beſtärken möge. Des Wahren bedient man ſich, ſo lange es brauchbar iſt; aber leidenſchaftlich rhetoriſch ergreift man das Falſche, ſobald man es für den Augenblick nutzen.

damit, als einem Halb-Argumente, blenden, als mit einem Lückenbüßer das Zerrückelte ſcheinbar vereinigen kann. Dieſes zu erfahren, war mir erſt ein Aergerniß; dann betrübte ich mich darüber, und nun macht es mir Schadenfreude. Ich habe mir das Wort gegeben, ein ſolches Verfahren niemals wieder aufzudecken.

Jedes Exiſtirende iſt ein Analogon alles Exiſtirenden; daher erſcheint uns das Daſein immer zu gleicher Zeit geſondert und verknüpft. Folgt man der Analogie zu ſehr, ſo fällt Alles identiſch zuſammen; meidet man ſie, ſo zerſtreut ſich Alles in's Unendliche. In beiden Fällen ſtagnirt die Betrachtung, ein Mal als überlebendig, das andere Mal als getödtet.

Die Vernunft iſt auf das Werdende, der Verſtand auf das Gewordene angewieſen. Jene bekümmert ſich nicht: wozu? Dieſer fragt nicht: woher? — Sie erfreut ſich am Entwickeln; er wünſcht Alles feſtzuhalten, damit er es nutzen könne.

Es iſt eine Eigenheit dem Menſchen angeboren und mit ſeiner Natur innigſt verwebt: daß ihm zur Erkenntniß das Nächſte nicht genügt; da doch jede Erſcheinung, die wir ſelbſt gewahr werden, im Augenblick das Nächſte iſt, und wir von ihr fordern können, daß ſie ſich ſelbſt erkläre, wenn wir kräftig in ſie dringen.

Das werden aber die Menſchen nicht lernen, weil es gegen ihre Natur iſt; daher die Gebildeten es ſelbſt nicht laſſen können, wenn ſie an Ort und Stelle irgend ein Wahres erkannt haben, es nicht nur mit dem Nächſten, ſondern auch mit dem Weiteſten und Fernſten zuſammenzuhängen, woraus denn Irrthum über Irrthum entſpringt. Das nahe Phänomen hängt aber mit dem fernen nur in dem Sinne zuſammen, daß ſich Alles auf wenige große Geſetze bezieht, die ſich überall manifeſtiren.

Was iſt das Allgemeine?
Der einzelne Fall.
Was iſt das Beſondere?
Millionen Fälle.

Die Analogie hat zwei Verirrungen zu fürchten: ein Mal ſich dem Witze hinzugeben, wo ſie in Nichts zerfließt; die andere, ſich mit Tropen und Gleichniſſen zu umhüllen, welches jedoch weniger ſchädlich iſt.

Weder Mythologie noch Legenden ſind in der Wiſſenſchaft zu dulden. Laſſe man dieſe den Poeten, die berufen ſind, ſie zu Nutz' und Freude der Welt zu behandeln! Der wiſſenſchaftliche Mann beſchränke ſich auf die nächſte, ſtarke Gegenwart. Wollte derſelbe jedoch gelegentlich als Rhetor auftreten, ſo ſei ihm Jenes auch nicht verwehrt.

Um mich zu retten, betrachte ich alle Erſcheinungen als unabhängig von einander und ſuche ſie gewaltſam zu iſoliren; dann betrachte ich ſie als Correlate, und ſie verbinden ſich zu einem entſchiedenen Leben. Dieß beziehe' ich vorzüglich auf Natur; aber auch in Bezug auf die Neueſte, um uns her bewegte Weltgeſchichte iſt dieſe Betrachtungsweiſe fruchtbar.

Alles, was wir Erfinden, Entdecken im höhern Sinne nennen, iſt die bedeutende Ausübung, Bethätigung eines originalen Wahrheitsgefühles, das, im Stillen längſt ausgebildet, unverſehens mit Blitzesſchnelle zu einer fruchtbaren Erkenntniß führt. Es iſt eine aus dem Innern am Aeußern ſich entwickelnde Offenbarung, die den Menſchen ſeine Gottähnlichkeit ahnen läßt. Es iſt eine Syntheſe von Welt und Geiſt, welche von der ewigen Harmonie des Daſeins die ſeligſte Verſicherung gibt.

Der Menſch muß bei dem Glauben verharren, daß das Unbegreifliche begreiflich ſei; er würde ſonſt nicht forſchen.

Begreiflich iſt jedes Beſondere, das ſich auf irgend eine Weiſe anwenden läßt. Auf dieſe Weiſe kann das Unbegreifliche nützlich werden.

Es gibt eine zarte Empirie, die ſich mit dem Gegenſtand innigſt identiſch macht, und dadurch zur eigentlichen Theorie wird. Dieſe Steigerung des geiſtigen Vermögens aber gehört einer hochgebildeten Zeit an.

Am Widerwärtigſten ſind die kritiſchen Beobachter und grilligen Theoriſten; ihre Verſuche ſind kleinlich und complicirt, ihre Hypotheſen abſtrus und wunderlich.

Es gibt Pedanten, die zugleich Schelme ſind, und das ſind die allerſchlimmſten.

Um zu begreifen, daß der Himmel überall blau iſt, braucht man nicht um die Welt zu reiſen.

Das Allgemeine und Beſondere fallen zuſammen; das Beſondere iſt das Allgemeine, unter verſchiedenen Bedingungen erſcheinend.

Man braucht nicht Alles ſelbſt geſehen noch erlebt zu haben; willſt Du aber dem Andern und ſeinen Darſtellungen vertrauen, ſo denke,

daß Du es nun mit Dreien zu thun haſt: mit dem Gegenſtand und zwei Subjecten.

Grundeigenſchaft der lebendigen Einheit: ſich zu trennen, ſich zu vereinen, ſich in's Allgemeine zu ergehen, im Beſondern zu verharren, ſich zu verwandeln, ſich zu ſpecificiren, und wie das Lebendige unter tauſend Bedingungen ſich darthun mag, hervorzutreten und zu verſchwinden, zu ſolidesciren und zu ſchmelzen, zu erſtarren und zu fließen, ſich auszudehnen und ſich zuſammenzuziehen. Weil nun alle dieſe Wirkungen im gleichen Zeit-Moment zugleich vorgehen, ſo kann Alles und Jedes zu gleicher Zeit eintreten. Entſtehen und Vergehen. Schaffen und Vernichten, Geburt und Tod, Freud' und Leid: Alles wirkt durcheinander, in gleichem Sinn und gleicher Maße; deßwegen denn auch das Beſonderſte, das ſich ereignet, immer als Bild und Gleichniß des Allgemeinſten auftritt.

Iſt das ganze Daſein ein ewiges Trennen und Verbinden, ſo folgt auch, daß die Menſchen im Betrachten des ungeheuern Zuſtandes auch bald trennen, bald verbinden werden.

Als getrennt muß ſich darſtellen: Phyſik von Mathematik. Jene muß in einer entſchiedenen Unabhängigkeit beſtehen, und mit allen liebenden, verehrenden, frommen Kräften in die Natur und das heilige Leben derſelben einzudringen ſuchen, ganz unbekümmert, was die Mathematik von ihrer Seite leiſtet und thut. Dieſe muß ſich dagegen unabhängig von allem Aeußern erklären, ihren eigenen großen Geiſtesgang gehen und ſich ſelber reiner ausbilden, als es geſchehen kann, wenn ſie, wie bisher, ſich mit dem Vorhandenen abgibt und Dieſem Etwas abzugewinnen oder anzupaſſen trachtet.

In der Naturforſchung bedarf es eines categoriſchen Imperativs ſo gut als im Sittlichen; nur bedenke man, daß man dadurch nicht am Ende, ſondern erſt am Anfang iſt.

Das Höchſte wäre: zu begreifen, daß alles Factiſche ſchon Theorie iſt. Die Bläue des Himmels offenbart uns das Grundgeſetz der Chromatik. Man ſuche nur Nichts hinter den Phänomenen; ſie ſelbſt ſind die Lehre.

In den Wiſſenſchaften iſt viel Gewiſſes, ſobald man ſich von den Ausnahmen nicht irre machen läßt und die Probleme zu ehren weiß.

Wenn ich mich bei'm Ur-Phänomen zuletzt beruhige, ſo iſt es doch auch nur Reſignation; aber es bleibt ein großer Unterſchied, ob ich mich an den Grenzen der Menſchheit reſignire oder innerhalb einer hypothetiſchen Beſchränktheit meines beſondern Individuums.

Wenn man die Problème des Ariſtoteles anſieht, ſo erſtaunt man über die Gabe des Bemerkens und für was Alles die Griechen Augen gehabt haben. Nur begehen ſie den Fehler der Uebereilung, da ſie von den Phänomenen unmittelbar zur Erklärung ſchreiten, wodurch denn ganz unzulängliche theoretiſche Ausſprüche zum Vorſchein kommen. Dieſes iſt jedoch der allgemeine Fehler, der noch heut zu Tage begangen wird.

Hypotheſen ſind Wiegenlieder, womit der Lehrer ſeine Schüler einlullt; der denkende, treue Beobachter lernt immer mehr ſeine Beſchränkung kennen; er ſieht, je weiter ſich das Wiſſen ausbreitet, deſto mehr Probleme kommen zum Vorſchein.

Unſer Fehler beſteht darin, daß wir am Gewiſſen zweifeln und das Ungewiſſe ſtriren möchten. Meine Maxime bei der Naturforſchung iſt: das Gewiſſe feſtzuhalten und dem Ungewiſſen aufzupaſſen.

Läßliche Hypotheſe nenn' ich eine ſolche, die man gleichſam ſchalkhaft aufſtellt, um ſich von der ernſthaften Natur widerlegen zu laſſen.

Wie wollte Einer als Meiſter in ſeinem Fach erſcheinen, wenn er nichts Unnützes lehrte!

Das Närriſche iſt, daß Jeder glaubt, überliefern zu müſſen, was man gewußt zu haben glaubt.

Weil zum didactiſchen Vortrag Gewißheit verlangt wird, indem der Schüler nichts Unſicheres überliefert haben will, ſo darf der Lehrer kein Problem ſtehen laſſen und ſich etwa in einiger Entfernung da herumbewegen. Gleich muß Etwas beſtimmt ſein (bepaalt ſagt der Holländer), und nun glaubt man eine Weile, den unbekannten Raum zu beſitzen, bis ein Anderer die Pfähle wieder ausreißt, und ſogleich enger oder weiter abermals wieder beſteckt.

Lebhafte Frage nach der Urſache, Verwechſelung von Urſache und Wirkung, Beruhigung in einer falſchen Theorie ſind von großer, nicht zu entwickelnder Schädlichkeit.

Wenn Mancher ſich nicht verpflichtet fühlte, das Unwahre zu wiederholen, weil er's ein Mal geſagt hat, ſo wären es ganz andere Leute geworden.

Schnaps.

Nun denn! Weil Ihrs seyd.

Märten.

Ich bin äußerst neugierig.

Schnaps.

So hört! — Sind wir auch sicher?

Märten.

Ganz gewiß! Görge ist aufs Feld, und Röse zu ihm.

Schnaps.

(mit Vorbereitung:) Sperrt die Ohren auf! sperrt die Augen auf!

Märten.

So macht denn fort!

Schnaps.

Ihr habt oft gehört — Es lauscht doch niemand?

Das Falſche hat den Vortheil, daß man immer darüber ſchwatzen kann; das Wahre muß gleich genutzt werden, ſonſt iſt es nicht da.

Wer nicht einſieht, wie das Wahre practiſch erleichtert, mag gern daran mäkeln und hökeln, damit er nur ſein irriges, mühſeliges Treiben einiger Maßen beſchönigen könne.

Die Deutſchen, und ſie nicht allein, beſitzen die Gabe, die Wiſſenſchaften unzugänglich zu machen.

Der Engländer iſt Meiſter, das Entdeckte gleich zu nutzen, bis es wieder zu neuer Entdeckung und friſcher That führt. Man frage nun: warum ſie uns überall voraus ſind?

Der denkende Menſch hat die wunderliche Eigenſchaft, daß er an die Stelle, wo das unaufgelöſ'te Problem liegt, gerne ein Phantaſie-Bild hinfabelt, das er nicht los werden kann, wenn das Problem auch aufgelöſ't und die Wahrheit am Tage iſt.

Es gehört eine eigene Geiſteswendung dazu, um das geſtaltloſe Wirkliche in ſeiner eigenſten Art zu faſſen und es von Hirngeſpinſten zu unterſcheiden, die ſich denn doch auch mit einer gewiſſen Wirklichkeit lebhaft aufdringen.

Bei Betrachtung der Natur im Großen wie im Kleinen hab' ich unausgeſetzt die Frage geſtellt: Iſt es der Gegenſtand, oder biſt Du es, der ſich hier ausſpricht? Und in dieſem Sinne betrachtete ich auch Vorgänger und Mitarbeiter.

Ein jeder Menſch ſieht die fertige und geregelte, gebildete, vollkommene Welt doch nur als ein Element an, woraus er ſich eine beſondere, ihm angemeſſene Welt zu erſchaffen bemüht iſt. Tüchtige Menſchen ergreifen ſie ohne Bedenken und ſuchen damit, wie es gehen will, zu gebaren; Andere zaudern an ihr herum; Einige zweifeln ſogar an ihrem Daſein.

Wer ſich von dieſer Grundwahrheit recht durchdrungen fühlte, würde mit Niemanden ſtreiten, ſondern nur die Vorſtellungsart eines Andern wie ſeine eigene als ein Phänomen betrachten. Denn wir erfahren faſt täglich, daß der Eine mit Bequemlichkeit denken mag, was dem Andern zu denken unmöglich iſt, und zwar nicht etwa in Dingen, die auf Wohl und Wehe nur irgend einen Einfluß hätten, ſondern in Dingen, die für uns völlig gleichgiltig ſind.

Man weiß eigentlich Das, was man weiß, nur für ſich ſelbſt. Sprecht ich mit einem Andern von Dem, was ich zu wiſſen glaube, unmittelbar glaubt er's beſſer zu wiſſen, und ich muß mit meinem Wiſſen immer wieder in mich ſelbſt zurückkehren.

Das Wahre fördert; aus dem Irrthum entwickelt ſich Nichts, er verwickelt uns nur.

Der Menſch findet ſich mitten unter Wirkungen und kann ſich nicht enthalten, nach den Urſachen zu fragen; als ein bequemes Weſen greift er nach der nächſten als der beſten und beruhigt ſich dabei; beſonders iſt Dieß die Art des allgemeinen Menſchenverſtandes.

Sieht man ein Uebel, ſo wirkt man unmittelbar darauf, d. h. man curirt unmittelbar auf's Symptom los.

Die Vernunft hat nur über das Lebendige Herrſchaft; die entſtandene Welt, mit der ſich die Geognoſie abgibt, iſt todt. Daher kann es keine Geologie geben; denn die Vernunft hat hier Nichts zu thun.

Wenn ich ein zerſtreutes Gerippe finde, ſo kann ich es zuſammenleſen und aufſtellen; denn hier ſpricht die ewige Vernunft durch ein Analogon zu mir, und wenn es das Rieſenfaulthier wäre.

Was nicht mehr entſteht, können wir uns als entſtehend nicht denken. Das Entſtandene begreifen wir nicht.

Der allgemeine, neuere Vulcanismus iſt eigentlich ein kühner Verſuch, die gegenwärtige, unbegreifliche Welt an eine vergangene, unbekannte zu knüpfen.

Gleiche oder wenigſtens ähnliche Wirkungen werden auf verſchiedene Weiſe durch Naturkräfte hervorgebracht.

Nichts iſt widerwärtiger als die Majorität: denn ſie beſteht aus wenigen kräftigen Vorgängern, aus Scheinen, die ſich accommodiren, aus Schwachen, die ſich aſſimiliren, und der Maſſe, die nachtrollt, ohne nur im Mindeſten zu wiſſen, was ſie will.

Die Mathematik iſt, wie die Dialectik, ein Organ des innern, höhern Sinnes; in der Ausübung iſt ſie eine Kunſt wie die Beredſamkeit. Für Beide hat Nichts Werth als die Form; der Gehalt iſt ihnen gleichgiltig. Ob die Mathematik Pfennige oder Guineen berechne, die Rhetorik Wahres oder Falſches vertheidige, iſt Beiden vollkommen gleich.

Hier aber kommt es nun auf die Natur des Menſchen an, der ein ſolches Geſchäft betreibt, eine ſolche Kunſt ausübt. Ein durchgreifender Advocat in einer gerechten Sache, ein durchdringender Mathematiker vor dem Sternenhimmel erſcheinen Beide gleich gottähnlich.

Was iſt an der Mathematik exact als die Exactheit? Und dieſe, iſt ſie nicht eine Folge des innern Wahrheitsgefühls?

Die Mathematik vermag kein Vorurtheil wegzuheben; ſie kann den Eigenſinn nicht lindern, den Partei-Geiſt nicht beſchwichtigen: Nichts von allem Sittlichen vermag ſie.

Der Mathematiker iſt nur inſofern vollkommen, als er ein vollkommener Menſch iſt, als er das Schöne des Wahren in ſich empfindet; dann erſt wird er gründlich, durchſichtig, umſichtig, rein, klar, anmuthig, ja elegant wirken. Das Alles gehört dazu, um La Grange ähnlich zu werden.

Nicht die Sprache an und für ſich iſt richtig, tüchtig, zierlich, ſondern der Geiſt iſt es, der ſich darin verkörpert; und ſo kommt es nicht auf einen Jeden an, ob er ſeinen Rechnungen, Reden oder Schriften die wünſchenswerthen Eigenſchaften verleihen will: es iſt die Frage, ob ihm die Natur hierzu die geiſtigen und ſittlichen Eigenſchaften verliehen hat: die geiſtigen, das Vermögen der An- und Durchſchauung; die ſittlichen, daß er die böſen Dämonen ablehne, die ihn hindern könnten, dem Wahren die Ehre zu geben.

Das Einfache durch das Zuſammengeſetzte, das Leichte durch das Schwierige erklären zu wollen, iſt ein Unheil, das in dem ganzen Körper der Wiſſenſchaft vertheilt iſt, von den Einſichtigen wohl anerkannt, aber nicht überall eingeſtanden.

Man ſehe die Phyſik genau durch, und man wird finden, daß die Phänomene, ſowie die Verſuche, worauf ſie gebaut iſt, verſchiedenen Werth haben.

Auf die primären, die Urverſuche, kommt Alles an, und das Capitel, das hierauf gebaut iſt, ſteht ſicher und feſt; aber es gibt auch ſecundäre, tertiäre u. ſ. w. Geſteht man dieſen das gleiche Recht zu, ſo verwirren ſie nur Das, was von den erſten aufgeklärt war.

Ein großes Uebel in den Wiſſenſchaften, ja überall, entſteht daher, daß Menſchen, die kein Ideen-Vermögen haben, zu theoretiſiren ſich vermeſſen, weil ſie nicht begreifen, daß noch ſo vieles Wiſſen hierzu nicht berechtigt. Sie gehen im Anfange wohl mit einem löblichen Menſchenverſtand zu Werke; dieſer aber hat ſeine Grenzen, und wenn er ſie überſchreitet, kommt er in Gefahr, abſurd zu werden. Des Menſchenverſtandes angewieſenes Gebiet und Erbtheil iſt der Bezirk des Thuns und Handelns. Thätig wird er ſich ſelten verirren; das höhere Denken, Schließen und Urtheilen jedoch iſt nicht ſeine Sache.

Die Erfahrung nutzt erſt der Wiſſenſchaft; ſodann ſchadet ſie, weil die Erfahrung Geſetz und Ausnahme gewahr werden läßt. Der Durchſchnitt von Beiden gibt keineswegs das Wahre.

Man ſagt: zwiſchen zwei entgegengeſetzten Meinungen liege die Wahrheit mitten inne. Keineswegs! Das Problem liegt dazwiſchen, das Unſchaubare, das ewig thätige Leben in Ruhe gedacht.

Wenn ich das Aufklären und Erweitern der Naturwiſſenſchaften in der neueſten Zeit betrachte, ſo komme ich mir vor wie ein Wanderer, der in der Morgendämmerung gegen Oſten ging, die heranwachſende Helle mit freuden, aber ungeduldig anſchaute und die Ankunft des entſcheidenden Lichtes mit Sehnſucht erwartete, aber doch bei dem Hervortreten deſſelben die Augen wegwenden mußte, welche den ſo ſehr gewünſchten und gehofften Glanz nicht ertragen konnten.

Es iſt nicht zu viel geſagt, aber in ſolchem Zuſtande befinde ich mich, wenn ich Herrn Carus's Werk vornehme, das die Andeutungen alles Werdens von dem einfachſten bis zu dem mannigfachſten Leben durchführt und das große Geheimniß mit Wort und Bild vor Augen legt: daß Nichts entſpringt, als was ſchon angekündigt iſt, und daß die Ankündigung erſt durch das Angekündigte klar wird, wie die Weiſſagung durch die Erfüllung.

Mege wird ſodann in mir ein gleiches Gefühl, wenn ich d'Alton's Arbeit betrachte, der das Gewordene und zwar nach deſſen Vollendung und Untergang darſtellt, und zugleich das Innerſte und Aeußerſte, Gerüſt und Ueberzug, künſtleriſch vermittelnd, vor Augen bringt und aus dem Tode ein Leben dichtet; und ſo ſeh' ich auch hier, wie jenes Gleichniß paßt. Ich gedenke, wie ich ſeit einem halben Jahrhundert auf eben dieſem Felde aus der Finſterniß in die Dämmerung, von da in die Helligung unverwandt fortgeſchritten bin, bis ich zuletzt erlebe, daß das reinſte Licht, jeder Erkenntniß

und Einſicht förderlich, mit Macht hervortritt, mich blendend belebt und, indem es meine folgerechten Wünſche erfüllt, mein ſehnſüchtiges Beſtreben vollkommen rechtfertigt.

Erfinden und Entdecken.

Es iſt immer der Mühe werth, nachzudenken, warum die vielfachen und harten Conteſtationen über Priorität bei Entdecken und Erfinden beſtändig fortdauern und auf's Neue entſtehen.

Zum Entdecken gehört Glück, zum Erfinden Geiſt, und Beide können Beides nicht entbehren.

Dieſes ſpricht aus und beweiſt, daß man, ohne Ueberlieferung, unmittelbar perſönlich Naturgegenſtände oder deren Eigenſchaften gewahr werden könne.

Das Erkennen und Erfinden ſehen wir als den Vorzüglichſten, ſelbſt erworbenen Beſitz an und brüſten uns damit.

Der kluge Engländer verwandelt ihn durch ein Patent ſogleich in Realitäten und überhebt ſich dadurch alles verdrießlichen Ehrenſtreites.

Aus Obigem aber erſehen wir, wie ſehr wir von Autorität, von Ueberlieferung abhängen, daß ein ganz friſches, eigenthümliches Gewahrwerden ſo hoch geachtet wird; deßhalb auch Niemand zu verargen iſt, wenn er nicht aufgeben will, was ihn vor ſo vielen Andern auszeichnet.

John Hunter, Spätlingsſohn eines Landgeiſtlichen, ohne Unterricht bis in's ſechszehnte Jahr heraufgewachſen, wie er ſich an's Wiſſen begibt, gewinnt ſchnell das Vorgefühl von vielen Dingen; er entdeckt Dieſes und Jenes durch geniale Ueberſicht und Folgerung; wie er ſich aber darauf gegen Andere etwas zu Gute thut, muß er zu ſeiner Verzweiflung erfahren, daß Das alles ſchon entdeckt ſei.

Endlich da er als Proſector ſeines viel ältern Bruders, Profeſſors der Anatomie, wirklich im menſchlichen Körperbau etwas Neues entdeckt, der Bruder aber in ſeinen Vorleſungen und Programmen davon Gebrauch macht, ohne ſeiner zu gedenken, entſteht in ihm ein ſolcher Haß, es ergibt ſich ein Zwieſpalt zwiſchen Beiden, der zum öffentlichen Scandal wird, und nach großem, ruhmvoll durcharbeitetem Leben auf dem Todbette ſich nicht ausgleichen läßt.

Solche Verdienſte des eigenen Gewahrwerdens ſehen wir uns durch Zeitgenoſſen verkümmert, daß es Noth thäte, Tag und Stunde nachzuweiſen, wo uns eine ſolche Offenbarung geworden. Auch die Nachkommen bemühen ſich, Ueberlieferungen nachzuweiſen; denn es gibt Menſchen, die, um nur Etwas zu thun, das Wahre ſchelten und das Falſche loben, und ſich aus der Negation des Verdienſtes ein Geſchäft machen.

Um ſich die Priorität zu bewahren einer Entdeckung, die er nicht ausſprechen wollte, ergriff Galilei ein geiſtreiches Mittel: er verſteckte ſeine Erfindung anagrammatiſch in Lateiniſche Verſe, die er ſogleich bekannt machte, um ſich im Falle ohne Weiteres dieſes öffentlichen Geheimniſſes bedienen zu können.

Ferner iſt Entdecken, Erfinden, Mittheilen, Benutzen ſo nah verwandt, daß Mehrere bei einer ſolchen Handlung als *eine* Perſon können angeſehen werden. Der Gärtner entdeckt, daß das Waſſer in der Pumpe ſich nur auf eine gewiſſe Höhe heben läßt; der Phyſiker verwandelt eine Flüſſigkeit in die andere, und ein groſſes Geheimniß kommt an den Tag; eigentlich war Jener der Entdecker, Dieſer der Erfinder. Ein Coſak führt den reiſenden Pallas zu der großen Maſſe gediegenen Eiſens in der Wüſte; Jener iſt Erfinder, Dieſer der Aufdecker zu nennen; es trägt ſeinen Namen, weil *er* es uns bekannt gemacht hat.

Ein merkwürdiges Beiſpiel, wie die Nachwelt irgend einem Vorfahren die Ehre zu rauben geneigt iſt, ſehen wir an den Bemühungen, die man ſich gab, Chriſtoph Colomb die Ehre der Entdeckung der neuen Welt zu entreißen. Freilich hatte die Einbildungskraft den weſtlichen Ocean ſchon längſt mit Inſeln und Land bevölkert, daß man ſogar in der erſten, düſtern Zeit lieber eine ungeheure Inſel untergehen ließ, als daß man dieſe Räume leer gelaſſen hätte. Freilich waren die Nachrichten von Aſien her ſchon weit herangerückt; Kühngenannte und Wagehälſen genügte die Küſtenſchifffahrt nicht mehr; durch die glückliche Unternehmung der Portugieſen war die ganze Welt in Erregung; aber es gehörte denn doch zuletzt ein Mann dazu, der Das alles zuſammenfaßte, um Fabel und Nachricht, Wahn und Ueberlieferung in Wirklichkeit zu verwandeln.

Ueber Mathematik und deren Mißbrauch, ſowie das periodiſche Verwalten einzelner wiſſenſchaftlichen Zweige.

Das Recht, die Natur in ihren einfachſten, geheimſten Urſprüngen, ſowie in ihren offenbarſten, am Höchſten auffallenden Schöpfungen, auch ohne Mitwirkung der Mathematik, zu betrachten, zu erforſchen, zu erfaſſen, mußte ich mir, meine Anlagen und Verhältniſſe zu Rathe ziehend, gar früh ſchon anmaßen. Für mich habe ich es mein Leben durch behauptet. Was ich

dabei geleiſtet, liegt vor Augen; wie es Andern frommt, wird ſich ergeben.

Ungern aber habe ich zu bemerken gehabt, daß man meinen Beſtrebungen einen falſchen Sinn untergeſchoben hat. Ich hörte mich anklagen, als ſei ich ein Widerſacher, ein Feind der Mathematik überhaupt, die doch Niemand höher ſchätzen kann als ich, da ſie gerade Das leiſtet, was mir zu bewirken völlig verſagt worden. Hierüber möchte ich mich gern erklären und wähle dazu ein eigenes Mittel, ſolches durch Wort und Vortrag anderer bedeutender und namhafter Männer zu thun.

I.

D'Alembert.

Was die mathematiſchen Wiſſenſchaften betrifft, ſo muß uns ihre Natur und ihre Vielzahl keineswegs imponiren.

Der Einfalt ihres Gegenſtandes ſind ſie vorzüglich ihre Gewißheit ſchuldig. Sogar muß man bekennen, daß, da die verſchiedenen Theile der Mathematik nicht einen gleich einfachen Gegenſtand behandeln, alſo auch eine eigentliche Gewißheit, diejenige nämlich, welche auf nothwendig wahren und durch ſich ſelbſt evidenten Principien beruht, allen dieſen Abtheilungen weder gleich, noch auf gleiche Weiſe zukommt. Mehrere derſelben, an phyſiſche Principien ſich lehnend, d. h. an Erfahrungswahrheiten oder bloße Hypotheſen, haben, ſo zu ſagen, nur eine Erfahrungsgewißheit oder eine bloße Vorausſetzung. Um alſo genau zu ſprechen, ſind nur diejenigen Abtheilungen, welche die Berechnung der Größen und allgemeinen Eigenſchaften des Raumes behandeln, d. h. die Algebra, die Geometrie, die Mechanik, diejenigen, welche man als mit dem Stempel der Evidenz beglaubigt anſehen kann. Sogar iſt in dem Lichte, das dieſe Wiſſenſchaften unſerm Geiſte verleihen, eine Art Abſtufung und einige Schattirung zu beobachten. Je weiter der Gegenſtand iſt, den ſie umfaſſen, auf eine allgemeine und abſtracte Weiſe betrachten, deſto mehr ſind ihre Principien von Wolken frei. Deßhalb die Geometrie einfacher iſt als die Mechanik und Beide einfacher als die Algebra.

Man wird alſo wohl darin übereinkommen, daß die ſämmtlichen mathematiſchen Kenntniſſe nicht auf gleiche Weiſe den Geiſt befriedigen. Schreiten wir weiter und unterſuchen ohne Vorliebe, worauf denn eigentlich dieſe Kenntniſſe ſich beſchränken. Bei dem erſten Anblick, fürwahr, erſcheinen ſie in ſehr großer Zahl und ſogar gewiſſer Maßen unerſchöpflich; betrachtet man ſie aber alle beiſammen und nimmt eine philoſophiſche Zählung vor, ſo bemerkt man, daß wir lange nicht ſo reich ſind, als wir glaubten. Ich ſpreche hier nicht von der geringen Anwendung, von dem wenigen Gebrauch, den man von dieſen Wahrheiten machen kann; Dieß wäre vielleicht ein ſehr ſchwaches Argument, das man gegen dieſe Wahrheiten aufſtellen könnte; ich rede von dieſen Wahrheiten an ſich ſelbſt betrachtet. Was wollen denn die meiſten dieſer Axiome bedeuten, worauf die Geometrie ſo ſtolz iſt? Sie ſind eigentlich nur der Ausdruck einer einfachen Idee durch zwei verſchiedene Zeichen oder Worte. Derjenige, der ſagt, daß 2 Mal 2 4 ſei, hat der mehr Kenntniß, als Derjenige, welcher ſagen möchte: 2 Mal 2 iſt 2 Mal 2? Die Ideen des Ganzen, der Theile, des Größern, des Kleinern, ſind ſie nicht, eigentlich zu reden, dieſelbe einfache und einwohnende Idee, indem man die eine nicht haben kann, ohne daß die übrigen alle ſich zu gleicher Zeit darſtellen? Schon haben einige Philoſophen bemerkt, daß wir gar manchen Irrthum dem Mißbrauch der Worte verdanken. Iſt es vielleicht derſelbige Mißbrauch, woher die Axiome ſich ableiten? Uebrigens will ich hierdurch den Gebrauch derſelben nicht durchaus verdammen; nur wünſche ich, bemerklich zu machen, worauf er ſie einſchränkt. Dadurch ſollen nämlich die einfachen Ideen uns durch Gewohnheit mehr eigen werden, damit ſie uns mehr bei der Hand ſeien, wenn wir ſie auf verſchiedene Weiſe zu brauchen denken. Ich ſage faſt Ebendaſſelbe, obgleich mit ſchicklichen Einſchränkungen von den mathematiſchen Theoremen. Ohne Vorurtheil betrachtet, ſchmelzen ſie zu einer ſehr kleinen Zahl urſprünglicher Wahrheiten zuſammen. Man unterſuche eine Folge von geometriſchen Propoſitionen, von denen die eine aus der andern hergeleitet iſt, ſo daß zwei nachbarliche Sätze ſich unmittelbar und ohne Zwiſchenraum berühren: ſo wird man gewahr werden, daß ſie alle zuſammen nur die erſte Propoſitionen ſind, die ſich, ſo zu ſagen, in ſtetiger Folge, nach und nach in dem Uebergang einer Conſequenz zur andern entſtellt, die aber doch eigentlich durch dieſe Verkettung nicht vermannigfaltigt worden iſt, ſondern nur ſich verſchiedenen Formen bequemt hat. Es iſt ungefähr, als wenn man einen ſolchen Satz durch eine Sprache ausdrükken wollte, die ſich unmerklich von ihrem Urſprung entfernt hat, und daß man ihn nach und nach auf verſchiedene Weiſe darſtellte, welche die verſchiedenen Zuſtände, durch welche die Sprache gegangen iſt, bezeichnete. Einen jeden dieſer Zuſtände würde man in ſeinem unmittelbaren Nachbar wieder erkennen, aber in weiterer Entfernung würde man ihn nicht mehr anerkennen, ob er gleich immer von dem nächſtvorhergehenden Zuſtande abhängt, wie denn auch immer dieſelbige Idee ausgedrückt werden

ſollte. Ebenſo kann man die Verkettung mehrerer geometriſcher Wahrheiten als Ueberſetzungen anſehen, mehr oder weniger verſchieden, mehr oder weniger verflochten, aber immer denſelbigen Satz, oft dieſelbe Hypotheſe ausdrükkend. Dieſe Ueberſetzungen ſind übrigens ſehr vortheilhaft, weil ſie uns befähigen, von dem Theorem, das ſie ausſprechen, den verſchiedenſten Gebrauch zu machen, Gebrauch, mehr oder weniger ſchätzenswerth, nach dem Maßſtab ſeiner Wichtigkeit und Ausdehnung. Geben wir aber auch einer ſolchen mathematiſchen Ueberſetzung eines Grundſatzes einen wirklichen Werth zu, ſo muß man doch anerkennen, daß dieſes Verdienſt urſprünglich der Propoſition ſelbſt einwohnt. Dieß nun lehrt uns empfinden, wie viel wir den erfindenden Geiſtern ſchuldig ſind, welche, einige jener Grundwahrheiten entdekkend, die als Quelle, als Originale von manchen andern gelten, die Geometrie wirklich bereichert und ihren Beſitz erweitert haben.“

II.

Le Globe Nro 101. S. 225.

Traité de Physique par Dèspretz.

„Die Werke des Herrn Biot haben in Frankreich nicht wenig dazu beigetragen, die Wiſſenſchaften auf mathematiſche Weiſe zu behandeln. Und gewiß bleibt das phyſicaliſche Werk dieſes Verfaſſers ein vorzügliches, und die Theorien der Acuſtik und Electricität ſind Meiſterſtücke der Darlegung und des Stils.

Zugleich aber muß man bekennen, daß in dieſem Buche eine Vorliebe für den Calcul, ein Mißbrauch der Mathematik herrſcht, wodurch die Wiſſenſchaft Schaden leidet. So ſind z. B. die Formeln der Dichtigkeiten der Gasarten unentwirrbar und ſowohl mühſelig für Den, der lernen will, als ganz und gar unnüz in der Anwendung.

Heut zu Tage legt man gewöhnlich bei dem öffentlichen Unterricht entweder die letzte Ausgabe des Tractats von Hauy, das Werk von Herrn Beudant oder den Auszug von Herrn Biot unter. Die beiden Erſten haben mit viel zu viel Einzelnheiten die Theorie der Cryſtalle entwikkelt, und es iſt leicht zu begreifen, wie der ehrwürdige Hauy ſich habe hinreißen laſſen, um mit Wohlgefallen aus ſeinen eigenen Entdekkungen ein beſonderes Capitel der Phyſik zu machen; Herr Beudant aber ſcheint nicht zu entſchuldigen.

Der Auszug des Herrn Biot, ob er gleich keine Berechnung enthält, hat faſt dieſelben Fehler wie das große Werk. Von Seiten des Styls ſogar bleibt es ein merkwürdig litterariſches Studium, dieſes phyſicaliſche Buch. Herr Biot hat ſich bemüht, ohne irgend eine algebraiſche Analyſe, die Formeln des Calculs in der Darſtellung der Phänomene wiederzugeben. Man findet kein X; übrigens iſt dieſer Auszug vollkommen mathematiſch und für den Anfänger allzu ermüdend. Man vergißt nur zu oft, wenn man Elementar-Werke niederſchreibt, daß die Hauptſache ſolcher Werke ſei: Andere zu unterrichten und nicht ſelbſt zu glänzen.“

Dieſe Stelle aus einer höchſt bedeutenden Franzöſiſchen Zeitſchrift gibt die deutlichſten Beiſpiele vom Mißbrauch der Mathematik. Eben dieſe Vorliebe für die Anwendung von Formeln macht nach und nach dieſe zur Hauptſache. Ein Geſchäft, das eigentlich nur zu Gunſten eines Zweckes geführt werden ſollte, wird nun der Zweck ſelbſt, und keine Art von Abſicht wird erfüllt. Wir erinnern hier, was wir auf gleiche Weiſe bei der Gelegenheit geſagt haben, wo wir die grenzenloſen Zauberformeln anklagten, womit der Grundſatz von Polariſation des Lichtes dünenartig zugedekkt wurde, ſo daß Niemand mehr unterſcheiden konnte, ob ein Körper oder ein Wrack darunter begraben lag.

Ein anderes Gravamen, welches man gegen wiſſenſchaftliche Behandlung anzuführen hat, iſt dieſes, daß gewiſſe einzelne Fächer von Zeit zu Zeit ein Uebergewicht in der Wiſſenſchaft nehmen, welches freilich nur durch die Zeit in's Gleiche gebracht werden kann. Das neu hervorſtrebende, friſch aufſtrebende Erkenntniß erregt die Menſchen zur Theilnahme. Männer, die durch vorzügliche Beſchäftigungen ſich in ſolchen Fächern hervorgethan, arbeiten ſie ſorgfältig aus; ſie gewinnen ſich Schüler, Mit- und Nacharbeiter, und ſo ſchwillt ein gewiſſer Theil des Ganzen zum Hauptpuncte auf, indeſſen die übrigen ſchon in ihre Grenzen als Theilnehmer einer Geſammtheit zurückgetreten ſind.

Doch iſt im höhern, ethiſchen Sinne hieran eigentlich Nichts auszuſetzen; denn die Geſchichte der Wiſſenſchaften lehrt uns, daß gerade dieſe Vorliebe für's Neue und noch Unbekannte das Glück der Entdeckung ſei, das einen Einzigen begünſtigte und nun das lebhafte Zugreifen Mehrerer zur Folge hat, die hier mitwirken und am Beſitz der Kenntniß wie an der Freude des Ruhms auch ihren Antheil mit wegnehmen möchten.

Gerade Dieſes iſt es, was ein ſolches Capitel ſchnell zur Klarheit und Vollkommenheit heraufhebt. Streitigkeiten, die bei den verſchiedenen Denkweiſen der Menſchen unvermeidlich ſind, laſſen die Aufgabe nicht allzu bald zur Beruhigung kommen, und unſere Kenntniſſe werden auf eine bewundernswürdige Weiſe bereichert.

Und ſo habe ich denn auch ſeit vielen Jahren

die einzelnen Zweige der Naturwiſſenſchaft ſich entwickeln geſehen. Jede unerwartete Entdeckung intereſſirt als Zeitungsneuigkeit die Welt; nun aber wird ſie durchgearbeitet, durchgeprüft, durchgeſtritten, niemals erſchöpft, zuletzt aber doch eingeordnet und beſeitigt.

Man bedenke, daß bei meiner Geburt gerade die Electricität eine ſolche Würde der allgemeinen Theilnahme behauptete. Man denke ſich, was nach und nach bis auf die letzte Zeit hervortrat, und man wird ſich überzeugen, daß die wichtigſten Erſcheinungen nach und nach der allgemeinen Aufmerkſamkeit ſich entzogen, theils weil für den neugierigen Theil des Publicums die auffallenden Verſuche ſich nach und nach erſchöpften, theils weil man ſich in höhern Reſultaten zu beruhigen Urſache hatte; theils aber auch, weil das Eine, erſt Iſolirte nach und nach, indem es dem Verwandten ſich anſchloß, ſich darin verlor und ſeine Selbſtſtändigkeit aufgab.

Hier iſt aber der Fall, worüber der franzöſiſche Critiker ſich beklagt. So lange nämlich ein ſolcher Theil des unendlichen Wiſſens vorwaltet, ſo verdrückt er die übrigen, und, wie alle Disproportion, erregt er dem Ueberſchauenden eine mißbehagliche Stimmung.

Schon der Franzoſe bemerkt, daß die ausführliche Bearbeitung der Cryſtallographie über das Nachbarwiſſen ſich einiges Uebergewicht zu verſchaffen gewußt. Und wir fügen hinzu, daß einige Zeit erforderlich ſein wird, bis dieſe höchſt bedeutende Rubrik ſich in ſich ſelbſt ſelbſtſtändig vollendet ſieht, damit ſie ſich bequeme, als Hülfswiſſenſchaft in die verwandten Fächer einzuwirken. Es ſoll ihr alsdann gar gern erlaubt ſein, auch aus dem verwandten Wiſſen ſich, was ihr beliebt, herüberzunehmen und ſich damit reichlich auszuſtatten.

Es liegt in jedem Menſchen und iſt ihm von Natur gegeben, ſich als Mittelpunct der Welt zu betrachten, weil doch alle Radien von ſeinem Bewußtſein ausgehen und dahin wieder zurückkehren. Darf man daher vorzüglichen Geiſtern eine gewiſſe Eroberungsſucht, eine Aneignungsbegierde wohl verargen?

Um uns dem Einzelnen zu nähern, bemerken wir, daß gerade die Mineralogie im Fall ſei, vom benachbarten, allgemeinern Wiſſen aufgezehrt zu werden, ſo daß ſie einige Zeit für ihre Selbſtſtändigkeit wird zu kämpfen haben. Der Cryſtallograph macht ſich darin zum Herrn und Meiſter, und zwar nicht ganz mit Unrecht. Denn da die Geſtalt immer das Höchſte bleibt, warum ſollte man ihm verargen, auch das Unorganiſche nur, inſofern es geſtaltet iſt, zu erkennen, zu ſchätzen und zu ordnen?

Der Chemiker, gerade im Gegenſatz, mag ſich um das Gebildete wenig bekümmern; er ſpürt den allgemeinen Geſetzen der Natur nach, inſofern ſie ſich auch im Mineral-Reich offenbaren. Ihm iſt Geſtaltetes, Mißgeſtaltetes, Ungeſtaltetes auf gleiche Weiſe unterworfen. Nur die Frage ſucht er zu beantworten: wie bezieht ſich das Einzelne auf jene ewige, unendliche Angel, um die ſich Alles, was iſt, zu drehen hat?

Mögen doch Beide, Cryſtallograph und Chemiker, in ihren Bemühungen unabläſſig fortfahren! Jedem Freunde des Wiſſens und der Wiſſenſchaft ſteht es denn doch am Ende frei, welchem Wirkungskreiſe er ſich hinzugeben, oder was er von dorther für den ſeinigen zu nutzen ſucht.

Uebrigens könnten wir wohl bald im Ernſt, bald im Scherz, die Oryctognoſie noch von einer Seite bedrohen und zwar von der geologiſchen. Wollte man den Geologen tadeln, welcher aufträte, ſeine Wiſſenſchaft für ſelbſtſtändig zu erklären, alle einzelnen Mineralien, ihre Cryſtall-Geſtalten, ſowie ihre übrigen äußerlichen Kennzeichen, ihre innern chemiſchen Eigenſchaften, und was aus einer ſolchen Bearbeitung hervorgeht, Alles nur inſofern für werth und wichtig zu halten, als ſie, auf dem Erdball vorkommend, ſich in einer gewiſſen Folge und unter gewiſſen Umſtänden darſtellen? Es würde ſogar dieſe Behandlungsweiſe, zu der ja ſchon ſo Vieles vorgearbeitet iſt, den verwandten Wiſſenſchaften, in welchen ſie jetzt nur als beiläufig gilt, von großem Vortheil ſein; wie denn ein jeder neuer Standpunct auch zu neuen Geſichtspuncten befähigt, und auf der Peripherie eines jeden Kreiſes unendliche zu denken ſind, die in gar manchen Beziehungen unter einander ſtehen.

Alles, was hier gewiſſer Maßen gelobt und getadelt, gewünſcht und abgeſehnt worden, deutet doch auf das unaufhaltſam fortſchreitende Wirken und Leben des menſchlichen Geiſtes, der ſich aber vorzüglich an der That prüfen ſollte, wodurch ſich denn erſt alles Schwankende und Zweifelhafte zur löblichſten Wirklichkeit conſolidirt.

III.

Bitter Circolini in Rom an Boron von Zach in Genua.

„Dieſer Brief, mein Herr Baron, handelt von Aufzeichnung und Theorie horizontaler Sonnenuhren, welche als der Pivot gnomoniſcher Wiſſenſchaft zu betrachten iſt. Ich ſetze mir zum Hauptzweck, eine Methode wieder friſch zu beleben, die, wo nicht vergeſſen, doch verlaſſen worden, ob ſie gleich den Vorzug verdient vor allen andern, die man in gnomoniſchen Werken vorträgt.

Damit man aber jene beſſere Methode nach ihrem Werth ſchätzen lerne, will ich auch die andere vortragen, deren man ſich allgemein bedient; ich werde ihre Fehler zeigen und dieſe ſogar möglichſt zu mindern ſuchen, um, wie ich hoffe, deutlich zu machen, daß ungeachtet dieſer Verbeſſerungen ihr die weniger bekannte Methode vorzuziehen ſei, als einfacher, eleganter und leichter anzuwenden. Deßhalb ich denn einen Platz für ſie wieder zu erobern hoffe in den Abhandlungen über Sonnenuhren, welche man in der Folge herausgeben wird, und man gibt deren ſehr oft heraus."

Hier ſucht nun der Verfaſſer, Dasjenige ausführlich zu leiſten, was er ſich vorgenommen, indem er die Mängel der beſtrittenen Methode weitläufig an den Tag legt, ſodann aber mit Wenigem das Verfahren, das er bezweifelt, vorträgt, und ſich darauf im Allgemeinen äußert, wie folgt.

„Man wird nicht läugnen, daß dieſe Conſtruction ſehr einfach und ſelbſt ſehr zierlich ſei, weil ſie uns horizontale Sonnenuhren liefert durch Vermittelung eines einzigen, gleichſchenkeligen Triangels, einer ſymmetriſchen, leicht aufzuzeichnenden Figur. Wundern muß ich mich daher, daß man ihrer in den Abhandlungen der Gnomonik nicht gedenkt, die in Frankreich und Italien herauskommen, da man in Frankreich oder England, kurz vor der Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts, jene Conſtruction ſchon erfunden hatte. Wußte man etwa Nichts von dieſem ſchönen Verfahren in Frankreich und Italien; Oder vernachläſſigte man daſſelbe; vielleicht weil die großen Analytiker des vorigen Jahrhunderts, um die beiden gedachten Linien zu finden und zu beweiſen, die analytiſche Methode anwendeten und dadurch, was leicht war, erſchwerten? Leider iſt Dieß noch immer der Fehler mehrerer Mathematiker unſerer Tage!

In Werken über die Gnomonik, wie ſie vor Kurzem herauskamen, macht man von neuen Theorien Gebrauch, die man von der analytiſchen Geometrie entlehnt, ohne zu bemerken, daß man das Einfache durch das Zuſammengeſetzte zu erklären denkt. Bei dieſer Gelegenheit ſage ich mit La Grange: „Dieß nützt zu weiter Nichts als zur Uebung im Calcul." Und fürwahr, dieſer großſprecheriſche Aufwand iſt ein unnützer Luxus am falſchen Platze! Der Wiſſenſchaft der Gnomonik genügt die Lehre von der Kugel, der zwei Trigonometrien und der Kegelſchnitte; durch dieſe Mittel löſ't man alle Probleme dieſes Geſchäftes. Aber die Mode ſiegt, und der Mißbrauch, um nicht zu ſagen die Thorheit, iſt wirklich auf den Gipfel gelangt, und dieſe Uebertriebenheit dehnt ſich unglücklicher Weiſe über alle Wiſſenſchaften aus; die wahren Einſichtigen ſeufzen und klagen, ſpotten wohl auch manchmal, wie Solches vor Kurzem ein ausgezeichneter Gelehrter gethan, welcher ein bändereiches Werk eines großen Geometers „die Apocalypſe der Mathematiker" nannte.

Ein anderer Gelehrter, dem ich bei ſeiner Arbeit die Bemerkung machte: daß ein gewiſſer Uebergang einer Gleichung in die andere, bei Löſung eines gewiſſen Problems, mir nicht klar noch zuläſſig ſcheine, antwortete mit ſehr leichtfertig: „Was wollt Ihr! Ich habe die Schwierigkeit wohl gemerkt, aber die Zeit drängte mich; und da ich ſah, daß die Herren N. N. und N. N. ſich in ihren Werken noch größere Sprünge erlaubten, ſo habe ich, um aus der Verlegenheit zu kommen, auch einen Salto Mortale gewagt."

Ich für meinen Theil bin kein Feind der Analyſe, im Gegentheil, ohne gerade an den Rang des Mathematikers Anſpruch zu machen, liebe ich ſie ſehr, und ich werde niemals irgend Jemandem rathen, die kleinlichen Methoden des Clavius, des Tacquet und Anderer dieſer Art zu befolgen, aber ich wünſchte gar ſehr: daß alle Mathematiker in ihren Schriften des Geiſtes und der Klarheit eines La Grange ſich befleißen möchten!"

Die vorſtehend überſetzte Stelle enthält eine doppelte Anklage des mathematiſchen Verfahrens; zuerſt, daß man nicht etwa nur die höhern und complicirtern Formeln im practiſchen Leben eintreten laſſe, wenn die erſten, einfachen nicht hinreichen, ſondern daß man ohne Noth jene ſtatt dieſer eintreten läßt und dadurch das aufgegebene Geſchäft erſchwert und verſpätet.

Es kommt dieſer Fall in manchen, ſowohl wiſſenſchaftlichen als weltlichen Dingen vor, wo das Mittel zum Zweck wird. Und es iſt Dieſes ein politiſches Hülfsmittel, um da, wo man Wenig oder Nichts thut, die Menſchen glauben zu machen, man thue viel; da dann die Geſchäftigkeit an die Stelle der Thätigkeit tritt.

Jene Perſonen, welche mit verwickelten Mitteln einfache Zwecke zu erlangen ſuchen, gleichen dem Mechaniker, der eine umſtändliche Maſchine erfand, um den Propf aus einer Bouteille zu ziehen, welches denn freilich durch zwei Menſchenarme und Hände gar leicht zu bewirken iſt. Und gewiß leiſtet die einfache Geometrie mit ihren nächſten Rubriken, da ſie dem gemeinen Menſchenverſtand näher liegt, ſchon ſehr viel, hauptſächlich auch im geiſtigen Sinne deßhalb, weil der Menſchenverſtand unmittelbar auf die Zwecke dringt, das Nützliche fordert und die Umwege abzuſchneiden ſucht. Obiges Ver-

ſpiel, von den Sonnenuhren abgenommen, möge uns ſtatt einer umſtändlichen Erklärung gelten!

Der zweite Vorwurf aber, welchen jener Römiſche Freund den Mathematikern macht, iſt der ſchwerſte, der ihnen, ja einem Jeden, welcher Wiſſenſchaften behandelt, zu machen iſt, nämlich die Unredlichkeit. Wenn in weltlichen Geſchäften, wo von Mein und Dein in jedem Sinne die Rede iſt, von Erreichung beſonderer Zwecke, wo ſich Gegenwirkungen denken laſſen, ſich nicht ſtets mit Redlichkeit verfahren läßt: ſo mag der erlangte Gewinn hierbei zur Entſchuldigung dienen und die Vorwürfe, die man ſich allenfalls machen könnte, möglichſt aufwiegen; aber in wiſſenſchaftlicher Angelegenheit, wo nichts Beſonderes, nichts Augenblickliches Statt finden, ſondern Alles unaufhaltſam in's Allgemeine, in's Ewige fortwirken ſoll, iſt es höchſt verwerflich. Denn da in jedem Geſchäft, und alſo auch im wiſſenſchaftlichen, die beſchränkten Individualitäten genugſame Hinderniß geben, und Starrſinn, Dünkel, Neid und Rivalität den Fortſchritten in mannigfachem Sinne hinderlich ſind: ſo tritt zuletzt die Unredlichkeit zu allen dieſen widerwärtigen Leidenſchaften hinzu und kann wohl ein halbes Jahrhundert Entdeckungen verdüſtern und, was ſchlimmer iſt, die Anwendung derſelben zurückdrängen.

Articuliren wir nun jene Anklage nochmals, indem wir ſie in Zuſammenhang und Betrachtung ſtellen.

D'Alembert vergleicht in der von uns überſetzten erſten Stelle eine Folge von geometriſchen Propoſitionen, deren eine aus der andern hergeleitet iſt, einer Art von Ueberſetzung aus einem Idiom in ein anderes, das ſich aus dem erſten fortgebildet hätte, in welcher Verkettung aber eigentlich doch nur die erſte Propoſition enthalten ſein müßte, wenn ſchon mehr verdeutlicht und der Benutzung zugänglicher gemacht: wobei denn vorausgeſetzt wird, daß, bei einem ohnehin bedenklichen Unternehmen, die größte Stetigkeit beobachtet werde. Wenn nun aber unſer Römiſcher Freund, indem er einen gewiſſen Uebergang einer Gleichung in eine andere bei Löſung eines gewiſſen Problems nicht klar noch zuläſſig findet, und der Gelehrte, der dieſe Arbeit verfaßt, nicht allein geſteht, daß er dieſe Schwierigkeit wohl gemerkt habe, andern da auch zur Sprache kommt, daß mehrere Gilde-Glieder in ihren Werken ſich noch größere Sprünge erlauben: ſo frage ich an: welches Zutrauen man auf die Reſultate jener Transformeln haben könne, und ob es nicht beſonders dem Laien zu rathen ſei, ſich an die erſte Propoſition zu halten und dieſe, ſo weit Erfahrung und Menſchenverſtand reichen, zu verſuchen und das Gefundene zu nutzen. Das aber, was außer ſeinem Bereich iſt, völlig abzuleugnen!

Und ſo möge denn zur Entſchuldigung, ja zur Berechtigung des Geſagten das Motto dienen, womit der vorzügliche Mann, dem wir die obenſtehende Mittheilung ſchuldig ſind, im wiſſenſchaftlichen Felde vorangeht und Unſchätzbares leiſtet, ſich in ſeinem Thun und Laſſen wie mit einer Aegide beſchirmt:

Sono franc-ponsor en l'exercice des lettres
Il n'y a ni lettres, ni ecclesiaste, ni esprit, ni rien.
Plutarque.

Weimar, den 12. November 1822.

Ferneres über Mathematik und Mathematiker.

Tycho de Brahe, ein großer Mathematiker, vermochte ſich nur halb von dem alten Syſtem loszulöſen, das wenigſtens den Sinnen gemäß war; er wollte es aber aus Rechthaberei durch ein complicirtes Uhrwerk erſetzen, das weder den Sinnen zu ſchauen noch den Gedanken zu erreichen war.

Newton, als Mathematiker, ſteht in ſo hohem Ruf, daß der ungeſchickteſte Irrthum: nämlich, das klare, reine, ewig ungetrübte Licht ſei aus dunkeln Lichtern zuſammengeſetzt, bis auf den heutigen Tag ſich erhalten hat. Und ſind es nicht Mathematiker, die dieſes Abſurde noch immer vertheidigen und gleich dem gemeinſten Hörer in Worten wiederholen, bei denen man Nichts denken kann?

Der Mathematiker iſt angewieſen auf's Quantitative, auf Alles, was ſich durch Zahl und Maß beſtimmen läßt, und alſo gewiſſen Maßen auf das äußerlich erkennbare Univerſum. Betrachten wir aber Dieſes, inſofern uns Fähigkeit gegeben iſt, mit vollem Geiſte und aus allen Kräften, ſo erkennen wir, daß Quantität und Qualität als die zwei Pole des erſcheinenden Daſeins gelten müſſen; daher denn auch der Mathematiker ſeine Formelſprache ſo hoch ſteigert, um, inſofern es möglich, in der meßbaren und zählbaren Welt die unmeßbare mit zu begreifen. Nun erſcheint ihm Alles greifbar, faßlich und mechaniſch; und er kommt in den Verdacht eines heimlichen Atheismus, indem er ja das Unmeßbare, welches wir Gott nennen, zugleich mit zu erfaſſen glaubt, und daher deſſen beſonderes oder vorzügliches Daſein aufzugeben ſcheint.

Der Sprache liegt zwar die Verſtandes- und Vernunftfähigkeit des Menſchen zum Grunde, aber ſie ſetzt bei Dem, der ſich ihrer bedient, nicht eben reinen Verſtand, ausgebildete Vernunft, redlichen Willen voraus. Sie iſt ein

Werkzeug, zweckmäßig und willkürlich zu gebrauchen; man kann ſie ebenſo gut zu einer ſpitzfindig verwirrenden Dialectik wie zu einer verworren verdüſternden Myſtik verwenden; man mißbraucht ſie bequem zu hohlen und nichtigen proſaiſchen und poetiſchen Phraſen, ja man verſucht, proſodiſch untadelhafte und doch nonſenſicaliſche Verſe zu machen.

Unſer Freund, der Ritter Ciccolini ſagt: „Ich wünſchte wohl, daß alle Mathematiker in ihren Schriften des Genies und der Klarheit eines La Grange ſich bedienten.“ D. h. Möchten doch Alle den gründlich klaren Sinn eines La Grange beſitzen und damit Wiſſen und Wiſſenſchaft behandeln!

Die Phänomene ſind Nichts werth, als wenn ſie uns eine tiefere, reichere Einſicht in die Natur gewähren, oder wenn ſie uns zum Nutzen anzuwenden ſind.

Falſche Vorſtellung, daß man ein Phänomen durch Calcul oder durch Worte abthun und beſeitigen könne.

Der Newton'ſche Verſuch, auf dem die herkömmliche Farbenlehre beruht, iſt von der vielfachſten Complication; er verknüpft folgende Bedingungen.

Damit das Geſpenſt erſcheine, iſt nöthig:

Erſtens — Ein gläſernes Prisma;
Zweitens — Dreiſeitig;
Drittens — Klein;
Viertens — Ein Fenſterladen;
Fünftens — Eine Oeffnung darin;
Sechstens — Dieſe ſehr klein;
Siebentens — Sonnenbild, das hereinfällt;
Achtens — Aus einer gewiſſen Entfernung;
Neuntens — In einer gewiſſen Richtung auf's Prisma fällt;
Zehntens — Sich auf einer Tafel abbildet;
Eilftens — Die in einer gewiſſen Entfernung hinter das Prisma geſtellt iſt;

Nehme man von dieſen Bedingungen drei, ſechs und eilf weg; man mache die Oeffnung groß; man nehme ein großes Prisma; man ſtelle die Tafel nah' heran, und das beliebte Spectrum kann und wird nicht zum Vorſchein kommen.

Man ſpricht geheimnißvoll von einem wichtigen Experimente, womit man die Lehre erſt recht befeſtigen will; ich kenn' es recht gut und kann es auch darſtellen: das ganze Kunſtſtück iſt, daß zu obigen Bedingungen noch ein Paar hinzugefügt werden, wodurch das Hexenproceß ſich noch mehr verwickelt.

Der Fraunhofer'ſche Verſuch, wo Querlinien im Spectrum erſcheinen, iſt von derſelben Art, ſowie auch die Verſuche, wodurch eine neue Eigenſchaft des Lichts entdeckt werden ſoll. Sie ſind doppelt und dreifach complicirt; wenn ſie was nützen ſollten, müßten ſie in ihre Elemente zerlegt werden, welches dem Wiſſenden nicht ſchwer fällt, welches aber zu faſſen und zu begreifen kein Laie weder Vorkenntniß noch Geduld, kein Gegner weder Intention noch Redlichkeit genug mitbringt; man nimmt lieber überhaupt an, was man ſieht, und zieht die alte Schlußfolge daraus.

Ich weiß wohl, daß dieſe Worte vergebens daſtehen; aber ſie mögen als offenbares Geheimniß der Zukunft bewahrt bleiben. Vielleicht intereſſirt ſich auch noch einmal ein La Grange für dieſe Angelegenheit.

Der Hiſtoriker kann und braucht nicht Alles auf's Gewiſſe zu führen; wiſſen doch die Mathematiker auch nicht zu erklären, warum der Comet von 1770, der in fünf oder eilf Jahren wieder kommen ſollte, ſich zur beſtimmten Zeit noch nicht wieder hat ſehen laſſen.

Hundert graue Pferde machen nicht einen einzigen Schimmel.

Die Mathematiker ſind wunderliche Leute: durch das Große, was ſie leiſteten, haben ſie ſich zur Univerſal-Gilde aufgeworfen und wollen Nichts anerkennen, als was in ihren Kreis paßt, was ihr Organ behandeln kann. — Einer der erſten Mathematiker ſagte bei Gelegenheit, wo man ihm ein phyſiſches Capitel anbringlich empfehlen wollte: „Aber läßt ſich denn gar Nichts auf den Calcul reduciren?“

Wir erinnern uns gar wohl der Jahre, wo ſich Niemand unterſtehen durfte, von geheimen, umherſchleichenden Umtrieben zu reden, gerade zu der Zeit, da ſie das Vaterland unterminirten; wir wiſſen auch recht gut, wer dieſe Cenſur ausübte, und welcher Vortheile man ſich dabei bediente.

So übt ſchon ſeit zwanzig Jahren die phyſicomathematiſche Gilde gegen meine Farbenlehre ihr Verbotsrecht aus; ſie verſchreien ſolche in Collegien, und wo nicht ſonſt? Davon wiſſen mir jetzo Männer über dreißig Jahre genugſam zu erzählen, und Jene haben nicht unrecht. Der Beſitz, in dem ſie ſich ſtark fühlen, wird durch meine Farbenlehre bedroht, welche in dieſem Sinne revolutionär genannt werden kann, wogegen jene Ariſtocratie ſich zu wehren alle Urſache hat.

Die große Aufgabe wäre, die mathematisch-philosophischen Theorien aus den Theilen der Physik zu verbannen, in welchen sie Erkenntniß, anstatt sie zu fördern, nur verhindern, und in welchen die mathematische Behandlung durch Einseitigkeit der Entwickelung der neuern, wissenschaftlichen Bildung eine so verkehrte Anwendung gefunden hat.

Darzuthun wäre, welches der wahre Weg der Naturforschung sei, wie derselbe auf dem einfachsten Fortgange der Beobachtung beruhe, die Beobachtung zum Versuch zu steigern sei, und wie dieser endlich zum Resultate führe.

Wenn die Hoffnungen sich verwirklichen, daß die Menschen sich mit allen ihren Kräften, mit Herz und Geist, mit Verstand und Liebe vereinigen und von einander Kenntniß nehmen, so wird sich ereignen, woran jetzt noch kein Mensch denken kann. Die Mathematiker werden sich gefallen lassen, in diesen allgemeinen, sittlichen Weltbund als Bürger eines bedeutenden Staates aufgenommen zu werden, und nach und nach sich des Dünkels entäußern, als Universal-Monarchen über Alles zu herrschen; sie werden sich nicht mehr beigehen lassen, Alles für nichtig, für inexact, für unzulänglich zu erklären, was sich nicht dem Calcul unterwerfen läßt.

Wir müssen erkennen und bekennen, was Mathematik sei; wozu sie der Naturforschung wesentlich dienen könne; wo hingegen sie nicht hingehöre und in welche klägliche Abirrung, Wissenschaft und Kunst durch falsche Anwendung seit ihrer Regeneration gerathen seien.

Vorschlag zur Güte.

Die Natur gehört sich selbst an, Wesen dem Wesen; der Mensch gehört ihr, sie dem Menschen. Wer mit gesunden, offenen, freien Sinnen sich hineinfühlt, übt sein Recht aus, ebenso das frische Kind als der ernsteste Betrachter. Wundersam ist es daher, wenn die Naturforscher sich im ungemessenen Felde den Platz unter einander bestreiten und eine grenzenlose Welt sich wechselsweise verengen möchten.

Erfahren, schauen, beobachten, betrachten, verknüpfen, entdecken, erfinden sind Geistesthätigkeiten, welche tausendfältig, einzeln und zusammengenommen, von mehr oder weniger begabten Menschen ausgeübt werden. Bemerken, sondern, zählen, messen, wägen sind gleichfalls große Hülfsmittel, durch welche der Mensch die Natur umfaßt und über sie Herr zu werden sucht, damit er zuletzt Alles zu seinem Nutzen verwende.

Von diesen genannten, sämmtlichen Wirksamkeiten und vielen andern verschwisterten hat die gütige Mutter Niemanden ausgeschlossen. Ein Kind, ein Idiot macht wohl eine Bemerkung, die dem Gewandtesten entgeht und eignet sich von dem großen Gemeingut, heiter unbewußt, sein beschieden' Theil zu.

Bei der gegenwärtigen Lage der Naturwissenschaft muß daher immer wiederholt zur Sprache kommen, was sie fördern und was sie hindern kann; und Nichts wird förderlicher sein, als wenn Jeder an seinem Platze festhält, weiß, was er vermag, ausübt, was er kann, Andern dagegen die gleiche Befugniß zugesteht, daß auch sie wirken und leisten. Leider aber geschieht, wie die Sachen stehen, Dieß nicht ohne Kampf und Streit, indem nach Welt- und Menschenweise feindselige Kräfte wirken, ausschließende Besitzungen sich festbilden, und Verkümmerungen mancher Art, nicht etwa im Verborgenen, sondern öffentlich eintreten.

Auch in diesen unsern Blättern konnte Widerspruch und Widerstreit, ja sogar heftiger, nicht vermieden werden. Weil ich aber für mich und Andere einen freiern Spielraum, als man uns bisher gegönnt, zu erringen wünsche, so darf man mir und den Gleichgesinnten keineswegs verargen, wenn wir Dasjenige, was unsern rechtmäßigen Forderungen entgegensteht, scharf bezeichnen und uns nicht mehr gefallen lassen, was man seit so vielen Jahren herkömmlich gegen uns verübte.

Damit aber beste schneller alle wiederwärtige Geistesaufregung verklinge, so geht unser Vorschlag zur Güte dahin, daß doch ein Jeder, er sei auch, wer er wolle, seine Befugniß prüfen und sich fragen möge: was leistest Du denn eigentlich an Deiner Stelle, und wozu bist Du berufen? Wir thun es jeden Tag, und diese Hefte sind die Bekenntnisse darüber, die wir so klar und rein, als der Gegenstand und die Kräfte es erlauben, ungestört fortzusetzen gedenken.

Analyse und Synthese.

Herr Victor Cousin, in der dritten diesjährigen Vorlesung über die Geschichte der Philosophie, rühmt das achtzehnte Jahrhundert vorzüglich deßhalb, daß es sich in Behandlung der Wissenschaften besonders der Analyse ergeben, und sich vor übereilter Synthese, d. h. vor Hypothesen, in Acht genommen. Jedoch, nachdem er dieses Verfahren fast ausschließlich gebilligt, bemerkt er noch zuletzt: daß man die Synthese nicht daraus zu verdammen, sondern sich von Zeit zu Zeit mit Vorsicht wieder zu derselben zu wenden habe.

Märten.

Niemand.

Schnaps.

Daß die berühmten Jacobiner — es iſt doch niemand verſteckt?

Märten.

Gewiß nicht.

Schnaps.

Geſcheidte Leute in allen Ländern aufſuchen, kennen, benutzen.

Märten.

So ſagt man.

Schnaps.

Nun iſt mein Ruf — ich höre jemand.

Märten.

Nein doch!

Schnaps.

Mein Ruf über den Rhein erſchollen —

Bei Betrachtung dieſer Aeußerungen kam uns zuvörderſt in den Sinn, daß ſelbſt in dieſer Hinſicht dem neunzehnten Jahrhundert noch Bedeutendes übrig geblieben. Denn es haben die Freunde und Bekenner der Wiſſenſchaften auf's Genaueſte zu beachten, daß man verſäumt, die falſchen Syntheſen, d. h. alſo die Hypotheſen, die uns überliefert worden, zu prüfen, zu entwickeln, in's Klare zu ſetzen, und den Geiſt in ſeine alten Rechte, ſich unmittelbar gegen die Natur zu ſtellen, wieder einzuſetzen.

Hier wollen wir zwei ſolcher falſchen Syntheſen namhaft machen: die Decompoſition des Lichtes nämlich und die Polariſation desſelben. Beides ſind hohle Worte, die dem Denkenden gar Nichts ſagen, und die doch ſo oft von wiſſenſchaftlichen Männern wiederholt werden.

Es iſt nicht genug, daß wir bei Beobachtung der Natur das analytiſche Verfahren anwenden, d. h. daß wir aus einem irgend gegebenen Gegenſtande ſo viel Einzelnheiten als möglich entwickeln und ſie auf dieſe Weiſe kennen lernen, ſondern wir haben auch eben dieſe Analyſe auf die vorhandenen Syntheſen anzuwenden, um zu erforſchen, ob man denn auch richtig, ob man der wahren Methode gemäß zu Werke gegangen.

Wir haben deßhalb das Verfahren Newton's umſtändlich auseinander geſetzt. Er begeht den Fehler, ein einziges und noch dazu verkünſteltes Phänomen zum Grunde zu legen, auf daſſelbe eine Hypotheſe zu bauen, und aus dieſer die mannigfaltigſten, grenzenloſeſten Erſcheinungen erklären zu wollen.

Wir haben uns bei der Farbenlehre des analytiſchen Verfahrens bedient und möglichſt alle Erſcheinungen, wie ſie nur bekannt ſind, in einer gewiſſen Folge dargeſtellt, um zu verſuchen, inwiefern hier ein Allgemeines zu finden ſei, unter welches ſie ſich allenfalls unterordnen ließen, und glauben alſo, jener Pflicht des neunzehnten Jahrhunderts vorgearbeitet zu haben.

Ein Gleiches thaten wir, um jene Phänomene ſämmtlich darzuſtellen, welche ſich bei verdoppelter Spiegelung ereignen. Beides überlaſſen wir einer nähern oder entfernteren Zukunft, mit dem Bewußtſein, jene Unterſuchungen wieder an die Natur zurückgewieſen und ihnen die wahre Freiheit wieder gegeben zu haben.

Wir wenden uns zu einer andern allgemeinern Betrachtung: ein Jahrhundert, das ſich bloß auf die Analyſe verlegt und ſich vor der Syntheſe gleichſam fürchtet, iſt nicht auf dem rechten Wege; denn uns Beide zuſammen, wie Aus- und Einathmen, machen das Leben der Wiſſenſchaft.

Eine falſche Hypotheſe iſt beſſer als gar keine; denn daß ſie falſch iſt, iſt gar kein Schade. Aber wenn ſie ſich befeſtigt; wenn ſie allgemein angenommen, zu einer Art von Glaubensbekenntniß wird, woran Niemand zweifeln, welches Niemand unterſuchen darf: Dieß iſt eigentlich das Unheil, woran Jahrhunderte leiden.

Die Newton'ſche Lehre mochte vorgetragen werden; ſchon zu ſeiner Zeit wurden die Mängel derſelben ihr entgegengeſetzt; aber die übrigen großen Verdienſte des Mannes, ſeine Stellung in der bürgerlichen und gelehrten Welt ließen den Widerſpruch nicht aufkommen. Beſonders aber haben die Franzoſen die größte Schuld an der Verbreitung und Verknöcherung dieſer Lehre. Dieſe ſollten alſo im neunzehnten Jahrhundert, um jenen Fehler wieder gut zu machen, eine friſche Analyſe jener verwickelten und erſtarrten Hypotheſe begünſtigen.

Die Hauptſache, woran man bei ausſchließlicher Anwendung der Analyſe nicht zu denken ſcheint, iſt, daß jede Analyſe eine Syntheſe vorausſetzt. Ein Sandhaufen läßt ſich nicht analyſiren; beſtünd' er aber aus verſchiedenen Theilen, man ſetze Sand und Gold, ſo iſt das Waſchen eine Analyſe, wo das Leichte weggeſchwemmt und das Schwere zurückgehalten wird.

So beruht die neuere Chemie hauptſächlich darauf, Das zu trennen, was die Natur vereinigt hatte; wir heben die Syntheſe der Natur auf, um ſie in getrennten Elementen kennen zu lernen.

Was iſt eine höhere Syntheſe als ein lebendiges Weſen? Und was haben wir uns mit Anatomie, Phyſiologie und Pſychologie zu quälen, als um uns von dem Complex nur einiger Maßen einen Begriff zu machen, welcher ſich immerfort herſtellt, wir mögen ihn in noch ſo viele Theile zerfleiſcht haben!

Eine große Gefahr, in welche der Analytiker geräth, iſt deßhalb die: wenn er ſeine Methode da anwendet, wo keine Syntheſe zu Grunde liegt. Dann iſt ſeine Arbeit ganz eigentlich ein Bemühen der Danaiden; und wir ſehen hiervon die traurigſten Beiſpiele. Denn im Grunde treibt er doch eigentlich ſein Geſchäft, um zuletzt wieder zur Syntheſe zu gelangen. Liegt aber bei dem Gegenſtand, den er behandelt, keine zum Grunde, ſo bemüht er ſich vergebens, ſie zu entdecken. Alle Beobachtungen werden ihm immer nur hinderlich, je mehr ſich ihre Zahl vermehrt.

Vor Allem alſo ſollte der Analytiker unterſuchen oder vielmehr ſein Augenmerk dahin

richten, ob er denn wirklich mit einer geheimnißvollen Synthese zu thun habe, oder ob Das, womit er ſich beſchäftigt, nur eine Aggregation ſei, ein Nebeneinander, ein Miteinander, oder wie Das alles modificirt werden könnte. Einen Argwohn dieſer Art geben diejenigen Capitel des Wiſſens, mit denen es nicht vorwärts will. In dieſem Sinne könnte man über Geologie und Meteorologie gar fruchtbare Betrachtungen anſtellen.

Principes de Philosophie Zoologique.

Discuté en Mars 1830 au sein de l'Académie royale des sciences par Mr. Geoffroy de Saint-Hilaire. Paris 1830.

Erſter Abſchnitt.

Bei einer Sitzung der Franzöſiſchen Academie am 22. Februar dieſes Jahres begab ſich ein wichtiger Vorfall, der nicht ohne höchſt bedeutende Folgen bleiben kann. In dieſem Heiligthum der Wiſſenſchaften, wo Alles in Gegenwart eines zahlreichen Publicums auf das Anſtändigſte vorzugehen pflegt; wo man mit der Mäßigung, ja der Verfeinerung wohlerzogener Perſonen ſich begegnet, bei Verſchiedenheit der Meinungen nur mit Maß erwidert, das Zweifelhafte eher beſeitigt als beſtreitet: hier ereignet ſich, über einen wiſſenſchaftlichen Punct ein Streit, der perſönlich zu werden droht, aber genau beſehen weit mehr bedeuten will.

Es offenbart ſich hier der immerfort währende Conflict zwiſchen den zwei Denkweiſen, in die ſich die wiſſenſchaftliche Welt ſchon lange trennt, der ſich auch zwiſchen unſern nachbarlichen Naturforſchern immerfort hinſichtlich, nun aber dieß Mal merkwürdig heftig ſich hervorthut und ausbricht.

Zwei vorzügliche Männer: der perpetuirliche Secretär der Academie, Baron Cuvier, und ein würdiges Mitglied, Geoffroy de Saint-Hilaire, treten gegen einander auf; der Erſte aller Welt, der Zweite den Naturforſchern rühmlichſt bekannt; ſeit dreißig Jahren Collegen an einer Anſtalt, lehren ſie Naturgeſchichte am Jardin des Plantes, in dem unüberſehbaren Felde Beide eifrigſt beſchäftigt, erſt gemeinſchaftlich arbeitend, aber nach und nach durch Verſchiedenheit der Anſichten getrennt und ſich eher ausweichend.

Cuvier arbeitet unermüdlich als Unterſcheidender, das Vorliegende genau Beſchreibender, und gewinnt ſich eine Herrſchaft über eine unermeßliche Breite. Geoffroy de Saint-Hilaire hingegen iſt im Stillen um die Analogien der Geſchöpfe und ihre geheimnißvollen Verwandtſchaften bemüht; Jener geht aus dem Einzelnen in ein Ganzes, welches zwar vorausgeſetzt, aber als nie erkennbar betrachtet wird; Dieſer hegt das Ganze im innern Sinne und lebt in der Ueberzeugung fort, das Einzelne könne daraus nach und nach entwickelt werden. Wichtig aber iſt, zu bemerken, daß Manches, was Dieſem in der Erfahrung klar und deutlich nachzuweiſen gelingt, von Jenem dankbar aufgenommen wird. Ebenſo verſchmäht Dieſer keineswegs, was ihm von dorther einzeln Entſchiedenes zukommt; und ſo treffen ſie auf mehrern Puncten zuſammen, ohne daß ſie ſich deßhalb Wechſelwirkung zugeſtehen. Denn eine Vorausſchauung, Vorahnung des Einzelnen im Ganzen will der Trennende, Unterſcheidende, auf der Erfahrung Beruhende, von ihr Ausgehende, nicht zugeben. Dasjenige erkennen und kennen zu wollen, was man nicht mit Augen ſieht, was man nicht greiflich darſtellen kann, erklärt er nicht undeutlich für eine Anmaßung. Der Andere jedoch, auf gewiſſe Grundſätze haltend, einer hohen Leitung ſich überlaſſend, will die Autorität jener Behandlungsweiſe nicht gelten laſſen.

Nach dieſem einleitenden Vortrag wird uns nunmehr wohl Niemand verargen, wenn wir das Obengeſagte wiederholen: hier ſind zwei verſchiedene Denkweiſen im Spiele, welche ſich in dem menſchlichen Geſchlecht meiſtens getrennt und dergeſtalt vertheilt finden, daß ſie, wie überall, ſo auch im Wiſſenſchaftlichen ſchwer zuſammenverbunden angetroffen werden und, wie ſie getrennt ſind, ſich nicht wohl vereinigen mögen. Ja, es geht ſo weit, daß, wenn ein Theil von dem andern auch Etwas ungern kann, er es doch gewiſſer Maßen widerwillig aufnimmt. Haben wir die Geſchichte der Wiſſenſchaften und eine eigene lange Erfahrung vor Augen, ſo möchte man befürchten, die menſchliche Natur werde ſich von dieſem Zwieſpalt kaum jemals retten können. Wir führen das Vorhergeſagte noch weiter aus.

Der Unterſcheidende wendet ſo viel Scharfſichtigkeit an, er bedarf einer unabläßlichen Aufmerkſamkeit, einer bis in's Kleinſte durchdringenden Gewandtheit, die Abweichungen der Geſtalten zu bemerken, und zuletzt gleichfalls der entſchiedenen Geiſtesgabe, dieſe Differenzen zu benennen, daß man ihm nicht wohl verargen kann, wenn er hierauf ſtolz iſt; wenn er dieſe Behandlungsweiſe als die einzig gründliche und richtige ſchätzen mag.

Sieht er nun gar den Ruhm, der ihm deßhalb zu Theil ward, darauf beruhen, ſo möchte er nicht leicht über ſich gewinnen, die anerkannten Vorzüge mit einem Andern zu theilen, der ſich, wie es ſcheint, die Arbeit leichter gemacht hat, ein Ziel zu erreichen, wo eigentlich nur

für Fleiß, Mühe, Unhaltsamkeit der Kranz dargeboten werden sollte.

Freilich glaubt Derjenige, der von der Idee ausgeht, sich nun etwas einbilden zu dürfen, er, der einen Hauptbegriff zu fassen weiß, dem sich die Erfahrung nach und nach unterordnet, der in sicherer Zuversicht lebt: er werde Das, was er hier und da gefunden und schon im Ganzen ausgesprochen hat, gewiß in einzelnen Fällen wieder antreffen. Einem so gestellten Manne haben wir wohl auch eine Art von Stolz, ein gewisses inneres Gefühl seiner Vorzüge nachzusehen, wenn er von seiner Seite nicht nachgibt, am Wenigsten aber eine gewisse Geringschätzung ertragen kann, die ihm von der Gegenseite öfters, wenn auch auf eine leise, mäßige Art, erzeigt wird.

Was aber den Zwiespalt unheilbar macht, dürfte wohl Folgendes sein. Da der Unterscheidende durchaus sich mit dem Faßlichen abgibt, Das, was er leistet, belegen kann, keine ungewöhnlichen Ansichten fordert, niemals was paradox erscheinen möchte, vorträgt: so muß er sich ein größeres, ja ein allgemeines Publicum erwerben; dagegen Jener sich, mehr oder weniger, als Eremiten findet, der selbst mit Denjenigen, die ihm beipflichten, sich nicht immer zu vereinigen weiß. Schon oft ist in der Wissenschaft dieser Antagonismus hervorgetreten, und es muß sich das Phänomen immer wieder erneuern, da, wie wir eben gesehen, die Elemente hierzu sich immer getrennt neben einander fortbilden und, wo sie sich berühren, jederzeit eine Explosion veranlassen.

Meist geschieht Dieß nun, wenn Individuen verschiedener Nationen, verschiedenen Alters oder in sonstiger Entfernung der Zustände auf einander wirken. In gegenwärtigem Falle erscheint jedoch der merkwürdige Umstand, daß zwei Männer, im Alter gleich vorgerückt, seit achtunddreißig Jahren Collegen an einer Anstalt, so lange Zeit auf einem Felde, in verschiedenen Richtungen verkehrend, sich einander ausweichend, sich umkreisend, Jeder für sich fortwirkend, die feinste Lebensart ausübend, doch zuletzt einem Ausbruch, einer endlichen öffentlichen Widerwärtigkeit ausgesetzt und unterworfen werden.

Nachdem wir nun eine Zeit lang im Allgemeinen verweilt, so ist es nun sachgemäß, dem Werke, dessen Titel wir oben angezeigt haben, näher zu treten.

Seit Anfang März unterhalten uns schon die Pariser-Tagesblätter von einem solchen Vorfall, indem sie sich dieser oder jener Seite mit Beifall zu zeigen. In einigen folgenden Sessionen dauerte der Widerstreit fort, bis endlich Geoffroy de Saint-Hilaire den Umständen angemessen findet, diese Discussionen aus jenem Kreise zu entfernen und durch eine eigene Druckschrift vor das größere Publicum zu bringen.

Wir haben gedachtes Heft durchgelesen und studiert, dabei aber manche Schwierigkeit zu überwinden gehabt und uns deßhalb zu gegenwärtigem Aufsatz entschlossen, damit uns Mancher, der gedachte Schrift in die Hand nimmt, freundlich danken möge, daß wir ihm zu einiger Einleitung verhelfen. Deßhalb stehe denn hier, als Inhalt des fraglichen Werks, die Chronik dieser neuesten, französischen academischen Streitigkeiten.

Den 15. Februar 1830 (S. 33)

trägt Geoffroy de Saint-Hilaire einen Rapport vor über einen Aufsatz, worin einige junge Leute Betrachtungen anstellen, die Organisation der Mollusken betreffend; freilich mit besonderer Vorliebe für die Behandlungsart, die man a priori nennt, und wo die unité de composition organique als der wahre Schlüssel zu den Naturbetrachtungen gerühmt wird.

Den 22. Februar (S. 53)

tritt Baron Cuvier mit seiner Gegenrede auf und streitet gegen das anmaßliche, einzige Princip, erklärt es für ein untergeordnetes, und spricht ein anderes aus, welches er für höher und für fruchtbarer erklärt.

In derselben Sitzung (S. 73)

improvisirt Geoffroy de Saint-Hilaire eine Beantwortung, worin er sein Glaubensbekenntniß noch unverwundener ausspricht.

Sitzung vom 1. März (S. 81).

Geoffroy de Saint-Hilaire liest einen Aufsatz vor in demselben Sinne, worin er die Theorie der Analogien als neu und höchst brauchbar darzustellen sucht.

Sitzung vom 22. März (S. 109.)

Derselbe unternimmt die Theorie der Analogien auf die Organisation der Fische nützlich anzuwenden.

In derselben Session (S. 130)

sucht Baron Cuvier die Argumente seines Gegners zu entkräften, indem er an das os hyoides, welches zur Sprache gekommen war, seine Behauptungen anknüpft.

Sitzung vom 29. März (S. 163).

Geoffroy de Saint-Hilaire vertheidigt seine Ansichten des os hyoides und fügt einige Schlußbetrachtungen hinzu.

Die Zeitschrift Le Temps in der Nummer vom 5. März gibt ein für Geoffroy de Saint-Hilaire günstiges Resumé aus, unter der Rubrik: „Auf die Lehre von der philosophischen Uebereinstimmung der Wesen bezüglich.“ Der National that in der Nummer vom 22. März das Gleiche.

Geoffroy de Saint-Hilaire entschließt sich, die Sache aus dem Kreise der Academie herauszunehmen, läßt das bisher Vorgefallene zusammen drucken, und schreibt dazu einen Vorbericht: „Ueber die Theorie der Analogien“ und datirt solchen vom 15. April.

Hierdurch nun setzt er seine Ueberzeugung hinlänglich in's Klare, so daß er unsern Wünschen, die Angelegenheit möglichst allgemein verständlich vorzuführen, glücklich entgegenkommt, wie er auch in einem Nachtrag (S. 27) die Nothwendigkeit der Verhandlung in Druckschriften behauptet, da bei mündlichen Discussionen das Recht wie das Unrecht zu verhallen pflege.

Ganz geneigt aber den Ausländern, erwähnt er mit Zufriedenheit und Beistimmung Dessen, was die Deutschen und die Edinburger in diesem Fache geleistet, und bekennt sich als ihren Mitstreiter; woher denn die wissenschaftliche Welt sich bedeutende Vortheile zu versprechen hat.

Hier aber lassen wir zunächst einige, nach unserer Weise, aus dem Allgemeinen in's Besondere wechselnde Bemerkungen folgen, damit für uns der möglichste Gewinn sich daraus ergebe.

Wenn uns in der Staaten-, so auch in der Gelehrtengeschichte gar manche Beispiele begegnen, daß irgend ein besonderes, oft geringes und zufälliges Ereigniß eintritt, das die bisher verhüllten Parteien offen einander gegenüberstellt: so finden wir hier denselben Fall, welcher aber unglücklicher Weise das Eigene hat, daß gerade der Anlaß, der diese Contestationen hervorgerufen, ganz specieller Art ist und die Angelegenheit auf Wege leitet, wo sie von einer grenzenlosen Verwirrung bedroht wird, indem die wissenschaftlichen Puncte, die zur Sprache kommen, an und für sich weder ein bedeutendes Interesse erregen, noch dem größten Theile des Publicums klar werden können; daher es denn wohl verdienstlich sein müßte, den Streit auf seine ersten Elemente zurückzuführen.

Da aber Alles, was sich unter Menschen im höhern Sinne ereignet, aus dem ethischen Standpuncte betrachtet, beschaut und beurtheilt werden muß, zunächst aber die Persönlichkeit, die Individualität der fraglichen Personen vorzüglich zu beachten ist: so wollen wir uns vor allen Dingen mit der Lebensgeschichte der beiden genannten Männer, wenn auch nur im Allgemeinsten, bekannt machen.

Geoffroy de Saint-Hilaire, geboren 1772, wird als Professor der Zoologie im Jahre 1793 angestellt, und zwar als man den Jardin du Roi zu einer öffentlichen Lehrschule bestimmt. Bald nachher wird Cuvier gleichfalls zu dieser Anstalt berufen; Beide arbeiten zutraulich zusammen, wie es wohlmeinende Jünglinge pflegen, unbewußt ihrer innern Differenz.

Geoffroy de Saint-Hilaire gesellt sich im Jahr 1798 zu der ungeheuer problematischen Expedition nach Egypten, und wird dadurch seinem Lehrgeschäft gewissermaßen entfremdet; aber die ihm inwohnende Gesinnung, aus dem Allgemeinen in's Besondere zu gehen, befestigt sich nur immermehr, und nach seiner Rückkunft, bei dem Antheil an dem großen Egyptischen Werke, findet er die erwünschteste Gelegenheit, seine Methode anzuwenden und zu nutzen.

Das Vertrauen, das seine Einsichten sowie sein Character erworben, beweist sich in der Folge abermals dadurch, daß ihn das Gouvernement im Jahr 1810 nach Portugal sendet, um dort, wie man sich ausdrückt, die Studien zu organisiren; er kommt von dieser ephemeren Unternehmung zurück, und bereichert das Pariser-Museum durch manches Bedeutende.

Wie er nun in seinem Fache unermüdet zu arbeiten fortfährt, so wird er auch von der Nation als Biedermann anerkannt und im Jahr 1815 zum Deputirten erwählt. Dieß war aber der Schauplatz nicht, auf welchem er glänzen sollte; niemals bestieg er die Tribüne.

Die Grundsätze, nach welchen er die Natur betrachtet, spricht er endlich in einem 1818 herausgegebenen Werke deutlich aus und erklärt seinen Hauptgedanken: „Die Organisation der Thiere sei einem allgemeinen, nur hier und da modificirten Plan, woher die Unterscheidung derselben abzuleiten sei, unterworfen.“

Wenden wir uns nun zu seinem Gegner.

Georg Leopold Cuvier, geboren 1769 in dem damals noch Würtembergischen Mömpelgard; er gewinnt hierbei genauere Kenntniß der Deutschen Sprache und Litteratur; seine entschiedene Neigung zur Naturgeschichte gibt ihm ein Verhältniß zu dem trefflichen Kielmeyer, welches auch nachher aus der Ferne fortgesetzt wird. Wir erinnern uns, im Jahr 1797 frühere Briefe Cuvier's an den genannten Naturforscher gesehen zu haben, merkwürdig durch die in den Text charakteristisch und meisterhaft eingezeichneten Anatomien von durchforschten niedern Organisationen.

Bei seinem Aufenthalt in der Normandie bearbeitet er die Linné'sche Classe der Wür-

mer, blieb den Pariſer-Naturfreunden nicht unbekannt, und Geoffroy de Saint-Hilaire beſtimmt ihn, nach der Hauptſtadt zu kommen. Sie verbinden ſich zu der Herausgabe mehrerer Werke zu didactiſchen Zwecken, beſonders ſuchen ſie eine Anordnung der Säugethiere zu gewinnen.

Die Vorzüge eines ſolchen Mannes bleiben ferner nicht unbeachtet: er wird 1795 bei der Central-Schule zu Paris angeſtellt und als Mitglied des Inſtituts in deſſen erſte Claſſe aufgenommen. Für den Bedarf jener Schule gibt er im Jahre 1798 heraus: Tableaux élémentaires de l'histoire naturelle des animaux. 8.

Er erhält die Stelle eines Profeſſors der vergleichenden Anatomie und gewinnt ſich durch ſeinen Scharfblick die weite, klare Ueberſicht, durch einen heftigen, glänzenden Vortrag den allgemeinſten und lauteſten Beifall. Nach D'Aubenton's Abgang wird ihm deſſen Platz beim Collége de France und, von Napoleon anerkannt, tritt er zum Departement des öffentlichen Unterrichts. Als ein Mitglied derſelben reiſt er durch Holland und einen Theil von Deutſchland, durch die als Departemente dem Kaiſerthum damals einverleibten Provinzen, die Lehr- und Schulanſtalten zu unterſuchen; ſein erſtatteter Bericht iſt beigeſchaffen. Vorläufig ward mir bekannt, er habe darin die Vorzüge Deutſcher Schulen vor den Franzöſiſchen herauszuſetzen nicht unterlaſſen.

Seit 1813 wird er zu höhern Staatsverhältniſſen berufen, in welchen er nach der Bourbonen Rückkehr beſtätigt wird, und bis auf den heutigen Tag in öffentlicher ſowohl als wiſſenſchaftlicher Wirkſamkeit fortlebet.

Seine Arbeiten ſind unabſehbar; ſie umfaſſen das ganze Naturreich, und ſeine Darlegungen dienen auch uns zur Kenntniß der Gegenſtände und zum Muſter der Behandlung. Nicht allein das grenzenloſe Reich der lebendigen Organiſationen hat er zu erforſchen und zu ordnen getrachtet, auch die längſt untergegangenen Geſchlechter danken ihm ihre wiſſenſchaftliche Wiederauferſtehung.

Wie genau er denn auch das ganze menſchliche Weltweſen kenne und in die Charactere der vorzüglich Mitwirkenden einzudringen vermöge, gewahrt man in den Ehrendenkmälern, die er verſtorbenen Gliedern des Inſtituts aufzurichten weiß; wo denn zugleich ſeine ſo ausgebreiteten Ueberſichten aller wiſſenſchaftlichen Regionen zu erkennen ſind.

Verziehen ſei das Skizzenhafte dieſer biographiſchen Verſuche; hier war nicht die Rede, die allenfalls Theilnehmenden zu unterrichten, ihnen etwas Neues vorzulegen, ſondern ſie nur an Dasjenige zu erinnern, was ihnen von beiden würdigen Männern längſt bekannt ſein mußte.

Nun aber möchte man wohl fragen: welche Urſache, welche Befugniß hat der Deutſche, von dieſem Streit nähere Kenntniß zu nehmen, ja vielleicht als Partei ſich zu irgend einer Seite zu geſellen? Darf man aber wohl behaupten, daß jede wiſſenſchaftliche Frage, wo ſie auch zur Sprache komme, jede gebildete Nation intereſſire, wie man denn auch wohl die ſcientifiſche Welt als einen einzigen Körper betrachten darf: ſo iſt hier nachzuweiſen, daß wir dieß Mal beſonders aufgerufen ſind.

Geoffroy de Saint-Hilaire nennt mehrere Deutſche Männer als mit ihm in gleicher Geſinnung begriffen; Baron Cuvier dagegen ſcheint von unſern Deutſchen Bemühungen in dieſem Felde die ungünſtigſten Begriffe ſich gebildet zu haben; es äußert ſich Derſelbe in einer Eingabe vom 5. April (Seite 21 in der Note) folgender Maßen: „Ich weiß wohl, ich weiß, daß für gewiſſe Geiſter hinter dieſer Theorie der Analogien, wenigſtens verworrener Weiſe, eine andere ſehr alte Theorie ſich verbergen mag, die, ſchon längſt widerlegt, von einigen Deutſchen wieder hervorgeſucht worden, um das pantheiſtiſche Syſtem zu begünſtigen, welches ſie Natur-Philoſophie nennen.“ Dieſe Aeußerung Wort für Wort zu commentiren, den Sinn derſelben deutlich zu machen, die fromme Unſchuld Deutſcher Naturdenker klar darzulegen, bedürfte es wohl auch eines Octav-Bändchens; wir wollen in der Folge ſuchen, auf die kürzeſte Weiſe unſern Zweck zu erreichen.

Die Lage eines Naturforſchers wie Geoffroy de Saint-Hilaire iſt freilich von der Art, daß es ihm Vergnügen machen muß, von den Bemühungen Deutſcher Forſcher einiger Maßen unterrichtet zu ſein, ſich zu überzeugen, daß ſie auf demſelben Wege ſich bemüht, und daß er alſo von ihrer Seite ſich umſtändigen Beifall und, wenn er es verlangt, hinreichenden Beiſtand zu erwarten hat; wie denn überhaupt in der neuern Zeit es unſern weſtlichen Nachbarn niemals zu Schaden gedieh, wenn ſie von Deutſchem Forſchen und Beſtreben einige Kenntniß nahmen.

Die Deutſchen Naturforſcher, welche bei dieſer Gelegenheit genannt werden, ſind: Kielmeyer, Meckel, Oken, Spix, Tiedemann, und zugleich werden unſerer Theilnahme an dieſen Studien dreißig Jahre zugeſtanden. Allein ich darf wohl behaupten, daß es über fünfzig ſind, die uns ſchon mit wahrhafter Neigung an ſolche Unterſuchungen gekettet ſehen. Kaum erinnert ſich noch Jemand außer mir jener Anfänge, und mir ſei gegönnt, hier jener treuen Jugendfreu-

ſchungen zu erwähnen, wodurch ſogar einiges Licht auf gegenwärtige Streitigkeiten fallen könnte.

„Ich lehre nicht, ich erzähle.“ (Montaigne.)

Weimar, im September 1820.

Zweiter Abſchnitt.

„Ich lehre nicht, ich erzähle;“ damit ſchloß ich den erſten Abſchnitt meiner Betrachtungen über das genannte Werk; nun aber ſind' ich, um den Standpunct, woraus ich beurtheilt werden möchte, noch näher zu beſtimmen, rathſam, die Worte eines Franzoſen hier vorzuſetzen, welche beſſer als irgend etwas Anderes die Art, womit ich mich verſtändlich zu machen ſuche, kürzlich ausſprechen möchten.

„Es gibt geiſtreiche Männer, die eine eigene Art des Vortrags haben; nach ihrer Weiſe fangen ſie an, ſprechen zuerſt von ſich ſelbſt und machen ſich nur ungern von ihrer Perſönlichkeit los. Ehe ſie Euch die Reſultate ihres Nachdenkens vorlegen, fühlen ſie ein Bedürfniß, erſt aufzuzählen, wo und wie dergleichen Betrachtungen ihnen gekommen.

Werde mir deßhalb in dieſem Sinne zugegeben, den Gang der Geſchichte jener Wiſſenſchaften, denen ich meine Jahre gewidmet, ohne weitere Anmaßung, ſynchroniſtiſch mit meinem Leben, freilich nur im Allgemeinſten zu behandeln.

Hiernach alſo wäre zu erwähnen, wie früh ein Anklang der Naturgeſchichte unbeſtimmt aber eindringlich auf mich gewirkt hat. Graf Buffon gab, gerade in meinem Geburtsjahr, 1749, den erſten Theil ſeiner Histoire Naturelle heraus und erregte großen Antheil unter den damals franzöſiſcher Einwirkung ſehr zugänglichen Deutſchen. Die Bände folgten jahrweiſe, und ſo begleitete das Intereſſe einer gebildeten Geſellſchaft mein Wachsthum, ohne daß ich mehr als den Namen dieſes bedeutenden Mannes, ſowie die Namen ſeiner eminenten Zeitgenoſſen, wäre gewahr worden.

Graf Buffon, geboren 1707. Dieſer vorzügliche Mann hatte eine heitere, freie Ueberſicht, Luſt am Leben und Freude am Lebendigen des Daſeins; froh intereſſirt er ſich für Alles, was da iſt. Lebemann, Weltmann, hat er durchaus den Wunſch, im Belehren zu gefallen, im Unterrichten ſich einzuſchmeicheln. Seine Darſtellungen ſind mehr Schilderungen als Beſchreibungen; er führt die Creatur in ihrer Ganzheit vor, beſonders gern in Bezug auf den Menſchen, deſwegen er Dieſem die Hausthiere gleich folgen läßt. Er bemächtigt ſich alles Bekannten; die Naturforſcher nicht allein weiß er zu nutzen, der Reſultate aller Reiſenden verſteht er ſich zu bedienen. Man ſieht ihn in Paris, dem großen Mittelpuncte der Wiſſenſchaften als Intendanten des ſchon bedeutenden königlichen Cabinets, begünſtigt im Aeußern, wohlhabend, in den Grafenſtand erhoben und ſich auch ſo vornehm als anmuthig gegen ſeine Leſer betragend.

Auf dieſem Standpunct weiß er ſich aus dem Einzelnen das Umfaſſende zu bilden, und wenn er auch, was uns hier zunächſt berührt, in dem 2. Band, S. 544, niederſchreibt: „Die Arme des Menſchen gleichen auf keine Weiſe den Vorderfüßen der Thiere, ſo wenig als den Flügeln der Vögel“: — ſo ſpricht er im Sinne der natürlich hinblickenden, die Gegenſtände, wie ſie ſind, auffaſſenden Menge. Aber in ſeinem Innern entwickelt ſich's beſſer; denn im 4. Bande, S. 379, ſagt er: „Es gibt eine urſprüngliche und allgemeine Vorzeichnung, die man ſehr weit verfolgen kann;“ und ſomit hat er die Grund-Maxime der vergleichenden Naturlehre ein für alle Mal feſtgeſetzt.

Man verzeihe dieſe flüchtigen, faſt frevelhaft eilenden Worte, womit wir einen ſo verdienten Mann vorüberführen; es iſt genug, und zu überzeugen, daß, ungeachtet der grenzenloſen Einzelnheiten, denen er ſich hingibt, er nicht verfehlte, ein Umfaſſendes anzuerkennen. Gewiß iſt, wenn wir jetzt ſeine Werke durchgehen, ſo finden wir, daß er aller Haupt-Probleme ſich bewußt war, mit welchen die Naturlehre ſich beſchäftigt, ernſtlich bemüht, ſie, wenn auch nicht immer glücklich, aufzulöſen. Dabei leidet die Ehrfurcht, die wir für ihn empfinden, nicht im Mindeſten, wenn man einſieht, daß wir Spätern, als hätten wir manche der dort aufgeworfenen Fragen ſchon vollkommen gelöſ't, nur allzu frühzeitig triumphiren. Deſſen alles ungeachtet müſſen wir geſtehen, daß, wenn er ſich eine höhere Anſicht zu gewinnen ſuchte, er die Hülfe der Einbildungskraft nicht verſchmähte; wodurch denn freilich der Beifall der Welt merklich zunahm, er aber ſich von dem eigentlichen Element, woraus die Wiſſenſchaft gebildet werden ſoll, einiger Maßen entfernte, und dieſe Angelegenheiten in das Feld der Rhetorik und Dialectik hinüberzuführen ſchien.

Suchen wir in einer ſo bedeutenden Sache immer deutlicher zu werden:

Graf Buffon wird als Oberaufſeher des Jardin du Roi angeſtellt; er ſoll eine Ausarbeitung der Naturgeſchichte darauf gründen. Seine Tendenz geht in das Ganze, inſofern es lebt, ineinander wirkt und ſich beſonders auf den Menſchen bezieht.

Für das Detail bedarf er eines Gehülfen und beruft D'Aubenton, einen Landsmann.

Dieſer faßt die Angelegenheit von der ent-

gegengeſetzten Seite, iſt ein genauer, ſcharfer Anatomiker. Dieſes Fach wird ihm viel ſchuldig; allein er hält ſich dergeſtalt am Einzelnen, daß er auch das Nächſtverwandte nicht aneinander fügen mag.

Leider veranlaßt dieſe ganz verſchiedene Behandlungsart auch zwiſchen dieſen beiden Männern eine nicht herzuſtellende Trennung. Wie ſie ſich auch mag entſchieden haben, genug, D'Aubenton nimmt ſeit dem Jahre 1768 keinen Theil mehr an der Buffon'ſchen Naturgeſchichte, arbeitet aber emſig für ſich allein fort; und nachdem Buffon im hohen Alter abgegangen, bleibt der gleichfalls bejahrte D'Aubenton an ſeiner Stelle und zieht ſich in Geoffroy deSaint-Hilaire einen jüngern Mitarbeiter heran. Dieſer wünſcht ſich einen Geſellen und findet ihn in Cuvier. Sonderbar genug, daß ſich in dieſen beiden, gleichfalls höchſt verdienten Männern im Stillen die gleiche Differenz entwickelt, nur auf einer höhern Stufe. Cuvier hält ſich entſchieden und in einem ſyſtematiſch erbauenden Sinne an's Einzelne; denn eine größere Ueberſicht leitet ſchon und nöthigt zu einer Methode der Aufſtellung. Geoffroy, ſeiner Denkart gemäß, ſucht in's Ganze zu dringen, aber nicht wie Buffon in's Vorhandene, Beſtehende, Ausgebildete, ſondern in's Wirkende, Werdende ſich Entwickelnde. Und ſo nähret ſich heimlich der abermalige Widerſtreit und bleibt länger verborgen als der ältere, indem höhere geſellige Bildung, gewiſſe Convenienzen, ſchweigende Schonungen den Ausbruch ein Jahr nach dem andern hinhalten, bis denn doch endlich eine geringe Veranlaſſung die nach außen und innen künſtlich getrennte Electricität der Leidener-Flaſche, den geheimen Zwieſpalt durch eine gewaltige Exploſion offenbart.

Fahren wir jedoch fort, über jene vier ſo oft genannten und in der Naturwiſſenſchaft immer wieder zu nennenden Männer unſere Betrachtungen anzuſtellen, wenn wir uns auch einiger Maßen wiederholen ſollten; denn ſie ſind es, die, allen Uebrigen unbeſchadet, als Stifter und Beförderer der Franzöſiſchen Naturgeſchichte vorleuchten und den Kern bilden, aus welchem ſich ſo manches Wünſchenswerthe glücklich hervorthut; ſeit faſt einem Jahrhunderte der wichtigen Anſtalt vorgeſetzt, dieſelbe vermehrend, benutzend und auf alle Weiſe die Naturgeſchichte fördernd, die ſynthetiſche und analytiſche Behandlungsweiſe der Wiſſenſchaft repräſentirend. Buffon nimmt die Außenwelt, wie er ſie findet, in ihrer Mannigfaltigkeit als ein zuſammengehörendes, beſtehendes, in wechſelſeitigen Bezügen ſich begegnendes Ganze. D'Aubenton, als Anatom, fortwährend im Trennen und Sondern begriffen, bleibt ſich, irgend Das, was er einzeln gefunden, mit einem Andern zuſammenzufügen; ſorgfältig ſtellt er Alles neben einander hin, mißt und beſchreibt ein Jedes für ſich.

In demſelben Sinne, nur mit mehr Freiheit und Umſicht, arbeitet Cuvier; ihm iſt die Gabe verliehen, grenzenloſe Einzelnheiten zu bemerken, zu unterſcheiden, unter einander zu vergleichen, ſie zu ſtellen, zu ordnen und ſich dergeſtalt großes Verdienſt zu erwerben.

Aber auch er hat eine gewiſſe Apprehenſion gegen eine höhere Methode, die er denn doch ſelbſt nicht entbehrt und, obgleich unbewußt, dennoch anwendet; und ſo ſtellt er in einem höhern Sinne die Eigenſchaften D'Aubenton's wieder dar. Eben ſo möchten wir ſagen, daß Geoffroy einiger Maßen auf Buffon zurückweiſ't. Denn wenn Dieſer die große Syntheſe der empiriſchen Welt gelten läßt und in ſich aufnimmt, ſich aber zugleich mit allen Merkmalen, die ſich ihm zum Behuf der Unterſcheidung darbieten, bekannt macht und ſie benutzt: ſo tritt Geoffroy bereits der großen, abſtracten, von Jenem nur geahneten Einheit näher, erſchrickt nicht vor ihr und weiß, indem er ſie auffaßt, ihre Ableitungen zu ſeinem Vortheil zu nutzen.

Vielleicht kommt der Fall in der Geſchichte des Wiſſens und der Wiſſenſchaft nicht wieder vor, daß an dem gleichen Ort, auf ebenderſelben Stelle, in Bezug auf dieſelben Gegenſtände, Amt und Pflicht gemäß, durch ſo lange Zeit eine Wiſſenſchaft, im beſtändigen Gegenſatze, von ſo höchſt bedeutenden Männern wäre gefördert worden, welche, anſtatt durch die Einheit der ihnen vorgelegten Aufgabe ſich zu einer gemeinſamen Bearbeitung, wenn auch aus verſchiedenen Geſichtspuncten, einladen zu laſſen, nicht durch den Gegenſtand, ſondern durch die Art, ihn anzuſehen, bis zu feindſeligem Widerſtreit hingeriſſen, gegen einander auftreten. Ein ſo merkwürdiger Fall aber muß uns Allen, muß der Wiſſenſchaft ſelbſt zum Beſten gereichen! Möge doch Jeder von uns bei dieſer Gelegenheit ſagen, daß Sondern und Verknüpfen zwei ungertrennliche Lebens-Acte ſind. Vielleicht iſt es beſſer geſagt: daß es unerläßlich iſt, man möge wollen oder nicht, aus dem Ganzen in's Einzelne, aus dem Einzelnen in's Ganze zu gehen; und je lebendiger dieſe Functionen des Geiſtes, wie Aus- und Einathmen, ſich zuſammen verhalten, deſto beſſer wird für die Wiſſenſchaften und ihre Freunde geſorgt ſein.

Wir verlaſſen dieſen Punct, um darauf wieder zurückzukehren, wenn wir nur erſt von denjenigen Männern geſprochen haben, die in den ſiebenziger und achtziger Jahren des vorigen

hunderts und auf dem eigens eingeſchlagenen Wege förderten.

Petrus Camper, ein Mann von ganz eigenem Beobachtungs- und Verknüpfungsgeiſte, der mit dem aufmerkſamen Beſchauen zugleich eine glückliche Nachbildungsgabe verband und ſo, durch Reproduction des Erfahrenen, dieſes in ſich ſelbſt belebte und ſein Nachdenken durch Selbſtthätigkeit zu ſchärfen wußte.

Seine großen Verdienſte ſind allgemein anerkannt; ich erwähne hier nur ſeiner Facial-Linie, wodurch das Vorrücken der Stirn, als Gefäß des geiſtigen Organs, über die untere, mehr thieriſche Bildung anſchaulicher und dem Nachdenken angeeigneter werden.

Geoffroy gibt ihm das herrliche Zeugniß, S. 119 in der Note: „Ein weitumfaſſender Geiſt; hochgebildet und immerfort nachdenkend; er hatte von der Uebereinſtimmung organiſcher Syſteme ſo ein lebhaftes und tiefes Gefühl, daß er mit Vorliebe alle außerordentlichen Fälle aufſuchte, wo er einen Anlaß fände, ſich mit Problemen zu beſchäftigen, eine Gelegenheit, Scharfſinn zu üben, um ſogenannte Anomalien auf die Regel zurückzuführen.“ Und was ließe ſich nicht Alles hinzufügen, wenn hier mehr als Andeutung ſollte geliefert werden!

Hier möchte nun der Ort ſein, zu bemerken, daß der Naturforſcher auf dieſem Wege am Erſten und Leichteſten den Werth, die Würde des Geſetzes, der Regel erkennen lernt. Sehen wir immerfort nur das Geregelte, ſo denken wir, es müſſe ſo ſein, von jeher ſei es alſo beſtimmt und deßwegen ſtationär. Sehen wir aber die Abweichungen, Mißbildungen, ungeheure Mißgeſtalten, ſo erkennen wir: daß die Regel zwar feſt und ewig, aber zugleich lebendig ſei, daß die Weſen zwar nicht aus derſelben heraus, aber doch innerhalb derſelben ſich in's Unförmliche umbilden können, jederzeit aber, wie mit Zügeln zurückgehalten, die unausweichliche Herrſchaft des Geſetzes anerkennen müſſen.

Samuel Thomas Sömmering ward durch Camper angeregt. Ein höchſt fähiger, zum Schauen, Bemerken, Denken aufgeweckter, lebendiger Geiſt. Seine Arbeit über das Gehirn und der höchſt ſinnige Ausſpruch: der Menſch unterſcheide ſich von den Thieren hauptſächlich dadurch, daß die Maſſe ſeines Gehirns den Complex der übrigen Nerven in einem hohen Grad überwiege, welches bei den übrigen Thieren nicht Statt habe, — war höchſt folgereich.

Und was gewann nicht in jener empfänglichen Zeit der gelbe Fleck im Mittelpuncte der Retina für eine Theilnahme! Wie viel wurden in der Folge die Sinnes-Organe, das Auge, das Ohr, ſeinem Einblick, ſeiner nachbildenden Hand ſchuldig!

Sein Umgang, ein briefliches Verhältniß zu ihm, war durchaus erweckend und fördernd. Ein neues Factum, eine friſche Anſicht, eine tiefere Erwägung wurden mitgetheilt und jede Wirkſamkeit aufgeregt. Alles Aufkeimende entwickelte ſich ſchnell, und eine friſche Jugend ahnete die Hinderniſſe nicht, die ſich ihr entgegenzuſtellen auf dem Wege waren.

Johann Heinrich Merk, als Kriegszahlmeiſter im Heſſendarmſtädtiſchen angeſtellt, verdient auf alle Weiſe, hier genannt zu werden. Er war ein Mann von unermüdeter, geiſtiger Thätigkeit, die ſich nur deßwegen nicht durch bedeutende Wirkungen auszeichnete, weil er, als talentvoller Dilettant, nach allen Seiten hingezogen und getrieben wurde. Auch er ergab ſich der vergleichenden Anatomie mit Lebhaftigkeit, wo ihm denn auch ein zeichneriſches Talent, das ſich leicht und beſtimmt auszudrücken wußte, glücklich zu Hülfe kam.

Die eigentliche Veranlaſſung jedoch hierzu gaben die merkwürdigen Foſſilien, auf die man in jener Zeit erſt eine wiſſenſchaftliche Aufmerkſamkeit richtete, und welche mannigfaltig und wiederholt in der Fluß-Region des Rheins ausgegraben wurden. Mit habſüchtiger Liebhaberei bemächtigte er ſich mancher vorzüglichen Exemplare, deren Sammlung nach ſeinem Ableben in das großherzoglich Heſſiſche Muſeum geſchafft und eingeordnet und auch daſelbſt durch den einſichtigen Custos, von Schleiermacher, ſorgfältig verwahrt und vermehrt worden.

Mein inniges Verhältniß zu beiden Männern ſteigerte zuerſt bei perſönlicher Bekanntſchaft, ſodann durch fortgeſetzte Correſpondenz meine Neigung zu dieſen Studien; deßhalb ſuchte ich, meiner angeborenen Anlage gemäß, vor allen Dingen nach einem Leitfaden oder, wie man es auch nennen möchte, nach einem Punct, wovon man ausginge, einer Maxime, an der man ſich halten, einem Kreis, aus welchem nicht abzuirren wäre.

Ergaben ſich nun heutigen Tags in unſerm Fache auffallende Differenzen, ſo iſt Nichts natürlicher, als daß dieſe damals ſich noch mehr und öfter hervorthun mußten, weil Jeder, von ſeinem Standpunct ausgehend, Jedes zu ſeinen Zwecken, Alles zu ihrem nützlich anzuwenden bemüht war.

Bei der vergleichenden Anatomie im weiteſten Sinne, inſofern ſie eine Morphologie begründen ſollte, war man denn doch immerfort ſo mit den Unterſchieden, wie mit den Uebereinſtimmungen beſchäftigt. Aber ich bemerkte gar bald, daß man ſich bisher ohne Methode nur in die Breite bemüht habe; man verglich,

wie es gerade vorkam, Thier mit Thier, Thiere mit Thieren, Thiere mit Menſchen, woraus eine unüberſehbare Weitläufigkeit und eine ſtunderstäubende Verworrenheit entſtand, indem es theils allenfalls paßte, theils aber ganz und gar ſich nicht fügen wollte.

Nun legt' ich die Bücher bei Seite und ging unmittelbar an die Natur, an ein überſehbares Thier-Skelet; die Stellung auf vier Füſſen war die entſchiedenſte, und ich fing an, von vorne nach hinten, der Ordnung nach, zu unterſuchen.

Hier fiel der Zwiſchenknochen vor allen als der vorderſte in die Augen, und ich betrachtete ihn daher durch die verſchiedenſten Thiergeſchlechter.

Aber ganz andere Betrachtungen wurden eben dazumal rege. Die nahe Verwandtſchaft des Affen zu dem Menſchen nöthigte den Naturforſcher zu peinlichen Ueberlegungen, und der vortreffliche Camper glaubte, den Unterſchied zwiſchen Affen und Menſchen darin gefunden zu haben, daß Jenem ein Zwiſchenknochen der obern Kinnlade zugetheilt ſei, Dieſem aber ein ſolcher fehle.

Ich kann nicht ausdrücken, welche ſchmerzliche Empfindung es mir war, mit Demjenigen in entſchiedenem Gegenſatz zu ſtehen, dem ich ſo viel ſchuldig geworden, dem ich mich zu nähern, mich als ſeinen Schüler zu bekennen, von dem ich Alles zu lernen hoffte.

Wer ſich meine damaligen Bemühungen zu vergegenwärtigen die Abſicht hätte, findet, was ſchriftlich verfaßt worden, in derjenigen Abtheilung, was ich zur Morphologie geliefert habe. Und welche Mühe man ſich gegeben, auch bildlich, worauf doch Alles ankommt, die verſchiedenen, abweichenden Geſtalten jenes Knochens zu verzeichnen, läßt ſich nunmehr aus den Verhandlungen der kaiſerlich Leopoldiniſch-Caroliniſchen Academie der Naturforſcher erſehen, wo ſowohl der Text wieder abgedruckt, als die dazu gehörigen, lange Jahre im Verborgenen gebliebenen Tafeln freundlichſt aufgenommen worden. Beides findet ſich in der erſten Abtheilung des 15. Bandes.

Doch ehe wir jenen Band aufſchlagen, habe ich noch Etwas zu erzählen, zu bemerken und zu bekennen, welches, wenn es auch nicht von großer Bedeutung wäre, doch unſern ſtrebenden Nachkommen zum Vortheil gereichen kann.

Nicht allein die ganz friſche Jugend, ſondern auch der ſchon herangebildete Mann wird, ſobald ihm ein prägnanter, folgerechter Gedanke aufgegangen, ſich mittheilen, bei Andern eine gleiche Denkweiſe anregen wollen.

Ich merkte daher den Mißgriff nicht, da ich die Abhandlung, die man ſo eben finden wird, in's Lateiniſche überſetzt, mit theils umriſſenen, theils ausgeführten Zeichnungen ausgeſtattet, an Peter Camper zu überſenden die unbeſonnene Gutmüthigkeit hatte. Ich erhielt darauf eine ſehr ausführliche, wohlwollende Antwort, worin er die Aufmerkſamkeit, die ich dieſen Gegenſtänden geſchenkt, höchlich lobte, die Zeichnungen zwar nicht mißbilligte, wie aber ſolche Gegenſtände beſſer von der Natur abzunehmen ſeien, guten Rath ertheilte und einige Vortheile zu beachten gab. Er ſchien ſogar über dieſe Bemühung etwas verwundert, fragte, ob ich dieſes Heft etwa abgedruckt haben wollte, zeigte die Schwierigkeiten wegen der Kupfer umſtändlich an, auch die Mittel, ſie zu überwinden. Genug, er nahm als Vater und Gönner allen billigen Antheil an der Sache.

Aber davon war nicht die geringſte Spur, daß er meinen Zweck bemerkt habe: ſeiner Meinung entgegenzutreten und irgend etwas Anderes als ein Programm zu beabſichtigen. Ich erwiederte beſcheiden und erhielt noch einige ausführliche, wohlwollende Schreiben, genau beſehen, nur materiellen Inhalts, die ſich aber keineswegs auf meinen Zweck bezogen, dergeſtalt, daß ich zuletzt, da dieſe eingeleitete Verbindung Nichts fördern konnte, ſie ruhig ſchlafen ließ, ohne jedoch daraus, wie ich wohl hätte ſollen, die bedeutende Erfahrung zu ſchöpfen, daß man einen Meiſter nicht von ſeinem Irrthum überzeugen könne, weil er ja in ſeine Meiſterſchaft aufgenommen und dadurch legitimiet ward.

Verloren ſind leider mit ſo vielen andern Documenten jene Briefe, welche den tüchtigen Zuſtand jenes hohen Mannes und zugleich meine gläubige, jüngerhafte Deferenz ſehr lebhaft vergegenwärtigen müßten.

Aber noch ein anderes Mißgeſchick betraf mich: ein ausgezeichneter Mann, Johann Friedrich Blumenbach, der ſich mit Glück der Naturwiſſenſchaft gewidmet, auch beſonders die vergleichende Anatomie durchzuarbeiten begonnen, trat in ſeinem Compendium derſelben auf Camper's Seite und ſprach dem Menſchen den Zwiſchenknochen ab. Meine Verlegenheit wurde dadurch auf's Höchſte geſteigert, indem ein ſchätzbares Lehrbuch, ein vertrauenswürdiger Lehrer, meine Geſinnungen, meine Abſichten durchaus beſeitigen ſollte.

Aber ein ſo geiſtreicher, fortunterſuchender und denkender Mann konnte nicht immer bei einer vorgefaßten Meinung verharren, und ich bin ihm, bei traulichen Verhältniſſen, über dieſen Punct wie über viele andere eine theilnehmende Belehrung ſchuldig geworden, indem er mich benachrichtigte, daß der Zwiſchenknochen bei waſſerköpfigen Kindern von der obern Kinn-

lade getrennt, auch bei dem doppelten Wolfsrachen als krankhaft abgesondert sich manifestire.

Nun aber kann ich jene damals mit Protest zurückgewiesenen Arbeiten, welche so viele Jahre im Stillen geruht, hervorrufen und für dieselben mir einige Aufmerksamkeit erbitten.

Auf die erwähnten Abbildungen habe ich mich zunächst vollkommener Deutlichkeit wegen zu berufen, noch mehr aber auf das d'Alton'sche, große, osteologische Werk hinzudeuten, wo eine weit größere, freiere, in's Ganze gehende Uebersicht zu gewinnen ist.

Bei allem Diesem aber habe ich Ursache, den Leser zu ersuchen, sämmtliches bisher Gesagte und noch zu Sagende als mittelbar oder unmittelbar bezüglich auf den Streit jener beiden trefflichen Französischen Naturforscher, von welchem gegenwärtig immer die Rede bleibt, durchaus anzusehen.

Sodann darf ich voraussetzen, man werde jene so eben bezeichneten Tafeln vor sich zu nehmen und sie mit uns durchzugehen geneigt sein.

Sobald man von Abbildungen spricht, versteht sich, daß eigentlich von Gestalt gehandelt werde; im gegenwärtigen Falle aber sind wir unmittelbar auf die Function der Theile hingewiesen; denn die Gestalt steht in Bezug auf die ganze Organisation, wozu der Theil gehört, und somit auch auf die Außenwelt, von welcher das vollständig organisirte Wesen als ein Theil betrachtet werden muß. In diesem Sinne also gehen wir ohne Bedenken weiter zu Werke.

Auf der ersten Tafel sehen wir diesen Knochen, welchen wir als den vorderßen des ganzen Thierbaues erkennen, auf verschiedene Weise gestaltet; eine nähere Betrachtung läßt uns bemerken, daß durch ihn die nöthigste Nahrung dem Thier zugeeignet werde: so verschieden daher die Nahrung, so verschieden wird auch dieses Organ gestaltet sein. Bei dem Reh finden wir einen leichten, zahnlosen, knöchernen Bügel, um Grashalmen und Blattzweige mäßig abzurupfen. An dem Ochsen sehen wir ungefähr dieselbige Gestalt, nur breiter, plumper, kräftiger, nach Maßgabe der Bedürfnisse des Geschöpfes. In der dritten Figur haben wir das Cameel, welches schafartig eine gewisse, beinahe monstrose Unentschiedenheit zeigt, so daß der Zwischenknochen von der obern Kinnlade, Schneidezahn vom Eckzahn, kaum zu unterscheiden sind.

Auf der zweiten Tafel zeigt sich das Pferd mit einem bedeutenden Zwischenknochen, sechs abgestumpfte Schneidezähne enthaltend; der hier, bei einem jungen Subject, unentwickelte Eckzahn ist der obern Kinnlade vollkommen zugeeignet.

Bemerkenswerth ist an der zweiten Figur derselben Tafel die obere Kinnlade des Sus babirussa, von der Seite betrachtet; hier sieht man in der obern Kinnlade den wunderbaren Eckzahn ganz eigentlich enthalten, indem dessen Alveole an den schneidartig bezahnten Zwischenkiefer kaum anstreift, und nicht die mindeste Einwirkung auf denselben bemerken läßt.

Auf der dritten Tafel schenken wir unsere Aufmerksamkeit der dritten Figur, dem Wolfsgebiß. Der vorgeschobene, mit sechs tüchtigen, scharfen Schneidezähnen versehene Zwischenknochen unterscheidet sich an Figur b durch eine Sutur sehr deutlich von der obern Kinnlade und läßt, obgleich sehr vorgeschoben, die genaue Nachbarschaft mit dem Eckzahne ersehen. Das Löwengebiß, mehr zusammengezogen, zahnkräftiger und gewaltsamer, zeigt jene Unterscheidung und Nachbarschaft noch genauer. Des Eisbärs gleiches Vordergebiß, mächtig, aber unbehülflich, plump, eine characterlose Bildung, auf alle Fälle weniger zum Ergreifen als zum Zerknirschen fähig; die Canales palatini breit und offen; von jener Sutur aber keine Spur, die man jedoch im Geiste zeichnen und ihr den Lauf anweisen wird.

Auf der vierten Tafel Trichecus rosmarus gibt zu mancherlei Betrachtungen Anlaß. Das große Uebergewicht der Eckzähne gebietet dem Zwischenknochen, zurückzutreten, und das widerwärtige Geschöpf erhält dadurch ein menschenähnliches Ansehen. Fig. 1, eines schon erwachsenen Thieres verkleinerte Abzeichnung, läßt den abgesonderten Zwischenknochen deutlich sehen; auch beobachtet man, wie die mächtige, in der obern Kinnlade gegründete Wurzel, bei fortwachsendem Hinaufstreben, eine Art Geschwulst auf der Wangenfläche hervorbringt. Die Figuren 2 und 3 sind nach einem jungen Thiere gleicher Größe gebildet. Bei diesem Exemplar ließ sich der Zwischenknochen völlig von der obern Kinnlade sondern, da alsdann der Eckzahn in seiner, der obern Kinnlade ganz allein angehörigen Alveole ungestört zurückbleibt.

Nach allem Diesem dürfen wir kühnlich behaupten, daß der große Elephanten-Zahn gleichfalls in der obern Kinnlade wurzele; wobei wir zu bedenken haben, daß bei der ungeheuern Forderung, die hier an die obere Kinnlade geschieht, der benachbarte Zwischenknochen, wo nicht zur Bildung der ungeheuern Alveolen, doch zu deren Verstärkung eine Lamelle hergeben sollte.

Soviel haben wir bei sorgfältiger Untersuchung mehrerer Exemplare auszusagen geglaubt, wenn auch schon die im 14. Bande vorgelegten Schädelabbildungen hierin keine Entscheidung herbeiführen.

Denn hier ist es, wo uns der Genius der

Märten.

Das iſt weit.

Schnaps.

Und man giebt ſich ſchon ſeit einem halben Jahre alle erdenkliche Mühe —

Märten.

So fahrt nur fort!

Schnaps.

Mich für die Sache der Freyheit und Gleichheit zu gewinnen.

Märten.

Das wäre!

Schnaps.

Man kennt in Paris meinen Verſtand —

Märten.

Ey! Ey!

Schnaps.

Meine Geſchicklichkeit.

Analogie, als Schutzengel, zur Seite stehen möge, damit wir eine an vielen Arbeiten erprobte Wahrheit nicht in einem einzigen, zweifelhaften Fall verkennen, sondern auch da dem Gesetz gebührende Ehre erweisen, wo es sich uns in der Erscheinung entziehen möchte.

Auf der sinnlichen Tafel ist Affe und Mensch einander entgegengestellt. Was den Letztern betrifft, so ist, nach einem besondern Präparat, Trennung und Verschmelzung des gedachten Knochens deutlich genug angegeben. Vielleicht wären beide Gestalten, als Ziel der ganzen Abhandlung, mannigfaltiger und klarer abzubilden und gegen einander zu stellen gewesen. Aber gerade zuletzt, in der prägnantesten Zeit, stockten Neigung und Thätigkeit in jenem Fache, so daß wir schon dankbar anerkennen müssen, wenn eine hochzuverehrende Societät der Naturforscher diese Fragmente ihrer Aufmerksamkeit würdigen und das Andenken redlicher Bemühungen in dem unzerstörbaren Körper ihrer Acten aufbewahren wollen.

Noch aber müssen wir unsere Leser um fortgesetzte Aufmerksamkeit bitten; denn von Herrn Geoffroy selbst veranlaßt, haben wir noch ein anderes Organ in eben diesem Sinne zu betrachten.

Die Natur bleibt ewig respectabel, ewig bis auf einen gewissen Punct erkennbar, ewig dem Verständigen brauchbar. Sie wendet uns gar mannigfaltige Seiten zu; was sie verbirgt, deutet sie wenigstens an; dem Beobachter wie dem Denker gibt sie vielfältigen Anlaß, und wir haben Ursache, kein Mittel zu verschmähen, wodurch ihr Aeußeres schärfer zu bemerken, und ihr Inneres gründlich zu erforschen ist. Wir nehmen daher zu unsern Zwecken ohne Weiteres die Function in Schutz.

Function, recht begriffen, ist das Dasein in Thätigkeit gedacht; und so beschäftigen wir uns, von Geoffroy selbst aufgerufen, mit dem Arme des Menschen, mit den Vorderfüßen des Thieres.

Ohne gelehrt scheinen zu wollen, beginnen wir von Aristoteles, Hippocrates und Galen, nach dem Bericht des Letztern. Die heitern Griechen schrieben der Natur einen allerliebsten Verstand zu: habe sie doch Alles so artig eingerichtet, daß man das Ganze immer vollkommen finden müsse. Den kräftigen Thieren verleihe sie Klauen und Hörner, den schwächern leichte Beine. Der Mensch aber sei besonders versorgt, durch seine vielthätige Hand, wodurch er statt Hörner und Klauen sich Schwert und Spieß anzuschaffen wisse. Ebenso ist der Zweck, warum der Mittelfinger länger sei als die übrigen, recht lustig zu vernehmen.

Wollen wir jedoch nach unserer Art weiter fortschreiten, müssen wir das große d'Alton'sche Werk vor uns legen und aus dessen Reichthum die Belege zu unsern Betrachtungen entnehmen.

Den Vorderarm des Menschen, die Verbindung desselben mit der Hand, und welche Wunder hier geleistet werden, nehmen wir als allgemein bekannt an. Es ist nichts Geistiges, was nicht in diesen Bereich fiele.

Betrachte man hiernach die reißenden Thiere, wie ihre Klauen und Krallen nur zum Ergreifen der Nahrung geschickt und geschäftig sind, und wie sie, außer einigem Spieltrieb, dem Zwischenknochen untergeordnet und die Knechte des Freßwerkzeugs bleiben.

Die fünf Finger sind bei dem Pferde in einen Huf geschlossen; wir sehen Dieß in geistiger Anschauung, wenn uns nicht auch einmal, durch irgend eine Monstrosität, die Theilbarkeit des Hufes in Finger davon überzeugte. Dieses edle Geschöpf bedarf keines gewaltsamen Aufreißens seiner Nahrung; eine luftige, nicht allzu feuchte Weide befördert sein freies Dasein, welches eigentlich nur einer grenzenlosen Bewegung von hin- und herschwärmendem, behaglichem Muthwillen geeignet zu sein scheint; welche Naturbestimmung denn auch der Mensch zu nützlichen und leidenschaftlichen Zwecken gar wohl zu gebrauchen weiß.

Betrachten wir nun diesen Theil aufmerksam, durch die verschiedensten Thiergattungen, so finden wir, daß die Vollkommenheit desselben und seiner Functionen zunimmt und abnimmt, je nachdem Pronation und Supination mehr oder weniger leicht und vollständig ausgeübt werden kann. Solchen Vortheil besitzen in mehr oder minderem Grade gar viele Thiere; da sie aber den Vorderarm nothwendig zum Stehen und Fortschreiten brauchen, so existiren sie die meiste Zeit in der Pronation; und da auf diese Weise der Radius mit dem Daumen, welchem er organisch verbunden ist, nach innen gekehrt wird, so wird derselbe, als den eigentlichen Schwerpunct bezeichnend, nach Beschaffenheit der Umstände bedeutender, ja zuletzt fast alleinig an seiner Stelle.

Zu den beweglichsten Vorderarmen und den geschicktesten Händen können wir wohl die des Eichhörnchens und verwandter Nagethiere zählen. Ihr leichter Körper, insofern er zur aufrechten Stellung mehr oder weniger gelangt, und die hüpfende Bewegung lassen die Vorderhände nicht plump werden. Es ist Nichts anmuthiger anzusehen, als das Eichhörnchen, das einen Tannzapfen abschält; die mittlere Säule wird ganz rein weggeworfen; und es wäre wohl der Beobachtung werth, ob diese Geschöpfe nicht die Samenkörner in der Spiral-Folge, wie sie sich entwickelt haben, abknuspern und sich zueignen.

Hier können wir ſchicklich der beiden vorſtehenden Nagezähne dieſer Familie gedenken, die, im Zwiſchenknochen enthalten, auf unſern Tafeln nicht dargeſtellt worden, aber deſto mannigfaltiger in den d'Alton'ſchen Heften vorgeführt ſind.

Höchſt merkwürdig ſcheint es zu ſein, daß durch eine geheimnißvolle Uebereinſtimmung, bei vollkommener Thätigkeit der Hand, auch zugleich die Vorderzähne eine höhere Cultur bekommen. Denn während Dieſe bei andern Thieren die Nahrung ergreifen, ſo wird ſie hier von den Händen auf geſchickte Weiſe zum Mund gebracht, wodurch nunmehr die Zähne bloß zum Nagen determinirt werden, und ſo Dieſes einiger Maßen techniſch wird.

Hier aber werden wir in Verſuchung geführt, jenes Griechiſche Dictum nicht ſowohl zu wiederholen, als weiter ſchreitend abzuändern: „Die Thiere werden von ihren Gliedern tyranniſirt,“ möchten wir ſagen, indem ſie ſich zwar derſelben zu Verlängerung und Fortpflanzung ihres Daſeins ohne Weiteres bedienen; da jedoch die Thätigkeit einer jeden ſolchen Beſtimmung, auch ohne Bedürfniß, immer fortwährt, ſo müſſen deßhalb die Nagethiere, wenn ſie geſättigt ſind, zu zerſtören anfangen, bis endlich dieſe Tendenz durch den Biber ein Analogon verdauftiger Architectonik hervorbringt.

Doch auf dieſe Weiſe dürfen wir nicht fortfahren, weil wir uns in's Grenzenloſe verlieren müßten; deßwegen wir uns kurz zuſammenfaſſen.

Wie das Thier ſich immer weiter zum Stehen und Gehen beſtimmt fühlt, deſto mehr wird der Radius an Kraft zunehmen, dem Körper der Ulna von ſeiner Maſſe abziehen, ſo daß dieſe zuletzt faſt verſchwindet und nur das Olecranon als nothwendigſte Articulation mit dem Oberarme übrig bleibt. Gehe man die vorliegenden d'Alton'ſchen Bildniſſe durch, ſo wird man hierüber gründliche Betrachtungen anſtellen und immer zuletzt an dieſem Theil und andern das Daſein, das ſich durch die Geſtalt hervorthut, in lebendiger, verhältnißmäßiger Function erblicken.

Nun aber haben wir des Falles zu gedenken, wo noch hinreichende Andeutung des Organs übrig iſt, auch da, wo alle Function völlig aufhört, welches uns auf einer neuen Seite in die Geheimniſſe der Natur zu dringen befähigt.

Man nehme das Heft d'Alton's d. J., die ſtraußartigen Vögel vorſtellend, zur Hand und betrachte von der erſten bis zur vierten Tafel, vom Skelette des Straußes bis zu dem des Neuholländiſchen Caſuars, und bemerke, wie ſich der Vorderarm ſtufenweiſe zuſammenzieht und vereinfacht.

Ob nun gleich dieſes Organ, welches den Menſchen eigentlich zum Menſchen, den Vogel zum Vogel macht, zuletzt auf das Sonderbarſte abbreviirt erſcheint, daß man daſſelbe als eine zufällige Mißbildung anſprechen könnte: ſo ſind doch die ſämmtlichen einzelnen Gliedmaßen daran gar wohl zu unterſcheiden; das Analogon ihrer Geſtalt iſt nicht zu verkennen, ebenſo wenig, wie weit ſie ſich erſtrecken, wo ſie ſich einfügen und, obgleich die vorderſten ſich an Zahl verringern, die übrigbleibenden ihre beſtimmte Nachbarſchaft nicht aufgeben.

Dieſen wichtigen Punct, den man bei Unterſuchung der höhern thieriſchen Oſteologie in's Auge faſſen muß, hat Geoffroy vollkommen richtig eingeſehen und entſchieden ausgedrückt: daß man irgend einen beſondern Knochen, der ſich uns zu verbergen ſcheint, am Sicherſten innerhalb der Grenzen ſeiner Nachbarſchaft entdecken könne.

Von einer andern Hauptwahrheit, die ſich hier unmittelbar anſchließt, iſt er gleichfalls durchdrungen: daß nämlich die haushältige Natur ſich einen Etat, ein Budget vorgeſchrieben, in deſſen einzelnen Capiteln ſie ſich die vollkommenſte Willkür vorbehält, in der Haupt-Summe jedoch ſich völlig treu bleibt, indem, wenn an der einen Seite zu viel ausgegeben worden, ſie es der andern abzieht und auf die entſchiedenſte Weiſe ſich in's Gleiche ſtellt. Dieſe beiden ſichern Wegweiſer, denen unſere Deutſchen ſeit ſo manchen Jahren ſo viel verdankt, ſind von Herrn Geoffroy dergeſtalt anerkannt, daß ſie ihm auf ſeinem wiſſenſchaftlichen Lebensgange jederzeit die beſten Dienſte leiſten; wie ſie denn überhaupt den traurigen Behelf der Cauſalſachen völlig beſeitigen werden.

Soviel ſei genug, um anzudeuten, daß wir keine Art der Manifeſtation des labyrinthiſchen Organismus außer Acht laſſen dürfen, wenn wir durch Anſchauung des Aeußern zur Einſicht in das Innerſte gelangen wollen.

Aus dem bisher Verhandelten iſt erſichtlich, daß Geoffroy zu einer hohen, der Idee gemäßen Denkweiſe gelangt ſei. Leider bietet ihm ſeine Sprache auf manchen Puncten nicht den richtigen Ausdruck; und da ſein Gegner ſich im gleichen Falle befindet, ſo wird dadurch der Streit unklar und verworren. Wir wollen ſuchen, dieſen Umſtand beſcheidentlich aufzuklären. Denn wir möchten dieſe Gelegenheit nicht verſäumen, bemerklich zu machen, wie ein bedenklicher Wortgebrauch bei Franzöſiſchen Vorträgen, ja bei Streitigkeiten vortrefflicher Männer, zu bedeutenden Irrungen Veranlaſſung gibt. Man glaubt, in reiner Proſa zu reden, und man ſpricht ſchon tropiſch; den Tropen wendet Einer anders an, als der Andere, führt ihn in verwandtem

Sinne weiter, und so wird der Streit unendlich und das Räthsel unauflöslich.

Matériaux; dieses Wortes bedient man sich, um die Theile eines organischen Wesens auszudrücken, die zusammen entweder ein Ganzes oder einen untergeordneten Theil des Ganzen ausmachen. In diesem Sinne würde man den Zwischenknochen, die obere Kinnlade, das Gaumenbein, Materialien nennen, woraus das Gewölbe des Rachens zusammengesetzt ist; ebenso den Knochen des Oberarms, die beiden des Vorderarms und die mannigfaltigen der Hand als Materialien betrachten, woraus der Arm des Menschen, der Vorderfuß des Thieres zusammengesetzt ist.

Im allgemeinsten Sinne bezeichnen wir aber durch das Wort Materialien unzusammenhängende, wohl auch nicht zusammengehörige, ihre Bezüge durch willkürliche Bestimmung erhaltende Körper. Balken, Bretter, Latten sind Materialien einer Art, aus denen man gar mancherlei Gebäude und so denn auch z. B. ein Dach zusammenfügen kann. Ziegeln, Kupfer, Blei, Zink, haben mit jenen gar Nichts gemein, und werden doch noch Umständen das Dach abzuschließen nöthig.

Wir müssen daher dem Französischen Wort matériaux einen viel höhern Sinn unterlegen, als ihm zukommt, ob es gleich ungern geschieht, weil wir die Folgen voraussehen.

Composition; ein gleichfalls unglückliches Wort, mechanisch mit dem vorigen mechanischen verwandt. Die Franzosen haben solches, als sie über Künste zu denken und zu schreiben anfingen, in unsere Kunstlehren eingeführt; denn so heißt es: der Maler componire sein Gemälde; der Musicus wird sogar ein für alle Mal Compositeur genannt. Und doch, wenn Beide den wahren Namen eines Künstlers verdienen wollen, so setzen sie ihre Werke nicht zusammen, sondern sie entwickeln irgend ein inwohnendes Bild, einen höhern Anklang nach- und kunstgemäß.

Ebenso wie in der Kunst ist, wenn von der Natur gesprochen wird, dieser Ausdruck herabwürdigend. Die Organe componiren sich nicht als vorher fertig; sie entwickeln sich aus- und aneinander zu einem Nothwendigen, in's Ganze greifenden Dasein. Da mag denn von Function, Gehalt, Farbe, Maß, Masse, Gewicht oder von andern Bestimmungen, wie sie heißen mögen, die Rede sein; Alles ist bei'm Betrachten und Forschen zulässig; das Lebendige geht ungestört seinen Gang, pflanzt sich weiter, schwebt, schwankt, und erreicht zuletzt seine Vollendung.

Embranchement ist gleichfalls ein technisches Wort des Zimmerhandwerks und drückt aus, die Balken und Sparren in- und aneinander zu fügen. Ein Fall, wo dieses Wort zutreffend und ausdrücklich erscheint, ist, wenn es gebraucht wird, um die Verzweigung einer Straße in mehrere zu bezeichnen.

Wir glauben, hier im Einzelnen sowie im Ganzen die Nachwirkung jener Epoche zu sehen, wo die Nation dem Sensualism hingegeben war, gewohnt, sich materieller, mechanischer, atomistischer Ausdrücke zu bedienen; da denn der forterbende Sprachgebrauch zwar im gemeinen Dialog hinreicht, sobald aber die Unterhaltung sich in's Geistige erhebt, den höhern Ansichten vorzüglicher Männer offenbar widerstrebt.

Noch ein Wort führen wir an, das Wort Plan. Weil sich, um die Materialien wohl zu componiren, eine gewisse, voraus überdachte Anordnung nöthig macht, so bedienen Jene sich des Wortes Plan, werden aber sogleich dadurch auf den Begriff eines Hauses, einer Stadt geleitet, welche, noch so vernünftig angelegt, immer noch keine Analogie zu einem organischen Wesen darbieten können. Dennoch brauchen sie unbedacht Gebäude und Straßen als Gleichniß; da denn zugleich der Ausdruck Unité du Plan zum Mißverständnisse, zum Hin- und Wiedersprechen Anlaß gibt und die Frage, worauf Alles ankommt, durchaus verdüstert wird.

Unité du Type würde die Sache schon näher auf den rechten Weg geleitet haben, und Dieß lag so nahe, indem sie das Wort Type im Context der Rede gar wohl zu brauchen wissen, da es eigentlich obenanstehen und zur Ausgleichung des Streites beitragen sollte.

Wiederholen wir zunächst nur, daß Graf Buffon schon im Jahre 1753 drucken läßt: er bekenne sich zu einem dessin primitif et général — qu'on peut suivre très loin — sur lequel tout semble avoir été conçu. Tome IV. p. 379.

„Was bedarf es weiter Zeugniß?"

Hier aber möchte es der Ort sein, zu der Streitigkeit, von der wir ausgingen, wieder zurückzukehren und ihre Folgen nach der Zeitreihe, insofern es uns möglich ward, vorzutragen.

Erinnern wird man sich, daß dasjenige Heft, welches unser Vorstehendes veranlaßte, vom 15. April 1830 datirt ist. Die sämmtlichen Tagesblätter nehmen sogleich Kenntniß von der Sache und sprechen sich für und dawider aus.

Im Monat Juni bringen die Herausgeber der Revue encyclopédique die Angelegenheit zur Sprache, nicht ohne Kunst für Geoffroy. Sie erklären dieselbe für Europäisch, d. h. in und außerhalb des wissenschaftlichen Kreises bedeutend. Sie rücken einen Aufsatz des vorzüg

lichen Mannes in extenso ein, welcher allgemein gekannt zu sein verdient, da er, kurz und zusammengefaßt, wie es eigentlich gemeint sei, ausspricht.

Wie leidenschaftlich der Streit behandelt werde, sieht man daraus, daß am 19. Juli, wo die politische Gährung schon einen hohen Grad erreicht hatte, diese weit abliegende, wissenschaftlich theoretische Frage solche Geister beschäftigt und aufregt.

Dem sei nun, wie ihm sei, wir werden durch diese Controvers auf die innern, besondern Verhältnisse der Französischen Academie der Wissenschaften hingewiesen; denn daß diese innere Mißhelligkeit nicht eher laut geworden, davon mag Folgendes wohl die Ursache gewesen sein.

In den frühern Zeiten waren die Sitzungen der Academie geschlossen; nur die Mitglieder fanden sich ein und discutirten über Erfahrungen und Meinungen. Nach und nach ließ man Freunde der Wissenschaften als Zuhörer freundlich herein; andere Zudringende konnten in der Folge nicht wohl abgehalten werden; und so sah man sich endlich in Gegenwart eines bedeutenden Publicums.

Wenn wir den Weltlauf mit Sorgfalt betrachten, so erfahren wir, daß alle öffentlichen Verhandlungen, sie mögen religiös, politisch oder wissenschaftlich sein, früher oder später durchaus formell werden.

Die Französischen Academien enthielten sich deßhalb, wie in guter Gesellschaft herkömmlich, aller gründlichen und zugleich heftigen Controvers; man discutirte nicht über die Vorträge; sie wurden an Commissionen zur Untersuchung gegeben und nach deren Gutachten behandelt, worauf denn einem oder dem andern Aufsatz die Ehre widerfuhr, in die Memoiren der Academie aufgenommen zu werden. So viel ist es, was uns im Allgemeinen bekannt geworden.

Nun aber wird in unserm Falle gemeldet, die einmal ausgebrochene Streitigkeit werde auch auf ein solches Herkommen bedeutenden Einfluß haben.

In der Academie-Sitzung vom 19. Juli vernehmen wir einen Nachklang jener Differenzen, und nun kommen sogar die beiden perpetuirlichen Secretäre, Cuvier und Arago, in Conflict.

Bisher war, wie wir vernommen haben, die Gewohnheit, in einer jeden folgenden Session nur die Rubriken der vorhergehenden, vorgetragenen Nummern zu referiren, und freilich dadurch Alles zu beseitigen.

Der andere perpetuirliche Secretär Arago macht jedoch gerade dieß Mal eine unerwartete Aufnahme und trägt die von Cuvier eingelegte Protestation umständlich vor. Dieser repotirt jedoch gegen solche Neuerungen, welche großen Zeitaufwand nach sich ziehen müßten, indem er sich zugleich über die Unvollständigkeit des eben vorgetragenen Resumé's beklagt.

Geoffroy de St. Hilaire widerspricht; es werden die Beispiele anderer Institute angeführt, wo Dergleichen mit Nutzen geschehe.

Dem wird abermals widersprochen, und man hält es zuletzt für nöthig, diese Angelegenheit weiterer Ueberlegung anheim zu geben.

In einer Sitzung vom 11. October liest Geoffroy einen Aufsatz über die besondern Formen des Hinterhauptes der Crocodille und des Teleosaurus; hier wirft er nun Herrn Cuvier eine Versäumniß in Beobachtung dieser Theile vor; der Letztere steht auf, sehr wider seinen Willen, wie er versichert, aber durch diese Vorwürfe genöthigt, um solche nicht stillschweigend zuzugeben. Und ist Dieses ein merkwürdiges Beispiel, welchen großen Schaden es bringe, wenn der Streit um höhere Ansichten bei Einzelnheiten zur Sprache kommt.

Bald darauf erfolgt eine Session, deren wir mit den eigenen Worten des Herrn Geoffroy hier gedenken wollen, wie er sich darüber in der Gazette Médicale vom 23. October vernehmen läßt.

„Gegenwärtige Zeitung und andere öffentliche Blätter hatten die Neuigkeit verbreitet: jene zwischen Herrn Cuvier und mir entsponnene Streitigkeit sollte in der nächsten academischen Sitzung wieder aufgenommen werden. Man eilte herbei, um die Entwickelungen meines Gegners zu vernehmen, welche er über das Kehlbein der Crocodille vorläufig angekündigt hatte.

Der Saal war mehr als gewöhnlich angefüllt, und man glaubte, unter den Zuhörern nicht nur solche zu sehen, welche, von reinem Interesse beseelt aus den wissenschaftlichen Gärten herankommen; man hatte vielmehr Neugierige zu bemerken und Aeußerungen eines Athenienser Parterres von ganz abweichenden Gesinnungen zu vernehmen.

Dieser Umstand, Herrn Cuvier mitgetheilt, bewog ihn, den Vortrag seines Aufsatzes auf eine andere Sitzung zu verschieben.

Von seinem anfänglichen Vorhaben in Kenntniß gesetzt, hielt ich mich zu antworten bereit, war es aber nun sehr zufrieden, diese Sache dergestalt sich auflösen zu sehen; denn einem wissenschaftlichen Wettkampfe zieh' ich vor, meine Folgerungen und Schlüsse bei der Academie zu hinterlegen.

Meinen Aufsatz hatte ich niedergeschrieben in der Absicht, wenn ich aus dem Streite über die Angelegenheit gesprochen hätte, denselben zur Aufbewahrung dem academischen

Archiv anzuvertrauen, mit der Bedingung: no varietur."

Seit jenen Ereigniſſen iſt nun ſchon ein Jahr vorüber, und man überzeugt ſich aus dem Geſagten, daß wir auf die Folge einer ſo bedeutenden, wiſſenſchaftlichen Exploſion, ſelbſt nach der großen politiſchen, aufmerkſam geblieben. Jetzt aber, damit das Vorſtehende nicht ganz veralte, wollen wir nur ſo viel erklären, daß wir glauben, bemerkt zu haben, es werden die wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen in dieſem Felde ſeither bei unſern Nachbarn mit mehr Freiheit und auf eine geiſtreichere Weiſe behandelt.

Von unſern Deutſchen Theilnehmenden haben wir folgende Namen erwähnt gefunden: Bojanus, Carus, Kielmeyer, Meckel, Oken, Spix, Tiedemann. Darf man nun vorausſetzen, daß die Verdienſte dieſer Männer anerkannt und genutzt werden; daß die genetiſche Denkweiſe, deren ſich der Deutſche nun einmal nicht entſchlagen kann, mehr Credit gewinne: ſo können wir uns gewiß von jener Seite einer fortgeſetzten, theilnehmenden Mitarbeit erfreuen.

Weimar, im März 1822.

Erläuterung zu dem aphoriſtiſchen Aufſatz „die Natur".

(Siehe Seite 226.)

Goethe an den Canzler von Müller.

Jener Aufſatz iſt mir vor Kurzem aus der brieflichen Verlaſſenſchaft der ewig verehrten Herzogin Anna Amalia mitgetheilt worden; er iſt von einer wohlbekannten Hand geſchrieben, deren ich mich in den achtziger Jahren in meinen Geſchäften zu bedienen pflegte.

Daß ich dieſe Betrachtungen verfaßt, kann ich mich factiſch zwar nicht erinnern, allein ſie ſtimmen mit den Vorſtellungen wohl überein, zu denen ſich mein Geiſt damals ausgebildet hatte. Ich möchte die Stufe damaliger Einſicht einen Comparativ nennen, der ſeine Richtung gegen einen noch nicht erreichten Superlativ zu äußern gedrängt iſt. Man ſieht die Neigung zu einer Art von Pantheismus, indem den Welterſcheinungen ein unerforſchliches, unbedingtes, humoriſtiſches, ſich ſelbſt widerſprechendes Weſen zum Grunde gedacht iſt, und mag als Spiel, dem es bitterer Ernſt iſt, gar wohl gelten.

Die Erfüllung aber, die ihm fehlt, iſt die Anſchauung der zwei großen Triebräder aller Natur: der Begriff von Polarität und von Steigerung, jene der Materie, inſofern wir ſie materiell, dieſe ihr dagegen, inſofern wir ſie geiſtig denken, angehörig; jene iſt in immerwährendem Anziehen und Abſtoßen, dieſe in immer ſtrebendem Aufſteigen. Weil aber die Materie nie ohne Geiſt, der Geiſt nie ohne Materie exiſtirt und wirkſam ſein kann: ſo vermag auch die Materie ſich zu ſteigern, ſowie ſich's der Geiſt nicht nehmen läßt, anzuziehen und abzuſtoßen; wie Derjenige nur allein zu denken vermag, der genugſam getrennt hat, um zu verbinden, genugſam verbunden hat, um wieder trennen zu mögen.

In jenen Jahren, wohin gedachter Aufſatz faßen möchte, war ich hauptſächlich mit vergleichender Anatomie beſchäftigt und gab mir 1786 unſägliche Mühe, bei Andern an meiner Ueberzeugung: dem Menſchen dürfe der Zwiſchenknochen nicht abgeſprochen werden, Theilnahme zu erregen. Die Wichtigkeit dieſer Behauptung wollten ſelbſt ſehr gute Köpfe nicht einſehen; die Wichtigkeit läugneten die beſten Beobachter, und ich mußte, wie in ſo vielen andern Dingen, im Stillen meinen Weg für mich fortgehen.

Die Verſatilität der Natur im Pflanzenreiche verfolgte ich unabläſſig, und es glückte mir Anno 1788 in Sicilien, die Metamorphoſe der Pflanzen, ſo im Anſchauen wie im Begriff, zu gewinnen. Die Metamorphoſe des Thierreichs lag nahe d'ran, und im Jahre 1790 offenbarte ſich mir in Venedig der Urſprung des Schädels aus Wirbelknochen; ich verfolgte nun eifriger die Conſtruction des Typus, dictirte das Schema im Jahre 1795 an Max Jacobi in Jena und hatte bald die Freude, von Deutſchen Naturforſchern mich in dieſem Fache abgelöſ't zu ſehen.

Vergegenwärtigt man ſich die hohe Aufführung, durch welche die ſämmtlichen Naturerſcheinungen nach und nach vor dem menſchlichen Geiſte verkettet worden, und lieſ't alsdann obigen Aufſatz, von dem wir ausgingen, nochmals mit Bedacht: ſo wird man nicht ohne Lächeln jenen Compakativ, wie ich ihn nannte, mit dem Superlativ, mit dem hier abgeſchloſſen wird, vergleichen und eines fünfzigjährigen Fortſchreitens ſich erfreuen.

Weimar, 24. Mai 1822.

Mineralogie, Geologie, Meteorologie.

Mineralogie und Geologie.

Zur Kenntniß der Böhmischen Gebirge.

Was ich dort gelebt, genossen,
Was mir All' dortaus entsprossen,
Welche Freude, welche Kenntniß,
Wär' ein allzu lang' Geständniß!
Mög' es Jeden so erfreuen,
Die Erforschten, die Neuen!

Carlsbad.

Vor geraumen Jahren verweilte ich einen glücklichen Sommer an der heißen Heilquelle in Gesellschaft des edeln, für Kunst und Wissenschaft immer thätigen von Racknitz, an dessen Freundschaft und Umgang ich der vergnüglichsten Belehrung genoß. Er hatte schon bedeutende Kenntnisse des Mineral-Reichs aus der ersten Hand empfangen; die Academie in Freiberg wirkte mächtig auf Sachsen, auf Deutschland; unser umsichtiger junger Fürst hatte Carl Wilhelm Voigt dorthin gesandt, um sich theoretisch und practisch zu solchen Geschäften auszubilden. Auch ich ward veranlaßt, mich in dem anorganischen Reiche umzusehen, dessen Theile sich aufzuklären schienen, und auf dessen Ganzes man mit mehrerm Zutrauen hinzuschauen wagte.

Hier am Orte fühlte ich nun zuerst, welche große Gabe auch der geselligen Unterhaltung, durch eine solche aufkeimende Wissenschaft, mit geprüften Freunden sowie mit den Bekannten gegeben sei. In freier Luft, bei jedem Spaziergang, er führe nun durch's ruhige Thal oder zu schroffen, wilden Klippen, waren Stoff und Gelegenheit zu Beobachtung, Betrachtung, Urtheil und Meinung; die Gegenstände blieben fest, die Ansichten bewegten sich auf's Mannigfaltigste.

Nöthigte ein widerwärtiges Wetter die Naturfreunde in's Zimmer, so hatten sich auch da so viele Musterstücke gehäuft, an denen man das Andenken der größten Gegenstände wieder beleben, und die auch den kleinsten Theilen zu widmende Aufmerksamkeit prüfen und schärfen konnte. Hierzu war der Steinschneider Joseph Müller auf das Treufleißigste behülflich; er hatte zuerst die Carlsbader-Sprudelsteine, die sich vor allen Kalkflutern der Welt vortheilhaft auszeichnen, in ihrer eigenthümlichen Schönheit und Mannigfaltigkeit gesammelt, geschnitten, geschliffen und bekannt gemacht. Daneben versäumte Derselbe nicht, auch auf andere geologische Denkwürdigkeiten seine Aufmerksamkeit gleichfalls zu richten; er verschaffte die merkwürdigen, aus dem verwitternden Granit sich ablösenden Zwillings-Crystalle und andere Musterstücke der an mannigfaltigen Erzeugnissen so reichen Gegend.

Die Briefe, welche hierauf der scharfblickende, bedächtige, genaue, emsige von Racknitz an den lebhaft umherschauenden, beobachtenden, erläuternden, erklärenden, meinenden und wähnenden von Weltheim schrieb und drucken ließ, dienten mir bei wiederholtem Besuch jener Urgegend zum festen Anhaltepuncte, und ich entfernte mich niemals von dem geliebten Ort ohne Gewinn an Belehrung und Bildung.

Nach einem Zwischenraum so mancher Jahre verfügte ich mich wieder dahin; ich fand die Gegend immer dieselbe, so auch den wackern Müller, an Tagen älter, in unterbrochener Jünglingsthätigkeit; er hatte seine Studien über die ganze Gegend ausgedehnt, und seine Sammlung, vom Grundgebirge an durch alle Uebergänge bis zu den pseudovulcanischen Erscheinungen verbreitet. Er theilte mir einen schriftlichen Aufsatz mit, dessen Redaction er wünschte; wir kamen über eine gewisse Anordnung überein, wie sie in dem nachstehenden Verzeichniß beliebt ist; und so wurden auch die Gedanken dieses braven Mannes, insofern ich sie mir aneignen konnte, mit meinen Ueberzeugungen verschmolzen, der daraus entsprungene Aufsatz, unter Theilnahme und Mitwirkung des Dr. Riemer, der mir in ästhetischen und wissenschaftlichen Arbeiten viele Jahre treulich beigestanden, auf der Stelle verfaßt und abgedruckt.

Diese wenigen Blätter gaben seither den Besuchenden Fingerzeige, wornach sie die Gegend beschauen und sich nach eigener Sinnesweise daran belehren könnten. Möge nun auch dieß erneuerte Denkmal einer von mir immer treulich fortgesetzten Bemühung nicht ohne Nutzen für unsere Nachreisenden bleiben.

Joseph Müller'sche Sammlung.

Die Felsen und Berge, von denen man sich in Carlsbad umgeben sieht, bestehen, was ihre Gipfel betrifft, sämmtlich, die meisten aber auch bis zu ihrem Fuß herab, aus Granit,

welcher feinkörnig (1. 2) und grobkörnig (3. 4) in mancherlei Abwechselung vorkommt.

Große Theile rhombischen Feldspathes zeigen sich auffallend in der grobkörnigen Art. Sie deuten sowohl ihrer innern Structur als äußern Form nach auf eine Crystallisation, welche sich bald entschiedener ausspricht. Denn es gibt große Massen des Carlsbader-Granits, worin man vollkommene Crystalle, und zwar von sehr complicirter Bildung antrifft (5). Es sind Doppel-Crystalle, welche aus zwei in- und übereinander greifenden Crystallen zu bestehen scheinen, ohne daß man jedoch den einen ohne den andern einzeln denken könnte. Ihre Form ist durch Beschreibung nicht wohl vor die Einbildungskraft zu bringen; man kann sich solche aber im Ganzen als zwei ineinander gefügte rhombische Tafeln vorstellen (6. 7. 8).

Die größten, welche wir aufgefunden, sind drei Zoll lang und drittehalb Zoll breit, die kleinsten etwa von der Länge eines Zolls und in gleichem Verhältnisse breit, wiewohl auch bei größern und kleinern öfters Länge und Breite mit einander übereinkommen. Sie sind in den Granit innig verwachsen; und insofern er nicht verwitterlicher Art ist, geben sie den Platten desselben, dergleichen hier als Trittsteine vor den Häusern liegen, ein schönes, porphyrartiges Ansehen, besonders wenn sie vom Regen abgespült worden. Will man sie in den Granit-Blöcken kennen lernen, so steige man hinter dem Hammer den Dorf- und Waldweg hinauf.

Von ihrer eigentlichen merkwürdigen Bildung aber würden wir keinen deutlichen Begriff haben, wenn der Granit, der sie enthält, nicht manchmal dergestalt verwitterte, daß die Umgebung zu Sand und Grus zerfiele, die Crystalle selbst aber fest und unverändert zur Freiheit kämen, wobei jedoch zu beobachten ist, daß sie bald aufgelesen werden müssen, weil auch sie durch Zeit und Witterung zerfallen, wenigstens brüchig werden.

Kennen wir sie nun in ihrer einfachen Doppelgestalt, so finden wir sie auch mit einander auf vielfache Weise verbunden. Theils in Tafel auf Tafel aufgewachsen, theils sind mehrere unregelmäßig zusammengehäuft. Manchmal sind zwei solcher Doppel-Crystalle in Kreuzform innig vereint. Sehr selten erscheinen sie zu weißer Porcellan-Erde verwittert. Auch die kleinern Bruchstücke, die man von ihnen findet, behalten noch immer das Ansehen und die Eigenschaften des Feldspathes.

Hierauf legen wir, um mehrerer Mannigfaltigkeit willen, Musterstücke entfernterer Granit-Arten bei, als bei Fischen (9), von Dallwitz (10) und eine sonstige Abänderung (11).

Nach Diesem zieht ein feinkörniger Granit, der an mehrern Orten des hiesigen Gebirges vorkommt, unsere Aufmerksamkeit an sich. Er hat eine röthliche Farbe, die an den Lepidolith erinnert, und zeigt auf dem frischen Bruche kleine, braunrothe Flecken (12).

Beobachtet man diese näher und an mehrern Beispielen, so wird man bald gewahr, daß auch hier eine Crystall-Form angedeutet ist. Verwittert nun gar das Gestein bis auf einen gewissen Grad, so findet man, indem man es auseinander schlägt, völlig ausgebildete Crystalle, jedoch mit der Eigenheit, daß sie nur mit einem Theile aus dem Gestein hervorragen, der andere aber in demselben fest verwachsen bleibt (13); wie uns denn kein völlig loser, vollständiger Crystall der Art jemals vorgekommen.

An Gestalt gleichen sie jenen erstenerwähnten Doppel-Crystallen des Feldspathes; nur überschreiten sie selten einen Zoll, die gewöhnlichsten erreichen kaum einen halben.

Ihre Farbe ist ursprünglich braunroth, die sich auch wohl äußerlich gegen das Violblaue zieht; doch gehen sie öfters in eine weiße Porcellan-Erde über (14). Zerschlägt man ein Stück dieses Gesteins, das man von einer ganz frischen Stelle, welche im Steinbruche erst entblößt worden, weggenommen, so findet man den Bruch der Crystalle stets vollkommen roth. Erweidet aber dieses Gestein den Einfluß der Witterung, so fängt die Veränderung von außen an da, wo die Crystalle mit dem Muttergestein zusammenhängen, und zieht sich nach und nach gegen das Innere. Die rothe Farbe verschwindet und macht der weißen Platz, welche den ganzen Crystall endlich durchdringt, der nun aber auch zugleich seine Consistenz verliert, und beim Zerschlagen des Steins seine Form nicht mehr entschieden behalten kann.

Untersucht man ferner die Mannigfaltigkeit der Carlsbader-Granite, so findet man mehrere Stellen, welche auf ein Talkartiges hindeuten. Die grüne Farbe zeigt und verbreitet sich durch das Gestein, und an den Ablösungen läßt sich ein glänzendes Festes beobachten, das man für nephritisch ansprechen möchte.

In einem gewissen Granit, der an mehrern Orten zwischen dem andern auftritt und oft einen rothen, von Quarzkörnern durchsäeten Feldspath enthält, wobei der Glimmer kaum merklich ist, finden sich Crystalle, den vorbeschriebenen ähnlich, der Größe nach nie einen Zoll erreichend, an Farbe gelbgrünlich, übrigens von völlig speckstein-ähnlichem Ansehen (15). Wie nun die grüne Farbe dem ganzen Gestein angehört, so scheint sie auch ursprünglich den Crystallen eigen zu sein: denn sie bleiben sich

unter allen Umſtänden gleich, und laſſen ſich nicht, wie jene rothen, auf dem Uebergang in einen andern Zuſtand, in eine andere Farbe betreffen und beobachten. Feſt und vollkommen ſowohl als verwittert und zerbröckelt behalten ſie ihre grüne Farbe und das ſpeckſteinartige Anſehen. Niemals erreichen ſie die Größe eines Zolls; doch laſſen ſie uns jene oben erwähnte, cryſtalliſche Doppelgeſtalt bei dem Maß von drei Linien noch deutlich genug erblicken (16).

Wir verlaſſen nunmehr dieſe Cryſtalliſationen und ſuchen den Feldſpath auf, wie er auch als Maſſe zwiſchen und neben dem Granit gefunden wird. Der ſchönſte zeigt ſich in der Dorotheen-Aue als Gang; ſeine Flächen ſpiegeln ſehr lebhaft, ſeine Farbe zieht ſtellenweiſe aus dem Fleiſchrothen in's Gränliche, und man dürfte ihn daher gar wohl mit der Adularia vergleichen (17).

Weniger edel, doch rein und mächtig, tritt er bei Daßnitz neben und unter dem Granit in großen Maßen hervor (18). Er verwandelt ſich in dem Porcellan-Feuer zu einem ſchönen weißen, dem Fettquarz ähnlichen Körper (19), welchen man zur Fabrication des Steinzeuges zu nützen weiß.

In und an dem Granit von Engelhaus finden ſich mancherlei Abweichungen. Beſonders merkwürdig ſind Stellen deſſelben, wo ſich in dem Feldſpath erſt Quarztheile unregelmäßig eingeſtreut befanden, nachher aber Quarz und Feldſpath zuſammen einen vollkommenen Schrift-Granit bilden (20).

Ebenſo zeigt ſich in dieſer Gegend ein Feldſpath, auf welchen der Glimmer Einfluß gehabt, von dendritiſchem Anſehen. Die Zweige breiten ſich aus, zärter oder ſtärker, wobei der Glimmer ſich bald deutlicher ſehen läßt, bald ſich verbirgt, jedoch immer hier und da ſilberweiß in einzelnen Blättern zum Vorſchein kommt (21, 22).

Bei Carlsbad, ſowohl diesſeits als jenſeits der Eger, trifft man in einem ſehr feinkörnigen Granit den Glimmer an, der ſich neſterweiſe zuſammengezogen, und ſeine nächſte Umgebung völlig verlaſſen, welche deßwegen weißer als das übrige Geſtein erſcheint (23). Innerhalb dieſer Neſter, in welchen der Glimmer mehr oder weniger undeutlich wird, fängt man den Schörl zu bemerken an; wie man denn auch dieſes letztere Mineral, theils neſterweiſe, theils durch den Granit vertheilt, entſchieden deutlich antrifft (24).

Haben wir uns bisher mit dem Urgebirg beſchäftigt, und an demſelben theilweiſe Manches gefunden, was auf den Uebergang in eine andere Epoche deuten möchte: ſo gelangen wir nunmehr an eine Gebirgs- oder vielmehr Geſteinart, die, indem ſie den vorigen nahe verwandt iſt, unſere Betrachtung weiter leitet.

Feinkörniger Granit, demjenigen ähnlich, in welchem wir die Glimmerneſter angetroffen, enthält ſchmale Gänge von Hornſtein (25). Sie kommen vor als Haarklüfte, ſodann in der Breite einer Linie bis über zwei Zoll, gehen in dem Granit neben einander her, und faſſen, indem ſie ſich durcheinander ſchlingen, größere oder kleinere Theile deſſelben (26).

Eine Steinart, welche dieſen Hornſtein vorzubereiten ſcheint, zeigt ſich, jedoch ſeltener, als ein ſchweres, weißliches Thongeſtein, das am Stahle Feuer gibt, und ſich überhaupt in ſeinem ganzen Weſen dem Jaspis nähert (27). Man findet es gleichfalls mit dem Granit verbunden, und es laſſen ſich Stücke vorweiſen, woran der Uebergang in jenen vollkommenen Hornſtein deutlich zu erkennen iſt.

Die ſtärkern Gänge des reinen Hornſteins enthalten kleine Neſter von Granit, wobei zu bemerken iſt, daß die Granit Theile durchaus ſcharfkantig und keineswegs abgerundet erſcheinen (28).

Nunmehr findet ſich auch die Maſſe des Hornſteins mächtiger, welche größere oder kleinere Granit-Theile in ſich enthält (29), die jedoch dergeſtalt eingeſprengt und verwachſen ſind, daß man die enthaltende Maſſe mit der enthaltenen als gleichzeitig anſprechen muß; wie denn auch dergleichen Stücke ein völlig porphyrartiges Anſehen haben.

Innerhalb dieſer Steinart tritt nun auch der Kalk bedeutend hervor, indem er zuerſt ſchmale Klüfte und kleine Räume zwiſchen dem Granit und Hornſtein, als ein feiner, weißer Kalkſpath ausfüllet (30). Hier zeigt ſich zugleich der Hornſtein von einem Eiſen-Ocher durchdrungen und überzogen. Er wird im Bruche erdiger und matter, und legt nach und nach ſeinen entſchiedenen Character völlig ab.

Der Kalkſpath nimmt überhand, ſo daß er zuletzt ſchichtweiſe, theils dicht, theils cryſtalliſirt vorkommt (31). Nicht weniger findet ſich ein Kalkſtein von körnigem Gefüge und iſabellgelber Farbe, der in größern Partien einen Beſtandtheil des Ganzen ausmacht (32), bis ſich zuletzt abermals der Kalkſpath als eine über zwei Zoll ſtarke Schale, von Eiſen-Ocher durchdrungen und ſchwarzbraun gefärbt, an die Gebirgsart anlegt (33), mit welcher derſelbe zwar feſt und urſprünglich verwachſen iſt, ſich aber an kleinern Maßen ſchwerer in dieſer Verbindung darſtellen läßt, weil die anliegenden Schalen, bei dem Zerſchlagen der größern Stücke, ſich leicht abſondern.

Auch kommt in dieſer Geſteinart der Schwefelkies vor, in dem Hornſtein eingeſchloſſen, von

Quarz durchdrungen, in unbeſtimmten Figuren, doch manchmal zum Viereck ſich hinneigend (34).

Daß dieſe Gebirgsart auf der Oberfläche durchlöchert, verwittert, mit Eiſen-Ocher überzogen, in einer unſcheinbaren, wilden Geſtalt ſich finde, läßt ſich aus dem Obigen ſchließen; wie wir denn manche, einem genauen Beobachter intereſſante Abweichungen und Abänderungen gegenwärtig übergehen.

Dieſes von der fünfundzwanzigſten bis zur vierundbreißigſten Nummer beſchriebene Geſtein läßt ſich an Ort und Stelle kaum noch beobachten, indem es da, wo es, von Alters her der Luft und Witterung ausgeſetzt, frei, wie z. B. am Bernhards-Felſen, anſteht, verwittert und unſcheinbar geworden iſt, friſchere Stellen aber nur bei Gelegenheit verſchiedener Anlagen und Baue bemerkt, und daher unſere Muſterſtücke geſammelt werden konnten, welche Plätze gegenwärtig verſchüttet und vermauert ſind. Doch wer Zeit und Aufmerkſamkeit anwenden mag, kann ſich überzeugen, daß gedachtes Geſtein ſich an den Fuß des Hirſchſprunges als ein Vorgebirg anlege und den Schloßberg bilde.

Seine größte Höhe mag etwa 50 Fuß über den Fluß betragen, den es eine ſtarke Krümmung zu machen nöthigt. Nur an und in dieſer Geſteinart entſpringen die warmen Waſſer. Sie erſtreckt ſich von der Johannis-Brücke bis zum neuen Hoſpital in einer Länge von etwa 600 Schritt.

Innerhalb dieſes Bezirks befinden ſich alle warmen Brunnen, die meiſten auf der linken Seite des Fluſſes, der ſtärkſte und heftigſte auf der rechten. Man kann ſich ihren Zuſammenhang auf mancherlei Weiſe vorſtellen; genug, der oben bezeichnete, ganze Bezirk iſt fähig, an jeder Stelle mineraliſches Waſſer hervorzubringen; wovon man ſich jedoch gegenwärtig, da der ganze Raum meiſtens bebaut und bepflaſtert iſt, nicht leicht eine Vorſtellung machen kann.

Doch laſſen uns mehrere Stellen des Flußbettes ſelbſt dieſes wahre Verhältniß augenfällig werden. Unmittelbar von der Sprudelbecke den Töpelfluß hinabwärts, quillt an mehr als einer Stelle entwickelte Luft gewaltſam empor, ſowie man von der Galerie des Neubrunnens die in dem Fluß aufſteigenden Blaſen deutlich gewahr wird. Eben Dieſes geſchieht zwiſchen dieſen beiden Puncten, wo das Flußbette nicht durch das Mühlwerk verbaut, oder von hergeſchwemmten Felsſtücken und Geſchieben verſchüttet iſt. Hierbei gedenke man, daß in der Gegend des Rathhauſes vormals eine bedeutende Quelle geweſen; daß oberhalb deſſelben noch jetzt der Schloßbrunnen quillt; daß in den Kellern auf dem Markte ſich öfters dergleichen Anzeichen hervorthun; daß man auf dem Platze ſelbſt in frühern Zeiten, ehe das Pflaſter erhöht wurde, nach einem Regen, die ſich unterirdiſch entwickelnde Luft in Blaſen aufſteigen ſah. Ferner beobachte man, wie von dem Mühlbade an bis über den Bernhards-Felſen, aus tauſend Ritzen des Geſteins, mineraliſches Waſſer mehr oder weniger warm hervorbringt.

Wie nun Daſſelbe ſeinen irdiſchen Gehalt, beſonders Kalk und Eiſen, deren Gegenwart wir oben in dem Muttergeſtein dargethan haben, an freier Luft offenbaren, wie es ſich ſelbſt überbauen, Erhöhungen, Hügel, Klüfte, Canäle und Gewölbe aus ſich ſelbſt hervorbringen, nach und nach ab- und aufſetzen könne, und ſich ſelbſt ein Behälter zu bilden im Stande ſei, beſonders wenn man einer frei wirkenden Natur Jahrtauſende Zeit läßt: davon kann man ſich bei dem Ablauf des Sprudels und des Neubrunnens in größerm und kleinerm Maßſtab einen Begriff machen.

Muſterſtücke dieſes von uralten Zeiten her entſtandenen und noch täglich vor unſern Augen entſtehenden Geſteins liegen mehrere bei. Es iſt ein Kalkſinter, der vor allen übrigen, welche in der bekannten Welt entſtehen, ſich auszeichnet, und der durch ſeine verſchiedenen Lagen und Farben, durch die ſchöne Politur, die er annimmt, zuerſt auf die hieſigen Steinarten aufmerkſam gemacht hat.

Man kann ihn ſeinen Farben und ſeiner Härte nach betrachten und ordnen. Was die Farbe betrifft, ſo erſcheint derjenige, der ſich mit Zutritt der atmoſphäriſchen Luft gebildet hat, braun und braunroth, indem ſich die eiſenhaltige Natur des Waſſers offenbart und in den kleinſten Theilen des Geſteins entwickelt. Von dieſer Farbe iſt mehr oder weniger dasjenige Geſtein, das ſich beim Ablauf des Sprudels, ferner an Behältern, Röhren, Rinnen und anderm Holzwerk anſetzt (35). Braunroth ſind alle incruſtirten, natürlichen oder künſtlichen Körper; Blumen, Früchte, Krebſe, Töpferwaare, welche man abſichtlich dem Anſpritzen des Sprudels ausſetzt, um den Curgäſten ein wunderſames Andenken von Carlsbad zu bereiten.

Weiß dagegen war der Kalkſinter, der ſich in einer verſchloſſenen Röhre bildete, die man vom Schloßbrunnen nach dem Marktbrunnen einen Winter durch hingeleitet, um das Einfrieren des Letztern zu verhüten. Weiß überflutet iſt durchaus das Tannenreis, das Stroh und andere Materialien, womit man in früherer Zeit die Oeffnungen unregelmäßiger Ausbrüche des Sprudels verſtopfte, und welche

ſpäter durch verſchiedene Zufälligkeiten wieder an den Tag gekommen ſind (36).

Daß dieſe Verſinterung ſchichtweiſe geſchehe, folgt aus der Sache ſelbſt. Daß in dieſe Schichten, inſofern ſie in freier Luft gebildet werden, ein grünes, vegetabiliſches Weſen, eine Ulva, mit aufgenommen und eincriſtalliſiret werden könne, iſt ebenſo natürlich und läßt ſich täglich mit Augen ſchauen (37).

Von der Entſtehung der übrigen Muſterſtücke kann man nur muthmaßliche Rechenſchaft geben. Dieſe verſchiedenen Arten und Abänderungen ſind wahrſcheinlich innerhalb der Gewölbe ſelbſt, theils durch Andünſtung, theils durch Anſprützung, von den älteſten Zeiten her entſtanden. Die vorzüglichſten Arten kamen bei'm Grundgraben der Kirche zum Vorſchein; woher ſich denn auch noch die gegenwärtigen Muſterſtücke ſchreiben. Ihre Farben ſind mannigfaltig und ihre Härte verſchieden.

Die weniger harten zeigen insgeſammt durch ihre braune Farbe die Gegenwart des Eiſens. Hierzu kann auch ein gelblich weißer, aus Zickzack gebogenen Lagen beſtehender Sprudelſtein gerechnet werden (38, 39, 40); ferner ſolche, an denen helle und dunkle fleiſchrothe Lagen abwechſelnd zu ſehen ſind (41. 42).

Am Angenehmſten faſſen die von der härteſten Art in die Augen, welche eine ſo ſchöne Politur annehmen, daß man ſie für Chalcedon und Onyx halten ſollte (43, 44, 45). Dieſe Stücke ſind gewiß in den älteſten Zeiten entſtanden, und daß ſich ſolche noch gegenwärtig im Tiefſten der heißen Räume erzeugen, bleibt höchſt wahrſcheinlich, da hier die Natur auf eine einfache und gleiche Weiſe immer fortwirkt.

Die bisher vorgeführten Sinterarten haben ſich an feſten Puncten und Flecken, an Wänden und Gewölben erzeugt. Wir finden nun eine nicht weniger intereſſante Art, die aus dem Kalkſinter beſteht, der ſich um einen frei ſchwimmenden und immerfort bewegten Punct angeſetzt, woraus größere oder kleinere erbſenförmige Körper entſtanden, die ſich nach und nach zu ganzen Maſſen verbunden und die ſogenannten Erbſenſteine gebildet; wovon ſehr ſchöne, mit jedem andern Geſtein, dem Auge nach, wetteiferude Beiſpiele gleichfalls im Grund der Kirche gefunden und in die Cabinette vertheilt worden (46, 47, 48).

Indem wir nun oben die Gebirgsart, an und in welcher die heißen Quellen erzeugt werden, nachher aber das Geſtein, das durch die heißen Quellen erzeugt wird, zur Kenntniß gebracht: ſo überlaſſen wir dem Betrachter, über den nähern Anlaß der Erhitzung, der Elaſticität des Hervorſpringens und Hervorquellens dieſes heilſamen Waſſers weiter nachzudenken, und kehren zu jener Geſteinart des Schloßberges nochmals zurück.

Da derſelbe auf der linken Seite der Töpel liegt, die Hauptquelle aber auf der rechten ſich befindet, ſo durfte man hoffen, jenes Geſtein auch hier wieder aufzufinden; welches aber in der Nähe des Sprudels, weil daſelbſt Alles vermauert und zugepflaſtert iſt, nicht wohl geſchehen konnte. Jedoch fand man daſſelbe in der mittlern Höhe des Dreikreuzberges wieder, nur mit dem Unterſchiede, daß der Hornſtein mehr als Quarz erſcheint, und in demſelben nicht allein Granit-Puncte, ſondern auch die Beſtandtheile des Granits einzeln, Glimmer, Quarz und Feldſpath, ſich vertheilt befinden, und dem Geſtein das Anſehen eines ſeltenen Porphyrs geben (49).

Merkwürdig iſt auch in der Nachbarſchaft da, wo der Galgenberg gleichfalls eine Art Vorgebirg, wie jenſeits und weiter hinauf der Schloßberg, bildet, daß mehrgedachtes Geſtein ſich theils in ein grünes (50), theils weißes (51) porphyr- oder breccienartiges Weſen verliert, und zuletzt in ein wahres Conglomerat übergeht (52), deſſen nahe Verwandtſchaft mit dem vorübergehenden an mehrern, obgleich ſeltnern Muſterſtücken vor Augen gebracht werden kann.

Wie nun dieſe zuletzt beſchriebenen Gebirgs- und Steinarten nur einen kleinen Raum einnehmen, ſo verbreitet ſich die folgende über die ganze vorliegende, tiefere Landſchaft abwechſelnd, doch nicht in großer Mannigfaltigkeit.

Man thut dieſer Gebirgsart wohl unrecht, wenn man ſie mit dem Namen eines Sandſteins bezeichnet. Große Maſſen derſelben beſtehen aus einem völlig dichten Quarze von ſplitterigem Bruche (53), worin man ſehr feine, ſilberweiße Glimmerblättchen bemerken kann.

Dieſes Quarzgeſtein von einfachem Anſehen verändert ſich auf mancherlei Weiſe. Es erſcheint nun bald als eine hellere (54), bald als eine dunklere (55) Grundmaſſe, worin hellere Quarztheile eingefaßt ſind. Dieſe, durchaus ſcharfkantig, nehmen nach und nach in der Maſſe dergeſtalt überhand, daß ſie einander berühren und Höhlungen zwiſchen ſich laſſen, ja zuletzt ganz aus dem Bildungsmittel hervortreten (56), ihre ſcharfkantige Geſtalt behalten, auch wohl auf eine cryſtalliſche Bildung hindeuten, und miteinander durch ein ockerartiges Weſen verbunden ſind (57), ob ſie gleich oft unmittelbar miteinander zuſammenhängen und man auf dem Bruche die Bemerkung machen kann, daß ſie ineinander überfließen.

Dieſe ſind unmittelbar, wie an mehrern, jedoch ſeltnern Bruchſtücken gezeigt werden kann,

Märten.

Kurios!

Schnaps.

Genug, die Herren Jacobiner ſind ſeit einem halben Jahre um mich herum geſchlichen, wie die Katze um den heißen Brey!

Märten.

Ich kann mich nicht genug verwundern!

Schnaps.

Bis man mich vor acht Tagen in die Stadt beſtellte.

Märten.

Ihr ſolltet einem Fremden kuriren, der das Bein gebrochen hatte. So ſagtet Ihr.

Schnaps.

So hatte man mir geſagt.

an die frühern Epochen, und zwar nicht mechanisch, sondern chemisch anschließende Steinart ist sehr weit verbreitet. Sie zeigt sich in den Schluchten über Carlsbad, welche gegen die Töpel zu fallen; sie steigt westwärts bis an den Schloßberg heran, bildet den Fuß und einen Theil der Höhe des Galgenberges, vorzüglich aber die Hügel, an welchen her sich die Töpel nach der Eger schlingt. Ueber der Eger verbreitet sie sich weit, und jenes Gestein, das die Bergesfläche gegen Zwoda hin bedeckt, ist Alles gleichen Ursprungs.

Auf diesem Wege, besonders an der neuen Chaussée, wo sich mancher entblößte Rand beobachten läßt, kann man bemerken, daß dieses Gestein theilweise sehr vielen Thon enthält, welcher an mehrern Stellen sogar das Uebergewicht gewinnt. Denn es zeigen sich große Massen und Lager, die, obgleich mit dem Hauptgestein von gleichem Ursprung, fast gänzlich zu einem weißen Thone verwittern.

Wir wenden unsere Betrachtung nunmehr auf die, besonders zwischen dem Ausfluß der Töpel und der Eger-Brücke, vorkommende Verbindung dieses Gesteins mit vegetabilischen Resten (58. 59). Man findet sie in dem dichtesten Quarzgestein, sowie in demjenigen, das sich einem Conglomerat vergleichen läßt. Binsen und Schilfarten scheinen hier vorzüglich niedergelegt zu sein. Doch finden sich auch Stücke von Aesten völlig in dieses Gestein verwandelt, und gleichsam auf's Neue im Mineral-Reiche verkörpert (60). Die schwarze Farbe, womit diese Steinmasse öfters tingirt ist, während hellere Quarzkörner in ihr eingeschlossen sind, scheint sich auch von der Vegetation herzuschreiben, wovon wir uns zunächst überzeugen können, wenn wir die aus den Steinkohlengruben von Dux stammenden Stücke betrachten.

Wir finden daselbst eine offenbar durch Kohle gefärbte, thonige Quarzmasse (61); manchmal trummweise mit anstehenden Amethyst-Crystallen (62); manchmal einen solchen Trumm, begleitet von faserigem Quarz, der gleichfalls durch Kohle gefärbt ist. Oft sitzen auf versteinertem Holze zwischen deutlicher Kohle eine Menge vollkommen ausgebildeter Berg-Crystalle (63). Die Kohle daselbst ist nicht von so guter Art, als die beiliegende (64).

Wenn wir diese Gruben verlassen und wieder auf die Oberfläche zurückkehren, finden wir jene Quarz-Breccie, jenes Conglomerat, wovon oben die Rede gewesen, höchst grobkörnig wieder (65). Ferner zeigt sich ein grober, leicht zerreiblicher Sandstein (66), mit wenigem Thon, ein anderer dagegen (67), in welchem der Thon die Oberhand gewonnen. Hier gibt es auch große Thonlager aller Art, vom Kapselthone an bis zum Porcellan-Thone, mit Spuren von Quarz und Glimmer (68, 69).

Hierher ordnen wir, der Nachbarschaft wegen, das versteinte Holz von Lessau, das sich durch seine blaulich und weißlich graue Farbe, durch die aufsitzenden Amethyst-Crystalle und durch die öfters mit Chalcedon ausgefüllten Höhlungen von allen andern versteinten Hölzern auszeichnet (70, 71).

Auch werden in jener Gegend ausgewitterte Chalcedon-Stücke einzeln gefunden, welche deutlich zeigen, daß sie sich vormals in Zwischenräumen irgend eines Gesteins erzeugt haben (72).

Wir haben bisher manches Quarz- und Thongestein in seinem ursprünglichen Zustande betrachtet; jetzt kommen wir in den Fall, dasselbe in einem sehr veränderten zu sehen, nämlich, indem wir die Erzeugnisse eines Erdbrandes vorlegen, der sich zwischen den Hügeln von Hohdorf und weiter, in den frühsten Zeiten, ereignet haben mag. Es hat derselbe auf jenes Quarzgestein, auf jenes Conglomerat, auf ein schieferiges Thongestein, auf reinen Thon, vielleicht auch auf Granit-Geschiebe gewirkt.

Man findet also in diesem Bezirk ein schieferiges Thongestein durch das Feuer verhärtet, so daß es am Stahle Funken gibt; seine Farbe ist rothbraun geworden (73). Dasselbe findet sich sodann etwas mehr verändert und mit Quarz Puncten durchsäet (74). Diese Puncte nehmen immer mehr überhand, so daß man bald das Quarzgestein der vierundfünfzigsten und fünfundfünfzigsten Nummer, bald Granit-Stücke durch das Feuer höchst verändert zu sehen glaubt (75, 76). Theilweise findet man es auch schieferig (77), da es sich denn immer mehr der Erdschlacke nähert (78). Zuletzt geht es über in völlig blasige Erdschlacke, woran man kaum das Gestein, woraus sie entstanden, erkennen kann (79). Doch zeigt sich bald der Uebergang zum Porcellan-Jaspis an Mustern von mehrerer Härte und Schwere (80, 81); endlich der Porcellan-Jaspis selbst von gelber und Lila-Farbe (82, 83), der schwerste und härteste Körper dieser umgebildeten Folge. Manchmal findet sich auch versteintes durch Feuer verändertes Holz (84), das wir vorhin in seiner ursprünglichen Gestalt kennen gelernt.

An diese pseudovulcanischen Erzeugnisse scheinen sich die Erdschlacken von außerordentlicher Schwere unmittelbar anzuschließen, welche sich jedoch in ziemlicher Entfernung bei der Kobes-Mühle befinden (85. 86). Seltener und um desto interessanter ist der flächlichte Eisenstein (87); Pseudo-Aetiten (88) und mit sehr kenntlichen Blättern durchzogener, oft aus denselben fast gänzlich bestehender Nasseneisenstein (89), wel-

der oft so fest und schwer, als obige Erdschlacke gefunden wird, leiten unsere Betrachtung wieder zu den Erzeugnissen des Wassers hinüber.

An dem linken Ufer der Eger, gegen Fischern, findet sich der Basalt unmittelbar an dem Granit. Eine halbe Basalt-Kugel liegt hier bei (90), ingleichen basaltischer Mandelstein von daher (91); ferner Basalt mit gelbem Kalkstein durchzogen (92).

Ohne weitern Zusammenhang sind nunmehr die letzten Nummern. Basaltischer Mandelstein aus der Gegend (93); Kalkspath von geradstänglichen, abgesonderten Stücken aus dem Basalte von der Hard (94); Klingstein von Engelhaus (95); Pechstein von daher (96); Conglomerat, sogenanntes, weißliegendes, zwischen Töpel und Theisung, welches zu Mühlsteinen verwendet wird (97); Basalt von dem sogenannten Schloßberge hinter dem Hammer (98), und Augit-Crystalle in einer dem Basalt und Mandelstein ähnelnden, grünlichen und röthlichen Masse (99, 100) mögen hier einzeln den Schluß machen, bis sie in der Folge an ihre Nachbarn und Verwandten näher anzuknüpfen sind.

Damit man diese Sammlung bequemer behandeln und leichter ordnen könne, fügen wir noch eine kurze Recapitulation hinzu, wobei wir die Gelegenheit ergreifen, schließlich zu bemerken, daß die einzelnen Nummern nicht immer vollkommen mit der Beschreibung übereintreffen können, weil vorzüglich von Uebergängen die Rede ist. Will man also die Beschreibung mit den Körpern zusammenhalten, so thut man wohl, die jedesmalige Reihe vor sich zu legen; da denn, was an einem Exemplar nicht völlig zur Erscheinung kommt, an mehrern gewiß deutlich werden wird.

Recapitulation.

1) Feinkörniger Granit von Carlsbad.
2) Dergleichen daher.
3) Grobkörniger Granit ebendaher.
4) Dergleichen.
5) Carlsbader-Granit mit deutlichen Feldspath-Crystallen.
6. 7. 8) Diese Crystalle isolirt.
9) Granit von Fischern.
10) Granit von Dallwitz.
11) Sonstige Abänderung.
12) Granit mit braunrothen Flecken.
13) Granit, in dem sich diese Flecken als braunrothe Crystalle zeigen.
14) Granit, in welchem diese Crystalle in Porcellan-Erde übergehen.
15) Granit mit ähnlichen Crystallen von speckſteinartigem Ansehen.
16) Diese Crystalle einzeln.
17) Feldspath von der Dorotheen-Ane.
18) Feldspath von Dallwitz.
19) Derselbe durch's Feuer verändert.
20) Schrift-Granit von Engelhaus.
21) Decrepitirender Feldspath von daher.
22) Dergleichen.
23) Glimmernester im Granit.
24) Schörlnester im Granit.
25) Granit mit Gängen von Hornstein.
26) Dergleichen mit stärkern Gängen, die sich durchkreuzen.
27) Jaspisähnliches Thongestein.
28) Hornsteingänge, Granit enthaltend.
29) Hornsteinmasse, Granit enthaltend.
30) Voriges Gestein mit Kalkspath.
31) Kalkspath in Schichten.
32) Isabellgelber Kalkstein von körnigem Gefüge.
33) Schwarzbrauner Kalkspath.
34) Horaste a mit Schwefelkies.
35) Braunrother Kalksinter vom Ablauf des Sprudels.
36) Weißer Kalksinter aus dem Innern.
37) Kalksinter mit eincrystallisirter Ulva.
38, 39. 40) Schalen von Sprudelstein, bräunlich, mitunter festungsartig gezeichnet.
41, 42) Dergleichen mit abwechselnden, hell und dunkel fleischrothen Lagen.
43, 44, 45) Dergleichen von der härtesten Art.
46, 47, 48) Erbsensteine.
49) Gestein von porphyrartigem Ansehen.
50) Dergleichen, mehr breccienartig, grün.
51) Dergleichen, hellgelb.
52) Conglomerat, dem vorigen Gestein verwandt.
53) Quarzgestein von splitterigem Bruch.
54) Dichtes Quarzgestein, grau, mit hellern Puncten.
55) Dergleichen, schwarz mit hellen Puncten.
56) Dergleichen, mit anstehenden, durch ein ockerartiges Wesen verbundenen Quarzkörnern.
57) Dieses scheinbare Conglomerat isolirt.
58, 59) Quarzgestein mit vegetabilischen Resten.
60) Dergleichen.
61) Quarzmasse, durch Kohle völlig schwarz gefärbt, von Dallwitz.
62) Trumm, mit anstehenden Amethyst-Crystallen.
63) Mit vollkommen ausgebildeten Berg-Crystallen.
64) Reine Kohle aus der Gegend.
65) Conglomerat von Hohdorf.
66) Grober, leicht zerreiblicher Sandstein von daher.
67) Sandstein mit vorwaltendem Thon.
68, 69) Thonarten aus der Gegend.

70, 71) Verſteintes Holz von Leſau.
72) Ausgewitterte Chalcedon-Gänge von daher.
73) Durch Feuer verändertes, ſchieferiges Thongeſtein.
74) Daſſelbe etwas mehr verändert, mit Quarzpuncten.
75, 76) Daſſelbe noch mehr verändert.
77) Sehr verändert, von ſchieferiger Textur.
78) Annäherung an die Erdſchlacke.
79) Völlig blaſige Erdſchlacke.
80, 81) Uebergang in den Porcellan-Jaſpis.
82, 83) Porcellan-Jaſpis ſelbſt.
84) Verſteintes, durch Feuer verändertes Holz.
85, 86) Sehr ſchwere Erdſchlacken von der Kobes-Mühle.
87) Stänglichter Eiſenſtein.
88) Pſeudo-Aetit. Geode.
89) Aus Blättern zuſammengeſinterter Thoneiſenſtein.
90) Halbe Baſalt-Kugel vom linken Ufer der Eger.
91) Baſaltiſcher Mandelſtein von daher.
92) Gelber Kalkſtein mit Baſalt von daher.
93) Baſaltiſcher Mandelſtein.
94) Kalkſpath aus dem Baſalt von der Hard.
95) Klingſtein von Engelhaus.
96) Pechſtein von daher.
97) Weißliegendes.
98) Baſalt vom Schloßberge über dem Hammer.
99, 100) Eiſenthon mit Augit-Cryſtallen.

Nachträge.

I. Merkwürdig iſt die ſehr nahe Verwandtſchaft der unter Nr. 88 aufgeführten Pſeudo-Aetiten mit der ſchweren Erdſchlacke Nr. 85 und 86; beide kommen zunächſt der Kobes- (Jacobs-) Mühle vor. Erſtere ſind baſaltiſcher Natur. Denn indem ein äußerlich mehrſeitiger Baſalt verwittert, ſo zeigen ſich die Ecken immer abgeſtumpfter, bis die Mitte des Durchſchnitts kreisförmig wird, und ſolche mehrſchalige kugel- oder eiförmige Körper zum Vorſchein kommen.

Derſelbe Baſalt nun ward durch einen Erdbrand geſchmolzen, und gab jene merkwürdigen, ſchweren Schlacken, die einzig in ihrer Art ſind, als Erzeugniſſe her, wovon man ſich an Ort und Stelle überzeugen und bedeutende Beiſpiele, ſowohl der beiden Extreme als der Uebergänge ſammeln kann.

II. Das Nächſte, deſſen wir gedenken müſſen, ſind die höchſt bedeutenden Uebergänge des Granits in einen durch Glimmer modificirten, vermiſchten Feldſpath, den wir in dem Augenblicke gewannen, als man, verwegen genug, den Felſen, aus welchem der Neubrunnen entſprungt, abarbeitete, mehrern Raum und beſſern Zugang für die Quellgäſte zu gewinnen.

Ferneres über Joſeph Müller und deſſen Sammlung.

Joſeph Müller, gebürtig von Liebenau in Böhmen, hatte ſich wahrſcheinlich in Thurnau, wo die edlern Gangarten des Rieſengebirgs verarbeitet werden, zum Wappen- und Steinſchneider gebildet und kam, ſeine Kunſt auszuüben, nach Carlsbad, wo er auch gute Geſchäfte machte. Seine Abſicht war, ſich daſelbſt niederzulaſſen, als im Mai des Jahres 1759 ein unglückliches Feuer den größten Theil der Stadt in die Aſche legte. Er miethete ſich in Schlackenwerth ein und kam nur nach Carlsbad, um Arbeit abzuliefern oder Beſtellungen anzunehmen, woran es ihm nicht fehlen konnte.

Er zeigte im hohen Alter noch Abdrücke ſeiner Arbeiten vor, und man erkannte daran eine große Fertigkeit, in dem ächten Heraldiſchen Styl die complicirteſten Familien-Wappen darzuſtellen.

Als er hierauf 1760 ſich in Carlsbad niederließ, mußte es ſich ereignen, daß, bei dem Grundgraben ſo vieler Häuſer, gar manche Sorten Sprudelſteine zum Vorſchein kamen, die er wegen ihrer Schönheit, ſobald ſie polirt waren, auch für eine Art von Edelſteine anſprechen durfte, indem ſie bei vollkommener Glätte und Glanz den Anſchein von Chalcedon, Achat, Jaſpis und antikem Jaſpis nachahmten und, bei viel geringerer Härte, ſich der Bearbeitung bequemer darboten.

Von beſondern Vorzügen waren die aus dem Grund der Kirche ausgegrabenen, die man, um die Stadt von den Schutthaufen zu befreien, hinabwärts nach der Töpel-Brücke geſchafft hatte, um zugleich die dorthin führende, ſehr üble Wegſtrecke zu beſſern. Sobald er Dieß entdeckt hatte, bot er Alles auf, ſich dieſes Schatzes zu bemächtigen, und erlangte wirklich die Erlaubniß, dort nachzugraben und das Verſchüttete wieder in Ehre zu bringen.

Hier kam nun ſeine Steinſchneidekunſt zu Hülfe; er ließ mancherlei Kleinigkeiten daraus fertigen, brachte aber dieſes Mineral den Naturforſchern zur nähern Kenntniß, indem er die mannigfaltigſten Abwechſelungen zu ſondern, zu ordnen und in zierlichen, viereckten Täfelchen den Liebhabern und Kennern vorzulegen wußte.

Seit jener Zeit wird nicht leicht eine Mineralien-Sammlung beſtehen, welche nicht Dergleichen vorzuweiſen hätte. Auch kam dieſe Steinart in ſolchen Ruf, daß man ihrer in vielen Schriften gedacht, und ihr ſogar eine

eigene Abhandlung gewidmet, worin sie abgebildet und colorirt, auch näher beschrieben, in einem Heft, klein 4., den Bibliotheken der Naturforscher willkommen gewesen, unter dem Titel: „Uebelacker's System des Carlsbader-Sinters, unter Vorstellung schöner und seltener Stücke. Mit illuminirten Kupfern. Erlangen 1782. 4.“

Große Tafeln, an welchen man die Abwechselungen von Farbe in zierlichen, achatartigen Linien am Deutlichsten ersehen kann, besitzt das Cabinet der mineralogischen Societät zu Jena.

Nachdem sich jener wackere Mann mehrere Jahre mit diesem reizenden Gegenstande beschäftigt, konnte es nicht fehlen, daß er seine aufmerksame Thätigkeit bis auf andere mineralogisch-geognostische Merkwürdigkeiten erstreckte. Die so höchst bedeutenden Zwillings-Crystalle des Feldspathes war er zu sammeln und den Liebhabern zu überlassen bemüht. Hierbei konnte er nicht stehen bleiben, sondern er bemerkte die vielfachen Verschiedenheiten der Gebirgs- und Gangarten in der nähern Umgegend, und suchte sie nach seiner Weise zu ordnen; wie er sie denn im Jahre 1807 nebst einem Catalog den dort sich aufhaltenden Naturfreunden vorlegte.

Freilich war es ihm hier, wie allen Autodidacten, gar wunderlich ergangen, zu selbsteigenen Erfahrungen zwar nicht zu verwerfende, aber doch eigentlich abstruse und nicht leicht zu entwickelnde Gedanken hinzuzufügen; doch war er auf eine gewisse Weise leicht zu behandeln. Man ging die Sammlung nach dem Catalog mit ihm durch und suchte sie nach geognostischen Einsichten erst zu sondern und dann aneinander zu fügen, woraus denn zuletzt diejenige geordnete Sammlung entstand, welche noch jetzt eifrigen Geognosten, welcher Meinung sie auch sein mögen, als Leitfaden dienen kann, um die Gegend, wie sie vor uns liegt, schneller kennen zu lernen und nach eigener Weise zu untersuchen.

Dergleichen Sammlungen immerfort einzurichten, hatte er ganze Lasten von Steinen bei sich angehäuft, woraus er jederzeit die erforderlichen Exemplare, nach ihrem instructiven Werth, besonders in der einmal angenommenen Größe zusammenzustellen auf das Sorgsamste versuhr, indem er sich dazu Bretter mit abgemessenen, kleinen Quadraten hatte verfertigen lassen.

Und so beschäftigte er sich unaufhörlich auch sogar im hohen Alter, wo ihm die sonst so dienstfertigen Füße versagten und er, nur noch liegend, doch mit heiterm Geiste, bei dem gleichen Beruf unermüdlich verharrte, bis im Jahre 1817, im vierundachtzigsten des Lebens, seinem ununterbrochenen, eifrigen Bemühen ein Ziel gesteckt ward.

Gedachte ganz ungesonderte Haufen, worin die merkwürdigsten Exemplare zu finden waren, hat der Handelsmann David Knoll käuflich an sich gebracht und, um zu Aufstellung gleicher Sammlungen immer bereit zu sein, nicht versäumt, die Fundörter der einzelnen Exemplare, woraus Müller wohl ein Geheimniß machte, zu erforschen, wodurch er jeden abgängigen Artikel wieder zu ersetzen im Stande ist.

Daß die Wirkung des entspringenden heißen Wassers weiter oben in dem Flusse gewesen, hatte man daran erkannt, daß bei dem Grundgraben des Comödien-Hauses Erbsensteine gefunden wurden. Durch die Bemühung des gedachten, gegenwärtigen Besitzers wird nun klar, daß sowohl die Töpel aufwärts bis zur gedachten Stelle, als rechts und links derselben in vorigen Zeiten die heiße Quelle gewaltet und diese Naturwirkung nach und nach sich den Fluß hinabgezogen; wie denn ja auch schon die Entstehung der Hygieas-Quelle Andeutung gibt, und man darauf wird zu achten haben, inwiefern dieser Herd an der rechten Seite des Flusses zwar langsam, aber doch stetig hinabzieht.

Wenn nun schon in der Hauptsammlung von den Sprudel-Producten Nr. 35 bis 48 inclusive die Hauptunterschiede zu finden sind, so ist es doch erfreulich, nunmehr diesen Gegenstand ganz insbesondere behandelt zu sehen. Es wird deßhalb, nach einem beigefügten Verzeichnisse, den Liebhabern eine Sammlung von fünfzig rohen Stücken des Sprudelsinters angeboten, auf welchen ihre Färbung vom dunkelsten Braun bis zum klaren Weiß mit allen Mittelfärbungen und Zeichnungen vorgelegt wird.

Damit aber auch eine solche Sammlung zu ihrem ersten Interesse in ihrer ganzen Anmuth zurückkehre, so ist dieselbe in Form kleiner, halbirter Oval-Steine auf das Vollkommenste polirt und edeln Steinen gleichgestellt, in welcher Art sie nun einem jeden Freunde der Natur nicht allein, sondern auch dem sich am Schmuck erfreuenden Auge vorgelegt werden, und wird ihnen denn zur Belohnung und Aufmunterung des so thätigen Unternehmers und Anordners viel günstige Kunden zu wünschen haben.

An Herrn von Leonhard.

Weimar, den 23. November 1807.

Sie haben die Gefälligkeit gehabt, meinem Aufsatz über die Carlsbader geognostische Sammlung in Ihrem Taschenbuche einen schönen Platz anzuweisen; wofür ich meine Dank-

barkeit dadurch ausdrücken möchte, daß ich gegenwärtig einigen Nachtrag überſende.

Unter Ihrer Anleitung tritt jene kleinere Schrift nunmehr vor ein anderes Publicum, vor das wiſſenſchaftliche, da ſie früher nur beſtimmt war, ein allgemeines Intereſſe zu erregen und gewiſſe Gegenſtände vor den Augen der Kenner und Nichtkenner in einer bequemern Ordnung aufzuführen, als ſie bisher, mehr oder weniger bekannt, betrachtet worden. Vielleicht könnte man, da ich mich in einem neuen Fach mit dem Publicum zu unterhalten anfange, nach meiner Legitimation fragen; doch geben vieljährige Neigung und Beobachtung wohl einiges Recht, in einer Sphäre mitzuwirken, wo ein Jeder auch mit dem geringſten Beitrag willkommen iſt.

Um manches Mißverſtändniß zu vermeiden, ſollte ich freilich vor allen Dingen erklären, daß meine Art, die Gegenſtände der Natur anzuſehen und zu behandeln, von dem Ganzen zu dem Einzelnen, vom Total-Eindruck zur Beobachtung der Theile fortſchreitet, und daß ich mir dabei recht wohl bewußt bin, wie dieſe Art der Naturforſchung, ſo gut als die entgegengeſetzte, gewiſſen Eigenheiten, ja wohl gar gewiſſen Vorurtheilen unterworfen ſei.

So geſtehe ich gern, daß ich da noch oft ſimultane Wirkungen erblicke, wo Andere ſchon eine ſucceſſive ſehen; daß ich in manchem Geſtein, das Andere für ein Conglomerat, für ein aus Trümmern Zuſammengeſchütetes und Zuſammengebackenes halten, ein auf porphyrweiſe aus einer heterogenen Maſſe in ſich ſelbſt geſchiedenes und getrenntes und ſodann durch Conſolidation feſtgehaltenes zu ſchauen glaube. Hieraus folgt, daß meine Erklärungsart ſich mehr zur chemiſchen als zur mechaniſchen hinneigt.

Gewiß würde man, nach meiner Ueberzeugung, über Gegenſtände des Wiſſens, ihre Ableitung und Erklärung viel weniger ſtreiten, wenn Jeder vor allen Dingen ſich ſelbſt kennte und wüßte, zu welcher Partei er gehöre, was für eine Denkweiſe ſeiner Natur am Angemeſſenſten ſei. Wir würden alsdann die Maximen, die uns beherrſchen, ganz unbewunden ausſprechen, und unſere Erfahrungen und Urtheile Dieſem gemäß ruhig mittheilen, ohne uns in irgend einen Streit einzulaſſen; denn bei allen Streitigkeiten kommt am Ende doch Nichts weiter heraus, als daß ſich zwei entgegengeſetzte, nicht zu vereinigende Vorſtellungsarten recht deutlich ausſprechen, und Jeder auf der ſeinigen nur deſto feſter und ſtrenger beharrt. Sollte man alſo mit meinen geologiſchen Aeußerungen ſich nicht durchaus vereinigen können, ſo wird man den Punct in Betracht ziehen, von dem ich ausgehe, und zu dem ich wieder zurückkehre. In dieſem Sinne gedenke ich zu jenem Aufſatze einige Bemerkungen nachzubringen.

Die Mannigfaltigkeit des Granits kann man in Carlsbad neben einander in einem ziemlich engen Raume kennen lernen. Er wechſelt groß-, grob- und feinkörnig mit verſchiedener Proportion und Verbindungsweiſe der Beſtandtheile öfters miteinander ab und läßt ſich, ſowohl durch Natur als durch Menſchenhand entblößt, an vielen Stellen gut genug beobachten. Sieht man alsdann, wie genau Alles zuſammenhängt, und wie eine durchgehend allgemeine Eigenſchaft jenes Mannigfaltige verbindet: ſo mag man die großen Maſſen, die in Geſtalt von Bänken, Schichten, Gängen ſich aneinander lehnen, neben und durch einander erſcheinen, gern als gleichzeitig ausſprechen. Die Fragen: welcher Granit älter oder neuer ſei, ob es wohl gar einen regenerirten Granit gebe? kommen uns immer bedenklicher vor. Denn genau betrachtet, ſo entſtehen ſolche Zweifelsfragen daher, daß man erſt den Begriff des Granits zu eng gefaßt und ihn bei vielfachern Erfahrungen nicht zu erweitern getraut, und lieber bei Erklärung der Phänomene zu äußern Bedingungen und Nebenbeſtimmungen ſeine Zuflucht genommen.

Von Nr. 6, 7 und 8 kommen merkwürdige, monſtroſe Exemplare vor. Es iſt ſchwer, über ſie Etwas auszuſprechen; doch glaubt man Folgendes daran zu bemerken. Der Feldſpath fängt an, ſich auf die bekannte Weiſe innerhalb der Granit-Maſſe zu geſtalten. Sehr oft, ja meiſtens, finden ſich die Cryſtalle völlig zuſammen und bilden ſich zur Hauptform aus; aber auch manchmal ergreift dieſes werdende Bilden einen bildſamen Granit und nimmt ihn mit in ſich auf, ſo daß er nunmehr als Gang, wenn man will, durch einen Cryſtall durchzugehen, oder zwei Cryſtalle, zu denen Beiden er gehört, als intermediäre Maſſe zu verbinden ſcheint. Wie Dem auch ſei, und wie man dergleichen Stücke beſchreiben mag, ſo gewähren ſie dem Beſchauer dieſen Vortheil, daß man daran, wie an allen monſtroſen Ausgeburten der Natur, das Eintreten der ideellen Geſtalt in die Wirklichkeit, das ſich uns bei regelmäßigen, vollendeten, abgeſchloſſenen Formen geheimnißvoll verbirgt, wo nicht mit Augen ſehen, doch mit dem Sinn und der Einbildungskraft einiger Maßen erreichen kann.

Bei Nr. 12, 13 und 14 läßt ſich anmerken, daß man über die rothen Cryſtalle, welche manchmal von einer weißen, entweder oberflächlichen oder tiefer eindringenden Schale umgeben ſind, auf dreierlei Weiſe denken könne.

Es läßt ſich nämlich annehmen, daß der Cryſtall von Natur weiß ſei, nachher im Kerne roth werde; daß dieſe Röthe ſich nach und nach von innen heraus verbreite, und endlich das Weiße gänzlich vertreibe. Man kann ſich im Gegentheil vorſtellen, daß der Cryſtall urſprünglich roth ſei und das Weiße nur Zeichen einer Verwitterung, welche von außen hineinwärts wirkt. So kann man ſich auch drittens denken, daß der Cryſtall ſich gleich anfänglich ſowohl roth als weiß, Eines mehr als das Andere, gebildet. Wir ſtreiten mit Niemand, halten aber die erſte Vorſtellung für ganz unzuläſſig. Der dritten ſprechen wir nicht alle Wahrſcheinlichkeit ab, ſind jedoch der zweiten zugethan.

Bei Nr. 15 iſt zu bemerken, daß die in dem Geſtein diſſeminirten Quarzkörner ſich bei genauerer Betrachtung zum größten Theil als doppelte ſechsſeitige Pyramiden zeigen.

Die Geſteinart Nr. 21 und 22 verdient eine beſondere Aufmerkſamkeit. Es iſt ein Feldſpath, auf den der Glimmer beſondern Einfluß ausübt, ſo daß eine Art von dendritiſcher Form daher entſpringt. Sieht man gewiſſe Stücke davon einzeln, ſo kann man ſie gar wohl als eine Abänderung von Gneis anſprechen. Ich mache daher auf frühere Bemerkung eines fleißigen Mitarbeiters in dieſem Fache hier aufmerkſam.

In des Dr. Reuß's Lehrbuch der Geognoſie ſteht im 2. Bd., S. 590, folgende Stelle: „Merkwürdig iſt das Vorkommen vollkommener Gneisgeſchiebe in dem Porphyr-Schiefer des Biliner-Steins da, wo er auf dem Gneis unmittelbar aufliegt, alſo an der Steinſcheidung.“

Ich beſitze ein ſolches Stück Porphyr-Schiefer und zugleich ein abgeſondertes Stück des hier ſogenannten Gneiſes von der Steinſcheidung. Es iſt aber kein Gneis, ſondern vollkommen das unter Nummer 21 und 22 aufgeführte Geſtein, welches wir ein Auslaufen des Granits nennen möchten; wobei uns noch folgender Umſtand bedeutend vorkommt. Dieſes unſer Geſtein findet ſich bei Engelhaus, wo bekanntlich der große Fels Porphyr-Schiefer oder Klingſtein aufſitzt; und es iſt alſo hier derſelbe Fall wie in Biliu, nur daß bei Engelhaus die Steinſcheidung noch nicht entdeckt iſt. Dieſe ſonderbare Connexion des Urgebirges aber mit dem Klingſtein an mehrern Orten zu entdecken, wäre um ſo wichtiger, als die Exemplare eines ſolchen Vorkommens ſelbſt in Biliu ſelten ſind, und das in meinem Exemplar eingeſchloſſene, ſogenannte Geſchiebe nicht deutlich genug iſt, um irgend eine vollſtändige Vorſtellung zu erregen.

Das Geſtein, deſſen Folge wir von Nummer 25 bis 29 beſchrieben, iſt höchſt wichtig und hat, obgleich ſchon Herr von Racknitz deſſelben in ſeinen Briefen gedenkt, doch in dieſer langen Zeit die Aufmerkſamkeit der Geognoſten nicht genugſam auf ſich gezogen. Ob man nun gleich gegenwärtig in der Müller'ſchen Sammlung ſehr inſtructive Exemplare davon findet, deſto ſchätzenswerther ſind, als man es in der Natur nicht ganz bequem beobachten kann: ſo wird es doch einiger Maßen problematiſch bleiben, weil es dem aufmerkſamen Beſchauer einen Widerſpruch auszudrücken ſcheint.

Betrachtet man es auf dem Wege, wie ihn unſere Nummern andeuten; fängt man an dem Puncte an, wo ganz ſchmale Hornſteinklüfte durch einen feinkörnigen Granit durchgehen, ſich nachher verbreiten, ſich theilen, wieder zuſammenfließen und, indem ſie den Granit auf tauſendfache Weiſe durchſchneiden, vereinzelte Theile deſſelben in ſich enthalten; betrachtet man nun weiter, wie die Hornſteinmaſſe zunimmt, und der Granit, der vorher das Enthaltende, das Continens war, nunmehr das Enthaltene, das Contentum wird: ſo ſind wir freilich geneigt, unſere ſimultane Erklärungsart hier anzuwenden, und wir dürfen es um ſo mehr, als Diejenigen, die ſich zu der ſucceſſiven Erklärungsart hinneigen, zwar wegen der ſcharfkantigen Form der Granit-Theile wohl eine Granit-Zertrümmerung annehmen, aber doch auch ein unmittelbares Eintreten der Hornſteinmaſſe zugeben. Ueberhaupt iſt Dieſes ein Punct, wo ſich die beiden Vorſtellungsarten nähern, indem da, wo der eine Beobachter gleichzeitig ausſpricht, der andere wenigſtens gleichnachzeitig zu ſetzen ſich bewogen findet.

Uebrigens könnte man vielleicht auch das gegenwärtige Geſtein ein Auslaufen des Granits nennen, indem man dadurch das Ende einer Epoche bezeichnet, anſtatt daß man da, wo ein folgendes ſogleich nachzuweiſen iſt, das Auslaufen ganz ſchicklich einen Uebergang nennen kann.

Ueber die Art, wie der Kalk in dieſes dem Urgebirg ſo nahe verwandte Geſtein ſich gefunden, wird man ſich vielleicht noch weniger vereinigen. Betrachtet man den Kalkſpath, wie wir ihn unter Nummer 30, 31 und 35 aufgeführt, ſo mag man ſich wohl vorſtellen, daß derſelbe in die Zwiſchenräume dieſes unregelmäßigen Geſteins ſich eingeſintert; wobei denn aber die Frage ſchwer zu beantworten bleibt: woher denn der Kalk gekommen, der ſich in die Tiefen dieſes Geſteins ſo reichlich eingeſenkt? Betrachtet man nun gar den iſabellfarbigen, körnigen Kalkſtein, der bei uns mit Nummer 32 bezeichnet iſt, und die Art, wie er ſich keineswegs als Gänger, ſondern als ein derber Beſtandtheil zwi-

ſchen den übrigen findet: ſo wird man wieder darauf gewieſen, daß wenigſtens ein Theil dieſes Kalks mit dem Geſteine ſelbſt urſprünglich gleichzeitig ſein möchte.

Dem ſei nun, wie ihm wolle, ſo ſteht dieſes Geſtein in der genauſten Verbindung mit den heißen und warmen Quellen, die alle daraus hervortreten. Und wenn man auch die in demſelben offenbar enthaltenen Beſtandtheile, den erſterwähnten Kalk, den häufig vorkommenden Schwefelkies, nicht für hinreichend halten ſollte, die warmen Quellen mit ihren Ingredienzien und Bedingungen hervorzubringen: ſo wird man doch eine entſchiedene Mitwirkung nicht läugnen können, welche ſchon früher, obgleich vielleicht nicht beſtimmt genug, anerkannt worden.

Möchte es doch den Geologen gefallen, zu unterſuchen und gelegentlich anzuzeigen, ob ſich irgend ſonſtwo ein Geſtein demjenigen ähnlich, wie wir es von Nummer 24 bis 35 angezeigt, befinden möchte!

Was ſonſt noch bei jener Sammlung zu bemerken wäre, verſpare ich auf ein anderes Mal, und gebe nur noch einige Nachricht von ein Paar geologiſchen Merkwürdigkeiten, die mir dieſes Jahr bekannt geworden.

Die erſte iſt ein Gneis, deſſen faſerige Textur durch deutliche, fleiſchfarbene Feldſpath-Cryſtalle hervorgebracht wird. Dieſe ſind jenen Doppel-Cryſtallen ähnlich, welche wir unter den Nummern 6, 7 und 8 eingeſchärft haben. Nur iſt dabei merkwürdig, daß, wie der Glimmer ſich nach ihnen in ſeiner Lage bequemt, auch ihre Cryſtall-ſation nach ihm ſich einiger Maßen gerichtet hat. Auch laſſen ſie ſich nicht abgeſondert darſtellen, ſondern ſind mit dem Glimmer und dem übrigen Geſtein innig verbunden. Nicht gar einen Zoll lang, deuten ſie, wie jene obgedachten Cryſtalle, auf die ſechsſeitige Säule ſowie auf ein rhombiſch Tafelartiges, und machen durch Farbe und gleiche Austheilung in dem ganzen Geſtein ein ſehr angenehm in die Augen fallendes Mineral. Dieſe Steinart findet ſich zwiſchen Teupel und Theiſing. Ich verdanke die Kenntniß derſelben der Aufmerkſamkeit und Gefälligkeit des Herrn Hofraths Sulzer in Nonneburg. In den geognoſtiſchen Sammlungen der mineralogiſchen Geſellſchaft zu Jena findet ſich ein Aſchaffenburger Gneis, der einige Aehnlichkeit mit dem beſchriebenen, doch nicht ſein angenehmes Anſehen hat.

Eine zweite geologiſche Merkwürdigkeit findet ſich zwiſchen Hof und Schleiz; kurz vor dem letztern Ort, links an der Chauſſée. Es zeigt ſich daſelbſt Baſalt (Urgrünſtein) von der ſchwärzeſten und härteſten Sorte, theils in unregelmäßigen Maßen, theils in deutlichen Säulen, vielfach bis in's Innerſte zerklüftet, und alle Klüfte, ſelbſt die zarteſten, mit Asbeſt ausgefüllt.

So legt auch Asbeſt durch den anſtehenden Thonſchiefer, füllt die kleinſten Abtheilungen der Geſteinſcheidungen und verbindet ſich innig mit dem Geſtein. Die ſtarke Verwitterung verhinderte die nähere Einſicht bei einer flüchtigen Beobachtung, daher zu wünſchen iſt, daß dieſer Punct die Aufmerkſamkeit reiſender Geologen auf ſich ziehe.

Manches Andere verſpare ich für den nächſten Jahrgang und ſäge nur noch den Wunſch hinzu, daß die von mir nur im Allgemeinen angedeuteten Mineralien durch Oryctognoſten vom Metier nach und nach in der Kunſtſprache möchten beſchrieben werden. Inzwiſchen ſind zur Erleichterung der Kenntniß von dieſer Seite die bedeutendſten Exemplare in der Sammlung der mineralogiſchen Geſellſchaft zu Jena niedergelegt worden.

Freimüthiges Bekenntniß.

Die Natur, kraft ihrer Allthätigkeit, wirkt in und an der Nähe, ſowie von fern her und in die Ferne; beide Wirkungen ſind immerfort zu beachten, keine Beobachtungsweiſe darf und kann die andere verdrängen. Vorſtehende Blätter, vor ſoviel Jahren geſchrieben, ſind der Nähe gewidmet; man ſucht, merkwürdige Naturerſcheinungen aus nahe liegenden Bedingungen zu erklären; man thut es mit Recht und wird es immerfort thun.

Wenn wir aber den Urſprung der heißen Quellen unmittelbar auf der Stelle ſuchen und zu finden glauben, ſo wird dadurch Niemanden die Befugniß verkümmert, ſie aus dem ſiedenden Abgrund unſerer Erdkruſte bis auf die höchſten Gebirge heiß und unverkühlt emporſprudeln zu laſſen. Und wenn letztere Vorſtellungsart jetzt die herrſchende geworden, ſo muß es erlaubt ſein, daran bloß ein hiſtoriſches Phänomen zu erblicken, und dagegen auch bei einer hiſtoriſch-herkömmlichen, individuell-angemeſſenen Denkweiſe zu verharren, welche von ihrer Seite gewiß nicht minder die Erfahrung zu bereichern in Thätigkeit bleiben wird.

Man beachte nachgemeldeten Fall.

Auszug eines Schreibens des Herrn Barons von Eſchwege.

Liſſabon, den 2. Juni 1824.

„Das problematiſche Phänomen, wovon man das Nähere zu wiſſen wünſcht, iſt ausführlich beſchrieben in dem „Diario do Governo“ vom 22. Januar 1821 und ereignete ſich am Rio Douro.

Der Beſitzer eines Gartens daſelbſt ging um 10 Uhr Morgens aus, um den Schaden, durch heftigen Regen veranlaßt, in Augenſchein zu nehmen; noch wenig Schritte vom Garten entfernt ſieht er auf ein Mal einen großen Fleck Landes ſich erheben und aufthürmen; mit furchtbarem Getöſe kommt eine Waſſerſäule emporgeſtrömt; Weinpflanzungen, Keller und Häuſer, welche dieſer Ausbruch erreichte, wurden fortgeriſſen, und vier Menſchen verloren dabei das Leben. Nachdem das Waſſer ſich verlaufen, war ein großes Loch entſtanden von außerordentlicher Tiefe, welches ſtark rauchte; an drei andern Orten in der Nachbarſchaft waren ebenfalls Ausbrüche geweſen."

Häufig niedergegangenes Regenwaſſer ſammelt ſich in Gebirgshöhlen; es ſenkt ſich in Schluchten tief hinab und ſucht ſich endlich in der nachbarlichen Ebene einen möglichen Weg zu gewaltſamer Entladung durch leichten, fruchtbaren Boden; dort ſteigt und wirkt es nach Verhältniß ſeiner Maſſe, ſeines Falles und Druckes.

Sollte hierdurch das Phänomen nicht genugſam aufgeklärt ſein? Sollte man auch hier Vulcane und Erdbeben zu Hülfe rufen?

Recht und Pflicht.

Wenn der Naturforſcher ſein Recht einer freien Beſchauung und Betrachtung behaupten will, ſo mache er ſich zur Pflicht, die Rechte der Natur zu ſichern; nur da, wo ſie frei iſt, wird er frei ſein, da, wo man ſie mit Menſchenſatzungen bindet, wird auch er gefeſſelt werden.

Eins der größten Rechte und Befugniſſe der Natur iſt: dieſelben Zwecke durch verſchiedene Mittel erreichen zu können, dieſelben Erſcheinungen durch mancherlei Bezüge zu veranlaſſen. Nachſtehendes diene zum Beiſpiel.

Schon im Jahre 1823 wurden die Naturfreunde, die ſich im Marienbad gegenwärtig beſchäftigten, auf den Einfluß hingewieſen, welchen die dort ſo ſtark wirkenden Dunſtarten ſelbſt auf das Urgeſtein ausübten, indem ſie einige Theile deſſelben völlig aus- und aufzehrten, andere unverändert ſtehen ließen und ſo ein löcheriges, oft blaſenartiges Geſtein darſtellten. Feldſpath und Glimmer war es eigentlich, den ſie feindſelig behandelten; ſelbſt die Almandine blieben nicht ausgeſchloſſen; der Quarz indeſſen blieb feſt, ſtarr und unberührt.

Im Jahre 1823 beachtete man dergleichen Vorkommen genauer; man veranlaßte eine Sammlung, welche ſchon an und für ſich, beſonders aber mit dem unverſehrten Original-Geſtein in Vergleichung gebracht, höchſt merkwürdig iſt. Die aufgelöſ'ten Theile nähern ſich der Porzellan-Erde, daher die Exemplare, indem auch der Quarz weiß iſt, meiſtentheils ein beſſes Anſehen haben. Der Catalog von dem vorliegenden Geſtein bildete ſich folgender Maſſen:

Durch das Gas des Marienbrunnens angegriffenes Grundgebirg.

1) Grobkörniger Granit mit ſchwarzem Glimmer;
2) feinkörniger Granit;
3) feinkörniger Granit mit ſchiefriger Textur;
4) ein Stück von mittlerm Korn;
5) Quarzgang, woran die Zellen des Feldſpaths noch zu ſehen;
6) Granit, wo der Quarz überwiegend war;
7) drei kleinere dergleichen;
8) Gneis von mittlerm Korn;
9) deßgleichen etwas gröber;
10) deßgleichen noch gröberes Korn;
11) beinahe daſſelbe, nur feiner;
12) deßgleichen ganz leicht;
13) deßgleichen von dem allerfeinſten;
14) Hornblende mit Almandinen;
15) geſundes Geſtein, nur von außen angegriffen;
16) deßgleichen mehr, und ſchon zellig;
17) deßgleichen, beinahe ganz aufgezehrt;
18) ganz zellig, die Almandine nur wenig bemerkbar;
19) ein kleines Stück mit noch aufſitzenden Almandinen;
20) völlig hornſteinartig, ohne Kennzeichen des Original-Geſteins;
21) ein dem Glimmerſchiefer verwandtes Geſtein mit großen Almandinen, die im geſunden Zuſtande als ſchwarze Puncte ſichtbar ſind;
22) aufgefreſſener Gneis, von der rechten Seite der Straße nach Topel;
23) porphyrartiges Geſtein, als Gangart im Granit vorkommend, wo bloß die feinen Gänge vom Quarz ſtehen geblieben.

24) Beſondere Aufmerkſamkeit verdient ein zelliger Quarz, deſſen Entſtehung dadurch deutlich wird, daß man ſehen kann, wie das Gas theilweiſe das in den Zwiſchenräumen noch hier und da ſichtbare Eiſen aufgelöſ't und weggenommen hat.

Geſtaltung großer anorganiſcher Maſſen.

Von einer geringen, faſt unſcheinbaren Naturwirkung, die wir als Experiment täglich wiederholen können, von einer partiellen Zerſtörung urweltlicher Gebirgsarten, gehen wir zu einer der ungeheuerſten Wirkungen über, die unſern Geiſt erheben und durch Anſchauung in die Ver-

zeit versehen soll. Wir sprechen von der Gestaltung der Schneemassen auf den höchsten Bergen.

„Fischer: Bergreisen, 2. Th., S. 153. Serac, eine große, parallelepipedisch geformte Masse Schnee. In solche regelmäßige Formen theilen sich die Lawinen, wenn sie eine Zeit lang gelegen haben."

„Joseph Hamel: Beschreibung zweier Reisen auf den Montblanc. Wien 1821. Zwanzig Minuten nach sieben Uhr erreichten wir die erste der drei Schneeebenen, welche zwischen dem Dome du Goute und dem Mont Maudit (einer Felsenreihe, welche die östliche Schulter des Montblanc bildet) eine nach der andern von Norden nach Süden folgen. Hier hat man nahe zur Rechten auf dem Dome die ungeheuern, in die Luft ragenden Eismassen, Serac's genannt, welche man vom Chamouny-Thal aus sehr gut sieht. Der Himmel, welcher dunkelblaue Farbe zeigt, erschien neben diesen blendend weißen Eisthürmen fast schwarz.

Die Benennung Serac kommt von einer Art im Thal verfertigter, weißer Molkenkäse, der in parallelepipedischen Formen gepreßt wird, und nachgehends bei'm Trocknen an den Rändern Risse bekommt, wodurch er diesen Eismassen in Etwas ähnlich sieht. Vielleicht kommt der Name des Käses von Serum, Molke."

Bei diesen freilich nicht ganz hinreichenden Relationen machten wir, in Gefolg vieljähriger Gebirgsbeobachtung, nachstehende Betrachtung. Die Schneemassen, sobald sie solidesciren und aus einem staub- und flockenartigen Zustande in einen festen übergehen, trennen sich in regelmäßige Gestalten, wie es die Massen des Mineral-Reichs thaten und noch thun. Sie stehen als große Wände auf den Berggipfeln, wie die mauer-, thurm- und säulenartigen Granit-Massen auf den Bergreihen. Wahrscheinlich aber sind diese großen, blauen Eiswände nicht in völlig ebenen, ununterbrochenen Flächen eingeschlossen, sondern sie haben gleich jenen Käsen, denen sie verglichen werden, Risse, Einschnitte, und nach unserer Vorstellungsart nicht zufällige, sondern regelmäßige.

Betrachten wir am Harze die großen, emporstehenden Klippen, z. B. Arendsklint und die Wernigeröder-Feuersteine, so wird eine gemeine Einbildungskraft gar nicht zu schelten sein, wenn sie solche als Käse oder Kuchen über einander gethürmt ansprächen. Nicht allein alle Felsarten des Urgebirgs, sondern bis herauf zum bunten Sandstein und weiter haben das Bedürfniß, sich in mannigfachen, regelmäßigen Richtungen, zu trennen, so daß Parallelepipeden entstehen, welche wieder in der Diagonale sich zu durchschneiden die Geneigtheit haben. Diesem allgemeinen Gesetze habe ich vor vierzig Jahren am Harze nachgespürt, und bewahre davon die schönsten Zeichnungen eines trefflichen Künstlers, und war schon damals nicht abgeneigt, zu glauben, daß diese großen, innern Trennungen der Gebirgsmassen sich auf tellurische und cosmische Wirkungen beziehen möchten, wovon die südnördliche uns längst bekannt war, die westöstliche aber erst neuerlich offenbart worden ist.

Um sich aber von solcher Gestaltung der Steinmassen den Begriff zu erleichtern, so fingire man, daß ein Gitterwerk durch sie durchgehe, und zwar sechsseitig, wodurch so viele einzelne Körper abgeschnitten werden, cubisch, parallelepipedisch, rhombisch, rhomboidisch, säulen- oder plattenförmig, welcher Art es auch wäre.

Hierbei muß man sich aber sagen: diese Trennung sei anzusehen als ideell, als potentiä, der Möglichkeit nach, und sei daher theilweise sowohl an eine ewige Ruhe gebunden, als einer frühern oder spätern Erscheinung anheim gegeben; da denn nicht alle intentionirten Sonderungen jedes Mal zur Wirklichkeit gelangen, und man sie vielleicht nur hier und da actu, in der Gegenwart, vorzeigen kann, indem an großen Gebirgskörpern oben angedeutete Formen bald einzeln ausgebildet hervortreten, bald aber in große Massen verschlungen und darin versteckt gedacht werden müssen.

Durch diesen Begriff kommt auch der Zeichner ganz allein zur Fähigkeit, Felsenwände und Gipfel richtig und wahrhaft darzustellen, indem er das Unsichtbare durch das Sichtbare sich verdeutlicht und den allgemeinen Character im Kleinen wie im Ungeheuern durchzuführen vermag. Die Urgestaltung wird ihm klar; er begreift, wie dasselbe Gestein bald als Platte, Säule und doch auch als Wand erscheinen könne, und wie allen diesen Phänomenen eine verwandte Form zum Grunde liege.

Eine solche hypothetische Gebirgsdarstellung haben wir auf einer Tafel versucht, deren Raum mit gegitterten Linien durchzogen, ein landschaftliches Bild aber, dem man diese Grundzüge kaum anmerkt, in dieses Gewebe hineingezeichnet ist.

Von der oben erwähnten, 1784 sorgfältig mit manchen Aufopferungen durchgeführten Harz-Reise haben wir sehr schöne, noch jetzt wohl erhaltene, schwarze Kreidezeichnungen, meist in groß Folio-Blättern mitgebracht. Verkleinert können sie nicht werden; der Aufwand, sie in Kupfer stechen zu lassen, war abschreckend; nun aber wären sie lithographisch vielleicht eher mitzutheilen; nur wird ein sehr gewandter, mit characteristischem Geiste begabter Künstler, der

Sache kundig, lieberall ſich damit zu beſchäftigen haben.

Einſtweilen ſetze das Verzeichniß hier an paſſender Stelle.

1) Teufelskanzel und Hexenaltar auf dem Brocken; meiſterhaft characteriſtiſcher Umriß, hinreichend ſchattirt.

2) Arendsklint, eine Felsgruppe vom Brocken nordweſtwärts; hievon ſtellt dieſe Nummer mit den drei folgenden einzelne Klippen vor Augen. Umriß einer großen Felsmaſſe, mit wenig verticalen und vielen horizontalen Abtheilungen.

3) Deßgleichen, doch von ganz anderer Natur-Conſtruction als die vorhergehende; die Hauptmaſſe mit Aufmerkſamkeit ausgeführt.

4) Kleinere Zeichnung, den Granit kugel- und ſäulenförmig zugleich vorſtellend.

5) Abermals eine Felsmaſſe von Arendsklint; ſorgfältiger Umriß und zur nöthigen Deutlichkeit ſchattirt.

6) Ein Schnarcher, einer der ſchönen Granitfelſen, die auf dem Barenberge in der Nähe von Schirke ſtehen. Der Punct iſt bemerkt, wo dieſer Fels die Magnet-Nadel verändert. Genauer Umriß, durch Schattirung hervorgehoben.

7) Wernigerſder Feuerſtein; der Hauptgegenſtand von obenherein characteriſtiſch ausgeführt.

8) Bei der Eufenburg an der Bode, quarzreiches, porphyrartiges Geſtein; ſorgfältiger Umriß der Haupt-Partien.

9) Der Punct, wo die Bode von oben herab aus dem Schiefergebirg auf den Granit ſtößt und durch denſelben hindurchdringt. Kleine Zeichnung, auf der Grenze beider Geſteinarten genommen, wenig colorirt. Der ſehr quarzhaltige Thonſchiefer iſt bläulich, der Granit röthlich angewaſchen.

10) Aus der Höhe in der Schlucht weiter abwärts, wo die Bode ſehr gedrängt ein Becken macht. Man bemerkt den bei hohem Waſſer durch das vorbeiſtrömende Floßholz ausgewaſchenen Granit.

11) Granit-Felſen, vom linken Ufer der Bode, unter dem Roßtrapp; gehörig ſchattirte Zeichnung.

12) Deßgleichen; in der Höhe der Felſen des Roßtrapps ſelbſt, Umriß; der Vordergrund characteriſtiſch ſchattirt.

13) Ein deßgleichen aus dem Bode-Thal emporſteigender Granit-Felſen; vollkommen ausgeführte Zeichnung.

14) Granit-Klippe im Ocker-Thal, zum Begriff von verborgenen und offenbaren Zerklüftungen ſehr dienlich.

15) Kieſelſchieferklippe an der Ocker, merkwürdig wegen der horizontalen und verticalen Ablöſungen. Characteriſtiſche Skizze.

16) Marmor mit Quarz durchzogen, die Kalktheile wittern aus, der Quarz bleibt ſtehen; Dieß gibt dem Fels ein ganz eigen ausgefreſſenes Anſehen. Aus der innern, unangegriffenen Maſſe laſſen ſich bedeutende Tafeln ſchneiden und ſchön poliren. Ocker-Thal?

17) Der Häbichenſtein, Kalkfelſen am Iberge in der Nähe der Bergſtadt Grund, eigentlich ein Coralien-Fels, an welchem auch die teſſeriſchen Trennungen, obgleich unregelmäßig, zu bemerken ſind. Vollkommen ausgeführte Zeichnung. Die zweite Vignette in dem wichtigen Werke unſers abgeſchiedenen Freundes von Trebra (Erfahrungen vom Innern der Gebirge. Deſſau und Leipzig 1785. Fol.) iſt eine leichte Skizze nach der mit der größten Sorgfalt vollkommen ausgeführten Zeichnung.

18) Haus-Kühnenburg; Sandſtein, völlig ausgeführte, characteriſtiſche Zeichnung.

19) Graue Wacke, in der Nähe von Wildemann, flötzartig gelagert; ſorgfältigſt ausgeführte Zeichnung.

20) Eingang zu der Baumannshöhle; klein Quer-Folio, angetuſcht, die Marmor-Maſſen in ihrem characterloſen Character wohl ausgedruckt.

21) Eiſengrube in Thonſchiefer vom Tage herein; Eiſenſtein und Gebirgsart ſind ſo vermiſcht, daß gewiſſer Maßen nur ein Raubbau Statt findet.

22) Feſtung auf dem Regenſtein, in den Sandſtein eingegraben; das Ganze zerſtört und verwittert, klein Quer-Folio.

23) Höhlen auf dem Regenſtein; ſkizzirt, nicht ſonderlich characteriſtiſch.

24) Die alte Burg bei Langenſtein. Flüchtige aber klare Zeichnung, die Gebirgsart nicht characteriſtiſch.

25) Die Clauſe bei Goſlar; Sandſtein; characteriſtiſch.

26) Teufelsmauer bei Thale gegen Quedlinburg; ſo merkwürdig als ſchön gezeichnet, die Nothwendigkeit des Einſtürzens mancher Gebirgsarten unter gewiſſen Umſtänden vor Augen geſtellt.

27) Gypswände bei Oſterode; reinlich umriſſen und angetuſcht, den ſchwachen Character dieſer Geſteinart glücklich ausſprechend.

Vorgemeldete Sammlung iſt, wie man ſieht, nach einer gewiſſen Ordnung gereiht; ſie führt vom Granit des Brockens bis zum Gypsfelſen von Oſterode, freilich weder vollkommen in geologiſcher noch geographiſcher Folge. Doch würde ſie in beiden Rückſichten ſchon vollſtändiger werden, wenn man eine vorräthige, doppelte Anzahl von kleinern, weniger ausgeführten Um-

Märten.

Wir wunderten uns.

Schnaps.

Ich auch.

Märten.

Ob's denn nicht auch in der Stadt Chirurgen gäbe.

Schnaps.

Genug, ich wunderte mich — und ging.

Märten.

Da habt Ihr wohl gethan.

Schnaps.

Ich finde meinen Patienten.

Märten.

Wirklich?

Schnaps.

Und wie ich den Fuß aufbinde —

Märten.

Nun?

riſſen, Skizzen und manchen flüchtigen Entwurf dazwiſchen legen wollte, welches um ſo inſtructiver ſein würde, weil jedes dieſer Blätter, wenn auch mit weniger Zeitaufwand, doch immer zu jenem ausgeſprochenen Zwecke mit Ueberlegung gefertigt werden. Ein laconiſches, gleichfalls übriggebliebenes Tagebuch würde dabei noch weiter behülflich ſein.

Von jenen kleineren Zeichnungen bemerke folgende:

a) Hexenaltar auf dem Brocken, in geſchichteter Lage; noch vor fünfzig Jahren glaubte man hier eine durch Menſchenhände aufgerichtete Mauer zu erblicken.

b) Arendsklint; eine auf regelmäßigem Natur-Piedeſtal aufgerichtete Felſenſäule.

c) Unter dem Roßtrapp an der Bode; flüchtige Skizze, die Theil aufſtrebenden Felſen-Partien ſehr gut ausdrückend.

d) Treppenſtein, an der Oker; regelmäßig rechtwinklicht getrennte Granit-Maſſe.

e) Unter dem Treppenſtein am Waſſer; an unförmliche Granit-Maſſen anſtoßende, ſanft geneigte, regelmäßige Bänke deſſelben Geſteins.

f) Ziegenrücken im Oker-Thale; beinahe verticale Bänke, horizontal und diagonal durchſchnitten.

g) Kalkhöhle von oben erleuchtet; maleriſcher Effect.

h) Verſteinerungslagen unter Grauwackebänken; am Schulenberg auf dem Ober-Harz.

i) Kattelothaler-Gypsbruch; kleines Muſterſtück, die horizontale und verticale ſchwankende Durchklüftung dieſer Geſteinart darſtellend.

k) Clauſe bei Goslar; in den Sandſtein gegraben, merkwürdig wegen regelmäßiger, doch ſchwankender Zerklüftung.

l) Rammelsberg bei Goslar; meiſterhafte, kleine Zeichnung, den ödeſten, troſtloſeſten Zuſtand, auf der Oberfläche metalliſcher Naturſchätze, vergegenwärtigend.

Gebirgsgeſtaltung im Ganzen und Einzelnen.

Ehe wir auf unſerm bezeichneten Wege nunmehr weiter ſchreiten, faſſen wir in einem Rückblick Dasjenige zuſammen, worüber bisher gehandelt worden.

Große, anorganiſche Maſſen geſtalten ſich ſolideſcirend und zwar regelmäßig. Wir gebrauchten ein Gitterwerk als Gleichniß, und gaben den Catalog einer Sammlung von Zeichnungen, zu dieſem Zwecke vor vielen Jahren aufgenommen und bis jetzt ſorgfältig aufbewahrt.

Den Augenblick der Solideſcenz hat man als höchſt bedeutend zu betrachten. Solideſcenz iſt der letzte Act des Werdens, aus dem Flüſſigen durch's Weiche zum Feſten hingeführt, das Gewordene abgeſchloſſen darſtellend.

Im Solideſciren, im Uebergang aus dem Weichen in das Starre, ergibt ſich eine Scheidung, ſie ſei nun dem Ganzen angehörig, oder ſie ereigne ſich im Innerſten der Maſſen.

Jene Uebergitterung, wie wir, das Obgeſagte in's Kurze zu faſſen, die Erſcheinung actu, die Vermuthung potentiâ nennen wollen, geſchah niemals ohne Sonderung: denn alle Gebirgsmaſſen ſind mehr oder weniger zuſammengeſetzt; daher entſtanden gleichzeitige Gänge (dieſes unzulängliche Wort müſſen wir einſtweilen gebrauchen), Gänge, die mit Geſteinabtheilungen parallel gehen, dieſe mögen nun vertical aufgerichtet ſtehen und deßhalb als Wände gelten, oder unter verſchiedenen Winkeln geneigt, bald mit dem Namen Bänke, und endlich wohl gar Lager bezeichnet werden. Dieſe Gänge ſprechen wir als gleichzeitig mit der Gebirgsmaſſe an. Wer einen Schrift-Granit-Gang, in einer Granit-Maſſe eingeſchloſſen, ihrem Fallen und Streichen genau folgend, mit Augen geſehen hat, Der wird den Sinn begreifen, den wir in dieſe Worte legen.

Jene Scheidung wird alſo von der Hauptgeſtaltung mit fortgeriſſen und fügt ſich in die Richtungen jenes Gitterwerks.

So viel ſei vorläufig von einer Angelegenheit geſagt, die ſchon tauſendfach mit mehr oder weniger Glück ausgeſprochen worden. Man erinnere ſich der Füllungs-Theorie, welche ſo überhand nahm, daß eines werthen Mannes, von Charpentier's, verſtändige Bemühungen abgelehnt, beſeitigt, mißgeachtet, vergeſſen und zuletzt gar nur durch Hohnrede wieder zur Erinnerung gebracht wurden. Eine Wiederaufnahme der Arbeiten eines höchſt ſinnigen Vorfahrs würde gerade jetzt einen guten Eindruck machen und vielleicht von erfreulichen Folgen ſein.

Aber gleichzeitig mit jener Scheidung, die dem Ganzen folgen muß, geht im Innerſten der Maſſen noch eine beſondere vor, welche den eigentlichen Character der Gebirgsart ausſpricht, und Dieſes iſt, was wir porphyrartig nennen. Auch hier wie dort ſondert ſich das Reinſte oder vielmehr Homogenſte, nicht ſowohl vom Unreinen als vielmehr vom Fremdartigen, das Einfachere vom Zuſammengeſetzten, das Enthaltene vom Enthaltenden, und zwar ſo, daß man oft die Identität Beider nachweiſen kann. Unzählige Beiſpiele, vom Granit bis zum letzten Gyps und Kalkſtein,

ſind den Freunden dieſes Wiſſens bekannt. Sehr oft iſt das Enthaltene dem Enthaltenden nahe verwandt. Die Carlsbader- und Elbogner-Zwillings-Cryſtalle ſind eigentlich cryſtalliſirter Granit; die großen Granaten oder Almandine von Tyrol ſind offenbar cryſtalliſirter Glimmerſchiefer, die Eiſen-Granaten cryſtalliſirter Eiſenglimmer.

Wie nun dieſe Geſtaltungen ſich ſelbſt in beengender Maſſe hervorthun, ſo werden noch mehr die durch geiſtige Auflöſung befreiten, auf leeren Gebirgsklüften und Schluchten herumgeführten Urtheilchen ſich noch reiner abtrennen und die gleichartigen ſich einander zugeſellen. Hier haben wir alsdann die ganz reinen Cryſtall-Bildungen, an denen wir uns höchlich erfreuen, unſer Wiſſen daran bilden und ordnen können.

Auch jene porphyrartigen Erſcheinungen habe ich ſorgfältig geſammelt; und wie ſich das oben Behauptete in einzelnen Beiſpielen ausſpricht, verdient wohl eine beſondere Behandlung. Jedoch finde eine chemiſche Erfahrung hier einſtweilen Platz.

Ich erhielt ein Glas Opodeldok von gleichartiger, trüb durchſcheinender Maſſe, worin aber runde, weiße, cryſtalliſirte Körperchen in kleiner Erbſengröße ſchwebend gehalten werden. Bei einer nähern Erkundigung vernahm ich, daß dieſes Glas erſt vor drei Wochen bereitet worden. Schon am zweiten und dritten Tage zeigen ſich Pünctchen, die ſich nach und nach vergrößern und eine cryſtalliniſche Form annehmen, an welchen jedoch im Verlauf der Zeit kein weiterer Wachsthum zu bemerken iſt.

Ferner hat ſich gefunden, daß in kleinern Gläſern die Cryſtällchen häufiger und kleiner als Hirſenkörner entſtehen, wodurch wir belehrt werden, daß ſogar das Maß der Räumlichkeiten auf die Cryſtall-Bildung entſchiedenen Einfluß hat, und zugleich auf manches cryptogamiſche Vorkommen hingewieſen ſind.

Auf dieſem Wege jedoch begegnen wir einem andern Phänomen, das uns bei ſeiner Unerforſchlichkeit nicht losläßt. Solideſcenz iſt mit Erſchütterung verbunden. Nur ſelten kommt dieß Ereigniß, ſeiner Zartheit wegen, zur unmittelbaren, entſchiedenen Anerkennung.

„Derjenige, welcher bei dem Verſuch, das Queckſilber gefrieren zu machen, die Glasröhre in der Hand hielt, fühlte in dem Augenblick, als das Metall ſeinen flüſſigen Zuſtand verlor, eine plötzliche Erſchütterung; und eine ganz ähnliche Erſcheinung findet bei'm Feſtwerden des Phosphors Statt.“

So zeigt ſich auch Solideſcenz durch Erſchütterung. Ein Glas Waſſer nahe am Gefrieren durch einen Schlag erſchüttert, cryſtalliſirt ſogleich.

Gedenken wir an dieſer Stelle, wenn ſie auch weit abzuliegen ſcheinen, der Chladni'ſchen Verſuche, wo die Erſchütterung, regelmäßig geleitet, zugleich mit dem Ton eine Geſtalt hervorbringt. Auf Glastafeln iſt das Phänomen Jedermann bekannt, vielleicht nicht Allen folgendes.

Waſſer auf flachen, geründeten Glastellern, mit Semen lycopodii beſtreut und durch einen Violin-Bogen angeregt, gibt, in vielfältigen Abtheilungen, die Erſcheinung gegitterter Fildchen und eines entſchiedenen Gewebes, ſo daß der umſichtig thätige Henſinger deſſen in ſeiner Hiſtologie (Hyphologie) gedenken könnte. Purkinje, ein merkwürdiger Forſcher unſerer Zeit, hat mir ſolches Gewebe durch eine ſcharfſinnige Vorrichtung auf Glastäfelchen fixirt und freundlichſt mitgetheilt.

Die entoptiſchen Erſcheinungen laſſen ſich gleichfalls hier anſchließen; durch ſchnelle Veränderung der Temperatur ſolideſcirt ja in den Glastäfelchen eine ſonſt vorüberfliegende Geſtaltung.

Bedeutend hab' ich immer die Betrachtung gefunden, die uns das macro-micromegiſche Verfahren der Natur einzuſehen fähig macht: denn dieſe thut Nichts im Großen, was ſie nicht auch im Kleinen thäte, bewirkt Nichts im Verborgenen, was ſie nicht auch am Tageslicht offenbarte.

Daß der Thonſchiefer im Großen von Quarzgängen häufig durchſetzt werde, iſt bekannt; nun aber traf ich eine dergleichen Gebirgsart, deren mäßige, tragbare Maſſen nach einem gewiſſen Streichen von Quarzgängen durchzogen waren, indeſſen ſchieferige Ablöſungen dieſe Maſſen rechtwinkelig auf die Richtung der Gänge zu ſchmalen Täfelchen trennten und ſo natürliche Durchſchnitte vor Augen legten.

Ich lege ein ſolches Thonſchieferſtäfelchen vor mich, ſo daß der darauf ſich zeigende, etwa ſechs Linien ſtarke Quarzgang in horizontaler Richtung ſteht; ein ſchmälerer, etwa eine Linie breiter Gang kommt auf dem erſtern im Winkel von etwa fünfundvierzig Graden an, wird ſogleich nach dem Perpendikel zu gebrochen, geht ſtoßlich durch den ſtärkern hindurch, kehrt unterwärts in die erſte Richtung zurück und ſetzt parallel mit der Eintrittslinie ſeinen Weg weiter fort. Hier gebrauche ich, wie man ſieht, eine bekannte Terminologie, deren man ſich bedient, um das Phänomen anzuzeigen, wenn das Licht oder deſſen ſogenannter Strahl aus

dem dünnern Mittel in's dichtere und von da wieder in's dünnere übergeht.

Und fürwahr, wären unſere Löſelchen in Linear-Zeichnungen auf eine Kupferplatte gebracht, ſo würde Jedermann glauben, es ſeien aus einem phyſicaliſchen Compendium jene auf die Lehre von Brechung des Lichts bezüglichen Figuren copirt worden.

Doch wollen wir die Analogie nicht weiter treiben, ſondern nur erzählen, was wir vor uns ſehen: der ſchwächere Gang auf dem ſtärkern, vertical im rechten Winkel anlangend, ſcheint von ſeinem Wege nicht abgelenkt; doch gehen, genau betrachtet, zwei Gänge niemals durcheinander, ohne daß ſie einiger Maßen in ein Schwanken geriethen und eine leiſe Wirkung ſolchen Zuſammentreffens andeuteten.

Der Fall, welcher ſelten vorkommt, daß der ſchwächere Gang den ſtärkern verſchiebt, deutet auf die Erfahrung, daß ein ganz leeres Klüftchen den Gang aus ſeiner Richtung bringt, ihn aber nicht rückwärts lenkt, ſondern vorwärts zu ſchieben die Eigenſchaft hat.

Einen einzigen Fall hab' ich gefunden, wo der ſchwächere Gang, den ſtärkern vertical durchkreuzend, ihn beinahe um ſeine Breite niederdrückt.

Im Thonſchiefer finden wir durchaus die reinſten Beiſpiele zu dieſer Lehre; der Kieſelſchiefer hingegen iſt ſo vielfach durchzogen und durchklüftet, daß bedeutende Beiſpiele nicht herauszuheben ſind. Der Marmor bietet uns ähnliche Betrachtungen dar; nur iſt Alles leichtfertiger und unſicherer; doch fehlt es auch hier nicht an einer gewiſſen conſequenten Beſtimmtheit.

Ein merkwürdiges Beiſpiel, wodurch die Erſchütterung bei der Solideſcenz uns vor Augen gebracht wird, iſt der allbekannte Florentiniſche Ruinen-Marmor. Wahrſcheinlich entſprang er aus einer eingeſunkenen Gangart, die an einer Seite ſich bandartig zu bilden im Begriff war, als ein gewiſſes Zucken die zarten Streifen mit verticalen Klüftchen durchſchnitt und die horizontalen Linien bedeutend verrückte, daß die einen höher gehoben, die andern niedergehalten wurden, wodurch uns denn die Geſtalt einer täfelhaften Mauer vor Augen tritt. Indeſſen war am entgegengeſetzten Saalband die Maſſe breitartig in Bewegung; dieſe, von jenen Erklüftungen wenig erleidend, erſcheint nun bei geſchnittenen und polirten Tafeln über der Landſchaft als Bewölkung, wer es dafür will gelten laſſen; doch gleicht dieſe Stelle bei vorzüglichen Exemplaren ganz deutlich dem ſogenannten Orientaliſchen Alabaſter, einem buntgeſtreiften, durchſcheinenden Kalkſpath.

Ferner beſitz' ich andere Beiſpiele deſſelben Marmors, wie ſie mir nur einmal vorgekommen. Die Maſſe nämlich, wie ſie aus beſſerm Grunde zu mehr oder weniger hellern Beſtandtheilen ſich ſondert, hatte nicht die Tendenz, wie vorige, ſich bandartig zu bilden, ſondern mag, unbeſtimmt durch Scheidung neben einander ſchwimmend, bei der Solideſcenz von Erſchütterung ergriffen, durch unzählige, ſichtbare Klüftchen durchkreuzt worden ſein.

Nun ſieht man die verſchiedenfarbigen, geſonderten Beſtandtheile geradlinig in beſtimmte Räumchen eingefaßt, in Dreiecken, Vierecken, Alles meiſt rhombiſch ſpitz- und ſtumpfwinkelig.

Aehnliche Erſcheinungen finden wir im Großen: denn man darf den erſtbenannten Ruinen-Marmor und deſſen Durchſchnittstäfelchen mit einem Durchſchnitt vom Riegelsdorfer-Fluß vergleichen, ſo wird man die große Aehnlichkeit bewundern.

Alles Dieſes iſt nur geſagt, daß die Natur nicht ſpäter gewaltſame Mittel anzuwenden braucht, um dergleichen Erſcheinungen mechaniſch hervorzubringen, ſondern daß ſie in ihren erſten Anlagen ewige, aber ruhende Kräfte beſitzt, die, in der Zeit hervorgerufen, bei genugſamer Vorbereitung das Ungeheure ſowie das Zarteſte zu bilden vermögen.

Der bei Ilmenau vorkommende Band-Jaſpis gibt uns von einer gleichen Naturwirkung ſchöne Beiſpiele. Die einzelnen, drei Finger breiten Stücke zeigen eine ſehr regelmäßige Streifenbildung, graubräunlich dunkel auf hellerem Grunde. An vielen Stücken iſt dieſe Linear-Zeichnung unverrückt, an andern aber bleibt zwar das parallele Verhältniß durchaus rein, allein die Linien ſind wie durch einen kleinen Schreck im Augenblick der Solideſcenz verſchoben und alſo erſtarrt, daß ſie nunmehr ein gelindes, treppenartiges Steigen und Fallen verweiſen. Was wir alſo vorher an einem leicht determinabeln Kalkgeſtein geſehen haben, erblicken wir nunmehr an einem feſten, quarzigen Thongeſtein.

Von einer heftigern Erſchütterung in einem ſolchen Augenblicke gibt uns der Trümmer-Achat einen bedeutenden Beleg. Hier iſt auch die erſte Tendenz zum Bandartigen unverkennbar; durch eine Störung jedoch ward ſie aufgehoben und in einzelne Stücke zertheilt; die Chalcedon-Maſſe jedoch, die allen Achaten zum Grunde liegt, in dem Augenblicke noch weich, erſtarrte zugleich mit den Trümmern, die ſie enthielt, und ſo iſt uns ein ſchönes Mineral vorbereitet worden.

Ich beſitze eine Tafel Altdorfer-Marmor, drei Fuß lang, zwei breit, deren auffallende Form darauf hindeutet, daß ſie früher fürſtliche Gemächer verziert hat, und ſie verdiente dieſe Ehre wohl: denn auf einem grauen Grunde liegt Ammons-Horn an Ammons-Horn; die Schale des Ganzen iſt noch deutlich ſichtbar, der vordere Theil von der Grundmaſſe ausgefüllt, der hintere reiner, weißer Kalkſpath. Jedem Naturfreund iſt dieſer Marmor von Altdorf bekannt, mir aber wurde an dieſem Stücke zuerſt Folgendes bedeutend. Es gehen zarte Klüfte quer durch das Ganze durch, die, wenn ſie auf ein Schneckengehäus treffen, ſolches um einige Linien verſchieben; an andern einzelnen Muſterſtücken fand ſich auch wohl der Fall, daß die Schnecke auf vier Zwölftheile eines Pariſer-Zolls verſchoben war.

Das, was wir alſo am Band-Jaſpis, am Florentiner-Marmor erblickten, fordert uns hier abermals zur Betrachtung auf; hier liegt es dem Anblick deutlich vor, daß das Ganze noch weich, noch determinabel in einem gewiſſen Grade von Erhärtung muß geweſen ſein, als die ſchmalen, mit einer gelblichen Maſſe ausgefüllten Klüfte in gerader Richtung, obgleich wellenförmig, durch das Ganze hindurchliefen und Alles, was ſie durchſchnitten, von der Stelle ſchoben. Außer dieſer Haupttafel geben fünf kleinere, die ich durch Vermittelung des Herrn Profeſſors Schweigger einer alten, wackern Freundin, der Frau Bürgermeiſterinn Baureis in Nürnberg, verdanke, mit welcher, wie früher mit ihrem Gatten, durch manche Zeit hindurch ein naturwiſſenſchaftlicher Verkehr Statt gefunden.

Von einem ſolchen Halbgewordenen, Geſtörten und wieder zum Ganzen Gefügten haben die Geognoſten ſchon manche Beiſpiele angeführt, und man wird mit einiger Aufmerkſamkeit noch viel mehrere finden, und manches ſogenannte Breccienartige wird hierher zu zählen ſein. Die Quarzfelſen am Rhein-Ufer unmittelbar unter der Rochus-Capelle gehören hierher; ſcharfkantige Quarztrümmer ſind durch eine friſche, flüſſige, kräftige Quarzmaſſe zu dem feſteſten Geſtein verbunden, wie wir ja auch im Organiſchen erſehen, daß ein geheilter Knochen vor einem Bruche an derſelben Stelle ſicherer iſt als am benachbarten geſunden.

Deutſchland.

Geognoſtiſch-geologiſch dargeſtellt von Chr. Keferſtein. Weimar 1821.

Eine Zeitſchrift, zwei Hefte, erſtes Heft: General-Karte von Deutſchland, zwei Durchſchnitte von Süd nach Nord. Zweites Heft: Zwei Durchſchnitte von Weſt nach Oſt. Karte von Tyrol.

Den Dank, welchen Freunde der Geognoſie Herrn Keferſtein ſchuldig werden, kann ihm Niemand früher und aufrichtiger abtragen als ich, da mir ſeine bedeutende Arbeit gerade zur rechten Zeit förderlich und nützlich wird. In einem Alter, wo man Reſultate wünſcht, ohne daß man ſich ſelbſt im Stande fühlte, in manchen Fächern zu einer Vollſtändigkeit von Erfahrung zu gelangen, das längſt Vorhandene mit dem neu Entdeckten überſehbar zu verknüpfen, iſt es höchſt willkommen, wenn Andere unſern Vorſatz leiſten, unſern Wunſch erfüllen.

Wenn ich gedenke, was ich mich ſeit fünfzig Jahren in dieſem Fache gemüht, wie mir kein Berg zu hoch, kein Schacht zu tief, kein Stollen zu niedrig und keine Höhle labyrinthiſch genug war, und nun mir das Einzelne vergegenwärtigen, zu einem allgemeinen Bilde verknüpfen möchte: ſo kommt mir vorliegende Arbeit, inſofern ſich meine Forſchung auf Deutſchland bezog, ſehr günſtig zu Statten.

Wie ich alſo theils zufällig, theils vorſätzlich mit Land- und Gebirgſtrecken bekannt geworden; was ich von Erfahrung notirt, von Zeichnungen trefflicher Künſtler aufbewahrt, an Gedanken fort und fort gehegt: Das alles wird ſich jetzt deutlicher und kurzgefaßter entwickeln laſſen, wenn ich, Herrn Keferſtein's Karten und geognoſtiſche Zeitſchrift immer vor Augen habend, Aelteres und Neueres darauf beziehe, wodurch ich denn, ohne daß ich ein zuſammengreifendes Ganzes zu liefern im Stande wäre, doch, indem ich mich an ein Ganzes anſchließe, zu einer gewiſſen Einheit gelangen kann.

Herrn Keferſtein's Unternehmen, ſobald die wohlgelungene Arbeit mir zu Augen gekommen, erregte meinen ganzen Antheil, und ich that zu Färbung der geognoſtiſchen Karte Vorſchläge; worauf ſich dieſe gründen, entwickle ich folgender Maßen:

Man durfte ſich nicht ſchmeicheln, eine dem Auge vollkommen gefällige, äſthetiſche Wirkung hervorzubringen; man ſuchte nur die Aufgabe zu löſen: daß der Eindruck, welcher immer bunt bleiben mußte, entſchieden bedeutend und nicht widerwärtig wäre. Der Haupt-Formation, welche Granit, Gneis, Glimmerſchiefer mit allen Abweichungen und Einlagerungen enthält, ertheilte man die Carmin-Farbe, das reinſte, ſchönſte Roth; dem unmittelbar aufſtehenden Schiefer gab man das harmonirende, reine Grün; darauf dem Alpenkalk das Blo-

lette, auch dem Rothen verwandt dem Grünen nicht widerſtrebend.

Den rothen Sandſtein, eine höchſt wichtige, meiſt nur in ſchmalen Streifen erſcheinende Bildung, bezeichnete man mit einem hervorſtechenden Gelbroth; den Porphyr andeuten ſollte die bräunliche Farbe, weil ſie überall kenntlich iſt und Nichts verdirbt. Dem Quaderſandſtein eignete man das reine Gelb zu; dem bunten Sandſtein ein angeröthetes Chamois; dem Muſchelkalk blieb das reine Blau; dem Jura-Kalk ein Spangrün und zuletzt ein kaum zu bemerkendes Blaßblau der Kreidebildung.

Dieſe Farben neben und durch einander machen keinen unangenehmern Eindruck als irgend eine illuminirte Karte, und vorausgeſetzt, daß man ſich immer der beſten Farbeſtoffe bediene, des reinſten Auftrags befleißige, werden ſie durchaus einen freundlichen, zweckmäßigen Anblick gewähren. Auf der allgemeinen Karte von Deutſchland fühlt man die Totalität; die Karte von Tyrol, wo nicht alle Farben vorkommen, iſt charakteriſtiſch; man ſagt ſich gleich, daß man nichts Zerſtückeltes, nur große Maſſen gewahre; andere Gegenden werden andere Eindrücke verleihen. Das auffallende Schwarz des Baſaltes läßt ſich, in Betracht der Bedeutſamkeit dieſer Formation, gar wohl vergeben.

Wird nun der illuminirte, geognoſtiſche Atlas auf ſolche Weiſe durchgeführt, ſo wäre zu wünſchen, daß die Freunde dieſer Wiſſenſchaft ſich vereinigten und dieſelben Farben zu Bezeichnung ebendesſelben Geſteins anwendeten, woraus eine ſchnellere Ueberſicht hervorträte und manche Bequemlichkeit entſtünde. Wir haben deßhalb umſtändlicher ausgeſprochen, daß die vorliegende Färbung urſächlich und nicht zufällig angeordnet werden. Ueberhaupt wäre noch Manches zu beſprechen, ehe man Landkarten eigens zu geologiſchen Zwecken widmen und ſtechen ließe, da denn durch gewiſſe, vom Kupferſtecher ſchon eingegrabene Zeichen auch die Haupt-Epochen in ihren Unterabtheilungen kenntlich zu machen wären.

Der Kammerberg bei Eger.

Der Kammerbühl (Hügel), ſonſt auch der Kammerberg, hat ſeinen Namen von einem benachbarten Waldbezirke und einer vormaligen Anlage mehrerer Häuſer, die Kammer genannt. Er zeigt ſich, wenn man von Franzensbrunn nach Eger geht, etwa eine halbe Stunde rechts vom Wege, wird kenntlich an einem offenen Luſthäuschen auf ſeiner Höhe und merkwürdig durch vulcaniſche Producte, aus denen er beſteht. Ob ſie ächte oder pſeudovulcaniſche ſeien, kann die Frage entſtehen; aber man zeige ſich, auf welche Seite man will, ſo wird bei dieſem Falle wegen beſonderer Umſtände Manches problematiſch bleiben.

Wir gäben zu unſerer Darſtellung gerne ein Kupfer und legten dabei eine Sammlung zum Grunde. Denn wenn man gleich mit Worten Vieles leiſten kann, ſo iſt es doch wohl gethan, bei natürlichen Dingen die Sache ſelbſt oder ein Bild vor ſich zu nehmen, indem dadurch Jedermann ſchneller mit Dem bekannt wird, wovon die Rede iſt.

Indeſſen ob uns gleich hier Beides abgeht, ſo unterlaſſe ich doch nicht, dieſen Aufſatz mitzutheilen. Vorgänger gehabt zu haben, iſt immer vortheilhaft, und ſo benutzte auch ich ſpäter die Schrift des verewigten von Born. Wir ſehen aufmerkſamer, wenn von uns gefordert wird, zu ſehen, was Jene geſehen haben, und es iſt immer ſchon genug, wenn Einer ſieht, was der Andere ſah, ob er es gleich vielleicht anders ſieht. Was das Denken und Meinen betrifft, ſo iſt über ſolche Gegenſtände ohnehin keine Uebereinſtimmung zu erwarten.

Wie viele Naturfreunde beſuchen jährlich dieſe Gegenden, beſteigen dieſe wunderſame Mittelhöhe! Und ohne große Schwierigkeit werden ſie, nach Anleitung des angefügten Verzeichniſſes, eine Sammlung zuſammentragen, vielleicht vollſtändiger als die unſerige. Beſonders empfehlen wir ihnen, die Nummern 11 bis 14 aufzuſuchen. Bedeutend und recht ausgezeichnet, ſind ſie ſelten; aber das Glück begünſtigt den leidenſchaftlichen, unermüdlichen Liebhaber.

Läßt ſich Böhmen als ein großes Thal anſehen, deſſen Waſſer bei Außig abfließen, ſo kann man den Eger-Diſtrict als ein kleineres denken, welches durch den Fluß dieſes Namens ſich ſeiner Waſſer entledigt. Betrachten wir endlich die Gegend, von der zunächſt hier die Rede iſt, ſo erblickt unſere Einbildungskraft gar leicht an der Stelle des großen Franzensbrunner-Moors einen vormaligen Gebirgsſee, umgeben von Hügeln und weiterhin von Bergen, deſſen gegenwärtig noch nicht völlig ausgetrockneter Boden mit einem Tonflager bedeckt, mit mineraliſchem Alcali und andern chemiſchen Beſtandtheilen durchdrungen iſt, in welchem ſich mancherlei Gasarten häufig entwickeln, wovon die ſehr lebhaften und gehaltreichen, mineraliſchen Quellen und andere phyſiſche Phänomene ein vollſtändiges Zeugniß ablegen.

Die Hügel und Gebirge, welche dieſe Moorfläche umgeben, ſind ſämmtlich aus der Urzeit. Granit mit großen Feldſpath-Cryſtallen, dem Carlsbader ähnlich, findet ſich zunächſt bei der

Einſiedelei von Liebenſtein; ein feinkörniger, mit gleichgemiſchten Theilen, der vorzüglich zum Bauen benutzt wird, bei Hohehäusel. Nicht weniger bricht Gneis bei Roſſeveit. Aus Glimmerſchiefer jedoch, der uns hier beſonders intereſſirt, beſteht der Rücken, welcher das Franzenbrunner-Moor von dem Eger-Thale ſcheidet. Aus der Verwitterung dieſes Geſteins entſtand der Boden der meiſten Felder dieſer ſanften Anhöhen; deßwegen man auch allenthalben Ueberreſte von Quarz findet. Die Höhle hinter Dreſenhof iſt in den Glimmerſchiefer eingeſchnitten.

Auf dieſem Rücken, ſanft, doch entſchieden erhoben, einzeln und abgeſondert, liegt der von allen Seiten her geſehene Kammerbühl. Seine Lage iſt an und für ſich ſchon hoch, und um ſo bedeutender wird die Ausſicht auf ſeiner Höhe.

Man verſetze ſich in das offene Luſthäuschen, und man findet ſich in einem Kreis näherer und fernerer Hügel und Gebirge. Im Nord-Weſten hat man die regelmäßigen, ſchönen und heitern Gebäude Franzenbrunns vor ſich. Wie man ſich nach der Rechten wendet, erblickt man über einer weiten, wohlbebauten und bewohnten Landſchaft in der Ferne den Sächſiſchen Fichtelberg, die Carlsbader-Berge; ſodann näher die weit umherleuchtenden Thürme von Maria-Culm, dann das Städtchen Königswart, wohin zu das Moor ſeinen Abfluß nach der Eger nimmt; dahinter den Königswarter-Berg, weiter abwärts den Lilliberg, wo der Glimmerſchiefer mit Granaten ſich findet. Ungeſehen in der Tiefe bleibt die Stadt Eger; auch der Fluß zeigt ſich nicht. Ueber dem Thale hingegen, das er einſchneidet, ſteht das Kloſter Sanct Anna auf einer anſehnlichen Höhe, auf welcher ſchöne Feldfrüchte in verwittertem Glimmerſchiefer gebaut werden. Hierauf folgt ein waldbewachſener Berg, der eine Einſiedelei verbirgt; in der Ferne treten ſodann der Bayreuther-Fichtelberg und die Wunſiedler-Berge hervor. Herwärts ſieht man ſodann das Schloß Hohberg; völlig im Abend den Aspenberg, mehrere Anſiedelungen, Dörfer und Schlöſſer, bis ſich denn durch die Dörfer Ober- und Unter-Lohma der Kreis wieder an Franzenbrunn anſchließt.

Wir befinden uns alſo auf dem Gipfel eines länglichen, nackten Hügels, der ſich von Süd-Weſten nach Nord-Oſten zieht; rings umher läuft er gegen ſeine Baſe flach aus; nur iſt die Weſt-Seite ſteiler. Eben dieſes flache Auslaufen macht ſeine Peripherie ungewiß; doch kann man ſie über zweitauſend Schritte annehmen. Die Länge des Rückens von dem Luſthäuschen bis an den Hohlweg, in welchem noch ſchlackige Spuren zu finden ſind, beträgt fünfhundert Schritte. Gegen Länge und Breite iſt die Höhe gering; die Vegetation behilft ſich dürftig unmittelbar auf verwitterter Schlacke.

Geht man von dem Luſthäuschen den Rücken gegen Nord-Oſten hinab, ſo trifft man ſogleich auf eine kleine Vertiefung, die offenbar von Menſchenhänden ausgegraben iſt. Hat man auf dem ſanften Abhang etwa hundertfünfzig Schritte zurückgelegt, ſo gelangt man an die Stelle, wo zum Gebrauch des Chauſſee-Baues die Seite des Hügels aufgegraben, eine große Maſſe weggefördert, ſein Inneres aufgeſchloſſen und für den Betrachter ein bedeutendes Profil gewonnen worden. Der Durchſchnitt, der ſich hier beobachten läßt, kann an ſeiner höchſten Stelle etwa dreißig Fuß hoch ſein. Hier zeigen ſich Lagen vulcaniſcher Producte, regelmäßige Lagen, welche ſanft, doch etwas mehr als der Hügel nach Nord-Oſten abfallen und eine geringe Neigung von Süden nach Norden haben. Sie ſind an Farbe verſchieden, unter ſchwarz und braunroth; höher nimmt das Braunrothe überhand; weiter hinaufwärts zeigt ſich die Farbe weniger ausgeſprochen; da, wo ſie ſich der Oberfläche nähern, ziehen ſie ſich in's Graulichgelbe.

Höchſt merkwürdig iſt an dieſen ſämmtlichen Lagen, daß ſie ſo ſanft abfallen; daß ſie ohne eine Art von Bewegung oder Unordnung ganz ruhig aufeinander folgen; daß ſie eine geringe Höhe haben; denn man kann auf die dreißig Fuß, welche das Ganze beträgt, ohne genau auf Schattirung zu ſehen, bequem ihrer vierzig zählen.

Die Theile, aus welchen dieſe Lagen beſtehen, ſind durchaus loſe, von einander abgeſondert, nirgends eine compacte, zuſammenhängende Maſſe. Das größte und feſteſte Stück, das man darin finden möchte, wird wenig über eine Elle betragen.

Manche Theile dieſes wunderbaren Gemenges zeigen ihren Urſprung ganz deutlich. So findet man häufig genug Glimmerſchiefer an Farbe und Form völlig unverändert, bald feſter, bald mürber. In den obern Lagen trifft man denſelben öfter als in den untern geröthet an.

Seltener ſind jedoch ſolche Stücke, welche von einer leicht flüſſigen, zarten Schlacke zum Theil umgeben ſind. Bei einigen dieſer Art ſcheint der Stein ſelbſt angegriffen und zum Theil in Schmelzung gerathen. Aller dieſer Glimmerſchiefer iſt, wie geſagt, der Form nach unverändert; es zeigt ſich keine Abrundung, ja kaum eine Abſtumpfung. Die Schlacken, die auf ihm aufſitzen, ſind ſo ſcharf und friſch, als wenn ſie eben erſt erkaltet wären.

Gleichfalls ziemlich scharfkantig sind die Theile des Glimmerschiefers, die entweder einzeln oder zu mehreren Stücken von fester Schlacke völlig eingeschlossen, gänzlich überschlackt sind. Hieraus entstehen die Kugeln, die sich, wiewohl seltener, finden, und deren Form uns verführen könnte, sie für Geschiebe zu halten. Vielmehr aber hat sich die Schlacke um einen fremden Kern consolidirt und mehr oder weniger regelmäßig kugelförmige Körper gebildet.

In den obern Lagen, besonders den rothen, findet sich der Glimmerschiefer geröthet, mürbe, zerreiblich und wohl gar in eine sehr zarte, fettig anzufühlende, rothe Thonmasse verwandelt.

Den Antheil des Glimmerschiefers, den Quarz, findet man gleichfalls unverändert, meistens von außen roth, welche Farbe sich in die Klüfte hineingezogen hat. Noch verbunden mit dem Glimmerschiefer kommt er überschlackt vor, welches bei den abgesonderten Stücken nicht der Fall ist.

Nunmehr wenden wir unsere Aufmerksamkeit zur vollkommenen Schlacke, welche völlig durchgeschmolzen, ziemlich leicht, schaumartig aufgebläht, breiartig geflossen, von außen uneben, scharf und voller Höhlungen, inwendig aber öfters dichter ist. Aus ihr vorzüglich besteht der ganze Hügel. Man findet sie in einzelnen, für sich fertig gewordenen, abgeschlossenen Stücken. Die größten von einer Elle und darüber sind selten; die spannenlangen, flachen verdienen Musterstücke zu sein, sowie die faustgroßen, unregelmäßig geballten. Alle sind scharf, frisch, vollständig, als wenn sie so eben erstarrt wären.

Hinabwärts finden sie sich von allen Größen und verlieren sich endlich in's Staubartige. Dieses letzte füllt alle Zwischenräume aus, so daß die ganze Masse zwar lose, aber dicht auf einander liegt. Die schwarze Farbe ist die gewöhnliche. Auch sind die Schlacken inwendig alle schwarz. Die Röthe, welche sie manchmal von außen überzieht, scheint sich von dem gerötheten, in eine Thonmasse veränderten, leicht auflöslichen Glimmerschiefer herzuschreiben, der in den rothen Lagen häufig ist, in welchen auch lose Conglomerate von gleicher Farbe vorkommen.

Alle diese Körper sind leicht zu gewinnen, indem jeder einzelne aus der Masse herausgezogen werden kann. Die Beobachtung jedoch und Sammlung hat einige Unbequemlichkeit und Gefahr; indem man nämlich zum Behuf des Chaussée-Baues von der Masse unten wegnimmt, so stürzen die obern Theile nach, die Wände werden steil und überhängend, dabei denn der einströmende Regen große Partien zu nahem Sturze vorbereitet.

Auf der Oberfläche des Hügels sind die Schlacken alle von bräunlicher Farbe, welche auch ziemlich in's Innere der kleinern Stücke eindringt. Das Aeußere ist durchaus stumpfer und würde auf eine andere Art von Schmelzung deuten, wenn man nicht diese Abstumpfung, sowie die Farbe der Witterung, welche hier seit undenklichen Zeiten gewirkt, zuschreiben müßte.

Ob nun gleich in allen diesen Schlacken sich ihr Ursprüngliches völlig zu verlieren scheint, so findet man doch durchaus selbst in denen, welche vollkommen geflossen sind, von der untersten bis zur obersten Schicht, deutliche Stücke von Glimmerschiefer und Quarz unverändert, daß man also an dem Material, woraus sie entstanden, nicht zweifeln kann.

Versetzen wir uns nunmehr in das Lufthäuschen zurück und begeben uns von oben herunter nach der Südwestseite, so zeigt sich ein zwar ähnliches, aber doch in einem gewissen Sinn ganz entgegengesetztes Gestein. Die Südwestseite ist im Ganzen abhängiger als die Nordostseite. Inwiefern sie felsartig sei, läßt sich nicht beurtheilen, weil hier keine Entblößung Statt gefunden. Hingegen stehen besonders gegen Süden große Fels-Partien zu Tage, die sich in einer Direction von dem höchsten Puncte des Hügels bis an den Fuß desselben erstrecken. Diese Felsen sind von zweierlei Art: die obern noch völlig schlackenähnlich, so daß die einzelnen Theile von jener erstgemeldeten, obersten, braunen Flötzlage dem äußern Ansehen nach kaum zu unterscheiden sind, durchaus porös, jedoch keineswegs scharf, lückenhaft wie aus Knöchen zusammengesetzt. Daß Dieses jedoch ihre ursprüngliche Natur sei und keine Abstumpfung obwalte, zeigt sich in den Höhlungen und Lücken, die sich hervorthun, wenn man Stücke vom Felsen trennt. Hier ist das Innere dem Aeußern gleich, das Innere, wohin keine Verwitterung hat wirken können.

Der Hauptunterschied aber zwischen diesem als Fels anstehenden Gestein und allem vorigen ist seine größere Festigkeit und größere Schwere. So deutlich und lose es ansteht, so schwer ist, ihm Etwas abzugewinnen, ob es gleich eher zu gewinnen ist als das Folgende.

Dieses liegt in großen Felsmassen am Fuße des Hügels. Zwischen diesen und den vorerwähnten findet sich eine Kluft, wahrscheinlich durch frühere Steinbrüche entstanden. Denn der alte, viereckte Thurm auf der Citadelle von Eger, dessen Erbauung wohl in den Zeiten der Römer zu suchen sein möchte, ist aus diesem Stein gebauen; ja man findet in dem gegenwärtigen Felsen hier und da mehrere Löcher in einer Reihe, welche auf das Ansetzen von gabel- und kammförmigen Werkzeugen hin-

deuten, die vielleicht zu Bewegung der nächstgelegenen Massen dienten.

Dieses untere Gestein, von dem wir sprechen, ist der Witterung, der Vegetation, dem Hammer fast unbezwinglich. Seine Kanten sind noch immer scharf, die verschiedenen Moosüberzüge uralt, und nur mit tüchtigen Werkzeugen ist man im Stande, bedeutende Theile davon zu trennen. Es ist schwer und fest, ohne jedoch auf dem Bruche durchaus dicht zu sein. Denn ein großer Theil desselben ist auf das Feinste porös: deßwegen auch der frischeste Bruch rauh und unscheinbar ist. Ja das Festeste und Dichteste selbst, dessen Bruch sich muschelig und splitterig zeigt, hat größere und kleine Höhlungen in sich, wie man sich selbst an kleinern Stücken überzeugen kann. Die Farbe ist durchaus lichtgrau, manchmal aus dem Bläulichen in's Gelbliche übergehend.

Nachdem wir Dasjenige, was uns der äußere Sinn in dem gegenwärtigen Falle gewahr werden läßt, umständlich und deutlich vorgetragen, so ist es natürlich, daß wir auch unser Inneres zu Rathe ziehen und versuchen, was Urtheil und Einbildungskraft diesen Gegenständen wohl abgewinnen könnten.

Betrachtet man die Lage des Kammerbühls von seiner eigenen Höhe oder von Sanct Anna herunter, so bemerkt man leicht, daß er noch lange unter Wasser gestanden, als die höhern, das Thal umgebenden Gebirge schon längst aus demselben hervorragten. Stellen wir uns vor, wie sich die Wasser nach und nach vermindert, so sehen wir ihn als Insel erscheinen, umspült von den Gewässern; endlich bei weiterm Entweichen des Wassers als Vorgebirg, indem er auf der Nordostseite mit dem übrigen Rücken schon trocken zusammenhing, da auf der Südwestseite die Wasser des Eger-Thals noch mit den Wassern des gegenwärtigen Moors einen Zusammenhang hatten.

Finden wir nun bei seiner gegenwärtigen, völligen Abtrocknung eine doppelte Erscheinung, ein flötzartiges und ein felsartiges: so sprechen wir billig von Jenem zuerst, weil wir zu seiner Entstehung das Wasser nothwendig zu Hülfe rufen müssen.

Ehe wir doch zur Sache selbst gehen, bleibt uns noch eine Vorfrage zu erörtern, ob der Inhalt dieses flötzartig sich zeigenden Hügels auf der Stelle entstanden, oder ob er von ferne hierhergeführt worden. Wir sind geneigt, das Erste zu bejahen; denn es müßten ungeheure Massen ähnlichen Gesteins in der Nachbarschaft sich finden, wie doch der Fall nicht ist, wenn dieser Hügel durch Strömungen hier sollte zusammengetrieben sein. Ferner finden wir den Glimmerschiefer, auf dem das Ganze ruht, noch unverändert in den Lagen. Die Producte sind alle scharf, und besonders der umschlackte Glimmerschiefer von so zartem Gewebe, daß er alles vorbeigehende Treiben und Reiben ausschließt. Nichts findet man abgerundet als jene Kugeln, deren Aeußeres jedoch nicht glatt, sondern rauh überschlackt ist. Will man zu deren Entstehung eine fremde Gewalt zu Hülfe rufen, so findet ja, bei wiederholten Explosionen noch wirksamer Vulcane, ein solches Ballotiren an manchen in den Crater zurückfallenden Materien Statt.

Lassen wir also diesen Hügel an der Stelle, die er einnimmt, vulcanisch entstehen, so sind wir wegen der flachen, flötzartigen Lage seiner Schichten genöthigt, die Zeit der völligen Wasserbedeckung zu dieser Epoche anzunehmen: denn alle Explosionen in freier Luft wirken mehr oder weniger perpendicular, und die zurückstürzenden Materialien werden, wo nicht unregelmäßigere, doch wenigstens viel steilere Schichten aufbauen. Explosionen unter dem Wasser, dessen Tiefe wir übrigens unbewegt und ruhig denken werden, müssen sowohl wegen des Widerstandes als auch weil die entwickelte Luft mit Gewalt in der Mitte sich den Weg nach der Höhe bahnt, gegen die Seite treiben, und das Niedersinkende wird sich in flachern Schichten ausbreiten. Ferner geben uns die vorkommenden Umstände die Veranlassung zu vermuthen, daß das Geschmolzene augenblicklich explodirt worden. Der unveränderte Glimmerschiefer, die vollkommene Schärfe der Schlacken, ihre Abgeschiedenheit (denn von einem zusammenhängenden Geschmolzenen ist keine Spur) scheinen diese Vermuthung zu begünstigen.

Eine und dieselbe Wirkung muß von Anfang an bis zur völligen Vollendung des gegenwärtigen Hügels fortgedauert haben. Denn wir finden von unten hinauf die Lagen sich immer auf gleiche Weise folgend. Das Wasser mag entweichen sein, wann es will; genug, es läßt sich nicht darthun, daß nachher etwa noch Explosionen in freier Luft Statt gefunden.

Vielmehr findet man Anlaß, zu vermuthen, daß die Fluthen noch eine Zeit lang den untern Theil des Hügels überspült, den ausgehenden Theil der Lagen auf den höchsten Puncten weggenommen und sodann noch lange den Fuß des Hügels umspült und die leichtern Schlacken immer weiter ausgebreitet, ja zuletzt über dieselben, ganz am Auslaufen der schiefen Fläche, den durch die Verwitterung des umherstehenden Glimmerschiefers entstandenen Lehm darüber gezogen, in welchem sich keine weitern Spuren vulcanischer Producte finden.

Ebenso scheint es [illegible]as, daß der eigentliche

Ende, der Ort, woher die Explosionen gekommen, den wir südlich am Fuße des Hügels suchen würden, durch die Gewässer zugespült und vor unsern Augen verdeckt worden.

Konnten wir auf diese Weise den flötzartigen Theil dieses Hügels einiger Maßen in seinem Ursprunge vergegenwärtigen, so wird Dieses viel schwerer, wenn wir uns den felsartigen denken.

Stellen wir uns vor, er habe früher als der flötzartige existirt; dieses Felsgestein habe ursprünglich basaltähnlich auf dem Glimmerschiefer aufgesessen; ein Theil desselben habe, durch vulcanische Wirkung verändert und verschmolzen, zu dem Inhalt jener Flötzlage mit beigetragen: so steht entgegen, daß bei der genauesten Untersuchung keine Spur dieses Gesteins in gedachten Lagen sich gefunden. Geben wir ihm eine spätere Entstehung, nachdem der übrige Hügel schon fertig geworden, so bleibt uns die Wahl, ihn von irgend einer basaltähnlichen, dem Wasser ihren Ursprung dankenden Gebirgsbildung abzuleiten, oder ihm gleichfalls einen vulcanischen Ursprung mit oder nach den Flötzlagen zu geben.

Wir läugnen nicht, daß wir uns zu dieser letztern Meinung hinneigen. Alle vulcanischen Wirkungen theilen sich in Explosionen des einzelnen Geschmolzenen, und in zusammenhängenden Erguß des in großer Menge flüssig Gewordenen. Warum sollten hier in diesem offenbar, wenigstens von einer Seite vulcanischen Falle nicht auch beide Wirkungen Statt gefunden haben? Sie können, wie uns die noch gegenwärtig thätigen Vulcane belehren, gleichzeitig sein, auf einander folgen, mit einander abwechseln, einander gegenseitig aufheben und zerstören, wodurch die complicirtesten Resultate entstehen und verschwinden.

Was uns geneigt macht, auch diese Felsmassen für vulcanisch zu halten, ist ihre innere Beschaffenheit, die sich bei losgetrennten Stücken entdeckt. Die obern, gleich unter dem Lufthäutchen hervortretenden Felsen nämlich unterscheiden sich von den ungezweifelten Schlacken der obersten Schicht nur durch größere Festigkeit, sowie die untersten Felsmassen auf dem frischen Bruche sich rauh und porös zeigen. Da sich jedoch in diesen Massen wenig oder keine Spur einer Abkunft vom Glimmerschiefer und Quarz zeigt, so sind wir geneigt, zu vermuthen, daß noch niedergesunkenem Wasser die Explosionen aufgehört, das concentrirte Feuer aber an dieser Stelle die Flötzschichten nochmals durchgeschmolzen und ein compacteres, zusammenhängenderes Gestein hervorgebracht habe, wodurch denn die Südseite des Hügels steiler als die übrigen geworden.

Doch indem wir hier von erhitzenden Naturoperationen sprechen, so bemerken wir, daß wir uns auch an einer heißen, theoretischen Stelle befinden, da nämlich, wo der Streit zwischen Vulcanisten und Neptunisten sich noch nicht ganz abgekühlt hat. Vielleicht ist es daher nöthig, ausdrücklich zu erklären, was sich zwar von selbst versteht, daß wir diesem Versuch, uns den Ursprung des Kammerbühls zu vergegenwärtigen, keinen dogmatischen Werth beilegen, sondern vielmehr Jeden auffordern, seinen Scharfsinn gleichfalls an diesem Gegenstand zu üben.

Möchte man doch bei dergleichen Bemühungen immer wohl bedenken, daß alle solche Versuche, die Probleme der Natur zu lösen, eigentlich nur Conflicte der Denkkraft mit dem Anschauen sind. Das Anschauen gibt uns auf ein Mal den vollkommenen Begriff von etwas Geleistetem; die Denkkraft, die sich doch auch etwas auf sich einbildet, möchte nicht zurückbleiben, sondern auf ihre Weise zeigen und auslegen, wie es geleistet werden konnte und mußte. Da sie sich selbst nicht ganz zulänglich fühlt, so ruft sie die Einbildungskraft zu Hülfe, und so entstehen nach und nach solche Gedankenwesen (entia rationis), denen das große Verdienst bleibt, uns auf das Anschauen zurückzuführen, und uns zu größerer Aufmerksamkeit, zu vollkommenerer Einsicht hinzudrängen.

So könnte man auch in dem gegenwärtigen Falle, nach genauer Ueberlegung aller Umstände, noch Manches zur Aufklärung der Sache thun. Mit Erlaubniß des Grundbesitzers würden wenige Arbeiter uns gar bald zu erfreulichen Entdeckungen verhelfen. Wir haben indeß, was Zeit und Umstände erlauben wollen, vorzuarbeiten gesucht, leider von allen Büchern und Hülfsmitteln entfernt, nicht bekannt mit Dem, was vor uns über diese Gegenstände schon öffentlich geäußert worden. Möchten unsere Nachfolger dieß Alles zusammenfassen, die Natur wiederholt betrachten, die Beschaffenheit der Theile genauer bestimmen, die Bedingungen der Umstände schärfer angeben, die Masse entschiedener bezeichnen und dadurch Das, was ihre Vorfahren gethan, vervollständigen oder, wie man, unhöflicher, zu sagen pflegt, berichtigen.

Sammlung.

Die hier zum Grunde gelegte Sammlung ist in das Cabinet der mineralogischen Societät zu Jena gebracht worden, wo man sie jedem Freunde der Natur mit Vergnügen vorzeigen wird, der sich solche übrigens, wenn er den Kammerbühl besucht, nach gegenwärtiger Anleitung leicht selbst wird verschaffen können.

1) Granit, kleinkörnig von Hohenkasel.
2) Sorit von Rossenau.

3) Glimmerſchiefer ohne Quarz, von Derfelbe.
4) Glimmerſchiefer mit Quarz, ebendaher.
5) Glimmerſchiefer Nro. 3, durch das Feuer des Porcellan-Ofens geröthet.
6) Glimmerſchiefer Nro. 4, gleichfalls im Porcellan-Ofen geröthet.

Man hat dieſen Verſuch angeſtellt, um deſto deutlicher zu zeigen, daß der in den Schichten des Kammerbergs befindliche, mehr oder weniger geröthete Glimmerſchiefer durch ein ſtarkes Feuer gegangen.

7) Glimmerſchiefer ohne Quarz, aus den Schichten des Kammerbergs. Seine Farbe iſt jedoch grau und unverändert.
8) Derſelbe durch's Porcellan-Feuer gegangen, wodurch er röthlich geworden.
9) Gerötheter Glimmerſchiefer aus den Schichten des Kammerbergs.
10) Desgleichen.
11) Desgleichen mit etwas Schladigem auf der Oberfläche.
12) Glimmerſchiefer mit angeſchlackter Oberfläche.
13) Quarz im Glimmerſchiefer mit angeſchlackter Oberfläche.
14) Glimmerſchiefer mit vollkommener Schlacke theilweiſe überzogen.

Bedeutende Stücke dieſer Art ſind ſelten.

15) Unregelmäßig kugelförmiges, unſchlackiges Geſtein.
16) Quarz, von außen und auf allen Klüften geröthet.
17) Glimmerſchiefer, einem zerreiblichen Thone ſich nähernd.
18) Fett anzufühlender, rother Thon, deſſen Urſprung nicht mehr zu erkennen.
19) In Schlacke übergehendes, feſtes Geſtein.
20) Dergleichen noch unſcheinbarer.
21) Vollkommene Schlacke.
22) Dergleichen von außen geröthet.
23) Dergleichen von außen gebräunt, unter der Vegetation.
24) Feſtes, ſchlackenähnliches Geſtein von den Felsmaſſen, unter dem Luſthäuschen.
25) Feſtes, baſaltähnliches Geſtein, am Fuße des Hügels.

Zur Geologie, beſonders der Böhmiſchen.

What is the inference? Only this, that geology partakes of the uncertainty which pervades every other department of science.

Gib mir, wo ich ſtehe!
Archimedes.
Nimm Dir, wo Du ſtehen kannſt!
Moſe.

In der Zeit, als der Erdkörper mich wiſſenſchaftlich zu intereſſiren anfing und ich ſeine Gebirgsmaſſen im Ganzen, wie in den Theilen, innerlich und äußerlich, kennen zu lernen mich beſtrebte, in jenen Tagen war uns ein feſter Punct gezeigt, wo wir ſtehen ſollten, und wie wir ihn nicht beſſer wünſchten; wir waren auf den Granit, als das Höchſte und das Tiefſte angewieſen, wir reſpectirten ihn in dieſem Sinne, und man bemühte ſich, ihn näher kennen zu lernen. Da ergab ſich denn bald, daß man unter demſelben Namen mannigfaltiges, dem Anſehen nach ſehr verſchiedenes Geſtein begreifen müſſe; der Syenit wurde abgeſondert, aber auch alsdann blieben noch unbeſtimmbare Mannigfaltigkeiten übrig. Das Hauptkennzeichen jedoch ward feſtgehalten: daß er aus drei innig verbundenen, dem Gehalt nach verwandten, dem Anſehen nach verſchiedenen Theilen beſtehe, aus Quarz, Feldſpath und Glimmer, welche gleiche Rechte des Beiſammenſeins ausübten; man konnte von keinem ſagen, daß er das Enthaltende, von keinem, daß er das Enthaltene ſei; doch ließ ſich bemerken, daß, bei der großen Mannigfaltigkeit des Gebildes, ein Theil über den andern das Uebergewicht gewinnen könne.

Bei meinem öftern Aufenthalt in Carlsbad mußte beſonders auffallen, daß große Feldſpath-Cryſtalle, die zwar ſelbſt noch alle Theile des Granits enthielten, in der dortigen Gebirgsart überhaupt, den größten Beſtandtheil deſſelben ausmachten. Wir wollen nur des Bezirks Eibogen gedenken, wo man ſagen kann, die Natur habe ſich mit der cryſtalliniſchen Feldſpathbildung übernommen und ſich in dieſem Antheile völlig aufgegeben. Sogleich erſcheint aber auch, daß die beiden andern Theile ſich von der Gemeinſchaft losſagen. Der Glimmer beſonders ballt ſich in Kugeln, und man ſieht, daß die Dreieinheit gefährdet ſei. Nun fängt der Glimmer an, eine Hauptrolle zu ſpielen; er legt ſich zu Blättern und nöthigt die übrigen Antheile, ſich gleichfalls zu dieſer Lage zu bequemen. Die Scheidung geht jedoch immer weiter; wir finden auf dem Wege noch Schalenwalde Glimmer und Quarz in großen Steinmaſſen vollkommen getrennt, bis wir endlich zu Felsmaſſen gelangen, die ganz aus Quarz beſtehen, Flecken jedoch von einem dergeſtalt durchquarzten Glimmer enthalten, daß er als Glimmer kaum mehr zu erkennen iſt.

Bei allen dieſen Erſcheinungen iſt eine vollkommene Scheidung ſichtbar. Jeder Theil maßt ſich das Uebergewicht an, wo und wie er kann, und wir ſehen uns an der Schwelle der wichtigſten Ereigniſſe. Denn wenn man auch dem Granit in ſeinem vollkommenſten Urzuſtande einen Eiſengehalt nicht abläugnen wird, ſo erſcheint doch in der von uns betrachteten

Schnaps.

Iſt er ſo geſund wie meiner.

Märten.

Was?

Schnaps.

Ich erſtaune!

Märten.

Das glaub' ich.

Schnaps.

Der Herr lacht —

Märten.

Natürlich.

Schnaps.

Und fällt mir um den Hals.

Märten.

Iſts möglich!

Schnaps.

Bürger Schnaps! ruft er aus.

abgeleiteten Epoche zuerſt das Zinn und eröffnet auf ein Mal den übrigen Metallen die Laufbahn.

Wunderſam genug tritt, zugleich mit dieſem Metall, ſo manches andere Mineral hervor: der Eiſenglanz ſpielt eine große Rolle, der Wolfram, das Scheel, der Kalk, verſchieden geſäuert, als Flußſpath und Apatit, und was wäre nicht noch Alles hinzuzufügen! Wenn nun in dem eigentlichen Granit kein Zinn gefunden worden, in welcher abgeleiteten Gebirgsart treffen wir denn auf dieſe wichtige Erſcheinung? Zuerſt alſo in Schlackenwalde, in einem Geſtein, welchem, um Granit zu ſein, nur der Feldſpath fehlt, wo aber Glimmer und Quarz faſt nach Granit-Weiſe dergeſtalt verbunden, daß ſie, friedlich gepaart, im Gleichgewicht ſtehen, keins für das Enthaltende, keins für das Enthaltene geachtet werden kann. Die Bergleute haben ſolches Geſtein Greißen genannt, ſehr glücklich, mit einer geringen Abweichung von Gneis. Denke man nun, daß man über Schlackenwalde bei Einſiedeln Serpentin anſtehend findet, daß Cöleſtin ſich in jener Gegend gezeigt, daß die feinkörnigen Granite, ſowie Gneis mit bedeutenden Almandinen, ſich bei Marienbad und gegen die Quellen der Töpel finden: ſo wird man gern geſtehen, daß hier eine wichtige, geognoſtiſche Epoche zu ſtudiren ſei.

Dieß Alles möge hier im Beſondern geſagt ſein, um das Intereſſe zu legitimiren, welches ich an der Zinn-Formation genommen; denn wenn es bedeutend iſt, irgendwo feſten Fuß zu faſſen, ſo iſt es noch bedeutender, den erſten Schritt von da aus ſo zu thun, daß man auch wieder einen feſten Fleck betrete, der abermals zum Grund- und Stützpunct dienen könne. Deßhalb habe die Zinn-Formation viele Jahre betrachtet. Da nun auf dem Thüringer-Wald, wo ich meine Lehrjahre antrat, keine Spur davon zu finden iſt, ſo begann ich von den Geiſen auf dem Fichtelberge. In Schlackenwalde war ich mehrmals; Geyer und Ehrenfriedrichsdorf kannte ich durch Charpentier und ſonſtige genaue Beſchreibung, die dort erzeugten Minern auf's Genaueſte durch herrliche Stufen, die ich meinem verewigten Freunde Trebra verdanke. Von Graupen konnte ich mir genauere Kenntniß verſchaffen, von Zinnwalde und Altenberge flüchtige Ueberſicht, und, in Gedanken, bis an's Rieſengebirge, wo ſich Spuren finden ſollen, verfolgte ich die Vorkommenheiten. Von allen genannten Hauptorten bedeutende Stufenfolgen zu verſchaffen, hatte ich das Glück. Der Mineralien-Händler, Herr Mawe in London, verſorgte mich mit einer vollkommen befriedigenden Sammlung aus Cornwallis, und Herrn Ritter von Dieſecke bin ich, außer einem eingreifenden Nachtrag aus den Engliſchen Zinnſeifen, auch noch Malacca-Zinn ſchuldig geworden. Dieß Alles liegt wohlgeordnet und erfreulich beiſammen; der Vorſatz aber, etwas Auslangendes hierüber zu liefern, erloſch in einem frommen Wunſche, wie ſo Vieles, was ich für die Naturwiſſenſchaft unternommen und ſo gerne geleiſtet hätte.

Soll nun nicht Alles verloren gehen, ſo muß ich mich entſchließen, in dieſen Heften, wie es mit andern wiſſenſchaftlichen Zweigen geſchehen, das Vorhandene mitzutheilen, um es möglichſt aneinander zu knüpfen und vielleicht mit einigen Hauptgedanken zu beleben.

Und ſo gebe ich denn hier vorerſt das Wenige, was ich auf einem Ausflug von Töplitz nach Zinnwalde notirt.

Ausflug nach Zinnwalde und Altenberg.

Den 10. Juli 1813 fuhr ich gegen Abend von Töplitz ab; bis Eichwald findet man gute Chauſſee, ich gelangte dahin in dreiviertel Stunden. Durch das Dorf ſelbſt iſt der Weg ſchlecht und enge Spur, hinter demſelben aber hat man, vor Kurzem, den Weg bergauf dergeſtalt verbreitert und mit quergelegten Holzſtämmen zur Ableitung des Waſſers eingerichtet, daß er gar wohl verhältnißmäßig für gut gelten kann; wenigſtens leidet eine breitere Spur keinen Anſtoß, worauf doch eigentlich in Gebirgen Alles ankommt.

Um halb 8 Uhr war ich auf der Höhe von Zinnwalde. Dieſer Ort, durch welchen die Grenze zwiſchen Böhmen und Sachſen durchgeht, iſt auf einem flachen Bergrücken, mit zerſtreuten Häuſern, weitläufig angelegt; die Wohnungen ſind durch Wieſen getrennt, die den anſtoßenden Beſitzern gehören; hier ſieht man wenig Bäume, und die Berghalden kündigen ſich von ferne an. Der bald auf-, bald abſteigende Weg iſt ſchlecht, und hier findet man wieder enge Spur.

Der Abend war ſehr ſchön, der Himmel klar, die Sonne ging rein unter, und der Mond ſtand am Himmel. Ich kehrte in dem Gaſthofe ein, der einem Fleiſcher gehört, und fand nothdürftiges Unterkommen, ging noch auf die Halden, unterſuchte die daſelbſt befindlichen Gangarten, und unterhielt mich mit dem Steinſchneider Wende, mit dem ich ſchon früher meine Ankunft verabredet hatte.

Den 11. Juli ging die Sonne am klarſten Himmel ſchon ſehr früh auf. Mich wunderte, daß in einem keineswegs reinlichen und durch eine Fleiſcherwirthſchaft noch mehr verunreinigten Hauſe auch nicht eine Fliege zu ſehen

war. Es ſcheint alſo, daß dieſe Berghöhen ihnen nicht zuſagen.

Ich ging auf die Grube Vereinigt-Zwitterfeld und fand daſelbſt den Steiger, mit ſeinen Leuten über Tage mit Ausklauben beſchäftigt. Hier ſondern ſie den Zinnſtein von den anhängenden Bergarten, vorzüglich vom Wolfram, der häufig vorkommt und beim Schmelzen Unheil macht. Der Schacht iſt 48 Lachter tief; eben ſo viel bringt auch der Stollen ein. Sie bauen auf ſogenannten Flötzen, welche aber völlig die Eigenſchaft der Erzlager haben, meiſt ganz horizontal liegen und nur gegen das Ende einen mehrern Fall bekommen. Die Bergleute ſagen: „Die Flötze richten ſich nach der Form des Berges;“ beſſer würde man ſich ausdrükken: ſie bringen die Form des Berges hervor. Sechs ſolche Hauptflötze liegen übereinander, von verſchiedener Mächtigkeit. Das Mächtigſte iſt ſechsviertel Ellen, aber nicht durchaus von gleicher Stärke; die ſchmälſten, von 6 bis 8 Zoll, ſind die reichſten. Die Flötze beſtehen durchgängig aus Quarz, welcher von beiden Saalbändern herein gleichſam ſtrahlenweiſe cryſtalliſirt erſcheint, weil er aber wenig Räume zwiſchen ſich läßt, für derb angeſehen werden kann. Zerſchlägt man ihn, ſo ſondert er ſich in länglichte Stüke. Die beiden Saalbänder dieſer Flötze, oder Horizontal-Lager, ſind cryſtalliſirter Glimmer, und in dieſen Saalbändern, vorzüglich aber in dem unterſten, findet ſich der Zinnſtein eingeſprengt; der Quarz dagegen des Flötzes iſt durchaus taub, ſowie auch das obere Saalband keinen Gehalt hat. Zwiſchen dieſen Flötzen liegen zwei verſchiedene Bergarten, Greiſen und Sandſtein (ſie ſprechen den Sandſtein aus, daß es klingt wie Sanſten, oder Sanſken) genannt. Die erſte iſt aus Quarz und Glimmer gemiſcht, derjenigen ähnlich, woraus das Schlackenwalder-Stockwerk beſteht, die andere aus Quarz und Thon, und daher leicht verwitterlich.

Durch dieſe ganze Maſſe nun ſchneiden ſtehende, ſeigere Gänge durch (ſie ſprechen, daß es klingt wie Stehnike), meiſtens ſehr ſchmal, höchſtens 3 bis 4 Zoll breit. Sie ſtreichen in der zweiten Stunde, ſind an ſich zinnhaltend und veredeln die Flötze, wo ſie ſolche durchſchneiden.

Noch eine andere Erſcheinung iſt Das, was ſie Klüfte nennen; man könnte ſie auch für Gänge anſprechen. Sie ſtreichen in der dritten Stunde, gleichfalls ſeiger und ſchneiden Alles durch. Sie ſind ebenfalls, enthalten einen weichen, thonartigen Schmant, den die Bergleute Veſteg nennen, und führen niemals Metall. Das Merkwürdigſte dabei iſt, daß ſie die Flötze verwerfen. Wie nämlich eine ſolche Kluft auf das Flötz trifft, es ſei, von welcher Mächtigkeit es wolle, ſo ſchleppt ſie daſſelbe abwärts mit fort und verwirft es dergeſtalt, daß es erſt 3 — 4 — 6 Lachter tiefer wieder vorkommt und auch wohl wieder zu ſeiner vorigen Stärke gelangt.

Nachdem ich mir dieſes Alles habe erklären und die genannten Producte auf den Halden vorzeigen laſſen, auch von jedem Muſterſtücke abgeſchlagen, ſo begab ich mich mit dem Steinſchneider in ſein Haus. Außer einem kleinen Mineralien-Cabinet, das er für ſich geſammelt hat, findet man bei ihm kleinere und größere Muſterſtücke von den Producten des Leitmeritzer-Kreiſes, beſonders von Allem, was ſich auf die Pſeudo-Vulcane bezieht; er hat eine beſondere Geſchicklichkeit im Zuſchlagen ſeiner Muſter, die deßwegen ſauber und apetitlich ausſehen.

Nun ging ich mit ihm abwärts gegen Nordweſt, bis an das Stollen-Mundloch; unterwegs fanden wir viel aufgeriſſenes Erdreich, in kleinen Hügeln. Hier wurden vor alten Zeiten die Tagflöze abgebaut, welche nahe unter der Oberfläche lagen und zeigen, daß der ganze Berg zinnisch war, und Das, was man Dammerde nennt, in den älteſten Zeiten unbedeutend.

Wir wanderten nun den Berggraben hin, welcher das Waſſer dieſer Höhen, wie es hier von den Pochwerken kommt, nach Altenberg leitet; er zieht ſich, wie gewöhnlich, an dem Bergrüken her, und der Weg iſt ſehr angenehm, weil es immer durch Waldung geht.

Iſt man ungefähr eine halbe Stunde, ſo überſchaut man die ſich abflachenden Berge und Hügel, zwiſchen hier und der Elbe. Den Fluß ſieht man zwar nicht, aber die Bergreihen beiden bei klarem Wetter ganz deutlich.

Der kleine Ort Geißing wird zuerſt im Thale ſichtbar; die Häuſer ziehen ſich in dem engen Grunde herauf. Nun öffnet ſich der Blick nach Altenberg, und zwar ſieht man zuerſt eine hohe, ſteile Felswand; dieſe iſt aber nicht durch Natur, ſondern durch jenen großen Erdfall, Erdbruch, entſtanden, wodurch ſo viele Gruben zu Grunde gegangen.

Man muß ſich verſtehen, daß die ſämmtlichen Gruben an dem Abhange eines Berges gelegen; und da ſie zuſammengeſtürzt, ſo hat ſich ein Trichter gebildet mit Wänden von ungleicher Höhe, die vordere viel niedriger als die hintere. Sie nennen dieſen Trichter nach dem gewöhnlichen, bergmänniſchen Ausdruck die Binge.

Punct Neune hatten wir den untern Rand erreicht. Von dem obern bis in die Tiefe mag es viel über hundert Fuß betragen. Das Geſtein an den Wänden iſt ſowohl ſenkrecht, als auch nach allen Richtungen zerklüftet, hat

äußerlich eine rothe Farbe, die ſich von dem Eiſengehalte des Geſteines herſchreiben mag.

Unſere Abſicht zu melden, ging mein Führer zu dem Bergmeiſter; Dieſer war nicht zu Hauſe, ſondern in der Bergpredigt, indem heute gerade das Quartal Crucis eintrat mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten.

Das Städtchen Altenberg liegt näher zuſammen als Zinnwalde, an einem ſanften Abhange des Berges, und iſt, nach Sächſiſcher Art, ſchon ſtädtiſcher gebaut als jenes. Man ſieht auch hier verſchiedene Göpel. Der mit Fichten wohlbewachſene Geißingsberg, welcher rechter Hand in einiger Entfernung hervorragt, gibt eine angenehme Anſicht.

Da ich ausruhen wünſchte, trat ich in die Kirche und fand die ganze Knappſchaft im Putz und Ornat verſammelt. Der Diaconus predigte in hergebrachten, bergmänniſchen Phraſen; der Auszug aus der Kirche war nicht feierlich wie ſonſt: man bemerkte aber ſchöne Männer, beſonders unter den Knappſchafts-Aeltſten, faſt zu groß für Bergleute.

Wir beſuchten einen Handelsmann, um ein Glas Wein zu trinken; Dieſen fanden wir in einer ſonderbaren Beſchäftigung. Er hatte nämlich einen Juden bei ſich, wie ſie mit Fernglaſern in dem Lande herumziehen. Dieſer ſtellte ein Microſcop auf, weil der Kaufmann die Inſecten näher betrachten wollte, die ihm ſeine Käſe leichter machen, ſeinen Reif mit Staub überziehen und die Roſinen verderben. Es kamen unter dem Vergrößerungsglas die abſcheulichſten Thiere zum Vorſchein, Mittelthiere zwiſchen Läuſen und Käfern, durchſcheinend am Leibe und den meiſten Gliedern, übrigens grau; ſie bewegten ſich mit vieler Behendigkeit und waren von verſchiedener Größe; man konnte auch ganz deutlich lange, ſtill liegende Larven erkennen, aus denen ſie hervorgehen mögen.

Man verſicherte uns, daß dieſe Geſchöpfe einen großen Holländiſchen Käſe in einigen Wochen um ein Paar Pfund leichter machen; ein Mittel dagegen ſei, aus Ziegelmehl einen feinen Brei zu bereiten und damit die Käſe zu überſtreichen; ſo blieben ſie unangetaſtet. Die Urſache iſt wohl, weil die Luft abgehalten wird, welche dieſe Geſchöpfe zum Leben nöthig haben.

Nun nahmen wir unſern Weg gegen die Pochwerke. Ich konnte die Steinhaufen, welche daneben aufgeſchüttet waren, nicht begreifen; ſie ſchienen aus lauterm Geſtein zu beſtehen, wovon ich Muſterſtücke mitnahm und mich nach gehaltreichern Stufen umſah. Allein ich war ſehr verwundert, als ich bemerken mußte, daß dieſe ſämmtlichen Steine, wie ſie durcheinander lagen, zum Pochen beſtimmt hierher gefahren wurden.

Weil nun alle Bergleute nach dem Bergamte gezogen waren, und überhaupt heute nicht gearbeitet wurde, ſo war die Stadt wie ausgeſtorben und wir unſern eigenen Betrachtungen überlaſſen. Mein Führer hatte ziemliche Kenntniſſe dieſer Dinge, und ein alter Mann, der heranſchlich, beſtätigte ſeine Ausſage: daß wirklich das ganze Gebirge zinnhaltig ſei und ſeiten einige Theile deſſelben vor andern vorzuziehen; es werde deßhalb Alles auf die Pochwerke gebracht, deren ſehr viele hinunter in dem Thal gegen Geißing angebracht ſind.

Wir gingen von einer Halde zur andern und fanden ſehr viele Abweichungen deſſelben Geſteines, die wir ſo lange anliefen und als Handſtufen zerſchlugen, bis wir zuletzt keine neue Abänderung mehr fanden. Wir traten darauf unſern Rückweg an, verfügten uns aber noch vorher an das Mundloch eines Verſuchſtollens, den ſie in der Gegend der Schmelzhütte treiben; dort kommt ein ſchöner Porphyr vor, den ſie Granit-Porphyr mit Recht nennen, weil röthliche Feldſpath-Cryſtalle in einem Grund von Hornblende liegen. Wir ſtiegen nun ſo weit wieder aufwärts, bis wir den Berggraben erreichten, und gingen auf dem kühlen Wege ganz bequem zurück.

Vom Stollenmundloch an, den Zinnwalder kahlen Berg hinauf, hatten wir dagegen in der Mittagsſonne einen beſchwerlichen Weg und waren wohl zufrieden, als wir um 4 Uhr in dem Gaſthofe wieder anlangten.

Gegen Abend beſuchte mich der Bergamts-Aſſeſſor, Friedrich Auguſt Schmidt, von Altenberg, bedauerte, daß ſie heute verhindert worden, wie ſie gewünſcht hätten, mich zu empfangen, daß ſie mit der Bergpredigt und dem Aufſchnitt beſchäftigt geweſen, auch erſt nach meiner Abreiſe meine Ankunft vernommen. Ich erſuchte ihn um einige Nachrichten, die er mir denn auch ertheilte.

Das große, ſogenannte Stockwerk zu Altenberg hat ſchon 1537 und 1538 einige Brüche erfahren; der Hauptbruch geſchah aber 1620, wo ſechsundzreißig Gruben mit ſechsunddreißig Göpeln zu Grunde gingen. Dieſes Unglück entſtand aus der Natur des Berges und des Bergbaues. Denn indem der Zinngehalt durch die ganze Maſſe des Berges ausgetheilt iſt und ſo in den verſchiedenen Steinarten, woraus derſelbe beſteht, zerſtreut befindet, ohne daß ſich beſondere, bauwürdige Gänge oder Flötze zeigten: ſo muß das ſämmtliche Geſtein weggenommen und überhaupt verpocht werden, wobei man denn, da man die entſtandenen Räume nicht mit Holz wieder ausbauen kann, Bergfeſten ſtehen läßt, um das Ganze einiger Maßen zu unterſtützen.

Da nun die ſechsundbreißig Gruben, jede für ſich einzeln, bauten, jede ſo viel als möglich aus ihrem Felde herausnahm, ohne ſich um das Allgemeine oder um die Nachbarn zu bekümmern: ſo ward der Berg nach und nach ausgehöhlt, daß er ſich nicht mehr hielt, ſondern zuſammenſtürzte.

Dieſer Unfall jedoch gereichte dem Werke zum Nutzen, indem die Hauptgewerken, anſtändige, reiche Kaufleute, unter Beirath von klugen Sachverſtändigen, mit vieler Mühe es dahin brachten, daß die Theilnehmer der ſechsundbreißig zerſtörten Gruben ſich in eine Gewerkſchaft vereinigten, deren Antheil durch eine verhältnißmäßige Anzahl der nunmehr beliebten hundertachtundzwanzig Kure wieder erſtattet wurden.

Dieſe neue Geſellſchaft theilt ſich nun wieder in drei Theile;

1) Große Gewerkſchaft, beſtehend aus den Augsburger-, Nürnberger- und Dresdener-Gewerken;
2) kleine Gewerkſchaft;
3) Prozeß-Theile.

Da nun dieſes Unternehmen groß und kühn war ſo wußten ſie ſich zugleich von der Landesherrſchaft viele Vortheile zu bedingen; ſie ſtehen eigentl. nicht unter dem Bergamte, ſondern unter einer Direction von drei Perſonen, die ſich in Dresden aufhalten; am Orte haben ſie einen eigenen Factor (der gegenwärtige heißt Löbel), der Alles beſorgt. Die Kirche haben ſie erbaut, die Glocken und die Uhr angeſchafft; die Pochmühlen gehören ihnen zum größten Theil; auch haben ſie Waldungen und ein Rittergut angekauft, ſo daß ihnen zu den nothwendigſten Bedürfniſſen Nichts abgeht. Auch beſitzen ſie noch einen Theil des Berges, der damals nicht zuſammenſtürzte, und bauen ſowohl unter als neben dem Bruche.

Der Bau unter dem Bruche iſt ſehr wunderbar, indem man ſich nur verſuchsweiſe der zuſammengeſtürzten und zerbröckelten Steine zu bemächtigen ſucht. Alles, was man gewinnt, wird zwar, wie oben geſagt, verpocht und das Zinn aus der ganzen Maſſe herausgewaſchen; aber man ſucht, ſich doch auch im Einzelnen von dem mehr oder weniger Gehalt dieſer und jener Steinart durch den Siedeverſuch zu unterrichten. Sie wiſſen es zu einer großen Fertigkeit zu bringen, und haben ſich eine Terminologie gemacht, um zehn Grade der Haltbarkeit zu unterſcheiden; es ſind folgende:

1. Mauſeſpröcken.
2. 5 gr.
3. 6 gr.
4. 1 gl.
5. 2 gl.
6. 4 gl.
7. 8 gl.
8. 9 gl.
9. Species-Thaler.
10. Frauenſcheibe.

Merkwürdig iſt es, daß ſie einen neuen Bruch befürchten müſſen, indem ſich um die große Dinge her das Gebirg abermal abgelöſt hat. Weil aber dieſe Ablöſung ganz ſeiger iſt und alſo, wenn auch der vordere Theil nach der Dinge zu einſtürzen ſollte, doch die Rückwand ſtehen bleiben und von oben Nichts einſtürzen würde: ſo ſind ſie ohne Sorgen, ja ſie bedienen ſich dreier durch die Ablöſung entſtandenen Raumes zu Stückten und ſonſtigen Bedürfniſſen.

Die verſchiedenen Gruben, auf denen gebaut wird, haben ein ſchwereres oder leichteres Geſtein und können den Centner Zinn verkaufen von 33 bis 39 Thaler, nachdem es ihnen mehr oder weniger zu gewinnen koſtet.

Das Geſtein des Gebirgs iſt an und für ſich ſehr feſt; daher hat ihnen das Zuſammenſtürzen der ungeheuren Maſſe den Vortheil gebracht, daß es dadurch zerſplittert worden. Wie ſie nun aber unter dem Bruche dieſe Trümmer gewinnen, iſt wie zwar beſchrieben worden, aber ſchwer zu begreifen und ohne Zeichnung nicht zu verſtehen.

Wo ſie im feſten Geſtein arbeiten, ſetzen ſie Feuer und machen dadurch das Geſtein brüchig; deſſungeachtet bleiben immer noch große Stücke; dieſe werden auf ungeheuren Scheiterhaufen neben den Pochwerken abermals durchgeglüht und auf dieſe Weiſe zerſprengt, daß man ihrer durch's Pochen eher Herr werden kann.

Von ihrem Schmelz-Prozeß wüßte ich wenig zu ſagen: ſie röſten die Schliche, um den Arſenik und Schwefel wegzutreiben; übrigens macht die Vermiſchung von Wolfram und Eiſen ihnen viel zu ſchaffen.

Sonntag, den 12. Juli, bereitete ich mich früh um 6 Uhr zur Stollenfahrt, und Dieſes um ſo lieber, als der Steiger von der Grube Vereinigt-Zwitterfeld auch die Aufſicht über den Stollen hat. Ich fuhr bis zum Stollenmundloch im Wagen und fand daſelbſt den gedachten Steiger und Steinſchneider.

Das erſte Geſtein, was man mit dem Stollen durchfahren hat, iſt Porphyr, der ſeine Gleichzeitigkeit oder wenigſtens ſein baldiges Nachfolgen auf die Zinn-Formation dadurch beweiſt, daß Zinnklöze noch in ihn hineinſetzen. Wir fuhren bis unter den Schacht von Vereinigt-Zwitterfeld, ungefähr 500 Lachtern. Der Stollen iſt leider nicht in gerader Linie angelegt, und ſo iſt er auch von verſchiedener Höhe, deßhalb unangenehm zu befahren. Auf dem

Hin- und Herwege machte mich der Steiger auf alles Dasjenige aufmerksam, was er mir gestern über Tage von der Natur des Gebirgs erzählt hatte; er zeigte mir die Klüfte, deren Saalgart, der Quarz, die Saalbänder von Glimmer, die reichen Gänge, die tauben oben, das Durchstreichen der stehenden Gänge, besonders aber der Klüfte, wobei ich einen höchst merkwürdigen Fall, wo ein Flötz durch die Kluft verschleppt ward, zwar mit einiger Mühseligkeit, aber doch sehr deutlich zu sehen bekam. So zeigte er mir auch eine große Weitung da, wo die Gruppen Vereinigt-Zwitterfeld und Reicher-Trost zusammenstoßen. Hier konnte die ganze Masse zu Gute gemacht werden, weil die Greißen stockwerkartig, metallhaltig waren. Als sie diese Räume abbauten, trafen sie auf eine große Druse, in welcher sich schöne Bergcrystalle, theils einzeln, theils in Gruppen, fanden.

Ich konnte hiernach die gestern auf den Halden zusammengesuchten und bei dem Steinschneider angeschossenen Stufen desto besser ordnen, welches sogleich geschah.

Hierbei bemerke ich noch, daß in Zinnwalde auf Sächsischer Seite auf vierzehn Gruben sind, alle gangbar, auf der Böhmischen mehrere, aber nur sechs gangbar.

Nachdem ich also vor Tische bei dem Steinschneider die Auswahl der mir interessanten Mineralien gemacht, so wurden selbe eingepackt. Ich fuhr um halb 3 Uhr ab, und war dreiviertel auf fünfe in Töplitz. Ein starkes Gewitter, welches von der Gegend über der Elbe herzuzog, erreichte mich nicht, indem die Gebirge dem Zug der Wetter Hindernisse in den Weg legen.

Wenn man das Datum bemerkt, wie ich den zwölften Juli 1813 von dieser Höhe schied, so wird man verzeihen, daß ich einen mir so wichtigen Gegenstand nur flüchtig, ja verstohlen betrachtet. Es war während des Stillstandes, an welchem das Schicksal der Welt hing, ein Wagstück, nicht ohne leichtsinnige Kühnheit. Die Grenze von Sachsen und Böhmen geht durch Zinnwalde durch; um den Mineralien-Händler zu besuchen, mußte ich schon Sachsen betreten; Alles, was für mich bedeutend war, lag auf dieser Seite. Und nun gar die Wanderung nach Altenberg, dem Anscheine nach geheimnißvoll unternommen, hätte mir eigentlich üble Händel ziehen sollen. Von Sächsischer Seite war jedoch kein Mann zu sehen; Alles ruhte dort im tiefsten Frieden; die Oesterreichischen Schildwachen mußten für unverfänglich halten, wenn man mit zwei Schimmeln über die Grenze fuhr; der Mautherr hatte auch Nichts dagegen einzuwenden, und so kam ich glücklich zurück durch den Weg, den ich so gut fand, weil man ihn zum Transport der Artillerie gerade jetzt verbessert hatte. Abends spät gelangte ich nach Töplitz, frank und frei, zu einigem Mißvergnügen einer heitern Gesellschaft, welche schadenfroh gegafft hatte, mich, für meine Verwegenheit bestraft, als Gefangenen escortirt, vor den commandirenden General, meinen hohen Gönner und Freund, den Fürsten Moritz Lichtenstein, und seine so lieb' und werthe Umgebung gebracht zu sehen. Bedenke ich nun, daß diese ruhige Berggegend, die ich in dem vollkommensten Frieden, der aus meinem Tagebuch hervorleuchtet, verließ, schon am 27. August von dem fürchterlichsten Rückzuge überschwemmt, allen Schrecknissen des Krieges ausgesetzt, ihren Wohlstand auf lange Zeit zerstört sah: so darf ich den Genius segnen, der mich zu dem flüchtigen und doch unauslöschbaren Anschauen dieser Zustände trieb, die von so langer Zeit her das größte Interesse für mich gehabt hatten.

Problematisch.

Der im Vorigen ausgesprochenen Haupt-Maxime getreu, alle geologischen Betrachtungen vom Granit anzufangen, sodann aber auf die Uebergänge, wie mannigfaltig sie auch sein mögen, fleißig zu schauen, ward vor mehreren Jahren das Gestein in Betracht gezogen, woraus die Carlsbader-Quellen entspringen. Neuere Ausbrüche desselben lassen uns darauf wieder zurückkehren, da wir denn, um unsern Vortrag einzuleiten, Folgendes bemerken.

Die hohen Gebirge, welche Carlsbad unmittelbar umgeben, sind sämmtlich Granit und also auch der Hirschsprung und der Dreikreuzberg, welche, einander gegenüberstehend, eine Schlucht bilden, worin sich, bis auf eine gewisse Höhe, zu beiden Seiten ein Uebergangsgebirg bemerken läßt, und wovon in unserm Aufsatz zur Joseph Müller'schen Sammlung schon umständlicher gesprochen worden.

Musterstücke dieses Gesteins mit seinen Abänderungen waren in der letzten Zeit schwer zu erlangen, weil Alles verbaut und durch Besitzungen umschlossen ist, die freistehenden Felsen aber von der Witterung vieler Jahre angebräunt und verändert sind. Nur in diesem Frühling, als man, um Platz zu gewinnen, sich in die Felsen an mehrern Orten hineinarbeitete und oberhalb des Mühlbads, neben dem Hause zu den drei Sternen, nicht weniger auf dem Bernhardsfelsen Räume brach, fand sich gute Gelegenheit, bedeutend belehrende Beispiele zu gewinnen, wovon wir, bezüglich auf die Nummern der Müller'schen Sammlung, hier Einiges vorlegen und nachbringen.

Bei den drei Sternen zeigte ſich ein Granit, feinkörnig, worin der Feldſpath bald mehr, bald weniger aufgelöſ't erſcheint und deſſen Oberflächen mit Eiſen-Oxid überzogen ſind; bei genauerer Betrachtung fand ſich, daß es derjenige ſei, durch welchen feine Haarklüfte, mit Hornſtein durchdrungen, hindurchgehen (Müller'ſche Sammlung Nro. 25). An manchen Ablöſungen gewahrte man Schwefelkies und hier und da zwiſchen dem Geſtein quarzartige Tafeln, nicht gar einen Zoll breit.

Auf dem Bernhardsfelſen, wo unmittelbar hinter den Solen des Heiligen eine Fläche gebrochen wurde, war die Ausbeute ſchon reicher; man beeilte ſich, aus den vorliegenden Steinmaſſen die beſten Exemplare herauszuſchlagen, ehe ſie wieder eingemauert wurden. Das Geſtein (M. S. Nro. 27), welches bisher ſelten geweſen, fand ſich hier häufig und zeichnete ſich folgendermaßen aus. Es iſt gelblichgrau, hat einen muſchelichten Bruch und hier und da zarte, ockergelbe Streifen, die an den Band-Jaspis erinnern; man fand es in einen feinkörnigen Granit verflochten, und es ließen ſich Stellen bemerken, wo es in den vollkommenen Hornſtein übergeht. Dieſer fand ſich denn auch in ſtarken, obgleich unregelmäßigen Gängen das Geſtein durchziehend, ſo daß bald der Hornſtein den Granit, bald Granit den Hornſtein zu enthalten ſcheint; auch fanden ſich Maſſen des Hornſteins, welcher größere oder kleine Granit-Theile enthält, ſo daß dadurch ein ſonderbares, porphyrartiges Anſehen entſpringt.

Ferner traf man auf eine reine Maſſe Hornſtein, in grünem Thon, welcher wahrſcheinlich aus verwittertem Granit entſtanden war; von Schwefelkies wurden wenige Spuren bemerkt.

Der Kalkſpath jedoch, den wir früher in ſchmalen Klüften und manchmal ſchichtweiſe an dem Granit gefunden (M. S. 30, 31), war nicht anzutreffen, der iſabellgelbe Kalkſtein (M. S. 32) auch nicht; der braune jedoch (M. S. 33), obgleich nicht häufig, zeigte ſich wieder. Kein Stück indeſſen haben wir angetroffen, das, wie ſie ſonſt vorgekommen, mit dem Granit im Zuſammenhang geweſen wäre. Wir geben eine ausführliche Beſchreibung dieſes immer merkwürdigen Geſteins: theils ocher-, theils nelkenbraun gefärbt, derb, durchklüftet, die größern oder kleinern Höhlungen mit weißem Kalkſpath ausgefüllt; iſt matt, und nur das nelkenbraun gefärbte nähert ſich dem Schimmernden, bis zum Pechglänzenden; im Bruche uneben, unbeſtimmt edige, ziemlich ſtumpfkantige Bruchſtücke; hält das Mittel zwiſchen weich und halbhart. Im Ganzen kann man dieß Geſtein für einen mit Kalk innig durchdrungenen Eiſen-Ocher anſehen.

Ein neuer Fund jedoch eines bisher noch unbekannten Geſteins verdient alle Aufmerkſamkeit. Es war ein Klumpen Kalkſtein, etwa einen Viertels-Centner ſchwer, äußerlich ſchmutzig ockergelb, rauh und zerfreſſen, inwendig ſchneeweiß und ſchimmernd; im Bruche uneben, ſplittrig; unbeſtimmt edige, nicht ſcharfkantige Bruchſtücke; beſteht aus fein und eckigkörnig abgeſonderten Stücken, mit einer Neigung zum höchſt Zartſtänglichten. Das Ganze durchſetzen hell ockergelb gefärbte Adern; zerſpringt beim Schlagen das Bruchſtück an ſolcher Stelle, ſo findet man die Fläche gleichfalls hell ockergelb gefärbt, klein traubenförmig geſtaltet; iſt in kleinen Stücken durchſcheinend, halbhart, ſpröde und leicht zerſprengbar.

Aus dieſer Beſchreibung iſt zu erſehen, daß Dergleichen wohl ſelten vorkommen mag; wenigſtens befindet ſich in der großen Sammlung der mineralogiſchen Geſellſchaft, auch in andern Sammlungen der Nähe nichts Aehnliches: für Sinter kann man es nicht anſprechen; will man es für Marmor nehmen, ſo iſt es wenigſtens eine noch unbekannte Art. Die Höhe des Bernhardsfelſens, wo es zwiſchen dem andern Geſtein gefunden worden, läßt uns vermuthen, daß es auch aus der Uebergangs-Periode ſei. Und wenn wir auch Nichts weiter hierüber beſtimmen, ſo deutet es doch abermals auf den Kalkantheil der Felſen überhaupt; daher uns denn nicht ſchwer fällt, den großen Kalkgehalt des Carlsbader-Waſſers, welcher täglich und ſtündlich abgeſetzt wird, bis zu ſeinem Urſprunge zu verfolgen.

Da wir nun ober- und unterhalb des Neubrunnens jenes Uebergangsgeſtein gefunden, ſo bringen wir noch ein anderes zur Sprache, worauf wir ſchon früher hingedeutet (Nachtrage II). Als man nämlich vor einigen Jahren, bei dem unternommenen Hauptbau am Neubrunnen, Raum um die Quelle gewinnen wollte und den Felſen abarbeitete, aus dem ſie unmittelbar entſprang, traf man auf einen durch Einfluß des Glimmers baumförmig gebildeten Feldſpath, ebenfalls mit Hornſtein durchzogen. Nun iſt ſolcher verzweigter Feldſpath mit dem Schrift-Granit nahe verwandt, beide vom Granit ausgehend und eine erſte Abweichung deſſelben. Hier brach nun unmittelbar die heiße Quelle hervor, und wir bemerken abermals, daß hier eine dem Granit zunächſt verwandte Epoche gar wohl angenommen werden kann.

Auf der rechten Seite der Töpel, wohin wir uns nun wenden, brachte uns das Abarbeiten einer ganzen Granit-Wand ebenmäßig den Vortheil, daß wir zu gleicher Zeit auch hier eine große Maſſe ſchwarzen Hornſteins mit Schwefelkies vorfanden, demjenigen ähnlich, welchen

wir dieſen am Bernhardsfelſen gefunden; wie wir denn ſchon vor mehreren Jahren, den Berg höher hinauf, ein Analogon des bisher ſo umſtändlich behandelten Uebergangs aus dem Granit entdeckt und ſolches (M. S. 49) beſchrieben; es findet ſich über der Andreas Capelle, da, wo gegenwärtig die Prager-Straße an der Seite des Dreikreuzberges hergeht.

Vergebens haben wir uns dagegen bisher bemüht, in der Nähe der eigentlichen Hauptſprudelquelle ſelbſt dieſes Geſtein, wo es ſich in ſeiner ganzen Entſchiedenheit zeigen ſollte, gleichfalls zu entdecken; die Nachbarſchaft iſt überbaut und die Kirche laſtet auf der ehemaligen Werkſtatt unſerer heißen Quellen; wir zweifeln jedoch nicht, daß dieſes Geſtein auch hier zum Grunde liege, und zwar nicht in allzu großer Tiefe.

Schon oben bemerkten wir vorläufig unſere Neigung, zu glauben, daß der Töpel-Fluß über dieſes Geſtein hingehe, und wir fügen hinzu, daß wir vermuthen, gerade das Töpel-Waſſer bewirke die heiße, heftige Naturerſcheinung. Die Gebirgsart, welche uns bisher beſchäftigt, iſt ein differenzirter Granit; ein ſolcher, in welchem eine Veränderung ſich entwickelte, wodurch Einheit und Uebereinſtimmung ſeiner Theile gehört, ja aufgehoben ward. Wir ſehen alſo dieſes Geſtein als eine galvaniſche Säule an, welche nur der Berührung des Waſſers bedurfte, um jene großen Wirkungen hervorzubringen, um mehrere erdig-ſaliniſche Subſtanzen, beſonders den Kalkantheil der Gebirgsart aufzulöſen und fördernd an den Tag zu fördern.

Uns wenigſtens hat die Bemerkung wichtig geſchienen, daß bei trockenem Wetter der Sprudel weniger Heftigkeit äußere als bei angeſchwollenem Fluß; ja, wir ſind nicht abgeneigt, zu glauben, daß, wenn man bei ganz dürrer Witterung das zurückſtauchende Wehr, welches das Waſſer zu den Mühlen bringt, ablaſſen und ſo das Bett oberhalb ſo gut wie trocken legen wollte, man ſehr bald einen merklichen Unterſchied in dem Hervorſprudeln der obern heißen Waſſer bemerken würde.

Daß aber auch unterwärts die Töpel über Grund und Boden laufe, welcher ſich eignet, dergleichen Wirkungen hervorzubringen, läßt ſich daran erkennen, daß man, auf der Mühlbadbrücke ſtehend, oder von den Gallerien des Neubrunnens hinunterſchauend, die Oberfläche des Fluſſes mit aufſteigenden Bläschen immerfort belebt ſieht.

Es ſei dieß Alles hier niedergelegt, um die Wichtigkeit der erſten Uebergänge des Granits in ein anderes, mehr oder weniger ähnliches oder unähnliches, ja ganz verſchiedenes Geſtein bemerklich zu machen. Eben dieſes Differenziiren der Urgebirgsart ſcheint die größten Wirkungen in der älteſten Zeit hervorgebracht zu haben und wohl manche derſelben im gewiſſen Sinne noch fortzuſetzen. Man gebe uns zu, auch künftig die mannigfaltigen Erſcheinungen aus dieſem Geſichtspuncte zu betrachten.

Carl Wilhelm Roſe.

Dieſes werthen Mannes „hiſtoriſche Symbole, die Baſalt-Geneſe betreffend, zur Einigung der Parteien dargeboten" erhielt ich, durch ein beſonderes Glück, zur Aufmunterung, als ich gerade mit Redaction einiger geologiſchen Papiere beſchäftigt war. Die vorſtehenden Aufſätze verläugnen den Einfluß nicht, den dieſe wenigen Blätter auf mich ausgeübt; ich wagte, mich über gewiſſe Naturgegenſtände und Verhältniſſe freier auszuſprechen als bisher, ja als ein ſo theurer Vorgänger und Mitarbeiter, welcher, wie es ſich gar leicht bemerken läßt, das neueſten Vulcanismus hereinbrechende Lawen fürchtend, ſich auf einen alten, bewährten Urfelsboden flüchten möchte, um von dort her ſeine Meinung, ohne ſich einer unerfreulichen Controverſe auszuſetzen, Wiſſenden und Wohlwollenden vorzutragen.

Es iſt Dieſes jedoch nicht ſo klar und entſchieden geſchehen, wie es wohl zu wünſchen wäre; und indem wir uns mit Leſe- und Wiederleſen zu unſerm eigenen Vortheil treulich beſchäftigt, ſo wollen wir durch einen kurzen, geordneten Auszug den vielen Naturfreunden, welche ſich gleichfalls darum bemühen dürften, einige Bequemlichkeit zu leichterer und freierer Anſicht vorbereiten.

Die Geſchichte der Wiſſenſchaft iſt die Wiſſenſchaft ſelbſt, die Geſchichte des Individuums das Individuum; deßhalb ſoll auch hier das Geſchichtliche vorwalten.

1760 oder 1763 ſtritten Desmareſt und Monnet um die Ehre vermeintlicher Entdeckung: der Baſalt ſei ein vulcaniſches Product. Der erſte Gedanke gehört alſo den Franzoſen; auch leiſteten ſie nicht wenig ſchon früh genug für die Geſchichte des Baſaltes.

1771 und 1773 erſchienen Raſpe und Ferber als Deutſche Vulcaniſten, der Letztere jedoch ſehr mäßig geſinnt. In demſelbigen Decennium ſtimmten Charpentier, Roux, Réſſier gegen die Vulcanität, Pallas gleichfalls.

1771 erklärte ſich Brünich. 1777 Bergman, vom Auslande her, für die Neptunität, ſowie ſpäter Kirwan. Die Gallier und Italiener im Ganzen blieben dem Feuer-Syſtem getreu, ſo auch bis jetzt.

Werner, in Sachſen, Schleſien, Böhmen,

hauptſächlich nur auf Granit und Gneis den Baſalt aufgeſetzt findend, mußte ihn zu den Urgebirgsarten zählen. Im Verfolg der Zeit jedoch fand man ihn gelagert auf und in einer Menge Gebirgsarten von den verſchiedenſten Altern, bis zu den jüngſten hinab; Dieß deutete auf ein ſpäteſtes Naturerzeugniß.

Es ergab ſich ferner, daß die meiſten gleichnamigen und inſofern auch gleichgeltenden Hauptgebirgsſtämme und Züge als ſolche angeſehen werden müſſen, die zu ungleicher Zeit entſtanden ſind. Wem ſind wohl erſt die wahrgenommenen Unterſchiede von älterem und neuerem Granit, Syenit, Gneis, Glimmerſchiefer, Trapp, Porphyr, Thonſchiefer, Grauwacke, Kalkſtein, Sandſtein, Steinkohlen, von Conglomeraten oder Breccien ſogar u. ſ. w. wieder vorzuzählen? Warum ſollte man denn dem Baſalt, wie er auch entſtanden ſein möge, ungleiche Zeit-Epochen ſeiner Bildung abläugnen? Und warum ſollte Dieß nicht eben zu genauerer Beobachtung führen, wie, wann, oder wo und unter welchen Bedingungen er erſcheint?

In den Jahren 1789 bis 1797 fühlte ſich Reiſe gleichfalls veranlaßt, dieſen Gegenſtand näher zu betrachten; ſpäterhin bis auf den heutigen Tag gewann die Vorſtellung, der Baſalt ſei in einer ſehr neuen Zeit gebildet, mächtig die Oberhand. Ueberhaupt jedoch, auf's Große und Ganze geſehen, überzeugt man ſich gern, daß der Baſalt, in Bezug auf ſein zeitliches Eintreten, auf ſein relatives Alter, mit andern Gebirgsarten ſich, wo nicht paralleliſiren, doch combiniren laſſe.

Ebenſo erſcheint der Baſalt, wenn auf Zuſtände und Geſtaltungen geſehen wird, unter denen die Geſteine überhaupt Art vorkommen, als friſch, urſprünglich oder als verändert; ferner kommen die beſondern Geſtalten, als einzelne Kuppen, in Pfeilern, Tafeln und Kugeln, dem Baſalt nicht ausſchließlich zu; Granite, Porphyre, Schiefer, Sandſteine, und was nicht Alles? geſtalten ſich gleichfalls. Daß der Baſalt dieſe Eigenſchaft in eminentem Grade beſitze, erregt die Aufmerkſamkeit, gibt ihm aber kein ausſchließliches Vorrecht.

An Uebergängen fehlt es ihm ebenſo wenig als andern Steinarten; unbezweifelt kennt man das Uebergehen der baſaltiſchen Hauptmaſſen und Gemengtheile zum Jaſpis, zu Thon und Kieſelſchiefer, zu Phonolith, zu Horn-, Grün- und Mandelſtein, zur Wacke, Grauwacke und zu Porphyren.

Dieſes Ueberſchreiten oder Annähern führt uns auf die merklichen Miſchungsverſchiedenheiten der Baſalte, indem ſie bald thonige, bald quarzige, ſeltener talkige Grundmaſſen in wechſelnden Verhältniſſen aufzeigen. Dagegen aber beſchaue man die Identität der Formen der Baſalte, welche an den Felſen der verſchiedenſten Climate bemerkt wird; eine ſo große Analogie des Baues läßt aber auch dieſelben Urſachen vermuthen, die in ſehr verſchiedenen Epochen, unter allen Climaten gewirkt haben; denn die mit Thonſchiefern und compacten Kalkſteinen bedeckten Baſalte müſſen von ganz anderm Alter ſein, als die, welche auf Lagen von Steinkohlen und auf Geſchieben ruhen. Und wie ſollten Baſalte vulcaniſch an allen Orten und Enden völlig gleichartig entſprungen ſein, da das unterirdiſche Feuer verſchiedenartige Grundlagen zu verkochen hatte?

Ueber das erſte Entſtehen, über die primitive Bildung irgend einer Gebirgsart im Großen ſind keine Zeugniſſe vorhanden. Das vulcaniſche Hervorſteigen von Inſeln im Meere, von Bergen auf dem Lande dagegen geſchieht noch immer vor unſern Augen.

Es theilte ſich zuletzt dieſe Wiſſenſchaft in ein Zwiefaches: man nahm die älteſten Gebirgsarten als auf dem naſſen Weg entſtanden an, die neuern, die nicht Waſſerwirkungen ſind und ſich durch Gewaltſamkeit ſo entſchieden auszeichnen, mußten für Producte unterirdiſchen Feuers gelten. Wenn aber beim Vulcanismus man nicht gerade Steinkohle und Entzündliches zum Grunde legt, nicht Verbrennendes, ſondern Hitze und Gährung Erzeugendes, zuletzt auch wohl in Flammen aufſchlagendes, feuerfähiges Weſen: ſo will man ſich auch gegen den craſſen Neptunismus verwahren, und nicht durchaus auf einen wellenſchlagenden Meeresraum, ſondern auf eine dichtere Atmoſphäre hindeuten, wo mannigfaltige Gasarten, mit mineraliſchen Theilen geſchwängert, durch electriſch-magnetiſche Anregung, auf das Entſtehen der Oberfläche unſers Planeten wirken.

Dieſes Typiſche wird nur poſtulirt, weil wir den erſten Ring zu dieſer unermeßlichen Gliederkette haben müſſen; um Fuß zu faſſen, iſt Dieſes der Punct, ein ideeller zwar, doch eben darum zur Um- und Ueberſicht hinreichend.

Das Geſchichtliche führt uns weiter. Wenn der Baſalt vulcaniſch ſein ſollte, ſo mußten Grundlagen geſucht werden, woraus er hat entſtehen können. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts reducirte Guettard ſeine Laven, mit Einſchluß der Baſalte, auf eine granitiſche oder wenigſtens granitähnliche Baſis, veranlaßt durch die Wahrnehmungen in Auvergne; zehn Jahre etwa ſpäter geſchah das Nämliche von Desmareſt und Monnet. Auch kam noch ein Spath fuſible hinzu. — Wiederum ſo viel Zeit nachher vermehrten beſonders Dolomieu und Faujas de St. Fond ſolche Baſen mit

tioche de corne, Petrosilex, Feldspath fusible et refractaire, die nun schon auch porphyrisch und trappartig genannt werden, wenn sie mancherlei Gemengtheile, vorzüglich Feldspath, bei sich führten. Denselben Weg schlug 1790 Giorni ein und erweiterte ihn.

Wir Deutschen blieben hinter den Ausländern ein wenig zurück. Was übrigens unser Freund behauptet, sowie ganz beschreibend erzählt, bequemt sich keinem Auszug; man höre den Verfasser bei sich zu Hause.

„Lasset uns jedoch desto entschiedener und derber auftreten, wo einzig Rettung zu suchen ist. Der historische Fingerzeig deutet genugsam auf das Bedürfniß, auf die Nothwendigkeit, für jedes vulcanische Product ein ursprüngliches Muttergestein aufzusuchen und anzugeben; ohne Substrat bleibt Alles räthselhaft und dunkel.

Nehme man ein gutes Beispiel an einem andern mineralogischen Verfahren. Wie sich nämlich in den Steinen und Gebirgen gewisse Pflanzen- und Thierformen finden ließen, und Dieß scientrisch zu erwägen war: da betrachtete man die vegetabilischen und animalischen Organismen ebenmäßig als Grundlagen, welche vom Mineral-Reich aufgenommen, demselben assimilirt und dadurch verändert, d. i. hier im Allgemeinen, versteinert sind. — Je mehr die Bekanntschaft mit dergleichen Ueberresten zunahm; je genauer und vollständiger man das Pflanzen- und Thierreich kennen lernte; je weiter und tiefer man darin forschte: gerade desto vollkommener bildete sich dadurch die Petrefacten-Kunde aus, desto schneller und erwünschter verschwanden die Nebel und Irrungen, welche früher dabei geblendet hatten; zu sprechendem Beweise, daß es überall ein Erstes geben und als Solches erkannt werden müsse, wenn ein von ihm abhängiges Zweites gehörig zu nehmen, vollständig aufzufassen, richtig zu beurtheilen und nach classischer, unanfechtbarer Manier zu behandeln stehen soll.

Wenn daher auch der Basalt, als solcher und als Reihenführer gewisser Formationen, ebenfalls für eine ursprüngliche Gebirgsart anerkannt wird, entstanden, gleich jeder andern, durch eine allgemeine Primordial-Ursache, — die immerhin für uns unergründlich sein und bleiben möge, — in irgend einer oder mehrern Erd-Epochen: dann kann es nicht fehlen, man muß dabei sicherer fußen, wie bei jedem Gegenstand, und in vollerm, reinerm Lichte einhergehen.

Der Mineralogo übernimmt nunmehr ein für immer fixirtes Ob- oder Subject, seiner Familie rechtsbeständig beigeordnet, dessen Beschaffenheit und Verhältnisse sammt und sonders beobachtet, erforscht und mitgetheilt, dessen mannigfaltige Prädicate vollständig aufgezählt und ermessen werden können. Die kleinste wie die größte Veränderung daran, durch Feuer, Wasser, Gase u. s. w. bewirkt, steht alsdann gehörig wahrzunehmen, mit der primitiven Eigenschaft genau zu vergleichen, und auf ihre Ursache mit Sicherheit zurückzuführen.

Wie sich, nach solcher Manier, die Mutationen eines Fossils, auf dem sogenannten nassen Wege, in den verschiedensten Gradationen bestimmt nachweisen lassen; wie der Basalt flächig von der ersten Stufe der Verwitterung bis zur wirklichen Auflösung in einem specifisch gearteten Lehmen wahrgenommen und verfolgt ist: ebenso sind seine Metamorphosen, durch jeden modificirten Hitzegrad, theils erkenn- und reducirbar, theils durch eine Legion von angestellten Beobachtungen darüber in der Natur deutlichst aufgezeichnet.

Gerieth man bei dieser oder jener einzelnen Vorkommenheit auf Schwierigkeiten; schien es zweifelhaft, welcher Ursache, ob der Hitze oder Nässe, manche Erscheinung an den Basalten zuzuschreiben sei: dann bot sich ein entscheidendes Auskunftsmittel dar in der Pyro-Technik. Bekanntlich ist der Basalt mehr oder weniger schmelzbar. Unterwirft man ihn nun der Hitze, vom Roth- und Weißglühen an bis zum Schmelzen und Zerfließen hin; beobachtet man die graduirten Umformungen, welche er dadurch erhält: so ergibt sich ein sicherer Maßstab, wornach jeder Feuer-Effect auf ihn genau zu bestimmen und richtig zu beurtheilen steht, und der insbesondere dazu geeignet ist, ihn den Phänomenen derjenigen Basalte anzupassen, welche die Natur in gewissen Gegenden des Erdkreises auffinden läßt.

Zeigt sich bei der Vergleichung solcher Naturerzeugnisse mit den pyrotechnisch bewirkten Basalt-Producten, daß beide nicht bloß ähnlich, sondern völlig gleich sind, dann schließt man mit Zuverlässigkeit, daß auf beide Arten von Producten eine und die nämliche Ursache, d. i. Hitze, gewirkt habe.

Dergleichen Experimente, Vergleichungen und Resultate hat die mineralogische Basalt-Historie, seit dem Jahre 1792, aufzuweisen und bis auf die neueste Zeit geht noch die löbliche Betrachtung und Untersuchung fort.

Ist man nun über die Bildung gewisser Laven aus Basalt eins geworden mit sich, wenn auch nicht mit jedem Andern, so wird sich das Ordnen und Benennen der Laven, die von andern Gebirgen abstammen, ebenfalls ergeben. Nachgewiesen und anzuerkennen sind bereits Laven aus Thon (schmelzbarem Thonstein), Pech- und Perlstein, nebst Obsidian (welche sämmtlich den

Eigennamen Basalte (Lava) aus mehreren Basalt-, Porphyr- und Schieferarten, aus Conglomeraten und (verglasurten) Sandsteinen.

Hierdurch ist dieser Gegenstand für uns erschöpft, folglich auch eine Regel vorhanden, woran man sich zu halten und auf seinem Wege unverrückt fortzuschreiten hat. Dagegen wird aber nicht geläugnet, daß eben diese Naturereignisse noch eine problematische Seite haben, inwiefern nämlich das in der Natur vorhandene, Wärme und Hitze erzeugende Princip, ohne gerade in Feuer und Flamme aufzuschlagen, höchst wirksam sein und auf cryptovulcanische Ereignisse hindeuten möge. In solchen Fällen, wo das porphyrische Ansehen des Basaltes zweifelhaft seyn könnte, erlaubte man sich, die Frage schon im Jahre 1790 aufzuwerfen: ob nicht etwa manches basaltische Gestein, im Großen und Lagerweise ursprünglich feinflüssig, blasig oder löcherig gebildet worden, wie mancher Quarz und Kalkstein ebenfalls. Die Basalte der Azorischen Insel Graziosa stellen etwas Aehnliches dar. Dort wechselt nämlich der dichte Basalt mit porösem und mit Mergel. Der in Mandelstein übergehende poröse Basalt hat längliche Höhlungen von zwei bis acht Linien im Durchmesser; man bemerkt nicht, daß sie in einer Richtung liegen, noch daß der poröse Felsen auf compacten Schichten aufgelagert sei, wie Dieß bei den Lava-Strömen des Aetna und des Vesuv der Fall ist. Der dasige Mergel wechselt übrigens mehr denn hundert Mal mit dem Basalte, und tausen seine Lagen parallel mit denen des Basalts; woraus geschlossen wird, daß beide Felsarten von einerlei Formation und von gemeinschaftlichem Ursprunge sind.

Um sich die Entstehung jener Cavitäten einiger Massen zu erklären, erinnere man sich des bedeutenden Wortes: wenn große Massen von Materien aus dem flüssigen Zustand in den der Trockenheit übergehen, so kann Dieses nicht ohne eine Entwickelung von Wärmestoff geschehen.

Hier ist nun der mächtige Umfang des eigentlichen Vulcanität-Gebietes zu erwähnen. Der ganze bergige Theil des Königreichs Quito kann als ein ungeheurer Vulcan angesehen werden; ebenso ist die ganze Gruppe der Canarischen Inseln auf einen unter dem Meer befindlichen Vulcan gestellt. Sodann ist der merkwürdigste Punct zu berühren, daß alle Thatsachen zu beweisen scheinen, daß sich die vulcanischen Feuer auf den Americanischen Inseln, wie auf den Anden von Quito, in Auvergne, in Griechenland und auf dem größten Theile der Erde mitten durch primitive Gebirgsarten den Weg nach außen gebahnt haben."

Nachdem dieses Netz nun so weit geführet worden, so geschieht ein Rückblick auf die Streitigkeiten selbst, welche über den Gegenstand sich erhoben; man deutet auf das mehrfache menschliche Fehlsame, auf die Unzulänglichkeit der Individuen, die denn doch, was ihnen persönlich oder ihren Zwecken gemäß ist, gern zu einer allgemeinen Ueberzeugung umwandeln möchten. Wie Das nun von jeher bis auf den heutigen Tag geschehen, wird kürzlich durchgeführet und zuletzt die Unmöglichkeit Derer abgelehnt, welche verlangen, daß man Dasjenige, worüber man urtheilen wolle, selbst müsse gesehen haben. Diese bedenken nicht, daß sie doch immer dem Object als Subject, als Individuum entgegenstehen, und trotz ihrer Gegenwart nur mit ihren eigenen Augen und nicht mit dem allgemeinen menschlichen Blick die Gegenstände sowohl als den besondern Zustand beschauen. Männern, wie von Humboldt und von Buch, wird unbedingter Dank gezollt, daß sie die Welt umreisen mochten, eben um uns eine solche Reise zu ersparen.

In den Anhängen kommt nun die wichtigste Frage vor: inwiefern wir ein Unerforschtes für unerforschlich erklären dürfen; und wie weit es dem Menschen vorwärtszugehen erlaubt sei, ehe er Ursache habe, vor dem Unbegreiflichen zurückzutreten oder davor stille zu stehen? Unsere Meinung ist: daß es dem Menschen gar wohl gezieme, ein Unerforschliches anzunehmen, daß er dagegen aber seinem Forschen keine Grenze zu setzen habe. Denn wenn auch die Natur gegen den Menschen im Vortheil steht und ihm Manches zu verheimlichen scheint, so steht er wieder gegen sie im Vortheil, daß er, wenn auch nicht durch sie durch, doch über sie hinaus denken kann. Wir sind aber schon weit genug gegen sie vorgedrungen, wenn wir zu den Ur-Phänomenen gelangen, welche wir, in ihrer unerforschlichen Herrlichkeit, von Angesicht zu Angesicht anschauen und uns sodann wieder rückwärts in die Welt der Erscheinungen wenden, wo das in seiner Einfalt Unbegreifliche sich in tausend und aber tausend mannigfaltigen Erscheinungen bei aller Veränderlichkeit unveränderlich offenbart.

Der Horn.

Ein freier, hoher Gebirgsrücken, der auf einer flachen Höhe aufsitzt, bleibt dem Reisenden nach Carlsbad rechts, und wird von dorther immer als ein ansehnlicher Berg beachtet. Seinen Gipfel habe ich nie bestiegen; Freunde sagen, er sei Basalt; sowie die von der Fläche seines Fußes gewonnenen Steine. Sie werden zur Chaussee-Besserung angefahren und haben das Merkwürdige, daß sie, ohne etwa ge-

Märten.

Bürger Schnaps? Das iſt curios!

Schnaps.

Wertheſter Bruder!

Märten.

Und weiter?

Schnaps.

Genug, er eröffnete mir alles.

Märten.

Was denn?

Schnaps.

Daß er ein Abgeſandter des Jacobiner-Clubs ſey.

Märten.

Wie ſah er denn aus?

Schnaps.

Wie ein andrer Menſch.

ſchlagen zu ſein, einzeln klein ſind, ſo daß eine Kinderhand die kleinern, die größern eine Knabenhand gar wohl zu faſſen vermöchte. Sie werden alſo zwiſchen einem Tauben- und Gänſeei hin und wider ſchwanken.

Das Merkwürdigſte aber hierbei darf wohl geachtet werden: daß ſie ſämmtlich, genau beſehen, eine entſchiedene Geſtalt haben, ob ſie ſich gleich bis in's Unendliche mannigfaltig erweiſen.

Die regelmäßigſten vergleichen ſich dem Schädel eines Thiers, ohne untere Kinnlade; ſie haben alle eine entſchiedene Fläche, auf die man ſie legen kann. Alsdann ſtehen uns drei Flächen entgegen, wovon man die obere für Stirn und Naſe, die beiden Seiten für Oberkiefer und Wangen, die zwei rückwärts für die Schläfe gelten läßt, wenn die hinterſte, legte dem Hinterhaupt zugeſchrieben wird. Ein Modell, in dieſem Sinne verfertigt, zeigt einen regelmäßigen Cryſtall, welcher nur ſelten in der Wirklichkeit erſcheint, der aber, ſobald man dieſe Grundform, dieſe Grund-Intention der Natur einmal anerkannt hat, überall, auch in den unförmlichſten Individuen wieder zu finden iſt. Sie ſtellen ſich nämlich von ſelbſt auf ihre Baſe und überlaſſen dem Beſchauer, die übrigen ſechs Flächen herauszufinden. Ich habe die bedeutendern Abweichungen in Thon nachgebildet und finde, daß ſelbſt die unregelmäßigſten ſich zu einer oder der andern Mittelgeſtalt hinneigen. Sie ſcheinen nicht von der Stelle gekommen zu ſein. Weder merklich abgeſtumpft noch abgemittert, liegen ſie auf den Aeckern um den Berg wie hingeſäet. Ein geiſtreicher junger Gelehrter ſagte: es ſähe aus wie ein Meteoſteinen-Haufen, aus einer frühern, prägnantern Atmoſphäre. Da wir im Grunde nicht wiſſen, woher dieſe Dinge kommen mögen, ſo iſt es gleichviel, ob wir ſie von oben oder von unten empfangen, wenn ſie uns nur immer zur Beobachtung reizen, Gedanken veranlaſſen und zu Beſcheidenheit freundlich nöthigen.

Est quaedam etiam nesciendi ars et scientia.
Godofr. Hermannus.

Kammerberg bei Eger.

Man wird aus unſerer frühern Darſtellung des Kammerbergs bei Eger ſich wieder in's Gedächtniß rufen, was wir über einen ſo wichtigen Naturgegenſtand geſprochen, und wie wir dieſe Hügelerhöhung als einen reinen Vulcan angeſehen, der ſich unter dem Meere unmittelbar auf und aus Glimmerſchiefer gebildet habe.

Als ich am 26. April dieſes Jahres, auf meiner Reiſe nach Carlsbad, durch Eger ging, erfuhr ich von dem ſo unterrichteten als thätigen und gefälligen Herrn Polizei-Rath Gebner, daß man auf der Fläche des großen, zum Behuf der Chauſſeen angegrabenen Kammerberger-Vulcans mit einem Schacht niedergegangen, um zu ſehen, was in der Tiefe zu finden ſein möchte, und ob man nicht vielleicht auf Steinkohlen treffen dürfte.

Auf meiner Rückkehr, den 28. Mai, ward ich von dem wackern Manne auf's Freundlichſte empfangen; er legte mir die kurze Geſchichte der Abteufung, welche doch ſchon öfters worden, nicht weniger die gefundenen Mineral-Körper vor. Man hatte beim Abſinken von etwa anderthalb Lachtern erſt eine etwas feſtere Lava, dann die gewöhnliche, völlig verſchlackte, in größern und kleinern Stücken gefunden, als man auf eine loſe, röthliche Maſſe traf, welche offenbar ein durch's Feuer veränderter, feiner Glimmerſand war. Dieſer fand ſich theils mit kleinern Lava-Trümmern vermiſcht, theils mit Lava-Banken feſt verbunden. Unter dieſem, etwa zwei Lachtern Tiefe vom Tage herab, traf man auf den feinſten weißen Glimmerſand, deſſen man eine gute Partie ausförderte, nachher aber, weil weiter Nichts zu erwarten ſchien, die Unterſuchung aufgab. Wäre man tiefer gegangen (wobei denn freilich der feine Sand eine genaue Zimmerung erfordert hätte), ſo würde man gewiß den Glimmerſchiefer getroffen haben, wodurch denn unſere ſchon geäußerte Meinung Beſtätigung gefunden hätte. Bei dem ganzen Unternehmen hatte ſich nur etwa ein fingerlanges Stück gefunden, welches allenfalls für Steinkohle gelten könnte.

Man beſprach die Sache weiter und gelangte bis zur Höhe des ehemaligen Luſthäuschens; hier konnte man, von oben herunterſchauend, gar wohl bemerken, daß am Fuße des Hügels, an der Seite nach Franzenbrunn zu, der weiße Glimmerſand, auf den man in dem Schacht getroffen, wirklich zu Tage ausgehe, und man auf demſelben ſchon zu irgend einem Zwecke nachgegraben. Hieraus könnte man ſchließen, daß die vulcaniſche Höhe des Kammerbergs nur oberflächlich auf einem theils ſandigen, theils ſtaubartigen, theils ſchiefrig feſten Glimmergrunde aufgebreitet ſei. Wollte man nun etwas Bedeutendes zur Einſicht in dieſe Naturerſcheinung mit einigem Koſtenaufwand thun, ſo ginge man, auf der Spur des am Abhange ſich manifeſtirenden Glimmerſandes, mit einem Stollen gerade auf den Punct des Hügels los, wo, gleich neben der höchſten Höhe des ehemaligen Sommerhauſes, ſich eine Vertiefung bekundet, die man jederzeit für den Crater gehalten hat. Ein ſolcher Stollen hätte kein Waſſer abzuleiten, und man würde die ganze vulcaniſche Werkſtätte unterfahren und, was

so selten geschehen kann, die ersten Durchbruchspuncte des ältern, nördlichen Gebirges mit dem veränderten, geschmolzenen, aufgeblähten Gestein beobachten. Einzig in seiner Art wäre dieses Unternehmen, und wenn man zuletzt auf der hintern Seite in der Gegend der festen Laven wieder an's Tageslicht käme, so müßte Dieß für den Naturforscher eine ganz unschätzbare Ansicht sein.

Hierzu macht man uns nun, eben als ich zu schließen gedenke, die beste Hoffnung, indem versichert wird, daß auf Anrathen und Antrieb des Herrn Grafen Caspar Sternberg, dem wir schon so viel schuldig geworden, ein solches Unternehmen wirklich ausgeführt werden soll. Ueberlege nunmehr jeder Forscher: was für Fragen er in diesem Falle an die Natur zu thun habe; welche Beantwortung zu wünschen sei.

Producte Böhmischer Erdbrände.

In meiner Auslegung der Joseph Müller'schen Sammlung habe ich verschiedener, damals bekannter, pseudovulcanischer Producte gedacht und sie von Nr. 73—87 aufgeführt; es waren diejenigen, worauf, bei Hohdorf und Leßan, zuerst die Aufmerksamkeit der Geologen sich richtete. Seit jener Zeit aber sind mehrere Puncte des Vorkommens entdeckt worden, und zwar ein sehr wichtiger, gleich über vorbenannten Orten, linker Hand unmittelbar an der Chaussée, welche nach Schlackenwerth führt. Ich theile verschiedene Betrachtungen mit, die ich bei dieser Gelegenheit angestellt.

Und so kann man denn erstlich annehmen, daß die in dieser Gegend bekannt gewordenen Erdbrände am Ausgehenden ungeheurer Kohlenlager Statt gefunden: denn in den aufgeschlossenen Brüchen geht das durchgebrannte Gestein, es sei der lockere, gelbe, schiefrige Porcellan-Jaspis, oder ein anderes verändertes Mineral, bis unmittelbar unter die Oberfläche des gegenwärtigen Bodens, so daß die Vegetation ihre schwächern und stärkern Wurzeln darin versenkte; woraus denn auch wohl zu schließen wäre, daß diese Erdbrände zu der spätesten Epoche der Weltbildung gehören, wo die Wasser sich zurückgezogen hatten, die Hügel abgetrocknet da lagen und nach geendigtem Brande keine neue Ueberschwemmung sich ereignete.

Zu einer zweiten Betrachtung führt uns die Frage, die Jedermann aufwirft, der jenen in den Hügel eingegrabenen Bruch betritt, wo er nicht allein in einem großen Umfang, sondern auch in einer Höhe von zwanzig bis dreißig Fuß alles unmittelbar aufeinander liegende Gestein durch Feuerfluß verändert, gebacken, verschlackt, angeschmolzen findet. Ich habe mir selbst diese Frage aufgeworfen, und auch Andere ausrufen hören: was gehörte für eine Wuth dazu, um eine solche Wirkung hervorzubringen? welch eine unterliegende Masse von Brenn-Material wäre wohl nöthig gewesen, um eine solche Steinmasse durchzuglühen? Hierauf erwiedern wir: daß sich Anzeigen und Andeutungen finden, daß diese Gesteinlagen, sie mochten nun aus Schieferthon oder aus sonstigen Mineral-Körpern bestehen, mit vegetabilischen Resten, Braunkohlen und sonstigem, genugsam vertheilten Brennbaren durchschichtet gewesen, welches also, im Falle eines Erdbrandes, gar wohl von unten nach oben, von oben auf unten, nach allen Seiten hin glimmen, die einzelnen Gesteintheile mehr oder weniger angreifen, erfassen und verändern konnte. In dem Chaussée-Graben links, wenn man nach mehrgedachtem Bruche zu die Schlackenwerther Chaussée hinaufführt, sieht man Kohlenstreifen durch den aufgeschwemmten Letten sich hindurchziehen; bei Leßan findet man eine von dem Erdbrande nicht ergriffene Kohlendecke, zwischen dem Porcellan-Jaspis und der Dammerde. Auch haben wir im Innern gewisser bröcklichter Stücke noch wahrhaften, zerreiblichen, abfärbenden Kohlenantheil gefunden, der seinen Schwefelgeruch nicht verläugnet. Dahin deuten denn ebenfalls die im Innern von entschiedenen Schlacken zu findenden, zarten Gyps-Crystalle, welche auf den alten Kohlen- und Kalkgehalt der ursprünglichen Mineralien hindeuten. Daß in dieser Gegend überhaupt selbst die letzten Niederschläge der Thon- und sonst sich schiefernden Erden mit Vegetabilien imprägnirt gewesen, läßt sich an mehrern Orten nachweisen. Bei dem Dorfe Grünlas, am Fuße des Sandbergs, findet sich ein Brandschiefer, welcher am Lichte sowie auf Kohlen brennt und einen erdigen Theil zurückläßt. Wie von später Formation Dieser aber sei, läßt sich daran erkennen, daß sich Larven von Wasser-Insecten, von etwa einem Zoll Größe, darin entdecken lassen, Blätterartiges aber nicht.

Hiernach wenden wir uns zu einer dritten Betrachtung, welche uns durch die große Mannigfaltigkeit der Producte unserer Erdbrände abgenöthigt wird, indem wir über dreißig Exemplare zusammenlegen können, welchen man sämmtlich mehr oder weniger einen Unterschied zugestehen muß. Dieß aber läßt sich daher gar wohl ableiten, daß der Erdbrand, auf das verschiedenste, zwischen, über und neben Brennbarem liegende Gestein zufällig wirkend, die mannigfaltigen Erscheinungen hervorbringen mußte.

Hier liegt uns aber noch eine Arbeit bevor, welche auch schon begonnen iſt. Bei Vulcanen, ſowie bei Erdbränden, iſt für den Naturforſcher die erſte Pflicht, ſich umzuſehen, ob es wohl möglich ſei, die urſprüngliche Steinart zu entdecken, aus welcher die veränderte hervorgegangen. Hiermit haben wir uns in der letzten Zeit ſorgfältiger als ſonſt beſchäftigt; deßhalb ſchon eine große Anzahl Gebirgsarten im Töpferfeuer geprüft worden, wodurch uns denn merkwürdige Erſcheinungen von widerſpenſtigem und leicht angegriffenem Geſtein vorgekommen. Wir haben davon eine Sammlung angeordnet, wobei die urſprünglichen ſowohl als die durch's Feuer gegangenen Exemplare zuſammengelegt und ordnungsmäßig mit Nummern bezeichnet ſind.

Dieſe Gegenſtände ſämmtlich, wie ſie vorliegen, bekannt zu machen und zu beſchreiben, würde zu unnützer und unerfreulicher Weitläufigkeit führen; wir werden daher nach den uns durch die Erfahrung gewordenen Andeutungen weiter ſchreiten und, unter Beiſtand des Herrn Hofrath Döbereiner, das Unterrichtende in überdachter Folge vorzulegen bemüht ſein.

Die Luiſen-Burg bei Alexanders-Bad.

Unter den verſchiedenen Abtheilungen des Fichtelgebirgs macht ſich beſonders merkwürdig ein hoher, langgeſtreckter Rücken, von alten Zeiten her Luxburg genannt und von Reiſenden häufig beſucht, wegen zahlloſer, alle Beſchreibung und Einbildungskraft überragender, in ſich zuſammengeſtürzter und getürmter Felsmaſſen. Sie bilden ein Labyrinth, welches ich vor vierzig Jahren mühſam durchkrochen, nun aber, durch architectiſche Gartenkunſt, ſpazierbar und im Einzelnen beſchaulich gefunden. Dieſe Gruppen zuſammen tragen gegenwärtig den Namen Luiſen-Burg, um anzudeuten, daß eine angebetete Königinn, kurz vor großen Unfällen, einige ſtille und ruhige Tage hier verlebt habe.

Die ungeheure Größe der ohne Spur von Ordnung und Richtung übereinander geſtürzten Granit-Maſſen gibt einen Anblick, deſſen gleichen mir auf allen Wanderungen niemals wieder vorgekommen; und es iſt Niemandem zu verargen, der, um ſich dieſe Erſtaunen, Schrecken und Grauen erregenden, chaotiſchen Zuſtände zu erklären, Fluthen und Wolkenbrüche, Sturm und Erdbeben, Vulcane, und was nur ſonſt die Natur gewaltſam aufregen mag, hier zu Hülfe ruft.

Bei näherer Betrachtung jedoch und bei gründlicher Kenntniß Deſſen, was die Natur, ruhig und langſam wirkend, auch wohl Außerordentliches vermag, bot ſich uns eine Auflöſung dieſes Räthſels dar, welche wir gegenwärtig mitzutheilen gedenken.

Dieſes Granit-Gebirge hatte urſprünglich das Eigenthümliche vor andern, aus ſehr groſſen, theils äußerſt feſten, theils leicht verwitterlichen Maſſen zu beſtehen; wie denn der Geolog gar oft gewahr wird, daß die kräftige Solidescenz des einen Theils dem nachbarlichen das Vermögen, zu einer entſchiedenen Feſtigkeit und längern Dauer zu gelangen, völlig entzogen hat.

Von den urſprünglichen Fels-Partien, wie ſie, der Granit-Bildung gemäß, aus einzelnen Blöcken, Platten und Lagern beſtehen, ſind noch mehrere aufrecht zu finden, die aber, weil ſie nichts Sonderbares darbieten, nicht wie das übrige Wunderbare beachtet werden. Außer obgemeldeter, urſprünglicher Eigenſchaft höchſt verſchiedener Feſtigkeit und Verwitterung mag auch noch die ſchiefe, gegen das Land zu einſchießende Richtung und eine vom Perpendikel abweichende Neigung, gleichfalls gegen das Land hin, Urſache des Einſtürzens geweſen ſein. Die Wirkung aller dieſer zuſammentreffenden Umſtände denken wir nun bildlich darzuſtellen.

Man mache ſich vor allen Dingen mit den Buchſtaben bekannt, wie ſie in der obern, landſchaftlichen Zeichnung an die Felſen geſchrieben ſind, und denke vorerſt, daß die verſchiedenen Steinmaſſen a, b, c, d, e zuſammen eine aufrechtſtehende, gegen den Horizont etwas zugeneigte Fels-Partie bilden. Nun verwittere eine der mittlern Maſſen a, ſo wird die obere b herunterrutſchen und ſich ungefähr in bb niederlegen; ſodann verwittere die unterſte hintere c, und der Obelisk d wird, ſeinem Uebergewicht nach, herunterſtürzen und ſich in dd aufſtellen; die Maſſe e wäre allein an ihrem Platz unverrückt und unverändert liegen geblieben.

Eine nur wenig in ihrer Hauptform von der vorigen abweichende, aufrechtſtehende Granit-Partie bringen wir dem Beſchauer in den kleinern Feldern gleichfalls vor Augen. Die vordere Spalte zeigt ſie in ihrer Integrität, die andere aber verwittert, verſchoben und verſtürzt. Hier bedienen wir uns des Vortheils, ohne Buchſtaben zu verfahren, indem wir das Verwitternde mit Schattenſtrichen bedeckt, wodurch denn das Uebriggebliebene und Dislocirte ſogleich in der nächſten Columne in die Augen fällt.

Zur Geognoſie und Topographie von Böhmen.

Bei Betrachtung der Geognoſie von Böhmen, eines Königreichs, das ſich vollkommen

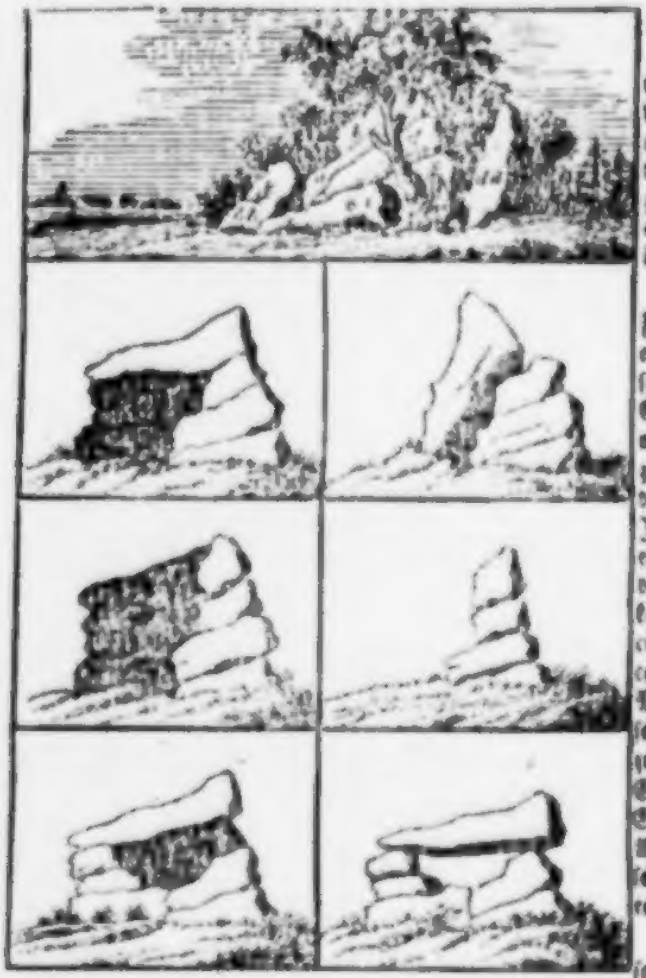

abgeſchloſſen zeigt, das, rings von Gebirgen umgeben, ſeine ausſtrömenden Gewäſſer faſt alle nur eigenen Quellen verdankt, iſt höchſt merkwürdig zu beobachten, wo ſich doch wohl irgend eine Ausnahme finden möchte. Wir wenden uns zuerſt an die Eger, die, in Baiern entſprungen, ſchon als bedeutendes Waſſer nach Böhmen eintritt; ſodann zur Wondra, dem Bache, der, gleichfalls in Baiern entſpringend, doch in Böhmen als der erſte ſich mit der Eger vereinigt.

Müſſen nun bei allen Unterſuchungen der jetzigen Erdoberfläche, und beſonders des angebauten Theils, deſſen Werth uns ſo nahe liegt, die Meßagnationen des uralten Meers unſere Aufmerkſamkeit reizen: ſo haben wir die Einbildungskraft bis zu jener Zeit zurückzuführen, wo das Böhmiſche Binnenmeer bis an den Fichtelberg reichte und dort, mit Vor- und Zurücktreten, gar manche jetzt reichlich feuchttragende Flächen bildete. Nachfolgendes möge hierzu eine Einleitung ſein.

Fahrt nach Pograd.

Freitag, den 26. Juli 1822. Wir fuhren von Eger ab ſüdwärts; der Weg geht durch aufgeſchwemmtes Erdreich, worin ſich neben den loſen Kieſeln auch Breccien finden. Zufällig trafen wir eine von weißen, größern und kleinern Quarzkieſeln, durch ein Bindungsmittel von ſchmalem, zartem Brauneiſenſtein, zuſammengekittet.

Die Eiſengruben, auf die wir unſere Fahrt gerichtet, ſind unfern Pograd in einem aufgeſchwemmten, von Glimmerſchiefer herzuleitenden Gerölle. Die eine Grube war ſechs Lachter tief. Erſt trifft man auf ein weißgräuliches, thonartiges, gebröckeltes Geſtein; in weniger Tiefe finden ſich die Eiſenſteine, zufällig zerſtreut. Ihre Entſtehung erklärt man ſich wohl: ein überall flüſſig vorhandener Eiſengehalt durchdringt das Aufgeſchwemmte und verkörpert es zu größern und kleinern Breccien-Maſſen. Sie liegen als Knollen oft concentriſch anzuſehen; der größte, dieß Mal vorhandene, ovale mochte im Durchſchnitt eine Elle ſein; auch hier war das zum Grunde liegende, zuſammengebackene Conglomerat gar wohl erkennbar. Dieſer Eiſenſtein iſt hell- und dunkelbraun. Die Arbeiter zeigten aber auch einen eingeſchloſſenen weißen, den ſie für beſonders reichhaltig erklärten.

In dieſem Conglomerat und neben demſelben findet ſich Holz, zerſtückt, zerſtreut, mit dem Geſtein verwachſen, auch verſteint. Wenn nun in der früheſten Zeit ein ſolches braunkohlenartiges Holz vom Eiſengehalt ergriffen ward, ſo durchdrang er daſſelbe und verwandelte ſolches in ſeine Natur; wovon mir ſehr ſchöne Stücke ſchon in Marienbad zu Theil wurden. Es enthält in hundert Theilen 62,7 metalliſches Eiſen.

Man machte uns eine über dem Bach liegende Halde bemerklich; dort hatten ſie einen Stollen in den abhängigen Hügel getrieben und, in dem fünfzehnten Lachter, einen quer liegenden Baum durchfahren, der noch zu beiden Seiten anſteht. Auch hiervon ſind mir bedeutende Exemplare früher verehrt worden, die mich eigentlich auf dieſe Gegend aufmerkſam gemacht.

Pograd iſt eine Herrſchaft, Herrn Joſeph Gabler, Ritter von Adlersfeld, gehörig; das Flüßchen Wondra fließt vorbei, worin der Bach Kibron von Kinsberg herabkommend ſich einmündet. Die Gegend iſt ungleich, kleinhügelig, aufeingeſperrte, ruhige Waſſer der Urzeit hindeutend.

Das Fichtel-Gebirge gibt uns bei geologischen Betrachtungen manchen Aufschluß; es kömmt aus der Ober-Pfalz und zeiget an, daß der höchste Rücken der Europäischen Wasserscheide an dieser Stelle durch Baiern gehe.

Der Bach Kitron hat wahrscheinlich seinen Namen den zweiundreißig Stationen zu danken, die sich hier dem linken Ufer nähern; diese, vor uralten Zeiten errichtet, nach aufgehobenen Klöstern in Verfall gerathen, wurden, im Verlauf der letzten Jahre, durch eine alte Frau, die ein gesammeltes Almosen hierzu verwendete, vollkommen wieder hergestellt. Schon im vorigen Jahre erzählte mir der Postillon von Eger auf Sandau mit frommer Bewunderung, wie das gute Mütterchen an der ersten Station betend so lange verharrt und gespart, bis sie, dieselbe herzustellen, Maurer, Tüncher, Maler und Vergolder zu bezahlen im Stande gewesen. Ebenso habe sie bei der zweiten verfahren, da sich denn schon reichlichere Gaben und Hülfsarbeiten hinzugesellt, bis sie nach und nach durchgereicht und nunmehr Anstalten mache, die letzte Hand daran zu legen.

Wir besuchten also den Oelberg, welcher als Schluß und Gipfel der ganzen frommen Anstalt zu betrachten ist; auch dieser wird bald fertig sein, wie man denn Alles schon dazu in Bereitschaft hielt. Sauber zugehauene Granit-Pfosten, worin die Latten des Geheges eingelassen werden sollen, liegen umher, und man sieht an den Splittern, daß Steinhauer daran beschäftigt sind, sie in's Reine zu arbeiten; auch finden sich frische Haufen Thonschiefer zu irgend einem Mauerwerk. Offenbar ist Dieses der Granit, welcher bei Sandau gebrochen wird (Nr. 28 unsers Marienbader-Verzeichnisses), wahrscheinlich durch Bittfuhren herbeigebracht, wie denn auch der eigentliche Oelbergshügel bald wieder eingehegt und den Garten Gethsemane darzustellen geeignet sein wird.

Die Jünger schlafen noch im Grase von alten Zeiten her mit bunten Gewändern, fleischfarbenen Gesichtern, braunen und schwarzen Bärten, daß man davor erschrecken könnte. Der tröstende Engel nimmt noch den Gipfel ein, aber den Rücken kehrt ihm der von seiner Stelle geschobene Heiland; auch dieser ist von Stein und angemalt, nur die betenden Hände fehlen, welche gewiß nächstens restaurirt werden.

Indessen sprechen in einer nächsten Halle Judas's Verrath und Christi Gefangennehmung, schön aufgefrischt, die Augen lebhaft an. Und so sehen wir in frommer Beharrlichkeit eine bejahrte Bettlerin Dasjenige wieder herstellen, was Mönche mit dem Rücken ansahen, da sie sich selbst nicht mehr erhalten konnten. Beobachten wir doch auch hier, wie Alles zu seinem Anfange zurückkehrt! Die ersten Stifter vieler nachher so hoch beglückten, geistlichen Anstalten, waren einzelne Einsiedler und Bettler; wer weiß, was sich hier für die Zukunft gründet? Nächsten grünen Donnerstag wird sich gewiß ein großer Zulauf einfinden.

Unter diesen Betrachtungen sah man auf dem Berge gegenüber St. Laurette liegen; ein Nonnenkloster, das munter in der Gegend umherschaut, welches der Staat aber, wie so viele andere, in sich genommen hat. Man sieht es weit und breit; denn es ist von außen frisch angeweißt.

Wir stiegen in die flache, breite Tiefe hinab, welche beide Höhen scheidet; sie hatte in uralten Zeiten ein See bedeckt, dessen Wasser, den aufgelösten Glimmerschiefer hin und her schiebend, einen den neuesten Verdiensten höchst willkommenen Thon absetzte. Sonst bediente man sich zu den Eger-Sauerbrunnen-Flaschen eines ähnlichen Thons, der in der Tiefe unter Altenstein zu graben ist; nun wird er aber, sowohl für Franzensbrunnen als für Marienbad, von hier genommen; er steht oft 20 Fuß tief unter der Oberfläche und wechselt in weißen und grauen Lagen ab. Der Letztere wird zu gedachten Flaschen oder Steingut verarbeitet, welches kein wiederholtes Feuer auszuhalten braucht, dahingegen der weiße zum Töpfergeschirr höchst brauchbar ist. Er wird in mäßigen Quadraten gewonnen, ungefähr wie der Torf; die Lagen sind ungleich und ungewiß, daher der unvermeidliche Raubbau, den man immer getadelt, beklagt und fortgesetzt hat.

Wir begaben uns auf das Schloß Kinsberg am Fuße der Höhe von Laurette; es ist auf starkdurchquarzten Thonschiefer gegründet. Der ganz erhaltene, auf dem Fels unmittelbar aufruhende runde Thurm ist eines der schönsten architectonischen Monumente dieser Art, die ich kenne, und gewiß aus den besten Römischen Zeiten. Er mag 100 Fuß hoch sein und steht als prächtige Toscanische Colossal-Säule unmerklich kegelförmig abnehmend.

Er ist aus Thonschiefer gebaut, von welchem sich verschiedene Reihen gleichförmiger Steine horizontal herumschlingen, der Folge nach, wie sie der Bruch liefern mochte; kleine, röthliche, die man fast für Ziegel halten könnte, behaupten ringförmig die mittlere Region; graue, plattenartige, größere bilden gleichfalls ihre Cirkel oberwärts, und so geht es ununterbrochen bis an den Gipfel, wo die ungeschickt aufgesetzten Mauerzacken neuere Arbeit andeuten.

Den Diameter wage ich nicht zu schätzen, doch sage ich so viel, daß auf dem Oberboden des anstoßenden Wohnhauses durch eine or-

sprüngliche Oeffnung sich in den Thurm nothdürftig hineinschauen läßt, da man denn innerlich eine ebenso schöne Steinsetzung wie außen gewahr wird, und die Mauer schätzen kann, welche 10 Fuß Leipziger-Maß halten mag. Wenn man nun also den Mauern 20 Fuß zugesteht und den innern Raum zu 40 annimmt, so hätte der Thurm in der Mittelhöhe etwa 60 Fuß im Durchmesser; doch hierüber wird uns ein reisender Architect nächstens aufklären. Denn ich sage nicht zu viel; stünde dieser Thurm in Trier; so würde man ihn unter die vorzüglichsten dortigen Alterthümer rechnen; stünde er in der Nähe von Rom, so würde man auch zu ihm wallfahrten.

Der Wolfsberg.

Die eigentliche Oertlichkeit dieser ansehnlichen, ringsumher freien, nach dem Böhmer-Walde, nach dem Innern des Königreiches hinschauenden, höchst bedeutenden Höhe ist in dem Pilsener-Kreise zu suchen, unfern Czerlochin, einer Post-Station auf dem Wege von Eger nach Prag.

Schon längst hatten merkwürdige Producte daher meine Aufmerksamkeit erregt, aber erst dieses Jahr ward ein so wichtiger Punct, zu dem ich selbst nicht gelangen konnte, von den Gesellen meiner Studien eifrig bestiegen und vorläufig untersucht; die Größe des Raums jedoch, die Abwechselung des Bodens, die Mannigfaltigkeit des Gesteins, die problematische Erscheinung desselben werden noch manchem Beobachter und Forscher zu schaffen geben.

Nach unserer hergebrachten Weise liefern wir vor allen Dingen ein Verzeichniß derjenigen Körper, die wir von dort gewonnen; wir ordnen sie nach unserer Art, einen jeden Nachfolger seiner eigenen Methode völlig anheimgebend. Hierbei bleibt immer unser erstes Augenmerk, das Archetypische vom Pyrotypischen zu trennen und, ohne Rücksicht auf andere Vorstellungsarten, den einmal eingeschlagenen Weg zu verfolgen. Um nun zu unserm Ziele hierin zu gelangen, bezeichnen wir vorerst mit Wenigem die Gebirgsarten, welche zwischen Marienbad und Czerlochin angetroffen wurden.

Bis zur Flaschen-Fabrik Hornblendeschiefer, aufgeschwemmtes Erdreich bis gegen die Teiche und weiter; bei Plan Hornblendeschiefer mit Granaten, auch ohne dieselben; über Plan Granit, etwas feinkörniger als der bei Sandau und sehr verwitterlich; kurz vor Lein Thonschiefer.

Vorkommnisse des Wolfsbergs.

1) Thonschiefer, ursprünglicher;

2) derselbe, durch's Feuer gegangen, heller und dunkler geröthet;

3) derselbe ganz geröthet;

4) dergleichen;

4a) schieferiger Quarzgang, durch's Feuer verändert;

4b) derselbe im natürlichen Zustande;

5) Quarzgestein, aus keilförmigen Stücken bestehend;

6) dergleichen Keilchen allein, auf den Klüften sehr geröthet;

(diese Steinart schien sehr problematisch, bis man sie in ihrem natürlichen Zustand gefunden, nämlich:)

7) länglichter Quarz, oder vielmehr Amethyst-Gang aus einem ursprünglichen Quarzgebirg;

8) dergleichen Crystalle einzeln;

9) ursprünglicher Basalt;

10) ursprünglicher, an Augit- und Hornblende-Crystallen reicher Fels;

11) dergleichen;

12) dergleichen, durch's Feuer verändert;

13) dergleichen mit anliegendem Thonschiefer;

14) bis zur blasigen Schlacke veränderter Augit-Gestein mit hervorstehendem, deutlichem Crystall;

15) dergleichen;

16) verschlackter und zusammengebackener Stock;

17) Von außen verschlackter, inwendig noch zu erkennender Thonschiefer;

18) dergleichen;

19) feinlöcherige Schlacke;

20) Schlacke mit größern Löchern;

21) Augit- und Hornblende-Crystalle, schwarz;

22) Aehnliche, aber roth und seltener zu finden.

Nachschrift.

Leidenschaftlichen Mineralogen war es nicht zu verdenken, daß als sie im Sommer 1823 den Wolfsberg bestiegen und dort eine Anzahl ausgebildeter Augiten, Hornblende-Crystalle von ganz besonderer Größe, theils frei und lose, ohne Spur einer Feuereinwirkung, theils an- und eingeschmolzen vor sich sahen, daß sie, sag' ich, diese sonst nur einzeln gekannten, hoch- und werthgeschätzten Körper ungenügsam zusammentrafen und solche mehrweis, um nicht zu sagen scheffelweis, in's Quartier brachten.

Von diesem Haufen sich zu trennen, wäre gar zu empfindlich gewesen, und daher schickte man sie nicht ohne Unfatten nach Weimar, wo sie, zerstreut und lästig, nirgends unterzubringen waren.

Höchſt erwünſcht fand ſich daher die Mitwirkung eines werthen Mannes, Herrn Hofrathé Sorel, der, in Genf und Paris ſtudirend, ſich die Verdienſte neuerer Cryſtallographie anzueignen gewußt. Ihm, der ſchon durch verſchiedene, würdige Aufſätze in dieſem Fache rühmlich bekannt geworden, ſchien es vorbehalten, die ungefüge Menge zu durchſpähen, zu ſondern und ihre ſchätzbare Mannigfaltigkeit anerkennend zu ordnen. Ein Catalog, den er zu verfaſſen und ſelbſt zum Druck zu befördern geneigt war, gibt von dieſer Arbeit das beſte Zeugniß.

Uralte, neuentdeckte Naturfeuer- und Gluthſpuren.

Eine vorjährige Fahrt von Eger aus nach der Baieriſchen Grenze hin iſt unſern Leſern in friſchem Andenken. Wir erzählten ſie unter dem Titel „Fahrt nach Pograd"; nun folgte die Wiederholung am 23. Auguſt 1823. Sie führte derſelbige Weg gerade nach Pograd, da denn die Eiſenſteingruben abermals am Wege beſchaut und ſehr ſchöne, mineraliſirte Holzmaſern aufgefunden wurden. Weiter ging die Fahrt über die Brücke des Baches Kidron, und wir gelangten abermals zum Oelberg. Wie zu vermuthen, fanden wir die Einrichtung deſſelben weiter vorgerückt, ja beinahe vollendet, leider auf das Allergeſchmackloſeſte! Die Einhegung des Gartens Gethſemane mit Granitpfeilern und angemaltem Lattenwerk war durch eine unverſchloſſene Thüre abgerundet, der Heiland reſtaurirt am rechten Platze, der Engel gleichfalls; die Apoſtel ſchliefen ihren langen, untheilnehmenden Schlaf; inwärts war das Staket mit ſymboliſchen, religiös-aſcetiſchen Bildern und Inſchriften dieſer Art auf vielen aneinander gereihten Tafeln verziert.

Von dieſen kunſt- ja handwerkloſen Abſurditäten wandte man ſich gern auf das gegenüberſtehende, ältere, dreiſeitige Gebäude, wo hinter ſtarken Gittern die Ereigniſſe jener bänglichen Nacht nach guter Kunſtüberlieferung in Holz geſchnitzt und angemalt dargeſtellt waren. Ein Engel, herabſchwebend, der den in Seelenleiden vor ſich zur Erde geſunkenen Chriſtus aufzurichten im Begriff iſt, indeſſen der Kelch zwiſchen Beiden auf einem Felſen in der Mitte ſteht, nimmt ſich gut aus, und das Ganze iſt kunſtreich componirt, daß ich wohl wiſſen möchte, wornach dieſes Schnitzwerk gebildet ſei.

Die Ausſicht auf St. Laurette in der Höhe gegenüber, auf die Thongruben in der Tiefe, ward zu freundlicher Erinnerung gern begrüßt. Ich erwähne dieſer Dinge umſtändlicher, um den Naturforſchern, die ſich von Eger oder von Franzenbrunn aus nach den Feuerſpuren begeben möchten, unterwegs einige Unterhaltung zu verſprechen.

Immer in mittägiger Richtung gelangt man nach Geſtl; hier findet man ein reinliches Wirthshaus und eine hübſche Familie. Wir gaben die mitgebrachten Nahrungsmittel in Verwahrung und beſtellten, was man gewähren konnte.

Von hier aus führt ein unangenehmer Weg durch einen Kiefernwald, die Straße breit genug, aber ſo ausgefahren, daß ſie bei feuchtem Wetter einen Wagen kaum durchlaſſen muß; endlich gewinnt man einen Aufſtieg, gleichfalls durch ein Kiefernwäldchen, wo der Thonſchiefer ſogleich hervortritt, und endlich auf der freien Höhe des Rebbergs gleichfalls anſteht, jedoch ſich dadurch auszeichnet, daß häufige Quarzſtreifen dem Ganzen ein wellenförmiges Anſehen geben.

In der Tiefe ſieht man das Dorf Boden vor ſich liegen; man ſtieg hinunter und traf die genannte Gebirgsart durchaus; man ging an dem gegen Mittag laufenden Wäſſerchen durch's Dorf hinauf und fand hier ſehr bedeutende, mit Quarz durchflaſerte Thonſchiefermaſſen, endlich große, entſchiedene Schlackenklumpen. An der rechten Seite des Bächleins, zuoberſt des Dorfes, findet ſich ein kleiner, doch merklicher Kegel, ganz aus Schlacken beſtehend, oben in der Mitte eine geringe Vertiefung (die Einwohner ſagen, es ſei ein verſchütteter Brunnen); die übrigen Seiten ſind glatt und beraſ't; beim Aufhacken treten ſogleich löcherige Schlacken hervor; ſo vorzüglich ausgezeichnete, wie die obgemeldeten im Bache, fanden ſich nicht. Man brachte uns kugel- und eiartig geformte Klumpen, wovon die kleinern, durch Feuer angeſchmolzene mit ihrer Gebirgsrinde zuſammengeſinterte Hornblende-Cryſtalle inwendig ſehen ließen, die größern aber eine bis zum Unkenntlichen durch's Feuer veränderte Grundſteinart genannt werden mußten.

Man wendet ſich nun, über den Abhang des Rebbergs, wieder nordwärts nach Alt-Albenreuth; unterwegs findet man in den niederſten Waſſerriſſen Spuren von zerſtörten Hornblende-Cryſtallen, größer und kleiner bis zum Sande herab; übrigens iſt Alles flach abhängige Weide.

Bei Alt-Albenreuth ſelbſt findet ſich eine ſogenannte Sandgrube, womit man den Hügel aufgeſchloſſen, wo ſich ein aufgeſchwemmter, vulcaniſcher Tuff gar wohl erkennen läßt.

So weit gingen dieß Mal unſere vorläufigen Betrachtungen, die wir denn bei günſtiger Sommerszeit weiter fortzuſetzen gedenken.

Verzeichniß der bei Boden und Alt-Albenreuth angetroffenen Mineralien.

1) Thonſchiefer mit durchgehenden Quarzlagern, wellenförmigen Anſehens;

2) vollkommen durchgeſchmolzene Schlacke, aus den Klumpen des Baches bei Boden;

3) breiartig gefloſſene Schlacke vom coniſchen Hügel am Ende des Dorfs;

4) deßgleichen;

5) bis zur Unkenntlichkeit verändertes Urgeſtein mit friſchem Bruch;

6) deßgleichen in runder Kugel;

7) vom Feuer ſtark angegriffene Hornblende-Cryſtalle mit der thonigen Gebirgsart zuſammengeſchmolzen.

Dieſe Cryſtalle haben einen ſo gewaltſamen Grad des Feuers ausgeſtanden, daß im Innern kleine Höhlen, wie vom Wurme geſtochen, gebildet ſind.

8) Ein Stück von einem zuſammengeſchwemmten und gebackenen Tuff bei Albenreuth.

Nimmt man nun, was wir über den Wolfsberg bei Eyerlohin, ſodann über den Fuß des Rehbergs und die Vorkommniſſe bei Boden und Alt-Albenreuth geſprochen, endlich zuſammen und vergleicht es mit Demjenigen, was wir früher von dem Kammerberg bei Eger gemeldet: ſo findet man übereinſtimmende und abweichende Erſcheinungen; das Wichtigſte möchte ſein, daß alle unmittelbar auf dem Thonſchiefer, oder an denſelben anſtoßend, zum Vorſchein kommen; wie auch übrigens die Umgebung ſein möge.

An und auf dem Wolfsberge haben wir auſſer dem Thonſchiefer als archetypiſch annehmen müſſen Baſalt und ein an Hornblende-Cryſtallen ſehr reiches Urgeſtein. Das Prototypiſche haben wir oben umſtändlich ausgeführt und zu bemerken gehabt, daß die Hornblende-Cryſtalle zwar vom Feuer angegriffen, aber eigentlich nicht im höchſten Grade verändert, die Augit-Cryſtalle dagegen noch ganz friſch erhalten ſeien.

Den Rehberg finden wir nur aus Thonſchiefer beſtehend, der quarzreich durch ein wellenförmiges Anſehen ſich von dem des Pilſener-Kreiſes unterſcheidet. Hornblende finden wir zerſtückt, zerſtreut, eingeſchmolzen, aber den Urfels können wir nicht nachweiſen, ſo wenig als von dem Geſtein Nr. 5, welches in größerer Tiefe anſtehen muß.

Wenden wir uns nun zum Kammerberg und nehmen vor uns, was wir früher hierüber geäußert, ſo ſagen wir, im Vergleich der beiden vorigen Erſcheinungen, abweichend von unſerm damaligen Vortrag: das archetypiſche Geſtein ſuchen wir in jenen feſten Baſalt-Felſen; wir nehmen an, daß Thonſchiefer und Steinkohlen vermiſcht an dieſelben angeſchoben worden; dieſes Gemenge, in der Folge entzündet, hat nicht nur ſich ſelbſt verſchlackt und iſt nach ſeiner frühern Schichtung auch ſo verändert übereinander leeren geblieben, ſondern die Gluth hat auch die anſtoßenden Baſalt-Felſen ergriffen und auf den obern Theil derſelben ſtarken Einfluß gehabt, da hingegen die unterſten in ihrer archetypiſchen Starrheit ſich befinden. Durch dieſe Vorſtellungsart, wie man auch von ihr denken möge, kommen die drei angeführten Localitäten, obſchon eine jede ihr Eigenthümliches, je nachdem an Ort und Stelle ein anderes Felsgebirg von der Gluth verändert worden, behauptet, in eine gewiſſe Uebereinſtimmung. Bedenkt man nun ferner, daß ſolche Erſcheinungen in Böhmen, denen man ihre prototypiſche Eigenſchaft nicht abſprechen kann, auf dem Ausgehenden der Steinkohlen- und Braunkohlenlager ſich finden: ſo wäre man am Ende wohl gar geneigt, dieſe ſämmtlichen Phänomene für pſeudovulcaniſch anzuſprechen.

So viel ſei in einer Angelegenheit, die wohl ſobald nicht zur Entſcheidung kommen möchte, für den Augenblick geſprochen.

Geologiſche Probleme und Verſuch ihrer Auflöſung.

1.

Horizontal liegende Flötze, welche ſich an ſteilen Felswänden oberhalb fortſetzen, werden durch Hebung einer ſolchen Bergwand erklärt.

Wir ſagen: in früheſter Zeit jener Entſtehungen war alles Dynamiſche kräftiger als ſpäterhin, die Anziehungskraft der Theile größer. Die niedergehenden Elemente des Flötzes ſenkten ſich zwar nieder und belegten die Fläche, aber in gleicher Maſe wurden ſie angezogen von den Seitenwänden der nachſtehenden Berge, ſo daß ſie nicht allein an ſehr ſteilen Flächen, ſondern ſogar an überhängenden ſich feſtſetzen und die weitere Füllung des Raums abwarten konnten.

2.

Die auf großen Flächen weit entfernten Granit-Maſſen haben auch zu vielem Nachdenken Gelegenheit gegeben.

Wir halten dafür, daß die Erklärung des Phänomens auf mehr als eine Weiſe geſchehen müſſe.

Die beſonders an der Savoyiſchen Seite, an dem Genfer-See ſich befindenden Blöcke, die nicht abgerundet, ſondern ſcharfkantig ſind, wie ſie vom höchſten Gebirg losgeriſſen worden, erklärt man: daß ſie bei dem tumultuariſchen Aufſtand der weit rückwärts im Land gelegenen Gebirge ſeien dahin geſchleudert worden.

Wir ſagen: Es habe eine Epoche großer Kälte gegeben, etwa zur Zeit, als die Waſſer das Continent noch bis auf tauſend Fuß Höhe bedeckten und der Genfer-See zur Thalzeit noch mit den nordiſchen Meeren zuſammenhing.

Damals gingen die Gletſcher des Savoyer-Gebirgs weit tiefer herab, bis an den See, und die noch bis auf den heutigen Tag von den Gletſchern niedergeſtoßenen, langen Steinreihen, mit dem Eigennamen Moraine-Linien bezeichnet, konnten ebenſo gut durch das Arve- und Dranſe-Thal herunterziehen und die oben ſich ablöſenden Felſen unabgeſtumpft und unabgerundet in ihrer natürlichen Schärfe bis an den See bringen, wo ſie uns noch heut zu Tag bei Thonon ſchaarenweis in Verwunderung ſetzen.

3.

Die im nördlichen Deutſchland umherliegenden Granit- und andere Urgebirgsblöcke haben einen verſchiedenen Urſprung.

Der nunmehr zu einem bedeutenden Kunſtwerk verarbeitete Landgrafenſtein gibt uns das ſicherſte Zeugniß, daß es dem nördlichen Deutſchland am Urgebirg nicht fehlte.

Wir behaupten: daß theils zuſammenhängende, theils einzeln ſtehende Klippen in dieſer weiten und breiten Landſchaft wahrſcheinlich aus dem Waſſer hervorragten, daß beſonders der heilige Damm die Ueberreſte anzeigt einer ſolchen Urgebirgsreihe, welche ſowie das Uebrige weiter in's Land hinein, zum größern Theil auflöslich, nur in ihren feſteſten Theilen den zerſtörenden Jahrtauſenden entgangen iſt. Daher ſind die dort gefundenen, ſeit geraumer Zeit bearbeiteten Steine von ſo großer Schönheit und Werth, weil ſie uns das Feſteſte und Edelſte geognoſtiſcher Gegenſtände ſeit Jahrtauſenden vorlegen.

4.

Wenn ich nun ſchon bisher zu meinen Ableitungen oder, wenn man will, Erklärungen hohen Waſſerſtand und ſtarke Kälte bedurfte: ſo ſieht man wohl, daß ich geneigt bin, den Einfluß zuzugeſtehen, den man den nordiſchen Gewäſſern und Gewaltſtürmen auf dieſe Phänomene bisher anzuſprechen ſchon geneigt war.

Wenn eine große Kälte, bei tauſend Fuß Höhe des allgemeinen Waſſerſtandes, einen großen Theil des nördlichen Deutſchlands durch eine Eisfläche verband, ſo läßt ſich denken, was bei'm Aufthauen die durcheinander getriebenen Eisſchollen für eine Zerſtörung anrichten, und wie ſie, bei nördlichen, nordweſt- und öſtlichen Stürmen, die auf die Schollen niedergeſtürzten Granit-Blöcke weiter gegen Süden führen mußten.

Wenn nun zuerſt dieſe erſte Urgebirgsmaſſe im nördlichen Deutſchland gerettet iſt (welches vorzüglich durch die Egyptiſchen Verwitterungen, welche bis auf den heutigen Tag fortgehen und die Fläche immer mehr zur Fläche, die Wüſte immer mehr zur Wüſte machen, geſchehen muß): ſo wird man ſich zu erklären haben, daß man jenem Herüberführen auch aus den überbaltiſchen Regionen durch das Eis nicht abgeneigt iſt; denn es gehen noch bis auf den heutigen Tag große Eismaſſen in den Sund ein, welche die von dem ſteilen Ufer abgeriſſenen Urgebirgsmaſſen mit ſich herunterbringen.

Allein dieſe Wirkung iſt nur als ſecundär anzuſehen. Indem wir im nördlichen Deutſchland die Urgebirgsarten der nördlichſten Reiche erkennen, ſo folgt noch nicht, daß ſie dort hergekommen. Denn dieſelbigen Arten des Urgebirgs können ſo hüben wie drüben zu Tage ausgegangen ſein: iſt doch das Urgebirg eben deßhalb ſo reſpectabel, weil es ſich überall gleichſieht und man Granit und Gneis aus Braſilien, wie mir die Exemplare zu Handen gekommen ſind, von dem Europäiſch-nördlichen nicht zu unterſcheiden vermöchte.

Wunderliche Art der Erklärungsluſtigen! Was feſt und unerſchütterlich iſt, ſoll erſt werden und ſich bewegen; was ewig fort ſich bewegt und verändert, ſoll ſtationär ſein und bleiben, und Das Alles bloß, damit Etwas geſagt werde!

Die Sache mag ſein, wie ſie will, ſo muß geſchrieben ſtehen: daß ich dieſe vermaledeite Polterkammer der neuen Weltſchöpfung verfluche! Und es wird gewiß irgend ein junger, geiſtreicher Mann aufſtehen, der ſich dieſem allgemeinen, verrückten Conſens zu widerſetzen Muth hat.

Im Ganzen denkt kein Menſch, daß wir, als ſehr beſchränkte, ſchwache Perſonen, uns um das Ungeheure bekümmern, ohne zu fragen, wie man ihm gewachſen ſei. Denn was iſt die ganze Hebere des Gebirge zuletzt als ein mechaniſches Mittel, ohne dem Verſtand irgend eine Möglichkeit, der Einbildungskraft irgend eine Aehnlichkeit zu verleihen? Es ſind bloß Worte, ſchlechte Worte, die weder Begriff noch Bild geben. Hiermit ſei genug geſagt, wo nicht zu viel.

Das Schrecklichſte, was man hören muß, iſt die wiederholte Verſicherung: die ſämmtlichen Naturforſcher ſeien hierin derſelben Ueberzeugung. Wer aber die Menſchen kennt, der weiß, wie Das zugeht: gute, tüchtige, kühne Köpfe putzen durch Wahrſcheinlichkeiten ſich eine ſolche Meinung heraus; ſie machen ſich Anhänger und Schüler; eine ſolche Maſſe gewinnt eine literariſche Gewalt; man ſteigert die Meinung, übertreibt ſie und

führt ſie mit einer gewiſſen leidenſchaftlichen Bewegung durch. — Hundert und aber hundert wohldenkende, vernünftige Männer, die in andern Fächern arbeiten, die auch ihren Kreis wollen lebendig wirkſam, geehrt und reſpectirt ſehen, was haben ſie Beſſeres und Klügeres zu thun, als Jenen ihr Feld zu laſſen und ihre Zuſtimmung zu Dem zu geben, was ſie Nichts angeht. Das heißt man alsdann: allgemeine Uebereinſtimmung der Forſcher.

Ich habe Dieſes, was ich hier ſage, in Concreto an ganz würdigen Männern geſehen; ihre Sache war: im Felde der Naturlehre ihr Fach, ihr Geſchäft, ihre Erfahrungen und Wiſſen zu innigen, zu iſoliren, zu vervollſtändigen und durchzuarbeiten. Hier waren ſie vortrefflich, durch Unterſcheidung und Ordnen belehrend, ihr Urtheil ſicher, genug, höchſt ſchätzenswerth. In andern Fächern aber waren ſie ganz gemein. Was der Tag hatte, was der Tag brachte, was allenfalls in Compendien und Zeitſchriften ſtand: Das wußten ſie, Das billigten ſie; nahmen aber auch nicht den geringſten weitern Theil daran.

Verſchiedene Bekenntniſſe.

Wo der Menſch im Leben hergekommen, die Seite, von welcher er in ein Fach hereingekommen, läßt ihm einen bleibenden Eindruck, eine gewiſſe Richtung ſeines Ganges für die Folge, welches natürlich und nothwendig iſt.

Ich aber habe mich der Geognoſie befreundet, veranlaßt durch den Flötzbergbau. Die Conſequenz dieſer über einander geſchichteten Maſſen zu ſtudiren, verwandte ich mehrere Jahre meines Lebens. Dieſen Anſichten war die Werner'ſche Lehre günſtig, und ich hielt mich zu derſelben, wenn ich ſchon recht gut zu fühlen glaubte, daß ſie manche Probleme unaufgelöſ't liegen ließ.

Der Ilmenauer-Bergbau veranlaßte nähere Beobachtung der ſämmtlichen Thüringen'ſchen Flötze, vom Todtliegenden bis zum oberſten Flötzkalke, hinabwärts bis zum Granit.

Dieſe Art des Anſchauens begleitete mich auf Reiſen; ich beſtieg die Schweizer- und Savoyerhohen Gebirge, erſtere wiederholt; Tyrol und Graubünden blieben mir nicht fremd, und ich ließ mir gefallen, daß dieſe mächtigen Maſſen ſich wohl dürften aus einem Lichtnebel einer Cometen-Atmoſphäre cryſtalliſirt haben. Doch enthielt ich mich eigentlich allgemeinerer geologiſchen Betrachtungen, beſtieg den Veſuv und Aetna, verſäumte aber nicht, die ungeheure, gewaltſame Ausdehnung der Erdbrände, in Gefolg ſo grenzenloſer Kohlenlager, zu beachten, und war geneigt, beide mehr oder weniger als Hauptſchweren der Erdoberfläche anzuſehen.

Ich legte doch hierauf keinen Werth, kehrte zu den Thüringen'ſchen Flötzen zurück und habe nun das Vergnügen, daß im vergangenen October unſer Salinen-Director Glenck in der Tiefe eines Bohrlochs von 1170 Fuß Steinſalz, und zwar in ganz reiner Geſtalt dem Bruchſtücke nach, theils körnig, theils blätterig, angetroffen.

Die Sicherheit, womit dieſer treffliche Mann zu Werke ging, in Ueberzeugung, daß die Flötzlagen des nördlichen Deutſchlands vollkommen jenen des ſüdlichen gleich ſeien, beſtätigte meinen alten Glauben an die Conſequenz der Flötzbildung und vermehrte den Unglauben in Betreff des Hebens und Drängens, Aufwälzens und Quetſchens (Refoulement), Schleuderns und Schmeißens, welches mir nach meinem obigen Bekenntniſſe durchaus widerwärtig von jeher erſcheinen mußte.

Nun aber leſe ich in den neueſten Franzöſiſchen Tagesblättern, daß dieſes Heben und Schieben nicht auf ein Mal, ſondern in vier Epochen geſchehen. Voraus wird geſetzt, daß unter dem alten Meere Alles ruhig und ordentlich zugegangen; daß aber zuerſt der Jura-Kalk und die älteſten Verſteinerungen in die Höhe gehoben worden, nach einiger Zeit denn das Sächſiſch-Böhmiſche Erzgebirg, die Pyrenäen und Apenninen ſich erhoben haben, ſodann aber zum dritten und letzten Mal die höchſten Berge Savoyens und alſo der Montblanc hervorgetreten ſeien. Dieſes von Herrn Elie de Beaumont vorgetragene Syſtem wird am 28. October 1829 der Franzöſiſchen Academie von der Unterſuchungs-Commiſſion zu beifälliger Aufnahme und Förderung beſtens empfohlen. Ich aber läugne nicht, daß es mir gerade vorkommt, als wenn irgend ein chriſtlicher Biſchof einige Wedams für canoniſche Bücher erklären wollte.

Da ich hier nur Confeſſionen niederſchreibe, ſo iſt nur von mir und meiner Denkweiſe die Rede. Es iſt nicht das erſte Mal in meinem Leben, daß ich Das, was Andern denkbar iſt, unmöglich in meine Denk- und Faſſungskraft aufzunehmen vermag.

Wenn ich aber zu meinem Anfang zurückkehre und nun ihr Werk betrachte, ſo ſeh' ich, daß ſie von der allgemeinſten Seite in dieſes Geſchäft hereingegangen iſt; Aſtronomie, phyſiſche Geographie, Phyſik, Chemie, und was ſonſt noch allgemein iſt, waltet über das Ganze und dient zu Unterſtützung jeder ihrer Schritte. Ich hatte ſchon Kenntniß von der erſten Ausgabe und beſchäftige mich dankbar mit der gegenwärtigen, ungewiß, was ich daraus mir aneignen und in meine gegen dieſe ungeheuern Allgemeinheiten beinahe abgeſchloſſenen Richtungen werde benutzen können. Auf alle Fälle ſind einige Capi-

Märten.

Habt Ihr Euch nicht vor dem Manne gefürchtet?

Schnaps.

Ich mich fürchten?

Märten.

Und habt mit ihm geſprochen, wie mit Eures gleichen?

Schnaps.

Natürlich! — Alle Menſchen ſind gleich.

Märten.

So ſagt nur!

Schnaps.

Was ſoll ich alles weitläufig erzählen?

Märten.

Ich hör' es gern.

Schnaps.

Er nahm mich in ſeine Geſellſchaft auf.

tel mir ſchon höchſt belehrend geweſen, da ihre ausgebreiteten Studien ſich über das Neueſte der Entdeckungen erſtrecken, denen ich in meiner Lage nicht folgen kann.

Die Verlegenheit kann vielleicht nicht größer gedacht werden, als die, in der ſich gegenwärtig ein fünfzigjähriger Schüler und treuer Anhänger der ſowohl gegründet ſcheinenden, als über die ganze Welt verbreiteten Werner'ſchen Lehre finden muß, wenn er, aus ſeiner ruhigen Ueberzeugung aufgeſchreckt, von allen Seiten das Gegentheil derſelben zu vernehmen hat.

Der Granit war ihm bisher die feſte, unerſchütterte Baſis, auf welcher die ganze, bekannte Erdoberfläche ihren Ruheſtand nahm; er ſuchte ſich die Einlagerungen und Ausweichungen dieſes wichtigen Geſteins deutlich zu machen; er ſchritt über Schiefer und Urkalk, unterwegs auch wohl Porphyr antreffend, zum rothen Sandſtein und muſterte von da manches Flötz zeitgemäß, wie es die Erſcheinungen andeuten wollten. Und ſo wandelte er auf dem ehemals waſſerbedeckten, nach und nach entwäſſerten Erdboden in folgerechter Beruhigung. Traf er auf die Gewalt der Vulcane, ſo erſchienen ihm ſolche nur als noch immer fortdauernde, aber oberflächliche Spätlingswirkung der Natur. Nun aber ſcheint Alles ganz anders herzugehen; er vernimmt: Schweden und Norwegen möchten ſich wohl gelegentlich aus dem Meere eine gute Strecke emporgehoben haben; die Ungariſchen Bergwerke ſollten ihre Schätze von untenauf einſtrömenden Wirkungen verdanken, und der Porphyr Tyrols ſolle den Alpenkalk durchbrochen und den Dolomit mit ſich in die Höhe genommen haben: Wirkungen freilich der tiefſten Vorzeit, die kein Auge jemals in Bewegung geſehen, noch weniger irgend ein Ohr den Tumult, den ſie erregten, vernommen hat.

Was ſteht denn hier alſo ein Mitglied der alten Schule? Uebertragungen von einem Phänomen zum andern, ſprungweis angewendete Inductionen und Analogien, Aſſertionen, die man auf Treu und Glauben annehmen ſoll.

Wiederholt viele Jahre ſchaut' ich mir die Felſen des Harzes, des Thüringer-Waldes, Fichtelgebirges, Böhmens, der Schweiz und Savoyens an, eh' ich auszuſprechen wagte: unſer Ur- oder Grundgebirg habe ſich aus der erſten großen, chaotiſchen Infuſion cryſtalliniſch gebildet, und ſeien alſo alle jene Zacken und Hörner, alle Bergrücken und die zwiſchen ihnen leer gebliebenen Thäler und Schluchten nicht zu bewundern, oder ſonſt woher abzuleiten, als aus jener erſten großen Naturwirkung. Ebenſo betrachtete ich ferner das Uebergangsgebirg und konnte durchaus das Beſtreben ſelbſt der größten Maſſen zu gewiſſen Geſtaltungen nicht mehr zweifelhaft finden. Die dem Urſprung gleichzeitigen Gänge und die Verrückungen derſelben klärten ſich auf; die Uebergänge, Anlagerungen, und was ſonſt vorkommen konnte, ward ſorgfältig und wiederholt beobachtet, bis zuletzt die Flötze, ſogar mit ihrem Inhalt von Kohlenverſteinerungen, ſich naturgemäß rationell anſchloſſen, wobei man freilich nicht übereilt verfahren durfte.

Alles, was ich hier ausſpreche, hab' ich wiederholt und anhaltend geſchaut; ich habe, damit ja die Bilder im Gedächtniß ſich nicht auslöſchen, die genaueſten Zeichnungen veranſtaltet, und ſo hab' ich, bezüglich auf den Theil der Erde, den ich beobachtet, immer Regelmäßigkeit und Folge, und zwar übereinſtimmend an mehrern Orten und Enden gefunden.

Nach dieſem Lebens- und Unterſuchungsgange, wo nur Beſtändiges zu meinem Anſchauen gekommen, da denn ſelbſt der problematiſche Baſalt als geregelt und in der Folge nothwendig erſcheinen mußte, kann ich denn meine Sinnesweiſe nicht ändern, zu Lieb' einer Lehre, die von einer entgegengeſetzten Anſchauung ausgeht, wo von gar nichts Feſtem und Regelmäßigem mehr die Rede iſt, ſondern von zufälligen, unzuſammenhängenden Ereigniſſen. Nach meinem Anſchauen baute ſich die Erde aus ſich ſelbſt auf; hier erſcheint ſie überall geborſten, und dieſe Klüfte aus unbekannten Tiefen von unten herauf ausgefüllt.

Durch dieſes Bekenntniß gedenk' ich keineswegs, mich als Widerſacher der neuern Lehre zu zeigen, ſondern auch hier die Rechte meines gegenſtändlichen Denkens zu behaupten, wobei ich denn wohl zugeben will, daß, wenn ich von jeher, wie die Neuern, die mit ſo großer Uebereinſtimmung ihre Theſe behaupten, auch auf Auvergne oder wohl gar von den Anden meine Anſchauung hätte gewinnen und Das, was mir jetzt als Ausnahme in der Natur vorkommt, mit als Regel hätte eindrücken können, ich wohl auch in völligem Einklang mit der jetzt gangbaren Lehre mich befunden hätte.

Gar Manches wäre noch zu ſagen, allein ich ſchließe, indem ich die Meinung eines Wohlwollenden oder vielmehr die Art, ſich auszudrücken, mir zu eigen gemacht; er hat mich über mich ſelbſt mehr aufgeklärt, den Grund und die Folge meines Daſeins mich beſſer fühlen laſſen, als ich ohne Dieß kaum je erreicht hätte.

Unbeſchadet des Glaubens an eine fortſchreitende Cultur, ließ ſich, wie in der Weltgeſchichte, ſo in der Geſchichte der Wiſſenſchaften, gar wohl bemerken, daß der menſchliche Geiſt ſich in einem

gewiſſen Kreiſe von Denk- und Vorſtellungsarten herumbewege. Man mag ſich noch ſo ſehr bemühen: man kommt nach vielen Umwegen immer in demſelben Kreiſe auf einen gewiſſen Punct zurück.

Pater Kircher, um gewiſſe geologiſche Phänomene zu erklären, legt mitten im Erdball ein Pyrophylacium an, und daneben herum manche Hydrophylacien. Da iſt denn Alles fertig und bei der Hand. Die kalten Quellen entſpringen fern von der Feuergluth; die lauen ſchon etwas näher; die heißen ganz nahe, und dieſe müßten einen unendlichen Grad von Hitze annehmen, daß ſie noch ſiedend bleiben, nachdem ſie einige tauſend Fuß ſich durch das feſteſte Grundgeſtein durchgeſchlungen haben. Braucht man einen Vulcan, ſo läßt man die Gluth ſelbſt durch die geborſtene Erde durchbrechen, und Alles geht ſeinen natürlichen Gang.

Dieſer ältern, anfänglichen Vorſtellung iſt die neuere ganz gleich. Man nimmt eine Feuergluth an unter unſerm Ur- und Grundgebirge, die hier und da ſich andeutet, ja hervorbricht, und überall hervorbrechen würde, wenn die Urgebirgsmaſſen nicht ſo ſchwer wären, daß ſie nicht gehoben werden können. Und ſo ſucht man überall problematiſche Data dahin zu deuten, daß Dieſes ein oder das andere Mal geſchehen ſei.

Kircher's Pyrophylacium iſt in allen Ehren und Würden wieder hergeſtellt; das Hydrophylacium iſt auch gleich wieder bei der Hand: die lauen und heißen Quellen ſind oben ſchon erklärt; und dieſe Erklärung des Jeſuiten im ſiebenzehnten Jahrhundert iſt ſo faßlich, daß in der erſten Hälfte des achtzehnten der Verfaſſer der Amuſémens des eaux de Spa, zu Verſtändigung und Unterhaltung der dortigen Cur-Gäſte, ſie zwiſchen Liebes- und Spielabenteuern und andern romanhaften Ereigniſſen mit der größten Gemüthsruhe und Sicherheit vorträgt.

King Coal.

Die Engliſche Nation hat darin einen großen Vorzug vor andern, daß ihre wiſſenſchaftlichen Männer das in's Ganze Verſammelte, ſowie das einzeln Gefundene, baldmöglichſt in Thätigkeit zu bringen ſuchen; am Sicherſten kann Dieß geſchehen durch allgemeine Verbreitung des Gewußten. Hierzu verſchmähen ſie kein Mittel, und es möchte vielleicht wunderlich ſcheinen, daß ſie, indem andere Völkerſchaften ſich mit Streit und Zwiſt, was als Hypotheſe oder als Methode gelten ſoll, leidenſchaftlich umhertreiben, ſie durch Gedichte ernſter und ſcherzhafter Art Das, was Jedermann wiſſen ſollte, unter die Menge bringen.

Didactiſche Gedichte ſind in England wohl aufgenommen; ein neueres, durchaus munteres und glücklich humoriſtiſches verdient näher gekannt zu ſein. Es ſoll die geognoſtiſchen Kenntniſſe nicht etwa popular machen, ſondern vielmehr geiſtreiche Menſchen zur Annäherung berufen. Uebrigens nehmen ſie den Gebirgsbau im Sinne der Werner'ſchen Schule, und mehr braucht auch ein frei umblickender Reiſender nicht, um ſich an vielen vorüberfliegenden Gegenſtänden zu intereſſiren. Das Gedicht iſt in drei Theilen geſchrieben, der erſte: King Coal's Levee, or geologica etiquette. (By John Scafe.)

König Coal, der Beherrſcher, um ſeiner Gemahlinn Pyrites zu gefallen, fordert die ſämmtlichen Gebirgsarten von England und Wallis durch ein gebieteriſches Erdbeben zuſammen. Er, auf ſeinem ſchwarzen Throne ſitzend, ernſt und ſtattlich, ſie, munter und glänzend, präſidiren in dem Audienz-Saal, der von Glimmer geſchmückten Wänden ein blendendes Gas-Licht zurückwirft.

Die Gebirgsarten kommen, ihre Rangordnung iſt feſtgeſetzt. Herzog Granit kommt zuerſt, angekündigt durch Gneis; Jener, mit Würde einhertretend, wird vom König Coal begrüßt, Gneis aber erſcheint im verwitterten Zuſtande und prägt keinen Reſpect ein. Hierauf tritt Marquis Schiefer heran; er iſt aber auch nicht in den beſten Geſundheitsumſtänden. Hierauf kommt die Gräfinn Porphyry als Witwe; ſie hat ihre Pracht-Garderobe in Egypten gelaſſen; die Königinn ſpottet über ihre ſchlechte Tracht; der König erklärt ſie für eine gelehrte Dame, die um ihren Anzug nicht genug beſorgt ſei.

Ein ſchöner Mann, grün gekleidet, vornehm, aber von geringen Beſitzungen, Graf Serpentin, erſcheint. Dann tritt Viscount Syenit hervor, jenem obengenannten Herzog Granit ſehr ähnlich; er ſchien ſich ſelbſt zu gefallen, denn er beſaß große Herrſchaften; er war mit einem gewiſſen Hornblende verwandt, einem trockenen Manne; ſie waren aber Beide ſo intime Freunde, daß, wer den Einen ſah, den Andern zu ſehen glaubte.

Graf Grauwacke tritt kühnlich auf, tüchtigen Anſehens, mit ſommerfleckigem Geſichte. Der Zauberer Werner in Sachſen hatte ihn auferzogen, und nun mit großem Selbſtvertrauen machte er Anſprüche auf die Beſitzungen des Thonſchiefers; der König meint jedoch, der Streit könne noch lange währen.

Nachbar Waſſerblei, ein weitläufiger Verwandter des Königs, der über ſein trauriges Schickſal, immer eingeſperrt zu werden, melancholiſch geworden, zeigt ſich nur wenig im

Vorübergehen. Nun tritt ein bedeutender Mann, Sandſtein, der Aeltere, nachdem er lange vergebens auf ſeinen Vetter, Sandſtein, den Jüngern, gewartet, allein in die Audienz. Ihm folgt ſogleich Sir Lorenz Urkalk, ein reichbegüterter Herr, unverheirathet, aber Freund von Miß Gypſum, die er ihres Reichthums wegen wohl geheirathet hätte; doch ihre ſüße Nichte Selenit macht gleichfalls Anſprüche an ihn; doch hat ſie keine Reichthümer zu erben, und Dieß macht die Wahl zweifelhaft.

Die beiden Sandſteine machen auch Anſprüche an Miß Gypſum; der Jüngere führt Salz in allen ſeinen Reden, wenn auch kein Attiſches; auch hat das Geſchlecht Sandſtein viele Seitenverwandte, wovon die meiſten nicht präſentabel ſind, aber alle ſtolz, weil ſie ſich von dem groſſen Pair, Lord Quarz, herſchreiben.

Aber Sir Lorenz Urkalk iſt bei Hofe wohlgeſehen und von ausgebreiteten Beſitzungen; ſeine vier Söhne werden gleichfalls aufgeführt und dabei Vetter Mergel nicht vergeſſen.

Nun aber entſchuldigt Sir Lorenz ſeine Mutter, Lady Marmor, wegen ihrer entfernten Wohnung, worauf König Coal ſeine Gemahlinn belehrt, was Das für eine ſchöne Dame geweſen, ja wohl noch ſei; zwar in England nicht einheimiſch, doch in allen groſſen Häuſern wohl aufgenommen. Er rühmt ihre feine Politur und verſichert, an welchen Hof ſie käme, würde ſie ſich wohl zu Hauſe fühlen; ja es ſei jetzt eine Intrigue im Werk, ſie ſo hoch als möglich zu erheben; denn man höre wiederholt, Canova bezeige ihr groſſe Aufmerkſamkeit.

Der jüngere Sandſtein, mit Miß Gypſum am Arme, treten vor; jedes von ſeiner Seite gar freundlich mit den Herren und Damen vom Hofe liebängelnd.

Nun erſcheint Tuffſtein, wunderlich bewaffnet; er war nicht er ſelbſt, ja er ſchien betrunken; mit ſeltſamem Prunk hatte er mit Eidechſen und Fiſchen ſein Haupt geziert. Sein Schild war eine calcinirte Schildkrötenſchale, ein Ammonshorn krönte in der Mitte als Nabel; er ritt auf einem Crocodil und zeigte ſich als Herr ſämmtlicher Foſſilien.

Nun kommt Kieſelkalk und mit ihm der muntere, hartherzige Bube Flint. Kieſelkalk, im ſüdlichen England wohnend, konnte niemals ohne dieſen Kobold ſein.

Hans Mergel und Jacob Thon kommen von Scherpis-Eiland und waren bei Hof wohl empfangen; die Königinn war eine Freundinn von Muſcheln und hatte dem Jacob Thon aufgetragen, ihr eine Sammlung zu veranſtalten. Auch die Botanik war nicht hintangeſetzt und die Pflanzen der Vorwelt ſorgfältig geſammelt. Deßhalb erhält denn Jacob Thon eine gute Aufnahme, ſchmeichelt den Majeſtäten und ſucht, ſich auch hier feſtzuſetzen.

Nun kommt, zwar etwas ſpät, Baron Baſalt, mit kühnem Auftreten, von Lady Grünſtein und Page Zeolith begleitet. Der Baron ſieht ſich verächtlich um; und da er keine Säulen ſieht, findet er den Saal unwürdig; Stoffa und Fingals-Höhlen ſeien ganz was Anderes, meint er. Er verbarg ſeine Verachtung nicht, und man muß ihm Das nicht übel nehmen, da er als vollkommener Architect berühmt war.

Meteorologie.

Wolkengeſtalt nach Howard.

Vorwort.

Indem man ſich zu einem Vortrag über irgend einen Gegenſtand anſchickt, ſo iſt es wohlgethan, zu bedenken und ſodann Andern mitzutheilen, wie man auf die Betrachtung gerade dieſes Gegenſtandes gekommen, und unter welchen Umſtänden man demſelben nach und nach mehrere Aufmerkſamkeit zu widmen angeregt worden.

Mit kindlichem, jugendlich friſchem Sinn, bei einer höchſt häuslichen Erziehung, blieb dem ſehnſuchtvollen Blick kaum eine andere Ausſicht als gegen die Dunſtſphäre. Der Sonnenaufgang war durch Nachbarshäuſer beſchränkt, deſto freier die Abendſeite, wie denn auch der Spaziergang ſich wohl eher in die Nacht verlängert, als daß er dem Tag zuvorkommen ſollte. Das Abglimmen des Lichtes bei heiterm Abenden, der farbige Rückzug der nach und nach verſinkenden Höhe, das Andringen der Nacht beſchäftigte gar oft den einſamen Müßiggänger. Bedeutende Gewitterregen und Hagelſtürme, die auch meiſt von der Weſtſeite heranziehen, erregten entſchiedene Aufmerkſamkeit, und es ſind noch frühere Zeichnungen übrig in ſeltſamen Wolkengebilden verſchiedener Jahreszeiten. Weder dem Auge des Dichters noch des Malers können atmoſphäriſche Erſcheinungen jemals fremd werden, und auf Reiſen und Wanderungen ſind ſie eine bedeutende Beſchäftigung, weil von trockenem und klarem Wetter auf dem Lande, ſowie zur See von einem günſtigen Winde, das ganze Schickſal einer Land- oder Luftfahrt oft allein abhängt.

In meinen Tagebüchern bemerkte ich daher manchmal eine Folge von atmosphärischen Erscheinungen, dann auch wieder einzelne bedeutende Fälle; das Erfahrene jedoch zusammenzufassen fehlten mir Umsicht und wissenschaftliche Verknüpfungszweige. Erst als Se. k. H. der Großherzog einen eigenen Apparat zur Meteorologie auf dem Rücken des Ettersberges errichten ließen, machten Höchstdieselben mich aufmerksam auf die von Howard bezeichneten und unter gewisse Rubriken eingetheilten Wolkengestaltungen. Ich verfehlte nicht, aus der Erinnerung, was mir früher bekannt geworden, hervorzurufen, und erneuerte meine Aufmerksamkeit auf Alles, was in der Atmosphäre den Augen bemerkbar sein konnte. Ich ergriff die Howard'sche Terminologie mit Freuden, weil sie mir einen Faden darreichte, den ich bisher vermißt hatte. Den ganzen Complex der Witterungskunde, wie er tabellarisch durch Zahlen und Zeichen aufgestellt wird, zu erfassen oder daran auf irgend eine Weise Theil zu nehmen, war meiner Natur unmöglich; ich freute mich daher, einen integrirenden Theil derselben meiner Neigung und Lebensweise angemessen zu finden; und weil in diesem unendlichen Alles in ewiger, sicherer Beziehung steht, Eins das Andere hervorbringt oder wechselsweise hervorgebracht wird: so schärfte ich meinen Blick auf das dem Sinne der Augen Erfaßliche, und gewöhnte mich, die Bezüge der atmosphärischen und irdischen Erscheinungen mit Barometer und Thermometer in Einklang zu setzen, ohne dergleichen Instrumente jederzeit bei der Hand zu haben.

Howard's Terminologie.

Wenn man die Lehre Howard's bei'm Beobachten wohl nutzen will, so muß man die von ihm bezeichneten Unterschiede fest im Auge behalten und sich nicht irre machen lassen, wenn gewisse schwankende Erscheinungen vorkommen; man übe sich vielmehr, dieselben auf die Hauptrubriken zurückzuführen.

Howard's Terminologie wird hier aufgestellt in der Ordnung, wie die verschiedenen Wolkenformen Bezug auf die Erde oder auf die höhern Regionen haben mögen.

Stratus.

Hierunter werden alle diejenigen Wolken begriffen, welche sich streifen- oder schichtenweise zunächst auf die Erde beziehen. Von dem Nebelstreif an, der sich vom Sumpf oder feuchten Wiesen erhebt, und darüber eine Zeit lang schweben bleibt, bis zu den Streifen und Schichten, welche theils die Seiten der Berge, theils ihre Gipfel bedecken, kann Alles mit diesem Namen bezeichnet werden. Da nun, wie gesagt, die horizontal gelagerten Wolken eine nächste Beziehung auf die Erde haben, so läßt sich bemerken, daß sie diese Form nur bis auf eine gewisse atmosphärische Höhe behalten. Ich vermuthe, daß sie nicht über 1200 Toisen, das heißt, höchstens bis an unsere Schneelinie gelangen.

In dem Thal, wo die Aeuß nach dem Viermaldstätter-See fließt, hab' ich sie geübt. Da denn diese Streifen, wie Soffiten von Coulisse zu Coulisse, so vom Felsen der einen Seite zum Fels der andern horizontal herübergezogen waren.

Eine bedeutende Zeichnung hiervon ist noch in meiner Sammlung.

Wenn nun diese Wolkenschichten nur in einer gewissen Höhe Statt haben, so müssen sie auch, sobald das Barometer steigt, eine Veränderung der Form erleiden. Wir sehen daher unterwärts die Wolke noch streifen- und schichtweise horizontal schweben; aufwärts aber entwickeln sich gedrängte, geballte Massen in verticaler Richtung nach der Höhe.

Strato-cumulus

heißt diese Erscheinung, wie sie hier beschrieben worden: wenn nämlich beide Wolkenbestimmungen, der schon abgehandelte Stratus und der folgende Cumulus, noch zusammenhängen und keine Absonderung zwischen ihnen Statt findet.

Cumulus

werden solche aufgethürmte Wolkenmassen genannt, wenn sie für sich am Horizont heraufziehen und ihre eigene Bewegung verfolgen. Dieß sind freilich die herrlichen Erscheinungen, welche eigentlich den Namen Wolke verdienen. Sie sind es, welche in Indien, mit unendlicher Gestaltsveränderung, von Süden nach Norden ziehen und über die ganze Halbinsel streifend, Schritt vor Schritt bis zu den Gebirgen hinaus, die ungeheuern periodischen Regen ausschütten. Auf diesen Wolkenzug ist das treffliche Gedicht Mega Dhuta gerichtet, welches uns erst neuerlich von Calcutta mitgetheilt worden. Auf den Gebirgen, welche Sachsen und Böhmen trennen, läßt sich diese Erscheinung oft am Tage vollständig bemerken. Erreicht aber Cumulus die ihm gleichfalls vorgeschriebene Höhe der Atmosphäre, oder erhöht sich der Barometer-Stand, so zeigt sich eine neue Umwandlung. Wir bemerken, daß der obere Theil dieser Wolken, aufgezehrt und in Flocken gesäumt, höhere Luft-Regionen zuzuführen wird. Wenn diese Flocken sich unmittelbar aus der ganzen Wolke entwi-

lein und noch nicht von ihr getrennt ſind, erhält die Erſcheinung den Kunſtnamen:

Cirro-cumulus.

Dagegen wenn dieſe leichten Wölkchen, die bei uns Schäfchen heißen, für ſich am Himmel ſtehen oder hinziehen, werden ſie

Cirrus

genannt. Dieſer aber erſcheint in vielerlei Geſtalten, welche der Beobachter wohl kennen muß, um nicht irre zu werden. Bekannt ſind ſie einem Jeden, wenn ſie wie eine Herde hinter einander dahin ziehender Schäfchen, oder gelockter Baumwolle gleich, in mehr oder minder wiederholten Reihen ſich zeigen. Manchmal aber ſcheint der Himmel wie mit Beſemen gekehrt, und die luftigen Wolkenſtreifen haben keine beſtimmte Richtung gegen einander, ſondern ſtreichen zufällig und ſeltſam durch die höhere Atmoſphäre. Ferner iſt ein ſeltener, aber ſchöner Anblick, wenn ein großer Theil des Himmels gegittert erſcheint. Alle dieſe Fälle laſſen ſich mit dem Namen Cirrus bezeichnen, ſowie auch jene leicht hinſchwebenden Wolken, die ſo gern am Mond vorüberziehen. In der Folge wird ſich für alles Dieſes eine unterabtheilende Terminologie finden; nur muß man erſt eine Weile beobachtet haben, damit man nicht voreilig mit Beſtimmungen in's Unendliche gehe und den ganzen Unterſchied wieder aufhebe.

Nachzuholen iſt nun

Strato-cirrus.

Es kann nämlich der Fall vorkommen, beſonders zur Winterszeit, daß die auf den Bergrücken, zum Beiſpiel auf dem Ettersberg, ruhenden Streifſchichten, ohne ſich erſt zum Cumulus zu ballen, gleich luftig abgelöſ't und als Cirrus in die obere Region abgeführt werden; alsdann tritt gedachte Benennung ein.

Zuletzt ſtehe:

Nimbus.

Mit dieſem Namen wird der Fall bezeichnet, wenn ſich im Sommer, gewitterhaft, über große Landesbreiten eine düſtere Wolke heranwälzt und unten ſchon abregnet, indeſſen ihr oberer Saum noch von der Sonne beſchienen wird.

So weit Howard!

Wenn ich nun zunächſt einen Terminus, der noch zu fehlen ſcheint, vorſchlagen ſollte, ſo wäre es:

Pario,

die Wand. Wenn nämlich ganz am Ende des Horizontes Schichtſtreifen ſo gedrängt übereinander liegen, daß kein Zwiſchenraum ſich bemerken läßt, ſo ſchließen ſie den Horizont in einer gewiſſen Höhe, und laſſen den obern Himmel frei. Bald iſt ihr Umriß bergrückenartig, ſo daß man eine entfernte Gebirgsreihe zu ſehen glaubt; bald bewegt ſich der Contour als Wolke, da denn eine Art Cumulo-stratus daraus entſteht.

Wenn ich nun die Howard'ſche Terminologie und die von ihm ſelbſt ausgehende, kurze, belehrende Darſtellung mir zu eigen machte, ſogleich aber wieder an die Natur ging und die verſchiedenen Wolkenformen auf dem Papier nachzubilden ſuchte: ſo erweckte ich auch jüngere Männer, welche von der Zeit an mit geſchärfter Aufmerkſamkeit das Gleiche thaten. Forſter's Arbeiten durfte ich nicht vernachläſſigen und Manches war daraus zu lernen; allein ſeine Figuren ſind meiſtens nur den Howard'ſchen nachgebildet, keineswegs characteriſtiſch, noch naturgemäß; auch wendet er ſich zu ſchnell gegen eine Theorie, die nach meiner Anſicht doch immer nur ein idem per idem iſt.

Ich mußte daher bei meiner alten Art verbleiben, die mich nöthigt, alle Natur-Phänomene in einer gewiſſen Folge der Entwickelung zu betrachten und die Uebergänge vor und rückwärts aufmerkſam zu begleiten. Denn dadurch gelangte ich ganz allein zur lebendigen Ueberſicht, aus welcher ein Begriff ſich bildet, der ſodann in aufſteigender Linie der Idee begegnen wird.

Eine friſche Aufmunterung genoß ich zuletzt durch Herrn Brandes und deſſen Beiträge zur Witterungskunde. Hier zeigt ſich, wie ein Mann, die Einzelnheiten in's Ganze verarbeitend, auch das Iſolirteſte zu nutzen weiß. Ich war dadurch angeregt, Manches aus meinen Papieren mitzutheilen, das vielleicht, mit ſchon Vorhandenem zuſammengeknüpft, von Werth ſein könnte. Da ich aber gleich darauf eine Badereiſe bei der glücklichſten, eine ſchöne Dauer verſprechenden Witterung unternahm, ſo entſchloß ich mich, die atmoſphäriſchen Erſcheinungen in der ſtrengſten Folge zu beobachten und zu verzeichnen, um zu ſehen und darzuſtellen, wie es ſich mit dem Conflict der obern und untern Region, der austrocknenden und anfeuchtenden verhalte.

Sonntag, den 23. April 1820, bis Schleiz.

Stand in Jena, früh des Morgens um 5 Uhr, das Barometer 28′ 2″ 5‴.

Am ganz reinen Himmel, vor Sonnenaufgang, einige Streifen im Oſten, die ſich, wie ſie herankam, in Cirrus auflöſ'ten; ebenſo die übrigen, im Norden und Zenith ſchwebenden Streifen. Die Nebel aus der Saale verflößen ſogleich in die Luft, legten ſich an die Berge, ſchlugen als Thau nieder; das Wenige, was

emporkam, zeigte ſich auch gleich als leichtere Streifen. Gegen Süden zu fahrend, ſah man am Horizont, in der Gegend der Böhmiſchen und Fichtelgebirge, gleiche Streifen, aber gedrängter übereinander.

Der Wind ward Nord-Oſt-Oſt. Aufmerkſamkeit verdiente nunmehr, daß alle dieſe Streifen die Neigung zeigten, in Cirrus überzugehen; denn ſie lockten und theilten ſich in ſich ſelbſt, indem ſie doch ihre horizontale Ausdehnung und Lage behielten. Bei wachſender Höhe des Sonnenſtandes ließ ſich ferner bemerken, daß ſie eine Art von Annäherung gegen einander ausübten, in Verbindung traten und Formen bildeten, die man für Stratus anzuſprechen hatte. Dieſe, obgleich an ihrer Baſe ziemlich horizontal, als aufliegend auf einer Luftſchichte, die ſie trug, ſtogen doch an, ihren obern Umriß aufzublähen, in verſchiedene Erhöhungen zu geſtalten und dadurch das Recht zu erlangen, für Cumulus zu gelten.

Hier ſah man nun die drei Hauptbildungen gleichzeitig, und konnte die Möglichkeit ihrer Coexiſtenz bei dem höchſten Barometer-Stand gar wohl begreifen.

Eine ſolche Schaar von unten mehr oder weniger verflachten, oben ausgerundeten, gerballten Luftkörpern hatte durchaus, vereinzelt und unzuſammenhängend, gegen 12 Uhr den ganzen Himmel eingenommen und ſchien bei fortdauerndem Nordoſt-Wind, mit geringer Bewegung gegen Süden, nicht abzunehmen.

Gegen Abend jedoch ließ ſich ganz deutlich bemerken, daß ſie nach und nach von der Luft aufgezehrt wurden; und zwar, wie ſie reihenweis ſachte nach Süden zogen, entwickelte ſich meiſt die unterhalb ziehende Wolke gegen die obere und verband ſich mit ihr, indeß dieſe Nichts dabei gewann, indem auch ſie von ihren obern Theilen nach der höhern Luft, ſich einzeln auflöſend, abgab, und ſie ſich endlich alleſammt zerſtreuten.

So war nach Sonnenuntergang gar bald der ganze Himmel rein und hatte dieſe hebertende Feuchtigkeit ſich in der Atmoſphäre aufgelöſ't.

Es war der vierte Tag nach dem erſten Viertel des Mondes. Dieſen Tag war auf der Fahrt bis Schleiz zugebracht.

Montag, den 24. April, bis Hof.

War die Folge des geſtrigen Tages und der vergangenen Nacht gar wohl zu beobachten.

Die Luft hatte alle Feuchtigkeit in ſich aufgenommen; es entſtand daher bei Sonnenaufgang eine Art von Höhenrauch, den man an entfernten Gegenſtänden, auch an einem bläſſern Himmelsblau gar wohl bemerken konnte. Es zeigten ſich nach und nach zarte, horizontale Streifen, in die ſich der Höhenrauch zuſammenzieht; ſie überdecken den ganzen Himmel; zugleich manifeſtiren ſie ihre cirröſe Tendenz; ſie lockern ſich aneinander und zeigen ſich als Reihen von Schäfchen. Ein Theil des Höhenrauchs iſt als Thau niedergegangen. Der Nordoſt-Wind ſtrömt heftig; ſchon läſ't ſich der obere Umriß aller Streifen flammig auf; ja es ſteigen aus denſelben einzelne Säulen, wie Rauch aus den Eſſen hervor, die aber doch oben ſich wieder zur Schicht legen, als wenn ſie ihren vorigen Zuſtand wieder annehmen wollten. Alle dieſe Bemühungen gelten aber nicht gegen den Nordoſt, der mit Heftigkeit bläſ't: keine Wolke vermag ſich mehr zu ballen; gegen Mittag ſchon iſt der ganze Himmel rein. Im Gaſthof zum Hirſchen in Hof konnte man die bewegliche Wetterfahne vom ſchärfſten Oſt ſtoßweiſe auf Norden heftend beobachten. Der Mond ſtand am Himmel; nur wenige Wolken erſchienen am Horizonte, und der Nacht blieb kaum übrig, daß ſie aufgelöſet hätte.

Dienstag, den 25. April, bis Alexandersbad.

Vor Sonnenaufgang leichte Streifen an dem ganzen Horizont hin, die ſich erhoben und verſtockten, ſobald ſie hervortrat. Die Fahne, vollkommen in Nord, ſtand unbeweglich; mit wachſendem Tag häuften ſich die Wolken. In Alexandersbad ſtand das Barometer achtundzwanzig Zoll weniger anderthalb Linie, welches nach der Höhe des Orts ſchön' Wetter anbeutet. Nach Tiſche bewölkte ſich der Himmel immer mehr; die Wolken ſchienen in tieferer Region zu ſchweben. Natur und Geſtalt des Stratus anzunehmen; auch war das Barometer eine halbe Linie geſtiegen. Um 8 Uhr war der Himmel ziemlich klar; doch lag im Süden eine langgeſtreckte, dichte Wolke, die ſich aber auch nach und nach aufzugehen ſchien.

Mittwoch, den 26. April, bis Eger.

Das Barometer war etwas geſunken; deſſen ungeachtet war vor Sonnenaufgang der Himmel ganz rein, nur wenige Streifen am Horizont im Norden. Windſtille vor und nach Sonnenaufgang; die Hähne krähten. Den ganzen Morgen bis zu Mittag der Himmel völlig rein. In Eger vernahmen wir, das Barometer ſei gefallen, aber ohne nähere Beſtimmung. Der Himmel blieb den ganzen Tag rein und ſo auch vollkommen in der Nacht: der Mond ſchien hell und die Sterne funkelten; ein Nordoſt-Wind hatte den ganzen Tag fortgedauert. Jedoch bei wachſender Nacht zeigte ſich eine große, obgleich nicht verdichtete Wolkenmaſſe, welche, von Oſten heraufſteigend, den ganzen Himmel mit einzelnem Gewölk überzog.

Donnerstag, den 27. April, bis Marienbad.

Ebenſo verhielt es ſich Morgens bei Sonnenaufgang. Der ganze Himmel war mit einzelnem, einander berührendem Gewölk bedeckt, davon ſich ein Theil in die obere Luft auflöſ'te, ein anderer aber ſo gottig und grau herunterhing, daß man jeden Augenblick erwartete, ihn als Regen niederfallen zu ſehen.

Auf dem Wege nach Sandau, wo wir gegen Süd-Oſt fuhren, ſahen wir die ſämmtlichen Wolken-Phänomene in ihrer characteriſtiſchen Mannigfaltigkeit, Abgeſondertheit, Verbindung und Uebergängen, als ich ſie nie geſehen, und zwar in ſolcher Fülle, daß der ganze Himmel davon überdeckt war. Das leichteſte Geſpinnſt der Federſtriche des Cirrus ſtand ruhig am oberſten Himmel; ganze Reihen von Cumulus zogen, doppelt und dreifach über einander, parallel mit dem Horizonte, dahin; einige drängten ſich in ungeheure Körper zuſammen; und indem ſie an ihrem obern Umriß immer abgezupft und der allgemeinen Atmoſphäre zugeeignet wurden, ſo ward ihr unterer Theil immer ſchwerer, ſtratusartiger, grau und undurchſcheinend, ſich niederſenkend und Regen drohend. Eine ſolche Maſſe zog ſich uns über das Haupt hin, und es fielen wirklich einige Tropfen. Da nun alles Dieſes in der mittlern Luft vorging, war uns die Ausſicht auf den Horizont nicht verſagt. Wir ſahen auf dem ganzen Halbkreis der entfernteſten Böhmiſchen Gebirge ein über einander gethürmtes Amphitheater von Cumulus liegen, davon die einzelnen, wolligen Maſſen durch kräftigen Sonnenſchein in Licht und Schatten geſetzt wurden. Der Wind hatte ſich geändert; es war ein Süd-Weſt, der aber nun die untere Region zu afficiren ſchien. Und ſo dauerte der Conflict zwiſchen der Atmoſphäre und den Wolken den ganzen Tag über. Nach Sonnenuntergang jedoch und Aufgang des Mondes hatte ſich der Himmel ganz aufgeklärt, ſo daß nur ganz leichte Cirrus-Streifen zu ſehen waren.

Freitag, den 28. April, bis Eger.

Bei Sonnenaufgang ganz klarer Himmel, im Weſten Nebelwand, die ſich nach und nach heranzog, indem ſich der Oſt-Wind in Weſt-Wind umlegte; der ganze Himmel überzog ſich wieder, aber leicht.

Auf dem Wege nach Eger ſahen wir abermals ein herrliches, höchſt unterrichtendes Schauſpiel vor uns, zu deſſen Erinnerung ich Folgendes allgemeiner bezeichne.

Der Cumulus kann ſeiner Natur gemäß vorerſt in einer mittlern Region ſchwebend angeſehen werden; eine Menge deſſelben zieht in langen Reihen platt einander hin, oben ausgezackt, in der Mitte bauchig, unten geradlinig, als wenn ſie auf einer Luftſchicht aufläzen. Steigt nun der Cumulus, ſo wird er von der obern Luft ergriffen, die ihn auflöſ't und in die Region des Cirrus überführt; ſenkt er ſich, ſo wird er ſchwerer, grauer, unempfänglicher dem Lichte; er ruht auf einer horizontalen, geſtreckten Wolken-Baſe und verwandelt ſich unten in Stratus. Dieſe Erſcheinung ſahen wir, in der größten Mannigfaltigkeit, an dem Halbkreiſe des weſtlichen Himmels vorgehen, bis die untere, ſchwere Wolkenſchicht, von der Erde angezogen, genöthigt war, in Regenſtrichen niederzugehen. Aber auch Dieſe behielten einen leichten, luftigen Character, indem ſie, ſchief und in ſich ſelbſt gekrümmt, nach der Erde gerichtet, bald abzuregnen ſchienen, bald eine Zeit lang in der Höhe ſchwebend verweilten, endlich aber ſtrich- und ſtreifenweiſe vertical in die Höhe ſtiegen, ſich mit obern, ſtratusartigen Wolken verbanden und wieder zu ihrem erſten Urſprung zurückkehrten.

Indeſſen ſahen wir am ganzen weſtlichen Horizont unzählbare ſolche Regenſchauer einzeln über Felder und Hügel niedergehen, wie uns denn auch ein ſolcher dem Landmann höchſt erwünſchter Regenſtrich vorüberſtreifend benezte.

Durch den Flor, ſowie durch die Zwiſchenräume dieſer wäſſerigen Ergießungen, ſahen wir den Fichtelberg mit Allem, was ihm angehört, von einer ſchweren Maſſe feſtliegender Wolkenballen überlagert. Im Eger-Kreiſe war der Regen allgemein geweſen. Gegen Abend klärte ſich's wieder auf.

Sonnabend, den 29. April, bis Carlsbad.

War der ganze Himmel überzogen; es mußte im Elbogener-Kreiſe geſtern und die Nacht viel geregnet haben, wie man am Weg und Aeckern ſah; die Sonne zeigte ſich im Mittag; der Wind war Nord-Weſt, und ſodann ereignete ſich das aufſteigende Spiel; Stratus verwandelte ſich in Cumulus, Cumulus in Cirrus, wie wir in vorigen Tagen das niederſteigende beobachtet hatten. Der Himmel war mit Wolken aller Art bedeckt, jedoch der Abend freundlich.

Sonntag, den 30. April. Carlsbad.

Das alte Spiel vom Auflöſen und Verdichten der Wolken, ohne Reſultat.

Montag, den 1. Mai.

Mit Nord-Wind gegen untere und obere Wolken, jede in ihrer Region gegen Süden, die untern ſtratus-, die obern cirrusartig. Die-

ſen kam vom ſüdlichen Berge ein Wolkenzug in einer mittlern Region entgegen, welches Phänomen ich der Anziehungskraft der obern Wolkenreihe zuſchreibe; denn der ſüdliche Zug war, ſowie er in die mittlere Region trat, ſogleich an dem obern Umriß aufgelöſ't, mit den höhern Wolken vereinigt und mußte, zu ihnen geſellt, nach Süden zurückkehren. Es war merkwürdig und ſeltſam anzuſchauen. Dergleichen mag freilich nur in hohen Gebirgsgegenden vorkommen. Um Mittag leichter Schnee, gegen Abend gelinder Weſt-Wind.

Dinstag, den 2. Mai.

Der Conflict der obern und untern Luft-Region, der Trockne und Feuchte, endigte ſich in ein leichtes Schneegeſtöber, von Zeit zu Zeit wiederholt.

Mittwoch, den 3. Mai.

Es hatte gegen Morgen geſchneit. Früh um 9 Uhr war der Schnee auf den Straßen, Platten und ſonſt Steinen geſchmolzen; er hatte ſich aber gehalten auf Holzſtämmen, Brettern, Schindeln und auf den Planen der Fuhrleute. Den Tag über fortdauernder Wolken-Conflict, ſich manchmal in Schnee auflöſend.

Donnerstag, den 4. Mai.

Im Ganzen wie geſtern, gegen Mittag ſtarker, dichter Schneeſturm, welcher wohl eine Stunde anhielt. Darauf wieder Sonnenblicke.

Freitag, den 5. Mai.

Um die Phänomene des Wettſtreits der obern und untern Luft in größerer Breite zu ſehen, als die Carlsbader-Himmelsenge erlaubt, erſtieg ich den Schloßberg und ging ſodann den Schlackenwalder-Weg hinauf bis zu Fiedler's Monument.

Auf dieſem Gange läßt ſich der Eibogener-Kreis bis gegen das Eger-Land weſtlich und das Erzgebirge nördlich überſehen.

Es graupelte ſtark, und der ganze Himmel war auf mannigfaltige, ungleiche Weiſe überdeckt. Einherziehende Wolken, die man wohl mußte für Stratus gelten laſſen, obgleich von denen im Spätſommer und Herbſt bemerkten ſehr unterſchieden; ſie waren viel leichter anzuſehen und zogen in einer höhern Region daher, welche ſich nach dem Maßſtabe jener frühern Bemerkungen an Ort und Stelle gar wohl hätte bezeichnen laſſen. Sie mochten in der Region ſchweben, in welcher ſonſt die Cumulus einhergehen; ſie löſ'ten ſich, von Nord-Weſt heranziehend, bald da bald dort in Graupelſchauer auf, welche Land und Gebirge wechſelsweiſe bedeckten und frei ließen. Von Süden liegen mächtige Cumulus auf, die ſich aber, ſobald ſie ſich jenem Zuge näherten, mit demſelben ſogleich vereint offenbar mit fortzogen und als Graupelſchauer mit niedergingen. Sonnenblicke erheiterten das Land. Sogleich aber waren bald von Weſten, bald von Süden her ganze Himmelsgegenden bedeckt und ſolche graue, mehr Nebel- als Wolkenzüge in Anmarſch, wie ich ſolche vom Hammer her, das Tepel-Thal herunter, auf der Rückſeite des Carlsbader-Gebirgs kommen ſah.

Alles Dieſes aber ging dem Augenſchein nach in einer höhern Region vor, als wir den wäſſerigen Nimbus zu ſehen gewohnt ſind: welches ſich auch dadurch erweiſ't, daß von eben dieſen nebelhaften Wolkenzügen immerfort Theile cirrusartig aufgenommen werden; woraus ſich ergibt, daß das Barometer hoch ſtehen muß. Ich will nun ſehen, ob meine Vermuthung ſich beſtätigt, daß nämlich dieſer Conflict ſich zu Gunſten der obern Luft und des trockenden Princips entſcheiden werde: wie ich denn mich vielleicht hierzu verführen laſſe, weil ich für meine übrige Badezeit ſchönes Wetter wünſche, zugleich aber auch das umgekehrte Phänomen von jenem, was ich vom 23. April bis zum 28. erlebt, rückwärts zu erleben hoffe, welches denn auch Abends 4½ Uhr geſchah.

Denn als ich die Höhe des weſtlichen Berges bei Gottel's Sommerwohnung erreicht hatte, erblickte ich in Weſten über dem Erzgebirge eine Reihe Cumulus liegen, doch eher ſchwebend und von leichterer Natur. Im Nord-Oſten über dem Gebirg eine von der Sonne beſchienene Wolkenwand weiß leuchtend und glänzend; graue Streifen, die an ihr herabhingen, zeigten, daß ſie ſich auch in Graupeln auflöſ'te, ſowie ſie ſich oben rauchartig in die Luft verlor. In Oſten ragten bergartig hinter dem Horizont herauf einzelne und feſt gebaute Cumulus.

Von Süden gegen über den Scheitel hin Caracterloſe Wolken, an denen man theilweiſe die Geſtalt der übrigen ſehen konnte.

Als das Gewölk jedoch, wie es oben beſchrieben, verzog ſich oder verſank, ſo daß bei Sonnenuntergang der Himmel beinahe, zu Nacht aber völlig rein und wolkenlos war.

Sonnabend, den 6. Mai.

Völlig klarer Himmel, aber nicht lange; denn der Wolkenzug von Norden her begann ſchon wieder und verbreitete ſich nach und nach, jedoch in abgeſonderten Partien, über den ganzen Himmel; deſſgleichen den ganzen Tag über; Abend helle.

Sonntag, den 7. Mai.

Prächtiger Windbaum vor der aufgehenden Sonne, bis in den Zenith ſich erſtreckend, und

oben und der Seite oft- und zwirnartig verbreitete Schäfchen, flocken- und kreisenartig über dem übrigen Himmel. Milde Luft, schöner Sonnenschein. Gegen Mittag, mit Süd-West-Wind, schon der ganze Himmel mit Wolken überzogen. Nach Tische, auf dem Schlackenwerther-Wege, einen kalten West-Wind sehr unangenehm empfunden. Der Himmel war von Gebirg zu Gebirg überwölkt, aber hoch. Nachts um 11 Uhr gewaltsamer Regenguß, der wohl eine Stunde dauerte.

Montag, den 8. Mai.

Luftsaum vor der Sonne. Der obere Himmel leicht bewölkt, der untere schwerer. Leichte Cumuli von Westen über den Dreikreuzberg herziehend. Der obere Himmel und die aufgehende Gewalt der trocknenden Luft scheinen die Uebergewalt zu behalten.

Dinstag, den 9. Mai.

Heller Himmel, jedoch mit leichten Streifen, schleierartig, bedeckt; Sonne sehr heiß, die Atmosphäre sich nach und nach bewölkend.

Mittag Wind, zusammenhängend bewölkte Atmosphäre, wenige Regentropfen, klare Nacht.

Mittwoch, den 10. Mai.

Höherauch, Schäfchen, dann wieder aufgeklärter Himmel; die Sonne brannte heiß; der Himmel überwölkte sich. Streifregen; es donnerte um 1 Uhr, sodann von Zeit zu Zeit; der Himmel reinigte sich. Vollkommen klarer Himmel bei Sonnenuntergang, östlich Süd-West-Wind.

Donnerstag, den 11. Mai.
Himmelsbeschaffenheit.

Vollkommen heiterer Himmel, östlich West-Wind. Einzelne Wolken, im Ganzen aber der höhere Himmel leicht gestreift. Gegen Abend ein Phänomen, welches ich noch nicht bemerkt. Gegen Westen in der Höhe Cirrus-Streifen, doch wahrscheinlich nicht so hoch als sonst gewöhnlich. Denn kleine, leichte, wollige Wölkchen, vom östlichen Gebirge herziehend, wurden, wie sie sich jener Region näherten, aufgelöst und in verticale Streifen verwandelt; doch konnte man bemerken, daß sie sich auch verwandelt zwischen jene Streifen hineinzogen, ihre wollige Gestalt noch eine Weile behaltend. Wahrscheinlich ging Dieß auf der Grenze der oberen und mittlern Region vor.

Mit einem so anhaltenden, aufmerksamen Beschauen des Himmels war auch bisher das Vergnügen an dem Zustand der Erde verbunden. Im Ganzen that einen sehr angenehm bemerkbaren Effect der bei einem so hohen Sonnenstande, unter dem einzigen Stadt, weit zurückgehaltene Frühling. Es ist, als wenn bei ihrem Erwachen die Bäume verwundert wären [illegible]dmt, sich schon so weit im Jahre zu find[illegible] von ihrer Seite noch so sehr zurück zu sein. Mit jedem Tag eröffnen sich neue Knospen, und die eröffneten entwickeln sich weiter.

Sehr lieblich ist es daher, gegen Sonnenuntergang die Prager-Straße hinab zu gehen; alle unbelaubten Bäume, bisher unbemerkbar, wenigstens unbemerkt, kommen nach und nach zur Erscheinung, wie sie ihre Blätter entfalten und, vom Sonnenlichte von Rücken her beschienen, als völlig durchscheinend in ihrer eigenthümlichen Form dargestellt und kenntlich werden. Das junge, gelbliche Grün scheint völlig durchsichtig, und an diesem sukzessive wachsenden Genusse kann man sich gewiß noch vierzehn Tage ergehen; denn vor Pfingsten wird das völlige Grün kaum entwickelt sein. Die Gemüsegärten beschäftigen sich gleichfalls noch mit Vorbereitungen; die Wintersaat sieht schön, ob es gleich früher in vier Wochen nicht geregnet hatte; der späte Schnee scheint ihr genützt zu haben, und die Berge sind niemals ohne Thau. Der verlängerte Tag gibt auch eine höchst angenehme Empfindung, besonders in dieser Schlucht, die um 5 Uhr schon beschattet ist, wenn man auf der Höhe noch einige Stunden des freundlichen Sonnenscheins genießt.

Dem hiesigen Frühling gewährt auch noch ein ganz eigenes, angenehmes Ansehen, daß Blüthen und Blätter zugleich hervortreten; dadurch erscheint der Schwarzdorn, die Kirsche, der Apfel als ganz anderer, fremder Busch und Baum; die weißen Blüthen nehmen sich zwischen dem munteren Laub gar anmuthig aus.

Freitag, den 12. Mai.

Mit Streifen leicht bedeckter Himmel; kein reines Blau in der ganzen Atmosphäre; Windstille mit einer Andeutung auf Süd-Wind. Die gestrige Beobachtung war heute viel entschiedener. Die von Süden heranziehenden mehr flockig' als geballten Wolken wurden in Streifen und lang sich emporziehende Fahnen aufgelöst, und auch dieß Mal schien die Operation viel niedriger als sonst vorzugehen; auch sah man den hieraus entstehenden Cirrus von anderer Art als den gewöhnlichen, hohen; denn die emporsteigenden zackten und gekrümmte, leichte Streifen verwandelten sich an ihrem obern Ende schon wieder in Wölkchen, bis sich denn der Himmel auch nach und nach überzog. Nach Tische, auf einer Fahrt über Hostorf und Leßan, verwehrten sich, bei schwüler Luft, die Menge und Schwere der Wolken. Gegen Abend

war in Weſten, an dem Erzgebirge her, ein meilenlanger Nimbus, der in vielen Strömungen niederging. Ich habe davon ſogleich einen Entwurf gemacht, welchem ich den Verſuch einer beſchreibenden Erklärung hinzufüge. Die Wetterwolke zog von Weſten gegen Oſten und zeigte an ihrem untern Bauche deutliche, kurze Streifen, welche in gleicher Richtung vorwärts den Strich führten. Die Wolke hingegen, wie ſie vorrückte, unterlag im Einzelnen der Erdanziehung, und es ſenkten ſich ganz verticale Gußſtraßen herunter. Dieſe ſchienen jedoch, mit der Erde in ſolchen Contact und Verbindung zu kommen, daß ſie mit ihrem untern Ende an dem Boden feſthielten, der die Feuchtigkeit an ſich ſaugte, indeß die Wolke weiter zog und das obere Ende dieſer Schläuche mit fortnahm; deßhalb ſie zu einer ſchiefen Richtung genöthigt wurden. Nun hatten aber andere ſolche, früher niedergegangene Strömungen durch das Fortziehen der Wolke ihren Zuſammenhalt mit der Erde verloren und ſchwebten losgelaſſen, hoch über dem Horizont.

Das Merkwürdigſte jedoch war ein ſolcher Schlauch, der, obgleich der letzte, doch der ſtärkſte, mit dem untern Theil entſchieden an der Erde feſthielt, indeß der obere fortgezogen wurde, wodurch ein gekrümmtes Aufſteigen bewirkt ward.

Sonnabend, den 13. Mai.

Wie geſtern, ſchnell heranziehende Wolken, aufgelöſt und ſich wieder vereinigend; ſonſt dauernde Abwechſelung.

Sonntag, den 14. Mai.

Wie geſtern, nur daß die Cumuli ihre eigenthümliche, geballte Geſtalt mehr behielten. Nicht unangenehme Schwüle.

Montag, den 15. Mai.

Ganz früh meiſt heiterer Himmel. Um 6 Uhr dichter, ſtarker Nebelzug, der, über den ganzen Himmel hin, ſich nach Norden bewegte, bald aber die Atmoſphäre wieder völlig frei ließ. Leichte Bewölkung, doppelter Wolkenzug. Abends im Weſten Cumuli, Abendroth.

Dienstag, den 16. Mai.

Der ganze Himmel leicht, aber grau überwölkt, weder Sonne noch Atmoſphäre zu ſehen; gegen 7 Uhr Nord-Wind, getrennte Wolken, ein unterer, von Süden heraufkommender Zug in die höhere Region aufgelöſt. Abwechſelnde Bedeckung und Aufklärung des Himmels; nach 8 Uhr Sprühregen; ſodann bei Untergang der Sonne im Süd-Oſten zuſammengezogene Regenwolken, in denen man die Iris theilweiſe ſtehen ſah.

Mittwoch, den 17. Mai.

In der Nacht ſtarker Regenguß, der Morgen bewölkt, von Zeit zu Zeit Streifregen. Wolkenzug nach Oſten. Den Tag über mit Streifregen fortgeſetzt, Abends der Himmel völlig rein; doch war die Sonne mit Abendroth untergegangen.

Venus und der Mond über dem Hirſchſprung.

Donnerstag, den 18. Mai.

Früh ganz klarer Himmel, nach und nach leichte Cirrus, um Mittag ſeltene, höchſt auffallende Erſcheinung, die mich aus der Enge auf eine freie Stätte rief. Von Weſten herauf, mit entſchiedenem Süd-Wind, zogen lange, zarte Cirrus-Streifen, einzeln und vereinigt; im Vorwärtsziehen krümmten ſie das vordere Ende zu kleinen Wölkchen; etwas niedriger zogen unbeſtimmte, weiße Wölkchen, die von jenen Streifen mit aufgenommen wurden; ſonſt fanden ſich alle Arten von Cirrus am bläulichen Himmel, Schäfchen, gegitterte Streifen. Alles in Bewegung und Verwandlung.

Der Himmel überwölkte ſich nach und nach. Von der Prager-Straße angeſehen, zeigten ſich die Wolken in mancherlei Formen, doch Auflöſung drohend. Abends 9 Uhr unter Blitz und Donner Regenguß.

Freitag, den 19. Mai.

Klarer Morgen, doch bald wieder leicht bewölkt; fortgeſetzte Bewölkung den ganzen Tag über. Abends, den Schlackenwerther-Weg herabfahrend, vielfache, Gewitter drohende Wolkengeſtaltung. Um die untergehende Sonne rothe Atmoſphäre und ein weißer, hier und da farbiger Kreis, theilweiſe deutlicher und undeutlicher zu bemerken. Nachts gewaltiger Regenguß, mit Donner und Blitz.

Sonnabend, den 20. Mai.

Bedeckter Himmel, nach und nach getrocknet. Sonnenblicke, laue Luft.

Sonntag, den 21. Mai.

In der Nacht ſtärkſter Platzregen, des Morgens ſchwächer bis 9 Uhr; Regenwolken mit ſtarkem Nordoſt-Wind vorüberziehend, deßgleichen den ganzen Tag. Abends nach 7 Uhr gewaltſamer, allgemeiner Landregen, die ganze Nacht durch.

Montag, den 22. Mai.

Früh um 9 Uhr Andeutung einer Aufheiterung, welche auch mit Abſätzen erfolgte; die untere Atmoſphäre ward durch vorüberziehende und aufſteigende Nebel immer getrübt. Bei durchbrochenen Momenten beobachtete man höhere Wolken, welche ſich heiter zeigten. Dasſelbige abwechſelnd bis zur Nacht.

Märten.

Wie ging das zu?

Schnaps.

Mit vielen Ceremonien.

Märten.

Die möcht' ich wiſſen.

Schnaps.

Ihr könnt alles ſehen.

Märten.

Wie ſo?

Schnaps.

Gebt Acht! Hier im Barbierſacke trage ich das ganze Geheimniß.

Märten.

Iſts möglich?

Schnaps.

Schaut her!

Märten.

Laßt ſehen.

Dienstag, den 23. Mai.

Cumulus, weit und hoch stehend, festumrissen und gehallt. Regenwolken darunter herziehend, selten Donner, wenig Regen.

Mittwoch, den 24. Mai.

Wie gestern; doch mehr zum Regen geneigt und von Zeit zu Zeit Regen mit Donner begleitet. So dauerte es über Mittag bis gegen 3 Uhr, wie wir auf einer Fahrt nach dem Horn erfahren. Nun klärte es sich auf und Abends 8 Uhr stand der Mond hell am Himmel, später durch sehr leichte Wölkchen gestreift.

Donnerstag, den 25. Mai.

Heiterer Morgen, leichtes Gewölke den Tag über. Starker Wolkenzug in der höhern Region von Süd-West her. Sehr warm, ruhiger Abend. Herrliche Mondnacht.

Freitag, den 26. Mai.

Heller Morgen. Windstille. Sehr bewölkt. Um 3 Uhr sanfter Regen, Donner. Abwechselnd bis Abend. Schöne Mondnacht, nicht so klar wie gestern.

Sonnabend, den 27. Mai.

Wolliger Cumulus in Cirrus aufgelöst; dieser sich aneinander reihend und steigend; jener wieder sich ballend und sinkend. Diese Erscheinungen glaubte man in drei Etagen über einander vorgehen zu sehen. Immer mehr zur Auflösung der Wolken und zur Heiterkeit geneigt.

Sonntag, den 28. Mai. Rückseite.

Früh 5 Uhr allgemeiner Landregen; um 6 Uhr bricht sich der Himmel, ohne jedoch Blau sehen zu lassen. Der Regen dauert. Starker Wolkenzug vom Erzgebirge her, desgleichen über den Horn in die Tepel-Region. 9 Uhr. Der Regen beginnt wieder, wird sehr stark mit Nordwest.

10 Uhr deckt er unbelastig ferne und verhältnißmäßig auch nahe Gegenstände. 11 Uhr. Auf der Höhe von Maria-Kulm bemerkte man, daß die Himmelsgegend über dem Fichtelberge sich aufhellt. Mittag. Unendliche Nebel- und Regenwolken ziehen, vom Nord-West hergebracht, am Erzgebirge hin, auch über den Horn in die Tepel-Region. Ganz Böhmen überdeckt von Gewölk, niedrig schwebend, grau, dicht, zottig, ungestalt, in jedem Momente sich in Wasserglüsse auflösend drohend. Indessen auf dem sich aufklärenden, langgestreckten Rücken des Fichtelgebirges ruhen gelagert Cumuli, nicht ganz fest gehallt. 3 Uhr. Im Nordwesten hellt sich's immer mehr auf; nach und nach klärt sich daselbst der Himmel; die Sonne tritt hervor. Auch im Süden wird's rein. Einige Wölkchen, vom West getrieben, ziehen hoch auf ihrer Bahn. Cirrus in der obern, klaren Luft.

Von da an unerfreulicher West, bald gegen Norden, bald gegen Süden sich umsetzend, Regenschauer bringend, austrocknend, widerwärtig zu beobachten. Dieser Zustand dauerte bis den 31. Juni, da sich denn mit Nordost das Wetter bestätigte und der Himmel sich aufklärte.

Zu besserm Verständniß der in vorstehendem Aufsatze gebrauchten Ausdrücke wird nachträglich angezeigt, daß, in Uebereinstimmung mit Männern, welche die Sache bisher bearbeitet, angenommen wird, es gebe drei Luft-Regionen, die obere, mittlere und untere, welcher man die vierte, die unterste, noch hinzufügen kann. Die Herrschaft der obern Region manifestirt sich durch trockenes, helles Wetter; die Atmosphäre ist in einem Zustande, daß sie Feuchtigkeit in sich aufnehmen, tragen, emporheben kann, es sei nun, daß sie das Wässerige gutheilt in sich enthalte, oder daß sie solches verändert, in seine Elemente getrennt in sich aufnehme. Dieser Zustand der Atmosphäre wird durch die größte Barometer-Höhe offenbart, und wir erfreuen uns eines schönen, beständigen Wetters; der Himmel ist klar, in gewissen Meridiangegenden ganz wolkenleer und hochblau. In diese Region gehören alle Cirrus-Arten, die man mit verschiedenen Namen bezeichnen kann.

Die mittlere Region ist die des Cumulus; in ihr wird eigentlich der Conflict bereitet, ob die obere Luft oder die Erde den Sieg erhalten soll. Diese Region hat die Eigenschaft, daß sie zwar viel Feuchtes in sich aufnehmen kann, allein nicht in vollkommener Auflösung; es vereinigt sich zwar zu einer leichten, aber doch dichten Körperlichkeit und erscheint uns gehallt, gehäuft und nach oben in bestimmten Formen aufgezogt und begrenzt; unterwärts haben diese Wolkenhaufen eine horizontale Grundlinie, wodurch eine dritte Region angedeutet wird, auf welcher sie, wie auf einer Schicht, auf einem Elemente ruhen und schweben.

Gewinnt nun die obere Region ihre trocknende, Wasser auflösende, in sich aufnehmende Gewalt die Oberhand: so werden diese gehallten Massen an ihrem obern Saum aufgelöst, aufgezogt; sie ziehen sich fockenweise in die Höhe und erscheinen als Cirrus und verschwinden zuletzt in dem unendlichen Raum. Ueberwindet nun aber die untere Region, welche die dichteste Feuchtigkeit an sich zu ziehen und in fühlbaren Tropfen herunterfallen geneigt ist, so senkt sich die horizontale Basis des Cumu-

tus nieder, die Wolke besteht sich zum Stratus, sie steht und zieht schichtweise und stürzt endlich im Regen zu Boden, welche Erscheinung gewöhnlich Nimbus genannt wird.

Wie wir nun von oben herunter gestiegen sind, so kann man wieder von unten hinaufsteigen, so daß sich dichte Nebel erheben und in der untern Luft schwere Schichten bilden, die sich aber doch wieder an ihrem obern Theile ballen, höher dringen und zuletzt nach und nach in die obere Luft aufgelöst werden.

Man nimmt diese drei Regionen als Norm an, bemerkt aber dabei, daß die Dispositionen der obersten Luft alle Feuchtigkeit in sich vollkommen aufzunehmen, auch bis zur Erde herunterzeigen könne, da denn jeder Dunst- und Nebelstreif sogleich in Cirrus aufgelöst und sodann verflüchtigt wird.

Und so mag sich auch der eigentliche Stratus, diese horizontal gebildete Masse, ein Mal höher erheben als das andere Mal, der Jahreszeit, der Pol-Höhe und der Bergeshöhe gemäß. Auch der Cumulus schwebt bald höher bald tiefer; im Ganzen bleiben aber diese Wolkengestalten immer stufenweise übereinander, wie man gar wohl sehen kann, wenn sich alle vier Erscheinungen dem Beobachter auf ein Mal darbieten.

Diese vier Hauptbestimmungen, Cirrus, Cumulus, Stratus und Nimbus, habe unverändert beibehalten, überzeugt, daß im Wissenschaftlichen überhaupt eine entschiedene, lacunische Terminologie, wodurch die Gegenstände gestempelt werden, zum größten Vortheil gereiche. Denn wie ein Eigenname den Mann von einem jeden andern trennt, so trennen solche Termini technici das Bezeichnete ab von allem Uebrigen. Sind sie einmal gut gefunden, so soll man sie in alle Sprachen aufnehmen; man soll sie nicht übersetzen, weil man dadurch die erste Absicht des Erfinders und Begründers zerstöret, der die Absicht hatte, Etwas fertig zu machen und abzuschließen. Wenn ich Stratus höre, so weiß ich, daß wir in der wissenschaftlichen Wolkengestaltung verstehen, und man unterhält sich darüber vor mit Wissenden. Ebenso erleichtert eine solche beibehaltene Terminologie den Verkehr mit fremden Nationen. Auch bedenke man, daß durch diesen patriotischen Purismus der Styl um Nichts besser werde; denn da man ohnehin weiß, daß in solchen Aufsätzen dieß Mal nur von Wolken die Rede sei, so klingt es nicht gut, Haufenwolke ꝛc. zu sagen und das Allgemeine bei'm Besondern immer zu wiederholen. In andern wissenschaftlichen Beschreibungen ist Dieß ausdrücklich verboten.

Die Zwischenerscheinungen dagegen, welche Howard durch Verbindung jener drei Benennungen bezeichnet, habe ich nicht gebraucht, auch nicht übersetzt, sondern sie nach ihrem Vorkommen und Erscheinen jedes Mal angedeutet und beschrieben, weil die Mannigfaltigkeit so groß ist, daß solche zu bestimmen keine Terminologie vermag und nur die Einbildungskraft mehr verwirrt, als ihr nachzuhelfen; wie man Das gar oft bei meteorologischen Tabellen fühlt, bei denen eine Columne für die Wolkengestaltung angebracht ist. Der Einsichtige, dem es um Anschauung und nicht um Worte zu thun ist, wird die Schwierigkeit in der Praxis selbst gar leicht entdecken.

Schließlich bemerken wir noch den Hauptpunct, daß der Sieg der obern Region, die Herrschaft des Aethers, durch den Ost-West und den ihm zugetheilten Nord-West; der Sieg der untern Region, der sich auf die Erde beziehenden Feuchte, durch den West- und den ihm verbündeten Süd-West angedeutet, begleitet und bewirkt werde.

Und nun, da man von jeher die Poesie als wohlgeschickt zu summarischen Darstellungen gehalten, so folge noch zum Ehrengedächtniß unsers Meisters die Grundlehre, damit sie sich immer mehr verbreite, in wohlmeinende Reime verfaßt.

Howard's Ehrengedächtniß.

Dich im Unendlichen zu finden,
Mußt unterscheiden und dann verbinden;
Drum danket mein bedrängt Gemüt
Dem Manne, der Welten unterschied.

Wenn Gottheit Camarupa, hoch und hehr,
Durch Lüfte schwankend wandelt leicht und schwer,
Und schüttert Fluten sammelt, sie zerstreut,
Am Wechsel der Gestalten sich erfreut,
Jetzt Starr sich hält, dann schwindet wie ein Traum
Da Nennen wir und trau'n dem Auge kaum.

Nun regt sich Indra bei ergrauem Wetter Kraft,
Die Unheilsmantel zu Verderben schafft:
Da dreht ein Lenz, der wegt ein Elephant,
Camarupa's Haft, zum Drachen umgewandt,
Ein Heer zieht an, doch triumphirt er nicht,
Da ist die Macht am Guten Leben bricht;
Der treu der Weltenbraute selbst zerstiebt,
Eh' er die Herr' erreicht, wohin man liebt.

Er aber, Howard, gibt mit reinem Sinn
Und neuer Lehre herrlichen Gewinn,
Was sich nicht halten, nicht erreichen läßt,
Es faßt er an, er hält gewiß es fest.
Verkommt das Unbedeutende, schwindet es ein,
Verweht es irrend! — Heil dir Ehre Dem! —
Wie Strahle fangt, sich hellt, zerflattert, faßt,
Erkannt zu haben Deiner sich die Welt!

Stratus.

Wenn von dem hohen Wasserspiegel Dian
Ein Nebel hebt den dichten Teppich an,
Der Mond, dem Blicken sich Erscheint verstellt,
Als ein Gespenst Gespenster schwand schnell
Dann sind wir Alle, Das gehört uns nah,
Erwacht, erkennte Kinder, o Natur!

Dann hebt ſich's mehr am Berge, kommend trifft
Im Strahl Strahlen; ſo wandelnd's weilt
Die Wetterſäule, Beiden gleich gemeint,
Es's ſinkend mildert oder luftig ſteigt.

Cumulus.

Und wenn darauf zu höh'rer Atmoſphäre
Der tüchtige Gehalt berufen wäre,
Steht Maſſe hoch, zum Herrlichſten gebo'n,
Verkündet, ſich gebildet, Machtgewalt,
Und, was Ihr fürchtet und auch wohl erkannt,
Wie's oben drohet, ſo es unten bebt.

Cirrus.

Doch immer höher ſteigt der edle Drang!
Entlaſtung iſt ein himmliſch leichter Zwang.
Ein Aufgelöſtes flockig löſt ſich's auf,
Wie Schäflein trippelnd, leicht gekämmt zu Hauf.
So ſteht zuletzt, was unten leicht entſtand
Dem Vater oben ſtill in Schooß und Hand.

Nimbus.

Nun lebt auch niederwärts, durch Erdgewalt
Herabgezogen, was ſich hoch gebaut,
In Donnerwettern wuthend ſich ergeht,
Verſchaurn gleich entreißen und verwehn! —
Der Erde thätig, leidenden Gleichniß! —
Doch mit dem Bilde hebet euren Blick:
Die Rede geht herab, denn ſie befreundet;
Der Geiſt will aufwärts, wo er ewig blinkt.

Und wenn wir unterſchieden haben,
Dann müſſen wir lebendige Gaben
Dem Abgeänderten wieder verleihen
Und auf einen Zeitgenoſſen erfreuen.

So, wenn der Vater, der Poet,
Mit Howard's Sonderung wohl vertraut,
Des Morgens früh, am Abend ſpät,
Die Atmoſphäre prüfend ſchaut:

Da läßt er den Charakter gelten;
Doch ihm erſcheinen luftige Welten
Der Uebergänglichen, Rauh Milde,
Daß er ſie faſſe, faſte, halte.

Luke Howard an Goethe.

Wie ſehr mich die Howard'ſche Wolkenbenennung angezogen; wie ſehr mir die Formung des Formloſen, ein geſetzliches Geſtaltenwechſeln des Unbegrenzten erwünſcht ſein mußte, folgt aus meinem ganzen Beſtreben in Wiſſenſchaft und Kunſt. Ich ſuchte mich von dieſer Lehre zu durchdringen, befleißigte mich einer Anwendung derſelben zu Hauſe wie auf Reiſen, in jeder Jahreszeit und auf bedeutend verſchiedenen Barometer-Höhen. Da fand ich denn durch jene ſondernde Terminologie immer Hinderniß, wenn ich ſie unter mannigfachen Bedingungen im Uebergange und Verſchmelzen ſtudirte. Ich entwarf manches Bild nach der Natur und ſuchte das Bewegliche dem Begriff gemäß auf Blättern zu fixiren, berief Künſtler dazu und bin vielleicht bald im Stande, eine Reihe von charakteriſtiſch befriedigenden Abbildungen zu liefern, wovon bis jetzt ein durchgängiger Mangel bedauert wird.

Indeß bei wachſender Ueberzeugung, daß Alles, was durch Menſchen geſchieht, in ethiſchem Sinne betrachtet werden müſſe, der ſittliche Werth jedoch nur aus dem Lebensgange zu beurtheilen ſei, erſuchte ich einen ſtets thätigen, gefälligen Freund, Herrn Hüttner in London, mir, wo möglich, nur wären es auch nur die einfachſten Linien, von Howard's Lebensgange zu verfaſſen, damit ich erkennte, wie ein ſolcher Geiſt ſich ausgebildet, welche Gelegenheit, welche Umſtände ihn auf Pfade geführt, die Natur natürlich anzuſchauen, ſich ihr zu ergeben, ihre Geſetze zu erkennen, und ihr ſolche naturmenſchlich wieder vorzuſchreiben.

Meine Strophen zu Howard's Ehren waren in England überſetzt, und empfahlen ſich beſonders durch eine aufklärende rhythmiſche Einleitung; ſie wurden durch den Druck bekannt, und alſo durfte ich hoffen, daß irgend ein Wohlwollender meinen Wünſchen begegnen werde.

Dieſes iſt denn auch über mein Erwarten geſchehen, indem ich einen eigenhändigen Brief von Luke Howard erhalte, welcher eine ausführliche Familien-, Lebens-, Bildungs- und Geſinnungsgeſchichte, mit der größten Klarheit, Reinheit und Offenheit geſchrieben, freundlichſt begleitet, und mir davon öffentlichen Gebrauch zu machen vergönnt. Es gibt vielleicht kein ſchöneres Beiſpiel, welchen Geiſtern die Natur ſich gern offenbart, mit welchen Gemüthern ſie innige Gemeinſchaft fortdauernd zu unterhalten geneigt iſt.

Gleich bei'm Empfang dieſes liebenswürdigen Documentes ward ich unwiderſtehlich angezogen und verſchaffte mir durch Ueberſetzung den ſchönſten Genuß, den ich nun durch nachfolgende Mittheilung auch Andern bereiten möchte.

Der gerühmte Schriftſteller, den ich ſo zum erſten Mal und ohne weitere Ceremonien anſpreche, verlangt, wie ich von ſeinem Freund in London vernehme, zur Mittheilung an das Deutſche Publicum einige Nachricht über Denjenigen, welcher den Verſuch ſchrieb über die „Wolkenbildung". Da Niemand wahrſcheinlich ſo gut vorbereitet iſt, Dasjenige mitzutheilen, welches gegenwärtig zu dieſem Zwecke dienlich ſein möchte, als ich ſelbſt, und verſchiedene Urſachen ſich finden, jetzt, wo man es verlangt hat, damit nicht zurückzuhalten: ſo füge ich einen Aufſatz bei, welchen ich mir die Freiheit nahm, auf die natürlichſte Weiſe, wie mir ſcheint, zu ſchreiben, nämlich in der erſten Perſon. Da mich jedoch drängende Geſchäfte und die Nothwendigkeit, Gegenwärtiges morgen abzuſenden, beſtürmen, ſo habe ich der Hand eines nahen Freundes überlaſſen, die reine Abſchrift meines Manuſcriptes zu fertigen.

Tottenham Green, bei London, den 21. des 9. Monats 1822.

In London ward ich geboren, den 28. des

11. Monats (November), 1773 von achtbaren Voreltern; damit meine ich zuerſt und vorzüglich, daß mein Vater, Robert Howard, mein Großvater deſſelbigen Namens, und, wie ich auch nur irgend habe erfahren können, mein Urgroßvater, Perſonen von Rechtlichkeit und ehrwürdig in ihrem Stande waren, als Handelsleute nämlich und Manufacturiſten. Sie waren verheirathet an Perſonen, welche an gleiche Hochachtung Anſpruch machten; ſodann aber fiel mein Urgroßvater, Stanley Howard, nach einer Familien-Ueberlieferung, ſein Vermögen zu Grunde gerichtet, aber auf irgend eine Weiſe ſeine Güter, in Derkſhire gelegen, verloren haben, indem er ſich an die Sache Jacob's II. hielt und ihm nach Irland folgte.

Sein Sohn, Stanley Howard, ward ein Quäker und ließ ſich in England nieder, indem er ſich an die Geſellſchaft anſchloß, die man nun gewöhnlich mit dem Namen der Freunde bezeichnet. Dadurch erhielten die Beſchäftigungen ſeiner Abkömmlinge eine neue Richtung, wenn ſie anders bei ſeinem Bekenntniſſe bleiben wollten; denn die Geſetze der Freunde ſchließen die Glieder der Geſellſchaft von Kriegs- und Kirchendienſte aus und alſo faſt gänzlich von Staatsſtellen und Ehren; aber, meines Erachtens, entſchädigen ſie dieſelben, indem ſie ihnen mehr Muße und Anlaß geben, ſolche freiwillige Geſchäfte zu übernehmen, wodurch in dieſem Lande verdunſtiger Freiheit ein Mann, der das Gemüth dazu hat, im Allgemeinen, nach Maßgabe ſeiner Kräfte, dem Vaterlande und der Menſchheit hinreichende Dienſte leiſten kann.

Ich war ſieben Jahre in einer großen Lateiniſchen Schule zu Burſtet, nahe bei Oxford, unter einem Freund, einem trefflichen Mann und guten Claſſiker, der aber von der alten Schule die Art hatte, Diejenigen zu ſpornen, die nicht geſchwind genug lernen konnten, und Diejenigen, die es vermochten, zu ſehr ihrem eigenen Schritt zu überlaſſen. Für mich hatte Dieß die Folge, daß ich immer noch mehr Latein lernte, als ich die Zeit her auch bei vernachläſſigten Studien habe verlernen können; in der Mathematik aber war ich ſo vernachläſſigt, daß ich in Mitte ſo mannigfaltiger Beſchäftigungen zeither den Weg dahin niemals habe finden können.

Meine Anſprüche auf einen Mann von Wiſſenſchaft ſind daher nur gering; weil ich aber mit Beobachtungsfähigkeit geboren war, ſo fing ich an, davon Gebrauch zu machen, ſo gut ich ohne Führer vermochte; denn Wiſſenſchaft war damals noch nicht, wie gegenwärtig, ein Theil von jedes Kinds Vergnügen und Erholung, deſſen Eltern ihm Bücher und Spielſachen zu verſchaffen im Stande waren.

Hiernach alſo zogen die vielen Merkwürdigkeiten jener Jahre meine Aufmerkſamkeit auf ſich; ich hielt merkwürdige, ſeltene Wolkenbildung in der Einbildungskraft feſt, machte Verſuche über das Gefrieren des Waſſers, welche ſich mit dem Zerſpringen meines Glaſes endigten; ferner erinnere ich mich genau des merkwürdigen Höhenrauchs von 1783, ſowie auch ganz deutlich der vorüberziehenden Erſcheinungen des glänzenden Meteors im achten Monat gedachten Jahres.

Ich verließ die Schule und nach wenig Monaten ging ich in den mühſamen Lehrdienſt eines Apothekers in einem Städtchen bei Manchester. Pharmacie war hier ein Theil meiner Hauptbeſchäftigung; in den kurzen Zwiſchenſtunden aber bemühte ich mich um Franzöſiſche Sprache, Chemie, Botanik u. ſ. w. Die Werke Lavoiſier's und ſeiner Mitarbeiter wirkten auf Viele von uns wie die aufgehende Sonne nach morgendlichem Mondſchein; aber Chemie hat ſich jetzt mit der Mathematik verlobt und beweiſt ſich nun etwas ſpröder gegen ihre vorigen Verehrer.

Nach London in meinem zweiundzwanzigſten Jahre zurückgekehrt, fuhr ich auf derſelbigen Linie des von mir einmal gewählten Geſchäftes fort. Aber hier begegnete mir ein Unfall, welcher mir beinahe verderblich geweſen wäre: ich fiel von der Leiter auf eine Flaſche, die ich in meiner linken Hand hielt, gefüllt mit einer Auflöſung von Arſenik; die Arterie des Arms war getroffen durch einen tiefen und weiten Einſchnitt: in die Hand unter dem Gelenk, und das Gift drang ungehindert in die Wunde. Ich gedenke dieſes Umſtandes, weil ich nicht gewiß bin, noch manchmal davon zu leiden; denn es folgten mehrere Tage ſtarke Blutflüſſe periodiſch zu gewiſſer Zeit des Nachmittags, da denn die Wundärzte ſich nicht anders zu helfen wußten, als die Arterie zu unterbinden, worauf denn die Heilung eintrat und eine Geneſung nach einigen Jahren allmälig erfolgte.

In der Zwiſchenzeit meines unthätigen Lebens, wozu ich nun genöthigt war, ward ich zwiſchen andern Unterſuchungen aufmerkſam auf die Eigenſchaften des Blumenſtaubs, wenn man ihn auf Waſſer und Weingeiſt unter dem Microſcop betrachtet; über welchen Gegenſtand im Jahre 1800 ein Aufſatz von mir vor der Linné'ſchen Societät geleſen ward.

Im Jahre 1798 trat ich in die Geſchäftsverbindung mit meinem immer innigſten Freund, William Allen, einem Manne, deſſen Name überall geehrt wird, wo Wiſſenſchaft und Bildung Aufnahme gefunden haben und Gelegenheit geben, zwiſchen Menſchen von verſchiede-

nen Nationen Verkehr zu eröffnen. Mein eigentliches Geſchäft in dieſer Verbindung war, ein damals neu eingerichtetes Laboratorium in Plaiſtow, wenig Meilen von London, zu beſorgen; da ich denn, meiner Pflicht nach von einem Werk zum andern gehend, oft unter freiem Himmel zu ſein genöthigt, die ſonſt gewohnten Beobachtungen wieder aufnahm, und über die Nebelſtreifen der Atmoſphäre und meteorologiſche Regiſter zu ſchreiben anfing.

Mein Freund Allen und ich gehörten zu einer auserleſenen, philoſophiſchen Geſellſchaft, welche vierzehntägig im Winter in London zuſammen kam. Jedes Mitglied war verpflichtet, der Reihe nach einen Verſuch zur Prüfung vorzulegen oder eine Buße zu bezahlen. Dieſer Verpflichtung gemäß fand ich mich veranlaßt, der Geſellſchaft, unter andern weniger originellen Papieren, den „Verſuch über die Wolken“ vorzulegen. Man hielt ihn öffentlicher Mittheilung werth, und er ward in Tilloch's philoſophiſchem Magazin abgedruckt, deſſen Herausgeber zu unſern Mitgliedern gehörte. Umſtände haben längſt dieſe kleine Brüderſchaft aufgelöſ't, die, ſo lange ſie beſtand, ſich die Askesian Society nannte, von [illegible] exercitatio, und ich glaube, daß Manche, die ſich dazu mit Eifer hielten, jenen Exercitien gar manchen Vortheil im wiſſenſchaftlichen Character ſchuldig geworden.

Hier hat nun mein ehrwürdiger und allzu parteiiſcher Freund die Ueberſicht des im Betracht der Wiſſenſchaft thätigſten und bemerkenswertheſten Theils meines Lebens; und da er nun geſehen, wie die Perle, die er ſchätzt, aus der Muſchel genommen worden und nun auch die Schale gefaßt hat, um ſie als Perlmutter in ſeinem Cabinet aufzubewahren: ſo möchte er vielleicht unangenehm überraſcht ſein, wenn es doch nur zuletzt eine Muſterſchale wäre.

Mein vorgemeldeter, trefflicher Freund Allen und ich, nachdem wir ſieben Jahre zuſammen gearbeitet hatten, trennten uns mit wechſelſeitiger Zufriedenheit; er behielt ſein Intereſſe in London in den dortigen Einrichtungen, und ich wählte zu Theilnehmern zwei Männer, deren ungemeines Verdienſt an ihren verſchiedenen Stellen als Aufſeher bei dem erſten Unternehmen ihnen das Recht gab, als Principale zu erſcheinen. Unter ihrer unmittelbaren Sorge nun, durch die Kraft ihres Fleißes und Geſchicklichkeit gewann das Laboratorium einen feſten Character und iſt bis auf den heutigen Tag vorwärts gegangen, nur mit verändertem Locale, das nunmehr in Stratford, Grafſchaft Eſſex, liegen. Es beſchäftigt über dreißig Arbeiter und liefert in großen Quantitäten verſchiedene chemiſche Producte, deren der Apotheker und mancher andere Künſtler bedarf.

Nun möchte es aber wunderlich ſcheinen, daß ich bei ſo guter Gelegenheit Nichts als Chemiker herausgegeben. Die Antwort auf eine ſolche Frage möchte kurz und entſcheidend ſein: c'est notre métier! Wir leben von Ausübung der Chemie als einer Kunſt, nicht um ſie als Wiſſenſchaft dem Publicum mitzutheilen. Der glückliche Erfolg unſerer Arbeiten, bei der kräftigen Mitbewerbung, welcher der geiſtreiche Mann hier nicht entgehen kann, hängt davon ab, daß wir, ſo lange es nur thunlich iſt, ausſchließlich die neuen Vortheile und Handgriffe benutzen, die uns im Practiſchen bekannt werden. In ſolcher Lage und da wir Söhne haben, die in unſern Stellen dereinſt folgen ſollen, lehnen wir ab, unſere Behandlungsweiſe irgend Jemanden mitzutheilen. Dadurch erhalten und fördern wir eine Anſtalt, die in der That nützlich und bedeutend für ein Land iſt, das zum größten Theil von ihrem Daſein Nichts weiß. Dabei darf man wohl behaupten, daß ſelbſt die Fortſchritte der chemiſchen Wiſſenſchaft mehr gefördert als zurückgehalten werden durch ein ſolches Betragen, indem wir immerfort im Stande ſind, dem experimentirenden Chemiker ein oder das andere Material im vollkommenen Zuſtand zu überliefern.

Gleiche Urſachen, mit einem unveränderten Gefallen an dem Gegenſtande, haben meinen Zuſammenhang mit der Wiſſenſchaft auf den einzigen Zweig der Meteorologie begrenzt. Ich habe neuerlich die Reſultate von zehnjährigen Beobachtungen geordnet in einem Werk, 2 Bände, 8., betitelt: „das Clima von London“. Ich ſende es nach Weimar und wünſche demſelben bei ſeiner Ankunft eine freundliche Aufnahme. Darin bin ich ſo frei mit den Jahreszeiten umgegangen als früher mit den Wolken, und ich darf mir ſchmeicheln, daß auch hier eine zunehmende Aufmerkſamkeit auf den Gegenſtand das Reſultat geworden. Es hat eine freundliche Aufnahme gefunden und ſeit ſeiner Erſcheinung bin ich als Mitglied der königlichen Societät, wohin ich noch andere Aufſätze geſendet habe, vorgeſchlagen und aufgenommen worden.

Sollte man hier aber noch zu fragen bewogen ſein, wie ich, ohne ein Geſchäft, das meine ganz beſondere Aufmerkſamkeit erfordere und wenig zur Wiſſenſchaft beitrage, wie ich es einrichte, meine Zeit zuzubringen: ſo könnt' ich wohl verſchiedene Urſachen meiner Unthätigkeit anführen, noch außer einer ſchwachen Geſundheit, wovon ſchon die Rede war.

Ich bin nämlich ein Mann von häuslichen Gewohnheiten, glücklich in meiner Familie und mit wenigen Freunden, die ich nur mit Widerſtreben für andere Eitel verlaſſe. Und hier

ſchrieb mir der Ort, zu gedenken, daß ich 1796 in den ehelichen Stand trat mit Mariabella, Tochter von Johann Eliot von London, einem Ehrenmann, Mitglied der Geſellſchaft der Freunde; wir haben fünf lebende Kinder, drei Söhne und zwei Töchter, wovon das älteſte nahe einundzwanzig Jahre zählt; ſie ſind Alle bis daher zu Hauſe erzogen und in der Nachbarſchaft, daß die Perode ihres Heranwachſens und eine Quelle von Vergnügen und wechſelſeitigem Liebenwerden ſein mußte, welches meinen eigenen guten Eltern fehlte, da ihre Kinder ſo weit umher vertheilt waren; und dennoch bin ich ſehr viel im Leben der Sorge und dem Schutz eines treflichen Vaters ſchuldig geworden.

Da nun aber der Mann ſo deutlich vor Dir ſteht, ſo darf ich wohl auch mit einem Mal die wahre Urſache ausſprechen, warum er vergleichungsweiſe unfruchtbar in der Wiſſenſchaft iſt, zugleich aber die Quelle ſeiner größten Schmerzen und höchſten Vergnügungen aufdecken; mit einem Wort nun: er iſt ein Chriſt, und der praktiſche Sinn, in welchem er ſeine Religion erfaßt, vergönnt ihm in der That nur wenig Zeit für ihn ſelbſt.

Ich bitte, mein Freund, nicht zu ſagen, als wenn etwas Enthuſiaſtiſches folgen ſollte; ich verſuche vielmehr, mich deutlich zu machen. Chriſtenthum iſt bei mir nicht eine Anzahl Begriffe, worüber man ſpeculiren könnte, oder eine Reihe von Ceremonien, womit man ſein Gewiſſen beſchwichtigt, wenn man auch ſonſt an Handlungen nichts Gutes aufzuweiſen hätte; es iſt kein Syſtem, durch Gewalt vorgeſchrieben, durch menſchliche Geſetze bekräftigt, zu deſſen Bekenntniß man Andere durch Zwang nöthigen oder ſie durch Kunſt anlocken könnte; es iſt vielmehr der gerade, reine Weg zum Frieden der Seele, zur Glückſeligkeit, vorgezeichnet in der Schrift, beſonders im Neuen Teſtament; es iſt die Methode, wodurch der Menſch, welcher durch Sündigen ein Feind Gottes geworden iſt, nach reichem Beweinen ihm wieder verſöhnt wird, durch Jeſus Chriſt, deſſen Opfer und Vermittelung, ſodann aber, ſolcher Weiſe durch ihn erlöſt, an ihn glaubend, fähig wird, dem inwohnenden Böſen zu widerſtehen, aufgelegt zu guten Werken, durch geheime Hülfe und Einfluß des heiligen Gottesgeiſtes.

Betrachte ich nun meine Religion in dieſem Lichte und fühle auch dieſer Weiſe, daß ſie Geſetz meines Lebens und meiner Neigungen geworden: ſo kann ich mich nicht entſchließen, um mein' ſelbſt willen zu leben, da die Freuden meines Lebenslaufes gehaltlos größer ſind als Alles, was mir ſonſt angeboten werden könnte.

Aufgefordert haben gute Gemüther, Mariabella zu beſuchen und ſorgfältige Erziehung der Jugend; auf Erhaltung der Ordnung und Disciplin in der Geſellſchaft der Freunde, zu Beilegung aller Streitigkeiten mitzuwirken, zu Unterſtützung der Bedrängten an Leib und Seele beizutragen: Dies iſt die Natur des Beſuchens und der Vereine, welchen ich nun herkommlich angehöre.

Da ich nun auch einige Leichtigkeit der Rede erworben habe, bin ich zufrieden, ſie oft in ſolchen Dienſten zu benutzen, wobei weder Ruhm noch Vortheil entſtanden kann, und wobei wahrſcheinlich die auf dieſe Weiſe entſtandenen Hefte nach wenigen Jahren keinem gewiſſen Autor mehr zugeſchrieben ſind.

Bin ich deßhalb ein Thor nach Goethe's Deutung? Ich glaube nicht. Denn ſo gewiß als die gegenwärtige Welt wirklich iſt, ſo gewiß wird nach dieſem auch eine ſein, wo Jeder gerichtet werden wird nach den Thaten, die er hier gethan hat. Auf dieſer Zukunft beruhen meine Hoffnungen, und daraus fließt die mäßige Schätzung des Gegenwärtigen, verbunden, daß, wenn ich bis an's Ende verharrte, ich meinen Lohn empfangen werde.

Da ich nun recht gut weiß, daß die Welt in jedem andern Charakter mich wohl entbehren kann, ſo bin ich zufrieden, darin meiſtentheils als Chriſt beſchäftigt zu ſein. Die Wiſſenſchaft wird ohnehin vorwärts gehen; denn es haben ſich viele Arbeiter, die möglichen Räume werden ſich der Vollkommenheit nähern (die ſchädlichen, denk' ich, ſind ſchon ganz daran, ihren Meridian zu verlaſſen); das Menſchengeſchlecht wird zunehmen, die Erde bevölkert werden, wie ſich es gegenwärtig nicht wohl von ihr behaupten läßt; und indeſſen Geſchlechter vorwärts gehen, wird der Verſtand der Menſchen erleuchteter werden, und Der, ſo die Welt regiert, wird nicht zugeben, daß ihre Herzen verderben bleiben. Nein, die chriſtliche Religion, in aufrichtiger Ausübung, wird ſich über die Nationen verbreiten und der Zuſtand der Menſchen überhaupt werden. Theilweiſe iſt Dieß ſchon auf einem unberechenbaren Grad geſchehen, ſowohl im Sittlichen als bürgerlichen Sinne; Kriege werden aufhören, mit anderm erniedrigenden Übergriffen und verderblichen Praktiken; die Geſellſchaft wird eine neue Geſtalt gewinnen; allgemeines Uebereinſtimmen und wechſelſeitiges, gutes Bedienen, zwiſchen Nationen und Individuen, werden an die Stelle treten der gegenwärtigen Feindſchaft und Mißſtimmung. Mag's doch ſein, daß zwiſchen alles Dieſes irgend eine Periode von Gegenwirkung und Verfolgung der Guten eintrete: zuletzt wird immer über dieſe gepflegte und glückliche Geſellſchaft der Segen ruhen, welcher ſein Er-

den hingab als das Mittel, die Welt zu bilden, in Frieden regieren, bis das Ende kommt. Dann wird ein geringer Glaube, welcher in diesem Leben zur Tugend reifte, die spätesten Denkmale der Gewalt menschlichen Verstandes überwiegend gefunden werden. O, welch ein edles Gedicht könnte sich aus einem solchen Gegenstand entwickeln! Doch ich träume! Unser eigener Milton, so hoch er sich erhob, hatte keine Schwingen, dorthin zu reichen. Und sehr weislich wendete er „die Gedanken, die sich freiwillig in harmonischen Maßen bewegten", mehr die äußerlichen Umstände zu imaginiren, als daß er versucht hätte, die Substanz göttlicher Dinge zu entwickeln. Denn diese begreift nach Allem doch am Besten, wer, mit demüthigem Herzen und Gebet zu Gott um sein Licht in dieser Angelegenheit, die klare, kräftige Prose des Alten und Neuen Testaments in sich aufnimmt.

Hiernach wird es meinen Freund nicht wundern, daß ich mich für die allgemeine Verbreitung der heiligen Schriften erkläre und wirklich sehr viele Zeit abwechselnd den Geschäften der Britischen und ausländischen Bibel-Societät zuwende, von deren Committirten in London ich ein Mitglied bin, wie auch mein Vater war, vom Ursprung dieses Unternehmens bis zu seinem Tode.

Schließlich, sollte ein Mann, wie dieser, und so beschäftigt, ferner den Antheil von Goethe sich erhalten können, so werden Briefe freundlich aufgenommen und jede schuldige Genugthuung seinen Fragen und Wünschen erfolgen.

Nachschrift.

Was die zerstreuten Aufsätze betrifft, auf die ich Anspruch machen könnte, als Versuche verschiedener Art, so sind die Artikel: „Venn und Woolmann", Beides biographisch, und „Quakers", historisch, in „Rees's Cyclopädie"; diese, nebst den Artikeln „Wolken und Thau", waren meine Beiträge zu gedachtem Werk, mit dessen ehrenwerthem Herausgeber ich lange das Vergnügen der Bekanntschaft genoß. L. H.

Versuch einer Witterungslehre.

1825.

Einleitendes und Allgemeines.

Das Wahre, mit dem Göttlichen ähnlich, läßt sich niemals von uns direct erkennen; wir schauen es nur im Abglanz, im Beispiel, Symbol, in einzelnen und verwandten Erscheinungen; wir werden es gewahr als unbegreifliches Leben und können dem Wunsch nicht entsagen, es dennoch zu begreifen.

Dieses gilt von allen Phänomenen der sittlichen Welt; wir aber wollen dieß Mal nur von der schwer zu fassenden Witterungslehre sprechen.

Die Witterung offenbart sich uns, insofern wir handelnde, wirkende Menschen sind, vorzüglich durch Wärme und Kälte, durch Feuchte und Trockene, durch Maß und Uebermaß solcher Zustände, und Das alles empfinden wir unmittelbar, ohne weiteres Nachdenken und Untersuchen.

Nun hat man manches Instrument ersonnen, um eben jene uns täglich anfechtenden Wirkungen dem Grade nach zu versinnlichen; das Thermometer beschäftiget Jedermann; und wenn er schmachtet oder friert, so scheint er in gewissem Sinne beruhigt, wenn er vor sein Leiden nach Reaumur oder Fahrenheit dem Grade nach aussprechen kann.

Nach dem Hygrometer wird weniger gesehen. Nässe und Dürre nehmen wir täglich und momentlich auf, wie sie eintreten. Aber der Wind beschäftiget Jedermann; die vielen aufgesteckten Fahnen lassen einen Jeden wissen, woher er komme, und wohin er gehe; jedoch was es eigentlich im Ganzen heißen solle, bleibt hier, wie bei den übrigen Erscheinungen, ungewiß.

Merkwürdig ist es aber, daß gerade die wichtigste Bestimmung der atmosphärischen Zustände von dem Tagesmenschen am Allerwenigsten bemerkt wird; denn es gehört eine kränkliche Natur dazu, um gewahr zu werden, es gehört eine schon höhere Bildung dazu, um zu beobachten diejenige atmosphärische Veränderung, die uns das Barometer anzeigt.

Diejenige Eigenschaft der Atmosphäre daher, die uns so lange verborgen blieb, da sie bald schwerer, bald leichter, in einer Folgezeit an demselbigen Ort, oder zu gleicher Zeit an verschiedenen Orten und zwar in verschiedenen Höhen sich manifestirt, ist es, die wir denn doch in neuerer Zeit immer an der Spitze aller Witterungsbeobachtungen sehen, und der auch wir einen besondern Vorzug einräumen.

Hier ist nun vor allen Dingen der Hauptpunct zu beachten: daß Alles, was ist oder erscheint, dauert oder vorübergeht, nicht ganz isolirt, nicht ganz nackt gedacht werden dürfe; Eines wird immer noch von einem Andern durchdrungen, begleitet, umkleidet, umhüllt; es verursacht und es leidet Einwirkungen. Und wenn so viele Wesen durcheinander arbeiten, wo soll am Ende die Einsicht, die Entscheidung herkommen: was das Herrschende, was das Dienende sei; was vorauszugehen bestimmt, was zu folgen genöthigt werde? Dieses ist's, was die große Schwierigkeit alles theoretischen Behandelns mit sich führt; hier liegt die Ursache: un-

ſache und Wirkung, Krankheit und Symptome, That und Character zu verwechſeln.

Da bleibt nun für den ernſt Betrachtenden Nichts übrig, als daß er ſich entſchließe, irgendwo den Mittelpunct hinzuſetzen und alsdann zu ſehen und zu ſuchen, wie er das Uebrige peripheriſch behandle. Ein Solches haben auch wir gewagt, wie ſich aus dem Folgenden weiter zeigen wird.

Eigentlich iſt es denn die Atmoſphäre, in der und mit der wir uns gegenwärtig beſchäftigen. Wir leben darin als Bewohner der Meeresufer; wir ſteigen nach und nach hinauf bis auf die höchſten Gebirge, wo es zu leben ſchwer wird. Allein mit Gedanken ſteigen wir weiter; wir wagten, den Mond, die Mit-Planeten und ihre Monde, zuletzt die gegen einander unbewegtlichen Geſtirne als mitwirkend zu betrachten. Und der Menſch, der Alles nothwendig auf ſich bezieht, unterläßt nicht, ſich mit dem Wahne zu ſchmeicheln, daß wirklich das All, deſſen Theil er freilich ausmacht, auch einen beſonders merklichen Einfluß auf ihn ausübe.

Daher wenn er auch die aſtrologiſchen Grillen, als regiere der geſtirnte Himmel die Schickſale der Menſchen, verſtändig aufgab: ſo wollte er doch die Ueberzeugung nicht faſſen laſſen, daß, wo nicht die Fix-Sterne, doch die Planeten, wo nicht die Planeten, doch der Mond die Witterung bedinge, beſtimme, und auf dieſelbe einen regelmäßigen Einfluß ausübe.

Alle dergleichen Einwirkungen aber leugnen wir ab; die Witterungserſcheinungen auf der Erde halten wir weder für cosmiſch noch planetariſch, ſondern wir müſſen ſie nach unſern Prämiſſen für rein telluriſch erklären.

Barometer.

Bei allen meteorologiſchen Beobachtungen wird der Barometer-Stand als Haupt-Phänomen, als Grund aller Witterbetrachtungen angeſehen. Auch ich bin der Ueberzeugung, daß man darin ganz richtig verfahre.

Das Queckſilber, in der luftleeren, heberförmigen Glasröhre auf einer gewiſſen Höhe gehalten, überzeugt uns längſt von einem entſchiedenen Druck, von einer Schwere, Elaſticität, oder wie man es nennen will, der durchflüſſigen, durchſcheinenden Materie, welche den uns umgebenden Raum erfüllt.

An dem Meeresufer ſteht das Queckſilber am höchſten; wie wir uns aber bergaufwärts bewegen, wird es nach und nach fallen; in jeder Region aber, wo wir eine Zeit lang verweilen, iſt ein temporäres Steigen und Fallen bemerklich; Dieſes beſchränkt ſich in einem kleinen Höhenraum, welcher am Meeresufer etwa 20 Linien und auf hohen Gebirgen etwa 20 Linien beträgt. Dieſes geringe Steigen und Fallen iſt nun an jedem Orte der Gegenſtand unſerer unausgeſetzten Beobachtungen, deren unzählige angeſtellt und ſorgfältig aufgezeichnet worden, womit man denn tagtäglich auf das Kleinſte ſortiſchrt. Dabei iſt allgemein bekannt, daß bei unveränderter Oertlichkeit, das Steigen des Mercurs klares, heiteres, trockenes, das Sinken trübes, feuchtes, ſtürmiſches Wetter andeute.

Nach ſo vielen ſorgfältigen Bemühungen aber iſt man doch nicht dazu gelangt, etwas Regelmäßiges in dieſem Ab- und Aufſteigen zu bemerken; es geſchieht zwar genau innerhalb der beſtimmten Raumeshöhe, aber Zeit und Augenblick der Wiederkehr auf denſelbigen Punct iſt nicht vorauszuſehen.

Um aber hierin Etwas feſtzuſetzen, ja vorherſagen zu können, hat man ſich nach allen Seiten umgethan, Mond und Planeten, Tag und Nacht, Jahreszeiten und Jahres-Cirkel zu Hülfe gerufen und ſich dadurch nur immer in größere Labyrinthe verwickelt; man ſpricht von Ebbe und Fluth in der Atmoſphäre, welche an den barometriſchen Bewegungen mit Urſache ſein ſollen.

Nun hat ſich aber erſt neuerlich, bei genauer Betrachtung der auf der Jena'ſchen Sternwarte gefertigten, vergleichenden Darſtellungen bemerken laſſen, daß gedachtes Steigen und Fallen an verſchiedenen, näher und ferner, nicht weniger in unterſchiedenen Längen, Breiten und Höhen gelegenen Beobachtungsorten einen faſt parallelen Gang habe.

(Dr. Daniell Meteorological Essays. London 1823. p. 122. Barometers, situated at great distances from each other, often rise and fall together with great regularity. — It has been observed, that this unison of action extent further in the direction of the latitude, than in that of the longitude.)

Man nehme, um ſich hiervon zu überzeugen, die von Dr. Schrön ausgearbeitete, graphiſche Darſtellung vor Augen (ſiehe den 2. Jahrgang der meteorologiſchen Beobachtungen im Großherzogthum Weimar, im Verlag des Induſtrie-Comptoirs 1824), wo die mittlern Barometer-Stände von Jena, Weimar, Schnepfenthal, Wartburg und Ilmenau vom Jahre 1823 über einander gezeichnet ſind, und es wird alſobald die Gleichheit ſolcher Bewegung augenfällig ſein.

Ebenſo haben wir hier gefunden, daß die Bewegungslinien von Frauenwald und Ilmenau einander vollkommen decken, obgleich Jener 700 Fuß höher über der Meeresfläche liegt und die eine ſich einen Zoll höher als die andere bewegt. Ja die Bewegungslinie des Brocksberges iſt mit den unſrigen gleichmäßig und gleichzeitig gefunden worden. Auf dieſe Ueber-

einſtimmung iſt nun im Allgemeinen hinreichend, da ſelbſt unter den verſchiedenſten Meridianen wie unter den verſchiedenſten Breiten die größte Uebereinſtimmung herrſcht.

Wenn nun die Barometer-Stände der verſchiedenſten Orte das Aehnliche, wo nicht das Gleiche belegen: ſo ſcheinen wir dadurch berechtigt, allen außerirdiſchen Einfluß auf die Quecksilberbewegung abzuleugnen, und wir wagen auszuſprechen: daß hier keine cosmiſche, keine atmoſphäriſche, ſondern eine telluriſche Urſache obwalte.

Denn es iſt anerkannt und beſtätigt, daß alle Schwere von der Anziehungskraft der Erde abhängig ſei, daß nun die Luft, inſofern ſie körperlich iſt, eine Schwerkraft, einen verticalen Druck aus, ſo geſchieht es vermöge dieſer allgemeinen Attraction; vermindert und vermehrt ſich daher der Druck, dieſe Schwere, ſo folgt daraus, daß die allgemeine Anziehungskraft ſich vermehre, ſich vermindere.

Nehmen wir alſo mit den Phyſikern an, daß die Anziehungskraft der ganzen Erdmaſſe von der uns unerforſchten Tiefe bis zu dem Meeresſpiegel, und von dieſer Grenze der uns bekannten Erdoberfläche bis zu den höchſten Bergſpitzen und darüber hinaus erfahrungsgemäß nach und nach abnehme, wobei aber ein gewiſſes Auf- und Abſteigen, Aus- und Einathmen ſich ergebe; welches denn zuletzt vielleicht nur durch ein geringes Pulſiren ihre Lebendigkeit andeuten werde.

Thermometer.

Obgedachte Schrön'ſche Tabelle legt uns vor Augen, wie das Thermometer ſeinen eigenen Gang geht, ohne mit dem Barometer-Stande auch nur die mindeſte Gemeinſchaft anzudeuten. Vom Januar bis in den Auguſt ſteigt er und ſenkt ſich wieder bis in den December, ohne daß man mit dem Barometer-Stand irgend eine Spur von Wechſelwirkung entdecken könnte.

Wird nun das Barometer durch die Schwere der Atmoſphäre bedingt, das Thermometer hingegen durch den fernern oder nähern Bezug der Erde zur Sonne; läugnen wir, daß beide Wirkſamkeiten unmittelbar auf einander einfließen: ſo müſſen wir doch zugeſtehen, daß wir ſie bei Witterungserſcheinungen nicht ohne Verhältniß denken können; Dieſes aber ſuchen wir dadurch, daß Jedes von ſeiner Seite auf ein Drittes wirkt, auf die materielle, gleichfalls für ſich beſtehende Atmoſphäre; und hier liegt nun das Wichtige, das Schwierige in Beurtheilung der Witterungsbeobachtung.

Manometer.

Dieſes Inſtrument, ſchon von Otto von Guericke erfunden, nachher auf mannigfache Weiſe verändert und verbeſſert, wird erſt in ſeinen Wirkungen dem Barometer gleich geachtet, nachher von demſelben getrennt und wird bei atmoſphäriſchen Beobachtungen nicht mehr zu Rathe gezogen.

Außer dem verticalen, ſogenannten Druck der Luft, wovon das Barometer uns Kenntniß gibt, kann dieſelbe auch in einem verdichteteren oder verdünnteren Zuſtande exiſtiren. Auf das Barometer hat Dieſes keinen merklichen Einfluß, ob man gleich denken ſollte, daß eine verdünnte Luftſäule weniger laſten ſollte, als eine verdichtete; man müßte ſich denn die eine ſehr viel höher und die andere ſehr viel niedriger denken. So ſcheint mir, daß nach meinen Prämiſſen, die Sache folgender Geſtalt angeſehen werden könnte.

Das Steigen und Fallen des Barometers, verurſacht durch die vermehrte oder verminderte Anziehungskraft der Erde, hat eine allgemeine, telluriſche Urſache; da hingegen die Verdünnung und Verdichtung der Luft, durch Erwärmung bewirkt, nur local iſt und, in Bezug auf's große Ganze, von keiner Bedeutung.

Da jedoch auch bei uns die Verdünſtung, ſo wie der Niederſchlag, Waſſerreinigung und Waſſerbildung, von der höchſten Bedeutung bleiben: ſo beruhigt ſich der Beobachter dabei, daß Thermometer und Hygrometer dieſen Forſchungen völlig genug thun, weil die Wärme als Urſache der Verdunſtung, das Feuchte hingegen als die entgegengeſetzte zu betrachten iſt; alſo Dasjenige, was durch das Manometer geſucht wird, hierdurch genugſam offenbart wird.

Das Barometer gibt uns eine unmittelbare Andeutung von einer großen Naturerſcheinung, von der ab- und zunehmenden Schwere der atmoſphäriſchen Maſſe. Daher darf Dieſes, was wir hier vor Augen ſehen, ein Grund-Phänomen genannt werden; dagegen ſind die Erſcheinungen des Manometers als complicirt und abgeleitet zu betrachten, weßhalb über ſeine Andeutungen immerfort Zweifel entſtehen.

Die möglichſt luftfreie Kugel denke man ſich in einem gewiſſen Gleichgewicht auf der atmoſphäriſchen Maſſe ruhend und ſchwebend; ſie hebt ſich und ſenkt ſich, je nachdem das Element ſchwerer und leichter wird. Ihre Bewegung entſpringt aus derſelbigen Urſache, wie die des Barometers; aber, als abgeleitet, kann ſie mit dem Original-Phänomen nicht Schritt halten, und wird alſo mit dem Barometer graphiſch nicht zu vergleichen ſein.

Es ſteht mit dem ſinkenden Barometer; aber es iſt nicht ſonderbar genug, wenn gleich wieder mit

ihm zu ſteigen. Es ſteigt und beſteht ſich erſt wieder, ehe es Jenem nachkommt.

Werfen wir zu darauf; unter den Phänomenen iſt ein großer Unterſchied: das Ur-Phänomen, das reinſte, widerſpricht ſich nie in ſeiner ewigen Einfalt; das abgeleitete erduldet Stoffungen, Fractionen und überliefert uns nur Undeutlichkeiten.

Die Windfahne.

In dieſem Sinne iſt die Windfahne gleichfalls ein unſicheres und ſehr wenig die angedeutetſte Luftbewegung andeutendes Inſtrument. Wie man auch die Friction vermindern mag, ſo bleibt eine mechaniſche Reibung immer übrig. Das Schlimmſte aber iſt, daß ſie dem Weſtwinde immer mehr gehorcht als den übrigen Winden; denn er iſt der ſtärkſte, und mit den Jahren biegt ſich endlich durch die Gewalt die Spindel, wenn die Fahne groß und ſchwer iſt; ſie ſenkt ſich deßwegen nach Oſten, und der Wind kann ſich ſchon eine Weile umgelegt haben, ehe ſie ſich entſchließt, ihre Stellung zu verändern. Den Wolkenzug anſtatt der Windfahne zu beobachten, wird immer das Sicherſte bleiben; denn man erfährt nicht allein, welcher Wind in der untern Region herrſcht, ſondern man wird zugleich aufmerkſam auf Das, was in der obern vorgeht, wo man denn oft Ruhe und Stille bemerkt, wenn unterwärts Zug und Bewegung ſich ſpüren läßt.

Atmoſphäre.

Der aufmerkſame Beobachter der Witterungsbegebenheiten wird von vielen Seiten her auf den Gedanken getrieben: die den Erdball umgebende Atmoſphäre nehme nicht nur, wie das Barometer ausweiſt, von der Meeresfläche aufwärts an Dichtigkeit, Schwere, Elaſticität in ſteiger Folge nach und nach ab, hinunterwärts aber zu; ſondern es ſeien eben in dieſem atmoſphäriſchen Raume gewiſſe geheime, concentriſche Kreiſe abgeſchloſſen, die ſich, als beſonders gerichtet, gelegentlich manifeſtiren. Was und wie es auch damit ſei, wir bemerken folgendes.

Und zwar ſuchen wir Gelegenheit, zuerſt vor die große Weikard'ſch-Ritter'ſche Karte zu treten, indem dieſe ſolchen allgemeinen Betrachtungen beſonders günſtig iſt; wir ſehen darauf die Schneelinie bezeichnet, wie ſie ſich von ihrer Höhe unter dem Aequator nach Norden und Süden auf's Meer legt, und ſo über und neben ſich das Eis angeſchwollen bewahrt. Hier ſehen wir alſo eine entſchiedene Zone, in welcher die auf dem höchſtmöglichen Punct am Erdkreis waltende Wärme die Gefrierung des Waſſers nicht hindern kann, und wir werden darauf geführt, unter und über derſelben auch mehrere dergleichen Luftgürtel aufzuſuchen.

Betrachten wir nun zu dieſem Zwecke das Verhältniß lebendiger Weſen zu derſelben, ſo finden wir, daß Geſchöpfe bis an ſie heraufgehen, und deßhalb aber auch Verkünder werden, wenn dieſelbe nach Anlaß der Jahreszeiten herabſteigt. Ich nehme das Beiſpiel von den Finken und erinnere mich, daß, als wir im September 1797 auf Maria-Cruſſelein verweilten, und ein in der Nacht gefallener Schnee in einer gewiſſen mittlern Höhe des Gebirges liegen geblieben war, ſogleich jene zarten Vögel, um ſo viel herabweichend, den Vogelſtellern unzählig in die Netze fielen, und Prägern ſo wie Reiſenden als eine ſchmackhafte Speiſe zu Gute kamen.

Und ſo manifeſtirt ſich an allen gebirgigen Orten dem aufmerkſamen Beobachter eine mit der Jahreszeit nach und nach niederſteigende Schneelinie, die nach eintretenden Umſtänden eine gewiſſe Linear-Höhe beobachtet. Eine dergleichen zieht ſich am großen Ettersberge über Weimar her, läßt Lützendorf unter ſich, die Margae in Obelisken-Form über ſich und wird am kleinen Ettersberge unſcheinbar. Hier bleibt der erſte Schnee eine Zeit lang liegen, obgleich die Lage des Berghanges gegen Mittag geneigt iſt.

Dieſes Phänomen wiederholte ſich mehrere Jahre, und wir wurden aus Thüringen andere Beiſpiele bekannt, wobei freilich zur Sprache kam: daß außer der barometriſchen Höhe noch die Lage gegen dieſe oder jene Himmelsgegend, die Nachbarſchaft zu andern Bergen, ſonſtige Expoſitionen, vielleicht die Gebirgsart, in Betracht zu ziehen ſei.

Ohne dieſe Bemerkungen abzuleugnen, fand ich doch Urſache, auf jene erſte Lehre von den concentriſchen Kreiſen der Atmoſphäre gar manches Phänomen zu beziehen.

So ſei noch Eins bemerkt: die gewaltſamen Stöße, die im letzten December nahe an der Erde wütheten, wurden dem Beobachter zu Frankenhain auf der Rhön, welcher über zweitauſend Fuß über der Meeresfläche geſtellt iſt, keineswegs in dem in der Tiefe herrſchenden Grade fühlbar; wie ſeine eingereichten, genauen Tabellen beweiſen. Und gerade mag der Sturm deßhalb ſo fürchterlich wüthen, weil er ſich an die Oberfläche des Meeres und der Erde ſchmiegt und in geringer Höhe allerwärts erregt, während er von Weitem herzukommen und in undenkbarer Eile heranzuwüthen ſcheint.

Dergleichen atmoſphäriſche Kreiſe laſſen ſich auch aus der Wolkengeſtaltung vermuthen; ſehr ſelten wird ein Cumulus bei uns an ſeinem untern Rande gebaut oder in einiger Ausdehnung gebildet erſcheinen, vielmehr liegt er

Schnaps.

Eins nach dem andern.

Märten.

Nur zu!

Schnaps.

(nach einer Pauſe) Erſtlich umarmt' er mich nochmal.

Märten.

Ein höflicher Herr!

Schnaps.

Das dank ihm der Henker!

Märten.

Ich wüßte nicht —

Schnaps.

Dann bracht' er (er bringt eine rothe Mütze hervor.)

Märten.

Das rothe Käppchen? Ihr ſeyd ja kein Ehemann.

ſich gewöhnlich flach und recht mit einer ſtratoſphäriſchen Baſis gleichſam auf einem fremdartigen, ſchwereren Elemente, das ihn zu einer horizontalen Geſtaltung nöthigt; ſowie umgekehrt in einer gewiſſen Höhe, etwa zweitauſend Fuß über der Meeresfläche, der Cumulus unten wie oben ausgezackt iſt, auch bei ſteigendem Barometer ſogleich an allen Enden in Cirrus aufgelöſet wird.

Wie dem auch ſei, ſo geht daraus hervor, daß die verſchiedenen atmoſphäriſchen Stufen auf Waſſerbildung und Verneinung, auf Wolkengeſtaltung, auf das Niedergehen derſelben als Regen oder ihre Auflöſung zu Schäfchen einen verſchiedenen Bezug haben.

So wenig man ſich nun anmaßen darf, die jedesmalige Höhe des Kreiſes über dieſem oder jenem Ort zu beſtimmen, ſo tragen wir doch kein Bedenken, ſolche relative Atmoſphären anzunehmen, wenn wir uns in dem Labyrinthe der Witterungsbeobachtung mit einigem vernünftigen Behagen ergehen wollen.

Als einwirkend auf dieſe Atmoſphäre und deren vermuthliche Kreiſe werden nun die beiden großen Mächte gegen einander übergeſtellt, die ſich uns durch das Barometer und Thermometer offenbaren; ſie werden, nach jener oben ausgeſprochenen Maxime, als von einander vollkommen unabhängig erklärt, um deſto reiner zu faſſen, wie durch ſie die atmoſphäriſchen Zuſtände beſtimmt werden.

Man verzeihe Wiederholungen; dieſe ſind in ſolchem Falle unvermeidlich, wo man am einfachen Grunde feſthalten und die Mannigfaltigkeit der Erſcheinung darauf zurückführen will.

Indeſſen ſtehe hier eine allgemeine Warnung, welche für alle Capitel der Naturforſchung gilt, hier aber beſonders beherzigt zu werden verdient: man hüte ſich, Urſache und Wirkung zu verwechſeln, beſonders aber das Barometer von atmoſphäriſchen Ereigniſſen abhängig zu machen. Worauf man aber höchſt aufmerkſam zu ſein Urſache hat. Das ſind die Correlate, die Bezüge, die ſich als Reſultate neben- und zuſammenwirkender Thätigkeiten hervorthun.

Waſſerbildung.

In der Atmoſphäre ſchwebt immerfort, durch Verdunſtung und ſonſt, erzeugtes Waſſer; es wird ſelbſt bei den heiterſten Tagen, als Dunſt gleichmäßig ausgetheilt, in dem ätheriſchen Raume getragen, in den untern Regionen dichter, in den obern klarer; wie uns in den tiefen Localitäten das herrliche Himmelblau überzeugt, welche Farbe denn immer dunkler und geſättigter wird, je höher wir bergan ſteigen.

Dieſe fortdauernde Tendenz der Waſſerbildung verurſacht uns einen veränderlichen Luftraum; der niedere Barometer-Stand begünſtigt ſie, der höhere vermindert ſie; hier iſt die erſte am meiſten in die Sinne fallende Erſcheinung, auf die wir bei Wetterbeobachtungen zu merken pflegen.

Wolkenbildung.

Durch Howard's glücklichen Gedanken, die Wolkenbildungen zu ſondern, zu characteriſiren, zu benennen, ſind wir mehr, als man glauben könnte, gefördert; Cirrus deutet auf hohen Barometer-Stand, Cumulus auf mittlern, Stratus auf niedern, Nimbus auf den niedrigſten Zuſtand; wobei zugleich zu bemerken iſt, daß die atmoſphäriſche Höhe zugleich mit wirkſam iſt, wie denn wohl der Fall vorkommen kann, daß der Cumulus oben ſich in Cirrus auflöſ't, unten zum Stratus ſich verflächt, und dieſer näher an der Erde zum Nimbus übergeht.

Electricität.

Dieſe darf man wohl und im höchſten Sinne problematiſch ausſprechen. Wir betrachten ſie daher vorerſt unabhängig von allen übrigen Erſcheinungen; ſie iſt das durchgehende, allgegenwärtige Element, das alles materielle Daſein begleitet, und eben ſo das atmoſphäriſche; man kann ſie ſich unbefangen als Weltfeuer denken. Inwiefern ſie ſich nun ruhig verbirgt, ſodann aber durch den geringſten Anlaß geſtimmt wird, ſich bald von dieſer, bald von jener Seite zu zeigen, einen oder den andern Pol herauszukehren, ſich anzuhäufen und von da ſich unbemerkt wieder zu zerſtreuen, oder aber wohl mit den gewaltſamſten und wunderbarſten Exploſionen ſich zu manifeſtiren: darüber möchte wohl ſchwer ſein, durch Erfahrung nachzukommen, ob ſich ſchon nicht läugnen läßt, daß Barometer- und Thermometer-Stände darauf bedeutend einfließen mögen.

Windserzeugung.

Iſt gleichfalls vorerſt, als von dem Barometer-Stand abhängig, zu achten; Oſt und Nord haben Bezug auf hohen, Weſt und Süd auf niedern Queckſilberſtand.

Eben dieſe Hauptverhältniſſe erſcheinen oft in einem unerklärlichen Schwanken; aber auch hier muß uns das früher Feſtgeſetzte als Regel zu Hülfe kommen, um uns durch die Irrwege der Erfahrung zu begleiten.

Der Wolkenzug läßt uns alle Windfahnen entbehren, und bei demſelben kommt vorerſt wieder der Zuſtand verſchiedener atmoſphäriſcher Regionen in Betracht.

Der Weſtwind iſt der untern Region beſonders angehörig; bezeichnen wir einen Fall ſtatt vieler.

Bei niederem Barometer-Stand ſei der Himmel zum groſſen Theil überzogen; graue Regenwolken ziehen mit gelindem Weſtwind langſam einher; Dieſes kann bei gleich tiefem Barometer-Stande mehrere Tage anhalten. Das Barometer ſteigt; der Wolkenzug von Weſten nach Oſten dauert langſam fort; doch bleibt von den obern Wolkenſäumen nach und nach Etwas zurück, löſ't ſich auf und begibt ſich in höhere Regionen. Endlich ſtocken ganze Maſſen, verharren als Cumuli, lehnen ſich als Wand an die Gebirge. Ueberdeckt auch manchmal eine Wolkenmaſſe den Himmel, ſo bleibt ſie getrennt; die Nacht iſt mondenklar; die Wolken ſtehen beinahe ſtill; ſie bewegen ſich nur ganz gelind unter einander.

Jahreszeiten.

Dieſe muß man von ſeinem Standpuncte aus beſonders beobachtet haben, um genugſame Prämiſſen zu künftiger Dijudicatur vorkommender Fälle ſich zu erwerben.

So ſehr auch zu jeder Jahreszeit Verdunſtung des Meeres und der Erdoberfläche, inſofern ſie heiſ't oder frei iſt, vor ſich geht: ſo iſt ſie doch im Sommer bei uns ſtärker als im Winter; daher denn an langen Tagen das Phänomen nicht ſelten iſt, daß, bei'm höchſten Barometer-Stande, ſich allmälig nach Aufgang der Sonne die Atmoſphäre mit Dünſten füllt, die ſich zu Wolkengeſtalten zuſammengeben, welche man als leichte, ſchwebende, ringsum ausgezackte Cumuli anſprechen möchte. Ich habe ſie am Mittag den ganzen Himmel einnehmen ſehen; allein ſie ſchweben jede für ſich und, obgleich mit nur geringen Zwiſchenräumen, verſchmelzen ſie nicht in einander. Bald nach Sonnenuntergang aber iſt Alles verſchwunden; es ſei nun, daß ſie als Thau niedergegangen oder ſich phyſiſch, vielleicht chemiſch, in der Atmoſphäre aufgelöſ't haben, um nach kurzer Nacht, bei frühem Morgen, das vorige Spiel wieder anzufangen, welches die herrlichſten Anſichten kurz vor und gleich nach Sonnenaufgang gewährt. Man ſieht leichte Nebelſtreifen emporſteigen, ſich bald in Cirrus auflöſen, oder auch wohl einen Gebirgsrücken als Cumulus überthürmen, wozu das geringſte Niedergehen des Barometers ſogleich Anlaß geben kann.

Noch ein Beiſpiel iſt nöthig, um zu zeigen: wie verſchiedene Jahreszeiten verſchiedene Phänomene, bei immer fortdauerndem Grundgeſetz, zum Vorſchein bringen.

Wir pflegen bei feuchten und unfreundlichen Sommermonaten aufgemuntert mit dem Herbſt zu tröſten; auch gibt die Erfahrung, daß wir im September und October die meiſten, wo nicht ſchönen, doch erquickten, für den Reiſenden, Ackersmann, Spaziergänger und andere im Offenen beſchäftigte Perſonen leidlichen Tage haben. Schreiben wir nun dem Barometer-Stand auf die Witterung einen immer gleichen Einfluß zu, ſo ſcheint es wunderbar, daß, obſchon in gedachten Monaten das Queckſilber wie in den übrigen ſich über und unter der Mittellinie bewegt, doch die Witterung immer ſchön, gut und wenigſtens leidlich bleibt.

Hier müſſen wir nun mit unſern Betrachtungen gerade wieder zur untern Atmoſphäre unſere Aufmerkſamkeit wenden und ausſprechen: ſie ſelbſt ſteht in verſchiedenem Verhältniß zu den verſchiedenen Jahreszeiten. Oben iſt dargeſtellt worden, wie im Sommer bei langen Tagen eine groſſe, überſchwengliche Ausdünſtung vor ſich gehe, worüber ſelbſt die höchſt elaſtiſche Luft kaum Herr werden kann.

Werden hingegen die Tage kürzer; wird die Ausdünſtung, durch Sonnenwärme verurſacht, immer geringer: ſo kämpft eine mehr oder weniger elaſtiſche Luft mit beſſerem Geſchick gegen die in der Atmoſphäre ſchwebenden Dünſte. Steht das Barometer über der Mittellinie, ſo iſt die Luft alſobald rein; ſteigt es höher, ſo haben wir die ſchönſten Tage; ſteigt es wieder herab unter die Mittellinie, ſo gehen die Wolken nicht gleich in Regen über: ſie ziehen vorbei; es zeigen ſich abwechſelnd freundliche Sonnenblicke; eine belebende Wärme, die mit dem niedern Barometer-Stand ſich wohl verträgt, kann ſich verbreiten, und man iſt in freier Luft noch immer behaglich. Steigt aber das Barometer glücklicher Weiſe, ſo iſt mit dem Oſtwind ein heiterer Himmel unverzüglich da; und wer im Freien lebt, genießt der ſchönſten Tage, die ſich an vergangene, mäßig heitere und immer genießbare Stunden wohlthätig anſchließen.

Mittellinie.

Aus vorgemeldeten, gar verſchiedenen, auf die Witterung einfließenden Umſtänden, welche noch mit vielen andern Bedenklichkeiten vermehrt werden könnten, iſt erſichtlich, daß alle Diejenigen, welche zu ſtetem Haus-brauch ſich das Barometer beſchauen und daraus von der nächſten Witterung einige Kenntniß zu erlangen wünſchen, gar oft in Verwunderung und Unſicherheit gerathen möchten. Bemerken wir daher Folgendes:

Auf Barometern früherer Zeit, wie ſolche die ſogenannten Italiener herumtragen, und wie ſie noch an manchen Orten gefunden werden, ſehen wir auf dem Zollſtäbchen eine gewiſſe Linie gezogen, worneben geſchrieben ſteht: unbeſtändig. Ueber derſelben ſahen wir ſtürmiſch ſchön, und ſodann beſtändig Wetter angezeigt; unterhalb iſt trüb, Re-

gen und Sturm angemerkt. Dieſe Beſtimmungen ſämmtlich hat man auf neuern Barometern als empiriſch, unzuverläſſig und unwürdig weggelaſſen, und zwar mit Recht, indem eine allgemeine, auf allen Barometern gleichmäßig beſtimmte Linie für die verſchiedenen Ortslagen nicht hinreichte und ſelten zutreffen konnte.

Gleichwohl iſt es für den Tagesgebrauch ſolcher Perſonen, die einige allgemeine Kunde des nächſt bevorſtehenden Wetters zu erlangen wünſchen, oder welche ſich von der ſchon eingetretenen Witterung Rechenſchaft zu geben gedenken, zweckmäßig, daß wenigſtens die Mittellinie auf ihren Barometern bemerkt werde.

Es bezeichnet aber dieſe Linie den, aus mehrjährigen, gehörig beobachteten Barometer-Ständen eines Ortes berechneten Durchſchnitt, mithin die für dieſe Stände geltende Mitte; deßwegen ſie denn auch den Indifferenz-Punct gewiſſer Maßen darſtellt, von wo alle Veränderungen ausgehen.

Wenn nun für jede höhere und tiefere Ortslage ein ſolcher Mittelſtand erſt auszuforſchen iſt, ſo geben die Berechnung ſowohl als auch die Erfahrung die Auskunft, daß bei uns in Weimar 27 Zoll 6 Linien ungefähr dieſe Grenze zu ziehen iſt.

Sie kann mit Recht als den veränderlichen Zuſtand andeutend angeſehen werden; denn da man nie voraus wiſſen kann, ob das Queckſilber darüber ſteigen oder darunter fallen werde, ſo kann man ſich doch verſichert halten, daß das Queckſilber im Steigen auf einen klaren, heitern, im Sinken auf einen bewölkten Zuſtand hindeute. Steht das Barometer ſehr hoch, ſo hat man beſtändig Wetter angenommen, wenn ſchon Beſtändigkeit vom Barometer auf keiner Stufe zu erwarten ſteht. Da jedoch von dieſer Höhe (bei uns 28 Zoll) das Queckſilber mehrere Tage ſich wechſelsweiſe auf- und abbewegen kann, ohne daß es ſich unter die Mittellinie herunterläßt: ſo iſt das heitere Wetter im gewiſſen Sinne beſtändig; aber es iſt nicht beſtändiger, als das trübe, regneriſche, ſtürmiſche Wetter, wenn das Queckſilber unter gedachter Linie ſich auf- und abbewegt, ohne ſie zu überſchreiten.

Es iſt leicht einzuſehen, welche Vortheile ein ſolcher Hinweis dem harmloſen Beobachter bringt, der keine Anſprüche an höhere, wiſſenſchaftliche Mittheilungen zu machen denkt, ſondern ſich nur in dieſem Labyrinthe nach einem Leitfaden und nach einem feſten Puncte umſieht, woran er denſelben heften kann.

Auf wohlgearbeiteten Barometern zu Ende des vorigen Jahrhunderts findet ſich die Mittellinie noch; allein da, wie geſagt, eine allgemeine Linie für die verſchiedenſten Ortslagen nicht paſſend iſt, ſo muß dieſer Indifferenz-Punct auf den Barometern eines jeden Ortes beſonders beſtimmt werden, worüber Folgendes zu ſagen wäre:

„Am Einfachſten gelangt man zum Zweck, wenn man, der bekannten Höhenunterſchied zweier Orte, ſich mit einem andern Beobachter in Rapport ſetzt, welcher die Mittellinie für ſein Inſtrument ſchon beſitzt. Bei dem bemerkten parallelen Gang des Barometers würden ſchon wenige, während einiger Tage an verabredeten Stunden zu machende Beobachtungen genügen, um zu erkennen, um wie viel Lot unter oder über der bekannten Mittellinie das Queckſilber ſtand, wornach man denn hier die Mittellinie um eben ſo viel unter oder über den hier beobachteten Ständen ziehen würde.

Iſt aber der Höhenunterſchied beider Orte bekannt und zeigen beide Barometer, neben einander hangend, gleiche Stände, ſo iſt die neue Mittellinie nach der bereits bekannten unmittelbar zu beſtimmen. Wenn läge der Ort, wo die Mittellinie geſucht wird, etwa 80 Pariſer-Fuß höher als der andere Ort, wo man dieſe Linie bereits ausgemittelt hat, ſo würde die neue Mittellinie um 1 Pariſer Linie tiefer zu beſtimmen ſein. Und ſo nach Verhältniß an allen übrigen Orten.

In Ermangelung dieſer Hülfsmittel wird der Durchſchnitt regelmäßiger Beobachtungen die Mittellinie ergeben, und zwar um ſo genauer, je länger man beobachtet; denn während nur eines Jahres kann man ſich bei drei täglichen Beobachtungen freilich um eine Pariſer-Linie und mehr irren.“

Haben wir nun das Vorgeſagte gemerkt; wiſſen wir uns an die Mittellinie zu halten; haben wir beobachtet, wie hoch und wie tief auf unſerm Barometer das Queckſilber zu ſteigen und dann auch auf eine Reihe von Zeit wieder zu fallen pflegt, ſo müſſen wir Folgendes im Auge behalten.

Das Steigen und Fallen des Barometers deutet auf eine Urſache, deren Wirkung erſt ſpäter hervortritt, wie denn vieljährige, in ein und demſelben Local bei unverrücktem Barometer täglich und ſtündlich angeſtellte Beobachtungen zur Ueberzeugung hinführen, daß man vierundzwanzig Stunden vorher die Witterung vorausſagen könne.

Nimmt man Dieſes auch nicht für ſo ganz entſchieden an, da in der täglichen Erſcheinung auch irgend ein Schwanken gar wohl zum Vorſchein kommen könnte, ſo kann man doch verſichert ſein, daß es in der Hauptſache wie trügen werde.

Sogenannte Oscillation.

Außer der bisher behandelten, weder an Jahres- noch Tageszeit gebundenen Bewegung des Mercur's in der Glasröhre iſt uns in der neuern Zeit durch mannigfache Beobachtungen eine andere Bewegung des Queckſilbers in der Röhre bekannt geworden, welche ihre Beſtimmung in vierundzwanzig Stunden durchläuft.

Die verſchiedenen, in Europa angeſtellten Beobachtungen zeigen dieſe Bewegung nicht unmittelbar; wir übergehen ſie jetzt und halten uns an Beobachtungen, die unter dem Aequator auf dem Meer angeſtellt worden, wo das Phänomen auf's Deutlichſte hervorzutreten ſcheint.

Wir legen eine Stelle aus Simonow's Beſchreibung einer Entdeckungsreiſe, Wien 1828, zum Grunde, welche folgender Maßen lautet:

S. 33. „Die Erſcheinungen, die ſich nach dieſen Beobachtungen auf dem Barometer zeigten und die bisher ſelten unterſucht wurden, beſtehen darin, daß das Queckſilber an jedem Tage allmälig bis zum höchſten Grade des Barometers ſteigt und von dieſem wieder langſam zu fallen anfängt. Dieſes Steigen und Fallen des Queckſilbers im Barometer geſchieht zwei Mal in vierundzwanzig Stunden. Nämlich um 9 Uhr in der Frühe und Abends um dieſelbige Stunde (ſteht es am höchſten); nach Mitternacht und Nachmittags auf dem niedrigſten Puncte.“

(Voyage d'Alexandre de Humboldt. Tom. III. p. 7, 8 — les oscillations du Mercure dans le barometre indiquent l'heure presque comme une horloge. p. 518. Les deux maxima barometriques coincident presque avec les époques les plus chaudes et les plus froides du jour et de la nuit.)

Auch hier gedenken wir, uns nach gewohnter Art an das Gewiſſeſte zu halten, um nach und nach dem Ungewiſſen deſto eher beizukommen.

Ganz deutlich iſt in Vorſtehendem ausgeſprochen, daß um Nachmittag und nach Mitternacht das Barometer auf dem niedrigſten Puncte ſtehe. Daß um 9 Uhr früh und Abends um dieſelbe Stunde es am höchſten ſtehe, müßten wir durch eine Parentheſe ausſprechen, da es uns nur zufällig ausgelaſſen ſcheint.

Hierauf nun fußend, lehnen wir alle äußern Einflüſſe abermals ab und ſagen: dieſe Erſcheinung iſt tellariſch. Wir ſtellen uns vor, daß innerhalb der Erde eine rotirende Bewegung ſei, welche den ungeheuren Ball in vierundzwanzig Stunden um ſich ſelbſt herum nöthigt, und die man ſich als lebendige Schraube ohne Ende verſinnlichen mag.

Aber Dieſes iſt nicht genug; dieſe Bewegung hat ein gewiſſes Pulſiren, ein Zu- und Abnehmen, ohne welches keine Lebendigkeit zu denken wäre; es iſt gleichfalls ein regelmäßiges Ausdehnen und Zuſammenziehen, das ſich in vierundzwanzig Stunden wiederholt, am Schwächſten Nachmittags und nach Mitternacht wirkt, und Morgens 9 Uhr und Abends um dieſelbe Stunde die höchſte Stufe erreicht.

Wiederaufnahme.

Hiernach werden alſo zwei Grundbewegungen des lebendigen Erdkörpers angenommen und ſämmtliche barometriſche Erſcheinungen als ſymboliſche Aeußerung derſelben betrachtet.

Zuerſt deutet uns die ſogenannte Oſcillation auf eine geſetzmäßige Bewegung um die Axe, wodurch die Umdrehung der Erde hervorgebracht wird, woraus denn Tag und Nacht erfolgen. Dieſes Bewegende ſenkt ſich in vierundzwanzig Stunden zwei Mal und erhebt ſich zwei Mal, wie Solches aus mannigfaltigen bisherigen Beobachtungen hervorgeht; wir verſinnlichen ſie uns als lebendige Spirale, als belebte Schraube ohne Ende; ſie bewirkt alſo anziehend und nachlaſſend das tägliche Steigen und Fallen des Barometers unter der Linie, dort, wo die größte Erdmaſſe ſich umwälzt, muß ſie am Bemerklichſten ſein, gegen die Pole ſich vermindern, ja Null werden, wie auch ſchon von Beobachtern ausgeſprochen iſt. Dieſe Rotation hat auf die Atmoſphäre entſchiedenen Einfluß; Klarheit und Regen erſcheinen tagtäglich abwechſelnd, wie die Beobachtungen unter dem Aequator deutlich beweiſen.

Die zweite allgemein bekannte Bewegung, die wir einer vermehrten oder verminderten Schwerkraft gleichfalls zuſchreiben, und ſie einem An- und Abnehmen vom Mittelpuncte gegen die Peripherie vergleichen; dieſe dargethan, haben wir das Steigen und Fallen des Barometers als Symptom betrachtet.

Bändigen und Entlaſſen der Elemente.

Indem wir nun Vorſtehendes unabläſſig durchzudenken, anzuwenden und zu prüfen bemüht ſind, werden wir durch manches eintretende Ereigniß immer weiter geführt; man laſſe uns daher in Betracht des Geſagten noch Folgendes vortragen.

Es iſt offenbar, daß Das, was wir Elemente nennen, ſeinen eigenen wilden, maßen Gang zu nehmen immerhin den Trieb hat. Inſofern ſich nun der Menſch den Beſitz der Erde ergriffen hat und ihn zu erhalten verpflichtet iſt, muß er ſich zum Widerſtand bereiten und nachſam erhalten. Aber einzelne Vorſichtsmaßregeln ſind keineswegs ſo wirkſam, als wenn man dem

Regelloſen das Geſetz entgegenzuſtellen vermöchte; und hier hat uns die Natur auf's Herrlichſte vorgearbeitet, und zwar indem es ein geſtaltetes Leben dem Geſtaltloſen entgegenſtellt.

Die Elemente daher ſind als coloſſale Gegner zu betrachten, mit denen wir ewig zu kämpfen haben, und ſie nur durch die höchſte Kraft des Geiſtes, durch Muth und Liſt im einzelnen Fall bewältigen.

Die Elemente ſind die Willkür ſelbſt zu nennen. Die Erde möchte ſich des Waſſers immerfort bemächtigen und es zur Solideſcenz zwingen, als Erde, Fels oder Eis in ihren Umfang nöthigen. Ebenſo unruhig möchte das Waſſer die Erde, die es ungern verließ, wieder in ſeinen Abgrund reißen. Die Luft, die uns freundlich umhüllen und beleben ſollte, rafft auf ein Mal als Sturm daher, uns niederzuſchmettern und zu erſticken. Das Feuer ergreift unaufhaltſam, was von Brennbarem, Schmelzbarem zu erreichen iſt. Dieſe Betrachtungen ſchlagen uns nieder, indem wir ſolche ſo oft bei großem, unerſetzlichem Unheil anzuſtellen haben. Herz und Geiſt erhebend iſt dagegen, wenn man zu ſchauen kommt, was der Menſch ſeinerſeits gethan hat, ſich zu waffnen, zu wehren, ja ſeinen Feind als Sclaven zu benutzen.

Das Höchſte jedoch, was in ſolchen Fällen dem Gedanken gelingt, iſt, gewahr zu werden, was die Natur in ſich ſelbſt als Geſetz und Regel trägt, jenem ungezügelten, geſetzloſen Weſen zu imponiren. Wie viel iſt nicht davon zu unſerer Kenntniß gekommen! Hier dürfen wir nur des Nächſten gedenken.

Die erhöhte Anziehungskraft der Erde, von der wir durch das Steigen des Barometers in Kenntniß geſetzt ſind, iſt die Gewalt, die den Zuſtand der Atmoſphäre regelt und den Elementen ein Ziel ſetzt; ſie widerſteht der übermäßigen Waſſerbildung, den gewaltſamſten Luftbewegungen; ja die Electricität ſcheint dadurch in der eigentlichſten Indifferenz gehalten zu werden.

Niederer Barometer-Stand hingegen entläßt die Elemente; und hier iſt vor allen Dingen zu bemerken, daß die untere Region der Continental-Atmoſphäre Neigung habe, von Weſten nach Oſten zu ſtrömen; Feuchtigkeit, Regen, Güſſe, Wellen, Wogen, Alles zieht milder oder ſtürmiſcher oſtwärts; und wo dieſe Phänomene unterwegs auch entſpringen mögen, ſo werden ſie ſchon mit der Tendenz, nach Oſten zu dringen, geboren.

Hierbei denken wir noch auf einen wichtigen, bedenklichen Punct. Wenn nämlich das Barometer lange tief geſtanden hat und die Elemente des Gehorſams ganz entwöhnt ſind: ſo kehren ſie nicht alſobald bei erhöhter Barometer-Bewegung in ihre Grenzen zurück; ſie verfolgen vielmehr noch einige Zeit das vorige Gleis und erſt nach und nach, wenn der obere Himmel ſchon längſt zu ruhiger Entſchiedenheit gekommen, gibt ſich das in den untern Räumen Aufgeregte in das erwünſchte Gleichgewicht. Leider werden wir auch von dieſer letzten Periode zunächſt betroffen und haben beſonders als Meeranwohner und Schiffahrende großen Schaden davon. Der Schluß des Jahres 1824, der Anfang des gegenwärtigen gibt davon die traurigſte Kunde; Weſt und Südweſt erregen, begleiten die traurigſten Meeres- und Küſtenereigniſſe.

Iſt man nun einmal auf dem Wege, ſeine Gedanken in's Allgemeine zu richten, ſo findet ſich kaum eine Grenze; gar geneigt wären wir daher, das Erdbeben als entbundene telluriſche Electricität, die Vulcane als erregtes Elementar-Feuer anzuſehen, und ſolche mit den barometriſchen Erſcheinungen im Verhältniß zu denken. Hiermit aber trifft die Erfahrung nicht überein; dieſe Bewegungen und Ereigniſſe ſcheinen beſondern Localitäten, mit mehr oder minderer Wirkung in die Ferne, ganz eigens anzugehören.

Analogie.

Hat man ſich vermeſſen, wie man wohl gelegentlich verführt wird, ein größeres oder kleineres wiſſenſchaftliches Gebäude aufzuführen, ſo thut man wohl, zu Prüfung deſſelben ſich nach Analogien umzuſehen. Befolg' ich aber dieſen Rath im gegenwärtigen Falle, ſo finde ich, daß die vorſtehende Anſchauung derjenigen ähnelt, welche ich bei dem Vortrag der Farbenlehre gebraucht.

In der Chromatik nämlich ſetze ich Licht und Finſterniß einander gegenüber; dieſe würden zu einander in Ewigkeit keinen Bezug haben, ſtellte ſich nicht die Materie zwiſchen Beide. Dieſe ſei nun undurchſichtig, durchſichtig oder gar belebt, ſo wird Helles und Dunkles an ihr ſich manifeſtiren und die Farbe ſogleich in tauſend Bedingungen an ihr entſtehen.

Ebenſo haben wir von Anziehungskraft und deren Erſcheinung, Schwere, an der einen Seite, dagegen an der andern Erweiterungskraft und deren Erſcheinen, Ausdehnung, als unabhängig gegen einander übergeſtellt. Zwiſchen Beide hinein ſetzten wir die Atmoſphäre, den von eigentlich ſogenannten Körperlichkeiten leeren Raum, und wir ſehen, je nachdem eben genannte beide Kräfte auf die feine Luft-Materialität wirken, Das, was wir Witterung nennen, entſtehen, und ſo das Element, in dem und von dem

wir leben, auf's Mannigfaltigſte und zugleich Geſetzlichſte beſtimmt.

Anerkennung des Geſetzlichen.

Bei dieſer, wie man ſieht, höchſt complicirten Sache glauben wir daher, ganz richtig zu verfahren, daß wir uns erſt am Gewiſſeſten halten. Dieß iſt nun Dasjenige, was in der Erſcheinung in gleichmäßigem Bezug ſich öfters wiederholt und auf eine ewige Regel hindeutet. Dabei dürfen wir uns nur nicht irre machen laſſen, daß Das, was wir als zuſammenwirkend, als übereinſtimmend betrachtet haben, auch zu Zeiten abzuweichen und ſich zu widerſprechen ſcheint. Beſonders iſt Solches nöthig in Fällen, wie dieſer, wo man, bei vielfältiger Verwickelung, Urſache und Wirkung ſo leicht verwechſelt, wo man Correlate als wechſelſeitig beſtimmend und bedingend anſieht. Wir nehmen zwar ein Witterungsgrundgeſetz an, achten aber deſto genauer auf die unendlichen phyſiſchen, geologiſchen, topographiſchen Verſchiedenheiten, um uns die Abweichungen der Erſcheinung, wo möglich, deuten zu können. Hält man feſt an der Regel, ſo findet man ſich auch immer in der Erfahrung zu derſelben zurückgeführt; wer das Geſetz verkennt, verzweifelt an der Erfahrung; denn im allerhöchſten Sinne iſt jede Ausnahme ſchon in der Regel begriffen.

Selbſtprüfung.

Während man mit dem Wageſtück, wie vorſtehender Aufſatz, beſchäftigt iſt, kann man nicht nur unterlaſſen, ſich auf mancherlei Weiſe ſelbſt zu prüfen, und es geſchieht Dieß am Allerbeſten und Sicherſten, wenn man in die Geſchichte zurückgeht.

Alle Forſcher, wenn man auch nur bei Denjenigen ſtehen bleibt, welche nach der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften gearbeitet haben, fanden ſich genöthigt, mit Demjenigen, was die Erfahrung ihnen dargebracht, ſo gut als möglich zu gebaren. Die Summe des wahrhaft Bekannten ließ in ihrer Breite gar manche Lücken, welche denn, weil Jeder zum Ganzen ſtrebt, bald mit Verſtand, bald mit Einbildungskraft auszufüllen Dieſer und Jener bemüht waren. Wie die Erfahrung wuchs, wurde Das, was die Einbildungskraft gefabelt, was der Verſtand voreilig geſchloſſen hatte, ſogleich beſeitigt; ein reines Factum ſetzte ſich an die Stelle, und die Erſcheinungen zeigten ſich nach und nach immer mehr wirklich und zu gleicher Zeit harmoniſcher. Ein einziges Beiſpiel ſtehe hier ſtatt aller.

Von dem früheſten Unterricht meiner Lehrjahre bis auf die neueren Zeiten erinnere ich mich gar wohl, daß der große und unproportionirte Raum zwiſchen Mars und Jupiter Jedermann auffallend geweſen und zu gar mancherlei Auslegungen Gelegenheit gegeben. Man ſehe unſers herrlichen Kant's Bemühungen, ſich über dieſes Phänomen einigen Maßen zu beruhigen.

Hier lag alſo ein Problem, man darf ſagen, am Tage; denn der Tag ſelbſt verbarg, daß ſich hier mehrere kleine Geſtirne um ſich ſelbſt bewegten und die Stelle eines größern, dem Raum angehörigen Geſtirns auf die wunderſamſte Weiſe eingenommen hatten.

Dergleichen Probleme liegen zu Tauſenden innerhalb des Kreiſes der Naturforſchung, und ſie würden ſich früher auflöſen, wenn man nicht zu ſchnell verführe, um ſie durch Meinungen zu beſeitigen und zu verdüſtern.

Indeſſen behauptet Alles, was man Hypotheſe nennt, ihr altes Recht, wenn ſie nur das Problem, beſonders wenn es gar keiner Auflöſung fähig ſcheint, einiger Maßen von der Stelle ſchiebt und es dahin verſetzt, wo das Beſchauen erleichtert wird. Ein ſolches Verdienſt hatte die antiphlogiſtiſche Chemie; es waren dieſelben Gegenſtände, von denen gehandelt wurde, aber ſie waren in andere Stellen, in andere Reihen gerückt, ſo daß man ihnen auf neue Weiſe von andern Seiten beikommen konnte.

Mit meinem Verſuch betreffs, die Hauptbedingungen der Witterungslehre für tellurisch zu erklären, und einer veränderlichen, polariſirenden Schwerkraft der Erde die atmoſphäriſchen Erſcheinungen in gewiſſem Sinne zuzuſchreiben, ſo iſt er von derſelben Art. Die völlige Unzulänglichkeit, ſo conſtante Phänomene den Planeten, dem Monde, einer unbekannten Ebbe und Fluth des Luftkreiſes zuzuſchreiben, ließ ſich Tag für Tag mehr empfinden. Und wenn ich die Vorſtellung darüber nunmehr vereinfacht habe, ſo kann man dem eigentlichen Grund der Sache ſich um ſo viel näher glauben.

Denn ob ich gleich mir nicht einbilde, daß hiermit Alles gefunden und abgethan ſei, ſo bin ich doch überzeugt, wenn man auf dieſem Wege die Forſchungen fortſetzt und die ſich hervorthuenden nähern Bedingungen und Beſtimmungen genau beachtet, ſo wird man auf Etwas kommen, was ich ſelbſt weder denke noch denken kann, was aber ſowohl die Auflöſung dieſes Problems als mehrerer verwandten mit ſich führen wird.

J. W. v. Goethe's

sämmtliche Werke.

Wohlfeile Volksausgabe.

Vollständig in zwölf Bänden.

Mit
Kupfern, dem lithographirten Bildnisse des Verfassers, critischen Uebersichten und erläuternden Anmerkungen zu jedem Band;

sowie

Goethe's Briefwechsel
mit Schiller, Zelter, Jacobi u. s. w. im Auszuge enthaltend.

Zwölfter Band.

Enthält:

Dramatisches. [illegible] Briefwechsel mit Schiller, Zelter und Jacobi.

Berlin,
im Verlag vom Litteratur-Comptoir.

1838.

g
41 m

Bibliothek der
Goethegesellschaft.

Nachtrag. Briefwechsel.

I.
Dramatiſches.

Götz von Berlichingen mit der eiſernen Hand.

Schauſpiel in fünf Aufzügen. Für die Bühne bearbeitet.

Perſonen.

Kaiſer Maximilian.
Götz von Berlichingen.
Elisabeth, ſeine Frau.
Marie, ſeine Schweſter.
Carl, ſein Sohn.
Der Biſchof von Bamberg.
Adelbert von Weislingen.
Adelbert von Walldorf.
Franz von Sickingen.
Hans von Selbitz.
Bruder Martin.
Franz, Edelknappe des von Weislingen.
Georg, Jaud, Peter, } Knappen des Berlichingen.
Der Hauptmann der Reichstruppen.
Ehler von Hirſchhorn.
Franz Lerſe.
Max Stumpf.
Kaiſerlicher Rath.
Rathsherren von Heilbronn.
Gerichtsperſonen.
Zwei Nürnberger Kaufleute.
Sievers, Metzler, Link, Kohl, } Anführer der aufrühreriſchen Bauern.
Der Wirth einer Schenke.
Ein Unbekannter.
Vier Vieten der Vehme.
Biſchöfliche Reiter.
Reichsknechte.
Reisige von Berlichingen.
Der Zigeuner-Hauptmann.
Die Altmutter.
Die Tochter.
Ein Knabe.
Mehrere Zigeuner.
Marko, Heinrich der Adelheid.
Frauen und Hausgenoſſen auf Jaxthauſen.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Herberge.

Metzler. Sievers. Zwei Bamberg'ſche Knechte. Der Wirth. Dann Jaud und Peter.

Sievers. Häusel, noch ein Glas Branntwein und meiſſ' chriſtlich.

Wirth. Du biſt der Nimmerſatt.

Metzler (zu Sievers). Erzähl' Das noch ein Mal vom Berlichingen; die Bamberger dort ärgern ſich, ſie möchten ſchwarz werden.

Sievers. Bamberger? Was thun Die hier?

Metzler. Der Weislingen iſt eben auf dem Schloß bei'm Herrn Grafen ſchon zwei Tage. Dem haben ſie das Geleit gegeben. Ich weiß nicht, woher er kommt, ſie warten auf ihn; er geht zurück nach Bamberg.

Sievers. Wer iſt der Weislingen?

Metzler. Des Biſchofs rechte Hand, ein gewaltiger Herr, der dem Götz auch auf den Dienſt lauert.

Sievers. Er mag ſich in Acht nehmen.

Metzler. Ich bitte Dich, erzähl's doch noch ein Mal. (Vertraulich leiſe.) Sott wenn hat denn der Götz wieder Händel mit dem Biſchof von Bamberg? Es hieß ja, Alles wäre vertragen und geſchlichtet.

Sievers. Ja, vertrag' Du mit den Pfaffen! Wie der Biſchof ſah, er richtet Nichts aus und zieht immer den Kürzern, kroch er zum Kreuz und war geſchäftig, daß der Vergleich zu Stand' käme. Und der getreuherzige Berlichingen gab unerhört nach, wie er immer thut, wenn er im Vortheil iſt.

Metzler. Gott erhalt' ihn! Ein rechtſchaff'ner Herr!

Sievers. Nun denk', iſt Das nicht ſchändlich? Da werfen ſie ihm einen Buben nieder, da er ſich Nichts weniger verſieht; wird ſie aber ſchon wieder dafür zahlen.

Metzler. Es iſt doch dumm, daß ihm der letzte Streich mißglückt iſt. Er wird ſich garſtig erbeſt haben.

Sievers. Ich glaub' nicht, daß ihn lange was ſo verdroſſen hat. Denk' auch! Alles war auf's Genaueſte verkundſchaftet: wann der Biſchof aus dem Bad käm', mit wie viel Reitern.

Schnaps.

Ungeſchickt! — Die Freiheitsmütze.

Märten.

Laßt ſehen.

Schnaps.

Und ſetzte mir ſie auf. (Er ſetzt das Käppchen auf.)

Märten.

Ihr ſeht ſchnakiſch aus!

Schnaps.

Ferner den Rock. (Er zieht eine Nationaluniform hervor.)

Märten.

Das iſt ein ſchmuckes Kleid.

Schnaps.

Helft mir Vater, es iſt ein Bißchen knapp.

Märten.

(Indem ſie ſich mit Anziehen plagen) Oh, das iſt eine Noth! das zwängt!

welchen Weg; und wenn's nicht wär' durch falsche Leut verrathen worden, wollt' er ihm das Bad gesegnet und ihn ausgerieben haben.

Erster Reiter (der sich indes genähert). Was salirt Ihr auf unsern Bischof? Ich glaub', Ihr sucht Handel.

Sievers. Zäumt Eu're Pferde; Ihr habt an unsrer Krippe Nichts zu suchen.

Zweiter Reiter. Wer heißt Euch von unserm Bischof respectirlich reden?

Sievers. Hab ich Euch Red' und Antwort zu geben? Seht doch den Fratzen!

Erster Reiter (schlägt ihn hinter die Ohren).

Metzler. Schlag' den Hund todt! (Fallen über ihn her.)

Zweiter Reiter. Komm' her, wenn Du's Herz hast.

Wirth (reißt sie auseinander). Wollt Ihr Ruhe haben! Tausend schwere Noth! Scheert Euch hinaus, wenn Ihr was auszumachen habt. In meinem Hause soll's ehrlich und ordentlich zugehen. (Er schiebt die Reiter hinaus.) Und Ihr Esel, was fangt Ihr an?

Metzler. Nur nicht geschimpft, Hänsel; sonst kommen wir Dir über die Glatze. Deine Grobheit leiden wir nicht mehr.

Wirth. Ei, seh' den vornehmen Herrn!

Metzler. Vornehm genug! Ein Bauer ist jederzeit so gut als ein Reiter und vielleicht so gut als ein Ritter. Es wird sich zeigen. Komm' Camerad, wir wollen Die da draußen durchbläuen.

(Sie gehen nach dem Hintergrunde. Zwei Bambergische Reiter kommen und nehmen Sievers mit hervor. Metzler geht hinaus.)

Faud. Was gibt's da?

Sievers. Ei, guten Tag, Faud! Peter, guten Tag! woher?

Peter. Daß Du Dich nicht unterstehst, zu verrathen, wem wir dienen!

Sievers. Da ist Euer Herr Götz wohl auch nicht weit?

Faud. Halt Dein Maul! Habt Ihr Händel?

Sievers. Ihr seid den Aeels begegnet draußen; 's sind Bamberger.

Faud. Was thun Die hier?

Sievers. Der Weislingen ist droben auf dem Schlosse bei'm gnädigen Herrn; Den haben sie geleitet.

Faud. Der Weislingen?

Metzler (der mit zwei schweren Prügeln zurückkommt). Wo bleibst Du? Komm heraus! frisch und hilf mir zuschlagen!

Faud (indem sich Jene ein wenig entfernen). Peter, Das ist ein gesunden' Fressen? Sagte ich Dir nicht, er wäre hierher? Hätten wir dort drüben doch ein Weile passen können!

Sievers (zu Metzler). Höre, wenn sich die beiden Reiter zu uns schlügen, es wäre doch sich'rer.

Metzler. Wir brauchen sie nicht.

Sievers. Succurs ist doch besser.

Faud (zum Wirth). Ist der Besuch schon lange auf dem Schloß?

Wirth. Schon zwei Tage. Er will eben fort; die Pferde sind schon gesattelt.

Faud. Wir thun auch wohl und machen uns weiter.

Sievers. Helft uns doch erst die Bamberger durchprügeln.

Peter. Ihr seid ja schon zu Zwei! Wir müssen fort. Adies. (Ab mit Faud.)

Metzler. Schuften, die Reiter! Wenn man sie nicht bezahlt, thun sie Dir keinen Streich. Sie sehen aus, als hätten sie einen Anschlag. Wem dienen sie?

Sievers. Ich soll's nicht sagen; sie dienen dem Götz.

Bambergische Reiter (an der Thür). Heraus, heraus, wenn Ihr Herz habt!

Metzler. Komm'! So lange ich einen Bengel habe, fürchte ich ihre Bratspieße nicht. (Beide ab.)

Wirth (schreit). Sie müssen sämmtlich wacker zuschlagen, wenn Jeder die Prügel kriegen soll, die er verdient. Das wollen wir nun ganz gelassen mit ansehn. (Ab.)

Zweiter Auftritt.

Wald, eine geringe Hütte im Hintergrunde.

Götz. Wo meine Knechte bleiben! Auf und ab muß ich gehen; sonst übermannt mich der Schlaf. Fünf Tage und Nächte schon auf der Lauer. Es wird Einem sauer gemacht, das Bischen Leben und Freiheit. Dafür, wenn ich Dich habe, Weislingen, will ich mir's wohl sein lassen. (Er greift nach dem Becher.) Wieder leer! — Georg! — So lange es daran nicht mangelt und an frischem Muth, sollen Herrschsucht und Ränke mir Nichts anhaben. — Georg! — Schickt nur, Pfaffen, Euern gefälligen Weislingen herum zu Vettern und Gevattern; laßt mich anschwärzen. Nur immer zu! Ich bin wach. Du wirst mir entwischt, Bischof! So mag denn Dein lieber Weislingen die Zeche bezahlen. — Georg! Hört der Junge nicht? Georg! Georg!

Dritter Auftritt.

Götz. Georg (mit Panzer und Waffenhande eines Erwachsenen gerüstet).

Georg. Gestrenger Herr!

Götz. Wo steckst Du? Hast Du geschlafen? Was zum Henker treibst Du für Mummerei? Komm' her; Du siehst gut aus. Schäme Dich nicht, Junge! Du bist brav! Ja, wenn Du ihn ausfüllst! Es ist Hansens Curaß.

Georg. Er wollt' ein wenig ſchlafen und ſchnallt' ihn aus.

Götz. Er iſt bequemer als ſein Herr.

Georg. Zürnt nicht! Ich nahm ihn leiſe weg und legt' ihn an, band mir die Pickelhaube feſt und holte meines Vaters altes Schwert von der Wand, lief auf die Wieſe und zog's aus.

Götz. Und hieb't um Dich herum? Da wird's den Hecken und Dornen gut gegangen ſein. — Schlaft Haus?

Georg. Auf Euer Rufen ſprang er auf und ſchrie mir zu, daß Ihr rieft. Da wollt' ich den Panzer anſchnallen; da hört ich Euch zwei, drei Mal. — Da verknüpft ich die Riemen an der Haube und da bin ich nun.

Götz. Geh'! Bring' Haus die Waffen wieder und ſag' ihm, er ſoll bereit ſein, ſoll nach den Pferden ſehn.

Georg. Die hab' ich recht ausgefüttert und wieder aufgezäumt. Ihr könnt aufſitzen, wenn Ihr wollt.

Götz. Fülle mir den Becher nochmals, gib Haus auch einen, ſag' ihm, er ſoll munter ſein, es gilt. Ich hoffe jeden Augenblick, meine Kundſchafter ſollen zurückkommen.

Georg. Ach, geſtrenger Herr!

Götz. Was haſt Du?

Georg. Darf ich nicht mit?

Götz. Ein ander' Mal, Georg, wenn wir Kaufleute fangen und Fuhren wegnehmen.

Georg. Ein ander' Mal? Das habt Ihr ſchon oft geſagt; e, dieß Mal! dieß Mal! Ich will nur hinten drein laufen, nur auf der Seite lauern. Ich will Euch die verſchoſſnen Bolzen wieder holen.

Götz. Das nächſte Mal, Georg. Du ſollſt erſt ein Wamms haben, eine Blechhaube und einen Spieß.

Georg. Nehmt mich mit. Wär' ich neulich dabei geweſen, Ihr hättet die Armbruſt nicht verloren.

Götz. Weißt Du Das?

Georg. Ihr warft ſie dem Feind an den Kopf und einer von den Fußknechten hob ſie auf; weg war ſie! Gelt, ich weiß?

Götz. Erzählen Dir Das meine Knechte?

Georg. Wohl; dafür pfeif ich ihnen auch, wenn wir die Pferde ſtriegeln, allerlei Weiſen und lehre ſie allerlei luſtige Lieder.

Götz. Du biſt ein braver Junge!

Georg. Nehmt mich mit, daß ich's zeigen kann.

Götz. Das nächſte Mal, auf mein Wort! Unbewaffnet, wie Du biſt, ſollſt Du nicht in Streit. Die künftigen Zeiten brauchen auch Männer. Ich ſage Dir, Knabe, es wird eine theure Zeit werden. Fürſten werden ihre Schätze bieten um einen Mann, den ſie jetzt haſſen und verfolgen. Geh', Georg, gib Haus ſeinen Küraß wieder und bring' mir Wein. (Georg ab.)

Wo meine Knechte bleiben! Es iſt unbegreiflich. — Ein Mönch: Wo kommt Der noch her?

Vierter Auftritt.

Götz. Bruder Martin. Dann Georg.

Götz. Ehrwürdiger Vater, guten Abend! Woher ſo ſpät?

Martin. Dank' Euch, edler Herr! Und bin vor der Hand nur demüthiger Bruder, wenn's ja Titel ſein ſoll. Auguſtin mit meinem Kloſternamen; doch hör' ich am Liebſten Martin, meinen Taufnamen.

Götz. Ihr ſeid müd', Bruder Martin, und ohne Zweifel durſtig! (Georg bringt Wein.) Da kommt der Wein eben recht.

Martin. Für mich einen Trunk Waſſer. (Georg ab.) Ich darf keinen Wein trinken.

Götz. Iſt Das wider Euer Gelübde?

Martin. Nein, Herr; es iſt nicht wider mein Gelübde, Wein zu trinken; weil aber der Wein wider mein Gelübde iſt, ſo trinke ich keinen Wein.

Götz. Wie verſteht Ihr Das?

Martin. Wohl Euch, daß Ihr's nicht verſteht! Eſſen und Trinken, meine ich, iſt des Menſchen Leben.

Götz. Wohl.

Martin. Wenn Ihr 'geſſen und 'trunken habt, ſeid Ihr wie neu geboren. Der Wein erfreut des Menſchen Herz und die Freudigkeit iſt die Mutter aller Tugenden. Wenn Ihr Wein 'trunken habt, ſeid Ihr Alles begreift, was Ihr ſein ſollt, noch ein Mal ſo leicht denkend, noch ein Mal ſo unternehmend, noch ein Mal ſo ſchnell ausführend.

Götz. Wie ich ihn trinke, iſt es wahr.

Martin. Davon red' ich auch. Aber wir —

Georg (mit einem Becher, er ſetzt zugleich den Tiſch vor).

Götz (ſieht ihn an die Seite). Geh' auf den Weg nach Dachsbach und lege Dich mit dem Ohr auf die Erde, ob Du nicht Pferde kommen hörſt, und ſei gleich wieder hier. (Georg ab.)

Martin. Aber wir, wenn wir 'geſſen und 'trunken haben, ſind wir gerade das Gegentheil von Dem, was wir ſein ſollen: faul zu jedem guten Beruf, ungeſchickt zum Nachdenken, zerſtreut im Gebet und unruhig auf unſerm Lager.

Götz. Ein Glas, Bruder Martin, wird Euch nicht im Schlaf ſtören. Ihr ſeid heute viel gegangen. (Bringt's ihm.) Glück zum Beruf!

Martin. Zum Müßiggange, wollt Ihr ſagen. Hätte mich Gott zum Gärtner oder Laboranten gemacht, ich könnte glücklich ſein. Mein Abt liebt mich, mein Kloſter iſt Erfurt in Sachſen; er weiß, ich kann nicht ruhen; da ſchickt

er mich herum, wo was zu betreiben iſt. — Ich gehe zum Biſchof von Conſtanz.

Götz. Gute Verrichtung!

Martin. Gleichfalls.

Götz. Was ſeht Ihr mich ſo an, Bruder?

Martin. Daß ich in Euern Harniſch verliebt bin.

Götz. Hättet Ihr Luſt zu einem? Es iſt ſchwer und beſchwerlich, ihn zu tragen.

Martin. Was iſt nicht beſchwerlich auf dieſer Welt? Und mir kommt Nichts beſchwerlicher vor, als nicht Menſch ſein dürfen. O Herr! was ſind die Mühſeligkeiten Euers Lebens gegen die Jämmerlichkeiten eines Standes, der die beſten Triebe, durch die wir werden, wachſen und gedeihen, aus mißverſtand'ner Begierde, Gott näher zu rücken, verdammt?

Götz. Wäre Euer Gelübde nicht ſo heilig, ich wollte Euch bereden, einen Harniſch anzulegen, wollt' Euch ein Pferd geben und wir zogen mit einander.

Martin. Wollte Gott, meine Schultern fühlten Kraft, den Harniſch zu ertragen und mein Arm die Stärke, einen Feind vom Pferd zu ſtechen! — Arme, ſchwache Hand, von jeher gewöhnt, Kreuze und Friedensfahnen zu führen, wie wolltеſt Du Lanze und Schwert regieren! Meine Stimme, nur zu Ave und Halleluja geſtimmt, würde dem Feind ein Herold meiner Schwäche ſein, wenn ihn Euer Ruf überwältigte. Kein Gelübde ſollte mich abhalten, wieder in den Orden zu treten, den mein Schöpfer ſelbſt geſtiftet hat.

Götz. Glückliche Wiederkehr!

Martin. Das trinkt nur für Euch. Wiederkehr in meinen Käfig iſt alle Mal unglücklich. Wenn Ihr wiederkehrt, Herr, in Eu're Mauern, mit dem Bewußtſein Eu rer Tapferkeit und Stärke, der keine Mündigkeit Etwas anhaben kann; Euch zum erſten Mal nach langer Zeit, ſicher für feindlichen Ueberfall, entwaffnet auf Euer Bette ſtreckt und Euch nach dem Schlaf dehnt, der Euch beſſer ſchmeckt als mir der Trunk nach langem Durſt: da könn't Ihr von Glück ſagen.

Götz. Dafür kommt's auch ſelten.

Martin (ſinnend). Und iſt, wenn's kommt, ein Vorſchmack des Himmels. Wenn Ihr zurückkehrt, mit der Beute Eu'rer Feinde beladen und Euch erinnert: Den ſtach ich vom Pferd, eh' er ſchießen konnte, und Den rannt' ich ſammt dem Pferd nieder! — und dann reitet Ihr zu Euerm Schloß hinauf, und —

Götz. Was meint Ihr?

Martin. Und Eu're Weiber! (Er nimmt den Becher.) Auf die Geſundheit Eu'rer Frau! (Blickt ſie an.) Ihr habt doch eine?

Götz. Ein edles, vortreffliches Weib.

Martin. Wohl Dem, der ein tugendſam' Weib hat! Deß lebt er noch Eins ſo lange. Ich kenne keine Weiber und doch war die Frau die Krone der Schöpfung.

Götz (vor ſich). Er dauert mich! Das Gefühl ſeines Standes frißt ihm das Herz.

Georg (kommt gefahren). Herr! ich höre Pferde im Galopp! Zwei. Es ſind ſie gewiß.

Götz. Führ' mein Pferd heraus; Hans ſoll aufſitzen.

Georg (geht und nimmt den Tiſch ſammt den Bechern mit).

Götz. Lebt wohl, theurer Bruder! Gott geleit' Euch. Seid muthig und geduldig; Gott wird Euch Raum geben.

Martin. So geſchehe es! Aber jetzt vor dem Abſchied bitt' ich um Euern Namen.

Götz. Verzeiht mir! Lebt wohl!

(Reicht ihm die linke Hand.)

Martin. Warum reicht Ihr mir die Linke? Bin ich die ritterliche Rechte nicht werth?

Götz. Und wenn Ihr der Kaiſer wär't, Ihr müßtet mit Dieſer vorlieb nehmen. Meine Rechte, obgleich im Kriege nicht unbrauchbar, iſt gegen den Druck der Liebe unempfindlich. Sie iſt Eins mit ihrem Handſchuh; Ihr ſeht, er iſt Eiſen.

Martin. So ſeid Ihr Götz von Berlichingen! Ich danke Dir, Gott, daß Du mich ihn haſt ſehen laſſen, dieſen Mann, den die Mächtigen haſſen und zu dem die Bedrängten ſich wenden. (Er nimmt ihm die rechte Hand.) Laſſ't mir dieſe Hand; laſſ't mich ſie küſſen!

Götz. Ihr ſollt nicht.

Martin. Laſſ't mich. — Du, mehr werth als Reliquien-Hand, durch die das heiligſte Blut gefloſſen iſt; todtes Werkzeug, belebt durch des edelſten Geiſtes Vertrauen auf Gott!

Georg (bringt Helm und Lanze).

Götz (waffnet ſich).

Martin. Es war ein Mönch bei uns vor Jahr und Tag, der Euch beſuchte, wie ſie Euch abgeſchoſſen ward vor Landshut. Der konnte nicht eben, wie viel Ihr littet und wie es Euch doch nur am Meiſten ſchmerzte, zu Euerm Beruf verſtümmelt zu ſein, und wie Euch einfiel, von Einem gehört zu haben, der auch nur *eine* Hand hatte und als tapferer Reitersmann doch noch lange diente. Ich werde Das nie vergeſſen.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Jagd. Peter.

Götz (ruft zu den Knechten; ſie reiten heimlich).

Martin (fortfahrend). Das werd' ich nie vergeſſen, wie er im edelſten, einfältigſten Vertrauen zu Gott ſprach: „Und wenn ich zwölf Hände hätte, und Deine Gnade wollte mir nicht,

was würden ſie mir fruchten? So aber kann ich mit einer — —

Götz. In den Haslacher-Wald alſo (zu Martin). Lebt wohl, werther Bruder Martin.

Martin. Vergeßt mich nicht, wie ich Euer nicht vergeſſe!

Götz. Wer weiß, wo wir uns wieder finden? Und wenn Ihr wacker auf Euern Wegen bleibt, ich wacker auf den meinigen fortſchreite, ſo müſſen wir uns irgendwo wieder begegnen. Ungerechtigkeit, Uebermuth, Bedrängung, Argliſt, Betrug ſchalten ſo gut im Kloſter als im Freien. Bekämpft ſie mit geiſtlichen Waffen in heiliger Stille; laßt mich das Eiſen durch's offne Feld gegen ſie führen. Gott ſegne jede redliche Bemühung und helf' uns Beiden.

(Götz ab mit den Knechten.)

Martin. Wie mir's ſo eng ward um's Herz, da ich ihn ſah. Er ſprach noch nicht, und mein Geiſt konnte ſchon den ſeinigen unterſcheiden. Ein tüchtiger Mann kündet ſich gleich an.

Georg. Ehrwürdiger Herr, Ihr ſchlaft doch bei uns?

Martin. Kann ich ein Bett haben?

Georg. Nein, Herr! ich kenne Betten nur vom Hörenſagen; in unſrer Herberge iſt Nichts als Streu.

Martin. Auch gut. Wie heißt Du?

Georg. Georg, ehrwürdiger Herr.

Martin. Georg? — Da haſt Du einen tapfern Patron.

Georg. Sie ſagen, er wär' ein Reiter geweſen. Das will ich auch ſein.

Martin. Warte. (Er zieht ein Gebetbuch hervor und gibt dem Buben einen Heiligen.) Da haſt Du ihn. Folge ſeinem Beiſpiel, ſei brav und fürchte Gott. (Ab.)

Georg (das Bild betrachtend). Ach, ein ſchöner Schimmel! Wenn ich einmal ſo einen hätte! — Und die gold'ne Rüſtung! — Das iſt ein garſtiger Drache. — Jetzt ſchieß' ich nach Sperlingen! — Heiliger Georg, mache mich ſtark und rüſtig! Gib mir ſo eine Lanze, Rüſtung und Pferd, und dann laß' mir die Drachen kommen.

(Er geht ab.)

Sechster Auftritt.

Jartbauſen. Saal.

Eliſabeth. Marie. Carl.

Eliſabeth. Ich kann nicht begreifen, wo mein Herr bleibt. Schon fünf Tag und Nächte, daß er weg iſt, und er hoffte ſo bald ſeinen Streich auszuführen.

Marie. Mich ängſtigt's lange. Wenn ich ſo einen Mann haben ſollte, der ſich immer Gefahren ausſetzte, ich ſtürbe im erſten Jahre.

Eliſabeth. Dafür dank' ich Gott, daß er mich härter zuſammengeſetzt hat.

Carl. Aber muß denn der Vater ausreiten, wenn's ſo gefährlich iſt?

Marie. Es iſt ſein guter Wille ſo.

Eliſabeth. Wohl muß er, lieber Carl.

Carl. Warum denn?

Eliſabeth. Weißt Du noch, wie er das letzte Mal ausritt, da er Dir Kuchen mitbrachte?

Carl. Bringt er mir wieder mit?

Eliſabeth. Ich glaube wohl. Siehſt Du, da war ein Schneider von Stuttgart, der war ein trefflicher Schütze und hatte zu Cöln auf'm Schießen das Beſte gewonnen.

Carl. War's Viel?

Eliſabeth. Hundert Gulden. Und darnach wollten ſie's ihm nicht geben.

Marie. Gelt, Das iſt garſtig, Carl.

Carl. Garſtige Leut'!

Eliſabeth. Da kam der Schneider zu Deinem Vater und bat ihn, er möchte ihm zu ſeinem Gelde verhelfen. Und da ritt er aus und nahm den Cölnern ein Paar Kaufleute weg und plagte ſie ſo lange, bis ſie das Geld herausgaben. Wär'ſt Du nicht auch ausgeritten?

Carl. Nein! Da muß man durch einen dicken, dicken Wald, ſind Zigeuner und Hexen d'rinn.

Eliſabeth. Iſt ein rechter Burſch, fürcht' ſich für Hexen!

Marie. Du thuſt beſſer, Carl, lebe Du einmal auf Deinem Schloß als ein frommer, chriſtlicher Ritter. Auf ſeinen eigenen Gütern findet man zum Wohlthun Gelegenheit genug. Die rechtſchaffenſten Ritter begehen mehr Ungerechtigkeit als Gerechtigkeit auf ihren Zügen. Ja, und ich kann es keinem Friedliebenden verdenken, wenn er ſich aus dieſer wilden Welt heraus und in ein Kloſter begibt.

Eliſabeth. Schweſter, Du weißt nicht, was Du red'ſt. Gebe nur Gott, daß unſer Junge mit der Zeit brav und nicht etwa zum Duckmäuſer wird, zu ſo einem Weichlingen, der überall für einen fürtrefflichen Mann gilt und ſo treulos an Deinem Bruder handelt!

Marie. Wir wollen nicht richten, Eliſabeth. Mein Bruder iſt ſehr erbittert, Du auch. Ich bin bei der ganzen Sache mehr Zuſchauer und kann billiger ſein.

Eliſabeth. Er iſt nicht zu entſchuldigen.

Marie. Gar Manches, was man von ihm ſpricht, hat mich für ihn eingenommen. Erzählte nicht ſelbſt Dein Mann ſo viel Liebes und Gutes von ihm? Wie glücklich war ihre Jugend, da ſie zuſammen als Edelknaben den Markgrafen bedienten!

Eliſabeth. Das mag ſein. Nur ſag', was kann der Menſch je Gutes gehabt haben, der ſich von ſeinem beſten, treu'ſten Cameraden losreißt, ſeine Dienſte den Feinden eines edeln

Freundes verkauft und unſern trefflichen Kaiſer, der uns ſo gnädig iſt, mit falſchen, widrigen, Vorſtellungen einzunehmen ſucht?

(Man hört von fern eine munt're Melodie eines Blas-Inſtrumentes.)

Carl. Der Vater! Der Vater! — Der Thörmer bläſ't Liebel! Heiſa! mach's Thor auf!

Eliſabeth. Da kommt er mit Beute.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Faud.

Faud. Wir haben gejagt; wir haben gejagt! Gott grüß' Euch, edle Frauen!

Eliſabeth. Alter, habt Ihr den Weislingen?

Faud. Ihn und drei Reiter.

Eliſabeth. Wie ging's zu, daß Ihr ſo lange bliebt?

Faud. Wir lauerten auf ihn zwiſchen Nürnberg und Bamberg; er wollte nicht kommen, und wir wußten doch, er war auf dem Wege. Endlich kundſchafteten wir ihn aus; er war ſeitwärts gezogen und ſaß gemüthlich bei'm Grafen von Schwarzenberg.

Eliſabeth. Den möchten ſie auch gern meinem Manne feind haben.

Faud. Ich ſagt's gleich dem Herrn. Auf! — und wir ritten in den Haslacher-Wald. Und da war's denn ſo: wie wir ſo in der Nacht reiten, hütet juſt ein Schäfer da, und fallen fünf Wölf' in die Herd' und packen weidlich an. Da lachte unſer Herr und ſagte: „Glück zu, lieben Geſellen, Glück überall und uns auch!" Und es freut' Alle das gute Zeichen; indem ſo kommt Weislingen hergeritten mit vier Knechten.

Marie. Das Herz zittert mir im Leibe.

Faud. Ich und mein Cameral, wie's der Herr beſchieden hatte, neſtelten uns an ihn, als wären wir mit ihm zuſammengewachſen, daß er ſich nicht regen noch rühren konnte, und der Herr und Hans fielen über die Knechte her und nahmen ſie in Pflicht. Einer iſt entwiſcht.

Eliſabeth. Nun, das wäre glücklich genug gerathen.

Faud. Ja, da half's eben Nichts. Wir nahmen Weislingen die ritterlichen Zeichen ab, ſein Schwert, den rechten Sporn und den rechten Handſchuh; und ſo war's gethan, da war er unſer Gefang'ner.

Marie. Er wird niedergeſchlagen ſein.

Faud. Finſter genug ſieht er aus.

Eliſabeth. Ich bin recht neugierig, ihn zu ſehen. Kommen ſie bald?

Marie. Sein Anblick wird mir im Herzen weh' thun.

Faud. Sie reiten eben das Thal herauf. Gleich ſind ſie hier.

Eliſabeth. Ich will nur gleich das Eſſen zurecht machen. Hungrig werdet Ihr doch Alle ſein.

Faud. Rechtſchaffen!

Eliſabeth (zu Marie). Nimm die Kellerſchlüſſel und hole vom beſten Wein; ſie haben ihn verdient. (Ab.)

Carl. Ich will mit, Muhme.

Marie. Komm, Burſch. (Ab mit Carl.)

Faud. Der wird nicht ſein Vater, ſonſt ging er mit in Stall.

Achter Auftritt.

Götz. Weislingen. Faud. Peter. Knechte.

Götz (Helm und Schwert abgebend). Schnallt mir den Harniſch auf und gebt mir mein Wamms. Die Bequemlichkeit wird mir wohlthun! Bruder Martin, Du ſagteſt recht! Ihr habt uns in Athem gehalten, Weislingen.

Weislingen (ſchweigt).

Götz. Seid guten Muths! Kommt, entwaffnet Euch. Wo ſind Eu're Kleider? Ich hoffe, es ſoll Nichts verloren 'gangen ſein. — Ich könnt' Euch auch von meinen Kleidern borgen.

Weislingen. Laßt mich ſo; es iſt All' Eins.

Götz. Könnt' Euch ein hübſches, ſaub'res Kleid geben; iſt zwar nur leinen; wie iſt's zu eng' worden. Ich hatt's auf der Hochzeit meines gnädigen Herren, des Pfalzgrafen an, eben damals, als Euer Biſchof ſo giftig über mich wurde. Ich hatte ihm vierzehn Tage vorher zwei Schiffe auf dem Main niedergeworfen, und ich gehe mit Franz von Sickingen im Wirthshaus zum Hirſch in Heidelberg die Treppe hinauf. Eh' man noch ganz droben iſt, iſt ein Abſatz und ein eiſern' Geländerlein; da ſtand der Biſchof und gab Franz die Hand, wie er vorbei ging, und gab ſie mir auch, wie ich hintend'rein kam. Ich lacht' in meinem Herzen und ging zum Landgrafen von Hanau, der mir ein gar lieber Herr war, und ſagte: der Biſchof hat mir die Hand geben; ich wett', er hat mich nicht gekannt. Das hört der Biſchof, denn ich redt' laut mit Fleiß, — und kam zu uns trotzig und ſagte: „Wohl, weil ich Euch nicht kannt' hab', gab' ich Euch die Hand." Da ſagt' ich: Herre, ich merkt's wohl, daß Ihr mich nicht kanntet, und hiermit habt Ihr Eu're Hand wieder, und reicht' ſie ihm hin. Da wurd's Männlein ſo roth am Hals wie ein Krebs vor Zorn und lief in die Stube zum Pfalzgrafen Ludwig und dem Fürſten von Naſſau und klagt's ihnen. Wir haben nachher uns oft was d'rüber zu Gute gethan.

Weislingen. Ich wollte, Ihr ließ't mich allein.

Götz. Warum Das? Ich bitt' Euch, seid aufgeräumt. Ihr seid in meiner Gewalt, und ich werde sie nicht mißbrauchen.

Weislingen. Dafür war mir's noch nicht bange. Das ist Eu're Ritterpflicht.

Götz. Und Ihr wißt, daß die mir heilig ist.

Weislingen. Ich bin gefangen, und das Uebrige ist Eins.

Götz. Ihr sollter nicht so reden. Wenn Ihr's mit Tyrannen zu thun hättet, und sie Euch im tiefsten Thurm an Ketten anspingen, und der Wächter Euch den Schlaf wegpfeifen müßte —

Neunter Auftritt.

Vorige. Carl. Knecht mit Kleidern.

Weislingen entwaffnet sich.

Carl. Guten Morgen, Vater.

Götz (küßt ihn). Guten Morgen, Junge. Wie habt Ihr die Zeit gelebt?

Carl. Recht geschickt, Vater! Die Tante sagt, ich sei recht geschickt.

Götz. So!

Carl. Hast Du mir was mitgebracht?

Götz. Dieß Mal nicht.

Carl. Ich hab' viel gelernt.

Götz. Ei!

Carl. Soll ich Dir vom frommen Kind erzählen?

Götz. Nach Tische.

Carl. Ich weiß noch was.

Götz. Was wird Das sein?

Carl. Jarthausen ist ein Dorf und Schloß an der Jart, gehört seit zweihundert Jahren den Herren von Berlichingen eb- und eigenthümlich zu.

Götz. Kennst Du den Herrn von Berlichingen?

Carl sieht ihn starr an.

Götz (vor sich). Er kennt wohl vor lauter Gelehrsamkeit seinen Vater nicht. — Wem gehört Jarthausen?

Carl. Jarthausen ist ein Dorf und Schloß an der Jart.

Götz. Das frag' ich nicht. — Ich kannte alle Pfade, Wege und Furten, eh' ich wußte, wie Fluß, Dorf und Burg hieß. — Die Mutter ist in der Küche?

Carl. Ja, Vater! Heute haben wir weiße Rüben und einen Lammsbraten.

Götz. Weißt Du's auch, Hans Küchenmeister?

Carl. Und für mich zum Nachtisch hat die Tante einen Apfel gebraten.

Götz. Kannst Du sie nicht roh essen?

Carl. Schmeckt so besser.

Götz. Du mußt immer was Apartes haben. — Weislingen, ich bin gleich wieder bei Euch. Ich muß meine Frau doch sehn. — Komm' mit, Carl.

Carl. Wer ist der Mann?

Götz. Grüß' ihn. Bitt' ihn, er soll lustig sein.

Carl. Da, Mann, hast Du eine Hand! Sei lustig, das Essen ist bald fertig.

Weislingen (dem Kinde die Hand reichend). Glückliches Kind, das kein Uebel kennt, als wenn die Suppe lange außen bleibt! Gott laß' Euch viel Freude am Knaben erleben, Berlichingen!

Götz. Viel Licht, starker Schatten; — doch soll mir Alles willkommen sein; wollen sehn, was es gibt. (Ab mit Carl.)

Zehnter Auftritt.

Weislingen (allein). O, daß ich aufwachte, und Das Alles wäre ein Traum! In Berlichingen's Gewalt, von dem ich mich kaum losgearbeitet hatte, dessen Andenken ich mied wie Feuer, den ich hoffte zu überwältigen. Und er — der alte, treuherzige Götz! Heiliger Gott, was will aus dem Allem werden! Nachgeführt Adelbert in den Saal; wo wir als Buben auf re Jagd trieben, da Du ihn liebtest, an ihm hingst wie an Deiner Seele. Wer kann ihm nahen und ihn hassen? Ach, ich bin so ganz Nichts hier! — Glückselige Zeiten, Ihr seid vorbei, da noch der alte Berlichingen hier am Camin saß, da wir um ihn durcheinander spielten und uns liebten wie die Engel, da wir hier in der Capelle nebeneinander knieten und beteten und in keinem ernsten, keinem heitern Augenblick uns trennen konnten! Dieser Anblick regt jedes verklungene Gefühl auf, indeß ich zugleich meinen Fürsten, den Hof, die Stadt vor mir sehe, die meinen Umfall erfahren und lebhaften Theil daran nehmen. Wie seltsam drängt sich hier Gegenwart und Vergangenheit durcheinander!

Eilfter Auftritt.

Götz. Weislingen. Ein Knecht mit Kanne und Becher.

Götz. Bis das Essen fertig wird, wollen wir Eins trinken. Kommt, setzt Euch, thut als wenn Ihr zu Hause wär't; denkt, Ihr seid wieder ein Mal bei'm Götz! Haben doch lange nicht beisammen gesessen, lange keine Flasche mit einander ausgestochen. (Bringt's ihm.) Ein fröhlich' Herz!

Weislingen. Die Zeiten sind vorbei.

Götz. Behüte Gott! Zwar vergnügtere Tage werden wir wohl nicht wieder finden, als an des Markgrafen Hof, da wir noch beisammen schliefen und miteinander herumzogen. Ich erinnere mich mit Freuden meiner Jugend. Wißt Ihr noch, wie ich mit dem Peladen Händel

kriegte, dem ich ſein gepicht' und gekräuſelt' Haar von ungefähr mit dem Aermel verwiſchte?

Weislingen. Es war bei Tiſche, und er ſtach nach Euch mit dem Meſſer.

Götz. Den ſchlug ich wacker aus dazumal, und darüber wurdet Ihr mit ſeinem Cameraden zu Unfried'. Wir hielten immer redlich zuſammen als gute, brave Jungens; dafür erkannte uns auch Jedermann. (Schenkt ein und bringt's dar.) Caſtor und Pollux! Mir that's immer im Herzen wohl, wenn uns der Markgraf ſo zutrank.

Weislingen. Der Biſchof von Würzburg hatte es aufgebracht.

Götz. Das war ein gelehrter Herr und dabei ſo leutſelig. Ich erinnere mich ſeiner, ſo lange ich lebe, wie er uns liebkoſte, unſere Eintracht lobte und den Menſchen glücklich pries, der ein Zwillingsbruder ſeines Freundes wäre.

Weislingen. Nichts mehr davon!

Götz. Warum nicht? Nach der Arbeit wüßt' ich nichts Angenehmeres, als mich des Vergangenen zu erinnern. Freilich, wenn ich wieder ſo bedenke, wie wir Lieb's und Leid's zuſammen trugen, einander Alles waren und wie ich damals wähnte, ſo ſollt's unſer ganzes Leben ſein! — War Das nicht mein ganzer Troſt, wie mir dieſe Hand weggeſchoſſen ward vor Landshut und Du mein' pflegteſt und mehr als Bruder für mich ſorgteſt — ich hoffte, Adelbert wird künftig meine rechte Hand ſein. Und nun —

Weislingen. Oh! —

Götz. Wenn Du mir damals gefolgt hätteſt, da ich Dir anlag, mit nach Brabant zu ziehen, es wäre Alles gut geblieben. Da hielt Dich das unglückliche Hofleben und das Schlenzen und Scherwenzen mit den Weibern. Ich ſagt' es Dir immer, wenn Du Dich mit den eiteln, garſtigen Petteln abgabſt und ihnen erzähleſt von mißvergnügten Ehen, verführten Mädchen, von der rauhen Hand einer Dritten, oder was ſie ſonſt gern hören: Du wirſt ein Spitzbube, ſagt' ich, Adelbert!

Weislingen. Wozu ſoll Das Alles?

Götz. Wollte Gott, ich könnt's vergeſſen, oder es wäre anders! Biſt Du nicht ebenſo frei, ſo edel geboren, als Einer in Deutſchland; unabhängig, nur dem Kaiſer unterthan und Du ſchmiegſt Dich unter Vaſallen? — Was haſt Du von dem Biſchof? Weil er Dein Nachbar iſt; Dich necken könnte? Sind Dir nicht Arme gewachſen und Freunde beſchert, ihn wieder zu necken? Verkennſt den Werth eines freien Rittersmanns, der nur abhängt von Gott, ſeinem Kaiſer und ſich ſelbſt; verkriechſt Dich zum erſten Heiſchranzen eines eigenſinnigen, neidiſchen Pfaffen?

Weislingen. Laſſt mich reden.

Götz. Was haſt Du zu ſagen.

Weislingen. Du ſiehſt die Fürſten an, wie der Wolf den Hirten. Und doch, darfſt Du ſie ſchelten, daß ſie ihrer Leute und Länder beſtens wahren? Sind ſie denn einen Augenblick vor den ungerechten Rittern ſicher, die den fürſtlichen Unterthan auf allen Straßen anfallen, Dörfer und Schlöſſer verheeren? Wenn nun auf der andern Seite unſers theuern Kaiſers Länder der Gewalt des Erbfeindes ausgeſetzt ſind, er von den Ständen Hülfe begehrt und ſie ſich kaum ihres Lebens erwehren: iſt's nicht ein guter Geiſt, der ihnen einräth, auf Mittel zu denken, Deutſchland zu beruhigen, die Staatsverhältniſſe näher zu beſtimmen, um einen Jeden, Großen und Kleinen, die Vortheile des Friedens genießen zu machen? Und uns verdenkſt Du's, Berlichingen, daß wir uns in den Schutz der Mächtigen begeben, deren Hülfe uns nah' iſt, ſtatt daß die entfernte Majeſtät ſich ſelbſt kaum beſchützen kann?

Götz. Ja, ja! ich verſteh'! — Weislingen, wären die Fürſten, wie Ihr ſie ſchildert, wir hätten Alle, was wir begehren: Ruh' und Frieden! Ich glaub's wohl, den wünſcht jeder Raubvogel, die Beute nach Bequemlichkeit zu verzehren. Wohlſein eines Jeden! daß ſie nur darum ein graues Haar anflöge! Und mit unſerm Kaiſer ſpielen ſie auf eine unanſtändige Art. Er meint's gut und möchte gern beſſern. Da kommt denn alle Tage ein neuer Pfannenflicker und meint ſo und ſo. Und weil der Herr geſchwind was begreift und nur reden darf, um tauſend Hände in Bewegung zu ſetzen, ſo denkt er, es ſei auch Alles ſo geſchwind und leicht ausgeführt. Nun ergehen Verordnungen über Verordnungen und wird eine über die andere vergeſſen; und was den Fürſten in ihren Kram dient, da ſind ſie hinterher und glorifiren von Ruh' und Sicherheit des Staats, bis ſie die Kleinen unter'm Fuß haben.

Weislingen. Ihr dürft reden, ich bin der Gefangene.

Götz. Wenn Euer Gewiſſen rein iſt, ſo ſeid Ihr frei. — Weislingen, ſoll ich von der Leber weg reden? Ich bin Euch ein Dorn in den Augen, ſo klein ich bin und der Sickingen und Selbiz nicht weniger, weil wir feſt entſchloſſen ſind, zu ſterben eh', als die Luſt Jemandem zu verdanken außer Gott und unſere Treu', und Dienſt zu leiſten als dem Kaiſer. Da ziehen ſie nun um mich herum, verſchwärzen mich bei Ihro Majeſtät, bei hohen Freunden und meinen Nachbarn und ſinnen und ſchleichen, mich zu übervortheilen. Aus dem Wege wollen ſie mich haben, wie es auch wäre. Darum nahmt Ihr meinen Buben gefangen, weil Ihr wußtet, ich

hatte ihn auf Kundschaft ausgeschickt; und darum that er nicht, was er sollte, weil er mich nicht an Euch verrieth. Und Du, Weislingen, bist ihr Werkzeug!

Weislingen. Berlichingen!

Götz. Kein Wort mehr davon! Ich bin ein Feind von Explicationen; dabei betriegt man sich oder den Andern und meist Beide.

(Sie stehen abgewendet und entfernt.)

Zwölfter Auftritt.

Marie. Carl. Vorige.

Carl (zu Götz). Zu Tische, Vater, zu Tische!

Marie (zu Weislingen). Im Namen meiner Schwester komme ich, Euch zu begrüßen und Euch einzuladen. (Zu Beiden.) Wie steht Ihr da? Wie schweigt Ihr?

Carl. Habt Ihr Euch erzürnt? Nicht doch! Vater; Das ist Dein Gast.

Marie. Guter Fremdling! Das ist Dein Wirth. Laßt eine kindliche, laßt eine weibliche Stimme bei Euch gelten.

Götz (zum Knaben). Bote des Friedens, Du erinnerst mich an meine Pflicht.

Weislingen. Wer könnte sich einem himmlischen Winke widersetzen!

Marie. Nähert Euch, versöhnt, verbündet Euch. (Die Männer geben sich die Hände, Marie steht zwischen Beiden.) Einigkeit vortrefflicher Männer ist wohlgesinnter Frauen schönlichster Wunsch.

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

Jaxthausen. Zimmer.

Marie. Weislingen.

Marie. Ihr liebt mich, sagt Ihr. Ich glaube es gern und hoffe, mit Euch glücklich zu sein und Euch glücklich zu machen.

Weislingen. Ich fühle Nichts als nur, daß ich ganz Dein bin. (Will sie umarmen.)

Marie. Ich bitte Euch, laßt mich! — Dem Bräutigam zum Gottespfennig einen Kuß zu erlauben, mag wohl angehen; ich habe mich nicht geweigert; doch Küsse zu wiederholen, geziemt nur dem Gatten.

Weislingen. Ihr seid zu streng, Marie! Unschuldige Liebe erfreut die Gottheit, statt sie zu beleidigen.

Marie. Hegt sie nur im stillen Herzen, damit sie rein bleibe.

Weislingen. O, da wohnt sie auf ewig! (Er nimmt ihre Hand.) Wie wird mir's werden, wenn ich Dich verlassen soll!

Marie (zieht ihre Hand zurück). Ein Bißchen eng, hoffe ich; denn ich weiß, wie's mir sein wird. Aber Ihr sollt fort.

Weislingen. Ja, meine Theuerste, und ich will! Denn ich fühle, welche Seligkeiten ich mir durch dieses Opfer erwerbe. Gesegnet sei Dein Bruder und der Tag, an dem er auszog, mich zu fangen!

Marie. Sein Herz war voll Hoffnung für ihn und Dich. „Lebt wohl!" sagt' er beim Abschied; „ich will sehen, daß ich ihn wieder finde."

Weislingen. So ist es geworden.

Marie. Zur allgemeinen Freude.

Weislingen. Wäre doch auch dem Aeußern schnell wie dem Innern geholfen! Wie sehr wünscht' ich, die Verwaltung meiner Güter und ihr Gedeihen nicht im Wetteifer so versäumt zu haben. Du könntest gleich die Meine sein. Um And'rer willen hab' ich Eig'nes hintangesetzt.

Marie. Auch der Aufschub hat seine Freuden.

Weislingen. Sage Das nicht, Marie! Ich muß sonst fürchten, Du empfindest weniger stark als ich. Doch ich büße verdient! Und schwimmet nicht alle Entsagung gegen diesen Himmel voll Aussichten. Ganz der Deine zu sein, nur in Dir und dem Kreis von Guten zu leben; von der Welt entfernt, getrennt, alle Wonne zu genießen, die so zwei Herzen einander gewähren! Ich habe viel gehofft und gewünscht; Das widerfährt mir über alles Hoffen und Wünschen.

Zweiter Auftritt.

Vorige. Götz.

Götz. Euer Knab' ist wieder da. Bring' er, was er wolle, Adelbert, Ihr seid frei! — Ich verlange weiter Nichts als Eu're Hand, daß Ihr in's Künftige meinen Feinden weder öffentlich noch heimlich Vorschub thun wollt.

Weislingen. Hier faß' ich Eu're Hand. Laßt von diesem Augenblick an Freundschaft und Vertrauen, gleich einem ewigen Gesetz der Natur, unveränderlich unter uns sein. Erlaubt mir zugleich, diese Hand zu fassen (er nimmt Marie's Hand) — und den Besitz des edelsten Fräuleins.

Götz. Darf ich Ja für Euch sagen?

Marie. Bestimmt meine Antwort nach dem Werthe seiner Verbindung mit Euch.

Götz. Es ist ein Glück, daß unsere Vortheile dieß Mal mit einander gehen. Du brauchst nicht roth zu werden; Deine Blicke sind Beweis genug. Ja denn, Weislingen! Gebt Euch die Hände, und so sprech' ich Amen! — Mein Freund und Bruder! — Ich danke Dir, Schwester. Du kannst mehr als Hanf spinnen! Du hast auch einen Faden gedreht, diesen Paradies-Vogel zu fesseln. — Du siehst nicht ganz frei, Adelbert! Was fehlt Dir? Ich — bin ganz glücklich; was ich nur träumend besaß, seh' ich und bin wie träumend. Ach, nun geht mein

Frauen auf! Mir war's heute Nacht, ich gäb' Dir meine rechte eiserne Hand und Du hieltest mich so fest, daß sie aus den Armschienen ging, wie abzubrechen. Ich erschrak und erwachte darüber. Ich hätte nur fortträumen sollen, da würde ich gesehen haben, wie Du mir eine neue lebendige Hand aufsetzest. — Ich muß meine Frau rufen. — Elisabeth!

Marie. Mein Bruder ist in voller Freude.

Weislingen. Und doch darf ich ihm den Rang streitig machen.

Götz. Du wirst anmuthig wohnen.

Marie. Franken ist ein gesegnetes Land.

Weislingen. Und ich darf wohl sagen: mein Schloß liegt in der gesegnetsten und anmuthigsten Gegend.

Götz. Das dürft Ihr und ich will's behaupten. — Hier fließt der Main und anmuthig hebt der Berg an, der, mit Reckern und Weinbergen bekleidet, von Eurem Schloß gekrönt wird; dann biegt sich der Fluß schnell um die Ecke hinter dem Felsen hin. Die Fenster des großen Saals gehen steil herab auf's Wasser, eine Aussicht, viele Stunden weit.

Dritter Auftritt.

Vorige. Elisabeth.

Elisabeth. Was schafft Ihr?

Götz. Du sollst Deine Hand auch dazu geben und sagen: Gott segne Euch! Sie sind ein Paar.

Elisabeth. So geschwind.

Götz. Aber nicht unvermuthet. Ja, Frauen, Ihr könnt, Ihr sollt Alles wissen. Adelbert begibt sich vor allen Dingen zurück nach Bamberg.

Marie. Wieder nach Bamberg?

Götz. Ja, wir haben es überlegt, er braucht Nichts hinterrücks zu thun. Offen und mit Ehren trennt er sich vom Bischof als ein freier Mann; denn manches Geschäft muß bei Seite, Manches findet er zu besorgen für sich und Andere.

Elisabeth. Und so seid Ihr denn ganz der Eu'rige wieder, ganz der Unsrige?

Weislingen. Für die Ewigkeit!

Elisabeth. Möget Ihr Euch immer so nach ihr sehnen, als da Ihr um sie warbt. Möget Ihr so glücklich sein, als Ihr sie lieb behaltet.

Weislingen. Amen! Ich verlange kein Glück, als unter diesem Titel.

Götz. Dann bereist er seine Güter. Auch mit Fürsten und Herren muß er neue Verbindungen anknüpfen. Alle, die mir zugethan sind, empfangen ihn mit offenen Armen. Die schönsten Ländereien reißt er eigennützigen Verwaltern aus den Händen. Und — Komm' Schwester — komm' Elisabeth! Wir wollen ihn allein lassen, daß er ungestört vernehme, was sein Knabe bringt.

Weislingen. Gewiß Nichts, als was Ihr hören dürft.

Götz. Braucht's nicht. — Franken und Schwaben! Ihr seid nun verschwisterter als jemals.

(Er und Elisabeth und Marie.)

Vierter Auftritt.

Weislingen (allein.) Gott im Himmel! konntest Du mir Unwürdigen solch eine Seligkeit bereiten! Es ist zu viel für mein Herz! Wie ich von Menschen abhing, die ich zu beherrschen glaubte, von den Blicken des Fürsten, von dem ehrerbietigen Beifall umher! Götz, theurer Götz, Du hast mich mir selbst wieder gegeben, und Marie, Du vollendest meine Sinnesänderung! Ich fühle mich so frei wie in heiterer Luft. Bamberg will ich nicht mehr sehen, will alle die lästigen Verbindungen durchschneiden, die mich unter mir selbst hielten. Mein Herz erweitert sich! Hier ist kein beschwerliches Streben nach versagter Größe. So gewiß ist Der allein glücklich und groß, der weder zu herrschen noch zu gehorchen braucht, um Etwas zu sein.

Fünfter Auftritt.

Weislingen. Franz.

Franz. Gott grüß' Euch, gestrenger Herr! Ich bring' Euch so viel Grüße von Bamberg, daß ich nicht weiß, wo anzufangen; vom Bischof an bis zum Narren herunter grüßt Euch der Hof und vom Bürgermeister bis zum Nachtwächter die Stadt.

Weislingen. Willkommen Franz! Was bringst Du mehr?

Franz. Ihr steht in einem Andenken bei'm Fürsten und überall, daß ich keine Worte finde.

Weislingen. Es wird nicht lange dauern.

Franz. So lange Ihr lebt, und nach Eurem Tod wird's heller blinken als die messing'nen Buchstaben auf einem Grabstein: Wie man sich Eurem Unfall zu Herzen nahm!

Weislingen. Was sagte der Bischof.

Franz. Er war so begierig, zu wissen, daß seine Fragen, geschäftig und geschwind, meine Antwort verhinderten. Die Sache wußt' er schon; denn Fäzber, der von Haslach entrann, brachte ihm die Botschaft. Aber er wollte Alles wissen. Er fragte so ängstlich, ob Ihr nicht verletzt wäret? Ich sagte: er ist ganz und heil, von der äußersten Haarspitze bis zum Nagel des kleinen Zeh's. Dabei rühmt' ich, wie gut sich Götz gegen Euch betrage und Euch als Freund und Gast behandle. Darauf erwidert er Nichts und ich ward entlassen.

Weislingen. Was bringst Du weiter?

Franz. Den andern Tag meldet' ich mich bei'm Marschalk und bat um Abfertigung; da sagte er: „Wir geben Dir keinen Brief mit;

denn wir trauen dem Weg nicht: Der hat immer nur einen Schein von Biederkeit und Grossmuth und nebenher thut er, was ihm beliebt und was ihm nutzt."

Weislingen. Wie schlecht sie ihn kennen!

Franz. Doch, fuhr er fort, ist es ganz gut, daß Dein Herr ritterlich und freundlich gehalten ist. Sag' ihm, er soll sich gedulden: wir wollen desto angelegentlicher an seine Befreiung denken; denn wir können ihn nicht entbehren.

Weislingen. Sie werden's lernen müssen.

Franz. Wie meint Ihr?

Weislingen. Vieles hat sich verändert. Ich bin frei ohne Vertagung und Lösegeld.

Franz. Nun so kommt gleich.

Weislingen. Ich komme; aber lange werde ich nicht bleiben.

Franz. Nicht bleiben? Herr! Wie soll ich Das verstehn? Wenn Ihr wüßtet, was ich weiß, wenn Ihr nur träumen könntet, was ich gesehen habe.

Weislingen. Wie wird Dir's?

Franz. Nur von der bloßen Erinnerung komm' ich außer mir. Bamberg ist nicht mehr Bamberg; ein Engel in Weibesgestalt macht es zum Vorhof des Himmels.

Weislingen. Nichts weiter.

Franz. Ich will ein Pfaff werden, wenn Ihr sie seht und nicht außer Euch kommt.

Weislingen. Wer ist's denn?

Franz. Adelheid von Walldorf.

Weislingen. Die? Ich habe viel von ihrer Schönheit gehört.

Franz. Gehört? Das ist eben, als wenn Ihr sagtet, ich hab' die Musik gesehen. Es ist der Zunge so wenig möglich, eine Linie solcher Vollkommenheiten auszudrücken, da das Auge sogar in ihrer Gegenwart sich nicht selbst genug ist.

Weislingen. Du bist nicht gescheidt.

Franz. Das kann wohl sein. Das letzte Mal, daß ich sie sah, hatte ich nicht mehr Sinne als ein Trunkener; oder vielmehr, ich fühlte in dem Augenblick, wie es den Heiligen bei himmlischen Erscheinungen sein mag: alle Sinne stärker, höher, vollkommner und doch den Gebrauch von keinem.

Weislingen. Das ist seltsam.

Franz. Abends, als ich mich vom Bischof beurlaubte, saß sie gegen ihm. Sie spielten Schach. Er war sehr gnädig, reichte mir seine Hand zu küssen und sagte mir viel Gutes, davon ich Nichts vernahm. Denn ich sah nur seine Nachbarinn; sie hatte ihr Auge auf's Brett geheftet, als wenn sie einem großen Streich nachsänne. Ein feiner, lauernder Zug um Mund und Wange! Ich hätte der elfenbeinerne König sein mögen! Adel und Freundlichkeit herrschten auf ihrer Stirne. Und das bildende Licht des Angesichts und des Busens, wie es von den fernern Haaren erhoben ward!

Weislingen. Du bist gar drüber zum Dichter geworden!

Franz. So fühl' ich denn in dem Augenblick, was den Dichter macht, ein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz. Wie der Bischof endigte und ich mich bückte, sah sie mich an und sagte: „Auch von mir einen Gruß unbekannter Weise! Sag' ihm, auch neue Freunde hoffen auf seine Zurückkunft; er soll sie nicht verachten, wenn er schon an alten so reich ist." Ich wollte was antworten, aber der Paß vom Herzen nach der Zunge war versperrt; ich neigte mich. Alles hätte ich hingegeben, die Spitze ihres kleinen Fingers küssen zu dürfen. Wie ich so stund, warf der Bischof einen Mantel herunter; ich fuhr darnach und berührte im Aufheben den Saum ihres Kleides; Das fuhr mir durch alle Glieder und ich weiß nicht, wie ich zur Thüre hinausgekommen bin.

Weislingen. Ist ihr Mann bei Hofe?

Franz. Sie ist schon vier Monat Witwe. Um sich zu zerstreuen, hält sie sich in Bamberg auf. Ihr werdet sie sehen. Wenn sie Einen ansieht, ist's, als wenn man in der Frühlingssonne stünde.

Weislingen. Auf mich würde Das nun wohl anders wirken.

Franz. Wie so? Wäre denn wirklich wahr, was hier das Hausgesinde murmelt, Ihr seid mit Marie verliebt?

Weislingen. In diesen Augenblicken. Und so erfahre nur gleich Alles. Ich habe dem Bischof entsagt; der Brief ist fort. Ich gebe Bamberg gute Nacht! Hier steigt mein Tag auf. Marie wird das Glück meines Lebens machen. Ihre süße Seele spricht aus den blauen Augen und klar, wie ein Engel des Himmels, gebildet aus Unschuld und Liebe, leitet sie mein Herz zur Ruhe und Glückseligkeit. Packe zusammen! Erst kurze Zeit an Hof, dann auf mein Schloß. In Bamberg möcht' ich nicht bleiben, und wenn Sanct Veit in Person mich zurückhielte. (ab.)

Sechster Auftritt.

Franz (allein). Er komme nur erst, bleiben wird er schon. Marie ist liebreich und schön und einem Gefangenen und Kranken kann ich nicht übel nehmen, wenn er sich in sie verliebt; in ihren Augen ist Trost, geschäftliche Melancholie. — Aber um Dich, Adelheid, ist Leben, Feuer, Muth. — Ich würde — Ich bin ein Narr! Dazu machte mich ein Blick von ihr. O, wenn ich nur erst die Thürme von Bamberg sehe, nur erst in den Schloßhof hineinreite! Dort wohnt sie, dort werd' ich sie treffen! —

Schnaps.

Das iſt die Uniform der Freyheit.

Märten.

Da iſt mir meine weite Bauerjacke doch lieber.

Schnaps.

Nun ſeht her! Was ſagt Ihr zu dem Säbel?

Märten.

Gut!

Schnaps.

Nun die Cocarde?

Märten.

Iſt das die Nationalcocarde?

Schnaps.

Freylich. (Steckt ſie auf den Hut.)

Märten.

Wie ſie den alten Hut nicht ziert!

und da gaff' ich mich wieder geſcheidt oder völlig narrend. (Ab.)

Siebenter Auftritt.

Saal in Jorthauſen.

Hans von Selbitz und Carl.

Carl. Wie meld' ich Euch meiner Mutter, edler Herr!

Selbitz. Sag' ihr, Hans von Selbitz grüße ſie.

Carl. Hans? — Wie war es?

Selbitz. Hans mit einem Bein, Hans ohne Sorgen, wie Du wiſſt.

Carl. Das ſind luſtige Namen. Du biſt willkommen. (Ab.)

Selbitz (allein). Sieht's doch hier im Hauſe noch völlig wie vor zehn Jahren; da hängen die Büchſen, da ſtehen die Truhen, da liegen die Teppiche. Bei mir ſieht's leerer aus; da will Nichts halten, als was man täglich braucht, und Das kaum.

Achter Auftritt.

Selbitz. Eliſabeth.

Eliſabeth. Willkommen, Selbitz! Wir ſahen Euch lange nicht bei uns.

Selbitz. Deſto öfter ſah mich Euer Gemahl an ſeiner Seite im Felde. Nun kündigt er den Nürnbergern Fehde an; Das iſt recht; denn ſie ſind's, die den Bambergern ſeinen Buben verrathen haben; und ſeht, da bin ich ſchon bereit, ein Gänglein mit ihm zu wagen.

Eliſabeth. Ich weiß, mein Mann ſchickte Georg' nach Euch aus.

Selbitz. Ein wack'rer Junge; den ſah ich zum erſten Mal.

Eliſabeth. Traf er Euch zu Hauſe?

Selbitz. Nicht eben; ich war ſonſt bei guten Cameraden.

Eliſabeth. Kam er mit Euch hierher?

Selbitz. Er ritt weiter.

Eliſabeth. So legt doch den Mantel ab.

Selbitz. Laßt mir ihn noch ein wenig.

Eliſabeth. Warum Das? Friert's Euch?

Selbitz. Gewiſſer Maßen.

Eliſabeth. Einen Ritter in der Stube?

Selbitz. Ich habe ſo eine Art von Fieber.

Eliſabeth. Das ſieht man Euch nicht an.

Selbitz. Deßwegen bedeck' ich's eben.

Eliſabeth. Das Fieber?

Selbitz. Euch freilich ſollt ich's nicht verhehlen.

Eliſabeth. Ohne Umſtände.

Selbitz (der den Mantel zurückſchlägt und ſich im Wamms ohne Aermel zeigt). Seht, ſo bin ich ausgeplündert.

Eliſabeth. Ei! einen ſo tapfern Ehrenmann bis auf's letzte Wamms; wer vermochte Das?

Selbitz. Ein Kleeblatt verwünſchter Ritter; ich habe ſie aber auch für Verdruß gleich in den Sack geſteckt.

Eliſabeth. Figürlich doch?

Selbitz. Nein, hier in der Taſche klappern ſie.

Eliſabeth. Ohne Räthſel.

Selbitz. Da ſeht die Auflöſung. (Er thut an den Tiſch und wirft einen Packen Würfel auf.)

Eliſabeth. Würfel! Das geht alſo noch immer ſo fort?

Selbitz. Wie der Faden ein Mal geſponnen iſt, wird er geweift und verwoben; da iſt nun weiter Nichts mehr d'ran zu ändern.

Eliſabeth. Ihr habt aber auch gar zu loſes Garn auf Eu'rer Spule.

Selbitz. Sollte man nicht ſchludern? Seht nur, liebe, traute Frau, da ſitz' ich vorgeſtern im bloßen Wamms, kraue mir den alten Kopf und verwünſche die verreckten Schelme da. Gleich tritt Georg herein und lädt mich im Namen ſeines Herrn. Da ſpring' ich auf, den Mantel um und fort. Nun wird's gleich wieder Kleid, Geld und Kette geben.

Eliſabeth. Indeſſen aber?

Selbitz. Credit findet ſich auch wohl wieder. Eine Anweiſung auf den Bürgermeiſter zu Nürnberg iſt nicht zu verachten.

Eliſabeth. Auch ohne Die ſtehen Euch Kiſten und Kaſten offen. Bei uns iſt mancherlei Vorrath.

Selbitz. Vorſorgliche Hausfrau.

Eliſabeth. Um nicht nachzuſorgen. Was braucht Ihr denn?

Selbitz. Ungefähr ſo viel als ein Kind, das auf die Welt kommt: nahezu Alles.

Eliſabeth. Steht zu Dienſten; darum iſt's da.

Selbitz. Nicht umſonſt. Wir laſſen's ſchätzen und vom Erſten, was ich auf die Nürnberger gewinne, habt Ihr Eu're Bezahlung.

Eliſabeth. Nicht doch! unter Freunden! —

Selbitz. Ein Ritter darf Nichts geſchenkt nehmen; er muß es verdienen, ſogar den ſchönſten Sold, den Minneſold, muß er oft allzu ſchwer verdienen.

Eliſabeth. Ich kann mit Euch nicht markten.

Selbitz. Nun ſo fecht' ich im Wamms.

Eliſabeth. Poſſen!

Selbitz. Wißt Ihr was? Wir ſpielen um die Ausſtattung: gewinne ich ſie, ſo ſeid Ihr d'rum; iſt mir das Glück zuwider, nun ſo wird's im Felde beſſer gehen, und dann laßt mich gewähren. Jetzt kommt her.

Eliſabeth. Ein Ritter nimmt Nichts geſchenkt und eine Hausfrau würfelt nicht.

Selbitz. Nun ſo wollen wir wetten. Das geht doch!

Elisabeth. Eine Wette? Nun gut, so schlagt sie vor!

Selbiz. Hört mich an. Wenn wir auf unserm Zuge nicht gleich Anfangs einen recht hübschen Zank thun; wenn uns nicht nachher durch Verrätherei oder Versehen oder sonst einer Widerwärtigkeit ein Hauptstreich mißlingt; wenn nicht Einer von uns was an's Bein kriegt, wobei ich nur wünsche, daß es mein hölzernes treffe; wenn sich nicht gleich Fürsten und Herrn d'rein legen, daß die Händel verglichen werden; wenn man uns nicht deßhalb auf ein halb Dutzend Tagfahrten herumzieht, und wenn wir zuletzt nicht viel reicher nach Hause kehren als wir jetzt ausreiten: so will ich verloren haben.

Elisabeth. Ihr kennt Euer Handwerk gut genug.

Selbiz. Um es mit Lust zu treiben. Auf alle Fälle denk' ich mich bei dieser Gelegenheit herauszumustern, daß es eine Weile hinreicht.

Elisabeth. Schwerlich, wenn ihr Eure Feinde immer an der Seite habt.

Selbiz. Die sind völlig wie unsre Rittergenossen, heute Feind, morgen Freund, und übermorgen ganz gleichgiltig.

Elisabeth. Da kommt mein Herr.

Neunter Auftritt.

Vorige. Götz.

Götz. Gott grüß' Euch, Selbiz! Das heißt ein bereiter Freund, ein wack'rer, schneller Reitersmann.

Selbiz. Meine Leichtigkeit müßt Ihr eigentlich loben; denn seht: da ich ein hölzern' Bein habe, das mich ein wenig unbeholfen macht, so nehm' ich dagegen desto weniger Gepäck zu mir. Nicht wahr, Trante?

Elisabeth. Wohlgethan! Das Nöthige findet sich überall.

Selbiz. Aber nicht überall Freunde, die es hergeben.

Elisabeth. Verzieht nur einen Augenblick. Ich leg' Euch so viel zurecht, als ihr braucht, um vor den Nürnbergern mit Ehren zu erscheinen. (Ab.)

Selbiz. Nehmt Ihr Euern Georg mit? Das ist ein wack'rer Junge.

Götz. Wohl! Ich hab' ihn unterwegs beschieden. Jetzt ist er zu Weislingen.

Selbiz. Mit Dem seid Ihr wieder versöhnt; Das hat mich gefreut. Es ging freilich ein wenig geschwind, daß ich's nicht ganz begreifen konnte.

Götz. Ganz natürlich war's doch! Zu ihm war mir die Neigung angeboren, wie aus Einfluß der Planeten; mit ihm verlebt ich meine Jugend, und als er sich von mir entfernte, mir schadete, konnt' ich ihn nicht hassen. Aber es war mir ein unbequemes Gefühl. Sein Bild, sein Name stand mir überall im Wege. Ich hatte eine Hälfte verloren, die ich wieder suchte. Besser mocht' es ihm auch nicht gehen; denn bald als wir uns wiedersahen, stellte sich das alte Verhältniß her, und nun ist's gut, ich bin zufrieden, und mein Thun geht wieder aus dem Ganzen.

Selbiz. Welchen Vorschub wird er Euch leisten, bei dieser Fehde gegen die Nürnberger und künftig?

Götz. Seine Freundschaft, seine Gunst ist schon bedeutend, wenn er mir nur nicht schadet, meine Freunde fördert, meinen Feinden nicht beisteht. Er wird sich ruhig halten, sich in meine Händel nicht mischen; die wollen wir Beide, von wackern Knechten unterstützt, schon ausfechten.

Zehnter Auftritt.

Vorige. Jaud.

Götz. Nun sieh' da! Wieder zurück, alter Getreuer? Hast Du Leute gefunden? Hast Du genugsam angeworben?

Jaud. Nach Wunsch und Befehl. Sechs Reisige, zehn Fußknechte; Die liegen in den Dörfern umher, daß es kein Aufsehen gebe; sechs Neulinge bring' ich mit, die einen ersten Versuch wagen wollen. Ihr müßt sie bewaffnen; zuschlagen werden sie schon. Und nun zu Pferde! Denn zugleich nebst der Mannschaft bring' ich die Nachricht, daß die Nürnberger-Kaufleute schon zur Frankfurter-Messe ziehen.

Selbiz. Die haben sich zeitig aufgemacht.

Götz. Sollten sie was gemerkt haben?

Jaud. Gewiß nicht; sie ziehen schwach geleitet.

Götz. Auf denn, zur Waarenschau!

Selbiz.

Von ihrem Land begehr' ich Nichts.
Doch wirklich wurde mir behagen
Ein gold'ner Kettenschmuck herab bis auf den Magen;
Den hab' ich lange nicht getragen.

(Alle ab.)

Eilfter Auftritt.

Wald.

Nürnberger-Kaufleute.

Erster Kaufmann. Lagern wir uns hier, indessen die Wagen dort unten vorbei ziehen.

Zweiter Kaufmann. Gebt den Acker! Ihr sollt mich wieder ein Mal rühmen, wie ich sur kalte Küche gesorgt habe.

Erster Kaufmann. Noch nie bin ich so getrost nach Frankfurt auf die Messe gezogen. Dieß Mal hab' ich nur Tand und Spielzeug

mit. So lange die Kinder nicht aufsterben, hat manchen Verleger brennem zu leben.

Zweiter Kaufmann. Ich habe für die Weiber gesorgt. Auch die sind gute Knaben. (Die mehrsten Knechte sind zu sehen.)

Sieh' dort unten; seh'! Was ist Das? Heiliger Gott! Reiter aus dem Walde! Gerad' auf die Wagen los!

Zweiter Kaufmann. Wir sind verloren! Ritter und Reiter! Sie halten den Zug an. Hinunter! Hinunter!

Erster Kaufmann. Ich nicht! —

Alle. Weh' uns!

Zwölfter Auftritt.

Vorige. Georg im Hintergrunde.

Georg. Mein Herr muß nicht weit sein; hier ersahe' ich es vielleicht. Hört Cameraden!

Erster Kaufmann. Ach Gott, auch von der Seite. Da sind wir nicht zu retten.

Zweiter Kaufmann. Das ist wohl ein Anderer; Der gehört nicht dazu; — Der hilft uns. Sprich ihn an.

Erster Kaufmann. Was schafft Ihr, edler Herr?

Georg. Nicht edler Herr, wohl aber ehrlicher Knabe. Wie steht's hier? Habt Ihr keine Ritter und Reiter gesehn?

Erster Kaufmann. Wohl! Da blickt nur hinab. Dort halten sie den Zug an; dort schlagen sie die Fuhrleute. Schon müssen die Ersten vom Weg ablenken. O, Ihr schönen Waaren, ihr bunten Pfeifen und Trompeten, ihr allerliebsten Pferdchen und Affein, ihr werdet am Main nicht feil geboten werden! Helft uns, bester junger Mann! Habt Ihr Niemanden bei Euch? Wenn Ihr Sie nur irre machtet, nur einen Augenblick Aufschub! Gibt's denn keine Kriegslist?

Georg. Es geht nicht. Ich kann Euch nicht helfen, bin zu wenig gegen so Viele.

Zweiter Kaufmann. Lieber Junge! Herzensjunge! So deck' uns nur den Rücken, daß sie uns nicht nachkommen; wir wollen in die nächsten Dörfer und Sturm läuten; wir wollen die ganze Landschaft gegen das Raubgesindel aufregen. (Die Kaufleute sind im Begriff, hinwegzueilen.)

Georg (ruft). Halt! — Keiner mucke von der Stelle! Wer sich rühret, ist des Todes. Das ist mein Herr, Götz von Berlichingen, der Euch züchtigt.

Alle. O weh', der Götz!

Georg. Ja, der Götz, an dem Ihr so übel handelt, dem Ihr einen guten, wackern Knaben an die Bamberger verrichtet. In dessen Hand seid Ihr. Da seh' ich ihn kommen!

Dreizehnter Auftritt.

Vorige. Götz. Land. Knechte.

Götz (zu den Knechten). Durchsucht hier den Wald; hier müssen sich die Kaufleute verbergen. Sie waren von den Wagen abgegangen, die Fußsteige. Daß keiner entrinne und uns im Lande unzeitige Händel mache.

Georg (hervortretend). Ich hab' Euch schon vorgearbeitet. Hier sind sie.

Götz. Braver Junge! Tausend Mal willkommen! Du allein? Bewacht sie genau! Auf's Genaueste! (Land und Knechte mit den Kaufleuten ab.)

Götz. Nun sprich, guter Georg! Was bringst Du? Was macht Weislingen? Wie sieht es auf seiner Burg aus? Bist Du glücklich hin und wider gelangt? Sprich, erzähle!

Georg. Wie soll ich es recht fassen? Ich bringe keine glückliche Botschaft.

Götz. Wie so?

Georg. Hört mich an! Ich that, wie Ihr befahlt, nahm den Kittel des Bamberg'schen und sein Zeichen und, damit ich doch mein Essen und Trinken verdiente, geleitete ich Reineck'sche Bauern gegen den Main zu.

Götz. In der Verkappung? Das hätte Dir übel gerathen können.

Georg. So denk' ich auch hinterdrein. Ein Reitersmann, der Das voraus denkt, wird keine große Sprünge machen. Aber Weislingen fand ich nicht auf seinem Schlosse.

Götz. So ist er länger am Hof geblieben, als er Anfangs Willens war.

Georg. Leider! Und als ich es erfuhr, gleich in die Stadt.

Götz. Das war zu kühn!

Georg. Ich hoff', Euch noch besser zu bedienen. Nun hört ich im Wirthshause, Weislingen und der Bischof seien ausgesöhnt. Man sprach viel von einer Heirath mit der Witwe des von Waldorf.

Götz. Gespräche!

Georg. Hört nur! Ich drängte mich in's Schloß, sah ihn, wie er die Frau zur Tafel führte. Sie ist schön, bei meinem Eid! sie ist schön! Wir bückten uns Alle, sie dankte uns Allen. Er nickte mit dem Kopf und sah sehr vergnügt. Sie gingen vorbei, und das Volk murmelte: „Ein schönes Paar!“

Götz. Das ist nicht gut.

Georg. Das Schlimmere folgt. Nachher paßt' ich wieder auf: endlich sah ich ihn kommen; er war allein mit einem Knaben. Ich stund unten an der Treppe und sagte zu ihm: Ein Paar Worte von Euerm Berlichingen. Er war bestürzt; ich sah das Geständniß seines Lasters auf seinem Gesicht. Er hatte kaum das Herz, mich anzusehen, mich, einen schlechten Reitersjungen.

Götz. Erzähle Du und laß mich richten.

Georg. „Du bist Bamberg'isch?“ sagte er. Ich bring' Euch einen Gruß vom Götz, sagt' ich und soll fragen — „Komm' an mein Zimmer,“ sagt' er; wir wollen weiter reden.“

Götz. Kamst Du?

Georg. Wohl kam ich und mußt' im Vorsaal stehen, lange, lange. Und die seidenen Buben beguckten mich von vorne und hinten. Ich dachte: guckt ihr! Endlich führte man mich hinein. Da brach' ich Gruß und Anliegen und merkte wohl, daß ich nicht gelegen kam. Da wollt' er mich mit leeren Worten abspeisen; weil ich aber wohl wußte, worauf es ankam und Verdacht hatte, so ließ ich ihn nicht los. Da that er feindlich böse, wie Einer, der kein Herz hat und es nicht will merken lassen. Er verwunderte sich, daß ihn ein Reitersjunge zur Rede setzen sollte. Das verdroß mich. Da fuhr ich heraus und sagte: es gäbe nur zweierlei Leute, brave und Schurken und ich diente Götz von Berlichingen. Nun fing er an und schwatzte allerlei verkehrtes Zeug, das darauf hinausging: Ihr hättet ihn übereilt; er sei Euch keine Pflicht schuldig und wolle mit Euch Nichts zu thun haben.

Götz. Hast Du Das aus seinem Munde?

Georg. Das und noch mehr. Er drohte mir —

Götz. Genug! — Das sollte mir also begegnen!

Georg. Laß't Euch, guter Herr; wir wollen auch ohne ihn schon zurecht kommen.

Götz. Wie beschämt stehen wir da, wenn man uns das Wort bricht! Daß wir dem Heiligsten vertrauten, erscheint nun als täppischer Biedsinn. Jener hat recht, der uns verrieth. Er ist nun der Kluge, der Gewandte, ihn lobt, ihn ehrt die Welt; er hat sich aus der Schlinge gezogen und wir stehen lächerlich da und beschauen den leeren Knoten.

Georg. Kommt, Herr, zu den Wagen, daß ich den glücklichen Fang sehe.

Götz. Die ziehen ruhig dahin; dieser Fang ist geglückt, aber jene Beute, die schönere, wünschenswerthere, sie ist verloren, das Herz eines alten Freundes. Ich hielt es nur einen Augenblick wieder in Händen.

Georg. Vergeß't ihn. Er war vor- und nachher Euer nicht werth.

Götz. Nein, vergessen will ich ihn nicht, nicht vergessen diesen schändlichen Wortbruch. Mit Versprechen und Handschlag, mit Eid und Pflicht soll mich Niemand mehr ankommen. Wer in meiner Gewalt ist, soll's fühlen. So lange ich ihn fest halte, soll er leiden. Das schwerste Lösegeld soll ihn erst spät befreien.

Franz (hinter der Scene). Haltet! haltet!

Götz. Was gibt's?

Franz (hereinstürzend). Verrath, Herr! Verrath! Ein Haus Nürnberger sind entwichen.

Götz. Noch! geschwind noch! Die Verrätherei!

Georg. Geschwind! Sie brechen, Sturm zu läuten!

Götz. Die Uebrigen hattet fest. Sogleich sollen sie gebunden werden. Scharf gebunden. Laß't sie niederknieen in einen Kreis, wie arme Sünder, deren Haupt vom Schwerte fallen soll und wartet auf mein Geheiß.

Georg. Bedenkt, bester Herr —

Götz. Richte meinen Befehl aus. (Georg ab.)

Zweiter Auftritt.

Götz, nachher Georg.

Götz. An ihrer Todesangst will ich mich weiden, ihre Furcht will ich verspotten. O, daß ich an ihnen nicht blutige Rache nehmen darf! — Und wie, Götz, bist Du auf ein Mal so verändert? Haben fremde Farben, fremde Laster auf Dich solch einen Einfluß, daß Du dem ritterlichen Wesen entsagst und gemeiner Grausamkeit fröhnest? Verwandelst Du schon Deine Waffenbrüder in Scherzen, die schmerzlich binden, durch Herabwürdigung des Wohlthäters den Tod verkündigen? In einer solchen Schule soll Dein wack'rer Georg heranwachsen? — Mögen Die hinziehen, die nicht mehr schaden können, die schon durch den Verlust ihrer Güter genugsam gestraft sind. (Er macht einige Schritte.) Aber, Marie, warum trittst Du so vor mich? Blickst mich mit Deinen holden Augen an und scheinst nach Deinem Bräutigam zu fragen. Vor Dir muß ich zur Erde niedersehen; Dich hat mein übereiltes Zutrauen unglücklich gemacht, unglücklich auf zeitliebens. Weh, und in diesem Augenblicke weißt Du noch nicht, was bevorsteht, nicht, was schon geschehen ist! Hinaus blickst Du vom hohen Erker nach der Straße, erwartest Deinen Bruder und spähst, ob er nicht vielleicht den Bräutigam herbeiführe. Ich werde kommen, doch er wird ausbleiben — wird ausbleiben — bis ich ihn heranschleppe wider seinen Willen und gefesselt, wenn ich ihn anders erreichen kann. Und so sei's abgeschlossen. Ermanne Dich, Götz, und denk' an Deine Pflicht.

Georg (mit einem Schwad'schen). Laß't nun den Scherz vorbei sein; sie sind geschreckt genug. Weiter wolltet Ihr doch Nichts. Ihr sagtet ja so oft: Gefangene müsse man nie mißhandeln.

Götz. Ja, guter Junge, so ist es! Geh' und binde sie los. Bewache sie bis Sonnenuntergang; dann laß sie laufen und zieh' uns nach.

Georg. Da ist Einer drunter, ein hübscher

junger Mann. Wie sie ihn binden wollen, zog er das Kätzchen aus dem Busen und sagte: „Nimm Das für mein Lösegeld; es ist ein Schmuck, den ich meiner Braut zur Messe bringe.“

Götz. Seiner Braut?

Georg. So sagte der Bursche. „Schon fünf Messen dauert unsere Bekanntschaft; sie ist eines reichen Mannes Tochter: dieß Mal hofft' ich, getraut zu werden. Nimm den Schmuck, es ist das Schönste, was Nürnberger-Goldschmiede machen können; auch die Steine sind von Werth. nimm und lass' mich entwischen.“

Götz. Hast Du ihn fort gelassen?

Georg. Gottbewahre! Ich ließ ihn binden: Ihr hatter's befohlen. Euch aber bringe ich den Schmuck; der mag wohl zur Braute gehören. Für den Burschen aber bitt' ich und für die Andern.

Götz. Lass sehen.

Georg. Hier.

Götz (den Schmuck betrachtend). Marie! Dieß Mal komme ich nicht in Versuchung, Dir ihn zu Deinem Feste zu bringen. Doch Du gute, edle Seele würdest Dich selbst in Deinem Unglück eines fremden Glückes herzlich erfreuen! In Deine Seele will ich handeln! — Nimm, Georg! Gib dem Burschen den Schmuck wieder. Seiner Braut soll er ihn bringen und einen Gruß vom Götz dazu.

(Wie Georg das Kätzchen anfaßt, fällt der Vorhang.)

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Lustgarten zu Augsburg.

Zwei Nürnberger-Kaufleute.

Erster Kaufmann. So sehen wir denn bei dieser Gelegenheit den Reichstag zu Augsburg, kaiserliche Majestät und die größten Fürsten des heiligen Römischen Reichs beisammen.

Zweiter Kaufmann. Ich wollte, wir hätten unsere Waaren wieder und ich thät' ein Gelübde, niemals ein höheres Haupt anzusehen als unsern Bürgermeister zu Nürnberg.

Erster Kaufmann. Die Sitzung war heute schnell geendigt; der Kaiser ist in den Garten gegangen; hier wollen wir stehen; denn da muß er vorbei. Er kommt eben die lange Allee herauf!

Zweiter Kaufmann. Wer ist bei ihm?

Erster Kaufmann. Der Bischof von Bamberg und Adelbert von Weislingen.

Zweiter Kaufmann. Gerade recht! Das sind Freunde der Ordnung und Ruhe.

Erster Kaufmann. Wir thun einen Fußfall und ich rede.

Zweiter Kaufmann. Wohl! Da kommen sie.

Erster Kaufmann. Er sieht verdrießlich aus. Das ist ein übler Umstand!

Zweiter Auftritt.

Der Kaiser. Bischof von Bamberg. Weislingen. Gefolge. Vorige an der Seite.

Weislingen. Euer Majestät haben die Sitzung unmuthig verlassen.

Kaiser. Ja. Wenn ich sitzen soll, so muß Etwas ausgemacht werden, daß man wieder nachher wandern und reisen kann. Bin ich hierher gekommen, um mir die Hindernisse vorerzählen zu lassen, die ich kenne? Sie wegzuschaffen, davon ist die Rede.

Kaufleute (treten vor und werfen sich dem Kaiser zu Füßen). Allerdurchlauchtigster! Großmächtigster! —

Kaiser. Wer seid Ihr? Was gibt's? Steht auf!

Erster Kaufmann. Arme Kaufleute von Nürnberg, Euer Majestät Knechte, und flehen um Hülfe. Götz von Berlichingen und Hans von Selbitz haben unsrer Dreißig, die auf die Frankfurter-Messe zogen, niedergeworfen, beraubt und äußerst mißhandelt. Wir bitten Euer kaiserliche Majestät um Hülfe und Beistand, sonst sind wir Alle verdorbene Leute, genöthigt, unser Brod zu betteln.

Kaiser. Heiliger Gott! Heiliger Gott! was ist Das? Der Eine hat nur eine Hand, der Andere nur ein Bein. Wenn sie dann erst zwei Hände hätten und zwei Beine, was wolltet Ihr dann thun?

Erster Kaufmann. Wir bitten Euer Majestät unterthänigst, auf unsre bedrängten Umstände mitleidig herabzuschauen.

Kaiser. Wie geht's zu? Wenn ein Kaufmann einen Pfeffersack verliert, soll man das ganze Reich aufmahnen; und wenn Händel vorhanden sind, daran kaiserlicher Majestät und dem Reiche viel gelegen ist, daß es Königreich, Fürstenthum, Herzogthum und Anderes betrifft, so kann Euch kein Mensch zusammenbringen.

Weislingen (zu den Kaufleuten, die sich betrübt zurückziehen und auf seine Seite kommen). Ihr kommt zur ungelegenen Zeit. Geht und verweilt einige Tage hier.

Kaufleute. Wir empfehlen uns zu Gnaden. (Ab.)

Kaiser. Immer kleine Händel, die den Tag und das Leben wegnehmen, ohne daß was Rechts gethan wird. Jeder Krämer will geholfen haben, indeß gegen den grimmigen Feind des Reichs und die Christenheit Niemand sich regen will.

Weislingen. Wer möchte gerne noch anfangen wieder, so lange er im Innern bedrängt ist? Ließen sich die Empfindlichkeiten des Augenblicks mildern, so würde sich bald zeigen, daß übereinstimmende Gesinnungen durch alle Gemüther walten und hinreichende Kräfte vorhanden sind.

Kaiser. Glaubt Ihr?

Bischof. Es käme nur darauf an, sich zu verständigen. Mit Nichten ist es ganz Deutschland, das über Beunruhigung klagt; Franken und Schwaben allein glimmt noch in den Resten eines innerlichen, verderblichen Bürgerkriegs, und auch da sind viele der Edeln und Freien, die sich nach Ruhe sehnen. Hätten wir einmal diesen hochfahrenden Sickingen, diesen unstäten Selbitz, diesen Berlichingen auf die Seite geschafft, die übrigen Fehdeglieder würden bald zerfallen; denn nur Jene sind's, deren Geist die aufrührische Menge belebt.

Kaiser. Im Grunde lauter tapfre, edle Männer, erst nur durch Bedrängungen aufgehetzt. Man muß sie schonen, sich ihrer versichern, und ging es endlich gegen den Türken, ihre Kräfte zum Vortheil des Vaterlandes benutzen.

Bischof. Möchten sie doch von jeher gelernt haben, einer höhern Pflicht zu gehorchen. Denn sollte man den abtrünnigen Aufrührer durch Zutrauen und Ehrenstellen belohnen? Eben diese kaiserliche Milde und Gnade mißbrauchten sie bisher so ungeheuer; darin findet ihr Anhang seine Sicherheit; daher nährt er seine Hoffnungen und wird nicht eher zu bändigen sein, als bis man sie vor den Augen der Welt zu Nichte gemacht und ihnen jede Aussicht auf die Zukunft abgeschnitten hat.

Kaiser. Milde muß voran gehn, eh' Strenge sich würdig zeigen kann.

Weislingen. Nur durch Strenge wird jener Schwindelgeist, der ganze Landschaften ergreift, zu bannen sein. Hören wir nicht schon hier und da die bittersten Klagen der Edeln, daß ihre Unterthanen, ihre Leibeigenen sich auflehnen, gegen die hergebrachte Oberherrschaft rechten und wohlerworbene Befugnisse zu schmälern drohen? Welche gefährliche Folgen sind nicht zu erwarten! Nun aber geben die Klagen der Nürnberger Kaufleute wohl Anlaß, gegen Berlichingen und Selbitz zu verfahren.

Kaiser. Das läßt sich hören. Doch wünschte ich, daß ihnen kein Leid geschehe.

Weislingen. Man würde suchen, sie gefangen zu nehmen; sie müßten Urfehde schwören, auf ihren Schlössern ruhig zu bleiben und nicht aus dem Bann zu gehen.

Kaiser. Verhielten sie sich alsdann gefetzlich, so könnte man sie wieder zu zweckmäßiger Thätigkeit ehrenvoll anstellen.

Bischof. Wir Alle wünschen schuldig, daß die Zeit bald erscheinen möge, wo Euer Majestät Gnade über Alle leuchten kann.

Kaiser. Mit den ernstlichsten Gesinnungen, die innere Ruhe Deutschlands, koste es, was es wolle, baldigst herzustellen, will ich die morgende Session eröffnen.

Weislingen. Ein treudiger Zuruf wird Euer Majestät das Ende der Rede ersparen und Hülfe gegen den Türken wird sich als unmittelbare Folge so weiser, väterlicher Verfehrungen zeigen. (Der Kaiser, Bischof und Geistige ab.)

Dritter Auftritt.

Weislingen. Franz.

Franz (der gegen den Schluß des vorigen Auftritts sich im Grunde haben lassen und Weislingen zurückhält). Gnädiger Herr!

Weislingen (sich umkehrend). Was bringst Du?

Franz. Adelheid verlangt Euch zu sprechen.

Weislingen. Gleich jetzt?

Franz. Sie reitet noch diesen Abend.

Weislingen. Wohin?

Franz. Ich weiß nicht. — Hier ist sie schon. (Für sich.) O wer sie begleiten dürfte! Ich ging mit ihr durch Wasser und Feuer und bis an's Ende der Welt. (Ab.)

Vierter Auftritt.

Weislingen. Adelheid.

Weislingen. So eilig, schöne Dame? Was treibt Euch so schnell aus der Stadt? — aus dem Getümmel, wohin Ihr Euch so lebhaft sehntet? — von einem Freunde weg, dem Ihr unentbehrlich seid?

Adelheid. In so großen Familien gibt's immer Etwas zu schlichten. Da will eine Heirath zurückgehen, an der mir viel gelegen ist. Ein junges, armes Mädchen wehrt sich, einen alten, reichen Mann zu nehmen. Ich muß ihr begreiflich machen, welch ein Glück auf sie wartet.

Weislingen. Um fremder Verbindungen willen verspätest Du die unsrige.

Adelheid. Desto heiterer, freier werde ich zu Dir zurückkehren.

Weislingen. Wirst Du denn auch zufrieden sein, wenn wir auf Selbitz und Berlichingen losgehen?

Adelheid. Du bist zum Küssen!

Weislingen. Alles will ich in Bewegung setzen, daß Execution gegen sie erkannt werde. Diese Namen gereichen uns zum Verdruß! Ganz Deutschland unterhält sich vom Götz und seine Verstümmelung macht ihn nur merkwürdiger. Die eiserne Hand ist ein Wahrzeichen, ein Wunderzeichen. Mährchen von Verwegen-

heit, Gewalt, Glück werden mit Luſt erzählt und ihm wird allein zugeſchrieben, was hundert Andere gethan haben. Selbſt kühne Verbrechen erſcheinen der Menge erzählenswürdig. Ja, es fehlt nicht viel, ſo gilt er für einen Zauberer, der an mehreren Orten zugleich wirkt und trifft. Wo man hinhorcht, hört man ſeinen Namen.

Adelheid. Und Das iſt Lüge! Einen Namen, den man oft hören ſoll, muß man lieben oder haſſen, gleichgiltig kann man nicht bleiben.

Weislingen. Bald ſoll des Reichs Banner gegen ihn wehen. Dabei nur bin ich verlegen, einen tüchtigen Ritter zu finden, den man zum Hauptmann ſetzte.

Adelheid. Oh! Gewiß meinen Oheim, den Edeln von Wanzenau.

Weislingen. Warum nicht gar — den alten Träumer, den unfähigen Schleppſack.

Adelheid. Man muß ihm einen jungen, raſchen Ritter zugeben, zum Beiſpiel, ſeiner Schweſter Stiefſohn, den feurigen Werdenhagen.

Weislingen. Den Unbeſonnenen, Tollkühnen? Dadurch wird die Sache um Nichts beſſer.

Adelheid. Seht Euch nur nach recht wackerm Kriegsvolk um, die tüchtig zuſchlagen.

Weislingen. Und unter ſolchen Führern bald zu viel, bald zu wenig thun.

Adelheid. Da gebt ihnen noch einen klugen Mann mit.

Weislingen. Das wären drei Hauptleute für Einen. Haſt Du den Klugen nicht auch ſchon ausgefunden?

Adelheid. Warum nicht? Den von Plinzkorf.

Weislingen. Den ſchmeichleriſchen Scheinen. Endlich iſt er, nicht klug, feig, nicht vorſichtig.

Adelheid. Im Leben muß man's ſo genau nicht nehmen; Das gilt doch Ein's für's Andre.

Weislingen. Zum Scheine, nicht bei der That. Die Stellen würden ſchlecht beſetzt ſein.

Adelheid. Die Stellen ſind um der Menſchen willen da. Was wüßte man von Stellen, wenn es keine Menſchen gäbe?

Weislingen. Und unſre Verwandten ſind die nächſten Menſchen?

Adelheid. Ein Jeder denkt an die Seinigen.

Weislingen. Heißt es nicht auch für die Seinigen ſorgen, wenn man für's Vaterland beſorgt iſt?

Adelheid. Ich verehre Deine höhern Anſichten, muß aber um Verzeihung bitten, wenn ich Dich für die Zeit meines Weggehens noch mit kleinen Aufträgen beſchwere.

Weislingen. Sage nur, ich will gedenken.

Adelheid. Der genannten drei Ritter zur Expedition gegen Berlichingen gedenke Du.

Weislingen. Gedenke ich, aber nicht gern. Es wird zu überlegen ſein.

Adelheid. Du mußt mir's zu Liebe thun; da iſt's bald überlegt. Laß mich nicht mit Schimpf beſtehen. Mein Oheim verzeiht mir's nie.

Weislingen. Du ſollſt weiter davon hören.

Adelheid. Carl von Altenſtein, den Knaben des Grafen von Schwarzburg, möcht' ich noch zum Ritter geſchlagen wiſſen, eh' der Reichstag auseinander geht.

Weislingen. Wohl!

Adelheid. Das Kloſter Sanct Emmeran wünſcht einige Befreiungen. Das iſt bei'm Kanzler wohl zu machen.

Weislingen. Wird ſich thun laſſen.

Adelheid. Am Heſſiſchen Hofe iſt das Schenkenamt erledigt, am Pfälziſchen die Truchſeſſen-Stelle. Jene, nicht wahr, unſerm Freund Braunau, dieſe dem guten Mirſing?

Weislingen. Den Letzten kenne ich kaum.

Adelheid. Deſto beſſer kannſt Du ihn empfehlen. Ja, dieſe Freude machſt Du mir gewiß, um ſo mehr, als ſeine Mitwerber, die Rothenhagen und Altwil meine Feinde ſind, wo nicht öffentlich, doch im Stillen. Das Vergnügen, unſern Widerſachern zu ſchaden, iſt ſo groß, ja noch größer als die Freude, den Freunden zu nützen. Vergiß nur Nichts.

Weislingen. Wie werd' ich das Alles im Gedächtniß behalten?

Adelheid. Ich will einen Staaren abrichten, der Dir die Namen immer wiederholen und „Bitte! Bitte!" hinzufügen ſoll.

Weislingen. Kann er Deinen Ton erhaſchen, ſo iſt freilich Alles gewährt und gethan. (Ab.)

Fünfter Auftritt.

Adelheid. Franz, der ſeinem Herrn zu folgen über das Theater geht.

Adelheid. Höre Franz!

Franz. Gnäd'ge Frau?

Adelheid. Kannſt Du mir nicht einen Staaren verſchaffen?

Franz. Wie meint Ihr Das?

Adelheid. Einen ordentlichen, gelehrigen Staaren.

Franz. Welch ein Auftrag! Ihr denkt Euch etwas Ander's dabei.

Adelheid. Oder willſt Du ſelbſt mein Staar werden? Du lernſt doch wohl geſchwinder ein als ein Vogel?

Franz. Ihr wollt mich ſelbſt lehren?

Adelheid. Ich hätte wohl Luſt, Dich abzurichten.

Franz. Zieht mich nach Eu'rer Hand; befehlt über mich.

Adelheid. Wir wollen einen Versuch machen.

Franz. Jetzt gleich?

Adelheid. Auf der Stelle.

Franz. Nehmt mich mit.

Adelheid. Das ginge nun nicht.

Franz. Was Ihr wollt, geht auch. Laßt mich nicht hier.

Adelheid. Eben hier sollst Du mir dienen.

Franz. In Eu'rer Abwesenheit?

Adelheid. Hast Du ein gut' Gedächtniß?

Franz. Für Eu're Worte. Ich weiß noch jede Silbe, die Ihr mir das erste Mal in Bamberg sagtet, ich höre noch den Ton, sehe noch Euern Blick; er war sanfter als der, mit dem Ihr mich jetzt ansehet.

Adelheid. Nun höre Franz!

Franz. Nun seht Ihr schon milder aus.

Adelheid. Merke Dir einige Namen.

Franz. Welche?

Adelheid. Den Ritter Wanzenau.

Franz. Gut!

Adelheid. Den jungen Werkenhagen.

Franz. Er soll nicht vergessen werden.

Adelheid. Den Hessischen Schenken.

Franz. Mit Becher und Credenz-Teller immer gegenwärtig.

Adelheid. Den Pfälzischen Truchsessen.

Franz. Ich seh' ihn immer vorschneiden.

Adelheid. Das Kloster Sanct Emmeran.

Franz. Mit dem Abt und allen Mönchen.

Adelheid. Den Schönen von Altenstein.

Franz. Der riß mir ohnehin immer im Wege.

Adelheid. Hast Du Alle gemerkt?

Franz. Alle.

Adelheid. Du sollst sie meinem Gemahl wiederholen.

Franz. Recht gern; daß er ihrer gedenke.

Adelheid. Mach' es auf eine artige Weise.

Franz. Das will ich versuchen.

Adelheid. Auf eine heitere Weise, daß er gern daran denke.

Franz. Nach Möglichkeit.

Adelheid. Franz!

Franz. Gnädige Frau!

Adelheid. Da fällt mir was ein.

Franz. Befehlt!

Adelheid. Du stehst oft so nachdenklich.

Franz. Fragt nicht, gnädige Frau.

Adelheid. Ich frage nicht, ich sage nur: unter der Menge in Dich gekehrt, bei der nächsten Umgebung zerbrennt.

Franz. Vergebt!

Adelheid. Ich tadle nicht; denn sieh' —

Franz. O Gott!

Adelheid. Ich halte Dich für einen Poeten.

Franz. Spottet Ihr mein' wie Euer?

Adelheid. Du machst doch Verse?

Franz. Manchmal.

Adelheid. Nun, da könntest Du die Namen in Reime bringen und sie dem Herrn vorsagen.

Franz. Ich will's versuchen.

Adelheid. Und immer zum Schluß mußt Du „Bitte! Bitte!" hinzufügen.

Franz. Bitte! Bitte!

Adelheid. Ja! Aber dringender! Recht aus dem Herzen.

Franz (mit Nachdruck). Bitte! Bitte!

Adelheid. Das ist schon besser.

Franz (ihre Hand ergreifend, mit Leidenschaft). Bitte! Bitte!

Adelheid (zurücktretend). Sehr gut! Nur haben die Hände Nichts dabei zu thun. Das sind Unarten, die Du Dir abgewöhnen mußt.

Franz. Ich Unglücklicher!

Adelheid (sich ihm nähernd). Einen kleinen Verweis mußt Du so hoch nicht aufnehmen. Man straft die Kinder, die man liebt.

Franz. Ihr liebt mich also?

Adelheid. Ich könnte Dich als Kind lieben, nun wirst Du mir aber so groß und ungestüm. — Das mag nun sein! Lebe wohl, gedenk' an die Reime und besonders eben mußt Du Dich, sie recht schön vorzutragen. (Ab.)

Sechster Auftritt.

Franz (allein). Die Namen in Reime zu bringen, sie dem Herrn vorsagen? O ich unglücklicher, ungeschickter Knabe! Aus dem Stegreif die Reime zu machen, wie leicht war Das, und wie erlaubt, ihr selbst vorzusagen, was ich sonst nicht zu lallen wagte! O, Gelegenheit! Gelegenheit! wann kommst Du mir wieder? Zum Beispiel, ich durfte nur anfangen:

Hat'm alten Herrn von Wanzenau
Gedenkt' ich meiner gnäd'gen Frau;
Hat'm Marschall, Truchseß, Kämm'rer, Schenken
Muß ich der lieben Frau gedenken.
Geh' ich den schönen Altenstein,
So fällt sie mir schon wieder ein.
Lobt sie den tapfern Werkenhagen,
Ich möchte gleich mit ihm mich schlagen.
Die ganze Welt, ich weiß nicht, wie,
Weist immer mich zurück auf sie.
O, wie bezwingst Du mich ganz,
Nennst Du mich ein Mal Deinen Franz.
Und küssest mich an Deine Lippen!
O, schöne Gnäd'ge, bitte, bitte! (Ab.)

Siebenter Auftritt.

Jaxthausen. Saal.

Sickingen und Götz.

Götz. Euer Antrag überrascht mich, theuerster Sickingen. Laßt mich nur erst wieder zur Besinnung gelangen.

Sickingen. Ja, Götz! ich bin hier, Deine

eure Schweſter um ihr Herz und ihre Hand zu bitten.

Götz. So wünſcht' ich, Du wärſt eher gekommen. Warum ſollt' ich's verhehlen? Weislingen hat während ſeiner Gefangenſchaft ihre Liebe gewonnen, um ſie angehalten und ich ſage ihm zu. Ich hab' ihn losgelaſſen, den Vogel, und er verachtet die gütige Hand, die ihm in der Noth das Futter reichte. Er ſchwirrt herum, weiß Gott, auf welcher Hecke ſeine Nahrung zu ſuchen.

Sickingen. Iſt Das ſo?

Götz. Wie ich ſage.

Sickingen. Er hat ein doppeltes Band zerriſſen. Wohl Euch, daß Ihr mit dem Verräther nicht näher verwandt worden!

Götz. Sie ſitzt, das arme Mädchen, und verbetet ihr Leben.

Sickingen. Wir wollen ſie ſingen machen.

Götz. Wie? Entſchließt Ihr Euch, eine Verlaſſene zu heirathen?

Sickingen. Es macht Euch Beiden Ehre, von ihm betrogen worden zu ſein. Soll darum das arme Mädchen in ein Kloſter gehn, weil der erſte Mann, den ſie kannte, ein Nichtswürdiger war? Nein doch! — ich bleibe darauf, ſie ſoll Königinn von meinen Schlöſſern werden.

Götz. Ich ſage Euch, ſie war nicht gleichgiltig gegen ihn.

Sickingen. Traut Ihr mir nicht zu, daß ich den Schatten eines Elenden ſollte verjagen können? Laſſ' uns zu ihr.

Götz. Und ſoll ich mich nicht verwundern, daß Ihr, der Ihr ſo weit umherſchaut, Eu're Blicke nicht nach einer reichen Erbinn wendet, die Euch Land und Leute zubrächte, anſtatt daß ich Euch mit Marie'n nicht viel mehr als ſie ſelbſt übergeben kann?

Sickingen. Eine Frau ſuche ich für meine Burgen und Gärten. In meinen Weitern, an meinen Teichen hoffe ich ſie zu finden; dort ſoll ſie ſich ein eig'nes Reich bereiten. Im Kriegsfelde, bei Hofe, will ich allein ſtehen; da mag ich nichts Weibliches neben mir wiſſen, das mir angehört.

Götz. Der ächte Ritterſinn! (Nach der Thüre ſchauend.) Was gibt's? Da kommt ja Selbitz.

Achter Auftritt.

Selbitz. Die Vorigen.

Götz. Woher ſo eilig, alter Freund?

Selbitz. Laſſ't mich zu Athem kommen.

Götz. Was bringt Ihr?

Selbitz. Schlechte Nachrichten. Da verließen wir uns auf des Kaiſers geheime Gunſt, von der man uns ſo Manches vorſchmeichelte. Nun haben wir die Beſcherung.

Götz. Sagt an!

Selbitz. Der Kaiſer hat Execution gegen Euch verordnet, die Euer Fleiſch den Vögeln unter dem Himmel und den Thieren auf dem Felde vorſchneiden ſoll.

Sickingen. Erſt wollen wir von ihren Gliedern Etwas abſchlachten.

Götz. Execution? In die Acht erklärt?

Selbitz. Nicht anders.

Götz. So wäre ich denn ausgeſtoßen und ausgeſchloſſen, wie Ketzer, Mörder und Verräther!

Sickingen. Ihr wißt, Götz, das ſind Rechtsformeln, die nicht viel zu bedeuten haben, wenn man ſich tapfer wehrt.

Selbitz. Verlogene Leute ſtecken dahinter, Mißgünner, mit Bux, Neid und Practica.

Götz. Es war zu erwarten; ich hab' es erwartet und doch überraſcht's mich.

Sickingen. Beruhigt Euch.

Götz. Ich bin ſchon ruhig, indem ich die Mittel überdenke, ihren Plan zu vereiteln.

Sickingen. Gerade zur gelegenen Zeit bin ich hier, Euch mit Rath und That beizuſtehen.

Götz. Nein, Sickingen! Entfernt Euch lieber. Nehmt ſelbſt Euern Antrag zurück. Verbindet Euch nicht mit einem Geächteten.

Sickingen. Von dem Bedrängten werde ich mich nicht abwenden. Kommt zu den Frauen! Man freit nicht beſſer und ſchneller als zu Zeiten des Kriegs und der Gefahr.

Selbitz. Iſt ſo Etwas im Werke? Glück zu!

Götz. Nur unter einer Bedingung kann ich einwilligen: Ihr müßt Euch öffentlich von mir abſondern. Wolltet Ihr Euch für mich erklären, ſo würdet Ihr zu ſehr ungelegener Zeit des Reichs Feind werden.

Sickingen. Darüber läßt ſich ſprechen.

Götz. Nein, es muß zum Voraus entſchieden ſein. Auch werdet Ihr mir weit mehr nutzen, wenn Ihr Euch meiner enthaltet. Der Kaiſer liebt und achtet Euch. Das Schlimmſte, was mir begegnen kann, iſt, gefangen zu werden. Dann braucht Euer Vorwort und reißt mich aus einem Elend, in das ungeſtüme Hülfe uns Beide ſtürzen könnte.

Sickingen. Doch kann ich ein Zwanzig Reiter heimlich zu Euch ſtoßen laſſen.

Götz. Das nehm' ich an. Georg ſoll gleich in die Nachbarſchaft, wo meine Söldner liegen, werbe, wack're, tüchtige Kerls. Die Deinigen ſollen ſich nicht ſchämen, zu ihnen zu ſtoßen.

Sickingen. Ihr werdet gegen die Menge wenig ſein.

Götz. Ein Wolf iſt einer ganzen Herde Schafe zu viel.

Sickingen. Wenn ſie aber einen guten Hirten haben?

Göz. Lerse! Das sind lauter Mißhelige. Und ferner kann der beste Ritter Nichts machen, wenn er nicht Herr von seinen Handlungen ist. Man schreibt ihnen Dieß und Jenes vor; ich weiß schon, wie Das geht! Sie sollen nach dem Zettel reiten, indessen wir die Unsern anführen und selbst sehen, was zu schaffen sei.

Sickingen. Nur fort, ohne Zögern bei den Frauen unser Wort anzubringen!

Göz. Recht gern.

Selbitz. Nun laßt mich den Kuppelpelz verdienen.

Göz. Wer ist der Mann, der mit Euch in den Vorsaal kam?

Selbitz. Ich kenne ihn nicht. Ein stattlicher Mann, mit lebhaftem Blick. Er schloß sich an, als er hörte, wir ritten zu Euch.

Göz. Voraus zu den Frauen! Ich folge.

Neunter Auftritt.

Göz. Lerse.

Göz. Gott grüß' Euch! Was bringt Ihr?

Lerse. Mich selbst; das ist nicht viel; doch Alles, was es ist, biet' ich Euch an.

Göz. Ihr seid willkommen, doppelt willkommen! Ein braver Mann und zu dieser Zeit, da ich nicht hoffte, neue Freunde zu gewinnen, vielmehr den Verlust der alten stündlich fürchtete. Gebt mir Euern Namen.

Lerse. Franz Lerse.

Göz. Ich danke Euch, Franz, daß Ihr mich mit einem wackern Manne bekannt macht.

Lerse. Ich machte Euch schon ein Mal mit mir bekannt; aber damals danktet Ihr mir nicht dafür.

Göz. Ich erinnere mich Eu'rer nicht.

Lerse. Es wäre mir leid. Wißt Ihr noch, wie Ihr, um des Pfalzgrafen willen, Conrad Schott feind war't und nach Haßfurt auf die Fastnacht reiten wolltet?

Göz. Wohl weiß ich's.

Lerse. Wie Ihr unterwegs bei einem Dorf fünfundzwanzig Reitern begegnetet?

Göz. Richtig. Anfangs hielt ich sie nur für zwölfe und theilte meinen Haufen, es waren auf'rer Sechzehn; ich hielt am Dorfe hinter der Scheuer, in Willens, sie sollten bei mir vorbei ziehen; dann wollt' ich ihnen nachrücken, wie ich's mit dem andern Haufen abgeredet hatte.

Lerse. Aber wir sahen Euch und zogen auf eine Höhe am Dorf. Ihr zogt herbei und hieltet unten. Als wir sahen, Ihr wolltet nicht heraufkommen, ritten wir herab.

Göz. Da sah ich erst, daß ich in die Rotten geschlagen hatte. Fünfundzwanzig gegen Achte, da galt's kein Zieren. Ehrhard Truchseß durchstach mir einen Knecht; dafür rannt' ich ihm vom Pferde. Hätten Sie Sich wie gehalten wie er und ein Knecht, es wäre mein' und meines kleinen Haufens übel gewahret gewesen.

Lerse. Der Knecht, von dem Ihr sagtet —

Göz. Es war der Braune, den ich geritten habe. Er setzte mir heiß zu. Wenn ich wußte, ich hätte ihn von mir gebracht, wenn' mit Andern zu schaffen haben, war er wieder an mir und schlug feindlich zu. Er hieb mir auch durch den Panzerärmel hindurch, daß es ein wenig gefleischt hatte.

Lerse. Habt Ihr's ihm verziehen?

Göz. Er gefiel mir mehr als zu wohl.

Lerse. Nun, so hoffe ich, daß Ihr mit mir zufrieden sein werdet; ich habe mein Probestück an Euch selbst abgelegt.

Göz. Bist Du's? O, willkommen! willkommen! Kannst Du sagen, Maximilian, Du hast unter Deinen Dienern einen so geworben?

Lerse. Mich wundert, daß Ihr nicht eher auf mich gefallen seid.

Göz. Wie sollte mir einkommen, daß Der mir seine Dienste anbieten würde, der auf das Feindlichste mich zu überwältigen trachtete?

Lerse. Eben Das, Herr! Von Jugend auf dien' ich als Reiterknecht und hab's mit manchem Ritter aufgenommen. Da wir auf Euch fielen, freut' ich mich. Euern Namen kannt' ich; da lernt' ich Euch kennen. Ihr wißt, ich hielt nicht Stand; Ihr sahet, es war nicht Furcht, denn ich kam wieder. Kurz, ich lernt' Euch kennen und von Stund' an beschloß ich, Euch einmal zu dienen.

Göz. Auf wie lange verpflichtet Ihr Euch?

Lerse. Auf ein Jahr, ohne Entgeld.

Göz. Nein, Ihr sollt gehalten werden, wie ein And'rer, und drüber wie Der, der mir bei Remlin zu schaffen machte. (Beide ab.)

Zehnter Auftritt.

Von einer Anhöhe Aussicht auf eine weite, fruchtbare Gegend. Hinten an der Seite eine verfallene Warte. Uebrigens Wald, Busch und Felsen.

Zigeuner-Mutter und Knabe.

Knabe. Mutter! Mutter! Warum so eilig durch die Dörfer durch; an den Gärten vorbei! Mich hungert, habe Nichts geschmaust.

Mutter. Sieh Dich um, ob die Schwester kommt? Lerne hungern und dursten. Sei Tag und Nacht, im Regen, Schnee und Sonnenschein behend und munter.

Knabe. Die Schwester dort!

Mutter. Das gute Kind, das kühne Mädchen! Da steigt sie schon mit munterem Schritt und glühendem Blick den Hügel herauf.

Tochter. Keine Furcht, Mutter! Die Jahrlein, die im Felde ziehn, sind nicht gegen uns, nicht gegen den Vater, den braunen Vater.

Schnaps.

Möchtet Ihr nicht auch ſo eine tragen?

Märten.

Es käme drauf an.

Schnaps.

Wie mich der Fremde ſo angezogen hatte —

Märten.

Er ſelbſt?

Schnaps.

Freylich. Wir bedienen jetzt alle einander.

Märten.

Das iſt hübſch.

Schnaps.

So ſagte er —

Märten.

Ich bin neugierig.

Mutter. Gegen wen denn?

Tochter. Gegen den Rittershauptmann, den Weg. den wackern Weg. Der Kaiſer bietet ſich ſelbſt Haupt. Das ſagt' ich euch; weiſſag' es nun den Vorgeeilten.

Mutter. Sind ihrer viel?

Tochter. Sie theilten ſich. Zuſammen hab' ich ſie nicht geſehen.

Mutter. Hinüber Du in des Vaters Revier, daß er Alles wiſſe, der Mann der Bruſt, der Mann der Fauſt. Geſchwind hinüber und ſäume nicht. (Tochter ab.)

Knabe. Sie kommen ſchon.

Mutter. Hier drücke Dich an's Gemäuer her, an des alten Gewölbes erwünſchten Schutz. (Ab.)

Eilfter Auftritt.

Vortrab. Sodann Hauptmann. Werdenhagen. Blinzkopf. Fähnlein. Dann Zigeunerinn und Knabe.

Hauptmann. Nun, dieſe Höhe wäre endlich erſtiegen; es iſt uns aber auch einiger Maßen ſauer geworden.

Blinzkopf. Dafür laſſ't's Euch belieben und verweilt hier in Ruhe. Werdenhagen zeigt ſich ſtracks dem Feinde und ſucht ihn aus der Burg zu locken. (Werdenhagen ab mit einem Trupp.)

Blinzkopf. Ich will nun auch an meinen Poſten zum Hinterhalt.

Hauptmann. Verzieht noch ein wenig, bis ich eingerichtet bin. Mir kann's Niemand ſo ganz recht machen, als Ihr, mein Wertheſter.

Blinzkopf. Wir kennen unſ're Pflicht; erſt Eu're Diener, dann Soldaten.

Hauptmann. Wo habt Ihr mein Zelt aufgeſchlagen?

Blinzkopf. Zunächſt hierbei am Walde. Hinter einem Felſen, recht im Schauer.

Hauptmann. Iſt mein Bettſack abgepackt?

Blinzkopf. Gewiß, Herr Hauptmann.

Hauptmann. Auch meine Feldſtühle?

Blinzkopf. Gleichfalls.

Hauptmann. Der Teppich?

Blinzkopf. So eben wird er herabgenommen.

Hauptmann. Laſſ't ihn gleich hier ausbreiten. (Es geſchieht.) Gebt einen Stuhl! (Setzt ſich.) Noch einige Stühle! (Sie werden gebracht.) Nun wünſcht ich auch mein Luſtgezelt.

Blinzkopf. Sogleich. Darauf ſind wir ſchon eingerichtet.

Hauptmann (indem eine Art von Baldachin über ihn aufgeſtellt iſt). So recht. Es iſt gar zu gemein und unbehaglich, auf rauhem Boden und unter freiem Himmel zu ſitzen. Wie ſteht es mit dem Flaſchenkeller aus?

Blinzkopf. Iſt ganz gefüllt und ſteht hier.

Hauptmann. Einen Tiſch. Nun iſt's bald recht. Ich mache mir's gern gleich wohnlich, wenn ich ſo irgendwo ankomme.

Blinzkopf. Darf ich mich nun beurlauben?

Hauptmann. Ich entlaſſ' Euch nicht gern.

Blinzkopf. Ich muß fort. Zum Hinterhalt braucht's Klugheit und Geduld. Die hat nicht Jeder. (Ab.)

Hauptmann. Jetzt die Würfel her! Und ſagt den Junkern, ſobald das Lager geſchlagen iſt, ſollen ſie ſich einſtellen.

Zigeuner-Knabe (der ſich indeſſen mit ſott, ſamen Geberden genähert hat, fällt vor dem Hauptmann auf die Knie). Allerdurchlauchtigſter, Großmächtigſter!

Hauptmann. Poß Blaufeuer! das Kind hält mich für den Kaiſer! Ich muß doch recht majeſtätiſch ausſehen. Stehe auf, Kind! Mutter, bedeut' es, daß ich der Kaiſer nicht bin. Mir könnt' es zur Ungnade gereichen, wenn man erführe, daß ich ſolche Ehrenbezeigungen angenommen.

Mutter. Habt Ihr nicht des Kaiſers Brief bei Euch? Habt Ihr nicht Auftrag vom Kaiſer?

Hauptmann. Wie weiß Das Euer Kind?

Mutter. Es iſt ein Sonntagskind; es kann's Euch anſehen.

Hauptmann. Und wie?

Mutter. Wer vom Kaiſer einen Auftrag hat, Den ſieht es mit einem Schein um den Kopf.

Hauptmann. Ich, einen Schein um den Kopf?

Mutter. Fragt ihn ſelbſt.

Hauptmann. Iſt's wahr, mein Kind? Siehſt Du einen Schein um mein graues Haupt?

Knabe (ſich in einer Art von Tanz drehend). Einen lichten Schein, einen milden Schein; er ſtrahlet hell, der güld'ne Schein; — er färbt ſich roth, der wilde Schein. (Schreit und läuft fort.)

Hauptmann. Was haſt Du, gutes Kind? Bleib'! Ich will Dir ja Nichts zu Leide thun.

Knabe (in der Ferne). Ihr ſeht ſo fürchterlich aus, ſo kriegeriſch, ſo ſiegeriſch. Fliehen muß man, zittern und fliehen. (Schreit und entfernt ſich.)

Hauptmann. Nun ſo wollt' ich, daß alle meine Feinde Sonntagskinder wären! Nicht nur große Thaten, Wunderthaten wollt' ich thun.

Reiſiger. Dort unten gehen die Händel ſchon los! Sie ſind einander in den Haaren.

Hauptmann. O, wer doch jetzt dort unten wäre! Ich fühle mich einen ganz andern Mann, ſeitdem ich weiß, daß ich einen Schein um den Kopf habe.

Reiſiger. Das Gefecht wird immer ſtärker; man ſieht's am Staube.

Hauptmann. Der Hinterhalt iſt gewiß zur rechten Zeit hervorgebrochen. Ich muß doch mit Augen ſehen, wie es zugeht.

(Er tritt ſich vorſichtig in Bewegung.)

Reiſiger. Waffnet Euch! Rüſtet Euch! Der Feind iſt auf der Höhe.

Hauptmann. Der Feind! Ihr ſpracht! Woher kame denn Der?

Reiſiger. In allem Ernſt.

Hauptmann. Iſt ihn denn Niemand gewahr worden?

Reiſiger. Aus den Felſenſchluchten ſteigen ſie mit Macht herauf, ſie rufen: „Sanct Georg und ſein Segen! Sanct Georg und ſein Degen!“ Ein Jüngling zieht vor ihnen her, gerüſtet und geſchmückt wie Sanct Georg ſelbſt. Ew're Leute fliehen ſchon um den Hügel herum. Seht nur hin!

Hauptmann. Rüſtet Euch! Kommt! Rüſtet Euch! Schnell! Haltet Stand, bis wir in Ordnung ſind. O, wenn's doch lauter Sonntagskinder wären! (Ab.)

Zwölfter Auftritt.

Georg. Einige Knechte. Faud. Reichstruppen.

(Die Reichstruppen fliehen.)

Georg (mit einer Fahne). Sie fliehen, ohne ſich umzuſehen. Weich ein Schrecken überfiel ſie! Das kam von Gott!

Knechte kommen und packen an.

Faud. Glück zum Probeſtück! Das iſt gut gelungen, gleich eine Fahne! Du glücklicher Fant! Treibe nur das Volk zuſammen, das beſinn't ſich ſchon. — Macht Euch auf, ihr alten Beine! Ich bin doch noch eher bei'm Herrn, als die Sammteſſe da. (Ab.)

Georg. Vollaſtet Euch nicht mit Beute, das bleibt am Ende doch unſer, wenn wir brav ſind. Ihr könnt's nicht laſſen? Nun, ſo verſteckt's nur geſchwind in die Felſenſchluchten und dann gleich wieder hinab zu Götz in's Gefecht.

Knechte räumen meiſt Alles weg.

Zigeuner-Knabe. Schöner Knabe, frommer Knabe, willſt Du hören künftige Dinge; hören, was den ſchönen, frommen Knaben erwartet?

Georg. Fromm bin ich; deßwegen mag ich aus Deinem Munde von der Zukunft Nichts hören. — Hinunter in's Gefecht mit dem Ehrenzeichen unſrer Vorarbeit.

Zigeuner-Knabe. Schöner Knabe, frommer Knabe! Deine Hand! Ich ſage Dir die Wahrheit, die gute Wahrheit.

Georg. Hinweg Du Kobold! Frevelhafte Lügenbrut! Ich vertrau' auf Gott; was Der mir beſchieden hat, wird mir werden. — Ich bete zu meinem Heiligen; Der wird mich ſchützen und ſchirmen. Sanct Georg und ſein Segen! Sanct Georg und ſein Degen. (Ab.)

Knechte (vorüberlaufend). Sanct Georg und ſein Segen.

Zigeuner-Knabe. Da liegt noch viel und Manches liegt verſteckt an dem Hügel her.

Mutter. Zuſammen, was Du faſſen kannſt und immer in's Gewild hinein.

Knabe kommt und verbirgt ſich.

Mutter. Das Gefecht zieht ſich am Hügel her. Sie bringen einen Verwundeten herauf. (Verbergen ſich.)

Dreizehnter Auftritt.

Selbitz, verwundet, getragen von Knechten, begleitet von Faud.

Selbitz. Legt mich hierher! Weit genug habt Ihr mich geſchleppt. Faud, ich dank' Dir für das Geleit. Nun zurück zu Deinem Herrn, zurück zu Götz.

Faud. Laſſt mich hier! Drunten bin ich nunmehr; ſie haben meinen alten Knochen dergeſtalt zugeſetzt, daß ich wie gemerkelt bin, kaum tauglich zum Krankenwärter.

Selbitz. Nun denn, Ihr Geſunden, fort mit Euch; in's Gefecht mit Euch! (Knechte ab.)

Selbitz. O, wer doch wüßte, wie's dort unten zugeht!

Faud. Geduld! Auf der Mauer da ſieht man ſich weit um. (Er klettert hinauf.)

Selbitz. Hier ſitzen wir nun, vielleicht, um nicht wieder aufzuſtehen. Das muß ein Reiterémann jeden Tag erwarten und wenn's kommt, will's Einem doch nicht gefallen.

Faud (oben). Ach Herr!

Selbitz. Was ſiehſt Du?

Faud. Ew're Reiter fliehen in's weite Feld.

Selbitz. Höllſche Schurken! ich wollte, ſie ſtünden und ich hätte eine Kugel vor den Kopf. Siehſt Du Götz?

Faud. Die drei ſchwarzen Federn ſeh' ich mitten im Getümmel.

Selbitz. Schwimme, braver Schwimmer! Ich bin leider an den Strand geworfen.

Faud. Ein weißer Federbuſch. Wer iſt Das?

Selbitz. Joſt von Werdenhagen.

Faud. Götz drängt ſich an ihn. — Bum! Er ſtürzt!

Selbitz. Joſt?

Faud. Ja, Herr.

Selbitz. Wohl! Wohl! Der Kühnſte und Derbſte unter Allen.

Faud. Weh! Weh! Götz ſeh ich nicht mehr.

Selbitz. So wird, Selbitz!

Faud. Ein fürchterlich' Gedräng, wo er ſtund. Georg's blauer Federbuſch verſchwindet auch.

Selbitz. Komm' herunter. Siehst Du Lerse nicht?

Faud. Nichts. Es geht Alles d'runter und d'rüber.

Selbitz. Nichts mehr! Komm'! Wie halten Sickingen's Reiter?

Faud. Gut. — Da flieht einer nach dem Wald. — Noch einer! Ein ganzer Trupp. Götz ist hin.

Selbitz. Komm' herab!

Faud. Wohl! Wohl! Ich sehe Götz! Ich sehe Georg!

Selbitz. Zu Pferd?

Faud. Hoch zu Pferd! Sieg! Sieg! Sie fliehen.

Selbitz. Die Reichstruppen?

Faud. Die Fahne mitten d'rinn, Götz hintendrein. Sie zerstreuen sich. Götz erreicht den Fähnrich. Er hat die Fahne — Er hält. Eine Hand voll Menschen um ihn herum. Georg mit des Hauptmanns Fahne seh' ich auch.

Selbitz. Und die Flüchtigen?

Faud. Zerstreuen sich überall. Hier läuft ein Trupp am Hügel hin, ein anderer zieht sich herauf, gerad' hierher. O weh', bester Herr, wie wird es Euch ergehen!

Selbitz. Komm' herunter und zieh'! Mein Schwert ist schon heraus. Auch stehend und liegend will ich ihnen zu schaffen machen.

Vierzehnter Auftritt.

Blinzkopf. Ein Trupp Reichsknechte. Vorige.

Blinzkopf (stiebend). Geschwind! Geschwind! Rettet Eu're Haut. Alles ist auseinander gesprengt. Salvirt dem Kaiser ein Paar tüchtige Leute für die Zukunft. (Sich umsehend.) Was! Was ist Das! Da liegt Einer; ich kenn' ihn, es ist Selbitz. Er ist verwundet. Fort mit ihm! Auf der Retirade noch ein glücklicher Fang.

Faud (der heruntergesprungen ist und sich mit bloßem Schwert vor Selbitz stellt). Erst mich!

Blinzkopf (der sich zurückzieht). Freilich sollst Du voraus.

(Die Knechte kämpfen, die Menge überwannt und entwaffnet Faud und schleppt ihn fort, indem er sich ungeberdig wehrt.)

Blinzkopf. Nun diesen Lahmen aufgepackt.

Selbitz (indem er ihn mit dem Schwerte trifft). Nicht so eilig!

Blinzkopf (in einiger Entfernung). Wir sollen wohl noch erst complimentiren?

Selbitz. Ich will Euch die Ceremonien schon lehren! (Anfall der Knechte.)

Blinzkopf (zu den Knechten). Nur ohne Umstände! (Sie fassen ihn an.)

Fünfzehnter Auftritt.

Lerse. Vorige. Bruder Faud.

Lerse. Auf mich! hierher! auf mich! Da ist Eu're Tapferkeit, ein halb' Dutzend über Einen! (Er springt unter sie und sticht nach allen Seiten.)

Selbitz. Braver Schmied! Der führt einen guten Hammer!

Blinzkopf entfernt sich.

Lerse (indem er Einen nach dem Andern erlegt und den letzten in die Flucht treibt). Das nimm Dir hin — und Das wird Dir wohl bekommen. — Tanmie nur, Du fällst doch. — Du bist wohl werth, daß ich noch einen Streich an Dich wende. — Bleibe doch, ich kann Dich nicht wohl lassen. Der ist mir entgangen; es muß bei Einer anfangen, wie sie empfangen worden sind.

Selbitz. Ich danke Dir! Gib mir Deine Hand; dacht' ich doch wahrlich, ich wäre wieder jung und stünd' auf meinen zwei Beinen.

Faud (kommend). Da bin ich auch wieder mit dem schönsten Schwerte. Seht nur die Beute!

Lerse. Götz zieht heran.

Sechszehnter Auftritt.

Götz. Georg. Ein Trupp. Vorige.

Selbitz. Glück zu, Götz! Sieg, Sieg!

Götz. Theuer! Theuer! Du bist verwundet, Selbitz.

Selbitz. Du lebst und siegst! Ich habe wenig gethan. Und meine Hunde von Reitern! Wie bist Du davon gekommen?

Götz. Dieß Mal galt's. Und hier Georg dank' ich das Leben, und hier Lerse'n dank' ich. Ich warf den Werdenhagen vom Gaul. Sie stachen mein Pferd nieder und drangen auf mich ein; Georg hieb sich zu mir und sprang ab; wie der Blitz auf seinen Gaul; wie der Donner saß er auch wieder. Wie kamst Du zum Pferd?

Georg. Einem, der nach Euch hieb, stieß ich meinen Dolch in die Gedärme, wie sich sein Harnisch in die Höhe zog. Er stürzt' und ich half Euch von einem Feind und mir zu einem Pferd.

Götz. Nun stachen wir, bis Franz sich zu uns hereinschlug und da mähten wir von innen heraus.

Lerse. Die Schuften, die ich führte, sollten von außen hineinmähen, bis sich unsere Sensen begegnet hätten, aber sie flohen wie Reichsknechte.

Götz. Es floh Freund und Feind. Nur Lerse, kleiner Hans, hielten mir den Rücken frei; hatte mit den Kerls vor mir genug zu thun. Werdenhagen's Fall half mir sie schütteln und sie flohen. Ich habe ihre Fahne und wenig Gefangene.

Selbitz. Werdenhagen ist Euch entwischt?

Götz. Sie hatten ihn gerettet.

Selbitz. Und Lerſe rettete mich. Sieh' nur, was er für Arbeit gemacht hat.

Göz. Dieſen wären wir los. Glück zu, Lerſe; Glück zu, Jund: und meines Georg's erſte wack're That ſei geſegnet! Kommt, Kinder, kommt; macht eine Bahre von Aeſten. Selbitz, Du kannſt nicht auf's Pferd. Kommt in mein Schloß. Sie ſind zerſtreut, die Unſ'rigen auch. Wer weiß, was wir wieder zuſammen bringen! (Gruppe in Bewegung.)

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Jaxthauſen. Kurzes Zimmer.

Marie. Sickingen.

Sickingen. Du ſiehſt, meine Hoffnungen ſind eingetroffen, Göz kehrt ſiegreich zurück: und Du wirſt Deinen geliebten Bruder, für den Du ſo ängſtlich ſorgteſt, bald wieder vor Dir ſehen.

Marie. Er hat ſich für einen Augenblick Luft gemacht; wie wenig heißt Das gegen die Uebel, die ihn bedrohen!

Sickingen. Ueber den Augenblick geht unſ're Thätigkeit nicht hinaus, ſelbſt wenn unſere Plane weit in der Ferne liegen. Laß' auch uns das Glück der ſchönen Stunde nicht verſäumen, die mich Dir zuführt, die Dich zu der Meinigen machen ſoll.

Marie. Auch bei dieſem Deinem edeln Erbieten wächſt meine Sorge, meine Verlegenheit! Willſt Du Dich an uns anſchließen, wo Du weder Macht noch Glück findeſt? Was treibt Dich, einer fremden Unbekannten die Hand zu reichen?

Sickingen. Du biſt mir weder fremd noch unbekannt! — Deinem Bruder vertrau' ich ſchon lange, und Du biſt von frühen Zeiten meine Liebe. Lächle nur! ſtaune nur! Ich will es Dir erklären. Vielleicht erinnerſt Du Dich kaum, daß Du, mit Deiner Mutter, auf dem Reichstag zu Speier warſt. Dort gab es viele Feſte, Bankette und Tänze. An einem ſchönen Tage traft Du mit Deiner Mutter die Stufen herunter in den großen, kühlen, geſellſchaftreichen Gartenſaal, wo zu mancherlei Tanz-Muſik Trompeten und Pauken erklangen. Mein Oheim ging Euch entgegen und reichte Deiner ſtattlichen Mutter die Hand, um ſich mit ihr an den Reihen anzuſchließen; ich reichte ſie Dir, dem ſanften, liebenswürdigen Kinde. Du warſt neu in dieſer Welt, und Du bewegteſt Dich darin mit unſchuldiger Freiheit, mit himmliſcher Anmuth. Damals, als Du mit Deinen blauen Augen zu mir heraufſchauteſt, fühlte ich den Wunſch, Dich zu beſitzen. Lange war ich von Dir getrennt, jener Wunſch blieb lebendig, ſowie jenes Bild, wie der Eindruck jenes Blickes. — Eigentlich komme ich nur zurück —

Zweiter Auftritt.

Vorige. Göz.

Göz. Das wäre ſo weit gut abgelaufen.

Sickingen. Glück zu!

Marie. Tauſend Mal willkommen!

Göz. Nun aber vor allen Dingen in die Capelle.

Marie. Wie meinſt Du?

Göz. Ich hoffe, daß Ihr einig ſeid.

Sickingen. Wir ſind's.

Göz. Nur geſchwind, daß ihr auch Eins werdet. Ich habe bei meinem Auge auf Alles gedacht, und auch einen Caplan mit hereingeführt. Kommt! Kommt! Die Thore ſind geſchloſſen, wie ſich's ziemt. Weibern, Pfaffen und Schreibern muß man zu ihren Handthierungen eine ſich're Stätte verſchaffen.

Marie. Hört! ſagt, wie ſteht es überhaupt mit Euch, mit Euern Leuten?

Göz. Das ſollſt Du nachher vernehmen! — Jetzt vor den Altar, und da, im Angeſichte Gottes, fromme Wünſche für Dich und Deinen Gatten, das Uebrige wird ſich geben.

(Alle ab.)

Dritter Auftritt.

Saal mit Waffen, im Grunde eine Capell-Thüre.

Lerſe und Georg mit Fahnen, eine Reihe Gewappneter an der rechten Seite.

Georg. Das iſt auch luſtig, daß wir gleich zum Kirchgange aufziehen.

Lerſe. Und daß dieſe Fahnen gleich ein Brautpaar ſalutiren.

Georg. Ich höre zwar das Läuten recht gern, aber dieß Mal wollt' ich, es wäre vorbei, damit wir auskundſchafteten, wie es draußen ſteht.

Lerſe. Nicht ſonderlich ſteht's! Das weiß ich ohne Kundſchaft.

Georg. Freilich die Unſern ſind zerſprengt, und der Andern ſind Viele, die ſich ſchon eher wieder zuſammenfinden.

Lerſe. Das thut uns Nichts! Wenn ſich ſo ein Paar Männer wie Sickingen und Berlichingen verbinden, wiſſen ſie ſchon, warum. Gib Acht, Sickingen führt unſerm Herrn hinreichende Mannſchaft zu. So überlegt' ich's, und ſo wird's werden.

Georg. Ganz recht. Nur getroſt und munter — und gelegentlich wacker zugeſchlagen. Die Ritter mögen ſorgen! Dafür beſchien ſie uns ja.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Zwei Ober-Knaben. Ein Priester. Götz mit Sickingen. Elisabeth mit Marie. Einige Frauen und Männer von den Hausgenossen.

(Sie ziehen mit Gesang um's Theater. Die Wache formirt mit Piken und Fahnen. Der Zug geht in die Capelle, der Gesang dauert fort.)

Georg (indem er seine Fahne abgibt). Ich schließe mich auch an. So etwas Feierliches hab' ich gar zu gern. (Der Gesang endet.)

Fünfter Auftritt.

Götz. Lerse. Knechte.

Götz. Wie steht es aus, Lerse? Die Mannschaft mag sich nun auf die Mauern vertheilen.

Lerse. Erlaubt Ihr, so rüsten sie sich noch besser. Das gibt mehr Zutrauen.

Götz. Nehmt von den Harnischen, Pickelhauben und Helmen, was Ihr wollt.

(Die Knechte rüsten sich auf beiden Seiten. Der Zug kommt aus der Capelle und zieht durch sie durch. Erst die Hausgenossen, dann die Ober-Knaben, dann der Priester. Indessen spricht Götz mit Lerse.)

Götz. Sind die beiden Thore gut besetzt?

Lerse. Ja, Herr, und für den Augenblick wohl verschlossen und verwahrt.

Götz. Sickingen geht gleich nach der Trauung fort.

Lerse. Ich verstehe, um Euch Mannschaft zuzuführen.

Götz. Das wird sich finden. Du mußt ihn zum Unterthore hinausgeleiten.

Lerse. Ganz recht! Denn vor'm Oberthore ist's nicht ganz sicher, da schwärmt schon wieder ein Trupp Reichsvögel herum.

Götz. Du führst ihn am Wasser hin und über die Furt, da mag er in Frieden seines Wegs ziehn. Du siehst Dich um und kommst bald wieder.

Lerse. Ja, Herr. (Ab.)

Sechster Auftritt.

Sickingen, Marie, Elisabeth aus der Capelle. Götz.

(Man hört in der Ferne Trommeln zu Bezeichnung des feindlichen Anmarsches.)

Götz. Gott segne Euch, gebe Euch glückliche Tage und behalte Die, die er abzieht, für Eu're Kinder!

Elisabeth. Und Eu're Kinder laß er sein, wie Ihr seid, rechtschaffen, und dann mögen sie werden, was sie wollen.

Sickingen. Ich danke Euch und danke Euch, Marie! Ich führte Euch an den Altar, und Ihr sollt mich zur Glückseligkeit führen.

Marie. Wir wollen zusammen eine Pilgrimschaft nach diesem fremden, geliebten Lande antreten.

Götz. Glück auf die Reise! Lerse soll Euch auf den Weg bringen.

Marie. So ist's nicht gemeint; wir verlassen Euch nicht.

Götz. Ihr sollt, Schwester.

Marie. Du bist sehr unbarmherzig, Bruder.

Götz. Vorsicht muß unbarmherzig sein.

Siebenter Auftritt.

Vorige. Georg.

Georg (heimlich zu Götz). Sie ziehen sich auf der Höhe zusammen und umlagern von der einen Seite das Schloß. Unten über dem Wasser seh' ich noch Niemanden.

(Trommeln, immer wachsend, doch nicht zu nahe.)

Götz (für sich). Gerade, wie ich mir's dachte. (Laut.) Ohne Hochzeitmahl muß ich Euch entlassen. — (Heimlich zu Sickingen.) Ich bitte Euch, geht. Ihr versteht mich. Beredet Marie. Sie ist Eu're Frau; laßt sie's zum ersten Mal fühlen.

Elisabeth. Liebe Schwester, thu' was er verlangt! Wir haben uns dabei noch immer wohl befunden.

Götz. Es muß geschieden sein, meine Lieben! — Weine, gute Marie; es werden Augenblicke kommen, wo Du Dich freuen wirst! Leb' wohl, Marie! Leb' wohl, Bruder!

Marie. Ich kann nicht von Euch, Schwester. Lieber Bruder laß uns hier! Achtest Du meinen Mann so wenig, daß Du in dieser Noth seine Hülfe verschmähst?

Götz. Ja, es ist weit mit mir kommen. Vielleicht bin ich meinem Sturze nahe. Ihr beginnt heut' zu leben, und Ihr sollt Euch von meinem Schicksal trennen. Ich hab' Eu're Pferde zu satteln befohlen. Ihr müßt gleich fort.

Marie. Bruder! Bruder!

Elisabeth (zu Sickingen). Geht ihm nach! Geht.

Sickingen. Liebe Marie, laßt uns gehen!

Marie. Du auch? Mein Herz wird brechen. (Trommeln.)

Götz. So bleib' denn! In wenigen Stunden wird meine Burg umringt sein.

Marie. Weh'! Weh'!

Götz. Wir werden uns vertheidigen, so gut wir können.

Marie. Mutter Gottes, hab' Erbarmen mit uns!

Götz. Und am Ende werden wir sterben oder uns ergeben. Du wirst Deinen edeln Gatten mit mir in ein Schicksal gewiesen haben.

Marie. Du marterst mich.

Götz. Bleib'! Bleib'! Wir werden zusammen gefangen werden. Sickingen, Du wirst

mit mir in die Grube ſollen. Ich hoffe, Du ſollteſt mir heraushelfen.

Marie. Wir müſſen fort! Schweſter! Schweſter!

Götz. Bringt ſie in Sicherheit, und dann erinnert Euch meiner.

Sickingen. Ich will nicht ruhen noch raſten, bis ich Euch außer Gefahr weiß.

Götz. Schweſter! liebe Schweſter! (Er küßt ſie.)

Sickingen. Fort, Fort!

Götz. Noch einen Augenblick! — Ich ſeh' Euch wieder. Tröſtet Euch, wir ſehen uns wieder! (Sickingen und Marie ab.)

Götz. Ich trieb ſie, und da ſie geht, möcht' ich ſie halten. Eliſabeth, Du bleibſt bei mir.

Eliſabeth. Bis in den Tod! (ab.)

Götz. Wen Gott lieb hat, Dem geb' er ſo eine Frau. (Trommeln.)

Achter Auftritt.

Götz. Georg.

Georg. In kleinen Haufen rücken ſie von allen Seiten an. Ich ſah vom Thurme ihre Piken blinken; ihrer ſind nicht wenig; doch wollte mir's vor ihnen nicht bänger werden, als einer Katze vor einer Armee Mäuſe. Zwar dieß Mal ſpielen wir die Ratten.

Götz. Seht nach dem Thor, nach den Riegeln; verammelt's mit Balken und Steinen.

Georg ab.

Neunter Auftritt.

Götz. Dann Trompeter in der Ferne.

Götz. Wir wollen ihre Geduld für'n Narren halten, und ihre Tapferkeit ſollen ſie mir an ihren eig'nen Nägeln verkauen. (Trompete von außen.) Aha! — ein rothröckiger Schurke, der uns die Frage vorlegen wird: ob wir Hundsvötter ſein wollen. (Geht ans Fenſter.) Was ſein's?

Trompeter von ferne. Nn. Man darf kaum Etwas verſtehen. Kund und zu wiſſen ſei hiermit jedermänniglich, beſonders Euch darinnen in der Burg, daß Ihre Majeſtät, unſer gnädigſter Herr und Kaiſer Maximilian, Dich, Götz von Berlichingen, wegen freventlicher Vergehungen an den Reichsgeſetzen und Ordnungen —

Götz. Einen Strick an Deinen Hals!

Trompeter. Nach vorlaufiger rechtlicher Erkenntniß, in die Acht erklärt, als einen Beleidiger der Majeſtät.

Götz. Beleidiger der Majeſtät? Die Ausforderung hat ein Vieh gemacht.

Trompeter. Und Befehl gegeben, Dich zu fahen und zu ſtellen: deßhalb Du vorlängſt ermahnt wirſt, Dich dem ausgeſandten Hauptmann auf Gnade und Ungnade zu ergeben, und kaiſerlicher Milde Dich und die Deinigen zu überliefern.

Götz. Mich ergeben? auf Gnad' und Ungnade? Mit wem ſprecht Ihr? Bin ich ein Räuber? Sage Deinem Hauptmann, vor Ihrer kaiſerlichen Majeſtät habe ich allen ſchuldigen Reſpect! Er aber, ſag's ihm — er komm zum Teufel ſahren. (Schwenkt das Fenſter zu.)

Zehnter Auftritt.

Götz. Lerſe. Knechte.

Lerſe. Wir haben die Munition austheilt. Pulver iſt wohl da, aber die Kugeln ſind ſpärlich zugemeſſen.

Götz. Hier iſt Gießzeug. Sieh' Dich nach Blei um. Indeſſen wollen wir uns mit Armbruſten behelfen. (Indem er eine Armbruſt nimmt, zum Knecht.) Trage die übrigen hinauf. Wo ein Bolzen treffen kann, muß man keine Kugel verſchwenden.

(Man hört von Zeit zu Zeit ſchießen, doch nicht zu nahe.)

Eilfter Auftritt.

Lerſe. Georg.

Lerſe. Hier iſt nicht lange zu feiern; alle Vortheile gelten! Habe ich doch ſchon Meiſter Nißgitter in Hufeiſen umſchmieden ſehen. Das Blei hat hier lange genug ausgeruht, mag es auch ein Mal fliegen!

(Er hebt ein Fenſter auf, ſchlägt die Scheiben ein und wickelt das Blei zuſammen, um es einzuſchmelzen. Trompete wird gehört.)

So geht's in der Welt; weiß kein Menſch, was aus den Dingen werden kann! Der Glaſer, der die Scheiben faßte, dachte gewiß nicht, daß das Blei einem ſeiner Urenkel garſtiges Kopfweh machen könnte. (Er geht.)

Georg (kommt mit einer Dachrinne) Da haſt Du Blei; wenn Du nur mit der Hälfte trifft, ſo entgeht Keiner, der Ihre Majeſtät anſagen kann: „Herr, wir haben uns proſtituirt.“

Lerſe. Ein brav' Stück! Wo haſt Du's her?

Georg. Aus der Dachkehle, zwiſchen dem Thurm und dem Schloß.

Lerſe. Von wo der Regen nach dem kleinen Hofe fällt?

Georg. Der Regen mag ſich einen andern Weg ſuchen, mir iſt nicht bange für ihn. Ein braver Reiter und ein rechter Regen kommen überall durch.

Lerſe. Halte den Löffel. (Er geht an's Fenſter.) Da ziehn ſo ein Reichsbrunzer mit der Büchſe herum. Die denken, wir haben uns verſchoſſen; er ſoll die Kugel verſuchen, heiß, wie ſie aus der Pfanne kommt.

Georg (gießt indeſſen) Es iſt doch artig, wie eine der andern ſo ähnlich ſieht! Wenn man doch auch ſo eine Form hätte, wackere Reiter zu gießen, wir wollten wir ein ganzes Schloß voll raſch fertig machen, und auf ein Mal alsdann

die Thorflügel auseinander und unter die Feinde hinausgesprengt! Wie sollten Die sich verwundern!

Lerse. Nun gib Acht. (Er stutzt.) Da liegt der Spatz!

Georg. Laß sehen! Der schoß vorhin nach mir, als ich zum Dachfenster hinausstieg und das Vieh holen wollte: er traf eine Taube, die nicht weit von mir saß; sie stürzte in die Rinne; ich dankte ihm für den Braten und stieg mit der doppelten Beute wieder herein.

Zwölfter Auftritt.

Vorige. Götz.

Götz. Womit beschäftigt, Kinder!

Georg. Ein Paternoster ohne Schnur zu verfertigen. Seht her, wie blank die Kugeln sind.

Götz. Die Sache gewinnt ein ander' Ansehen. Georg, geschwind auf den Mauern herum und sage den Meinigen, sie sollen nicht schießen, bis Die draußen wieder anfangen.

Georg. Den Augenblick! (Ab.)

Lerse. Halten Die draußen ein mit Schießen?

Götz. Ja, und sie bieten mit allerlei Zeichen und weißen Tüchern einen Vertrag.

Lerse. Sie sind es bald müde geworden.

Götz. Der Hauptmann wünscht sich nach Hause.

Lerse. Ich will zu ihnen hinaus und hören, was es soll.

Götz. Sie werden verlangen, daß ich mich ritterlich gefänglich stelle.

Lerse. Das ist Nichts! Wenn sie nichts Besseres wissen, so warten wir auf den Succurs, den Euch Sickingen gewiß zusendet.

Götz. Daher ist Nichts zu erwarten.

Lerse. Nichts? Wäre Das möglich?

Götz. Es hat seine guten Ursachen.

Lerse. Auf alle Fälle will ich hinaus. Man hört doch, wie sie gesinnt sein mögen, und Ihr könnt derlei thun und lassen, was Euch belieben mag. (Ab.)

Dreizehnter Auftritt.

Götz. Mehrere Knechte mit einem Leib. Georg und Hand mit Trinkgeräth.

Götz. Wenn wir auf leidliche Bedingungen wieder in's Freie gelangen, so werden wir uns gleich wieder behaglicher finden.

Georg. So muß Euer alter Eßtisch auch ein Mal vom Platze; denn da vorn' in dem Erker, wo Ihr so lustig speiset, haben sie schon zwei Mal hineingeschossen.

Hand. Unsre Frau sagt: weil eben doch Feiertunde sei, so wäre auch Zeit, Etwas zu genießen. Wir sollen decken, nicht als ob sie Euch viel auftischen könnte.

Georg. Die Herren da draußen haben es recht klug gemacht; sie haben ihr vor allen Dingen die Küchenröhre eingeschossen; sie denken, Das ist der empfindlichste Theil des Hauses.

Götz. Nur zu, Kinder! Wir Andern müssen oft genug aus der Hand speisen, daß jeder gedeckte Tisch uns festlich erscheint.

Vierzehnter Auftritt.

Vorige. Elisabeth. Knechte mit vollen Speisen und einigen Krügen Wein.

Götz (die Tafel betrachtend). Das sieht noch so ganz reichlich aus, bis auf den Wein, meine Liebe! Den hast Du knapp zugemessen!

Elisabeth. Es ist der letzte — (Heimlich) bis auf zwei Krüge; Die hab' ich für Dich bei Seite gesetzt.

Götz. Nicht doch, Liebe! — gib sie nur auch her. Sie brauchen Stärkung, nicht ich. Mein ist ja die Sache.

(Indessen sie sich um den Tisch setzend ordnen, werden noch zwei Krüge aufgetragen.)

Götz. Von diesem spärlichen Mahle wendet hinauf den Blick zu Euerm Vater im Himmel, der Alles ernährt, der Euch nah' ist zur guten und bösen Stunde, ohne dessen Willen kein Haar von Euerm Haupte fällt. Vertraut ihm! dankt ihm! (Er legt sich, mit ihm Alle.) Und nun fröhlich zugegriffen!

Georg. Ja, Herr, ich bin auch am Heitersten, wenn ich gebetet habe.

Götz. Laßt uns, meine Kinder, nach guter alter Sitte bei Tisch nur des Erfreulichen gedenken. Und wenn uns dieß Mal die Gefahr zusammenbringt; wenn sie Herrn und Knecht an einem Tisch versammelt: so laßt uns erwägen, daß Lebensgenuß ein gemeinsam' Gut ist, dessen man sich nur in Gesellschaft erfreuen kann.

Hand. Ist mir erlaubt, eine Gesundheit auszubringen?

Götz. Laßt hören!

Hand. Es lebe der Burgherr, unser Vater und Führer!

Alle wiederholen es.

Götz. Dank Euch! Dank Euch von Herzen! Es muß ein Herr sein im Hause, ein Führer in der Schlacht. Wohl ihm, wohl Allen, wenn er seine Pflicht kennt und ihr genugzuthun vermag! Nun, Georg, ist's an Dir.

Georg. Es lebe der Reiterstand!

Alle wiederholen es.

Georg. Dabei will ich leben und sterben; denn was kann lustiger und ehrenvoller sein?

Götz. Das geht schon eine Weile; aber ein höheres Wohl schwebt über dem unsrigen. Das laßt unsre Wünsche heiligen!

Georg. Laßt hören!

Götz. Es lebe der Kaiser!

Alle wiederholen es.

Götz. Weisheit seiner Krone, seinem Scepter Macht! Fürsten, die sich an ihn schließen, wie Herr an mich; die in seinem Sinne wirken, wie ich für ihn wirken möchte! Uebereinstimmung als Pfand unsrer Freiheit!

Georg. Da müßte Viel anders werden.

Götz. So Viel nicht, als es scheinen möchte! O, daß bei Großen und Kleinen Verehrung des Kaisers, Fried' und Freundschaft der Nachbarn, Liebe der Unterthanen als ein kostbarer Familienschatz bewahrt würde, der auf Enkel und Urenkel forterbt! Jeder würde das Seinige erhalten, es innerlich vermehren, statt daß sie jetzo nicht zunehmen glauben, wenn sie nicht Andere verderben.

Georg. Würden wir hernach auch reiten?

Götz. Wollte Gott, es gäbe keine unruhigen Köpfe in ganz Deutschland; wir würden deßwegen noch zu thun genug finden! Wir könnten Gebirge von Weisen säubern, unserm ruhig ackernden Nachbar einen Braten aus dem Wald holen und dafür die Suppe mit ihm essen. Wär' uns Das nicht genug, wir wollten uns mit unsern Brüdern, gleich Cherubim, bewaffnet mit flammenden Schwertern, vor die Grenzen des Reichs, gegen die Welsche, die Türken, gegen die Füchse, die Franzosen, lagern, und zugleich unsers theuern Kaisers ausgesetzte Länder und die Ruhe des Ganzen beschützen. Das wäre ein Leben, Georg, wenn man seine Haut für das allgemeine Wohl darbieten könnte!

Georg springt auf.

Götz. Wo willst Du hin?

Georg. Ach, ich vergaß, daß wir eingesperrt sind! — Und der Kaiser hat uns eingesperrt! — Und unsere Haut davon zu bringen, setzen wir unsere Haut d'ran.

Götz. Sei guten Muths!

Fünfzehnter Auftritt.

Vorige. Lerse.

Alle stehen auf.

Lerse. Freiheit! Freiheit! Das sind elende Menschen. Der Hauptmann ein Wollsack ohne Entschluß, der Lieutenant ein träger Grobian ohne Sinn, und hinten stand noch ein Buckelerum, der auch was mit munkelte und zuletzt das Papier verfaßte. Da lest: Ihr sollt abziehen mit Gewehr, Pferden, Rüstung. Proviant sollt Ihr dahinten lassen.

Götz. Sie werden sich daran die Zähne nicht stumpf kauen.

Lerse. Eu're Habe soll treulich unter Gewahrsam genommen werden. Ich soll dabei bleiben.

Götz. Kommt! Nehmt die bessern Gewehre mit weg, laßt die geringern hier. Lerse, besorge Das! Komm' Elisabeth! Durch eben dieses Thor führte ich Dich als junge Frau, wohl ausgestattet, herein. Fremden Händen überlassen wir nun unser Hab und Gut. Wer weiß, wann wir wiederkehren! Aber wir werden wiederkehren und uns d'rinnen in dieser Capelle, neben unsern würdigen Vorvordern, zusammen zur Ruhe legen. (Er mit Elisabeth.)

Sechzehnter Auftritt.

Georg. Lerse. Faud. Knechte.

Georg (indem er eine Jagdtasche umhängt und Einiges vom Tische einsteckt).

Es fing ein Knab' ein Vögelein — Hm hm!
Da lacht er in den Käfich 'nein — Hm hm!
So! so! Hm hm!
Der freut' sich d'rauf so täppisch — Hm hm!
Und griff hinein so täppisch — Hm hm!
Da flog das Vög'lein auf das Haus — Hm hm!
Und lacht den dummen Buben aus — Hm hm!

(Er empfängt zuletzt noch eine Büchse von Lerse und geht singend ab.)

Lerse (der nach und nach die Knechte mit Gewehr fortgeschickt hat, zu Faud). Nun mache, daß Du fortkommst. Wähle nicht so lange.

Faud. Laß mich! Wer weiß, wann mir's wieder so wohl wird, mir eine Büchse aussuchen zu dürfen? Und ich trenne mich so ungern von dem Alten.

Lerse. Horch! (Man hört ein Gekreisch; es fallen einige Schüsse.) Horch! — Hilf, heiliger Gott! Sie ermorden unsern Herrn. Er liegt vom Pferde! — Hinunter! Hinunter! (Ab.)

Faud. Georg hält sich noch. Hinunter! Wenn sie sterben, mag ich nicht leben. (Ab.)

Siebenzehnter Auftritt.

Nacht. Vorzimmer.

Franz, nachher Weislingen.

Franz (in einem Mantel-Kittel die Jugend vorstellend, mit einer bunten und geschmackten Jacke). Alles ihr zu Liebe, so auch diese Mummerei! Und welchen Lohn? O Gott! wie schlecht gelohnt!

Weislingen (im Hauskleide; sein Knabe leuchtet und geht wieder ab). Wo ist Adelheid?

Franz. Sie schmückt sich zur Mummerei.

Weislingen. Bist Du's? Ich kannte Dich nicht. Alte auch zum Scheinbart laufen?

Franz. Ihr gabt mir ja die Erlaubniß, Eu'rer Frauen vorzuleuchten.

Weislingen. Das ganze Jahr habt Ihr die Erlaubniß, vernünftig zu sein, und bedient Euch deren nicht. Was stellt sie vor?

Franz. Verderbt ihr die Freude nicht; sie wollte so eben in Euerm Zimmer aufziehen.

Weislingen. Was ſtellt ſie vor? Ueberzeichnungen lieb' ich nicht.

Franz. Weiß ich's doch ſelber kaum. Die Thorheit, glaub' ich, oder die Liebe.

Weislingen. Wohl Beides zugleich.

Achtzehnter Auftritt.

Vorige. Adelheid mit einem Masken-Gefolge. (Maskirt hinter der Scene.)

Adelheid (noch hinter der Scene.) Franz!

Franz (eintretend). Hier bin ich.

Adelheid (hinter der Scene). Komm, daß der Zug beginne.

(Sie tritt ein, vor ihr Franz als Jugend, ein Gewappneter als Mann. Sie lehnt ſich mit der linken Hand auf ein Lieb, mit der rechten auf einen Greis. Alle Vier tragen Fackeln und werden an Blumenketten von ihr geführt. Sie ziehen vor Weislingen vorbei; dann ſtellen ſie ſich.)

Weislingen. Schön, reizend, wohl ausgedacht.

Adelheid. Der Kaiſer ſelbſt hat dieſe Mummerei erfunden. Es gehören wohl hundert Figuren dazu; er wird auch ſelbſt darunter ſein; denn er gibt ſeinen Augsburgern gar zu gern ſolche Feſte mit Bedeutungen und Anſpielungen, und weiß ſie recht gut auszuführen.

Weislingen. Und was bedeuteſt Du?

Adelheid. Nehmt Euch aus meinem Spruch das Beſte heraus. Die Verſe, glaub' ich, hat der Kaiſer gemacht.

Wollt' es Euch etwa nicht behagen,
Daß mir Diese die Fackeln tragen,
So ſteht es einem Jeden frei,
Er komme zum Dienſt ſelbſt herbei;
Denn es hat aber Herrn und Knecht
Die Thorheit immer ein gleiches Recht.
Doch ſteckt hinter dieſem Schleierbart
Ein Geſicht von ganz and'rer Art,
Das, werdet Ihr es recht erkennen,
Ihr wohl dürftet die Liebe nennen;
Denn die Liebe und die Thorheit
Sind Zwillingsſchweſter von alter Zeit;
Ob die Thorheit doch unerträglich,
Wird ſie durch Liebe nicht behaglich.
Und von der Lieb' verſteht ſich's gar,
Daß ſie nie ohne Thorheit war.
Drum dürft Ihr nicht die Thorheit ſchelten,
Laßt ſie wegen der Liebe gelten.

(Die vier Masken gehen ab.)

Weislingen. Magſt Du denn wohl, daß ich Dich in dieſen Augenblicken des zerſtreuten Leichtſinns von wichtigen Angelegenheiten unterhalte?

Adelheid. Recht gern. Eine Mummerei iſt ſchal, wenn nicht ein bedeutendes Geheimniß dahinterſteckt.

Weislingen. Wiſe erfahre zuerſt, daß wahrſcheinlich Götz in dieſen Augenblicken in den Händen der Unſrigen iſt.

Adelheid. Nun, habe ich Dir nicht gut gerathen?

Weislingen. Und Das laſſen wir nun gut ſein! Sie werden ihn feſthalten; er wird aus der Reihe der Thätigen verſchwinden. Wir haben ihn ohnehin bisher zu wichtig behandelt.

Adelheid. Gewiß; ich tadelte Dich oft im Stillen, daß Du ſein Andenken nicht los werden konnteſt.

Weislingen. Die Meuterei der Landleute wird immer gewaltſamer; der Aufruhr nimmt zu und verbreitet ſich über Franken und Schwaben. Iſt er an einem Orte geſtillt, ſo bricht er an dem andern wieder aus. Mit Ernſt und Gewalt wird nun der Bund gegen ſie wirken; man hat mich zu einem Hauptmann gewählt; dieſe Tage ziehen wir.

Adelheid. Und ſo ſoll ich wieder von Dir entfernt ſein?

Weislingen. Nein, Adelheid, Du begleiteſt mich.

Adelheid. Wie?

Weislingen. Ich bringe Dich auf mein Schloß in Franken; dort biſt Du ſicher und nicht allzu weit von dem Orte entfernt, wo ich wirke.

Adelheid. Sollte ich hier am Hofe Dir nicht nützlicher ſein können?

Weislingen. Du biſt es überall.

Adelheid. Es wird ſich überlegen laſſen.

Weislingen. Wir haben nicht lange Zeit; denn ſchon morgen geht es fort.

Adelheid (nach einer kurzen Pauſe). Nun denn! Alſo heute zur Faſtnacht und morgen in den Krieg.

Weislingen. Du liebſt ja den Wechſel. Nun halte ich Dich nicht länger auf.

Adelheid. Leb' wohl; morgen ſehe ich Dich bei Zeiten!

Weislingen. Eine bunte Nacht! (ab.)

Neunzehnter Auftritt.

Adelheid, dann Franz.

Adelheid. Sehr wohl! — Ich verſtehe Dich und werde Dir zu begegnen wiſſen. Die Kunſt der Verſtellung iſt mir noch eigener als Dir. Du willſt mich vom Hofe entfernen, von hier, wo Carl, der große Nachfolger unſers Kaiſers, in fürſtlicher Jugend allen Hoffnungen gebietet? Sinne nur, beſchließe, beſchicke! Mein Ziel verrückſt Du nicht. — Franz!

Franz (kommt). Gnädige Frau?

Adelheid. Weißt Du nicht, was der Erzherzog heute auf der Mummerei vorſtellt?

Franz. Man ſagt, er ſei krank und komme nicht hinzu.

Adelheid. Das iſt Verſtellung; unerkannt will er ſich einſchleichen. Nun gib wohl Acht, durchſtreife den ganzen Saal und jede Vermuthung berichte mir. Wirſt Du?

Franz. Ich will.

Adelheid. Was hast Du? Du siehst so kummervoll.

Franz. Es ist Euer Wille, daß ich mich todt schmachten soll; in den Jahren der Hoffnung lasst Ihr mich verzweifeln.

Adelheid. Er dauert mich — Er sollte glücklich sein. Nur guten Muthes, Junge! Ich fühle Deine Lieb' und Treu' und werde Dich nie vergessen.

Franz (weinend). Wenn Ihr Das fühltet, ich müßte vergehn. Mein Gott, ich habe keine andere Zier an mir, keinen Sinn, als Euch zu lieben und zu thun, was Euch gefällt.

Adelheid. Lieber Junge!

Franz. Ihr schmeichelt mir! (In Thränen ausbrechend.) Wenn diese Ergebenheit Nichts mehr verdient, als Andere sich vorgezogen zu sehen, als Eu're Gedanken alle nach dem Carl gerichtet zu sehen —

Adelheid. Du weißt nicht, was Du willst, noch weniger, was Du redst.

Franz (mit Verdruß und Zorn mit den Füßen stampfend). Ich will auch nicht mehr. Will nicht mehr den Unterhändler abgeben.

Adelheid. Franz, Du vergißt Dich.

Franz. Mich aufzuopfern! — Meinen lieben Herrn!

Adelheid. Geh' mir aus dem Gesicht!

Franz. Gnädige Frau!

Adelheid. Geh', entdecke Deinem lieben Herren mein Geheimniß. Ich war eine Närrinn, Dich für Etwas zu halten, das Du nicht bist.

Franz. Liebe, gnädige Frau! Ihr wißt, daß ich Euch liebe.

Adelheid. Und Du warst mein Freund, meinem Herzen so nahe. Geh', verrathe mich.

Franz. Ich wollte mir eher das Herz aus dem Leibe reißen! Verzeiht mir, gnädige Frau. Meine Brust ist zu voll, meine Sinnen halten's nicht aus.

Adelheid. Lieber, warmer Junge!

(Sie faßt ihn bei den Händen, zieht ihn zu sich und ihre Köpfe begegnen einander. Er faßt ihr weinend an den Hals.) Laß mich!

Franz (erstickend in Thränen an ihrem Halse). Gott! Gott!

Adelheid. Laß mich. Die Mauern sind Verräther. Laß mich. (Sie macht sich los.) Wanke nicht von Deiner Lieb' und Treu', und der schönste Lohn soll Dir werden. Nun komm'!

(Ab.)

Franz. Der schönste Lohn! Nur bis dahin laß mich leben! Ich wollte meinen Vater morden, der mir den Platz an ihrem Herzen streitig machte. (Ab.)

Zwanzigster Auftritt.

Marktplatz zu Heilbronn.

Götz, dann Elisabeth, hierauf Gerichtsdiener.

Götz. Ich komme mir vor wie der böse Geist, den der Kapuziner in einen Sack beschwor. Ich arbeite mich ab und fruchte mir Nichts. Die Meineidigen! — — Was für Nachrichten, Elisabeth, von meinen lieben Getreuen?

Elisabeth. Nichts Gewisses. Einige sind erstochen, einige liegen im Thurm. Es kannte oder wollte Niemand mir sie näher bezeichnen.

Götz. Ist das Belohnung der Treue, der kindlichen Ergebenheit — :„Auf daß Dir's wohl gehe, und Du lange lebest auf Erden" —?

Elisabeth. Lieber Mann, schilt unsern himmlischen Vater nicht. Sie haben ihren Lohn; er ward mit ihnen geboren: ein freies, edles Herz. Laß sie gefangen sein; sie sind frei.

Götz. Ich möchte Georg und Franz geschossen sehn.

Elisabeth. Es wäre ein Anblick, um Engel weinen zu machen.

Götz. Ich wollte nicht weinen. Ich wollte die Zähne zusammenbeißen und an meinem Grimm kauen. In Ketten meine Anverwandten! Ihr lieben Jungen, hättet ihr mich nicht geliebt! Ich würde mich nicht satt an ihnen sehen können. — Im Namen des Kaisers ihr Wort nicht zu halten!

Elisabeth. Entschlagt Euch dieser Gedanken. Bedenkt, daß Ihr vor den Räthen erscheinen sollt. Ihr seid nicht gesinnt, ihnen wohl zu begegnen und ich fürchte Alles.

Götz. Was wollen sie mir anhaben?

Elisabeth. Der Gerichtsbote.

Götz. Ziel der Gerechtigkeit! Schleppt ihre Säcke zur Mühle, und ihren Kehricht auf's Feld. Was gibt's?

Gerichtsdiener (welcher eintritt). Die Herren Commissarii sind auf dem Rathhause versammelt und schicken nach Euch.

Götz. Ich komme.

Gerichtsdiener. Ich werde Euch begleiten.

Götz. Viel Ehre.

Elisabeth. Mäßigt Euch.

Götz. Sei außer Sorgen. (Ab.)

Einundzwanzigster Auftritt.

Rathhaus.

Kaiserliche Räthe. Rathsherren von Heilbronn. Nachher Gerichtsdiener. Zuletzt Götz.

Rathsherr. Wir haben auf Euern Befehl die stärksten und tapfersten Bürger versammelt; sie warten hier in der Nähe auf Euern Wink, um sich Berlichingen's zu bemeistern.

Schnaps.

Ich habe schon viele hier im Lande angeworben —

Märten.

So ist das doch wahr.

Schnaps.

Aber keinen gefunden, auf den ich mehr Vertrauen setzte, als auf Euch.

Märten.

Das ist schmeichelhaft.

Schnaps.

So erfüllt nun meine Hoffnungen —

Märten.

Und wie?

Schnaps.

Geht zu euren Freunden und macht sie mit unsern Grundsätzen bekannt.

Märten.

Laßt sie hören.

Erſter Rath. Wir werden Ihre kaiſerliche Majeſtät Eu're Bereitwilligkeit, Ihrem hohen Befehl zu gehorchen, mit vielem Vergnügen zu rühmen wiſſen. Es ſind Handwerker?

Rathsherr. Schmiede, Weinſchröter, Zimmerleute, Männer mit geübten Fäuſten und hier wohl beſchlagen. (Auf die Bruſt deutend.)

Rath. Wohl!

Gerichtsdiener (kommt). Götz von Berlichingen wartet vor der Thür.

Rath. Laſſt ihn herein.

Götz. (hineinrufend.) Gott grüß' Euch, Ihr Herren! Was wollt Ihr mit mir?

Rath. Zuerſt, daß Ihr bedenkt, wo Ihr ſeid und vor wem Ihr ſteht.

Götz. Bei meinem Eid, ich verkenne Euch nicht, meine Herren!

Rath. Ihr thut Eu're Schuldigkeit.

Götz. Von ganzem Herzen.

Rath. Setzt Euch.

Götz. Da unten hin? Ich kann ſtehen. Das Stübchen riecht ſo nach armen Sündern, wie überhaupt die ganze Stube.

Rath. So ſteht.

Götz. Zur Sache, wenn's gefällig iſt.

Rath. Wir werden in der Ordnung verfahren.

Götz. Bin's wohl zufrieden, wollt', es wär' von jeher geſchehn.

Rath. Ihr wißt, wie Ihr auf Gnad' und Ungnad' in unſere Hände kamt.

Götz. Was geht Ihr mir, wenn ich's vergeſſe?

Rath. Wenn ich Euch Beſcheidenheit geben könnte, wärt' ich Eu're Sache gut machen.

Götz. Gut machen? Wenn Ihr Das könntet! Dazu gehört freilich mehr als zum Verderben.

Schreiber. Soll ich das Alles protocolliren?

Rath. Was zur Handlung gehört.

Götz. Meinetwegen: darft Ihr's drucken laſſen.

Rath. Ihr ſeid in der Gewalt des Kaiſers, deſſen väterliche Gnade an den Platz der majeſtätiſchen Gerechtigkeit trat, Euch anſtatt eines Kerkers Heilbronn, eine ſeiner geliebten Städte, zum Aufenthalt anwies. Ihr verſprachet mit einem Eid, Euch, wie es einem Ritter geziemt, zu ſtellen und das Weitere demüthig zu erwarten.

Götz. Wohl und ich bin hier und warte.

Rath. Und wir ſind hier, Euch Ihro kaiſerlichen Majeſtät Gnade und Huld zu verkündigen. Sie verzeiht Euch Eu're Uebertretungen, ſpricht Euch von der Acht und aller wohlverdienten Strafe los, welches Ihr mit unterthänigem Dank erkennen und dagegen die Urfehde abſchwören werdet, welche Euch hiermit vorgeleſen werden ſoll.

Götz. Ich bin Ihre Majeſtät treuer Knecht wie immer. Noch ein Wort, eh' Ihr weiter geht. Meine Leute, wo ſind Die? Was ſoll mit ihnen werden?

Rath. Das geht Euch Nichts an.

Götz. So wende der Kaiſer ſein Angeſicht von Euch, wenn Ihr in Noth ſteckt! Sie waren meine Geſellen und ſind's. Wo habt Ihr ſie hingebracht?

Rath. Wir ſind Euch davon keine Rechnung ſchuldig.

Götz. Ah! Ich dachte nicht, daß Ihr nicht einmal zu Dem verbunden ſeid, was Ihr verſprecht, geſchweige —

Rath. Unſ're Commiſſion iſt, Euch die Urfehde vorzulegen. Unterwerft Euch dem Kaiſer und Ihr werdet einen Weg finden, um Eu'rer Geſellen Leben und Freiheit zu ſehen.

Götz. Euern Zettel!

Rath. Schreiber, leſt.

Schreiber (lieſt). „Ich, Götz von Berlichingen, bekenne öffentlich durch dieſen Brief: daß, da ich mich neulich gegen Kaiſer und Reich rebelliſcher Weiſe aufgelehnt" —

Götz. Das iſt nicht wahr. Ich bin kein Rebell, habe gegen Ihre kaiſerliche Majeſtät Nichts verbrochen und das Reich geht mich Nichts an.

Rath. Mäßigt Euch und hört weiter.

Götz. Ich will Nichts weiter hören. Tret' Einer auf und zeuge! Hab' ich wider den Kaiſer, wider das Haus Oeſterreich nur einen Schritt gethan? Hab' ich nicht von jeher durch alle Handlungen bewieſen, daß ich beſſer als Einer fühle, was Deutſchland ſeinem Regenten ſchuldig iſt und beſonders, was die Kleinen, die Ritter und Freien, ihrem Kaiſer ſchuldig ſind? Ich müßte ein Schurke ſein, wenn ich mich könnte überreden laſſen, Das zu unterſchreiben.

Rath. Und doch haben wir gemeſſenen Befehl, Euch in Güte zu bedeuten, oder, im Entſtehungsfall, Euch in den Thurm zu werfen.

Götz. In Thurm? Mich?

Rath. Und daſelbſt könnt Ihr Euer Schickſal von der Gerechtigkeit erwarten, wenn Ihr es nicht aus den Händen der Gnade empfangen wollt.

Götz. In Thurm? Ihr mißbraucht die kaiſerliche Gewalt. In Thurm? Das iſt ſein Befehl nicht. Was? mir erſt, die Verräther! eine Falle ſtellen und ihren Eid, ihr ritterlich Wort zum Speck d'rinn aufzuhängen; — mir dann ritterlich' Gefängniß zuzuſagen und die Zuſage wieder zu brechen!

Rath. Einem Räuber ſind wir keine Treue ſchuldig.

Götz. Trägſt Du nicht das Ebenbild des Kaiſers, das ich, ſelbſt im geſudelten Contrefei, verehre, Du ſollteſt mir den Räuber freſſen

oder dran erwürgen. Ich bin in einer ehrlichen Fehd' begriffen; Du könntest Gott danken und Dich vor der Welt groß machen, wenn Du in Deinem Leben eine so edle That gethan hättest, wie die ist, um welcher willen ich gefangen sitze.

Rath (winkt dem Rathsherrn, welcher jedoch hinweg).

Götz. Nicht um des leidigen Gewinnsts willen, nicht um Land und Leute unbefugten Kleinen wegzukapern, bin ich ausgezogen. Meinen Jungen zu heireten und mich meiner Haut zu wehren! Seht Ihr was Unrechtes daran? Kaiser und Reich hätten unsre Noth nicht in ihren Kopfkissen gefühlt. Ich habe, Gott sei Dank, noch eine Hand und habe wohl gethan, sie zu brauchen.

Zweiundzwanzigster Auftritt.

Vorige. Bürger mit Stangen und Waffen.

Götz. Was soll Das?

Rath. Ihr wollt nicht hören. Faßet ihn!

Götz. Ist Das die Meinung? — Wer kein Ungrischer Ochs ist, komme mir nicht zu nah'. Er soll von dieser meiner rechten, eisernen Hand eine solche Ohrfeige kriegen, die ihm Kopfweh, Zahnweh und aller Weh der Erden curiren soll. (Sie machen sich an ihn, er schlägt den Einen zu Boden und reißt einem Andern die Waffe aus der Hand. Sie weichen.) Kommt! Kommt! Es wäre mir angenehm, den Tapfersten unter Euch kennen zu lernen.

Rath. Seht Euch!

Götz. Mit dem Schwert in der Hand! Wißt Ihr, daß es jetzt nur an mir läge, mich durch alle diese Hasenjäger durchzuschlagen und das weite Feld zu gewinnen? Aber ich will Euch lehren, wie man Wort hält. Hier in Heilbronn will ich ritterliche Haft leisten, wie es einem Biedermanne geziemt, bis ich mit meinen Gegnern vertragen bin. Das gelobt mir zu und ich gebe mein Schwert weg und bin, wie vorher, Euer Gefang'ner.

Rath. Das Schwert in der Hand wollt Ihr mit dem Kaiser rechten?

Götz. Behüte Gott! — nur mit Euch und Euresgleichen Compagnie. Ihr könnt nach Hause gehen, gute Leute. Für die Versäumniß kriegt Ihr Nichts und zu holen sind hier nur Beulen.

Rath. (zu ihm) Gibt Euch Eu're Liebe zu Eurem Kaiser nicht mehr Muth?

Götz. Nicht mehr, als ihnen der Kaiser Pflaster gibt, die Wunden zu heilen, die sich ihr Muth holen könnte.

(Man hört fern eine Posaune.)

Rathsherr. Weh' uns! Was ist Das? Hört! Unser Thürmer gibt das Zeichen, daß fremde Völker sich der Stadt nähern. Nach seinem Blasen muß es ein starker Trupp sein.

Gerichtsdiener. Franz von Sickingen hält vor dem Schlag und läßt Euch sagen: er habe gehört, wie unwürdig man an seinem Schwager handbrüchig worden sei, wie die Herren von Heilbronn allen Vorschub thäten. Er verlange Rechenschaft, sonst wolle er binnen einer Stunde die Stadt an vier Ecken anzünden und sie der Plünderung Preis geben.

Götz. Braver Schwager!

Rath. Tretet ab, Götz. (Götz tritt ab.) Was ist zu thun?

Rathsherr. Habe Mitleiden mit uns und unserer Bürgerschaft! Sickingen ist unbändig in seinem Zorn; er ist Mann, es zu halten.

Rath. Sollen wir uns und dem Kaiser die Gerechtsame vergeben?

Rathsherr. Wir wollen Götz ansprechen, für uns ein gutes Wort einzulegen. Wie ist's, als wenn ich die Stadt schon in Flammen sähe.

Rath. Laßt Götz herein.

Götz (kommt). Was soll's?

Rath. Du würdest wohl thun, Deinen Schwager von seinem rebellischen Verhaben abzumahnen. Anstatt Dich vom Verderben zu retten, stürzt er Dich tiefer hinein, indem er sich zu Deinem Falle gesellt.

Gerichtsdiener. Sie sind herangezogen, sie kommen schon.

Rath. Wir begeben uns weg, um zu überlegen, wie das Ansinnen kaiserlicher Befehle in so mißlichem Falle anzurathen zu erhalten sei.

(Rathsherr und Rath ab.)

Dreiundzwanzigster Auftritt.

Sickingen. Götz.

Götz. Das war Hülfe vom Himmel! Wie kommst Du so erwünscht und unvermuthet, Schwager?

Sickingen. Ohne Zauberei. Ich hatte zwei, drei Boten ausgeschickt, zu hören, wie Dir's ging. Auf die Nachricht von ihrem Meineid macht' ich mich auf den Weg. Nun haben wir die Barfede.

Götz. Ich verlange Nichts als ritterliche Haft.

Sickingen. Du bist zu ehrlich; Dich nicht einmal des Vortheils zu bedienen, den der Rechtschaffene über den Meineidigen hat! Sie sitzen im Unrecht und wir wären ihnen keine Kissen unterlegen. Sie haben die Befehle des Kaisers schändlich mißbraucht und wie ich Ihre Ränke kenne, darfst Du sicher auf mehr dringen. Es ist zu wenig.

Götz. Ich bin von jeher mit Wenigem zufrieden gewesen.

Sickingen. Und bist von jeher zu kurz ge-

kommen. Meine Meinung iſt: ſie ſollen Deine Knechte aus dem Gefängniß und Dich zuſammt ihnen, auf Deinen Eid, nach Deiner Burg ziehen laſſen. Du magſt verſprechen, nicht aus Deinen Zeugniß zu gehen und wirſt immer Herr ſein als hier.

Götz. Sie werden ſagen: meine Güter ſei'n dem Kaiſer heimgefallen.

Sickingen. So ſagen wir: Du wollteſt zur Stunde d'rum werben, bis ſie Dir der Kaiſer wieder zu Lehn gäbe. Sie werden von kaiſerlicher Majeſtät reden, von ihrem Auftrag. Das kann nur Fineſſe ſein. Ich kenne den Kaiſer auch und gelte was bei ihm. Er hat von jeher gewünſcht, Dich unter ſeinem Heer zu haben. Du wirſt nicht lange auf Deinem Schloß ſitzen, ſo wirſt Du aufgerufen werden.

Götz. Wollte Gott bald, eh' ich's Fechten verlerne!

Sickingen. Der Muth verlernt ſich nicht, wie er ſich nicht lernt. Sorge für Nichts; ich gehe gleich nach Hof; denn meine Unternehmung fängt an reif zu werden. Günſtige Aſpecten bieten mir: brich auf! Es iſt mir Nichts übrig, als die Geſinnung des Kaiſers zu erforſchen. Trier und Pfalz vermuthen eher des Himmels Einfall, als daß ich ihnen über'n Kopf kommen werde. Und ich will kommen wie ein Hagelwetter! Und wenn wir unſer Schickſal machen können, ſo ſollſt Du bald der Schwager eines Churfürſten ſein. Ich hoffe auf Deine Hand bei dieſer Unternehmung.

Götz (reicht ihm die Hand). O, Das bedeutete der Traum, den ich hatte, als ich Tags darauf Marie an Weislingen verſprach. Er ſagte mir Treu zu und hielt meine rechte Hand ſo feſt, daß ſie aus den Armſchienen ging, wie abgebrochen. Ach, ich bin in dieſem Augenblick wehrlos, als ich war, da ſie mir abgeſchoſſen wurde! Weisling'! Weisling'!

Sickingen. Vergiß einen Verräther. Wir wollen ſeine Anſchläge vernichten, ſein Anſehen untergraben und Gewiſſen und Schande ſollen ihn zu Tode freſſen. Ich ſeh', ich ſeh' im Geiſte meine Feinde, Deine Feinde niedergeſtürzt. Gott, nur noch ein halb' Jahr!

Götz. Deine Seele fliegt hoch. Ich weiß nicht, ſeit einiger Zeit wollen ſich in der meinigen keine irrdiſchen Ausſichten eröffnen. — Ich war ſchon mehr im Unglück, ſchon ein Mal gefangen und ſo, wie mir's jetzt iſt, war mir's niemals.

Sickingen. Glück macht Muth. Kommt zu den Verwegenen; ſie haben lange genug den Vertrag gehabt, daß uns noch ein Mal die Muh' übernehmen.

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Wald.

Götz. Georg.

Georg (der mit einer vorgehaltenen Büchſe leiſe über das Theater hervorkommt, indem er aufmerkſam in die gegenſeitigen Coulliſſen ſieht. Er bleibt ſtehen und winkt Götz, der langſam folgt). Hierher! Hierher! Nur noch wenige Schritte. Still, ganz ſtill! (Geht ſelbſt.) Dort ſteht der Hirſch, — ſeht Ihr ihn? — völlig ſchußgerecht. Nur ſachte, kein Geräuſch.

Götz (laut). Halt ein!

Georg. O weh'! Er ſieht aufgeſchreckt den Berg hinauf. O, warum folgtet Ihr nicht leiſe?

Götz. Laß ihn ſtehen! Laß ihn dahinſpringen im Glück unbeſchränkter Freiheit! Dir muß ich ſagen: tritt zurück! Du ſtehſt ſchon auf meines Nachbars Grund und Boden, den ich nicht betreten darf. Bald wär' ich Dir unachtſam gefolgt und hätte meinen Eid gebrochen.

Georg. Hier iſt Ew're Gränze?

Götz. Eine gerade Linie von jener Eiche zu dieſer beſtimmt ſie.

Georg. Und darüber dürft Ihr nicht hinaus? Auch nicht einen Schritt?

Götz. Einer iſt wie tauſend.

Georg. Das habt Ihr geſchworen?

Götz. Ich habe mein Wort gegeben und Das iſt genug.

Georg. Daß ein Wort ſo binden ſoll!

Götz. Gedenkſt Du nicht auch, Deinem Wort getreu zu bleiben?

Georg. Ich denke ja.

Götz. Darauf halte! Das iſt der edelſte Vorzug des Edeln, daß er ſich ſelbſt bindet. Ketten ſind für das rohe Geſchlecht, das ſich ſelbſt nicht zu feſſeln weiß.

Georg. Und eine ſolche Beſchränkung duldet Ihr mit Gelaſſenheit?

Götz. Mit Gelaſſenheit? Nein! — So oft ich in die Ferne ſehe, fühle ich mich von unwillkürlichem Krampf ergriffen, der mich vorwärts treibt. Wenn ich an dieſe Grenze trete, kommt mein Fuß in Verſuchung, mich hinüber zu heben, mich nach dem Fluß, nach dem Lande zu tragen und nur mit Gewalt halte ich mich zurück.

Georg. Eben ſo bedaure ich im Stillen den Verluſt unſerer ſchönen Tage.

Götz. Glücklicher Knabe! Du trittſt über dieſe Räume hinaus ohne Verantwortung. Dich kann Dein Herr, ein bettlägriger Kranker, dahin ſenden, wohin er nicht gelangen darf. Verlaß meinen Dienſt und Du biſt morgen wieder ein freier, thätiger Reitersmann. Mich haben ſie gefeſſelt, meine Kraft gebunden, meine Thaten erſtickt.

Georg. Mein guter Herr!

Gétz. Das sind die Kunststücke der Feigen. Uns halten sie kein Wort, sie bevortheilen, sie betrügen uns. Durch Nichts werden sie gebunden, aber auf die Heiligkeit unsers Wortes vertrauen sie, wie auf Ketten und Riegel. — Doch was ist Das für ein Staub dort unten? Welch ein wilder Haufen zieht gegen uns an?

Lerse (kommt). Es sind von den aufrührischen Bauern; man sieht's an der Unordnung ihres Zugs und an den ungeschickten Waffen.

Gétz. Wälzt sich dieses Ungethüm auch auf uns los?

Lerse. Ja'ß Schieß zurück, Herr! Sie haben schon den edelsten Männern gräßlich mitgespielt.

Gétz. Auf meinem eigenen Grund und Boden werd' ich dem Gesindel nicht ausweichen! —

Zweiter Auftritt.

Vorige. Max Stumpf. Kohl. Sievers. Andere Bauern. (Mit Sensen und Heugabeln, die Uebrigen mit Mistgeräth bewaffnet.)

Kohl (zu Stumpf). Glaube nicht etwa, Dich festzumachen, uns zu entgehen. Du mußt unser Hauptmann sein oder uns einen andern an Deiner Stelle verschaffen.

Alle. Das mußt Du.

Stumpf. Gebrüder! Seht ein rechtlicher Mann Euch anführen, so schweigt und wartet auf den Ausgang Dessen, was er vorhat.

Sievers. Wir wollen wissen, was Du vorhast. Du sollst uns führen, aber wir wollen wissen, wohin?

Stumpf. Wir sind schon angezeigt. Ihr nanntet Götz von Berlichingen. Hier sieht' ich ihn, den ich aufzusuchen gedachte. Gleichzeitig als Jäger begegnet uns der edle Kriegsmann.

Götz. Sieh' da Max Stumpf! Wie kommst Du hierher, und so begleitet?

Stumpf. Diese hier, ein Trupp der aufgestandenen Bauern —

Kohl. Ja, der Landleute, denen der Geduldsfaden riß und die sich Recht schaffen wollen, das bei keinem Gerichtshof zu finden war.

Stumpf. Stille! — Diese zusammen suchen sich einen Hauptmann. Ihre Absicht ist löblich, sie sehen, wie viel Ungerechtes geschieht, indem sie Recht suchen, wie viel Unheil durch wüthende Menschen angerichtet wird; deßhalb suchen sie einen Hauptmann, der das Volk in Ordnung hielte und sie haben mich aufgerufen und angesprochen.

Sievers. Unser Hauptmann muß ein Reichsmann von Auf und ein zuverlässiger Mann sein; den haben wir an Euch.

Götz. Sie können keinen Bessern finden; wie Ihr dabei fahrt, Das ist ein Anderes.

Stumpf. Ich kann's nicht annehmen; denn seht, ich bin des Pfalzgrafen Diener in manche Jahre. Wie könnte mir das Volk vertrauen, da sich mein Fürst auch für den Schwäbischen Bund, für Ritterschaft und Städte erklärt?

Kohl. Er hat Recht! Niemand kann zwei Herren dienen.

Stumpf (zu Götz). Deßhalb möcht' ich Euch bitten und ersuchen, wackerer Götz, daß Ihr —

Götz. Was? Ich!

Stumpf. Hört mich aus! — Daß Ihr Euch entschließet, Hauptmann zu werden, nur auf kurze Zeit.

Alle. Dess sind wir zufrieden.

Götz. Was? Ich meinen Eid brechen, — aus meinem Bann gehen? Wär, ich hielt Euch für einen Freund, wie muthet Ihr mir solch unritterlich' Beginnen zu?

Stumpf. Wenn Ihr die Zeiten bedenkt, so werdet Ihr mich nicht schelten. Ihr habt Eure Fehde geschworen, aber zu welcher Zeit? Da noch, gegen jetzt, die Landschaft friedlich war. Nun geht Alles d'runter und d'rüber und Ihr wollt allein feiern?

Götz. Ich hab' einen langen Sonntag.

Stumpf. Bedenkt, alle Eigenschaften habt Ihr: Niemandem seid Ihr verpflichtet, seid in keines Herrn Dienst. Ihr seid den Gemeinen unverdächtig, durchaus im Ruf eines treuen, biedern Mannes.

Alle. Darum halten wir Euch. Wir wollen Euch zu unserm Hauptmann. Ihr müßt unser Hauptmann sein.

Götz. Und wenn ich ganz frei wäre und Ihr wolltet handeln, wie bei Weinsberg an den Edeln und Herren und so fortfahren, wie ringsherum das Land brennt und blutet, und ich jetzt Euch behülflich sein zu Euerm schändlichen, rasenden Wesen: eher sollt Ihr mich todtschlagen wie einen Hund, als daß ich Euer Hauptmann würde!

Kohl. Wäre Das nicht geschehen, es geschähe vielleicht nimmermehr.

Stumpf. Das war eben das Unglück, daß kein Führer zugegen war, dessen Würdigkeit und Ansehen ihrer Wuth Einhalt gethan hätte. Nimm die Hauptmannschaft an; ich bitte Dich, Götz. Die Fürsten werden Dir's Dank wissen und ganz Deutschland. Es wird zum Besten und Frommen vieler Menschen sein und viele Länder werden geschont werden.

Götz. Warum übernimmst Du's nicht?

Stumpf. Du hörtest, warum ich mich loszusagen genöthigt bin.

Kohl. Es ist nicht Sattelbenkens Zeit und langer unnöthiger Verhandlungen. Kurz und gut: Götz, sei unser Hauptmann, oder geh' zu Deinem Schloß und zu Deiner Haut.

Götz. Wer will mich zwingen?

Sievers. Wir allesammt.

(Greift den Spieß gegen ihn.)

Alle (den Spieß gegen ihn kehrend). Ja wir! Freilich wir! Gewiß wir!

Stumpf. Haltet!

Sievers (der ihn wegdrängt). Packe Dich, Du hast Nichts mit uns, wir Nichts mit Dir.

(Die Spieße sind sämmtlich auf Götz gerichtet.)

Götz. So! so recht! so! Die Sinnung ist mir willkommen! Um desto freier kann ich sagen, was ich von Euch denke. Ja, von der Leber weg will ich zu Euch reden, Euch sagen, daß ich Euch und Eu're Thaten verabscheue. Diese Piken, mit dem Blute so vieler Edeln getränkt, mögen sich auch in meinem tauchen. Der Graf von Helfenstein, den Ihr ermordetet, wird im Andenken aller Edeln noch lange fortleben, wenn Ihr, als die elendesten Sünder gelaufen, vermischt untereinander im Grabe liegt. Das waren Männer, vor denen Ihr hättet das Knie beugen, ihre Fußtapfen küssen sollen. Sie trieben den Türken von den Grenzen des Reichs, indeß Ihr hinter dem Ofen saßt. Sie widersetzten sich den Franzosen, indessen Ihr in der Schenke schwelgtet. Euch zu schützen, zu schirmen vermochten sie; diesen unschätzbaren Dienst leisteten sie Euch und Ihr versagtet ihnen den Dienst Eu're Hände, mit denen allein Ihr Euch doch nicht vertheidigen werdet. Eu're Häupter sind hin und Ihr seid nur verstümmelte, ungestalte Leichname. Greift nur! Greifen sollt Ihr; schon zückt das gerichtliche Schwert über Euch. Eu're Köpfe werden fallen, weil Ihr wähnet, sie vermöchten Etwas ohne Haupt.

Stumpf. Ein Haupt wollen sie ja und für die Zukunft wäre gesorgt.

Alle (die während Götz's Rede nach und nach die Spieße aufgerichtet). Ja, wir wollen ein Haupt; deßwegen sind wir hier.

Sievers. Des Zauderns haben wir satt. Hiermit zwei Stunden Bedenkzeit. Und überlegt's gut. Ihr versteht mich. Bewacht ihn.

Götz. Was braucht's Bedenken? Ich kann jetzt so gut wollen als hernach. Warum seid Ihr aufgezogen? Rechte, Freiheiten, Begünstigungen wieder zu erlangen? Was wüthet Ihr und verderbt das Land? Wollt Ihr absehen von allen Uebelthaten und handeln als wack're Leute, die wissen, was sie wollen: so will ich Euch behülflich sein zu Euern Forderungen und auf acht Tage Euer Hauptmann sein.

Sievers. Was geschehen ist, geschah in der ersten Hitze und braucht's Deiner nicht, uns künftig zu mahnen und zu hindern.

Kohl. Auf ein Vierteljahr wenigstens mußt Du uns zusagen.

Stumpf. Macht vier Wochen, damit könnt Ihr beiderseits zufrieden sein.

Götz. Meinetwegen.

Kohl. Eu're Hand.

Götz. So verbinde ich mich Euch auf vier Wochen.

Kohl. Schon recht.

Stumpf. Glück zu!

Alle. Schon recht.

Sievers. Da kann genug vor sich gehen.

Stumpf (heimlich an der einen Seite zu Götz). Was Du thust, schone mir unsern gnädigen Herrn, den Pfalzgrafen.

Kohl (heimlich an der andern Seite zu den Bauern). Bewacht ihn; daß Niemand mit ihm rede, was Ihr nicht hören könnt.

Götz. Lerse, geh' zu meiner Frau, berichte ihr Alles. Sie soll bald Nachricht von mir haben. Kommt! (Götz, Georg, Lerse, Stumpf und ein Theil der Bauern ab.)

Dritter Auftritt.

Sievers. Kohl. Bauern. Dann Metzler und Link.

Sievers. Nun können wir erst wieder zu Athem kommen und uns selbst vertrauen.

Kohl. Es ist ein wack'rer Hauptmann, der das Kriegshandwerk wohl versteht.

Metzler (kommt). Was hören wir von einem Vertrag? Was soll der Vertrag?

Link. Es ist schändlich, so einen Vertrag einzugehn.

Kohl. Wir wissen so gut, was wir wollen, als Ihr und haben zu thun und zu lassen.

Sievers. Das Rasen und Brennen und Morden mußte doch einmal aufhören, heut oder morgen; so haben wir noch einen braven Hauptmann dazu gewonnen.

Metzler. Was? Aufhören? Du Verräther! Warum haben wir uns aufgemacht? Uns an unsern Feinden zu rächen, uns emper zu helfen. Vertragen! Vertragen! Das hat Euch ein Fürstenknecht gerathen.

Kohl. Kommt Sievers! Er ist wie ein Vieh.

Metzler. Wird Euch kein Haufen zusehen.

Sievers (zu den Bauern). Kommt! Auf unserm Wege kann's was werden. Recht haben wir und mit Vernunft setzen wir's durch.

Metzler. Ihr Narren! Gewalt geht vor Recht. Bleibt!

Kohl. Kommt! (Sie gehn, Einige folgen.)

Metzler. Die Schurken! Link, nur frisch! Mache Dich zum großen Haufen und hetz' ihn auf. Ich ziehe mit einem Trupp hinten herum und zünde Miltenberg an. Auf das Zeichen brennt nur so weiter. (Noch Einige, die sich verweilt, gehen Sievers und Kohl nach.)

Link. Wollt Ihr bleiben! Hierher zu uns!

Lohl (mit einer Fahne). Hierher, mit uns!

Metzler. Daß Dich die Peſt verderbe! Zu uns! (Die Bauern ſcharmuziren ſich zu beiden Seiten.)

Link. Komm' nur, komm'! Wir haben doch den großen Haufen auf unſrer Seite. (Alle ab.)

Vierter Auftritt.

Eine andere Gegend.

Weislingen, der mitten in einer Reihe von Rittern, welche ſich an den Händen halten, langſam hervortritt. Hinter ihnen wohlgeordnetes Kriegsvolk.

Franz.

Weislingen. So in gedrängten Reihen ſchreitet heran, und ſo haltet Euch im Kampfe zuſammen. Ich weiß, ein Trupp der Aufrührer bewegt ſich gegen Miltenberg; überfallt ſie im Thale, ſchlagt ſie. Ich gedenke den andern Theil anzugreifen, der ſich auf der Ebene gelagert hat. Und ſo wickeln wir ſie unverſehens gegen einander. Götz iſt unter ihnen; ob hüben oder drüben, weiß ich nicht. Wer ihm begegnet, ſuche ihn zu ergreifen. (Alle ab, außer Franz, der im Hintergrunde bleibt.) Zu den Waffen, Adelbert! — Endlich einmal zu den Waffen! Beſchließe lieber Dein Leben auf dem blutigen Felde, als daß Du es länger in Sorgen, Gewinn und Verluſt, mit Neiden, Furcht und Hoffnung hinhältſt. Begegne dieſem Geſpenſte des alten Freundes, das Dir nun ſo lange unter der feindlichen Geſtalt eines Widerſachers verſchwebt, Dich neckt, aufreizt, ohne Dich zum Entſchluß zu beſtimmen. Geh' auf ihn los, überwind' ihn, und ſo iſt es vorbei. Auch gegen Dein Haus richte dieſen entſchloſſenen Sinn. Dein Weib ſoll nicht mehr nach einzig eig'ner Willkür handeln, mit meiner Ehre, meinem Namen nach Gefallen ſpielen. — Gehorchen ſoll ſie und ſich bequemen. Franz!

Franz. Hier bin ich.

Weislingen. Du eilſt zu meiner Frau. Ich habe Dir den Unmuth nicht verborgen, den ſie mir ſeit einiger Zeit erregt. Wie geſchmeidig war ſie ſonſt! Nun, da ſie ſich wieder im völligen Beſitz ihrer Güter findet, begibt ſie ſich auf ein feſtes Schloß, umgibt ſich mit Reiſigen, unter dem Vorwand gefährlicher Zeiten, und ſcheint mir trotzen zu wollen. Gib ihr dieſen Brief. Er gebietet ihr, auf mein Schloß zu kommen, und Das ſogleich. Auf entſcheidende Antwort ſollſt Du dringen. Ich bin nicht geneigt, langmüthig weiter zu harren. Nun mag ſie mir in dieſen Gegenden Bahn; ſie ſoll mich nicht reizen, meinen Zug gegen ſie zu kehren. Fahre hin und glücklich! (Ab.)

Fünfter Auftritt.

Franz (allein). Geh'! Geh' nur! Schon wiſſen wir zu handeln, Gehorſam haben wir verlernt. Schwacher Mann, glaubſt Du ſtark zu ſein, weil Du Dich wüthend anſtrengſt? Nachgiebige Seele, Du weißt nicht, daß Du von jeher das Recht vermißteſt, zu befehlen! Ihr willſt Du befehlen, dem Weibe, das die Natur als Herrinn der Welt hinausſtellt? Mir denkſt Du zu befehlen, mir, dem Vaſallen der höchſten Schönheit? Zu ihr will ich! — Keineswegs, weil Du mich ſendeſt, ſondern weil mich das Herz treibt, weil ich muß. Und leiſten will ich, was ſie fordert, ſie mache mich glücklich oder laſſe mich verſchmachten. (Ab.)

Sechster Auftritt.

Freie Landſchaft mit Dorf und Schloß.

Götz. Georg.

Georg. Ich bitt' Euch, Herr, was ich nur bitten kann und vermag, faſſt einen Entſchluß und entfernt Euch von dieſem ehrloſen Haufen. Das Glück, das ihnen Anfangs beizuſtehen ſchien, hat ſich gewendet.

Götz. Ich kann ſie nicht verlaſſen, weil es ihnen übel geht.

Georg. Verlaßt ſie, weil ſie ihr Unglück verdienen. Bedenkt, wie unwürdig Eu'rer dieſe Gemeinſchaft iſt.

Götz. Wir wollen uns nicht verhehlen, daß wir manches Gute geſtiftet haben; denn mußt Du nicht ſelbſt geſtehen, daß in den Mainziſchen Stiftslanden keines Liefert, keines Dorfs wäre geſchont worden, wenn wir nicht gethan hätten? Haben wir nicht Leib und Leben gewagt, die wüthenden Menſchen abzuhalten, ihre Gräuel zu überſchreien und ihre Wuth zu überbieten?

Georg. Wohl! Ich glaubte ſelbſt nicht, daß man ſich ſoviel Gewalt anthut, wenn man Recht hat. Ich habe auf Euer Geheiß manchen Haufen durch Verſtellungen abgehalten, durch Drohungen geſchreckt.

Götz. Und ſo wollen wir es ferttigen. Wir werden uns dieſer That mit Freuden rühmen.

Georg. Ihr werdet nicht! Muß ich denn Alles ſagen? Flieht, Herr, flieht! (Er wirft ſich vor ihm nieder.) Inſtändig bitt' ich Euch, flieht! Es iſt ein unglücklicher Krieg, den Ihr führt. — Die Genoſſen des Schwäbiſchen und Fränkiſchen Bundes, gereizt durch dieſe ungeheuern Uebelthaten, behandeln ihre Gegner als Das, was ſie ſind, als unedle Feinde, als Räuber, als Mordbrenner, als die ſchändlichſten Verbrecher. Im Gefecht wird kein Quartier gegeben; und geſchieht es, ſo geſchieht's, um den Gefangenen zu ſchrecklichen Strafen aufzube-

wahren. — Schon hat man die Aufrührer zu Hunderten geächtet, geändert, gespießt, geviertheilt, und Ihr seid Hauptmann und habt mächtige Feinde unter der Ritterschaft. Ach, Herr! Wenn ich erleben sollte —

Götz. Sobald meine Zeit um ist —

Georg. Gleich, gleich! In diesem Augenblick seid Ihr nicht bewacht, da sie Euch sonst als Gefangenen mit sich schleppen, statt Euch als einem Führer zu folgen. (Es ist indeß Nacht geworden; in der Ferne entsteht ein Brand in einem Dorfe.) Seht hin! Dort leuchtet Euch schon ein neues Verbrechen entgegen.

Götz. Es ist Miltenberg, das Dorf. Geschwind zu Pferde, Georg! reit' hin und suche den Brand des Schlosses zu verhindern; sein Besitzer ist mein Freund. Es kann nur ein kleiner Haufe sein. Ich sage mich von ihnen los. Das gleich.

Georg. Wohl, Herr, wohl! — und so zum Schlusse, richt' ich freudig aus, was Ihr befehlt.

Götz (nach einer Pause). Nein doch, Georg! Bleibe hier; was sollst Du Dich wagen! Schon oft hat diese niederträchtige Brut auf Dich mit Drohungen losgestürmt.

Georg. Nein, Herr; was Ihr einmal befohlen habt, will ich ausrichten; was Ihr wünscht, soll möglich werden.

Götz. Bleib', bleib'!

Georg. Nein, Herr! Ihr wünschtet, daß Miltenberg gerettet werde; ich will es retten, oder Ihr seht mich nicht wieder. (Ab.)

Siebenter Auftritt.

(Während des gegenwärtigen Auftritts und der folgenden wächst der Brand des Dorfs; auch das Schloß gerath nach und nach in Brand.)

Götz. Hernach ein Unbekannter.

Götz. Wie will ich mit Ehren von ihnen kommen, und wie will ich mit Ehren bleiben? Wenn ich Fürsten und Stifter, Herren und Städte verschone, so werde ich den Bauern verdächtig, und all' mein Wirken und Schonen hilft mich Nichts. Jedermann schreibt mir das Uebel zu, das geschieht, und Niemand mag mir zum Verdienst machen, daß ich so viel Böses verhind're. Wollt', ich wäre tausend Meilen davon und läg' im tiefsten Thurm, der in der Türkei steht!

Unbekannter (kommt). Gott grüß' Euch, sehr edler Herr!

Götz. Gott dank' Euch! Was bringt Ihr? Euern Namen?

Unbekannter. Der thut Nichts zur Sache. Ich komme, Euch zu warnen, daß Euer Kopf in Gefahr ist. Die Aufrührer sind müde, sich von Euch so harte Worte geben zu lassen; sie haben beschlossen, Euch aus dem Wege zu räumen. Mäßigt Euch oder sucht zu entwischen. Gott geleit' Euch! (Ab.)

Götz. Auf diese Weise Dein Leben zu lassen? — Es sei d'rum! Mein Tod werde der Welt das sicherste Zeichen, daß ich mit den Hunden nichts Gemeines gehabt habe. Bis an's Ende sollen sie fühlen, daß ich nicht zu ihnen gehöre.

Achter Auftritt.

Götz. Sievers. Mehrere Bauern. Dann Link, Metzler und Bauern.

Kohl. Herr! Herr! Sie sind geschlagen, sie sind gefangen.

Götz. Wer?

Sievers. Die Miltenberg verbrannten. Es zog sich ein Bündischer Trupp hinter dem Berge hervor und überfiel sie auf ein Mal.

Götz. Sie erwartet ihr Lohn. — O Georg! Georg! — Sie haben ihn mit den Bösewichtern gefangen. — Mein Georg! O, mein Georg!

Link (kommend.) Auf, Herr Hauptmann! Auf! Es ist nicht Säumens Zeit. Der Feind ist in der Nähe und mächtig.

Götz. Wer verbrannte Miltenberg?

Metzler. Wenn Ihr Umstände machen wollt, so wird man Euch weisen, wie man keine macht.

Kohl. Sorgt für uns're Haut und Eu're. Auf! Auf!

Götz (zu Metzler). Drohst Du mir, Du Nichtswürdiger? Glaubst Du, daß Du mir fürchterlicher bist, weil des Grafen von Helfenstein Blut an Deinen Kleidern klebt?

Metzler. Berlichingen!

Götz. Du darfst meinen Namen nennen, und meine Kinder werden sich Dessen nicht schämen!

Metzler. Mit Dir, feigen Kerl! Fürstendiener —

Götz (haut ihn über den Kopf, daß er stürzt; die Andern treten dazwischen).

Kohl. Ihr seid rasend; es bricht der Feind von allen Seiten herein und Ihr hadert!

Link. Auf! Auf!

(Tumult, Schlacht und Flucht der Bauern.)

Neunter Auftritt.

Vier Boten des heimlichen Gerichts.

(Zwei kommen aus der letzten Coulisse, gehen in der Diagonale und begegnen sich in der Mitte des Theaters.)

Erster Bote. Wissender Bruder, woher?

Zweiter Bote. Von Norden ich, und Du?

Erster Bote. von Osten. Laß' uns auf diesem Kreuzweg verweilen; gleich treffen die Brüder von Westen und Süden ein.

Zweiter Bote. Die heilige Vehm durchkreuzt die Welt.

Erster Bote. Durchkreuzt die stine, die bewegte Welt.

Zweiter Bote. Durch die ruhigen Matten, durch Aufruhrs Gewühl.

Erster Bote. Durch nährende Aecker, durch Schlacht und Tod wandeln ihre Boten unverletzt.

Zweiter Bote. Sie ziehen vorbei; der Verbrecher bebt.

Erster Bote. Bis in's tiefe, sündige Geheimniß dringt ein Schauder!

Zweiter Bote. Die große Nacht, sie steht bevor.

Erster Bote. Gleich jener Gerichtsnacht, der allgemeinen. (Die beiden Andern kommen aus den ersten Coulissen, gehen in der Diagonale und treffen in der Mitte auf die beiden Ersten.) Willkommen, wissende Brüder, auch Ihr!

Alle. Nun schnell an's Ziel! Zur rothen Erde schnell zurück, wo die heilige Vehm gerecht, verhüllt im Stillen waltet! (Ab.)

Zehnter Auftritt.

Zigeuner kommen nach und nach, dann der Hauptmann.

Erster Zigeuner. Verfluchte Zeit! Wir müssen uns wehren und die Beute lassen und uns wieder wehren. Das begegnet mir heute schon drei Mal.

Zweiter Zigeuner. Versuchen wir's dort! Die Schlacht ist hier.

Zigeuner-Mutter. Dort schlagen sie auch. Wir werden in die Mitte gedrängt.

(Das Theater füllt sich nach und nach mit Zigeunern und Zigeunerinnen.)

Hauptmann. Heran, was wacker ist, heran, was tüchtig ist! Beladet Euch nicht mit gemeinem Gepäck; das Beste behaltet, das Andere werft von Euch. Wir müssen ziehen, wir müssen fort. Hier ist keines Bleibens mehr; das Bundesheer verfolgt auch uns. Wir müssen ziehen, wir müssen uns theilen. Ich führe den ersten Haufen; wer führt den andern?

Alle. Wir bleiben bei Dir!

Hauptmann. Wir müssen uns theilen. Der ganze, große Haufen drängt sich nicht durch.

Zigeuner-Knabe (kommt). Hier am Teich und Moor steigt ein Mann vom Pferd, ein Rittersmann; er ist verwundet, er hält sich kaum. Sie bringen ihn. Am Ufer zieht das Gefecht sich her.

Eilfter Auftritt.

Vorige. Götz.

Hauptmann. Wer seid Ihr?

Götz. Ein Verwundeter, ein Blutender. Mögt Ihr mir Hülfe geben, so sei es bald!

Hauptmann. Die Blutwurzel, Mutter, Deinen Segen dazu. Sie stillt das Blut, gibt neue Kräfte. — (Zu den Zigeunern.) In zwei Parteien theilt Euch; der eine muß rechts der and're links. Ich deut' Euch den Weg an. — (Indessen hat man Götz die linke Armschiene abgenommen und den Helm.) Du bist es, Götz, den ich wohl kenne! Kommst geschlagen, flüchtig, verwundet zu uns! Hergestellt sollst Du geschwind sein. Und nun, wie ich Dich kenne, weiß ich Dein Geschick. Du bist verloren, hältst Du nicht fest an uns.

(Die Mutter war beschäftigt an der Wunde und die Tochter hat ihm was zu riechen vorgehalten.)

Götz. Ich bin erquickt. Nun helft mir wieder auf's Pferd, daß ich das Letzte versuche.

Hauptmann. Als ein Mann fasse tapfern Entschluß. Gib Dich nicht der Verzweiflung hin. Deinen Verfolgern entgehst Du nicht, aber schließe Dich an uns. Wir müssen uns theilen. In kleinen Haufen ziehen wir durch und retten uns. Hier ist kein freies Feld mehr. Ich führe die Hälfte nach Böhmen, führe Du die andere nach Thüringen. Sie gehorchen Dir wie mir.

Die Zigeuner. Ihm wie Dir.

Hauptmann. Theilt Euch. (Sie theilen sich.) Dieß bleibe mein Hauf, diesen übergebe ich Dir. Durch den Moor kenn' ich die Wege; bringt Euch durch die Schlucht über den Hügel weg, so entkommt Ihr dem einstürmenden Gefecht. Du schweigst? So recht! Geschwiegen und gethan!

(Ab mit einem Theil; ein anderer Theil setzt sich nach der entgegengesetzten Seite in Bewegung.)

Zwölfter Auftritt.

Vorige ohne den Hauptmann.

Götz. Das mag ein Traum sein, Mutter: die Kraft Deiner Wurzeln und Kräuter ist flüchtig; so flog sie mich an und so verläßt sie mich.

(Er sinkt, wird gehalten und auf einen Sitz im Hintergrunde geführt.)

Erster Zigeuner. Hebt ihn, tragt ihn durch die Schlucht.

Zweiter Zigeuner (kommt von der Seite, wohin der Hauptmann abging). Das Gefecht ergreift uns, treibt uns hierher.

(Mutter und Kinder kommen stürzend.)

Mutter. Alles verloren! Der Vater todt!

Kinder. Weh'! Weh'! Rett' uns, Mann!

Mutter. Ihr seid nun Führer. Auf! auf, rettet Euch und uns.

Alle. Rett' uns! Führ' uns! Rett' uns!

(Gruppe. Weiber und Kinder um den sitzenden Götz. Von beiden Seiten werden Bauern und Zigeuner hereingedrängt und überwunden. Eine Partei Bündischer dringt durch die Weiber und hebt die Partisanen auf Götz.)

Dreizehnter Auftritt.

Adelheid's Zimmer. Nacht.

Adelheid. Franz.

Adelheid. Still! Horch! Alles iſt ruhig. Der Schlaf hat das ganze Haus gebändigt. Nun entferne Dich, Franz! Zu Pferd! Fort! Fort!

Franz. O laſſ mich zaudern! Laſſ mich bleiben! Kannſt Du mich jetzt verſtoßen; mich vom Lichte Deines Angeſicht's hinaustreiben in die Nacht, in das unfreundliche Dunkel?

Adelheid (ſpringt das Fenſter öffnend). Dunkel iſt's nicht draußen. Der Mond ſcheint helle. Deutlich, wie am Tage, ſchlingen ſich die Pfade vom Schloß hinunter; die weißen Felsbänke leuchten; ſchattig ruhen die Gründe, aber drüben die Hügel ſtehen im vollen Lichte. Hinab! Hinab durch die ſtille, klare Nacht zu Deinem Ziel hin!

Franz. Nur noch eine kleine Weile! Hier laſſ mich bleiben; hier, wo mein Leben wohnt! Ach, draußen iſt der Tod!

Adelheid. Friſch, munterer Geſelle! Friſch! Leicht hinaus, dahin durch den mitternächtigen Tag! Du zauderſt? Wie? Laſſen Deine Wünſche Dich ſchon? Iſt Dir Dein Wollen, Dein Vorſatz eine Bürde?

Franz. Nicht dieſe Blicke, nicht dieſe Töne!

Adelheid. Wo haſt Du das Fläſchchen? Du tranſt mir's ab. Gib es zurück.

Franz. Hört mich!

Adelheid. Ich fordere es zurück! Das Fläſchchen her! Für einen Helden gabſt Du Dich, unternahmſt, betheuerteſt. Gib her! Ein Knabe biſt Du, ein ſchwankender Knabe.

Franz. Laſſt mich ſprechen!

Adelheid. Denn ein Mann, der ſich um ein hohes Weib zu bewerben kühn genug iſt, weiß, was er verpfändet. Leben, Ehre, Tugend, Glück; ſomit Alles. Knabe, verlaſſ mich!

Franz. Gib mir die Ueberzeugung, daß jenes göttliche Weib, das mir die Vollkommenheiten des ganzen Geſchlechts offenbarte, daß es mein ſei, mein bleibe; daß ich mir es erwerbe: ſo ſoll der Knabe ein Rieſe werden, zu Deinem Dienſt ohne Bedingung bereit.

Adelheid. Es waren Augenblicke, da Du glaubteſt, Adelheid ſei Dein, da Zweifel und Sorge für ewig weggebannt ſchienen. Kehren dieſe Feinde ſchon zurück? Komm' Franz! Lieber Franz!

Franz. Ja, Du biſt mein! Und wenn ich Dich befreie, befreie ich Dich mir. Laſſ mich nun, laſſ mich! Ja, nun bin ich gefaßt und geſtählt. Mit ſteter Hand will ich meinem Herrn das Gift in den Becher gießen.

Adelheid. Stille! Sprich es nicht aus.

Franz. Ja, ich will es ausſprechen. Mein Ohr ſoll hören, was mein Herz zu thun bereit iſt. Mein Auge ſoll unverrückt hinblicken, wenn er trinkt. Von ſeinen Schmerzen will ich mich nicht wegwenden. Es gibt nur einen Preis auf der Welt und Der iſt mein.

Adelheid. Eile!

Franz. Leb' wohl! Und indem ich mich von Dir losreißen will, fühle ich mich nur feſter gebunden und möchte ſcheidend ſo — (ſie umarmend) für und für verweilen.

Adelheid. Zauberer!

Franz (den Schleier faſſend). Einen Theil von Dir hab' ich in Händen. Ganz laſſ ich Dich nicht fahren. Gewähre mir dieſen Schleier, der ſich noch ein Mal für mich zurückſchlägt und mir das holde Glücksgeſtirn meines Lebens offenbart! Laſſ' mir ihn, daß er mir Deine Gegenwart vermittle! (Er nimmt den Schleier.)

Adelheid. Gewaltſamer!

Franz. Wie eine Schärpe den Helden, wie eine Zauberbinde den Magier, ſoll er mich Nachts umgeben. (Er wirft ihn über die Schulter und knüpft ihn an der Seite.) Gefaltet ſoll er Tags, an meinem Buſen zuſammengedrängt, mich beſſer beſchützen, als das Panzerhemd. Und nun eil' ich beflügelt. Leb' wohl! Es hebt, es trägt mich von Dir fort.

(Er umarmt ſie, reißt ſich los und eilt ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Adelheid (allein). Glücklicher Knabe! Umdrängt vom ungeheuerſten Schickſal tändelſt Du noch. Die mächtige Bewegung der Welle wird zu Schaum, die gewaltige Handlung der Jugend zum Spiel. Ich will Dir nachſchauen; meine weiße Geſtalt ſoll Dir geiſtergleich aus dieſen Mauern herabwinken. Ich ſeh' ihn, wie deutlich, auf ſeinem Schimmel; Tagesfeuer umgibt ihn und ſcharf begleitet ihn der bewegliche Schatten. Er hält, er ſchwingt den Schleier. Kann er wohl auch erkennen, wenn ich ihm winke? Er will weiter! Noch zaudert er! Fahre hin, ſüßer Knabe; fahre hin zum traurigen Geſchäft! — Sonderbar! — welch ein ſchwarzer Wanderer kommt ihm entgegen? Eine dunkle, ſchwarze Mönchsgeſtalt zieht leiſe herauf. Sie nähern ſich! Werden ſie halten; werden ſie zuſammen ſprechen? Sie ziehen an einander vorbei, als würden ſie ſich nicht gewahr! Jeder verfolgt ſeine Straße; Franz hinab und ich täuſche mich nicht, der Mönch herauf gegen das Schloß. — Warum fährt mir ein Schauder in die Gebeine? Iſt's nicht ein Mönch, deren Du Tauſende ſahſt, bei Tage und bei Nacht? — Warum wäre Dieſer furchtbar? — Noch wandelt er langſam, ganz langſam. Ich ſeh' ihn

deutlich, die Geſtalt, die Bewegung. (Klingelt.) Der Pförtner ſoll das Thor und Pforte wohl verſchloſſen halten, Niemanden herein laſſen vor Tag, es ſei, wer es wolle. (Am Fenſter.) Ich ſeh' ihn nicht mehr! Hat er den Fußpfad eingeſchlagen? (Klingelt.) Man ſehe nach dem Hinterpförtchen, ob auch das wohl verſchloſſen und verriegelt iſt? — Mauern, Schlöſſer, Band und Riegel, welche Wohlthat für den Beängſteten! Und warum beängſtet? Naht ſich mir das Gräßliche, das, fern, auf mein Geheiß vollbracht wird? Iſt es die Schuld, die mir das Bild einer düſtern Rache vorführt? Nein! Nein! Es war ein wirkliches, fremdes, ſeltſames Weſen. Wäre es ein Spiel meiner Einbildungskraft, ſo müßt' ich ihn auch hier ſehen. (Eine ſchwarze, vermummte Geſtalt mit Gewalt und Macht kommt drohend von der Seite des Hintergrundes, doch Abſcheu im Rücken, welche ſo gewendet ſteht, daß ſie dieſer furchtbare Weſen mit leiblichen Augen nicht ſehen kann; vielmehr ſtarrt ſie auf die entgegengeſetzte Seite.) Dort aber, dort, ein Schattenähnliches! was iſt's? Was zieht ein Dunkles an der Wand vorbei? Wehe! Wehe mir! Das iſt Wahnſinn! Sammle Dich! faſſe Dich! (Sie hält einige Zeit die Augen zu, kann entfernt die Hände und ſtarrt nach der entgegengeſetzten Seite.) Nun ſchwebt es hier, nun ſchleicht es hier! D'rauf los und es verſchwindet! Entfliehe Wahngeſtalt! — Sie flieht, ſie entfernt ſich. So will ich Dich verfolgen, ſo verjagen! (Indem ſie das Wahnbild gleichſam vor ſich hertreibt, eröffnet ſie das mittlere, das eben in das Schatzgewölbe führt. Sie ſtehen weit auf, dann erreicht ſie die Stufen und zieht.) Lichter! Lichter! Fackeln herein! Alle herein! Mehr Fackeln, daß die Nacht umher zum Tag werde! Läutet Sturm, daß Alle ſich bewaffnen! (Man hört läuten.) Hier, dieß nächſte Zimmer durchſucht. Es hat keinen andern Ausgang. Findet, feſſelt ihn! — Was ſteht, was zaudert Ihr? Ein Meuchelmörder hat ſich verborgen. (Ein Theil der Rotten ab.) Ihr aber umgebt mich. Ziehet Eu're Schwerter! Die Hellebarden bereit! — Nun bin ich gefaßt. Haltet Euch ruhig! Wartet ab! Unterſtützt mich, liebe Frauen! Laſſt mich nicht ſinken! Meine Knie brechen ein. (Man reicht ihr einen Seſſel.) Tretet näher, Bewaffnete! Umgebt mich! — Bewacht mich! Keiner weiche vom Platz bis an den vollen Tag!

Fünfzehnter Auftritt.

Halten und gewölbter Gänge.

Zwei Parteien Reiſige, die ſich begegnen.

Erſter Anführer. Wir haben Nichts gefunden. Was ſagt Ihr dazu? Seht Ihr was?

Zweiter Anführer. Gar Nichts. Im Zimmer war Nichts, wo er ſollte verſteckt ſein, das nur einen Ausgang hatte. Und Ihr? Was meint Ihr? Hat ſie einen Geiſt geſehen? Wär' es ein Menſch, Den hätten wir lange.

Erſter Anführer. Die heilige Vehm iſt überall. Laſſt uns ſuchen und ſchweigen. (Sie kreuzen ſich und gehen von verſchiedenen Seiten ab.)

Sechzehnter Auftritt.

Ländlicher Garten. Laube im Hintergrunde, davor Blumenbeete von der Sonne beleuchtet.

Marie in der Laube ſchlafend. Lerſe.

Lerſe. Geſtrenge Frau! Wo ſeid Ihr? Gleich werden die Pferde geſattelt ſein! — Sie ſchläft! Schläft in dieſen ſchrecklichen Augenblicken. Wie ſchön, wie himmliſch leuchtet der Schlaf des Guten! Er gleicht mehr der Seligkeit als dem Tode. Leider, daß ich ſie wecken muß! Auf! geſtrenge Frau! Säumt nicht! Auf! Wir müſſen fort.

Marie (erwachend). Wer ruft? Wer, auf ein Mal, reißt mich aus den ſeligen Gefilden herunter in die irdiſchen Umgebungen?

(Steht auf und kommt hervor.)

Lerſe. Laſſt uns eilen, gnädige Frau! Die Pferde haben wieder Kraft zum ſchnellen Lauf und der Menſch hält Alles aus.

Marie. Treibe mich nicht weiter.

Lerſe. Beſinnt Euch. Bedenkt, in welcher fürchterlichen Stunde wir leben. Noch rauchet die Gegend von ſchrecklichen Verbrechen und ſchon ſind die Thäter auf's Schrecklichſte geſtraft. Man hat mit ungeheuern Executionen verfahren. Mehrere ſind lebendig verbrannt, zu Hunderten gerädert, geſpießt, gekpft, geviertheilt. — Ach, und Euer edler Bruder in dieß ungeheure Geſchick verwickelt, — gefangen, als Meuter, als Miſſethäter in den tiefſten Thurm geworfen!

Marie. Laſſt uns gehen.

Lerſe. Der Jammer iſt zu groß! Sein Alter, ſeine Wunden, — und mehr noch als das Alles, ein ſchleichend' Fieber, die Finſterniß vor ſeiner Seele, daß es ſo mit ihm enden ſoll!

Marie. Laſſt uns eilen, hineilen zu Weislingen! Nur ſolch eine gräßliche Nothwendigkeit vermochte mich zu dieſem Schritt, Weislingen wieder zu ſehen! Indem ich meinen Bruder vom Tod errette, geh' ich in meinen Tod.

Lerſe. Wie Das, geſtrenge Frau? Wie auf ein Mal verändert? Eine ſtürmiſche Leidenſchaft erſchüttert Eu're ſanften Züge. Redet! Vertraut mir!

Marie. Du biſt ein wack'rer Mann! So wiſſe denn, zu wem Du mich führſt.

Lerſe. Redet aus.

Marie. Dieſer Weislingen! — ich liebt' ihn, mit aller Innigkeit der erſten, ſchüchter-

Schnaps.

Gleich! — Und wenn ihr tauſend redliche —

Märten.

Tauſend redliche? Das iſt viel!

Schnaps.

Wohldenkende und beherzte Leute beyſammen habt —

Märten.

Nun?

Schnaps.

So fangt die Revolution in Eurem Dorfe an.

Märten.

In unſerm Dorfe? Hier, in unſerm Dorfe?

Schnaps.

Freylich!

nen Liebe. Er ward mein Bräutigam. Da träumt ich von Glück auf dieſer Welt. Er verließ mich — und ich ſoll ihn wieder ſehen; als Bittende ſoll ich vor ihm erſcheinen; flehen ſoll ich, meine Worte mit dem Ton des Zutrauens, der Neigung, der Liebe beleben!

Lerſe. Kommt, kommt! Laſſ't Euch den Augenblick lehren, was zu thun ſei. Der Augenblick reicht uns, was Ueberlegung vergebens anzuwinken bemüht iſt. (Ab.)

Marie. Ich werde mich vor ſeine Füße werfen; ich werde vor ihm weinen — aber — Gott verzeih' mir's — nicht über meinen Bruder — über mich! (Ab.)

Siebenzehnter Auftritt.

Weislingen's Saal.

Weislingen geführt von Franz und einem jungen Diener.

Weislingen. Vergebens, daß ich mich aus einem Zimmer in das andere ſchleppe; ich trage mein Weh mit mir fort. Vergebens, daß Ihr mich unterſtützt; Eu're Jugendkräfte gehn nicht in mich herüber; alle meine Gebeine ſind hohl, ein elendes Fieber hat das Mark ausgeſogen. Hier ſetzt mich nieder! Hier laſſ't mich allein und haltet Euch in der Nähe.

Franz (in großer Bewegung ab.)

Weislingen. Keine Ruh' und Raſt weder Tag noch Nacht; im halben Schlummer giftige Träume! — Die vorige Nacht begegnete ich Götz im Wald. Er zog ſein Schwert und forderte mich heraus. Ich faßte nach meinem; die Hand verſagte mir. Da ſtieß er's in die Scheide, ſah mich verächtlich an und ging hinter mich. Er iſt gefangen und ich zittere vor ihm. Elender Menſch! — Dein Wort hat ihn zum Tode verurtheilt und Du bebſt vor ſeiner Traumgeſtalt wie ein Miſſethäter — und ſoll er ſterben? — Götz! Götz! — Wir Menſchen führen uns nicht ſelbſt, denen Geiſtern iſt Macht über uns gelaſſen, daß ſie ihren teufliſchen Muthwillen an unſerm Verderben üben. — Matt! matt! Wie ſind meine Nägel ſo blau! — Ein kalter, kalter verzehrender Schauer lähmt mir jedes Glied. Es dreht mir Alles vor'm Geſicht. Kann' ich ſchlafen! Ach!

Achtzehnter Auftritt.

Weislingen. Marie. Dann Franz.

Weislingen. Jeſus Marie! — Laſſ' mir Ruh'! — Laſſ' mir Ruh'! — Die Geſtalt fehlte noch! — Sie ſtirbt, Marie ſtirbt und zeigt ſich mir an. — Verlaſſ' mich, ſeliger Geiſt; ich bin elend genug!

Marie. Weislingen, ich bin kein Geiſt. Ich bin Marie.

Weislingen. Das iſt ihre Stimme.

Marie. Ich komme, meines Bruders Leben von Dir zu erflehn; er iſt unſchuldig, ſo ſtrafbar er ſcheint.

Weislingen. Still', Marie! Du Engel des Himmels bringſt die Qualen der Hölle mit Dir. — Rede nicht fort.

Marie. Und mein Bruder ſoll ſterben? Weislingen, es iſt entſetzlich, daß ich Dir zu ſagen brauche: er iſt unſchuldig; daß ich jammern muß, Dich von dem abſcheulichſten Mord zurückzuhalten. Deine Seele iſt bis in ihre innerſten Tiefen von feindſeligen Mächten beſeſſen. Das iſt Adelbert!

Weislingen. Du ſiehſt, der verzehrende Athem des Todes hat mich angehaucht; meine Kraft ſinkt nach dem Grabe. Ich ſtürbe als ein Elender, und Du, Du kommſt mich in Verzweiflung zu ſtürzen! Wenn ich reden könnte, Dein höchſter Haß würde in Mitleid und Jammer zerſchmelzen. O Marie! Marie!

Marie. Mein Bruder, Weislingen, er krankt im Gefängniß. Seine ſchweren Wunden, ſein Alter! — Und wenn Du fähig wärſt, ſein graues Haupt — Weislingen, wir würden verzweifeln.

Weislingen. Genug! — Franz!

Franz kommt in äußerſter Bewegung.

Weislingen. Die Papiere d'rinnen, Franz. —

Marie (vor ſich). Er iſt ſehr krank. Sein Anblick zerreißt mir das Herz. Wie liebt' ich ihn! Und nun ich ihm nahe, fühl' ich, wie leb haft —

Franz bringt ein verſiegelt' Paket.

Weislingen (reißt es auf und zeigt Marie das Papier). Hier iſt Deines Bruders Todesurtheil unterſchrieben.

Marie. Gott im Himmel!

Weislingen. Und ſo zerreiß' ich's. Er lebt. Aber kann ich wieder ſchaffen, was ich zerſtört habe? Weine nicht ſo, Franz. Guter Junge, Dir geht mein Elend tief zu Herzen!

Franz wirft ſich vor ihm nieder und faßt ſeine Knie.

Weislingen. Steh' auf und laß das Weinen. Hoffnung iſt bei den Lebenden.

Franz. Ihr werdet nicht — Ihr müßt ſterben.

Weislingen. Ich muß?

Franz (ſteht auf). Gift! Gift! Von Eurem Weibe. Ich, ich! (Rennt davon.)

Weislingen. Marie, geh' ihm nach. Er verzweifelt.

Marie ab.

Weislingen. Gift von meinem Weibe. Weh'! Weh'! Ich fühl's! Marter und Tod!

Marie (zurückkommend). Hülfe! Hülfe!

Weislingen (will aufstehen). Gott! vermag ich Das nicht?

Marie (kommt). Er ist hin! Zum Saalfenster hinaus stürzt' er wüthend in den Main hinunter.

Weislingen. Ihm ist wohl. — Dein Bruder ist außer Gefahr. Die andern Bundeshäupter, vor allen Seckendorf, sind seine Freunde. Ritterlich' Gefängniß werden sie ihm, auf sein Wort, gleich gewähren. Leb' wohl, Marie; geh' und zieh' ihn aus dem Kerker!

Marie. Senden wir Lerse. Ich will bei Dir bleiben, armer Verlassener!

Weislingen. Wohl verlassen und arm! Furchtbar bist Du ein Rächer, Gott! — Mein Weib!

Marie. Entschlage Dich dieser Gedanken. Kehre Dein Herz zu dem Barmherzigen.

Weislingen. Geh', liebe Seele, überlaß mich meinem Elend! Entsetzlich! Auch Deine Gegenwart, Marie, der letzte Trost, ist Qual!

Marie (vor sich). Stärke mich, Gott! Meine Seele erliegt unter der seinigen.

Weislingen. Weh'! weh'! Gift von meinem Weibe! Mein Franz verführt durch die Abscheuliche! Wie sie wartet, horcht auf den Boten, der ihr die Nachricht brachte: „Er ist todt!" Und Du Marie — Marie, warum bist Du gekommen, daß Du jede schlafende Erinnerung meiner Sünden weckest? Verlaß mich, daß ich sterbe!

Marie. Laß mich bleiben. Du bist allein; denk', ich sei Deine Wärterinn. Vergiß Alles. Vergesse Dir Gott so Alles, wie ich Dir Alles vergesse!

Weislingen. Du, Seele voll Liebe! bete für mich, bete für mich! Mein Herz ist verschlossen.

Marie. Er wird sich Deiner erbarmen. — Du bist matt.

Weislingen. Ich sterbe, sterbe und kann nicht ersterben; und in dem fürchterlichen Streit des Lebens und des Todes zucken die Qualen der Hölle.

Marie (werfen sich kniend). Erbarmer, erbarme Dich seiner! Nur einen Blick Deiner Liebe an sein Herz, daß es sich zum Trost öffne und sein Geist Hoffnung, Lebenshoffnung in den Tod hinüber bringe!

Neunzehnter Auftritt.

Gefängniß.

Elisabeth. Lerse. Castellan.

Lerse (zum Castellan). Hier ist Brief und Siegel, hier die Unterschrift der Bundeshäupter; sogleich soll Götz aus der engern Haft entlassen werden.

Castellan ab.

Elisabeth. Gott vergelt' Euch die Lieb' und Treue, die Ihr an meinem Herrn gethan habt! Wo ist Marie?

Lerse. Weislingen stirbt, vergiftet von seinem Weibe, Marie wartete sein, als ich fortritte; nun höre ich unterwegs, daß auch Sickingen in Gefahr sei. — Die Fürsten werden ihm zu mächtig; man sagt, er sei eingeschlossen und belagert.

Elisabeth. Es ist wohl ein Gerücht; laß't Götz Nichts merken.

Lerse. Wie steht's um ihn?

Elisabeth. Ich fürchtete, er würde Deine Rückkunft nicht erleben; die Hand des Herrn liegt schwer auf ihm und Georg ist todt.

Lerse. Georg! der Gute!

Elisabeth. Als die Nichtswürdigen Miltenberg verbrannten, sandte sein Herr ihn ab, dort Einhalt zu thun; da fiel ein Trupp der Bündischen auf sie los. — Georg! — O, hätten sie sich Alle gehalten wie er! Ja, wenn sie Alle das gute Gewissen gehabt hätten! Viele wurden erstochen und Georg mit.

Lerse. Weiß es Götz?

Elisabeth. Wir verbargen's ihm. Er fragt mich zehn Mal des Tags und schickt mich zehn Mal zu forschen, was Georg macht; ich fürchte, seinem Herzen den letzten Stoß zu geben. Ach, kommt, daß wir ihn wieder in's Freie führen! Wie schalkisch war sein Wunsch, nur in's Gärtchen des Castellans, auf der Mauer hinaus zu treten! (Beide ab.)

Zwanzigster Auftritt.

Kleiner Garten auf der Mauer. Durch und über die Zinnen weite Aussicht in's Land. An der Seite ein Thurm.

Götz. Elisabeth. Lerse. Castellan.

Götz. Allmächtiger Gott! Wie wohlthätig ist Dein Himmel, wie frei! Die Bäume nähren sich in Deiner Luft und alle Welt ist voll Werden und Gedeihen. Lebt wohl, meine Lieben! Meine Wurzeln sind abgehauen, meine Kraft sinkt nach dem Grabe.

Elisabeth. Darf ich Lerse nach Deinem Sohn in's Kloster schicken, daß Du ihn noch ein Mal hebst und segnest?

Götz. Laß ihn; er ist heiliger als ich, er braucht meinen Segen nicht. An unserm Hochzeittage, Elisabeth, ahnete mir's nicht, daß ich so sterben würde. Mein alter Vater segnete uns und eine Nachkommenschaft von edeln, tapfern Söhnen quoll aus seinem Gebet. Du hast ihn nicht erbeten und ich bin der Letzte. Lerse, Dein Anblick freut mich in der Stunde des Todes mehr als im muthigsten Gefecht; damals führte mein Geist den Arm, jetzt hältst Du mich aufrecht. Mach', daß ich Georg noch ein Mal sehe, mich an seinem Blick wärme! — Ihr seht zur Erden und weint? Er ist todt!

Georg iſt todt! Stirb Götz! Du haſt Dich ſelbſt überlebt, die Ehre hat Dich überlebt. Wie ſtarb er? Ach, ſie ſangen ihn unter den Mordbrennern und er iſt hingerichtet!

Elisabeth. Nein, er wurde bei Miltenberg erſtochen; er wehrte ſich wie ein Löwe um ſeine Freiheit.

Götz. Gott ſei Dank! Er war der beſte Junge unter der Sonne und tapfer. Löſe meine Seele nun! Ich laſſe Dich in einer verderbten Welt. Lerſe verlaß ſie nicht. Schließt Eu're Herzen ſorgfältiger als Eu're Thore; es kommen die Zeiten des Betrugs, ihm iſt Freiheit gegeben. Die Nichtswürdigen werden regieren mit Liſt und der Edle wird in ihre Netze fallen. Segnet Marie'n und ihren Gemahl. Möge er nicht ſo viel haben, als er doch gewinnen iſt! — Selbitz ſtarb, und der gute Kaiſer und mein Georg! — Gebt mir einen Trunk Waſſer! Himmliſche Luft! Freiheit! Freiheit! (Er ſtirbt.)

Elisabeth. Nur droben bei Dir; die Welt iſt ein Gefängniß!

Lerſe. Edler Mann! edler Mann! Wehe dem Jahrhundert, das Dich von ſich ſtieß! Wehe der Nachkommenſchaft, die Dich verkennt! —

Geſchichte Gottfried's von Berlichingen mit der eiſernen Hand.

Dramatiſirt.

Das Unglück iſt geſchehen; das Herz des Reichs iſt in den Koth getreten und keiner edeln Begierde mehr fähig. Klopſtock.

Erſter Aufzug.

Eine Herberge.

Zwei Reitersknechte an einem Tiſch, ein Bauer und ein Fuhrmann an einem andern beim Wein.

Erſter Reiter. Trink' aus, daß wir fortkommen, unſer Herr wird auf uns warten. Die Nacht bricht herein; und es iſt beſſer eine ſchlimme Nachricht als keine; ſo weiß er doch, woran er iſt.

Zweiter Reiter. Ich kann nicht begreifen, wo der von Weislingen hingekommen iſt. Es iſt, als wenn er in die Erd' geſchlupft wäre. In Neckarelz hat er geſtern übernachtet; da ſollt' er heut' auf Krailsheim gangen ſein. Das iſt ſeine Straß'; und da wär' er morgen früh durch den Windsheimer-Wald gekommen, wo wir ihm wollten aufgepaßt und ſein weitere Nachtquartier geſperrt haben. Unſer Herr wird wild ſein und ich bin's ſelbſt, daß er uns entgangen iſt, juſt da wir glaubten, wir hätten ihn ſchon.

Erſter Reiter. Vielleicht hat er den Braten gerochen; — denn ſeitdem, daß er mit Schnuppen behaft' iſt, — und iſt einen andern Weg gezogen.

Zweiter Reiter. Es ärgert mich!

Erſter Reiter. Du ſchickſt Dich vortrefflich zu Deinem Herrn. Ich kenn' Euch wohl. Ihr fahrt den Leuten gern durch den Sinn und könnt nicht wohl leiden, daß Euch was durchfährt.

Bauer (am andern Tiſch). Ich ſag' Dir's, wenn ſie einen brauchen und haben einem Nichts zu befehlen, da ſind die vornehmſten Leut' juſt die artigſten.

Fuhrmann. Nein, geh'! Es war hübſch von ihm und hat mich von Herzen gefreut, wie er geritten kam und ſagte: „Liebe Freund', ſeid ſo gut, ſpannt Eu're Pferd' aus und helft mir meinen Wagen von der Stell' bringen.“ „Liebe Freund',“ ſagt er; wahrhaftig, es iſt das erſte Mal, daß mich ſo ein vornehmer Herr lieber Freund geheißen hat!

Bauer. Dank's ihm ein ſpitz' Holz! Wir mit unſern Pferden waren ihm willkommener, als wenn ihm der Kaiſer begegnet wär', daß ſein Wagen nicht im Hohlweg zwiſchen Thur und Angel eingeklemmt? Das Vorderrad bis über die Axe im Loch und's hintere zwiſchen ein Paar Steinen gefangen. Er wußt' wohl, was er that, wie er ſagte „liebe Freund“. Wir haben auch was gearbeitet, bis wir's herausbrachten.

Fuhrmann. Dafür war auch's Trinkgeld gut. Gab er mit Jedem drei Albus? He!

Bauer. Das laſſen wir uns freilich jetzt ſchmecken. Aber ein großer Herr könnt' mir geben die Meng' und die Zahl', ich könnt' ihn doch nicht leiden; ich bin ihnen Allen von Herzen gram und wo ich ſie ſcheren kann, ſo thu ich's. Wenn Du mir heut mit ſo zugeredt hätt'ſt, von meinetwegen ſäß' er noch.

Fuhrmann. Narr! Er hatte drei Knechte bei ſich und wenn wir nicht gewollt hätten, würd' er uns haben wollen machen. Wer er nur ſein mag, und warum er den ſeltſamen Weg zieht? Kann nirgends hinkommen als nach Neckarelz und von da nach Marborf, und dahin wär' doch der nächſt' und beſt' Weg über Krailsheim durch den Windsheimer-Wald 'gangen.

Erſter Reiter. Horch!

Zweiter Reiter. Das wär'!

Bauer. Ich weiß wohl. Ob er ſchon den

Hut so in's Gesicht geschoben hatte, kannt' ich ihn doch an der Nasen. Es war Adelbert von Weislingen.

Fuhrmann. Der Weislingen? Das ist ein schöner, ansehnlicher Herr.

Bauer. Mir gefällt er nicht; er ist zu breitschultrig und robust genug für einen Ritter, ist auch nur für'n Hof. Ich möcht selbst wissen, was er vorhat, daß er den schlimmen Weg geht. Seine Ursachen hat er; denn er ist für einen pfiffigen Kerl bekannt.

Fuhrmann. Heut' Nacht muß er in Rothbach bleiben; denn im Dunkeln über die Furth ist gefährlich.

Bauer. Da kommt er morgen zum Mittagessen nach Marborf.

Fuhrmann. Wenn der Weg durch'n Wald nit so schlimm ist.

Zweiter Reiter. Fort, geschwind zu Pferde! Gute Nacht, Ihr Herren!

Erster Reiter. Gute Nacht!

Die andern Beide. Gleichfalls.

Bauer. Ihr erinnert uns an Das, was wir nöthig haben. Glück auf'n Weg!

(Die Knechte ab.)

Fuhrmann. Wer sind Die?

Bauer. Ich kenn' sie nicht. Reitersmänner vom Ansehn; dergleichen Volk schnurrt das ganze Jahr im Land herum und schiert die Leut' was Tüchtigs. Und doch will ich lieber von ihnen gebrandschatzt und ausgebrennt werden; es kommt auf ein Bissel Zeit und Schweiß an, so erholt man sich wieder. Aber wie's jetzt unsre gnädige Herren anfangen, und bis auf den letzten Blutstropfen auszukeltern und daß wir doch nicht sagen sollen: Ihr macht's zu arg! nach und nach zuschranden! — sehn, Das ist eine Wirthschaft, daß man sich's Leben nicht wünschen sollte, wenn's nicht Wein und Bier gäb', sich manchmal die Grillen wegzuschwemmen und in tiefen Schlaf zu versenken.

Fuhrmann. Ihr habt recht. Wir wollen uns legen.

Bauer. Ich muß doch morgen bei Zeiten wieder auf.

Fuhrmann. Ihr fahrt also nach Wallenberg?

Bauer. Ja, nach Haus.

Fuhrmann. Es ist mir leid, daß wir nit weiter mit einander gehn.

Bauer. Weiß Gott, wo wir einmal wieder zusammenkommen!

Fuhrmann. Euern Namen, guter Freund!

Bauer. Georg Metzler. Den Eurigen?

Fuhrmann. Hans Sievers von Wanzen.

Bauer. Eu're Hand und noch einen Trunk auf glückliche Reise!

Fuhrmann. Horch! der Nachtwächter ruft schon ab. Kommt! kommt!

Vor einer Herberge im Wimpfener-Wald.

Unter einer Linde ein Tisch und Bänke. Gottfried auf der Bank in voller Rüstung, seine Lanze am Baum gelehnt, den Helm auf dem Tisch.

Gottfried. Wo meine Knechte bleiben! Sie konnten schon sechs Stunden hier sein. Es war uns Alles so deutlich verkundschaftet; nur zur äußersten Sicherheit schickt' ich sie fort; sie sollten nur sehen. Ich begreif's nicht! Vielleicht haben sie ihn verfehlt und er kommt vor ihnen her. Nach seiner Art zu reisen, ist er schon in Krailsheim, und ich bin allein. Und wär's! — der Wirth und sein Knecht sind zu meinen Diensten. Ich muß Dich haben, Weislingen, und Deinen schönen Wagen Güter dazu! (Ernst.) Georg! — Wenn's ihm aber Jemand verrathen hätte? Oh! (Er beißt die Zähne zusammen.) Hört der Junge nicht? (Lauter.) Georg! Er ist doch sonst bei der Hand. (Lauter.) Georg! Georg!

Bube (in dem Panzer eines Erwachsenen). Gnäd'ger Herr!

Gottfried. Wo steckst Du? Was für'n Henker treibst Du für Nummerei!

Bube. Gnäd'ger Herr!

Gottfried. Schäm' Dich nicht, Bube. Komm' her! Du siehst gut aus. Wie kommst Du dazu? Ja, wenn Du ihn ausfüllst! Darum kannst Du nicht, wie ich will.

Bube. Ihre Knaben sein nicht böse. Ich hatte Nichts zu thun, da nahm ich Hans'ens Zeug und schnallt' es an, und setzt seinen Helm auf, schnürt' in seine Armschienen und Handschuh, und zog sein Schwert und schlug mich mit den Bäumen herum: wie Ihr wißt, konnt' ich nicht Alles gleichmäßig wegwerfen.

Gottfried. Braver Junge! Sag' Deinem Vater und Hans, sie sollen sich rüsten und ihre Pferde satteln. Hol' mir meinen Gaul parat. Du sollst auch ein Mal mitziehen.

Bube. Warum nicht jetzt? Laß mich mit, Herr! Kann ich nicht fechten, so hab' ich doch schon Kräfte genug, Euch die Armbrust aufzubringen. Hättet Ihr mich neulich bei Euch gehabt, wie Ihr sie dem Reiter an den Kopf warft, ich hätt' sie Euch wieder geholt und sie wär' nicht verloren gegangen.

Gottfried. Wie weißt Du Das?

Bube. Eu're Knechte erzählten mir's. Wenn wir die Pferde striegeln, muß ich ihnen pfeifen, allerlei Weisen, und dafür erzählen sie mir des Abends, was Ihr gegen den Feind gethan habt. Laß mich mit, gnäd'ger Herr!

Gottfried. Ein ander Mal, Georg. Wenn wir Kaufleute fangen und Juden wegnehmen. Heut' werden die Pfeil' an Harnischen splittern

und klappern die Schwerter über den Helmen. Unbewaffnet, wie Du bist, fällst Du nicht in Gefahr. Die künftigen Zeiten brauchen auch Männer. Ich sag' Dir's, Junge: es wird theu're Zeit werden. Es werden Fürsten ihre Schätze bieten um einen Mann, den sie jetzt von sich stoßen. Geh' Georg, sag's Deinem Vater und Hans. (Der Bube geht.) Meine Knechte! — wenn sie gefangen wären, und er hätte ihnen gethan, was wir ihm thun wollten? — Was Schwarzes im Wald? Es ist ein Mann.

Bruder Martin kommt.

Gottfried. Ehrwürdiger Vater, guten Abend! Woher so spät? Mann der heiligen Ruhe, Ihr beschämt viel Ritter.

Martin. Dank' Euch, edler Herr! Und bin vor der Hand nur armseliger Bruder, wenn's ja Titel sein soll; Augustin mit meinem Klosternamen. — Mit Eu'rer Erlaubniß. (Er setzt sich.) Doch hör' ich am Liebsten Martin, meinen Taufnamen.

Gottfried. Ihr seid müd', Bruder Martin, und ohne Zweifel durstig. Georg! (Der Bube kommt.) Wein!

Martin. Für mich einen Trunk Wasser. Ich darf keinen Wein trinken.

Gottfried. Ist Das Euer Gelübde?

Martin. Nein, gnädiger Herr, es ist nicht wider mein Gelübde, Wein zu trinken; weil aber der Wein wider mein Gelübde ist, so trink' ich keinen Wein.

Gottfried. Wie versteht Ihr Das?

Martin. Wohl Euch, daß Ihr's nicht versteht! Essen und Trinken, meine ich, ist des Menschen Leben.

Gottfried. Wohl!

Martin. Wenn Ihr 'gessen und 'trunken habt, seid Ihr wie neu geboren; seid stärker, muthiger, geschickter zu Euerm Geschäft. Der Wein erfreut des Menschen Herz und die Freudigkeit ist die Mutter aller Tugenden. Wenn Ihr Wein getrunken habt, seid Ihr Alles doppelt, was Ihr sein sollt; noch ein Mal so leicht denkend, noch ein Mal so unternehmend, noch ein Mal so schnell ausführend.

Gottfried. Wie ich ihn trinke, ist es wahr.

Martin. Davon red' ich auch. Aber wir —

Der Bube mit Wasser und Wein.

Gottfried (zum Buben trinkisch). Geh' auf den Weg nach Krailsheim und leg' Dich mit dem Ohr auf die Erde, ob Du nicht Pferde kommen hörst, und sei gleich wieder hier.

Martin. Aber wir, wenn wir 'gessen und 'trunken haben, sind wir g'rade das Gegentheil von Dem, was wir sein sollen. Unsere schläfrige Verdauung stimmt den Kopf nach dem Magen, und in der Schwäche einer überfüllten Ruhe erzeugen sich Begierden, die ihrer Mutter leicht über den Kopf wachsen.

Gottfried. Ein Glas, Bruder Martin, wird Euch nicht im Schlaf stören. Ihr seid heute viel 'gangen. Alle Streiter!

Martin. In Gottes Namen. (Sie stoßen an.) Ich kann die müßigen Leute nicht ausstehen, und doch kann ich nicht sagen, daß alle Mönche müßig sind; sie thun, was sie können. Da komm' ich von St. Veit, wo ich die letzte Nacht schlief. Der Prior führt mich in Garten; Das ist nun ihr Bienenkorb. Fürtrefflichen Salat, Kohl nach Herzenslust; und besonders Blumenkohl und Artischocken wie keine in Europa.

Gottfried. Das ist also Eu're Sach' nicht. (Er steht auf, sieht nach dem Jungen und kommt wieder.)

Martin. Wollte, Gott hätte mich zum Gärtner oder Laboranten gemacht; ich könnt' glücklich sein. Mein Abt liebt mich, mein Kloster ist Erfurt in Thüringen. Er weiß, ich kann nicht ruhen: da schickt er mich herum, wo was zu betreiben ist; ich geh' zum Bischof von Constanz.

Gottfried. NochEins! Gute Verrichtung!

Martin. Gleichfalls!

Gottfried. Was seht Ihr mich so an, Bruder?

Martin. Daß ich in Euern Harnisch verliebt bin.

Gottfried. Hättet Ihr Lust zu einem? Es ist schwer und beschwerlich, ihn zu tragen.

Martin. Was ist nicht beschwerlich auf dieser Welt! Und mir kömmt Nichts beschwerlicher vor, als nicht Mensch sein zu dürfen. Armuth, Keuschheit und Gehorsam: drei Gelübde, deren jedes, einzeln betrachtet, der Natur das Unausstehlichste scheint; so unerträglich sind sie alle! Und sein ganzes Leben unter dieser Last oder unter der weit niederdrückendern Bürde des Gewissens muthlos zu keichen! O Herr! was sind die Mühseligkeiten Euers Lebens gegen die Jämmerlichkeiten eines Standes, der die besten Triebe, durch die wir werden, wachsen und gedeihen, aus mißverstand'ner Begierde, Gott näher zu rücken, verdammt.

Gottfried. Wär' Euer' Gelübde nicht so heilig, ich wollt' Euch bereden, einen Harnisch anzulegen, wollt' Euch ein Pferd geben, und wir zögen mit einander.

Martin. Wollte Gott, meine Schultern fühlten sich Kraft, den Harnisch zu ertragen, und mein Arm die Stärke, einen Feind vom Pferd zu stechen! Arme, schwache Hand, von jeher gewöhnt, Kreuze und Friedensfahne zu tragen und Rauchfässer zu schwingen, wie wolltest Du Lanzen und Schwert regieren! Meine Stimme, nur zu Ave und Halleluja gestimmt, würde dem Feind ein Herold meiner Schwäche

sein, wenn ihn die Eu'rige vor Euch her wanken macht. Kein Gelübde sollte mich abhalten, wieder in den Orden zu treten, den mein Schöpfer selbst gestiftet hat.

Gottfried (sieht nach dem Jungen, kommt wieder und schenkt ein) Glückliche Reise!

Martin. Das trink' ich nur für Euch. Wiederkehr in meinen Käfig ist immer unglücklich. Wenn Ihr wiederkehrt, Herr, in Eu're Mauern, mit dem Bewußtsein Eu'rer Tapferkeit und Stärke, der keine Müdigkeit Etwas anhaben kann; Euch zum ersten Mal nach langer Zeit, sicher für feindlichen Ueberfall, entwaffnet auf Euer Bette streckt und Euch nach dem Schlafe dehnt, der Euch besser schmeckt als mir der Trunk nach langem Durst: da könnt Ihr von Glück sagen.

Gottfried. Davor kommt's auch selten.

Martin (feuriger) Und ist, wenn's kommt, ein Vorschmack des Himmels. Wenn Ihr zurückkehrt, mit der Beute unedler Feinde beladen, und Euch erinnert: Den stach ich vom Pferde, eh' er schießen konnte, und Den rannt' ich sammt dem Pferde nieder, — und dann reitet Ihr zu Euerm Schloß hinauf und —

Gottfried. Warum haltet Ihr ein?

Martin. Und Eu're Weiber! (Er schenkt ein.) Auf Gesundheit Eu'rer Frau! (Er reicht ihr die Hand.) Ihr habt doch eine?

Gottfried. Ein edles, fürtreffliches Weib!

Martin. Wohl Dem, der ein tugendsam' Weib hat! Dich lebet er noch Eins so lange. Ich kenne keine Weiber, und doch war die Frau die Krone der Schöpfung.

Gottfried (vor sich). Er dauert mich; das Gefühl seines Zustandes frißt ihm das Herz.

Der Junge (hereinspringend). Herr! Ich höre Pferde im Galopp! Zwei oder drei.

Gottfried. Ich will zu Pferde. Dein Vater und Hans sollen aufsitzen; es können Feinde sein so gut als Freunde. Lauf' ihnen eine Ecke entgegen; wenn's Feinde sind, so pfeif' und spring' in's Gebüsch. Lebt wohl, theurer Bruder! Gott geleit' Euch! Seid muthig und geduldig; Gott wird Euch Raum geben.

Martin. Ich bitt' um Euern Namen.

Gottfried. Verzeiht mir! Lebt wohl!

(Er reicht ihm die linke Hand.)

Martin. Warum reicht Ihr mir die Linke? Bin ich die ritterliche Rechte nicht werth?

Gottfried. Und wenn Ihr der Kaiser wär't, Ihr müßtet mir diese verlieh nehmen. Meine Rechte, obgleich im Kriege nicht unbrauchbar, gegen den Druck der Liebe unempfindlich. Sie ist Eins mit ihrem Handschuh: Ihr fühlt, ist Eisen.

Martin. So seid Ihr Gottfried von Berlingen! — Ich danke Dir, Gott, daß Du mich ihn hast sehen lassen, diesen Mann, den die Fürsten hassen und zu dem die Bedrängten sich wenden! (Er nimmt ihm die rechte Hand.) Laß' mir diese Hand! Laß' mich sie küssen!

Gottfried. Ihr sollt nicht.

Martin. Laß' mich. Du, mehr werth als Reliquien-Hand, durch die das heiligste Blut geflossen ist; todtes Werkzeug, belebt durch des edelsten Geistes Vertrauen auf Gott! —

Gottfried legt den Helm auf und nimmt die Lanze.

Martin. Es war ein Mönch bei uns vor Jahr und Tag, der Euch besuchte, wie sie Euch abgeschossen ward vor Nürnberg. Wie er uns erzählte, was Ihr littet und wie sehr es Euch schmerzte, zu Euerm Beruf verstümmelt zu sein, und wie Euch einfiel, von Einem gehört zu haben, der auch nur eine Hand hatte und als tapf'rer Reitersmann doch noch lange diente: ich werde Das nie vergessen.

(Die zwei Knechte kommen. Gottfried geht zu ihnen; sie reden heimlich.)

Martin (fährt inzwischen fort). Ich werde Das nie vergessen. Wie er im edelsten, einfältigsten Vertrauen zu Gott sprach: Und wenn ich zwei Händ' hätt', und Deine Gnad' wollt' mir nicht, was würden sie mir frucht'en? So kann ich mit einer —

Gottfried. In dem Marderier-Wald also? Lebt wohl, werther Bruder Martin! (Er kniet ab.)

Martin. Vergeßt mich nicht, wie ich Eu'rer nicht vergesse!

(Gottfried ab.)

Martin. Wie mir's so eng um's Herz ward, da ich ihn sah! Er redete Nichts, und mein Geist konnte doch den seinigen unterscheiden. Es ist eine Wonne, einen großen Mann zu sehen.

Georg. Ehrwürdiger Herr, Ihr schlafet doch bei uns?

Martin. Kann ich ein Bett haben?

Georg. Nein, Herr; ich kenn' Betten nur vom Hörensagen; in unsrer Herberg' ist Nichts als Streh.

Martin. Auch gut. Wie heißt Du?

Georg. Georg, ehrwürdiger Herr.

Martin. Georg — Du hast einen tapfern Patron.

Georg. Sie sagen mir, er wär' ein Reiter gewesen, Das will ich auch sein.

Martin. Warte! (Er zieht ein Gebetbuch heraus und gibt dem Buben einen Heller.) Da hast Du ihn. Folg' seinem Beispiel, sei tapfer und fromm.

(Martin geht.)

Georg. Ach, ein schöner Schimmel! Wenn ich einmal so einen hätt' und die goldene Rüstung! Das ist ein gar stolzer Drach'! Jetzt schieß' ich nach Sperlingen. Heiliger Georg! mach mich

groß und ſtark, gib mir ſo eine Lanze, Rüſtung und Pferd, dann laſſ' mir die Drachen kommen!

Gottlieb's Schloß.

Eliſabeth, ſeine Frau. Marie, ſeine Schweſter. Carl, ſein Söhnchen.

Carl. Ich bitte Dich, liebe Tante, erzähl' mir Das noch ein Mal vom frommen Kind, 's iſt gar zu ſchön.

Marie. Erzähl' Du mir's, kleiner Schelm; da will ich hören, ob Du Acht gibſt.

Carl. Wart'e bis, ich will mich bedenken — Es war einmal — ja — es war einmal ein Kind, und ſein Mutter war krank; da ging das Kind hin —

Marie. Nicht doch; da ſagte die Mutter: „Liebes Kind" —

Carl. „Ich bin krank" —

Marie. „Und kann nicht ausgehen."

Carl. Und gab ihm Geld, und ſagte: „Geh' hin und hol' Dir ein Frühſtück." Da kam ein armer Mann, —

Marie. Das Kind ging. Da begegnete ihm ein alter Mann, der war — nun Carl,

Carl. Der war — alt.

Marie. Freilich! der kaum mehr gehen konnte, und ſagte: „Liebes Kind!"

Carl. „Schenk' mir was; ich hab' kein Bred 'geſſen geſtern und heut'." Da gab ihm's Kind das Geld.

Marie. Das für ſein Frühſtück ſein ſollte.

Carl. Da ſagte der alte Mann.

Marie. Da nahm der alte Mann das Kind —

Carl. Bei der Hand und ſagte — und ward ein ſchöner, glänziger Heiliger und ſagte: „Liebes Kind! —"

Marie. „Für Deine Wohlthätigkeit belohnt Dich die Mutter Gottes durch mich; welchen Kranken Du anrührſt —

Carl. „Mit der Hand," — es war die rechte, glaub' ich.

Marie. Ja!

Carl. „Der wird gleich geſund."

Marie. Da lief's Kind nach Haus und konnt' für Freuden Nichts reden.

Carl. Und fiel ſeiner Mutter um den Hals und weinte für Freuden.

Marie. Da rief die Mutter: „Wie iſt mir!" — und war — nun Carl —

Carl. Und war — und war —

Marie. Du gibſt ſchon nicht Acht, — und war geſund. Und das Kind curirte König und Kaiſer und wurde ſo reich, daß es ein großes Kloſter baute.

Eliſabeth. Was folgt nun daraus?

Marie. Ich dächte, die nützlichſte Lehre für Kinder, die ohnedem zu Nichts geneigt ſind, als zu Habſucht und Neid.

Eliſabeth. Es ſei. Carl, hol' Deine Geographie. (Carl geht.)

Marie. Die Geographie? Ihr könnt ſonſt nicht leiden, wenn ich ihn daraus we lehre.

Eliſabeth. Weil's mein Mann nicht le den kann. Es iſt auch nur, daß ich ihn fortbring Ich mocht's vor'm Kind nicht ſagen: Ihr ve derbt's mit Euern Mährchen; es iſt ſo ſtiller Natur, als ſeinem Vater lieb iſt, und J macht's vor der Zeit zum Pfaffen. Die Wo thätigkeit iſt eine edle Tugend, aber ſie iſt n das Vorrecht ſtarker Seelen. Menſchen, d aus Weichheit wohlthun, immer wohlthu ſind nicht beſſer als Leute, die ihren Urin ni halten können.

Marie. Ihr redet etwas hart.

Eliſabeth. Dafür bin ich mit Kartoffe und Rüben erzogen: Das kann keine zar Geſellen machen.

Marie. Ihr ſeid für meinen Bruder boren.

Eliſabeth. Eine Ehre für mich. — E wohlthätig' Kind freut mich noch. Es verſche was es geſchenkt 'kriegt hat. Und das ga gute Werk beſteht darin, daß es Nichts Morgend iſt. Gib Acht, wenn der Carl ſtens nicht hungrig iſt, thut er ein gut' W und rechnet Dir's an.

Marie. Schweſter, Schweſter! Ihr erz keine Kinder dem Himmel.

Eliſabeth. Wären ſie nur für die W erzogen, daß ſie ſich hier rührten! Drüben wü ihnen nicht fehlen.

Marie. Wie aber, wenn dieß Nähren dem ewigen Glück entgegenſtünde?

Eliſabeth. So gib der Natur Opium bete die Sonnenſtrahlen weg, daß ein ew unwirkſamer Winter bleibe. Schweſter, Sc ſter! — ein garſtiger Mißverſtand! Sieh Dein Kind an, wie's Werk, ſo die Belohn Es braucht nun zeitlebens Nichts zu thun in heiligem Müßiggang herumzuziehen, H aufzulegen, und krönt ſein edles Leben einem Kloſterbau.

Marie. Was hätt'ſt Du ihm dann erz

Eliſabeth. Ich kann kein Mährchen ma weiß auch keine, Gott ſei Dank. Ich hätt von ſeinem Vater erzählt: wie der Schu von Heilbronn, der ein guter Schütz wa Cöln das Beſt' gewann und ſie's ihm nic ben wollten; wie er's meinem Mann h und der Die von Cöln ſo lange exponirte ſie's herausgaben. Da gehört Kopf und dazu! Da muß Einer Mann ſein! Deine H

thaten zu thun, braucht ein Kind nur ein Kind zu bleiben.

Marie. Meines Bruders Thaten sind edel, und doch wünscht' ich nicht, daß seine Kinder ihm folgten. Ich läugne nicht, daß er Denen, die von ungerechten Fürsten bedrängt werden, mehr als Heiliger ist; denn seine Hülfe ist sichtbarer. Warf er aber nicht, dem Schneider zu helfen, drei Cöln'sche Kaufleute nieder? Und waren denn nicht auch Die Bedrängte; waren Die nicht auch unschuldig? Wird dadurch das allgemeine Uebel nicht vergrößert, da wir Noth durch Noth verdrängen wollen?

Elisabeth. Nicht doch, meine Schwester. Die Kaufleute von Cöln waren unschuldig. Gut! — allein was ihnen begegnete, müssen sie ihren Obern zuschreiben. Wer fremde Bürger mißhandelt, verletzt die Pflicht gegen seine eigenen Unterthanen; denn er setzt sie dem Wiedervergeltungsrecht aus.

Sieh' nur, wie übermüthig die Fürsten geworden sind, seitdem sie unsern Kaiser beredet haben, einen allgemeinen Frieden auszuschreiben! Gott sei Dank und dem guten Herzen des Kaisers, daß er nicht gehalten wird! Es kennt's kein Mensch aussteh'n. Da hat der Bischof von Bamberg meinem Mann einen Buben niedergeworfen, unter allen Reiterzungen, den er am Liebsten hat. Da könnt'st Du am kaiserlichen Gerichtshof klagen zehn Jahr, und der Bub' verschmachtete die beste Zeit im Gefängniß. So ist er hingezogen, da er hörte, es kommt ein Wagen mit Gütern für den Bischof von Basel herunter. Ich wollte wetten, er hat ihn schon! Da mag der Bischof wollen oder nicht, der Bub' muß heraus.

Marie. Das Gehetz mit Bamberg währt schon lang'.

Elisabeth. Und wird so bald nicht enden. Meinem Mann ist's Einerlei; nur darüber klagt er sehr, daß Adelbert von Weislingen, sein ehemaliger Camerad, dem Bischof in Allem Vorschub thut, und mit tausend Künsten und Pratiken, weil er sich's im offnen Feld nicht unterfängt, das Ansehn und die Macht meines Liebsten zu untergraben sucht.

Marie. Ich hab' schon oft gedacht, woher Das dem Weislingen kommen sein mag.

Elisabeth. Ich kann's wohl rathen —

Carl (kommt). Der Papa! Der Papa! — Der Thürmer bläst das Liedel! Heisa! Mach's Thor auf! Mach's Thor auf!

Elisabeth. Da kommt er mit Leute.

Erster Reiter (kommt). Wir haben gejagt! Wir haben gefangen! Gott grüß' Euch, edle Frauen! Einen Wagen voll Sachen, und was mehr ist als zwölf Wagen, Adelbert von Weislingen.

Elisabeth. Adelbert?

Marie. Von Weislingen?

Knecht. Und drei Reiter.

Elisabeth. Wie kam Das?

Knecht. Er geleitete den Wagen; Das ward uns verkundschaftet; er wich uns aus; wir ritten hin und her und kamen im Wald vor Mardorf an ihn.

Marie. Das Herz zittert mir im Leib.

Knecht. Ich und mein Camerad, wie's der Herr befohlen hatte, neckten uns an ihn, als wenn wir zusammengewachsen wären und hielten ihn fest, inzwischen der Herr die Knechte überwältigte und sie in Pflicht nahm.

Elisabeth. Ich bin neugierig, ihn zu sehen.

Knecht. Sie reiten eben das Thal herauf. Sie müssen in einer Viertelstunde hier sein.

Marie. Er wird niedergeschlagen sein.

Knecht. Er sieht sehr finster aus.

Marie. Es wird mir im Herzen weh' thun, so einen Mann so zu sehen.

Elisabeth. Ab! — Ich will gleich's Essen zurechte machen; Ihr werd't doch Alle hungrig sein.

Knecht. Von Herzen!

Elisabeth. Schwester, da sind die Schlüssel. (Geht in Keller, holt vom besten Wein; sie haben ihn verdient. (Sie geht.)

Carl. Ich will mit, Tante.

Marie. Komm'. (Sie gehen.)

Knecht. Der wird nicht sein Vater, sonst ging er mit in Stall. (Ab.)

Gottfried (in voller Rüstung, nur ohne Lanze).

Adelbert (auch gerüstet, nur ohne Lanze und Schwert; zwei Knechte).

Gottfried legt den Helm und das Schwert auf den Tisch. Schnallt mir den Harnisch auf und geht mir meinen Rock. Die Ruhe wird mir wohl schmecken. Bruder Martin, Da sagtest wohl, Drei Nächte ohne Schlaf! Ihr habt uns in Athem gehalten, Weislingen.

Adelbert geht auf und ab und antwortet Nichts.

Gottfried. Wollt Ihr Euch nicht entwaffnen? Habt Ihr keine Kleider bei Euch? Ich will Euch von meinen geben. Wo ist meine Frau?

Erster Knecht. In der Küche.

Gottfried. Habt Ihr Kleider bei Euch? Ich will Euch ein's borgen. Ich hab' just noch ein hübsches Kleid, ist nicht kostbar, nur von Leinen, aber sauber; ich hatt's auf der Hochzeit meines gnädigen Herren, des Pfalzgrafen, an, eben damals, wie ich mit Euerm Freund, Euerm Bischof Händel kriegte. Wie war das Männlein so beie! Franz von Sickingen und ich, wir zogen in die Herberg zum Hirsch in Heilbronn; die Treppe hinauf ging Franz voran. Eh' man noch ganz hinaufkommt, ist ein Absatz und ein eisern' Geländerlein; da stund der Wi-

ihrt und gab Jeanne die Hand und gab sie mir auch, wie ich hinein kam. Da lacht' ich in meinem Herzen und ging zum Landgrafen von Hanau, das war ein gar lieber Herr war und sagte: der Bischof hat mir die Hand gegeben; ich weiß, er hat mich nicht gekannt. Das hört' der Bischof, denn ich redt' laut mit Fleiß und kam zu uns und sagt': „Wohl, weil ich Euch nicht kannt', gab' ich Euch die Hand," sagt' er. Da sagt' ich: Herr, ich merkt's wohl, daß Ihr mich nicht kannt habt; da habt Ihr sie wieder. Da wurde er so roth wie ein Krebs am Hals vor Zorn und lief in die Stube zum Pfalzgrafen Ludwig und zum Fürsten von Nassau und klagt's ihnen. — Macht, Weislingen! Legt das eiserne Zeug ab; es liegt Euch schwer auf der Schulter.

Adelbert. Ich fühl' Das nicht.

Gottfried. Geht, geht! Ich glaub' wohl, daß es Euch nicht leicht um's Herz ist. Dennoch — Ihr sollt nicht schlimmer bedient sein als ich. Habt Ihr Kleider?

Adelbert. Meine Knechte hatten sie.

Gottfried. Geht, fragt darnach.

(Knechte ab.)

Gottfried. Seid frischen Muths. Ich lag auch zwei Jahr in Heilbronn gefangen und ward schlecht gehalten. Ihr seid in meiner Gewalt; ich werd' sie nicht mißbrauchen.

Adelbert. Das hofft' ich, eh' Ihr's sagtet; und nun weiß ich's gewisser, als meinen eigenen Willen. Ihr war't immer so edel, als Ihr tapfer war't.

Gottfried. O, wärt Ihr immer so treu als Ihr gewesen, wir könnten Denen Gesetze vorschreiben, denen wir — warum muß ich hier meine Rede theilen! — denen Ihr dient und mit denen ich zeitlebens zu kämpfen haben werde!

Adelbert. Keine Vorwürfe, Berlichingen! Ich bin erniedrigt genug.

Gottfried. So laßt uns vom Wetter reden, oder von der Theurung, die den armen Landmann an der Quelle des Ueberflusses verschmachten läßt. Und doch sei mir Gott gnädig, wie ich Das sagte, nicht Euch zu kränken, nur Euch zu erinnern, was wir waren! Leider, daß die Erinnerung unsers eh'maligen Verhältnisses ein stiller Vorwurf für Euch ist!

Die Knechte mit den Kleidern

Adelbert legt sich aus und an.

Carl (kommt). Guten Morgen, Papa!

Gottfried (küßt ihn). Guten Morgen, Junge! Wie habt Ihr die Zeit gelebt?

Carl. Recht geschickt, Papa! Die Tante sagt, ich sei recht geschickt.

Gottfried (vor sich). Desto schlimmer.

Carl. Ich hab' viel gelernt.

Gottfried. Ei!

Carl. Soll ich Dir vom frommen Kind erzählen?

Gottfried. Nach Tisch.

Carl. Ich weiß auch noch was.

Gottfried. Was wird Das sein?

Carl. Jarthausen ist ein Dorf und Schloß an der Jart, gehört seit zweihundert Jahren denen Herren von Berlichingen erbeigenthümlich zu.

Gottfried. Kennst Du den Herren von Berlichingen?

Carl setzt sich zur Erde.

Gottfried (vor sich). Er kennt wohl für lauter Gelehrsamkeit seinen Vater nicht. — Wem gehört Jarthausen?

Carl. Jarthausen ist ein Dorf und Schloß an der Jart.

Gottfried. Das frag ich nicht. So erziehen die Weiber ihre Kinder und wollte Gott, sie allein! Ich kannt' alle Pfade, Weg' und Fahrten, eh ich wußt', wie Fluß, Dorf und Burg hieß. — Die Mutter ist in der Küche?

Carl. Ja, Papa! Sie kocht weiße Rüben und einen Lammsbraten.

Gottfried. Weißt Du's auch, Hans Küchenmeister?

Carl. Und für mich zum Nachtisch hat die Tante einen Apfel gebraten.

Gottfried. Kannst Du sie nicht roh essen?

Carl. Schmeckt so besser.

Gottfried. Du mußt immer was Apartes haben. Weislingen, ich bin gleich wieder bei Euch; ich muß meine Frau doch sehn. — Komm' mit, Carl.

Carl. Wer ist der Mann?

Gottfried. Grüß ihn, bitt' ihn, er soll lustig sein.

Carl. Da, Mann, hast Du eine Hand; sei lustig; das Essen ist bald fertig!

Adelbert (bückt sich zu ihm nieder und küßt ihn). Glücklich' Kind, das kein Unglück kennt, als wenn die Suppe lang' aus bleibt! Gott laß Euch viel Freud' am Knaben erleben, Berlichingen!

Gottfried. Wo viel Licht ist, ist starker Schatten; doch wär' mir's willkommen. Wollen sehn, was es gibt. (Sie gehen.)

Adelbert (allein). — (Er wischt sich die Augen.) Bist Du noch Weislingen? Oder wer bist Du? Wohin ist der Haß gegen diesen Mann? Wohin das Streben wider seine Größe? So lang' ich fern war, konnt' ich Anschläge machen. Seine Gegenwart bändigt mich, fesselt mich. Ich bin nicht mehr ich selbst und doch bin ich wieder ich selbst; der kleine Adelbert, der an Gottfried hing wie an seiner Seele. Wie lebhaft erinnert mich dieser Saal, diese Gewehre und diese Aussicht über den Fluß an unsere Knabenspiele! Sie verflogen, die glücklichen Jahre, und mit

ihnen meine Ruhe. — Hier hing der alte Berlichingen, auf'm Jugend ritterlich zu üben, einen Ring auf. O, wie glühte mir das Herz, wenn Gottfried fehlte! Und traf ich dann und der Alte rief: „Brav, Adelbert, Du haſt meinen Gottfried überwunden!“ da jubilt' ich, — was ich nie wieder geübt habe. Und wenn der Biſchof mich liebkoſ't' und ſagt': er habe keinen lieber als mich, keine, keinen am Hof, im Reich Größern als mich! — Ach, denk' ich, warum ſind Dir Deine Augen verbunden, daß Du Berlichingen nicht erkennſt: und ſo iſt alles Gefühl von Größe mir zur Qual; ich mag mich verklagen, ihn haſſen, ihm widerſtreben. — O, warum mußt' ich ihn kennen, oder warum kann ich nicht der Zweite ſein!

Gottfried (nimt ein Paar Gouteillen Wein und einen Becher). Bis das Eſſen fertig wird, laſſ't uns Ein's trinken. Die Knechte ſind im Stall und die Weibsleute haben in der Küche zu thun. Euch, glaub' ich, kommt's ſchon ſelt'ner, daß Ihr Euch ſelbſt oder Eu're Gäſte bedient; uns armen Rittersleuten mächt's oft im Garten.

Adelbert. Es iſt wahr, ich bin lange nicht ſo bedient worden.

Gottfried. Und ich hab' Euch lang' nicht zugetrunken. Ein fröhlich' Herz!

Adelbert. Bringt vorher ein gut'Gewiſſen!

Gottfried. Bringt mir's wieder zurück.

Adelbert. Nein, Ihr ſolltet mir's bringen.

Gottfried. Ha — (nach einer Pauſe). So will ich Euch erzählen — ja — wie wir dem Markgrafen als Buben dienten, wie wir beiſammen ſchliefen und mit einander herumzogen. Wißt Ihr noch, wie der Biſchof von Cöln mit aß? Es war den erſten Oſtertag. Das war ein gelehrter Herr, der Biſchof. Ich weiß nicht, was ſie red'ten; da ſagte der Biſchof was von Caſtor und Pollux; da fragte die Markgräfinn, was Das ſei, und der Biſchof erklärt's ihr: ein edles Paar. „Das will ich behalten“, ſagte ſie. „Die Müh' kannſt Ihr ſparen“, ſagte der Markgraf; „ſprecht nur: wie Gottfried und Adelbert.“ Wißt Ihr's noch?

Adelbert. Wie was von heute. Er ſagte Gottfried und Adelbert. — Nichts mehr davon, ich bitt' Euch!

Gottfried. Warum nicht? Wenn ich Nichts zu thun hab', denk' ich gern an's Vergangne. Ich wüßt' ſonſt Nichts zu machen.

Wir haben Freud' und Leid mit einander getragen, Adelbert, und damals hoffi' ich, ſo wird's durch unſer ganzes Leben ſein. Ah! wie mir vor Nürnberg dieſe Hand weggeſchoſſen ward, wie Ihr meiner pflegtet und mehr als Bruder für mich ſorgtet, da hoffi' ich: Weislingen wird künftig Deine rechte Hand ſein; und jetzt trachtet Ihr mir noch nach der armen andern.

Adelbert. Ob! —

Gottfried. Es ſchmerzen mich dieſe Worte vielleicht mehr als Euch. Ihr könnt nicht glücklich ſein; denn Euer Herz muß tauſend Mal fühlen, daß Ihr Euch erniedrigt. Seid Ihr nicht ſo edel geboren als ich, ſo unabhängig, Niemandem als dem Kaiſer unterthan? Und Ihr ſchmiegt Euch unter Vaſallen? Das war noch — aber unter ſchlechte Menſchen, wie Der von Bamberg, den eigennützigen, neidiſchen Pfaffen, der das Biſchen Verſtand, das ihm Gott ſchenkte, nur ein Quart des Tags in ſeiner Gewalt hat; das Uebrige verzecht und verſchläft er. Seid immerhin ſein erſter Rathgeber; Ihr ſeid doch nur der Geiſt eines unedeln Körpers! Wolltet Ihr wohl in einen ſcheußlichen, buckligen Zwerg verwandelt ſein? — Nein, denk' ich. Und Ihr ſeid's, ſag' ich, und habt Euch ſchändlicher Weiſe ſelbſt dazu gemacht.

Adelbert. Laſſ't mich reden —

Gottfried. Wenn ich ausgeredt habe und Ihr habt was zu antworten. (Trinkt.

Eu're Fürſten ſpielen mit dem Kaiſer auf eine unanſtändige Art; es meint's keiner treu gegen das Reich noch ihn. Der Kaiſer beſſert viel und beſſert gern; da kommt denn alle Tage ein neuer Pflaſterflicker und meint ſo und ſo. Und weil der Herr geſchwind was begreift und nur reden darf, um tauſend Händ' in Bewegung zu ſetzen, ſo meint er, es wär' auch Alles ſo geſchwind und leicht ausgeführt. Da ergehn denn Verordnungen über Verordnungen und der Kaiſer vergißt eine über die andere. Da ſind die Fürſten eifrig dahinter her und ſchrei'n von Ruh' und Sicherheit des Staats, bis ſie die Geringen gefeſſelt haben; ſie thun hernach, was ſie wollen.

Adelbert. Ihr betrachtet's von Eu'rer Seite.

Gottfried. Das thut Jeder. Es iſt die Frage, auf welcher Licht und Recht iſt; und Eu're Gänge und Schliche ſcheuen wenigſtens das Licht.

Adelbert. Ihr dürft reden, ich bin der Gefangene.

Gottfried. Wenn Euch Euer Gewiſſen Nichts ſagt, ſo ſeid Ihr frei.

Aber wie war's mit dem Landfrieden? Ich weiß noch, ich war ein kleiner Junge und war mit dem Markgrafen auf dem Reichstag; was die Fürſten vor weite Mäntel machten und die Geiſtlichen am Aergſten! Euer Biſchof kürzte dem Kaiſer die Ohren voll und riß das Maul ſo weit auf als kein Anderer und jetzt macht er ſelbſt mit einem Buben wieder, ohne daß ich in Fehd' wider ihn begriffen bin. Sind nicht all' unſ're Händel geſchlichtet? Was hat er mit dem Buben? —

Märten.

Behüt' uns Gott!

Schnaps.

Ey! wo denn?

Märten.

Eh! was weiß ich? Da oder dort! überall! nur nicht hier.

Schnaps.

Hört nur, nun kommt das wichtigste.

Märten.

Noch was wichtigers?

Schnaps.

Fangt die Revolution an! sagte er.

Märten.

Gnad' uns Gott!

Schnaps.

Ich gebe Euch dazu völlige Autorität, und mache Euch hiermit —

Mär-

Adelbert. Es geschah ohne sein Wissen.

Gottfried. Warum läßt er ihn nicht wieder los?

Adelbert. Er hatt' sich nicht aufgeführt, wie er sollte.

Gottfried. Nicht, wie er sollte! Bei meinem Eid — er hat gethan, was er sollte, so gewiß er mit Euern und des Bischofs Wissen gefangen worden ist. Glaubt Ihr, ich komme erst heut' auf die Welt und mein Verstand sei so plump, weil mein Arm stark ist? Nein, Herr! Zwar Euern Witz und Kunst hab' ich nicht, Gott sei Dank! aber ich habe leider so volle Erfahrung, wie Tücken einer feigen Mißgunst unter uns zu Zeiten kriechen, einen Tritt nicht achten, wenn sie uns nur verwunden können. —

Adelbert. Was soll das Alles?

Gottfried. Kannst Du fragen, Adelbert, und soll ich antworten? Soll ich den Buben aufreizen, den zu beschützen ich sonst den meinigen hinrei? Soll ich diesen Vorhang Deines Herzens wegziehen, Dir einen Spiegel vorhalten?

Adelbert. Was würd' ich sehn?

Gottfried. Ketten und Schlangen. Weislingen. Weislingen! Ich sehe lang, daß die Fürsten mir nachstreben, daß sie mich tödten oder aus der Wirksamkeit setzen wollen. Sie ziehen um mich herum und suchen Gelegenheit. Darum nahmt Ihr meinen Buben gefangen, weil Ihr wußtet, ich hatte ihn zu Kundschaften ausgeschickt; und darum that er nicht, was er sollte, weil er mich Euch nicht verrieth. — Und Du thust ihnen Vorschub! — Sage nein — und ich will Dich an meine Brust drücken.

Adelbert — Gottfried —

Gottfried. Sage nein — ich will Dich um diese Lüge liebkosen; denn sie wär' ein Zeugniß der Reue. —

Adelbert (nimmt ihm die Hand).

Gottfried. Ich habe Dich verkennen lernen; aber thu', was Du willst, Du bist noch Adelbert. Da ich ausging, Dich zu fangen, zog ich wie Einer, der ängstlich sucht, was er verloren hat. Wenn ich Dich gefunden hätte!

Carl (kommt). Zum Essen, Papa!

Gottfried. Kommt, Weislingen! Ich hoff', meine Weibsleute werden Euch munt'rer machen. Ihr war't sonst ein Liebhaber; die Hoffräulein wußten von Euch zu erzählen. Kommt! Kommt!

Der bischöfliche Palast in Bamberg.

Der Speisesaal.

Der Nachtisch und die großen Pocale werden aufgetragen. Der Bischof in der Mitte, der Abt von Fulda rechter, Olearius, beider Rechte Doctor, linker Hand, Hofleute.

Bischof. Studiren jetzt viele Deutsche von Adel zu Bologna?

Olearius. Von Adel und Bürgerstand; und ohne Ruhm zu melden, tragen sie das größte Lob davon. Man pflegt im Sprüchwort auf der Academie zu sagen: „So fleißig wie ein Deutscher von Adel.“ Denn indem die Bürgerlichen einen rühmlichen Fleiß anwenden, durch Gelehrsamkeit den Mangel der Geburt zu ersetzen, so bestreben sich Jene mit rühmlicher Wetteiferung dagegen, indem sie ihren angeborn'en Stand durch die glänzendsten Verdienste zu erhöhen trachten.

Abt. Ei!

Liebetraut. Sag' Einer! Wie sich die Welt alle Tag' verbessert! „So fleißig wie ein Deutscher von Adel!“ Das hab' ich mein Lebtag nicht gehört. Hätt' mir Das Einer geweissagt, wie ich auf Schulen war, ich hätt' ihn einen Lugner gebeißen. Man sieht, man muß zu Nichts schwören.

Olearius. Ja, sie sind die Bewunderung der ganzen Academie. Es werden ehstens Keine Einige von den Aeltesten und Geschicktesten als Doctoren zurückkommen. Der Kaiser wird glücklich sein, seine Gerichte damit besetzen zu können.

Bamberg. Das kann nicht fehlen.

Abt. Kennen Sie nicht zum Exempel einen Junker — er ist aus Hessen. —

Olearius. Es sind viel Hessen da.

Abt. Er heißt — Er ist von — Weiß es Keiner von Euch? — Seine Mutter war Eine von — Oh! Sein Vater hatte nur ein Aug' — und war Marschall.

Hofmann. Von Wildenholz?

Abt. Recht, von Wildenholz.

Olearius. Den kenn' ich wohl, ein junger Herr von vielen Fähigkeiten; besonders rühmt man ihn wegen seiner Stärke im Disputiren.

Abt. Das hat er von seiner Mutter.

Liebetraut. Nur wollte sie ihr Mann niemals d'rum rühmen. Da sieht man, wie die Fehler deplacirte Tugenden sind.

Bamberg. Wie sagtet Ihr, daß der Kaiser hieß, der Euer Corpus juris geschrieben hat?

Olearius. Justinianus.

Bamberg. Ein trefflicher Herr; er soll leben!

Olearius. Sein Andenken! (Sie trinken.)

Abt. Es mag ein schön' Buch sein.

Olearius. Man möcht's wohl ein Buch aller Bücher heißen: eine Sammlung aller Gesetze, bei jedem Fall der Urtheilsspruch bereit; oder was ja noch abgängig oder dunkel wäre, ersetzen die Gloſſen, womit die gelehrtesten Männer das fürtreffliche Werk geschmückt haben.

Abt. Eine Sammlung aller Gesetze! Pox! Da müssen auch wohl die zehn Gebote drinne stehen.

Olearius. Implicite *) wohl, nicht explicite.**)

Abt. Das mein' ich auch, an und vor sich, ohne weitere Explication.

Bamberg. Und was das Schönste ist, so könnte, wie Ihr sagt, ein Reich in höchster Ruh' und Frieden leben, wo es völlig eingeführt und recht gehandhabt würde.

Olearius. Ohne Frage.

Bamberg. Alle Doctores juris!

Olearius. Ich werd's zu rühmen wissen. (Sie treten.) Wolle Gott, man spräche so in meiner Vaterstadt!

Abt. Wo seid Ihr her, hochgelahrter Herr?

Olearius. Von Frankfurt am Main, Ihro Eminenz zu dienen.

Bamberg. Sieht Ihr Herren da nicht wohl angeschrieben? Wie kommt Das?

Olearius. Seltsam genug! Ich war da, meines Vaters Erbschaft abzuholen; der Pöbel hätte mich fast gesteinigt, wie er hörte, ich sei ein Jurist.

Abt. Behüte Gott!

Olearius. Daher kommt's: der Schöppenstuhl, der in großem Ansehen weit umher steht, ist mit lauter Leuten besetzt, die der Römischen Rechte unkundig sind. Es gelangt Niemand zur Würde eines Richters, als der durch Alter und Erfahrung eine genaue Kenntniß des innern und äußern Zustandes der Stadt und eine starke Urtheilskraft sich erworben hat, das Vergangne auf das Gegenwärtige anzuwenden. So sind die Schöffen lebendige Archive, Chroniken, Gesetzbücher, Alles in Einem und richten nach altem Herkommen und wenigen Statuten ihre Bürger und die Nachbarschaft.

Abt. Das ist wohl gut.

Olearius. Aber lange nicht genug. Der Menschen Leben ist kurz und in einer Generation kommen nicht alle Fälle vor. Eine Sammlung solcher Fälle vieler Jahrhunderte ist unser Gesetzbuch. Und dann ist der Wille und die Meinung der Menschen schwankend; Dem däucht heute Das recht, was der Andere morgen mißbilligt und so ist Verwirrung und Ungerechtigkeit unvermeidlich. Das Alles bestimmen unsre Gesetze. Und die Gesetze sind unveränderlich.

Abt. Das ist freilich besser.

Liebetraut. Ihr seid von Frankfurt; ich bin wohl da bekannt. Bei Kaiser Maximilian's Krönung haben wir Euern Bräutigams was vorgeschmauſt. Euer Nam' ist Olearius? Ich kenne so Niemanden.

Olearius. Mein Vater hieß Oehlmann. Nur den Mißstand auf dem Titel meiner Lateinischen Schriften zu vermeiden, nannt' ich mich, nach dem Beispiel und auf Anrathen mehrerer Rechtslehrer, Olearius.

Liebetraut. Ihr thätet wohl, daß Ihr Euch übersetzet. Ein Prophet gilt Nichts in seinem Vaterlande; es hätt' Euch in Eurer Muttersprache auch so geben können.

Olearius. Es war nicht darum.

Liebetraut. Alle Dinge haben ein Paar Ursachen.

Abt. Ein Prophet gilt Nichts in seinem Vaterlande.

Liebetraut. Wißt Ihr auch warum, hochwürdiger Herr?

Abt. Weil er da geboren und erzogen ist.

Liebetraut. Wohl. Das mag die eine Ursach' sein. Die andere ist: weil bei einer nähern Bekanntschaft mit denen Herren der Nimbus Ehrwürdigkeit und Heiligkeit wegschwindet, den uns eine nebligе Ferne um sie herum zieht, und dann sind's ganz kleine Sünderchen Unsichtbar.

Olearius. Es scheint, Ihr seid dazu bestellt, Wahrheiten zu sagen.

Liebetraut. Weil ich's Herz dazu hab', so fehlt mir's nicht am Maul.

Olearius. Aber doch an Geschicklichkeit, sie wohl anzubringen.

Liebetraut. Peccatorien sind wohl anzubringen, wo sie ziehen.

Olearius. Daher erkennt man an der Schürze und nimmt in ihrem Amt ihnen Nichts übel. Zur Vorsorge thätet Ihr wohl, wenn Ihr eine Schürzenkappe trügt.

Liebetraut. Wo habt Ihr promovirt? Es ist nur zur Nachfrage, wenn mir einmal der Einfall kam', daß ich gleich zur rechte Schmiede ginge.

Olearius. Ihr seid sehr vermessen.

Liebetraut. Und Ihr sehr breit.

Bamberg und Fuld' lachen.

Bamberg. Von was Anderm. Nicht so hitzig, Ihr Herren! Bei Tisch geht Alles d'rein. Einen andern Discours, Liebetraut!

Liebetraut. Wegen Frankfurt liegt ein Ding über, heißt Sachsenhausen.

Olearius (zum Bischof). Was spricht man vom Interregno, Ihro bischöfliche Gnaden?

Bamberg. Der Kaiser hat Nichts angelegner's vor, als vorerst das Reich zu beruhigen, die Fehden abzuschaffen und das Ansehen der Gerichte zu befestigen; dann, sagt man, wird er persönlich gegen die Feinde des Reichs und der Ehrlosenheit ziehen. Jetzt mag ihm seine Privat-Händel noch zu thun und das Reich ist trotz ein Vierzig Landfriedens noch immer eine Mördergrube. Franken, Schwaben, der obere Rhein und die angrenzenden Länder werden von übermüthigen und kühnen Rittern ver-

*) Dem Sinne nach.
**) Wörtlich.

Herr. Franz Sickingen, Hans Selbitz mit dem einen Fuß, Gottfried von Berlichingen mit der eisernen Hand spotten in diesen Gegenden dem kaiserlichen Ansehen.

Abt. Ja, wenn Ihro Majestät nicht bald dazu thun, so stecken Einen die Aerl' am End' in Sack.

Liebetraut. Das müßt' ein elephantischer Wurf sein, der das Weinfaß von Fuld' in Sack schieben wollte.

Bamberg. Besonders ist der Letzte seit viel Jahren mein unversöhnlicher Feind und meuchelt mich unsäglich; aber es soll nicht lange währen, hoff' ich. Der Kaiser hält jetzo seinen Hof zu Augsburg. Sobald Adelbert von Weislingen zurückkommt, will ich ihn bitten, die Sache zu betreiben. Herr Doktor, wenn Ihr die Ankunft dieses Mannes erwartet, werdet Ihr Euch freuen, den edelsten, verständigsten und angenehmsten Ritter in einer Person zu sehen.

Olearius. Es muß ein fürtrefflicher Mann sein, der solche Lobeserhebungen aus solch einem Munde verdient.

Liebetraut. Er ist auf keiner Akademie gewesen.

Bamberg. Das wissen wir.

Liebetraut. Ich sag's auch nur für die Unwissenden. Es ist ein fürtrefflicher Mann, hat wenig Seinesgleichen; und wenn er wie an Hof gekommen wäre, könnt' er unvergleichlich geworden sein.

Bamberg. Ihr wißt nicht, was Ihr red't; der Hof ist sein Element.

Liebetraut. Nicht wissen, was man red't und nicht verstanden werden, kommt auf Eins 'naus.

Bamberg. Ihr seid ein unnützer Gesell.

(Die Bedienten lachen auf's Freudigste.)

Bamberg. Was gibt's?

Ein Bedienter. Eben reitet Jörder, Weislingen's Knecht, zum Schloßthor herein.

Bamberg. Seht, was er bringt. Er wird ihn melden. (Liebetraut geht. Sie stehen auf und trinken noch Eins.)

Liebetraut kommt zurück.

Bamberg. Was für Nachrichten?

Liebetraut. Ich wollt', es möcht' sie Euch ein And'rer sagen: „Weislingen ist gefangen.“

Bamberg. Oh!

Liebetraut. Berlichingen hat ihn, Euern Wagen und drei Knechte bei Marbert weggenommen. Einer ist entronnen, Euch's anzusagen.

Abt. Eine Hiobs-Post.

Olearius. Es thut mir von Herzen leid!

Bamberg. Ich will den Knecht sehen. Bringt ihn herauf. Ich will ihn selbst sprechen; bringt ihn in mein Cabinet. (Ab.)

Abt (zu sich). Noch ein Glas! (Die Knechte schenken ein.)

Olearius. Belieben Ihro Hochwürden, eine kleine Promenade in den Garten zu machen? Post cenam stabis seu passus mille meabis.*)

Liebetraut. Wahrhaftig, das Sitzen ist Ihnen nicht gesund! Sie kriegen noch einen Schlagfluß.

Abt steht auf.

Liebetraut (vor sich). Wenn ich ihn nur draußen hab', will ich ihm für's Exercitium sorgen.

Jarthausen.

Marie. Adelbert.

Marie. Ihr liebt mich, sagt Ihr. Ich glaub' es gern und hoffe mit Euch glücklich zu sein und Euch glücklich zu machen.

Adelbert. Ich fühle Nichts, als nur, daß ich ganz Dein bin. (Er umarmt sie.)

Marie. Ich bitte Euch, laßt mich. Einen Kuß hab' ich Euch zum Gottespfennig erlaubt; Ihr scheint aber schon von Dem Besitz nehmen zu wollen, was nur unter Bedingungen Euer eigen ist.

Adelbert. Ihr seid zu streng, Marie. Unschuldige Liebe erfreut die Gottheit, statt sie zu beleidigen.

Marie. Es sei; aber ich bin nicht dadurch erbaut. Man lehrte mich: Liebkosungen seien wie Ketten, stark durch ihre Verwandtschaft, und Mädchen, wenn sie liebten, seien schwächer als Simsen nach dem Verlust seiner Locken.

Adelbert. Wer lehrte Euch Das?

Marie. Die Aebtissinn meines Klosters. Bis in mein sechszehntes Jahr war ich bei ihr und nur mit Euch empfand' ich das Glück, das ich in ihrem Umgang empfand. Sie hatte geliebt und durfte reden. Sie hatte ein Herz voll Empfindung! Sie war eine fürtreffliche Frau.

Adelbert. Da glich sie Dir. (Er nimmt ihre Hand.) Wie soll ich Dir danken, daß Dir mein Unglück zu Herzen ging, daß Du mir das liebe Herz schenktest, allen Verlust mir zu ersetzen!

Marie (zieht ihre Hand zurück). Laßt mich! Könnt Ihr nicht reden, ohne mich anzurühren? Wenn Gott Unglück über uns sendet, gleicht er einem erfahr'nen Landmann, der den Busen seines Ackers mit der schärfsten Pflugschar zerreißt, um ihn himmlischen Samen und Einflüssen zu öffnen. Ach, da wächst, unter andern schönen Kräutlein, das Ständlein Mitleiden! Ihr habt es keimen gesehen und nun trägt es die schönsten Blüthen der Liebe; sie stehn im vollen Flor.

Adelbert. Meine süße Blume!

---

*) Nach dem Essen sollst Du stehen
Oder tausend Schritte gehen!

Marie. Meine Aebtissinn verglich die Liebe auch oft den Blüthen. „Weh' Dem!“ rief sie oft, „der sie bricht. Er hat den Samen von tausend Glückseligkeiten zerstöret. Einen Augenblick Genuß und sie welkt hinweg und wird hingeworfen, in einem verachteten Winkel zu verderben und zu verfaulen. — Jene reifenden Früchte,“ rief sie mit Entzückung, „jene Früchte, meine Kinder, sie führen sättigenden Genuß für uns und unsere Nachkommen in ihrem Busen.“ — Ich weiß es noch, es war im Garten an einem Sommerabend; ihre Augen waren voll Feuer. Auf ein Mal ward sie düster, sie blinzte Thränen aus den Augenwinkeln und ging eilend nach ihrer Zelle.

Adelbert. Wie wird mir's werden, wenn ich Dich verlassen soll! —

Marie. Ein Bischen eng, hoff ich, denn ich weiß, wie mir's sein wird. Aber Ihr sollt fort. Ich warte mit Schmerzen auf Euern Knecht, den Ihr nach Bamberg geschickt habt. Ich will nicht länger unter einem Dach mit Euch sein.

Adelbert. Traut Ihr mir nicht mehr Verstand zu?

Marie. Verstand? Was thut der zur Sache? Wenn meine Aebtissinn guten Humors war, pflegte sie zu sagen: „Hütet Euch, Ihr Kinder, für den Mannsleuten überhaupt nicht so sehr als wenn sie Liebhaber oder gar Bräutigams geworden sind. Sie haben Stunden der Entrückung, um nichts Härteres zu sagen, sieht, sobald Ihr merkt, daß der Paroxismus kommt!“ Und da sagte sie uns die Symptome. Ich will sie Euch nicht wieder sagen, um Euch nicht zu lächerlich und vielleicht gar bös zu machen. Dann sagte sie: „Hütet Euch nur alsdann, an Ihren Verstand zu appelliren; er schläft so tief in der Materie, daß Ihr ihn mit allem Geschrei der Priester Baals nicht erwecken würdet und so weiter.“ Ich dank' ihr erst jetzo, da ich ihre Lehren verstehen lerne, daß sie uns, ob sie uns gleich nicht stark machen konnte, wenigstens vorsichtig gemacht hat.

Adelbert. Eu're hochwürdige Frau scheint die Classen ziemlich passirt zu haben.

Marie. Das ist eine liebleose Anmerkung. Habt Ihr nie bemerkt, daß eine einzige eigene Erfahrung uns eine Menge fremder deutungen lehrt?

Gottfried (kommt). Euer Knecht ist wieder da. Er konnte für Müdigkeit und Hunger kaum Etwas vorbringen. Meine Frau gibt ihm zu essen. So viel hab' ich verstanden: „der Bischof will den Knaben nicht herausgeben; es sollen kaiserliche Commissarii ernannt, ein Tag ausgesetzt werden, wo die Sache denn verglichen werden mag.“ — Dem sei wie ihm wolle: Adelbert, Ihr seid frei! Ich verlange Nichts als Eu're Hand, daß Ihr in's Künftige meinen Feinden weder öffentlich noch heimlich Vorschub thun wollt.

Adelbert. Hier faß' ich Eu're Hand. Faßt von diesem Augenblick an Freundschaft und Vertrauen, gleich einem ewigen Gesetz der Natur, unveränderlich unter uns sein. Erlaubt mir zugleich, diese Hand zu fassen, (er nimmt Marie's Hand) und den Besitz des edelsten Fräuleins.

Gottfried. Darf ich ja für Euch sagen?

Marie. Bestimmt meine Antwort nach seinem Werthe und nach dem Werthe seiner Verbindung mit Euch.

Gottfried. Und nach der Stärke der Neigung meiner Schwester. Du brauchst nicht roth zu werden; Deine Blicke sind Beweis genug. Ja denn, Weislingen! Gebt Euch die Hände! Und so sprech' ich Amen. Mein Freund und Bruder! — Ich danke Dir, Schwester! Du kannst mehr als Hanf spinnen. Du hast einen Faden gedreht, diesen Paradies-Vogel zu fesseln. Du siehst nicht ganz frei. Was fehlt Dir? Ich — ! bin ganz glücklich; was ich nur in Träumen hoffte, seh' ich und bin wie träumend. Ah! nun ist mein Traum aus. Ich träumt' heute Nacht: ich gäb' Dir meine rechte eiserne Hand und Du hieltest mich so fest, daß sie aus den Armschienen ging, wie abgebrochen. Ich erschrack und wachte drüber auf. Ich hatt' nur fortträumen sollen; da wärd' ich gesehen haben, wie Du mir eine neue lebendige Hand ansetztest. Du sollst mir jetzo fort, Dein Schloß und Deine Güter in vollkommenen Stand zu setzen. Der verdammte Hof hat Dich Beides versäumen machen. Ich muß meine Frau rufen. Elisabeth!

Marie. Mein Bruder ist in voller Freude.

Adelbert. Und doch dürft' ich ihm den Rang streitig machen.

Gottfried. Du wirst anmuthig wohnen.

Marie. Franken ist ein gesegnetes Land.

Adelbert. Und ich darf wohl sagen, mein Schloß liegt in der gesegnetsten und anmuthigsten Gegend.

Gottfried. Das darfst Ihr und ich will's behaupten. Hier fließt der Main, und allmälig hebt der Berg an, der, mit Aeckern und Weinbergen bekleidet, von Euerm Schlosse gekrönt wird; jenseit —

Elisabeth (kommt). Was schafft Ihr?

Gottfried. Du sollst Deine Hand auch dazu geben und sagen: Gott segn' Euch! Sie sind ein Paar.

Elisabeth. So geschwind?

Gottfried. Aber doch nicht unvermuthet.

Elisabeth. Möchtet Ihr Euch immer so nach ihr sehnen als bisher, da Ihr um sie warbt; und dann möget Ihr so glücklich sein, als Ihr sie sich behaltet!

Adelbert. Amen! Ich begehre kein Glück als unter diesem Titel.

Gottfried. Der Bräutigam, meine liebe Frau, thut eine Reise; denn die groß Veränderung zieht viele geringe nach sich. Er entfernt sich vorerst vom bischöflichen Hofe, um diese Freundschaft nach und nach erkalten zu lassen; dann reißt er seine Güter eigennützigen Pachtern aus den Händen; und — Kommt, meine Schwester, kommt, Elisabeth, wir wollen ihn allein lassen; sein Knecht hat ohne Zweifel geheime Aufträge an ihn.

Adelbert. Nichts, als was Ihr wissen dürft.

Gottfried. Ich bin nicht neugierig. Franken und Schwaben, Ihr seid nun verschwistert als jemals! Wie wollen wir denen Fürsten den Daumen auf dem Aug' halten! (Die Drei gehen.)

Adelbert. O, warum bin ich nicht so frei wie Du! Gottfried, Gottfried! vor Dir fühl' ich meine Nichtigkeit ganz. Abzuhängen! — ein verdammtes Wort, und doch scheint es, als wenn ich dazu bestimmt wäre! Ich entfernte mich von Gottfried, um frei zu sein, und jetzt fühl' ich erst, wie sehr ich von denen kleinen Menschen abhange, die ich zu regieren schien. Ich will Bamberg nicht mehr sehn. Ich will mit Allen brechen und frei sein. Gottfried! Gottfried! Du allein bist frei, dessen große Seele sich selbst genug ist und weder zu gehorchen noch zu herrschen braucht, um Etwas zu sein.

Franz (tritt auf). Gott grüß' Euch, gestrenger Herr! Ich bring' Euch soviel Grüße, daß ich nicht weiß, wo anzufangen. Bamberg und zehn Meilen in die Runde entbieten Euch ein tausendfaches „Gott grüß' Euch!"

Adelbert. Willkommen, Franz! Was bringst Du mehr?

Franz. Ihr steht in einem Andenken bei Hof und überall, daß nicht zu sagen ist.

Adelbert. Das wird nicht lang' dauern.

Franz. So lang' Ihr lebt; und nach Eurem Tode wird's heller blinken, als die meßing'nen Buchstaben auf einem Grabstein! Wie man sich Eurem Unfall zu Herzen nahm!

Adelbert. Was sagte der Bischof?

Franz. Er war so begierig, zu wissen, daß er mit der geschäftigsten Geschwindigkeit von Fragen meine Antwort verhinderte. Er mußte es zwar schon; denn Färber, der vor Marderf entrann, brachte ihm die Botschaft. Aber er wollte Alles wissen; er fragte so ängstlich, ob Ihr nicht verletzt wärt. Ich sagte: er ist ganz, von der äußersten Haarspitze bis zum Nagel des kleinen Zeh's. Ich dachte nicht d'ran, daß ich sie Euch neulich abschneiden mußte; ich traut's aber doch nicht, zu sagen, um ihn durch keine Ausnahme zu erschrecken.

Adelbert. Was sagte er zu den Vorschlägen?

Franz. Er wollte gleich Alles herausgeben, den Knaben und noch Geld d'rauf, nur Euch zu befreien. Da er aber hörte, Ihr seidet ohne Das loskommen und nur der Wagen das Aequivalent gegen den Buben sein, da wollt' er absolut den Verlichingen vertagt haben. Er sagte mir hundert Sachen an Euch, ich hab' sie vergessen; es war eine lange Predigt über die Worte: „Ich kann Weislingen nicht entbehren."

Adelbert. Er wird's lernen müssen.

Franz. Wie meint Ihr? Er sagte: „Mach' ihn eilen; es wartet Alles auf ihn."

Adelbert. Es kann warten; ich gehe nicht an Hof.

Franz. Nicht an Hof, Herr? Wie kommt Euch Das? Wenn Ihr wüßtet, was ich weiß, wenn Ihr nur träumen könntet, was ich gesehen habe —

Adelbert. Wie wird Dir's?

Franz. Nur von der bloßen Erinnerung komm' ich außer mir. Bamberg ist nicht mehr Bamberg. Ein Engel in Weibergestalt macht es zum Vorhof des Himmels.

Adelbert. Nichts weiter?

Franz. Ich will ein Pfaff werden, wenn Ihr sie seht und nicht sagt: zu viel, zu viel!

Adelbert. Wer ist's denn?

Franz. Adelheid von Walldorf.

Adelbert. Die! Ich habe viel von ihrer Schönheit gehört.

Franz. Gehört? Das ist eben, als wenn Ihr sagtet, ich habe die Musik gesehen. Es ist der Zunge so wenig möglich, eine Linie ihrer Vollkommenheiten auszudrücken, da das Auge sogar in ihrer Gegenwart sich nicht selbst genug ist.

Adelbert. Du bist nicht gescheidt.

Franz. Das kann wohl sein. Das letzte Mal, daß ich sie sah, hatt' ich nicht mehr Sinnen als ein Trunkener. Oder vielmehr kann ich sagen: ich fühlte in dem Augenblick, wie's den Heiligen bei himmlischen Erscheinungen sein mag. Alle Sinne stärker, höher, vollkommner, und doch den Gebrauch von keinem.

Adelbert. Das ist seltsam.

Franz. Wie ich vom Bischof Abschied nahm, saß sie bei ihm; sie spielten Schach. Er war sehr gnädig, reichte mir seine Hand zu küssen, und sagte mir Viel', Vieles, davon ich Nichts vernahm. Denn ich sah seine Nachbarinn; sie

hatte ihre Augen auf's Brett geheftet, als wenn ſie einem großen Streich nachſänne. Ein ſeiner, lauernder Zug um Mund und Wange, halb Phyſiognomie, halb Empfindung, ſchien Mehrern als nur dem elfenbeinern' König zu drohen, inzwiſchen, daß Adel und Freundlichkeit, gleich einem majeſtätiſchen Ehepaar, über den ſchwarzen Augenbraunen herrſchten, und die dunkeln Haare, gleich einem Prachtvorhang, um die königliche Herrlichkeit herumwallten.

Adelbert. Du biſt gar d'rüber zum Dichter geworden!

Franz. So fühl' ich denn in dem Augenblick, was den Dichter macht: ein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz.

Wie der Biſchof endigte und ich mich neigte, ſah ſie mich an und ſagte: „Auch von mir einen Gruß unbekannter Weiſ! Sag' ihm, er mag ja bald kommen. Es warten neue Freunde auf ihn; er ſoll ſie nicht verachten, wenn er ſchon an alten ſo reich iſt.“ Ich wollt' was antworten, aber der Paß von Gehirn zur Zunge war verſtopft; ich neigte mich, — ich hätte mein Vermögen gegeben, die Spitze ihres kleinen Fingers küſſen zu dürfen. Wie ich ſo ſtund, warf der Biſchof einen Bauern herunter; ich fuhr darnach und berührte im Aufheben den Saum ihres Kleids. Das fuhr mir durch alle Glieder, und ich weiß nicht, wie ich zur Thüre hinausgekommen bin.

Adelbert. Iſt ihr Mann bei Hofe?

Franz. Sie iſt ſchon vier Monat Witwe; um ſich zu zerſtreuen, hält ſie ſich in Bamberg auf. Ihr werdet ſie ſehen. Wenn ſie Einen anſieht, iſt es, als ob man in der Frühlingsſonne ſtände.

Adelbert. Es würde eine ſchwächere Wirkung auf mich machen.

Franz. Ich höre, Ihr ſeid ſo gut als verheirathet.

Adelbert. Wollte, ich wär's! Meine ſanfte Marie wird das Glück meines Lebens machen. Ihre ſüße Seele bildet ſich in ihren blauen Augen und weiß, wie ein Engel des Himmels, gebildet aus Unſchuld und Liebe, leitet ſie mein Herz zur Ruh' und Glückſeligkeit. Pack' zuſammen und dann auf mein Schloß! Ich will Bamberg nicht ſehen und wenn der heilige Gregorius in Perſon meiner begehrte. (Ab).

Franz. Glaub's noch nicht. Wenn wir nur einmal aus der Atmoſphäre hauß' ſind, wollen wir ſehn, wie's geht. Marie iſt ſchön und einem Gefangenen und Kranken kann ich nicht übel nehmen, ſich in ſie zu verlieben. In ihren Augen iſt Troſt, geſellſchaftliche Melancholie. Aber um Dich, Adelheid, iſt eine Atmoſphäre von Leben, Muth, thätigem Glück! — Ich würde — Ich bin ein Narr! Dazu machte mich ein Blick von ihr. Mein Herr muß hin! Ich muß hin! Und damit ich ſie ja tanz' anſehn, bis ich wieder ganz geſcheidt oder völlig raſend werde.

Zweiter Aufzug.

Bamberg. Ein Saal.

Der Biſchof und Adelheid ſpielen Schach, Liebetraut mit einer Zither. Hofdamen, Hofleute um ihn herum.

Liebetraut (ſpielt und ſingt).

Berg auf und Berg ab, und Thal aus und Thal ein.
Es reiten die Ritter, Ta! Ta!
Und blauen ſich Beulen und hacken ſich klein,
Es fliegen die Splitter, Ta! Ta!
Ein Ritter, auf ſeiner Prinzeſſinn Geheiß,
Beut Drachen und Teufeln den Krieg.
Dara ta.
Wir ſchonen das Blut und wir ſparen den Schweiß,
Gewinnen auf ander' und andere Weiſ'
Im Feide der Liebe den Sieg.
Dara ta!

Adelheid. Ihr ſeid nicht bei Euerm Spiel. Schach dem König!

Bamberg. Es iſt noch Auskunft.

Adelheid. Lange werdet Ihr's nicht mehr treiben. Schach dem König!

Liebetraut. Das Spiel ſpielt' ich nicht, wenn ich ein großer Herr wäre und verbot's am Hofe und im ganzen Land.

Adelheid. Es iſt wahr, das Spiel iſt ein Probirſtein des Gehirns.

Liebetraut. Es iſt nicht darum. Ich wollte lieber das Geheul der Todtenglocke und eminöſer Vögel, lieber das Gebell des knurriſchen Hofhundes Gewiſſen durch den ſüßeſten Schlaf hören, als von Läufern, Springern und andern Beſtien das ewige: Schach dem König!

Bamberg. Wem wird Das einfallen?

Liebetraut. Einem, zum Exempel, der ſchwach wäre und ein ſtark' Gewiſſen hätte, wie Das denn meiſtens beiſammen iſt. Sie nennen's ein königlich' Spiel und ſagen: es ſei für einen König erfunden worden, der den Erfinder mit einem Meer von Ueberfluß belohnte. Wenn's wahr iſt, ſo iſt mir's, als wenn ich ihn ſähe. Er war minorenn, am Verſtand oder an Jahren, unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter oder ſeiner Frau, hatte Milchhaare im Bart und Flachshaare um die Schläfe. Er war ſo gefällig wie ein Weidenſchößling, und ſpielte gern mit den Damen und auf der Dame, nicht aus Leidenſchaft, behüte Gott! nur zum Zeitvertreib. Sein Hofmeiſter, zu thätig, ein Gelehrter, — zu unachtſam, ein Weltmann zu ſein, erfand das Spiel in usum delphini, *) das ſo hemozen mit ſeiner Majeſtät war, und ſo weiter.

*) Zu Nutz' und Frommen des guten Jungen.

Adelheid. Ihr füllet die Lücken unſrer Geſchichtsbücher aus. Schach dem König! — und nun iſt's aus.

Liebetraut. Die Lücken der Geſchichts-Bücher, Das wäre profitabler. Seitdem die Verdienſte unſrer Vorfahren mit ihren Portraits zu einerlei Gebrauch dienen, die leeren Seiten nämlich unſrer Zimmer und unſers Charakters zu tapeziren; ſeitdem Jeder ſeinen Stammbaum in die Wolken zu treiben ſucht: da wäre was zu verdienen.

Bamberg. Er will nicht kommen, ſagtet Ihr?

Adelheid. Ich bitt' Euch, ſchlagt's Euch aus dem Sinn.

Bamberg. Was Das ſein mag?

Liebetraut. Was? Die Urſachen laſſen ſich herunterbeten wie ein Roſenkranz. Und er iſt in eine Art von Verlmirſchung gefallen, von der ich ihn ſchon wieder curiren wollte.

Bamberg. Thut Das, tretet zu ihm.

Liebetraut. Meine Commiſſion?

Bamberg. Sie ſoll unumſchränkt ſein. Spare Nichts, wenn Du ihn zurückbringſt.

Liebetraut. Darf ich Euch auch hineinmiſchen, gnädige Frau?

Adelheid. Mit Beſcheidenheit.

Liebetraut. Das iſt weitläufige Commiſſion. Mit Schülerbeſcheidenheit? Die wird roth, wenn ſie Euch den Fächer aufhebt. Mit Hofmannsbeſcheidenheit? Die erlaubt ſich einen Lach, wenn Ihr roth werdet. Mit Liebhaberbeſcheidenheit? Eure Lippen iſt Eu're Hand ein Paradies, Eu're Lippen der Himmel. Brätigamsbeſcheidenheit reſidirt auf Euerm Mund und wagt eine Deſcente auf den Buſen, wo denn Soldatenbeſcheidenheit gleich Poſto faßt und ſich von da nach einem Canapee umſieht.

Adelheid. Ich wollte, Ihr müßtet Euch mit Euerm Witz raſiren laſſen, daß Ihr nur ſühltet, wie ſcharfig er iſt! Kennt Ihr mich ſo wenig, oder ſeid Ihr ſo jung, um nicht zu wiſſen, in welchem Ton Ihr mit Weiblingen von mir zu reden habt?

Liebetraut. Im Ton einer Wachtelpfeife, denk' ich?

Adelheid. Ihr werdet nie klug werden.

Liebetraut. Dafür heiß' ich Liebetraut. Wißt Ihr, wann Roland's Verſtand nach dem Mond reiſ'te?

Adelheid. Wie er Angelike bei Medorn fand.

Liebetraut. Nein, wie er Angelike traute. Wäre ſein Verſtand nicht vorher weg geweſen, er wäre nie raſend geworden, da er ſie in treuloſen Umſtänden ſah. Merkt Das, gnädige Frau! Wenn Ihr mir alle fünf Sinne abſprechen wollt, nennt mich nur bei meinem Namen.

Bamberg. Geht, Liebetraut, nehmt das beſte Pferd aus unſerm Stall, wählt Euch Knechte und ſchafft mir ihn her.

Liebetraut. Wenn ich ihn nicht herbanne, ſo ſagt: eine alte Frau, die Warzen und Sommerflecken vertreibt, verſuche mehr von der Sympathie als ich.

Bamberg. Was wird's Viel helfen! Der Verlichingen hat ihn ganz eingenommen. Wenn er auch herkommt, ſo wird er wieder fortwollen.

Liebetraut. Wollen, Das iſt keine Frage, aber ob er kann? Der Händedruck eines Fürſten und das Lächeln einer ſchönen Frau halten feſter als Ketten und Riegel. Ich eile und empfehle mich zu Gnaden.

Bamberg. Reiſt wohl!

Adelheid. Adieu!

(Liebetraut ab.)

Bamberg. Wenn er einmal hier iſt, verlaß' ich mich auf Euch.

Adelheid. Wollt Ihr mich zur Leimſtange brauchen?

Bamberg. Nicht doch.

Adelheid. Zum Lockvogel denn?

Bamberg. Nein, den ſpielt Liebetraut. Ich bitt' Euch, verſagt mir nicht, was mir ſonſt Niemand gewähren kann.

Adelheid. Wir wollen ſehn. (Ab.)

Jaxthauſen.

Hans von Selbitz. Gottfried.

Selbitz. Jedermann wird Euch loben, daß Ihr Denen von Nürnberg Fehd' angekündigt habt.

Gottfried. Es hätte mir's Herz abgefreſſen, wenn ich ihnen nicht ſollte an Hals gekommen ſein. Schon Jahr und Tag geht's mit mir herum. So lang' wird's ſein, daß Hans von Littwach verſchwunden iſt. Kein Menſch wußte, wo er hingekommen war, und mir ging's ſo nah', daß mein ehmaliger Camerad im Gefängniß leiden ſollte; denn wahrſcheinlicher Weiſe lebte er. Und unter allem Elend geht keins über das Gefängniß.

Selbitz. Ihr könnt davon ſagen.

Gottfried. Und mein's zu Heilbronn war auch ritterlich' Gefängniß; ich durft' auf meinen Eid herumgehen, von meinem Haus in die Kirche. Der arme Littwach, in welchem Loch mag er ſtecken! Denn es iſt am Tage: Die von Nürnberg haben ihn weggeſchleppt. Im Markgräflichen iſt Einer niedergeworfen worden, der bekennt, er hab' ihn an ihre Knechte verrathen. Sein Bekenntniß in der Urfehde hat mir der Markgraf auf mein Bitten zugeſandt. Und obgleich Viele bisher feindlich dies gethan haben

und geſchworen: ſie wollten die Türken aus Jeruſalem beißen, wenn ſie an Hanſ'ens von Litwach Unfall Schuld hätten; — ſo iſt doch jetzt, da es zur Sache kommt, Niemand als der getreuherzige Gottfried von Berlichingen, der der Katze die Schelle anhängen mag.

Selbitz. Wenn Ihr meine zwei Hände brauchen kann't, ſie ſtehn Euch zu Dienſten.

Gottfried. Ich zählte auf Euch. Wollte Gott, der Burgermeiſter von Nürnberg, mit der güld'nen Ketten um den Hals, käm' uns in Wurf! Er ſollt' ſich verwundern!

Selbitz. Ich höre, Weislingen iſt wieder auf Eu rer Seite. Tritt er zu uns?

Gottfried. Noch nicht; es hat ſeine Urſachen, warum er uns noch nicht öffentlichen Vorſchub thun darf; doch iſt's eine Weile genug, daß er nicht wider uns iſt. Der Pfaff iſt ohne ihn, was ein Meßgewand ohne den Pfaffen.

Selbitz. Wann ziehen wir aus?

Gottfried. Morgen oder übermorgen. Es kommen nun bald Kaufleute von Bamberg und Nürnberg aus der Frankfurter-Meſſe. Wir werden einen guten Fang thun.

Selbitz. Will's Gott! (Ab.)

In Bamberg.

Zimmer der Adelheid.

Adelheid. Kammerfräulein.

Adelheid. Er iſt da, ſagſt Du? Ich glaub's kaum.

Fräulein. Wenn ich ihn nicht ſelbſt geſehen hätte, würd' ich ſagen, ich zweifle.

Adelheid. Den Liebetraut mag der Biſchof in Gold einfaſſen! Er hat ein Meiſterſtück gemacht.

Fräulein. Ich ſah ihn, wie er zum Schloßthor hineinreiten wollte; er ſaß auf einem Schimmel. Das Pferd ſcheute, wie's an's Thor kam und wollte nicht von der Stelle. Das Volk war aus allen Straßen gelaufen, ihn zu ſehn, und ſchien mit freudigen Augen dem Pferd für die Unart zu danken, womit es ihn länger in ihrem Geſicht hielt. Mit einer angenehmen Gleichgiltigkeit ſaß er drehen, und mit wohlgemiſchtem Schmeicheln und Drohen brach er endlich des Pferdes Eigenſinn, und ſo zog er mit ſeinen Begleitern in den Hof.

Adelheid. Wie gefällt er Dir?

Fräulein. Als mir nicht leicht ein Mann gefallen hat. Er gleicht dem Kaiſer hier (ſie weiſt aufs Portrait), als wenn er ſein Sohn wäre; die Naſe nur etwas kleiner; ebenſo freundliche lichtbraune Augen, ebenſo ein blondes, ſchönes Haar, — und gewachſen wie eine Puppe! — Ein halbtrauriger Zug auf ſeinem Geſicht war ſo intereſſant!

Adelheid. Ich bin neugierig, ihn zu ſehn.

Fräulein. Das wäre ein Herr für Euch.

Adelheid. Närrin!

Liebetraut (kommt). Nun, gnädige Frau, was verdien' ich?

Adelheid. Höret von Deinem Weibe. Denn nach Dem zu rechnen, habt Ihr ſchon manches Nachbars ehrliches Hausweib aus ihrer Pflicht hinausgeſchwatzt.

Liebetraut. Nicht doch, gnädige Frau. Aus ihre Pflicht, wolltet Ihr ſagen, denn wenn e je geſchah, ſchwatzt' ich ſie auf ihres Mannes Bette.

Adelheid. Wie habt Ihr's gemacht, ihn herzubringen?

Liebetraut. Ihr wißt nur zu gut, wie man Männer fängt; ſoll ich Euch meine geringen Kunſtſtückchen zu den Eu'rigen lernen? Erſt that ich, als wüßt' ich Nichts, verſtünd' Nichts von ſeiner Aufführung und ſetzt' ihn dadurch in Desavantage, die ganze Hiſtorie zu erzählen. Die ſah ich nun gleich von einer ganz andern Seite an als er, konnte gar nicht finden und ſo weiter. Dann redete ich von Bamberg und ging ſehr in's Detail; erweckte gewiſſe alte Ideen; und wie ich ſeine Einbildungskraft beſchäftigt hatte, knüpft ich wirklich eine Menge Fädchen wieder an, die ich zerriſſen fand. Er wußt nicht, wie ihm geſchah; er fühlte ſich einen neuen Zug nach Bamberg; er wollte, ohne zu wollen. Wie er nun in ſein Herz ging und Das entwickeln wollte und viel zu ſehr mit ſich beſchäftigt war, um auf ſich Acht zu geben, warf ich ihm ein Seil um den Hals, aus zwei mächtigen Stricken, Weiberkunſt und Schmeicheln, gedreht, und ſo hab' ich ihn herzgeſchleppt.

Adelheid. Was ſagtet Ihr von mir?

Liebetraut. Die lauter Wahrheit: Ihr hättet wegen Eu'rer Güter Verdrießlichkeiten, hättet gehofft, da er bei'm Kaiſer ſoviel gelte, würde er Das leicht enden können.

Adelheid. Wohl!

Liebetraut. Der Biſchof wird ihn Euch bringen.

Adelheid. Ich erwarte ſie mit einem Herzen, wie ich ſelten Beſuch erwarte.

Im Speſſart.

Berlichingen. Selbitz. Georg als Knecht.

Gottfried. Du haſt ihn nicht angetroffen, Georg?

Georg. Er war Tags vorher mit Einem von Hof nach Bamberg geritten und zwei Knechte mit.

Gottfried. Ich ſeh' nicht ein, was Das geben ſoll.

Selbitz. Ich wohl. Eu're Verſchwörung war

ein wenig zu ſchnell, als daß ſie dauerhaft hätte ſein ſollen.

Gottfried. Glaubſt Du, daß er bundbrüchig werden wird?

Selbitz. Der erſte Schritt iſt gethan.

Gottfried. Ich glaub's nicht. Wer weiß, wie nöthig es war, an Hof zu gehn; vielleicht iſt man ihm noch ſchuldig; wir wollen das Beſte denken.

Selbitz. Wollte Gott, er verdient' es und thäte das Beſte.

Gottfried. Reit' jetzt auf Kundſchaft, Georg. Es iſt eine ſchöne Uebung für Dich; in dieſen Fällen lernt ein Reitersmann Vorſichtigkeit und Muth verbinden.

Schloß zu Bamberg.

Der Biſchof. Weislingen.

Bamberg. Du willſt Dich nicht länger halten laſſen?

Weislingen. Ihr werdet nicht verlangen, daß ich meinen Bund brechen ſoll.

Bamberg. Ich hätte verlangen können, Du ſollteſt ihn nicht eingehn. Was für ein Geiſt regierte Dich? Konnt' ich Dich ohne Das nicht befreien? Gelt' ich ſo wenig am kaiſerlichen Hofe?

Weislingen. Es iſt geſchehn; verzeiht mir, wenn Ihr könn't.

Bamberg. Hatt' ich Das um Dich verdient? Geſetzt, Du hätteſt verſprochen, Nichts gegen ihn zu unternehmen. Gut! Die Fehde mit ihm war immer eine von meinen kleinſten Beſorgniſſen. Treibſt Du ſie nicht ſelbſt am Stärkſten? Hätt' ich nicht Alles gegeben, um Dich loszukriegen und um in Ruh' mit ihm zu kommen? Und er läßt ſich weiſen. Aber nein! Du verbindeſt Dich gar mit ihm, wie ich wohl merke; Du wirſt mein Feind! — Verlaß mich, Adelbert! aber ich kann nicht ſagen: Du thuſt wohl.

Weislingen. Lebt wohl, gnädiger Herr!

Bamberg. Ich geb' Dir meinen Segen. Sonſt wenn Du gingſt, ſagt' ich: Auf Wiederſehn. Jetzo! Wollte Gott, wir ſähen einander nie wieder!

Weislingen. Es kann ſich Vieles ändern.

Bamberg. Es hat ſich leider ſchon zu viel geändert. Vielleicht ſeh' ich Dich noch ein Mal als Feind vor meinen Mauern die Felder verheeren, die ihren blühenden Zuſtand Dir jetzo danken.

Weislingen. Nein, gnäd'ger Herr.

Bamberg. Ihr könnt nicht Nein ſagen. Wartenberg hat einen alten Zahn auf mich. Berlichingen iſt ſein Augapfel, und Ihr werdet in's Künftige das Schwarze d'rin ſein. Geh Weisling'! Ich hab' Euch Nichts mehr zu ſage denn Ihr habt Vieles zu Nichte gemacht. Geh

Weislingen. Und ich weiß nicht, was ich ſagen ſoll. (Bamberg ab.)

Franz (tritt auf). Adelheid erwartet Euch Sie iſt nicht wohl, und doch will ſie Euch ohne Abſchied nicht laſſen.

Weislingen. Komm'!

Franz. Gehn wir dann gewiß?

Weislingen. Noch dieſen Abend.

Franz. Mir iſt, als ob ich aus der Welt ſollte.

Weislingen. Mir auch, und noch dazu als wüßt' ich nicht, wohin. (Beide.)

Adelheid's Zimmer.

Adelheid. Fräulein.

Fräulein. Ihr ſeht blaß, gnädige Frau

Adelheid. Ich lieb' ihn nicht, und ich wei doch, er blieb'. Siehſt Du, ich könnte mit ihm leben, ob ich ihn gleich nicht zum Mann hab möchte.

Fräulein. Glaubt Ihr, daß er geht?

Adelheid. Er iſt zum Biſchof, um Leb wohl zu ſagen.

Fräulein. Er hat darnach noch einen ſchw rern Stand.

Adelheid. Wie meinſt Du?

Fräulein. Was fragt Ihr, gnädige Fra Ihr habt ſein Herz geangelt, und wenn er ſ losreißen will, verblutet er. (Ab.)

Adelheid. Weislingen.

Weislingen. Ihr ſeid nicht wohl, gn dige Frau?

Adelheid. Das kann Euch einerlei ſei Ihr verlaſſt uns, verlaſſt uns auf immer. W fragt Ihr, ob wir leben oder ſterben?

Weislingen. Ihr verkennt mich.

Adelheid. Ich nehm' Euch, wie Ihr Euc gebt.

Weislingen. Das Anſehen trügt.

Adelheid. So ſeid Ihr ein Chamäleon.

Weislingen. Wenn Ihr in mein Her ſehen könntet!

Adelheid. Schöne Raritäten würden v vor die Augen kommen.

Weislingen. Gewiß! Denn Ihr würd Euer Bild d'rinn finden.

Adelheid. In irgend einem Winkel, b den Portraits ausgeſtorbener Familien. Ich bitt' Euch, Weislingen, bedenkt, Ihr red't m mir. Falſche Worte gelten zum Höchſten, wo ſie Masken unſ'rer Thaten ſind, ein Verſtumm ter, der kenntlich iſt, ſpielt eine armſelige Rol

Ihr läugnet Eu're Handlungen nicht und redet das Gegentheil; was soll man von Euch halten?

Weislingen. Was Ihr wollt. Ich bin so gelagt mit Dem, was ich bin, daß mir wenig bang ist, für was man mich nehmen mag.

Adelheid. Ihr kommt, Abschied zu nehmen.

Weislingen. Erlaubt mir, Eu're Hand zu küssen, und ich will sagen: lebt wohl! Ihr erinnert mich! — Ich bedachte nicht! — Ich bin Euch beschwerlich, gnäd'ge Frau! —

Adelheid. Ihr legt's falsch aus. Ich wollte Euch fortbeissen; denn Ihr wollt fort. —

Weislingen. O sagt: ich muß! Zeige mich nicht die Ritterpflicht, der heilige Handschlag —

Adelheid. Geht! Geht! Erzählt Das jungen Mädchen, die den Feuerbrand leiten und sich so einen Mann wünschen. Ritterpflicht! Kinderspiel!

Weislingen. Ihr denkt nicht so?

Adelheid. Bei meinem Eid! Ihr verfehlt Euch. Was habt Ihr versprochen, — und wem? Einem Manne, der seine Pflicht gegen den Kaiser und das Reich verkennet, in eben dem Augenblick, da er durch Eu're Gefangennehmung in die Strafe der Acht verfällt, Pflicht zu leisten, die nicht giltiger sein kann als ein ungerechter, gezwungener Eid! — Entbinden nicht uns're Gesetze von solchen Schwüren? Macht Das Kindern weiß, die den Aberglauben! Es stecken andere Sachen dahinter: ein Feind des Reichs zu werden! — ein Feind der bürgerlichen Ruh' und Glückseligkeit! — ein Feind des Kaisers! Geselle eines Räubers! — Du, Weislingen, mit Deiner sanften Seele! —

Weislingen. Wenn Ihr ihn kenntet! —

Adelheid. Ich will' ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen: er hat eine hohe, unbändige Seele. Eben darum wehe Dir, Weislingen! Gehe und bilde Dir ein, Geselle von ihm zu sein. Geh' und laß' Dich beherrschen; Du bist freundlich, gefällig, liebreich.

Weislingen. Er ist's auch.

Adelheid. Aber Du bist nachgebend und er nicht. Unversehens wird er Dich wegreißen und dann fahre wohl, Freiheit. Du wirst ein Sclave eines Edelmannes werden, da Du Herr von Fürsten sein konntest. — Doch es ist Unbarmherzigkeit, Dir Deinen künftigen Stand zu verleiden.

Weislingen. Hättest Du gesehen, wie liebreich er mir begegnete!

Adelheid. Das kostet ihn so viel, als einen Fürsten ein Kopfnicken und ging vielleicht just so von Herzen. Und im Grund, wie hätt' er Dich anders behandeln sollen? Du rechnest ihm zur Gefälligkeit, was Schuldigkeit war.

Weislingen. Ihr redet von Eurem Feind.

Adelheid. Ich redete für Eu're Freiheit — und weiß überhaupt nicht, was ich für ein Interesse dran nahm. Lebt wohl!

Weislingen. Erlaubt mir noch einen Augenblick. (Er nimmt ihre Hand und schweigt.)

Adelheid. Habt Ihr mir noch was zu sagen?

Weislingen (nach einer Pause drängend). Ich muß fort! —

Adelheid (mit Verdruß). So geht!

Weislingen. Gnäd'ge Frau! Ich kann nicht.

Adelheid (spöttisch). Ihr müßt!

Weislingen. Soll Das Euer letzter Blick sein?

Adelheid. Geht! Ich bin krank, sehr zur ungeleg'nen Zeit.

Weislingen. Seht mich nicht so an.

Adelheid. Wünscht Du unser Feind sein und wir sollen Dir lächeln? Geh'!

Weislingen. Adelheid!

Adelheid. Ich hass' Euch.

Franz (kommt). Der Bischof läßt Euch rufen.

Adelheid. Geht! Geht!

Franz. Er bittet Euch, eilend zu kommen.

Adelheid. Geht! Geht!

Weislingen. Ich nehme nicht Abschied. Ich seh' Euch noch ein Mal. (Ab.)

Adelheid. Noch ein Mal? Wir wollen dafür sein. Margarethe, wenn er kommt, weis't ihn ab. Wenn er noch zu gewinnen ist, so ist's auf diesem Weg. (Ab.)

Weislingen. Franz.

Weislingen. Sie will mich nicht sehen!

Franz. Es wird Nacht; soll ich die Pferde satteln?

Weislingen. Sie will mich nicht sehen!

Franz. Wann befehlen Ihro Gnaden die Pferde?

Weislingen. Es ist zu spät; wir bleiben hier. (Franz ab.) Du bleibst hier! und warum? Sie noch ein Mal zu sehen! Hast Du ihr was zu sagen? — Man sagt, Hunde heulen und zittern auf Kreuzwegen vor Gespenstern, die dem Menschen unsichtbar vorbeiziehen. Sollen wir den Thieren höhere Sinne zuschreiben? Und doch — — — Das führt zum Aberglauben! Mein Pferd scheute, wie ich zum Schloßthor hereinwollte, und stund unbeweglich. Vielleicht, daß die Gefahren, die meiner warteten, in schrecklichen Gestalten mir entgegeneilten, mit einem heulischen Grinsen mir einen unchristlichen Willkommen boten und mein edles Pferd zurückscheuchten. Auch ist mir's so unheimlich, wohin ich trete. Es ist mir so bang, als wenn ich, von meinem Schutzgeiste verlassen, feindseligen Mächten überliefert wäre. Thor! — hier liegt

Märten.

Wozu?

Schnaps.

Zum Bürgergeneral.

Märten.

Zum General? — Herr Schnaps, Herr Schnaps! das klingt nun faſt wieder nach dem Oſtindiſchen General-Gouverneur.

Schnaps.

Stille! Es iſt nicht Zeit zu ſcherzen.

Märten.

Es ſcheint.

Schnaps.

Und zum Zeichen geb' ich Euch dieſen Schnurbart.

Märten.

Einen Schnurbart?

Schnaps.

Den jeder Bürgergeneral tragen muß.

Dein Feind und die reinste Himmelsluft würde zur beklemmenden Atmosphäre um Dich her.

Parthenien.

Elisabeth. Marie.

Marie. Kann sich mein Bruder entschließen, den Jungen in's Kloster zu thun?

Elisabeth. Er muß. Denke nur selbst, welche Figur würde Carl dereinst als Ritter spielen! —

Marie. Eine recht edle, erhab'ne Rolle.

Elisabeth. Vielleicht in hundert Jahren, wenn das Menschengeschlecht recht tief heruntergekommen sein wird. Jetzo, da der Besitz unsrer Güter so unsicher ist, müssen wir Männer zu Hausvätern haben. Carl, wenn er eine Frau nähm', könnte sie nicht mehr Frau sein als er.

Marie. Mein Bruder wird mitunter ungehalten auf mich sein; er gab mir immer viel Schuld an des Knaben Gemüthsart.

Elisabeth. Das war sonst. Jetzo sieht er deutlich ein, daß es Geist bei'm Jungen ist, nicht Beispiel. „Wie ich so klein war," sagte er neulich, „hundert solche Tanten hätten mich nicht abgehalten, Pferde in die Schwemme zu reiten und im Stall zu reskiren." Der Junge soll in's Kloster!

Marie. Ich kann es nicht ganz billigen. Sollte denn in der Welt kein Platz für ihn sein?

Elisabeth. Nein, meine Liebe! Schwache passen an keinen Platz in der Welt, sie müßten denn Spitzbuben sein. Deßwegen bleiben die Frauen, wenn sie gescheidt sind, zu Hause und Weichlinge kriechen in's Kloster. Wenn mein Mann ausreit', es ist mir gar nicht bang. Wenn Carl auszöge, ich würde in ewigen Aengsten sein. Er ist sicherer in der Kutte als unter dem Harnisch.

Marie. Mein Weislingen ist auch sanfter Natur und doch hat er ein edles Herz.

Elisabeth. Ja! ja! Dank' er's meinem Manne, daß er ihn noch bei Zeiten gerettet hat! Dergleichen Menschen sind gar übel d'ran: selten haben sie Stärke, der Versuchung zu widerstehen und niemals Kraft, sich vom Uebel zu erlösen.

Marie. Dafür beten wir um Beides.

Elisabeth. Nur dann reflectirt Gott auf ein Gebet, wenn all' unsre Kräfte gespannt sind und wir doch Das weder zu tragen noch zu heben vermögen, was uns aufgelegt ist. In dem Falle, wovon wir sprechen, gähnt meistentheils eine mißmuthige Faulheit ein halbes Seufzerchen: „Lieber Gott, schaff' mir den Apfel dort vom Tisch her! Ich mag nicht aufstehn!" — Schafft er ihn nicht, nun so ist ein Glück, daß wir keinen Hunger haben. Noch ein Mal gegähnt und dann eingeschlafen.

Marie. Ich wünschte, Ihr gewöhntet Euch an, von heiligen Sachen anständiger zu reden.

Bamberg.

Adelheid. Weislingen.

Adelheid. Die Zeit fängt mir an unerträglich lang zu werden. Reden mag ich Nichts und ich schäme mich zu spielen. Langeweile, Du bist ärger als ein kaltes Fieber.

Weislingen. Seid Ihr mich schon müde?

Adelheid. Euch nicht sowohl als Euern Umgang. Ich wollte, Ihr wär't, wo Ihr hin wolltet und ich hätt' Euch nicht gehalten!

Weislingen. Das ist Weibergunst! Ertrütet sie mit Mutterwärme auf ze liebsten Hoffnungen an; dann, gleich einer unbeständigen Henne, verläßt sie das Nest und übergibt ihre schon keimende Nachkommenschaft dem Tod und der Verwesung.

Adelheid. Declamirt wider die Weiber! Der unbesonnene Spieler zerbeißt und zerkämpft die Karten, die ihn unschuldiger Weise verlieren machten. Aber laßt mich Euch was von Mannstenten erzählen. Was seid denn Ihr, um von Wankelmuth zu sprechen! Ihr, die Ihr selten seid, was Ihr sein wollt; niemals, was Ihr sein sollten! Könige im Festtags-Ornat, vom Pöbel beneidet! Was gäb' eine Schneidersfrau d'rum, eine Schnur Perlen um ihren Hals zu haben von dem Saum Eures Kleides, den Eure Absätze verächtlich zurückstoßen!

Weislingen. Ihr seid bitter.

Adelheid. Es ist die Antistrophe von Eurem Gesang. Eh' ich Euch kannte, Weislingen, ging mir's fast wie der Schneidersfrau. Der Ruf, hundertzüngig, ohne Metapher gesprochen, hatte Euch so zahnarztmäßig herausgestrichen, daß ich mich überreden ließ, zu wünschen: möchtest Du doch diese Quintessenz des männlichen Geschlechts, diesen Phönix Weislingen zu Gesichte kriegen! Ich ward meines Wunsches gewährt.

Weislingen. Und der Phönix ward zum ordinären Haushahn.

Adelheid. Nein, Weislingen, ich nahm Antheil an Euch.

Weislingen. Es schien so.

Adelheid. Und war. Denn wirklich, Ihr übertraft Euern Ruf. Die Menge schätzt nur den Widerschein des Verdienstes. Wie mir's denn geht, daß ich über die Leute nicht denken kann, die mich interessiren, so lebten wir eine Zeit lang neben einander, ohne zu merken, was ich an Euch vermißte. Endlich gingen mir die Augen auf. Ich sah statt des acti-

ren Manns, der die Geschäfte eines Fürstenthums belebte, der sich und seinen Ruhm dabei nicht vergaß, der auf hundert großen Unternehmungen wie auf übereinander gewälzten Bergen zu den Wolken hinaufgestiegen war: — Den sah ich auf ein Mal jammernd wie einen kranken Poeten, melancholisch wie ein gesundes Mädchen, und müßiger als einen alten Junggesellen. Anfangs schrieb ich's Eurem Unfall zu, der Euch noch neu auf dem Herzen lag, und entschuldigte Euch, so gut ich konnte. Jetzt, da es von Tag zu Tag schlimmer mit Euch zu werden scheint, müßt Ihr mir verzeihen, wenn ich Euch meine Gunst entreiße. Ihr besitzt sie ohne Recht; ich schenkte sie einem Andern aufs Lebenslang, der sie Euch nicht übertragen konnte.

Weislingen. So laßt mich los.

Adelheid. Noch ein Paar Worte, so sollt Ihr Abschied haben! Ich dacht', es ist Gährung. Wehe dem Berlichingen, daß er diesen Sauerteig hereinwarf! Ich dacht': er hat sich neue, noch unentwickelte Kräfte gefühlt, da er sich an einem großen Feind maß. Es arbeitet jetzo in seiner Seele; die äußere Ruhe ist ein Zeichen der innern Wirksamkeit.

Weislingen. Du hast Dich nicht geirrt, es arbeitete hier und blaht sich noch.

Adelheid. Die Fäulniß arbeitet auch. Aber zu welchem Zweck! Wenn es Das ist, wie ich fürchte, so laß mich keinen Zeugen abgeben. Ich würde der Natur fluchen, daß sie ihre Kräfte so mißbraucht.

Weislingen. Ich will Euch aus den Augen gehn.

Adelheid. Nicht, bis alle Hoffnung verloren ist. Die Einsamkeit ist in diesen Umständen gefährlich. Armer Mensch! Ihr seid so mißmuthig wie Einer, dem sein erstes Mädchen untreu wird; und eben darum geh' ich Euch nicht auf. Gebt mir die Hand; verzeiht mir, was ich aus Liebe gesagt habe!

Weislingen. Zauberinn!

Adelheid. Wär' ich's, Ihr solltet ein anderer Mann sein. Schämt Euch; wenn's die Welt sähe! Um einer elenden Ursache willen, die Ihr Euch gewiß nicht selbst gestehen mögt! — Wie ich ein klein' Mädchen war, — ich weiß es noch auf einen Punct, — machte mir meine Mutter ein schönes Hofkleid, war rosenfarb. Ich machte der Fürstinn von Anhalt die Aufwartung. Da war ein Fräulein; Die hatte ein Kleid an, war feuerfarb. Das hätt' ich auch haben mögen, und weil ich mein's hatte, achtet ich's geringer und ward unleidsam und wollte mein rosenfarb'nes Kleid nicht anziehen, weil ich kein feuerfarb'nes hatte. Seht, das ist Euer Fall. Ich dachte! Du hast gewiß das schönste Kleid; und wie ich and're sah, die mir gleich waren, Das neckte mich. Weislingen, Ihr wolltet der Erste sein und der Einzige. Das geht in einem gewissen Kreis. Aber unglücklicher Weise kamt Ihr hinaus, saudert, wie die Natur mit viel Gewichtern ihre Maschinen treibt; und Das ärgerte Euch. Spielt nicht das Kind! Wenn er die Geige spielt, wollen wir die Flöte blasen; eine Virtuosität ist die andere werth.

Weislingen. Hilf Ihr, mein Genius! Adelheid! Das Schicksal hat mich in eine Grube geworfen; ich seh' den Himmel über mir und seufze nach Freiheit. Deine Hand!

Adelheid. Du bist befreit, denn Du wünschst. Der elend'ste Zustand ist: Nichts wollen können. Fühle Dich, und Du bist Alles, was Du warst! Kannst Du leben, Adelbert, und einen mächtigen Nebenbuhler blühen sehen? Fricht nicht die magerste Aehre seines Wohlstandes Deine fettsten, indem sie eingebogen verkündet, Adelbert wagt nicht, mich auszureißen? Sein Dasein ist ein Monument Deiner Schwäche. Auf! zerstör's, da es noch Zeit ist. Leben und leben lassen ist ein Sprüchelchen für Weiber. Und man nennt Dich einen Mann!

Weislingen. Und ich will's sein. Wehe Dir, Gottfried, wenn das Glück meiner Adelheid Nebenbuhlerinn ist! Alte Freundschaft, Gefälligkeit und die alte Frau Menschenliebe hatten meine Entschließungen mit Zauberformeln niedergeschläfert; Du hast den Zauber aufgetöst. Und nun, — gleich entfesselten Winden über das ruhende Meer, — Du jagst an die Felsen, Schiff, und von da in Abgrund, und wenn ich mir die Backen d'rüber zerspringen sollte!

Adelheid. So hör' ich Euch gern.

Weislingen. Der Kaiser hält einen Reichstag zu Augsburg. Ich will hin, und Du sollst sehen Adelheid, ob ich nicht mehr bin, als der Schatten eines Mannes.

Adelheid. Mich däucht', ich sehe einen auferstand'nen, verklärten Heiligen in Dir. In Deinen Augen glüht ein Feuer, das Deine Feinde verzehren wird. Komm', Adelbert, zum Bischof. Komm'! Viktoria ist ein Weib; sie wirft sich dem Tapfersten in die Arme. (Ab.)

Im Zwischen.

Gottfried. Selbitz. Georg.

Selbitz. Ihr seht, es ist gegangen, wie ich gesagt habe.

Gottfried. Nein, nein nein!

Georg. Glaubt, ich berichte Euch mit der Wahrheit. Ich that, wie Ihr befahlt, borgte von einem Pfälzer den Rock und das Zeichen. Und damit ich doch mein Essen und Trinken verdiente, geleitete ich Reineckische Bauern nach Bamberg.

Selbitz. In Deiner Verkappung? Das hätte Dir übel gerathen können.

Georg. So denk' ich auch hintendrein. Ein Reitersmann, der Das voraus denkt, wird keine weite Sprünge machen. Ich kam nach Bamberg, und gleich im Wirthshaus hört' ich erzählen: Weislingen und der Bischof seien ausgesöhnt, und man redete Viel von einer Heirath mit der Wittwe des von Wallorf.

Gottfried. Gespräche!

Georg. Ich sah ihn, wie er sie zu Tafel führte. Sie ist schön, bei meinem Eid! sie ist schön. Wir bückten uns Alle, sie dankte uns Allen. Er nickte mit dem Kopf, sah sehr vergnügt. Sie gingen vorbei und das Volk murmelte: „Ein schönes Paar!“

Gottfried. Das kann sein.

Georg. Hört weiter! Da er des andern Tags in die Messe ging, paßt' ich meine Zeit ab. Er war allein mit einem Knaben; ich stund unten an der Treppe und sagte leise zu ihm: ein Paar Worte von Euerm Berlichingen. Er war bestürzt; ich sah das Geständniß seines Lasters in seinem Gesicht; er hatte kaum das Herz, mich anzusehen, mich, einen schlechten Reitersjungen.

Selbitz. Das macht, sein Gewissen war schlechter als Dein Stand.

Georg. „Du bist Pfalzgräflich,“ sagte er. Ich bring' einen Gruß von Ritter Berlichingen, sagte ich, und soll fragen — „Komm' morgen früh“, sagte er, „an mein Zimmer; wir wollen weiter reden.“

Gottfried. Kamst Du?

Georg. Wohl kam ich, und mußt' im Vorsal stehen, lang, lang. Endlich führt' man mich hinein. Er schien böse. Mir war's Einerlei. Ich trat zu ihm und sagte meine Commission; er that feindlich böse, wie Einer, der nicht merken lassen will, daß er kein Herz hat. Er verwunderte sich, daß Ihr ihn durch einen Reitersjungen zur Rede setzen ließt. Das verdroß mich. Ich sagte: es gäb' nur zweierlei Leut', Ehrliche und Schurken, und daß ich ehrlich wäre, sah' er daraus, daß ich Gottfried von Berlichingen diente. Nun fing er an, allerlei verkehrtes Zeug zu schwatzen, das darauf hinausging: Ihr hättet ihn übereilt; er sei Euch keine Pflicht schuldig, und wolle Nichts mit Euch zu thun haben.

Gottfried. Hast Du Das aus seinem Munde?

Georg. Das und noch mehr.

Gottfried. Es ist genug. Der wäre uns verloren. Treu' und Glauben, Du hast mich wieder betrogen! Arme Mariel wie werd' ich Dir's beibringen?

Selbitz. Ich wollte lieber mein ander' Bein dazu verlieren, als so ein Hundsfut sein.

Dritter Aufzug.

Der Reichstag zu Augsburg.

Kaiser Maximilian, Mainz, Bamberg, Anhalt, Nassau, Weislingen, andere Herren.

Maximilian. Ich will Euch die Köpfe zurecht setzen! Wofür bin ich Kaiser? Soll ich nur Strohmann sein und die Vögel von Euern Gärten scheuchen; keinen eig'nen Willen haben? Bildet's Euch nicht ein! Ich will eine Contribution von Geld und Mannschaft wider den Türken; das will ich, sag' ich Euch, und Keiner unterstehe sich, darwider zu reden.

Mainz. Er müßte der kühnste Rebell sein, der einer geheiligten Majestät in's Angesicht widersprechen und in die Flammen ihres Grimmes treten wollte. Auch weichen wir vor Eu'rer Stimme wie Israel vor dem Donner auf Sinai. Seht, wie die Fürsten umherstehen, getroffen, wie von einem unvermutheten Strafgerichte. Sie stehen und gehen in sich selbst zurück und suchen, wie sie es verdient haben. Und verdient müssen wir's haben, obgleich unwissend. Euere Majestät verlangen einen Türken-Zug. Und so lang ich hier sitze, erinner' ich mich Keinen, der nein gesagt hätte. Waren nicht Alle willig? Alle? — Es ist Jahr und Tag, wie Ihre Majestät es zum ersten Mal vertrugen. Sie stimmten Alle ein, die Fürsten, und in ihren Augen leuchtete ein Feuer, denen Feinden ein schreckliches Meteor. Ihr Geist flog muthig schon nach den Ungrischen Grenzen, als er auf ein Mal durch ein jämmerliches Wehklagen zurückgehalten wurde. Es waren die Stimmen ihrer Weiber, ihrer unmündigen Söhne, die gleich Schafen in der Wüste mörderischen Wölfen Preis gegeben waren. Würde nicht Elias selbst auf dem feurigen Wagen, da ihn feurige Rosse zur Herrlichkeit des Herrn führten, in diesem Falle sich zurück nach der Erde gesehnt haben? Sie baten flehentlich um die Sicherheit ihrer Häuser, ihrer Familien, um mit freiem und ganzem Herzen dem Fluge des Reichsadlers folgen zu können. Es ist Euerer Majestät nicht unbekannt, inwiefern der Landfriede, die Achtserklärungen, das Kammergericht bisher diesem Uebel abgeholfen hat. Wir sind noch, wo wir waren, und vielleicht öfter d'ran. Wohldenkende Ritter gehorchen Euer Majestät Befehlen, begeben sich zur Ruhe, und dadurch wird unruhigen Seelen der Kampfplatz überlassen, die sich auf eine ausgelass'ne Weise herumtummeln und die hoffnungsvollsten Saaten zertreten. Doch ich weiß: Euerer Majestät zu gehorchen,

wird Jeder gern sein Liebstes hintansetzen. Auf; meine Freunde! Auf, — gegen den Feind des Reichs und der Christenheit. Ihr seht, wie nöthig unser großer Kaiser es findet, einem größern Verlust mit einem kleinern vorzubeugen. Auf! verlaßt Eu're Besitzthümer, Eu're Weiber, Eu're Kinder, und zeigt in einem unerhörten Beispiel die Stärke der Deutschen Lehnspflicht und Eu're Ergebenheit für Euern erhab'nen Monarchen! Kommt Ihr zurück und findet Eu're Schlösser verheert, Euer Geschlecht vertrieben, Eu're Besitzthümer öde, o, so denkt: der Krieg, den Ihr an den Grenzen führtet, habe in dem Herzen des Reichs gebrannt und Ihr habet der allgemeinen Ruh' und Glückseligkeit, die Eu'rige aufgeopfert. Die Ruinen Eu'rer Schlösser werden künftigen Zeiten herrliche Denkmale sein und laut ausrufen: „So gehorchten sie ihrer Pflicht, und so geschah ihres Kaisers Wille.“

Kaiser. Ich gehe, Euch Euern Entschließungen zu überlassen. Und wenn Ihr dann sagt: ich hab' Euch gezwungen, so lügt Ihr.

Ein Saal.

Zwei Nürnberger-Kaufleute.

Erster Kaufmann. Hier wollen wir stehn; denn da muß er vorbei. Er kommt eben die lange Allee herauf.

Zweiter Kaufmann. Wer ist bei ihm?

Erster Kaufmann. Adelbert von Weislingen.

Zweiter Kaufmann. Bamberg's Freund; Das ist gut.

Erster Kaufmann. Wir wollen einen Fußfall thun und ich will reden.

Zweiter Kaufmann. Wohl! Da kommen sie.

Kaiser. Weislingen.

Erster Kaufmann. Er sieht verdrießlich aus.

Kaiser. Ich bin unmuthig, Weislingen. Und wenn ich auf mein vergang'nes Leben zurücksehe, möcht' ich verzagt werden: so viel halbe, so viele verunglückte Unternehmungen! Und das Alles, weil kein Fürst im Reich so klein ist, dem nicht mehr an seinen Grillen gelegen wäre, als an meinen Gedanken. Mein bester Schwimmer erstickte in einem Sumpf. Deutschland! Deutschland! Du gleichst einem Meerale ähnlicher, als einem schiffbaren See!

Die Kaufleute (werfen sich ihm zu Füßen).

Erster Kaufmann. Allerdurchlauchtigster! Großmächtigster!

Kaiser. Wer seid Ihr? Was gibt es?

Erster Kaufmann. Arme Kaufleute von Nürnberg, Eu'rer Majestät Knechte, und flehen um Hülfe. Gottfried von Berlichingen und Hans von Selbitz haben unserer Dreißig, die von der Frankfurter-Messe kamen, im Bamberg'schen Geleite niedergeworfen und beraubt. Wir bitten Eu're kaiserliche Majestät um Hülfe, und Beistand; sonst sind wir alle verderb'te Leute, genöthigt, unser Brod zu betteln.

Kaiser. Heiliger Gott! Heiliger Gott, Was ist Das? Der Eine hat eine Hand, der Andere nur ein Bein! Wenn sie denn erst zwei Händ' hätten und zwei Bein', was wollten Ihr denn thun.

Erster Kaufmann. Wir bitten Euer Majestät unterthänigst, auf unser bedrängte Umstände ein mitleidiges Auge zu werfen!

Kaiser. Wie geht's zu! Wenn ein Kaufmann einen Pfeffersack verliert, soll man das ganze Reich aufmahnen, und wenn Händel vorhanden sind, daran kaiserlicher Majestät und dem Reich viel gelegen ist, so daß es Königreich, Fürstenthum, Herzogthum und Anderes betrifft, so kann Euch kein Mensch zusammen bringen!

Weislingen (zu den Kaufleuten). Ihr kommt zur ungelegenen Zeit. Geht und verweilt einige Tage hier.

Die Kaufleute. Wir empfehlen uns zu Gnaden! (Ab.)

Kaiser. Wieder neue Händel! Sie wachsen nach, wie die Köpfe der Hydra.

Weislingen. Und sind nicht auszurotten, als mit Feuer und Schwert und einer heroischen Unternehmung.

Kaiser. Glaubt Ihr?

Weislingen. Ich hoffe es auszuführen. Das Beschwerlichste ist gethan. Hat Euer Majestät Wort nicht den Sturm gelegt und die Tiefe des Meeres beruhigt? Nur kleine, ohnmächtige Winde erschüttern muthwillig die Oberfläche der Wellen. Noch ein Machtwort, so sind auch die in ihre Höhlen gescheucht! Es ist mit Nichten das ganze Reich, das über Beunruhigung klagen führen kann. Franken und Schwaben glimmt noch von den Resten des ausgebrannten Feuers, die ein unruhiger Geist manchmal aus der Asche weckt und in der Nachbarschaft herumtreibt. Hätten wir den Sickingen, den Selbitz — den Berlichingen, diese flammenden Brände, aus dem Wege geschafft, wir würden bald das Uebrige in todte Asche zerfallen sehn.

Kaiser. Ich möchte die Leute gerne schonen; sie sind tapfer und edel. Wenn ich einen Krieg führte, wollt' ich sie unter meiner Armee haben, und da wären sie doch ruhig.

Weislingen. Es wäre zu wünschen, daß sie von jeher gelernt hätten, ihrer Pflicht zu gehorchen. Und dann wär' es äußerst gefährlich,

ihre aufrühriſche Unternehmungen durch kriegeriſche Ehrenſtellen zu belohnen. Es iſt nicht genung, ihre Perſon auf die Seite zu ſchaffen, ſondern der Geiſt iſt zu vertilgen, den das Glück ihrer rebelliſchen Unruhe umhergeblaſen hat. Der Befehdungstrieb ſteigt bis zu den geringſten Menſchen hinunter, denen nichts Erwünſchteres erſcheint, als ein Beiſpiel, das unbändiger Selbſtgelaſſenheit die Fahne vorträgt.

Kaiſer. Was glaubt Ihr, daß zu thun?

Weislingen. Die Achtserklärung, die jetzo, gleich einem vermummten Weibe, nur Kinder in Aengſten ſetzt, mit dem kaiſerlichen Rachſchwert zu bewaffnen und, von tapfern und edeln Fürſten begleitet, über die unruhigen Häupter zu ſenden. Wenn es Euer Majeſtät Ernſt iſt, die Fürſten bieten gern ihre Hände; und ſo garantir' ich, in weniger als Jahresfriſt das Reich in der blühendſten Ruhe und Glückſeligkeit zu ſehen.

Kaiſer. Man hätte jetzt eine Gelegenheit wider den Berlichingen und Selbitz; nur wollt' ich nicht, daß ihnen was zu Leid' geſchähe. Gefangen möcht' ich ſie haben. Und dann müßten ſie eine Urfehde ſchwören, auf ihren Schlöſſern ruhig zu bleiben und nicht aus ihrem Bann zu gehen. Bei der nächſten Seſſion will ich's vertragen.

Weislingen. Ein freudiger, beiſtimmender Zuruf wird Euer Majeſtät das Ende der Rede erſparen. (Ab.)

Jaxthauſen.

Sickingen. Berlichingen.

Sickingen. Ja! ich komme, Eu're edle Schweſter um ihr Herz und ihre Hand zu bitten. Und wenn ihre holde Seele mir ſie zum Eigenthum übergibt, dann Gottfried —

Gottfried. So wollt' ich, Ihr wär't eher kommen. Ich muß Euch ſagen: Weislingen hat während ſeiner Gefangenſchaft ſich in ihren Augen gefangen, um ſie angehalten und ich ſagt' ſie ihm zu. Ich hab' ihn losgelaſſen, den Vogel und er verwahrt die gütige Hand, die ihm in ſeiner Gefangenſchaft Futter reichte. Er ſchwirrt herum, weiß Gott, auf welcher Hecke ſeine Nahrung zu ſuchen.

Sickingen. Iſt Das ſo?

Gottfried. Wie ich ſage.

Sickingen. Er hat ein doppeltes Band zerriſſen; ein Band, an dem ſelbſt die ſcharfe Senſe des Todes hätte ſtumpf werden ſollen.

Gottfried. Sie ſitzt, das arme Mädchen, und verzaumert und verbetet ihr Leben.

Sickingen. Wir wollen ſie zu ſingen machen.

Gottfried. Wie! — entſchließt Ihr Euch, eine Verlaſſ'ne zu heirathen?

Sickingen. Es macht Euch beiden Ehre, von ihm betrogen werden zu ſein. Soll darum das arme Mädchen in ein Kloſter gehn, weil der erſte Mann, den ſie kannte, ein Nichtswürdiger war? Nein doch! ich bleibe d'rauf: ſie ſoll Königinn von meinen Schloſſern werden.

Gottfried. Ich ſag' Euch, ſie war nicht gleichgiltig gegen ihn.

Sickingen. Traut Du mir ſo wenig zu, daß ich den Schatten eines Elenden nicht ſollte verjagen können? Laſſ' uns zu ihr.

Lager der Vehm-Execution.

Hauptmann. Officiere.

Hauptmann. Wir müſſen behutſam gehn und unſre Leute ſo viel möglich ſchonen. Auch iſt unſre gemeſſ'ne Ordre, ihn in die Enge zu treiben und lebendig gefangen zu nehmen. Es wird ſchwer halten; denn wer mag ſich an ihn machen?

Erſter Officier. Freilich! Und er wird ſich wehren, wie ein wildes Schwein. Ueberhaupt hat er uns ſein Leben lang Nichts zu Leide gethan und Jeder wird's von ſich ſchieben, Kaiſer und Reich zu Gefallen Arm und Bein d'ran zu ſetzen.

Zweiter Officier. Es wär' eine Schande, wenn wir ihn nicht kriegten! Wenn ich ihn nur einmal bei'm Lippen habe, er ſoll nicht loskommen.

Erſter Officier. Faſſ't ihn nur nicht mit den Zähnen, Ihr! Er möchte Euch die Kinnladen ausziehen. Guter, junger Herr, dergleichen Leute packen ſich nicht, wie ein flüchtiger Dieb!

Zweiter Officier. Wollen ſehn.

Hauptmann. Unſern Brief muß er von haben. Wir wollen nicht ſäumen und einen Trupp ausſchicken, der ihn beobachten ſoll.

Zweiter Officier. Laſſ't mich ihn führen.

Hauptmann. Ihr ſeid der Gegend unkundig.

Zweiter Officier. Ich hab' einen Knecht, der hier geboren und erzogen iſt.

Hauptmann. Ich bin's zufrieden.

Jaxthauſen.

Sickingen (allein). Es geht Alles nach Wunſch. Sie war Etwas beſtürzt über meinen Antrag und ſah mich von Kopf bis auf die Füße an; ich wette, ſie verglich mich mit ihrem Weißfiſch. Gott ſei Dank, daß ich mich ſtellen darf! Sie antwortete wenig und durcheinander. Deſto beſſer! Es mag eine Zeit kochen. Bei Mädchen, die durch Liebesunglück gereizt ſind, wird ein Heirathsvorſchlag bald gar. (Gottfried kommt.) Was bringt Ihr Schwager?

Gottfried. In die Acht erklärt! —

Sickingen. Was?

Gottfried. Da! — leſ't den erbaulichen Brief. Der Kaiſer hat Execution gegen mich verordnet, die mein Fleiſch den Vögeln unter dem Himmel und den Thieren auf dem Felde zu freſſen vorſchneiden ſoll.

Sickingen. Erſt ſollen ſie d'ran! Juſt zur gelegnen Zeit bin ich hier.

Gottfried. Nein, Sickingen; Ihr ſollt fort! — Das hieße Eu're großen Anſchläge im Keim zertreten, wenn Ihr zu ſo ungelegner Zeit des Reichs Feind werden wollte. Auch mir könnt Ihr weit mehr nützen, wenn Ihr neutral zu ſein ſcheint. Der Kaiſer liebt Euch und das Schlimmſte, was mir begegnen kann, iſt: gefangen zu werden. Dann braucht Euer Vorwort und reißt mich aus einem Elend, in das ungeſtüme Hülfe uns Beide ſtürzen könnte. Denn was wär's! — Jetzo geht der Zug gegen mich; erfahren ſie, Du biſt bei mir, ſo ſchicken ſie mehr und wir ſind um Nichts gebeſſert. Der Kaiſer ſitzt an der Quelle und ich wäre ſchon jetzt unwiederbringlich verloren, wenn man Tapferkeit ſo geſchwind einblaſen könnte, als man einen Haufen zuſammenblaſen kann.

Sickingen. Doch kann ich heimlich ein Zwanzig Reiter zu Euch ſtoßen laſſen.

Gottfried. Gut! Ich habe ſchon Georg nach dem Selbitz geſchickt und meine übrigen Knechte in der Nachbarſchaft herum. Lieber Schwager! — wenn meine Leute beiſammen ſind, es wird ein Häufchen ſein, dergleichen wenig Fürſten beiſammen geſehen haben.

Sickingen. Ihr werdet gegen die Menge wenig ſein.

Gottfried. Ein Wolf iſt einer ganzen Herde Schafe zu viel.

Sickingen. Wenn ſie aber einen guten Hirten haben! —

Gottfried. Sorg' Du! Und es ſind lauter Miethlinge; und dann kann der beſte Ritter Nichts machen, wenn er nicht Herr von ſeinen Handlungen iſt. Zu Hauſe ſitzt der Fürſt und macht einen Operations-Plan; Das iſt die rechte Höhe! So ging mir's auch einmal, wie ich dem Pfalzgrafen zugeſagt hatte, gegen Conrad Schott zu dienen. Da legt' er mir einen Zettel aus der Kanzlei vor, wie ich reiten und mich halten ſollt'. Da warf ich den Räthen das Papier wieder dar und ſagt': ich wüßt' nicht darnach zu handeln. Ich weiß ja nicht, was mir begegnen mag; Das ſteht nicht im Zettel. Ich muß die Augen ſelbſt aufthun und ſehen, was ich zu ſchaffen hab'!

Sickingen. Stück zu, Bruder! Ich will gleich fort und Dir ſchicken, was ich in der Eile zuſammentreiben kann.

Gottfried. Komm' noch mit zu meinen Weibsleuten. Ich ließ ſie beiſammen. Ich wollte, daß Du ihr Wort hätteſt, eh' Du ginge. Dann ſchick' mir die Reiter und komm' heimlich wieder, ſie abzuholen; denn mein Schieß, fürcht' ich, wird bald kein Aufenthalt für Weiber mehr ſein.

Sickingen. Wollen das Beſte hoffen! (Ab.)

Bamberg.

Adelheid. (mit einem Briefe). Das iſt mein Werk! Wohl dem Menſchen, der kluge Freunde hat! (Sie lieſt.) „Zwei Executionen ſind verordnet: eine von vierhundert gegen Berlichingen, eine von zweihundert wider die gewaltſamen Beſitzer Deiner Güter. Der Kaiſer ließ mir die Wahl, welche von beiden ich führen wollte. Du kannſt denken, daß ich die letzte mit Freuden annahm."

Ja, Das kann ich denken; kann auch die Urſach' rathen: Du willſt Berlichingen nicht in's Angeſicht ſehen! Inzwiſchen warſt Du brav. Fort, Weibert! gewinne meine Güter; mein Trauerjahr iſt bald zu Ende und Du ſollſt Herr von ihnen ſein.

Jaxthauſen.

Gottfried. Georg.

Georg. Er will ſelbſt mit Euch ſprechen. Ich kenne ihn nicht; es iſt ein kleiner Mann mit ſchwarzen, feurigen Augen und einem wohlgeübten Körper.

Gottfried. Bring' ihn herein.

(Georg kommt.)

Gottfried. Gott grüß' Euch! Was bringt Ihr?

Lerſe. Mich ſelbſt. Das iſt nicht viel; doch Alles, was es iſt, biet' ich Euch an.

Gottfried. Ihr ſeid mir willkommen, doppelt willkommen, ein braver Mann und zu dieſer Zeit, da ich nicht beſſre, neue Freunde zu gewinnen, vielmehr den Verluſt der alten ſündlich fürchtete! Gebt mir Euern Namen.

Lerſe. Franz Lerſe.

Gottfried. Ich danke Euch, Franz, daß Ihr mich mit einem braven Mann bekannt gemacht habt.

Lerſe. Ich machte Euch ſchon ein Mal mit mir bekannt; aber damals dankte Ihr mir nicht dafür.

Gottfried. Ich erinnere mich Eu'rer nicht.

Lerſe. Es wäre mir leid! Wißt Ihr noch, wie Ihr, um des Pfalzgrafen willen, Conrad Schott's Feind war't und nach Haßfurt auf die Faſtnacht reiten wollte?

Gottfried. Wohl weiß ich's.

Lerſe. Wiſt Ihr, wie Ihr unterwegs bei einem Dorf fünfundzwanzig Reitern entgegenkamt?

Gottfried. Richtig. Ich hielt ſie Anfangs nur für Zweifle und theilt' meinen Haufen; waren unſrer Sechszehn und hielt am Dorf hinter der Scheuer, in Willens, ſie ſollten bei mir vorbeiziehen. Dann wollt' ich ihnen nachrucken, wie ich's mit dem andern Haufen abgered't hatte.

Lerſe. Aber wir ſahen Euch und zogen auf eine Höhe am Dorf. Ihr zogt herbei und hieltet unten. Wie wir ſahen, Ihr wolltet nicht herauf kommen, ritten wir hinab.

Gottfried. Da ſah ich erſt, daß ich mit der Hand in die Kohlen geſchlagen hatte. Fünfundzwanzig gegen Acht! Da galt's kein Feiern. Ehrhardt Trachſeß durchſtach mir einen Knecht. Dafür raunt' ich ihn vom Pferde. Hätten ſie ſich Alle gehalten, wie er und ein Mannlein, es wäre mein' und meines kleinen Häufchens übel gewarnt geweſen.

Lerſe. Das Männlein, wovon Ihr ſagtet —

Gottfried. Es war der bravſte Knecht, den ich geſehen habe. Es ſetzte mir heiß zu. Wenn ich dachte, ich hätt's von mir gebracht und wollte mit Andern zu ſchaffen haben, war's wieder an mir und ſchlug feindlich zu; es hieb mir auch durch den Panzerärmel hindurch, daß es ein wenig geſteiſcht hatte.

Lerſe. Habt Ihr's ihm verziehen?

Gottfried. Er gefiel mir mehr als zu wohl.

Lerſe. Nun, ſo hoff' ich, daß Ihr mit mir zufrieden ſein werdet. Ich habe mein Probſtück an Euch ſelbſt abgelegt.

Gottfried. Biſt Du's? O, willkommen, willkommen! Kannſt Du ſagen, Maximilian, Du haſt unter Deinen Dienern einen ſo geworben?

Lerſe. Mich wundert's, daß Ihr nicht bei Anfang der Erzählung auf mich gefallen ſeid.

Gottfried. Wie ſollte mir einkommen, daß Der mir ſeine Dienſte anbieten würde, der auf das Feindſeligſte mich zu überwältigen trachtete?

Lerſe. Eben Das, Herr! Von Jugend auf dien' ich als Reiterknecht und hab's mit manchem Ritter aufgenommen. Da wir auf Euch ſtießen, freut' ich mich. Ich kennt' Euern Namen und da lernt' ich Euch kennen. Ihr wißt, ich hielt nicht Stand. Ihr ſahet, es war nicht Furcht; denn ich kam wieder. Kurz, ich lernt' Euch kennen. Ihr überwandet nicht nur meinen Arm, Ihr überwandet mich und von Stund' an beſchloß ich, Euch zu dienen.

Gottfried. Wie lang' wollt Ihr bei mir aushalten?

Lerſe. Auf ein Jahr. Ohne Entgelt.

Gottfried. Nein, Ihr ſollt gehalten werden wie ein Anderer und d'rüber wie Der, der mir bei Remlin zu ſchaffen machte.

Georg (kommt). Haus von Selbitz läßt Euch grüßen; morgen iſt er hier mit fünfzig Mann.

Gottfried. Wohl!

Georg. Es zieht am Kocher ein Trupp Reichsreiter herunter, ohne Zweifel, Euch zu beobachten und zu necken.

Gottfried. Wie viel?

Georg. Ihrer Fünfzig.

Gottfried. Nicht mehr? Komm', Lerſe; wir wollen ſie zuſammenſchmeißen, wenn Selbitz kommt, daß er ſchon ein Stück Arbeit gethan finde.

Lerſe. Das ſoll eine reichliche Vesperkoſt werden.

Gottfried. Zu Pferde!

Wald an einem Moraſt.

Zwei Reichsknechte begegnen einander.

Erſter Knecht. Was machſt Du hier?

Zweiter Knecht. Ich hab' Urlaub gebeten, meine Nothdurft zu verrichten. Seit dem blinden Lärmen geſtern Abends iſt mir's in die Gedärme geſchlagen, daß ich alle Augenblicke vom Pferd muß.

Erſter Knecht. Hält der Trupp hier in der Nähe?

Zweiter Knecht. Wohl eine Stunde den Wald hinauf.

Erſter Knecht. Wie verläufft Du Dich denn hierher?

Zweiter Knecht. Ich bitt' Dich, verrath' mich nit! Ich will auf's nächſte Dorf und ſehn, ob ich mit warmen Ueberſchlägen meinem Uebel abhelfen kann. Wo kommſt Du her?

Erſter Knecht. Vom nächſten Dorf. Ich habe unſerm Officier Wein und Brod geholt.

Zweiter Knecht. So, er thut ſich was zu Gute vor unſerm Angeſicht und wir ſollen faſten? Schön' Exempel!

Erſter Knecht. Komm' mit zurück, Schurke!

Zweiter Knecht. Wär' ich ein Narr! Es ſind noch viele unter'm Haufen, die gern faſteten, wenn ſie ſoweit davon wären als ich.

Erſter Knecht. Hörſt Du! Pferde!

Zweiter Knecht. O weh'!

Erſter Knecht. Ich klett're auf den Baum.

Zweiter Knecht. Ich ſteck' mich in den Sumpf.

Gottfried. Lerſe. Georg.

Andere Knechte zu Pferd.

Hier am Teiche weg und linker Hand in den Wald, ſo kommen wir ihnen in Rücken.

(Zieben vorbei.)

Erſter Knecht (ſteigt vom Baume). Da iſt

nicht gut ſein. Michel! Er antwortet nicht. Michel! Sie ſind fort. (Er geht nach dem Sumpf.) Michel! O weh, er iſt verſunken! Michel! Er hört mich nicht, er iſt erſtickt. So lauert der Tod auf den Feigen und reißt ihn in ein unrühmlich' Grab. Fort, Du ſelbſt Schurke! Fort, zu Deinem Haufen. (Ab.)

Gottfried (zu Pferde). Halte bei den Gefangenen, Georg. Ich will ſehn, ihren flüchtigen Führer zu erreichen. (Ab.)

Georg. Unterſt zu oberſt ſtürzt ihn mein Herr vom Pferde, daß der Federbuſch im Koth ſtack. Seine Reiter huben ihn auf's Pferd und fort, wie beſeſſen. (Ab.)

Lager.

Hauptmann. Erſter Ritter.

Erſter Ritter. Sie fliehen von Weitem dem Lager zu.

Hauptmann. Erwieb ihnen an den Ferſen ſein. Laſſt ein Fünfzig anrücken bis an die Mühle. Wenn er ſich zu weit wagt, erwiſcht Ihr ihn vielleicht. (Ritter ab.)

Zweiter Ritter (verbindet).

Hauptmann. Wie geht's, junger Herr? Habt Ihr ein Paar Zinken abgerennt?

Zweiter Ritter. Daß Dich die Peſt! — Wenn ich Hörner gehabt hätte wie ein Dannthier, ſie wären geſplittert wie Glas. Du Teufel! Er rannt' auf mich los; es war mir, als wenn mich der Donner in die Erd' 'nein ſchlüg'.

Hauptmann. Dankt Gott, daß Ihr noch ſo davon gekommen ſeid.

Zweiter Ritter. Es iſt Nichts zu danken; ein Paar Rippen ſind entzwei. Wo iſt der Feldſcheer? (Ab.)

Jaxthauſen.

Gottfried. Selbitz.

Gottfried. Was ſagteſt Du zu der Achtserklärung, Selbitz?

Selbitz. Es iſt ein Streich von Weislingen.

Gottfried. Meinſt Du?

Selbitz. Ich meine nicht, ich weiß.

Gottfried. Woher?

Selbitz. Er war auf dem Reichstag, ſag' ich Dir; er war um den Kaiſer.

Gottfried. Wohl! So machen wir ihm wieder einen Anſchlag zu Nichte.

Selbitz. Hoff's.

Gottfried. Wir wollen fort und ſoll die Hetzjagd angehn. (Ab.)

Lager.

Hauptmann. Ritter.

Hauptmann. Dabei kommt Nichts heraus, Ihr Herren. Er ſchlägt uns ein Detachement nach dem andern und was nicht umkommt und gefangen wird, Das läuft in Gottes Namen lieber nach der Turkei, als in's Lager zurück. So werden wir alle Tage ſchwächer. Wir müſſen ein Mal für alle Mal ihm zu Leibe gehn und Das mit Ernſt; ich will ſelbſt dabei ſein und er ſoll ſehn, mit wem er zu thun hat.

Ritter. Wir ſind's Alle zufrieden; nur iſt er der Landsart ſo kundig, weiß alle Gänge und Schliche im Gebirg, daß er ſo wenig zu fangen iſt, wie eine Maus auf dem Kornboden.

Hauptmann. Wollen ihn ſchon kriegen. Erſt auf Jaxthauſen zu! Mag er wollen oder nicht, er muß herbei, ſein Schloß zu vertheidigen.

Ritter. Soll unſer ganzer Haufe marſchiren?

Hauptmann. Freilich! Wißt Ihr, daß wir ſchon um Hundert geſchmolzen ſind?

Ritter. Verflucht!

Hauptmann. Drum geſchwind, eh' der ganze Eisklumpen aufthaut; es macht warm in der Nähe und wir ſtehn da, wie Butter an der Sonne. (Ab.)

Gebirg und Wald.

Gottfried. Selbitz. Trupp.

Gottfried. Sie kommen mit hellem Haufe. Es war hohe Zeit, daß Sickingen's Reiter zu uns ſtießen.

Selbitz. Wir wollen uns theilen. Ich will linker Hand um die Höhe ziehen.

Gottfried. Gut! Und Du, Franz, führe mir die Fünfzig rechts durch den Wald hinauf. Sie kommen aber die Haide; ich will gegen ihnen halten. Georg, Du bleibſt um mich. Und wenn Ihr ſeht, daß ſie mich angreifen, ſo fallt ungeſäumt in die Seiten. Wir wollen ſie patſchen! Sie denken nicht, daß wir ihnen Spitze bieten können.

Haide.

Auf der einen Seite eine Höhe, auf der andern Wald.

Hauptmann. Executions-Zug.

Hauptmann. Er hält auf der Heide? Das iſt impertinent! Er ſoll's büßen. Was? — den Strom nicht zu fürchten, der auf ihn losbrauſt! —

Ritter. Ich wollte nicht, daß Ihr an der Spitze ritter; er hat das Anſehn, als ob er den Erſten, der ihn anfechten möchte, umgekehrt in die Erd' pflanzen wollte. Ich hoffe nicht, daß Ihr Luſt habt, zum Rosmarinſtrauch zu werden. Reitet hintendrein.

Hauptmann. Nicht gern.

Ritter. Ich bitt' Euch! Ihr ſeid noch der Knoten von dieſem Bündel Haſelruthen; löſ't ihn auf, ſo knickt er ſie Euch einzeln wie Rieth-gras.

Hauptmann. Trompeter, blaſ'! — Und Ihr blaſ't ihn weg! (Ab.)

Selbitz (hinter der Höhe hervor im Galopp.) Wie nach! Sie ſollen zu ihren Händen rufen: „Multiplicirt euch!“ — (Ab.)

Franz (aus dem Wald). Gottfried zu Hülfe! Er iſt faſt umringt. Braver Selbitz! — Du haſt ſchon Luft gemacht. Wir wollen die Haide mit ihren Diſtelköpfen beſäen. (Wendet.)

Getümmel.

Eine Höhe mit einem Wartthurme.

Selbitz verwundet. Knechte.

Selbitz. Legt mich hierher und kehrt zu Gottfried.

Knechte. Laſſ't uns bleiben, Herr! Ihr braucht unſ'rer.

Selbitz. Steig' Einer auf die Warte und ſeh', wie's geht.

Erſter Knecht. Wie ſoll ich hinaufkommen?

Zweiter Knecht. Steig' auf meine Schultern, und dann kannſt Du die Lücke reichen und Dir bis zur Oeffnung hinauf helfen.

Erſter Knecht (oben ſtehend). Ach, Herr!

Selbitz. Was ſiehſt Du?

Knecht. Ein'ge Reiter fliehen der Höhe zu.

Selbitz. Höllſche Schurken! Ich wollt' ſie ſtünden und ich hätt' eine Kugel vor'n Kopf. Reit' Einer hin und fluch' und wetter' ſie zurück. — (Knecht ab.)

Selbitz. Siehſt Du Gottfried?

Knecht. Die drei ſchwarzen Federn ſeh' ich mitten im Getümmel.

Selbitz. Schwimm', braver Schwimmer! Ich liege hier.

Knecht. Ein weißer Federbuſch! — wer iſt Das?

Selbitz. Der Hauptmann.

Knecht. Gottfried drängt ſich an ihn — Bau! er ſtürzt.

Selbitz. Der Hauptmann!

Knecht. Ja, Herr.

Selbitz. Wohl! wohl!

Knecht. Weh'! weh'! Gottfried ſeh' ich nicht mehr!

Selbitz. So flieh', Selbitz!

Knecht. Ein fürchterlich' Gedränge, wo er ſtand! Georg's blauer Buſch verſchwindet auch.

Selbitz. Komm' herunter! Siehſt Du Lerſe nicht?

Knecht. Nicht, es geht Alles d'runter und d'rüber.

Selbitz. Nichts mehr. Komm'! Wie halten ſich Sickingen's Reiter?

Knecht. Gut! Da flieht Einer nach dem Wald; noch Einer; ein ganzer Trupp; Gottfried iſt hin!

Selbitz. Komm herab!

Knecht. Ich kann nicht. Wohl, wohl! ich ſehe Gottfried! Ich ſeh' Georg!

Selbitz. Zu Pferd?

Knecht. Hoch zu Pferd. Sieg! Sieg! Sie fliehn.

Selbitz. Die Reichstruppen?

Knecht. Die Fahne mitten d'rinn. Gottfried hinten d'rein. Sie zerſtreuen ſich. Gottfried erreicht den Fähndrich. — Er hat die Fahne. — Er hält. Eine Handvoll Menſchen um ihn herum. Mein Camerad erreicht ihn — Sie ziehen herauf.

Gottfried. Georg. Franz.

Ein Trupp.

Selbitz. Glück zu, Gottfried! Sieg! Sieg!

Gottfried (ſteigt vom Pferd). Theuer! Theuer! Du biſt verwundet, Selbitz.

Selbitz. Du lebſt und ſiegſt! Ich habe Wenig gethan. Und meine Hunde von Reitern! Wie biſt Du davon gekommen?

Gottfried. Dieß Mal galt's; und hier Georg dank' ich das Leben und hier Franz dank' ich's. Ich warf den Hauptmann vom Gaul. Sie ſtachen mein Pferd nieder und drangen auf mich ein; Georg hieb ſich zu mir und ſprang ab; ich wie der Blitz auf ſeinen Gaul. Wie der Donner ſaß er auch wieder. Wie kamſt Du zum Pferde?

Georg. Einem, der nach Euch hieb, ſtieß ich meinen Dolch in die Gedärme, wie ſich ſein Harniſch in die Höhe zog; er ſtürzt' und ich half zugleich Euch von einem Feind, mir zu einem Pferde.

Gottfried. Nun ſtachen wir, bis Franz ſich zu uns hereinſchlug und da mähten wir von innen heraus.

Franz. Die Hunde, die ich führte, ſollten von außen hineinmähen, bis ſich unſere Scharen begegnet hätten; aber ſie flohen wie Reichstruppen.

Gottfried. Es floh Freund und Feind. Nur Du, kleiner Haufe, warſt meinem Rücken eine Mauer, inzwiſchen, daß ich vor mir her ihren Muth in Stücken ſchlug. Der Fall ihres Hauptmanns half mir ſie ſchütteln und ſie fliehen. Ich hab' ihre Fahne und wenig Gefang'ne.

Selbitz. Der Hauptmann?

Gottfried. Sie hatten ihn inzwiſchen gerettet. Kommt, Ihr Kinder! kommt. Selbitz! — Macht eine Bahre von Aeſten. Du kannſt nicht

auf's Pferd. Kommt in mein Schloß. Sie sind zerstreut. Aber Unſ'rer sind wenig und ich weiß nicht, ob sie Truppen nachzuschicken haben. Ich will Euch bewirthen, meine Freunde! Ein Glas Wein schmeckt auf so einen Strauß.

Lager.

Hauptmann. Ich möcht' Euch Alle mit eig'ner Hand umbringen, Ihr tausend Sakerment! Was fortzulaufen! Er hatte keine Hand voll Leute mehr! Fortzulaufen, wie die Scheißkerle! Vor einem Mann! — Es wird's Niemand glauben, als wer über uns zu lachen Lust hat, und Der wird eine reiche Kitzlung für seine Lunge sein ganz' Lebenlang haben; und wenn das Alter ihm hinter den Ofen lockt, wird ihm Das Husten und Schwachheit vertreiben, wenn ihm einfällt, unſ're Prostitution in seiner Enkel Gehirn zu pflanzen. Reit' herum Ihr, und Ihr und Ihr! Wo Ihr von unſern zerstreuten Truppen find't, bringt sie zurück oder flecht sie wieder. Wir müssen diese Scharten auswetzen und wenn die Klingen d'rüber zu Grund gehen sollten.

Jarthausen.

Gottfried. Lerse. Georg.

Gottfried. Wir dürfen keinen Augenblick säumen; arme Jungens, ich darf Euch keine Rast gönnen! Jagt geschwind herum und sucht noch Reiter aufzutreiben. Besetzt sie alle nach Weilern, da sind sie am Sichersten. Wenn wir zögern, so ziehen sie mir vor's Schloß. (Die Knechte ab.) Ich muß Einen auf Kundschaft ausjagen. Es fängt an heiß zu werden; und wenn es nur noch brave Kerls wären! Aber so ist's die Mengt. (Ab.)

Sickingen. Marie.

Marie. Ich bitt' Euch, lieber Sickingen, geht nicht von meinem Bruder! Seine Reiter, Selbitz's, Eu're sind zerstreut; er ist allein. Selbitz ist verwundet auf sein Schloß gebracht und ich fürchte Alles.

Sickingen. Seid ruhig; ich gehe nicht weg.

Gottfried (kommt). Kommt in die Kirch'; der Pater wartet. Ihr sollt mir in einer Viertelstunde ein Paar sein.

Sickingen. Laß't mich hier.

Gottfried. In die Kirche sollt Ihr jetzt.

Sickingen. Gern! Und darnach?

Gottfried. Darnach sollt Ihr Eu'rer Wege gehn.

Sickingen. Gottfried!

Gottfried. Wollt Ihr nicht in die Kirche?

Sickingen. Kommt, kommt!

Lager.

Hauptmann. Wie Viel sind's in Allem?

Ritter. Hundertundfünfzig.

Hauptmann. Von Vierhundert? Das ist arg! Jetzt gleich auf und g'rad' gegen Jarthausen zu, eh' er sich erholt und sich uns wieder in Weg stellt.

Jarthausen.

Gottfried. Elisabeth. Sickingen. Marie.

Gottfried. Gott segn' Euch, geb' Euch glückliche Tage und behalte Die, die er Euch abzieht, für Eu're Kinder!

Elisabeth. Und die lasse er sein, wie Ihr seid; rechtschaffen! Und dann laß't sie werden, was sie wollen.

Sickingen. Ich dank' Euch; und dank' Euch, Marie! Ich führte Euch an den Altar und Ihr sollt mich zur Glückseligkeit führen.

Marie. Wir wollen zusammen eine Pilgrimschaft nach diesem fremden, geliebten Lande antreten.

Gottfried. Glück auf die Reise!

Marie. So ist's nicht gemeint; wir verlassen Euch nicht.

Gottfried. Ihr sollt, Schwester!

Marie. Du bist sehr unbarmherzig, Bruder!

Gottfried. Und Ihr zärtlicher als verschwend.

Georg (heimlich). Ich kann Niemanden auftreiben. Ein Einziger war geneigt; darnach veränderte er sich und wollte nicht.

Gottfried. Gut, Georg! Das Glück fängt an, launisch mit mir zu werden. Ich ahnt' es. Sickingen, ich bitt' Euch, geht noch diesen Abend; beredet Marie. Sie ist Eu're Frau; laß't sie's fühlen. Wenn Weiber quer in unſ're Unternehmungen treten, ist unser Feind im freien Feld stärker, als sonst in der Burg.

Knecht (kommt). Herr! Die Reichstruppen sind auf dem Marsch, gerade hierher, sehr schnell.

Gottfried. Ich habe sie mit Ruthenstreichen geweckt. Wie viel sind ihrer?

Knecht. Ungefähr Zweihundert. Sie können nicht zwei Stunden mehr von hier sein.

Gottfried. Noch über'm Fluß?

Knecht. Ja, Herr.

Gottfried. Wenn ich nur sechzig Mann hätte, sie sollten mir nicht herüber! Hast Du Franz nicht gesehen?

Knecht. Nein, Herr.

Gottfried. Biet' Allen, sie sollen bereit sein. — Es muß geschieden sein, meine Lieben! Weine, meine gute Marie; es werden Augen-

Märten.

Iſt's möglich!

Schnaps.

(hat den Schnurbart angeheftet) Ihr habt nun ein Anſehn.

Märten.

Wahrhaftig!

Schnaps.

Eine Autorität.

Märten.

Zum Erſtaunen!

Schnaps.

Und an der Spitze der Freygeſinnten werdet ihr Wunder thun.

Märten.

Ohne Zweifel, Herr General.

Schnaps.

Man ſagt nicht Herr General. Man ſagt: mein General! Bürger-General! — Es iſt kein Menſch ein Herr.

blicke kommen, wo Du Dich freuen wirst! Es ist besser, Du weinst Deinen Hochzeittag, als daß übergroße Freude der Vorbote eines künftigen Elends wäre. Lebe wohl, Marie! Lebt wohl, Bruder!

Marie. Ich kann nicht von Euch. — Schwester! Lieber Bruder, laß uns! Achtest Du meinen Mann so wenig, daß Du in dieser Extremität seine Hülfe verschmähst?

Gottfried. Ja, es ist weit mit mir gekommen. Vielleicht bin ich meinem Sturze nah. Ihr beginnt heute zu leben und Ihr sollt Euch von meinem Schicksal trennen. Ich hab' Ew're Pferde zu satteln befohlen. Ihr müßt gleich fort.

Marie. Bruder, Bruder!

Elisabeth (zu Sickingen). Geht ihm nach! Geht!

Sickingen. Liebe Marie, laß uns gehn!

Marie. Du auch? Mein Herz wird brechen.

Gottfried. So bleib' denn! In wenigen Stunden wird meine Burg umringt sein.

Marie. Wehe! wehe!

Gottfried. Wir werden uns vertheidigen, so gut wir können.

Marie. Mutter Gottes, hab' Erbarmen mit uns!

Gottfried. Und am Ende werden wir sterben oder uns ergeben. — Du wirst Deinen edeln Mann mit mir in ein Schicksal gewiegt haben.

Marie. Du marterst mich.

Gottfried. Bleib'! bleib'! Wir werden zusammen gefangen werden. Sickingen, Du wirst mit mir in die Grube fallen! Ich hoffte, Du solltest mir heraushelfen.

Marie. Wir wollen fort. Schwester, Schwester!

Gottfried. Bringt sie in Sicherheit und dann erinnert Euch meiner.

Sickingen. Ich will Ihr Bett nicht besteigen, bis ich Euch außer Gefahr weiß.

Gottfried. Schwester, liebe Schwester! (Er küßt sie.)

Sickingen. Fort, fort!

Gottfried. Noch einen Augenblick! Ich seh' Euch wieder. Tröstet Euch. Wir sehen uns wieder. (Sickingen, Marie ab.) Ich trieb sie und da sie geht, möcht' ich sie halten. Elisabeth, Du bleibst bei mir.

Elisabeth. Bis in den Tod! — wie ich will, daß Du bei mir bleiben sollst. Wo bin ich sicherer, als bei Dir?

Gottfried. Wen Gott lieb hat, Dem geb' er so einen Mann. Und wenn er und seine Kinder nicht ihr einziges Glück machen, so mag sie sterben. Sie kann unter die Heiligen des Himmels passen, aber sie ist ihm nicht werth. (Ab.)

Gottfried. Georg.

Georg. Sie sind in der Nähe; ich hab' sie vom Thurm gesehen. Der erste Strahl der Sonne spiegelte sich in ihren Picken. Wie ich sie sah, wollte mir's nicht bänger werden als einer Katze vor einer Armee Mäuse. Zwar wir spielen die Ratten.

Gottfried. Seht nach den Thorriegeln; verrammelt's inwendig mit Balken und Steinen. (Georg ab.) Wir wollen ihre Geduld für'n Narren halten und ihre Tapferkeit sollen sie mir an ihren eig'nen Nägeln verkauen. (Trompeter von außen.) Aha! ein rothröckiger Schurke, der uns die Frage vorlegen wird, ob wir Hundsfötter sein wollen? (Er geht an's Fenster.) Was soll's? (Man hört in der Ferne reden.)

Gottfried (zu seinem Bart). Einen Strick um Deinen Hals! (Trompeter redet fort.)

Gottfried. „Beleidiger der Majestät?" Die Anforderung hat ein Pfaff gemacht. Es liegt ihnen Nichts so sehr am Herzen als Majestät, weil Niemand diesen Wall so nöthig hat als sie. (Trompeter redet).

Gottfried (ausrufend). Mich ergeben — auf Gnad' und Ungnad'? Mit wem red't Ihr? Bin ich ein Räuber? Sag' Deinem Hauptmann: vor Ihro kaiserlicher Majestät hab' ich, wie immer, schuldigen Respect, er aber, sag' ihm, er kann mich — — — (Schmeißt das Fenster zu).

Belagerung.

Küche.

Elisabeth. Gottfried zu ihr.

Gottfried. Du hast viel Arbeit, arme Frau!

Elisabeth. Ich wollt', ich hätte sie lang. Wir werden schwerlich lang halten können.

Gottfried. Den Keller haben die Schurken freilich. Sie werden sich meinen Wein schmecken lassen.

Elisabeth. Die übrigen Victualien thun mir noch leiden. Zwar ließ ich die ganze Nacht heraufschleppen; es ist mir aber doch noch zu viel d'runten geblieben.

Gottfried. Wenn wir nur auf einen gewissen Punct halten, daß sie Capitulation vorschlagen! Wir thun ihnen brav Abbruch. Sie schießen den ganzen Tag und verwunden uns're Mauern und knicken uns're Scheiben. Lerse ist ein braver Kerl; er schleicht mit seiner Büchse herum; wo sich Einer zu nah' wagt, bläß! liegt er.

Knecht. Kohlen, gnäd'ge Frau.

Gottfried. Was gibt's?

Knecht. Die Kugeln sind alle; wir wollen neue gießen.

Gottfried. Wie steht's Pulver?

Knecht. So ziemlich! Wir sparen unsre Schüsse wohl aus.

Saal.

Lerse mit einer Kugelform. Knecht mit Kohlen.

Franz. Stellt sie daher und seht, wo Ihr im Hause Blei kriegt. (Knecht ab) Inzwischen will ich hier zugreifen. (Hebt ein Fenster auf und schlägt die Scheiben ein) Alle Vortheile gelten! — So geht's in der Welt; weiß kein Mensch, was aus den Dingen werden kann. Der Glaser, der die Scheiben faßte, dachte gewiß nicht, daß das Blei einem seiner Urenkel garstiges Kopfweh machen könnte; und da mich mein Vater zeugte, dachte er nicht, welcher Vogel unter'm Himmel, welcher Wurm auf der Erde mich fressen möchte. Danken wir Gott dafür, daß er uns bei dem Anfang gegen das Ende gleichgiltig gemacht hat! Wer möchte sonst den Weg von einem Punct zum andern gehen? Wir können nicht und sollen nicht. Ueberlegung ist eine Krankheit der Seele und hat nur kranke Thaten gethan. Wer sich als ein halbfaules Gerippe denken könnte, wie ekel müßt' ihm das Leben sein! —

Georg (mit einer Kugel). Da hast Du Blei! Wenn Du nur mit der Hälfte triffst, so entgeht Keiner, der Ihre Majestät anfagen kann: „Herr! wir haben uns prostituirt."

Franz (dankt davon). Ein brav' Stück!

Georg. Der Regen mag sich einen andern Weg suchen; ich bin nicht bang davor. Ein braver Reiter und ein rechter Regen mangeln niemals eines Pfads.

Franz (gießt). Halt den Löffel! (Er sieht an's Fenster.) Da zieht so ein Reichsmensch mit der Büchse herum; sie denken, wir haben uns verschossen. Und dieß Mal haben sie's getroffen. Sie dachten nur nicht, daß wir wieder beschossen sein könnten. Er soll die Kugel versuchen, wie sie aus der Pfanne kommt. (Er gießt.)

Georg (sieht den Löffel an). Laß' mich sehn.

Franz (bläst). Da liegt der Spatz.

Georg. Der schoß vorhin nach mir (sie gießen), wie ich zum Dachfenster hinausstieg und die Rinne holen wollte. Er traf eine Taube, die nicht weit von mir saß; sie stürzt' in die Rinne; ich dankt' ihm für den Braten und stieg mit der doppelten Beute wieder herein.

Franz. Nun wollen wir wohl laden und im ganzen Schloß herumgehen, unser Mittagsessen verdienen.

Gottfried (kommt). Bleib', Franz! Ich hab' mit Dir zu reden. Dich, Georg, will ich nicht von der Jagd abhalten. (Georg ab)

Gottfried. Sie entbieten mir wieder einen Vertrag.

Franz. Ich will zu ihnen hinaus und hören, was es soll.

Gottfried. Es wird sein: ich soll mich auf Bedingungen in ritterlich' Gefängniß stellen.

Franz. Das ist Nichts! Wie wär's, wenn sie uns freien Abzug eingestünden, da Ihr doch von Sickingen keinen Ersatz erwartet? Wir vergrüben Geld und Silber, wo sie's nicht mit einem Wald von Wünschelruthen finden sollten, überließen ihnen das Schloß und kämen mit Manier davon.

Gottfried. Sie lassen uns nicht.

Franz. Es kommt auf eine Prob' an. Wir wollen um sicher' Geleit rufen und ich will hinaus.

Saal.

Gottfried. Elisabeth. Georg. Knechte. Bei Tisch.

Gottfried. So bringt uns die Gefahr zusammen. Laßt's Euch schmecken, meine Freunde! Vergeßt das Trinken nicht. Die Flasche ist leer. Noch eine, liebe Frau!

Elisabeth (nimmt die Flasche).

Gottfried. Ist keine mehr da?

Elisabeth (setzt). Noch eine; ich hab' sie für Dich bei Seite gesetzt.

Gottfried. Nicht doch, Liebe! Gib sie heraus. Sie brauchen Stärkung, nicht ich; es ist ja meine Sache.

Elisabeth. Holt sie draußen im Schrank.

Gottfried. Es ist die Letzte. Und mir ist, als ob wir nicht zu sparen Ursache hätten. Ich bin ganz nicht so vergnügt gewesen. (Er schenkt ein) Es lebe der Kaiser!

Alle. Er lebe!

Gottfried. Das soll unser vorletztes Wort sein, wenn wir sterben. Ich lieb' ihn; denn wir haben einerlei Schicksal. Und ich bin noch glücklicher als er. Er muß den Reichsständen die Mäuse fangen, inzwischen die Ratten seine Bestythümer annagen. Ich weiß, er wünscht sich manchmal lieber todt, als länger die Seele eines so krüppelichen Körpers zu sein. Ruft er zum Fuße: Marsch! Der ist eingeschlafen; — zum Arm: heb' Dich! Der ist verrenkt. Und wenn ein Gott im Gehirn saß, er könnt' nicht mehr thun, als ein unmündig' Kind, die Speculationen und Wünsche ausgenommen, um die er nur noch schlimmer d'ran ist. (Schenkt ein.) Es geht just noch ein Mal herum. Und wenn unser Blut anfängt, auf die Neige zu gehn, wie der Wein in dieser Flasche erst schwach, dann tropfenweise rinnt (er tröpfelt das Letzte in sein Glas), was soll unser letztes Wort sein?

Georg. Es lebe die Freiheit!

Gottfried. Es lebe die Freiheit!

Alle. Es lebe die Freiheit!

Gottfried. Und wenn Die uns überlebt, können wir ruhig ſterben. Denn wir ſehen im Geiſte unſ're Enkel glücklich und die Kaiſer unſ'rer Enkel glücklich. Wenn die Diener der Fürſten ſo edel und frei dienen, wie Ihr mir; wenn die Fürſten dem Kaiſer dienen, wie ich ihm dienen möchte —

Georg. Da muß Viel' anders werden.

Gottfried. Es wird! Es wird! Vielleicht, daß Gott denen Großen die Augen über ihre Glückſeligkeit aufthut. Ich hoff's; denn ihre Verblendung iſt ſo unnatürlich, daß zu ihrer Erleuchtung kein Wunder nöthig ſcheint. Wenn ſie das Uebermaß von Wonne fühlen werden, in ihren Unterthanen glücklich zu ſein; wenn ſie menſchliche Herzen genug haben werden, um zu ſchmecken, welche Seligkeit es iſt, ein großer Menſch zu ſein; wenn ihr wohlgebautes, geſegnetes Land ihnen ein Paradies gegen ihre ſteife, gezwungene, einſiedleriſche Gärten ſcheint; wenn die volle Wange, der fröhliche Blick jedes Bauern, ſeine zahlreiche Familie die Fettigkeit ihres ruhenden Landes beſiegelt und gegen dieſen Anblick alle Schauſpiele, alle Bilderſäle ihnen kalt werden: dann wird der Nachbar dem Nachbar Ruhe gönnen, weil er ſelbſt glücklich iſt; dann wird Keiner ſeine Grenzen zu erweitern ſuchen. Er wird lieber die Sonne in ſeinem Kreiſe bleiben, als, ein Comet, durch viele and're ſeinen ſchrecklichen, unſteten Zug führen.

Georg. Würden wir darnach auch reiten?

Gottfried. Der unruhigſte Kopf wird zu thun genug finden. Auf die Gefahr, wollte Gott, Deutſchland wäre dieſen Augenblick ſo! Wir wollten die Gebirge von Wölfen ſäubern, wollten unſerm ruhig ackernden Nachbarn einen Braten aus dem Wald holen und dafür die Suppe mit ihm eſſen. Wär' uns Das nicht genug, wir wollten uns mit unſern Brüdern, gleich Eberhs mit flammenden Schwertern, vor die Grenzen des Reichs gegen die Wölfe, die Türken, gegen die Füchſe, die Franzoſen, lagern, und zugleich unſers theuern Kaiſers ſehr ausgeſetzte Länder und die Ruhe des Ganzen beſchützen. Das wär' ein Leben, Georg, wenn man ſeine Haut vor die allgemeine Glückſeligkeit ſetzte!

Georg (ſpringt auf).

Gottfried. Wo willſt Du hin?

Georg. Ach, ich vergaß, daß wir eingeſperrt ſind! Der Kaiſer ſperrt uns ein! — Und unſ're Haut davon zu bringen, ſehen wir unſ're Haut d'ran.

Gottfried. Sei guten Muths.

Franz (kommt). Freiheit! Freiheit! Das ſind ſchlechte Menſchen. — Unſchlüſſige, bedächtige Eſel! — Ihr ſollt abziehen, mit Gewehr, Pferden und Rüſtung. Proviant ſollt Ihr dahinten laſſen.

Gottfried. Sie werden kein Zahnweh vom Kauen kriegen.

Franz (heimlich). Habt Ihr das Silber verſteckt?

Gottfried. Nein, Frau, geh' mit Franz, er hat Dir was zu ſagen.

Georg (ſingt).

Es ſaß ein Knab' ein Meiſelein;
Hm! hm!
Da lacht' er in den Käfig 'nein.
Hm! Hm!
So! So!
Hm! Hm!
Der freut' ſich traun ſo täppiſch,
Hm! Hm!
Und griff hinein ſo täppiſch;
Hm! Hm! ꝛc.
Da flog das Meiſlein auf ein Haar,
Hm! Hm!
Und lacht den dummen Buben aus
Hm! Hm! ꝛc.

Gottfried. Wie ſteht's?

Georg (führt ſein Pferd herauf). Sie ſind geſattelt.

Gottfried. Du biſt ſo.

Georg. Wie der Vogel aus dem Käfig.

Alle die Belagerten.

Gottfried. Ihr habt Ew're Büchſen? Nicht doch! Geht hinauf und nehmt die Beſten aus dem Rüſtſchrank; es geht in Einem hin. Wir wollen voraus reiten.

Georg. Hm! Hm!
So! So!
Hm! Hm! (Ab.)

Saal.

Zwei Knechte am Rüſtſchrank.

Erſter Knecht. Ich nehm' Die.

Zweiter Knecht. Ich Die. Da iſt noch eine Schönere.

Erſter Knecht. Nein doch! Mach', daß Du fort kommſt!

Zweiter Knecht. Horch!

Erſter Knecht (ſpringt an's Fenſter). Hilf, heiliger Gott! Sie ermorden unſern Herrn. Er liegt vom Pferde. Georg ſtürzt.

Zweiter Knecht. Wo retten wir uns! An der Mauer den Nußbaum hinunter in's Feld. (Ab.)

Erſter Knecht. Franz hält ſich noch; ich will zu ihm. Wenn ſie ſterben, wer mag leben! (Ab.)

Vierter Aufzug.

Wirthshaus zu Heilbronn.

Gottfried. Ich komme mir vor, wie der böſe Geiſt, den der Kapuziner in einen Sack beſchwur und nun in wilden Wald trägt, ihn

an der öden Gegend zwiſchen die Dornſträuche zu bannen. Schlepp', Vater, ſchlepp'! Sind Deine Zauberformeln ſtärker als meine Zähne, ſo will ich mich ſchwer machen, will Deine Schultern ärger niederdrücken, als die Untreue einer Frau das Herz eines braven Mannes. Ich habe Euch ſchon genug ſchwitzen und keuchen gemacht, eh' Ihr mich erwiſchtet, und heimiſche Verrätherei borgte Euch ihr unſichtbares Netz. (Eliſabeth kommt.) Was für Nachricht, Eliſabeth, von meinen lieben Getreuen?

Eliſabeth. Nichts Gewiſſes. Einige ſind erſtochen, Einige liegen im Thurm; es konnte oder wollte Niemand mir ſie näher bezeichnen.

Gottfried. Iſt Das die Belohnung der Treue, der kindlichſten Ergebenheit? — „Auf daß Dir's wohl gehe und Du lange lebeſt auf Erden." —

Eliſabeth. Lieber Mann, ſchilt unſern himmliſchen Vater nicht! Sie haben ihren Lohn; er ward mit ihnen geboren: ein großes, edles Herz. Laß ſie gefangen ſein! Sie ſind frei. Gib auf die kaiſerlichen Räthe Acht! Die großen goldenen Ketten ſtehen ihnen zu Geſicht —

Gottfried. Wie dem Schwein das Halsband. Ich möchte Georg und Franz geſchloſſen ſehen! —

Eliſabeth. Es wäre ein Anblick, um Engel weinen zu machen.

Gottfried. Ich wollt' nicht weinen. Ich wollt' die Zähne zuſammenbeißen und an meinem Grimm kauen.

Eliſabeth. Du würdeſt Dein Herz freſſen.

Gottfried. Deſto beſſer; ſo würd' ich meinen Muth nicht überleben! In Ketten meine Augäpfel! Ihr lieben Jungen! Hättet Ihr mich nicht geliebt! — Ich würde mich nicht ſatt an ihnen ſehen können. — Im Namen des Kaiſers ihr Wort nicht zu halten —! Welcher Unterthan würde nicht hundertfach ſtraffällig ſein, der ein Bildniß ſeines erhabenen Monarchen an einen eckeln, verächtlichen Ort aufhängen wollte! — Und er ſelbſt übertüncht alle Tage mit dem Abglanz der Majeſtät angeſaulte Hundsfötter, hängt ſein geheiligtes Ebenbild an Schandpfähle und gibt es der öffentlichen Verachtung Preis.

Eliſabeth. Entſchlagt Euch dieſer Gedanken. Bedenkt, daß Ihr vor ihnen erſcheinen ſoll't. Die Weiſe, die Euch im Kopf ſummt, könnt' Empfindungen in ihrer Seele wecken, —

Gottfried. Laß' es ſein, ſie haben keine. Nur brave Hunde iſt's gefährlich im Schlaf zu ſtören. Sie beißen nur meiſtentheils; und wollen ſie beißen, iſt es in einem Anfall von dummer Wuth, den Kopf gelenkt, den Schwanz zwiſchen den Beinen. Damit ihre Raſerei ſelbſt noch Furcht ausdrücke, trappeln ſie ſtinkſchweigend herbei und knappen von hinten nach Knaben und ſorgloſen Wand'rern.

Eliſabeth. Der Gerichtsbote!

Gottfried. Eſel der Gerechtigkeit! — Schleppt ihre Säcke zur Mühle und ihren Kehricht in's Feld. Was gibt's?

Gerichtsdiener. Die Herren Commiſſarii ſind auf dem Rathhauſe verſammelt und ſchicken nach Euch.

Gottfried. Ich komme.

Gerichtsdiener. Ich werd' Euch begleiten.

Gottfried. Wozu! Iſt's ſo unſicher in Heilbronn? Ah! Sie denken, ich brech' meinen Eid. Sie thun mir die Ehre an, mich vor Ihres gleichen zu halten.

Eliſabeth. Lieber Mann! —

Gottfried. Komm' mit auf's Rathhaus, Eliſabeth.

Eliſabeth. Das verſteht ſich. (Ab.)

Rathhaus.

Kaiſerliche Räthe. Hauptmann. Rathsherren von Heilbronn.

Rathsherr. Wir haben auf Euern Befehl die ſtärkſten und tapferſten Bürger verſammelt; ſie warten hier in der Nähe auf Euern Wink, um ſich Berlichingen's zu bemeiſtern.

Kaiſerlicher Rath. Wir werden Ihro kaiſerlichen Majeſtät Eu're Bereitwilligkeit, Ihrem Befehl zu gehorchen, nach unſrer Pflicht anzurühmen wiſſen. — Es ſind Handwerker?

Rathsherr. Schmiede, Weinſchröter, Zimmerleute, Männer mit geübten Fäuſten und hier wohl beſchlagen. (Er deutet auf die Bruſt.)

Kaiſerlicher Rath. Wohl! —

Gerichtsdiener (kommt). Er wartet vor der Thür.

Kaiſerlicher Rath. Laß ihn herein.

Gottfried. Gott grüß' Euch, Ihr Herren! Was wollt' Ihr mit mir?

Kaiſerlicher Rath. Zuerſt, daß Ihr bedenkt: wo Ihr ſeid und vor wem.

Gottfried. Bei meinem Eid! ich verkenne Euch nicht, meine Herren!

Kaiſerlicher Rath. Ihr thut Eu're Schuldigkeit.

Gottfried. Von ganzem Herzen.

Kaiſerlicher Rath. Setzt Euch.

Gottfried. Da unten hin? Ich kann ſtehn, meine Herren; das Stühlchen riecht nach armen Sündern, wie überhaupt die ganze Stube.

Kaiſerlicher Rath. So ſteht.

Gottfried. Zur Sache, wenn's Euch gefällig iſt.

Kaiſerlicher Rath. Wir werden in der Ordnung verfahren.

Gottfried. Nun's wohl zufrieden; wollt', es wär' von jeher geschehn.

Kaiserlicher Rath. Ihr wißt, wie Ihr auf Gnad' und Ungnad' in unsre Hände kam't.

Gottfried. Was gebt Ihr mir, wenn ich's vergesse?

Kaiserlicher Rath. Wenn ich Euch Bescheidenheit geben könnte, würd' ich Eu're Sache gut machen.

Gottfried. Freilich gehört zum Gutmachen mehr als zum Verderben.

Schreiber. Soll ich das All' protokolliren?

Kaiserlicher Rath. Nichts, als was zur Handlung gehört.

Gottfried. Meinetwegen dürft Ihr's drucken lassen.

Kaiserlicher Rath. Ihr war't in der Gewalt des Kaisers, dessen väterliche Gnade an den Platz der majestatischen Gerechtigkeit trat, Euch anstatt eines Kerkers, Heilbronn, eine seiner geliebten Städte, zum Aufenthalt anwies. Ihr versprachet mit einem Eid, Euch, wie es einem Ritter geziemt, zu stellen und das Weitere demüthig zu erwarten.

Gottfried. Wohl! — und ich bin hier und warte.

Kaiserlicher Rath. Und wir sind hier, Ihre kaiserlichen Majestät Gnade und Huld zu verkündigen. Sie verzeiht Euch Eu're Uebertretungen, spricht Euch von der Acht und aller wohlverdienten Strafe los, welches Ihr mit unterthänigem Dank erkennen und dagegen die Urfehde abschwören werdet, welche Euch hiermit vorgelesen werden soll.

Gottfried. Ich bin Ihro Majestät treuer Knecht wie immer. Noch ein Wort, eh' Ihr weiter geht. Meine Leute, wo sind Die? Was soll mit ihnen werden?

Kaiserlicher Rath. Das geht Euch Nichts an.

Gottfried. So wende der Kaiser sein Antlitz von Euch, wenn Ihr in Noth steckt! Sie waren meine Gesellen und sind's. Wo habt Ihr sie hingebracht?

Kaiserlicher Rath. Wir sind Euch davon keine Rechnung schuldig.

Gottfried. Ah! Ich dachte nicht, daß Ihr zu Nichts verbunden seid, nicht einmal zu Dem, was Ihr versprecht.

Kaiserlicher Rath. Unsre Commission ist, Euch die Urfehde vorzulegen. Unterwerft Euch dem Kaiser, und Ihr werdet einen Weg finden, um Eu'rer Knechte Leben und Freiheit zu flehen.

Gottfried. Euern Zettel!

Kaiserlicher Rath. Schreiber lest.

Schreiber. „Ich, Gottfried von Berlichingen, bekenne öffentlich durch diesen Brief: daß, da ich mich neulich gegen Kaiser und Reich rebellischer Weise aufgelehnt" —

Gottfried. Das ist nicht wahr! Ich bin kein Rebell, habe gegen Ihro kaiserliche Majestät Nichts verbrochen und das Reich geht mich Nichts an. Kaiser und Reich! — Ich wollt', Ihre Majestät ließen ihren Namen aus so einer schlechten Gesellschaft. Was sind die Stände, daß sie mich Aufruhrs zeihen wollen! Sie sind die Rebellen, die mit unerhörtem, geizigem Stolz mit unbewehrten Kleinen sich füttern und täglich Ihre Majestät nach dem Kopf wachsen. Die sind's, die alle schuldige Ehrfurcht außer Augen setzen und die man laufen lassen muß, weil der Galgen zu theuer werden würde, woran sie gehenkt werden sollten.

Kaiserlicher Rath. Mäßigt Euch und hört weiter.

Gottfried. Ich will Nichts weiter hören. — Tret' Einer auf und zeug'! Hab' ich wider den Kaiser, wider das Haus Oesterreich nur einen Schritt gethan? Hab' ich nicht von jeher durch alle Handlungen gewiesen, daß ich besser als Einer fühle, was Deutschland seinem Regenten schuldig ist, und besonders was die Kleinen, die Ritter und Freien, ihrem Kaiser schuldig sind? Ich müßte ein Schurke sein, wenn ich mich könnte bereden lassen, Das zu unterschreiben.

Kaiserlicher Rath. Und doch haben wir gemessene Ordre, Euch in der Güte zu bereden oder im Entstehungsfall in Thurm zu werfen.

Gottfried. In Thurm? — mich?

Kaiserlicher Rath. Und daselbst könn't Ihr Euer Schicksal von der Gerechtigkeit erwarten, wenn Ihr es nicht aus den Händen der Gnade empfangen woll't.

Gottfried. In Thurm? Ihr mißbraucht die kaiserliche Gewalt. In Thurm? — Das ist sein Befehl nicht. Was! mir erst, die Verräther! eine Falle stellen und ihren Eid, ihr ritterlich Wort zum Speck d'rin aufzuhängen; mir dann ritterlich Gefängniß zusagen und die Zusagen wieder brechen!

Kaiserlicher Rath. Einem Räuber sind wir keine Treu' schuldig.

Gottfried. Trügst Du nicht das Ebenbild des Kaisers, das ich auch in der gesudeltsten Malerei verehre, ich wollte Dir zeigen, wer Der sein müsse, der mich einen Räuber heißen wolle. Ich bin in einer ehrlichen Fehd' begriffen. Du könntest Gott danken und Dich vor der Welt groß machen, wenn Du eine so ehrliche, so edle That gethan hättest, wie die ist, um welcher willen ich gefangen sitze. Denen Spitzbuben von Nürnberg einen Menschen abzujagen, dessen beste Jahre sie in ein elend' Loch begruben, meinen Hans von Littwach zu befreien, hab' ich die Cujone cujonirt. Er ist so gut ein Stand

des Reichs als Ew're Ehrfürsten; und Kaiser und Reich hätten seine Noth nicht in ihrem Kopfkissen gefühlt. Ich habe meinen Arm gestreckt und habe wohl gethan. (Kaiserlicher Rath winkt dem Rathsherrn; der zieht die Schelle.) Ihr nennt mich einen Räuber! Müsse Ew're Nachkommenschaft von bürgerlich' ehrlichen Spitzbuben, von freundlichen Dieben und privilegirten Beutelschneidern bis auf das letzte Flaumfederchen berupft werden! — (Bürger treten herein, Stangen in der Hand, Wehren an der Seite.) Was soll Das?

Kaiserlicher Rath. Ihr wollt nicht hören. Fangt ihn!

Gottfried. Ist Das die Meinung? Wer kein Ung'rischer Ochs ist, komme mir nicht zu nah'! Er soll von dieser meiner rechten, eisernen Hand eine solche Ohrfeige kriegen, die ihm Kopfweh, Zahnweh und alles Weh der Erde aus dem Grund curiren soll. (Sie machen sich an ihn; er schlägt den Einen zu Boden und reißt einem Andern die Wehr von der Seite. Sie weichen.) Kommt! Kommt! Es wäre mir angenehm, den Tapfersten unter Euch kennen zu lernen.

Kaiserlicher Rath. Gebt Euch!

Gottfried. Mit dem Schwert in der Hand? Wißt Ihr, daß es jetzt nur an mir läge, mich durch alle diese Hascher durchzuschlagen und das weite Feld zu gewinnen? Aber ich will Euch lehren, wie man sein Wort hält. Versprecht mir ritterlich' Gefangniß zu halten, und ich gebe mein Schwert weg und bin, wie vorher, Euer Gefangener.

Kaiserlicher Rath. Mit dem Schwert in der Hand will't Ihr mit dem Kaiser rechten?

Gottfried. Behüte Gott! — nur mit Euch und Ew're edeln Compagnie. Seht, wie sie sich die Gesichter gewaschen haben! Was gebt Ihr ihnen für die vergebliche Müh'? Geht, Freunde, es ist Werkeltag, und hier ist Nichts zu gewinnen als Verlust.

Kaiserlicher Rath. Greift ihn! Gibt Euch Ew're Liebe zu Euerm Kaiser nicht mehr Muth?

Gottfried. Nicht mehr, als Pflaster, die Wunden zu heilen, die sich ihr Muth holen könnte.

Gerichtsdiener. Eben ruft der Thürmer: „Es zieht ein Trupp von mehr als Zweihunderten nach der Stadt zu. Unversehens sind sie hinter der Weinhöhe hervorgequollen und drohen unsern Mauern.“ —

Rathsherren. Weh' uns! Was ist Das?

Wache (kommt.) Franz von Sickingen hält vor dem Schlag und läßt Euch sagen: er habe gehört, wie unwürdig man an seinem Schwager handbrüchig werden wäre; wie die Herren von Heilbronn allen Vorschub thäten. Er verlange Rechenschaft; sonst wolle er binnen einer Stunde die Stadt an vier Ecken anzünden und sie der Plünderung Preis geben.

Gottfried. Braver Schwager!

Kaiserlicher Rath. Tretet ab, Gottfried. (Gottfried ab.) Was ist zu thun?

Rathsherren. Habt Mitleiden mit uns und unsrer Bürgerschaft! Sickingen ist unhändig in seinem Zorn; er ist ein Mann, es zu halten.

Kaiserlicher Rath. Sollen wir uns und dem Kaiser die Gerechtsame vergeben?

Zweiter Rath. Was hilft's, umzukommen? Halten können wir sie nicht. Wir gewinnen im Nachgeben.

Rathsherren. Wir wollen Gottfried ansprechen, für uns ein Wort einzulegen. Mir ist, als wenn ich die Stadt schon in Flammen sähe.

Kaiserlicher Rath. Laßt Gottfried herein.

Gottfried. Was soll's?

Kaiserlicher Rath. Du würdest wohl thun, Deinen Schwager von seinem rebellischen Vorhaben abzumahnen. Anstatt Dich vom Verderben zu retten, stürzt er Dich nur tiefer hinein, indem er sich zu Deinem Falle gesellt.

Gottfried (hört Elisabeth an der Thüre, heimlich zu ihr.) Geh' hin! Sag' ihm: er soll unverzüglich hereinbrechen, soll hierher kommen, nur der Stadt kein Leid's thun. Wenn sich die Schurken hier widersetzen, soll er Gewalt brauchen. Es liegt mir Nichts d'ran, umzukommen, wenn sie nur Alle mit erstochen werden.

Ein großer Saal auf dem Rathhause.

Sickingen. Gottfried.

(Das ganze Rathhaus ist von Sickingens Rittern besetzt.)

Sickingen. Du bist zu ehrlich, — Dich nicht einmal des Vortheils zu bedienen, den der Rechtschaffene über den Meineidigen hat! Sie sitzen im Unrecht, und wir wollen ihnen keine Kissen unterlegen. Sie haben die Befehle des Kaisers zu Knechten ihrer Leidenschaften gemacht. Und wie ich Ihro Majestät kenne, darfst Du sicher auf mehr als Fortsetzung der ritterlichen Haft dringen. Es ist zu wenig.

Gottfried. Ich bin von jeher mit Wenigem zufrieden gewesen.

Sickingen. Und bist von jeher zu kurz kommen. Der Großmuthige gleicht einem Mann, der mit seinem Abendbrod Fische fütterte, aus Unachtsamkeit in den Teich fiel und ersoff. Da fraßen sie den Wohlthäter mit eben dem Appetit wie die Wohlthaten, und wurden fett und stark davon. Meine Meinung ist: sie sollen

Deine Knechte aus dem Gefängniß und Dich zusammt ihnen auf Deinen Eid nach Deiner Burg ziehen lassen. Du magst versprechen, nicht aus Deiner Terminei zu gehen, und wirst immer besser sein als hier.

Gottfried. Sie werden sagen: meine Güter seien dem Kaiser heimgefallen.

Sickingen. So sagen wir: Du wolltest zur Miethe d'rinnen wohnen, bis sie Dir der Kaiser zu Leh'n gäb'. Laß sie sich wenden, wie 'Aale in einer Reuße; sie sollen uns nicht entschlüpfen. Sie werden von kaiserlicher Majestät reden, von ihrem Auftrag. Das kann uns einerlei sein. Ich kenn' den Kaiser auch und gelte was bei ihm. Er hat von jeher gewünscht, Dich unter seiner Armee zu haben. Du wirst nicht lang auf Deinem Schloß sitzen, so wirst Du aufgerufen werden.

Gottfried. Wollte Gott, bald, eh' ich's Fechten verlerne!

Sickingen. Der Muth verlernt sich nicht, wie er sich nicht lernt. Sorge für Nichts! Wenn Deine Sachen in der Ordnung sind, gehe ich an Hof; denn mein Unternehmen fängt an, reif zu werden. Günstige Aspecten deuten mir: brich auf! Es ist mir Nichts übrig, als die Gesinnungen des Kaisers zu sondiren. Trier und Pfalz vermuthen eher des Himmels Einfall, als daß ich ihnen über'n Kopf wachsen werde. Und ich will kommen wie ein Hagelwetter! Und wenn mir unser Schicksal machen können, so sollst Du bald der Schwager eines Churfürsten sein. Ich heft' auf Deine Faust bei dieser Unternehmung.

Gottfried (drückt seine Hand). O! Das deutete der Traum, den ich hatte, als ich Tags d'rauf Marie an Weislingen versprach. Er sagte mir Treu' zu und hielt meine rechte Hand so fest, daß sie aus den Armschienen ging, wie abgebrochen. Ach, ich bin in diesem Augenblick mehrloser, als ich war, da sie mir vor Nürnberg abgeschossen wurde! Weislingen! Weislingen!

Sickingen. Vergiß einen Verräther. Wir wollen seine Anschläge vernichten, sein Ansehen untergraben und zu den geheimen Martern des Gewissens noch die Qual einer öffentlichen Schande hinzufügen. Ich seh', ich seh' im Geiste meine Feinde, Deine Feinde niedergestürzt und uns über ihre Trümmer nach unsern Wünschen hinaufsteigen.

Gottfried. Deine Seele fliegt hoch. Ich weiß nicht: seit einiger Zeit wollen sich in der meinigen keine fröhlichen Aussichten eröffnen. Ich war schon mehr im Unglück, schon ein Mal gefangen, und so, wie mir's jetzt ist, war mir's niemals. Es ist mir so eng! — so eng'!

Sickingen. Das ist ein kleiner Unmuth, der Gefährte des Unglücks; sie trennen sich selten. Seid guten Muths, lieber Schwager! Wir wollen sie bald zusammen verjagen. Komm' zu denen Perrücken! Sie haben lange genug den Vortrag gehabt; laß uns ein Mal die Mühe übernehmen. (Ab.)

Adelheid's Schloß.

Adelheid. Weislingen.

Adelheid. Das ist verhaßt!

Weislingen. Ich habe die Zähne zusammengebissen und mit den Füßen gestampft. Ein so schöner Anschlag, so glücklich vollführt, und am Ende ihn auf sein Schloß zu lassen! Es war mir, wie's Dem sein müßte, den der Schlag rührte im Augenblick, da er mit dem einen Fuß das Brautbette schon bestiegen hat. Der verdammte Sickingen!

Adelheid. Sie hätten's nicht thun sollen.

Weislingen. Sie saßen fest. Was konnten sie machen! Sickingen drohte mit Feuer und Schwert, der hochmüthige, jähzornige Mann! Ich haß' ihn! Sein Ansehn nimmt zu wie ein Strom, der nur ein Mal ein paar Bäche gefressen hat, die übrigen geben sich von selbst.

Adelheid. Hatten sie keinen Kaiser?

Weislingen. Liebe Frau! Er ist nur der Schatten davon, er wird alt und mißmuthig. Wie er hörte, was geschehen war, und ich nebst denen übrigen Regiments-Räthen eiferte, sagt' er: „Laßt ihnen Ruh'! Ich kann dem alten Gottfried wohl das Plätzchen gönnen; und wenn er da still ist, was habt Ihr über ihn zu klagen?" — Wir redeten vom Wohl des Staates. „Ach!" sagte er, „hätt' ich von jeher Räthe gehabt, die meinen unruhigen Geist mehr auf das Glück einzelner Menschen gewiesen hätten!" —

Adelheid. Er verliert den Geist eines Regenten.

Weislingen. Wir zogen auf Sickingen los. — „Er ist mein treuer Diener," sagte er; „hat er's nicht auf meinen Befehl gethan, so that er doch besser meinen Willen, als meine Bevollmächtigten — und ich kann's gut heißen, vor oder nach."

Adelheid. Man möchte sich zerreißen!

Weislingen. Seine Schwachheiten lassen mich hoffen, er soll bald aus der Welt gehn. Da werden wir Platz finden, uns zu regen.

Adelheid. Gehst Du an Hof?

Weislingen. Ich muß.

Adelheid. Laß mich bald Nachricht von Dir haben.

Jaxthausen.

Nacht.

Gottfried an einem Tisch. Elisabeth bei ihm mit der Arbeit; es steht ein Licht auf dem Tisch und Schreibzeug.

Gottfried. Der Müssiggang will mir gar

nicht ſchmecken, und meine Beſchränkung wird von Tag zu Tag enger. Ich wollt', ich könnt' ſchlafen, oder mir nur einbilden, die Ruhe ſei was Angenehmes.

Eliſabeth. So ſchreib' doch Deine Geſchichte aus, die Du angefangen haſt. Gib Deinen Freunden ein Zeugniß in die Hand, Deine Feinde zu beſchämen; verſchaff' einer edeln Nachkommenſchaft das Vergnügen, Dich nicht zu verkennen.

Gottfried. Ah! Schreiben iſt geſchäftiger Müßiggang. Es kommt mir ſauer an. Indem ich ſchreibe, was ich gethan habe, ärg're ich mich über den Verluſt der Zeit, in der ich Etwas thun könnte.

Eliſabeth (nimmt die Schrift). Sei nicht wunderlich. Du biſt eben an Deiner erſten Gefangenſchaft in Heilbronn.

Gottfried. Das war mir von jeher ein fataler Ort.

Eliſabeth (lieſt). „Da waren ſelbſt Einige von den Bündiſchen, die zu mir ſagten: ich habe thöricht gethan, mich meinen ärgſten Feinden zu ſtellen, da ich doch vermuthen konnte, ſie würden nicht glimpflich mit mir umgehen. Da antwortete ich:" — Nun, was antworteteſt Du? Schreibe weiter.

Gottfried. Ich ſagte: „Setz' ich ſo oft meine Haut an Rud'rer Gut und Geld, ſollt' ich ſie nicht an mein Wort ſetzen?„

Eliſabeth. Dieſen Ruf haſt Du.

Gottfried. Sie haben mir Alles genommen: Gut, Freiheit. Das ſollen ſie mir nicht nehmen.

Eliſabeth. Es fällt in die Zeiten, wie ich Dich von Miltenberg und Sinzlingen in der Wirthsſtube fand, die mich nicht kannten. Da hatt' ich eine Freude, als wenn ich einen Sohn geboren hätte. Sie rühmten Dich untereinander und ſagten: „Er iſt das Muſter eines Ritters, tapfer und edel in ſeiner Freiheit, und gelaſſen und treu im Unglück."

Gottfried. Sie ſollen mir Einen ſtellen, dem ich mein Wort brach! Und Gott weiß, daß ich mehr geſchwitzt habe, meinem Nächſten zu dienen als mir; daß ich um den Namen eines tapfern und treuen Ritters gearbeitet habe, nicht, um hohe Reichthümer und Rang zu gewinnen! Und Gott ſei Dank! Warum ich ward, iſt mir worden.

Georg. Franz Lerſe (mit Pferden).

Gottfried. Glück zu, brave Jäger!

Georg. Das ſind wir auf braven Rettern geworden. Aus Stiefeln machen ſich leicht Pantoffeln.

Franz. Die Jagd iſt doch immer was, und eine Art von Krieg.

Georg. Ja! Heute hatten wir mit Reichstruppen zu thun. Wiſſt Ihr, gnäd'ger Herr, wie Ihr uns prophezeitet: wenn ſich die Welt umkehrte, würden wir Jäger werden. Da ſind wir's ohne Das.

Gottfried. Es kommt auf Eins hinaus; wir ſind aus unſerm Kreiſ gerückt.

Georg. Es iſt Schade, daß wir jetzo nicht ausreiten dürfen.

Gottfried. Wie ſo?

Georg. Die Bauern vieler Oerter haben einen ſchrecklichen Aufſtand erregt, ſich an ihren tyranniſchen Herren zu rächen. Ich weiß, daß Mancher von Euern Freunden unſchuldig in's Feuer kommt.

Gottfried. Wo?

Franz. Im Herzen von Schwaben, wie man uns ſagte. Das Volk iſt unbändig, wie ein Wirbelwind, mordet, brennt. Der Mann, der's uns erzählte, konnte nicht von Jammer genug ſagen.

Gottfried. Mich dauert der Herr und der Unterthan. Wehe, wehe denen Großen, die ſich auf's Uebergewicht ihres Anſehens verlaſſen! Die menſchliche Seele wird ſtärker durch den Druck. Aber ſie hören nicht und fühlen nicht.

Georg. Wollte Gott, alle Fürſten würden von ihren Unterthanen gejagt wie Ihr!

Gottfried. Hätt' ich ihrer nur viel! Ich wollt' nicht glücklicher ſein als Einer, außer darin, daß ich Ihr Glück machte. So hat mir's Herzen ein verzehrendes Feuer, das ſich mit Unterthanen Glück, Zahl, Blut und Schweiß nährt, ohne geſättiget zu werden.

Adelheid's Schloß.

Adelheid. Franz.

Franz. Der Kaiſer iſt gefährlich krank; Euer Gemahl hat, wie Ihr denken könnt, alle Hände voll zu thun, bedarf Euers Raths und Euers Beiſtandes, und bittet Euch, die rauhe Jahreszeit nicht zu achten. Er ſendet mich und drei Reiter, die Euch zu ihm bringen ſollen.

Adelheid. Willkommen, Franz' Du und die Nachricht. Was macht Dein Herr?

Franz. Er befahl mir, Eu're Hand zu küſſen.

Adelheid. Da!

Franz (behält ſie etwas lange).

Adelheid. Deine Lippen ſind warm.

Franz (vor ſich auf die Hand blaſend). Hier iſt's noch wärmer. (laut.) Eu're Diener ſind die glücklichſten Menſchen unter der Sonne.

Adelheid. Wann gehen wir?

Franz. Wenn Ihr wollt. Auf uns um Mitternacht, und wir werden lebendiger ſein, als die Vögel beim Aufgang der Sonne. Jagt

uns in's Feuer: auf Euern Wink wollen wir d'rinnen leben, wie Fiſche im Waſſer.

Adelheid. Ich kenne Deine Treue und werde nie unerkenntlich ſein. Wenn Ihr 'geſſen habt und die Pferde geruht haben, wollen wir fort. Es gilt! — (Ab.)

Fünfter Aufzug.

Nacht.

Wilder Wald.

Zigeunerinnen, bei'm Feuer, kochen.

Aelteſte Zigeunerinn.

Im Nebelgerieſel, im tiefen Schnee,
Im wilden Wald, in der Winternacht:
Ich hör' der Wölfe Hungergeheul,
Ich hör' der Eule Schrei'n.

Alle.

Wille wau wau wau!
Wille wo wo wo!

Eine.

Wilde hu!

Aelteſte Zigeunerinn.

Mein Mann, der ſchoß ein' Katz' am Zaun,
War Anne, der Nachbarinn, ſchwarze, liebe Katz';
Da kamen des Nachts ſieben Währweiſ' zu mir,
War'n ſieben, ſieben Weiber vom Dorf.

Alle.

Wille wau ꝛc.

Aelteſte Zigeunerinn.

Ich kannt' ſie all', ich kannt' ſie wohl:
'S war Anne mit Urſel und Kätt,
Und Neupel und Bärbel und Lies und Gerth,
Sie heulten im Kreiſe mich an.

Alle.

Wille wau ꝛc.

Aelteſte Zigeunerinn.

Da nannt' ich ſie All' bei'm Namen laut:
Was willſt Du, Anne, was willſt Du, Kätt?
Da rätteten ſie ſich, da ſchüttelten ſie ſich,
Und liefen und heulten davon.

Alle.

Wille wau ꝛc.

Mutter. Brauner Sohn, ſchwarzer Sohn! — kommſt Du, was bringſt Du?

Sohn. Einen Haſen, Mutter. Da! — einen Hamſter. Ich bin naß durch und durch.

Mutter. Wärm' Dich am Feuer, trocken' Dich.

Sohn. 'S iſt Thauwetter. Zwiſchen die Felſen klettert' ich, da kam der Strom; der Schneeſtrom ſchoß mir um die Bein; ich watet', und ſieg und watet'.

Mutter. Die Nacht iſt finſter.

Sohn. Ich kam herab in's tiefe Thal, ſprang auf das Trock'ne; längs am Bach ſchlich ich her; das Irrlicht ſaß im Sumpfgebüſch; ich ſchwieg und ſchaudert' nicht und ging vorbei.

Mutter. Du wirſt Dein Vater, Jun
Ich fand Dich hinter'm dürren Zaun, im t
November, im Harz.

Hauptmann. Vier Zigeuner.

Hauptmann. Hört Ihr den wilden Jä

Erſter Zigeuner. Er zieht g'rad' uns hin?

Hauptmann. Das Hundegebell, w wau!

Zweiter Zigeuner. Das Peitſche knall.

Dritter Zigeuner. Das Jagdgeh Holla Ho! Holla Ho!

Zigeunerinn. Wo habt Ihr den kle Jungen, meinen Wolf?

Hauptmann. Der Jäger geſtern lernt ein fein' Weidmannsſtückchen: Reiter zu führen, daß ſie meinen, ſie wären beiſam und ſind weit auseinander. Er lag die N Nacht auf der Erd', bis er Pferde hörte; auf die Straß' hinaus. Gebt was zu eſſen

(Sie ſitzen um's Feuer und eſſen.)

Zigeuner. Horch! ein Pferd.

Adelheid (allein zu Pferd). Hilf, he Mutter Gottes! Wo bin ich? Wo ſind m Reiter? Das geht nicht mit rechten Dinge Ein Feuer! Heilige Mutter Gottes wa waltet! —

Ein Zigeuner und die Alte (zeh ſtehen). Sei gegrüßt, blanke Mueter! Wo ko Du her? Komm' an unſern Herd, komm unſern Tiſch, nimm vorlieb, wie Du's find

Adelheid. Habt Barmherzigkeit! Ic verirrt, meine Reiter ſind verſchwunden.

Hauptmann (zum Andern). Wolf hat Probſtück brav gemacht. (Laut.) Komm', ke und fürcht' Nichts. Ich bin der Hauptm des armen Völkleins. Wir thun Niema Leid's; wir ſäubern's Land vom Ungezi eſſen Hamſter, Wieſeln und Feldmäuſ. wohnen an der Erd' und ſchlafen auf der und verlangen Nichts von Euern Fürſten, den dürren Boden auf eine Nacht, daran geboren ſind, nicht ſie.

Zigeunerinn. Setz' Dich, blanke Mu auf den dürren Stamm an's Feuer. Ein h Sitz! Da haſt Du die Deck', in die ich w ſetz' Dich d'rauf.

Adelheid. Behaltet Euer Kleid.

Hauptmann. Es friert, uns nicht, gi wir nackend und bloß. Es ſchauert uns vor'm Schneegeſtöber, wenn die Wölfe h und Spenſter krächzen, wenn's Irrlicht ke und der feurige Mann. Blanke Mueter, ſ Mueter, ſei ruhig! Du biſt in guter Han

Adelheid. Wollet Ihr nicht ein

ausschicken, meinen Knaben zu suchen und meine Knechte? Ich will Euch reichlich belohnen.

Hauptmann. Gern! Gern! (Heimlich:) Geht hin und sucht Wolf: ich biet' ihm, er soll den Zauber aufthun.

Zigeunerinn. Gib mir Deine Hand! Seh' mich an, blanke Mueter, schöne Mueter, daß ich Dir sage die Wahrheit, die gute Wahrheit.

Adelheid reicht ihr die Hand.

Zigeunerinn. Ihr seid vom Hof — geht an Hof! Es ehren und lieben Euch Fürsten und Herren. Blanke Mueter, schöne Mueter, ich sag' die Wahrheit, die gute Wahrheit!

Adelheid. Ihr lügt nicht.

Zigeunerinn. Drei Männer kriegt Ihr. Den Ersten habt Ihr. — Habt Ihr den zweiten, so kriegt Ihr den Dritten auch. Blanke Mueter, schöne Mueter, ich sag' die Wahrheit, die gute Wahrheit!

Adelheid. Ich hoff's nicht.

Zigeunerinn. Kinder! Kinder! schöne Kinder seh' ich, wie die Mueter, wie der Vater, edel, schön! — Blanke Mueter, schöne Mueter, ich sag' die Wahrheit, die gute Wahrheit!

Adelheid. Dieß Mal verfehlt Ihr sie; ich hab' keine Kinder.

Zigeunerinn. Kinder seh' ich, schöne Kinder, mit dem letzten Mann, dem schönsten Mann. Blanke Mueter, schöne Mueter, ich sag' die Wahrheit, die gute Wahrheit! — Viel Feind habt Ihr, viel Feind kriegt Ihr. Eins steht Euch im Weg; jetzt liebt Ihr's. Blanke Mueter, schöne Mueter, ich sag' die Wahrheit, die gute Wahrheit!

Adelheid. Schlimme Wahrheit!

(Sohn setzt sich nah' zur Adelheid; sie rückt.)

Zigeunerinn. Das ist mein Sohn! Seh' ihn an! Haare wie ein Dornstrauch, Augen wie's Irrlicht auf der Heide. Meine Seel' freut sich, wenn ich ihn seh'. Seine Zähn' wie Elfenbein. Da ich ihn gebar, drückt' ich ihm das Nasbein ein. Wie er stolz und wild sieht! Du gefällst ihm, blanke Mueter.

Adelheid. Ihr macht mir bang.

Zigeunerinn. Er thut Dir Nichts. Bei Weibern ist er mild wie ein Lamm, und reißend wie ein Wolf in der Gefahr. Künste kann er wie der Aelteste. Er macht, daß dem Jäger die Büchse versagt, daß's Wasser nit löscht, daß's Feuer nit brennt. Sieh' ihn an, blanke Mueter. Du gefällst ihm. Laß ab, Sohn. Du ängstest sie. — Schenk uns was, blanke Mueter, wir sind arm. Schenk' uns was.

Adelheid. Da habt Ihr meinen Beutel.

Hauptmann. Ich mag ihn nicht; wir sind keine Räuber. Gib ihr was aus dem Beutel für die gute Wahrheit. Gib mir was für die Andern, die gegangen sind, und behalt' den Beutel.

Adelheid gibt.

Zigeunerinn. Ich will Dich was lernen. (Sie redet heimlich. Sohn rückt sich der Adelheid.) — Und wirf's in fließend' Wasser. Wer Dir im Weg steht, Mann oder Weib, er muß sich verzehren, und verzehren und sterben.

Adelheid. Wie graus't. (Sohn rückt näher. Adelheid will aufstehen; er hält sie.) Um Gottes willen! Laß mich.

Sohn beißt die Zähne zusammen und hält sie.

Adelheid. Wehrt Eurem Sohn, Mutter.

Zigeunerinn. Er thut Dir kein Leid's. (Adelheid will los, Zigeunerinn faßt sie mit beiden Armen und will sie küssen.)

Adelheid (schreit:) Ai!

Franz. Sickingen. Reiter.

Zigeunerinn läßt los.

Franz (springt vom Pferd). Sie ist's! Sie ist's! (Er läuft zu ihr, fällt vor ihr nieder und küßt ihr die Hände.)

Adelheid. Willkommen, Franz!

(Franz fällt in Ohnmacht, ohne daß sie's merkt.)

Sickingen. Sehr edle Frau, ich find' Euch in fürchterlicher Gesellschaft.

Adelheid. Sie ist menschenfreundlicher, als sie aussieht. Und doch, edler Ritter, erscheint Ihr mir wie ein Heiliger des Himmels, erwünscht wie unverhofft!

Sickingen. Und ich find' Euch, wie einen Engel, der sich in eine Gesellschaft verdammter Geister herabließ, sie zu trösten.

Adelheid. Franz! Wehe! Hilft ihm! Er stirbt. (Zigeunerinnen dringen.)

Alte Zigeunerinn. Laßt mich.

Sickingen. Eine gleiche Angst hab' ich nie gesehen, als der Knab' um Euch hatte: der Schmerz war mit seiner Seele so verei[n]igt, daß plötzliche Freude, die ihn vertreiben wollte, den Geist zugleich mit austrieb.

Franz. Wo ist sie? Sie bringen sie um! Ihr garstigen Leute! Wo ist sie?

Adelheid. Sei ruhig; ich bin da.

Franz (nimmt ihre Hand). Seid Ihr's? Liebe, gnädige Frau! Ihr seht noch ein Mal so schön in der schrecklichen Nacht, bei dem ängstlichen Feuer. Ach, wie lieb hab' ich Euch!

Sickingen (zum Hauptmann) Wer seid Ihr?

Hauptmann. Ich bin Johann von Lewenstein, aus Klein-Egypten, Hauptmann des armen Volks der Zigeuner. Fragt die edle Frau, wie wir Verirrten begegnen. Wir selbst irren in der Welt herum, verlangen Nichts von Euch als wüste Heide, dürres Gestrauch zum Aufenthalt auf eine Nacht, und Luft und Wasser.

Sickingen. Das begehrt Ihr, und das And're nehmt Ihr.

Hauptmann. Wer uns was schenkt, dem

Märten.

Mein General!

Schnaps.

Was giebts, Bürger?

Märten.

Ich bin nur ein Bauer.

Schnaps.

Wir ſind alle Bürger.

Märten.

So ſagt mir nur, wo das hinaus will?

Schnaps.

Unſre Grundſätze heißt man das.

Märten.

Worauf es hinaus will?

Schnaps.

Ja.

Märten.

Ich dächte faſt, es ginge auf Schläge hinaus.

nehmen wir Nichts. Dem geizigen Bauern holen wir die Enten; er schickt uns fort, da wir um ein Stück Brod betteln. Wir säubern's Land von Ungeziefer, und löschen den Brand im Dorf; wir geben der Kuh die Milch wieder, vertreiben Warzen und Hühneraugen; unsre Weiber sagen die Wahrheit, die gute Wahrheit.

Sickingen. Will Einer um ein Trinkgeld den Weg nach dem nächsten Dorfe zeigen? Ihr werdet der Ruhe nöthig haben, gnädige Frau, und Euer Knab' einiger Verpflegung. Darf ich Euch bis in die Herberge begleiten? —

Adelheid. Ihr kommt meiner Bitte zuvor. Darf ich fragen, wohin Euer Weg geht?

Sickingen. Nach Augsburg.

Adelheid. Das ist der meinige.

Sickingen. Ihr mög't also wollen oder nicht, so habt Ihr einen Knecht mehr in Euerm Gefolge.

Adelheid. Einen erwünschten Gesellschafter an meiner Seite.

Franz (vor sich). Was will nun Der!

Adelheid. Wir wollen aufsitzen, Franz. Lebt wohl, Ihr fürchterliche Wand'rer! Ich dank' Euch für freundliche Bewirthung.

Hauptmann. Wenn man uns Unrecht thut, führt unser Wort; Ihr seid gruß bei Hofe.

Alte. Alle gute Geister geleiten Dich, blanke Mutter! denk' an mich, wenn Dir's geht, wie ich gesprochen hab'.

Sickingen hilft Adelheid den Steigbügel.

Franz (drängt ihn weg). Das ist meine Sache, Herr Ritter.

Sickingen (lächelt). Du machst Prätensionen?

(Er hilft Adelheid auf's Pferd.)

Franz (brummt). Der ist unausstehlich!

Adelheid. Adieu! — Vive verve. Lebt wohl! Gott geleit' Euch! Adieu! (Ab.)

Nacht.

Eine halb verfallene Kapelle auf einem Kirchhof.

Anführer der Bauern-Rebellion.

Georg Metzler von Ballenberg (kommt). Wir haben sie! Ich hab' sie!

Hans Link. Brav! brav! Wen Alles?

Georg Metzler. Otto von Helfenstein, Nagel von Ehrenhofen — Lass't mich die Uebrigen vergessen. Ich hab' Otto von Helfenstein!

Jacob Kohl. Wo hast Du sie?

Metzler. Ich sperrt' sie in's Beinhäusel nahe hierbei, und stellt' meine Leute davor. Sie mögen sich mit den Schädeln besprechen. Es sind gewiß von denen Unglückseligen d'runter, die ihre Tyrannei zu Tode gequält hat. Brüder! — wie ich den Helfenstein in meinen Händen hatte, ich kann Euch nicht sagen, wie mir war! Als hätt' ich die Sonn' in meiner Hand und könnte Ball mit spielen.

Link. Bist Du noch der Meinung, daß man sie morgen erwerben soll?

Metzler. Morgen? Heute noch! Es ist schon über Mitternacht. Seht, wie die Gebirge von der widerscheinenden Gluth ihrer Schlösser in glühendes Blut getaucht da herumliegen! Sonne komm', Sonne komm'! Wenn d'ein erster gebrochener Strahl roth dämmert und sich mit dem fürchterlichen Schein der Flamme vereinigt, dann wollen wir sie hinausführen, mit blutrothen Gesichtern wollen wir dastehn und unsre Spieße sollen aus hundert Wunden ihr Blut zapfen. Nicht ihr Blut! Unser Blut! Sie geben's nur wieder wie Blutigel. Hal Keiner ziele nach dem Herzen. Sie sollen verbluten. Wenn ich sie ein Jahrhundert bluten sähe, meine Rache würde nicht gesättigt. O mein Bruder! mein Bruder! Er ließ Dich in der Verzweiflung sterben! Armer Unglücklicher, die Flammen des Fegefeuers quälen Dich rings um! Aber Du sollst Tropfen der Linderung haben, alle seine Blutstropfen. Ich will meine Hände d'rein tauchen, und wenn die Sonne heraufgeht, soll sie zugleich sehen mich mit seinem Blut und die Felsen durch die Flamme seiner Besitzthümer gefärbt!

Wache. Ein Weib ist draus', mit einem Kind auf dem Arme. Sie jammert und will zu den Hauptleuten.

Link. Schickt sie fort.

Metzler. Nein, Bruder, laß't sie herein. Wer sie auch ist, ihr Jammer soll wie ein Käuzchen den schnellen Tod ihres Mannes verkünden.

Gemahlinn. Sohn. Gebt mir meinen Mann! Laß't mich ihn sehen! (Der Knabe schreit.) Sei ruhig, Junge! Das, was Dir fürchterlich scheint, ist ein Himmel gegen meine Qual. Gebt mir meinen Mann, Ihr Männer! Um Gottes Barmherzigkeit willen!

Metzler. Barmherzigkeit? Nenne das Wort nicht. Wer ist Dein Mann?

Gemahlinn. Otto —

Metzler. Nenn' ihn nicht aus, den verruchten Namen! Ich möchte von Sinnen kommen, und Deinen Knaben hier wider den geheiligten Altar schmettern.

Gemahlinn (zu den Andern). Sind Ein'r Eingeweide auch eisern wie Ein'r Kleider Fahrt Euch mein Jammer nicht?

Metzler. Barmherzigkeit! Das soll das Losungswort sein, wenn wir sie morden?

Gemahlinn. Wehe! Wehe!

Metzler. Wie der giftige Drache, Dein Mann, meinen armen Bruder und noch drei

Unglückliche in den tiefſten Thurm warf, weil ſie mit hungriger Seele ſeinen Wald eines Hirſches beraubt hatten, ihre arme Kinder und Weiber zu ſpeiſen! — Wir jammerten und baten. So kniete die arme Frau, wie Du knie'ſt, und ſo ſtund der Wüth'rich, wie ich ſtehe. — Ich wollt' dieſen Platz nicht um einen Stuhl im Himmel tauſchen. — Da flehten wir auch Barmherzigkeit, und mehr als ein Knabe jammerte d'rein. — Damals lernt' ich, was ich übe. Er ſtund, der Abſcheu! — wie ein ehrner Teufel ſtund er und grinſ'te uns an. „Verfaulen ſollen ſie lebendig und verhungern im Thurm," knirſcht' er. Damals war kein Gott für uns im Himmel, jetzt ſoll auch keiner für ihn ſein!

Gemahlinn. Ich umfaſſ' Eu're Knie, gebt mir ihn wieder!

Metzler. Teufel! Wenn Ihr mir meinen Bruder wieder ſchafft. (Er ſtößt ſie weg, knirſcht und hält die Stirne mit beiden Händen.) Halt es aus, o mein Gehirn! dieſe wüthende Freude, bis ich ſein Blut habe fließen ſehen. Dann reiß' Au der Erde ſeine geliebte Frau — Weh'! Bruder, Das iſt tauſend Seelmeſſen werth!

Gemahlinn. Laſſ't mich ſie ſehn! Mein Jammer wird mich verzehren.

Metzler. Komm'! (Er nimmt ſie bei der Hand und führt ſie an die Mauer.) Lege Dein Ohr hier wider; Du wirſt ſie ächzen hören; in dem Gewölbe hierbei auf Todtengebein iſt ihre Ruheſtätt'. — Du hörſt Nichts. Ihr Jammer iſt ein Frühlingslüftchen. — — — Er lag im tiefen Thurm und ſeine Geſellen bei ihm. Ich kam des Nachts und lehnte mein Ohr an. Da hört' ich ſie heulen; ich rief, und ſie hörten mich nicht. Drei Nächt' kam ich, zerkratzte die Mauer mit Nägeln und zerbiß ſie mit Zähnen. — Die vierte hört' ich Nichts mehr. Keinen Schrei, kein Aechzen. Ich horchte auf das Aechzen, das Schreien, wie ein Mädchen auf die Stimme ihres Geliebten. — — Der Tod war ſtumm. — Ich wälzte mich an der Erde und riß ſie auf, und warf mich in Dornſträucher und fluchte, bis der Morgen kam, heiße, höllenheiße Flüche über das Mordergeſchlecht.

Gemahlinn (wirft ſich vor ihm an die Erde). Gib mir meinen Mann!

Metzler will nach ihr.

Gemahlinn. Weh' mir!

Kohl. Steh' auf und geht. Es iſt Raſerei, ſich in den Pfad ſeines Grimms zu werfen.

Gemahlinn. Es hört kein Gott mehr.

Metzler. Wohl, wohl! Hätte er damals gehört, ein ſchneller Blitz hätte Deine Thürme niedergebrannt und hätte mir die Wonne geraubt, ſelbſt in Deinen Gemächern herum zu ſengen. Sieh' da hinaus, wie's glüht! Kleiner Junge, ſieh' das ſchöne Feuerchen! — Ah!

Kohl. Geht! geht! Eu're Gegenwart nährt ſeine Rache. (Gemahlinn ab.)

Link. Ich ſinne d'rauf, Bruder, wenn ſie todt ſind, was wir weiter vornehmen.

Kohl. Wir müſſen ſuchen, der Sache einen Schein zu geben.

Link. Ich dachte, ob wir nicht Gottfried von Berlichingen zum Hauptmann machen ſollten. Es fehlt uns ein Anführer von Kriegserfahrenheit und Anſehn.

Kohl. Er wird's nicht thun.

Metzler. Wir wollen's ihn lernen! Bring' ihm den Dolch an die Haut, und den Feuerbrand an's Dach, er wird ſich geſchwind entſchließen.

Link. Erwäcke uns von großem Nutzen ſein.

Metzler. Er ſoll! Wir ſind einmal im Metzeln, es kommt mir auf Einen mehr nicht an. Sieh'! Sieh'! Es donnert; der Oſten färbt ſich bleich. (Er nimmt ſeinen Stock.) Auf! Ihre Seelen ſollen mit dem Morgennebel ſteigen. Und dann ſtürm', ſtürm', Winterwind! — und zerreiß' ſie, und heul' ſie tauſend Jahre um den Erdkreis herum, und noch tauſend, bis die Welt in Flammen aufgeht, und dann mitten, mitten mit ihnen in's Feuer! — (Ab.)

Adelheid's Vorzimmer.

Franz (mit einem Briefe). Sie liebt mich nicht mehr! Der verdammte Sickingen hat mich verdrängt. Ich haſſ' ihn, und ſoll ihm den Brief bringen. O, daß ich das Papier vergiften könnte! Ich ſoll ihn heute Nacht heimlich zu ihr führen. In die Hölle! — Wenn ſie mir liebkoſ't, weiß ich voraus, ſie will mich zahm machen. Dann ſagt' ſie hintendrein: „Lieber Franz, thu' Dieß, thu' Das." Ich kann's ihr nicht abſchlagen, und raſend möcht' ich werden, indem ich ihr folge. — Ich will nicht gehen. Soll ich meinen Herrn, meinen guten Herrn verrathen, der mich liebt, wie ſeinen jüngern Bruder, um eines wankelmüthigen Weibs willen?

Adelheid kommt.

Du biſt noch nicht weg!

Franz. Werd' auch nicht gehen. Da habt Ihr Euern Brief wieder.

Adelheid. Was kommt Dir ein?

Franz. Soll ich ein Verräther an meinem guten Herrn ſein?

Adelheid. Wo biſt Du dem Gewiſſen ſo geſchwind begegnet? Deinen Herrn verrathen! Welche Grille! Du thuſt ihm einen wahren Dienſt. Indem Sicking' und er öffentlich getrennt ſind und er doch von großem Gewicht

iſt, bleibt keine Communications-Art mit ihm übrig als die, ihm heimlich zu ſchreiben und heimlich mit ihm zu reden.

Franz. Um Mitternacht in Euerm Schlafzimmer! Es mag ein recht politiſcher Communications-Punct ſein, der Euch zuſammenbringt.

Adelheid (improvisirend). Franz!

Franz. Und mich zum Unterhändler zu machen!

Adelheid. Gib mir den Brief wieder. Ich hielt Dich für was Andres.

Franz. Gnäd'ge Frau!

Adelheid. Gib! Gib! Du wirſt unnütz. — Und kannſt gehn und nach Belieben meine Geheimniſſe verrathen, Deinem guten Herrn, und wem Du willſt. Ich war die Närrinn, Dich für was zu halten, was Du nicht biſt. Gib mir den Brief und geh'.

Franz. Liebe, gnäd'ge Frau! zürnt nicht! Ihr wißt, daß ich Euch liebe.

Adelheid. Und ich hielt Dich — Du weißt's! Das hat Dich übermüthig gemacht. Du warſt mein Freund, meinem Herzen ſo nah', Geh' nur, geh'! Gib mir den Brief und belohne mein Vertrauen mit Verrath.

Franz. Laſſt mich! Ich will Euch gehorchen. Eh' wollt' ich mir das Herz aus dem Leibe reißen, als den erſten Buchſtaben Euers Geheimniſſes verſchwatzen. Liebe Frau! — Wenn dieſe Ergebenheit Nichts mehr verdient, als Andre ſich vorgezogen zu ſehen —

Adelheid. Du weißt nicht, was Du willſt, noch weniger, was Du redſt. Wanke nicht von Deiner Lieb' und Treu' — und der ſchönſte Lohn ſoll Dir werden. (Ab.)

Franz. Der ſchönſte Lohn? Ich ſiege! — Wenn ſie Wort hält! — Das würd' ein Jahrtauſend vergangener Höllenqualen in einem Augenblick aus meiner Seele verdrängen. (Ab.)

Jaxthauſen.

Eliſabeth. Lerſe.

Lerſe. Tröſtet Euch, gnäd'ge Frau!

Eliſabeth. Ach Lerſe! die Thränen ſtunden ihm in den Augen, wie er Abſchied von mir nahm. Es iſt grauſam, grauſam!

Lerſe. Er wird zurückkehren.

Eliſabeth. Es iſt nicht Das. Wenn er auszog, rühmlichen Sieg zu erwerben, da war mir's nicht bang um's Herz. Ich freute mich auf ſeine Rückkunft, vor der mir jetzt bang iſt.

Lerſe. Ein ſo edler Mann —

Eliſabeth. Nenn' ihn nicht ſo. Das macht mein Elend. Die Böſewichter! Sie drohten, ihn zu ermorden und ſein Schloß zu ſeinem Scheiterhaufen zu machen. Wenn er wiederkommen wird — ich ſeh' ihn finſter, finſter. Seine Feinde werden lügenhafte Klag-Artikel ſchmieden, und er wird nicht ſagen können: nein!

Lerſe. Er wird und kann.

Eliſabeth. Er hat ſeinen Bann gebrochen. Sag' nein!

Lerſe. Nein! Er ward gezwungen; wo iſt der Grund, ihn zu verdammen?

Eliſabeth. Die Bosheit ſucht keine Gründe, nur Urſachen, nur Winke. Er hat ſich zu Rebellen, Miſſethätern, Mördern geſellt, iſt an ihre Spitze getreten. Sagt nein!

Lerſe. Laßt ab, Euch zu quälen und mich. Haben ſie ihm nicht ſelbſt feierlich zugeſagt, keine Thathandlungen mehr zu unternehmen, wie Die bei Weinsberg? Hörtet Ihr ſie nicht ſelbſt bald reuig ſagen: „Wenn's nicht geſchehen wär', geſchäh's vielleicht nie?" Müſſen nicht Fürſten und Herren ihm Dank ſagen, wenn er freiwillig Führer eines unbändigen Volks geworden wäre, um ihrer Raſerei Einhalt zu thun und ſoviel Menſchen und Beſitzthümer zu ſchonen?

Eliſabeth. Du biſt ein liebevoller Advocat. — Wenn ſie ihn gefangen nähmen, als Rebell behandelten und ſein graues Haupt — Lerſe, ich möchte von Sinnen kommen! —

Lerſe (für ſich). Sende ihrem Körper Schlaf, lieber Vater der Menſchen, — wenn Du ihrer Seele keinen Troſt geben willſt!

Eliſabeth. Georg hat uns verſprochen, Nachricht zu ſenden. Er wird auch nicht dürfen, wie er will. Sie ſind ärger als gefangen. Ich weiß, man bewacht ſie wie Feinde. Der gute Georg! Er wollte nicht von ſeinem Herrn weichen.

Lerſe. Das Herz blutete mir, wie ich ihnen vom Thurm nachſah. Wenn Ihr nicht meiner Hülfe bedürftet, alle Strafen einer kalten, feigen Mordſucht ſollten mich nicht zurückgehalten haben.

Eliſabeth. Ich weiß nicht, wo Sickingen iſt. Wenn ich nur Marie einen Boten ſchicken könnte!

Lerſe. Schreibt nur; ich will dafür ſorgen. (Elisabeth ab.)

Lerſe. Wenn Du nicht das Gegengewicht hältſt, Gott im Himmel! ſo ſinkt unſ're Schale unaufhaltſam in Abgrund. (Ab.)

Bei einem Poſt.

Gottfried. Georg.

Gottfried. Geſchwind zu Pferde, Georg! Ich ſehe Mittenberg brennen. Das iſt wider den Vertrag. Die Mordbrenner! Sagt' ich ihnen nicht zu: ihnen zu ihren Rechten und Freiheiten behülflich zu ſein, wenn ſie von allen

Thätlichkeiten absehen und ihre grundlose, unnütze Wuth in zweckmäßigen Zorn verkehren wollten? Reit' hin und sag' ihnen die Meinung! Sag', ich sei nicht an mein Versprechen gebunden, wenn sie das ihrige so scheußlich vernachlässigten. (Georg ab.) Wollt', ich wär' tausend Meil' davon. Wer sich in die Gesellschaft des Teufels begibt, ist so gut als versengt: sein Element ist das Feuer. Könnt' ich mit Ehren von ihnen kommen! Ich sag' ihnen alle Tage die bittersten Wahrheiten und fahr' ihnen durch den Sinn, daß sie meiner satt werden sollen. Aus dem Fegefeuer wird Keiner mehr nach Rettung seufzen, als ich aus dieser Schlinge.

Ein Unbekannter (tritt auf). Gott grüß' Euch, sehr edler Herr!

Gottfried. Gott dank' Euch! Was bringt Ihr? Euern Namen?

Unbekannter. Der thut Nichts zur Sache. Ich komm', Euch zu sagen, daß Euer Kopf in Gefahr ist. Die Anführer, müde, sich von Euch so harte Worte geben zu lassen, haben beschlossen, Euch aus dem Weg zu räumen; denn Ihr steht ihnen im Weg. Mäßigt Euch, oder seht, zu entwischen; und Gott geleit' Euch! (Ab.)

Gottfried. Hört! Noch ein Wort. — Auf diese Art, mein Leben zu lassen? — Gottfried, Gottfried! Du wolltest dem jämmerlichen Tod entgehen, die Flamme löschen, die Deine Burg zu verzehren drohte! Du hast Dich in ein abscheuliches Feuer gestürzt, das zugleich Dich und Deinen Namen verzehren wird. — Wollte Gott verzehren!

Einige Bauern.

Erster Bauer. Herr! Herr! sie sind geschlagen, sie sind gefangen.

Gottfried. Wer?

Zweiter Bauer. Die Miltenberg verbrannt haben. Es zog sich ein Bündischer Trupp hinter den Berg her und überfiel sie auf ein Mal.

Gottfried. Sie erwartet ihr Lohn. O Georg, Georg! — Sie haben ihn mit den Bösewichtern gefangen. — Mein Georg! mein Georg! —

Anführer treten auf.

Link. Auf, Herr Hauptmann, auf. Es ist nicht Säumens Zeit. Der Feind ist in der Nähe und mächtig.

Gottfried. Wer verbrannte Miltenberg?

Metzler. Wenn Ihr Umstände machen wollt, so werden wir Euch weisen, wie man keine macht.

Kohl. Sorgt für unsre Haut und Eure. Auf! Auf!

Gottfried (zu Metzler). Droht Ihr mir? Du Nichtswürdiger! Glaubst Du, daß Du mir fürchterlicher bist, weil noch des Grafen von Helfenstein Blut an Deinen Kleidern klebt? Es ekelt mir vor Dir! Ich verabscheue Dich wie eine geleckte Kröte.

Metzler. Verlichingen!

Gottfried. Du darfst mich bei'm Namen nennen und meine Kinder werden sich Dessen nicht schämen; wenn Deiner, Du Böswicht, wie der Name des Teufels, nur zu Flüchen und zu Verwünschungen tönen wird!

Kohl. Verderbt Eure Zeit nicht mit unglücklichem Streit. Ihr arbeitet dem Feinde vor.

Gottfried. Er — mir drohen! Der heulende Hund! Das schlechteste Weib würde seinen Zorn aushehnen. Der Feige! — dessen Galle wie ein bösartiges Geschwür innerlich herumfrißt, weil seine Natur nicht Kraft genug hat, sie auf ein Mal von sich zu stoßen. Pfui über Dich! Es stinkt, es stinkt um Dich von faulen, aufgebrochenen Beulen, daß die himmlische Luft sich die Nase zuhalten möchte.

Kohl. Geht, Metzler, zu Eurem Trupp. Unsre halten schon hinter m Dorf. Wir müssen auf- und abziehen, um es zu keiner Schlacht kommen zu lassen.

Gottfried. Wenn der Teufel ihn zu holen kommt, nehmt Euch in Acht, daß er nicht Einen von Euch im Dunkeln erwische. Und Ihr seid werth, seine Gebrüder in der Hölle zu sein, da Ihr Euch zu Gehilfen seiner scheußlichen Thaten macht. Was! Eure Freiheiten, Eure Gerechtigkeiten wieder zu erlangen, begeht ihr Thaten, die der Gerechtigkeit so laut in die Ohren brüllen, daß sie vor Euerm Flehen taub werden muß? Meine Zeit geht zu Ende. Und ich will meines Wegs.

Link. Du sollst. Denn wir sind Deiner herzlich müd'. Wir hielten Dich für einen edlern, freiern Mann, für einen Feind der Unterdrückung. Nun sehen wir, daß Du ein Sclave der Fürsten bist und kein Mann für uns. Wenn Deine Zeit um ist, sollst Du fort.

Gottfried. In Gottes Namen! — und Der mag richten und Alles zum Besten kehren! Und wenn Ihr durchschlüpft, so darf der Teufel Erlösung hoffen.

Nacht.

Adelheid's Vorzimmer.

Franz in einem Sessel, auf den Tisch gebeugt, schlafend. Das Licht brennt dunkel. (Im Schlaf.) Nein! Nein! (Er fährt auf.) Ah! — Sie sind noch beisammen! Für Wuth möcht' ich mich selbst auffressen. Du konntest schlafen! Sieh'! Deine Missethat verfolgt Dich in dem tiefsten Schlummer. Elender! Nichtswürdiger! Du machst den Wächter zu ihren Verbrechen. Ein Geräusch. Auf! auf, daß die Sonne Eu re ehebrecherische Stirnen nicht beleuchte!

Adelheid. Sickingen.

Adelheid. Du gehst? Ein harter Stand für mich, denn ich verlor noch Nichts, was ich je liebte.

Sickingen. Und ich nahm noch von keiner Adelheid Abschied.

Adelheid. Wenn ich wüßte, Das sollte das letzte Mal sein, ich wollte Dich trotz dem verrätherischen Tage in meinen Armen festhalten. Sickingen, vergiß mich nicht! Meine Liebe that zu viel für Dich; rechn's ihr nicht zum Fehler an. Und wenn's ein Fehler war, so laß mich in der Folge Entschuldigung für ihn finden.

Sickingen. Ein Fehler, der mich zu einem Gott machte! Leb' wohl! Du wehrest hier mitten unter den fleißigsten Unternehmungen.

Adelheid. Ein edler Platz!

Sickingen. Du wärst einen Thron werth.

Adelheid. Ich würde nicht schöner ruhen als hier. (Sie legt ihre Hand auf seine Brust; er faßt sie.)

Sickingen. Wende Deine Augen, sonst kann ich nicht von der Stelle!

Adelheid. Geht! Möge jeder von meinen Gedanken, die ich Euch nachsende, ein Engel sein und Euch geleiten und beistehn! (Ab.)

Sickingen. Lebt wohl!

Adelheid. Das ist ein Mann! Weislingen ist ein Schatten gegen ihn! Schicksal, Schicksal! Warum hast Du mich an einen Elenden geschmiedet? — Schicksal? — Sind wir's nicht selbst? Und weissagte mir die Zigeunerinn nicht den dritten Mann, den schönsten Mann? — „Es steht Euch Eins im Weg, ihr liebt's noch!" Und lehrte sie mich nicht, durch geheime Künste meinen Feind vom Erdboden weghauchen? Er ist mein Feind; er stellt sich zwischen mich und mein Glück. Du wolltest nieder in den Boden hinein, mein Weg geht über Dich hin.

Weislingen. Adelheid.

Adelheid. So früh?

Weislingen. Seit drei Tagen und Nächten kenn' ich keinen Unterschied von früh und spät. Diesen Augenblick stirbt unser Kaiser und große Veränderungen drohen herein. Eben krieg' ich einen Brief mit der Nachricht, daß der böhmische Aufruhr durch eine entscheidende Schlacht gedämpft sei; die Adelsführer sind gefangen und Gottfried von Berlichingen unter ihnen.

Adelheid. Ah!

Weislingen. Der Bund ersucht mich, die Stelle des ersten Commissarius in dieser Sache zu übernehmen, damit er nicht scheine, sein eig'ner Richter sein zu wollen.

Adelheid. Und Du übernimmst? —

Weislingen. Nicht gern. Ich wollte Dem reichlich beistehen, der mir die Nachricht von Gottfried's Tode brächte. — Ihn selbst zu verdammen —

Adelheid. Hast Du nicht das Herz.

Weislingen. Ich hab's nicht so bös.

Adelheid. Du bist von jeher der Elenden einer gewesen, die weder zum Bösen noch zum Guten einige Kraft haben.

Weislingen. Und wie Du gemacht wurdest, wetteten Gott und der Teufel um's Meisterstück. (Ab.)

Adelheid. Geh' nur! Das fehlte noch, daß er sich zu überheben anfängt! Wir wollen's ihm wehren. Gottfried soll aus der Welt; da befrei' ich Sickingen von einem leidigen Bande. Und dann Weislingen, mach' Dich zur Ruhe gefaßt! Du bist zu ein fauler Geselle, als daß ich auf der Reise länger Dich fortschleppen solle. Lieg'! Lieg'! Versteck' Dich unter den Boden, Du Feiger! Es dürfen tausend Herolde, drei Schritte von Dir, tausend Herausforderungen herabtrompeten und Du kannst in Ehren Außen bleiben. (Ab.)

Herbst.

Gottfried. Elisabeth.

Elisabeth. Ich bitte Dich, rede mit mir, lieber Mann! Dein Stillschweigen ängstigt mich! Du verglühst in Dir selbst. Ach, ich wollte lieber die Flammen in meinen Gemächern sich begegnen, als diese tiefe Verzweiflung Dein Gehirn durchschleichen sehen. Rede mit mir, laß' mich Deine Wunden verbinden; wir wollen sehen, ob sie besser geworden sind; daß nur Deine Seele durch die geringste Thätigkeit, durch eine dämmernde Hoffnung, und wenn's Abenddämmerung wäre, aus sich selbst herausgerissen werde!

Gottfried. Sie haben mich nach und nach verstümmelt: meine Hand, meine Freiheit, Güter und guten Namen. Das Schlechteste haben sie zuletzt aufbehalten, meinen Kopf; und was ist Der ohne das Andere!

Elisabeth. Welch eine muthlose Finsterniß! Ich finde Dich nicht mehr.

Gottfried. Wen suchtest Du? — doch nicht Gottfried von Berlichingen? Der ist lang hin. Das Feuer des Neids hat seine Dächer verbrannt; sie sind übereinander gestürzt und haben die Mauern mit erschlagen. Das verwuchs mit Epheu und die Bauern führten Steine davon, den Grund ihrer Häuser damit zu legen. Wölfe wohnten im Gesträuch und die Eule sitzt in der Mauer. Du findest hier nur ein verfallen' Gewölbe eines stolzen Schlosses, worin der Geist seines alten Besitzers ächzend herumgleitet.

Elisabeth. Lieber Mann, Lerse wird bald kommen.

Gottfried. Glaubst Du?

Elisabeth. Ich erzähl's Euch zu gestern.

Gottfried. Ich weiß Nichts davon.

Elisabeth. Du merkst nicht auf, wenn ich rede. Ich ging zu Einem der kaiserlichen Regiments-Räthe und bat ihn, Lerse's Bann aufzuthun. Du sei'st arm und alt und unglücklich; der einzige Diener sei Dir blieben. Er hieß mich wieder kommen und da sagt er mir zu: er soll los, auf Urfehde sich auf Mariä Tag nach Augsburg zu stellen. Der Rath von Heilbronn hab' den Auftrag, ihn schwören zu lassen. Ich schrieb ihm.

Gottfried. Ich werde Freud' haben, ihn zu sehen. Auf Marie-Himmelfahrt nach Augsburg? Bis dahin werd' ich sein' nicht mehr bedürfen.

Elisabeth. Richtet Euch auf! Es kann Alles sich wenden.

Gottfried. Wen Gott niederschlägt, der richtet sich selbst nicht wieder auf. Ich weiß am Besten, was auf meinen Schultern liegt. Es ist nicht das Unglück. Ich habe viel gelitten. Liebe Frau, wenn so von allen Seiten die Widerwärtigkeiten hereindringen und ohne Verbindung unter sich selbst auf einen Punct bringen: dann, dann fühlt man den Geist, der sie zusammen bewegt. Es ist nicht Weislingen allein; es sind nicht die Bauern allein; es ist nicht der Tod des Kaisers allein; es sind sie Alle zusammen. Meine Stunde ist kommen. Ich hoffte nicht, daß es eine der winterwitternächtlichsten sein sollte!

Vor'm Gefängniß.

Lerse. Elisabeth.

Lerse. Gott nehm' das Elend von Euch! Marie ist hier.

Elisabeth. Marie?

Lerse. Auf Euern Befehl bracht' ich ihr Nachricht von Allem. Sie antwortete mir Nichts als: Lerse, Lerse, ich geh' mit Dir. Sie ängstet sich, ihren Bruder zu sehen. Ach, gnäd'ge Frau, ich fürcht' Alles! Weislingen ist erster Commissarius und man hat schon mit unerhörten Executionen den Anfang gemacht. Georg Metzler ist lebendig verbrannt, die Andern gerädert, enthauptet, geviertheilt. Das Land eingsumher gleicht einer Metzge, wo Menschenfleisch wohlfeil ist.

Elisabeth. Weislingen Commissar! Wo ist Sickingen?

Lerse. Ihr hörtet Nichts von seiner Unternehmung? Sobald der Kaiser die Augen zugethan hatte, griff er nach den Waffen und überfiel Trier unversehens. Es ist eine schreckliche Bewegung im Reich über Das.

Elisabeth. Weislingen Commissar! Ein Strahl, ein Strahl von Hoffnung. Wo ist Marie?

Lerse. Im Wirthshause.

Elisabeth. Führe mich zu ihr.

Weislingen's Schloß.

Adelheid. Es ist gethan. Es ist gethan. Er hat Gottfried's Todesurtheil unterschrieben und schon trägt das fließende Wasser auch seine Lebenskräfte der Verwesung entgegen. Schwarze Mutter, wenn Du mich betrogen hättest! — wenn Deine Sympathie leeres Gaukelspiel wäre! Gift — Gift — Du Fluch des Himmels, der Du unsichtbar am Missethäter schwebst und die Luft vergiftest, die sie einziehen, flehe meinen Zaubermitteln bei! Verzeihe, verzeihe diesen Weislingen, den Verräther an der ganzen Welt! Rette mich aus seinen tödtlichen Umarmungen und laß' meinen Sickingen seiner Wünsche theilhaftig werden und mich des meinigen. Siege, Siege, würdigster, schönster Mann, den schönsten Sieg! Und dann sieg' in meine Arme! Die heißeste Brust des Ueberwinders soll an diesem Busen noch erwärmet werden.

Franz. Die Pferde sind gesattelt.

Adelheid. Gut. Ich muß noch von meinem Mann Abschied nehmen. Was hast Du? Du siehst so kummervoll.

Franz. Es ist Euer Wille, daß ich mich todt schmachten soll. Zu den Zeiten der Hoffnungen macht Ihr mich verzweifeln.

Adelheid. Er dauert mich! Es kostet mich Nichts, ihn glücklich zu machen. Franz, Du rechnest Deine Dienste hoch an.

Franz. Meine Dienste für Nichts, gnäd'ge Frau; aber meine Liebe kann ich nicht geringer schätzen als mich selbst; denn sie füllt mich ganz, ganz.

Adelheid. Begleit'st Du mich?

Franz. Wenn Ihr's befehlt.

Adelheid. Komm' mit. (Ab.)

Franz. Sie lächelt. Unglücklicher Junge! So führt sie Dich herum. Meine Hoffnung krümmt sich und kann nicht ersterben. Sie ist ich selbst. Ach, muß ich ihr nicht Arznei und Speisen reichen? (Ab.)

Elisabeth. Marie.

Elisabeth. Ich bitte Dich, Marie, thu's! Wenn's was Geringers wäre als Deines Bruders Leben, wollt' ich Dich abhalten, diesen Menschen wiederzusehen. Er ist der oberste Commissarius und kann Alles.

Marie. Wie wird's mir sein, wenn er mich verächtlich fortschickt!

Elisabeth. Er wird's nicht thun. Er hatte von jeher ein zu weiches Herz. Und der Anblick Dessen, dem wir Unrecht gethan haben, im

Elend, hat so was Greifendes, daß die menschliche Natur ihm nicht widersteht.

Marie. Was wird Sickingen sagen?

Elisabeth. Billigen wird er's. Und thät' er's nicht, so war das Leben Deines Bruders wohl ein sanftes Wort von Deinem Manne werth.

Marie. Ich habe zwei Reiter. Ich will fort. Laß mich Gottfried erst sehen.

Elisabeth. Nein! Nein! Ich fürcht' jeden Augenblick. Geh', Liebe und seh' ihn Jahre lang! Er ist der Edelste unter den Menschen. (Ab.)

Adelheid's Schloß.

Adelheid. Franz (in ihren Armen.)

Adelheid. Verlaß mich, Franz. Der Wächter singt auf dem Thurm, heimlich schleicht der Tag heran. Daß Niemand erwache und in den Busen unsers Geheimnisses schaue.

Franz. Soll ich fort? O! Das geht über alle Henkerstrafen, die Glückseligkeit des Himmels nur einen kleinen Augenblick zu genießen. Tausend Jahre sind nur eine halbe Nacht. Wie hass' ich den Tag! Lägen wir in einer uranfänglichen Nacht, eh' das Licht geboren ward! O, ich würde an Deinem Busen der ewigen Götter einer sein, die in brütender Liebeswärme in sich selbst wohnten und in einem Puncte die Keime von tausend Welten gebaren und die Gluth der Seligkeit von tausend Welten auf einen Punct fühlten.

Adelheid. Verlaß mich, kleiner Schwärmer!

Franz. Der schwärmt, wer Nichts fühlt und schlägt mit seinen Flügeln den leeren Raum. Ich bin so in Freude versunken, daß sich keine Nerve rühren kann.

Adelheid. Geh', die Knechte stehen früh auf.

Franz. Laß mich! Reißt mich nicht so auf ein Mal aus der Hitze in den Frost. Die leere Erinnerung würde mich rasend machen.

Adelheid. Wenn sich nicht Hoffnung zu ihr geselle.

Franz. Hoffnung — Du schön' Wort! Ich hatt' sie ganz vergessen. Die Fülle des Genusses ließ keiner Hoffnung Platz. — Das ist das erste Mal in meinem Leben, daß ich hoffe. Das and're waren Maulwurfsahnungen. — Es tagt. — Ich will fort! — (Er umarmt sie.) So ist kein Ort der Seligkeit im Himmel. Ich wollte meinen Vater ermorden, wenn er mir diesen Platz streitig machte. (Ab.)

Adelheid. Ich habe mich hoch in's Meer gewagt und der Sturm fängt an fürchterlich zu brausen. Zurück ist kein Weg. Weh'! weh'! Ich muß Ein's den Weiten Preis geben, um das And're zu retten. Die Leidenschaft dieses Knaben droht meinen Hoffnungen. — Könnte er mich in Sickingen's Armen sehen, er, der glaubt, ich habe Alles in ihm vergessen, weil ich ihm eine Gunst schenkte, in der er sich ganz vergaß? — Du mußt fort — Du würdest Deinen Vater ermorden — Du mußt fort! Eben der Zaubergift, der Deinen Herrn zum Grab führt, soll Dich ihm hinüber'rein bringen. Er soll. — Wenn's nicht fürchterlicher ist, zu sterben, als Einem dazu zu verhelfen, so thu' ich Euch kein Leid's. Es war eine Zeit, wo mir graute. So sind alle Sachen, wenn sie in die Nähe treten, alltäglich. (Ab.)

Weislingen's Schloß.

Gegen Morgen.

Weislingen. Ich bin so krank, so schwach. Alle meine Gebeine sind hohl. Ein elendes Fieber hat das Mark ausgefressen. Keine Ruh', und Rast, weder Tag noch Nacht. Im halben Schlummer giftige Träume. Die vorige Nacht begegnete ich Gottfried im Walde. Er zog sein Schwert und forderte mich heraus. Ich hatte das Herz nicht, nach meinem zu greifen, hatte nicht die Kraft. Da stieß er's in die Scheide, sah mich verächtlich an und ging vorbei. — Er ist gefangen und ich zitt're vor ihm. Elender Mensch! Sein Kopf hängt an meinem Wort und ich bebte vor seiner Traumgestalt wie ein Missethäter. Gottfried! Gottfried! — Wir Menschen führen uns nicht selbst; bösen Geistern ist Macht über uns gelassen, daß sie ihren höllischen Muthwillen an unserm Verderben üben. (Er setzt sich.) — Matt! matt! Wie sind meine Nägel so blau! Ein kalter, kalter verzehrender Schweiß lähmt mir jedes Glied. Es dreht mir Alles vor'm Gesicht. Könnt' ich schlafen! Ah! — — (Marie tritt auf.) Jesus Maria! — Laß mir Ruh'! — Laß mir Ruh'! — Seliger Geist, quäle mich nicht! — Die Gestalt fehlte noch! — Sie stirbt, Marie stirbt und zeigt sich mir an. — Verlaß mich, seliger Geist! Ich bin elend genug.

Marie. Weislingen, ich bin kein Geist. Ich bin Marie.

Weislingen. Das ist ihre Stimme.

Marie. Ich komme, meines Bruders Leben von Dir zu erflehen; er ist unschuldig, so strafbar er scheint.

Weislingen. Still, Marie! Du Engel des Himmels bringst die Qualen der Hölle mit Dir. Rede nicht fort.

Marie. Und mein Bruder soll sterben? Weislingen! es ist entsetzlich, daß ich Dir zu sagen brauche: er ist unschuldig! — daß ich jammern muß, Deine Hand von dem abscheu-

lichſten Mord zurückzuhalten! — Deine Seele iſt bis in ihre innerſte Tiefen von teufliſchen Mächten beſeſſen. Das iſt Adelbert!

Weislingen. Du ſiehſt, der verzehrende Athem des Tods hat mich angehaucht, meine Kraft ſinkt nach dem Grabe. Ich ſterbe als ein Elender und Du kommſt mich in Verzweiflung zu ſtürzen. Wenn ich reden könnte! Dein höchſter Haß würde in ſanfteſten Jammer zerſchmelzen. O, Marie! Marie! (Er geht nach ſeinem Tiſch.) Hier iſt das Todesurtheil Deines Bruders, unterſchrieben.

Marie. Heiliger Gott!

Weislingen. Und hier zerreiß' ich's. Meine letzten Kräfte ſollen um ſeine Befreiung ringen. (Er legt ſich zu ſchreiben.) Könnt' ich, könnt' ich retten, was ich in's Verderben ſtürzte!

Marie (vor ſich). Er iſt ſehr krank. Sein Anblick zerreißt mir das Herz. Wie liebt' ich ihn! Und wie ich ſein Angeſicht ſehe, fühl' ich, wie lebhaft. Er hatte meine ganze Liebe, er hat mein volles Mitleiden.

Weislingen zieht die Schelle.

Fräulein kommt weinend.

Weislingen. Ein Licht. Biſt Du allein da? Wo iſt Franz? wo die Andern?

Fräulein. Ach Herr!

Marie. Wie ich herein kam, ſah ich Niemanden, außer dem Thorwächter.

Fräulein. Sie haben dieſe Nacht geraubt, was ſie kriegen konnten, den Thorwächter mit Dolchen genöthigt, aufzuſchließen und ſind davon.

Weislingen. Ich danke Dir, Gott! Ich ſoll noch büßen, eh' ich ſterbe. Und Franz?

Fräulein. Nennt ihn nicht; es dringt mir durch die Seele. Ein noch ſchrecklicheres Fieber als Euch ermattet, wirft ihn auf ſeinem Lager herum. Bald raſt er an den Wänden hinauf, als wenn an der Decke ſeine Glückſeligkeit geheftet wäre; bald wirft er ſich auf den Boden mit rollenden Augen, ſchrecklich, ſchrecklich! Dann wird er ſtill und matt und blickt nur mit Thränen in den Augen und ſeufzt — und nennt Eu're Gemahlinn.

Weislingen. Er hing ſehr an ihr.

Marie. Es iſt traurig.

Fräulein. Es iſt mehr als Das. Eine weiſe Frau aus dem Dorfe, die ich heraufrief, bethenerte: ſeine Lebenskräfte ſeien durch ſchreckliche Zauberformeln mit der Verweſung gepaart, er müſſe ſich verzehren und ſterben. —

Weislingen. Aberglauben!

Fräulein. Wollte Gott! Aber mein Herz ſagt mir, daß ſie nicht lügt. Ich ſagte ihr Euern Zuſtand; ſie ſchwur das Nämliche und ſagte: Ihr müßt verzehren und ſterben.

Weislingen. Das fühle ich; es ſei nun durch wunderbaren, unbegreiflichen Zuſammenhang der Natur oder durch hölliſche Kräfte. Das iſt wahr, vor weniger Zeit war ich friſch und geſund. Ein Licht! — (Fräulein ab.) Alles, was ich kann, enthält dieſer Brief. Gib ihn dem von Seckendorf, der Regiments-Rath, in ſeine Hände. Er war immer mir entgegen, ein Herz voll Liebe. Was ſein kann, wird ſein. — Du biſt zu einer grauſamen Scene gekommen. Verlaſſen von aller Welt, im Elend der jämmerlichſten Krankheit, beraubt von Denen, auf die ich traute — ſiehſt Du, ich bin geſunken, tief, tief!

Marie. Gott richt' Euch auf!

Weislingen. Der hat lang ſein Antlitz von mir gewendet. Ich bin meinen eigenen Weg gegangen, den Weg zum Verderben. (Fräulein mit Licht.) Iſt der Bote noch nicht zurück, den ich nach meiner Frau ſendete? Gott! — ich bin ganz allein mit Dir, armem Mädchen!

Fräulein. Ach, gnäd'ger Herr!

Weislingen. Was haſt Du?

Fräulein. Ach, ſie wird nicht kommen.

Weislingen. Weißt? Woher weißt Du's?

Fräulein. Laſſt mich's Euch verſchweigen.

Weislingen. Rede! Der Tod' iſt nah' und die Hölle mit; was kann mich tiefer ſtoßen?

Fräulein. Sie wartet auf Euern Tod. Sie liebt Euch nicht.

Weislingen. Das Letzte fühlt' ich lang, das Erſte vermuthet' ich. Marie, ſetze Du, ich bin zu ſchwach.

Fräulein. Sie haſſt Euch, ſie wünſcht Euern Tod; denn ſie brennt für den Edeln von Sickingen; ſie liebt ihn bis zur Raſerei. Und Euer Tod —

Weislingen. Marie, Marie! Du biſt gerächt!

Marie. Meinen Mann?

Fräulein. Iſt's Euer Mann? (Vor ſich.) Wie lieb iſt mir's, daß ich nicht mehr geſagt habe. (Fräulein ab.)

Weislingen. Nimm Deinen Brief und geh', liebe Seele! Geh' aus der Nachbarſchaft dieſer Hölle.

Marie. Ich will bei Dir bleiben, armer Verlaſſener!

Weislingen. Ich bitte Dich, geh'! Elend! Elend! ganz allein zu ſterben, von Niemandem gepflegt, von Niemandem beweint! — Schon die Freudenſeſte nach ſeinem Tode verſammen hören! Und den letzten, einzigen Troſt, Marie, Deine Gegenwart. — Ich muß Dich wegbitten. Das iſt mehr Qual als Tod!

Marie. Laß mich. Ich will Deiner warten. Denk', ich ſei eine Wärterinn, dieſes Mäd-

deine Schweſter. Vergiß Alles. Vergeſſe Du Gott ſo Alles, wie ich Dir Alles vergeſſen!

Weislingen. Du Seele voll Liebe! — bete für mich, bete für mich! Mein Herz iſt verſchloſſen. Sogar ich fühle nur Elend in Deiner Liebe!

Marie. Er wird ſich Deiner erbarmen — Du biſt matt.

Weislingen. Ich ſterbe, ſterbe und kann nicht erſterben. Und in dem fürchterlichen Streit des Lebens und Todes zerriſſen, ſchmeck' ich die Qualen der Hölle alle vor.

Marie. Erbarmer! erbarme Dich ſeiner! Nur einen liebevollen Blick in ſein Herz, daß es ſich zum Troſt öffne und ſein Geiſt Hoffnung, Lebenshoffnung in den ewigen Tod hinüberdringe!

Ein kleines, unterirdiſches Gewölbe.

Das heimliche Gericht.

Sieben Oberrichter um einen ſchwarzbedeckten Tiſch, worauf ein Schwert und Strang, ſtehend; auf jeder Seite ſieben Unterrichter ſtehend, alle in weiten, langen Kleidern vermummt.

Erſter Oberrichter. Ihr Richter des heimlichen Gerichts, die Ihr ſchwurt auf Strang und Schwert unſträflich zu ſein und zu richten im Verborgenen, und zu ſtrafen im Verborgenen, Gott gleich! Sind Eu're Herzen rein und Eu're Hände, ſo hebt die Arme empor und ruft über die Miſſethäter: Wehe! Wehe!

Alle (mit emporgehobenen Armen). Wehe! Wehe!

Erſter Oberrichter. Rufer, beginne das Gericht!

Erſter Unterrichter (tritt vor). Ich, Rufer, rufe die Klage gegen den Miſſethäter. Weiſſen Herz rein iſt und weiſſen Hände rein ſind, zu ſchweren auf Strang und Schwert, der klage bei Strang und Schwert! klage! klage!

Ein zweiter Unterrichter (tritt auf). Mein Herz iſt rein von Miſſethat und meine Hand von unſchuldigem Blut. Verzeih' mir Gott böſe Gedanken und hemme den Weg zum Böſen! Ich hebe meine Hand auf und klage! klage! klage!

Erſter Oberrichter. Wen klagſt Du an?

Kläger. Ich klage an auf Strang und Schwert Adelheid von Weislingen. Sie hat Ehebruchs ſich ſchuldig gemacht und ihren Mann ſammt ſeinem Knaben durch geheime, verzehrende Mittel zu Tode geſaugt. Der Mann iſt todt, der Knabe ſiecht.

Erſter Oberrichter. Schwörſt Du zu dem Gott der Wahrheit, daß Du Wahrheit klagſt?

Kläger. Ich ſchwöre!

Erſter Oberrichter. Würde es falſch befunden, denkſt Du Deinen Hals der Strafe des Mords und des Ehebruchs?

Kläger. Ich biete!

Erſter Oberrichter. Eu're Stimmen.

(Er ſteht auf. Erſt treten die ſechs Oberrichter, darauf die ſieben Unterrichter der Rechten, dann die ſieben der Linken zu ihm und reden heimlich. Er ſetzt ſich.)

Kläger. Richter des heimlichen Gerichts, was iſt Euer Urtheil über Adelheid von Weislingen, bezüchtigt des Ehebruchs und Mords?

Oberrichter. Sterben ſoll ſie, ſterben des bittern Tods, — mit Strang und Beil; büßen doppelt doppelte Miſſethat. Streckt Eu're Händ' empor und ruft Weh' über ſie, Wehe! Weh'! und übergebt ſie den Händen des Rächers.

Alle. Weh'! Weh'! Weh'!

Oberrichter. Rächer, Rächer, tritt auf! (Der Rächer tritt auf.) Faſſ hier Strang und Schwert, ſie zu tilgen von dem Angeſichte des Himmels, binnen acht Tage Zeit. Wo Du ſie findeſt, nieder mit ihr in Staub! — Du oder Deine Gehülfen. Richter, die Ihr richtet im Verborgenen, Gott gleich, bewahrt Euer Herz vor Miſſethat und Eu're Hände vor unſchuldigem Blut!

Wirthshaus.

Marie. Lerſe.

Marie. Endlich komm' ich und bringe Troſt, guter Mann! Führe mich zu meinem Bruder.

Lerſe. Wenn Ihr ein Engel des Himmels wäret und ein Wunder-Evangelium verkündiget, dann wollt' ich ſagen: willkommen! So lang Euer Troſt auf dieſer Erde geboten iſt, ſo lang iſt er ein irdiſcher Arzt, deſſen Kunſt juſt in dem Augenblick fehlt, wo man ſeiner Hülfe am Meiſten bedarf.

Marie. Bring' ich Nichts, wenn ich ſage: Weislingen iſt todt; durch ihn und in ihm Gottfried's Todesurtheil und Gericht zerriſſen; — und wenn ich hier einen Zettel darlege, der von Seiten der kaiſerlichen Commiſſion Gottfried's Gefängniß erleichtert?

Lerſe. Müßt' ich Euch nicht dagegen rufen: Georg iſt todt!

Marie. Georg? der goldne Junge! Wie ſtarb er?

Lerſe. Er ſtarb einen Reitertod. Als die Nichtswürdigen Nürnberg verbrannten, ſandt' ihn ſein Herr, ihnen Einhalt zu thun. Da fiel ein Trupp Bündiſcher Reiter auf ſie los. Georg! Hätten ſie ſich Alle gewehrt, wie er! — Sie hätten Alle das gute Gewiſſen haben müſſen! Viele retteten ſich durch die Flucht, Viele wurden gefangen, Einige erſtochen; und unter den Letztern blieb Georg. O, daß ich ihm hätte die Augen zudrücken und hören können, wie ſein letztes Wort Euern Bruder ſegnete!

Marie. Weiß es Gottfried?

Lerse. Wir verbergen's vor ihm. Er fragt mich zehn Mal und ſchickt mich zehn Mal des Tags, zu forſchen, was Georg macht. Ich fürchte, ſeinem Herzen dieſen letzten Stoß zu geben. Denn, ach! muß ich's Euch ſagen, Marie: ſein alter, ſchwer verwundeter Körper hat nicht Kräfte genug, einem drückenden Gefängniß und dem mächtigen Kummer zu widerſtehen, der ihn mit allen Otterzungen anfällt! Ich glaubte nicht, daß er Eu're Ankunft erleben würde.

Marie. O Gott! — ſind denn die Hoffnungen dieſer Erde Irrlichter, die, uns zu ſpotten und uns zu verführen, muthwillig in ängſtliche Finſterniß einen freundlichen Strahl zu ſenden ſcheinen? Bring' mich zu ihm.

Adelheid's Schlafzimmer.

Adelheid. Daß es Morgen wäre! Mein Blut wird wie von ſeltſamen Ahnungen herumgetrieben und der Sturm vertreibt den ruhigen Wandrer Schlaf. Ich bin müd', daß ich weinen möchte, und meine Begierde nach Ruhe zählt jeden Augenblick der ewigen Nacht und ſie wird im Fortſchreiten länger. Es iſt Alles ſo dunkel! kein Stern am Himmel! düſter, ſtürmiſch! In einer ſolchen Mitternacht fand ich Dich, Sickingen! In einer ſolchen Nacht hatte ich Dich in meinen Armen. Meine Lampe mangelt Oels. Es iſt ängſtlich, in der Finſterniß zu wachen. (Sie geht die Scene.) Mag ein Knecht ſeinen Schlaf verlaſſen! Ich bin ſo allein! Die mächtigſten Leidenſchaften waren meiner Seele Geſellſchaft genug, daß ich in der fürchterlichſten Höhle nicht allein geweſen wäre. Sie ſchlafen auf ein Mal und ich ſtehe nackend, wie ein Miſſethäter, vor Gericht. — Ich ließ mein Mädchen — Ob Weislingen todt iſt? — (Sie geht die Scene.) Es hört Niemand. Der Schlaf hält ihnen die Ohren zu! Ob Franz todt iſt? — es war ein lieber Junge! (Sie ſieht auf die Leiche.) Sickingen! Sickingen! (Sie ſchaudert zuſammen.)

Franz (ſteigt durch das Fenſter). Adelheid!

Mörder (kommt unter der Thür hervor). Endlich ſchläft ſie, ſie hat mir die Zeit lang gemacht.

Geiſt. Adelheid! (Verſchwindet.)

Adelheid (erwacht). Ich ſah ihn! Er rang mit der Todesangſt! Er rief mir! rief mir! Seine Blicke waren hohl und liebevoll — Mörder! Mörder!

Mörder. Rufe nicht! Du rufſt dem Tod! Rachegeiſter halten der Hülfe die Ohren zu.

Adelheid. Willſt Du mein Geld? Meine Juwelen? Nimm ſie! laß mir das Leben.

Mörder. Ich bin kein Kinder. Finſterniß hat Finſterniß gerichtet und Du mußt ſterben!

Adelheid. Wehe! Wehe!

Mörder. Ueber Deinen Kopf! Wenn die ſcheußlichen Geſtalten Deiner Thaten Dich nicht zur Hölle hinabſchrecken, ſo blick' auf, blick' auf zum Rächer im Himmel und bitt', mit dem Opfer genug zu haben, das ich ihm bringe!

Adelheid. Laß mich leben! Was hab' ich Dir gethan? Ich umfaß' Deine Füße.

Mörder (vor ſich). Ein königliches Weib! Welcher Blick! welche Stimme! In ihren Armen wurd' ich Elender ein Gott ſein. — Wenn ich ſie täuſchte! — Und ſie bleibt doch in meiner Gewalt! —

Adelheid. Er ſcheint bewegt.

Mörder. Adelheid, Du erweichſt mich. Willſt Du mir zugeben?

Adelheid. Was?

Mörder. Was ein Mann verlangen kann von einer ſchönen Frau, in dieſer Nacht!

Adelheid (vor ſich). Mein Maß iſt voll. Laſter und Schande haben mich, wie Flammen der Hölle, mit teufliſchen Armen umfaßt. Ich büße, büße! Umſonſt ſuchſt Du Laſter mit Laſter, Schande mit Schande zu tilgen. Die ſcheußlichſte Entfernung und der ſchmählichſte Tod in einem Höllenbild vor meinen Augen!

Mörder. Entſchließe Dich.

Adelheid (ſteht auf). Ein Strahl von Rettung! (Sie geht nach dem Thore, er folgt ihr, ſie zieht einen Dolch von Diamanten und ſticht ihn.)

Mörder. Bis ans Ende Verrätherinn. (Er faßt ihre Hand und entwaffnet ſie.) Die Schlange! (Er gibt ihr mit dem Dolch Stiche.) Auch ich blute! So bezahlt ſich Dein blutig' Geiſt. — Du biſt nicht der Erſte. — Gott! machteſt Du ſie ſo ſchön und konnteſt Du ſie nicht gut machen! —

(Ab.)

Ein Gärtchen am Gefängniſſe.

Gottfried. Eliſabeth. Marie. Lerſe.

Gottfried. Tragt mich hier unter dieſen Baum, daß ich noch ein Mal die Luft der Freiheit aus voller Bruſt in mich ſauge und ſterbe.

Eliſabeth. Darf ich Lerſe nach Deinem Sohn in's Kloſter ſchicken, daß Du ihn noch ein Mal ſähſt und ſegneteſt?

Gottfried. Laß ihn, er iſt heiliger als ich, er braucht meinen Segen nicht. — An unſerm Hochzeittag, Eliſabeth, ahnete mir's nicht, daß ich ſie ſterben würde! — Mein alter Vater ſegnete uns und eine Nachkommenſchaft von edeln, tapfern Söhnen quoll aus ſeinem Gebet. — Du haſt ihn nicht erhört und ich bin der Letzte. — Lerſe, Dein Angeſicht freut mich in der Stunde des Todes, mehr als im muthigſten Gefecht. Damals führte mein Geiſt den Euꝛigen, jetzt hältſt Du mich aufrecht. Ach, daß ich Georg noch ein Mal ſähe, mich an ſeinem Blick wärmte! — Ihr ſteht zur Erde und weint. — Er iſt todt — Georg iſt todt! — Stirb,

Schnaps.

Nun müßt Ihr hören.

Märten.

Was denn?

Schnaps.

Die Grundsätze, die ich ausbreiten soll.

Märten.

Die hatt' ich ganz und gar vergessen.

Schnaps.

Hört!

Märten.

(der zufälligerweise im Auf- und Abgehen an das Fenster kommt:) O Weh!

Schnaps.

Was giebts?

Märten.

Herr General! Mein General! — da kommt Görge den Berg herein.

Schnaps.

Verflucht!

Gottfried — Du haſt Dich ſelbſt überlebt, die Edeln überlebt! — Wie ſtarb er? — Ach! ſagen ſie ihn unter den Meuchelmördern und er iſt hingerichtet?

Eliſabeth. Nein, er wurde bei Mittenberg erſchoſſen, er wehrte ſich wie ein Löw' um ſeine Freiheit.

Gottfried. Gott ſei Dank, ſein Tod war Belohnung! — Auch war er der beſte Junge unter der Sonne und tapfer. — Laß' meine Seele aus — Arme Frau! Ich laſſe Dich in einer nichtswürdigen Welt. Terſe verlaß ſie nicht! — Verſchließt Eu're Herzen ſorgfältiger als Eu're Thüren. Es kommen die Zeiten des Betrugs; es iſt ihm Freiheit gegeben. Die Schwachen werden regieren mit Liſt und der Tapfre wird in die Netze fallen, womit die Feigheit die Pfade verneht. Marie, gebe Dir Gott Deinen Mann wieder! Möge er nicht ſo tief fallen, als er hoch geſtiegen iſt! Seibig ſtarb, und der gute Kaiſer und mein Georg! — Gebt mir einen Trunk Waſſer. — Himmliſche Luft — Freiheit! Freiheit! (Er ſtirbt.)

Eliſabeth. Nur droben, droben bei Dir! Die Welt iſt ein Gefängniß.

Marie. Edler, edler Mann! Wehe dem Jahrhundert, das Dich von ſich ſtieß!

Terſe. Wehe der Nachkommenſchaft, die Dich verkennt!

Des Epimenides Erwachen.

Den Frieden kann das Wollen nicht bereiten:
Wer Alles will, will ſich vor Allen mächtig.
Indem er ringt, bekriegt er die Andern Streiten;
Verderbend macht er ſeinen Feind bedächtig.
So wachſen Kraft und Luſt nach allen Seiten,
Der Mittrieb ruht von Ungeheuern trächtig,
Und der Geburten zahlenloſe Plage
Droht jeden Tag als mit dem jüngſten Tage.

Der Dichter ſucht das Schickſal zu entbinden,
Das, wechſelhaft und ſchrecklich umgeſtaltet,
Nicht Maß, noch Ziel, noch Nichts weiß zu finden,
Und freuend wehrt, zerſtört und ſorgend waltet.
Da faſſ't die Kunſt, in liebendem Entzünden,
Der Maſſe Bild, die ſich ſogleich entfaltet,
Durch Meiſterhand gemeinſamen Ernſtes,
Geſang und Rede, künſtgen Bewegens.

Mitwirkende.

Regie . . . . . Genaſt.
Tonkünſtler . . . . . B. A. Weber.

Schauſpieler.

Proloz.
Die Muſe . . . . . Wolf.

Meerfahrer:
Epimenides . . . . . Graf.

Dämonen:
des Kriegs . . . . . Haide.
der Liſt: Cardinal . . . . Oels. Diplomat . . . . Wolf. Polizeimann . . . . Deny. Dame . . . . Engels. Jurift . . . . Lorzing. Luſtige Perſon . . Unzelmann.
der Unterdrückung . . . . . Stromeier.

Schauſpieler.
Chor-Führer:
Jugendkraft . . . . . Mattle.
Chor der Tugenden:
Glaube . . . . . Oberwein.
Liebe . . . . . Unzelmann.
Hoffnung . . . . . Wolf.
Einigkeit . . . . . Lorzing.
Regierende:
Zwei Genien . . . . . Pius / Riemann.
Schweigende:
Kleinere Genien.
Kleine Dämonen.
Chöre:
Krieger, Hofleute,
Echo der Freigeſinnten,
Sänger, Frauen, Landleute.
Decorateur . . . . . Beuther.

Berlin, den 30. März 1815. Weimar, den 30. Januar 1816.

Erſter Aufzug.

Ein prächtiger Säulenhof; im Grunde ein tempelähnliches Wohngebäude.

Erſter Auftritt.

Die Muſe.

(Zwei Genien, der eine, an einem Thorſtab Leier, Maske, geſchriebene Rolle, trophäenartig, tragend; der andere einen Sternenkreis um ſich her.)

In tiefe Sclaverei lag ich gebunden,
Und mir gefiel der Starrheit Eigenſinn;
Ein jedes Licht der Freiheit war verſchwunden;
Die Feſſeln ſelbſt, ſie ſchienen mir Gewinn:
Da nahte ſich, in holden Frühlingsſtunden,
Ein Glanzbild; — gleich entzückt — ſo wie ich bin —
Seh' ich es weit und breiter ſich entfalten,
Und ringsherum iſt keine Spur des Alten.
Die Feſſeln fallen ab von Händ' und Füßen,
Wie Schuppen fällt's herab vom ſtarren Blick,
Und eine Thräne, von den liebesſüßen,
Zum erſten Mal ſie kehrt in's Aug' zurück;
Sie fließt — ihr nach die Göttergeſchweſtern fließen.
Das Herz empfindet längſt entwehrtes Glück,
Und mir erſcheint, was mich bisher gemieden,
Ganz ohne Kampf, der reine Seelenfrieden.

Und mir entgegnet, was mich ſonſt entzückte:
Der Leier Klang, der Töne ſüßes Licht,
Und, was mich ſchnell der Wirklichkeit entrückte,
Bald ernſt, bald frohgemuth, ein Kunſtgeſicht;

Und das den Pergamenten Aufgedrückte,
Ein unergründlich schweres Leichtgewicht;
Der Sterne Kreis erhebt den Blick nach oben,
Und Alle wollen nur das Eine leben.

Und Glück und Unglück tragen sie sich besser,
Die eine Schale sinkt, die and're steigt,
Das Unglück mindert sich, das Glück wird größer,
So auf den Schultern trägt man Beide leicht!
Da leere das Geschick die beiden Fässer,
Der Segen trifft, wenn Fluch uns nie erreicht;
Wir sind für stets dem guten Geist zu Theile,
Der böse selbst, er wirkt zu unserm Heile.
So ging es mir! Mög' es Euch so ergehen,
Daß aller Haß sich augenblicks entferne,
Und wo wir noch ein dunkles Wölkchen sehen,
Sich alsobald der Himmel übersternte,
Es tausendfach erglänzte von den Höhen
Und alle Welt von uns die Eintracht lernte;
Und so genießt das höchste Glück hienieden,
Nach hartem, äußerm Kampf den innern Frieden.

(Die Muse bewegt sich, als wenn sie abgehen wollte. Die Kinder ziehen vorne und sind schon an der Coulisse, sie eilt noch auf dem Theater, wenn Epimenides erscheint, dann ergreift sie singende Stimme, geht ab und Jener kommt die Stufen herab.)

Muse.

Und Diesen laß' ich Euch an meiner Stelle,
Der, früher schon, geheimnißvoll belehrt,
Als Mann, der Weisheit unversiegter Quelle
Und ihrem Schau'n sich treulich zugekehrt,
Nun freigesinnt, beinah' zur Götterhelle,
Die wunderbarsten Bilder Euch erklärt;
Doch laßt vorher die wildesten Gestalten
In eigensinn'ger Kraft zerstörend walten. (Ab.)

Zweiter Auftritt.

Epimenides.

Uralten Waldes majestätische Kronen,
Schroffzackiger Felsenwände Spiegelflächen
Im Schein der Abendsonne zu betrachten —
Erregt Geist und Herz zu der Natur
Erhab'nen Gipfeln, ja zu Gott hinan.
Auch schau' ich gern der Menschenhände Werk,
Weder des Meisters Hochgedanke strahlt;
Und dieser Pfeiler, dieser Säulen Pracht
Umwandl' ich sinnend, wo sich Alles fügte,
Wo Alles trägt und Alles wird getragen!
So freut mich auch zu sehn ein edles Volk
Mit seinem Herrscher, die im Einklang sich
Zusammenwirkend fügen, für den Tag,
Ja für Jahrhunderte, wenn es gelingt.
Und so begrüß' ich froh die Morgensonne,
Begrüße gleicherweis die Scheidende;
Dann wend' ich meinen Blick den Sternen zu,
Und dort wie hier ist Einklang der Bewegung.
Der Jugend Nachtgefährt' ist Leidenschaft,
Ein wildes Feuer leuchtet ihrem Pfad;
Der Greis hinjagen macht mit hellem Sinn,
Und sein Gemüth verschließt das Ewige.

Dritter Auftritt.

Genien

(treten rasch auf und drehen sich dann zu beiden Seiten).

Wandelt der Mond und bewegt sich der Stern,
Junge wie Alte, sie schlafen so gern;
Leuchtet die Sonne nach löblichem Brauch
Junge wie Alte, sie schlafen wohl auch.

Epimenides.

Ein heit'res Lied, Ihr Kinder, doch voll Sinn!
Ich kenn' Euch wohl! Sobald Ihr scherzend kommt,
Dann ist es Ernst; und wenn Ihr ernstlich sprecht,
Vermuth' ich Schalkheit. Schlafen meint Ihr, schlafen?
An meine Jugend wollt Ihr mich erinnern.
Auf Creta's Höh'n, des Vaters Herde weidend,
Die Insel unter mir, ringsum das Meer,
Den Tageshimmel von der einzigen Sonne,
Den tausenden den nächtigen erleuchtet;
Da strebt's in meiner Seele, dieses All',
Das herrliche, zu kennen; doch umsonst,
Der Kindheit Bande fesselten mein Hangt.
Da nahmen sich die Götter meiner an,
Zur Hohle führten sie den Sinnenden,
Versenkten mich in tiefen, langen Schlaf;
Als ich erwachte, herrt' ich einen Gott:
„Bist vorbereitet," sprach er, „wähle nun!
Willst Du die Gegenwart und Das, was ist,
Willst Du die Zukunft sehn, was sein wird."
Gleich
Mit heiterm Sinn verlangt' ich zu verstehn,
Was mir das Auge, was das Ohr mir beut.
Und gleich erschien durchsichtig diese Welt,
Wie ein Crystall-Gefäß mit seinem Inhalt. —
Den schau' ich nun so viele Jahre schon;
Was aber künftig ist, bleibt mir verborgen.
Soll ich vielleicht nun schlafen, sagt mir an,
Daß ich zugleich auch Künftiges gewahre?

Genien.

Wärest Du fieberhaft, wärest Du krank,
Wußtest dem Schlafe Du herzlichen Dank:
Zeiten, sie werden so fieberhaft sein,
Laden die Götter zum Schlafen Dich ein.

Epimenides.

Zum Schlafen? jetzt? — Ein sehr bedeutend' Wort.
Zwei Ewigkeiten sind's, wo nicht Ihr selbst,
Sind Zwillingsbrüder; Einer Schlaf genannt,
Den Andern mag der Mensch nicht gerne nennen.
Doch reicht der Weise Einem wie dem Andern
Die Hand mit Willen — also, Kinder, hier!
(Er reicht ihnen die Hände, merkt sie anlassen.)
Hier habt Ihr mich! Vollziehet den Befehl,
Ich lehne nur, mich ihm zu unterwerfen.

Genien.

Wie man es wendet und wie man es nimmt,
Was geſchieht, was die Götter beſtimmt!
Laß' nun den Sorgen, den Mauern den Lauf,
Kommen wir zeitig und wecken Dich auf.

(Prometheus ſteigt, begleitet von den Knaben, die Stufen hinan und ziht die Vorhänge hin einen, ſieht man ein prächtiges Lager, über demſelben eine wohl erleuchtende Lampe. Er bedeckt es; man ſieht ihn ſich niederlegen und einſchlafen. Sobald der Held ruht, ſchließen die Knaben zwei ehrne Pforten zu, auf welchen man den Schlaf und Tod, nach antiker Weiſe, vorgebildet ſieht. Fernes Donnern.)

Vierter Auftritt.

Heeresſtimme.

(Im Geſolge der Gemeinen Völker, welche von den Römern zuerſt bezwungen und dann als Bundesgenoſſen gegen die übrige Welt gebraucht werden.)

Der Ruf des Herrn
Der Herr'n ertönt;
Wir folgen gern,
Wir ſind's gewöhnt;
Geheeret ſind
Wir All' zum Streit,
Wie Schall und Wind
Zum Weg bereit.
Wir zieh'n, wir zieh'n
Und ſagen's nicht,
Wohin, wohin,
Wir fragen's nicht;
Und Schwert und Spieß,
Wir tragen's fern,
Und Jen's und Dieß
Wir wagen's gern.

Fünfter Auftritt.

Dämon des Kriegs (ſehr ſchnell auftretend.)

Mit Staunen ſeh' ich Euch, mit Freude,
Der ich Euch ſchuf, bewundr' Euch heute:
Ihr zieht mich an, Ihr zieht mich fort,
Euch muß ich unter Euch vergeſſen:
Mein einzig' Streben ſei immerfort,
An Euerm Eifer mich zu meſſen.
Des Höchſten bin ich mir bewußt,
Dem Wunderbarſten widm' ich mich mit Luſt:
Denn wer Gefahr und Tod nicht ſcheut,
Iſt Herr der Erde, Herr der Geiſter;
Was auch ſich gegenſetzt und dräut,
Er bleibt zuletzt allein der Meiſter.
Kein Widerſpruch! kein Widerſtreben!
Ich kenne keine Schwierigkeit,
Und wenn umher die Länder beben,
Dann erſt iſt meine Wonnezeit.
Ein Reich mag nach dem andern ſtürzen,
Ich ſteh' allein und wirke frei;
Und will ſich wo ein ſchnellrer Knoten ſchürzen,
Um deſto ſchneller hau' ich ihn entzwei.
Kaum iſt ein großes Werk gethan,
Ein neues war ſchon ausgedacht,
Und wär' ich ja auf's Aeußerſte gebracht,
Da fangt erſt meine Kühnheit an. —
Ein Schauder überfällt die Erde,
Ich ruf' ihr zu ein neues Werde.

(Vom Brandſtheim verbreitet ſich über das Theater.)

Es werde Finſterniß! — Ein brennend' Meer
Soll allen Horizont umrauchen,
Und ſich der Sterne zitternd' Heer
Im Pfuhle meiner Flammen tauchen.
Die höchſte Stunde bricht herein;
Wir wollen ihre Gunſt erfaſſen:
Gleich unter dieſer Ahnung Schein
Entfaltet Euch, gedrangte Maſſen;
Vom Berg in's Land, fluthab an's Meer
Verbreite Dich, unüberwindlich' Heer!
Und wenn der Erdkreis überzogen
Kaum noch den Athem heben mag,
Demüthig ſeine Herrn bewirthet —
Am Ufer ſchließet mir des Zwanges ehrnen Bogen:
Denn wie Euch ſonſt das Meer umgürtet,
Umgürtet Ihr die kühnen Wogen:
So Nacht für Nacht, ſo Tag für Tag;
Nur keine Worte — Schlag auf Schlag!

Heeresſtimme (ſich entfernend).

So geht es kühn
Zur Welt hinein;
Was wir beziehn,
Wird unſer ſein;
Will Einer Das,
Verwehren wir's;
Hat Einer was,
Verzehren wir's.
Hat Einer g'nug
Und will noch mehr:
Der wilde Zug
Macht Alles leer.
Da ſackt man auf
Und brennt das Haus;
Da packt man auf
Und rennt heraus.
So zieht vom Ort
Mit feſtem Schritt
Der Erſte fort,
Den Zweiten mit;
Wenn Wahn und Bahn
Der Beſte brach,
Kommt an und an
Der Letzte nach.

Sechster Auftritt.

Dämonen der Liſt

(treten, in verſchiedenen Geſtalten, von verſchiedenen Seiten, nach welcher das Kriegsheer abzieht, auf, ſchlingen ſich durch die Colonne durch, welche, in ihrem raſchen Schritt gehindert, langſamer abzieht).

Wenn unſer Sang
Gefällig lockt,

Der Siegesdrang,
Er ſchwankt und ſtockt;
Wenn unſer Zug
Sich krümmt und ſchlingt,
Der Waffen Ring
Wird ſelbſt bedingt.

Nur Alle mit
Dahin! dahin!
Nur Schritt vor Schritt,
Gelaſſen kühn.
Wie's ficht und fällt
Ihr tretet ein,
Geſchwind die Welt
Wird Euer ſein.

(Wenn der Kriegsgott das Theater verlaſſen hat, haben die Neuangekommenen daſſelbe ſchon völlig eingenommen, und indem der Dämon des Kriegs den Centauren folgen muß, treten ihm die Dämonen der Liſt in den Weg.)

Siebenter Auftritt.

Dämonen der Liſt.

Alle.

Halt' ein! Du rennſt in Dein Verderben!

Dämon des Kriegs.

Wer alſo ſpricht, Der müſſe ſterben.

Pfaffe.

Erkenn' ich doch, daß Du unſterblich biſt,
Doch auch unſterblich iſt die Pfaffenliſt.

Dämon des Kriegs.

So ſprecht!

Juriſt.

Fürwahr, Dein ungezähmter Muth
Läßt ſich durch Güte nicht erbitten.
Du wirſt mit einem Meer von Blut
Den ganzen Erdkreis überſchütten.

Diplomat.

Doch wankt' ich Dir nicht ſtill voran,
Und folg' ich nicht den raſchen Pfaden,
So haſt Du wenig nur gethan
Und wirſt Dir immer ſelber ſchaden.

Dame.

Wer leiſe reizt und leiſe quält,
Erreicht zuletzt des Herrſchers höchſtes Ziel;
Und wie den Marmor ſelbſt der Tropfen Zeit
beholt,
So tödt' ich endlich das Gefühl.

Diplomat.

Du eilſt uns vor, wir folgen ſtill,
Und mußt uns noch am Ende ſchätzen;
Denn wer der Liſt ſich wohl noch fügen will,
Wird der Gewalt ſich widerſetzen.

Dämon des Kriegs.

Verweilet Ihr, ich eile fort!
Der Abſchluß, der iſt meine Sache.
Du wirkeſt hier, Du wirkeſt dort,
Und wenn ich nicht ein Ende mache,
So hat ein Jeder noch ein Wort.
Ich leiſe raſch mit einem Male
Die größten Zweifel Angeſichts.
So legte Brennus in die Schale
Das Schwert ſtatt goldenen Gewichts,
Du magſt nur Dein Gewerbe treiben,
In dem Dich Niemand übertrifft;
Ich kann nur mit dem Schwerte ſchreiben,
Mit blut'gen Zügen, meine Schrift.

(Geht raſch ab.)

Achter Auftritt.

Dämonen der Liſt.

Pfaffe.

Der Kriegesgott, er wüthe jetzt,
Und Ihr umarmt ihn doch zuletzt!

Diplomat.

Zertritt' er gold'ner Saaten Halme
Mit flügelſchnellem Siegeslauf;
Allein wenn ich ſie nicht zermalme,
Gleich richten ſie ſich wieder auf.

Dame.

Die Geiſter macht er nie zu Sclaven;
Durch off'ne Rache, harte Strafen
Macht er ſie nur der Freiheit reif.

Hofmann.

Doch Alles, was wir je erſonnen,
Und Alles, was wir je begonnen,
Gelinge nur durch Unterſchleif.

Pfaffe.

Den Völkern wollen wir verſprechen,
Sie reizen zu der kühnſten That;
Wenn Worte faſſen, Worte brechen,
Nennt man uns weiſe, klug im Rath.

Juriſt.

Durch Zaudern wollen wir verwehren,
Und Alle werden uns vertrau'n.
Es ſei ein ewiges Zerſtören,
Es ſei ein ew'ges Wiederbau'n.

Luſtige Perſon.

Steht nur nicht ſo in eng' geſchloſſ'nen Reihen,
Schließt mich in Eu're Cirkel ein;
Damit zu Eurem Gaukeleien
Die meinigen behülflich ſei'n.

Bin der Gefährlichſte von Allen,
Dieweil man mich für nichtig hält!
Daran hat Jedermann Gefallen,
Und ſo betrieg' ich alle Welt.

Euch dien' es Allen zum Beſcheide:
Ich ſpiele doppelte Perſon:
Erſt komm' ich an in dieſem Kleide,
In dieſem mach' ich mich davon.

(Streift ſich als böſer Geiſt, verkehrt, eine Flammenfackel tragend, empor.)

Diplomat.

Und nun beginnet gleich — das herrliche Gebäude,
Der Augen Luſt, des Geiſtes Freude.
Im Wege ſteht es mir von Allen;
Durch Eu're Künſte ſoll es fallen.

Hofmann.

Leiſe müßt Ihr Das vollbringen,
Die gelinde Macht iſt groß;
Wurzelfaſern, wie ſie dringen,
Sprengen wohl die Felſen los.

Eher.

Leiſe müßt Ihr Das vollbringen,
Die geheime Macht iſt groß.

Hofmann.

Und ſo leiſt ſtill die Augen
An dem herrlichen Palaſt;
Und die Pfeiler, wie ſie tragen,
Stürzen durch die eig'ne Laſt.
In das Feſte ſucht zu dringen
Ungewaltſam, ohne Stoß.

Eher.

Leiſe müßt Ihr Das vollbringen,
Die geheime Macht iſt groß.

(Während dieſes letzten Chors verbreiten ſich die Dämonen an alle Coulissen, nur der Hofmann bleibt in der Mitte; die Uebrigen ſind mit dem letzten Laute auf dem Rad alle verſchwunden.

Neunter Auftritt.

Dämon als Hofmann allein. (Rauſchend.)

Ich trete ſacht', ich halte Puls und Ohren, —
Ich fühle ſie wohl, doch hör' ich ſie nicht;
Es zittert unter mir der Boden;
Ich fürchte ſelbſt, er ſchwankt und bricht:
(Er entfernt ſich von der einen Seite.)
Die mächtig rieſenhaften Quadern,
Sie ſcheinen unter ſich zu hadern;
(Er entfernt ſich von der andern Seite.)
Die ſchlanken Säulenſchäfte zittern,
Die ſchönen Glieder, die in Liebesbanden
Einträchtig ſich zuſammenfanden,
Jahrhunderte als Eins beſtanden —
Erdbeben ſcheinen ſie zu wittern,
Bei dringender Gefahr und Noth,
Die Einem wie dem Andern droht,
Sich gegenſeitig zu erbittern.
(Er tritt in die Mitte, argwöhniſch gegen beide Seiten.)
Ein Wink, ein Hauch den Bau zu Grunde ſtößt,
Wo ſich von ſelbſt das Feſte löſ't.
(In dem Augenblicke bricht Alles zuſammen. Er ſteht in ſchweigender, umſichtiger Betrachtung.)

Zehnter Auftritt.

Dämon der Unterdrückung tritt auf.
(Im Coſtum eines Orientaliſchen Deſpoten.)

Dämon der Liſt (ſchmeichelnd).

Mein Fürſt, mein Herrſcher, ſo allein?

Dämon der Unterdrückung.

Da, wo ich bin, da ſoll kein And'rer ſein.

Dämon der Liſt.

Auch Die nicht, die Dir angehören?

Dämon der Unterdrückung.

Ich werde niemals Dir verwehren,
Zu ſchau'n mein fürſtlich' Angeſicht;
Doch weiß ich wohl, Du liebſt mich nicht.
Dein Vielbemüh'n, was hilft es Dir?
Denn ewig dienſtbar biſt Du mir.

Dämon der Liſt.

Herr, Du verkenneſt meinen Sinn!
Zu dienen Dir, iſt mein Gewinn;
Und wo kann freieres Leben ſein,
Als Dir zu dienen, Dir allein?
Was Großes auch die Welt erſehn,
Zur Deinen Scepter iſt's geſchehn,
Was Himmel zeugte, Hölle fand,
Erpreſſen über Meer und Land:
Es kommt zuletzt in Deine Hand.

Dämon der Unterdrückung.

Sehr wohl! Die Mühe mir verkürzen,
Das iſt Dein edelſter Beruf:
Denn was die Freiheit langſam ſchuf,
Es kann nicht ſchnell zuſammenſtürzen,
Nicht auf der Kriegs-Poſaune Ruf;
Doch haſt Du klug den Boden untergraben,
So ſtürzt das Alles, Blitz vor Blitz.
Da kann ich meinen ſtummen Sitz
In ſel'gen Wüſteneien haben.
Du haſt gethan, wie ich gedacht:
Ich will nun ſehn, was Du vollbracht.
(Verliert ſich unter die Ruinen.)

Eilfter Auftritt.

Dämon der Liſt (zuverſichtlich).

Ja, gehe nur und ſieh' Dich um!
In unſ'rer Schöpfung magſt Du wohnen.
Du findeſt Alles ſtill und ſtumm,
Denkſt Du in Sicherheit zu thronen.
Ihr brüſtet Euch, Ihr unteren Dämonen;
So mögt Ihr wüthen, mögt auch ruh'n,
Ich deut' Euch Beides heimlich an!
Da mag denn Jener immer thun,
Und Dieſer glauben, es ſei gethan.

Ich aber wirke immer ſchleichend zu,
Um Beide nächſtens zu erſchrecken:
Dich, Kriegsgott, bring' ich zur Ruh',
Dich Sclaven-Fürſten, will ich wecken.

Zu dringen und zu weichen,
Das iſt die größte Kunſt,
Und ſo zu überſchleichen
Das Glück und ſeine Gunſt.

Die Wege, die ſie gehen,
Sie ſind nach meinem Sinn;
Der Uebermuth ſoll geſtehen,
Daß ich allmächtig bin. (Ab.)

Zwölfter Auftritt.

Dämon der Unterdrückung (aus den Ruinen hervortretend).

Es iſt noch allzu friſch; man kennt' es wieder bauen!
Die graue Zeit, wirkend ein neues Grauen —
Verwitt'rung, Staub und Regenſchlick.
Mit Moos und Wildniß bekl'ide ſie die Räume.
Nun wachſ't empor, ehrwürd'ge Bäume!
Und zeiget dem erſtaunten Blick
Ein längſt veraltetes, verſchwundenes Geſchick,
Begraben auf ewig jedes Glück.
(Während dieſer Arie begrünet ſich die Ruine nach und nach.)

Nicht zu gleren — zu verdecken,
Nicht zu freuen — zu erſchrecken,
Wachſe dieſes Zauberthal!
Und ſo ſchleichen und ſo wanken,
Wie verderbliche Gedanken,
Sich die Büſche, ſich die Ranken
Als Jahrhunderte zumal.

So ſei die Welt denn einſam! Aber mir,
Dem Herrſcher ziemt es nicht, daß er allein:
Mit Männern mag er nicht verkehren,
Eunuchen ſollen Männern wehren,
Und halb umgeben wird er ſein.
Nun aber ſollen ſchöne Frauen
Mit Taubenblick mir in die Augen ſchauen,
Mit Pfauenwedeln luſtig wehen,
Gemeſſnen Schrittes mich umgehen,
Mich liebenswürdig all' umſehnen,
Und ganze Schaaren mir allein.
Das Paradies, es tritt herein!
Er ruht im Ueberfluß gebettet;
Und Jene, die ſich glücklich wähnen,
Sie ſind bewacht, ſie ſind gekettet.

Dreizehnter Auftritt.

Liebe (ungeſehen aus der Ferne).

Ja ich ſchweife ſtets im Weiten
Dieſer Wildniß, leicht und froh:
Denn der Liebe ſind die Zeiten
Alle gleich und immer ſo.

Dämon der Unterdrückung.

Wie, was hör' ich da von weiten?
Iſt noch eine Seele froh?
Ich vernichte Zeit auf Zeiten,
Und ſie ſind noch immer ſo! —
(Melodie jenes Geſangs, durch tauſend Inſtrumente. Der Dämon zeigt Geberden der Ueberraſchung und Wuth.)

Doch, Dein Buſen will entflammen,
Dich beſänftigt dieſer Schall!
Nimm, o nimm Dich nur zuſammen
Gegen dieſe Nachtigall!

Liebe (tritt auf).
(Der Dämon iſt zurück getreten.)

Ja, ich walle gar im Weiten
Dieſer Pfade leicht und froh!
Denn der Liebe ſind die Zeiten
Alle gleich und immer ſo.

Dämon der Unterdrückung.

O, wie kommt ſie da von weiten,
Ohne Furcht und immer froh!

Liebe.

Denn der Liebe ſind die Zeiten
Immer gleich und immer ſo.

Dämon der Unterdrückung (zu ihr tretend).

Wen ſuchſt Du denn? Du ſuchſt, wen?
Ich dächte doch, Du muſt ihn kennen!

Liebe.

Ich ſuche wohl — es iſt ſo ſchön!
Und weiter weiß ich Nichts zu nennen!

Dämon der Unterdrückung (unmittelbar zudringlich, gebietend und ſcherzhaft).

Nun, o, nenne mir den Lieben,
Dem entgegen man ſo eilt!

Liebe.

Ja, es iſt, es iſt das Lieben,
Das im Herzen ſtill verweilt!
(Der Dämon entfernt ſich.)

Vierzehnter Auftritt.

Glaube
(hat die Schweſter am Geſang erkannt, kommt eilig herbei, wirft ſich ihr an die Bruſt).

Liebe
(führt in ihrem heitern Geſange noch eine Zeitlang fort, bis Glaube ſich leidenſchaftlich losreißt und abwehrend tritt).

Glaube.

O, liebſte Schweſter! kannſt Du mich
Und meine Leiden ſo empfangen?
Ich irre treulos, ſuche Dich,
An Deinem Herzen auszuhangen;
Nun flieh' ich leider, wie ich kam,
Mich abgeſtoßen muß ich fühlen:
Wer theilt nun Zweifel, Kummer, Gram,
Wie ſie das tiefſte Herz durchwühlen!

Liebe (ſich nähernd).

O Schweſter! mich ſo im Verdacht, —
Die, immer neu und immer gleich,
Unſterbliche unſterblich macht,
Die Sterblichen alle gut und reich?

Von eben kommt mir der Gewinn,
Die höchſte Gabe willſt Du lästern?
Denn ohne dieſen heitern Sinn,
Was waren wir und unſ're Schweſtern!

Glaube.

Nein! in dieſen Jammerſtunden
Klinget keine Freude nach!
Schmerzen, tauſendfach empfunden,
Herz um Herz, das knirſchend krach,
Leer' Gebet, vergeb'ne Thränen,
Eingekettet unſer Sehnen,
Auf der Herrlichkeit Verhehnen,
Der Erniedrigung Gewehnen!
Ewig deckt die Nacht den Tag.

Liebe.

Es ſind nicht die letzten Stunden;
Laſſ' den Göttern das Gericht!

Glaube.

Nie haſt Du ein Glück empfunden;
Denn der Jammer rührt Dich nicht!

(Sie treten auseinander.)

Dämon der Unterdrückung (für ſich).

Still! nun hab' ich überwunden —
Schweſtern und verſtehn ſich nicht!

(Zum Glauben.)

Herrlich' Mädchen! Welches Bangen,
Welche Neigung, welch Verlangen
Regen dieſe ſchöne Bruſt?

Glaube.

Herr, o Herr! gerecht' Verlangen
War, die Schweſter zu umfangen;
Treue bin ich mir bewußt.

Dämon der Unterdrückung (zur Liebe).

Wie, Du Holde! Das Verlangen,
Deine Schweſter zu umfangen,
Regt ſich's nicht in Deiner Bruſt?

Liebe.

Sie, die Beſte, zu umfangen,
Fühl' ich ewiges Verlangen;
Komm', o komm' an meine Bruſt!

Glaube.

O, verzeih' dem Schmerz, dem Bangen!
Kann getraut' ich, zu verlangen
Lieb' um Liebe, Luſt um Luſt!

(Sie umarmen ſich.)

Dämon der Unterdrückung (für ſich).

Immer wächſt mir das Verlangen,
Zu bethören; ſie zu fangen,
Sei mein Streben, meine Luſt!

(Zwiſchen ſie tretend.)

Holdſel'ges Paar, das himmliſch mir begegnet,
Es ſei der Tag für Euch und mich geſegnet,
Er ſei bezeichnet immerdar!
Ja, dieſer Stunde Jedes von uns gedenke!

(Kleine Dämonen mit Juwelen.)

Verſchmähet nicht die wenigen Geſchenke
Aus meiner Hand, verehrtes Paar!

(Die Liebe liebkosend und ihr Armbänder anlegend.)

Hände, meiner Augen Weide,
O, wie drück' und küſſ' ich ſie!
Nimm das köſtlichſte Geſchmeide,
Trag' es und vergiß mich nie!

(Den Glauben liebkosend und ihr einen köstlichen Gürtel oder vielmehr Brustschmuck anlegend.)

Wie ſie ſich in Dir vereinen,
Hoher Sinn und Lebensluſt:
So mit bunten Edelſteinen
Schmück' ich Dir die volle Bruſt!

(Die kleinen Dämonen bringen heimlich schwere, schwere Ketten hervor.)

Glaube.

Das verdient wohl dieſer Buſen,
Daß ihn die Juwele ſchmückt.

(Der eine Dämon hängt ihr die Kette hinten in herabhängender; in dem Augenblick fühlt sie Schmerzen, sie ruft, indem sie auf die Brust sieht:)

Doch wie iſt mir! Von Medusen
Werd' ich gräulich angeblickt.

Liebe.

O, wie ſich das Auge weidet
Und die Hand, wie freut ſie ſich!

(Sie streckt die Arme aus und befestigt die Armbänder von oben; das Dämonchen hängt von unten eine Doppelkette an.)

Was iſt Das? Wie ſticht's und ſchneidet
Und unendlich foltert's mich!

Dämon der Unterdrückung zur Liebe, mäßig spottend.

So iſt Dein zartes Herz belohnt!
Von Dieſen wird Dich Nichts erretten;
Doch finde Dich, Du biſt's gewohnt,
Du gehſt doch immerfort in Ketten.

(Zum Glauben, der sich ängstlich geberdet, mit geheuchelter Theilnahme.)

Ja, ſchluchze nur aus voller Bruſt,
Und mache den Verſuch zu weinen!

(Zu Beiden gewaltſam.)

Verzichtet aber auf Glück und Luſt;
Das Beſſ're wird Euch nie erſcheinen!

(Sie fahren von ihm weg, werfen sich an den Seiten nieder; Liebe liegt ringend, Glaube still.)

Dämon der Unterdrückung.

So hab' ich Euch dahin gebracht
Bei m hellſten Tag in tiefſte Nacht.
Getrennt, wie ſie gefeſſelt ſind,
Iſt Liebe thöricht, Glaube blind.
Allein die Hoffnung ſchweift noch immer frei,
Mein Zauber winke ſie herbei!
Ich bin ſchon oft ihr flüchtig nachgezogen,
Doch wunderbar wie Regenbogen
Setzt ſie den Fuß bald da, bald dort, bald hier;
Und hab' ich Dieſe nicht betrogen,
Was hilft das alles And're mir!

Fünfzehnter Auftritt.

Hoffnung

(erſcheint auf der Zinne unter Hand des Zuſchauers, bewaffnet mit Helm, Schild und Speer).

Dämon der Unterdrückung.

Sie kommt! ſie iſt's! — Ich will ſie irren,
's iſt auch ein Mädchenhaupt, ich will's verwirren.
Sie ſieht mich, bleibt gelaſſen ſtehn,
Sie ſoll mir dieß Mal nicht entgehn.

(Sanft theilnehmend.)

Im Gedränge hier auf Erden
Kann nicht Jeder, was er will!
Was nicht iſt, es kann noch werden,
Hüte Dich und bleibe ſtill.

(Sie hebt den Speer gegen ihn auf und ſteht in drohender Geberde unbeweglich.)

Doch welch ein Nebel, welche Dünſte
Verbergen plötzlich die Geſtalt!
Wo fand' ich ſie? Ich weiß nicht, wo ſie weilt;
An ihr verſchwend' ich meine Künſte.
Verdichtet ſchwankt der Nebelkranz und wächſt
Und webt, er webt undeutliche Geſtalten,
Die deutlich, doch undeutlich, immerfort
Das Ungeheure mir entfalten.
Geſpenſter ſind's, nicht Weiben, nicht Geſpenſter,
Die Wirklichen, ſie dringen auf mich ein.
Wie kann Das aber wirklich ſein,
Das Webende, das immer ſich entfleidet;
Verſchleierte Geſtalten, Ungeſtalten,
In ewigem Wechſelkreis erneuert?
Wo bin ich? Bin ich mir bewußt? —
Sie ſind's! — ſie ſind auch nicht und aus dem Grauen
Muß ich voran lebendig Kräft'ge ſchauen;
Fürwahr, es drängt ſich Bruſt an Bruſt
Voll Lebensmacht und Kampfesluſt;
Die Häupter in den Wolken ſind gekrönt,
Die Füße ſchlangenartig ausgedehnt,
Verſchlungen ſchlingend
Mit ſich ſelber ringend,
Doch Alle klaffernd nur auf mich geſpitzt.
Die breite Wolke ſenkt ſich, eine Wolke
Lebendig tauſendfach, vom ganzen Volke,
Von allen Eiſen ſchwer; ſie ſinkt, ſie drückt,
Sie beugt mich nieder, ſie erſtickt!

(Er wehrt ſich gegen die von der Einbildungskraft ihm vorgeſpiegelte Viſion, weicht ihr aus, wähnt in die Enge getrieben zu ſein, iſt ganz nahe zu unterliegen. Die Hoffnung nimmt ihre ruhige Stellung wieder an. Er ermannt ſich.)

Aufgeregte Höllenbilder,
Zeigt Euch wild und immer wilder!
Euer Wanken, Euer Weben
Sind Gedanken; ſollt' ich beben?
Euer Laſten, Euer Streben,
Ihr Verhaßten, iſt kein Leben;
Eu're Häupter, Eu're Kronen
Sind nur Schatten, trübe Luft.
Doch ich witt're Grabesduft;
Unten ſcheint' ich mir zu wohnen.
Und ſchon mehrt mir die Gruft.

(Er entflieht mit Grauen.)

Hoffnung (iſt nicht mehr zu ſehen).

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Liebe (erſcheint ſich nach einiger Zeit, wie abweſend, wo nicht wahnſinnig).

Sag', wie iſt Dir denn zumuthen?
Was beengt Dir ſo das Herz?
Was ich fühle, ſind nicht Qualen,
Was ich leide, iſt nicht Schmerz.
Ob ich gleich den Namen höre,
Liebe, ſo hieß ich immerfort;
Es iſt, als ob ich gar nicht wäre,
Liebe, 's iſt ein leeres Wort.

Glaube (die indeſſen aufgeſtanden, aber nicht feſter auf ihren Füßen ſteht).

Wankt der Felſen unter mir,
Der mich ſonſt ſo kräftig trug?
Nein! ich wanke, ſinke hier,
Habe nicht mehr Kraft genug,
Mich zu halten; meine Knie
Brechen, ach, ich beuge ſie
Nicht zum Beten, ſinnenlos,
Herzlos lieg ich an dem Boden,
Mir verſagt, mir ſtockt der Odem!
Götter! meine Noth iſt groß!

Liebe (weiter ſchwärmend).

Zwar gefeſſelt ſind die Hände,
Doch der Fuß bewegt ſich noch;
Wenn ich, ach, hierhin mich wende,
Schüttl' ich ab das ſchwere Joch!

Glaube (mehr Muth, nur etwas roſcher und lebhafter).

Will ich mich vom Ort bewegen,
Wird vielleicht der Buſen frei.

(Sieht die Schweſter herankommen.)

O, die Schweſter! Welch ein Segen!
Ja, die Gute kommt herbei!

(Indem ſie gegen einander die Arme ausſtrecken, ſtehen ſie ſich ſo weit entfernt, daß ſie ſich nicht berühren können.)

Liebe.

Gott! Ich kann Dich nicht erreichen;
Ach, von Dir ſieh' ich gebannt!

(Indem ſie an ihren vorigen Platz eilig zurückkehrt.)

Glaube.

Gibt's ein Elend ſeichesgleichen!

(Die noch entfernt und ſich hin und wieder umgeſehen hat, kommt auch nach ihrer Seite.)

Nein! Die Welt hat's nicht gekannt.

(Beide werfen ſich an ihrer Stelle nieder.)

Zweiter Auftritt.

Hoffnung

(welche indeſſen eben erſchienen und darunter getreten iſt).

Ich höre jammern, höre klagen,
In Banden meine Schweſtern? Wie!
O, wie ſie ringen, wie ſie zagen!
Vernehmt mein Wort; es fehlet nie.
Ihr zeigt mir freilich Eu're Ketten,
Vertrauet nicht, mich anzuſchau'n;
Doch bin ich, hoff' Euch zu erretten.
Erhebt Euch, kommt mir zu vertrau'n!

Dritter Auftritt.

Genien (herbeieilend).

Immer ſind wir noch im Laufe,
Hier und dort mit raſchem Lauf.
(Sie nehmen die Ketten ab, zuletzt mit dem Schmuck.)
Erſtlich leicht mir die Bande,
Richte Du ſie wieder auf!

Denn uns Genien gegeben
Ward gewiß ein ſchönes Theil;
Euer eigenes Beſtreben
Wirke nun das eig'ne Heil.

(Sie entfernen ſich.)

Hoffnung (zu den wegeilenden Genien.)

Nehmt Gottesdank, Ihr ſüßen Brüder!
(Sie hebt erſt den Glauben auf und bringt ihn gegen die Mitte.)
Und ſteht nur erſt der Glaube feſt,
So hebt ſich auch die Liebe wieder.

Liebe

(die von ſelbſt aufſteigt und auf die Hoffnung zueilt).

Ja, ich bin's, und neugeboren
Werf' ich mich an Deine Bruſt!

Glaube.

Völlig hatt' ich mich verloren,
Wieder find' ich mich mit Luſt.

Hoffnung.

Ja, wer ſich mit mir verſchworen,
Iſt ſich alles Glücks bewußt;
Denn wie ich bin, ſo bin ich auch beſtändig,
Nie der Verzweiflung geb' ich mich dahin;
Ich mild're Schmerz, das höchſte Glück vollend' ich;
Weiblich geſtaltet, bin ich männlich kühn.
Das Leben ſelbſt iſt nur durch mich lebendig,
Ja über's Grab kann ich's hinüberziehn,
Und wenn ſie mich ſogar als Aſche ſammeln,
So müſſen ſie noch meinen Namen ſtammeln.

Und nun vernehmt! — Wie einſt, in Grabeshöhlen,
Ein frommes Volk geheim ſich flüchtete,
Und allen Drang der himmliſch reinen Seelen
Nach oben voll Vertrauen richtete,
Nicht unterließ, auf höchſten Schutz zu pflichten,
Und aufzubauern ſich verpflichtete:

So hat die Jugend ſtill ein Reich gegründet,
Und ſich, zu Schutz und Trutz, geheim verbündet.

Im Tiefſten, hohl, das Erdreich untergraben,
Auf welchem jene ſchrecklichen Gewalten
Nun offenbar ihr wildes Weſen haben,
In majeſtätiſch häßlichen Geſtalten,
Und mit den holden, überreifen Gaben
Der Oberfläche nach Belieben ſchalten;
Doch wird der Boden gleich zuſammenſtürzen
Und jenes Reich des Uebermuths verkürzen.

Von Oſten rollt, Lawinen gleich, herüber
Der Schnee- und Eisball, wälzt ſich groß und größer;
Er ſchmilzt und naht' und näher ſtürzt vorüber
Das Alles überſchwemmende Gewäſſer:
So ſtrömt's nach Weſten, dann zum Süd' hinüber,
Die Welt ſieht ſich zerſtört — und fühlt ſich beſſer:
Vom Ocean, vom Belt her, kommt uns Rettung;
So wirkt das All' in glücklicher Verkettung.

Vierter Auftritt.

Genien (den drei Schweſtern Kronen darreichend).

Und ſo beſtärkt Euch, Königinnen!
Ihr ſeid es, obſchon jetzt gebeugt;
Ihr müßt noch alles Glück gewinnen,
Vom Himmel ſeid Ihr uns gezeugt.
Zum Himmel werdet Ihr Euch heben, —
Die Sterblichen, ſie ſehn's entzückt, —
Und glorreich über Welten ſchweben,
Die Ihr auf ewig nun beglückt.

Doch, was dem Abgrund kühn entſtiegen,
Kann durch ein ehernes Geſchick
Den halben Weltkreis überſiegen,
Zum Abgrund muß es doch zurück.
Schon droht ein ungeheures Bangen,
Vergebens wird er widerſtehn;
Und Alle, die noch an ihm hangen,
Sie müſſen mit zu Grunde gehn.

Hoffnung.

Nun begeg'n ich meinen Braven,
Die ſich in der Nacht verſammelt,
Um zu ſchweigen, nicht zu ſchlafen,
Und das ſchöne Wort der Freiheit
Wird gelispelt und geſtammelt,
Bis in ungewohnter Neuheit
Wir an unſrer Tempel Stufen
Wieder neu entzückt es rufen:

(Mit Ueberzeugung, laut.)

Freiheit!

(Gemäßigter.)

Freiheit!

(Von allen Enden Echo.)

Freiheit!

Liebe.

Kommt, zu ſehn, was unſ're frommen,
Guten Schweſtern unternommen.
Die mit Seufzen ſich bereiten
Auf die blutig wilden Zeiten.

Glaube.

Denn der Liebe Hülf' und Laben
Wird den ſchönſten Segen haben,
Und im Glauben überwinden
Sie die Furcht, die ſie empfinden.

Erſter Genius.

Ihr werdet Eu're Kraft beweiſen!
Bereitet ſtill den jüngſten Tag!

Zweiter Genius.

Denn jenes Haupt von Stahl und Eiſen
Zermalmt zuletzt ein Donnerſchlag.

(Die ſämmtlichen Fünfe, unter muſicaliſcher Begleitung, kehren ſich um und gehen nach dem Grunde. Die Hoffnung beſteigt die Ruinen links des Zuſchauers, Glaube und Liebe die Ruinen rechts; die Knaben beſteigen die Treppen und ſtellen ſich an die Pforten. Sie begrüßen ſich Alle untereinander nochmals zum Abſchied; es wird Nacht.)

Fünfter Auftritt.

Unſichtbares Chor.

Sterne verſanken in Wunden in Blut.
Aber nun wittert und lichtet es gut!
Sonne, ſie nahet dem himmliſchen Thron,
Lieber! Sie kommen und wecken Dich ſchon.

(Die Genien eröffnen die Pforten, indem ſie ſich dahinter verſtecken und lauſchen. Epimenides ruht noch, wie er eingeſchlafen; die Lampe brennt. Er erwacht, reckt ſich, ſteht auf, tritt unter die Thüre, gibt ſeine Verwunderung zu erkennen, tritt wankend die Stufen herunter, ungewiß, wo er ſich befinde.)

Sechster Auftritt.

Epimenides.

Und welch Erwachen! Wunderbar genug!
Die Pforten öffnen ſich bei öd'ſter Nacht.
Täuſcht mich der Genien ſonſt ſo treuer Dienſt?
Kein Stern am Himmel?

(Es erſcheint ein Comet unerwartet.)

Welch ein furchtbar' Zeichen
Erſchreckt den Blick mit Ruthenfeuerſchein!
Wo bin ich denn? — In eine Wüſtenei,
Von Fels und Baum beſchränkt, bin ich begraben.

Wie war es ſonſt, als mir die Flügelthüren,
Bei'm erſten Morgenlicht, von Geiſterhand
Sich öffneten, das liebe Himmelspaar
Mich in die hohe Welt herunterführte;
Mich Tempel und Palaſt und nah' und fern,
Die herrlichſte Natur mich glänzend grüßte!
Wie düſter jetzt! — und was der Feuerſchein
Mir ahnungsvoll entdeckt, iſt grauenhaft.
Verleitet mich? — Wer rettet vom Verderben?
Verdient wohl Euer Freund, Ihr Götter, ſo zu ſterben!

(Die Genien treten, eben an der Pforte, hervor mit Fackeln.)

Doch Ihr erhört des treuen Prieſters Ruf!
Ich ſehe neuen gold'nen Schein umſchimmern:
Die Lieben ſind's! O, wie ſie leuchtend gehn,
Liegt keine Wüſte, kauert kein Schreckniß mehr!

(Sie ſind herunter gekommen und ſtehen neben ihm.)

O, ſagt mir an, Ihr Holden, welchen Traum
Von Aengſtlichkeiten ſchafft Ihr um mich her?

(Sie legen den Finger auf den Mund.)

Ich träume, ja! wo nicht, ſo hat ein Gott
In tiefe Wüſteneien mich verſchlagen —
Hier — keine Spur von jenem alten Glanz,
Nicht Spur von Kunſt, von Ordnung keine Spur!
Es iſt der Schöpfung wildes Chaos hier,
Das letzte Grauen endlicher Zerſtörung.

Genien (deuten hinüber und herüber).

Epimenides.

Was deutet Ihr? Ich ſoll mich hier erkennen!

(Die Genien leuchten voran nach der einen Seite.)

Euch ſegnen? Wohl! Ihr leuchtet dieſerſeite.
Was ſeh' ich hier? Ein wohlbekanntes Bild —
In Marmorglanze, Glanz vergang'ner Tage!
„Der Vater ruht auf ſeinem breiten Polſter,
Die Frau im Seſſel, Kinder ſtehn umher
Von jedem Alter, Knechte tragen zu,
Das Pferd ſogar, es wiehert an der Pforte;
Die Tafel iſt beſetzt, man ſchwelgt und ruht."
Fürwahr! es iſt die Stätte noch, wo mir
Des Freudentages hellſte Sonne ſchien;
Iſt Alles doch in Schutt und Graus verſunken.

(Sie deuten und leiten ihn nach der andern Seite.)

Noch weiter? Nein, Ihr Guten! Nein, ach nein!
Ich glaub' es auch, es iſt die alte Stätte;
Doch während meines Schlafes hat ein Gott
Die Erd' erſchüttert, daß Ruinen hier
Sich aufeinander thürmen, durch ein Wunder
Der Bäume, der Geſträuche Trieb beſchleunigt.
So iſt es hin, was Alles ich gebaut,
Und was mit mir von Jugend auf emporſtieg!
O, wär' es herzuſtellen! Nein, ach nein!
Ihr nöthigt mich an dieſe Tafel hin!
Zerſchlagen iſt ſie, nicht mehr feierlich.
Hinweg von mir! O, mein Gedächtniß! O!
Du hältſt das Lied noch feſt, Du wiederhol'ſt es.

Unſichtbares Chor.

„Haſt Du ein gegründet' Haus,
Lieb' die Götter Alle,
Daß es, bis man Dich trägt hinaus,
Nicht zu Schutt zerfalle.

Märten.

Herr — mein General! Er hat einen großen Prügel.

Schnaps.

(nach dem Fenſter laufend:) Ich bin in großer Verlegenheit.

Märten.

Das glaub' ich.

Schnaps.

Ich fürchte —

Märten.

So kommt mir's vor.

Schnaps.

Meynt Ihr etwa Görgen?

Märten.

Nein doch, den Prügel.

Schnaps.

Nichts in der Welt, als verrathen zu werden.

Und noch lange hinterdrein
Kindeskindern diene,
Und umher ein friſcher Hain
Immer neu ergrüne.“

Epimenides.

Dämonen ſeid Ihr, keine Genien,
Der Hölle, die Verzweiflung haucht, entſtiegen!
Sie haucht mich an, durchdringt, erſtarrt die Bruſt,
Umſtrickt das Haupt, zerrüttet alle Sinnen.
(Er beugt ſeine Knie, richtet ſich aber gleich wieder auf.)
Nein, knie nicht! Sie hören Dich nicht mehr;
Die Genien ſchweigen; wünſche Dir den Tod.
Denn wo der Menſch verzweifelt, lebt kein Gott,
Und ohne Gott will ich nicht länger leben.
(Er wendet ſich ab verzweifelnd.)

Genien (ſich einander zuwinkend).

Komm'! Wir wollen Dir verſprechen
Rettung aus dem tiefſten Schmerz:
Pfeiler, Säulen kann man brechen,
Aber nicht ein freies Herz:
Denn es lebt ein ewig' Leben,
Es iſt ſelbſt der ganze Mann,
In ihm wirken Luſt und Streben,
Die man nicht zermalmen kann.

Epimenides (wehmüthig).

O ſprecht! o heißt! mein Knie, es trägt mich kaum:
Ihr wollt Euch bittern Spott erlauben?

Genien.

Kommt mit! Den Ohren iſt's ein Traum;
Den Augen ſelbſt wirſt Du nicht glauben.
(Es wird auf ein Mal Tag. Von ferne kriegeriſche Muſik. Epimenides und die Knaben ſtehen vor der Pforte.)

Siebenter Auftritt.

(Die kriegeriſche Muſik kommt näher. Die Hoffnung, den Jugendfürſten an der Hand, ſchaut über die Mauern, da wo ſie abgegangen iſt, ein Heer herein, welches die verſchiedenen neuern, zu dieſem Kriege verbundeten Völker bezeichnet.)

Chor.

Brüder, auf, die Welt zu befreien!
Cometen winken, die Stund' iſt groß.
Alle Gewebe der Tyrannei'n
Haut entzwei und reißt Euch los!
Hinan! — Vorwärts — hinan!
Und das Werk, es werde gethan!

So erſchallt nun Gottes Stimme;
Denn des Volkes Stimme, ſie erſchallt,
Und entflammt von heil'gem Grimme
Zeigt des Blitzes Allgewalt.
Hinan! — Vorwärts — hinan!
Und das große Werk wird gethan.

Und ſo ſchreiten wir, die Kühnen,
Eine halbe Welt entlang;
Die Verwüſtung, die Ruinen,
Nichts verbind're Deinen Gang.
Hinan! — Vorwärts — hinan!
Und das große, das Werk ſei gethan.

Jugendfürſt.

Hinter uns her vernehmt Ihr ſchallen
Starke Worte, treuen Ruf,
Siegen, heißt es, oder fallen
Iſt, was alle Völker ſchuf.
Hinan! — Vorwärts — hinan!
Und das Werk es wäre gethan.

Hoffnung.

Noch iſt Vieles zu erfüllen,
Noch iſt Manches nicht vorbei;
Doch wir Alle, durch den Willen,
Sind wir ſchon von Banden frei.

Chor.

Hinan! — Vorwärts — hinan!
Und das große, das Werk ſei gethan.

Jugendfürſt.

Auch die Alten und die Greiſen
Werden nicht im Rathe ruhn;
Denn es iſt um den Stein der Weiſen,
Es iſt um das All' zu thun.
Hinan! — Vorwärts — hinan!
Und das Werk, es war ſchon gethan.

Chor.

Denn ſo Einer vorwärts ruſet,
Gleich ſind Alle hinterdrein,
Und ſo geht es, abgemeſſen,
Stark und ſchwach und groß und klein.
Hinan! — Vorwärts — hinan!
Und das große, das Werk iſt gethan.

Und wo, eh' wir ſie nun erfaſſen,
In den Sturz, in die Flucht ſie hinein!
Ja, in ungeheuern Maſſen
Stürzen wir ſchon hinterdrein!
Hinan! — Vorwärts — hinan!
Und das Alles, das Werk iſt gethan.

Achter Auftritt.

Glaube und Liebe mit den Frauen und Landesbewohnern an der andern Seite.

Chor.

Und wir kommen
Mit Verlangen
Wir, die frommen,
Zu empfangen
Sie, die Braven,
Sie mit Kränzen
Zu umſchlingen.

Und mit Hymnen
Zu umfangen,
Zu erheben
Jene Braven,
Die da ſchlafen,
Die gegeben
Höherm Leben.

Landbewohner aller Alter und Stände.

Und die wir zurückgeblieben,
Eu'rer Kraft uns anvertraut,
Haben unſern kühnen Lieben
Haus und Hof und Feld gebaut;
Und wie Ihr im Siege ſchreitet
Drückt uns traulich an die Bruſt;
Alles, was wir Euch bereitet,
Lang genießt es und mit Luſt.

Sämmtliche Chöre.

Und mit den wichtigſten Geſchäften
Verherrlicht heut' den großen Tag,
Zuſammen All' mit vollen Kräften
Erhebt den Bau, der niederlag:
Strebt an — Glück auf — Strebt an!
Nur zu! und ſchon regt ſich's hinan.

Und ſehen der Pfeiler, der geſpalten,
Er hebt geſügt ſich empor;
Und Säulenreihen, ſie entfalten
Der ſchlanken Stämme Zierd' und Flor.
Strebt an — Glück auf — Strebt an!
Es ſteht und das Werk iſt gethan.

(Indeſſen ſind die Ruinen wieder aufgerichtet. Ein Theil der Vegetation bleibt und pflanzt.)

Neunter Auftritt.

Epimenides mit zwei Prieſtern.

Epimenides (nach oben).

Wie ſelig Euer Freund geweſen,
Der dieſe Nacht des Jammers überſchlief,
Ich kennt's an den Ruinen leſen,
Ihr Götter, ich empfind' es tief!
(Zu den Umkehrenden.)
Doch ſchäm' ich mich der Ruheſtunden,
Mit Euch zu leiden, war Gewinn;
Denn für den Schmerz, den Ihr empfunden,
Seid Ihr auch größer, als ich bin.

Prieſter.

Jadie nicht der Götter Willen,
Wenn Du manches Jahr gewannſt;
Sie bewahrten Dich im Stillen,
Daß Du rein empfinden kannſt;
Und ſo gleichſt Du künft'gen Tagen,
Denen unſ're Qual und Plagen,
Unſer Streben, unſer Wagen,
Endlich die Geſchichte beut;
Und nicht glauben, was wir ſagen,
Wird Du, wie die Folgezeit.

Glaube.

Zum Ungeheuern war ich aufgerufen;
Mir dienten ſelbſt Zerſtörung, Blut und Tod.
Da flammte denn an meines Thrones Stufen
Der Freiheit plötzlich furchtbar' Morgenroth.

Schneidend eiſige Lüfte blaſen,
Ströme ſchwellen Schlund auf Schlund;
Und der Elemente Raſen,
Alles kräftigte den Bund.
Heil den Edeln, die den Glauben
In der tiefſten Bruſt genährt,
Unter Mord und Mord und Rauben
Das Verderben abgewehrt!

Ihr danken wir, nach manchen Jahre Grauen,
Das ſchöne Licht, das wir vergnüglich ſchauen.

Liebe.

Begrüßet Ihn mit liebevollen Blicken,
Der liebevoll bei ſeinem Volk verweilt,
Der treuen Seinen neubelebt Entzücken
Mit off'nem, beiden Vaterherzen theilt.
Der Edle hat mit Edeln ſich verbunden;
Da jauchzte kühn die treue Schaar;
Und wo die Liebe wirkt und gründet,
Da wird die Kraft der Jugend offenbar;
Das Glück iſt ſicher und gegründet.

Hoffnung.

Ich will erſtehn den Eigennutz, o Schweſtern!
Für jedes Opfer fordr' ich meinen Lohn.
Ein ſelig' Heute für ein ſchrecklich' Geſtern,
Triumphes-Wonne ſtatt der Duldung Hohn:
So weiht ich es dem hohen Paare geben,
Von deſſen Blick beſeelt wir Alle leben.

Epimenides.

Die Tugenden, die hier ein kräftig' Wirken
Und in unendlichen Bezirken
Sich herzlich tauſendfach bezeigt,
Den höchſten Zweck mit Blitzeseile erreicht,
Sie heißen uns die größten Tage feiern.
Nur eine, die mit treuer Hand
Die Schweſtern, feſt und zart, verband,
Abſeits, verhüllt, beſcheiden ſtand,
Die Einigkeit muß ich entſchleiern.
(Er führt eine bisher verborgen gebliebene Verſchleierte hervor, und ſchlägt ihr den Schleier zurück.)

Zehnter Auftritt.

Die Einigkeit.

Der Geiſt, der alle Welten ſchafft,
Durch mich belehrt er ſeine Theuern:
„Von der Gefahr, der ungeheuern,
Errettet nur geſammte Kraft.“
Das, was ich lehre, ſcheint ſo leicht,
Und faſt unmöglich, zu erfüllen:
„Nachgiebigkeit bei großem Willen.“
Nun iſt des Wortes Ziel erreicht,
Den höchſten Wunſch ſeh' ich erfüllen.

Jugendfeſt.

Ja, alle Frauen ſeh' ich neugeſchmückt
Mit eig'nem Gold, mit Feindesbeute;
Ihr habt das Volk, Ihr habt Euch ſelbſt beglückt;
Was Ihr beſitzt, beſitzt Ihr erſt von heute.
Zwar hat der Ahnen würdiges Verdienſt
Die gold'nen Reife längſt geflochten;
Doch nun iſt's eigener Gewinnſt:
Ihr habt das Recht daran erfochten.

Epimenides.

Und wir ſind Alle neugeboren,
Das große Sehnen iſt geſtillt;
Bei Friedrich's Asche war's geſchworen,
Und iſt auf ewig nun erfüllt.

Chor der Krieger.

Und wir wandeln mit freien Schritten,
Weil wir uns was zugetraut.
Und empfangen in unſere Mitten
Gattinn, Schweſter, Tochter, Braut.
Gethan! — Glück auf! — Gethan!
Und den Dank nun zum Himmel hinan!

Chor der Frauen.

Euch zu laben
Laſſ't uns eilen,
Unſ're Gaben
Auszutheilen,
Eu're Wunden
Auszuheilen:
Selige Stunden
Sind gegeben
Unſerm Leben!
(Große Gruppe.)

Epimenides.

Ich ſehe nun mein fromm's Hoffen
Nach Wunderthaten eingetroffen;
Schon iſt's, dem Höchſten ſich vertrau'n!
Er lehrte mich, das Gegenwärt'ge kennen;
Nun aber ſoll mein Blick entbrennen,
In fremde Zeiten auszuſchau'n.

Prieſter.

Und nun ſoll Geiſt und Herz entbrennen,
Vergang'nes fühlen, Zukunft ſchau'n.

Chor.

So riſſen wir uns ringsherum
Von fremden Banden los.
Nun ſind wir Deutſche wiederum,
Nun ſind wir wieder groß.
So waren wir und ſind es auch
Das ächteſte Geſchlecht,
Von biederm Sinn und reinem Hauch
Und in der Thaten Recht.

Und Fürſt und Volk und Volk und Fürſt
Sind Alle friſch und neu;
Wie Du Dich nun empfinden wirſt
Nach eig'nem Sinne frei!
Wer dann das Innere begehrt,
Der iſt ſchon groß und reich;
Zuſammen haltet Euern Werth,
Und Euch iſt Niemand gleich.

Gedenkt unendlicher Gefahr,
Des wohlvergoſſ'nen Bluts,
Und freuet Euch von Jahr zu Jahr,
Des unſchätzbaren Guts.
Die große Stadt, am großen Tag,
Die unſ're ſollte ſein!
Nach ungeheuerm Donnerſchlag
Zum zweiten Mal hinein!

Nun töne laut: Der Herr iſt da,
Von Sternen glänzt die Nacht.
Er hat, damit uns Heil geſchah,
Geſtritten und gewacht.
Für Alle, die ihm angeſtammt,
Für uns war es gethan,
Und wie's von Berg zu Bergen flammt,
Entzücken flamm' hinan!

Nauſikaa.

Fragment eines Trauerſpiels.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Areta's Jungfrauen (eine ſchnell nach der andern).

Erſte (ſuchend).

Nach dieſer Seite flog der Ball! — Er liegt
Hier an der Erde. Schnell faſſ' ich ihn auf
Und ſtecke mich in das Gebüſche! Still!
(Sie verbirgt ſich.)

Zweite.

Du ſahſt ihn fallen ſchon?

Dritte.

Gewiß, er fiel
Gleich hinter dieß Geſträuch im Bogen nieder.

Zweite.

Ich ſeh' ihn nicht!

Dritte.

Noch ich.

Zweite.

Mir ſchien, es lief
Uns Roche ſchon, die ſchnelle, leicht voraus.

r ſie (auf dem Gebüſche zugleich rufend und werfend).
kommt! er trifft!

Zweite.

Ai!

Dritte.

Ai!

Erſte (hervortretend).

Erſchreckt Ihr ſo
or einer Freundinn? Nehmt vor Amors Pfeilen
ch in Acht, ſie treffen unverſehener
s dieſer Ball.

Zweite (den Ball aufraffend).

Er ſoll! er ſoll zur Strafe
ir um die Schultern fliegen.

Erſte (laufend).

Werft! ich bin ſchon weit!

Dritte.

ach ihr! Nach ihr!

Zweite (wirft).

Er reicht ſie kaum, er ſpringt
er von der Erde nur vergebens nach.
omm' mit! Geſchwind! daß wir des Spiels ſo lang
s möglich iſt genießen, frei für uns
ach allem Willen ſcherzen. Denn ich fürchte,
ald eilt die Fürſtinn nach der Stadt zurück.
ie iſt ſeit dieſem heitern Frühlingsabend
achdenklicher als ſonſt und freut ſich nicht
it uns zu lachen und zu ſpielen, wie
ie ſtets gewohnt war. Komm! ſie rufen ſchon.

Zweiter Auftritt.

Ulyſſes (aus der Höhle tretend).

as rufen mich für Stimmen aus dem Schlaf?
ie ein Geſchrei, ein laut Geſpräch der Frauen
Erklang mir durch die Dämm'rung des Erwachens?
Hier ſeh' ich Niemand! Scherzen durch's Gebüſch
Die Nymphen? oder ahmt der friſche Wind,
Durch's hohe Rohr des Fluſſes ſich bewegend,
Zu meiner Qual die Menſchenſtimmen nach?
Wo bin ich hingekommen? welchem Lande
Trug mich der Zorn des Wellengottes zu?
Iſt's leer von Menſchen; wehe mir Verlaſſenem!
Wo will ich Speiſe finden, Kleid und Waffe?
Iſt es bewohnt von Rohen, Ungezähmten:
Dann wehe doppelt mir! dann übt auf's Neue
Gefahr und Sorge dringend Geiſt und Hände.
O Noth! Bedürfniß o! Ihr ſtrengen Schweſtern
Ihr haltet, eng begleitend, mich gefangen!
So kehr' ich von der zehnjähr'gen Mühe
Des wohlvollbrachten Krieges wieder heim,
Der Städtebändiger, der Sinnbezwinger!
Der Pettgenoſſ' unſterblich ſchöner Frauen!
In's Meer verſanken die erwerb'nen Schätze,
Und ach, die beſten Schätze, die Gefährten,
Erprobte Männer, in Gefahr und Mühe
An meiner Seite lebenslang gebildet,
Verſchlungen hat der tauſendfache Rachen
Des Meeres die Geliebten und allein,
Nackt und bedürftig jeder kleinen Hülfe,
Erheb' ich mich auf unbekanntem Boden
Vom ungemeſſ'nen Schlaf. Ich irrte nicht!
Ich höre das Geſchwätz vergnügter Mädchen.
O, daß ſie freundlich mir und zarten Herzens
Dem Vielgeplagten doch begegnen möchten,
Wie ſie mich einſt, den Glücklichen, empfingen!
Ich ſehe recht! die ſchönſte Heldentochter
Kommt hier, begleitet von bejahrtem Weibe,
Den Sand des Ufers meidend, nach dem Haine.
Verberg' ich mich ſo lange, bis die Zeit,
Die ſchickliche, dem klugen Sinn erſcheint.

Finale zu „Johann von Paris".

Bei Rückkehr Ihro königlichen Hoheit, des Großherzogs, von Wien.

Iſabella.

darum vor mir die Kniee beugen,
nd wenn ich ſelbſt Navarra's Fürſtinn wäre?
ur ihm, nur ihm gebühret Preis und Ehre!
rhebt Euch, ſie ihm zu bezeugen.

Johann (aufſtehend).

ie gern entäußr' ich mich des Fürſtenſtandes
Worin ich mir zum Scherze wohlgefiel!
ie ernſte Rührung folgt dem Spiel,
egrüßt den Vater dieſes Landes.

Iſabella und Johann.

Iſabella.

Ja, wir flehten, wenn Gefahren
Du Dich kräftig ausgeſetzt:
Wirk' er unter ſeinen Schaaren
Hochverehrt und unverletzt.

Johann.

Wenn das Meer Dich trug und trennte,
Dringend auch die Andacht war;
Denn der Kampf der Elemente
Bringt dem Edelſten Gefahr.

Iſabella und Johann.

Mitten in dem Weltgewirre
Blieben wir in Deinem Rath;
Klugheit ſelbſt wird ſchwankend irre,
Zeigt die Liebe nicht den Pfad.
Wirſt Du uns den Wahn erlauben,
Wenn die Menge Dich umſteht?
Laſſ uns, Vater, dieſen Glauben!
Ja, wir haben Das erfleht.

Chor.

Und ſo mögen Millionen
Uns beneiden:
Wir umwohnen
Den Geliebten,
Den Erprobten!
Theil' er fröhlich dieſe Feſte
Seiner Kinder, ſeiner Gäſte.

Seneſchall.

Zum Gaſtmahl des Herrn Johann da
Wir ungern uns geſchickt,
Nun aber iſt der rechte Mann da,
Der ſchaft und nährt und beglückt.
Der Seneſchall vor Allen
Stellt ſich dem Fürſten dar;
Und hinter den Masken allen
Verehrung treuer Schaar.

Chor.

Und aus den Herzen allen
Verehrung treuer Schaar.

Pedrigo.

Und da, wo die Herzen weit ſind,
Da iſt das Haus nicht zu eng.

Lorezza.

Und da, wo die Wege breit ſind,
Geht Jeder die Quer' und die Läng'.

Beide.

Und ſo nach dieſem Feſte
Der Weg, der iſt munter und weit;
Und wir, für alle Gäſte,
Sind thätig und bereit.

Chor.

Frei kommen alle Gäſte,
Wir thätig und bereit.

Olivier.

Ihm zu Ehren, ihm zu dienen,
Laſſ't den Pagen auch herein.

Lorezza und Pedrigo.

Seht mir nur den Jungen, Kühnen;
Er will wieder der Erſte ſein.

Olivier.

Laſſ't mich nur, den muntern, kühnen,
Sollt' ich auch der Letzte ſein!
Als ich mich im Singen übte,
Fand ich hier und fand ich dort
Gott und König und Geliebte,
Ueberall das Loſungswort.

Chor.

Gott und König und Geliebte
Sei auch unſer Loſungswort.

Prinzeſſinn.

Doch wer hat für Gott geſtritten,
Für der Seele höchſtes Heil,
Als mit Allen, die gelitten,
Unſer Herr an ſeinem Theil?

Chor.

Herrlich kommt er angeſchritten,
Unſ'rer Seele ſelig' Heil.

Johann.

Und wo ward denn je den Thronen
Solch ein großer Kampf geweiht,
Wo die Schaar der Millionen
Kaiſern forderte den Streit?

Chor.

Nah' und ferne, wie ſie wohnen,
Alle ſtürzten zu dem Streit.

Seneſchall.

Nun bemerk' ich unterthänig;
Denn zu ſehr betrifft es mich:
Eh'mals ſtritt man für den König;
Nun ſie ſtritten ſelbſt für ſich.

Chor.

Streite Jeder für den König,
Und ſo ſtreitet er für ſich.

Olivier.

Und vergebt mir, liebe Frauen,
Gerne ſieht Ihr nicht zurück;
Sie, die Herrlichſte, zu ſchauen —
Freiheit! — ſie macht unſer Glück.

Chor.

Sie, die Göttlichſte, zu ſchauen —
Freiheit! — ſie macht unſer Glück.

Pedrigo und Lorezza.

Und ſo iſt denn unſerm Leben
Und dem Unterſten im Land
Gott und König wiedergeben
Als der Freiheit ſchönſtes Pfand.

Chor.

Gott! der uns gnädig erhört,
Preis in Ewigkeit.
Dem Fürſten, der ſich und uns erhöht,
Heil zur längſten Lebenszeit!
Beide verehrt in allen Landen!
Freiheit iſt auf ewig erſtanden.

Schluß von „Palãophron und Neoterpe“.

Aufgeführt zum Geburtstag der Prinzeſſinn Marie.

Palãophron.

Begrüßet ſie, die holde Zierde,
Für die ſich dieſes Feſt verklärt!

Neoterpe.

Und überlaſſ't Euch der Begierde,
Sie zu verehren, wie's gehört;
Sie kommt, die neue Zeit zu ſchmücken.

Palãophron.

Zur Luſt der alten kommt ſie an.

Beide.

Und Beide rufen mit Entzücken
Das ſchönſte Glück auf ihre Bahn!

Neoterpe.

Umſchlinget Euch mit frohen Kränzen.

Palãophron.

Doch Eu're Freude ſchränket ein.

Neoterpe.

Zu würd'gem Feſt, lebend'gen Tänzen

Palãophron.

Sind dieſe Räume viel zu klein.

(Wiederholt von Zeile 5 bis 8.)

Zu „Wallenſtein's Lager“.

Als die Weimar'ſchen Freiwilligen einmarſchierten.

Erſter Holkiſcher Jäger. Zweiter Holkiſcher Jäger. Fremder Sänger.

Erſter Jäger.

Da kommt noch Einer hergeritten,
Der iſt gewiß aus Italien her.

Zweiter Jäger.

Was willſt Du denn mit Deiner Zither?
Du ſiehſt aus wie ein Hochzeitbitter.

Erſter Jäger.

Der Narre, der iſt ſo bänderreich;
Sein luſt'ges Land erkennt man gleich.

Sänger.

Euer Tumult, was will den das?
Seid höflich; denn ich ſing' Euch was.

Zweiter Jäger.

Da werden wir was Neues hören;
Doch hütet Euch, ihn nicht zu ſtören!

Erſter Jäger.

Nichts Neues! Allen Leierten!
Er iſt verliebt, ich ſeh' es ſchon.

Sänger (recitativiſch).

Wo ſo viel Völker ſich verſammeln,
Da mag ein Jeder ſingen und ſammeln.

(Intonierend.)

Da hah! ta hah!

Erſter Jäger.

Ein närriſcher Wicht!
Der Kerl, er ſingt ſchon, wenn er ſpricht.

Sänger.

Ich muß in's Feld, ich will Dich meiden,
Wenn auch mein Herz mir widerſpricht;
Von Deiner Nähe werd' ich ſcheiden;
Von meiner Liebe kann ich nicht.
In's Feld hinaus! Das heißt nicht meiden;
Denn meine Seele ſcheidet nicht.
Ja, mich erwarten hohe Freuden,
Und ich erfülle meine Pflicht.
Ich will in's Feld! Warum nicht ſcheiden?
Dir ſei die Thräne; mir die Pflicht!
Nun lebe wohl! Es iſt kein Leiden!
Ich bleibe Dein! Vergiß mein' nicht.

Erſter Jäger.

Vergiß mein' nicht; Das iſt ein ſchlechtes Freſſen!
Wer will denn leben, kann er nicht vergeſſen?
Vergeſſen; ja, ſich ſelbſt vergeſſen!
Das iſt die Kunſt; ſo ſoll es ſein!
Mit Feinden hab' ich mich gemeſſen,
Mit Mädchen und mit Flaſchen Wein.

Zweiter Jäger.

Es iſt nicht recht, den Baß zu ſtören;
Wir möchten Das noch ein Mal hören.
Den Feind zu ſchlagen, Das iſt Scherz.
Und wer noch lebt, wird immer raufen;
Da gibt es Mädchen, gibt es Flaſchen,
Doch haben wir auch eine Art von Herz;
Der Kleine ſoll uns ſingend trauren.

Erſter Jäger.

Ich ſchlafe ſchon; laß' Euch verſüßen.

Sänger (wendet ſich zum Lied).

Zweiter Jäger.

Ganz recht! Der Abſchied iſt ein Spiel!
Nun wird es Ernſt und immer beſſer:

So ſei Dein Lied ein ſcharfes Meſſer;
Dem Feind die Spitze, mir den Stiel!

Schluß-Chor.

Und ſo hat denn der Dichter das Wahre geſagt,
Wie wir es denn Alle nun wiſſen.
Ihr Jünglinge ſeid, ſo wie es nun tagt,
Zum Marſch und zum Streite befliſſen,
Gedenket an uns in der blutigen Schlacht;
Und habt Ihr das Werk mit, das große, vollbracht,
So bringt uns, was Ihr uns genommen,
Sänger (Solo, quasi parlando).
Eu're Gegenwart
So lieb und werth!
Chor.
So ſeid Ihr uns herzlich willkommen!

Der „Fauſt".

Zwei Teufelchen tauchen aus der rechten Verſenkung.

A.
Nun, ſagt' ich's nicht? da ſind wir ja!

B.
Das ging geſchwind! Wo iſt denn der Papa?
Wir kriegen's ab für unſern Frevel.
(Sie ſind heraufgetreten.)

A.
Er iſt nicht weit; es riecht hier ſtark nach Schwefel.
Wir geh'n d'rauf los; ſo ſind wir bald am Ziel.

Amor
(mit übereinander geſchlagenen Füßen und Händen wird durch die Verſenkung links ſchwebend hervorgehoben).

B.
Sieh' dort!

A.
Was gibt's?

B.
Da kommt noch ein Geſpiel.
O, Der iſt garſtig, Der iſt gräulich!

A.
So weiß und roth; Das ſind' ich ganz abſcheulich.

B.
Und Flügel hat er wie ein Strauß.

A.
Ich lobe mir die Fledermaus.

B.
Es lüſtet mich, ihn aufzuwecken.

A.
Den Laffen müſſen wir erſchrecken.
A, a! E, e! J, i! O! U!

B.
Er regt ſich; ſtill! Wir horchen zu.

Amor (an die Zuſchauer).
In welches Land ich auch gekommen;
Fremd, einſam wert' ich nirgend ſein.
Erſchein' ich — Herzen ſind entglommen,
Geſellig finden ſie ſich ein;
Verſchwind' ich, Jeder ſteht allein.

A (nachäffend).
Allein.

B.
Wie Beide ſind doch auch zu Zwei'n

Amor.
Ja, die Geſellſchaft iſt darnach!

A.
Er muckt noch!

B.
Sing' ihm was zur Schmach

A.
Das ärmliche Bübchen!
O, wärmt mir das Stübchen!
Es klappert, es friert.

B.
O, wie das Kaninchen,
Das Hermelinchen,
Sich windet, ſich ziert!

Amor.
Vergebens wirſt Dich erbittern,
Du garſtig' Fratzengeſicht!
Vereint der Neigung macht mich zittern,
Allein der Haß erſchreckt mich nicht.
(In den Hintergrund.)

B.
Das iſt mir wohl ein ſaub'res Häßchen;

A.
Ein wahres, derbes Grobiänchen!

B.
Gewiß, ein Schalk wie ich und Du!

A.
Komm', ſehn wir etwas näher zu!
Wir wollen ihn mit Schmeicheln kirren.

B.
Das kleine Köpfchen leicht verwirren,
So gut, als ob's ein großer wär'!

(Beide vernehmend.)

Wo kommt der ſchöne Herr denn her?
Von Unſersgleichen gibt es hundert;
Nun ſehn wir über ihn verwundert.

Amor.

Aus dieſen krummgebog'nen Rücken,
Aus den verdrehten Feuerblicken,
Will immer keine Demuth blicken.
Ihr mögt Euch winden, mögt Euch bücken;
Euch kleidet beſſer Trotz und Grimm.
Ja, Ihr verwünſchten Angeſichter,
Du erzpiuionſches Gelichter,
Das, was Du wiſſen willſt, vernimm!
Ich liebe von Parnaſſus Höhen
Zur Pracht des Göttermahls zu gehen;
Dann iſt der Gott zum Gott entzückt.
Apoll verbirgt ſich unter Hirten,
Doch Alle müſſen mich bewirthen;
Und Hirt und König iſt beglückt.
Bereit' ich Jammer einem Herzen,
Dem wird das größte Glück zu Theil.
Wer freuet ſich nicht meiner Schmerzen!
Der Schmerz iſt mehr als alles Heil.

A und P.

Nun iſt's heraus und offenbar:
So kannſt Du uns gefallen!
Erlogen iſt das Flügelpaar:
Die Pfeile, die ſind Krallen.
Die Hörnerchen verbirgt der Kranz:
Er iſt ohn' allen Zweifel
Wie alle Götter Griechenland's,
Auch ein verkappter Teufel.

Amor.

Ihr zieht mich nicht in Eu're Schmach!
Ich freue mich am gold'nen Pfeil und Bogen;
Und kommt denn auch der Teufel hinten nach,
Bin ich ſchon weit hinweggeflogen.

Prolog zu Eröffnung des Berliner-Theaters im Mai 1821.

Prächtiger Saal im antiken Styl. Ausſicht auf's weite Meer.

I.

Die Muſe des Drama's

(herrlich gekleidet, tritt auf im Hintergrunde.)

So war es recht! So wollt' es meine Macht! —
(Sie ſcheint einen Augenblick zu ſtaunen, Theater und Saal betrachtend.)
Und doch erſchreck' ich vor der eig'nen Pracht;
Was ich gewollt, gefordert und befahl,
Es ſteht, und übertrifft mein Wollen hundert Mal.
Ich dachte mir's, doch mit beſcheid'nem Hoffen,
Verwandte Kunſt, ſie hat mich übertroffen. —
Mit Unbehagen fühl' ich mich allein;
Der ganze Hofſtaat muß verſammelt ſein.
Wo bleibt Ihr denn, die, wenn ich nicht beſchränkte,
Zudringlich Eins das Andere gern verdrängte:
Der früh ſie Heldenfaun, des Mittelalters Kraft,
Die heit're Tagwelt, ſittſam poſſenhaft?
Ihr Wechſelbilder, Ihr, des Dichters Träume,
Herein mit Euch und füllt mir dieſe Räume!
Nun faſſe Dich, dem Ort gemäß, der Zeit:
Beſchleunigen iſt Ungerechtigkeit.
In buntem Schmuck durchzieht ſchon manches Chor
Sich verbreitend Säulengang und Thor,
In Gleichem Gleiches reihenhaft geſetzt,
Weil Jedes, rein geſondert, mehr geſchätzt.
Nichts übereilt! Ich leb' Euch, die ich ſchalt,
Mit Sparſamkeit gebrauchet Kunſtgewalt,
Und tretet nächtlich in der Jahre Lauf,
Den Sternenheerzug überdeckend, auf,
So daß ein Herz, auch an Natur gewöhnt,
Nach Eurem Kreis, dem leuchtenden, ſich ſehnt.
Sie rüſten ſich, den hehren Raum zu ſchmücken;
Ihr ſollt ſie Alle wohlgereiht erblicken;
Doch gebt mir zu, daß ich, was ich entwarf,
Was Alle wollen, gleich verkünden darf.
Vom tragiſch Reinen ſtellen wir Euch dar
Des höhern Wollens traurige Gefahr;
Der kräftige Mann, voll Trieb und Willenskraft,
Er kennt ſich nicht, er weiß nicht, was er ſoll;
Er ſcheint ſich unbezwinglich wie ſein Muth,
Und wütet hin, erregt fremde Wuth,
Und wird zuletzt verderblich überrannt
Von einem Schickſal, das er auch nicht kennt.
Unmaß in der Beſchränkung hat zuletzt
Die Herrlichſten dem Uebel ausgeſetzt,
Und ohne Zeus und Fatum, ſpricht mein Mund,
Ging Agamemnon, ging Achill zu Grund.
Ein ſolches Drama, wer es je gethan,
Es ſtand dem Griechenvolk am Beſten an;
Sie haben, großen Sinn's und kräftiger Macht,
Mit wenigen Figuren Das vollbracht.
Nach Jahren ſtürmt's auf wogem Wellenmeere;
Wir führen Euch zum Schauplatz ganze Heere.
Die Mittelzeit gebricht Mann für Mann,
Der Tüchtige hilft ſich, wie er helfen kann;
Und wenn zuletzt dem Feld zu Felde ſchlägt,
Erhebt er ſich dem Kreuze, das er trägt.
Was Dulden ſei, erſcheint ihm nur gering,
Weil er im Handeln an zu dulden fing.
Entſagung heiligt Kriegs- und Pilgerſchritt;
Sie ſtreift 6, zu leiden, weil des Hochſte litt.

Nun aber zwiſchen Beiden liegt ſo zart
Ein Mittelglied von eig'ner, holder Art.
Schickſal und Glaube finden keinen Theil,
In reiner Bruſt allein ruht alles Heil:
Denn immerfort, bei Allem, was geſchah,
Blieb uns ein Gott im Innerſten ſo nah';
Wo Erd' und Himmel ſich im Grunde ſegnen,
Dem Staunenden als Herrlichſtes begegnen.

Wenn obere Regionen ſo ſich halten,
Wo Fürſt und Fürſtinn überſchwenglich walten,
So mag darauf Gewöhnliches geſchehn! —
Ein Bürger kommt: auch Der iſt gern geſehn,
Mit Frau und Kindern häuslich eingezwängt,
Von Grillenqual, von Gläubigern gedrängt,
Seufzt wack'rer Mann, wohlthätig und gerecht,
Nach Freiheit lechzend, der Gewohnheit Knecht;
Die Tochter liebt; ſie liebt nicht, den ſie ſoll;
Ein munt'rer Sohn, gar mancher Schwänke voll,
Und was, an Oheim, Tanten, dienſtbaren Alten,
Sich Charactere ſeltſamlich entfalten:
Das Alles macht uns heiter, macht uns froh;
Denn ungefähr geht es zu Hauſe ſo.
Und was die Bühne künſtlich vorgeſtellt,
Erträgt man leichter in der Werkelwelt;
Die Thoren läßt man durcheinander rennen,
Weil wir ſie ſchon genau im Bilde kennen.

Jetzt liegt uns nah', was wir auch nicht verſchmäh'n,
Das Poſſenhafte, gleichfalls gern geſehn;
Doch Niemand wünſcht ſich's in das eig'ne Haus,
Die Sittlichkeit wies es zur Thür hinaus;
Vom Markt und Straßen ſelbſt hinweggebannt,
Hat ſich's getreſt der Bühne zugewandt,
Weil dort die Kunſt, zu ihrem höchſten Preis,
Gemeine Roheit klug zu mindern weiß,
Daß der Gebildete zuletzt erſchrickt,
Wenn ihn Abſurdes feſſelt und entzückt.

Dieß darf ich heute nur mit Worten ſchildern;
Doch ſieht Ihr Alles in belebten Bildern
Vor Eurem Blick zunächſt vorübergehn.
Wir wandern Euch zu heiligem Tempelhöhn,
Zur Krönungsfeier ſchmücken wir Paläſte;
Was alt' und neue Zeit gewöhnlich wies,
Nach duft'rer Burgen ſteilem Ritterſaale,
Erblickt Ihr Thürme, kirchliche Portale;
Kreuzgang, Capelle, Keller und Verlies.

Und innerhalb der Räume ſeht Ihr walten
Der Zeit, dem Ort gewidmete Geſtalten;
Tagtäglich führt man Euch zu and'rer Welt.
Und wie bequem iſt's doch, mit uns zu reiſen!
Die beſten Pfade wird man Jedem weiſen,
Der ſich der Muſe treulich zugeſellt.

(Sie tritt begeiſtert zurück, als wenn ſie Etwas in den Couliſſen hörte.)

Was ruft! — Ein Dämon! — Heißet mir bedenken!
Ich ſetz den Schritt nach and'rer Seite lenken.
Ja, was ich ſagte, ſagt' ich offenbar,
Dem Menſchenſinn gemäß, wahrhaft und klar;
Nach Wunderbarem aber treibt mich's, will es faſſen.
Nun folgt mir gern; ſonſt müßt' ich Euch verlaſſen.

(Sie eilt hinweg.)

II.

Das Theater verwandelt ſich in eine Wald- und Felspartie. Bleſende Inſtrumente hinter der Couliſſe unterhalten die Aufmerkſamkeit und leiten das Folgende ein.

Die Muſe

(tritt auf, den Thyrſus in der Hand, ein Panther-Fell um die Schultern, das Haupt mit Epheu bekränzt).

Tauſend, aber tauſend Stimmen
Hör' ich durch die Lüfte ſchwimmen,
Wie ſie wogen, wie ſie ſchwellen!
Mich umgeben ihre Wellen,
Die ſich ſondern, die ſich einen,
Sie, die ewig ſchönen, reinen.
Wie ſie mir in's Ohr gedrungen,
Wie ſie ſich in's Herz geſchlungen,
Stürmen ſie nach allen Seiten,
Von der Nähe zu den Weiten,
Berghinan und thalhernieder,
Und das Echo ſchickt ſie wieder.

(Das Theater verändert ſich.)

Und von den niedern zu den höchſten Stufen
Sind Kräfte der Natur hervorgerufen.
Die Atmoſphäre trübt ſich, iſt erregt,
Der Donner rollt, ein Blitz, der graſſelnd ſchlägt,
Zerſplittert Wald und Feld, die moosigen Alten,
Die Rinde gar des Bodens wird geſpalten.

(Ein rother Schein überzieht das Theater.)

Erdſchlünde thun ſich auf, ein Feuerqualm
Zuckt flammend über's Feld, verſengt den Halm,
Verſengt der Bäume lieblich' Blüthenreich;
Nun herrſcht die Nacht, das Leben ſtockt ſogleich,
Und aus den Gruften hebt ſich leiſ' heran
Das Gnomen-Volk und wittert Alles an,
Und wittert Alles aus, und ſpürt den Platz,
Und forſcht und gräbt; da glitzert mancher Schatz.
Das alt verborgene Gold bringt Keinem Heil;
Der Finſterniß Genoſſe will ſein Theil;
Im Innern ſiedet's, ſchäumt und ſchleudert wilder
Durch's Feuermeer furchtbare Schreckensbilder;
Wie Salamander lebt es in der Glut,
Und ſteiget häßlich mit vulkaniſcher Wuth.

Schon hüben und drüben ſind Berge verſunken;
Schon gähnet der Abgrund; ſchon ſprühen die Funken.
Was iſt mir? Was leuchtet ein wunderlich Licht?
Es leuchtet der Innre Feuergeſicht.

Und, unter dem Kopfſchmuck phosphoriſcher Schlangen,
Weiß glühen die Augen und rothbraun die Wangen.
Der Schrecken ergreift mich, wo reit' ich mich hin!
Noch kracht es entſetzlicher, Felſen erglüh'n;
Sie berſten, ſie ſtürzen, ſie öffnen mir ſchon
Der grauſenſten Tiefe Plutoniſchen Thron!

(Das Theater verwandelt ſich in einen hellen, erfreulichen Ziergarten.)

Kehrſt Du wieder, Himmelshelle!
Iris, mit gewohnter Schnelle,
Trennt die grauſen Wolken ſchon,
Augenfunkelnd vor Entzücken,
Den Geliebten zu erblicken
Auf dem gold'nen Wagenthron.

Phöbus glänzt ihr hold entgegen;
Himmliſcher Vermählung Segen
Fühlt der Erde weiter Kranz.
Um des Bogens bunten Frieden
Schlingen lieblichſte Sylphiden,
Schäumend zierlich, Kettentanz.

Und da unten Silberwellen,
Grünlich purpurn, wogen, ſchwellen
Auch empor in Liebesglanz.
Schalkiſch laden gleich Undinen,
Blauen Aug's, verſchämter Mienen,
Sich den Himmel in die Fluth.
Blüht's am Ufer, wogt's in Saaten:
Alles iſt dem Gott gerathen,
Alles iſt am Ende gut!

(Tanz von Sylphen und Undinen.)

III.

Die Muſe

(kommt in anmuthiger Kleidung, und nachdem ſie einigen Antheil am Tanze genommen, wendet ſie ſich zu den Zuſchauern).

Viel iſt, gar viel mit Worten auszurichten,
Wir zeigen Dieß im Reden wie im Dichten;
Doch liebliche Bewegung, wie geſchn,
Darf man zu ſchildern ſich nicht unterſtehn;
Nur der Geſammtblick läßt den Werth empfinden;
Der holde Tanz, er muß ſich ſelbſt verkünden.

An ihm gewahrt man gleich der Muſe Kunſt.
Das höchſte Ziel, den ſchönſten Lohn der Kunſt.
O, möge den Geſchwiſtern ſämmtlich glücken
Solch' allgemeiner Beifall, ſolch' Entzücken!

Denn Das iſt der Kunſt Beſtreben,
Jeden aus ſich ſelbſt zu heben,
Ihn dem Boden zu entführen;
Link und recht muß er verlieren
Ohne zauderndes Entſagen;
Aufwärts fühlt er ſich getragen!
Und in dieſen höhern Sphären
Kann das Ohr viel feiner hören,
Kann das Auge weiter tragen,
Können Herzen freier ſchlagen.

Und ſo geht's den Lieben allen,
Die im Elemente wallen,
Welches bildend mir beleben;
Wer empfing, der möchte geben.
In der Himmelsluft der Muſen
Oeffnet Buſen ſich dem Buſen,
Freund begegnet neuem Freunde,
Schließen ſich zur Allgemeinde,
Dort verſöhnt ſich Feind dem Feinde.

So herrlich fruchtet, was die Muſe gönnt!
Die Ihr's genießt, es dankbar anerkennt,
Preiſ't ihn mit mir, den Gott, der es gegeben.
Was heute fröhlich macht, was heute rührt,
Nicht etwa flüchtig wird's vorbeigeführt;
Was heute wirkt, es wirkt auf's ganze Leben.

Die Kunſt verſöhnt der Sitten Widerſtreit,
In ihren Kreiſen waltet Einigkeit.
Was auch ſich ſucht und flieht, ſich liebt und haßt,
Eins wird vom Andern ſchicklich angefaßt:
Wie Masken, grell gemiſcht, bei Fackelglanz,
Vereinigt ſchlingen Reih- und Wechſeltanz.
Vor ſolchen Bildern wird Euch wohl zu Muthe!
Empfangt das Schöne, fühlt zugleich das Gute,
Eins mit dem Andern wird Euch einverleibt;
Das Schöne flieht vielleicht, das Gute bleibt.
So nach und nach erblühet, leiſe, leiſe,
Gefühl und Urtheil wirkend wechſelweiſe;
In Euerm Innern ſchlichtet ſich der Streit,
Und der Geſchmack erzeugt Gerechtigkeit.

Und ſo in Euch verehr' ich meine Richter!
In gleichem Sinne huldigt Euch der Dichter,
Der, wär' er noch ſo ſtolz auf ſein Talent,
Doch Euers Beifalls höchſten Werth erkennt.
Erweiſt Euch nun, wie anerkennen's wittig,
Aufmerkſam oft neu Sinns, gerecht und billig.
So ſchmücket ſittlich nun geweihten Saal,
Und ſitzt Euch groß im herrlichſten Local.

Denn Euertwegen hat der Architect,
Mit hohem Geiſt ſo edeln Raum bezweckt,
Das Ebenmaß bedächtig abgewogen,
Daß Ihr Euch ſelbſt geregelt ſahen ſollt;
Wie's dem Senat geziemt, den eine Welt
Auf ſeinen Spruch zu harren würdig hält.

Denn auch der Bildner ſchmückt das edle Haus,
Vom Sockel bis zum Giebel, reichlich aus.
Hier muß Euch Ernſt im Heiligthume ſein,
Denn Götterformen winkten Euch herein;
Wie ringsumher der Maler ſich bemüht,
Und Euern Blick von Bild zu Bilde zieht,
Da, was Euch einzeln ſonſt gefeſſelt hielt,
In einem Kreiſe hundertfältig ſpielt.

Das iſt nun offenbar; doch was verhüllt
Geheimnißvoll die innern Räume ſtill,

Märten.

Da habt Ihr Recht.

Schnaps.

Die gute Sache würde leiden, wenn man unſre Abſicht zu früh entdeckte.

Märten.

Gewiß.

Schnaps.

Verſteckt mich.

Märten.

Steigt auf den Boden.

Schnaps.

Ja! Ja!

Märten.

Nur unter's Heu.

Schnaps.

Ganz recht.

Märten.

Nur fort, Herr General! der Feind iſt in der Nähe.

Erſt harrend ruhig, magiſch dann bebende,
Im Augenblick, wie ich die Finger wende,
Wird mannigfaltig, ſo nun Jahre walten,
Sich nach und nach vor Euerm Blick entfalten.

Und weiſen Weſen Dieß uns zugedacht,
Auf weiſen Wink die Meiſter Das vollbracht,
Wer wußt' es nicht zu deuten, nicht zu nennen?
Doch Ihm genügt, daß wir es anerkennen.

In dieſer Schöpfung, dieſem Kunſtverein,
Wie muß es mir denn erſt zu Muthe ſein!
So großes Leiſten fordert Großes an,
Viel iſt zu thun, da, wo ſo viel gethan.
Was wäre nicht zu denken, nicht zu ſagen!
Doch will ich's jetzt mir aus dem Sinne ſchlagen.

(Sie wendet ſich ablenkend anmuthig, weiter vortretend, an die Zuſchauer.)

Erſcheinen die Freunde ſo oft und ſo viel,
Sie heißen willkommen!
Wir Andern, wir wechſeln, wir ſteigern das Spiel,
Und Jedermann hat ſich das Seine genommen.

Eröffnen die Räume, die heiteren, hellen,
Sich als ein Gemeingut, wie heilende Quellen,
Dem Nächſten, dem Fernſten, dem Höchſten zur Luſt,
Beleben der Menge bewegliche Bruſt:
So Alte, ſo Junge ſind Alle geladen,
In unſerem Aether ſich munter zu baden.
Ein Trauernder komme, da fühlt er ſich froh,
Erheitert ein Sorgender; Jeglicher ſo,
Wie's immer dem Einen, dem Andern entſpricht,
Zum Streben, zum Handeln, zum Wirken, zur Pflicht.

So ſind wir am Ziel nun; er hat es gewollt,
Daß freudig geſchehe, was Alle geſollt.
Des Vaterlands Mitte verſammelt' uns hier;
Nun iſt es ein Tempel, und Prieſter ſind wir,
Wo Alles zum Höchſten, zum Beſten gemeint,
Um unſeren Herrſcher entzückt ſich vereint.

Vorſpiel zu Eröffnung des Weimar'ſchen Theaters,

am 19. September 1807.

Nach glücklicher Wiederverſammlung der herzoglichen Familie.

Wald. Fels. Meer.

Nacht. (Ferner Donner.)

Kriegsgöttin.

Durch dieſer nachtbedeckten Felder ſtill' Gebreit,
Mit unbemerkten Schritten, ſtürm' ich raſch heran:
Ob irgend Jemand widerſtände meiner Kraft.
Noch aber fand' ich Niemand. Ja, bebende ſoll
Dieß Schwert mir Raum verſchaffen, wenn ſich mir
Die aufgeſchreckte Menge kühn entgegenſtellt:
Denn dieſem Stahle widerſteht kein Sterblicher!
Ein grauer Kampf umhüllt ſich bald mit Nebelnacht,
Und meine Fackel leuchtet weit und breit zur Flucht.

(Näherer Blitz und Donner.)

Schon reihenweiſe liegt ausgeſtreckt Getödtetes,
Wie hinter emſig Mähenden das Blumengras.
Ich aber, unaufhaltſam, kräftig, ſchreite vor,
Dem Glücksgeſtirn entgegen, das mich leitete.
Wohlauf denn! Schlachtvolk!

(Blitz und Donner.)

Töne gräßlich durch die Nacht!
Du Blitzgeſchoß, verbreite Schreck, verbreite Tod!
Heran, Ihr Donner, Ihr mich längſt Verkündenden!

(Blitz und Donner ferner ab.)

Entwickle Dich, Du hagelſchwerer Wolkenzug!
Stürz', Alles überrauſchend, fluthendes Geſtein,
Und ſchwemme, was entgegenſteht, von Grund hinweg!

(Unter Blitz und Donner ab.)

Eine Flüchtende.

(Blitz und Donner entfernen ſich.)

Wo flieh' ich hin? Wo berg' ich mein bedrohtes Haupt,
Denn überall umgeben mich die Drängenden!
Gewaltiger Kriegskampf, Waffenklang und Mordgeſchrei
Ertönen heute, wo noch geſtern Friede ſang.
Und aufgeſchreckt wir Armen, ſchaarweiſ' fließen wir
Und gleich zerſprengt, von Ungemach zu Ungemach.
Umſonſt! Kein Ausgang aus dem Irrſal zeigt ſich mir.
Der finſt're Bergwald, Nacht und Schreckniß hegt er;
Die Felſenwänd' an aufgeregter, wilder Fluth
Sie halten hier und überall den Schritt mir an
Und aus der Tiefe tönet mir der Schreckensruf:
Zurück! Zurück! Wohin entfliehſt Du, Einzelne?
Zurück! Des Gatten denke, den das ſcharfe Schwert, —
Der Kinder, die des Hauſes Flamme toben faßt.
Vergebens! Ach, an dieſer Seite trennet mich

Der breite Strom des mörderiſchen Ungeſtüms,
Mit blutigen Wogen, von bekannter Spur hinweg!
(Ganz ferner Donner.)
O, Seligkeit verhüllendes und nie genug
Geſchätztes Dach der Friedenshütte, die mich barg!
O, nie genug verehrter Engraum, kleiner Herd!
Du runde Tafel, die den holden Kinderkreis
Anmuthig anſchloß elterlicher Sorgenluſt! —
Dort lodert's auf! Die Ernte ſtrömt in Feuerqual
Zum Himmel an, und des Beſitzes treu' Gehäus
Schwankt unterflammt und beugt ſich, widerſteht und ſinkt.
Durchglühter Schutt ſtürzt, Flammenrauchſtaub kraus't empor,
Und unten krachend, ſchwerbelaſtet, dumpfgedrückt,
Verkohlt ſo vieler Menſchenjahre werther Fleiß,
Und Grabesruhe waltet über Trümmern.
(Ferner Donner.)
Ach,
Selbſt in das Grab dringt wilder Elemente Wuth
Und reißt die Todten zwiſchen die Lebendigen!
Sie ſollen ſchauen, welch' ein Elend uns betraf,
Und irren, unſre Väter, heimathlos wie wir.
(Näherer Donner.)
Schon kehrt zurück das Wetter, das zerſtörende,
Vergeb ne Hoffnung, ausgewüthet hab' es nun!
Es kehrt zurück und raſet allgewaltiger,
Und Land und Meer bewegen ſich in wildem Bund.
Iſt Dieß der Erde feſter Boden? Weh' mir! Weh'!
Und Dieß die Pfade, ſicher ſonſt betretene?
Im Schiffe ſteh' ich, wogend ſchwankt es hin und her;
Mein Knie verſagt mir; nach dem Boden zieht es mich:
Zu knieen und zu flehen drängt mich das Herz.
(Sie kniet.)
Iſt über dieſer Welthendecke hehr der Nacht
Kein Stern, der in der Finſterniß uns leuchtete;
Kein Auge, das herunterſieh' auf unſre Noth?
O Du, dem ich von Jugend auf hinangeblickt,
Du, deſſen heil'gen Tempel ich mit Kinderſchritt
Und Kinderſinn erſt, dann mit warmer, jugendlich
Bewegter Bruſt hinanſtieg, im vertrauenden,
Andächt'gen Chor der Aelteren und Aelteſten;
Mit heiterm, feſttags-ſonnendurchhauchtem Freudeblick,
Ein Dankliet, ein Triumph-Lied Deiner Vaterkraft
Und Vatergüte tauſendſtimmig dargebracht:
Warum verbirgſt Du hinter düſtern Tropfen
Dein Antlitz, Deiner Sterne ſtrahlende Heiterkeit?
Iſt es Dein ew'ger Wille? Sind es der Natur
Unbänd'ge, taube Kräfte, Dir im Widerſtreit?
Dein Werk zerſtörend, uns zerknirſchend . . . .
(Näher Donner.)
Weh' mir! Weh'!
Vergebens Alles! Immer wilder drangt's heran.
Die Elemente faſſen ſich, die tobenden;
Die Welle ſprüht des Felſenwaldes Aeſte durch,
Und in dem blitzdurchflammten Aether ſchmelzen hin
Die Gipfel, Gluthſtrom ſtürzet nun Verzweifelnde.
(Es ſchlägt ein. Zugleich erſcheint ein Wunder- und Troſtzeichen, der verehrten regierenden Herzogin Namensnennung im Sternbilde.)

Königlicher Saal.

Die Majeſtät (im Krönungs-Ornat).

Sicher tret' ich auf und glanzumgeben;
Jedes Auge freut ſich meines Kommens,
Jedes Herz erhebt ſich gleich zur Hoffnung,
Jeder Geiſt, ſchon ſchweiget er in Wünſchen,
Denn die Weisheit, wandelt ſie beſcheiden
Unter Menſchen, lehrend, rathend, ſchaltend,
Wenig achtet ſie der Haufe, leider öfters
Wird ſie wohl verachtet und verſtoßen;
Aber wenn ſie ſich zur Macht geſellet,
Neiget gleich ſich die erſtaunte Menge,
Freudig, ehrfurchtsvoll und beſeelt, nieder;
Und wie vor Gewalt ſich Furcht geflüchtet,
So entgegnet nun der Macht Vertrauen.

Hat Natur nach ihrem dunkeln Walten,
Hier ſich Bergreih'n hingetragen, drohen
Felſen aufgezackt, und gleich daneben
Ueber Thalgeſtein und Heh'n und Hügeln
Heilig ruhend alten Wald gepflegt,
Daß den unwirthbaren Labyrinthen
Sich der Wand'rer grauſend gern umziege:
Sieh', da dringt heran des edeln Menſchen
Meiſterhand; ſie darf es unternehmen,
Darf zerſtören tauſendjähr'ge Scheue.
Schauet nun das Beil im tiefſten Walde,
Klingt das Eiſen an dem ſchroffen Felſen;
Und in Stämmen, Splittern, Maſſen, Trümmern
Liegt zu unbegreiflich neuem Schaffen
Ein Zerſtörtes gräulich durcheinander.
Aber bald dem Winkelmaß, der Schnur nach,
Reihen ſich die Steine, wachſen höher;
Neue Form entſpringt an ihnen, herrlich
Bildet mit der Ordnung ſich die Zierde,
Und der alte Stamm geſlanzet ragt ſich,
Aufwärts bald und bald empergerichtet,
Einer in den andern. Hohes Gewölbe
Neuen Aufwand hebt ſich in die Luft.

Sieh'! des Meiſters Kranze weben droben,
Jubel ſchallt ihm, und den Weltbaumeiſter
Hört man wohl dem Irdiſchen vergleichen.

So vermag's ein Jeder. Nicht der König
Hat das Vorrecht; Allen iſt's verliehen.
Wer das Rechte kann, der ſoll es wollen;
Wer das Rechte will, der ſollt' es können!
Und ein Jeder kann's, der ſich beſcheidet
Schöpfer ſeines Glücks zu ſein im Kleinen.

Der Du an dem Weberſtuhle ſitzeſt,
Unterrichtet, mit behenden Gliedern
Fäden durch die Fäden ſchlingeſt, alle
Durch den Tactſchlag aneinander drängeſt:
Du biſt Schöpfer, daß die Gottheit lächeln
Deiner Arbeit muß und Deinem Fleiße.
Du beginneſt weislich und vollendeſt
Emſig, und aus Deiner Hand empfängt
Jeglicher zufrieden das Gewandſtück;
Einen Feſttag ſchaffſt Du jedem Haushalt.

So im Kleinen ewig wie im Großen
Wirkt Natur, wirkt Menſchengeiſt, und Beide
Sind ein Abglanz jenes Urlichts droben,
Das unſichtbar alle Welt erleuchtet.
Und ſo grüße jedes Land den Fürſten,
Jede Stadt den Aelteſten; der Haushalt
Grüße ſeinen Herrn und Vater jauchzend,
Wenn ſie wiederkehren als die Meiſter,
Zu erbauen oder herzuſtellen.

Fromm erflehet Segen Euch von oben;
Aber Hülfe ſchafft Euch thätig wirkend
Selber, und vertilget alle Spuren
Meines Fußes, der gewaltig auftrat.
Und der Weiſe, der Verſtänd'ge, nehme
Theil an meiner Macht und meinem Glücke hin!

Friede. Majeſtät.

Majeſtät.

Sei mir geſegnet, Heldeſte des Erdenſtamms!

Friede.

Empfange gnädig Deine treue Dienerinn!

Majeſtät.

Du wirſt als Herrinn immer neben mir beſtehn.

Friede.

So nimm die treue Schweſter an die ſtarke Bruſt!

Majeſtät.

Gerechtigkeit und Friede küſſen ſich, o Glück!

Friede.

O längſt erflehter Augenblick, o Wonnetag!

Majeſtät.

Ich ſehe, Schweſter, Dich erheiterter als je.

Friede.

Denn mehr als je umzanket mich die Heiterkeit.
Dieſe Stadt, die ich ſo lange
Mütterlich begünſtigte,
Weil ſie meine holden Gaben,
Würdig ſchätzend, thätig wirkend,
Dankbarlich erwiderte;
Weil ſich holder Friedenskünſte
Alte, Junge, Hohe, Nied're
Männiglich befleißigten! —
Aber nie iſt mir ein Regen,
Solch' ein Treiben, ſolch' Beſtreben,
Wie es heut' ſich rührt, begegnet.
Jeder ſtrebet mit dem Andern,
Jeder eifert vor dem Andern,
Einer iſt des Andern Muſter
Aufgeweckter Thätigkeit.
Kein Befehl iſt's, der ſie aufregt.
Jeder froh, gehorcht ſich ſelber;
Und ſo reih'n ſie aneinander
Ihren Fleiß und ihre Luſt.

Majeſtät.

Dieſes Thun, das einzig ſchätzenswerthe,
Das hervordringt aus dem eig'nen Buſen,
Das ſich ſelbſt bewegt und ſeines Kreiſes
Holden Spielraum wiederkehrend ausfüllt,
Lob' ich höchſtens: denn es zu belohnen,
Bin ich ſelbſt nicht mächtig g'nug; es lohnt ſich
Jeder ſelbſt, der ſich im ſtillen Hausraum
Wohl befleißigt übernomm'nen Tagwerks,
Freudig das Begonnene vollendet.
Gern und ehrenhaft mag er zu Andern
Oeffentlich ſich fügen, nützlich werden.
Nun dem Allgemeinen weislich rathend,
Wie er ſich berieth und ſeine Liebſten.
Alſo wer dem Hauſe trefflich vorſteht,
Bildet ſich und macht ſich werth, mit Andern
Dem gemeinen Weſen vorzuſtehen.
Er iſt Patriot, und ſeine Tugend
Dringt hervor und bildet Ihresgleichen,
Schließt ſich an die Reihen Gleichgeſinnter.
Jeder fühlt es, Jeder hat's erfahren:
Was dem Einen frommt, Das frommet Allen.

Friede.

Was Du ſagſt, ich verehr' es!
Denn Du haſt mit wenig Worten
Ausgeſprochen, was die Städte
Baut, was die Staaten gründet:
Bürgerſinn, wozu Natur uns
Eingepflanzt ſo Luſt als Kräfte.
Aber heute ſiehſt Du dieſen
Treuen Sinn ſich anders zeigen,
Nicht ſo ernſt, wie Du's verſtanden,
Aber ſich zum ſchönſten Feſte
Emſiglich bethätigend.

Sieh'! ein Waldgebüſch bewegt ſich
Nach der Stadt hin; aller Gärten
Früher, blumenhafter Aufputz
Reißt ſich los, um ſich in's grüne
Prachtgehäng hineinzuflechten,

Das der Häuſer, das der Hütten
Anſicht ſchön verhüllt und zieret,
Das von Giebel ſich zu Giebel
Lebend reicht, und kranzbeladen,
Schwankend, friſchbelaubet ſchwebt.
Bunter wird die tiefe Grüne,
Mannigfaltiger immer; Band an Bändern
Schlingt ſich um, geknüpft zu Schleifen
Krümmt ſich's, und die loſen Enden
Flattern windbewegt. Zum Laubgang
Siehſt Du Straßen umgewandelt,
Und zum Feierſaal den Marktplatz.
Außenſeiten ſind nun Wände,
Fenſter vollverzierte Nischen;
Unter ihnen ſchmückt die Brüſtung
Sich mit bunten Teppichen.
Hier mit hellen Blumenzügen
Spricht's Dich an und dort mit gold'nen,
So, als ob Dir off'ne Herzen
Ueberall begegneten.

Aber dieſer ſtummen Rede
Soll ein lautes Wort vorangehn,
Ein beſcheid'nes, von dem Munde
Lieblicher Unſchuldiger.
Siehe! da bewegt ſich kindlich
Schon, bekränzet und bekränzend,
In der Jugend Schmuck, den Lilien
An Gewand gleich, eine Reihe
Holder Lebenserſtlinge.
Wer ſie ſiehet, dem bewegt ſich
Wonnevoll das Herz. Der Vater
Sucht mit Blicken ſeine Tochter,
Und des Jünglings Auge gleitet
Ueber Alle ſuchend hin.

Störe nicht den holden Zug, Du
Roß und Reiter! Jeder freue
Sich des Buntgewühls. Der Jäger
Grüße die bekannten Zweige,
Und der Jüngling, volle Flaſchen
Schwenkend, wähne, ſeine Lauben
Habe hier geſchmückt der Weingott.
Und vom zarteſten Geliſpel
Bis zum wildeſten Tumulte
Drücke Jeder ſein Gefühl aus.

Majeſtät.

Des Ungeſtümes wilden Ausdruck lieb' ich nicht:
Die Freude kehrt ſich unverſcha's in herben Schmerz,
Wenn ohne Ziel die Luſt dahin ſchwärmt, ohne Maß;
Doch muß ich's loben, wenn Dich, Göttliche, man heut'
Mit übermäßiger Freude wild empfängt und ehrt,
Verauserblickend Alles, was man wünſcht und beſitzt!

Friede.

Wenn ſich Herz und Blick entgegen
Drängt an dieſem frohen Tag,
Freilich bin ich's, die von Allen
Sehnſuchtsvoll Erwartete.
Aber unſichtbar, auf Erden
Schwebend, konnt' ich meiner hohen
Glückverbreitende Geſinnung
Nähten kein vollkomm'ner Gleichniß,
Nicht ein ausdrucksvoller' Abbild,
Als in dieſe Freudefülle
Anbelebend ſich hereinſenkt.
Tauſend Blumen aus den Kränzen,
Aber tauſend aus Gehängen
Blickend, mögen ihrer Blüthe
Lieblichkeit nicht überſcheinen;
Und wie um die friſche Roſe
Jede Blume ſich beſcheidet,
Sich im bunten Strauß zu fügen:
Alſo dieſe Welt von Zweigen,
Blumen, Bändern, — Alten, Jungen,
Dieſer Kreis von frohen Blicken,
Alles iſt auf ſie gerichtet,
Sie, die lieblich Würdige;
Wie ſie an der Hand des Gatten,
Jung wie er und Hoffnung gebend,
Für ſich ſelber Freude heſſend,
Segnend uns entgegentritt!

Majeſtät.

Ich wünſche Dir, und dieſem Lande wünſch' ich Glück,
Daß Deinen göttlich aufgeforderten Beruf
Du mit ſo großer Gabe gleich bethätigeſt;
Rückkehr, die frohe, reicher Ernte gleichet ſie,
Wo ſcheidend herzlich ſtille Thränen wir geſä't.
So grüße ſegnend alle die Rückkehrenden,
Nach vielen Tagen froh Zuſammentreffenden,
Und ſchütze ſie und hüte ſie mit meiner Kraft.
Doch aber bleibet immerfort auch eingedenk
Der Abgeſchied'nen, deren rühmliche Lebenszeit

(Im Hintergrunde zeigt ſich in Ehrfurcht das Andenken der verewigten Herzogin Mutter, umgeben von Gloria und dem Kranz ihrer Zurückgelaſſenen.)

Unmerkt zuletzt, zur Glorie ſich läuterte,
Unſterblich glänzend, keinem Zufall ausgeſtellt;
Um welche ſich verſammelt ihr geliebt' Geſchlecht
Und Alle, deren Schickſal ſie umwaltete.
Sie wirkte noch wie vormals immer mütterlich.
In Leid und Freuden bleibet ihrer eingedenk,
Genuß, Entbehrung, Hoffnung Schmerz und Scheidetag
Menſchlich zu übernehmen, aber männlich auch!

Theater-Reden. Gehalten zu Weimar.

Prolog.

Geſprochen den 7. Mai 1791.

Der Anfang iſt an allen Sachen ſchwer;
Bei vielen Werken fällt er nicht ins Auge.
Der Landmann deckt den Samen mit der Egge,
Und nun ein guter Sommer reift die Frucht;
Der Meiſter eines Baues gräbt den Grund
Nur deſto tiefer, als er hoch und höher
Die Mauern führen will; der Maler gründet
Sein ausgeſpanntes Tuch mit vieler Sorgfalt,
Eh' er ſein Bild gedankenvoll entwirft;
Und langſam nur entſteht, was Jeder wollte.

Nun, dächten wir, die wir verſammelt ſind,
Euch manches Werk der Schauſpielkunſt zu zeigen,
Nur an uns ſelbſt: ſo träten wir vielleicht
Getroſt hervor und Jeder könnte hoffen,
Sein wenig Talent Euch zu empfehlen.
Wenn bedenken wir, daß Harmonie
Des ganzen Spiels allein verdienen kann,
Euch Euch geliebt zu werden, daß ein Jeder
Mit Jedem ſtimmen, Alle mit einander
Ein ſchönes Ganzes vor Euch ſtellen ſollen:
So regt ſich die Furcht in unſ'rer Bruſt.

Von allen Enden Deutſchland's kommen wir
Erſt jetzt zuſammen, ſind einander fremd,
Und fangen erſt nach jenem ſchönen Ziel
Vereint zu wandeln an, und Jeder wünſcht
Mit ſeinem Nebenmann, es zu erreichen;
Denn hier gilt nicht, daß Einer athemlos
Dem Andern heimlich vorzueilen ſtrebt,
Um einen Kranz für ſich hinweg zu haſchen.
Wir treten vor Euch auf, und Jeder bringt
Beſcheiden ſeine Blume, daß nur bald
Ein ſchöner Kranz der Kunſt vollendet werde,
Den wir zu Eu'rer Freude knüpfen möchten.

Und ſo empfehlen wir, mit beſtem Willen,
Uns Eu'rer Billigkeit und Eu'rer Strenge.

Prolog.

Geſprochen den 1. October 1791.

Wenn man von einem Orte ſich entfernt,
An dem man eine lange Zeit gelebt,
An den Gewohnheit, Erinnerung,
Verwandte, Freunde feſt uns binden:
Dann reißt das Herz ſich ungern los; es fließen
Die Thränen unaufhaltſam. Doch gedoppelt
Ergreift uns dann die Freude, wenn wir je
In die geliebten Mauern wiederkehren.
Wir aber, die wir hier noch Fremde ſind,
Und hier nur wenig Augenblicke weilten,
Wir kehren freudig und entzückt zurück,
Als wenn wir unſ're Vaterſtadt begrüßten.
Ihr zählt uns zu den Euern, und wir fühlen,
Welch einen Vorzug uns dieß Loos gewährt.
Seid überzeugt, der Wunſch, Euch zu gefallen,
Belebt die Bruſt von Jedem, der vor Euch
Auf dieſe Bahne tritt. Und fehlt' es uns
Nicht ſtets gelingen, ſo bedenkt doch ja,
Daß unſ're Kunſt mit großen Schwierigkeiten
Zu kämpfen hat, vielleicht in Deutſchland mehr
Als anderswo. —

Von dieſen Schwierigkeiten
Euch hier zu unterhalten, iſt nicht Zeit;
Ihr kennt ſie ſelbſt; und beſſer iſt es vielleicht,
Ihr kennt ſie nicht. Mit beſto freierm Sinn
Kommt Ihr in dieſes Haus, und hört uns zu,
Und ſeht uns handeln. Alles geht natürlich,
Als hätt' es keine Mühe, keinen Fleiß
Gekoſtet. Aber dann, wenn eben Das
Gelingt; wenn Alles geht, als müßt' es nur
So gehn: dann hatte Mancher ſich vorher
Den Kopf zerbrochen, und mit vieler Mühe
War endlich kaum die Leichtigkeit erreicht.

Der ſchönſte Lohn von Allem, was wir thun,
Iſt Euer Beifall: denn er zeigt uns an,
Daß unſer Wunſch erfüllt iſt, Euch Vergnügen
Zu machen; und nur eifriger beſtrebt
Sich Jeder, Das zum zweiten Mal zu leiſten,
Was ein Mal ihm gelang. O, ſeid nicht karg
Mit Euerm Beifall! Denn es iſt ja nur
Ein Capital, das ihr auf Zinſen legt.

Epilog.

Geſprochen den 11. Juni 1792.

In dieſen letzten Stunden, die Ihr uns,
Verehrte, gönnet, trat' ich vor Euch auf;
Und ganz gewiß denkt Ihr, ich ſtehe hier,
Abſchied zu nehmen. — Nein! verzeiht! Mir iſt's
Unmöglich! — Schnell verjagt ich den Gedanken,
Daß wir von Euch uns trennen ſollen.
Mit leichtem Geiſte flieg' ich über Tage,
Und Wochen weg, die uns in fremder Gegend,
Entfernt von Euch, beſchäftigen. Wir denken
Uns gar zu gern: ſchon ſind wir wieder da! —
Schon grüß' ich Euch auf's Neue! Seht, der Herbſt
Hat Eu're holden Bäume ſchon entlaubt!
Es lockt Euch nicht mehr des Thales Reiz,
Der Hügel Wunterkeit lockt Euch nicht mehr.
Es brauſt der Winterſtrom; es fliegt der Schnee! —
Schon eilt Ihr wieder gern vertraulich her;
Ihr freut Euch Deſſen, was wir Neues bringen,
Und das Bekannte beſſer und vollkommner
Von uns zu hören, freut Euch auch. Wir finden
Euch immer freundlicher für uns geſinnt:
Wir ſind nicht Fremde mehr, wir ſind die Euern;
Ihr nehmet Theil an uns, wie wir an Euch.

Doch wir leiden
Ein Einziges durch jenen böſen Krieg;
Und dieſes Einzige drückt ſchwer genug! —
Ach, warum muß der Eine fehlen; der
So werth uns Allen und für unſer Glück
So unentbehrlich iſt! Wir ſind in Sicherheit,
Er in Gefahr; wir leben im Genuß,
Und er entbehrt. — O, mög' ein guter Geiſt
Ihn ſchützen; — jenes edle Streben
Ihm würdig lohnen; ſeinen Kampf
Für's Vaterland mit glücklichem Erfolge krönen! —
Die Stunde naht heran; er kommt zurück.
Verehret, bewundert und geliebt von Allen! —
Er tritt auch hier herein. Es ſchlagen ihm
Die treuen Herzen froh entgegen,
„Willkommen!“ rufet Jeder gern;
„Er lebe!“ ſchwebt auf jeder Lippe.
Doch die Lippe verſtummt. —
Das volle Herz macht ſich durch Zeichen Luft;
Es rühret ſich jede Hand! Unbändig ſchallt
Die Freude von den Wänden wider.
Durch's Getümmel tönt der allgemeine Wunſch:
„Er lebe! — lebe für uns, wie wir für ihn!“

Prolog

Zum Luſtſpiel: „Alte und neue Zeit“, von Iffland.

Geſprochen von Madame Becker, geborne Neumann, im Character des Jacob. Den 6. October 1806.

So hätt' ich mich denn wieder angezogen,
Mich abermals verkleidet, und nun ſoll,
Im vielgeliebten Weimar, wieder zum erſten Mal
Ein neues Stück gegeben werden,
Das „Alt' und neue Zeit“ zum Titel hat.
Ja, alt' und neue Zeit, das ſind fürwahr
Bedeut're Worte. — Seh' ich mich im Spiegel
Als Knabe wieder angezogen; auf dem Zettel
Als Jacob angekündigt, wird mir's wunderlich
Zu Muthe. — Jacob ſoll ich heißen!
Ein Knabe ſein! — Das glaubt kein Menſch.
Wie Viele werden nicht mich ſehn und kennen,
Beſonders Die, die mich, als kleine Chriſtel,
Mit ihrer Freundſchaft, ihrer Gunſt beglückt!
Was ſoll Das nun? Man ſieht ſich aus und an;
Der Vorhang hebt ſich, da iſt Alles Licht
Und Luſt, und wenn er endlich wieder fällt,
Da geht die Lampen aus und riechen übel. —
Erſt iſt man klein, wird größer, man gefällt,
Man liebt — und endlich iſt die Frau,
Die Mutter da, die ſelbſt nicht weiß,
Was ſie zu ihren Kindern ſagen ſoll. —
Und wenn Nichts weiter wäre, möchte man
So wenig hier agiren, als da draußen leben.

(Sie blättert in den Büchern, ſchlägt ſie endlich zu, und legt ſie nieder.)

Jacob — was fällt Dir ein?
Man ſieht doch recht, daß Du ein Schüler biſt,
Ein guter zwar, doch der zu viel allein
In ſeinen Büchern ſteckt. — Hinweg die Grillen
Hervor mit Dir!

(Hervortretend.)

Begrüße dieſe Stadt,
Die alles Gute pflegt, die Alles nützt;
Wo ſicher und vergnügt ſich das Gewerbe
An Wiſſenſchaft und Kunſte ſchließt; wo der Geſchmack
Die dumpfe Dummheit längſt vertrieb;
Wo alles Gute wirkt; wo das Theater
In dieſen Kreis des Guten mit gehört.
Ja, gönnt uns dieſen Troſt, daß wir nicht ganz umſonſt
Hier oben uns bemühn! Wenn Herz und Geiſt
Sich Euch erweitern, wenn Ihr zu Geſchäften
Euch wieder munter fühlt,
Wenn der Geſchmack ſich allgemeiner zeigt,
Wenn Euer Urtheil immer ſicher wird:
So denkt: auch jener kleine Jacob hat
Dazu was beigetragen; und ſeid ihm,
Seid Allen, die hier oben mit ihm wirken,
Zur neuen Zeit, ſowie zur alten, günſtig.

Prolog.

Bei Eröffnung der Darſtellungen des Weimar'ſchen Hof-Theaters in Leipzig den 21. Mai 1807.

Geſprochen von Madame Wolf.

Wenn ſich auf hoher Meeresfluth ein Schiff
Von g'rader Bahn ableits getrieben ſieht,
Vom Sturme wüthend hin und her geſchleudert
Der vorgeſchrieb'nen Richtung Pfad verfehlt:
Da trauert Volk und Steuermann; da ſchwanket
Von Hoffnung zu Verzweiflung jedes Herz.
Erſcheint jedoch in kaum entflog'ner Zone
Begrüßet, neuer Küſte Ladungsplatz,
Erfreut ein wirthlicher Empfang die Gäſte:
Behend verliſcht der Uebel tief' Gefühl.
So geht es uns, die wir vom Sturm ergriffen
Und abgelenkt von vielgewohnter Bahn,
Zwar nicht als Fremde, doch als Neue kommen.
Wir ſind nicht fremd; denn Manchen unter Euch
Begrüßen wir als Gönner auf der Muſe.
O möge nun, was Einige gegönnet,
In dieſen Tagen uns von Allen werden!
Und wie man überhaupt das Wollen ſchätzt,
Wenn das Vollbringen auch nicht Alles leiſtet,
So haben wir ein Recht an Eu're Gunſt,
Denn Keiner iſt von uns, der ſich vollendet,
Der ſein Talent für abgeſchloſſen hielte;

Ja, Keiner iſt, der nicht mit jedem Tage
Die Kunſt mehr zu gewinnen, ſich zu bilden, —
Was unſ're Zeit und was Ihr Geiſt verlangt,
Sich klarer zu vergegenwärtigen ſtrebte.
D'rum ſchenkt uns freien Beifall, wo's gelingt,
Und fördert unſer Streben durch Beleh rung.

Belehrung! ja, ſie kann uns hier nicht fehlen,
Hier, wo ſich früh, vor mancher Deutſchen Stadt,
Geiſt und Geſchmack entfaltete, die Bühne
Zu ehren und zu regeln ſich begann.
Wer nennt nicht hier bei ſich die edeln Namen,
Die ſchön und gut auf's Vaterland gewirkt,
Durch Schrift und Rede, durch Talent und Beiſpiel?
Auch Jene ſind noch unvergeſſen, die
Von dieſer Bühne ſchon ſeit langer Zeit
Natur und Kunſt verbindend herrlich wirkten.
Gleicht jener Vorzeit nicht die Gegenwart,
Von der ich ſchweige, daß die Wahrheit nicht
Im Schein der Schmeichelei verhüllt ſich berge?
Doch darf ich ſagen: tiefer, zarter Sinn,
Das Alte, Wahre, das Neu'ſte faſſend,
Dringt er nicht hier in mancher Mühe vor?
Und theilet nicht der Bühne ſchön' Bemühn
Der Künſtler mit dem Freund der Kunſt ſo gern?

Wer ſich daher als Dichter, Künſtler, Kenner
An unſerm Spiele freut, bezeug' es laut,
Und unſer Geiſt ſoll ſich im Tiefſten freuen;
Denn, wer als Menſch uns Beifall geben mag,
Er thu' es frei und froh, und unſer Herz
Wird neue Luſt in Dankbarkeit gewinnen.
Ihr gebt uns Muth, wir wollen Freude geben;
Und ſo gewinnt, in dieſes Raumes Bezirk,
Gemüth und Geiſt und Sinn, befreit, erhöht,
Was uns von Außen fehlt, erwünſchten Frieden.

Prolog.

Halle, den 6. Auguſt 1811.

Daß ich mit bunten Kränzen reichlich ausgeſchmückt,
Mit Blumen-Stab und -Krone, wie zum ſchönſten Feſt,
Vor Euch erſcheine, d'rob verwund're Niemand ſich!
Denn für den Guten bleibt es wohl das höchſte Feſt,
Wenn alte Schulden zu entrichten ihm gelingt,
Und wenn ihm dankbar ſich zu zeigen endlich glückt.
Wie ſind wir fröhlich, gegenwärtig hier am Ort
Vor Euch zu treten, Euch, die Ihr ſo manches Mal
In ferner Stätte gnädig uns zu ſuchen kamt,
Und nicht des Wegs Unbilden, nicht der Sonne Glut,
Nicht drohender Gewitter Schreckniß achtetet.
Da haben wir, was immer wir vermocht, gethan,
Um Euer Zutrau'n zu erwidern, Euers Geiſts
Bereitten Beifall, Euer Herzen Zartgefühl
Uns zu gewinnen, wie dem Dichter und der Kunſt.

So kommen wir denn heute nicht als Bittende,
Mit bänglicher Erwartung, in ein fremdes Land;
Als Dankende begegnen wir Bekannten ſchon
Und Gönnern, Freunden, längſt erprobter Neigung frei.
Auch was wir bringen iſt Euch Allen wohlbekannt:
Das Mannigfalt'ge vorzutragen, iſt uns Pflicht,
Damit ein Jeder finden möge, was behagt,
Was einfach, rein natürlich und gefällig wirkt,
Was allgemein zu jedem frohen Herzen ſpricht;
Doch auch das Poſſenhafte werde nicht verſchmäht:
Der Haufe fordert, was der kluge Mann verzeiht.
Und Dieſen zu vergnügen, ſind wir auch bedacht:
Denn Manches, was zu ſtiller Ueberlegung Euch,
Zu tiefem Urtheil ruhend anlockt, bringen wir,
Entpreſſen vaterländ'ſchem Boden, fremdem auch:
Anmuthig Großes; dann das große Schreckliche.
So ſchaffet Mannigfaltigkeit die höchſte Luſt.
Beſchäftigt leicht den Geiſt und Sinn Gebildeter,
Und bildet Jeden, den zum Urtheil ſie erregt.

Jedoch was ſprech' ich ſchon Bekanntes wieder aus!
Verzeiht! So iſt es: Wenn wir mit Wohlwollenden
Von Angeſicht zu Angeſicht uns finden, geht
Das Herz uns auf, die Rede flieht vom Munde leicht,
Und immer iſt's, als bliebe mehr zu ſagen noch.
So möcht' ich auch der guten, längſt verehrten Stadt
Und ihren wohlgeſinnten Bürgern Glück und Heil
Von Herzen wünſchen, froh' Gelingen jeder That
Und jedes Unternehmens, daß zu neuer Luſt
Des neuen Herrſchers wohl gedeihe dieſes Volk!
Zwar vom Verdienſt ſo manches weiſen, thätigen
Und frommen Mannes, welcher ſtandhaft hier gewirkt;
Von Tauſenden, die hier gebildet, Vaterland
Und Ausland, ſo durch Lehre wie durch That, beglückt:
Und vom Gewerbfleiß vieler rüſtig Schaffenden
Will ich nicht reden; aber was zum Nachſten uns

Und eigentlich berühret, ja hierher berufen,
Das darf ich preiſen; denn Ihr ſeid zu gleichem Sinne,

Entwallet nicht der Erde dort ein Wunderquell?
Und ſind geraume Becken mit erprobtem Naß,
Das bald verdampfend werthe Gaben hinterläßt,
Die größte Gabe, ſag' ich wohl mit hohem Wert,
Die allergrößte, weiche Mutter Tellus beut!
Sie gibt uns Geld und Silber aus dem reichen Schooß,
Das aller Menſchen Aug' und Herzen an ſich zieht;
Sie reicht das Eiſen allgemeinem Kunſtgebrauch,
Das ſo zerſtört als baut, ſo verderbt als ſchützt;
Sie reicht uns tauſend aber tauſend and're Gut:
Doch über Alles preiſ' ich den gelernten Schatz,
Die erſt' und letzte Würze jedes Wohlgeſchmacks,
Das reine Salz, dem jede Tafel huldiget!

Denn wohl vergebens hätte Ceres ausgeſtreut
Zahlloſe Samen, endlos Frucht auf Frucht gehäuft;
Vergebens nährete tief im finſtern Waldgebüſch
Der Herden Zucht Diana, wie im Blachgefild:
Vergebens hegten Amphitrite's Nymphen weit
Im Ocean, in Flüſſen, Bächen, bis zum Eis
Hinauf, Gewimmel leicht bewegter Wunderbrut;
Vergebens ſenkte Phöbus lebenreichen Blick
Auf die Geſchwader, die in Lüften hin und her
Und doch zuletzt dem Menſchen in die Netze ziehn,
Dem klugen, allvergnügten; denn wenig iſt,
Was er dem Gaumen anzueignen nicht gelernt:
Doch wäre ganz vergeblich aller Götter Gunſt,
Umſonſt des Menſchen vielgewandtes Thun,
umſonſt
Des Feuers Kraft, das alle Speiſe zeitigt —
Wenn jener Gabe Wohlthat uns Natur verlagt,
Die erſt mit Anmuth würzet, was die Nothdurft heiſcht.
Und wie den Göttern wenig Weihrauch g'nügen mag
Zum frommen Opfer, alſo bleibt beim Tafelfeſt
Zuletzt des Salzes Krume, die man prüfend ſtreut.
Ein trefflich' Sinnbild Deſſen, was begeiſternd wirkt,
Geſelligkeit belebet, Freund und Freund bewährt.

Doch ſo viel Gutes reichlich auch Natur verlieh'n,
Des Menſchen Geiſt verbeſſert's immer und erhöht's;
Was Alles nur genoſſen ward und was genutzt,
Zu größerm Nutzen ſteigert er's, zu höherm Zweck.

Iſt nicht Geſundheit Allen uns das höchſte Gut?
Und werden wir von tauſend Uebeln nicht bedrängt,
So daß nach allen Seiten wir um Rettung ſteh'n?
D'rum Heil den Männern, deren tiefer, edler Sinn
Zum Wohl des Kranken jenen Quell bereitete,
Und klug erwägend neue Kräfte künſtlich ſchafft;
Dabei auch Sorge väterlich und wirthlich hegt,
Nothwend'gem gleich das Angenehme zugeeilt:
Wie Ihr an dieſem Saale mit Erheit'rung ſeht,
Der ſchön verziert und Allen uns gemächlich iſt!
O, werde Das, was ernſtlich ſie gethan und thun,
Von Jedermann mit off nem, warmem Dank erkannt!

Nun wend' ich mich an Alle, die als Gäſte hier
Mit Hoffnung ſich der neuen Segensquelle nahn,
Und ſpreche Nichts von allen frommen Wünſchen aus,
Die ſich in unſerm Herzen, wie Ihr ſicher ſeid,
Für Euch bewegen, Jeglichem zu Glück und Heil;
Dieß aber zeig' ich Euch vertraulich an, daß wir
Ganz eigentlich dem treuen Arzt zur Seite ſtehn:
Denn Geiſt und Körper, innig ſind ſie ja verwandt;
Iſt Jener froh, gleich fühlt ſich Dieſer frei und wohl,
Und manches Uebel flüchtet vor der Heiterkeit.
Hier alſo, meine Freunde, hier an dieſen Platz,
Hat uns der Arzt zu ſeinem Beiſtand beſtellt,
Daß wer am Morgen badend ſeine Cur begann,
Sie Abends end'ge ſchauend hier nach Herzensluſt.
Dieß alſo bleibt die Vorſchrift! Dieſe merkt Euch wohl,
Und ſetzt nicht aus. Das iſt Beding bei jeder Cur,
Daß man ununterbrochen ernſtlich ſie gebraucht.
Und wißt! wir kennen Alle wohl; wer außen bleibt,
Der wird verklagt, Der hat es mit dem Arzt zu thun!
Nicht viele Worte mach' ich mehr! Ihr ſeht wohl ein:
Um Euer Heil auf's Redlichſte ſind wir beſorgt.

So laſſt mich enden und zum Schluſſe, wie ſich ziemt,
Den Männern uns empfehlen, die am Ruder ſtehn
Und deren Leitung, deren Schutz wir uns vertrau'n!

Epilog

zum Trauerſpiele: „Eſſex", im Charakter der Königinn.

Und Eſſex nicht? — Unſelige kein Wort!
Ihr tretet auf; den Edeln trägt man fort!
Die Schwäche wird, die Liſt zu ſpät verbannt;
Ich traut' Euch noch, ob ich Euch ſchon gekannt,
Wie Einer, der, zu eigenem Gericht,
Die Schlange nährt und wähnt, ſie ſteche nicht.
Kein Laut, kein Hauch beleidige mich hier!
Eſſex verſtummt und ſo verſtummt auch Ihr!
Nun zeige ſich mein unbeugter Sinn;
Verſchwindet All'! Es bleibt die Königinn.

(Alles entfernt ſich, ſie tritt vor.)

Sie bleibe! ja! an dieſem Tag voll Grau'n,
Mit ſchnellem Blick ihr Leben zu beſchau'n;
Denn ihr geziemt's, ſo hoch hinaufgeſtellt,
Des Glücks Gebieterinn, die Luſt der Welt,
Sich immer ſelber gleich, da klar zu ſehn,
Wo And're, dumpf gedrückt, im Traume gehn.

Wer Muth ſich fühlt in königlicher Bruſt,
Er zaudert keineswegs, betritt mit Luſt
Des Stufenthrones untergrab'ne Bahn,
Kennt die Gefahr und ſteigt getroß hinan;
Des geld'nen Reifes ungeheu're Laſt,
Er wägt ſie nicht; entſchloſſen, wie gefaßt,
Drückt er ſie fröhlich auf das kühne Haupt
Und trägt ſie leicht, als wie von Gram umlaubt.
So thateſt Du. — Was noch ſo weit entfernt,
Haßt Du Dir anzueignen ſtill gelernt;
Und was auch Wildes Dir den Weg verrannt,
Du haſt's geſehn, betrachtet und erkannt. —
Des Vaters Wuth, der Mutter Mißgeſchick,
Der Schweſter Haß, das Alles blieb zurück,
Blieb hinter Dir, indeſſen Du gedrungt
Mit hohem Sinn Dich in Dir ſelbſt erzwangſt,
Und, im Gefängniß hart behandelt, Dich
Zu bilden Dich gewannſt Das, was Du biſt.
Ein freier Tag erſchien, er rief Dich an;
Man rief Dich aus und ſo war es gethan:
„Die Königinn, ſie lebe!" Nun, Du ſtand'ſt
Und ſtehſt noch, trotz Dem, was Du empfand'ſt,
Und trotz der Feinde, die mit Krieg und Tod
Von außen und von innen Dich bedroht.
Des Papſtes heil'ger Grimm, des Spaniers Neid,
So vieler Freier Unbeſcheidenheit,
Der Großen tückiſch aufgereizter Sinn,
Verräther viel, ſelbſt eine Königinn, —
Und Dieſer denn zuletzt! Das trag' ich hier!
Die ſchnöde Welt, was weiß ſie denn von mir?
„Schauſpielerinn!" ſo nennen ſie mich All',
Und Schau zu ſpielen, iſt ja unſer Fall.
Die Völker gaffen, reden, wähnen viel,
Was wollen ſie denn Anders's als ein Spiel?
Verſteht man ſich denn einzig auf dem Thron?
Dort ſpielt ein Kind und Das verſteht ſich ſchon.

Doch mit Dir ſelbſt, in Glück und in Gefahr,
Eliſabeth, Die ſelbſt getreu und wahr,
Mit Recht verſchloſſen — welches zweite Herz
Vermag zu theilen königlichen Schmerz?
Die falſche Welt, ſie buhlt um unſern Schatz,
Um unſ're Gunſt, ſogar um unſern Platz;
Und machſt Du je Dir den Getreuen gleich,
Nicht Liebe g'wägt, er will das Königreich.
So war auch Dieſer. — Und nun ſprich es aus:
Dein Leben trugen ſie mit ihm hinaus. —
Der Menſch erfahret, er ſei auch, wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag.
Dieß gibt man zu, doch wer geſteht ſich frei,
Daß dieſe Liebe nun die letzte ſei;
Daß ſich kein Auge mehr mit freier Gluth
Zu unſerm wendet, kein erregtes Blut,
Das überraſchtem Herzen leicht entweicht,
Verräth mich mehr die Wange färben ſeicht;
Daß kein Begegnen möglich, das entzückt,
Kein Wiederſehn zu hoffen, das beglückt,
Daß von der Sonne klarſter Himmelspracht
Nichts mehr erleuchtet wird? — Hier iſt es Nacht, —
Und Nacht wird's bleiben in der hohlen Bruſt.
Du blickſt umher und ſchaueſt ohne Luſt,
So lang die Parze Deinen Faden zwirnt,
Den Sternenhimmel, den Du ſelbſt geſtirnt,
Und ſuchſt vergebens um Dein fürſtlich' Haupt
Den ſchönſten Stern, den Du Dir ſelbſt geraubt;
Das And're ſcheint ein unbedeutend' Heer, —
Gerieth Dir's nur! — denn Eſſex lebt nicht mehr.

War er Dir nicht der Mittelpunct der Welt,
Der liebſte Schmuck an Allem, was gefällt?
War nicht um ihn Saal, Garten und Gefild
Als wie der Rahmen um ein koſtbar' Bild?
Das beſte Bild, es war ein eitler Traum;
Das Schnitzwerk bleibt und zeigt den leeren Raum.

Wie ſchritt er nicht ſo frei, ſo muſterhaft,
Der Jünglinge Reize mit des Mannes Kraft;
Wie tauſcht' ich gern dem wohlbedachten Rath!
Erſt reine Klugheit, dann die raſche That;
Gemäßigt Feuer erſt, dann Flammengluth,
Und königlich war ſelbſt ſein Uebermuth.

Doch ach, zu lange haſt Du Dir's verhehlt!
Was iſt das Alles, wenn die Treue fehlt,
Und wenn der Günſtling, gegen uns ergrimmt,
Das rauben will, was wir ihm frei beſtimmt,
Wenn unſere Macht, zu eigenem Verdruß,
Wo ſie belohnen ſollte, ſtrafen muß?

Er iſt geſtraft — ich bin es auch! Wohlan,
Hier iſt der Abſchluß! Alles iſt gethan
Und Nichts kann mehr geſchehn! Das Land, das Meer,
Das Reich, die Kirche, das Gericht, das Heer,
Sie ſind verſchwunden, Alles iſt nicht mehr!

Schnaps.

Geſchwind den Sack her! (Er nimmt den Barbierſack auf.)

Märten.

Fort! Fort!

Schnaps.

(Indem er die Leiter hinauf ſteigt) Verrathet mich ja nicht.

Märten.

Nein, nein.

Schnaps.

Und denkt nicht, daß ich mich fürchte.

Märten.

Nicht doch!

Schnaps.

Lauter Klugheit!

Märten.

Die iſt zu loben. Nur zu!

Schnaps.

(Ganz oben, indem er hineinſteigt) Lauter Klugheit!

Und über dieſes Nichts, Du Herrſcherinn,
Hier zeige ſich zuletzt Dein feſter Sinn;
Regiere noch, weil es die Noth gebeut.
Regiere noch, da es Dich nicht mehr freut!
Im Purpurmantel und mit Glanz gekrönt,
Dich ſo zu ſehen, iſt die Welt gewöhnt;
So unerſchüttert zeige Dich am Licht,
Wenn Dir's im Buſen morſch zuſammenbricht.

Allein wenn Dich die nächtlich ſtille Zeit
Von jedem Auge, jedem Ohr befreit,
In Deiner Zimmer einſamſtem Gemach,
Entledige ſich Dein gerechtes Ach!
Du ſeufzeſt! — Zürchte nicht der Wände Spott;
Und wenn Du weinen kannſt, ſo danke Gott!

Und immer mit Dir ſelbſt und noch ein Mal,
Erneuet ſich die ungemeſſne Qual.
Du wiederholſt die ungemeſſne Pein:
Er iſt nicht mehr; auch Du hörſt auf zu ſein —
So ſtirb Eliſabeth mit Dir allein!

Masken-Züge.

Die Weimar'ſchen Redouten waren beſonders von 1774 an ſehr lebhaft und erhielten oft durch Masken-Erfindungen einen beſondern Reiz. Der Geburtstag der allverehrten und geliebten regierenden Herzogin fiel auf den 30. Januar, und alſo in die Mitte der Wintervergnügungen. Mehrere Geſellſchaften ſchloſſen ſich daher theils an einander, theils bildeten ſie einzelne, ſinnreiche Gruppen, deren manches Angenehme zu erzählen ſein würde, wenn man ſich jener weggeſchwundenen Jugendträume wieder lebhaft erinnern könnte.

Leider ſind die meiſten Programme, ſowie die zu den Aufzügen beſtimmten und vielleicht gereimt Maskenerklärenden Gedichte, verloren gegangen, und nur wenige werden hier mitgetheilt. Contraſt und Allegorie, Fabel, Gedicht, Hiſtorie und Scherz reichten gar mannigfaltigen Stoff und die verſchiedenſten Formen dar. Vielleicht läßt ſich künftig außer dem Vorliegenden noch Einiges auffinden und zuſammenſtellen.

Aufzug des Winters.

Der Schlaf.

Ein treuer Freund, der Allen frommt,
Gerufen oder nicht, er kommt.
Gern mag er Elend, Sorge, Pein
Mit ſeinem ſanften Schleier decken;
Und ſelbſt das Glücke wiegt er ein,
Zu neuen Freuden es zu wecken.

Die Nacht.

Der Menſchen Freund und Feind,
Dem Traurigen betrübt,
Dem Frohen froh,
Gefürchtet und geliebt.

Die Träume.

Wir können eine ganze Welt,
So klein wir ſind, betriegen,
Und Jeden, wie es uns gefällt,
Erſchrecken und vergnügen.

Der Winter.

Euch ſo zuſammen hier zu finden,
Iſt mir die größte Luſt.
Ich nur, ich weiß Euch zu verbinden,
Deß bin ich mir bewußt.
Vor meinen Stürmen flieht Ihr
Und ſuchet Euresgleichen;
Und darin muß der Sommer mir
Mit ſeiner Schönheit weichen.

Das Spiel.

Bei Vielen gar gut angeſchrieben,
Find' ich hier manch' bekannt' Geſicht;
Doch Einen, dem ich immer treu geblieben,
Den find' ich nicht.

Der Wein.

Zur Geſellſchaft kann nicht beſſer
Je ein Gaſt gefunden ſein:
Gerne geben meine Fäſſer,
Nehmen gerne wieder ein.

Die Liebe.

In mancherlei Geſtalt
Mach' ich Euch bang.
So jung ich bin, mich kennen doch die Alten
Schon lang.

Die Tragödie.

Mit nachgeahmten, hohen Schmerzen
Durchbohr' ich ſpielend jede Bruſt,
Und Euern tief bewegten Herzen
Sind Thränen Freude, Schmerzen Luſt.

Die Comödie.

Magſt ſie immer weinen machen,
Das iſt, dünkt mich, gar nicht ſchwer;
Doch ich mache ſie zu lachen,
Das iſt beſſer und iſt mehr.

Das Carneval.

Mich ergetzen viele Lichter,
Mehr noch fröhliche Geſichter;
Mich ergetzen Tanz und Scherz,
Mehr noch ein vergnügtes Herz;
Pracht und buntes Leben ſehr,
Aber Eu're Gunſt noch mehr.

Zu den vier Temperamenten.

Die vier Kleinen, die ich führe,
Sind gar wunderliche Thiere,
Sind auch, nach der Menſchen Art,
Widerwärtiglich gepaart,
Und mit Weinen oder Lachen
Mögen ſie Geſellſchaft machen.

Chor der Masken.

Spanier und Spanierinn.

Vor dem bunten Schwarme flieht
Die Melancholei.
Auch aus fremden Ländern zieht
Uns die Luſt herbei.

Scapin und Scapine.

Mit einer Mütze voller Liſt
Bietet Scapin Euch zu Dienſten,
Und auch Scapine's Köpfchen iſt
Nicht leer von ſeinen Kunſten.

Pierot und Pierotte.

Wir Beiden mögen treu und gut
Uns gern geſellig zeigen,
Mit langen Aermeln, frohem Muth
Und wünſchen Euch Deßgleichen.

Ein Paar in Tabarros.

Wir zwei Tabarros wollen gar
Uns auch hierzu geſellen,
Um noch zuletzt mit einem Paar
Die Menge vorzuſtellen.

Das Studium.

Mein Fleiß iſt immer etwas nütz',
Auch hier iſt er's geblieben:
Ich hab' Euch allen unſern Witz
Verſtändlich aufgeſchrieben.

Aufzug der vier Weltalter.

Das goldene Alter

(begleitet von der Freude und der Unſchuld).

Sanft wie ein Morgentraum ſchreit' ich hervor,
Mich kennt der Menſch nicht, eh' er mich verlor.
Der Jugend Schöne und der Blüthen Zeit,
Des Herzens Erſtlinge ſind mir geweiht.

Das ſilberne Alter (begleitet von der Fruchtbarkeit, dem Genuß des Beſitzes und der geſetzigen Fröhlichkeit).

Was tief verborgen ruht, ruf' ich hervor;
Ich gebe zweifach, was der Menſch verlor.
Durch Kunſt gepflegt wird nun in meinem Schooß
Das Schöne prächtig und das Gute groß.

Das eherne Alter

(begleitet von der Sorge, dem Streit und dem Perjur).

An Herrlichkeit bin ich den Göttern gleich;
Das Große nur zu ehren, ſteht mein Reich;
Das Treffliche drängt ſich zu meinem Thron,
Und Ehr' und Reichthum ſpenden Glück und Lohn.

Das eiſerne Alter

(begleitet von der Gewaltthätigkeit).

Gewalt und Macht ſind mir allein verliehen;
Ich ſchreite über Hoch und Niedrig hin!
Unſchuld und Fröhlichkeit wird mir zum Raub,
Reichthum und Gaben tret' ich in den Staub.

Die Zeit.

Ich fahr' Euch an. Wir leiſe nachzugehn,
Kann auch das Mächtigſte nicht widerſtehn,
Der Strom der Wuth verüegt in ſeinem Lauf,
Und Freud' und Unſchuld fahr' ich wieder auf.

Die weiblichen Tugenden.

Zum 30. Januar 1782.

Wir, die Deinen,
Wir vereinen,
In der Mitte
Vom Gedränge,
Vor der Menge
Leiſe Schritte;
Wir umgeben
Stets Dein Leben,
Und Dein Wille
Heißt uns ſtille
Wirkend ſchweigen.
Ach, verzeihe,
Daß zur Weihe
Dieſer Feier
Wir uns ſteuer
Heute zeigen,
Im Gedränge
Vor der Menge
Dir begegnen
Und Dich ſegnen!

Amor.

Zum 30. Januar 1782.

Amor, der den ſchönſten Segen
Dir in vieler Herzen reicht,
Iſt nicht Jener, der verwegen
Eitel iſt und immer leicht;

Es iſt Amor, den die Treue
Neugeboren zu ſich nahm,
Als die ſchöne Welt, die neue,
Aus der Götter Händen kam.

Gierig horcht' ich ihren Lehren,
Wie ein Knabe folgſam iſt;
Und ſie lehrte mich verehren,
Was verehrungswürdig iſt.

Mit den Guten mich zu finden,
War mein erſter Jugendtrieb;
Mich den Edeln zu verbinden,
Machte mir die Erde lieb.

Aber ach, nur allzu ſelten
Trent mein erſter Gruß ein Herz;
Meine falſchen Brüder gelten
Mehr mit leichtem Wechſelſcherz!

Einſam wehn' ich dann, verdroſſen,
Allen Freuden abgeneigt,

Wie in einen Zelt verſchloſſen,
Den die Jahrei Dir gezeigt.

Doch auf ein Mal bilden wieder
Herzen ſich, dem meinen gleich;
Ewig jung komm' ich hernieder
Und befeſtige mein Reich.

Jugendfreuden zu erhalten,
Zeig' ich leiſ das wahre Glück,
Und ich führe ſelbſt die Alten
In die holde Zeit zurück.

Was den Guten Gut's begegnet,
Leiten Göttliche durch mich.
Dieſer Amor grüßt und ſegnet
Heute ſeine Freundinn, Dich!

Planeten-Tanz.

Zum 30. Januar 1796.

An Deinem Tage regt ſich
Das ganze Firmament,
Und was am Himmel Schönes brennt,
Das kommt und grüßet Dich.

Vorſpiel.

Vier Winde machen Raum. Die zwölf Himmelszeichen treten hervor, ſie bringen Liebe, Leben und Wachsthum mit ſich. Dieſe ſchildern Kinder vier, die Fürſtinn zu begrüßen; indeß bildet ſich der Thierkreis. Die Planeten treten hinein. Mercur ruft ſie zur Feier des Tages; Venus nach Gewohnheit, denn die Sonne verweilt zu kommen. Doch auch ſie naht ſich bald mit ihrem Gefolge, ſendet ihre verklärenden Strahlen der Fürſtinn zum Geſchenke und der feyerliche Tanz beginnt.

Die Liebe

(Leben und Wachsthum mit ſich führend).

Oft ſchon kam ich friſch und heiter,
Freute Deines Tags mich hier;
Doch ich eilte flüchtig weiter,
Denn zu einſam war es mir.

Heut komm' ich aus fernen Reichen
Wieder her zu Dir geſchwind —
Kinder toben Ihresgleichen
Und ich bin noch immer Kind.

Darum hab' ich mir aus Vielen
Viele mit herbeigebracht,
Finde gar auch den Geſpielen,
Der uns friſch entgegenlacht.

Gerne bleiben wir und wahren
Mit der größten Sorgfalt ihn,
Deinen Sohn, der Dir nach Jahren
Doch zur rechten Stund' erſchien.

Immer ſoll das reinſte Leben
Mit ihm wachen, bei ihm ruh'n,
Und der Wachsthum mit ihm ſtreben,
Edel einſt Dir gleich zu thun.

Mercur.

Munter bin ich wie die Flammen,
Daß mich alle Götter lieben;
Immer ruf' ich ſie zuſammen,
Und gewöhnlich folgt man mir.

Aber heute ſtand ich eben
Müßig an des Himmels Stufen;
Denn ſie kommen ungerufen
Und verſammeln ſich vor Dir.

Venus.

Nicht leer dacht' ich herabzuſteigen:
Ich mach' ihr jedes Herz zu eigen;
Das wird an ihrem Tag' die ſchönſte Gabe ſein;
Es iſt der Himmelsgaben beſte.
So ſprach ich, trat voll Zuverſicht herein;
Allein ich ſeh', ſie ſind ſchon alle Dein,
Und ſo bin ich nur unnütz bei dem Feſte.

Tellus.

Mich ſchmückt ein tauſendfaches Leben,
Das nur von mir das Leben nimmt;
Nur ich kann Allen Alles geben:
Genießet, was ich Euch beſtimmt!
Auch will ich keinem Sterne weichen,
Auf ſo viel Güter ſtolz bin ich,
Am Stolzeſten auf Deinesgleichen
Und Dich!

Luna.

Was im dichten Haine
Oft bei meinem Scheine
Deine Hoffnung war,
Komm' auf lichten Wegen
Lebend Dir entgegen
Stets erfüllt ſich dar.

Meiner Ankunft Schauern
Sollt Du nie mit Trauern
Still entgegenſehn;
Im Genuß der Freuden
Will zu allen Zeiten
Ich Dich wandeln ſehn.

Mars.

Von dem Meere
Wo die Heere
Muthig ſtehn,
Von dem Orte,
Wo der Pforte
Drohende Gefahren wehn,
Aus der Ferne
Wendet her ſich meine Kraft
Und ich weile gerne
Wo Dein Blick
Häuslich Glück
Täglich ſchafft.

Jupiter.

Ich bin der oberſte der Götter;
Wer will ſich über mich erheb'n;
Ich ſchleud're fürchterliche Wetter;
Wer iſt's, wer kann mir widerſtehn?

Wie wird' es meine Bruſt entzünden,
Verſtritte mir ein Gott das Reich;
Allein in Dem, was ſie für Dich empfunden,
Weiß ich gern Alle ſie mir gleich.

Saturn.

Grau und langſam, doch nicht älter
Als ein and'res Himmelslicht,
Still und ernſthaft, doch nicht bitter,
Tret' ich vor Dein Angeſicht.

Glücklich, wie im Götterſaale,
Find' ich Dich auf Deinem Thron,
Dich beglückt in dem Gemahle
In der Tochter und dem Sohn.

Sieh' wie ſegnen Dich, wie bringen
Dir ein bleibendes Geſchick,
Und auf himmliſch reinen Schwingen
Ruhet über Dir das Glück.

Deine Tage ſo umkränzend,
Immer licht und neu belebt,
Wie der Ring, der ewig glänzend
Mein erhab'nes Haupt umſchwebt.

Cybele.

Im fernen Raum, wohin kein menſchlich' Auge
drang,
Wo ich der Sterne reine Bahn erblickte,
Und mich ihr lieblicher Geſang
Zu höhern Himmeln aufzuzücken,

Dort ſchwebt' ich einſam ungenannt,
Seit vielen tauſend, tauſend Jahren,
Ich war der Erde unbekannt
Und hatte Nichts von ihr erfahren;

Nun rufen mich verwandte Sphären:
O, Schweſter, bleib' allein nicht fern!
Zum erſten Mal, ein neuer Stern,
Komm' auch herab ſie zu verehren! —

Bei Deinem Feſte ſcheint mein blaſſes Licht;
Zwar ſteig' ich halb mit Widerwillen nieder;
Allein vor Dir und Deinem Angeſicht
Find' ich den ganzen Himmel wieder.

Sol.

Von mir kommt Leben und Gewalt,
Gedeihen, Wohlthun, Macht;
Und würd' ich kälter, ruhig, kalt,
Stürzt Welt in die Nacht.

Man ehrt mich, weil ich herrlich bin,
Man liebt mich, weil ich mild.
Des Bildes iſt ein edler Sinn;
Du liebſt ein edles Bild.

Die Welten führ' ich gleich und ſchnell
Mit unerbittlichem Arm;
Mein Licht iſt allen Erden hell,
Und meine Strahlen warm.

Erfülle, Fürſtinn, Deine Pflicht,
Gefeiert tauſend Mal!
Und Dein Verſtand ſei wie mein Licht,
Dein Wille wie mein Strahl.

Masken-Zug.

Zum 30. Januar 1807.

Der lang erſehnte Friede nahet wieder,
Und Alles ſcheint umkränzet und umlaubt;
Hier legt die Wuth die ſcharfen Waffen nieder,
Dem Sieger iſt ſogar der Helm geraubt;
Das nahe Glück erregt ihr Lieben,
Und Scherz und laute Freuden ſind erlaubt;
Und wir, als ein Gebild aus höhern Sphären,
Erſcheinen heute, Deinen Tag zu ehren.

Die Palmen legen wir zu Deinen Füßen,
Und Blumen ſtreuen wir vor Deinem Schritt.
Die Eintracht darf ſich wieder feſt umſchließen,
An ihrer Seite kommt die Hoffnung mit.
Zu Sicherheit und Ruhe zu genießen
Und zu vergeſſen Alles, was es litt;
Dieß iſt des Wunſch, der jedes Herz belebet,
Das wieder friſch in's neue Leben ſtrebet.

Und Ernſt wird verſöhnet und verehret,
Die wieder froh die gold'nen Becher reicht;
Wenn dann die Zeit prächtig wiederkehret,
Die aller Freuden reiche Kränze trägt,
Wird auch der Kunſt der ſchönſte Wunſch gewähret,
Daß ihr ein fühlend' Herz entgegenwächſt;
Und in der Ferne ſehen wir, am Ende,
Der edeln Schweſtern eine lange Reihe.

Doch Jeder blickt bedeutend nach den Seinen,
Und theilt mit Freuden ſeeligen Überfluß;
Man eilet ſich, harmonisch zu vereinen,
Und wir ſind hier an der Erſcheinung Ziel;
Du blickſt mit Heiterkeit uns zu den Deinen,
Verzeihſt mild das bunte Masken-Spiel.
O, ſei beglückt, ſowie Du uns entzückeſt,
Im Kreiſe, den Du ſchmückeſt und beglückeſt!

Masken-Zug.

Zum 30. Januar 1808.

Wenn von der Ruhmeserkünderinn begleitet,
Heroiſcher Geſang den Geiſt entzündet,
Auf Thatenwiedern hin und wider ſchreitet,
Mit Lorbeer ſich das ew'ge Haupt umwindet,
Ein Denkmal über Wolken ſich bereitet,
Auf ſchwindelndes die ſchönſte Palme gründet,
Von Göttern und von Menſchen unterſtützet:
So ſcheint's, es hab' ein höchſtes Ziel ertrotzet.

Doch hat uns erſt der Muſe Blick getroffen,
Die dem Geſchäftigſten ſich zugeſellt,

Dann ſehet uns ein and'rer Himmel offen,
Dann leuchtet uns die neue, ſchön're Welt.
Hier lernet man verlangen, lernet hoffen,
Wo uns das Glück am zarten Faden hält,
Und wo man mehr und immer mehr genießet,
Je enger ſich der Kreis im Kreiſe ſchließet.

Bald fühlſt Du Dich von Jener eingeladen,
Der Holden, die mit Unſchuld ſich verband;
Und Fels und Baum, auf allen Deinen Pfaden,
Erſcheint belebt durch ihre Götterhand;
Dich grüßen lieblich des Gebirgs Najaden,
Des Meeres Nymphen grüßen Dich am Strand.
Wer einſam durch ein ſtilles Tempe ſchreitet,
Der fühlt ſich recht umgeben und begleitet.

Doch ſelten wir nicht allzu wichtig fühlen,
Da trifft uns denn gar oft ein leichter Schlag.
Wir fahren auf! Wer wagt's, mit uns zu ſpielen,
Bald heimlich neckend, bald am offnen Tag?
Ja's Momus, der in ſtädtiſchen Gewühlen,
Ein Satyr, der im Feld ſich üben mag?
Was uns geſchmerzt, ſind allgemeine Poſſen;
Wir lachen bald, wo es uns erſt verdroſſen.

Sie kommen an, vom wilden Schwarm umgeben
Den Phantaſie in ihrem Reiche hegt.
Die Wege ſchwärzt, die im verworrnen Streben
Sich ungewiß nach allen Seiten trägt.
Doch Allen wird ein einzig' Ziel gegeben,
Und Jeder fühlt und neigt ſich, froh bewegt,
Der Sonne, die das bunte Feſt vergoldet,
Die Alles ſchaut und kennt, belebt und waltet.

Masken-Zug.

Zum 30 Januar 1020.

Herzlich und freudenvoll
Beginge der Treue Zoll
Singendes Chor!
Raſch, wie der Händeklang,
Tönt des Liedes Drang,
Steige der Feſtgeſang
Zu Dir empor!

Mitten in uns're Reih'n
Stürmet der Krieg herein,
Umkreiſt uns hier;
Doch der nur Wildes denkt,
Schreckend ſich vorwärts drängt,
Seitlen die Fahne ſenkt,
Er neigt ſich Dir.

Hören, bei'm Friedensfeſt
Auch ſich Trommete läßt,
Schon iſt es nah'.
Herr Gott Dich loben wir:
Herr Gott wir danken Dir!
Segneſt uns für und für!
So klingt es da.

Wunden ſchon heilen ſich,
Wunden ſchon theilen ſich,
Dein Tag erſcheint.
Ehrfurcht uns All' durchdringt,
Abſchied der Krieger bringt;
Heil Dir, der Burger ſingt,
Alle vereint!

Masken-Zug Ruſſiſcher Nationen.

Zum 11. Februar 1020.

Feſtlied.

Raſch herein und nicht gezaudert!
Nicht getrotzt und nicht geſchaudert!
Nicht gekos't und nicht geplaudert!
Hier iſt Ernſt bei Scherz.
Tüchtig, feſt, mit ſtarkem Schritte,
Bringen wir zur Feſtesmitte
Fremde Kleider, fremde Sitte,
Wohlgekanntes Herz.

So entlegen wir auch ſtammen,
Kreiſend ziehen wir zuſammen,
Wie das Chor von Sternenflammen
Sich um e i n e dreht.
In dem Glanze Deines Mahles
Freuen wir uns unſers Mahles,
Wie der Feuerglanz des Pols
Sternenlicht erhöht.

Hin und wider und zur Seiten
Sehn wir fremd' Gebilde ſchreiten,
Dir die Freude zu bereiten,
Wie ſie Jeder ſchafft.
Wandelt freylich zwiſchen Dieſen,
Die des Feſtes mitgenießen,
Zwiſchen Zwergen, zwiſchen Rieſen
Und des Nordens Kraft.

Liebte, daß es Dir gefalle,
So gefallen wir uns Alle.
Nun ertönt mit e i n e m Schalle
Lauter Wunſche Chor!
Hier bedarf es keiner Sichtung,
Alle zieht vereinte Richtung
Trage Wahrheit, trage Dichtung
Dieſen Tag empor!

Gebet.

Zu erſcheinen
Mit den Seinen
In dem lichten Kreiſe,
Alle Lieb're
Hoh' und Nied're,
Das iſt rechte Weiſe!
Kommt gegangen
Ehrenvoll empfangen!
Dieſen Tagen
Zieret froh' Behagen.

Wie wir ſelten
In dem vollen
Lampenhellen Saale!
Viele zeigen,
Viele neigen
Sich mit einem Male.
Wenn es wären
Alle, die Dich ehren,
Treu und munter,
Wär' es noch viel bunter.

Brautlied.

Er.

„Kommt hervor aus Euern Kemenaten,
Brüder, rathet mir! Ich mache gerne Freier."
Fragſt Du viel, ſo biſt Du ſchlecht berathen;
Schau' nur ſelbſt herum und da und dort hinein.
Findeſt Du ſie ſtill zu Haus
Und thätig und verſtändig:
Nichte nur den Hochzeitſchmaus;
Der Tanz iſt gleich lebendig.

Sie.

„Kommt herein, Ihr lieben Nachbarinnen!
Schweſtern, rathet mir! Man wirbt um meine Hand."
Fragſt Du viel, Du wirſt nicht viel gewinnen:
Um Dich ſelbſt verſchlingt ſich zu das Band.
Ob er Dir gefallen kann?
Die Augen mußt Du fragen.
Ob's ein braver, guter Mann?
Das muß das Herz Dir ſagen.

Beide.

„Einig ſind die Zwei, die ſich gefunden!
Lebt nun wohl! Zu's Leben geht es fort."
Fließen doch für Euch nun auf die Stunden;
Euch gehört von nun an jeder Ort.
Hand in Hand, wie dieſes Paar,
Wollen wir das Feſt genießen;
Freudig jauchze die ganze Schaar
Und kämpfe mit den Füßen!

Masken-Zug.

Bei allerhöchſter Anweſenheit Ihro Majeſtät, der Kaiſerinn Mutter, Maria Feodorowna in Weimar 1818.

(Als Ihro kaiſerliche Hoheit, die Frau Erbgroßherzogin von Sachſen-Weimar-Eiſenach, hocherleuchtete, deren Feſtung zunächſt anerdachten, befahlen Höchſtdieſelben, daß dabei einheimiſche Erſcheinungen der Einbildungskraft und der Nachdenkſamkeit vorgeführt und auf die vielfache und mannigfaltig verſchlungenen Arbeiten beſonderweiſe hingedeutet werden ſollte. Hiernach ward denn der Inhalt des nunmehr ſummariſch verzeichneten Character-Zuges aufgenommen und zu bearbeiten.)

Prolog.

Genius in Pilgertracht eröffnet den Zug. Weg und Stege zu ſegnen. Zwei Knaben mit Notiztafeln (Zeichenbüchern), die bisher verbrachte Reiſe ſymboliſch anzudeuten und ſich derſelben zu freuen. Drei Monate treten auf. October, des allerhöchſten Geburtsfeſtes ſich erinnernd, in Geſtalt eines wein- und fruchtbekränzten Greiſes. November in Jägergeſtalt; treffliches Geleitsmann des liebenden Zuges durch ſo manche Länder, Zeuge erfreulichſter Kameradſchaft. December, dampfmantelig bekannt, mit Kindern, die an den Weihnachtsgeſchenken, noch mehr aber an allerhöchſter Gegenwart und Gunſt ſich ergötzen und ein heranbrechendes, der Welt ungetrübtes Geburtsfeſt ankündigen.

Die Nacht, ihrer Herrſchaft über die ganze gegenwärtige Zuhörerſchaft, ſowie über die Feſtſtunden ſich anmaßend, führt den Schlafbringer, von Träumen umgeben, deren Auslegung ſie verſucht. Alle deuten auf die höchſten Glückſeligkeiten der Erde, welche den meiſten Menſchen nur als Wunſch und Traum erſcheinen, Begünſtigten aber als Wirklichkeit verliehen ſind.

Drei Verſchwiſterte treten auf. Eros, die Heldendichtung, ſonſt nur Unheil unter den Menſchen beſingend, erfreut ſich glückbringend der Einigkeit der höchſten Herrſcher.

Tragödie, gleichſam wie aus einem Traume erwacht, wird gewahr, daß das Ungeheure auch ein Mal heilbringend ſei.

Comödie, ſonſt ſich heiter in den Vorzügen, oft, ſich mit der Menge zu verbinden und des Tages zu genießen. Jene beiden Alten aber, ohne ihren Charakter abzulegen, erbieten ſich, dem heutigen Feſte zu dienen und, was außerhalb einer Auslegung bedeutet, nachzuweiſen.

Scene.

Die Zeit tritt auf, in der Ueberzeugung, daß ſie das Koſtbarſte dieſes Feſtkreiſes am Beſten zu deuten wiſſe. Wieland's Character, deſſen Denk- und Dichtweiſe mit von ihr ausgiſſen, das glückliche Verhältniß zu ſeiner Fürſtinn betreffet, des Letzteren Andenkens mit Anmuth gedacht.

Muſarion tritt auf, begleitet von Phemius und zwei philoſophiſchen Begleitern. Die Lehre von Mäßigung, Genügſamkeit, heiterem Ernſt und ſtiller Duldung wird, nach des Dichters eigenſter Weiſe, kurzlich angelegt.

Oberon und Titania, mit Puck und Elfen erſcheinen, geſtehen, wie ſie über Wiederverſöhnung dieſem ſchönen Tage verdanken und bekennen ſich als Lehnsleute des Allerhöchſten Hauſes.

Puck und Amanda, durch der kleinen Geiſter Verſchwendung auch mit ihrem Zuſtand unzufrieden, begehren ſich dankbar in die ſie umgebende

reiche Wirksamkeit. Cherubim und Tarinos stimmen ein.

Der Uebergang zu Herder's Leistungen führt uns auf dessen schöne Eigenschaft: die Stimmen aller Völker zu vernehmen und aus ihren heimischen Tönen auf die Eigenheiten ihrer Neigungen, Tugenden und Fehler zu schließen. Deßhalb sind Legende und Ballade vorgeführt.

Terpsichore, noch gewohnt an patriotische Klagen, aber begleitet, ermuntert, im höhern Sinne hergestellt durch Astraea, die Weichende und Ausgleichende.

Nun aber treten auf Aeon und Aeonin. Er, als alter Griesgram, keineswegs erbaut von so viel Neuerungen des Tages; sie aber, lebendig heiter, jung, der jungen Gegenwart gemäß, versteht, ihn zu beschwichtigen, wozu das herzerhebende Fest ihr die besten Beweggründe darreicht.

Erinnernd an die herrlichste Epoche Spanischer Ritterzeit, zeugend vom Uebergewicht christlicher Heldenkraft über Mahometanischen Hochmuth, erscheinen Cid, Timene, Urraca. Was sie andeuten, bringt jene den Deutschen so tüchtig als erfreulich überlieferte Romanzen-Reihe wieder zur Gegenwart.

In den Bemühungen eines liebenden Dichters folgt hierauf der Uebergang. Die Ilme tritt abermals hervor; und indem sie ihm die Beständigkeit seiner Neigung zu ihr zum Verdienst macht, verherrlicht sie die ihrige. Ein Ueberblick theatralischer Behandlung wichtiger Weltbegebenheiten wird gefordert, da alle folgenden Glieder des Zuges dramatische Werke sind.

Mahomet erscheint mit Palmyra und Zelide. Als Musterbild dramatischer Beschränkung in Ansehung der Handlung, der Zeit und des Orts, wie solche früher die Alten, später hierunter die Franzosen beliebt, kann diese Darstellung wohl gelten.

Die Aussicht auf eine freiere Dichtart wird gegeben. Götz von Berlichingen tritt auf, von den Seinigen begleitet, mit Gegnern umgeben. Wir sehen Gattinn, Sohn und Schwester, voran den treuen Georg. Weislingen, Adelheid und Franz dürfen nicht fehlen. Landvolk zeigt sich, den einfachen Lebensgruß zur verworrensten Zeit, Zigeuner dagegen, den gesetzlosen Zustand aufgelöst anzudeuten: doch wagt eine jüngere, durch innere Sprüche, die harten Vorwürfe von sich und den Ihrigen abzulehnen und auch sich und ihre Sippschaft höchster Gunst würdig darzustellen.

Das Personal von Faust gibt Anlaß zu einem umgekehrten Menächmen-Spiel. Hier sind nicht Zwei, die man für Einen halten muß, sondern ein Mann, der im Zweiten nicht wieder zu erkennen ist. Faust als Doctor, begleitet von Wagner; Faust als Ritter, Gretchen geleitend. Die Zauberinn, die das Wunder geleistet, mit glühendem Becher, tritt zwischen beiden Paaren auf. Mephistopheles verläßt Martha, um seine Gesellschaft selbst zu exponiren. Er deutet auf eine zweite Erscheinung. Zum Zeugniß, daß dieß Alles in heiterer, gewohnter Welt vorgehe, ist noch frische Jugend damaliger Zeiten vorgeführt.

Die Tragödie meldet sich nun, als an ihrer eigensten Stelle, da sie Musterbilder von Schiller's Werken vorzuführen hat.

Braut von Messina tritt auf. Mutter und Tochter. Das verwaiste Paar von Aurora eingeführt. Der Character dieser Schicksals-Tragödie wird vorgetragen, derselben Werth und Würde hervorgehoben. Indem aber das Bild einer solchen mit furchtbarer Consequenz und doch zwecklos handelnden Macht, von entschiedener Meisterhand, sich uns grauenvoll entgegenstellt, sind wir zum höchsten Punct des Ganzen gelangt, nur aus höhern Regionen zu erhellen.

Wilhelm Tell, begleitet von allen Gestalten, die ihm durch Legende und Dichtung verlängst zugegeben worden. Uns freut vor Allem sein glücklich erworbenes Kind. Walther Fürst, Werner Stauffacher, Arnold Melchthal, ewig bunt- und eidgenössische Namen! Auch die tüchtigen und gutgesinnten Hausfrauen zieren die Gesellschaft; sowie die bisher abgesonderten Geschlechter, Rudenz und Bruneck, sich gerne fügen. Mehrere Landsleute werden willkommen geheißen. Ja sogar die Gestalt Gessler's wagt es, versöhnt, unter seinen Widersachern aufzutreten.

Aber indem der Zug ernst und muthig heraustritt, findet er sich fast überrascht, einen freiern Boden zu betreten, als den, woher sie gekommen. Sie preisen die Gegend glücklich, wo der Fürst sich mit den Seinigen verbündet, damit das anerkannte Gesetz auch sogleich zur entschiedenen Ausübung gelange und Recht gegen Recht sich nicht bloß durch Hinderungen darthue.

Von dieser sich untereinander bestärkenden Gesellschaft werden wir zur Betrachtung eines einzelnen Mannes geführt, der die Kräfte vieler Tausende in sich vereinigt fühlte. Wallenstein tritt auf in seiner Kraft, die zarte, nachgiebige Gattinn an seiner Seite; dämonisch begleitet ihn Gräfinn Terzky an der andern. Max, Thekla und ihre vertraute Neubrunn ahnen die bevorstehenden Schicksale nicht. Höchste Selbstständigkeit, gewaltige Ein-

wirkung auf Andere, ruhig durchgeführte Plane bezeichnen den außerordentlichen Mann. Aber ach, zu große Selbstsucht, wankende Treue vergiften sein hohes Gemüth! Zweifel am Gegenwärtigen, Furcht vor dem Zukünftigen beunruhigen, verwirren ihn sogar. Der Sterndeuter will beichten, will thöricht auf die Richtung hinweisen, die der Mann seinem eigenen Character verdanken sollte.

Wallenstein's Lager verleiht uns eine Musterkarte des seltsamen Heeres, welches der anziehende Name des weitberühmten Helden zusammengerufen. Eingeführt werden sie auf ihre eigne Weise und wir treffen hier auf den heitersten Punkt unserer Darstellungen.

Tieferes Nachdenken erregt die folgende Abtheilung, wo, nach einem vielversprechenden Fragmente Schiller's, der Wendepunct Russischer Geschichte angedeutet werden sollte. Wir sehen dieses hohe, würdige Reich in beklagenswerther Verwirrung unter einem tüchtigen und untüchtigen Usurpator: Boris und Demetrius. Schwer ist, sich einen Zustand zu schildern, der den Geist des Beobachters niederdrückt; herzerhebend hingegen die Aussicht auf das Glück, das nachher aus einer reinen, ununterbrochenen Erbfolge entspringt. Marina, Ursina, Odowalsky zieren die Gruppe.

Möge nach so viel Ernst ein leichtsinniges Mährchen zum Schlusse gefallen! Altoum, fabelhafter Kaiser von China; Turandot, seine räthselliebende Tochter stellen sich vor. Calaf, ein kühner Bewerber; Adelma, eine leidenschaftliche Nebenbuhlerinn. Zelima und ein wunderliches Masken-Gefolge erbitten sich, wie dem Ganzen, Gewogenheit und Nachsicht.

Epilog.

Die Zeit kann sich nicht versagen, noch ein Mal zu erscheinen und ihren höchsten Stolz auf den heutigen Tag zu bekennen. Auf ihrer Spur tritt festlich frey, jedoch über das lange Verweilen der Nacht, aber zudringliche Darstellung allzu vieler poetischer Existenzen gleichsam ungeduldig, herein der Tag, begleitet von Pallas Athene, welche den Bund mit ihrer so lange begünstigten, getreuen Stadt feierlichst erneuert und von Clio, die sich verpflichtet, deren Ruhm aufs Neue, gegenwärtiges Fest verkündend, in alle Welt auszubreiten. Vorgeführt werden sodann Künste und Wissenschaften. Alle, bisher von dem höchsten Hause für mannigfaltige Dienste gepflegt und gewartet, widmen und empfehlen sich einer frohen, glücklichen Nachkommenschaft.

Festspiel. Dichterische Landeserzeugnisse, darauf oder Künste und Wissenschaften vorbereitend.

Weimar, den 25. December 1825.

Prolog.

Genius mit Fackeln. Zwei Knaben mit Kronleuchtern.

Eu're Pfade zu bereiten,
Schreit' ich allen Andern vor,
Treuer Genius der Zeiten,
Leicht gehüllt in Pilgerflor.
Auf den Zwillings-Tafelflächen
Seht Ihr manchen heitern Raum,
Grünend, blühend wie von Bächen,
Aufgeregten Frühlingstraum.
Gärten blinken, Städte prunken,
Wie das Licht den Aether schwellt,
Kreis auf Kreise, Funk' aus Funken,
Und die Welt ist erst die Welt.

Sehen wir am Himmelsbogen
Bilder glänzend aufgereiht,
Räume hast Du nun durchzogen,
Wo Du Tiefstes Licht erbeut.
Sehn wir Euch Dich umschweben,
Reichlich wie Granate glüht,
Segnen wir das Wirthenleben;
Denn Du bist es, die erblüht.

Nacht ohnen tritt auf.

So tret' ich vor mit nie gefühlter Wonne:
Mein dunkler Schleier hebt sich vom Gesicht.
Die Majestät ist milder als die Sonne;
Denn ihre Gegenwart verscheucht mich nicht,
Doch wenn ich denke: daß ich Alles habe,
Daß vor in mir die heilge Sonne strahlt,
Auf dunklem Grunde blinkend, lieblich, stille,
Sich Stern an Stern in ew'gen Bildern malt:
Dann möcht' ich viel verstunken, viel erzählen;
Jedoch mein Mund, der unberührte, schweigt.
Wo ist ein Geist zu Fassung der Juwelen?
Wo ist ein Schmuck, der diesem sich vergleicht?

Drei Monate treten auf. Nacht tritt vor.

Drei Monden sind es, die mir Gunst erweisen;
Stets länger, breiter dehnt mein Reich sich aus;
Ich kann sie dieß Mal hoch und herrlich preisen;
Denn sie verherrlichen das höchste Haus.

October als Monarch.

Wenn Dieser sich mit Kranz auf Kranz bekränzt,
So wird man ihm den Stolz vergeben;
Wenn Uebermuth von Stirn und Auge glänzt,
Er deutet hin auf's reichbegabte Leben.
Wie er sich auch mit Ranken freudig ziert;
Wie wenigstens die Aeltern stehen mag:
Das ist es nicht: denn ihm allein gebühret
Des Festes Fest, ein auserwählter Tag;
Ein Tag so hehr, im Zeitenkreis geheget,
Der fünfundzwanzigste bleibt seine Zahl,
Der sie dem Licht, ein neues Licht, geweihet,
Sich wiederholt er überhäufig Mal.

November als Schütze.

Dieſer, der nach Jägerweiſe
Wälder, Berg und Thal durchſtreift,
Tritt herbei zu Deinem Preiſe,
Da er nicht im Weiten ſchweift;
Nein, das ſchöne Glück ergreift,
Zu begleiten Deine Reiſe!

Hinter Ceres's Zügelwagen,
Wie ſich hin die Furche ſchließt,
Und nach mildervangnen Tagen
Sich das Erdreich ergießt:
Wird er ſo auf grünen Hoden,
Auf der gold'nen Saaten Flut
Inwendig geeignet ſehen
Deines Zuges reiche Spur.

December, als Mutter mit zwei Kindern.

Der Weihnachtsbaum war mütterlich geſchmückt;
Die Kinder harrten mit Verlangen,
Und das Erſehnte wird herangerückt;
Das heilge Feſt wird glanzvoll feſtlich begangen.
Was Kinder fühlen, wiſſen wir nicht leicht! —
(Zum Kinde)
Magſt Du, mein Schatz! Dich unterwinden,
Und wie es Dir im ſtillen Herzen däucht,
Mit lauter Stimme ſelbſt verkünden?

Weihnachtskinder.

Der Winter iſt den Kindern hold,
Die Jüngſten ſind's gewohnt.
Ein Engel kommt, die Jüngſten Gold,
Der guten Kindern lohnt.
Sie ſind geſchickt, ſie ſind bereit
Zu mancher Jahre Lauf;
Nun ſind wir fromm auf Lebenszeit;
Der Himmel that ſich auf.
Sie kommen, bringen, groß wie mild,
Ein ganzes Weihnachtsfeſt!
Auf Erden bleibet ihr ein Bild,
Auch uns im Herzen feſt.

Ich weiß, wir dürfen Dir uns nah'n;
Was gönnſt Du jede Zeit:
Wie ſelig iſt es, zu empfah'n;
Und Dank iſt Seligkeit!
Bedürfniß macht die Kinder gleich,
Sie bittet und hilft geſchwind:
Denn Hoch und Niedrig, Arm und Reich,
Das Alles iſt ihr Kind.

Schlaf und Nacht. Erſte Scene.

Er ſchwankt heran, er kann mich nicht entbehren,
Der holde Knabe! Sanft auf mich geſtützt,
Sieht er geblendet! —
(Zum Schlaf)
Kann Dir nicht gewähren,
Wenn auch Du Dich ſchon Stunden lang geſchützt:
Hier iſt nicht Ruh', hier ſind nicht weiche Pfühle;
Jedoch, wie ſonſt, vertraue mir.
Ich ſchirme Dich im glänzenden Gewühle;
Was And're ſehn, im Traume zeig' ich's Dir.
(Er führt fort, die Träume aufzurufen.)

Vier Träume,
menſchliche Wünſche und Glückſeligkeiten vorbedeutend.

Erhaben ſtehn auf höchſter Stufe,
Die Welt regieren, ihr zum Heil,
Am Steuer herrſchend über Sturm und Woge
Sei Wenigen, den Würdigſten zu Theil.

Doch pflichtgemäß, beſchlußgemäß zu handeln,
Befördern das gemeine Glück,
Im lichten Abglanz ehrenvoll zu handeln,
Sei Mehreren, ſei des Verdienſts Geſchick.

Wem der Beſitz von Geld und Gut gelungen,
Erhalte, was ihm angehört.
Das haben Viele ſich errungen,
Genießen ſie es ungeſtört.

Doch wieder jung in ſeinen Kindern werden,
Auf ewige Tage ſich zu freu'n,
Das iſt das höchſte Glück auf Erden
Und iſt der ganzen Welt gemein.

Mich zieht es weg; ich darf nicht länger ſäumen,
Und ſage mit Beſonnenheit:
Das Alles kann ein Jeder träumen;
Euch ganz allein iſt's Wirklichkeit.

Er träume fort und ſchaue geiſtgen Blicks,
Was Euch die Götter Günſtiges bereiten.
Wir, wachend glücklich, zeugen Eures Glücks
Und hochgefreut für ewige Zeiten.

Drei Dichtarten.
Epos, Tragödie, Komödie.

Epos.

Mit Zuverſicht darf ich mich hier erheben,
Dem Allergrößten war ich ſtets vertraut.
Wenn And're ſtaunen, wenn verwirrt ſie beben,
Da ſteh' ich mir von Grund aus auferbaut.
Achill'en hegt' ich, hegt Ulyß en kräftig,
Im Tiefſten froh, an heit'rer Lebensbruſt,
Und alles And're, was umher geſchäftig
Im Heldenleben rang zu Schmerz und Luſt:
So zuverſichtlich trat ich hier herein;
Nun ſcheu' ich mir nur mein Geſpenſt zu ſein.

Sonſt wiederholt' ich: wie die Herr'n der Schaaren,
Achill und Agamemnon, ſich entzweit.
Den Jammer um Patroclos, Hector's Bahren
Erhielt ich laut durch alle Folgezeit;
Mittheilt' ich tauſend aber tauſend Jahren
Der Griechen, der Trojaner Herzeleid.
Das will nun Alles abgethan erſcheinen,
Die Großen ſehn ſich, einen ſich, vereinen.

Tragödie

Das Ungeheu're war mir anempfohlen,
Und ich behandelt' es im höchſten Sinn;
Wohin ich trat, erglühten mir die Sohlen
Von Leidenſchaften; gräßlicher Gewinn!
Heute aber muß ich eigens mich erholen,
Indem ich Zeit und Ort entfremdet bin.
Das Ungeheu're ward neu! — Doch zum Beſten
Verklärte ſich's, verklärte ſich's zu Feſten.

Comödie.

Ich aber, Schweſtern, kann mich nicht verläugnen;
Mit freiem Sinne blick' ich Alles an.
Hier kann ich Nichts als Freundlichkeit ereignen;
Ich brauche Nichts zu thun, es iſt gethan.
So will ich mich in dieſes Band verweben;
Und was mir ähnelt, führ' ich froh heran.
Hier ſeh' und fühl' ich ein erregtes Leben;
Ich theile, was ich ſonſt gegeben.

(Entfernt ſich.)

Epos.

Die Wirkung dieſes Feſtes fühl' ich gleich;
Ein neuer Sinn muß uns vereinen.
Den Rücken kehr' ich meinem Schlachtenreich;
Und Du, enthalte Dich von Klag' und Weinen.
Wir ſind verändert! — Stolzes Thatgepränge
Zu keinem Ziel und Zweck iſt uns ein Schaum;
Verwirrtes Wogen unverſtänd'ger Menge,
Von allen Träumen iſt's der ſchwerſte Traum.
Nothwendigkeit und Schickſal! herbe Strenge!
Hervor, o Schweſter, frei im freien Raum,
Nicht ſklaviſch darf ſich Leidenſchaft erkühnen,
Die ſchönſte Leidenſchaft iſt, hier zu dienen.

Tragödie.

Den preiſe ſelig, der erſähet,
Was Menſchen ſich erflehen!
Was jedes Kind, was jeder Greis begehrt:
Von Eurem Blick ermuntert, hier zu ſtehen;
Dieß hohe Glück iſt uns gewährt.
Wie Geiſt und Liebe dieſen Saal durchwehen,
Dem Fühlenden Gefühl begegnet;
Wie Jeder ſich im Ganzen ſegnet:
Gelinge lieblich zu enthüllen
Uns, Eurem Dienſt entzündeten Sibyllen!

Epos.

Den Jubel hör' ich ſchon des muntern Zuges,
Wie froh beſchleunigt Jeder ſeinen Gang:
Denn was ihm heut' gewährt iſt, raſchen Zuges,
Bleibt würdiger Schatz das ganze Leben lang.
Nur Augenblicks an dieſer Stelle halten,
Von Euch bemerkt, Euch nah' zu ſehn,
Iſt höchſte Gunſt, die ſämmtliche Geſtalten
Durch meinen Mund verläufig anerflehn.
Damit jedoch in ſolchem Luftgetümmel,
Der Sinn erſcheine, der verſchleiert liegt,
Geſtaltenreich, ein überklug' Gewimmel
Dem innern Sinn ſowie dem äußern genügt:
So merken wir, daß Alles, was vorhanden,
Durch Muſen-Gunſt den Urſprung entfanden.

Tragödie.

„Man hält mit jedem Stoffe ſich geſchmückt,
Wenn er ein Landerzeugniß! — Mag der beſte
Dem Ausland bleiben! — Eig'ner Fleiß beglückt
Und eignet ſich dem Anſchau'n höchſter Gäſte."
So ſagte Jene, die uns angeregt,
Selbſtthätig weiß uns Alle zu beleben.
Geſchieht nunmehr, was ſie uns auferlegt,
So können wir in keinem Sinne fehlen.

Was von Erzeugniſſen dem Dichtergeiſt
Im ſtillen Thal der Ilme längſt gelungen,
Iſt mehrentheils, was dieſer Zug beweiſt:
Es kommt, Geſtalt Geſtalten aufgedrungen.

Und wenn die Guten — ſag' ich's nur getrübet —
Die uns der Welt Bedeutniſſe gegeben,
Vorüber ſind, ſo ſei zu Luſt und Leben,
Was ſie vermocht, vor dieſen Tag getrieben!

Feſtzug.

„Wenn vor Deines Kaiſers Throne
Oder vor der Victoriechten
Je Dein Name wird geſprochen,
Sei es Dir zum höchſten Lohne!

Solchen Augenblick verehre,
Wenn das Glück Dir ſolchen gönnte."
Alſo klingt vom Orkunt
Her des Dichters weite Lehre.

Glücklich preiſen wir die Guten,
Die wir jetzt zu nennen wagen,
Die, in hingegangnen Tagen,
Weggeführt des Lebens Fluthen!

Die Ilme tritt auf.

Wenn die Ilme, ſtill im Thale,
Manchem gold'nen Traum gegangelt,
So erlaubt, daß hoch im Saale
Sie den Feierzug durchſchlängelt.

Denn ich muß am Beſten wiſſen,
Wie die Räthſel ſich entſpegelt;
Die ſich ſolcher Kunſt befliſſen,
Haben ſich in mir beſpiegelt.

Droben hoch an meiner Quelle
Iſt ſo manches Lied entſtanden,
Daß ich mit bedächt'ger Schnelle
Hingeſetzt nach allen Landen.

Lebensweisheit, in den Schranken
Der uns angewieſenen Sphäre,
War des Mannes heit're Lehre,
Dem wir manches Bild verdanken.

Siebenter Auftritt.

Märten. Görge (mit einem Stock.)

Görge.

Wo iſt der Schurke?

Märten.

Wer?

Görge.

Iſt es wahr, Vater?

Märten.

Was denn?

Görge.

Röſe ſagte mir, ſie hätte, da ſie weggegangen wäre, Schnapſen ins Haus ſchleichen ſehen.

Märten.

Er kam; ich habe ihm aber gleich die Wege gewieſen.

Görge.

Da habt Ihr wohl gethan. Ich ſchlag'

Wieland hieß er! Selbſt durchdrungen
Von dem Wert, das er gegeben,
War ſein wohlgeführtes Leben
Still, ein Kreis von Mäßigungen.

Geiſtreich ſchaut er und beweglich
Immerfort auf's reine Ziel,
Und bei ihm vernahm man täglich:
Nicht zu wenig, nicht zu viel.

Stets erwägend, gern entſchuld'gend,
Oft getadelt, nie gehaßt;
Ihr mit Lieb' und Treue huld'gend,
Seiner Fürſtinn werther Gaſt.

Muſarion.

Phanias ſpricht.

Ein junger Mann von ſchönen Gaben,
Von edlem Sinn und raſcher Lebensluſt,
Um Antheil an der Welt zu haben,
Eröffnet ihr die hoffnungsvolle Bruſt.
Gefährten, Freunde, weibliche Geſtalten
Von großer Schönheit, kreiſen um den Tag.
Bei Feſt und Sang, wo Freud' und Liebe walten,
Gewährt das Glück, was es im Glanz vermag.
Doch ſeicht ein Rauſch reich überdrängter Stunden,
Er dauert nicht; — und Alles iſt verſchwunden.

Er ſteht allein! Jetzt ſoll Philoſophie
Bald ernſt, bald ſchwärmeriſch, ihn heilen;
Die Eine fordert ſtreng, die And're würdigt nie,
Am Boden thätig zu verweilen,
Den ſie bebauen ſollte. Zweifelhaft
Wird nun der Sinn, gelähmt iſt jede Kraft;
Verdüſtert Haupt, erfroſtet alle Glieder,
So wirft er ſich am Scheidewege nieder.

Ein Mädchen kommt, die er geliebt,
Aus falſchem Argwohn ſie verlaſſen.
Sie iſt's, die mir die beſten Lehren gibt:
„Warum das Leben, das Lebend'ge haſſen?
Beſchaue nur in mildem Licht
Das Menſchenweſen, wiege zwiſchen Kälte
Und Ueberſpannung Dich im Gleichgewicht;
Und wo der Dünkel hart ein Urtheil fällte,
So laß' ihn fühlen, was ihm ſelbſt gebricht;
Du, ſelbſt kein Engel, wohn'ſt nicht unter Engeln,
Nachſicht erwirbt ſich Nachſicht, Liebe geliebt.
Die Menſchen ſind, trotz allen ihren Mängeln,
Das Liebenswürdigſte, was es gibt;
Fürwahr, es wechſelt Pein und Luſt!
Genieße, wenn Du kannſt und leide, wenn Du
muſt;
Vergiß den Schmerz; erfriſche das Vergnügen.
In einer Freundinn, einem Freund gelenkt,
Mittheilend lerne, wie der And're denkt.
Gelingt es Dir, den Starrſinn zu beſiegen,
Das Gute wird im Ganzen Gewinnen."

Wer von dem höchſten Feſt nach Hauſe kehrt
Und findet, was Muſarion gelehrt:
Genügſamkeit und tägliches Behagen
Und guten Muth, das Uebel zu verjagen,
Mit einem Freund', an einer Liebſten freh —
(Der Größt' und Kleinſte wünſcht es immer ſo):
Geſteht, es war kein eit'les Prangen,
Mit dieſem Bild den Schauzug anzufangen.

Oberon.

Das kleine Volk, das hier vereint
In luſtigem Gewand erſcheint,
Sind Geiſter voller Sinn und Kraft,
Doch, wie der Menſch, voll Leidenſchaft.

Der König und die Königinn,
Titania, Oberon genannt,
Entzweiten ſich aus Eigenſinn
Und wirkten, ſchadenfroh entbrannt.
Anheut jedoch im höchſten Flor
Und Glanze treten ſie hervor.
Längſt an Verdruß und Zorn gewöhnt,
Sie haben heute ſich verſöhnt,
Wohl wiſſend, wie vor Euerm Blick
Mißwollen bebt und Haß zurück.

Denn daß die Weſen ſich entzweien,
Das möchte ganz natürlich ſein.
Jedoch Natur, beherrſcht von Euch,
Gern unterwirft ſich Euerm Reich,
Und jedes Gute, das Ihr thut,
Kommt vielen Andern auch zu gut.

So iſt es! Dieſer junge Held,
Gar wohl gepaart vor Euch geſtellt,
Der Hüon heißt, Amanda ſie,
Litt große Noth und herbe Müh',
Weil Zwiſt in dieſer Geiſter Schaar
Auch Zwiſt in ſeinem Schickſal war.

Das Alles habt Ihr abgeſtellt,
Den Himmel dieſem Kreis erhellt.
Und Hüon hat's verdient! Die ſchwerſte That
Ward ihm geheißen; Dieſe ſchafften Rath.
Mehr darf ich mich zu ſagen nicht erkühnen.
Doch es beweiſ't ſich, daß es Wahrheit ſei:
Gott, ſeinem Kaiſer, einem Liebchen treu,
Dem müſſen alle Geiſter dienen.

Die Ilme.

Ein edler Mann, begierig zu ergründen,
Wie überall des Menſchen Sinn erſprießt,
Horcht in die Welt, ſo Ton als Wort zu finden,
Das tauſendquellig durch die Länder fließt.
Die älteſten, die neu'ſten Regionen
Durchwandelt er und lauſcht in allen Zonen.

Und ſo von Volk zu Volke hört er ſingen,
Was Jeden in der Mutterluft gerührt,
Er hört erzählen, was von guten Dingen
Urvaters Wort dem Vater zugeführt.

Das alles war Ergetzlichkeit und Lehre,
Gefühl und That, als wenn es Eines wäre.

Was Leiden bringen mag und was Genüge,
Verkehrt verwirrt und ungeheuer vereint,
Das haben tausend Sprach- und Redezüge,
Vom Paradies bis heute, gleich gemeint.
So singt der Barde, spricht Legend' und Sage;
Wir fühlen mit, als wären's unsre Tage.

Wenn schwarz der Fels, umhangen Atmosphäre
Zu Traumgebilden düst'rer Klage zwingt,
Dort heiterm Sonnenglanz im off'nen Meere
Das hehre Lied entzückter Seele klingt:
Sie meinen's gut und fromm im Grund; sie wollten
Nur Menschliches, was Alle wollen sollten.

Wo sich's versteckte, wußt' er's aufzufinden,
Ernsthaft verhüllt, verkleidet leicht als Spiel;
Im höchsten Sinn der Zukunft zu begründen,
Humanität sei unser ewig' Ziel.
O, warum schaut er nicht in diesen Tagen,
Durch Menschlichkeit geheilt, die schwersten Plagen!

Terpsichore. Adrastea.

Denn, ach, bisher das geld'ne Saitenspiel
Terpsichore's ertönte nur zu Klagen;
Ein Lied erklang aus schmerzlich tiefer Brust:
Die Welt umher, sie lag zerrissen,
Entsteh'n die allgemeine Lust!
Das Leben selbst, man kannt' es missen.
Doch Adrastea zeigte sich:
Des Glückes Aera war gegeben;
Vergangenheit und Zukunft freuten sich;
Das Gegenwärt'ge ward zum Leben.

Aeon und Aeonie. Leger tritt.

Das Gegenwärt'ge kommt in doppelter Gestalt.
Ihr seht es jung, Ihr seht es alt.
Zusammen gehen sie noch eine kleine Strecke;
Ungleicher Schritt befördert nie;
Die Zeit verschiebt nicht nur die Zwecke,
Auch and're Mittel fordert sie.
So weise, klug er auch gehandelt,
Ein halb' Jahrhundert aufgeklärt,
Auf ein Mal anders wird gewandelt,
Und and're Weisheit wird gelehrt.
Was gilt, es soll nicht weiter gelten;
Nichts mehr von Allem ist erstrebt.
Das, was er schalt, darf er nicht schelten,
Nicht loben, was er sonst gelebt;
Sogar in seinen eig'nen Hallen
Verkündet man ihm fremde Pflicht;
Man sucht nicht mehr, ihm zu gefallen,
Wo er befiehlt, gehorcht man nicht.
Er würde sich das Leben selbst verkürzen,
Verzweifelnd sich zum Orcus stürzen;
Doch seine Tochter hält ihn fest,
Verstehet, ihn lieblich zu erfreuen,
Beweis't mit tausend Schmeicheleien,
Daß er sich selbst weit hübscher hinterläßt.
Was ihm entging, sie hat's gewonnen,
Und ihr Gefolg ist ohne Zahl;
Was ihn verließ, es kam ihr nachgeronnen;
Was ihm nicht mehr gelingt, gelingt ihr tausend Mal.
Zum Glücke läßt Ihr uns herein:
Denn solch' ein Fest konnt' er sich nicht erwarten;
Er sieht, es blüht ein neuer Garten;
Der blüht für mich; was mein ist, bleibt auch sein.
Er fühlt sich besser, als in besten Zeiten,
Ist neu belebt und wird mich froh begleiten.

Eid.

Wer ist hier so jung an Jahren,
Weltgeschicht' und Dichtung fremde,
Der verehrend nicht erkennte
Solcher Namen Hochgewicht?

Hier ist Eid und hier Limene,
Muster jedes Heldenpaares,
Penna Ithaca, die Jungfrau,
Zarter Liebe Musterbild;

Wie der Jüngling, fast ein Knabe,
Ehre seines Hauses rettet;
Aber sie den Vatermörder
Auf den Tod verfolgend liebt;

Wie er Könige der Heiden
Ueberwindet zu Vasallen;
Seinem Könige Getreu'ster,
Bald erhoben bald verbannt;

Und Limene Hausesmutter,
Nein beschränkt auf ihre Tochter,
Wenn Ithaca still im Herzen
Hegt ein frühgeliebtes Bild.

Wer ist hier so jung an Jahren,
Weltgeschicht' und Dichtung fremde;
Der verehrend nicht gedächte
Solcher Namen Hochgewicht!

Aber ach, die Jahre weichen,
Und es weicht auch das Gedächtniß!
Kaum von allerhöchsten Thaten
Schwebt ein Schattenbild uns vor.

Und so eile nun ein Jeder,
Wie ihm freie Zeit geworden,
Frisch das Heldenlied zu hören,
Wie es unser Herder sang.

Den wir nun mit Eile nennen,
Den Verleiher vieles Guten,
Daß nicht tiefgefühlte Trauer
Diesen Tag verdüstere!

Die Ilme.

Da bin ich wieder, laſſe mir nicht nehmen,
Den auserkor'nen, der nun folgen ſoll.
Er muß ſich jetzt zur Einſamkeit bequemen;
Doch iſt ſein Herz Euch treu und liebevoll.
Er dankt mir viel; ich weiß, daß er nicht wanket;
Ihr will ihm wohl, weil er mir's treu verdanket.

Die Bäume ſämmtlich, die mich hoch umſchatten,
Die Felſen rauh und ſeltſam angegraut,
Der Vögel Grün, das Gewäſſer der Matten,
Sie haben ihm ein Paradies gebaut;
Doch heute ließ er gern den Kreis der Erden,
Nur um das Glück, vor Euch genannt zu werden.

Doch ſeid ihm gnädig; wohlgeſinnt erduldet,
Wenn Seltſames vielleicht vor Euch erſcheint.
Als Dichter hat er Manches zwar verſchuldet,
Im beſſern Sinne war es gut gemeint.
Ich ſehe mich allein, die Andern fehlen;
Da nehm' ich mir ein Herz und will's erzählen.

Weltverwirrung zu betrachten,
Herzensirrung zu beachten,
Dazu war der Freund berufen;
Schaute von den vielen Stufen
Unſers Pyramiden-Lebens
Viel umher und nicht vergebens:
Denn von außen und von innen
Iſt gar Manches zu gewinnen.

Daß nun Dieß auch Deutſche Leute
Bei Gelegenheit erfreute,
Ließ er auf der Bühne ſchauen
Heldenmänner, Heldenfrauen.
Wenige zuerſt, dann Viele
Kamen zum beliebten Spiele,
Immer nach verſchied'nen Fernen,
Strengen und bekrittnen Nermen;
Da denn unter dieſem Haufen
Manch's mag unterlaufen,
Wenn ich mich nicht betaſte,
Sondern bittend Euch verlaſſe:
Daß Ihr's freundlich mögt beſchauen,
Hohe Herr'n und hohe Frauen.

Mahomet.

Der Weltgeſchichte wichtiges Ereigniß:
Erſt Nationen angeregt,
Dann unterjocht und mit Propheten-Zeugniß
Ein neu' Geſetz den Völkern auferlegt;
Die größten Thaten, die geſchehen,
Wo Leidenſchaft und Klugheit ſtreitend wirkt,
Im kleinſten Raume dargeſtellt zu ſehen,
In dieſem Sinn iſt ſolch' ein Bild begrift. —

Das einzig macht die Kunſt unſterblich,
Und bleibt der Bühne Glanz und Ruhm,
Daß ſie, was groß und würdig, was verderblich,
Von je betrachtet als ihr Eigenthum.

Doch mußte ſie bei Zier und Reichthum denken,
Sich Zeit und Ort und Handlung zu beſchränken.

Der Gallier that es, wie's der Grieche that;
Der Britte doch, mit wenigerm Bemühen
Gewohnt die Segel aufzuziehen,
Erfand ſich einen andern Rath:
Einbildungskraft verlangt er, die ſo gerne
Geſchäftig ſchwärmt, den Tag im Tag vergißt,
Von nächſter Nähe bis zur weit'ſten Ferne
Die ſchnellſten Wege hin und wider mißt,
Der es beliebt, in immer regem Leben,
Mit Handlungen die Handlung zu durchweben.

Dort wird Verſtand gefordert, um zu richten,
Ob Alles wohl und weislich ſei geſtellt;
Hier fordert man Euch auf zu eig'nem Dichten,
Von Euch verlangt man eine Welt zur Welt,
Wo Dichter, Spieler, Schauer ſich verbinden,
Sich wechſelſeits erwärmen und entzünden.

Geſetz der Verflechtungen.

So auch der Deutſche gern. Auf dieſem Pfade
Naht, frei entwickelt, ſich ein reich' Gebild.
Auch Dieſes bittet: Schenkt ihm Gunſt und Gnade!
Die bunten Züge muſtert freundlich mild;
Alsdann vernehmt, ganz zur gerechten Stunde,
Was es verbirgt im tiefſten Hintergrunde.

Die Schreckenstage, die ein Reich erfähret,
Wo Jeglicher beſeelt und Keiner hört,
Wo das Geſetz verſtummt, der Fürſt entblößt,
Und Niemand Rath und Niemand Rettung
lebt:
Die ſchild're ich nicht; denn ewig ungepaart
Bleibt ſolchem Feſt Erinn'rung ſolcher Art.

Doch dieſes Bild führt uns heran die Zeit,
Wo Deutſchland, in und mit ſich ſelbſt entzweit,
Verworren wogte, Scepter, Krummſtab, Schwert,
Feindlich Eins dem Andern zugekehrt;
Der Bürger ſtill ſich hinter Mauern hielt,
Des Landmanns Kräfte kriegeriſch aufgewühlt;
Wo auf der ſchönen Erde nur Gewalt,
Verſchmitzte Habſucht, kühne Wagniß galt.

Ein Deutſches Ritterherz empfand mit Pein
In dieſem Wuſt den Trieb, gerecht zu ſein.
Bei manchen Zügen, die er unternahm,
Er half und ſchadete, ſowie es kam,
Bald gab er ſelbſt, bald brach er das Geleit,
That Recht und Unrecht in Verworrenheit,
So daß zuletzt die Wege, die ihn trug,
Auf ſeinem Haupt verſchlingend überſchlug;
Er, würdig kräft'ger Mann, als Macht gering,
Im Zeitenſturm unwillig unterging.

Ihm ſteht entgegen, ſelbſt gewiß, in Pracht,
Des Pfaffenthums übgenannte Macht,

Gewandter Männer weltlicher Gewinn
Und leidenſchaftlich wirkend' Frauenſinn.
Das wankt und wägt, ein ſtreitend' Gleichgewicht.
Die Ränke hegen, die Gewalt zerbricht.
Zur Seite ſteht des Landmanns Heiterkeit,
Der jeden Tag des Leidlichen ſich freut.
Und ferner hin Zigeuner zeigen an,
Es ſei um Ordnung in dem Reich gethan.
Denn wie die Schwalbe, Semmer deutend, ſchwebt,
So meiden ſie, daß man im Dußen lebt,
Sind räuberiſch, entführen oft zum Scherz,
Wahrſagerinnen, Menſchengriff und Herz.

Zigeuner-Tochter tritt vor.

Schweſtern, wir wollen es nicht ertragen,
Wir wollen auch ein Wörtchen ſagen.
(Zur Geſellſchaft.)
Ew're Gnade ſei zu uns gekehret!
Ihr verdammt uns nicht ungehört.

Werde wahrzuſagen wiſſen,
Nicht weil wir die Zukunft kennen;
Aber uns're Augen brennen
Lichterloh in Finſterniſſen
Und erbeten uns die Nächte.

So kann unſerem Geſchlechte
Nur das Höchſte heilig däuchten,
Gold und Perlen und Juwelen
Können ſolcher edeln Seelen
Himmelsglanz nicht überleuchten;
Der allein iſt's, der uns blendet.

Aber wenn wir abgewendet
Euch betreffen, leicht uns wieder
Mütterlich', ſo ſaß vom Throne,
Zu der Tochter, zu dem Sohne;
Doch ſie ſteigt vom Throne nieder
Und beſeligt niedere Hütte;

Kennet Wunſch, Bedürfniß, Bitte
Längſt, bevor ſie ausgeſprochen;
Allem, Allem thut ſie Genüge.
Dafür leuchtet aus der Wiege
Ihr ein Knäblein aufgebrochen,
Eine Gegengabe Gottes!

Faust.

Mephiſtopheles tritt vor.

Wie mag's nur bei ſolcher Fackeln Schimmer;
Man ſagt mir nach, ich ſei ein böſer Geiſt;
Doch glaubt es nicht! Fürwahr, ich bin nicht ſchlimmer
Als Mancher, der ſich hochvortrefflich preiſt.
Verführung, ſagt man, ſei ein großes Laſter;
Doch von Verführung leben wir.
Drum bin ich hier, ich hoffe, nicht verhaßter
Als and're Jene, vor und hinter mir.

Der kommt mit langem, Der mit kurzem Barte,
Und d'runter liegt ein glattes Kinn;
Ein Sultan und ein Bauer, gleich von Arte,
Verſtellen ſich, zu herrlichſtem Gewinn.
Euch zu gefallen. Se. den Kreis zu ſchließen,
Komm' ich als beſter Geiſt mit beſtem Wiſſen.
Denn beſter Wille, Widerſpenſtigkeit, Verwirrung
Der beſten Sache führet nicht die Welt,
Wenn ſchaffend Ang' des Herrſchers die Verirrung
Stets unter ſich, in feſt'ger Leitung, hält;
Und wir beſonders können über dauern,
Wir ſpuken Nichts; denn Alles iſt da draußen.

Nun hab' ich Mancherlei zu ſagen;
Es klingt beinah' wie ein Gedicht.
Beſpeur' ich's auch, am Ende glaubt Ihr's nicht;
So muß ich's denn wie vieles Andere wagen.

Hier ſteht ein Mann, Ihr ſeht's ihm an,
In Wiſſenſchaften hat er g'nug gethan,
Wie dieſes Vieleck, das er trägt,
Beweiſt, er habe ſich auf Vielerlei gelegt.
Doch da er Kenntniß g'nug erworben,
Iſt er der Welt faſt abgeſtorben.
Auch iſt, um reſolut zu handeln,
Mit heiterm Angeſicht zu wandeln,
Sein Aeußres nicht von rechter Art,
Zu lang der Rock, zu kraus der Bart.
Und ſein Geſelle, mehlbeſtäubt,
Steckt in den Pöchern überhäubt.
Das hat der gute Mann geübt
Und ſich in die Magie gewühlt.
Mit Circeln und Zauberwinkelzeichen
Wollt' er Unendliches erreichen:
Er quälte ſich in Kreis und Ring;
Da ſaßt' er, daß es auch nicht ging.

Gegnüllt wär' er ſein Lebelang;
Da fand er mich auf ſeinem Gang.
Ich machte ihm deutlich, daß das Leben,
Zum Leben eigentlich gegeben,
Nicht ſeßt' in Grillen, Phantaſeen
Und Spintiſtereі entſtehen.
So lang man lebt, ſei man lebendig!
Das fand mein Doctor ganz verſtändig,
Ließ alsobald ſich wohlgefallen,
Mit mir den neuen Weg zu wallen.
Der führt uns nun zu andern Künſten;
Die gute Dame war zu Dienſten.
An einem Becher Zauberzieth
That er ſich eilig was zu gut.
Zu einem Wink, eh' man's verſah,
Stand er nun freilich anders da;
Vom alten Herrn iſt keine Spur,
Das iſt Derſelbe, glaubt es nur!

Und wenn Euch Dieß ein Wunder däucht,
Das Uebrige ward Euch leicht.

Ihr ſeht den Ritter, den Baron
Mit einem ſchönen Kinde ſchon.
Und ſie gefällt es meinem Sinn,
Der Zauberinn und der Nachbarinn.
Ich beſuche [illegible]ſt auf Ehre Gunſt!
Im Alter Jugendkraft entzünden,
Das ſchönſte Kind dem treu'ſten Freund verbinden,
Das iſt gewiß nicht ſchwarze Kunſt.

Braut von Meſſina.

Aurora tritt.

Bedrängtes Herz, umſtürmt von Hinderniſſen,
Wo käme Rath und Hülfe mir heran!
Gedankenlos, im Innerſten zerriſſen,
Von allen Seiten greift die Welt mich an.
Nur Augenblicks mocht' ich den Jammer dämpfen,
Der ſtechend ſchwer mir auf dem Buſen liegt.
Ich ſoll mit mir, ich ſoll mit Andern kämpfen;
Beſieg' ich dieſen Feind, der and're ſiegt.

So aus der Tiefe dieſer Schlucht der Peinen
Blick' ich hinauf zum ſchmalen Himmelsklar.
Schon wird es beſſer! Ach, ich durfte weinen;
Ein Sonnenabglanz heilt und hebt mich gar!
Und ſchon begegn' ich reiner Friedenstaube,
Die holde Zweige der Entſühnung bringt.
Ich irre noch, allein der Ring gelingt;
Ich ſehe nicht, wohin; ich hoff' und glaube.

Doch wenn von dort, woher wir Heil erflehen,
Ein Blitz, ein Donnerſchlag erſchreckt,
Sich Fels und Wald und Umblick von den Höhen
Mit ſchwer geſenkter Nebelſchichte deckt,
Uns Nacht am Tag umgibt, der Himmel flammet,
Seltſam gezeigt, Strahl am Strahle ſtrahlt,
In Schreckenszügen Feuerwerke malt:
Das Schickſal ſei's, das ohne Schuld verdammet:

So ſprech' ich's aus im Namen dieſer Beiden;
Sie ſchauen ſtarr, ſie finden ſich verwaiſ't;
Von unverhofften, unverdienten Leiden,
Wie ſcheues Wild von Jägergarn umkreiſ't.
Vergebens willſt Du Dir's vernünftig deuten;
Was ſoll man ſagen, wo es bitter beißt:
Ganz gleich ergeht's dem Guten wie dem Böſen!
Ein ſchwierig' Räthſel, räthſelhaft zu löſen.

Uns zum Erſtaunen wollte Schiller drängen,
Der Sinnende, der Alles durchgeprobt.
Gleich unſern Geiſt gebietet's anzuſtrengen,
Das Werk, das herrlich ſeinen Meiſter lobt.
Wenn Zeitenriſſe Bahn und Fahrt verengen,
Um den Gedrängteten die Welte tobt,
Alsdann vernimmt ein ſo bedrängtes Flehen
Religion allein von ewigen Höhen.

Tell.

Wie herrlich raſch tritt dieſer Zug hervor!
Sie bringen von Elyſiums Gefilden
Das Nachgefühl erhob'ner Thaten,
Es lebt in ewigem Jugend-Flor.
Doch immer ernſt! — Was ſie gewonnen,
Im Dunkeln war es ausgeſonnen;
Mit Grauſamkeit ward es gethan.
Verwirrung folgt! An innern Kämpfen
Hat ſtille Weisheit jahrelang zu dämpfen;
Stets mühevoll iſt ihre Bahn.

Nun kommen ſie zu heitern Stunden:
Am Schluß der Zeiten wird gefunden
Der Freiheit aufgeklärter Blick.
Was ſie entriſſen, wird gegeben,
Und Jeder wirkt im freien Leben
Zu ſeinem und der Andern Glück.

Die mit dem Fürſten ſich berathen,
Sie fühlen ſich zu großen Thaten,
Zu jedem Opfer ſich bereit.
Je einiger ſie ſich verbündet,
Je ſich'rer iſt das Glück gegründet
Für jetzt und alle Folgezeit.

Wallenſtein.

Ein Mann tritt vor, im Glanz der höchſten Thaten,
Auf ihn gerichtet jeder Blick,
Dem Schwieriges, Unmögliches gerathen;
Er dankt ſich ſelbſt das eigne Geſchick.
Gewalt'ge Kraft, die Menſchen aufzurufen,
Sie zu beſeelen kühnſter That,
Im Plane ſicher, mit ſich ſelbſt zu Rath,
Des Kaiſers Günſtling, nächſt an Thron und Stufen.
Die zarte Gattinn gern an ſeiner Seite,
Der Tochter Hochſinn, Thecla's Jugendlicht,
Mar treugeſinnt, ſowie er thut und ſpricht;
Welch ehrenvoll', welch liebevoll' Geleite!
Doch wir empfinden heimlich Angſt und Grauen,
Solch äuß'res Glück im heißen Licht zu ſchauen.

Woher denn aber dieſes inn're Zagen,
Das ahnungsvoll in enger Bruſt erbebt?
Wir wittern Wankelmuth und Mißbehagen
Des Mann's, der hoch und immer höher ſtrebt.
Und was kann gräßlicher dem Edeln heißen
Als ein Entſchluß, der Pflicht ſich zu entreißen?

Da ſoll nun Stern zum Sterne deutend winken,
Ob Dieſes oder Jenes wohlgethan;
Dem Irrthum leuchten, zur verwerf'nen Bahn,
Geſtirne falſch, die noch ſo herrlich blinken.
Der Zug bewegt ſich, ſchwebt vorbei.
Es war ein Bild. Das Herz iſt wieder frei.

Wallenſtein's Lager.

Mephiſtopheles ſpricht.

Gefährlich iſt's, mit Geiſtern ſich geſellen!
Und wenn man ſie nicht ſtracks vertreibt,
Sie ziehen fort, ein und der and're bleibt
In irgend einem Winkel hängen;
Und hat er noch ſo ſtill gethan,
Er kommt hervor in wunderlichen Fällen. —
Mich zieht die Cameradſchaft an,
In Reih' und Glied mit ihnen mich zu ſtellen.

Ich kenn' Euch wohl, Ihr ſeid die Wallenſteiner,
Ein tüchtig' Volk, ſo brav wie Unſereiner;
Ihr kennt auch mich, wir ſprechen frei:
Mit einem Wort, daß ich das Lob vollende:
Da, wo Nichts iſt, da habt Ihr reine Hände.
Doch Das war damals und ich war dabei.
Seid Ihr beiſammen! Ja! Wachtmeiſter?
Hier!
Die Cüraſſiere?
Hier!
Die Holk'ſchen Jäger?
Hier!
Croaten?
Hier!
Uhlanen?
Hier!
Die Marketenderinnen?
Ich ſehe ſie und ſpare meine Frage;
Die fehlen nicht an Sonn- und Werkeltage.
Wo viel verloren wird, iſt Manches zu gewinnen.

Ein Kind ſpringt hervor.

Ich bin ein Marketender-Kind
Und zwar von guten Sitten,
Darum, wo hübſche Leute ſind,
Beſtändig wohlgelitten.

Soldaten lieb' ich. Das iſt wahr!
Wer ſollte ſie nicht lieben,
Da ſie in jeglicher Gefahr
Sich immer treu geblieben?

Ich ziehe wieder mit in's Feld:
Kein Weg im Feld' iſt bitter.
Es lebe St. Georg, der Held,
Die Helden, ſeine Ritter!

Mephiſtopheles zu den Soldaten.

Und Ihr verlauft Euch nur nicht weit;
Und merkt es wohl, es iſt nun and're Zeit.
Die Herrſcher wiſſen, was ſie wollen;
Und iſt ein großer Zweck erreicht,
So ſollt Ihr nicht von Land zu Lande tollen.
Parole bleibt: Subordination!
Und Feldgeſchrei iſt: Mannszucht! Nun davon!

Demetrius.

Tragödie ſpricht.

Verſtummſt Du, Schweſter, trittſt zurück verlegen,
Als wärſt Du hier ein fremder Neulingsgaſt?

Epos.

Gar Vieles hat mir heut' ſchon obgelegen;
Dem mannigfalt'gen Wort erlieg' ich faſt.
Nun kommt mir noch ein Schwierigſtes entgegen,
Wie faſſ' ich an, wie heb' ich dieſe Laſt?
Wer gäbe mir in dieſer Zeiten Meere
Zu ſchwimmen Kraft! O, wenn's der Anfang wäre!

Ich ſeh' ein Reich vor meinem Blick gebreitet,
An Flüſſen raſch, an grünen Ebnen klar,
Das immerfort ſich vor den Augen weitet;
Zum grenzenloſen Raum verliert ſich's gar.
In Städten, auf dem Lande wie bereitet
Ihr eigen' Glück die wohlgenährte Schaar!
Das Feld ergrünt, der Handel wogt lebendig,
Sobald ein Herrſcher mächtig und verſtändig.

Doch ach, das Reich bis zu dem Fuß der Thronen
Von eig'nem, bald von fremdem Blute roth!
Denn wilde Horden, kluge Nationen,
Heran ſich drängend, führen Qual und Noth.
Tartaren, Türken, Polen, ohne Schonen,
Auch Dänen, Schweden bringen, ſuchen Tod.
So macht der Herrſchaft, ſo des Raubs Gelüſte
Den Mittelpunct des Reichs zu Grauß und Wüſte.

Da greift denn Jeder, der ſich tüchtig nähme,
Nach Schwert und Scepter, wer den Feind vertreibt.
Wer gräßlich ſtraft, daß Unwin' ſich bequeme,
Und dann zuletzt von Allen übrig bleibt!
Der Leichtſinn auch erringt ſich Diademe,
Bis aufgebracht ein Gegner ihn entleibt.
So Boris, ſo Demetrius, Marina,
In wildem Wuſt bald Rex und bald Regina.

So weder Liebe, Zutrau'n noch Gewiſſen
Einheimiſchen und Fremden in der Bruſt,
Bis nun erſcheint, was Alle längſt vermiſſen,
Ein Heldenſproß, dem Land zu Glück und Luſt.
Er wird ſich in's Geſchick zu fügen wiſſen;
Es fügt ſich ihm, daß Alle, ſich bewußt
Des eig'nen Heils, dem Herrſcherwerth ſich fügen,
Sich bildend adeln, zu der Welt Vergnügen.

Nun klärt ſich's auf, er kehrt in ſeine Schranken,
Der Völker Schwall im ungemeſſnen Land,
Nun wirken große, größere Gedanken,
Erweitert Grenze, thätig inn're Stand.
Zur Wiſſenſchaft und Kunſt und Handwerk danken
Die Völker, ſeufzt von Allem abgewandt.

Wetteifernd überträgt Bezirk Bezirken
Kraft, Stärke, Reichthum, Schönheit, edles Wirken.

Turandot.

Altoum ſpricht.

Vom fernen Oſten, ja vom fernſten her
Zeigt ſich Altoum, ein Monarch der Bühne;
Die Fabel hat ihn auf den Thron geſetzt,
Mit manchem Prunk und Herrlichkeit begabt;
Doch herrlicher als Krone und Scepter glanzt
An ſeiner Seite Tochter Turandot.
Zwar ſagt man von der Jungfrau'n ſchönem Chor,
Die Herzen ſämmtlich ſeien räthſelhaft;
Doch Dieſer hat ein höchſt ſubtiler Geiſt
So viele Räthſel in den Kopf geſetzt,
Daß mancher Freier ſcheiternd unterging.

Auch hat ſie mich, Das will ich gern geſtehen,
Zur langen Weile eigentlich genöthigt;
Und weil ich ihr doch Nichts verjagen kann,
So führt' ich ſie in ihrem Stolz herein.
Manch' Räthſel hatte ſie ſich ausgedacht,
Den Geiſt zu prüfen dieſes großen Hofs;
Doch ſie verſtummt und rannt mir nur in's Ohr:
Am Ende ſei ſie ihrer ganzen Kunſt.
Denn wie Ihr ſehen die Träume wahr gemacht,
So löſ't ſet Ihr auch jedes Räthſel auf.
Und welches Wort ſie immer ſucht und wählt
Zu Redensarten lüſtig zu verſtricken;
Zum Beiſpiel Majeſtät und häuslich' Wohl,
Thron und Verdienſt und rein verbreitet' Glück:
Das Alles findet ſie vor Augen klar.
Sie gibt ſich überwunden. Freundlich reicht
Sie dem Bewerber Calaf Herz und Hand,
Vermählet mit Adelma, mir gehorſam.
Und ſo iſt auch mein letzter Wunſch erfüllt,
Wie tauſend Wünſche heut befriedigt wegen;
Wir ziehen gern, wenn auch bewegt, hinweg.

Da ich denn aber, wie ich eben ſehe,
Der Letzte bin, laſſ't für die Verdienſte
Ein freundlich' Wort mich ſprechen! Wenn ich nämlich
Dieß kleine Volk als Masken präſentire:
So ſpricht ſich's aus, Das war ein Masken-Zug.
Doch wie den Kleinen unter Larven-Mummung
Ein kindlich' Herz der lieben Mutter ſchlägt,
So danken Alle wir dem Tag des Glücks,
Der uns vergönnte, dieß Gefühl zu theilen.

Die Tochter mahnt mich, nicht zu viel zu reden;
Und ſie hat recht! Das Alter hört ſich gern,
Und wenn es auch nicht viel zu ſagen hat.
Wie ſteh ich hier, als nur gezwungen ſchweigen,
Wo grenzenloſer Stoff die Rede nährt!
Wo — Nun, ich gehe ja! — Sie mag es hören,
Wenn ich weit eher, als ich wollte, ſchwieg.

Epilog.

Die Ilme.

Wenn der Ilme Bach beſcheiden
Schlängelnd ſtill im Thale fließt,
Ueberdeckt von Zweig' und Weiden,
Halberſtreckt ſich weiter gießt,
Hört er öftermal die Flöte
Seiner Dichter treu und gut,
Wenn der Glanz der Morgenröthe
Auf der ſanften Woge ruht.

Vieles iſt an mir entſprungen;
Manches ward Euch dargebracht;
Und ſo iſt es mir gelungen,
Daß man mich zum Fluſſe macht.
Will ein Reiſender mich ſehen,
Wie die Donau, wie den Rhein,
Ich verſteck mich, laſſ' ihn gehen;
Denn ich bin doch gar zu klein.

Heute doch von tauſend Flammen
Glänzt die Fläche bis zum Grund,
Heute nehm' ich mich zuſammen,
Oeffne den verſchämten Mund,
Sonne mich im Jubel-Saale,
Spiegle Bilder Blick für Blick,
Und als Fluß zum erſten Male
Geh' ich mich dem Thal zurück.

Der Tag in Begleitung von Pallas und Clio findet Wiſſenſchaften und Künſte vor. Aurora, Loos und Tragödie empfangen ſie.

Tag.

Heil, o Schweſtern, dem Bemühen,
Wie Ihr Eu're Pflicht gethan!
Was die Dichtkunſt Euch verliehen,
Führet Ihr mit Luſt heran.

Nun mag ſich Kunſt und Wiſſenſchaft erholen,
Darſtellen, wie ſie ſich zum Bild entwarf.
Die Dichtkunſt habt Ihr wohl empfohlen,
Die es doch weniger bedarf.
Denn ſie bricht gleich einer Quelle
Felſen durch, wo's ihr gefällt,
Und verſendet ihre Welle
Bergabwärts in alle Welt.

Doch Dieſe hier, kein wandelbar' Ereigniß,
Der Pflege wollen ſie empfohlen ſein;
D'rum führ' ich ſie, ein giltig' Zeugniß,
Daß es verlängſt geſchehn, mit mir herein.

So ſprech' ich nun den hochverklärten Namen
Amalia mit Ehrfurcht aus.
Du winkteſt uns, geräuſchlos kamen
Wir, Eine nach der Andern, das zerſtörte Haus.

Den Flammenraub erbanten wir im Stillen,
Mit neuer Landſchaft rings umzirkt.
So ward es denn nach unſers Fürſten Willen,
Des hohen Sehns, der unabläſſig wirkt.

Hier thronet er, der uns erheitert,
Daß Jede ſchnell das Beſte ſchafft,
Der unſern Wirkungskreis erweitert
Zu Thätigkeiten jeder Kraft.

Hier thronet ſie, die uns verbunden
In ſtillen Tugenden erbaut,
Sie, die in ſchreckensvollen Stunden
Auf uns als Aetterinn geſchaut.

Nun aber feiern ſie im Glanze,
Wo lebensfroh das Feſt ergraut. —
Ihr tretet vor aus Eurem Kranze,
Ich ruhm' Euch, wie Ihr es verdient.

Kommt her, geſchäft'ge Dienerinnen,
Unſterblich, unermüdet, reich,
Was ſchön und nützlich anzuſinnen,
Den Göttern des Olympus gleich!

(Sie deutet auf Eine nach der Andern.)

Himmelskunde.

Die zeichnet rein den Gang der Sphäre,
Ihr Griffel regelt Nacht und Tag;
Der launenhaften Atmoſphäre,
Dem Grillenwechſel iſt ſie nah.

Erdkunde.

Und Dieſe hier vom Erdenrunde
Erweitert wandernd Ueberſicht;
Ertheilt von raſch erfahr'ner Kunde
Dem Fürſtenpaare treu Bericht.

Botanik.

Und Fürſt und Fürſtinn ſchmücken Dieſe,
Daß ſie ſich ſelber wohlgefällt;
Die Gegend wird zum Paradieſe,
Hier blüht die ganze, weite Welt.

Feldbau.

Auch Jene, die in ihrem Kreiſe
Sich immer kräftig hin bewegt,
Nach alter, nach erneu'ter Weiſe
Der Erde Fruchtbarkeit erregt;
Den Menſchen lehrt, ſich ſelbſt genügen,
Geſchäftig gern am Boden bleibt,
Indem ſie, mit gewiſſen Zügen,
Die lange, reine Furche ſchreibt;
Dagegen ſchaut ſie mit Entzücken,
Wie grün der neue Halm ſich blüht,
Und auf der Berge feſtem Rücken
Ein Steinwuchs den Wald erhöht;
Sie iſt's an der wir uns erbauen,
Die uns im Lebenskreis beſeelt,
Auf die wir Alle klüglich ſchauen;
Gefeiert ſei ſie, wie verehrt!

Die Künſte.

Was die Künſte ſich erfinnen,
Baukunſt, Bildkunſt, Malerei,
Steht an Hallen, Mauern, Bühnen
Einem günſt'gen Blicke frei.
Doch, erregt durch Eurer Kommen,
Haben ſie es unternommen,
Manchen Abend, manche Nacht,
Muſterbilder dargebracht,
Die Ihr günſtig aufgenommen.

Tonkunſt.

Und Diese, die ſich gern in Töne ſonſt verbreitet,
Sie zog mit uns im Stillen fort;
Im Takte hat ſie uns geleitet,
Und gab uns manch' melodiſch' Wort.

So üben wir gewerbthätig Alle,
Und ſchämen uns des Eigenlobes nicht;
Anmaßlichkeit wär' es im andern Falle,
Jedoch in dieſem iſt es Pflicht.
Noch manche Jugend ſchwankt ſich ungeduldig
Und rüſtet ſich zur That geſchwind:
Denn Rechenſchaft, wem waren wir ſie ſchuldig,
Wenn wir es nicht der Aelterſchaften ſind?

Die Jedoch hat ſie uns geſendet;
Der dienen wir und dem Gemahl:
Wohin ſich Blick und Finger wendet,
Dahin bewegt ſich unſre Zahl.
Und ſchon den lieben Gaſtein darf's nicht fehlen:
Was gut und ſchön, im freien Aether
Begegnet es den jungen Seelen,
Und freudig hüpfen ſie empor. —

Nun aber an die Wiege; dieſen Sprößling
Verehrend, der ſich ſchnell entwickelnd zeigt,
Und bald heraus, als wohlgewachſ'ner Schößling
Der Welt zur Freude hoch und höher ſteigt!
Sein erſter Blick begegnet unſerm Kreiſe,
Er merkt ſich Einer wie der Andern Blick,
Gewöhnet ſich an einer Jeden Weiſe,
Gewehnt ſich an ſein eigen' Glück.

Er ſei ein Harfner, dem die Mienen
Den Platter wohlgeſtimmt gereicht!
Und ſo gelingt's dem ird'ſchen Wesen:
Denn alle Seiten ſchwellen leicht,
Bereit zur Hand, bereit zum Klange;
Ein Lied erklingt, man weiß nicht, wie. —
Sein Leben ſei im Lobgeſange
Sich und den Andern Melodie!

Der pilgernde Genius.

(Kinder mit Aehren, aber goldgewachſenen Aehrenhalmen.)

Ton.

Ach, warum ſchon unterbrechen!
Warum trübſt Du unſern Blick?
Schauen wir auf wenig Wochen
Wie auf jahrelanges Glück?

Wagen wir nicht, auszuſprechen,
Wie uns dieſe Zeit ergetzt,
Wo der Geiſt ohn' Unterbrechen
Jegliche Sekunde ſchätzt?
Sey uns Das verübergeſchwunden,
Als wenn Alles eitel ſei;
Klagend wir uns wieder finden
Alles, Alles iſt vorbei!

Genius.

Nicht vorbei! Es muß erſt frommen.
Großes in dem Lebensring
Wird nur zur Entwicklung kommen,
Wenn es uns vorüberging.
Mögen friſche Tafelpaare
Glücklich zeichnen ihre Bahn!
Wandle ſie, zum neuen Jahre,
Neu den Ihrigen heran!
Wie, mit heitern Augenbrauen,
Grauen ſie von Ort zu Ort;
Das Verſtummen, das Erſtaunen
Bildet ſich als Liebe fort.

Perſonal.

Prolog.

Genius	Fräulein v. Grün.
Knaben	Nobbein, Lauremann.
Oktober	v. Poleck.
November	v. Fritſch.
Dezember	Fräulein v. Hagke.
Weihnachts-Kinder	v. Münchhauſen. Hahnke. Göthemeiſter.
Nacht	Gräfin Julie v. Egloffſtein.
Schlaf	Fräulein v. Schilder.
Träume	v. Stromberg. v. Heimrodt. Stichling. Pulpius.
Tragödie	Fräulein Schorenbauer.
Komödie	Fräulein v. Haxthauſen.
Epos	Fräulein v. Werther.

Feſtzug.

Jane	Fräulein v. Stalf.
Violantum	Frau Zwierlein.
Thomas	Dorther
Cherin	C. v. Spiegel
Fatima	D. v. Spiegel.
Eben	v. Fritſch. v. Fritſch. Dufour.
Zora	M. v. Spiegel. Hom. Stichling der Aeltere.
Hüon	v. Schenk.
Amanda	Fräulein v. Mitzau.
Fatime	Fräulein v. Germar.

Morbe	v. Könnitz.
Anna	v. Seebach.
Arpaſia	Fräulein v. Seebach.
Terpſichore	Fräulein v. Herder.
Adraſtea	Fräulein v. Trevirey.
Eid	v. Tempelen.
Jemene	Frau v. Werther.
Utara	Fräulein Nathmann.

Medermet	v. Stromberg.
Damaris	Fräulein v. Hackeſcher
Gerda	v. Werther.
Georg	v. Hagke.

Götz von Berlichingen	v. Schilder.
Götz's Kind	v. Egloffſtein.
Götz's Frau	Fräulein v. Heimrodt.
Frau;	Brunnemann.
Maria	Fräulein von Lufeland.
Weislingen	v. Wertenberg.
Adelheid	Frau Gotter.
Brautführer	Pulpius.
Brautführerinnen	Fräulein v. Herder. Müller. Hirt. Alexius.
Bräutigam	Stich.
Braut	Fräulein v. Hering.
Zigeuner-Hauptmann	Müller.
Hauptmännin	Gräfin Beust.
Zigeunerinnen	Frau Pulpius. Meier.
Zigeuner-Mädchen	Fräulein v. Steckhauſen. v. Schiller. v. Wangenheim. C. Müller. Ida Kirſten v. Stein.
Faust, als Doctor	v. Buchwald.
Faust, als Ritter	v. Lyncker.
Wagner	v. Mandelsloh.
Mephiſtopheles	v. Goethe.
Zauberin	Frau v. Germar.
Gretchen	Gräfin v. Beust.
Marthe	Frau Scherenbauer.
Student	Schumann.
Bürgermädchen	Frau Schenk. Fräulein Kirſten.
Faustens Mutter	Frau v. Münchhauſen.
Beatrice	Fräulein Ackermann.
Aurora	Gräfin Julie v. Egloffſtein.
Geiſter	v. Baiew.
Ulrich von Ruden	Zwierlein.
Bertha von Brunnel	Fräulein v. Sinclair.
Leß	v. Trevirey.
Walther Fürſt	v. Strutz.
Werner Stauffacher	Riemer.
Meichthal	v. Wagner.
Tell's Frau	Frau v. Seebach.
Tell's Kind	Prinz Mortſchakoff.
Stauffacher's Frau	Frau Lindau.
Schweizerinnen	Fräulein Egloffſtein. Seebach. Kämpfer.
Wallenſtein	v. Lyncker.
Herzogin	Frau v. Stein-Lochberg.
Thekla	Gräfin Caroline v. Egloffſtein.
Gräfin Terzky	Frau Wenig.
Max	Riemann.
Graf Terzky	v. Seebach.
Wachtmeiſter	v. Wangenheim.
Trompeter	Graf v. Keller.
Kroatiſche Jäger	v. Häßler. v. Kibra.
Cuiraſſier	Gräfin v. Wolkerſtorff.
Croaten	v. Kreß. v. Stutz.
Marketenderinnen	Fräulein v. Münchhauſen. v. Pogwiſch.
Marketender-Kind	Fräulein v. Münchhauſen.
Recrut	Leyendeck.
Ulanen	v. Wedungen. Lindau.
Dragoner	Sieber.
Cäſar Borgia	v. Helldorf.
Arania	Fr. Riemer.
Demetrius	v. Hagen.
Romanow	Prinz Paul v. Mecklenburg.
Marina	Fräulein v. Lyncker.
Oberwaſſy	Hagenbruch.
Turandot	Frau v. Spiegel.
Kaiſer Altoum	v. Arnim.
Adelma	Frau v. Goethe.
Calaf	v. Baumbach.
Zelima	Frau Langenhannen.
Pantalon	v. Helldorf.
Leighton	v. Fritſch.
Truffaldin	v. Helldorf.

Epilog.

Der Tag	Frau v. Fritſch.
Pallas	Fräulein v. Grave
Lauben	v. Heimrodt. v. Buchwald.

Ehe	Frau v. Lucker.
Himmelskunde	Gräfinn v. Egloffs.
Erfindung	Fräulein v. Harstall.
Ackerbau	Frau v. Guttier.
Botanik	Fräulein Wieland.
Physik	Fräulein Kämpfer.
Handlung	Fräulein Salomon.
Malerei	Frau v. Lichtenstern.

Die Romantische Poesie.

Stanzen zu Erklärung eines Masken-Zugs, aufgeführt den 31. Januar 1810.

Der Geburtstag der regierenden Herzoginn von Weimar, der jedes Mal als ein aufgezeichnetes Jahresfest begangen wird, fiel in diesem Jahre, bei den glücklichsten Familien-Ereignissen in der Gegenwart hoher verehrter Gäste, zu besonders lebhaften Feierlichkeiten auf. Zur die deutschen gewöhnliche Masken-Lust schien es ein angemessener Schmuck, die verschiedenen Richtungen, denen unsere Vorfahren und auch die Ahnherren jenes hohen Fürstenhauses eine vorzügliche Neigung schenkten, in bedeutenden, mannigfaltigen Gestalten darzustellen. Eine Herold zeigte sich daher, anführend einen Minnesänger und Heldendichter, welche vor die hohen Herrschaften zu beiden Seiten gestellt, durch nachfolgende Strophen theils die vorüberziehenden, allegorischen, theils individuellen Gestalten der modernen Poesie ankündigten und erklärten.

Minnesinger.

Von Wartburg's Höh'n wo vor so manchen Sonnen
Uns Eu're Väter freundlich angelehrt
Wohin, noch froh gedenk der alten Wonnen,
Der ewig rege Bardengeist sich kehrt,
Weil jede Krone, die er dort gewonnen,
Des Gebers Ruhm durch alle Zeiten mehrt:
Das Gute, das geschehend uns ergötzet,
Wird rühmlich, wenn die Zeit es trägt und schätzet. —

Heldendichter.

Da sangen wir an jedem Feiertage,
Der Ehrm Stamm die frische Ahnöpe gab;
Den spät entrissnen Ahnherrn trug die Klage
Melodisch groß zum siegerschmückten Grab;
Dann kündeten wir jede Wundersage,
Das Helden-Schwert sowie den Zauberstab;
Und jauchzend setzten wir dem jungen Paare,
Dem frohen, schön bekränzten zum Altare.

Herold.

Nun tritt ein Herold auf zur guten Stunde,
Der treu vor Euch den gold'nen Scepter hält.
Er bringt von jener Zeit gewisse Kunde,
Daß Fürsten selbst mit Liedern sich geschmückt,
Und führet vor Euch her froh in die Runde
Der Bilder Schaar, wie sie uns dort entzückt;
Und Zweierlei vermag er anzumelden:
Der Liebe Scherz, darauf den Ernst des Helden.

Frühling.

Der Lenz tritt auf. Vom süßen Lichtesmunde
Ertönt durchaus ein holder Zauberschall.
Nun wird der Welt erst recht die frohe Stunde!
So singt und sagt das Lied der Nachtigall.
Ein Seufzer steigt aus regem Herzensgrunde
Und Wonn' und Sehnsucht walten überall.
Und wer nicht liebt, wird sich des schönen Maien,
So gut er kann, doch leider halb nur freuen!

Sommer.

Der Sommer folgt. Es wachsen Tag und Hitze,
Und von den Auen drängt uns die Gluth;
Doch dort am Wasserfall, am Felsensitze,
Erquickt ein Trunk, erfrischt ein Wort das Blut.
Der Donner rollt, schon kreuzen sich die Blitze,
Die Höhle weiht sich auf zur sichern Hut;
Dem Toben nach kracht schnell ein knatternd' Schmettern;
Doch Liebe lächelt unter Sturm und Wettern.

Minnepaar.

Im gold'nen Glanz, im bunten Farbenscheine
Der neuen Welt genießen sie den Tag.
Er sagt's ihr klar, wie er es freundlich meine;
Sie sagt's ihm so, daß er es deuten mag.
Er wagt es nun und nennet sie die Seine,
Er wiederholt's mit jedem Herzensschlag;
Und sie beglückt, bald offen, bald verstohlen,
Des süßen Wortes ew'ges Wiederholen.

Tanzende.

Ein leichter Sinn erhebt sie von der Erden;
Das munt're Paar, es mag nicht stille stehn.
An Worte Statt sind lieblich Geberden,
Die zwar im Tact, jedoch von Herzen gehn.
Und Schling' auf Schlinge Kettenzüge werden.
Wie lustig ist's, sich um sich selbst zu drehn!
Mit leichtem Anstand wechseln sie die Glieder;
Doch kehrt zum Auge bald das Auge wieder.

Jagdlustige.

Mit ernstem Muth zu ernsteren Geschäften
Zieht nach dem Wald ein frisches Jägerpaar,
Gewehr in Hand, schlank, gleich den edlen Schaften,
Die sich zur Luft ein hoher Wald gebar.
Sie lächeln stolz, vertrauend ihren Kräften;
So trotzen sie der Mühe, der Gefahr,
Und denken nicht der Macht, die uns gebietet,
Wovor Diana selbst nicht schützt, noch hütet.

Herbst.

Den Fleiß beschauend aber tritt Pomone
Mit reicher Gaben Fülle zu uns an.
Mit Freuden sehen wir den Kranz, die Krone,
Und viel genießt, wer heuer viel gethan.
Der Bauer schafft, er freut sich mit dem Sohne.
Aufs neue Jahr geht schon der neue Plan;
Im Kreis der Gäste waltet freies Leben:
Der Edle hat, und will auch Andern geben.

Spielende.

Besitz ist gut! der Jedem wohl behaget;
Doch wer ihn hat, wär' ihn gern wieder los.

ihm Arm und Bein entzwey, wenn ich ihn hier antreffe.

Märten.

Du bist gar zu aufgebracht.

Görge.

Was? nach allen den Streichen?

Märten.

Das ist vorbey.

Görge.

Er hat noch keine Ruhe. Jetzt, da Röse meine Frau ist —

Märten.

Was denn?

Görge.

Hört er nicht auf uns zu necken, uns zu beunruhigen.

Märten.

Und wie denn?

Und wenn er wagend nun das Glück befraget,
Gönnt ihm vielleicht sogar ein doppelt Loos.
Selbst wenn Verlust ihn hin und wider plaget,
Ist doch das Glück der Ungewißheit groß.
Mit Leidenschaft genießen sie des Lebens,
Und Amor selbst belauscht sie nur vergebens.

Winter.

Wir dürfen kaum hier noch den Winter nennen;
Denn ist wohl Winter, wo die Sonne scheint?
Die Augen glüh'n, die Herzen alle brennen,
Und Jeder spricht und handelt, wie er's meint.
Von allen Jahreszeiten, die wir kennen,
Ist sie's, die Eine, die uns so vereint:
Sie gab uns Dich, belebt nun diese Feste,
Und so erscheint sie uns die Wärmste.

Norden.

Doch wendet nun von diesem Blumengrünen
Zu nord'schen Himmelsfeuern das Gesicht —
Weber auch uns mit Jugendglanz erschienen
Die Majestät in herzdurchwecktem Licht —
Zum alten Volk unüberwund'ner Ahnen,
Das wandernd sich durch alle Länder ficht.
Mit welcher Kraft die Riesenfäuste schlagen,
Seht Ihr am Schwert, vom Zwergenpaar getragen.

Brunchild.

Dem Tal entsprießt die Herrlichste der Frauen,
Ein Riesenkind, ein kräftig' Wunderbild.
Stark und gewandt, mit hehrem Selbstvertrauen,
Dem Feinde grimm, dem Freunde lieb und mild,
So leuchtet, wie versteckt vor unserm Schauen,
Im Norgezirk der Dichtkunst, Brunchild,
Wie ihres Nordens fleete Sommersonne,
Vom Eismeer bis zum Po, bis zur Garonne.

Siegfried.

Ihr schreitet kühn der gleiche Mann zur Seite,
Der ihr bestimmt war, den sie doch verlor.
Für seinen Freund erkämpft' er solche Beute.
Durchkreuzte kühn das Zauberflammenmeer.
Wie scheu das Hochzeitlager sich auch breite,
Die Freundschaft zieht er streng der Minne vor:
Dies Schwert, ein Werk zwergrunzger Schmiedekünsten,
Schied ihn und sie! — O, seltsames Vermissen!

Prinzessinn.

Nun seht es auf, das Licht der Morgenländer,
Die Tochter von Byzanz. Ihr seht sie hier!
Als Kaiserskind trägt sie die Goldgewänder,
Und doch ist sie des Schmuckes höchste Zier.
Die goldnen Schuhe, jene theuern Pfänder,
Die Liebesboten zwischen ihm und ihr,
Sie bringt der Zwerg, die froh'ste Morgengabe:
Ein Liebespfand ist mehr als Gut und Habe.

Nothar.

Ich spreche nun so heiter als bedächtig
Von König Nothars unbezwung'ner Kraft;
Und ob er gleich in Waffen groß und mächtig,
Hat Liebe doch ihm solches Glück verschafft.
Als Pilger kühn, als Gast freigebig, prächtig,
Hat er als Held zuletzt sie weggerafft.
Zum schönsten Glück, zum höchsten Mutterloose:
Von ihnen stammt Pipin und Karl der Große.

Asprian.

Den mächtigsten von allen Kampfgenossen
Erblickt Ihr nun, den Riesen Asprian.
Ein Hagelwetter, aus der Wolk' ergossen,
Trifft nicht so blind und breit als dieser Mann.
Die Freunde haben selbst ihn angeschossen:
Drum wenn er gleich nicht Feinde finden kann,
So schlägt er doch, schlägt Alles um sich nieder,
Und schonet nicht die eig'nen Waffenbrüder.

Recht und Ehre.

Die Welt, sie wäre nicht vor ihm zu retten,
Wenn nicht auch hier die Weisheit vorgebaut,
Ihn hält das Recht, ein hehres Weib, in Ketten,
Der man getreu so großes Amt vertraut;
Die Arg're lockt und zieht mit geil'n Ketten,
Indem sie schmeichelnd nach dem Wilden schaut.
Er sieht bedächtig an dem frohen Tage,
Er sieht sich um und schaut, wohin er schlage.

Liebe.

Dann folgen Zwei. — Laßt Diese mich erklären!
Sie sind einander Beide nah' verwandt,
Mit Sonn' und Mondesglanz von höhern Sphären
Zu Wohl und Weh uns freundlich zugesandt;
Doch will sich Diese nicht an Jene kehren,
Sie streift allein, verdirbt, erquickt das Land;
Und selten sieht man beide Schwesterflammen,
Wie heut, gepaart, in Einigkeit beisammen.

Treue.

Und die Bescheid'ne zeigt sich frei und freier
Und irrt sich nicht am rauschenden Gebiet;
Sie steht vor Euch, sie öffnet ihren Schleier
Und will getreu so vor der Menge gehn;
Ermuthigt glänzet nun das stille Feuer,
Dem Glühwurm gleich, so ansprechlich als schön.
Sie widmet Euch den reinsten aller Triebe;
Gern folgt sie dem Verdienst, sowie der Liebe.

Ortnit.

Ein groß' Verdienst weiß Dieser zu erwerben,
Entbrannt für Menschenwohl von heil'gem Muth.
Er schaut umher auf kläglichen Verderben,
Mann wider Mann, Volk wider Volk in Wuth,

Mit Drachenſchweiß wird Berg und Wald ſich färben,
Die Ebne färben ſich mit Räuberblut,
So daß, weil Gute dankbar nun ihm dienen,
Kuhnlde nicht zu ſchaden ſich erkühnen.

Weltliches Regiment.

So kommt zuletzt das Herrlichſte zu Stande,
Wonach die Welt im Ganzen immer ſtrebt;
Der Friede herrſcht im unbegrenzten Lande,
Wo Niemand mehr vor ſeinem Nachbar bebt;
Nun liebt der Menſch der Ehrfurcht hehre Bande,
Er fühlt ſich frei, wenn er gebändigt lebt;
Nur will er ſelbſt — er will den Herrn erwählen,
Dem aber ſoll's an Glück und Prunk nicht fehlen.

Geiſtliches Regiment.

Mit Allem ſoll ſich auch die Schweſter ſchmücken;
Doch Demuth ſoll ihr höchſtes Kleinod ſein.
Sie geht mit freundlich halb geſenkten Blicken,
Und mit ſich ſelbſt ſo ruhig überein;
Doch würde ſie der erſte Platz beglücken:
Dem Hochſinn iſt die zweite Stelle Pein.
Sie ſcheint der Schweſter Hoheit nachzuſinnen,
Und möchte gern den Schritt ihr abgewinnen.

Canzler und Clericus.

Auch klein're Weſen kommen mit zum Spiele;
Gar Manches wird durch ſie geheim erregt.
Der Eine, der gewandt mit ſpitzem Kiele
Das Reich begrenzt, ja die Feinde ſchlägt;
Der And're, der, entfernt vom Weltgewühle,
Das Wort, zum Buch erſtarrt, am Herzen trägt:
Sie, beide ruhig, wiſſen zu begeiſtern,
Sie gehen nach, und eilt vor ihren Meiſtern.

Oberich. Räthſel.

Im Stillen aber herrſchet über Dieſe
Und weit und breit ein wunderſames Hangen.
Scheinbar ein Kind, und nach der Kraft ein Rieſe,
Das Jeder läugnet, Jeder hofft und glaubt:
Der Welt gehört's, ſowie dem Paradieſe;
Auch iſt ihm Alles, iſt ihm Nichts erlaubt.
Vereint es nur in kindlichem Gemüthe —
Die Weisheit mit der Klugheit und der Güte!

Minneſinger.

Und roher Zutrau'n ſchließt ſich an — die Menge,
Wir aber laſſen ſie in Frieden ziehn.
Ihr ſah't vor Euch ein liebevoll' Gedränge,
Geſtalten voriger Zeit vorüberfliehn.
Den bunten Staat, das blitzende Gepränge;
Wir bitten, ſeht nicht flüchtig d'rüber hin:
Inwendig waltet ehrinnrichtevolle Scheue,
Der Liebe Flammen, wie das Licht der Treue.

Heldendichter.

Ja, ſelbſt das Große ſchwindet gleich den Schatten,
Und öde wird der thatenweiſſe Raum;
D'rum ſoll die That ſich mit dem Worte gatten:
Ein ſolcher Zweig, gezähmt, er wird zum Baum;
Luſtwalder ziehen ſich über grüne Matten;
So blüht er fort, der ſchöne Lebenstraum.
Was Ew're hehren Väter, Ihr nach ihnen
An uns gethan, es ſoll für ewig grünen!

II.

Lyriſches.

Auf Mieding's Tod.

Welch ein Getümmel füllt Thalie'os Haus?
Welch ein geſchäftig' Volk eilt ein und aus?
Von hohlen Brettern tönt des Hammers Schlag,
Der Sonntag feiert nicht, die Nacht wird Tag.
Was die Erfindung ſtill und zart erſann,
Beſchäftigt laut den rohen Zimmermann.
Ich ſehe Hautenſchild gedankenvoll; — —
Iſt's Türk', iſt's Heide, den er kleiden ſoll? —
Und Schumann froh, als wär' er ſchon bezahlt,
Weil er ein Mal mit ganzen Farben malt.
Ich ſehe Thiele'us leicht bewegten Schritt,
Der luſt'ger wird, je mehr er Euch verſchnitt.
Der thätige Jude läßt mit manchem Reſt,
Und dieſe Gährung deutet auf ein Feſt.
Mein wie Viele hab' ich hererzählt,
Und nenn' ihn nicht, den Mann, der nie gefehlt,
Der ſinnreich ſchnell, mit ſchmerzbelad'nes Bruſt,
Den Lattenbau zu fügen wohl gewußt.
Das Bretzgerüſt, das, nicht von ihm belebt,
Wie ein Skelet an todten Drähten ſchwebt.
Wo iſt er? ſagt! — Ihm war die Kunſt ſo lieb,
Daß Celik nicht, nicht Huſten ihn vertrieb.
„Er liegt ſo krank, ſo ſchlimm es nie noch war!“
Ach Freunde! Weh'! Ich fühle die Gefahr:
Hält Krankheit ihn zurück, ſo iſt es Noth,
Er iſt nicht krank, mein, Kinder, er iſt todt!

Wie? Wieding todt? erſchallt bis unter's Dach
Das hohle Haus; vom Ecke kehrt ein Ach!
Die Arbeit ſtockt, die Hand wird Jedem ſchwer,
Der Leim wird kalt, die Farbe ſticht nicht mehr;
Ein Jeder ſteht beſtürzt an ſeinem Ort,
Und nur der Mittwoch treibt die Arbeit fort.

Ja, Wieding todt! O, ſcharret ſein Gebein
Nicht undankbar wie manchen Andern ein!
Laſſt ſeinen Sarg eröffnet, tretet her,
Klagt jedem Bürger, der gelebt wie er,
Und laſſt am Rand des Grabes, wo wir ſtehn,
Die Schmerzen in Betrachtung übergehn.

O Weimar! Die ſei ein beſonder' Lied!
Wie Bethlehem in Juda, klein und groß.
Bald wegen Geiſt und Witz berühmt Dich weit
Europa's Mund, bald wegen Albernheit.
Der ſtille Weiſe ſchaut und ſieht geſchwind,
Wie zwei Extreme nah' verſchwiſtert ſind.
Eröffne Du, die Du beſond're Luſt
Am Guten haſt, der Rührung Deine Bruſt!

Und Du, o Muſe, rufe weit und laut
Den Namen aus, der heut' und ſtill erbaut!
Wie Manchen, werth und unwerth, hielt mit Glück
Die ſanfte Hand von ew'ger Nacht zurück!
O, laſſ' auch Wieding's Namen nicht verjähren:
Laſſ ihn ſtets neu am Horizonte ſehn!
Nenn' ihn der Welt, die kriegeriſch oder fein
Dem Schickſal dient und glaubt, ihr Herr zu ſein,
Dem Rath der Zeit vergebens widerſteht,
Verwirrt, beſchäftigt und betäubt ſich dreht;
Wo Jeder, mit ſich ſelbſt genug geplagt,
So ſelten nach dem nächſten Nachbar fragt,
Doch gern im Geiſt nach fernen Zonen eilt,
Und Glück und Uebel mit dem Fremden theilt.
Verkünde laut und ſag' es überall:
Wo Einer fiel, ſteh' Jeder ſeinen Fall!

Du Staatsmann, tritt herbei! Hier liegt der Mann,
Der ſo, wie Du, ein ſchwer' Geſchäft begann;
Mit Luſt zum Werke mehr, als zum Gewinn,
Schob er ein leicht' Gerüſt mit leichtem Sinn,
Den Wunderbau, der äußerlich entzückt,
Indeß der Zauberer ſich im Winkel drückt.
Er war's, der ſäumend manchen Tag verlor,
So ſehr ihn Autor und Acteur beſchwor;
Und dann zuletzt, wenn es zum Treffen ging,
Des Stückes Glück an ſchwache Fäden hing.

Wie oft trat nicht die Herrſchaft ſchon herein —
Es ward gerochen, die Symphonie fiel ein, —
Daß er noch klettere, die Stangen trug,
Die Seile zog und manchen Nagel ſchlug.
Oft glückt's ihm, kühn betrog er die Gefahr;
Doch auch ein Beck macht ihm kein graues Haar.

Wer preiſt genug des Mannes kluge Hand,
Wenn er aus Draht elaſtiſche Federn wand,
Vielfält'ge Pappen auf die Lärchen ſchlug,
Die Rolle fügte, die den Wagen trug;
Von Zindel, Blech, gefärbt' Papier und Glas,
Dem Ausgang lächelnd, rings umgeben ſaß:
So treu dem unermüdlichen Beruf,
War er's, der Held und Schäfer leicht erſchuf.
Was Alles zarte, ſchöne Seelen rührt,
Ward treu von ihm nachahmend ausgeführt:
Des Raſens Grün, des Waſſers Silberfall,
Der Vögel Sang, des Donners lauter Knall,
Der Laube Schatten und des Mondes Licht —
Ja, ſelbſt ein Ungeheuer erſchreckt' ihn nicht.

Wo die Natur manch widerwärt'ge Kraft
Verbindend zwingt, und ſtreitend Körper ſchafft:
So zwang er jedes Handwerk, jeden Fleiß;
Des Dichters Welt entſtand auf ſein Geheiß;
Und, ſo verdient, gewährt die Muſe nur
Den Namen ihm — Director der Natur.

Wer faßt nach ihm, voll Kühnheit und Verſtand,
Die vielen Zügel mit der einen Hand,
Hier, wo ſich Jeder ſeines Weges treibt,
Wo ein Factotum unentbehrlich bleibt;
Wo ſelbſt der Dichter, heimlich voll Verdruß,
Im Fall der Noth die Lichter putzen muß?

O ſeufzet nicht! Gar Viele regt ſein Tod!
Sein Witz iſt nicht zu erben, doch ſein Brod;
Und, ungleich ihm, denkt mancher Ehrenmann:
Verdien' ich's nicht, wenn ich's nur eſſen kann.

Was ſtutzt Ihr? Seht den ſchlecht verzierten Sarg,
Auch das Geſetz ſcheint Euch gering und karg;
Wie! ruft Ihr, wer ſo künſtlich und ſo fein,
So wirkſam war, muß reich geſtorben ſein!
Warum verſagt man ihm den Trauerglanz,
Den äußern Anſtand letzter Ehre ganz?

Nicht ſo geſchwind! das Glück macht Alles gleich,
Den Faulen und den Thätigen — Arm und Reich.
Zum Güterſammeln war er nicht der Mann;
Der Tag verzehrte, was der Tag gewann.
Bedauert ihn, der, ſchaudernd bis an's Grab,
Was künſtlich war, und nicht, was Vortheil gab.

In Hoffnung täglich weniger erwarb,
Vertröſtet lebte und vertröſtet ſtarb!

Nun laſſt die Glocken tönen, und zuletzt
Werd' er mit lauter Trauer beigeſetzt!
Wer iſt's, der ihm ein Lob zu Grabe bringt,
Eh' noch die Erde rollt, das Ehor verklingt?

Ihr Schweſtern, die Ihr, bald auf Thespis Karr'n,
Geſchleppt von Eſeln und umſchrie'n von Narr'n,
Vor Hunger kaum, vor Schande nie bewahrt,
Von Dorf zu Dorf, Euch feil zu bieten, fahrt;
Bald wieder, durch der Menſchen Kunſt beglückt,
In Herrlichkeit der Welt die Welt entzückt;
Die Mädchen Eu'rer Art ſind ſelten karg,
Kommt, gebt die ſchönſten Kränze dieſem Sarg;
Vereinet hier theilnehmend Eure Leid,
Zahlt, was Ihr ihm, was Ihr uns ſchuldig ſeid!
Als Euern Tempel grauſe Gluth verheert,
War't Ihr von uns d'rum weniger geehrt?
Wie viel Altäre ſtiegen vor Euch auf!
Wie manches Rauchwerk brachte man Euch d'rauf!
An wie viel Plätzen lag, vor Euch gebückt,
Ein ſchwer befriedigt' Publicum entzückt!
In engen Hütten und im reichen Saal,
Auf Hohen Ettersburg's, in Tiefurt's Thal,
Im leichten Zelt, auf Teppichen der Pracht
Und unter dem Gewölb' der hehren Nacht
Erſcheint Ihr, die Ihr vielgeſtaltet ſeid,
Im Reitrock bald und bald im Maske Kleid.

Auch das Gefolg, das um Euch ſich ergießt,
Dem der Geſchmack die Thoren eitel ſchließt,
Das leichte, tolle, ſcheckige Geſchlecht,
Es kam zu Hauf' und immer kam es recht.

An weiße Wand bringt dort der Zauberſtab
Ein Schattenvolk aus mythologiſchem Grab.
Im Poſſenſpiel regt ſich die alte Zeit,
Gutherzig, doch mit Ungezogenheit.
Was Gallier und Britte ſich erdacht,
Ward, wohl verdeutſcht, hier Deutſchen dargebracht;
Und einmals lieben Wärme, Leben, Glanz,
Dem armen Dialog — Geſang und Tanz.
Des Carnevals zerſtreuter Flitterwelt
Ward ſinnreich Spiel und Handlung zugeſellt.
Dramatiſch ſelbſt erſchienen hergelandt
Drei Könige aus fernem Morgenland;
Und ſittſam bracht' auf reinlichem Altar
Diane's Prieſterinn ihr Opfer dar.
Nun ehret uns auch in dieſer Trauerzeit!
Gebt uns ein Zeichen, denn Ihr ſeid nicht weit!

Ihr Freunde, Platz! Weicht einem kleinen Scheu!
Seht, wer da kommt und feſtlich näher tritt!
Sie iſt es ſelbſt; die Gnade ſchickt uns ſie;
Wir ſind erhört, die Muſen ſenden ſie.
Ihr kennt ſie wohl; ſie iſt's, die Kreis gezieht:
Als eine Blume zeigt ſie ſich der Welt:
Zum Muſter wuchs das ſchöne Bild empor,
Verwundert nun; ſie iſt's und ſteht es vor.
Es krönten ihr die Muſen jede Gunſt,
Und die Natur erſchuf in ihr die Kunſt.
So bannt ſie wißig jeden Reiz auf ſich,
Und ſelbſt Dein Name ziert, Cornea, Dich.

Sie tritt herbei. Seht ſie gefällig ſtehn!
Nur abſichtslos, doch wie mit Abſicht ſchön.
Und, beherrſcht, ſteht Ihr in ihr vereint
Ein Ideal, das Künſtlern nur erſcheint.

Inſtändig flehet die leis' erhob'ne Hand
Den ſchönſten Kranz, umkunſtet von Trauerband.
Der Reize frohes, volles Angeſicht,
Das treue Veilchen, der Narciſſe Licht,
Vielfält'ger Nelken, bunter Tulpen Pracht,
Von Mädchenhand geſchickt hervorgebracht,
Durchſchlungen von der Myrte ſanftes Zier,
Vereint die Kunſt zum Trauerſchmucke hier;
Und durch den ſchwarzen, leicht geknüpften Flor
Sticht eine Lorbeerſpitze ſtill hervor.

Es ſchweigt das Volk. Mit Augen voller Glanz,
Wirft ſie in's Grab den wohlverdienten Kranz.
Sie öffnet ihren Mund, und lieblich fließt
Der weiche Ton, der ſich am's Herz ergießt.
Sie ſpricht: „Den Dank im Tod, was Du gethan.
Gedrücket, nimm Du Abſchied nun, an!
Der Gute, wie der Böſe, mußt' ihn viel,
Und Beide bleiben weit von ihrem Ziel.
Die gab ein Gott in beider, Hexen Kraft
Zu Deiner Kunſt die ew'ge Leidenſchaft.
Sie war's, die Dich zur beiden Zeit erhielt.
Mit der Du krank, als wie ein Kind geſpielt,
Die auf den blaſſen Mund ein Lächeln rief,
In deren Arm Dein wundes Haupt entſchlief!
Ein Jeder, dem Natur ein Gleiches gab,
Beſuche pilgernd Dein beſcheiden' Grab!
Jetzt ſteh' Dein Sarg in wohlgemeinter Ruh;
Mit leck'rer Erde deckt ihn leiſe zu,
Und ſanfter als des Lebens, liege dann
Auf Dir des Grabes Bürde, guter Mann! —"

Die Geheimniſſe.

Ein Fragment.

Ein wunderbares Lied iſt Euch bereitet;
Vernehmt es gern und Jeden weit herbei!
Durch Berg' und Thäler iſt der Weg geleitet;
Hier iſt der Blick beſchränkt, dort wieder frei;
Und wenn der Pfad recht in die Irre leitet,
So denket nicht, daß es ein Irrthum ſei;
Wir wollen doch, wenn wir genug gewandert,
Zur rechten Zeit dem Ziele näher kommen.

Doch glaube Keiner, daß mit allem Sinnen
Das ganze Lied er je entrathſeln werde.

Nur Viele müſſen Vieles hier gewinnen,
Der manche Blumen bringt die Mutter Erde;
Der Eine ſieht mit düſterm Blick von hinnen,
Der Andre weilt mit fröhlicher Geberde:
Ein Jeder ſoll nach ſeiner Luſt genießen,
Für manchen Wand'rer ſoll die Quelle fließen.

Ermüdet von des Tages langer Reiſe,
Die auf erhob'nen Antrieb er gethan,
In einem Stab nach frommer Wand'rer Weiſe
Nahm Bruder Markus, außer Steg und Bahn,
Verlangend nach geringem Trank und Speiſe,
In einem Thal am ſcheuen Berg Quartier,
Bei Hoffnung, in den waldbewachſ'nen Gründen
Ein gaſtlich' Dach für dieſe Nacht zu finden.

Am ſteilen Berge, der nun vor ihm ſtehet,
Glaubt er die Spuren eines Wegs zu ſehn;
Er folgt dem Pfade, der in Krümmen gehet,
Und muß ſich ſteigend um die Felſen drehn;
Bald ſieht er ſich hoch über's Thal erhoben,
Die Sonne ſcheint ihm wieder freundlich ſchön,
Und bald ſieht er mit innigem Vergnügen
Den Gipfel nah' vor ſeinen Augen liegen.

Und nebenhin die Sonne, die im Neigen
Noch prachtvoll zwiſchen dunkeln Weiden thront;
Er ſammelt Kraft, die Höhe zu erſteigen,
Dort hofft er ſeine Mühe bald belohnt.
„Nun," ſpricht er zu ſich ſelbſt, „nun muß ſich zeigen,
Ob etwas Menſchlich's in der Nähe wohnt!"
Er ſteigt und horcht und iſt wie neu geboren;
Ein Glockenklang erſchallt in ſeinen Ohren.

Und wie er nun den Gipfel ganz erſtiegen,
Sieht er ein nahes, ſanft geſchwung'nes Thal.
Sein ſtilles Auge leuchtet von Vergnügen;
Denn vor dem Walde ſieht er auf ein Mal
In grüner Au' ein ſchön' Gebäude liegen,
Es eben trifft's der letzte Sonnenſtrahl:
Er eilt durch Wieſen, die der Thau befeuchtet,
Dem Kloſter zu, das ihm entgegenleuchtet.

Schon ſieht er dicht ſich vor dem ſtillen Orte,
Der ſeinen Geiſt mit Ruh' und Hoffnung füllt,
Und auf dem Bogen der geſchloſſ'nen Pforte
Erblickt er ein geheimnißvolles Bild.
Er ſieht und ſinnt und lieſet leiſe Worte
Der Andacht, die in ſeinem Herzen quillt;
Er ſieht und ſinnt, was hat Das zu bedeuten?
Die Sonne ſinkt und es verklingt das Läuten!

Das Zeichen ſieht er prächtig aufgerichtet,
Das aller Welt zu Troſt und Hoffnung ſteht,
Zu dem viel Tauſend Geiſter ſich verpflichtet,
Zu dem viel Tauſend Herzen warm gefleht,
Das die Gewalt des bittern Tod's vernichtet,
Das in ſo mancher Siegesfahne weht:
Ein Labezweig durchdringt die matten Glieder,
Er ſieht das Kreuz und ſchlägt die Augen nieder;

Er fühlet nun, was dort für Heil entſtrungen,
Den Glauben fühlt er einer beſſ'ren Welt.
Doch von ganz neuem Sinn wird er durchdrungen,
Wie ſich das Bild ihm hier vor Augen ſtellt:
Er ſieht das Kreuz mit Roſen dicht umſchlungen.
Wer hat dem Kreuze Roſen zugeſellt?
Es ſchwillt der Kreuz, um recht von allen Seiten
Das ſchroffe Holz mit Weichheit zu begleiten.

Und leichte Silber-Himmelswolken ſchweben,
Mit Kreuz und Roſen ſich emporzuſchwingen,
Und aus der Mitte quillt ein heilig' Leben
Dreifacher Strahlen, die aus einem Puncte dringen;
Von keinen Worten iſt das Bild umgeben,
Die dem Geheimniß Sinn und Klarheit bringen.
Im Dämmerſchein, der immer tiefer grauet,
Sieht er und ſinnt, und fühlet ſich erbauet.

Er klopft zuletzt, als ſchon die hohen Sterne
Ihr helles Auge zu ihm niederwenden.
Das Thor geht auf und man empfängt ihn gerne
Mit offnen Armen, mit bereiten Händen.
Er ſagt, woher er ſei, von welcher Ferne
Ihn die Befehle heh'rer Weſen ſenden.
Man horcht und ſtaunt. Wie man den Unbekannten
Als Gaſt geehrt, ehrt man nun den Geſandten.

Ein Jeder drängt ſich zu, um auch zu hören,
Und iſt bewegt von heimlicher Gewalt;
Kein Odem wagt den ſeltnen Gaſt zu ſtören,
Da jedes Wort im Herzen widerhallt.
Was er erzählet, wirkt wie tiefe Lehren
Der Weisheit, die von Kinderlippen ſchallt:
An Offenheit, an Unſchuld der Geberde
Scheint er ein Menſch von einer andern Erde.

Willkommen, ruft zuletzt ein Greis, willkommen,
Wenn Deine Sendung Troſt und Hoffnung trägt!
Du ſiehſt uns an; wir Alle ſtehn beklommen,
Obgleich Dein Anblick unſ're Seele regt:
Das ſchönſte Glück, ach! wird uns weggenommen,
Von Sorgen ſind wir und von Furcht bewegt.
Zur nächt'gen Stunde nehmen unſ're Mauern
Dich Fremden auf, um auch mit uns zu trauern:

Denn ach, der Mann, der Alle hier verbündet,
Den wir als Vater, Freund und Führer kennen,
Der Licht und Muth dem Leben angezündet,
In wenig' Zeit wird er ſich von uns trennen!
Er hat es erſt vor Kurzem ſelbſt verkündet;
Doch will er weder Art noch Stunde nennen.
Und ſo iſt uns ſein ganz gewiſſes Scheiden
Geheimnißvoll und voller bittern Leiden.

Du ſiehſt Alle hier mit grauen Haaren,
Wie die Natur uns ſelbſt zur Ruhe wies:
Wir nahmen Keinen auf, den, jung an Jahren,
Sein Herz zu früh der Welt entſagen hieß.
Nachdem wir Lebensluſt und Laſt erfahren,
Der Wind nicht mehr in unſre Segel blies,
War uns erlaubt, mit Ehren hier zu landen,
Getroſt, daß wir den ſichern Hafen fanden.

Dem edeln Manne, der uns hergeleitet,
Wohnt Friede Gottes in der Bruſt;
Ich hab' ihn auf des Lebens Pfad begleitet,
Und bin mit alter Zeiten wohl bewußt;
Die Stunden, da er einſam ſich bereitet,
Verkünden uns den nahenden Verluſt,
Was iſt der Menſch; warum kann er ſein Leben
Umſonſt, und nicht für einen Beſſern geben?

Dieß wäre nun mein einziges Verlangen:
Warum muß ich des Wunſches mich entſchlagen?
Wie Viele ſind ſchon vor mir hingegangen!
Nur ihn muß ich am Bitterſten beklagen.
Wie hätt' er ſonſt ſo freundlich Dich empfangen!
Allein er hat das Haus uns übertragen;
Zwar Keinen noch zum Folger ſich ernennet,
Doch lebt er ſchon im Geiſt von uns getrennet.

Und kommt nur täglich eine kleine Stunde,
Erzählet, und iſt mehr als ſonſt geruhet:
Wir hören dann aus ſeinem eig'nen Munde,
Wie wunderbar die Vorſicht ihn geführet:
Wir merken auf, damit die ſpä're Kunde
Im Kleinſten auch die Nachwelt nicht verliert;
Auch ſorgen wir, daß Einer fleißig ſchreibe,
Und ſein Gedächtniß rein und wahrhaft bleibe.

Zwar Vieles wollt' ich lieber ſelbſt erzählen,
Als ich jetzt nur zu hören ſtille bin;
Der kleinſte Umſtand ſollte mir nicht fehlen,
Noch hab' ich Alles lebhaft in dem Sinn.
Ich höre zu und kann es kaum verhehlen,
Daß ich nicht ſtets damit zufrieden bin:
Sprech' ich einmal von allen dieſen Dingen
Sie ſollen prächtiger aus meinem Munde klingen.

Als dritter Mann erzählt' ich mehr und freier,
Wie ihn ein Geiſt der Mutter früh verhieß,
Und wie ein Stern bei ſeiner Taufe Feier
Sich glänzender am Abendhimmel wies,
Und wie mit weiten Fittigen ein Geier
Im Hofe ſich bei Tauben niederließ;
Nicht grimmig ſtoßend und wie ſonſt zu ſchaden,
Er ſchien ſie ſanft zur Einigkeit zu laden.

Dann hat er uns beſcheidentlich verſchwiegen,
Wie er als Kind die Otter überwand,
Die er um ſeiner Schweſter Arm ſich ſchmiegen,
Um die Entſchlafne feſt gewunden fand.
Die Amme floh und ließ den Säugling liegen;
Er drückte den Wurm mit ſich're Hand:
Die Mutter kam und ſah mit Freudebeben
Des Sohnes Thaten und der Tochter Leben.

Und ſo verſchwieg er auch, daß eine Quelle
Vor ſeinem Schwert aus trock'nem Felſen ſprang,
Stark wie ein Bach, ſich mit bewegter Welle
Den Berg hinab bis in die Tiefe ſchlang:
Noch quillt ſie fort, ſo rauſch, ſo ſilberhell,
Als ſie zuerſt ſich ihm entgegendrang,
Und die Gefährten, die das Wunder ſchauten,
Den heißen Durſt zu ſtillen kaum getrauten.

Wenn einen Menſchen die Natur erhoben,
Iſt es kein Wunder, wenn ihm viel gelingt;
Man muß in ihm die Macht des Schöpfers loben,
Der ſchwachen Thon zu ſolcher Ehre bringt!
Doch wenn ein Mann von allen Lebensproben
Die ſauerſte beſteht, ſich ſelbſt bezwingt:
Dann kann man ihn mit Freuden Andern zeigen,
Und ſagen: Das iſt er; Das iſt ſein eigen!

Denn alle Kraft dringt vorwärts in die Weite,
Zu leben und zu wirken hier und dort;
Dagegen engt und hemmt von jeder Seite
Der Strom der Welt und reißt uns mit ſich fort.
In dieſem innern Sturm und äußern Streite
Vernimmt der Geiſt ein ſchwer verſtanden Wort:
Von der Gewalt, die alle Weſen bindet,
Befreit der Menſch ſich, der ſich überwindet.

Wie frühe war es, daß ſein Herz ihn lehrte,
Was ich bei ihm kaum Jugend nennen darf;
Daß er des Vaters ſtrenges Wort verehrte,
Und willig war, wenn Jener rauh und ſcharf
Der Jugend freie Zeit mit Dienſt beſchwerte,
Dem ſich der Sohn mit Freuden unterwarf,
Wie, eiternles und irrend, wohl ein Knabe
Aus Noth es thut um eine kleine Gabe!

Die Streiter mußt' er in das Feld begleiten,
Zuerſt zu Fuß bei Sturm und Sonnenſchein,
Die Pferde warten und den Tiſch bereiten
Und jedem alten Krieger dienſtbar ſein.
Gern und geſchwind lief er zu allen Zeiten,
Bei Tag und Nacht, als Bote durch den Hain;
Und ſo, gewohnt, für And're nur zu leben,
Schien Mühe nur ihm Fröhlichkeit zu geben.

Wie er im Streit mit kühnem, muntrem Weſen
Die Pfeile las, die er am Boden fand,
Eilt' er hernach, die Kräuter ſelbſt zu leſen,
Mit denen er Verwundete verband:
Was er berührte, mußte gleich geneſen,
Es freute ſich der Kranke ſeiner Hand:
Wer wollt' ihn nicht mit Fröhlichkeit betrachten?
Und nur der Vater ſchien nicht, ſein' zu achten!

Leicht, wie ein ſegelnd' Schiff, das keine Schwere
Der Ladung fühlt und eilt von Port zu Port,
Trug er die Laſt der elterlichen Lehre;
Gehorſam war ihr erſt' und letztes Wort;
Und wie den Knaben Luſt, den Jüngling Ehre,
So zog ihn nur der fremde Wille fort.
Der Vater ſann umſonſt auf neue Proben,
Und wenn er fodern wollte, mußt' er loben.

Zuletzt gab ſich auch Dieſer überwunden,
Bekannte thätig ſeines Sehnens Werth;
Die Aengſtlichkeit des Alten war verſchwunden,
Er ſchenkt' auf ein Mal ihm ein köſtlich Pferd;
Der Jüngling ward vom kleinen Dienſt entbunden,
Er führte ſtatt des kurzen Beils ein Schwert:
Und ſo trat er gerüſtet in einen Orden,
Zu dem er durch Geburt berechtigt werden.

So könnt' ich Dir noch tagelang berichten,
Was jeden Hörer in Erſtaunen ſetzt;
Sein Leben wird den köſtlichſten Geſchichten
Gewiß dereinſt von Enkeln gleich geſetzt;
Was dem Gemüth in Fabeln und Gedichten
Unglaublich ſcheint und es doch hoch ergetzt,
Vernimmt es hier und mag ſich gern bequemen,
Vielfach erfreut, für wahr es anzunehmen.

Und fragſt Du mich, wie der Erwählte heiße,
Den noch das Aug' der Verwandt anſtrahlt,
Den ich zwar eil', doch nie genugſam preiſe,
Da dem ſo viel Unglaubliches geſchah?
Humanus heißt der Heilige, der Weiſe,
Der beſte Mann, den ich mit Augen ſah:
Und ſein Geſchlecht, wie es die Fürſten nennen,
Sonſt Du zugleich mit ſeinen Ahnen kennen.

Der Alte ſprach's und hatte mehr geſprochen,
Denn er war ganz der Wunderdinge voll,
Und wir ergetzen uns noch manche Wochen
An Allem, was er uns erzählen ſoll;
Doch eben ward ſein Reden unterbrochen,
Als gegen ſeinen Gaſt das Herz am Stärkſten
quoll.
Die andern Brüder gingen bald und kamen,
Bis ſie das Wort ihm von dem Munde nahmen.

Und da nun Marcus nach genoſſenem Mahle
Dem Herrn und ſeinen Wirthen ſich geneigt,
Erbat er ſich noch eine reine Schale
Voll Waſſer und auch die ward ihm gereicht.
Dann führten ſie ihn zu dem großen Saale
Worin ſich ihm ein ſeltner Anblick zeigt:
Was er dort ſah, ſoll nicht verborgen bleiben,
Ich will es Euch gewiſſenhaft beſchreiben.

Kein Schmuck war hier, die Augen zu verblenden,
Ein kühnes Kreuzgewölbe ſtieg empor,
Und dreizehn Stühle ſah er an den Wänden
Umher geordnet, wie im frommen Chor,
Gar zierlich ausgeſchnitzt von klugen Händen;
Es ſtand ein kleiner Pult an jedem vor.
Man fühlte hier der Andacht ſich ergeben,
Und Lebensruh' und ein geſellig' Leben.

Zu Häupten ſah er dreizehn Schilde hangen;
Denn jedem Stuhl war Eines zugezählt.
Sie ſchienen hier nicht abenteuerlich zu prangen,
Ein Jedes ſchien bedeutend und gewählt,
Und Bruder Marcus brannte vor Verlangen,
Zu wiſſen, was ſo manches Bild verhehlt;
Im Mittelſten erblickt er jenes Zeichen
Zum zweiten Mal, ein Kreuz mit Roſenzweigen.

Die Seele kann ſich hier gar Vieles bilden,
Ein Gegenſtand zieht von dem andern fort;
Und Helme hängen über manchen Schilden,
Auch Schwert und Lanze ſieht man hier und dort:
Die Waffen, wie man ſie von Schlachtgefilden
Auflieſen kann, verzierten dieſen Ort:
Hier Fahnen und Gewehre fremder Lande,
Und, ſeh' ich recht, auch Ketten dort und Bande!

Ein Jeder ſinkt vor ſeinem Stuhle nieder,
Schlägt auf die Bruſt, in ſtill' Gebet gekehrt;
Von ihren Lippen tönen kurze Lieder,
Zu denen ſich andächt'ge Freude nährt.
Dann ſegnen ſich die treu verbund'nen Brüder
Zum kurzen Schlaf, den Phantaſie nicht ſtört;
Nur Marcus bleibt, indem die Andern gehen,
Mit Einigen im Saale ſchauend ſtehen.

So müd' er iſt, wünſcht er noch fort zu wachen;
Denn kräftig reizt ihn manch' und manches Bild:
Hier ſieht er einen feuerfarb'nen Drachen,
Der ſeinen Durſt in wilden Flammen ſtillt;
Hier einen Arm in eines Bären Rachen,
Von dem das Blut in heißen Strömen quillt;
Die beiden Schilder hingen, gleicher Weite,
Bei'm Roſenkreuz zur recht' und linken Seite.

Du kommſt hierher auf wunderbaren Pfaden,
Spricht ihn der Alte wieder freundlich an;
Laſſ' viele Bilder Dich zu bleiben laden,
Bis Du erfährſt, was mancher Held gethan;
Was hier verborgen, iſt nicht zu errathen,
Man zeige denn es Dir vertraulich an;
Du ahneſt wohl, wie Manches hier gelitten,
Geliebt, verloren ward, und was erſtritten.

Doch glaube nicht, daß nur von alten Zeiten
Der Greis erzählt; hier geht noch Manches vor.
Das, was Du ſiehſt, will mehr und mehr bedeuten;
Ein Teppich deckt es bald und bald ein Flor.
Beliebt es Dir, ſo magſt Du Dich bereiten:
Du kamſt, o Freund, nur erſt durch's erſte Thor!
Im Vorhof biſt Du freundlich aufgenommen,
Und ſcheinſt mir werth, in's Innerſte zu kommen.

Nach kurzem Schlaf in einer ſtillen Zelle
Weckt unſern Freund ein dumpfer Glockenton.
Er rafft ſich auf mit unverdroſſ'ner Schnelle,
Dem Ruf der Andacht folgt der Himmelsſohn.
Geſchwind bekleidet, eilt er nach der Schwelle,
Es eilt ſein Herz voraus der Kirche ſchon,
Gehorſam, ruhig, durch Gebet beflügelt;
Er klinkt am Schieß und findet es verriegelt.

Und wie er horcht, ſo wird in gleichen Zeiten
Drei Mal ein Schlag auf hohles Erz erneut,

Nicht Schlag der Uhr und auch nicht Glocken-
läuten,
Ein Zitternden miſcht ſich von Zeit zu Zeit;
Der Schall, der ſeltſam iſt und ſchwer zu deuten,
Bewegt ſich ſo, daß er das Herz erfreut.
Einladend ernſt, als wenn ſich mit Geſängen
Zufried'ne Paare durcheinander ſchlängen.

Er eilt an's Fenſter, dort vielleicht zu ſchauen,
Was ihn verwirrt und wunderbar ergreift;
Er ſieht den Tag im fernen Oſten grauen,
Den Horizont mit leichtem Duft geſtreift.
Und — ſoll er wirklich ſeinen Augen trauen? —
Ein ſeltſam' Licht, das durch den Garten
ſchweift:
Drei Jünglinge, mit Fackeln in den Händen,
Sieht er ſich eilend durch die Gänge wenden.

Er ſieht genau die weißen Kleider glänzen,
Die ihnen knapp und wohl am Leibe ſtehn,
Ihr lockig' Haupt kann er mit Blumenkränzen,
Mit Roſen ihren Gurt umwunden ſehn;
Es ſcheint, als kämen ſie von nächt'gen Tänzen,
Von freyer Muße recht erquickt und ſchön.
Sie eilen nun und löſchen wie die Sterne,
Die Fackeln aus und ſchwinden in die Ferne.

Parabeln.

Sie werden fortgeſetzt bis zum Dutzend, wodurch man den hier angedeuteten Character vollig zu bezeichnen denkt und zugleich unſerer Zeit, welche das Charakteriſtiſche in der Kunſt ſo ſehr zu ſchätzen weiß, einigen Dienſt zu leiſten glaubt.

I.

Ein Meiſter einer ländlichen Schule
Erhub ſich einſt von ſeinem Stuhle,
Und hatte ſich feſt vorgenommen
In beſſere Geſellſchaft zu kommen;
Deßwegen er, im nahen Bad,
In den ſogenannten Salon eintrat.
Verdrießt war er gleich an der Thür,
Als wenn's ihm zu vornehm widerfuhr';
Macht daher dem erſten Fremden rechts
Einen tiefen Bückling, es war nichts Schlecht's.
Aber hinten hätt er nicht vorgeſehn,
Daß da auch wieder Leute ſtehn,
Gab Einem zur Linken in den Schooß
Mit ſeinem Hintern einen derben Stoß.
Das hätt' er ſchon gern abgebüßt;
Doch wie er eilig Den wieder begrüßt,
So ſtößt er rechts einen Andern an,
Er hat wieder Jemand was Leid's gethan.
Und wie er's Dieſem wieder abbittet,
Er's wieder mit einem Andern verſchüttet.
Und complimentirt ſich zu ſeiner Qual,
Von hinten und vorn, ſo durch den Saal,
Bis ihm endlich ein derber Geiſt
Ungeduldig die Thüre weiſt.

Möge doch Mancher, in ſeinen Sälen,
Hiervon die Anwendung finden!

II.

Da er nun ſeine Straße ging
Dacht' er: ich machte mich zu gering;
Will mich aber nicht weiter ſchmiegen;
Denn wer ſich grün macht, den freſſen die Ziegen.
So ging er gleich friſch querfeldein,
Und zwar nicht über Steck und Stein,
Sondern über Aecker und gute Wieſen,
Zertrat das Alles mit lahmen Füßen.

Ein Beſitzer begegnet ihm ſo,
Und fragt nicht weiter, wie? noch wo?
Sondern ſchlägt ihn tüchtig hinter die Ohren!

Bin ich doch gleich wie neu geboren! —
Ruft unſer Wand'rer hocherfreut.
Wer biſt Du Mann, der mich beglückt?
Möchte mich Gott doch immer ſegnen,
Daß mir ſo fröhliche Geſichten begegnen!

Legende.

Als noch verkannt und ſehr gering,
Unſer Herr auf der Erde ging,
Und viele Jünger ſich zu ihm fanden,
Die ſehr ſelten ſein Wort verſtanden,
Liebt er ſich gar über die Maßen,
Seinen Hof zu halten auf der Straßen,
Weil unter des Himmels Angeſichte
Man immer beſſer und freier ſpricht.
Er ließ ſie da die höchſten Lehren
Aus ſeinem heiligen Munde hören:
Beſonders durch Gleichniß und Exempel
Macht' er einen jeden Markt zum Tempel.

So ſchlendert er in Geiſtesruh'
Mit ihnen einſt einem Städtchen zu,
Sah Etwas blinken auf der Straß',
Das ein zerbrochen' Hufeiſen was.
Er ſagte zu St. Peter d'rauf:
„Heb' doch einmal das Eiſen auf!"
Sanct Peter war nicht aufgeräumt,
Er hatte ſo eben im Heben getraumt,
So was vom Regiment der Welt,
Was einem Jeden wohlgefällt:
Denn im Kopf hat Das keine Schranken;
Das waren ſo ſeine liebſten Gedanken.
Nun war der Fund ihm viel zu klein,
Hätte müſſen Kron' und Scepter ſein;
Aber wie ſollt' er ſeinen Rücken
Nach einem halben Hufeiſen bücken?
Er alſo ſich zur Seite kehrt
Und thut, als hätt' er's nicht gehört.

Der Herr, nach ſeiner Langmuth, d'rauf
Hebt ſelber das Hufeiſen auf,
Und thut auch weiter nicht Dergleichen.
Als ſie nun bald die Stadt erreichen.

Geht er vor eines Schmiedes Thür,
Nimmt von dem Mann drei Pfennig dafür.
Und als sie aber den Markt nun geben,
Sieht er daselbst schöne Kirschen stehen,
Samt ihrer, so wenig oder so viel,
Als man für einen Dreier geben will,
Die er sodann nach seiner Art
Nudig im Barmel aufbewahrt.

Nun ging's zum andern Thor hinaus,
Durch Wies' und Felder ohne Haus.
Auch war der Weg von Bäumen bloß;
Die Sonne schien, die Hitz' war groß,
So daß man viel an solcher Stätt'
Für einen Trunk Wasser gegeben hätt'.
Der Herr geht immer voraus vor Allen,
Läßt unversehens eine Kirsche fallen.
Sanct Peter war gleich dahinter her,
Als wenn es ein geld'ner Apfel wär';
Das Beerlein schmeckte seinem Gaum'.
Der Herr, nach einem kleinen Raum,
Ein ander' Kirschlein zur Erde schickt,
Wornach Sanct Peter schnell sich bückt.
So läßt der Herr ihn seinen Rücken
Gar viel Mal nach den Kirschen bücken.
Das dauert eine ganze Zeit.
Dann sprach der Herr mit Heiterkeit:
„That'st Du zur rechten Zeit Dich regen,
Hätt'st Du's bequemer haben mögen.
Wer geringe Dinge wenig acht',
Sich um geringere Mühe macht."

Erklärung eines alten Holzschnittes,
vorstellend Hans Sachs's poetische Sendung.

In seiner Werkstatt Sonntags früh
Sieht unser theurer Meister hie,
Sein schmutzig Schurzfell abgelegt,
Einen saubern Feierwamms er trägt,
Läßt Pechdraht, Hammer und Ahle rasten,
Die Ahl steckt an dem Arbeitslasten;
Er ruht nun auch am sieb'nten Tag
Von manchem Zug und manchem Schlag.

Wie er die Frühlingssonne spürt,
Die Ruh' ihm neue Arbeit gebiert:
Er fühlt, daß er eine kleine Welt
In seinem Gehirne brütend hält,
Daß die fängt an zu wirken und zu leben,
Daß er sie gerne möcht' von sich geben.

Er hätt' ein Auge treu und klug,
Und wär' auch liebevoll genug,
Zu schauen Manches klar und rein,
Und wieder Alles zu machen sein;
Hätt' auch eine Zunge! die sich ergoß,
Und leicht und fein in Worte floß;
Oft thäten die Musen sich erfreu'n,
Weihten ihn zum Meistersänger ein.

Da tritt herein ein junges Weib,
Mit voller Brust und rundem Leib,
Kräftig sie auf den Füßen steht,
Grad, edel vor sich hin sie geht,
Ohne mit Schlepp' und Steiß zu schwenzen,
Oder mit den Augen herum zu scharlenzen.
Sie trägt einen Maßstab in ihrer Hand,
Ihr Gürtel ist ein gülden' Band,
Hätt' auf dem Haupt einen Kornährkranz,
Ihr Auge war lichten Tages Glanz;
Man nennt sie thätig Ehrbarkeit,
Sonst auch Großmuth, Rechtfertigkeit.

Die tritt mit gutem Gruß herein;
Er d'rob nicht mag verwundert sein,
Denn wie sie ist, so gut und schön,
Meint er, er hätt' sie lang gesehn.

Die spricht: „Ich habe Dich auserlesen,
Vor Vielen in dem Weltwirrwesen,
Daß Du sonst haben klare Sinnen,
Nichts Ungeschicklich's magst beginnen.
Wenn And're durcheinander rennen,
Sollst Du's mit treuem Blick erkennen;
Wenn And're bärmlich sich beklagen,
Sollst schwankweis Deine Sach' fürtragen;
Sollst halten über Ehr' und Recht,
In allem Ding sein schlicht und schlecht,
Frummkeit und Tugend bieder preisen,
Das Böse mit seinem Namen heißen.
Nichts verlindert und Nichts verwitzelt,
Nichts verzierlicht und Nichts verkritzelt;
Sondern die Welt soll vor Dir stehn,
Wie Albrecht Dürer sie hat gesehn,
Ihr festes Leben und Männlichkeit,
Ihre inn're Kraft und Ständigkeit.
Der Natur Genius an der Hand
Soll Dich führen durch alle Land',
Soll Dir zeigen alles Leben,
Der Menschen wunderliches Weben,
Ihr Wirren, Suchen, Stoßen und Treiben,
Schieben, Reißen, Drängen und Reiben,
Wie kunterbunt die Wirthschaft tollert,
Der Ameishauf' durcheinander kollert;
Mag Dir aber bei Allem geschehn,
Als thät'st in einen Zauberkasten sehn.
Schreib' Das dem Menschenvolk auf Erden,
Ob's ihm möcht' eine Witzung werden."
Da macht sie ihm ein Fenster auf,
Zeigt ihm draußen viel' bunten Hauf,
Unter dem Himmel allerlei Wesen,
Wie Ihr's mögt in seinen Schriften lesen.

Wie nun der liebe Meister sich
An der Natur freut wunniglich,
Da seht Ihr an der andern Seiten
Ein altes Weiblein zu ihm gleiten;
Man nennet sie Historia,
Mythologia, Fabula;

Sie ſchleppt mit keichend wankenden Schritten
Eine große Tafel in Holz geſchnitten;
Darauf ſieht Ihr mit weißen Aermlein und Falten
Gott Vater Kinderlehre halten,
Adam, Eva, Paradies und Schlang',
Sodom und Gomorra's Untergang;
Kennt auch die zwölf durchlauchtigen Frauen
Da in einem Ehrenſpiegel ſchauen;
Dann allerlei Blutdurſt, Frevel und Mord,
Der zwölf Tyrannen Schandenport,
Auch allerlei Lehr' und gute Weis';
Kennt ſehn St. Peter mit der Gais,
Ueber der Welt Regiment unzufrieden,
Von unſerm Herrn zurecht beſchieden.
Auch war bemalt der weite Raum
Ihres Kleids und Schleppe und auch der Saum
Mit weltlich' Tugend- und Laſtergeſchicht'.

Unſer Meiſter das All' erſieht,
Und freut ſich Deſſen wunderſam,
Denn es dient ſehr in ſeinen Kram.
Von wannen er ſich eignet ſehr
Gut Exempel und gute Lehr',
Erzählt Das eben für und für,
Als wär' er ſelbſt geſtn dabei.
Sein Geiſt war ganz dahin gebannt,
Er hätt' kein Auge davon verwandt,
Hätt' er nicht hinter ſeinem Nacken
Hören mit Klappern und Schellen ſpucken.

Da thät' er einen Narren ſpüren
Mit Bocks- und Affenſprüng' beküren,
Und ihm mit Schwank und Narretheiden
Ein luſtig' Zwiſchenſpiel bereiten;
Schleppt hinter ſich an einer Leinen
Alle Narren, groß' und kleinen,
Dick und hager, geſtreckt und krumb,
All' zu witzig und all' zu dumb.
Mit einem großen Farrenſchwanz
Regiert er ſie wie ein'n Affentanz.
Beſpöttet eines Jeden Form,
Treibt ſie in's Bad, ſchneid't ihnen die Würm,
Und führt gar bitter viel Beſchwerden,
Daß ihrer doch nicht wollen wen'ger werden.

Wie er ſich ſieht ſo um und um,
Kehrt ihm Das faſt den Kopf herum:
Wie er wollt' Worte zu Allem finden,
Wie er möcht' ſo viel Schwall verbinden,
Wie er möcht' immer muthig bleiben,
So fort zu ſingen und zu ſchreiben?
Da ſteigt auf einer Wolke Saum
Herein zu's Oberfenſters Raum
Die Muſe, heilig anzuſchauen,
Wie ein Bild unſrer lieben Frauen.
Sie umgibt ihn mit ihrer Klarheit
Immer kräftig wirkender Wahrheit.
Sie ſpricht: „Ich komm', um Dich zu weih'n,
Nimm meinen Segen und Gedeih'n!
Ein heilig Feuer, das in Dir ruht,
Schlag' aus in hohe, lichte Gluth!
Doch daß das Leben, das Dich treibt,
Immer bei holden Kräften bleibt,
Hab' ich Deinem innern Weſen
Nahrung und Balſam auserleſen,
Daß Deine Seel' ſei wonnereich
Einer Knoſpe im Thaue gleich.

Da zeigt ſie ihm hinter ſeinem Haus
Heimlich zur Hinterthür hinaus,
In dem eng umzäunten Garten,
Ein holdes Mägdlein ſitzend warten
Am Bächlein, bei m Hollunderſtrauch;
Mit abgeneigtem Haupt und Aug',
Sitzt unter einem Apfelbaum
Und ſpürt die Welt rings um ſich kaum,
Hat Roſen in ihren Schooß gepflückt
Und bindet ein Kränzlein ſehr geſchickt,
Mit hellen Knoſpen und Blättern d'rein!
Für wen mag wohl das Kränzel ſein?
So ſitzt ſie in ſich ſelbſt geneigt,
In Hoffnungsfülle ihr Buſen ſteigt;
Ihr Weſen iſt ſo ahnevoll,
Weiß nicht, was ſie ſich wünſchen ſoll.
Und unter vieler Grillen Lauf
Steigt wohl ein Mal ein Seufzer auf.

Warum iſt Deine Stirn ſo trub?
Das, was Dich drängt, ſüße Lieb',
Iſt volle Wonn' und Seligkeit,
Die Dir in Einem iſt bereit,
Der manches Schickſal wirrevoll
An Deinem Auge ſich lindern ſoll;
Der durch manch wonniglichen Kuß
Wiedergeboren werden muß;
Wie er den ſchlanken Leib umfaßt,
Von aller Mühe findet Raſt;
Wie er in's liebe Aermlein ſinkt,
Neue Lebenstag' und Kräfte trinkt.
Und Dir kehrt neues Jugendglück;
Deine Schalkheit kehret Dir zurück.
Mit Necken und manchen Scheltereien
Wird ihn bald nagen, bald erfreuen.
So wird die Liebe nimmer alt,
Und wird der Dichter nimmer kalt!

Wie er ſo heimlich glücklich lebt,
Da droben in den Wolken ſchwebt,
Ein Eichkranz ewig jung belaubt,
Den ſetzt die Nachwelt ihm auf's Haupt;
In Froſchpfuhl all' das Volk verbannt,
Das ſeinen Meiſter je verkannt!

Der neue Alcinous.

Erſter Theil.

Laſſt mir den Phäaker ſchlafen!
Jenen alten, jenen fernen;
Freunde, kommt in meinen Garten,
Den gefühlten, den modernen!

Görge.

Da sagt er zu Rösen im Vorbeygehen: Guten Abend, Röse! Wie Ihr doch allen Leuten in die Augen stecht! Der Officier, der da durchritt, hat nach Euch gefragt.

Märten.

Das kann wohl wahr seyn.

Görge.

Was braucht er's wieder zu sagen? Nein, es sind lauter Lügen.

Märten.

Wahrscheinlich.

Görge.

Da kommt er einmal, und sagt: der Fremde, der auf dem Schlosse gewohnt hat, der hat Euch recht gelobt. Wollt Ihr ihn in der Stadt besuchen. Es wird ihm recht lieb seyn. Er wohnt in der langen Straße Numero 636.

Freilich nicht vom beſten Boden;
Doch in allerſcheuſter Richtung
Nahſt an Jena gegen Weimar,
Recht im Mittelpunct der Dichtung.

Wild dort unter Freundeszweigen
Und geſchenkten Bäumen leben;
Doch zu ganz gewiſſer Nahrung
Steht der Kirchhof gleich daneben.

Doch weil hinten mancher Todter
An der dumpfen Mauer ranzet,
Hat daher der gute Leder
Lebensbäume hingepflanzet.

Der nicht gerne Geld verſendet,
Der Director Graf von Soden,
Schickt für jedes Stuck mir vierzehn
Stämmchen aus dem beſten Boden.

Ob ſie alle, wie in Franken
Und bei Stolker, friſch bekleiben,
Wird ſich finden; wenn ſie dorren,
Werd' ich neue Stöcke ſchreiben.

Hier an dieſem Wege ſtehen
Die Verleger miteinander.
Dieſe Miſpeln pflanzte Kummer,
Dieſen Korkbaum ſchickte Sander.

Sollte dieſer Kork nun freilich
Wie der Geber ſich verdicken,
Mögen Enkel und Urenkel
Mit dem Weg zur Seite rücken!

Pflaumen hat er mir verſprochen
Der ſcharmante, kleine Merkel,
Und nun ſind es Schlehen worden;
Meine Kinder, ſind ſie Ferkel?

Hahnebutten wählte B.....
Aus Pomona's bunten Kindern;
Leidlich ſchmecken ſie durchfreſſet.
Doch ſie kratzen mich im H.....

Kammerkätzchen, Kammerwäuschen
Setzteten die ſchönſten Nelken.
Wieland gab ein Lorbeerreischen;
Doch es will bei mir verwelken.

Haſelſtauden will die Gräfinn
Mir ein ganzes Wäldchen ſchenken;
Und ſo oft ich Nüſſe knacke,
Will ich an die Freundinn denken.

Auch aus Tiefurth's Zauberhainen
Seh' ich manches Reis mit Freuden;
Doch um einen Lilienſtengel
Will man mich beſonders neiden.

Und ſo pflanzten ſie, mit Eifer,
Nah' und ferne, gute Seelen;
Und der Magiſtrat zu Naumburg
Ließ es nicht an Kirſchen fehlen.

Zweiter Theil.

Wenn ich nun im holden Haine
Unter meinen Freunden wandle,
Mögen's meine Feinde haben,
Die als Kegel ich behandle!

Kommt nur her, geliebte Freunde!
Laſſ't uns ſchleudern, laſſ't uns ſchieben;
Seht nur, es iſt jedem Kegel
Auch ſein Name angeſchrieben!

Da den Proceres der Nitte
Tauft' ich mir zu Vater Kant'en,
Huben Fichte, drüben Schelling,
Als die nächſten Geiſtsverwandten.

Browne ſteht hinten in dem Grunde,
Röſchlaub aber trugt mir vorne.
Und beſonders dieſen Letzten
Hab' ich immer auf dem Kerne.

Dann die Schlegels und die Tieck
Sollen durcheinander ſtürzen,
Und durch ihre Purzelbäume
Mir die lange Zeit verkürzen.

Schieb' ich Holz, da wird gejubelt:
Dreie! Fünfe! Sechſe! Neune!
Immer ſtürz' ich meine Feinde
Ueber ihre ſteifen Beine.

Aber weil durch ihren Frevel
Sie verdienen ewige Hölle,
Setzt ſie der behende Junge
Immer wieder auf die Stelle.

Und ſo ſtürzen meine Feinde
Durch des Arm's Geſchick und Stärke;
Darum nannt' ich auch die Kugeln
Nach dem Namen meiner Werke.

Eine heißt die Sucht zu glänzen;
Und dann ſteigt es immer höher;
Das Jahrhundert nannt' ich Eine,
Eine den Hyperboreer.

Wie Alcinous behaglich
Könnt' ich mich auf Roſen betten;
Doch das Weimar'ſche Theater
Schickt mir mit dem Weſtwind Kletten.

Und das Unkraut wächſt behende,
Und aus jedem Diſtelkopfe
Seh' ich eine Maske blicken,
Gräßlich mit behaartem Schopfe.

Merkel ſchickt mir einen Boten;
Doch ich ſchweige, laſſ' ihn warten;
Weiter geh' ich, und er folgt mir
Gar beſcheiden durch den Garten.

Und wie jener Römiſche König
Sich den höchſten Mohn erkieſen,
Alſo fahr' ich mit der Gerte
In das ſchnöde Diſtelweſen.

Wo die verdammten Kleie,
Die so frech herüber zucken,
Seinen gleich vor meinen Füßen
Fallen oder niederducken.

Und der Bote merkt verwundert
Mein geheimnißvolles Wandeln,
Geht und meldet's meinem Freunde;
Dieser fängt nun an zu handeln.

Und so glänzen wir mit Ehren
Unter allen erst'schen Mächten,
Die Verständ'gen, die Bescheid'nen
Und besonders die Gerechten!

Politica.

Bei einer großen Wassersnoth
Rief man zu Hülfe das Feuer,
Da ward sogleich der Himmel roth,
Und nirgend war es geheuer:
Durch Wälder und Felder kamen gerannt
Die Blitze zu flammenden Rotten,
Die ganze Erde, sie war verbrannt,
Noch eh' die Fische gesotten.

Und als die Fische gesotten waren,
Bereitet man große Feste;
Ein Jeder brachte sein Schüsselein mit,
Groß war die Zahl der Gäste;
Ein Jeder drängte sich herbei,
Hier gab es keine Faule;
Die Größten aber schlugen sich durch
Und fraßen's den Andern vom Maule.

Die Engel stritten für uns Gerechte,
Setzen den Kurzern in jedem Gefechte;
Da stürzte denn Alles d'runter und d'runter,
Dem Teufel gehörte der ganze Plunder.
Nun ging es an ein Beten und Flehen!
Gott ward bewegt, hereinzusehen,
Spricht Lezes, dem die Sache klar
Von Ewigkeit her gewesen war;
Sie sollten sich keineswegs genieren,
Sich auch einmal als Teufel genieren,
Auf jede Weise den Sieg erringen
Und hierauf das Tedeum singen.
Das ließen sie sich nicht zwei Mal sagen;
Und siehe, die Teufel waren geschlagen!
Natürlich fand man hinterdrein:
Es sei recht hübsch, ein Teufel zu sein.

Am jüngsten Tag, vor Gottes Thron,
Stand endlich Held Napoleon.
Der Teufel hielt ein großes Register
Gegen denselben und seine Geschwister.
War ein wundersam verruchtes Wesen;
Satan fing an es abzulesen.

Gott Vater, oder Gott der Sohn,
Einer von Beiden sprach vom Thron,
Wenn nicht etwa gar der heilige Geist
Das Wort genommen allermeist:

„Wiederholt's nicht vor göttlichen Ohren!
Du sprichst wie die Deutschen Professoren.
Wir wissen Alles, mach' es kurz!
Am jüngsten Tag ist's nur ein ....
Getraust Du Dich, ihn anzugreifen,
So magst Du ihn nach der Hölle schleifen."

Wollten Ihr in Leipzig's Gauen
Denkmal in die Wolken richten,
Wandert, Männer all' und Frauen,
Frommen Umgang zu verrichten!

Jeder werfe dann die Narrheit,
Die ihn selbst und And're quälet,
An des runden Haufens Starrheit;
Nicht ist unser Zweck verfehlet.

Reichen Junker auch und Fräulein
Zu der Wallfahrt stillem Frieden,
Wie erhab'ne Riesensäulen
Wachsen unsre Pyramiden.

Die Sprachreiniger.

Gott Dank, daß uns so wohl geschah!
Der Tyrann sitzt auf Helena!
Doch ließ sich nur der Eine bannen;
Wir haben jetzo hundert Tyrannen,
Die schmieden, uns gar unbequem,
Ein neues Continental-System.
Deutschland soll rein sich isoliren,
Einen Pest-Cordon um die Grenze führen,
Daß nicht einschleiche fort und fort
Kopf, Körper und Schwanz vom fremden Wort.
Wir sollen auf unsern Lorbeer'n ruhen,
Nichts weiter denken, als was wir thun.

An die E.. und P..

Verfluchtes Volk! kaum bist Du frei,
So brichst Du Dich in Dir selbst entzwei.
War nicht der Noth, des Glücks genug?
Deutsch oder Teutsch, Du wirst nicht klug.

Sagst Du: Gott! so sprichst Du vom Ganzen.
Sagst Du: Welt! so sprichst Du von Schranzen
Hofschranzen sind noch immer die Besten;
•• •schranzen furchte, die allerletzten.

Hatte sonst Einer ein Unglück getragen,
So durft' er es wohl dem Andern klagen;
Mußte sich Einer im Felde quälen,
Hatt' er im Alter was zu erzählen.
Jetzt sind sie allgemein, die Plagen.
Der Einzelne darf sich nicht beklagen.
Im Felde darf nun Niemand fehlen,
Wer soll denn hören, wenn sie erzählen?

Ehe.

Ist der Vater auf Geld erpichet
Und macht sogar die Lampenschnuppen,
Kriegen sie den Sohn in die Klappen;
Juden und Huren, die werden's fressen.

Die Deutschen sind recht gute Leut';
Sind sie einzeln, sie bringen's weit.
Nun sind ihnen auch die größten Thaten
Zum ersten Mal im Ganzen gerathen.
Ein Jeder spreche Amen darein,
Daß es nicht mehr das letzte Mal sein!

Die Franzosen verstehn uns nicht;
Darum sagt man ihnen Deutsch in's Gesicht,
Was ihnen wär' verdrießlich gewesen,
Wenn sie es hätten Französisch gelesen.

Spinnstubes Erwachen,
nach Strauß.

Verflucht sei, wer nach falschem Ruh,
Statt überirdischem Muth,
Das, was der Corse Franke that,
Nun als ein Deutscher thut.
Er fühle Spott, er fühle Hohn,
Es sei ein dauernd' Recht;
Ihm gelt' es, mit Gewalt und Müh',
Ihm und den Seinen schlecht!

Dem Fürsten Blücher von Wahlstatt die Deinigen.

In Harren und Krieg,
In Sturz und Sieg
Bewußt und groß!
So riß er uns
Vom Feinde los.

Was die Großen Gutes thaten,
Sah ich oft in meinem Leben;
Was uns nun die Völker geben,
Deren auserwählte Weisen
Nun zusammen sich berathen,
Mögen uns're Enkel preisen,
Die's erleben!

Sonst wie die Alten sungen,
So zwitscherten die Jungen!
Jetzt wie die Jungen singen,
Soll's bei den Alten klingen.
Bei solchem Lied' und Reigen
Das Beste — ruh'n und schweigen!

„Warum denn aber bei unsern Sitzen
Bist Du so selten gegenwärtig?"
Mag nicht vor Langerweile schwitzen,
Der Mehrheit bin ich immer gewärtig.

Was doch die größte Gesellschaft beut?
Es ist die Mittelmäßigkeit.

Constitutionell sind wir Alle auf Erden:
Niemand soll bevormundet werden,
Als wer repräsentirt ist.
Da Dem also ist,
Frag' ich und werde kühner:
Wer repräsentirt denn die Diener?

Wie Alles war in der Welt entzweit,
Fand Jeder in Mauern gute Zeit;
Der Ritter duckte sich hinein,
Bauer in Noth fand's auch gar fein.
Wo kam die schönste Bildung her,
Und wenn sie nicht vom Bürger wär'?
Wenn aber sich Ritter und Bauern verbinden,
Da werden sie freilich die Bürger schinden.
Laßt Euch mit dem Volk nur ein,
Populairen! Entschied' es,
Wellington und Aristides
Werden bald bei Seite sein.

Ich bin so sehr geplagt,
Und weiß nicht, was sie wollen,
Daß man die Menge fragt,
Was Einer hätte thun sollen.
Wie ist das Volk zur Last,
Meint es doch Dieß und Das.
Weil es die Fürsten haßt,
Denkt es, es wäre was.

„Sage mir, was Das für Pracht ist?
Aeußre Größe, leerer Schein! —"
O, zum Henker! Wo die Macht ist,
Ist doch auch das Recht, zu sein.

Die gute Sache kommt mir vor
Als wie Saturn, der Sünder:
Kaum sind sie an das Licht gebracht,
So frißt er seine Kinder.

Daß Du die gute Sache liebst,
Das ist nicht zu vermeiden;
Doch von der schlimmsten ist sie nicht
Bis jetzt zu unterscheiden.

Ich kann mich nicht bereden lassen,
Macht mir den Teufel nur nicht klein:
Ein Kerl, den alle Menschen hassen,
Der muß was sein!

„Warum denn wie mit einem Besen
Wird so ein König hinausgekehrt?"
Wären's Könige gewesen,
Sie stünden Alle noch unversehrt.

Grabschrift.
Gesetzt von A. v. J.

Verstanden hat er Vieles recht,
Doch sollt' er anders wollen;
Warum blieb er ein Fürstenknecht?
Hätt' unser Knecht sein sollen.

Im Namen der Bürgerschaft von Carlsbad.

Der Kaiserin Ankunft.

Den 6. Juni 1819.

Zu des einzigen Tages Feste
Schmückt Euch Alle, windet Kränze!
Daß sie Heimische, sie Gäste,
Herrlicher das Thal erglänze,
Dem ein neuer Frühling weht.
Väter, Mütter, Töchter, Söhne,
Auf! Ein festes Lied ertöne,
Alles um Euch her verschöne
Den Empfang der Majestät!

Hier im waldbewachs'nen Thale,
Das so manche Fremde segnet,
Weil mit heilsam heißer Schale
Die Genesung ihm begegnet
Und ihm frisches Leben schafft,
Muß in vielen Felsenklüften
Feuer sich mit Wasser binden,
Klüften bebend sich entwinden;
Neue Kräfte wirkt die Kraft.

Dem Genesenden, dem Gesunden
Bieten sich so manche Schätze,
Daß der Freund den Freund gefunden,
Zeugen die erwählten Plätze,
Wie Erinn'rung köstlich ist.
Und so wurden Wald und Wiese
Zum bewohnten Paradiese,
Daß ein Jeglicher genieße,
Sich empfinde, froh und frei.

Aber heute neu mit Macht'en
Sprudle Quell aus Deinen Höhlen!
Faltet aus die frischen Pracht'en,
Ihr des grünen Thals Juwelen,
Holde Blumen, Euern Flor!
Und Ihr Sprossen dieser Gauen,
Kinder, eilt, sie anzuschauen,
Blickt mit Wonne, mit Vertrauen
Zu der Herrlichen empor!

Sie, die Tausenden gehöret,
Sie erwählt Euch, sie ist Euer!
Ihr umgebt sie unverwehret;
Gnädig gönnt sie dieser Feier
Mutterblicke hoch und mild.
Dränget Euch, Ihr jungen Schaaren!
Dem, der früh' solch' Glück erfahren,
Wächst an Glanz von Jahr zu Jahren
Der Erinn'rung Himmelsbild.

Was in segensreicher Enge
Diese Kaiserstadt umwallet,
Was in fröhlichem Gedränge
Seit Jahrhunderten erschallet,
Werde diesem Tag zu Theil!
Alles Wohl, das hier gewuchert,
Alle Lust, die hier erblühten,
Muß herab, mit feuerrothen
Segenswünschen, ihr zum Heil!

Der Kaiserin Becher.

Den 22. Juni 1819.

Dich, klein gehämm't Gefäß mit Schmack und Leben
Des Blumenflores malerisch zu umwinden,
Ja zwar zu spät; doch unsers Glück zu künden,
Soll nun von Perlen Dich ein Kranz umgeben.

Und möcht' er auch so zierlich Dich umweben,
Wie ihn die Grazien, die Musen, binden;
Ihm auszusprechen, was wir tief empfinden,
Ja sag den Dichter selbst vergeblich' Streben.

Den Lippen, denen Huld und Glanz entsprechen,
Von denen Freundlichkeit und Hoffnung wirken,
Hast Du, beglückt Gefäß! Dich nahen dürfen;

Gekostet haben sie die heißen Zähren. —
O, möchten sie auf unsern Lustrevieren
Des Lebens Balsam Dir so reichlich schütten!

Der Kaiserin Pferd.

Den 23. Juni 1819.

Wenn vor dem Glanz, der um die Herrin schwebet,
Das Volk sich theilt, in drängendem Gewühle,
Dann gleich um sie sich neu zu sammeln strebet,
Stumm erst und staunend, dann im Hochgefühle
Mit Lebehuf den Wiederhall belebet:
So spreche nun die Nymphe dieser Kühle
In jedem still empfindenden Gemüthe
Von ihrer Anmuth, Heiterkeit und Güte.

Ehrwürd'ger Zelt, der sich vom Himmelsblauen
Herab dem Thale reich bemoos't vermählte;
Am schattengrünen Berg Ihr bunten Auen,
Die längst zum Bilde sich der Künstler wählte:
Ihr ließt Euch stets geschmückt und fröhlich schauen!
Doch immer war's, als ob Euch Eines fehlte:
Nun sie auf Euch mit Huld und Neigung blicket,
Nun wißt Ihr erst, warum Ihr Euch geschmücket.

Die Sonne wird, o Nymphe, bald sich senken,
An die Du mit uns Allen Dich verwohnet!
Nicht ohne Schmerz läßt sie entfernt sich denken.
O, möchte sie, nach der sich Alles sehnet,
Hierher den Weg, froh wiederkehrend, lenken!
O, möchtest Du, wenn Du Dich neu verschönet,
In Deinem zweigumwölbten, luft'gen Saale,
Sie wiedersehn, sie sehn mit dem Gemahle!

Der Kaiserin Abschied.

Den 11. Juni 1816.

Lasset uns die Nacht erhellen
Abermals mit bunten Feuern,
Die von Zelten, die von Wesen
Widerglänzend ihr bethauern
Auf der treuen Wünsche Glanz!
Abermals zur Morgenstunde
Sammle sich die bunte Menge,
Stimme fröhliche Gesänge!
Von dem Herzen zu dem Munde
Ströme neuer Lebensmuth!

Hörner schallen, Fahnen fliegen,
Trommeln funkeln frohe Feier;
Aber ach, auf allen Zügen
Liegt es wie der Weltentscheidung,
Der um Gipfel sich gethan!
Und so spricht's aus trüben Blicken:
Sie, die unser sich bewussten,
Uns erhoben, uns begeistert,
Ach, sie zieht in Augenblicken
Langsam scheidend hervhinaus!

Die, zu uns herwieder steigend,
Mit uns wandelt auf der Flache,
Unserm Gruße freundlich neigend,
Die allseitig hold're Gnade:
Sie zu missen, welch ein Schmerz! —
Zweifelt Euch; auch sie empfindet!
Und die Muse soll's Euch sagen,
Denn die Muse darf es wagen,
Die das Inn're wohl ergründet,
Auch zu blicken ihr in's Herz.

„An der Klust, vom Fels umschlossen,
Dem der größte Schatz entquillet;
Bei dem Volk, das unverdrossen
Immer gewohnte Pflicht erfüllet,
Allen dient um kleinen Lohn;
In dem menschenreichen Thale,
Dem von allen Ort' und Enden
Hatisbedürft'ge zu sich wenden:
Herrsch' ich nun im grünen Saale,
Herrsche von dem Blumenthron.

Und so seh' ich Abgesandte
Vieler Völker, die mich ehren;
Freunde find' ich, Nahverwandte,
Die ganz eigens mir gehören,
Und so nenn' ich Alles mein.
Ja, durch Neigung mir verbunden
Jubilt sich Jeder aufgeheitert;
Auch mir ist das Herz erweitert,
Und die Freiheit dieser Stunden
Wird mir unvergeßlich sein.

Keine Blumen soll man streuen,
Da ich mit Bedauern scheide.
Geh', o Muse, sag' den Treuen,
Daß ich selbst mit ihnen leide!
Schmerz war mir die Stunde da.
Laß't verstummen alle Lieder;
Doch auf Euern Lippen schwebet
Jeder Wunsch, der mich belebet.
Wenn Ihr lispelt: „Kehre wieder!"
Habt Ihr gleich mein eigen Ja."

Auf denn, Muse, zu verkünden,
Was die Frau Dir aufgetragen! —
Lasset alle Nebel schwinden!
Laß't die schönste Sonne tagen,
Weil ein Jeder hoffen mag.
Die Ihr traurig sie begleitet,
Eilt entzückt ihr dann entgegen;
Und Ihr bringt auf neuen Wegen,
Kaiserlich umher geleitet,
Sie herab am schönsten Tag.

Ans, der Kaiserin von Oesterreich Majestät.

Wie lange harren wir gewisser Kunde!
Wie ist das Zweifeln bang, die Hoffnung süß!
Noch schwebt für uns die unwillkomm'ne Stunde,
Da uns die Frau, die Herrliche, verließ,
Und uns das letzte Wort vom Scheidemunde
Die Wiederkehr, die baldige, verhieß;
Wir sollten ja in diesem stillen Thale
Sie wiedersehn, sie sehn mit dem Gemahle.

Doch selig ein Wort läßt immer noch in Herzen,
Und, leider, waren wir zu sehr vereinzelt;
Erinnerten an jedem heitern Merzen,
Wie sie uns einst den schönsten Tag verschönt,
Und unser Leben, häuslich sonst verborgen,
Mit Herrlichkeit der Majestät gekrönt!
Es war geschehn! Sie war uns nun entrissen;
Und wo sie ging, wird man sie stets vermissen.

Der starre Fels, er scheint sich noch zu neigen
Vor ihrer Hoheit, ihrer Majestät;
Die Stämme wiegen sich, in allen Zweigen
Von ihrer Anmuth sind und leis' umweht;
Die Blumen, die ihr Haupt im Grünen beugen,
Erheben's forschend, wo vielleicht sie geht?
Und mit den Bächen, die ihr Blumen streuen,
Wetteifern all' die Herzen ihrer Treuen.

Und wenn sie sich im weiten Reich beweget,
Nach jeder Richtung wird sogleich gefragt;
Wenn dann der Weg sie in die Ferne träget,
Vereitelt' Hoffen bitterlich beklagt,
Und immer neu die Hoffnung angeregt,
Sie wird erfüllen, was sie zugesagt;
Erst soll es ihr und dem Gemahle glücken,
Die Tochter und den Eidam zu erblicken.

Es ist geschehn! Im seligsten Momente
Begegnet sich der liebevolle Blick;
Und was die Donau ernst und schmerzlich trennte,
Gibt wonnevoll die Elbe nun zurück.
Wer ist es, der's in Worte fassen könnte?
Begünstigt ist der Höchsten größtes Glück,

Im Drang der abwechslungsvollen Weltgeschäfte
Die elterlichen, kindlichen Gefühle!
Auf hoher Burg sodann ein festlich' Prangen
Erhebt den Geist und überrascht den Sinn;
Denn Böhmens Hauptstadt soll das Glück empfangen,
Des höchsten Anblicks einzigen Gewinn;
Der Vater will die Tochter dort empfangen,
Der Kaiser Oesterreichs, Frankreichs Kaiserinn.
So wird er sie am Tag der Freude führen,
Die herrlich Fremdgewordne zu den Ihren.

So nah' gerückt sollt' es verüberrollen,
Ein Glück, das dann wohl immer sich verliert!
Nein! Ihr versagt es nicht den Hoffnungsvollen,
Sie rufen aus, was sie im Busen rührt:
Wie auf're Wünsche immer stets gestanden,
So unser Herz Dem, der das Segnen kühret,
Und unser Thun, wir wir die Güte pflegen,
Verdienet seinen Blick und seinen Segen.

Nun endlich meldet wiederholt Geläute
Der Majestäten feierlichen Nah'n,
Und an des Berges amphitheatr'scher Seite
Rückt schon der Zug den Kaiserweg heran;
Die Menge schwillt in wogenhaften Breite,
So seiner Herrscher Blick drängt sie hinan.
Verstummet Lied und Laut in vollen Chören
Den Jubelruf entzückten Busens hören!

Hymne, den Kaiser von Oesterreich Majestät.

Er kommt! Er naht! — Wie fühlt bei diesem Schalle
Die Seele gleich sich ahnungsvoll bedingt!
Doch schon befreien sich die Herzen alle
Durch Ueberruf, davon der Fels erklingt.
Nun Muse, streue gleich auf die im Schwalle
Bewegte Volksfluth, die den Herrn umringt,
Den Samen aus zu würdiger Beachtung
Des Augenblicks und ewiger Betrachtung!

Denn wendet er in seinen weiten Reichen
Den Blick umher nach mannigfalt gem Gut,
So übersieht er Flüsse sonder Gleichen,
Die über Allem ausgebreitet ruht;
Wie Eb ne sich verflächet, Berge steigen,
Der Aehre Gold, der edeln Rebe Blut,
Und schaarenweis zum Nutzen eingehandigt
Der Thiere Heerden, die der Mensch gebändigt.

Und wo die großen Flüsse sich ergießen
Durch überbreites, reich bebautes Land,
Mit schnellen Flothen manche Städte grüßen,
Dort hält er gern das Auge hingewandt.
Nun läßt er auch des Vaterblicks genießen
Die tiefe Stadt, die kühn sich unterwand,
In enge Schlucht sich nothgedrungen setzte,
Vielleicht die kleinste, keineswegs die letzte.

Weil dieses Thal, von Bergen rings umfriedet,
Ein ungeheures Wunder sich erzeugt,
Wie heimlich, seit Urjahren unermüdet,
Heilsam' Gewässer durch die Klüfte säuselt.
In tiefen Höhlen ohne Ferner Feder,
Und ohne Fall doch in die Luft gestiegt,
Und wenn des Wirkens Leidenschaft ergötzet,
Die Felsen bildet, denen es entquillt.

In tiefer Wildniß diesen Thales krachte
Des Jägers Horn die scheuen Wilde kund.
Er war es, der den Wunderquell entdeckte,
Und Böhmen's Lust beliebt den frommen Mund.
Ein Jeder, der zu baden sich erdachte
Auf heißem Boden, an der Schlünde Saum,
Und ferne her von Elenden litt,
Sieht sich mit Wald und Feld und Fluß begnadet.

So hat getan, mit immer regem Streben,
Natur und Kunst viel Tausenden gewußt,
Was Gott dem Forscher in die Hand gegeben,
Wenn es der Fleiß beglückt und benutzt.
Dann bleibt fürwahr ein unverwüstlich Leben,
Jedem der Sohn dem Vater nachgerückt,
Geschlechter wiederholen der gethnen Pflicht
Und blühn und wachsen bis zum letzten Tag.

Vollständig ist jedoch kein Glück zu nennen,
Wenn bei so manchem Gut das beste fehlt;
Wir hatten Das nur in der Ferne kennen,
Und Jahre haben wir vermißt gezählt.
Erst heute mögen wir erfreut bekennen,
Wie selig ein Moment uns hoher Gunst!
Heut schließen wir entbehrter Segnung Wonne!
Der Blick des Herrn, er ist die zweite Sonne!

Erhab ne Gegenwart, die heute gründet,
Was lange schon der Wunsch im Stillen war!
Beamte, Bürger, wechselseitig entzündet,
Beeifern sich im neuen Jubeljahr.
Und Jeder macht die Kraft, die er sich findet,
Nach allen Seiten thätig offenbar;
Und nun erscheint, damit der Herr sich freue,
Das Alte fest und lebenvoll das Neue.

Selbst jener wilde Quell, den tief im Schlunde
Kein Menschenwitz und keine Kraft bezwang,
Ergrimmt nicht mehr am eingezwängten Schlunde,
Ihm läßt die Weisheit nun ein offnes Thor;
Damit der fernste Pilger hier gesunde,
Wirft sprudelnd frei er volle Kraft hervor.
Zerreißt nicht mehr die selbst gewählten Decken,
Nur heilen will er kunstig, nicht erschrecken.

Und wo die Brunnen lau und milder wallen,
Belebt der Herr, soll es auch heiter sein.
Schon richten sich empor geraumte Hallen,
Bebau'ter Stamm fügt sich gebrochtem Stein.
Des Herren Preis wird stets daselbst erschallen:
Er gab uns diesen Raum, er lud uns ein!
Uns wird die Noth nicht mehr zusammendrängen,
Behaglich soll das Wandeln sich verlängen.

Von ſeines Auges mildem Blick entbrennet
Ein heilig' Feuer, das uns nie entweicht;
Und wie man erſt des Sommers Kräfte kennet,
Wenn ſich im Herbſt der Trauben Fülle zeigt:
So zeigt ſich, wenn er von uns getrennet,
Der Segen wirkſam, den er uns gereicht.
Und werde ſo, beim glücklichſten Ereigniß,
Die kleine Stadt des großen Reiches Gleichniß!

Ihro, der Kaiſerinn von Frankreich Majeſtät.

Sieht man den ſchönſten Stern die Nacht erhellen,
So wird das Auge wie das Herz entzückt;
Doch wenn, in hell'ren, langerſehnten Fällen,
Ein herrliches Geſtirn zum andern rückt,
Die nah' verwandten Strahlen ſich geſellen,
Dann weilt ein Jeder ſchauend, hocherquickt:
So unſer Blick, wie er hinauf ſich wendet,
Wird vom Verein der Majeſtät geblendet.

Wir denken noch, wie ſie hervorgetreten,
Der Eltern Troſt, die holde Friedensbraut;
Schon bogen ſich des Rheines edle Wogen
Die beiden Ufer lächelnd zu vertraut.
So freut die Erde ſich am Himmelsbogen
Von farbigen Juwelen aufgebaut,
Der, wenn er ſchon vor unſern Augen ſchwindet,
Den Frieden hofft, den er angekündet.

Im neuen Reich empfindet ſie das Behagen
Von Millionen, die aus düſt'rer Nacht
Aufſchauen wieder zu geſunden Tagen,
Zum feſten Leben abermals erwacht.
Ein Jeder fühlt ſein Herz geſichert ſchlagen
Und ſtaunet nun, denn Alles iſt vollbracht,
Die holde Braut in lebensreichem Scheine —
Was Tauſende verwirren, löſ't der Eine.

Wer unter trüb Jahrhunderte geſonnen,
Er überſieht's in hellſtem Geiſteslicht,
Das Kleinliche iſt Alles weggeronnen,
Nur Meer und Erde haben hier Gewicht;
Iſt Jenem erſt das Ufer abgewonnen,
Daß ſich daran die ſtolze Woge bricht,
So tritt durch weiſen Schluß, durch Machtgefechte
Das feſte Band in alle ſeine Rechte.

Und wenn dem Helden Alles zwar gelungen,
Den das Geſchick zum Günſtling auserwählt,
Und ihm vor Allen Alles aufgedrungen,
Was die Geſchichte jemals aufgezählt;
Ja reichlicher als Dichter je geſungen: —
Ihm hat bis jetzt das Höchſte noch gefehlt!
Nun ſteht das Reich geſichert wie gegründet,
Nun fühlt er froh im Sohne ſich gegründet.

Und daß auch dieſem eig'ne Hoheit g'nüge,
Iſt Roma ſelbſt zur Wächterinn beſtellt.
Die Göttinn, hehr an ihres Königs Wiege,
Denkt abermal das Schickſal einer Welt.
Was ſind hier die Trophäen aller Siege,
Wo ſich der Vater in dem Sohn geſellt?
Zuſammen werden ſie des Glücks genießen,
Mit milder Hand den Janus-Tempel ſchließen.

Sie, die zum Vorzug einſt als Braut gelanget,
Vermittlerinn nach Götterart zu ſein,
Als Mutter, die, den Sohn im Arme, pranget,
Beſeel'gte neuen, dauernden Verein;
Sie klärt, wenn die Welt im Düſtern banget,
Den Himmel auf zu ew'gem Sonnenſchein!
Uns ſei durch ſie dieß letzte Glück beſchieden:
Der Alles weihen kann, will auch den Frieden!

Jugendgedichte.

1769.

Den Mitmern zu zeigen.

a. Sammet m. Cap. m. G.
Und Sammet ſprach zu Zink: Sind Das die Knaben alle?

Ach, ich war auch in dieſem Falle!
Als ich die Weiſen hört' und las,
Da Jeder dieſe Welten alle
Mit ſeiner Menſchenſpanne maß;
Da fragt' ich: aber — ſind ſie Das,
Sind Das die Knaben alle?

Der Mißanthrop.

Erſt ſah er eine Weile,
Die Stirn von Wolken frei;
Auf ein Mal kommt in Eile
Sein ganz' Geſicht der Eule
Verzerrtem Ernſte bei.
Ihr fraget, was Das ſei,
Lieb' oder Langeweile,
Ach, ſie ſind's alle zwei!

Verſchiedene Prohung.

Einſt ging ich meinem Mädchen nach
Tief in den Wald hinein,
Und fiel ihr um den Hals, und „Ach!“
Drohl' ſie, „ich werde ſchrei'n.“

Da rief ich trotzig: Hp! ich will
Den tödten, der uns ſtört! —
„Stin!“ lispelt ſie: „Geliebter, ſtill;
Daß ja Dich Niemand hört!“

Mädchenwünſche.

O, fände für mich
Ein Bräutigam ſich!
Wie ſchön iſt's nicht da!
Man nennt uns Mama;
Da braucht man zum Nähen,
Zur Schul' nicht zu gehen;
Da kann man befehlen,
Hat Mägde, darf ſchmälen;

Man wählt ſich die Kleider,
Nach Gute den Schneider;
Da läßt man ſpatziren,
Auf Bälle ſich führen,
Und fragt nicht erſt lange
Papa und Mama.

Hintergrund.

Wenn einem Mädchen, das was liebt,
Die Mutter ſtrenge Lehren gibt,
Von Tugend, Keuſchheit und von Pflicht,
Und unſer Mädchen folgt ihr nicht,
Und fliegt mit neu verſtärktem Triebe
Zu unſerm heißen Küſſen hin:
Da hat daran der Eigenſinn
So vielen Antheil als die Liebe.

Doch wenn die Mutter es erreicht,
Daß ſie das gute Herz erweicht,
Daß Stolz auf ihre Lehren ſieht,
Daß uns das Mädchen ſpröde flieht:
So kennt ſie nicht das Herz der Jugend;
Denn wenn Das ſo ein Mädchen thut,
So hat daran der Wankelmuth
Gewiß mehr Antheil als die Tugend.

Kinder meiner Wahl.

Ich weiß es wohl und ſpotte viel:
Ihr Mädchen ſeid voll Wankelmuth!
Ihr liebet, wie im Kartenſpiel,
Den David und den Alexander;
Sie ſind ja Farben mit einander,
Und Die ſind mit einander gut.

Doch bin ich elend, wie zuvor,
Mit miſanthropiſchem Geſicht,
Der Liebe Sclav', ein armer Thor!
Wie gern wär' ich ſie los, die Schmerzen!
Allein es ſitzt zu tief im Herzen,
Und Spott vertreibt die Liebe nicht.

Wahrer Genuß.

Umſonſt, daß Du, ein Herz zu lenken,
Des Mädchens Schooß mit Golde füllſt;
Der Liebe Freuden laſſ' Dir ſchenken,
Wenn Du ſie wahr empfinden willſt.
Gold kauft die Stimme großer Haufen,
Kein einzig' Herz erwirbt es Dir:
Doch willſt Du Dir ein Mädchen kaufen,
So geh' und gib Dich ſelbſt dafür.

Soll Dich kein heilig' Band umgeben,
O Jüngling, ſchränke ſelbſt Dich ein!
Man kann in wahrer Freiheit leben
Und doch nicht ungebunden ſein.
Laſſ' nur für Eine Dich entzünden;
Und iſt ihr Herz von Liebe voll,
So laſſ' die Zärtlichkeit Dich binden,
Wenn Dich die Pflicht nicht binden ſoll.

Empfinde, Jüngling, und dann wähle
Ein Mädchen Dir; ſie wähle Dich.
Von Körper ſchön und ſchön von Seele;
Und dann biſt Du beglückt, wie ich.
Ich, der ich dieſe Kunſt verſtehe,
Ich habe mir ein Kind gewählt,
Daß uns zum Glück der ſchönſten Ehe
Allein des Prieſters Segen fehlt.

Für Nichts beſorgt als meine Freude,
Für mich nur ſchön zu ſein bemüht,
Mutwillig nur an meiner Seite,
Und ſittſam, wenn die Welt ſie ſieht;
Daß auf'rer Glanz die Zeit nicht kürze,
Nimmt ſie kein Recht zur Schwachheit ein
Und ihre Gunſt bleibt immer Gunſt,
Und ich muß immer dankbar ſein.

Ich bin genügſam und genieße
Schon da, wenn ſie mir göttlich lacht.
Wenn ſie bei Licht des Lichtchen Füße
Zum Schmuck ihrer Füße macht,
Den Apfel, den ſie angebiſſen,
Das Glas, woraus ſie trank, mir reicht,
Und mir bei halb geraubten Küſſen
Den ſonſt verdeckten Busen zeigt.

Und wenn in ſüß geſtohl'ner Stunde
Sie einſt mit mir von Liebe ſpricht,
Wünſch' ich nur Worte von dem Munde,
Nur Worte, Worte wünſch' ich nicht.
Welch ein Verſtand, der ſie beleidet,
Mit immer neuem Reiz umgibt!
Sie iſt vollkommen und ſie fehlet
Darin allein, daß ſie mich liebt.

Die Ehrfurcht wirft mich ihr zu Füßen,
Die Sehnſucht mich an ihre Bruſt.
Sieh', Jüngling, Dieſes heißt genießen;
Sei klug und ſuche dieſe Luſt!
Der Tod führt einſt von ihrer Seite
Dich auf zum engliſchen Geſang,
Dich zu des Paradieſes Freude,
Und Du fühlſt keinen Uebergang.

Chineſiſch-Deutſche Jahres- und Tageszeiten.

I.

Sag', was könnt' uns Mandarinen,
Satt, zu herrſchen, müd', zu dienen,
Sag', was könnt' uns übrig bleiben,
Als in ſolchen Frühlingstagen
Uns des Nordens zu entſchlagen
Und am Waſſer und im Grünen
Fröhlich trinken, geiſtig ſchreiben,
Schal' auf Schale, Zug in Zügen?

II.

Weiß wie Lilien, reine Kerzen,
Sternen gleich, beſchuld'ter Neigung,
Leuchtet aus dem Mittelherzen
Roth geſäumt die Gluth der Neigung.

Zu frühzeitige Narziſſen
Blühen reihenweiſ' im Garten.
Mögen wohl die Gatten wiſſen,
Wen ſie ſo ſpaliert erwarten?

III.

Sieht die Schafe von der Wieſe,
Liegt ſie da, ein reines Grün;
Aber halt zum Paradieſe
Wird ſie heut gehütet erſt ſein.

Hoffnung breitet leichte Schleier
Nebelhaft vor unſern Blick:
Wonneſchauerlichkeit, Feuerfeier,
Weltentheilung bringt uns Glück!

IV.

Der Pfau ſchreit höflich, aber ſein Geſchrei
Erinnert mich an's himmliſche Geſinde:
So iſt mir auch ſein Scheiten nicht zuwider.
Mit Jubiſchen Gärten iſt's nicht gleicherlei,
Sie zu erdulden, iſt unmöglich:
Die Hähnchen, ſie ſchreien unerträglich.

V.

Entwick'le Deiner Lüfte Glanz
Der Abendſonne gold'nen Strahlen,
Laß Deines Schweifes Rad und Kranz
Kühn-ängelnd ihr entgegen prahlen.
Sie forſcht, wo es im Grünen blüht,
Im Garten, überwölbt vom Blauen;
Ein Liebespaar, wo ſie's erſieht,
Glaubt ſie, das Herrlichſte zu ſchauen.

VI.

Der Kuckuck wie die Nachtigall,
Sie möchten den Frühling feſſeln,
Doch drängt der Sommer ſchon überall
Mit Diſteln und mit Neſſeln.
Auch mir hat er das leichte Laub
An jenem Baum verdichtet,
Durch das ich ſonſt zu ſchönſtem Raub
Den Liebesblick gerichtet;
Verdeckt iſt mir das bunte Dach,
Die Gitter und die Pfoſten.
Wohin mein Auge ſpähend brach,
Dort ewig bleibt mein Oſten.

VII.

War ſchöner als der ſchönſte Tag;
D'rum muß man mir verzeihen,
Daß ich ſie nicht vergeſſen mag,
Das Weniglein im Freien.
Im Garten war's; ſie kam heran,
Wie ihre Gunſt zu zeigen;
Das ſieht ich noch und denke d'ran,
Und bleib' ihr ganz zu eigen.

VIII.

Dämm'rung ſenkte ſich von oben,
Schon iſt alle Nähe fern,
Doch zuerſt emporgehoben
Heitern Lichts der Abendſtern!
Alles ſchwankt in's Ungewiſſe,
Nebel ſchleichen in die Höh';
Schwarz verrichte Finſterniſſe
Widerſpiegelnd, ruht der See.

Nun am öſtlichen Bereiche
Wie' ich Mondesglanz und Gluth;
Schlanker Weiden Hängezweige
Scherzen auf der nächſten Fluth.
Durch bewegter Schatten Spiele
Zittert Luna's Zauberſchein,
Und durch's Auge ſchleicht die Kühle
Sänftigend in's Herz hinein.

IX.

Nun weiß man erſt, was Roſenknospe ſei,
Jetzt, da die Roſenzeit vorbei;
Ein Spätling noch am Stocke glänzt
Und ganz allein die Blumenwelt ergänzt.

X.

Als Allerſchönſte biſt Du anerkannt,
Biſt Königinn des Blumenreichs genannt;
Unwiderſprechlich allgemeines Zeugniß,
Streitſucht verbannend, wunderſam' Ereigniß!
Du biſt es alſo, biſt kein bloßer Schein,
In Dir trifft Schau'n und Glauben überein;
Doch Forſchung ſtrebt und ringt, ermüdend nie,
Nach dem Geſetz, dem Grund Warum und
Wie.

XI.

Mich ängſtigt das Verfängliche
Im wid'rigen Geſchwätz,
Wo Nichts verharret, Alles flieht;
Wo ſchon verſchwunden, was man ſieht;
Und mich umfängt das bängliche,
Das grau geſtrickte Netz. —
„Getroſt! Das Unvergängliche,
Es iſt das ewige Geſetz,
Wonach die Roſ' und Lilie blüht."

XII.

Hingeſunken alten Träumen,
Duftſt mit Roſen, ſprichſt mit Bäumen,

Statt der Mädchen, statt der Weiber;
Kennen Das nicht tödlich preisen,
Kommen deßhalb die Geister,
Sich zur Seine Dir zu stellen,
Lieben, Dir und uns zu dienen,
Pinsel, Farbe, Wein im Grünen.

XIII.

Die süße Freude wollt Ihr hören?
Laßt mich bei meinem Buche weilen;
Mit Andern kann man sich betrügen,
Begeistert wird man nur allein.

XIV.

„Nun denn! Eh' wir von hinnen eilen,
Hast noch was Singst mitzutheilen?"
Sehnsucht ist's nach Ferne, Künftige zu beschwichtigen,
Beschäftige Dich hier und heut im Tüchtigen.

Vermischte Gedichte.

Wo ist der Held, der mir gefällt.

Blick', Täubchen, flieh'! Er ist nicht hier!
Der Dich an dem schönsten Frühlingsmorgen
Lockt im Wäldchen, wo Du Dich verbergen,
Blick', Täubchen, flieh'! Er ist nicht hier!
Weiter Laurer Füße rasten nie.

Horch'! Flötenklang, Liebesgesang
Wallt auf Lüftchen her zu Liebchens Ohre,
Find't im zarten Herzen off'ne Thore.
Horch'! Flötenklang! Liebesgesang!
Horch'! — Es wird der süßen Liebe zu bang.

Hoch ist sein Schritt, fest ist sein Tritt,
Schwarzes Haar auf runder Stirne webet,
Auf den Wangen ew'ger Frühling lebet.
Hoch ist sein Schritt, fest ist sein Tritt,
Edler Deutschen Fuße gleichen mit.

Wenn' ist die Brust, keusch seine Lust;
Schwarze Augen unter runden Bogen
Sind mit zarten Falten schön umzogen.
Wenn' ist die Brust, keusch seine Lust,
Gleich bei'm Anblick Du ihm lieben mußt.

Roth ist sein Mund, der mich verwund't,
Auf den Lippen träufeln Morgendüfte,
Auf den Lippen säuseln kühle Lüfte.
Roth ist sein Mund, der mich verwund't,
Nur ein Blick von ihm macht mich gesund.

Treu ist sein Blut, stark ist sein Muth;
Schutz und Stärke wohnt in weichen Armen,
Auf dem Antlitz edeles Erbarmen.
Treu ist sein Blut, stark ist sein Muth;
Selig, wer in seinen Armen ruht!

An Sie.

Ist das Chaos doch, bei'm Himmel!
Wie ein Maskenball zu achten.
Welch ein wunderlich Gewimmel!
Bärtlei verschied'ner Trachten!

Aber ich will es bewähren,
Wie die andern Masken Hülle,
Nicht, mich eitel anzuhängen;
Unbekannt auf alle Fälle,

Will ich Dir in Reimen sagen,
Was ich gern in Prosa sage,
Wenn es Dir auch mir zu tragen,
Nur im Mindesten behage.

Da allein kannst mich entdecken,
Da allein wirst mich verstehen.
Willst Du irren, willst Du necken,
Und so mag es weiter gehen!

An Sie.

Bist Du's nicht, so sei vergeben,
Daß Du es im Scherz gewommen;
Bist Du's aber, sei ein Leben
Dem Heiterkeit willkommen!

Und es wird sich leicht erklären,
Ob wir Beide Gleiches meinen.
Fragen wir, was wir begehren;
Und wir werden uns vereinen.

Wenn Du kommst, es muß mich freuen;
Wenn Du gehst, es muß mich schmerzen;
Und so wird es sich erneuern
Immerfort in beiden Herzen.

Fragst Du, werd' ich gern ausführlich
Deinem Forschen Antwort geben;
Wenn ich frage, wirst Du zierlich
Mit der Antwort mich beleben.

An Sie.

Schmerzen, welche Dich berührten,
Rühren mich in gleicher Strenge;
Wenn die Feste Dich entführten,
Folg' ich Dir zur heitern Menge.

Drängt sich dann in Wechsellagen
Wildes Rauschen, ruhig' Fließen,
Eins ist leichter zu ertragen,
Eins ist besser zu genießen.

Prüfung braucht es, doch bei Zeiten
Ueberzeugung still und süße,
Ehe sich ein Glück bereiten,
Sich Vertrauen gewinnen ließe.

Solch ein Feuer nie verlodert
In dem angericht'ten Leben;
Ist es zwar sehr viel gefordert,
Ist doch auch sehr viel gegeben.

Märten.

Das heißt man ja kuppeln.

Görge.

Er iſt alles im Stande.

Märten.

Ich glaub's wohl.

Görge.

Und Röſe giebt ihm immer was ab, wie ers verdient, und der böſe Kerl trägt's ihr nach. Ich fürchte, er thut uns einen Poſſen.

Märten.

So böſe iſt er doch nicht. Er ſpaßt nur.

Görge.

Ein ſchöner Spaß! Ich will ihn aber treffen.

Märten.

Nimm dich in Acht! das koſtet Strafe.

Vom aufgehenden Vollmonde.

Dornburg, den 25. Auguſt 1828.

Willſt Du mich ſogleich verlaſſen?
Warſt im Augenblick ſo nah'!
Dich umflattern Wolkenmaſſen,
Und nun biſt Du gar nicht da.

Doch Du fühlſt, wie ich betrübt bin,
Blickſt Dein Haupt herauf als Stern;
Zeigſt mir, daß ich geliebt bin,
Sei das Liebchen noch ſo fern.

So beginn denn! hell und heller,
Reiner Bahn, in reifer Pracht!
Schlägt mein Herz auch ſchmerzlich ſchneller,
Ueberſelig iſt die Nacht.

Der Paliurgen.

Um Mitternacht, ich ſchlief, im Busen wachte
Das liebevolle Herz, als wär' es Tag!
Der Tag erſchien; mir war, als ob es nachte:
Was iſt es mir, ſo viel er bringen mag!

Sie fehlte ja; mein emſig' Thun und Streben,
Nur ſie allein errang ich's durch die Glieder
Der heißen Stunde, weich' erquickend Leben
Am kühlen Abend! Lohnend war's und gut.

Die Sonne ſank, und Hand in Hand verpflichtet,
Begrüßten wir den letzten Sonnenblick,
Und Auge ſprach, in's Auge hell gerichtet:
Von Dauer, daure nur, ſie kommt zurück!

Um Mitternacht, der Sterne Glanz gefeiert
Im holden Traum zur Schwelle, wo ſie ruht!
O, ſei auch mir dort auszuruh'n bereitet,
Wie es auch ſei, das Leben, es iſt gut!

Dornburg, im September 1828.

Freud', wenn Thal, Gebirg und Garten
Nebelſchleiern ſich enthüllen,
Und dem ſehnlichſten Erwarten
Blumenkelche bunt ſich füllen;

Wenn der Aether, Wolken tragend,
Mit dem klaren Tage ſtreitet,
Und ein Oſtwind, ſie verjagend,
Blaue Sonnenbahn bereitet;

Dankſt Du dann, am Blick Dich weidend,
Reiner Bruſt der Großen, Holden,
Wird die Sonne, röthlich ſcheidend,
Rings den Horizont vergolden.

Und wenn mich am Tag die Ferne
Blauer Berge ſehnlich zieht,
Nachts das Uebermaß der Sterne
Prächtig mir zu Häupten glüht,

Alle Tag' und alle Nächte
Rühm' ich ſo des Menſchen Loos;
Denkt er ewig ſich in's Rechte,
Iſt er ewig ſchön und groß!

Angedenken an das Gute
Hält uns immer friſch bei Muthe.

Angedenken an das Schöne
Iſt das Heil der Erdenſöhne.

Angedenken an das Liebe,
Glücklich, wenn's lebendig bliebe!

Angedenken an das Eine
Bleibt das Beſte, was ich meine.

Bei Betrachtung von Schiller's Schädel.

Im erſten Beinhaus war's, wo ich beſchaute,
Wie Schädel Schädeln angeordnet paßten;
Die alte Zeit gedacht' ich, die ergraute.
Sie ſeh'n in Reih' geklemmt, die ſonſt ſich haßten,
Und derbe Knochen, die ſich tödtlich ſchlugen.
Sie liegen kreuzweis, zahm allhier zu raſten,
Entrenkte Schulterblätter, was ſie trugen,
Fragt Niemand mehr; und zierlich thätige Glieder,
Die Hand, der Fuß zerſtreut aus Lebensfugen.
Ihr Müden alle lagt vergebens nieder;
Nicht Ruh' im Grabe ließ man Euch; vertrieben
Seid Ihr herauf zum lichten Tage wieder,
Und Niemand kann die dürre Schale lieben,
Weich herrlich edeln Kern ſie auch bewahrte.
Doch mir Adepten war die Schrift geſchrieben,
Die heiligen Sinn nicht Jedem offenbarte,
Als ich in Mitten ſolcher ſtarren Menge
Unſchätzbar herrlich ein Gebild gewahrte,
Daß in des Raumes Moderkält' und Enge
Ich frei und wärmefühlend mich erquickte,
Als ob ein Lebensquell dem Tod entſpränge.
Wie mich geheimnißvoll die Form entzückte;
Die gottgedachte Spur, die ſich erhalten!
Ein Blick, der mich an jenes Meer entrückte,
Das fluthend ſtrömt geſteigerte Geſtalten.
Geheim' Gefäß, Orakel-Sprüche ſpendend,
Wie bin ich werth, Dich in der Hand zu halten,
Dich, höchſten Schatz, aus Moder fromm entwendend,
Und in die freie Luft, zu freiem Sinnen,
Zum Sonnenlicht andächtig hin mich wendend?
Was kann der Menſch im Leben mehr gewinnen,
Als daß ſich Gott-Natur ihm offenbare,
Wie ſie das Feſte läßt zu Geiſt verrinnen,
Wie ſie das Geiſterzeugte feſt bewahre?

Vermächtniß.

Kein Weſen kann zu Nichts zerfallen!
Das Ewige regt ſich fort in Allen;

Am Sein erhalte Dich beglückt!
Das Sein iſt ewig; denn Geſetze
Bewahren die lebendigen Schätze,
Aus welchen ſich das All geſchmückt.
Das Wahre war ſchon längſt gefunden,
Hat edle Geiſterſchaft verbunden,
Das alte Wahre faſſ' es an!
Verdank' es, Erdenſohn, dem Weiſen,
Der ihr die Sonne zu umkreiſen
Und dem Geſchwiſter wies die Bahn.
Eilfert nun wende Dich nach innen,
Das Centrum findeſt Du da drinnen,
Woran kein Edler zweifeln mag.
Wirſt keine Regel da vermiſſen;
Denn das ſelbſtſtändige Gewiſſen
Iſt Sonne Deinem Sittentag.
Den Sinnen haſt Du dann zu trauen;
Kein Falſches laſſen ſie Dich ſchauen,
Wenn Dein Verſtand Dich noch erhält.
Mit friſchem Blick bemerke freudig,
Und wandle, ſicher wie geſchwindig,
Durch Auen reich begabter Welt.
Genieße mäßig Luſt und Segen;
Vernunft ſei überall zugegen,
Wie Leben ſich des Lebens freut.
Dann iſt Vergangenheit beſtändig,
Das Künftige voraus lebendig,
Der Augenblick iſt Ewigkeit.
Und war es endlich Dir gelungen,
Und Du biſt vom Gefühl durchdrungen:
Was fruchtbar iſt, allein iſt wahr;
Du prüfſt das allgemeine Walten,
Es wird nach ſeiner Weiſe ſchalten,
Geſelle Dich zur kleinſten Schaar.
Und wie von Alters her, im Stillen,
Ein Liebewerk, nach eig'nem Willen,
Der Philoſoph, der Dichter ſchuf:
So wirſt Du ſchönſte Gunſt erzielen;
Den edeln Seelen vorzufühlen
Iſt wünſchenswerthеſter Beruf.

Aus den Gruben, hier im Graben,
Hör' ich des Propheten Sang;
Engel ſchweben, ihn zu laben,
Wäre da dem Guten bang?
Löw' und Löwinn hin und wieder
Schmiegen ſich um ihn heran;
Ja, die ſanften, frommen Lieder
Haben's ihnen angethan!
Denn der Ew'ge herrſcht auf Erden,
Ueber Meere herrſcht ſein Blick;
Löwen ſollen Lämmer werden,
Und die Welle ſchwankt zurück.
Blankes Schwert erſtarrt im Hiebe;
Glaub' und Hoffnung ſind erfüllt;
Wunderthätig iſt die Liebe,
Die ſich im Gebet enthüllt.
Und ſo geht mit guten Kindern
Sel'ger Engel gern zu Rath,
Böſes Wollen zu verhindern,
Zu befördern ſchöne That.
So beſchweren, feſt zu bannen
Liebem Sohn an's zarte Knie,
Ihn, des Waldes Hoch-Tyrannen
Frommer Sinn und Melodie.

Parabel.

Ich trat in meine Gartenthür;
Drei Freunde kamen, auch wohl vier;
Ich bat ſie höflich zu mir ein
Und ſagte: ſie ſollten willkommen ſein;
Da in der Mitte, im heitern Saal,
Stünd' g'rade ein hübſches Frühſtückmahl.
Wollt' Jedem der Garten wohl gefallen,
Darin nach ſeiner Art zu wallen:
Der Eine ſchlich in dichte Lauben,
Der Ander'e kletterte nach Trauben,
Sein Bruder nach hohen Aepfeln ſchaut',
Die er für ganz vortrefflich hielt.
Ich ſagte: Die ſtünden alle friſch
Zuſammen drinn' auf rundem Tiſch,
Und wären ihnen gar ſchön empfohlen.
Sie aber wollten ſie ſelber holen;
Auch war der Letzte, wie eine Maus,
Fort, wohl zur Hinterthür hinaus!
Ich aber ging zum Saal hinein,
Verzehrte mein Frühſtück ganz allein.

Von wem auf Lebens- und Wiſſensbahnen
Warſt Du genährt und beſeſtet?
Zu fragen ſind wir beauftragt.

„Ich habe niemals danach gefragt:
Von welchem Schnepfen und Faſanen,
Capaunen und Welſchenhahnen
Ich mein Bäuchelchen gemäſtet.
So bei Pythagoras, bei den Beſten,
Saß ich unter zufried'nen Gäſten;
Ihr Frohmahl hab' ich unverdroſſen
Niemals beſtohlen, immer genoſſen."

Ein's wie's And're.

Die Welt iſt ein Sardellen-Salat;
Er ſchmeckt uns früh, er ſchmeckt uns ſpat:
Citronen-Scheibchen rings umher,
Dann Fiſchlein, Würſtlein, und was noch mehr
In Eſſig und Oel zuſammenrinnt,
Capern, ſo künſtige Blumen ſind —
Man ſchluckt ſie zuſammen wie ein Geſund.

Ein Gleichniß.

Jüngſt pflückt' ich einen Wieſenſtrauß,
Trug ihn gedankenvoll nach Haus;
Da hatten, von der warmen Hand,
Die Kronen ſich alle zur Erde gewandt.

Ich ſetzte ſie in friſchen Glanz;
Und welch ein Wunder war mir Das!
Die Aepfelchen hoben ſich empor,
Die Blätterſpangel im grünen Flor,
Und allzuſammen ſo gelind,
Als ſtänden ſie noch auf Muttergrund.

Es war mir's, als ich wunderſam
Mein Lied in fremder Sprache vernahm.

Wie David königlich zur Harfe ſang,
Der Minnerinn Lied am Thronesſchlich klang,
Des Perſers Balbul Roſenbuſch umduftet,
Und Schlangenhaut als Wildenzierat prangt,
Von Pol zu Pol Geſänge ſich ernea'n,
Ein Sphären-Tanz harmoniſch im Gewimmel:
Laſſt alle Völker unter gleichem Himmel
Sich gleicher Höhe wohlgemuth erfreu'n!

Zum Thema.

Wer ſich ſelbſt und And're kennt,
Wird auch hier erkennen:
Orient und Occident
Sind nicht mehr zu trennen.

Gnädig zwiſchen beiden Welten
Sich zu wiegen, laſſ' ich gelten;
Wie zwiſchen Oſt und Weſten
Sich bewegen, ſei's zum Beſten!

Hochländiſch.

Matt und beſchwerlich,
Wandernd ermüdigt,
Klimmt er gefährlich,
Nimmer befriedigt;
Felſen erſteigt er,
Wie es die Kraft erlaubt;
Endlich erreicht er
Gipfel und Bergeshaupt.

Hat er mühſelig
Alſo den Tag vollbracht:
Nun wär' es thöricht,
Hätt' er darauf noch Acht.
Froh iſt's unſäglich
Sitzendem hier,
Athmend behäglich
An Geishirtens Thür.

Speiſ' ich und trinke nun,
Wie es vorhanden,
Sonne, ſie ſinket nun
Allen den Landen;
Schmeckt es heut Abend
Niemand' wie mir,
Sitzend mich labend
An Geishirtens Thür.

Gutmann und Gutweib.

Alt-Schwäbiſch.

Und morgen fällt St. Martins-Feſt,
Gutweib liebt ihren Mann;
Da kochet ſie ihm Puddings ein
Und bäckt ſie in der Pfann'.

Im Bette liegen Beide nun,
Da ſauſ't ein wilder Weſt;
Und Gutmann ſpricht zur guten Frau:
Du, riegle die Thüre feſt. —

Bin kaum erholt und halb erwarmt,
Wie käm' ich da zu Ruh'!
Und klapperte ſie ein Hundert Jahr',
Ich riegelte ſie nicht zu.

Drauf eine Wette ſchloſſen ſie
Ganz leiſe ſich in's Ohr:
Se wer das erſte Wörtlein ſpräch',
Der ſchöbe den Riegel vor.

Zwei Wanderer kommen um Mitternacht
Und wiſſen nicht, wo ſie ſtehn.
Die Lampe leſch, der Herd verglomm,
Zu hören iſt Nichts, zu ſehn.

Was iſt Das für ein Heremort?
Da bricht uns die Geduld!
Doch hörten ſie kein Sterbenswort;
Deß war die Thüre Schuld.

Den weißen Pudding ſpeiſ'ten ſie,
Den ſchwarzen ganz verſtaut.
Und Gutweib ſagte ſich ſelber viel,
Doch keine Sylbe laut.

Zu Dieſem ſprach der Jene dann:
„Wie trocken iſt mir der Hals!
Der Schrank, der klafft und geiſtig riecht's,
Da findet ſich's allenfalls.

„Ein Fläſchchen Schnapps ergreif' ich da;
Das trifft ſich doch geſchickt!
Ich bring' es Dir, Du bringſt es mir;
Und bald ſind wir erquickt."

Doch Gutmann ſprang ſo heftig auf
Und fuhr ſie drohend an:
„Bezahlen ſoll mit theuerm Geld,
Wer mir den Schnapps vertham!"

Und Gutweib ſprang auch froh heran,
Drei Sprünge, als wär' ſie reich:
„Du, Gutmann, ſprach'ſt das erſte Wort;
Nun riegle die Thüre gleich!"

Wie iſt heut' mir doch zu Muthe,
So vergnüglich und ſo klar,
Da bei friſchem Knabenblute
Mir ſo wild, ſo düſter war!
Doch wenn mich die Jahre zwacken,
Wie auch wohlgemuth ich ſei,
Denk' ich jene rothen Backen,
Und ich wünſche ſie herbei.

Ein Wunder iſt der arme Menſch geboren;
Zu Wundern iſt der irre Menſch verloren:
Nach welcher dunkeln, ſchwer entdeckten Schwelle
Durchtappen pfadlos ungewiſſe Schritte?
Denn in lebendigen Himmels Glanz und Mitte
Gewahr', empfind' ich Nacht und Tod und Hölle.

Was wird mir jede Stunde ſo bang? —
Das Leben iſt kurz, der Tag iſt lang;
Und immer ſehnt ſich fort das Herz,
Ich weiß nicht recht, ob himmelwärts.
Fort aber will es hin und hin,
Und möchte vor ſich ſelber fliehn;
Und fliegt es an der Liebſten Bruſt,
Da ruht's im Himmel unbewußt.
Des Lebens Stachel reizt es fort,
Und immer hängt's an einem Ort;
Was es gewollt, was es verlor,
Es bleibt zuletzt ſein eig'ner Thor.

Mein Beichtiger, mein Beichtiger,
Mein Beichtiger ſagt: „Bruder,
Für Deine Sünden laße mir
Den reuen langen Tag!"

Margarita doch, Margarita doch
Margarita ſagt, mein Schätzchen:
„Komm' Mensch, komm', zum Ehekomm';
Der Teufel hole den Beichtiger!"

Hab' ich tauſend Mal geſchworen,
Dieſer Flaſche nicht zu trauen,
Bin ich doch wie neu geboren,
Läßt mein Schenke fern ſie ſchauen.
Alles iſt an ihr zu loben,
Glas-Cryſtall und Purpur-Wein.
Wird der Pfropf heraus geſchoben,
Sie iſt leer und iſt nicht mein.

Hab' ich tauſend Mal geſchworen,
Dieſer Falſchen nicht zu trauen;
Und doch bin ich neu geboren,
Läßt ſie ſich in's Auge ſchauen.
Mag ſie doch mit mir verfahren,
Wie's dem ſtärkſten Mann geſchah,
Deine Scheer' in meinen Haaren,
Allerliebſte Delila!

Da wächſt der Wein, wo's Faß iſt;
Es regnet gern, wo's naß iſt;
Zu Tauben fliegt die Taube;
Zur Mutter paßt die Schraube;
Der Stöpſel ſucht die Flaſchen;
Die Zehrung Reiſetaſchen:
Weil Alles, was ſich rühret,
Am Schluß doch harmoniret.

Denn Das iſt Gottes wahre Liſt,
Wenn die Blüthe zur Blüthe triſft;
Deßwegen Jungfern und Junggeſellen
Im Frühling ſich gar geberdig ſtellen.

Als ich ein junger Geiſt war,
Luſtig und guter Dinge,
Da hielten die Meiſter öffentbar
Mein Geſicht für viel zu geringe;
Dafür war mir manch' ſchönes Kind
Dazumal von Herzen treu gewinnt.

Nun ich hier als Altmeiſter ſitz',
Laufen ſie mich auf Straßen und Gaſſen,
Zu haben bin ich, wie der alte Fritz,
Auf Pfeifenköpfen und Taſſen.
Doch die ſchönen Kinder, Die bleiben fern;
O Traum der Jugend! O, goldner Stern!

Die neue Hexe.

Habt von Circen gehört? — Meiſterwerk'as Töchter, ſie prunkten
Zöpfumflochtenem Haupte, bereit entzündeten Gelüſte;
Vögel jedoch von der Mitte hinab, die gefährlichſten Beſtien,
Denen vom köſtlichen Mund floß ein verführendes Gift.
Eine geſchwätzte nun, zum Gatten ab Geſchickte Schönheit,
Sittig hinab gen Ihn werdend umhüllt ſie das Knie;
Auch ſie redet und ſingt zum oft und weitlichen Schiffer,
Seinen bezauberten Sinn Helena läßt ihn nicht los.

Stark von Kunſt, gewandt im Rath,
Liebt er die Heinen;
Edles Wort und ſchöne That
Füllt ſein Aug' mit Thränen.
Liebt den Säbel, liebt das Schwert,
Freut ſich der Gewehre;
Säh' er, wie ſein Herz begehrt,
Sich vor muth'gem Heere!
Laſſ't ihn der Historia,
Bändigt Euer Sehnen;
Ewig bleibt ihm Gloria,
Bleiben uns die Thränen.

Frühling 1818.

Das iſt einmal ein Philiſter-Jahr!
Sie ſind zufrieden ganz und gar,
Und preiſen Gott mit großem Geſchrei,
Daß er wieder einmal vernünftig ſei.
Es ging ihnen aber oft ſo ſchlecht;
Sie trauen ihm dieß Mal auch nicht recht.

Paulo post futuri. *)

Weinet nicht, geliebte Kinder,
Daß Ihr nicht geboren ſeid!

*) Bald, bald, werdet Ihr da ſein!

Eu're Thränen, Eu're Schmerzen
Thun dem Vaterherzen leid.
Bleibt nur noch ein kleines Veilchen
Ungezeugt im Stillen ruh'n;
Kann es nicht der gute Vater,
Wird es Eu're Mutter thun.

Mode-Römerinnen.

Diese Federn, weiß' und schwarze,
Die Ihr auf den Häuptern traget,
Holde Herzenskönigsinnen,
Eu're Schönheit mehren sie!

Ihr erscheinet unsern Augen
Soviel aufgeputzte Lerchen,
Soviel Pfauen, die stolzirend
Auf der Wies' im Freiheit gehn.

Prächtig war's am Carneval,
In der Oper Euch zu sehen,
Wie erhab'ne Saltarinnen,
Wie des Mogul's Herrscherinn.

Nur wer in den hintern Bänken
Nichts vom Schauspiel sehen konnte,
Zog die unbescheid'nen Federn
Sotto voce weidlich durch.

Diese schöne, fremde Sitte
Kam aus England nicht herüber,
Nicht aus Frankreich, nicht aus Spanien,
Nicht aus Persien noch Catay.

Unter unsre Römerinnen,
Schnell vom Olympus stürzend,
Brachte sie der Götterbote,
Der geflügelte Mercur.

Er erzählte: daß da droben
Jede Göttinn ihre Locken
Hoch und breit mit Federn zieret,
Wenn sie schön sich machen will;

Daß Minerva, die Bescheid'ne,
Jungfertlich und blau von Augen,
Diese Mode mitzumachen,
Ihren armen Kauz gerupft;

Daß der Liebe schöne Mutter
Selbst ihr Taubenpaar entfiedert,
Ja die Federn von dem Helme
Ihrem Kriegesgott entwandt;

Und daß sich die hohe, stolze
Juno, Jupiter's Gemahlinn,
Von dem Schweife ihres Pfauen
Einen Federbusch gemacht.

Billig reizt Euch das Verlangen,
Holde Töchter unsrer Tiber,
Mit den Federn in den Locken
Götterfrauen gleich zu sein!

Aber hinter jener Ulme
Seh' ich einen Satyr lauschen,
Der, Euch in's Gesichte lachend,
Unter'm Ziegenbarte knurret,

Und Euch zeruft: „Liebe Damen!
Diese Federn, die Ihr traget,
Fliegen freilich; doch Ihr flieget
Mit dem Hirnchen weiter um.

Sind nicht bunte Pfauenfedern,
Nicht die Federn weißer Tauben,
Sind die Federn der Verehrer,
Die Ihr jeden Tag berupft."

Unverschämter Satyr, schließe
Deine tückisch bitt're Lippe!
Unsre schönen Römerinnen
Sind so tugendreich als schön.

Jetzt noch walkt in ihrem Busen
Der Lucretia alt' Geblüte,
Und ihr Herz und ihre Seele
Sind voll Zärtlichkeit und Treu'.

Pflanzen und Künstler.

Blätter nach Natur gesammelt,
Sind sie endlich auch gesammelt,
Deuten wohl auf Kunst und Leben;
Aber Ihr, im Künstlerkranze,
Jedes Blatt sei Euch das Ganze;
Und bedeutet ist Euer Streben!

Natur und Kunst, sie scheinen sich zu fliehen,
Und haben sich, eh' man es denkt, gefunden;
Der Widerwille ist auch mir verschwunden,
Und Beide scheinen gleich mich anzuziehen.

Es gilt wohl nur ein redliches Bemühen!
Und wenn wir erst, in abgemess'nen Stunden,
Mit Geist und Fleiß uns an die Kunst gebunden,
Mag frei Natur im Herzen wieder glühen.

So ist's mit aller Bildung auch beschaffen:
Vergebens werden ungebund'ne Geister
Nach der Vollendung reiner Höhe streben.

Wer Großes will, muß sich zusammenraffen:
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.

Original und Nachbildung.

Meiner Tochter Christiane Gregorin zu ihrem eilften Geburtstage, den 13. October 1771.

Aus Bethlehem nach Herrnhut.

Meine liebe Christel, heuer kriegst Du zwar
Keine Fest-Epistel, wie die letzte war,
Die ich Dir vor'm Jahre aus der See gesandt;
Denn dermalen fahre ich auf trock'nem Land!
Aber dessentwegen sollst Du, wenn ich kann,
Doch zum Jahresfegen einen Brief empfah'n;
Und den sollst Du kriegen durch dieß schöne Blatt,
Das Dir zum Vergnügen bunte Ränder hat.

Erſtlich grüß' ich hiſig Dich von Grund der Seel'n,
Und nachdem ſo will ich Dir auch was erzähl'n
Von des Heiland's Sache in America,
Und was ich ſonſt mache hier und dort und da.
Bethlehem hierüben, über'm Ocean,
Seh' ich juſt wie d'rüben unſern Herrnhut an,
Als des Heiland's Oertchen, das im Lande leucht't,
Und ſein Blumengärtchen, das ihm lieblich däucht.
Alle Ehr' und Glaſſen haben daran Theil,
Und auf ihren Gaſſen ſpürt man Fried' und Heil;
Auch viel liebe Kleine ſind hier gnadenreich,
Die ich insgemeine ſchön gegrüßt von Euch.
Feld und Wald und Gegend ſieht aus wie ein Land,
Das der Herr geſegn't hat mit milder Hand.
Nazareth deßgleichen, Chriſtians-Brunn zumal,
Hat ſo Segenszeichen, wie auch Gnadenthal;
Litiz, beinah' vierzig Meil' von Bethlehem,
Grünet und formirt ſich auch recht angenehm;
Und nächſt dieſen lieben gibt's noch manche Stadt
Und manch' Land hierüben, das Gemeinen hat.
Ein's iſt unter andern, wo's Gebirge raucht
Und man hinzuwandern ſtarke Füße braucht,
An der Endſchaft, einem großen Fluß,
Wo man Indiſch Manna ſtampft und eſſ'n muß:
Es heißt Friedenshütten in der Heiden Land,
Wo uns hinzubitten man kaum thunlich fand,
Weil der Weg beſchwerlich auf und nieder geht
Und es oft gefährlich um's Gewäſſer ſteht.
Doch im Mai vollführten ich's und Lorenz ſchnell,
Daß wir 'nauf marſchirten mit Nathanael,
Nebſt vier Indianern, die wir herbekamen
Und zu Wegebahnern dankbar mit uns nahmen.
Hundertſiebzig Meilen hat man bis dahin
Ueber manchen ſteilen Pfad hinauf zu ziehn,
Unwegſame Gänge, die von Fels und Stein
Holp'rig, wäſſ'rig, enge und oft dunkel ſei'n.
Eine Welt von Berge, wo oft große Höh'n
Doch nur wie die Zwerge gegen Größ're ſtehn,
Tauſendjähr'ge, wilde und gewiß noch nie
Wohnbare Gefilde exiſtiren hie,
Immerwährend Wälder, die ſich kaum verlier'n,
Ohne Haus und Felder muß man durchpaſſir'n.
Hirſch' und Bäre wohnen hier durch's ganze Jahr
Und zu Millionen wilder Taubenſchaar;
Item Klapperſchlangen und der Art Geſchwänz
Haben da ſeit Langem ihre Reſidenz;
Adler, wilde Katzen, Fuchs und Wölfe auch,
Und was ſonſt noch Tatzen hat zum Tiſchgebrauch;
Aber Menſch und Häuſer trifft man nirgends an.
Da holt man ſich Reiſer, d'rauf man ſchlafen kann,
Geht hierauf geſchwinde, hau't Bäume ſchäl'n,
Und baut aus der Rinde ſich ein Haus aus Pfähl'n,
Macht ein wack'res Feuer vor die Hinterthür.
Holz, das keinen Dreier koſtet, iſt g'nug hier;
Denn es liegen Bäume ſo vielfältig 'rum,
Daß ſich ganze Länder wärmen könnend 'rum.
Man errich't ſein Dächel zu der Abendfrau
Gerne, wo ein Bächel lieblich rauſcht vorbei,
Daß man Waſſer habe, wie man Feuer hat,
Und ſich damit labe, wenn man mud' und matt.
Warm' Getränk und Eſſen hangt auch nahe d'ran,
Daß man's nicht vergeſſen noch entbehren kann:
Denn von Gaſthofküchen iſt auf dieſer Seit'
Keine Spur zu riechen hundert Meilen weit.
Früh' wird, wenn das Kochen warmen Trunks vorbei,
Wieder aufgebrochen von der Pilgerſtreu,
Und man proſequiret unter Lobeſang,
Der dem Herrn gebühret, fröhlich ſeinen Gang.
Wo auf mancher Stelle Strom im Wege ſei'n,
Stürzen Waſſerfälle über Stock und Stein;
Seiche (man heißt's Kryken) werden durchgewad't,
Weil man keine Brücken wie in Deutſchland hat.
Als wir endlich bei der Sodzachanne war'n,
Sind wir vollends weiter im Canot gefahr'n
Auf des Stromes Mitten bis zum fünften Tag,
Da uns Friedenshütten vor den Augen lag.
Nun den Blick der Freuden, ja dieß Feſtgeſicht
Von bekehrten Heiden, Das vergeſſ' ich nicht.
Alles ſtand am Strande, Jung, Alt, Groß und Klein
Und hieß uns am Lande froh willkommen ſein;
Dann blieb vor Vergnügen über den Zuſpruch
Alle Arbeit liegen, und, um den Beſuch
Recht zu celebriren, fünf, ſechs Tage lang.
Und wir fühlten ihren ſel'gen Herzensgang,
Halfen ſie bedienen täglich auf dem Saal,
Hielten auch mit ihnen ſechs heilig' Abendmahl,
Grüßen Töchter, Söhne auch apart, nachdem
Noch von Herrenhut ſchöne und von Bethlehem.
Es ſind liebe Leute, herrlich von Perſon,
Wacker und geſcheidte, braune Nation.
Daraus ſtellt der Heiland ein Exempel dar,
Wie es eben weiland bei'n Apoſteln war.
Uns ging ohne Frage Mund und Seele auf;
Und am Pfingſtfeſttage war auch eine Tauf',
Welche wir mit Freuden an fünf unter ihn'n,
Schon erwachſ'nen Heiden, halfen mit vollzieh'n,
Anton war der Eine, den Nathanael's Hand,
Jacob, den die meine überſtrömt, genannt.
Auf Lorenz'ens Parte kam Timotheus,
Und Paulin' und Martha taufte Schmidt zum Schluß.
Auch ein braunes Kindel tauft' ich letztern Tag,
Das in ſeiner Windel darauf wartend lag.

Welches ich Johanne nennt' und, wie man ſoll,
Unſerm Martermanne herzlich anempfohl.
Darauf zog'n wir wieder, wie hinauf vordem,
Unſern Weg herwieder bis nach Bethlehem,
Dankbar und zerfloſſen über alles Maß,
Was wir dort genoſſen in ſo reichem Maß.
Und nun bin ich fertig mit Erzählung deß All'n,
Aber auch gewärtig, daß Dir's wird gefall'n
Und Dir Manch geben, daß Du gern von neu'n
Und durch's ganze Leben wirſt des Herren ſein:
Denn wenn Heiden Kinder ihn gern lieb woll'n kriegen,
Soll's Euch recht nicht wunder an dem Herzen liegen,
Die Ihr wenig kleine ſchon dem Herrn geweiht
Und bei der Gemeine in der Pflege ſeid.
Nun, ich heiß' und wünſche Dir zu Deinem Feſt,
Daß Du Dich dieß Jahr ſchon Lichtlein zeigen laßt,
Ihm auf dieſer Erden alle Tage mehr
Zum Plaiſir zu werden; denn er liebt Euch ſehr!
Seine Benediction' regne auch auf Dich herab,
Und ſein Herze ſegne Dich bis in das Grab!
Mit dem Wunſch voll Liebe grüßt Dich Dein Papa,
Und auf gleichem Triebe that's auch die Mama.
Grüße höflich Herrn Brüdern in Herrnhut's Revier
Alle unſre Lieben zärtlich von uns hier:
Lenzi, Dorlei, Lieſel, Fritz und wen Du kannſt.
Nehme Marthe Lieſel und wer ſonſt noch paßt.
Schließ' im Schweſternhauſe und im Mädchenhaus
Nichts ohn' eine Pauſe allenthalben aus.
Und nun will zum Schluſſe Jeſu Wundenhöhl'n
Mit dem zart'ſten Kuſſe ich Dir anempfehl'n.

Bethlehem, im Juni 1771. Gregor.

Zum 21. Juni.

Carlsbad 1805.

Nicht am Suſquehanna, der durch Wüſten fließt,
Wo zum ird'ſchen Manna Geiſt'ges man genießt;
Nicht vom Gnadenthale, nicht nach Herrenhut,
Wo bei'm Liebesmahle Thee man trinkt für Blut.
Nein, am Töpel-Strande, von der großen Bruck,
Wo die Mohrenbande ſchaut Sanct Nepomuk,
Zu dem weißen Hirſchen, der beſtändig rennt,
Ohne daß ein Pirſchen ſeine Straße hemmt,
Eile dieſes Blättchen, munter und geſchwind,
Wo im kurzen Bettchen ruht das längſte Kind!

Nennet mir bei Zeiten gleich den ſchönſten Tag,
So daß Niemand ſtreiten, Niemand zweifeln mag.
„Meinſt Du den, wo's Krippchen frömmlich bunt geſchmückt;
Den, wo ſich am Pöppchen Pöppchen hoch entzückt;
Den vielleicht vor Faſten, — wo's am Teufen geht,
Wo man ohne Raſten ſich mit Liebchen dreht?
Iſt es Oſtern? Pfingſten? Corpus Domini?
Freundchen, Du beſinn'ſt Dich; friſch zur Melodie!"

Keiner iſt der Meine, der ſich rücken läßt;
Einer iſt's, der Eine; Dieſer ſteht ſo feſt.
Läßt er nach ſich blicken, wünſcht man ihn heran;
Hat man ihn im Nacken, gleich fängt's Trauern an.
Bruder nicht, noch Schweſter hat er für und für,
Und man glaubt, Syndeſter ſteh' ſchon vor der Thür.
Drum mit Wohlbedachte grüßt ihn ehrenvoll,
Weil er, was er brach'te, wohl aus laſſen ſoll.
Wird er gleich entweichen, wie am Tage ſind;
Läßt er Seinesgleichen auch das längſte Kind.

Trotz am ſchönen Feſte ſoll's in Carlsbad ſein!
Ein Paar hundert Gäſte ſtellten ſchon ſich ein.
Gleich ſoll Jeder haben, was ihm convenirt;
Früh mit Waſſergaben Jeder wird tractirt,
Freuet ſich nicht minder als bei'm größten Schmaus;
Denn er geht geſünder, als er kam, nach Haus.
Lieblichés Gedudel tönte geſtern Nacht;
Luſt'ger iſt der Strudel heut' ſchon aufgemacht.
Friſchlich angefeuchtet ſteht der Fels umlaubt;
Kreuzes Panner leuchtet um das kahle Haupt.
Herzlich grüßt der Bied're dieſes Tages Stern;
Hoch wird alles Nied're, Hohes neigt ſich gern.
Der verſchloſſ'ne Stolze grüßet heiter, mild;
Thät'ger wird Graf Bolze, Herr vom gold'nen Schild,

Doch ſie kömmt geſchritten! Schaut nur, wie ſie ſteigt,
Wo ſich auf Graniten manche Blume zeigt.
Zu den bunten Höhlen eil' ihr nachzugehn,
Wo die Orchideen und Dianthen ſtehn,
Und Ornithogalen weiß und ſchlank wie ſie.
Ihr zu Liebe ſtrahlen Lenz und Sommer hie.
Doch die Wetterkenner, zweifelnd ſtehn ſie dort,
Wohlbedächt'ge Männer! Und Du ſchreiteſt fort,
Pflückeſt junge Roſen, lächelſt leichtem Stich;
Wie im Lande Goſen ſonnt es rings um Dich.
Reich an Sträuß' und Kränzen, trotz dem Wolkengrau,
Bringſt Du die Excellenzen ungenetzt nach Haus.
Folge ſo Dir immer, wie ſich's wölken mag,
Heit'rer Sonnenſchimmer, Dir zum eig'nen Tag!
Trotz dem Wetterbächen geh's Dir jungem Blut,
Tochter, Freundinn, Liebchen, wie Du's werth biſt, gut!

Feſtgedichte.

Herrn Bergrath Lenz

am Tage der Jubelfeier ſeiner fünfzigjährigen Dienſtzeit, den 25. October 1828.

(Das Gedicht begleitete einen Tabakbeutel in Form einer Bergmanns-Taſche mit einem Dukaten, deſſen Erster mit hundert Dukaten in Gold und der goldenen Bergmanns-Medaille gefüllt war.)

Erlauchter Gegner aller Vulcanität!
Entſetze Dich nicht, wenn dieſer Solennität
Sich wilde Feuerberg' und Lava
Gewaltſam eingedrungen haben.

Ein Fürſt, der, immer von gutem Muth,
Auch Andern gern zumuthig thut,
Beſtellt es, Dich von falſchen Lehren,
Weſern es möglich, zu bekehren.
Neptunus aber bleibt bei Seit'.
Ergetz' er ſich im Meere weit;
Dort mag er unumſchränkt gebieten.
Du laſſ' nur glühen, ſprühen, wühlen;
Es deutet auf gelinde Lehren.
Zum Plutus und Pluto Dich zu bekehren;
Und überdieß den ſchönſten Sold:
Gold — aber dieß Mal mehr als Gold.

Herrn Rath Schellhorn.

Zum 1. December 1828.

Daß im großen Jubeljahre
Wir Dein Jubiläum ſchmücken,
Das erlebe, Das gewahre,
Treuer Diener, mit Entzücken!
Dir gelang's, in ſtiller Sphäre
Deinen Fürſten zu begleiten;
Werde theilhaft ſeiner Ehre
Bis in allerſpät'ſte Zeiten!

Den Freunden.

Am 28. Auguſt 1826.

Der Menſchen Tage ſind verflochten,
Die ſchönſten Güter angefochten,
Es trübt ſich auch der frei'ſte Blick;
Du wandelſt einſam und verdroſſen,
Der Tag verſchwindet ungenoſſen
In abgeſondertem Geſchick.

Wenn Freundesantlitz Dir begegnet,
So biſt Du gleich befreit, geſegnet;
Gemeinſam fren'ſt Du Dich der That.
Ein Zweiter kommt, ſich anzuſchließen,
Mitwirken will er, mitgenießen;
Verdreifacht ſo ſich Kraft und Rath.

Von äußerm Drang unangefochten
Bleibt, Freunde, ſo in Eins verflochten;
Dem Tage gönnet heitern Blick!
Das Beſte ſchaffet unverdroſſen;
Wohlwollen unſ'rer Zeitgenoſſen,
Das bleibt zuletzt erprobtes Glück.

Dem aus Amerika glücklich heimkehrenden, Ihrem durchlauchtigſten Bruder Herrn Carl Bernhard, Herzog von Sachſen-Weimar-Eiſenach Hoheit, die verbundenen Brüder der Hofe Amalia zu Weimar.

Am 12. September 1828.

Das Segel ſteigt, das Segel ſchwillt!
Der Jüngling hat's gewünſcht;
Nun iſt des Mannes Wunſch erfüllt,
Noch iſt ihm Nichts verſäumt.
So geht es in die Weite fort
Durch Wellenſchaum und Strauß;
Kaum ſieht er ſich am fremden Ort,
Und gleich iſt er zu Haus.

Da ſummt es wie ein Bienenſchwarm;
Man baut, man trägt herein;
Des Morgens war es leer und arm,
Um Abends reich zu ſein.
Geregelt wird der Tauſch Kauf
Durch kaum bewohntes Land;
Der Zeilen Reihe zur Wohnung auf,
Als Garten blüht's im Sand.

Der Neuſiedler begrüßt ſeinen Raum,
Entſchloſſen und gelind,
Als Bruder jeden Ebenmann,
Als Vater jedes Kind;
Empfindet, wie ſo ſchön es ſei
Im freiſchen Gottesreich;
Er fühlt mit ſich dem Wackern frei,
Und ſich dem Beſten gleich.

Scharfſichtig Land und Städte ſo
Weiß er ſich zu beſchau'n;
Geſellig auch, im Tanze froh,
Willkommen ſchönen Frau'n;
Den Kriegern iſt er ungewöhnt,
Mit Schlacht und Sieg vertraut;
Und ernſt und ehrenvoll ertönt
Canonen-Donner laut.

Er fühlt des edeln Landes Glück,
Ihm eignet er ſich an,
Und hat bis heute manchen Blick
Hinüberwärts gethan.
Dem aber ſei nun, wie's auch ſei,
Er wohnt in unſerm Schooß! —
Die Erde wird durch Liebe frei,
Durch Thaten wird ſie groß.

Die erſten Erzeugniſſe der Stotternheimer-Dalme.

Begleitet von dichteriſchem Dialog zwiſchen dem Gnomen, der Genoſſin und der Lechaik. Ueberreicht zum 30. Januar 1828. Mit getreuſtem Glückwunſch! C. Glenck, Salinen-Director, unterthänigſt.

Gnome.

In brauner Kapp' und Kutte tret' ich an,
Wo Prunk im Licht erhellt den weiten Plan,
Unwillig, doch genöthigt, bin ich hier:
Denn Das, was triumphirt, gehörte mir;

Ich barg es tief in schwerer Nächte Schooß,
Nun liegt es klar am hellen Tage bloß,
Und da es mir zu hindern nicht gelingt,
So bin ich Einer, der es festlich bringt.

Den Menschen will ich wohl; allein betrübt,
Daß sie mißbrauchen, was man Gutes gibt,
Versteck' ich Geld an schmaler Klüfte Wand;
Als Staub zerstreu' ich's breit in Fluß und Sand.
Und wenn sie's dann mit Müh' und Fleiß erhascht,
Wird es sogleich vergeudet und vernascht;
Mit rollen Händen wird es ausgestreut,
Und Niemand häuft den Schatz für künft'ge Zeit.

Doch heute bringt ein kühn gewandter Mann,
Der gegen mich so manche List ersann,
Als Gabe dar, was, selbst an diesem Tag,
Schwerweiß zu feiern, dem Fürsten genügen mag.
So thut sie denn dem Bürger auch genug,
Dem Reisenden, dem Landmann hinter'm Pflug.
Und wenn sie Euch das Schönste heißen läßt,
So feiert froh das allgemeine Fest!

Prognostic.

Hast Du auch edle Schätze tief verscharrt,
Dem Menschengeist sind sie bereits entdeckt.
Ist doch Natur in ihrem weitern Reich
Sich stets gewiß und folgerecht und gleich;
Und wer des Knäuels zartes Ende hält,
Der schlingt sich wohl durch's Labyrinth der Welt.
So schreit' ich fort durch Feld und Bergeshöh'n.
Ich zaud're nicht — auf ein Mal bleib' ich stehn;
Tief unten fühl' ich das ersehnte Gute;
Erfahrung bleibt die beste Wünschelruthe.
Bedeckt der Kalkstein hier die Region,
So ahn' ich unten Thon und Gyps und Thon,
Sodann auch Sandstein; laßt ihn mächtig anh'n!
Wir gehen durch; wir wissen, was wir thun.
Nur immer tiefer! unten strömt es hell,
Als unser Schönheits-, unser Jugend-Quell;
Es strömt Gewürz, das lieblicher erquickt,
Als was uns Banda's Inselgruppe schickt.
Schmackhaft durchdringt es unser täglich' Brod!
Es thut dem Menschen, thut dem Thiere Noth;
Gesundes Volk erkranket im Entbehren;
Welch ein Verdienst, es reichlich zu gewähren!

Bezeichnet nun den weitgevierten Schacht,
Und wagt Euch kühn zum Abgrund tiefster Nacht:
Vertraut mir, daß ich Schatz zu Schätzen häufe.
Nun frisch an's Werk und muthig in die Teufe!

Technik.

Nur nicht so rasch und unbedacht gethan!
Mit Hack' und Spaten kommt Ihr kühnlich an;
Wie könnt Ihr Euch so wunderlich behaben,
Als wolltet Ihr des Nachbarn Weinberg graben?
Doch wenn Dein Blick in solche Tiefen drang,
So unze schnell, was unser Kunst gelang.

Nicht meinem Witz ward solche Gunst beschert,
Zwei Götterschwestern haben mich belehrt:
Physik voran, die jedes Element
Verbinden lehrt, wie sie es erst getrennt;
Das Unwägbare hat für sie Gewicht,
Und aus dem Wasser leckt sie Flammenlicht,
Läßt Unbegreiflichers dann stärker sein,
Durch Zauberei im Sondern, im Verein'.

Doch erst zur That erregt den tiefsten Sinn
Geometrie, die Alleherrscherin:
Sie schaut das All durch ein Gesetz belebt,
Sie mißt den Raum, und was im Raume schwebt;
Sie regelt streng die Axiste der Natur,
Hiernach die Pulse Deiner Taschenuhr;
Sie öffnet geistig grenzenlosen Kreis
Der Menschenhände kümmerlichsten Fleiß.

Uns gab sie erst den Hebel in die Hand,
Dann ward es Rad und Schraube dem Verstand;
Ein leiser Hauch genügt der steten Regung,
Ins Fall' und Leere bildet sie Bewegung,
Bis mannigfaltigst endlich unbezirkt
Nun Kraft zu Kräften überschwenglich wirkt.

Von Höh' und Breite sprach ich schon zu viel;
Einfachstes Werkzeug g'nüge Dir zum Ziel!
Den Eisenstab ergreife, der gekrönt
Mit Fall nach Fall den harten Stein verhöhnt;
Und so mit Fleiß, Genauigkeit und Glück
Erbohre Dir ein reichliches Geschick! —

Geleistet ist's! Du bringst im dritten Jahr
Dem Herrn des Lands willkomm'ne Gabe dar.

Gnome.

Auch ich entsage nun dem alten Trug;
Was ich verheimlicht, sei dem Volk zu Nutz!

Prognostic.

Und wenn ich einsam im Gebirg verweilt,
Hat doch mein Geist den tiefsten Wunsch ereilt.

Technik.

Bethätigt weiter glückliche Bereitung
An dieses Tages günst'ger Vorbedeutung!

Zelter's siebenzigster Geburtstag.

Gefeiert von Bauenden, Dichtenden, Singenden am 11. December 1827.

Bauende. Chor.

Schmückt die priesterlichen Hallen,
Edler Harmonie errichtet,
Heut' dem Manne zu gefallen,
Der sein Leben Euch verpflichtet!

Solo.

Waget, laut und klar zu nennen
Sein Bemühen, ſeine Tugend;
Denn ein herzlich' Anerkennen
Iſt des Alters zweite Jugend!

Singende. Chor.

Füllt die wohlgeſchmückten Hallen
Laut mit feſtlichen Geſängen,
Und in Ehren laſſt erſchallen,
Wie ſich die Gefühle drängen!

Solo.

Laſſt uns kräftiglich erſtärken
Des Verdienten neues Leben;
Mag ein Jüngling wohl vermerken,
Sich bei Zeiten zu erheben!

Dichtende. Recitativ.

Froh tret' ich ein, und wohl weiß ich zu ſchätzen,
Was Ihr, ſo nah' mit meinem Thun verwandt,
Zu dieſes Tages feſtlichem Ergetzen
Von Herrlichkeit umher gebannt.
Kühn darf ich mich nach jeder Seite wenden,
So herrlich ſei, ſo feſtlich ſei der Ort;
Doch bricht hervor und glänzt nach allen Enden
Der Freundſchaft wie der Liebe heilig' Wort.

Dichtende. Aria.

Die Blumen, gepflegt und gehütet,
Ihm brachte' ich ſie oft zum Strauß,
Wie friſch man der Liebſten ſie bietet;
Sie nahmen ſich zierlich aus.
Dann erſt begann es zu düften;
Da hob ein friſcher Flor
Zu leichten Aether's Lüften
In Tönen ſich hervor.

Bauende. Solo.

Hat er uns früh gepfleget,
Wir gründeten ſein Haus.

Singende. Solo.

Wie er uns täglich heget,
Wir füllen's freudig aus.

Zu Drei.

Nun erſt beginnt's zu düften;
Nun hebt ein friſcher Flor
Zu leichten Aethers Lüften
In Tönen ſich empor.

Dichtende. Solo.

Blitz und Schlag
Am klaren Tag
Unterbricht
Freud' und Licht.

Bauende.

Finſterniß und Nebelſchauern
Hingegeben unbewußt,
Und von tiefgefühltem Trauern
Nähret ſich die hohe Bruſt.

Singende.

Melodie'n ſo hehr, ſo ſchöner
Dringen aus der ſinnigen Bruſt.
Ach, es ſind nur Trauertöne
Mit're Klagen ohn' Verluſt!

Dichtende. Solo.

Wie wenig, wir Geſchäftigen,
Vermochten wir alsdann!
Er weiß ſich ſelbſt zu kräftigen;
Er iſt, er ſteht ein Mann!

Bauende.

Er ſteht, —

Singende.

Er ſteht, —

Bauende.

Er iſt, —

Singende.

Er iſt, —

Alle.

Iſt unſer Mann!

Dichtende. Aria mit Chor.

Was braucht es weiter!
Wir ſingen heiter
Sowie am Anfang,
So auch am Ende,
Daß jeder Jahrgang
Sich rein vollende.
Sein Thun und Laſſen
In Eins zu faſſen,
Gönn' ihm das Glück!

Bauende, Dichtende, Singende.

Zu Drei oder Vier.

Dankbar, ewig klar und helle
Fließe ſegnend unſer Sang;
Doch an ſolcher Freuden Schwelle
Weilten wir ſchon allzu lang!

Alle.

Dank- und lieb'- und wonnereiche,
Auserwählte, treue Schaar,
Schlinget Eu're Lorbeerzweige
Dreifach um das würdige Haar!

Tiſchlied zu Hetter's ſiebenzigſtem Geburtstage.

Laſſet heut' am edeln Ort
Ernſt und Luſt ſich miſchen,
Geiſt an Herzen, Ton am Wort
Feierlichſt erfriſchen;
Froh genießet Eu'rer Lage;
Denn man ſetzt nicht alle Tage
Sich zu ſolchen Tiſchen!

Ein bedeutend ernſt' Geſchick
Waltet über's Leben;
Denn es nimmt der Augenblick,
Was die Jahre geben.

Görge.

Die bezahl' ich gern. Und ich will's ihm gedenken, daß er mich jetzt von Rösen weggesprengt hat. Wenn er nur nicht gar draußen bey ihr ist! Geschwind, geschwind! ich muß fort. (eilig ab)

Achter Auftritt.

Märten. (Hernach) Schnaps.

Märten.

Ein Glück, daß er ihn nicht vermuthet! Das hätte schöne Händel gesetzt! (Am Fenster) Wie er läuft! Er ist schon am Berge. Nun kann mein General wieder aus dem Hinterhalte hervorkommen. Es ist doch kurios, daß jetzt die schlimmsten Leute immer in die Höhe kommen! Man liests in allen Zeitungen. Der da eben

Ist so mancher Gut verronnen,
Hat uns mehr und mehr gewonnen
Mänalich kühn' Verbrechen.

Doch an Lethe's Labetrunk
Darf es heut' nicht fehlen
Jenes Gestirn und frommer Dank
Walte durch die Seelen!
Lasset ewige Harmonien
Rasch sich finden, bald sich flechten,
Und zuletzt vermählen.

Unser Mann, er that ja so;
Lebt' er d'rum! er lebe!
Werde seiner Edle froh,
Daß er nehm' und gebe;
Wie bisher, im Wechseln,
Sich zu Tag- und Jahresfesten
Uns zu Lieb' erhebe!

Zum nächsten Prudentiae Johannis 1830.

Zwanzig Jahre sind verflossen,
Wie gemischte Tage sind's;
Zwanzig Jahre sind hinüber
In das ernst Vergang'ne schon.

Doch lebendig, heißt's aufs Neue,
Thut sich edles Wirken kund,
Freundes Liebe, Männer Treue,
Und ein ewig' sich rer Bund.

Ausgesä't in weiter Ferne,
Nah', getrennt, ein ernstes Reich;
Schimmern sie, bescheid ner Sterne
Leis wohlthätigem Lichte gleich.

So! — die Menschheit fort zu ehren,
Lasset freudig überein,
Als wenn wir beisammen wären,
Kräftig uns zusammen sein!

Erwiederung der festlichen Gaben, angelangt von Frankfurt nach Weimar den 28. August 1830.

Mel. Lasset heut' im edlen Kreis ꝛc.

Pflegten wir, crystallen' Glas
Rasch mit Schaum zu füllen,
Und mit Maß und ohne Maß
Durst und Lust zu stillen;
Reicht man jetzt dem heitern Zecher
Silbern', reich verzierten Becher,
Scheint es gar bedenklich.

Ward auch alt' und junger Wein
Reichlich hergespendet,
Wie die Flüsse sich vom Main
Norden zugewendet.
Euern Frohsinn im Behagen
Sollen wir in guten Tagen
Dankbar mitgenießen.

Werde Silber, werde Gold,
Wie sich's ziemt, verehret!
Bleibe guter Geist Euch hold,
Der im Stillen lehret:
Sich an's Reine zu gewöhnen,
Und im Rechten, Guten, Schönen,
Recht uns einzuüben!

Mit einem zierlichst aufgezeichneten Blumenkranze.

Sie.

Zarter Blumen leicht' Gewinde
Flecht' ich Dir zum Angebinde;
Unvergängliches zu bieten,
War mir leider nicht beschieden!

In den leichten Blumenranken
Lauschen liebende Gedanken,
Die in leisen Tönen klingen
Und Dir fromme Wünsche bringen.

Und so bringt vom fernen Orte
Dieses Blatt Dir Blumenworte.
Mögen sie vor Deinen Blicken
Sich mit frischen Farben schmücken!

Erwiederung.

Er.

Bunte Blumen in dem Garten
Leuchten von der Morgensonne,
Aber leuchten keine Wonne;
Liebchen darf ich nicht erwarten.

Sendest nun in zarten Kreisen
Die von Dir gepflückten Sterne,
Zärtlich wißt Du mir beweisen:
Du empfindest in der Ferne.

Was ich in der Fern' empfinde,
Sie als wär' kein Raum dazwischen;
Und so blühen auch geschwinde
Die getrockneten mit frischen.

Der Demoiselle Schmehling nach Aufführung der Hasse'schen Sta. Elena al Calvario.

Leipzig 1771.

Klarster Stimme, froh an Sinn —
Reinste Jugendgabe —
Zogst Du mit der Kaiserinn
Nach dem heil'gen Grabe.
Dort, wo Alles wohl gelang,
Unter die Beglückten
Riß Dein herrschender Gesang
Mich den Hochentzückten.

An Madame Marx, zum frohen Jahresfest.

Weimar 1831.

Sangreich war Dein Ehrenweg,
Jede Brust erweiternd;
Sang auch ich auf Pfad und Steg,
Müh' und Schritt erheiternd.

Nah' dem Ziele, denk' ich heut'
Jener Zeit, der ſüßen;
Jüßte mit, wie mich's erfreut,
Segnend Dich zu grüßen!

Gedichte zu Bildern.

Amor,
mit einer Lyra noch eben ſtehend.

Sollen immer neue Lieder
Nach dem höchſten Aether dringen?
Bringe lieber ſie herwieder,
Daß wir Lieb' und Liebchen ſingen.

Bei Tag der Welten Ferne unſerwendt' Weben!
Bei Nacht des Sternenheeres glühend' Leben!
Mit reinen Saiten mag' empor zu dringen:
Du wirſt der Sphären ewige Lieder ſingen.

Guter Amor, nicht ſo munter
Mit der Leier fort nach oben!
Bringe lieber ſie herunter,
Daß wir uns an ihr erproben;
Manches iſt an uns zu loben.

Schwebender Genius über der Erdkugel,
mit der einen Hand nach unten, mit der andern nach oben deutend.

Zwiſchen oben, zwiſchen unten
Schweb' ich hin zu munt'rer Schau,
Ich ergetze mich am Bunten,
Ich erquicke mich im Blau.

Memento mori! gibt's genug,
Mag ſie nicht hererzählen;
Warum ſollt' ich im Lebensflug
Dich mit der Grenze quälen?
D'rum, als ein alter Knaſterbart,
Empfehl' ich Dir docendo:
Mein theurer Freund, nach Deiner Art,
Nur vivere momento!

Wenn am Tag Zenith und Ferne
Blau in's Ungemeſſ ne fließt,
Nacht's die Ueberwucht der Sterne
Himmliſche Gewölbe ſchließt:
So am Grünen, ſo am Bunten
Kräftigt ſich ein reiner Sinn,
Und das Oben wie das Unten
Bringt dem edeln Geiſt Gewinn.

Beſchildeter Arm
gegen ein vorüberziehendes Wetter Bücher beſchützend.

Manches Herrliche der Welt
Iſt in Krieg und Streit zerronnen;
Wer beſchützet und erhält,
Hat das ſchönſte Loos gewonnen.

Soll Dich das Alter nicht verdrießen,
So mußt Du es gut mit Andern meinen;
Mußt Viele fördern, Manchem nützen:
Das wird Dich vor Vernichtung beſchützen.

Regenbogen
über den Höhen einer anmuthigen Landſchaft.

Grau und trüb und immer trüber
Kommt ein Wetter angezogen; —
Blitz und Donner ſind vorüber,
Euch erquickt ein Regenbogen.

Wilde Stürme, Kriegesſorgen
Raſten über Hain und Dach;
Ewig hoch und allgemach
Steht ſich her der bunte Bogen.

Friede Zeichen zu gewähren,
Wird der Erdkreis nimmer müde,
Schon ſeit vielen tauſend Jahren
Spricht der Himmelsbogen: Friede!

Aus des Regens dunkler Traube
Glänzt das Bild, das immer neue;
Aus den Thränen zarter Liebe
Spiegelt ſich der Engel Treue.

Genius,
die Maſſe der Natur enthüllend.

Bleibe das Geheimniß theuer!
Laſſ' den Augen nicht gelüſten!
Sphinx-Natur, ein Ungeheuer,
Schreckt ſie Dich mit hundert Brüſten.

Suche nicht verborg'ne Weihe!
Unter'm Schleier laſſ' das Starre!
Willſt Du leben, guter Narre,
Sieh' nur hinter Dich in's Freie!

Anſchau'n, wenn es Dir gelingt,
Daß es erſt in's Inn re dringt,
Dann nach außen wiederkehrt,
Biſt am Herrlichſten belehrt.

Urne
auf einem bunten Teppich.

Kannſt Du die Bedeutung leſen,
Ihren Sinn verlierſt Du nie:
Beide ſind nur todte Weſen,
Und die Kunſt belebte ſie.

Offen ſteht ſie; doch geheime Gaben,
Zugerollt in ihrem Schooße,
Liegen ahnungsvoll die Looſe.
Wer's ergreift, der wird es haben.

Leuchtender Stern
über Winkelmaß, Zirkel und Lineal.

Zum Beginnen, zum Vollenden
Zirkel, Ziel und Winkelmaße;
Alles ſteckt und ſtarrt in Händen,
Leuchtet nicht der Stern dem Tage.

Sterne werden immer ſcheinen,
Allgemein auch, zum Gemeinen;
Aber gegen Maß und Kunſt
Achten ſie die ſchönſte Gunſt.

Pinſel und Feder.
Von Luther mißwunden und von einem Sonnenblick beleuchtet.

Auf den Pinſel, auf den Kiel
Muß die Sonne freundlich blicken,
Dann erreichen ſie das Ziel,
Erdenlehrer zu beglücken.
Künſtlern auch der Lorbeer grünt,
Wenn ſie freudig ihn verdient.

Wirſt Du Großes Dich erkühnen,
Zeigt ſich hier ein bereit' Stück;
Feder wird dem Geiſte dienen,
Und der Pinſel dient dem Blick.

Wenn der Pinſel ihm die Welt erſchuf,
Wenn die Feder ihm das Wort gereicht,
Bleibt des Mimen edelſter Beruf,
Daß er ſich des Lorbeers würdig zeigt.

Will der Feder zartes Walten,
Will des Pinſels muthig' Schalten
Sich dem reinſten Sinn bequemen,
Kannſt getroſt den Lorbeer nehmen.

Zu einem Oelgemälde.

An den Wurzeln heiliger Eiche
Schwillt ein Lebensquell hervor,
Und ſie, ohne Nachbargleiche,
Wuchs die Edle ſtill empor.
Aeſte ſtreckt ſie, Blätterbüſche
Sonnig, über glatte Fluth,
Und in ewig grüner Friſche
Spiegelt ſich des Dankes Gluth.

Zu einem Bilde von Frankfurt a. M., als Geſchenk für Herrn Bibliothek-Secretär Krämer.

Großen Fluß hab' ich verlaſſen,
Einem kleinen mich zu weih'n;
Sollte der doch eine Quelle
Manches Guten, Schönen ſein!

Mit einem Bildchen Schloß Heidelberg in der Abendſonne.

Erleuchtet außen her vom Sonnengold,
Bewohnt im Innern traulich, froh und hold.
Erzeige Dich ſo Dein ganzes Leben ſo:
Nach außen herrlich, innen hold und froh!

Das ſogenannte Römiſche Haus im Park.

Römiſch mag man's immer nennen;
Doch wir den Bewohner kennen,
Dem der ächte Deutſche Sinn,
Ja, der Weisheit iſt Gewinn.

Zum Bildniß der Prinzeſſinn Marie.

Lieblich und zierlich,
Anmuthig und hold,
Sind ihr die Treuen
Sicher wie Gold.

Gartenhaus am unteren Park.

Der's gebaut vor fünfzig Jahren,
Sieht es noch am Wege ſtehn,
Liebespaar vorübergehn,
Wie wir Andern damals waren,
Als die Büſche lieblich blühten,
Lichter in dem Schatten ſpielten;
Wo ſich Liebende verſtanden,
Immer ſuchten, oft ſich fanden
Zu geſellig friſchem Leben,
Wie wir's Euch nun übergeben.

Uebermüthig ſieht's nicht aus,
Hohes Dach und nied're Haus;
Allen, die daſelbſt verkehrt,
Ward ein guter Muth beſcheert.
Schlanker Bäume grüner Flor,
Selbſtgepflanzter, wuchs empor;
Geiſtig ging zugleich anbort
Schaffen, Hegen, Wachſen fort.

Dieſer alte Weidenbaum
Steht und wächſ't als wie im Traum,
Sah des Fürſtendaches Glühen,
Sieht der Ilme leiſes Fluthen.

Freundinn, Dir zum neuen Jahr
Bring' ich ſchnell den Commentar
Deiner ſchön geſchmückten Decke!
Früheres bewährt ſich treu;
Neuen Tagen ſei es neu,
Und ſo weiter eine Strecke.

Zu dem Bilde einer Hafenſtadt am ſchwarzen Meere.

Schroffe Felſen, weite Meere
Geben weder Luſt noch Lehre;
Denn ſie ſind uns gar zu fern.
Aber jener Freund im Innern,
Seine Neigung, ſein Erinnern
Leuchtet her ein holder Stern.

Inſchriften und Erinnerungsblätter.

Inſchrift an Fr. C. v. J. W.

October 1807.

Dieſes Stammbuch, wie man's auch nimmt,
War eigentlich für 'nen Studenten beſtimmt,
Der es, auf academiſchen Pfaden,
Sich füllen ließ' aus Hertel's Laden;
Wie ich's denn auch, — nicht unter Ding' —
Aus der hübſchen Frau Hertel Hand empfing.

Denn unter Dinge konnt' ich nicht ſein.
Wir waren ſchon in den October hinein,
Und Preußiſche Schaaren allzumal
Zertrappelten uns Berg und Thal;
Und damals war noch Nichts verloren.

Ich kramte mir aber hinter den Ohren
Und legte mich, wie vor alter Zeit,
Wieder an des Thales Wirklichkeit,
Und wollte höflich mich erdreiſten,
An der Saale das auch zu leiſten,
Was an der Tépel ich trieb im Spiel!
Das war nun freilich gar nicht viel.

Kaum hatt' ich aber ein Paar Papperln gezeichnet
Und ein Paar Verſe wie angeeignet,
Da brach die Sündfluth auf ein Mal herein:
Es hätte nicht können ſchlimmer ſein.

Wie aber nach dem jüngſten Gericht,
Was vorgeſchah, auch wieder geſchieht,
Und über Wolken und unter Flammen
Freunde und Feinde kommen zuſammen;
Und obenan im höchſten Chor
Jeder Heilige, nach wie vor,
Hebt und trägt ſein Marter-Inſtrument,
Woran man ihn allein erkennt:
So werd' ich auch wohl in Abraham's Schooß,
Bleiſtift und Pinſel nicht werden los.
Bei vieler Luſt und wenig Gaben
Werd' ich doch nur gekritzelt haben.

Doch ſei dem Allem, wie es ſei,
Kein Blatt im Buch iſt überlei,
Auf beiden Seiten manche beſchrieben
Und ſo Nichts weiter übriggeblieben,
Als daß Du glaubſt, das viele Papier,
Was auch d'rauf ſtehe, gehöre Dir.
Und dazu haſt Du Fug und Macht,
Immer war Dein' dabei gedacht.
So ſteht Dein Bild auch klar und glatt
In unſerm Herzen auf jedem Blatt.
Und Liebe bleibt zu unſerm Gewinn
Ein beſſ'rer Zeichner, als ich bin.

An den Prinzen von Ligne.

In früher Zeit, noch froh und frei,
Spielt' ich und ſang zu meinen Spielen;
Dann fing's im Herzen an zu wühlen,
Ich fragte nicht, ob ich ein Dichter ſei:
Doch, daß ich liebte, konnt' ich fühlen.
So bleibt es noch. Ich weiß nicht viel
Von eig'nen dichteriſchen Thaten.
Man ſagt: wie ſei als Ernſt und Spiel
Nicht übel Dieß und Jenes gerathen.
Gern hör' ich Gutes von der Kunſt,
Der ich mein Leben treu geblieben;
Doch mich in meinen Freunden lieben,
Dieß, edler Mann, Dieß iſt die ſchönſte Gunſt!

An Schiller.

Mit einer kleinen mineralogiſchen Sammlung.

Dem Herren in der Wüſte bracht'
Der Satan einen Stein,
Und ſagte: „Herr, durch Deine Macht
Laß' es ein Brödchen ſein!“

Von vielen Steinen ſendet Dir
Der Freund ein Muſterſtück;
Jdeen gibſt Du bald dafür
Ihm tauſendfach zurück.

An Madame Weiß.

Zum 25. December 1807.

Erlaubt ſei Dir, in mancherlei Geſtalten,
Das junge Volk und die erbwerk'gen Alten
Zum Beſten, wie es Dir beliebt, zu halten.
Und Phädra, wüthend, leidenſchaftlich groß;
Eliſabeth, ſo tief- als ſchreckensloß;
Meſſina's Fürſtinn, feſt, wenn das Geſchick
bricht,
Jungfrau geſtählt, nur gegen Liebesblick nicht;
Clärchen zuletzt, die Jeden ſo verführt,
Daß er den Kopf wie Belgien's Held verliert:
Der Wechſel bilde Dein beglücktes Reich,
Bleibſt Du nur uns, den Freunden, immer
gleich!

An Herrn Oberſt-Lieutenant von Poch.

Den 22. October 1813.

Von allen Dingen, die geſchehn,
Wenn ich es redlich ſagen ſollte,
So war's, Koſaken hier zu ſehn,
Nicht eben, was ich wünſchen wollte.
Doch als die heilig große Fluth
Den Damm zerriß, der uns vereinte,
Und Wen' auf Welle mich bedrängte,
War Dein Koſak mir lieb und gut.

Herrn Regierungsrath Feurer.

Bei Ueberſendung eines Rheinländiſchen Ducaten.

Rein, frechere Wette verliert man nicht,
Als an der Elb' ich dazumalen!

Dresden, den 15. Auguſt 1813.

Jetzt da man über'm Rheine ficht,
Win ich mit Rhein-Gold ſie bezahlen.

Weimar, den 25. Februar 1814.

Herrn Oberſt von Grimm.

Weimar, den 14. October. Nachmittags 3 Uhr. 1806.

Dem wir unſ're Rettung danken
Aus den Händen wilder Franken,
Nimm zur Jahresfeierſtunde
Hohen Wunſch vom treu'ſten Munde!

An Alexander von Humboldt.

Weimar, den 27. Juni 1826.

An Trauertagen
Erlangte mir Dein herrlich' Heft!
Es ſchien zu ſagen:
„Ermanne Dich zu fröhlichem Geſchäft!“
Die Welt in allen Zonen grünt und blüht
Nach ewigen, beweglichen Geſetzen,
Das wohnſt Du ja treuſt zu ſchätzen;
Erheit're ſie, durch mich, Dein ſchwer bedrängt' Gemüth!

An P. P.

Haſt den Nolen feſt im Rheine liegend
Für das wohlbeſtell'te Schiff;
Bleibe doch in Neckar-Buchten ſchmiegend,
Hier iſt ein Corallen-Riff!
Aber da, wo jeder Tag erzeuget
Hinderniß auf Hinderniſſe thürmend auf,
Oder ſchlimmer noch ſie wiegend beuget,
Richteteſt Du wohl dahin den Lauf?

Herrn Grafen Loeben.

Carlsbad, den 25. Auguſt 1819.

Da Du gewiß, wie Du mir zugeſagt,
Nach meinem Scheiden feiern willſt mein Leben:
So laſſ' mich Dir, da es noch Beiden tagt,
Ein freundlich Wort zu Deinem Tage geben.

An Denſelben.

Nach deſſen Tode, den 3. April 1829.

Nun iſt's geſchehn! Dir hat ein herber Streich
Das ſchöne Lebensglück entriſſen;
Drum iſt es beſſer, auf der Stelle gleich
Die Freunde preiſen: die Geliebte küſſen.

Madame Catalani.

Im Zimmer wie im hohen Saal
Hört Keiner je ſich ſatt;
Denn man erfährt zum erſten Mal,
Warum man Ohren hat.

Carlsbad, zum goldenen Brunnen, am 24. Auguſt 1816.

Austauſch.

Ein ſchlafendes Nymphchen gegen drei heilige Könige.

Alte, härtige, ſogar ſchwarze Geſichter
Haſt Du mir überliefert; aber mit ſolchem Gelichter
Kann ich nicht wieder dienen; jedoch in lieblicher Breite,
Ein hübſches Kind von der andern Seite.
Sollte der Anblick Dich erſchrecken,
Du kannſt ſie leicht mit dem Schleier decken.

An ....

Die Freundin war hinausgegangen,
Um in der Welt ſich umzuthun;
Doch wird ſie bald nach Hauſ' gelangen
Und auf gewohnte Weiſe ruh'n
Und zeigt ſich dann das artige Kätzchen,
Umwunden reich von Zopf und Zöpfchen,
Nach einem küſſenweichen Sitzchen
So bietet freundlich ihr das Mätzchen.

Weimar, den 30. November 1813.

An Gräfinn Conſtanze von Fritſch.

Bei Ueberſendung eines Pensée-Sonnets.

Die Deutſche Sprache wird nun rein,
Penſée darf künftig nicht mehr gelten:
Doch wenn man ſagt: Gedenke mein'!
So, hoff' ich, ſoll uns Niemand ſchelten.

Weimar, den 27. Februar 1819.

An Pauline.

Bei ihrer Reiſe nach St. Petersburg.

Blumenkelche, Blumenglocken
Folgen Deinem Reiſelauf,
Unter Schneegeſtöbesflocken
Suchſt Du mir was Liebes auf.

Weimar, den 12. November 1815.

Derſelben.

Dein Oſt-Geſchenk weiß ich zu ſchätzen;
Von Weſten ſei Dir Dieß gebracht;
An Dank hab' ich ſchon viel gedacht;
Doch will ſich's nicht in's Gleiche ſetzen.

Zu einer Handſchrift Friedrich's, des Großen.

Das Blatt, wo ſeine Hand gerußt,
Die einſt der Welt geboten,
Iſt herzuſtellen fromm und gut.
Heil Ihm, dem großen Todten!

Myſtiſche Erwiederung.

Aus düſtern Kloſterhallen ſchallen
Verhalt'ne Seufzer und verhallen
An unſers Herzens Bebewand;
Dann ſoll auch unter Purpur-Thronen,
Safran-Gehängen prächtig wohnen,
Dem Du ein Auge zugewandt.
Allbort empfangen uns begeiſtet
Geſchmacksgerüche; wer erdreiſtet
Des Doppelpaares hohen Preis?
Doch Kutt' und Purpur ſind ergetzlich,
Gerüche, Schmäcke überſchätzlich
Dem, der ſich Deine Gnade weiß.

Mit einem bunt geſtickten Kiſſen.

Nicht fall's von Ihrer Seite kommen, —
Sobald es einmal Platz genommen; —
„Mich denkend, ſeh' es freundlich an;
Mich liebend, lehne Dich daran.“

Mit einer angeſchriebenen Feder.

Dem Dichter widm' ich mich, der ſich erfreut
Und ſeiner Freundinn heiter, gründlich leht.

An Frau Oberkammerherrinn von Cotta in Stuttgart.

Muſterſtahl für Schmerz und Sorgen
Wünſcht mir, ihre Freundinn, borgen?
Nimm ihn wieder! Troſt und Segen
Soll er Dir zu Häupten legen!

In ein Stammbuch, zur Weihe.

Eile, Freunden Dieß zu zeichen;
Bitte ſie um eilig' Zeichen,
Eilig' Zeichen, daß ſie lieben!
Lieben, Das iſt ſchnell geſchrieben,
Jeder aber darf nicht weilen,
Liebe will verbereiten.

Schul-Pforte.

Ehre, Deutſcher, treu und innig
Des Erinnerns werthen Schatz!
Denn der Knabe ſpielte ſinnig
Alexſtock einſt auf dieſem Platz.

An dem ſtillbegrenzten Orte
Bilde Dich, ſowie's gebührt,
Jüngling, öffne Dir die Pforte,
Die in's weite Leben führt!

Find' in dieſer Büchlein Reihe
Manches Alte, manches Neue;
Sie, zu ihnen wiederkehrend,
Stets erfreuend, oft belehrend!
Viel gute Lehren ſtehn in dieſem Buche;
Summir' ich ſie, ſo heißt's doch nur zuletzt:
Wohlwollend ſeh' umher und freundlich ſuche,
So findeſt Du, was Geiſt und Herz ergetzt.

An Emilinn Rapp, geborne von Rothberg.

In dem Guten, in dem Schönen
Werden wir uns gern gewöhnen;
An dem Schönen und dem Guten
Werden wir uns friſch ermuthen.
So bedarf es Deinen Wegen
Weiter keinen Reiſeſegen.

In ein Stammbuch.

Dieß Album lag ſo manches Jahr in Banden,
Nun richtet ſich's zu friſcher Wand'rung auf;
Von früher Welt ſind Freunde noch vorhanden,
Erneue ſich ein heit'rer Tageslauf!

Herrn Ferdinand Hiller.

(Schüler von Hummel.)

Ein Talent, das Jedem frommt,
Haſt Du in Dein Gut genommen;
Wer mit beiden Händen kommt,
Ueberall iſt Der willkommen.

Weich ein glänzendes Geleite!
Zuhöchſt an der Meiſter Seite;
Du erfreuſt Dich ihrer Ehre,
Sie erfreut ſich Deiner Lehre.

An ....

Zur Denkmünze.

Wenn der Freund auf blankem Grunde
Heute Dich als Mehr bezeigt,
Denk' ich ihm die ſelige Stunde,
Wo er Deinen Blick gemißt.

Zum Andenken

Dieß feſſle Deine rechte Hand,
Die Du dem Freund vertrauet;
Auch denke, daß er fern im Land
Nach Euch mit Liebe ſchauet!

An Klinger.

Mit einem Becher der ehemaligen Hanſee zu Frankfurt.

An dieſem Brunnen haſt auch Du getrieben,
Im engen Raum die Weite vorgeübt;
Den Wanderſtab aus frommer Mutter Hand
Nahmſt Du getroſt in's fernſte Lebensland,
Und magſt nun gern verleih nes Bild erneu'n,
Am hohen Ziel des erſten Schritts Dich freu'n!

Eine Schwelle hieß in's Leben
Uns verſchied'ne Wege gehn;
War es doch zu edelm Streben, —
D'rum auf frohes Wiederſehn!

Mit der Jubiläums-Medaille.

Ehre, die uns hoch erhebt,
Führt vielleicht aus Maß und Schranken;
Liebe, die im Innern lebt,
Sammelt ſchwärmende Gedanken.

An Demoiſelle Sonntag.

Ging zum Pindus, Dich zu ſchildern;
Doch geſchah's zu meiner Qual:
Unter neun Geſchwiſter Bildern
Wogte zweifelnd Wahl um Wahl.
Phöbus mahnt mich ab vom Streben:
Sie gehört zu unſerm Reich;
Mag ſie auch hierher begeben,
Findet wohl ſich der Vergleich.

Daß man in Guter dieſer Erde
Zu theilen ſich beſcheiden werde

Singt manches alt' und neue Lied.
Und wären's zarte Liebesgaben,
Mit wem wir ſie zu theilen haben,
Das macht den großen Unterſchied.

Die Gegenwart weiß Nichts von ſich,
Der Abſchied fühlt ſich mit Entſetzen,
Entfernen zieht Dich hinter Dich,
Abweſenheit allein verſteht zu ſchätzen.

An Fein Mendelsohn-Bartholdy.

Wenn aber die ernſte Partitur
Quer Stecknadelköpfchen reiten;
Nur zu! auf weiter Tönesflur
Wird manche Luſt bereiten,
Wie Du's gethan mit Lieb' und Glück,
Wir wünſchen Dich allesammt zurück.

C....'s Fehn an .....

Was ich mich auch ſonſt erkühnt,
Jeder wurde ſich mich lieben,
Hätt' ich treu und frei geſchrieben
Al' das Lob, das Du verdient.

An Madame Milder.

Mit einem Exemplar der „Jphigenie".

Dieß unſchuldvolle, fromme Spiel,
Das edlen Beifall ſich errungen,
Erreichte doch ein höheres Ziel,
Von Gluck betont, von Dir geſungen.

Herrn Graf Caſpar Sternberg.

Bei ſeiner Abreiſe nach Weimar.

Oedem Wege, langen Stunden
Unterhaltung ſei gefunden
Durch des Freundes Lieb' und Pflicht;
Kleine Bändchen, kurz' Gedicht.

Steine ſind zwar kalt und ſchwer,
Doch das Herz iſt frei und leicht.
Kommt ein Stein von Oſten her,
Doppelt iſt der Wunſch erreicht;
Denn es iſt ganz einerlei,
Wo und wie das Herz empfindet,
Das empfänglich, heiter, frei,
Sich auch wohl am Stein entzündet.

Treu wünſch' ich Dir zu Deinem Feſt
Das Beſte, was ſich wünſchen läßt;
Doch wünſcht' ich mir zum Lebenskranze,
Dich anzuſchau'n in Deinem Glanze:
Dich ſelbſt in Handeln, Worten, Blicken,
Mir und den Freunden zum Entzücken.

An Madame Carlyle, nach Edinburg.

Auf eine zierliche Viſiten-Karte.

Augenblicklich aufzuwarten,
Schicken Freunde ſolche Karten;
Dieß Mal aber heißt's nicht gern:
Euer Freund iſt weit und fern.

An Diſelde.

Mit einer Druckſchrift.

Wirſt Du in den Spiegel blicken
Und vor Deinen heitern Blicken
Dich, die ernſte Zierde, ſchmücken,
Denke, daß Nichts beſſer ſchmückt,
Als wenn man den Freund beglückt!

Edle Deutſche Häuslichkeit
Ueber's Meer geſendet,
Wo ſich tüchtig in Thätigkeit
Häuslich' Glück vollendet.

An Salomon Vieke aus Pappilh.

Mit einem Büchlein.

Alter Held ſchätzt alte Bücher,
Doch das Wetter zieht vorüber.
Unſ're kalten jungen Krieger
Schätzen hübſche Mädchen lieber.

An die Damen Pauli de Carriggi zu Genf.

Weihnachten 1829.

Glücklich Land, ohne Sclaven
Zur Vollkommenheit gerathen,
Und zu reizenden Genüſſen
Klage Frauen ſie durchſüßen!
Solches löbliche Befleißen
Muß der Dichter höchlich preiſen,
Wenn er koſtet die Vollendung
Solcher höchſt willkomm'nen Sendung.

An Frau Hofräthinn Riemer.

Mit Stickmuſter zu ihrem Geburtstag, verſpätet.

Wenn ſie gleich Dein Feſt verſäumt,
Liebes haben ſie geträumt;
Heute, zwiſchen Schnee und Eis,
Wecken ſie den heitern Fleiß.

An ein Weihnachtskind.

Den 25. December 1828.

Daß Du zugleich mit dem heiligen Chriſt
An einem Tage geboren biſt,
Und Auguſt auch, der werthe, ſchlanke,
Dafür ich Gott im Herzen danke:
Dieß gibt in tiefer Winterszeit,
Erwünſchteſte Gelegenheit,
Mit einigem Zucker Dich zu grüßen,
Abweſenheit mir zu verſüßen,
Der ich, wie ſonſt, in Sonnenferne,
Im Stillen liebe, leide, lerne.

Röſel's Pinſel, Röſel's Kiel
Sollen wir mit Lorbeer kränzen:
Denn er that von je ſo viel,
Zeit und Raum uns zu ergänzen.

Das Entfernte ward gewonnen,
Längſt Entſchwund'nes ſtellt er vor,
Von des Vaterhofes Brunnen
Zu des Dreckens wüſtem Thor.
Äſel's Pinſeln, Äſel's Kielen
Soll fortan die Sonne ſcheinen:
Kunſtreich wußt' er zu vereinen
Gut- und Schönes mit dem Vielen.

Schwarz und ohne Licht und Schatten
Kommen, Äſel auszuwarten,
Grazien und Amerinnen;
Doch er wird ſie ſchon bedienen:
Weiß der Künſtler zu zum Garten
Die verfluchteſten Ruinen
Umzubilden, Wald und Matten
Uns mit Linien vorzuhexen;
Wird er auch Adelen's Alexen,
Zartumriſſ'nen, Licht und Schatten,
Solchen holden Fingerniſſen,
Freundlich zu verleihen wiſſen.

Inſchrift

auf eine von vorzüglichen Minaturbildern umgebene Tafel, lebensereignisse und Zuſtände eines werthen Freundes, Baron von Reutern, darſtellend, von demſelben mit größtem Talent und bewunderungswürdiger Genauigkeit aufgezeichnet.

April 1814.

Gebildetes fürwahr genug!
Bedürft' es noch der Worte?
Wir ſehn des lieben Lebens Zug,
Durch Stunden ſchleicht's und Orte.

Die hohe Gabe preiſen wir,
Die grauſem Unheil ſteuert,
Auf Weg und Stegen Blumenzier
Dem holden Freund erneuert.

Doch jedes Auge, wie es blickt,
Wird in Bewund'rung ſteigen;
Der Geiſt, erhoben und beglückt,
In ſtiller Freude ſchweigen.

Bei Abſendung des Vorſtehenden.

Wort und Bilder, Bild und Worte
Locken Euch von Ort zu Orte,
Und die liebe Phantaſei
Fühlt ſich hundertfaltig frei.

An Frau Clementine von Mandelsloh.

Wenn Phöbus's Roſſe ſich zu ſchnell
In Dunſt und Nebel ſtürzen,
Geſelligkeit wird blendend hell
Die längſte Nacht verkürzen.
Und wenn ſich wieder auf zum Licht
Die Horen eilig drängen,
So wird ein liebend' Frohgeſicht
Den längſten Tag verlängen.

Weimar, am kürzeſten Tage 1820.

In das Stammbuch der Fräulein Antonie von Spiegel.

Wird' ein künſtleriſch' Bemühen
Roſenblüthe, wie ſie blühen,
Roſenkreuz, wie ſie leuchtet,
Hell vom Morgenthau befeuchtet,
Dieſen Blättern anvertrauen,
Würdeſt Du Dein Bildniß ſchauen.
Wie's der Sommergarten hegt,
Bleibt's in unſrer Bruſt getragt.

Weimar, am 1ſten Tage 1821.

Vermächtniß.

Vor die Augen meiner Lieben,
In den Fingern, die's geſchrieben —
Eilt, mit heißeſtem Verlangen
So erwartet wie empfangen —
In der Bruſt, der ſie entſprießen,
Dieſe Blätter wandern ſollen;
Immer liebevoll bereit
Zeugen allerſchönſter Zeit.

Weimar, den 7. März 1821.

Goethe.

Inſchriften, Denk- und Sendeblätter.

1.

Ihro kaiſerlichen Hoheit, der Frau Erbgroßherzogin von Sachſen-Weimar und Eiſenach.

In würdiger Umgebung Deines Bildes,
Wie es mir immerfort im Geiſte waltet,
Wählt' ich in Tagen, wo der Frühling ſchaltet,
Des Gartens Blumen, Blumen des Gefildes.

Dann ſchien der Rand des Achilleiſchen Schildes,
So reich er war, nicht reich genug geſtaltet;
Ja, würd' ein Purpur-Teppich umgefaltet,
Darauf geſä't der Sterne blendend Mildes.

Nun aber wird ein zierlich' Feſt geſchmücket;
Ein treuer Diener widmet's Deiner Hoheit,
Und Du vergönneſt mir die erſte Weihe.

Wie ſprech' ich aus, wie ſehr mich Das beglücket:
Jetzt fühl' ich erſt in neubelebter Frohheit:
Die ſchönſten Kränze winden Lieb' und Treue.

2.

Zum 7. Februar 1824.

Man iſt gewohnt, daß an den höchſten Tagen
Zum Herrſcherthron ſich alle Völkerſchaften
Nach eig'ner Weiſe zuverſichtlich wagen,
Mag ſeltſam auch der Schmuck an ihnen haften
Wie denn das Neuſ're ſei von Pelz und Kragen.
Man ſieht hindurch die innern Eigenſchaften.
Hier bringt nun ein Corſar, zum Schein verwegen,
Einſiedleriſcher Zelle ſtillen Segen.

4.

Ihro kaiſerlichen Hoheit, der Großfürſtinn Alexandra.

Der Frühling grünte ſpielig, blühte froh
Narciſſ' und Lilye, kaum die Roſe ſo;
Doch Früchte reifen mit gedrängtem Segen
Der nah' und näherm Sonnenglanz entgegen;
Sie feierten wechſelnd längſt erſehnte Zeit
Und ſchmeichelten der tiefſten Einſamkeit.
Da ſtellte ſich dem Hocherſtaunten dar
Ein hehrer Fürſt und Jugend Paar um Paar,
So gut als lieb, ehrwürdig und erfreulich;
Der ton'te Sinn bewahret ſie getreulich.
In Frühlings-, Sommer-, Herbſt- und Winter-
tagen
Der beiden Bilder auf- und abzutragen.
So kann er dann, bei ſolcher Sterne Schein,
Auch wenn er wollte, niemals einſam ſein.

3.

Weihnachten.

Bäume leuchtend, Bäume blendend,
Ueberall das Süße ſpendend,
In dem Glanze ſich bewegend,
Alt' und junges Herz erregend —
Solch ein Feſt iſt uns beſchieden.
Mancher Gaben Schmuck verehret;
Staunend ſchau'n wir auf und nieder
Hin und her und immer wieder.

Aber, Fürſt, wenn Dir's begegnet,
Und ein Abend ſo Dich ſegnet,
Daß als Lichter, daß als Flammen
Vor Dir glänzen allzuſammen
Alles, was Du aufgerichtet,
Alle, die ſich Dir verpflichtet:
Mit erhobnen Geiſtesblicken
Zuhlieſt herrliches Entzücken.

5.

Ihro Hoheit, der Prinzeſſinn Maria von Sachſen-Weimar-Eiſenach.

Mit Raphael's Gärtnerinn, zum 3. Februar 1820.

Sanftes Bild dem ſanften Bilde
Unſ'rer Fürſtin widmet ſich;
Solche Ruhe, ſolche Milde
Immerfort umſchwebe Dich.

Denn ein äußerlich' Zerſtreuen,
Das ſich in ſich ſelbſt zerſchellt,
Fordert inneres Erneuen,
Das den Sinn zuſammenhält.

Aus dem bunten Weltbeginnen
Wende Deinen holden Blick,
So vertrauensvoll nach innen,
Wie auf's heilige Bild zurück.

---

5. a.

Ihro Hoheit, der Prinzeſſinn Auguſte von Sachſen-Weimar und Eiſenach.

Mit Scheuren's Morgen. Weimar, zum 30. September 1829.

Alle Pappeln hoch in Lüften,
Jeder Strauch in ſeinen Düften,
Alle ſehn ſich nach Dir um:
Berge ſchauen dort herüber,
Leuchten ſchön und jauchzen lieber:
Doch der ſchöne Tag iſt kurz.

Luſt-Schalmaien will man hören,
Flöten, Hörner und von Chören
Alles, was uns Freude regt.
Selbſt an ſeiner ſtrengen Leine
Springt das Fremdchen um die Beine,
Immer hin und her bewegt.

Und ſo täuſchen wir die Ferne,
Segnen alle holden Sterne,
Die mit Gaben Dich geſchmückt.
Neue Freude, neue Lieder
Grüßen Dich! Erſcheine wieder:
Denn der neue Frühling blickt.

6.

Zum 30. Januar 18.

Vor Oſtern will das holde Licht
Nun glänzend uns vereinen;
Und ſchön're Stunden fänd' es nicht,
Als dieſem Tag zu ſcheinen.

7.

Vorüberführt ein herrliches Geſchick
Erhab'ne Helden, hochverehrte Frauen;
Nun feſſelt uns des heut'gen Tages Glück,
Als Bleibende Dich unter uns zu ſchauen.

8.

Soll auch das Wort ſich hören laſſen?
Der Tag iſt ſchön, der Raum iſt klein;
So mag die Inſchrift kurz ſich faſſen:
Ein Herz wie alle, ſie ſind Dein!

9.

Zum 15. Februar 1819.

Wer Marmor hier und Erz und Elfenbein erblickt,
Und was noch ſonſt von Stoff die edle Kunſt beſchickt,
Der denkt: wie möchten wir mit emſigem Fleiß
Und treuem Sinn das Alles umgeſtalten,
In tauſend Bildern ihren hohen Preis
Und unſ're Liebe zu entfalten!

10.

Die Blumen, in den Wintertagen,
Verſammeln froh ſich hier zu Haufe,
Mit heitern Blicken uns zu ſagen:
An ihrem Feſt blüht Alles auf.

11.

Ehrwort.

Wenn's Jemand ziemt, zu ſprechen mit Vertrauen:
So ziemt es mir; ich ſtehe heut' den Ehen
Gebildeter und liebevoller Frauen,
Der ſich ſo gern um ſie verſammelt, vor.
Mir iſt vergönnt, an ihr hinaufzuſchauen,
Mich zu erquicken an dem friſchen Flor,
Der jede Stunde neuen Werth bethätigt,
Und Frauenwürde ewiglich beſtätigt.

12.

An Herrn Abbate Bondi.

Aus jenen Ländern ächten Sonnenſcheines
Beglückten oft mich Gaben der Geſilde:
Agrumen reizend, Feigen ſüß und milde,
Der Mandeln Milch, die Feuerkraft des Weines.

So manches Muſen-Werk erregte meines
Nordländ'ſchen Geiſtes innigſte Gefilde;
Wie an Achilleus lebenſtreichem Schilde
Erfreut' ich mich des günſtigſten Vereines.

Und daß ich mich daran begnügen konnte,
War mir ſogar ein Anerbieten bereitet,
Erquickend mich durch Anmuth wie durch Stärke.

Doch Nichts erſchien im größeren Momente,
Von innerm Werthe von ſoviel Glück begleitet,
Als durch Louiſe'n Bondi, Deine Werke.

13.

An Gräfinn Edmund.

Carlsbad, den 9. Auguſt 1819.

Ich dachte Dein' und Farben bunt erſchienen
Im Sonnenglanz mir vor'm Geſicht;
Von Blättern ſah ich Mancherlei ergrünen,
Da waren Roſen, auch Vergißmeinnicht!
Pfeile dazwiſchen? golden anzuſchauen,
Durchſcheinend Alles, rings ein gold'ner Kranz;
Und angeſtimmt das hohe Lob der Frauen —
Nun Becher, zu der Freundinn! Bleibe klar und ganz!

14.

An Gräfinn Edmund.

Carlsbad, den 1. Mai 1820.

Hier, wo noch ihr Platz genannt wird,
Hier, wo noch ihr Becher ſteht;
Doch nur Wenigen bekannt wird,
Was von ihrem Grabe weht;

Sag' ich: Freundinn! halte heilig,
Was Dir von der Holden blieb,
Die ſo groß — ach, übereilig —
Von den Abertreu'ſten ſchied!

Und, den Liebenden, den Treuen,
Sei nun weiter Nichts begehrt;
Nur iſt, wenn wir ſie erneuen,
Unſer Leben etwas werth.

15.

Herrn Staats-Miniſter von Voigt.

Zur Feier des 22. September 1820.

Von Berges Luft, dem Aether gleich zu athmen,
Umweht, auf Gipfeleis hochwaldiger Schlunde,
Im engſten Steinen, wie in tiefſten Schachten
Ein Licht zu ſuchen, das den Geiſt entzunde,
War ein gemeinſam köſtliches Betrachten,
Ob nicht Natur zuletzt ſich doch ergründe;
Und manches Jahr des ſtrengſten Erdenlebens
Ward ſie zum Zeugen ehrlichſten Beſtrebens.

Im Garten auch, wo Dichterinnen ſprießen,
Den äußern Sinn, den innern Sinn erquicken,
Verfehlen nicht vor luſtigen Geſchoſſen,
Wie ſie Cupido hin und wider ſchicken:
Da haben wir der Stunden viel genoſſen
An friſch belebter Perſonen heitern Blicken,
Geſtärkend uns den ewig theuren Geiſtern,
Den ſtets bereiten, unerſchöpften Meiſtern.

Dahin bewegten wir: von dornigen Pfaden
Verworr'nen Lebens, gern die müden Schritte;
Dort fanden ſich, zu gleicher Luſt geladen,
Der Männer Tiefſinn, Frauengeiſt und Sitte,
Und Wiſſenſchaft und Kunſt und alle Gnaden
Des Muſen-Gottes, reich, in unſrer Mitte,
Bis endlich, längſt umwölkt, der Himmel weiterte,
Das Paradies und ſeinen Hain zerſchmetterte.

Nun aber Friede tröſtend wiederkehret,
Kehrt unſer Sinn ſich freulich nach dem Alten,
Zu bauen auf, was Kampf und Zug zerſtöret,
Zu ſichern, wie's ein guter Geiſt erhalten. —
Verwirrend iſt's, wenn man die Menge höret;
Denn Jeder will nach eig'nem Wähnen ſchalten:
Beharren wir zuſammt in gleichem Sinne,
Das rechn' ich uns zum köſtlichſten Gewinne.

16.

Dem Fürſten Hardenberg.

Zum ſiebenzigſten Geburtstag.

Wer die Körner wollte zählen,
Die dem Stundenglas entrinnen,
Würde Zeit und Ziel verfehlen,
Solchem Strome nachzuſinnen.

Auch vergehn uns die Gedanken,
Wenn wir in Dein Leben ſchauen,
Freien Geiſt in Erdeſchranken,
Feſtes Handeln und Vertrauen.

taugt nun ganz und gar nichts, und kommt zu solchen Ehren! Wer weiß, was noch daraus wird! Es sind gefährliche Zeiten; man weiß gar nicht mehr, wen man um sich hat. Auf alle Fälle will ich ihm schmeicheln. Er nutzt mir wohl wieder. — Mein General!

Schnaps.

(An der Bodenthüre. Es fällt Heu herunter.) Ist er fort?

Märten.

Schon weit weg.

Schnaps.

(mit Heu bedeckt) Ich komme schon.

Märten.

Ihr seht verzweifelt aus, General Schnaps.

Schnaps.

(auf der Leiter sich reinigend) Das ist

So entrinnen jeder Stunde
Jugleich glückliche Geſchäfte.
Scheu Dir von Mund zu Munde!
Neuen Muth und friſche Kräfte!

17.

An ſeen Pann.

Ein freundlich' Wort kommt eines nach dem andern
Von Süden her und bringt uns frohe Stunden:
Es ruft uns auf, zum Eberſtein zu wandern;
Nicht iſt der Geiſt, doch iſt der Fuß gebunden.

Wie ſoll ich Dem, den ich ſo lang begleitet,
Nun etwas Traulich's in die Ferne ſagen;
Ihm, der ſich ſelbſt im Innerſten beſtreitet,
Stark angewohnt, das tiefſte Weh' zu tragen?

Wohl ſei ihm doch, wenn er ſich ſelbſt empfindet!
Er wage ſelbſt, ſich hoch beglückt zu nennen,
Wenn Muſen-Kraft die Schmerzen überwindet!
Und wie ich ihn erkannt, mög' er ſich kennen!

18.

An Ottilie von Goethe.

Ehe wir nun weiter ſchreiten,
Halte ſtill und ſieh' Dich um:
Denn geſchwätzig ſind die Zeiten,
Und ſie ſind auch wieder ſtumm.

Was Du mir als Kind geweſen,
Was Du mir als Mädchen warſt,
Magſt in Deinem Innern leſen,
Wie Du Dir es offenbarſt.

Deiner Treue ſei's zum Lohne,
Wenn Du dieſe Lieder ſingſt,
Daß dem Vater in dem Sohne
Tüchtig ſchöne Knaben bringſt!

19.

An Geheimerath von Willemer.

Reicher Blumen gold'ne Ranken
Sind des Liedes wurd'ge Schranken,
Goldneres hab' ich genoſſen,
Als ich Euch in's Herz geſchloſſen.

Gold'ner glänzten ſtille Fluthen
Von der Abendſonne Gluthen,
Gold'ner blinkte Wein zum Schalle
Glockenähnlicher Cryſtalle.

Weiſen Freundes gold'ne Worte
Liſpelten am Schattenorte,
Edler Kinder treu' Bekenntniß
Elterliches Einverſtändniß,

Gold'nes Netz, das Euch umwunden!
Wer will deſſen Werth erfunden?
Wie dem heil'gen Stein der Alten
Muß ſich Gelde Geld entfalten.

Und ſo bringt vom fernen Orte
Dieſes Blatt Euch gold'ne Worte;
Wenn die Lettern ſchwarz gebildet,
Liebevoll der Blick vergoldet.

20.

An Graf Pour.

Carlsbad, den 12. Auguſt 1822.

Der Berge denke gern, auch des Geſtrüpps;
Sie waren Zeugen freundlichſten Vereins.
Zutrauen ſchnell gegeben, ſchnell gefunden,
Beſchleunigte das Glück gezählter Stunden.
Behagen ſchaut nicht vorwärts, nicht zurück,
Und ſo verewigt ſich der Augenblick!

21.

An Graf Pour.

Carlsbad, den 12. Auguſt 1822. Nachts.

Dem Scheidenden iſt jede Gabe werth.
Ein dürres Blatt, ein Moos, ein Steinchen aus der Quelle,
Daß er des Freund's gedenke, jener Stelle,
Wohin er ewig hin und hin begehrt.
Ein Zeuge bleibt's, wie ſinnig ſie gewandelt;
So wird ein Nichts zum höchſten Schatz verwandelt.

Wenn aber ſolche Gabe tiefen Werth,
Geſtaltet, mit ſich führt, für ſich allein
Dem Sinn des Künſtlers wünſchenswerth begegnete:
Wie muß Das nun ein Schatz der Schätze ſein,
Wenn ihn der Freund im Scheiden treulich ſegnete!

22.

Der Gräfinn Cilinne Edenell,
die eine meiner Schreibfedern verlangte.

Als der Knabe nach der Schule,
Das Pennal in Händen, ging,
Und mit ſtumpfer Federſpule
Lettern an zu kritzeln fing,
Hofft' er endlich, ſchön zu ſchreiben
Als den herrlichſten Gewinn;
Doch daß das Geſchrieb'ne bleiben
Sollte, ſich durch Länder treiben,
Gar ein Werth der Federſpule,
Kam ihm, in der engen Schule,
Auf dem niedern Schemelſtuhle
Wahrlich niemals in den Sinn.

23.

Die abgeſtutzten, angetauchten,
Die ungeſchickten, vielgebrauchten
Haſt Du, die Freundliche, gewollt!
Nun aber nimm ein friſch Geſieder,
Das niederſchreiben ſüße Lieder
Aberſchöner Tage Dir geſollt.

24.

An Gräfinn Jaraczewska.

Carlsbad, den 2. September 1819.

Da ſieht man, wie die Menſchen ſind:
Nur Leidenſchaft und kein Gewiſſen!
Wie haben ſie dem ſchönen Kind
Das Röckchen halb vom Leib geriſſen!
Doch mir begegnete das Glück in ſpäter Zeit,
Ein frommer Jüngling wird mich weiden:
Dir, Freundinn, kauf' ich die Gelegenheit,
Den holden Schatz von Kopf bis Fuß zu kleiden.

25.

An Herzog Biron von Curland.

Carlsbad, den 8. September 1819.

Als Luther's Feſt, mit gläubiger Schaar,
Im vorigen Herbſt gefeiert war,
Dacht' ich, es brauche hundert Jahr,
Um es mit Würde zu erneuen.
Doch bei'm verlieh'nen Ehrenbild,
Wie ernſt es iſt und kräftig mild,
Bei'm Herculeſ und ſeinem Schild
Kann ich der Feier mich an jedem Tage freuen.

26.

An Graf Carl Harrach.

Carlsbad, den 25. September 1819.

Die ſich herzlich oft begrüßten,
Die das Leben ſich verſüßten,
Führt ein guter Geiſt zur Stelle
Wieder an dieſelbe Quelle!
Treues Wirken, reines Lieben
Iſt das Beſte ſtets geblieben.

27.

Der vollkommenen Stickerinn.

Marien-Bad, den 28. August 1821.

Ich kam von einem Prälaten,
Dem die herrlichſten Stolen
Ueber die Schulter hingen,
Worauf unverholen
Wunderthaten
Der Heiligen auf und nieder gingen.

Mir aber war ein And'res beſchert:
Lieblichſte Blumengehänge,
Farbenglanz und Uebergänge,
Wie Natur den Künſtler belehrt.
Ein allerliebſtes Frühlingsgelände,
Mit Nadeln zierlich ſchattirt und gebrochen;
Daß, wäre ſelbſt das Herz durchſtochen,
Man es gewiß gar wohl empfände;
Und werd' es nur zu Feiertagen
Seinen Namen und lieber Gebarten tragen.

28.

Eine Schachtel Mirabellen
Kam von Süden, zog nach Norden;
Als die Frucht geſpeiſet werden,
Eilt, ſich wieder einzuſtellen,
Das Gehäus, woher es kommen.
Bringet keine ſüßen Früchte,
Bringt vielmehr ein ernſt' Geſichte,
Das im Weiten und im Fernen
Nimmer will Entbehrung lernen.

29.

An Freund Meliſch.

Durch Vermittlung einer Theuren
Geht ein Täſchchen bis zur Elbe,
Kommt, vom Freunde zu betheuern:
Immer bleibet er Derſelbe.

Immer wie in Dornburg's Gauen,
Wo, beim allerbeſten Weine,
Waren hell im Sonnenſcheine
Berg' und Thäler anzuſchauen.

Du nun, an der reichen Elbe,
An dem ſpiegelbreiten Fluſſe,
Weit entfernt vom tranten Kuſſe,
Bleib' auch immerfort Derſelbe.

30.

An Fräulein Caſimira Wotowska.

Dein Teſtament vertheilt die holden Gaben,
Womit Natur Dich mütterlich vollendet,
Vermächtniß nach Vermächtniß ausgeſpendet,
Zufrieden Jeder, ſeinen Theil zu haben.
Doch wenn Du Glückliche zu machen trachteſt,
So wär' es Der, dem Du Dich ganz vermachteſt.

31.

Einer Geſellſchaft verſammelter Freunde.

Geſendet von Marien-Bad zum 28. Auguſt 1823.

In Hygiea's Form beliebt's Armiden,
Im Waldgebirg ſich Schlöſſer aufzubauen,
Verſpricht dem Kranken Heil; dem Lebensmüden
Erwacht auf ein Mal hoffendes Vertrauen;

Dem halb Genesenen Theil zu heiterm Frieden
Gesellet sich ein Kreis erles'ner Frauen;
Dann weiß sie uns noch aller Art zu kiren,
Durch Spiel und Tanz und Neigung zu verwirren.

So wird von Tag zu Tag ein Traum gedichtet,
Dem Wachen gleich, ein labyrinthisch' Wesen.
Doch zu der Ferne bleibt mein Blick gerichtet,
Wo meinem Herzen sich ein Kreis erlesen;
Wo er sich mir und ich mich ihm verpflichtet,
Dort fühl' ich mich vollkommener genesen.
So trägt es mich zum ehrerbietgen Fuße;
Schon bin ich da. — Gesegnet alle Grüße!

32.

Du hattest längst mir's angethan,
Doch jetzt gewahr' ich neues Leben;
Ein rother Mund blickt uns gar freundlich an,
Wenn er uns einen Kuß gegeben.

33.

Tadelt man, daß wir uns lieben,
Dürfen wir uns nicht betrüben:
Tadel ist von keiner Kraft.
Andern Dingen mag Das gelten;
Kein Mißbilligen, kein Scheiten
Macht die Liebe tadelhaft.

34.

Du, Schüler Howard's, wunderlich
Siehst Morgens um und über Dich,
Ob Nebel fallen, ob sie steigen,
Und was sich für Gewölke zeigen.

Auf Berges Ferne baut sich auf
Ein Alpenheer, bereift zu Hauf',
Und eben drüber flüchtig schweifen
Gefiedert weiße, luftige Streifen;
Doch unten senkt sich grau und grauer
Aus Wolkenschicht ein Regenschauer.

Und wenn bei stillem Dämmerlicht
Ein allerliebstes Truggesicht
Auf holder Schwelle Dir begegnet,
Weißt Du, ob's heitert, ob es regnet?

35.

Wenn sich lebendig' Silber neigt,
So gibt es Schnee und Regen:
Und wie es wieder aufwärts steigt,
Ist blaues Zelt zugegen.
Auch sinke viel, es steige kaum
Der Freude Wink, des Schmerzens,
Man fühlt ihn gleich im engen Raum
Des liebeliebend'gen Herzens.

36.

Du glaubst vorüber? Wie, ich sah Dich nicht!
Du kamst zurück; Dich hab' ich nicht gesehen —
Verlor'ner, unglückselig'er Augenblick!
Bin ich denn blind? Wie soll mir Das geschehen?

Doch treff' ich mich, und Du verzeih'st mir gern,
Entschuldigung wirst Du mit Freude finden;
Ich sehe Dich, bist Du auch noch so fern!
Und in der Nähe kannst Du mir verschwinden.

37.

Am heißen Quell verbringst Du Deine Tage,
Das regt mich auf zu innerm Zwist!
Denn wie ich Dich so ganz im Herzen trage,
Begreif' ich nicht, wie Du wo anders bist.

38.

An Madame Marie Szymanowska.

Die Leidenschaft bringt Leiden! — Wer beschwichtigt
Beklommnes Herz, Dich, das zu viel verloren?
Wo sind die Stunden, überschnell verflüchtigt?
Vergebens war das Schönste Dir erkoren!
Taub ist der Geist, verworren das Beginnen;
Die hehre Welt, wie schwindet sie den Sinnen!

Da schwebt hervor Musik mit Engelsschwingen,
Verflicht zu Millionen Ton' um Töne,
Des Menschen Wesen durch und durch zu dringen,
Zu überfluten ihn mit ew'ger Schöne;
Das Auge netzt sich, fühlt im höhern Sehnen
Den Götterwerth der Töne wie der Thränen.

Und so das Herz erleichtert merkt bebende,
Daß es noch lebt und schlägt und möchte schlagen,
Zum reinsten Dank der überreichen Spende
Sich selbst erwiedernd willig darzutragen.
Da fühlte sich — o daß es ewig bliebe! —
Das Doppelglück der Töne wie der Liebe.

39.

In das Stammbuch der Frau Hof-Marschall von Spiegel.

Januar 1821.

Der Dichtung Faden läßt sich heut' nicht fassen,
Ich bitte mir die Blätter weiß zu lassen!

Am 25. Februar 1821.

Seit jenen Zeilen bis zum heutigen Tage
Sind fast zweihundert Wochen fortgeschritten,
Und immer ist es noch die alte Klage:
Als lasse sich die Muse nicht erbitten.

Doch wenn ich ſie im Stillen ernſtlich frage,
Verſetzt ſie mich, mit Abſicht, in Mitten
Von jener Zeiten einzigen Augenblicken,
Wie es erſcheint im freudigſten Entzücken:

„Nun geht es auf, das Licht der Morgenländer,
Die Tochter von Byzanz. Ihr ſeht ſie hier!
Als Kaiſerskind trägt ſie die Goldgewänder,
Und doch iſt ſie des Schmuckes höchſte Zier.
Die gold'nen Schuhe, jene theuern Bänder
Die Liebesbeten zwiſchen ihm und ihr,
Sie bringt der Zwerg, die froh'ſte Morgengabe:
Ein Liebespfand iſt mehr als Gut und Habe."

Da ſprach das Lied, ſo heiter als bedächtig
Von König Artheſ's unbezwung'ner Kraft,
Dem, wie er ſchon in Waffen groß und mächtig,
Auch Liebe nun das höchſte Glück verſchafft.
Als Pilger klug, als Gaſt freigebig, prächtig,
Hat er als Held zuletzt ſie weggerafft,
Zum ſchönſten Glück, zum höchſten Mitterleide:
Von ihnen ſtammt Pipin und Carl, der Große.

Wie denn das Gute, Schöne nimmer ſchwindet
Und, immer wirkend, immer ſich erhält,
Sich ungeſäumt zum höchſten Wahren findet,
Als lebend zu Lebendigem geſellt;
Und glücklich iſt, wer ihnen ſich verbindet,
Beſtändig bleibt ihm die bewegte Welt;
So war's auch mir im Augenblick, dem ſüßen,
Nach langer Zeit die Freundinn zu begrüßen.

40.

Der zierlichſten Undine.

Gib Acht! Es wird Dir Allerlei begegnen:
Biſt Du im Trock'nen, wird es regnen;
Zum Schwimmen wird die Welle ſich verſagen.
Wen aber haſt Du deßhalb anzuklagen?
Merkſt Du nicht eiferſücht'gen Zorn?
Ein Lächeln wird er wohl verdienen;
Und Du verzeihſt dem Onkel Kühleborn,
Man ſagt ihm nach, er liebe ſelbſt Undine'n.

41.

Reichthum und Blüthe.

Blumen und Geld zugleich
Machen reich.
Gold'nen Rahmen ſiehſt Du erfüllt
Mit Deinem Bild.
Sieh' nur, wie köſtlich es iſt,
Was Du haſt und biſt.

42.

Myrt' und Lorbeer hatten ſich verbunden;
Mögen ſie vielleicht getrennt erſcheinen,
Wollen ſie, gedenkend ſel'ger Stunden,
Hoffnungsvoll ſich abermals vereinen.

43.

Das holde Thal hat ſchon die Sonne wieder
Mit Frühlingsblüth' und Blumen angefüllt;
Die Nachtigall ſingt immer neue Lieder
Dem Hochgefühl, das ihr entgegen quillt:
Erfreue Dich der gottverliehn'en Gaben!
Froh, wie er Dich erſchuf, will er Dich haben.

44.

An Julie, Gräfinn Egloffſtein.

Freundlich werden neue Stunden
Zu vergang'nen ſich geſellen;
Blüthen, Blumen, wohl empfunden,
Bleiben ewig Immergrünen.

45.

Verſöhnen.
Neujahrsegen.

Sei die Zierde des Geſchlechtes! —
Blicke weder links noch rechts;
Schaue von den Gegenſtänden
In Dein Innerſtes zurück;
Sicher traue Deinen Händen;
Eig'nes fördre, Fremdes Glück.

46.

An Julie.
Zur Dresdener-Reiſe.

Ein guter Geiſt iſt ſchon genug,
Du gehſt zu hundert Geiſtern,
Vorüber wandelt Dir ein Zug
Von großen, größern Meiſtern.
Sie grüßen alle Dich fortan
Als ſeinen Jungeſellen,
Und winken freundlich Dich heran,
Dich in den Kreis zu ſtellen.
Du ſtehſt und ſchweigſt am heil'gen Ort
Und möchteſt gerne fragen;
Am Ende iſt's ein einzig' Wort,
Was ſie Dir Alle ſagen.

47.

An Julie.

Von ſo zarten Miniaturen,
Wie der ſchönen Hand ſie glücken,
Schreiteſt Du auf breitere Spuren,
Wichtiger umher zu blicken.

Heil den ernſteren Geſchäften!
Seligen Erfolg zu ſchauen,
Einigeſt zu Mannes Kräften
Liebenswürdiges der Frauen.

48.

Julie.

Abgeſchloſſen ſei das Buch;
Es enthält fürwahr genug!

Was davon Dich kann erfreuen,
Wird ſich immerfort erneuen;
Und was mag dem Scheiden frommen,
Als ein baldig' Wiederkommen?

49.

Herrn Compter von Müller.

Weimar, den 13. April 1822.

Wie ſich's wohl ziemen, Dir zum zweiten Male
Dieſelbe Gabe feſtlich darzubringen,
Den Dichtertrank in Deiner eig'nen Schale
Und nur dazu das alte Lied zu ſingen?
So ſei es denn! — Es bleiben alte Lieder
Den Chriſtgemeinen, wie gewohnt, erbaulich;
Und hört er Freundes Wunſch und Segen wieder,
Er findet ſie wie immer lieb und traulich.

50.

Zu Ehren's Jubel-Feſt.

Den 12. Mai 1822.

Wer müht ſich wohl im Garten dort
Und muſtert jedes Beet?
Er pflanzt und gießt und ſpricht kein Wort,
So ſchön auch Alles ſteht.
Das er gepfropft und oculirt
Mit ſich'rer, kluger Hand,
Das Bäumchen zart iſt anſpalirt
Nach Ordnung und Verſtand.

Doch ſagt mir, was es heißen ſoll,
Warum iſt er ſo ſtill?
Man ſieht, ihm iſt der Kopf ſo voll,
Daß er, was And're will.
Genug, ihm wird nicht wohl dahier;
Ich fürcht', er miß davon;
Er ſchreitet nach der Gartenthür,
Und draußen iſt er ſchon.

Im Felde gibt's genug zu thun,
Wo der Befreite ſchweift;
Er ſchaut, ſtudirt und kann nicht ruh'n,
Bis es im Kopfe reift.
Auf ein Mal hat's der Bied're los,
Wie er das Beſte kann:
Nicht ruhen ſoll der Erdenkloß,
Am Wenigſten der Mann!

Der Boden rührt ſich ungeſäumt
Im Wechſel jedes Jahr,
Ein Feld ſo nach dem andern keimt,
Und reift und fruchtet baar;
So fruchtet's auch von Geiſt zu Geiſt,
Und nutzt von Ort zu Ort.
Gewiß, Ihr fragt nicht, wie er heißt;
Sein Name lebe fort!

51.

Für Heinr. den 29. Augusto dankbar zu erwidern.

Sah gemalt, in Gold und Rahmen,
Grauen Barts, den Ritter reiten,
Und zu Pferd an ſeinen Seiten
An die Vierundzwanzig kamen;
Sie zum Thron des Kaiſers ritten,
Wohlempfangen, wohlgelitten,
Derb und kräftig, held und ſchicklich.
Und man pries den Vater glücklich.

Sieht der Dichter nah' und ferne
Söhn' und Töchter, lichte Sterne,
Sieht ſie Alle wohlgerathen,
Tüchtig, von geprüften Thaten,
Freigeſinnt, ſich ſelbſt beſchränkend,
Immerfort das Nächſte denkend;
Thätig treu in jedem Kreiſe,
Still beharrlich jeder Weiſe;
Nicht vom Weg, dem g'raden, weichend,
Und zuletzt das Ziel erreichend.
Bring' er Töchter nun und Söhne,
Sittenreich, in holder Schöne,
Vor den Vater alles Guten,
In die reinen Himmelsgluthen,
Mitgenoſſen ew'ger Freuden! —
Das erwarten wir beſcheiden.

52.

Der Frau von Ziegeſar, geborne von Stein.

Zum Geburtstage.

Zwar die vierundzwanzig Ritter
Ehren wir in allen Fällen;
Doch auch Fräulein ſind nicht bitter,
Wenn ſie ſich dazwiſchen ſtellen.

Heute laſſet mich beachten
Solche lieblichſten Vereine,
Wenn ſie bunte Reihe machten,
Die Ziegeſar und die Steine.

Kämen ſämmtlich angezogen
Dieſer Stämme frohe Lichter,
Würden Könige gewogen,
Und begrüßten ſie die Dichter;

Und beſonders aber Eine,
Welche wir zu ſegnen kamen;
Freunde nennen ſie die Kleine,
Sie verdient gar viele Namen.

53.

Meinem Freunde von Knebel.

Zum 30. November 1817.

Luſtrum iſt ein fremdes Wort!
Aber wenn wir ſagen:
Luſtra haben wir am Ort
Acht bis neun ertragen,

Und genoſſen und geliebt,
Und geliebt bisweilen;
Wird, wer nach dem Gleichen ſtrebt,
Heute mit uns theilen;
Wenn wir ſagen: Das iſt viel!
Denn das Leben ſtreuet
Blum' und Dorne! — Ziel iſt Ziel,
Das uns heute freuet!

54.

An Bernhard von Knebel.

Weimar, den 10. November 1820.

Den November, den dreißigſten,
Feier ſtets als heiligen Tag
Mit Opfern, wie's nur dem fleißigſten,
Dem beſten Sohne gelingen mag:
Denn der Vater iſt heut geboren,
Der Dich liebt, wie's billig iſt.
Kindlein, ſei ihm zugeſchworen!
Freude nur bringt, was willig iſt.

55.

An Gräfinn Marie von Einſiedel.

Geboren Jena den 22. October 1808.

Zum Taufſtage, den 22. October 1820, treuliches Eingedenke.

Töchterchen! nach trüben Stunden
In der Eltern Luft erſchienen,
Haſt ſo jung das Glück gefunden,
Den Geliebteſten zu dienen.
Mögeſt Du den froh'ſten Stunden
Ihres Lebens blühend grünen!

56.

Wiegenlied dem jungen Mineralogen, Wolfgang von Goethe.

Den 21. April 1820.

Singen ſie Blumen der kindlichen Ruh',
Käfer und Vögel und Thierchen dazu;
Aber Du wacheſt; wir treten herein,
Bringen was Ruhiges, bringen den Stein.

Steinchen, die bunten, ein luſtiges Spiel,
Was man auch würfe und wie es auch fiel!
Kindiſchen Händchen entſchlüpft ſich ſo fein
Kneblein und Bohnen und Edelgeſtein.

Knabe, Du ſieheſt nun Steine behau'n,
Ordnend ſich fügen, zu Häuſern ſich bau'n.
Wohl! Du verwunderſt Dich, ſtimmeſt mit ein:
Das iſt wahrhaftig ein nützlicher Stein!

Spielſt Du mit Schuſſern, das Kügelchen rollt,
Dreht ſich zur Grube, ſowie Du gewollt,
Läufeſt begierig auch hinter ihm drein,
Das iſt fürwahr wohl ein luſtiger Stein!

Steinchen um Steinchen vergettelt die Welt,
Wiſſende haben's zuſammengeſtellt;
Tritt Du begierig zu Sälen herein,
Siehſt Du zuerſt nicht den Stein vor dem Stein.

Doch unterſcheideſt und merkeſt genau:
Dieſer iſt roth und ein and'rer iſt blau;
Einer, der klärſte, von Farben ſo rein,
Farbig erblitzet der edelſte Stein.

Aber die Säulchen, wer ſchliff ſie ſo glatt,
Spitzte ſie, ſchärfte ſie glänzend und matt?
Schau' in die Klüfte des Berges hinein;
Ruhig entwickelt ſich Stein aus Geſtein.

Ewig natürlich bewegende Kraft
Göttlich geſetzlich entbindet und ſchafft;
Treuendes Leben, im Leben Verein,
Oben die Geiſter und unten der Stein.

Nun! wie es Vater und Ahn Dir erzielt,
Gott und Natur und das All iſt belebt!
Komme! Der Stiftende führet Dich ein
Unſerem Ringe willkommener Stein!

57.

Zum Geburtstag.

Mit meinen kleinen Gedichten.

Wenn Kranz auf Kranz den Tag umwindet,
Sei dieſer auch ihr zugewandt;
Und wenn ſie hier Bekannte findet,
So hat ſie ſich vielleicht erkannt.

58.

Wenn ein guter Geiſt beſeſſen,
Hält ſich das Gedächtniß rein;
Alles Uebel ſei vergeſſen,
Eingedenk der Luſt zu ſein!
Bleib' ein fröhliches Vermächtniß
Jed' Ergetzen, jede Ruh';
So belebe Dein Gedächtniß,
Und dann denke mich dazu!

59.

Zur Erinnerung trüber Tage
Voll Bemühen, voller Plage;
Zum Erinnern ſchöner Stunden,
Wo das Rechte war gefunden!

Viel Geduldetes, Genoſſ'nes,
Halbverſchwieg'nes, laut Ergoſſ'nes,
Ward in ferner Welt verthan;
Aber jene gute Zeiten,
Tiefurt's Thal, ätheriſche Weiten,
Gehen Dich beſonders an.

60.

Lieblich iſt's, im Frühlingsgarten
Mancher holden Blume warten;
Aber lieblicher, im Segen
Seiner Freunde Namen pflegen:

Denn der Anblick ſolcher Züge
Thut ſo Seel' als Geiſt genüge;
Ja, zu Lieb' und Treu bekannt
Sich der Freund, wie er ſich nennt.

61.

Hörſt Du reine Lieder ſingen,
Ohr iſt Eins mit Deiner Bruſt;
Siehſt Du Farben um Dich klingen,
Wirſt Du Deines Aug's bewußt.
In das Innere zu dringen,
Gibt das Aeuß're Glück und Luſt.

62.

Zuerſt im ſüßen Raum entſprungen,
Das Lied erklingt von Ort zu Ort;
Wie es in Geiſt und Seel erklungen,
So hallt's nach allen Seiten fort.

63.

Zum Bildchen Ruine Pleß bei Göttingen.
In ein Stammbuch.

Auf dieſen Trümmern hab' ich auch geſeſſen,
Vergnügt getrunken und gegeſſen,
Und in die Welt hinaus geſchaut;
War aber wenig nur erbaut.
Kein liebes Kind gedachte meiner,
Und ich fürwahr gehörte Keiner;
So war die ganze Welt umgraut.
Ihr wißt ja ſelbſt, was ſie erheitert,
Die Horizonte ſinnenklar erweitert.

64.

Zum Bildchen von Ulrich's Garten.
In ein Stammbuch.

Daß zu Ulrich's Gartenräumen
Soll ein Verslein mir erträumen,
Iſt ein wunderbarer Streich;
Denn es war von ſüßen Träumen
In den ländlich engen Räumen
Mir ein Frühling hold und reich.
Sollt' es Euch zu Luſt und Frommen
Auch ein Mal zu Gute kommen,
Freut Euch in dem engſten Raum.
Was beglückt, es iſt kein Traum.

65.

In eine Sammlung künſtlich ausgeſchnittener Landſchaften.

Zarte, ſchattende Gebilde
Flieht zu Ihr'er Künſtlerinn,
Daß ſie, freundlich, froh und milde,
Immer ſich nach ihrem Sinn
Eine Welt von Schatten bilde;
Denn das irdiſche Gefilde
Schattet oft nach eig'nem Sinn.

66.

Flora, welche Jena's Gauen
Reich mit Blum' und Früchten ſchmückt,
Iſt verwundert, anzuſchauen,
Was ein fremder Himmel ſchickt.

Sorget nun, in dichten Häuſern,
Daß auch hier der Wachsthum frei,
Daß den allerzartſten Reiſern
Hier ein ewiger Sommer ſei.

67.

Wer hat's gewollt, wer hat's gethan?
So Lieblichs erzielt?
Das iſt doch wohl der rechte Roman,
Der ſelbſt Romane ſpielt.

68.

Verirrtes Büchlein; kannſt manch're Tritte
Da oder dorthin keineswegs vermeiden;
Irrſterncn zu bewegſt Du Deine Schritte,
Und vor dem Kommen biſt bereit zu ſcheiden.
Für dieß Mal aber wollen wir Dich feſſeln,
Du ſollſt mir dieſe Botſchaft nicht verſtehlen;
Sei es durch Roſen, Dornen, Veilchen, Neſſeln,
Nur immer g'rade zu, geh' zu Adele'n!

69.

An zwei Gebrüder, eifrige junge Naturfreunde.
Marien-Bad 1820.

Am feuchten Fels, den dichtes Moos verſteckt,
Erblühen Blumen, flattert manch' Inſect;
Scheint es auch dürr den kahlen Berg hinan,
So nährt es doch, das Schaf bewollt ſich d'ran,
Die Wieſe grünt, gehörnte Herde braunt;
Da wandeln Menſchen gut und bös gelaunt,
Genießen reichlich, ſpärlich, früh und ſpat,
Den Wunderwuchs der folgereichen Saat.
Und wenn der Kranke faſt am Ziel erliegt,
So ſteigt die Quelle raſch, die Hoffnung ſiegt
Ihr, vom Geſtein hinauf zur Atmoſphäre,
Gedenket mein'! — Dem Höchſten Preis und
Ehre!

70.

Toaſt zum academiſchen Mittagsmahl.
Am 22. April 1820.

Abweſend iſt kein Freund zu achten,
Der immer für uns denkt und ſtrebt,
Und, wie es auch die Zeiten brachten,
Für uns in gleichem Sinne lebt.
Bei Sonnenſchein und Regenſchauer
Ruft ein verklärter, heit'rer Blick
Dem zweifelhaften Zuſtand Glück,
Und jedem Glück die längſte Dauer.

71.

Toast zum 28. August 1820.

Bei'm academischen Gastmahl auf der Aula

Wo Jahr um Jahr die Jugend sich erneut,
Ein frisches Alter würd'ge Lehre beut;
Wo Fürsten reichlich hohe Mittel spenden,
Wo Alles kann und wird sich da verenden,
Wenn Jeder thätig, froh, an seinem Theil: —
Heil jedem Einzelnen, dem Ganzen Heil!

72.

Toast zum Landtage.

Das Wohl des Einzelnen bedenken,
Im Ganzen auch das Wohl zu lenken,
Welch wünschenswerthester Verein!
Den guten Wirth beruft man zum Berather;
Ein Jeder sei zu Hause Vater;
So wird der Fürst auch Landesvater sein.

73.

Masken-Züge.

Die Gestalten gehn vorüber,
Masken scheinen sie zu sein;
Doch sie sind uns Beiden lieber,
Uns vom edelsten Verein.

Sie sind wahr; denn wohl vernommen
Haben wir sie selbst gefühlt,
Und, wie es vielleicht gekommen,
Sie zum Theile mitgespielt.

Denke nun zum vielten Male,
Was, nach sternenheller Nacht,
Holder Tag im hohen Saale
Wundervältig dargebracht.

74.

Der Abwesende dem Masken-Fest.

Zum 10. Februar 1818.

So wandelt hin, lebendige Gestalten,
Bewegten Lebens reichliche Gebilde;
Dem schönsten Tage lasset Liebe walten;
Im Reihen schmückt elysische Gefilde.
Ergetzen sollt Ihr, geistreich unterhalten,
Belehren auch und warnen freundlichst milde.
Der Dichter Alle segnet Euch zum Frieden,
Abwesend sei es oder abgeschieden.

75.

Bilder-Scenen.

Zur Feier des 2. Februars 1817.

Mit Säulen schmückt ein Architect auf's Beste,
Mit Statuen, Gemälden seine Hallen;
Dann finden sich am frohen Tag die Gäste,
Von Melodie bewegt, einher zu wallen.
Nun wirket umgekehrt, am schönsten Feste,
Durch Widerspruch die Kunst ihm zu gefallen.
Statt laute Freude frisch bewegt zu schildern,
Erstarrt das Lebende zu holden Bildern.

76.

Bilder-Scenen.

Den 15. März 1820 bei Freiherrn von Heldorf.

Ihr kommt, Gebildetes allhier zu schauen,
Gebildet scheinbar, doch ein lebend' Bild;
So weiß die Kunst vielfältig anzubauen
Der Fabel, der Geschichte reich' Gefild.
Ihr sehet tücht'ge Männer, wack're Frauen,
In Thaten mächtig, wie zur Hülfe mild;
Und so entgegnen wir Euch, starr erscheinend,
Lebendig, uns zu Eu'rer Lust vereinend.

77.

Wohin er auch die Blicke kehrt und wendet,
Je mehr erstaunt er über Kunst und Pracht.
Mit Vorsatz scheint der Reichthum hier verschwendet.
Es scheint, als habe sich nur Alles selbst gemacht.
Soll er sich wundern, daß das Werk vollendet?
Soll er sich wundern, daß es so erdacht?
Ihn dünkt, als fang' er erst, mit himmlischem Entzücken,
Zu leben an in diesen Augenblicken.

78.

Den 6. Juni 1816.

Du versuchst, o Sonne, vergebens,
Durch die düstern Wolken zu scheinen!
Der ganze Gewinn meines Lebens
Ist, ihren Verlust zu beweinen.

79.

Lebe wohl auf Wiedersehn!
Wenig Jahre meine Freude,
Sei mit Hoffnungstrost im Leide,
Du, nun als ein Engel schön.
Lebe wohl auf Wiedersehn!

80.

Lass't nach vielgeprüftem Leben
Hier den edeln Pilgrim ruh'n!
Ehrt sein Wollen und sein Streben,
Wie sein Dichten und sein Thun.

81.

Reichen Beifall hattest Du erworben,
Allgemeine Neigung rein erzielt;
Viel Personen sind in Dir gestorben,
Und Du hast sie alle gut gespielt.

Rhein und Main.

82.

An des Rheins gestreckten Hügeln,
Hochgesegneten Gebreiten,
Auen, die den Fluß bespiegeln,
Weingeschmückten Landesweiten,
Möget mit Gedankenflügeln
Ihr den treuen Freund begleiten!

83.

Was ich dort gelebt, genossen;
Was mir All' dorther entsprossen,
Welche Freude, welche Kenntniß,
Wär' ein allzu lang' Geständniß.
Mög' es Jeden so erfreuen,
Die Erfahrenen, die Neuen!

84.

Erst Empfindung, dann Gedanken,
Erst in's Weite, dann zu Schranken;
Aus dem Wilden hold und mild
Zeigt sich Dir das wahre Bild.

85.

Wenn Ihr's habt und wenn Ihr's wißt;
Wißt Ihr denn, wer es vermißt?
Bleibet Eurem Sinne treu,
Neu ist alt und alt ist neu.

86.

Hier sah ich hin, hier sah ich zu
Nach liebevoller Weise;
Die fernen Lieben, Du, auch Du,
Sie lebten froh im Kreise.

87.

Zueignung.

Siehst Du Das, wie ich es sah,
Wohnst Du, sowie ich gewohnt;
Lieb' und Freundschaft sind Dir nah',
Und ein jeder Tag betont.

88.

Blumenkelche, Blumenglocken
Folgen Deinem Reiselauf;
Unter Schneegestöbers Flocken
Suche mir ein Liebes auf.

89.

Nicht ist Alles Gold, was gleißt,
Glück nicht Alles, was so heißt,
Nicht Alles Freude, was so scheint.
Damit hab' ich gar Manches gemeint.

90.

An die Stelle des Genusses
Trete Bildchen holden Scheins,
Zu Erinnerung des Flusses,
Der Terrasse, dieses Hains.

91.

Den 15. August 1815.

Wehlerleuchtet, glühend milde
Zog der Fluß im Abendschein,
Ueber Brück' und Stadtgebilde
Finsternisse sanken ein.

Den 16. August.

Doch am Morgen ward es klar;
Neu begann's, umher zu grünen
Nach der Nacht, wo jenes Paar
Sternen gleich uns angeschienen.

92.

Du bist auch am Rhein gewesen,
Auch am Hof zu Biberich;
Magst nun an dem Maine lesen,
Wie es lustig war um Dich.

93.

Also lustig sah es aus,
Wo der Main vorüberfloß,
Als im schwanken Hain und Haus
Festlich Eilfer überfloß.

Ferner Freunde ward gedacht:
Denn Das heißt genießen,
Wenn zu Fest- und Flussespracht
Tausend Quellen fließen.

94.

Wasserfülle, Landesgröße,
Heitern Himmel, frohe Bahn!
Diese Wellen, diese Flöße
Landen auch in Winkel an.

95.

Fluß und Ufer, Land und Höhen
Rühmen seit gerauumer Zeit
So Dein Kommen, so Dein Gehen,
Zeichen Deiner Thätigkeit.

96.

Pfeifen hör' ich gern im Busche!
Das ist wohl der Vogelsteller? —
Neben mir es pfeift noch greller;
Schelme sind's, es sind Cartouche!
Diese geben sich ein Zeichen. —
Keineswegs! Ein Vielgewandter,
Und uns allen Wohlbekannter
Kommt zum Lustmahl ohne Gleichen.

97.

Wenn was irgend ist geschehen,
Hört man's noch in späten Tagen:
Immer klingend wird es wehen,
Wenn die Glock' ist angeschlagen.
Und so läßt von diesem Schalle
Euch erheitern, Viele, Viele!
Denn am Ende sind wir Alle
Pilgernd' Könige zum Ziele.

93.

Worte ſind der Seele Bild —
Nicht ein Bild; ſie ſind ein Schatten,
Sagen, herbe, deuten mild,
Was wir haben, was wir hatten. —
Was wir hatten, wo iſt's hin?
Und was iſt's denn, was wir haben? —
Nun, wir ſprechen! Raſch im Fliehn
Haſchen wir des Lebens Gaben.

Aufklärende Bemerkungen.

Masken-Zug bei allerhöchſter Anweſenheit Ihro Majeſtät, der Kaiſerinn Mutter, Maria Feodorowna in Weimar 1816.

Dieſe in hiſtoriſchem Sinn und Zweck aneinander gereiht folgenden Feſtgedichte verdienen wohl hier zuvörderſt aufzutreten; es iſt in dieſer Art das Reichhaltigſte und Vollſtändigſte, was ich zuletzt hervorzubringen bemüht geweſen; auch möchte ich mich wohl ſchwerlich je wieder einem ſolchen Auftrag unterziehen und ein ähnliches Unternehmen wagen. Der vorangeſchickte Prolog, ſowie eine ihm vorausgehende Andeutung, gibt genugſamen Fingerzeig über die Abſicht dabei, und die Gedichte ſelbſt belegen wenigſtens, wie man ihr zu entſprechen geſucht. Denn freilich kann durch Worte nicht dargeſtellt werden, wie für eine ſo große Maſſe gegebener Characterе Perſonen zu finden geweſen, deren Individualität ſie gemäß waren und die dabei Gefälligkeit genug hatten, ſie nicht nur zu übernehmen, ſondern auch mit nicht unbedeutendem Koſtenaufwand durch das gehörigſte Coſtüme ſo genau als vortheilhaft darzuſtellen. Alles war durch die höchſt huldreiche Aufnahme und wiederholt verlangte Vorführung beglückt und belohnt.

Feſtliche Lebensepochen und Lichtblicke traulicher Verhältniſſe, vom Dichter gefeiert.

1) Ihro kaiſerlichen Hoheit, der Frau Erbgroßherzoginn, war ein koſtbares Stammbuch von treuer, geſchätzter Hand verehrt worden, und mir ward die Gnade zugedacht, dasſelbe durch vorſtehendes Sonett einzuweihen.

2) Das löbliche Herkommen, die höchſten Herrſchaften bei feſtlichen Masken-Zügen durch ein dichteriſches Wort zu begrüßen, ließ man auch dieß Mal obwalten. Ein Corſar, an den Helden Byron's erinnernd, übergab es im Namen des als Anachoret lebenden Dichters.

3) Durch meine beinah' abſolute Einſamkeit, auf welche ſchon der Schluß des vorigen Gedichtes anſpielt, hatte ich mir den Namen des Eremiten verdient, der ſich aber in Zelle und Garten höchſt geehrt und erfreut fühlte, als mein Herr und Gebieter mir zwei liebenswürdige junge Fürſtenpaare zuführte und der freundlichſte Beſuch durch das Gedicht erwiedert werden durfte.

4) Als der Fürſt bei der Chriſt-Beſcheerung ſeiner theuern Enkel gegenwärtig war, überreichten ſie ihm ihrerſeits mit obigen zwei Strophen eine Sammlung Gedichte auf die Gründung der neuen Bürgerſchule, im Namen ſämmtlicher Jugend.

5) An Prinzeſſinn Maria mit Raphael's Gärtnerinn.

5) a. An Prinzeſſinn Auguſte. Der Kupferſtich von Elzheimer's Aurora, mit einigen Strophen zum Geburtstag, von Jena her, geſchrieben in dem Garten der Prinzeſſinnen.

6. 7. 8) Inſchriften, bei der Anweſenheit Ihre Majeſtät, der regierenden Kaiſerinn von Rußland.

9. 10) Tafelaufſätze zum Geburtstag Ihro kaiſerlichen Hoheit, der Frau Erbgroßherzoginn.

11) Zum Schluß einer dramatiſchen Vorſtellung in Töplitz, an Ihro Majeſtät, die Kaiſerinn von Oeſterreich, geſprochen von Gräfinn Edmund.

12) Ein Pracht-Exemplar der Werke des Abbate Bondi ward mir durch die allerhöchſte Gnade Ihro Majeſtät, der Kaiſerinn; zur Erwiederung ſchrieb ich das mitgetheilte Sonett.

13) Mit einem heiter und glänzend gemalten Glaſe, der unſchätzbaren Freundinn, von Carlsbad nach Franzenbrunnen.

14) An Dieſelbe, als ich ſie ganz unverhofft in Franzenbrunnen antraf, wo ſich unſere Unterhaltung ganz auf den höchſt beklagenswerthen Verluſt unſerer Herrinn einſchränkte. Sie vertraute mir, daß noch manches theure Pfand von der Höchſtſeligen in ihren Händen ſei, wozu ſie ein koſtbares Kaſtchen habe verfertigen laſſen, für welches ſie eine Inſchrift von mir verlange; ſie wolle damit die inwendige Seite des Deckels bekleiden. Hierzu ſendete ich jene Strophen von Carlsbad; und wer über Bedeutung des darin erwähnten Platzes und Bechers das Nähere zu erfahren wünſcht, findet Solches in der Reihe der Carlsbader-Gedichte.

15) Herrn Staats-Miniſter von Voigt zu ſeiner Jubelfeier: ein Denkmal vieljährigen und mannigfaltigen Zuſammenwirkens. Die erſte Strophe bezieht ſich auf den Ilmenauer-Bergbau, dem wir mit Fleiß und Studium mehrere Jahre vorſtanden. Die zweite und dritte deutet auf die in Geſellſchaft höchſt gebildeter Frauen und Männer gegründete Erheiterung von oftmals läſtigen und gefährlichen Geſchäften; der Schluß auf die Schrecken der feindlichen Ueberſchwemmung, auf den Drang der wechſelvollen Kriegsjahre, auf das Glück endlicher Befreiung und zugleich auf die Noth-

im Felde nicht anders; man kann nicht alles sauber haben.

Märten.

Kommt nur herunter.

Schnaps.

Ist er wirklich fort?

Märten.

Schon weit weg. Er war besorgt, Ihr möchtet indessen zu Rösen schleichen, und lief als wenn es hinter ihm brennte.

Schnaps.

(Herunterkommend:) Vortrefflich! Nun schließt mir aber die Hausthür zu.

Märten.

Das sieht verdächtig aus.

Schnaps.

Besser verdächtig, als ertappt. Schließt zu, Vater Martin. Mit wenig Worten sag' ich Euch Alles.

wendigkeit des Zuſammenhaltens geprüfter Freunde in einer Zeit, wo eine Verwirrung aller Begriffe die hohe Cultur des Vaterlandes zu vernichten drohe.

16) Dem Fürſten Hardenberg Durchlaucht zum ſiebenzigſten Geburtstag unter deſſen Bildniß, auf Anregung der Gebrüder Henſchel, der ich mich um ſo lieber fügte, als der Fürſt im Jahre 1813 ſich, bei ſeiner Anweſenheit in Weimar, der früheſten academiſchen Jahre in Leipzig erinnerte, wo wir zuſammen bei Oeſer Zeichenſtunde genommen hatten.

17) An Lord Byron. Dieſer merkwürdige Mann hatte manches Freundliche, ſchriftlich und mündlich durch Reiſende begrüßend, nach Weimar gelangen laſſen, welches ich durch jene Strophen zu erwiedern für Pflicht hielt. Sie trafen ihn noch glücklicher Weiſe in Liverno, eben als er für Griechenland ſich einzuſchiffen im Begriff war und veranlaßten ihn noch zu einer ſchriftlichen Erwiederung vom 24. Juli 1823, die mir unſchätzbar bleibt; wie denn das Nähere dieſer Verhältniſſe in den Beilagen zu Capitän Medwin's Unterhaltungen, dem ich auf Anfrage das Allgemeinſte mittheilte, zu finden iſt. Das Umſtändlichere, zugleich mit Abſchriften der Originale, wird früher oder ſpäter bekannt werden.

18) Der unter meinen Augen aufgewachſenen, lieben Gattinn meines Sohnes, als Zuſchrift der „Wanderjahre".

19) Als ich eine Zeit lang im Orient hauſ'te, liebte ich, meine Gedichte mit goldblumigen Verzierungen einzufaſſen; Dieß geſchah denn auch an dieſem Gedichte, dem geprüften alten Freunde Geheimerath von Willemer gewidmet.

20) Graf Paar, Adjutant des Feld-Marſchalls Fürſten von Schwarzenberg, war mir in Carlsbad einer der liebſten und eifrigſten Geſellſchafter. Aus Wohlwollen zu mir befreundete er ſich mit der ihm bisher ganz fremden Geognoſie; ich überreichte ihm ein Heft über Böhmiſche Gebirgsarten mit dieſen wenigen Reimzeilen.

21) Derſelbe ließ abreiſend eine höchſt merkwürdige Statue von Bronze mir zurück, wofür ich meinen Dank auf einem Erwiederungsblatt ausdrückte. Noch jetzt ſchmückt dieſes Gebilde vorzüglich meine kleine Sammlung.

22) Gräfinn Titinne Odonell, geborne Gräfinn Clary, hatte in jugendlicher Heiterkeit und freundlicher Laune eine meiner Schreibfedern verlangt, die ich ihr mit ſolchen Zeilen zuſchickte.

23) An Dieſelbe, mit einer neuen, kaum angeſchriebenen Feder zugeſendet.

24) Eine mit der Deutſchen Litteratur auf's Innigſte bekannte Polniſche Dame vereinigte ſich mit mir im Lobe von Fouque's Undine und bemerkte zugleich, daß eine Franzöſiſche Ueberſetzung das Original keineswegs erreiche und verſprach, ſie mir zu eigener Ueberzeugung mitzutheilen. Als ich das Buch erhielt, fand ich es in einem Zuſtande, der dem Verfaſſer gewiß geſchmeichelt hätte. Die vordere Decke fehlte ganz; die erſten Bogen konnten als gerollt und geknittert kaum geleſen werden; ich ſchaffte es zum Buchbinder, der es denn völlig wieder herſtellte, und ſo erhielt es die Dame zurück mit jenen eingeſchriebenen Zeilen.

25) Fürſt Biron von Curland, deſſen freundlicher Neigung ich ſchon früher angenehme Kunſtgaben verdankte, ſchickte mir von Töplitz nach Carlsbad eine höchſt merkwürdige Zeichnung. Sie iſt ſehr wohl erhalten, in mäßigem Quer-Folio, von Peter Viſcher, dem trefflichen Erzgießer, mit der Feder ſehr ſauber gezeichnet, ausgewaſcht und angefärbt, eine Allegorie zu Ehren Luther's vorſtellend, welcher hier als Hercules ſiegreich aufgeführt wird.

26) Graf Carl Harrach, mit dem ich vor vielen Jahren zu Carlsbad in Geſellſchaft der Seinigen glückliche Tage verlebte, hatte ſich der Heilkunde gewidmet und darin durch eifriges Studium und getreuliche Ausübung bedeutend hervorgethan. Er begegnete mir wieder an derſelbigen Stelle; das alte Vertrauen trat ſogleich wieder ein und es eröffnete ſich von dem bisherigen Leben und Treiben die erfreulich wirkſamſte Unterhaltung.

27) Zwar kein Kleidungsſtück, aber ein zum Ankleiden höchſt nöthiges Erforderniß, welches wohl zu errathen ſein möchte, war in ſeltenem Grade verziert werden. Es begrüßte mich im Böhmiſchen Gebirg an meinem Geburtstag aus weiter Ferne und ſein blumenreicher Anblick ergetzte mich mitten zwiſchen Fichten und Tannen.

28) Aus der Strophe ſelbſt erklärbar: das Bildniß des Freundes, in einer ausgeleerten Schachtel getrockneter Früchte überſandt.

29) Die Tochter eines Freundes, mit dem man frei heitere Jahre zugebracht, der nun aber längſt entfernt lebte. Dieſe findet zufällig unter den ausgeſtellten Waaren des Frauenvereins ein Taſchenbuch von dem Dichter dorthin geſchenkt, eignet ſich's an und verlangt dazu einige Worte von deſſen Hand.

30) Fräulein Wotowska, Schweſter der Madam Szymanowska, von einigen vielleicht eingebildeten Leiden geplagt, ſchön und anmuthig, mitunter traurig geſtimmt und vom Tode ſprechend. Ein geiſtreicher Freund ſchrieb in ihr Stammbuch ein Teſtament, worin ſie ihre höchſt liebenswürdigen Eigenſchaften und Vorzüge einzeln und an verſchiedene Perſonen vermacht. Der Scherz konnte für ſehr anmuthig gelten,

indem der Bezug der Legate auf die Legatzien theils Mängel, theils geſteigerte Vorzüge derſelben andeutete und ich ſchrieb dieſes Gedicht unmittelbar in jener Vorausſetzung.

31) Eine Geſellſchaft verſammelter Weimar'ſcher Freunde hatte ſich verabredet, meinen Geburtstag zu feiern und ich veranſtaltete, als die Nachricht zu mir kam, daß die beiden Strophen gerade am Schluß des Feſtes zu dankbarer Erwiederung konnten vorgetragen werden.

32 — 37) Sind als Ausblicke von Galanterie, Neigung, Anhänglichkeit und Leidenſchaft im Conflict mit Wohlleben und täglicher Beſchäftigung zu betrachten; wie denn der Liebende auch als Wetterbeobachter auftritt.

38) Dieſes Gedicht, die Leiden einer bangenden Liebe ausdrückend, ſteht ſchon im vierten Band an ſeinem gemüthlichen Platze; hier durfte es nicht fehlen, weil es urſprünglich durch die hohe Kunſt der Madam Szymanowska, der trefflichſten Piano-Spielerinn, zu bedenklicher Zeit und Stunde aufgeregt und ihr urſprünzlich übergeben wurde.

39) Frau Hof-Marſchall von Spiegel hatte mir ein neues Album im Jahre 1821 übergeben; es war mir im Augenblick nicht möglich, etwas Gehöriges zu finden; ich behielt mir ein Paar weiße Seiten vor. Ende Februar 1824 erbat ich mir das Album wieder und ſchrieb jenes Gedicht hinein. Die zwei mittlern Stanzen wird man in dem Masken-Zuge, „die romantiſche Poeſie," wiederfinden, wo gedachte Dame als Prinzeſſinn von Byzanz mit König Rother im Glanze der Schönheit und Majeſtät auftrat. Schade, daß ſolche Erſcheinungen nicht feſtzuhalten, ja nicht einmal, wie gute Theater-Stücke, wiederholt werden können!

40) Der zierlichſten, aus den Wellen geborenen Undine auf einem Masken-Ball durch einen neckiſchen Unterhändler zugebracht.

41) Ein vorzügliches Blumengemälde in dem reichſten Goldrahmen an paſſender Stelle geziemend dargebracht.

42) Dieſes Gedicht begleitete einen geſchlungenen Lorbeer- und Myrtenkranz zum Symbol eines, wie Hatem und Suleika, in Liebe und Dichtung wetteifernden Paares.

43) Aufruf im Frühling an Geſunde und Geneſende.

44) An Julie, Gräfinn Egloffſtein, die ein ſeltenes Talent zur bildenden Kunſt mit manchem Andern und überdieß mit perſönlichen Eigenſchaften verbindet, welche allein hinreichend wären, ſie als höchſt vorzüglich in der Welt auftreten zu laſſen. Dieſes Gedicht ward veranlaßt durch unverwelkliche Blumen von ausgezeichneter Schönheit.

45) Derſelben auf die Reiſe mitgegeben, die ſie in einigem Zwieſpalt zwiſchen ſich und eifrig berathenden Freunden antrat, welche beſonders wegen Anwendung ihres ſchönen Talents nicht einig werden konnten.

46) Ebendieſelbe hatte ſich zu einem Aufenthalt in Dresden entſchloſſen, wo ſie die eigentlichſte Förderniß ihrer Bemühungen finden konnte.

47) Dieſelbe hatte ſich nun aus dem kleinen Format in größeres erhoben, worin es ihr ebenfalls nach Wunſch glückte.

48) Zum Abſchluß eines vollgeſchriebenen und vollgezeichneten Albums.

49) Herrn Canzler von Müller hatte ich das vorige Jahr ein vollſtändiges Exemplar meiner Werke zum Geburtstage überreicht, ungebunden und ungeſchmückt. Derſelbe gab mir ein Jahr darauf den erſten Band gebunden zurück und Gelegenheit, mich an demſelben Tage nachträglich einzuzeichnen.

50) Thaer's Jubel-Feſt, bei welchem ich, obſchon abweſend, meinen aufrichtigen Antheil dem würdigen Manne zu beweiſen nicht verfehlen wollte. Es ward von Zelter componirt und von ihm an Ort und Stelle ſelbſt ausgeführt. Bei dieſer Gelegenheit fällt mir auf, daß an einen ſo geiſtverwandten und herzverbundenen Freund, wie Zelter, kein beſonderes Gedicht in dieſer ganzen Sammlung ſich verfindet. Es kommt aber daher, daß alles Lyriſche, was ich ſeit dreißig Jahren gedichtet, als in ſeinem Sinne und Geiſte verfaßt, ihm zu eigentlicher muſicaliſcher Belebung geſendet worden.

51) Mit dieſem Gedichte [illegible] ich den vielfachen Ausdruck von Liebe und freundſchaftlicher Neigung zur Feier meines ſiebenzigſten Geburtstags nach allen Seiten hin dankbar zu erwiedern.

52) Hierauf ließ der immer thätige und ergetzliche junge Freund Sulpiz Boiſſerée die zum Andenken auf einen mit Sehnen reich geſegneten Ritter Waldſtein geſchlagene Medaille in Kupfer ſtechen. Ich bediente mich dieſer neuen Anregung, um jenen Dankesgruß zu wiederholen und zu vermannigfaltigen. Dieß geſchah denn auch im gegenwärtigen Gedicht. Es ward mit dem vorigen allgemeinen, nebſt beigefügter Medaillen-Abbildung, als wahrer, heiterer Ausdruck von Theilnahme, einem liebenswürdigen Gliede der gleichfalls zahlreich ausgebreiteten Familien überreicht.

53) An meinen alten Weimar'ſchen Urfreund, Major von Knebel, gleichfalls von Zelter componirt, um vierſtimmig zum gefeierten Tage vorgetragen zu werden.

54) An deſſen herangewachſenen Sohn, einige Jahre ſpäter.

54) Pathengruß einem während der ſchweren Krankheit des Vaters ſehnlichſt erwarteten Ankömmling.

56) Einem Neugebornen, den die mineralogiſche Geſellſchaft zu Jena nicht früh genug an ſich heranziehen konnte.

57) Mit meinen kleinen Gedichten, wo ſie ſich auf manchem Blatt wie im Spiegel wieder finden konnte.

58—66) In Stammbücher, Zeichnungsmappen, Noten-Hefte und ſonſt eingeſchrieben. Sie ſind theils allgemein verſtändlich, oder auch im Beſondern leicht zu deuten.

67—88) Zwei Exemplare der „Wanderjahre" hatten zwiſchen zwei Freundinnen gekreuzt und dadurch heitere Mißverſtändniſſe veranlaßt, welche hier freundlich ausgeſprochen werden.

69) An zwei hoffnungsvolle Knaben, welche, entzündet durch eifrige Geologen, ſich leidenſchaftlich ihnen zugeſellten und im Aufſpüren von merkwürdigen Gebirg- und Gangarten ſich beſonders thätig erwieſen.

70—72) Bei verſchiedenen Gaſtmahlen.

73. 74) Zwiſchen jene ausführlichern Masken-Züge einzuſchalten.

75. 76) Bilder-Scenen, zu den ſo beliebten Darſtellungen von Gemälden durch lebendige Perſonen.

77) Ein Bruchſtück, das aber der Denkende anzuſchließen wiſſen wird.

78—81) Grabſchriften: der Gatte der Gattinn, der Vater dem Kinde, die Kinder dem Vater; Letzteres für Koſegarten beſtimmt und, wie ich vernehme, auf ſeinen Denkſtein geſetzt; das Publicum dem Schauſpieler, auf den guten alten Malcolmi gemeint.

82—96) Rhein und Main. Bei meinem Aufenthalt in jenen Gegenden wurden eine Menge kleinere Gedichte, theils in manches Album, meiſt unter landſchaftliche Zeichnungen, ja manchmal als Beſuch- und Abſchieds-Karten vertheilt; von denen ſich verſtehende, vielleicht hier und da räthſelhafte, erhalten haben. Freunde werden ſich deren gern erinnern, und ſo mögen ſie denn auch hier eingeſchloſſen ſtehen. Zu bemerken iſt bei Nro. 91, daß Herzog und Herzoginn von Cumberland, Hoheiten, in der Nacht zum 16. Auguſt die Einſiedler am Fluſſe unverhofft beſuchten.

97) Im Wanderſinne zu einem alten Manuſcript der heiligen Drei-Königs-Legende.

98) Der Worte, flüchtiger wie bleibender, Werth und Wirkung.

Zahme Xenien.

Widmung.

„Deine Werke zu höchſter Belehrung
Studir' ich bei Tag und bei Nacht;
D'rum hab' ich in tiefſter Verehrung
Dir ganz was Abſurdes gebracht."

Sowie der Papſt auf ſeinem Thron,
So ſitzt Ixi-Pyſion auf ſeinem Lohn;
Er iſt begründet; hat er mehr zu hoffen?
Die Welt iſt weit; den Narren ſteht ſie offen.
Wir ſind behäglich, können thätig ruh'n;
Macht Euch, Ihr Thoren, Tag für Tag zu thun.

Antochthoniſch, autodidactiſch
Lebſt Du ſo hin, verblendete Seele!
Komm' nur heran, verſuche Dich! practiſch
Merkſt Du verdrießlich, wie's überall fehle.

„Ich hielt mich ſtets von Meiſtern entfernt;
Nachtreten wäre mir Schmach!
Hab' Alles von mir ſelbſt gelernt." —
Es iſt auch darnach!

Anſchau'n, wenn es Dir gelingt,
Daß es erſt in's Inn're dringt,
Dann nach außen wiederkehrt,
Biſt am Herrlichſten belehrt.

Niemand wird ſich ſelber kennen,
Sich von ſeinem Selbſt-Ich trennen;
Doch probir' er jeden Tag,
Was nach außen endlich, klar,
Was er iſt und was er war,
Was er kann und was er mag.

Wie ſind die Vielen doch befliſſen?
Und es verwirrt ſie nur der Fleiß.
Sie möchten's gerne anders wiſſen,
Als Einer, der das Rechte weiß.

Verfahren ruhig, ſtill,
Brauchſt Dich nicht anzupaſſen;
Nur wer was gelten will,
Muß And're gelten laſſen.

Der Würdige, vom Rhein zum Belt
Reiſ't er, die Natur zu ergründen!
Er reiſe durch die ganze Welt:
Seine Meinung wird er finden.

Ein neu' Project ward vorgebracht,
Willſt Du Dich nicht damit befaſſen?
„Habe ſchon 'mal bankrott gemacht;
Nun will ich's Andern überlaſſen."

Wie's aber in der Welt zugeht,
Eigentlich Niemand recht verſteht,
Und auch bis auf den heutigen Tag
Niemand gerne verſtehen mag.
Schabe Du Dich mit Verſtand,
Wie Dir eben der Tag zur Hand;
Denk' immer: iſt's gegangen bis jetzt,
So wird es auch wohl gehen zuletzt.

Der Pantheiſt.

Was ſoll mir Euer Hohn
Ueber das All und Eine?
Der Profeſſor iſt eine Perſon,
Gott iſt keine.

Es lehrt ein großer Phyſicus
Mit ſeinen Schulverwandten:
„Nil luce obscurius!“ *)
Ja wohl, für Obſcuranten!

Ich wollte gern ſie gelten laſſen,
Wenn nur auch And're ſie gelten ließen.
Das will aber doch nirgend greifen und faſſen;
Warum befaſſ' ich mich mit Dieſen!

Ich gönnt' ihnen gerne Lob und Ehre,
Können's aber nicht von außen haben.
Sie ſehen endlich doch ihre Lehre
In Caſſarelli begraben.

„Sag uns doch, warum Deine Gaße
Immerfort in's Ferne weiſ't? —
Gefühl habt Ihr Alle,
Aber keinen Geiſt.

„Warum, o Steuermann, Deinen Kiel
Wendeſt Du gerad' nach dem Riffe?“ —
Man begriffe nicht der Thoren Ziel,
Wenn man ſich nicht ſelbſt begriffe.

Nicht Augenblicke ſteh' ich ſtill
Bei ſo verſtockten Sündern;
Und wer nicht mit mir ſchreiten will,
Soll meinen Schritt nicht hindern.

Ja, ich rechne mir's zur Ehre
Wandle fernerhin allein!
Und wenn es ein Irrthum wäre,
Soll es doch nicht Ein'rer ſein!

Nichts wird rechts und links mich kränken,
Folg' ich kühn dem raſchen Zug;
Wollte Jemand anders denken,
Iſt der Weg ja breit genug.

*) Nichts dunkler iſt als Licht.

„Wirſt nicht bei jedem Wanderſchritt
Wie ſonſt wohl angezogen.“ —
Ich bringe den Betrug nicht mit;
D'rum werd' ich nicht betrogen.

Der Dichter freut ſich am Talent,
An ſchöner Geiſtesgabe;
Doch wenn's ihm auf die Nägel brennt,
Begehrt er irdiſcher Habe.
Mit Recht ſoll der reale Witz
Urenkeln ſich erneuern;
Es iſt ein irdiſcher Beſitz
Muß ich ihn doch verſteuern! —

Was Alte luſtig ſungen,
Das zwitſchern muntre Jungen;
Was tüchtige Herren thaten;
Wird Knechten auch gerathen;
Was Einer kühn geleiſtet;
Gar Mancher ſich erdreiſtet.

Wohl kamſt Du durch: ſo ging es allenfalls.
„Mach's Einer nach und breche nicht den Hals.“

Was Viele ſingen und ſagen,
Das müſſen wir eben ertragen!
Ihr Guten — Großer und Kleiner, —
Ihr ſingt Euch mude und matt;
Und ſingt doch Keiner,
Als was er zu ſagen hat.

„Wie haſt Du's denn ſo weit gebracht?
Sie ſagen, Du habeſt es gut verbracht?“ —
Mein Kind, ich hab' es klug gemacht,
Ich habe nie über das Denken gedacht.

Was wir Dichter in's Enge bringen,
Wird von ihnen in's Weite geklaubt.
Das Wahre klären ſie an den Dingen,
Bis Niemand mehr d'ran glaubt.

Ein Bischen Ruf, ein wenig Ehre,
Was macht es Euch für Noth und Pein!
Und wenn ich auch nicht Goethe wäre,
So möcht' ich doch nicht .... ſein.

„Meinſt Du denn Alles, was Du ſagſt?“
Meinſt Du denn ernſtlich, was Du fragſt?
Wen kümmert's, was ich meine und ſage?
Denn alles Meinen iſt nur Frage.

Wartet nur! Alles wird ſich ſchicken;
Was man von mir auch denken mag:
Mein Buch bringt es einmal zu Tag
In Unum Delphini mit Lücken.

Den Reim-Collegen.

Möchte gern luſtig zu Euch treten,
Ihr macht mir's ſauer und wißt nicht wie.
Gibt's denn einen modernen Poeten,
Ohne Heautontimorumenie?

Wer hätte auf Deutſche Blätter Acht,
Morgens, Mittag, Abend und Mitternacht,
Der wär' um alle ſeine Zeit gebracht,
Hätte weder Stunde noch Tag noch Nacht,
Und wär' um's ganze Jahr gebracht;
Das hätt' ich ihm gar ſehr verdacht.

Was reimt der Junge, der Franzoſ,
Uns alte Herren zu belehren!
Die Zeit iſt wie der Teufel loſ,
Die weiß allein, uns zu bekehren.

Seid Ihr verrückt? Was fällt Euch ein,
Den alten Fauſtus zu verneinen!
Der Teufelskerl muß eine Welt ſein,
Dergleichen Widerwärt'ges zu vereinen.

Ein Jeder denkt in ſeinem Dunſt,
Und'rer Verdienſt ſei winzig klein.
Bewahre Jeder die Vergunſt,
Auf ſeine Weiſe toll zu ſein.

Nach Lord Byron.

Nein; für den Poeten iſt's zu viel,
Dieſes entſetzliche Strafgericht!
Verdammt iſt mein Trauerſpiel
Und die alte Tante nicht.

„Mephiſto ſcheint ganz nah' zu ſein!"
Es däucht mich faſt, er ſpricht mit ein.
In manchen wunderlichen Stunden
Hat er ſich ſelbſt das Maul verbunden;
Doch blickt er über die Binde her,
Als wenn er ein doppelter Teufel wär'.

Goethe's Briefwechsel und Gespräche.

Ein

Schlüssel zu Goethe's sämmtlichen Werken.

I.

Gespräche mit Eckermann.

Weimar, Dienstag, den 10 Juni 1823.

Vor wenigen Tagen bin ich hier angekommen, heute war ich zuerst bei Goethe. Der Empfang seiner Seits war überaus herzlich und der Eindruck seiner Person auf mich der Art, daß ich diesen Tag zu den glücklichsten meines Lebens rechne.

Er hatte mir gestern, als ich anfragen ließ, diesen Mittag zwölf Uhr als die Zeit bestimmt, wo ich ihm willkommen sein würde. Ich ging also zur gedachten Stunde hin und fand den Bedienten auch bereits meiner wartend und sich anschickend, mich hinaufzuführen.

Das Innere des Hauses machte auf mich einen sehr angenehmen Eindruck; ohne glänzend zu sein, war Alles höchst edel und einfach; auch deuteten verschiedene an der Treppe stehende Abgüsse antiker Statuen auf Goethe's besondere Neigung zur bildenden Kunst und dem Griechischen Alterthum. Ich sah verschiedene Frauenzimmer, die unten im Hause geschäftig hin und wieder gingen; auch einen der schönen Knaben Ottilie's, der zutraulich zu mir herankam und mich mit großen Augen anblickte.

Nachdem ich mich ein wenig umgesehen, ging ich sodann mit dem sehr gesprächigen Bedienten die Treppe hinauf zur ersten Etage. Er öffnete ein Zimmer, vor dessen Schwelle man die Zeichen SALVE als gute Vorbedeutung eines freundlichen Willkommenseins überschritt. Er führte mich durch dieses Zimmer hindurch und öffnete ein zweites, etwas geräumigeres, wo er mich zu verweilen bat, indem er ging, mich seinem Herrn zu melden. Hier war die köstlichste erquicklichste Luft, auf dem Boden lag ein Teppich gebreitet, auch war es durch ein rothes Canapée und Stühle von gleicher Farbe überaus heiter meublirt; gleich zur Seite stand ein Flügel und an den Wänden sah man Handzeichnungen und Gemälde verschiedener Art und Größe.

Durch eine offene Thür gegenüber blickt man sodann in ein ferneres Zimmer, gleichfalls mit Gemälden verziert, durch welches der Bediente gegangen war, mich zu melden.

Es währte nicht lange, so kam Goethe, in einem blauen Oberrock und in Schuhen; eine erhabene Gestalt! Der Eindruck war überraschend. Doch verscheuchte er sogleich jede Befangenheit durch die freundlichsten Worte. Wir setzten uns auf das Sopha. Ich war glücklich verwirrt in seinem Anblick und seiner Nähe, ich wußte ihm wenig oder nichts zu sagen.

Er fing sogleich an, von meinem Manuscript zu reden. „Ich komme eben von Ihnen her," sagte er; „ich habe den ganzen Morgen in Ihrer Schrift*) gelesen; sie bedarf keiner Empfehlung, sie empfiehlt sich selber." Er lobte darauf die Klarheit der Darstellung und den Fluß der Gedanken und daß Alles auf gutem Fundament ruhe und wohl durchdacht sei. „Ich will es schnell befördern," fuhr er hinzu, „heute noch schreibe ich an Cotta mit der reitenden Post, und morgen schicke ich das Paket mit der fahrenden nach." Ich dankte ihm dafür mit Worten und Blicken.

Wir saßen lange beisammen, in ruhiger liebevoller Stimmung. Ich drückte seine Knie, ich vergaß das Reden über seinem Anblick, ich konnte mich an ihm nicht satt sehen. Das Gesicht so kräftig und braun und voller Falten, und jede Falte voller Ausdruck. Und in Allem solche Biederkeit und Festigkeit und solche Ruhe und Größe! Er sprach langsam und bequem, so wie man sich wohl einen bejahrten Monarchen denkt, wenn er redet. Man sah ihm an, daß er in sich selber ruhet und über Lob und Tadel erhaben ist. Es war mir bei ihm unbeschreiblich wohl; ich fühlte mich beruhigt, sowie es Jemanden sein mag, der nach vieler Mühe und langem Hoffen endlich seine liebsten Wünsche befriedigt sieht.

*) Eckermann's Beiträge zur Poesie

Mit Liebe ſchieden wir auseinander; ich im hohen Grade glücklich; denn aus jedem ſeiner Worte ſprach Wohlwollen und ich fühlte daß er es überaus gut mit mir im Sinne habe.

Dinſtag, den 21. October.

Ich war dieſen Abend bei Goethe. Wir ſprachen über die „Pandora". Ich fragte ihn, ob man dieſe Dichtung wohl als ein Ganzes anſehen könne, oder ob noch etwas Weiteres davon exiſtire. Er ſagte, es ſei weiter nichts vorhanden, er habe es nicht weiter gemacht, und zwar deßwegen nicht, weil der Zuſchnitt des erſten Theiles ſo groß geworden, daß er ſpäter einen zweiten nicht habe durchführen können. Auch wäre das Geſchriebene recht gut als ein Ganzes zu betrachten, weßhalb er ſich auch dabei beruhigt habe.

Ich ſagte ihm, daß ich bei dieſer ſchweren Dichtung erſt nach und nach zum Verſtändniß durchgedrungen, nachdem ich ſie ſo oft geleſen, daß ich ſie nun faſt auswendig wiſſe. Darüber lächelte Goethe. „Das glaube ich wohl," ſagte er, „es iſt Alles als wie ineinander gekeilt."

Wir ſprachen über Uhland. „Wo ich große Wirkungen ſehe," ſagte Goethe, „pflege ich auch große Urſachen vorauszuſetzen, und bei der ſo ſehr verbreiteten Popularität, die Uhland genießt, muß alſo wohl etwas Vorzügliches an ihm ſein. Uebrigens habe ich über ſeine Gedichte kaum ein Urtheil. Ich nahm den Band mit der beſten Abſicht zu Händen, allein ich ſtieß von vorne herein gleich auf ſo viele ſchwache und trübſelige Gedichte, daß mir das Weiterleſen verleidet wurde. Ich griff dann nach ſeinen Balladen, wo ich denn freilich ein vorzügliches Talent gewahr wurde und recht gut ſah, daß ſein Ruhm einigen Grund hat."

Sonnabend, den 25. October.

Ich lobte, was ich von Kotzebue geſehen, nämlich ſeine „Verwandtſchaften" und die „Verſöhnung". Ich lobte daran den friſchen Blick in's wirkliche Leben, den glücklichen Griff für die intereſſanten Seiten deſſelben und die mitunter ſehr kernige wahre Darſtellung. Goethe ſtimmte mir bei. „Was zwanzig Jahre ſich erhält", ſagte er, „und die Neigung des Volkes hat, Das muß ſchon Etwas ſein. Wenn er in ſeinem Kreiſe blieb und nicht über ſein Vermögen hinausging, ſo machte Kotzebue in der Regel etwas Gutes. Es ging ihm wie Chodowiecky: die bürgerlichen Scenen gelangen auch Dieſem vollkommen, wollte er aber Römiſche oder Griechiſche Helden zeichnen, ſo ward es Nichts."

Goethe nannte mir noch einige gute Stücke von Kotzebue, beſonders „die beiden Klingsberge". „Es iſt nicht zu läugnen," ſagte er hinzu, „er hat ſich im Leben umgethan und die Augen offen gehabt."

„Geiſt und irgend Poeſie", fuhr Goethe fort, „kann man den neuern tragiſchen Dichtern nicht abſprechen; allein den meiſten fehlt das Vermögen der leichten lebendigen Darſtellung; ſie ſtreben nach Etwas, das über ihre Kräfte hinausgeht, und ich möchte ſie in dieſer Hinſicht forcirte Talente nennen."

Montag, den 27. October.

Stadelmann brachte zwei Wachslichter, die er auf Goethe's Arbeitstiſch ſtellte. Goethe erſuchte mich, vor den Lichtern Platz zu nehmen, er wolle mir Etwas zu leſen geben. Und was legte er mir vor? Sein neueſtes, liebſtes Gedicht, ſeine „Elegie von Marienbad".

Ich muß hier in Bezug auf den Inhalt dieſes Gedichts Einiges nachholen. Gleich nach Goethe's dießmaliger Zurückkunft aus genanntem Badeort verbreitete ſich hier die Sage, er habe dort die Bekanntſchaft einer an Körper und Geiſt gleich liebenswürdigen jungen Dame gemacht und zu ihr eine leidenſchaftliche Neigung gefaßt. Wenn er in der Brunnen-Allee ihre Stimme gehört, habe er immer raſch ſeinen Hut genommen und ſei zu ihr hinunter geeilt. Er habe keine Stunde verſäumt, bei ihr zu ſein, er habe glückliche Tage gelebt; ſodann ſei ihm die Trennung ſehr ſchwer geworden und er habe in ſolchem leidenſchaftlichen Zuſtande ein überaus ſchönes Gedicht gemacht, das er jedoch wie ein Heiligthum anſehe und geheim halte.

Ich glaubte dieſer Sage, weil ſie nicht allein ſeiner körperlichen Rüſtigkeit, ſondern auch der productiven Kraft ſeines Geiſtes und der geſunden Friſche ſeines Herzens vollkommen entſprach. Nach dem Gedicht ſelbſt hatte ich längſt ein großes Verlangen getragen, doch mit Recht Anſtand genommen, Goethe darum zu bitten. Ich hatte daher die Gunſt des Augenblickes zu preiſen, wodurch es mir nun vor Augen lag.

Er hatte die Verſe eigenhändig mit lateiniſchen Lettern auf ſtarkes Velinpapier geſchrieben und mit einer ſeidenen Schnur in einer Decke von rothem Maroquin befeſtigt, und es trug alſo ſchon im Aeußern, daß er dieſes Manuſcript vor allen ſeinen übrigen beſonders werth halte.

Ich las den Inhalt mit hoher Freude und fand in jeder Zeile die Beſtätigung der allgemeinen Sage. Doch deuteten gleich die erſten Verſe darauf, daß die Bekanntſchaft nicht dieſes Mal erſt gemacht, ſondern erneuert worden. Das Gedicht wälzte ſich ſtets um ſeine ei-

gene Art und ſchien immer dahin zurückzukehren, woher es ausgegangen. Der Schluß, wunderbar abgeriſſen, wirkte durchaus ungewohnt und tief ergreifend.

Mittwoch, den 10. November.

Goethe befindet ſich ſeit einigen Tagen nicht zum Beſten. Ich war dieſen Abend vor dem Theater ein Stündchen bei ihm. Er ſaß in einem Lehnſtuhl, mit dem Rücken in ein Kiſſen geſenkt; das Reden ſchien ihm ſchwer zu werden.

Nachdem wir Einiges geſprochen, wünſchte er, daß ich ein Gedicht leſen möchte, womit er ein neues jetzt im Werke begriffenes Heft von Kunſt und Alterthum eröffnet. Er blieb in ſeinem Stuhle ſitzen und bezeichnete mir den Ort, wo es lag. Ich nahm ein Licht und ſetzte mich ein wenig entfernt von ihm an ſeinen Schreibtiſch, um es zu leſen.

Das Gedicht trug einen wunderbaren Character, ſo daß ich mich nach einmaligem Leſen, ohne es jedoch ganz zu verſtehen, davon eigenartig berührt und ergriffen fühlte. Es hatte die Verherrlichung des Paria zum Gegenſtand und war als Trilogie behandelt. Der darin herrſchende Ton war mir wie aus einer fremden Welt herüber, und die Darſtellung der Art, daß mir die Belebung des Gegenſtandes ſehr ſchwer ward. Auch war Goethe's perſönliche Nähe einer reinen Vertiefung hinderlich; bald hörte ich ihn huſten, bald hörte ich ihn ſeufzen, und ſo war mein Weſen getheilt, meine eine Hälfte las und die andere war im Gefühl ſeiner Gegenwart. Ich mußte das Gedicht daher leſen und wieder leſen, um nur einiger Maßen hineinzukommen. Je mehr ich aber eindrang, von deſto bedeutenderm Character und auf einer deſto höhern Stufe der Kunſt wollte es mir erſcheinen.

Ich ſprach darauf mit Goethe ſowohl über den Gegenſtand als die Behandlung, wo mir denn durch einige ſeiner Andeutungen Manches lebendiger entgegentrat.

„Freilich,“ ſagte er darauf, „die Behandlung iſt ſehr knapp und man muß gut eindringen, wenn man es recht beſitzen will. Es kommt mir ſelber vor wie eine aus Stahldräthen geſchmiedete Damascener-Klinge. Ich habe aber auch den Gegenſtand vierzig Jahre mit mir herumgetragen, ſo daß er denn freilich Zeit hatte, ſich von allem Ungehörigen zu läutern.

Es wird Wirkung thun, ſagte ich, wenn es beim Publicum hervortritt.

„Ach, das Publicum!“ — ſeufzte Goethe.

Donnerstag, den 11. November.

Vor einigen Tagen, als ich Nachmittags bei ſchönem Wetter die Straße nach Erfurt hinausging, geſellte ſich ein bejahrter Mann zu mir, den ich ſeinem Aeußern nach für einen wohlhabenden Bürger hielt. Wir hatten nicht lange geredet, als das Geſpräch auf Goethe kam. Ich fragte ihn, ob er Goethe perſönlich kenne. „Ob ich ihn kenne!“ antwortete er mit einigem Behagen, „ich bin gegen zwanzig Jahre ſein Kammerdiener geweſen!“ Und nun ergoß er ſich in Lobſprüche über ſeinen frühern Herrn. Ich erſuchte ihn, mir Etwas aus Goethe's Jugendzeit zu erzählen, worein er mit Freuden willigte.

„Als ich bei ihn kam,“ ſagte er, „mochte er etwa ſiebenundzwanzig Jahre alt ſein; er war ſehr mager, behende und zierlich, ich hätte ihn leicht tragen können.“

Ich fragte ihn, ob Goethe in jener erſten Zeit ſeines Hierſeins auch ſehr luſtig geweſen? Allerdings, antwortete er, ſei er mit dem Fröhlichen fröhlich geweſen, jedoch nie über die Grenze; in ſolchen Fällen ſei er gewöhnlich ernſt geworden. Immer gearbeitet und geforſcht und ſeinen Sinn auf Kunſt und Wiſſenſchaft gerichtet, Das ſei im Allgemeinen ſeines Herrn fortwährende Richtung geweſen. Abends habe ihn der Herzog häufig beſucht und da hätten ſie oft bis tief in die Nacht hinein über gelehrte Gegenſtände geſprochen, ſo daß ihm oft Zeit und Weile lang geworden und er oft gedacht habe, ob denn der Herzog noch nicht gehen wolle. „Und die Naturforſchung“, fügte er hinzu, „war ſchon damals ſeine Sache.

Einſt klingelte er mitten in der Nacht, und als ich zu ihm in die Kammer trete, hat er ſein eiſernes Rollbette vom unterſten Ende der Kammer herauf bis ans Fenſter gerollt und liegt und beobachtet den Himmel. „Haſt Du Nichts am Himmel geſehen?“ fragte er mich, und als ich Dieß verneinte: „ſo laufe einmal nach der Wache und frage den Poſten, ob der Nichts geſehen.“ Ich lief hin, der Poſten hatte aber nichts geſehen, welches ich meinem Herrn meldete, der noch eben ſo lag und den Himmel unverwandt beobachtete. „Höre,“ ſagte er dann zu mir, „wir ſind in einem bedeutenden Moment, entweder wir haben in dieſem Augenblick ein Erdbeben, oder wir bekommen eins.“ Und nun mußte ich mich zu ihm aufs Bette ſetzen und er demonſtrirte mir, aus welchen Merkmalen er Das abnehme.“

Ich fragte den guten Alten, was es für Wetter geweſen.

„Es war ſehr wolkig“, ſagte er, „und dabei regte ſich kein Lüftchen, es war ſehr ſchwül.“

Ich fragte ihn, ob er denn Goethe jenes Ausſpruch ſogleich auf's Wort geglaubt habe.

„Ja,“ ſagte er, „ich glaubte ihm auf's Wort; denn was er vorherſagte, war immer richtig.

Am nächſten Tage", fuhr er fort, „erzählte mein Herr ſeine Beobachtungen bei Hofe, wobei eine Dame ihrer Nachbarinn in's Ohr flüſterte: „Höre! Goethe ſchwärmt!" Der Herzog aber und die übrigen Männer glaubten an Goethe, und es wies ſich auch bald aus, daß er recht geſehen; denn nach einigen Wochen kam die Nachricht, daß in derſelbigen Nacht ein Theil von Meſſina durch ein Erdbeben zerſtört worden."

Freitag, den 13. November.

Gegen Abend ſendete Goethe mir eine Einladung, ihn zu beſuchen.

Das Geſpräch kam auf das Theater und daß morgen der „Wallenſtein" würde gegeben werden. Dieß gab Gelegenheit, über Schiller zu reden.

Es geht mir mit Schiller eigen, ſagte ich: einige Scenen ſeiner großen Theater-Stücke leſe ich mit wahrer Liebe und Bewunderung, dann aber komme ich auf Verſtöße gegen die Wahrheit der Natur, und ich kann nicht weiter. Selbſt mit dem „Wallenſtein" geht es mir nicht anders. Ich kann nicht umhin, zu glauben, daß Schiller's philoſophiſche Richtung ſeiner Poeſie geſchadet hat; denn durch ſie kam er dahin, die Idee höher zu halten als alle Natur, ja die Natur dadurch zu vernichten. Was er ſich denken konnte, mußte geſchehen, es mochte nun der Natur gemäß oder ihr zuwider ſein.

„Es iſt betrübend," ſagte Goethe, „wenn man ſieht, wie ein ſo außerordentlich begabter Menſch ſich mit philoſophiſchen Denkweiſen herumquälte, die ihm Nichts helfen konnten. Humboldt hat mir Briefe mitgebracht, die Schiller in der unſeligen Zeit jener Speculationen an ihn geſchrieben. Man ſieht daraus, wie er ſich damals mit der Intention plagte, die ſentimentale Poeſie von der naiven ganz frei zu machen. Aber nun konnte er für jene Dichtart keinen Boden finden und Dieß brachte ihn in unſägliche Verwirrung. Und als ob", fügte Goethe lächelnd hinzu, die ſentimentale Poeſie ohne einen naiven Grund, aus welchem ſie gleichſam hervorwächſt, nur irgend beſtehen könnte!

Es war nicht Schiller's Sache," fuhr Goethe fort, „mit einer gewiſſen Bewußtloſigkeit und gleichſam inſtinctmäßig zu verfahren, vielmehr mußte er über Jedes, was er that, reflectiren; woher es auch kam, daß er über ſeine poetiſchen Vorſätze nicht unterlaſſen konnte, ſehr viel hin und her zu reden, ſo daß er alle ſeine ſpätern Stücke Scene für Scene mit mir durchgeſprochen hat.

Dagegen war es ganz gegen meine Natur, über Das, was ich von poetiſchen Plänen vorhatte, mit irgend Jemandem zu reden, ſelbſt nicht mit Schiller. Ich trug Alles ſtill mit mir herum und Niemand erfuhr in der Regel Etwas, als bis es vollendet war. Als ich Schiller meinen „Hermann und Dorothea" fertig vorlegte, war er verwundert; denn ich hatte ihm vorher mit keiner Sylbe geſagt, daß ich Dergleichen vorhatte.

Aber ich bin neugierig, was Sie morgen zum „Wallenſtein" ſagen werden! Sie werden große Geſtalten ſehen und das Stück wird auf Sie einen Eindruck machen, wie Sie es ſich wahrſcheinlich nicht vermuthen."

Sonnabend, den 14. November.

Abends war ich im Theater, wo ich zum erſten Mal den „Wallenſtein" ſah. Goethe hatte nicht zu viel geſagt; der Eindruck war groß und mein tiefſtes Innere aufregend. Die Schauſpieler, großentheils noch aus der Zeit, wo Schiller und Goethe perſönlich auf ſie einwirkten, brachten mir ein Enſemble bedeutender Perſonen vor Augen, wie ſie, bei'm Leſen, meiner Einbildungskraft nicht mit der Individualität erſchienen waren, weßhalb denn das Stück mit außerordentlicher Kraft an mir vorüberging und ich es ſogar während der Nacht nicht aus dem Sinne brachte.

Sonntag, den 15. November.

Eingedenk des Verſprechens, mir ſeine Elegie von Marienbad zu einer paſſenden Stunde abermals zu zeigen, ſtand Goethe auf, ſtellte ein Licht auf ſeinen Schreibtiſch und gab mir das Gedicht. Ich war glücklich, es abermals vor Augen zu haben. Goethe ſetzte ſich wieder in Ruhe und überließ mich einer ungeſtörten Betrachtung.

Nachdem ich eine Weile geleſen, wollte ich ihm Etwas darüber ſagen, es kam mir aber vor, als ob er ſchlief. Ich benutzte daher den günſtigen Augenblick und las es aber- und abermals und hatte dabei einen ſeltenen Genuß. Die jugendlichſte Glut der Liebe, gemildert durch die ſittliche Höhe des Geiſtes, Das erſchien mir im Allgemeinen als des Gedichtes durchgreifender Character. Uebrigens kam es mir vor, als ſeien die ausgeſprochenen Gefühle ſtärker, als wir ſie in andern Gedichten Goethe's anzutreffen gewohnt ſind, und ich ſchloß daraus auf einen Einfluß von Byron, welches Goethe auch nicht ablehnte.

„Sie ſehen das Product eines höchſt leidenſchaftlichen Zuſtandes," fügte er hinzu; „als ich darin befangen war, hätte ich ihn um Alles in der Welt nicht entbehren mögen und jetzt möchte ich um keinen Preis wieder hineingerathen.

Ich ſchrieb das Gedicht, unmittelbar als ich von Marienbad abreiſ'te und ich mich noch im vollen friſchen Gefühle des Erlebten befand.

Morgens acht Uhr auf der erſten Station ſchrieb ich die erſte Strophe und ſo dichtete ich im Wagen fort und ſchrieb von Station zu Station das im Gedächtniß Gefaßte nieder, ſo daß es Abends fertig auf dem Papiere ſtand. Es hat daher eine gewiſſe Unmittelbarkeit und iſt wie aus einem Guſſe, welches dem Ganzen zu Gute kommen mag."

Zugleich, ſagte ich, hat es in ſeiner ganzen Art viel Eigenthümliches, ſo daß es an kein's Ihrer andern Gedichte erinnert.

„Das mag daher kommen," ſagte Goethe, „ich ſetzte auf die Gegenwart, ſowie man eine bedeutende Summe auf eine Karte ſetzt und ſuchte ſie ohne Uebertreibung ſo hoch zu ſteigern als möglich."

Dieſe Aeußerung erſchien mir ſehr wichtig, indem ſie Goethe's Verfahren an's Licht ſetzt und uns ſeine allgemein bewunderte Mannigfaltigkeit erklärlich macht.

Dienſtag, den 27. Januar 1829.

Goethe ſprach mit mir über die Fortſetzung ſeiner Lebensgeſchichte, mit deren Ausarbeitung er ſich gegenwärtig beſchäftigt. Es kam zur Erwähnung, daß dieſe Epoche ſeines ſpätern Lebens nicht die Ausführlichkeit des Details haben könne, wie die Jugend-Epoche von „Wahrheit und Dichtung".

„Ich muß", ſagte Goethe, „dieſe ſpätern Jahre mehr als Annalen behandeln; es kann darin weniger mein Leben als meine Thätigkeit zur Erſcheinung kommen. Ueberhaupt iſt die bedeutendſte Epoche eines Individuums die der Entwickelung, welche ſich in meinem Fall mit den ausführlichen Bänden von „Wahrheit und Dichtung" abſchließt. Später beginnt der Conflict mit der Welt und dieſer hat nur inſofern Intereſſe, als Etwas dabei herauskommt.

Und dann, das Leben eines Deutſchen Gelehrten, was iſt es? Was in meinem Fall daran etwa Gutes ſein möchte, iſt nicht mitzutheilen, und das Mittheilbare iſt nicht der Mühe werth. Und wo ſind denn die Zuhörer, denen man mit einigem Behagen erzählen möchte?

Wenn ich auf mein früheres und mittleres Leben zurückblicke und nun in meinem Alter bedenke, wie Wenige noch von Denen übrig ſind, die mit mir jung waren, ſo fällt mir immer der Sommeraufenthalt in einem Bade ein. So wie man ankommt, ſchließt man Bekanntſchaften und Freundſchaften mit Solchen, die ſchon eine Zeit lang dort waren und die in den nächſten Wochen wieder abgehen. Der Verluſt iſt ſchmerzlich. Nun hält man ſich an die zweite Generation, mit der man eine gute Weile fortlebt und ſich auf das Innigſte verbindet. Aber auch dieſe geht und läßt uns einſam mit der dritten, die nahe vor unſerer Abreiſe ankommt und mit der man auch gar Nichts zu thun hat.

Man hat mich immer als einen vom Glück beſonders Begünſtigten geprieſen; auch will ich mich nicht beklagen und den Gang meines Lebens nicht ſchelten. Allein im Grunde iſt es Nichts als Mühe und Arbeit geweſen und ich kann wohl ſagen, daß ich in meinen ſiebenundſiebenzig Jahren keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt. Es war das ewige Wälzen eines Steines, der immer von Neuem gehoben ſein wollte. Meine Annalen werden es deutlich machen, was hiermit geſagt iſt. Der Anſprüche an meine Thätigkeit, ſowohl von außen als innen, waren zu viele.

Mein eigentliches Glück war mein poetiſches Sinnen und Schaffen. Allein wie ſehr war Dieſes durch meine äußere Stellung geſtört, beſchränkt und gehindert. Hätte ich mich mehr vom öffentlichen und geſchäftlichen Wirken und Treiben zurückhalten und mehr in der Einſamkeit leben können, ich wäre glücklicher geweſen und würde als Dichter weit mehr gemacht haben. So aber ſollte ſich bald nach meinem „Götz" und „Werther" an mir das Wort eines Weiſen bewähren, welcher ſagte: wenn man der Welt Etwas zu Liebe gethan habe, ſo wiſſe ſie dafür zu ſorgen, daß man es nicht zum zweiten Male thue.

Ein weit verbreiteter Name, eine hohe Stellung im Leben ſind gute Dinge. Allein mit all meinem Namen und Stande habe ich es nicht weiter gebracht, als daß ich, um nicht zu verletzen, zu der Meinung Anderer ſchweige. Dieſes würde nun in der That ein ſehr ſchlechter Spaß ſein, wenn ich dabei nicht den Vortheil hätte, daß ich erfahre, wie die Andern denken, aber ſie nicht wie ich."

Mittwoch, den 25. Februar.

Goethe zeigte mir heute zwei höchſt merkwürdige Gedichte, beide in hohem Grade ſittlich in ihrer Tendenz, in einzelnen Motiven jedoch ſo ohne allen Rückhalt natürlich wahr, daß die Welt dergleichen unſittlich zu nennen pflegt, weßhalb er ſie denn auch geheim hielt und an eine öffentliche Mittheilung nicht dachte.

„Könnten Geiſt und höhere Bildung", ſagte er, „ein Gemeingut werden, ſo hätte der Dichter ein gutes Spiel; er könnte immer durchaus wahr ſein und brauchte ſich nicht zu ſcheuen, das Beſte zu ſagen. So aber muß er ſich immer in einem gewiſſen Niveau halten; er hat zu bedenken, daß ſeine Werke in die Hände einer gemiſchten Welt kommen und er hat daher Urſache, ſich in Acht zu nehmen, daß er

Märten.

(Schend) Nun gut.

Schnaps.

Wenn jemand pocht, pack' ich ein, und ſchleiche mich zur Hinterthür hinaus; und Ihr macht, was Ihr wollt.

Neunter Auftritt.

Schnaps. (Nachher) Märten.

Schnaps.

Wenn ich ihm nur erſt ein Frühſtück abgewonnen hätte! Eine rechte Schande! ein reicher Mann und immer ſo knauſerig! (Er ſchleicht an den Schränken herum) Alles verſchloſſen, wie gewöhnlich, und Röſe hat wieder die Schlüſſel mit. — Hernach brauch' ich noch ein Paar Laubthaler patriotiſche Contribution. (Wieder am Schranke) Die Thüren klappern, die Schlöſſer ſind

der Mehrzahl guter Menſchen durch eine zu große Offenheit kein Aergerniß gebe. Und dann iſt die Zeit ein wunderlich' Ding. Sie iſt ein Tyrann, der ſeine Launen hat, und der zu Dem, was Einer ſagt und thut, in jedem Jahrhundert ein ander' Geſicht macht. Was den alten Griechen zu ſagen erlaubt war, will uns zu ſagen nicht mehr anſtehen, und was Shakeſpeare's kräftigen Mitmenſchen durchaus anmuthete, kann der Engländer von 1820 nicht mehr ertragen, ſo daß in der neueſten Zeit ein Family Shakespeare ein gefühltes Bedürfniß wird."

Auch liegt ſehr Vieles in der Form, fügte ich hinzu. Das eine jener beiden Gedichte, in dem Ton und Versmaß der Alten, hat weit weniger Zurückſtoßendes. Einzelne Motive ſind allerdings an ſich widerwärtig, allein die Behandlung wirft über das Ganze ſo viel Großheit und Würde, daß es uns wird, als hörten wir einen kräftigen Alten und als wären wir in die Zeit Griechiſcher Heroen zurückverſetzt. Das andere Gedicht dagegen, in dem Ton und der Versart von Meiſter Arioſt, iſt weit verfänglicher. Es behandelt ein Abenteuer von heute, in der Sprache von heute, und, indem es dadurch ohne alle Umhüllung ganz in unſere Gegenwart hereintritt, erſcheinen die einzelnen Kühnheiten bei Weitem verwegener.

„Sie haben recht," ſagte Goethe, „es liegen in den verſchiedenen poetiſchen Formen geheimnißvolle große Wirkungen. Wenn man den Inhalt meiner Römiſchen Elegien in den Ton und die Versart von Byron's „Don Juan" übertragen wollte, ſo müßte ſich das Geſagte ganz verrucht ausnehmen."

Die Franzöſiſchen Zeitungen wurden gebracht. Der beendigte Feldzug der Franzoſen in Spanien unter dem Herzog von Angoulême hatte für Goethe großes Intereſſe.

„Ich habe den großen Vortheil," fuhr er fort, „daß ich zu einer Zeit geboren wurde, wo die größten Weltbegebenheiten an die Tagesordnung kamen und ſich durch mein langes Leben fortſetzten, ſo daß ich vom ſiebenjährigen Krieg, ſodann von der Trennung America's von England, ferner von der Franzöſiſchen Revolution, und endlich von der ganzen Napoleon'ſchen Zeit bis zum Untergange des Helden und den folgenden Ereigniſſen lebendiger Zeuge war. Hierdurch bin ich zu ganz andern Reſultaten und Einſichten gekommen, als allen Denen möglich ſein wird, die jetzt geboren werden und die ſich jene großen Begebenheiten durch Bücher aneignen müſſen, die ſie nicht verſtehen.

Was uns die nächſten Jahre bringen werden, iſt durchaus nicht vorherzuſagen; doch ich fürchte, wir kommen ſobald nicht zur Ruhe. Es iſt der Welt nicht gegeben, ſich zu beſcheiden; den Großen nicht, daß kein Mißbrauch der Gewalt Statt finde, und der Maſſe nicht, daß ſie in Erwartung allmäliger Verbeſſerungen mit einem mäßigen Zuſtande ſich begnüge. Könnte man die Menſchheit vollkommen machen, ſo wäre auch ein vollkommener Zuſtand denkbar: ſo aber wird es ewig herüber und hinüber ſchwanken; der eine Theil wird leiden, während der andere ſich wohl befindet, Egoismus und Neid werden als böſe Dämonen immer ihr Spiel treiben und der Kampf der Parteien wird kein Ende haben.

Das Vernünftigſte iſt immer, daß Jeder ſein Metier treibe, wozu er geboren iſt und was er gelernt hat, und daß er den Andern nicht hindere, das Seinige zu thun. Der Schuſter bleibe bei ſeinem Leiſten, der Bauer hinter dem Pflug und der Fürſt wiſſe zu regieren. Denn dieß iſt auch ein Metier, das gelernt ſein will, und das ſich Niemand anmaßen ſoll, der es nicht verſteht."

Darauf bei Tiſch war Goethe von der heiterſten Laune. Er zeigte mir das Stammbuch der Frau von Spiegel, worin er ſehr ſchöne Verſe geſchrieben. Es war ein Platz für ihn zwei Jahre lang offen gelaſſen und er war nun froh, daß es ihm gelungen, ein altes Verſprechen endlich zu erfüllen. Nachdem ich das Gedicht an Frau von Spiegel geleſen, blätterte ich in dem Buche weiter, wobei ich auf manchen bedeutenden Namen ſtieß. Gleich auf der nächſten Seite ſtand ein Gedicht von Tiedge, ganz in der Geſinnung und dem Tone ſeiner „Urania" geſchrieben. „In einer Anwandelung von Verwegenheit", ſagte Goethe, „war ich im Begriff, einige Verſe darunter zu ſetzen; es freut mich aber, daß ich es unterlaſſen: denn es iſt nicht das erſte Mal, daß ich durch rückhaltloſe Aeußerungen gute Menſchen zurückgeſtoßen und die Wirkung meiner beſten Sachen verdorben habe."

„Indeſſen", fuhr Goethe fort, „habe ich von Tiedge's „Urania" nicht wenig auszuſtehen gehabt; denn es gab eine Zeit, wo Nichts geſungen und nichts declamirt wurde als die „Urania". Wo man hinkam, fand man die „Urania" auf allen Tiſchen; die „Urania" und die Unſterblichkeit war der Gegenſtand jeder Unterhaltung. Ich möchte keineswegs das Glück entbehren, an eine künftige Fortdauer zu glauben; ja ich möchte mit Lorenzo von Medici ſagen, daß alle Diejenigen auch für dieſes Leben todt ſind, die kein anderes hoffen; allein ſolche unbegreifliche Dinge liegen zu fern, um ein Gegenſtand täglicher Betrachtung und gedankenzerſtörender Speculation zu ſein. Und ferner: wer eine Fortdauer glaubt, der ſei glücklich im

Stillen, aber er hat nicht Urſache, ſich darauf Etwas einzubilden. Bei Gelegenheit von Tiedge's „Urania" indeß machte ich die Bemerkung, daß, eben wie der Adel, ſo auch die Frommen eine gewiſſe Ariſtocratie bilden. Ich fand dumme Weiber, die ſtolz waren, weil ſie mit Tiedge an Unſterblichkeit glaubten, und ich mußte es leiden, daß Manche mich über dieſen Punct auf eine ſehr dünkelhafte Weiſe examinirte. Ich ärgerte ſie aber, indem ich ſagte: es könne mir ganz recht ſein, wenn nach Ablauf dieſes Lebens uns ein abermaliges beglücke; allein ich wolle mir ausbitten, daß mir drüben Niemand von Denen begegne, die hier daran geglaubt hätten. Denn ſonſt würde meine Plage erſt recht angehen! Die Frommen würden um mich herumkommen und ſagen: haben wir nicht recht gehabt? haben wir es nicht vorhergeſagt? iſt es nicht eingetroffen? Und damit würde denn auch drüben der Langenweile kein Ende ſein.

Die Beſchäftigung mit Unſterblichkeits-Ideen", fuhr Goethe fort, „iſt für vornehme Stände und beſonders für Frauenzimmer, die Nichts zu thun haben. Ein tüchtiger Menſch aber, der ſchon hier etwas Ordentliches zu ſein gedenkt und der daher täglich zu ſtreben, zu kämpfen und zu wirken hat, läßt die künftige Welt auf ſich beruhen, und iſt thätig und nützlich in dieſer. Ferner ſind Unſterblichkeitsgedanken für Solche, die in Hinſicht auf Glück hier nicht zum Beſten weggekommen ſind, und ich wollte wetten: wenn der gute Tiedge ein beſſeres Geſchick hätte, ſo hätte er auch beſſere Gedanken."

Donnerstag, den 26. Februar.

Mit Goethe zu Tiſch. — Nachdem gegeſſen und abgeräumt war, ließ er durch Stadelmann große Portefeuille's mit Kupferſtichen herbeiſchleppen. Auf den Mappen hatte ſich einiger Staub geſammelt, und da keine paſſenden Tücher zum Abwiſchen in der Nähe waren, ſo ward Goethe unwillig und ſchalt ſeinen Diener. „Ich erinnere Dich zum letzten Mal," ſagte er, „denn gehſt Du nicht noch heute, die oft verlangten Tücher zu kaufen, ſo gehe ich morgen ſelbſt, und Du ſollſt ſehen, daß ich Wort halte." Stadelmann ging.

„Ich hatte einmal einen ähnlichen Fall mit dem Schauſpieler Becker," fuhr Goethe gegen mich heiter fort, „der ſich weigerte, einen Reiter in „Wallenſtein" zu ſpielen. Ich ließ ihm aber ſagen, wenn er die Rolle nicht ſpielen wolle, ſo würde ich ſie ſelber ſpielen. Das wirkte. Denn ſie kannten mich beim Theater und wußten, daß ich in ſolchen Dingen keinen Spaß verſtand, und daß ich verrückt genug war, mein Wort zu halten und das Tollſte zu thun."

Und würden Sie im Ernſt die Rolle geſpielt haben? fragte ich.

„Ja," ſagte Goethe, „ich hätte ſie geſpielt und würde den Herrn Becker herunter geſpielt haben; denn ich kannte die Rolle beſſer als er."

Wir öffneten darauf die Mappen und ſchritten zur Betrachtung der Kupfer und Zeichnungen. Goethe verfährt hierbei in Bezug auf mich ſehr ſorgfältig, und ich fühle, daß es ſeine Abſicht iſt, mich in der Kunſtbetrachtung auf eine höhere Stufe der Einſicht zu bringen. Nur das in ſeiner Art durchaus Vollendete zeigt er mir und macht mir des Künſtlers Intention und Verdienſt deutlich, damit ich erreichen möge, die Gedanken der Beſten nachzudenken und den Beſten gleich zu empfinden. „Dadurch", ſagte er heute, „bildet ſich Das, was wir Geſchmack nennen. Denn den Geſchmack kann man nicht am Mittelgut bilden, ſondern nur am Allervorzüglichſten. Ich zeige Ihnen daher nur das Beſte; und wenn Sie ſich darin befeſtigen, ſo haben Sie einen Maßſtab für das Uebrige, das Sie nicht überſchätzen, aber doch ſchätzen werden. Und ich zeige Ihnen das Beſte in jeder Gattung, damit Sie ſehen, daß keine Gattung gering zu achten, ſondern daß jede erfreulich iſt, ſobald ein großes Talent darin den Gipfel erreichte. Dieſes Bild eines Franzöſiſchen Künſtlers z. B. iſt galant wie kein anderes und daher ein Muſterſtück ſeiner Art."

Goethe reichte mir das Blatt und ich ſah es mit Freuden. In einem reizenden Zimmer eines Sommer-Palais, wo man durch offene Fenſter und Thüren die Ausſicht in den Garten hat, ſieht man eine Gruppe der anmuthigſten Perſonen. Eine ſitzende ſchöne Frau von etwa dreißig Jahren hält ein Notenbuch, woraus ſie ſo eben geſungen zu haben ſcheint. Etwas tiefer, an ihrer Seite ſitzend, lehnt ſich ein junges Mädchen von etwa ſünfzehn. Rückwärts am offenen Fenſter ſteht eine andere junge Dame; ſie hält eine Laute und ſcheint noch Töne zu greifen. In dieſem Augenblick iſt ein junger Herr hereingetreten, auf den die Blicke der Frauen ſich richten; er ſcheint, die muſicaliſche Unterhaltung unterbrochen zu haben, und, indem er mit einer leichten Verbeugung vor ihnen ſteht, macht er den Eindruck, als ſagte er entſchuldigende Worte, die von den Frauen mit Wohlgefallen gehört werden.

„Das, dächte ich," ſagte Goethe, „wäre ſo galant, wie irgend ein Stück von Calderon, und Sie haben nun in dieſer Art das Vorzüglichſte geſehen. Was aber ſagen Sie hierzu?"

Mit dieſen Worten reichte er mir einige radirte Blätter des berühmten Thiermalers Roos; lauter Schafe, und dieſe Thiere in allen ihren Lagen und Zuſtänden. Das Ein-

fältige der Phyſiognomien, das Häßliche, Struppige der Haare, Alles mit der äußerſten Wahrheit, als wäre es die Natur ſelber.

„Mir wird immer bange," ſagte Goethe, „wenn ich dieſe Thiere anſehe. Das Beſchränkte, Dumpfe, Träumende, Gähnende ihres Zuſtandes zieht mich in das Mitgefühl deſſelben hinein; man fürchtet, zum Thier zu werden, und möchte faſt glauben, der Künſtler ſei ſelber eins geweſen. Auf jeden Fall bleibt es im hohen Grade erſtaunenswürdig, wie er ſich in die Seelen dieſer Geſchöpfe hat hineindenken und hineinempfinden können, um den innern Character in der äußern Hülle mit ſolcher Wahrheit durchblicken zu laſſen. Man ſieht aber, was ein großes Talent machen kann, wenn es bei Gegenſtänden bleibt, die ſeiner Natur analog ſind."

Hat denn dieſer Künſtler, ſagte ich, nicht auch Hunde, Katzen und Raubthiere mit einer ähnlichen Wahrheit gebildet; ja, hat er, bei der großen Gabe, ſich in einen fremden Zuſtand hineinzufühlen, nicht auch menſchliche Characktere mit einer gleichen Treue behandelt?

„Nein," ſagte Goethe, „alles Das lag außer ſeinem Kreiſe; dagegen die frommen, grasfreſſenden Thiere, wie Schafe, Ziegen, Kühe und Dergleichen, ward er nicht müde, ewig zu wiederholen; dieß war ſeines Talentes eigentliche Region, aus der er auch zeitlebens nicht herausging. Und daran that er wohl! Das Mitgefühl der Zuſtände dieſer Thiere war ihm angeboren, die Kenntniß ihres Pſychologiſchen war ihm gegeben, und ſo hatte er denn auch für deren Körperliches ein ſo glückliches Auge. Andere Geſchöpfe dagegen waren ihm vielleicht nicht ſo durchſichtig und es fehlte ihm daher zu ihrer Darſtellung ſowohl Beruf als Trieb."

Durch dieſe Aeußerung Goethe's ward manches Analoge in mir aufgeregt, das mir wieder lebhaft vor die Seele trat. So hatte er mir vor einiger Zeit geſagt, daß dem ächten Dichter die Kenntniß der Welt angeboren ſei und daß er zu ihrer Darſtellung keineswegs vieler Erfahrung und einer großen Empirie bedürfe. „Ich ſchrieb meinen „Götz von Berlichingen", ſagte er, „als junger Menſch von zweiundzwanzig, und erſtaunte zehn Jahre ſpäter über die Wahrheit meiner Darſtellung. Erlebt und geſehen hatte ich bekanntlich Dergleichen nicht und ich mußte alſo die Kenntniß mannigfaltiger menſchlicher Zuſtände durch Anticipation beſitzen.

Ueberhaupt hatte ich nur Freude an der Darſtellung meiner innern Welt, ehe ich die äußere kannte. Als ich nachher in der Wirklichkeit fand, daß die Welt ſo war, wie ich ſie mir gedacht hatte, war ſie mir verdrießlich und ich hatte keine Luſt mehr, ſie darzuſtellen. Ja, ich möchte ſagen: hätte ich mit Darſtellung der Welt ſo lange gewartet, bis ich ſie kannte, ſo wäre meine Darſtellung Perſiflage geworden.

Es liegt in den Characteren", ſagte er ein ander' Mal, „eine gewiſſe Nothwendigkeit, eine gewiſſe Conſequenz, vermöge welcher bei dieſem oder jenem Grundzuge eines Characters gewiſſe ſecundäre Züge Statt finden. Dieſes lehrt die Empirie genugſam, es kann aber auch einzelnen Individuen die Kenntniß davon angeboren ſein. Ob bei mir Angebornes und Erfahrung ſich vereinige, will ich nicht unterſuchen; aber ſo viel weiß ich: wenn ich Jemanden eine Viertelſtunde geſprochen habe, ſo will ich ihn zwei Stunden reden laſſen."

So hatte Goethe von Lord Byron geſagt, daß ihm die Welt durchſichtig ſei und daß ihm ihre Darſtellung durch Anticipation möglich. Ich äußerte darauf einige Zweifel: ob es Byron z. B. gelingen möchte, eine untergeordnete thieriſche Natur darzuſtellen, indem ſeine Individualität mir zu gewaltſam erſcheine, um ſich ſolchen Gegenſtänden mit Liebe hinzugeben. Goethe gab Dieſes zu und erwiederte, daß die Anticipation ſich überall nur ſo weit erſtrecke, als die Gegenſtände dem Talent analog ſeien, und wir wurden einig, daß in dem Verhältniß, wie die Anticipation beſchränkt oder umfaſſend ſei, das darſtellende Talent ſelbſt von größerm oder geringerm Umfange befunden werde.

Wenn Euere Excellenz behaupten, ſagte ich darauf, daß dem Dichter die Welt angeboren ſei, ſo haben Sie wohl nur die Welt des Innern dabei im Sinne, aber nicht die empiriſche Welt der Erſcheinung und Convenienz; und wenn alſo dem Dichter eine wahre Darſtellung derſelben gelingen ſoll, ſo muß doch wohl die Erforſchung des Wirklichen hinzukommen?

„Allerdings," erwiederte Goethe, „es iſt ſo. — Die Region der Liebe, des Haſſes, der Hoffnung, der Verzweiflung und wie die Zuſtände und Leidenſchaften der Seele heißen, iſt dem Dichter angeboren und ihre Darſtellung gelingt ihm. Es iſt aber nicht angeboren: wie man Gericht hält, oder wie man im Parlament oder bei einer Kaiſerkrönung verfährt, und um nicht gegen die Wahrheit ſolcher Dinge zu verſtoßen, muß der Dichter ſie aus Erfahrung oder Ueberlieferung ſich aneignen. So konnte ich im „Fauſt" den düſtern Zuſtand des Lebensüberdruſſes im Helden, ſo wie die Liebesempfindungen Gretchens recht gut durch Anticipation in meiner Macht haben; allein um z. B. zu ſagen:

Wie traurig ſteigt die unvollkommne Scheibe
Des ſpäten Monds mit feuchter Glut heran,

bedurfte es einiger Beobachtung der Natur."

Es iſt aber, ſagte ich, im ganzen „Fauſt" keine Zeile, die nicht von ſorgfältiger Durch-

forſchung der Welt und des Lebens unverkennbare Spuren trüge, und man wird keineswegs erinnert, als ſei Ihnen Das alles, ohne die reichſte Erfahrung, nur ſo geſchenkt worden.

„Mag ſein,“ antwortete Goethe, „allein hätte ich nicht die Welt durch Anticipation bereits in mir getragen, ich wäre mit ſehenden Augen blind geblieben und alle Erforſchung und Erfahrung wäre Nichts geweſen als ein ganz todtes, vergebliches Bemühen. Das Licht iſt da und die Farben umgeben uns; allein trügen wir kein Licht und keine Farben im eigenen Auge, ſo würden wir auch außer uns dergleichen nicht wahrnehmen.

Sonnabend, den 28. Februar.

„Es gibt vortreffliche Menſchen,“ ſagte Goethe, „die Nichts aus dem Stegreife, Nichts ebendhin zu thun vermögen, ſondern deren Natur es verlangt, ihre jedesmaligen Gegenſtände mit Ruhe tief zu durchdringen. Solche Talente machen uns oft ungeduldig, indem man ſelten von ihnen erlangt, was man augenblicklich wünſcht, allein auf dieſem Wege wird das Höchſte geleiſtet.“

Ich brachte das Geſpräch auf Ramberg. „Das iſt freilich ein Künſtler ganz anderer Art,“ ſagte Goethe, „ein höchſt erfreuliches Talent, und zwar ein improviſirendes, das nicht Seinesgleichen hat. Er verlangte einſt in Dresden von mir eine Aufgabe. Ich gab ihm den Agamemnon, wie er, von Troja in ſeine Heimath zurückkehrend, vom Wagen ſteigt, und wie es ihm unheimlich wird, die Schwelle ſeines Hauſes zu betreten. Sie werden zugeben, daß Dieß ein Gegenſtand der allerſchwierigſten Sorte iſt, der bei einem andern Künſtler die reiflichſte Ueberlegung würde erfordert haben. Ich hatte aber kaum das Wort ausgeſprochen, als Ramberg ſchon an zu zeichnen fing, und zwar mußte ich bewundern, wie er den Gegenſtand ſogleich richtig auffaßte. Ich kann nicht läugnen, ich möchte einige Blätter von Ramberg's Hand beſitzen.“

Wir ſprachen ſodann über andere Künſtler, die in ihren Werken leichtſinnig verfahren und zuletzt in Manier zu Grunde gehen.

„Die Manier“, ſagte Goethe, „will immer fertig ſein und hat keinen Genuß an der Arbeit. Das ächte, wahrhaft große Talent aber findet ſein höchſtes Glück in der Ausführung. Reos iſt unermüdlich in emſiger Zeichnung der Haare und Wolle ſeiner Ziegen und Schafe, und man ſieht an dem unendlichen Detail, daß er während der Arbeit die reinſte Seligkeit genoß und nicht daran dachte fertig zu werden.

Geringern Talenten genügt nicht die Kunſt als ſolche; ſie haben während der Ausführung immer nur den Gewinn vor Augen, den ſie durch ein fertiges Werk zu erreichen hoffen. Bei ſo weltlichen Zwecken und Richtungen aber kann nichts Großes zu Stande kommen.“

Dienſtag, den 10. März.

Abends bei Goethe. — Ich war allein mit ihm, wir ſprachen vielerlei und tranken eine Flaſche Wein dazu. Wir ſprachen über das Franzöſiſche Theater im Gegenſatz zum Deutſchen.

„Es wird ſchwer halten,“ ſagte Goethe, „daß das Deutſche Publicum zu einer Art von reinem Urtheil komme, wie man es etwa in Italien und Frankreich findet. Und zwar iſt uns beſonders hinderlich, daß auf unſern Bühnen Alles durcheinander gegeben wird. An derſelbigen Stelle, wo wir geſtern den „Hamlet“ ſahen, ſehen wir heute den „Staberle“, und wo uns morgen die „Zauberflöte“ entzückt, ſollen wir übermorgen an den Späßen des „neuen Sonntagskindes“ Gefallen finden. Dadurch entſteht beim Publicum eine Confuſion im Urtheil, eine Vermengung der verſchiedenen Gattungen, die es nie gehörig ſchätzen und begreifen lernt. Und dann hat Jeder ſeine individuellen Forderungen und ſeine perſönlichen Wünſche, mit denen er ſich wieder nach der Stelle wendet, wo er ſie realiſirt fand. An demſelbigen Baum, wo er heute Feigen gepflückt, will er ſie morgen wieder pflücken, und er würde ein ſehr verdrießliches Geſicht machen, wenn etwa über Nacht Schlehen gewachſen wären. Iſt aber Jemand Freund von Schlehen, der wendet ſich an die Dornen.

Schiller hatte den guten Gedanken, ein eigenes Haus für die Tragödie zu bauen, auch jede Woche ein Stück bloß für Männer zu geben. Allein Dieß ſetzte eine ſehr große Reſidenz voraus und war in unſern kleinen Verhältniſſen nicht zu realiſiren.“

Wir ſprachen über die Stücke von Iffland und Kotzebue, die Goethe in ihrer Art ſehr hoch ſchätzte. „Eben aus dem gedachten Fehler,“ ſagte er, „daß Niemand die Gattungen gehörig unterſcheidet, ſind die Stücke jener Männer oft ſehr ungerechter Weiſe getadelt worden. Man kann aber lange warten, ehe ein Paar ſo populare Talente wieder kommen.“

Ich lobte Iffland's „Hageſtolzen“, die mir von der Bühne herunter ſehr wohl gefallen hatten. „Es iſt ohne Frage Iffland's beſtes Stück,“ ſagte Goethe; „es iſt das einzige, wo er aus der Proſa in's Ideelle geht.“

Er erzählte mir darauf von einem Stück, welches er mit Schiller als Fortſetzung der „Hageſtolzen“ gemacht, aber nicht geſchrieben, ſondern bloß geſprächsweiſe gemacht. Goethe

entwickelte mir die Handlung Scene für Scene; es war ſehr artig und heiter und ich hatte daran große Freude.

Goethe ſprach darauf über einige neue Schauſpiele von Platen. „Man ſieht", ſagte er, „an dieſen Stücken die Einwirkung Calderon's. Sie ſind durchaus geiſtreich und in gewiſſer Hinſicht vollendet, allein es fehlt ihnen ein ſpecifiſches Gewicht, eine gewiſſe Schwere des Gehalts. Sie ſind nicht der Art, um im Gemüth des Leſers ein tiefes und nachwirkendes Intereſſe zu erregen, vielmehr berühren ſie die Saiten unſers Innern nur leicht und vorübereilend. Sie gleichen dem Kork, der, auf dem Waſſer ſchwimmend, keinen Eindruck macht, ſondern von der Oberfläche ſehr leicht getragen wird."

Der Deutſche verlangt einen gewiſſen Ernſt, eine gewiſſe Größe der Geſinnung, eine gewiſſe Fülle des Innern, weßhalb denn auch Schiller von Allen ſo hoch gehalten wird. Ich zweifle nun keineswegs an Platen's ſehr tüchtigem Character, allein Das kommt, wahrſcheinlich aus einer abweichenden Kunſtanſicht, hier nicht zur Erſcheinung. Er entwickelt eine reiche Bildung, Geiſt, treffenden Witz und ſehr viele künſtleriſche Vollendung, allein damit iſt es, beſonders bei uns Deutſchen, nicht gethan.

Ueberhaupt: der perſönliche Character des Schriftſtellers bringt ſeine Bedeutung bei'm Publicum hervor, nicht die Künſte ſeines Talents. Napoleon ſagte von Corneille: S'il vivoit, je le ferois Prince! — Und er las ihn nicht. Den Racine las er, aber von Dieſem ſagte er es nicht. Deßhalb ſteht auch der Lafontaine bei den Franzoſen in ſo hoher Achtung, nicht ſeines poetiſchen Verdienſtes wegen, ſondern wegen der Großheit ſeines Characters, der aus ſeinen Schriften hervorgeht."

Wir kamen ſodann auf die „Wahlverwandtſchaften" zu reden und Goethe erzählte mir von einem durchreiſenden Engländer, der ſich ſcheiden laſſen wolle, wenn er nach England zurückkäme. Er lachte über ſolche Thorheit und erwähnte mehrerer Beiſpiele von Geſchiedenen, die nachher doch nicht hätten von einander laſſen können.

„Der ſelige Reinhard in Dresden", ſagte er, „wunderte ſich oft über mich, daß ich in Bezug auf die Ehe ſo ſtrenge Grundſätze habe, während ich doch in allen übrigen Dingen ſo läßlich denke."

Dieſe Aeußerung Goethe's war mir aus dem Grunde merkwürdig, weil ſie ganz entſchieden an den Tag legt, wie er es mit jenem ſo oft gemißdeuteten Romane eigentlich gemeint hat.

Wir ſprachen darauf über Tieck und deſſen perſönliche Stellung zu Goethe.

„Ich bin Tieck herzlich gut", ſagte Goethe, und er iſt auch im Ganzen ſehr gut gegen mich geſinnt; allein es iſt in ſeinem Verhältniß zu mir doch Etwas, wie es nicht ſein ſollte. Und zwar bin ich daran nicht Schuld und er iſt es auch nicht, ſondern es hat ſeine Urſachen anderer Art.

Als nämlich die Schlegel anfingen, bedeutend zu werden, war ich ihnen zu mächtig, und um mich zu balanciren, mußten ſie ſich nach einem Talent umſehen, das ſie mir entgegenſtellten. Ein ſolches fanden ſie in Tieck, und damit er mir gegenüber in den Augen des Publicums genugſam bedeutend erſcheine, ſo mußten ſie mehr aus ihm machen, als er war. Dieſes ſchadete unſerm Verhältniß; denn Tieck kam dadurch zu mir, ohne es ſich eigentlich bewußt zu werden, in eine ſchiefe Stellung.

Tieck iſt ein Talent von hoher Bedeutung und es kann ſeine außerordentlichen Verdienſte Niemand beſſer erkennen als ich ſelber; allein wenn man ihn über ihn ſelbſt erheben und mir gleichſtellen will, ſo iſt man im Irrthum. Ich kann Dieſes gerade herausſagen; denn was geht es mich an, ich habe mich nicht gemacht. Es wäre eben ſo, wenn ich mich mit Shakeſpeare vergleichen wollte, der ſich auch nicht gemacht hat und der doch ein Weſen höherer Art iſt, zu dem ich hinaufblicke und das ich zu verehren habe."

Goethe war dieſen Abend beſonders kräftig, heiter und aufgelegt. Er holte ein Manuſcript ungedruckter Gedichte herbei, woraus er mir vorlas. Es war ein Genuß ganz einziger Art ihm zuzuhören; denn nicht allein daß die originelle Kraft und Friſche der Gedichte mich in hohem Grade anregte, ſondern Goethe zeigte ſich auch bei'm Vorleſen von einer mir bisher unbekannten, höchſt bedeutenden Seite. Welche Mannigfaltigkeit und Kraft der Stimme! welcher Ausdruck und welches Leben des großen Geſichtes voller Falten! und welche Augen! —

Mittwoch, den 22. April.

Um ein Uhr mit Goethe ſpatziren gefahren. Wir ſprachen über den Styl verſchiedener Schriftſteller.

„Den Deutſchen", ſagte Goethe, „iſt im Ganzen die philoſophiſche Speculation hinderlich, die in ihren Styl oft ein unſinnliches, unfaßliches, breites und aufdröſelndes Weſen hineinbringt. Je näher ſie ſich gewiſſen philoſophiſchen Schulen hingegeben, deſto ſchlechter ſchreiben ſie. Diejenigen Deutſchen aber, die als Geſchäfts- und Lebemenſchen bloß auf's Practiſche gehen, ſchreiben am Beſten. So iſt Schiller's Styl am Prächtigſten und Wirkſamſten, ſobald er nicht philoſophirt, wie ich noch heute an ſeinen höchſt bedeutenden Briefen geſehen, mit denen ich mich gerade beſchäftige.

Gleicher Weise gibt es unter Deutschen Frauenzimmern geniale Wesen, die einen ganz vortrefflichen Styl schreiben, so daß sie sogar manche unserer gepriesenen Schriftsteller darin übertreffen.

Die Engländer schreiben in der Regel alle gut, als geborne Redner und als practische, auf das Reale gerichtete Menschen.

Die Franzosen verläugnen ihren allgemeinen Character auch in ihrem Styl nicht. Sie sind geselliger Natur und vergessen als solche nie das Publicum, zu dem sie reden; sie bemühen sich, klar zu sein, um ihren Leser zu überzeugen, und anmuthig, um ihn zu gefallen.

Im Ganzen ist der Styl eines Schriftstellers ein treuer Abdruck seines Innern; will Jemand einen klaren Styl schreiben, so sei es ihm zuvor klar in seiner Seele, und will Jemand einen großartigen Styl schreiben, so habe er einen großartigen Character."

Goethe sprach darauf über seine Gegner und daß dieses Geschlecht nie aussterbe. „Ihre Zahl ist Legion," sagte er, „doch ist es nicht unmöglich, sie einiger Maßen zu classificiren.

Zuerst nenne ich meine Gegner aus Dummheit; es sind Solche, die mich nicht verstanden und die mich tadelten, ohne mich zu kennen. Diese ansehnliche Masse hat mir in meinem Leben viele Langeweile gemacht; doch es soll ihnen verziehen sein, denn sie wußten nicht, was sie thaten.

Eine zweite große Menge bilden sodann meine Neider. Diese Leute gönnen mir das Glück und die ehrenvolle Stellung nicht, die ich durch mein Talent mir erworben. Sie zerren an meinem Ruhm und hätten mich gerne vernichtet. Wäre ich unglücklich und elend, so würden sie aufhören.

Ferner kommt eine große Anzahl Derer, die aus Mangel an eigenem Succeß meine Gegner geworden. Es sind begabte Talente darunter, allein sie können mir nicht verzeihen, daß ich sie verdunkle.

Viertens nenne ich meine Gegner aus Gründen. Denn da ich ein Mensch bin und als solcher menschliche Fehler und Schwächen habe, so können auch meine Schriften davon nicht frei sein. Da es mir aber mit meiner Bildung ernst war und ich an meiner Veredlung unablässig arbeitete, so war ich im beständigen Fortstreben begriffen und es ereignete sich oft, daß sie mich wegen eines Fehlers tadelten, den ich längst abgelegt hatte. Diese Guten haben mich am Wenigsten verletzt; sie schossen nach mir, wenn ich schon meilenweit von ihnen entfernt war. Ueberhaupt war ein abgemachtes Werk mir ziemlich gleichgiltig; ich befaßte mich nicht weiter damit und dachte sogleich an etwas Neues.

Eine fernere große Masse zeigt sich als meine Gegner aus abweichender Denkungsweise und verschiedenen Ansichten. Man sagt von den Blättern eines Baumes, daß deren kaum zwei vollkommen gleich befunden werden, und so möchten sich auch unter tausend Menschen kaum zwei finden, die in ihrer Gesinnungs- und Denkungsweise vollkommen harmoniren. Setze ich Dieses voraus, so sollte ich mich billig weniger darüber wundern, daß die Zahl meiner Widersacher so groß ist, als vielmehr darüber, daß ich noch so viele Freunde und Anhänger habe. Meine ganze Zeit wich vor mir ab; denn sie war ganz in subjectiver Richtung begriffen, während ich in meinem objectiven Bestreben im Nachtheile und völlig allein stand.

Schiller hatte in dieser Hinsicht vor mir große Avantagen. Ein wohlmeinender General gab mir daher einst nicht undeutlich zu verstehen, ich möchte es doch machen, wie Schiller. Darauf setzte ich ihm Schiller's Verdienste erst recht auseinander; denn ich kannte sie doch besser als er. Ich ging auf meinem Wege ruhig fort, ohne mich um den Succeß weiter zu bekümmern, und von allen meinen Gegnern nahm ich so wenige Notiz als möglich."

Montag, den 21. April.

Der größte Philologe unserer Zeit, Friedrich August Wolf aus Berlin, ist hier, auf seiner Durchreise nach dem südlichen Frankreich begriffen. Goethe gab ihm zu Ehren heute ein Diner, wobei von Weimar'schen Freunden: General-Superintendent Rehr, Canzler von Müller, Oberbau-Director Coudray, Professor Riemer und Hofrath Rehbein außer mir anwesend waren. Ueber Tisch ging es äußerst heiter zu; Wolf gab manchen geistreichen Einfall zum Besten; Goethe, in der anmuthigsten Laune, spielte immer den Gegner. „Ich kann mit Wolf nicht anders auskommen," sagte Goethe mir später, „als daß ich immer als Mephistopheles gegen ihn agire. Auch geht er sonst mit seinen innern Schätzen nicht hervor."

Die geistreichen Scherze über Tisch waren zu flüchtig und zu sehr die Frucht des Augenblicks, als daß man sich ihrer hätte bemächtigen können. Wolf war in witzigen und schlagenden Antworten und Wendungen sehr groß, doch kam es mir vor, als ob Goethe dennoch eine gewisse Superiorität über ihn behauptet hätte.

Die Stunden bei Tisch entschwanden wie mit Flügeln und es war sechs Uhr geworden, ehe man es sich versah. Ich ging mit dem jungen Goethe in's Theater, wo man die „Zauberflöte" gab. Später sah ich auch Wolf in der Loge mit dem Großherzog Carl August.

Sonntag, den 2. Mai.

„Es iſt eine große Thorheit, zu verlangen, daß die Menſchen zu uns harmoniren ſollen. Ich habe es nie gethan. Ich habe einen Menſchen immer nur als ein für ſich beſtehendes Individuum angeſehen, das ich zu erforſchen und das ich in ſeiner Eigenthümlichkeit kennen zu lernen trachtete, wovon ich aber durchaus keine weitere Sympathie verlangte. Dadurch habe ich es nun dahin gebracht, mit jedem Menſchen umgehen zu können und dadurch allein entſteht die Kenntniß mannigfaltiger Charactere, ſowie die nöthige Gewandtheit im Leben. Denn gerade bei widerſtrebenden Naturen muß man ſich zuſammennehmen, um mit ihnen durchzukommen, und dadurch werden alle die verſchiedenen Seiten in uns angeregt und zur Entwickelung und Ausbildung gebracht, ſo daß man ſich denn bald jedem Vis-à-vis gewachſen fühlt.“

Wir ſprachen ſodann, nach flüchtiger Berührung anderer Gegenſtände, über die falſche Tendenz ſolcher Künſtler, welche die Religion zur Kunſt machen wollen, während ihnen die Kunſt Religion ſein ſollte. „Die Religion“, ſagte Goethe, „ſteht in demſelbigen Verhältniß zur Kunſt, wie jedes andere höhere Lebens-Intereſſe auch. Sie iſt bloß als Stoff zu betrachten, der mit allen übrigen Lebensſtoffen gleiche Rechte hat. Auch ſind Glaube und Unglaube durchaus nicht diejenigen Organe, mit welchen ein Kunſtwerk aufzufaſſen iſt, vielmehr gehören dazu ganz andere menſchliche Kräfte und Fähigkeiten. Die Kunſt aber ſoll für diejenigen Organe bilden, mit denen wir ſie auffaſſen: thut ſie Das nicht, ſo verfehlt ſie ihren Zweck und geht ohne die eigentliche Wirkung an uns vorüber. Ein religiöſer Stoff kann indeß gleichfalls ein guter Gegenſtand für die Kunſt ſein, jedoch nur in dem Fall, wenn er allgemein menſchlich iſt. Deßhalb iſt eine Jungfrau mit dem Kinde ein durchaus guter Gegenſtand, der hundert Mal behandelt worden und immer gern wieder geſehen wird.“

Wir waren indeß um das Gehölz, das Webicht, gefahren und bogen in der Nähe von Tiefurt in den Weg nach Weimar zurück, wo wir die untergehende Sonne im Anblick hatten. Goethe war eine Weile in Gedanken verloren, dann ſprach er zu mir die Worte eines Alten:

Untergehend ſogar ſo's immer dieſelbige Sonne.

„Wenn Einer fünfundſiebenzig Jahre alt iſt,“ fuhr er darauf mit großer Heiterkeit fort, „kann es nicht fehlen, daß er mitunter an den Tod denke. Mich läßt dieſer Gedanke in völliger Ruhe, denn ich habe die feſte Ueberzeugung, daß unſer Geiſt ein Weſen iſt ganz unzerſtörbarer Natur; es iſt ein Fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit. Es iſt der Sonne ähnlich, die bloß unſern irdiſchen Augen unterzugehen ſcheint, die aber eigentlich nie untergeht, ſondern unaufhörlich fortleuchtet.“

Die Sonne war indeß hinter dem Ettersberge hinabgegangen; wir ſpürten in dem Gehölz einige Abendkühle und fuhren deſto raſcher in Weimar hinein und an ſeinem Hauſe vor. Goethe bat mich, noch ein wenig mit hinauf zu kommen, welches ich that. Er war in äußerſt guter, liebenswürdiger Stimmung. Er ſprach darauf beſonders viel über die Farbenlehre, über ſeine verſtockten Gegner und daß er das Bewußtſein habe, in dieſer Wiſſenſchaft Etwas geleiſtet zu haben.

„Um Epoche in der Welt zu machen,“ ſagte er bei dieſer Gelegenheit, „dazu gehören bekanntlich zwei Dinge: erſtens, daß man ein guter Kopf ſei und zweitens, daß man eine große Erbſchaft thue. Napoleon erbte die Franzöſiſche Revolution, Friedrich der Große den Schleſiſchen Krieg, Luther die Fiaſterniß der Pfaffen, und mir iſt der Irrthum der Newton'ſchen Lehre zu Theil geworden. Die gegenwärtige Generation hat zwar keine Ahnung, was hierin von mir geleiſtet worden; doch künftige Zeiten werden geſtehen, daß mir keineswegs eine ſchlechte Erbſchaft zugefallen.“

Goethe hatte mir heute früh ein Convolut Papiere in Bezug auf das Theater zugeſendet; beſonders fand ich darin zerſtreute einzelne Bemerkungen, die Regeln und Studien enthaltend, die er mit Wolff und Gräner durchgemacht, um ſie zu tüchtigen Schauſpielern zu bilden. Ich fand dieſe Einzelnheiten von Bedeutung und für junge Schauſpieler in hohem Grade lehrreich, weßhalb ich mir vornahm, ſie zuſammen zu ſtellen und daraus eine Art von Theater-Catechismus zu bilden. Goethe billigte dieſes Vorhaben und wir ſprachen die Angelegenheit weiter durch. Dieß gab Veranlaſſung, einiger bedeutender Schauſpieler zu gedenken, die aus ſeiner Schule hervorgegangen, und ich fragte bei dieſer Gelegenheit unter Andern auch nach der Frau von Heigendorf. „Ich mag auf ſie gewirkt haben,“ ſagte Goethe, „allein meine eigentliche Schülerinn iſt ſie nicht. Sie war auf den Brettern wie geboren und gleich in Allem ſicher und entſchieden gewandt und fertig, wie die Ente auf dem Waſſer. Sie bedurfte meiner Lehre nicht, ſie that inſtinctmäßig das Rechte, vielleicht ohne es ſelber zu wiſſen.“

Wir ſprachen darauf über die manchen Jahre ſeiner Theater-Leitung und welche unendliche Zeit er damit für ſein ſchriftſtelleriſches Wirken verloren. „Freilich,“ ſagte Goethe, „ich hätte indeß manches gute Stück ſchreiben können; doch wenn ich es recht bedenke, gereut es mich

nicht. Ich habe all mein Wirken und Leiſten immer nur ſymboliſch angeſehen und es iſt mir im Grunde ziemlich gleichgiltig geweſen, ob ich Töpfe machte oder Schüſſeln."

Dinſtag, den 10. Auguſt.

Vor einigen Tagen communicirte mir Goethe die Anfänge einer Fortſetzung von „Wahrheit und Dichtung", ein auf Quart-Blättern geſchriebenes Heft, kaum von der Stärke eines Fingers. Einiges iſt ausgeführt, das Meiſte jedoch nur in Andeutungen enthalten. Doch iſt bereits eine Abtheilung in fünf Bücher gemacht und die ſchematiſirten Blätter ſind ſo zuſammengelegt, daß man bei einigem Studium den Inhalt des Ganzen wohl überſehen kann.

Das bereits Angeführte erſcheint mir nun ſo vortrefflich und der Inhalt des Schematiſirten von ſolcher Bedeutung, daß ich auf das Lebhafteſte bedaure, eine ſo viel Belehrung und Genuß verſprechende Arbeit in Stocken gerathen zu ſehen, und daß ich Goethe auf alle Weiſe zu einer baldigen Fortſetzung und Vollendung treiben werde.

Die Anlage des Ganzen hat ſehr viel vom Roman. Zartes, anmuthiges, leidenſchaftliches Liebesverhältniß, heiter im Entſtehen, idylliſch im Fortgange, tragiſch am Ende durch ein ſtillſchweigendes gegenſeitiges Entſagen, ſchlingt ſich durch vier Bücher hindurch und verbindet dieſe zu einem wohlgeordneten Ganzen. Der Zauber von Lili's Weſen, im Detail geſchildert, iſt geeignet, jeden Leſer zu feſſeln, ſowie er den Liebenden ſelbſt dergeſtalt in Banden hielt, daß er ſich nur durch eine wiederholte Flucht zu retten im Stande war.

Die dargeſtellte Lebens-Epoche iſt gleichfalls höchſt romantiſcher Natur, oder ſie wird es, indem ſie ſich an dem Haupt-Character entwickelt. Von ganz beſonderer Bedeutung und Wichtigkeit aber iſt ſie dadurch, daß ſie, als Ver-Epoche der Weimar'ſchen Verhältniſſe, für das ganze Leben entſcheidet. Wenn alſo irgend ein Abſchnitt aus Goethe's Leben Intereſſe hat und den Wunſch einer detaillirten Darſtellung rege macht, ſo iſt es dieſer.

Dinſtag, den 7. November.

Abends bei Goethe. Wir ſprachen über Klopſtock und Herder und ich hörte ihm gerne zu, wie er die großen Verdienſte dieſer Männer gegen mich auseinanderſetzte.

„Unſere Litteratur", ſagte er, „wäre ohne dieſe gewaltigen Vorgänger Das nicht geworden, was ſie jetzt iſt. Mit ihrem Auftreten waren ſie der Zeit voran und haben ſie gleichſam nach ſich geriſſen; jetzt aber iſt die Zeit ihnen vorangeeilt, und ſie, die einſt ſo nothwendig und wichtig waren, haben jetzt aufgehört, Mittel zu ſein. Ein junger Menſch, der heut zu Tage ſeine Cultur aus Klopſtock und Herder ziehen wollte, würde ſehr zurückbleiben."

Wir ſprachen über Klopſtock's „Meſſias" und ſeine Oden und gedachten ihrer Verdienſte und Mängel. Wir waren einig, daß Klopſtock zur Anſchauung und Auffaſſung der ſinnlichen Welt und Zeichnung von Characteren keine Richtung und Anlage gehabt und daß ihm alſo das Weſentlichſte zu einem epiſchen und dramatiſchen Dichter, ja, man könnte ſagen, zu einem Dichter überhaupt, gefehlt habe.

„Mir fällt hier jene Ode ein," ſagte Goethe, „wo er die Deutſche Muſe mit der Britiſchen einen Wettlauf machen läßt, und in der That, wenn man bedenkt, was es für ein Bild gibt, wenn die beiden Mädchen mit einander laufen und die Beine werfen und den Staub mit ihren Füßen erregen, ſo muß man wohl annehmen, der gute Klopſtock habe nicht lebendig vor Augen gehabt und ſich nicht ſinnlich ausgebildet, was er machte; denn ſonſt hätte er ſich unmöglich ſo vergreifen können."

Ich fragte Goethe, wie er in der Jugend zu Klopſtock geſtanden und wie er ihn in jener Zeit angeſehen.

„Ich verehrte ihn", ſagte Goethe, „mit der Pietät, die mir eigen war; ich betrachtete ihn wie meinen Oheim. Ich hatte Ehrfurcht vor Dem, was er machte und es fiel mir nicht ein, darüber denken und daran Etwas ausſetzen zu wollen. Sein Vortreffliches ließ ich auf mich wirken und ging übrigens meinen eigenen Weg."

Wir kamen auf Herder zurück und ich fragte Goethe, was er für das Beſte ſeiner Werke halte. „Seine Ideen zur Geſchichte der Menſchheit", antwortete Goethe, „ſind unſtreitig das Vorzüglichſte. Später warf er ſich auf die negative Seite und da war er nicht erfreulich."

Bei der großen Bedeutung Herder's, verſetzte ich, kann ich nicht mit ihm vereinigen, wie er in gewiſſen Dingen ſo wenig Urtheil zu haben ſchien. Ich kann ihm z. B. nicht vergeben, daß er, zumal bei dem damaligen Stande der Deutſchen Litteratur, das Manuſcript des „Götz von Berlichingen", ohne Würdigung ſeines Guten, mit ſpöttelnden Anmerkungen zurückſandte. Es mußte ihm doch für gewiſſe Gegenſtände an allen Organen fehlen.

„In dieſer Hinſicht war es arg mit Herder," erwiederte Goethe; „ja, wenn er als Geiſt in dieſem Augenblick hier gegenwärtig wäre," fügte er lebhaft hinzu, „er würde uns nicht verſtehen."

Dagegen muß ich den Merk loben, ſagte ich, daß er Sie trieb, den „Götz" drucken zu laſſen.

„Das war freilich ein wunderlicher, bedeutender Menſch," erwiederte Goethe. „Laß

das Zeug drucken!" ſagte er; „es taugt zwar Nichts, aber laſſ es nur drucken!" Er war nicht für das Umarbeiten und er hatte recht; denn es wäre wohl anders geworden, aber nicht beſſer."

Mittwoch, den 20. November.

„Die Römiſche Geſchichte", ſagte Goethe, „iſt für uns eigentlich nicht mehr an der Zeit. Wir ſind zu human geworden, als daß uns die Triumphe des Cäſar nicht widerſtehen ſollten. So auch die Griechiſche Geſchichte bietet wenig Erfreuliches. Wo ſich dieſes Volk gegen äußere Feinde wendet, iſt es zwar groß und glänzend, allein die Zerſtückelung der Staaten und der ewige Krieg im Innern, wo der eine Grieche die Waffen gegen den andern kehrt, iſt auch deſto unerträglicher. Zudem iſt die Geſchichte unſerer eigenen Tage durchaus groß und bedeutend; die Schlachten von Leipzig und Waterloo ragen ſo gewaltig hervor, daß jene von Marathon und ähnliche andere nachgerade verdunkelt werden. Auch ſind unſere einzelnen Helden nicht zurückgeblieben: die Franzöſiſchen Marſchälle und Blücher und Wellington ſind denen des Alterthums völlig an die Seite zu ſetzen."

Das Geſpräch wendete ſich auf die neueſte Franzöſiſche Litteratur und der Franzoſen täglich zunehmendes Intereſſe an Deutſchen Werken.

„Die Franzoſen", ſagte Goethe, „thun ſehr wohl, daß ſie anfangen, unſere Schriftſteller zu ſtudiren und zu überſetzen; denn beſchränkt in der Form und beſchränkt in den Motiven, wie ſie ſind, bleibt ihnen kein anderes Mittel, als ſich nach außen zu wenden. Mag man uns Deutſchen eine gewiſſe Formloſigkeit verwerfen, allein wir ſind ihnen doch an Stoff überlegen. Die Theater-Stücke von Kotzebue und Iffland ſind ſo reich an Motiven, daß ſie ſehr lange daran werden zu pflücken haben, bis Alles verbraucht ſein wird. Beſonders aber iſt ihnen unſere philoſophiſche Idealität willkommen; denn jedes Ideelle iſt dienlich zu revolutionären Zwecken."

„Die Franzoſen", fuhr Goethe fort, „haben Verſtand und Geiſt, aber kein Fundament und keine Pietät. Was ihnen im Augenblick dient, was ihrer Partei zu Gute kommen kann, iſt ihnen das Rechte. Sie loben uns daher auch nie aus Anerkennung unſerer Verdienſte, ſondern nur, wenn ſie durch unſere Anſichten ihre Partei verſtärken können."

Wir ſprachen darauf über unſere eigene Litteratur und was einigen unſerer neueſten jungen Dichter hinderlich.

„Der Mehrzahl unſerer jungen Poeten", ſagte Goethe, „fehlt weiter Nichts, als daß ihre Subjectivität nicht bedeutend iſt und daß ſie im Objectiven den Stoff nicht zu finden wiſſen. Im höchſten Falle finden ſie einen Stoff, der ihnen ähnlich iſt, der ihrem Subjecte zuſagt; den Stoff aber um ſein' ſelbſt willen, weil er ein poetiſcher iſt, auch dann zu ergreifen, wenn er dem Subject widerwärtig wäre, daran iſt nicht zu denken.

Aber, wie geſagt, wären es nur bedeutende Perſonnagen, die durch große Studien und Lebensverhältniſſe gebildet würden, ſo möchte es, wenigſtens um unſere jungen Dichter lyriſcher Art, dennoch ſehr gut ſtehen."

Montag, den 10. Januar.

Goethe fragte Herrn H., einen Engländer, was er von Deutſcher Litteratur geleſen habe. Ich habe den „Egmont" geleſen, antwortete Dieſer, und habe an dem Buche ſo viele Freude gehabt, daß ich drei Mal zu ihm zurückgekehrt bin. So auch hat „Torquato Taſſo" mir vielen Genuß gewährt. Jetzt leſe ich den „Fauſt", ich finde aber, daß er ein wenig ſchwer iſt. Goethe lachte bei dieſen letzten Worten. „Freilich", ſagte er, „würde ich Ihnen zum „Fauſt" noch nicht gerathen haben. Es iſt tolles Zeug und geht über alle gewöhnlichen Empfindungen hinaus. Aber da Sie es von ſelbſt gethan haben, ohne mich zu fragen, ſo mögen Sie ſehen, wie Sie durchkommen. Fauſt iſt ein ſo ſeltſames Individuum, daß nur wenige Menſchen ſeine innern Zuſtände nachempfinden können. So der Character des Mephiſtopheles iſt durch die Ironie und als lebendiges Reſultat einer großen Weltbetrachtung wieder etwas ſehr Schweres. Doch ſehen Sie zu, was für Lichter ſich Ihnen dabei aufthun. Der „Taſſo" dagegen ſteht dem allgemeinen Menſchengefühl bei Weitem näher, auch iſt das Ausführliche ſeiner Form einem leichtern Verſtändniß günſtig." Dennoch, erwiederte Herr H., hält man in Deutſchland den „Taſſo" für ſchwer, ſo daß man ſich wunderte, als ich ſagte, daß ich ihn leſe. „Die Hauptſache beim „Taſſo", ſagte Goethe, „iſt die, daß man kein Kind mehr ſei und gute Geſellſchaft nicht entbehrt habe. Ein junger Mann von guter Familie mit hinreichendem Geiſt und Zartſinn und genugſamer äußern Bildung, wie ſie aus dem Umgange mit vollendeten Menſchen der höhern und höchſten Stände hervorgeht, wird den „Taſſo" nicht ſchwer finden."

Dinstag, den 11. Januar.

Das Geſpräch kam auf die Dichterinnen im Allgemeinen und der Hofrath Reyhein bemerkte, daß das poetiſche Talent der Frauenzimmer ihm oft als eine Art von geiſtigem Geſchlechtstrieb vorkomme. „Da hören Sie nur", ſagte Goethe lachend, indem er mich anſah, „geiſtigen Geſchlechtstrieb! — wie der Arzt Das zurechtlegt! —" Ich weiß nicht, ob ich mich recht

ausdrücke, fuhr Dieſer fort, aber es iſt ſie Etwas. Gewöhnlich haben dieſe Weſen das Glück der Liebe nicht genoſſen und ſie ſuchen nun in geiſtigen Richtungen Erſatz. Wären ſie zu rechter Zeit verheirathet und hätten ſie Kinder geboren, ſie würden an poetiſche Productionen nicht gedacht haben.

„Ich will nicht unterſuchen," ſagte Goethe, „inwieferu Sie in dieſem Falle recht haben; aber bei Frauenzimmer-Talenten anderer Art habe ich immer gefunden, daß ſie mit der Ehe aufhörten. Ich habe Mädchen gekannt, die vortrefflich zeichneten, aber ſobald ſie Frauen und Mütter wurden, war es aus; ſie hatten mit den Kindern zu thun und nahmen keinen Griffel mehr in die Hand.

Doch unſere Dichterinnen", fuhr er ſehr lebhaft fort, „möchten immer dichten und ſchreiben, ſoviel ſie wollten, wenn nur unſere Männer nicht wie die Weiber ſchrieben! Aber Das iſt es, was mir nicht gefällt. Man ſehe doch nur unſere Zeitſchriften und Taſchenbücher, wie das Alles ſo ſchwach iſt und immer ſchwächer wird! Wenn man jetzt ein Capitel des „Cellini" im Morgenblatt abdrucken ließe, wie würde ſich Das ausnehmen! —

Unterdeſſen", fuhr er heiter fort, „wollen wir es gut ſein laſſen und uns unſers kräftigen Mädchens in Halle freuen, die uns mit männlichem Geiſte in die Serbiſche Welt einführt. Die Gedichte ſind vortrefflich! es ſind einige darunter, die ſich dem hohen Liede an die Seite ſetzen laſſen, und Das will Etwas heißen. Ich habe den Aufſatz über dieſe Gedichte beendigt und er iſt auch bereits abgedruckt." Mit dieſen Worten reichte er mir die erſten vier Aushängebogen eines neuen Heftes von „Kunſt und Alterthum" zu, wo ich dieſen Aufſatz fand. „Ich habe die einzelnen Gedichte ihrem Hauptinhalte nach mit kurzen Worten characteriſirt und Sie werden ſich über die köſtlichen Motive freuen."

Ich bemerkte, daß dieſe bloßen Motive ſo viel Leben in mir anregten, als leſe ich die Gedichte ſelbſt, und daß ich daher nach dem Ausgeführten gar kein Verlangen trage.

„Sie haben ganz recht," ſagte Goethe, „es iſt ſo. Aber Sie ſehen daraus die große Wichtigkeit der Motive, die Niemand begreifen will. Unſere Frauenzimmer haben davon nun weiland keine Ahnung. Dieß Gedicht iſt ſchön, ſagen ſie, und denken dabei bloß an die Empfindungen, an die Worte, an die Verſe. Daß aber die wahre Kraft und Wirkung eines Gedichts in der Situation, in den Motiven beſteht, daran denkt Niemand. Und aus dieſem Grunde werden denn auch Tauſende von Gedichten gemacht, wo das Motiv durchaus null iſt, und die bloß durch Empfindungen und klingende Verſe eine Art von Exiſtenz vortäuſchen. Ueberhaupt haben die Dilettanten und beſonders die Frauen von der Poeſie ſehr ſchwache Begriffe. Sie glauben gewöhnlich, wenn ſie nur das Techniſche los hätten, ſo hätten ſie das Weſen und wären gemachte Leute; allein ſie ſind ſehr in der Irre."

Profeſſor Riemer ließ ſich melden; Hofrath Reyhein empfahl ſich. Riemer ſetzte ſich zu uns. Das Geſpräch über die Motive der „Serbiſchen Liebesgedichte" ging fort. Riemer kannte ſchon, wovon die Rede war, und er machte die Bemerkung, daß man nach den obigen Inhalts-Andeutungen nicht allein Gedichte machen könne, ſondern daß auch jene Motive, ohne ſie aus dem Serbiſchen gekannt zu haben, von Deutſcher Seite ſchon wären gebraucht und gebildet worden. Er gedachte hierauf einiger Gedichte von ſich ſelber, ſo wie mir während dem Leſen ſchon einige Gedichte von Goethe eingefallen waren, die ich erwähnte.

„Die Welt bleibt immer dieſelbe," ſagte Goethe, „die Zuſtände wiederholen ſich, das eine Volk lebt, liebt und empfindet wie das andere, warum ſollte denn der eine Poet nicht wie der andere dichten? Die Situationen des Lebens ſind ſich gleich, warum ſollten denn die Situationen der Gedichte ſich nicht gleich ſein?"

Und eben dieſe Gleichheit des Lebens und der Empfindungen, ſagte Riemer, macht es ja, daß wir im Stande ſind, die Poeſie anderer Völker zu verſtehen. Wäre Dieſes nicht, ſo würden wir ja bei ausländiſchen Gedichten nie wiſſen, wovon die Rede iſt.

Mir ſind daher, nahm ich das Wort, immer die Gelehrten höchſt ſeltſam vorgekommen, welche die Meinung zu haben ſcheinen, das Dichten geſchehe nicht vom Leben zum Gedicht, ſondern vom Buche zum Gedicht. Sie ſagen immer: Das hat er dort her und Das dort! — Finden ſie z. B. bei'm Shakeſpeare Stellen, die bei den Alten auch vorkommen, ſo ſoll er es auch von den Alten haben! So gibt es unter andern bei'm Shakeſpeare eine Situation, wo man bei'm Anblick eines ſchönen Mädchens die Eltern glücklich preiſ't, die ſie Tochter nennen, und den Jüngling glücklich, der ſie als Braut heimführen wird. Und weil nun bei'm Homer Daſſelbige vorkommt, ſo ſoll es der Shakeſpeare auch vom Homer haben! — Wie wunderlich! Als ob man nach ſolchen Dingen ſo weit zu gehen brauchte, und als ob man Dergleichen nicht täglich vor Augen hätte und empfände und ausſpräche!

„Ach ja," ſagte Goethe, „Das iſt höchſt lächerlich!"

So auch, fuhr ich fort, zeigt ſelbſt Lord Byron ſich nicht klüger, wenn er Ihren „Fauſt"

ſchlecht verwahrt. Der Magen knurrt, der Beutel noch ärger. Schnaps! Bürgergeneral! Friſch dran! mach' ein Probeſtück deines Handwerks!

Märten.

(Zurückkommend) Alles iſt verwahrt. Nun ſeyd kurz.

Schnaps.

Wie es die Sache zuläßt.

Märten.

Ich fürchte, die Kinder kommen zurück.

Schnaps.

Das hat Zeit. Wenn ſie beyſammen ſind, wiſſen ſie nicht, wenn's Mittag oder Abend iſt.

Märten.

Ihr wagt am meiſten.

Schnaps.

So hört mich.

zerſtückelt und der Meinung iſt, als hätten Sie Dieſes hier her und Jenes dort.

„Ich habe", ſagte Goethe, „alle jene von Lord Byron angeführten Herrlichkeiten größtentheils nicht einmal geleſen, viel weniger habe ich daran gedacht, als ich den „Fauſt" machte. Aber Lord Byron iſt nur groß, wenn er dichtet, ſobald er reflectirt, iſt er ein Kind. So weiß er ſich auch gegen Dergleichen ihn ſelbſt betreffende unverſtändige Angriffe ſeiner eigenen Nation nicht zu helfen; er hätte ſich ſtärker dagegen ausdrücken ſollen. Was da iſt, das iſt mein! hätte er ſagen ſollen, und ob ich es aus dem Leben oder aus dem Buche genommen. Das iſt gleichviel, es kam bloß darauf an, daß ich es recht gebrauchte! Walter Scott benutzte eine Scene meines „Egmont's" und er hatte ein Recht dazu, und weil es mit Verſtand geſchah, ſo iſt er zu loben. So auch hat er den Character meiner Mignon in einem ſeiner Romane nachgebildet; ob aber mit eben ſo viel Weisheit, iſt eine andere Frage. Lord Byron's verwandelter Teufel iſt ein fortgeſetzter Mephiſtopheles und Das iſt recht; hätte er aus originellerer Grille ausweichen wollen, er hätte es ſchlechter machen müſſen. So ſingt mein Mephiſtopheles ein Lied von Shakeſpeare, und warum ſollte er Das nicht; warum ſollte ich mir die Mühe geben, ein eigenes zu erfinden, wenn das von Shakeſpeare eben recht war und eben Das ſagte, was es ſollte? Hat daher auch die Expoſition meines „Fauſt" mit der des „Hiob" einige Aehnlichkeit, ſo iſt Das wiederum ganz recht und ich bin deßwegen eher zu loben als zu tadeln."

Goethe war in der beſten Laune. Er ließ eine Flaſche Wein kommen, wovon er Riemer und mir einſchenkte; er ſelbſt trank Marienbader-Waſſer. Der Abend ſchien beſtimmt zu ſein, mit Riemer das Manuſcript ſeiner fortgeſetzten Selbſt-Biographie durchzugehen, um vielleicht hinſichtlich des Ausdrucks hin und wieder noch Einiges zu verbeſſern. „Eckermann bleibt wohl bei uns und hört mit zu," ſagte Goethe, welches mir ſehr lieb war zu vernehmen, und ſo legte er denn Riemer das Manuſcript vor, der mit dem Jahre 1795 zu leſen anfing.

Ich hatte ſchon im Laufe des Sommers die Freude gehabt, alle dieſe noch ungedruckten Lebensjahre bis auf die neueſte Zeit herauf wiederholt zu leſen und zu betrachten. Aber jetzt in Goethe's Gegenwart ſie laut vorleſen zu hören, gewährte mir einen ganz neuen Genuß. Riemer war auf den Ausdruck gerichtet und ich hatte Gelegenheit, ſeine große Gewandtheit und ſeinen Reichthum an Worten und Wendungen zu bewundern. In Goethe aber war die geſchilderte Lebens-Epoche rege, er ſchwelgte in Erinnerungen und ergänzte bei Erwähnung einzelner Perſonen und Vorfälle das Geſchriebene durch detaillirte mündliche Erzählung. — Es war ein köſtlicher Abend! Der bedeutendſten mitlebenden Männer ward wiederholt gedacht; zu Schiller jedoch, der dieſer Epoche von 1795 bis 1800 am Engſten verflochten war, kehrte das Geſpräch immer von Neuem zurück. Das Theater war ein Gegenſtand ihres gemeinſamen Wirkens geweſen, ſo auch fallen Goethe's vorzüglichſte Werke in jene Zeit. Der „Wilhelm Meiſter" wird beendigt, „Hermann und Dorothea" gleich hinterher entworfen und geſchrieben, „Cellini" überſetzt für die Horen, die „Xenien" gemeinſchaftlich gedichtet für Schiller's Muſen-Almanach, an täglichen Berührungspuncten war kein Mangel. Dieſes Alles kam nun dieſen Abend zur Sprache und es fehlte Goethe nicht an Anlaß zu den intereſſanteſten Aeußerungen.

„Hermann und Dorothea", ſagte er unter Anderm, „iſt faſt das einzige meiner größern Gedichte, das mir noch Freude macht; ich kann es nie ohne innigen Antheil leſen. Beſonders lieb iſt es mir in der Lateiniſchen Ueberſetzung; es kommt mir da vornehmer vor, als wäre es, der Form nach, zu ſeinem Urſprunge zurückgekehrt."

Auch von „Wilhelm Meiſter" war wiederholt die Rede. „Schiller", ſagte er, „tadelte die Einflechtung des Tragiſchen, als welches nicht in den Roman gehöre. Er hatte jedoch unrecht, wie wir Alle wiſſen. In ſeinen Briefen an mich ſind über den „Wilhelm Meiſter" die bedeutendſten Anſichten und Aeußerungen. Es gehört dieſes Werk übrigens zu den incalculabelſten Productionen, wozu mir faſt ſelbſt der Schlüſſel fehlt. Man ſucht einen Mittelpunct, und Das iſt ſchwer und nicht einmal gut. Ich ſollte meinen, ein reiches, mannigfaltiges Leben, das unſern Augen vorübergeht, wäre auch an ſich Etwas ohne ausgeſprochene Tendenz, die doch bloß für den Begriff iſt. Will man aber Dergleichen durchaus, ſo halte man ſich an die Worte Friedrich's, die er am Ende an unſern Helden richtet, indem er ſagt: Du kommſt mir vor wie Saul, der Sohn Kis, der ausging, ſeines Vaters Eſelinnen zu ſuchen und ein Königreich fand. — Hieran halte man ſich. Denn im Grunde ſcheint doch das Ganze nichts anderes ſagen zu wollen, als daß der Menſch, trotz aller Dummheiten und Verwirrungen, von einer höhern Hand geleitet, doch zum glücklichen Ziele gelange."

Der großen Cultur der mittlern Stände ward darauf gedacht, die ſich ſeit den letzten fünfzig Jahren über Deutſchland verbreitet, und Goethe ſchrieb die Verdienſte hierum weniger Leſſing zu, als Herder und Wieland. „Leſſing", ſagte er, „war der höchſte Verſtand und nur ein eben ſo

größer konnte von ihm wahrhaft lernen. Dem Halbvermögen war er gefährlich.“ Er nannte einen Journaliſten, der ſich nach Leſſing gebildet und am Ende des vorigen Jahrhunderts eine Rolle, aber keine edle, geſpielt habe, weil er ſeinem großen Vorgänger ſo weit nachgeſtanden.

„Wieland“, ſagte Goethe, „verdankt das ganze obere Deutſchland ſeinen Styl. Es hat viel von ihm gelernt und die Fähigkeit, ſich gehörig auszudrücken, iſt nicht das Geringſte.“

Bei Erwähnung der „Xenien“ rühmte Goethe beſonders die von Schiller, die er ſcharf und ſchlagend nannte, dagegen ſeine eigenen unſchuldig und geringe. „Den Thierkreis,“ ſagte er, „welcher von Schiller iſt, leſe ich ſtets mit Bewunderung. Die guten Wirkungen, die ſie zu ihrer Zeit auf die Deutſche Litteratur ausübten, ſind gar nicht zu berechnen.“

Nachdem nun ſo, von dieſen und hundert andern intereſſanten Aeußerungen und Einflechtungen Goethe's unterbrochen, das gedachte Manuſcript bis zu Ende des Jahres 1800 vorgeleſen und beſprochen war, legte Goethe die Papiere an die Seite und ließ an einem Ende des großen Tiſches, an dem wir ſaßen, deſſen und ein kleines Abendeſſen bringen. Wir ließen es uns wohl ſein; Goethe ſelbſt rührte aber keinen Biſſen an, wie ich ihn denn nie Abends habe eſſen ſehen. Er ſaß bei uns, ſchenkte uns ein, putzte die Lichter und erquickte uns überdieß geiſtig mit den herrlichſten Worten. Das Andenken Schiller's war in ihm ſo lebendig, daß die Geſpräche dieſer letzten Hälfte des Abends nur ihm gewidmet waren.

Riemer erinnerte an Schiller's Perſönlichkeit. Der Bau ſeiner Glieder, ſein Gang auf der Straße, jede ſeiner Bewegungen, ſagte er, war ſteif, nur die Augen waren ſanft. „Ja,“ ſagte Goethe, „alles Uebrige an ihm war ſteif und großartig, aber ſeine Augen waren ſanft. Und wie ſein Körper war ſein Talent. Er griff in einen großen Gegenſtand kühn hinein und betrachtete und wendete ihn hin und her und ſah ihn ſo an und ſo, und handhabte ihn ſo und ſo. Er ſah ſeinen Gegenſtand gleichſam nur von Außen an, eine ſtille Entwickelung aus dem Innern war nicht ſeine Sache. Sein Talent war mehr deſultoriſch. Deßhalb war er auch nie entſchieden und konnte nie fertig werden. Er wechſelte oft noch eine Rolle kurz vor der Probe.

Und wie er überall kühn zu Werke ging, ſo war er auch nicht für vieles Motiviren. Ich weiß, was ich mit ihm bei'm „Tell“ für Noth hatte, wo er geradezu den Geßler einen Apfel vom Baum brechen und vom Kopf des Knaben ſchießen laſſen wollte. Dieß war nun ganz gegen meine Natur und ich überredete ihn, dieſe Grauſamkeit doch wenigſtens dadurch zu motiviren, daß er Tell's Knaben mit der Geſchicklichkeit ſeines Vaters gegen den Landvogt groß thun laſſe, indem er ſagt, daß er wohl auf hundert Schritte einen Apfel vom Baum ſchieße. Schiller wollte anfänglich nicht daran, aber er gab doch endlich meinen Vorſtellungen und Bitten nach und machte es ſo, wie ich ihm gerathen.

Daß ich dagegen oft zu viel motivirte, entfernte meine Stücke vom Theater. Meine „Natürliche Tochter“ iſt eine Kette von lauter Motiven und Dieß kann auf der Bühne kein Glück machen.

Schiller's Talent war recht für's Theater geſchaffen. Mit jedem Stück ſchritt er vor und ward er vollendeter; doch war es wunderlich, daß ihm noch von den Räubern her ein gewiſſer Sinn für das Grauſame anklebte, der ſelbſt in ſeiner ſchönſten Zeit ihn nie ganz verlaſſen wollte. So erinnere ich mich noch recht wohl, daß er im „Egmont“ in der Gefängniß-Scene, wo dieſem das Urtheil vorgeleſen wird, den Alba in einer Maske und in einen Mantel gehüllt im Hintergrunde erſcheinen ließ, um ſich an dem Effect zu weiden, den das Todesurtheil auf Egmont haben würde. Hierdurch ſollte ſich der Alba als unerſättlich in Rache und Schadenfreude darſtellen. Ich proteſtirte jedoch und die Figur blieb weg. Er war ein wunderlicher, großer Menſch.

Alle acht Tage war er ein Anderer und ein Vollendeterer; jedes Mal, wenn ich ihn wiederſah, erſchien er mir vorgeſchritten in Beleſenheit, Gelehrſamkeit und Urtheil. Seine Briefe ſind das ſchönſte Andenken, das ich von ihm beſitze und ſie gehören mit zu dem Vortrefflichſten, was er geſchrieben. Seinen letzten Brief bewahre ich als ein Heiligthum unter meinen Schätzen.“ Goethe ſtand auf und holte ihn. „Da ſehen und leſen Sie,“ ſagte er, indem er mir ihn zureichte.

Der Brief war ſchön und mit kühner Hand geſchrieben. Er enthielt ein Urtheil über Goethe's Anmerkungen zu „Rameau's Neffen,“ welche die Franzöſiſche Litteratur jener Zeit darſtellen und die er Schiller in Manuſcript zur Anſicht mitgetheilt hatte. Ich las den Brief Riemer vor. „Sie ſehen,“ ſagte Goethe, „wie ſein Urtheil treffend und beiſammen iſt, und wie die Handſchrift durchaus keine Spur irgend einer Schwäche verräth. — Er war ein prächtiger Menſch und bei völligen Kräften iſt er von uns gegangen. Dieſer Brief iſt vom 24. April 1803. Schiller ſtarb am 9. Mai.“

Wir betrachteten den Brief wechſelsweiſe und freuten uns des klaren Ausdrucks wie der ſchönen Handſchrift, und Goethe widmete ſeinem Freunde noch manches Wort eines lieblichen Andenkens, bis es ſpät gegen eilf Uhr geworden war und wir gingen.

„Wäre es meine Sache noch, dem Theater vorzustehen," sagte Goethe diesen Abend, „ich würde Byron's „Dogen von Venedig" auf die Bühne bringen. Freilich ist das Stück zu lang und es müßte gekürzt werden; aber man müßte Nichts daran schneiden und streichen, sondern es so machen: Man müßte den Inhalt jeder Scene in sich aufnehmen und ihn bloß kürzer wiedergeben. Dadurch würde das Stück zusammengehen, ohne daß man ihm durch Aenderungen schadete und es würde an kräftiger Wirkung durchaus gewinnen, ohne im Wesentlichen von seinem Schönen Etwas einzubüßen."

Diese Aeußerung Goethe's gab mir eine neue Ansicht, wie man beim Theater in hundert ähnlichen Fällen zu verfahren habe, und ich war über diese Maxime, die freilich einen guten Kopf, ja einen Poeten voraussetzt, der seine Sache versteht, hocherfreut.

Wir sprachen über Lord Byron weiter und ich erwähnte, wie er in seinen Conversationen mit Medwin es als etwas höchst Schwieriges und Undankbares ausgesprochen habe, für das Theater zu schreiben. „Es kommt darauf an," sagte Goethe, „daß der Dichter die Bahn zu treffen wisse, die der Geschmack und das Interesse des Publicums genommen hat. Fällt die Richtung des Talents mit der des Publicums zusammen, so ist Alles gewonnen. Diese Bahn hat Houwald mit seinem „Bilde" getroffen, daher der allgemeine Beifall. Lord Byron wäre vielleicht nicht so glücklich gewesen, insofern seine Richtungen von der des Publicums abwichen. Denn es fragt sich hierbei keineswegs, wie groß der Poet sei; vielmehr kann ein solcher, der mit seiner Persönlichkeit aus dem allgemeinen Publicum wenig hervorragt, oft eben dadurch die allgemeinste Gunst gewinnen."

Wir setzten das Gespräch über Lord Byron fort und Goethe bewunderte sein außerordentliches Talent. „Dasjenige, was ich die Erfindung nenne," sagte er, „ist mir bei keinem Menschen in der Welt größer vorgekommen als bei ihm. Die Art und Weise, wie er einen dramatischen Knoten löst, ist stets über alle Erwartung und immer besser, als man es sich dachte." Mir geht es mit Shakespeare so, erwiederte ich, namentlich mit dem „Falstaff", wenn er sich festgelogen hat und ich mich frage, was ich ihn thun lassen würde, um sich wieder loszuhelfen, wo denn freilich Shakespeare alle meine Gedanken bei Weitem übertrifft. Daß aber Sie ein Gleiches von Lord Byron sagen, ist wohl das höchste Lob, das Diesem zu Theil werden kann. Jedoch, fügte ich hinzu, steht der Poet, der Anfang und Ende klar übersieht, gegen den befangenen Leser bei Weitem im Vortheil.

Goethe gab mir Recht und lachte dann über Lord Byron, daß er, der sich im Leben nie gefügt und der nie nach einem Gesetz gefragt, sich endlich dem dummsten Gesetz der drei Einheiten unterwerfen habe. „Er hat den Grund dieses Gesetzes so wenig verstanden," sagte er, „als die übrige Welt. Das Faßliche ist der Grund und die drei Einheiten sind nur insofern gut, als Dieses durch sie erreicht wird. Sind sie aber dem Faßlichen hinderlich, so ist es immer unverständig, sie als Gesetz betrachten und befolgen zu wollen. Selbst die Griechen, von denen diese Regel ausging, haben sie nicht immer befolgt; im „Phaethon" des Euripides und in andern Stücken wechselt der Ort und man sieht also, daß die gute Darstellung ihres Gegenstandes ihnen mehr galt als der blinde Respect vor einem Gesetz, das an sich nie viel zu bedeuten hatte. Die Shakespeare'schen Stücke gehen über die Einheit der Zeit und des Orts so weit hinaus als nur möglich; aber sie sind faßlich, es ist nichts faßlicher als sie, und deßhalb würden auch die Griechen sie untadelig finden. Die Französischen Dichter haben dem Gesetz der drei Einheiten am Strengsten Folge zu leisten gesucht, aber sie sündigen gegen das Faßliche, indem sie ein dramatisches Gesetz nicht dramatisch lösen, sondern durch Erzählung."

Goethe fuhr über Lord Byron zu reden fort: „Seinem stets in's Unbegrenzte strebenden Naturell", sagte er, „steht jedoch die Einschränkung, die er sich durch Beobachtung der drei Einheiten auflegte, sehr wohl. Hätte er sich doch auch im Sittlichen so zu begrenzen gewußt! Daß er Dieses nicht konnte, war sein Verderben und es läßt sich sehr wohl sagen, daß er an seiner Zügellosigkeit zu Grunde gegangen ist.

Er war gar zu dunkel über sich selbst. Er lebte immer leidenschaftlich in den Tag hin und wußte und bedachte nicht, was er that. Sich selber Alles erlaubend und an Andern Nichts billigend, mußte er es mit sich selbst verderben und die Welt gegen sich aufregen. Mit seinen English Bards and Scotch Reviewers verletzte er gleich anfänglich die vorzüglichsten Litteratoren. Um nachher nur zu leben, mußte er einen Schritt zurücktreten. In seinen folgenden Werken ging er in Opposition und Mißbilligung fort; Staat und Kirche blieben nicht unangetastet. Dieses rücksichtslose Hinwirken trieb ihn aus England und hätte ihn mit der Zeit auch aus Europa getrieben. Es war ihm überall zu enge und bei der grenzenlosesten persönlichen Freiheit fühlte er sich beklommen; die Welt war ihm wie ein Gefängniß. Sein Gehen nach Griechenland war kein freiwilliger Entschluß, sein Mißverhältniß mit der Welt trieb ihn dazu.

Daß er ſich vom Herkömmlichen, Patriotiſchen, losſagte, hat nicht allein einen ſo vorzüglichen Menſchen perſönlich zu Grunde gerichtet, ſondern ſein revolutionärer Sinn und die damit verbundene beſtändige Agitation des Gemüths hat auch ſein Talent nicht zur gehörigen Entwickelung kommen laſſen. Auch iſt die ewige Oppoſition und Mißbilligung ſeinen vortrefflichen Werken ſelbſt, ſo, wie ſie daliegen, höchſt ſchädlich. Denn nicht allein, daß das Unbehagen des Dichters ſich dem Leſer mittheilt, ſondern auch alles opponirende Wirken geht auf das Negative hinaus, und das Negative iſt Nichts. Wenn ich das Schlechte ſchlecht nenne, was iſt da viel gewonnen? Nenne ich aber gar das Gute ſchlecht, ſo iſt viel geſchadet. Wer recht wirken will, muß nie ſchelten, ſich um das Verkehrte gar nicht bekümmern, ſondern nur immer das Gute thun. Denn es kommt nicht darauf an, daß eingeriſſen, ſondern daß Etwas aufgebaut werde, woran die Menſchheit reine Freude empfinde.

Lord Byron", fuhr Goethe fort, „iſt zu betrachten: als Menſch, als Engländer und als großes Talent. Seine guten Eigenſchaften ſind vorzüglich vom Menſchen herzuleiten; ſeine ſchlimmen, daß er ein Engländer und ein Pär von England war, und ſein Talent iſt incommenſurabel.

Alle Engländer ſind als ſolche ohne eigentliche Reflexion; die Zerſtreuung und der Parteigeiſt laſſen ſie zu keiner ruhigen Ausbildung kommen. Aber ſie ſind groß als practiſche Menſchen.

So konnte Lord Byron nie zum Nachdenken über ſich ſelbſt gelangen; deßwegen auch ſeine Reflexionen überhaupt ihm nicht gelingen wollen, wie ſein Symbolum: viel Geld und keine Obrigkeit! beweiſet, weil durchaus vieles Geld die Obrigkeit paralyſirt.

Aber Alles, was er produciren mag, gelingt ihm und man kann wirklich ſagen, daß ſich bei ihm die Inſpiration an die Stelle der Reflexion ſetzt. Er mußte immer dichten! und da war denn Alles, was vom Menſchen, beſonders vom Herzen ausging, vortrefflich. Zu ſeinen Sachen kam er, wie die Weiber zu ſchönen Kindern; ſie denken nicht daran und wiſſen nicht wie.

Er iſt ein großes Talent, ein geborenes, und die eigentlich poetiſche Kraft iſt mir bei Niemandem größer vorgekommen als bei ihm. In Auffaſſung des Aeußern und klarem Durchblick vergangener Zuſtände iſt er eben ſo groß als Shakeſpeare. Aber Shakeſpeare iſt als reines Individuum überwiegend. Dieſes fühlte Byron ſehr wohl, deßhalb ſpricht er vom Shakeſpeare nicht viel, obgleich er ganze Stellen von ihm auswendig weiß. Er hätte ihn gern verläugnet, denn Shakeſpeare's Heiterkeit iſt ihm im Wege; er fühlt, daß er nicht dagegen aufkann. Pope verläugnet er nicht, weil er ihn nicht zu fürchten hatte. Er nennt und achtet ihn vielmehr, wo er kann, denn er weiß ſehr wohl, daß Pope nur eine Wand gegen ihn iſt."

Goethe ſchien über Byron unerſchöpflich und ich konnte nicht ſatt werden, ihm zuzuhören. Nach einigen kleinen Zwiſchengeſprächen fuhr er fort:

„Der hohe Stand als Engliſcher Pär war Byron ſehr nachtheilig; denn jedes Talent iſt durch die Außenwelt genirt, geſchweige eins bei ſo hoher Geburt und ſo großem Vermögen. Ein gewiſſer mittlerer Zuſtand iſt dem Talent bei Weitem zuträglicher; weßhalb wir denn auch alle große Künſtler und Poeten in den mittlern Ständen finden. Byron's Hang zum Unbegrenzten hätte ihm bei einer geringern Geburt und niederm Vermögen bei Weitem nicht ſo gefährlich werden können. So aber ſtand es in ſeiner Macht, jede Anwandelung in Ausführung zu bringen und Das verſtrickte ihn in unzählige Händel. Und wie ſollte ferner Dem, der ſelbſt aus ſo hohem Stande war, irgend ein Stand imponiren und Rückſicht einflößen? Er ſprach aus, was ſich in ihm regte, und Das brachte ihn mit der Welt in einen unauflöslichen Conflict.

Man bemerkt mit Verwunderung," fuhr Goethe fort, „welcher große Theil des Lebens eines vornehmen, reichen Engländers in Entführungen und Duellen zugebracht wird. Lord Byron erzählt ſelbſt, daß ſein Vater drei Frauen entführt habe. Da ſei Einer einmal ein vernünftiger Sohn!

Er lebte eigentlich immer im Naturzuſtande, und bei ſeiner Art zu ſein, mußte ihm täglich das Bedürfniß der Nothwehr vorſchweben. Deßwegen ſein ewiges Piſtolen-Schießen. Er mußte jeden Augenblick erwarten, herausgefordert zu werden.

Er konnte nicht allein leben. Deßwegen war er trotz aller ſeiner Wunderlichkeiten gegen ſeine Geſellſchaft höchſt nachſichtig. Er las das herrliche Gedicht über den Tod des General Moore einen Abend vor und ſeine edeln Freunde wiſſen nicht, was ſie daraus machen ſollen. Das rührt ihn nicht und er ſteckt es wieder ein. Als Poet beweiſt er ſich wirklich wie ein Lamm. Ein Anderer hätte ſie dem Teufel übergeben!"

Mittwoch, den 20. April.

„Das Unglück iſt", ſagte Goethe, „im Staat, daß Niemand leben und genießen, ſondern Jeder regieren, und in der Kunſt, daß Niemand ſich des Hervorgebrachten freuen, ſondern Jeder ſeinerſeits ſelbſt wieder produciren will.

Auch denkt Niemand daran, ſich von einem Werk der Poeſie auf ſeinem eigenen Wege fördern zu laſſen, ſondern Jeder will ſogleich wieder dasſelbige machen.

Es iſt ferner kein Ernſt da, der in's Ganze geht; kein Sinn, dem Ganzen etwas zu Liebe zu thun, ſondern man trachtet nur, wie man ſein eigenes Selbſt bemerklich mache und es vor der Welt zu möglichſter Evidenz bringe. — Dieſes falſche Beſtreben zeigt ſich überall, und man thut es den neueſten Virtuoſen nach, die nicht ſowohl ſolche Stücke zu ihrem Vortrage wählen, woran die Zuhörer reinen muſicaliſchen Genuß haben, als vielmehr ſolche, worin der Spielende ſeine erlangte Fertigkeit könne bewundern laſſen. Ueberall iſt es das Individuum, das ſich herrlich zeigen will, und nirgends trifft man auf ein redliches Streben, das dem Ganzen und der Sache zu Liebe ſein eigenes Selbſt zurückſetzte.

Hierzu kommt ſodann, daß die Menſchen in ein pfuſcherhaftes Produciren hineinkommen, ohne es ſelbſt zu wiſſen. Die Kinder machen ſchon Verſe und gehen ſo fort und meinen als Jünglinge, ſie könnten was, bis ſie zuletzt als Männer zur Einſicht des Vortrefflichen gelangen was da iſt und über die Jahre erſchrecken, die ſie in einer falſchen, höchſt unzulänglichen Beſtrebung verloren haben.

Ja, Viele kommen zur Erkenntniß des Vollendeten nie und produciren Halbheiten bis an ihr Ende.

Gewiß iſt es, daß wenn Jeder früh genug zum Bewußtſein zu bringen wäre, wie die Welt von dem Vortrefflichſten ſo voll iſt und was dazu gehört, dieſen Werken etwas Gleiches an die Seite zu ſetzen, daß ſodann von jetzigen hundert dichtenden Jünglingen kaum ein einziger Beharren und Talent und Muth genug in ſich fühlen würde, zu Erreichung einer ähnlichen Meiſterſchaft ruhig fortzugehen.

Viele junge Maler würden nie einen Pinſel in die Hand genommen haben, wenn ſie früh genug gewußt und begriffen hätten, was denn eigentlich ein Meiſter wie Raphael gemacht hat."

Das Geſpräch lenkte ſich auf die falſchen Tendenzen im Allgemeinen und Goethe fuhr fort:

„So war meine practiſche Tendenz zur bildenden Kunſt eigentlich eine falſche; denn ich hatte keine Naturanlage dazu und konnte ſich alſo Dergleichen nicht aus mir entwickeln. Eine gewiſſe Zärtlichkeit gegen die landſchaftlichen Umgebungen war mir eigen und daher meine erſten Anfänge eigentlich hoffnungsvoll. Die Reiſe nach Italien zerſtörte dieſes practiſche Behagen; eine weite Ausſicht trat an die Stelle, aber die liebevolle Fähigkeit ging verloren, und da ſich ein künſtleriſches Talent weder techniſch noch äſthetiſch entwickeln konnte, ſo zerfloß mein Beſtreben zu Nichts.

Man ſagt mit Recht," fuhr Goethe fort, „daß die gemeinſame Ausbildung menſchlicher Kräfte zu wünſchen und auch das Vorzüglichſte ſei. Der Menſch aber iſt dazu nicht geboren, jeder muß ſich eigentlich als ein beſonderes Weſen bilden, aber den Begriff zu erlangen ſuchen, was alle zuſammen ſind.

Die Gegenſtändlichkeit meiner Poeſie," ſagte Goethe, „bin ich denn doch jener großen Aufmerkſamkeit und Uebung des Auges ſchuldig geworden; ſowie ich auch die daraus gewonnene Kenntniß hoch anzuſchlagen habe."

Hüten aber ſoll man ſich, die Grenzen ſeiner Ausbildung zu weit zu ſtecken.

Die Naturforſcher", ſagte Goethe, „werden am Erſten dazu verführt, weil zur Betrachtung der Natur wirklich eine ſehr harmoniſche allgemeine Ausbildung erfordert wird.

Im Uebrigen aber", ſagte Goethe, „iſt es zuletzt die größte Kunſt, ſich zu beſchränken und zu iſoliren.

Ich habe gar zu viele Zeit auf Dinge verwendet," ſagte er eines Tages, „die nicht zu meinem eigentlichen Fache gehörten. Wenn ich bedenke, was Lopez de Vega gemacht hat, ſo kommt mir die Zahl meiner poetiſchen Werke ſehr klein vor. Ich hätte mich mehr an mein eigentliches Metier halten ſollen.

Hätte ich mich nicht ſo viel mit Steinen beſchäftigt", ſagte er ein ander' Mal, „und meine Zeit zu etwas Beſſerm verwendet, ich könnte den ſchönſten Schmuck von Diamanten haben.

Ich bin auch in ſolcher Richtung frühzeitig hergekommen", ſagte Goethe, „und habe auch faſt ein halbes Leben an Betrachtung und Studium von Kunſtwerken gewendet, aber Meyer kann ich es denn doch in gewiſſer Hinſicht nicht gleich thun. Ich hätte mich daher auch wohl, ein neues Gemälde dieſem Freunde ſogleich zu zeigen, ſondern ich ſehe zuvor zu, wie weit ich ihm meinerſeits beikommen kann. Glaube ich nun, über das Gelungene und Mangelhafte völlig im Klaren zu ſein, ſo zeige ich es Meyer, der denn freilich weit ſchärfer ſieht und dem in manchem Betracht noch ganz andere Lichter dabei aufgehen. Und ſo ſehe ich immer von Neuem, was es ſagen will und was dazu gehört, um in einer Sache durchaus groß zu ſein. In Meyer liegt eine Kunſteinſicht von ganzen Jahrtauſenden."

Donnerſtag, den 25. Mai.

Goethe ſprach mit hoher Begeiſterung über Menander. „Nächſt dem Sophocles", ſagte er, „kenne ich Keinen, der mir ſo lieb wäre.

Er iſt durchaus rein, edel, groß und heiter, ſeine Anmuth iſt unerreichbar. Daß wir ſo wenig von ihm beſitzen, iſt allerdings zu bedauern, allein auch das Wenige iſt unſchätzbar und für begabte Menſchen viel daraus zu lernen.

Es kommt nur immer darauf an," fuhr Goethe fort, „daß Derjenige, von dem wir lernen wollen, unſerer Natur gemäß ſei. So hat z. B. Calderon, ſo groß er iſt und ſo ſehr ich ihn bewundere, auf mich gar keinen Einfluß gehabt, weder im Guten noch im Schlimmen. Schiller aber wäre er gefährlich geweſen, er wäre an ihm irre geworden, und es iſt daher ein Glück, daß Calderon erſt nach ſeinem Tode in Deutſchland in allgemeine Aufnahme gekommen. Calderon iſt unendlich groß im Techniſchen und Theatraliſchen; Schiller dagegen weit tüchtiger, ernſter und größer im Wollen, und es wäre daher Schade geweſen, von ſolchen Tugenden vielleicht Etwas einzubüßen, ohne doch die Größe Calderon's in anderer Hinſicht zu erreichen."

Wir kamen auf Molière. „Molière", ſagte Goethe, „iſt ſo groß, daß man immer von Neuem erſtaunt, wenn man ihn wieder lieſt. Er iſt ein Mann für ſich, ſeine Stücke grenzen an's Tragiſche, ſie ſind appréhenſiv und Niemand hat den Muth, es ihm nachzuthun. Sein „Geizige", wo das Laſter zwiſchen Vater und Sohn alle Pietät aufhebt, iſt beſonders groß und im hohen Sinne tragiſch. Wenn man aber in einer Deutſchen Bearbeitung aus dem Sohn einen Verwandten macht, ſo wird es ſchwach und will nicht mehr viel heißen. Man fürchtet, das Laſter in ſeiner wahren Natur erſcheinen zu ſehen, allein was wird es da und was iſt denn überall tragiſch wirkſam als das Unerträgliche.

Ich leſe von Molière alle Jahr einige Stücke, ſowie ich auch von Zeit zu Zeit die Kupfer nach den großen Italieniſchen Meiſtern betrachte. Denn wir kleinen Menſchen ſind nicht fähig, die Größe ſolcher Dinge in uns zu bewahren, und wir müſſen daher von Zeit zu Zeit immer dahin zurückkehren, um ſolche Eindrücke in uns aufzufriſchen.

Man ſpricht immer von Originalität, allein was will Das ſagen! So wie wir geboren werden, fängt die Welt an, auf uns zu wirken und das geht ſo fort bis an's Ende. Und überall, was können wir denn unſer Eigenes nennen, als die Energie, die Kraft, das Wollen! — Wenn ich ſagen könnte, was ich alles großen Vorgängern und Mitlebenden ſchuldig geworden bin, ſo bliebe nicht viel übrig.

Hierbei aber iſt es keineswegs gleichgiltig, in welcher Epoche unſers Lebens der Einfluß einer fremden bedeutenden Perſönlichkeit Statt findet.

Daß Leſſing, Winckelmann und Kant älter waren als ich, und die beiden Erſtern auf meine Jugend, der Letztere auf mein Alter wirkte, war für mich von großer Bedeutung.

Ferner: daß Schiller ſo viel jünger war und im friſcheſten Streben begriffen, da ich an der Welt müde zu werden begann; in gleichen, daß die Gebrüder von Humboldt und Schlegel unter meinen Augen aufzutreten anfingen, war von der größten Wichtigkeit. Es ſind mir daher unnennbare Vortheile entſtanden.

Nach ſolchen Aeußerungen über die Einflüſſe bedeutender Perſonen auf ihn kam das Geſpräch auf die Wirkungen, die er auf Andere gehabt, und ich erwähnte Bürger, bei welchem es mir problematiſch erſcheine, daß bei ihm, als einem reinen Natur-Talent, gar keine Spur einer Einwirkung von Goethe's Seite wahrzunehmen.

„Bürger", ſagte Goethe, „hatte zu mir wohl eine Verwandtſchaft als Talent, allein der Baum ſeiner ſittlichen Cultur wurzelte in einem ganz andern Boden und hatte eine ganz andere Richtung. Und jeder geht in der aufſteigenden Linie ſeiner Ausbildung fort, ſo wie er angefangen. Ein Mann aber, der in ſeinem dreißigſten Jahre ein Gedicht wie die „Frau Schnips" ſchreiben konnte, mußte wohl in einer Bahn gehen, die von der meinigen ein wenig ablag. Auch hatte er durch ſein bedeutendes Talent ſich ein Publicum gewonnen, dem er völlig genügte, und er hatte daher keine Urſache, ſich nach den Eigenſchaften eines Mitſtrebenden umzuthun, der ihn weiter Nichts anging.

Ueberall", fuhr Goethe fort, „lernt man nur von Dem, den man liebt. — Solche Geſinnungen finden ſich nun wohl gegen mich bei jetzt heranwachſenden jungen Talenten, allein ich fand ſie ſehr ſpärlich unter Gleichzeitigen. Ja ich wüßte kaum einen einzigen Mann von Bedeutung zu nennen, dem ich durchaus recht geweſen wäre. Gleich an meinem „Werther" tadelten ſie ſo viel, daß, wenn ich jede geſcholtene Stelle hätte tilgen wollen, von dem ganzen Buche keine Zeile geblieben wäre. Allein aller Tadel ſchadete mir Nichts; denn ſolche ſubjective Urtheile einzelner, obgleich bedeutender Männer ſtellten ſich durch die Maſſe wieder ins Gleiche. Wer aber nicht eine Million Leſer erwartet, ſollte keine Zeile ſchreiben.

Nun ſtreitet ſich das Publicum ſeit zwanzig Jahren, wer größer ſei, Schiller oder ich, und ſie ſollten ſich freuen, daß überall ein paar Kerle da ſind, worüber ſie ſtreiten können."

Sonnabend, den 11. Juni.

Der Poet", ſagte Goethe, „ſoll das Beſondere ergreifen, und es wird, wenn dieſes nur etwas Geſundes iſt, darin ein Allgemeines darſtellen. Die Engliſche Geſchichte iſt vortrefflich zu poetiſcher Darſtellung, weil ſie etwas Tüchtiges, Geſundes und daher Allgemeines iſt, das ſich wiederholt. Die Franzöſiſche Geſchichte dagegen iſt nicht für die Poeſie; denn ſie ſtellt eine Lebens-Epoche dar, die nicht wiederkommt. Die Litteratur dieſes Volkes, inſofern ſie auf jener Epoche gegründet iſt, ſteht daher als ein Beſonderes da, das mit der Zeit veralten wird.

Die jetzige Epoche der Franzöſiſchen Litteratur", ſagte Goethe ſpäter, „iſt gar nicht zu beurtheilen. Das eindringende Deutſche bringt darin eine große Gährung hervor und erſt nach zwanzig Jahren wird man ſehen, was Dieß für ein Reſultat gibt."

Wir ſprachen darauf über Aeſthetiker, welche das Weſen der Poeſie und des Dichters durch abſtracte Definitionen auszudrücken ſich abmühen, ohne jedoch zu einem klaren Reſultat zu kommen.

„Was iſt da viel zu definiren," ſagte Goethe. „Lebendiges Gefühl der Zuſtände und Fähigkeit, es auszudrücken, macht den Poeten."

Mittwoch, den 15. October.

Ich fand Goethe dieſen Abend in beſonders hoher Stimmung und hatte die Freude, aus ſeinem Munde abermals manches Bedeutende zu hören. Wir ſprachen über den Zuſtand der neueſten Litteratur, wo denn Goethe ſich folgendermaßen äußerte.

„Mangel an Character der einzelnen forſchenden und ſchreibenden Individuen", ſagte er, „iſt die Quelle alles Uebels unſerer neueſten Litteratur.

Ich hätte die Erbärmlichkeit der Menſchen und wie wenig es ihnen um wahrhaft große Zwecke zu thun iſt, nie ſo kennen gelernt," ſagte er, „wenn ich mich nicht durch meine naturwiſſenſchaftlichen Beſtrebungen an ihnen verſucht hätte. Da aber ſah ich, daß den Meiſten die Wiſſenſchaft nur Etwas iſt, inſofern ſie davon leben, und daß ſie ſogar den Irrthum vergöttern, wenn ſie davon ihre Exiſtenz haben.

Und in der ſchönen Litteratur iſt es nicht beſſer. Auch dort ſind große Zwecke und ächter Sinn für das Wahre und Tüchtige und deſſen Verbreitung ſehr ſeltene Erſcheinungen. Einer hegt und trägt den Andern, weil er von ihm wieder gehegt und getragen wird, und das wahrhaft Große iſt ihnen widerwärtig und ſie möchten es gerne aus der Welt ſchaffen, damit ſie ſelber nur Etwas zu bedeuten hätten. So iſt die Maſſe, und einzelne Hervorragende ſind nicht viel beſſer.

*** hätte bei ſeinem großen Talent, bei ſeiner weitumfaſſenden Gelehrſamkeit der Nation viel ſein können. Aber ſo hat ſeine Characterloſigkeit die Nation um außerordentliche Wirkungen und ihn ſelbſt um die Achtung der Nation gebracht.

Ein Mann wie Leſſing thäte uns noth. Denn wodurch iſt Dieſer ſo groß als durch ſeinen Character, durch ſein Feſthalten! — So kluge, ſo gebildete Menſchen gibt es viele, aber wo iſt ein ſolcher Character! —

Viele ſind geiſtreich genug und voller Kenntniſſe, allein ſie ſind zugleich voller Eitelkeit, und um ſich von der kurzſichtigen Maſſe als witzige Köpfe bewundern zu laſſen, haben ſie keine Scham und Scheu und iſt ihnen Nichts heilig.

Die Frau von Genlis hat daher vollkommen Recht, wenn ſie ſich gegen die Freiheiten und Frechheiten von Voltaire auflegte. Denn im Grunde, ſo geiſtreich Alles ſein mag, iſt der Welt doch Nichts damit gedient; es läßt ſich Nichts darauf gründen. Ja es kann ſogar von der größten Schädlichkeit ſein, indem es die Menſchen verwirrt und ihnen den nöthigen Halt nimmt.

Und dann, was wiſſen wir denn, und wie weit reichen wir denn mit all unſerm Witze!

Der Menſch iſt nicht geboren, die Probleme der Welt zu löſen, wohl aber zu ſuchen, wo das Problem angeht und ſich ſodann in der Grenze des Begreiflichen zu halten.

Die Handlungen des Univerſums zu meſſen, reichen ſeine Fähigkeiten nicht hin, und in das Weltall Vernunft bringen zu wollen, iſt bei ſeinem kleinen Standpunct ein ſehr vergebliches Beſtreben. Die Vernunft des Menſchen und die Vernunft der Gottheit ſind zwei ſehr verſchiedene Dinge.

Sobald wir dem Menſchen die Freiheit zugeſtehen, iſt es um die Allwiſſenheit Gottes gethan; denn ſobald die Gottheit weiß, was ich thun werde, bin ich gezwungen zu handeln, wie ſie es weiß.

Dieſes führe ich nur an als ein Zeichen, wie wenig wir wiſſen, und daß an göttlichen Geheimniſſen nicht gut zu rühren iſt.

Auch ſollen wir höhere Maximen nur ausſprechen, inſofern ſie der Welt zu gute kommen. Andere ſollen wir bei uns behalten, aber ſie mögen und werden auf Das, was wir thun, wie der milde Schein einer verborgenen Sonne ihren Glanz breiten."

Sonntag, den 22. December.

Ich brachte das Geſpräch auf einige ſeiner Werke und wir kamen auch auf die Elegie „Alexis und Dora."

„An dieſem Gedicht", ſagte Goethe, „tadelten die Menſchen den ſtarken, leidenſchaftlichen Schluß und verlangten, daß die Elegie ſanft und ruhig ausgehen ſolle, ohne jene eiferſüchtige Aufwallung; allein ich konnte nicht einſehen, daß jene Menſchen recht hätten. Die Eiferſucht liegt hier ſo nahe und iſt ſo in der Sache, daß dem Gedicht Etwas fehlen würde, wenn ſie nicht da wäre. Ich habe ſelbſt einen jungen Menſchen gekannt, der in leidenſchaftlicher Liebe zu einem ſchnell gewonnenen Mädchen ausrief: aber wird ſie es nicht einem Andern eben ſo machen, wie mir?"

Ich ſtimmte Goethe vollkommen bei und erwähnte ſodann der eigenthümlichen Zuſtände dieſer Elegie, wo in ſo kleinem Raum mit wenig Zügen Alles ſo wohl gezeichnet ſei, daß man die häusliche Umgebung und das ganze Leben der handelnden Perſonen darin zu erblicken glaube. Das Dargeſtellte erſcheint ſo wahr, ſagte ich, als ob Sie nach einem wirklich Erlebten gearbeitet hätten.

„Es iſt mir lieb," antwortete Goethe, „wenn es Ihnen ſo erſcheint. Es gibt indeß wenige Menſchen, die eine Phantaſie für die Wahrheit des Realen beſitzen, vielmehr ergeben ſie ſich gerne in ſeltſamen Ländern und Zuſtänden, wovon ſie gar keine Begriffe haben und die ihre Phantaſie ihnen wunderlich genug ausbilden mag.

Und dann gibt es wieder Andere, die durchaus am Realen kleben, und, weil es ihnen an aller Poeſie fehlt, daran gar zu enge Forderungen machen. So verlangten z. B. Einige bei dieſer Elegie, daß ich dem Alexis hätte einen Bedienten beigeben ſollen, um ſein Bündelchen zu tragen; die Menſchen bedenken aber nicht, daß alles Poetiſche und Idylliſche jenes Zuſtandes dadurch wäre geſtört worden."

Von „Alexis und Dora" lenkte ſich das Geſpräch auf den „Wilhelm Meiſter".

„Es gibt wunderliche Criticer," fuhr Goethe fort. „An dieſem Roman tadelten ſie, daß der Held ſich zu viel in ſchlechter Geſellſchaft befinde. Dadurch aber, daß ich die ſogenannte ſchlechte Geſellſchaft als Gefäß betrachtete, um Das, was ich von der guten zu ſagen hatte, darin niederzulegen, gewann ich einen poetiſchen Körper und einen mannigfaltigen dazu. Hätte ich aber die gute Geſellſchaft wieder durch ſogenannte gute Geſellſchaft zeichnen wollen, ſo hätte Niemand das Buch leſen mögen.

Den anſcheinenden Geringfügigkeiten des „Wilhelm Meiſter" liegt immer etwas Höheres zum Grunde, und es kommt bloß darauf an, daß man Augen, Weltkenntniß und Ueberſicht genug beſitze, um im Kleinen das Größere wahrzunehmen. Andern mag das gezeichnete Leben als Leben genügen."

Goethe zeigte mir darauf ein höchſt bedeutendes Engliſches Werk, welches in Kupfern den ganzen Shakeſpeare darſtellte. Jede Seite umfaßte in ſechs kleinen Bildern ein beſonderes Stück mit einigen unterzeichneten Verſen, ſo daß der Hauptbegriff und die bedeutendſten Situationen des jedesmaligen Werkes dadurch vor die Augen traten. Alle die unſterblichen Trauerſpiele und Luſtſpiele gingen auf ſolche Weiſe, gleich Masken-Zügen, dem Geiſte vorüber.

„Man erſchrickt," ſagte Goethe, „wenn man dieſe Bilderchen durchſieht! Da wird man erſt gewahr, wie unendlich reich und groß Shakeſpeare iſt! Da iſt doch kein Motiv des Menſchenlebens, das er nicht dargeſtellt und ausgeſprochen hätte! Und Alles mit welcher Leichtigkeit und Freiheit! —

Man kann über Shakeſpeare gar nicht reden, es iſt Alles unzulänglich. Ich habe in meinem „Wilhelm Meiſter" an ihm herumgetupft, allein Das will nicht viel heißen. Er iſt kein Theater-Dichter, an die Bühne hat er nie gedacht, ſie war ſeinem großen Geiſte viel zu enge; ja ſelbſt die ganze ſichtbare Welt war ihm zu enge.

Er iſt gar zu reich und zu gewaltig. Eine productive Natur darf alle Jahr nur e i n Stück von ihm leſen, wenn ſie nicht an ihm zu Grunde gehen will. Ich that wohl, daß ich durch meinen „Götz von Berlichingen" und „Egmont" ihn mir vom Halſe ſchaffte, und Byron that ſehr wohl, daß er vor ihm nicht zu großen Reſpect hatte und ſeine eigenen Wege ging. Wie viel treffliche Deutſche ſind nicht an ihm zu Grunde gegangen, an ihm und Calderon!

Shakeſpeare", fuhr Goethe fort, „gibt uns in ſilbernen Schalen goldene Aepfel. Wir bekommen nun wohl durch das Studium ſeiner Stücke die ſilberne Schale, allein wir haben nur Kartoffeln hinein zu thun, Das iſt das Schlimme!

Macbeth", ſagte Goethe bei dieſer Gelegenheit, „halte ich für Shakeſpeare's beſtes Theater-Stück, es iſt darin der meiſte Verſtand in Bezug auf die Bühne. Wollen Sie aber ſeinen freien Geiſt erkennen, ſo leſen Sie „Troilus und Creſſida", wo er den Stoff der „Ilias" auf ſeine Weiſe behandelt."

Das Geſpräch wendete ſich auf Byron, und zwar wie er gegen Shakeſpeare's unſchuldige Heiterkeit im Nachtheil ſtehe, und wie er durch ſein vielfältig negatives Wirken ſich ſo häufig zu und meiſtentheils nicht ungerechten Tadel zugezogen habe. „Hätte Byron Gelegenheit gehabt," ſagte Goethe, „ſich alles

Deſſen, was von Oppoſition in ihm war, durch wiederholte derbe Aeußerungen im Parlament zu entledigen, ſo würde er als Poet weit reiner daſtehen. So aber, da er im Parlament kaum zum Reden gekommen iſt, hat er Alles, was er gegen ſeine Nation auf dem Herzen hatte, bei ſich behalten, und es iſt ihm, um ſich davon zu befreien, kein anderes Mittel geblieben, als es poetiſch zu verarbeiten und auszuſprechen. Einen großen Theil der negativen Wirkungen Byron's möchte ich daher verhaltene Parlaments-Reden nennen, und ich glaube ſie dadurch nicht unpaſſend bezeichnet zu haben."

Es kam darauf einer unſerer neueſten Deutſchen Dichter zur Erwähnung, der ſich in kurzer Zeit einen bedeutenden Namen gemacht, deſſen negative Richtung jedoch gleichfalls nicht gebilligt wurde. „Es iſt nicht zu läugnen," ſagte Goethe, „er beſitzt manche glänzende Eigenſchaften; allein ihm fehlt — die Liebe. — Er liebt ſo wenig ſeine Leſer und ſeine Mitmenſchen als ſich ſelber, und ſo kommt man in den Fall, auch auf ihn den Spruch des Apoſtels anzuwenden: Und wenn ich mit Menſchen- und mit Engelzungen redete, und hätte der Liebe nicht, ſo wäre ich ein tönendes Erz, oder eine klingende Schelle. Noch in dieſen Tagen habe ich Gedichte von *** geleſen und ſein reiches Talent nicht verkennen können. Allein, wie geſagt, die Liebe fehlt ihm, und ſo wird er auch nie ſo wirken als er hätte müſſen. Man wird ihn fürchten, und er wird der Gott Derer ſein, die gern, wie er, negativ wären, aber nicht wie er das Talent haben."

Sonntag Abend, den 30. Januar 1830.

„Wenn Einer ſingen lernen will," fuhr Goethe fort, „ſind ihm alle diejenigen Töne, die in ſeiner Kehle liegen, natürlich und leicht; die andern aber, die nicht in ſeiner Kehle liegen, ſind ihm anfänglich äußerſt ſchwer. Um aber ein Sänger zu werden, muß er ſie überwinden; denn ſie müſſen ihm alle zu Gebote ſtehen. Ebenſo iſt es mit einem Dichter. So lange er bloß ſeine wenigen ſubjectiven Empfindungen ausſpricht, iſt er noch keiner zu nennen; aber ſobald er die Welt ſich anzueignen und auszuſprechen weiß, iſt er ein Poet. Und dann iſt er unſchöpflich und kann immer neu ſein, wogegen aber eine ſubjective Natur ihr Bißchen Inneres bald ausgeſprochen hat und zuletzt in Manier zu Grunde geht.

Man ſpricht immer vom Studium der Alten; allein was will das Anderes ſagen als: richte Dich auf die wirkliche Welt und ſuche ſie auszuſprechen; denn Das thaten die Alten auch, da ſie lebten."

Das Geſpräch lenkte ſich ſodann auf das Theater und das Schwache, Empfindſame und Trübſelige der neuern Erſcheinungen. „Ich tröſte und ſtärke mich jetzt an Molière, ſagte ich. Seinen „Geizigen" habe ich überſetzt und beſchäftige mich nun mit ſeinem „Arzt wider Willen". Was iſt doch Molière für ein großer, reiner Menſch! — „Ja," ſagte Goethe, „reiner Menſch. Das iſt das eigentliche Wort, was man von ihm ſagen kann; es iſt an ihm Nichts verborgen und verbildet. Und nun dieſe Großheit! Er beherrſchte die Sitten ſeiner Zeit; wogegen aber unſere Iffland und Kotzebue ſich von den Sitten der übrigen beherrſchen ließen und darin beſchränkt und befangen waren. Molière züchtigte die Menſchen, indem er ſie in ihrer Wahrheit zeichnete."

Ich möchte Etwas darum geben, ſagte ich, wenn ich die Molière'ſchen Stücke in ihrer ganzen Reinheit auf der Bühne ſehen könnte, allein dem Publicum, wie ich es kenne, muß Dergleichen viel zu ſtark und natürlich ſein. Sollte dieſe Ueberverfeinerung nicht von der ſogenannten idealen Litteratur gewiſſer Autoren herrühren?

„Nein," ſagte Goethe, „ſie kommt aus der Geſellſchaft ſelbſt. Und dann, was thun unſere jungen Mädchen im Theater; ſie gehören gar nicht hinein, ſie gehören in's Kloſter und das Theater iſt bloß für Männer und Frauen, die mit menſchlichen Dingen bekannt ſind. Als Molière ſchrieb, waren die Mädchen im Kloſter und er hatte auf ſie gar keine Rückſicht zu nehmen.

Da wir nun aber unſere jungen Mädchen ſchwerlich hinausbringen und man nicht aufhören wird, Stücke zu geben, die ſchwach und eben darum Dieſen recht ſind, ſo ſeid klug und macht es wie ich und geht nicht hinein.

Ich habe am Theater nur ſo lange ein wahrhaftes Intereſſe gehabt, als ich dabei practiſch einwirken konnte. Es war meine Freude, die Anſtalt auf eine höhere Stufe zu bringen und ich nahm bei den Vorſtellungen weniger Antheil an den Stücken, als daß ich darauf ſah, ob die Schauſpieler ihre Sachen recht machten oder nicht. Was ich zu tadeln hatte, ſchickte ich am andern Morgen dem Regiſſeur auf einem Zettel, und ich konnte gewiß ſein, bei der nächſten Vorſtellung die Fehler vermieden zu ſehen. Nun aber, wo ich bei'm Theater nicht mehr practiſch einwirken kann, habe ich auch keinen Beruf mehr, hineinzugehen. Ich müßte das Mangelhafte geſchehen laſſen, ohne es verbeſſern zu können, und Das iſt nicht meine Sache.

Mit dem Leſen von Stücken geht es mir nicht beſſer. Die jungen Deutſchen Dichter ſchicken mir immerfort Trauerſpiele, allein was ſoll ich damit? Ich habe die Deutſchen Stücke immer

nur in der Abſicht geleſen, ob ich ſie könnte ſpielen laſſen, übrigens waren ſie mir gleichgiltig. Und was ſoll ich nun in meiner jetzigen Lage mit den Stücken dieſer jungen Leute? Für mich ſelbſt gewinne ich Nichts, indem ich leſe, wie man es nicht hätte machen ſollen, und den jungen Dichtern kann ich nicht nützen bei einer Sache, die ſchon gethan iſt. Schickten ſie mir ſtatt ihrer gedruckten Stücke den Plan zu einem Stück, ſo könnte ich wenigſtens ſagen, mache es, oder mache es nicht, oder mache es ſo, oder mache es anders, und dabei wäre doch einiger Sinn und Nutzen.

Das ganze Unheil entſteht daher, daß die poetiſche Cultur in Deutſchland ſich ſo ſehr verbreitet hat, daß Niemand mehr einen ſchlechten Vers macht. Die jungen Dichter, die mir ihre Werke ſenden, ſind nicht geringer als ihre Vorgänger, und da ſie nun Jene ſo hoch geprieſen ſehen, ſo begreifen ſie nicht, warum man ſie nicht auch preiſet. Und doch darf man zu ihrer Aufmunterung Nichts thun, eben weil ſolcher Talente jetzt zu hunderten da iſt und man das Ueberflüſſige nicht befördern ſoll, während noch ſo viel Nützliches zu thun iſt. Wäre ein Einzelner, der über Alle hervorragte, ſo wäre es gut; denn der Welt kann nur mit dem Außerordentlichen gedient ſein."

Donnerstag, den 15. Februar.

Ich ging dieſen Abend um ſieben Uhr zu Goethe, den ich in ſeinem Zimmer allein fand. Ich ſetzte mich zu ihm an den Tiſch, indem ich ihm die Nachricht brachte, daß ich geſtern, bei ſeiner Durchreiſe nach Petersburg, den Herzog von Wellington im Gaſthofe geſehen.

„Nun," ſagte Goethe belebt, „wie war er? Erzählen Sie mir von ihm. Sieht er aus, wie ſein Portrait?"

Ja, ſagte ich, aber beſſer, beſonderer. Wenn man einen Blick in ſein Geſicht gethan hat, ſo ſind alle ſeine Portraits vernichtet. Und man braucht ihn nur ein einziges Mal anzuſehen, um ihn nie wieder zu vergeſſen, ein ſolcher Eindruck geht von ihm aus. Sein Auge iſt braun und vom heiterſten Glanze, man fühlt die Wirkung ſeines Blickes. Sein Mund iſt ſprechend, auch wenn er geſchloſſen iſt. Er ſieht aus wie Einer, der Vieles gedacht und das Größte gelebt hat und der nun die Welt mit großer Heiterkeit und Ruhe behandelt und den Nichts mehr anficht. Hart und zäh erſchien er mir wie eine Damaſcener-Klinge.

Er iſt, ſeinem Ausſehen nach, hoch in den Fünfzigen, von gerader Haltung, ſchlank, nicht ſehr groß und eher etwas mager als ſtark. Ich ſah ihn, wie er in den Wagen ſteigen und wieder abfahren wollte. Sein Gruß, wie er durch die Reihen der Menſchen ging und mit ſehr wenigen Verneigung den Finger an den Hut legte, hatte etwas ungemein Freundliches.

Goethe hörte meiner Beſchreibung mit ſichtbarem Intereſſe zu. „Da haben Sie einen Helden mehr geſehen," ſagte er, „und Das will immer Etwas heißen."

Wir kamen auf Napoleon und ich bedauerte, daß ich Den nicht geſehen. „Freilich," ſagte Goethe, „Das war auch der Mühe werth. — Dieſes Compendium der Welt! —" Er ſah wohl nach Etwas aus? fragte ich. „Er war es", antwortete Goethe, „und man ſah ihm an, daß er es war; Das war Alles."

Ich hatte für Goethe ein ſehr merkwürdiges Gedicht mitgebracht, wovon ich ihm einige Abende vorher ſchon erzählt hatte; ein Gedicht von ihm ſelbſt, deſſen er ſich jedoch nicht mehr erinnerte, ſo tief lag es in der Zeit zurück. Im Anfange des Jahres 1766 in den „Sichtbaren", einer damals in Frankfurt erſchienenen Zeitſchrift, abgedruckt, war es durch einen alten Diener Goethe's mit nach Weimar gebracht worden, durch deſſen Nachkommen es in meine Hände gelangt war. Ohne Zweifel das älteſte aller von Goethe bekannten Gedichte. Es hatte die „Höllenfahrt Chriſti" zum Gegenſtand, wobei es mir merkwürdig war, wie dem ſehr jungen Verfaſſer die religiöſen Vorſtellungsarten ſo geläufig geweſen. Der Geſinnung nach konnte das Gedicht von Klopſtock herkommen, allein in der Ausführung war es ganz anderer Natur; es war ſtärker, freier und leichter und hatte eine größere Energie, einen beſſern Zug. Außerordentliche Gluth erinnerte an eine kräftig brauſende Jugend. Beim Mangel an Stoff drehte es ſich in ſich ſelbſt herum und war länger geworden als billig.

Wir Deutſchen ſind wirklich ſchlimm daran: unſere Urgeſchichte liegt zu ſehr im Dunkel und die ſpätere hat aus Mangel eines einzigen Regenten-Hauſes kein allgemeines nationales Intereſſe. Klopſtock verſuchte ſich an „Hermann", allein der Gegenſtand liegt zu entfernt, Niemand weiß, was er damit machen ſoll und ſeine Darſtellung iſt daher ohne Wirkung und Popularität geblieben. Ich that einen glücklichen Griff mit meinem „Götz von Berlichingen"; Das war doch Bein von meinem Bein und Fleiſch von meinem Fleiſch, und es war ſchon Etwas damit zu machen."

„Bei'm „Werther" und „Fauſt" mußte ich dagegen wieder in meinen eigenen Buſen greifen; denn das Ueberlieferte war nicht weit her. Das Teufels- und Hexenweſen machte ich nur ein Mal, ich war froh, mein Nordiſches Erbtheil verzehrt zu haben und wandte mich zu den Tiſchen der Griechen. Hätte ich aber ſo deutlich

Märten.

So macht fort.

Schnaps.

(Nach einer Pauſe) Doch wenn ich bedenke —

Märten.

Noch ein Bedenken?

Schnaps.

Ihr ſeyd ein geſcheuter Mann, das iſt wahr.

Märten.

Großen Dank!

Schnaps.

Doch ohne Studien.

Märten.

Das iſt meine Sache nicht.

Schnaps.

(Wichtig) Den guten unſtudirten Leut-

wie jetzt gewußt, wie viel Vortreffliches seit Jahrhunderten und Jahrtausenden da ist, ich hätte keine Zeile geschrieben, sondern etwas Anderes gethan."

Am Oster-Tage, den 25. März.

„Die Engländer", sagte Goethe unter Anderm, „mögen auch von Byron halten, was sie wollen, so ist doch so viel gewiß, daß sie keinen Poeten aufzuweisen haben, der ihm zu vergleichen wäre. Er ist anders als alle Uebrigen und meistentheils größer."

Mittwoch, den 28. Juli.

Ich erzählte, daß einer meiner Freunde die Absicht habe, Byron's Two Foscari für die Bühne einzurichten. Goethe zweifelte am Gelingen.

„Es ist freilich eine verführerische Sache," sagte er. „Wenn ein Stück im Lesen auf uns große Wirkung macht, so denken wir, es müßte auch von der Bühne herunter so thun und wir bilden uns ein, wir könnten mit weniger Mühe dazu gelangen. Allein es ist ein eigenes Ding. Ein Stück, das nicht ursprünglich mit Absicht und Geschick des Dichters für die Bretter geschrieben ist, geht auch nicht hinauf, und wie man auch damit verfährt, es wird immer etwas Ungehöriges und Widerstrebendes behalten. Welche Mühe habe ich mir nicht mit meinem „Götz von Berlichingen" gegeben! aber doch will es als Theater-Stück nicht recht gehen. Es ist zu groß und ich habe es zu zwei Theilen einrichten müssen, wovon der letzte zwar theatralisch wirksam, der erste aber nur als Expositions-Stück anzusehen ist. Wollte man den ersten Theil, des Hergangs der Sache willen, bloß ein Mal geben und sodann bloß den zweiten Theil wiederholt fortspielen, so möchte es gehen. Ein ähnliches Verhältniß hat es mit dem „Wallenstein"; die „Piccolomini" werden nicht wiederholt, aber „Wallenstein's Tod" wird immerfort gern gesehen."

Ich sagte, wie ein Stück beschaffen sein müsse, um theatralisch zu sein.

„Es muß symbolisch sein," antwortete Goethe. „Das heißt: jede Handlung muß an sich bedeutend sein und auf eine noch wichtigere hinzielen. Der „Tartüffe" von Molière ist in dieser Hinsicht ein großes Muster. Denken Sie nur an die erste Scene, was Das für eine Exposition ist! Alles ist sogleich vom Anfange herein höchst bedeutend und läßt auf etwas noch Wichtigeres schließen, was kommen wird. Die Exposition von Lessing's „Minna von Barnhelm" ist auch vortrefflich, allein diese des „Tartüffe" ist nur ein Mal in der Welt da; sie ist das Größte und Beste, was in dieser Art vorhanden."

Wir kamen auf die Calderon'schen Stücke.

„Bei Calderon", sagte Goethe, „finden Sie dieselbe theatralische Vollkommenheit. Seine Stücke sind durchaus bretterrecht, es ist in ihnen kein Zug, der nicht für die beabsichtigte Wirkung calculirt wäre. Calderon ist dasjenige Genie, was zugleich den größten Verstand hatte."

Es ist wunderlich, sagte ich, daß die Shakespeare'schen Stücke keine eigentlichen Theater-Stücke sind, da Shakespeare sie doch alle für sein Theater geschrieben hat.

„Shakespeare", erwiederte Goethe, „schrieb diese Stücke aus seiner Natur heraus und dann machte seine Zeit und die Einrichtung der damaligen Bühne an ihn keine Anforderungen, man ließ sich gefallen, wie Shakespeare es brachte, hätte aber Shakespeare für den Hof zu Madrid, oder für das Theater Ludwigs XIV. geschrieben, er hätte sich auch wahrscheinlich einer strengern Theater-Form gefügt. Doch Dieß ist keineswegs zu beklagen; denn was Shakespeare als Theater-Dichter für uns verloren hat, Das hat er als Dichter im Allgemeinen gewonnen. Shakespeare ist ein großer Psycholog und man lernt aus seinen Stücken wie den Menschen zu Muthe ist."

Wir sprachen über die Schwierigkeit einer guten Theater-Leitung.

„Das Schwere dabei ist," sagte Goethe, daß man das Zufällige zu übertragen wisse und sich dadurch von seinen höhern Maximen nicht ableiten lasse. Diese höhern Maximen sind ein gutes Repertoir trefflicher Tragödien, Opern und Lustspiele, worauf man halten und die man als das Feststehende ansehen muß. Zu dem Zufälligen aber rechne ich: ein neues Stück, das man sehen will, eine Gastrolle und Dergleichen mehr. Von diesen Dingen muß man sich nicht irre leiten lassen, sondern immer wieder zu seinem Repertoir zurückkehren. Unsere Zeit ist nun an wahrhaft guten Stücken so reich, daß einem Kenner nichts Leichteres ist, als ein gutes Repertoir zu bilden. Allein es ist Nichts schwieriger, als es zu halten.

Als ich mit Schiller dem Theater vorstand, hatten wir den Vortheil, daß wir in Lauchstädt spielten. Hier hatten wir ein auserlesenes Publicum, das Nichts als vortreffliche Sachen wollte, und so kamen wir denn jedes Mal eingeübt in den besten Stücken nach Weimar zurück und konnten hier den Winter über alle Sommervorstellungen wiederholen. Dazu hatte das Weimar'sche Publicum auf unsere Leitung Vertrauen und war immer, auch bei Dingen, denen es Nichts abgewinnen konnte, überzeugt, daß unserm Thun und Lassen eine höhere Absicht zum Grunde liege.

In den neunziger Jahren", fuhr Goethe fort, „war die eigentliche Zeit meines Theater-

Intereſſes ſchon vorüber und ich ſchrieb Nichts mehr für die Bühne, ich wollte mich ganz zum Epiſchen wenden. Schiller erweckte das ſchon erloſchene Intereſſe und ihm und ſeinen Sachen zu Liebe nahm ich am Theater wieder Antheil. In der Zeit meines „Clavigo" wäre es mir ein Leichtes geweſen, ein Dutzend Theater-Stücke zu ſchreiben: an Gegenſtänden fehlte es nicht und die Production ward mir leicht; ich hätte immer in acht Tagen ein Stück machen können und es ärgert mich noch, daß ich es nicht gethan habe."

Mittwoch, den 6. November.

Goethe ſprach heute abermals mit Bewunderung über Lord Byron. „Ich habe", ſagte er, „ſeinen Heformel Transformel wieder geleſen und muß ſagen, daß ſein Talent mir immer größer vorkommt. Sein Teufel iſt aus meinem Mephiſtopheles hervorgegangen, aber es iſt keine Nachahmung: es iſt Alles durchaus originell und neu, und Alles knapp, tüchtig und geiſtreich. Es iſt keine Stelle darin, die ſchwach wäre, nicht ſoviel Platz, um den Knopf einer Nadel hinzuſetzen, wo man nicht auf Erfindung und Geiſt träfe. Ihm iſt Nichts im Wege als das Hypochondriſche und Negative und er wäre ſo groß wie Shakeſpeare und die Alten." Ich wunderte mich. „Ja," ſagte Goethe, „Sie können es mir glauben, ich habe ihn von Neuem ſtudirt und muß ihm Dieß immer mehr zugeſtehen."

Montag, den 11. December.

Ich fand Goethe in einer ſehr heiter aufgeregten Stimmung. „Alexander von Humboldt iſt dieſen Morgen einige Stunden bei mir geweſen," ſagte er mir ſehr belebt entgegen. „Was iſt das für ein Mann! — Ich kenne ihn ſo lange und doch bin ich von Neuem über ihn in Erſtaunen. Man kann ſagen, er hat an Kenntniſſen und lebendigem Wiſſen nicht Seinesgleichen. Und eine Vielſeitigkeit, wie ſie mir gleichfalls noch nicht vorgekommen iſt! Wohin man rührt, er iſt überall zu Hauſe und überſchüttet uns mit geiſtigen Schätzen. Er gleicht einem Brunnen mit vielen Röhren, wo man überall nur Gefäße unterzuhalten braucht und wo es uns immer erquicklich und unerſchöpflich entgegenſtrömt. Er wird einige Tage hier bleiben und ich fühle ſchon, es wird mir ſein, als hätte ich Jahre verlebt."

Mittwoch, den 20. December.

Die Berliner-Zeitungen wurden gebracht und Goethe ſetzte ſich, ſie zu leſen. Er reichte auch mir ein Blatt und ich fand in den Theater-Nachrichten, daß man dort im Opern-Hauſe und königlichen Theater eben ſo ſchlechte Stücke gebe als hier.

„Wie ſoll Dieß auch anders ſein," ſagte Goethe. „Es iſt freilich keine Frage, daß man nicht mit Hülfe der guten Engliſchen, Franzöſiſchen und Spaniſchen Stücke ein ſo gutes Repertoir zuſammen bringen ſollte, um jeden Abend ein gutes Stück geben zu können. Allein wo iſt das Bedürfniß in der Nation, immer ein gutes Stück zu ſehen? Die Zeit, in welcher Aeſchylus, Sophocles und Euripides ſchrieben, war freilich eine ganz andere: ſie hatte den Geiſt hinter ſich und wollte nur immer das wirklich Größte und Beſte. Aber in unſerer ſchlechten Zeit, wo iſt denn da das Bedürfniß für das Beſte? Wo ſind die Organe, es aufzunehmen?

Und dann", fuhr Goethe fort, „man will etwas Neues. In Berlin wie in Paris, das Publicum iſt überall daſſelbe. Eine Unzahl neuer Stücke wird jede Woche in Paris geſchrieben und auf die Theater gebracht, und man muß immer fünf bis ſechs durchaus ſchlechte aushalten, ehe man durch ein gutes entſchädigt wird.

Das einzige Mittel, um jetzt ein Deutſches Theater oben zu halten, ſind Gaſt-Rollen. Hätte ich jetzt noch die Leitung, ſo ſollte der ganze Winter mit trefflichen Gaſtſpielern beſetzt ſein. Dadurch würden nicht allein alle guten Stücke immer wieder zum Vorſchein kommen, ſondern das Intereſſe würde auch mehr von den Stücken ab auf das Spiel gelenkt; man könnte vergleichen und urtheilen, das Publicum gewönne an Einſichten und unſere eigenen Schauſpieler würden durch das bedeutende Spiel eines ausgezeichneten Gaſtes immer in Anregung und Nacheiferung erhalten. Wie geſagt: Gaſt-Rollen und immer Gaſt-Rollen und Ihr ſolltet über den Nutzen erſtaunen, der daraus für Theater und Publicum hervorgehen würde.

Ich ſehe die Zeit kommen, wo ein geſcheidter, der Sache gewachſener Kopf vier Theater zugleich übernehmen und ſie hin und her mit Gaſt-Rollen verſehen, wird und ich bin gewiß, daß er ſich beſſer bei dieſen vieren ſtehen wird, als wenn er nur ein einziges hätte."

Mittwoch, den 3. Januar 1827.

Heute bei Tiſch ſprachen wir über Canning's treffliche Rede für Portugal.

„Es gibt Leute," ſagte Goethe, „die dieſe Rede grob nennen; aber dieſe Leute wiſſen nicht, was ſie wollen, es liegt in ihnen eine Sucht, alles Große zu frondiren. Es iſt keine Oppoſition, ſondern eine bloße Frondation. Sie müſſen etwas Großes haben, das ſie haſſen können. Als Napoleon noch in der Welt war, haßten ſie Den und ſie hatten an ihm eine gute Ableitung. Sodann als es mit Dieſem aus war,

frendirten ſie die heilige Allianz und doch iſt nie etwas Größeres und für die Menſchheit Wohlthätigeres erfunden worden. Jetzt kommt die Reihe an Canning. Seine Rede für Portugal iſt das Product eines großen Bewußtſeins. Er fühlt ſehr gut den Umfang ſeiner Gewalt und die Größe ſeiner Stellung, und er hat recht, daß er ſpricht, wie er ſich empfindet. Aber Das können dieſe Sanscülotten nicht begreifen und was uns Andern groß erſcheint, erſcheint ihnen grob. Das Große iſt ihnen unbequem, ſie haben keine Ader, es zu verehren, ſie können es nicht dulden."

Donnerstag Abend, den 9. Januar.

Goethe lobte ſehr die Gedichte von Victor Hugo. „Er iſt ein entſchiedenes Talent," ſagte er, „auf den die Deutſche Litteratur Einfluß gehabt. Seine poetiſche Jugend iſt ihm leider durch die Pedanterie der claſſiſchen Partei verkümmert; doch jetzt hat er den Globe auf ſeiner Seite und ſo hat er gewonnen Spiel. Ich möchte ihn mit Manzoni vergleichen. Er hat viel Objectives und erſcheint mir vollkommen ſo bedeutend als die Herren de Lamartine und Delavigne. Wenn ich ihn recht betrachte, ſo ſehe ich wohl, wo er und andere friſche Talente Seinesgleichen herkommen. Von Chateaubriand kommen ſie her, der freilich ein ſehr bedeutendes rhetoriſch poetiſches Talent iſt. Damit Sie nun aber ſehen, in welcher Art Victor Hugo ſchreibt, ſo leſen Sie nur dieß Gedicht über Napoleon: Les deux Isles."

Goethe legte mir das Buch vor und ſtellte ſich an den Ofen. Ich las. „Hat er nicht treffliche Bilder?" ſagte Goethe, „und hat er ſeinen Gegenſtand nicht mit ſehr freiem Geiſte behandelt?" Er trat wieder zu mir. „Sehen Sie nur dieſe Stelle, wie ſchön ſie iſt!" Er las die Stelle von der Wetterwolke, aus der den Helden der Blitz von unten hinauf trifft. „Das iſt ſchön! Denn das Bild iſt wahr, welches man in Gebirgen finden wird, wo man oft die Gewitter unter ſich hat und wo die Blitze von unten nach oben ſchlagen."

Ich lobe an den Franzoſen, ſagte ich, daß ihre Poeſie nie den feſten Boden der Realität verläßt. Man kann die Gedichte in Proſa überſetzen und ihr Weſentliches wird bleiben.

„Das kommt daher," ſagte Goethe, „die Franzöſiſchen Dichter haben Kenntniſſe; dagegen denken die Deutſchen Narren, ſie verlören ihr Talent, wenn ſie ſich um Kenntniſſe bemühten, obgleich jedes Talent ſich durch Kenntniſſe nähren muß und nur dadurch erſt zum Gebrauch ſeiner Kräfte gelangt. Doch wir wollen ſie gehen laſſen, man hilft ihnen doch nicht und das wahrhafte Talent findet ſchon ſeinen Weg. Die vielen jungen Dichter, die jetzt ihr Weſen treiben, ſind gar keine rechten Talente; ſie beurkunden weiter Nichts als ein Unvermögen, das durch die Höhe der Deutſchen Litteratur zur Productivität angereizt worden.

Daß die Franzoſen", fuhr Goethe fort, „aus der Pedanterie zu einer freiern Art in der Poeſie hervorgehen, iſt nicht zu verwundern. Diderot und ihm ähnliche Geiſter haben ſchon vor der Revolution dieſe Bahn zu brechen geſucht. Die Revolution ſelbſt ſodann, ſowie die Zeit unter Napoleon ſind der Sache günſtig geweſen. Denn wenn auch die kriegeriſchen Jahre kein eigentlich poetiſches Intereſſe aufkommen ließen und alſo für den Augenblick den Muſen zuwider waren, ſo haben ſich doch in dieſer Zeit eine Menge freier Geiſter gebildet, die nun im Frieden zur Beſinnung kommen und als bedeutende Talente hervortreten."

Ich fragte Goethe, ob die Partei der Claſſiker auch dem trefflichen Beranger entgegen geweſen? „Das Genre, worin Beranger dichtet," ſagte Goethe, „iſt ein älteres, herkömmliches, woran man gewöhnt war; doch hat auch er ſich in manchen Dingen freier bewegt als ſeine Vorgänger und iſt deßhalb von der pedantiſchen Partei angefeindet worden."

Das Geſpräch lenkte ſich auf die Altdeutſche Poeſie; ich erinnerte an Flemming. „Flemming", ſagte Goethe, „iſt ein recht hübſches Talent, ein wenig proſaiſch, bürgerlich; er kann jetzt Nichts mehr helfen. Es iſt eigen," fuhr er fort, „ich habe doch ſo Mancherlei gemacht und doch iſt keins von allen meinen Gedichten, das im Lutheriſchen Geſangbuch ſtehen könnte."

Ich lachte und gab ihm recht, indem ich mir ſagte, daß in dieſer wunderlichen Aeußerung mehr liege, als es den Anſchein habe.

Donnerstag Abend, den 16. Januar.

Goethe fuhr fort. „Zu zeigen, wie das Unbändige, Unüberwindliche oft beſſer durch Liebe und Frömmigkeit als durch Gewalt bezwungen werde, war die Aufgabe dieſer Novelle und dieſes ſchöne Ziel, welches ſich im Kinde und Löwen darſtellt, reizte mich zur Ausführung. Dieß iſt das Ideelle, Dieß die Blume. Und das grüne Blätterwerk der durchaus realen Expoſition iſt nur dieſerwegen da und nur dieſerwegen Etwas werth. Denn was ſoll das Reale an ſich? Wir haben Freude daran, wenn es mir Wahrheit dargeſtellt iſt, ja es kann uns auch von gewiſſen Dingen eine deutlichere Erkenntniß geben; aber der eigentliche Gewinn für unſere höhere Natur liegt doch allein im Idealen, das aus dem Herzen des Dichters hervorging."

Wie ſehr Goethe recht hatte, empfand ich lebhaft, da der Schluß ſeiner Novelle noch in

mir fortwirkte und eine Stimmung von Frömmigkeit in mir hervorgebracht hatte, wie ich sie lange nicht in dem Grade empfunden. Wie rein und innig, dachte ich bei mir selbst, müssen doch in einem so hohen Alter noch die Gefühle des Dichters sein, daß er etwas so Schönes hat machen können! Ich enthielt mich nicht, mich darüber gegen Goethe auszusprechen, sowie überhaupt mich zu freuen, daß diese in ihrer Art einzige Production doch nun existire.

„Es ist mir lieb," sagte Goethe, „wenn Sie zufrieden sind und ich freue mich nun selbst, daß ich einen Gegenstand, den ich seit dreißig Jahren in mir herumgetragen, nun endlich los bin. Schiller und Humboldt, denen ich damals mein Vorhaben mittheilte, riethen mir ab, weil sie nicht wissen konnten, was in der Sache lag, und weil nur der Dichter allein weiß, welche Reize er seinem Gegenstande zu geben fähig ist. Man soll daher nie Jemanden fragen, wenn man Etwas schreiben will. Hätte Schiller mich vor seinem „Wallenstein" gefragt, ob er ihn schreiben solle, ich hätte ihm sicherlich abgerathen; denn ich hätte nie denken können, daß aus solchem Gegenstande überall ein so treffliches Theater-Stück wäre zu machen gewesen. Schiller war gegen eine Behandlung meines Gegenstandes in Hexametern, wie ich es damals gleich nach „Hermann und Dorothea" Willens war; er rieth zu den achtzeiligen Stanzen. Sie sehen aber wohl, daß ich mit der Prosa jetzt am Besten gefahren bin. Denn es kam sehr auf genaue Zeichnung der Localität an, wobei man doch in solchen Reimen wäre gehemmt gewesen. Und dann ließ sich auch der anfänglich ganz reale und am Schluß ganz ideelle Character der Novelle in Prosa am Besten geben, sowie sich auch die Liederchen jetzt gar hübsch ausnehmen, welches doch so wenig in Hexametern, als in den achtzeiligen Reimen möglich gewesen wäre."

Die übrigen einzelnen Erzählungen und Novellen der „Wanderjahre" kamen zur Sprache und es ward bemerkt, daß jede sich von der andern durch einen besondern Character und Ton unterscheide.

„Woher Dieses entstanden," sagte Goethe, „will ich Ihnen erklären. Ich ging dabei zu Werke, wie ein Maler, der bei gewissen Gegenständen gewisse Farben vermeidet und gewisse andere dagegen vorwalten läßt. Er wird z. B. bei einer Morgenlandschaft viel Blau auf seine Palette setzen, aber wenig Gelb. Malt er dagegen einen Abend, so wird er viel Gelb nehmen und die blaue Farbe fast ganz fehlen lassen. Auf eine ähnliche Weise verfuhr ich bei meinen verschiedenartigen schriftstellerischen Productionen, und wenn man ihnen einen verschiedenen Character zugesteht, so mag es daher rühren.

Ich dachte bei mir, daß Dieß eine höchst kluge Maxime sei und freute mich, daß Goethe sie ausgesprochen.

Sodann hatte ich, vorzüglich bei dieser letzten Novelle, noch das Detail zu bewundern, womit besonders das Landschaftliche dargestellt war.

„Ich habe", sagte Goethe, „niemals die Natur poetischer Zwecke wegen betrachtet. Aber weil mein früheres Landschaftszeichnen und dann mein späteres Naturforschen mich zu einem beständigen genauen Ansehen der natürlichen Gegenstände trieb, so habe ich die Natur bis in ihre kleinsten Details nach und nach auswendig gelernt, dergestalt, daß, wenn ich als Poet Etwas brauche, es mir zu Gebote steht und ich nicht leicht gegen die Wahrheit fehle. In Schiller lag dieses Natur-Betrachten nicht. Was in seinem „Tell" von Schweizer-Localität ist, habe ich ihm Alles erzählt; aber er war ein so bewundernswürdiger Geist, daß er selbst nach solchen Erzählungen Etwas machen konnte, das Realität hatte."

Das Gespräch lenkte sich nun ganz auf Schiller, und Goethe, fuhr folgender Maßen fort:

„Schiller's eigentliche Productivität lag im Idealen und es läßt sich sagen, daß er so wenig in der Deutschen als einer andern Litteratur Seinesgleichen hat. Von Lord Byron hat er noch das Meiste; doch Dieser ist ihm an Welt überlegen. Ich hätte gerne gesehen, daß Schiller den Lord Byron erlebt hätte, und da hätt' es mich wundern sollen, was er zu einem so verwandten Geiste würde gesagt haben. Ob wohl Byron bei Schiller's Leben schon Etwas publicirt hat?

Durch Schiller's alle Werke", fuhr Goethe fort, „geht die Idee von Freiheit, und diese Idee nahm eine andere Gestalt an, sowie Schiller in seiner Cultur weiter ging und selbst ein Anderer wurde. In seiner Jugend war es die physische Freiheit, die ihm zu schaffen machte und die in seine Dichtungen überging; in seinem spätern Leben die ideelle.

Daß nun diese physische Freiheit Schiller in seiner Jugend so viel zu schaffen machte, lag zwar theils in der Natur seines Geistes, grössern Theils aber schrieb es sich von dem Drucke her, den er in der Militär-Schule hatte leiden müssen.

Dann aber in seinem reifern Leben, wo er der physischen Freiheit genug hatte, ging er zur ideellen über und ich möchte fast sagen, daß diese Idee ihn getödtet hat; denn er machte dadurch Anforderungen an seine physische Natur, die für seine Kräfte zu gewaltsam waren.

Der Großherzog bestimmte Schiller bei seiner Hierherkunft einen Gehalt von jährlich 1200

rend Thalern und erbot ſich, ihm das Doppelte zu geben, im Fall er durch Krankheit verhindert ſein ſollte, zu arbeiten. Schiller lehnte dieſes letztere Anerbieten ab und machte nie davon Gebrauch. „Ich habe das Talent", ſagte er, „und muß mir ſelber helfen können." Nun aber, bei ſeiner vergrößerten Familie in den letzten Jahren, mußte er der Exiſtenz wegen jährlich zwei Stücke ſchreiben, und um Dieſes zu vollbringen, trieb er ſich, auch an ſolchen Tagen und Wochen zu arbeiten, in denen er nicht wohl war; ſein Talent ſollte ihm zu jeder Stunde gehorchen und zu Gebote ſtehen.

Schiller hat nie viel getrunken, er war ſehr mäßig; aber in ſolchen Augenblicken körperlicher Schwäche ſuchte er ſeine Kräfte durch etwas Liqueur oder ähnliches Spirituoſes zu ſteigern. Dieß aber zehrte an ſeiner Geſundheit und war auch den Productionen ſelbſt ſchädlich.

Denn was geſcheidte Köpfe an ſeinen Sachen auszuſetzen, leite ich aus dieſer Quelle her. Alle ſolche Stellen, von denen ſie ſagen, daß ſie nicht paſſ ſind, möchte ich pathologiſche Stellen nennen, indem er ſie nämlich an ſolchen Tagen geſchrieben hat, wo es ihm an Kräften fehlte, um die rechten und wahren Motive zu finden. Ich habe vor dem categoriſchen Imperativ allen Reſpect; ich weiß, wie viel Gutes aus ihm hervorgehen kann, allein man muß es damit nicht zu weit treiben, denn ſonſt führt dieſe Idee der abſoluten Freiheit ſicher zu nichts Gutem."

Donnerſtag Abend, den 21. Januar.

Ein verſiegeltes Paket lag auf dem Tiſch. Goethe legte ſeine Hand darauf. „Was iſt Das?" ſagte er. „Es iſt die „Helena", die an Cotta zum Druck abgeht." Ich empfand bei dieſen Worten, mehr als ich ſagen konnte, ich fühlte die Bedeutung des Augenblickes. Denn wie bei einem neuerbauten Schiff, das zuerſt in die See geht und wovon man nicht weiß, welche Schickſale es erleben wird, ſo iſt es auch mit dem Gedankenwerk eines großen Meiſters, das zuerſt in die Welt hinaustritt, um für viele Zeiten zu wirken und mannigfaltige Schickſale zu erzeugen und zu erleben.

„Ich habe", ſagte Goethe, „bis jetzt immer noch Kleinigkeiten daran zu thun und nachzuhelfen gefunden. Endlich aber muß es genug ſein und ich bin nun froh, daß es zur Poſt geht und ich mich mit befreiter Seele zu etwas Anderm wenden kann. Es mag nun ſeine Schickſale erleben! — Was mich tröſtet iſt, daß die Cultur in Deutſchland doch jetzt unglaublich hoch ſteht und man alſo nicht zu fürchten hat, daß eine ſolche Production lange unverſtanden und ohne Wirkung bleiben werde."

Es ſteckt ein ganzes Alterthum darin, ſagte ich.

„Ja.", ſagte Goethe, „die Philologen werden daran zu thun finden." — Für den antiken Theil, ſagte ich, fürchte ich nicht; denn es iſt da das große Detail, die gründlichſte Entfaltung des Einzelnen, wo Jedes geradezu Das ſagt, was es ſagen ſoll. Allein der moderne, romantiſche Theil iſt ſehr ſchwer; denn eine halbe Weltgeſchichte ſteckt dahinter; die Behandlung iſt bei ſo großem Stoff nur andeutend und macht ſehr große Anſprüche an den Leſer. „Aber doch", ſagte Goethe, „iſt Alles ſinnlich und wird, auf dem Theater gedacht, Jedem gut in die Augen fallen. Und mehr habe ich nicht gewollt. Wenn es nur ſo iſt, daß die Menge der Zuſchauer Freude an der Erſcheinung hat; dem Eingeweihten wird zugleich der höhere Sinn nicht entgehen, wie es ja auch bei der „Zauberflöte" und andern Dingen der Fall iſt."

Es wird, ſagte ich, auf der Bühne einen ungewohnten Eindruck machen, daß ein Stück als Tragödie anfängt und als Oper endigt. Doch es gehört Etwas dazu, die Großheit dieſer Perſonen darzuſtellen und die erhabenen Reden und Verſe zu ſprechen. „Der erſte Theil", ſagte Goethe, „erfordert die erſten Künſtler der Tragödie, ſowie nachher im Theile der Oper die Rollen mit den erſten Sängern und Sängerinnen beſetzt werden müſſen. Die Rolle der Helena kann nicht von einer, ſondern ſie muß von zwei großen Künſtlerinnen geſpielt werden; denn es iſt ein ſeltener Fall, daß eine Sängerinn zugleich als tragiſche Künſtlerinn von hinlänglicher Bedeutung iſt."

Das Ganze, ſagte ich, wird zu großer Pracht und Mannigfaltigkeit in Decorationen und Garderobe Anlaß geben und ich kann nicht läugnen, ich freue mich darauf, es auf der Bühne zu ſehen. Wenn nur ein recht großer Componiſt ſich daran machte! — „Es müßte Einer ſein," ſagte Goethe, „der, wie Meyerbeer, lange in Italien gelebt hat, ſo daß er ſeine Deutſche Natur mit der Italieniſchen Art und Weiſe verbände. Doch Das wird ſich ſchon finden und ich habe keinen Zweifel; ich freue mich nur, daß ich es los bin. Auf den Gedanken, daß der Chor nicht wieder in die Unterwelt hinab will, ſondern auf der heitern Oberfläche der Erde ſich den Elementen zuwirft, thue ich mir wirklich Etwas zu gute." Es iſt eine neue Art von Unſterblichkeit, ſagte ich.

Mittwoch, den 27. Januar.

Bei Goethe zu Tiſch. „In dieſen Tagen, ſeit ich Sie nicht geſehen," ſagte er, „habe ich Vieles und Mancherlei geleſen, beſonders auch einen Chineſiſchen Roman, der mich noch beſchäftigt und der mir in hohem Grade merkwürdig erſcheint." Chineſiſchen Roman? ſagte

ich, der muß wohl ſehr fremdartig ausſehen. „Nicht ſo ſehr, als man glauben ſollte,“ ſagte Goethe. „Die Menſchen denken, handeln und empfinden faſt ebenſo wie wir und man fühlt ſich ſehr bald als Ihresgleichen, nur daß bei ihnen Alles klarer, reinlicher und ſittlicher zugeht. Es iſt bei ihnen Alles verſtändig, bürgerlich, ohne große Leidenſchaft und poetiſchen Schwung und hat dadurch viele Aehnlichkeit mit meinem „Hermann und Dorothea“, ſowie mit den Engliſchen Romanen des Richardſon. Es unterſcheidet ſich aber wieder dadurch, daß bei ihnen die äußere Natur neben den menſchlichen Figuren immer mitlebt. Die Goldfiſche in den Teichen hört man immer plätſchern, die Vögel auf den Zweigen ſingen immerfort, der Tag iſt immer heiter und ſonnig, die Nacht immer klar; vom Mond iſt viel die Rede, allein er verändert die Landſchaft nicht, ſein Schein iſt ſo helle gedacht, wie der Tag ſelber. Und das Innere der Häuſer ſo nett und zierlich, wie ihre Bilder. Z. B. „Ich hörte die lieblichen Mädchen lachen und als ich ſie zu Geſichte bekam, ſaßen ſie auf ſeinen Rohrſtühlen.“ Da haben Sie gleich die allerliebſte Situation; denn Rohrſtühle kann man ſich gar nicht ohne die größte Leichtigkeit und Zierlichkeit denken. Und nun eine Unzahl von Legenden, die immer in der Erzählung nebenher gehen und gleichſam ſprichwörtlich angewendet werden. Z. B. von einem Mädchen, das ſo leicht und zierlich von Füßen war, daß ſie auf einer Blume balanciren konnte, ohne die Blume zu knicken. Und von einem jungen Manne, der ſich ſo ſittlich und brav hielt, daß er in ſeinem dreißigſten Jahre die Ehre hatte, mit dem Kaiſer zu reden. Und ferner von Liebespaaren, die in einem langen Umgange ſich ſo enthaltſam bewieſen, daß, als ſie einſt genöthigt waren, eine Nacht in einem Zimmer mit einander zuzubringen, ſie in Geſprächen die Stunden durchwachten, ohne ſich zu berühren. Und ſo unzählige von Legenden, die alle auf das Sittliche und Schickliche gehen. Aber eben durch dieſe ſtrenge Mäßigung in Allem hat ſich denn auch das Chineſiſche Reich ſeit Jahrtauſenden erhalten und wird dadurch ferner beſtehen.

Einen höchſt merkwürdigen Gegenſatz zu dieſem Chineſiſchen Roman“, fuhr Goethe fort, „habe ich an den Liedern von Béranger, denen faſt allen ein unſittlicher, liederlicher Stoff zum Grunde liegt und die mir im hohen Grade zuwider ſein würden, wenn nicht ein ſo großes Talent, wie Béranger, die Gegenſtände behandelt hätte, wodurch ſie denn erträglich, ja ſogar anmuthig werden. Aber ſagen Sie ſelbſt, iſt es nicht höchſt merkwürdig, daß die Stoffe des Chineſiſchen Dichters ſo durchaus ſittlich und diejenigen des jetzigen erſten Dichters von Frankreich ganz das Gegentheil ſind?“

Ein ſolches Talent, wie Béranger, ſagte ich, würde an ſittlichen Stoffen Nichts zu thun finden. „Sie haben recht,“ ſagte Goethe, „eben an den Verkehrtheiten der Zeit offenbart und entwickelt Béranger ſeine beſſere Natur.“ Aber, ſagte ich, iſt denn dieſer Chineſiſche Roman vielleicht einer ihrer vorzüglichſten? „Keineswegs,“ ſagte Goethe, „die Chineſen haben deren zu Tauſenden und hatten ihrer ſchon, als unſere Vorfahren noch in den Wäldern lebten.

Ich ſehe immer mehr,“ fuhr Goethe fort, „daß die Poeſie ein Gemeingut der Menſchheit iſt und daß ſie überall und zu allen Zeiten in hunderten und aber hunderten von Menſchen hervortritt. Einer macht es ein wenig beſſer als der Andere und ſchwimmt ein wenig länger oben als der Andere, das iſt Alles. Der Herr von Matthiſſon muß daher nicht denken, er wäre es, und ich muß nicht denken, ich wäre es, ſondern Jeder muß ſich eben ſagen, daß es mit der poetiſchen Gabe keine ſo ſeltene Sache ſei und daß Niemand eben beſondere Urſache habe, ſich viel darauf einzubilden, wenn er ein gutes Gedicht macht. Aber freilich, wenn wir Deutſchen nicht aus dem engen Kreiſe unſerer eigenen Umgebung hinausblicken, ſo kommen wir gar leicht in dieſen pedantiſchen Dünkel. Ich ſehe mich daher gerne bei fremden Nationen um und rathe Jedem, es auch ſeiner Seits zu thun. National-Litteratur will jetzt nicht viel ſagen, die Epoche der Welt-Litteratur iſt an der Zeit, und Jeder muß jetzt dazu wirken, dieſe Epoche zu beſchleunigen. Aber auch bei ſolcher Schätzung des Ausländiſchen dürfen wir nicht bei etwas Beſonderm haften bleiben und Dieſes für muſterhaft anſehen wollen. Wir müſſen nicht denken, das Chineſiſche wäre es, oder das Serbiſche, oder Calderon, oder die Nibelungen; ſondern im Bedürfniß von etwas Muſterhaftem müſſen wir immer zu den alten Griechen zurückgehen, in deren Werken ſtets der ſchöne Menſch dargeſtellt iſt. Alles Uebrige müſſen wir nur hiſtoriſch betrachten und das Gute, ſo weit es gehen will, uns daraus aneignen.“

Ich freute mich, Goethe in einer Folge über einen ſo wichtigen Gegenſtand reden zu hören. Das Geklingel vorbeifahrender Schlitten lockte uns zum Fenſter; denn wir erwarteten, daß der große Zug, der dieſen Morgen nach Belvedere vorbei ging, wieder zurückkommen würde. Goethe ſetzte indeß ſeine lehrreichen Aeußerungen fort. Von Alexander Manzoni war die Rede und er erzählte mir, daß Graf Reinhard Herrn Manzoni vor nicht langer Zeit in Paris geſehen, wo er als ein junger Autor von Namen in der Geſellſchaft wohl aufgenommen geweſen ſei und

daß er jetzt wieder in der Nähe von Mailand auf seinem Landgute mit einer jungen Familie und seiner Mutter glücklich lebe.

„Manzoni", fuhr Goethe fort, „fehlt weiter Nichts, als daß er selbst nicht weiß, welch ein guter Poet er ist, und welche Rechte ihm als solchem zustehen. Er hat gar zu viel Respect vor der Geschichte und fügt aus diesem Grunde seinen Stücken immer gern einige Auseinandersetzungen hinzu, in denen er nachweiset, wie treu er den Einzelnheiten der Geschichte geblieben. Nun mögen seine Facta historisch sein, aber seine Charactere sind es doch nicht, so wenig es mein Thoas und meine Iphigenie sind. Kein Dichter hat je die historischen Charactere gekannt, die er darstellte; hätte er sie aber gekannt, so hätte er sie schwerlich so gebrauchen können. Der Dichter muß wissen, welche Wirkungen er hervorbringen will und darnach die Natur seiner Charactere einrichten. Hätte ich den Egmont so machen wollen, wie ihn die Geschichte meldet, als Vater von einem Dutzend Kindern, so würde sein leichtsinniges Handeln sehr absurd erschienen sein. Ich mußte also einen andern Egmont haben, wie er besser mit seinen Handlungen und meinen dichterischen Absichten in Harmonie stände; und dieß ist, wie Clärchen sagt, mein Egmont.

Und wozu wären denn die Poeten, wenn sie blos die Geschichte eines Historikers wiederholen wollten! Der Dichter muß weiter gehen und uns wo möglich etwas Höheres und Besseres geben. Die Charactere des Sophocles tragen alle Etwas von der hohen Seele des großen Dichters, sowie Charactere des Shakespeare von der seinigen. Und so ist es recht und so soll man es machen. Ja, Shakespeare geht noch weiter und macht seine Römer zu Engländern, und zwar wieder mit Recht; denn sonst hätte ihn seine Nation nicht verstanden.

Darin", fuhr Goethe fort, „waren nun wieder die Griechen so groß, daß sie weniger auf die Treue eines historischen Factums gingen, als darauf, wie es der Dichter behandelte. Zum Glück haben wir jetzt an den Philoctetен ein herrliches Beispiel, welches Sujet alle drei großen Tragiker behandelt haben, und Sophocles zuletzt und am besten. Dieses Dichters treffliches Stück ist glücklicher Weise ganz auf uns gekommen; dagegen von den Philoctetен des Aeschylus und Euripides hat man Bruchstücke aufgefunden, aus denen hinreichend zu sehen ist, wie sie ihren Gegenstand behandelt haben. Wollte es meine Zeit mir erlauben, so würde ich diese Stücke reconstruiren, sowie ich es mit dem Phaethon des Euripides gethan, und es sollte mir keine unangenehme und unnütze Arbeit sein.

Bei diesem Sujet war die Aufgabe ganz einfach: nämlich den Philoctet nebst dem Bogen von der Insel Lemnos zu holen. Aber die Art, wie Dieses geschieht, Das war nun die Sache der Dichter und darin konnte Jeder die Kraft seiner Erfindung zeigen und Einer es dem Andern zuvorthun. Der Ulyß soll ihn holen, aber soll er vom Philoctet erkannt werden oder nicht, und wodurch soll er unkenntlich sein? Soll der Ulyß allein gehen, oder soll er Begleiter haben, und wer soll ihn begleiten? Beim Aeschylus ist der Gefährte unbekannt, beim Euripides ist es der Diomed, beim Sophocles der Sohn des Achill. Ferner, in welchem Zustande soll man den Philoctet finden? Soll die Insel bewohnt sein oder nicht, und wenn bewohnt, soll sich eine mitleidige Seele seiner angenommen haben oder nicht? Und so hundert andere Dinge, die alle in der Willkür der Dichter lagen und in deren Wahl oder Nichtwahl der Eine vor dem Andern seine höhere Weisheit zeigen konnte. Hierin liegt's und so sollten es die jetzigen Dichter auch machen, und nicht immer fragen, ob ein Sujet schon behandelt worden oder nicht, wo sie denn immer in Süden und Norden nach unerhörten Begebenheiten suchen, die oft barbarisch genug sind und die dann auch blos als Begebenheiten wirken. Aber freilich ein einfaches Sujet durch eine meisterhafte Behandlung zu Etwas zu machen, erfordert Geist und großes Talent, und daran fehlt es."

Mittwoch, den 7. Februar.

Goethe schalt heute auf gewisse Critiker, die nicht mit Lessing zufrieden und an ihn ungehörige Forderungen machen.

„Wenn man", sagte er, „die Stücke von Lessing mit denen der Alten vergleicht und sie schlecht und miserabel findet, was soll man da sagen! — Bedauert doch den außerordentlichen Menschen, daß er in einer so erbärmlichen Zeit leben mußte, die ihm keine bessern Stoffe gab als in seinen Stücken verarbeitet sind! — Bedauert ihn doch, daß er in seiner „Minna von Barnhelm" an den Händeln der Sachsen und Preußen Theil nehmen mußte, weil er nichts Besseres fand! — Auch daß er immerfort polemisch wirkte und wirken mußte, lag in der Schlechtigkeit seiner Zeit. In der „Emilie Galotti" hatte er seine Piquen auf die Fürsten, im „Nathan" auf die Pfaffen."

Mittwoch, den 11. April.

Ich ging diesen Mittag um ein Uhr zu Goethe, der mich vor Tisch zu einer Spazierfahrt hatte einladen lassen. Er schien in seinen Empfindungen heiter und jung, wie der beginnende Lenz; in seinen Worten aber alt an Weisheit.

„Ich habe", sagte Goethe, „in diesen Tagen eine wunderliche Lectüre gehabt, nämlich die

„Briefe Jacobi's und ſeiner Freunde". Dieß iſt ein höchſt merkwürdiges Buch und Sie müſſen es leſen, nicht um Etwas daraus zu lernen, ſondern um in den Zuſtand damaliger Cultur und Litteratur hineinzublicken, von dem man keinen Begriff hat. Man ſieht lauter gewiſſer Maßen bedeutende Menſchen, aber keine Spur von gleicher Richtung und gemeinſamem Intereſſe, ſondern jeder rund abgeſchloſſen für ſich und ſeinen eigenen Weg gehend, ohne im Geringſten an den Beſtrebungen des Andern Theil zu nehmen. Sie ſind mir vorgekommen, wie die Billard-Augeln, die auf der grünen Decke blind durcheinander laufen ohne von einander zu wiſſen und die, ſobald ſie ſich berühren, nur deſto weiter auseinander fahren."

Ich lachte über das treffende Gleichniß. Ich erkundigte mich nach den correſpondirenden Perſonen und Goethe nannte ſie mir, indem er mir über Jeden etwas Beſonderes ſagte.

„Jacobi war eigentlich ein geborner Diplomat, ein ſchöner Mann von ſchlankem Wuchs, feinen vornehmen Weſens, der als Geſandter ganz an ſeinem Platz geweſen wäre. Zum Denken und Philoſophen fehlte ihm Etwas, um Beides zu ſein.

Sein Verhältniß zu mir war eigener Art. Er hatte mich perſönlich lieb, ohne an meinen Beſtrebungen Theil zu nehmen oder ſie wohl gar zu billigen. Es bedurfte daher der Freundſchaft, um uns aneinander zu halten. Dagegen war mein Verhältniß mit Schiller ſo einig, weil wir das herrlichſte Bindungsmittel in unſern gemeinſamen Beſtrebungen fanden und es für uns keiner ſogenannten beſondern Freundſchaft weiter bedurfte."

Ich fragte nach Leſſing, ob auch Dieſer zu den Briefen vorkomme. „Nein," ſagte Goethe, „aber Herder und Wieland.

Herder war es nicht wohl bei dieſen Verbindungen; er ſtand zu hoch, als daß ihm das hohle Weſen auf die Länge nicht hätte läſtig werden ſollen, ſowie auch Hamann dieſe Leute mit überlegenem Geiſte behandelte.

Wieland, wie immer, erſcheint auch in dieſen Briefen durchaus heiter und wie zu Hauſe. An keiner beſondern Meinung hängend, war er gewandt genug, um in Alles einzugehen. Er war einem Rohre ähnlich, das der Wind der Meinungen hin und her bewegte, das aber auf ſeinem Wurzelzeichen immer feſte blieb.

Mein perſönliches Verhältniß zu Wieland war immer ſehr gut, beſonders in der frühern Zeit, wo er mir allein gehörte. Seine kleinen Erzählungen hat er auf meine Anregung geſchrieben. Als aber Herder nach Weimar kam, wurde Wieland mir ungetreu; Herder nahm ihn mir weg; denn dieſes Mannes perſönliche Anziehungskraft war ſehr groß."

Der Wagen wendete ſich zum Rückwege. Wir ſahen gegen Oſten vielfaches Regengewölk, das ſich incinander ſchob. Dieſe Wolken, ſagte ich, ſind doch ſo weit gebildet, daß ſie jeden Augenblick als Regen niederzugehen drohen. Wäre es möglich, daß ſie ſich wieder auflöſten, wenn das Barometer ſtiege? „Ja," ſagte Goethe, „dieſe Wolken würden ſogleich von oben herein verzehrt und aufgezehrt werden, wie ein Nebel. So ſtark iſt mein Glauben an das Barometer. Ja, ich ſage immer und behaupte: wäre in jener Nacht der großen Ueberſchwemmung von Petersburg das Barometer geſtiegen, die Welle hätte nicht drangekommt.

Mein Sohn glaubt bei m Wetter an den Einfluß des Mondes und Sie glauben vielleicht auch daran, und ich verdenke es Euch nicht; denn der Mond erſcheint als ein zu bedeutendes Geſtirn, als daß man ihm nicht eine entſchiedene Einwirkung auf unſere Erde zuſchreiben ſollte; allein die Veränderung des Wetters, der höhere oder tiefere Stand des Barometers rührt nicht vom Mondwechſel her, ſondern iſt rein telluriſch.

Ich denke mir die Erde mit ihrem Dunſtkreiſe gleichnißweiſe als ein großes, lebendiges Weſen, das im ewigen Ein- und Ausathmen begriffen iſt. Athmet die Erde ein, ſo zieht ſie den Dunſtkreis an ſich, ſo daß er in die Nähe ihrer Oberfläche herankommt und ſich verdichtet bis zu Wolken und Regen. Dieſen Zuſtand nenne ich die Waſſer-Bejahung; dauerte er über alle Ordnung fort, ſo würde er die Erde erſäufen. Dieß aber gibt ſie nicht zu, ſie athmet wieder aus und entlaßt die Waſſerdunſte nach oben, wo ſie ſich in den ganzen Raum der hohen Atmoſphäre ausbreiten und ſich dergeſtalt verdünnen, daß nicht allein die Sonne glänzend hindurchgeht, ſondern auch ſogar die ewige Finſterniß des unendlichen Raumes als friſches Blau hindurch ſcheint wird.

Dieſen Zuſtand der Atmoſphäre nenne ich die Waſſer-Verneinung. Denn wie bei dem entgegengeſetzten nicht allein häufiges Waſſer von oben kommt, ſondern auch die Feuchtigkeit des Erde nicht vertrocknen und abtrocknen will, ſo kommt dagegen bei dieſem Zuſtand nicht allein keine Feuchtigkeit von oben, ſondern auch die Nähe der Erde ſelbſt verſiegt und gibt aufwärts, ſo daß bei einer Dauer über alle Ordnung hinaus die Erde, auch ohne Sonnenſchein, zu vertrocknen und zu verdorren Gefahr liefe.

Die Sache iſt ſehr einfach," fuhr er fort, „und ich am Einfachen, Durchgreifenden halte ich mich und gehe ihm nach, ohne mich durch einzelne

Abweichungen irre leiten zu laſſen. Hoher Barometer: Trockenheit, Oſtwind; tiefer Barometer: Naſſe, Weſtwind; Dieß iſt das herrſchende Geſetz, woran ich mich halte. Webet aber einmal bei hohem Barometer und Oſtwind ein naſſer Nebel her, oder haben wir blauen Himmel bei Weſtwind, ſo kümmert mich Dieſes nicht und macht meinen Glauben an das herrſchende Geſetz nicht irre, ſondern ich ſehe daraus bloß, daß auch manches Mitwirkende exiſtirt, dem man nicht ſogleich beikommen kann."

Ich fragte Goethe, welchen der neuern Philoſophen er für den vorzüglichſten halte.

„Kant", ſagte er, „iſt der vorzüglichſte, ohne allen Zweifel. Er iſt auch Derjenige, deſſen Lehre ſich fortwirkend erwieſen hat und die in unſere Deutſche Cultur am Tiefſten eingedrungen iſt. Er hat auch auf Sie gewirkt, ohne daß Sie ihn geleſen haben. Jetzt brauchen Sie ihn nicht mehr; denn was er Ihnen geben konnte, beſitzen Sie ſchon. Wenn Sie einmal ſpäter Etwas von ihm leſen wollen, ſo empfehle ich Ihnen ſeine Critik der Urtheilskraft, worin er die Rhetorik vortrefflich, die Poeſie leidlich, die bildende Kunſt aber unzulänglich behandelt hat."

Haben Euere Excellenz je zu Kant ein perſönliches Verhältniß gehabt? fragte ich.

„Nein," ſagte Goethe. „Kant hat nie von mir Notiz genommen, wiewohl ich aus eigener Natur einen ähnlichen Weg ging als er. Meine „Metamorphoſe der Pflanzen" habe ich geſchrieben, ehe ich Etwas von Kant wußte, und doch iſt ſie ganz im Sinne ſeiner Lehre. Die Unterſcheidung des Subjects vom Object und ferner die Anſicht, daß jedes Geſchöpf um ſein' ſelbſt willen exiſtirt und nicht etwa der Korkbaum gewachſen iſt, damit wir unſere Flaſchen propfen können, Dieſes hatte Kant mit mir gemein und ich freute mich, ihm hierin zu begegnen. Später ſchrieb ich die Lehre vom Verſuch, welche als Critik von Subject und Object und als Vermittelung von Beiden anzuſehen iſt.

Schiller pflegte mir immer das Studium der Kant'ſchen Philoſophie zu widerrathen. Er ſagte gewöhnlich, Kant könne mir Nichts geben. Er ſelbſt ſtudirte ihn dagegen eifrig, und ich habe ihn auch ſtudirt und zwar nicht ohne Gewinn."

Mittwoch, den 20. Juni.

Der Familien-Tiſch zu fünf Converts ſtand gedeckt, die Zimmer waren leer und kühl, welches bei der großen Hitze ſehr wohl that.

Herr und Frau von Goethe und Fräulein Ulrike von P. waren indeſſen auch hereingekommen und wir ſetzten uns zu Tiſch. Die Geſpräche wechſelten heiter und mannigfaltig, beſonders aber waren die Frömmler einiger Nord-Deutſchen Städte ein oft wiederkehrender Gegenſtand. Es ward bemerkt, daß dieſe pietiſtiſchen Abſonderungen ganze Familien mit einander uneins gemacht und zerſprengt hätten. „Ich könnte einen ähnlichen Fall erzählen, wo ich faſt einen trefflichen Freund verloren, weil es ihm nicht gelingen wollen, mich zu ſeiner Meinung zu bekehren. Dieſer, ſagte ich, war ganz von dem Glauben durchdrungen, daß alles Verdienſt und alle gute Werke Nichts ſeien, und daß der Menſch bloß durch die Gnade Chriſti ein gutes Verhältniß zur Gottheit gewinnen könne. Etwas Aehnliches, ſagte Frau von Goethe, hat auch eine Freundinn zu mir geſagt, aber ich weiß noch immer nicht, was es mit dieſen guten Werken und dieſer Gnade für ein Bewandtniß hat.

„So wie alle dieſe Dinge", ſagte Goethe, „heutiges Tages in der Welt in Cours und Geſpräch ſind, iſt es Nichts als ein Mantſch und vielleicht Niemand von Euch weiß, wo es herkommt. Ich will es Euch ſagen. Die Lehre von den guten Werken, daß nämlich der Menſch durch Gutesthun, Vermächtniſſe und milde Stiftungen eine Sünde abverdienen und ſich überhaupt in der Gnade Gottes dadurch heben könne, iſt catholiſch. Die Reformatoren aber, aus Oppoſition, verwarfen dieſe Lehre und ſetzten dafür an die Stelle, daß der Menſch einzig und allein trachten müſſe, die Verdienſte Chriſti zu erkennen und ſich ſeiner Gnaden theilhaftig zu machen, welches denn freilich auch zu guten Werken führe. So iſt es; aber heutiges Tags wird Alles durcheinander gemengt und verwechſelt und Niemand weiß, woher die Dinge kommen."

Montag Abend, den 9. Juli.

Der Canzler brachte das Geſpräch auf die neueſten Zuſtände zwiſchen der Oppoſitions- und der miniſteriellen Partei zu Paris, indem er eine kräftige Rede faſt wörtlich recitirte, die ein äußerſt kühner Democrat zu ſeiner Vertheidigung vor Gericht gegen die Miniſter gehalten. Ueber jene Angelegenheit und beſonders das einſchränkende Preß-Geſetz ward zwiſchen Goethe und dem Canzler viel hin und wieder geſprochen; es war ein reichhaltiges Thema, wobei ſich Goethe wie immer als milder Ariſtocrat erwies, jener Freund aber wie bisher ſcheinbar auf der Seite des Volkes feſthielt.

„Mir iſt für die Franzoſen in keiner Hinſicht bange," ſagte Goethe; „ſie ſtehen auf einer ſolchen Höhe weltiſtoriſcher Anſicht, daß der Geiſt auf keine Weiſe mehr zu unterdrücken iſt. Das einſchränkende Geſetz wird nur wohlthätig wirken, zumal da die Einſchränkungen nichts Weſentliches betreffen, ſondern nur gegen Perſönlichkeiten gehen. Eine Oppoſition, die keine

Grenzen hat, wird platt. Die Einſchränkung aber nöthigt ſie, geiſtreich zu ſein und Dieß iſt ein ſehr großer Vortheil. Direct und grob ſeine Meinung herauszuſagen mag nur entſchuldigt werden können und gut ſein, wenn man durchaus recht hat. Eine Partei aber hat nicht durchaus recht, eben weil ſie Partei iſt, und ihr ſteht daher die indirecte Weiſe wohl, worin die Franzoſen von je große Muſter waren. Zu meinem Diener ſage ich geradezu: Hans, zieh' mir die Stiefel aus! Das verſteht er. Bin ich aber mit einem Freunde und ich wünſche von ihm dieſen Dienſt, ſo kann ich mich nicht ſo direct ausdrücken, ſondern ich muß auf eine anmuthige, freundliche Wendung ſinnen, wodurch ich ihn zu dieſem Liebesdienſt bewege. Die Nothigung reizt den Geiſt auf und aus dieſem Grunde, wie geſagt, iſt mir die Einſchränkung der Preßfreiheit ſogar lieb. Die Franzoſen haben bisher immer den Ruhm gehabt, die geiſtreichſte Nation zu ſein und ſie verdienen es zu bleiben. Wir Deutſchen ſagen mit unſerer Meinung gerne gerade heraus und haben es im Indirecten noch nicht ſehr weit gebracht.

Die Pariſer Parteien", fuhr Goethe fort, „könnten noch größer ſein als ſie ſind, wenn ſie noch liberaler und freier wären und ſich gegenſeitig noch mehr zugeſtänden als ſie thun. Sie ſtehen auf einer höhern Stufe weltbürgerlicher Anſicht als die Engländer, deren Parlament gegeneinanderwirkende gewaltige Kräfte ſind, die ſich paralyſiren und wo die große Einſicht eines Einzelnen Mühe hat durchzudringen, wie wir an Canning und den vielen Quängeleien ſehen, die man dieſem großen Staatsmanne macht."

Montag, den 22 Juli.

„Manzoni iſt ein geborner Poet, ſowie Schiller einer war. Doch unſere Zeit iſt ſo ſchlecht, daß dem Dichter im umgebenden menſchlichen Leben keine brauchbare Natur mehr begegnet. Um ſich nun aufzuerbauen, griff Schiller zu zwei großen Dingen: zur Philoſophie und Geſchichte; Manzoni zur Geſchichte allein. Schiller's „Wallenſtein" iſt ſo groß, daß in ſeiner Art zum zweiten Mal nicht etwas Aehnliches vorhanden iſt; aber Sie werden finden, daß eben dieſe beiden gewaltigen Hülfen, die Geſchichte und Philoſophie, dem Werke an verſchiedenen Theilen im Wege ſind und ſeinen reinen poetiſchen Succeß hindern. So leidet Manzoni durch ein Uebergewicht der Geſchichte."

Montag, den 21 September.

Ein bekannter Deutſcher Dichter war dieſer Tage durch Weimar gegangen und hatte Goethe ſein Stammbuch gegeben. „Was darin für ſchwaches Zeug ſteht, glauben Sie nicht," ſagte Goethe. „Die Poeten ſchreiben Alle, als wären ſie krank und die ganze Welt ein Lazareth. Alle ſprechen ſie von dem Leiden und dem Jammer der Erde und von den Freuden des Jenſeit, und unzufrieden, wie ſchon Alle ſind, hetzt Einer den Andern in noch größere Unzufriedenheit hinein. Das iſt ein wahrer Mißbrauch der Poeſie, die uns doch eigentlich dazu gegeben iſt, um die kleinen Zwiſte des Lebens auszugleichen und den Menſchen mit der Welt und ſeinem Zuſtand zufrieden zu machen. Aber die jetzige Generation ſürchtet ſich vor aller ächten Kraft und nur bei der Schwäche iſt es ihr gemüthlich und poetiſch zu Sinne.

Ich habe ein gutes Wort gefunden," fuhr Goethe fort, „um dieſe Herren zu ärgern. Ich will ihre Poeſie die Lazareth-Poeſie nennen; dagegen die ächt Tyrtäiſche diejenige, die nicht bloß Schlachtlieder ſingt, ſondern auch den Menſchen mit Muth ausrüſtet, die Kämpfe des Lebens zu beſtehen."

Donnerstag, den 11 September 1828.

Als Goethe heute bei Tiſch von den mannigfaltigen Geſchenken erzählte, die ihm zu ſeinem Geburtstag nach Dornburg geſendet worden, fragte ich ihn, was das Paket von "" enthalten.

„Es war eine merkwürdige Sendung," ſagte Goethe, „die mir viele Freude gemacht hat. Ein liebenswürdiges Frauenzimmer, bei der Schiller den Thee getrunken, hat die Artigkeit gehabt, ſeine Aeußerungen niederzuſchreiben. Sie hat Alles ſehr hübſch aufgefaßt und treu wiedergegeben, und Das läßt ſich nun nach ſo langer Zeit gar gut, indem man dadurch unmittelbar in einen Zuſtand verſetzt wird, der mit tauſend andern bedeutenden vorübergegangen iſt, in dieſem Fall aber glücklicher Weiſe in ſeiner Lebendigkeit auf dem Papiere feſtgehalten worden.

Schiller erſcheint hier, wie immer, im abſoluten Beſitz ſeiner erhabenen Natur; er iſt ſo groß am Theetiſch, wie er es im Staatsrath geweſen ſein würde. Nichts genirt ihn, Nichts engt ihn ein, Nichts zieht den Zirkel ſeiner Gedanken herab; was in ihm von großen Anſichten lebt, geht immer frei heraus ohne Rückſicht und ohne Bedenken. Das war ein rechter Menſch und ſo ſollte man auch ſein! — Wir Andern dagegen fühlen uns immer bedingt; die Perſonen, die Gegenſtände, die uns umgeben, haben auf uns ihren Einfluß; der Theelöffel genirt uns, wenn er von Gold iſt, da er von Silber ſein ſollte, und ſo, durch tauſend Rückſichten paralyſirt, kommen wir nicht dazu, was etwa Großes in unſerer Natur ſein möchte, frei auszulaſſen. Wir ſind die Sclaven der Gegenſtände, und erſcheinen geringe oder bedeutend,

chen, die man ſonſt den gemeinen Mann zu nennen pflegte —

Märten.

Nun?

Schnaps.

Trägt man eine Sache beſſer durch Exempel, durch Gleichniſſe vor.

Märten.

Das läßt ſich hören.

Schnaps.

Alſo zum Exempel — (Er geht heftig auf und nieder, und ſtößt an Märten.)

Märten.

Zum Exempel: das iſt grob.

Schnaps.

Verzeiht, ich war in meiner Revolutionslaune.

Märten.

Die gefällt mir ganz und gar nicht.

je nachdem uns dieſe zuſammenziehen oder zu freier Ausdehnung Raum geben."

Freitag, den 5. October.

„Aber nicht wahr," fuhr Goethe heiter fort, „Walter Scott's Fair maid of Perth iſt gut! — Das iſt gemacht! Das iſt eine Hand! — Im Ganzen die ſichere Anlage und im Einzelnen kein Strich, der nicht zum Ziele führte. Und welch ein Detail! ſowohl im Dialog als in der beſchreibenden Darſtellung, die Beide gleich vortrefflich ſind. — Seine Scenen und Situationen gleichen Gemälden von Teniers; im Ganzen der Anordnung zeigen ſie die Höhe der Kunſt, die einzelnen Figuren haben eine ſprechende Wahrheit und die Ausführung erſtreckt ſich mit künſtleriſcher Liebe bis auf's Kleinſte, ſo daß uns kein Strich geſchenkt wird. Bis wie weit haben Sie jetzt geleſen?"

Ich bin bis zu der Stelle gekommen, ſagte ich, wo Henri Smith das ſcheue Zittermädchen durch Straßen und Umwege nach Hauſe führt, und wo ihm zu ſeinem Aerger der Münzenmacher Proutfut und der Apotheker Dwining begegnen.

„Ja," ſagte Goethe, „die Stelle iſt gut! Daß der widerſtrebende, ehrliche Waffenſchmied ſo weit gebracht wird, neben dem verdächtigen Mädchen zuletzt ſelbſt das Hündchen mit aufzudecken, iſt einer der größten Züge, die irgend in Romanen anzutreffen ſind. Es zeugt von einer Kenntniß der menſchlichen Natur, der die tiefſten Geheimniſſe offenbar liegen."

Als einen höchſt glücklichen Griff, ſagte ich, muß ich auch bewundern, daß Walter Scott den Vater der Heldinn einen Handſchuhmacher ſein läßt, der durch den Handel mit Fellen und Häuten mit den Hochländern ſeit lange in Verkehr geſtanden und noch ſteht.

„Ja," ſagte Goethe, „Das iſt ein Zug der höchſten Art. Es entſpringen daraus für das ganze Buch die günſtigſten Verhältniſſe und Zuſtände, die dadurch alle zugleich eine reale Baſis erhalten, ſo daß ſie die überzeugendſte Wahrheit mit ſich führen. Ueberall finden Sie bei Walter Scott die große Sicherheit und Gründlichkeit in der Zeichnung, die aus ſeiner umfaſſenden Kenntniß der realen Welt hervorgeht, wozu er durch lebenslängliche Studien und Beobachtungen und ein tägliches Durchſprechen der wichtigſten Verhältniſſe gelangt iſt. Und nun ſein großes Talent und ſein umfaſſendes Weſen! — Sie erinnern ſich des Engliſchen Kritikers, der die Poeten mit menſchlichen Sänger-Stimmen vergleicht, wo Einigen nur wenig gute Töne zu Gebote ſtänden, während Andere den höchſten Umfang von Tiefe und Höhe in vollkommener Gewalt hätten. Dieſer letztern Art iſt Walter Scott. In dem Fair maid of Perth werden Sie nicht eine einzige ſchwache Stelle finden, wo es Ihnen fühlbar würde, es habe ſeine Kenntniß und ſein Talent nicht ausgereicht. Er iſt ſeinem Stoff nach allen Richtungen hin gewachſen. Der König, der königliche Bruder, der Kronprinz, das Haupt der Geiſtlichkeit, der Adel, der Magiſtrat, die Bürger und Handwerker, die Hochländer: ſie ſind Alle mit gleich ſicherer Hand gezeichnet und mit gleicher Wahrheit getroffen."

Die Engländer, ſagte Frau von Goethe, lieben beſonders den Character des Henri Smith, und Walter Scott ſcheint ihn auch zum Helden des Buchs gemacht zu haben. Mein Favorit iſt er nicht; mir könnte der Prinz gefallen.

Der Prinz, ſagte ich, bleibt bei aller Wildheit immer noch liebenswürdig genug, und er iſt vollkommen ſo gut gezeichnet, wie irgend ein Anderer.

„Wie er zu Pferde ſitzend", ſagte Goethe, „das hübſche Zittermädchen auf ſeinen Fuß treten läßt, um ſie zu einem Kuß zu ſich heranzuheben, iſt ein Zug von der verwegenſten, Engliſchen Art. Aber Ihr Frauen habt unrecht, wenn Ihr immer Partei macht; Ihr leſet gewöhnlich ein Buch, um darin Nahrung für Euer Herz zu finden, einen Helden, den Ihr lieben könntet! So ſoll man aber eigentlich nicht leſen, und es kommt gar nicht darauf an, daß Euch dieſer oder jener Character gefalle, ſondern daß Euch das Buch gefalle."

Wir Frauen ſind nun einmal ſo, lieber Vater, ſagte Frau von Goethe, indem ſie über den Tiſch neigend ihm die Hand drückte. „Man muß Euch ſchon in Euerer Liebenswürdigkeit gewähren laſſen," erwiederte Goethe.

Donnerſtag, den 9. October.

Wir gedachten des Profeſſer Göttling und ſeiner Italieniſchen Reiſe.

„Ich kann es dem Guten nicht verargen," ſagte Goethe, „daß er von Italien mit ſolcher Begeiſterung redet; weiß ich doch, wie mir ſelber zu Muthe geweſen iſt! Ja, ich kann ſagen, daß ich nur in Rom empfunden habe, was eigentlich ein Menſch ſei. — Zu dieſer Höhe, zu dieſem Glück der Empfindung bin ich ſpäter nie wieder gekommen; ich bin, mit meinem Zuſtande in Rom verglichen, eigentlich nachher nie wieder froh geworden.

Doch wir wollen uns nicht melancholiſchen Betrachtungen hingeben," fuhr Goethe nach einer Pauſe fort; „wie geht es mit Ihrem Fair maid of Perth? Wie hält es ſich? Wie weit ſind Sie? Erzählen Sie mir und geben Sie Rechenſchaft."

Ich leſe langſam, ſagte ich; ich bin jedoch bis

zu der Scene vorgerückt, wo Proutfut in der Rüſtung von Henri Smith, deſſen Gang und deſſen Art zu ſprechen er nachahmt, erſchlagen und am andern Morgen von den Bürgern in den Straßen von Perth gefunden wird, die ihn für Henri Smith halten und darüber die ganze Stadt in Allarm ſetzen.

„Ja," ſagte Goethe, „die Scene iſt bedeutend, ſie iſt eine der beſten."

Ich habe dabei beſonders bewundert, fuhr ich fort, in wie hohem Grade Walter Scott das Talent beſitzt, verworrene Zuſtände mit großer Klarheit auseinander zu ſetzen, ſo daß Alles zu Maſſen und zu ruhigen Bildern ſich abſondert, die einen ſolchen Eindruck in uns hinterlaſſen, als hätten wir Dasjenige, was zu gleicher Zeit an verſchiedenen Orten geſchieht, gleich allwiſſenden Weſen, von oben herab mit einem Male überſehen.

„Ueberhaupt", ſagte Goethe, „iſt der Kunſtverſtand bei Walter Scott ſehr groß, weßhalb denn auch wir und Unſersgleichen, die darauf, wie Etwas gemacht iſt, ein beſonderes Augenmerk richten, an ſeinen Sachen ein doppeltes Intereſſe und davon den vorzüglichſten Gewinn haben. Ich will Ihnen nicht vorgreifen, aber Sie werden im dritten Theile noch einen Kunſtgriff der erſten Art finden. Daß der Prinz im Staatsrath den klugen Vorſchlag gethan, die rebelliſchen Hochländer ſich unter einander todt ſchlagen zu laſſen, haben Sie bereits geleſen, auch daß der Palm-Sonntag feſtgeſetzt worden, wo die beiden feindlichen Stämme der Hochländer nach Perth herabkommen ſollen, um dreißig gegen dreißig auf Tod und Leben mit einander zu fechten. Nun ſollen Sie bewundern, wie Walter Scott es macht und einleitet, daß am Tage der Schlacht an der einen Partei ein Mann fehlt, und mit welcher Kunſt er es von fern her anzuſtellen weiß, ſeinen Helden Henri Smith an den Platz des fehlenden Mannes unter die Kämpfenden zu bringen! — Dieſer Zug iſt überaus groß und Sie werden ſich freuen, wenn Sie dahin kommen.

Wenn Sie aber mit dem Fair maid of Perth zu Ende ſind, ſo müſſen Sie ſogleich den „Waverley" leſen, der freilich noch aus ganz andern Augen ſieht, und der ohne Frage den beſten Sachen an die Seite zu ſtellen iſt, die je in der Welt geſchrieben worden. Man ſieht, es iſt derſelbige Menſch, der die Fair maid of Perth gemacht hat, aber es iſt Derjenige, der die Gunſt des Publicums erſt noch zu gewinnen hatte, und der ſich daher zuſammen nimmt, ſo daß er keinen Zug thut, der nicht vortrefflich wäre. Die Fair maid of Perth dagegen iſt mit einer breitern Feder geſchrieben, der Autor iſt ſchon ſeines Publicums gewiß und er läßt ſich ſchon Etwas freier gehen. Wenn man den „Waverley" geleſen hat, ſo begreift man freilich wohl, warum Walter Scott ſich noch jetzt immer den Verfaſſer jener Production nennt; denn darin hat er gezeigt, was er konnte, und er hat ſpäter nie Etwas geſchrieben, das beſſer wäre, oder das dieſem zuerſt publicirten Romane nur gleich käme."

Sonnabend, den 11. October.

Das Foreign Review des Herrn Fraſer enthielt unter vielen bedeutenden und intereſſanten Gegenſtänden auch einen höchſt würdigen Aufſatz über Goethe von Carlyle, den ich vielen Morgen ſtudirte. Ich ging Mittags ein wenig früher zu Tiſch, um vor der Ankunft der übrigen Gäſte mich mit Goethe darüber zu bereden.

Der Aufſatz, ſagte ich, iſt mit einem Feuer und Nachdruck geſchrieben, daß man ihm wohl anmerkt, daß in England noch viele Vorurtheile und Widerſprüche zu bekämpfen ſind. Den „Wilhelm Meiſter" zumal ſcheinen oberflächende Critiker und ſchlechte Ueberſetzer in kein günſtiges Licht gebracht zu haben. Dagegen benimmt ſich nun Carlyle ſehr gut. Der dummen Nachrede, daß keine wahre Edeldame den „Meiſter" leſen dürfe, widerſpricht er ſehr heiter mit dem Beiſpiele der letzten Königinn von Preußen, die ſich mit dem Buche vertraut gemacht, und die doch mit Recht für eine der erſten Frauen ihrer Zeit gelte.

Verſchiedene Tiſchgäſte traten herein, die Goethe begrüßte. Er wendete ſeine Aufmerkſamkeit mir wieder zu und ich fuhr fort.

Freilich, ſagte ich, hat Carlyle den „Meiſter" ſtudirt, und ſo, durchdrungen von dem Werth des Buches, wie er iſt, möchte er gerne, daß es ſich allgemein verbreitete, er möchte gerne, daß jeder Gebildete davon gleichen Gewinn und Genuß hätte.

Goethe zog mich an ein Fenſter, um mir zu antworten.

„Liebes Kind," ſagte er, „ich will Ihnen Etwas vertrauen, das Sie ſogleich über Vieles hinaushelfen und das Ihnen lebenslänglich zu Gute kommen ſoll. Meine Sachen können nicht popular werden; wer daran denkt und dahin ſtrebt, iſt in einem Irrthum. Sie ſind nicht für die Maſſe geſchrieben, ſondern nur für einzelne Menſchen, die etwas Aehnliches wollen und ſuchen, und die in ähnlichen Richtungen begriffen ſind."

Er wollte weiter reden; eine junge Dame trat heran, ihn unterbrechend und ihn in ein Geſpräch ziehend. Ich wendete mich zu Andern, worauf wir uns bald zu Tiſch ſetzten.

Von Dem, was geſprochen wurde, möchte ich

Nichts zu ſagen; Goethe's Worte lagen mir im Sinn und beſchäftigten ganz mein Inneres.

Freilich, dachte ich, ein Schriftſteller wie er, ein Geiſt von ſolcher Höhe, eine Natur von ſo unendlichem Umfang, wie ſoll der popular werden! Kann doch kaum ein kleiner Theil von ihm popular werden! Kaum ein Lied, das luſtige Brüder und verliebte Mädchen ſingen und das der Andere wiederum nicht da iſt.

Und, recht beſehen, iſt es nicht mit allen außerordentlichen Dingen ſo? Iſt denn Mozart popular? Und iſt es denn Raphael? — Und verhält ſich nicht die Welt gegen ſo große Quellen überſchwenglichen, geiſtigen Lebens überall nur wie Naſchende, die froh ſind, hin und wieder ein Weniges zu erhaſchen, das ihnen eine Weile eine höhere Nahrung gewähre?

Ja, fuhr ich in meinen Gedanken fort, Goethe hat recht! Er kann ſeinem Umfange nach nicht popular werden und ſeine Werke ſind nur für einzelne Menſchen, die etwas Aehnliches ſuchen und die in ähnlichen Richtungen begriffen ſind.

Sie ſind im Ganzen für betrachtende Naturen, die in die Tiefen der Welt und Menſchheit zu dringen wünſchen und ſeinen Pfaden nachgehen. — Sie ſind im Einzelnen für leidenſchaftlich Genießende, die des Herzens Wonne und Weh im Dichter ſuchen. — Sie ſind für junge Poeten, die lernen wollen, wie man ſich ausdrücke und wie man einen Gegenſtand kunſtgemäß behandle. — Sie ſind für Critiker, die darin ein Muſter empfangen, nach welchen Maximen man urtheilen ſolle, und wie man auch eine Recenſion intereſſant und anmuthig mache, ſo daß man ſie mit Freuden leſe. Seine Werke ſind für den Künſtler, weil ſie ihm im Allgemeinen den Geiſt aufklären und er im Beſondern aus ihnen lernt, welche Gegenſtände eine kunſtgemäße Bedeutung haben, und was er demnach darſtellen ſolle und was nicht. Sie ſind für den Naturforſcher, nicht allein weil gefundene, große Geſetze ihm überliefert werden, ſondern auch vorzüglich, weil er darin eine Methode empfängt, wie ein guter Geiſt mit der Natur verfahren müſſe, damit ſie ihm ihre Geheimniſſe offenbare.

Und ſo gehen denn alle wiſſenſchaftlich und künſtleriſch Strebenden bei den reichbeſetzten Tafeln ſeiner Werke zu Gaſte, und in ihren Wirkungen zeugen ſie von der allgemeinen Quelle eines großen Lichtes und Lebens, aus der ſie geſchöpft haben.

Montag, den 20. October.

Euer Excellenz, ſagte ich, haben vorhin in der Aeußerung, daß die Griechen ſich mit perſönlicher Großheit an die Natur gewandt, ein gutes Wort geſprochen und ich halte dafür, daß man ſich von dieſem Satz nicht tief genug durchdringen könne.

„Ja, mein Guter," ſagte Goethe, „hierauf kommt Alles an. Man muß Etwas ſein, um Etwas zu machen. Dante erſcheint uns groß, aber er hatte eine Cultur von Jahrhunderten hinter ſich; das Haus Rothſchild iſt reich, aber es hat mehr als ein Menſchenalter gekoſtet, um zu ſolchen Schätzen zu gelangen. Dieſe Dinge liegen alle tiefer, als man denkt. Unſere guten Altdeutſchelnden Künſtler wiſſen davon Nichts, ſie wenden ſich mit perſönlicher Schwäche und künſtleriſchem Unvermögen zur Nachahmung der Natur, und meinen es wäre was. Sie ſtehen unter der Natur. Wer aber etwas Großes machen will, muß ſeine Bildung ſo geſteigert haben, daß er gleich den Griechen im Stande ſei, die geringere, reale Natur zu der Höhe ſeines Geiſtes heranzuheben, und Dasjenige wirklich zu machen, was in natürlichen Erſcheinungen, aus innerer Schwäche oder aus äußerm Hinderniß, nur Intention geblieben iſt."

Mittwoch, den 22. October.

Heute war bei Tiſch von den Frauen die Rede und Goethe äußerte ſich darüber ſehr ſchön. „Die Frauen", ſagte er, „ſind ſilberne Schalen, in die wir goldene Aepfel legen. Meine Idee von den Frauen iſt nicht von den Erſcheinungen der Wirklichkeit abſtrahirt, ſondern ſie iſt mir angeboren, aber in mir entſtanden, Gott weiß wie. Meine dargeſtellten Frauen-Charactere ſind daher auch alle gut weggekommen, ſie ſind alle beſſer, als ſie in der Wirklichkeit anzutreffen ſind."

Dienſtag, den 11. November.

Goethe ſprach von einem neuen Stück des Edinburgh Review. „Es iſt eine Freude, zu ſehen," ſagte er, „zu welcher Höhe und Tüchtigkeit die Engliſchen Critiker ſich jetzt erheben. Von der frühern Pedanterie iſt keine Spur mehr und große Eigenſchaften ſind an deren Stelle getreten. In dem letzten Stück, in einem Aufſatz über Deutſche Litteratur, finden Sie folgende Aeußerung: „Es gibt Leute unter den Poeten, deren Neigung es iſt, immer in ſolchen Dingen zu verkehren, die ein Anderer ſich gerne aus dem Sinne ſchlägt." Nun, was ſagen Sie? da wiſſen wir mit einem Male, woran wir ſind, und wiſſen, wohin wir eine große Zahl unſerer neueſten Litteratoren zu claſſificiren haben."

Dienſtag, den 16. December.

„Die Deutſchen", ſagte Goethe, „können die Philiſterei nicht loswerden. Da quängeln und ſtreiten ſie jetzt über verſchiedene Diſtichen, die ſich bei Schiller gedruckt finden und auch bei mir, und ſie meinen, es wäre von Wichtigkeit, entſchieden herauszubringen, welche denn wirk-

ſich Schiller gehören und welche mir. Als ob Etwas darauf ankäme, als ob Etwas damit gewonnen würde, und als ob es nicht genug wäre, daß die Sachen da ſind!

Freunde, wie Schiller und ich, jahrelang verbunden, mit gleichen Intereſſen, in täglicher Berührung und gegenſeitigem Austauſch, lebten ſich incinander ſo ſehr hinein, daß überhaupt bei einzelnen Gedanken gar nicht die Rede und Frage ſein konnte, ob ſie dem Einen gehörten oder dem Andern. Wir haben viele Diſtichen gemeinſchaftlich gemacht, oft hatte ich den Gedanken und Schiller machte die Verſe, oft war das Umgekehrte der Fall, und oft machte Schiller den einen Vers und ich den andern. Wie kann nun da von Mein und Dein die Rede ſein! Man müßte wirklich ſelbſt noch tief in der Philiſterei ſtecken, wenn man auf die Entſcheidung ſolcher Zweifel nur die mindeſte Wichtigkeit legen wollte."

Etwas Aehnliches, ſagte ich, kommt in der litterariſchen Welt häufig vor, indem man z. B. an dieſes oder jenes berühmten Mannes Originalität zweifelt und die Quellen auszuſpüren ſucht, woher er ſeine Cultur hat.

„Das iſt ſehr lächerlich!" ſagte Goethe; „man könnte ebenſo gut einen wohlgenährten Mann nach den Ochſen, Schafen und Schweinen fragen, die er gegeſſen und die ihm Kräfte gegeben. Wir bringen wohl Fähigkeiten mit, aber unſere Entwickelung verdanken wir tauſend Einwirkungen einer großen Welt, aus der wir uns aneignen, was wir können und was uns gemäß iſt. Ich verdanke den Griechen und Franzoſen viel, ich bin Shakeſpeare, Sterne und Goldſmith Unendliches ſchuldig geworden. Allein damit ſind die Quellen meiner Cultur nicht nachgewieſen; es würde in's Grenzenloſe gehen und wäre auch nicht nöthig. Die Hauptſache iſt, daß man eine Seele habe, die das Wahre liebt und die es aufnimmt, wo ſie es findet.

Ueberhaupt", fuhr Goethe fort, „iſt die Welt jetzt ſo alt und es haben ſeit Jahrtauſenden ſo viele bedeutende Menſchen gelebt und gedacht, daß wenig Neues mehr zu finden und zu ſagen iſt. Meine Farbenlehre iſt auch nicht durchaus neu. Plato, Leonardo da Vinci und viele andere Treffliche haben im Einzelnen vor mir Dasſelbige gefunden und geſagt; aber daß ich es auch fand, daß ich es wieder ſagte, und daß ich dafür ſtrebte, in einer confuſen Welt dem Wahren wieder Eingang zu verſchaffen, das iſt mein Verdienſt.

Und denn, man muß das Wahre immer wiederholen, weil auch der Irrthum um uns her immer wieder gepredigt wird, und zwar nicht von Einzelnen, ſondern von der Maſſe. In Zeitungen und Encyclopädien, auf Schulen und Univerſitäten, überall iſt der Irrthum oben auf und es iſt ihm wohl und behaglich, im Gefühl der Majorität, die auf ſeiner Seite iſt.

Oft lehrt man auch Wahrheit und Irrthum zugleich und hält ſich an letztern. So las ich vor einigen Tagen in einer Engliſchen Encyclopädie die Lehre von der Entſtehung des Blauen. Obenan ſtand die wahre Anſicht von Leonardo da Vinci; mit der größten Ruhe aber folgte zugleich der Newton'ſche Irrthum, und zwar mit dem Bemerken, daß man ſich an dieſen zu halten habe, weil er das allgemein Angenommene ſei.

Gute Seele," ſagte Goethe, „um Gedanken und Anſchauungen iſt es den Leuten auch gar nicht zu thun. Sie ſind zufrieden, wenn ſie nur Worte haben, womit ſie verkehren, welches ſchon mein Mephiſtopheles gewußt und nicht übel ausgeſprochen hat:

Wer Allem halten Euch an Worte!
Dann geht Ihr durch die ſich're Pforte
Zum Tempel der Gewißheit ein;
Denn eben, wo Begriffe fehlen,
Da ſtellt ein Wort zur rechten Zeit ſich ein ꝛc.

Goethe recitirte dieſe Stelle lachend und ſchien überall in der beſten Laune. „Es iſt mir gut," ſagte er, „daß ſchon Alles gedruckt ſteht, und ſo will ich fortfahren, ferner drucken zu laſſen, was ich gegen falſche Lehren und deren Verbreiter noch auf dem Herzen habe."

Ein kurzer Beſuch unterbrach unſere Unterhaltung; bald aber wieder allein gelaſſen, lenkte ſich das Geſpräch auf die Poeſie, und ich erzählte Goethe, daß ich dieſer Tage ſeine kleinen Gedichte wieder betrachtet und beſonders bei zweien verweilt habe, bei der „Ballade", nämlich von den Kindern und dem Alten, und bei den „glücklichen Gatten".

„Ich halte auf dieſe beiden Gedichte ſelber Etwas," ſagte Goethe, „wiewohl das Deutſche Publicum bis jetzt nicht viel daraus hat machen können."

In der Ballade, ſagte ich, iſt ein ſehr reicher Gegenſtand in große Enge zuſammengedrängt, mittelſt aller poetiſchen Formen und Kunſt und Kunſtgriffe, worunter ich beſonders den beſchätze, daß das Vergangene der Geſchichte den Kindern von dem Alten bis zu dem Punct erzählt wird, wo die Gegenwart eintritt und das Uebrige ſich vor unſern Augen entwickelt.

„Ich habe die Ballade lange mit mir herumgetragen," ſagte Goethe, „ehe ich ſie niederſchrieb; es ſteckten Jahre von Nachdenken darin, und ich habe ſie drei bis vier Mal verſucht, ehe ſie mir ſo gelingen wollte, wie ſie jetzt iſt."

Das Gedicht von den „glücklichen Gatten", fuhr ich fort, iſt gleichfalls ſehr reich an Reflexionen; es erſcheinen darin ganze Landſchaften

und Menſchenleben, durchwirkt von dem Sonnenſchein eines anmuthigen Frühlingshimmels, der ſich über dem Ganzen ausbreitet.

„Ich habe das Gedicht immer lieb gehabt", ſagte Goethe, „und es freut mich, daß Sie ihm ein beſonderes Intereſſe ſchenken. Und daß der Spaß zuletzt noch auf eine Doppelkindtaufe hinausgeht, dächte ich, wäre doch artig genug."

Wir kamen ſodann auf den „Bürger-General", worin ich erzählte, daß ich dieſes heitere Stückin dieſen Tagen mit einem Engländer geleſen, und daß in uns Beiden der lebhafte Wunſch entſtanden, es auf dem Theater zu ſehen. Dem Geiſte nach, ſagte ich, iſt darin Nichts veraltet und im Einzelnen der dramatiſchen Entwickelung iſt darin kein Zug, der nicht für die Bühne gedacht wäre.

„Es war zu ſeiner Zeit ein ſehr gutes Stück", ſagte Goethe „und es hat uns manchen heitern Abend gemacht. Freilich, es war trefflich beſetzt und ſo vortrefflich einſtudirt, daß der Dialog Schlag auf Schlag ging, im vollſten Leben. Malkolmi ſpielte den Märten, man konnte nichts Vollkommneres ſehen."

Die Rolle des Schnarr, ſagte ich, erſcheint mir nicht weniger glücklich; ich dächte, das Repertoir hätte nicht viele aufzuweiſen, die dankbarer und beſſer wären. Es iſt in dieſer Figur, wie im ganzen Stück, eine Deutlichkeit, eine Gegenwart, wie ſie das Theater nur wünſchen kann. Die Scene, wo er mit dem Felleiſen kommt und nacheinander die Sachen hervorbringt, wo er Märten den Schnurbart anklebt und ſich ſelbſt mit Freiheitsmütze, Uniform und Degen bekleidet, gehört zu den vorzüglichſten.

„Dieſe Scene", ſagte Goethe, „hat in früherer Zeit auf unſerm Theater immer viel Glück gemacht. Es kam dazu noch der Umſtand, daß das Felleiſen ein wirklich hiſtoriſches war. Ich fand es nämlich zur Zeit der Revolution auf meiner Reiſe an der Franzöſiſchen Grenze, wo die Flucht der Emigrirten durchgegangen war und wo es einer mochte verloren oder weggeworfen haben. Die Sachen, ſowie ſie im Stück vorkommen, waren alle darin; ich ſchrieb darnach die Scene und das Felleiſen mit allem Zubehör ſpielte nachher, zu nicht geringem Vergnügen unſerer Schauſpieler, immer mit, ſo oft das Stück gegeben wurde."

Goethe erkundigte ſich ſodann nach meinen Fortſchritten in der Franzöſiſchen Litteratur und ich erzählte ihm, daß ich mich abwechſelnd noch immer mit Voltaire beſchäftige und daß das große Talent dieſes Mannes mir das reinſte Glück gewähre. Ich kenne immer nur noch wenig von ihm, ſagte ich; ich halte mich noch immer in dem Kreiſe ſeiner kleinen Gedichte an Perſonen, die ich leſe und immer wieder leſe und von denen ich mich nicht trennen kann.

„Eigentlich", ſagte Goethe, „iſt Alles gut, was ein ſo großes Talent, wie Voltaire, ſchreibt, wiewohl ich nicht alle ſeine Frechheiten gelten laſſen möchte. Aber Sie haben nicht unrecht, wenn Sie ſo lange bei ſeinen kleinen Gedichten an Perſonen verweilen; ſie gehören ohne Frage zu den liebenswürdigſten Sachen, die er geſchrieben. Es iſt darin keine Zeile, die nicht voller Geiſt, Klarheit, Heiterkeit und Anmuth wäre."

Und man ſieht darin, ſagte ich, ſeine Verhältniſſe zu allen Großen und Mächtigen der Erde und bemerkt mit Freuden, welche vornehme Figur Voltaire ſelber ſpielt, indem er ſich den Höchſten gleich zu empfinden ſcheint und man ihm nie anmerkt, daß irgend eine Majeſtät ſeinen freien Geiſt nur einen Augenblick hat genieren können.

„Ja," ſagte Goethe, „vornehm war er. Und bei all ſeiner Freiheit und Verwegenheit hat er ſich immer in den Grenzen des Schicklichen zu halten gewußt, welches faſt noch mehr ſagen will. Ich kann wohl die Kaiſerinn von Oeſterreich als eine Autorität in ſolchen Dingen anführen, die ſehr oft gegen mich wiederholt hat, daß in Voltaire's Gedichten an fürſtliche Perſonen keine Spur ſei, daß er je die Linie der Convenienz überſchritten habe."

Erinnern ſich Euer Excellenz, ſagte ich, des kleinen Gedichtes, wo er der Prinzeſſinn von Preußen, nachherigen Königinn von Schweden, die artige Liebeserklärung macht, indem er ſagt, daß er ſich im Traum zum Rang der Könige habe erhoben geſehen?

„Es iſt eines ſeiner vorzüglichſten," ſagte Goethe, indem er recitirte:

Je vous aimais princesse et j'osais vous le dire,
Les Dieux à mon reveil ne m'ont pas tout ôté,
Je n'ai perdu que mon empire.

„Ja, Das iſt artig! — Und dann", fuhr Goethe fort, „hat es wohl nie einen Poeten gegeben, dem ſein Talent jeden Augenblick ſo zur Hand war, wie Voltaire. Ich erinnere mich einer Anecdote, wo er eine Zeit lang zum Beſuch bei ſeiner Freundinn Du Chatelet geweſen war und in dem Augenblick der Abreiſe, als ſchon der Wagen vor der Thüre ſteht, einen Brief von einer großen Anzahl junger Mädchen eines benachbarten Kloſters erhält, die zum Geburtstag ihrer Aebtiſſinn den „Tod Julius Cäſar's" aufführen wollen und ihn um einen Prolog bitten. Der Fall war zu artig, als daß Voltaire ihn ablehnen konnte; ſchnell läßt er ſich daher Feder und Papier geben und ſchreibt ſtehend auf dem Rande eines Camins das Verlangte.

Es iſt ein Gedicht von etwa zwanzig Verſen, durchaus durchdacht und vollendet, ganz für den gegebenen Fall paſſend, genug, von der beſten Sorte.“ Ich bin ſehr begierig, es zu leſen, ſagte ich. „Ich zweifle,“ ſagte Goethe, „daß es in Ihrer Sammlung ſteht, es iſt erſt kürzlich zum Vorſchein gekommen, wie er denn ſolche Gedichte zu Hunderten gemacht hat, von denen noch manche hier und da im Privat-Beſitz verborgen ſein mögen.“

Ich fand dieſer Tage eine Stelle in Lord Byron, ſagte ich, woraus zu meiner Freude hervorging, welche außerordentliche Achtung auch Byron vor Voltaire gehabt. Auch ſieht man es ihm wohl an, wie ſehr er Voltaire mag geleſen, ſtudirt und benutzt haben.

„Byron“, ſagte Goethe, „wußte zu gut, wo Etwas zu holen war und er war zu geſchickt, als daß er aus dieſer allgemeinen Quelle des Lichts nicht auch hätte ſchöpfen ſollen.“

Das Geſpräch wendete ſich hierauf ganz auf Byron und einzelne ſeiner Werke; wobei Goethe häufigen Anlaß fand, manche ſeiner früheren Aeußerungen von Anerkennung und Bewunderung jenes großen Talentes zu wiederholen.

In Allem, was Euer Excellenz über Byron ſagen, erwiederte ich, ſtimme ich von Herzen bei; allein wie bedeutend und groß jener Dichter als Talent auch ſein mag, ſo möchte ich doch ſehr zweifeln, daß aus ſeinen Schriften für *reine Menſchenbildung* ein entſchiedener Gewinn zu ſchöpfen.

„Da muß ich Ihnen widerſprechen,“ ſagte Goethe. „Byron's Kühnheit, Keckheit und Grandioſität, iſt Das nicht Alles bildend? — Wir müſſen uns hüten, es ſtets im entſchieden Reinen und Sittlichen ſuchen zu wollen. Alles *Große* bildet, ſobald wir es gewahr werden.“

Mittwoch, den 22. Februar 1826.

„Ich habe im Schubart zu leſen fortgefahren,“ ſagte Goethe; „er iſt freilich ein bedeutender Menſch und er ſagt ſogar manches ſehr Vorzügliche, wenn man es ſich in ſeine eigene Sprache überſetzt. Die Hauptrichtung ſeines Buches geht darauf hinaus, daß es einen Standpunct außerhalb der Philoſophie gebe, nämlich den des geſunden Menſchenverſtandes; und daß Kunſt und Wiſſenſchaft, unabhängig von der Philoſophie, mittelſt freier Wirkung natürlicher menſchlicher Kräfte, immer am Beſten gediehen ſei. Dieß iſt durchaus Waſſer auf unſere Mühle. Von der Philoſophie habe ich mich ſelbſt immer frei erhalten; der Standpunct des geſunden Menſchenverſtandes war auch der meinige und Schubart beſtätigt alſo, was ich mein ganzes Leben ſelber geſagt und gethan habe.

Das Einzige, was ich an ihm nicht durchaus loben kann, iſt, daß er gewiſſe Dinge beſſer weiß, als er ſie ſagt und daß er alſo nicht immer ganz ehrlich zu Werke geht. So wie Hegel zieht auch er die chriſtliche Religion in die Philoſophie herein, die doch Nichts darin zu thun hat. Die chriſtliche Religion iſt ein mächtiges Weſen für ſich, woran die geſunkene und leidende Menſchheit von Zeit zu Zeit ſich immer wieder emporgearbeitet hat; und indem man ihr dieſe Wirkung zugeſteht, iſt ſie über alle Philoſophie erhaben und bedarf von ihr keiner Stütze. So auch bedarf der Philoſoph nicht das Anſehen der Religion, um gewiſſe Lehren zu beweiſen, wie z. B. die einer ewigen Fortdauer. Der Menſch ſoll an Unſterblichkeit glauben, er hat dazu ein Recht, es iſt ſeiner Natur gemäß und er darf auf religiöſe Zuſagen bauen; wenn aber der *Philoſoph* den Beweis für die Unſterblichkeit unſerer Seele aus einer Legende vernehmen will, ſo iſt Das ſehr ſchwach und will nicht viel heißen. Die Ueberzeugung unſerer Fortdauer entſpringt mir aus dem Begriff der Thätigkeit; denn wenn ich bis an mein Ende raſtlos wirke, ſo iſt die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daſeins anzuweiſen, wenn die jetzige meinem Geiſt nicht ferner auszuhalten vermag.“

Mein Herz ſchlug bei dieſen Worten vor Bewunderung und Liebe. Iſt doch, dachte ich, nie eine Lehre ausgeſprochen worden, die mehr zu edeln Thaten reizt, als dieſe. Denn wer will nicht bis an ſein Ende unermüdlich wirken und handeln, wenn er darin die Bürgſchaft eines ewigen Lebens findet.

Goethe ließ ein Portefeuille mit Handzeichnungen und Kupferſtichen vorlegen. Nachdem er einige Blätter ſtumm betrachtet und umgewendet, reichte er mir einen ſchönen Stich nach einem Gemälde von Oſtade. Es wird einem wohler zu Muthe, ſagte ich, je länger man dieſes Blatt anſieht; es hat einen Reiz ganz eigener Art. „Es iſt der Reiz der Sinnlichkeit,“ ſagte Goethe, „den keine Kunſt entbehren kann, und der in Gegenſtänden ſolcher Art in ſeiner ganzen Fülle herrſcht. Bei Darſtellungen höherer Richtung dagegen, wo der Künſtler in's Ideelle geht, iſt es ſchwer, daß die gehörige Sinnlichkeit mitgehe und daß er nicht trocken und kalt werde. Da können nun Jugend oder Alter günſtig oder hinderlich ſein und der Künſtler muß daher ſeine Jahre bedenken und darnach ſeine Gegenſtände wählen. Meine „Iphigenie“ und mein „Taſſo“ ſind mir gelungen, weil ich jung genug war, um mit meiner Sinnlichkeit das Ideelle des Stoffes durchdringen und be-

leben zu können. Jetzt in meinem Alter wären ſo ideelle Gegenſtände nicht für mich geeignet und ich thue vielmehr wohl, ſolche zu wählen, wo eine gewiſſe Sinnlichkeit bereits im Stoffe liegt. Wenn Genaſt's hier bleiben, ſo ſchreibe ich Euch zwei Stücke, jedes in einem Act und in Proſa. Das eine von der heiterſten Art, mit einer Hochzeit endend, das andere grauſam und erſchütternd, ſo daß am Ende zwei Leichname zurückbleiben. Das Letztere rührt noch aus Schiller's Zeit her und er hat auf mein Antreiben ſchon eine Scene davon geſchrieben. Beide Sujets habe ich lange durchdacht und ſie ſind mir ſo vollkommen gegenwärtig, daß ich Jedes in acht Tagen dictiren wollte, wie ich es mit meinem „Bürger-General" gethan habe."

Thun Sie es, ſagte ich, ſchreiben Sie die beiden Stücke auf jeden Fall; es iſt Ihnen nach den „Wanderjahren" eine Erfriſchung und wirkt wie eine kleine Reiſe. Und wie würde die Welt ſich freuen, wenn Sie dem Theater noch Etwas zu Liebe thäten, was Niemand mehr erwartet.

„Wie geſagt," fuhr Goethe fort, „wenn Genaſt's hier bleiben, ſo bin ich gar nicht ſicher, daß ich Euch nicht den Spaß mache. Aber ohne dieſe Ausſicht wäre dazu wenig Reiz; denn ein Stück auf dem Papiere iſt gar Nichts. Der Dichter muß die Mittel kennen, mit denen er wirken will und er muß ſeine Rollen denen Figuren auf den Leib ſchreiben, die ſie ſpielen ſollen. Habe ich alſo auf Genaſt und ſeine Frau zu rechnen und nehme ich dazu La Roche, Herrn Winterberger und Madam Seidel, ſo weiß ich, was ich zu thun habe und kann der Ausführung meiner Intentionen gewiß ſein.

„Für das Theater zu ſchreiben," fuhr Goethe fort, „iſt ein eigenes Ding, und wer es nicht durch und durch kennt, der mag es unterlaſſen. Ein intereſſantes Factum, denkt Jeder, werde auch intereſſant auf den Brettern erſcheinen; aber mit Nichten! — Es können Dinge ganz hübſch zu leſen und hübſch zu denken ſein, aber, auf die Bretter gebracht, ſieht Das ganz anders aus, und was uns im Buche entzückte, wird uns von der Bühne herunter vielleicht kalt laſſen. Wenn man meinen „Hermann und Dorothea" lieſt, ſo denkt man, Das wäre auch auf dem Theater zu ſehen. Töpfer hat ſich verführen laſſen, es hinaufzubringen; allein was iſt es, was wirkt es, zumal wenn es nicht ganz vorzüglich geſpielt wird, und wer kann ſagen, daß es in jeder Hinſicht ein gutes Stück ſei? — Für das Theater zu ſchreiben, iſt ein Metier, das man kennen ſoll und will ein Talent, das man beſitzen muß. Beides iſt ſelten, und wo es ſich nicht vereinigt findet, wird ſchwerlich etwas Gutes an den Tag kommen."

Montag, den 6. Februar.

Goethe ſprach viel über die „Wahlverwandtſchaften", beſonders daß Jemand ſich in der Perſon des Mittler getroffen gefunden, den er früher im Leben nie gekannt und geſehen. „Der Character", ſagte er, „muß alſo wohl einige Wahrheit haben und in der Welt mehr als ein Mal exiſtiren. Es iſt in den „Wahlverwandtſchaften" überall keine Zeile, die ich nicht ſelber erlebt hätte und es ſteckt mehr darin, als irgend Jemand bei einmaligem Leſen aufzunehmen im Stande wäre."

Dienſtag, den 10. Februar.

Ich fand Goethe umringt von Karten und Plänen in Bezug auf den Bremer Hafenbau, für welches großartige Unternehmen er einbeſonderes Intereſſe zeigte.

Sodann viel über Merck geſprochen, von welchem er mir eine poetiſche Epiſtel an Wieland vom Jahre 1776 vorlieſt, in höchſt geiſtreichen aber etwas derben Knittel-Verſen. Der ſehr heitere Inhalt geht beſonders gegen Jacobi, den Wieland, in einer zu günſtigen Recenſion im Mercur, überſchätzt zu haben ſcheint, welches Merck ihm nicht verzeihen kann.

Ueber den Zuſtand damaliger Cultur, und wie ſchwer es gehalten, aus der ſogenannten Sturm- und Drang-Periode ſich zu einer höhern Bildung zu retten.

Ueber ſeine erſten Jahre in Weimar. Das poetiſche Talent im Conflict mit der Realität, die er, durch ſeine Stellung zum Hof und verſchiedenartige Zweige des Staatsdienſtes, zu höherm Vortheil in ſich aufzunehmen genöthigt iſt. Deßhalb in den erſten zehn Jahren nichts Poetiſches von Bedeutung hervorgebracht. Fragmente verzeleſen. Durch Liebſchaften verdüſtert. Der Vater fortwährend ungeduldig gegen das Hofleben.

Vortheile, daß er den Ort nicht verändert und daß er dieſelbigen Erfahrungen nicht nöthig gehabt zwei Mal zu machen.

Flucht nach Italien, um ſich zu poetiſcher Productivität wieder herzuſtellen. Aberglaube, daß er nicht hinkomme, wenn Jemand darum wiſſe. Deßhalb tiefes Geheimniß. Von Rom aus an den Herzog geſchrieben.

Aus Italien zurück mit großen Anforderungen an ſich ſelbſt.

Herzogin Amalie. Vollkommene Fürſtin, mit vollkommen menſchlichem Sinne und Neigung zum Lebensgenuß. Sie hat große Liebe zu ſeiner Mutter und wünſcht, daß ſie für immer nach Weimar komme. Er iſt dagegen.

Ueber die erſten Anfänge des „Fauſt".

„Der „Fauſt" entſtand mit meinem „Werther"; ich brachte ihn im Jahre 1775 mit nach

Weimar. Ich hatte ihn auf Poſt-Papier geſchrieben und Nichts daran geſtrichen; denn ich hütete mich, eine Zeile niederzuſchreiben, die nicht gut war und die nicht beſtehen konnte."

Donnerstag, den 12. Februar.

Goethe lieſt mir das friſch entſtandene, überaus herrliche Gedicht: „Kein Weſen kann zu Nichts zerfallen ꝛc." „Ich habe", ſagte er, „dieſes Gedicht als Widerſpruch der Verſe: „Denn Alles muß zu Nichts zerfallen, wenn es im Sein beharren will ꝛc." geſchrieben, welche dumm ſind und welche meine Berliner-Freunde, bei Gelegenheit der naturerſchütternden Verſammlung zu meinem Aerger in goldenen Buchſtaben ausgeſtellt haben."

Ueber den großen Mathematiker Lagrange, an welchem Goethe vorzüglich den trefflichen Character hervorhebt. „Er war ein *guter* Menſch," ſagte er „und eben deßwegen groß. Denn wenn ein *guter* Menſch mit Talent begabt iſt, ſo wird er immer zum Heil der Welt ſittlich wirken, ſei es als Künſtler, Naturforſcher, Dichter oder was Alles ſonſt.

Alles Große und Geſcheidte", ſagte Goethe, „exiſtirt in der Minorität. Es hat Miniſter gegeben, die Volk und König gegen ſich hatten und die ihre großen Plane einſam durchführten. Es iſt nie daran zu denken, daß die Vernunft popular werde. Leidenſchaften und Gefühle mögen popular werden, aber die Vernunft wird immer nur im Beſitz einzelner Vorzüglicher ſein."

Freitag, den 13. Februar

Mit Goethe allein zu Tiſch. Ich werde nach Beendigung der „Wanderjahre", ſagte er, mich wieder zur Botanik wenden, um mit Soret die Ueberſetzung weiter zu bringen. Nur fürchte ich, daß es mich wieder in's Weite führt und daß es zuletzt abermals ein Alp wird. Große Geheimniſſe liegen noch verborgen, Manches weiß ich, von Vielem habe ich eine Ahnung. Etwas will ich Ihnen vertrauen und mich wunderlich ausdrücken.

Die Pflanze geht von Knoten zu Knoten und ſchließt zuletzt ab mit der Blüthe und dem Samen. In der Thierwelt iſt es nicht anders. Die Raupe, der Bandwurm, geht von Knoten zu Knoten und bildet zuletzt einen Kopf; bei den höher ſtehenden Thieren und Menſchen ſind es die Wirbelknochen, die ſich anfügen und anfügen und mit dem Kopf abſchließen, in welchem ſich die Kräfte concentriren.

Was ſo bei Einzelnen geſchieht, geſchieht auch bei ganzen Corporationen. Die Bienen, auch eine Reihe von Einzelnheiten, die ſich aneinander ſchließen, bringen als Geſammtheit Etwas hervor, das auch den Schluß macht und als Kopf des Ganzen anzuſehen iſt, den Bienenkönig. Wie Dieſes geſchieht, iſt geheimnißvoll, ſchwer auszuſprechen, aber ich könnte ſagen, daß ich darüber meine Gedanken habe.

So bringt ein Volk ſeine Helden hervor, die, gleich Halbgöttern, zu Schutz und Heil an der Spitze ſtehen; und ſo vereinigten ſich die poetiſchen Kräfte der Franzoſen in Voltaire. Solche Häuptlinge eines Volkes ſind groß in der Generation, in der ſie wirken; manche dauern ſpäter hinaus; die meiſten werden durch andere erſetzt und von der Folgezeit vergeſſen.

Man muß alt werden, um dieſes Alles zu überſehen und Geld genug haben, ſeine Erfahrungen bezahlen zu können. Jedes Beiwort, das ich ſage, koſtet mir eine Börſe voll Gold; eine halbe Million meines Privat-Vermögens iſt durch meine Hände gegangen, um Das zu lernen, was ich jetzt weiß, nicht allein das ganze Vermögen meines Vaters, ſondern auch mein Gehalt und mein bedeutendes litterariſches Einkommen ſeit mehr als fünfzig Jahren. Außerdem habe ich anderthalb Millionen zu großen Zwecken von fürſtlichen Perſonen ausgeben ſehen, denen ich nahe verbunden war und an deren Schritten, Gelingen und Mißlingen ich Theil nahm.

Es iſt nicht genug, daß man Talent habe, es gehört mehr dazu, um geſcheidt zu werden; man muß auch in großen Verhältniſſen leben und Gelegenheit haben, den ſpielenden Figuren der Zeit in die Karten zu ſehen und ſelber zu Gewinn und Verluſt mitzuſpielen.

Ohne meine Bemühungen in den Naturwiſſenſchaften, hätte ich jedoch die Menſchen nie kennen gelernt, wie ſie ſind. In allen andern Dingen kann man dem reinen Anſchauen und Denken, den Irrthümern der Sinne wie des Verſtandes, den Character-Schwächen und Stärken nicht ſo nachkommen; es iſt Alles mehr oder weniger biegſam und ſchwankend und läßt Alles mehr oder weniger mit ſich handeln: aber die *Natur* verſteht gar keinen Spaß, ſie iſt immer wahr, immer ernſt, immer ſtrenge; ſie hat immer recht und die Fehler und Irrthümer ſind immer des Menſchen. Den Unzulänglichen verſchmäht ſie und nur dem Zulänglichen, Wahren und Reinen ergibt ſie ſich und offenbart ihm ihre Geheimniſſe.

Der Verſtand reicht zu ihr nicht hinauf, der Menſch muß fähig ſein, ſich zur höchſten Vernunft erheben zu können, um an die Gottheit zu rühren, die ſich in Ur-Phänomenen, phyſiſchen wie ſittlichen, offenbart, hinter denen ſie ſich hält und die von ihr ausgehen.

Die Gottheit aber iſt wirkſam im Lebendigen, aber nicht im Todten; ſie iſt im Werdenden

und ſich Verwandelnden, aber nicht im Gewordenen und Erſtarrten. Deßhalb hat auch die Vernunft in ihrer Tendenz zum Göttlichen es nur mit dem Werdenden, Lebendigen zu thun; der Verſtand mit dem Gewordenen, Erſtarrten, daß er es nutze."

Dienſtag, den 27. Februar.

Viel über den „Groß-Cophta" geſprochen. „Lavater", ſagte Goethe, „glaubte an Caglioſtro und deſſen Wunder. Als man ihn als einen Betrieger entlarvt hatte, behauptete Lavater: Dieß ſei ein anderer Caglioſtro, der Wunderthäter Caglioſtro ſei eine heilige Perſon.

Lavater war ein herzlich guter Mann, allein es war gewaltigen Täuſchungen unterworfen und die ganz ſtrenge Wahrheit war nicht ſeine Sache; er belog ſich und Andere. Es kam zwiſchen mir und ihm deßhalb zum völligen Bruch. Zuletzt habe ich ihn noch in Zürich geſehen, ohne von ihm geſehen zu werden. Verkleidet ging ich in einer Allee, ich ſah ihn auf mich zukommen, ich bog außerhalb, er ging an mir vorüber und kannte mich nicht. Sein Gang war wie der eines Kranichs, weßwegen er auf dem Blocksberg als Kranich vorkommt."

Ich fragte Goethe, ob Lavater eine Tendenz zur Natur gehabt, wie man faſt wegen ſeiner Phyſiognomik ſchließen ſollte. „Durchaus nicht," antwortete Goethe, „ſeine Richtung ging bloß auf das Sittliche, Religiöſe. Was in Lavater's Phyſiognomik über Thierſchädel vorkommt, iſt von mir."

Das Geſpräch lenkte ſich auf die Franzoſen, auf die Vorleſungen von Guizot, Villemain und Couſin und Goethe ſprach mit hoher Achtung über den Standpunct dieſer Männer und wie ſie Alles von einer freien und neuen Seite betrachteten und überall gerade auf's Ziel losgingen. „Es iſt," ſagte Goethe, „als wäre man bis jetzt in einen Garten auf Umwegen und durch Krümmungen gelangt; dieſe Männer aber ſind kühn und frei genug, die Mauer dort einzureißen und eine Thür an derjenigen Stelle zu machen, wo man ſogleich auf den breiteſten Weg des Gartens tritt."

Von Couſin kamen wir auf Jüdiſche Philoſophie. „Dieſe Philoſophie", ſagte Goethe, „hat, wenn die Nachrichten des Engländers wahr ſind, durchaus nichts Fremdes, vielmehr wiederholen ſich in ihr die Epochen, die wir alle ſelber durchmachen. Wir ſind Senſualiſten, ſo lange wir Kinder ſind; Idealiſten, wenn wir lieben und in den geliebten Gegenſtand Eigenſchaften legen, die nicht eigentlich darin ſind. Die Liebe wankt, wir zweifeln an der Treue und ſind Scepticker, ehe wir es glaubten. Der Reſt des Lebens iſt gleichzültig, wir laſſen es gehen, wie es will und endigen mit dem Quietismus, wie die Jüdiſchen Philoſophen auch.

In der Deutſchen Philoſophie wären noch zwei große Dinge zu thun. Kant hat die Critik der reinen Vernunft geſchrieben, womit unendlich viel geſchehen, aber der Kreis nicht abgeſchloſſen iſt. Jetzt müßte ein Fähiger, ein Bedeutender, die Critik der Sinne und des Menſchenverſtandes ſchreiben und wir würden, wenn Dieſes gleich vortrefflich geſchehen, in der Deutſchen Philoſophie nicht viel mehr zu wünſchen haben.

Hegel", fuhr Goethe fort, „hat in den Berliner-Jahrbüchern eine Recenſion über Hamann geſchrieben, die ich in dieſen Tagen leſe und wieder leſe und die ich ſehr loben muß. Hegel's Urtheile als Critiker ſind immer gut geweſen.

Villemain ſteht in der Critik gleichfalls ſehr hoch. Die Franzoſen werden zwar nie ein Talent wieder ſehen, das dem von Voltaire gewachſen wäre. Von Villemain aber kann man ſagen, daß er in ſeinem geiſtigen Standpunct über Voltaire erhaben iſt, ſo daß er ihn in ſeinen Tugenden und Fehlern beurtheilen kann."

Mittwoch, den 28. Februar.

Das Geſpräch lenkte ſich auf Merck und ich fragte, ob Merck ſich auch mit Natur-Studien befaßt. „O ja," ſagte Goethe, „er beſaß ſogar bedeutende naturhiſtoriſche Sammlungen. Merck war überall ein höchſt vielſeitiger Menſch. Er liebte auch die Kunſt, und zwar ging Dieſes ſo weit, daß, wenn er ein gutes Werk in den Händen eines Philiſters ſah, von dem er glaubte, daß er es nicht zu ſchätzen wiſſe, er Alles anwendete, um es in ſeine eigene Sammlung zu bringen. Er hatte in ſolchen Dingen gar kein Gewiſſen, jedes Mittel war ihm recht, und ſelbſt eine Art von grandioſem Betrug wurde nicht verſchmäht, wenn es nicht anders gehen wollte." Goethe erzählte dieſer Art einige ſehr intereſſante Beiſpiele.

„Ein Menſch, wie Merck," fuhr er fort, „wird gar nicht mehr geboren, und wenn er geboren würde, ſo würde die Welt ihn anders ziehen. Es war überall eine gute Zeit, als ich mit Merck jung war. Die Deutſche Litteratur war noch eine reine Tafel, auf die man mit Luſt viel Gutes zu malen hoffte. Jetzt iſt ſie ſo beſchrieben und beſudelt, daß man keine Freude hat, ſie anzublicken und daß ein geſcheidter Menſch nicht weiß, wohin er noch Etwas zeichnen ſoll."

Donnerſtag, den 29. Februar.

Wir ſprachen viel über „Egmont", der am Abend vorher, nach der Bearbeitung von Schiller gegeben worden, und es kamen die Nachtheile

zur Erwähnung, die das Stück durch diese Recitation zu leiden hat.

Es iſt in vielfacher Hinſicht nicht gut, ſagte ich, daß die Regentinn fehlt; ſie iſt vielmehr dem Stücke durchaus nothwendig. Denn nicht allein, daß das Ganze durch dieſe Fürſtinn einen höhern, vornehmern Character erhält, ſondern es treten auch die politiſchen Verhältniſſe, beſonders in Bezug auf den Spaniſchen Hof, durch ihre Dialoge mit Machiavell durchaus reiner und entſchiedener hervor.

„Ganz ohne Frage," ſagte Goethe. „Und dann gewinnt auch Egmont an Bedeutung durch den Glanz, den die Neigung der Fürſtinn auf ihn wirft, ſowie auch Clärchen gehoben erſcheint, wenn wir ſehen, daß ſie, ſelbſt über Fürſtinnen ſiegend, Egmont's ganze Liebe allein beſitzt. Dieſes ſind Alles ſehr delicate Wirkungen, die man freilich ohne Gefahr für das Ganze nicht verletzen darf."

Auch will mir ſcheinen, ſagte ich, daß, bei den vielen bedeutenden Männer-Rollen, eine einzige weibliche Figur, wie Clärchen, zu ſchwach und Etwas gedrückt erſcheint. Durch die Regentinn aber erhält das ganze Gemälde mehr Gleichgewicht. Daß von ihr im Stücke geſprochen wird, will nicht viel ſagen; das perſönliche Auftreten macht den Eindruck.

„Sie empfinden das Verhältniß ſehr richtig," ſagte Goethe. — „Als ich das Stück ſchrieb, habe ich, wie Sie denken können, Alles ſehr wohl abgewogen und es iſt daher nicht zu verwundern, daß ein Ganzes ſehr empfindlich leiden muß, wenn man eine Haupt-Figur herausreißt, die in's Ganze gedacht worden und wodurch das Ganze beſteht. Aber Schiller hatte in ſeiner Natur etwas Gewaltſames; er handelte oft zu ſehr nach einer vorgefaßten Idee, ohne hinlängliche Achtung vor dem Gegenſtande, der zu behandeln war."

Man möchte auf Sie ſcheiten, ſagte ich, daß Sie es geſtatten und daß Sie in einem ſo wichtigen Fall ihm ſo unbedingte Freiheit gegeben.

„Man iſt oft gleichgültiger als billig," antwortete Goethe. „Und dann war ich in jener Zeit mit andern Dingen tief beſchäftigt. Ich hatte ſo wenig ein Intereſſe für „Egmont", wie für das Theater; ich ließ ihn gewähren. Jetzt iſt es wenigſtens ein Troſt für mich, daß das Stück gedruckt daſteht, und daß es Bühnen gibt, die verſtändig genug ſind, es treu und ohne Verkürzung ganz ſo aufzuführen, wie ich es geſchrieben."

Wenn es nun problematiſch erſcheinen mag, daß Goethe in ſeiner „Farbenlehre" nicht gut Widerſprüche vertragen konnte, während er bei ſeinen poetiſchen Werken ſich immer durchaus täglich erwies und jede gegründete Einwendung mit Dank annahm, ſo löſt ſich vielleicht das Räthſel, wenn man bedenkt, daß ihm, als Poet, von außen her die völligſte Genugthuung zu Theil ward, während er bei der „Farbenlehre", dieſem größten und ſchwierigſten aller ſeiner Werke, Nichts als Tadel und Mißbilligung zu erfahren hatte. Ein halbes Leben hindurch tönte ihm der unverſtändigſte Widerſpruch von allen Seiten entgegen, und ſo war es denn wohl natürlich, daß er ſich immer in einer Art von gereiztem kriegeriſchen Zuſtand und zu leidenſchaftlicher Oppoſition ſtets gerüſtet befinden mußte.

Es ging ihm in Bezug auf ſeine „Farbenlehre", wie einer guten Mutter, die ein vortreffliches Kind nur deſto mehr liebt, je weniger es von Andern erkannt wird.

„Auf Alles, was ich als Poet geleiſtet habe," pflegte er wiederholt zu ſagen, „bilde ich mir gar Nichts ein. Es haben treffliche Dichter mit mir gelebt, es lebten noch trefflichere vor mir und es werden ihrer nach mir ſein. Daß ich aber in meinem Jahrhundert in der ſchwierigen Wiſſenſchaft der Farbenlehre der Einzige bin, der das Rechte weiß, darauf thue ich mir Etwas zu gute und ich habe daher ein Bewußtſein der Superiorität über Viele."

Montag, den 21 März.

Wir ſprachen von Schiller's Briefen und dem Leben, das ſie mit einander geführt und wie ſie ſich täglich zu gegenſeitigen Arbeiten gedrängt und getrieben. Auch an dem „Fauſt", ſagte ich, ſchien Schiller ein großes Intereſſe zu nehmen; es iſt hübſch, wie er Sie treibt und ſehr liebenswürdig, wie er ſich durch ſeine Idee verleiten läßt, ſelber am „Fauſt" fortzuarbeiten. Ich habe dabei bemerkt, daß etwas Verleitendes in ſeiner Natur lag.

„Sie haben recht," ſagte Goethe, „er war ſo, wie alle Menſchen, die zu ſehr von der Idee ausgehen. Auch hatte er keine Ruhe und konnte nie fertig werden, wie Sie an den Briefen über den „Wilhelm Meiſter" ſehen, den er bald ſo und bald anders haben will. Ich hatte nur immer zu thun, daß ich feſt ſtand und ſeine wie meine Sachen von ſolchen Einflüſſen frei hielt und ſchützte."

Ich habe dieſen Morgen, ſagte ich, ſeine „nadowetiſche Todtenklage" geleſen und mich gefreut, wie das Gedicht ſo vortrefflich iſt.

„Sie ſehen," antwortete Goethe, „wie Schiller ein großer Künſtler war und wie er auch das Objective zu faſſen wußte, wenn es ihm als Lieferung vor Augen kam. Gewiß, die „nadowetiſche Todtenklage" gehört zu ſeinen allerbeſten Gedichten und ich wollte nur, daß er ein Dutzend in dieſer Art gemacht hätte. Aber können Sie

Schnaps.

Zum Exempel — (auf Märten los-gehend.)

Märten.

Bleibt mir vom Leibe!

Schnaps.

Zum Exempel, wir haben uns verei-nigt.

Märten.

Wer?

Schnaps.

Wir beyde und noch neun hundert neun und neunzig.

Märten.

Ehrliche Leute.

Schnaps.

Das macht tauſend.

Märten.

Richtig.

denken, daß ſeine nächſten Freunde ihn dieſes Gedichtes wegen tadelten, indem ſie meinten, es trage nicht genug von ſeiner Idealität? — Ja, mein Guter, man hat von ſeinen Freunden zu leiden gehabt! — Tadelte doch Humboldt auch meiner Dorothea, daß ſie bei dem Ueberfall der Krieger zu den Waffen gegriffen und d'rein geſchlagen habe! Und doch, ohne jenen Zug, iſt ja der Character des außerordentlichen Mädchens, wie ſie zu dieſer Zeit und zu dieſen Zuſtänden recht war, ſogleich vernichtet und ſie ſinkt in die Reihe des Gewöhnlichen herab. — Aber Sie werden bei weiterm Leben immer mehr finden, wie wenige Menſchen fähig ſind, ſich auf den Fuß Deſſen zu ſetzen, was ſein muß und daß vielmehr Alle nur immer Das leben und Das hervorgebracht wiſſen wollen, was ihnen ſelber gemäß iſt. Und Das waren die Erſten und Beſten, und Sie mögen nun denken, wie es um die Meinungen der Maſſe ausſah und wie man eigentlich immer allein ſtand. —

Hätte ich in der bildenden Kunſt und in den Natur-Studien kein Fundament gehabt, ſo hätte ich mich in der ſchlechten Zeit und deren täglichen Einwirkungen auch ſchwerlich oben gehalten, aber Das hat mich geſchützt, ſowie ich auch Schiller von dieſer Seite zu Hülfe kam."

Dienſtag, den 21. März.

„Je höher ein Menſch," ſagte Goethe, „deſto mehr ſteht er unter dem Einfluß der Dämonen und er muß nur immer aufpaſſen, daß ſein leitender Wille nicht auf Abwege gerathe.

So waltete bei meiner Bekanntſchaft mit Schiller durchaus etwas Dämoniſches ob; wir konnten früher, wir konnten ſpäter zuſammengeführt werden; aber daß wir es gerade in der Epoche wurden, wo ich die Italieniſche Reiſe hinter mir hatte und Schiller, der philoſophiſchen Speculationen müde zu werden anfing, war von Bedeutung und für Beide von größtem Erfolg."

Donnerſtag, den 3. April.

„Ich will Ihnen ein politiſches Geheimniß entdecken," ſagte Goethe heute bei Tiſch, „das ſich über kurz oder lang offenbaren wird. Capodiſtrias kann ſich an der Spitze der Griechiſchen Angelegenheiten auf die Länge nicht halten; denn ihm fehlt eine Qualität, die zu einer ſolchen Stelle unentbehrlich iſt: er iſt kein Soldat. Wir haben aber kein Beiſpiel, daß ein Cabinets-Mann einen revolutionären Staat hätte organiſiren und Militär und Feldherren ſich hätte unterwerfen können. Mit dem Säbel in der Fauſt, an der Spitze einer Armee, mag man befehlen und Geſetze geben, und man kann ſicher ſein, daß man gehorcht werde; aber ohne Dieſes iſt es ein mißliches Ding. Napoleon, ohne Soldat zu ſein, hätte nie zur höchſten Gewalt emporſteigen können und ſo wird ſich auch Capodiſtrias als Erſter auf die Dauer nicht behaupten, vielmehr wird er ſehr bald eine ſecundäre Rolle ſpielen. Ich ſage Ihnen Dieſes voraus und Sie werden es kommen ſehen; es liegt in der Natur der Dinge und iſt nicht anders möglich."

Goethe ſprach darauf viel über die Franzoſen, beſonders über Couſin, Villemain und Guizot. „Die Einſicht, Umſicht und Durchſicht dieſer Männer", ſagte er, „iſt groß; ſie verbinden vollkommene Kenntniß des Vergangenen, mit dem Geiſt des neunzehnten Jahrhunderts, welches denn freilich Wunder thut."

Von dieſen kamen wir auf die neueſten Franzöſiſchen Dichter und auf die Bedeutung von claſſiſch und romantiſch. „Mir iſt ein neuer Ausdruck eingefallen," ſagte Goethe, „der das Verhältniß nicht übel bezeichnet. Das Claſſiſche nenne ich das Geſunde und das Romantiſche das Kranke. Und da ſind die „Nibelungen" claſſiſch, wie der Homer; denn Beide ſind geſund und tüchtig. Das meiſte Neuere iſt nicht romantiſch, weil es neu, ſondern weil es ſchwach, kränklich und krank iſt, und das Alte iſt nicht claſſiſch, weil es alt, ſondern weil es ſtark, friſch, froh und geſund iſt. Wenn wir nach ſolchen Qualitäten Claſſiſches und Romantiſches unterſcheiden, ſo werden wir bald im Reinen ſein."

Das Geſpräch lenkte ſich auf Béranger's Gefangenſchaft. „Es geſchieht ihm ganz recht," ſagte Goethe. „Seine letzten Gedichte ſind wirklich ohne Zucht und Ordnung und er hat gegen König, Staat und friedlichen Bürgerſinn ſeine Strafe vollkommen verwirkt. Seine frühern Gedichte dagegen ſind heiter und harmlos und ganz geeignet, einen Cirkel freier, glücklicher Menſchen zu machen, welches denn wohl das Beſte iſt, was man von Liedern ſagen kann."

Freitag, den 4. April.

Von Jeſuiten und deren Reichthümern lenkte ſich das Geſpräch auf Katholiken und die Emancipation der Irländer. Man ſieht, ſagte Coudray, die Emancipation wird zugeſtanden werden, aber das Parlament wird die Sache ſo verclauſuliren, daß dieſer Schritt auf keine Weiſe für England gefährlich werden kann.

„Bei den Katholiken", ſagte Goethe, „ſind alle Vorſichtsmaßregeln unnütz. Der päpſtliche Stuhl hat Intereſſen, woran wir nicht denken, und Mittel, ſie im Stillen durchzuführen, wovon wir keinen Begriff haben. Säße ich jetzt im Parlament, ich würde auch die Emancipation nicht hindern, aber ich würde zu Protocoll nehmen laſſen, daß wenn der erſte Kopf meiner be-

deutenden Proteſtanten durch die Stimme eines Katholiken falle, man an mich denken möge.“

Das Geſpräch lenkte ſich auf die neueſte Litteratur der Franzoſen und Goethe ſprach abermals mit Bewunderung von den Vorleſungen der Herren Couſin, Villemain und Guizot. „Statt des leichten, oberflächlichen Weſens,“ ſagte er, „iſt bei ihnen eine Gelehrſamkeit, wie man ſie früher nur bei Deutſchen fand. Und nun ein Geiſt, ein Durchdringen und Ausgreifen des Gegenſtandes, herrlich! Es iſt, als ob ſie die Kelter träten. Sie ſind alle drei vortrefflich, aber dem Herrn Guizot möchte ich den Vorzug geben, er iſt mir der Liebſte.“

Sonntag, den 2. April.

Von Zelter grüßte mich Goethe, welches mir Freude machte. Dann ſprachen wir von ſeiner Italieniſchen Reiſe und er ſagte mir, daß er in einem ſeiner Briefe aus Italien ein Lied gefunden, das er mir zeigen wolle. Er hat mich, ihm ein Paket Schriften zu reichen, das mir gegenüber auf dem Pulte lag. Ich gab es ihm, es waren ſeine Briefe aus Italien; er ſuchte das Gedicht und las:

Cupido, loſer, eigenſinniger Knabe!
Du hat'ſt mich um Quartier auf einige Stunden.
Wie viele Tag' und Nächte biſt Du geblieben!
Und biſt nun herriſch und Meiſter im Hauſe geworden.

Von meinem breiten Lager bin ich vertrieben;
Nun ſitz' ich an der Erde, Nächte granlet.
Dein Muthwill' ſchuret Flamm' auf Flamme des Herde',
Verbrennet den Vorrath des Winters und ſenget mich Armen.

Du haſt mir mein Geräth verſtellt und verſchoben.
Ich ſuch' und bin wie blind und irre geworden;
Du lärmſt ſo ungeſchickt: ich fürchte, das Seelchen,
Entflieht, um Dir zu entfliehn und räumet die Hütte.

Ich freute mich ſehr über dieß Gedicht, das mir vollkommen neu erſchien. „Es kann Ihnen nicht fremd ſein,“ ſagte Goethe, „denn es ſteht in der „Claudine von Villa Bella“, wo es der Angantine ſingt. Ich habe es jedoch dort zerſtückelt, ſo daß man darüber hinausleſ't und Niemand merkt, was es heißen will. Ich dächte aber, es wäre gut! Es drückt den Zuſtand artig aus und bleibt hübſch im Gleichniß; es iſt in Art der Anacreon'ſchen. Eigentlich hätten wir dieſes Lied und ähnliche andere aus meinen Opern, unten den Gedichten wieder ſollen abdrucken laſſen, damit der Componiſt doch die Lieder beiſammen hätte.“ Ich fand Dieſes gut und vernünftig und merkte es mir für die Folge.

Goethe hatte das Gedicht ſehr ſchön geleſen; ich brachte es nicht wieder aus dem Sinne und auch ihm ſchien es ferner im Kopfe zu liegen. Die letzten Verſe:

Du lärmſt ſo ungeſchickt: ich fürchte, das Seelchen
Entflieht, um Dir zu entfliehn und räumet die Hütte

ſprach er noch mitunter wie im Traume vor ſich hin.

Er erzählte mir ſodann von einem neu erſchienenen Buch über Napoleon, das von einem Jugendbekannten des Helden verfaßt ſei und worin man die merkwürdigſten Aufſchlüſſe erhalte. „Das Buch“, ſagte er, „iſt ganz nüchtern, ohne Enthuſiasmus geſchrieben, aber man ſieht dabei, welchen großartigen Charakter das Wahre hat, wenn es Einer zu ſagen wagt.“

Montag, den 3. April.

Es entſtand eine kleine Pauſe im Geſpräch; dann aber erzählte Goethe mir Fragmentes von dem neuen Buche über Napoleon. „Die Gewalt des Wahren iſt groß,“ ſagte er. „Aller Nimbus, die Jünger, die Journaliſten, Geſchichtsſchreiber und Poeten über Napoleon gebracht haben, verſchwindet vor der entſetzlichen Realität dieſes Buchs; aber der Held wird dadurch nicht kleiner, vielmehr wächſ't er, ſowie er an Wahrheit zunimmt.“

Eine eigene Zauberegewalt, ſagte ich, mußte er in ſeiner Perſönlichkeit haben, daß die Menſchen ihm ſogleich zufielen und anhingen und ſich von ihm leiten ließen.

„Allerdings“, ſagte Goethe, „war ſeine Perſönlichkeit eine überlegene. Die Hauptſache aber beſtand darin, daß die Menſchen gewiß waren, ihre Zwecke unter ihm zu erreichen. Deßhalb fielen ſie ihm zu, ſowie ſie es Jedem thun, der ihnen eine ähnliche Gewißheit einflößt. Faſſen doch die Schauſpieler einem neuen Regiſſeur zu, von dem ſie glauben, daß er ſie in gute Rollen bringen werde. Dieß iſt ein altes Mährchen, das ſich immer wiederholt; die menſchliche Natur iſt einmal ſo eingerichtet. — Niemand dient einem Andern aus freien Stücken; weiß er aber, daß er damit ſich ſelber dient, ſo thut er es gerne. Napoleon kannte die Menſchen zu gut und er wußte von ihren Schwächen den gehörigen Gebrauch zu machen.“

Wir ſaßen noch eine Weile am Tiſch, indem wir zu gutem Biscuit einige Gläſer alten Rheinwein tranken. Goethe ſummte Undeutliches vor ſich hin. Mir kam das Gedicht von geſtern wieder in den Kopf; ich recitirte:

Du haſt mir mein Geräth verſtellt und verſchoben
Ich ſuch' und bin wie blind und irre geworden ꝛc

Ich kann das Gedicht nicht wieder los werden, ſagte ich, es iſt durchaus eigenartig und drückt die Unordnung ſo gut aus, die durch die Liebe in unſer Leben gebracht wird. „Es bringt uns einen düſtern Zuſtand vor Augen,“ ſagte Goethe. Es macht mir den Eindruck eines Bildes, ſagte ich, eines Niederländiſchen. „Es hat ſo Etwas von Good man und good wife,“ ſagte Goethe. Sie nehmen mir das Wort von

der Zunge, ſagte ich; denn ich habe ſchon fortwährend an jenes Schattiſche denken müſſen und das Bild von Oſtade war mir vor Augen.

„Aber wunderlich iſt es," ſagte Goethe, „daß ſich beide Gedichte nicht malen laſſen; ſie geben wohl den Eindruck eines Bildes, eine ähnliche Stimmung, aber gemalt wären ſie Nichts." Es ſind Dieſes ſchöne Beiſpiele, ſagte ich, wo die Poeſie der Malerei ſo nahe als möglich tritt, ohne aus ihrer eigentlichen Sphäre zu gehen. Solche Gedichte ſind mir die liebſten, indem ſie Anſchauung und Empfindung zugleich gewähren. Wie ſie aber zu dem Gefühl eines ſolchen Zuſtandes gekommen ſind, begreife ich kaum; das Gedicht iſt wie aus einer andern Zeit und einer andern Welt. „Ich werde es auch nicht zum zweiten Male machen," ſagte Goethe „und wüßte auch nicht zu ſagen, wie ich dazu gekommen bin, wie uns denn Dieſes ſehr oft geſchieht."

Noch etwas Eigenes, ſagte ich, hat das Gedicht. Es iſt mir immer, als wäre es gereimt, und doch iſt es nicht ſo. Woher kommt Das? „Es liegt im Rhythmus," ſagte Goethe. „Die Verſe beginnen mit einem Vorſchlag, gehen trochäiſch fort, wo denn der Daktylus gegen das Ende eintritt, welcher eigenartig wirkt und wodurch es einen düſter klagenden Character bekommt." Goethe nahm eine Bleifeder und theilte ſo ab:

Von | meinem | beiden | Augen | bin ich der | traurig-

Wir ſprachen über Rhythmus im Allgemeinen und kamen darin überein, daß ſich über ſolche Dinge nicht denken laſſe. „Der Takt", ſagte Goethe, „kommt aus der poetiſchen Stimmung, wie unbewußt. Wollte man darüber denken, wenn man ein Gedicht macht, man würde verrückt und brächte nichts Geſcheidtes zu Stande."

Ich wartete auf den Abdruck des Siegels; Goethe fing an, über Guizot zu reden. „Ich gehe in ſeinen Vorleſungen fort", ſagte er, und ſie halten ſich trefflich. Die dießjährigen gehen etwa bis in's achte Jahrhundert. Er beſitzt einen Tiefblick und Durchblick, wie er mir bei keinem Geſchichtsſchreiber größer vorgekommen. Dinge, woran man nicht denkt, erhalten in ſeinen Augen die größte Wichtigkeit, als Quellen bedeutender Ereigniſſe. Welchen Einfluß z. B. das Verwalten gewiſſer religiöſer Meinungen auf die Geſchichte gehabt, wie die Lehre von der Erbſünde, von der Gnade, von guten Werken gewiſſen Epochen eine ſolche und eine andere Geſtalt gegeben, ſehen wir deutlich begleitet und nachgewieſen. Auch das Römiſche Recht, als ein fortlebendes, das, gleich einer untertauchenden Ente, ſich zwar von Zeit zu Zeit verbirgt, aber nie ganz verloren geht und immer ein Mal wieder lebendig hervortritt, ſehen wir ſehr gut behandelt, bei welcher Gelegenheit denn auch unſerm trefflichen Savigny volle Anerkennung zu Theil wird.

Wie Guizot von den Einflüſſen redet, welche die Gallier in früher Zeit von fremden Nationen empfangen, iſt mir beſonders merkwürdig geweſen, was er von den Deutſchen ſagt. „Die Germanen", ſagt er, „brachten uns die Idee der perſönlichen Freiheit, welche dieſem Volke vor Allem eigen war." Iſt Das nicht ſehr artig, und hat er nicht vollkommen recht und iſt nicht dieſe Idee noch bis auf den heutigen Tag unter uns wirkſam? — Die Reformation kam aus dieſer Quelle, wie die Burſchenverſchwörung auf der Wartburg, Geſchicktes wie Dummes. Auch das Buntſcheckige unſerer Litteratur, die Sucht unſerer Poeten nach Originalität, und daß Jeder glaubt, eine neue Bahn machen zu müſſen, ſowie die Abſonderung und Vereinſelirung unſerer Gelehrten, wo jeder für ſich ſteht und von ſeinem Puncte aus ſein Weſen treibt: Alles kommt daher. Franzoſen und Engländer dagegen halten weit mehr zuſammen und richten ſich nach einander. In Kleidung und Betragen haben ſie etwas Uebereinſtimmendes. Sie fürchten, von einander abzuweichen, um ſich nicht auffallend oder gar lächerlich zu machen. Die Deutſchen aber gehen jeder ſeinem Kopfe nach, jeder ſucht ſich ſelber genug zu thun; er fragt nicht nach dem Andern; denn in Jedem lebt, wie Guizot richtig gefunden hat, die Idee der perſönlichen Freiheit, woraus denn, wie geſagt, viel Treffliches hervorgeht, aber auch viel Abſurdes."

Dienſtag, den 7 April.

Ich fand, als ich hereintrat, Hofrath Meyer, der einige Zeit unpäßlich geweſen, mit Goethe am Tiſch ſitzen und freute mich, ihn wieder ſo weit hergeſtellt zu ſehen. Sie ſprachen von Kunſtſachen, von Peel, der einen Claude Lorrain für viertauſend Pfund gekauft, wodurch Peel ſich denn beſonders in Meyer's Gunſt geſetzt hatte. Die Zeitungen wurden gebracht, worin wir uns theilten, in Erwartung der Suppe.

Als an der Tagesordnung kam die Emancipation der Irländer ſehr bald zur Erwähnung. „Das Lehrreiche für uns dabei iſt," ſagte Goethe, „daß bei dieſer Gelegenheit Dinge an den Tag kommen, woran Niemand gedacht hat und die ohne dieſe Veranlaſſung nie wären zur Sprache gebracht worden. Recht klar über den Irländiſchen Zuſtand werden wir aber doch nicht; denn die Sache iſt zu verwickelt. Soviel aber ſieht man, daß dieſes Land an Uebeln leidet, die durch kein Mittel und alſo auch nicht durch die Emancipation gehoben werden können.

War es bis jetzt ein Unglück, daß Irland ſeine Uebel allein trug, ſo iſt es jetzt ein Unglück, daß England mit hineingezogen wird. Das iſt die Sache. Und den Catholiken iſt gar nicht zu trauen. Man ſieht, welchen ſchlimmen Stand die zwei Millionen Proteſtanten, gegen die Uebermacht der fünf Millionen Catholiken, bisher in Irland gehabt haben und wie z. B. arme, proteſtantiſche Pächter gedrückt, chicaniet und gequält worden, die von catholiſchen Nachbarn umgeben waren. Die Catholiken vertragen ſich unter ſich nicht, aber ſie halten immer zuſammen, wenn es gegen einen Proteſtanten geht. Sie ſind einer Meute Hunde gleich, die ſich unter einander beißen, aber ſobald ſich ein Hirſch zeigt, ſogleich einig ſind und in Maſſe auf ihn los gehen.

Ich leſe jetzt", ſagte Goethe, „Napoleon's Feldzug in Egypten", und zwar, was der tägliche Begleiter des Helden, was Bourienne davon ſagt, wo denn das Abenteuerliche von vielen Dingen verſchwindet und die Facta in ihrer nackten, erhabenen Wahrheit daſtehen. Man ſieht, er hatte bloß dieſen Zug unternommen, um eine Epoche auszufüllen, wo er in Frankreich Nichts thun konnte, um ſich zum Herrn zu machen. Er war anfänglich unſchlüſſig, was zu thun ſei; er beſuchte alle Franzöſiſchen Häfen an der Küſte des Atlantiſchen Meeres hinunter, um den Zuſtand der Schiffe zu ſehen und ſich zu überzeugen, ob eine Expedition nach England möglich oder nicht. Er fand aber, daß es nicht gerathen ſei und entſchloß ſich daher zu dem Zuge nach Egypten."

Ich muß bewundern, ſagte ich, wie Napoleon, bei ſolcher Jugend, mit den großen Angelegenheiten der Welt ſo leicht und ſicher zu ſpielen wußte, als wäre eine vieljährige Praxis und Erfahrung vorangegangen.

„Liebes Kind," ſagte Goethe, „Das iſt das Angeborne des großen Talents. Napoleon behandelte die Welt, wie Hummel ſeinen Flügel; Beides erſcheint uns wunderbar, wir begreifen das Eine ſo wenig wie das Andere, und doch iſt es ſo und geſchieht vor unſern Augen. Napoleon war darin beſonders groß, daß er zu jeder Stunde Derſelbige war. Vor einer Schlacht, während einer Schlacht, nach einem Siege, nach einer Niederlage; er ſtand immer auf feſten Füßen und war immer klar und entſchieden, was zu thun ſei. Er war immer in ſeinem Element und jedem Augenblick und jedem Zuſtande gewachſen, ſowie es Hummel gleichviel iſt, ob er ein Adagio oder ein Allegro, ob er im Baß oder im Diskant ſpielt. Das iſt die Facilität, die ſich überall findet, wo ein wirkliches Talent vorhanden iſt, in Künſten des Friedens wie des Krieges, am Clavier wie hinter den Canonen."

„Man ſieht aber an dieſem Buch," fuhr Goethe fort, wie viele Mährchen uns von ſeinem Egyptiſchen Feldzuge erzählt worden. Manches beſtätigt ſich zwar, allein Vieles gar nicht und das Meiſte iſt anders.

Daß er die achthundert Türkiſchen Gefangenen hat erſchießen laſſen, iſt wahr; aber es erſcheint als reifer Beſchluß eines langen Kriegsrathes, indem, nach Erwägung aller Umſtände, kein Mittel geweſen iſt, ſie zu retten.

Daß er in die Pyramiden ſoll hinabgeſtiegen ſein, iſt ein Mährchen. Er iſt hübſch außerhalb ſtehen geblieben und hat ſich von den Andern erzählen laſſen, was ſie unten geſehen.

So auch verhält ſich die Sage, daß er orientaliſches Coſtüm angelegt, ein wenig anders. Er hat bloß ein einziges Mal im Hauſe dieſe Maskerade geſpielt und iſt ſo unter den Seinigen erſchienen, zu ſehen, wie es ihn kleide. Aber der Turban hat ihm nicht geſtanden, wie er denn allen länglichen Köpfen nicht ſteht und ſo hat er dieſes Coſtüm nie wieder angelegt.

Die Peſt-Kranken aber hat er wirklich beſucht, und zwar um ein Beiſpiel zu geben, daß man die Peſt überwinden könne, wenn man die Furcht zu überwinden fähig ſei. Und er hat recht! — Ich kann aus meinem eigenen Leben ein Factum erzählen, wo ich bei einem Faulfieber der Anſteckung unvermeidlich ausgeſetzt war und wo ich bloß durch einen entſchiedenen Willen die Krankheit von mir abwehrte. Es iſt unglaublich, was in ſolchen Fällen der moraliſche Wille vermag! Er durchdringt gleichſam den Körper und ſetzt ihn in einen activen Zuſtand, der alle ſchädlichen Einflüſſe zurückſchlägt. Die Furcht dagegen iſt ein Zuſtand träger Schwäche und Empfänglichkeit, wo es jedem Feinde leicht wird, von uns Beſitz zu nehmen. Das kannte Napoleon zu gut und er wußte, daß er Nichts wagte, ſeiner Armee ein impoſantes Beiſpiel zu geben."

„Aber," fuhr Goethe ſehr heiter ſcherzend fort, „habt Reſpect! Napoleon hatte in ſeiner Feld-Bibliothek was für ein Buch? — meinen „Werther!" —

Daß er ihn gut ſtudirt gehabt, ſagte ich, ſieht man bei ſeinem Leſen in Erfurt.

„Er hatte ihn ſtudirt, wie ein Criminal-Richter ſeine Acten," ſagte Goethe, „und in dieſem Sinne ſprach er auch mit mir darüber."

Es findet ſich in dem Werke des Herrn Bourienne eine Liſte der Bücher, die Napoleon in Egypten bei ſich geführt, worunter denn auch der „Werther" ſteht. Das Merkwürdige an dieſer Liſte aber iſt, wie die Bücher unter verſchiedenen Rubriken claſſificirt werden. Unter

der Aufschrift Politique j. P. finden wir aufgeführt: Le vieux testament, le nouveau testament, le coran, woraus man denn sieht, aus welchem Gesichtspunct Napoleon die religiösen Dinge angesehen."

Goethe erzählte uns noch manches Interessante aus dem Buche, das ihn beschäftigte. Unter Anderm auch kam zur Sprache, wie Napoleon mit der Armee, an der Spitze des rothen Meeres, zur Zeit der Ebbe durch einen Theil des trockenen Meerbeetes gegangen, aber von der Fluth eingeholt worden sei, so daß die letzte Mannschaft bis unter die Arme im Wasser habe waten müssen und es also mit diesem Wagestück fast ein Pharao'sches Ende genommen hätte. Bei dieser Gelegenheit sagte Goethe manches Neue über das Herankommen der Fluth. Er verglich es mit den Wellen, die uns nicht aus weiter Ferne kommen, sondern die an allen Orten zugleich entstehen und sich überall gleichmäßig fortschieben.

Mittwoch, den 8. April.

Goethe saß schon am gedeckten Tisch, als ich hereintrat; er empfing mich sehr heiter. „Ich habe einen Brief erhalten, sagte er, woher? — Von Rom! Aber von wem? — Vom König von Baiern."

Ich theile Ihre Freude, sagte ich. Aber ist es nicht eigen, ich habe mich seit einer Stunde auf einem Spaziergange sehr lebhaft mit dem Könige von Baiern in Gedanken beschäftigt und nun erfahre ich diese angenehme Nachricht. „Es kündigt sich oft Etwas in unserm Innern an," sagte Goethe. „Dort liegt der Brief, setzen Sie sich zu mir her und lesen Sie."

Ich nahm den Brief, Goethe nahm die Zeitung und so las ich denn ganz ungestört die königlichen Worte. Der Brief war datirt: Rom, den 26. März 1829 und mit einer stattlichen Hand sehr deutlich geschrieben. Der König meldete Goethe, daß er sich in Rom ein Besitzthum zugesagt und zwar die Villa di Malta mit anliegenden Garten, in der Nähe der Villa Ludovisi, am nordwestlichen Ende der Stadt, auf einem Hügel gelegen, so daß er das ganze Rom überschauen könne und gegen Nordost einen freien Anblick von Sanct Peter habe. „Es ist eine Aussicht," schreibt er, „welche zu genießen man weit reisen würde und die ich nun bequem zu jeder Stunde des Tages aus den Fenstern meines Eigenthums habe." Er fährt fort, sich gründlich zu preisen, nun in Rom auf eine so schöne Weise ansässig zu sein. „Ich hatte Rom in zwölf Jahren nicht gesehen," schreibt er, „ich sehnte mich darnach, wie man sich nach einer Geliebten sehnt; von nun an aber werde ich mit der beruhigten Empfindung zurückkehren, wie man zu einer geliebten Freundinn geht." Von den erhabenen Kunstschätzen und Gebäuden spricht er sodann mit der Begeisterung eines Kenners, dem das wahrhaft Schöne und dessen Forderung am Herzen liegt und der jede Abweichung vom guten Geschmack lebhaft empfindet. Ueberall war der Brief durchweg so schön und menschlich empfunden und ausgedrückt, wie man es von so hohen Personen nicht erwartet. Ich äußerte meine Freude darüber gegen Goethe. „Da sehen Sie einen Monarchen," sagte er, „der neben der königlichen Majestät seine angeborne schöne Menschennatur gerettet hat. Es ist eine seltene Erscheinung und deßhalb um so erfreulicher." Ich sah wieder in den Brief und fand noch einige treffliche Stellen. „Hier in Rom", schreibt der König, „erhole ich mich von den Sorgen des Thrones; die Kunst, die Natur, sind meine täglichen Genüsse, Künstler meine Tischgenossen." Er schreibt auch, wie er oft an dem Hause vorbeigehe, wo Goethe gewohnt und wie er dabei seiner gedenke. Aus den Römischen Elegien sind einige Stellen angeführt, woraus man sieht, daß der König sie gut im Gedächtniß hat und sie in Rom, an Ort und Stelle, von Zeit zu Zeit wieder lesen mag. „Ja," sagte Goethe, „die Elegien liebt er besonders; er hat mich hier viel damit geplagt, ich sollte ihm sagen, was an dem Factum sei, weil es in den Gedichten so anmuthig erscheint, als wäre wirklich was Rechtes daran gewesen. Man bedenkt aber selten, daß der Poet meistens aus geringen Anlässen was Gutes zu machen weiß."

Freitag, den 10. April.

„In Erwartung der Suppe will ich Ihnen indeß eine Erquickung der Augen geben." Mit diesen freundlichen Worten legte Goethe mir einen Band vor, mit Landschaften von Claude Lorrain.

„Da sehen Sie einmal einen vollkommenen Menschen," sagte Goethe, „der schön gedacht und empfunden hat und in dessen Gemüth eine Welt lag, wie man sie nicht leicht irgendwo draußen antrifft. — Die Bilder haben die höchste Wahrheit, aber keine Spur von Wirklichkeit. Claude Lorrain kannte die reale Welt bis in's kleinste Detail auswendig und er gebrauchte sie als Mittel, um die Welt seiner schönen Seele auszudrücken. Und Das ist eben die wahre Idealität, die sich realer Mittel so zu bedienen weiß, daß das erscheinende Wahre eine Täuschung hervorbringt als sei es wirklich."

Dienstag, den 1. September.

Ich erzählte Goethe von einem Durchreisenden, der bei Hegel ein Collegium über den Beweis des Daseins Gottes gehört. Goethe stimmte

mir bei, daß dergleichen Vorleſungen nicht mehr an der Zeit ſeien.

„Die Periode des Zweifels“, ſagte er, „iſt vorüber; es zweifelt jetzt ſo wenig Jemand an ſich ſelber als an Gott. Zudem ſind die Natur Gottes, die Unſterblichkeit, das Weſen unſerer Seele und ihr Zuſammenhang mit dem Körper ewige Probleme, worin uns die Philoſophen nicht weiter bringen. Ein Franzöſiſcher Philoſoph der neueſten Tage fängt ſein Capitel ganz getroſt folgender Maßen an: „Es iſt bekannt, daß der Menſch aus zwei Theilen beſteht, aus Leib und Seele. Wir wollen demnach mit dem Leibe anfangen und ſodann von der Seele reden.“ Fichte ging doch ſchon ein wenig weiter und zog ſich etwas klüger aus der Sache, indem er ſagte: Wir wollen handeln vom Menſchen als Leib betrachtet und vom Menſchen als Seele betrachtet. Er fühlte zu wohl, daß ſich ein ſo enge verbundenes Ganzes nicht trennen laſſe. Kant hat unſtreitig am Meiſten genützt, indem er die Grenzen zog, wie weit der menſchliche Geiſt zu dringen fähig ſei, und daß er die unauflöslichen Probleme liegen ließ. Was hat man nicht alles über Unſterblichkeit philoſophirt! und wie weit iſt man gekommen! — Ich zweifle nicht an unſerer Fortdauer; denn die Natur kann die Entelechie nicht entbehren. Aber wir ſind nicht auf gleiche Weiſe unſterblich, und um ſich künftig als große Entelechie zu manifeſtiren, muß man auch eine ſein.

Während aber die Deutſchen ſich mit Auflöſung philoſophiſcher Probleme quälen, lachen uns die Engländer mit ihrem großen practiſchen Verſtande aus und gewinnen die Welt. Jedermann kennt ihre Declamationen gegen den Sclaven-Handel, und während ſie uns weiß machen wollen, was für humane Maximen ſolchem Verfahren zu Grunde liegen, entdeckt ſich jetzt, daß das wahre Motiv ein reales Object ſei, ohne welches es die Engländer bekanntlich nie thun, und welches man hätte wiſſen ſollen. An der weſtlichen Küſte von Africa gebrauchen ſie die Neger ſelbſt in ihren großen Beſitzungen, weil es iſt gegen ihr Intereſſe, daß man ſie dort anſäſſig mache. In America haben ſie ſelbſt große Neger-Colonien angelegt, die ſehr productiv ſind und jährlich einen großen Ertrag an Schwarzen liefern. Mit dieſen verſehen ſie die Nordamericaniſchen Bedürfniſſe, und indem ſie auf ſolche Weiſe einen höchſt einträglichen Handel treiben, wäre die Einfuhr von außen ihrem mercantiliſchen Intereſſe ſehr im Wege, und ſie predigen daher, nicht ohne Object, gegen den inhumanen Handel. Noch auf dem Wiener Congreß argumentirte der Engliſche Geſandte ſehr lebhaft dagegen; aber der Portugieſiſche war klug genug, in aller Ruhe zu antworten, daß er nicht wiſſe, daß man zuſammengekommen ſei, ein allgemeines Weltgericht abzugeben, oder die Grundſätze der Moral feſtzuſetzen. Er kannte das Engliſche Object recht gut, und ſo hatte auch er das ſeinige, wofür er zu reden und welches er zu erlangen wußte.“

Sonntag, den 4. December

Heute nach Tiſch las Goethe mir die erſte Scene vom zweiten Act des „Fauſt“. Der Eindruck war groß und verbreitete in meinem Innern ein hohes Glück. Wir ſind wieder in Fauſt's Studirzimmer verſetzt, und Mephiſtopheles findet noch Alles am alten Platze, wie er es verlaſſen hat. Fauſt's alten Studirrock nimmt er vom Haken; tauſend Motten und Inſecten flattern heraus, und indem Mephiſtopheles ausſpricht, wo dieſe ſich wieder unterthun, tritt uns die umgebende Localität ſehr deutlich vor die Augen. Er zieht den Pelz an, um, während Fauſt hinter einem Vorhange im paralyſirten Zuſtande liegt, wieder ein Mal den Herrn zu ſpielen. Er zieht die Klingel; die Glocke gibt in den einſamen alten Mauer-Hallen einen ſo fürchterlichen Ton, daß die Thüren aufſpringen und die Mauern erbeben. Der Famulus ſtürzt herbei und findet in Fauſt's Stuhle den Mephiſtopheles ſitzen, den er nicht kennt, aber vor dem er Reſpect hat. Auf Befragen gibt er Nachricht von Wagner, der unterdeß ein berühmter Mann geworden und auf die Rückkehr ſeines Herrn hofft. Er iſt, wie wir hören, in dieſem Augenblick in ſeinem Laboratorium tief beſchäftigt, einen Homunculus hervorzubringen. Der Famulus wird entlaſſen; es erſcheint der Baccalaureus, derſelbige, den wir vor einigen Jahren als ſchüchternen, jungen Studenten geſehen, wo Mephiſtopheles, in Fauſt's Rocke, ihn zum Beſten hatte. Er iſt unterdeß ein Mann geworden und ſo voller Dünkel, daß ſelbſt Mephiſtopheles nicht mit ihm auskommen kann, der mit ſeinem Stuhle immer weiter rückt und ſich zuletzt an's Parterre wendet.

Goethe las die Scene bis zu Ende. Ich freute mich an der jugendlich productiven Kraft, und wie Alles ſo knapp beiſammen war.

„Da die Conception ſo alt iſt,“ ſagte Goethe, „und ich ſeit fünfzig Jahren darüber nachdenke, ſo hat ſich das innere Material ſo ſehr gehäuft, daß jetzt das Ausſcheiden und Abthun die ſchwere Operation iſt. Die Erfindung des ganzen zweiten Theils iſt wirklich ſo alt, wie ich ſage. Aber daß ich ihn erſt jetzt ſchreibe, nachdem ich über die weltlichen Dinge ſo viel klarer geworden, mag der Sache zu Gute kommen. Es geht mir damit wie Einem, der in ſeiner Jugend ſehr viel kleines Silber- und Kupfergeld hat, das er während dem Lauf ſeines Le-

bens immer bedeutender einwechſelt, ſo daß er zuletzt ſeinen Jugendbeſitz in reinen Goldſtücken vor ſich ſieht."

Wir ſprachen über die Figur des Baccalaureus. Iſt in ihm, ſagte ich, nicht eine gewiſſe Claſſe ideeller Philoſophen gemeint? „Nein," ſagte Goethe, „es iſt die Anmaßlichkeit in ihm perſonificirt, die beſonders der Jugend eigen iſt, wovon wir in den erſten Jahren nach unſerm Befreiungskriege ſo auffallende Beweiſe hatten. Auch glaubt Jeder in ſeiner Jugend, daß die Welt eigentlich erſt mit ihm angefangen, und daß Alles eigentlich um ſeinetwillen da ſei. Sodann hat es im Orient wirklich einen Mann gegeben, der jeden Morgen ſeine Leute um ſich verſammelte und ſie nicht eher an die Arbeit gehen ließ, als bis er der Sonne geheißen aufzugehen. Aber hierbei war er ſo klug, dieſen Befehl nicht eher auszuſprechen, als bis die Sonne wirklich auf dem Punct ſtand, von ſelber zu erſcheinen."

Wir ſprachen noch Vieles über den „Fauſt" und deſſen Compoſition, ſo wie über verwandte Dinge.

Goethe war eine Weile in ſtilles Nachdenken verſunken; dann begann er folgender Maßen:

„Wenn man alt iſt," ſagte er, „denkt man über die weltlichen Dinge anders, als da man jung war. So kann ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß die Dämonen, um die Menſchheit zu necken und zum Beſten zu haben, mitunter einzelne Figuren hinſtellen, die ſo anlockend ſind, daß Jeder nach ihnen ſtrebt, und ſo groß, daß Niemand ſie erreicht. So ſtellten ſie den Raphael hin, bei dem Denken und Thun gleich vollkommen war; einzelne treffliche Nachkommen haben ſich ihm genähert, aber erreicht hat ihn Niemand. So ſtellten ſie den Mozart hin, als etwas Unerreichbares in der Muſik. Und ſo in der Poeſie Shakeſpeare. Ich weiß, was Sie mir gegen Dieſen ſagen können, aber ich meine nur das Naturell, das große Angeborne der Natur. So ſteht Napoleon unerreichbar da. Daß die Ruſſen ſich gemäßigt haben und nicht nach Conſtantinopel hineingegangen ſind, iſt zwar ſehr groß, aber auch ein ſolcher Zug findet ſich in Napoleon; denn auch er hat ſich gemäßigt und iſt nicht nach Rom gegangen."

Mittwoch, den 16. December.

Heute nach Tiſch las Goethe mir die zweite Scene des zweiten Acts von „Fauſt", wo Mephiſtopheles zu Wagner geht, der durch chemiſche Künſte einen Menſchen zu machen im Begriff iſt. Das Werk gelingt, der Homunculus erſcheint in der Flaſche, als leuchtendes Weſen, und iſt ſogleich thätig. Wagner's Fragen über unbegreifliche Dinge lehnt er ab, das Räſonniren iſt nicht ſeine Sache; er will handeln, und da iſt ihm das Nächſte unſer Held Fauſt, der in ſeinem paralyſirten Zuſtande einer höhern Hülfe bedarf. Als ein Weſen, dem die Gegenwart durchaus klar und durchſichtig iſt, ſieht der Homunculus das Innere des ſchlafenden Fauſt, den ein ſchöner Traum von der Leda beglückt, wie ſie, in anmuthiger Gegend badend, von Schwänen beſucht wird. Indem der Homunculus dieſen Traum ausſpricht, erſcheint vor unſerer Seele das reizendſte Bild. Mephiſtopheles ſieht davon Nichts, und der Homunculus verſpottet ihn wegen ſeiner Nordiſchen Natur.

„Ueberhaupt," ſagte Goethe, „werden Sie bemerken, daß der Mephiſtopheles gegen den Homunculus in Nachtheil zu ſtehen kommt, der ihm an geiſtiger Klarheit gleicht, und durch ſeine Tendenz zum Schönen und förderlich Thätigen ſo viel vor ihm voraus hat. Uebrigens nennt er ihn Herr Vetter; denn ſolche geiſtige Weſen, wie der Homunculus, die durch eine vollkommene Menſchwerdung noch nicht verdüſtert und beſchränkt worden, zählte man zu den Dämonen, wodurch denn unter Beiden eine Art von Verwandtſchaft exiſtirt."

Gewiß, ſagte ich, erſcheint der Mephiſtopheles hier in einer untergeordneten Stellung; allein ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß er zur Entſtehung des Homunculus heimlich gewirkt hat, ſowie wir ihn bisher kennen und wie er auch in der „Helena" immer als heimlich wirkendes Weſen erſcheint. Und ſo hebt er ſich denn im Ganzen wieder, und kann ſich in ſeiner ſuperioren Ruhe im Einzelnen wohl Etwas gefallen laſſen.

„Sie empfinden das Verhältniß ſehr richtig," ſagte Goethe; „es iſt ſo, und ich habe ſchon gedacht, ob ich nicht dem Mephiſtopheles, wie er zu Wagner geht und der Homunculus im Werden iſt, einige Verſe in den Mund legen ſoll, wodurch ſeine Mitwirkung ausgeſprochen und dem Leſer deutlich würde."

Das könnte nicht ſchaden, ſagte ich. Angedeutet jedoch iſt es ſchon, indem Mephiſtopheles die Scene mit den Worten ſchließt:

Am Ende hängen wir doch ab
Von Creaturen, die wir machten.

„Sie haben recht," ſagte Goethe, „Dieß könnte dem Aufmerkenden faſt genug ſein, indeß will ich doch noch auf einige Verſe ſinnen."

Aber, ſagte ich, jenes Schlußwort iſt ein großes, das man nicht ſo leicht ausdenken wird.

„Ich dächte," ſagte Goethe, „man hätte eine Weile daran zu zehren. Ein Vater, der ſechs Söhne hat, iſt verloren, er mag ſich ſtellen, wie er will. Auch Könige und Miniſter, die viele Perſonen zu großen Stellen gebracht ha-

ben, mögen aus ihrer Erfahrung ſich Etwas dabei denken können."

Fauſt's Traum von der Leda trat mir wieder vor die Seele, und ich überſah dieſes im Geiſt als einen höchſt bedeutenden Zug in der Compoſition.

Es iſt wunderbar, ſagte ich, wie in einem ſolchen Werke die einzelnen Theile aufeinander ſich beziehen, aufeinander wirken und einander ergänzen und heben. Durch dieſen Traum von der Leda hier im zweiten Act gewinnt ſpäter die „Helena" erſt das eigentliche Fundament. Dort iſt immer von Schwänen und einer Schwanerzeugten die Rede; aber hier erſcheint dieſe Handlung ſelbſt, und wenn man nun mit dem ſinnlichen Eindruck ſolcher Situation ſpäter zur „Helena" kommt, wie wird dann alles deutlicher und vollſtändiger erſcheinen!

Goethe gab mir recht, und es ſchien ihm lieb, daß ich Dieſes bemerkte. „So auch", ſagte er, „werden Sie finden, daß ſchon immer in dieſen frühern Acten das Claſſiſche und Romantiſche anklingt und zur Sprache gebracht wird, damit es, wie auf einem ſteigenden Terrain, zur „Helena" hinaufgehe, wo beide Dichtungsformen entſchieden hervortreten und eine Art von Ausgleichung finden.

Die Franzoſen", fuhr Goethe fort, „fangen nun auch an, über dieſe Verhältniſſe richtig zu denken. „Es iſt Alles gut und gleich, ſagen ſie, Claſſiſches wie Romantiſches, es kommt nur darauf an, daß man ſich dieſer Formen mit Verſtand zu bedienen und darin vortrefflich zu ſein vermöge. So kann man auch in Beiden abſurd ſein, und dann taugt das Eine ſo wenig wie das Andere." Ich dächte, Das wäre vernünftig und ein gutes Wort, womit man ſich eine Weile beruhigen könnte."

Sonntag, den 20. December.

Bei Goethe zu Tiſch. Wir ſprachen vom Canzler und ich fragte Goethe, ob er ihm bei ſeiner Zurückkunft aus Italien keine Nachricht von Manzoni mitgebracht. „Er hat mir über ihn geſchrieben," ſagte Goethe. „Der Canzler hat Manzoni beſucht, er lebt auf ſeinem Landgute in der Nähe von Mailand und iſt zu meinem Bedauern fortwährend kränklich."

Es iſt eigen, ſagte ich, daß man ſo häufig bei ausgezeichneten Talenten, beſonders bei Poeten, findet, daß ſie eine ſchwächliche Conſtitution haben.

„Das Außerordentliche, was ſolche Menſchen leiſten," ſagte Goethe, „ſetzt eine ſehr zarte Organiſation voraus, damit ſie ſeltener Empfindungen fähig ſein und die Stimme der Himmliſchen vernehmen mögen. Nun iſt eine ſolche Organiſation, im Conflict mit der Welt und den Elementen, leicht geſtört und verletzt, und wer nicht, wie Voltaire, mit großer Senſibilität eine außerordentliche Zähheit verbindet, iſt leicht einer fortgeſetzten Kränklichkeit unterworfen. Schiller war auch beſtändig krank. Als ich ihn zuerſt kennen lernte, glaubte ich, er lebte keine vier Wochen. Aber auch er hatte eine gewiſſe Zähheit; er hielt ſich noch die vielen Jahre und hätte ſich bei geſunderer Lebensweiſe noch länger halten können."

Wir ſprachen vom Theater und inwiefern eine gewiſſe Vorſtellung gelungen ſei.

„Ich habe Unzelmann in dieſer Rolle geſehen," ſagte Goethe, „bei dem es Einem immer wohl wurde, und zwar durch die große Freiheit ſeines Geiſtes, die er uns mittheilte. Denn es iſt mit der Schauſpielkunſt, wie mit allen übrigen Künſten. Was der Künſtler thut oder gethan hat, ſetzt uns in die Stimmung, in der er ſelber war, da er es machte. Eine freie Stimmung des Künſtlers macht uns frei, dagegen eine beklommene macht uns beängſtigt. Dieſe Freiheit im Künſtler iſt gewöhnlich dort, wo er ganz ſeiner Sache gewachſen iſt, weßhalb es uns denn bei Niederländiſchen Gemälden ſo wohl wird, indem jene Künſtler das nächſte Leben darſtellten, wovon ſie vollkommen Herr waren. Sollen wir nun im Schauſpieler dieſe Freiheit des Geiſtes empfinden, ſo muß er durch Studium, Phantaſie und Naturell vollkommen Herr ſeiner Rolle ſein, alle körperlicher Mittel müſſen ihm zu Gebote ſtehen, und eine gewiſſe jugendliche Energie muß ihn unterſtützen. Das Studium iſt indeſſen nicht genügend ohne Einbildungskraft, und Studium und Einbildungskraft nicht hinreichend ohne Naturell. Die Frauen thun das Meiſte durch Einbildungskraft und Temperament, wodurch denn die Weiß ſo vortrefflich war."

Mir trat indeß der „Fauſt" wieder vor die Seele, und ich gedachte des Homunculus, und wie man dieſe Figur auf der Bühne deutlich machen wolle. Wenn man auch das Perſönchen ſelber nicht ſähe, ſagte ich, doch das Leuchtende in der Flaſche müßte man ſehen, und das Bedeutende, was er zu ſagen hat, müßte doch ſo vorgetragen werden, wie es von einem Kinde nicht geſchehen kann.

„Wagner", ſagte Goethe, „darf die Flaſche nicht aus den Händen laſſen, und die Stimme müßte ſo kommen, als wenn ſie aus der Flaſche käme. Es wäre eine Rolle für einen Bauchredner, wie ich deren gehört habe, und der ſich gewiß gut aus der Affaire ziehen würde."

So auch gedachten wir des großen Carnevals und inwiefern es möglich, es auf der Bühne zur Erſcheinung zu bringen. Es wäre doch noch ein wenig mehr, ſagte ich, wie der Markt von

Mercel. „Es würde ein ſehr großes Theater erfordern,“ ſagte Gothe, „und es iſt faſt nicht denkbar.“ Ich hoffe es noch zu erleben, war meine Antwort. Beſonders freue ich mich auf den Elephanten, von der Klugheit gelenkt, die Victoria oben, und Furcht und Hoffnung in Ketten an den Seiten. Es iſt doch eine Allegorie, wie ſie nicht leicht beſſer exiſtiren möchte.

„Es wäre auf der Bühne nicht der erſte Elephant,“ ſagte Goethe. „In Paris ſpielt einer eine wichtige Rolle; er iſt von einer Volks-Partei und nimmt dem einen König die Krone ab und ſetzt ſie dem andern auf, welches freilich grandios ſein muß. Sodann, wenn am Schluſſe des Stücks der Elephant herausgerufen wird, erſcheint er ganz alleine, macht ſeine Verbeugung und geht wieder zurück. Sie ſehen alſo, daß bei unſerm Carneval auf den Elephanten zu rechnen wäre. Aber das Ganze iſt viel zu groß und erfordert einen Regiſſeur, wie es deren nicht leicht gibt.“

Es iſt aber ſo voller Glanz und Wirkung, ſagte ich, daß eine Bühne es ſich nicht leicht wird entgehen laſſen. Und wie es ſich aufbaut und immer bedeutender wird! Zuerſt ſchöne Gärtnerinnen und Gärtner, die das Theater decoriren und zugleich eine Maſſe bilden, ſo daß es den immer bedeutender werdenden Erſcheinungen nicht an Umgebung und Zuſchauern mangelt. Dann, nach dem Elephanten, das Drachengeſpann aus dem Hintergrunde durch die Lüfte kommend, über den Köpfen hervor. Ferner die Erſcheinung des großen Pan und wie zuletzt Alles in ſcheinbarem Feuer ſteht und ſchließlich von herbeiziehenden feuchten Nebelwolken gedämpft und gelöſcht wird! Wenn das Alles ſo zur Erſcheinung käme, wie Sie es gedacht haben, das Publicum müßte vor Erſtaunen daßtzen und geſtehen, daß es ihm an Geiſt und Sinnen fehle, den Reichthum ſolcher Erſcheinungen würdig aufzunehmen.

„Gebt nur,“ ſagte Goethe, „und laſſt mir das Publicum, von dem ich Nichts hören mag. Die Hauptſache iſt, daß es geſchrieben ſteht; mag nun die Welt damit gebahren, ſo gut ſie kann, und es benutzen, ſo weit ſie es fähig iſt.“

Wir ſprachen darauf über den Knabe Lenker.

„Daß in der Maske des Plutus der Fauſt ſteckt und in der Maske des Geizes der Mephiſtopheles, werden Sie gemerkt haben. Wer aber iſt der Knabe Lenker.“ Ich zauderte und wußte nicht zu antworten. „Es iſt der Euphorion!“ ſagte Goethe. Wie kann aber Dieſer, fragte ich, ſchon hier im Carneval erſcheinen, da er doch erſt im dritten Act geboren wird? „Der Euphorion“, antwortete Goethe, „iſt kein menſchliches, ſondern nur ein allegoriſches Weſen. Es iſt in ihm die Poeſie perſonificirt, die an keine Zeit, an keinen Ort und an keine Perſon gebunden iſt. Derſelbige Geiſt, dem es ſpäter beliebt, Euphorion zu ſein, erſcheint jetzt als Knabe Lenker, und er iſt darin den Geſpenſtern ähnlich, die überall gegenwärtig ſein und zu jeder Stunde hervortreten können.“

Sonntag, den 27. December.

Heute nach Tiſch las Goethe mir die Scene vom Papiergelde.

„Sie erinnern ſich,“ ſagte er, „daß bei der Reichsverſammlung das Ende vom Liede iſt, daß es an Geld fehlt, welches Mephiſtopheles zu verſchaffen verſpricht. Dieſer Gegenſtand geht durch die Maskerade fort, wo Mephiſtopheles es anzuſtellen weiß, daß der Kaiſer in der Maske des großen Pan ein Papier unterſchreibt, welches, dadurch zu Geldeswerth erhoben, tauſend Mal vervielfältigt und verbreitet wird.

In dieſer Scene nun wird die Angelegenheit vor dem Kaiſer zur Sprache gebracht, der noch nicht weiß, was er gethan hat. Der Schatzmeiſter übergibt die Banknoten und macht das Verhältniß deutlich. Der Kaiſer, anfänglich erzürnt, dann bei näherer Einſicht in den Gewinn hoch erfreut, macht mit der neuen Papiergabe ſeiner Umgebung reichliche Geſchenke und läßt im Abgehen noch einige tauſend Kronen fallen, die der dicke Narr zuſammenrafft und ſogleich geht, um das Papier in Grundbeſitz zu verwandeln.“

Indem Goethe die herrliche Scene las, freute ich mich über den glücklichen Griff, daß er das Papiergeld von Mephiſtopheles herleitet und dadurch ein Haupt-Intereſſe des Tages ſo bedeutend verknüpft und verewigt.

Mittwoch, den 30. December.

Heute nach Tiſch las Goethe mir die fernere Scene.

„Nachdem ſie nun am kaiſerlichen Hofe Geld haben,“ ſagte er, „wollen ſie amüſirt ſein. Der Kaiſer wünſcht Paris und Helena zu ſehen, und zwar ſollen ſie durch Zauberkünſte in Perſon erſcheinen. Da aber Mephiſtopheles mit dem Griechiſchen Alterthum Nichts zu thun und über ſolche Figuren keine Gewalt hat, ſo bleibt dieſes Werk Fauſt zugeſchoben, dem es auch vollkommen gelingt. Was aber Fauſt unternehmen muß, um die Erſcheinung möglich zu machen, iſt noch nicht ganz vollendet, und ich leſe es Ihnen das nächſte Mal. Die Erſcheinung von Paris und Helena ſelbſt aber ſollen Sie heute hören.“

Ich war glücklich im Vorgefühl des Kommenden und Goethe fing an zu leſen. In dem alten Rittersaale ſah ich Kaiſer und Hof einziehen, um das Schauſpiel zu ſehen. Der Vorhang hebt

ſich und das Theater, ein Griechiſcher Tempel, iſt mir vor Augen. Mephiſtopheles im Souffleur-Kaſten, der Aſtrolog auf der einen Seite des Proſceniums, Fauſt auf der andern mit dem Dreifuß heraufſteigend. Er ſpricht die nöthige Formel aus und es erſcheint, aus dem Weihrauchdampf der Schale ſich entwickelnd, Paris. Indem der ſchöne Jüngling bei ätheriſcher Muſik ſich bewegt, wird er beſchrieben. Er ſetzt ſich, er lehnt ſich, den Arm über den Kopf gebogen, wie wir ihn auf alten Bildwerken dargeſtellt finden. Er iſt das Entzücken der Frauen, die die Reize ſeiner Jugendfülle ausſprechen; er iſt der Haß der Männer, in denen ſich Neid und Eiferſucht regt und die ihn herunterziehen, wie ſie nur können. Paris entſchläft und es erſcheint Helena. Sie naht ſich dem Schlafenden, ſie drückt einen Kuß auf ſeine Lippen; ſie entfernt ſich von ihm und wendet ſich, nach ihm zurückzublicken. In dieſer Wendung erſcheint ſie beſonders reizend. Sie macht den Eindruck auf die Männer, wie Paris auf die Frauen. Die Männer zu Liebe und Leb entzündet, die Frauen zu Neid, Haß und Tadel. Fauſt ſelber iſt ganz Entzücken und vergißt, im Anblick der Schönheit die er hervorgerufen, Zeit, Ort und Verhältniß, ſo daß Mephiſtopheles jeden Augenblick nöthig findet, ihn zu erinnern, daß er ja ganz aus der Rolle falle. Neigung und Einverſtändniß ſcheint zwiſchen Paris und Helena zuzunehmen, der Jüngling umfaßt ſie, um ſie zu entführen; Fauſt will ſie ihm entreißen, aber, indem er den Schlüſſel gegen ihn wendet, erfolgt eine heftige Exploſion, die Geiſter gehen in Dunſt auf und Fauſt liegt paralyſirt am Boden.

Sonntag, den 2. Januar 1830.

Goethe zeigte mir das Engliſche Taſchenbuch Keepsake für 1830, mit ſehr ſchönen Kupfern und einigen höchſt intereſſanten Briefen von Lord Byron, die ich zum Nachtiſche las. Er ſelbſt hatte derweil die neueſte Franzöſiſche Ueberſetzung ſeines „Fauſt“ von Gérard zur Hand genommen, worin er blätterte und mitunter zu leſen ſchien.

„Es gehen mir wunderliche Gedanken durch den Kopf,“ ſagte er, „wenn ich bedenke, daß dieſes Buch noch jetzt in einer Sprache gilt, in der vor fünfzig Jahren Voltaire geherrſcht hat. Sie können ſich hierbei nicht denken, was ich mir denke, und haben keinen Begriff von der Bedeutung, die Voltaire und ſeine großen Zeitgenoſſen in meiner Jugend hatten, und wie ſie die ganze ſittliche Welt beherrſchten. Es geht aus meiner Biographie nicht deutlich hervor, was dieſe Männer für einen Einfluß auf meine Jugend gehabt und was es mich gekoſtet, mich gegen ſie zu wehren und mich auf eigene Füße in ein wahreres Verhältniß zur Natur zu ſtellen.“

Wir ſprachen über Voltaire Verneres, und Goethe recitirte mir das Gedicht les Systèmes, woraus ich mir abnahm, wie ſehr er ſolche Sachen in ſeiner Jugend mußte ſtudirt und ſich angeeignet haben.

Die erwähnte Ueberſetzung von Gérard, obgleich größtentheils in Proſa, lobte Goethe als ſehr gelungen. „Im Deutſchen“, ſagte er, „mag ich den „Fauſt“ nicht mehr leſen; aber in dieſer Franzöſiſchen Ueberſetzung wirkt Alles wieder durchaus friſch, neu und geiſtreich.

Der „Fauſt“, fuhr er fort, „iſt doch ganz etwas Incommenſurables, und alle Verſuche, ihn dem Verſtand näher zu bringen, ſind vergeblich. Auch muß man bedenken, daß der erſte Theil aus einem Etwas dunkeln Zuſtand des Individuums hervorgegangen. Aber eben dieſes Dunkel reizt die Menſchen und ſie mühen ſich daran ab, wie an allen unauflösbaren Problemen.

Sonntag, den 10. Januar.

Heute zum Nachtiſch bereitete Goethe mir einen hohen Genuß, indem er mir die Scene vorlas, wo Fauſt zu den Müttern geht.

Das Neue, Ungeahnete des Gegenſtandes, ſowie die Art und Weiſe, wie Goethe mir die Scene vortrug, ergriff mich wunderſam, ſo daß ich mich ganz in die Lage von Fauſt verſetzt fühlte, den bei der Mittheilung des Mephiſtopheles gleichfalls ein Schauer überlauft.

Ich hatte das Dargeſtellte wohl gehört und wohl empfunden, aber es blieb mir ſo Vieles räthſelhaft, daß ich mich gedrungen fühlte, Goethe um einigen Aufſchluß zu bitten. Er aber, in ſeiner gewöhnlichen Art, hüllte ſich in Geheimniſſe, indem er mich mit großen Augen anblickte und mir die Worte wiederholte:

Die Mütter! Mütter! 's klingt ſo wunderlich! —

„Ich kann Ihnen weiter Nichts verrathen,“ ſagte er darauf, „als daß ich bei'm Plutarch gefunden, daß im Griechiſchen Alterthume von Müttern als Gottheiten die Rede geweſen. Dieß iſt Alles, was ich der Ueberlieferung verdanke; das Uebrige iſt meine eigene Erfindung. Ich gebe Ihnen das Manuſcript mit nach Hauſe, ſtudiren Sie Alles wohl und ſehen Sie zu, wie Sie zurecht kommen.“

Ich war darauf glücklich bei wiederholter, ruhiger Betrachtung dieſer merkwürdigen Scene, und entwickelte mir über der Mütter eigentliches Weſen und Wirken, über ihre Umgebung und Aufenthalt, die nachfolgende Anſicht.

Nennte man ſich den ungeheuern Mittelpunct unſerer Erde im Innern als leeren Raum denken, ſo daß man hunderte von Meilen in einer

Schnaps.

Gehen wir gewaffnet auf den Edelhof, mit Flinten und Piſtolen.

Märten.

Wo ſollen die Flinten und Piſtolen herkommen?

Schnaps.

Das findet ſich alles. Seht Ihr nicht, daß ich ſchon einen Säbel habe? (Er nimmt Märten an die eine Seite des Theaters.)

Märten.

Ey wohl!

Schnaps.

Wir ziehen auf den Edelhof, und ſtellen den Edelmann zur Rede. Da kommen wir nun hinein. (Er agirt das Hereinkommen.)

Märten.

(Macht ſich los) Hört nur, ich muß Euch ſagen, ich mag nicht mitgehen.

Richtung darin fortzuſtreben vermöchte, ohne auf etwas Körperliches zu ſtoßen, ſo wäre dieſes der Aufenthalt jener unbekannten Göttinnen, zu denen Fauſt hinabgeht. Sie leben gleichſam außer allem Ort, denn es iſt nichts Feſtes, das ſie in einiger Nähe umgibt; auch leben ſie außer aller Zeit, denn es leuchtet ihnen kein Geſtirn, welches auf- oder unterginge und den Wechſel von Tag und Nacht andeutete.

So, in ewiger Dämmerung und Einſamkeit beharrend, ſind die Mütter ſchaffende Weſen, ſie ſind das ſchaffende und erhaltende Prinzip, von dem Alles ausgeht, was auf der Oberfläche der Erde Geſtalt und Leben hat. Was zu athmen aufhört, geht als geiſtige Natur zu ihnen zurück, und ſie bewahren es, bis es wieder Gelegenheit findet, in ein neues Daſein zu treten. Alle Seelen und Formen von Dem, was einſt war und künftig ſein wird, ſchweift in dem endloſen Raum ihres Aufenthaltes wolkenartig hin und her; es umgibt die Mütter, und der Magier muß alſo in ihr Reich gehen, wenn er durch die Macht ſeiner Kunſt über die Form eines Weſens Gewalt haben und ein früheres Geſchöpf zu einem Scheinleben hervorrufen will.

Die ewige Metamorphoſe des irdiſchen Daſeins, des Entſtehens und Wachſens, des Zerſtörens und Wiederbildens, iſt alſo der Mütter nie aufhörende Beſchäftigung. Und wie nun bei Allem, was auf der Erde durch Fortzeugung ein neues Leben erhält, das Weibliche hauptſächlich wirkſam iſt, ſo mögen jene ſchaffenden Gottheiten mit Recht weiblich gedacht, und es mag der ehrwürdige Name Mütter ihnen nicht ohne Grund beigelegt werden.

Freilich iſt Dieſes alles nur eine poetiſche Schöpfung; allein der beſchränkte Menſch vermag nicht viel weiter zu dringen, und er iſt zufrieden, Etwas zu finden, wobei er ſich beruhigen möchte. Wir ſehen an Erden Erſcheinungen und empfinden Wirkungen, von denen wir nicht wiſſen, woher ſie kommen und wohin ſie gehen. Wir ſchließen auf einen geiſtigen Urquell, auf ein Göttliches, wofür wir keine Begriffe und keinen Ausdruck haben, und welches wir zu uns herabziehen und anthropomorphiſiren müſſen, um unſere dunkeln Ahnungen einiger Maßen zu verkörpern und faßlich zu machen.

So ſind alle Mythen entſtanden, die von Jahrhundert zu Jahrhundert in den Völkern fortlebten, und ebenſo dieſe neue von Goethe, die wenigſtens den Schein einiger Naturwahrheit hat, und die wohl den Beſten gleichzuſtellen ſein dürfte, die je gedacht worden.

Sonntag, den 21. Januar.

Bei Goethe zu Tiſch. Wir ſprachen über Mitten. „Ich habe vor nicht langer Zeit ſeinen Simſon geleſen," ſagte Goethe, „der ſo im Sinne der Alten iſt, wie kein anderes Stück irgend eines neuern Dichters. Er iſt ſehr groß; und ſeine eigene Blindheit iſt ihm zu Statten gekommen, um den Zuſtand Simſons mit ſolcher Wahrheit darzuſtellen. Milton war in der That ein Poet und man muß vor ihm allen Reſpect haben."

Mittwoch, den 2. Februar.

Bei Goethe zu Tiſch. Wir ſprachen über Mozart. „Ich habe ihn als ſiebenjährigen Knaben geſehen," ſagte Goethe, „wo er auf einer Durchreiſe ein Concert gab. Ich ſelber war etwa vierzehn Jahre alt, und ich erinnere mich des kleinen Mannes in ſeiner Friſur und Degen noch ganz deutlich." Ich machte große Augen, und es war mir ein halbes Wunder, zu hören, daß Goethe alt genug ſei, um Mozart als Kind geſehen zu haben.

Mittwoch, den 16. Februar.

Goethe ſchickte darauf ſeinen Bedienten, um ſich nach der Großherzoginn Mutter zu erkundigen, die [illegible] krank geworden und deren Zuſtand ihm bedenklich ſchien.

„Sie hätte den Masken-Zug nicht ſehen ſollen," ſagte er; „aber fürſtliche Perſonen ſind gewohnt, ihren Willen zu haben, und ſo iſt denn alles Proteſtiren des Hofes und der Aerzte vergeblich geweſen. Dieſelbige Willenskraft, mit der ſie Napoleon widerſtand, ſetzt ſie auch ihrer körperlichen Schwäche entgegen; und ſo ſehe ich es ſchon kommen: ſie wird hingehen, wie der Großherzog, in voller Kraft und Herrſchaft des Geiſtes, wenn der Körper ſchon aufgehört haben wird, zu gehorchen."

Goethe ſchien ſichtbar betrübt und war eine Weile ſtille. Bald aber ſprachen wir wieder über heitere Dinge, und er erzählte mir von einem Buch, zur Rechtfertigung von Hudſon Lowe geſchrieben.

„Es ſind darin Züge der koſtbarſten Art," ſagte er, „die nur von unmittelbaren Augenzeugen herrühren können. Sie wiſſen, Napoleon trug gewöhnlich eine dunkelgrüne Uniform. Von vielem Tragen und Sonne war ſie zuletzt völlig unſcheinbar geworden, ſo daß die Nothwendigkeit gefühlt wurde, ſie durch eine andere zu erſetzen. Er wünſchte dieſelbe dunkelgrüne Farbe, allein auf der Inſel waren keine Vorräthe dieſer Art; es fand ſich zwar ein grünes Tuch, allein die Farbe war unrein und fiel in's Gelbliche. Eine ſolche Farbe auf ſeinen Leib zu nehmen, war nun dem Herrn der Welt unerträglich, und es blieb ihm Nichts übrig, als ſeine alte Uniform wenden zu laſſen und ſie ſo zu tragen.

Was ſagen Sie dazu? Iſt es nicht ein vollkommen tragiſcher Zug? Iſt es nicht rührend,

den Herrn der Könige zuletzt ſo weit reducirt zu ſehen, daß er eine gewendete Uniform tragen muß? Und doch, wenn man bedenkt, daß ein ſolches Ende einen Mann traf, der das Leben und Glück von Millionen mit Füßen getreten hatte, ſo iſt das Schickſal, das ihm widerfuhr, immer noch ſehr milde; es iſt eine Nemeſis, die nicht umhin kann, in Erwägung der Größe des Helden, immer noch ein wenig galant zu ſein. Napoleon gibt uns ein Beiſpiel, wie gefährlich es ſei, ſich in's Abſolute zu erheben und alles der Ausführung einer Idee zu opfern."

Sonntag, den 14. Februar.

Dieſen Mittag auf meinem Wege zu Goethe, der mich zu Tiſch eingeladen hatte, traf mich die Nachricht von dem ſo eben erfolgten Tode der Großherzoginn Mutter. Wie wird Das bei ſeinem hohen Alter auf Goethe wirken! war mein erſter Gedanke, und ſo betrat ich mit einiger Appreheuſion das Haus. Die Dienerſchaft ſagte mir, daß ſeine Schwiegertochter ſo eben zu ihm gegangen ſei, um ihm die betrübende Botſchaft mitzutheilen. Seit länger als fünfzig Jahren, ſagte ich mir, iſt er dieſer Fürſtinn verbunden geweſen, er hat ihrer beſondern Huld und Gnade ſich zu erfreuen gehabt, ihr Tod muß ihn tief berühren. Mit ſolchen Gedanken trat ich zu ihm in's Zimmer; allein ich war nicht wenig überraſcht, ihn vollkommen heiter und kräftig mit ſeiner Schwiegertochter und ſeinen Enkeln am Tiſch ſitzen und ſeine Suppe eſſen zu ſehen, als ob eben Nichts paſſirt wäre. Wir ſprachen ganz heiter fort über gleichgiltige Dinge; nun fingen alle Glocken der Stadt an zu läuten; Frau von Goethe blickte mich an und wir redeten lauter, damit die Töne der Todesglocken ſein Inneres nicht berühren und erſchüttern möchten; denn wir dachten, er empfände wie wir. Er empfand aber nicht wie wir, es ſtand in ſeinem Innern gänzlich anders. Er ſaß vor uns, gleich einem Weſen höherer Art, von irdiſchen Leiden unberührbar. Hofrath Vogel ließ ſich melden; er ſetzte ſich zu uns und erzählte die einzelnen Umſtände von dem Hinſcheiden der hohen Verewigten, welches Goethe in ſeiner bisherigen vollkommenſten Ruhe und Faſſung aufnahm. Goethe ſchien es beſonders wohl zu thun, daß König Ludwig gegen ihn ſich fortwährend ſo gleich bleibe. Hofrath Soret ließ ſich melden und ſetzte ſich zu uns. Er kam mit beruhigenden Troſtesworten der Kaiſerlichen Hoheit an Goethe, die dazu beitrugen, deſſen heitergefaßte Stimmung noch zu erhöhen. Goethe ſetzte ſeine Geſpräche fort; er erwähnte die berühmte Ninon de Lenclos, die in ihrem ſechszehnten Jahre bei großer Schönheit dem Tode nahe geweſen, und die Umſtehenden in völliger Faſſung mit den Worten getröſtet habe: Was iſt's denn weiter? laſſe ich doch lauter Sterbliche zurück! — Uebrigens habe ſie fortgelebt und ſei neunzig Jahre alt geworden, nachdem ſie bis in ihr achtzigſtes hundertes von Liebhabern beglückt und zur Verzweiflung gebracht.

Mittwoch, den 17. Februar.

Von ſeinen „Wahlverwandtſchaften" ſagt Goethe, daß darin kein Strich enthalten, der nicht erlebt, aber kein Strich ſo, wie er erlebt worden. Daſſelbe von der Geſchichte in Seſenheim.

Mittwoch, den 2. März.

Bei Tiſch reden wir viel über Wieland, beſonders über den „Oberon", und Goethe iſt der Meinung, daß das Fundament ſchwach ſei und der Plan vor der Ausführung nicht gehörig gegründet worden. Daß zur Herbeiſchaffung der Barthaare und Backenzähne ein Geiſt benutzt werde, ſei gar nicht wohl erfunden, beſonders weil der Held ſich dabei ganz unthätig verhalte. Die anmuthige, ſinnliche und geiſtreiche Ausführung des großen Dichters aber mache das Buch dem Leſer ſo angenehm, daß er an das eigentliche Fundament nicht weiter denke und darüber hinausleſe.

Wir reden fort über viele Dinge und ſo kommen wir auch wieder auf die Entelechie. „Die Hartnäckigkeit des Individuums und daß der Menſch abſchüttelt, was ihm nicht gemäß iſt," ſagte Goethe, „iſt mir ein Beweis, daß ſo etwas exiſtire." Ich hatte ſeit einigen Minuten Daſſelbige gedacht und ſagen wollen, und ſo war es mir doppelt lieb, daß Goethe es ausſprach. „Leibniz", fuhr er fort, „hat ähnliche Gedanken über ſolche ſelbſtſtändige Weſen gehabt, und zwar, was wir mit dem Ausdruck Entelechie bezeichnen, nannte er Monaden."

Mittwoch, den 17. März.

Mit Goethe zu Tiſch. Ich ſprach mit ihm über eine Stelle in ſeinen Gedichten, ob es heißen müſſe: „Wie es Dein Prieſter Horaz in der Entzückung verhieß", wie in allen ältern Ausgaben ſteht; oder: „Wie es Dein Prieſter Properz ꝛc.", welches die neue Ausgabe hat.

„Zu dieſer letztern Lesart", ſagte Goethe, „habe ich mich durch Gottling verleiten laſſen. Prieſter Properz klingt zudem ſchlecht, und ich bin daher für die frühere Lesart."

So, ſagte ich, ſtand auch in dem Manuſcript Ihrer „Helena", daß Theſeus ſie entführet als ein zehnjährig ſchlankes Reh. Auf Gottling's Einwendungen dagegen haben Sie nun drucken laſſen: ein ſiebenjährig ſchlankes Reh, welches gar zu jung iſt, ſowohl für das ſchöne Mädchen, als für die Zwillingsbrüder Caſtor und Pollux, die ſie befreien. Das Ganze

ist es so in der Fabelzeit, daß Niemand sagen kann, wie alt sie eigentlich war, und zudem ist die ganze Mythologie so verstatil, daß man die Dinge brauchen kann, wie es am Bequemsten und Hübschesten ist.

„Sie haben recht," sagte Goethe; „ich bin auch dafür, daß sie zehn Jahre alt gewesen sei, als Theseus sie entführet, und ich habe daher auch später geschrieben: vom zehnten Jahr an hat sie Nichts gelangt. In der künftigen Ausgabe mögt Ihr daher aus dem siebenjährigen Reh immer wieder ein zehnjähriges machen."

Sonntag, den 21. März.

„Die Hauptsache ist," sagte Goethe, „daß man lerne, sich selbst zu beherrschen. Wollte ich mich ungehindert gehen lassen, so läge es wohl in mir, mich selbst und meine Umgebung zu Grunde zu richten."

Wir sprachen sodann über krankhafte körperliche Zustände, und über die Wechselwirkung zwischen Körper und Geist.

„Es ist unglaublich," sagte Goethe, „wie viel der Geist zur Erhaltung des Körpers vermag. Ich leide oft an Beschwerden des Unterleibes, allein der geistige Wille und die Kräfte des obern Theils halten mich im Gange. Der Geist muß nur dem Körper nicht nachgeben! — So arbeite ich bei hohem Barometerstande leichter als bei tiefem; da ich nun Dieses weiß, so suche ich, bei tiefem Barometer, durch größere Anstrengung die nachtheilige Einwirkung aufzuheben, und es gelingt mir.

In der Poesie jedoch lassen sich gewisse Dinge nicht zwingen, und man muß von guten Stunden erwarten, was durch geistigen Willen nicht zu erreichen ist. So lasse ich mir jetzt in meiner Walpurgis-Nacht Zeit, damit Alles die gehörige Kraft und Anmuth erhalten möge. Ich bin gut vorgerückt und hoffe es zu vollenden, bevor Sie gehen.

Was darin von Figuren vorkommt, habe ich so von den besondern Gegenständen abgelöst und in's Allgemeine gespielt, daß es zwar dem Leser nicht an Beziehungen fehlen, aber Niemand wissen wird, worauf es eigentlich gemeint ist. Ich habe jedoch gestrebt, daß Alles im antiken Sinne, in bestimmten Umrissen dastehe, und daß nichts Vages, Ungewisses vorkomme, welches dem romantischen Verfahren gemäß sein mag.

Der Begriff von classischer und romantischer Poesie, der jetzt über die ganze Welt geht und so viel Streit und Spaltungen verursacht," fuhr Goethe fort, „ist ursprünglich von mir und Schiller ausgegangen. Ich hatte in der Poesie die Maxime des objectiven Verfahrens und wollte nur Dieses gelten lassen. Schiller aber, der ganz subjectiv wirkte, hielt seine Art für die rechte, und, um sich gegen mich zu wehren, schrieb er den Aufsatz über naive und sentimentale Dichtung. Er bewies mir, daß ich selber, wider Willen, romantisch sei, und meine „Iphigenie", durch das Verwalten der Empfindung, keineswegs so classisch und im antiken Sinne sei, als man vielleicht glauben möchte. Die Schlegel ergriffen die Idee und trieben sie weiter, so daß sie sich denn jetzt über die ganze Welt ausgedehnt hat, und nun Jedermann von Classicismus und Romanticismus redet, woran vor fünfzig Jahren Niemand dachte."

Von einer Reise aus Italien, wo er Goethe's Sohn zurückgelassen, heimkehrend, reiste der Verfasser am 20. November, Nachmittags, von Nordheim ab, auf dem Wege nach Göttingen, das er in der Dunkelheit erreichte.

Abends an Table d'hôte, als der Wirth hörte, erzählt Eckermann, daß ich aus Weimar sei und dahin zurück wolle, äußerte er in gemüthlicher Ruhe, daß doch der große Dichter Goethe in seinem hohen Alter noch ein schweres Leid habe erfahren müssen, indem, wie er heut in den Zeitungen gelesen, sein einziger Sohn in Italien am Schlage gestorben sei.

Man mag denken, was ich bei diesen Worten empfand. Ich nahm ein Licht und ging auf mein Zimmer, um nicht die anwesenden Fremden zu Zeugen meiner innern Bewegung zu machen.

Ich verbrachte die Nacht schlaflos. Das mich so nahe berührende Ereigniß war mir beständig vor der Seele. Die folgenden Tage und Nächte unterwegs, und in Mühlhausen und Gotha, vergingen mir nicht besser. Einsam im Wagen, bei den trüben November-Tagen, und in den öden Feldern, wo nichts Aeußeres mich zu zerstreuen und aufzuheitern geeignet war, bemühte ich mich vergebens, andere Gedanken zu fassen, und in den Gasthöfen unter Menschen hörte ich, als von einer Neuigkeit des Tages, immer von dem mich so nahe betreffenden traurigen Fall. Meine größte Besorgniß war, daß Goethe in seinem hohen Alter den heftigen Sturm väterlicher Empfindungen nicht überstehen möchte. Und welchen Eindruck, sagte ich mir, wird Deine Ankunft machen, da Du mit seinem Sohne gegangen bist und nun alleine zurückkommst! Er wird ihn erst zu verlieren glauben, wenn er Dich wiedersieht.

Unter solchen Gedanken und Empfindungen erreichte ich Dinstag, den 23. November, Abends sechs Uhr, das letzte Chaussee-Haus vor Weimar. Ich fühlte abermals in meinem Leben, daß das menschliche Dasein schwere Momente habe, durch die man hindurch müsse. Meine Gedanken

verkehrten mit höhern Weſen über mir, als mich ein Blick des Mondes traf, der auf einige Secunden aus dichtem Gewölk glänzend hervortrat und ſich dann wieder finſter verhüllte wie zuvor. War Dieſes nun Zufall oder war es Etwas mehr, genug, ich nahm es als ein günſtiges Zeichen von oben, und gewann daraus eine unerwartete Stärkung.

Kaum daß ich meine Wirthsleute begrüßt hatte, ſo war mein erſter Weg in das Goethe'ſche Haus. Ich ging zuerſt zu Frau von Goethe. Ich fand ſie bereits in tiefer Trauerkleidung, jedoch ruhig und gefaßt, und wir hatten viel gegen einander auszuſprechen.

Ich ging ſodann zu Goethe hinunter. Er ſtand aufrecht und feſt und ſchloß mich in ſeine Arme. Ich fand ihn vollkommen heiter und ruhig; wir ſetzten uns und ſprachen ſogleich von geſcheidten Dingen, und ich war höchſt beglückt, wieder bei ihm zu ſein. Er zeigte mir zwei angefangene Briefe, die er nach Nordheim an mich geſchrieben, aber nicht hatte abgehen laſſen. Wir ſprachen ſodann über die Frau Großherzoginn, über den Prinzen und manches Andere; ſeines Sohnes jedoch ward mit keiner Silbe gedacht.

Donnerstag, den 23. November.

Goethe ſendete mir am Morgen einige Bücher, die als Geſchenk Engliſcher und Deutſcher Autoren für mich angekommen waren. Mittags ging ich zu ihm zu Tiſch. Ich fand ihn eine Mappe mit Kupferſtichen und Handzeichnungen betrachtend, die ihm zum Verkauf zugeſendet waren. Er erzählte mir, daß die Frau Großherzoginn ihn am Morgen mit einem Beſuche beehrt, und daß er ihr meine Ankunft verkündigt habe.

Frau von Goethe geſellte ſich zu uns und wir ſetzten uns zu Tiſch. Ich mußte von meiner Reiſe erzählen. Ich ſprach über Venedig, über Mailand, über Genua, und es ſchien ihm beſonders intereſſant, nähere Nachrichten über die Familie des dortigen Engliſchen Conſuls zu vernehmen. Ich erzählte ſodann von Genf, und er erkundigte ſich theilnehmend nach der Familie Sorett und Herrn von Bonſtetten. Von Letzterm wünſchte er eine nähere Schilderung, die ich ihm gab, ſo gut es gelingen wollte.

Uebrigens erſchien Goethe mir heute beſonders ſtille und oft in ſich verloren, welches mir ein gutes Zeichen war.

Dinstag, den 30. November.

Goethe ſetzte uns vorigen Freitag in nicht geringe Sorge, indem er in der Nacht von einem heftigen Blutſturz überfallen wurde und den ganzen Tag nicht weit vom Tode war. Er verlor, einen Aderlaß mit eingerechnet, ſechs Pfund Blut, welches bei ſeinem achtzigjährigen Alter viel ſagen will. Die große Geſchicklichkeit ſeines Arztes, des Hofraths Vogel, verbunden mit ſeiner unvergleichlichen Natur, haben jedoch auch dieß Mal geſiegt, ſo daß er mit raſchen Schritten ſeiner Geneſung entgegengeht, ſchon wieder den beſten Appetit zeigt und auch die ganze Nacht wieder ſchläft. Es darf Niemand zu ihm, das Reden iſt ihm verboten, doch ſein ewig reger Geiſt kann nicht ruhen, er denkt ſchon wieder an ſeine Arbeiten. Dieſen Morgen erhielt ich von ihm folgendes Billet, das er mit der Bleifeder im Bette geſchrieben.

„Haben Sie die Güte, mein beſter Doctor, beikommende ſchon bekannte Gedichte nochmals durchzuleſen und die voranliegenden neuen einzuordnen, damit es ſich zum Ganzen ſchicke. „Fauſt" folgt hierauf!

Ein frohes Wiederſehen!

Weimar, den 30. November.

Goethe."

Nach Goethe's raſch erfolgender völliger Geneſung wendete er ſein ganzes Intereſſe auf den vierten Act des „Fauſt", ſowie auf die Vollendung des vierten Bandes von „Wahrheit und Dichtung".

Mittwoch, den 7. Februar 1811.

Ich las geſtern mit dem Prinzen in Voß's „Luiſe" weiter und hatte über das Buch für mich im Stillen Manches zu bemerken. Die großen Verdienſte der Darſtellung der Localität und äußern Zuſtände der Perſonen entzückten mich; jedoch wollte mir erſcheinen, daß das Gedicht eines höhern Gehalts entbehre, welche Bemerkung ſich mir beſonders an ſolchen Stellen aufdrang, wo die Perſonen in weitſchweifigen Reden ihr Inneres ausſprechen ſollen. Im Vicar of Wakefield iſt auch ein Landprediger mit ſeiner Familie dargeſtellt, allein der Poet beſaß eine höhere Welt-Cultur, und ſo hat ſich dieſes auch ſeinen Perſonen mitgetheilt, die alle ein mannigfaltigeres Innere an den Tag legen. In der „Luiſe" ſteht Alles auf dem Niveau einer beſchränkten mittlern Cultur, und ſo iſt freilich immer genug da, um einen gewiſſen Kreis von Leſern durchaus zu befriedigen. Die Verſe betreffend, ſo wollte es mir vorkommen, als ob der Hexameter für ſolche beſchränkte Zuſtände viel zu prätentiös, auch oft ein wenig gezwungen und geziert ſei, und daß die Perioden nicht immer natürlich genug hinfließen, um bequem geleſen zu werden.

Ich äußerte mich über dieſen Punct heute Mittag bei Tiſch gegen Goethe. „Die frühern Ausgaben jenes Gedichts", ſagte er, „ſind in ſolcher Hinſicht weit beſſer, ſo daß ich mich erinnere, es mit Freuden vorgeleſen zu haben. Später jedoch hat Voß viel daran gekünſtelt und aus techniſchen Gründen das Leichte, Natür-

liche der Verſe verderben. Ueberhaupt geht Alles jetzt aufs Techniſche aus und die Herren Critiker fangen an zu quängeln, ob in einem Reim ein e auch wieder auf ein e komme und nicht etwa ein ſ auf ein e. Wäre ich noch jung und verwegen genug, ſo würde ich abſichtlich gegen alle ſolche techniſche Grillen verſtoßen, ich würde Alliterationen, Aſſonanzen und falſche Reime, Alles gebrauchen, wie es mir käme und bequem wäre; aber ich würde auf die Hauptſache losgehen und ſo gute Dinge zu ſagen ſuchen, daß Jeder gereizt werden ſollte, es zu leſen und auswendig zu lernen."

Sonnabend, den 12. Februar.

Ich leſe im neuen Teſtament und gedenke eines Bildes, das Goethe mir in dieſen Tagen zeigte, wo Chriſtus auf dem Meere wandelt, und Petrus, ihm auf den Wellen entgegenkommend, in einem Augenblick anwandelnder Muthloſigkeit ſogleich einzuſinken anfängt.

„Es iſt Dieß eine der ſchönſten Legenden," ſagte Goethe, „die ich vor allen lieb habe. Es iſt darin die hohe Lehre ausgeſprochen, daß der Menſch durch Glauben und friſchen Muth im ſchwierigſten Unternehmen ſiegen werde; dagegen bei anwandelndem geringſten Zweifel ſogleich verloren ſei."

Sonntag, den 13. Februar.

Bei Goethe zu Tiſch. Er erzählt mir, daß er im vierten Act des „Fauſt" fortfahre, und daß ihm jetzt der Anfang ſo gelungen, wie er es gewünſcht. „Das, was geſchehen ſollte," ſagte er, „hatte ich, wie Sie wiſſen, längſt; allein mit dem Wie war ich noch nicht ganz zufrieden, und da iſt es mir nun lieb, daß mir gute Gedanken gekommen ſind. Ich werde nun dieſe ganze Lücke, von der „Helena" bis zum fertigen fünften Act, durcherfinden und in einem ausführlichen Schema niederſchreiben, damit ich ſodann mit völligem Behagen und Sicherheit ausführen und an den Stellen arbeiten kann, die mich zunächſt anmuthen. Dieſer Act bekommt wieder einen ganz eigenen Character, ſo daß er, wie eine für ſich beſtehende kleine Welt, das Uebrige nicht berühret, und nur durch einen leiſen Bezug zu dem Vorhergehenden und Folgenden ſich dem Ganzen anſchließt."

Er wird alſo, ſagte ich, völlig im Character des Uebrigen ſein; denn im Grunde ſind doch der Auerbach'ſche Keller, die Hexenküche, der Blocksberg, der Reichstag, die Maskerade, das Papiergeld, das Laboratorium, die claſſiſche Walpurgis-Nacht, die Helena, lauter für ſich beſtehende kleine Weltenkreiſe, die, in ſich abgeſchloſſen, wohl aufeinander wirken, aber doch einander wenig angehen. Dem Dichter liegt daran, eine mannigfaltige Welt auszuſprechen, und er benutzt die Fabel eines berühmten Helden bloß als eine Art von durchgehender Schnur, um daran aneinander zu reihen, was er Luſt hat. Es iſt mit der „Odyſſee" und dem „Sir-Blas" auch nicht anders.

„Sie haben vollkommen recht," ſagte Goethe; „auch kommt es bei einer ſolchen Compoſition bloß darauf an, daß die einzelnen Maſſen bedeutend und klar ſeien, während es als ein Ganzes immer incommenſurabel bleibt, aber eben deßwegen, gleich einem unaufgelöſ'ten Problem, die Menſchen zu wiederholter Betrachtung immer wieder anlockt."

Zum Nachtiſch betrachteten wir einige Kupfer nach neueſten Meiſtern, beſonders im landſchaftlichen Fach, wobei mit Freuden bemerkt wurde, daß daran nichts Falſches wahrzunehmen. „Es iſt ſeit Jahrhunderten ſo viel Gutes in der Welt," ſagte Goethe, „daß man ſich billig nicht wundern ſollte, wenn es wirkt und wieder Gutes hervorruft." Es iſt nur das Ueble, ſagte ich, daß es ſo viele falſche Lehren gibt, und daß ein junges Talent nicht weiß, welchem Heiligen es ſich widmen ſoll. „Davon haben wir Proben," ſagte Goethe; „wir haben ganze Generationen an falſchen Maximen verloren gehen und leiden ſehen, und haben ſelber darunter gelitten. Und nun in unſern Tagen die Leichtigkeit, jeden Irrthum durch den Druck ſogleich allgemein predigen zu können! Mag ein ſolcher Kunſtrichter nach einigen Jahren auch beſſer denken, und mag er auch ſeine beſſere Ueberzeugung öffentlich verbreiten, ſeine Irrlehre hat doch unterdeß gewirkt und wird auch künftig, gleich einem Schlingkraut, neben dem Guten immer fortwirken. Mein Troſt iſt nur, daß ein wirklich großes Talent nicht irre zu leiten und nicht zu verderben iſt."

Wir betrachteten die Kupfer weiter. „Es ſind wirklich gute Sachen," ſagte Goethe; „Sie ſehen reine, hübſche Talente, die was gelernt und die ſich Geſchmack und Kunſt in bedeutendem Grade angeeignet haben. Allein doch fehlet dieſen Bildern allen Etwas und zwar: das Männliche. Merken Sie ſich dieſes Wort und unterſtreichen Sie es. Es fehlt den Bildern eine gewiſſe zudringliche Kraft, die in frühern Jahrhunderten ſich überall ausſprach und die dem jetzigen fehlt, und zwar nicht bloß in Werken der Malerei, ſondern auch in allen übrigen Künſten. Es lebt ein ſchwächeres Geſchlecht, von dem ſich nicht ſagen läßt, ob es ſo iſt durch die Zeugung, oder durch eine ſchwächere Erziehung und Nahrung."

Man ſieht aber dabei, ſagte ich, wie viel in den Künſten auf eine große Perſönlichkeit ankommt, die freilich in frühern Jahrhunderten beſonders zu Hauſe war. Wenn man in Venedig

vor den Werken von Titian und Paul Veroneſe ſteht, ſo empfindet man den gewaltigen Geiſt dieſer Männer, in ihrem erſten Auge von dem Gegenſtande, wie in der letzten Ausführung. Ihr großes, energiſches Empfinden hat die Glieder des ganzen Bildes durchdrungen, und dieſe höhere Gewalt der künſtleriſchen Perſönlichkeit dehnt unſer eigenes Weſen aus und erhebt uns über uns ſelbſt, wenn wir ſolche Werke betrachten. Dieſer männliche Geiſt von dem Sie ſagen, findet ſich auch ganz beſonders in den Rubens'ſchen Landſchaften. Es ſind freilich auch nur Bäume, Erdboden, Waſſer, Felſen und Wolken, allein ſeine kräftige Geſinnung iſt in die Formen gefahren, und ſo ſehen wir zwar immer die bekannte Natur, allein wir ſehen ſie von der Gewalt des Künſtlers durchdrungen und nach ſeinem Sinne von Neuem hervorgebracht.

„Allerdings", ſagte Goethe, „iſt in der Kunſt und Poeſie die Perſönlichkeit Alles; allein doch hat es unter den Critikern und Kunſtrichtern der neueſten Zeit ſchwache Perſonagen gegeben, die Dieſes nicht zugeſtehen, und die eine große Perſönlichkeit, bei einem Werke der Poeſie oder Kunſt, nur als eine Art von geringer Zugabe wollten betrachtet wiſſen.

Aber freilich, um eine große Perſönlichkeit zu empfinden und zu ehren, muß man auch wiederum ſelber Etwas ſein. Alle, die dem Euripides das Erhabene abgeſprochen, waren arme Heringe, und einer ſolchen Erhebung nicht fähig; oder ſie waren unverſchämte Charlatane, die durch Anmaßlichkeit in den Augen einer ſchwachen Welt mehr aus ſich machen wollten und auch wirklich machten, als ſie waren."

Montag, den 11. Februar.

Mit Goethe zu Tiſch. Er hatte die Memoiren des General Rapp geleſen, wodurch das Geſpräch auf Napoleon kam, und welch ein Gefühl die Madame Lätitia müſſe gehabt haben, ſich als Mutter ſo vieler Helden und einer ſo gewaltigen Familie zu wiſſen. Sie hatte Napoleon, ihren zweiten Sohn, geboren, als ſie achtzehn Jahre alt war und ihr Gemahl dreiundzwanzig, ſo daß alſo die friſcheſte Jugendkraft der Eltern ſeinem phyſiſchen Theile zu Gute kam. Neben ihm gebar ſie drei andere Söhne, alle bedeutend begabt, tüchtig und energiſch in weltlichen Dingen und alle mit einem gewiſſen poetiſchen Talent. Auf ſolche vier Söhne folgen drei Töchter und zuletzt Jerome, der am Schwächſten von Allen ausgeſtattet geweſen zu ſein ſcheint.

„Das Talent iſt freilich nicht erblich, allein es will eine tüchtige phyſiſche Unterlage, und da iſt es denn keineswegs einerlei, ob Jemand der Erſt- oder Letztgeborne, und ob er von kräftigen und jungen, oder von ſchwachen und alten Eltern iſt gezeugt worden.

Merkwürdig iſt, ſagte ich, daß ſich von allen Talenten das muſicaliſche am Früheſten zeigt, ſo daß Mozart in ſeinem fünften, Beethoven in ſeinem achten und Hummel in ſeinem neunten Jahre ſchon die nächſte Umgebung durch Spiel und Compoſitionen in Erſtaunen ſetzten.

„Das muſicaliſche Talent", ſagte Goethe, „kann ſich wohl am Früheſten zeigen, indem die Muſik ganz etwas Angeborenes, Inneres iſt, das von Außen keiner großen Nahrung und keiner aus dem Leben gezogenen Erfahrung bedarf. Aber freilich, eine Erſcheinung, wie Mozart, bleibt immer ein Wunder, das nicht weiter zu erklären iſt. Doch wie wollte die Gottheit überall Wunder zu thun Gelegenheit finden, wenn ſie es nicht zuweilen in außerordentlichen Individuen verſuchte, die wir anſtaunen und nicht begreifen, woher ſie kommen."

Dinstag, den 12. Februar

Ich redete vom „Groß Cophtha", den ich in dieſen Tagen abermals geleſen. Ich gehe die einzelnen Scenen geſprächsweiſe durch und ſchließe mit dem Wunſch, es einmal auf der Bühne zu ſehen.

„Es iſt mir lieb," ſagte Goethe, „daß Ihnen das Stück gefällt und daß Sie herausfinden, was ich hineingearbeitet habe. Es war im Grunde keine geringe Operation, ein ganz reales Factum erſt poetiſch und dann theatraliſch zu machen. Und doch werden Sie zugeben, daß das Ganze recht eigentlich für die Bühne gedacht iſt. Schiller war auch ſehr für das Stück, und wir haben es ein Mal gegeben, wo es ſich denn für höhere Menſchen wirklich brillant machte. Für das Publicum im Allgemeinen jedoch iſt es nicht; die behandelten Verbrechen behalten immer etwas Appreheniſves, wobei es den Leuten nicht heimlich iſt. Es fällt, ſeinem verwegenen Character nach, ganz in den Kreis der „Clara Gazul", und der franzöſiſche Dichter könnte mich wirklich beneiden, daß ich ihm ein ſo gutes Sujet vorweggenommen. Ich ſage ein ſo gutes Sujet; denn im Grunde iſt es nicht bloß von ſittlicher, ſondern auch von großer, hiſtoriſcher Bedeutung; das Factum geht der Franzöſiſchen Revolution unmittelbar voran und iſt davon gewiſſer Maßen das Fundament. Die Königinn, der fatalen Halsbandgeſchichte ſo nahe verflochten, verlor ihre Würde, ja ihre Achtung, und ſo hatte ſie denn in der Meinung des Volkes den Standpunct verloren, um unantaſtbar zu ſein. Der Haß ſchadet Niemandem, aber die Verachtung iſt es, was den Menſchen ſtürzet. Kotzebue wurde lange gehaßt, aber damit der

Doch des Studenten ſich an ihn wagen konnte, mußten ihn gewiſſe Journale erſt verächtlich machen.“

Donnerstag, den 17. Februar.

Mit Goethe zu Tiſch. Ich bringe ihm ſeinen „Aufenthalt in Carlsbad vom Jahre 1807“, deſſen Redaction ich am Morgen beendigt. Wir leſen aber einige Stellen, die darin als flüchtige Tagebemerkungen vorkommen. „Man meint immer,“ ſagte Goethe lachend, „man müſſe alt werden, um geſcheidt zu ſein; im Grunde aber hat man bei zunehmenden Jahren zu thun, ſich ſo klug zu erhalten, als man geweſen iſt. Der Menſch wird in ſeinen verſchiedenen Lebensſtufen wohl ein Anderer, aber er kann nicht ſagen, daß er ein Beſſerer werde, und er kann in gewiſſen Dingen ſo gut in ſeinem zwanzigſten Jahre recht haben, als in ſeinem ſechszigſten.

Man ſieht freilich die Welt anders in der Ebene, anders auf den Höhen des Vorgebirgs und anders auf den Gletſchern des Urgebirgs. Man ſieht auf dem einen Standpunct ein Stück Welt mehr als auf dem andern; aber Das iſt auch Alles, und man kann nicht ſagen, daß man auf dem einen mehr recht hätte, als auf dem andern. Wenn daher ein Schriftſteller aus verſchiedenen Stufen ſeines Lebens Denkmale zurückläßt, ſo kommt es vorzüglich darauf an, daß er ein angeborenes Fundament und Wohlwollen beſitze, daß er auf jeder Stufe rein geſehen und empfunden, und daß er ohne Nebenzwecke gerade und treu geſagt habe, wie er gedacht. Dann wird ſein Geſchriebenes, wenn es auf der Stufe recht war, wo es entſtanden, auch ferner recht bleiben, der Autor mag ſich auch ſpäter entwickeln und verändern, wie er wolle.“

Ich gab dieſen guten Worten meine vollkommene Beiſtimmung. „Es kam mir in dieſen Tagen ein Blatt Manuſcript in die Hände,“ fuhr Goethe fort, „das ich las. Hm! ſagte ich zu mir ſelber, was da geſchrieben ſteht, iſt gar nicht ſo unrecht. Du denkſt auch nicht anders und würdeſt es auch nicht viel anders geſagt haben. Als ich aber das Blatt recht beſehe, war es ein Stück aus meinen eigenen Werken. Denn da ich immer vorwärts ſtrebe, ſo vergeſſe ich, was ich geſchrieben habe, wo ich denn ſehr bald in den Fall komme, meine Sachen als etwas durchaus Fremdes anzuſehen.“

Ich erkundigte mich nach dem „Fauſt“ und wie er vorrücke. „Der läßt mich nun nicht wieder los,“ ſagte Goethe, „ich denke und erfinde täglich daran fort. Ich habe nun auch das ganze Manuſcript des zweiten Theiles heute heften laſſen, damit es mir als eine ſinnliche Maſſe vor Augen ſei. Die Stelle des fehlenden vierten Actes habe ich mit weißem Papier ausgefüllt, und es iſt keine Frage, daß das Fertige anlockt und reizet, um Das zu vollenden, was noch zu thun iſt. Es liegt in ſolchen ſinnlichen Dingen mehr als man denkt, und man muß dem Geiſtigen mit allerlei Künſten zu Hülfe kommen.“

Es kommt doch in dieſem zweiten Theil, ſagte ich, eine weit reichere Welt zur Erſcheinung als im erſten.

„Ich ſollte denken,“ ſagte Goethe. „Der erſte Theil iſt faſt ganz ſubjectiv; es iſt Alles aus einem befangenern, leidenſchaftlichern Individuum hervorgegangen, welches Halbdunkel den Menſchen auch ſo wohl thun mag. Im zweiten Theile aber iſt faſt gar nichts Subjectives, es erſcheint hier eine höhere, breitere, hellere, leidenſchaftsloſere Welt, und wer ſich nicht Etwas umgethan und Einiges erlebt hat, wird Nichts damit anzufangen wiſſen.“

Es ſind darin einige Denkübungen, ſagte ich, und es mochte auch mitunter einige Gelehrſamkeit erfordert werden. Es iſt mir nur lieb, daß ich Schelling's Büchlein über die Kabiren geleſen, und daß ich nun weiß, wohin Sie in jener famöſen Stelle der claſſiſchen Walpurgis-Nacht deuten.

„Ich habe immer gefunden,“ ſagte Goethe lachend, „daß es gut ſei, Etwas zu wiſſen.“

Sonntag, den 20. Februar.

Goethe erzählte mir ſodann von dem Buche eines jungen Phyſikers, das er loben müſſe, wegen der Klarheit, mit der es geſchrieben und dem er die teleologiſche Richtung gerne nachſehe.

„Es iſt dem Menſchen natürlich,“ ſagte Goethe, „ſich als das Ziel der Schöpfung zu betrachten, und alle übrigen Dinge nur in Bezug auf ſich, und inſofern ſie ihm dienen und nützen. Er bemächtigt ſich der vegetabiliſchen und animaliſchen Welt, und, indem er andere Geſchöpfe als paſſende Nahrung verſchlingt, erkennt er ſeinen Gott und preiſet deſſen Güte, die ſo väterlich für ihn geſorgt. Der Kuh nimmt er die Milch, der Biene den Honig, dem Schaf die Wolle, und indem er den Dingen einen ihm nützlichen Zweck gibt, glaubt er auch, daß ſie dazu ſind geſchaffen worden. Ja, er kann ſich nicht denken, daß nicht auch das kleinſte Kraut für ihn da ſei; und wenn er deſſen Nutzen noch gegenwärtig nicht erkannt hat, ſo glaubt er doch, daß ſolches ſich künftig ihm gewiß entdecken werde.

Und wie der Menſch nun im Allgemeinen denkt, ſo denkt er auch im Beſondern, und er unterläßt nicht, ſeine gewohnte Anſicht aus dem Leben auch in die Wiſſenſchaft zu tragen, und auch bei den einzelnen Theilen eines organiſchen Weſens nach deren Zweck und Nutzen zu fragen.

Dieß mag auch eine Weile gehen, und er mag auch in der Wissenschaft eine Weile damit durchkommen; allein gar bald wird er auf Erscheinungen stoßen, wo er mit einer so kleinen Ansicht nicht ausreicht und wo er, ohne höhern Halt, sich in lauter Widersprüchen verwickelt.

Solche Nützlichkeitslehrer sagen wohl: der Ochse habe Hörner, um sich damit zu wehren. Nun frage ich aber: warum hat das Schaf keine? und, wenn es welche hat, warum sind sie ihm um die Ohren gewickelt, so daß sie ihm zu Nichts dienen?

Etwas Anderes aber ist es, wenn ich sage: der Ochse wehrt sich mit seinen Hörnern, weil er sie hat.

Die Frage nach dem Zweck, die Frage warum? ist durchaus nicht wissenschaftlich. Etwas weiter aber kommt man mit der Frage wie? — Denn wenn ich frage: wie hat der Ochse Hörner? so führt mich Das auf die Betrachtung seiner Organisation und belehrt mich zugleich, warum der Löwe keine Hörner hat und haben kann.

So hat der Mensch in seinem Schädel zwei unausgefüllte hohle Stellen. Die Frage warum? würde hier nicht weit reichen, wogegen aber die Frage Wie? mich belehrt, daß diese Höhlen Reste des thierischen Schädels sind, die sich bei solchen geringern Organisationen in stärkerm Maße befinden und die sich bei'm Menschen, trotz seiner Höhe, noch nicht ganz verloren haben.

Die Nützlichkeitslehrer würden glauben, ihren Gott zu verlieren, wenn sie nicht den anbeten sollen, der dem Ochsen die Hörner gab, damit er sich vertheidige. Mir aber möge man erlauben, daß ich den verehre, der in dem Reichthum seiner Schöpfung so groß war, nach tausendfältigen Pflanzen noch eine zu machen, worin alle Uebrigen enthalten, und nach tausendfältigen Thieren ein Wesen, das sie alle enthält: den Menschen.

Man verehre ferner den, der dem Vieh sein Futter gibt und dem Menschen Speise und Trank, so viel er genießen mag. Ich aber bete den an, der eine solche Productions-Kraft in die Welt gelegt hat, daß, wenn nur der millionste Theil davon in's Leben tritt, die Welt von Geschöpfen wimmelt, so daß Krieg, Pest, Wasser und Brand ihr Nichts anzuhaben vermögen. Das ist mein Gott!"

Montag, den 21. Februar.

„Die alte Walpurgis-Nacht", sagte Goethe, „ist monarchisch, indem der Teufel dort überall als entschiedenes Oberhaupt respectirt wird. Die classische aber ist durchaus republicanisch, indem Alles in der Breite neben einander steht, so daß der Eine so viel gilt, wie der Andere, und Niemand sich superbirt und sich um den Andern bekummert."

Auch, sagte ich, sondert sich in der classischen Alles in scharf umrissene Individualitäten, während auf dem Deutschen Blocksberg jedes Einzelne sich in eine allgemeine Heerenmasse auflöst.

„Deßhalb", sagte Goethe, „weiß auch Mephistopheles, was es zu bedeuten hat, wenn der Homunculus ihm von thessalischen Hexen redet. Ein guter Kenner des Alterthums wird bei dem Wort thessalische Hexen sich auch Einiges zu denken vermögen, während es dem Ungelehrten ein bloßer Name bleibt."

Das Alterthum, sagte ich, mußte Ihnen doch sehr lebendig sein, um alle jene Figuren wieder so frisch in's Leben treten zu lassen, und sie mit solcher Freiheit zu gebrauchen und zu behandeln, wie Sie es gethan haben.

„Ohne eine lebenslängliche Beschäftigung mit der bildenden Kunst", sagte Goethe, „wäre es mir nicht möglich gewesen. Das Schwierige indessen war, sich bei so großer Fülle mäßig zu halten und alle solche Figuren abzulehnen, die nicht durchaus zu meiner Intention paßten. So habe ich z. B. von dem Minotaurus, den Harpyen und einigen andern Ungeheuern keinen Gebrauch gemacht."

Aber was Sie in jener Nacht erscheinen lassen, sagte ich, ist Alles so zusammengehörig und so gruppirt, daß man es sich in der Einbildungskraft leicht und gerne zurückruft und Alles willig ein Bild macht. Die Maler werden sich so gute Anlässe auch gewiß nicht entgehen lassen; besonders freue ich mich, den Mephistopheles bei den Phorcyaden zu sehen, wo er im Profil die fameuse Maske probirt.

„Es stecken darin einige gute Späße," sagte Goethe, „welche die Welt über kurz oder lang auf manche Weise benutzen wird. Wenn die Franzosen nur erst die „Helena" gewahr werden und sehen, was daraus für ihr Theater zu machen ist! Sie werden das Stück, wie es ist, verderben; aber sie werden es zu ihren Zwecken klug gebrauchen, und Das ist Alles, was man erwarten und wünschen kann. Der Phorcyas werden sie sicher einen Eber von Ungeheuern beigeben, wie es an einer Stelle auch bereits angedeutet ist."

Es käme darauf an, sagte ich, daß ein tüchtiger Poet von der romantischen Schule das Stück durchweg als Oper behandelte, und Rossini sein großes Talent zu einer bedeutenden Composition zusammennähme, um mit der „Helena" Wirkung zu thun. Denn es sind darin Anlässe zu prächtigen Decorationen, überraschenden Verwandelungen, glänzenden Costumen und reizenden Balletten, wie nicht leicht in

einem andern Stück, ohne zu erwähnen, daß eine ſolche Fülle von Sinnlichkeit ſich auf dem Fundament einer geiſtreichen Fabel bewegt, wie ſie nicht leicht beſſer erfunden werden dürfte.

„Wir wollen erwarten," ſagte Goethe, „was uns die Götter Weiteres bringen. Es läßt ſich in ſolchen Dingen Nichts beſchleunigen. Es kommt darauf an, daß es den Menſchen aufgehe und daß Theater-Directoren, Poeten und Componiſten darin ihren Vortheil gewahr werden."

Montag, den 22. Februar

Ich beſchäftigte mich den ganzen Tag mit dem Manuſcript des vierten Bandes von Goethe's Leben, das er mir geſtern zuſandte, um zu prüfen, was daran etwa noch zu thun ſein möchte.

Dieſer ganze vierte Band iſt ſehr verſchieden von den drei frühern. Jene ſind durchaus fortſchreitend in einer gewiſſen, gegebenen Richtung, ſo daß denn auch der Weg durch viele Jahre geht. Bei dieſem dagegen ſcheint die Zeit kaum zu rücken, auch ſieht man kein entſchiedenes Beſtreben der Hauptperſon. Manches wird unternommen, aber nicht vollendet; Manches gewollt, aber anders geleitet, und ſo empfindet man überall eine heimlich einwirkende Gewalt, eine Art von Schickſal, das mannigfaltige Fäden zu einem Gewebe aufzieht, das erſt künftige Jahre vollenden ſollen.

Es war daher in dieſem Bande am Ort, von jener geheimen problematiſchen Gewalt zu reden, die Alle empfunden, die kein Philoſoph erklärt, und über die der Religiöſe ſich mit einem tröſtlichen Worte hinaushilft.

Goethe nennet dieſes unausſprechliche Welt- und Lebens-Räthſel das Dämoniſche, und indem er ſein Weſen bezeichnet, fühlen wir, daß es ſo iſt, und es kommt uns vor, als würden vor gewiſſen Hintergründen unſers Lebens die Vorhänge weggezogen. Wir glauben weiter und deutlicher zu ſehen, werden aber bald gewahr, daß der Gegenſtand zu groß und mannigfaltig iſt, und daß unſere Augen nur bis zu einer gewiſſen Grenze reichen.

Die Religion der hochgebildeten alten Griechen kam nicht weiter, als daß ſie einzelne Aeußerungen des Unerforſchlichen durch beſondere Gottheiten verſinnlichte. Da aber ſolche Einzelnheiten beſchränkte Weſen waren, und im Ganzen des Zuſammenhangs eine Lücke blieb, ſo erfanden ſie die Idee des Fatums, das ſie über Alle ſetzten, wodurch denn, da dieſes wiederum ein vielſeitig Unerforſchliches blieb, die Angelegenheit mehr abgethan als abgeſchloſſen wurde.

Chriſtus dachte einen alleinigen Gott, dem er alle die Eigenſchaften beilegte, die er in ſich ſelbſt als Vollkommenheiten empfand. Er ward das Weſen ſeines eigenen ſchönen Innern, voll Güte und Liebe, wie er ſelber, und ganz geeignet, daß gute Menſchen ſich ihm vertrauensvoll hingeben und dieſe Idee, als die ſüßeſte Verknüpfung nach oben, in ſich aufnehmen.

Da nun aber das große Weſen, welches wir die Gottheit nennen, ſich nicht bloß im Menſchen, ſondern auch in einer reichen, gewaltigen Natur und in mächtigen Weltbegebenheiten ausſpricht, ſo kann auch natürlich eine nach menſchlichen Eigenſchaften von ihm gebildete Vorſtellung nicht ausreichen, und der Aufmerkende wird bald auf Unzulänglichkeiten und Widerſprüche ſtoßen, die ihn in Zweifel, ja in Verzweiflung bringen, wenn er nicht entweder klein genug iſt, ſich durch eine künſtliche Ausrede beſchwichtigen zu laſſen, oder groß genug, ſich auf den Standpunct einer höhern Anſicht zu erheben.

Einen ſolchen Standpunct fand Goethe früh in Spinoza und er erkennet mit Freuden, wie ſehr die Anſichten dieſes großen Denkers den Bedürfniſſen ſeiner Jugend gemäß geweſen. Er fand in ihm ſich ſelber und ſo konnte er ſich auch an ihm auf das Schönſte befeſtigen.

Widerſacher haben ihn oft beſchuldigt, er habe keinen Glauben. Er hatte aber bloß den ihrigen nicht, weil er ihm zu klein war. Wollte er den ſeinigen ausſprechen, ſo würden ſie erſtaunen, aber ſie würden nicht fähig ſein, ihn zu faſſen.

Goethe ſelbſt aber iſt weit entfernt, zu glauben, daß er das höchſte Weſen erkenne, wie es iſt. Alle ſeine ſchriftlichen und mündlichen Aeußerungen gehen darauf hin, daß es ein Unerforſchliches ſei, wovon der Menſch nur annähernde Spuren und Ahnungen habe.

Uebrigens iſt die Natur und ſind wir Menſchen alle vom Göttlichen ſo durchdrungen, daß es uns hält, daß wir darin leben, weben und ſind, daß wir nach ewigen Geſetzen leiden und uns freuen, daß wir ſie ausüben und daß ſie an uns ausgeübt werden, gleichviel, ob wir ſie erkennen oder nicht.

Mittwoch, den 2. März.

Heute bei Goethe zu Tiſch, kam das Geſpräch bald wieder auf das Dämoniſche und er fügte zu deſſen näherer Bezeichnung noch Folgendes hinzu.

„Das Dämoniſche", ſagte er, „iſt Dasjenige, was durch Verſtand und Vernunft nicht aufzulöſen iſt. In meiner Natur liegt es nicht, aber ich bin ihm unterworfen."

Napoleon, ſagte ich, ſcheint dämoniſcher Art geweſen zu ſein. „Er war es durchaus", ſagte Goethe, „im höchſten Grade, ſo daß kaum ein Anderer ihm zu vergleichen iſt. Auch der verſtorbene Großherzog war eine dämoniſche Na-

ter, voll unbegrenzter Thatkraft und Unruhe, ſo daß ſein eigenes Reich ihm zu klein war und das größte ihm zu klein geweſen wäre. Dämoniſche Weſen ſolcher Art rechneten die Griechen unter die Halbgötter."

Erſcheint nicht auch, ſagte ich, das Dämoniſche in den Begebenheiten? „Ganz beſonders," ſagte Goethe, „und zwar in allen, die wir durch Verſtand und Vernunft nicht aufzulöſen vermögen. Ueberhaupt manifeſtirt es ſich auf die verſchiedenſte Weiſe in der ganzen Natur, in der unſichtbaren wie in der ſichtbaren. Manche Geſchöpfe ſind ganz dämoniſcher Art, in manchen ſind Theile von ihm wirkſam."

Hat nicht auch, ſagte ich, der Mephiſtopheles dämoniſche Züge? „Nein," ſagte Goethe; der Mephiſtopheles iſt ein viel zu negatives Weſen; das Dämoniſche aber äußert ſich in einer durchaus poſitiven Thatkraft.

Unter den Künſtlern", fuhr Goethe fort, „findet es ſich mehr bei Muſikern, weniger bei Malern. Bei Paganini zeigt es ſich in hohem Grade, wodurch er denn auch ſo große Wirkungen hervorbringt."

Ich war ſehr erfreut über alle dieſe Bezeichnungen, wodurch es mir nun deutlicher wurde, was Goethe ſich unter dem Begriff des Dämoniſchen dachte.

Sonntag, den 9. März.

Zum Nachtiſch las Goethe mir dann einige ſeit 1775 ſich erhaltene Fragmente von Hanswurſt's Hochzeit. Kilian Brußſtick eröffnet das Stück mit einem Monolog, worin er ſich beklagt, daß ihm Hanswurſt's Erziehung, trotz aller Mühe, ſo ſchlecht geglückt ſei. Die Scene, ſowie alles Uebrige, war ganz im Tone des „Fauſt" geſchrieben. Eine gewaltige, productive Kraft bis zum Uebermuth ſprach ſich in jeder Zeile aus, und ich bedauerte bloß, daß es ſo über alle Grenzen hinaus gehe, daß ſelbſt die Fragmente ſich nicht mittheilen laſſen. Goethe las mir darauf den Zettel der im Stück ſpielenden Perſonen, die faſt drei Seiten füllten und ſich gegen hundert belaufen mochten. Es waren alle erdenklichen Schimpfnamen, mitunter von der derbſten, luſtigſten Sorte, ſo daß man nicht aus dem Lachen kam. Manche gingen auf körperliche Fehler und zeichneten eine Figur dermaßen, daß ſie lebendig vor die Augen trat; andere deuteten auf die mannigfaltigſten Unarten und Laſter, und ließen einen tiefen Blick in die Breite der unſittlichen Welt vorausſetzen. Wäre das Stück zu Stande gekommen, ſo hätte man die Erfindung bewundern müſſen, der es geglückt, ſo mannigfaltige ſymboliſche Figuren in eine einzige, lebendige Handlung zu verknüpfen.

„Es war nicht zu denken, daß ich das Stück hätte fertig machen können," ſagte Goethe, „indem es einen Gipfel von Muthwillen vorausſetzte, der mich wohl augenblicklich anwandelte, aber im Grunde nicht in dem Ernſt meiner Natur lag, und auf dem ich mich alſo nicht halten konnte. Und dann ſind in Deutſchland unſere Kreiſe zu beſchränkt, als daß man mit ſo Etwas hätte hervortreten können. Auf einem breiten Terrain, wie Paris, mag dergleichen ſich herumtummeln, ſo wie man auch dort wohl ein Beranger ſein kann, welches in Frankfurt oder Weimar gleichfalls nicht zu denken wäre."

Dienſtag, den 11. März.

Heute mit Goethe zu Tiſch, erzählte er mir zunächſt, daß er den Ivanhoe leſe. „Walter Scott iſt ein großes Talent," ſagte er, „das nicht Seinesgleichen hat, und man darf ſich billig nicht verwundern, daß er auf die ganze Leſewelt ſo außerordentliche Wirkungen hervorbringt. Er gibt mir viel zu denken, und ich entdecke in ihm eine ganz neue Kunſt, die ihre eigenen Geſetze hat."

Wir ſprachen ſodann über den vierten Band der Biographie, und waren im Hin- und Wiederreden über das Dämoniſche begriffen, ehe wir es uns verſahen.

„In der Poeſie", ſagte Goethe, „iſt durchaus etwas Dämoniſches, und zwar vorzüglich in der unbewußten, bei der aller Verſtand und alle Vernunft zu kurz kommt, und die daher auch ſo über alle Begriffe wirkt.

Deßgleichen iſt es in der Muſik im höchſten Grade; denn ſie ſteht ſo hoch, daß kein Verſtand ihr beikommen kann, und es geht von ihr eine Wirkung aus, die Alles beherrſcht und von der Niemand im Stande iſt, ſich Rechenſchaft zu geben. Der religiöſe Cultus kann ſie daher auch nicht entbehren; ſie iſt eins der erſten Mittel, um auf die Menſchen wunderbar zu wirken.

So wirft ſich auch das Dämoniſche gern in bedeutende Individuen, vorzüglich wenn ſie eine hohe Stellung haben, wie Friedrich und Peter der Große.

Auch in Byron mag das Dämoniſche in hohem Grade wirkſam geweſen ſein, weßhalb er auch die Attractiva in großem Maße beſeſſen, ſo daß ihm denn beſonders die Frauen nicht haben widerſtehen können."

In die Idee vom Göttlichen, ſagte ich verſuchend, ſcheint die wirkende Kraft, die wir das Dämoniſche nennen, nicht einzugehen.

„Liebes Kind," ſagte Goethe, „was wiſſen wir denn von der Idee des Göttlichen und was wollen denn unſere engen Begriffe vom höchſten Weſen ſagen! Wollte ich es, gleich einem Türken, mit hundert Namen nennen, ſo würde ich doch noch zu kurz kommen und im Vergleich zu

Wir ſind dem Edelmanne viel Dank ſchuldig.

Schnaps.

Narrenspoſſen! Dankbarkeit iſt das, was Ihr zum Voraus abſchaffen müßt.

Märten.

Wie iſt das möglich?

Schnaps.

Es iſt ganz natürlich. Schafft ſie nur ab! Ihr werdet finden, der Undank iſt die bequemſte Sache von der Welt.

Märten.

Hätt' ich nicht gedacht!

Schnaps.

Probiert's und kommt! Macht keine Umſtände, es iſt ja nur ein Gleichniß.

Märten.

Ja ſo! ein Gleichniß.

grenzenloſer Eigenſchaften noch Nichts geſagt haben."

Mittwoch, den 9. März.

Goethe fuhr heute fort, mit der höchſten Anerkennung über Walter Scott zu reden.

„Man lieſt viel zu viel geringe Sachen," ſagte er, „womit man die Zeit verdirbt und wovon man weiter Nichts hat. Man ſollte eigentlich immer nur Das leſen, was man bewundert, wie ich in meiner Jugend that und wie ich es nun an Walter Scott erfahre. Ich habe jetzt den Ab Ovo angefangen und will ſo ſeine beſten Romane hinter einander durchleſen. Da iſt freilich Alles groß, Stoff, Gehalt, Charactere, Behandlung, und dann der unendliche Fleiß in den Vorſtudien, ſowie in der Ausführung die große Wahrheit des Details! Man ſieht aber, was die Engliſche Geſchichte iſt und was es ſagen will, wenn einem tüchtigen Poeten eine ſolche Erbſchaft zu Theil wird. Unſere Deutſche Geſchichte in fünf Bänden iſt dagegen eine wahre Armuth, ſo daß man auch, nach dem „Götz von Berlichingen", ſogleich in's Privat-Leben ging und eine „Agnes Bernauerinn" und einen „Otto von Wittelsbach" ſchrieb, womit freilich nicht viel gethan war."

Montag, den 14. März.

Mit Goethe zu Tiſch, mit dem ich Mancherlei bereede. Ich muß ihm von der „Stummen von Portici" erzählen, die vorgeſtern gegeben worden und es kommt zur Sprache, daß darin eigentlich gegründete Motive zu einer Revolution gar nicht zur Anſchauung gebracht worden, welches jedoch den Leuten gefalle, indem nun Jeder in die leergelaſſene Stelle Das hineintrage, was ihm ſelber in ſeiner Stadt und ſeinem Lande nicht behagen mag. „Die ganze Oper", ſagte Goethe, „iſt im Grunde eine Satyre auf das Volk; denn wenn es den Liebeshandel eines Fiſchermädchens zur öffentlichen Angelegenheit macht und den Fürſten einen Tyrannen nennt, weil er eine Fürſtinn heirathet, ſo erſcheint es doch wohl ſo abſurd und ſo lächerlich wie möglich."

Dienſtag, den 15. März.

Zu dem Schluß von Goethes „Novelle" wird im Grunde weiter Nichts verlangt, als die Empfindung, daß der Menſch von höhern Weſen nicht ganz verlaſſen ſei, daß ſie ihn vielmehr im Auge haben, an ihm Theil nehmen und in der Noth ihm helfend zur Seite ſtehen.

Dieſer Glaube iſt etwas ſo Natürliches, daß er zum Menſchen gehört, daß er einen Beſtandtheil ſeines Weſens ausmacht und, als das Fundament aller Religion, allen Völkern angeboren iſt. In den erſten menſchlichen Anfängen zeigt er ſich ſtark; er weicht aber auch der höchſten Cultur nicht, ſo daß wir ihn unter den Griechen noch groß in Plato ſehen und zuletzt noch eben ſo glänzend in dem Verfaſſer von „Daphnis und Chloe". In dieſem liebenswürdigen Gedicht waltet das Göttliche unter der Form von Pan und den Nymphen, die an frommen Hirten und Liebenden Theil nehmen, welche ſie am Tage ſchützen und retten und denen ſie Nachts im Traum erſcheinen und ihnen ſagen, was zu thun ſei. In Goethes „Novelle" iſt dieſes behütende Unſchätzbare unter der Form des Ewigen und der Engel gedacht, die einſt in der Grube, unter grimmigen Löwen, den Propheten bewahrten und die hier, in der Nähe eines ähnlichen Ungeheuers, ein gutes Kind ſchützend umgeben. Der Löwe zerreißt den Knaben nicht, er zeigt ſich vielmehr ſanft und willig; denn die in alle Ewigkeit fort thätigen höhern Weſen ſind vermittelnd im Spiele.

Damit aber Dieſes einem ungläubigen neunzehnten Jahrhundert nicht zu wunderbar erſcheine, ſo benutzt der Dichter noch ein zweites mächtiges Motiv, nämlich das der Muſik, deren magiſche Gewalt die Menſchen von den älteſten Zeiten her empfunden haben und von der auch wir uns noch täglich beherrſchen laſſen, ohne zu wiſſen, wie uns geſchieht.

Und wie nun Orpheus durch eine ſolche Magie alle Thiere des Waldes zu ſich heranzog und in dem letzten Griechiſchen Dichter ein junger Hirt mit ſeiner Flöte die Ziegen leitet, ſo daß ſie auf verſchiedene Melodien ſich zerſtreuen und verſammeln, vor dem Feind fliehen und ruhig hinweiden, ſo übt auch in Goethe's „Novelle" die Muſik auf den Löwen ihre Macht aus, indem das gewaltige Thier den Melodien der ſüßen Flöte nachgeht und überall folgt, wohin die Unſchuld des Knaben ihn leiten will.

Mittwoch, den 16. März.

Wir reden über den Schluß des „Tell" und ich gebe mein Verwundern zu erkennen, wie Schiller den Fehler habe machen können, ſeinen Helden durch das unedle Benehmen gegen den flüchtigen Herzog von Schwaben ſo herabſinken zu laſſen, indem er über dieſen ein hartes Gericht hält, während er ſich ſelbſt mit ſeiner eigenen That brüſtet.

„Es iſt kaum begreiflich," ſagte Goethe, „allein Schiller war dem Einfluß von Frauen unterworfen wie Andere auch; und wenn er in dieſem Fall ſo fehlen konnte, ſo geſchah es mehr aus ſolchen Einwirkungen, als aus ſeiner eigenen guten Natur."

Montag, den 21. März.

Wir ſprachen über politiſche Dinge, über die noch immer fortwährenden Unruhen in Paris und den Wahn der jungen Leute, in die höch-

ten Angelegenheiten des Staates mit einwirken zu wollen.

Auch in England, sagte ich, haben die Studenten vor einigen Jahren bei Entscheidung der catholischen Frage durch Einreichung von Bittschriften einen Einfluß zu erlangen versucht; allein man hat sie ausgelacht und nicht weiter davon Notiz genommen.

„Das Beispiel von Napoleon", sagte Goethe, „hat besonders in den jungen Leuten von Frankreich, die unter jenem Heiden heranwuchsen, den Egoismus aufgeregt und sie werden nicht eher ruhen, als bis wieder ein großer Despot unter ihnen aufsteht, in welchem sie Das auf der höchsten Stufe sehen, was sie selber zu sein wünschen. Es ist nur das Schlimme, daß ein Mann, wie Napoleon, nicht sobald wieder geboren wird und ich fürchte fast, daß noch einige hunderttausend Menschen daraus gehen, ehe die Welt wieder zur Ruhe kommt.

An litterarische Wirkung ist auf einige Jahre gar nicht zu denken und man kann jetzt weiter Nichts thun, als für eine friedlichere Zukunft im Stillen manches Gute vorzubereiten."

Wir redeten sodann über den Unterschied des Deutschen Begriffes von Geist und des Französischen esprit. „Das Französische esprit", sagte Goethe, „kommt Dem nahe, was wir Deutschen Witz nennen. Unser Geist würden die Franzosen vielleicht durch esprit und âme ausdrücken. Es liegt darin zugleich der Begriff von Productivität, welchen das Französische esprit nicht hat."

Voltaire, sagte ich, hat doch nach Deutschen Begriffen Dasjenige, was wir Geist nennen. Und da nun das Französische esprit nicht hinreicht, was sagen nun die Franzosen?

„In diesem hohen Falle", sagte Goethe, „drücken sie es durch génie aus."

Ich lese jetzt einen Band von Diderot, sagte ich und bin erstaunt über das außerordentliche Talent dieses Mannes. Und welche Kenntnisse, und welche Gewalt der Rede! Man sieht in eine große bewegte Welt, wo Einer dem Andern zu schaffen machte und Geist und Charakter sie in beständiger Uebung erhalten mußten, daß Beide gewandt und stark werden mußten. Was aber die Franzosen im vorigen Jahrhundert in der Litteratur für Männer hatten, erscheint ganz außerordentlich. Ich muß schon erstaunen, wie ich nur eben hineinblicke.

„Es war die Metamorphose einer hundertjährigen Litteratur," sagte Goethe, „die seit Ludwig XIV. heranwuchs und zuletzt in voller Blüthe stand. Voltaire hetzte aber eigentlich Geister, wie Diderot, D'Alembert, Beaumarchais und Andere herauf; denn um neben ihm nur Etwas zu sein, mußte man viel sein und es galt kein Feiern."

Dienstag, den 12 März.

Goethe las mir zum Nachtisch Stellen aus einem Briefe eines jungen Freundes aus Rom. Einige Deutsche Künstler erscheinen darin mit langen Haaren, Schnurrbärten, übergeschlagenen Hemdkragen auf Altdeutschen Röcken, Tabakspfeifen und Bullenbeißern. Der großen Meister wegen und um Etwas zu lernen, schienen sie nicht nach Rom gekommen zu sein. Raphael dünkte ihnen schwach und Tizian blieb ein guter Colorist.

„Niebuhr hat recht gehabt," sagte Goethe, „wenn er eine barbarische Zeit kommen sah. Sie ist schon da, wir sind schon mitten darinne; denn worin besteht die Barbarei anders als darin, daß man das Vortreffliche nicht anerkennt."

Sonntag, den 21. März.

Man hat von Lessing behauptet, sagte ich, er sei ein kalter Verstandesmensch; ich finde aber in dem Stück „Minna von Barnhelm so viel Gemüth, liebenswürdige Natürlichkeit, Herz und freie Weltbildung eines heiteren, feinfühlenden Menschen, als man nur wünschen kann.

„Sie mögen denken," sagte Goethe, „wie das Stück auf uns junge Leute wirkte, als es in jener dunkeln Zeit hervortrat. Es war wirklich ein glänzendes Meteor. Es machte uns aufmerksam, daß noch etwas Höheres existire, als wovon die damalige schwache litterarische Epoche einen Begriff hatte. Die beiden ersten Acte sind wirklich ein Meisterstück von Exposition, woran man viel lernte und woran man noch immer lernen kann.

Heut zu Tage will freilich Niemand mehr Etwas von Exposition wissen; die Wirkung, die man sonst im dritten Act erwartete, will man jetzt schon in der ersten Scene haben und man bedenkt nicht, daß es mit der Poesie wie mit dem Seefahren ist, wo man erst vom Ufer stoßen und erst auf einer gewissen Höhe sein muß, bevor man mit vollen Segeln gehen kann."

Mittwoch, den 24. März.

Ihre Biographie ist ein Buch, sagte ich, wodurch wir in unserer Cultur und auf die entschiedenste Weise gefördert sehen.

„Es sind lauter Resultate meines Lebens," sagte Goethe, „und die erzählten einzelnen Facta dienen blos, um eine allgemeine Betrachtung, eine höhere Wahrheit zu bestätigen."

Was Sie unter Anderm von Baisedow erwähnen, sagte ich, wie er nämlich zu Erreichung höherer Zwecke die Menschen nöthig hat und ihre Gunst erwerben möchte, aber nicht bedenkt, daß er es mit allen verderben muß, wenn er in

ohne alle Rückſicht ſeine abſtoßenden religiöſen Anſichten äußert und den Menſchen Dasjenige, woran ſie mit Liebe hängen, verdächtig macht; leichte und ähnliche Züge erſcheinen mir von großer Bedeutung.

„Ich dächte," ſagte Goethe, „es ſtecken darin einige Symbole des Menſchenlebens. Ich nannte das Buch „Wahrheit und Dichtung," weil es ſich durch höhere Tendenzen aus der Region einer niedern Realität erhebt. Jean Paul hat nun, aus Geiſt des Widerſpruchs, Wahrheit aus ſeinem Leben geſchrieben! — Als ob die Wahrheit aus dem Leben eines ſolchen Mannes etwas Anderes ſein könnte, als daß der Autor ein Philiſter geweſen! — Aber die Deutſchen wiſſen nicht leicht, wie ſie etwas Ungewohntes zu nehmen haben und das Höhere geht oft an ihnen vorüber, ohne daß ſie es gewahr werden. Ein Factum unſers Lebens gilt nicht, inſofern es wahr iſt, ſondern inſofern es Etwas zu bedeuten hatte."

Donnerstag, den 21. März.

Wir redeten über litterariſche Dinge und Meyer erzählte uns ſeine erſte Bekanntſchaft mit Schiller.

Ich ging, ſagte er, mit Goethe in dem ſogenannten Paradies bei Jena ſpazieren, wo Schiller uns begegnete und wo wir zuerſt mit einander redeten. Er hatte ſeinen „Don Carlos" noch nicht beendigt; er war eben aus Schwaben zurückgekehrt und ſchien ſehr krank und an den Nerven leidend. Sein Geſicht glich dem Bilde des Gekreuzigten. Goethe dachte, er würde keine vierzehn Tage leben, allein, als er zu größerm Behagen kam, erholte er ſich wieder und ſchrieb dann erſt alle ſeine bedeutenden Sachen.

Montag, den 2. Mai.

Goethe erfreute mich mit der Nachricht, daß es ihm in dieſen Tagen gelungen, den bisher fehlenden Anfang des fünften Actes von „Fauſt" ſo gut wie fertig zu machen.

„Die Intention auch dieſer Scenen", ſagte er, „iſt über dreißig Jahre alt; ſie war von ſolcher Bedeutung, daß ich daran das Intereſſe nicht verloren, allein ſo ſchwer auszuführen, daß ich mich davor fürchtete. Ich bin nun durch manche Künſte wieder in Zug gekommen, und wenn das Glück gut iſt, ſo ſchreibe ich jetzt den vierten Act hintereinander weg."

Goethe erwähnte hierauf eines bekannten Schriftſtellers. „Es iſt ein Talent," ſagte er, „dem der Parteihaß als Alliance dient und das ohne ihn keine Wirkung gethan haben würde. Man findet häufige Proben in der Litteratur, wo der Haß das Genie erſetzt und wo geringe Talente bedeutend erſcheinen, indem ſie als Organ einer Partei auftreten. So auch findet man im Leben eine Maſſe von Perſonen, die nicht Character genug haben, um allein zu ſtehen; dieſe werfen ſich gleichfalls an eine Partei, wodurch ſie ſich geſtärkt fühlen und nun eine Figur machen.

Béranger dagegen iſt ein Talent, das ſich ſelber genug iſt. Er hat daher auch nie einer Partei gedient. Er empfindet zu viele Satisfaction in ſeinem Innern, als daß ihm die Welt Etwas geben oder nehmen könnte."

Sonntag, den 15. Mai.

Ein Punct, der von uns näher beſprochen wurde, waren die Maximen und Reflexionen, die am Ende des zweiten und dritten Theiles der „Wanderjahre" abgedruckt ſtehen.

Bei der begonnenen Umarbeitung und Vervollſtändigung dieſes früher in einem Bande erſchienenen Romans, hatte Goethe nämlich ſeinen Anſchlag auf zwei Bände gemacht, wie auch in der Ankündigung der neuen Ausgabe der ſämmtlichen Werke gedruckt ſteht. Im Fortgange der Arbeit jedoch wuchs ihm das Manuſcript über die Erwartung, und da ſein Schreiber Etwas weitläufig geſchrieben, ſo täuſchte ſich Goethe und glaubte, ſtatt zu zwei Bänden, zu dreien genug zu haben und das Manuſcript ging in drei Bänden an die Verlagshandlung. Als nun aber der Druck bis zu einem gewiſſen Puncte gediehen war, fand es ſich, daß Goethe ſich verrechnet hatte, und daß beſonders die beiden letzten Bände zu klein ausfielen. Man hat nun weiteres Manuſcript, und da nun in dem Gang des Romans Nichts mehr geändert, auch in dem Drange der Zeit keine neue Novelle mehr erfunden, geſchrieben und eingeſchaltet werden konnte, ſo befand ſich Goethe wirklich in einiger Verlegenheit.

Unter dieſen Umſtänden ließ er mich rufen; er erzählte mir den Hergang und eröffnete mir zugleich, wie er ſich zu helfen gedenke, indem er mir zwei ſtarke Manuſcript-Bündel vorlegte, die er zu dieſem Zweck hatte herbeiholen laſſen.

„In dieſen beiden Paketen", ſagte er, „werden Sie verſchiedene bisher ungedruckte Schriften finden, Einzelnheiten, vollendete und unvollendete Sachen, Ausſprüche über Naturforſchung, Kunſt, Litteratur und Leben, Alles durcheinander. Wie wäre es nun, wenn Sie davon ſechs bis acht gedruckte Bogen zuſammenredigirten, um damit vorläufig die Lücken der „Wanderjahre" zu füllen. Genau genommen, gehört es zwar nicht dahin, allein es läßt ſich damit rechtfertigen, daß bei Macarien von einem Archiv geſprochen wird, worin ſich dergleichen Einzelnheiten befinden. Wir kommen

dadurch für den Augenblick über eine große Verlegenheit hinaus und haben zugleich den Vortheil, durch dieſes Vehikel eine Maſſe ſehr bedeutender Dinge ſchicklich in die Welt zu bringen."

Ich billigte den Vorſchlag und machte mich ſogleich an die Arbeit und vollendete die Redaction ſolcher Einzelnheiten in weniger Zeit. Goethe ſchien ſehr zufrieden. Ich hatte das Ganze in zwei Hauptmaſſen zuſammengeſtellt; wir gaben der einen den Titel: „Aus Makarie's Archiv" und der andern die Aufſchrift: „Im Sinne der Wanderer", und da Goethe gerade zu dieſer Zeit zwei bedeutende Gedichte vollendet hatte, eins auf „Schiller's Schädel" und ein anderes: „Kein Weſen kann zu Nichts zerfallen", ſo hatte er den Wunſch, auch dieſe Gedichte ſogleich in die Welt zu bringen und wir fügten ſie alſo dem Schluſſe der beiden Abtheilungen an.

Als nun aber die „Wanderjahre" erſchienen, wußte Niemand, wie ihm geſchah. Den Gang des Romans ſah man durch eine Menge räthſelhafter Sprüche unterbrochen, deren Löſung nur von Männern vom Fach, d. h. von Künſtlern, Naturforſchern und Litteratoren zu erwarten war und die allen übrigen Leſern, zumal Leſerinnen, ſehr unbequem fallen mußten. Auch wurden die beiden Gedichte ſo wenig verſtanden, als es gedauert werden konnte, wie ſie nur möchten an ſolche Stellen gekommen ſein.

Goethe lachte dazu. „Es iſt nun einmal geſchehen", ſagte er heute „und es bleibt jetzt weiter Nichts, als daß Sie bei Herausgabe meines Nachlaſſes dieſe einzelnen Sachen dahin ſtellen, wohin ſie gehören; damit ſie, bei einem abermaligen Abdruck meiner Werke, ſchon an ihrem Orte vertheilt ſtehen und die „Wanderjahre" ſodann, ohne die Einzelnheiten und die beiden Gedichte, in zwei Bänden zuſammenrücken mögen, wie anfänglich die Intention war."

Wir wurden einig, daß ich alle auf Kunſt bezüglichen Apperiſmen in einen Band: über Kunſtgegenſtände, alle auf die Natur bezüglichen in einen Band: über Naturwiſſenſchaften im Allgemeinen, ſowie alles Ethiſche und Litterariſche in einen gleichfalls paſſenden Band vereinſt zu vertheilen habe.

Mittwoch, den 22. Mai.

Wir ſprachen über „Wallenſtein's Lager". Ich hatte nämlich häufig erwähnen hören, daß Goethe an dieſem Stücke Theil gehabt und daß beſonders die Capuciner-Predigt von ihm herrühre. Ich fragte ihn deßhalb heute bei Tiſch und er gab mir folgende Antwort.

„Im Grunde" ſagte er, „iſt alles Schiller's eigene Arbeit. Da wir jedoch in ſo einem Verhältniß mit einander lebten und Schiller mir nicht allein den Plan mittheilte und mit mir durchſprach, ſondern auch die Ausführung, ſowie ſie täglich heranwuchs, communicirte und meine Bemerkungen heute und morgen, ſo mag ich auch wohl daran einigen Theil haben. Zu der Capuciner-Predigt ſchickte ich ihm die Reden des Abraham a Sancta Clara, woraus er denn ſogleich jene Predigt mit großem Geiſte zuſammenſtrich.

Daß einzelne Stellen von mir herrühren, erinnere ich mich kaum, außer jenen zwei Verſen:

Ein Hauptmann, den ein Anderer erſtach,
Lieh mir ein Paar gräßliche Würfel nach.

Denn da ich genau motivirt wiſſen wollte, wie der Bauer zu den falſchen Würfeln gekommen, ſo ſchrieb ich dieſe Verſe eigenhändig in das Manuſcript hinein. Schiller hatte daran nicht gedacht, ſondern in ſeiner kühnen Art dem Bauer geradezu die Würfel gegeben, ohne viel zu fragen, wie er dazu gekommen. Ein ſorgfältiges Motiviren war, wie ich ſchon geſagt, nicht ſeine Sache, weder denn auch die größere Theater-Wirkung ſeiner Stücke kommen mag."

Sonntag, den 26. Mai.

Man hatte mir in dieſen Tagen ein Neſt junger Grasmücken gebracht, nebſt einem der Alten, den man in Leimruthen gefangen. Nun hatte ich zu bewundern, wie der Vogel nicht allein im Zimmer fortfuhr, ſeine Jungen zu füttern, ſondern wie er ſogar, aus dem Fenſter frei gelaſſen, wieder zu den Jungen zurückkehrte. Eine ſolche, Gefahr und Gefangenſchaft überwindende, elterliche Liebe rührte mich innig und ich äußerte mein Erſtaunen darüber heute gegen Goethe. „Närriſcher Menſch!" antwortete er mir lächelnd bedeutungsvoll, wenn Ihr an Gott glaubtet, ſo würdet Ihr Euch nicht verwundern.

„Ihm gemäß, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in ſich, ſich in Natur zu legen,
So daß, was in ihm lebt und webt und iſt,
Nie ſeine Kraft, nie ſeinen Geiſt vermißt."

Beſeelte Gott den Vogel nicht mit dieſem allmächtigen Trieb gegen ſeine Jungen und ginge das Gleiche nicht durch alles Lebendige der ganzen Natur, die Welt würde nicht beſtehen können! — So aber iſt die göttliche Kraft überall verbreitet und die ewige Liebe überall wirkſam."

Eine ähnliche Aeußerung that Goethe vor einiger Zeit, als von einem jungen Bildhauer das Modell von Myron's Kuh mit dem ſaugenden Kalbe geſendet wurde. „Hier", ſagte er, „haben wir einen Gegenſtand der höchſten Art; das, die Welt erhaltende, durch die ganze Natur gehende, erquickende Princip iſt uns hier

in einem ſchönen Gleichniß vor Augen; dieſes und ähnliche Bilder nenne ich die wahren Symbole der Allgegenwart Gottes."

Montag, den 6 Juni.

Goethe zeigte mir heute den bisher noch fehlenden Anfang des fünften Actes von „Fauſt". Ich las bis zu der Stelle, wo die Hütte von Philemon und Baucis verbrannt iſt und Fauſt in der Nacht, auf dem Balcon ſeines Palaſtes ſtehend, den Rauch ſieht, den ein leiſer Wind ihm zuweht.

Die Namen Philemon und Baucis, ſagte ich, verſetzen mich an die Phrygiſche Küſte und laſſen mich jenes berühmten alterthümlichen Paares gedenken; aber doch ſpielt unſere Scene in der neuern Zeit und in einer chriſtlichen Landſchaft.

„Mein Philemon und Baucis", ſagte Goethe, „hat mit jenem berühmten Paare des Alterthums und der ſich daran knüpfenden Sage Nichts zu thun. Ich gab meinem Paare bloß jene Namen, um die Charactere dadurch zu heben. Es ſind ähnliche Perſonen und ähnliche Verhältniſſe und da wirken denn die ähnlichen Namen durchaus günſtig."

Wir redeten ſodann über den Fauſt, den das Erbtheil ſeines Charakters, die Unzufriedenheit, auch im Alter nicht verlaſſen hat und den, bei allen Schätzen der Welt und in einem ſelbſtgeſchaffenen neuen Reiche, ein Paar Linden, eine Hütte und ein Glöckchen gewiſen, die nicht ſein ſind. Er iſt darin dem Iſraelitiſchen König Ahab nicht unähnlich, der Nichts zu beſitzen wähnte, wenn er nicht auch den Weinberg Naboth's hätte.

„Der Fauſt, wie er im fünften Act erſcheint," ſagte Goethe ferner, „ſoll nach meiner Intention gerade hundert Jahre alt ſein und ich bin nicht gewiß, ob es nicht gut wäre, Dieſes irgendwo ausdrücklich zu bemerken.

Wir ſprachen ſodann über den Schluß und Goethe machte mich auf die Stelle aufmerkſam, wo es heißt:

Gerettet iſt das edle Glied
Der Geiſterwelt vom Böſen:
Wer immer ſtrebend ſich bemüht,
Den können wir erlöſen,
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben Theil genommen,
Begegnet ihm die ſelige Schaar
Mit herzlichem Willkommen.

„In dieſen Verſen", ſagte er, „iſt der Schlüſſel zu Fauſt's Rettung enthalten. In Fauſt ſelber eine immer höhere und reinere Thätigkeit bis an's Ende und von oben die ihm zu Hülfe kommende ewige Liebe. Es ſteht Dieſes mit unſerer religiöſen Darſtellung durchaus in Harmonie, nach welcher wir nicht bloß durch eigene Kraft ſelig werden, ſondern durch die hinzukommende göttliche Gnade.

Uebrigens werden Sie zugeben, daß der Schluß, wo es mit der gereinigten Seele nach oben geht, ſehr ſchwer zu machen war und daß ich, bei ſo überſinnlichen, kaum zu ahnenden Dingen, mich ſehr leicht im Vagen hätte verlieren können, wenn ich nicht meinen poetiſchen Intentionen, durch die ſcharf umriſſenen chriſtlich-kirchlichen Figuren und Verſtändigungen, eine wohlthätig beſchränkende Form und Feſtigkeit gegeben hätte."

Den noch fehlenden vierten Act vollendete Goethe darauf in den nächſten Wochen, ſo daß im Auguſt der ganze zweite Theil gearbeitet und vollkommen fertig dalag. Dieſes Ziel, wornach er ſo lange geſtrebt, endlich erreicht zu haben, machte Goethe überaus glücklich. „Mein fernered Leben", ſagte er, „kann ich nunmehr als ein reines Geſchenk anſehen und es iſt jetzt im Grunde ganz einerlei, ob und was ich noch etwa thue."

Ewige Tage ſpäter.

Wir ſprachen über die tragiſche Schickſals-Idee der Griechen.

„Dergleichen", ſagte Goethe, „iſt unſerer jetzigen Denkungsweiſe nicht mehr gemäß, es iſt veraltet und überhaupt mit unſern religiöſen Verſtändigungen in Widerſpruch. Verarbeitet ein moderner Poet ſolche frühere Ideen zu einem Theater-Stück, ſo ſieht es immer aus, wie eine Art von Affectation. Es iſt ein Anzug, der längſt aus der Mode gekommen iſt und der uns, gleich der Römiſchen Toga, nicht mehr zu Geſichte ſteht.

Wir Neuern ſagen jetzt beſſer mit Napoleon: die Politik iſt das Schickſal. Hüten wir uns aber mit unſern neueſten Litteratoren zu ſagen: die Politik ſei die Poeſie, oder ſie ſei für den Poeten ein paſſender Gegenſtand. Der Engliſche Dichter Thomſon ſchrieb ein ſehr gutes Gedicht über die Jahreszeiten, allein ein ſehr ſchlechtes über die Freiheit; und zwar nicht aus Mangel an Poeſie im Poeten, ſondern aus Mangel an Poeſie im Gegenſtande.

Sowie ein Dichter politiſch wirken will, muß er ſich einer Partei hingeben; und ſowie er Dieſes thut, iſt er als Poet verloren; er muß ſeinem freien Geiſte, ſeinem unbefangenen Ueberblick Lebewohl ſagen und dagegen die Kappe der Bornirtheit und des blinden Haſſes über die Ohren ziehen.

Der Dichter wird als Menſch und Bürger ſein Vaterland lieben, aber das Vaterland ſeiner poetiſchen Kräfte und ſeines poetiſchen Wirkens iſt das Gute, Edle und Schöne, das an keine beſondere Provinz und an kein beſon-

deres Land gebunden iſt und das er exerciſt und bildet, wo er es findet. Er iſt darin dem Vogel gleich, der mit freiem Blick über Ländern ſchwebt und dem es gleichviel iſt, ob der Haſe, auf den er hinabſchießt, in Preußen oder in Sachſen läuft.

Und was heißt denn: ſein Vaterland lieben und was heißt denn: patriotiſch wirken? Wenn ein Dichter lebenslänglich bemüht war, ſchädliche Vorurtheile zu bekämpfen, engherzige Anſichten zu beſeitigen, den Geiſt ſeines Volkes aufzuklären, deſſen Geſchmack zu reinigen und deſſen Geſinnungs- und Denkweiſe zu veredeln, was ſoll er denn da Beſſeres thun? und wie ſoll er denn da patriotiſcher wirken? — An einen Dichter ſo unartige und undankbare Anforderungen zu machen, wäre eben ſo, als wenn man von einem Regiments-Chef verlangen wollte: er müſſe, um ein rechter Patriot zu ſein, ſich in politiſche Neuerungen verflechten und darüber ſeinen nächſten Beruf vernachläſſigen. Das Vaterland eines Regiments-Chefs aber iſt ſein Regiment und er wird ein ganz vortrefflicher Patriot ſein, wenn er ſich um politiſche Dinge gar nicht bemüht als ſo weit ſie ihn angehen, und wenn er dagegen ſeinen ganzen Sinn und ſeine ganze Sorge auf die ihm untergebenen Bataillons richtet und ſie ſo gut einexerciren und in ſo guter Zucht und Ordnung zu erhalten ſucht, daß ſie, wenn das Vaterland einſt in Gefahr kommt, als tüchtige Leute ihren Mann ſtehen.

Ich haſſe alle Pfuſcherei wie die Sünde, beſonders aber die Pfuſcherei in Staatsangelegenheiten, woraus für Tauſende und Millionen Nichts als Unheil hervorgeht.

Sie wiſſen, ich bekümmere mich im Ganzen wenig um Das, was über mich geſchrieben wird, aber es kommt mir doch zu Ohren und ich weiß recht gut, daß, ſo ſauer ich es mir auch mein lebelang habe werden laſſen, all mein Wirken in den Augen gewiſſer Leute für Nichts geachtet wird, eben weil ich verſchmäht habe, mich in politiſche Parteiumtriebe zu miſchen. Um dieſen Leuten recht zu ſein, hätte ich müſſen Mitglied eines Jacobiner-Clubbs werden und Mord und Blutvergießen predigen! — Doch kein Wort mehr über dieſen ſchlechten Gegenſtand, damit ich nicht unvernünftig werde, indem ich das Unvernünftige bekämpfe."

Gleicher Weiſe tadelte Goethe die von Andern ſo ſehr gerühmte politiſche Richtung in Uhland. „Gehen Sie Acht," ſagte er, „der Politiker wird den Poeten anziehen. Mitglied der Stände ſein und in täglichen Reibungen und Aufregungen leben, iſt keine Sache für die zarte Natur eines Dichters. Mit ſeinem Geſange wird es aus ſein und Das iſt gewiſſer Maßen zu bedauern. Schwaben beſitzt Männer genug, die hinlänglich unterrichtet, wohlmeinend, tüchtig und bereit ſind, um Mitglied der Stände zu ſein, aber es hat nur einen Dichter der Art, wie Uhland."

Am andern Morgen nach Goethe's Tode ergriff mich eine tiefe Sehnſucht, ſeine irdiſche Hülle noch ein Mal zu ſehen. Sein treuer Diener Friedrich ſchloß mir das Zimmer auf, wo man ihn hingelegt hatte. Auf dem Rücken ausgeſtreckt, ruhte er wie ein Schlafender; tiefer Friede und Heiterkeit waltete auf dem Haupt ſeiner erhabenen edeln Geſtalt. Die mächtige Stirn ſchien noch Gedanken zu hegen. Ich hatte das Verlangen nach einer Locke von ſeinen Haaren, doch die Ehrfurcht verhinderte mich, ſie ihm abzuſchneiden. Der Körper lag nackend in ein weißes Bettuch gehüllt, große Eisſtücke hatte man in einiger Nähe umhergeſtellt, um ihn friſch zu erhalten, ſo lange als möglich. Friedrich ſchlug das Tuch auseinander und ich erkannte über die göttliche Pracht dieſer Glieder. Die Bruſt überaus mächtig, breit und gewölbt; Arme und Schenkel voll und kraftig modellirt; die Füße zierlich und von der feinſten Form; und nirgends am ganzen Körper eine Spur von Fettigkeit, oder Abmagerung und Verfall. Ein vollkommener Menſch lag in großer Schönheit vor mir und das Entzücken, das ich darüber empfand, ließ mich auf Augenblicke vergeſſen, daß der vergängliche Theil eine ſolche Hülle verlaſſen. Ich legte meine Hand auf ſein Herz, — es war überall eine tiefe Stille, — und ich wendete mich abwärts, um meinen verhaltenen Thränen freien Lauf zu laſſen.

II.

Goethe's Briefwechſel mit Schiller.

Jena, den 23. Auguſt 1794.

Die perſönlichen Unterhaltungen mit Ihnen haben meine ganze Ideen-Maſſe in Bewegung gebracht; denn ſie betrafen einen Gegenſtand, der mich ſeit etlichen Jahren lebhaft beſchäftigt. Ueber ſo Manches, worüber ich mir ſelbſt nicht recht klar werden konnte, hat die Anſchauung Ihres Geiſtes Licht gegeben, ſo muß ich den

Total-Eindruck Ihrer Ideen auf mich nennen) ein unerwartetes Licht in mir angeſteckt. Mir fehlte das Object, der Körper, zu mehreren ſpeculativiſchen Ideen, und Sie brachten mich auf die Spur davon. Ihr beobachtender Blick, der ſo ſtill und rein auf den Dingen ruht, ſetzt Sie nie in Gefahr, auf den Abweg zu gerathen, in den ſowohl die Speculation als die pünktliche und bloß ſich ſelbſt gehorchende Einbildungskraft ſich ſo leicht verirrt. In Ihrer richtigen Intuition liegt Alles und weit vollſtändiger, was die Analyſis mühſam ſucht, und nur weil es als ein Ganzes in Ihnen liegt, iſt Ihnen Ihr eigener Reichthum verborgen; denn leider wiſſen wir nur Das, was wir ſchreiben. Geiſter Ihrer Art wiſſen daher ſelten, wie weit ſie gedrungen ſind und wie wenig Urſache ſie haben, vor der Philoſophie zu bergen, die nur von Ihnen lernen kann. Dieſe kann bloß zergliedern, was ihr gegeben wird, aber das Geben ſelbſt iſt nicht die Sache des Analytikers, ſondern des Genies, welches unter dem dunkeln, aber ſichern Einfluß reiner Vernunft nach objectiven Geſetzen verbindet.

Lange ſchon habe ich, obgleich aus ziemlicher Ferne, dem Gang Ihres Geiſtes zugeſehen und den Weg, den Sie ſich vorgezeichnet haben, mit immer erneuter Verwunderung bemerkt. Sie ſuchen das Nothwendige der Natur, aber Sie ſuchen es auf dem ſchwerſten Wege, vor welchem jede ſchwächere Kraft ſich wohl hüten wird. Sie nehmen die ganze Natur zuſammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erſcheinungsarten ſuchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf. Von der einfachen Organiſation ſteigen Sie, Schritt vor Schritt, zu der mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickelteſte von allen, den Menſchen, genetiſch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch, daß Sie ihn der Natur gleichſam nachſchaffen, ſuchen Sie in ſeine verborgene Technik einzudringen. Eine große und wahrhaft heldenmäßige Idee, die zur Genüge zeigt, wie ſehr Ihr Geiſt das reiche Ganze ſeiner Vorſtellungen in einer ſchönen Einheit zuſammenhält. Sie können niemals gehofft haben, daß Ihr Leben zu einem ſolchen Ziele zureichen werde, aber einen ſolchen Weg auch nur einzuſchlagen, iſt mehr werth als jeden andern zu endigen, — und Sie haben gewählt, wie Achill in der „Ilias" zwiſchen Ththia und der Unſterblichkeit. Wären Sie als ein Grieche, ja nur als ein Italiener geboren worden und hätte ſchon von der Wiege an eine anerzogene Natur und eine idealiſirende Kunſt Sie umgeben, ſo wäre Ihr Weg unendlich verkürzt, vielleicht ganz überflüſſig gemacht worden. Schon in die erſte Anſchauung der Dinge hätten Sie dann die Form des Nothwendigen aufgenommen und mit Ihren erſten Erfahrungen hätte ſich der große Styl in Ihnen entwickelt. Nun, da Sie ein Deutſcher geboren ſind, da Ihr Griechiſcher Geiſt in dieſe Nordiſche Schöpfung geworfen wurde, ſo blieb Ihnen keine andere Wahl, als entweder ſelbſt zum Nordiſchen Künſtler zu werden, oder Ihrer Imagination Das, was ihr die Wirklichkeit vorenthielt, durch Nachhülfe der Denkkraft zu erſetzen und ſo gleichſam von innen heraus und auf einem rationalen Wege in Griechenland zu gebären. In derjenigen Lebens-Epoche, wo die Seele ſich aus der äußern Welt ihre innere bildet, von mangelhaften Geſtalten umringt, hatten Sie ſchon eine wilde und Nordiſche Natur in ſich aufgenommen, als Ihr ſiegendes, ſeinem Material überlegenes Genie dieſen Mangel von innen entdeckte und von außen her durch die Bekanntſchaft mit der Griechiſchen Natur davon vergewiſſert wurde. Jetzt mußten Sie die alte, Ihrer Einbildungskraft ſchon aufgedrungene ſchlechtere Natur nach dem beſſern Muſter, das Ihr bildender Geiſt ſich erſchuf, corrigiren, und Das kann nun freilich nicht anders als nach leitenden Begriffen von Statten gehen. Aber dieſe logiſche Richtung, welche der Geiſt der Reflexion zu nehmen genöthigt iſt, verträgt ſich nicht wohl mit der äſthetiſchen, durch welche allein er bildet. Sie haben alſo eine Arbeit mehr, denn ſowie Sie von der Anſchauung zur Abſtraction übergingen, ſo mußten Sie nun rückwärts Begriffe wieder in Intuitionen umſetzen und Gedanken in Gefühle verwandeln, weil nur durch dieſe das Genie hervorbringen kann.

So ungefähr beurtheile ich den Gang Ihres Geiſtes und ob ich recht habe, werden Sie ſelbſt am Beſten wiſſen. Was Sie aber ſchwerlich wiſſen können (weil das Genie ſich immer ſelbſt das größte Geheimniß bleibt), iſt die ſchöne Uebereinſtimmung Ihres philoſophiſchen Inſtinctes mit den reinſten Reſultaten der ſpeculirenden Vernunft. Beim erſten Anblicke zwar ſcheint es, als könnte es keine größern Gegenſätze geben, als den ſpeculativen Geiſt, der von der Einheit und den intuitiven, der von der Mannigfaltigkeit ausgeht. Sucht aber der erſte mit keuſchem und treuem Sinn die Erfahrung und ſucht der letzte mit ſelbſtthätiger freier Denkkraft das Geſetz, ſo kann es gar nicht fehlen, daß nicht Beide einander auf halbem Wege begegnen werden. Zwar hat der intuitive Geiſt nur mit Individuen und der ſpeculative nur mit Gattungen zu thun. Iſt aber der intuitive genialiſch und ſucht er in dem Empiriſchen den Character der Nothwendigkeit auf, ſo wird er zwar immer Individuen, aber mit dem Cha-

ractes der Gattung erzeugen; und ist der speculative Geist genialisch und verliert er, indem er sich darüber erhebt, die Erfahrung nicht, so wird er zwar immer nur Gattungen, aber mit der Möglichkeit des Lebens und mit gegründeter Beziehung auf wirkliche Objecte erzeugen.

Aber ich bemerke, daß ich anstatt eines Briefes eine Abhandlung zu schreiben im Begriff bin — verzeihen Sie es dem lebhaften Interesse, womit dieser Gegenstand mich erfüllt hat; und setzen Sie Ihr Bild in diesem Spiegel nicht erkennen, so bitte ich sehr, suchen Sie ihn darum nicht. Schiller.

Zu meinem Geburtstag, der mir diese Woche erscheint, hätte mir kein angenehmer Geschenk werden können als Ihr Brief, in welchem Sie mit freundschaftlicher Hand die Summe meiner Existenz ziehen und mich durch Ihre Theilnahme zu einem emsigern und lebhaftern Gebrauch meiner Kräfte aufmuntern.

Reiner Genuß und wahrer Nutzen kann nur wechselseitig sein und ich freue mich, Ihnen gelegentlich zu entwickeln, was mir Ihre Unterhaltung gewährt hat, wie ich von jenen Tagen an auch eine Epoche rechne und wie zufrieden ich bin, ohne sonderliche Aufmunterung, auf meinem Wege fortgegangen zu sein, da es uns scheint, als wenn wir, nach einem so unvermutheten Begegnen, mit einander fortwandern müßten. Ich habe den redlichen und so seltenen Ernst, der in Ihnen erscheint, was Sie geschrieben und gethan haben, immer zu schätzen gewußt und ich darf nunmehr Anspruch machen, durch Sie selbst mit dem Ganze Ihres Geistes, besonders in den letzten Jahren, bekannt zu werden. Haben wir uns wechselseitig die Puncte klar gemacht, wohin wir gegenwärtig gelangt sind, so werden wir desto ununterbrochener gemeinschaftlich arbeiten können.

Alles, was an und in mir ist, werde ich mit Freuden mittheilen. Denn da ich sehr lebhaft fühle, daß mein Unternehmen das Maß der menschlichen Kräfte und ihre irdische Dauer weit übersteigt, so möchte ich Manches bei Ihnen deponiren und dadurch nicht allein erhalten, sondern auch beleben.

Wie groß der Vortheil Ihrer Theilnehmung für mich sein wird, werden Sie bald selbst sehen, wenn Sie, bei näherer Bekanntschaft, eine Art Dunkelheit und Zaudern bei mir entdecken, über die ich nicht Herr werden kann, wenn ich mich ihrer gleich deutlich bewußt bin. Doch dergleichen Phänomene finden sich nicht in unserer Natur, von der wir uns denn doch gerne regieren lassen, wenn sie nur nicht gar zu tyrannisch ist.

Erfurt, den 27. August. Goethe.

Jena, den 31. August 1794.

Unsere Spätte, aber mir manche schöne Hoffnung erweckende Bekanntschaft, ist mir abermals ein Beweis, wie viel besser man oft thut, den Zufall machen zu lassen, als ihm durch zu viele Geschäftigkeit vorzugreifen. Wie lebhaft auch immer mein Verlangen war, in ein näheres Verhältniß zu Ihnen zu treten, als zwischen dem Geist des Schriftstellers und seinem aufmerksamsten Leser möglich ist, so begreife ich doch nunmehr vollkommen, daß die so sehr verschiedenen Bahnen, auf denen Sie und ich wandelten, was nicht wohl früher, als gerade jetzt, mit Nutzen zusammen führen konnten. Nun kann ich aber hoffen, daß wir, soviel von dem Wege noch übrig sein mag, in Gemeinschaft durchwandeln werden, und mir um so größerm Gewinn, da die letzten Gefährten auf einer langen Reise sich immer am Meisten zu sagen haben.

Erwarten Sie bei mir keinen großen materialen Reichthum von Ihnen; Dieß ist es, was ich bei Ihnen finden werde. Mein Bedürfniß und Streben ist, aus Wenigem viel zu machen, und wenn Sie meine Armuth an Allem, was man erwerbende Kenntniß nennt, einmal näher kennen lernen, so finden Sie vielleicht, daß es mir in manchen Stücken damit mag gelungen sein. Weil mein Gedankenkreis kleiner ist, so durchlaufe ich ihn eben darum schneller und eifrig und kann eben darum meine kleine Baarschaft besser nutzen und eine Mannigfaltigkeit, die dem Inhalte fehlt, durch die Form erzeugen. Sie beschäftigen sich, Ihre große Ideen-Welt zu simplificiren, ich habe Lust, für meine kleinen Bedürfnisse. Sie haben ein Königreich zu regieren, ich nur eine etwas zahlreiche Familie von Begriffen, die ich herzlich gern zu einer kleinen Welt cultivirte möchte.

Ihr Geist wirkt in einem außerordentlichen Grade intuitiv und alle Ihre denkenden Kräfte scheinen auf die Imagination, als ihre gemeinschaftliche Repräsentantinn, gleichsam compromittirt zu haben. Im Grund ist Dieß das Höchste, was der Mensch aus sich machen kann, sobald es ihm gelingt, seine Anschauung zu generalisiren und seine Empfindung gegenständlich zu machen. Darnach streben Sie, und in wie hohem Grade haben Sie es schon erreicht! Mein Verstand wirkt eigentlich mehr symbolisirend und so scheide ich, als eine Zwitterart, zwischen dem Begriff und der Anschauung, zwischen der Regel und der Empfindung, zwischen dem technischen Kopf und dem Genie. Dieß ist es, was mir, besonders in frühern Jahren, sowohl auf dem Felde der Speculation als der Dichtkunst ein ziemlich tactisches Ansehen gegeben, denn gewöhnlich übereilte mich der Tact, wo ich

philoſophiren ſollte und der philoſophiſche Geiſt, wo ich dichten wollte. Noch jetzt begegnet es mir häufig genug, daß die Einbildungskraft meine Abſtractionen und der kalte Verſtand meine Dichtung ſtört. Kann ich dieſer beiden Kräfte inſoweit Meiſter werden, daß ich einer jeden durch meine Freiheit ihre Grenzen beſtimmen kann, ſo erwartet mich noch ein ſchönes Loos; leider aber, nachdem ich meine moraliſchen Kräfte recht zu kennen und zu gebrauchen angefangen, droht eine Krankheit meine phyſiſchen zu untergraben. Eine große und allgemeine Geiſtes-Revolution werde ich ſchwerlich Zeit haben, in mir zu vollenden, aber ich werde thun, was ich kann, und wenn endlich das Gebäude zuſammenfällt, ſo habe ich doch vielleicht das Erhaltungswerthe aus dem Brande gerettet. Sch.

Die mir überſendeten Manuſcripte ſowohl als das Bruchſtück der Entwickelung des Erhabenen habe ich mit viel Vergnügen geleſen und mich daraus auf's Neue überzeugt, daß uns nicht allein dieſelben Gegenſtände intereſſiren, ſondern daß wir auch in der Art ſie anzuſehen meiſtens übereinkommen. Ueber alle Hauptpuncte, ſehe ich, ſind wir einig, und was die Abweichungen der Standpuncte, der Verbindungsart, des Ausdrucks betrifft, ſo zeugen dieſe von dem Reichthum des Objects und der ihm correſpondirenden Mannigfaltigkeit der Subjecte. Ich würde Sie nun erſuchen: mir nach und nach Alles, was Sie über dieſe Materie ſchon geſchrieben und drucken laſſen, mitzutheilen, damit man ohne Zeitverluſt das Vergangene nachholte.

Weimar, den 6. September. G.

Jena, den 7. September.

Mit Freuden nehme ich Ihre gütige Einladung nach Weimar an, doch mit der ernſtlichen Bitte, daß Sie in keinem einzigen Stück Ihrer häuslichen Ordnung auf mich rechnen mögen; denn leider nöthigen mich meine Krämpfe gewöhnlich, den ganzen Morgen dem Schlaf zu widmen, weil ſie mir des Nachts keine Ruhe laſſen und überhaupt wird es mir nie ſo gut, auch den Tag über auf eine beſtimmte Stunde ſicher zählen zu dürfen. Sie werden mir alſo erlauben, mich in Ihrem Hauſe als einen völlig Fremden zu betrachten, auf den nicht geachtet wird und dadurch, daß ich mich ganz iſolire, der Verlegenheit zu entgehen, Jemand anders von meinem Befinden abhängen zu laſſen. Die Ordnung, die jedem andern Menſchen wohl macht, iſt mein gefährlichſter Feind; denn ich darf nur in einer beſtimmten Zeit etwas Beſtimmtes vernehmen wollen, ſo bin ich ſicher, daß es mir nicht möglich ſein wird.

Entſchuldigen Sie dieſe Präliminarien, die ich nothwendiger Weiſe vorhergehen laſſen mußte, um meine Exiſtenz bei Ihnen auch nur möglich zu machen. Ich bitte bloß um die leidige Freiheit, bei Ihnen krank ſein zu dürfen. Sch.

Jena, den 29. September.

Ich ſehe mich wieder hier, aber mit meinem Sinn bin ich noch immer in Weimar. Es wird mir Zeit koſten, alle die Ideen zu entwirren, die Sie in mir aufgeregt haben; aber keine einzige, deſſe ich, ſoll verloren ſein. Es war meine Abſicht, dieſe vierzehn Tage bloß dazu anzuwenden, ſoviel von Ihnen zu empfangen, als meine Receptivität erlaube; die Zeit wird es nun lehren, ob dieſe Ausſaat bei mir aufgehen wird. Sch.

Jena, den 29. October.

Mein Debüt in den Horen iſt zum Wenigſten keine Captatio benevolentiae bei dem Publicum. Ich konnte es aber nicht ſchauderer behandeln und ich bin gewiß, daß Sie in dieſem Stücke meiner Meinung ſind. Ich wünſchte, Sie wären es auch in den übrigen; denn ich muß geſtehen, daß meine wahre ernſtliche Meinung in dieſen Briefen ſpricht. Ich habe über den politiſchen Jammer noch nie eine Feder angeſetzt und was ich in dieſen Briefen davon ſage, geſchah bloß, um in alle Ewigkeit Nichts mehr davon zu ſagen; aber ich glaube, daß das Bekenntniß, das ich darinne ablege, nicht ganz überflüſſig iſt. So verſchieden die Werkzeuge auch ſind, mit denen Sie und ich die Welt anfaſſen, und ſo verſchieden die offenſiven und defenſiven Waffen, die wir führen, ſo glaube ich doch, daß wir auf einen Hauptpunct zielen. Sie werden in dieſen Briefen Ihr Portrait finden, worunter ich gern Ihren Namen geſchrieben hätte, wenn ich es nicht haßte, dem Gefühl denkender Leſer vorzugreifen. Keiner, deſſen Urtheil für Sie Werth haben kann, wird es verkennen; denn ich weiß, daß ich es gut gefaßt und treffend genug gezeichnet habe. Sch.

Das mir überſandte Manuſcript habe ſogleich mit großem Vergnügen geleſen; ich ſchlürfte es auf einen Zug hinunter. Wie uns ein köſtlicher, unſerer Natur analoger Trank willig hinunter ſchleicht und auf der Zunge ſchon durch gute Stimmung des Nerven-Syſtems ſeine heilſame Wirkung zeigt, ſo waren mir dieſe Briefe angenehm und wohlthätig, und wie hätte es anders ſein, da ich Das, was ich für recht ſeit langer Zeit erkannte, was ich theils lobte, theils zu loben wünſchte, auf eine ſo zuſammenhängende und edle Weiſe vorgetragen fand? Auch Meyer hat ſeine große Freude daran und ſein reiner unbeſtechlicher Blick war mir eine gute Gewähr. In dieſem behaglichen Zuſtande hätte

mich Herder's beiliegendes Billet beinahe geſtört, der uns, die wir an dieſer Verſtellungsart Freude haben, einer Einſeitigkeit beſchuldigen möchte. Da man aber im Reiche der Erſcheinungen es überhaupt nicht ſo genau nehmen darf und es immer ſchon tröſtlich genug iſt, mit einer Anzahl geprüfter Menſchen, eher zum Nutzen als Schaden ſeiner ſelbſt und ſeiner Zeitgenoſſen, zu irren, ſo wollen wir getroſt und unverrückt ſo fort leben und wirken und uns in unſerm Sein und Weben ein Ganzes denken, um unſer Stückwerk nur einiger Maßen vollſtändig zu machen. Die Briefe behalte ich noch einige Tage, um ſie nochmals mit Meyer zu genießen.

Weimar, den 25. October. G.

Jena, den 29. October.

Daß Sie mit meinen Ideen einſtimmig und mit der Ausführung derſelben zufrieden ſind, erfreut mich nicht wenig und dient mir auf dem Wege, den ich betreten habe, zu einer ſehr nöthigen Ermunterung. Zwar ſollten Dinge, die ſich im Felde der bloßen Vernunft ausmachen laſſen, eher ſich doch daſür ausgeben, feſt genug auf innern und objectiven Gründen ruhen und das Criterium der Wahrheit in ſich ſelber tragen; aber eine ſolche Philoſophie gibt es noch nicht und die meinige iſt noch weit davon entfernt. Endlich beruht doch die Hauptſache auf dem Zeugniſſe der Empfindung und bedarf alſo einer ſubjectiven Sanction, die nur die Beſtimmung unbefangener Gemüther ihr verſchaffen kann. Meyer's Stimme iſt mir hier bedeutend und ſchätzbar und tröſtet mich über den Widerſpruch Herder's, der mir meinen Kantiſchen Glauben, wie es ſcheint, nicht verzeihen kann. Ich erwarte auch von den Gegnern der neuen Philoſophie die Duldung nicht, die man einem jeden andern Syſtem, von dem man ſich nicht beſſer überzeugt hätte, ſonſt widerfahren laſſen möchte; denn die Kantſche Philoſophie übt in den Hauptpunkten ſelbſt keine Duldung aus und trägt einen viel zu rigoriſtiſchen Character, als daß eine Accommodation mit ihr möglich wäre. Aber Dieß macht ihr in meinen Augen Ehre; denn es beweiſt, wie wenig ſie die Willkür vertragen kann. Eine ſolche Philoſophie will daher auch nicht mit bloßem Kopfſchütteln abgefertigt ſein. Im offenen, hellen und zugänglichen Feld der Unterſuchung erbaut ſie ihr Syſtem, ſucht nie den Schatten und reſervirt dem Privatgeſindel Nichts, aber ſo, wie ſie ihre Nachbarn behandelt, will ſie wieder behandelt ſein und es iſt ihr zu verzeihen, wenn ſie Nichts als Beweisgründe achtet. Es erſchreckt mich gar nicht, zu denken, daß das Geſetz der Veränderung, welchem kein menſchliches und kein göttliches Werk Gnade findet, auch die Form dieſer Philoſophie, ſowie jede andere, zerſtören wird; aber die Fundamente bleiben werden dieß Schickſal nicht zu fürchten haben; denn ſo alt das Menſchengeſchlecht iſt und ſo lange es eine Vernunft gibt, hat man ſie ſtillſchweigend anerkannt und im Ganzen darnach gehandelt.

Mit der Philoſophie unſers Freundes Fichte dürfte es nicht dieſe Bewandtniß haben. Schon regen ſich Karle Gegner in ſeiner eigenen Gemeine, die es nächſtens laut ſagen werden, daß Alles auf einen ſubjectiven Spinozismus hinauslänft. Er hat einen ſeiner alten academiſchen Freunde, einen gewiſſen Weißhuhn, veranlaßt, hierher zu ziehen, wahrſcheinlich in der Meinung, ſein eigenes Reich durch ihn auszubreiten. Dieſer aber, nach Allem, was ich von ihm höre, ein trefflicher philoſophiſcher Kopf, glaubt ſchon ein Loch in ſein Syſtem gemacht zu haben und wird gegen ihn ſchreiben. Nach den mündlichen Aeußerungen Fichte's, denn in ſeinem Buche war noch nicht davon die Rede, iſt das Ich auch durch ſeine Verneinungen erſchaffend und alle Realität iſt nur in dem Ich. Die Welt iſt ihm nur ein Ball, den das Ich geworfen hat und den es bei der Reflexion wieder fängt!! Demnach hätte er ſeine Gottheit wirklich declarirt, wie wir neulich erwarteten.

Für die Elegien danken wir Ihnen Alle ſehr. Es herrſcht darin eine Wärme, eine Zartheit und ein ächter, kerniger Dichtergeiſt, der Einem herrlich wohlthut unter den Geburten der jetzigen Dichterwelt. Es iſt eine wahre Geiſtererſcheinung des guten poetiſchen Genius. Einige kleine Züge habe ich ungern darin vermißt, doch begreife ich, daß ſie aufgegeben werden mußten. Ueber einige Stellen bin ich im Zweifel, den ich bei der Zurückſendung bemerken will. Sch.

Hierbei folgen Ihre Briefe mit Dank zurück. Hatte ich das erſte Mal ſie bloß als betrachtender Menſch geleſen und dabei viel, ich darf faſt ſagen, völlige Uebereinſtimmung mit meiner Denkensweiſe gefunden, ſo las ich ſie das zweite Mal im praktiſchen Sinne und beobachtete genau: ob ich Etwas finde, das mich als handelnden Menſchen von ſeinem Wege ableiten könnte; aber auch da fand ich mich nur geſtärkt und gefördert, und wir wollen uns alle mit freiem Zutrauen dieſer Harmonie erfreuen.

Weimar, den 29. October. G.

Jena, den 29. November.

Sie haben mich mit der unerwartet ſchnellen Lieferung des Eingangs zu Ihren Erzählungen ſehr angenehm überraſcht und ich bin Ihnen doppelt dankbar dafür. Nach meinem Urtheil

Schnaps.

(Nimmt ihn wieder an die Seite) Nun kommen wir herein. — Aber wißt Ihr was?

Märten.

Nun?

Schnaps.

Es iſt beſſer, daß Ihr den Edelmann macht. (Er führt ihn hinüber) Stellt Euch hierher.

Märten.

Meinetwegen.

Schnaps.

Ich komme mit dem Bürgerausſchuß.

Märten.

Mit den 999?

Schnaps.

Drüber oder drunter.

ist das Ganze sehr zweckmäßig eingeleitet und besonders finde ich den streitigen Punct sehr glücklich in's Reine gebracht. Nur ist es Schade, daß der Leser so wenig auf ein Mal zu übersehen bekommt und daher nicht so im Stande ist, die nothwendigen Beziehungen des Gesagten auf das Ganze gehörig zu beurtheilen. Es wäre daher zu wünschen gewesen, daß gleich die erste Erzählung hätte können mitgegeben werden. Aber ich möchte nicht gern in meinen Wünschen unbescheiden sein und Sie veranlassen, Ihre Theilnahme an den „Horen" als ein Onus zu betrachten.

Weil ich mich in meiner Ansonce an das Publicum auf unsere Keuschheit in politischen Urtheilen berufen werde, so gebe ich Ihnen zu bedenken, ob an Dem, was Sie dem Geheimerath in den Mund legen, eine Partei des Publicums und nicht die am Wenigsten zahlreiche, nicht vielleicht Anstoß nehmen dürfte. Obgleich hier nicht der Autor, sondern ein Interlocutor spricht, so ist das Gewicht doch auf seiner Seite und wir haben uns mehr vor Dem, was *scheint*, als was *ist*, in Acht zu nehmen. Diese Anmerkung kommt von dem Redacteur. Als bloßer Leser würde ich ein Verwort für den Hofrath einlegen, daß Sie ihn doch durch den hitzigen Carl, wenn er sein Unrecht eingesehen, mochten zurückholen und in unserer Gesellschaft bleiben lassen. Auch würde ich mich des alten Geistlichen gegen seine unbarmherzige Gegnerinn annehmen, die es ihm fast zu arg macht.

Ich glaubte aus einigen Zügen, besonders aus einer größern Umständlichkeit der Erzählung, am Anfange, schließen zu können, daß Sie die Absicht haben, die Vermuthung bei dem Leser zu erwecken, daß etwas wirklich Vorgefallenes im Spiele sei. Da Sie im Verlauf der Erzählungen ohnehin mit der Auslegungssucht oft ihr Spiel treiben werden, so wäre es wenigstens nicht übel, gleich damit anzufangen und das Vehikel selbst, in dieser Rücksicht, problematisch zu machen. Sie werden mir meine eigene Auslegungssucht zu Gute halten.

Aber mit nicht weniger Verlangen würde ich die Bruchstücke von Ihrem „Faust", die noch nicht gedruckt sind, lesen; denn ich gestehe Ihnen, daß mir Das, was ich von diesen Stücken gelesen, der Torso des Hercules ist. Es herrscht in diesen Scenen eine Kraft und eine Fülle des Genies, die den ersten Meister unverkennbar zeigt und ich möchte diese große und kühne Natur, die darin athmet, so weit als möglich verfolgen.

Herr von Humboldt, der sich Ihnen auf's Beste empfiehlt, ist noch ganz voll von dem Eindruck, den Ihre Art, den Homer vorzutragen, auf ihn gemacht hat, und er hat in uns allen ein solches Verlangen darnach erweckt, daß wir Ihnen, wenn Sie wieder auf einige Tage hierher kommen, keine Ruhe lassen werden, bis Sie auch eine solche Sitzung mit uns halten. Sch.

Mir ist sehr erfreulich, daß Sie mit meinem Prologus im Ganzen und im Hauptpuncte nicht unzufrieden sind; mehr als Diesen kann ich aber für's erste Stück nicht liefern. Ich will ihn noch ein Mal durchgehen, dem Geheimerath und Louise Sourdine auflegen und Carl vielleicht noch ein Ferte geben, so wird's ja wohl in's Gleiche kommen.

Von „Faust" kann ich jetzt Nichts mittheilen; ich wage nicht, das Paket aufzuschnüren, das ihn gefangen hält. Ich könnte nicht abschreiben, ohne auszuarbeiten und dazu fühle ich mir keinen Muth. Kann mich künftig Etwas dazu vermögen, so ist es gewiß Ihre Theilnahme.

Weimar, den 2. December. G.

Endlich kommt das erste Buch von Wilhelm Schüler, der, ich weiß nicht wie, den Namen Meister erwischt hat. Leider werden Sie die beiden ersten Bücher nur sehen, wenn das Ey ihnen schon die bleibende Form gegeben; Dem ungeachtet sagen Sie mir Ihre offene Meinung, sagen Sie mir, was man wünscht und erwartet. Die folgenden werden Sie noch im biegsamen Manuscript sehen und mir Ihren freundschaftlichen Rath nicht vorenthalten.

An den Unterhaltungen will ich sachte fortarbeiten, vor allem Andern aber die zweite Epistel endigen. Ich hoffe, es soll Alles gut und leicht gehen, wenn wir nur erst im Ganze sind.

Weimar, den 6. December. G.

Jena, den 9. December.

Mit wahrer Herzenslust habe ich das erste Buch „Wilhelm Meister's" durchlesen und verschlungen und ich danke demselben einen Genuß, wie ich lange nicht und nie als durch Sie gehabt habe. Es könnte mich ordentlich verdrießen, wenn ich das Mißtrauen, mit dem Sie von diesem vortrefflichen Product Ihres Genies sprechen, einer andern Ursache zuschreiben müßte, als der Größe der Forderungen, die Ihr Geist jederzeit an sich selbst machen muß. Denn ich finde auch nicht Etwas darin, was nicht in der schönsten Harmonie mit dem lieblichen Ganzen stände. Erwarten Sie heute kein näheres Detail meines Urtheils. Die „Horen" und deren Ankündigung, dazu der Post-Tag, zerstreuen mich zu sehr, als daß ich mein Gemüth zu einem solchen Zwecke gehörig sammeln könnte. Wenn ich die Bogen noch einige Zeit hier behalten darf, so will ich mir mehr Zeit dazu nehmen und versuchen, ob ich Etwas von dem ferneren Gang der Geschichte und der

Entwickelung der Charactere diviniren kann. Herr von Humboldt hat ſich recht daran gelabt und findet, wie ich, Ihren Geiſt in ſeiner ganzen männlichen Jugend, ſtillen Kraft und ſcheuen Fülle. Gewiß wird dieſe Wirkung allgemein ſein. Alles hält ſich darin ſo einfach und ſchön in ſich ſelbſt zuſammen und mit Wenigem iſt ſo viel ausgerichtet. Ich geſtehe, ich fürchtete mich Anfangs, daß wegen der langen Zwiſchenzeit, die zwiſchen dem erſten Manuſcript und der letzten Hand verſtrichen ſein muß, eine kleine Ungleichheit, wenn auch nur des Alters, ſichtbar ſein möchte. Aber davon iſt auch nicht eine Spur zu ſehen. Die kühnen poetiſchen Stellen, die aus der ſtillen Fluth des Ganzen wie einzelne Blitze verſchlagen, machen eine treffliche Wirkung, erheben und ſtärken das Gemüth. Ueber die ſchöne Characteriſtik will ich heute noch Nichts ſagen. Ebenſo wenig von der lebendigen und bis zum Greifen treffenden Natur, die in allen Schilderungen herrſcht und die Ihnen überhaupt in keinem Producte verſagen kann. Von der Treue des Gemäldes einer theatraliſchen Wirthſchaft und Liebſchaft, kann ich mit vieler Competenz urtheilen, indem ich mit Beiden beſſer bekannt bin, als ich zu wünſchen Urſache habe. Die Apologie des Handels iſt herrlich und in einem großen Sinn. Aber daß Sie neben dieſer die Neigung des Hauptheiden noch mit einem gewiſſen Ruhm behaupten konnten, iſt gewiß keines der geringſten Siege, welche die Form über die Materie errang. Doch ich ſollte mich gar nicht in das Innere einlaſſen, weil ich es in dieſem Augenblicke nicht weiter durchführen kann. Sch.

Sie haben mir durch das gute Zeugniß, das Sie dem erſten Buche meines Romans geben, ſehr wohlgethan. Nach den ſonderbaren Schickſalen, welche dieſe Production von innen und außen gehabt hat, wäre es kein Wunder, wenn ich ganz und gar confus darüber würde. Ich habe mich zuletzt dieß an meine Idee gehalten und will mich freuen, wenn ſie mich aus dieſem Labyrinthe herausleiten.

Behalten Sie das erſte Buch, ſo lange Sie wollen, indeß kommt das zweite und das dritte laſſen Sie im Manuſcripte: ſo finden Sie mehr Standpuncte zum Urtheil. Ich wünſche, daß Ihr Genuß ſich mit den folgenden Büchern nicht mindere, ſondern mehre. Da ich nebſt der Ihrigen auch Herrn von Humboldt's Stimme habe, werde ich deſto fleißiger und unverdroſſener weiterarbeiten.

Weimar, den 10. December. G.

Jena, den 2. Januar 1795.

Auf die Fortſetzung „Meiſters", die Sie doch ſo mitbringen werden, freue ich mich gar ſehr und ich kann ſie jetzt recht genießen, da ich nach einer individuellen Darſtellung ordentlich lechze.

Möchten Sie uns doch einige Scenen aus dem „Fauſt" noch zu hören geben. Frau von Kalb, die Etwas davon wußte, hat mich neuerdings äußerſt begierig darnach gemacht und ich wußte nicht, was mir in der ganzen dichteriſchen Welt jetzt mehr Freude machen könnte. Sch.

Jena, den 7. Januar.

Für das überſchickte Exemplar des Romans empfangen Sie meinen beſten Dank. Ich kann das Gefühl, das mich bei'm Leſen dieſer Schrift und zwar im zunehmenden Grade, je weiter ich darin komme, durchdringt und belebt, nicht beſſer als durch eine ſüße und innige Behaglichkeit, durch ein Gefühl geiſtlicher und leiblicher Geſundheit ausdrücken und ich möchte dafür bürgen, daß es dasſelbe bei allen Leſern im Ganzen ſein muß.

Ich erkläre mir dieſes Wohlſein von der durchgängig darin herrſchenden ruhigen Klarheit, Stätte und Durchſichtigkeit, die auch nicht das Geringſte zurückläßt, was das Gemüth unbefriedigt und unruhig läßt und die Bewegung deſſelben nicht weiter treibt als wirkſam iſt, um ein fröhliches Leben in dem Menſchen anzufachen und zu erhalten. Ueber das Einzelne ſage ich Ihnen Nichts, bis ich das dritte Buch geleſen habe, dem ich mit Sehnſucht entgegen ſehe.

Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie peinlich mir das Gefühl oft iſt, von einem Product dieſer Art in das philoſophiſche Weſen hineinzuſehen. Dort iſt Alles ſo heiter, ſo lebendig, ſo harmoniſch aufgelöſt und ſo menſchlich wahr, hier Alles ſo ſtrenge, ſo trocken und abſtract und ſo höchſt unnatürlich, weil alle Natur nur Syntheſis und alle Philoſophie Antitheſis iſt. Zwar darf ich mir das Zeugniß geben, in meinen Speculationen der Natur ſo treu geblieben zu ſein, als ſich mit dem Begriff der Analyſis verträgt; ja vielleicht bin ich ihr treuer geblieben, als unſere Kantianer ihr erlaubt und für möglich hielten. Aber dennoch fühle ich nicht weniger lebhaft den unendlichen Abſtand zwiſchen dem Leben und dem Raiſonnement — und kann mich nicht enthalten, in einem ſolchen melancholiſchen Augenblick für einen Moment in meiner Natur auszuliegen, was ich in einer heiteren Stunde dieß für eine natürliche Eigenſchaft der Sache anſehen muß. Soviel iſt und gewiß, der Dichter iſt der einzige wahre Menſch und der beſte Philoſoph iſt nur eine Caricatur gegen ihn.

Daß ich voll Erwartung bin, zu wiſſen, was Sie zu meiner Metaphyſik des Schönen ſagen, darf ich Ihnen nicht erſt verſichern. Wie das Schöne ſelbſt aus dem ganzen Menſchen

genommen iſt, ſo iſt dieſe meine Analyſis deſſelben aus meiner ganzen Menſchheit herausgenommen und es muß mir allzu viel daran liegen, zu wiſſen, wie dieſe mit der Ihrigen zuſammen ſtimmt.

Ihr Hierſein wird eine Quelle von Geiſtes- und Herzensnahrung für mich ſein. Beſonders ſehne ich mich auch darnach, gewiſſe Dichterwerke in Gemeinſchaft mit Ihnen zu genießen.

Sie verſprachen mir, mich bei Gelegenheit Ihre Epigramme hören zu laſſen. Es wäre eine große Freude mehr für mich, wenn Dieſes bei Ihrem jetzigen Aufenthalt in Jena anginge, da es doch problematiſch iſt, wie bald ich nach Weimar kommen kann. Sch.

Mein drittes Buch iſt fort; ich habe es nochmals durchgeſehen und Ihre Bemerkungen dabei vor Augen gehabt. G.

Wie ſehr wünſche ich, daß Sie mein viertes Buch bei guter Geſundheit und Stimmung antreffen und Sie einige Stunden unterhalten möge. Darf ich bitten, anzuſtreichen, was Ihnen bedenklich vorkommt. Herrn von Humboldt und den Damen empfehle ich gleichfalls meinen Heiden und ſeine Geſellſchaft. G.

Weimar, den 11. Februar.

Jena, den 12. Februar.

Das elende Wetter hat wieder allen meinen Muth mit fortgenommen und meine Thürſchwelle iſt wieder die alte Grenze meiner Wünſche und meiner Wanderſchaft. Wie gern will ich von Ihrer Einladung Gebrauch machen, ſobald ich meiner Geſundheit ein wenig trauen kann, ſollte ich Sie auch nur auf etliche Stunden ſehen. Mich verlangt herzlich darnach und meine Frau, die ſich ſehr auf dieſen Beſuch bei Ihnen freut, wird mir keine Ruhe laſſen, ihn auszuführen.

Ich gab Ihnen neulich treu den Eindruck zurück, den „Wilhelm Meiſter" auf mich machte, und iſt alſo wie billig, Ihr eigenes Feuer, an dem Sie ſich wärmen. Körner ſchrieb mir vor einigen Tagen mit entzückender Zufriedenheit davon und auf ſein Urtheil iſt zu bauen. Nie habe ich einen Kunſtrichter gefunden, der ſich durch die Nebenwerke an einem poetiſchen Product ſo wenig von dem Hauptwerke abziehen ließe. Er findet in „Wilhelm Meiſter" alle Kraft aus „Werther's Leiden", nur gebändigt durch einen männlichen Geiſt und zu der ruhigen Anmuth eines vollendeten Kunſtwerkes geläutert. Sch.

Jena, den 22. Februar.

Ihrem Verlangen gemäß ſeigt hier das vierte Buch des „Wilhelm Meiſter". Wo ich einigen Anſtoß fand, habe ich einen Strich am Rande gemacht, deſſen Bedeutung Sie bald finden werden. Wo Sie ſie nicht finden, da wird auch Nichts verloren ſein.

Eine etwas wichtigere Bemerkung muß ich bei Gelegenheit des Geldgeſchenkes machen, das Wilhelm von der Gräfinn durch die Hände des Barons erhält und annimmt. Mir däucht — und ſo ſchien es auch Humboldt — daß nach dem zarten Verhältniſſe zwiſchen ihm und der Gräfinn, dieſe ihm ein ſolches Geſchenk und durch eine fremde Hand nicht anbieten und er nicht annehmen dürfe. Ich ſuchte im Contert nach Etwas, was ihre und ſeine Delicateſſe retten könnte und glaubte, daß dieſe dadurch geſchont werden würde, wenn ihm dieſes Geſchenk als Remboursement für gehabte Unkoſten gegeben und unter dieſem Titel von ihm angenommen würde. Entſcheiden Sie nun ſelbſt. So, wie es da ſteht, ſtutzt der Leſer und wird verlegen, wie er das Zartgefühl des Helden retten ſoll.

Uebrigens habe ich bei'm zweiten Durchleſen wieder neues Vergnügen über die unendliche Wahrheit der Schilderungen und über die treffliche Entwickelung des „Hamlet" empfunden. Was die letztere betrifft, ſo wünſchte ich, dieß in Rückſicht auf die Verkettung des Ganzen und der Mannigfaltigkeit wegen, die ſonſt in einem ſo hohen Grade behauptet worden iſt, daß dieſe Materie nicht ſo unmittelbar hinter einander vorgetragen, ſondern, wenn es anginge, durch einige bedeutende Zwiſchenumſtände hätte unterbrochen werden können. Bei der erſten Zuſammenkunft mit Serlo kommt ſie zu ſchnell wieder auf's Tapet und nachher im Zimmer Aurelie's gleich wieder. Indeß ſind dieß Kleinigkeiten, die dem Leſer gar nicht auffallen würden, wenn Sie ihm nicht ſelbſt durch alles Vorhergehende die Erwartung der höchſten Varietät beigebracht hätten. Sch.

Ihre gütige critiſche Sorgfalt für mein Werk hat mir auf's Neue Luſt und Muth gemacht, das vierte Buch nochmals durchzugehen. Ihre Obelos habe ich wohl verſtanden und die Winke benutzt, auch den übrigen Deſideriis hoffe ich abhelfen zu können und bei dieſer Gelegenheit noch manches Gute im Ganzen zu wirken.

Weimar, den 25. Februar. G.

Jena, den 27. Februar.

Wenn die freundlichen Tage, die wir hier haben, auch von Ihnen genoſſen werden, ſo wünſche ich dem vierten Buch von „Wilhelm Meiſter" dazu Glück. Mich hat dieſe Ankündigung des Frühlings recht erquickt und überm Geſchäft, das Deſſen ſehr bedurfte, ein neues Leben aufgegoſſen. Wie ſind wir doch mit aller unſerer gepriesenen Selbſtändigkeit

an die Kräfte der Natur angebunden und was iſt unſer Wille, wenn die Natur verſagt! Worüber ich ſchon fünf Wochen lang brütete, das hat ein milder Sonnenblick binnen drei Tagen in mir gelöſ't: freilich mag meine bisherige Beharrlichkeit dieſe Entwickelung vorbereitet haben, aber die Entwickelung ſelbſt brachte mir doch die erwärmende Sonne mit. Sch.

Zu der glücklichen Annäherung an Ihren Zweck geb' ich meinen Segen. Wir können Nichts thun als den Holzſtoß erbauen und recht trocknen: er fängt alsdann Feuer zur rechten Zeit und wir verwundern uns ſelbſt darüber.

Weimar, den 21. Februar. G.

Jena, den 1. März.

Die Jacob'ſche Critik hat mich nicht im Geringſten gewundert; denn ein Individuum wie er, muß eben ſo nothwendig durch die ſchonungsloſe Wahrheit Ihrer Naturgemälde beleidigt werden, als Ihr Individuum ihm dazu Anlaß geben muß.

Jacobi iſt Einer von Denen, die in den Darſtellungen des Dichters nur ihre Ideen ſuchen und Das, was ſein ſoll, höher halten als Das, was iſt; der Grund des Streits liegt alſo hier ſchon in den erſten Principien und es iſt völlig unmöglich, daß man einander verſteht.

Sobald mir Einer merken läßt, daß ihm in poetiſchen Darſtellungen irgend Etwas näher anliegt als die innere Nothwendigkeit und Wahrheit, ſo gebe ich ihn auf. Könnte er Ihnen zeigen, daß die Unſittlichkeit Ihrer Gemälde nicht aus der Natur des Objects fließt, und daß die Art, wie Sie daſſelbe behandeln, nur von Ihrem Subject ſich herſchreibt, ſo würden Sie allerdings dafür verantwortlich ſein, aber nicht deßwegen, weil Sie vor dem moraliſchen, ſondern weil Sie vor dem äſthetiſchen Forum fehlten. Aber ich möchte ſehen, wie er Das zeigen wollte. Sch.

Vorige Woche bin ich von einem ſonderbaren Inſtincte befallen worden, der glücklicher Weiſe noch fortdauert. Ich bekam Luſt, das religiöſe Buch meines Romans auszuarbeiten, und da das Ganze auf den edelſten Täuſchungen und auf der zarteſten Verwechſelung des Subjectiven und Objectiven beruht, ſo erforderte mehr Stimmung und Sammlung dazu als vielleicht zu einem andern Theile. Und doch wäre, wie Sie ſeiner Zeit ſehen werden, eine friſche Darſtellung unmöglich geweſen, wenn ich nicht früher die Studien nach der Natur dazu geſammelt hätte. Durch dieſes Loch, das ich vor Palmarum zu endigen denke, die ich ganz unvermuthet in meiner Arbeit ſehr gefördert, indem es vor- und rückwärts weiſ't und indem es begränzt, zugleich leitet und führt. Der Procurator iſt auch geſchrieben und darf nur durchgeſehen werden; Sie können ihn alſo zur rechten Zeit haben.

Mich verlangt nach Ihren letzten Arbeiten; Ihre erſten haben wir gedruckt mit Vergnügen wieder geleſen.

Im Weimar'ſchen Publico vermeiden die „Horen" gewaltig, mir iſt aber weder ein reines pro noch contra vorgekommen; man iſt eigentlich nur d a h i n t e r h e r, man reißt ſich die Stücke aus den Händen und mehr wollen wir nicht für den Anfang.

Weimar, den 10. März. G.

Jena, den 12. März.

Auf das Gemälde, das Sie jetzt entworfen haben, bin ich nicht wenig neugierig. Es kann weniger als irgend ein anderes aus Ihrer Individualität fließen; denn gerade Dieß ſcheint mir eine Saite zu ſein, die bei Ihnen, und ſchwerlich zu Ihrem Unglück, am Seltenſten anſchlägt. Um ſo erwartender bin ich, wie Sie das heterogene Ding mit Ihrem Weſen gemiſcht haben werden. Religiöſe Schwärmerei iſt und kann nur Gemüthern eigen ſein, die beſchauend müßig in ſich ſelbſt verſunken, und Nichts ſcheint mir weniger Ihr Caſus zu ſein als Dieſer. Ich zweifle keinen Augenblick, daß Ihre Darſtellung wahr ſein wird, aber das iſt ſie alsdann lediglich durch die Macht Ihres Genies und nicht durch die Hülfe Ihres Subjects. Sch.

Laſſen Sie uns nur unſern Gang ungeſtört fortgehen; wir wiſſen, was wir gedenken können und wen wir vor uns haben. Ich kenne das Poſſenſpiel des Unter-Weſens ſchon zwanzig Jahre in- und auswendig; es muß nur f o r t g e ſ p i e l t werden, weiter iſt dabei Nichts zu ſagen.

Weimar, den 16. Mai. G.

Jena, den 17. Juni.

Mein Fieber hat mich ſeit vier oder fünf Tagen verlaſſen und ich bin gegenwärtig mit meinem Befinden ganz wohl zufrieden. Könnte ich es ebenſo mit meiner Thätigkeit ſein! Aber der Ueberzug von einem Geſchäft war mir von jeher ein harter Stand und jetzt vollends, wo ich von Metaphyſik zu Gedichten hinüberſpringen ſoll. Indeſſen habe ich mir ſo gut es angeht, eine Brücke gebaut und mache den Anfang mit einer gereimten Epiſtel, welche „Poeſie des Lebens" überſchrieben iſt und alle, wie Sie ſehen, an die Materie, die ich verfaſſen habe, grenzt. Könnten Sie kommen und Ihren Geiſt auch nur ſechs Wochen lang, und nur ſoviel ich davon in mich aufnehmen kann, in mich hauchen, ſo würde mir geholfen ſein.

Das iſt ein prächtiger Patron, der Hesperus, den Sie mir neulich ſchickten. Er gehört ganz zum Tragelaphen-Geſchlecht, iſt aber dabei gar nicht ohne Imagination und Laune und hat manchmal einen recht tollen Einfall, ſo daß er eine luſtige Lectüre für die langen Nächte iſt. Er gefällt mir noch beſſer als die „Lebensläufe“. Sch.

Jena, den 15. Juli.

Dieſes fünfte Buch „Meiſter's“ habe ich mit einer ordentlichen Trunkenheit und mit einer einzigen ungetheilten Empfindung geleſen. Selbſt im Meiſter iſt Nichts, was mich ſo Schlag auf Schlag ergriffen und in ſeinem Wirbel unfreiwillig mit fortgenommen hätte. Erſt am Ende kam ich zu einer ruhigen Beſinnung. Wenn ich bedenke, durch wie einfache Mittel Sie ein ſo hinreißendes Intereſſe zu bewirken wußten, ſo muß ich mich noch mehr verwundern. Auch was das Einzelne betrifft, ſo fand ich darin treffliche Stellen. Meiſter's Rechtfertigung gegen Werner ſeines Uebertritts zum Theater wegen, dieſer Uebertritt ſelbſt, Serlo, der Souffleur, Philine, die wilde Nacht auf dem Theater u. d. gl. ſind ausnehmend glücklich behandelt. Aus der Erſcheinung des unbekannten Geiſtes haben Sie ſoviel Partie zu ziehen gewußt, daß ich darüber Nichts mehr zu ſagen weiß. Die ganze Idee gehört zu den glücklichſten, die ich kenne, und Sie wußten das Intereſſe, das darin lag, bis auf den letzten Tropfen auszuſchöpfen. Am Ende freilich erwartet Jedermann den Geiſt bei der Tafel zu ſehen, aber da Sie ſelbſt an dieſen Umſtand erinnern, ſo begreift man wohl, daß die Nichterſcheinung ihre guten Urſachen haben müſſe. Ueber die Perſon des Geſpenſtes werden ſo viele Hypotheſen gemacht werden, als mögliche Subjecte dazu in dem Roman vorhanden ſind. Die Majorität bei uns will ſchlechterdings, daß Mariane der Geiſt ſei, oder doch damit in Verbindung ſtehe. Auch ſind wir geneigt, den weiblichen Kobold, der Meiſter in ſeinem Schlafzimmer in die Arme zu packen kriegt, für eine Perſon mit dem Geiſt zu halten; bei der letztern Erſcheinung habe ich aber doch auch an Mignon gedacht, die an dem heutigen Abend ſehr viele Offenbarungen über ihr Geſchlecht ſcheint erhalten zu haben. Sie ſehen aus dieſer kleinen hermeneutiſchen Probe, wie gut Sie Ihr Geheimniß zu bewahren gewußt.

Das Einzige, was ich gegen dieſes fünfte Buch zu erinnern habe, iſt, daß es mir zuweilen vorkam, als ob Sie demjenigen Theile, der das Schauſpielweſen ausſchließend angeht, mehr Raum gegeben hätten, als ſich mit der freien und weiten Idee des Ganzen verträgt. Es ſieht zuweilen aus, als ſchrieben Sie für den Schauſpieler, da Sie doch nur von dem Schauſpieler ſchreiben wollen. Die Sorgfalt, welche Sie gewiſſen kleinen Details in dieſer Gattung widmen und die Aufmerkſamkeit auf einzelne kleine Kunſtvortheile, die zwar dem Schauſpieler und Director aber nicht dem Publicum wichtig ſind, bringen den falſchen Schein eines beſondern Zweckes in die Darſtellung, und wer einen ſolchen Zweck auch nicht vermuthet, der möchte Ihnen gar Schuld geben, daß eine Privat-Vorliebe für dieſe Gegenſtände Ihnen zu mächtig geworden ſei. Könnten Sie dieſen Theil des Werks füglich in engere Grenzen einſchließen, ſo würde Dieß gewiß gut für das Ganze ſein.

Was würden Sie dazu ſagen, wenn ich mich, im Namen eines Herrn von X., gegen den Verfaſſer von „Wilhelm Meiſter“ beſchwerte, daß er ſich ſo gern bei dem Schauſpielervolk aufhält und die gute Societät in ſeinem Roman vermeidet? (Sicherlich iſt Dieß der allgemeine Stein des Anſtoßes, den die feine Welt an dem Meiſter nimmt und es wäre nicht überflüſſig, auch nicht unintereſſant, die Köpfe darüber zurecht zu ſtellen.) Wenn Sie antworten wollen, ſo will ich Ihnen einen ſolchen Brief fabriciren. Sch.

Ihre Zufriedenheit mit dem fünften Buche des Romans war mir höchſt erfreulich und hat mich zur Arbeit, die mir noch bevorſteht, geſtärkt. Es iſt mir ſehr angenehm, daß die wunderlichen und ſpaßhaften Geheimniſſe ihre Wirkung thun und daß mir, nach Ihrem Zeugniſſe, die Ausführung der angelegten Situationen geglückt iſt. Um ſo lieber habe ich Ihre Erinnerungen, wegen des theoretiſch-practiſchen Gewäſches, benutzt und bei einigen Stellen die Schere wirken laſſen. Dergleichen Aeſte der frühern Behandlung wird man nie ganz los, ob ich gleich das erſte Manuſcript faſt um ein Drittel verkürzt habe.

Es iſt mir angenehm, daß Ihnen manche Stellen des Hesperus von Jean Paul zur Charakteriſtik Goethe's und für den denkenden Leſer nicht ohne Wichtigkeit iſt. Ueber Jean Paul ſelbſt hat ſich das Urtheil des Deutſchen Publicums berichtigt. Es iſt wirklich Schade für den Menſchen; er ſcheint ſehr iſolirt zu leben und kann deßwegen bei manchen guten Partien ſeiner Individualität nicht zu Reinigung ſeines Geſchmacks kommen. Es ſcheint leider, daß er ſelbſt die beſte Geſellſchaft iſt, mit der er umgeht. Sie erhalten noch zwei Bände dieſes wunderlichen Werks.

Weimar, den 16. Juni

G.

Jena, den 15. Juni.

Daß Sie meine Erinnerungen, das fünfte Buch des Romans betreffend, Ihrer Aufmerksamkeit werth achten, freut mich und gibt mir neuen Muth. Ich fühle indessen mit der Liebe, die ich für dieses Werk Ihres Geistes hege, auch alle Eifersucht des Eindrucks, den es auf Andere macht, und ich möchte mit Dem nicht gut Freund sein, der es nicht zu schätzen wüßte.

Sch.

Nach überstandenen leidlichen und bösen Wegen bin ich am 5. Abends angelangt; das Wetter war bis heute äußerst schlecht, und der erste Sonnenblick scheint nur vorübergehend zu sein. Die Gesellschaft ist zahlreich und gut; man beklagt sich, wie immer, über den Mangel an Harmonie und Jeder lebt auf seine Weise. Ich habe nur gesehen und geschwatzt; was sonst werden und gedeihen wird, muß abgewartet werden. Auf alle Fälle habe ich gleich einen kleinen Roman aus dem Stegreife angekündigt, der höchst nöthig ist, um Einen Morgens um fünf Uhr aus dem Bette zu locken. Hoffentlich werden wir die Gesinnungen dergestalt mäßigen und die Begebenheiten so zu leiten wissen, daß er vierzehn Tage aushalten kann.

Wo berühmter Schriftsteller bin ich übrigens recht gut aufgenommen worden, wobei es doch nicht an wunderlichen Verwechselungen gefehlt hat; z. B. sagte mir ein ältlichstes Weibchen: Sie habe meine letzten Schriften mit dem größten Vergnügen gelesen, besonders habe sie der Ardinghello über alle Maßen interessirt. Sie können denken, daß ich, mit der größten Bescheidenheit, mich in Freund Heinse's Mantel einhüllte und so meiner Gönnerin mich schon vertraulicher zu nähern wagen durfte. Und ich darf nicht fürchten, daß sie in diesen drei Wochen aus ihrem Irrthum gerissen wird.

Die vielen Menschen, unter denen sehr interessante sind, lerne ich nach und nach kennen und werde Ihnen Manches zu erzählen haben.

Indem ich auf meiner Herreise einige alte Mährchen durchdachte, ist mir verschiedenes über die Behandlungsart derselben durch den Kopf gegangen. Ich will ehestens eins schreiben, damit wir einen Text vor uns haben. Leben Sie recht wohl mit den Ihrigen und denken mein.

G.

Carlsbad, den 8 Juli.

Carlsbad, den 10. Juli.

Ihren lieben Brief vom 6. habe ich erst den 17. erhalten; wie danke ich Ihnen, daß Sie mir in den Strudel einer ganz fremden Welt eine freundliche Stimme erschallen lassen. Gegenwärtiges nimmt Fräulein von Benkwitz mit; ich hoffe, es soll bald bei Ihnen anlangen.

Die Cur schlägt sehr gut an, ich halte mich aber auch wie ein ächter Cur-Gast und bringe meine Tage in einem absoluten Nichtsthun zu, bin beständig unter den Menschen, da es denn nicht an Unterhaltung und an kleinen Abenteuern fehlt. Ich werde Mancherlei zu erzählen haben.

Dagegen ist aber auch weder das fünfte Buch des Romans abgeschrieben, noch irgend ein Epigramm gelungen, und wenn die andere Hälfte meines Hierseins der ersten gleich ist, so werde ich an guten Werken arm zurückkehren.

Auch mir ist durch V. die sublime Abhandlung F. im Mercur angepriesen und also der Name des Autors entdeckt worden. Leider spukt also dieser Geist anmaßlicher Halbheit auch in Rom, und unsere Freunde werden wahrscheinlicher Weise dort mit den drei Stylen näher bekannt werden. Welch eine sonderbare Mischung von Selbstdenken und Klatscherei diese Personen zu ihrer Existenz brauchen und was dieser Cirkel sich für eine Terminologie gemacht hat, um Das zu beseitigen, was ihnen nicht anlacht, und Das, was sie besitzen, als die Schlange Moses aufzufressen, ist höchst merkwürdig.

Doch anstatt von allem Diesem, wenn ich zurückkomme. Die Finger erstarren mir vor Kälte; das Wetter ist entsetzlich und die Unbehaglichkeit allgemein.

Leben Sie desto wohler und wärmer und gedenken mein.

G.

Jena, den 19. Juli.

Ich bin gleich ungeduldig zu hören, wie Sie mit Ihrer Gesundheit und mit Ihren Beschäftigungen vorwärts gerückt sind. Auf den Rest des fünften Buchs freue ich mich sehr. Was ich indessen von dem Centaur erfahren, klang noch ganz gut. Ueber die Elegien freut sich Alles, und Niemand denkt daran, sich daran zu skandalisiren. Die eigentlich gefürchteten Gerichtshöfe haben freilich noch nicht gesprochen. Auch ich habe über meinen Antheil an dem Centaur mein Theil Leid weg, ja ich bin noch glücklicher segar als Sie; denn kaum acht Tage nach Erscheinung dieses Stücks erhielt ich von einem Leipziger Schriftsteller ein förmliches Gedicht zu meinem Lobe.

Meine Preußen rücken sehr langsam vorwärts, da ich ganze Wochen lang zu jeder Arbeit untüchtig war.

Sch.

Es thut mir leid, daß Sie inzwischen aus Noth gefeiert haben, indeß meine Tagebücherei willkürlich genug war. Ich habe mein einmal angefangenes Leben fortgesetzt, nur mit der Gesellschaft existirt und mich dabei ganz wohl gefunden. Man könnte hundert Meilen reisen und würde nicht so viel Menschen und so viel sehen. Niemand ist in Panic, demungeachtet ist Jeder zu

gänglicher und zeigt ſich doch auch eher von ſeiner günſtigen Seite. Das fünfte Buch iſt abgeſchrieben und das ſechſte kann in einigen Tagen fertig ſein. An den Epigrammen iſt wenig geſchehen und ſonſt gar Nichts.

Nach Ihnen iſt viel Nachfrage und ich erwarte je nachdem die Menſchen ſind. Ueberhaupt hat das Publicum nur den dunkelſten Begriff vom Schriftſteller. Man hört nur alte Reminiscenzen; von ſeinem Gange und Fortſchritte nehmen die Wenigſten Notiz. Doch muß ich billig ſein und ſagen, daß ich Einige gefunden habe, die hierin eine merkwürdige Ausnahme machen.

Carlsbad, den 29. Juli. G.

Die Erwartung ſteigt noch immer, aber man ſieht doch ſchon von ferne, daß der Wald anfängt, lichter zu werden. Die Erinnerung an Marianen thut viel Wirkung und Mignon macht mit jedem Buch mehr heran. Der äußere Partieipirter wird immer äußerer und geiſterhafter, und Philine gefällt mir noch immer trefflich wohl. Man freut ſich, wie Sie in dieſem Buch verbergegangene Perſonen und Scenen wieder in's Gedächtniß bringen. Sch.

Hier ſchicke ich Ihnen endlich die Sammlung Epigramme, auf einzelnen Blättern, numerirt, nur um der beſſern Ordnung willen noch ein Regiſter dabei; meinen Namen wünſchte ich aus mehrern Urſachen nicht auf dem Titel. Mit den Motto's halte ich für rathſam auf die Antiquität hinzudeuten.

Bei der Zuſammenſtellung habe ich zwar die zuſammengehörigen hintereinander rangirt, auch eine gewiſſe Gradation und Mannigfaltigkeit zu bewirken geſucht, dabei aber, um alle Steifheit zu vermeiden, vorn herein unter das Venetianiſche Local Verläufer der übrigen Arten gemiſcht. Einige, die Sie durchſtrichen hatten, habe ich durch Modificationen anmuthlich zu machen geſucht. Nro. 78 wünſche ich, ſo nahebedeutend es iſt, an dieſem Platze, um die Schale zu reizen und zu ärgern, die, wie ich höre, über mein Stillſchweigen triumphirt und ausſtreut: ich würde die Sache fallen laſſen. Haben Sie jetzt noch ein Bedenken, ſo theilen Sie mir es mit, wenn es die Zeit erlaubt, wo nicht, ſo helfen Sie ihm ſelbſt ohne Anſtand ab.

Mit „Fauſt" geht mir's, wie mit einem Pulver, das ſich aus ſeiner Auflöſung nun einmal niedergeſetzt hat; ſo lange Sie d'ran rütteln, ſcheint es ſich wieder zu vereinigen, ſobald ich wieder für mich bin, ſetzt es ſich nach und nach zu Boden.

Weimar, den 27. Auguſt. G.

Den 27. Auguſt.

Ich nahm Ihre neuliche Zuſage nach dem Buchſtaben und rechnete darauf, Sie morgen, als den Dinstag, gewiß hier zu ſehen; Dieß iſt Urſache, daß ich den „Meiſter" ſo lange behielt und Ihnen auch Nichts darüber ſchrieb. Sehr hätte ich gewünſcht, mit Ihnen über das fünfte Buch mündlich zu ſprechen, weil man ſich in einem Brief nicht auf Alles beſinnt, und zu ſolchen Sachen der Dialog unentbehrlich iſt. Mir däucht, daß Sie den Gegenſtand von keiner glücklichern Seite hätten faſſen können, als die Art iſt, wie Sie den ſtillen Verkehr der Perſon mit dem Heiligen in ſich eröffnen. Dieſes Verhältniß iſt zart und fein, und der Gang, den Sie es nehmen laſſen, äußerſt übereinſtimmend mit der Natur.

Der Uebergang von der Religion überhaupt zu der chriſtlichen, durch die Erfahrung der Sünde, iſt meiſterhaft gedacht. Ueberhaupt ſind die leitenden Ideen des Ganzen trefflich, nur, fürchte ich, etwas zu leiſe angedeutet. Auch will ich Ihnen nicht dafür ſtehen, daß nicht manchen Leſern vorkommen wird, als wenn die Geſchichte ſtill ſtände. Hätte ſich Manches näher zuſammengerückt, Anderes kürzer faſſen, hingegen einige Haupt-Ideen mehr ausbreiten laſſen, ſo würde es vielleicht nicht übel geweſen ſein. Ihr Beſtreben, durch Vermeidung der trivialen Terminologie der Andacht ihren Gegenſtand zu puriſiciren und gleichſam wieder ehrlich zu machen, iſt mir nicht entgangen; aber einige Stellen habe ich doch angeſtrichen, an denen, wie ich fürchte, ein chriſtliches Gemüth eine zu leichtſinnige Behandlung tadeln könnte.

Dieß Wenige über Das, was Sie geſagt und angedeutet. Dieſer Gegenſtand iſt aber von einer ſolchen Art, daß man auch über Das, was nicht geſagt iſt, zu ſprechen verſucht wird. Zwar iſt dieſes Buch noch nicht geſchloſſen und ich weiß alſo nicht, was etwa noch nachkommen kann, aber die Erſcheinung des Oheims und ſeiner geſunden Vernunft ſcheint mir doch eine Criſe herbeizuführen. Iſt Dieſes, ſo ſcheint mir die Materie doch zu ſchnell abgethan; denn mir däucht, daß über das Eigenthümliche chriſtlicher Religion und chriſtlicher Religionsſchwärmerei noch zu wenig geſagt ſei; daß Dasjenige, was dieſe Religion einer ſchönen Seele ſein kann, oder vielmehr, was eine ſchöne Seele daraus machen kann, noch nicht genug angedeutet ſei. Ich finde in der chriſtlichen Religion virtualiter die Anlage zu dem Höchſten und Edelſten, und die verſchiedenen Erſcheinungen derſelben im Leben ſcheinen mir dieß deßwegen ſo widrig und abgeſchmackt, weil ſie verfehlte Darſtellungen dieſes Höchſten ſind. Hält man ſich an den eigentlichen Character-Zug des Chri-

Chriſtenthums, der es von allen monotheiſtiſchen Religionen unterſcheidet, ſo liegt er in Nichts Anderm als in der Aufhebung des Geſetzes, des Kant'ſchen Imperativs, an deſſen Stelle das Chriſtenthum eine freie Neigung geſetzt haben will. Es iſt alſo, in ſeiner reinen Form, Darſtellung ſchöner Sittlichkeit oder der Menſchwerdung des Heiligen, und in dieſem Sinn die einzige äſthetiſche Religion; daher ich es mir auch erkläre, warum dieſe Religion bei der weiblichen Natur ſo viel Glück gemacht, und nur in Weibern noch in einer gewiſſen erträglichen Form angetroffen wird. Doch ich mag in einem Brief über dieſe kitzliche Materie Nichts weiter vorbringen, und bemerke bloß noch, daß ich dieſe Saite hätte mögen ein wenig anklingen hören.

Ich habe in dieſer Woche mich zwar körperlich nicht beſſer befunden, aber doch Luſt und Laune zu einigen Gedichten gehabt, die meine Sammlung vermehren werden.

Meine Frau wünſcht zu erfahren, ob die Nadeln, in welche Sie das ſechſte Buch neulich gepackt haben, Symbole von Gewiſſensbiſſen vorſtellen ſollen. Sch.

An dem Hymnus, der hierbei folgt, habe ich ſo viel gethan als die Ärzte der Zeit und die Zerſtreuung, in der ich mich befinde, erlauben wollen. Den Beſchluß der Geſchichte und den Uebergang zum Mädchen überſende ich baldmöglichſt, ich glaube aber nicht, daß es einen gedruckten Bogen ausfüllen wird. Zu dem Mädchen ſelbſt habe ich guten Muth; es unterhält mich und wird alſo doch auch wohl einiger Maßen für Andere unterhaltend ſein.

Ihr Zeugniß, daß ich mit meinem ſiebenten Buche wenigſtens glücklich vor der Klippe vorbeigeſchifft bin, iſt mir von großem Werthe, und Ihre weitern Bemerkungen über dieſe Materie haben mich ſehr erfreut und ermuntert. Da die Freundin des ſechſten Buchs aus der Erſcheinung des Oheims ſich nur ſo viel zueignet, als in ihren Kram taugt, und ich die chriſtliche Religion in ihrem reinſten Sinne erſt im achten Buche in einer folgenden Generation erſcheinen laſſe, auch ganz mit dem, was Sie darüber ſchreiben, einverſtanden bin, ſo werden Sie wohl am Ende nichts Weſentliches vermiſſen, beſonders wenn wir die Materie noch ein Mal durchſprechen.

Freilich bin ich ſehr leiſe aufgetreten und habe vielleicht dadurch, daß ich jede Art von Dogmatiſiren vermeiden und meine Abſichten völlig verbergen wollte, den Effect auf's große Publicum Etwas geſchwächt; es iſt ſchwer, in ſolchen Fällen den Mittelweg zu halten.

Leben Sie recht wohl; Meyer grüßt Sie vielmals. Sagen Sie der lieben Frau, daß Sie meine ſymboliſchen Nadeln geſund brauchen und verlieren möge. Nächſtens mehr.

Weimar, den 19. Auguſt. G.

Freitag Abends, den 22. Auguſt.

Ich erinnere mich, wie ich einmal vor ſieben Jahren in Weimar ſaß und mir alles Geld bis etwa auf zwei Groſchen Porto ausgegangen war, ohne daß ich wußte, woher neues zu bekommen. In dieſer Extremität denken Sie ſich meine angenehme Beſtürzung, als mir eine längſt vergeſſene Schuld der Litteratur-Zeitung an demſelben Tage überſendet worde. Das war in der That Gottes Finger und Das iſt auch Ihre heutige Miſſion. Ich wußte in der That nicht, was ich Cotta, der Manuſcript für das neunte Stück nöthig hat, heute ſenden ſollte; und Sie als ein wahrer Himmelsbote ſenden mir zwar nur etwa einen halben Bogen, aber doch genug, um mit dem Apoſtel einen ganzen auszumachen.

Ich werde kaum Zeit haben, dieſes Manuſcript noch zu leſen, ob ich es gleich in orthographiſcher Rückſicht ſorgfältig durchlaufen will.

Auf Ihr Mädchen freue ich mich ſehr; denn es ſcheint unter ſehr guten Auſpicien zur Welt zu kommen. Sch.

Aus dem geſellig mäßigen Carlsbad hätte ich in keine entgegengeſetztere Exiſtenz kommen können, als in das einſam thätige Ilmenau. Die wenigen Tage, die ich hier bin, ſind mir ſehr ſchnell verfloſſen, und ich muß noch acht Tage hier bleiben, wenn ich in den Geſchäften nach Wunſch klar werden will. Ich war immer gerne hier und bin es noch; ich glaube, es kommt von der Harmonie, in der hier Alles ſteht: Gegend, Menſchen, Clima, Thun und Laſſen. Ein ſtilles, mäßiges, ökonomiſches Streben, und überall der Uebergang vom Handwerk zum Maſchinen-Werk, und bei der Abgeſchnittenheit ein größerer Verkehr mit der Welt als manches Städtchen im flachen, zugänglichen Lande. Noch habe ich auch keine Uhr gehabt, als die hierher paßte, es war aber ſehr nothwendig, daß ich das Perſonal der Winters abtreibe. Leben Sie recht wohl in andern Regionen und gedenken mein mit den Ihrigen.

Ilmenau, den 24. Auguſt. G.

Jena, den 27. Auguſt.

Das Mädchen iſt bunt und luſtig genug, und ich finde die Uhr, deren Sie einmal erwähnten, das gegenſeitige Hinſchleifen der Kräfte und das Zurückweiſen auf einander, recht artig ausgeführt. Meiner Frau hat es viel Vergnügen gemacht; ſie findet es im Voltaire'ſchen Geſchmack und ich muß ihr recht geben. Uebrigens haben Sie durch dieſe Behandlungsweiſe ſich

die Verbindlichkeit aufgelegt, daß Alles Symbol ſei. Man kann ſich nicht enthalten, in Allem eine Bedeutung zu ſuchen. Die vier Könige präſentiren ſich gar prächtig und die Schlange als Brücke iſt eine charmante Figur. Sehr charakteriſtiſch iſt die ſchöne Lilie mit ihrem Moyd. Das Ganze zeigt ſich überhaupt als die Production einer ſehr fröhlichen Stimmung. Doch hätte ich gewünſcht, das Ende wäre nicht vom Anfang getrennt, weil doch beide Hälften einander zu ſehr bedürfen und der Leſer nicht immer behält, was er geleſen.

Mit meiner Geſundheit geht es noch nicht viel beſſer. Ich fürchte, ich muß die lebhaften Bewegungen büßen, in die mein Poetiſiren mich verſetzte. Zum Philoſophiren iſt ſchon der halbe Menſch genug und die andere Hälfte kann ausruhen; aber die Muſen ſaugen einen aus.

Sch.

Eben da ich Ihren Brief erhalte, geht eine Gelegenheit nach Weimar. Alſo einen ſchönen Gruß aus dieſen ſtillen Gebirgen, in denen ich das ſchönſte Wetter erlebt habe.

Das Epigramm kommt zurück und ter iſt in be verwandelt, ſo mags wohl noch hingehen.

Der letzte Pentameter des 101. Epigramms mag heißen:

Daß die weibliche Frucht ſchwerkund im Herzlide gebeiet

Das Mährchen wünſchte ich getrennt, weil eben bei ſo einer Production eine Hauptabſicht iſt, die Neugierde zu erregen. Es wird zwar immer auch am Ende noch Räthſel genug bleiben.

Jlmenau, den 8. September. G.

Die gute Aufnahme meines Mährchens erfreut mich und muntert mich auf. Wenn nur einer von den hundert Kobolden des Alten von Ferney drinnen ſpukt, ſo bin ich ſchon zufrieden. Wenn es zuſammen iſt, wünſche ich über die Intention und das Gelingen Ihre Gedanken zu hören.

Möchte Ihnen doch Ihr erſter Austritt in's Gebiet der Dichtkunſt nach einer ſo langen Pauſe beſſer bekommen ſein. Könnten Sie doch einige Zeit ſich Ruhe laſſen!

Weimar, den 7. September. G.

Jena, den 9. September.

Zur Zurückkunft nach W. wünſchen wir Ihnen Glück. Warum kann ich nicht dieſe kleinen Veränderungen mit Ihnen theilen, die Leib und Seele ſtärken!

Dieſe Zeit über, daß Sie weg ſind, habe ich zwiſchen proſaiſchen und poetiſchen Arbeiten abgewechſelt. Eine über das Naive angefangene Abhandlung ſcheint gelingen zu wollen, die Materie wenigſtens entwickelt ſich und ich ſehe mich auf einigen ſehr glücklichen Spuren. Sch.

Dieſe Tage habe ich Ihnen nicht geſchrieben, weil ich einen Beſuch zu Ihnen hatte, der mir nicht gelungen iſt. Meyer bereitet ſich zur Abreiſe und arbeitet noch eine colorirte Zeichnung von den drei Parzen aus, die Sie ſehen ſollen. Ich wünſche ihm nur Geſundheit, ſonſt geht er ausgeſtattet mit allen guten Gaben. Es iſt ein herrlicher Menſch. Was mich betrifft, ſo habe ich, wie Sie wohl fühlen, auch nur dieſe Zeit auf einem Fuß geſtanden und mit dem andern mich ſchon nach den Alpen bewegt. Die mineralogiſche und geologiſche Baſe, die anfängliche und fortſchreitende und geſtörte Cultur des Landes habe ich von unten herauf theils zu gründen, theils zu überblicken geſucht, und mich auch von oben herein, von der Kunſtſeite, noch mit Meyer auf alle Weiſe verſtändigt. Und doch ſind das Alles nur Schulvorübungen. Ein guter Geiſt helfe uns zum Schauen, zum rechten Begriff und zum fröhlichen Wiederſehen.

An die „Horen" denke ich täglich und hoffe auch noch Etwas zu leiſten. Möchten Sie doch des ſchönen Wetters unter freiem Himmel genoſſen haben.

Weimar, den 12. September. G.

Außer dem Paterpeccavi des litterariſchen Sanscülotten iſt noch für die „Horen" ein günſtiger Stern erſchienen, indem Genz vor den Briefen über äſthetiſche Erziehung große Reverenzen in ſeiner Monatsſchrift macht. Das kommt Alles zur rechten Zeit, und zu überlegen wäre es, ob man nicht vor Ende des Jahres ſich über Einiges erklärte und unter die Autoren und Recenſenten Hoffnung und Furcht verbreitete?

Weimar, den 16. September. G.

Das Mährchen iſt fertig und wird in neuer Abſchrift Sonnabends aufwarten. Es war recht gut, daß Sie es zurückhielten, theils weil noch Manches zurecht gerückt werden konnte, theils weil es doch nicht übermäßig groß geworden iſt. Ich bitte beſonders die liebe Frau, es nochmals von vorne zu leſen.

Ich habe viel zu ſagen und zu fragen, und hoffe Sie wohl zu finden, und manches Gearbeitete.

Weimar, den 22. September. G.

Wie ich dieſer letzten unruhigen Zeit meine Tonne gewälzt habe, wird Ihnen, werther Mann, aus Beiliegendem bekannt werden. Selig ſind, die da Mährchen ſchreiben: denn Mährchen ſind à l' ordre du jour. Der Landgraf von Darmſtadt iſt mit 200 Pferden in Eiſenach angelangt und die dortigen Emigrirten drohen,

ſich auf uns zu repliciren. Der Churfürſt von Aſchaffenburg wird in Erfurt erwartet.

Ach! — warum ſteht der Trompet nicht am Pinkel!
Ach! — warum iſt die Braute nicht gebaut!

Ich wünſche indeſſen, weil wir doch immer Menſchen und Autoren bleiben, daß Ihnen meine Production nicht mißfallen möge. Wie ernſthaft jede Kleinigkeit wird, ſobald man ſie kunſtmäßig behandelt, hab' ich auch dieß Mal wieder erfahren. Ich hoffe, die achtzehn Figuren dieſes Dramatis ſollen, als ſo viel Räthſel, dem Räthſelliebenden willkommen ſein.

Meyer packt und wir erſcheinen bald; hoffentlich haben Sie uns mit Manchericl zu regaliren. Leben Sie recht wohl.

Weimar, den 28. September. G.

Ich höre von unſerm Freunde, der ſich Ihnen beſtens empfiehlt, daß Sie ſich ganz in Ihr Zimmer vergraben hätten, um Ihren Roman zu expediren, weil Unger preſſirt. Meine beſten Wünſche zu dieſem Geſchäft. Ich bin voll Erwartung, dieſen dritten Theil beiſammen zu ſehen.

Ein Rudel Gedichte erwartet Sie hier.

Das Mährchen hat uns recht unterhalten und es gefällt gewiß allgemein. Mündlich ein Mehreres.

Jena, den 2. October. Sch.

Der Wunſch, Sie wieder zu ſehen, iſt mir dieſe Zeit her immer vereitelt worden. Morgen hoffe ich bei Ihnen zu ſein und zu vernehmen, was Sie in dem Zwiſchenraume gearbeitet haben.

Daß mir, nach Ihrem Urtheile, das Mährchen geglückt iſt, macht mir viel Freude, und ich wünſche über das ganze Genre nunmehr mit Ihnen zu ſprechen und noch einige Verſuche zu machen.

Der Schluß des ſechsten Buches meines Romans geht Montags ab, und dieſer Band wird gedruckt bald aufwarten. Im folgenden rollt der Stein den Berg hinab, und das Meiſte iſt ſchon geſchrieben und fertig.

Den 3. October. G.

Anſtatt geſtern von Ihnen fortzureiſen, wäre ich lieber geblieben, und die Unbehaglichkeit eines unbefriedigten Zuſtandes hat mich auf dem ganzen Wege begleitet. In ſo kurzer Zeit gibt man vielerlei Themata an und führt keins aus, und ſo vielerlei man auch rege macht, kommt doch wenig zur Runde und Reife.

Ihren Gedichten hab' ich auf meiner Rückkehr hauptſächlich nachgedacht; ſie haben beſondere Vorzüge, und ich möchte ſagen, ſie ſind nun, wie ich ſie vormals von Ihnen hoffte. Dieſe beſondere Miſchung von Anſchauen und Abſtractien, die in Ihrer Natur iſt, zeigt ſich nun in vollkommenem Gleichgewicht, und alle übrigen poetiſchen Tugenden treten in ſchöner Ordnung auf. Mit Vergnügen werde ich ſie gedruckt wieder finden, ſie ſelbſt wiederholt genießen und den Genuß mit Andern theilen. Das kleine Gedicht in Stanzen an das Publicum würde den dießjährigen Jahrgang der Horen ſehr ſchicklich ſchließen.

Ich habe mich ſogleich mit der Frau von Stael beſchäftigt und finde mehr Arbeit dabei als ich dachte; indeſſen will ich ſie durchſetzen, denn es iſt nicht viel; das Ganze gibt ungefähr funfundfünfzig Blätter meines Manuſcripts. Die erſte Abtheilung von einundzwanzig Blätter ſollen Sie bald haben. Ich werde mich in einer kleinen Vorrede an den Herausgeber über die Art erklären, wie ich bei der Ueberſetzung verfahren bin. Um Ihnen kleine Zurechtweiſungen zu erſparen, hab' ich ihre Worte unſerm Sinne genähert, und zugleich die Franzöſiſche Unbeſtimmtheit nach unſerer Deutſchen Art etwas genauer zu deuten geſucht. Im Einzelnen werden Sie ſehr viel Gutes finden; da ſie aber einſeitig und doch wieder geſcheidt und ehrlich iſt, ſo kann ſie mit ſich ſelbſt auf keine Weiſe einig werden; als Text aber können Sie es gewiß vortrefflich brauchen. Ich wünſchte, daß Sie ſich die Mühe gäben, in Ihrer Arbeit ſo klar und galant als möglich zu ſein, damit man es ihr in der Folge zuſchicken und dadurch einen Anfang machen könnte, den Tanz der Horen auch in das umgeſchaffene Frankreich hinüber zu leiten. G.

Weimar, den 10. October.

So weit hatte ich vor einigen Tagen dictirt, nun ſage ich Ihnen nochmals Adieu, ich gehe erſt Morgen früh weg. Das Stael'ſche Werk erhalten Sie bald, halb oder ganz; was die gute Frau mit ſich ſelbſt eins und uneins iſt!

Von Frankfurt ſchreibe ich bald. Leben Sie recht wohl mit den Ihrigen. Grüßen Sie Humboldt; von Frankfurt ſchreibe ich auch ihm. Wenn mein Roman ankommt, erhalten Sie vier Exemplare, wovon Humboldt, Loder, Profeſſor Hufeland die drei erhalten, wenn nicht Humboldt, wie ich hoffe, das ſeinige ſchon in Berlin weggenommen hat. G.

Bald werde ich Sie wieder ſehen; denn meine Reiſe nach Frankfurt hat nicht Statt. Die Frau von Stael wird wohl noch vor mir aufwarten; die Abſchrift iſt bald fertig. Haben Sie denn etwa Humboldt ein Wort wegen des Quartiers geſagt? Es wäre gar artig, wenn ich ſein Stübchen beziehen könnte, da im Schloſſe die Equipagen des Militärs ſobald nicht auszulöſchen ſind. Ich bin mit Herz, Sinn und Gedanken nun an dem Roman, und will nicht wanken bis

Märten.

Gut.

Schnaps.

Herr! sag' ich —

Märten.

Nur gemach!

Schnaps.

Nein! das war nicht recht; es soll niemand ein Herr seyn.

Märten.

Nun, wie sagt Ihr denn?

Schnaps.

Warte — Kurz und gut: im Nahmen der Freyheit und Gleichheit macht eure Keller auf und eure Vorrathskammern; wir wollen essen und ihr seyd satt.

Märten.

Wenns nach Tische ist, mags angehn.

ich ihn überwunden habe. Leben Sie recht wohl und denken mein bei Ihren Arbeiten und grüßen die liebe Frau.

Eisenach, den 21. October. G.

Den 22. October.

Hätte ich vermuthen können, daß Sie länger in Eisenach bleiben würden, so würde ich es nicht so lange haben anstehen lassen, Ihnen zu schreiben. Es ist mir in der That lieb, Sie noch ferne von den Händeln am Main zu wissen. Der Schatten des Riesen könnte Sie leicht etwas unsanft anfassen. Es kommt mir oft wunderlich vor, mir Sie so in die Welt hinein geworfen zu denken, indem ich zwischen meinen papiernen Fensterscheiben sitze und auch nur Papier vor mir habe; und daß wir uns doch nahe sein und einander verstehen können.

Ihr Brief von Weimar hat mir große Freude gemacht. Es gibt gegen eine Stunde des Muths und Vertrauens immer zehn, wo ich kleinmüthig bin und nicht weiß, was ich von mir denken soll. Da kommt mir eine solche Anschauung meiner selbst außer mir recht zum Troste. Auch Herder hat mir über meine Gedichte kürzlich viel Erfreuendes geschrieben.

So viel habe ich nun aus gewisser Erfahrung, daß nur strenge Bestimmtheit der Gedanken zu einer Leichtigkeit verhilft. Sonst glaubte ich das Gegentheil und fürchtete Härte und Steifigkeit. Ich bin jetzt in der That froh, daß ich mir es nicht habe verdrießen lassen, einen sauern Weg einzuschlagen, den ich oft für die poetisirende Einbildungskraft verderblich hielt. Aber freilich spannt diese Thätigkeit sehr an; denn wenn der Philosoph seine Einbildungskraft und der Dichter seine Abstractions-Kraft ruhen lassen darf, so muß ich, bei dieser Art von Productionen, diese beiden Kräfte immer in gleicher Anspannung erhalten, und nur durch einige Bewegung in mir kann ich die zwei betregnen Elemente in einer Art von Solution erhalten.

Die „Theilung der Erde" hätten Sie billig in Frankfurt auf der Zeile vom Fenster aus lesen sollen, wo eigentlich das Terrain dazu ist. Wenn sie Ihnen Spaß macht, so lesen Sie sie dem Herzog vor.

Bei dem andern Stück habe ich mich über den Satz des Widerspruchs lustig gemacht; die Philosophie erscheint immer lächerlich, wenn sie aus eigenem Mittel, ohne ihre Abhängigkeit von der Erfahrung zu gestehen, das Wissen erweitern und der Welt Gesetze geben will.

Daß Sie den „Meister" bald vernehmen wollen, ist mir sehr lieb. Ich werde dann nicht säumen, mich des Ganzen zu bemächtigen, und wenn es mir möglich ist, so will ich eine neue Art von Critik, nach einer genetischen Methode, dabei versuchen, wenn diese anders, wie ich jetzt noch nicht präcis zu sagen weiß, etwas Mögliches ist. Sch.

Ob ich gleich schon Mittwoch wieder hoffe in Weimar zu sein, so schicke ich Ihnen doch die Abhandlung voraus; ich habe sie nicht einmal in der Abschrift durchsehen können; hier und da läßt sich noch Einiges retouchiren. Vielleicht besuche ich Sie zu Ende der Woche und wir sehen uns früher wieder als ich dachte. Wie ist das zerstreute Leben doch ein leeres Leben; man erfährt nur gerade Das, was man nicht wissen mag. Ich freue mich recht, Sie wieder zu sehen.

Eisenach, den 27. October. G.

Heute komme ich nicht, mein Lieber, aber ich hoffe bald. Jeden Tag erwarte ich einen neuen Weltbürger in meinem Hause, den ich doch gern freundlich empfangen möchte. Indessen ist das Schieß von den militärischen Essurien gereinigt und ich kann einige Tage bei Ihnen bleiben.

Leben Sie recht wohl, empfehlen mich den Damen und behalten mich lieb.

In diesen letzten zerstreuten Tagen habe ich meine Italienischen Collectaneen vorgenommen und zu ordnen angefangen, und mit viel Freude gesehen, daß mit einiger Beharrlichkeit ein wundersames Werk wird zusammengestellt werden können.

Weimar, den 28. October. G.

Jena, den 28. October.

Zu dem neuen Hausgenossen gratulire ich im voraus. Lassen Sie ihn immer ein Mädchen sein, so können wir uns am Ende noch mit einander verschwägern.

Ich habe Ihnen vorgestern von der Madam Stael zu schreiben vergessen. Das Product ist mit vielem Geist geschrieben, und da es darin mehr wetterleuchtet als ordentlicher Tag ist, so qualificirt es sich gar nicht übel zum Commentiren. Eine eigentliche Harmonie hineinzubringen möchte schwer sein und auch die Mühe nicht genug lohnen. Im Einzelnen aber läßt es sich versuchen, auch habe ich mir schon etliche Materien daraus gewählt, die auch sonst nicht außer der Zeit sein werden. Sch.

Ich habe, glaub' ich, auch noch Nichts über die Gedichte gesagt, die Sie mir nach Eisenach schickten; sie sind sehr artig, besonders das Theil des Dichters ganz allerliebst, wahr, treffend und tröstlich.

Sollten Sie sich nicht nunmehr überall umsehen und sammeln, was gegen die „Horen" im Allgemeinen und Besondern gesagt ist, und hielten am Schluß des Jahres darüber ein Gericht, bei welcher Gelegenheit der Gänsling der Zeit

auch vorkommen könnte? Das Halle'ſche, philoſophiſche Journal ſoll ſich auch ungebührlich betragen haben. Wenn man dergleichen Dinge in Bändlein bindet, brennen ſie beſſer.

Leben Sie recht wohl. Lieben Sie mich. Empfehlen Sie mich der lieben Frau und Ihrer Frau Mutter. Das Schwiegertöchterchen ſämmt noch.

Weimar, den 20. October. G.

Statt eines artigen Mädchens iſt endlich ein zarter Knabe angekommen und ſo läge denn eine von meinen Sorgen in der Wiege. Nun wäre es an Ihnen, zu Bildung der Schwägerſchaft und zu Vermehrung der dichteriſchen Familie für ein Mädchen zu ſorgen. Ich komme nun bald und bedarf wirklich eines Geſprächs, wie ich es mit Ihnen führen kann. Ich habe Ihnen viel zu ſagen. Noch immer bin ich nicht auf den Pfaden der Dichtung. Durch äußere Veranlaſſung habe ich in der Baukunſt mich wieder umgeſehen und habe Einiges bei dieſer Gelegenheit zuſammengeſtellt, das Urtheil über ſolche Kunſtwerke zu erleichtern und zu fixiren.

Von Meyer habe ich einen Brief von München mit ſehr ſchönen Nachrichten von dieſem Orte, auch von Nürnberg. Ich bringe ſie mit. Sagen Sie mir, wie Sie ſich befinden und gedenken mein.

Weimar, den 1. November. G.

Jena, den 5. November.

Zum neuen Ankömmling meinen herzlichen Glückwunſch. Ich hätte Ihnen wohl ein Mädchen gönnen mögen, aber dazu kann zu Rath werden.

Ihre Elegien haben, wie Ihnen der eingeſchloſſene Brief des D. Gros an Herrn von Humboldt zeigen wird, auch in der Lateiniſchen Welt einen großen und gar keinen unwichtigen Bewunderer gefunden. Ich lege den Brief in Natura bei; vielleicht gefällt es Ihnen zu Realiſirung des Wunſches, den der Verfaſſer desſelben äußert, Etwas beizutragen. Sch.

Den 20. November.

Den Verluſt, den Sie erlitten, haben wir herzlich beklagt. Sie können ſich aber damit tröſten, daß er ſo früh erfolgt iſt und mehr Ihre Hoffnung trifft. Ich könnte mich ſchwer darein finden, wenn mir mit meinem Kleinen jetzt noch ein Unglück begegnete.

Schlegel ſchrieb mir kürzlich und ſchickt Etwas für die „Horen“. Er iſt ſehr entzückt über das Mährchen; auch Humboldt's haben große Freude daran.

Ueber den neuen Theil des „Meiſters“, wofür wir Ihnen ſchönſtens danken, habe ich ſchon äußerſt Urtheil eingezogen. Jedermann findet das ſechste Buch an ſich ſelbſt ſehr intereſſant, wahr und ſchön, aber man fühlt ſich dadurch im Fortſchritt aufgehalten. Freilich iſt dieſes Urtheil kein äſthetiſches; denn bei'm erſten Leſen, beſonders einer Erzählung, dringt mehr die Neugierde auf den Erfolg und das Ende, als der Geſchmack auf das Ganze. Sch.

Ich erhalte Ihren lieben Brief und danke für den Antheil, deſſen ich ſchon verſichert war. Man weiß in ſolchen Fällen nicht, ob man beſſer thut, ſich dem Schmerz natürlich zu überlaſſen, oder ſich durch die Beihülfen, die uns die Cultur anbietet, zuſammen zu nehmen. Entſchließt man ſich zu dem Letzten, wie ich es immer thue, ſo iſt man dadurch nur für einen Augenblick gebeſſert, und ich habe bemerkt, daß die Natur durch andere Criſen immer wieder ihr Recht behauptet.

Das ſechste Buch meines Romans hat auch guten Effect gemacht; freilich weiß der arme Leſer bei ſolchen Productionen niemals, wie er daran iſt; denn er bedenkt nicht, daß er dieſe Bücher gar nicht in die Hand nehmen würde, wenn man nicht verſtände, ſeine Denkkraft, ſeine Empfindung und ſeine Wißbegierde zum Beſten zu haben.

Die Zeugniſſe für mein Mährchen ſind mir ſehr viel werth und ich werde künftig auch in dieſer Gattung mit mehr Zuverſicht zu Werke gehen.

Weimar, den 21. November. G.

Den 23. November.

Sie werden von Herder meine Abhandlung über die ſentimentaliſchen Dichter erhalten, davon Sie bis jetzt noch den wenigſten Theil gehört und die ich noch ein Mal ganz durchzuleſen bitte. Ich hoffe, Sie ſollen damit zufrieden ſein; es iſt mir in dieſer Art nicht leicht Etwas beſſer gelungen. Ich glaube, dieſes jüngſte Gericht über den größten Theil der Deutſchen Dichter wird am Schluß des Jahrgangs eine gute Wirkung thun und unſern Herren Critikern beſonders viel zu denken geben. Mein Ton iſt freimüthig und feſt, obgleich, wie ich hoffe, überall mit der gehörigen Schonung.

Auch über die Naturalität und ihre Rechte (in Rückſicht auf die Elegien) habe ich mich weitläufig herausgelaſſen, bei welcher Gelegenheit Wieland einen kleinen Streifſchuß bekommt. Aber ich kann nicht dafür, und da man ſich nie bedacht hat (auch Wieland nicht), die Meinung über *meine* Fehler zu unterdrücken, im Gegentheil ſie mich öfters derb genug hören ließ, ſo habe ich jetzt, da ich zufälliger Weiſe das gute Spiel in die Hände bekam, auch meine Meinung nicht verſchwiegen. Sch.

Auf Ihren Aufſatz verlange ich ſehr. Das, was ich von Ihren Ideen kenne, hat mir in dieſer letzten Zeit im Practiſchen manchen Vortheil gebracht; ſo wenig man mit Bewußtſein erfindet, ſo ſehr bedarf man des Bewußtſeins beſonders bei längern Arbeiten. Uebrigens kann ich Niemand übel nehmen, wenn er lange gepaßt hat und nun einmal Trümpfe in die Hände kriegt, daß er ſie auch ausſpielt.

Weimar, den 23. November. G.

Ihre Abhandlung ſchicke ich hier mit vielem Danke zurück. Da dieſe Theorie mich ſelbſt ſo gut behandelt, ſo iſt Nichts natürlicher, als daß ich den Principien Beifall gebe und daß mir die Folgerungen richtig erſcheinen. Ich würde aber mehr Mißtrauen darein ſetzen, wenn ich mich nicht Anfangs ſelbſt in einem polemiſchen Zuſtand gegen Ihre Meinung befunden hätte. Denn es iſt Ihnen nicht unbekannt, daß ich aus einer allzu großen Vorliebe für die alte Dichtung gegen die neuere oft ungerecht war. Nach Ihrer Lehre kann ich erſt ſelbſt mit mir einig werden, da ich Das nicht mehr zu ſchelten brauche, was ein unwiderſtehlicher Trieb mich doch, unter gewiſſen Bedingungen, hervorzubringen nöthigte, und es iſt eine ſehr angenehme Empfindung, mit ſich ſelbſt und ſeinen Zeitgenoſſen nicht ganz unzufrieden zu ſein.

Ich bin dieſer Tage wieder an den Roman gegangen und habe alle Urſache, mich daran zu halten. Die Forderungen, wozu der Leſer durch die erſten Theile berechtigt wird, ſind wirklich, der Materie und Form nach, ungeheuer. Man ſieht ſelten eher, wie viel man ſchuldig iſt, als bis man wirklich einmal reine Wirthſchaft machen und bezahlen will. Doch habe ich guten Muth. Es kommt Alles darauf an, daß man die Zeit wohl braucht und keine Stimmung verſäumt. Leben Sie recht wohl.

Weimar, den 27. November. G.

Ich hörte lange Nichts von Ihnen und habe auch ſelbſt lange geſchwiegen. Das üble Wetter hat mich ſehr gedrückt, ſo daß ich aus Nacht Tag und aus Tag Nacht machen mußte. Es iſt auch jetzt noch nicht beſſer und die Arbeit geht langſam. Aber ſie iſt mir unter den Händen wichtiger geworden, und ich hoffe, das neue Jahr meinerſeits mit einem ziemlich intereſſanten Aufſatz zu eröffnen, wenn ich ihn bis dahin vollenden kann.

Den 3. December. Sch.

Hier kommen auch meine Elegien; ich wünſche, daß Sie damit zufrieden ſein mögen, es iſt noch zuletzt allerlei daran gethan worden; doch wie man mit eigenen Sachen ſelten fertig wird, ſo wird man es mit Ueberſetzungen niemals. Haben Sie noch Etwas zu erinnern, ſo theilen Sie es mir gefällig mit.

Wenn Sie die Abhandlung über die ſentimentaliſchen Dichter wieder zurück haben, wünſchte ich, ſie noch ein Mal zu leſen; wegen des Schluſſes habe ich noch einige Scrupel, und wenn Einen der Geiſt warnt, ſo ſoll man es wenigſtens nicht verſchweigen. Da das Ganze ſo weit und breit iſt, ſo ſcheint es mir bei näherer Ueberlegung zu enge und zu ſpitz auszulaufen, und da dieſe Spitze g'rade zwiſchen mir und einem alten Freunde hineinfällt, ſo macht's mir wirklich ein wenig bange. Doch davon mündlich. Heute nur ein Lebewohl.

Weimar, den 7. December. G.

Jena, den 12. December.

Mein Aufſatz über die Sent. Dichter, den ich doppelt copiren ließ, iſt ſchon ſeit drei Wochen zum Druck abgeſchickt, aber Sie können des Schluſſes wegen außer Sorgen ſein. Sie haben nur geleſen, was damals fertig war; zu Dieſem aber ſind noch acht Seiten, die Idyllen betreffend, gekommen, womit der Aufſatz für das zwölfte Horen-Stück ſchließt. Sch.

Für das Ueberſendete, über welches hier eine Quittung beiliegt, danke ich zum ſchönſten. Es ſcheint, da wir Dichter bei der Theilung der Erde zu kurz gekommen ſind, uns ein wichtiges Privilegium geſchenkt zu ſein, daß uns nämlich unſere Thorheiten bezahlt werden.

Das Gedicht, worauf ich hier anſpiele, findet großen Beifall, und die Leute ſind höchſt neugierig, wer es wohl gemacht habe.

Uebrigens ſind jetzt die „Hunds-Poſttage" das Werk, worauf unſer feineres Publicum ſeine Ueberfluß von Beifall ergießt; ich wünſchte, daß der gute Mann in Hof, bei dieſen traurigen Wintertagen, etwas Angenehmes davon empfände.

Haben Sie beiliegenden Hymnus ſchon geſehen, mit dem man Sie beehrt hat? Ich habe ihn auf alle Fälle abſchreiben laſſen. Man ſieht auch hieraus, daß man im Litterariſchen jenen Sämann, der nur ſäete ohne viel zu fragen, wo es hinfiel, nachahmen ſoll.

Von den Anmerkungen zu den Elegien wollen wir, ſoviel die Zeit erlaubt, Gebrauch machen. In ſo einer wunderlichen Sprache, wie die Deutſche iſt, bleibt freilich immer Etwas zu wünſchen übrig.

Zum Jänner-Stücke arbeitete ich gern Etwas, aber der Roman nimmt mir jetzt, zu meinem Glücke, alle Zeit weg. Dieſer letzte Band mußte ſich nothwendig ſelbſt machen, oder er konnte gar nicht fertig werden, und die Ausarbeitung drängt ſich mir jetzt recht auf, und der lange

zuſammengetragene und geſtellte Holzſtoß fängt endlich an zu brennen.

Ich bereite mich, Sie auf's Neujahr beſuchen zu können; denn mich verlangt ſehr, den ganzen Kreis Ihrer theoretiſchen Arbeiten nun einmal mit Ihnen zu durchlaufen, und mich dadurch zu den Arbeiten, die vor mir liegen, zu ſtärken. Ich habe Ihre Principien und Deductionen deſto lieber, da ſie mir unſer Verhältniß ſichern und mir eine wachſende Uebereinſtimmung verſprechen; denn leider ſind es öfter die Meinungen über die Dinge als die Dinge ſelbſt, wodurch die Menſchen getrennt werden, wovon wir in Weimar die betrübteſten Beiſpiele täglich erfahren.

Weimar, den 15. December. G.

Jena, den 17 December.

Wie beneide ich Sie um Ihre jetzige poetiſche Stimmung, die Ihnen erlaubt, recht in Ihrem Roman zu leben. Ich habe mich lange nicht ſo proſaiſch gefühlt, als in dieſen Tagen, und es iſt hohe Zeit, daß ich für eine Weile die philoſophiſche Bude ſchließe. Das Herz ſchmachtet nach einem betaſtlichen Object.

Es iſt prächtig, daß der ſcharfſinnige Prinz ſich in den myſtiſchen Sinn des Märchens ſo recht verbiſſen hat. Hoffentlich laſſen Sie ihn eine Weile zappeln; ja wenn Sie es auch nicht thäten, er glaubte Ihnen auf Ihr eigenes Wort nicht, daß er keine gute Naſe gehabt habe.

Daß in Weimar jetzt die „Hunds-Poſttage" graſſiren, iſt mir ordentlich pſychologiſch merkwürdig; denn man ſollte ſich nicht träumen laſſen, daß derſelbe Geſchmack ſo ganz heterogene Maſſen vertragen könnte, als dieſe Production und Clara du Plessis iſt. Nicht leicht iſt mir ein ſolches Beiſpiel von Charakterloſigkeit bei einer ganzen Societät vorgekommen.

Sch.

Von Ihren gütigen und gegründeten Anmerkungen haben wir bei den Elegien, die hier zurückkommen, ſo viel als möglich Gebrauch gemacht; es iſt freilich möglich, auf einem ſolchen Wege dieſe Art Arbeiten immer der Vollkommenheit näher zu bringen.

Ich habe dieſe Tage, in Hoffnung, von meinem Herrn Collegen was zu lernen, den vortrefflichen Herrn Stark geleſen und ſtudirt. Ich könnte nicht ſagen, daß ich ſehr auferbaut worden wäre. Vorn herein hat es wirklich einigen Schein, der uns beſtechen kann, in der Folge aber leiſtet es doch gar zu wenig.

Dagegen habe ich an den Novellen des Cervantes einen wahren Schatz gefunden, ſowohl der Unterhaltung als der Belehrung. Wie ſehr freut man ſich, wenn man das anerkannte Gute auch anerkennen kann, und wie ſehr wird man auf ſeinem Wege gefördert, wenn man Arbeiten ſieht, die nach eben den Grundſätzen gebildet ſind, nach denen wir nach unſerm Maße und in unſerm Kreiſe ſelbſt verfahren.

Weimar, den 17. December. G.

Mit Verlangen warte ich aufs neue Jahr und ſuche mancherlei kleine Geſchäfte abzuthun, um Sie wieder auf einige Zeit mit Freiheit beſuchen zu können. Ich wünſche nur, daß ich Sie wohl und poetiſch thätig antreffen möge; denn es iſt Das nun einmal der beſte Zuſtand, den Gott den Menſchen hat gönnen wollen. Mein Roman ruht nun nicht, bis er ſich fertig macht, worüber ich ſehr vergnügt bin; denn mitten unter allen Zerſtreuungen treibt er ſein Weſen immer fort.

Ich habe ſonſt noch Manches mitzutheilen. Hier liegt z. B. eine Erklärung der dramatiſchen Perſonen des Märchens bei, von Freundinn Charlotte. Schicken Sie mir doch geſchwind eine andere Erklärung dagegen, die ich ihr mittheilen könnte.

Den Einfall, auf alle Zeitſchriften-Epigramme, jedes in einem einzigen Diſtiche, zu machen, wie die Xenia des Martial ſind, der mir dieſer Tage zugekommen iſt, müſſen wir cultiviren und eine ſolche Sammlung in Ihren Muſen-Almanach des nächſten Jahres bringen. Wir müſſen nur viele machen und die beſten ausſuchen. Hier ein Paar zur Probe.

Den 22. December. G.

Jena, den 21. December.

Für die Elegien danke ich ſchönſtens. Ich denke nicht, daß jetzt noch Etwas darin ſein ſollte, was den Critikern Gelegenheit geben könnte, über kleine Verſehen gegen den ſchönen Geiſt des Ganzen ſich zu verhärten.

Lorenz Stark iſt, wie mir Humboldt ſchrieb, ehemals zu einer Comödie beſtimmt geweſen und nun zufälliger Weiſe in die erzählende Form gegoſſen worden. Ein ziemlich leichter Ton empfiehlt es, aber es iſt mehr die Leichtigkeit des Leeren als die Leichtigkeit des Schönen. Solchen Geiſtern, wie Herrn C., iſt das Platte ſo gefährlich, wenn ſie naiv und naiv ſein wollen. Aber die göttliche Plattitüde: das iſt eben der Empfehlungsbrief.

Der Himmel verlängere Ihnen jetzt nur die gute Laune, um den Roman zu endigen. Ich bin unglaublich geſpannt auf die Entwickelung und freue mich recht auf ein ordentliches Studium des Ganzen.

Das Gedicht, welches das kleine Gedicht „die Theilung der Erde", zu machen ſcheint, kommt mit auf Ihre Rechnung; denn ſchon von Vielen hörte ich, daß man es Ihnen zuſchreibt. Hin-

gegen iſt mir von andern der „litterariſche Sansculottism“ zugeſchrieben worden. Sch.

Den 28. December.

Der Gedanke mit den Xenien iſt prächtig und muß ausgeführt werden. Die Sie mir heute ſchickten, haben mich ſehr ergetzt, beſonders die Götter und Göttinnen darunter. Solche Titel begünſtigen einen guten Einfall gleich beſſer. Ich denke aber, wenn wir das Hundert voll machen wollen, werden wir auch über einzelne Werke herfallen müſſen, und welcher reichliche Stoff findet ſich da! Sobald wir uns nur ſelbſt nicht ganz ſchonen, können wir Heiliges und Profanes angreifen. Welchen Stoff bietet uns nicht die Stollberg'ſche Sippſchaft, Nackniz, Ramdohr, die metaphyſiſche Welt, mit ihren Ichs und Nicht-Ichs, Freund Nicolai, unſer geſchworner Feind, die Leipziger-Geſchmacksherberge, Thümmel, Goſchen als ſein Stallmeiſter, u. dgl. dar! Sch.

Mit hundert Xenien, wie hier ein Dutzend beiliegen, könnte man ſich ſowohl dem Publico als ſeinen Collegen auf's Angenehmſte empfehlen.

Daß man uns in unſern Arbeiten verwechſelt, iſt mir ſehr angenehm; es zeigt, daß wir immer mehr die Manier los werden und in's allgemeine Gute übergehen. Und dann iſt zu bedenken, daß wir eine ſchöne Breite einnehmen können, wenn wir mit einer Hand zuſammenhalten und mit der andern ſo weit ausreichen, als die Natur uns erlaubt hat.

Ich danke für den Beitrag zur Auslegung des Mährchens; wir würden freilich noch ein Bißchen zuſetzen. Ich hoffe aber doch noch auf eine günſtige Wendung, in den „Unterhaltungen“ meinen beliebigen Spaß darüber machen zu können.

Weimar, den 26. December. G.

Den 22. Januar 1796.

Hier eine kleine Lieferung von Epigrammen. Was Ihnen darunter nicht gefällt, laſſen Sie nur gar nicht abſchreiben. Es geht mit dieſen kleinen Sprüchen doch nicht ſo raſch, als man glauben ſollte, da man keine Suite von Gedanken und Gefühlen dazu brauchen kann, wie bei einer längern Arbeit. Sie wollen ſich ihr urſprüngliches Recht als glückliche Einfälle nicht nehmen laſſen. Ich zweifle deßwegen, ob ich, bei meinem Müßiggange, Ihnen ſoweit vorkommen werde, als Sie denken; denn in die Länge geht es doch nicht; ich muß mich zu größern Sachen entſchließen, und die Epigramme auf den Augenblick ankommen laſſen. Doch ſoll kein Poſttag leer ſein und ſo rücken wir doch in vier, fünf Monaten weit genug vor.

Ihre Epigramme im Almanach machen großes Glück, wie ich immer auf's Neue in Erfahrung bringe, und bei Leuten, von deren Urtheil man keine Schanke hat. Daß der Almanach in Weimar neben den Emigrirten und den „Hundspoſttagen“ noch aufkommen kann, iſt mir ſehr tröſtlich zu vernehmen. Sch.

Die nächſten Tage werde ich ein ſehr buntes Leben führen. Heute kommt die Darmſtädter-Herrſchaft, morgen iſt Cour, Dinée, Concert, Soupé und Redoute. Montag „Don Juan“. Die übrige Woche geht auf Proben hin; denn den 30. ſind die „Advocaten“ von Iffland, und den 2. die „neue Oper“. Dann will ich aber auch mich ſobald als möglich ſammeln und ſehen, was ich leiſten kann. Das achte Buch erſcheint mir indeſſen oft zwiſchen allen dieſen fremden Geſtalten durch, und ich hoffe, es ſoll ſich nun bei der erſten Gelegenheit auch fertig machen.

In den letzten Epigrammen, die Sie mir ſenden, iſt ein herrlicher Humor, und ich werde ſie deßhalb alle abſchreiben laſſen; was am Ende nicht in der Geſellſchaft bleiben kann, wird ſich wie ein fremder Körper ſchon ſepariren.

Den 23. Januar. G.

Mit der ganzen Sammlung unſerer kleinen Gedichte bin ich noch nicht zu Stande; hier kommt einſtweilen mein Betrag von dieſer Woche. Wenn wir unſere vorgeſetzte Zahl ausfüllen wollen, ſo werden wir noch einige unſerer nächſten Angelegenheiten behandeln müſſen; denn wo das Herz voll iſt, geht der Mund über, und dann iſt es eine herrliche Gelegenheit, die Sachen aus der Studir-Stube und Recenſenten-Welt in das weitere Publicum hinaus zu ſpielen, wo dann Einer oder der Andere gewiß Feuer fängt, der ſonſt die Sache hätte vor ſich vorbeiſtreichen laſſen.

Wir fangen dieſe Tage nun an, recht bunt zu werden; man übernimmt immer mehr, als man ausführen kann. Leben Sie recht wohl und grüßen Sie Ihre liebe Frau.

Weimar, den 27. Januar. G.

Der erſte Act wäre überſtanden! ein Aufzug, den ich zur geſtrigen Redoute arrangiren half; es ging Alles gut ab, obgleich der Saal übermäßig voll war. Da man jetzt bloß in Diſtichen ſpricht, ſo mußte der Türkiſche Hof ſelbſt ſein Compliment an die Herzoginn in dieſer Versart darbringen, wie Sie aus der Beilage ſehen werden. Eine andere Geſellſchaft hatte einen Zug von gemiſchten Masken aufgeführt, unter welchen ſich ein Paar Irrlichter ſehr zu ihrem Vortheil ausnahmen; ſie waren ſehr artig gemacht und freuten, indem ſie ſich drehten

und ſchüttelten, Goldblättchen und Gedichte aus.

Weimar, den 20. Januar. G.

Die erſte Abſchrift der Xenien iſt endlich fertig geworden und ich ſchicke ſie ſogleich um ſo mehr, da ich vor dem 14. dieſes nicht nach Jena kommen kann. Sie ſehen zuſammen ſchon ganz luſtig aus; nur wird es ganz gut ſein, wenn wieder einmal eine poetiſche Ader durch die Sammlung durchſtieht. Meine letzten ſind, wie Sie finden werden, ganz proſaiſch, welches, da ihnen keine Anſchauung zum Grunde liegt, bei meiner Art wohl nicht anders ſein kann.

Ich habe dieſe Tage das Werk des Cellini über das Mechaniſche verſchiedener Künſte von Göttingen erhalten. Es iſt trefflich geſchrieben, und ſowohl die Vorrede als das Werk ſelbſt gibt über den wunderbaren Mann ſchöne Aufſchlüſſe. Ich habe mich daher gleich wieder an ſein Leben gemacht, allein die Schwierigkeiten der Behandlung bleiben immer dieſelben. Ich will nur anfangen, einige intereſſante Stellen zu überſetzen und erwarten, was ſich weiter macht. An einem Leben iſt ohnedieß weiter Nichts, nach meiner realiſtiſchen Verſtehungsart, als das Detail, beſonders nun gar bei einem Particulier, wo keine Reſultate zu denken ſind, deren Weite und Breite uns allenfalls imponiren konnten, und bei einem Künſtler, deſſen Werke, die bleibenden Wirkungen ſeines Daſeins, nicht vor unſern Augen ſtehen. Vielleicht bringe ich noch, ehe ich zu Ihnen komme, ein hübſches Penſum zuſammen, und es wird ſich alsdann näher ergeben, was zu thun iſt.

Weimar, den 4. Februar. G.

Wenn Sie nur die verſprochenen Elegien nicht ſo nothwendig brauchten; denn ich weiß nicht, wie ich damit einhalten ſoll. Schon ſeit acht Tagen bin ich darüber und mit Knebel in Confereuz; dadurch iſt die Abſchrift wieder unrein geworden und muß noch ein Mal gemacht werden. Wenn es möglich wäre, noch acht Tage Aufſchub zu geben, ſo ſollte Alles in der Ordnung ſein. Ich leide noch immer unſäglich am Carneval und durch die abermalige Ankunft von fremden Prinzen werden unſere Theater- und Tanzluſtbarkeiten verrückt und gehäuft.

Da ich zum dritten Stücke der „Horen" noch Nichts zu liefern weiß, habe ich meine alten Papiere durchgeſehen und darin wunderliches Zeug, aber meiſt Individuelles und Momentanes gefunden, daß es nicht zu brauchen iſt. Um wenigſtens meinen guten Willen zu zeigen, ſchicke ich hier eine ſehr ſubjective Schweizer-Reiſe. Urtheilen Sie, inwiefern Etwas zu brauchen iſt; vielleicht wenn man noch irgend ein leidenſchaftliches Mährchen dazu erfände, ſo konnte es gehen. Die Gegenden ſind hundert Mal betreten und beſchrieben, doch betritt man ſie wieder und lieſt die Beſchreibungen noch ein Mal. Sagen Sie mir Ihre Gedanken darüber. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Alles, was die Perſonen bezeichnet, müßte vertilgt werden.

Weimar, den 12. Februar. G.

Leider hat mich auch in dieſen Tagen weder etwas Xenialiſches noch Genialiſches angewandelt; ich hoffe mehr als jemals auf eine Ortsveränderung, um zu mir ſelbſt zu kommen; leider weiß ich noch nicht, ob ich Montags kommen kann.

Es iſt mir herzlich leid, daß Sie wieder ſoviel gelitten haben und daß Ihre Einſamkeit Ihnen nicht zu Gute kommt, indeß mich die Zerſtreuung von einer wünſchenswerthen Thätigkeit abhält. Ich freue mich, auch wieder ein Mal einige Worte von Humboldt zu hören; er hat wohlgethan, bei dieſem weichen Wetter keinen Caviar zu ſchicken.

Vielleicht konnte man aus der Schweizer Reiſe, die ich Ihnen geſtern ſchickte, die einzelnen ausführlichen Tableaus, zum Beiſpiel das Münſterthal, die Ausſicht vom Jura u., herausziehen und ohne Zuſammenhang hinſtellen. Doch Das werden Sie am Beſten beurtheilen; ich hatte nicht Zeit, die Hefte, die ich Ihnen ſchickte, durchzuleſen und kann aber ihren Werth und Unwerth nicht urtheilen.

Weimar, den 13. Februar. G.

Jena, den 20. März

Ich habe an meinen „Wallenſtein" gedacht, konnte aber Nichts gearbeitet. Einige Xenien hoffe ich vor der merkwürdigen Conſtellation noch zu Stande zu bringen.

Die Zurüſtungen zu einem ſo verwickelten Ganzen, wie ein Drama iſt, ſetzen das Gemüth doch in eine gar ſonderbare Bewegung. Schon die allererſte Operation, eine gewiſſe Methode für das Geſchäft zu ſuchen, um nicht zwecklos herumzutappen, iſt keine Kleinigkeit. Jetzt bin ich erſt an dem Knochengebäude und ich finde, daß von dieſem, ebenſo wie in der menſchlichen Structur, auch in dieſer dramatiſchen Alles abhängt. Ich möchte wiſſen, wie Sie in ſolchen Fällen zu Werk gegangen ſind. Bei mir iſt die Empfindung anfangs ohne beſtimmten und klaren Gegenſtand; dieſer bildet ſich erſt ſpäter. Eine gewiſſe muſicaliſche Gemüthsſtimmung geht vorher und auf dieſe folgt bei mir erſt die poetiſche Idee. Sch.

Hier folgen die verſprochenen Epigramme; es ſind doch dreißig an der Zahl! Leider iſt auch hier der Haß doppelt ſo ſtark als die Liebe.

Das eine, der „Gefährliche", habe ich nach Ihrer Idee gemacht; vielleicht nehmen Sie die Veränderung auf. Ueberhaupt wird mich bei'm Durchsehen der übrigen im Allgemeinen der Gedanke leiten, daß wir bei aller Bitterkeit uns vor criminellen Inculpationen hüten.

Weimar, den 10. Juni. G.

Jena, den 11. Juni.

Die gestern überschickten Xenien haben uns viel Freude gemacht, und so überwiegend auch der Haß daran Theil hat, so lieblich ist das Contingent der Liebe dazu ausgefallen. Ich will die Musen recht dringend bitten, mir auch einen Beitrag dazu zu bescheren. Einstweilen nehmen Sie meine Eccos, als die erste poetische Gabe in diesem Jahre freundlich auf und finden Sie einen Anstoß darin, so machen Sie mich doch darauf aufmerksam.

Die Xenien besse ich Ihnen auf den nächsten Freitag in Abschrift schicken zu können. Ich bin auch sehr dafür, daß wir nichts Criminelles berühren und überhaupt das Gebiet des frohen Humors so wenig als möglich verlassen. Sind doch die Musen keine Scharfrichter! Aber schenken wollen wir den Herren auch Nichts.

Sch.

Zu dem neuen Ankömmling wünsche ich von Herzen Glück; mögen Sie recht viel Freude an dem Knabenpaar erleben. Grüßen Sie Ihre liebe Frau auf das Beste und Schönste von mir.

Künftigen Sonnabend, wenn mir es möglich ist, komme ich, Sie zu besuchen. Ueber den Roman müssen wir nun nothwendig mündlich conferiren, auch wegen der Xenien und mancher andern Dinge, die ich auf dem Herzen habe; bei Jenem wird die Hauptfrage sein: wo sich die „Lehrjahre" schließen, die eigentlich gegeben werden sollen und inwiefern man Absicht hat, künftig die Figuren etwa noch ein Mal auftreten zu lassen. Ihr heutiger Brief deutet mir eigentlich auf eine Fortsetzung des Werks, wozu ich denn auch wohl Idee und Lust habe, doch davon eben mündlich. Was rückwärts nothwendig ist, muß *gethan* werden, sowie man vorwärts *deuten* muß, aber es müssen Verzahnungen stehen bleiben, die, so gut wie der Plan selbst, auf eine weitere Fortsetzung deuten; hierüber wünsche ich mich recht mit Ihnen auszusprechen. Schicken Sie mir Nichts mit den Botenweibern und behalten das Manuscript. Die Xenien, „Cellini" und sonst noch was vielleicht bringe ich mit. Grüßen Sie Schlegel und seine Frau; ich freue mich, Beide dieß Mal zu finden.

Weimar, den 12. Juni. G.

Zugleich kommt auch die Idylle und die Parodie, nicht weniger die Schriftprobe zurück. Das Gedicht ist gar schön gerathen, die Gegenwart und die Allegorie, die Einbildungskraft und die Empfindung, das Bedeutende und die Deutung schlingen sich gar schön ineinander; ich wünschte es bald zu besitzen.

Weimar, den 14. Juni. G.

Jena, den 15. Juni.

Die Idylle hat mich beim zweiten Lesen so innig, ja noch inniger als bei'm ersten bewegt. Gewiß gehört sie unter das Schönste, was Sie gemacht haben, so voll Einfalt ist sie, bei einer unergründlichen Tiefe der Empfindung. Durch die Eilfertigkeit, welche das wartende Schiffsvolk in die Handlung bringt, wird der Schauplatz für die zwei Liebenden so enge, so drangvoll und so bedeutend der Zustand, daß dieser Moment wirklich den Gehalt eines ganzen Lebens bekommt. Es würde schwer sein, einen zweiten Fall zu erdenken, wo die Blume des Dichterischen von einem Gegenstande so rein und so glücklich abgebrochen wird. Daß Sie die Eifersucht so dicht daneben stellen und das Glück so schnell durch die Furcht wieder verschlingen lassen, weiß ich vor meinem Gefühl noch nicht ganz zu rechtfertigen, obgleich ich nichts Befriedigendes dagegen einwenden kann. Dieses fühle ich nur, daß ich die glückliche Trunkenheit, mit der Aleris das Mädchen verläßt und sich einschifft, gerne immer festhalten möchte. Sch.

Noch rückt das achte Buch des „Wilhelm Meister" ununterbrochen fort, und wenn ich die zusammentreffenden Umstände bedenke, wodurch etwas beinahe Unmögliches, auf einem ganz natürlichen Wege, noch endlich wirklich wird, so möchte man beinahe abergläubisch werden. So viel ist gewiß, daß mir gegenwärtig die lange Gewohnheit, Kräfte, zufällige Ereignisse, Stimmungen und wie sich uns Angenehmes und Unangenehmes aufdringen mag, im Augenblicke zu nutzen, sehr zu Statten kommt.

Daß die Idylle bei näherer Betrachtung Stand und Stich hält, freut mich sehr. Für die Eifersucht am Ende habe ich zwei Gründe. Einen aus der Natur: weil wirklich jedes unerwartete und unverdiente Liebesglück die Furcht des Verlustes unmittelbar auf der Ferse nach sich zieht; und einen aus der Kunst, weil die Idylle durchaus einen pathetischen Gang hat und also das Leidenschaftliche bis gegen das Ende gesteigert werden mußte, da sie denn durch die Abschiedsverherrlichung des Dichters wieder in's Leidliche und Heitere zurückgeführt wird. So viel zur Rechtfertigung des unerklärlichen Instincts, durch welchen solche Dinge hervorgebracht werden.

Richter iſt ein ſo complicirtes Weſen, daß ich mir die Zeit nicht nehmen kann, Ihnen meine Meinung über ihn zu ſagen; Sie müſſen und werden ihn ſehen und wir werden uns gern über ihn unterhalten. Hier ſcheint es ihm übrigens wie ſeinen Schriften zu gehen; man ſchätzt ihn bald zu hoch, bald zu tief und Niemand weiß, das wunderliche Weſen recht anzufaſſen.

Abgeſchickt den 22. Juni. G.

Den 23. Juni.

Sie haben wohl recht, daß die Brochure mich in eine eigene Welt führen werde. Mein Leben lang hätte ich in mir ſelbſt ſo eine Fratzenſammlung nicht zuſammen bringen können und jeder Strich trägt den Stempel, daß man aus der Natur geſchöpft hat. Es iſt wirklich kein unmerkwürdiges Machwerk, ſo grob und plump es auch iſt, und hat mich recht divertirt. Auch Das gefällt mir, daß die poetiſchen Feindſchaften doch auch einen humoriſtiſchen Ausdruck zu nehmen anfangen. Es ſollte wirklich Nachahmer finden. Sch.

Es iſt mir ſehr lieb, daß Ihnen das „Faſtnachtsſpiel aus der andern Welt" den gehörigen Spaß gemacht hat. Ich will doch nach den neueſten Reichstagsſachen fragen und beſonders nach einigen Brochüren, die in dieſer angeführt ſind; es wäre luſtig, wenn wir auch ein Dutzend Xenien in jene Weltgegend werfen könnten.

Schicken Sie mir die „luſtigen Brüder" nicht eher, als bis Sie den Roman haben; er kommt zu Anfang künftiger Woche, durch einen eigenen Boten, der die Xenien, wenn Sie ſolche parat halten, alsdann mit zurücknehmen kann. Leſen Sie das Manuſcript erſt mit freundſchaftlichem Genuß und dann mit Prüfung und ſprechen Sie mich los, wenn Sie können. Manche Stellen verlangen noch mehr Ausführung, manche fordern ſie, und doch weiß ich kaum, was zu thun iſt; denn die Anſprüche, die dieſes Buch an mich macht, ſind unendlich und dürfen, der Natur der Sache nach, nicht ganz befriedigt werden, obgleich Alles gewiſſer Maßen aufgelöſ't werden muß. Meine ganze Zuverſicht ruht auf Ihren Forderungen und Ihrer Abſolution. Das Manuſcript iſt mir unter den Händen gewachſen und überhaupt hätte ich, wenn ich in der Darſtellung hätte wollen weitläuftiger ſein und mehr Waſſer des Raiſonnements hätte zugießen wollen, ganz bequem aus dem letzten Bande zwei Bände machen können; ſo mag er denn aber doch in ſeiner concentrirten Geſtalt beſſer und nachhaltiger wirken.

Weimar, den 23. Juni. G.

Hier ſchicke ich endlich das große Werk und kann mich kaum freuen, daß es ſo weit iſt; denn von einem ſo langen Wege kommt man immer ermüdet an. Ich habe es auch nur ein Mal durchſehen können und Sie werden alſo noch Manches zu ſuppliren haben. Es muß auf alle Fälle noch ein Mal durchgearbeitet und abgeſchrieben werden.

Das Lied von Mignon habe ich, wie Sie ſehen werden, des Effects wegen, doch einſchalten müſſen; es gibt aber vielleicht ein anderes, das im Almanach nachzubringen iſt.

Weimar, den 26. Juni. G.

Den 27. Juni.

Der Abſchied von einer langen und wichtigen Arbeit iſt immer mehr traurig als erfreulich. Das ausgeſpannte Gemüth ſinkt zu ſchnell zuſammen und die Kraft kann ſich nicht ſogleich zu einem neuen Gegenſtand wenden. Eigentlich ſollten Sie jetzt Etwas zu handeln bekommen und einen lebendigen Stoff bearbeiten.

Um die Zahl der poetiſchen und gefälligen Xenien zu vermehren, wünſchte ich Sie zu veranlaſſen, daß Sie durch die wichtigſten Antiken und die ſchönen Italieniſchen Malerwerke eine Wanderung anſtellten. Dieſe Geſtalten leben in Ihrer Seele und eine gute Stimmung wird Ihnen über jede einen ſchönen Einfall darbieten. Sie ſind um ſo paſſendere Stoffe, da es lauter Individua ſind. Sch.

Erwarten Sie heute noch nichts Beſtimmtes von mir über den Eindruck, den das achte Buch auf mich gemacht. Ich bin beunruhigt und bin befriedigt. Verlangen und Ruhe ſind wunderbar gemiſcht. Aus der Maſſe der Eindrücke, die ich empfangen, tritt mir in dieſem Augenblick Mignon's Bild am Stärkſten hervor. Ob dieſe ſo ſtark intereſſirte Empfindung hier noch mehr fordert, als ihr gegeben wurde, weiß ich jetzt noch nicht zu ſagen. Es konnte auch zufällig ſein; denn beim Aufſchlagen des Manuſcripts fiel mein Blick zuerſt auf das Lied und Dieß bewegte mich ſo tief, daß ich den Eindruck nachher nicht mehr auslöſchen konnte.

Das Merkwürdigſte an dem Total Eindruck ſcheint mir Dieſes zu ſein, daß Ernſt und Schmerz durchaus wie ein Schattenſpiel verſunken und der leichte Humor vollkommen darüber Meiſter wird. Zum Theil iſt mir Dieſes aus der letzten und leichten Behandlung erklärlich; ich glaube aber noch einen andern Grund davon in der theatraliſchen und romantiſchen Herbeiführung und Stellung der Begebenheiten zu entdecken. Das Pathetiſche erinnert an den Roman, alles Uebrige an die Wahrheit des Lebens. Die ſchmerzhafteſten Schläge, die das Herz bekommt, verlieren ſich ſchnell wieder, ſo ſtark ſie auch gefühlt werden, weil ſie durch etwas Wunderbares herbeigeführt wurden und deß-

wegen ſchneller als alles Andere an die Kunſt erinnern. Wie es auch ſei, ſo viel iſt gewiß, daß der Ernſt in dem Roman nur Spiel und das Spiel in demſelben der wahre und eigentliche Ernſt iſt, daß der Schmerz der Schein und die Ruhe die einzige Realität iſt.

Der ſo weiſe aufgeſparte Friedrich, der durch ſeine Turbulenz am Ende die reife Frucht vom Baume ſchüttelt und zuſammenwebt, was zuſammen gehört, erſcheint bei der Cataſtrophe gerade ſo, wie Einer, der uns aus einem ängſtlichen Traum durch Lachen aufweckt. Der Traum flieht zu den andern Schatten, aber ſein Bild bleibt übrig, um in die Gegenwart einen höhern Geiſt, in die Ruhe und Heiterkeit einen poetiſchen Gehalt, eine unendliche Tiefe zu legen. Dieſe Tiefe bei einer ruhigen Fläche, die überhaupt genommen, Ihnen ſo eigenthümlich iſt, iſt ein vorzüglicher Character-Zug des gegenwärtigen Romans.

Aber ich will mir heute Nichts mehr darüber zu ſagen erlauben, ſo ſehr es mich auch drängt; ich könnte Ihnen doch jetzt nichts Reifes geben. Könnten Sie mir vielleicht das Concept vom ſiebenten Buche, wovon die Abſchrift für Unger gemacht werden iſt, ſchicken, ſo wäre mir's ſehr dienlich, das Ganze durch alle ſeine Details zu begleiten. Obgleich ich es noch im friſchen Gedächtniß habe, ſo könnte mir doch manches kleinere Glied der Verbindung entſchlüpft ſein.

Wie trefflich ſich dieſes achte Buch an das ſechste anſchließt und wie viel überhaupt durch die Anticipation des letztern gewonnen worden iſt, ſehe ich klar ein. Ich möchte durchaus keine andere Stellung der Geſchichte als gerade dieſe. Man kennt die Familie ſchon ſo lange, ehe ſie eigentlich kommt, man glaubt in eine ganz anfangloſe Bekanntſchaft zu blicken; es iſt eine Art von epiſchem Kunſtgriff, der eine treffliche Wirkung macht.

Einen köſtlichen Gebrauch haben Sie von des Großvaters Sammlung zu machen gewußt; ſie iſt ordentlich eine mitſpielende Perſon und rückt ſelbſt an das Lebendige.

Von Hesperus habe ich Ihnen noch Nichts geſchrieben. Ich habe ihn ziemlich gefunden, wie ich ihn erwartete; fremd, wie Einer, der aus dem Mond gefallen iſt, voll guten Willens und herzlich geneigt, die Dinge außer ſich zu ſehen, nur nicht mit dem Organ, womit man ſieht. Doch ſprach ich ihn nur ein Mal und kann alſo noch wenig von ihm ſagen.

Jena, den 22. Juni. Sch.

Herzlich froh bin ich, daß wir auch endlich dieſe Epoche erreicht haben und daß ich Ihre erſten Laute über das achte Buch vernehme. Unendlich viel iſt mir das Zeugniß werth, daß ich, im Ganzen, Das, was meiner Natur gemäß iſt, auch hier der Natur des Werks gemäß hervorgebracht habe. Ich ſchicke hier das ſiebente Buch und werde, wenn ich erſt Ihre Geſinnungen umſtändlicher weiß, mich mit Luſt nochmals an's achte begeben.

Etwa acht Tage wird meine Zeit durch äußere Geſchäfte aufgezehrt werden, welches auch recht gut, denn man würde zuletzt über die Mährchen ſelbſt zur Fabel. Alsdann ſollen die Xenien, „Cellini" und der Roman den übrigen Juli in ſich theilen. Ich habe beinah' Ihre Lebensart erwählt und geh' auch kaum aus dem Hauſe.

Es iſt mir doch lieb, daß Sie Richter geſehen haben: ſeine Wahrheitsliebe und ſein Wunſch, Etwas in ſich aufzunehmen, hat mich auch für ihn eingenommen. Doch der geſellige Menſch iſt eine Art von theoretiſchem Menſchen und wenn ich es recht bedenke, ſo zweifle ich, ob Richter im practiſchen Sinne ſich jemals uns nähern wird, ob er gleich im Theoretiſchen viele Anmuthung zu uns zu haben ſcheint.

Weimar, den 29. Juni. G.

Da ich nicht weiß, ob ich morgen früh Ihnen werde Etwas ſagen können, indem ich von allerlei äußern Dingen gedrängt bin, ſo ſchicke ich einſtweilen das Belobungsſchreiben, welches ich von Humboldt erhalten habe. Sowohl das viele Gute, was er ſagt, als auch die kleinen Erinnerungen nöthigen mich, auf dem ſchmalen Wege, auf dem ich wandle, deſto vorſichtiger zu ſein; ich hoffe von ihren Bemerkungen über das achte Buch eine gleiche Wohlthat.

Weimar, den 1 Juli. G.

Jena, den 2. Juli.

Ich habe nun alle acht Bücher des Romans auf's Neue, obgleich nur ſehr flüchtig, durchlaufen und ſchon allein die Maſſe iſt ſo ſtark, daß ich in zwei Tagen kaum damit fertig worden bin. Billig ſollte ich alſo heute noch Nichts ſchreiben; denn die erſtaunliche und unerhörte Mannigfaltigkeit, die darin, im eigentlichſten Sinne, verſteckt iſt, überwältigt mich. Ich geſtehe, daß ich bis jetzt zwar die Stetigkeit, aber noch nicht die Einheit recht gefaßt habe, obwohl ich keinen Augenblick zweifle, daß ich auch über dieſe noch völlige Klarheit erhalten werde, wenn bei Producten dieſer Art die Stetigkeit nicht ſchon mehr als die halbe Einheit iſt.

Da Sie, unter dieſen Umſtänden, nicht wohl etwas ganz Genugthuendes von mir erwarten können und doch Etwas zu hören wünſchen, ſo nehmen Sie mit einzelnen Bemerkungen vorlieb, die auch nicht ganz ohne Werth ſind, da

ſie ein unmittelbares Gefühl ausſprechen werden. Dafür verſpreche ich Ihnen, daß dieſen ganzen Monat über die Unterhaltung über den Roman nie verſiegen ſoll. Eine würdige und wahrhaft äſthetiſche Schätzung des ganzen Kunſtwerks iſt eine große Unternehmung. Ich werde ihr die nächſten vier Monate ganz widmen und mit Freuden. Ohnehin gehört es zu dem ſchönſten Glück meines Daſeins, daß ich die Vollendung dieſes Products erlebte, daß ſie noch in die Periode meiner ſtrebenden Kräfte fällt, daß ich aus dieſer reinen Quelle noch ſchöpfen kann; und das ſchöne Verhältniß, das unter uns iſt, macht es mir zu einer gewiſſen Religion, Ihre Sache hierin zu der meinigen zu machen, Alles, was in mir Realität iſt, zu dem reinſten Spiegel des Geiſtes auszubilden, der in dieſer Hülle lebt, und ſo, in einem höhern Sinne des Worts, den Namen Ihres Freundes zu verdienen. Wie lebhaft habe ich bei dieſer Gelegenheit erfahren, daß das Vortreffliche eine Macht iſt, daß es auf ſelbſtſüchtige Gemüther auch nur als eine Macht wirken kann, daß es dem Vortrefflichen gegenüber keine Freiheit gibt als die Liebe.

Ich kann Ihnen nicht beſchreiben, wie ſehr mich die Wahrheit, das ſchöne Leben, die einfache Fülle dieſes Werks beengte. Die Bewegung iſt zwar noch unruhiger als ſie ſein wird, wenn ich mich deſſelben ganz bemächtigt habe, und Das wird dann eine wichtige Criſe meines Geiſtes ſein; ſie iſt aber doch der Effect des Schönen, nur des Schönen, und die Unruhe rührt bloß davon her, weil der Verſtand die Empfindung noch nicht hat einholen können. Ich verſtehe Sie nun ganz, wenn Sie ſagten, daß es eigentlich das Schöne, das Wahre ſei, was Sie, oft bis zu Thränen rühren könne. Ruhig und tief, klar und doch unbegreiflich, wie die Natur, ſo wirkt es und ſo ſteht es da und Alles, auch das kleinſte Nebenwerk, zeigt die ſchöne Klarheit, Gleichheit des Gemüths, aus welchem Alles gefloſſen iſt.

Aber ich kann dieſen Eindrücken noch keine Sprache geben, auch will ich jetzt nur bei dem achten Buche ſtehen bleiben. Wie iſt es Ihnen gelungen, den großen ſo weit auseinander geworfenen Kreis und Schauplatz von Perſonen und Begebenheiten wieder ſo eng zuſammen zu rücken! Es ſteht da wie ein ſchönes Planeten-Syſtem; Alles gehört zuſammen und nur die Italieniſchen Figuren knupfen, wie Cometen-Geſtalten und auch ſo ſchauerlich, wie dieſe, das Syſtem an ein entfernteres und größeres an. Auch laufen alle dieſe Geſtalten, ſowie auch Mariane und Aurelie, wenig wieder aus dem Syſteme heraus und löſen ſich als fremdartige Weſen davon ab, nachdem ſie bloß dazu gedient haben, eine poetiſche Bewegung darin hervorzubringen. Wie ſchön gedacht iſt es, daß Sie das practiſch Ungeheure, das furchtbar Pathetiſche im Schickſal Mignon's und des Harfenſpielers von dem theoretiſch Ungeheuern, von den Mißgeburten des Verſtandes ableiten, ſo daß der reinen und geſunden Natur Nichts dadurch aufgebürdet wird. Nur im Schooß des dummen Aberglaubens werden dieſe monſtröſen Schickſale ausgeheckt, die Mignon und den Harfenſpieler verfolgen. Selbſt Aurelie wird nur durch ihre Unnatur, durch ihre Mannweiblichkeit zerſtört. Gegen Mariane möchte ich Sie eines poetiſchen Eigennutzes beſchuldigen. Faſt möchte ich ſagen, daß ſie dem Roman zum Opfer geworden, da ſie der Natur nach zu retten war. Um ſie werden daher immer noch bittere Thränen fließen, wenn man ſich bei den drei Andern gern von dem Individuum ab zu der Idee des Ganzen wendet.

Wilhelm's Verirrung zu Thereſe iſt trefflich gedacht, motivirt, behandelt und noch trefflicher benutzt. Manchen Leſer wird ſie Anfangs recht erſchrecken; denn Thereſe'n verſpreche ich wenig Gönner; deſto ſchöner reißen Sie ihn aus ſeiner Unruhe. Ich wüßte nicht, wie dieſes falſche Verhältniß zarter, feiner, edler hätte gelöſt werden können. Wie würden ſich die Richardſon's und alle Andern gefallen haben, eine Scene daraus zu machen und über dem Auskramen von delicaten Sentiments recht undelicat geweſen ſein. Nur ein kleines Bedenken hab' ich dabei: Thereſe'ns muthige und entſchloſſene Widerſetzlichkeit gegen die Partei, welche ihr ihren Bräutigam rauben will, ſelbſt bei der erneuerten Möglichkeit, Lothar zu beſitzen, iſt ganz in der Natur und trefflich; auch daß Wilhelm einen tiefen Unwillen und einen gewiſſen Schmerz über die Neckerei der Menſchen und des Schickſals zeigt, finde ich ſehr gegründet — nur, däucht mir, ſollte er den Verluſt eines Glücks weniger beklagen, das ſchon angefangen hatte, keines mehr für ihn zu ſein. In Natalie'ns Nähe müßte ihm, ſcheint mir, ſeine wieder erlangte Freiheit ein höheres Gut ſein, als er zeigt. Ich fühle wohl die Complication dieſes Zuſtandes und was die Delicateſſe forderte, aber auf der andern Seite beleidigt es einiger Maßen die Delicateſſe gegen Natalie, daß er noch im Stande iſt, ihr gegenüber den Verluſt einer Thereſe zu beklagen.

Eins, was ich in der Verknüpfung der Begebenheiten auch beſonders bewundere, iſt der große Vortheil, den Sie von jenem falſchen Verhältniß Wilhelm's zu Thereſe zu ziehen gewußt haben, um das wahre und gewünſchte Ziel, Natalie'ns und Wilhelm's Verbindung,

Schnaps.

Thut eure Garderoben auf! wir ſind entblößt.

Märten.

Pfuy! Ihr werdet doch nicht —

Schnaps.

Nicht anders. — Thut eure Beutel auf! wir ſind nicht bey Gelde.

Märten.

Das glaubt Euch jedermann.

Schnaps.

Nun antwortet.

Märten.

Ja, was ſoll ich ſagen?

Schnaps.

(auffahrend und trotzig) Was wollt ihr ſagen?

Märten.

Nur gemach!

zu beſchleunigen. Auf keinem andern Weg hätte Dieß ſo ſchön und natürlich geſchehen können, als gerade auf dem eingeſchlagenen, der davon zu entfernen drohte. Jetzt kann es mit höchſter Unſchuld und Reinheit ausgeſprochen werden, daß Wilhelm und Natalie für einander gehören und die Briefe Thereſe's an Natalie leiten es auf das Schönſte ein. Solche Erfindungen ſind von der erſten Schönheit; denn ſie vereinigen Alles, was nur gewünſcht werden kann, ja was ganz unvereinbar ſcheint; ſie verwickeln und enthalten ſchon die Auflöſung in ſich, ſie beunruhigen und führen zur Ruhe, ſie erreichen das Ziel, indem ſie davon mit Gewalt zu entfernen ſcheinen.

Mignon's Tod, ſo vorbereitet er iſt, wirkt ſehr gewaltig und tief, ja ſo tief, daß es Manchen vorkommen wird, Sie verlaſſen denſelben zu ſchnell. Dieß war bei'm erſten Leſen meine ſehr ſtark markirte Empfindung; bei'm zweiten, wo die Ueberraſchung nicht mehr war, empfand ich es weniger, fürchte aber doch, daß Sie hier um eines Haares Breite zu weit gegangen ſein möchten. Mignon hat gerade vor dieſer Cataſtrophe angefangen, weiblicher, reichlicher zu erſcheinen und dadurch mehr durch ſich ſelbſt zu intereſſiren; die abſtoßende Fremdartigkeit dieſer Natur hatte nachgelaſſen, mit der nachlaſſenden Kraft hatte ſich jene Heftigkeit in Etwas verloren, die von ihr zurückſchreckte. Beſonders ſchmelzte das letzte Lied das Herz zu der tiefſten Rührung. Es fällt daher auf, wenn unmittelbar nach dem angreifenden Auftritt ihres Todes der Arzt eine Speculation auf ihren Leichnam macht und dieß lebendige Weſen, die Perſon ſo ſchnell vergeſſen kann, um ſie nur als das Werkzeug eines artiſtiſchen Verſuches zu betrachten; ebenſo fällt es auf, daß Wilhelm, der doch die Urſache ihres Todes iſt und es auch weiß, in dieſem Augenblick für jene Inſtrumenten-Taſche Augen hat und in Erinnerung vergangener Scenen ſich verlieren kann, da die Gegenwart ihn doch ganz beſitzen ſollte.

Sollten Sie in dieſem Falle auch vor der Natur ganz recht behalten, ſo zweifle ich, ob Sie auch gegen die ſentimentaliſchen Forderungen der Leſer es behalten werden und deßwegen möchte ich Ihnen rathen — um die Aufnahme einer an ſich ſo herrlich vorbereiteten und durchgeführten Scene bei dem Leſer durch Nichts zu ſtören — einige Rückſicht darauf zu nehmen.

Sonſt finde ich Alles, was Sie mit Mignon, lebend und todt, vornehmen, ganz außerordentlich ſchön. Beſonders qualificirt ſich dieſes reine und ſchöne Weſen ſo trefflich zu dieſem poetiſchen Leichenbegängniß. In ſeiner iſolirten Geſtalt, ſeiner geheimnißvollen Exiſtenz, ſeiner Reinheit und Unſchuld repräſentirt es die Stufe des Alters, auf der es ſteht, ſo rein, es kann zu der reinſten Wehmuth und zu einer wahr menſchlichen Trauer bewegen, weil ſich Nichts als die Menſchheit in ihm darſtellte. Was bei jedem andern Individuum unſtatthaft, ja empörend ſein würde, wird hier erhaben und edel.

Gern hätte ich die Erſcheinung des Markeſe in der Familie noch durch etwas Anderes als durch ſeine Kunſtliebhaberei motivirt geſehen. Er iſt gar zu unentbehrlich zur Entwickelung und die Nothdurft ſeiner Dazwiſchenkunft könnte leicht ſtärker als die innere Nothwendigkeit derſelben in die Augen fallen. Sie haben durch die Organiſation des übrigen Ganzen den Leſer ſelbſt verwöhnt und ihn zu ſtrengern Forderungen berechtigt, als man bei Romanen gewöhnlich mitbringen darf. Wäre nicht aus dieſem Markeſe eine alte Bekanntſchaft des Lothario oder des Oheims zu machen und ſeine Herreiſe ſelbſt mehr in's Ganze zu verflechten?

Die Cataſtrophe, ſowie die ganze Geſchichte des Harfenſpielers, erregt das höchſte Intereſſe. Wie vortrefflich ich es finde, daß Sie dieſe ungeheuern Schickſale von frommen Frauen ableiten, habe ich oben ſchon erwähnt. Der Einfall des Beichtvaters, eine leichte Schuld in's Ungeheure zu malen, um ein ſchweres Verbrechen, das er aus Menſchlichkeit verſchweigt, dadurch abbüßen zu laſſen, iſt himmliſch in ſeiner Art und ein würdiger Repräſentant dieſer ganzen Denkungsweiſe. Vielleicht werden Sie Sperate'ns Geſchichte noch ein klein wenig in's Kürzere ziehen, da ſie in den Schluß fällt, wo man ungeduldiger zum Ziele eilt.

Daß der Harfner der Vater Mignon's iſt und daß Sie ſelbſt Dieſes eigentlich nicht ausſprechen, es dem Leſer gar nicht hinſchieben, macht nur deſto mehr Effect. Man macht dieſe Betrachtung nun ſelbſt, erinnert ſich, wie nahe ſich dieſe zwei geheimnißvollen Naturen lebten und blickt in eine unergründliche Tiefe des Schickſals hinab.

Aber Nichts mehr für heute. Meine Frau legt noch ein Briefleln bei und ſagt Ihnen Ihre Empfindungen bei dem achten Buche.

Leben Sie jetzt wohl, mein geliebter, mein verehrter Freund! Wie rührt es mich, wenn ich denke, daß, was wir ſonſt nur in der weiten Ferne eines begünſtigten Alterthums ſuchen und kaum finden, mir in Ihnen ſo nahe iſt. Wundern Sie ſich nicht mehr, wenn es ſo Wenige gibt, die Sie zu verſtehen fähig und würdig ſind. Die bewundernswürdige Natur, Wahrheit und Leichtigkeit Ihrer Schilderungen entfernt bei dem gemeinen Volk der Be-

urtheile: allen Gedanken an die Schwierigkeit, an die Größe der Kunst, und bei Denen, die dem Künstler zu folgen im Stande sein könnten, die auf die Mittel, wodurch er wirkt, aufmerksam sind, wirkt die genialische Kraft, welche sie hier handeln sehen, so feindlich und vernichtend, bringt ihr bedürftiges Selbst so sehr in's Gedränge, daß sie es mit Gewalt von sich stoßen, aber im Herzen und nur de mauvaise grâce Ihnen gewiß am Lebhaftesten huldigen. Sch.

Jena, den 8. Juli.

Ich habe nun Wilhelm's Betragen bei dem Verlust seiner Therese im ganzen Zusammenhang reiflich erwogen und nehme alle meine vorigen Bedenklichkeiten zurück. So, wie es ist, muß es sein. Sie haben darin die höchste Delicatesse bewiesen, ohne im Geringsten gegen die Wahrheit der Empfindung zu verstoßen.

Es ist zu bewundern, wie schön und wahr die drei Charactere der Stiftsdame, Natalie's und Therese's nüancirt sind. Die zwei Ersten sind heilige, die zwei Andern sind wahre und menschliche Naturen; aber eben darum, weil Natalie heilig und menschlich zugleich ist, so erscheint sie wie ein Engel, da die Stiftsdame nur eine Heilige, Therese nur eine vollkommene Irdische ist. Natalie und Therese sind Beide Realistinnen, aber bei Therese'n zeigt sich auch die Beschränkung des Realism, bei Natalie'n nur der Gehalt desselben. Ich wünsche, daß die Stiftsdame ihr das Prädicat einer schönen Seele nicht weggenommen hätte; denn nur Natalie ist eigentlich eine rein ästhetische Natur. Wie schön, daß sie die Liebe, als einen Affect, als etwas Ausschließendes und Besonderes, gar nicht kennt, weil die Liebe ihre Natur, ihr permanenter Character ist. Auch die Stiftsdame kennt eigentlich die Liebe nicht, aber aus einem unendlich verschiedenen Grunde.

Wenn ich Sie recht verstanden habe, so ist es gar nicht ohne Absicht geschehen, daß Sie Natalie'n unmittelbar von dem Gespräch über die Liebe und über ihre Unbekanntschaft mit dieser Leidenschaft den Uebergang zu dem Saal der Vergangenheit nehmen lassen. Gerade die Gemüthsstimmung, in welche man durch diesen Saal versetzt wird, erhebt über alle Leidenschaft, die Ruhe der Schönheit bemächtigt sich der Seele und diese gibt den besten Aufschluß über Natalie'ns liebefreie und doch so liebevolle Natur.

Dieser Saal der Vergangenheit vermischt die ästhetische Welt, das Reich der Schatten im idealen Sinn, auf eine herrliche Weise mit dem Lebendigen und Wirklichen, sowie überhaupt aller Gebrauch, den Sie von den Kunstwerken gemacht, solche gar trefflich mit dem Ganzen verbindet. Es ist ein so froher, freier Schritt aus der gebundenen engen Gegenwart heraus, und führt doch immer so schön zu ihr zurück. Auch der Uebergang zu dem mittlern Sarcophag, zu Mignon und zu der wirklichen Geschichte ist von der höchsten Wirkung. Die Inschrift: „gedenke zu leben!" ist trefflich und wird es noch viel mehr, da sie an das verwünschte Memento mori erinnert und so schön darüber triumphirt.

Der Oheim mit seinen sonderbaren Idiosyncrasien für gewisse Naturkörper ist gar interessant. Gerade solche Naturen haben eine so bestimmte Individualität und so ein starkes Maß von Empfänglichkeit, als der Oheim besitzen muß, um Das zu sein, was er ist. Seine Bemerkungen über die Musik, und daß sie ganz rein zu dem Ohre sprechen solle, ist auch volle Wahrheit. Es ist unverkennbar, daß Sie in diesen Character am Meisten von Ihrer eigenen Natur gelegt haben.

Lothario hebt sich unter allen Haupt-Characteren am Wenigsten heraus, aber aus ganz objectiven Gründen. Ein Character, wie dieser, kann in dem medium, durch welches der Dichter wirkt, nie ganz erscheinen. Keine einzelne Handlung oder Rede stellt ihn dar; man muß ihn sehen, man muß ihn selbst hören, man muß mit ihm leben. Deßwegen ist es genug, daß Die, welche mit ihm leben, in dem Vertrauen und in der Hochschätzung gegen ihn so ganz einig sind, daß alle Weiber ihn lieben, die immer nach dem Total-Eindruck richten und daß wir auf die Quellen seiner Bildung aufmerksam gemacht werden. Es ist bei diesem Character der Imagination des Lesers weit mehr überlassen als bei den andern, und mit dem vollkommensten Rechte; denn er ist ästhetisch, er muß also von dem Leser selbst producirt werden, aber nicht willkürlich, sondern nach Gesetzen, die Sie auch bestimmt genug gegeben haben. Nur seine Annäherung an das Ideal macht, daß diese Bestimmtheit der Züge nie zur Schärfe werden kann.

Jarno bleibt sich bis an's Ende gleich und seine Wahl in Rücksicht auf Lydie setzt seinem Character die Krone auf. Wie gut haben Sie doch ihre Weiber unterzubringen gewußt. — Characteren wie Wilhelm, wie Lotharios können nur glücklich sein durch Verbindung mit einem harmonirenden Wesen; ein Mensch wie Jarno, kann es nur mit einem contrastirenden werden; Dieser muß immer Etwas zu thun und zu denken und zu unterscheiden haben.

Die gute Gräfinn fährt bei der poetischen Wirthsrechnung nicht zum Besten; aber auch hier haben Sie völlig der Natur gemäß gehandelt. Ein Character wie dieser, kann nie auf

ſich ſelbſt geſtellt werden; es gibt keine Entwickelung für ihn, die ihm ſeine Ruhe und ſein Wohlbefinden garantiren könnte; immer bleibt er in der Gewalt der Umſtände und daher iſt eine Art negativen Zuſtandes Alles, was für ihn geſchehen kann. Das iſt freilich für den Betrachter nicht erfreulich, aber es iſt ſo und der Künſtler ſpricht hier bloß das Naturgeſetz aus. Bei Gelegenheit der Gräfinn muß ich bemerken, daß mir ihre Erſcheinung im achten Buche nicht gehörig motivirt zu ſein ſcheint. Sie kommt zu der Entwickelung, aber nicht aus derſelben.

Der Graf ſoutenirt ſeinen Character trefflich, und auch Dieſes muß ich loben, daß Sie ihn durch ſeine ſo gut getroffenen Einrichtungen im Hauſe an dem Unglück des Harfenſpielers Schuld ſein laſſen. Mit aller Liebe zur Ordnung müſſen ſolche Pedanten immer nur Unordnung ſtiften.

Die Unart des kleinen Felix, aus der Flaſche zu trinken, die nachher einen ſo wichtigen Erfolg herbeiführet, gehört auch zu den glücklichſten Ideen des Plans. Es gibt mehrere dieſer Art im Roman, die insgeſammt ſehr ſchön erfunden ſind. Sie knüpfen auf eine ſo ſimple und naturgemäße Art das Gleichgiltige an das Bedeutende und umgekehrt und verſchmelzen die Nothwendigkeit mit dem Zufall.

Gar ſehr habe ich mich über Werner's traurige Verwandlung gefreut. Ein ſolcher Philiſter konnte allenfalls durch die Jugend und durch ſeinen Umgang mit Wilhelm eine Zeit lang emporgetragen werden; ſobald dieſe zwei Engel von ihm weichen, fällt er, wie recht und billig, der Materie anheim und muß endlich ſelber darüber erſtaunen, wie weit er hinter ſeinem Freunde zurückgeblieben iſt. Dieſe Figur iſt auch deßwegen ſo wohlthätig für das Ganze, weil ſie den Realism, zu welchem Sie den Helden des Romans zurückführen, erklärt und veredelt. Jetzt ſteht er in einer ſchönen menſchlichen Mitte da, gleichweit von der Phantaſterei und der Philiſterhaftigkeit, und indem Sie ihn von dem Ganze zur Erſtern ſo glücklich heilen, haben Sie vor der Letztern nicht weniger gewarnt.

Werner erinnert mich an einen wichtigen chronologiſchen Verſtoß, den ich in dem Roman zu bemerken glaube. Ohne Zweifel iſt es Ihre Meinung nicht, daß Mignon, wenn ſie ſtirbt, einundzwanzig Jahre und Felix zu derſelben Zeit zehn oder eilf Jahre alt ſein ſoll. Auch der blonde Friedrich ſollte wohl bei ſeiner letzten Erſcheinung noch nicht etliche und zwanzig Jahre alt ſein u. ſ. f. Dennoch iſt es wirklich ſo; denn von Wilhelm's Engagement bei Serlo bis zu ſeiner Zurückkunft auf Lotharie's Schloß ſind wenigſtens ſechs Jahre verfloſſen. Werner, der im fünften Buche noch unverheirathet war, hat am Anfang des achten ſchon mehrere Jungens, die ſchreiben und rechnen, handeln und trödeln, und deren Jedem er ſchon ein eigenes Gewerb eingerichtet hat. Ich denke mir alſo den erſten zwiſchen dem fünften und ſechsten, den zweiten zwiſchen dem vierten und fünften Jahr; und da er ſich doch auch nicht gleich nach des Vaters Tode hat trauen laſſen und die Kinder auch nicht gleich da waren, ſo kommen zwiſchen ſechs und ſieben Jahre heraus, die zwiſchen dem fünften und dem achten Buche verfloſſen ſein müſſen.

Humboldt's Brief folgt hier zurück. Er ſagt ſehr viel Wahres über die Idylle; Einiges ſcheint er mir nicht ganz ſo empfunden zu haben, wie ich's empfinde. So iſt mir die treffliche Stelle:

„Ewig, ſagte ſie leiſe"

nicht ſowohl ihres Ernſtes wegen ſchön, der ſich von ſelbſt verſteht, ſondern weil das Geheimniß des Herzens in dieſem einzigen Worte auf ein Mal und ganz, mit ſeinem unendlichen Gefolge, herausſtürzt. Dieſes einzige Wort, an dieſer Stelle, iſt ſtatt einer ganzen langen Liebesgeſchichte und nun ſtehen die zwei Liebenden ſo gegen einander, als wenn das Verhältniß ſchon jahrelang exiſtirt hätte.

Die Kleinigkeiten, die er tadelt, verlieren ſich in dem ſchönen Ganzen; indeſſen möchte doch einige Rückſicht darauf zu nehmen ſein, und ſeine Gründe ſind nicht zu verwerfen. Zwei Trochäen in dem vordern Hemipentameter haben freilich zu viel Schleppendes und ſo iſt es auch mit den übrigen Stellen. Der Gegenſatz mit dem für einander und an einander iſt freilich Etwas ſpielend, wenn man es ſtrenge nehmen will; und ſtrenge nimmt man es immer gern mit Ihnen.

Leben Sie recht wohl. Ich habe eine ziemliche Epiſtel geſchrieben, möchten Sie ſo gerne leſen, als ich ſchrieb. Sch.

Jena, den 8. Juli.

Jetzt, da ich das Ganze des Romans mehr im Auge habe, kann ich nicht genug ſagen, wie glücklich der Character des Helden von Ihnen gewählt worden iſt, wenn ſich ſo Etwas wählen ließe. Kein Anderer hätte ſich ſo gut zu einem Träger der Begebenheiten geſchickt, und wenn ich auch ganz davon abſtrahire, daß nur an einem ſolchen Character das Problem aufgeworfen und aufgelöſ't werden konnte, ſo hätte ſchon zur bloßen Darſtellung des Ganzen kein Anderer ſo gut gepaßt. Nicht nur der Gegenſtand verlangte ihn, auch der Leſer brauchte ihn.

Sein Hang zum Reflectiren hält den Leser im raſcheſten Laufe der Handlung ſtill und nöthigt ihn, immer vor- und rückwärts zu ſehen und über Alles, was ſich ereignet, zu denken. Er ſammelt ſo zu ſagen den Geiſt, den Sinn, den innern Gehalt von Allem ein, was um ihn herum vorgeht, verwandelt jedes dunkle Gefühl in einen Begriff und Gedanken, ſpricht jedes Einzelne in einer allgemeinern Formel aus, legt uns von Allem die Bedeutung näher und indem er dadurch ſeinen eigenen Character erfüllt, erfüllt er zugleich auf's Vollkommenſte den Zweck des Ganzen.

Der Stand und die äußere Lage, aus der Sie ihn wählten, macht ihn dazu beſonders geſchickt. Eine gewiſſe Welt iſt ihm nun ganz neu, er wird lebhafter davon frappirt, und während daß er beſchäftigt iſt, ſich dieſelbe zu aſſimiliren, führt er auch uns in das Innere derſelben und zeigt uns, was darin Reales für den Menſchen enthalten iſt. In ihm wohnt ein reines und moraliſches Bild der Menſchheit, an dieſem prüft er jede äußere Erſcheinung derſelben, und indem er von der einen Seite die Erfahrung ſeine ſchwankenden Ideen mehr beſtimmen hilft, rectificirt eben dieſe Idee, dieſe innere Empfindung, gegenſeitig wider die Erfahrung. Auf dieſe Art hilft Ihnen dieſer Character wunderbar, in allen vorkommenden Fällen und Verhältniſſen, das rein Menſchliche aufzufinden und zuſammen zu leſen. Sein Gemüth iſt zwar ein treuer aber doch kein bloß paſſiver Spiegel der Welt, und obgleich ſeine Phantaſie auf ſein Sehen Einfluß hat, ſo iſt Dieſes doch nur ideal'ſtiſch, nicht phantaſtiſch, poetiſch aber nicht ſchwärmeriſch; es liegt dabei keine Willkür der ſpielenden Einbildungskraft, ſondern eine ſchöne moraliſche Freiheit zum Grunde.

Ueberaus treffend und wahr ſchildert ihn ſeine Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt, wenn er Thereſe'n ſeine Lebensgeſchichte ausſetzt. Sein Werth liegt in ſeinem Gemüth, nicht in ſeinen Wirkungen, in ſeinem Streben, nicht in ſeinem Handeln; daher muß ihm ſein Leben, ſobald er einem Andern davon Rechenſchaft geben will, ſo gehaltleer vorkommen. Dagegen kann eine Thereſe und ähnliche Characters ihren Werth immer in baarer Münze aufzählen, immer durch ein äußeres Object documentiren. Daß Sie aber Thereſe'n einen Sinn, eine Gerechtigkeit für jene höhere Natur geben, iſt wieder ein ſchöner und zarter Character-Zug; in ihrer klaren Seele muß ſich auch Das, was ſie nicht in ſich hat, abſpiegeln können, dadurch erheben Sie ſie auf ein Mal über alle jene borniren Naturen, die über ihr dürftiges Selbſt auch in der Vorſtellung nicht heraus können. Daß endlich ein Gemüth wie Thereſens, an eine ihr ſelbſt ſo fremde Vorſtellungs- und Empfindungsweiſe glaubt, daß ſie das Herz, welches derſelben fähig iſt, liebt und achtet, iſt zugleich ein ſchöner Beweis für die objective Realität derſelben, der jeden Leſer dieſer Stelle erfreuen muß.

Es hat mich auch in dem achten Buche ſehr gefreut, daß Wilhelm anfängt, ſich jenen impoſanten Autoritäten, Jarno und dem Abbé, gegenüber mehr zu fühlen. Auch Dieß iſt ein Beweis, daß er ſeine Lehrjahre ziemlich zurückgelegt hat und Jarno antwortete bei dieſer Gelegenheit ganz aus meiner Seele: „Sie ſind bitter, Das iſt recht ſchön und gut, wenn Sie nur einmal erſt recht böſe werden, ſo wird es noch beſſer ſein.“ — Ich geſtehe, daß es mir ohne dieſen Beweis von Selbſtgefühl bei unſerm Helden peinlich ſein würde, ihn mir mit dieſer Claſſe ſo eng verbunden zu ſehen, wie nachher durch die Verbindung mit Natalie geſchieht. Bei dem lebhaften Gefühl für die Vorzüge des Adels und bei dem ehrlichen Mißtrauen gegen ſich ſelbſt und ſeinen Stand, das er bei ſo vielen Gelegenheiten an den Tag legt, ſcheint er nicht ganz qualificirt zu ſein, in dieſem Verhältniß eine vollkommene Freiheit behaupten zu können und ſelbſt noch jetzt, da Sie ihn muthiger und ſelbſtſtändiger zeigen, kann man ſich einer gewiſſen Sorge um ihn nicht erwehren. Wird er den Bürger je vergeſſen können und muß er Das nicht, wenn ſich ſein Schickſal vollkommen ſchön entwickeln ſoll? Ich fürchte, er wird ihn nie ganz vergeſſen; er hat mir zuviel darüber reflectirt; er wird, was er einmal ſo beſtimmt außer ſich ſah, nie vollkommen in ſich hineinbringen können. Lothario's vornehmes Weſen wird ihn, ſowie Natalie's doppelte Würde des Standes und des Herzens, immer in einer gewiſſen Inferiorität erhalten. Denke ich mir ihn zugleich als den Schwager des Grafen, der das Vornehme ſeines Standes auch durch gar nichts Aeſthetiſches mildert, vielmehr durch Pedanterie noch recht herausſetzt, ſo kann mir zuweilen bange für ihn werden.

Es iſt übrigens ſchön, daß Sie, bei aller gebührenden Achtung für gewiſſe äußere poſitive Formen, ſobald es auf etwas Reinmenſchliches ankommt, Geburt und Stand in ihre völlige Nullität zurückweiſen und zwar, wie billig, ohne auch nur ein Wort darüber zu verlieren. Aber was ich für eine offenbare Schönheit halte, werden Sie ſchwerlich allgemein gebilligt ſehen. Manchem wird es wunderbar vorkommen, daß ein Roman, der ſo gar nichts Sanctionelliſches hat, vielmehr an manchen Stellen der Ariſtocratie das Wort zu reden ſcheint, mit drei Heirathen endigt, die alle drei Miß-

heirathen ſind. Da ich an der Entwickelung ſelbſt nichts Anderes wünſche als es iſt und doch den wahren Geiſt des Werkes auch in Kleinigkeiten und Zufälligkeiten nicht gerne verkannt ſehe, ſo gebe ich Ihnen zu bedenken, ob der falſchen Beurtheilung nicht noch durch ein Paar Worte in Lotharios Munde zu begegnen wäre. Ich ſage in Lotharios Munde; denn Dieſer iſt der ariſtocratiſche Character. Er findet bei den Leſern aus ſeiner Claſſe am Meiſten Glauben; bei ihm fällt die Méſalliance auch am Stärkſten auf. Zugleich gäbe Dieſes eine Gelegenheit, die nicht ſo oft vorkommt, Lotharios vollendeten Character zu zeigen. Ich meine auch nicht, daß Dieſes bei der Gelegenheit ſelbſt geſchehen ſollte, auf welche der Leſer es anzuwenden hat; deſto beſſer vielmehr, wenn es unabhängig von jeder Anwendung und nicht als Regel für einen einzelnen Fall, aus ſeiner Natur heraus geſprochen wird.

Was Lotharios betrifft, ſo könnte zwar geſagt werden, daß Thereſe'ns illegitime und bürgerliche Herkunft ein Familien-Geheimniß ſei; aber deſto ſchlimmer, dürften Einige ſagen, ſo muß er die Welt hintergehen, um ſeinen Kindern die Vortheile ſeines Standes zuzuwenden. Sie werden ſelbſt am Beſten wiſſen, wie viel oder wie wenig Rückſicht auf dieſe Armſeligkeiten zu nehmen ſein möchte.

Für heute Nichts weiter. Sie haben nun Allerlei durcheinander von mir gehört und werden noch Manches hören, wie ich vorausſehe. Möchte Etwas darunter ſein, was Ihnen dienlich iſt! Sch.

Gleich, nachdem ich Ihren erſten Brief erhalten hatte, fing ich an, Ihnen Etwas darauf zu ſagen; nun überraſchen mich, in meinen wahrhaft irdiſchen Geſchäften, Ihre zwei folgenden Briefe, wahrhaft als Stimmen aus einer andern Welt, auf die ich nur horchen kann. Fahren Sie fort, mich zu erquicken und aufzumuntern! Durch Ihre Bedenken ſetzen Sie mich in den Stand, das achte Buch, ſobald ich es wieder ergreife, zu vollenden. Ich habe ſchon faſt für alle Ihre Deſideria eine Auskunft, durch die ſich ſelbſt in meinem Geiſte das Ganze auch an dieſen Puncten mehr verbindet, wahr und lieblicher wird. Werden Sie nicht müde, mir durchaus Ihre Meinung zu ſagen und behalten Sie das Buch noch dieſe acht Tage bei ſich.

Ihre Briefe ſind jetzt meine einzige Unterhaltung, und wie dankbar ich Ihnen ſei, daß Sie mir ſo auf ein Mal über ſo Vieles hinweghelfen, werden Sie fühlen. Leben Sie recht wohl und grüßen Sie die liebe Frau.

Weimar, den 8. Juli. G.

Mittwoch Abend.

Ich wollte mich dieſen Nachmittag mit Ihnen und dem „Meiſter" beſchäftigen, aber ich habe keinen freien Augenblick gehabt, und mein Zimmer wurde nicht leer von Beſuchen. Jetzt, da ich ſchreibe, iſt die K. und St. Familie da; man ſpricht ſehr viel von der Idylle und meint, daß ſie Sachen enthalte, die noch gar nicht ſeien von einem Sterblichen ausgeſprochen worden. Trotz aller Entzückung darüber ſcandaliſirte ſich doch Q. an dem Päckchen, das dem Helden nachgetragen würde, welches ſie für einen großen Fleck an dem ſchönen Werke hält. Das Product ſei ſo reich und der Held führe ſich doch wie ein armer Mann auf.

Sie können denken, daß ich bei dieſer Critik aus den Wolken fiel. Es war mir ſo neu, daß ich glaubte, ſie ſpräche von einem andern Producte. Ich verſicherte ihr aber, daß ich mich an einer ſolchen Art von Armuth nicht ſtieße, wenn nur der andere Reichthum da ſei.

Leben Sie recht wohl. Auf den Freitag mehr.

Sch.

Jena, den 9. Juli.

Da Sie mir das achte Buch noch eine Woche laſſen können, ſo will ich mich in meinen Bemerkungen vor der Hand beſonders auf dieſes Buch einſchränken; iſt dann das Ganze einmal aus Ihren Händen in die weite Welt, ſo können wir uns mehr über die Form des Ganzen unterhalten, und Sie erweiſen mir dann den Gegendienſt, mein Urtheil zu rectificiren.

Vorzüglich ſind es zwei Puncte, die ich Ihnen vor der gänzlichen Abſchließung des Buches noch empfehlen möchte.

Der Roman, ſo wie er da iſt, nähert ſich in mehrern Stücken der Epopee, unter andern auch darin, daß er Maſchinen hat, die in gewiſſem Sinne die Götter oder das regierende Schickſal darin vorſtellen. Der Gegenſtand forderte Dieſes.

Meiſter's Lehrjahre ſind keine bloße, blinde Wirkung der Natur, ſie ſind eine Art von Experiment. Ein verborgen wirkender, höherer Verſtand, die Mächte des Thurms, begleiten ihn mit ihrer Aufmerkſamkeit und ohne die Natur in ihrem freien Gange zu ſtören, beobachten, leiten ſie ihn von ferne und zu einem Zwecke, davon er ſelbſt keine Ahnung hat, noch haben darf. So leiſe und locker auch dieſer Einfluß von außen iſt, ſo iſt er doch wirklich da, und zu Erreichung des poetiſchen Zwecks war er unentbehrlich. Lehrjahre ſind ein Verhältnißbegriff, ſie fordern ihr Correlatum, die Meiſterſchaft, und zwar muß die Idee von dieſer Letzten Jene erſt erklären und begründen. Nun kann aber dieſe Idee der Meiſterſchaft, die nur

das Werk jener gereiften und vollendeten Erfahrung iſt, den Helden des Romans nicht ſelbſt leiten; ſie kann und darf nicht als ſein Zweck und ſein Ziel *vor* ihm ſtehen; denn ſobald er das Ziel ſich dächte, ſo hätte er es *ipso* auch erreicht; ſie muß alſo als Führerinn *hinter* ihm ſtehen. Auf dieſe Art erhält das Ganze eine ſchöne Zweckmäßigkeit, ohne daß der Held einen Zweck hätte; der Verſtand findet alſo ein Geſchäft ausgeführt, indeß die Einbildungskraft völlig ihre Freiheit behauptet.

Daß Sie aber auch ſelbſt bei dieſem Geſchäfte, dieſem Zweck, dem einzigen in dem ganzen Roman, der wirklich ausgeſprochen wird, ſelbſt bei dieſer geheimen Führung Wilhelm's durch Jarno und den Abbé, alles Schwere und Strenge vermieden, und die Motive dazu eher aus einer Güte, einer Menſchlichkeit, als aus moraliſchen Quellen hergenommen haben, iſt eine von den Ihnen eigenſten Schönheiten. Der *Begriff* einer Maſchinerie wird dadurch wieder aufgehoben, indem doch die Wirkung davon bleibt, und Alles bleibt, was die Form betrifft, in den Grenzen der Natur; nur das Reſultat iſt mehr, als die bloße, ſich ſelbſt überlaſſene Natur hätte leiſten können.

Bei dem Allem aber hätte ich doch gewünſcht, daß Sie das Bedeutende dieſer Maſchinerie, die nothwendige Beziehung derſelben auf das innere Weſen, dem Leſer ein wenig näher gelegt hätten. Dieſer ſollte doch immer klar in die Oeconomie des Ganzen blicken, wenn dieſe gleich den handelnden Perſonen verborgen bleiben muß. Viele Leſer, fürchte ich, werden in jenem geheimen Einfluß bloß ein theatraliſches Spiel und einen Kunſtgriff zu finden glauben, um die Verwickelung zu vermehren, Ueberraſchungen zu erregen u. dgl. Das achte Buch gibt nun zwar einen *hiſtoriſchen* Aufſchluß über alle einzelnen Ereigniſſe, die durch jene Maſchinerie gewirkt wurden, aber den *äſthetiſchen* Aufſchluß über den innern Geiſt, über die poetiſche Nothwendigkeit jener Anſtalten gibt ſie nicht befriedigend genug; auch ich ſelbſt habe mich erſt bei dem zweiten und dritten Leſen davon überzeugen können.

Wenn ich überhaupt an dem Ganzen noch Etwas auszuſtellen hätte, ſo wäre es Dieſes: daß bei dem großen und tiefen Ernſte, der in allem Einzelnen herrſcht und durch den es ſo mächtig wirkt, die Einbildungskraft zu frei mit dem Ganzen zu ſpielen ſcheint. Mir däuchte, daß Sie hier die freie Grazie der Bewegung Etwas weiter getrieben haben, als ſich mit dem poetiſchen Ernſte verträgt, daß Sie über dem gerechten Abſcheu vor allem Schwerfälligen, Methodiſchen und Steifen ſich dem andern Extrem genähert haben. Ich glaube zu bemerken, daß eine gewiſſe Condeſcendenz gegen die ſchwache Seite des Publicums Sie verleitet hat, einen mehr theatraliſchen Zweck und durch mehr theatraliſche Mittel, als bei einem Roman nöthig und billig iſt, zu verfolgen.

Wenn je eine poetiſche Erzählung der Hülfe des Wunderbaren und Ueberraſchenden entbehren konnte, ſo iſt es Ihr Roman; und gar leicht kann einem ſolchen Werke ſchaden, was ihm nicht nützt. Es kann geſchehen, daß die Aufmerkſamkeit mehr auf das Zufällige geheftet wird und daß das Intereſſe des Leſers ſich conſumirt, Räthſel aufzulöſen, da es auf den innern Geiſt concentrirt bleiben ſollte. Es kann geſchehen, ſage ich, und wiſſen wir nicht Beide, daß es wirklich ſchon geſchehen iſt?

Es wäre alſo die Frage, ob jenem Fehler, wenn es einer iſt, nicht noch im achten Buche zu begegnen wäre. Ohnehin träfe er nur die Darſtellung der Idee; an der Idee ſelbſt bleibt gar Nichts zu wünſchen übrig. Es wäre alſo bloß nöthig, dem Leſer Dasjenige etwas bedeutender zu machen, was er bis jetzt zu frivol behandelte, und jene theatraliſchen Verfälle, die er nur als ein Spiel der Imagination anſehen mochte, durch eine deutlicher ausgeſprochene Beziehung auf den höchſten Ernſt des Gedichtes auch vor der Vernunft zu legitimiren, wie es wohl implicite aber nicht explicite geſchehen iſt. Der Abbé ſcheint mir dieſen Auftrag recht gut beſorgen zu können, und er wird dadurch auch ſich ſelbſt mehr zu empfehlen Gelegenheit haben. Vielleicht wäre es nicht überflüſſig, wenn noch im achten Buch der nähern Veranlaſſung erwähnt würde, die Wilhelm zu einem Gegenſtand von des Abbé pädagogiſchen Planen machte. Dieſe Plane bekämen dadurch eine ſpeciellere Beziehung, und Wilhelm's Individuum würde für die Geſellſchaft auch bedeutender erſcheinen.

Sie haben in dem achten Buche verſchiedene Winke hingeworfen, was Sie unter den Lehrjahren und unter der Meiſterſchaft gedacht wiſſen wollen. Da der Ideen-Inhalt eines Dichtwerks, vollends bei einem Publicum, wie das unſerige, ſo vorzüglich in Betrachtung kommt und oft das Einzige iſt, deſſen man ſich nachher noch erinnert, ſo iſt es von Bedeutung, daß Sie hier völlig begriffen werden. Die Winke ſind ſehr ſchön, nur nicht hinreichend ſcheinen ſie mir. Sie wollten freilich den Leſer mehr ſelbſt finden laſſen, als ihn geradezu belehren; aber eben weil Sie doch Etwas herausſagen, ſo glaubt man, Dieſes ſei nun auch Alles, und ſo haben Sie Ihre Idee enger beſchränkt, als wenn Sie es dem Leſer ganz und gar überlaſſen hätten, ſie herauszuſuchen.

Wenn ich das Ziel, bei welchem Wilhelm

nach einer langen Reihe von Verirrungen endlich anlangt, mit kürzesten Worten auszusprechen hätte, so würde ich sagen: „er tritt von einem leeren und unbestimmten Ideal in ein bestimmtes, thätiges Leben, aber ohne die idealisirende Kraft dabei einzubüßen.“ Die zwei entgegengesetzten Abwege von diesem glücklichen Zustand sind in dem Roman dargestellt, und zwar in allen möglichen Nüancen und Stufen. Von jener unglücklichen Expedition an, wo er ein Schauspiel aufführen will, ohne an den Inhalt gedacht zu haben, bis auf den Augenblick, wo er — Therese'n zu seiner Gattinn wählt, hat er gleichsam den ganzen Kreis der Menschheit einseitig durchlaufen; jene zwei Extreme sind die beiden höchsten Gegensätze, deren ein Character wie der seinige nur fähig ist. Daß er nun, unter der schönen und heitern Führung der Natur (durch Felix) von dem Idealischen zum Reellen, von einem regen Streben zum Handeln und zur Erkenntniß des Wirklichen übergeht, ohne doch Dasjenige dabei einzubüßen, was in jenem ersten strebenden Zustand Reales war; daß er Bestimmtheit erlangt, ohne die schöne Bestimmbarkeit zu verlieren; daß er sich begrenzen lernt, aber in dieser Begrenzung selbst, durch die Form, wieder den Durchgang zum Unendlichen findet u. s. f.: Dieses nenne ich die Krise seines Lebens, das Ende seiner Lehrjahre, und dazu scheinen sich mir alle Anstalten in dem Werk auf das Vollkommenste zu vereinigen. Das schöne Naturverhältniß zu seinem Kinde und die Verbindung mit Natalien's edler Weiblichkeit garantiren diesen Zustand der geistigen Gesundheit, und wir sehen ihn, wir scheiden von ihm auf einem Wege, der zu einer endlosen Vollkommenheit führt.

Die Art nun, wie Sie sich über den Begriff des Lehrjahre und der Meisterschaft erklären, scheint Beiden eine engere Grenze zu setzen. Sie verstehen unter den Ersten bloß den Irrthum, Dasjenige außer sich zu suchen, was der innere Mensch selbst hervorbringen muß; unter der Zweiten die Ueberzeugung von der Innigkeit jenes Suchens, von der Nothwendigkeit des eigenen Hervorbringens u. s. f. Aber läßt sich das ganze Leben Wilhelm's, sowie es in dem Roman vor uns liegt, wirklich auch vollkommen unter diesem Begriffe fassen und erschöpfen? Wird durch diese Formel Alles verständlich? Und kann er nun bloß dadurch, daß sich das Vaterherz bei ihm erklärt, wie am Schluß des siebenten Buchs geschieht, losgesprochen werden? Was ich also hier wünschte, wäre Dieses, daß die Beziehung aller einzelnen Glieder des Romans auf jenen philosophischen Begriff noch Etwas klarer gemacht würde. Ich möchte sagen, die Fabel ist vollkommen wahr, auch die Moral der Fabel ist vollkommen wahr; aber das Verhältniß der einen zu der andern springt noch nicht deutlich genug in die Augen.

Ich weiß nicht, ob ich mich bei diesen beiden Erinnerungen recht habe verständlich machen können; die Frage greift in's Ganze und so ist es schwer, sie am Einzelnen gehörig darzulegen. Ein Wink ist aber hier auch schon genug. Sch.

Indem ich Ihnen, auf einem besondern Blatt, die einzelnen Stellen verzeichne, die ich nach Ihren Bemerkungen zu ändern und zu feilen gedenke, so habe ich Ihnen für Ihren heutigen Brief den höchsten Dank zu sagen, indem Sie mich durch die in demselben enthaltenen Erinnerungen nöthigen, auf die eigentliche Vollendung des Ganzen aufmerksam zu sein. Ich bitte Sie, nicht abzulassen, um, ich möchte wohl sagen, mich aus meinen eigenen Grenzen hinaus zu treiben. Der Fehler, den Sie mit Recht bemerken, kommt aus meiner innersten Natur, aus einem gewissen realistischen Tik, durch den ich meine Existenz, meine Handlungen, meine Schriften den Menschen aus den Augen zu rücken behaglich finde. So werde ich immer gerne incognito reisen, das geringere Kleid vor dem bessern wählen, und in der Unterredung mit Fremden oder Halbbekannten den unbedeutendern Gegenstand oder doch den weniger bedeutenden Ausdruck vorziehen, mich leichtsinniger betragen als ich bin, und mich so, ich möchte sagen, zwischen mich selbst und zwischen meine eigene Erscheinung stellen. Sie wissen recht gut, theils wie es ist, theils wie es zusammenhängt.

Nach dieser allgemeinen Beichte will ich gern zur besondern übergehen: daß ich ohne Ihren Antrieb und Anstoß, wider besser Wissen und Gewissen, mich auch dieser Eigenheit bei diesem Roman hätte hingehen lassen, welches denn doch, bei dem ungeheuern Aufwand, der darauf gemacht ist, unverzeihlich gewesen wäre, da Alles Das, was gefordert werden kann, theils so leicht zu erkennen, theils so bequem zu machen ist.

So läßt sich, wenn die frühe Aufmerksamkeit des Abbé's auf Wilhelm recht ausgesprochen wird, ein ganz eigenes Licht und geistiger Schein über das Ganze werfen, und doch habe ich es versäumt; kaum daß ich mich entschließen konnte, durch Werner, Etwas zu Gunsten seines Aufsertlichen zu sagen.

Ich hatte den Lehrbrief im siebenten Buch abgebrochen, in dem man bis jetzt nur wenige Denksprüche über Kunst und Kunstsinn liest. Die zweite Hälfte sollte bedeutende Worte über Leben und Lebensinn enthalten, und ich hatte die schönste Gelegenheit, durch einen mündlichen Commentar des Abbé's, die Ereignisse

überhaupt, beſonders aber durch die Mächte des Thurms herbeigeführten Ereigniſſe zu erklären und zu legitimiren, und ſo jene Maſchinerie von dem Verdacht eines kalten Allegoriſirens zu retten und ihr einen äſthetiſchen Werth zu geben, oder vielmehr ihren äſthetiſchen Werth in's Licht zu ſtellen. Sie ſehen, daß ich mit Ihren Bemerkungen völlig einſtimmig bin.

Es iſt keine Frage, daß die ſcheinbaren, von mir ausgeſprochenen Reſultate viel beſchränkter ſind als der Inhalt des Werks, und ich komme mir vor wie Einer, der, nachdem er viele und große Zahlen über einander geſetzt, endlich muthwillig ſelbſt Addirens-Fehler machte, um die letzte Summe, Gott weiß aus was für einer Stelle, zu verringern.

Ich bin Ihnen, wie für ſo Vieles, auch dafür den lebhafteſten Dank ſchuldig, daß Sie, noch zur rechten Zeit, auf eine ſo entſchiedene Art, dieſe perverſe Manier zur Sprache bringen, und ich werde gewiß, inſofern es mir möglich iſt, Ihren gerechten Wünſchen entgegen gehen. Ich darf den Inhalt Ihres Briefes nur ſelbſt an die ſchicklichen Orte vertheilen, ſo iſt der Sache ſchon geholfen. Und ſollte mir's ja begegnen, wie denn die menſchlichen Verrichtungen mannigfaltige Hinderniſſe hat, daß mir doch die letzten bedeutenden Worte nicht aus der Feder wollen, ſo werde ich Sie bitten, zuletzt mit einigen kecken Pinſelſtrichen Das auch ſelbſt hinzuzufügen, was ich, durch die ſonderbare Naturnothwendigkeit gebunden, nicht auszuſprechen vermag. Fahren Sie dieſe Woche noch fort, mich zu ermuntern und zu belehren, ich will indeß für „Erlhof" und wo möglich für den Almanach ſorgen.

Weimar, den 6. Juli.

G.

Jena, den 8. Juli.

Es iſt mir ſehr lieb, zu hören, daß ich Ihnen meine Gedanken über jene zwei Puncte habe klar machen können, und daß Sie Nachricht darauf nehmen wollen. Das, was Sie Ihrem gegenwärtigen Tick nennen, ſollen Sie dabei gar nicht verläugnen. Auch Das gehört zu Ihrer poetiſchen Individualität, und in den Grenzen von dieſer müſſen Sie zu wirken; alle Schönheit in dem Werk muß Ihre Schönheit ſein. Es kommt alſo bloß darauf an, aus dieſer ſubjectiven Eigenheit einen objectiven Gewinn für das Werk zu ziehen, welches gewiß gelingt, ſobald Sie wollen. Dem Inhalte nach muß in dem Werke Alles liegen, was zu ſeiner Erklärung nöthig iſt, und der Form nach muß es nothwendig darin liegen, der innere Zuſammenhang muß es mit ſich bringen; aber wie feſt oder locker es zuſammenhängen ſoll, darüber muß Ihre eigenthümliche Natur entſcheiden. Dem Leſer würde es freilich bequemer ſein, wenn Sie ſelbſt ihm die Momente, worauf es ankommt, blank und baar zuzählten, daß er ſie nur in Empfang zu nehmen brauchte; ſicherlich aber hält es ihn bei dem Buche feſter und führt ihn öfter zu demſelben zurück, wenn er ſich ſelber helfen muß. Haben Sie alſo nur dafür geſorgt, daß er gewiß findet, wenn er mit gutem Willen und hellen Augen ſucht, ſo ereignet Sie ihm ja das Suchen nicht. Das Reſultat eines ſolchen Ganzen muß immer die eigene That, nur nicht willkürliche Production des Leſers ſein; es muß eine Art von Belehrung bleiben, die nur dem Würdigen zu Theil wird, indem ſie dem Unwürdigen ſich entzieht.

Ich will, um es nicht zu vergeſſen, noch einige Erinnerungen beifügen, worauf ich, in Rückſicht auf jene geheime Maſchinerie, zu achten bitte. 1) Man wird wiſſen wollen, zu welchem Ende der Abbé oder ſein Helfershelfer den Geiſt des alten Hamlet ſpielt; 2) daß der Schleier mit dem Zeichen „Ach', Gift ꝛc." zwei Mal erwähnt wird, erregt Erwartungen, daß viele Erhebung zu keinem bedeutenden Zwecke diene. Warum, möchte man fragen, ſtraft man Wilhelm von der einen Seite von dem Theater, da man ihm doch von der andern zur Beförderung ſeines Lieblingsplans und zu ſeinem Debüt behülflich iſt? Man erwartet auf dieſe zwei Fragen eine mehr ſpielende Antwort, als Jene bis jetzt gegeben hat; 3) möchte man auch wohl gerne wiſſen, ob der Abbé auf ſeine Freunde, vor der Erſcheinung Mercurs im Schloſſe, ſchon gewußt, daß ſie es bei dem Gaſtmahl mit einem ſo genauen Freund und Verwandten zu thun haben? Ihrem Benehmen nach ſcheint es faſt ſo, und ſo wundert man ſich wieder über das Geheimniß, das ſie Wilhelm daraus gemacht haben; 4) wäre doch zu wünſchen, daß man die Quelle erführe, aus welcher der Abbé die Nachrichten von Thereſiens Abkunft ſchöpfte, beſonders da es doch Etwas befremdet, daß dieſer wichtige Umſtand in jenen dabei intereſſirten Perſonen und die Sache ſo gut bekannt ſind, bis auf den Mercur, der der Tochter ihn brachte, hat ein Geheimniß bleiben können.

Es iſt wohl ein bloßer Zufall, daß die zweite Hälfte des Lehrbriefs weggeblieben iſt, aber ein glücklicher Gebrauch des Zufalls bringt in der Kunſt, wie im Leben, oft das Trefflichſte hervor. Mir däucht, dieſe zweite Hälfte des Lehrbriefs könnte im achten Buch, an einer weit bedeutenderen Stelle und mit ganz anderen Wendungen, nachgebracht werden. Die Geſellſchaft hat unterdeſſen verſchiedene Gruppen gebildet, Wilhelm ſelbſt hat ſich mehr entwickelt. Er bewegt ſich als der Leſer ſind auf jene praktiſchen Reſultate

über das Leben und den Lebensgebrauch weit beſſer verbreitet; auch der Saal der Vergangenheit und Natalie's nähere Bekanntſchaft könnten eine günſtigere Stimmung dazu herbeigeführt haben. Ich rathe deßwegen ſehr, jene Hälfte des Lehrbriefs ja nicht wegzulaſſen, ſondern wo möglich den philoſophiſchen Inhalt des Werks — deutlicher oder verſteckter — darin niederzulegen. Ohnehin kann, bei einem Publikum, wie man einmal das Deutſche iſt, zu Rechtfertigung einer Abſicht und hier namentlich noch zu Rechtfertigung des Titels, der vor dem Buche ſteht und jene Abſicht deutlich ausſpricht, nie zu viel geſchehen.

Zu meiner nicht geringen Zufriedenheit habe ich in dem achten Buche auch ein Paar Zeilen gefunden, die gegen die Metaphyſik Front machen und auf das ſpeculative Bedürfniß im Menſchen Beziehung haben. Nur etwas ſchmal und klein iſt das Almoſen ausgefallen, das Sie der armen Gottin reichen, und ich weiß nicht, ob man ſie mit dieſer kargen Gabe gnädigen kann. Sie werden wohl wiſſen, von welcher Stelle ich hier rede; denn ich glaube es ihr anzuſehen, daß ſie mit vielem Bedacht darein gekommen iſt.

Ich geſtehe es, es iſt etwas ſtark, in unſerm ſpeculativiſchen Zeitalter einen Roman von dieſem Inhalt und von dieſem weiten Umfang zu ſchreiben, wenn das Einzige, was Noth iſt, ſo leiſe abgeführt wird — einen ſo ſentimentaliſchen Charakter, wie Wilhelm doch immer bleibt, ſeine Lehrjahre ohne Hülfe jener würdigen Führerinn vollenden zu laſſen. Das Schlimmſte iſt, daß er ſie wirklich in allem Ernſte vollendet, welches von der Wichtigkeit jener Führerinn eben nicht die beſte Meinung erweckt.

Aber im Ernſte — woher mag es kommen, daß Sie einen Menſchen haben erziehen und fertig machen können, ohne auf Bedürfniſſe zu ſtoßen, denen die Philoſophie nur begegnen kann? Ich bin überzeugt, daß Dieſes nur der äſthetiſchen Richtung zuzuſchreiben iſt, die Sie in dem ganzen Romane genommen. Innerhalb der äſthetiſchen Geiſtesſtimmung regt ſich kein Bedürfniß nach jenen Troſtgründen, die nur der Speculation geſchöpft werden müſſen; ſie hat Selbſtſtändigkeit, Unendlichkeit in ſich; nur wenn ſich das Sinnliche und Moraliſche im Menſchen feindlich entgegen ſtreben, muß bei der reinen Vernunft Hülfe geſucht werden. Die geſunde und ſchöne Natur braucht, wie Sie ſelbſt ſagen, keine Moral, kein Naturrecht, keine praktiſche Metaphyſik. Sie hätte ebenſo gut auch hinzuſetzen können, ſie braucht keine Gottheit, keine Unſterblichkeit, um ſich zu fügen und zu halten. Jene drei Puncte, um die zuletzt alle Speculation ſich dreht, geben einem ſinnlich ausgebildeten Gemüth zwar Stoff zu einem poetiſchen Spiel, aber ſie können nie zu ernſtlichen Angelegenheiten und Bedürfniſſen werden.

Das Einzige könnte man vielleicht noch dagegen erinnern, daß unſer Freund jene äſthetiſche Freiheit noch nicht ſo ganz beſitzt, die ihn vollkommen ſicher ſtellte, in gewiſſe Verlegenheiten nie zu gerathen, gewiſſer Hülfsmittel (der Speculation) nie zu bedürfen. Ihm fehlt es nicht an einem gewiſſen philoſophiſchen Gange, der allen ſentimentalen Naturen eigen iſt, und käme er alſo einmal in's Speculative hinein, ſo möchte es bei dieſem Mangel eines philoſophiſchen Fundaments bedenklich um ihn ſtehen: denn nur die Philoſophie kann das Philoſophiren unſchädlich machen; ohne ſie führt es unausbleiblich zum Myſticism. (Die Stiftsdame ſelbſt iſt ein Beweis dafür. Ein gewiſſer äſthetiſcher Mangel machte ihr die Speculation zum Bedürfniß, und ſie verirrte zur Herrnhuterei, weil ihr die Philoſophie nicht zu Hülfe kam; als Mann hätte ſie vielleicht alle Irrgänge der Metaphyſik durchwandert.)

Nun ergeht aber die Forderung an Sie (der Sie auch ſonſt überall ein ſo hohes Ziel gethan), Ihren Zögling mit vollkommener Selbſtſtändigkeit, Sicherheit, Freiheit, und gleichſam architectoniſcher Feſtigkeit ſo hinzuſtellen, wie er ewig ſtehen kann, ohne einer äußern Stütze zu bedürfen; man will ihn alſo durch eine äſthetiſche Reihe auch ſelbſt über das Bedürfniß einer philoſophiſchen Bildung, die er ſich nicht gegeben hat, vollkommen hinweggeſetzt ſehen. Es fragt ſich jetzt: iſt er Realiſt genug, um nie nöthig zu haben, ſich an der reinen Vernunft zu halten? Iſt er es aber nicht — ſollte für die Bedürfniſſe eines Idealiſten nicht etwas mehr geſorgt ſein?

Sie werden vielleicht denken, daß ich blos einen künſtlichen Umweg nehme, um Sie doch in die Philoſophie hineinzutreiben; aber was ich noch etwa vermiſſe, kann füglich auch in Ihrer Form vollkommen gut abgethan werden. Mein Wunſch geht bloß dahin, daß Sie die Materien quaeſtionis nicht umgehen, ſondern ganz auf Ihre Weiſe löſen möchten. Was bei Ihnen ſelbſt alles ſpeculative Wiſſen erſetzt, und alle Bedürfniſſe dazu Ihnen fremd macht, wird auch bei Meiſtern vollkommen genug ſein. Sie haben den Oheim ſchon ſehr Vieles ſagen laſſen, und auch Meiſter berührt den Punct einige Mal ſehr glücklich; es wäre alſo nicht ſo ganz viel mehr zu thun. Könnte ich nur in Ihre Denkweiſe Dasjenige einkleiden, was ich im Reich der Schatten und in den äſthetiſchen Briefen, der meinigen gemäß, ausgeſprochen habe, ſo wollten wir ſehr bald einig ſein.

Was Sie über Wilhelm's Aeußerliches Werther in den Mund gelegt, iſt von ungemein guter Wirkung für das Ganze. Es iſt mir eingefallen, ob Sie den Grafen, der am Ende des achten Buches erſcheint, nicht auch dazu nutzen könnten, Wilhelm zu völligen Ehren zu bringen. Wie, wenn der Graf, der Ceremonien-Meiſter des Romans, ihn durch ſein achtungsvolles Betragen und durch eine gewiſſe Art der Behandlung, die ich Ihnen nicht näher zu bezeichnen brauche, ihn auf ein Mal aus ſeinem Stande heraus in einen höhern Kreiß, und ihm dadurch auf eine gewiſſe Art den noch fehlenden Adel ertheilte? Gewiß, wenn ſelbſt der Graf ihn diſtinguirte, ſo wäre das Werk gethan.

Ueber Wilhelm's Benehmen im Saal der Vergangenheit, wenn er dieſen zum erſten Mal mit Natalie's betritt, habe ich noch eine Erinnerung zu machen. Er iſt mir hier noch zu ſehr der alte Wilhelm, der im Hauſe des Großvaters am Lichtſten bei dem kranken Königsſohn verweilte, und den der Fremde, im erſten Buch, auf einem ſo unrechten Wege findet. Auch noch jetzt bleibt er, faſt ausſchließend, bei dem bloßen Stoff der Kunſtwerke ſtehen und poetiſirt mir zu ſehr damit. Wäre hier nicht der Ort geweſen, den Anfang einer glücklichern Crisis bei ihm zu zeigen, ihn zwar nicht als Kenner, denn Das iſt unmöglich, aber doch als einen mehr objectiven Betrachter darzuſtellen, ſo daß etwa ein Freund, wie unſer Meyer, Hoffnung von ihm faſſen könnte?

Sie haben Jarno ſchon im ſiebenten Buche ſo glücklich dazu gebraucht, durch ſeine harte und trockene Manier eine Wahrheit heraus zu ſagen, die den Helden zwar wie den Leſer auf ein Mal um einen großen Schritt weiter bringt: ich meine die Stelle, wo er Wilhelm das Talent zum Schauſpieler rund weg abſpricht. Nun iſt mir beigefallen, ob er ihm nicht in Anſehung auf Therſite und Natalie einen ähnlichen Dienſt, mit gleich gutem Erfolg für das Ganze, leiſten könnte. Jarno ſchien mir der rechte Mann zu ſein, Wilhelm zu ſagen, daß Therſite ihn nicht glücklich machen könnte, und ihm einen Wink zu geben, welcher weibliche Charakter für ihn tauge. Solche einzelne, hörtragiſprechende Worte, im rechten Moment gelegt, enthalten auf ein Mal den Leſer von einer ſchweren Laſt und wirken wie ein Blitz, der die ganze Scene erleuchtet. Sch.

Jena, [illegible] Juli.

Neulich erfuhr ich, daß Stolberg und wer ſonſt noch bei ihm war, den „Meiſter" feierlich verbrannt habe, bis auf das ſechste Buch, welches er, wie Arndt's „Paradiesgärtlein", verwahrt und beſonders binden ließ. Er hält es in allem Ernſte für eine Anempfehlung der Herrnhuterei, und hat ſich ſehr daran erbaut. Sch.

Der Roman gibt auch wieder Lehrzeichen von ſich. Ich habe zu Ihren Ideen Körper nach meiner Art gefunden; ob Sie jene geiſtigen Weſen in ihrer irdiſchen Geſtalt wieder erkennen werden, weiß ich nicht. Faſt möchte ich das Werk zum Denken ſchicken, ehe es Ihnen weiter zu zeigen. Es liegt in der Verſchiedenheit unſerer Naturen, daß es Ihre Forderungen niemals befriedigen kann; und ſelbſt Das gibt, wenn Sie vereinſt ſich über das Ganze erklären, gewiß wieder zu mancher ſchönen Bemerkung Anlaß.

Weimar, den 10. Auguſt. G.

In Anſehung des Romans thun Sie ſehr wohl, fremden Vorſtellungen, die ſich Ihrer Natur nicht leicht aſſimiliren laſſen, keinen Raum zu geben. Hier iſt Nichts aus einem Stück; und ſelbſt wenn eine kleine Lücke wäre, was noch immer nicht erwieſen iſt, ſo iſt es beſſer, Sie bleibt auf Ihre Art, als daß ſie durch eine fremde Art ausgefüllt wird. Doch davon nächſtens mehr. Sch.

Ich empfinde es ganz erſtaunlich, was Ihre älteren Einwirken auf mich in mir verändert hat, und obgleich an der Art und dem Vermögen ſelbſt Nichts anders gemacht werden kann, ſo iſt doch eine große Lauterung mit mir vorgegangen. Einige Sachen, die ich jetzt unter Händen habe, bringen mir dieſe Bemerkung auf. Sch.

Die tabulas votivas bringe ich morgen wieder mit. Ihre Gedichte ſind außerordentlich ſchön, und ſie werden gewiß einen trefflichen Effect machen. Wenn es möglich iſt, daß die Deutſchen begreifen, daß man ein gutes, tüchtiges Amt ſein kann, ohne gerade ein Philiſter oder ein Mag zu ſein, ſo mögen Ihre Sprüche das ganze Werk vollbringen, indem die großen Verhältniſſe der menſchlichen Natur mit ſo viel Adel, Freiheit und Reinheit dargeſtellt ſind.

Weimar, den 17. Auguſt. G.

Jena, den 21. October.

Nun habe ich mir's für alle künftige Zeit zur Regel gemacht, Nichts, was ich drucken laſſe, ganz und fertig drucken zu laſſen; ſo geht es am Gewiſſenloſeſten ab; denn auch der ſtrengſte Cenſor will nicht mehr mit Lumpen verſehen ſein.

Jena, den 27. October.

Mit dem heutigen Paket haben Sie mir eine recht unerwartete Freude gemacht. Ich bin auch gleich über das achte Buch des „Meiſters" her und empfing auf's Neue die ganze volle Ladung

Schnaps.

Was könnt Ihr ſagen? Ihr ſeyd ein Verwegner! (auf den Schrank losgehend) Ihr habt verſchloßne Gewölbe!

Märten.

Das iſt Röſens Milchſchrank.

Schnaps.

(Natürlich) Pfuy! Ihr müßt im Gleichniſſe bleiben!

Märten.

Ja ſo!

Schnaps.

(Wie oben) Und verſperrte Kaſten!

Märten.

Da ſind Kleider drin.

Schnaps.

Wo ſind die Schlüſſel?

Märten.

Röſe hat ſie mitgenommen. Sie iſt ſehr

derſelben. Es iſt zum Erſtaunen, wie ſich der epiſche und philoſophiſche Gehalt in demſelben dringt. Was innerhalb der Form liegt, macht ein ſo ſchönes Ganze, und nach außen berühret ſie das Unendliche, die Kunſt und das Leben. In der That kann man von dieſem Roman ſagen: er iſt nirgends beſchränkt als durch die rein äſthetiſche Form, und wo die Form darin aufhört, da hängt er mit dem Unendlichen zuſammen. Ich möchte ihn einer ſchönen Inſel vergleichen, die zwiſchen zwei Meeren liegt.

Ihre Veränderungen habe ich zureichend und vollkommen in dem Geiſte und Sinne des Ganzen. Vielleicht, wenn das Neue gleich mit dem Alten entſtanden wäre, möchten Sie hier und da mit einem Strich geleiſtet haben, was jetzt mit mehrern geſchieht; aber das kann wohl Keinem fehlbar werden, der es zum erſten Mal in ſeiner jetzigen Geſtalt lieſ't. Meine Grille mit etwas deutlicherer Pronunciation der Haupt-Idee abgerechnet, wüßte ich in der That Nichts mehr, was vermißt werden könnte. Stände indeß nicht „Lehrjahre" auf dem Titel, ſo würde ich den didactiſchen Theil in dieſem achten Buche für faſt zu überwiegend halten. Mehrere philoſophiſche Gedanken haben jetzt offenbar an Klarheit und Faßlichkeit gewonnen.

In der unmittelbaren Scene nach Mignon's Tod fehlt uns auch Nichts mehr, was das Herz in dieſem Augenblick fordern kann; nur hätte ich gewünſcht, daß der Uebergang zu einem neuen Intereſſe mit einem neuen Capitel möchte bezeichnet werden ſein.

Der Markeſe iſt jetzt recht befriedigend eingeführt. Der Graf macht ſich vortrefflich, Jarno und Lothario haben bei Gelegenheit der neuen Zuſätze auch an Intereſſe gewonnen.

Nehmen Sie nun zu der glücklichen Vollendung dieſer großen Epoche meinen Glückwunſch an, und ſagen Sie uns nun bei dieſem Anlaß doch, was für ein Publicum wir haben.

Sch.

Jena, den 27. October.

Ihre Schweizer-Briefe intereſſirten einen Jeden, der ſie lieſ't, und ich bin gewiß ſehr froh, daß ich Ihnen dieſe habe abjagen können. Es iſt auch wahr, ſie geben ein ungemein lebendiges Bild der Gegenwart, aus der ſie fließen, und ohne ein kunſtmäßiges Entſtehen ſtellen ſie ſich recht natürlich und geſchickt in ein Ganzes zuſammen.

Der Beſchluß „Meiſters" hat meine Schwägerin ſehr gerührt, und ich habe auch hier meine Erwartung von Dem, was den Haupt-Effect macht, beſtätigt. Immer iſt es doch das Pathetiſche, was die Seele zuerſt in Anſpruch nimmt; erſt hinterdrein vereinigt ſich das Gemüth zum Genuß des ruhigen Schönen. Mignon wird wahrſcheinlich bei jedem erſten und auch zweiten Leſen die tiefſte Furche zurück laſſen; aber ich glaube doch, daß es Ihnen gelungen ſein wird, wornach Sie ſtrebten — dieſe pathetiſche Rührung in eine ſchöne aufzulöſen. Sch.

Ein ſchönes Glück wär's, wenn mir in Ilmenau noch ein Stück des epiſchen Gedichts gelänge; die große Einſamkeit ſcheint Etwas zu verſprechen.

Weimar, den 29. October. G.

Jena, den 31. October.

Ich begrüße Sie in Ihrem einſamen Thal und wünſche, daß Ihnen die holdeſte aller Muſen da begegnen möge. Wenigſtens können Sie dort das Städtchen Ihres Hermann's finden, und einen Apotheker und ein grünes Haus mit Stuccatur-Arbeit gibt es dort wohl auch. Sch.

Jena, den 12. November.

Ich habe in dieſer Zeit die Quellen zu meinem „Wallenſtein" fleißig ſtudirt, und in der Oeconomie des Stückes einige nicht unbedeutende Fortſchritte gewonnen. Je mehr ich meine Ideen über die Form des Stücks verdeutliche, deſto ungeheurer erſcheint mir die Maſſe, die zu beherrſchen iſt, und wahrlich ohne einen gewiſſen, kühnen Glauben an mich ſelbſt würde ich ſchwerlich fortfahren können. Sch.

Das Angenehmſte, was Sie mir aber melden können, iſt Ihre Beharrlichkeit an „Wallenſtein" und Ihr Glaube an die Möglichkeit einer Vollendung; denn nach dem treuen Wagniß mit den Troern müſſen wir uns dieß großen und würdigen Kunſtwerks befleißigen und unſere Poetiſche Natur, zu Beſchämung aller Gegner, in die Geſtalten des Edeln und Guten verwandeln.

Die drei erſten Geſänge meines epiſchen Gedichts ſind fleißig durchgearbeitet, und abermals abgeſchrieben. Ich freue mich darauf, ſie Humboldt's gelegentlich vorzuleſen.

Weimar, den 15. November. G.

Jena, den 20. November.

Mir wird bei allen Urtheilen dieſer Art, die ich noch gehört, die miſerable Rolle des Verführten zu Theil; Sie haben doch noch den Troſt des Verführers.

Ihnen wird man Ihre Wahrheit, Ihre tiefe Natur nie verzeihen, und mir, wenn ich hier von mir reden darf, wird der ſtarke Gegenzug meiner Natur gegen die Zeit und gegen die Maſſe das Publicum nie zum Freund machen können. Es iſt nur gut, daß Dieß auch ſo gar nothwendig nicht iſt, um mich in Thätigkeit zu ſetzen und zu erhalten. Ihnen [illegible]

gleichgiltig ſein, und jetzt beſonders, da trotz aller Geſchwätzes der Geſchmack der Beſſern ganz offenbar eine ſolche Richtung nimmt, die zu der vollkommenſten Anerkennung Ihres Verdienſtes führen muß.

Das ſehe ich nun ein, daß der „Wallenſtein“ mir den ganzen Winter und wohl faſt den ganzen Sommer koſten kann, weil ich den widerſpenſtigſten Stoff zu behandeln habe, dem ich nur durch ein heroiſches Ausharren Etwas abgewinnen kann. Da mir außerdem noch ſo manche, ſelbſt der gemeinſten Mittel fehlen, wodurch man ſich das Leben und die Menſchen näher bringt, aus ſeinem engen Dulcin heraus und auf eine größere Bühne tritt, ſo muß ich, wie ein Thier, dem gewiß Organe fehlen, mit denen, die ich habe, mehr thun lernen, und die Hinde gleichſam mit den Zähnen ergreifen. In der That verliere ich darüber eine unſägliche Kraft und Zeit, daß ich die Schranken meiner gegenwärtigen Lage überwinde und mir eigene Werkzeuge bereite, um einen ſo fremden Gegenſtand, als mir die lebendige und beſeelteſte der poetiſchen Welt iſt, zu ergreifen. Nicht ungeduldig bin ich, mit meiner tragiſchen Fabel von „Wallenſtein“ nur erſt ſo weit zu kommen, daß ich ihre Qualitäten zur Tragödie vollkommen gewiß bin, denn wenn ich es anders hätte, ſo würde ich ganz die Arbeit nicht anfangen, weil ich immer ſchon ſo viel Talent gebildet habe, um ein würdiges, dramatiſches Tableau daraus zu machen, aber ich würde doch „die Meiſterſer“ noch weiter ausdehnen, die bei einer viel einfachern Organiſation entſchieden zur Tragödie qualifizirt ſind. Sch.

Ihr Urtheil hat mir ſehr viel Freude gemacht, um ſo mehr, als es mich in einer ausſchweifenden ängſtlichen Einſamkeit antraf.

Bei dieſem Anlaß iſt es aber auch überhaupt ſehr nöthig, daß ich Ihr Urtheil ſo ſtreng als möglich verhalten muß, wenn es zu irgend einer Productiven Theil nehmen will. Von den paſſiven Theilnahmen habe ich leider ſchon die betrübteſten Beiſpiele wieder erlebt, und es iſt nur immer eine Wiederholung des Refrains: „ich kann's zu Kopf nicht bringen!“ Deutlich ſagt der Kopf kein Kunſt-Product, als nur in Geſellſchaft mit dem Herzen.

So verhöhnte mir ein Anderer, meine Idee ſei ein vortreffliches Gericht, nur ſei ihm noch nicht klar, ob man nicht beſſer thäte, es in zwei oder drei Gerichte zu ſpeiſen.

Möchte bei ſolchen Aeußerungen nicht die Hippokrene zu Eis erfrieren und Pegaſus ſich mauſen! Doch Dies war vor dreißig Jahren, als ich anfing, eben ſo und wird ſo ſein, wenn ich lange gedenke habe.

Ich hoffe, daß die Xenien und alle gute bittere Anmerkungen der Oſtern aus unſern Kreiſen ein neues Argument für die wirkliche und unwiderſtehliche Exiſtenz des Teufels werden werden, wodurch wir ihnen denn doch einen ſehr weſentlichen Dienſt geleiſtet haben.

Weimar, den 15. November. G.

Jena, den 24. November.

Mit dem „Wallenſtein“ geht es zwar jetzt ſehr langſam, weil ich noch immer das Meiſte mit dem rohen Stoff zu thun habe, der noch nicht ganz bezähmen iſt, aber ich fühle mich ihm auch immer gewachſen, und in die Länge habe ich manchen beſſern, beſtimmtern Blick gethan. Was ich will und ſoll, auch was ich habe, iſt mir jetzt ziemlich klar; es kommt nun noch blos darauf an, mit Dem, was ich in mir und vor mir habe, Das auszurichten, was ich will und was ich ſoll. In Abſicht auf den Stoff, in welchem ich arbeite, werden Sie wahrſcheinlich mit mir zufrieden ſein. Es will mir ganz gut gelingen, meinen Stoff außer mir zu halten und nur den Gegenſtand zu ſehen. Beſonders mache ich ſagen, daß Sujet intereſſirt mich gar nicht, und ich habe nie einer ſolchen Kälte für meinen Gegenſtand mit einer ſolchen Wärme für die Behandlung ſo mich vereinigt. Den Haupt-Charakter, ſowie die meiſten Nebencharaktere, trachte ich wirklich bis jetzt mit der reinen Liebe des Künſtlers; kurz vor den nächſten nach dem Haupt-Charakter, den jungen Piccolomini, den ich durch meine eigene Anregung intereſſirt, wobei das Ganze übrigens eher gewinnen als verlieren ſoll.

Was die dramatiſche Handlung, als die Hauptſache, anbetrifft, ſo will mir der wahrhaft maſſenhafte und ungeheure Stoff freilich noch nicht ganz parieren, es iſt noch Leben im Ganzen, und Manches will ſich gar nicht in die engen Barrieren einer Tragödie Dramaturgie beſcheiden. Auch iſt das Poetiſche-Pikante in der Cataſtrophe, wodurch ſie für eine tragiſche Entwickelung ſo ungeſchickt iſt, noch nicht ganz überwunden. Das eigentliche Schickſal thut noch zu wenig, und der eigene Irrthum des Helden noch zu viel zu ſeinem Unglück. Mich ſtreift hier aber einigen Worten der Philoſophie Macbeth, wo das Schickſal ebenfalls mehr wenigſt Schuld hat als der Menſch, daß er zu Grunde geht.

Doch von dieſen und andern Fehlern mündlich.

Humboldt's Erinnerungen geben den Kenner ſchon Beleg genug, mir nicht unbekannt, obgleich er, was den Charakter des Menſchen betrifft, auf der entgegengeſetzten Seite zu weit zu gehen ſcheint. Kenner hat dieſen Charakter zu ſehr als den eigentlichen Helden des Romans betrachtet; der Duft und das alle Ver-

kommen, in jedem Roman ꝛc. einen Helden haben zu müſſen, hat ihn verführt. Wilhelm Meiſter iſt zwar die nothwendigſte aber nicht die wichtigſte Perſon; eben Das gehört zu den Eigenthümlichkeiten Ihres Romans, daß er keine ſolche wichtigſte Perſon hat und braucht. An ihm und um ihn geſchieht Alles, aber nicht eigentlich ſeinetwegen; eben weil die Dinge um ihn her die Energien, er aber die Bildſamkeit darſtellt und ausdrückt, ſo muß er ein ganz ander Verhältniß zu den Mit-Characteren haben, als der Held in andern Romanen hat.

Hingegen habe ich Humboldt gegen dieſen Character auch viel zu ungerecht, und ich begreife nicht recht, wie er das Geſchäft, das der Dichter ſich in dem Roman aufgab, wirklich für gelöſet halten kann, wenn der Meiſter das beſtimmungsloſe und gehaltleere Geſchöpf wäre, wofür er ihn erklärt. Wenn nicht wirklich die Wirklichkeit, nach ihrem ganzen Gehalt, in dem Meiſter herausgerufen und in's Spiel geſetzt iſt, ſo iſt der Roman nicht fertig, und wenn Meiſter kaum überhaupt nicht fähig iſt, ſo hätten Sie dieſen Character nicht wählen dürfen. Freilich iſt es für den Roman ein zarter und peinlicher Umſtand, daß er, in der Perſon des Meiſter's, weder mit einer entſchiedenen Individualität noch mit einer durchgeführten Idealität ſchließt, ſondern mit einem Mittelding zwiſchen Beiden. Der Character iſt individuell, aber nur den Schranken und nicht dem Gehalt nach, und er iſt ideal, aber nur dem Vermögen nach. Er verſagt uns ſonach die nächſte Befriedigung, die wir fordern (die Beſtimmtheit), und verſpricht uns eine höhere und höchſte, die wir ihm aber auf eine ferne Zukunft creditiren müſſen.

Erwiſch genug iſt's, wie bei einem ſolchen Producte ſo viel Streit in den Urtheilen noch möglich iſt. Sch.

Ein neues Werk von der Frau von Stael de Staelhorſtein des Deutſchen etc. iſt ſehr intereſſant; es iſt in dem beſtändigen Anſchauen einer ſehr weiten und großen Welt geſchrieben, in der ſie gelebt hat, und voll Geiſtreichen, guten und klugen Bemerkungen.

Weimar, den 30. November. G.

Eine ſehr ſchöne Siebaha, bei dem herrlichen Wetter, hat mich abgehalten, Ihnen dieſe Tage zu ſchreiben, und ich ſage Ihnen noch am Abend eines ſehr heiteren Tages einige Worte.

Das Werk der Frau von Stael, wovon Ihnen Herr von Humboldt wird geſagt haben, kommt in einigen Tagen. Es iſt äußerſt intereſſant zu ſehen, wie eine ſo höchſt paſſionirte Natur, durch das grimmige Hinterfeuer einer ſolchen Revolution, an der ſie ſo viel Antheil nehmen mußte, durchgeht, und, ich möchte ſagen, nur das geiſtreichmenſchliche an ihr übrig bleibt.

Ob ich gleich vermuthe, daß der böſe Wille unſerer Gäſte auch Exemplare nach Jena geſchafft haben wird, ſo ſchicke ich doch hier das meinige. Es iſt luſtig, zu ſehen, was dieſe Menſchenart eigentlich ärgert hat, was ſie glauben, daß Einen ärgert, wie ſchal, leer und gemein ſie eine fremde Exiſtenz anſehen, wie ſie ihre Pfeile gegen das Anſehnwerk der Erſcheinung richten, wie wenig ſie auch nur ahnen, in welcher unzugänglichen Burg der Menſch wohnt, dem es nur immer Ernſt um ſich und um die Sachen iſt.

Weimar, den 1. December. G.

Sie haben auch wieder eine Elegie, der ich Ihren Beifall wünſche. Indem ich darin mein neues Gedicht ankündige, gedenke ich damit auch ein neues Buch Elegien anzufangen. Die zweite wird wahrſcheinlich die Sehnſucht, ein drittes Mal über die Alpen zu gehen, enthalten, und ſo werde ich weiter, entweder zu Hauſe oder auf der Reiſe, fortfahren.

Der Deutſche ſieht nur Stoff und glaubt, wenn er gegen ein Gedicht Stoff zurückhielte, ſo hätte er ſich gleichgeſtellt; aber das Sylbenmaß hinaus erſtreckt ſich ihr Begriff von Form nicht.

Wenn ich aber aufrichtig ſein ſoll, ſo iſt das Betragen des Volkes ganz nach meinem Wunſche; denn es iſt eine nicht genug gekannte und geübte Politik, daß Jeder, der auf einigen Nachruhm Anſpruch macht, ſeine Zeitgenoſſen zwingen ſoll, Alles, was ſie gegen ihn in petto haben, von ſich zu geben. Den Eindruck davon vertilgt er durch Gegenwart, Leben und Wirken jederzeit wieder. Was half's manchen beſcheidenen, verdienſtvollen und klugen Mann, den ich überlebt habe, daß er durch unglaubliche Nachgiebigkeit, Unthätigkeit, Schmeichelei, Mäcken und Zerrechtigen, einen leidlichen Ruf zeitlebens erhielt? Gleich nach dem Tode ſitzt der Advocat des Teufels neben dem Leichnam, und der Engel, der ihm Widerpart halten ſoll, macht gewöhnlich eine klägliche Geberde.

Ich hoffe, daß die Lenien auf eine ganze Weile wirken und den böſen Geiſt gegen und in Thätigkeit erhalten ſollen; wir wollen indeſſen unſere poſitiven Arbeiten fortſetzen und ihm die Qual der Negation überlaſſen. Nicht eher, als bis ſie wieder ganz ruhig ſind und ſicher zu ſein glauben, müſſen wir, wenn der Humor friſch bleibt, ſie noch ein Mal recht auf dem Fundament ärgern.

Weimar, den 1. December. G.

Jena, den 2. December.

Dank Ihnen für den vorgeſtern Abend.

Die Elegie macht einen eigenen, tiefen, rührenden Eindruck, der keines Lesers Herz, wenn er eines hat, verfehlen kann. Ihre nahe Beziehung auf eine bestimmte Existenz gibt ihr noch einen Nachdruck mehr, und die hohe, schöne Ruhe mischt sich darin so schön mit der leidenschaftlichen Farbe des Augenblicks. Es ist mir eine neue, tröstreiche Erfahrung, wie der poetische Geist alles Gemeine der Wirklichkeit so schnell und so glücklich unter sich bringt, und durch einen Schwung, den er sich selbst gibt, aus diesem Banden heraus ist, so daß die gemeinen Scelen ihm nur mit hoffnungloser Verzweiflung nachsehen können.

Das Einzige habe ich Ihnen zu bedenken, ob der gegenwärtige Moment zur Bekanntmachung des Gedichts auch ganz günstig ist? In den nächsten zwei, drei Monaten suchte ich, kann bei dem Publicum noch keine Stimmung erwartet werden, ernsthaft gegen die Xenien zu sein. Die personalistische Beleidigung ist noch zu frisch; wir scheinen im Text zu sein, und diese Gesinnung der Leser wird Sie verhören. Es kann aber nicht fehlen, daß unsere Gegner, durch die Heftigkeit und Plumpheit der eingewachte, sich noch mehr in Nachtheil setzen und die Bessergesinnten gegen sich aufbringen. Alsdann, denke ich, würde die Elegie den Triumph erst vollkommen machen.

Was Sie in Ihrem letztern Brief über die höhern und entfernteren Verhältnisse solcher Xenien mit den Zeitgenossen sagen, mag wohl wahr sein; aber die Ruhe muß man sinnlich und die Anerkennung von außen dabei wissen können. Bei Ihnen überiens ist Dieß bloß ein innerer, aber gewiß kein äußerer Bedürfniß. Ihre so einzige, idealisirt daßehende und energische Individualität fordert gleichsam diese Uebung; sonst aber möchte ich wahrlich Niemand, der seine Existenz in der Nachwelt verewigen zu können brauchte.

Möge die Muse mit ihren schönsten Gaben bei Ihnen sein und ihrem herrlichen Freund seine Jugend recht lange bewahren! Ich bin noch immer in der Elegie; Jedem, der nur irgend eine Aehnlichkeit zu Ihnen hat, wird Ihre Existenz, Ihr Individuum darin so nahe gebracht. Sch.

Daß Sie sich der Elegie entfernen, that mir sehr wohl; ich vermuthe, daß einige Gedichte bald nachfolgen werden.

Weimar, den 10. December. G.

Gegen den Dreikönigs-Tag, denke ich, soll der erste Act, der auch bei weitem der längste wird, so weit fertig sein, daß Sie ihn lesen können. Denn ehe ich mich weiter hierin wage, möchte ich gerne wissen, ob es der ganze Geist ist, der mich leitet. Ein Defect ist es nicht, das weiß ich wohl gewiß, aber es gibt so viele Stufen zwischen Beiden. Sch.

Jena, den 27. December 1797.

Besonders aber freut mich Ihre lebhafte Neigung zu einer fortgesetzten, poetischen Thätigkeit. Ein neueres, höheres Leben thut sich dadurch vor Ihnen auf, es wird sich auch nicht nur in dem Werke, es wird sich mir auch durch die Stimmung, in die es Sie versetzt, mittheilen und mich erquicken. Ich wünschte besonders jetzt die Chronologie Ihrer Werke zu wissen; es sollte mich wundern, wenn sich an den Entwickelungen Ihres Wesens nicht ein gewisser, nothwendiger Gang der Natur im Menschen überhaupt nachweisen ließe. Sie müßten eine gewisse, nicht sehr kurze, Epoche gehabt haben, die ich Ihre analytische Periode nennen möchte, wo Sie durch die Theilung und Trennung zu einem Ganzen strebten, wo Ihre Natur gleichsam mit sich selbst entzweiet war, und sich durch Kunst und Wissenschaft wieder herzustellen suchte.

Jetzt, dünkt mir, scheinen Sie, entschieden und reif, zu Ihrer Jugend gereift und werden die Frucht mit der Blüthe verbinden. Diese zweite Jugend ist die Jugend der Götter und unsterblich, wie diese.

Ihre kleine und große Idylle sah auch neuerlich Ihre Elegie gegen Dietz, gegen die alten Elegien und Epigramme. Ich möchte aber von den frühern Werken, vom Märchen lieber die Geschichte wissen. Es ist keine verlorne Arbeit, Dasjenige aufzuschreiben, was Sie davon wissen. Man kann Sie eher Das nicht ganz fremd lassen. Thun Sie es also ja, und legen auch bei mir eine Elegie davon nieder. Sch.

Ich empfange so eben Ihren lieben Brief und bemerke nicht, daß mir die wunderbare Epoche, in die ich eintrete, selbst sehr merkwürdig ist; ich bin darüber leider noch nicht ganz beruhigt; denn ich schleppe von der analytischen Zeit noch so Vieles mit, das ich nicht los werden und kaum verarbeiten kann. Indessen bleibt mir Nichts übrig, als auf diesem Strom mein Fahrzeug so gut zu lenken, als es mir gehen will. Bloß bei dieser Disposition einer Reise ist Wirkung thun, habe ich schon die letztere vielfache Lust gelitten; indessen liegt sich so ein Haus und Hausrath verunglücken, da diese regulirte Masse kaum, so wie alle unorganisirten, durch Nichts in der Welt getödtet werden kann, sondern, wie sie sich selbst bilden muß, auch aus sich selbst und auf ihre eigne Weise wieder. Es wird uns dieses Phänomen zu manchen Betrachtungen Anlaß geben. G.

Weimar, den 29. December.

Jena, den 21. Januar.

Das sehe ich jetzt klar, daß ich Ihnen nicht eher Etwas zeigen kann, als bis ich über Alles mit mir selbst im Reinen bin. Mit mir selbst können Sie mich nicht einig machen, aber mein Selbst sollen Sie mir helfen mit dem Objecte übereinstimmend zu machen. Was ich Ihnen also vorlege, muß schon mein Ganzes sein; ich meine just nicht mein ganzes Stück, sondern meine ganze Idee davon. Der radicale Unterschied unserer Naturen, in Rücksicht auf die Welt, läßt überhaupt keine andere, recht wohlthätige Mittheilung zu, als wenn das Ganze sich dem Ganzen gegenüber stellt; im Einzelnen werde ich Sie zwar nicht irre machen können, weil Sie fester auf sich selbst ruhen als ich, aber Sie würden mich leicht über den Haufen werfen können. Doch davon mündlich weiter.

Sch.

Vielleicht bildet sich die Idee zu einem Mährchen, die mir gegenwärtig ist, weiter aus. Es ist nur gar zu verständlich, darum will mir's nicht recht behagen; kann ich aber das Schiffchen auf dem Ocean der Imagination recht herumjagen, so gibt es doch vielleicht eine leidliche Composition, die den Lesern besser gefällt, als wenn sie besser wäre. Das Mährchen mit dem Weibchen im Kasten lacht mich manchmal noch wieder an, es will aber noch nicht recht reif werden.

Uebrigens sind jetzt alle meine Wünsche auf die Vollendung des Gedichtes „Hermann und Dorothea" gerichtet und ich muß meine Gedanken mit Gewalt davon zurückhalten, damit mir das Detail in Augenblicken nicht zu deutlich werde, wo ich es nicht ausführen kann. Leben Sie recht wohl und lassen mich Etwas von Ihrer Stimmung und Ihren Arbeiten wissen.

G.

Weimar, den 6. Februar.

Jena, den 7. April.

Ueber die letzthin berührte Materie von Behandlung der Charactere freue ich mich, wenn wir wieder zusammen kommen, meine Begriffe mit Ihrer Hülfe noch recht in's Klare zu bringen. Die Sache ruht auf dem innersten Grunde der Kunst, und schwerlich können die Wahrnehmungen, welche man von den bildenden Künsten hernimmt, auch in der Poesie viel aufklären. Auch bei Shakespeare ist es mir heute, wie ich den Julius Cäsar mit Schlegel durchging, recht merkwürdig gewesen, wie er das gemeine Volk mit einer so ungemeinen Derbheit behandelt. Hier, bei der Darstellung des Volks-Charakters, zwang ihn schon der Stoff, mehr ein poetisches Phänomen als Individuen im Auge zu haben, und darum habe ich ihn hier den Griechen näher gefunden. Wenn man einen so ungeheuren Begriff von Nachahmung des Wirklichen zu einer solchen Scene mitbringt, so muß einen die Masse und Menge mit ihrer Bedeutungslosigkeit nicht wenig embarrassiren; aber mit einem kühnen Griff nimmt Shakespeare ein Paar Figuren, ich möchte sagen, nur ein Paar Stimmen aus der Masse heraus, läßt sie für das ganze Volk gelten, und sie gelten das wirklich; so glücklich hat er gewählt.

Es geschähe den Poeten und Künstlern schon dadurch ein großer Dienst, wenn man nur erst in's Klare gebracht hätte, was die Kunst von der Wirklichkeit wegnehmen oder fallen lassen muß. Das Terrain würde sicher und reiner, das Kleine und Unbedeutende verschwände und für das Große würde Platz. Schon in der Behandlung der Geschichte ist dieser Punct von der größten Wichtigkeit, und ich weiß, wie viel der unbestimmte Begriff darüber mir schon zu schaffen gemacht hat.

Go.

Diejenigen Vortheile, deren ich mich in meinem letzten Gedicht bediente, habe ich alle von der bildenden Kunst gelernt. Denn bei einem gleichzeitigen, sinnlich vor Augen stehenden Werke ist das Ueberflüssige weit auffallender, als bei einem, das in der Succession vor den Augen des Geistes vorbeigeht. Auf dem Theater würde man große Vortheile davon spüren. So fiel mir neulich auf, daß man auf unserm Theater, wenn man an Gruppen denkt, immer nur sentimentale oder pathetische hervorbringt, da doch noch hundert andere denkbar sind. So erschienen mir dieser Tage einige Scenen im Aristophanes völlig wie antike Basreliefs, und sind gewiß auch in diesem Sinne vorgestellt worden. Es kommt im Ganzen und Einzelnen Alles darauf an: daß Alles von einander abgesondert, daß kein Moment dem andern gleich sei; sowie bei den Charakteren, daß sie zwar bedeutend von einander abstechen, aber doch immer unter ein Geschlecht gehören.

Leben Sie recht wohl und arbeiten Sie recht fleißig; sobald ich ein wenig Luft habe, denke ich an den Almanach.

Weimar, den 8. April.

G.

Ich bin, indem ich den patriarchalischen Ueberresten nachspürte, in das Alte Testament gerathen und habe mich auf's Neue nicht genug über die Einfalten und die Widersprüche der fünf Bücher Mosis verwundern können, die denn freilich, wie bekannt, aus hunderterlei schriftlichen und mündlichen Traditionen zusammengeflickt sein mögen. Ueber den Zug der Kinder Israel in der Wüste habe ich einige artige Bemerkungen gemacht, und es ist der vorliegende Gedanke in mir aufgestanden: es möchte die große Zeit, welche sie dorin zugebracht haben

laſſen, erſt eine ſpätere Erfindung ſei? Ich will gelegentlich in einem kleinen Aufſatze mittheilen, was mich auf dieſen Gedanken gebracht hat.

G.

Weimar, den 12. April.

Ihre Entdeckungen in den fünf Büchern Moſis beluſtigen mich ſehr. Schreiben Sie ja Ihre Gedanken auf, Sie möchten des Weges ſobald nicht wieder kommen. So viel ich mich erinnere, haben Sie ſchon vor etlichen und zwanzig Jahren mit dem Neuen Teſtament Krieg gehabt. Ich muß geſtehen, daß ich in Allem, was hiſtoriſch iſt, den Ungläubigen zu jenen Urkunden gleich ſo entſchieden mitbringe, daß mir Ihre Zweifel an einem einzelnen Factum noch ſehr raiſonnabel vorkommen. Mir iſt die Bibel nur wahr, wo ſie naiv iſt; in allem Andern, was mit einem eigentlichen Bewußtſein geſchrieben iſt, fürchte ich einen Zweck und einen ſpätern Urſprung.

Sch.

Jena, den 21. April.

Zugleich habe ich noch immer die Kinder Iſrael in der Wüſte begleitet, und kann bei Ihren Grundſätzen hoffen, daß vereint mein Verſuch über Moſes Gnade vor Ihren Augen finden ſoll. Meine critiſch-hiſtoriſch-poetiſche Arbeit geht davon aus, daß die vorhandenen Bücher ſich ſelbſt widerſprechen und ſich ſelbſt verrathen, und der ganze Spaß, den ich mir mache, läuft dahin aus, das menſchlich Wahrſcheinliche von dem Abſcheulichen und bloß Imaginirten zu ſondern und doch für meine Meinung überall Belege aufzufinden. Alle Hypotheſen dieſer Art beſtechen bloß durch das Natürliche des Gedankens und durch die Mannigfaltigkeit der Phänomene, auf die er ſich gründet. Es iſt mir recht wohl, wieder ein Mal etwas auf kurze Zeit zu haben, bei dem ich mit Intereſſe im eigentlichen Sinne ſpielen kann. Die Poeſie, wie wir ſie ſeit einiger Zeit treiben, iſt eine gar zu ernſthafte Beſchäftigung. Leben Sie recht wohl und erfreuen ſich der ſchönen Jahreszeit.

G.

Weimar, den 21. April.

Jena, den 22. April.

Zur Abſendung der vier erſten Bücher wünſche ich Glück. Es iſt in der That merkwürdig, wie ſich die Natur dieſes Werk gebaren, und wie ſorglältig und bedächtlich die Kunſt es aufgeführet hat.

Sch.

Ich ſtudire jetzt in großer Eile das Alte Teſtament und Homer, leſe zugleich Eichhorn's Einleitung in's Erſtere und Wolf's Proleegomena zu dem Letztern. Es gehen mir dabei die wunderbarſten Lichter auf, worüber wir künftig gar Manches werden zu ſprechen haben.

Einen Gedanken über das epiſche Gedicht will ich doch gleich mittheilen. Da es in der größten Ruhe und Behaglichkeit angehört werden ſoll, ſo macht der Verſtand vielleicht mehr als an andern Dichtarten ſeine Forderungen, und mich wunderte, dieß Mal bei Durchleſung der „Odyſſee" gerade dieſe Verſtandesforderungen ſo vollſtändig befriedigt zu ſehen. Betrachtet man genau, was von den Bemühungen der alten Grammatiker und Critiker, ſowie von ihrem Talent und Character erzählt wird, ſo ſieht man deutlich, daß es Verſtandesmenſchen waren, die nicht eher ruhten, bis jene großen Darſtellungen mit ihrer Vorſtellungsart übereinkamen. Und ſo iſt's auch wir, wie denn auch Wolf ſich zu zeigen bemüht, unſern gegenwärtigen Homer den Alexandrinern ſchuldig, das denn freilich dieſen Gedichten ein ganz anderes Anſehen gibt.

Noch eine ſpecielle Bemerkung. Einige Verſe im Homer, die für völlig falſch und ganz neu ausgegeben werden, ſind von der Art, wie ich einige ſelbſt in mein Gedicht, nachdem es fertig war, eingeſchoben habe, um das Ganze klarer und faßlicher zu machen und künftige Ereigniſſe bei Zeiten vorzubereiten. Ich bin ſehr neugierig, was ich an meinem Gedicht, wenn ich mit meinen jetzigen Studien durch bin, zu mehren oder zu mindern werde genöthigt ſein; indeſſen mag die erſte Recenſion in die Welt gehen.

Eine Haupteigenſchaft des epiſchen Gedichts iſt, daß es immer vor und zurück geht; daher ſind alle retardirenden Motive epiſch. Es dürfen aber keine eigentliche Hinderniſſe ſein, welche eigentlich in's Drama gehören.

Sollte dieſes Erforderniß des Retardirens, welches durch die beiden Homeriſchen Gedichte überſchwenglich erfüllt wird, und welches auch in dem Plan des meinigen lag, wirklich weſentlich und nicht zu erlaſſen ſein, ſo würden alle Pläne, die gerade hin nach dem Ende zu ſchreiten, völlig zu verwerfen, oder als eine ſubordinirte, hiſtoriſche Gattung anzuſehen ſein. Der Plan meines zweiten Gedichtes hat dieſen Fehler, wenn es einer iſt, und ich werde mich hüten, bis wir hierüber ganz im Klaren ſind, auch nur einen Vers davon niederzuſchreiben. Mir ſcheint die Idee außerordentlich fruchtbar. Wenn ſie richtig iſt, muß ſie uns viel weiter bringen und ich will ihr gern Alles aufopfern.

Mit dem Drama ſcheint mir's zuzugehen zu ſein; doch hiervon nächſtens mehr. Leben Sie recht wohl.

G.

Weimar, den 22. April.

Es wird mir aus Allem, was Sie ſagen, immer klarer, daß die Selbſtſtändigkeit jedes Theile einen Haupt-Character des epiſchen Gedichts ausmacht. Die tiefe, aus dem innern [illegible] Wahrheit iſt der Zweck

des epiſchen Dichters: er ſchildert uns bloß das ruhige Daſein und Wirken der Dinge nach ihren Naturen; ſein Zweck liegt ſchon in jedem Punct ſeiner Bewegung; darum eilen wir nicht ungeduldig zu einem Ziele, ſondern verweilen mit Liebe bei jedem Schritte. Er erhält uns die höchſte Freiheit des Gemüths, und da er uns in einen ſo großen Vortheil ſetzt, ſo macht er dadurch ſich ſelbſt das Geſchäft deſto ſchwerer; denn wir machen nun alle Anforderungen an ihn, die in der Integrität und in der allſeitigen vereinigten Thätigkeit unſerer Kräfte gegründet ſind. Ganz im Gegentheil raubt uns der tragiſche Dichter unſere Gemüthsfreiheit, und indem er unſere Thätigkeit nach einer einzigen Seite richtet und concentrirt, ſo vereinfacht er ſich ſein Geſchäft um Vieles und ſetzt ſich in Vortheil, indem er uns in Nachtheil verſetzt.

Ihre Idee von dem retardirenden Gange des epiſchen Gedichtes leuchtet mir ganz ein. Doch begreife ich noch nicht ganz, nach Dem, was ich von Ihrer Epopöe weiß, daß jene Eigenſchaft bei Dieſer fehlen ſoll.

Jena, den 21. April. Sch.

Jena, den 25. April.

Daß die Forderung des Retardirens auf einem höhern epiſchen Geſetze erfolgt, dem auch noch wohl auf einem andern Wege Genüge geſchehen kann, ſcheint mir außer Zweifel zu ſein. Auch glaube ich, es gibt zweierlei Arten zu retardiren, die eine liegt in der Art des Wegs, die andere in der Art des Gehens, und dieſe, däucht mir, kann auch bei dem gradeſten Wege und folglich auch bei einem Plan, wie der Ihrige iſt, ſehr gut Statt finden.

Indeſſen möchte ich jenes höhere epiſche Geſetz doch nicht ganz ſo ausſprechen, wie Sie gethan haben. In der Formel: daß eigentlich nur das Wie und nicht das Was in Betrachtung komme ꝛc., dünkt es mir viel zu allgemein und auf alle pragmatiſchen Dichtungsarten ohne Unterſchied anwendbar zu ſein. Wenn ich meinen Gedanken kurz darüber herauslegen ſoll, ſo iſt er dieſer. Beide, der Epiker und Dramatiker, ſtellen uns eine Handlung dar, nur daß dieſe bei dem Letztern der Zweck, bei Erſterm bloßes Mittel zu einem abſoluten äſthetiſchen Zwecke iſt. Aus dieſem Grundſatz kann ich mir vollſtändig erklären, warum der tragiſche Dichter raſcher und directer fortſchreiten muß, warum der epiſche bei einem zögernden Gange ſeine Rechnung beſſer findet. Es folgt auch, wie mir däucht, daraus, daß der epiſche ſich ſolcher Stoffe wohl thut zu enthalten, die den Affect, ſei es der Neugierde oder der Theilnahme, ſchon für ſich ſelbſt ſtark erregen, weil alſo die Handlung zu ſehr als Zweck intereſſirt, um ſich in den Grenzen eines bloßen Mittels zu halten. Ich geſtehe, daß ich dieſes Letztere bei Ihrem neuen Gedicht einiger Maßen ſuchte, obgleich ich Ihrer poetiſchen Uebermacht über den Stoff das Mögliche zutrauen darf.

Die Art, wie Sie Ihre Handlung entwickeln wollen, ſcheint mir mehr der Comödie als dem Epos eigen zu ſein. Wenigſtens werden Sie viel zu thun haben, ihr das Ueberraſchende, Verwunderung Erregende zu nehmen, weil Dieſes nicht ſo recht epiſch iſt.

Ich erwarte Ihren Plan mit großer Begierde. Etwas bedenklich kommt es mir vor, daß es Humboldt damit auf dieſelbe Art ergangen iſt, wie mir, ungeachtet wir vorher nicht darüber communicirt haben. Er meint nämlich: daß es dem Plan an individueller, epiſcher Handlung fehle. Wie Sie mir zuerſt davon ſprachen, ſo wartete auch ich immer auf die eigentliche Handlung; Alles, was Sie mir erzählten, ſchien mir nur der Eingang und das Feld zu einer ſolchen Handlung zwiſchen einzelnen Haupt-Figuren zu ſein, und wie ich nun glaubte, daß dieſe Handlung angehen ſollte, waren Sie fertig. Freilich begreife ich wohl, daß die Gattung, zu welcher der Stoff gehört, das Individuum mehr verläßt und mehr in die Maſſe und ein Ganzes zu gehen zwingt, da doch einmal der Verſtand der Held darin iſt, der weit mehr unter ſich als in ſich faßt.

Uebrigens mag es mit der epiſchen Qualität Ihres neuen Gedichtes bewandt ſein wie es will, ſo wird es, gegen Ihren „Hermann" gehalten, immer eine andere Gattung ſein, und wäre alſo der „Hermann" ein reiner Ausdruck der epiſchen Gattung, und nicht bloß einer epiſchen Species, ſo würde daraus folgen, daß das neue Gedicht um ſo viel weniger epiſch wäre. Aber Das wollten Sie ja eben wiſſen, ob der „Hermann" nur eine epiſche Art oder die ganze Gattung darſtelle, und wir ſtehen alſo wieder bei der Frage.

Ich würde Ihr neues Gedicht geradezu ein comiſch-epiſches nennen, wenn nämlich von dem gemeinen, eingeſchränkten und empiriſchen Begriff der Comödie und des comiſchen Heldengedichts ganz abſtrahirt wird. Ihr neues Gedicht, kommt mir vor, verhält ſich ungefähr ebenſo zu der Comödie, wie der „Hermann" zu dem Trauerſpiel: mit dem Unterſchied nämlich, daß Dieſer es mehr durch ſeinen Stoff thut, Jenes mehr durch die Behandlung. Sch.

Mit Dem, was Sie in Ihrem heutigen Briefe über Drama und Epos ſagen, bin ich ſehr einverſtanden; ſowie ich immer gewohnt bin, daß

Sie mit meine Träume erzählten und anlegen. Ich kann Nichts weiter hinzufügen, ſondern ich muß Ihnen meinen Plan ſchicken, oder ſelbſt bringen. Es werden dabei ſehr feine Puncte zur Sprache kommen, von denen ich jetzt im Allgemeinen Nichts erwähnen mag. Wird der Stoff nicht für rein epiſch erkannt, ob er gleich in mehr als einem Sinne bedeutend und intereſſant iſt, ſo muß ſich darthun laſſen, in welcher andern Form er eigentlich behandelt werden müßte. Leben Sie recht wohl, genießen Sie Ihres Gartens und der Wiedergeneſung Ihres Kleinen.

Weimar, den 24. April. G.

Ich kann mich doch nicht enthalten, noch eine Frage über unſere dramatiſch-epiſche Angelegenheit zu thun. Was ſagen Sie zu folgenden Sätzen:

Im Trauerſpiel kann und ſoll das Schickſal, welches einerlei iſt, die entſchiedene Natur des Menſchen, die ihn blind da oder dorthin führt, walten und herrſchen; ſie muß ihn niemals zu ſeinem Zweck abführen, der Held darf ſeines Verſtandes nicht mächtig ſein, der Verſtand darf gar nicht in die Tragödie eintreten, als bei Neben-Perſonen zur Bequemlichkeit des Hauptheiden u. ſ. w.

Im Epos iſt es gerade umgekehrt; bloß der Verſtand, wie in der „Odyſſee", oder eine zweckmäßige Leidenſchaft, wie in der „Ilias", ſind epiſche Agentien. Der Zug der Argonauten, als ein Abenteuer, iſt nicht epiſch.

Was Sie den beſten dramatiſchen Stoff nennen (wo nämlich die Expoſition ſchon ein Theil der Entwickelung iſt), Das iſt z. B. in den „Zwillingen" des Shakeſpear geſchieht. Ein ähnliches Beiſpiel iſt von der Tragödie mir nicht bekannt, obgleich der Oedipus rex ſich dieſem Ideal ganz erſtaunlich nähert. Wer ich kann mir ſolche dramatiſche Stoffe recht wohl denken, wo die Expoſition gleich auch Fortſchritt der Handlung iſt. Gleich der „Macbeth" gehört darunter; ich kann auch „die Räuber" nennen.

Dem Epiker möchte ich eine Expoſition gar nicht einmal zugeben; wenigſtens nicht in dem Sinne, wie die des Dramatikers iſt. Da er uns nicht ſo auf das Ende zutreibt, wie Dieſer, ſo rücken Anfang und Ende in ihrer Dignität und Bedeutung weit näher aneinander, und nicht, weil ſie zu Etwas führt, ſondern weil ſie ſelber Etwas iſt, muß die Expoſition uns intereſſiren. Ich glaube, daß man dem dramatiſchen Dichter hierin weit mehr nachſehen muß; eben weil er ſeinen Zweck in die Folge und an das Ende ſetzt, ſo darf man ihm erlauben, den Anfang mehr als Mittel zu behandeln. Er ſteht unter der Categorie der Cauſalität, der Epiker unter der Subſtantialität, dort kann und darf Etwas als Urſache von was Anderm daſein, hier muß Alles ſich ſelbſt um ſeiner ſelbſt willen gelten machen. Sch.

Geſtern, als ich der Fabel meines neuen Gedichtes nachdachte, um ſie für Sie aufzuſetzen, ergriff mich auf's Neue eine ganz beſondere Liebe zu dieſem Werke, welche nach Allem, was indeß zwiſchen uns verhandelt worden iſt, ein gutes Vorurtheil für daſſelbe gibt. Daß man weiß, daß ich nie Etwas fertig mache, wenn ich den Plan zur Arbeit nur irgend verſtanden oder Jemandem erfahren habe, ſo will ich lieber mit dieſer Mittheilung noch zurückhalten; wir wollen uns im Allgemeinen über die Materie beſprechen, und ich kann nach dem Reſultate im Stillen meinen Gegenſtand prüfen. Sollte ich dabei noch Muth und Luſt behalten, ſo würde ich es ausarbeiten, und ſertig habe es immer mehr Stoff zum Nachdenken als in der Anlage; ſollte ich daran verzweifeln, ſo iſt es immer noch Zeit, auch nur mit der Idee herauszutreten.

Haben Sie Schlegel's Abhandlung über das epiſche Gedicht, im 11. Stück „Deutſchlands", vom vorigen Jahre geleſen? Leſen Sie es ja! Es iſt ſonderbar, wie er, als ein guter Kopf, auf dem rechten Wege iſt und ſich doch gleich wieder ſelbſt verrennt. Weil das epiſche Gedicht nicht die dramatiſche Einheit haben kann, weil man eine ſolche abſolute Einheit in der „Ilias" und „Odyſſee" nicht gerade nachweiſen kann, vielmehr nach der neuern Art ſie noch für zerſtückelter anſieht als ſie iſt; ſo ſoll das epiſche Gedicht keine Einheit haben noch fordern, Das heißt, nach meiner Vorſtellung: es ſoll aufhören, ein Gedicht zu ſein, denen doch ſelbſt die Erfahrung, wenn man genau aufmerkt, widerſpricht. Denn die „Ilias" und „Odyſſee", und wenn ſie durch die Hände von tauſend Dichtern und Redacteuren gegangen wären, zeigen die gewaltſame Tendenz der poetiſchen und epiſchen Natur nach Einheit. Und am Ende iſt dieſe neue Schlegel'ſche Ausführung doch nur zu Gunſten der Wolf'ſchen Meinung, die eines ſolchen Beiſtandes gar nicht einmal bedarf. Denn daraus, daß jene großen Gedichte erſt nach und nach entſtanden ſind, und zu keiner vollſtändigen und vollkommenen Einheit haben gebracht werden können (obgleich beide vielleicht weit vollkommener organiſirt ſind, als man denkt), folgt noch nicht, daß ein ſolches Gedicht auf keine Weiſe vollſtändig, vollkommen und Eins werden könne noch ſolle.

Ich habe die Tüchtigkeit des Ariſtoteles wieder mit dem größten Vergnügen durchgeleſen;

es iſt eine ſchöne Sache um den Verſtand in ſeiner höchſten Erſcheinung. Es iſt ſehr merkwürdig, wie ſich Ariſtoteles dieß an die Erfahrung hält, und dadurch, wenn man will, ein wenig zu materiell wird, dafür aber auch meiſtens feſte ſolider auftritt. So war es mir auch ſehr erquickend, zu leſen, mit welcher Liberalität er die Dichter gegen Gröbler und Critiker in Schutz nimmt, immer nur auf's Weſentliche dringt und in allem Andern ſo klar iſt, daß ich mich an mehr als einer Stelle verwundert habe. Dafür iſt aber auch ſein ganze Anſicht der Dichtkunſt und der beſonders von ihm begünſtigten Theile ſo beſchaffen, daß ich ihn nächſtens wieder vornehmen werde, beſonders wegen einiger bedeutenden Stellen, die nicht ganz klar ſind und deren Sinn ich wohl erforſchen möchte. Freilich aber das epiſche Gedicht findet man gar keinen Anſchluß in dem Sinne, wie wir ihn wünſchen.

Weimar, den 28. April. G.

Ich bin mit dem Ariſtoteles ſehr zufrieden, und nicht bloß mit ihm, auch mit mir ſelbſt; es begegnet Einem nicht oft, daß man nach Leſung eines ſolchen nüchternen Kopfs und kalten Herzens den innern Frieden nicht verliert. Der Ariſtoteles iſt ein wahrer Höllenrichter für Alle, die entweder an der äußern Form ſclaviſch hängen, oder die über alle Form ſich hinwegſetzen. Jene muß er durch ſeine Liberalität und ſeinen Geiſt in beſtändige Widerſprüche bringen: denn es iſt ſichtbar, wie viel mehr ihm um das Weſen als um alle äußere Form zu thun iſt; und Dieſen muß die Strenge fürchterlich ſein, womit er aus der Natur des Gedichts und des Trauerſpiels insbeſondere, ſeine unverrückbare Form ableitet. Jetzt begreife ich erſt den ſchlechten Zuſtand, in den er die Franzöſiſchen Ausleger und Poeten und Critiker verſetzt hat; auch haben ſie ſich immer vor ihm gefürchtet, wie die Jungen vor dem Storken. Shakeſpear, ſpeiſt er gegen ihn wirklich lebendig, würde weit beſſer mit ihm ausgekommen ſein, als die ganze Franzöſiſche Tragödie.

Indeſſen bin ich ſehr froh, daß ich ihn nicht früher geleſen; ich hätte mich um ein großes Vergnügen und um alle Vortheile gebracht, die er mir jetzt leiſtet! Man muß aber die Grundbegriffe ſchon recht klar ſein, wenn man ihn mit Nutzen leſen will; kennt man die Sache, die er abhandelt, nicht ſchon vorläufig gut, ſo muß es gefährlich ſein, bei ihm Rath zu holen.

Ganz kann er aber ſchwerlich wie verſtanden oder gewürdigt werden. Seine ganze Anſicht des Trauerſpiels beruht auf empiriſchen Gründen: er hat eine Maſſe vorgefaßter Tragödien vor Augen, die wir nicht mehr vor Augen haben; aus dieſer Erfahrung heraus raiſonnirt er, und uns fehlt größtentheils die ganze Baſis ſeines Urtheils. Nirgends beinahe geht er von dem Begriff, immer nur von dem Factum der Kunſt und des Dichters und der Repräſentation aus; und wenn ſeine Urtheile, dem Hauptweſen nach, ächte Kunſtgeſetze ſind, ſo haben wir Dieſes dem glücklichen Zufall zu danken, daß es damals Kunſtwerke gab, die durch das Factum eine Idee realiſirten, oder ihre Gattung in einem individuellen Falle verſtändig machten.

Wenn man eine Philoſophie über die Dichtkunſt, ſo, wie ſie jetzt einem neuern Aeſthetiker mit Recht zugemuthet werden kann, bei ihm ſucht, ſo wird man nicht nur getäuſcht werden, ſondern man wird auch über ſeine rhapſodiſche Manier und über die ſeltſame Durcheinanderwerfung der allgemeinen und der allerſpecialſten Regeln, der logiſchen, proſodiſchen, rhetoriſchen und poetiſchen Sätze ꝛc. lachen müſſen, wie z. B. wenn er bis zu den Vocalen und Conſonanten zurückgeht. Denkt man ſich aber, daß er eine individuelle Tragödie vor ſich hatte, und ſich um alle Momente befragte, die an ihr in Betrachtung kamen, ſo erklärt ſich Alles leicht, und man iſt ſehr zufrieden, daß man bei dieſer Gelegenheit alle Elemente, aus welchen ein Dichtwerk zuſammengeſetzt wird, recapitulirt.

Ich wundere mich gar nicht darüber, daß er der Tragödie den Vorzug vor dem epiſchen Gedicht gibt; denn ſo, wie er es meint, obgleich er ſich nicht ganz unzweideutig ausdrückt, wird der eigentliche und objective poetiſche Werth der Epopöe nicht beeinträchtigt. Als Urtheiler und Aeſthetiker muß er von derjenigen Kunſtgattung am Meiſten ſatisfacirt ſein, welche in einer bleibenden Form ruht und über welche ein Urtheil kann abgeſchloſſen werden. Nun iſt Dieß offenbar der Fall bei dem Trauerſpiel, ſo wie er es in Muſtern vor ſich hatte, indem das einfachere und beſtimmtere Geſchäft des dramatiſchen Dichters ſich weit leichter begreifen und anderen läßt, und eine vollkommenere Technik dem Verſtande weiſt, eben des kürzeren Studiums und der geringeren Breite wegen. Ueberdem ſieht man deutlich, daß ſeine Vorliebe für die Tragödie von einer klareren Einſicht in dieſelbe herrührt, daß er von der Epopöe eigentlich nur die generiſch-poetiſchen Geſetze kennt, die ſie mit der Tragödie gemein hat, und nicht die ſpecifiſchen, wodurch ſie ſich ihr entgegenſetzt; deßwegen konnte er auch ſagen, daß die Epopöe in der Tragödie enthalten ſei, und daß Einer, der Dieſe zu beurtheilen wiſſe, auch über Jene abſprechen könne; denn das allgemein Pragmatiſch-poetiſche der Epopöe iſt freilich in der Tragödie enthalten.

Es ſind viel ſcheinbare Widerſprüche in dieſer Abhandlung, die ihr aber in meinen Augen nur einen neuen, hohen Werth geben; denn ſie beſtätigen mir, daß das Ganze nur aus einzelnen Aperçus beſteht und daß keine theoretiſchen vorgefaßten Begriffe dabei im Spiele ſind; Manches mag freilich auch dem Ueberſetzer zuzuſchreiben ſein.

Ich freue mich, wenn Sie hier ſind, dieſe Schrift mit Ihnen mehr im Einzelnen durchzuſprechen.

Daß er bei der Tragödie das Hauptgewicht in die Verknüpfung der Begebenheiten legt, heißt recht den Nagel auf den Kopf getroffen.

Wie er die Poeſie und die Geſchichte mit einander vergleicht und Jener eine größere Wahrheit als Dieſer zugeſteht, das hat mich auch ſehr von einem ſolchen Verſtandes-Menſchen erfreut.

Es iſt auch ſehr artig, wie er bemerkt, bei Gelegenheit Deſſen, was er von den Meinungen ſagt, daß die Alten ihre Perſonen mit mehr Politik, die Neuen mit mehr Rhetorik haben ſprechen laſſen.

Es iſt gleichfalls recht geſcheidt, was er zum Vortheil wahrer, hiſtoriſcher Namen bei dramatiſchen Perſonen ſagt.

Daß er den Euripides ſo ſehr begünſtigte, wie man ihm ſonſt Schuld gibt, habe ich ganz und gar nicht gefunden. Ueberhaupt finde ich, nachdem ich dieſe Poetik nun ſelbſt geleſen, wie ungeheuer man ihn mißverſtanden hat.

Jena, den 5. Mai. Sch.

Ich bin ſehr erfreut, daß wir gerade zur rechten Stunde den Artikel aufgeſchlagen haben. Ein Buch wird doch immer erſt geſunden, wenn es verſtanden wird. Ich erinnere mich recht gut, daß ich vor dreißig Jahren dieſe Ueberſetzung geleſen und doch auch von dem Sinne des Werks gar Nichts begriffen habe. Ich hoffe, mich bald mit Ihnen darüber weiter zu unterhalten.

In dieſen Tagen, da ich mich ſeiner Homer'ſchen Ueberſetzung wieder viel bediente, habe ich den großen Werth derſelben wieder auf's Neue bewundern und verehren müſſen.

Weimar, den 6. Mai. G.

Jena, den 10. Mai.

Ich bin neugierig, auf welche Art Sie Voß's Ueberſetzungsweiſe vertheidigen werden, da hier der ſchlimme Fall iſt, daß gerade das Vortreffliche daran bedient werden muß und das Unbedeutende gleich auffällt. Sch.

Ich ſuche ſo viel als möglich aufzuräumen, um mir ein Paar ganz freie Wochen zu verſchaffen, und wo möglich die Stimmung vom Schluß meines Gedichts zu haben. Von der übrigen lieben Deutſchen Litteratur habe ich fein Abſchied genommen. Faſt bei allen Urtheilen waltet nur der gute oder der böſe Wille gegen die Perſon und die Farbe des Partei-Geiſtes iſt mir mehr zuwider als irgend eine andere Carricatur.

Weimar, den 11. Mai. G.

Den 12. Mai.

Dank Ihnen für Ihr liebes Blatt und das Gedicht! Dieß iſt ſo muſterhaft ſchön und rund und vollendet, daß ich recht dabei gelernt habe, wie auch ein kleines Ganze, eine einfache Idee, durch die vollkommene Darſtellung Einem den Genuß des Höchſten geben kann. Auch bis auf die kleinſten Forderungen des Metrums iſt es vollendet. Uebrigens beluſtigte es mich, dieſem kleinen Stücke die Geiſter-Atmoſphäre anzumerken, in der Sie gerade leben mochten; denn es iſt ordentlich recht ſentimentaliſch ſchön! Sch.

Die beiden hausbackenen Burſche, Meiſt und Erbtal, haben ſich heute zuſammen eingeſtellt; wenn man ſie neben einander ſieht, ſo haben ſie eine wunderſame Aehnlichkeit. Sie werden doch geſehen, daß Dieß eine Parabele iſt, die ſelbſt Plutarch nicht eingefallen wäre. Leben Sie recht wohl bei dieſem leidlichen Tage.

Jena, den 11. Mai. G.

Jena, den 13. Juni.

Sie gewöhnen mir immer mehr die Tendenz ab (die in allem Praktiſchen und beſonders Poetiſchen eine Unart iſt), vom Allgemeinen zum Individuellen zu gehen und führen mich umgekehrt von einzelnen Fällen zu großen Gleichen fort. Der Punct iſt immer klein und eng, von dem Sie auszugehen pflegen, aber er führt mich in's Weite und macht mir dadurch in meiner Natur wohl, anſtatt daß ich auf dem andern Weg, dem ich, mir ſelbſt überlaſſen, ſo gerne folge, immer vom Weiten in's Enge komme und das neun gruchme Gefühl habe, mich am Ende ärmer zu ſehen als am Anfang. Sch.

Der „Handſchuh" iſt ein ſehr glücklicher Gegenſtand und die Ausführung gut gerathen; wir wollen ja dergleichen Gegenſtände, die uns anfallen, künftig gleich drangeben. Hier iſt die ganz reine That, ohne Zweck, oder vielmehr im umgekehrten Zweck, was ſo ſonderbar wohlgefällt.

Weimar, den 21. Juni. G.

Da es höchſt nöthig iſt, daß ich mir, in meinem jetzigen unruhigen Zuſtande, Etwas zu thun gebe, ſo habe ich mich entſchloſſen, zu meinem „Fauſt" zu gehen und ihn, wo nicht zu vollenden, doch wenigſtens um ein gutes Theil

häuslich, sehr sorgfältig; sie verschließt alles, und trägt die Schlüssel bey sich.

Schnaps.

Ausflüchte! Weitläuftigkeiten! Wo sind die Schlüssel?

Märten.

Ich habe sie nicht.

Schnaps.

So werd' ich aufbrechen müssen. (Er zieht den Säbel, und macht sich an den Schrank.)

Märten.

Reitet Euch der Henker?

Schnaps.

Das ist nur zum Exempel.

Märten.

Laßt das bleiben.

Schnaps.

Was, ihr wollt euch widersetzen? (Er bricht an den Leisten.)

weiter zu bringen, indem ich Das, was gedruckt iſt, wieder auflöſe und mit Dem, was ſchon fertig oder erfunden iſt, in große Maſſen diſponire und ſo die Ausführung des Plans, der eigentlich nur eine Idee iſt, näher vorbereite. Nun habe ich eben dieſe Idee und deren Darſtellung wieder vorgenommen und bin mit mir ſelbſt ziemlich einig. Nun wünſchte ich aber, daß Sie die Güte hätten, die Sache einmal, in ſchlafloſer Nacht, durchzudenken, mir die Forderungen, die Sie an das Ganze machen würden, vorzuzeigen und ſo mir meine eigenen Träume, als ein wahrer Prophet, zu erzählen und zu deuten.

Da die verſchiedenen Theile dieſes Gedichts, in Abſicht auf die Stimmung, verſchieden behandelt werden können, wenn ſie ſich nur dem Geiſt und Ton des Ganzen ſubordiniren, da übrigens die ganze Arbeit ſubjectiv iſt, ſo kann ich in einzelnen Momenten daran arbeiten und ſo bin ich auch jetzt Etwas zu leiſten im Stande.

Unſer Balladen-Studium hat mich wieder auf dieſen Duft- und Nebelweg gebracht und die Umſtände rathen mir, in mehr als in einem Sinne eine Zeit lang darauf herum zu irren.

Weimar, den 22. Juni. G.

Jena, den 23. Juni.

Ihr Entſchluß, an den „Fauſt" zu gehen, iſt mir in der That überraſchend, beſonders jetzt, da Sie ſich zu einer Reiſe nach Italien rüſten. Aber ich hab' es einmal für immer aufgegeben, Sie mit der gewöhnlichen Logik zu meſſen und bin alſo im voraus überzeugt, daß Ihr Genius ſich vollkommen gut aus der Sache ziehen wird.

Ihre Aufforderung an mich, Ihnen meine Erwartungen und Deſiderien mitzutheilen, iſt nicht leicht zu erfüllen; aber ſo viel ich kann, will ich Ihren Faden aufzufinden ſuchen, und wenn auch Das nicht geht, ſo will ich mir einbilden, als ob ich die Fragmente von „Fauſt" zufällig fände und ſolche auszuführen hätte. So viel bemerke ich hier nur, daß der „Fauſt", das Stück nämlich, bei aller ſeiner dichteriſchen Individualität die Forderung an eine ſymboliſche Bedeutſamkeit nicht ganz von ſich weiſen kann, wie auch wahrſcheinlich Ihre eigene Idee iſt. Die Duplicität der menſchlichen Natur und das verunglückte Beſtreben, das Göttliche und das Phyſiſche im Menſchen zu vereinigen, verliert man nicht aus den Augen; und weil die Fabel in's Grelle und Formloſe geht und gehen muß, ſo will man nicht bei dem Gegenſtande ſtille ſtehen, ſondern von ihm zu Ideen geleitet werden. Kurz, die Anforderungen an den „Fauſt" ſind zugleich philoſophiſch und poetiſch und Sie mögen ſich wenden, wie Sie wollen, ſo wird Ihnen die Natur des Gegenſtandes eine philoſophiſche Behandlung anſinnen und die Einbildungskraft wird ſich zum Dienſt einer Vernunft-Idee bequemen müſſen.

Aber ich ſage Ihnen damit ſchwerlich etwas Neues; denn Sie haben dieſe Forderung in Dem, was bereits da iſt, ſchon in hohem Grad zu befriedigen angefangen.

Wenn Sie jetzt wirklich an den „Fauſt" gehen, ſo zweifle ich auch nicht mehr an ſeiner völligen Ausführung, welches mich ſehr erfreut. Sch.

Da ich bei Meyer's Geſundheitsumſtänden noch immer erwarten muß, einen Nordiſchen Winter zuzubringen, ſo mag ich durch Unmuth über fehlgeſchlagene Hoffnung weder mir noch meinen Freunden läſtig ſein und bereite mir einen Rückzug in dieſe Symbol-, Ideen- und Nebelwelt mit Luſt und Liebe vor.

Weimar, den 24. Juni. G.

Ihre Bemerkungen zu „Fauſt" waren mir ſehr erfreulich; ſie treffen, wie es natürlich war, mit meinen Vorſätzen und Planen recht gut zuſammen, nur daß ich mir's bei dieſer barbariſchen Compoſition bequemer mache und die höchſten Forderungen mehr zu hoffen als zu erfüllen denke. So werden wohl Verſtand und Vernunft, wie zwei Klopffechter, ſich grimmig herumſchlagen, um Abends zuſammen freundſchaftlich auszuruhen. Ich werde ſorgen, daß die Theile anmuthig und unterhaltend ſind und Etwas deuten laſſen; bei dem Ganzen, das immer ein Fragment bleiben wird, mag mir die neue Theorie des epiſchen Gedichts zu Statten kommen.

Da ich durch meinen „Fauſt" bei dem Reimweſen gehalten werde, ſo werde ich gewiß auch noch Einiges liefern. Es ſcheint mir jetzt auch ausgemacht, daß meine Tiger und Löwen in dieſe Form gehören; ich fürchte nur faſt, daß das eigentlich Intereſſante des Sujets ſich zuletzt gar in eine Ballade auflöſen möchte. Wir wollen abwarten, an welches Ufer der Genius das Schifflein treibt.

Weimar, den 27. Juni. G.

Jena, den 28. Juni.

Wenn ich Sie neulich recht verſtanden habe, ſo haben Sie die Idee, Ihr neues epiſches Gedicht, „die Jagd", in Reimen und Strophen zu behandeln. Ich vergaß neulich, ein Wort darüber zu ſagen, aber dieſe Idee leuchtet mir ein, und ich glaube ſogar, daß Dieß die Bedingung ſein wird, unter welcher allein dieſes neue Gedicht neben ihrem „Hermann" beſtehen kann. Ueberdem, daß ſelbſt der Gedanke des Gedichts

zur modernen Dichtkunst geeignet ist und also auch die beliebte Strophenform begünstigt, so schließt die neue metrische Form schon die Concurrenz und Vergleichung aus; sie gibt dem Leser ebensowohl als dem Dichter eine ganz andere Stimmung, es ist ein Concert auf einem ganz andern Instrument. Zugleich participirt es alsdann von gewissen Rechten des romantischen Gedichts, ohne daß es eigentlich eines wäre; es darf sich, wo nicht des Wunderbaren, doch des Seltsamen und Ueberraschenden mehr bedienen, und die Löwen- und Tigergeschichte, die mir immer außerordentlich vorkam, erweckt dann gar kein Befremden mehr. Auch ist von den fürstlichen Personen und Jägern nur ein leichter Schritt zu den Ritter-Figuren, und überhaupt knüpft sich der vornehme Stand, mit dem Sie es in diesem Gedicht zu thun haben, an etwas Nordisches und Feudalisches an. Die Griechische Welt, an die der Hexameter unausbleiblich erinnert, nimmt diesen Stoß daher weniger an, und die mittlere und neue Welt, also auch die moderne Poesie, kann ihn mit Recht reclamiren.

Den „Faust" habe ich nun wieder gelesen und mir schwindelt ordentlich vor der Auflösung. Dieß ist indeß sehr natürlich; denn die Sache beruht auf einer Anschauung, und so lang man die nicht hat, muß ein selbst nicht so reicher Stoff den Verstand in Verlegenheit setzen. Was mich daran ängstigt, ist, daß mir der „Faust" seiner Anlage nach auch eine Totalität der Materie nach zu erfordern scheint, wenn am Ende die Idee ausgeführt erscheinen soll und für eine so hoch aufzuthürmende Masse finde ich keinen poetischen Reif, der sie zusammenhält. Nun, Sie werden sich schon zu helfen wissen.

Zum Beispiel: es gehörte sich, meines Bedünkens, daß der „Faust" in das handelnde Leben geführt würde, und welches Stück Sie auch aus dieser Masse erwählen, so scheint es mir immer durch seine Natur eine zu große Umständlichkeit und Breite zu erfordern.

In Rücksicht auf die Behandlung finde ich und die große Schwierigkeit, zwischen dem Spaß dem Ernst glücklich durchzukommen. Verstand und Vernunft scheinen mir in diesem Stoff auf Leben und Tod miteinander zu ringen. Bei der jetzigen fragmentarischen Gestalt des „Faust's" sieht man Dieses sehr, aber man verweist die Erwartung auf das entwickelte Ganze. Der Teufel behält durch seinen Realism vor dem Verstand und der Faust vor dem Herzen Recht. Zuweilen aber scheinen sie ihre Rollen zu tauschen und der Teufel nimmt die Vernunft gegen den Faust in Schutz.

Eine Schwierigkeit finde ich darin, daß der Teufel durch seinen Character, der realistisch ist, seine Existenz, die Realität ist, aufhebt. Die Vernunft nur kann ihn so, wie er da ist, gelten lassen und begreifen.

Ich bin überhaupt sehr erwartend, wie die Volksfabel sich dem philosophischen Theil des Ganzen anschmiegen wird. Sch.

Ich will Ihnen nur auch gestehen, daß mir Etwas von Ihrer Art und Weise aus den Gedichten entgegensprach, eine ähnliche Richtung ist wohl nicht zu verkennen; allein sie haben weder die Fülle, noch die Stärke, noch die Tiefe Ihrer Arbeiten. Indessen recommandirt diese Gedichte, wie ich schon gesagt habe, eine gewisse Lieblichkeit, Innigkeit und Mäßigkeit, und der Verfasser verdient wohl, besonders da Sie frühere Verhältnisse zu ihm haben, daß Sie das Mögliche thun, um ihn zu lenken und zu leiten.

Unsere Frauen sollen geliebt werden, wenn dieselben so fortfahren, durch Betrachtung und Uebung sich auszubilden. Am Ende haben die neuern Künstler sämmtlich keinen andern Weg. Keine Theorie gibt's, wenigstens keine allgemein verständliche, keine entschiedenen Muster sind da, welche ganze Genres repräsentirten, und so muß denn Jeder durch Theilnahme und Anähnlichung und viele Uebung sein armes Subject ausbilden.

Weimar, den 6. Juli. G.

Das „Todtenlied", das hier zurückkommt, hat seinen ächten realistisch-homerischen Character, der wilden Naturen, in solchen Fällen, so wohl ansteht. Es ist ein großes Verdienst der Poesie, uns auch in diese Stimmungen zu versetzen, sowie es verdienstlich ist, den Kreis der poetischen Gegenstände immer zu erweitern.

Weimar, den 6. Juli. G.

Jena, den 7. Juli.

Es wäre, dächt mir, jetzt gerade der rechte Moment, daß die Griechischen Kunstwerke von Seiten des Charakteristischen beleuchtet und durchgegangen würden; denn allgemein herrscht noch immer der Winckelmann'sche und Lessing'sche Begriff und unsere allerneuesten Kritiker, sowohl über Poesie als Plastik, lassen sich's recht sauer werden, das Schöne der Griechen von allem Charakteristischen zu befreien und Dieses zum Merkzeichen des Modernen zu machen. Mir dünkt, daß die neuern Aesthetiker durch ihre Bemühungen, den Begriff des Schönen abzusondern und in einer gewissen Reinheit aufzustellen, ihn beinahe ausgehöhlt und in einen leeren Schall verwandelt haben, daß man in der Entgegensetzung des Schönen, gegen das Richtige und Treffende, viel zu weit gegangen ist und eine Trennung, die bloß der Theo-

ſorgt macht und die blieb von einer Seite Gattung iſt, viel zu grob genommen hat.

Viele, finde ich, ſehlen wieder auf eine andere Art, daß ſie den Begriff der Schönheit viel zu ſehr auf den Inhalt des Kunſtwerks als auf die Behandlung beziehen, und ſie müßten ſie ſonſt verlegen ſein, wenn ſie den Platoniſchen Apoll und andere ähnliche, durch ihren Inhalt ſchon ſchöne Geſtalten, mit dem Laocoon, mit einem Faun oder andern gemiſchten oder ignobeln Repräſentationen unter einen Hut von Schönheit bringen ſollen.

Es iſt, wie Sie wiſſen, mit der Poeſie derſelbe Fall. Wie hat man ſich von jeher gequält, zu ſagen, die derbe, oft niedrige und häßliche Natur im Homer und in den Tragikern bei den Begriffen durchzubringen, die man ſich von dem Griechiſchen Schönen gebildet hat. Möchte es doch einmal Einer wagen, den Begriff und ſelbſt das Wort Schönheit, an welches einmal alle jene falſchen Begriffe unzertrennlich geknüpft ſind, aus dem Umlauf zu bringen und, wie billig, die Wahrheit in ihrem vollſtändigſten Sinn an ſeine Stelle zu ſetzen.

Ich habe jetzt überlegt, daß der muſicaliſche Theil des Almanachs vor allen Dingen fertig ſein muß, weil der Componiſt ſonſt nicht fertig wird. Deßwegen bin ich jetzt an mein Glockengießerlied gegangen und ſtudire mir gehörig in Krünitz's Encyclopädie, wo ich ſehr viel profitire. Dieſes Gedicht liegt mir ſehr am Herzen, es wird mir aber mehrere Wochen koſten, weil ich ſo vielerlei verſchiedene Stimmungen dazu brauche und eine große Maſſe zu verarbeiten iſt. Ich hätte auch nicht übel Luſt, wenn Sie mir dazu rathen, noch vier oder fünf kleine Balladeniſche Lieder nachfolgen zu laſſen, um dieſe Natur, in die ich einmal hineingegangen, durch mehrere Zuſtände durchzuführen.

Aus meiner projectirten Reiſe nach Weimar hat dieſe Woche Nichts werden wollen, doch denke ich, ſie in der nächſten Woche auszuführen. Der Prolog iſt jetzt noch auf Reiſen; ſobald er zurückkommt, ſchicke ich oder bringe ich ihn ſelbſt mit.

Leben Sie recht wohl. Meine Frau grüßt Sie ſchönſtens. Sch.

Jena, den 21. Juli.

Ich kann nie von Ihnen gehen, ohne daß Etwas in mir gerufen werden will und es ärgert mich, wenn ich für das Viele, was Sie mir geben, Sie und Ihren innern Reichthum in Bewegung ſetzen kann. Ein ſolches, auf wechſelſeitige Perfectibilität gebautes Verhältniß muß immer friſch und lebendig bleiben und gerade deſto mehr an Mannigfaltigkeit gewinnen, je harmonischer es wird und je mehr die Entgegenſetzung ſich verliert, welche bei ſo vielen andern allein die Einförmigkeit verhindert. Ich darf hoffen, daß wir uns nach und nach in Allem verſtehen werden, wovon ſich Rechenſchaft geben läßt, und in Demjenigen, was ſeiner Natur nach nicht begriffen werden kann, werden wir uns durch die Empfindung nahe bleiben.

Die ſchönſte und die fruchtbarſte Art, wie ich meine wechſelſeitigen Mittheilungen benutze und wie ſie mir eigen werde, iſt immer die, daß ich ſie unmittelbar auf die gegenwärtige Beſchäftigung anwende und gleich productiv gebrauche: und wie Sie in der Einleitung zum Laocoon ſagen, daß in einem einzelnen Kunſtwerk die Kunſt ganz liege, ſo glaube ich, muß man alles Allgemeine in der Kunſt wieder in den beſondern Fall verwandeln, wenn die Realität der Idee ſich bewähren ſoll. Und ſo, hoffe ich, iſt mein „Wallenſtein" und was ich künftig von Bedeutung hervorbringen mag, das ganze Syſtem Desjenigen, was bei meinem Talente in meiner Natur hat übergehen können, in concreto zeigen und enthalten. Sch.

An Profeſſor Niemer, nach Halle.

Jena, den 23. Juli.

Auch wir waren indeß nicht unthätig, wie Sie wiſſen, und am Wenigſten unſer Freund, der ſich in dieſen letzten Jahren wirklich ſelbſt übertroffen hat. Sein epiſches Gedicht haben Sie gehört; Sie werden geſehen, daß es der Gipfel ſeiner und unſerer ganzen neuern Kunſt iſt. Ich hab' es entſtehen ſehen und mich faſt eben ſo ſehr über die Art der Entſtehung als über das Werk verwundert. Während wir Andern mühſelig ſammeln und prüfen müſſen, um Etwas Leidliches langſam hervorzubringen, darf er nur leiſe an dem Baume ſchütteln, um ſich die ſchönſten Früchte, reif und ſchwer, zufallen zu laſſen. Es iſt unglaublich, mit welcher Leichtigkeit er jetzt die Früchte eines wohlgewandten Lebens und einer anhaltenden Bildung an ſich ſelber einerntet, wie bedeutend und ſicher jetzt alle ſeine Schritte ſind, wie ihn die Klarheit über ſich ſelbſt und über die Gegenſtände vor jedem einzelnen Streben und Herumtappen bewahrt. Doch Sie haben ihn jetzt ſelbſt, und können ſich von allem Dem mit eigenen Augen überzeugen. Sie werden mir aber auch darin beiſtimmen, daß er auf dem Gipfel, wo er jetzt ſteht, mehr darauf denken muß, die ſchöne Form, die er ſich gegeben hat, zur Darſtellung zu bringen als noch neuem Stoffe nachzugehen, kurz, daß er jetzt ganz der poetiſchen Practik leben muß. Wenn es einmal Einer unter Tauſenden, die darnach ſtreben, dahin gebracht hat, ein ſchönes vollendetes Ganzes

aus ſich zu machen, der kann meines Erachtens nichts Beſſeres thun, als dafür jede mögliche Art des Ausdrucks zu ſuchen; denn wie weit er auch noch kommt, er kann doch nichts Höheres geben. — Ich geſtehe daher, daß mir Alles, was er bei einem längern Aufenthalt in Italien für gewiſſe Zwecke auch gewinnen möchte, für ihn den höchſten und nächſten Zweck doch immer verlieren ſcheinen würde. Wie bewegen Sie ihn auch ſchon deswegen, lieber Freund, recht bald zurückzukommen und Das, was er zu Hauſe hat, nicht zu weit zu ſuchen.

Sch.

Jena, den 22. Juli.

Die drei Stücke, die mir Humboldt eben zurückſchickt, lege ich hier bei. In dem Antwortſchreiben ſucht Humboldt ein Steinen, und was er dagegen vorbringt, iſt bloß von der Rohheit des Stoffs hergenommen. Es iſt doch ſonderbar, daß man in poetiſchen Dingen und bei einer großen Annäherung auf einer Seite doch wieder in ſo diverſen Oppoſitionen ſein kann.

Den „Zauberlehrling" habe ich an meinen Stuttgarter Correſpondenten geſchickt; mir däucht, daß er ſich vortrefflich zu einer heitern Melodie qualificirt, da er in maſchinenhafter leidenſchaftlicher Bewegung iſt.

Leben Sie recht wohl. Ich ſchreibe übermorgen noch, wenn ſich indeß Nichts ereignet.

Sch.

Jena, den 2. Auguſt.

Herder hat mir nun auch unſere Balladen, die ich ihm communicirt hatte, zurückgeſchickt; was für Eindruck ſie aber gemacht haben, kann ich aus ſeinem Briefe nicht erſehen. Dagegen erſehe ich daraus, daß ich in dem „Taucher" dieß einem gewiſſen Nicolaus Peske, der dieſelbe Geſchichte entweder erzählt oder beſungen haben muß, verdorben umgearbeitet habe. Kennen Sie etwa den Nicolaus Peske, mit dem ich da ſo unverſehens in Concurrenz geſetzt werde? Uebrigens haben wir von Herder wirklich Nichts für den dießjährigen Almanach zu hoffen; er klagt über ſeine Armuth, verſichert aber, daß er Anderer Reichthum nur deſto mehr ſchätze.

Ich habe in dieſen Tagen Diderot our la peinture wieder vorgeholt, um mich in der belebenden Geſellſchaft dieſes Geiſtes wieder zu ſtärken. Mir kommt vor, daß es Diderot ergeht, wie vielen Andern, die das Wahre mit ihrer Empfindung treffen, aber es durch das Raiſonnement manchmal wieder verlieren. Er ſieht mir bei äſthetiſchen Werken noch viel zu ſehr auf fremde und moraliſche Zwecke, er ſucht dieſe nicht genug in dem Zuſtande und in ſeiner Darſtellung. Immer muß ihm das ſchöne Kunſtwerk zu etwas Anderm dienen. Und da das wahrhaftig Schöne und Vollkommene in der Kunſt den Menſchen nothwendig veredlen ſoll, ſo ſucht er dieſen Effect der Kunſt in ihrem Inhalt und in einem beſtimmten Reſultat für den Verſtand, aber für die moraliſche Empfindung. Ich glaube, es iſt einer von den Vortheilen unſerer neuern Philoſophie, daß wir eine reine Formel haben, um die ſubjective Wirkung des Aeſthetiſchen auszuſprechen, ohne ſeinen Charakter zu zerſtören.

Sch.

Sehr merkwürdig iſt mir aufgefallen, wie es eigentlich mit dem Publico einer großen Stadt beſchaffen iſt. Es lebt in einem beſtändigen Tumult von Erwerben und Verzehren, und Das, was wir Stimmung nennen, läßt ſich weder hervorbringen noch mittheilen. Alle Vergnügen, ſelbſt das Theater, ſollen nur zerſtreuen und die große Neigung des leidenden Publicums zu Journalen und Romanen entſteht eben daher, weil jene immer und dieſe meiſt Zerſtreuung in die Zerſtreuung bringen.

Ich glaube ſogar eine Art von Scheu gegen poetiſche Productionen, aber vorzüglich inſofern ſie poetiſch ſind, bemerkt zu haben, die mir aus eben dieſen Urſachen ganz natürlich vorkommt. Die Poeſie verlangt, ja ſie gebietet Sammlung, ſie tödtet den Menſchen wider ſeinen Willen, ſie drängt ſich wiederholt auf und iſt in der breiten Welt (um nicht zu ſagen in der großen) ſo unbequem wie eine treue Liebhaberinn.

Frankfurt am Main, den 6. Auguſt. G.

Schmidt von Friedberg iſt bei mir geweſen; es war keine angenehme aber auch keine wohlthätige Erſcheinung. Im Ganzen ein hübſcher junger Menſch, ein kleiner Kopf auf mäßigen Schultern, treffliche Schenkel und Füße, knapp, trivial, anſtändig nach hieſiger Art gekleidet. Die Geſichtszüge klein und eng beiſammen, kleine, ſchwarze Augen, ſchwarze Haare, nahe am Kopf ſonderbariſch abgeſchnitten. Aber wie die Sirene ſchwiederte ihm ein ehernes Band der Vater der Götter. Mit dem Munde machte er wunderliche Verzerrungen, als wenn er Dem, was er ſagte, noch einen gewiſſen eigenthümlichen Ausdruck geben wollte. Er iſt der Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns, der ihn zum Prediger beſtimmte, dadurch iſt der Menſch ganz aus ſeinem Wege gerückt worden. Ich glaube, daß er, zu einem beſchränkten Handel und Lebenswandel angeführt, recht gut geweſen wäre, da er Energie und eine gewiſſe Innigkeit zu haben ſcheint; unter einer Aufſeher-Garbe ſähe ich ihn am Wenigſten. Die Folge

mag es zeigen, aber ich fürchte, es iſt nicht viel Freude an ihm zu erleben. Voraus alſo geſetzt, daß es kein gedrückter Menſch iſt, ſondern einer, der, nach ſeiner Anſage, ſeiner Geſtalt, ſeiner Kleidung in mäßigem Wohlbehagen lebt, ſo iſt es ein böſes Zeichen, daß ſich keine Spur von Streben, Liberalität, Liebe, Zutrauen an ihm offenbart. Er ſtellte ſich mir in dem philiſterhaften Egoismus eines Ex-Studenten dar. Dabei aber auch keine Spur von Rohheit, nichts Schiefes in ſeinem Betragen, außer der Mundverzerrung.

Ich nahm zur Baſe meiner Behandlung, daß Sie ihn an mich ſchicken und ſetzte alſo in dieſem Sinne Vieles voraus, aber es hat doch auch gar nichts Allgemeines noch Beſonderes angeklungen, auch Nichts über Reinhold und Fichte, die er doch Beide gehört hat. Ueberhaupt konnte ich nichts Bedeutendes von ihm herausſtecken, als daß er, ſeit einem Jahre, gewiſſe beſondere Anſichten der Welt gewonnen habe, wodurch er ſich zur Poeſie geneigt fühle (das denn ganz gut ſein möchte), daß er aber auch überzeugt ſei, nur in einer gewiſſen Verbindung der Philoſophie und Poeſie beſtehe die wahre Bildung. Wogegen ich Nichts zu ſagen habe, wenn ich es nur nicht von einem jungen Menſchen hören müßte. Uebrigens ging er weg, wie er gekommen war, ehe doch auch irgend nur ein Geſpräch ſich eingeleitet hatte und war mir für dieſen kurzen Moment bedeutend genug. Der zurückgezogenen Art nach erinnerte er mich an Hölderlin, ob er gleich größer und beſſer gebildet iſt. Sobald ich Dieſen geſehen habe, werde ich mit einer nähern Parallele aufwarten. Da auf meinem Lebensgange, beſonders in frühern Zeiten mir mehrere Naturen dieſer Art begegnet ſind und ich erfahren habe, wo es eigentlich mit ihnen hinausgeht, ſo will ich noch ein allgemeines Wort hinzufügen. Menſchen, die aus dem Kaufmannsſtamme zur Litteratur und beſonders zur Poeſie übergehen, haben und behalten eine eigene Tournüre. Es läßt ſich an Einigen ein gewiſſer Ernſt und Innigkeit bemerken, ein gewiſſes Haften und Feſthalten, bei Andern ein lebhaftes thätiges Bemühen; allein ſie ſcheinen mir keiner Erhebung fähig, ſo wenig als des Begriffs, worauf es eigentlich ankommt. Vielleicht thue ich dieſer Caſte unrecht und es ſind Viele aus andern Stämmen, denen es nicht beſſer geht. Denken Sie einmal Ihre Erfahrung durch, es finden ſich wahrſcheinlich auch Ausnahmen.

Hier möchte ich nun mich an ein großes Stadtleben wieder gewöhnen, mich gewöhnen, nicht nur zu reiſen, ſondern auch auf der Reiſe zu leben; wenn mir nur Dieſes vom Schickſal nicht ganz verſagt iſt; denn ich fühle recht gut, daß meine Natur nur nach Sammlung und Stimmung ſtrebt und an Allem keinen Genuß hat, was dieſe hindert. Hätte ich nicht an meinem „Hermann und Dorothea" ein Beiſpiel, daß die modernen Gegenſtände, in einem gewiſſen Sinne genommen, ſich zum Epiſchen bequemten, ſo möchte ich von aller dieſer empiriſchen Breite Nichts mehr wiſſen.

Den Alten auf dem Topfberge *) bedaure ich herzlich, daß er verdammt iſt, durch Gott weiß, welche wunderliche Gemüthsart, ſich und Andern auf eigenem Felde den Weg zu verkümmern. Da gefallen mir die Frankfurter-Banquiers, Handelsleute, Agioteurs, Krämer, Juden, Spieler und Unternehmer tauſend Mal beſſer, die doch wenigſtens ſelbſt was vor ſich bringen, wenn ſie auch Andern ein Bein ſtellen. Der Nicolaus Petze iſt, ſo viel ich mich erinnere, der Held des Mährchens, das Sie behandelt haben, ein Taucher von Handwerk. Wenn aber unſer alter Freund bei einer ſolchen Bearbeitung ſich noch der Chronik erinnern kann, die das Geſchichtchen erzählt, wie ſoll man's dem übrigen Publico verdenken, wenn es ſich bei Niemanden erkundigt: ob denn Das Alles ſein wahr ſei? Eben ſo ein merkwürdiges Beiſpiel gibt Diderot, der bei einem ſo hohen Genie, bei ſo tiefem Gefühl und klarem Verſtand, doch nicht auf den Punct kommen konnte, zu ſehen: daß die Cultur durch Kunſt ihren eigenen Gang gehen muß, daß ſie keiner andern ſubordinirt ſein kann, daß ſie ſich an alle übrigen ſo bequem anſchließt u. ſ. w., was doch leicht zu begreifen wäre, weil das Factum ſo klar am Tage liegt.

Aeußerſt fratzenhaft erſcheint der arme L., der, nachdem er nun zeitlebens geſungen und gezwitſchert hat, wie ihm von der lieben Natur die Kehle gebildet und der Schnabel gewachſen war, ſeine Individualität durch die Folterſchrauben der neuen philoſophiſchen Forderungen ſelbſt auszureden bemüht iſt und ſeine Bettlerjacke auf der Erde nachſchleift, um zu verſichern, daß er doch auch ungefähr ſo einen Königsmantel in der Garderobe führe. Ich werde das Exhibitum ſogleich an Meyer abſenden. Indeſſen ſind dieſe Menſchen, die ſich noch denken können, daß das Nichts unſerer Kunſt Alles ſei, noch beſſer d'ran als wir Andern, die wir doch mehr oder weniger überzeugt ſind, daß das Alles unſerer Kunſt Nichts iſt.

*) Hölder.

Für einen Reiſenden geziemt ſich ein ſkeptiſcher Realism. Was noch idealiſtiſch an mir iſt, wird in einem Schatullchen wohlverſchloſſen mitgeführt, wie jenes Undeniſche Pygmäen-Weibchen; Sie werden alſo von dieſer Seite Geduld mit mir haben. Wahrſcheinlich werde ich Ihnen jenes Reiſegeſchichtchen auf der Reiſe zuſammenſchreiben können. Uebrigens will ich erſt ein Paar Monate abwarten: denn obgleich in der Empirie faſt Alles einzeln unangenehm auf mich wirkt, ſo thut doch das Ganze ſehr wohl, wenn man endlich zum Bewußtſein ſeiner eigenen Beſinnung kommt. Leben Sie recht wohl und interpretiren Sie ſich, da Sie mich kennen, meine oft wunderlichen Worte: denn es wäre mir unmöglich, mich ſelbſt zu recitiren und dieſe rhapſodiſchen Grillen in einen Zuſammenhang und Beſtand zu bringen. G.

Frankfurt, am 11. Auguſt.

Ich bin auf einen Gedanken gekommen, den ich Ihnen, weil er für meine übrige Reiſe bedeutend werden kann, ſogleich mittheilen will, um Ihre Meinung zu vernehmen, inwiefern er richtig ſein möchte und inwiefern ich wohl thue, mich ſeiner Leitung zu überlaſſen? Ich habe, indem ich meinen ruhigen und kalten Weg des Beobachtens, ja des bloßen Sehens ging, ſehr bald bemerkt, daß die Anſchauung, die ich mir von gewiſſen Gegenſtänden gab, eine Art von Sentimentalität hatte, die mir dergeſtalt auffiel, daß ich dem Grunde nachzudenken ſogleich gereizt wurde, und ich habe Folgendes gefunden: Das, was ich im Allgemeinen ſehe und erfahre, ſchließt ſich recht gut an alles Uebrige an, was mir ſonſt bekannt iſt und iſt mir nicht unangenehm, weil es in der ganzen Maſſe meiner Kenntniſſe mitzählt und das Capital vermehren hilft. Dagegen wüßte ich noch Nichts, was mir auf der ganzen Reiſe nur irgend eine Art von Empfindung gegeben hätte, ſondern ich bin heute ſo ruhig und unbewegt als ich es jemals, bei den gewöhnlichſten Umſtänden und Vorfällen, geweſen. Woher denn alſo dieſe ſcheinbare Sentimentalität, die mir um ſo auffallender iſt, weil ich ſeit langer Zeit in meinem Weſen gar keine Spur außer der poetiſchen Stimmung, empfunden habe. Möchte nicht alſo hier ſelbſt poetiſche Stimmung ſein, bei einem Gegenſtande, der nicht ganz poetiſch iſt, wodurch ein gewiſſer Mittelzuſtand hervorgebracht wird?

Ich habe daher die Gegenſtände, die einen ſolchen Effect hervorbringen, genau betrachtet und zu meiner Verwunderung bemerkt, daß ſie eigentlich ſymboliſch ſind. Das heißt, wie ich kaum zu ſagen brauche: es ſind eminente Fälle, die in einer characteriſtiſchen Mannigfaltigkeit als Repräſentanten von vielen andern daſtehen, eine gewiſſe Totalität in ſich ſchließen, eine gewiſſe Reihe fordern, Aehnliches und Fremdes in meinem Geiſte aufregen und ſo, von außen wie von innen, an eine gewiſſe Einheit und Allheit Anſpruch machen. Sie ſind alſo, was ein glückliches Sujet dem Dichter iſt, glückliche Gegenſtände für den Menſchen, und weil man, indem man ſie mit ſich ſelbſt recapitulirt, ihnen keine poetiſche Form geben kann, ſo muß man ihnen doch eine ideale geben, eine menſchliche im höhern Sinn, das ich auch mit einem ſo ſehr mißbrauchten Ausdruck ſentimental nannte. Und Sie werden alſo wohl nicht lachen, ſondern nur lächeln, wenn ich Ihnen hiermit zu meiner eigenen Verwunderung vorlege, daß ich, wenn ich irgend von meinen Reiſen Etwas für Freunde oder für's Publicum aufzeichnen ſoll, wahrſcheinlich noch in Gefahr komme, „empfindſame Reiſen" zu ſchreiben. Doch ich wette, wie Sie mich wohl kennen, kein Wort, auch das vernünftigſte nicht, fürchten, wenn die Behandlung mich rechtfertigen, ja wenn ich ſo glücklich ſein könnte, einem verrufenen Namen ſeine Würde wieder zu geben.

Ich berufe mich auf Das, was Sie ſelbſt ſo ſchön entwickelt haben, auf Das, was zwiſchen uns Sprachgebrauch iſt und ſahre fort: Wann iſt eine ſentimentale Erſcheinung (die wir nicht verachten dürfen, wenn ſie auch noch ſo läſtig iſt) unerträglich? Ich antworte: wenn das Ideale unmittelbar mit dem Gemeinen verbunden wird. Es kann Dieß nur durch eine leere, gehalt- und formloſe Manier geſchehen; denn Beide werden dadurch vernichtet, die Idee und der Gegenſtand; jene, die nur bedeutend ſein und ſich nur mit dem Bedeutenden beſchäftigen kann, und dieſer, der recht wacker brav, und gut ſein kann, ohne bedeutend zu ſein.

Bis jetzt habe ich nur zwei ſolcher Gegenſtände gefunden: den Platz, auf dem ich wohne, der in der Abſicht ſeiner Lage und alles Deſſen, was darauf vorgeht, in einem jeden Momente ſymboliſch iſt und den Raum meines großväterlichen Hauſes, Hofes und Gartens, der aus dem beſchränkteſten patriarchaliſchen Zuſtande, in welchem ein alter Schultheiß von Frankfurt lebte, durch klug unternehmende Menſchen zum nützlichſten Waaren- und Marktplatz verändert worde. Die Anſtalt ging durch ſonderbare Zufälle bei dem Bombardement zu Grunde und iſt jetzt größtentheils als Schutthaufen, noch immer das Doppelte Deſſen werth, was vor eilf Jahren von den gegenwärtigen Beſitzern an die Meinigen bezahlt worden. Inſofern ſich nun denken läßt, daß das Ganze wieder von einem neuen Unternehmer gekauft und herge-

ſtützt werde, ſo ſehen Sie leicht, daß es, in mehr als einem Sinne, als Symbol vieler tauſend andern Fälle in dieſer gewerbreichen Stadt, beſonders vor meinem Anſchauen daſtehen muß.

Bei dieſem Falle kommt denn freilich eine liebevolle Erinnerung dazu; wenn man aber, durch dieſe Fälle aufmerkſam gemacht, künftig bei weitern Fortſchritten der Reiſe nicht ſowohl auf's Merkwürdige, ſondern auf's Bedeutende ſeine Aufmerkſamkeit richtete, ſo möchte man für ſich und Andere doch zuletzt eine ſchöne Ernte gewinnen. Ich will es erſt noch hier verſuchen, was ich Symboliſches bemerken kann, beſonders aber an fremden Orten, die ich zum erſten Mal ſehe, mich üben. Gelänge Das, ſo müßte man, ohne die Erfahrung in die Breite verfolgen zu wollen, doch, wenn man auf jedem Platz, in jedem Moment, ſo weit es Einem vergönnt wäre, in die Tiefe ginge, noch immer genug Beute aus bekannten Ländern und Gegenden davon tragen.

Sagen Sie mir Ihre Gedanken hierüber in guter Stunde, damit ich erweitert, befeſtigt, beſtärkt und erfreut werde. Die Sache iſt wichtig; denn ſie hebt den Widerſpruch, der zwiſchen meiner Natur und der unmittelbaren Erfahrung lag, den in früherer Zeit ich niemals leicht kannte, ſogleich auf, und glücklich. Denn ich geſtehe Ihnen, daß ich lieber gerade nach Hauſe zurückgekehrt wäre, um aus meinem innerſten Phantome jeder Art hervorzuarbeiten, als daß ich mich noch ein Mal wie ſonſt da mir das Aufzählen eines Einzelnen nun einmal nicht gegeben iſt) mit der millionfachen Hydra der Empirie herumgeſchlagen hätte; denn wer bei ihr nicht Luſt und Vortheil zu ſiegen hat, der mag ſich bei Zeiten zurückziehen.

Frankfurt, den 17. Auguſt. G.

Jena, den 27. Auguſt.

Die Vorſtellung, welche Sie mir von Frankfurt und großen Städten überhaupt geben, iſt nicht tröſtlich, weder für den Poeten, noch für den Philoſophen, aber ihre Wahrheit leuchtet ein, und da es einmal ein feſtgeſetzter Punct iſt, daß man nur für ſich ſelber philoſophirt und dichtet, ſo iſt auch Nichts dagegen zu ſagen; im Gegentheil, es beſtärkt Einen auf dem eingeſchlagenen guten Weg und ſchneidet jede Verſuchung ab, die Poeſie zu etwas Aeußerm zu gebrauchen.

So viel iſt auch mir bei meinen wenigen Erfahrungen klar geworden, daß man den Leuten, im Ganzen genommen, durch die Poeſie nicht wohl, hingegen recht übel machen kann, und mir däucht, wo das Eine nicht zu erreichen iſt, da muß man das Andere einſchlagen. Man muß ſie incommodiren, ihnen ihre Behaglichkeit verderben, ſie in Unruhe und in Erſtaunen ſetzen. Eines von Beiden, entweder als ein Genius oder als ein Geſpenſt, muß die Poeſie ihnen gegenüber ſtehen. Dadurch allein lernen ſie an die Exiſtenz einer Poeſie glauben und bekommen Reſpect vor dem Poeten. Ich habe auch dieſen Reſpect nirgends größer gefunden als bei dieſer Menſchen-Claſſe, obgleich auch nirgends ſo unfruchtbar und ohne Neigung. Etwas iſt in allen, was für den Poeten ſpricht, und Sie mögen ein noch ſo ungläubiger Realiſt ſein, ſo müſſen Sie mir doch zugeben, daß dieſes X der Same des Idealismus iſt, und daß Dieſer allein noch verhindert, daß das wirkliche Leben mit ſeiner gemeinen Empirie nicht alle Empfänglichkeit für das Poetiſche zerſtört. Freilich iſt es wahr, daß die eigentliche ſchöne und äſthetiſche Stimmung dadurch noch lange nicht befördert wird, daß ſie vielmehr gar oft dadurch verhindert wird, ſowie die Freiheit durch die moraliſchen Tendenzen; aber es iſt ſchon viel gewonnen, daß ein Ausgang aus der Empirie geöffnet iſt.

Mit meinem Predigt, Herrn Schmidt, habe ich freilich wenig Ehre aufgehoben, wie ich ſehe, aber ich will ſo lange das Beſte hoffen, bis ich nicht mehr kann. Ich bin einmal in dem verzweifelten Fall, daß mir daran liegen muß, ob andere Leute Etwas taugen und ob aus ihnen was werden kann; daher werde ich dieſe Hölderlin und Schmidt ſo ſpät als möglich aufgeben.

Herr Schmidt, ſowie er jetzt iſt, iſt freilich nur die entgegengeſetzte Caricatur von der Frankfurter empiriſchen Welt, und ſo wie dieſe nicht Zeit hat, in ſich hineinzugehen, ſo kann Dieſer und Seinesgleichen gar nicht aus ſich ſelbſt herausgehen. Hier, möchte ich ſagen, ſehen wir Empfindung genug, aber keinen Gegenſtand dazu; dort den nackten, leeren Gegenſtand ohne Empfindung. Und ſo ſind überall nur die Materialien zum Menſchen da, wie der Poet ihn braucht, aber ſie ſind zerſtreut und haben ſich nicht ergriffen.

Ich möchte wiſſen, ob dieſe Schmidt, dieſe Richter, dieſe Hölderlin abſolut und unter allen Umſtänden ſo ſubjectiviſch, ſo überſpannt, ſo einſylbig geblieben wären? ob es an etwas Primitiverm liegt, oder ob nur der Mangel einer äſthetiſchen Nahrung und Einwirkung von außen und die Oppoſition der empiriſchen Welt, in der ſie leben, gegen ihren idealiſchen Hang, dieſe unglückliche Wirkung hervorgebracht hat? Ich bin ſehr geneigt, das Letztere zu glauben, und wenn gleich ein mächtiges und glückliches Naturell über Alles liegt, ſo däucht mir doch,

daß manches brave Talent auf dieſe Art verloren geht.

Es iſt gewiß eine ſehr wahre Bemerkung, die Sie machen, daß ein gewiſſer Ernſt und Innigkeit, aber keine Freiheit, Ruhe und Klarheit bei Denen, die aus einem gewiſſen Stande zu der Poeſie ꝛc. kommen, angetroffen wird.

Ernſt und Innigkeit ſind die nothwendige natürliche Folge, wenn eine Neigung und Beſchäftigung Widerſpruch findet, wenn man iſolirt und auf ſich ſelbſt reducirt iſt, und der Kaufmannsſohn, der Gedichte macht, muß ſchon einer größern Innigkeit fähig ſein, wenn er überall nur auf ſo Etwas verfallen ſoll. Aber eben ſo natürlich iſt es, daß er ſich mehr zu der moraliſchen als äſthetiſchen Seite wendet, weil er mit leidenſchaftlicher Heftigkeit fühlt, weil er in ſich hineingetrieben wird und weil ihn die Gegenſtände eher zurückſtoßen als feſthalten, er alſo nie zu einer klaren und ruhigen Anſicht daran gelangen kann.

Umgekehrt finde ich, als Beleg Ihrer Bemerkung, daß Diejenigen, welche aus einem liberalen Stande zur Poeſie kommen, eine gewiſſe Freiheit, Klarheit und Leichtigkeit, aber wenig Ernſt und Innigkeit zeigen. Bei den Erſten ſieht das Charakteriſtiſche faſt bis zur Carricatur, und immer mit einer gewiſſen Einſeitigkeit und Härte hervor; bei Dieſen iſt Charakterloſigkeit, Flachheit und faſt Seichtigkeit zu fürchten. Der Form nach, möchte ich ſagen, ſind Dieſe dem Aeſthetiſchen näher, Jene hingegen dem Gehalte nach. Bei einer Vergleichung unſerer Jena'ſchen und Weimar'ſchen Dichterinnen bin ich auf Bemerkungen gerathen, die ich mitzutheilen mir vorbehalte.

Endlich erhalten Sie den „Ibycus". Möchten Sie damit zufrieden ſein. Ich geſtehe, daß ich bei näherer Beſichtigung des Stoffes mehr Schwierigkeiten fand, als ich Anfangs erwartete, indeſſen däucht mir, daß ich ſie größtentheils überwunden habe. Die zwei Hauptpuncte, worauf es ankam, ſchienen mir erſtlich eine Continuität in die Erzählung zu bringen, welche die rohe Fabel nicht hatte und zweitens die Stimmung für den Effect zu erregen. Die letzte Hand habe ich noch nicht daran legen können, da ich erſt geſtern Abend fertig geworden, und es liegt mir zu viel daran, daß Sie die Ballade bald leſen, um von Ihren Erinnerungen noch Gebrauch machen zu können. Das Angenehmſte wäre mir, zu hören, daß ich in weſentlichen Puncten Ihnen begegnete. Sch.

Frankfurt, den 11. Auguſt.

Die „Kraniche des Ibycus" finde ich ſehr gut gerathen; der Uebergang zum Theater iſt ſehr ſchön und das Ohr der Eumeniden am rechten Platze. Da dieſe Wendung einmal erfunden iſt, ſo kann nun die ganze Fabel nicht ohne dieſelbe beſtehen und ich würde, wenn ich an meine Bearbeitung noch denken möchte, dieſes Ohr gleichfalls annehmen müſſen.

Nun noch einige Bemerkungen: 1) Der Kraniche ſollten, als Zugvögel, ein ganzer Schwarm ſein, die ſowohl über den Ibycus als über das Theater wegfliegen. Sie kommen als Natur-Phänomene und ſtellen ſich ſo neben die Sonne und andere regelmäßige Erſcheinungen. Auch wird das Wunderbare dadurch weggenommen, indem es nicht eben dieſelben zu ſein brauchen; es iſt vielleicht nur eine Abtheilung des großen wandernden Heeres und das Zufällige macht eigentlich, wie mich dünkt, das Ahnungsvolle und Sonderbare in der Geſchichte. 2) Dann würde ich nach dem vierzehnten Verſe, wo die Erinnyen ſich zurückgezogen haben, noch einen Vers einrücken, um die Gemüthsſtimmung des Volks, in welche der Inhalt des Chors ſie verſetzt, darzuſtellen und von den ernſten Betrachtungen der Guten in der gleichzeitigen Zerſtreuung der Andern übergehen und kann den Mörder zwar dumm, roh und laut, aber doch nur dem Kreiſe der Nachbarn vernehmlich ſeine gaffende Bemerkung austoſen laſſen. Daraus entſtünden zwiſchen ihm und den nächſten Zuſchauern Händel, dadurch würde das Volk aufmerkſam u. ſ. w. Auf dieſem Weg, ſowie durch den Zug der Kraniche, würde Alles ganz in's Natürliche geſpielt und nach meiner Empfindung die Wirkung erhöht, da jetzt der letztſchöne Vers zu laut und bedeutend anfängt und man faſt etwas Anderes erwartet. Wenn Sie hier und da an den Reim noch einige Sorgfalt wenden, ſo wird das Uebrige leicht gethan ſein und ich wünſche Ihnen auch zu dieſer wohlgerathenen Arbeit Glück.

Ueber den eigentlichen Zuſtand eines aufmerkſamen Reiſenden habe ich eigene Erfahrungen gemacht und eingeſehen, worin ſehr oft der Fehler der Reiſebeſchreibungen liegt. Man mag ſich ſtellen, wie man will, ſo ſieht man auf der Reiſe die Sache nur von einer Seite und übereilt ſich im Urtheil; dagegen ſieht man aber auch die Sache von dieſer Seite lebhaft und das Urtheil iſt in gewiſſem Sinne richtig. Ich habe mir daher Acten gemacht, worin ich alle Arten von öffentlichen Papieren, die mir eben jetzt begegnen, Zeitungen, Wochenblätter, Predigtankündigungen, Verordnungen, Comödien-Zettel, Preis-Courante einheften laſſe und ſodann auch ſowohl Das, was ich ſehe und bemerke, als auch mein angenehmliches Urtheil, ſodann ich ſpreche ſodann von dieſen Dingen in ge-

leidenſchaft und bringe meine Meinung vor, da ich denn bald ſehe, inwiefern ich gut unterrichtet bin und inwiefern mein Urtheil mit dem Urtheil wohl unterrichteter Menſchen übereintrifft. Ich nehme ſodann die neue Erfahrung und Belehrung auch wieder zu den Acten, und ſo gibt es Materialien, die mir künftig als Geſchichte des Aeußern und Innern intereſſant genug bleiben müſſen. Wenn ich bei meinen Verkenntniſſen und meiner Geiſtesgeübtheit Luſt behalte, dieſes Handwerk eine Weile fortzuſetzen, ſo kann ich eine große Maſſe zuſammenbringen.

Frankfurt, den 11. Auguſt.

Zu Dem, was ich geſtern über die Ballade geſagt, muß ich noch heute Etwas zu mehrerer Deutlichkeit hinzufügen. Ich wünſchte, da Ihnen die Mitte ſo ſehr gelungen, daß Sie auch noch an die Expoſition einige Verſe wendeten, da das Gedicht ohnehin nicht lang iſt. Meo voto würden die Kraniche ſchon von dem wandernden Ibycus erblickt; ſich, als Reiſenden, verglich er mit den reiſenden Vögeln, ſich, als Gaſt, mit den Gäſten, zöge daraus eine gute Vorbedeutung und rief alsdann, unter den Händen der Mörder, die ſchon bekannten Kraniche, ſeine Reiſegefährten, als Zeugen an. Ja, wenn man es vortheilhaft fände, ſo könnte er dieſe Züge ſchon bei der Schiffahrt geſehen haben. Sie ſehen, was ich geſtern ſchon ſagte, daß es mir darum zu thun iſt, aus dieſen Kranichen ein langes und breites Phänomen zu machen, welches ſich wieder mit dem langen verſtrickenden Faden der Eumeniden, nach meiner Vorſtellung, gut verbinden würde. Was den Schluß betrifft, habe ich geſtern ſchon meine Meinung geſagt. Uebrigens hatte ich in meiner Anlage Nichts weiter, was Sie in Ihrem Gedicht brauchen können.

Geſtern iſt auch Hölderlin bei mir geweſen; er ſieht Etwas gedrückt und kränklich aus, aber er iſt wirklich liebenswürdig und mit Beſcheidenheit, ja mit Aengſtlichkeit offen. Er ging auf verſchiedene Materien auf eine Weiſe ein, die Ihre Schule verrieth, manche Haupt-Ideen hatte er ſich recht gut zu eigen gemacht, ſo daß er Manches auch wieder leicht aufnehmen konnte. Ich habe ihm beſonders gerathen, kleine Gedichte zu machen und ſich zu jedem einen menſchlich intereſſanten Gegenſtand zu wählen. Er ſchien noch einige Neigung zu den mittlern Zeiten zu haben, in der ich ihn nicht beſtärken konnte. G.

Vor einigen Augenblicken trifft Ihr letzter Brief ein zu unſerer unerwarteten, großen Freude. Herzlich Dank für Das, was Sie mir über den „Ibycus" ſagen und was ich von Ihren Winken befolgen kann, geſchieht gewiß. Es iſt mir bei dieſer Gelegenheit wieder recht fühlbar, was eine lebendige Erkenntniß auch bei'm Erfinden ſo viel thut. Mir ſind die Kraniche nur aus wenigen Gleichniſſen, zu denen Sie Gelegenheit gaben, bekannt, und dieſer Mangel einer lebendigen Anſchauung machte mich hier den ſchönen Gebrauch überſehen, der ſich von dieſem Natur-Phänomen machen läßt. Ich werde ſuchen, dieſen Kranichen, die doch einmal die Schickſalshelden ſind, eine größere Breite und Wichtigkeit zu geben. Wie ich den Uebergang zu dem Ausrufe des Mörders anders machen ſoll, iſt mir ſogleich nicht klar, obgleich ich fühle, daß hier Etwas zu thun iſt. Doch bei der erſten guten Stimmung wird ſich's vielleicht finden. Sch.

Stuttgart, den 12. Auguſt.

Was mich bei Dannecker in Stuttgart beſonders frappirte, war der Original-Ausguß von Ihrer Büſte, der eine ſolche Wahrheit und Anſichtlichkeit hat, daß er wirklich Erſtaunen erregt. Der Ausguß, den Sie beſitzen, läßt dieſe Arbeit wirklich nicht ahnen. Der Marmor iſt darnach angelegt, und wenn die Ausführung ſo geräth, ſo gibt es ein ſehr bedeutendes Bild. Ich ſah noch kleine Modelle bei ihm, recht artig gedacht und angegeben; nur leidet er daran, woran wir Modernen Alle leiden: an der Wahl des Gegenſtandes. Dieſe Materie, die wir bisher ſo oft und zuletzt wieder bei Gelegenheit der Abhandlung über den Laocoon beſprochen haben, erſcheint mir immer in ihrer höhern Wichtigkeit. Wann werden wir armen Künſtler dieſer letzten Zeiten uns zu dieſem Hauptbegriff erheben können! G.

Den 21. Auguſt.

Nach allem Dieſem, das ich niedergeſchrieben habe, als wenn Ihnen nicht ſelbſt ſchon ein großer Theil bekannt wäre, muß ich Ihnen ſagen, daß ich unterwegs auf ein poetiſches Genre gefallen bin, in welchem wir künftig mehr machen müſſen und Das vielleicht dem folgenden Almanach gut thun wird. Es ſind „Geſpräche in Liedern". Wir haben in einer gewiſſen ältern Deutſchen Zeit recht artige Sachen von dieſer Art und es läßt ſich in dieſer Form Manches ſagen, man muß nur erſt hineinkommen und dieſer Art ihr Eigenthümliches abgewinnen. Ich habe ſo ein Geſpräch zwiſchen einem Knaben, der in eine Müllerin verliebt iſt und dem Mühlbach angefangen, und hoffe es bald zu überſchicken. Das Poetiſch-tropiſch-Allegoriſche wird durch dieſe Wendung lebendig und beſonders auf der Reiſe, wo Einen ſo viel Gegenſtände anſprechen, iſt es ein recht gutes Genre.

Ueber das Theatraliſch-Comiſche habe ich auch verſchiedene Mal zu denken Gelegenheit gehabt; das Reſultat iſt: daß man es nur in einer großen, mehr oder weniger rohen Menſchenmaſſe gewahr werden kann, und daß wir leider ein Capital dieſer Art, womit wir poetiſch wuchern könnten, bei uns gar nicht finden.

G.

Ich freue mich, daß Sie Das, was ich über den „Ibycus" geſchrieben, nutzen mögen; es war die Idee, worauf ich eigentlich meine Ausführung bauen wollte; verbunden mit Ihrer übrigen glücklichen Behandlung, kann dadurch das Ganze Vollſtändigkeit und Rundung erlangen. Wenn Sie nur noch für dieſen Almanach mit der „Glocke" zu Stande kommen! denn dieſes Gedicht wird eines der vornehmſten und eine beſondere Zierde deſſelben ſein.

Je näher ich Herrn Cotta kennen lerne, deſto beſſer gefällt er mir. Für einen Mann von ſtrebender Denkart und unternehmender Handelsweiſe hat er ſo viel Mäßiges, Sanftes und Geſetztes, ſo viel Klarheit und Beharrlichkeit, daß er mir eine ſeltene Erſcheinung iſt.

Sonderbar hat mich hier eine kleine Schrift von Kant überraſcht, die Sie gewiß auch kennen werden: „Verkündigung des nahen Abſchluſſes eines Tractats zum ewigen Frieden in der Philoſophie;" ein ſehr ſchätzbares Product ſeiner bekannten Denkart, das, ſowie Alles, was von ihm kommt, die herrlichſten Stellen enthält, aber auch in Compoſition und Styl Kantiſcher als Kantiſch. Mir macht es großes Vergnügen, daß ihn die vornehmen Philoſophen und die Prediger des Vorurtheils ſo ärgern konnten, daß er ſich mit aller Gewalt gegen ſie ſtemmt. Indeſſen that er doch, wie mir ſcheint, Schloſſer unrecht, daß er ihn einer Unredlichkeit, wenigſtens indirecti, beſchuldigen will. Wenn Schloſſer fehlt, ſo iſt es wohl darin, daß er ſeiner innern Ueberzeugung eine Realität nach außen zuſchreibt und kraft ſeines Charakters und ſeiner Denkweiſe zuſchreiben muß; und wer iſt in Theorie und Praxis ganz frei von dieſer Anmaßung! — Zum Schluſſe laſſe ich Ihnen noch einen kleinen Scherz*) abſchreiben; machen Sie aber noch keinen Gebrauch davon. Es folgen auf dieſe Introduction noch drei Lieder in Deutſcher, Franzöſiſcher und Spaniſcher Art, die zuſammen einen kleinen Roman ausmachen.

G.

Jena, den 7. September.

(Erhalten Stäfa, den 11. September.)

Mit dem „Ibycus" habe ich nach Ihrem Rath weſentliche Veränderungen vorgenommen, die Expoſition iſt nicht mehr ſo dürftig, der Held der Ballade intereſſirt mehr, die Kraniche füllen die Einbildungskraft auch mehr und bemächtigen ſich der Aufmerkſamkeit genug, um bei ihrer letzten Erſcheinung durch das Vorhergehende nicht in Vergeſſenheit gebracht zu ſein.

Was aber Ihre Erinnerung in Rückſicht auf die Entwickelung betrifft, ſo war es mir unmöglich, hierin ganz Ihren Wunſch zu erfüllen. Laſſe ich den Ausruf des Mörders nur von den nächſten Zuſchauern gehört werden und unter dieſen eine Bewegung entſtehen, die ſich dem Ganzen nebſt ihrer Veranlaſſung erſt mittheilt, ſo würde ich wie ein Detail auf, das mich hier bei ſo ungeduldig ſortcilender Erwartung gar zu ſehr embaraſſirt, die Maſſe ſchwächt, die Aufmerkſamkeit vertheilt u. ſ. w. Meine Ausführung ſoll aber nicht in's Wunderbare gehen, auch ſchon bei dem erſten Concept ſei mir Das nicht ein, nur hatte ich es zu unbeſtimmt gelaſſen. Der bloße natürliche Zufall muß die Cataſtrophe erklären. Dieſer Zufall führt den Kranichzug über dem Theater hin, der Mörder iſt unter den Zuſchauern, das Stück hat ihn zwar nicht eigentlich gerührt und zerknirſcht, Das iſt meine Meinung nicht, aber es hat ihn an ſeine That und alſo auch an Das, was dabei vorgekommen, erinnert, ſein Gemüth iſt darauf fixirt, die Erſcheinung der Kraniche muß alſo in dieſem Augenblick ihn überraſchen, er iſt ein roher, dummer Kerl, über den momentane Eindruck alle Gewalt hat; der laute Ausruf iſt unter dieſen Umſtänden natürlich.

Da ich ihn oben ſitzend annehme, wo das gemeine Volk ſeinen Platz hat, ſo kann er früher die Kraniche früher ſehen, ehe ſie über der Mitte des Theaters ſchweben; dadurch gewinne ich, daß der Ausruf der wirklichen Erſcheinung der Kraniche vorher gehen kann, worauf hier viel ankommt, und daß alſo die wirkliche Erſcheinung derſelben bedeutender wird. Ich gewinne zweitens, daß er, wenn er oben ſitzt, beſſer gehört werden kann: denn nun iſt es gar nicht unwahrſcheinlich, daß ihn das ganze Haus ſchreien hört, wenn gleich nicht Alle ſeine Worte verſtehen.

Dem Eindruck ſelbſt, den ſeine Exclamation macht, habe ich noch eine Strophe gewidmet, aber die wirkliche Entdeckung der That, als Folge jenes Schreies, wollte ich mit Fleiß nicht umſtändlicher darſtellen; denn ſobald nur der Weg zu Auffindung des Mörders geöffnet iſt (und Das leiſtet der Ausruf, nebſt dem darauf folgenden verrätheriſchen Schrecken), ſo iſt die Ballade aus; das Andere iſt Nichts mehr für den Poeten.

Ich habe die Ballade, ſo ihrer nun vorlie-

*) „Der Ehrfurcht und der Mißdeutung."

Märten.

Seyd Ihr denn vom Teufel beſeſſen?

Schnaps.

Das muß auf! (Er bricht) Krick! Krack!

Märten.

(Herumlaufend) Röſe! Röſe! wo biſt du?

Schnaps.

(Bricht) Es geht! Krick! Krack!

Märten.

Görge! Görge!

Schnaps.

So haltet Euer Maul, und bedenkt, daß ich es Euch nur erzählungsweiſe vorbringe.

Märten.

Nur erzählungsweiſe? Ich dächte, es wäre handgreiflich genug.

derten Geſtalt, an Böttiger geſendet, um von ihm zu erfahren, ob ſich Nichts darin mit Alt-Griechiſchen Gebräuchen im Widerſpruch befindet. Sobald ich ſie zurückerhalte, lege ich die letzte Hand daran und eile dann damit in Druck. Zu meinem nächſten Briefe hoffe ich ſie Ihnen nebſt dem ganzen Reſt des Almanachs abgedruckt zu ſenden. Auch Schlegel hat noch eine Romanze geſchickt, worin Arion's Geſchichte mit dem Delphin behandelt iſt. Der Gedanke wäre recht gut, aber die Ausführung däucht mir kalt, trocken und ohne Intereſſe zu ſein. Er wollte auch die Sacontala als Ballade bearbeiten; ein ſonderbares Unternehmen für ihn, wovor ihn ſein guter Engel bewahren wolle.

Das ſentimentale Phänomen in Ihnen befremdet mich gar nicht und mir dunkt, Sie ſelbſt haben es ſich hinlänglich erklärt. Es iſt ein Bedürfniß poetiſcher Naturen, wenn man nicht überhaupt menſchliche Gemüther ſagen will, ſo wenig Leeres als möglich um ſich zu leiden, ſo viel Welt, als nur immer angeht, ſich durch die Empfindung anzueignen, die Tiefe äußer Erſcheinungen zu ſuchen und überall ein Ganzes der Menſchheit zu fordern. Iſt der Gegenſtand als Individuum leer und mithin in poetiſcher Hinſicht gehaltlos, ſo wird ſich das Ideen-Vermögen daran verſuchen und ihn von ſeiner ſymboliſchen Seite faſſen, und ſo eine Sprache für die Menſchheit daraus machen. Immer aber iſt das Sentimentale (in gutem Sinn) ein Effect des poetiſchen Strebens, welches, ſei es aus Gründen, die in dem Gegenſtand, oder ſolchen, die in dem Gemüth liegen, nicht ganz erfüllt wird. Eine ſolche poetiſche Forderung, ohne eine reine poetiſche Stimmung und ohne einen poetiſchen Gegenſtand, ſcheint Ihr Fall geweſen zu ſein, und was Sie mithin an ſich erfuhren, iſt Nichts als die allgemeine Geſchichte der ſentimentaliſchen Empfindungsweiſe und beſtätigt Alles Das, was wir darüber miteinander feſtgeſetzt haben.

Nur Eines muß ich dabei noch erinnern. Sie drücken ſich ſo aus, als wenn es hier ſehr auf den Gegenſtand ankäme, was ich nicht zugeben kann. Freilich der Gegenſtand muß Etwas *bedeuten*, ſowie der poetiſche Etwas ſein muß; aber zuletzt kommt es auf das Gemüth an, ob ihm ein Gegenſtand Etwas bedeuten ſoll, und ſo däucht mir das Leere und Gehaltreiche mehr im Subject als im Object zu liegen. Das Gemüth iſt es, welches hier die Grenze ſteckt, und das Gemeine oder Geiſtreiche kann ich auch hier wie überall nur in der Behandlung, nicht in der Wahl des Stoffes finden. Was Ihnen die zwei angeführten Plätze geweſen ſind, würde Ihnen, unter andern Umſtänden, bei einer mehr aufgeſchloſſenen poetiſchen Stimmung, jede *Straße*, *Brücke*, jedes *Schiff*, ein Pfund oder irgend ein anderes mechaniſches Werkzeug vielleicht geleiſtet haben.

Entfernen Sie aber ja dieſe ſentimentalen Eindrücke nicht und geben Sie denſelben einen Ausdruck, ſo oft Sie können. Nichts, außer dem Poetiſchen, reinigt das Gemüth ſo ſehr von dem Leeren und Gemeinen, als dieſe Anſicht der Gegenſtände, eine Welt wird dadurch in das Einzelne gelegt und die flachen Erſcheinungen gewinnen dadurch eine unendliche Tiefe. Iſt es auch nicht poetiſch, ſo iſt es, wie Sie ſelbſt es ausdrücken, menſchlich und das Menſchliche iſt immer der Anfang des Poetiſchen, das nur der Gipfel davon iſt.

Heute, als den 8., erhalte ich einen Brief von Cotta, der mir ſagt, daß Sie ſeit dem 30. in Stuttgart wären. Ich kann Sie mir nicht in Stuttgart denken, ohne gleichfalls in eine ſentimentale Stimmung zu gerathen. Was hätte ich vor ſechszehn Jahren darum gegeben, Ihnen auf dieſem Boden zu begegnen und wie wunderbar wird mir's, wenn ich die Zuſtände und Stimmungen, welche dieſes Local mir zurückruft, mit unſerm gegenwärtigen Verhältniß zuſammen denke!

Es war mir ſehr angenehm, daß Hölderlin ſich Ihnen noch präſentirt hat; er ſchrieb mir Nichts davon, daß er's thun wollte und muß ſich alſo auf ein Mal ein Herz gefaßt haben. Hier iſt auch wieder ein poetiſches Genie, von Schlegel's Art und Weiſe. Sie werden ihn im Almanach finden. Er hat Schlegel's Pygmalion nachgeahmt und in demſelben Geſchmack einen ſymboliſchen Phaëthon geliefert. Das Product iſt närriſch genug, aber die Verſification und einzelne gute Gedanken geben ihm doch einiges Verdienſt. Sch.

Jena, den 12. September.

Zu meiner Freude erfahre ich aus Ihrem Stuttgarter-Briefe, daß Sie ſich auf meinem vaterländiſchen Boden gefallen und daß die Perſonen, die ich Ihnen empfahl, mich nicht zum Lügner gemacht haben. Ich zweifle nicht, daß dieſe ſieben Tage, die Sie ſelbſt mit Vergnügen und Nutzen dort zugebracht, für Danneker und Napp Epoche machen und ſehr gute Folgen haben werden. Der Erſte beſonders iſt höchſt bildungsfähig, und ihm mangelt es bis jetzt nur an einer glücklichen Pflege von außen, die ſeinem reichen Naturell die gehörige Richtung gegeben hätte. Ich kann mir ſeine Fehlgriffe in der Kunſt, da er dieſe ſonſt ſo ernſtlich zu packen wußte und in einigen Hauptpuncten ſo entſcheidend auf das wahre Weſen losgeht, nur

aus einem gewiſſen Ueberfluß erklären; mir däucht, daß ſeine poetiſche Imagination ſich mit der artiſtiſchen, woran es ihm gar nicht mangelt, nur confundire.

Ueberhaupt frage ich Sie bei dieſer Gelegenheit, ob die Neigung ſo vieler talentvoller Künſtler neuerer Zeiten zum Poetiſiren in der Kunſt nicht daraus zu erklären iſt, daß in einer Zeit, wie die unſerige, es keinen Durchgang zum Aeſthetiſchen gibt als durch das Poetiſche, und daß folglich alle auf Geiſt Anſpruch machenden Künſtler, eben deßwegen, weil ſie nur durch ein poetiſches Empfinden geweckt worden ſind, auch in der bildenden Darſtellung nur eine poetiſche Imagination zeigen. Das Uebel wäre ſo groß nicht, wenn nicht unglücklicher Weiſe der poetiſche Geiſt in unſern Zeiten, auf eine der Kunſtbildung ſo ungünſtige Art, ſpecificirt werden wäre. Aber da auch ſchon die Poeſie ſo ſehr von ihrem Gattungsbegriff abgewichen iſt (durch den ſie allein mit den nachahmenden Künſten in Berührung ſteht), ſo iſt ſie freilich keine gute Führerinn zur Kunſt, und ſie kann höchſtens negativ (durch Erhebung über die gemeine Natur), aber keineswegs poſitiv und activ (durch Beſtimmung des Objects) auf den Künſtler einen Einfluß äußern.

Auch dieſe Verirrung der bildenden Künſtler, neuerer Zeit, erklärt ſich mir hinreichend aus unſern Ideen über realiſtiſche und idealiſtiſche Dichtung und liefert einen neuen Beleg für die Wahrheit derſelben. Ich denke mir die Sache ſo.

Zweierlei gehört zum Poeten und Künſtler: daß er ſich über das Wirkliche erhebt und daß er innerhalb des Sinnlichen ſtehen bleibt. Wo Beides verbunden iſt, da iſt äſthetiſche Kunſt. Aber in einer ungünſtigen, formloſen Natur verläßt er mit dem Wirklichen nur zu leicht auch das Sinnliche und wird idealiſtiſch, und wenn ſein Verſtand ſchwach iſt, gar phantaſtiſch; oder will er und muß er, durch ſeine Natur genöthigt, in der Sinnlichkeit bleiben, ſo bleibt er gern auch bei dem Wirklichen ſtehen und wird, in beſchränkter Bedeutung des Worts, realiſtiſch, und wenn es ihm ganz an Phantaſie fehlt, knechtiſch und gemein. In beiden Fällen alſo iſt er nicht äſthetiſch.

Die Reduction empiriſcher Formen auf äſthetiſche iſt die ſchwierige Operation, und hier wird gewöhnlich entweder der Körper oder der Geiſt, die Wahrheit oder die Freiheit fehlen. Die alten Muſter, ſowohl im Poetiſchen als im Plaſtiſchen, ſcheinen mir vorzüglich den Nutzen zu leiſten, daß ſie eine empiriſche Natur, die bereits auf eine äſthetiſche reducirt iſt, aufſtellen, und daß ſie, nach einem tiefen Studium, über das Geſchäft jener Reduction ſelbſt Winke geben können.

Aus Verzweiflung, die empiriſche Natur, womit er umgeben iſt, nicht auf eine äſthetiſche reduciren zu können, verläßt der neuere Künſtler von lebhafter Phantaſie und Geiſt ſie lieber ganz und ſucht bei der Imagination Hülfe gegen die Empirie, gegen die Wirklichkeit. Er legt einen poetiſchen Gehalt in ſein Werk, das ſonſt leer und dürftig wäre, weil ihm derjenige Gehalt fehlt, der aus den Tiefen des Gegenſtandes geſchöpft werden muß.

Den 15. September

Es wäre vortrefflich, wenn Sie mit Meyer Ihre Gedanken über die Wahl der Stoffe für poetiſche und bildende Darſtellung entwickelten. Dieſe Materie communicirt mit dem Innerſten der Kunſt und würde zugleich durch ihre unmittelbare und leichte Anwendung auf wirkliche Kunſtwerke ſehr pragmatiſch und anſprechend ſein. Ich für mein Theil werde darüber auch meine Begriffe deutlich zu machen ſuchen.

Vor der Hand ſcheint mir, daß man mit großem Vortheil von dem Begriff der abſoluten Beſtimmtheit des Gegenſtandes ausgehen könnte. Es würde ſich nämlich zeigen, daß alle durch eine ungeſchickte Wahl des Gegenſtandes verunglückten Kunſtwerke an einer ſolchen Unbeſtimmtheit und daraus folgenden Willkürlichkeit leiden.

So ſcheint mir der Begriff Deſſen, was man einen prägnanten Moment nennt, ſich vollkommen durch ſeine Qualification zu einer durchgängig beſtimmten Darſtellung zu erklären. Ich weiß in der poetiſchen Gattung keinen Fall als Ihren „Hermann“. Hier würde ſich vielleicht durch eine Art Induction zeigen laſſen, daß bei jeder andern Wahl der Handlung Etwas hätte unbeſtimmt bleiben müſſen.

Verbindet man mit dieſem Satz nun den andern, daß die Beſtimmung des Gegenſtandes jedes Mal durch die Mittel geſchehen muß, welche einer Kunſtgattung eigen ſind, daß ſie innerhalb der beſondern Grenzen einer jeden Kunſt-Species abſolvirt werden muß, ſo hätte man, däucht mir, ein hinlängliches Criterium, um in der Wahl der Gegenſtände nicht irre geleitet zu werden.

Aber freilich, wenn Dieß auch ſeine Richtigkeit hätte, iſt die Anwendung des Satzes ſchwer und möchte überall mehr Sache des Geiſtes und des Ahnungsvermögens bleiben, als des deutlichen Bewußtſeins.

Ich bin ſehr neugierig auf das neue poetiſche Genre, woraus Sie mir bald Etwas ſenden wollen. Der reiche Wechſel Ihrer Phantaſie erſtaunt und entzückt mich und wenn ich Ihnen auch nicht folgen kann, ſo iſt es ſchon ein Genuß und Gewinn für mich, Ihnen nachzuſehen.

Von dieſem neuen Genre erwarte ich mir etwas ſehr Anmuthiges und begreife ſchon im voraus, wie geſchickt es dazu ſein muß, ein poetiſches Leben und einen geiſtreichen Schwung in die gemeinſten Gegenſtände zu bringen.

Mit meinen „Kranichen" iſt Böttiger ſehr zufrieden geweſen und Zeit und Local, worüber ich ihn conſultirte, hat er ſehr befriedigend dargeſtellt gefunden. Er geſtand bei dieſer Gelegenheit, daß er nie recht begriffen habe, wie ſich aus dem Ibycus Etwas machen ließe. Dieſes Geſtändniß hat mich ſehr beluſtigt, da es ſeinen Mann ſo ſchön characteriſirt. Sch.

Jena, den 22. September.

Ihr Brief, nebſt ſeinem Anhang, hat uns wieder große Freude gemacht. Das Lied iſt voll heiterer Laune und Natur. Mir däucht, daß dieſe Gattung dem Poeten ſchon dadurch ſehr günſtig ſein müſſe, daß ſie ihn aller beläſtigenden Beiwerke, dergleichen die Einleitungen, Uebergänge, Beſchreibungen ꝛc. ſind, überhebt und ihm erlaubt, immer nur das Geiſtreiche und Bedeutende an ſeinem Gegenſtand mit leichter Hand oben wegzuſchöpfen.

Hier wäre alſo ſchon wieder der Anfang zu einer neuen Sammlung, der Anfang einer „unendlichen" Reihe: denn dieſes Gedicht hat, wie jede gute Poeſie, ein ganzes Geſchlecht in ſich, durch die Stimmung, die es gibt und durch die Form, die es aufſtellt.

Ich wäre ſehr begierig geweſen, den Eindruck, den Ihr „Hermann" auf meine Stuttgarter-Freunde gemacht, zu beobachten. An einer gewiſſen Innigkeit des Empfangens hat es ſicher nicht gefehlt, aber ſo wenige Menſchen können das Nackende der menſchlichen Natur ohne Störung genießen. Indeſſen zweifle ich gar nicht, daß Ihr „Hermann" ſchlechterdings über alle dieſe Subjectivitäten triumphiren wird und Dieſes durch die ſchönſte Eigenſchaft bei einem poetiſchen Werk, nämlich durch ſein Ganzes, durch die reine Klarheit ſeiner Form und durch den völlig erſchöpften Kreis menſchlicher Gefühle.

Indeſſen habe ich die letzten acht Tage doch für den Almanach nicht verloren. Der Zufall führte mir noch ein recht artiges Thema zu einer Ballade zu, die auch größtentheils fertig iſt und den Almanach, wie ich glaube, nicht unwürdig beſchließt. Sie beſteht aus vierundzwanzig achtzeiligen Strophen und iſt überſchrieben: „Der Gang nach dem Eiſenhammer", woraus Sie ſehen, daß ich auch das Feuer-Element mir vindicire, nachdem ich Waſſer und Luft bereiſt habe. Der nächſte Poſttag liefert es Ihnen nebſt dem ganzen Almanach gedruckt.

Ich wünſche nun ſehr, daß die „Kraniche", in der Geſtalt, worin Sie ſie jetzt leſen, Ihnen Genüge thun mögen. Gewonnen haben ſie unſtreitig durch die Idee, die Sie mir zu der Expoſition gegeben. Auch, denke ich, hatte die neue Strophe, die ich den Furien noch gewidmet, zur genauen Bezeichnung derſelben anfänglich noch gefehlt.

Kant's kleinen Tractat habe ich auch geleſen, und obgleich der Inhalt nichts eigentlich Neues liefert, mich über ſeine trefflichen Einfälle gefreut. Es iſt in dieſem alten Herrn noch etwas ſo wahrhaft Jugendliches, das man beinahe äſthetiſch nennen möchte, wenn Einen nicht die gräuliche Form, die man einen philoſophiſchen Canzlei-Styl nennen möchte, in Verlegenheit ſetzte. Mit Schloſſer kann es ſich zwar ſo verhalten, wie Sie meinen, indeſſen hat ſeine Stellung gegen die critiſchen Philoſophen ſo etwas Bedenkliches, daß der Character kaum aus dem Spiel bleiben kann. Auch kann man, däucht mir, bei allen Streitigkeiten, wo der Supernaturalism von denkenden Köpfen gegen die Vernunft vertheidigt wird, in die Ehrlichkeit ein Mißtrauen ſetzen; die Erfahrung iſt gar zu alt und es läßt ſich überdem auch gar wohl begreifen. Sch.

Stäfa, den 22. September.

Der Almanach hat wirklich ein recht ordentliches Anſehen, nur wird das Publicum den Pfeffer zu den Meionen vermiſſen. Im Allgemeinen wird Nichts ſo ſehnlich gewünſcht als wieder eine Ladung Xenien, und man wird betrübt ſein, die Bekanntſchaft mit dieſen Böſewichtern, auf die man ſo ſehr geſcholten hat, nicht erneuern zu können. Ich freue mich, daß durch meinen Rath der Anfang Ihres „Ibycus" eine größere Breite und Ausführung gewinnt; wegen des Schluſſes werden Sie denn auch wohl Recht behalten. Der Künſtler muß ſelbſt am Beſten wiſſen, inwiefern er ſich fremder Vorſchläge bedienen kann. Der „Phaëthon" iſt gar nicht übel gemacht und das alte Mährchen des ewig unbefriedigten Strebens der edlen Menſchheit nach dem Urquell ihres allerlichſten Daſeins noch ſo ganz leidlich aufgeſtutzt. G.

Bald hätte ich vergeſſen, Ihnen zu ſagen, daß der Vers, „es wallet, es ſiedet und brauſet und ziſcht ꝛc." ſich bei dem Rhein-Fall trefflich legitimirt hat; es war mir ſehr merkwürdig, wie er die Haupt-Momente der ungeheuren Erſcheinung in ſich begreift. Ich habe auf der Stelle das Phänomen in ſeinen Theilen und im Ganzen, wie es ſich darſtellt, zu faſſen geſucht, und die Betrachtungen, die man dabei macht, ſowie die Ideen, die es erregt, abg-

ſondert bemerkt. Sie werden dereinſt ſehen, wie ſich jene wenigen dichteriſchen Zeilen gleichſam wie ein Faden durch dieſes Labyrinth durchſchlingen. G.

Jena, den 2. October.

Von dem Verfaſſer der Elegien, die Ihnen nicht übel gefallen werden, kann Ihnen wahrſcheinlich Meyer ſelbſt mehrere Auskunft geben. Sein Name iſt Keller; er iſt ein Schweizer, aus Zürich, wie ich glaube, und hält ſich als Künſtler in Rom auf. Mir ſind dieſe Elegien von einem Herrn Horner aus Zürich zugeſendet worden. Vielleicht haben Sie Letztern indeß ſchon ſelbſt kennen lernen, er hat auch ſchon Etwas zu den „Horen" gegeben.

Jetzt, da ich den Almanach hinter mir habe, kann ich mich endlich wieder zu dem „Wallenſtein" wenden. Indem ich die fertig gemachten Scenen wieder anſehe, bin ich im Ganzen zwar wohl mit mir zufrieden, nur glaube ich einige Trockenheit darin zu finden, die ich mir aber ganz wohl erklären und auch wegzuräumen hoffen kann. Sie entſtand aus einer gewiſſen Furcht, in meine ehemalige rhetoriſche Manier zu fallen und aus einem zu ängſtlichen Beſtreben, dem Object recht nahe zu bleiben. Nun iſt aber das Object ſchon an ſich ſelbſt Etwas trocken und bedarf mehr als irgend eines der practiſchen Liberalität; es iſt daher hier nöthiger als irgendwo, wenn beide Abwege, das Proſaiſche und das Rhetoriſche, gleich ſorgfältig vermieden werden ſollen, eine recht reine poetiſche Stimmung zu erwarten.

Ich ſehe zwar noch eine ungeheure Arbeit vor mir, aber ſo viel weiß ich, daß es keine faux-frais ſein werden; denn das Ganze iſt poetiſch organiſirt und ich darf wohl ſagen, der Stoff iſt in eine reine tragiſche Fabel verwandelt. Der Moment der Handlung iſt ſo prägnant, daß Alles, was zur Vollſtändigkeit derſelben gehört, natürlich, ja in gewiſſem Sinn nothwendig darin liegt, daraus hervorgeht. Es bleibt nichts Blindes darin, nach allen Seiten iſt es geöffnet. Zugleich gelang es mir, die Handlung gleich vom Anfang in eine ſolche Präcipitation und Neigung zu bringen, daß ſie in ſtetiger und beſchleunigter Bewegung zu ihrem Ende eilt. Da der Haupt-Character eigentlich retardirend iſt, ſo thun die Umſtände eigentlich Alles zur Criſe und Dieß wird, wie ich denke, den tragiſchen Eindruck ſehr erhöhen.

Ich habe mich dieſer Tage viel damit beſchäftigt, einen Stoff zur Tragödie aufzufinden, der von der Art des Oedipus Rex wäre und dem Dichter die nämlichen Vortheile verſchaffte. Dieſe Vortheile ſind unermeßlich, wenn ich auch nur des einzigen erwähne, daß man die zuſammengeſetzteſte Handlung, welche der tragiſchen Form ganz widerſtreht, dabei zum Grunde legen kann, indem dieſe Handlung ja ſchon geſchehen iſt und mithin ganz jenſeits der Tragödie fällt. Dazu kommt, daß das Geſchehene, als unabänderlich, ſeiner Natur nach viel fürchterlicher iſt und die Furcht, daß Etwas geſchehen ſein möchte, das Gemüth ganz anders afficirt, als die Furcht, daß Etwas geſchehen möchte.

Der „Oedipus" iſt gleichſam nur eine tragiſche Analyſis. Alles iſt ſchon da, und es wird nur herausgewickelt. Das kann in der kleinſten Handlung und in einem ſehr kleinen Zeit-Moment geſchehen, wenn die Begebenheiten auch noch ſo complicirt und von Umſtänden abhängig waren. Wie begünſtigt Das nicht den Poeten!

Aber ich fürchte, der „Oedipus" iſt ſeine eigene Gattung und es gibt keine zweite Species davon; am Allerwenigſten würde man, aus weniger fabelhaften Zeiten ein Gegenſtück dazu auffinden können. Das Orakel hat einen Antheil an der Tragödie, der ſchlechterdings durch nichts Anderes zu erſetzen iſt; und wollte man das Weſentliche der Fabel ſelbſt, bei veränderten Perſonen und Zeiten, beibehalten, ſo würde lächerlich werden, was jetzt furchtbar iſt.

„Hermann und Dorothea" rumoren ſchon im Stillen; auch Körner ſchreibt mir, daß er das Ganze geleſen und findet, daß es in eine Claſſe mit dem Beſten gehöre, was Sie geſchrieben. Sch.

Jena, den 6. October.

Es freut mich nicht wenig, daß nach Ihrer Beobachtung meine Beſchreibung des Strudels mit dem Phänomen übereinſtimmt. Ich habe dieſe Natur nirgends als etwa bei einer Mühle ſtudiren können, aber weil ich Homer's Beſchreibung von der Charybde genau ſtudirte, ſo hat mich Dieſes vielleicht bei der Natur erhalten. Vielleicht führt Ihre Reiſe Sie auch an einem Eiſenhammer vorbei und Sie können mir ſagen, ob ich dieſes kleinere Phänomen richtig dargeſtellt habe. Sch.

Gräfe, den 10. October.

Wenn ich Ihnen nun von meinem Zuſtande ſprechen ſoll, ſo kann ich ſagen, daß ich bisher mit meiner Reiſe alle Urſache habe, zufrieden zu ſein. Bei der Leichtigkeit, die Gegenſtände aufzunehmen, bin ich reich geworden, ohne beladen zu ſein. Der Stoff incommodirt mich nicht, weil ich ihn gleich zu ordnen oder zu verarbeiten weiß und ich fühle mehr Freiheit als jemals, mannigfaltige Formen zu wählen, um das Verarbeitete für mich oder Andere dar-

anſtellen. Von dem unfruchtbaren Gipfel des Gotthards bis zu den herrlichen Kunſtwerken, welche Meyer mitgebracht hat, führt uns ein labyrinthiſcher Spaziergang durch eine verwickelte Reihe von intereſſanten Gegenſtänden, welche dieſes ſonderbare Land enthält. Sich durch unmittelbares Anſchauen die naturhiſtoriſchen, geographiſchen, ökonomiſchen und politiſchen Verhältniſſe zu vergegenwärtigen und ſich dann durch eine alte Chronik die vergangenen Zeiten näher zu bringen, auch ſonſt manchen Aufſatz der arbeitſamen Schweizer zu nutzen, gibt, beſonders bei der Umſchriebenheit der Helvetiſchen Exiſtenz, eine ſehr angenehme Unterhaltung, und die Ueberſicht ſowohl des Ganzen als die Einſicht in's Einzelne wird beſonders dadurch ſehr beſchleunigt, daß Meyer hier zu Hauſe iſt, mit ſeinem richtigen und ſcharfen Blick ſchon ſo lange die Verhältniſſe kennt und ſie in einem treuen Gedächtniſſe bewahrt. So haben wir in kurzer Zeit mehr zuſammengebracht als ich mir vorſtellen konnte, und es iſt nur Schade, daß wir um einen Monat dem Winter zu nahe ſind; noch eine Tour von vier Wochen müßte uns mit dieſem ſonderbaren Lande ſehr weit bekannt machen.

Was werden Sie nun aber ſagen, wenn ich Ihnen vertraue, daß zwiſchen allen dieſen proſaiſchen Stoffen ſich auch ein poetiſcher hervorgethan hat, der mir viel Intraven einflößt. Ich bin faſt überzeugt, daß die Fabel vom Tell ſich werde epiſch behandeln laſſen, und es wurde dabei, wenn es mir, wie ich verhabe, gelingt, der ſonderbare Fall eintreten, daß das Mährchen durch die Poeſie erſt zu ſeiner vollkommenen Wahrheit gelangte, anſtatt daß man ſonſt, um Etwas zu leiſten, die Geſchichte zur Fabel machen muß. Doch darüber künftig mehr. Das beſchränkte, höchſt bedeutende Local, worauf die Begebenheit ſpielt, habe ich mir wieder recht genau vergegenwärtigt, ſowie ich die Charactere, Sitten und Gebräuche der Menſchen in dieſen Gegenden, ſo gut als in der kurzen Zeit möglich, beobachtet habe, und es kommt nun auf gut Glück an, ob aus dieſem Unternehmen Etwas werden kann.

Den „Ibycus" finde ich ſehr gut gerathen, und beim Schluſſe wüßte ich auch Nichts mehr zu erinnern. Es verlangt mich nun ſehr, das Ganze zu überſehen. Da meine artige Müllerin eine gute Aufnahme gefunden, ſo ſchicke ich noch ein Lied, das wir ihren Reizen verdanken. Es wird recht gut ſein, wenn der nächſte Almanach reich an Liedern wird, und die „Glocke" muß nur um deſto beſſer klingen, als das Erz länger in Fluß erhalten und von allen Schlacken gereinigt iſt.

G.

Ilm, den 1. October 1797.

War doch geſtern Dein Haupt noch ſo braun wie die Locken der Lieben,
Deren beider Gebild ſtill auf der Terne mir winkt;
Silbergrau bezeichnet Dir früh der Schnee nun die Gipfel,
Der ſich in ſtürmender Nacht Dir um den Scheitel ergoß
Jugend, ach! iſt dem Alter ſo nah', durch's Leben verbunden,
Wie ein beweglicher Traum Geſtern und Heute verband

Jena, den 20. October.

Vor einigen Tagen ſchickte uns Böttiger zwei ſchöne Exemplare Ihres „Hermann's", womit wir ſehr erfreut wurden. Er iſt alſo nunmehr in der Welt und wir wollen hören, wie ſich die Stimme eines Homer'ſchen Rhapſoden in dieſer neuen politiſch-rhetoriſchen Welt ausnehmen wird. Ich habe das Gedicht nun wieder mit dem alten ungeſchwächten Eindruck und mit neuer Bewegung geleſen; es iſt ſchlechterdings vollkommen in ſeiner Gattung, es iſt pathetiſch mächtig und doch reizend im höchſten Grade, kurz es iſt ſchön, was man ſagen kann.

Auch den „Meiſter" habe ich ganz kürzlich wieder geleſen, und es iſt mir noch nie ſo auffallend geweſen, was eine äußere Form doch bedeutet. Die Form des Meiſter's, wie überhaupt jede Roman-Form, iſt ſchlechterdings nicht poetiſch, ſie liegt ganz nur im Gebiete des Verſtandes, ſteht unter allen ſeinen Forderungen und participirt auch von allen ſeinen Grenzen. Weil es aber ein ächt poetiſcher Geiſt iſt, der ſich dieſer Form bediente und in dieſer Form die poetiſchſten Zuſtände ausdrückte, ſo entſteht ein ſonderbares Schwanken zwiſchen einer proſaiſchen und poetiſchen Stimmung, für das ich keinen rechten Namen weiß. Ich möchte ſagen: es fehlt dem „Meiſter" (dem Roman nämlich) an einer gewiſſen poetiſchen Kühnheit, weil er, als Roman, es dem Verſtande immer recht machen will — und es fehlt ihm wieder an einer eigentlichen Nüchternheit (wofür er doch gewiſſer Maßen die Forderung rege macht), weil er aus einem poetiſchen Geiſte gefloſſen iſt. Buchſtabiren Sie Das zuſammen, wie Sie können, ich theile Ihnen bloß meine Empfindung mit.

Da Sie auf einem ſolchen Puncte ſtehen, wo Sie das Höchſte von ſich fordern müſſen und Objectives mit Subjectivem abſolut in Eins verfließen muß, ſo iſt es durchaus nöthig, dafür zu ſorgen, daß Dasjenige, was Ihr Geiſt in ein Werk legen kann, immer auch die reinſte Form ergreife und Nichts daran in einem unreinen Medium verloren gehe. Wer fühlt nicht alles Das im „Meiſter", was den „Hermann" ſo bezaubernd macht! Jenem fehlt Nichts, gar Nichts von Ihrem Geiſte, er ergreift das Herz mit allen Kräften der Dichtkunſt und gewährt

einen immer ſich erneuernden Genuß und doch führt mich der „Hermann“ (und zwar bloß durch ſeine rein poetiſche Form) in eine göttliche Dichterwelt, da mich der „Meiſter“ aus einer wirklichen Welt nicht ganz herauslöſt.

Da ich doch einmal im Critiſiren bin, ſo will ich noch eine Bemerkung machen, die mir bei dem Leſen ſich aufdrang. Es iſt offenbar zu viel von der Tragödie im „Meiſter“; ich meine das Ahnungsvolle, das Unbegreifliche, das ſubjectiv Wunderbare, welches zwar mit der poetiſchen Tiefe und Dunkelheit, aber nicht mit der Klarheit ſich verträgt, die im Roman herrſchen muß und in dieſem auch ſo vorzüglich herrſcht. Es incommodirt, auf dieſe Grundloſigkeiten zu gerathen, da man überall feſten Boden unter ſich zu fühlen glaubt, und weil ſich ſonſt Alles ſo ſchön vor dem Verſtand entwirret, auf ſolche Räthſel zu gerathen. Kurz, mir däucht, Sie hätten ſich hier eines Mittels bedient, zu dem der Geiſt des Werks Sie nicht befugte. Sch.

Zürich, den 21. October.

Wäre die Jahrszeit nicht ſo weit, ſo ſähe ich mich wohl noch gern einen Monat in der Schweiz um, um mich von den Verhältniſſen im Ganzen zu unterrichten. Es iſt wunderbar, wie ſich alte Verfaſſungen, die bloß auf Sein und Erhalten gegründet ſind, ſich in Zeiten anſchmiegen, wo Alles zum Werden und Verändern ſtrebt. G.

Jena, den 30. October.

Die Idee von dem Wilhelm Tell iſt ſehr glücklich, und genau überlegt, könnten Sie, nach dem „Meiſter“ und nach dem „Hermann“ nur einen ſolchen, völlig local-charakteriſtiſchen Stoff mit der gehörigen Originalität Ihres Geiſtes und der Friſchheit der Stimmung behandeln. Das Intereſſe, welches aus einer ſtreng umſchriebenen, charakteriſtiſchen Localität und einer gewiſſen hiſtoriſchen Gebundenheit entſpringt, iſt vielleicht das Einzige, was Sie ſich durch jene beiden vorhergegangenen Werke nicht weggenommen haben. Dieſe zwei Werke ſind auch dem Stoff nach äſthetiſch frei, und ſo gebunden auch in Beiden das Local ausſieht und iſt, ſo iſt es doch ein rein poetiſcher Boden und repräſentirt eine ganze Welt. Bei dem Tell wird ein ganz anderer Fall ſein; aus der bedeutenden Enge des gegebenen Stoffes wird da alles geiſtreiche Leben hervorgehen. Es wird darin liegen, daß man durch die Macht des Poeten recht ſehr beſchränkt und in dieſer Beſchränkung innig und intenſiv gerührt und beſchäftigt wird. Zugleich öffnet ſich aus dieſem ſchönen Stoffe wieder ein Blick in eine gewiſſe Weite des Menſchengeſchlechts, wie zwiſchen hohen Bergen eine Durchſicht in freie Fernen ſich auftut.

Wie ſehr wünſchte ich auch dieſes Gedichtes wegen bald wieder mit Ihnen vereinigt zu ſein. Sie würden ſich vielleicht jetzt eher gewöhnen, mit mir darüber zu ſprechen, da die Einheit und Reinheit Ihres „Hermann's“ durch Ihre Mittheilungen an mich, während der Arbeit, ſo gar nicht geſtört worden iſt. Und ich geſtehe, daß ich Nichts auf der Welt weiß, wobei ich mehr gelernt hätte, als jene Communicationen, die mich recht in's Innere der Kunſt hineinführten.

Das Lied vom Mühlbach iſt wieder charmant und hat uns große Freude gemacht. Es iſt eine ungemein gefällige Einkleidung, die der Einbildungskraft ein reizendes Spiel verſchafft; das Sylbenmaß iſt auch recht glücklich dazu gewählt. Auch die Diſtichen ſind ſehr lieblich.

Sch.

Lödingen, den 30. October.

Es freut mich, daß „Hermann“ in Ihren Händen iſt und daß er ſich hält. Was ſie vom „Meiſter“ ſagen, verſtehe ich recht gut, es iſt Alles wahr und noch mehr. Gerade ſeine Unvollkommenheit hat mir am Meiſten Mühe gemacht. Eine reine Form hilft und trägt, da eine unreine überall hindert und zerrt. Er mag indeſſen ſein, was er iſt, es wird mir nicht leicht wieder begegnen, daß ich mich im Gegenſtand und in der Form vergreife, und wir wollen abwarten, was uns der Genius im Herbſte des Lebens gönnen mag.

Viel Glück zum „Wallenſtein“! Ich wünſche, daß, wenn wir kommen, ein Theil ſchon ſichtbar ſein möge. G.

Ich habe geſtern zum erſten Mal wieder in Ihrer Loge geſeſſen und wünſche Sie bald wieder darin einführen zu können. Da ich ganz als Fremder der Vorſtellung zuſah, ſo habe ich mich verwundert, wie weit unſere Leute wirklich ſind. Auf einem gewiſſen ebenen Wege der Natur und Proſa machen ſie ihre Sachen über die Maße gut; aber leider im Momente, wo nur eine Tinctur von Poeſie eintritt, wie doch bei dem gelindeſten Pathetiſchen immer geſchieht, ſind ſie gleich null oder falſch.

Ich verſpreche mir von Ihrer Gegenwart recht viel Gutes für's Theater und für Sie ſelbſt.

Weimar, den 22. November. G.

Jena, den 24. November.

Ich habe noch nie ſo augenſcheinlich mich überzeugt, als bei meinem jetzigen Geſchäft, wie genau in der Poeſie Stoff und Form, ſelbſt äußere, zuſammenhängen. Seitdem ich meine proſaiſche Sprache in eine poetiſch-rhythmiſche

verwandle, befinde ich mich unter einer ganz andern Gerichtsbarkeit als vorher; ſelbſt viele Motive, die in der proſaiſchen Ausführung recht gut am Platz zu ſtehen ſchienen, kann ich jetzt nicht mehr brauchen: ſie waren bloß gut für den gewöhnlichen Hausverſtand, deſſen Organ die Proſa zu ſein ſcheint; aber der Vers fordert ſchlechterdings Beziehungen auf die Einbildungskraft, und ſo mußte ich auch in mehrern meiner Motive poetiſcher werden. Man ſollte wirklich Alles, was ſich über das Gemeine erheben muß, in Verſen, wenigſtens anfänglich, concipiren; denn das Platte kommt nirgends ſo in's Licht, als wenn es in gebundener Schreibart ausgeſprochen wird.

Bei meinen gegenwärtigen Arbeiten hat ſich mir eine Bemerkung angeboten, die Sie vielleicht auch ſchon gemacht haben. Es ſcheint, daß ein Theil des poetiſchen Intereſſe in dem Antagonism zwiſchen dem Inhalt und der Darſtellung liegt. Iſt der Inhalt ſehr poetiſch bedeutend, ſo kann eine magere Darſtellung und eine bis zum Gemeinen gehende Einfalt des Ausdrucks ihm recht wohl anſtehen, da im Gegentheil ein unpoetiſcher gemeiner Inhalt, wie er in einem größern Ganzen oft nöthig wird, durch den belebten und reichen Ausdruck poetiſche Dignität erhält. Dieß iſt auch meines Erachtens der Fall, wo der Schmuck, den Ariſtoteles fordert, eintreten muß; denn in einem poetiſchen Werke ſoll nichts Gemeines ſein.

Der Rhythmus leiſtet bei einer dramatiſchen Production noch dieſes Große und Bedeutende, daß er, indem er alle Charactere und alle Situationen nach *einem* Geſetz behandelt, und ſie, trotz ihres innern Unterſchiedes, in *einer* Form ausführt, dadurch den Dichter und ſeinen Leſer nöthiget, von allem noch ſo Characteriſtiſch-Verſchiedenen etwas Allgemeines, Reinmenſchliches zu verlangen. Alles ſoll ſich in dem Geſchlechtsbegriff des Poetiſchen vereinigen, und dieſem Geſetz dient der Rhythmus ſowohl zum Repräſentanten als zum Werkzeug, da er Alles unter ſeinem Geſetze begreift. Er bildet auf dieſe Weiſe die Atmoſphäre für die poetiſche Schöpfung, das Gröbere bleibt zurück, nur das Geiſtige kann von dieſem dünnen Elemente getragen werden. Sch.

Weimar, den 23 November.

Ich ſchicke die Garve'ſchen Briefe mit Dank zurück und wünſchte, der arme, alte, kranke Mann ſchölte noch viel ärger auf uns, wenn er dadurch nur auf ſeine übrige Lebenszeit geſund und froh werden könnte. Welch eine Litanei von jammervollen Betrachtungen läßt ſich nicht bei dieſen Blättern recitiren, womit ich Sie, wie billig, verſchone, weil ſich Ihnen das Alles ſchon aufgedrungen hat. Bemerkt man doch bei dieſem ſo guten und wackern Manne keine Spur eines äſthetiſchen Gefühls! Von einer Seite ſind ſeine Urtheile grob, materiell und von der andern tractirt er die Sache als Ceremonien-Meiſter, um ja beſonders den ſubordinirten Talenten ihr Plätzchen anzuweiſen. Es iſt nur gut, daß Sie ihn durch drei Worte wieder verſöhnt haben.

Wie natürlich es doch ſolche Sittenrichter finden, daß ein Autor Zeit ſeines Lebens ſeine beſten Bemühungen verkennen, ſich retardiren, necken, hänſeln und hudeln laſſe, weil das nun einmal ſo eingeführt iſt! Und dabei ſoll er geduldig, ſeiner hohen Würde eingedenk, mit übereinander geſchlagenen Händen, wie ein eeee Uomo daſtehen, nur damit Herr * und Seinesgleichen, auch in ihrer Art, für Dichter paſſiren können.

Doch genug von dieſen Armſeligkeiten! Laſſen Sie uns auf unſern Wegen immer beſtändig und raſcher fortſchreiten. G.

Den 25. November.

Alles Poetiſche ſollte rhythmiſch behandelt werden! Das iſt meine Ueberzeugung, und daß man nach und nach eine poetiſche Proſa einführen könnte, zeigt nur, daß man den Unterſchied zwiſchen Proſa und Poeſie gänzlich aus den Augen verlor. Es iſt nicht beſſer, als wenn ſich Jemand in ſeinem Park einen trockenen See beſtellte und der Gartenkünſtler dieſe Aufgabe dadurch aufzulöſen ſuchte, daß er einen Sumpf anlegte. Dieſe Mittelgeſchlechter ſind nur für Liebhaber und Pfuſcher, ſowie die Sümpfe für Amphibien. Indeſſen iſt das Uebel in Deutſchland ſo groß geworden, daß es kein Menſch mehr ſieht, ja, daß ſie vielmehr, wie jenes köpfige Volk, den geſunden Bau des Halſes für eine Strafe Gottes halten. Alle dramatiſchen Arbeiten (und vielleicht Luſtſpiel und Farce überhaupt) ſollten rhythmiſch ſein und man würde alsdann eher ſehen, wer was machen kann. Jetzt aber bleibt dem Theater-Dichter weiter Nichts übrig, als ſich zu accommodiren, und in dieſem Sinne konnte man Ihnen nicht verargen, wenn Sie Ihren „Wallenſtein" in Proſa ſchreiben wollten; ſehen Sie ihn aber als ein ſelbſtſtändiges Werk an, ſo muß er nothwendig rhythmiſch werden.

Auf alle Fälle ſind wir genöthigt, unſer Jahrhundert zu vergeſſen, wenn wir nach unſerer Ueberzeugung arbeiten wollen: denn ſo eine Salbaderei in Principien, wie ſie im Allgemeinen jetzt gelten, iſt wohl noch nicht auf der Welt geweſen, und was die neuere Philoſophie Gutes ſtiften wird, iſt noch erſt abzuwarten.

Die Poeſie iſt doch eigentlich auf die Dar-

ſtellung des empiriſch pathologiſchen Zuſtandes des Menſchen gegründet, und wer geſteht denn Das jetzt wohl unter unſern fürtrefflichen Kennern und ſogenannten Poeten? Hat ein Mann, wie Garve, der doch auch zeitlebens gedacht haben will, und für eine Art von Philoſophen galt, denn nur die geringſte Ahnung eines ſolchen Ariomes? Hält er Sie nicht darum nur für einen würdigen Dichter, weil Sie ſich den Spaß gemacht haben, die Ausſprüche der Vernunft mit dichteriſchem Munde vorzutragen? was wohl zu erlauben, aber nicht zu loben iſt. Wie gerne wollte ich dieſen proſaiſchen Naturen erlauben, vor den ſogenannten unſittlichen Stoffen zurückzuſchaudern, wenn ſie nur ein Gefühl für das höhere Poetiſch-Sittliche, z. B. im „Polycrates" und „Ibycus" hätten, und davon entzündet würden.

Laſſen Sie uns, beſonders da Meyer auch einen grimmigen Rigorism aus Italien mitgebracht hat, immer ſtrenger in Grundſätzen und ſicherer und behaglicher in der Ausführung werden! Das Letzte kann nur geſchehen, wenn wir während der Arbeit unſere Blicke nur innerhalb des Rahmens ſtriken. G.

Ich wünſche ſehr, zu hören, wie Ihr rhythmiſcher „Wallenſtein" gedeiht. Mir iſt es jetzt ſo zu Muthe, als wenn ich nie ein Gedicht gemacht hätte oder machen würde. Es iſt das Beſte, daß die Stimmung dazu unerwartet und ungerufen kommt.

Weimar, den 22. November. G.

Jena, den 23. November.

Mit Ihrer Elegie haben Sie uns wieder große Freude gemacht; ſie gehört ſo recht zu der rein poetiſchen Gattung, da ſie durch ein ſo ſimples Mittel, durch einen ſpielenden Gebrauch des Gegenſtandes, das Tiefſte anregt und das Höchſte bedeutet.

Ich las in dieſen Tagen die Shakeſpeare'ſchen Stücke, die den Krieg der zwei Roſen abhandeln, und bin nun, nach Beendigung Richard's III., mit einem wahren Staunen erfüllt. Es iſt dieſes letzte Stück eine der erhabenſten Tragödien, die ich kenne, und ich wüßte in dieſem Augenblick nicht, ob ſelbſt ein Shakeſpeare'ſches ihm den Rang ſtreitig machen kann. Die großen Schickſale, angeſponnen in den vorhergehenden Stücken, ſind darin auf eine wahrhaft große Weiſe geendigt, und nach der erhabenſten Idee ſtellen ſie ſich neben einander. Daß der Stoff ſchon alles Weichliche, Schmelzende, Weinerliche ausſchließt, kommt dieſer hohen Wirkung ſehr zu Statten; Alles iſt energiſch darin und groß, nichts Gemein-Menſchliches ſtört die rein äſthetiſche Rührung, und es iſt gleichſam die reine Form des Tragiſch-Furchtbaren, was man genießt. Eine hohe Nemeſis wandelt durch das Stück, in allen Geſtalten, man kommt nicht aus dieſer Empfindung heraus von Anfang bis zu Ende. Zu bewundern iſt's, wie der Dichter dem unbehülflichen Stoffe immer die poetiſche Ausbeute abzugewinnen wußte, und wie geſchickt er Das repräſentirt, was ſich nicht repräſentiren läßt, ich meine die Kunſt, Symbole zu gebrauchen, wo die Natur nicht kann dargeſtellt werden. Kein Shakeſpeare'ſches Stück hat mich ſo ſehr an die Griechiſche Tragödie erinnert.

Der Mühe wäre es wahrhaftig werth, dieſe Suite von acht Stücken, mit aller Beſonnenheit, deren man jetzt fähig iſt, für die Bühne zu behandeln. Eine Epoche könnte dadurch eingeleitet werden. Wir müſſen darüber wirklich conferiren.

Leben Sie recht wohl mit unſerm Freunde Meyer. Mein „Wallenſtein" gewinnt von Tag zu Tage mehr Geſtalt und ich bin wohl mit mir zufrieden. Sch.

Da Sie ſo viel Gutes von meiner Elegie ſagen, ſo thut es mir um ſo mehr leid, daß ſich eine ähnliche Stimmung lange Zeit bei mir nicht eingefunden hat. Jenes Gedicht iſt bei meinem Eintritt in die Schweiz gemacht, ſeit der Zeit aber iſt mein thätiges, productives Ich, auf ſo manche angenehme und unangenehme Weiſe, beſchränkt worden, daß es noch nicht wieder hat zur Faſſung kommen können; dieſe müſſen wir denn jetzt wieder in aller Demuth erwarten.

Ich wünſche ſehr, daß eine Bearbeitung der Shakeſpeare'ſchen Productionen Sie anlocken könnte. Da ſo viel ſchon vorgearbeitet iſt, und man nur zu reinigen, wieder auf's Neue genießbar zu machen brauchte, ſo wäre es ein großer Vortheil. Wenn Sie nur erſt einmal durch die Bearbeitung des „Wallenſtein's" ſich recht in Uebung geſetzt haben, ſo müßte jenes Unternehmen Ihnen nicht ſchwer fallen.

Weimar, den 29. November. G.

Jena, den 1. December.

Es iſt mir faſt zu arg, wie der „Wallenſtein" mir anſchwillt, beſonders jetzt, da die Jamben, obgleich ſie den Ausdruck verkürzen, eine poetiſche Gemüthlichkeit unterhalten, die einen in's Breite treibt. Sie werden beurtheilen, ob ich kürzer ſein ſollte und könnte. Mein erſter Act iſt ſo groß, daß ich die drei erſten Acte Ihrer „Iphigenie" hineinlegen kann, ohne ihn ganz auszufüllen; freilich ſind die hintern Acte viel kürzer. Die Expoſition verlangt Extenſität, ſowie die fortſchreitende Handlung von ſelbſt auf Intenſität leitet. Es kommt mir vor, als ob mich ein gewiſſer epiſcher Geiſt angewandelt habe, der aus der Macht Ihrer un-

mittelbaren Einwirkungen zu erklären ſein mag; doch glaube ich nicht, daß er dem Dramatiſchen ſchadet, weil er vielleicht das einzige Mittel war, dieſem proſaiſchen Stoff eine poetiſche Natur zu geben.

Da mein erſter Act mehr ſtatiſtiſch oder ſtatiſch iſt, den Zuſtand, welcher iſt, darſtellt, aber ihn eigentlich noch nicht verändert, ſo habe ich dieſen ruhigen Anfang dazu benutzt, die Welt und das Allgemeine, worauf ſich die Handlung bezieht, zu meinem eigentlichen Gegenſtand zu machen. So erweitert ſich der Geiſt und das Gemüth des Zuhörers, und der Schwung, in den man dadurch gleich anfangs verſetzt wird, ſoll, wie ich hoffe, die ganze Handlung in der Höhe erhalten. Sch.

Es wird für uns, ſowohl practiſch als theoretiſch, von der größten Bedeutung ſein, was es noch für einen Ausgang mit Ihrem „Wallenſtein" nimmt. Sollte Sie der Gegenſtand nicht am Ende noch gar nöthigen, einen Cyclus von Stücken anzuſtellen? Daß der Rhythmus in die Breite lockt, iſt ganz natürlich; denn jede poetiſche Stimmung mag ſich's und Andern gern bequem und behaglich machen. Mich verlangt ſehr, Etwas davon zu hören.

Weimar, den 2. December. G.

Halten Sie ſich ja zu Ihrem „Wallenſtein"; ich werde wohl zunächſt an meinen „Fauſt" gehen, theils um dieſen Tragelaphen los zu werden, theils um mich zu einer höhern und reinern Stimmung, vielleicht zum Teil, vorzubereiten.

Weimar, den 4. December. G.

Jena, den 8. December.

Es iſt wohl nicht übel, daß Sie zwiſchen Ihr erſtes und zweites Epos den „Fauſt" einſchieben. Sie ſchwellen dadurch den poetiſchen Strom, und erregen ſich ein ungeduldiges Verlangen nach der neuen, reinen Production, welches ſchon die halbe Stimmung iſt. Der „Fauſt", wenn Sie ihn nun durchgearbeitet, läßt Sie auch ſicherlich nicht ſo, wie Sie zu ihm kommen; er übt und ſchärft irgend eine neue Kraft in Ihnen, und ſo kommen Sie reicher und feuriger zu ihrem neuen Werke.

An den „Wallenſtein" werde ich mich ſo ſehr halten als ich kann, aber das pathologiſche Intereſſe der Natur an einer ſolchen Dichter-Arbeit hat viel Angreifendes für mich. Glücklicher Weiſe alterirt meine Kränklichkeit nicht meine Stimmung, aber ſie macht, daß ein lebhafter Antheil mich ſchneller erſchöpft und in Unordnung bringt. Gewöhnlich muß ich daher einen Tag der glücklichen Stimmung mit fünf oder ſechs Tagen des Drucks und des Leidens büßen. Dieß hält mich erſtaunlich auf, wie Sie denken können. Doch gebe ich die Hoffnung nicht auf, den „Wallenſtein" noch in dem nächſten Sommer in Weimar ſpielen zu ſehen, und im nächſten Herbſt tief in meinen „Malteſern" zu ſitzen.

Dieſes Stück wird eben ſo einfach behandelt werden müſſen, als der „Wallenſtein" complicirt iſt, und ich freue mich im voraus, in dem einfachen Stoff Alles zu finden, was ich brauche, und Alles zu brauchen, was ich Bedeutendes finde. Ich kann ihn ganz in der Griechiſchen Form und nach des Ariſtoteles Schema, mit Chören und ohne die Acten-Eintheilung, ausführen und werde es auch thun. Sagen Sie mir doch, woher denn die Acten-Eintheilung ſich ſchreibt? Im Ariſtoteles fanden wir Nichts davon, und bei ſehr vielen Griechiſchen Stücken würde ſie gar nicht anzuwenden ſein. Sch.

— Uebrigens fahren Sie nur ohne Sorge fort. Die innere Einheit, die der „Wallenſtein" haben wird, muß gefühlt werden und Sie haben große Privilegien auf dem Theater. Ein ideales Ganze imponirt den Menſchen, wenn ſie es auch nicht im Einzelnen zu dechiffriren, noch den Werth der einzelnen Theile zu ſchätzen wiſſen.

Weimar, den 12. December. G.

Jena, den 15. December.

Die Eliſa von der Recke hat mir ein voluminoſes Schauſpiel von ihrer Erfindung und Ausführung zugeſchickt, mit der Plenipotenz zu ſtreichen und zu zerſtören. Ich werde ſehen, ob ich es für die „Horen" brauchen kann; der Inhalt iſt, wie Sie leicht denken können, ſehr moraliſch, und ſo hoffe ich, ſoll es auch durchſchlüpfen. Ich muß auf jede Art für die „Horen" ſorgen. Und daß ſo moraliſche Perſonen ſich uns Ketzern und Freigeiſtern auf Gnade und Ungnade ergeben, beſonders nach dem ſo lauten Xenien-Unfug, iſt immer eine gewiſſe Satisfaction. Sch.

Seit der Erſcheinung der Schlegel'ſchen Recenſion meines „Hermann's" habe ich die Geſetze der Epopöe und des Drama's wieder durchgedacht und glaube auf gutem Wege zu ſein. Die Schwierigkeit bei dieſen theoretiſchen Bemühungen iſt immer: die Dichtarten von allen Zufälligen zu befreien. Nächſtens erhalten Sie wohl einen kleinen Aufſatz darüber, und ich mag daher Nichts weiter vorausſagen.

Weimar, den 22. December. G.

Jena, den 5. Januar 1798.

Möchte auch mir die Freude in dieſem Jahr beſchert ſein, das Beſte aus meiner Natur in einem Werke zu ſublimiren, wie Sie mir der Ihrigen es gethan.

Ihre eigene Art und Weiſe zwiſchen Reflexion und Production zu alterniren iſt wirklich beneidens- und bewundernswerth. Beide Geſchäfte trennen ſich in Ihnen ganz, und Das eben macht, daß Beide als Geſchäft ſo rein ausgeführt werden. Sie ſind wirklich, ſo lang Sie arbeiten, im Dunkeln und das Licht iſt bloß in Ihnen; und wenn Sie anfangen zu reflectiren, ſo tritt das innere Licht von Ihnen heraus und beſtrahlt die Gegenſtände Ihnen und Andern. Bei mir vermiſchen ſich beide Wirkungsarten und nicht ſehr zum Vortheil der Sache.

Von „Hermann und Dorothea" las ich kürzlich eine Recenſion in der Nürnberger-Zeitung, welche mir wieder beſtätigt, daß die Deutſchen nur für's Allgemeine, für's Verſtändige und für's Moraliſche Sinn haben. Die Beurtheilung iſt voll guten Willens, aber auch nicht Etwas darin, was ein Gefühl des Poetiſchen zeigte, oder einen Blick in die Oeconomie des Ganzen verriethe. Bloß an Stellen hängt ſich der gute Mann und vorzugsweiſe an die, welche in's Allgemeine und Breite gehen und einem Etwas an's Herz legen. Sch.

Wenn uns als Dichtern, wie den Taſchenſpielern, daran gelegen ſein müßte, daß Niemand die Art, wie ein Kunſtſtückchen hervorgebracht wird, einſehen dürfte, ſo hätten wir freilich gewonnen Spiel; ſo wie Jeder, der das Publicum zum Beſten haben mag, indem er mit dem Strome ſchwimmt, auf Glück rechnen kann. In „Hermann und Dorothea" habe ich, was das Material betrifft, den Deutſchen ein Mal ihren Willen gethan und nun ſind ſie äuſſerſt zufrieden. Ich überlege jetzt, ob man nicht auf eben dieſem Wege ein dramatiſches Stück ſchreiben könnte, das auf allen Theatern geſpielt werden müßte und das Jedermann für fürtrefflich erklärte, ohne daß es der Autor ſelbſt dafür zu halten brauchte.

G.

Weimar, den 6. Januar.

Jena, den 8. Januar.

Jetzt, da ich meine Arbeit von einer fremden Hand reinlich geſchrieben vor mir habe und ſie mir fremder iſt, macht ſie mir wirklich Freude. Ich finde augenſcheinlich, daß ich über mich ſelbſt hinausgegangen bin, welches die Frucht unſers Umgangs iſt; denn nur der vielmalige continuirliche Verkehr mit einer ſo objectiv mir entgegenſtehenden Natur, mein lebhaftes Hinſtreben darnach und die vereinigte Bemühung, ſie anzuſchauen und zu denken, konnte mich fähig machen, meine ſubjectiven Grenzen ſo weit auseinander zu rücken. Ich finde, daß mich die Klarheit und die Beſonnenheit, welche die Frucht einer ſpätern Epoche iſt, nichts von der Wärme einer frühern gekoſtet hat. Doch es ſchickte ſich beſſer, daß ich Das aus Ihrem Munde hörte, als daß Sie es von mir erfahren.

Ich werde es mir geſagt ſein laſſen, keine andern als hiſtoriſche Stoffe zu wählen; frei erfundene würden meine Klippe ſein. Es iſt eine ganz andere Operation, das Realiſtiſche zu idealiſiren, als das Ideale zu realiſiren, und Letzteres iſt der eigentliche Fall bei freien Fictionen. Es ſteht in meinem Vermögen, eine gegebene, beſtimmte und beſchränkte Materie zu beleben, zu erwärmen und gleichſam aufquellen zu machen, während daß die objective Beſtimmtheit eines ſolchen Stoffs meine Phantaſie zügelt und meiner Willkür widerſteht.

Sch.

Ich wünſche Ihnen Glück zu Ihrer Zufriedenheit mit dem fertigen Theil Ihres Werkes. Bei der Klarheit, mit der Sie die Forderungen überſehen, die Sie an ſich zu machen haben, zweifle ich nicht an der völligen Billigkeit Ihres Zeugniſſes. Das günſtige Zuſammentreffen unſerer beiden Naturen hat uns ſchon manchen Vortheil verſchafft und ich hoffe, dieſes Verhältniß wird immer gleich fortwirken. Wenn ich Ihnen zum Mexräſentanten mancher Objecte diente, ſo haben Sie mich von der allzuſtrengen Beobachtung der äußern Dinge und ihrer Verhältniſſe auf mich ſelbſt zurückgeführt. Sie haben mich die Vielſeitigkeiten des innern Menſchen mit mehr Billigkeit anzuſchauen gelehrt, Sie haben mir eine zweite Jugend verſchafft und mich wieder zum Dichter gemacht, welches zu ſein ich ſo gut als aufgehört hatte.

Ich habe übrigens bei den Gedichten des letzten Muſen-Almanachs erſt wieder recht deutlich geſehen, wie die ſchätzbarſte Theilnahme uns Nichts lehren und keine Art von Tadel uns was helfen kann. So lange ein Kunſtwerk nicht da iſt, hat Niemand einen Begriff von ſeiner Möglichkeit; ſobald es daſteht, bleibt Lob und Tadel nur immer ſubjectiv, und Mancher, dem man Geſchmack nicht abſprechen kann, wünſcht doch Etwas dazu und davon, wodurch vielleicht die ganze Arbeit zerſtört würde, ſo daß der eigentlich negative Werth der Critik, welcher immer der wichtigſte ſein mag, uns auch nicht ein Mal frommen kann.

G.

Weimar, den 9. Januar.

Man fängt in Paris ſchon an, ſich über den übeln Zuſtand der hingeſchafften Kunſtwerke zu beklagen. So wie unſer Meyer verſichert, daß z. B. die Cäcilie von Raphael gar nicht zu transportiren geweſen ſei, weil der Kreidegrund ſich an vielen Stellen gehoben hatte, der alſo durch die Erſchütterung abgefallen iſt. Wie finde ich Herrn Peſſelt glücklich, daß er ſich über den

Schnaps.

Bedenkt doch! Ihr seyd jetzt der Edelmann. (Der Schrank geht indessen auf.)

Märten.

Gott bewahre mich! Da steht der Schrank auf. Die Leisten sind weggebrochen, das Schloß verdorben. Was wird Röse sagen? Packt Euch zum Henker! Wißt Ihr, daß ich das nicht leide! daß das Grobheiten sind? Ungezogenheiten? daß ich die Nachbarn rufen werde, daß ich zum Richter gehen werde?

Schnaps.

(Der sich indessen im Schranke umgesehen und die Töpfe visitirt hat) Zum Richter? Eurem Todfeind? Zu dem stolzen Kerl?

Märten.

Pest!

Succeß dieſes übermächtigen und übermüthigen Volks bis tief in die Eingeweide freuen kann.

Weimar, den 11. Januar. G.

Jena, den 13 Februar.

Da ich ſeit dieſem Winter viele Reiſebeſchreibungen las, ſo habe ich mich nicht enthalten, zu verſuchen, welchen Gebrauch der Poet von einem ſolchen Stoffe wohl möchte machen können, und bei dieſer Unterſuchung iſt mir der Unterſchied zwiſchen einer epiſchen und dramatiſchen Behandlung neuerdings lebhaft geworden.

Es iſt keine Frage, daß ein Weltentdecker oder Weltumſegler, wie Cook, einen ſchönen Stoff zu einem epiſchen Gedichte entweder ſelbſt abgeben oder doch herbeiführen könnte; denn alle Requiſite eines epiſchen Gedichtes, worüber wir übereingekommen, finde ich darin, und auch Das wäre dabei ſehr günſtig, daß das Mittel dieſelbe Dignität und ſelbſtſtändige Bedeutung hätte, wie der Zweck ſelbſt, ja, daß der Zweck mehr des Mittels wegen da wäre. Es ließe ſich ein gewiſſer menſchlicher Kreis darin erſchöpfen, was mir bei einem Epos weſentlich däucht, und das Phyſiſche würde ſich mit dem Moraliſchen zu einem ſchönen Ganzen verbinden laſſen.

Wenn ich mir aber eben dieſen Stoff als zu einem Drama beſtimmt denke, ſo erkenne ich auf ein Mal die große Differenz beider Dichtungsarten. Da incommodirt mich die ſinnliche Breite ebenſo ſehr als ſie mich dort anzog; das Phyſiſche erſcheint nun bloß als ein Mittel und um das Moraliſche herbei zu führen; es wird läſtig durch ſeine Bedeutung und den Anſpruch, den es macht, und, kurz, der ganze reiche Stoff dient nun bloß zu einem Veranlaſſungsmittel gewiſſer Situationen, die den innern Menſchen in's Spiel ſetzen.

Es nimmt mich aber wirklich Wunder, daß ein ſolcher Stoff Sie noch nicht in Verſuchung geführt hat; denn hier finden Sie beinahe ſchon den ſelbſt fertig, was ſo nöthig und doch ſo ſchwierig iſt, nämlich die perſönliche und phyſiſche Wirkſamkeit des natürlichen Menſchen mit einem gewiſſen Gehalt, den nur die Kunſt ihm geben konnte, vereinigt. Le Vaillant auf ſeinen Africaniſchen Zügen iſt wirklich ein poetiſcher Character und ein wahrhaft mächtiger Menſch, weil er mit aller Stärke der thieriſchen Kräfte und allen unmittelbar aus der Natur geſchöpften Hülfsmitteln die Vortheile verbindet, welche nur die Cultur gewährt. Sch.

Ich bin mit Ihnen völlig überzeugt, daß in einer Reiſe, beſonders von der Art, die Sie bezeichnen, ſchöne epiſche Motive liegen, allein ich würde nie wagen, einen ſolchen Gegenſtand zu behandeln, weil mir das unmittelbare Anſchauen fehlt, und mir in dieſer Gattung die ſinnliche Identification mit dem Gegenſtande, welche durch Beſchreibungen niemals gewirkt werden kann, ganz unerläßlich ſcheint.

Ueberdieß hätte man mit der „Odyſſee" zu kämpfen, welche die intereſſanteſten Motive ſchon weggenommen hat. Die Rührung eines weiblichen Gemüths durch die Ankunft eines Fremden, als das ſchönſte Motiv, iſt nach der „Nauſikaa" gar nicht mehr zu unternehmen. Wie weit ſteht nicht, ſelbſt im Alterthum, Medea, Helena, Dido ſchon den Verhältniſſen nach hinter der Tochter des Alcinous zurück. Die Narine des Vaillant's, oder etwas Aehnliches, würde immer nur Parodie jener herrlichen Geſtalten bleiben. Dabei komme ich aber auf mein erſtes Saz zurück: daß uns die unmittelbare Erfahrung vielleicht zu Situationen Anlaß gäbe, die noch Reiz genug hätten. Wie nöthig aber eine unmittelbare Anſchauung ſei, wird aus Folgendem erhellen:

Uns, Bewohner des Mittellandes, entzückt zwar die „Odyſſee", es iſt aber nur der ſittliche Theil des Gedichts, der eigentlich auf uns wirkt, dem ganzen beſchreibenden Theile hilft unſere Imagination nur unvollkommen und kümmerlich nach. In welchem Glanze aber dieſes Gedicht vor mir erſchien, als ich Geſänge deſſelben in Neapel und Sicilien las! Es war, als wenn man ein eingeſchlagenes Bild mit Firniß überzieht, wodurch das Werk zugleich deutlich und in Harmonie erſcheint. Ich geſtehe, daß es mir aufhörte, ein Gedicht zu ſein, es ſchien die Natur ſelbſt, das auch bei jenen Alten um ſo nothwendiger war, als ihre Werke in Gegenwart der Natur vorgetragen wurden. Wie viele von unſern Gedichten würden anhalten auf dem Markte oder ſonſt unter freiem Himmel vorgeleſen zu werden!

Weimar, den 16. Februar. G.

Jena, den 21. Februar.

Ich lege doch jezt ganz unvermerkt eine Strecke nach der andern in meinem Penſum zurück und finde mich ſo recht in dem tiefſten Wirbel der Handlung. Beſonders bin ich froh, eine Situation hinter mir zu haben, wo die Aufgabe war, das ganz gemeine moraliſche Urtheil über das Wallenſtein'ſche Verbrechen auszuſprechen, und eine ſolche an ſich triviale und unpoetiſche Materie poetiſch und geiſtreich zu behandeln, ohne die Natur des Moraliſchen zu vertilgen. Ich bin zufrieden mit der Ausführung und hoffe unſerm lieben, moraliſchen Publicum nicht weniger zu gefallen, ob ich gleich keine Predigt daraus gemacht habe. Bei dieſer Gelegenheit habe ich aber recht geſpürt, wie leer das eigent-

lich Moraliſche iſt, und wie viel daher das Subject leiſten mußte, um das Object in der poetiſchen Höhe zu erhalten. Sch.

Die Franzoſen muß Humboldt, wenn ſie ein theoretiſch Geſpräch anfangen, ja zu eludiren ſuchen, wenn er ſich nicht immer von Neuem ärgern will. Sie begreifen gar nicht, daß Etwas im Menſchen ſei, wenn es nicht von außen in ihn hineingekommen iſt. So verſicherte mir Mounier neulich: das Ideal ſei etwas aus verſchiedenen ſchönen Theilen Zuſammengeſetztes. Da ich nun denn fragte: woher denn der Begriff von den ſchönen Theilen käme, und wie denn der Menſch dazu käme, ein ſchönes Ganze zu fordern, und ob nicht für die Operation des Genies, indem es ſich der Erfahrungs-Elemente bedient, der Ausdruck zuſammenſetzen zu niedrig ſei: ſo hatte er für alle dieſe Fragen Antworten aus ſeiner Sprache, indem er verſicherte, daß man dem Genie ſchon lange une sorte de création zugeſchrieben habe. G.

Weimar, den 29. Februar.

Jena, den 2. März.

Geſtern habe ich nun im Ernſt das Franzöſiſche Bürger-Diplom erhalten, wovon ſchon vor fünf Jahren in den Zeitungen geredet wurde. Es iſt damals ausgefertigt und von Roland unterſchrieben worden. Weil aber der Name falſch geſchrieben und nicht einmal eine Stadt oder Provinz auf der Adreſſe ſtand, ſo hat es freilich den Weg nicht zu mir finden können. Ich weiß nicht, wie es jetzt noch in Bewegung kam, aber kurz es wurde mir geſchickt und zwar durch — Campe in Braunſchweig, der mir bei dieſer Gelegenheit die ſchönſten Sachen ſagt. Sch.

Zu dem Bürger-Decrete, das Ihnen aus dem Reiche der Todten zugeſendet worden, kann ich nur in ſofern Glück wünſchen, als es Sie noch unter den Lebendigen angetroffen hat; warten Sie ja noch eine Weile, ehe Sie Ihre verewigten großen Mitbürger beſuchen. Herr Campe ſcheint an der gefährlichſten aller Teilheiten, ſowie noch mancher gute Deutſche, krank zu liegen. Leider iſt dagegen ſo wenig als gegen eine andere Peſt zu thun und zu ſagen. G.

Weimar, den 2. März.

Jena, den 10. Mai.

Da es wohl ſeine Richtigkeit hat, daß keine „Ilias" mehr möglich iſt, auch wenn es wieder einen Homer und wieder ein Griechenland gäbe, ſo glaube ich Ihnen nichts Beſſeres wünſchen zu können, als daß Sie Ihre Achilleis, ſo wie ſie jetzt in Ihrer Imagination exiſtirt, bloß mit ſich ſelbſt vergleichen, und bei'm Homer bloß Stimmung ſuchen, ohne Ihr Geſchäft mit ſeinem eigentlich zu vergleichen. Sie werden ſich ganz gewiß Ihren Stoff ſo bilden, wie er ſich zu Ihrer Form qualificirt, und umgekehrt werden Sie die Form zu dem Stoffe nicht verfehlen. Für Beides bürgt Ihnen Ihre Natur und Ihre Einſicht und Erfahrung. Die tragiſche und ſentimentale Beſchaffenheit des Stoffes werden Sie unſichtbar durch Ihren objectiven Dichter-Character balanciren, und ſicher iſt es mehr eine Tugend als ein Fehler des Stoffs, daß er den Forderungen unſers Zeitalters entgegen kommt; denn es iſt ebenſo unmöglich als undankbar für den Dichter, wenn er ſeinen vaterländiſchen Boden ganz verlaſſen und ſich ſeiner Zeit wirklich entgegen ſetzen ſoll. Ihr ſchöner Beruf iſt, ein Zeitgenoſſe und Bürger beider Dichterwelten zu ſein, und gerade um dieſes höhern Vorzugs willen werden Sie keiner ausſchließend angehören.

Ueber Das, was ich mit Cotta geſprochen, mündlich. Was mich aber beſonders zu hören freute, iſt die Nachricht, die er mir von der ungeheuern Ausbreitung von „Hermann und Dorothea" gab. Sie haben ſehr recht gehabt, zu erwarten, daß dieſer Stoff für das Deutſche Publicum beſonders glücklich war; denn er entzückte den Deutſchen Leſer auf ſeinem eigenen Grund und Boden, in dem Kreiſe ſeiner Fähigkeit und ſeines Intereſſe, und er entzückte ihn doch wirklich, welches zeigt, daß nicht der Stoff, ſondern die dichteriſche Behandlung gewirkt hat. Cotta meint, Vieweg hätte eine wohlfeile, ſchlechte Ausgabe gleich veranſtalten ſollen; denn er ſei ſicher, daß bloß in Schwaben einige Tauſend würden abgegangen ſein. Sch.

Zu dem erſten Blatt Ihres lieben Briefes kann ich nur Amen ſagen; denn es enthält die Quinteſſenz Deſſen, was ich mir wohl auch zu Troſt und Ermunterung zurief. Hauptſächlich entſtehen dieſe Bedenklichkeiten aus der Furcht, mich im Stoffe zu vergreifen, der entweder gar nicht, oder nicht von mir, oder nicht auf dieſe Weiſe behandelt werden ſollte. Dieß Mal wollen wir nun alle dieſe Sorgen bei Seite ſetzen und nächſtens muthigtlich beginnen.

Humboldt's Arbeit erwartete ich wirklich nicht und freue mich ſehr darauf, um ſo mehr, als ich fürchtete, daß uns ſeine Reiſe ſeinen theoretiſchen Beiſtand, wenigſtens auf eine Weile, entziehen würde. Es iſt kein geringer Vortheil für mich, daß ich wenigſtens auf der letzten Strecke meiner poetiſchen Laufbahn mit der Kritik in Einſtimmung gerathe.

Weimar, den 17. Mai. G.

In das andere beiliegende Manuſcript („Elpenor") möchte ich gar nicht hineinſehen, es mag ein Beiſpiel eines unglaublichen Vergreifens

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.

3-598-50924-3
FN. 18650/476

im Stoffe und weiß Gott für was noch anders ein warnendes Beispiel sein. Ich bin recht neugierig, was Sie diesem unglücklichen Product für eine Naivität stellen.

Weimar, den 21. Juni. G.

Jena, den 22 Juni.

Die Nachricht, daß der „Elpenor" von Ihnen sei, hat mich wirklich überrascht; ich weiß nicht, wie es kam, daß Sie mir gar nicht dabei einfielen. Aber eben weil ich unter bekannten und wahlfähigen Namen keinen dazu wußte, so war ich sehr neugierig auf den Verfasser; denn es gehört zu denen Werken, wo man, über den Gegenstand hinweg, unmittelbar zu dem Gemüth des Hervorbringenden geführt und getrieben wird. Uebrigens ist es für die Geschichte Ihres Geistes und seiner Perioden ein schätzbares Document, das Sie ja in Ehren halten müssen. Sch.

Das Beste, was mir indessen zu Theil geworden ist, möchte wohl die nähere Motivirung der ersten Gesänge des Tell's sein, sowie die klärere Idee, wie ich dieses Gedicht in Absicht auf Behandlung und Ton ganz von dem Ersten trennen kann, wobei unser Freund Humboldt gelobt werden soll, daß er mir durch die ausführliche Darlegung der Eigenschaften des Ersten das weite Feld deutlich gezeigt hat, in welches hinein ich das Zweite spielen kann. Ich hoffe, daß Sie meine Vorsätze billigen werden.

Weimar, den 20. Juni. G.

Das Gedicht folgt hier wieder zurück, das eine ganz eigene Art von Naivität hat. Die jungen Herren lernen Verse machen, so wie man Düten macht; wenn sie uns nur aber auch darin einiges Gewürz überreichten! Ob es für den Almanach sei, weiß ich nicht. Es käme, dünkt mich, darauf an, ob Sie Platz haben; denn das Publicum, besonders das weibliche, liebt solche hohle Gefäße, um sein Bischen Herz und Geist darein spenden zu können.

Uebrigens bin ich in einer Stimmung, daß ich fürchtete, die Musen niemals wieder zu sehen, wenn man nicht aus der Erfahrung wüßte, daß diese gutherzigen Mädchen selbst das Stündchen abpassen, um ihren Freunden mit immer gleicher Liebe zu begegnen.

Weimar, den 21. Juni. G.

Jena, den 20 Juni.

Ich habe in diesen Tagen Erzählungen der Madam Stael gelesen, welche diese gespannte, raisonnirende, und dabei völlig unpoetische Natur, oder vielmehr diese verstandesreiche Unnatur sehr characteristisch darstellen. Man wird bei dieser Lectüre recht fühlbar verstimmt, und es begegnete mir dabei Dasselbe, was Sie bei m Lesen solcher Schriften zu erleiden pflegen, nämlich, daß man ganz die Stimmung der Schriftstellerinn annimmt, und sich herzlich schlecht dabei befindet. Es fehlt dieser Person an jeder feinen Weiblichkeit, dagegen sind die Fehler des Buchs vollkommen weibliche Fehler. Sie tritt aus ihrem Geschlecht, ohne sich darüber zu erheben. Indessen bin ich auch in dieser kleinen Schrift auf einzelne recht hübsche Reflexionen gestoßen, woran es ihr nie fehlt, und die ihren durchdringenden Blick über das Leben verrathen. Sch.

Die Romane der Frau von Stael kenne ich, es sind wunderliche, passionirtgedachte Productionen.

Ich war diese Tage mit Meyer in einer kleinen Differenz, über die wir uns noch nicht ganz ausgesprochen haben; er behauptete, daß sogar das Genialisch-Naive in einem gewissen Sinne durch Schule überliefert werden könne, und er mag wohl recht haben, wenn man den Ausdruck nur so motivirt: daß die Aufmerksamkeit des Künstlers von frühen Jahren an auf den Werth desselben in der bildenden Kunst gerichtet werden könne und solle. Sonderbar scheint es freilich, daß in unserer Zeit sogar die Idee davon völlig verloren gegangen ist, wie aus dem neulichen Vorschlag Dannecker's zu einem Basrelief erhellet und wie uns in Gesprächen von Thouret, welcher der Repräsentant einer großen Masse ist, indem er Künstler und Publicum zugleich vorstellt, auf's Neue so sehr aufgefallen ist. Sein Jahrhundert kann man nicht verändern, aber man kann sich dagegenstellen und glückliche Wirkungen vorbereiten. Einer meiner nächsten Aufsätze soll den Titel führen: über die Hindernisse, die dem modernen Künstler im Wege stehen, vom Gestaltlosen zur Gestalt zu gelangen. Der Raum läßt mir nur noch ein Lebewohl zu.

Weimar, den 21. Juni. G.

Jena, den 22. Juni.

In Ihrem Streit mit Meyer scheint mir Dieser ganz recht zu haben. Ob sich gleich das Schön-Naive in keine Formel fassen und folglich auch in keiner solchen überliefern läßt, so ist es doch seinem Wesen nach dem Menschen natürlich; da die entgegengesetzte sentimentale Stimmung ihm nicht natürlich, sondern eine Unart ist. Indem also die Schule diese Unart abhält oder corrigirt und über den natürlichen Zustand wacht, welches sich recht wohl denken läßt, so muß sie den naiven Geist nähren und fortpflanzen können. Die Natur wird das Naive in jedem Individuum, der Art, wenn gleich nicht dem Gehalt nach, hervorbringen und nähren, sobald nur Alles weggeräumt wird, was sie stört; ist

Sentimentalität ſchon da, ſo wird die Schule wohl nicht viel thun können. Ich kann nicht anders glauben, als daß der naive Geiſt, welchen alle Kunſtwerke aus einer gewiſſen Periode des Alterthums gemeinſchaftlich zeigen, die Wirkung und folglich auch der Beweis für die Wirkſamkeit der Ueberlieferung durch Lehre und Muſter iſt.

Nun wäre aber die Frage, was ſich in einer Zeit, wie die unſerige, von einer Schule für die Kunſt erwarten ließe. Jene alten Schulen waren Erziehungsſchulen für Zöglinge, die neuern müßten Corrections-Häuſer für Züchtlinge ſein, und ſich dabei, wegen Armuth des productiven Genies, mehr critiſch als ſchöpferiſch bildend beweiſen. Indeſſen iſt keine Frage, daß ſchon viel gewonnen würde, wenn ſich irgendwo ein feſter Punct fände oder machte, um welchen ſich das Uebereinſtimmende verſammelte; wenn in dieſem Vereinigungspunct feſtgeſetzt würde, was für canoniſch gelten kann und was verwerflich iſt, und wenn gewiſſe Wahrheiten, die regulativ für die Künſtler ſind, in runden und gediegenen Formeln ausgeſprochen und überliefert würden. So entſtünden gewiſſe ſymboliſche Bücher für Poeſie und Kunſt, zu denen man ſich bekennen müßte, und ich ſehe nicht ein, warum der Secten-Geiſt, der ſich für das Schlechte ſogleich zu regen pflegt, nicht auch für das Gute geweckt werden könnte. Wenigſtens ſcheint mir's, es ließe ſich ebenſo viel zum Vortheil einer äſthetiſchen Confeſſion und Gemeinheit anführen, als zum Nachtheil einer philoſophiſchen.

Was ſagen Sie zu dem neuen Schlegel'ſchen Athenäum und beſonders zu den Fragmenten? Mir macht dieſe naſeweiſe, entſcheidende, ſchneidende und einſeitige Manier phyſiſch wehe.

Sch.

Das Schlegel'ſche Ingredient in ſeiner ganzen Individualität ſcheint mir denn doch in der Olla potrida unſers Deutſchen Journal-Weſens nicht zu verachten. Dieſe allgemeine Nichtigkeit, Partei-Sucht für's äußerſt Mittelmäßige, dieſe Augendienerei, die Katzenbuckelgeberden, dieſe Leerheit und Lahmheit, in der die wenigen, guten Producte ſich verlieren, hat an einem ſolchen Weſpenneſte, wie die Fragmente ſind, einen fürchterlichen Gegner. Auch iſt Freund Ubique, der das erſte Exemplar erhielt, ſchon geſchäftig herumgegangen, um durch einzelne, vorgeleſene Stellen das Ganze zu discreditiren. Bei Allem, was Ihnen daran mit Recht mißfällt, kann man denn doch den Verfaſſern einen gewiſſen Ernſt, eine gewiſſe Tiefe und von der andern Seite Liberalität nicht abläugnen. Ein Dutzend ſolcher Stücke wird zeigen, wie reich und perfectibel ſie ſind.

Weimar, den 25. Juli. G.

Jena, den 27. Juli.

Einen gewiſſen Ernſt und ein tieferes Eindringen in die Sachen kann ich den beiden Schlegel'n, und dem jüngern insbeſondere, nicht abſprechen. Aber dieſe Tugend iſt mit ſo vielen egoiſtiſchen und widerwärtigen Ingredienzen vermiſcht, daß ſie ſehr viel von ihrem Werth und Nutzen verliert. Auch geſtehe ich, daß ich in den äſthetiſchen Urtheilen dieſer Beiden eine ſolche Dürre, Trockenheit und ſachloſe Wortſtrenge finde, daß ich oft zweifelhaft bin, ob ſie wirklich auch zuweilen einen Gegenſtand darunter denken. Die eigenen, poetiſchen Arbeiten des ältern beſtätigen mir meinen Verdacht; denn es iſt mir abſolut unbegreiflich, wie dasſelbe Individuum, das Ihren Genius wirklich faßt und Ihren „Hermann" z. B. wirklich fühlt, die ganz antipodiſche Natur ſeiner eigenen Werke, dieſe dürre und herzloſe Kälte auch nur ertragen, ich will nicht ſagen, ſchön finden kann. Wenn das Publicum eine glückliche Stimmung für das Gute und Rechte in der Poeſie bekommen kann, ſo wird die Art, wie dieſe Beiden es treiben, jene Epoche eher verzögern als beſchleunigen; denn dieſe Manier erregt weder Neigung und Vertrauen noch Reſpect, wenn ſie auch bei den Schwätzern und Schreiern Furcht erregt, und die Blößen, welche die Herren ſich in ihrer einſeitigen und übertreibenden Art geben, wirft auf die gute Sache einen faſt lächerlichen Schein.

Sch.

Es freut mich herzlich, daß Humboldt Ihren Brief ſo freundlich aufgenommen hat. Sein Ernſt, ſein Talent, ſein Streben, ſein guter Wille, ſeine Neigung, ſeine Freundſchaft verdienen eine redliche und freundliche Erwiederung; er wird nun auch meinen Brief mit der Euphroſyne bald erhalten. Aufrichtig aber will ich geſtehen, daß ich nicht ſehe, wie es möglich ſein ſoll, eine Reviſion ſeiner Arbeit, wie er ſie vorſchlägt, zu veranſtalten. Denn wenn Sie, nach Ihrer Vorſtellung, daran zu rücken anfangen, ſo wird ja das Gebäude mehr gereizt, als daß es in allen ſeinen Fugen bleiben könnte. Nach meiner Vorſtellungsart ließe ſich ſo Etwas kaum durch Gegenwart und Geſpräch leiſten.

Weimar, den 28. Juli. G.

Jena, den 31. Juli.

Bei Scherer, den ich geſtern ſprach, iſt mir eine Bemerkung wieder eingefallen, die Sie mir voriges Jahr über ihn machten. Es iſt eine ganz gemüthloſe Natur und ſo glatt, daß man ſie nirgends faſſen kann. Bei ſolchen Naturen

ist es recht fühlbar, daß das Gemüth eigentlich die Menschheit in dem Menschen macht; denn man kann sich solchen Leuten gegenüber nur an Sachen erinnern, und das Menschliche in einem selbst ganz und gar nirgends hinthun. O. ist doch kein solcher Mensch, denke ich. Sch.

Jena, den 21. August.

Daß ich Ihnen die zwei letzten Acte vom „Wallenstein" vorlas und mich von Ihrem Beifall überzeugen konnte, ist eine wahre Wohlthat für mich gewesen, und wird mir den Muth geben und erhalten, den ich zur Vollendung des Stücks noch so nöthig brauche.

Auf der andern Seite hingegen könnte es mich beinahe traurig machen, daß ich nun Nichts mehr vor mir habe, worauf ich mich bei dieser Arbeit so recht freuen kann; denn Ihnen das fertige Werk vorzulesen und Ihrer Zufriedenheit gewiß zu sein, war im Grund meine beste Freude; denn bei dem Publicum wird Einem das wenige Vergnügen durch so viele Mißtöne verkümmert. Sch.

Jena, den 23. August.

Ich bin verlangend, Ihre neuen Ideen über das Epische und Tragische zu hören. Mitten in einer tragischen Arbeit fühlt man besonders lebhaft, wie erstaunlich weit die beiden Gattungen auseinander gehen. Ich fand Dieß, auf eine mir selbst überraschende Weise, bei der Arbeit an meinem fünften Acte, die mich von allem ruhig Menschlichen völlig isolirte, weil hier ein Augenblick strict werden mußte, der nothwendig vorübergehend sein muß. Dieser so starke Absatz, den meine Gemüthsstimmung hier gegen alle übrigen, freiern, menschlichen Zustände machte, erweckte mir beinahe eine Furcht, mich auf einem zu pathologischen Wege zu befinden; weil ich das meinem Individuum zuschrieb, was die Natur des Geschäfts mit sich brachte. Aber so ist es mir ein Beweis mehr, daß die Tragödie nur einzelne außerordentliche Augenblicke der Menschheit, das Epos dagegen, wobei jene Stimmung nicht wohl vorkommen kann, das Beharrliche, ruhig fortbestehende Ganze derselben behandelt und deßwegen auch den Menschen in jeder Gemüthsfassung anspricht.

Ich lasse meine Personen viel sprechen, sich mit einer gewissen Breite herauslassen; Sie haben mir darüber Nichts gesagt und scheinen es nicht zu tadeln. In Ihr eigener Usus sowohl im Drama als im Epischen spricht mir dafür. Es ist zuverlässig, man könnte mit weniger Worten auskommen, um die tragische Handlung auf- und abzuwickeln, auch möchte es der Natur handelnder Characteren gemäßer scheinen. Aber das Beispiel der Alten, welche es auch so gehalten haben und in Demjenigen, was Aristoteles die Gesinnungen und Meinungen nennt, gar nicht wortkarg gewesen sind, scheint auf ein höheres poetisches Gesetz hinzudeuten, welches eben hierin eine Abweichung von der Wirklichkeit fordert. Sobald man sich erinnert, daß alle poetischen Personen symbolische Wesen sind, daß sie, als poetische Gestalten, immer das Allgemeine der Menschheit darzustellen und auszusprechen haben, und sobald man ferner daran denkt, daß der Dichter sowie der Künstler überhaupt auf eine öffentliche und ehrliche Art von der Wirklichkeit sich entfernen und daran erinnern soll, daß er's thut, so ist gegen diesen Gebrauch Nichts zu sagen. Außerdem würde, däucht mir, eine kürzere und laconischere Behandlungsweise nicht nur viel zu arm und trocken ausfallen, sie würde auch viel zu sehr realistisch hart und in heftigen Situationen unausstehlich werden, da hingegen eine breitere und vollere Behandlungsweise immer eine gewisse Ruhe und Gemüthlichkeit, auch in den gewaltsamsten Zuständen, die man schildert, hervorbringt. Sch.

Die Balladen folgen zurück, sie sind beide sehr gut gerathen; bei dem christlichen Drachen finde ich Nichts zu erinnern, er ist sehr schön und zweckmäßig. In der „Bürgschaft" möchte es physiologisch nicht ganz zu passiren sein, daß Einer, der sich an einem regnigen Tag aus dem Strome gerettet, vor Durst umkommen will, da er noch ganz nasse Kleider haben mag. Aber auch das Wahre abgerechnet und ohne an die Resorption der Haut zu denken, kommt der Phantasie und der Gemüthsstimmung der Durst hier nicht ganz recht. Ein anderes schickliches Motiv, das aus dem Wanderer selbst hervorginge, fällt mir freilich zum Ersatz nicht ein; die beiden andern von außen, durch eine Naturbegebenheit und Menschengewalt, sind recht gut gefunden.

Weimar, den 2. September. G.

Ich habe in allen meinen Papieren herumgedacht und finde Nichts, womit ich Ihnen zum Almanach zu Hülfe kommen könnte. Noch zu der Voigt'schen Hochzeit hatte ich ein Gedicht ganz disponirt, das leider nicht fertig ward und selbst im Almanach würde es noch immer zur rechten Zeit kommen. Aber woher die Stimmung nehmen!?!?

Denn da hat mir neulich Freund O. ganz andere Lichter aufgesteckt, indem er mich versicherte (zwar freilich bescheidentlich und in seiner Art sich auszudrücken), daß es mit der Stimmung Narrenspossen seien, er brauche nur Caffee zu trinken, um, so g'rade von heiler Haut, Sachen zu schreiben, worüber die Christenheit sich entzücke.

Dieſes und ſeine fernere Verſicherung, daß Alles körperlich ſei, laſſen Sie uns künftig zu Herzen nehmen, da wir denn das Duplum und Triplum von Productionen wohl an das Tageslicht fordern werden.

Den 6. September. G.

Mittwochs war ich in Roſla und fand Ihren Brief geſtern bei meiner Wiederkehr. Ich wünſche, daß Sie bei Ihrer Arbeit fühlen mögen, welchen guten Eindruck auf uns Sie zurückgelaſſen. Ein Monument einer ſo beſondern Gottesthätigkeit, als Ihr „Wallenſtein" iſt, muß jeden in thätige Stimmung verſetzen, wer derſelben nur einiger Maßen fähig iſt. Nehmen Sie Ihr ganzes Wollen zuſammen, um das Werk nur erſt auf unſer Theater zu ſchieben, Sie empfangen es von dorther gewiß geſchmeidiger und bildſamer als aus dem Manuſcripte, das Ihnen ſchon zu lange vor den Augen ſtirt ſteht. Sie ſind ſchon ſo weit, daß nach meiner Einſicht ein ſolcher Verſuch nur Nutzen bringen kann.

Weimar, am 21. September. G.

Jena, den 21 September.

Eine ſchlafloſe Nacht, die ich heute gehabt und die mir den ganzen Tag verdorben, hat mich verhindert, den Prolog noch für heute zu expediren; überdieß hat der Abſchreiber mich ſitzen laſſen. Ich denke in der Geſtalt, die er jetzt bekommt, ſoll er als ein lebhaftes Gemälde eines hiſtoriſchen Moments und einer gewiſſen ſoldatiſchen Exiſtenz ganz gut auf ſich ſelber ſtehen können. Nur weiß ich freilich ſelber nicht, ob Alles, was ich dem Ganzen zu lieb darin aufnehmen mußte, auch auf dem Theater wird erſcheinen dürfen. So iſt z. B. ein Capuziner hinein gekommen, der den Croaten predigt; denn gerade dieſer Character-Zug der Zeit und des Platzes hatte mir noch gefehlt. Es liegt aber auch Nichts daran, wenn er von dem Theater wegbleibt. Sch.

Der Prolog iſt gerathen wie er angelegt war; ich habe eine ſehr große Freude daran und danke Ihnen tauſend Mal. Ich habe ihn nur erſt einige Mal durchgeleſen, um mich von dem Ganzen recht zu penetriren, und noch kann ich nicht beſtimmen, was vielleicht wegzulaſſen wäre, und ob ich nicht wegen des Theater-Effects noch hier und da einen kleinen Pinſelſtrich aufhöhen würde.

Es thut mir nur leid, daß ich ihn nicht ſelbſt ſprechen kann, doch wenn ſich Vohs hält, wie unſere Andern bei'm Vorſpiel, ſo können wir zufrieden ſein. Leißring, Weyrauch und Haide declamiren die gereimten Verſe, als wenn ſie ihr Lebtag nichts Anders gethan hätten, beſonders hat Haide gegen den Schluß einige Perioden declamirt, wie ich's auf dem Deutſchen Theater noch gar nicht gehört habe.

Nach dieſer guten Nachricht muß ich aber leider anzeigen, daß es mir unmöglich war, auch nur eine Zeile zu unſerm Zwecke beizutragen, deßwegen ſchicke ich einen Band des Pater Abraham, der Sie gewiß gleich zu der Capuziner-Predigt begeiſtern wird. So wäre z. E. das Rabenaas. als Schlußformel, in Genast's Munde, vielleicht höchſt erbaulich. Es iſt übrigens ein ſo reicher Schatz, der die höchſte Stimmung mit ſich führt.

Das Anfangslied bring' ich auch nicht zu Stande, habe aber etwas Schickliches dafür zu ſubſtituiren. Das kann Alles bei den folgenden Repräſentationen nachgebracht werden, wie überhaupt das Stück fordert, daß immer etwas Neues und Veränderliches darin vorkommt, damit bei folgenden Repräſentationen ſich Niemand orientiren könne.

Weimar, den 3. October. G.

Jena, den 3. October.

Daß Sie mit dem Prolog zufrieden ſind und daß die drei Herren ſich zum Vorſpiel ſo glücklich anlaſſen, ſind mir ſehr willkommene Nachrichten.

An die Capuziner-Predigt will ich mich alſo machen, und habe gute Hoffnung von dem würdigen Abraham. Noch habe ich ihn nicht leſen können, weil Schelling den ganzen Nachmittag bei mir war. Auch muß ich Sie präveniren, daß noch einige andere Veränderungen im Werke ſind, welche ich nebſt der Capuziner-Predigt auf den Montag Abend abzuſchicken hoffe; denn da ſie nicht durch's Ganze gehen, ſo können ſie in einem halben Tag recht gut eingelernt werden.

Sie werden es z. B. auch billigen, daß ich den Conſtabler mit einer beſtimmten dramatiſchen Figur vertauſche. An ſeiner Statt habe ich einen Stelzfuß eingeführt, der mir ein gutes Gegenſtück zum Recrouten macht. Dieſer Invalide bringt ein Zeitungsblatt, und ſo erfährt man unmittelbar aus der Zeitung Regensburg's Einnahme und die neueſten, paſſendſten Ereigniſſe. Es gibt Gelegenheit, dem Herzog Bernhard einige artige Complimente zu machen u. ſ. f. Zu einem Subject für den Stelzfuß wird ſich ſchon Rath finden, hoffe ich.

Finde ich Stimmung und Zeit, ſo will ich das Liedlein von Magdeburg noch machen, und nach einer alten Melodie, daß dadurch kein Aufenthalt entſteht. Uebrigens bin ich getröſtet, wenn es an Zeit dazu fehlt, daß Sie etwas Anderes ſubſtituiren können. Sch.

Von dem Prolog laſſe ich zwei Abſchriften machen, gleichlautend mit Ihrem gedruckten.

Der von mir veränderte Periode, den Sie aufgenommen haben, wird eingeschaltet.

Für die Recitation hier habe ich eine andere Ausgabe veranstaltet, und die Mimen und Aeren bei Seite gebracht, dagegen den Wallenstein ein Paar Mal genannt, damit man nur irgend ungefähr verstehe, was wir wollen. Wie anders ist es, was man mit sich und unter Freunden in's Zarteste und Besonderste arbeitet, und was der fremden Masse im Allgemeinsten vorgetragen werden soll! Sie werden darüber noch das Wunderbarste bei dieser Gelegenheit erleben und hören.

Uebrigens geht noch bis jetzt Alles ganz erwünscht. Der Saal sieht sehr artig aus und der größte Theil ist vergnügt und erfreut darüber, so daß die einzelnen Widersacher ein sehr böses Spiel haben.

Das Vorspiel geht recht artig. Es war heute Probe auf dem Theater; wir müssen aber auf die geringste Veränderung Verzicht thun. Bei der Schwierigkeit, eine so neue und fremde Aufgabe mit Ehren zu vollenden, klammert sich Jeder so fest an seine Rolle, wie ein Schiffbrüchiger an's Bret, so daß man ihn unglücklich machte, wenn man's ihm wacklich macht.

Das Soldatenlied liegt bei, womit das Stück anfangen soll. Die Musik wird morgen früh in Ordnung kommen und ich hoffe, bald soll Alles wohl im Hause stehen.

Uebrigens ist eine Vor-Recension der Aufführung, sowie des Effects, den das Stück gemacht hat, schematisirt und kann in einigen guten Stunden fertig werden. Da ich mich einmal auf das Element der Unverschämtheit begeben habe, so wollen wir sehen, wer es mit uns aufnimmt.

Uebrigens kann ich Sie versichern, daß der Hauptzweck erreicht wird. Einige wenige, die dem Prolog zugehört haben, glauben, sowie die Schauspieler selbst, daß sie doch nun so ziemlich wüßten, wie es damals ausgesehen habe.

Weimar, den 6. October. G.

Die Haupt-Figuren machen ihre Sache vortrefflich und haben schon excellent memorirt; mit den übrigen stockt's noch ein wenig, das wird sich aber Alles noch in thätige Harmonien auflösen. Uebrigens versteht man an allen Ecken und Enden das leiseste wohlarticulirte Wort.

Leben Sie recht wohl; ich bin vom besten Humor, weil bis jetzt Alles wirklich recht gut geht.

Weimar, den 7. October. G.

Hier erhalten Sie meine Capuziner-Predigt, sowie sie unter den Zerstreuungen dieser letzten Tage, die von Besuchen wimmelten, hat zu Stande kommen können. Da sie nur für ein Paar Vorstellungen in Weimar bestimmt ist, und ich mir zu einer andern, die ordentlich gelten soll, noch Zeit nehmen werde, so habe ich kein Bedenken getragen, mein würdiges Vorbild in vielen Stellen bloß zu übersetzen und in andern zu copiren. Den Geist glaube ich so ziemlich getroffen zu haben.

Aber nun ein Hauptanliegen. Wenn Sie die Predigt gelesen haben, so werden Sie selbst finden, daß sie nothwendig um einige Scenen später kommen muß, wenn man durch die beiden Jäger und andere Figuren schon einen Begriff von den Soldaten durch sie selbst bekommen hat. Käme sie früher, so würden die unmittelbar folgenden Scenen dadurch geschwächt und gegen die Gradation gefehlt werden. Auch ist es gut, daß unmittelbar nach ihr eine belebte, handelnde Scene folge, daher ist mein Vorschlag, sie unmittelbar entweder vor dem Auftritt des Recruten oder, was mir noch lieber wäre, unmittelbar vor der Ertappung des Bauern und dem Auflauf im Zelt zu bringen.

Es wird an der übrigen Oeconomie dadurch gar nicht gerückt, wie Sie finden werden, es ist nur ein Stichwort zu verändern. Die paar Reden, welche die Soldaten darin bekommen haben, sind in ein Paar Minuten gelernt.

Daß ich den Spielmann und den Tanz habe noch anbringen müssen, um die Scene bei'm Eintritt des Capuziners bunt und belebt zu machen, werden Sie gleichfalls für nothwendig erkennen.

Haben Sie Dank für das Anfangslied; ich finde es ganz zweckmäßig, vielleicht kann ich noch ein Paar Strophen anflicken; denn es möchte um ein Weniges zu kurz sein. Sch.

Jena, den 9. October.

Der Aufschub des Stücks kann mir nicht anders als lieb sein; auf den Donnerstag hoffe ich bei guter Zeit da sein zu können. Bei dieser belebten Behandlung der Sache entwickeln sich allerlei Dinge in meinem Kopf, die dem „Wallenstein" noch zu Statten kommen werden. Das Vorspiel denke ich noch vielmehr für das Ganze zu benutzen, und weiß auch schon viele bedeutende Striche, die es noch zu seinem Vortheil erhalten soll. Die Arbeit wird mir vergrößert und doch zugleich beschleunigt werden.

Hätte ich gedacht, daß die Capuziner-Predigt morgen früh nicht zu spät kommen würde, so hätte sie noch besser ausfallen müssen. Im Grunde macht es mir große Lust, auf diese Frațe noch Etwas zu verwenden; denn dieser Pater Abraham ist ein prächtiges Original, vor dem man Respect bekommen muß, und es ist eine interessante und keineswegs leichte Aufgabe, es ihm in der Tollheit und in der Ge-

ſcheidigkeit nach oder gar vorzuthun. Indeß werde ich das Möglichſte verſuchen.

Das Soldatenlied habe ich noch mit ein Paar Verſen vermehrt, die ich beilege. Es däucht mir, daß es gut ſein wird, dem Zuſchauer etwas Zeit zu geben, ſowie auch den Statiſten ſelbſt, die Gruppe in ihrer Bewegung zu ſehen, und die Anordnungen zu machen. Sie werden es wohl ſo einrichten, daß mehrere Stimmen ſich in die Strophen theilen, und daß auch ein Chorus die letzten Zeilen immer wiederholt. Sie haben es mit den Veränderungen, die Sie in meinem Text vorgenommen, ganz gnädig gemacht. Von einigen [illegible] mir die Urſache nicht gleich klar, doch darüber werden wir ſprechen. Solche Kleinigkeiten führen oft zu den nützlichſten Bemerkungen.

Leben Sie recht wohl. Ich freue mich nur, daß Luſt und Humor Sie bei dieſer mechaniſchen Hetzerei nicht verlaſſen. Sch.

Abends nach der Vorſtellung.

Nach dem heutigen, wohl zurückgelegten Tag iſt die Ruhe freilich das Beſte. Ich freue mich, daß Alles ſo heiter und vergnügt von uns geſchieden iſt, und was mich ſelbſt betrifft, ſo habe ich einen recht angenehmen Tag durchlebt. Sch.

Jena, den 21. October.

Es iſt Schade, daß Sie dieſe letzten ſchönen Tage nicht noch in Jena ausgewartet haben. Es geht uns darin ganz wohl, ob ich gleich in meiner Arbeit nicht ſo ſchnell fortrücke als ich dachte. Die Umſetzung meines Textes in eine angemeſſene, deutliche und maulrechte Theater-Sprache iſt eine ſehr aufhaltende Arbeit, wobei das Schlimmſte noch iſt, daß man, über der nothwendigen und lebhaften Vorſtellung der Wirklichkeit, des Perſonals und aller übrigen Bedingungen allen poetiſchen Sinn abſtumpft. Gott helfe mir über dieſe Beſogne hinweg. Uebrigens konnte es nicht fehlen, [illegible] dieſer deutliche Theater-Zweck, auf den [illegible] jetzt losarbeite, mich nicht auch zu einigen [illegible]en, weſentlichen Zuſätzen und Veränderungen veranlaßt hätte, welche dem Ganzen zuträglich ſind. Sch.

Jena, den 30. October.

Ich habe mit großem Vergnügen unterdeſſen in den „Propyläen" geleſen, wo ich mich auf's Neue an den klar und beſtimmt herausgeſprochenen Wahrheiten und Kunſt-Orakeln erbaut habe. Es iſt mir, als wenn ſie mir noch nie ſo nahe gerückt, ſo klar entgegen gekommen wären. Sie werden zwar Wenigen zu Gute kommen, aber es iſt nur gut, daß Sie veranlaßt worden ſind, damit herauszugehen. Es wird merkwürdig ſein, wie Mancher, der doch auch zu Ihrer Confeſſion zu gehören glaubt, dieſe hohen Ideen ſeinen kleinlichen Begriffen accommodiren wird. Sch.

Die „Propyläen" ſind für mich eine wahre Wohlthat, indem ſie mich endlich nöthigen, die Ideen und Erfahrungen, die ich mit mir ſo lange herumſchleppe, auszuſprechen. Es freut mich ſehr, wenn Ihnen das erſte Stück recht freundlich und gemüthlich entgegen gekommen iſt.

Weimar, den 31. October. G.

Jena, den 2. November.

Ich hätte gar nicht übel Luſt, ſobald ich vor dem „Wallenſtein" nur Ruhe habe, zu demjenigen Theil Ihrer Einleitung in die „Propyläen" und des Geſprächs, der von der unäſthetiſchen Forderung des Naturwirklichen handelt, das Gegenſtück zu machen und die entgegengeſetzte, aber damit gewöhnlich verbundene Forderung des Moraliſchen und Naturmöglichen, oder vielmehr Vernunftmöglichen, anzugreifen; denn wenn man von dieſer Seite auch noch herankommt, ſo bekommt man den Feind recht in die Mitte. Sie konnten davon nicht wohl reden, weil dieſe Unart nicht ſowohl die bildenden Künſte und Urtheile darüber, als die poetiſchen Werke und Critiken derſelben anzuſtecken pflegt. Sch.

Jena, den 9. November.

Ich bin ſeit geſtern endlich an den poetiſch wichtigſten Theil des „Wallenſtein's" gegangen, der der Liebe gewidmet iſt, und ſich, ſeiner frei menſchlichen Natur nach, von dem geſchäftigen Weſen der übrigen Staats-Actien völlig trennt, ja demſelben, dem Geiſte nach, entgegenſetzt. Nun erſt, da ich dieſem Letztern die mir mögliche Geſtalt gegeben, kann ich mir ihn aus dem Sinne ſchlagen und eine ganz verſchiedene Stimmung in mir aufkommen laſſen; und ich werde einige Zeit damit zugebracht haben, ihn wirklich zu vergeſſen. Was ich nun am Meiſten zu fürchten habe, iſt, daß das überwiegende menſchliche Intereſſe dieſer großen Epiſode an der ſchon feſtſtehenden ausgeführten Handlung leicht Etwas verrücken möchte: denn ihrer Natur nach gebührt ihr die Herrſchaft, und je mehr mir die Ausführung derſelben gelingen ſollte, deſto mehr möchte die übrige Handlung dabei in's Gedränge kommen. Denn es iſt weit ſchwerer, ein Intereſſe für das Gefühl als eins für den Verſtand aufzugeben.

Vor der Hand iſt nun mein Geſchäft, mich aller Motive, die im ganzen Umkreis meines Stücks für dieſe Epiſode und in ihr ſelbſt liegen, zu bemächtigen, und ſo, wenn es auch

langsam geht, die rechte Stimmung in mir reifen zu lassen. Ich glaube mich schon auf dem eigentlichen rechten Wege zu finden und hoffe daher keine verlornen Kreuz zu machen.

Soviel muß ich aber vorher sagen, daß der Piccolomini nicht eher aus meiner Hand in die der Schauspieler kommen kann und darf, als bis wirklich auch das dritte Stück, die letzte Hand abgerechnet, ganz aus der Feder ist. Und so wünsche ich nur, daß mir Apollo gnädig sein möchte, um in den nächsten sechs Wochen meinen Weg zurückzulegen.

Damit mir meine bisherige Arbeit aus den Augen komme, sende ich sie Ihnen gleich jetzt. Es sind nur eigentlich zwei kleine Lücken geblieben; die eine betrifft die geheime magische Geschichte zwischen Octavio und Wallenstein, und die andere die Präsentation Questenberg's an die Generale, welche mir in der ersten Ausführung noch etwas Steifes hatte, und wo mir die rechte Wendung noch nicht einfiel. Die zwei ersten und die zwei letzten Acte sind sonst fertig, wie Sie sehen, und der Anfang des dritten ist auch abgeschrieben. Sch.

Für den „Wallenstein" danke ich; die zwei ersten Acte habe ich heute früh mit großem Vergnügen gelesen. Den ersten, den ich nun so genau kenne, halte ich fast durchaus für theatralisch zweckmäßig. Die Familien-Scenen sind sehr glücklich und von der Art, die mich rührt. In der Audienz-Scene möchten einige historische Puncte deutlicher auszusprechen sein, so wie ich in meiner Ausgabe des Prologs den „Wallenstein" zwei Mal genannt habe. Man glaubt nicht, was man deutlich zu sein Ursache hat.

Weimar, den 19. November. G.

Jena, den 20. November.

Ich bin es diese Tage her so gewohnt worden, daß Sie in der Abendstunde kamen, und die Uhr meiner Gedanken aufzogen und stellten, daß es mir ganz ungewohnt thut, nach gethaner Arbeit, mich an mich selbst verwiesen zu sehen. Besonders wünschte ich, daß uns nicht erst am letzten Tage eingefallen wäre, den chromatischen Cursus anzufangen; denn gerade eine solche reine Sachbeschäftigung gewährte mir eine heilsame Abwechselung und Erholung von meiner jetzigen poetischen Arbeit, und ich würde gesucht haben, mir in Ihrer Abwesenheit auf meine eigene Weise darin fortzuhelfen.

Ihre lange Arbeit mit den Farben und der Ernst, den Sie darauf verwendet, muß mit einem nicht gemeinen Erfolg belohnt werden. Sie müssen, da Sie es können, ein Muster aufstellen, wie man physicalische Forschungen behandeln soll, und das Werk muß durch seine Behandlung ebenso belehrend sein als durch seine Ausbeute für die Wissenschaft.

Wenn man überlegt, daß das Schicksal dichterischer Werke an das Schicksal der Sprache gebunden ist, die schwerlich auf dem jetzigen Puncte stehen bleibt, so ist ein unsterblicher Name in der Wissenschaft etwas sehr Wünschenswürdiges.

Heute endlich habe ich den „Wallenstein" zum ersten Mal in die Welt aussliegen lassen und an Iffland abgeschickt. Die Costumes werden Sie so gütig sein, ihm bald schicken zu lassen, weil er sie bald nöthig haben könnte. Ich hab' ihn vorläufig davon benachrichtigt. Sch.

Jena, den 2. December.

Ich muß Sie heute mit einer astrologischen Frage behelligen, und mir Ihr ästhetisch-critisches Bedenken in einer verwickelten Sache ausbitten.

Durch die größere Ausdehnung der „Piccolomini" bin ich nun genöthigt, mich über die Wahl des astrologischen Motivs zu entscheiden, wodurch der Abfall Wallenstein's eingeleitet werden und ein muthvoller Glaube an das Glück der Unternehmung in ihm erweckt werden soll. Nach dem ersten Entwurf sollte Dieß dadurch geschehen, daß die Constellation glücklich befunden wird, und das Speculum astrologicum sollte in dem bewußten Zimmer vor den Augen des Zuschauers gemacht werden. Aber Dieß ist ohne dramatisches Interesse, ist trocken, leer und noch dazu wegen der technischen Ausdrücke dunkel für den Zuschauer. Es macht auf die Einbildungskraft keine Wirkung und würde nur eine lächerliche Frage bleiben. Ich habe es daher auf eine andere Art versucht und gleich auszuführen angefangen, wie Sie aus der Beilage ersehen.

Die Scene eröffnete den vierten Act der „Piccolomini", nach der neuen Eintheilung, und ginge dem Auftritte, worin Wallenstein Seßin's Gefangennehmung erfährt und worauf der große Monolog folgt, unmittelbar vorher; und es wäre die Frage, ob man des astrologischen Zimmers nicht ganz überhoben sein könnte, da es zu keiner Operation gebraucht wird.

Ich wünsche nun zu wissen, ob Sie dafür halten, daß mein Zweck, der dahin geht, dem „Wallenstein" durch das Wunderbare einen augenblicklichen Schwung zu geben, auf dem Weg, den ich gewählt habe, wirklich erreicht wird, und ob also die Frage, die ich gebraucht, einen gewissen tragischen Gehalt hat und nicht bloß als lächerlich auffällt. Der Fall ist sehr schwer, und man mag es angreifen, wie man will, so wird die Mischung des Thörichten und Abgeschmackten mit dem Ernsthaften und Ver-

Schnaps.

Wißt nur, daß Ihr Richter werden müßt, wenn wir nur hier erſt den Freyheitsbaum errichtet haben.

Märten.

Richter? Ich weiß wohl noch, wie ich geheimer Landrichter werden ſollte.

Schnaps.

Das ſind jetzt andere Zeiten; man betrügt niemand mehr.

Märten.

Das wäre mir lieb.

Schnaps.

Man hat niemand zum Beſten.

Märten.

Das iſt mir angenehm.

Schnaps.

Nun, vor allen Dingen —

ſtändigen immer anſtößig bleiben. Auf der andern Seite durfte ich mich von dem Character des Aſtrologiſchen nicht entfernen, und mußte dem Geiſt des Zeitalters nahe bleiben, dem das gewählte Motiv ſehr entſpricht.

Die Reflexionen, welche Wallenſtein darüber anſtellt, führe ich vielleicht noch weiter aus, und wenn nur der Fall ſelbſt dem Tragiſchen nicht widerſprechend und mit dem Ernſt unvereinbar iſt, ſo hoffe ich ihn durch jene Reflexionen ſchon zu erheben.

Haben Sie nun die Güte und ſagen mir darüber Ihre Meinung. Sch.

Ihr Brief findet mich in großer Zerſtreuung und in Beſchäftigungen, die mit einem äſthetiſchen Urtheile über dramatiſche Motive nichts Gemeines haben. Ich muß alſo um Aufſchub bitten, bis ich meine Gedanken über Ihre Anfrage ſammeln kann. Dem erſten Anblick nach ſcheint mir die Idee ſehr wohl gefunden, und ich ſollte denken, daß man dabei acquieſciren könnte. Denn wie Sie auch ſelbſt bemerken, ſo ſcheint immer ein unauflösbarer Bruch zwiſchen dieſer Frage und der tragiſchen Würde übrig zu bleiben, und es kann vielleicht nur die Frage ſein, ob ſie etwas Würdiges hervorbringe, und Das ſcheint mir dieß Mal geleiſtet.

Iſt doch ſelbſt der politiſche Stoff nicht viel beſſer als der aſtrologiſche, und mich dünkt, man müßte den aſtrologiſchen, um ihn zu beurtheilen, nicht unmittelbar gegen das Tragiſche halten, ſondern das Aſtrologiſche wäre als ein Theil des hiſtoriſch, politiſch, barbariſchen Temporären mit in der übrigen Maſſe gegen das Tragiſche zu ſtellen und mit ihm zu verbinden.

Den fünffachen Buchſtaben, ob er mir gleich wohl gefällt, weiß ich noch nicht gegen jenes aſtrologiſche Zimmer zu bilanciren; Beides ſcheint Etwas für ſich zu haben. Und ich muß endigen, wie ich anfing, daß ich heute weder im Stande bin, rein zu empfinden noch recht zu denken.

Weimar, den 5. December. G.

Jena, den 7 December.

Wir leben jetzt wieder in ſehr entgegengeſetzten Zuſtänden, Sie unter lauter Zerſtreuungen, die Ihnen keine Sammlung des Gemüths erlauben, und ich in einer Abgeſchiedenheit und Einförmigkeit, die mich nach Zerſtreuung ſeufzen macht, um den Geiſt wieder zu erfriſchen. Ich habe übrigens dieſe traurigen Tage, die ſich erſt heute wieder aufhellten, nicht ganz unnütz verbracht, und einige bedeutende Lücken in meiner Handlung ausgefüllt, wodurch ſie ſich immer mehr rundet und ſtetiger wird. Es ſind verſchiedene ganz neue Scenen entſtanden, die dem Ganzen ſehr gut thun. Auch jenen nicht ganz aufzuhebenden Bruch, von dem Sie ſchreiben, in Betreff des Tollen und Vernünftigen ſeh' ich dadurch Etwas vermindert, indem Alles darauf ankommt, daß jene ſeltſame Verbindung heterogener Elemente als beharrender Character erſcheine, aus dem Total des Menſchen hervorkomme und ſich überall offenbare. Denn wenn es gelingt, ſie nur recht individuell zu machen, ſo wird ſie wahr, da das Individuelle zur Phantaſie ſpricht, und man es alſo nicht mit dem trockenen Verſtande zu thun hat.

Wenn Sie glauben, daß wir das aſtrologiſche Zimmer nicht einbüßen ſollten, ſo ließe ſich immer noch Gebrauch davon machen, auch im Fall, daß wir die andere Frage beibehielten. Das Mehr ſchadet hier Nichts, und Eins hilft dem Andern. Mir iſt eigentlich nur darum zu thun, daß ich von Ihnen wiſſe, ob das neulich Ueberſchickte überall nur ſtatthaft iſt; denn es iſt gar nicht nöthig, daß etwas Anderes dadurch ausgeſchloſſen wird. Sch.

Wie ſehr wünſchte ich, gerade über die vorliegende Frage mit Ihnen einen Abend zu converſiren; denn ſie iſt doch um Vieles wichtiger als jene Quäſtion, in welcher Ordnung die Rüſtung erſcheinen ſoll. Ich faſſe mich nur kurz zuſammen und gehe über Alles hinaus, worüber wir einig ſind.

Ich halte nach vielfältiger Ueberlegung das aſtrologiſche Motiv für beſſer als das neue.

Der aſtrologiſche Aberglaube ruht auf dem dunkeln Gefühl eines ungeheuern Weltganzen. Die Erfahrung ſpricht, daß die nächſten Geſtirne einen entſchiedenen Einfluß auf Witterung, Vegetation u. ſ. w. haben; man darf nur ſtufenweiſe immer aufwärts ſteigen und es läßt ſich nicht ſagen, wo dieſe Wirkung aufhört. Findet doch der Aſtronom überall Störungen eines Geſtirns durchs andere; iſt doch der Philoſoph geneigt, ja genöthigt, eine Wirkung auf das Entfernteſte anzunehmen; ſo darf der Menſch im Vorgefühl ſeiner ſelbſt nur immer Etwas weiter ſchreiten und dieſe Einwirkung auf's Sittliche, auf Glück und Unglück ausdehnen. Dieſen und ähnlichen Wahn möchte ich nicht einmal Aberglauben nennen; er liegt unſerer Natur ſo nahe, iſt ſo leidlich und läßlich, als irgend ein Glaube.

Nicht allein in gewiſſen Jahrhunderten, ſondern auch in gewiſſen Epochen des Lebens, ja bei gewiſſen Naturen, tritt er öfter, als man glauben kann, herein. Hat doch der verſtorbene König in Preußen bloß darum auf den „Wallenſtein" gehofft, weil er erwartete, daß dieſes Weſen ernſthaft darin behandelt ſein würde.

Der moderne Orakel-Aberglaube

hat auch manches poetische Gute, nur ist gerade diejenige Species, die Sie gewählt haben, dünkt mich, nicht die beste, sie gehört zu den Anagrammen, Chronodistichen, Teufelsversen, die man rückwärts wie vorwärts lesen kann, und ist also aus einer geschmacklosen und pedantischen Verwandtschaft, an die man durch ihre incurable Trockenheit erinnert wird. Die Art, wie Sie die Scene behandelt haben, hat mich wirklich im Anfang so bestochen, daß ich diese Eigenschaften nicht merkte und nur erst durch Reflexion darauf kam. Uebrigens mag ich, nach meiner Theater-Erfahrung, herumdenken wie ich will, so läßt sich dieses Buchstabenwesen nicht anschaulich machen. Die Lettern müssen entweder verschlungen sein wie die M. des Mathias. Die F. müßte man in einem Kreis stellen, die man aber, wenn man sie auch noch so groß machte, von Weitem nicht erkennen würde.

Und so geht ein närrisch mühsames Leben immerfort, wie das Mährchen der „Tausend und einen Nacht", wo sich immer eine Fabel in die andere einschachtelt.

Weimar, den 8 December. G.

Jena, den 11. December.

Es ist eine rechte Gottesgabe um einen weisen und sorgfältigen Freund; Das habe ich bei dieser Gelegenheit aufs Neue erfahren. Ihre Bemerkungen sind vollkommen richtig, und Ihre Gründe überzeugend. Ich weiß nicht, welcher böse Genius über mir gewaltet, daß ich das astrologische Motiv im „Wallenstein" nie recht ernsthaft zusassen wollte, da doch eigentlich meine Natur die Sachen lieber von der ernsthaften als leichten Seite nimmt. Die Eigenschaften des Stoffes müssen mich Anfangs zurückgeschreckt haben. Ich sehe aber jetzt vollkommen ein, daß ich noch etwas Bedeutendes für diese Materie thun muß, und es wird auch wohl geben, ob es gleich die Arbeit wieder verlängert. Sch.

Jena, den 24. December.

Ich setze mich mit einem sehr erleichterten Herzen nieder, um Ihnen zu schreiben, daß die „Piccolomini" so eben an Iffland abgegangen sind. Er hat mich in seinem Briefe so tribulirt und gequält, zu eilen, daß ich heute meine ganze Willenskraft zusammen nahm, drei Copisten zugleich anstellte, und (mit Ausschluß der einzigen Scene im astrologischen Zimmer, die ich ihm nachsende) das Werk wirklich zu Stande brachte. Eine recht glückliche Stimmung und eine wohl ausgeschlafene Nacht haben mich secundirt, und ich hoffe, sagen zu können, daß diese Eile dem Geschäft Nichts geschadet hat. So ist aber auch schwerlich ein heiliger Abend auf dreißig Meilen in der Runde vollbracht worden, so gehetzt nämlich und so qualvoll über der Angst, nicht fertig zu werden. Iffland hat mir seine Noth vorgestellt, wenn er in den zwei nächsten Monaten der eigentlichen Theater-Zeit Nichts hätte, wodurch er die Opern, welche frei gegeben werden, balanciren könnte, da er in seiner Rechnung auf das Stück, auf nichts Anderes gedacht hätte, und gab mir den Verlust bei dem versäumten Tempo auf viertausend Thaler an. Sch.

Viel Glück zu der abgenöthigten Vollendung der Arbeit! Denn ich will Ihnen gar nicht läugnen, daß mir in der letzten Zeit alle Hoffnung zu vergehen anfing. Bei der Art, wie Sie diese Jahre her den „Wallenstein" behandelt haben, ließ sich gar keine innere Ursache mehr denken, wodurch er fertig werden konnte, so wenig als das Wachs gerinnen kann, so lange es an dem Feuer steht. Sie werden selbst erst finden, wenn Sie diese Sache hinter sich haben, was für Sie gewonnen ist. Ich sehe es als etwas Unendliches an.

Weimar, den 25. December. G.

Madame Teller las gestern in der Probe der „Piccolomini" insoweit gut, daß sie Nichts falsch las, aber zu matt und leseprobemäßig. Sie versichert, auf dem Theater würde Das alles ganz anders werden. Da Dieses fast eine allgemeine Schauspieler-Manie ist, so kann ich sie ihr nicht besonders zurechnen, obgleich diese Albernheit hauptsächlich Ursache ist, daß keine bedeutende Rolle recht eingelernt wird und daß nachher vom Zufall so viel abhängt. Ich wünsche von Ihnen das Beste zu hören.

Den 25. Januar 1799. G.

So ist denn endlich der große Tag angebrochen, auf dessen Abend ich neugierig und verlangend genug bin. Hier noch einige Bemerkungen.

1. Wollten Sie Wolf nicht in den ersten Scenen im Cürass kommen lassen? In dem Collet sieht er gar zu nüchtern aus.

2. Auch wäre das Barret für Wallenstein nicht zu vergessen, es muß so etwas wie Reiherfedern bei der Garderobe sein.

3. Wollten Sie nicht auch Wallenstein noch einen rothen Mantel geben? Er sieht von hinten den andern so sehr ähnlich.

Weimar, den 29. Januar. G.

Körner's Brief kommt mir wunderbar vor, wie überhaupt alles Individuelle so wunderbar ist. Es weiß sich kein Mensch weder in sich selbst noch in andere zu finden und muß sich eben sein Spinnengewebe selbst machen, aus dessen Mitte er wirkt. Das Alles weist mich immer mehr

auf meine poetiſche Natur zurück. Man befriedigt bei dichteriſchen Arbeiten ſich ſelbſt am Meiſten und hat noch dadurch den beſten Zuſammenhang mit Andern.

Uebrigens bin ich vom ſchlimmſten Humor, der ſich auch wohl nicht verbeſſern wird, bis irgend eine Arbeit von Bedeutung wieder gelungen ſein wird.

Leben Sie recht wohl, grüßen Sie Ihre liebe Frau und ſeien Sie recht fleißig. Was mich betrifft, ſo ſehe ich ſchon voraus, daß ich keine zufriedene Stunde haben werde, bis ich mich wieder in Ihrer Nähe befinde, um auf eine erwünſchte Weiſe thätig ſein zu können. Auf den Sommer muß ich mir was erfinden, es ſei, was es will, um mir eine gewiſſe Heiterkeit wieder zu geben, die ich in der ſchlimmſten Jahreszeit ganz vermißte.

Weimar, den 2. März. G.

Jena, den 5. März.

Es hat mich dieſen Winter oft geſchmerzt, Sie nicht ſo heiter und muthvoll zu finden, als ſonſt, und eben darum hätte ich mir ſelbſt etwas mehr Geiſtesfreiheit gewünſcht, um Ihnen mehr ſein zu können. Die Natur hat Sie einmal beſtimmt, hervorzubringen; jeder andere Zuſtand, wenn er eine Zeit lang anhält, ſtreitet mit Ihrem Weſen. Eine ſo lange Pauſe, als Sie das Mal in der Poeſie gemacht haben, darf nicht mehr vorkommen, und Sie müſſen darin ein Machtwort ausſprechen und ernſtlich wollen. Schon deßwegen iſt mir Ihre Idee zu einem didactiſchen Gedichte ſehr willkommen geweſen; eine ſolche Beſchäftigung knüpft die wiſſenſchaftlichen Arbeiten an die poetiſchen Kräfte an und wird Ihnen den Uebergang erleichtern, an dem es jetzt allein zu fehlen ſcheint.

Wenn ich mir übrigens die Maſſe von Ideen und Geſtalten denke, die Sie in den zu machenden Gedichten zu verarbeiten haben, und die in Ihrer Phantaſie lebendig liegen, ſo daß ein einziges Geſpräch ſie hervorrufen kann, ſo begreife ich gar nicht, wie Ihre Thätigkeit auch nur einen Augenblick ſtocken kann. Ein einziger dieſer Plane würde ſchon das halbe Leben eines andern Menſchen thätig erhalten. Aber Ihr Realism zeigt ſich auch hier; wenn wir Andern uns mit Ideen tragen und ſchon darin eine Thätigkeit finden, ſo ſind Sie nicht eher zufrieden, als bis Ihre Ideen Exiſtenz bekommen haben.

Das Frühjahr und der Sommer werden Alles gut machen. Sie werden ſich nach der langen Pauſe deſto reicher entladen, beſonders wenn Sie den Geſang aus der Achilleis gleich vernehmen, weil dadurch eine ganze Welt in Bewegung geſetzt wird. Ich kann jenes kurze Geſpräch, wo Sie mir den Inhalt dieſes erſten Geſangs erzählten, noch immer nicht vergeſſen, ſo wenig als den Ausdruck von heiterm Feuer und aufblühendem Leben, der ſich bei dieſer Gelegenheit in Ihrem ganzen Weſen zeigte.

Sch.

Ich muß mich nur, nach Ihrem Rath, als eine Zwiebel anſehen, die in der Erde unter dem Schnee liegt, und auf Blätter und Blüthen in den nächſten Wochen hoffen.

In dieſen Wintertagen, die ſich erneuern, iſt „Palmira" ein recht erwünſchtes Geſchenk. Ich kann kaum erwarten, bis die Oper wieder aufgeführt wird, und es geht mehr Leuten ſo.

Grüßen Sie Ihre liebe Frau und fahren Sie fort, mir in guten und böſen Stunden durch die Kraft Ihres Geiſtes und Herzens beizuſtehen.

Weimar, den 6. März. G.

Die zwei Acte „Wallenſtein's" ſind fürtrefflich und thaten bei'm erſten Leſen auf mich eine ſo lebhafte Wirkung, daß ſie gar keinen Zweifel zuließen.

Wenn ſich der Zuſchauer bei den „Piccolomini's" aus einem gewiſſen künſtlichen, und hier und da willkürlich ſcheinenden Gewebe nicht gleich herausfinden, mit ſich und Andern nicht völlig Eins werden kann, ſo geben dieſe neuen Acte nun ſchon gleichſam als naturnothwendig vor ſich hin. Die Welt iſt gegeben, in der das Alles geſchieht, die Geſetze ſind aufgeſtellt, nach denen man urtheilt, der Strom des Intereſſes, der Leidenſchaft, findet ſein Beete ſchon, in dem er hinabrollen kann. Ich bin nun auf das Uebrige ſehr verlangend, das mir nach Ihrer neuen Anlage ganz neu ſein wird.

Nachdem ich heute früh Ihre beiden Acte mit wahrem Antheil und inniger Rührung geleſen, kommt mir das dritte Stück vom „Athenäum" zu, in das ich mich einlaſſe und worüber mir die Zeit verſtreicht. Die Botenſtund ſchlägt und hier nur noch gute Nachricht, daß ich, durch Ihren Zuruf ermuntert, dieſe Tage meine Gedanken auf dem Trojaniſchen Felde feſt gehalten habe. Ein großer Theil des Gedichts, dem es noch an innerer Geſtalt fehlte, hat ſich bis in ſeine kleinſten Zweige organiſirt, und weil nur das unendlich Unendliche mich intereſſiren kann, ſo ſtelle ich mir vor, daß ich mit dem Ganzen, wenn ich alle meine Kräfte darauf wende, bis Ende Septembers fertig ſein kann. Ich will dieſen Wahn ſo lange als möglich bei mir zu erhalten ſuchen.

„Wallenſtein" ſchicke ich morgen wieder zurück.

Weimar, den 9. März. G.

Jena, den 12. März.

Daß meine zwei erſten Acte eine ſo gute Auf-

nahme gefunden, freut mich sehr; die drei letzten, wenn ich sie auch nicht ganz so genau ausführen Zeit habe, sollen wenigstens dem ganzen Effect nach nicht hinter den ersten zurückbleiben. Die Arbeit avancirt jetzt mit beschleunigter Bewegung, und wenn ich jeden Tag anwenden kann, wie diese letztern, so ist es nicht unmöglich, daß ich Ihnen den ganzen Rest des „Wallenstein's" kommenden Montag durch einen Expressen sende, um das Manuscript im Fall keine Erinnerungen dagegen zu machen wären, mit der Montag-Abendspost an Iffland zu expediren.

Daß das Troja'sche Feld sich anfängt um Sie auszubreiten, höre ich mit wahrer Freude. Bleiben Sie in dieser guten Stimmung und möge das heitere Wetter Sie dabei secundiren.

Sch.

Es wird sehr erfreulich sein, wenn, indem Sie Ihren „Wallenstein" endigen, ich den Muth in mir fühle, ein neues Werk zu unternehmen. Ich wünsche, daß der Montag mir die drei letzten Acte bringen möge. Ich habe die zwei ersten bisher in mir walten lassen und finde noch immer, daß sie sich gut darstellen. Wenn man im „Piccolomini" beschaut und Antheil nimmt, so wird man hier unwiderstehlich fortgerissen.

Weimar, den 12. März. G.

Ich schreibe nur eine Zeile, um zu bestätigen, was ich neulich versprach. Montags erhalten Sie den „Wallenstein" ganz. Todt ist er schon und auch parentirt, ich habe nur noch zu bessern und zu feilen.

Jena, den 13. März. Sch.

Recht herzlich gratulire zum Tode des theatralischen Helden! Könnte ich noch meinen epischen vor eintretendem Herbste auch das Lebenslicht ausblasen!

Von der Achilleis sind schon fünf Gesänge motivirt und von dem ersten hundertachtzig Hexameter geschrieben. Durch eine ganz besondere Resolution und Diät habe ich es gezwungen, und da es mit dem Anfange gelungen ist, so kann man für die Fortsetzung nicht bange sein.

Weimar, den 14. März. G.

Jena, den 17. März.

Hier erfolgt nun das Werk, so weit es unter den gegenwärtigen Umständen gebracht werden konnte. Es kann ihm in einzelnen Theilen noch vielleicht an bestimmter Ausführung fehlen, aber für den theatralisch-tragischen Zweck scheint es mir ausgeführt genug. Wenn Sie davon urtheilen, daß es nun wirklich eine Tragödie ist, daß die Hauptforderungen der Empfindung erfüllt, die Hauptfragen des Verstandes und der Neugierde befriedigt, die Schicksale aufgelöst und die Einheit der Hauptempfindung erhalten sei, so will ich höchlich zufrieden sein.

Ich will es auf Ihre Entscheidung ankommen lassen, ob der vierte Act mit dem Monolog der Thetis schließen soll, welches mir das Liebste wäre; oder ob die völlige Auflösung dieser Episode noch die zwei kleinen Scenen, welche nachfolgen, nothwendig macht.

Sonntag Abends. Sch.

Jena, den 19. März.

Ich habe mich schon lange vor dem Augenblick gefürchtet, den ich so sehr wünschte, meines Werks los zu sein; und in der That befinde ich mich bei meiner jetzigen Freiheit schlimmer als der bisherigen Sclaverei. Die Masse, die mich bisher anzog und fest hielt, ist nun auf ein Mal weg und mir dünkt, als wenn ich bestimmungslos im luftleeren Raume hinge. Zugleich ist mir, als wenn es absolut unmöglich wäre, daß ich wieder Etwas hervorbringen könnte; ich werde nicht eher ruhig sein, bis ich meine Gedanken wieder auf einen bestimmten Stoff mit Hoffnung und Neigung gerichtet sehe. Habe ich wieder eine Bestimmung, so werde ich diese Unruhe los sein, die mich jetzt auch von kleinern Unternehmungen abzieht. Ich werde Ihnen, wenn Sie hier sind, einige tragische Stoffe von freier Erfindung vorlegen, um nicht in der ersten Instanz, in dem Gegenstande, einen Mißgriff zu thun. Neigung und Bedürfniß ziehen mich zu einem frei phantasirten, nicht historischen, und zu einem bloß leidenschaftlichen und menschlichen Stoff; denn Soldaten, Helden und Herrscher habe ich vor jetzt herzlich satt.

Wie beneide ich Sie um Ihre jetzige nächste Thätigkeit! Sie stehen auf dem höchsten poetischen Boden, in der schönsten Welt bestimmter Gestalten, wo Alles gemacht ist und Alles wieder zu machen ist. Sie wohnen gleichsam im Hause der Poesie, wo Sie von Göttern bedient werden. Ich habe in diesen Tagen wieder den Homer vorgehabt und den Besuch der Thetis bei'm Vulcan mit unendlichem Vergnügen gelesen. In der anmuthigen Schilderung eines Hausbesuchs, wie man ihn alle Tage erfahren kann, in der Beschreibung eines handwerksmäßigen Geschäfts ist ein Unendliches in Stoff und Form enthalten, und das Naive hat den ganzen Gehalt des Göttlichen.

Daß Sie schon im Herbst die Achilleis zu vollenden hoffen, es doch wenigstens für möglich halten, ist mir bei aller Ueberzeugung von Ihrer raschen Ausführungsweise, davon ich selbst Zeuge war, doch etwas Unbegreifliches,

beſonders da Sie den April nicht einmal zu Ihrer Arbeit rechnen. In der That beklage ich es, daß Sie dieſen Monat verlieren ſollen; vielleicht bleiben Sie aber in der epiſchen Stimmung und alsdann laſſen Sie ſich ja durch die Theater-Sorgen nicht ſtören. Was ich Ihnen in Abſicht auf den „Wallenſtein" dabei an Laſt abnehmen kann, werde ich ohnehin mit Vergnügen thun. Sch.

Jena, den 26 April

Die Zerſtreuungen, die ich in Weimar erfahren, klingen heute noch bei mir nach und ich kann noch zu keiner ruhigen Stimmung kommen. Indeſſen habe ich mich an eine Regierungsgeſchichte der Königinn Eliſabeth gemacht und den Proceß der Maria Stuart zu ſtudiren angefangen. Ein Paar tragiſche Haupt-Motive haben ſich mir gleich dargeboten und mir großen Glauben an dieſen Stoff gegeben, der unſtreitig ſehr viel dankbare Seiten hat. Beſonders ſcheint er ſich zu der Euripides'ſchen Methode, welche in der vollſtändigſten Darſtellung des Zuſtandes beſteht, zu qualificiren; denn ich ſehe eine Möglichkeit, den ganzen Gerichtsgang zugleich mit allem Politiſchen auf die Seite zu bringen und die Tragödie mit der Verurtheilung anzufangen. Doch davon mündlich und bis meine Ideen beſtimmter geworden ſind. Sch.

Ich freue mich über das Zutrauen, das Sie zu Maria Stuart haben. Nur im Ganzen angeſehen, ſo ſcheint dieſer Stoff viel zu enthalten, was von tragiſcher Wirkung ſein kann. G.

Weimar, den 27. April

Jena, den 21. Mai

Ich habe Corneille's „Rodogune", „Pompée" und „Polyeucte" geleſen und bin über die wirklich enorme Fehlerhaftigkeit dieſer Werke, die ich ſeit zwanzig Jahren rühmen hörte, in Erſtaunen gerathen. Handlung, dramatiſche Organiſation, Charactere, Sitten, Sprache, Alles, ſelbſt die Verſe, bieten die höchſten Blößen an, und die Barbarei einer ſich erſt bildenden Kunſt reicht lange nicht hin, ſie zu entſchuldigen. Denn der falſche Geſchmack, den man ſo oft auch in den geiſtreichſten Werken findet, wenn ſie in einer rohen Zeit entſtanden, dieſer iſt es nicht allein, nicht einmal vorzugsweiſe, was daran widerwärtig iſt. Es iſt die Armuth der Erfindung, die Magerkeit und Trockenheit in Behandlung der Charactere, die Kälte in den Leidenſchaften, die Lahmheit und Steifigkeit im Gang der Handlung und der Mangel an Intereſſe faſt durchaus. Die Weiber-Charactere ſind klägliche Fratzen und ich habe noch Nichts als das eigentlich Heroiſche glücklich behandelt gefunden; doch iſt auch dieſes, an ſich nicht ſehr reichhaltige Ingrediens einförmig behandelt.

Racine iſt ohne allen Vergleich dem Vortrefflichen viel näher, obgleich er alle Unarten der Franzöſiſchen Manier an ſich trägt und im Ganzen Etwas ſchwach iſt. Nun bin ich in der That auf Voltaire's Tragödie ſehr begierig; denn aus den Critiken, die der Letztere über Corneille gemacht, zu ſchließen, iſt er über die Fehler deſſelben ſehr klar geweſen.

Es iſt freilich leichter, tadeln als hervorbringen. Dabei fällt mir mein eigenes Penſum ein, das noch immer ſehr ungeſtaltet daliegt. Wüßten es nur die allzeitfertigen Urtheiler und die leichtfertigen Dilettanten, was es koſtet, ein ordentliches Werk zu erzeugen. Sch.

Jena, den 6. Juni

Ich leſe jetzt, in den Stunden, wo wir ſonſt zuſammen kamen, Leſſing's Dramaturgie, die in der That eine ſehr geiſtreiche und beliebte Unterhaltung gibt. Es iſt doch gar keine Frage, daß Leſſing unter allen Deutſchen ſeiner Zeit über Das, was die Kunſt betrifft, am Klarſten geweſen, am Schärfſten und zugleich am Liberalſten darüber gedacht und das Weſentliche, worauf es ankommt, am Unverrückteſten in's Auge gefaßt hat. Lieſ't man nur ihn, ſo möchte man wirklich glauben, daß die gute Zeit des Deutſchen Geſchmacks ſchon vorbei ſei; denn wie wenig Urtheile, die jetzt über die Kunſt gefällt werden, dürfen ſich an die ſeinigen ſtellen?

Iſt es denn wahr, daß die Königinn von Preußen den „Wallenſtein" in Berlin nicht hat wollen ſpielen ſehen, um ihn in Weimar zuerſt kennen zu lernen? Sch.

Es iſt an Dem; daß der König und die Königinn den „Wallenſtein" in Berlin nicht geſehen haben und wirklich, wie es ſcheint, um dem Herzog ein Compliment zu machen, der ſie wegen der Wahl der Stücke befragte und wegen dieſes Trauerſpiels ihre Zuſtimmung erhielt.

Mit welcher unglaublichen Verblendung der alte Wieland in den allzu frühen metacritiſchen Triumph einſtimmt, werden Sie aus dem neueſten Stücke des Mercur's mit Verwunderung und nicht ohne Unwillen erſehen. Die Chriſten behaupteten doch: in der Nacht, da Chriſtus geboren worden, ſeien alle Orakel auf ein Mal verſtummt, und ſo verſichern nun auch die Apoſtel und Jünger des neuen philoſophiſchen Evangelii, daß in der Geburtsſtunde der Meta-Critik der Alte zu Königsberg, auf ſeinem Dreifuß, nicht allein paralyſirt worden, ſondern ſogar wie Dagon herunter und auf die Naſe gefallen ſei. Kein einziges der ihm zu Ehren errichteten Götzenbilder ſtehe mehr auf ſeinen Füßen! und

es fehlt nicht viel, daß man nicht für nöthig und natürlich finde, ſämmtliche Kant'sgenoſſen, gleich jenen widerſpenſtigen Baals-Pfaffen, zu ſchlachten.

Für die Sache ſelbſt iſt mir es kein gutes Anzeichen, daß man glaubt, ſolcher heftigen und doch keineswegs ausfangenden Empfehlungen zu bedürfen.

Heute Abend wünſchte ich, daß Sie die Aufführung der theatraliſchen Abenteuer ſehen könnten; ſie wird gewiß vorzüglich gut werden, weil ſie als Hauptprobe dienen ſoll, um die Aufführung vor dem König vorzubereiten. Ich habe geſtern und vorgeſtern die Proben und Vorproben mit Vergnügen beſucht und auch dabei wieder die Bemerkung gemacht, wie ſehr man mit einer Kunſt in Verhältniß, Uebung und Gewohnheit bleiben muß, wenn man ihre Productionen einiger Maßen genießen und etwa gar beurtheilen will. Ich habe ſchon öfters bemerkt, daß ich, nach einer langen Pauſe, mich erſt wieder an Muſik und bildende Kunſt gewöhnen muß, um ihnen im Augenblick was abgewinnen zu können.

Weimar, den 5. Juni. G.

Jena, den 11. Juni.

Ich ſitze noch immer bei meinen drei erſten Expoſitions-Scenen der „Maria Stuart" und ſuche einen feſten Grund für das Künftige zu legen.

Es ſcheint wirklich, daß ich in England mit meinen Stücken Etwas werde machen können. Ich habe binnen acht Tagen zwei Anträge aus London erhalten, Stücke in Manuſcript hinzuſchicken, zwar nur von Buchhändlern und von Ueberſetzern und noch mit keinen beſtimmten Geldverſprechungen begleitet, aber die Nachfrage iſt ſo ſtark, daß ich Ausſichten darauf gründen kann. Sch.

Jena, den 12. Juni.

Ich fange ſchon jetzt an, bei der Ausführung, mich von der eigentlich tragiſchen Qualität meines Stoffs immer mehr zu überzeugen, und darunter gehört beſonders, daß man die Cataſtrophe gleich in den erſten Scenen ſieht und, indem die Handlung des Stücks ſich davon wegzubewegen ſcheint, ihr immer näher und näher geführt wird. An der Furcht des Ariſtoteles fehlt es alſo nicht und das Mitleiden wird ſich auch ſchon finden.

Meine Maria wird keine weiche Stimmung erregen, es iſt meine Abſicht nicht, ich will ſie immer als ein phyſiſches Weſen halten, und das Pathetiſche muß mehr eine allgemeine tiefe Rührung, als ein perſönlich und individuelles Mitgefühl ſein. Sie empfindet und erregt keine Zärtlichkeit, ihr Schickſal iſt nur heftige Paſſionen zu erfahren und zu entzünden. Dieß die Amme fühlt Zärtlichkeit für ſie.

Doch will ich lieber thun und ausführen, als Ihnen viel davon vorſagen, was ich thun will. G.

Mir wird, ich geſtehe es gern, jeder Zeitverluſt immer bedenklicher, und ich gehe mit wunderlichen Projecten um, wenigſtens noch einige Monate dieſes Jahrs für die Poeſie zu retten, woraus denn wohl aber ſchwerlich was werden könnte. Verhältniſſe nach außen machen unſere Exiſtenz und rauben ſie zugleich, und doch muß man ſehen, wie man ſo durchkommt; denn ſich, wie Wieland gethan hat, gänzlich zu iſoliren, iſt auch nicht rathſam.

Ich wünſche, daß Sie an Ihrer Arbeit möglichſt fortfahren. Die erſte Zeit, da uns ſelbſt die Idee noch neu iſt, geht immer Alles friſcher und beſſer.

Ob ich vor Ende dieſes Monats kommen kann, weiß ich nicht zu ſagen. Der Prinz iſt zu mir in's Haus gezogen und außerhalb ſieht es auch ziemlich unruhig aus, da wir hier auf Alles eher als auf den Empfang eines Königs eingerichtet ſind.

Um nicht ganz müßig zu ſein, habe ich meine dunkle Kammer aufgeräumt und will einige Verſuche machen und andere wiederholen, und beſonders ſehen, ob ich der ſogenannten Inflexion Etwas abgewinnen kann. Eine artige Entdeckung habe ich geſtern, in Geſellſchaft mit Meyer, gemacht. Sie wiſſen vielleicht, daß man erzählt, daß gewiſſe Blumen im Sommer bei Abendzeit gleichſam blitzen, oder augenblicklich Licht ausſtrömen. Dieſes Phänomen hatte ich noch niemals geſehen; geſtern Abend bemerkten wir es ſehr deutlich an dem orientaliſchen Mohn, der vor allen andern Blumen eine gelbrothe Farbe hat. Bei genauer Unterſuchung zeigte ſich aber, daß es ein phyſiologiſches Phänomen iſt und der ſcheinbare Blitz das Bild der Blume mit der geforderten ſehr hellgrünen Farbe iſt. Keine Blume, die man gerade anſieht, bringt dieſe Erſcheinung hervor, wenn man aber aus dem Augenwinkel hinſchielt, ſo entſteht dieſe momentane Doppelerſcheinung. Es muß dämmerig ſein, ſo daß das Auge völlig ausgeruht und empfänglich iſt, doch nicht mehr als daß die rothe Farbe ihre völlige Energie behält. Ich glaube, man wird den Verſuch mit farbigem Papier recht gut nachmachen können, ich will die Bedingungen genau merken, übrigens iſt das Phänomen wirklich ſehr täuſchend.

Ich lege den „Sammler" bei und wünſche, daß der Spaß, indem er nun beiſammen iſt, Sie wieder unterhalten möge. Gedenken Sie

dabei der guten Stunden, in denen wir ihn erfanden.

Weimar, den 17. Juni. G.

Jena, den 20. Juni.

Das Propyläen-Stück: der „Sammler" hat mir in der Gestalt, worin es jetzt ist, noch viel reicher und belebter geschienen, als je vorher beim einzelnen Lesen, und es muß als das heiter und kunstlos ausgegossene Resultat eines langen Erfahrens und Reflectirens auf jeden irgend empfänglichen Menschen wundersam wirken. Der Gehalt ist nicht zu übersehen, eben weil so vieles Wichtige nur zart, nur im Vorbeigehen angedeutet ist.

Die Aufführung der Charactere und Kunst-Repräsentanten hat dadurch noch sehr gewonnen, daß unter den Besuchsfragen keine in das Fachwerk paßt, welches nachher aufgestellt wird. Nicht zu erwähnen, daß der kleine Roman dadurch — poetisch — an Reichthum und Wahrheit gewinnt, so wird auch dadurch philosophisch der ganze Kreis vollendet, welcher in den drei Classen des Falschen, des Unvollkommenen und des Vollkommenen enthalten ist.

Die letztern Ausführungen, die ich noch nicht kannte, sind sehr glücklich und unterhalten die geistreiche Heiterkeit bis an's Ende.

Meine Frau, die Sie herzlich grüßt, hat sich an dem fröhlichen Humor und Leben, das darin herrscht, sehr ergetzt, und besonders hat ihr der Besuch der Fremden gefallen. Sch.

Ich freue mich, daß Sie so viel Gutes von dem „Sammler" sagen mögen. Wie viel Antheil Sie an dem Inhalt und an der Gestalt desselben haben, wissen Sie selbst, nur hatte ich zur Ausführung nicht die gehörige Zeit und Behaglichkeit, so daß ich fürchtete, das Ganze möchte ein nicht genug gefälliges Ansehen haben. Auch hätte man bei mehrerer Muße die scharfen Ingredienzien mit etwas mehr Syrup einwickeln können. Indessen thut vielleicht dem Ganzen diese skizzirte Manier nur um so viel besser. Wir selbst haben dabei viel gewonnen, wir haben uns unterrichtet, wir haben uns amüsirt, wir machen Lärm, und das gegenwärtige Propyläen-Stück wird gewiß doppelt so viel gelesen als die vorigen. Der wahre Nutzen aber für uns steht noch eigentlich bevor. Das Fundament ist gut und ich bitte, noch recht streng darüber zu denken. Meyer hat die Idee mit Neigung aufgefaßt und es sind sehr wichtige Resultate zu erwarten. Ich sage davon nur vorläufig so viel.

Alle neuern Künstler gehören in die Classe des Unvollkommenen, und fallen also mehr oder weniger in die getrennten Rubriken. So hat Meyer erst gestern zu seiner größten Zufriedenheit entdeckt, daß Julius Roman zu den Skizzisten gehört. Meyer konnte mit dem Character dieses Künstlers, bei großen Studien über denselben nicht fertig werden, nunmehr glaubt er aber, daß durch diese Enunciation das ganze Räthsel gelöst sei. Wenn man nun den Michel Angelo zum Phantasmisten, den Coreggio zum Undulisten, den Raphael zum Characteristiker macht, so erhalten diese Rubriken eine ungeheure Tiefe, indem man diese außerordentlichen Menschen in ihrer Beschränktheit betrachtet und sie doch als Könige, oder hohe Repräsentanten ganzer Gattungen aufstellt. Nachahmer werden wohl die Deutschen bleiben, und Nebulisten gibt es in der ältern Kunst gar keinen; Oefer wird hingegen als ein solcher wohl aufgeführt werden. Wer hindert uns, wenn wir diese Materie noch recht durchdacht haben, eine Fortsetzung des „Sammlers" auszuarbeiten? Diese Production wird uns immer reizen, da sie das Kunsterforderniß von Ernst und Spiel selbst so redlich vereinigt.

Wie Künstler, Unternehmer, Verkäufer, Käufer und Liebhaber jeder Kunst im Dilettantism ersoffen sind, Das sehe ich erst jetzt mit Schrecken, da wir die Sache so sehr durchgedacht und dem Kinde einen Namen gegeben haben.

Wenn wir dereinst unsere Schleußen ziehen, so wird es die grimmigsten Händel setzen; denn wir überschwemmen geradezu das ganze liebe Thal, worin sich die Pfuscherei so glücklich angesiedelt hat. Da nun der Haupt-Character des Pfuschers die Incorigibilität ist und besonders die von unserer Zeit mit einem ganz bestialischen Dünkel behaftet sind, so werden sie schreien, daß man ihnen ihre Anlage verdirbt, und wenn das Wasser vorüber ist, wie Ameisen nach dem Platzregen Alles wieder in alten Stand setzen. Doch Das kann Nichts helfen, das Gericht muß über sie ergehen. Wir wollen unsere Teiche nur recht anschwellen lassen und dann die Dämme auf ein Mal durchstechen. Es soll eine gewaltige Sündfluth werden.

So habe ich auch neulich einen poetischen Dilettanten bei mir gesehen, der mich zur Verzweiflung gebracht hätte, wäre ich nicht in der Stimmung gewesen, ihn naturhistorisch zu betrachten, um mir einmal von dem Gezücht einen recht anschaulichen Begriff zu machen.

Damit sei es für heute genug. Es bleibt uns nun einmal Nichts übrig als auf dem eingeschlagenen Wege fortzugehen; dabei soll es aber auch treulich verbleiben. Ich nutze meine Tage so gut ich kann, und setze wenigstens immer einige Steine im Brete vorwärts.

Weimar, den 22. Juni. G.

Jena, den 23. Juni.

Was der „Sammler" für eine Wirkung machen wird, bin ich in der That neugierig. Da man einmal nicht viel hoffen kann zu bauen und zu pflanzen, so ist es doch Etwas, wenn man auch nur überschwemmen und niederreißen kann. Das einzige Verhältniß gegen das Publicum, das Einen nicht reuen kann, ist der Krieg, und ich bin sehr dafür, daß auch der Dilettantism mit allen Waffen angegriffen wird. Eine ästhetische Einkleidung, wie etwa der Sammler, würde diesem Aufsatz freilich bei einem geistreichen Publicum den größern Eingang verschaffen, aber den Deutschen muß man die Wahrheit so derb sagen als möglich, daher ich glaube, daß man wenigstens den Ernst, auch in der äußern Einkleidung, vorherrschen lassen muß. Es fänden sich vielleicht unter Swift's Satyren Formen, die hierzu passen, oder müßte man in Herder's Fußstapfen treten und den Geist des Pantagruel citiren. Sch.

Ich lasse meine kleinen Gedichte zusammen schreiben, woraus ein wunderlicher Codex entstehen wird.

Ich habe bei dieser Gelegenheit Ihren „Tancher" wieder gelesen, der mir wieder außerordentlich wohl und, wie mich sogar dünkt, besser als jemals gefallen hat.

Weimar, den 25. Juni. G.

Jena, den 26. Juni.

Endlich habe ich auch nach langem Warten Etwas von Berlin aus über den „Wallenstein" gehört. Er ist den 17. Mai zum ersten Mal gespielt worden, also vier Wochen später als in Weimar. Unger lobt die Aufführung sowie die Aufnahme des Stücks bei dem Publicum gar sehr. Auch hat sich schon ein Berliner Schmierer weitläufig in den Annalen der Preußischen Monarchie darüber herausgelassen, das Stück zwar sehr gepriesen, aber die Stellen auch recht à la Böttiger herausgezerrt und seinen Aufsatz damit gespickt. Sch.

Da ich die Hoffnung habe, Sie morgen zu sehen, so mag Ihnen dieses Blatt auch nur einen Gruß zurückbringen. Sollten Sie sich entschließen, bei uns zu bleiben, so könnte ein Bett bald aufgestellt werden, wenn Sie bei mir einkehren und die beiden Tage der königlichen Gegenwart mit uns überstehen wollten.

Weimar, den 29. Juni. G.

Jena, den 9. Juli.

Ohne Zweifel hat Ihnen der Hofkammerrath seine Noth geklagt und die Bedingung notificirt, unter welcher ich ihm die Aufführung meiner Stücke zu Lauchstädt accordiren kann. Er wird nun schwerlich mehr Lust dazu haben, aber ich mußte auf diesem Aequivalent bestehen, da die Bequemlichkeit der Hallenser und Leipziger die Stücke in Lauchstädt zu sehen meiner Negotiation mit Opitz nachtheilig werden kann. Die Neugier des Publicums ist das Einzige, wovon was zu hoffen ist, und wenn diese abgeleitet ist, ist auf Nichts mehr zu rechnen. Sch.

Tieck aus Berlin hat Sie besucht, ich bin begierig, wie Sie mit ihm zufrieden sind, da Sie ihn länger gesprochen haben. Mir hat er gar nicht übel gefallen; sein Ausdruck, ob er gleich keine große Kraft zeigt, ist fein, verständig und bedeutend, auch hat er nichts Coletties noch Unbescheidenes. Sch.

Tieck hat mit Hardenberg und Schlegel bei mir gegessen; für den ersten Anblick ist es eine recht leidliche Natur. Er sprach wenig aber gut, und hat überhaupt hier ganz wohl gefallen.

Weimar, den 21. Juni. G.

Milton's „verlornes Paradies", das ich diese Tage zufällig in die Hand nahm, hat mir zu wunderbaren Betrachtungen Anlaß gegeben. Auch bei diesem Gedichte, wie bei allen modernen Kunstwerken, ist es eigentlich das Individuum, das sich dadurch manifestirt, welches das Interesse hervorbringt. Der Gegenstand ist abscheulich, äußerlich scheinbar, innerlich wurmstichig und hohl. Außer den wenigen natürlichen und energischen Motiven ist eine ganze Partie lahme und falsche, die Einem wehe machen. Aber freilich ist es ein interessanter Mann, der spricht, man kann ihm Character, Gefühl, Verstand, Kenntnisse, dichterische und rednerische Anlagen und sonst mancherlei Gutes nicht absprechen. Ja, der seltsame, einzige Fall, daß er sich als verunglückter Revolutionär besser in die Rolle des Teufels als des Engels zu schicken weiß, hat einen großen Einfluß auf die Zeichnung und Zusammensetzung des Gedichts; sowie der Umstand, daß der Verfasser blind ist auf die Haltung und das Colorit desselben. Das Werk wird daher immer einzig bleiben und, wie gesagt, so viel ihm auch an Kunst abgehen mag, so sehr wird die Natur dabei triumphiren.

Unter andern Betrachtungen bei diesem Werke war ich auch genöthigt, über den freien Willen, über den ich mir sonst nicht leicht den Kopf zerbreche, zu denken; er spielt in dem Gedicht, sowie in der christlichen Religion überhaupt, eine schlechte Rolle. Denn sobald man den Menschen von Haus aus für gut annimmt, so ist der freie Wille das alberne Vermögen aus Wahl vom Guten abzuweichen und sich dadurch schuldig zu machen; nimmt man aber den Menschen als natürlich bös an, oder eigent-

licher zu ſprechen, in dem thieriſchen Falle unbedingt von ſeinen Neigungen hingezogen zu werden, ſo iſt alsdann der freie Wille freilich eine vornehme Perſon, die ſich anmaßt, aus Natur gegen die Natur zu handeln. Man ſieht daher auch, wie Kant nothwendig auf ein radicales Böſe kommen mußte und woher die Philoſophen, die den Menſchen von Natur ſo charmant finden, in Abſicht auf die Freiheit deſſelben ſo ſchlecht zu rechte kommen, und warum ſie ſich ſo ſehr wehren, wenn man ihnen das Genie aus Neigung nicht hoch anrechnen will. Doch mag Das bis zur mündlichen Unterredung aufgehoben ſein, ſowie die Reinhold'ſchen Erklärungen über den Fichte'ſchen Atheismus.

Den Brief an Lavater hierüber habe ich angefangen zu leſen. Reinhold's Ausführung ſcheint mir überhaupt phyſiologiſch ſehr unterrichtend und läuft, wie mir ſcheint, am Ende auf das alte Dictum hinaus: daß ſich Jeder ſeine eigene Art von Gott macht und daß man Niemand den ſeinigen weder nehmen kann noch ſoll.

Ob die Einſamkeit des Ilmthals zu dem Einzigen, was Noth iſt, viel heifen wird, muß die Zeit lehren.

Weimar, den 21. Juli. G.

Jena, den 2. Auguſt.

Indem Sie Milton's Gedicht vor die Hand genommen, habe ich den Zeitraum, in dem es entſtanden und durch den es eigentlich wurde, zu durchlaufen Gelegenheit gehabt. So ſchrecklich die Epoche war, ſo muß ſie doch für das dichteriſche Genie erweckend geweſen ſein; denn der Geſchichtſchreiber hat nicht unterlaſſen, mehrere in der Engliſchen Poeſie berühmte Namen unter den handelnden Perſonen aufzuführen. Hierin iſt jene Revolutions-Epoche fruchtbarer als die Franzöſiſche geweſen, an die ſie Einen ſonſt oft erinnert. Die Puritaner ſpielen ſo ziemlich die Rolle der Jacobiner, die Hülfsmittel ſind oft dieſelben und eben ſo der Ausſchlag des Kampfs. Solche Zeiten ſind recht dazu gemacht, Poeſie und Kunſt zu verderben, weil ſie den Geiſt aufregen und entzünden, ohne ihm einen Gegenſtand zu geben. Er empfängt dann ſeine Objecte von innen, und die Mißgeburten der allegoriſchen, der ſpitzfindigen und myſtiſchen Darſtellung entſtehen. Sch.

Was die Fragen betrifft, die Ihr letzter Brief enthält, bin ich nicht allein Ihrer Meinung, ſondern ich gehe noch weiter. Ich glaube, daß Alles, was das Genie als Genie thut, unbewußt geſchehe. Der Menſch von Genie kann auch verſtändig handeln, nach gepflogener Ueberlegung, aus Ueberzeugung; Das geſchieht aber Alles nur ſo nebenher. Kein Werk des Genies kann durch Reflexion und ihre nächſten Folgen verbeſſert, von ſeinen Fehlern befreit werden; aber das Genie kann ſich durch Reflexion und That nach und nach dergeſtalt hinaufheben, daß es endlich muſterhafte Werke hervorbringt. Je mehr das Jahrhundert ſelbſt Genie hat, deſto mehr iſt das Einzelne gefördert.

Was die großen Anforderungen betrifft, die man jetzt an den Dichter macht, ſo glaube ich auch, daß ſie nicht leicht einen Dichter hervorbringen werden. Die Dichtkunſt verlangt im Subject, das ſie ausüben ſoll, eine gewiſſe gutmüthige, in's Reale verliebte Beſchränktheit, hinter welcher das Abſolute verborgen liegt. Die Forderungen von oben herein zerſtören jenen unſchuldigen productiven Zuſtand und ſetzen, für unſere Poeſie, an die Stelle der Poeſie Etwas, das nun ein für alle Mal nicht Poeſie iſt, wie wir in unſern Tagen leider gewahr werden; und ſo verhält es ſich mit den verwandten Künſten, ja der Kunſt im weiteſten Sinne.

Dieß iſt mein Glaubensbekenntniß, welches übrigens keine weitern Anſprüche macht.

Von Ihrer neueſten Arbeit hoffe ich ſehr viel Gutes. Das Werk iſt gut aufgefaßt, und wenn Sie ſich genug Muße geben, ſo wird es ſich von ſelbſt runden. An „Fauſt" iſt in der Zeit auch Etwas geſchehen. Ich hoffe, daß bald in der großen Lücke nur der Disputations-Actus fehlen ſoll, welcher denn freilich als ein eigenes Werk anzuſehen iſt und aus dem Stegreife nicht entſtehen wird.

Ober-Roſla, den 6. März. G.

Ihrem Rath zu Folge habe ich noch einen Herbſt zuſammen geſtoppelt und ſchicke hier „die vier Jahrszeiten" zu gefälliger Durchſicht. Vielleicht fällt Ihnen Etwas ein, das dem Ganzen wohl thut; denn was mich betrifft, ſo finde ich mich in gar keiner poetiſchen Jahrszeit.

Den 12. März. G.

Anbei ſende ich die „Theater-Reden", womit ich den Band meiner Gedichte zu ſchließen gedenke. Sie ſind freilichen ein Bißchen mager, indeſſen mögen ſie ſo hingehen.

Den 20. März. G.

Die „Theater-Reden" ſind ein recht intereſſanter Beitrag zu den Gedichten. Sie haben alle einen eigenen und dabei durchaus ſo hübſch häuslichen Character, daß ſie dadurch reizen und anziehen. Was ich geſtern auf den gedruckten Bogen Neues fand, hat mich auch recht erfreut.

Da Sie, wie Sie geſtern ſagten, die noch ungedruckte Elegie, welche ſo viel perſönliche

Beziehung auf Sie ſelbſt hat, mit abdrucken laſſen und mit dieſen geſtrigen und geſtrigen Theater-Reden ſchließen wollen, ſo möchte ich um ſo weniger rathen, das Publicum durch die abgeriſſene Erſcheinung des Fragments aus dem „Fauſt", von Oberon's Hochzeit, ſehen und irre zu machen. Ueberlegen Sie es wenigſtens noch ein Mal, ob es nicht beſſer iſt, es bei dem gutmüthigen Ton zu laſſen, der in dem Ganzen der Sammlung einmal herrſcht.

Den 21. März Sch.

So eine Meſſe iſt wirklich die Welt in einer Nuß, wo man das Gewerb der Menſchen, das auf lauter mechaniſchen Fertigkeiten ruht, recht klar anſchaut. Im Ganzen iſt übrigens ſo wenig, was man Geiſt nennen möchte, daß Alles vielmehr einem thieriſchen Kunſttrieb ähnlich ſieht.

Von Dem, was man eigentlich Kunſt nennt, findet ſich, man darf dreiſt ſagen, in Dem, was der Moment producirt, keine Spur.

In dem Theater wünſchte ich Sie nur bei einer Repräſentation. Der Naturalism und ein loſes, unüberdachtes Betragen, im Ganzen wie im Einzelnen, kann nicht weiter gehen. Von Kunſt und Anſtand keine Spur. Eine Wiener-Dame ſagte ſehr treffend: die Schauſpieler thäten auch nicht im Geringſten, als wenn Zuſchauer gegenwärtig wären. Bei der Recitation und Declamation der meiſten bemerkt man nicht die geringſte Abſicht, verſtanden zu werden. Des Rückwendens, nach dem Grunde Sprechens iſt kein Ende, ſo geht's mit der ſogenannten Natur fort, bis ſie bei bedeutenden Stellen gleich in die übertriebenſte Manier fallen.

Leipzig, den 6. April. G.

Das Teleſcop folgt hierbei. Es war eine Zeit, wo man den Mond nur empfinden wollte, jetzt will man ihn ſehen. Ich wünſche, daß es recht viel Neugierige geben möge, damit wir die ſchönen Damen nach und nach in unſer Obſervatorium locken.

Weimar, den 10. April. G.

Weimar, den 12. April.

Der kühne Gedanke, eine Communion auf's Theater zu bringen, iſt ſchon ruchbar geworden, und ich werde veranlaßt, Sie zu erſuchen, die Function zu umgehen. Ich darf jetzt bekennen, daß es mir ſelbſt dabei nicht wohl zu Muthe war, nun da man ſchon im voraus dagegen proteſtirt, iſt es in doppelter Betrachtung nicht räthlich. Mögen Sie mir vielleicht den fünften Act mittheilen und mich dieſen Morgen nach zehn Uhr beſuchen, damit wir die Sache beſprechen könnten? G.

Ich habe mich kurz und gut entſchloſſen, nach Tiſche hinüber nach Jena zu gehen, weil ich ein für alle Mal hier zu keiner Art von Beſinnung gelange.

Weimar, den 22. Juli. G.

In Betrachtung der Kürze und Vergänglichkeit des menſchlichen Lebens (ich fange meinen Brief wie ein Teſtament an) und in Ermangelung des Gefühls eigener Production, habe ich mich, gleich Dinstag Abends, als ich ankam, in die Böttner'ſche Bibliothek verfügt, einen Voltaire heraufgeholt und den „Tancred" zu überſetzen angefangen. Jeden Morgen wird Etwas daran gearbeitet und der übrige Tag verſchiendert.

Dieſe Ueberſetzung wird uns wieder in manchem Sinne fördern. Das Stück hat ſehr viel theatraliſches Verdienſt und wird in ſeiner Art gute Wirkung thun. Ich will etwa noch acht Tage hier bleiben, und wenn mich der Genius nicht auf etwas Anderes führt, ſo werde ich gewiß mit zwei Drittheilen fertig. Uebrigens habe ich noch viele Menſchen geſehen und mich einige Male ganz wohl unterhalten.

Jena, den 25. Juli. G.

Weimar, den 26. Juli.

Irgend ein Spiritus familiaris hat mir geoffenbart, daß Sie den „Tancred" überſetzen; denn ich habe es, ehe ich Ihren Brief erhielt, als bekannt angenommen. Für unſere theatraliſchen Zwecke iſt das Unternehmen gewiß ſehr förderlich, ob ich gleich herzlich wünſche, daß der „Fauſt" es verdrängen möchte.

Uebrigens beneide ich Sie darum, daß Sie doch Etwas wirklich entſtehen ſehen. In dieſem Fall bin ich noch nicht, weil ich über das Schema meiner Tragödie noch immer nicht in Ordnung bin und noch große Schwierigkeiten aus dem Weg zu räumen habe. Ob man gleich, bei jedem neu zu producirenden Werk durch eine ſolche Epoche hindurch muß, ſo gibt es doch ſtets das peinliche Gefühl, als ob Nichts geſchähe, weil am Abend Nichts kann aufgezeigt werden.

Was mich bei meinem neuen Stücke beſonders incommodirt, iſt, daß es ſich nicht ſo, wie ich wünſche, in wenig große Maſſen ordnen will, und daß ich es in Abſicht auf Zeit und Ort in zu viel Theile zerſtückeln muß, welches, wenn auch die Handlung ſelbſt die gehörige Stetigkeit hat, immer der Tragödie widerſtrebend iſt. Man muß, wie ich bei dieſem Stück ſehe, ſich durch keinen allgemeinen Begriff feſſeln, ſondern es wagen, bei einem neuen Stoff die Form neu zu erfinden und ſich den Gattungsbegriff immer beweglich erhalten. Sch.

Schiller an Profeſſor Böttn.

Ich theile mit Ihnen die unbedingte Verehrung der Sophocles'ſchen Tragödie, aber ſie

Märten.

Macht daß ich Richter werde!

Schnaps.

Ohne Zweifel. — Vor allen Dingen aber hört, wovon die Rede iſt.

Märten.

Die Rede iſt, daß wir die Schränke wieder zumachen.

Schnaps.

Mit nichten.

Märten.

Daß wir die Leiſten wieder annageln.

Schnaps.

Keinesweges. Die Rede iſt, daß Ihr begreift, warum man mich zum General gemacht hat.

Märten.

Das ſeh' ich freylich nicht ſo deutlich ein.

war eine Erscheinung ihrer Zeit, die nicht wieder kommen kann, und das lebendige Product einer individuellen bestimmten Gegenwart einer ganz heterogenen Zeit zum Maßstab und Muster aufdringen, hieße die Kunst, die immer dynamisch und lebendig entstehen und wirken muß, eher tödten als beleben. Unsere Tragödie, wenn wir eine solche hätten, hat mit der Ohnmacht, der Schlaffheit, der Characterlosigkeit des Zeitgeistes und mit einer gemeinen Denkart zu ringen, sie muß also Kraft und Character zeigen, sie muß das Gemüth zu erschüttern, zu erheben, aber nicht aufzulösen suchen. Die Schönheit ist für ein glückliches Geschlecht, aber ein unglückliches muß man erhaben zu rühren suchen.

Sch.

Weimar, den 20. Juni.

Meine Arbeit geht ihren Gang fort, meine Uebersetzung schreibe ich des Morgens so viel ich kann, mit Bleistift, und dictire sie dann in ruhigen Augenblicken, wodurch das erste Manuscript schon ziemlich rein erscheinen wird. Zu Ende dieser Woche bin ich mit den drei letzten Acten fertig und will die zwei ersten auf einen frischen Angriff versparen. Ich sage Nichts vom Ganzen, das uns zu unsern Zwecken auf alle Weise behülflich sein wird. Es ist eigentlich ein Schauspiel; denn Alles wird darin zur Schau aufgestellt, und diesen Character des Stücks kann ich noch mehr durchsetzen, da ich weniger genirt bin als der Franzose. Der theatralische Effect kann nicht außen bleiben, weil Alles darauf berechnet ist und berechnet werden kann. Als öffentliche Begebenheit und Handlung fordert das Stück nothwendig Chöre; für die will ich auch sorgen, und hoffe es dadurch so weit zu treiben, als es seine Natur und die erste Gall'sche Anlage erlaubt. Es wird uns zu guten neuen Erfahrungen helfen.

G.

Jena, den 29. Juni.

Weimar, den 30. Juni.

Ich gratulire zum Fortschritt in Ihrer Arbeit. Die Freiheit, die Sie sich mit dem Französischen Original zu nehmen scheinen, ist mir ein sehr gutes Zeichen Ihrer productiven Stimmung; auch augurire ich daraus, daß wir noch einen Schritt weiter vorwärts kommen werden, als bei'm Mahomet. Mit Verlangen erwarte ich die Mittheilung des Werks und unsere Gespräche darüber. Wenn Sie den Gedanken mit dem Chor ausführen, so werden wir auf dem Theater ein wichtiges Experiment machen.

Kirms hat mir heute eine sehr willkommene Rolle Geld zugesendet, für die ich Ihnen Bestens Dank sage.

Sch.

„Tancred" hab' ich gestern früh schon bei Seite gelegt. Uebersetzt, und hier und da ein wenig mehr, habe ich den Schluß vom zweiten Act, den dritten und vierten Act, ohne den Schluß von Beiden. Dadurch habe ich mich, wie ich glaube, der ehlern Eingeweide des Stücks versichert, denen ich nun noch einiges Belebende andichten muß, um dem Anfang und Ende etwas mehr Fülle als im Original zu geben. Die Chöre werden recht gut passen; allein Dem ungeachtet werde ich mich sehr nüchtern zu verhalten haben, um nicht das Ganze zu zerstören. Es kann mich indessen auf dem Wege, auf dem wir sind, niemals reuen, dieses Unternehmen fortzuführen und durchzusetzen.

Gestern habe ich einiges Geschäftsähnliche besorgt und heute einen kleinen Knoten in „Faust" gelöst. Könnte ich von jetzt an noch vierzehn Tage hier bleiben, so sollte es ein anderes Aussehen damit gewinnen; allein ich bilde mir ein, in Weimar nöthig zu sein und opfere dieser Einbildung meinen lebhaftesten Wunsch auf.

G.

Jena, den 1. August.

Weimar, den 3. September.

Ueber den „Wallenstein" gibt mir Cotta ganz gute Nachrichten. Von viertehalb tausend Exemplaren sind jetzt schon die meisten abgesetzt, und er macht zu einer neuen Auflage Anstalt. Daß sich das Publicum auch durch einen theuern Preis nicht vom Kaufen abschrecken läßt, ist für Ihren „Faust" ein sehr gutes Omen; hier kann Cotta sogleich eine Auflage von sechs bis achttausend Exemplaren machen.

Sch.

Nach verschiedenen Abenteuern bin ich heute früh erst wieder zu der Jena'schen Ruhe gelangt und habe gleich Etwas versucht, aber Nichts gethan. Glücklicher Weise konnte ich diese acht Tage die Situationen festhalten, von denen Sie wissen, und meine „Helena" ist wirklich aufgetreten. Nun zieht mich aber das Schöne in der Lage meiner Heldinn so sehr an, daß es mich betrübt, wenn ich es zunächst in eine Frage verwandeln soll. Wirklich fühle ich nicht geringe Lust, eine ernsthafte Tragödie auf das Angefangene zu gründen; allein ich werde mich hüten, die Obliegenheiten zu vermehren, deren kummerliche Erfüllung ohnehin schon die Freude des Lebens wegzehrt.

G.

Jena, den 13. September

Weimar, den 13. September.

Ich wünsche Ihnen Glück zu dem Schritt, den Sie in Ihrem „Faust" gethan. Lassen Sie sich aber ja nicht durch den Gedanken stören, wenn die schönen Gestalten und Situationen kommen, daß es Schade sei, sie zu verbarbarisiren. Der Fall könnte Ihnen im zweiten Theil des „Faust" noch öfters vorkommen, und es möchte ein Mal für alle Mal gut sein, Ihr poetisches

Gewiſſen darüber zum Schweigen zu bringen. Das Barbariſche der Behandlung, das Ihnen durch den Geiſt des Ganzen aufgelegt wird, kann den höhern Gehalt nicht zerſtören und das Schöne nicht aufheben, nur es anders ſpecificiren und für ein anderes Seelenvermögen zubereiten. Eben das Höhere und Vornehmere in den Motiven wird dem Werk einen eigenen Reiz geben, und Helena iſt in dieſem Stück ein Symbol für alle die ſchönen Geſtalten, die ſich hinein verirren werden. Es iſt ein ſehr bedeutender Vortheil, von dem Reinen mit Bewußtſein in's Unreine zu gehen, anſtatt einen Aufſchwung von dem Unreinen zum Reinen zu ſuchen, wie bei uns übrigen Barbaren der Fall iſt. Sie müſſen alſo in Ihrem „Fauſt" überall Ihr Fauſtrecht behaupten.

Mit meiner Arbeit geht es noch ſehr langſam, doch geſchieht kein Rückſchritt. Bei der Armuth an Anſchauungen und Erfahrungen nach außen, die ich habe, koſtet es mir jederzeit eine eigene Methode und viel Zeitaufwand, den Stoff zu beleben. Dieſer Stoff iſt keiner von den leichten und liegt mir nicht nahe. Sch.

Der Troſt, den Sie mir in Ihrem Briefe geben, daß durch die Verbindung des Reinen und Abenteuerlichen ein nicht ganz verwerfliches poetiſches Ungeheuer entſtehen könne, hat ſich durch die Erfahrung ſchon an mir beſtätigt, indem aus dieſer Amalgamation ſeltſame Erſcheinungen, an denen ich ſelbſt einiges Gefallen habe, hervortreten; mich verlangt, zu erfahren, wie es in vierzehn Tagen ausſehen wird. Leider haben dieſe Erſcheinungen eine ſo große Breite und Tiefe, und ſie würden mich eigentlich glücklich machen, wenn ich ein ruhiges halbes Jahr vor mir ſehen könnte.

Mit Niethammer gehen die philoſophiſchen Colloquia fort, und ich zweifle nicht, daß ich auf dieſem Wege zu einer Einſicht in die Philoſophie dieſer letzten Tage gelangen werde. Da man die Betrachtungen über Natur und Kunſt doch einmal nicht los wird, ſo iſt es höchſt nöthig, ſich mit dieſer herrſchenden und gewaltſamen Vorſtellungsart bekannt zu machen.

Es muß in Berlin wunderlich ausſehen, wenn man auch nur ſolche Einfälle haben kann. Indeſſen iſt es ja nicht ſowohl darum zu thun, Etwas zu wirken als Etwas in Bewegung zu ſetzen. Ich rede von dem Einfall, uns dorthin zu ziehen. Der Ton der Ankündigung iſt völlig Fichte'ſch. Ich fürchte nur, die Herren Idealiſten und Dynamiker werden eheſter Tages als Dogmatiker und Pedanten erſcheinen und ſich gelegentlich einander in die Haare gerathen.

Jena, den 15. September. G.

Weimar, den 17. September.

Das Reſultat der Geſpräche mit Niethammer wünſche ich einmal aus Ihrem Munde zu hören. Ich habe dieſer Tage Woltmann's Schrift über die Reformation, die bis an Luther's Tod fortgeführt iſt, geleſen, und bin durch jene theologiſche Revolution an die neueſte philoſophiſche erinnert worden. In Beiden war etwas ſehr bedeutend Reales, dort der Abfall von Kirchenſatzungen und die Rückkehr zu den Quellen, Bibel und Vernunft: hier der Abfall vom Dogmatismus und der Empirie. Aber bei beiden Revolutionen ſieht man die alte Unart der menſchlichen Natur, ſich gleich wieder zu ſetzen, zu befangen und dogmatiſch zu werden. Wo Das nicht geſchieht, da fließt man wieder zu ſehr auseinander, Nichts bleibt feſt ſtehen, und man endigt, ſo wie dort, die Welt aufzulöſen und ſich eine brutale Herrſchaft über Alles anzumaßen. Sch.

Die philoſophiſchen Colloquia werden immer intereſſanter, und ich kann hoffen, wenn ich mir nur Zeit laſſe, das Ganze recht gut einzuſehen. Wir wollen das Möglichſte thun, um mit dieſem dritten Wunder in das neue Jahrhundert einzutreten.

Leben Sie recht wohl und gedenken mein.

Jena, den 21. September. G.

Weimar, den 21. September.

Ihre neuliche Vorleſung hat mich mit einem großen und vornehmen Eindruck entlaſſen; der edle hohe Geiſt der alten Tragödie weht aus dem Monolog Einem entgegen und macht den gehörigen Effect, indem er ruhig mächtig das Tiefſte aufregt. Wenn Sie auch ſonſt nichts Poetiſches von Jena zurückbrächten als Dieſes, und was Sie über den fernern Gang dieſer tragiſchen Partie ſchon mit ſich ausgemacht haben, ſo wäre Ihr Aufenthalt in Jena belohnt. Gelingt Ihnen dieſe Syntheſe des Edeln mit dem Barbariſchen, wie ich nicht zweifle, ſo wird auch der Schlüſſel zu dem übrigen Theil des Ganzen gefunden ſein, und es wird Ihnen alsdann nicht ſchwer ſein, gleichſam analytiſch von dieſem Punct aus den Sinn und Geiſt der übrigen Partien zu beſtimmen und zu vertheilen: denn dieſer Gipfel, wie Sie ihn ſelbſt nennen, muß von allen Puncten des Ganzen geſehen werden und nach allen hinſehen. Sch.

Weimar, den 25. September.

Ihre neuliche Vorleſung hat mich auf die Trimeter ſehr aufmerkſam gemacht, und ich wünſchte in die Sache mehr einzudringen. Auch habe ich große Luſt, mich in Nebenſtunden Etwas mit dem Griechiſchen zu beſchäftigen, nur um ſo weit zu kommen, daß ich in die Grie-

chiſche Metrik eine Einſicht erhalte. Ich hoffe, wenn Humboldt hierher kommt, dadurch Etwas zu profitiren. Auch wünſchte ich zu wiſſen, welche Griechiſche Grammatik und welches Lexicon das brauchbarſte ſein möchte. Friedrich Schlegel wird wohl am Beſten darüber Auskunft geben können. Sch.

Ich habe Vulpius geſchrieben, daß der Ihnen gleich aus meinen Büchern diejenigen ausſucht, die Sie ungefähr zu Ihren Zwecken brauchen können; Sie werden ſich aber wenig daran erbauen. Das Stoffartige jeder Sprache ſowie die Verſtandsformen ſtehen ſo weit von der Production ab, daß man gleich, ſobald man nur hinblickt, einen ſo großen Umweg vor ſich ſieht, daß man gern zufrieden iſt, wenn man ſich wieder herausfinden kann.

Jena, den 20. September. G.

Weimar, den 1. October.

Die Schauſpieler ſind nun wieder hier und ſchimpfen ſehr auf Rudolſtadt, wo ſie ſchlechten Dank ſcheinen geerntet zu haben. Es iſt luſtig, wie dieſe Herren ſich über Kotzebue mokiren, als wenn ſie wirklich Geſchmack hätten. Indeß iſt nicht zu läugnen, daß ſie manchen Tadel wirklich richtig meinen und begründen, nur hängt es bei ihnen nicht zuſammen. Ihre Bemerkungen über „Macbeth" wollen wir ſo gut als möglich zu nutzen ſuchen. Sch.

Wohin ſich die arme Poeſie zuletzt noch flüchten ſoll, weiß ich nicht; hier iſt ſie abermals in Gefahr von Philoſophen, Naturforſchern und Conſorten ſehr in die Enge getrieben zu werden. Zwar kann ich nicht läugnen, daß ich die Herren ſelbſt einlade und auffordere, und der böſen Gewohnheit des Theoretiſirens und freiem Wink nachhänge, und alſo kann ich Niemanden anklagen als mich ſelbſt. Indeſſen werden recht gute Dinge auf recht gute Weiſe in Anregung gebracht, ſo daß ich meine Zeit vergnügt genug hinbringe.

Jena, den 12. November. G.

Ueber die Preisfrage habe ich wieder nachgedacht und finde vorläufig, daß ihr von dem Standpuncte der empiriſchen Pſychologie, wo wir Poeten doch eigentlich zu Hauſe ſind, recht gut beizukommen iſt. Man ſteht zwiſchen dem Philoſophen und Hiſtoriker und befindet ſich auf dem Gebiete des eigentlichen Gehalts, wenn Jener die Form und Dieſer den Stoff bringt.

Der durch alle Zeiten und Orte durchgehende, unveränderliche Naturſtand ſcheint mir die Baſe zu ſein, worauf das ganze Gebäude aufgeführt werden muß, doch Dieß dient mehr zur Beantwortung als zur Aufſtellung der Frage.

Weimar, den 7. März 1801. G.

Mit meinem „Fauſt" geht es ſachte fort. Wenn ich auch täglich nur wenig mache, ſo ſuche ich mir doch den Sinn und den Antheil daran zu erhalten.

Wegen der Preisfrage ſind wir ganz einig. Man könnte verlangen:

> Eine gedrängte, lichtvolle Darſtellung des Beſtehenden im Menſchen, mit Entwickelung der Phänomene der Cultur aus demſelben, man betrachte ſie nun als ein Ganzes der Gegenwart, oder der Succeſſion, oder als Beides zugleich.

Wie Sie bin ich überzeugt, daß man auf dieſem Wege am Erſten zum Zweck gelangen und, bei dem unendlichen Stoff, eine faßliche Darſtellung erwarten könne.

In Stuttgart iſt, wie ich durch Meyer höre, dem es Hartmann erzählt hat, große Bewegung und Unzufriedenheit über unſere Kunſturtheile. Wenn man das Detail vernimmt, ſo ſieht man freilich, in welcher jämmerlichen Denkweiſe ſie gefangen ſind. Ihren Aufſatz haben ſie für eine Arbeit von Böttiger erklärt. Wenn ſie ſich auf den Styl der bildenden Kunſt nicht beſſer verſtehen als den Styl des Schreibens, ſo ſieht es freilich windig aus. Man macht ſich immer eine Illuſion über die Menſchen, beſonders über ſeine Zeit. Die Confuſion, die durch ſo viele Individuen entſteht, deren jeder ein anderes Intereſſe hat, Dieſes oder Jenes gelten zu machen, iſt unendlich.

Sie erhalten zugleich ein Trauerſpiel, in welchem Sie mit Schrecken abermals, wie mich dünkt, aus einem ſehr hohlen Faſſe, den Nachklang des „Wallenſtein's" hören werden.

Weimar, den 11. März. G.

Jena, den 11. März.

Von dem Stück, das Sie mir zugeſendet, iſt nichts Gutes zu ſagen: es iſt abermals ein Beleg, wie ſich die hohlſten Köpfe können einfallen laſſen, etwas Scheinbares zu produciren, wenn die Litteratur auf einer gewiſſen Höhe iſt und eine Theorie ſich daraus ziehen läßt. Dieſes Werk in Specie iſt doppelt miſerabel, weil es gegen den Gerſtenberg'ſchen „Ugolino" ein ungeheurer Rückſchritt iſt; denn dieſe Tragödie, welche Sie vielleicht nicht kennen, hat ſehr ſchöne Motive, viel wahres Pathos und wirklich Genialiſches, obgleich ſie kein Werk des guten Geſchmacks iſt. Man könnte verſucht ſein, ſich deſſelben zu bedienen, um die Idee der Tragödie daran aufzuklären, weil wirklich die höchſten Fragen darin zur Sprache kommen.

Doch geht es mit meiner Arbeit beſſer, ich habe auch wieder mehr Muth und ſehe Etwas entſtehen. Sch.

Zuvörderſt wünſche von Herzen Glück, daß die Arbeit gut von Statten geht; ich habe an „Faust“ auch Einiges gethan und ſo rückt man denn immer, obgleich langſam, weiter.

Hartmann's Aufenthalt iſt vielleicht für uns nützlicher als für denſelben, indem wir eine nicht ganz ausgebildete Denkweiſe eines vorzüglichen Menſchen kennen lernen. Uebrigens fällt es mir manchmal ein, daß man auf die Kunſt eigentlich eine geheime Geſellſchaft fundiren ſollte, wobei das Luſtige wäre, daß ſehr viele Künſtler in die höhern Grade gar nicht kommen könnten; auch müßte man ſie ſelbſt dem Fähigſten nicht geben, ſondern, wenn er endlich dahin gelangte, ihm nur erklären, daß er ſie erreicht habe. Sprechen, ſchreiben, drucken wird Etwas nützen, aber nicht viel; indeſſen wollen wir uns auch Dieſes nicht reuen laſſen.

Weimar, den 11 März. G.

Jena, den 20. März.

Die mitgetheilten Novitäten folgen hier mit meinem beſten Dank zurück.

Die „Odraſſea“ iſt ein bitterböſes Werk, das mir wenig Freude gemacht hat. Der Gedanke an ſich war nicht übel, das verfloſſene Jahrhundert, in etwa einem Dutzend reich ausgeſtatteten Heften, vorüber zu führen, aber Das hätte einen andern Führer erfordert, und die Thiere mit Flügeln und Klauen, die das Werk ziehen, können bloß die Flüchtigkeit der Arbeit und die Feindſeligkeit der Maximen bedeuten. Herder verſäumt wirklich zuſehends, und man möchte ſich zuweilen in Ernſt fragen, ob Einer, der ſich jetzt ſo unendlich trivial, ſchwach und hohl zeigt, wirklich jemals außerordentlich geweſen ſein kann. Es ſind Anſichten in dem Buch, die man im Reichsanzeiger zu finden gewohnt iſt; und dieſes erbärmliche Hervorklauben der frühern und abgelebten Litteratur, um nur die Gegenwart zu ignoriren oder hämiſche Vergleichungen anzuſtellen! Sch.

Jena, den 27. März.

Erſt vor einigen Tagen habe ich Schelling den Krieg gemacht, wegen einer Behauptung in ſeiner Tranſcendental-Philoſophie, daß „in der Natur von dem Bewußtloſen angefangen werde, um es zum Bewußten zu erheben, in der Kunſt hingegen man vom Bewußtſein ausgehe zum Bewußtloſen.“ Ihm iſt zwar hier nur um den Gegenſatz zwiſchen dem Natur- und dem Kunſt-Product zu thun, und inſofern hat er ganz recht. Ich fürchte aber, daß dieſe Herren Idealiſten ihrer Ideen wegen allzu wenig Notiz von der Erfahrung nehmen, und in der Erfahrung fängt auch der Dichter nur mit dem Bewußtloſen an, ja, er hat ſich glücklich zu ſchätzen, wenn er durch das klarſte Bewußtſein ſeiner Operationen nur ſo weit kommt, um die erſte dunkle Total-Idee ſeines Werks in der vollendeten Arbeit ungeſchwächt wieder zu finden. Ohne eine ſolche dunkle aber mächtige Total-Idee, die allem Techniſchen vorhergeht, kann kein poetiſches Werk entſtehen, und die Poeſie, dünkt mir, beſteht eben darin, jenes Bewußtloſe ausſprechen und mittheilen zu können, d. h., es in ein Object überzutragen. Der Nichtpoet kann ſo gut als der Dichter von einer poetiſchen Idee gerührt ſein, aber er kann ſie in kein Object legen, er kann ſie nicht mit einem Anſpruch auf Nothwendigkeit darſtellen. Eben ſo kann der Nichtpoet ſo gut als der Dichter ein Product mit Bewußtſein und mit Nothwendigkeit hervorbringen, aber ein ſolches Werk fängt nicht aus dem Bewußtloſen an und endigt nicht in demſelben. Es bleibt nur ein Werk der Beſonnenheit. Das Bewußtloſe mit dem Beſonnenen vereinigt macht den poetiſchen Künſtler aus.

Man hat in den letzten Jahren über dem Beſtreben der Poeſie einen höhern Grad zu geben, ihren Begriff verwirrt. Jeden, der im Stande iſt, ſeinen Empfindungszuſtand in ein Object zu legen, ſo daß dieſes Object mich nöthigt, in jenen Empfindungszuſtand überzugehen, folglich lebendig auf mich wirkt, heiße ich einen Poeten, einen Macher. Aber nicht jeder Poet iſt darum dem Grad nach ein vortrefflicher. Der Grad ſeiner Vollkommenheit beruht auf dem Reichthum, dem Gehalt, den er in ſich hat und folglich außer ſich darſtellt, und auf dem Grad von Nothwendigkeit, die ſein Werk ausübt. Je ſubjectiver ſein Empfinden iſt, deſto zufälliger iſt es; die objective Kraft beruht auf dem Ideellen. Totalität des Ausdrucks wird von jedem dichteriſchen Werk gefordert; denn jedes muß Character haben, oder es iſt Nichts; aber der vollkommene Dichter ſpricht das Ganze der Menſchheit aus.

Es leben jetzt mehrere ſo weit ausgebildete Menſchen, die nur das ganz Vortreffliche befriedigt, die aber nicht im Stande wären, auch nur etwas Gutes hervorzubringen. Sie können Nichts machen, ihnen iſt der Weg vom Subject zum Object verſchloſſen; aber eben dieſer Schritt macht mir den Poeten.

Ebenſo gab und gibt es Dichter genug, die etwas Gutes und Characteriſtiſches hervorbringen können, aber mit ihrem Product jene hohen Forderungen nicht erreichen, ja nicht einmal an ſich ſelbſt machen. Dieſen nun, ſage ich, fehlt nur der Grad, Jenen fehlt aber die Art, und Dieß, meine ich, wird jetzt zu wenig unterſchieden. Daher ein unnützer und niemals beizulegender Streit zwiſchen Beiden, wobei die Kunſt Nichts gewinnt; denn die erſten,

welche ſich auf dem vagen Gebiet des Abſoluten aufhalten, halten ihren Gegnern immer nur die dunkle Idee des Höchſten entgegen, dieſe hingegen haben die That für ſich, die zwar beſchränkt aber reell iſt. Aus der Idee aber kann ohne die That gar Nichts werden.

Ich weiß nicht, ob ich mich deutlich genug ausgedrückt habe, ich möchte Ihre Gedanken über dieſe Materie wiſſen, welche Einem durch den jetzigen Streit in der äſthetiſchen Welt ſo nahe gelegt wird. Sch.

Weimar, den 1 April.

Ich will während Ihrer Abweſenheit mein Geſchäft ſo weit als möglich zu fördern ſuchen, daß ich es Ihnen bald nach Ihrer Zurückkunft geendigt vorlegen kann. In etwa vierzehn Tagen hoffe ich am Ziele zu ſein. Von meinem letzten Act augurire ich viel Gutes, er erklärt den erſten, und ſo beißt ſich die Schlange in den Schwanz. Weil meine Heldinn darin auf ſich allein ſteht und im Unglück von den Göttern deſerirt iſt, ſo zeigt ſich ihre Selbſtſtändigkeit und ihr Character-Anſpruch auf die Propheten-Rolle deutlicher. Der Schluß des vorletzten Acts iſt ſehr theatraliſch und der donnernde Deus ex machina wird ſeine Wirkung nicht verfehlen. Sch.

Nehmen Sie mit Dank das Stück „Jungfrau von Orleans" wieder. Es iſt ſo brav, gut und ſchön, daß ich ihm Nichts zu vergleichen weiß.

Laſſen Sie uns gegen Abend zuſammen ſpazieren und zuſammen bleiben.

Weimar, den 20. April. G.

Weimar, den 21. April.

Der „Nathan" iſt ausgeſchrieben und wird Ihnen zugeſchickt werden, daß Sie die Rollen austheilen. Ich will mit dem Schauſpielervolk Nichts mehr zu ſchaffen haben; denn durch Vernunft und Gefälligkeit iſt Nichts auszurichten, es gibt nur ein einziges Verhältniß zu ihnen, den kurzen Imperativ, den ich nicht auszuüben habe.

Die „Jungfrau" habe ich vor acht Tagen dem Herzog ſchicken müſſen und habe ſie noch nicht aus ſeinen Händen zurück erhalten. Wie er ſich aber gegen meine Frau und Schwägerinn geäußert, ſo hat ſie eine unerwartete Wirkung auf ihn gemacht. Er meint aber, ſie könne nicht geſpielt werden, und darin könnte er recht haben. Nach langer Berathſchlagung mit mir ſelbſt, werde ich ſie auch nicht aufs Theater bringen, ob mir gleich einige Vortheile dabei entgehen. Erſt rechnet Unger, an den ich ſie verkauft habe, darauf, daß er ſie als eine vollkommene Novität zur Herbſtmeſſe bringe; er hat mich gut bezahlt und ich kann ihm hierin nicht entgegen ſein. Dann ſchreckt mich auch die ſchreckliche Empirie des Einlernens, des Probirens und der Zeitverluſt der Proben davon zurück, den Verluſt der guten Stimmung nicht einmal gerechnet. Ich trage mich jetzt mit zwei neuen dramatiſchen Sujets, und wenn ich ſie Beide durchdacht und durchgeprüft habe, ſo will ich zu einer neuen Arbeit übergehen. Sch.

Nehmen Sie ſich doch einer Leſeprobe vom „Nathan" einſtweilen an, bis ich eintreffe, denn ohne Leitung würden ſich die Leute gar nicht zu helfen wiſſen; es iſt ein ſehr undankbares Geſchäft, doch kann man es nicht ganz los werden.

Einer Vorſtellung Ihrer „Jungfrau" möchte ich nicht ganz entſagen. Sie hat zwar große Schwierigkeiten, doch haben wir ſchon große genug überwunden, aber freilich wird durch theatraliſche Erfahrungen Glauben, Liebe und Hoffnung nicht vermehrt. Daß Sie perſönlich etwas Beſſeres thun können, als ſich einer ſolchen Didascalie zu unterziehen, bin ich ſelbſt überzeugt; es käme darauf an, ob ich bei meiner jetzigen Halbthätigkeit dazu nicht am Beſten tauge; doch davon wird ſich reden laſſen, wenn wir wieder zuſammen kommen.

Ich habe der Verſuchung nicht widerſtehen können, mir einen Spazirgang hier anzulegen, da man vorher keinen Schritt im Trockenen thun konnte bei feuchtem Wetter und keinen im Schatten bei Sonnenſchein. Nun hat mich Das Etwas weiter geführt als billig, und ich muß hier bleiben, bis die Anlage fertig iſt, weil ſie mir zuletzt noch verpfuſcht werden könnte.

Ober-Roßla, den 25. April. G.

Wenn ich von einem Reſultate reden ſoll, das ſich in mir zu bilden ſcheint, ſo ſieht es aus, als wenn ich Luſt fühlte, immer mehr für mich zu theoretiſiren und immer weniger für Andere. Die Menſchen ſcherzen und bangen ſich an den Lebensräthſeln herum, wenige kümmern ſich um die aufleſenden Worte. Da ſie nun ſämmtlich ſehr recht daran thun, ſo muß man ſie nicht irre machen.

Auf „Hero und Leander" bin ich recht neugierig, ich wünſchte, Sie hätten mir es mitgeſchickt. Was Ihr Schauſpiel betrifft, ſo weiß ich nicht, ob Sie von den „Maltheſern" oder von dem „untergeſchobenen Prinzen" ſprechen, und ich werde alſo auf doppelte Weiſe überraſcht ſein, wenn Sie auch hierin vorwärts rücken.

Bei dem hieſigen Theater ſind mehrere Subjecte, die ein recht gutes Aeußerliches haben und perfectibel ſcheinen. Die Geſellſchaft iſt im Ganzen eher gut als ſchlecht, doch bringt ſie eigentlich nichts Erfreuliches hervor, weil der

Naturalismus, die Pfuscherei, die falsche Richtung der Individualitäten, entweder zum Trocknen oder zum Manierirten, und wie das Unheil alle heißen mag, hier so wie überall webt und wirkt und das Zusammenbrennen des Ganzen verhindert.

Dormont, den 12. Juli. G.

In Jena, in Knebel's alter Stube, bin ich immer ein glücklicher Mensch, weil ich keinem Raum auf dieser Erde so viel productive Momente verdanke. Es ist lustig, daß ich an einen weißen Fensterpfosten Alles aufgeschrieben habe, was ich seit dem 21. November 1798 in diesem Zimmer von einiger Bedeutung arbeitete. Hätte ich diese Registratur früher angelangen, so stünde gar Manches darauf, was unser Verhältniß aus mir heraus lockte.

Eine Schnurre über das Weimar'sche Theater habe ich zu dictiren angefangen, und mache dabei, wie billig, ein erstaunt ernsthaft Gesicht; da wir die reelle Leistung im Rücken haben, so ist es gut, ein wenig dämisch auszusehen und sich auf jede Weise alle Wege frei zu halten.

Hierbei kommt die Abschrift des grächsirenden Schauspiels. Ich bin neugierig, was Sie ihm abgewinnen werden. Ich habe hier und da hineingesehen; es ist ganz verteufelt human. Geht es halbweg, so wollen wir's versuchen; denn wir haben doch schon öfters gesehen, daß die Wirkungen eines solchen Wagestücks für uns und das Ganze incalculabel sind.

Im Geiste der immer neuen Jena'schen Jugend werden die Abende gesellig hingebracht. Gleich Sonntags bin ich bei Loder bis ein Uhr in der Nacht geblieben, wo die Gesellschaft gerade einige Capitel historischer Kenntnisse aufrief, die bei uns nicht zur Sprache kommen. Bei einiger Reflexion über die Unterhaltung fiel mir auf, was man für ein interessantes Werk zusammenschreiben könnte, wenn man Das, was man erlebt hat, bei der Uebersicht, die Einem die Jahre geben, mit gutem Humor aufzeichnete.

Jena, den 19. Februar 1802. G.

Weimar, den 20. Jänner.

Ich werde nunmehr die „Iphigenie" mit der gehörigen Hinsicht auf ihre neue Bestimmung lesen und jedes Wort vom Theater herunter, und mit dem Publicum zusammen, hören. Das, was Sie das Humane darin nennen, wird diese Probe besonders gut aushalten und davon rathe ich Nichts wegzunehmen. Nächsten Sonnabend hoffe ich Etwas über den Erfolg berichten zu können.

Schütz hat mir nun auch eine Recension meiner „Jungfrau von Orleans" zugeschickt, die aus einer ganz andern Feder kommt als die der „Maria" und von einem fähigern Menschen herrührt; man findet darin ganz frisch die Schelling'sche Kunst-Philosophie auf das Werk angewendet. Aber es ist mir dabei sehr fühlbar geworden, daß von der transcendentalen Philosophie zu dem wirklichen Factum noch eine Brücke fehlt, indem die Principien der Einen gegen das Wirkliche eines gegebenen Falles sich gar sonderbar ausnehmen und ihn entweder vernichten oder dadurch vernichtet werden. In der ganzen Recension ist von dem eigentlichen Werk Nichts ausgesprochen, es war auch auf dem eingeschlagenen Wege nicht möglich, da von allgemeinen hohlen Formeln zu einem bedingten Fall kein Uebergang ist. Und dieß nennt man nun ein Werk critisiren, wo ein Leser, der das Werk nicht gelesen, auch nicht die leiseste Anschauung davon bekommt. Man sieht aber daraus, daß die Philosophie und die Kunst sich noch gar nicht ergriffen und wechselseitig durchdrungen haben, und vermißt mehr als jemals ein Organon, wodurch Beide vermittelt werden können. In den „Propyläen" war Dieses in Absicht auf die bildende Kunst eingeleitet; aber die „Propyläen" gingen auch von der Anschauung aus, und unsere jungen Philosophen wollen von Ideen unmittelbar zur Wirklichkeit übergehen. So ist es denn nicht anders möglich, als daß das Allgemeingesagte hohl und leer und das Besondere platt und unbedeutend ausfällt.

Die „Turandot", denke ich, etwa auf den Dinstag vom Theater herab zu hören und werde dadurch erst in den Stand gesetzt sein, zu bestimmen, was noch zu thun ist und was der Ort und der Zeit-Moment an dieser alten Erscheinung verändert. Detouches hat bereits einen Marsch dazu gesetzt und mir heute vorgespielt, der sich ganz gut ausnimmt.

Ich wünsche, daß Sie sich in dem alten productiven Zimmer recht gut befinden und etwas Neues an dem Fensterpfosten zu notiren haben möchten. G.

Weimar, den 22. Januar.

Ich habe, wie Sie finden werden, weniger Verheerungen in dem Manuscript angerichtet, als ich selbst erwartet hatte, vornehmen zu müssen; ich fand es von der einen Seite nicht nöthig und von der andern nicht wohl thunlich. Das Stück ist an sich gar nicht zu lang, da es wenig über tausend Verse enthält, und jetzt werden die zweitausend nicht einmal voll sein, wenn Sie es zufrieden sind, daß die bemerkten Stellen wegbleiben. Aber es war auch nicht gut thunlich, weil Dasjenige, was den Gang des Stücks verzögern könnte, weniger in einzelnen Stellen, als in der Haltung des Ganzen

liegt, die für die dramatiſche Forderung zu reflectirend iſt. Oefters ſind auch diejenigen Partien, die das Loos der Ausſchließung vor Andern getroffen haben würde, nothwendige Bindungsglieder, die ſich durch andere nicht erſetzen ließen, ohne den ganzen Gang der Scene zu verändern. Ich habe da, wo ich zweifelte, einen Strich am Rande gemacht; wo meine Gründe für das Weglaſſen überwiegend waren, habe ich ausgeſtrichen, und bei dem Unterſtrichenen wünſchte ich den Ausdruck verändert.

Da überhaupt in der Handlung ſelbſt zu viel moraliſche Caſuiſtik herrſcht, ſo wird es wohl gethan ſein, die ſittlichen Sprüche ſelbſt und dergleichen Wechſelreden Etwas einzuſchränken.

Das Hiſtoriſche und Mythiſche muß unangetaſtet bleiben, es iſt ein unentbehrliches Gegengewicht des Moraliſchen, und was zur Phantaſie ſpricht, darf am Wenigſten vermindert werden.

Oreſt ſelbſt iſt das Bedenklichſte im Ganzen; ohne Furien iſt kein Oreſt, und jetzt da die Urſache ſeines Zuſtandes nicht in die Sinne fällt, da ſie bloß im Gemüth iſt, ſo iſt ſein Zuſtand eine zu lange und zu einförmige Qual, ohne Gegenſtand. Hier iſt eine von den Grenzen des alten und neuen Trauerſpiels. Möchte Ihnen Etwas einfallen, dieſem Mangel zu begegnen, was mir freilich bei der jetzigen Oeconomie des Stücks kaum möglich ſcheint; denn was ohne Götter und Geiſter daraus zu machen war, das iſt ſchon geſchehen. Auf jeden Fall aber empfehle ich Ihnen die Oreſt'ſchen Scenen zu verkürzen.

Ferner gebe ich Ihnen zu bedenken, ob es nicht rathſam ſein möchte, zur Belebung des dramatiſchen Intereſſes, ſich des Toas und ſeiner Taurier, die ſich zwei ganze Acte durch nicht rühren, Etwas früher zu erinnern und beide Actionen, davon die eine jetzt zu lange ruht, in gleichem Feuer zu erhalten. Man hört zwar im zweiten und dritten Act von der Gefahr des Oreſt und Pylades, aber man ſieht Nichts davon, es iſt nichts Sinnliches vorhanden, wodurch die drangvolle Situation zur Erſcheinung käme. Nach meinem Gefühle müßte in den zwei Acten, die ſich jetzt nur mit Iphigenie und dem Bruder beſchäftigen, noch ein Motiv ad extra eingemiſcht werden, damit auch die äußere Handlung ſtetig bliebe und die nachherige Erſcheinung des Arcas mehr vorbereitet würde; denn ſo, wie er jetzt kommt, hat man ihn faſt ganz aus den Gedanken verloren.

Es gehört nun freilich zu dem eigenen Character dieſes Stücks, daß Dasjenige, was man eigentlich Handlung nennt, hinter den Couliſſen vorgeht, und das Sittliche, was im Herzen vorgeht, die Geſinnung darin zur Handlung gemacht iſt und gleichſam vor die Augen gebracht wird. Dieſer Geiſt des Stücks muß erhalten werden, und das Sinnliche muß immer dem Sittlichen nachſtehen; aber ich verlange auch nur ſo viel von Jenem, als nöthig iſt, um Dieſes ganz darzuſtellen.

„Iphigenie" hat mich übrigens, da ich ſie jetzt wieder las, tief gerührt, wiewohl ich nicht läugnen will, daß etwas Stoffartiges dabei mit unterlaufen mochte. Seele möchte ich es nennen, was den eigentlichen Vorzug davon ausmacht.

Die Wirkung auf das Publicum wird das Stück nicht verfehlen, alles Vorhergegangene hat zu dieſem Erfolge zuſammen gewirkt. Bei unſerer Kennerwelt möchte gerade Das, was wir gegen daſſelbe einzuwenden haben, ihm zum Verdienſte gerechnet werden, und Das kann man ſich gefallen laſſen, da man ſo oft wegen des wahrhaft Lobenswürdigen geſcholten wird.

Leben Sie recht wohl und laſſen mich bald hören, daß das verſeſſelte Product anfängt, ſich unter Ihren Händen wieder zu erweichen.

Sch.

Den 1. Februar.

Da mir der Kopf von einer ſchlecht zugebrachten Nacht verwüſtet iſt, ſo iſt heute Nichts mehr mit mir anzufangen und ich werde mich bald zur Ruhe begeben.

Indeſſen ſende ich Ihnen zwei Räthſel, und wenn Sie glauben, daß ſie zu brauchen ſind, ſo wollen wir die drei neuen gegen die alten austauſchen. Vielleicht fällt mir auch noch ein beſſeres ein.

Das Ihrige habe ich noch nicht erbrochen, und ich würde glauben, es errathen zu haben, wenn mich die zwei letzten Zeilen nicht irre machten.

Ich werde, wenn Sie beikommende Räthſel genehmigen, das Ihrige erbrechen und alsdann die nöthigen Worte für Calaf aufſetzen und den Schauſpielern zuſenden. Sagen Sie mir alſo dieſen Abend noch ein Wort. Sch.

Ihre beiden neuen Räthſel haben den ſchönen Fehler der erſten, beſonders des Auges, daß ſie entzückte Anſchauungen des Gegenſtandes enthalten, worauf man faſt eine neue Dichtungsart gründen könnte. Das zweite habe ich auf's erſte Leſen, das erſte auf's zweite Leſen errathen. Nun voto würden Sie den Regenbogen an die erſte Stelle ſetzen, welcher leicht zu errathen, aber erfreulich iſt; dann käme meins, welches kahl, aber nicht zu errathen iſt; dann der Blitz, welches nicht gleich er-

rathen wird, und in jedem Fall einen sehr schönen und hohen Eindruck zurücklässt.

Weimar, den 2. Februar. G.

Weimar, den 12. Februar.

Da Sie heute Nichts von sich haben hören lassen, so vermuthe ich, Sie sind bald selbst wieder hier zu sehen; ohnehin werden Sie unsern Prinzen nicht ohne Abschied wegreisen lassen.

Es ist mir eingefallen, daß es doch artig wäre, sich bei dieser Gelegenheit mit Etwas einzustellen; ich habe auch schon einige Verse niedergeschrieben, die wir vielleicht in unserm Kränzchen produciren können; nur müßte es nicht später als auf den Montag sein. Ich habe auch noch zwei neue Melodien, welche mir Körner zu zwei Liedern gesetzt hat. Sch.

Weimar, den 13. Februar.

Wir wünschten zu wissen, ob Sie etwa Lust und Muße haben, vor der Abreise des Prinzen noch hieher zu kommen, weil wir in diesem Fall unsere geschlossene Gesellschaft, wenn es auch (um Ihnen die Unbequemlichkeit zu ersparen) auf dem Stadthause wäre, noch einmal halten wollten. Wenn Sie nicht kommen, so wird mit einem großen Ernst gedroht, den der Widersacher Kotzebue jetzt negotiirt und der den Montag nach der Comödie sein soll. Auch würde der Prinz sich weit lieber in unserm kleinen Kreis befinden. Wenn Sie uns fehlen, so können wir das Zudringen der unwillkommenen Gäste nicht wohl abhalten.

Sch.

Ihrer Einladung werde ich dieß Mal, mein werther Freund, nicht folgen können. Den Rocken, den ich angelegt habe, muß ich auch gleich abspinnen und abweifen, sonst gibt es von Neuem Unordnung und das Gethane muß wiederholt werden. Unserm guten Prinzen will ich ein schriftliches Lebewohl sagen. Grüßen Sie Herrn von Wolzogen vielmals und wünschen ihm eine glückliche Fahrt.

Mein hiesiger Aufenthalt ist mir ganz erfreulich, sogar hat sich einiges Poetische gezeigt, und ich habe wieder ein Paar Lieder, auf bekannte Melodien, zu Stande gebracht. Es ist recht hübsch, daß Sie auch Etwas der Art in die Mitte des kleinen Zirkels bringen.

Mit Schelling habe ich einen sehr guten Abend zugebracht. Die große Klarheit bei der großen Tiefe ist immer sehr erfreulich. Ich würde ihn öfters sehen, wenn ich nicht noch auf poetische Momente hoffte, und die Philosophie zerstört bei mir die Poesie, und Das wohl deßhalb, weil sie mich in's Object treibt, indem ich mich nie rein speculativ erhalten kann, sondern gleich zu jedem Satze eine Anschauung suchen muß und deßhalb gleich in die Natur hinaus siehe.

Mit Meyer habe ich eine sehr angenehme Unterhaltung gehabt. Er ist in diesem Wesen so von Grund aus unterrichtet, an jenen Orten und in jenen Zeiten so zu Hause, daß so Vieles der heiligen Schriften, was man sonst in idealer Allgemeinheit anzustaunen gewohnt ist, nun in einer specifischen und individuellen Gegenwart begreiflich scheint. Er hat einige meiner Zweifel sehr hübsch, in der Totalität seiner Vorstellungsweise, aufgelöst, daß ich recht vergnüglich mit ihm übereinstimmen konnte. Auch läßt sich über manche Maximen, die bei so einer Arbeit zu Grunde liegen, mündlich mancher befriedigende Aufschluß geben und am Ende ist ein Individuum immer willkommen, das eine solche Totalität in sich einschließt.

Das Englische der „Gita Govinda" habe ich nun auch gelesen und muß den guten Dalberg leider einer pfuscherhaften Sudelei anklagen. Jones sagt in seiner Vorrede: er habe dieses Gedicht erst wörtlich übersetzt und dann ausgelassen, was ihm für seine Nation zu lüstern und zu kühn geschienen habe. Nun läßt der Deutsche Uebersetzer nicht allein nochmals aus, was ihm von dieser Seite bedenklich erscheint, sondern er versteckt auch sehr schöne unschuldige Stellen gar nicht, und übersetzt sie falsch. Vielleicht übersetze ich das Ende, das hauptsächlich durch diesen Deutschen Mehlthau verkümmert worden ist, damit der alte Dichter wenigstens in der Schöne vor Ihnen erscheinen möge, wie ihn der Englische Uebersetzer lassen durfte.

Jena, den 19. Februar. G.

Weimar, den 20. Februar.

Es thut uns Allen und mir besonders leid, Sie noch auf längere Zeit nicht zu sehen; da Sie aber so gut beschäftigt und so zufrieden sind, so wollen wir uns der Früchte Ihrer Thätigkeit erfreuen. Vielleicht führt Sie der Bücherstaub, mit dem poetischen Geist geschwängert, auch zu dem alten gespenstischen Doctor zurück, und wenn Das geschieht, so wollen wir Büttner's Manen dafür segnen. Ich habe dieser Tage Ihre Elegien und Idyllen wieder gelesen und kann Ihnen nicht ausdrücken, wie frisch und innig und lebendig mich dieser ächte poetische Genius bewegt und ergriffen hat. Ich weiß Nichts darüber, selbst unter Ihren eigenen Werken; reiner und voller haben Sie Ihr Individuum und die Welt nicht ausgesprochen.

Es ist eine sehr interessante Erscheinung, wie sich Ihre anschauende Natur mit der Philosophie so gut verträgt und immer dadurch belebt und gestärkt wird; ob sich, umgekehrt, die speculative Natur unseres Freundes eben so viel von

Ihrer anſchauenden aneignen wird, zweifle ich, und Das liegt ſchon in der Sache. Denn Sie nehmen ſich von ſeinen Ideen nur Das, was Ihren Anſchauungen zuſagt, und das Uebrige beunruhigt Sie nicht, da Ihnen am Ende doch das Object als eine feſtere Autorität daſteht, als die Speculation, ſo lange dieſe mit jenen nicht zuſammen trifft. Den Philoſophen aber muß jede Anſchauung, die er nicht unterbringen kann, ſehr incommodiren, weil er an ſeine Ideen eine abſolute Forderung macht.

Die „Gita Govinda" hat mich neulich auch wieder zur „Sacontala" zurückgeführt, ja, ich habe ſie auch in der Idee geleſen, ob ſich nicht ein Gebrauch für's Theater davon machen ließe; aber es ſcheint, daß ihr das Theater direct entgegenſteht, daß es gleichſam der einzige von allen zweiunddreißig Winden iſt, mit dem dieſes Schiff, bei uns, nicht ſegeln kann. Dieß liegt wahrſcheinlich in der Haupteigenſchaft derſelben, welche die Zartheit iſt, und zugleich in einem Mangel der Bewegung, weil ſich der Dichter gefallen hat, die Empfindungen mit einer gewiſſen bequemen Behaglichkeit auszuſpinnen, weil ſelbſt das Clima zur Ruhe einladet. Sch.

Es iſt gegenwärtig hier gerade eine luſtige und geſellige Epoche, und ich bin meiſt Mittag oder Abends auswärts. Dagegen kann ich noch keine productiven Momente rühmen, die ſich überhaupt immer ſeltener machen.

Ich bin über des Soulavie mémoires historiques et politiques du régne de Louis XVI gerathen, ein Werk, das Einen nicht los läßt und das durch ſeine Vielſeitigkeit einnimmt, wenn gleich der Verfaſſer mitunter verdächtig erſcheint. Im Ganzen iſt es der ungeheure Anblick von Bächen und Strömen, die ſich, nach Naturnothwendigkeit, von vielen Höhen und vielen Thälern, gegen einander ſtürzen und endlich das Ueberſteigen eines großen Fluſſes und eine Ueberſchwemmung veranlaſſen, in der zu Grunde geht, wer ſie vorgeſehen hat, ſo gut als der ſie nicht ahnete. Man ſieht in dieſer ungeheuern Empirie nichts als Natur und nichts von Dem, was wir Philoſophen ſo gern Freiheit nennen möchten. Wir wollen erwarten, ob uns Bonaparte's Perſönlichkeit noch ferner mit dieſer herrlichen und herrſchenden Erſcheinung erfreuen wird.

Jena, den 9. März. M.

Weimar, den 17. März.

Ich habe mich dieſer Tage mit dem heiligen Bernhard beſchäftigt und mich ſehr über dieſe Bekanntſchaft gefreut; es möchte ſchwer ſein, in der Geſchichte einen zweiten, ſo wohlklingen geiſtlichen Schuft aufzutreiben, der zugleich in einem ſo trefflichen Elemente ſich befände, um eine würdige Rolle zu ſpielen. Er war das Oracel ſeiner Zeit und beherrſchte ſie, ob er gleich und eben darum, weil er bloß ein Privatmann blieb, und Andere auf dem erſten Poſten ſtehen ließ. Päpſte waren ſeine Schüler und Könige ſeine Creaturen. Er haßte und unterdrückte nach Vermögen alles Strebende und beförderte die dickſte Mönchsdummheit, auch war er ſelbſt nur ein Mönchskopf und beſaß Nichts als Klugheit und Heuchelei; aber es iſt eine Freude, ihn verherrlicht zu ſehen. Wenn Sie Griesbach oder Paulus ſprechen, ſo laſſen Sie ſich doch von ihnen erzählen; vielleicht können uns dieſe einige Schriften über ihn verſchaffen. Sch.

Ich freue mich, zu hören, daß Sie Ihre „Johanna" auch für uns, der theatraliſchen Möglichkeit nähern wollen. Ueberhaupt müſſen wir, da wir mit dieſer Vorſtellung ſo lange gezaudert, uns durch irgend Etwas auszuzeichnen ſuchen.

Mit der „Iphigenie" iſt mir unmöglich, Etwas anzufangen. Wenn Sie nicht die Unternehmung wagen, die Paar zweideutigen Verſe corrigiren und das Einſtudiren dirigiren wollen, ſo glaube ich nicht, daß es gehen wird und doch wäre es in der jetzigen Lage gut und ſie würde denn für andere Theater verlangt, wie es ja ſchon mit dem „Nathan" gegangen iſt. „Rhadamiſt und Zenobia" iſt, bei näherer Betrachtung, ein ſehr merkwürdiges Stück. Der höchſte Gipfel einer manierirten Kunſt, wogegen die Voltair'ſchen Stücke als reine Natur erſcheinen. Das, was an dieſem Stücke imponirt, iſt wahrſcheinlich die Cain'ſche Lage des Helden und der unſtete Character, der an das Schickſal jenes erſten Brudermörders erinnert. Es übrigens auf's Deutſche Theater zu heben, ſehe ich noch keine Handhabe.

Unſere hieſigen theologiſchen Freunde ſind in übeln Umſtänden. Griesbach leidet an ſeinen Füßen und Paulus mit ſeiner Frau. Sie iſt ſehr übel daran, ſo daß ich für ihre Exiſtenz fürchte, und die Natur kann nun wieder eine Weile operiren, bis ſie ein ſo medliſches Weſen zum zweiten Mal zuſammen bringt.

Zelter hat ſehr lebhafte Eindrücke zurück gelaſſen. Man hört überall ſeine Melodien und wir haben ihm zu danken, daß unſere Lieder und Balladen durch ihn von den Todten erweckt worden.

Das Bibliotheks-Weſen klärt ſich auf. Breter und Balken ſchwimmen die Saale hinunter zu dem neuen Muſen-Tempel in Lauchſtädt. Laſſen Sie doch auch dieſes unſer Unternehmen auf ſich wirken und thun Sie für Ihre ältern Sachen was Sie können. Zwar weiß ich wohl,

wie schwer es hält, doch müssen Sie nach und nach, durch Nachdenken und Uebung, dem dramatischen Meyer so viel Handgriffe abgewinnen, daß Genie und reine poetische Stimmung nicht gerade zu jeder Operation nöthig sind.

Jena, den 19. März. G.

Weimar, den 20 März.

Ich freue mich, daß Sie bald wieder hier sein und daß wir den Eintritt des Frühjahrs zusammen zubringen werden, der mich immer traurig zu machen pflegt, weil er ein unruhiges und gegenstandloses Sehnen hervorbringt.

Gern will ich das Mögliche thun, um die „Iphigenie" zur theatralischen Erscheinung zu bringen; es ist bei einem solchen Geschäft immer viel zu lernen und an dem Erfolg zweifle ich nicht, wenn unsere Leute das Ihrige leisten. Es ist mir neulich sogar aus Dresden geschrieben worden, daß man die „Iphigenie" dort auf die Bühne bringen will, und gewiß werden noch andere Theater nachfolgen.

Mit dem „Carlos" bin ich auf ziemlich gutem Wege und hoffe in acht oder zehn Tagen damit zu Stande zu sein. Es ist ein sicherer, theatralischer Fond in dem Stück, und es enthält Vieles, was ihm die Gunst verschaffen kann. Es war freilich nicht möglich, es zu einem befriedigenden Ganzen zu machen, schon darum, weil es viel zu breit zugeschnitten ist; aber ich begnügte mich, das Einzelne nur nothdürftig zusammen zu reihen und so das Ganze bloß zum Träger des Einzelnen zu machen. Und wenn vom Publicum die Rede ist, so ist das Ganze doch, was zuletzt in Betrachtung kommt.

Die „Jungfrau von Orleans" wollen wir aber erst in Lauchstädt spielen lassen, ehe wir hier damit auftreten. Ich will das Stück in den letzten Wochen des hiesigen Theater-Jahrs einlernen lassen und selbst einige Proben dirigiren, daß es gut gelernt wird und daß man in Lauchstädt in allen Ehren damit auftreten kann.

Sch.

Nun wünschte ich aber auch von Ihnen über unsere theatralischen Angelegenheiten Etwas zu vernehmen. Was anguriren Sie von „Iphigenie", die sich, wie voraus zu sehen war, etwas verspätet? Was sagen Sie von Madame Bürger, deren Erscheinung ich wohl gern selbst mit abgewartet hätte?

Bei der Bibliotheks-Einrichtung steht mir die Art der Jenenser, die sich nahezu mit der Italiener göttlichem Nichtsthun vergleicht, auf eine verdrießliche Weise entgegen. Ich gebe die Bemerkung zum Besten, daß das Arbeiten nach vorgeschriebener Stunde, in einer Zeitenreihe regelmäßig vorgenommen, solche Menschen hervorbringe und bilde, die auch nur das Allernothdürftigste, stundenweis und stundenhaft möchte man sagen, arbeiten.

Daß die Gegend in dieser Blüthenzeit außerordentlich schön sei, darf ich Ihnen nicht sagen; ein Blick aus Ihrer obern Gartenstube, mit der Sie, wie ich höre, einen Philosophen beziehen haben, würde jetzt sehr erquicklich sein.

Leben Sie recht wohl und sagen mir ein Wort.

Jena, den 2. Mai. G.

„Iphigenie" wäre auf keinen Fall auf den Sonnabend zu zwingen gewesen, weil die Hauptrolle sehr groß und schwer einzulernen ist. Es war schlechterdings nöthig, der Vohs Zeit dazu zu geben. Ich hoffe übrigens das Beste für dieses Stück; es ist mir Nichts vorgekommen, was die Wirkung stören könnte. Gefreut hat es mich, daß die eigentlich poetisch schönen Stellen und die lyrischen besonders auf unsere Schauspieler immer die höchste Wirkung machten. Die Erzählung von den Thyestischen Gräueln, und nachher der Monolog des Orest, wo er dieselben Figuren wieder in Elysium friedlich zusammen steht, müssen als zwei sich aufeinander beziehende Stücke und als eine aufgelöste Dissonanz vorzüglich herausgehoben werden. Besonders ist Alles daran zu wenden, daß der Monolog gut executirt werde, weil er auf der Grenze steht, und wenn er nicht die höchste Rührung erweckt, die Stimmung leicht verderben kann. Ich denke aber, er soll eine sublime Wirkung machen.

Den übeln Erfolg der „Ariadne" wird Ihnen der Hofkammerrath schon berichtet haben. Sie können ihm alles Schlimme glauben, was er Ihnen davon schreiben mag; denn diese Elise ist eine armselige, herz- und geistlose Localsängerinn von der gemeinen Sorte, die durch ihre Ansprüche ganz unausstehlich wird. Doch Sie werden sie selbst sehen und hören, wenn Sie länger in Jena bleiben; denn sie denkt in etlichen Tagen ein Declamations-Concert dort zu geben.

Weimar, den 4. Mai. Sch.

Madame Bürger hat uns bis jetzt noch verschont, wenn sie nicht etwa morgen noch kommt und auf eine Sonntags-Declamation Anspruch macht. Auf alle Fälle werde ich mich in eine Ecke des Saals, nicht weit von der Thüre, setzen und nach Beschaffenheit der Umstände aushalten oder auf und davon gehen.

Was Sie mir von „Iphigenie" sagen, ist mir erfreulich. Könnten und möchten Sie das Werk bis zur Aufführung treiben, ohne daß ich eine Probe sähe und es Sonnabend den 15. geben, so bliebe ich noch eine Woche hier und brächte Manches vor und hinter mich.

Es ist mir dieser Tage ein anderes, neues,

Schnaps.

Alſo Exempli gratia.

Märten.

Noch ein Exempel?

Schnaps.

Wir haben ja noch keins gehabt.

Märten.

Nur zu viel.

Schnaps.

Ich ſage alſo — (Er holt einen großen Milchtopf, und ſetzt ihn auf den Tiſch.)

Märten.

Um Gottes willen rührt mir den Topf nicht an! Röſe ſagt: das wäre jetzt ihr beſter.

Schnaps.

Das iſt mir lieb zu hören.

Märten.

Nehmt doch einen kleinen Topf, wenns ja ſeyn ſoll.

dramatiſches Product zugeſchickt werden, das mir, ich mag wohl ſo ſagen, Kummer macht. Ein unverkennbares Talent, ſorgfältiges Nachdenken, Studium der Alten, recht hübſche Einſicht, brauchbare Theile und im Ganzen unzulänglich, indem es weder vor- noch rückwärts Face macht. Den zehnten Theil davon hätte man vielleicht produciren können, aber ſowie es liegt, iſt es ganz und gar unmöglich. Wie ich zurückkomme, ſollen Sie es ſehen und werden wahrſcheinlich noch größere Klagelieder anſtimmen. Sagen Sie aber Niemand Nichts davon, auch Nichts von meiner vorläufigen Anzeige; denn wir müſſen es unter uns in der Stille zurecht legen.

Jena, den 7. Mai. G.

Weimar, den 8. Mai.

Für den „Alarcos" wollen wir unſer Möglichſtes thun, aber bei einer neuen Durchſicht des Stücks ſind mir bedenkliche Sorgen aufgeſtiegen. Leider iſt es ein ſo ſeltſames Amalgam des Antiken und Neueſt-Modernen, daß es weder die Gunſt noch den Reſpect wird erlangen können. Ich will zufrieden ſein, wenn wir nur nicht eine totale Niederlage damit erleiden, die ich faſt fürchte. Und es ſollte mir leid thun, wenn die eitele Partei, mit der wir zu kämpfen haben, dieſen Triumph erhielte. Meine Meinung iſt, die Vorſtellung des Stücks ſo vornehm und ernſt als möglich iſt zu halten, und Alles, was wir von dem Anſtand des Franzöſiſchen Trauerſpiels dabei brauchen können, anzuwenden; können wir es nur ſo weit bringen, daß dem Publicum imponirt wird, daß Etwas Höheres und Strengeres anklingt, ſo wird es zwar unzufrieden bleiben, aber doch nicht wiſſen, wie es daran iſt. Einen Schritt zum Ziele werden wir durch dieſe Vorſtellung nicht thun, oder ich müßte mich ganz betrügen. Sch.

Ueber den „Alarcos" bin ich völlig Ihrer Meinung; allein mich dünkt, wir müſſen Alles wagen, weil am Gelingen oder Nichtgelingen nach außen gar Nichts liegt. Was wir dabei gewinnen, ſcheint mir hauptſächlich Das zu ſein, daß wir dieſe äußerſt obligaten Sylbenmaße ſprechen laſſen und ſprechen hören. Uebrigens kann man auf das ſtoffartige Intereſſe doch auch Etwas rechnen.

Ob noch Sonnabend den 15. „Iphigenie" wird ſein können, hoffe ich durch Ihre Güte morgen zu erfahren, und werde alsdann eintreffen, um an Ihrer Seite einen der wunderbarſten Effecte zu erwarten, die ich in meinem Leben gehabt habe: die unmittelbare Gegenwart eines, für mich, mehr als vergangenen Zuſtandes.

Jena, den 11. Mai. G.

Weimar, den 12. Mai.

Die Vorſtellung der „Iphigenie" auf den Sonnabend wird keine Schwierigkeit haben, obgleich uns der „Titus" geſtern und heut das Theater wegnahm. Wohl glaube ich, daß die ſinnliche Erſcheinung dieſes Stücks manche vergangene Zuſtände in Ihnen erwecken wird, ſowohl in Formen und Farben Ihres eigenen Gemüths, als auch der Welt, mit der Sie ſich damals zuſammen fühlten, und in letzterer Rückſicht wird es mehrern hieſigen Freunden und Freundinnen merkwürdig ſein. Sch.

Mit Wolf habe ich ſchon das Büchlein von den Farben durchgegangen. Das Haupt-Reſultat: daß, auch nach ſeinen Criterien, das Werk ächt alt und der peripatetiſchen Schule werth ſei, hat mich, wie Sie denken können, ſehr gefreut, ja, er mag es lieber dem Ariſtoteles als einem Nachfolger zuſchreiben.

Er hält, ſo wie ich, dieſes kleine Werk für ein in ſich geſchloſſenes Ganze, das ſogar durch Abſchreiber wenig gelitten hat. Meine drei Conjecturen zu Verbeſſerung des Textes hat er gleich angenommen, und die eine beſonders mit Vergnügen, da ich Weiß anſtatt Schwarz ſetzen muß. Er habe, ſagt er, wenn von ſolchen Verbeſſerungen die Rede geweſen, manchmal eben dieſen Gegenſatz, gleichſam als einen verwegenen Scherz gebraucht, und nun ſei es doch äußerſt luſtig, daß ſich in der Erfahrung wirklich ein Beiſpiel finde, wo in den Codicibus Schwarz für Weiß ſtehe.

Da es ein unſchätzbarer Gewinn wäre, ſolch einen Mann näher zu haben, ſo will ich wenigſtens das Verhältniß, ſo viel als möglich, anzunähern ſuchen, damit man ſich verſtehe und ſich vertraue.

Mit dem höchſt intereſſanten naturhiſtoriſchen Buche, wovon ich vor meiner Abreiſe ſprach, habe ich mich dieſe vierzehn Tage her beſchäftigt; es gab mir viel zu denken, bezüglich auf das Abgehandelte und auch auf den Verfaſſer; er iſt eine eigene Art von Verſtandesmenſchen, wie wir ſie heißen, der durch den Verſtand ſich dergeſtalt in die Ecke treibt, daß er aufrichtig geſtehen muß, hier könne man nun eben nicht weiter; doch dürfte er nur über ſich ſehen, ſo würde er empfinden, wie ihm die Idee einen glücklichen Ausweg darbietet. Aber eben dieſes Wirken des Verſtands gegen ſich ſelbſt iſt mir in Concreto noch nicht vorgekommen, und es iſt offenbar, daß auf dieſem Wege die ſchönſten Verſuche, Erfahrungen, Raiſonnements, Scheidungen und Verknüpfungen vorkommen müſſen.

Was mich für ihn einnimmt, iſt die große Redlichkeit, ſeinen Kreis durchzuarbeiten. Ich wäre ſehr neugierig, ihn perſönlich kennen zu lernen.

Lauchſtädt, den 8. Juli. G.

Weimar, den 9. Juli.

Ich gebe Ihnen vollkommen recht, daß ich mich bei meinen Stücken auf das Dramatiſch-wirkende mehr concentriren ſollte. Dieſes iſt überhaupt ſchon, ohne alle Rückſicht auf Theater und Publicum, eine poetiſche Forderung, aber auch nur inſofern es eine ſolche iſt, kann ich mich darum bemühen. Soll mir jemals ein gutes Theater-Stück gelingen, ſo kann es nur auf poetiſchem Wege ſein; denn eine Wirkung ad extra, wie ſie zuweilen auch einem gemeinen Talent und einer bloßen Geſchicklichkeit gelingt, kann ich mir nie zum Ziele machen noch, wenn ich es auch wollte, erreichen. Es iſt alſo hier nur von der höchſten Aufgabe ſelbſt die Rede, und nur die erfüllte Kunſt wird meine individuelle Tendenz ad intra überwinden können, wenn ſie zu überwinden iſt.

Ich glaube ſelbſt, daß unſere Dramen nur kraftvolle und treffend gezeichnete Skizzen ſein ſollten, aber dazu gehörte dann freilich eine ganz andere Ruhe der Erfindung, um die ſinnlichen Kräfte ununterbrochen zu reizen und zu beſchäftigen. Mir möchte dieſes Problem ſchwerer zu löſen ſein als einem Andern; denn ohne eine gewiſſe Innigkeit vermag ich Nichts, und dieſe hält mich gewöhnlich bei meinem Gegenſtand feſter, als billig iſt.

Eine Schrift gegen Retzebue, von dem Herrn von Maſſow, iſt dieſer Tage erſchienen, worin er ganz niederträchtig, aber nach Würden und Verdienſt behandelt wird. Sie iſt für ein Werk der Indignation und für eine Partei-Schrift nicht ſchlecht geſchrieben. Sch.

Den 10. Juli.

Herzlich heiße ich Sie willkommen und ſehne mich, Ihr Antlitz wieder zu ſehen. Wenn es Ihnen recht iſt, ſo komme ich zwiſchen 3 und 4 Uhr zu Ihnen. Ich muß Abends zeitig wieder zu Hauſe ſein, weil mein Huſten noch ſehr leicht erregt wird, und ich, nach einer Erfahrung von vorgeſtern, die Abendluft noch nicht vertragen kann. Meine Frau begrüßt Sie auf's Schönſte. Sch.

Anfangs war ich, wie Sie wiſſen, nicht ſehr geneigt, mein Vorſpiel drucken zu laſſen, gegenwärtig aber wollte ich Ihnen Folgendes vortragen und Ihre Gedanken darüber hören.

Gar viele Perſonen verlangen es zu leſen, beſonders ſeit dem Aufſatz in der eleganten Zeitung. Nun bin ich auch bei der letzten Vorleſung wieder zu einiger Ueberzeugung gelangt: daß doch noch Manches von der wunderlichen Erſcheinung auf dem Papiere ſteht. Und ſo wäre ich nicht abgeneigt, das Manuſcript an Cotta zu ſchicken, der es denn in klein Octav, eben wie „Mahomet" und „Tancred", drucken möchte; zu einer größern Ausgabe mit Kupfern wäre ich nicht geneigt, weil es immer koſtbar wird und mehr als billig iſt zu thun macht, auch dadurch die Sachen in die Länge gezogen werden. Denn mir wäre vorzüglich darum zu thun, dieſen Spaß los zu werden und an etwas Anderes zu gehen.

Jena, den 10. Auguſt. G.

Weimar, den 10. Auguſt.

Sie können nie unthätig ſein, und was Sie eine unproductive Stimmung nennen, würden ſich die meiſten Andern als eine vollkommen ausgefüllte Zeit anrechnen. Möchte nur irgend ein ſubalterner Genius, einer von denen, die gerade auf Univerſitäten wohnen und walten, die letzte Hand an Ihre wiſſenſchaftlichen Ideen thun, um ſie zu ſammeln, leidlich zu redigiren und ſo für die Welt zu erhalten. Denn Sie ſelbſt werden dieſes Geſchäft leider immer in die Ferne ſchieben, weil Ihnen, däucht mir, das eigentlich Didactiſche gar nicht in der Natur iſt. Sie ſind eigentlich recht dazu geeignet, um von andern bei Lebzeiten beerbt und ausgeplündert zu werden, wie Ihnen ſchon mehrmal widerfahren iſt, und noch mehr widerfahren würde, wenn die Leute nur ihren Vortheil beſſer verſtänden.

Hätten wir uns ein halb Dutzend Jahre früher gekannt, ſo würde ich Zeit gehabt haben, mich Ihrer wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen zu bemächtigen; ich würde Ihre Neigung vielleicht unterhalten haben, dieſen wichtigen Gegenſtänden die letzte Geſtalt zu geben, und in jedem Fall würde ich ein redlicher Verwalter des Ihrigen geweſen ſein.

Ich habe in dieſen Tagen einige Notizen über den Plinius geleſen, die mich in Rückſicht auf Das, was der Menſch aus einer guten Anwendung ſeiner Zeit machen kann, in Erſtaunen geſetzt haben. Gegen einen ſolchen Mann war ſelbſt Hader noch ein Zeitverſchwender. Aber ich fürchte, er hatte über dem ungeheuern Bücherleſen, Excerpiren und Dictiren zum freien Nachdenken nicht recht Zeit, und er ſcheint alle Thätigkeit des Geiſtes in das Lernen geſetzt zu haben; denn er nahm es ſeinem Neffen einmal ſehr übel, da er ihn ohne ein Buch in der Hand im Garten auf- und abgehen ſah.

Ich bin in dieſen letzten Tagen nicht ohne Succeß mit meinem Stück beſchäftigt geweſen, und ich habe noch bei keiner Arbeit ſo viel gelernt, als bei dieſer. Es iſt ein Ganzes, das

ich leichter überſehe und auch leichter regiere; auch iſt es eine dankbarere und erfreulichere Aufgabe, einen einfachen Stoff reich und gehaltvoll zu machen, als einen zu reichen und zu breiten Gegenſtand einzuſchränken. Sch.

Bei uns geht es nicht gut, wie Sie mir vielleicht geſtern in der Oper anmerkten. Der neue Gaſt wird wohl ſchwerlich lange verweilen und die Mutter, ſo gefaßt ſie ſonſt iſt, leidet an Körper und Gemüth. Sie empfiehlt ſich Ihnen beſtens und fühlt den Werth Ihres Antheils.

Heute Abend hoffe ich doch zu kommen, um die Lücken meines Weſens durch die Gegenwart der Freunde auszufüllen.

Den 10. December. G.

Dr. Chladni iſt angekommen und hat ſeine ausgearbeitete Acuſtik in einem Quart-Bande mitgebracht. Ich habe ſie ſchon zur Hälfte geleſen und werde Ihnen darüber mündlich über Inhalt, Gehalt, Methode und Form manches Erfreuliche ſagen können. Er gehört, wie Euler, unter die Glückſeligen, welche auch nicht eine Ahnung haben, daß es eine Natur-Philoſophie gibt, und die nur mit Aufmerkſamkeit ſuchen die Phänomene gewahr zu werden, um ſie nachher ſo gut zu ordnen und zu nutzen, als es nur gehen will, und als ihr angeborenes, in der Sache und zur Sache geübtes Talent vermag.

Sie können denken, daß ich ſowohl beim Leſen des Buchs, als bei einer mehrſtündigen Unterhaltung immer nach meiner alten Direction fortgeforſcht habe, und ich bilde mir ein, einige recht gute Merkpuncte zu weitern Richtungen bezeichnet zu haben.

Möchten Sie wohl Chladni eine Viertelſtunde gönnen? damit Sie doch auch das Individuum kennen lernen, das auf eine ſehr entſchiedene Weiſe ſich und ſeinen Wirkungskreis ausſpricht.

Leben Sie recht wohl und ſagen mir auch von ſich etwas Ausführliches und laſſen Sie uns, da wir uns Beide gegen das Ausgehen ſträuben, wenigſtens, wie jene Verliebte, über den Schirm correſpondiren.

Weimar, den 20. Januar 1803. G.

Gegen die reiche Abwechſelung Ihrer Beſchäftigungen ſticht meine, auf einen einzigen Punct gerichtete Thätigkeit ſehr dürftig ab; auch kann ich Ihnen das Reſultat meiner Einſamkeit nur durch die That beurkunden. Ich habe ein mißliches und nicht erfreuliches Geſchäft, nämlich die Ausfüllung der vielen zurückgelaſſen Lücken in den vier erſten Acten nun beendigt, und ſehe auf dieſe Weiſe wenigſtens fünf Sechstheile des Ganzen fertig und ſäuberlich hinter mir, und das letzte Sechstheil, welches ſonſt immer das wahre Feſtmahl der Tragödien-Dichter iſt, gewinnt auch einen guten Fortgang. Es kommt dieſer letzten Handlung ſehr zu Statten, daß ich das Begräbniß des Bruders von dem Selbſtmord des andern ganz getrennt habe, daß Dieſer jenen Actus vorher rein beendigt, als ein Geſchäft, dem er vollkommen abwartet, und erſt nach Endigung deſſelben, über dem Grabe des Bruders, geſchieht die letzte Handlung, nämlich die Verſuche des Chors, der Mutter und der Schweſter, den D. Ceſar zu erhalten, und ihr vereitelter Erfolg. So wird alle Verwirrung und vorzüglich alle bedenkliche Vermiſchung der theatraliſchen Ceremonie mit dem Ernſt der Handlung vermieden.

Uebrigens haben ſich im Lauf meines bisherigen Geſchäfts noch verſchiedene bedeutende Motive hervorgethan, die dem Ganzen ſehr dienen.

Sonſt haben mich die neueſten Franzöſiſchen Theatralia aus der Bibliothek beſchäftigt, die der Herzog wollte, daß ich ſie leſen ſollte. Noch habe ich Nichts darunter gefunden, das mich erfreut hätte, oder das ſich nur irgend zu einem Gebrauch qualificirte. Aber eine Franzöſiſche Ueberſetzung von Alfieri habe ich zu leſen angefangen, worüber ich aber jetzt noch Nichts ſagen mag. Aufmerkſamkeit verdient übrigens dieſe Erſcheinung, und ich freue mich, wenn ich mich durch die einundzwanzig Stücke durchgeleſen habe, dieſe Angelegenheit zu verhandeln. Ein Verdienſt muß ich ihm auf jeden Fall zugeſtehen, welches aber freilich zugleich einen Tadel enthält. Er weiß Einem den Gegenſtand zu einem poetiſchen Gebrauch zuzubringen, und erweckt die Luſt, ihn zu bearbeiten: ein Beweis zwar, daß er ſelbſt nicht befriedigt, aber doch ein Zeichen, daß er ihn aus der Proſa und Geſchichte glücklich herausgewunden hat. Sch.

Mein Stück iſt fertig, und da ich Etwas davon in dieſen Tagen verlauten ließ, ſo hat der Herzog von Meiningen den Wunſch geäußert, es zu hören. Weil es nun mein Dienſtherr iſt, dem ich einige Attention ſchuldig bin und es ſich gerade trifft, daß ich ſeinen Geburtstag dadurch feiere, ſo werde ich es heute Abend um 5 Uhr in einer Geſellſchaft von Freunden und Bekannten und Feinden verleſen. Sie will ich nicht dazu einladen, weil Sie nicht gern ausgehen und, wie ich glaube, auch lieber das Stück allein leſen oder hören. Ich habe mich in der Cataſtrophe viel kürzer gefaßt, als ich erſt wollte, überwiegender Gründe wegen. Sch.

Sagen Sie mir doch ein Wort, wie die geſtrige Vorleſung abgelaufen; denn ein geübter Autor weiß wahre Theilnahme von Ueberraſchung zu unterſcheiden, ſowie Höflichkeit und

Verſtellung zu würdigen. Zunächſt bitte ich um Mittheilung des Stücks, wodurch mir für dieſe Abende ein großes Feſt bereitet würde.

Daß ich indeſſen mit dem Cellini'ſchen Anhang beinahe fertig geworden, wird Ihnen auch erfreulich ſein. Sie wiſſen, daß es keine verwünſchtere Aufgabe gibt, als ſolche Reſultate aufzuſtellen. Wie viel muß man leſen und überlegen, wenn es nicht auf eine Spiegelfechterei hinaus laufen ſoll!

Weimar, den 8. Februar. G.

Die geſtrige Vorleſung, von der ich mir eine ſehr mäßige Erwartung machte, weil ich mir mein Publicum nicht dazu auswählen konnte, iſt mir durch eine recht ſchöne Theilnahme belohnt worden, und die heterogenen Beſtandtheile meines Publicums fanden ſich wirklich in einem gemeinſamen Zuſtande vereinigt. Die Furcht und der Schrecken erwieſen ſich in ihrer ganzen Kraft, auch die ſanftere Rührung gab ſich durch ſchöne Aeußerungen kund; der Chor erfreute allgemein durch ſeine naiven Motive und begeiſterte durch ſeinen lyriſchen Schwung, ſo daß ich, bei gehöriger Anordnung, mir auch auf den Bretern eine bedeutende Wirkung von dem Chore verſprechen kann.

Ich habe Becker mit zu der geſtrigen Vorleſung eingeladen; Sie können alſo, wenn Sie ihn ſprechen, abnehmen, wie ſich dieſe neue Erſcheinung in ſeinem Theater-Kopfe darſtellt. Er war ſehr hingeriſſen und iſt von der theatraliſchen Wirkung des Chors überzeugt. Sch.

Der Chor hat ſich bereits in einen Cajetan, Berengar, Manfred, Bohemund, Roger und Hippolyt, ſowie die zwei Boten in einen Lanzelot und Olivier verwandelt, ſo daß das Stück jetzt von Perſonen wimmelt. Sch.

Mit ein Paar Worten muß ich Ihnen nur ſagen, daß es mir dieß Mal, bis auf einen gewiſſen Grad, mit der „Farbenlehre" zu gelingen ſcheint. Ich ſtehe hoch genug, um mein vergangenes Weſen und Treiben hiſtoriſch, als das Schickſal eines Dritten, anzuſehen. Die naive Unfähigkeit, Ungeſchicklichkeit, die paſſionirte Heftigkeit, das Zutrauen, der Glaube, die Mühe, der Fleiß, das Schleppen und Schleifen, und dann wieder der Sturm und Drang, das Alles macht in den Papieren und Acten eine recht intereſſante Anſicht; aber unbarmherzig excerpire ich nur und ordne das auf meinem jetzigen Standpunct Brauchbare, das Uebrige wird auf der Stelle verbrannt. Man darf die Schlacken nicht ſchonen, wenn man endlich das Metall heraus haben will.

Wenn ich das Papier los werde, habe ich Alles gewonnen: denn das Hauptübel lag darin, daß ich, ehe ich der Sache gewachſen war, immer wieder einmal ſchriftlich anſetzte, ſie zu behandeln und zu überliefern. Dadurch gewann ich jedes Mal. Nun aber liegen von einem Capitel manchmal drei Aufſätze da, wovon der erſte die Erſcheinungen und Verſuche lebhaft darſtellt, der zweite eine beſſere Methode hat und beſſer geſchrieben iſt, der dritte auf einem höhern Standpunct Beides zu vereinigen ſucht und doch den Nagel nicht auf den Kopf trifft. Was iſt nun mit dieſen Verſuchen zu thun? Sie anzufangen gehört Muth und Kraft, und Reſolution ſie zu verbrennen; denn Schade iſt's immer. Wenn ich fertig bin, inſofern ich fertig werden kann, ſo wünſche ich mir ſie gewiß wieder, um mich mir ſelbſt hiſtoriſch zu vergegenwärtigen, und ich komme nicht zum Ziel, wenn ich ſie nicht vertilge.

Jena, den 22. Mai. G.

Weimar, den 21. Mai.

Ich wünſche Ihnen Glück, daß Sie ſich Ihres Stoffs ſo gut erwehren. Möchten Sie einmal alle dieſe Schlacken aus Ihrem reinen Sonnen-Element heraus ſchleudern, wenn auch ein Planet daraus werden ſollte, der ſich dann ewig um Sie herum bewegt.

Ich habe jetzt auch meine Noth mit dem Stoffe anderer Art; denn da ich eben daran bin, ein Wort über den tragiſchen Chor zu ſagen, welches an der Spitze meiner „Braut von Meſſina" ſtehen ſoll, ſo drückt das ganze Theater mit ſammt dem ganzen Zeitalter auf mich ein, und ich weiß kaum, wie ich es abfertigen ſoll. Uebrigens intereſſirt mich dieſe Arbeit; ich will ſuchen, etwas recht Ordentliches zu ſagen und der Sache, die uns gemeinſam wichtig iſt, dadurch zu dienen.

Cotta ſcheint wegen „Cellini" beſſern Muth zu haben; es ſind wenigſtens viele Exemplare davon auf Commiſſion beſtellt worden, ſo daß das Werk doch nun von dem Strom des Handels und der Litteratur ergriffen worden. Er hat mir kein Exemplar davon geben können, ich muß mir alſo eins von Ihnen ausbitten.

Hier ſchicke ich Ihnen einige poetiſche Fabricate. Das Siegesfeſt iſt die Ausführung einer Idee, die unſer Kränzchen mir vor anderthalb Jahren gegeben hat, weil alle geſellſchaftlichen Lieder, die nicht einen poetiſchen Stoff behandeln, in den platten Ton der Freimaurerlieder verfallen. Ich wollte alſo gleich in das volle Saatenfeld der Ilias hineinfallen, und mir da holen, was ich nur ſchleppen konnte.

G.

Weimar, den 30. Mai.

Hier ſende ich Ihnen die Voß'ſche Proſodie wieder; ich bin nicht weit darin gekommen. Man

kann ſich gar zu wenig Allgemeines daraus nehmen, und für den empiriſchen Gebrauch, etwa zum Anfragen in zweifelhaften Fällen, wo ſie vortreffliche Dienſte thun könnte, fehlt ihr ein Regiſter, wo man ſich das Orakel bequem holen könnte. Ihr Gedanke, ſie zu ſchematiſiren, iſt das einzige Mittel, ſie brauchbar zu machen.

Die Hermann's-Schlacht habe ich geleſen, und mich zu meiner großen Betrübniß überzeugt, daß ſie für unſern Zweck völlig unbrauchbar iſt. Es iſt ein kaltes, herzloſes, ja fratzenhaftes Product, ohne Anſchauung für den Sinn, ohne Leben und Wahrheit, und die Paar rührenden Situationen, die ſie enthält, ſind mit einer Gefühlloſigkeit und Kälte behandelt, daß man indignirt wird.

Mein kleines Luſtſpiel hat das Publicum ſehr beluſtigt und macht ſich auch wirklich recht hübſch. Es iſt mit vieler guten Laune geſpielt worden, ob es gleich nicht zum Beſten einſtudirt war, und unſere Schauſpieler, wie Sie wiſſen, gern ſudeln, wenn ſie nicht durch den Vers im Reſpect erhalten werden. Da Plan und Gedanke nicht mein gehörten und die Worte extemporirt wurden, ſo habe ich mich um die Vorſtellung ſelbſt keines Verdienſtes zu rühmen. Sch.

Jena, den 25. Juli.

Wegen dem Druck des verſchiedenen Zeugs, das ich in die Welt ſende, bin ich hier, um mit Frommann Abrede zu nehmen, der in ſeiner Sache gut eingerichtet iſt und dem es an einem fürtrefflichen Maître en page nicht fehlt. Daher dieß Geſchäft mit Wenigem abgemacht iſt.

Loder iſt eben von Halle zurückgekehrt, wo er ſich ein Haus gemiethet hat. Wenn ich mit ihm über ſeinen neuen Zuſtand ſpreche, ſo freut mich's herzlich, daß ſeine Würfel ſo gefallen ſind. Welcher Lebemann möchte gern, wie wir andern wunderlichen Argonauten, den eigenen Kahn über die Iſthmen ſchleppen? Das ſind Abenteuer älterer, unfähiger Schiffahrer, worüber die neuaufgeklärte Technik lächelt.

Uebrigens bekömmt es uns ganz wohl, daß wir mehr an Natur als an Freiheit glauben, und die Freiheit, wenn ſie ſich ja einmal aufdringt, geſchwind als Natur tractiren; denn ſonſt wüßten wir gar nicht mit uns ſelbſt fertig zu werden, weil wir ſehr oft in den Fall kommen, wie Bileam, da zu ſegnen, wo wir fluchen ſollten.

Möge Ihnen viel Freude auf Ihrer Fahrt gewährt ſein; denn es iſt für Sie doch immer eine große Reſignation, ſich in Das zu begeben, was man Welt heißt: in das abgeſchmackte, momentane Bruchſtück, das recht artig wäre, wenn ſie es nicht wollten für ein Ganzes gelten laſſen. G.

Lauchſtädt, den 2. Juli.

Ich kann die Jagemann nicht abreiſen laſſen, ohne Ihnen ein kleines Lebenszeichen zu geben.

Das Theater-Gebäude hat mich in dieſer kurzen Zeit ſeine Vorzüge und auch ſeine Mängel erfahren laſſen. Was die Letztern betrifft, ſo finde ich, daß die Stimmen an Deutlichkeit verlieren, beſonders aber iſt das Dach wegen ſeiner Form und dünnen Bauart der Witterung zu ſehr ausgeſetzt. In der „Braut von Meſſina" fiel ein Gewitter mit viel Regen ein, welcher ſo heftig ſchallend auf die Dachung ſchlug, daß man ganze Viertelſtunden lang auch keine einzige zuſammenhängende Rede verſtehen konnte, wie ſehr die Schauſpieler auch ihre Stimmen anſtrengten. Und den Tag darauf, wo ich das leere Schauſpielhaus beſichtigte, ſah man die häßlichen Spuren des hereingedrungenen Regens an der ſchön gemalten Decke.

Die „natürliche Tochter" hat vielen Beifall gefunden, beſonders die letzte Hälfte, wie Dieß auch in Weimar der Fall war. Einige Bemerkungen, die ich bei dieſer Gelegenheit gemacht, will ich Ihnen mündlich mittheilen. Die Jagemann hat ſich, ungeachtet ſie heiſer war und gar nicht glaubte ſpielen zu können, ſehr gut gehalten, und dann hat Becker auch recht gut geſprochen, und auch Heide hat Beifall gefunden.

An Schmalz, der zur „natürlichen Tochter" hier war, habe ich eine ſehr ſchätzbare Bekanntſchaft gemacht, und dieſer einzige Abend hat uns einander gleich recht nahe gebracht. Es iſt eine Freude, mit einem ſo klaren, jovialen und rüſtigen Geſchäftsmann zu leben, der weder Pedant noch affectirt iſt. Auch Niemeier's waren an jenem Abend hier, und ich habe ihnen verſprechen müſſen, dieſe Woche nach Halle zu kommen. Sch.

Aus beiliegendem Briefe erſehen Sie leider, daß unſer Freund Humboldt einen harten Verluſt erlitten hat. Schreiben Sie ihm, wenn Sie können, ein Wort des Antheils. Er dauert mich ſehr, weil gerade dieſes Kind das hoffnungsvollſte war von allen. Sch.

Dieſen Vormittag gehe ich nach Jena, ich nehme einen großen Eindruck mit und über acht Tage, bei der zweiten Vorſtellung, werde ich Ihnen Etwas darüber ſagen können. Es iſt keine Frage, daß der „Julius Cäſar" alle Eigenſchaften hat, um ein Pfeiler des Theaters zu werden: Intereſſe der Handlung, Abwechſelung und Reichthum, Gewalt der Leidenſchaft und ſinnliches Leben vis à vis des Publicums —

und der Kunst gegenüber hat er Alles, was man wünscht und braucht. Alle Mühe, die man also noch daran wendet, ist ein reiner Gewinn, und die wachsende Vollkommenheit bei der Vorstellung dieses Stücks muß zugleich die Fortschritte unsers Theaters zu bezeichnen dienen.

Für meinen „Tell" ist mir das Stück von unschätzbarem Werth; mein Schifflein wird auch dadurch gehoben. Es hat mich gleich gestern in die thätigste Stimmung gesetzt. Sch.

Heute ist es das erste Mal, daß mir die Sache Spaß macht. Sie sollten den Wust von widersprechenden und streitenden Nachrichten sehen! Ich lasse Alles heften und regalire Sie vielleicht einmal damit, wenn Alles vorbei ist. Nur in einem solchen Moment kann man am Moment Interesse finden. Nach meinem Allmeßer kann die Verwirrung nur um einige Grade höher steigen, nachher setzt sich der ganze Quark wieder nach und nach, und die Landleute mögen dann säen! Ich freue mich Ihrer Theilnehmung und sehe Sie bald.

Weimar, am 6. September. G.

Möchten Sie wohl beikommendes Blatt an Fichte abgehen lassen? Leider steht die ganze Sache nicht erfreulich. Fichte steht bei seinem großen Verstande noch im Wahn, als könnte man vor Gericht auf seine eigene Weise Recht behalten, da es doch daselbst hauptsächlich auf gewisse Formen ankommt. Auch ist, wie Sie aus dem Blättchen sehen werden, S., der von Grund aus Nichts taugt, abzuschaffen.

Weimar, den 13. September. G.

Indem ich daran denke, Humboldt etwas Freundliches zu erzeigen, so fällt mir ein, ihm die „natürliche Tochter" stückweise zu schicken; zugleich aber auch das Bedenken, daß der Verlust eines Kindes der Gegenstand ist. Soll man hoffen, durch die nachgeahmten Schmerzen die wahren zu lindern, oder soll man sich vor dem steifartigen Eindruck fürchten?

Weimar, den 17. September. G.

Jernow sagte mir, daß ihm Cotta bei seiner Durchreise gesagt, er wolle die „natürliche Tochter", wie sie fertig sei, an Humboldt schicken. Sie könnten es also, dächt' ich, Diesem überlassen, und es ihm etwa noch selbst antragen. Das Paket kommt zu einer Zeit an, wo der Verlust nicht mehr ganz neu ist, und in diesem Fall kann das Werk des Dichters eher eine gute als schlimme Wirkung thun. Sch.

Recht angenehme Stunden habe ich mit Schelver, Hegel und Jernow zugebracht. Der Erste arbeitetet, im botanischen Fach, so schön aus, was ich für's Rechte halte, daß ich meinen eigenen Ohren und Augen kaum traue, weil ich gewohnt bin, daß jedes Individuum sich, aus närrischer Sucht originaler Anmaßung, vom schlichten Weg fortschreitender Potentlirung, mit fratzenhaften Seitensprüngen so gern entfernt.

Bei Hegel ist mir der Gedanke gekommen: ob man ihm nicht, durch das Technische der Redekunst, einen großen Vortheil schaffen könnte. Es ist ein ganz vortrefflicher Mensch; aber es steht der Klarheit seiner Aeußerungen gar zu viel entgegen.

Jernow ist, in seiner Art, gar brav, und hat eine so redliche und rechtliche Ansicht der Kunsterscheinungen. Wenn ich mit ihm spreche, so ist mir's immer, als käme ich erst von Rom, und fühle mich zu einiger Beschämung vornehmer als in der so viele Jahre nun geduldeten Niedertracht nordischer Umgebung, der man sich doch auch mehr oder weniger assimilirt.

Es ist merkwürdig, daß das Historische, das so viel ist, wenn es würdige Gegenstände behandelt, auch Etwas an und für sich werden und uns Etwas bedeuten kann, wenn der Gegenstand gemein, ja sogar absurd ist.

Doch Das deutet von jeher auf einen jämmerlichen Zustand, wenn die Form alle Kosten hergeben muß.

Die Herren sind übrigens fort und gehen fort, und es fällt Niemandem ein, als ob dadurch Etwas verloren sei. Man läutet zum Grabe des tüchtigsten Bürgers allenfalls auch die Stadt zusammen, und die überbleibende Menge eilt mit dem lebhaften Gefühl nach Hause, daß das löbliche, gemeine Wesen vor wie nach bestehen könne, werde und müsse.

Jena, den 27. November. G.

Weimar, den 30. November.

Ihr Brief zeigt, daß Sie heiter sind, und mit Vergnügen sehe ich, daß Sie mit Hegel näher bekannt werden. Was ihm fehlt, möchte ihm wohl nun schwerlich gegeben werden können, aber dieser Mangel an Darstellungsgabe ist im Ganzen der Deutsche National-Fehler und compensirt sich, wenigstens einem Deutschen Zuhörer gegenüber, durch die Deutsche Tugend der Gründlichkeit und des redlichen Ernstes.

Suchen Sie doch Hegel und Jernow einander näher zu bringen; ich denke, es müßte gehen, dem Einen durch den Andern zu helfen. Im Umgang mit Jernow muß Hegel auf eine Lehr-Methode denken, um ihm seinen Idealismus zu verständigen, und Jernow muß aus seiner Flachheit herausgehen. Wenn Sie Beide vier oder fünf Mal bei sich haben und in's Gespräch bringen, so finden sich gewiß Berührungs-Puncte zwischen Beiden.

Professor Rehberg ist vor acht Tagen hier
rchgekommen. Sie würden mir mehr Auf-
ßluß über ihn geben können, als ich selbst ge-
nden, da ich gar Nichts von ihm wußte. Er
t eine Achtung und eine Neigung zu dem
eutschen Wesen; aber ich weiß nicht, ob er
a Organ hat, die idealistische Denkweise auf-
unehmen. Der Nordische Magnet scheint mäch-
g auf alle Deutschen in Italien zu wirken;
enn was wir im Norden treiben, beunruhigt
e ganz gewaltig mitten im Süden.

Frau von Stael ist wirklich in Frankfurt,
nd wir dürfen sie bald hier erwarten. Wenn
e nur Deutsch versteht, so zweifle ich nicht,
aß wir über sie Meister werden; aber unsere
Religion in Französischen Phrasen ihr vorzu-
tragen und gegen ihre Französische Volubilität
nfzukommen, ist eine zu harte Aufgabe. Wir
ürden nicht so leicht damit fertig werden, wie
Schelling mit Camille Jourdan. Leben Sie recht
ohl.

Sch.

Voß habe ich erst ein Mal gesehen, da ich
egen der Nässe mich kaum bis an die Bach-
asse getraue. Er hat nun Burkhard Waldis
n die Reihe genommen, um dessen Worte und
Redensarten in s Wörterbuch zu notiren. Ich
uß mich erst wieder zu ihm und seinem Kreise
ewöhnen und meine Ungeduld an seiner Sanft-
uth bezähmen lernen. Dürfte ich an etwas
Poetisches denken, so läse ich mit ihm wie sonst;
enn da ist man gleich in der Mitte des In-
eresses.

Knebel hat sich bei Hellfeld, in Ihrer ehe-
maligen Nachbarschaft, am Neuthor, einge-
miethet, weit genug von Voß, um von dessen
Rigorismus nicht incommodirt zu werden. Da-
für wird er auch unserm Prosodiker das Wasser
nicht trübe machen; denn Dieser wohnt am Ein-
fluß, er aber am Ausfluß des Baches.

Ihren Vorschlag, Fernow und Hegel zusam-
men zu bringen, habe ich in's Werk zu setzen
schon angefangen.

Der arme Vermehren ist gestorben. Wahr-
scheinlich lebte er noch, wenn er fortfuhr, mit-
teimäßige Verse zu machen. Die Post-Expe-
dition ist ihm tödtlich geworden. Und somit für
heute ein freundliches Lebewohl.

Jena, den 2. December.

G.

Voraus zu sehen war es, daß man mich,
wenn Madame de Stael nach Weimar käme,
dahin berufen würde. Ich bin mit mir zu Rathe
gegangen, um nicht vom Augenblick überrascht
zu werden, und hatte zum voraus beschlossen,
hier zu bleiben. Ich habe, besonders in diesem
bösen Monat, nur gerade so viel physische Kräfte,
um nothdürftig auszulangen, da ich zur Mit-
wirkung an einem so schweren und bedenklichen
Geschäft verpflichtet bin. Von der geistigsten
Uebersicht bis zum mechanischen, typographi-
schen Wesen muß ich's wenigstens vor mir haben
und der Druck des Programms, der wegen der
Polygnot'schen Tabellen recht viele Dornen hat,
fordert meine öftere Revision. Wie viel Tage
sind denn noch hin, daß Alles fertig sein und
bei einer leidenschaftlichen Opposition mit Ge-
schick erscheinen soll? Sie, werther Freund,
sehen gewiß mit Grausen meine Lage an, in
der mich Meyer trefflich sonlagirt, die aber von
Niemand kann erkannt werden; denn Alles, was
nur einiger Maßen möglich ist, wird als etwas
Gemeines angesehen. Deßhalb möchte ich Sie
recht sehr bitten, mich zu vertreten; denn Nie-
mandem fällt bei dieser Gelegenheit der „Tau-
cher" wohl ein, als mir, und Niemand begreift
mich, als Sie. Leiten Sie daher Alles zum Besten,
insofern es möglich ist. Will Madame de Stael
mich besuchen, so soll sie wohl empfangen sein.
Weiß ich es vierundzwanzig Stunden voraus,
so soll ein Theil des Loder'schen Quartiers
mendirt sein, um sie anzunehmen, sie soll einen
bürgerlichen Tisch finden, wir wollen uns wirk-
lich sehen und sprechen und sie soll bleiben, so
lange sie will. Was ich hier zu thun habe, ist
in einzelnen Viertelstunden gethan, die übrige
Zeit soll ihr gehören; aber in diesem Wetter
zu fahren, zu kommen, mich anzuziehen, bei
Hof und in Societät zu sein, ist rein unmöglich,
so entschieden als es jemals von Ihnen, in ähn-
lichen Fällen, ausgesprochen worden.

Glück zu Allem, was Ihre Einsamkeit her-
vorbringt, nach eigenem Wünschen und Wollen!
Ich rudere in fremden Elementen herum, ja,
ich möchte sagen, daß ich nur d'rin patsche,
mit Verlust nach außen und ohne die mindeste
Befriedigung von innen oder nach innen. Da
wir denn aber, wie ich nun immer deutlicher
von Polygnot und Homer lerne, die Hölle eigent-
lich hier oben vorzustellen haben, so mag denn
Das auch für ein Leben gelten. Tausend Lebe-
wohl im himmlischen Sinne!

Jena, den 13. December.

G.

Weimar, den 14. December.

Gegen Ihre Gründe, warum Sie jetzt nicht
hierher kommen wollen, läßt sich gar Nichts
einwenden, ich habe sie dem Herzog noch mög-
lichst geltend zu machen gesucht. Der Frau von
Stael wird und muß es auch viel angenehmer
sein, Sie ohne den Train von Zerstreuungen
zu sehen, und Ihnen selbst kann bei dieser Ein-
richtung diese Bekanntschaft wirklich ein Ver-
gnügen sein, da sie sonst nur eine unerträgliche
Last gewesen wäre.

Sch.

Weimar, den 21. December.

Frau von Stael wird Ihnen völlig so erschei-

nen, wie Sie sie sich a priori schon konstruirt haben werden; es ist Alles aus einem Stück und kein fremder, falscher und pathologischer Zug in ihr. Dieß macht, daß man sich, trotz des immensen Abstands der Naturen und Denkweisen, vollkommen wohl bei ihr befindet, daß man Alles von ihr hören und ihr Alles sagen mag. Die Französische Geistesbildung stellt sie rein und in einem höchst interessanten Lichte dar. In Allem, was wir Philosophie nennen, folglich in allen letzten und höchsten Instanzen, ist man mit ihr im Streit und bleibt es, trotz alles Redens. Aber ihr Naturell und Gefühl ist besser als ihre Metaphysik, und ihr schöner Verstand erhebt sich zu einem genialischen Vermögen. Sie will Alles erklären, einsehen, ausmessen, sie statuirt nichts Dunkles, Unzugängliches, und wohin sie nicht mit ihrer Fackel leuchten kann, da ist Nichts für sie vorhanden. Darum hat sie eine horrible Scheu vor der Ideal-Philosophie, welche nach Ihrer Meinung nur Mystik und zum Aberglauben führt, und Das ist die Stickluft, wo sie umkommt. Für Das, was wir Poesie nennen, ist kein Sinn in ihr; sie kann sich von solchen Werken nur das Leidenschaftliche, Rednerische und Allgemeine zueignen, aber sie wird nichts Falsches schätzen, nur das Rechte nicht immer erkennen. Sie ersehen aus diesen Paar Worten, daß die Klarheit, Entschiedenheit und geistreiche Lebhaftigkeit ihrer Natur nicht anders als wohlthätig wirken können. Das einzige Lästige ist die ganz ungewöhnliche Fertigkeit ihrer Zunge, man muß sich ganz in ein Gehör-Organ verwandeln, um ihr folgen zu können. Da sogar ich, bei meiner wenigen Fertigkeit im Französisch-Reden, ganz leidlich mit ihr fortkomme, so werden Sie, bei Ihrer größern Uebung, eine sehr leichte Communication mit ihr haben.

Mein Vorschlag wäre, Sie kämen den Sonnabend herüber, machten erst die Bekanntschaft und gingen dann den Sonntag wieder zurück, um Ihr Jena'sches Geschäft zu vollenden. Bleibt Madame Stael länger als bis Neujahr, so finden Sie sie hier, und reist sie früher ab, so kann sie Sie ja in Jena vorher noch besuchen. Alles kommt jetzt darauf an, daß Sie eilen, eine Anschauung von ihr zu bekommen, und sich einer gewissen Spannung zu entledigen. Können Sie früher kommen, als Sonnabends, desto besser.

Leben Sie recht wohl. Meine Arbeit hat in dieser Woche freilich nicht viel zugenommen, aber doch auch nicht ganz gestockt. Es ist recht Schade, daß uns diese interessante Erscheinung zu einer so ungeschickten Zeit kommt, wo dringendere Geschäfte, die böse Jahrszeit und die traurigen Ereignisse, über die man sich nicht ganz erheben kann, zusammen auf uns drücken. Sch.

Ich wollte schon bei Ihnen anfragen, wie Sie es diesen Abend halten wollten, als ich Ihre Sendung erhielt, die mir sehr erfreulich war. Das Programm ist voll Gehalt und Leben und füllt Einem den ganzen Geist mit einer Welt von Ideen an. Das Polygnot'sche Wesen nimmt sich prächtig aus und scheint einen neuen Tag zu verkündigen. Mündlich mehr; ich werde mich gegen 8 Uhr einstellen. Sch.

Von Frau von Stael habe ich Nichts gehört; ich hoffe, sie ist mit Herrn Benjamin Constant beschäftigt. Was gäbe ich um Ruhe, Freiheit und Gesundheit in den nächsten vier Wochen; dann wollte ich weit kommen. Sch.

Ist denn doch nichts Neues unter der Sonne! Und hat nicht unsere vortreffliche Reisende mir heute früh mit der größten Naivetät versichert, daß sie meine Worte, wie sie solcher habhaft werden könne, sämmtlich werde drucken lassen? Diese Nachricht von Rousseau's Briefen macht wirklich der gegenwärtigen Dame bei mir ein böses Spiel. Man sieht sich selbst und das fratzenhafte Französische Weiberbestreben im (diamantenen — adamantinen) Spiegel. Die besten Wünsche für Ihr Wohl. G.

Ueberhaupt aber habe ich bei dieser Gelegenheit erfahren, daß eine gewisse höhere Bildung in Deutschland sehr verbreitet ist, deren Inhaber sich alle nach und nach an uns heranziehen werden. G.

Daß Sie mit meinem Eingang in den „Tell" zufrieden sind, gereicht mir zu einem großen Trost, dessen ich unter der gegenwärtigen Stickluft besonders bedürftig war. Auf den Montag will ich Ihnen das Rütli senden, welches jetzt in's Reine geschrieben wird; es läßt sich als ein Ganzes für sich lesen.

Madame von Stael will noch drei Wochen hier bleiben. Trotz aller Ungeduld der Franzosen wird sie, fürchte ich, doch an ihrem eigenen Leib die Erfahrung machen, daß wir Deutsche in Weimar auch ein verständiges Volk sind, und daß man wissen muß, zu rechter Zeit zu gehen. Sch.

Indem ich mich erkundige, wie es mit Ihrer Gesundheit steht, frage ich zugleich an, ob Sie sich gestimmt und aufgelegt fühlen, von etwas Poetischem Notiz zu nehmen. Denn in diesem Fall wollte ich Ihnen den großen ersten Act des „Tell" zuschicken, welchen ich an Iffland abzusenden gedrungen werde, und nicht gern ohne Ihr Urtheil aus den Händen geben möchte. Unter allen den widerstreitenden Zuständen, die sich in diesem Monat häufen, geht doch die Arbeit leidlich vorwärts, und ich habe Hoffnung,

Ende des kommenden Monats ganz fertig sein.

Die Stael habe ich gestern bei mir gesehen, sehe sie heut wieder bei der Herzoginn Mut-. Es ist das Alte mit ihr; man würde sich das Faß der Danaiden erinnern, wenn Einem ht der Ochs mit seinem Esel dabei einfiele.

Sch.

Das ist denn freilich kein erster Act, sondern ganzes Stück und zwar ein fürtreffliches, zu ich von Herzen Glück wünsche und bald hr zu sehen hoffe. Meinem ersten Anblick ch ist Alles so recht, und darauf kommt es an wohl bei Arbeiten, die auf gewisse Effecte rechnet sind, hauptsächlich an. Zwei Stellen r habe ich eingebogen, bei der einen wünschte , wo mein Strich lauft, noch einen Vers, eil die Wendung gar zu schnell ist.

Bei der andern bemerke ich soviel: der Schwei- r fühlt nicht das Heimweh, weil er an einem dern Orte den Kuhreigen hört; denn er wird, viel ich weiß, sonst nirgends geblasen; son- rn eben, weil er ihn nicht hört, weil seinem hr ein Jugendbedürfniß mangelt. Doch will Dieß nicht für ganz gewiß geben. Leben Sie ht wohl und fahren Sie fort, uns durch Ihre höne Thätigkeit wieder ein neues Lebens-In- resse zu verschaffen; halten Sie sich auch wacker Hades der Societät, und flechten Sie Schilf d Rohr nur fein zum derben Stricke, damit doch auch Etwas zu kauen gebe.

Weimar, den 22. Januar 1803. G.

An Ihrer Exposition habe ich mich recht ge- bt und indessen davon gezehrt. Es ist recht t, daß Sie den Widerspruch gegen die zu- ringliche Nachbarinn durch eine solche gleich- itige That äußern, sonst müßte der Zustand ch ganz unerträglich sein.

Da ich jetzt krank und grämlich bin, so kommt mir fast unmöglich vor, jemals wieder solche iscurse zu führen. Man begeht doch eigent- ch eine Sünde gegen den heiligen Geist, wenn an ihr auch nur im Mindesten nach dem Munde d't. Wäre sie bei Jean Paul in die Schule gangen, so hielte sie sich nicht so lange in Weimar auf; sie mag's auf ihre Gefahr nur och drei Wochen probiren.

Die angekommenen Hackert'schen Landschaf- en haben mir auch einen heitern Morgen ge- acht; es sind ganz außerordentliche Werke, on denen man, wenn sich auch Manches dabei rinnern läßt, doch sagen muß, daß sie kein an- erer Lebender machen kann, und wovon ge- isse Theile niemals besser gemacht worden sind.

G.

Kleider und lebhafter Vortrag werden bei em „Mithridat" noch das Beste thun müssen. Wenn man bei diesen abgelebten Werken nicht überhaupt Etwas lernte und sich wenigstens in seinem alten Glauben immer mehr dadurch bestärkt fände, so sollte man keine Zeit und Mühe daran verschwenden. Bei einer poetischen Leseprobe fühlt sich das Leere, Halbe, Hölzerne dieser Manier erst recht heraus.

Sie sagten mir Nichts über das Rütli. Wenn etwa dabei was zu erinnern wäre, so senden Sie mir's morgen Vormittag; denn auf den Freitag muß ich's fortschicken.

Sch.

Hier kommt auch das Rütli zurück, alles Lo- bes und Preises werth. Der Gedanke, gleich eine Landesgemeinde zu constituiren, ist für- trefflich, sowohl der Würde wegen, als der Breite, die es gewährt. Ich verlange sehr, das Uebrige zu sehen. Alles Gute zur Vollendung.

Weimar, den 23. Januar. G.

Heute habe ich zum ersten Mal Madame von Stael bei mir gesehen; es bleibt immer die- selbe Empfindung; sie geriet sich mit aller Ar- tigkeit noch immer grob genug als Reisende zu den Hyperboreern, deren capitale alte Fichten und Eichen, deren Eisen und Bernstein sich noch so ganz wohl in Nutz und Putz verwenden ließen; indessen nöthigt sie Einen doch, die alten Tep- piche als Gastgeschenk und die verrosteten Waf- fen zur Vertheidigung hervorzuholen.

Gestern habe ich Müller gesehen, wahrschein- lich wird er heute wieder kommen. Ich werde Ihren Gruß ausrichten. Er ist über das Wei- mar'sche Lazareth freilich betroffen; denn es muß recht übel aussehen, wenn der Herzog selbst auf dem Zimmer bleibt. Bei allen diesen Un- bilden habe ich den Trost, daß Ihre Arbeit nicht ganz unterbrochen worden; denn Das ist das Einzige von Dem, was ich übersehe, das uner- setzlich wäre; das Wenige, was ich zu thun habe, kann noch allenfalls unterbleiben.

Weimar, den 23. Januar. G.

Noch eine Abendanfrage, wie Sie sich befin- den. Mit mir geht es ganz leidlich. Heute Abend war Johannes von Müller bei mir und hatte große Freude an meinen Münzschubladen. Da er so unerwartet unter lauter alte Bekannte kam, so sah man recht, wie er die Geschichte in seiner Gewalt hat; denn selbst die meisten untergeordneten Figuren waren ihm gegenwär- tig, und er wußte von ihren Umständen und Zusammenhängen. Ich wünsche zu hören, daß die Schweizer-Heiden sich gegen ihre Uebel wacker gehalten haben.

G.

Den 24. Januar.

Cotta erkundigt sich sehr angelegentlich nach der Fortsetzung der „natürlichen Tochter". Möchte ich ihm etwas Hoffnung geben können!

Was beginnen Sie heut und morgen? Die lang projectirte Französische Vorlesung der Madame de Staël soll, wie ich höre, morgen vor sich gehen. Sind Sie aber morgen Abend zu Hause und aufgelegt, so lade ich mich bei Ihnen ein; denn mich sehnt darnach, Sie zu sehen.

Sch.

Ihr Gedicht ist ein recht artiger Stieg auf den Gotthard, dem man sonst noch allerlei Deutungen zufügen kann und ist ein zum „Teil" sehr geeignetes Lied.

Morgen Abend um 5 Uhr kommt Benjamin Constant zu mir; mögen Sie mich später besuchen, so soll mir's sehr angenehm sein.

Den 21 Januar. G.

Indem ich frage, wie Sie sich befinden, und zugleich versichere, daß es mir, unter der Bedingung, daß ich zu Hause bleibe, ganz leidlich gehen kann, gebe ich Nachricht von zwei Kunstwerken, die bei mir angelangt sind.

Erstlich ein Gemälde von einem alten Manierisien aus dem siebenzehnten Jahrhundert, vorstellend jene Weiber, die sich entblößen, um das fliehende Heer aufzuhalten und es gegen die Feinde zurückzutreiben, mit so viel Geist, Humor und Glück vorgestellt, daß es ein wahrhaftes Behagen erregt.

Zweitens ein Stück von Calderon. Fernando, Prinz von Portugal, der zu Fez in der Sclaverei stirbt, weil er Ceuta, das man als Lösepreis für ihn fordert, nicht will herausgeben lassen. Man wird, wie bei den vorigen Stücken, aus mancherlei Ursachen im Genuß des Einzelnen, besonders bei m ersten Lesen, gestört; wenn man aber durch ist und die Idee sich wie ein Phönix aus den Flammen vor den Augen des Geistes emporhebt, so glaubt man nichts Vortrefflicheres gelesen zu haben. Es verdient gewiß neben der „Andacht zum Kreuze" zu stehen, ja, man ordnet es höher, vielleicht weil man es zuletzt gelesen hat und weil der Gegenstand, sowie die Behandlung, im höchsten Sinne liebenswürdig ist. Ja, ich möchte sagen, wenn die Poesie ganz von der Welt verloren ginge, so könnte man sie aus diesem Stück wieder herstellen.

Fügen Sie nun zu diesen günstigen Aspecten irgend einen Act von „Teil" hinzu, so kann mich in der nächsten Zeit kein Uebel ansehen.

Weimar, den 22. Januar. G.

In meiner Abgeschiedenheit, worin ich jetzt den ganzen Tag zubringe, ist mir so ein freundlicher Gruß zum Abend ein rechtes Labsal, und Sie werden mich ordentlich verwöhnen.

Neben meinem Pensum, das langsam fortrückt und wenigstens nicht stockt, habe ich die Memoiren von einem tüchtigen Seemann gelesen, die mich im Mittelländischen und Indischen Meere herumgeführt haben, und in ihrer Art bedeutend genug sind. Sch.

Hat man Ihnen nicht abseiten Wieland's von einer Aufführung der „Helena des Euripides" gesprochen, wobei aber der Chor mit der Flöte soll begleitet werden? Ich habe schon vor fünf Wochen davon reden hören und vergessen, Sie zu fragen.

Da ich mich heute in einer ganz guten Arbeitslaune befinde, so werde ich wohl einen langen Abend machen und zweifle, ob ich werde ausgehen können. Leider muß ich den morgenden Tag heute zu anticipiren suchen, da ich bei Madame de Staël zu Mittag essen soll. Sch.

Indem ich abermals Zeitungen übersende, frage ich an, ob ich das Vergnügen haben kann, Sie heute Abend bei mir zu sehen. Frau von Staël und Herr von Constant werden nach 5 Uhr kommen. Ich will ein Abendessen bereit halten, wenn man Lust hat, da zu bleiben; es wäre sehr schön, wenn Sie von der Gesellschaft sein möchten.

Weimar, den 6. Februar. G.

Ich bin nun dem Ziel meiner Arbeit nahe und muß mich vor Allem, was mir die nöthige letzte Stimmung rauben oder verkümmern kann, sorgfältig hüten, besonders aber vor allen Französischen Freunden. Entschuldigen Sie mich also, mein theurer Freund, mit der evangelisch-christlichen Liebe, die ich Ihnen in ähnlichen Fällen gleicher Maßen bereit halten will. Sch.

Es ist mir recht zum Trost, daß Sie sich des „Teil's" annehmen wollen. Wenn ich mich irgend erträglich fühle, komme ich gewiß; ich habe mich, seitdem ich Sie bei der Lese-Probe zum letzten Mal gesehen, gar nicht wohl befunden; denn das Wetter setzt mir gar sehr zu, auch ist mir nach der Abreise unserer Freundin nicht anders zu Muth, als wenn ich eine große Krankheit ausgestanden. Sch.

Jena, den 2. August.

Ich habe freilich einen harten Anfall ausgestanden und es hätte leicht schlimm werden können, aber die Gefahr wurde glücklich abgewendet; Alles geht nun wieder besser, wenn mich nur die unerträgliche Hitze zu Kräften kommen ließe. Eine plötzliche, große Nervenschwächung in solch einer Jahreszeit ist in der That fast ertödtend, und ich spüre seit den acht Tagen, daß mein Uebel sich gelegt, kaum einen Zuwachs von Kräften, obgleich der Kopf ziemlich hell und der Appetit wieder ganz hergestellt ist.

Mich freut sehr, zu hören, daß Sie mit dem

Schnaps.

Nein, ich brauche den größten zu meinem Exempel.

Märten.

Nun so sag' ich Euch kurz und gut, daß ich von allem dem Zeuge nichts wissen will.

Schnaps.

So!

Märten.

Und daß Ihr Euch aus dem Hause packen könnt.

Schnaps.

Ey!

Märten.

Und daß ich ganz und gar nichts hören will.

Schnaps.

Ihr wollt nichts hören?

„Götz von Berlichingen" schon so weit sind und daß wir also dieser theatralischen Festlichkeit mit Gewißheit entgegen sehen können. Sch.

Ihre Hand wieder zu sehen, war mir höchst erfreulich. Ueber Ihren Unfall, den ich spät erfuhr, habe ich gemurrt und mich geärgert, sowie sich meine Schmerzen gewöhnlich auslassen. Sehr herzlich freue ich mich, daß es besser geht. Halten Sie sich nur ruhig in dieser heißen Zeit.

Von Zelter folgt hier ein Brief an mich und Sie. Es ist eine grundwackere und treffliche Natur, die unter Päpsten und Cardinälen, zu rechter derber Zeit, hätte sollen geboren werden. Wie jämmerlich ist es, ihn auf diesem Sand nach dem Element seines Ursprungs schnappen zu sehen.

Weimar, den 5. August. G.

Mit einer Anfrage, wie Sie sich befinden, will ich über unsere Angelegenheit nur einiges sagen, damit Sie vorläufig erfahren, wie es steht. Die Hälfte der Uebersetzung glaube ich in der Mitte Januars, die andere Hälfte zu Ende abliefern zu können. Mit Dem, was dabei zu sagen wäre, sieht es schon etwas weitschichtiger aus. Anfangs geht man in's Wasser und glaubt, man wolle wohl durchwaten, bis es immer tiefer wird und man sich zum Schwimmen genöthigt sieht. Die Bombe dieses Gespräches platzt gerade in der Mitte der Französischen Litteratur und man muß sich recht zusammen nehmen, um zu zeigen, wie und was sie trifft. Ueberdieß lebt Palissot noch im vierundsiebenzigsten Jahre, wenn er nicht vergangenes Jahr gestorben ist; um so mehr muß man sich hüten, keine Blößen zu geben.

Auch ist manche critische Bestimmung innerhalb des Dialogs schwerer als ich Anfangs dachte. Das Stück, „die Philosophen", erscheint darin als ein erst kurz gegebenes, und es ward den 20. Mai 1760 zum ersten Mal in Paris gespielt. Der alte Rameau lebte noch. Dieß setzte die Epoche also wenigstens vor 1764, wo er starb. Nun wird aber der trois siècles de la Littérature française gedacht, die erst 1772 herausgekommen sind. Man müßte also annehmen, daß der Dialog früher geschrieben und nachher wieder aufgestrichen worden sei, wodurch solche Anachronismen wohl entstehen können. Bis man aber in solchen Dingen etwas ausspricht, muß man sich überall umsehen. Wann also diese Zugabe fertig werden könnte, ist schwerer zu berechnen, da ich auch vor Ostern die Schilderung Winckelmann's liefern muß, die doch auch nicht aus dem Stegreif gemacht werden kann.

Den 21. December. G.

Den 11. Januar 18..

Es thut mir recht leid, zu hören, daß Ihr Zuhausebleiben kein freiwilliges ist. Leider geht's uns Allen schlecht, und Der ist noch am Besten daran, der, durch die Noth gezwungen, sich mit dem Kranksein nach und nach hat vertragen lernen. Ich bin jetzt recht froh, daß ich den Entschluß gefaßt und ausgeführt habe, mich mit einer Uebersetzung zu beschäftigen. So ist doch aus diesen Tagen des Elends wenigstens Etwas entsprungen, und ich habe indessen doch gelebt und gehandelt. Nun werde ich die nächsten acht Tage daran wagen, ob ich mich zu meinem „Demetrius" in die gehörige Stimmung setzen kann, woran ich freilich zweifle. Gelingt es nicht, so werde ich eine neue, halb mechanische Arbeit hervorsuchen müssen.

Die Großfürstinn erzählte gestern noch mit großem Interesse von Ihrer neulichen Vorlesung. Sie freut sich darauf, noch Manches bei Ihnen zu sehen und auch zu hören. Sch.

Ich wünsche Glück zu dem guten Gebrauch dieser gefährlichen Zeit. Die drei Acte habe ich mit vielem Antheil gelesen. Das Stück exponirt sich kurz und gut und die gehegte Leidenschaft gibt ihm Leben. Ich habe die beste Hoffnung davon. Dazu kommt, daß einige Hauptstellen, sobald man die Motive zugibt, von vortrefflicher Wirkung sein müssen. In diesen ist auch die Diction vorzüglich gut gerathen. Uebrigens hatte ich angefangen, hier und da einige Veränderungen einzuschreiben; sie beziehen sich aber nur auf den mehrmals vorkommenden Fall, daß ein Hiatus entsteht, oder zwei kurze (unbedeutende) Sylben statt eines Jambus stehen; beide Fälle machen den ohnehin kurzen Vers noch kürzer, und ich habe bei den Vorstellungen bemerkt, daß der Schauspieler bei solchen Stellen, besonders wenn sie pathetisch sind, gleichsam zusammenknickt und aus der Fassung kommt. Es wird Sie wenig Mühe kosten, solchen Stellen nachzuhelfen.

Wenn unsere junge Fürstinn an Dem, was wir mittheilen können, Freude hat, so sind alle unsere Wünsche erfüllt. Unsereiner kann ohnehin nur immer mit dem Apostel sagen: Geld und Silber habe ich nicht, aber was ich habe, gebe ich im Namen des Herrn. Denken Sie doch auch darüber, was man ihr allenfalls bei solchen Gelegenheiten vortragen kann. Es müssen kurze Sachen sein, doch von aller Art und Weise, und wir fällt gewöhnlich das Nächste nicht ein.

Leben Sie recht wohl und gedenken Sie mein. Sobald ich wieder wagen darf, auszugehen, besuche ich Sie einen Abend. Ich habe vor Langerweile allerlei gelesen, z. B. den Amadis von

Gallien. Es ist doch eine Schande, daß man so alt wird, ohne ein so vorzügliches Werk anders als aus dem Munde der Parodisten gekannt zu haben. G.

Mich hat mein Catarrh noch nicht verlassen, ob er gleich nicht mehr stark ist. Marmontel's Memoiren beschäftigen mich sehr, und besonders sind die Acheminements zur Revolution sehr gut geschildert. Es interessirt mich, mit Ihnen über Necker zu reden, wenn wir uns wieder sehen: denn ohne Zweifel kennen Sie ihn aus seinen eigenen Schriften und wissen, inwiefern Marmontel's Bericht von ihm wahr ist. Sch.

„Die Mitschuldigen" haben gestern ein allgemeines Vergnügen gemacht und werden es immer mehr, wenn die Schauspieler besser mit diesem Vers umgehen lernen. Becker hat sein Bestes gethan, stellenweis hat sich auch die Silie gut gehalten; Unzelmann wollte nicht ganz in seine Rolle passen; mit Wolf konnte man sehr zufrieden sein.

Es ist zwar hier und da etwas Anstößiges gewesen, aber die gute Laune, in die das Stück versetzt, hat diese Decenz-Rücksichten nicht aufkommen lassen. Die Großfürstinn hat sich sehr ergetzt, besonders hat die sublime Stelle mit dem Stuhl ihre Wirkung nicht verfehlt.

Bei dem „Bürger-General" ist mir wieder die Bemerkung gekommen, daß es wohlgethan sein würde, die moralischen Stellen, besonders aus der Rolle des Edelmanns, wegzulassen, so weit es möglich ist. Denn da das Interesse des Zeit-Moments aufgehört hat, so liegt es gleichsam außerhalb des Stücks.

Das kleine Stück verdient, daß man es in der Gunst erhalte, die ihm widerfährt und gebühret, und es wird sich recht sehr gut thun lassen, ihm einen raschern Gang zu geben. Sch.

Ob nun nach der alten Lehre die humores peccantes im Körper herumspatziren, oder ob nach der neuen die verhältnißmäßig schwächern Theile in desavantage sind, genug, bei mir hinkt es bald hier bald dort und sind die Unbequemlichkeiten aus den Gedärmen an's Diaphragma, von da in die Brust, ferner in den Hals und so weiter in's Auge gezogen, wo sie mir denn am Allerunwillkommensten sind.

Ich danke Ihnen, daß Sie der gestrigen Vorstellung haben beiwohnen wollen. Da das Stück günstig aufgenommen worden, so läßt sich noch Manches dafür thun, wie schon jetzt geschehen ist: denn es ist Verschiedenes geändert. Mich dünkt, die Hauptsache kommt darauf an, daß man Das, was allenfalls noch zu direct gegen die Decenz geht, mildere und vertusche, und daß man noch etwas Heiteres, Angenehmes, Herzliches hineinretouchire. Bei den Paar Proben, die ich im Zimmer hatte, ist mir Manches eingefallen. Ich schicke Ihnen gelegentlich das Theater-Exemplar, wo Sie die Veränderungen, die ich in diesem Sinne gemacht, schon beurtheilen können und mir Rath geben werden zu fernern. Auch wird man die Schauspieler mehr bearbeiten können, da es doch der Mühe werth ist: denn ein Stück mehr auf dem Repertorium zu haben, ist von größerer Bedeutung als man glaubt.

Den „Bürger-General" will ich ehestens vornehmen. Ich dachte schon, die dogmatische Figur des Edelmanns ganz herauszuwerfen; allein da müßte man einen glücklichen Einfall haben, am Schluß die widerwärtigen Elemente durch eine Schnurre zu vereinigen, damit man den Deus ex machina nicht nöthig hätte. Das müßte man denn gelegentlich bedenken. G.

Ich schicke Ihnen einstweilen zurück, was ich von dem „Rameau" durchlesen, der Rest soll morgen nachfolgen. Es ist sehr wenig, was ich dabei zu notiren gefunden, und Manches mag darunter sein, was auch nur mir auffiel.

Ich habe Acht gegeben, ob die Uebersetzung des Französischen Vous durch das Ihr nicht hier und da eine Unschicklichkeit haben könnte, aber ich habe Nichts der Art bemerkt. Es war auf jeden Fall besser, als sich des Sie zu bedienen.

Im Punct der Decenz wüßte ich nicht viel zu erinnern. Allenfalls könnte man sich bei den unanständigen Worten mit den Anfangsbuchstaben begnügen und dadurch dem Wohlstand seine Verbeugung machen, ohne die Sache aufzuopfern.

Nehmen Sie sich vielleicht der „Phädra" ein wenig an? in den einzelnen Rollen meine ich; besonders möchte nöthig sein, dem Hippolyt auf die rechte Spur zu helfen. Er hatte, als er neulich las, allzu viel Heftigkeit in seiner Declamation, die er mit Kraft und Pathos verwechselt. Sch.

Den 22. Februar.

Es ist mir erfreulich, wieder ein Paar Zeilen Ihrer Hand zu sehen, und es belebt wieder meinen Glauben, daß die alten Zeiten zurückkommen können, woran ich manchmal ganz verzage. Die zwei harten Stöße, die ich nun in einem Zeitraum von sieben Monaten auszustehen gehabt, haben mich bis auf die Wurzeln erschüttert, und ich werde Mühe haben, mich zu erholen.

Zwar mein jetziger Anfall scheint nur die allgemeine epidemische Ursache gehabt zu haben, aber das Fieber war so stark und hat mich in

einem ſchon ſo geſchwächten Zuſtand überfallen, daß mir ebenſo zu Muthe iſt, als wenn ich aus der ſchwerſten Krankheit erſtünde, und beſonders habe ich Mühe, eine gewiſſe Muthloſigkeit zu bekämpfen, die das ſchlimmſte Uebel in meinen Umſtänden iſt. Sch.

Hier ſende „Rameau's Neffen" mit der Bitte, ihn morgen, mit der fahrenden Poſt nach Leipzig zu ſenden. Sie ſind ja wohl ſo gut, noch einen derben Umſchlag darum machen zu laſſen, daß das Manuſcript nicht leide. Es mag ſo hingehen, ob man gleich, wenn es gedruckt zurück kommt, noch Manches zu erinnern finden wird. Die letzten Züge in eine ſolche Arbeit hinein zu retouchiren, iſt freilich nicht die Sache der Reconvaleſcenz.

Uebrigens müſſen wir uns in Geduld fügen und was ſich thun läßt, thun, bis wir etwas Beſſeres leiſten können. Ich fahre täglich aus und ſetze mich mit der Welt wieder in einigen Rapport. G.

Mit wahrem Vergnügen habe ich die Reihe der äſthetiſchen Recenſionen geleſen, die ihren Urheber nicht verkennen laſſen. Wenn Sie ſich auch nur ſtoß- und ruckweiſe zu einem ſolchen critiſchen Spaziergang entſchließen können, ſo werden Sie dadurch die gute Sache überhaupt und das Beſte der Jena'ſchen Zeitung insbeſondere nicht wenig befördern. Gerade dieſes ſchöpferiſche Conſtruiren der Werke und der Köpfe, und dieſes treffende Hinweiſen auf die Wirkungspuncte fehlt in allen Critiken und iſt doch das Einzige, was zu Etwas führen kann.

Die Recenſionen ſind zugleich in einem behaglichen und heitern Ton geſchrieben, der ſich auf die angenehmſte Art mittheilt. Mochten Sie in eben dieſem Sinn und Ton Kotzebue's Stücke vornehmen; es würde Ihnen nur die Mühe des Dictirens koſten und gewiß zu nicht weniger glücklichen Sallies Anlaß geben, als der Nürnberg'ſche Philiſter mit Bewußtſein iſt.

„Sonntags Frühe" möchte ich wohl in einer reinen und hochdeutſchen Dichterſprache leſen, weil die Mundart, wenigſtens bei'm Leſen, immer etwas Störendes hat. Das Gedicht iſt ganz vortrefflich und von unwiderſtehlichem Reiz.

Ich danke für Winckelmann's Briefe. Dieſe Lectüre kommt mir eben recht, um meine Reconvaleſcenz zu befördern. Es geht noch immer zum Beſſern und ich denke, nächſtens die Luft zu verſuchen. Sch.

Nachſchr. Müller's academiſche Vorleſung hat etwas Kümmerliches und Mageres, und verräth den Sand, auf dem ſie gewachſen. Da dieſer Hiſtoriograph von Preußen doch ſchwerlich jemals in den Fall kommen wird, eine Geſchichte dieſer Monarchie zu ſchreiben, ſo hätte er bei dieſer erſten und letzten Gelegenheit etwas recht Geiſtreiches und Gehaltreiches ſagen ſollen und können; dann hätte der gute Deutſche ewig bedauert, daß man von einer ſo vortrefflichen Hand nicht das Ganze erhalten.

Sie haben mir eine große Freude gemacht durch die Billigung meiner Recenſionen. Bei ſolchen Dingen weiß man niemals, ob man nicht zu viel thut, und durch das Zuwenig wird es eben gar Nichts.

Bei den Anmerkungen zum „Rameau", die ich jetzt nach und nach dictire, will ich mich auf ähnliche Weiſe gehen laſſen, um ſo mehr, als der Text von der Art iſt, daß die Anmerkungen auch wohl gewürzt ſein dürfen. Es läßt ſich bei dieſer Gelegenheit Manches frei über die Franzöſiſche Litteratur ſagen, die wir bisher meiſtens zu ſteif, entweder als Muſter oder als Widerſacher, behandelt haben. Auch weil überall in der Welt dasſelbe Mährchen geſpielt wird, findet ſich bei recht treuer Darſtellung jener Erſcheinungen gerade Das, was wir jetzt auch erleben.

Weimar, den 20. Februar G.

Den 27. März.

Laſſen Sie mich doch hören, wie es Ihnen in dieſen Tagen ergangen iſt. Ich habe mich mit ganzem Ernſt endlich an meine Arbeit angeklammert und denke nun nicht mehr ſo leicht zerſtreut zu werden. Es hat ſchwer gehalten, nach ſo langen Pauſen und unglücklichen Zwiſchenfällen wieder Poſto zu faſſen, und ich mußte mir Gewalt anthun. Jetzt aber bin ich im Zuge.

Der kalte Nordoſt-Wind wird auch Ihnen, fürchte ich, wie mir, die Erholung erſchweren; doch habe ich mich dieß Mal noch leidlicher befunden, als ſonſt bei gleichem Barometer-Stand mit mir der Fall iſt. Sch.

Da bei Cotta's nächſter, wahrſcheinlicher Anweſenheit von einer Herausgabe meiner Werke die Rede ſein könnte, ſo finde ich es nöthig, Sie mit den ältern Verhältniſſen zu Göſchen bekannt zu machen. Ihre Freundſchaft und Einſicht in das Geſchäft überhebt mich, die unerfreulichen Papiere gegenwärtig durchzuſehen.

Außerdem bemerke ich, daß Göſchen eine Ausgabe in vier Bänden unter den falſchen Jahrzahlen 1787 und 1791 gedruckt, wovon niemals unter uns die Rede war. Alles Gute.

Weimar, den 15. April G.

Die drei Skizzen zu einer Schilderung Winckelmann's ſind geſtern abgegangen. Ich weiß nicht, welcher Maler oder Dilettant unter ein Gemälde ſchrieb: in dolorosus pinxit. Dieſe Unterſchrift möchte zu meiner gegenwärtigen

Arbeit wohl paſſen. Ich wünſche nur, daß der Leſer Nichts davon empfinden möge, wie man an den Späßen des Scarron die Gichtſchmerzen nicht ſpürte.

Ich habe mich nun über die Noten zu „Rameau's Neffen" gemacht, und komme da freilich in das weite und breite Feld der Muſik. Ich will ſehen nur einige Hauptlinien durchzuziehen und ſodann ſo bald als möglich aus dieſem Reiche, das mir doch ſo ziemlich fremd iſt, wieder herauszukommen.

Weimar, den 20. April. G.

Was geſtern von Leipzig angekommen, theile ich mit. Göſchen ſcheint auf die Anmerkungen zu renunciren, indeſſen ich fleißig daran fortgearbeitet habe. Sie liegen hier bei.

Haben Sie die Gefälligkeit, ſie durchzugehen und was Sie etwa für allzu parador, gewagt und unzulänglich finden, anzuſtreichen, damit wir darüber ſprechen können. Ich dächte, man arbeitete dieſe vorliegenden Blätter, welche freilich noch nicht die Hälfte der im Dialog vorkommenden Namen erſchöpfen, noch möglichſt durch und ſendete ſie ab; denn eigentlich ſind die Hauptpuncte, worauf es ankommt, darin ſchon abgehandelt, das Uebrige iſt mehr zufällig und auf's Leben bezüglich, wo wir doch in dieſer Entfernung der Zeit und des Orts nicht auf den Grund kommen. Die Theater-Namen, wie Clairon, Preville, Dumenil ſind auch ſchon bekannt und ſelbſt in dem Dialog nicht von der höchſten Bedeutung. Genug, ich wiederhole: haben Sie die Güte, die Blätter durchzuleſen, die Sache durchzudenken und mit mir dieſe Tage darüber zu conferiren. Das beſte Lebewohl.

Weimar, den 22. April. G.

Hier endlich der Reſt des Manuſcripts, das ich noch ein Mal anzuſehen und ſodann nach Leipzig abzuſchicken bitte. Wäre nicht Alles, was man thut und treibt, am Ende extemporiſirt, ſo würde ich bei den ſehr extemporiſirten Anmerkungen manches Bedenken haben. Mein größter Troſt iſt dabei, daß ich ſagen kann: eine mo ibis l..ber! denn ich möchte nicht gern überall gegenwärtig ſein, wohin es gelangen wird. G.

Die Anmerkungen leſen ſich vortrefflich und auch unabhängig von dem Text, auf den ſie übrigens ein ſehr helles Licht verbreiten. Was über Franzöſiſchen Geſchmack, über Autoren und Publicum überhaupt und mit einem Seitenblick auf unſer Deutſchland geſagt wird, iſt eben ſo glücklich und treffend, als die Artikel von Muſik und Muſikern, von Paliſſot und Andern für das commentirte Werk paſſend und unterrichtend ſind. Auch Voltaire's Brief an Paliſſot und Rouſſeau's Stelle über Rameau machen eine gute Figur.

Ich habe Weniges zu bemerken gefunden und auch dieſes nur in Beziehung auf den Ausdruck, eine einzige kleine Stelle im Artikel Geſchmack ausgenommen, die mir nicht ganz einleuchtete.

Leben Sie recht wohl und immer beſſer! Vergeſſen Sie nicht, mir den „Cyprier" zu ſchicken.

Den 24. April. Sch.

III.

Goethe's Briefwechſel mit Zelter.

An Madame Unger.

Sie haben mir, werthe ſte Frau, durch Ihren Brief und die überſchickten Lieder ſehr viel Freude gemacht. Die trefflichen Compoſitionen des Herrn Zelter haben mich in einer Geſellſchaft angetroffen, die mich zuerſt mit ſeinen Arbeiten bekannt machte. Seine Melodie des Liedes: „Ich denke Dein" hatte einen unglaublichen Reiz für mich, und ich konnte nicht unterlaſſen, ſelbſt das Lied dazu zu dichten, das in dem Schiller'ſchen Muſen-Almanach ſteht.

Muſik kann ich nicht beurtheilen; denn es fehlt mir an Kenntniß der Mittel, deren ſie ſich zu ihren Zwecken bedient; ich kann nur von der Wirkung ſprechen, die ſie auf mich macht, wenn ich mich ihr rein und wiederholt überlaſſe; und ſo kann ich von Herrn Zelter's Compoſitionen meiner Lieder ſagen: daß ich der Muſik kaum ſolche herzliche Töne zugetraut hätte.

Weimar, den 23. Juni 1799. G.

Die angenehme Nachricht, daß Sie im Begriff ſind, der Welt von Ihren Schätzen mitzutheilen, hat mich auch wieder erweckt und ich habe mich ſeitdem wieder an Ihren Gedichten verſucht. Was Sie mir einſt, bei Gelegenheit der erſten „Walpurgis-Nacht", von der dramatiſchen Form der Romanzen geſchrieben, beſtätigte mir eine Neigung, die ich ſchon im „Zauberlehrling" zu entwickeln verſucht hatte. Die „Walpurgis-Nacht" blieb aber deßwegen unfertig, weil ſich mir immer die alte abgetragene Cantaten-Uniform aufdrängte. Nun habe ich's mit „der Müllerinn Reue" verſucht und

es kommt nun darauf an, was Sie dazu sagen? Da es einmal zwei Personen singen müssen, so wird es gut sein, wenn die eine ein Tenor ist. Das Stück ist, leider, Etwas schwer zu produciren und muß gut gelernt werden, daß weder Athem noch Zunge fehlt. Der Tenor muß sehr heftig und polternd declamiren und der Discant zusammenhängend mild und herzvoll sein.

Den „Liebesgötterhandel" habe ich mir als ein kleines Intermezzo, im Italienischen Styl, gedacht: wenn drei Mädlein, leicht angezogen, mit netten Vogelkäfigen auf dem Rücken, freundlich und lustig in einem frohen Kreise umtreten: „wer kauft Liebesgötter"! rufen, und dann das Gedicht nach der Melodie recht leicht und schalkhaft singen, kann eine gute Wirkung nicht fehlen. Das Forte-Piano, das wenigstens einen geläufigen Vortrag fordert (nur keinen leidenschaftlichen Ausdruck), könnte auch hinter einem Schirme, doch in demselben Zimmer stehen.

Und so nehmen Sie so gern, was ich so gern gebe. Ich möchte Ihnen den Frieden der Himmlischen in Tönen nach Weimar senden; denn wo keine Götter sind, ist doch kein Himmel. Empfehlen Sie mich herzlich Schiller.

Berlin, den 12. December. Z.

Berlin, den 4. Juli 1803.

Gestern habe ich zum ersten Male Schiller's „Braut von Messina" hier aufführen sehen. In allen äußern Theilen wird das Stück hier hoch und prächtig gegeben, und selbst das Gruppen-Wesen, die Chöre ausgenommen, zeigt von Theater-Kenntniß und Sorgsamkeit. Fast alle Gruppen der beiden Brüder, der Mutter und der Schwester, verrathen eine besondere Künstlerhand und die Kleider sind schön, wie die Decorationen, von denen viere neu sind. Die letzte Decoration mit dem Sarcophag und einer neuen dazu gemachten Theater-Musik kann ich vortrefflich nennen.

Unser Publicum, im Vertrauen auf des Verfassers großen Namen, läßt keine Gelegenheit vorbei, die Artisten durch lauten und oft anhaltenden Beifall für die gute Sache zu ereifern, und es scheint den Durst nach dem Bessern, Höhern nicht länger verhehlen zu wollen. Das Haus war eben voll und bediente sich seiner Kraft.

Ueber die Chöre möchte ich lieber Nichts sagen, weil mir Alles dunkel und unbekannt vorschwebt. Wetten wollte ich, daß Schiller Recht hat und daß Etwas dahinter liegt, was wir Alle noch nicht kennen. Vielleicht schreibe ich Ihnen einst ein Mehreres darüber, wenn das Stück gedruckt ist und ich schwarz auf weiß vor mir liegen sehe. Mehrere Stellen der Chöre waren in der That von Wirkung, welches mir auch schon Freunde in Berlin vorher gesagt hatten. Wenn ich bedenke, daß unsere Truppe Jahr aus Jahr ein tagtäglich sich mit den sogenannten Hausmannsstücken, mit dem Studium des ordinären, leicht faßlichen, familiären Wesens tummeln müssen und eine Menge des gemeinsten Stadt- und Local-Wesens, das faßt nur auf die Wochentage paßt, im Munde führen sollen: so gestehe ich meine Verwunderung, wie sie sich so geschickt anzustellen verstehen, und Schiller selber würde nicht mit den einzelnen Theilen unzufrieden sein.

Die Stellung der Chöre war nicht nach meinem Sinne. Ich dächte, die Chöre müßten auf beiden Seiten dicht an den Coulissen und so weit im Hintergrunde [illegible] als möglich, damit sie von den Haupt-Gruppen durch den größtmöglichsten Zwischenraum abgesondert bleiben. Dadurch würden sie gleichsam ein Haupt-Element des Ganzen, welches seine Luft und sein Licht durch sie erhielte. Man spricht sie hier nach dem Tacte, wenigstens scheinen sie so einzelernt zu sein, und Iffland gibt durch seine Beweglichkeit hin und wieder den Tact an. Diejenigen Stellen, welche glücklich mit dem Tacte zutreffen, sind von großer Wirkung. Es wäre zu versuchen, ob der Tact nicht noch besser erhalten und das Ganze von bestimmterer Wirkung sein möchte, wenn der Tact durch gedämpfte Paukenschläge angegeben würde. Der Chor auf beiden Seiten mußte auch wohl in zwei Chöre getheilt sein, die nach Art der Antiphonien der Alten abwechselten, auch wohl gar in Fragen und Antworten bestehen könnten. Ein Tonkünstler müßte in jedem Falle dazu gezogen werden, der da wüßte, was erreicht werden soll. Auch ließe sich wohl versuchen, die Chöre auf ordentliche Tribunen zu stellen, um sie unbeweglich zu erhalten: denn die Beweglichkeit, die sie hier haben, scheint nicht ihr Vortheil und der Vortheil des Stücks zu sein; sie könnten eher das Gemüth, den allgemeinen Sensum repräsentiren und die Handlung würde dagegen contrastiren. Ich weiß mein eigenes Gefühl hierüber nicht deutlicher zu machen, es müßte durch Proben geschehen, zu welchen man der Leichtigkeit wegen im Anfange wirkliche Sänger nähme, indem das Ganze erst wieder muß erfunden werden.

Ich wünschte wohl von Ihnen über die wahre Tendenz des Griechischen Chors belehrt zu werden. Ich habe mir solchen niemals anders vorstellen können als eine lebendige Wand, und deßwegen glaubte ich, daß der Chor unbeweglich sein müsse. Es ließe sich freilich noch eine Deutung des Chors denken, wenn sie nicht zu fein und speculativ erschiene. In den frühesten Zeiten des Drama kann es nämlich noch kein

Publicum gegeben haben, dem ein Dichter hätte verständlich sein können; der Dichter war sonach genöthigt, sich Alles selber zu machen: die Sprache, das Stück, die Charactere und auch das Publicum, und dieß Letztere könnte der Chorus repräsentirt haben. Wenigstens muß dieser Chorus sehr alten Ursprungs und von den Griechen schon vorgefunden sein. Sie nahmen ihn willig auf, um ihrem Auditorio ein Publicum gegenüber zu stellen, durch das sie empfinden und denken lernen sollten, wie es der Dichter jedes Mal will, und Nichts heute fordern sollen, was der Dichter heute nicht geben will. Z.

Berlin, den 12. Juli.

Seit meiner Zurückkunft von Weimar und Dresden hat sich ein neuer Zustand in mir eingefunden. Ich habe Ihren „Cellini" gelesen, den ich, theils aus Zeitmangel und anderer unerheblicher Ursachen wegen, unverantwortlicher Weise noch nicht gelesen hatte, obschon ich wußte, daß der „Cellini" in den Horen schon vor Jahren erschienen ist. Ich habe das Buch mit unnennbarem Antheil gelesen und bin davon durch und durch erschüttert. Alle Gedanken an die Dinge der Welt sind mir davon vergangen und die Sehnsucht nach Italien hat sich meiner wieder so bemeistert, daß ich nichts als weinen möchte. Herr von Wolzogen hat mit mir über die Thunlichkeit gesprochen, mich in dieß Vaterland der Musen zu führen. Ich habe seine wohlmeinende Absicht erkannt, woher sie kömmt. Was für Talente und Producte könnte ich verzeigen, um mich einer für mich so kostbaren Unternehmung würdig zu beweisen, da Alles noch in mir wie im Schooß der Mutter ruht und auf eine Zeit hofft, die wohl niemals erscheint? Jeder Nerv meines Geistes fängt erst jetzt an, sich nach und nach los zu machen von den Bändern und Schienen, die Zufall und Gehorsam ihm angelegt hatten, und nun, da ich immer verständiger und zahmer werden sollte, fühle ich mich wie ein junges Pferd, das zum ersten Mal seine Freiheit ahnet.

Beinahe dreißig Jahre habe ich die Last und den Druck getragen, die mich auf dem flachen Boden halten, indem mich eine unbekannte Macht nach oben zieht, und ich lebe noch und kann noch ruhig scheinen, wo die höchste Anstrengung meines Leibes und Gemüths nicht sichtbar werden soll.

Hätte ich doch das Glück zwanzig Jahre eher gehabt, in Ihren Kreis zu gerathen! Alles um mich her in dieser großen Stadt lebt von Dem, was es liebt, und ihm ist wohl bei Dem, was es treibt. Ich darf nicht einmal dreist sagen, was ich liebe; und was ich bin, soll ich nicht sein. Was ich so machen kann, wie es Keiner macht, vermag Keiner, und was die Meisten wenigstens eben so gut als ich können, gibt mir ein saures Brod, das ich, ohne Freude über vergossenen Schweiß, genieße.

Aus dieser Darstellung sollen Sie, mein ehrwürdiger Freund, beurtheilen, was Sie mir werth sind, indem Sie mich werth achten. So viele Jahre habe ich mit Anstrengung mein Innerstes meinen nächsten Nachbarn verhehlt, und Sie haben in der Ferne den Schleier hinweggezogen. Von meiner Ergebenheit gegen Sie sage ich Nichts; denn was sollte ich wohl sagen? Nur zeigen möchte ich Ihnen, was ich durch Sie sein könnte.

Wie mich manchmal die ungeheure Leidenschaft zur Kunst anpackt und mich nicht loslassen will, bis ich meine Kleinen ansehe. Dann gibt sich's wieder und ich bin wieder der Alte.

Ich hätte billig vorher daran denken sollen, meinen äußern Zustand zu verändern. Die Furcht, ein unzulängliches Talent zu cultiviren, sowie der Mangel aller Ermunterung, haben mich fast erdrückt. Bei dem Allem bin ich dahin gekommen, in der Kunst das Bessere vom Guten zu unterscheiden; in der Kunst, die ebenso wie ich unter dem Druck einer populären Sensation erstickt.

Ihre „natürliche Tochter" ist bis heute zwei Mal gegeben worden. Was soll ich Ihnen davon sagen? Alle hier thun, was Sie können und Jeder das Seinige, wie er nun ist. Daß wir hier zu Lande dahin kommen, etwas Natürliches natürlich zu finden und zu gebrauchen, dazu ist vor der Hand keine Aussicht, doch kann es besser werden. Die Hoffnung ist schwach, aber nicht unmöglich. Eine totale Geschmacksfinsterniß, die nicht von der Stelle rückt, in die sich Alles einsaugt, dem das Denken sauer wird, die ihren höchsten Genuß in der Mäkelei, Vergleichungssucht, kurz die Lust in der Unlust zu finden meint, kann nur durch eine gewaltsame Explosion aus der stinkenden Ruhe in einen andern Zustand übergehen, und was dann daraus wird, muß man wieder hinnehmen. Wer von dem Undank unserer Kunstwelt will zu erzählen haben, darf sich nur um sie bemühen.

Brockmann aus Wien ist jetzt hier und hat im „Clavigo" den Beaumarchais gespielt. Er ist mit jauchzendem Beifall empfangen worden. Meines Urtheils über sein Spiel enthalte ich mich, da er ein Mann ist, der einen großen Ruf für sich hat. Gut hat er in jedem Falle gespielt, doch nun verstehe ich erst ganz, was der brave Fleck, der Nichts recht machen konnte, für ein Mann gewesen ist.

Den 7. August.

Sobald die „natürliche Tochter" wieder gegeben wird, will ich mich bemühen, Alles zu verstehen, was unsere Schauspieler reden und Ihnen darüber schreiben, was ich kann. Es ist fast unmöglich, in dem großen schallenden Gebäude einen ganzen Vers zu gewinnen, und über die Plage vergeht Einem zuletzt aller Muth. Die Comödien-Zettel werde ich sammeln und Ihnen zuschicken. Z.

Ihre schöne Königinn hat auf der Reise viel Glückliche gemacht, Niemanden glücklicher als meine Mutter; ihr konnte in den letzten Lebensjahren nichts Erfreulicheres begegnen.

Schreiben Sie mir doch auch Etwas von der Aufführung der „natürlichen Tochter", nur geradezu und ohne Rückhalt. Ich habe ohnehin Lust, einige Scenen zu verkürzen, welche lang scheinen müssen, selbst wenn sie vortrefflich gespielt werden.

Weimar, den 29. Juli. G.

Beilage.

Sie haben nunmehr „die Braut von Messina" gedruckt vor sich, und wissen genauer zu schätzen, was der Dichter geleistet hat, sowie Sie aus seiner Vorrede erfahren, wie er über die Sache denkt und inwiefern Sie mit ihm übereinstimmen. Ich will, bezüglich auf Ihren Brief, meine Gedanken über diesen Gegenstand hinwerfen, wir werden ja einander durch wenig Worte verständlich.

In der Griechischen Tragödie zeigt sich der Chor in vier Epochen.

In der ersten treten zwischen dem Gesang, in welchem Götter und Helden erhoben, Genealogien, große Thaten, ungeheure Schicksale vor die Phantasie gebracht werden, wenige Personen auf und rufen das Vergangene in die Gegenwart. Hiervon findet sich ein annäherndes Beispiel in den „Sieben vor Theben", von Aeschylus. Dieses wären also die Anfänge der dramatischen Kunst, der alte Styl.

Die zweite Epoche zeigt uns die Masse des Chors als mystische Hauptperson des Stücks; wie in den „Eumeniden und Bittenden". Hier bin ich geneigt, den hohen Styl zu finden. Der Chor ist selbstständig, auf ihm ruht das Interesse, es ist, möchte man sagen, die republicanische Zeit der dramatischen Kunst, die Herrscher und Götter sind nur begleitende Personen.

In der dritten Epoche wird der Chor begleitend, das Interesse wirft sich auf die Familien und ihre jedesmaligen Glieder und Häupter, mit deren Schicksalen das Schicksal des umgebenden Volks nur lose verbunden ist. Der Chor ist untergeordnet, und die Figuren der Fürsten und Helden treten in ihrer abgeschlossenen Herrlichkeit hervor. Hier möchte ich den schönen Styl finden. Die Stücke des Sophocles stehen auf dieser Stufe. Indem die Menge dem Helden und dem Schicksal nur zusehen muß, und weder gegen die besondere noch allgemeine Natur Etwas wirken kann, wirft sie sich auf die Reflexion und übernimmt das Amt eines berufenen und willkommenen Zuschauers.

In der vierten Epoche zieht sich die Handlung immer mehr in's Privat-Interesse zurück, der Chor erscheint oft als ein lästiges Herkommen, als ein aufgeerbtes Inventarien-Stück. Er wird unnöthig und also, in einem lebendigen poetischen Ganzen, gleich unnütz, lästig und zerstörend, z. B. wenn er Geheimnisse bewahren soll, an denen er kein Interesse hat und Dergleichen. Mehrere Beispiele finden sich in den Stücken des Euripides, wovon ich „Helena" und „Iphigenie auf Tauris" nenne.

Sie sehen hieraus, daß man, um sich musicalisch wieder anzuschließen, Versuche aus den zwei ersten Epochen machen müßte, welches durch ganz kurze Oratorien geschehen könnte.

Weimar, den 29. Juli. G.

Fortsetzung der Beilage.

Wie sich nun die Griechische Tragödie aus dem Lyrischen loswand, so haben wir noch in unsern Tagen ein merkwürdiges Beispiel, wie sich das Drama aus dem Historischen, oder vielmehr Epischen, loszuwinden trachtete; wir finden es in der Art, mit welcher in der Char-Woche, in catholischen Kirchen, die Leidensgeschichte abgesungen wird. Drei einzelne Menschen, wovon einer den Evangelisten, der andere Christum, der dritte die übrigen Zwischenredner vorstellt, und der Chor (turba) stellen das Ganze dar, wie Ihnen genugsam bekannt sein wird. Zur schnellern Uebersicht will ich ein Stückchen hersetzen.

Evang. Da sprach Pilatus zu ihm:

Interlocutor. So bist Du dennoch ein König?

Evang. Jesus antwortete:

Christus. Du sagst's! ich bin ein König. Ich bin dazu geboren und in die Welt kommen, daß ich die Wahrheit zeugen soll. Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme.

Evang. Spricht Pilatus zu ihm:

Interl. Was ist Wahrheit?

Evang. Und da er Das gesagt, ging er wieder hinaus zu den Juden und spricht zu ihnen:

Interl. Ich finde keine Schuld an ihm. Ihr habt aber eine Gewohnheit, daß ich Euch Einen auf Ostern losgebe, wollt Ihr nun, daß ich Euch der Juden König losgebe?

Evang. Da schrien sie wieder allesammt und sprachen:

Turba. Nicht Diesen, sondern Barrabam!

Evang. Barrabas aber war ein Mörder.

Verweisen Sie nun die Function des Evangelisten bloß auf den Anfang hin, so daß er eine allgemeine historische Einleitung als Prologus spreche, und machen, durch Kommen und Gehen, Bewegen und Handeln der Personen, die von ihm gegenwärtig emanirenden Zwischenbestimmungen unnütz; so haben Sie schon ein Drama recht gut eingeleitet.

Man hat, wie ich mich erinnere, in Passions-Oratorien schon diesen Weg eingeschlagen; doch ließe sich wohl, wenn man recht von Grund und Haus aus zu Werke ginge, noch etwas Neues und Bedeutendes hervorbringen.

G.

Nun kann ich mir wohl erklären, warum die alten Kunstmeister mit ihren Kenntnissen und Erfahrungen über Oeconomie und Effect so geheim und halblaut gegen ihre Schüler und Nachkommen gewesen sind.

Die Effecte sind bald gelernt, aber es bleibt ewig schwer, sie so anzuwenden, daß es wahre Effecte sind. Dieses undankbare Geschlecht sieht mit leerem Stolz auf die Helden zurück, die ihnen die kostbaren Kunstmittel so vor die Thür geliefert haben, daß sie jetzt nur zugreifen dürfen, wo jene den Olymp stürmen mußten, um einen Funken Geistes zu erobern. Sie erscheinen gegen diese Alten wie reiche junge Prasser, die das von ihren ehrwürdigen Vätern übernommene Erbgut in Braten und Kuchen verfressen und Alles zu Allem gebrauchen.

Fichte ist mit einer Abkürzung der „natürlichen Tochter" nicht einverstanden; er glaubt, das Stück sei ganz, rund und könne durch Abkürzung nur leiden. Er ist gesonnen, Etwas darüber, besonders aber über die beiden Berliner-Vorstellungen, welchen er mit besonderer Sammlung beigewohnt, an Schiller zu schreiben. Er ist sogar mit der hiesigen Repräsentation mehr zufrieden als ich, der ich das Stück vorher zwei Mal gelesen hatte und nun ganz unbekannte Personen fand, die ich hinterher natürlich finden soll.

Madame Mara soll heute oder morgen, den 11. August, hier ankommen. Sie soll in Lauchstadt sich manchen Verdruß zugezogen haben, jedoch soll ihr Concert durch Reichardt's Hülfe wohl von Statten gegangen sein. In Dresden hatte sie erklärt: daß sie wünsche, den Churfürsten mit ihrem Talent bewirthen zu können; da man ihr aber gesagt habe, daß Seine Durchlaucht bei der Musik zu speisen geruhten, so müsse sie gestehn, daß es ihr unmöglich sei, bei'm Essen zu singen. Ueber diese Erklärung ist sie denn um hundert Ducaten und der Churfürst um eine Arie ärmer geblieben.

Berlin, den 10. August. B.

Weimar, den 10. August.

Fichte hat einen sehr schönen und liebenswürdigen Brief über die „Eugenie" an Schiller geschrieben. Danken Sie ihm dafür und sagen Sie ihm zugleich, daß wir seine Angelegenheit bestens beherzigen. Leider ruht auf Dem, was Advocaten-Hände berühren, so leicht ein Fluch.

Was sagen Sie zu dem Unternehmen, die Litteratur-Zeitung nach Halle zu verpflanzen? Wir Andern, die wir hinter den Coulissen stehen, können uns nicht genug wundern, daß sich ein königlich Preußisches Cabinet, so gut wie jedes andere Publicum, durch Namen, Schein, Charlatanerie und Zudringlichkeit zum Besten haben läßt. Als wenn sich eine solche Anstalt erobern und transportiren ließe, wie der Laocoon, oder ein anderes bewegliches Kunstwerk!

Wir sehen sie eben in Jena immer fort, und da der thätigste Redacteur, Hofrath Eichstädt, bleibt, so geht Alles seinen alten Gang. Neue Menschen, die beitreten, neue Mittel, die man vorbereitet, sollen, hoffe ich, der Sache einen ehrenvollen Ausschlag geben.

Wollen Sie von den Unserigen sein, so sind Sie bestens dazu eingeladen. Wie schön wäre es, wenn Sie den Weg der Recension dazu benutzten, um Das, was über Musik gegenwärtig zu sagen so noth ist, in einer gewissen Ordnung in's Publicum zu bringen.

Ich werde räthlich und thätig bei der Sache mitwirken. Schiller, Voß, Meyer sind geneigt, ein Gleiches zu thun, und ich hoffe, das nächste Jahr soll sich vortheilhaft vor dem gegenwärtigen auszeichnen. Sagen Sie Das auch Fichte, welcher gleichfalls eingeladen ist; Schiller wird ihm deßhalb noch umständlicher schreiben.

Wissen Sie uns sonst noch einen tüchtigen Mann in Berlin, in welchem Fache es sei, dem der alte Sauerteig Schützisch-Bernhardisch-Böttiger'scher Schaubrode widersteht, so ziehen Sie ihn mit in's Interesse. Ueberhaupt können Sie von dieser Sache öffentlich sprechen. Das Privilegium für eine Societät, die gedachte Fortsetzung unternehmen will, wird eben ausgefertigt und nächstens wird eine vorläufige öffentliche Ankündigung erscheinen, sowie ich auch bald das Weitere melde.

Daß „Cellini" auf Sie wirken sollte, hoffte ich voraus; denn welch eine Welt kommt nicht aus diesem Werk entgegen! Die Zeit, welche ich auf die Bearbeitung verwendet, gehört unter die glücklichsten meines Lebens und ich werde

fortfahren, noch Manches dafür zu thun. Hat Sie diese Lectüre in einem gewissen Sinne traurig gemacht, wie ich recht gut begreife, so wünsche ich, daß der heitere Effect nachkommen möge. G.

Wenn Schiller seine „Jungfrau von Orleans" jetzt sehen will, so muß er nach Berlin kommen. Die Pracht und der Aufwand unserer Darstellung dieses Stücks ist mehr als kaiserlich; der vierte Act desselben ist hier mit mehr denn achthundert Personen besetzt und, Musik und alles Andere mit inbegriffen, von so eclatanter Wirkung, daß das Auditorium jedes Mal in Extase davon geräth. Die Cathedrale, mit der ganzen Decoration, welche in einem langen Säulengange besteht, durch den der Zug in die Kirche geht, ist im Gothischen Styl. Daß das Italienische große Hof-Theater dadurch in die größte Verlegenheit geräth, indem es nun gar Nichts mehr übrig behält, das Auge an sich zu bringen, können Sie sich vorstellen, und die Italiener schimpfen nicht wenig über diesen Umfang.

Berlin, den 7. September. S.

Meine Theater-Schule, wozu Unzelmann mir den ersten Anlaß gab, ist schon auf zwölf Personen angewachsen. Nächsten Donnerstag wird von ihnen das erste Stück, mit allem Apparat, jedoch bei verschlossenen Thüren, vorgestellt. Ich hoffe viel Gutes von dieser Bemühung.

Weimar, den 22. October. G.

Berlin, den 21. October.

Vorgestern ist die „natürliche Tochter" hier zum dritten Male gegeben worden. Das ganze Stück, sowie die Rollen, Alles schien dieß Mal besser disponirt zu sein als sonst. Iffland spielte den Herzog fein und wahr zugleich. Madame Fleck als Eugenie scheint jetzt, durch dieses Stück, eine neue Epoche ihres Verdienstes etablirt zu haben. Sie, die wirklich ein herrliches Naturell, ist zu sagen: eine gute tönende Stimme, guten Wuchs, feine Gesichtsbildung und Leibesbeweglichkeit besitzt, woraus sich eine Verstandes- und Gemüthsbildung erkennen läßt, sie scheint auf den Begriff der Kunst gerathen zu sein, welcher ihr sonst abging, und besonders für diesen Character gemacht zu sein. Sie hüpft in den weltlichen Tendenzen mit einer Freiheit und Leichtigkeit umher, wie eine Gemse auf den Klippen, indem ihr das Besondere weder entgeht noch sie überrascht, und Nichts ist im Stande, sie von ihrem Elemente zu trennen, in welchem sie überall lebt, ohne sich deßwegen der Nothwendigkeit äußerlich zu widersetzen. Von dieser Heldinn erwarten wir große Dinge, und man glaubt es gern, daß sie die natürliche Tochter der Fürstinn Natur sei.

Iffland vermeidet mit sichtbarer und glücklicher Kunst die kleinen, gewandten Bewegungen der Sprache und des Körpers, die ihm in Lustspielen so wohl anstehen und zum Meister der Bühne machen; nie sind auf unserm Theater Verse so gut gesprochen worden, als dieses Mal von ihm und Madame Fleck. Könnte es so fortgehen, es würden sich bald Mehrere erheben, die das Höhere ahnen; es muß ihnen nur vorgeübet werden; es muß ein Zeichen sein, daß es da ist. Das Haus war nicht drückend voll, aber doch gefüllt, und alle Logen und Sitzplätze besetzt. Der Beifall war an vielen Stellen lebhaft, und Madame Fleck ward herausgerufen. Sie verneigte sich bloß, und sehr lautes und lebhaftes Händeklatschen, das einige Minuten währte, begleitete sie.

Das Stück möchte ich, außer dem poetischen Werth, eine diplomatische Deduction von Nothwendigkeit und Schicksal nennen. Es ist ein eigentliches Kunstwerk; ein wahres Concert, worin sich die Personen oder Stimmen wie Himmelskörper durcheinander bewegen und zu dessen Beurtheilung ein Astrolog erfordert wurde, der sich auf die Stimmen der Natur verstünde, welche wie die Adern in einem Körper nach bestimmten Gesetzen organisirt sind, aus deren Bahn Nichts bei Seite schreiten kann, ohne die Ordnung des Ganzen zu stören. Wenn Dieß die höchste Gattung des ernsten Dramas ist, so hätten die Deutschen alle nun schon eins, und wenn's dem edeln Dichter gefiele, die folgenden bald nachkommen zu lassen, so hat die dramatische Litteratur vor der Hand doch einen Styl, der nicht unversucht bleiben wird.

Ihre Theater-Schule ist etwas Erfreuliches und kann großen Nutzen stiften. Ich wünsche, daß sich unter Ihren Sängern oder Orchester-Leuten Einer hervorthue, der die jungen Leute auf einen kleinen Umstand aufmerksam mache. Es ist dieser: die Zunge frei zu machen! Ein Haupthinderniß, weßwegen die Deutschen im Allgemeinen ihre Sprache nicht so leicht und fließend reden als andere Nationen, liegt in der Gebundenheit der Zunge, welche mehrentheils von dem Genuß der vielen Vegetabilien und fetten Speisen herkommt. Freilich haben wir hier zu Lande nichts Anderes zu genießen, allein Mäßigkeit und Vorsicht können dabei Vieles thun und helfen. Wenn ein Sänger oder Sprecher sich fleißig den Mund und die Zähne vermittelst etwas nicht kalten mit Weinessig vermischten Wassers reinigt, den Magen vor Verderbniß bewahrt und die Zunge fleißig im Sprechen übt: so ist kein Zufall vermögend, ihm Etwas anzuhaben. Bei'm Sprechen der Verse und bei'm Sin-

gen entſteht eine für die Production unbequeme Cesſiſen der Zunge mit dem freien Gebrauche der Luft. Indem ſich die Zunge zur Ausſprache gewiſſer Conſonanten an den Oberkiefer anlegt, wird die freie Ausſtrömung der Luft gehemmt und die Sprache dadurch undeutlich. Dieſem iſt am Beſten dadurch abzuhelfen, wenn die Vocale ſo lang als möglich gezogen werden und die Zunge, um die Conſonanten hervorzubringen, mit der größten Schnelligkeit an den Oberkiefer anſchnellt. Gerade dadurch wird der Ton ſanft und frei, die Sprache markig und ſcharf, und die Production unendlich erleichtert; die Zunge ſpielt nur, und was dem Mund läſtig war, wird ihm jetzt leicht. Wenn man es genau überlegt, ſo beſteht der allgemein anerkannte Vorzug der Italieniſchen Sprache in Abſicht des Geſanges am Meiſten in der ſchönen Mundart des Italieniſchen Volkes und im Ziehen der Vocale, wozu noch die mäßige Lebensart gerechnet werden muß, wodurch die Zunge immer rein iſt. Und Dieß iſt endlich die eigentliche Manier des Italieniſchen Geſanges oder Producirens überhaupt. Will man den Italienern nun Etwas ablernen, ſo ſollte es Dieſes ſein, nicht aber eine ſclaviſche Nachah[illegible] Geſangsſtoffeln, — die ſchon d[illegible] Munde ſchwer und holperig [illegible] weil die Zunge nicht frei [illegible] und glatt iſt — [illegible] den Fehler [illegible]. Jede Nation kann eine gu[illegible]he auf Geläufigkeit der Sprach[illegible]acht, haben, Das ſieht man an den [illegible]o Ruſſen; und daß jede Nation eine eigene und gute Muſik haben kann, ſieht man an den Polen und Schotten, welche noch nicht in die armſelige Bereicherungsſucht ihrer Muſik gerathen ſind, den neuern Italienern allerlei Pfuſchereien nachzumachen, und denen vielmehr die Italiener ihre ſchönen Tänze und Lieder, ihre alla Polacca und alla Scozia und Dergleichen nachbilden.

Den 22. October.

Um ein Urtheil mehr über Ihr Stück zu haben, ſende ich Ihnen die Dinstags-Zeitung, worin Herr Merkel ſeine critiſchen Eier legt. Nehmen Sie damit vorlieb und ſein Sie verſichert, daß darin ſeine ganze Theater-Weisheit vom Anfang bis zu Ende enthalten iſt.

Z.

Wie lange, verehrter Freund, habe ich Ihnen geſchwiegen und wie oft habe ich mich Montags und Dinstags zu Ihnen gewünſcht! Dieſen Winter habe ich faſt gar keine Muſik vernommen, und ich fühle, welch ein ſchöner Theil des Lebensgenuſſes mir dadurch abgeht.

November und December gingen vorzüglich hin auf die Vorbereitung unſeres litterariſchen Feldzugs. Der Januar behandelte mich nicht zum Beſten, doch hatte ich den Kopf frei und war nicht ganz unthätig. Im Februar nahm ich den „Götz von Berlichingen" vor, um ihn zu einem Biſſen zuſammenzukneten, den unſer Deutſches Publicum allenfalls auf ein Mal hinunterſchluckt. Das iſt denn eine böſe Operation, wobei man, wie bei'm Umändern eines alten Hauſes, mit kleinen Theilen anfängt und am Ende das Ganze mit ſchweren Koſten umgekehrt hat, ohne deßhalb ein neues Gebäude zu haben.

Deſto mehr aus dem friſchen Ganzen iſt Schiller's „Tell", den Sie nun auch bald ſehen werden.

Mit mancherlei angenehmen Beſuchen ſind wir denn auch in dieſer Zeit beglückt worden. Profeſſor Wolf haben wir bei vierzehn Tage hier geſehen, Hofrath von Müller wohl eben ſo lang. Voß war nur einige Tage hier. Frau von Stael beglückt uns nun aber ſchon ſeit vier Wochen. Dieſer ſeltenen Frau, die nun bald nach Berlin geht, gebe ich einen Brief an Sie mit. Suchen Sie ſolche ja gleich auf; es iſt ſehr leicht, mit ihr zu leben und ſie wird gewiß an Ihren muſicaliſchen Leiſtungen große Freude haben, obgleich Litteratur, Poeſie, Philoſophie und was ſich daran ſchließt, ihr näher ſteht als die Künſte.

Unſere Zeitung nimmt ſich wohl genug aus: wenn nur erſt die ſchweren Quaderſteine im Grund liegen, wird ſich das Uebrige ſchon leichter in die Höhe bauen. Möchten Sie, mein Beſter, doch irgend Gelegenheit nehmen, auch über Muſik etwas recht Fundamentales zu ſagen, der Raum dazu ſoll Ihnen mit Freuden geöffnet ſein. Thun Sie es ja noch dieſen Winter, ehe Frühling und Sommer Sie an Ihre Geſchäfte ruft.

Weimar, den 27. Februar 1801. G.

Daß Sie und den Herrn von Müller geſchickt haben, daran haben Sie einmal wohl gethan; ich kann Sie, zur Belohnung dagegen, ganz friſch mit der Nachricht erfreuen, daß Müller der Unſere iſt, mit einem Gehalt von dreitauſend Reichsthalern.

Der Hauptgrund, weßwegen ich jetzo Sie hier wünſchte, iſt rein idealiſch. Unſer Chor iſt anjetzo immer noch Nichts weiter als ein großes Organon, das ich mit meiner Hand ſpielen laſſen und ſtellen kann, wie einen Telegraphen, große Sachen andeuten und klar machen kann.

Sähen und hörten Sie ihn nur ein einziges Mal, es würde Ihnen ein Licht aufgehen, was noch Keinem aufgegangen iſt, auch nicht mir. Eine Orgel, in der jede Pfeife ein vernunft-

Märten.

Nein.

Schnaps.

Ihr wollt nichts wiſſen?

Märten.

Nein.

Schnaps.

Nichts annehmen?

Märten.

Nein.

Schnaps.

(Zieht den Säbel) So wißt, daß ich Euch das Verſtändniß eröffnen werde.

Märten.

Mit dem Säbel? Das iſt eine ſchöne Manier.

Schnaps.

(Ihm zu Leibe gehend) So wißt, daß Ihr ſchuldig ſeyd, Euch zu unterrichten,

fähiges willig lenkbares Weſen iſt, kann das Allerhöchſte werden, aber es verlangt auch den allerhöchſten Geiſt, der es beherrſcht. Er findet die ſchönſte und beſte Jugend einer nicht ganz verderbten großen Reſidenz beiſammen, die jedes gute Wort gern faßt und ſtillſchweigend darauf ausgeht: eine Schule der Weisheit zu ſtiften; ihre Mittel ſind endlich Poeſie, Harmonie und Geſang. Ich ſage es noch ein Mal: Sie würden finden, was Niemand noch gefunden; wollen Sie noch nicht kommen?

Mein Papier iſt zu Ende. Künftig mehr. Ihre Frau von Stael ſoll mit Ihrem Briefe doppelt willkommen ſein.

Berlin, den 5 May. Z.

So mancher Reiſende zeugt von Ihren Werken und Thaten, inſofern ſie erſcheinen und nach außen wirken; Ihr erquickender Brief läßt mich in's Innere ſehen, wo keine Stahlfeder treibt, ſondern ein lebendiger Geiſt anregt. Wie ſchätze ich Sie glücklich, daß Sie in dieſem ſelbſt geſchaffenen Elemente bildend fortwirken, und daß Sie hoffen können, auch Etwas für die Dauer geleiſtet zu haben. Dabei muß man denn auch, däucht mich, der großen Maſſe zu Ehren reden, auf die man oft ſchilt, die aber denn doch die bildſamen Organe hergibt und auch Mittel verleiht, das Geleiſtete fortzupflanzen. Wir Andern in unſern engen Kreiſen thun, wie Zauberer, augenblickliche Wunder und ſehen ſogleich jedes aus der Luft gegriffene Phantom wieder in Luft zerfließen.

Freilich haben die Menſchen überhaupt gewöhnlich nur den Begriff von Neben- und Miteinander, nicht das Gefühl vom In- und Durcheinander; denn man begreift nur, was man ſelbſt machen kann, und man faßt nur, was man ſelbſt hervorbringen kann. Weil in der Erfahrung Alles zerſtückelt erſcheint, ſo glaubt man das Höchſte auch aus Stücken zuſammenſetzen zu können.

Von dem herrlichen Genuß, den Sie ſo Manchem gewähren, bin ich leider getrennt; was ich mir im Geiſte davon zueigne, iſt mir ſchon ein großes Gut. Sagen Sie mir manchmal ein frohes, lebendiges Wort.

Was unſer Schauſpiel zu leiſten vermag, hat ſich bei'm „Tell" gezeigt, der recht gehörig gegeben worden. Unſere Oper iſt dagegen deſto unerfreulicher.

Weimar, den 22. May. G.

Frau von Stael iſt wieder abgereiſt. Mit dieſer ſeltenen Frau iſt mir's ergangen, wie mir's mit verdienſtlichen Menſchen ſchon öfter ergangen iſt: wir haben uns nicht zuſammen finden können, ohne einander abſichtlich auszuweichen. Zwei Mal habe ich ſie am dritten Orte geſprochen; das zweite Mal auf der Sing-Academie, wo ſie ſich zu gefallen ſchien. Einen Brief von Ihnen hat ſie mir nicht abgegeben, wie ich erwartete. Das erſte Mal ließ ſie mich zu ſich einladen, um eine mir gefällige Zeit; ich ging gegen 12 Uhr zu ihr, doch konnte ich ſie nicht ſprechen, ſie war im Bade. Das zweite Mal lud Sie mich zum Thee, welches ich Geſchäfte halber mußte abſagen laſſen, und ſo haben Sie meine ganze Geſchichte mit Frau von Stael. Unſere Gelehrten, Künſtler und ſchönen Geiſter haben kaum ſatt werden können, ſich herunterzulaſſen und, auf gut vaterländiſch, Schweizeriſch-Franzöſiſche Naivetäten zu bewundern, die auf meinem Boden nicht gedeihen wollen, wenn ich auch den Dünger daran wenden wollte.

Ihr ſchöner und lieber Brief hat mich geſtärkt, zu einer Zeit, wo mir der Muth und die Kraft fehlen wollte. Es iſt ein ſeltenes und reines Glück, auf ſeinem Felde zu ſtehen und ſagen zu können: Das iſt mein! Das habe ich gethan und ſo iſt's gelungen! Aber es muß auch von Zeit zu Zeit ein Gewitter und Nachbar erſcheinen, der Amen ſagt, ſonſt dringt der Schweiß in das Blut und verdirbt es.

Von Schiller's „Tell" hat ſich noch Nichts ſehen oder hören laſſen. Man ſagt, Iffland habe, in politiſcher Hinſicht, bedenkliche Stellen darin gefunden und das Stück zuvörderſt dem Cabinet zur Anſicht geliefert. Deſto erfreulicher iſt die Erwartung auf Ihren „Götz" und den zweiten Theil der „natürlichen Tochter" hingezogen. Laſſen Sie nicht zu lange darauf hoffen.

Mit Ihrer Oper wird's wohl ſo ſein, wie hier zu Lande, die auch nicht erfreulich iſt; aber wir erfreuen uns dennoch daran. Was uns Geld koſtet, darüber haben wir das Recht zu raiſonniren und ſchlucken's hinunter, es mag ſchmecken oder nicht.

Müller iſt wieder nach Wien gereiſt, um ſeinen dortigen Abſchied in Perſon nachzuſuchen. Von Wien aus ſind noch keine Nachrichten von ihm hier. Er ſelbſt ſcheint feſt entſchloſſen, der Unſere zu ſein. Herr von Kotzebue hat in der Academie eine von ihm verfaßte Geſchichte Preußens vorgeleſen, die ſehr gerühmt und mit Tacitus verglichen wird.

Berlin, den 2. Jun. Z.

Schiller's „Tell" iſt mit ſehr lebhaftem Beifall aufgenommen und ſeit acht Tagen ſchon drei Mal geſpielt worden; der Apfel ſchmeckt uns nicht ſchlecht und die Caſſe verſpricht ſich einen guten Handel damit.

Hat Ihnen denn Reichardt ſeinen Verſuch einer muſicaliſchen Behandlung Ihrer „Iphigenie" [illegible]ducirt? Wenn er es hat, wünſchte

ich gar gern ein Wort von Ihnen darüber zu lesen. Mir kömmt dieser Versuch vor, wie eine Operation, die an einem gesunden, aufgewachsenen Körper versucht wird, und das Ohr ist eine Flicke, wo kein Loch ist. Doch Ihre Meinung ist mir lieber als die meinige.

Berlin, den 12. Juli. Z.

Ihr Aufsatz, verehrter Freund, hat mir und einigen Eingeweihten, denen ich solchen communicirt, viel Vergnügen gemacht, ja er hat uns erbaut und wir sind in unserer Ueberzeugung vom Guten und Rechten gestärkt worden. Er ist ganz aus dem Grunde des Characters und Talents hervorgegangen und muß auf einiger Maßen empfängliche Gemüther die lebhafteste Wirkung hervorbringen. Was wird aber die Welt daran finden und daraus machen, die nicht gern hören mag, wenn man die Klagepuncte gegen sie articulirt, und die freilich nicht daran denken kann, einen würdigen Genuß zu schaffen, den sie nicht kennt, sondern vielmehr nach einem flüchtigen hascht, der sich aus ihr selbst gebildet hat und ihr also gemäß ist?

Sehr schlimm ist es in unsern Tagen, daß jede Kunst, die doch eigentlich nur zuerst für die Lebenden wirken soll, sich, insofern sie tüchtig und der Ewigkeit werth ist, mit der Zeit im Widerspruch befindet, und daß der ächte Künstler oft einsam in Verzweiflung lebt, indem er überzeugt ist, daß er Das besitzt und mittheilen könnte, was die Menschen suchen.

Wir sind darin mit Ihnen einverstanden, daß der Musik zuerst und allein durch den Kirchengesang zu helfen sei, und daß für ein Gouvernement selbst in jedem Sinne Nichts wünschenswerther sein müßte, als zugleich eine Kunst und höhere Gefühle zu nähren und die Quellen einer Religion zu reinigen, die dem Gebildeten und Ungebildeten gleich gemäß ist. Sie haben hierüber sich so schön und bündig ausgedrückt, daß man Nichts hinzuzusetzen wüßte.

Nun wollten wir aber, um der Wirkung willen, Ihnen an's Herz legen, daß Sie wo möglich die Oppositien, in der Sie mit der Zeit stehen, verbergen, auch überhaupt mehr von den Vortheilen, welche Religion und Sitten aus einer solchen Anstalt ziehen, als von denjenigen sprächen, welche die Kunst zu erwarten hat. Zu dem Guten, von dem wir überzeugt sind, die Menschen zu bewegen, dürfen wir uns nicht unserer Argumente bedienen, sondern wir müssen bedenken, was ungefähr die Ihrigen wären.

Heute sage ich nicht mehr, damit Gegenwärtiges, das ich schon so lang verschoben, fortkomme. Der Aufsatz liegt bei, den ich mir habe abschreiben lassen, um ihn manchmal wieder zu lesen und solchen Freunden mitzutheilen, die sich daran erquicken.

Wie sehnlich wünschte ich, Sie in dem Wirkungskreise zu sehen, außerhalb dessen Sie, wie ich wohl fühle, nicht zufrieden leben können.

Haben Sie irgend eins meiner oder eines Freundes Lieder componirt, so bitte ich mir, solche gefällig zuzusenden. Es ist zwar jetzt Alles ton- und klanglos um mich her, aber was von Ihnen kommt, verschaffe ich mir doch zu hören, und ich fühle mich wieder auf eine ganze Zeit erfrischt.

Noch darf ich nicht vergessen, daß Sie in Berlin die Acquisition eines sehr interessanten Mannes gemacht haben, es ist Herr Dr. Trallès, von Neuchatel; seine Cultur ruht auf mathematischem Grund und Boden, auch ist er in physischen und naturhistorischen Dingen sehr bewandert und ein durchaus heller und freier Kopf. Ich habe ihm empfohlen, Sie aufzusuchen, und ersuche Sie nun um das Gleiche. Es sollte mich wundern, wenn Sie nicht mit ihm in ein schönes Verhältniß kommen könnten.

Weimar, den 12. Juli. G.

Beilage.

Weimar, den 12. Juli.

Daß ich Ihnen so spät von mir Nachricht gebe, lieber Freund, nachdem wir so vergnügte Stunden in Berlin zusammen gelebt haben, ist nicht aus Nachlässigkeit geschehen. Ich erwartete mit jedem Posttag, Ihnen zugleich etwas Bestimmtes über die Angelegenheit schreiben zu können, die Sie wissen und bei der Sie, wie ich hoffen darf, freundschaftlich interessirt sind. Noch aber ist Nichts entschieden, und ich weiß also nicht zu sagen, ob man auf meine Bedingungen eingehen wird. Für jetzt also Nichts von meinen Angelegenheiten, sondern von den Ihrigen.

Ihren Aufsatz, den Sie an Goethe geschickt, habe ich mit einer rechten Freude gelesen. Er ist aus dem Innersten herausgeschrieben, und dieses Gepräge trägt er in jeder Zeile. Aber eben weil er den kranken Theil so gut trifft und der Kunstpfuscherei so offen und ehrlich den Krieg ankündigt, so möchte er, so wie er ist, nicht ganz dazu geeignet sein, die Gunst Derjenigen zu gewinnen, die doch zur Ausführung die Hände bieten sollen. Was Ihnen Goethe über diesen Punct schreibt, ist auch meine Ueberzeugung. Sie werden Ihre herrlichen Argumente in petto behalten und auf diejenigen ein Gewicht legen müssen, die von dem politischen Zeitbedürfniß hergenommen sind.

Mir scheint es ein überaus glücklicher Umstand, daß das Interesse der Kunst dies Mal

einem ſolchen äußern Bedürfniß begegnet, und wenn man es anders nicht in der Form verſucht, ſo müßte es, denke ich, gar nicht fehlſchlagen können, die Regierer des Staats für Ihren Vorſchlag zu intereſſiren. Es wird Alles darauf ankommen, wie die Sache geſtellt wird. Daß es höhe Zeit iſt, Etwas für die Kunſt zu thun, fühlen Wenige, aber daß es mit der Religion ſo nicht bleiben kann, wie es iſt, läßt ſich Allen begreiflich machen. Und da man ſich ſchämt, ſelbſt Religion zu haben und für aufgeklärt paſſiren will, ſo muß man ſehr froh ſein, der Religion von der Kunſt aus zu Hülfe kommen zu können.

Die ganze Sache würde daher gleich ein beſſeres Anſehen bekommen, wenn die erſte Anregung von der kirchlichen und politiſchen Seite her käme, wenn man von dorther erſt auf die Sing-Academie, als auf ein fertigliegendes Organ hinwieſe und dann erſt Ihre Vorſchläge verlangte. Es müßte Ihnen nicht ſchwer fallen, Einen oder den Andern Ihrer Theologen und Academiker dazu zu veranlaſſen. Berlin hat in den dunkeln Zeiten des Aberglaubens zuerſt die Fackel einer vernünftigen Religionsfreiheit angezündet; Dieß war damals ein Ruhm und ein Bedürfniß. Jetzt, in Zeiten des Unglaubens, iſt ein anderer Ruhm zu erlangen, ohne den erſten einzubüßen, es gehe nun auch die Wärme zu dem Lichte und veredle den Proteſtantismus, deſſen Metropole es einmal zu ſein beſtimmt iſt.

Ich wünſchte nur auf ſechs Wochen ein Berlin'ſcher Academiker zu ſein, um einen Beruf zu haben, mich über dieſe Sache vernehmen zu laſſen, aber es fehlt ja dazu nicht an Leuten, und ſollte nicht z. B. Schleiermacher der Mann dazu ſein?

Es iſt jetzt eben der rechte Zeit-Moment zu einer ſolchen Unternehmung in den Brandenburg'ſchen Landen. Man will die Academie, man will die Univerſitäten in Aufnahme bringen, es ſoll Etwas für das Geiſtige, für das Sittliche geſchehen; ja der Geiſt der Zeit verlangt es, da ſich der Catholicismus in Frankreich neu conſtituirt hat, daß auch im Proteſtantiſchen an die Religion gedacht werde und ſelbſt die Philoſophie nahm dieſe Richtung. Alles Dieſes und ähnliche Argumente könnten den Stoff zu einer Deduction hergeben, durch welche man dieſe Sache dem Staat nahe legte. Nur, ich wiederhole es noch ein Mal, müßte der Vortheil, welcher der muſicaliſchen Seite dadurch zuwächſt, nicht als Hauptſache, nur als ein Acceſſorium erſcheinen.

Laſſen Sie uns bald hören, theurer Freund, ob Sie die Sache von dieſer Seite angreifen zu können glauben und weſſen Sie ſich dabei bedienen mögen. Kann ich ſelbſt auf irgend eine Art dabei zu brauchen ſein, ſo zählen Sie auf meine Bereitwilligkeit.

Meine Frau hat vor acht Tagen an die Ihrige geſchrieben. Wir gehen in drei Tagen nach Jena und bleiben dort, bis meine Frau die Wochen überſtanden hat. Sagen Sie mir Etwas über die Vorſtellung des „Tell" in Berlin, von der ich aus Zeitungen höre, daß ſie ziemlich gut gegangen. Ihre Melodien zu den neueſten Liedern erwarten wir mit Verlangen; hier ſende noch Etwas der Schweizeriſchen Welt.

Von ganzem Herzen umarmt Sie

Ihr treuergebener Schiller.

Berlin den 22. Juli

Ihr herrlicher Brief vom 13. Dieſes hat mich erquickt, wie ein Wort des Troſtes aus Wolken; er hat mich nicht bloß geſtärkt und erfriſcht, er hat mir neue Quellen angewieſen, welche zu verfolgen ich nicht ſäumig ſein werde. O, wie haben Sie recht! Was wird die Welt dazu ſagen, daß der eine Tropfen im Strome mit dem Strome nicht fort will? Sie, die keine Eigenſchaft des Stromes kennen will, als ein gänges, gedankenloſes Fließen, und ſeine erſte Eigenſchaft, das Waſſern, darüber vergißt.

Ihre Vorſchläge, in Abſicht der Wirkung auf die Oppoſition, ſind aus meiner tiefſten Seele; ja, ich hatte während der Arbeit beſtändig den einzigen Geſichtspunct: die Kunſt und die Meiſterſchaft in derſelben als das eigentliche Mittel zu Herſtellung reiner Sittenhaftigkeit und einer ſolchen Religioſität, die den äußern Menſchen aus dem inwohnenden Gotte moraliſch, in jedem einzelnen Falle gleichſam, neu conſtruirt, darzuſtellen, und ſo ein moraliſches Weſen zu reſultiren, das equal wäre einer unſterblichen Originalität, und in ſeiner unendlichen Vielfachheit, wie die Strahlen der ewigen Sonne, auf Eins zurückführte. Dieß wollte ich ſagen, wenn ich es hier recht geſagt hätte. Allein da in dem vorliegenden Falle von Kunſt allein die Rede war; da die Vorſchläge ausſchließlich über die Kunſt gefordert worden, die dem gegenwärtigen Geſchlecht wie ein Leibrock könnte aufgemeſſen werden: ſo wollte ich bei den Worten der Kunſt bleiben und den Sinn, der von ſelber erfolgen müſſe, im Sinne behalten. Aber wie bin ich erſchrocken, als ich, nach einiger Durchleſung Ihres Briefes, meinen Aufſatz wieder überſah und fand, daß er für die Perſonen, für welche er beſtimmt war, offenbar zu dreiſt und derb geſchrieben iſt und ich dennoch nicht im Stande wäre, es anders zu machen, wenn ich auch von vorne anfangen wollte; und ſo habe ich wirklich wenig Hoffnung, daß etwas Rechtes bei der Sache herauskommen werde. Und möchte es auch wirklich zu einem Anfang kommen, ſo

werden ſie heut über ein Jahr alten Wein trinken wollen, der heut gekeltert iſt, und wenn es auch möglich wäre, die Sache reif und mannbar hinzuſtellen, ſo würden ſie ſich nicht erkennen.

Sie haben mir in Ihrem Briefe Hoffnung gegeben, noch ein Mehreres über dieſe Sache mitzutheilen, thun Sie es doch ja bald. Ich kann Ihnen mit keinen Worten ſagen, wie unendlich ich mich daran erfreue und wie das Bedürfniß in mir wächſt, die zerſtreuten Funken meines Geiſtes zu Hauf zu führen, wenn ich nicht verdorren will.

Den Herrn Dr. Traëts habe ich noch nicht geſehen, obgleich mir ſein Ruf zu Ohren gekommen iſt. Wenn er ſich finden laſſen will, ſoll er mich bald haben, noch aber habe ich nicht gehört, daß er in Berlin ſei. Z.

Von meinem „Götz von Berlichingen" hoffe ich in vier Wochen Leſeprobe zu halten. Daß es damit ſo weit kommt, bin ich Ihnen ganz allein ſchuldig. Ich begriff nicht, warum ich ſeit einem Jahr in dieſer Arbeit Penelope'ſch verfuhr, und was ich gewoben hatte, immer wieder auftrennte. Da las ich in Ihrem Aufſatz: „was man nicht liebt, kann man nicht machen". Da ging mir ein Licht auf und ich ſah recht gut ein, daß ich die Arbeit bisher als ein Geſchäft behandelt hatte, das eben auch ſo mit andern weggethan ſein ſollte, und deßwegen war es auch geſchehen, wie es gethan war und hatte keine Dauer. Nun wendete ich mehr Aufmerkſamkeit und Neigung, mit mehr Sammlung, auf dieſen Gegenſtand und ſo wird das Werk, ich will nicht ſagen gut, aber doch fertig.

Nun wollte ich Sie um ein Paar kleine Stücke Muſik bitten, erſtens zu Georg's Lied: „Es ſang ein Knab' ein Vögelein", das Sie, wie ich glaube, ſchon componirt haben. Zweitens um einen ſanften, andächtigen, herzerhebenden vierſtimmigen Geſang, mit lateiniſchem Text, der ungefähr acht Minuten dauert. Es kann ein Stück aus einer Meſſe ſein, oder was es auch ſonſt iſt.

Schiller hat in ſeinem „Tell" ein treffliches Werk geliefert, deſſen wir uns Alle zu erfreuen haben.

Weimar, den 20. Juli. G.

Berlin, den 2. Auguſt.

Daß Sie Ihren „Götz" lieben, iſt keine Kunſt. Wer liebt nicht Sie in Ihrem „Götz", der Sie nicht wenig lieben würde? Aber denken Sie nun auch an Ihre „natürliche ſchöne Tochter". Meine Frau kann gar die Zeit nicht erwarten und lieſt unterweilen noch immer den erſten Theil. Sie empfiehlt ſich Ihnen beſtens.

Geſtern iſt der Geburtstag des Königs gefeiert worden. Wir hatten einen Kreis, der aus Huſeland, Müller, Tralles, Weltmann, Fichte, einigen Fremden und meiner Wenigkeit nebſt Familie beſtand, veranſtaltet und haben gar ordentlich vivat getrunken. Z.

Für die baldige Ueberſendung des Liedchens danke ich zum Allerſchönſten, und will nun etwas Näheres wegen des Chors zu „Götz" ſagen. Es wird eigentlich zur Trauung von Maria und Sickingen geſungen. Der einfache Kirchzug geſchieht mit Geſang über's Theater, eine Orgel kann man recht gut von Weitem hören, und da die Capelle zunächſt iſt, ſo hört man auch den Geſang fort, indeſſen außen eine Scene vorgeht. Sie werden daher die Güte haben, etwa Worte aus einem Pſalm zu wählen. Der Character iſt, wie Sie bemerken, feierlich und ſanft, in's Traurige ziehend, wegen der Umſtände, und die folgende Scene vorbereitend, wo die eben erſt Getrauten vom Götz gleichſam fortgetrieben werden. Alles wohl überlegt, ſo haben Sie völlig recht, daß acht Minuten zu lang iſt; wir wollen uns mit vieren begnügen, welche auszufüllen völlig in meiner Gewalt ſteht.

Die Melodie des Ständchens *) iſt ſehr angenehm und paßt freilich beſſer auf mein Lied, als mein Lied auf die Reichardt'ſche ſehr liebenswürdige Melodie paßt, wofür Ihnen alſo der ſchönſte Dank gebracht ſein ſoll.

Ich verlange ſehr, dieſen ausgearbeiteten „Götz" außer mir zu ſehen. Ich wäre ſchon lange damit fertig, wenn mich nicht ſeine Länge incommodirt hätte; denn indem ich das Stück theatraliſcher machen wollte, ſo wurde es eher länger als kürzer; das Zerſtreute wurde zwar geſammelt, aber das Vorübergehende wurde beharrlich; es wird immer noch nahe an vier Stunden ſpielen. Sollte es in Berlin gegeben werden, ſo bitte ich Sie gar ſehr, mir gleich von dem erſten Eindruck zu ſchreiben, den es auf Sie macht; denn außer der Expoſition der erſten anderthalb Acte, welche faſt ganz geblieben ſind, iſt das Stück durchaus decomponirt und recomponirt.

Grüßen Sie mir Ihre liebe Frau und danken Sie ihr für den Antheil an meinen Söhnen und Töchtern. Leider ſteht es mit der Fortſetzung der „natürlichen Tochter" noch im weiten Felde, ja ich bin ſogar manchmal verſucht, den erſten Theil zu eigentlich theatraliſchen Zwecken zu zerſtören, und aus dem Ganzen der erſt intendirten drei Theile ein einziges Stück zu machen. Freilich würden die Situationen, die nach der erſten Anlage vielleicht zu ſehr ausgeführt ſind, nunmehr allzu ſkizzenhaft erſcheinen. Leben Sie

*) S. Goethe's Werke 2. Bd., S. 10 „Nachgefang."

wohl und verzeihen Sie heute ein confuſes Geſchreibe.

Weimar, den 6. Auguſt. G.

Berlin, den 21. Auguſt.

Meine Frau dankt herzlichſt für den Gruß, mit dem ſie ſich ſehr viel weiß, und hat vor Freude darüber wieder von vorn angefangen, die „natürliche Tochter" zu leſen; ſie glaubt, nun werde ſie das Stück erſt recht verſtehen.

Was mich betrifft, ſo will ich Ihnen nicht verhehlen, daß ich mit Ihrem Vorſatze, dieſes Stück für unſer dermaliges Verhältniß umzuarbeiten, nur dann zufrieden ſein würde, wenn es jetzt ſchon da wäre, indem in jedem Falle etwas Ordentliches herauskommen muß. Die Breite, mit welcher Sie in dem erſten Theile der „natürlichen Tochter" Ihre Charactere, ohne den fernſten Anklang einer Geſchwätzigkeit, exponirt haben, der kein anderer alter oder neuer Dichter entgangen wäre: dieſe Breite hat meine größte Bewunderung erweckt. Ja, was noch mehr iſt: dem Gros des Publicums, welches ſich jetzt (man mag ihm auch zur Laſt legen, was man will) mit der größten Mühe in dieſe feinen edeln Charactere eingearbeitet und ſolche ſtillſchweigend in ſich aufgenommen hat, ſelbſt dieſem großen Publico muß die Fortſetzung und Entwickelung ſolcher Charactere, aus welchen zuſammen eine große Begebenheit reſultirt, als eine Belohnung erſcheinen, die es ſuchen und endlich verdienen wird. Sie, mein geliebter Freund, ſtehn, nach allen innern und äußern Merkmalen, auf einem Punct, auf welchem ſich nicht ſobald wieder die Weisheit, das Genie und die Meiſterſchaft brüderlich umarmen werden. Sie haben ein großes Maß angelegt, um ein großes Feld zu beſtellen, das ſeinen Mann verlangt. Sie haben ſich Etwas aufgelegt, das Sie löſen werden. Sie haben Ihre Zeit geehrt und die Zeit wird es Ihnen nicht danken, weil ſie es nicht kann. Ich ſage, wir ſagen: beſte ſchlimmer! Sie werden ſagen: beſte beſſer! Satis unus mihi pauci, satis est unus, satis est nullus! Aber, ach! fahren Sie ſo fort; laſſen Sie, wie ſonſt, bleiben, was iſt und bleiben wird, und gehen Sie in's Weite. Z.

Den 22. Auguſt.

Ich habe eben Ihren „Götz" zwei Mal nacheinander durchgeleſen und begriffen, wie Ihnen die neue Arbeit mühſam ſein muß. Wie freue ich mich auf den neuen „Götz"! aber wie werde ich den alten ewig lieb behalten! Denn er kann einmal nicht anders ſein als er iſt. Die Freiheit, Beſtimmtheit, ja, ich ſage, die Geſtalt der Perſonen iſt hergeſtalt klar und beziehlich auf Ort, Zeit und Umgebung, daß keine Mücke mehr dazwiſchen Platz hat, ohne ſich lächerlich zu machen. Was meine Bewunderung am Meiſten erregt, iſt der Character der Eliſabeth, die kaum gehört und geſehen wird und die Krone aller Frauen, ſowie dieſes Stücks iſt. Was muß ein Mann werth ſein, der eine ſolche Frau liebt! Was für eine Ehe haben Sie da geſtiftet! Was wäre Götz ohne dieſe Frau und was würde uns dieſe Frau ohne einen ſolchen Mann ſein können! Z.

Berlin, den 7. October.

Ihr „Götz von Berlichingen" iſt alſo nun an der Wahrheit! Beſonders freut es mich, daß unſer Chor ſich gut aufgeführt hat, weil es das Erſte iſt, was ich für ein Theater gemacht habe. Daß der „Götz" bei Ihnen gut gegeben worden, habe ich von Herrn Levin und auch ſchon von früherer Hand vernommen. Die große Länge ſoll übrigens uns nicht beſchwerlich werden. Sie iſt das Gefäß des Ganzen, und wem Dieß zu groß iſt, der mag ſich's in Flaſchen füllen: wir Andern genießen gern auf ein Mal, was für ein Mal verſchrieben iſt. Z.

Seit der Zeit, daß ich Ihnen nicht geſchrieben habe, ſind mir wenig gute Tage geworden. Ich dachte, mich ſelbſt zu verlieren, und verliere nun einen Freund und in demſelben die Hälfte meines Daſeins. Eigentlich ſollte ich eine neue Lebensweiſe anfangen; aber dazu iſt in meinen Jahren auch kein Weg mehr. Ich ſehe alſo jetzt nur jeden Tag unmittelbar vor mich hin, und thue das Nächſte, ohne an eine weitere Folge zu denken.

Da indeſſen die Menſchen aus jedem Verluſt und Unglück ſich wieder einen Spaß herauszubilden ſuchen, ſo geht man mich von Seiten unſers Theaters und von mehrern Seiten dringend an, das Andenken des Abgeſchiedenen auf der Bühne zu feiern. Ich mag hierüber weiter Nichts ſagen, als daß ich dazu nicht abgeneigt bin und jetzt nur bei Ihnen anfragen möchte, ob Sie mir dabei behülflich ſein wollen, und zwar zuerſt: ob Sie mir Ihre Melette „der Menſch lebt und beſtehet," wovon mir die muſicaliſche Zeitung, Nr. 27, Nachricht gibt, gefällig mittheilen und noch einiges Andere im feierlichen Style, entweder componiren oder componirte Muſik-Stücke, deren Character ich Ihnen angeben würde, zu Unterlegung ſchicklicher Worte ausſuchen und überlaſſen wollten. Sobald ich hierüber Ihre nähere Geſinnung weiß, ſo erfahren Sie das Weitere.

Weimar, den 1. Juni 1805. G.

Berlin, den 6. Juni.

Die vorerwähnten Stücke ſind wirklich auf eine Kirche berechnet, und ich fürchte, daß ſie

auſſer dieſer Sphäre nicht Ihre volle Wirkung haben werden. Wenn dagegen wir Beide, um eines Dritten willen, den wir nun wohl fortlieben werden, Etwas zu Stande bringen, ſo ſollte ich denken, es müßte ſich ſehen und hören laſſen; mir wenigſtens wird es nach unſers Freundes Tode die erſte erfreuliche Arbeit ſein. Darüber erwarte ich mit umgehender Poſt Ihre Meinung und Ihren Willen.

„Rameau's Neffen" habe ich geſtern zum erſten Male mit großem Genuſſe geleſen, und es hat mich nicht wenig gekränkt, daß Sie und er mehr von der Muſik verſtehen als ich. Ich habe niemals Etwas geleſen, das mir die Augen ſo mit Zangen aufgeriſſen hätte, wie dieſe Schrift. Man kann über ſich ſelbſt erſtaunen, dieß Buch zu verſtehen, und ich denke mir: Sie haben nicht widerſtehen können, es zu überſetzen, wenn es überſetzt iſt. Ihre Anmerkungen über die Perſonen, von denen im Buche die Rede iſt, ſind ſo trefflich, daß ich Sie deßwegen verehren mußte, wenn Sie auch weiter Nichts geſchrieben hätten.

Der unvermuthete Tod unſers lieben Schiller's hat bei uns in Berlin eine allgemeine und ſtarke Senſation erregt. Iffland's Betragen (obwohl man demſelben keine deutlichen Zwecke noch unterlegen kann) iſt ehrwürdig. Er ſcheint auf Etwas zu ſinnen, oder auf einen erſonnenen Zweck mit eigentlicher Lebhaftigkeit hinzuarbeiten. Dieſen Abend wurden „die Räuber" mit aller Kraft, welcher unſer Perſonale und unſere Caſſe fähig iſt, ſehr exaltant und eifrig vorgeſtellt. Das Haus war zum Erſticken voll. Iffland ſpielte den Franz mit unverkennbarer Abſicht, ſein Ganzes zu leiſten. Die Rollen des Carl und der Amalie wurden gleichfalls von Mattausch und Madame Fleck trefflich geſpielt. Unſer Publicum, welches dieſes Stück ſehr liebt, hat es auch dieß Mal wieder, nur mit verdoppeltem Enthuſiasmus aufgenommen. Künftigen Freitag ſteht „Cabale und Liebe" auf dem Repertorio, und es ſcheint, als wenn die Direction durch kurz aufeinander folgende Darſtellungen aller Schiller'ſchen Stücke theils das Publicum, das Schiller ſehr liebt, feuriren und ſeinem Eifer Nahrung geben, theils die großen Verdienſte des Verewigten auf eine Tafel bringen wollte, um endlich dadurch Etwas für Schiller's Andenken zu bewirken. Auch leidet die Caſſe eben dadurch nicht; denn das Haus iſt bei Schiller'ſchen Stücken jetzt immer voll, welches in der jetzigen Jahrszeit ſonſt nicht der Fall iſt.

Laſſen Sie demnach uns auch Etwas für dieſe Sache thun, das ſich dauernd an einen dauernden Gegenſtand anſchließt. (Verſteht ſich für uns.) Wenn Sie nicht zu ſehr angegriffen ſind, ſo kann es eine lindernde wohlthätige Arbeit für Sie ſein, und ich will mich zuſammennehmen und leiſten, was ich kann. Um ſo mehr, da eigentlich in dieſer Art nichts Recht's exiſtirt, das ſich für eine Bühne eignete. Vielleicht könnte unſere Arbeit etwas Allgemeines werden, das ſich wie ein ordentliches Stück bei jeder feierlichen Gelegenheit anwenden ließe.

Das Requiem, welches ich Ihnen anbei ſende, iſt das nämliche, mit welchem ich Schiller's Andenken am 21. Mai in der Sing-Academie im Beiſein unſers Freundes Jacobi begangen habe.

Geſchloſſen am 11. Juni. Z.

Für die baldige Ueberſendung der erbetenen Muſik ſei Ihnen der beſte Dank geſagt. Ich will ſuchen, ſie baldmöglichſt, ſo gut es immer gehen will, zu hören. Uebrigens bin ich mit Ihnen überzeugt, daß man bei dieſer Gelegenheit nicht flicken, ſondern Etwas aus dem Ganzen ſchneiden ſollte. Ich habe nur leider nie das Glück gehabt, neben mir einen tüchtigen Tonkünſtler zu beſitzen, mit dem ich gemeinſchaftlich gearbeitet hätte, und daher habe ich mich immer in ſolchen Fällen an das Stegreif und Zuſammenſetzen halten müſſen, und ſo ſchwebte mir Das auch bei der gegenwärtigen Gelegenheit wieder vor.

Sie ſollen aber nun baldmöglichſt, wenigſtens zuerſt, mein Schema erfahren und mir Ihre Gedanken darüber eröffnen. Sowohl Vorſatz aber als Arbeit bleibt unter uns, bis wir fertig ſind und getroſt auftreten können.

Indem ich an „Rameau's Neffen" und deſſen Zubehör arbeitete, habe ich oft an Sie gedacht und mir nur wenige Stunden Unterhaltung mit Ihnen gewünſcht. Ich kenne Muſik mehr durch Nachdenken als durch Genuß und alſo nur im Allgemeinen. Mich freut, daß Ihnen dieſes Bändchen eine gute Unterhaltung gegeben. Das Geſpräch iſt aber auch ein wahrhaftes Meiſterwerk.

Iffland hat auf jede Weiſe recht, den pathologiſchen Antheil des Publicums für ſeine Zwecke zu benutzen. Wenn die Deutſchen nicht real gerührt ſind, ſo ſind ſie ideal ſchwer zu rühren. Setzt er ſeine Reihe der Vorſtellungen durch und führt er ſie am Ende zu einer tüchtigen Benefiz-Vorſtellung für die hinterlaſſenen Kinder, ſo ſoll er gerühmt werden.

Das Frankfurter-Absurdum lege ich bei. Man ſetzt in die Zeitung *): er ſei nicht reich geſtorben, habe vier Kinder hinterlaſſen, und gewährt dem lieben Publicum einen freien Eintritt zu einer Todtenfeier! — Pfaffen und Mönche wiſſen die Todtenfeier ihrer Heiligen

*) Frankfurter-Journal 1805, Nr. 92., S. 401.

beſſer zum Vortheil der Lebenden zu benutzen. Das tiefe Gefühl des Verluſtes gehört den Freunden als ein Vorrecht. Die Herren Frankfurter, die ſonſt Nichts als das Geld zu ſchätzen wiſſen, hätten beſſer gethan, ihren Antheil realiter auszudrücken, da ſie, unter uns geſagt, dem lebenden Trefflichen, der es ſich ſauer genug werden ließ, niemals ein Manuſcript honorirt haben, ſondern immer warteten, bis ſie das gedruckte Stück für zwölf Groſchen haben konnten. Verzeihen Sie mir, daß ich ſo weitläufig bin. Ich könnte es noch mehr ſein, wenn ich ſagen wollte, was über dieſen Gegenſtand Alles zu ſagen iſt.

Weimar, den 19. Juni. G.

Berlin, den 2. Juli.

Die Winckelmann'ſchen Briefe haben mir einen Genuß gegeben, den ich Ihnen tauſend Mal danke. Ihren Antheil an dieſem köſtlichen Werke ſegne Ihnen der Gott des Lichts, der in ſeiner hohen Unverdroſſenheit dieſe dumme Welt erleuchtet, die man zugleich lieben und verachten muß, um bei Ehren zu bleiben. Die intime Kennerſchaft des Höchſten, Wahren, verbunden mit Ihrer abſolut trugloſen hiſtoriſchen und practiſchen Kenntniß des geſammten Kunſtweſens, hat noch niemals ſo brüderlich nebeneinander geſtanden. Wie würde ſich der edle Winckelmann freuen, wenn er ſähe, welch einen königlich prächtigen Grundriß Sie hier niedergelegt haben, die Geſchichte der Kunſt eines ganzen Jahrhunderts zu ſichern, worin das Fundament jeder Säule ſo aus einem Stücke gelegt iſt, daß nur ein ſolcher Arm es von ſeiner Stelle rücken könnte, der zugleich fähig wäre, ein ganz neues Gebäude auf ſeine Art zu conſtruiren. Aber wer, mein göttlicher Freund, wird es verſtehen, was Sie hier dem Character des Antiken, Heidniſchen, der Freundſchaft, Schönheit u. ſ. w. ſo tief und kräftig untergelegt haben? Soll ich ſtolz ſagen: Keiner! indem ich es ahne? Man ſieht hier ſo recht, wenn man will, den Unterſchied zwiſchen einem wahren Menſchen und Einem, der ausſieht, wie ein Menſch; und andererſeits: wie die Leute recht haben, von Hauſe aus an Allem zu verzweifeln, wohin ihnen kein Trieb geworden, und unterweilen mit Dem vorlieb nehmen, was vor ihnen liegt, um am Ende den Triumph davon zu tragen: ſie hätten das Rechte gefaßt.

Ich denke jetzt auf Nichts, als wie ich nach Italien kommen ſoll, um wenigſtens drei Jahre dort zu ſein; denn ein Jahr würde darauf gehen zu verſchnaufen, den gewohnten Menſchen abzulegen und mich an die neue Luft zu gewöhnen. Meine Zwecke würde ich an Ort und Stelle erſt ſpecialiſiren können, indem ſolche verſchieden ſind von andern mir bekannten Zwecken. Ich fühle es im Innerſten, ja ich ſehe es ein, daß ich hier Nichts leiſten kann, wo in Allem Ueberfluß und Mangel zugleich iſt, in deſſen Anſchauen mein Weſen verdorrt. Wenn ein Fremder aus dieſem Lande in meine Nähe kommt, denke ich immer: Das wird ein Bote ſein, der Dich ruft. Dann ſchmiege ich mich an ihn, bewirthe ihn wie einen Geſandten der Götter und horche ſeinen Worten, und dann kommt es heraus, daß die Wege ſchlecht, die Armuth groß und das Eſſen theuer iſt u. ſ. w. J.

Ich wollte, Sie hätten Luſt und Muth, wenn Sie Gegenwärtiges erhalten, ſich aufzumachen und nach Lauchſtädt zu kommen. Sie finden mich allein und frei von allen Verhältniſſen. Ein hübſches Zimmer iſt zu Ihrer Aufnahme bereit. An allem Uebrigen zur Leibesnothdurft ſoll es nicht fehlen. Mit Hin- und Wiederſchreiben iſt nichts gethan. Ich bleibe wohl noch drei Wochen, doch müßten Sie bald kommen, daß auch Etwas geſchehen könnte. Nichts mehr! Die Antwort hoffentlich aus ihrem Munde.

Lauchſtädt, den 27 Juli. G.

Ich gedenke, in dieſer Zeit die Schiller'ſche „Glocke" dramatiſch aufzuführen; was könnte Das nicht durch Ihre Beihülfe werden! Kommen Sie ja!

Berlin, Dinstag, den 30 Juli.

Meine Sehnſucht nach Ihnen und Ihre letzte Einladung nach Lauchſtädt zuſammen bringen mich beinahe zur Verzweiflung. Ich habe ſo viel Arbeit und Brodweſen auf dem Halſe, daß ich nicht von der Stelle kann und auf meinem Acker bleiben muß. Außerdem wird heut über acht Tage der Geburtstag unſers Königs auf der Sing-Academie gefeiert, wobei ich allerlei Anſtalten bereitet habe, mit denen ich auch noch nicht zu Rande bin.

Es gab eine Zeit, und ſie iſt noch nicht lange vorüber, in der mir die Meinung natürlich geworden war: das Höchſte, was ein Menſch, der mit ſich ſelbſt einverſtanden iſt, machen könne, ſei Ihr „Taſſo", mein Taſſo. Dieſe Meinung habe ich zwar nicht abgelegt, doch wie ich die „natürliche Tochter" wieder und wieder leſe und nach und nach in das freie Naturell dieſer Perſonen eingehe, wie ſie ſich meinem Gemüthe offenbaren und befeſtigen, tritt ein Bild des menſchlichen Weſens vor meine Sinne, das mich die Welt unter jedem Sonnenpuncte kennen lehrt. Ja, wahrhaftig! man hat an dem tauſendſten Theil der Zeit genug, wer ſie ganz verſteht, und ich beſchwöre Sie im Namen alles Heiligen und Ewigen: Laſſen Sie von dieſem Werke nicht ab. Es wird immer eine

Zeit geben, wie es immer eine gegeben hat, doch diese Zeit wird nicht wiederkommen; sie wird eine neue gebären, doch die neue wird nicht die vorige sein. Ich bin mit Ihrem Werke, wie es da ist, vollkommen zufrieden; ich würde es sein, wenn nur ein Act davon vorhanden wäre. Meine Begierde nach der Folge ist ganz unendlich und hat allen dermaligen theatralischen Zwecken so den Abschied gegeben, daß ich auf dem Theater, das, wenn Gott wollte, gar nicht sein müßte, Nichts lieber sehe, als was die Leute eben treiben und worin sie sich gefallen. — Abends. Mein Brief muß auf die Post, leben Sie wohl! ewig Ihr Z.

Lauchstädt, den 4. August.

Bis zum heutigen Tage habe ich mir, wiewohl nur mit einer schwachen Hoffnung, geschmeichelt, Sie hier zu sehen. Es gehört zu den traurigsten Bedingungen, unter denen wir leben, uns nicht allein durch den Tod, sondern auch durch das Leben von Denen getrennt zu sehen, die wir am Meisten schätzen und lieben, und deren Mitwirkung uns am Besten fördern könnte.

Damit dieser Brief gleich fortkomme, gehe ich von so traurigen Betrachtungen gleich zu einer Bitte über. Ich stelle die „Glocke" Schiller's dramatisch vor und ersuche Sie dazu um Ihren Beistand. Lesen Sie das Gedicht durch und schicken mir eine passende Symphonie dazu von irgend einem Meister. Dann wünschte ich in der Mitte des fünften Verses, den der Meister spricht, nach den Worten: „betet einen frommen Spruch", einen kurzen Chor-Gesang, zu dem die Worte:

In Gottes Nam' fängt an was anzufangen,
Sei Deine Gnade, Herr, uns nah'.

zum Texte dienen könnten. Darauf würden die folgenden vier Zeilen bis: „Schießt's mit feuerbraunen Wogen" wieder gesprochen, darauf aber das Chor wiederholt, oder wenn Sie wollen, musicalisch weiter ausgeführt.

Zum Schluß-Chor wünschte ich die Worte

Vivos voco. Mortuos plango. Fulgura frango.

in einer Fuge zu hören, die, insofern es möglich wäre, das Glockengeläute nachahmte und sich der Gelegenheit gemäß, in mortuos plango verlöre.

Wenn Ihnen hierzu ein glücklicher Gedanke kommt, so thun Sie mir wohl die Liebe, und arbeiten ihn aus und schicken mir die Partituren gerade nach Weimar, wo ich bald eintreffen werde.

Sodann hoffe ich das andere Gedicht, wenigstens ein Schema, zu senden, das alsdann zum 10. November, zur Feier des Geburtstags unseres Freundes, könnte gegeben werden. Mehreres nächstens. G.

Berlin, den 6. September.

Ihre neue Bekanntschaft mit dem alten Freunde, der so tief in die Kunst untergetauchen vermag, ist sehr merkwürdig. Wo haben Sie diesen klaren Mystiker aufgefunden? Und welche Bewandtniß hat es mit Ihrer Uebersetzung einer Uebersetzung? Ist das Original Lateinisch oder Griechisch? Ist es ein Mönch, ein Künstler, ein Philosoph? — Er gehört in jedem Falle zu den Unsern und ich bin begierig auf seine nähere Bekanntschaft. Dieses kleine Fragment enthält den ganzen Grund aller Kunst und Künste, und ist bestimmt genug ausgesprochen. Die Uebereinandersetzung der Begriffe von Kunst, Künstler und Kunstwerk, woraus der Zusammenhang von oben nach unten einleuchtet: daß die Kunst über dem Künstler, der Künstler über dem Werke und das Werk über der Materie stehe, enthält den Grund aller sinnlichen und übersinnlichen Erscheinung und den einigen sichern Beweis des Zusammenhangs des Unendlichen mit der Materie. Hier ist kein todter Raum, um den herum sich Philosophen und Empiristen abjagen können; und wer hätte denken sollen, daß endlich der beste Beweis vom Dasein Gottes und der Unsterblichkeit aus der Kunst hervorgehe, die Kant in Künste zerstückeln und Linné'sch classificiren wollte, weil ihm dieses Criterium abgeht. Man sieht hier deutlich, was der Mensch und seine Bildung ist ohne die Kunst. Ohne diese kann sein dürstender Geist ewig in dem Unendlichen umherschweifen und Nichts finden, weil er nicht suchen, nicht sehen gelernt hat. — So fällt auch der Vorwurf, daß die Künste die Natur bloß nachahmen, von selbst in seine Nichtigkeit zurück; indem diese Nachahmung Nichts weiter sein kann und darf als ein Anknüpfen des Göttlichen an die Materie, wo eben der todte Raum lag und nun die Kunst, die natürliche Vereinigung des Geistes und Sinnes mit der Materie, als Werk einer und eben derselben Schöpfung und als Schöpfungskraft erscheint.

Den 7. September.

Gestern ward Ihr „Götz" zum zweiten Male hier aufgeführt. Ich habe ihn beide Male gesehen und hoffe ihn morgen wieder zu sehen. Die gestrige Darstellung hat mich erfreut und befriedigt. Madame Bethmann spielt die Adelheid reizend, hoch und zuletzt wirklich tragisch.

Den 9. September.

Das Gemisch einer so großen Menge von Characteren an Personen und Dingen, die auf einer realen Zeit in eine künstliche ideale übertragen sind, und sich Jedes nach seiner Art, wie von selbst gewachsen, durcheinander bewegen, ist sehr erfreulich. Man erkennt leicht und gern

ihr Zeitalter, und ihre Sitten gefallen, selbst in der Rauhheit. Das Tragische ist nicht lastbar, vielmehr leicht hinschreitend und gleichsam electrisch wirkend. Wie das Gemeine und Hohe contrapunctisch durcheinander fährt, sich überall anknüpft und wieder ablöst, so betrübt man sich und erfreut sich an Nichts länger als man soll. Die Kunst bleibt oben, das Kunstwerk in der Mitte und das Publicum, das sich gern in Alles hineinlegen und darinne wälzen mag, an seinem Orte. So mag ich es denn gerne haben und bin in diesem Sinne mit der neuen Bearbeitung des Stücks zufrieden.

Daß hier bei uns Maria, im letzten Acte, zwischen den Coulissen (ungesehen) schläft, ist ohne Verstand und Bedeutung. Das nächtliche Gespenst trägt drohend einen Dolch in der Hand, wodurch eine Vermischung dieses Wesens mit der Wehm entsteht und die sinnliche Erscheinung an ihrer intensiven Bedeutung verliert. Dieses Gespenst ist etwas sichtbar Unsichtbares; das Gegenbild eines Jubilirt, einer schwerbewußten innern Schuld, das einen Sinn mehr in Anspruch nehmen soll. Winkend müßte es weit furchtbarer sein als drohend, daher darf es nicht bewaffnet sein. Diese Scene ist ein Meisterstück tragischer Kunst. Nach bisherigen Vorstellungen ward die Bosheit von der Rache verfolgt und oft spät eingeholt. Hier ist es anders: die rächende Zeit selbst ist bewaffnet mit Minuten und Pulsschlägen. Das Auge sieht sie gleichsam persönlich auftreten. Das Verbrechen schreitet hin, die Rache daher, sie gehen einander vorbei, werden sich nicht gewahr, das Schreckliche ist unwiderruflich, es ist da, seine Gegenwart ist entsetzlich, seine endliche Entfernung verkündigt grausend die Gewißheit des Verbrechens und der Strafe. Es ist kein erscheinender Geist, es ist ein wirkliches nächtliches Gespenst, ein Bote des Abgrunds, der in den Abgrund winkt und führt.

Es fehlt mir wenig an der bestimmten Meinung, daß diese neue Zuthat zum Stücke vollkommen hinreichend sei, alle poetische Gerechtigkeit an Wehtheid zu vertreten und von nun an das heimliche Gericht mit seinem Apparat entbehrlich zu machen, das ganz zuletzt an diese Greuelthat unangenehm erinnert. So würde zwar dem neuen Stücke ein Bild aus der Reihe der Eigenheiten des Mittelalters fehlen, allein da dieses heimliche Gericht in der alten Ausgabe des Stücks aufbewahrt bleibt, so wäre es nicht verloren. Lassen Sie mich doch mit ein Paar Worten wissen, ob ich Ihre Meinung getroffen habe? Z.

Beilage.

Da wir überzeugt sind, daß Derjenige, der die begreifliche (intellectuelle) Welt beschaut und des wahrhaften Begreifens (Intellects) Schönheit gewahr wird, auch wohl ihren Vater, der über allen Sinn erhaben ist, bemerken kann; so versuchen wir denn nach Kräften einzudringen, und für uns selbst auszudrücken, inwiefern sich Dergleichen deutlich machen läßt: auf welche Weise wir die Schönheit des Geistes und der Welt anzuschauen vermögen.

Nehmet an daher, zwei steinerne Massen seien nebeneinander gestellt, deren eine roh und ohne künstliche Bearbeitung geblieben, die andere aber durch die Kunst zur Statue, einer menschlichen oder göttlichen, ausgebildet worden. Wäre es eine göttliche, so möchte sie eine Grazie oder Muse vorstellen; wäre es eine menschliche, so dürfte es nicht ein besonderer Mensch sein, vielmehr irgend Einer, den die Kunst aus allem Schönen versammelte.

Euch wird aber der Stein, der durch die Kunst zur schönen Gestalt gebracht worden, alsobald schön erscheinen, doch nicht, weil er Stein ist; denn sonst würde die andere Masse gleichfalls für schön gelten, sondern daher, daß er eine Gestalt hat, welche die Kunst ihm ertheilte.

Die Materie aber hatte eine solche Gestalt nicht, sondern diese war in dem Erfindenden früher als sie zum Stein gelangte. Sie war jedoch in dem Künstler, nicht weil er Augen und Hände hatte, sondern weil er mit Kunst begabt war.

Also war in der Kunst noch eine weit größere Schönheit. Denn nicht die Gestalt, die in der Kunst ruht, gelangt in den Stein, sondern derten bleibt sie und es geht indessen eine andere geringere hervor, die nicht rein in sich selbst verharrt, noch auch wie sie der Künstler wünschte, sondern insofern der Stoff der Kunst gehorchte.

Wenn aber die Kunst Dasjenige, was sie ist und besitzt, auch hervorbringt, und das Schöne nach der Vernunft hervorbringt, nach welcher sie immer handelt: so ist fürwahr diejenige, die mehr und wahrer eine größere und trefflichere Schönheit der Kunst besitzt, vollkommener als Alles, was nach außen hervortritt.

Denn indem die Form, in die Materie hervorschreitend, schon ausgebohrt wird, so wird sie schwächer als jene, welche im Einen verharrt. Denn was in sich eine Entfernung erduldet, tritt von sich selbst weg, Stärke von Stärke, Wärme von Wärme, Kraft von Kraft, so auch Schönheit von Schönheit. Daher muß das Wirkende trefflicher sein als das Gewirkte. Denn nicht die Unmusik macht den Musiker, sondern die Musik, und die übernatürlichere Musik bringt die Musik in sinnlichem Ton hervor.

Wollte aber Jemand die Künste verachten,

weil ſie die Natur nachahmen, ſo läßt ſich darauf antworten, daß die Naturen auch manches Andere nachahmen; daß ferner die Künſte nicht Das geradezu nachahmen, was man mit Augen ſieht, ſondern auf jenes Vernünftige zurückgehen, aus welchem die Natur beſteht und wornach ſie handelt.

Ferner bringen auch die Künſte Vieles aus ſich ſelbſt hervor und fügen anderſeits Manches hinzu, was der Vollkommenheit abgeht, indem ſie die Schönheit in ſich ſelbſt haben. So konnte Phidias den Gott bilden, ob er gleich Nichts ſinnlich Erſchienes nachahmte, ſondern ſich einen ſolchen in den Sinn faßte, wie Zeus ſelbſt erſcheinen würde, wenn er unſern Augen begegnen möchte.

Lauchſtädt, den 1. September. G.

Weimar, den 6. Januar 1806.

Die guten Wirkungen Ihres Lauchſtädter-Beſuchs haben lange angehalten, und es kann Ihnen davon binnen den erſten ſechs Monaten Manches zu Geſicht kommen, das ich Ihnen zum Voraus empfehle. Leider vermuthete ich gleich, als ich ſo lange Nichts von Ihnen vernahm und das Zugeſagte außen blieb, daß Sie ſich dieſen Winter nicht wohl befinden müßten; denn ich weiß, daß Sie mir, ſelbſt mit Ihrer Unbequemlichkeit, gern Etwas zu Liebe thun.

Sie haben doch das Wunderhorn im Hauſe und laſſen ſich dadurch wohl manchmal aufregen? G.

Berlin, den 12. Januar.

Ich leſe ſo eben wieder Ihren „Wilhelm Meiſter" und erfreue mich innig an dem thätigen Weltweſen darin, an der Verſchiedenheit und Beſtimmtheit der Character, an der Sorg- und Argloſigkeit, mit der Sie Alles ſtill, ich möchte ſagen, anmuthig niedergelegt haben, daß es nicht mehr und nicht weniger bedeuten kann, als es bedeutet; daß Alles in die Höhe wachſen kann, ohne ſeine Grenzen zu verändern. Man wird ordentlich klüger davon, ohne den Wunſch, ſo zu ſein, wie Dieſer oder Jener, ja, man freut ſich, ſo zu ſein, wie man iſt, um auch werden zu können, was man kann. Wäre es möglich, daß ein Menſch zwei ſolche Bücher ſchreiben könnte, ſo möchte man wünſchen, daß Sie Nichts, wie Romane geſchrieben hätten, dann müßte man aber freilich Ihre andern Schriften nicht geleſen haben. Z.

Weimar, den 2. März.

Schon lange habe ich, mein lieber und vortrefflicher Freund, Nichts von Ihnen gehört, und begreife recht gut, daß es Ihnen geht, wie uns Andern. Jeder hat ſo viel in ſeinem Kreiſe zu thun, daß er ſich nach außen wenig umſehen kann. Indeſſen bin ich auf mancherlei Art fleißig und hoffe Ihnen mit Dem, was ich thue und vorbereite, wo nicht bald, doch auch nicht allzu ſpät, einige Freude zu machen. Auch Sie ſind gewiß zum Vergnügen und zur Erbauung mancher Menſchen thätig, nur daß ich leider meinen Theil davon nicht ſo leicht nehmen kann.

Berlin und Sie zu beſuchen, war ich dieſe Zeit her manchmal angelockt, ſo Manches aber hält mich wieder unbeweglich an der Stelle, und da ſehe ich denn freilich nicht, wie es zu einem geſegneten Entſchluß kommen könnte. Weil ich doch aber ein dringendes Bedürfniß fühle, nicht allein von Ihnen zu hören, ſondern auch wie Ihre Zuſtände recht klar zu vergegenwärtigen und Ihnen die meinigen näher zu bringen, ſo bin ich auf den Gedanken gekommen, Ihnen meinen Sohn zu ſchicken, daß er Sie von mir herzlich grüße und in früher Jugendzeit, wo die weltlichen Dinge noch einen luſtigen Eindruck machen, das Bild einer ſo großen Stadt in ſich aufnehme und auch zu meinem Genuſſe lebhaft zurückbringe.

Ob er nun gleich ſchon ein geſetzter und gefaßter Knabe iſt, ſo möchte ich ihn doch nicht ganz allein und ſich ſelbſt überlaſſen in dieſem ſtädtiſchen Strudel denken. Die Frage wäre alſo, ob Sie ihm in Ihrer Nähe eine Wohnung verſchaffen und zunächſt für ſeine Bedürfniſſe ſorgen möchten. Ich ſende Ihnen eine Aſſignation, damit er nicht gerade alles nöthige Geld in der Taſche habe. Weiter ſage ich Nichts: denn alles Uebrige bleibt den Umſtänden überlaſſen. Die Hauptfrage iſt: ob Ihnen ein ſolcher Beſuch nicht läſtig ſei. An meine übrigen Freunde in Berlin gebe ich ihm Briefe und Karten mit, und die Verhältniſſe werden ſich ſchon finden. Aber vor allen Dingen möchte ich ihn an einem ſichern Platz etablirt wiſſen. G.

Berlin, den 12. März.

Anſtatt etwas Freudiges, Angenehmes zu berichten, erhebe ich mich aus der tiefſten Trauer, um Ihnen zu ſagen, daß ich vorgeſtern, unvermuthet und gegen alle Vorbedeutung, meine liebenswürdige, geliebte Frau, kurz vor der Entbindung, durch den Tod verloren habe. Das Kind ward nach dem Tode zur Welt gebracht und auch todt.

Was ich anfangen und wie ich es tragen werde, weiß ich noch nicht. Ich bin nun wieder allein und hoffe.

Wenn ich ſage, daß in den zehn Jahren unſerer Ehe nur eine Meinung und Geſinnung über alles Aeußere und Innere unter uns geweſen iſt; daß keine Faſer an ihr war, von der ich nicht geliebt wurde, ſo ſage ich: ſie verdiente, von Ihnen gekannt zu ſein; denn Dieß gehörte zu ihren Wünſchen.

neue Gedanken zu erfahren; daß Ihr geſcheidt werden müßt, daß Ihr frey werden müßt, daß Ihr gleich werden müßt, Ihr mögt wollen oder nicht.

Märten.

(bey Seite) Görge! Görge! Kämſt du nur! ich wollt' ihn nicht verſtecken.

Schnaps.

Ihr hört alſo gern?

Märten.

Gewiß.

Schnaps.

Und habt keine Abneigung Euch zu unterrichten?

Märten.

Keinesweges.

Schnaps.

So iſt's recht.

Morgen früh wird ſie beſtattet. Ich bin allein und habe Platz die Fülle. Schicken Sie Ihren Sohn ſobald Sie können, er ſoll nirgend ſein, als bei mir. B.

Berlin, den 19. März.

Meine neue Einſamkeit und die Nothwendigkeit, mich zu beſchäftigen, nutze ich, Ihnen dieſe Zeilen zu ſchreiben, um nach und nach Gedanken zu ſammeln, die ſich durch meinen traurigen Fall zerſtreut haben. Ich bin geſund und werde auch wieder zu Kräften kommen, wenn nur die nächſten harten Tage vorüber ſind, in denen jeder neue Anblick mich meinem tiefen Schmerz übergibt, den ich liebe, als ob er heilſam wäre.

Ich leſe vor dem Schlafengehn in dieſen Tagen, „die Bekenntniſſe der ſchönen Seele" mit vielem Antheil; die ſchöne contemplative Tendenz wirkt balſamiſch und man muß ſich freuen, etwas Gutes, durch unbedachtſamen Gebrauch und Mißbrauch Verderbtes, in's Gebiet der Vernunft zurückgebracht zu ſehen. Bei der erſten Anſicht des Buches hat mich dieſes lange Capitel erſchreckt und ich konnte mich nicht gleich hineinbringen, weil die Begierde geſpannt war; nachdem ich es allein las, merkte ich wohl und jetzt begreife ich, daß es in der Reihe der aufgeführten Weltdinge und Character ganz wohl Platz hat und hin gehört. Man muß kein Herrnhutiſcher Bruder werden wollen, wer es aber iſt, muß es ſein, wie ein Baum ein Baum, ein Stein ein Stein iſt. Man ſieht, wie Nichts ſo leicht zu verſchrauben und zu verpfuſchen iſt, wie der vernünftige, allweiſe Menſch, wenn die andern, von ihm ſo gering geachteten Dinge bleiben, was ſie ſein und bedeuten ſollen. B.

Berlin, den 20. März.

Ich habe mir Arbeit vorgenommen und kann nicht in Zug kommen, es will nicht gehen, überall nicht.

Ich bin wie ein geſpaltener Baum. Die ſchöne Hälfte, die Sommerſeite, iſt mir abgetrennt und gegen dieſe wirkt nun Alles an, was ſchmerzhaft iſt.

Die Freunde wollen mich aus dem Hauſe haben, mich von mir ſelber entfernen; Das will ich nicht. Ich kann nur durch mich ſelber wieder zum Ganzen meiner ſelbſt kommen und ich werde überwinden. Ich fühle meine Kraft und hoffe übrig zu behalten, doch will ich meinen Zuſtand lebendig fühlen.

Vor fünf Tagen ahnete ich noch kein Unglück, und ich kann ſagen, es freute mich noch ein Kind und mein Dutzend wieder voll zu haben. Mein jüngſter Sohn war auf einen Char-Freitag geboren; ſie hatte ihn darum Raphael genannt; ſie glaubte wieder einen Sohn zu tragen. Dieſer ſollte Felix heißen und nun kommt mir Das!

Am Sonnabend, dem Tage vor ihrem Tode, war ſie in die Kirche gegangen, die Probe meiner Muſik zu hören. Ich ſollte es nicht wiſſen und wie freute ich mich, ſie dort zu ſehen. Sie ſagte mir nachher ſo viel Angenehmes und Verſtändiges darüber, daß ich nun erſt wußte, was ich gut gemacht habe. Sie habe zum erſten Male, ſagte ſie, ihren ſchweren Leib gefühlt, weßhalb ſie nicht mitſingen können.

O, mein Freund, warum haben Sie dieſe wohlthuende, mächtige, ſüße Stimme nicht gehört! Aus ihrem Geſange ging ein Gefühl der Geſundheit in das unbeſorgte Ohr, wofür ich nur den einen Ausdruck kenne, den ſie mit in's Grab genommen hat. Das reine Herz ſtrömte wie eine friſche, ſtärkende Luft aus ihrem Munde; rührend, erleichternd. Wenn ſie auf der Academie im Chore ſang, konnte ich ihre ſanfte, erquickende Stimme unter hundertundfünfzig erkennen, ohne daß ſie ſich angreifen durfte. Der Ton ging leicht und lief heraus, wie ſie nur den Mund öffnete. Vor zwei Jahren, da eben ihre Stimme durch Nervenſchwäche angegriffen war, ſang ſie mit Madame Mara in einer hieſigen Kirche. Die Freunde der Mara ſtritten und glaubten, überall, wo die göttliche Stimme tönte, ihren Liebling zu hören; einer von unſern Kennern hatte geſagt: da ſteht man u. ſ. w.

Sie wiſſen, mein edler Freund, wie ich über die Mara geſonnen bin, der an Vermögen, gründlicher Virtuoſität und Geſchmack nie eine Deutſche Sängerinn beigekommen iſt; doch ihre Stimme hat zwei gefährliche Regiſter: Töne, die ſich, wie ein böſes Schickſal manchmal, ſelbſt wenn ſie aufgelegt zum ſingen iſt, zwiſchen ihren Willen und ihr Vollbringen ſtellen und ſelbſt ihr großes Talent verlegen machen. Meiner Frauen Tonleiter war durch drittehalb Octaven, wie eine koſtbare Reihe geſchliffener Brillanten, ineinander ſpielend und zugleich abgeſondert; woraus eine Cantilene hervorging, die nicht überraſchte, doch immer mehr entzückte, je mehr man ſie hörte. B.

Kaum iſt mein Brief abgegangen, der die verſpätete Reiſe meines Auguſt meldet, ſo kommt der Ihrige mit der unerwartet traurigen Nachricht, die mich ganz außer Faſſung bringt. Eben zu der Zeit, wo ich mir Berlin mehr als je vergegenwärtige, da wir den Plan vor uns haben, die neue Münzſtraße aufzuſuchen, eben da ich hoffe, durch meinen Knaben Ihr Weſen, Ihre Umgebung mir näher gebracht zu ſehen, wie er mir vor'm Jahr das Bild meiner Mutter zurückbrachte: ſo erleben Sie den gewaltſamen

Riß, den ich in jedem Sinne mitempfinde, ich mag mir nun Sie einſam, von einer großen Haushaltung und manchen ſchwierigen Geſchäften umgeben, denken; oder ich mag auf mich zurückkehren und mir in meiner eigenen Lage ein ſo ſchreckliches Ereigniß imaginiren. Leider iſt das Hinderniß, das meinen Abgeſandten zurückhält, nicht zu beſeitigen, ſonſt fertigte ich ihn gleich ab, weil die Gegenwart eines neuen, freundlichen und liebenden Weſens Ihnen vielleicht heilſam würde und das daraus entſpringende Gute die Unbequemlichkeit wohl überwöge, die es verurſacht. Mir wäre es auch ein Troſt, einen Repräſentanten meiner Neigung und herzlichen Theilnahme bei Ihnen zu wiſſen; doch auch Das ſoll nicht ſein, und gerade trifft das Alles zuſammen in einer Zeit, wo ich auch Mancherlei zu heben und zu ſchleppen habe. Nicht weiter! Bitte um baldige Nachricht.

Weimar, den 28. März. G.

Berlin, den 21. April.

Ich kann nicht ohne Sorge unaufhörlich an Sie denken, da ich gar keine Nachricht von Ihnen habe. Ich denke mir Sie, befallen von Ihrem alten Uebel, einſam, brütend, ſich ſelbſt verzehrend. Ich bin jetzt ſo furchtſam, wie ein Kind; das geringſte Unvermuthete erſchreckt mich. Am 13. dieſes Monats ließ ſich die Mutter meiner Frau zum Mittagstiſch bei mir anſagen. Wir haben ein freundliches, fröhliches Mahl gehalten, am andern Morgen war ſie todt. Sie war zweiundachtzig Jahre alt und dabei munter, geſellig, beweglam und ich kann ſagen ſchön —, ſo ſchied ſie von uns. Vor zwei Monaten iſt mir meine Schweſter geſtorben; — ich weiß nicht mehr, was ich anfangen ſoll. Ich bitte inſtändigſt, laſſen Sie mich von ſich hören. Auch Ihr Sohn kommt nicht.

Von Fichte's Vorleſungen habe ich nur die erſten mit großer Satisfaction gehört; die letzten ſtelen in die Trauer-Periode meines Hauſes, wo ich keiner freien Handlung fähig war und nur das Nothwendigſte und Nothdürftigſte that, was gerade vor mir lag. Ich habe nie einer Fichte'ſchen Vorleſung ohne eigentliche Erbauung verlaſſen, obgleich es mir nicht wohl möglich wäre, das Gehörte zu referiren; denn es ſetzt ſich durch ſeine Vorträge bei mir eine, nur mir bemogene Weſenheit ab, die ſich von ſelbſt zu etwas meiner Art geſtaltet und nicht wieder zurückkehren kann zu dem Geiſte, von dem ſie ausging. Daher würde ich was ganz Anderes von mir geben, wenn ich es wieder erzählen ſollte, und vor der Welt zu Schanden werden. Der König hat, wie Sie wiſſen werden, Fichte eine Profeſſur in Erlangen zugetheilt, doch weiß ich nicht, wann er dahin abgehen wird, weil ich ihn in der letzten Zeit nicht in enger Geſellſchaft geſehen habe. Fichte's Auditorium konnte man, in Abſicht auf den Gegenſtand, zahlreich nennen. Was die Stimmung des Publicums betrifft, ſo glaube ich faſt, daß er ſoviel Individuen für als gegen ſich hat, inſofern beſonders die jüngere Claſſe einen Trieb zeigt, das Ernſthafte, wo nicht aufzunehmen und zu bewahren, doch frei an ſich vorübergehen zu laſſen, und ſo wird ſich manches Gute hier und da feſtmachen und wohl gar ein Früchtchen tragen. Z.

Berlin, den 2. Juni.

Pfingſten iſt vorbei, die Linden blühen, ſind grün und voll, das Wetter warm, die Tage lang und — wer nicht kommt, iſt Auguſt. Ich will nicht hoffen, daß er mit ſeinem Namensvetter, dem Monat Auguſt, zugleich wird eintreffen wollen, er könnte dann ſelber einen feuchten Aufenthalt finden.

Den 11. Juni Abends.

So eben komme ich aus dem neuen Ritterſchauſpiele, wovon Sie wohl werden haben reden hören, weil ſo viel davon geſprochen wird: „die Weihe der Kraft". Herr Werner iſt der Verfaſſer, der Nämliche, welcher „die Söhne des Thals" geſchrieben hat. Die Urtheile darüber werden wohl ſehr verſchieden ausfallen, indem ein Theil des Publicums etwas Großes erwartet, unterdeſſen ein anderer dagegen eingenommen, weil die Reformation dadurch zu einem Gegenſtande beluſtigender Unterhaltung wird. So ſtelle ich mir's wenigſtens vor; denn die Polici hatte für die erſte Aufführung des Stückes Maßregeln getroffen, welche eine Bewegung im Publico nothwendig vorausſetzen.

Das Stück iſt für uns lange gut und dürfte um Vieles beſſer ſein, um den Meiſten weniger zu gefallen. Mir kommt es vor, wie eine Sonate eines jungen Componiſten: es iſt Alles drinne, wie im Kaſten Noah. Der Verfaſſer hat, wie es ſcheint, ganz hohe Intentionen mit ſeinem Sujet verbinden wollen und da iſt ihm der Bündel Etwas ſchwerer worden, wie er denn im fünften Acte, nach der Zerſtörung des Bilderglaubens und Kunſtwerk, mitten auf der Landſtraße liegen bleibt. Geſungen und gebetet wird — nach Noten, und der Eindruck des Ganzen iſt mir — widrig religiös geweſen. Es iſt kein Schauſpiel mehr, es iſt die Parodie einer ernſthaften, heiligen Kirchenangelegenheit, die ſich begreiflich machen will, indem ſie ſich profanirt. Für die Mediation bleibt Nichts übrig, was der Rede werth wäre. Luther ſteht allein in allem Vortheil und das Papſtthum, ihm gegenüber, ein gemeines Teufelswerk, ohne Reiz für den Pöbel, ohne Begier, Liſt und

Unterität, nimmt ſich albern aus, ja dumm. Der Unglaube (Kaiſer und Reich) ſteht in der Mitte, ohne Etwas zu wollen und zu wirken. Das Allegoriſche ſteht dem Hiſtoriſchen nicht gegenüber, wie ein Spiegel dem Gegenſtande, ſondern neben einander und reproducirt oder wiederkäut ſich ſelber. Daß ſich unſere ſaldirnat Geiſtlichen daran ſehr ärgern müſſen, wenn ihre Gemeinden lieber im Comedien-Hauſe predigen, ſingen und beten hören, als in der Kirche, läßt ſich denken. Z.

Jena, den 25. Juni.

Für die baldige Nachricht über Dr. Luther's Theater-Erſcheinung danke ich zum Allerſchönſten. Ich ſehe, es ſind in dieſem Stück gerade die widerlichen Entgegenſtellungen, die Einem in den „Söhnen des Thals" verdrießlich fallen. Das ſollen nun Ideen heißen und ſind nicht einmal Begriffe. Indeſſen werden die Menſchen darüber confus, und da man ihnen Etwas vorzeigt, was ſie nicht beurtheilen können, ſo laſſen ſie's eine Weile gut ſein.

Da Iffland als Dr. Luther ſich wohl behaben wird und die Caſſe wahrſcheinlich auch keinen Schaden leidet, ſo iſt übrigens Alles in der Ordnung. G.

Berlin, den 2. Juli.

Der „Dr. Luther" hat Spaltungen erregt, die mir viel Vergnügen machen. In der einen Berliner-Zeitung wurde das Stück gelobt, in der andern bitter getadelt. Da fechten nun die Kämpfer mit ihren ſtumpfen Rappieren gegen einander und da es keine Wunden gibt, ſondern bloße Hiebe und Kreide-Puncte, ſo haben ſich mehrere Liebhaber und Dilettanten ihre Haut jücken laſſen, um ſich ſolche nachher kratzen zu laſſen. Man könnte es das Mückenfeſt nennen, wie ſie alle gegen die Laterne fliegen, worin das Lämpchen ſteckt, und ſich die Köpfe ſtoßen oder den Bart abſengen; denn die eigentlichen Theater-Epheren ſind grob und beißig für Das, was ihnen an Kenntniß und Billigkeit abgeht. Uebrigens iſt die ganze Fechterei eine pure Stichelei, wobei ſo wenig herauskommt, als bei'm ganzen Plunder; es müßte denn ſein, daß wir denn doch wieder ein Stück mehr haben. Das Publicum ſpielt dann dabei wieder ſeine Rolle im Ganzen; denn das Stück wird jede Woche drei Mal geſpielt und das Haus iſt gedrückt voll. Iffland hat ſich wie der leibhafte Dr. Luther angethan und unterhält das Stück; denn mit Ideen geht's darin her, als wenn eine Schwalbe durch ein Haus fliegt. Sollte übrigens das Genre Nachahmung finden, wie ſich denn von der löblichen Buchhändlerſchaft gehörige Thätigkeit hoffen läßt: ſo haben wir gegen die neue Meſſe hoffnungsvolle Ausſichten, in Erwangelung würdiger, dramatiſcher Producte, Bibeln und Geſangbücher auf dem Theater umher flankiren zu ſehn. Z.

Für die Nachricht, oder vielmehr für Ihre Geſinnungen über Dr. Luther's neue Erſcheinung danke ich zum Schönſten. Ich habe hier auch ſchon einige Perſonen geſprochen, die das Stück geſehen hatten. So wie mir auch Mademoiſelle Unzelmann geſtern davon erzählte, daraus ich mir denn abſtrahiren kann, daß es ein Werk von Herrn Werner iſt, deſſen Art und Kunſt ich aus den „Söhnen des Thals" einiger Maßen kenne.

Carlsbad, den 29. Juni. G.

Berlin, den 2. Auguſt.

Von meinen Geſinnungen über „Luther" weiß ich nur inſofern Rechenſchaft zu geben, als ich fühle, daß es die Ihrigen ſein müſſen. Aber das Stück hat eine ſonderbare Spannung hervorgebracht, von der ich begierig das Ende zu ſehen wünſche. Wäre das Geſchlecht nicht ſo tief unter ſich ſelbſt verſunken, ſo ließe ſich von dieſer Spannung was Gutes hoffen; doch wenn ſie auf etwas Neues fallen, ſo taugt es wahrſcheinlich wieder Nichts.

Ich glaube, Ihnen geſchrieben zu haben, daß ſich eine Partei gegen das Stück gelegt hatte, um es bei der erſten Aufführung fallen zu machen. Dagegen waren von der Polizei ſo kräftige Maßregeln im Anzuge, daß es zu Nichts kam, und da es mit Aufwand gegeben wird, ſo iſt es bis jetzt immer beſucht worden; doch habe ich eigentlich noch Niemanden gut darüber ſprechen hören, als Solche, denen man die Noth anſieht, Gründe dafür aus der Feder zu drücken, die denn auch danach ſind. Ein Graf *** z. E. hat allerlei Wiſchiwaſchi von ſich gehen laſſen, um für das Stück zu wirken, aber es hat wohl wenig geholfen; denn was wirklich gut iſt, weiß am Ende doch Jeder.

Am 23. Juli war hier eine ſehr luſtige Schlittenfahrt. Viele Officiere von der königlichen Gensd'armerie hatten ſich einen Schlitten mit bedeckten Rädern bauen laſſen und fuhren Abends nach 10 Uhr, mit vielen Jacken und großem Geſchrei durch die Straßen der Stadt. Im Schlitten ſaß Dr. Luther mit einer ungeheuern Flöte, und ihm gegenüber ſein Freund Melanchthon; auf der Pritſche die Käthe von Bora mit einer Pritſche und knallte durch die Straßen, und einer ungeheuern, zehn Ellen langen Schleppe. Auf Reitpferden mit Fackeln ſaßen die Nonnen des Auguſtiner-Kloſters, von ihrer Priorinn angeführt, ſämmtlich mit langen Schleppen und ungeſtalten Masken. So ging der Zug mehrere Stunden lang durch die

Straßen, zur Ergetzung des schaulustigen Publicums.

Diesen burschicosen Spaß nun, für den sich sehr verschiedene Auslegungen anfinden (von welchen mir die die wahrscheinlichste scheint, daß die dramatische Tendenz des „Luther" ungefähr Das ist, was man eine Schlittenfahrt im Sommer nennt, um nur alle Tage neue Gerichte auf seiner Tafel zu haben), hat Iffland so sehr übel genommen, daß er (wie behauptet wird,) beim König persönlich Klage über dieses Unwesen geführt hat. Daraus nun ist entstanden, daß einer dieser Officiere von Berlin versetzt ist und die übrigen haben Arrest mit der Weisung bekommen, daß sie in ähnlichen Fällen würden cassirt werden. So steht nun die Sache und seitdem ist das Stück nicht wieder gegeben worden. Uebrigens lassen die Sünder wenig Reue blicken und warten, wie es heißt, nur auf das Ende ihres Arrestes, um Iffland ferner Etwas anzuhängen. Z.

Haben Sie, mein verehrter Freund, tausend Dank, daß Sie das peinliche Stillschweigen endlich brechen mochten. Seit dem 14. October bin ich täglich in Gedanken bei Ihnen gewesen, und noch eben, wie Dieses geschrieben wird, steht ein zugesiegelter Brief an Sie auf meinem Schreibzeug, den ich fortzuschicken nicht den Muth hatte. Denn was soll man sich einander sagen? Am 12. December habe ich Ihren Geburtstag im Stillen gefeiert; und so werden wir wohl auch künftig nur das stille Gute im Stillen feiern können.

Durch die bösen Tage bin ich wenigstens ohne großen Schaden durchgekommen. Es war nicht Noth, mich der öffentlichen Angelegenheiten anzunehmen, indem sie durch treffliche Männer genugsam besorgt wurden; und so konnt' ich in meiner Klause verharren und mein Innerstes bedenken.

In den schlimmsten Stunden, wo wir um Alles besorgt sein mußten, war mir die Furcht, meine Papiere zu verlieren, die peinlichste, und von der Zeit an schicke ich zum Drucke fort, was nur gehen will. Die „Farbenlehre" schreitet stark vor. Auch werden meine Ideen und Grillen über die organische Natur nach und nach redigirt, und so will ich von meinem geistigen Dasein zu retten suchen, was ich kann, da Niemand weiß, wie es mit dem Uebrigen werden wird.

Weimar, den 22. December. G.

Berlin, den 2. April 1807.

Mitten in diesen unruhigen Zeiten hat sich auch wieder ein neues Theater-Stück sehen lassen: „die Söhne des Thals", von Herrn Werner. Wie mir das Stück besser behagt, als sein „Luther", so irrt der Verfasser noch immer im Reiche der Dinge und Undinge umher, wo er alle Hände voll mitbringt, ohne zu wissen, was er hat und was er eigentlich geben will. So wie das Stück keinen Character des Ganzen hat, so ist auch keine Person von eigenem Character darinne, und alle seine Personen laufen durch das Stück, wie über einen Markt Ereti und Pleti hinweg schreitet. Außerdem ist unser Theater in einem sehr hülflosen Zustande. Die Schauspieler spielen ohne Beifall fast Nichts als Uebersetzungen aus dem Französischen, ja, es lassen sich selbst die Kotzebue'schen Stücke nur wenig sehen. Die Einnahme will die Kosten nicht mehr decken, weil das Haus zu oft leer ist, die Schauspieler werden müssen auf halbe Gage gesetzt werden und so kann es kommen, daß — wir auch von dieser Seite gedemüthiget werden. Schon übt sich die junge Welt dramatischer Prätendenten an der Uebersetzung der fatalen Molier'schen Stücke, welche so dependent sind von ihrer Zeit und Nationalität, daß daraus unmöglich etwas Gesundes und Tüchtiges hervorgehen kann; so gehen wir getrost, oder doch unbefangen genug, dem alten Chaos entgegen. Z.

Ihrer Briefe, die nacheinander ankommen, erfreue ich mich gar sehr und fahre fort, Einiges zu erwiedern. Wie erwünscht wäre mir gewesen, Ihr Oratorium mit anhören zu können; denn leider bin ich von Musik gar zu sehr abgeschnitten, und das Bißchen Operette, ob wir gleich mitunter recht gute Stimmen haben, will's doch auch nicht thun. Daher scheint auch in mir aller Sang und Klang verschwunden, so wie alle Imagination, die sich auf Musik bezieht.

Daß Ihnen mein „Elpenor" Freude gemacht hat, ist mir höchst angenehm und der Zweck dieser Blätter nun schon erreicht. Doch ist vielleicht bei dem Beifall, den Sie meinem Fragmente schenken, Ihre Neigung zu mir und meinem Wesen als mitwirkend anzusehen: denn ich gestehe gern, daß ich diese Arbeit selbst nicht mehr beurtheilen kann. Wenn etwas in's Stocken geräth, so weiß man immer nicht, ob die Schuld an uns oder an der Sache liegt. Gewöhnlich aber wirft man eine Abneigung auf Etwas, das man nicht vollenden kann, als auf ein Ding, das uns widerstrebt und dess wir nicht Herr werden können. Ueberhaupt habe ich bei Herausgabe meiner Werke sehr lebhaft gefühlt, wie fremd mir diese Sachen geworden sind, ja daß ich fast kein Interesse mehr daran habe. Das geht so weit, daß ich, ohne freundliche, treu fortgesetzte Beihülfe, diese zwölf Bändchen gar nicht zusammengebracht hätte.

Jetzt haben wir ſie aber meiſt hinter uns und bis auf einen kommen ſie dieſe Tage ſämmtlich in Cotta's Hände. Da mag nun weiter aus uns werden, was will, ſo wäre doch ſo viel gerettet. Ich freue mich zum voraus auf den Spaß, den Ihnen der fortgeſetzte „Fauſt" machen wird. Es ſind Dinge darin, die Ihnen auch von muſicaliſcher Seite intereſſant ſein werden.

Weimar, den 9. Mai. G.

Berlin, den 17. Mai.

In der Zeit habe ich den „Cipenor" noch ein Mal geleſen. Ich habe mir ihn von Anfang an zu Ihren frühern Werken gedacht. Wie ſollte ich wohl meine Neigung zu Ihnen und Ihrem Weſen mir verhehlen wollen, die eben auf Ihren Werken jener Zeit entſtanden iſt und ſich in dem Maße erhoben und erweitert hat, wie meine Einſicht zugenommen und Feld gewonnen hat. Was ich an dieſem Fragmente loben möchte, ſcheint mir eben in dem fragmentariſchen zu beſtehen: daß es nämlich nicht weniger iſt und doch auch nur ein einziger Act iſt. Und da Sie ſelber zu zweifeln ſchienen, es vollenden zu können (indem es anjetzt ein Jeder kann und vielleicht Mancher der Luſt nicht wird widerſtehen können), ſo ſprächte Dieß für den Grund des fragmentariſchen mit.

Vergeſſen Sie doch nicht, in der neuen Edition das kleine, niedliche Drama, „die Fiſcherinn" beizubringen, in den frühern Editionen fehlt es und ich liebe es ungemein. Es möchte ſich in dem vierten Band, neben dem Schäferſpiele, ganz artig ausgenommen haben. Z.

Sie haben, lieber, theurer Freund, lange Nichts von mir gehört. Jetzt will ich im Kurzen zuſammenfaſſen, wie es mir bisher gegangen. Ich kam nach Carlsbad in dem übelſten Befinden, das ſich durch einen zwar gewöhnlichen, aber für meine Zuſtände nicht paſſenden, ſchleudrianiſchen Gebrauch des Waſſers anfänglich ſo vermehrte, daß ich in einen höchſt peinlichen Zuſtand gerieth. Durch eine Abänderung der Cur und den Gebrauch einiger Mittel, nach Verordnung des Dr. Kappe von Leipzig, wendete ſich's auf ein Mal in's Beſſere; wobei es denn auch ſchon ſechs Wochen anhaltend verharrt, welches ich ſehr gern meinen Freunden zu wiſſen thue. Acht Wochen bin ich nun ſchon hier und habe mich in verſchiedenen Epochen auf verſchiedene Weiſe beſchäftigt: Erſt kleine Geſchichtchen und Mährchen, die ich lang im Kopfe herumgetragen, diktirt; ſodann eine Weile Landſchaften gezeichnet und illuminirt; jetzt bin ich beſchäftigt, meine geologiſchen Anſichten der hieſigen Gegend zuſammenzuſtellen und eine Sammlung von Gebirgsarten, welche hier ausgegeben wird, kürzlich zu commentiren.

Intereſſante Menſchen von ſehr verſchiedener Art habe ich kennen lernen, unter welchen der Franzöſiſche Reſident Reinhard, der zuletzt in Jaſſy geſtanden, und deſſen Schickſale Ihnen gewiß im Ganzen bekannt ſind, wohl den erſten Platz einnimmt. Uebrigens lebe ich denn doch ſehr einſam: denn in der Welt kommen Einem Nichts als Jeremiaden entgegen, die, ob ſie gleich von großen Uebeln veranlaßt werden, doch, wie man ſie in der Geſellſchaft hört, nur als hohle Phraſen erſcheinen. Wenn Jemand ſich über Das beklagt, was er und ſeine Umgebung gelitten, was er verloren hat und zu verlieren fürchtet, das hör' ich mit Theilnahme und ſpreche gern darüber und tröſte gern. Wenn aber die Menſchen über ein Ganzes jammern, das verloren ſein ſoll, das denn doch in Deutſchland kein Menſch ſein Lebtag geſehen, noch vielweniger ſich darum bekümmert hat: ſo muß ich meine Ungeduld verbergen, um nicht unhöflich zu werden, aber als Egoiſt zu erſcheinen. Wie geſagt, wenn Jemand ſeine verlornen Pfründen, ſeine geſtörte Carriere ſchmerzlich empfindet, ſo wäre es unmenſchlich, nicht mitzufühlen; wenn er aber glaubt, daß der Welt auch nur im Mindeſten etwas dadurch verloren geht, ſo kann ich unmöglich mit einſtimmen.

Vielleicht iſt Das, was wir bei der politiſchen Veränderung am Meiſten zu bedauern haben, hauptſächlich Dieſes, daß Deutſchland, und beſonders das nördliche, in ſeiner alten Verfaſſung den Einzelnen zuließ, ſich ſo weit auszubilden als möglich, und Jedem erlaubte, nach ſeiner Art beliebig das Rechte zu thun, ohne daß jedoch das Ganze jemals eine ſonderliche Theilnahme daran bewieſen hätte.

Carlsbad, den 27. Juli. G.

Berlin, den 9. Auguſt.

Ich ſehe oft mit Ruhe und Wohlgefallen auf meinen Anfang zurück, wie auf die totale Entfernung Deſſen, was ich bin — und muß; wie ich in all das Weſen hineingepreßt werde, zu dem ich mich ſo ſonderbar verhalte, da doch auf der ganzen Erde heiß nicht kalt und unten nicht oben iſt. Ich gehe in der Regel ja durchaus, mit lauter Dingen um, die meinem Selbſt auch nicht das Geringſte abmerken, ſowie ich ganz natürlich mir nicht das Geringſte merken laſſe und alle Mal hinterher herzlich zu lachen nicht unterlaſſen kann.

Ich kann aufrichtig ſagen, daß mich noch nichts Mißlungenes geſchmerzt und wohl eher angefreut hat, obgleich ich den Neid nicht ganz verhehlen kann, der ſich mir aufdringt, wenn ich ſehe, wie dicht neben mir Alles ganz anders iſt; wie die Leute ſo ruhig wandeln können, indem ſie thun, was ſie ernährt; ja wohl mich

tadeln, indem ſie mich bemitleiden. Es gibt Stunden, in welchen Dieß ſehr bitter iſt, da man nicht allein und von der Welt dependent iſt. Dieſes und die Hemmung, da man nicht vom Flecke kommt, nicht zeigen kann, was man will, und nicht überſpringen kann — Dieß iſt der höniſche Schmerz, der einen braven Kerl wohl ein Mal außer Faſſung bringt, und den habe ich genoſſen, wie Einer, der geliebt hat; denn daß Einer noch lebt, um es zu tragen, will mir gar nicht ein. Was nun lächerlich iſt, und worüber Sie vielleicht auch lachen müſſen, iſt, daß ich mir neue Kleider machen laſſen muß, weil ich fett werde, wie ihr Hamlet, indem das Land mager, mein Verdienſt und mein Geld von Tag zu Tage dünner wird. G.

Carlsbad, den 29. Auguſt.

Recht von Herzen ſei es Ihnen gedankt, theuerſter Freund, daß Sie mich ſo tief in Ihr Weſen, in Ihren Zuſtand hineinſehen laſſen. Es iſt wirklich etwas Prometheus'ſches, in Ihrer Art zu ſein, das ich nur anſtaunen und verehren kann. Indeſſen Sie das kaum zu Ertragende gefaßt und gelaſſen tragen, und ſich Plane zu künftiger, erfreulicher und ſchaffender Thätigkeit bilden, habe ich mich wie ein ſchon über den Cocyt Abgeſchiedener verhalten und an dem Lethe'ſchen Fluſſe wenigſtens ſchon genippt. Uebrigens, inſofern ich mich noch als Erdebewohner fühle, habe ich auch nach meiner Art das Meinige gethan, manche Erfahrung in mich aufgenommen, Manches geleſen, gelernt, notirt, ausgearbeitet und wie es eben gehen wollte. Meine Geſundheit iſt leidlich, und bei einem ſehr ſtrengen diätiſchen Verhalten kann ich meine Zeit ſehr wohl nutzen und angenehme Tage zubringen. Auf eine Nachhauſereiſe über Dresden, wozu mich der Herzog, der in Töplitz iſt, einlud, habe ich aber leider renonciren müſſen. Ich darf mir Nichts zumuthen. In der Hälfte Septembers bin ich zu Hauſe. Können Sie uns durch Ihre Gegenwart beglücken, ſo wüßte ich nichts Erwünſchteres. G.

Sie ſind ein trefflicher Freund! Wie ich nach Hauſe kam, fand ich die Geſänge, und ſchon iſt der Anfang zur kleinen Singſchule gemacht. Wir werden nach und nach die Sänger des Theaters und unſere Choriſten herbeiziehen, auch Perſonen aus der Stadt, und ſehen, wie weit wir kommen. Hübſchen Raum haben wir im Theater-Saal.

Ihre abermalige Einladung macht mir das Herz ſchwer. Daß ich Ihre Anſtalt nicht ſchon habe kennen lernen, iſt unerlaubt; aber ich habe ſchon ſeit mehreren Jahren ein gewiſſes Aleben am Wohnort, das vorzüglich daraus entſpringt, weil in mir noch ſo viel Aufgeregtes und doch Unausgebildetes liegt. Da habe ich das ganze Jahr zu thun, um nur hier und da in's Klare zu kommen, meine Geſundheits- und die Zeitumſtände nicht mitgerechnet. Doch würden mich Dieſe ohne Jenes weniger abhalten. Aber ich fürchte mich, wenn man es genau beſieht, vor neuen Einwirkungen und Aufregungen, und entbehre daher mit Willen manchen Genuß.

Der Beifall, den unſer Theater in Leipzig erhalten, macht mir Luſt und Muth, mich der Sache dieſen Winter wieder lebhaft anzunehmen. Wir ſind bei dieſer Gelegenheit für unſer Ausdauern belohnt worden, und wollen mit Zutrauen und Hoffnung auf dem alten Wege fortgehen: und ſo kann auch die niederträchtigſte detractive Oppoſition, wie wir ſie früher von Berlin her erfahren müſſen, Nichts ausrichten.

Von Dem, was ich ſonſt ohne und treib', ſchweig' ich und hoffe bald von meinem ſtillen Fleiße einige Früchte mittheilen zu können. Leben Sie recht wohl und ſenden mir manchmal auch ein Lied.

Weimar, den 12. September. G.

Berlin, 20. September.

O, daß Sie doch die Händel'ſchen Chöre des Alexander-Feſtes hören könnten! ich bin gewiß, daß die Pracht, Kraft, das Leben und die Ruhe Ihnen die Muſik von einer Seite zeigen würden, wie ſie nur Wenigen und nur ſelten erſcheint. Das Gedicht, welches von Dryden und urſprünglich Engliſch iſt, erzählt, wie Thimotheus den Alexander durch ſeine Kunſt bewegt und über dieſen gewaltſamen kriegeriſchen Character den Sieg davon getragen habe. Daß nur auch ich erzählen könnte, was mich immer ſchüchterner und ſtummer macht: die Einfalt, Klarheit, Freude und das Leben. Ja, ich begreife gar nicht, wie man nur ſonſtdem ſein kann, und doch lebt man — es iſt aber auch danach. Z.

Ich bin ſeit meiner Rückreiſe aus dem Bade ſo wunderlich von der Gegenwart geklemmt worden, als wenn ich für jede vier Monate, die ich wie ein abgeſchiedener Gymnoſophiſt auf ungetrübter Bergeshöhe zugebracht, wieder büßen ſollte. Zwar iſt mir nichts Unangenehmes widerfahren; doch drängte ſich ſo manches Liebes und Unliebes heran, daß meine Kräfte, weder phyſiſch noch moraliſch, recht austrichten wollen.

Werner, der Sohn des Thals, iſt ſeit zwölf Tagen hier bei uns in Jena. Seine Perſönlichkeit intereſſirt uns und gefällt uns. Er lieſt von ſeinen gedruckten und ungedruckten Arbeiten vor, und ſo kommen wir über die ſeltſamen Außenſeiten dieſer Erſcheinungen in den Kern hinein, der wohlſchmeckend und kräftig iſt.

So viel, mein Liebſter, für dieß Mal. Ich packe ein, um wieder nach Weimar zu gehen. Hier iſt es mir ganz gut geworden, und was Sie wohl nicht rathen würden, ich bin in's Sonetten-Machen hineingekommen. Davon ſchicke ich Ihnen gelegentlich ein Dutzend, mit der einzigen Bedingung, daß ſie Niemand ſieht, und daß keine Abſchrift genommen wird. Möchten Sie aber eins davon componiren, ſo würde es mich recht glücklich machen. Ich mag gar zu gern meine Productionen auf Ihrem Elemente ſchwimmen ſehen. Sagen Sie mir bald wieder Etwas, wenn es auch nicht viel iſt. Ein Freundeswort iſt in dieſen trüben und kurzen Tagen doppelt erfreulich.

Jena, den 16. Dezember. G.

Speiſe ging vom Gefreſſenen und Stärke vom Aufgezehrten, alſo ſagt' ich, indem Ihr kraftgefüllter Kaſten ausgepackt wurde. Alles iſt glücklich angekommen, und der Topf war ſo tüchtig eingedrängt, daß Nichts ausgelaufen war, ob er gleich einen Schrock bekommen hatte. Die Hausfrau dankt, beſonders aber Auguſt, der die größten Biſſen der Gabe zu verſchlingen im Stande iſt. Wir Andern nehmen geringere Portionen davon.

Sie ſagten einmal von einem Stabat Mater. Verzeihen Sie, daß ich's erinnere. Meine kleine Anſtalt geht recht gut; nur ſchreiten die jungen Leute, wie Sie wohl wiſſen, gar gern aus dem Wege, und Jeder dünkt ſich behaglicher, wenn er Solo irgend ein lamentables oder ein jammervolles Bedauern verlorner Liebe ſingt. Ich laſſe ihnen Dergleichen wohl zu, gegen das Ende jeder Seſſion, und verwünſche dabei die Matthiſſon's, Salis, Tiedge und die ſämmtliche Eteriſei, die uns ſchwerfällige Deutſche ſogar in Liedern über die Welt hinausweiſ't, aus der wir ohnehin geſchwind hinauskommen. Dabei tritt noch der Fall ein, daß die Muſiker ſelbſt oft hypochondriſch ſind, und daß ſelbſt die frohe Muſik zur Schwermuth hinziehen kann. Ich lobe mir, was von Ihnen, lieber Freund, entſpringt. Auch geſtern wieder bei dem „Niemals erſcheinen die Götter allein", beim „lieben Freunde, es gab beſſ're Zeiten", war es gleich, als ob Jedermann den Staub und die Aſche des Jahrhunderts vom Haupte ſchüttelte.

So viel Gutes verdanke ich Ihnen! Vielleicht ſeh' ich mich einmal im Falle, Ihnen Etwas dagegen zu erſtatten.

Weimar, den 22. Januar 1809. G.

Berlin, den 27. Januar.

Aber wo bleiben meine Sonette, auf die ſich mein Herz ſchon ſo lange freut? Laſſen Sie mich nicht länger darnach ſchmachten, und ſchicken Sie ja nicht weniger, als das verſprochene Dutzend; ſonſt componire ich Elegien und Hymnen von Tiedge und ſende Ihnen ſie zur Landplage.

Den 20. Februar.

Geſtern Abend habe ich wieder den „Wilhelm Meiſter" geendigt, den ich mit dem größten Vergnügen von Kopf zu Fuß durchgeleſen habe. Welchen Schatz von Weisheit haben Sie, mein unſterblicher Freund, in dieſen Blättern niedergelegt! Ich erfreue mich, wie ein unerfahrnes Kind, an der reinen und ſichern Erfahrung, die wie in leichten Zahlen den tiefſten philoſophiſchen Sinn erregt, und in das Blut des Lebens übergeht, woraus es genommen iſt. Ich weiß, daß ich das Alles längſt gewußt habe, und doch iſt mir Alles neu, friſch und grün. Eine Galerie der bunteſten Geſtalten zieht vorüber, die ſich zu verwirren ſcheinen und dadurch aufklären; treffliche Perſonen, die die tollſten Streiche begehen müſſen, und tolle Menſchen, von denen man die Tugend lernt. Kein Gedanke an die jüdiſch-Würfelei, welche die Romanſchreiber mit ihren ſogenannten Tugenden und Laſtern treiben, um charakterloſen Menſchen Anſehen zu geben, daß man ſie lobe oder tadle, anſtatt zur Selbſtbetrachtung würdig angeführt zu werden. Z.

Berlin, den 6. April.

Sie erlauben, daß ich einen kleinen, etwas großen Zank mit Ihnen anfange. Denn primo muß ich Ihre Sonette haben, weil ſie mir verſprochen ſind, und ich dagegen wieder verſprochen habe, woraus ein Contract entſtanden iſt, der um ſo heiliger gehalten werden muß, da nicht Brief und Siegel, wie zwiſchen Kaufleuten oder Potentaten, ſondern Wort und Treue das Recht verwalten. Secondo muß ich als königlicher Preußiſcher angeſehener Bürger und kaiſerlicher Franzöſiſcher, königlicher Italieniſcher Heptarch der ci-devant Reſidenz-Stadt Berlin doch wohl wiſſen, was ſich nicht ſingen läßt; denn wer es jetzt nicht lernen wollte? —

Ergo und kraft Deſſen, bitte ich demüthigſt um meine zwölf Sonette, von denen ich mir keines abdingen laſſen will, und mich zugleich anheiſchig mache, das zu ſingen, welches Sie für das unſingbarſte bezeichnen wollen.

Telemann (ein Hamburg'ſcher Componiſt des vorigen Jahrhunderts) hat geſagt: „Ein ordentlicher Componiſt muß den Theaterzettel ſingen können", und ich ſollte die Schande auf meinen Kaiſer kommen laſſen, ein Sonett nicht ſingen zu können! Das ſei ferne! — Alſo nur her mit den Sonetten; ich will ſie biegen wie Salat.

Nach Ihrem Briefe ohne Datum, den ich heute erhalten habe, müßte Werner ſchon in

Berlin ſein, wenn er keinen Umweg gemacht hat. Man hat hier geſagt: Werner habe ein Stück für die Weimar'ſche Bühne geſchrieben und ſolches dort aufgeführt, und man erwartet dieß Mal etwas ganz Beſonderes. Mögen ſie warten, bis er ſelber kommt, er wird's ihnen nicht verhalten, was er hat. Mir will nun ein Mal das confuſe Weſen nicht eingehen, von Geſtalten, die ſich zwiſchen der Idee und der Wirklichkeit abtreiben, denen man am Ende Kopf und Füße anſetzen muß, um ſich Etwas dabei zu denken. Einem Character muß man es anſehen, daß ihn Gott gemacht hat. Kommt er nicht daher, ſo mag ich auch Nichts mit ihm zu thun haben; was geht mich der Poet an, und den Poeten der gute Freund! Aber ſatt Brod muß ich haben, wenn mir Das, was drüber iſt, gedeihen ſoll.

Den 1. Mai.

Tauſend Dank für Ihren lieben, lieben Brief vom 20 April. Die Zueignung hat mir unendliche Freude gemacht. Heute vor zwölf Jahren war mein Hochzeittag und heute habe ich dieſe Zueignung ſchon unzählige Male geleſen, es hat mir den tiefſten Grund aufgeregt, es hat mir Troſt und Muth gegeben. J.

Berlin, den 2. Mai.

Je mehr ſich das tolle Weltweſen durcheinander wirrt, je — ruhiger, möchte ich ſagen, erhebt ſich meine Natur aus den verkohlenden Bruchſtücken einer Verfaſſungsmäßigkeit, woran Gewohnheit und Furcht feſthalten. Ihr Brief vom 3. Dieſes, der ſo eben angekommen iſt, gibt mir Gelegenheit zu dieſem Bekenntniſſe. Daß ich rechtſchaffen mitleide, können Sie denken, aber es ſollte mir Troſt ſein, wäre ich der Einzige im Lande, der dieſe Schmach verdient hätte.

Ich habe Stunden ohne den Wunſch, daß es anders ſein möchte, als es iſt; wo ſich alles Einzelne, Geweinte in unendlicher Ferne vor mich hinſtellt und mit dem Geweſenen und Werdenden in eine Reihe tritt, die ich wie ein abgeſchiedener Geiſt überſchaue. Manchmal iſt mir zu Muthe, wie einem Oreſtes, der Heilung ſpürt von dem alten Bannfluche, je näher er ſich dem Hades glaubt.

Ich kann ein Mal nicht begreifen, wie etwas Rechtes geſchehen könne, ohne Opfer, und daß vielmehr alle eitle Treiberei zum Gegentheil Deſſen führen muß, was wünſchenswerth ſcheint. Mit dieſen Gedanken lege ich mich auf mein einſames Lager, und ſtehe am frühen Morgen damit auf; ja, ich erhole mich daran von den mühſeligen, nothvollen Tagen der letzten achtzehn Monate, und daher bin ich nicht verſunken, wie es Manche ſind, und heute ſtehe ich noch auf meinen Füßen und denke tröſtlich, mich darauf zu erhalten.

Dieß, mein ewig geliebter Freund, wollte ich Ihnen ſagen, weil es ſonſt Keiner hören kann. Alles ſteht noch mit den alten Augen und Alles läuft hinter der Pein her, der ſie zu entlaufen gedenken. Was ſie mit den Händen ergreifen könnten, ſuchen ſie meilenweit außer ſich.

Den 12. Juni.

Die letzten acht Bände Ihrer Schriften ſind den 5. Dieſes angelangt. Für die glückliche Wiederherſtellung des Teufels in der moraliſchen Welt danke ich kühnlich im Namen aller guten Patrioten. Das iſt denn doch ein Kerl, der ſich zeigen läßt: „der Theil von jener Kraft, die ſtets das Böſe will und ſtets das Gute ſchafft.“— Nun wir den alten Schelm wieder haben, wollen wir ihm den Drudenfuß etwas ſorgfältiger ziehn, damit er uns ſo leicht nicht mehr davon laufen ſoll. Ich habe mich fürſtlich gegeht an den neuen Zuſätzen, verſtehe aber noch nicht Alles; gewaltſam erſchüttert durch und durch, hat mich die Brocken-Scene. Der Anblick des unglücklichen Gretchens hat mich faſt troſtlos gemacht; ſo leicht es angedeutet iſt, ſo ungeheuer iſt die Wirkung. Ueber manches Neue im „Fauſt“, das ich nun ſchon ſo oft geleſen habe, werden Sie mir wohl nähern Aufſchluß geben; z. E. das Intermezzo, doch will ich erſt das ganze Gedicht noch ein Mal leſen.

Ihre „Pandora“ habe ich zu meiner Unruhe geleſen; denn ſeitdem kann ich nicht ſchlafen, bis ich das Ganze kenne. Um mich zu beruhigen, habe ich ſchon componirt und dieſe Scenen auf's Papier geworfen. „Die beiden Bruder“ hoffe ich ſo neben einander ſehen zu laſſen, daß ſie erkennbar ſein ſollen; nur die Kinder erkenne ich ſelber noch nicht, und die Mutter zu errathen, iſt ſo gefährlich, daß wenn ein Mal ein falſcher Character-Zug in melodiſche Formen übergegangen iſt, kein Beſtreben ihn wieder einrichten kann. Ich bitte Sie inſtändig, wenn Sie es können, ſenden Sie mir das Uebrige eher, als es herauskommt, und ſich meine Begierde verzehrt. Es ſoll nicht aus meinen Händen kommen, es ſoll es Niemand ſehen, ich will zu Niemand davon reden. Es iſt eine Pein, ſich ſolche Dinge, wie Erbſen in den Topf zählen zu laſſen, man verhungert im Genuſſe; es iſt um catholiſch zu werden. — Apropos Tübingen: der Schlegel iſt mit einem Male weiſe worden. An Dem hat die ſeligmachende Kirche einen guten Fiſch gefangen. Aber es ärgert mich dennoch, weil ich ein Mal Etwas auf ihn gehalten habe. Was kann er für Urſachen zu einem ſolchen Schritte haben? — Da betrügt

doch wohl Eins das Andere beim hellen Sonnenscheine.

Für die schönen Sonette danke ich für's Erste herzlich. Viele, viele Male habe ich sie schon gelesen, und da ich die Situation und den Zusammenhang noch nicht errathen konnte, habe ich sie abgeschrieben, welches eins von meinen Hausmitteln ist. Z.

Carlsbad, den 22 Juni.

Das Exemplar meiner letzten acht Bände ist wohl noch nicht bei Ihnen angekommen. Auch bei seinem etwas spätern Erscheinen, werden sie Ihnen hoffentlich willkommen sein. Die Fragmente eines ganzen Lebens nehmen sich freilich wunderlich und incohärent genug neben einander aus; deßwegen die Recensenten in einer gar eigenen Verlegenheit sind, wenn sie mit gutem oder bösem Willen das Zusammengedruckte als ein Zusammengehöriges betrachten wollen. Der freundschaftliche Sinn weiß diese Bruchstücke am Besten zu beleben.

Wenn Ihnen das Voß'sche Sonett zuwider ist, so stimmen wir auch in diesem Puncte völlig überein. Wir haben schon in Deutschland mehrmals den Fall gehabt, daß sehr schöne Talente sich zuletzt in den Pedantismus verloren. Und Diesem geht es nun auch so. Für lauter Prosodie ist ihm die Poesie ganz entschwunden.

Und was soll es nun gar heißen, eine einzelne rhythmische Form, das Sonett z. B., mit Haß und Wuth zu verfolgen, da sie ja nur ein Gefäß ist, in das Jeder von Gehalt hineinlegen kann, was er vermag. Wie lächerlich ist's, mein Sonett, in dem ich einiger Maßen zu Ungunsten der Sonette gesprochen, immer wiederkäuen, aus einer ästhetischen Sache eine Partei-Sache zu machen, und mich auch als Partei-Gesellen heranzuziehen, ohne zu bedenken, daß man recht gut über eine Sache spaßen und spotten kann, ohne sie deßwegen zu verachten und zu verwerfen. G.

Ein Gleichniß als Nachschrift.

Alle Künste, indem sie sich nur durch Ausüben und Denken, durch Praxis und Theorie, heranarbeiten konnten, kommen mir vor wie Städte, deren Grund und Boden, worauf sie erbaut sind, man nicht mehr entziffern kann. Felsen wurden weggesprengt, eben diese Steine zugehauen und Häuser daraus gebaut. Höhlen fand man sehr gelegen und bearbeitete sie zu Kellern. Wo der feste Grund ausging, grub und mauerte man ihn; ja, vielleicht traf man gleich neben dem Urfelsen ein grundloser Sumpfsteck, wo man Pfähle einrammen und Rost schlagen mußte. Wenn Das nun Alles fertig und bewohnbar ist, was läßt sich nun als Natur und was als Kunst ansprechen? Wo ist das Fundament und wo die Nachhülfe? Wo der Stoff, wo die Form? Wie schwer ist es, alsdann Gründe anzugeben, wenn man behaupten will, daß in den frühesten Zeiten, wenn man gleich das Ganze übersehen hätte, die sämmtlichen Anlagen, natür-, kunst-, zweckgemäßer hätten gemacht werden können. Betrachtet man das Clavier, die Orgel, so glaubt man, die Stadt meines Gleichnisses zu sehen. Wollte Gott, ich könnte auch ein Mal an Ihrer Seite meine Wohnung dort aufschlagen und zum wahren Lebensgenuß gelangen; wobei ich alle Fragen über die Natur und Kunst, über Theorie und Praxis herzlich gern vergessen möchte.

Hier tritt eine oben schon berührte, bei der ganzen Naturforschung höchst merkwürdige Betrachtung ein. Der Mensch an sich selbst, insofern er sich seiner gesunden Sinne bedient, ist der größte und genaueste physicalische Apparat, den es geben kann. Und Das ist eben das größte Unheil der neuern Physik, daß man die Experimente gleichsam vom Menschen abgesondert hat, und bloß in Dem, was künstliche Instrumente zeigen, die Natur erkennen, ja, was sie leisten kann, dadurch beschränken und beweisen will. Eben so ist es mit dem Berechnen. Es ist Vieles wahr, was sich nicht berechnen läßt, so wie sehr Vieles, was sich nicht bis zum entschiedenen Experiment bringen läßt. Dafür steht ja aber der Mensch so hoch, daß sich das sonst Undarstellbare in ihm darstellt. Was ist denn eine Saite und alle mechanische Theilung derselben gegen das Ohr des Musikers? Ja, man kann sagen, was sind die elementaren Erscheinungen der Natur selbst gegen den Menschen, der sie alle erst bändigen und modificiren muß, um sie sich einiger Maßen assimiliren zu können? Doch in diese Betrachtungen will ich mich dieß Mal nicht verlieren; ich behalte mir vor, nächstens besonders darüber zu reden, sowie noch über einige andere Puncte mir Auskunft zu erbitten.

Berlin, den 20. September.

Ich studire darauf, Sie diesen Winter auf einige Tage zu überraschen, um eine andere Luft zu athmen. Es ist grausam, solche Dinge von einem Menschen zu verlangen, wozu wenigstens ein Wallfisch und sein kaltes Blut gehört. Manchmal möchte man lieber dem Teufel angehören und Pech und Schwefel fressen, als dieß Thranleben führen, das auch Geduld Hahn spricht. Die einzige äußere Recreation ist das Schauspiel, worin durchaus Nichts, als die übersetzten, drei Mal unnatürlichen Stücke wiederholt werden, wenn nicht Kotzebue mit einer neuen Farce dazwischen tritt. — Wenn man bei allem dem Unwesen nur noch den Trost hätte, sagen

zu können: es geschieht uns unrecht! — Wäre ich ein Catholik, so könnte ich hoffen, meinen Antheil am Fegfeuer pränumerirt zu haben, aber so bin ich noch ein Ketzer dazu. Z.

Nehmen Sie den besten Dank, lieber Freund, für Das, was Sie an dem jungen Eberwein thun wollen und können. Die Kunstwelt liegt freilich zu sehr im Argen, als daß ein junger Mensch so leicht gewahr werden sollte, worauf es ankommt. Sie suchen es immer wo anders, als da, wo es entspringt, und wenn Sie die Quelle ja ein Mal erblicken, so können sie den Weg dazu nicht finden.

Deßwegen bringen mich auch ein halb Dutzend jüngere poetische Talente zur Verzweiflung, die bei außerordentlichen Naturanlagen schwerlich viel machen werden, was mich erfreuen kann. Werner, Oehlenschläger, Arnim, Brentano und Andere arbeiten und treiben's immerfort; aber Alles geht durchaus in's Form- und Characterlose. Kein Mensch will begreifen, daß die höchste und einzige Operation der Natur und Kunst die Gestaltung sei, und in der Gestalt die Specification, damit ein Jedes ein Besonderes, Bedeutendes werde, sei und bleibe. Es ist keine Kunst, sein Talent nach individueller Bequemlichkeit humoristisch walten zu lassen; Etwas muß immer daraus entstehen, wie aus dem verschütteten Samen Vulcans ein wundersamer Schlangenknabe entsprang.

Sehr schlimm ist es dabei, daß das Humoristische, weil es keinen Halt und kein Gesetz in sich selbst hat, doch zuletzt früher oder später in Trübsinn und üble Laune ausartet, wie wir daran die schrecklichsten Beispiele an Jean Paul (siehe dessen letzte Production im Damen-Calender) und an Görres (siehe dessen Schriftproben) erleben müssen. Uebrigens gibt es noch immer Menschen genug, die dergleichen Dinge anstaunen und verehren, weil das Publicum es Jedem Dank weiß, der ihm den Kopf verrücken will.

Vom Ziel haben viele Menschen einen Begriff, nur möchten sie es gerne schleudernd auf irrgänglichen Promenaden erreichen.

Bei diesen Begebenheiten persönlich gegenwärtig zu sein, war viel werth. Von einer so seltsamen Constellation habe ich auch günstigen Einfluß erfahren. Der Kaiser von Frankreich hat sich sehr geneigt gegen mich erwiesen. Beide Kaiser haben mich mit Sternen und Bändern beehrt, welches wir denn in aller Bescheidenheit dankbar anerkennen wollen.

Verzeihen Sie, wenn ich über die neuesten Begebenheiten nicht mehr schreibe. Verwundern werden Sie sich schon bei'm Lesen der Zeitungen, wie diese Zinth von Mächtigen und Großen der Erde sich bis nach Weimar, bis auf das Schlachtfeld von Jena gewälzt. Ich enthalte mich nicht, Ihnen einen merkwürdigen Kupferstich beizulegen. Der Punct, wo der Tempel steht, ist der fernste, wohin dieß Mal Napoleon gegen Nordost gekommen ist. Wenn Sie uns besuchen, welches der Himmel gebe! so will ich Sie auch auf den Fleck stellen, wo hier das Männchen mit dem Stocke in die Welt deutet.

Für heute nicht mehr. Ich habe so viele Briefschulden, daß ich nicht weiß, wo ich anfangen soll, sie abzutragen.

Weimar, den 20. October. G.

Was Sie in Ihrem Briefe über Specification der Gestaltung, Form und des Characters sagen, gilt vielleicht von der Musik mehr (wenigstens ist es darin viel schwerer zu erreichen), als von den nachbildenden Künsten. Zu jedem Ihrer genannten poetischen Geister könnte ich Ihnen einen musicalischen Gegenmann nennen, um Ihr Urtheil zu bestätigen. Mit Bewunderung und Schrecken sieht man Irrlichter und Blutstreifen am Horizonte des Parnasses. Talente von der größten Bedeutung, wie Cherubini, Beethoven und Mehrere entwenden Hercules'ö Keule, — um Fliegen zu klatschen; erst muß man erstaunen und nachher gleich d'rauf die Achsel zucken über den Aufwand von Talent, Lappalien, wichtige und hohe Mittel gemein zu machen. Ja, ich möchte verzweifeln, wenn mir einfällt, daß die neue Musik verloren gehen muß, wenn eine Kunst aus der Musik werden soll.

Keine Kunst kann einen wohlthätigen Einfluß gewähren, die so frech und formlos im unendlichen Raume umherirrt, wie die neuere Musik, welche ihre geheimsten, ihre höchsten Reize vom Ganzen abgesondert, dem allgemeinen Pöbel zur öffentlichen Schau entblößt, wie ein anatomisches Cabinet, oder eine Anekdoten-Sammlung von Liebesgeheimnissen, um die gemeine Neugierde zu übersättigen. Man mag gegen die Tonkünstler der frühern Jahrhunderte einwenden, was man will (denn wer hat nicht dazu zu lernen?) — nie haben sie die Kunst weggeworfen, das innere Heiligthum preisgegeben; wäre auf ihrem Grunde fortgebaut worden, wir könnten eine Kunst haben und wären ganz andere Leute, als wir uns halten müssen.

Den 22. November. Z.

Da es noch nicht räthlich war, nach Carlsbad zu gehen, so befind' ich mich in Jena, wo ich einen Roman fertig zu schreiben suche, den ich vor'm Jahre in den Böhmischen Gebirgen concipirt und angefangen hatte. Wahrscheinlich kann ich ihn noch in diesem Jahre heraus-

Märten.

Ich find' es auch.

Schnaps.

Nun gebt Acht!

Märten.

Recht gern.

Schnaps.

Dieſer Topf ſtellt ein Dorf vor.

Märten.

Ein Dorf?

Schnaps.

Oder eine Stadt.

Märten.

Curios!

Schnaps.

Oder eine Feſtung.

Märten.

Wunderlich!

geben, und ich eile um ſo eher damit, weil es ein Mittel iſt, mich mit meinen auswärtigen Freunden wieder ein Mal vollſtändig zu unterhalten. Ich hoffe, Sie ſollen meine alte Art und Weiſe darin finden. Ich habe viel hineingelegt, Manches hinein verſteckt. Möge auch Ihnen dieß offenbare Geheimniß zur Freude gereichen.

Jena, den 1. Juni 1809. G.

Berlin, den 22 Juni.

Wir haben hier ein neues Trauerſpiel: „Ubaldo", von Kotzebue. Eine ungefähre, aber unglückliche Nachgeburt der „Emilia Galotti." Leſſings Prinz, Marinelli und Odoardo, ſeine Claudia und Emilia ſind mit oder ohne Willen nachgeäfft. Das Traurige darin iſt ein alter Feldherr und Erzieher des jungen Königs (ein rechter Tugendbrache), der am Ende des letzten Actes ſich ohne Noth erſticht, nachdem der Regent ſeinen Fehler längſt eingeſehen. Alles, was dahin führt, iſt gemein gezogen und läppiſch, und der heroiſche Athem des ganzen wüſten Treibens im Stücke kommt mir ſo verkehrt vor, als wenn Einer ſich mit dem Haken die Augen auswiſchen wollte. Z.

Für die gute Behandlung Oberwein's nehmen Sie den beſten Dank. Es ſoll mich ſehr freuen, wenn er etwas gründlich Fruchtbares in ſeinem Fache zu uns bringt; denn ich bin der augenblicklichen anmaßlichen Pfuſcherei in jedem Fache ſo ſatt, daß ich nicht darnach mehr zum Fenſter hinaus ſehen mag, ja, daß ſogar die Deutſchen in ihrem Unglück mir lächerlich vorkommen, weil ſie eigentlich nur darüber verzweifeln, daß ſie nicht mehr ſalbadern ſollen.

Wo Ihnen auch mein neuer Roman begegnet, nehmen Sie ihn freundlich auf. Ich bin überzeugt, daß Sie der durchſichtige und undurchſichtige Schleier nicht verhindern wird, bis auf die eigentlich intentionirte Geſtalt hineinzuſehen.

Jena, den 21. Auguſt. G.

Berlin, den 27. October.

Es gibt gewiſſe Symphonien von Haydn, die durch ihren loſen, liberalen Gang mein Blut in behagliche Bewegung bringen, und den freien Theilen meines Körpers die Neigung und Richtung geben, wohlthätig nach Außen zu wirken. Meine Finger werden dann weicher und länger, meine Augen möchten Etwas erſehen, das noch kein Blick berührt hat, die Lippen öffnen ſich, mein Inneres will hinaus in's Freie.

So geht mir's, wenn ich Ihre Romane leſe, und ſo iſt mir's geworden, wie ich heute Ihre „Wahlverwandtſchaften" las. Das muthwillige, geheimnißvolle Spiel mit den Dingen der Welt und den Figuren, die darinne angeſtellt und geleitet werden, kann Ihnen niemals mißlingen, mag auch zwiſchendurch laufen, was Platz hat oder ſich Platz macht.

Dazu eignet ſich endlich noch eine Schreibart, welche wie das klare Element beſchaffen iſt, deſſen flinke Bewohner durch einander ſchwimmen, blinkend oder dunkelnd auf und abfahren, ohne ſich zu verirren oder zu verlieren.

Man könnte zum Poeten werden über eine ſolche Proſa, und ich möchte des Teufels werden, daß ich keine ſolche Zeile ſchreiben kann.

Der Titel Ihres Romans macht eine ganz beſondere Senſation auch unter Ihren Freunden. Manche können gar nicht darüber wegkommen, daß ihnen alles Urtheil wie abgeſchnitten iſt; ſie möchten doch gern ihre Meinung ſagen, und können eigentlich zu keiner gelangen. Einigen hab' ich ſogar darüber Rede ſtehen ſollen, beſonders ſoll der Titel erklärt werden: wie, warum, woher, wohin?

Da ſteh' ich denn, wie ein armer Sünder, indem man mir die Ehre anthut, mich für Einen zu halten, der um Ihre Geheimniſſe weiß. Z.

Ich bin Ihnen mit meinen Gedanken und Wünſchen nach Königsberg gefolgt, die ſich freilich nur immer auf Ihr eigenes Wohl beſchränken konnten. Die Narren von Deutſchen ſpielen noch immer gegen den Egoismus, und wollte Gott, man hätte ſeit langer Zeit für ſich und die Seinigen redlich, und dann für die Nächſten und immer wieder Nächſten redlich geſorgt: ſo ſähe vielleicht Alles anders aus. Jetzt wollen wir uns nicht irre machen laſſen und im alten Weſen verharren.

Ich wenigſtens treibe mein Weſen noch immer in Weimar und Jena, ein paar Oertchen, die Gott immer noch erhalten hat, ob ſie gleich die edeln Preußen auf mehr als eine Weiſe vorlängſt gerne zerſtört hätten. Haben Sie tauſend Dank, daß Sie uns wieder zur Außerbauung einen hübſchen Mann, ſo weit es gehen wollte, gebildet und als einen fördernden Mitbürger zurückgeſchickt haben.

Ob ich gleich wenig vom Detail weiß, ſo ſehe ich doch auch, nach meiner Art, in Ihr Ganzes hinein, d. h. Ihres Staats und ſeiner Ausſichten und Hoffnungen; und da wünſchte ich denn freilich einen ſo edeln, theuern Freund, nach ſo manchen Prüfungen, wenigſtens mit beſſern Ausſichten beglückt. Wäre mir Ihr Thätigkeitskreis, wäre mir ganz deutlich, was Sie thun und leiſten: ſo könnte ich auch über Ihre Zuſtände beruhigter ſein; denn in der Ferne ſieht man gewöhnlich nur, was fehlt und abgeht.

Die Hoffnung wie die Furcht ſind zwei leere Weſen.

Mit dieſen wenigen Worten erhalten Sie meinen Roman. Thun Sie, als wenn der größte Theil Ihnen zugeſchrieben wäre, und verzeihen mir mein übriges Schweigen und Stocken. Es wird beinahe jetzt unmöglich, mit dem Einzelnen von einzelnen Dingen zu ſprechen. Faſſ't man aber breitere Verhältniſſe in's Auge, ſo mag man wohl noch Manches darſtellend ausſprechen.

Weimar, den 30. October. G.

Berlin, den 17. Februar 1810.

Hier, mein göttlicher Freund, iſt meine, unſere „Johanna!“ der ich um Alles kein Leid habe thun wollen.

So gehe hin, treue Seele, zu Deinem Vater! Und wenn er Dich wieder erkannt hat, wenn er Dich ſieht im Kampfe mit wilden Fluthen, hört im Brauſen der Woge Dein Gebot: „Sie ſollen, ſie müſſen gerettet ſein!“ im Herzen gewiß ward Deiner Verklärung und Erhebung zu den Unſterblichen; — dann ſage, wer Dich ſendet und mit Dir iſt.

Welche Freude mir Ihr am 14. Dieſes erhaltenes Gedicht, für meine Liedertafel, gemacht hat, kann ich mit keinen Worten ſagen. Ich habe es ſchon in Muſik geſetzt. Das nächſte Mal, den 10. März, auf den Geburtstag der Königinn ſoll es aufgeführt werden, und dann ſollen Sie es ſogleich erhalten.

Und kein Dichter ſoll heran,
Der das Aechzen und das Krächzen
Nicht zuvor hat abgethan!

Das ſollen ſie mir wie Taback ſchnupfen und wie Senf auf's Eſſen kriegen, und von guten Früchten, die es tragen wird, ſollen Sie, mein Freund, Ihren würdigen Antheil bekommen. Denn ein paar wackere Burſche ſind unter uns, die Luſt haben an guter Lehre. Ihre „General-Beichte“ wird unter uns mit einer Bußfertigkeit geſungen, woraus der alleinſeligmachende Glaube klar, wie eine Hippocrene, hervorſpringt. Der Großkanzler Beyme hat ſich letzthin ſo mächtig daran erfreut, daß er mir ſechs Flaſchen Johannisberger am folgenden Tage ſandte, die ich auf Ihre Geſundheit verzehre. Das, denke ich, ſoll auch helfen. Z.

Die Compoſition der „Johanna Sebus“ habe ich zwar erſt unvollkommen gehört, allein genugſam, um verſichern zu können, daß ſie mir ganz vortrefflich vorkommt. Ich müßte ſehr weitläufig ſein, wenn ich Alles ſagen wollte, was mir bei dieſer Gelegenheit durch die Sinne gegangen. Nur Eines will ich erwähnen, daß Sie auf eine ſehr bedeutende Weiſe von Demjenigen Gebrauch gemacht, wofür ich keinen Namen habe, das man aber Nachahmung, Malerei, und ich weiß nicht ſonſt wie nennt, und Das bei Andern ſehr fehlerhaft wird und ungehörig ausartet.

Es iſt eine Art Symbolik für's Ohr, wodurch der Gegenſtand, inſofern er in Bewegung oder nicht in Bewegung iſt, weder nachgeahmt noch gemalt, ſondern in der Imagination auf eine ganz eigene und unbegreifliche Weiſe hervorgebracht wird, indem das Bezeichnete mit dem Bezeichnenden in faſt gar keinem Verhältniſſe zu ſtehen ſcheint.

Daß auf einem ganz natürlichen Wege in der Muſik der Donner rollen und die Wellen brauſen können, verſteht ſich von ſelbſt. Wie glücklich Sie aber die Negation: „kein Damm, kein Feld“ durch den abgeriſſenen, unterbrochenen Vortrag ausgedrückt haben, iſt überraſchend, ſowie die Anticipation des Gefälligen vor der Stelle: „doch Suſchen's Bild.“

Weimar, den 6. März. G.

Berlin, den 11. März.

Unſer Liedchen hat ſeine ganz hübſche Senſation gemacht, indem ſich Mancher innerlich daran erfreut und ſich doch auch darüber ärgert: Wir ſind eigentlich nicht ſo ſchlecht: wir führen uns nur zuweilen ſo auf. Am Geburtstage der Königinn iſt es an der Liedertafel geſungen worden, und nun höre ich's ſchon hier und dort wiedertönen und kann's nicht hindern. Am Meiſten hat ſich der Fürſt Radzivil, der an dem Tage unter meinen Gäſten war, daran erfreut. Dieſer gibt ſich nicht wenig Mühe, Ihre Verſe in Muſik zu ſetzen, und iſt wirklich für einen Ausländer glücklich genug, manchmal den rechten Ton zu treffen.

Herr von Humboldt hat mir Ihre Stanzen vom 30. Januar geſandt, woran ich mich höchlich erfreue. Ich kann nicht begreifen, wie Sie es machen, in eine ſo ruhige Schreibart ſo herrliche Gedanken zu kleiden. Es iſt mir immer, wenn ich Ihre Verſe vor Augen habe, als ob ſich's von ſelber in melodiſche Formen ſchmiegte und Nichts ſagen, nur ſingen wollte:

Ein ſich'rer Geiſt erhebt es von der Erden
Das weiſe Wort, es kann nicht ſtille ſtehn,
Zu klaren Tönen muß die Rede werden,
Die, wie des Herzens Tact, zum Herzen gehn.
Es zieht uns, wie der Duft die ſtillen Heerden,
Die ſich entrückt auf Balſam-Auen ſehn;
Und wie es weicht in ſchön — und ſchön're Ferne,
So nahen wir gelockt und folgen gerne

Da Sie ſo Vieles verzeihen müſſen, ſo mögen Sie mir auch Ihre Verſe verzeihen, wenn Sie ſie auf meinen Boden verpflanzt finden; weil ich das Schöne nur ſo genießen kann, indem ich's mir ſelber verarbeite. Was ſoll das Schöne in der Welt, wenn es nicht ſchöner macht.

Z.

Berlin, den 8. April.

So hatte ich geſtern Mittag keinen Wein getrunken, weil ich keinen Reiz dazu ſpürte, und war nach dem Eſſen auf dem Sopha eingeſchlafen. Unterdeſſen hatte mein verſtändiger Briefträger Ihr blaues Couvert auf meine Bruſt gelegt, welches ich, wie mir die Augen aufgingen, freudig erkannte. Ehe ich's erbrach, ließ ich Wein geben, um mich völlig zu ermuntern. Unterdeſſen meine Tochter einſchenkte, erbrach ich das Siegel und rief mit lauter Stimme: ergo bibamus! Das Kind ließ vor Schreck die Flaſche fallen, die ich auffing, da ward ich wieder luſtig und muthig, wozu der Wein, wahrſcheinlich aus Dankbarkeit für ſeine Rettung, das Seinige that.

Ich ließ mir die Feder bringen, um ſogleich das Gedicht in Muſik zu ſetzen und den erſten Eindruck nicht verrinnen zu laſſen. Als ich auf die Uhr ſah, war es Zeit, in die Sing-Academie zu gehen, nach deren Endigung die Liedertafel heute beiſammen war. Es waren vierzig Männer an der Tafel. Ich las das Gedicht vor, am Ende jeder Strophe riefen Alle in unisono, gleichſam im Doppel-Chore von ſelber: bibamus! Sie ſyllabirten den langen Vocal ſo fürchterlich, daß die Dielen erklangen und die Decke des langen Saals ſich zu heben ſchien. Da war die Melodie wieder da und Sie erhalten es hier, wie es ſich von ſelber componirt hat. Wenn es ſo recht iſt, habe ich keinen Antheil daran, es gehört Alles Ihnen allein.

Ihr Intereſſe an der Liedertafel wird unausbleibliche Früchte tragen. Die kräftigen Deutſchen Geſänge thun immer mehr erwünſchte Wirkung. Statt des hängenden, matten Lebens tritt ein munterer, geſtärkter Sinn hervor, den keiner vorher zu zeigen wagte. Man wird ſchon fähiger, ſeine Haut zu tragen; der Schritt wird ſicherer durch helle Freude. Was Länzelei und Wortweſen war, wird entſchloſſene That, und die Langeweile der Freß-Cirkel, wo nur der Nachbar käuend mit dem Nachbar über Gewerbs-Krämerei, wo nicht vom Fraße ſelbſt, ſpricht, iſt unbekannt, wo Alle an Einem hängen, wo Eines für Alle gedacht und gemacht iſt.

Die Freude, daß Sie ſobald unſerer wieder gedacht, hat Alles belebt. Ihre Geſundheit iſt getrunken worden, wie noch keine. Das Aechtelied ward gefordert, man ſang es animirter, als das vorige Mal, man verſtand es heute ſchon mehr. Zwiſchen jeder Strophe ward gezecht und gerufen: Es lebe die Pflicht! und die letzte Strophe mit derber Entſchloſſenheit wiederholt. Z.

Berlin, den 16. Februar 1811.

Allerdings haben Sie mir zwei Exemplare Ihrer neuen Ausgabe geſchenkt. Das auf ordinär Papier hat mir meine Tochter abgeſchwatzt, die es täglich lieſt und küßt. Das auf Velin-Papier ſah ein Mann bei mir ſtehen, dem ich ſagte, daß es ein Geſchenk von Ihnen. Kaum hatte er das Wort gehört, ſo war er wie verklärt, indem er die Theile einzeln in die Hände nahm und ſeltſame Geberden machte. „Ich weiß nicht, was ich thäte", ſagte er, „wenn dieß Exemplar das meinige wäre;" er wolle mir ein neues kaufen und binden laſſen, ich ſolle ihm Dieß dafür laſſen. — Nach meiner Wiederkunft von Töplitz fand ich eine Anweiſung auf 600 Rthlr. jährlichen Gehalt, wovon mir ein Quartal rückſtändig und eins pränumerando ſogleich ausbezahlt wurde. Dieſe angenehme Begebenheit habe ich daher Ihnen zu danken. Nun aber kommt das Schlimme von der Sache. Ich nahm meinen lieben Goethe und brachte ihn zum Opfer und machte damit große Freude, und nun behelfe ich mich wieder mit der alten Ausgabe und monatlich fünfzig Thaler dazu, welche mir ganz warm ſitzen. Er wollte mir ſogleich ein neues Exemplar kaufen, ich ſagte ihm jedoch, dieſe Ausgabe werde hoffentlich bald vergriffen ſein, und ich hoffte, mich ſo aufzuführen, daß Sie mir bei einer neuen Auflage wieder ein Exemplar ſchenkten.

Kügelgen aus Dresden hat dieſer Tage an mich geſchrieben. Er iſt untröſtlich, daß Sie ihn hochwohlgeborner Herr in Ihrem Briefe genannt haben und frägt: ob Sie mich denn auch ſo nennten? — Seine Schülerinn, Mademoiſelle Bardua, hatte mich in einem Briefe wohlgeborner Herr Capell-Meiſter getitelt. Dieſe Ehre habe ich ihr zurückgeſchickt und noch Geld dazu, für ein Bild, welches Sie mir copirt hat. Nun habe ich Kügelgen gerathen, ſich zu rühren und Ihnen, zur Strafe für Ihren Fehler, dieſen vacanten Capell-Meiſter zu ſchicken; wundern Sie ſich daher nicht, wenn er Wort hält.

Abgegangen den 20. Februar. Z.

Von dem berühmten erſten Secretär der Londoner Societät, Oldenburg, habe ich geleſen, daß er niemals einen Brief eröffnet, als bis er Feder, Tinte und Papier vor ſich geſtellt, alsdann aber auch, ſogleich nach dem erſten Leſen, ſeine Antwort aufgeſetzt. So habe er eine ungeheure Correſpondenz mit Bequemlichkeit beſtritten. Hätte ich dieſe Tugend nachahmen können, ſo würden ſich nicht ſo viele Menſchen über mein Stillſchweigen zu beſchweren haben. Dieß Mal aber erregt Ihr lieber, angekommener Brief mir eine ſolche Luſt zu antworten, indem er mir die ganze Fülle unſers Sommerlebens wieder vor die Gedanken bringt, daß wo nicht gleich bei'm erſten Leſen, doch wenigſtens

bei'm Erwachen des nächsten Morgens diese Zeilen an Sie gerichtet werden.

Daß Sie abthnen, die Musik zum „Faust" zu componiren, kann ich Ihnen nicht verargen. Mein Antrag war etwas leichtsinnig, wie das Unternehmen selbst. Das mag denn auch noch ein Jahr lang ruhen: denn ich habe durch die Bemühung, welche mir die Behandlung des „standhaften Prinzen" gemacht, ziemlich die Lust erschöpft, die man zu solchen Dingen mitbringen muß. Genanntes Stück ist freilich über alle Erwartung gut ausgefallen, und es hat mir und Andern viel Vergnügen gemacht. Es will schon Etwas heißen, ein beinahe zweihundert Jahr altes, für einen ganz andern Himmelsstrich, für ein Volk von ganz andern Sitten, Religion und Cultur geschriebenes Werk wieder so hervorzuzaubern, daß es wie frisch und neu einem Zuschauer entgegenkomme. Denn nirgends fühlt sich geschwinder das Veraltete und nicht unmittelbar Ansprechende als auf der Bühne.

Es ist sehr hubsch von Ihnen, daß Sie die „Farbenlehre" nicht außer Acht lassen; und daß Sie solche in kleinen Dosen zu sich nehmen, wird sehr gute Wirkung thun. Ich weiß recht gut, daß meine Art, die Sache zu behandeln, so natürlich sie ist, sehr weit von der gewöhnlichen abweicht, und ich kann nicht verlangen, daß Jedermann die Vortheile sogleich gewahr werden und sich zueignen solle. Die Mathematiker sind närrische Leute, und sind so weit entfernt, auch nur zu ahnen, worauf es ankommt, daß man ihnen ihren Dünkel nachsehen muß. Ich bin sehr neugierig auf den ersten, der die Sache einsieht und sich redlich dabei benimmt; denn sie haben doch nicht alle ein Bret vor dem Kopfe, und nicht alle haben bösen Willen. Uebrigens wird mir bei dieser Gelegenheit immer deutlicher, was ich schon lange im Stillen weiß, daß diejenige Cultur, welche die Mathematik dem Geiste gibt, äußerst einseitig und beschränkt ist. Ja, Voltaire erkühnt sich irgendwo zu sagen: j'ai toujours remarqué que la Géometrie laisse l'esprit où elle le trouve. Auch hat schon Franklin eine besondere Aversion gegen die Mathematiker, in Absicht auf geselligen Umgang, klar und deutlich ausgedrückt, wo er ihren Kleinigkeits- und Widerspruchsgeist unerträglich findet.

Was die eigentlichen Newtonianer betrifft, so sind sie im Fall der alten Preußen im October 1806. Die glaubten noch tactisch zu siegen, da sie strategisch schon lange überwunden waren. Wenn ihnen einmal die Augen aufgehen, werden sie erschrecken, daß ich schon in Naumburg und Leipzig bin, mittlerweile sie noch bei Weimar und Blankenhain herumkröpeln. Jene Schlacht war schon vorher verloren, und so ist es hier auch. Jene Lehre ist schon ausgelöscht, indem die Herren noch glauben, ihren Gegner verachten zu dürfen. Verzeihen Sie mir das Großthun, ich schäme mich dessen so wenig, als die Herren sich ihres Kleinthuns.

Mit Kügelgen geht es mir recht wunderlich, wie es mir mit Mehrern ergangen ist. Ich dachte ihm das Freundlichste zu sagen: denn wirklich war Bild und Rahmen recht wünschenswerth ausgefallen, und nun stößt sich der gute Mann an ein äußeres Höflichkeitszeichen, das man denn doch nicht versäumen soll, indem man durch Vernachlässigung desselben manche Personen verletzt. Man hat mir einen gewissen Leichtsinn in diesen Dingen oft übel genommen, und jetzt betrübe ich gute Menschen durch die Förmlichkeit. Legen Sie ja, mein lieber Freund, keinen alten Fehler ab, Sie fallen entweder in einen neuen, oder man hält Ihre neue Tugend für einen Fehler; und Sie mögen sich stellen wie Sie wollen, so kommen Sie weder mit sich noch mit Andern in's Gleiche. Es ist mir indessen lieb, daß ich es weiß: denn ich wünsche, mit diesem braven Manne in einem guten Verhältniß zu stehen.

Da ich noch hubsches Papier vor mir sehe, so will ich noch hinzufügen, daß mir dieser Tage Etwas sehr Erfreuliches widerfahren, indem mir von Seiten der Kaiserinn von Oesterreich Majestät eine schöne goldene Dose, mit einem brillantenen Kranze und dem darin nach allen Buchstaben ausgedrückten Namen Louise, zugestellt worden. Ich weiß, Sie nehmen auch Antheil an diesem Ereigniß, da uns nicht leicht ein so unerwartetes und belebendes Gute begegnet. Nun, leben Sie recht wohl, liebe Sonne, und fahren Sie fort zu erwärmen und zu erleuchten.

Weimar, den 22. Februar. G.

Bettine hat am Sonntage vor acht Tagen Hochzeit machen wollen. Da hatten Beide einige Kleinigkeiten zu besorgen vergessen; z. E. sich aufbieten zu lassen, eine Wohnung zu miethen, ein Bette anzuschaffen und Dergleichen. Darüber muß nun die Sache, ich glaube gar bis nach Fasten, in statu quo bleiben. Z.

Sie haben gegenwärtig ein schauspielendes Ehepaar von uns bei sich, Herrn und Madame Wolff. Sie, lieber Freund, begegnen ihnen gewiß freundlich, auch um meinetwillen. Ich bin sehr neugierig, wie sie auf dem großen Theater reüssiren, da sie die Zierde unsers kleinen sind.

Weimar, den 2. Mai. G.

Berlin, den 17. Mai.

Ihr schauspielendes Ehepaar hat hier viel Freude verbreitet und so auch mich mit den

Meinigen auf's Angenehmſte überraſcht. Herrn Wolff habe ich bis jetzt im „verbannten Amor" und in den „Quälgeiſtern", und Madame Wolff in der „Jungfrau von Orleans" und in der „Iphigenie" bewundert. Madame Wolff ſpielt die Iphigenie mit ſo reiner Ganzheit, daß Alle, welche das Gedicht hinlänglich kannten, erſt recht von der Schönheit deſſelben ſind durchdrungen worden. Sie füllt unſer Proſcenium, das über vierzig Rheinländiſche Fuß lang iſt, ſehr gut aus und hatte bald die Puncte gefunden, von wo aus ihr gelaſſener, melodiſcher Vortrag den ungeheuern Luftraum unſers Parterres hinlänglich durchwirkte. Vielleicht auf keiner Deutſchen Bühne iſt für Unterrichtete eine ſolche Production ſo abſtechend, wie hier, indem viele unſerer jungen Schauſpieler (in der guten Abſicht, verſtändlicher zu werden) einen ſtoßenden, hopſenden Vortrag annehmen, wodurch ſie eben unverſtändlich werden. Vorgeſtern war der „Egmont". Clärchen war trefflich und ſäuberlich, ja appetitlich gekleidet: ein Vortheil, den wir hier nur an der Madame Bethmann kennen. Dagegen hatte ſich unſer Herzog Alba, um ſeine Lämmergeſtalt zu erheben, ausgeputzt, wie ein Schlächtermeiſterſtück; wie denn dieſer Character, der weder ein Böſewicht noch Wütherich zu ſein braucht, hier ſo ziemlich vergriffen wird.

Den 22 Mai.

Heute iſt „Don Carlos" und vorgeſtern war „Emilia Galotti". Am 19. war „Ariadne auf Naxos". Madame Wolff ſpielte ſehr tüchtig. Das Gerede in dieſem ſogenannten Duodrama iſt aber gar zu kläglich und unſer Theſeus war, wie ein verkleideter Kaufmannsdiener. Es iſt viel von Madame Wolff, daß ſie ſich auf ihrem Lager halten konnte, ohne in lautes Lachen über ihren geliebten Theſeus auszubrechen. Gleich darauf ſpielte Madame Wolff mit ihrem Manne zuſammen in dem „Geſtändniſſe", das ging denn glatt und gut von ſtatten und machte gehörigen Eindruck. Z.

Ich hatte wenig oder Nichts von unſern guten Wolff's gehört; deſto angenehmer war mir die Nachricht, daß es dieſem talentvollen Ehepaar auch in Berlin gut gehe. Bis auf einen gewiſſen Grad ließ es ſich wohl vorausſehen; doch hängt es auf der Bühne nicht immer von dem Talent ab, ſondern von gar viel andern Zufälligkeiten, und überhaupt muß man doch immer einen Schauſpieler gewohnt ſein, bis man ſeine Vorſtellungen recht genießen und billig beurtheilen kann. Haben Sie vielen Dank, daß Sie ſich dieſer mir ſo werthen Perſonen freulich und freundlich angenommen.

Mögen Sie auf Ihrem Wege nach Schleſien alle harmoniſchen Geiſter begleiten und Ihr thätiges Ausharren durch geziemende Wirkungen belohnt werden; denn wahrhaftig, wenn man bedenkt, wie wenig die Welt Ihrem ſchönen und edeln Thun geantwortet hat, ſo darf man es wohl unziemlich nennen.

Himmel iſt ſeit einigen Tagen hier und obgleich leidend, doch immer der Alte; luſtig, mittheilend, und durch ſein Spiel auch die roheſten Inſtrumente verbeſſernd. Ich habe ihn immer zu wenig gehört und geſehen, und komme wegen ſeiner luſtigen Lebensart nicht viel mit ihm zuſammen; aber doch iſt mir dieſe Frage eingefallen, ob ich nicht die Maxime, Ueberzeugungen, Triebe, oder wie Sie es nennen wollen, wonach er ſich bei ſeinen Compoſitionen lyriſcher Gedichte richtet, oder von denen er geleitet wird, herausbringen könnte. Es ſcheint mir nicht unmöglich und ich glaube ziemlich auf dem Wege zu ſein; aber es geht mir doch zuviel ab, als daß ich damit ſo leicht fertig werden könnte. Mögen Sie mich gelegentlich darüber aufklären, ſo erzeigen Sie mir eine Liebe.

Carlsbad, den 24. Juni. G.

Breslau, den 12. Auguſt.

Himmel ſagt man hier ſeit drei Wochen allgemein todt. Er müßte alſo nach Ihrem Briefe vom 28. Juni erſt geſtorben ſein, doch würden die Zeitungen es wohl gemeldet haben. Mir wäre ſein Tod nahe gegangen; denn eine beſſere, bequemere Behandlung des Fortepiano iſt mir nicht vorgekommen. Natur und Gelegenheit haben ſich an ſeiner glücklichen Jugend ſehr liebreich bewieſen, und es wäre kein Wunder, wenn die Welt an ihm den beſten Muſicus verlöre.

Durch die Gebeine eines Königs, durch Schulen und Univerſitäten, durch die Länder der Kunſt, die Schlöſſer und Capellen der Fürſten aufgefordert zu laufen, iſt ſchon ein Loos, das eines Künſtlers Munterkeit und Humor unterhalten kann. Darüber hat er denn Vieles verſucht und hätte darinne noch glücklicher ſein können, wenn er nicht da angefangen hätte, wo die Kunſt aufhört. Sein lyriſches Talent halte ich für entſchieden. Wäre ſeine Keckheit und Dreiſtigkeit ruhig und ſicher, ſo mußte es ſeinen Werken an Nichts fehlen. Ja, die letzten Zeiten würde er hinter Vieles gekommen ſein, wenn er die Schule nicht verachtet hätte, ohne welche keine Meiſterſchaft Statt findet. Daher iſt er, ſowie Reichardt, in dem Falle, zu verehren, was er hätte verbeſſern können. Was ganz zuletzt jeder Künſtler braucht, muß ganz zu allererſt erlernt ſein, und ſie ſelber haben es ja in „des Künſtlers Apotheoſe" deutlich genug ausgeſprochen: daß die Kunſt Kunſt bleibt.

und Naturell und Instinct ohne sie nicht ausreichen. Z.

Berlin, den 25. October.

Ueber die „Farbenlehre" ist jetzt Alles in Thätigkeit. Einige habe ich so gesperrt, daß ihnen das faule Blut aus den Seiten geflossen ist. Aber es soll Ihnen zu Hause kommen, den ersten, ja alle Mathematiker in Harnisch gebracht zu haben! Vor der Hand arbeiten sie im Stillen, wie die Freimaurer am Tempel Salomonis. Dann soll's Kugeln regnen. Sie sind Alle meine guten Freunde und schimpfen wie Rohrspatzen. Das ist meinen Ohren Balsam. Mir ist immer, als ob ich Sie nun erst recht liebte, wenn die Andern recht unzufrieden sind. An die Liedertafel bitte ich mir immer ein Paar zu Gaste, dann wird das Ergo bibamus gesungen, daß der Saal schüttert. Dieß Stücklein ist nicht übel gerathen; so daß es selbst Reichardt leben mußte, der sonst auf meine Lieder neidisch ist und sie nicht gern aufkommen lassen will. Er ärgert sich, daß Sie sich mit allerhand Geschmeiß abgeben: ich weiß schon, wen er damit meint und lache dazu. Er stipitzt mir Ihre Gedichte weg, klebt sie auf ein Notenblatt und schickt sie warm in die Presse, um der Erste zu sein. Sie sind aber auch darnach gemacht: so hat er den „jungen Jäger" und Mehreres auf ganz nachtässige Weise behandelt. Er mag gern jeden gutwilligen Narren zu seinem gehorsamen Diener machen, wie ich es denn auch eine Zeit lang gewesen bin, und dann glaubt er Einen undankbar. Z.

Weimar, den 6. April 1812.

Mit dem Theater habe ich mich viel beschäftigt und einen concentrirten „Romeo" auf die Bühne gebracht. Sie werden das Stück wahrscheinlich bald in Berlin sehen; nehmen Sie davon Anlaß, mir ein Wort zu sagen, wie Sie es finden, wie es Andere gefunden, und wie es gespielt worden. Ich höre es gar gern, wenn Sie von der Leber weg referiren und urtheilen.

An dem zweiten Bande meines biographischen Versuchs, habe ich mehr durch Denken und Erinnern gearbeitet, als daß ich viel zu Papier gebracht hätte; komme ich nach Carlsbad, so wird es wohl rascher gehen. Dieser Band ist seinem Inhalte nach nicht der günstigste, man muß erst durch ein Thal durch, ehe man wieder eine günstige und fröhliche Höhe erreicht; unterdessen wollen wir doch sehen, wie wir es mit unsern Freunden vergnüglich und erbaulich durchwandern.

Einige Freunde, Herr von Einsiedel und Riemer, haben sich auch um das Theater verdient gemacht, indem sie ein Stück von Calderon, „das Leben ein Traum", übersetzt und bearbeitet. Unsere Schauspieler haben es bei der Aufführung und ich mit den technischen Theater-Geistern bei'm Arrangement an Fleiß und Aufmerksamkeit nicht fehlen lassen, dadurch denn ein gutes und dauerhaftes Stück gewonnen worden. G.

Berlin, den 9. April.

Ihr liebes Buch habe ich schon oft gelesen, wie es mir denn sogleich doppelten Genuß gewährt hat: ein Mal, weil es Ihr Leben ist; und wegen der erbaulichen Ansicht alles Lebens dieser Erde. Ich kann ordentlich jedes Wort und da gibt es mir denn auch ordentliche Nahrung und bekömmt mir, und da ich lesefaul bin, so denke ich dabei, ich brauchte nichts Anderes zu lesen. Was meinen Sie zu dieser Theorie?

Ihre Anmerkung, daß der Widerstreit zwischen Erziehung und Neigung und Leben bei Ihnen viel verwickelter hervortrete, als bei Dem, was ich Ihnen aus meinen frühern Jahren vorgelesen, ist gewiß richtig. Diese Verwickelung hat mir gerade gefehlt. Wäre ich in Frankfurt geboren, so wäre mir mir Alles anders. Hier in Berlin, wo Nichts alt, Nichts öffentlich, Nichts allgemein ist, ist es wahrhaftig kein Spaß, über seinen eigenen Mist hinauszureichen, worin sich Alles so weich und warm behagt. Und wenn man den Quark nur wieder los werden könnte! Muß mich nicht der Satan in seinen Klauen in meinem fünfzigsten Jahre, wo ich ein neues Leben beginnen wollte, in den Magistrat führen, um vor Aerger und Hunger zugleich zu sterben, wenn ich nicht Galle und Steine fressen konnte! Genug; für dieß Mal ist das Leben verpfuscht, bedanken dafür mag sich ein Anderer.

Den 10. April.

Gestern ward „Romeo und Julie" nach der neuen Bearbeitung gegeben. Unser Schauspielhaus hat Tage, an welchen es sehr schwer ist, zu verstehn; von diesen war der gestrige einer, die Luft war mit Schneewolken beschwert, das Haus war unbehaglich kalt und Vieles wollte nicht recht von der Stelle, so bequem auch, nach dieser Einrichtung, das Stück für die Acteurs geworden ist. Endlich muß bei uns, in solchen Stücken, wie dieses, auch der Zuschauer seinen guten Tag haben, um sich Manches gefallen lassen zu wollen; denn wenn wir nicht auf Kosten der Kunst und Wahrheit complaisant sein wollen, so haben wir weder eine „Julie" noch einen „Romeo". Dieß Alles vorausgesetzt, muß man hier das Unternehmen noch loben, wenn man nicht außer dem Theater noch über drein sein oder riskiren will, daß ein solches Stück gar nicht an den Tag kommt. Das Nämliche können Sie Sich ungefähr vom „Tasso" denken,

indem uns gerade die Personen zu den beiden Haupt-Characteren fehlen. Dieß mag unter uns bleiben; denn ich weiß wohl, Sie haben andere Nachrichten. Unser Publicum, zu dem die Schauspieler und Theater-Artisten mit gehören und die Critiker auch, ist mit solchen übermäßig zufrieden, die so thun, als ob sie was thäten, ja manchmal ist es geneigt, Diejenigen, welche das Wirkliche leisten, so herunterzuhalten, daß wer nicht sicher weiß, was er thut, gern den Plunder an Nagel hängt und mit in dem Schutt und Müll herumläuft, den sie Alle machen. Das nennen sie denn mit dem Zeitgeiste fortschreiten. Daß die Zeit mit ihnen durchgeht und sie sich in des Teufels Klauen befinden, merkt kaum Einer. Z.

Berlin, den 22. April.

Was Ihren concentrirten „Romeo" anlangt, so werden Sie wohl schon aus den Zeitungen ersehn haben, was einige weitmäulige Critiker dagegen von sich gehen lassen. Ich verstehe viel zu wenig davon, um genau auf Recht und Unrecht zu passen. Viele unserer gelahrten Patrone möchten gar zu gern das Ansehn haben, als ob sie das Genie aus der Taufe gehoben, oder mit demselben zusammen auf Universitäten vertraut gewesen wären, und ehe man eine Hand umwendet, erscheint wieder der Schröder'sche Hamlet bei uns und Keiner muckst dazu. Auf der andern Seite wird denn doch auch darauf gehalten, Alles zu überkommen, woran Sie die Hand gehabt haben, und so habe ich mich herzlichst erlechzt, ein Mal wieder wahrhafte Leidenschaften an mir vorüber gehn zu sehen, die nicht nach der sogenannten Tugend hinken. Und Das ist mein Kennzeichen oder Zollstock, die ganze Sippschaft mit einem Blicke zu messen.

Ich gehöre so gut wie Einer zu Denen, die sich vom Shakespeare nicht gern ein Wort nehmen lassen, wenn mir nicht manchmal das Genommene das Liebste ist; aber ich bin auch zufrieden mit einer Klaue von ihm. Z.

Was Sie mir Freundliches über „Rinaldo" sagen, ist mir nicht allein sehr angenehm, sondern es soll auch, hoffe ich, fruchtbar werden, indem Sie mich zum Bewußtsein erheben Dessen, was ich aus Natur und Trieb besonders für Theater-Musik gethan habe und thun möchte. Wenn Sie sagen: „Alles ist frei und leicht angedeutet, die Worte sind nicht vorgreifend und der Musicus hat es wirklich mit der Sache selber zu thun," so geben Sie mir das größte Lob, das ich zu erlangen wünschte; denn ich halte dafür, der Dichter soll seine Umrisse auf ein weitläufig gewobenes Zeug aufreißen, damit der Musicus vollkommenen Raum habe, seine Stickerei mit großer Freiheit und mit starken oder feinen Fäden, wie es ihm gut dünkt, auszuführen. Der Opern-Text soll ein Carton sein, kein fertiges Bild. So denken wir freilich, aber in der Masse der lieben Deutschen steckt ein totaler Unbegriff dieser Dinge, und doch wollen Hunderte auch Hand anlegen. Wie sehr muß man dagegen manches Italienische Werk bewundern, wo Dichter, Componist, Sänger und Decorateur alle zusammen über eine gewisse, anlangende Technik einig werden konnen. Eine neue Deutsche Oper nach der andern bricht zusammen, wegen Mangel schicklicher Texte, und die lieben Wiener, die gar nicht wissen, wo die Zäume hängen, setzen einen Preis von hundert Ducaten auf die beste Oper, die irgend Jemand in Deutschland herv.rbringen soll, da sie an der rechten Schmiede das Doppelte bieten konnten und immer noch dabei gewönnen.

Zu dem Simson hätte ich im Augenblicke kein Zutrauen; die alte Mythe ist eine der ungeheuersten. Eine ganz bestialische Leidenschaft einer überkräftigen, gottbegabten Helden zu dem verfluchtesten Luder, das die Erde trägt, die rasende Begierde, die ihn immer wieder zu ihr führt, ob er gleich, bei wiederholtem Verrath, sich jedes Mal in Gefahr weiß, diese Lüsternheit, die selbst aus der Gefahr entspringt, der mächtige Begriff, den man sich von der übermäßigen Präsanz dieses riesenhaften Weibes machen muß, das im Stande ist, einen solchen Bullen zu fesseln. Sehen Sie Das an, mein Freund, so wird Ihnen gleich offenbar sein, daß das Alles vernichtet werden muß, um nur die Namen nach unsern Convenienzen unserer Zeit und unsers Theaters zu produciren. Viel räthlicher wäre es gleich, einen Stoff von geringerer, specifischer Schwere zu wählen, wo nicht gar einen solchen, der auf dem Elemente des Tags von selber schwämme. Man sehe die „Schweizer-Familie" und solches Gelichter.

Noch eines andern Bedenkens muß ich erwähnen. Die Alt-Testamentlichen Gegenstände thun bei uns einen ganz wunderlichen Effect; ich konnte bei Aubert's „Jephta" und bei Alfieri's „Saul" hierüber Betrachtungen anstellen. Es ist kein Widerwille, der erregt wird, aber es ist gar kein Wille, keine Abneigung, aber Unneigung. Jene Mythen, wahrhaft groß, stehen in einer ernsten Ferne respectabel da, und unsere Jugendandacht bleibt daran geknüpft. Wie aber jene Heroen in die Gegenwart treten, so fällt uns ein, daß es Juden sind und wir fühlen einen Contrast zwischen den Ahnherren und den Enkeln, der uns irre macht und verstimmt. So liege ich mir's in der Geschwindigkeit aus, indem ich der Wirkung jener Be-

den Stücke genau aufgepaßt habe. Dieses letzte Bedenken würde beseitigt, wenn man die Fabel zu andern Völkern versetzen wollte.

Carlsbad, den 19. Mai. G.

Von mir selbst und meinem Thun habe ich weiter Nichts zu sagen, da Sie zu Michaelis wieder ein biographisches Bändchen aufsuchen wird. Betrachten Sie es freundlich. Es ist freilich nur der tausendste Theil von Dem, was in jener Epoche auf mich losgehämmert und in mir gewaltig widerstanden und entgegengewirkt hat; da aber eigentlich eine solche Schrift nicht zu ernsthaft werden soll, so ist es besser, daß man ihr eine gewisse specifische Leichtigkeit gibt, damit sie nicht, wie so viel anderes Bessere, für den Augenblick untergehe.

Beethoven habe ich in Töplitz kennen gelernt. Sein Talent hat mich in Erstaunen gesetzt; allein er ist leider eine ganz ungebändigte Persönlichkeit, die zwar gar nicht unrecht hat, wenn sie die Welt detestabel findet, aber sie freilich dadurch weder für sich noch für Andere genußreicher macht. Sehr zu entschuldigen ist er hingegen und sehr zu bedauern, da ihn sein Gehör verläßt, das vielleicht dem musicalischen Theil seines Wesens weniger als dem geselligen schadet. Er, der ohnehin lacenischer Natur ist, wird es nun doppelt durch diesen Mangel.

Carlsbad, den 2. September. G.

Berlin, den 11. September.

Was Sie von Beethoven sagen, ist ganz natürlich. Auch ich bewundere ihn mit Schrecken. Seine eigenen Werke scheinen ihm heimliches Grauen zu verursachen: eine Empfindung, die in der neuen Cultur viel zu leichtsinnig beseitigt wird. Mir scheinen seine Werke wie Kinder, deren Vater ein Weib oder deren Mutter ein Mann wäre. Das letzte, mir bekannt gewordene Werk „Christus am Oelberge" kommt mir vor, wie eine Unkenschheit, deren Grund und Ziel ein ewiger Tod ist. Die musicalischen Critiker, welche sich auf Alles besser zu verstehen scheinen, als auf Natureß und Eigenthümlichkeit, haben sich auf die seltsamste Weise in Lob und Tadel über diesen Componisten ergossen. Ich kenne musicalische Personen, die sich sonst bei Anhörung seiner Werke allarmirt, ja indignirt fanden, und nun von einer Leidenschaft dafür ergriffen sind, wie die Anhänger der Griechischen Liebe. Wie wohl man sich dabei befinden kann, läßt sich begreifen, und was daraus entstehen kann, haben Sie in den „Wahlverwandtschaften" deutlich genug gezeigt. Z.

Hier kommt denn auch der zweite Theil meines wieder aufgefrischten oder aufgewärmten Lebens, wie man es nennen will. Möge er Sie im Ganzen an mich erinnern und im Einzelnen aufregend sein. Verzeihen Sie, wenn ich dieß Mal Nichts weiter sage; denn wenn ich länger zaudere, so kommt das Büchlein nicht von der Stelle; wie es denn schon seit acht Tagen auf Absendung harrt und hofft. Wie Vieles in diesem Werklein ist unmittelbar an Sie gerichtet! Wäre ich meiner abwesenden Freunde nicht eingedenk, wo nähm' ich den Humor her, solche Dinge zu schreiben? Ein tausendfaches Lebewohl!

Jena, den 2. November. G.

Sonnabend, den 11. November.

Sowie manche sonst wohlgesinnte Menschen mir übel thun, wenn sie es auch nicht wollen: so mögen Sie, mein theurer Freund, es anstellen, wie Sie wollen, es muß mir Gutes herauskommen. So eben kommt Ihr zweiter Theil an, den ich freilich schon gelesen habe; ich blättere hier und dort und finde hier und dort, was mich an Sie, an mich erinnert, und Ihr kleines Briefchen ist ein rechtes Labsal in so trüben Tagen.

Mein ältester Sohn, den Sie kennen sollten, da Sie ihm in Weimar Gutes erzeigt haben, hat sich diese Nacht erschossen. Warum, weiß ich noch nicht eigentlich; denn seine Schulden sind zu decken und sein Rechnungswesen in Ordnung. Er hatte eben angefangen, mir hülfreich zu werden, wie er denn, im Verhältniß zu den Seinigen, konnte ein geschickter Mensch genannt werden. Und nun verläßt er mich, eben da ich ihn recht heranzuziehen wünschte.

Zwei Briefe hat er am Tage vor seinem Tode geschrieben: einen an seinen Bruder, in dessen Gegenwart er sich den Tod gegeben hat. Darin empfiehlt er dem Bruder seine natürliche Tochter, ein Kind von drittehalb Jahren und eine geliebte Witwe, der er die Ehe versprochen und die schon zwei Männer todt hat. An diese Witwe ist der zweite Brief gerichtet. Er stellt darinne einen Ring zurück, beklagt, daß er ihren liebevollen Ermahnungen keine Folge geleistet und sagt Lebewohl. Auf seinem Schreibpulte lag der „Don Carlos" aufgeschlagen. Auf dem Blatte stand: So ist denn keine Rettung? auch durch ein Verbrechen nicht? Keine!

Auf seinem Bette sitzend, neben seinem schlafenden Bruder, hat er sich getödtet. In diesem Acte sitzt er noch jetzt, da ich den Leichnam vor der Obduction nicht anrühren darf, aber so schön und edel, wie ein erfahrener Schauspieler zufriedenen Kennern sich zeigen möchte. Die Witwe sagt mir: sie habe ihn einst frei geben wollen, da sie eben Gelegenheit habe, sich anständig zu verheirathen, darauf habe er das

Piſtol an ſeine Bruſt gedrückt und geſagt: dann ſolle Dieß ſeine Geliebte werden.

Er hat ſich in den Mund geſchoſſen und wenig Blut verloren, wo die Kugel durchgegangen iſt. Der Mund iſt rein und nur vom Pulverdampfe beſchlagen. Sein Geſicht iſt freundlich. Das andere Piſtol iſt auch geladen und die Pfanne mit Pulver verſehen. Die Briefe ſind einen Tag vorher, aber unleſerlich geſchrieben und mit großen Thränentropfen benetzt. Auch eine Art von Teſtament hat er über ſeinen Verlaß gemacht. Gegen ſeine Bekannten iſt er ſeit Wochen ſtill und in ſich geweſen, und ich habe ihn in acht Tagen nicht geſehn. Meine Bücher, die er geführt hat, ſind in der größten Ordnung.

Nun muß ich mich ganz neu wieder auf mich ſelber einzurichten ſuchen. Er war mir unentbehrlich geworden. Seinetwegen hatte ich alles Geſchäftsweſen, von dem er den halben Nutzen gewann, beibehalten. Vorgeſtern hatte er ſeine Aufgaben zum Meiſterſtücke bekommen, die er vor vielen Andern mit Ehren würde beſtanden haben. So verläßt er mich, indem er ſich befreit. Ich hätte nicht geglaubt, daß ich des bittern Neides fähig wäre, womit ich ſeine ſchöne Leiche gleich nach ſeinem Verſcheiden anſah, und hätte ich in dieſem Augenblick an das andere Gewehr gedacht, was im Pulte zur Reſerve lag — nein, es iſt hart, grauſam! Hätte er gewußt, wie ich ihn richte, er könnte nicht ſelig ſein!

Sagen Sie mir ein heilendes Wort. Ich muß mich aufrichten, doch bin ich nicht mehr, was ich vor Jahren war. Ich habe Kraft, aber zu andern Sachen; hier will ich gehalten ſein. Seit neun Monaten habe ich meine einzige, höchſt geliebte Schweſter, deren Sohn (der zugleich mein Tochtermann war) und nun dieſen geliebten Freund verloren. Was Vielen abgeht, darüber wiſſen Viele ſich nur gar zu leicht zu tröſten; was Einer verliert, darüber muß er Alle entſchädigen.

Ich habe mir das Kind bringen laſſen; es iſt von ſtillem und gedrängtem Weſen und hat Augen, die den Ihrigen ähnlich ſind. Ihr Bild, welches in meiner Stube hängt, ſieht ſie unabläſſig an; ich werde es wohl zu mir nehmen, damit ich wieder zu verlieren habe.

Um meinen Gedanken eine Richtung nach vorn zu ſchaffen, habe ich Ihr Buch angefangen und leſe es nun mit doppeltem Nutzen. Ihre Erziehung, inſoweit ſie von Ihrem Vater ausging, flößt mir nach Haltung und Methode Ehrfurcht ein. Ihr Vater ſcheint mir zum Vater geboren geweſen zu ſein, ja zum Vater eines ſolchen Sohnes. Was man daran Wunderlichkeit nennen wollte, kann es bei Andern ſein, nur bei einem Vater nicht; und ſo verhält ſich's auch mit gewiſſen Kleinheiten, die es im Hausſtande nicht ſind. Ihr Vater baut ſein Haus nach ſeinem Willen und Vernehmen, als wenn er niemals hinausgehen wollte. Sowie ſein Haus für ſich und die Seinigen recht ſein ſoll, ſo müſſen dann auch die Kinder und Zubehör für das Haus recht ſein. Aus dieſem Hauſe geht der Sohn auf die hohe Schule und findet, daß die weit und breit geprieſenen Lehren geprieſener Lehrer, ſo würdig ſie ſein mögen, ſchon zwiſchen den elterlichen Wänden an ſeinem Ohre vorübergegangen ſind. Das kann wohl ſo übel nicht ſein, ſelbſt wenn etwas Früheres darüber vernachläſſigt wäre; vielmehr könnte es für junge, wiſſenſchaftliche Köpfe dienſam ſein, Kopf, Mittel und Fuß alles Wiſſens ſobald als möglich vor die Anſchauung zu bringen, da ſelbſt verehrte Männer kaum wiſſen, was ſie treiben und ſich wie ein Mühlrad bewegen. Wie herrlich und ruhig Sie das Alles zu Tage gelegt haben, ohne zu loben, dafür ſei Ihnen ein langer Dank, den Wenige noch zu geben wiſſen.

Die Art, wie die Entwickelung Ihres poetiſchen Berufs aufgeführt wird, hat mir ausnehmend wohl gefallen. Einem Quell darf um Waſſer nicht bange ſein, das ſo leicht Keiner brauchen und verbrauchen wird, als wozu er kann. Der Erhitzte, der Durſtige, der Ermattete, der Heilige, der Starke, der Gewaltige: alle Dieſe ſuchen ihn, weil ſie die Nothwendigkeit ſeines Daſeins fühlen und für Solche ſteht er heilbringend; da iſt Polarität, Grund, Mittel, Zweck. Um Vieles kleiner erſcheint dagegen Alfieri's Beſtreben, keine Dichter zu leſen, um die Keuſchheit ſeiner Originalität nicht in Verſuchung zu führen. Wie mir denn ſeine ſo hoch geſtellte Abneigung gegen alle Tyrannei eiferſüchtig, eiferſüchtig, ja tyranniſch erſcheint. Endlich ſcheint ihm für die moderne Dichtung das Religiöſe und für die antike das Heidniſche rein abzugehen, weßhalb er ſich den Franzoſen, die er zu haſſen glaubt, näher befindet, als ſich ſelber und dem Alterthume, das er zu verehren ſich gedrungen fühlt. Belehren Sie mich, wenn ich irre; denn ich habe ſein Leben mit vielem Antheile geleſen. J.

Berlin, den 12. November.

In Ihrem Verhältniſſe zu Herder und deſſen ganzem Umfange iſt eine Ironie von höchſter Urbanität enthalten. Die Art, wie Sie an ihm hinaufblicken, die edle Neverenz gegen einen ernſten, Deutſchen, eifrigen, gelehrten, geiſtvollen, geiſtlichen Mann, der unvollendet geblieben, weil das Leben kurz und das Leiden und Suchen lang iſt, nimmt ſich ganz heroiſch, ja heroiſch aus.

Aus dem Wenigen, was ich von Herder kenne und verstehe, kommt er mir vor, wie Einer, der in tiefen und hohen dunkeln Regionen Erkenntniß sucht und manchmal länger ausbleibt als wir andern Geduld haben, zu erwarten, was er mitbringt.

Dagegen Sie, wie ein fröhlicher Jäger, mit dem gepräften Werkzeuge neben uns zu verweilen scheinen, um, richtig treffend, herabzuholen, was sich erreichen läßt und man endlich brauchen lernt; ja wohl gar zu unsern Füßen uns zeigen, was wir in der Höhe suchten.

Es freut mich sehr, daß ich den würdigen Herder noch habe persönlich kennen lernen und, durch einige Unterredungen mit ihm, im Stande bin, Ihre Schilderung lebendig aufzufassen.

Z.

Dein Brief, mein geliebter Freund, der mir das große Unheil meldet, welches Deinem Hause widerfahren, hat mich sehr gedrückt, ja gebeugt; denn er traf mich in sehr ernsten Betrachtungen über das Leben und ich habe mich nur an Dir selbst wieder aufgerichtet. Du hast Dich auf dem schwarzen Probir-Steine des Todes als ein ächtes geläutertes Gold aufgestrichen. Wie herrlich ist ein Character, wenn er so von Geist und Seele durchdrungen ist, und wie schön muß ein Talent sein, das auf einem solchen Grunde ruht!

Ueber die That oder Unthat selbst weiß ich Nichts zu sagen. Wenn das taedium vitae den Menschen ergreift, so ist er nur zu bedauern, nicht zu schelten. Daß alle Symptome dieser wunderlichen, so natürlichen als unnatürlichen Krankheit auch ein Mal mein Innerstes durchgast haben, daran läßt „Werther" wohl Niemand zweifeln. Ich weiß recht gut, was es mich für Entschlüsse und Anstrengungen kostete, damals den Wellen des Todes zu entkommen, sowie ich mich aus manchem spätern Schiffbruch auch mühsam rettete und mühselig erholte. Und so sind nun alle die Schiffer- und Fischergeschichten. Man gewinnt nach dem nächtlichen Sturm das Ufer wieder, der Durchnetzte trocknet sich, und den andern Morgen, wenn die herrliche Sonne auf den glänzenden Wogen abermals hervortritt, „hat das Meer schon wieder Appetit zu Feigen." *)

Wenn man sieht, wie die Welt überhaupt und besonders die junge, nicht allein ihren Lüsten und Leidenschaften hingegeben ist, sondern wie zugleich das Höhere und Bessere an ihnen durch die ernsten Thorheiten der Zeit verschoben und verstagt wird, so daß ihnen Alles, was zur Seligkeit führen sollte, zur Verdammniß wird, unsäglichen äußern Drang nicht gerechnet: so wundert man sich nicht über Unthaten, durch welche der Mensch gegen sich selbst und Andere wüthet. Ich getraute mir, einen neuen „Werther" zu schreiben, über den dem Volke die Haare noch mehr zu Berge stehen sollten als über den ersten. Laß mich noch eine Bemerkung hinzufügen. Die meisten jungen Leute, die ein Verdienst in sich fühlen, fordern mehr von sich als billig. Dazu werden sie aber durch die gigantische Umgebung gedrängt und genöthigt. Ich kenne deren ein halb Dutzend, die gewiß auch zu Grunde gehen und denen nicht zu helfen wäre, selbst wenn man sie über ihren wahren Vortheil aufklären könnte. Niemand bedenkt leicht, daß uns Vernunft und ein tapferes Wollen gegeben sind, damit wir uns nicht allein vom Bösen, sondern auch vom Uebermaß des Guten zurückhalten.

Laß uns nun übergehen zu den andern Wohlthaten Deiner Briefe, und ich danke Dir zuvörderst für die Betrachtungen meiner biographischen Blätter. Ich hatte darüber schon manches Gute und Freundliche im Allgemeinen erfahren; Du bist der Erste und Einzige, der in die Sache selbst eingeht. Ich freue mich, daß die Schilderung meines Vaters eine gute Wirkung auf Dich hervorgebracht. Ich will nicht läugnen, daß ich die Deutschen Hausväter, diese Lorenz Starke und wie sie heißen mögen, herzlich müde bin, die in humoristischer Trübe ihrem Philister-Wesen freies Spiel lassen, und den Wünschen ihrer Gutmüthigkeit unsicher in den Weg treten, sie und das Glück um sich her zerstören. In den folgenden zwei Bänden bildet sich die Gestalt des Vaters noch völlig aus; und wäre sowohl von seiner Seite als von der Seite des Sohns ein Grad des Bewußtseins in dieß schätzbare Familien-Verhältniß getreten, so wäre Beiden Vieles erspart worden. Das sollte nun aber nicht sein und scheint überhaupt nicht für diese Welt zu gehören. Der beste Reise-Plan wird durch einen albernen Zufall gestört und man geht nie weiter, als wenn man nicht weiß, wohin man geht.

Habe ja die Güte, Deine Betrachtungen fortzusetzen; denn da ich, den Forderungen der Darstellung gemäß, langsam gehe und gar Manches in petto behalte (worüber denn schon manche Leser ungeduldig werden, welchen es wohl ganz recht wäre, wenn man ihnen die Mahlzeit von Anfang bis zu Ende, wohl gesotten und gebraten in einer Session vorträge, damit sie solche auch geschwind auf den *** fuhl trügen und sich morgen in einer andern Restaurations-Bude oder Garküche, besser oder schlechter, wie es das Glück böte, bewirthen ließen), da ich

*) Anspielung auf ein griechisches Sprüchwort, dessen Entstehung Leandri Proverb. cent. V. 52 erklärt.

Schnaps.

Ja! Zum Exempel eine Festung.

Märten.

(Bey Seite) Wenn ich nur die Exempel los wäre!

Schnaps.

Ich ziehe davor.

Märten.

Was giebt das?

Schnaps.

Ich fordre sie auf! Treteng! Treteng! (die Trompete nachahmend.)

Märten.

Er ist ganz und gar verrückt.

Schnaps.

Sie macht Mäuse, und will sich nicht ergeben.

Märten.

Daran thut sie wohl. (Bey Seite:)

alſo, wie geſagt, hinter dem Berge halte, um mit meinen Langkrochten und Reitern zur rechten Zeit hervorzurücken, ſo iſt es mir doch höchſt intereſſant, zu vernehmen, was Du, als ein erfahrner Feldzeugmeiſter, dem Vortrabe ſchon abmerkſt.

Recenſionen dieſes Werkleins habe ich noch nicht geleſen, das will ich auf ein Mal thun, wenn die zwei nächſten Bände gedruckt ſind. Seit ſo vielen Jahren kann ich ſchon bemerken, daß Diejenigen, die öffentlich über mich reden ſollen und wollen, ſie mögen nun guten oder böſen Willen haben, ſich in einer peinlichen Lage zu befinden ſcheinen, und mir iſt wenigſtens kaum ein Recenſent zu Geſicht gekommen, der nicht an irgend einer Stelle die fameſe Miene Veſpaſian's *) angenommen und eine faciem dorum gewieſen hätte.

Auf Alfieri haben Sie einen Kernſchuß gethan. Er iſt merkwürdiger als genießbar. Seine Stücke erklären ſich durch ſein Leben. Er peinigt Leſer und Hörer, wie er ſich als Autor peinigte. Seine Natur war vollkommen gräflich, d. h. ſtockariſtocratiſch. Er haßte die Tyrannen, weil er ſich ſelbſt eine Tyrannen-Ader fühlte, und das Schickſal hatte ihm eine recht gebührende Tribulation zugedacht, als es ihn durch die Hände der Sansculotten noch leidlich genug beſtrafte. Eben dieſe ſeine innere Adels- und Hofnatur tritt zum Schluſſe recht luſtig hervor, da er ſich ſelber für ſeine Verdienſte nicht beſſer zu belohnen weiß, als daß er ſich einen Orden verfertigen läßt. Konnte er deutlicher zeigen, wie eingefleiſcht ihm jene Formen waren?

Eben ſo muß ich einſtimmen in Das, was Sie von Rouſſeau's „Pygmalion" ſagen. Dieſe Production gehört allerdings zu den monſtroſen und iſt höchſt merkwürdig als Symptom der Hanzikrankheit jener Zeit, wo Staat und Sitte, Kunſt und Talent mit einem namenloſen Weſen, das man aber Natur nannte, in einen Brei gerührt werden ſollte, ja gerührt und gequirlt ward. Dieſe Operation ſoll, hoffe ich, mein nächſter Band zum Anſchauen bringen: denn ward ich nicht auch von dieſer Epidemie ergriffen, und war ſie nicht wohlthätig Schuld an der Entwickelung meines Weſens, die mir jetzt auf keine andere Weiſe denkbar iſt?

Nun muß ich noch Ihre Anfrage wegen der „erſten Walpurgis-Nacht" erwiedern. Es verhält ſich nämlich folgender Maßen. Unter den Geſchichtsforſchern gibt es weiche, und es ſind Männer, denen man ſeine Achtung nicht verſagen kann, die zu jeder Fabel, jeder Tradition, ſie ſei ſo phantaſtiſch, ſo abſurd ſie wolle, einen realen Grund ſuchen, und unter der Mährchenhülle jederzeit einen factiſchen Kern zu finden glauben.

Wie ſind dieſer Behandlungsart ſehr viel Gutes ſchuldig: denn um darauf einzugehen, gehört große Kenntniß, ja Geiſt, Witz, Einbildungskraft iſt nöthig, um auf dieſe Art die Poeſie zur Proſa zu machen. So hat nun auch einer der Deutſchen Alterthumsforſcher die Hexen- und Teufelsfahrt des Brockengebirgs, mit der man ſich in Deutſchland ſeit undenklichen Zeiten trägt, durch einen hiſtoriſchen Urſprung retten und begründen wollen. Daß nämlich die Deutſchen Heiden-Prieſter und Altväter, nachdem man ſie aus ihren heiligen Hainen vertrieben und das Chriſtenthum dem Volke aufgedrungen, ſich mit ihren treuen Anhängern auf die wüſten, unzugänglichen Gebirge des Harzes im Frühlingsanfang begeben, um dort, nach alter Weiſe, Gebet und Flamme zu dem geſtaltloſen Gott des Himmels und der Erde zu richten. Um nun gegen die ausſpürenden bewaffneten Bekehrer ſicher zu ſein, hätten ſie für gut befunden, eine Anzahl der Ihrigen zu vermummen, um hierdurch ihre abergläubiſchen Widerſacher entfernt zu halten und, beſchützt von Teufelsfratzen, den reinſten Gottesdienſt zu vollenden.

Ich habe dieſe Erklärung vor vielen Jahren einmal irgendwo gefunden, ich wüßte aber den Autor nicht anzugeben. Der Einfall gefiel mir, und ich habe dieſe fabelhafte Geſchichte wieder zur poetiſchen Fabel gemacht.

G.

Weimar, den 2. November.

Berlin, den 12. December.

Einer der angenehmſten Eindrücke meiner frühen Jünglingsjahre trat friſch und jugendlich vor meine Erinnerung, als ich geſtern Ihren lieben, herzlich treuen Brief erhielt und die erſten Worte las.

Sie erinnern ſich gewiß auch des Pariſer-Aubergiſten, der den guten Derik nach dem Reiſe-Paſſe fragte und in Ermanglung deſſelben vor Schrecken zurücktrat; wogegen der ehrliche Lafleur ſich dem Yorik theilnehmend näherte.

So hat mein tiefes Leid, das mich ſcheuſelig von aller Welt abzog, mir Ihr Vertrauen verdoppelt, indem Sie mir ein Wunderherz offen zeigen; ſo habe ich gewonnen, indem ich verlor und den Verluſt kaum zu verwinden glaubte; ſo regt ſich das Leben gewaltſam menſchlich in mir wieder auf und, ich will's gern geſtehen, ich habe mich wieder gefreut!

Den 13. December.

An Ihrer Darlegung des Urſprungs und der Geſchichte der erſten Familien habe ich mich

*) S. Sueton's „Leben der Kaiſer", Cap. 22.

schen oft erbaut. Es ist gerade Das, was ich nicht wußte und unzählige Male an Ort und Stelle gelesen hatte, wie es manchem Andern auch mag ergangen sein.

Sie haben eben daselbst die Frage angestellt: warum diese alten und oft ausgelegten Geschichten hier abermalen umständlich vorgetragen würden? Ich antworte kühnlich darauf: für mich und Meinesgleichen! und, im vollen Ernste, lieber Freund, Sie haben sehr klugen Leuten diese Frage verweg genommen, die gar nicht mehr wissen, was sie sagen sollen und sich ganz bescheiden das Ansehen zu geben verstehen, als ob sie allein berufen wären, nach Allem zu fragen, was sie selber am Besten zu wissen glauben.

Z.

Iffland erwarten wir noch vor dem neuen Jahr. Ich freue mich sehr, ihn nach so langer Zeit ein Mal wieder zu sehen und die große consequente Ausführung zu bewundern, durch die er jede Rolle zu adeln weiß. Es ist wohl eine der seltensten Erscheinungen und ich glaube, daß sie noch bei keiner andern Nation Statt gefunden, daß der größte Schauspieler sich meistens Rollen aussucht, die ihrem Gehalt nach seiner unwürdig sind, und denen er durch sein Spiel den höchsten augenblicklichen Werth zu verschaffen weiß. Genau betrachtet hat ein solches Verfahren auf den Geschmack des Volks einen höchst ungünstigen Einfluß; denn indem man genöthigt wird, unter einer gegebenen Bedingung Dasjenige zu schätzen, was man sonst nicht achtet, so kommt ein Zwiespalt in unser Gefühl, der sich bei der Menge gewöhnlich zu Gunsten des geringen und Verwerflichen schlichtet, das sich unter dem Schutze des Vortrefflichen eingeschlichen hat und sich nunmehr als vortrefflich behauptet.

Wir wollen aber diese Betrachtungen für uns behalten; sie nützen der Welt nicht, die immer in ihrem Wahne hingehen mag.

Indessen ich nunmehr am dritten Theile meiner Biographie schreibe, gelange ich zu den ersten Wirkungen Shakespeare's in Deutschland. Ob sich wohl hierüber noch etwas Neues sagen läßt? — Ich hoffe es. Ob ich Jedermann nach dem Sinne sprechen werde? Daran zweifle ich sehr. Und da die Deutschen von jeher die Art haben, daß sie es besser wissen wollen als Der, dessen Handwerk es ist, daß sie es besser verstehen als Der, der sein Leben damit zugebracht: so werden sie auch dieß Mal einige Gebrechen schreiben, welches ihnen jedoch, in Betracht ihrer übrigen Untugenden, verziehen werden soll.

Verzeihe mir nun aber auch, liebster Freund, wenn ich in meinen Briefen auch manchmal sauer aussehe. Alte Kirchen, dunkle Gläser, sagt das Deutsche Sprüchwort: und die kurzen Tage machen auch nicht heller. Meine Heiterkeit bewahre ich mir hauptsächlich für die biographischen Stunden, damit sich in die Reflexionen, die doch einmal angestellt werden sollen, nichts Trübes und Unreines mische.

Weimar, den 12. December. G.

Berlin, den 22. December.

Mein süßer Freund und Meister! mein Geliebter, mein Bruder! Wie soll ich Den nennen, dessen Namen immer auf meiner Zunge liegt, dessen Bild sich auf Alles abspiegelt, was ich liebe und verehre!

Wenn das Weimar'sche Couvert meine Treppe heraufwandert, gehen meinem Hause alle Sonnen auf. Die Kinder, die es kennen, reißen sich darum, wer von ihnen es mir bringen soll, um des Vaters Angesicht im Lichte zu sehen, und ich halte es denn lange uneröffnet, besehe es, ob es auch ist, was es ist, drehe es, drücke und küsse es.

Berlin, 21. Januar 1812.

So auch habe ich über den Don „Ranudo" schon manche Fehde gefochten, da ich über das jämmerliche Wesen niemals habe mitlachen können. Doch hat es mir kein so schlimmes Blut gegeben als die gänzliche Vergreifung unsers Virtuosen an dem Character des Shylok, woran man freilich wohl sieht, daß Niemand weiter kann als sein Fell weit ist. Ich habe mir diesen Juden immer als einen wahren Kaufmann vorgestellt, der vollkommen recht hat und Nichts sucht als sein Recht, welches ihm durch sogenannte Billigkeit und Tugend geschmälert wird, und, kurz, dem Rechte geschieht unrecht! Das ist die Pointe der Moral des Stücks! Das hat der Dichter gewollt; er mag gewollt haben oder nicht. Der ganze Haß eines Juden geht dahin, einen Menschen zu vertilgen, der den Handel verdirbt. Darin hat der Jude, der Handelsmann, recht und der sogenannte Kaufmann Antonio ist Nichts mehr als ein tugendhafter, intoleranter Schwätzer, der nicht weiß, wie er reich geworden ist und im Uebermuthe seines humanen Aufwands doch den Reichthum für das Höchste hält. — Diesen Venetianischen Juden nun zu einem knotigen, lausigen Wasser-Polaken erniedrigt zu sehen, ohne irgend ein Verdienst an ihm erkennen zu lassen, und doch eine Schaar edler Menschen, ja den Dogen selber und den ganzen Staat in gewaltiger Bewegung zu sehen, Das kann mich zum Zorne reizen, ja ich kann mich kaum darüber zufrieden stellen.

Aus diesem Grunde nun habe ich das ganze Schauspielwesen immer für etwas sehr Subordinirtes gehalten, da man mit den Besten die-

ſes Gelichters ſo vorlieb nehmen lernen muß, daß Sinn und Gedanke zur Hölle fährt und wir Andern mit. Und endlich ſoll man ſich noch dafür bedanken.

Möchteſt Du mir doch einige Tropfen der ſchönen Milch zufließen laſſen, welche Du Myron's Kuh entlockt haſt. Z.

Iffland's Gegenwart hat mir ſehr große Freude gegeben. Ich habe mich ganz rein an ſeinem Talent ergetzt, Alles aufzufaſſen geſucht, wie er es gab, und mich um's Was gar nicht bekümmert. Nimm folgende Bemerkung gedultig auf: Wenn man es mit der Kunſt von innen heraus redlich meint, ſo muß man wünſchen, daß ſie würdige und bedeutende Gegenſtände behandle: denn nach der letzten künſtleriſchen Vollendung tritt uns, ſittlich genommen, der Gehalt immer als höchſte Einheit wieder entgegen, deßwegen wir W. K. F. auch in den „Propyläen", da wir noch in dem Wahn ſtanden, es ſei auf die Menſchen genetiſch zu wirken, uns noch über die Gegenſtände ſo treulich äußerten und unſere Preisaufgaben dahin richteten; Dieß iſt aber Alles vergebens geweſen, da gerade ſeit der Zeit das Legenden- und Heiligenweſen um ſich gegriffen und alles wahre Lebensluſtige aus der bildenden Kunſt verdrängt hat. Doch hierüber liege ich nur im Vorübergehen: denn in Gefolg meiner erſten Rede wollte ich nur ſagen, daß die Kunſt, wie ſie ſich im höchſten Künſtler darſtellt, eine ſo gewaltſam lebendige Form erſchafft, daß ſie jeden Stoff verdeckt und verwandelt.

Ja es iſt daher dem vortrefflichen Künſtler ein würdiges Subſtrat gewiſſer Maßen im Wege, weil es ihm die Hände bindet und ihm die Freiheit verkümmert, in der er ſich als Bildner und als Individuum zu ergehen Luſt hat. Man hat den Muſikern wiederholt vorgeworfen, daß ſie ſchlechte Texte lieben; man erzählt zum Scherz, daß Einer ſich offerirt, den Thorzettel zu componiren, und wäre der Geſang nicht von dem Texte unabhängig, wie hätte denn die Char-Freitags-Muſik in der Sixtiniſchen Capelle mit Virtuosen endigen können? und was Dergleichen mehr iſt. Mancher Comödien-Zettel gab' eine beſſere Oper als das Büchelchen ſelbſt, wenn man es recht darauf anlegte; und ſo hab' ich die Belebung todter Stoffe, zu die Schöpfung aus Nichts, an Iffland höchlich bewundern müſſen. Die Menge jedoch, welche immer boshaftig geſinnt iſt, betrübt ſich über den großen, nach ihrer Meinung verſchwendeten Aufwand.

Merkwürdig war die Wirkung des „Don Ranudo." Die Grundeigenthümlichkeit des Stücks, die unſittliche Forderung, daß der Geburtsadel auf ſeinen Schatz unwürdig Verzicht thun ſolle, trat wie ein Geſpenſt hervor und beinahe tauſend Menſchen in einem kleinen Hauſe wurden verſtimmt; denn ſelbſt der gemeine Menſchenverſtand muß fühlen, daß Jemand nicht verdient, erniedrigt zu werden, der ſich ſeiner Natur nach nicht erniedrigen kann und will; vor Mitleiden konnte kein Menſch zum Lachen kommen.

Dieſes Phänomen war mir um deßwegen merkwürdig, weil ich es als ein Symtom anſah, daß der Sanskulottism ſchon veraltet ſei und die verſchiedenen Stände gegenwärtig ganz andere Sorgen und Leidenſchaften haben, als daß ſie ſich unter einander necken, bekriegen und aufreiben möchten.

Merkwürdig war mir es außerdem, daß Iffland, der in ſeinen geſchriebenen Stücken die aufſäßlichſte Breite ſucht, in ſeinem Spiel das Concile, Knappe der extemporirten Stücke wieder herausfordert. Wie anders ſähe unſer Theater aus, wenn er nicht dieſen Umweg hätte machen müſſen, wie anders ſähe es mit uns Allen aus, wenn die directen Wege zum Heil nicht jedem Menſchen ein Geheimniß blieben.

Aufregend und höchſt erheiternd bleibt mir die Bemühung, Gegenſtände alter Kunſt aus übrig gebliebenen hiſtoriſchen Nachrichten, Trümmern, Anklängen und Aehnlichkeiten wieder herzuſtellen. Mit „Myron's Kuh", glaube ich, iſt mir's gelungen.

Weimar, den 11. Januar. G.

Berlin, den 22. Februar.

Die Senſation Deiner Biographie iſt allgemein, obwohl von verſchiedener Wirkung. Man lieſt ſie nicht blos, man lieſt auch die Bücher wieder, welche darin genannt ſind. So habe ich mir Schloſſer's Schriften wieder hervorgeſucht, indem ich mich aus ſelbigen einer recht verſtändigen Abhandlung „über die Aufhebung der Zünfte" erinnerte. Den „Landprieſter" hatte ich vor manchen Jahren Engliſch geleſen und ſeit der Zeit den Prieſter und das Engliſche zuſammen vergeſſen, da ich nie eine Sprache leiden konnte, die ſich nicht ſingen laſſen will. Nun liegt die Deutſche Ueberſetzung vor mir und in den nächſten Tagen wird ſie geleſen. Ich konnte ſie ſchwer erhalten, weil eben jetzt Jeder ſein Exemplar ſelber braucht. Man überſchlägt auf dieſe Art die Progreſſen ſeiner eigenen Bildung, indem man ſich vergegenwärtigt, wie Eins und das Andere zu ſeiner Zeit genoſſen und verſtanden worden.

Dann gibt es unter den Leſern der „Dichtung und Wahrheit" (ich meine die von der Preſſion) ſolche, die immer noch bei'm Titel halten, den ſie, wie eine mathematiſche Aequation, nach Worten, Sylben und Buchſtaben drehen

und deuteln, wo nicht gar eine Schelmerei darinne suchen. Da Diese ihren Homer Griechisch lesen, so können sie nicht dahinter kommen, wie hier und überall im Leben Dichtung und Wahrheit zusammen kommen. Das gibt denn manchen Spaß, weil ihnen niemals was begegnet ist, das des Aufschreibens oder gar des Lesens würdig wäre. Und wenn sie auch alle Zeitungen und Zeitblätter lesen, so verhalten sie sich dennoch zu ihrer Zeit wie ein Stein im fließenden Wasser.

Klodius-Kind in Leipzig hat geweint und auch ein Bischen gepocht, daß sein seliger Vater vom Himmel herab nicht mehr gelten soll als bei seinem Leben. Aber selbst Solche haben darüber gelacht, die im Herzen wohl gewünscht hätten, daß es zu Etwas gekommen wäre. So verkürzen sie sich selber die Zeit, da sie sonst nicht wüßten, was sie zu thun hätten.

Herr von Weltmann hat durch zwei Stücke seiner neuen Zeitschrift eine Relation über die Biographie an's Licht gestellt, welche ich mit Vergnügen gelesen habe, da sie meist in Deinen eigenen Worten spricht, obwohl solche mehr einem Bedenken als einer Meinung nahe kommt; denn auch er scheint mir von nach und nach selbst gebrechlichen historischen Maximen abhängig. Ueber Klopstock hat er Dich schwerlich verstanden, bei dem er immer nach solchen Eigenschaften geforscht und solche zu finden gemeint hat, die gar nicht in ihm waren.

Eben habe ich auch den ersten Theil des „Phantasus" gelesen. Nun ja, Herr! ich glaube, Ihr seid ein Poet! doch mit Gunst: — von der horizontalen Linie! Ich sage Das nur (denn das Buch ist mir interessant genug gewesen), weil ich mich dabei erinnerte, daß der Kohl grün war, ehe er gekocht wurde: denn der Verfasser äußerte sich letzthin sehr laut und bestimmt gegen den Schutz, welchen Du dem Gelegenheitsgedicht angedeihen lassen, und daß der Gehalt für die Poesie, in souverainen Staaten, von oben her komme u. s. w. — Wenn es eine Kunst ist, solche Geschichten aufzusieden und genießbar zu machen, um sich noch Jahrhunderten noch den Tod daran zu lesen, so ist es wenigstens eine sehr kleine Kunst, worüber die Societät der Irrlichter wohl lachen muß, sie mag wollen oder nicht. Denn Das konnte wohl nur einem Ziehinger einfallen, sich den Leib mit solchem Dallaß aufzublasen, um ihn nachher auf solche Art haufenweis von sich zu geben. Aber es gibt Leute, welche dieß doppelte Concept mit einem Appetite zu sich nehmen, als ob's mit Sonnenstrahlen gekocht wäre.

Den 27. Februar.

Vorgestern habe ich Beethoven's Ouvertüre zum „Egmont" recht gut ausführen hören. Von Rechtswegen müßte jedes bedeutende Deutsche Theater-Stück seine eigene Musik haben. Es läßt sich kaum berechnen, wie viel Gutes daraus entstehen könnte für Dichter, Componisten und Publicum. Der Dichter hat den Componisten auf eigenem Felde, kann ihn leiten, verstehen lehren, ja ihn verstehen lernen; der Componist arbeitet nach einer Total-Idee und kann bestimmt wissen, was er nicht machen muß, ohne beschränkt zu sein, und es muß eine Glückseligkeit sein, wenn Beide sich neben einander erkennen und durch einander erklären.

Dieß Mal ward die Ouvertüre ohne das Stück gehört, wie der selige Gleim immer den Hut Friedrich's des Großen vorzeigte. Die Ouvertüre aus f moll kündigt in einer Folge finsterer Accorde eine Tragödie an, geht in ein republicanisches Wesen über, dem das Kriegerische nicht fehlt, wird wohl- und wehmüthig, träumerisch, tumultuarisch und endet siegreich. Ein Verdienst mehr an dieser Musik ist das Zeitgemäße: sie ist gerade so lang, als ich sie wünschte und die erste Scene schließt sich recht gut an das Ende der Ouvertüre an.

Reichardt's Zwischen-Act, zwischen dem dritten und vierten Aufzuge dieses Trauerspiels, ist vorzüglich, trotz der lockern Ausführung. Er hat zu der Melodie des Liedes „Freudvoll und leidvoll" Variationen gesetzt, welche das Orchester während des dritten und vierten Acts spielt, bei deren ersten Anhören ich hingerissen worden bin.

Den 11. März.

Nun habe ich auch den zweiten Theil des „Phantasus" gelesen, worin mir besonders die verkehrte Welt vielen Spaß gemacht hat. Diese verkehrte Welt aber ist alle Welt, und es ist mir hier erst eingefallen, daß die Welt so sein muß, wenn man Freude soll daran und darin haben können. Schon bedenken würde ich mich vor einer unverkehrten Welt, worin für uns Beide kein Platz wäre. Uebrigens (spricht Herr Crusius) bist Du ein merkwürdiger Mann, dessen Bemühungen löblich sind, trotz Deiner Furcht vor dem Genialischen. Deine frühern Gedichte lassen sich genießen und haben gewirkt, doch solche Menschen wie der Mediceer — sind sehr selten. So spricht der Herr!

Z.

Ich lege ein kleines Liedchen bei, eine Parodie auf das elendeste aller Deutschen Lieder: „Ich habe geliebt, nun lieb' ich nicht mehr." Wäre das Dichten nicht eine innere und nothwendige Operation, die von keinen äußern Umständen abhängig ist, so hätten diese Strophen freilich nicht in der jetzigen Zeit entstehen können,

und da ich denke, daß Ihr immer einmal wieder tafeln und singen werdet, so sei Euch dieser außerzeitige Scherz gewidmet.

Töplitz, den 8. Mai. G.

Berlin, den 21. Februar 1822. Montag.

Von Deinen goldenen Zettelchen, welche ich heute früh, als sie ankamen, auf meinem runden Tische am Ofen wie eine Weihnachtsgabe vor mir aufgebreitet habe, folgt sogleich eins in Noten zurück.

Was für herrliche Sachen hast Du, Lieber, mir da gesandt? Schon zehn Mal habe ich sie mit den Augen verschlungen, dann behalte ich eins vor mir und kaue daran und schmecke und denke: wie er doch Deine Gedanken und Töne weiß! Wie sein Gras grün, seine Luft warm und sein Licht klar ist, wie man eben lebt und leidet und liebt! Und dann wird nach Noten-Papier gegriffen, da keines ist, und gesucht, wo keines liegt, man ist verdrießlich über die Feder, man zerrt sich und aus dem Besten, was werden sollte, wird kaum Leidliches. J.

Daß meine „verliebten Launen" noch nach vierzig Jahren die Berliner interessiren können, gibt mir Vermuthung, daß darin etwas Frisches müsse enthalten sein, welches der Zeit nicht unterliegt.

Weimar, den 22. Februar. G.

Berlin, den 6. November.

Auf meinen nächtlichen Reisen hat es nicht an Zeit gefehlt, allerlei Reminiscenzen aus dem Eximenides zusammenzufügen. So hatte sich das Liedchen: „Vorwärts! Hinan!" in meinem Gehirne crystallisirt und melodisirt, wie ich denn auch Dein Manuscript selbst oft genug vor Augen gehabt habe. Mit diesem Liede wollte ich Dich überraschen, d. h. Euere Choristen in Weimar sollten es Dir vor Deiner Thüre vorsingen. Nun geschah's, daß Fürst Blücher sich zum 11. October zur Sing-Academie anmelden ließ und ich wußte nichts Besseres zu thun, als ihn mit diesem Liede zu bewirthen, das ihm Freude gemacht hat, da es so wahrhaftig und fein gegeben ist. Auch haben es hundertelfundachtzig Stimmen so frisch und energisch gesungen, daß dem Alten die Thränen entlaufen sind. J.

Jetzt bin ich mit der neuen Ausgabe meiner Werke beschäftigt, die mich zu wunderlichen Betrachtungen veranlaßt, indem ich genöthigt bin, über die abgeschiedenen und immer auf's Neue spukenden Geister Revue zu halten. Auch wird durch diese mir abgenöthigte Betrachtung die biographische Arbeit sehr gefördert.

Von meiner „Italienischen Reise" habe ich die vorhandenen Tagebücher von Carlsbad bis Rom redigirt. Dieses Büchlein erhält dadurch einen eigenen Character, daß Papiere zum Grunde liegen, die im Augenblick geschrieben worden. Ich hüte mich, so wenig als möglich daran zu ändern, ich lösche das Unbedeutende des Tages nur weg, sowie manche Wiederholung, auch läßt sich Vieles, ohne dem Ganzen die Naivetät zu nehmen, besser ordnen und ausführlicher darstellen.

Weimar, den 27. December. G.

Daß Du dem Hans Adam eine tüchtige Jacke auf den Leib gepaßt haben wirst, daran zweifle ich keineswegs, und freue mich, ihn darin stolziren zu sehen. Unter meinen spätern Dingen will ich Etwas aufsuchen. Das Orientalisiren finde ich sehr gefährlich; denn ehe man sich's versieht, geht das derbste Gedicht, wie ein Luftballon, vor lauter rationellem und spirituellem Gas, womit es sich anfüllt, uns aus den Händen und in alle Lüfte.

Weimar, den 27. April 1823. G.

Berlin, den 15. April.

Gestern hatten wir ein neues Drama: „Hedwig", in drei Acten, von Körner. Ein den „Räubern" nachgequältes Stück oder Trauerspiel, weil die Hauptpersonen, wegen ungeheurer Leidenschaft, Delicatesse und Immoralität, unkommen, die so lange und ekelhaft an einander gerieben werden, bis das ganze Theater in Flammen aufgeht. Der Beifall war laut und rauschend, doch ohne Wärme, wie das Stück, und bezog sich wohl meistens auf unsere neuen Schauspieler Herr und Madame Devrient. Er spielte den jungen Banditen mit schmerzlicher Anerkennung, da er kein starker Körper und seine Stimme nicht klingend ist.

Wenn die guten Leute nur erst wollten reden lernen! Dieses Stoßen und Holpern und Stolpern und Drücken und Quetschen der Consonanten, das sie wie ein Pfahlwerk vor der Luftröhre stehen haben, hindert jede gute Intention und ihr eigenes Gefühl. Deutlichkeit, Freiheit und Anmuth sind unerreichbar, wenn der Redner mehr Zeit und Kraft zum Athmen als zum Sprechen braucht. Wozu sind denn Leseproben, wenn das Nothwendigste nicht geübt wird? Was jeder gute Bereiter seinem Pferde zuerst beibringt, ist ein lehrender Athem; und der ausübende Artist zerstört seine Brust, indem er das Gedicht entstellt und dem Zuhörer seine Brustschmerzen mittheilt.

Euer Schicksal, Ihr armen Dichter, dringt mir tief in's Herz, wenn ich bemerke, wie Ihr schöne Perioden, wie prächtige Säulenstellungen, an- und übereinander baut, die wie Tempel der Götter dastehen sollen und sich in die Lüfte heben, und wie dann die Hacker und Packer sich daran reiben und Euch Commata

und Striche und Löcher hineinmeißeln und aus einem Architectur-Werk einen geflickten Mantelsack machen. Z.

Ende Mai.

Meine „Proserpina" habe ich zum Träger von Allem gemacht, was die neuere Zeit an Kunststücken gefunden und begünstigt hat: 1) Heroische, landschaftliche Decoration; 2) gesteigerte Recitation und Declamation; 3) Hamiltonisch-Händel'sche Geberden; 4) Kleiderwechselung; 5) Mantelspiel und sogar 6) ein Tableau zum Schluß, das Reich des Pluto vorstellend; und das Alles begleitet von der Musik, die Du kennst, welche diesem übermäßigen Angeschmaus zu willkommener Würze dient. Es ward mit vielem Beifall aufgenommen, und wird bei Anwesenheit fremder Herrschaften zum brauchbaren Musterstückchen dienen Dessen, was wir vermögen.

Ich beschäftige mich jetzt mit meiner „Italienischen Reise" und besonders mit Rom. Ich habe glücklicher Weise noch Tagebücher, Briefe, Bemerkungen und allerlei Papiere daher, so daß ich zugleich völlig wahrhaft und ein anmuthiges Mädchen sein kann. Hierzu hilft mir denn höchlich Meyer's Theilnahme, da Dieser mich ankommen und abreisen gesehen, auch die ganze Zeit, die ich in Neapel und Sicilien zubrachte, in Rom blieb. Hätte ich diese Papiere und diesen Freund nicht, so dürfte ich diese Arbeit gar nicht unternehmen: denn wie soll man, zur Klarheit gelangt, sich des liebenswürdigen Irrthums erinnern, in welchem man, wie im Nebel hoffte und suchte, ohne zu wissen, was man erlangen oder finden würde. Bei dieser Gelegenheit wird Winckelmann in der neuern Meyer-Schulze'schen Ausgabe gelesen, in welcher diese Werke einen unglaublichen Werth erlangt, indem man sieht, was er geleistet hat, und worin denn Das eigentlich besteht, was man nach so vielen Jahren zu berichtigen und zu ergänzen findet. Meyer hat hierin unschätzbares Verdienst, und wenn er diese Arbeit nunmehr zum Grunde legt und sein Leben über so fortführt, Alles, was ihm bekannt wird, nachzubringen, so ist für die Kunst, die durch vieles Hin- und Herreden und Pfuschen täglich unsicherer wird, und zu ihrer Erhaltung sehr Vieles gethan.

Seine eigene Kunstgeschichte, von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten, ist auch schon vom Anfang bis zu Ende entworfen und in einzelnen Theilen meisterhaft ausgeführt. Das Verdienst solcher Männer, wie Rubens, Rembrandt ꝛc., hat noch Niemand mit so viel Wahrheit und Energie ausgesprochen. Man glaubt sich in einem Bildersaale ihrer Werke zu befinden; Licht- und Schattenwirkung und Farbengebung dieser trefflichen Künstler spricht uns aus den schwarzen Buchstaben an.

Was das Falsche belangt, so erlebte ich diese Tage ein merkwürdiges Beispiel. Ein Citat Winckelmann's wies mich auf die Homilien des Chrysostomus; ich wollte doch sehen, was ein Kirchenvater über die Schönheit zu sagen gewußt habe, und was fand ich? einen Pater Abraham a Sancta Clara, der die ganze hohe Griechische Cultur im Rücken hat, in der niederträchtigsten Umgebung lebt und seinem schlechten Publicum mit goldenem Munde das dümmste Zeug vorsagt, um sie durch Erniedrigung zu erbauen. Was man aber Griechische Sprache und Bildung auch in diesem widerwärtigen Abglanz bewundert! Nun aber begreife ich erst unsere guten Neu-Christen, warum sie Diesen so hoch schätzen: sie müssen immer dieselben Salbadereien wiederholen, und Jeder fühlt, daß er diesen Vortrag nicht erreichen kann. G.

Ehe ich abschließe, sehe ich meinen „Divan" nochmals durch, und finde noch eine zweite Ursache, warum ich Dir daraus kein Gedicht senden kann, welches jedoch zum Lobe der Sammlung gereicht. Jedes einzelne Glied nämlich ist so durchdrungen von dem Sinn des Ganzen, ist so innig orientalisch, bezieht sich auf Sitten, Gebräuche, Religion und muß von einem vorhergehenden Gedicht erst exponirt sein, wenn es auf Einbildungskraft oder Gefühl wirken soll. Ich habe selbst noch nicht gewußt, welches wunderliche Ganze ich daraus vorbereitet. Das erste hundert Gedichte ist beinahe schon voll; wenn ich das zweite erreicht habe, so wird die Versammlung schon ein ernsteres Gesicht machen. G.

Berlin, den 10. Juni.

Stelle Dir eine ruhige, tüchtige weibliche Gestalt, völlig ausgewachsen, im dreißigsten Jahre vor: schwarmig, weiß, weich, Deutsch, sicher, unverderblich; welche die Lippen so weit von einander thut, daß eine leicht aussprechende, breite, reine Stimme bequem hindurch kann; so siehst Du Madame Milder, welche gestern in der Gluck'schen „Armida" aufgetreten ist.

Denkst Du Dir zu einer solchen Figur ein Inneres, das aus reiner Naivetät besteht und mit dieser Unschuld an die Pallas von Velletri (wenn ich die nenne, die ich meine) erinnern kann, so hast Du auch die Armida.

Daß ein solches Wesen, das durch keine Regel und angenommene Kunstart sich genirt weiß, wie ein tüchtiger Strom daher fließt, nicht kommt und geht und steht als wenn Zuschauer dabei wären, vielmehr wie ein Schmied vor

seinem Feuer, um heiß herauszuziehen, was er kalt hineinlegt, daß ein solches Wesen unsere Kunstkenner in Verwirrung und Conflict setzt, wird sich vielleicht noch laut aussprechen; denn man sagt: eine hübsche Frau — aber kolossal; eine schöne Stimme — doch nicht, was man singen nennt; weich und weiblich — doch kalt u. s. w. — und doch ein so, so eclatanter Beifall, als wenn sie wirklich ergetzt, ergriffen, gerührt wären.

So sieht man mit Freuden, wie die Erscheinung des hiesigen Talents, die Reflexion einer ganzen Generation zu Wasser macht, die sich seit fünfzig Jahren gewöhnt hatte, den Natureindruck so lange zu suspendiren, bis hinlänglich darüber gewortelt, gefoskelt, ja versucht ist, ob man's auch wohl travestiren könne.

Was die Musik und das Gedicht betrifft, habe ich meine alten Empfindungen nicht zu berichtigen brauchen, und noch mehr eingesehen, daß ein ächtes Stück an einem ächten Spiele recht deutlich zu erkennen ist. Z.

Berlin, den 22. Februar 1810.

Unsere königlichen Prinzen haben den heroischen Entschluß gefaßt, Deinen „Faust" unter sich aufzuführen und darzustellen, wie er leibt und lebt. Die Anstalten dazu sind so in's Große projectirt, daß ich fast fürchte, es wird Nichts daraus, wie wir denn noch keinen Ort haben, wohin wir sein Haupt legen wollen.

Auch ich habe die Rolle des Schauspiel-Directors überkommen, die ich denn mit möglichster Würde und Klarheit auszuspinnen gedenke.

Ueber die Zusätze, die Du dem Fürsten Radzivil im Manuscript gesandt hast, ist man hoch erfreut und der Kron-Prinz lebt und webt, wie ich höre, im „Faust", der ihn, wie ich ihn kenne, wohl anziehen kann. Mephistopheles wird vom Prinzen Carl von Mecklenburg gegeben. Z.

Berlin, den 9. März.

Ich habe abermals schwere Arbeit bekommen. Mein jüngster Sohn ist am 17. vorigen Monats in St. Michel an der Aisne am Nervenfieber gestorben, nachdem er die blutigsten Schlachten mitgefochten, ohne verwundet zu werden. In der letzten Affaire bei Versailles ist er gefangen worden. Zwei Preußische Cavallerie-Regimenter fochten gegen sieben Französische Cavallerie-Regimenter und vier Infanterie-Regimenter. Er verlor sein Pferd und ist wund geblieben. In seinem sechszehnten Jahre! Der schöne Knabe! Wie werd' ich's überwinden? Seit den sieben Tagen, da ich die Nachricht von seinem Rittmeister habe, habe ich mich an die Arbeit geworfen und schreibe Noten ab; des Abends gehe ich in's Schauspiel, da mir das Schreiben bei Lichte Augenschmerzen macht.

Laß' mich doch Etwas von Dir wissen, es ist doch wohl zu lange, daß ich keine Nachricht von Dir habe.

Kennst Du denn schon das neue Product von Kotzebue, „der Schutzgeist"? Es hat mit dem Prologe, der so lang ist, wie ein Act, sieben Acte und spielt gegen fünf Stunden. Das Stück kommt mir vor, wie eine heutige Clavier-Sonate: es ist Alles d'rin, was Effect und Langeweile machen kann. Kaiser, Könige, Markgraf, Herzog, Geister, Geistliche, Hochzeit, Grab, Mord, Brand und Dergleichen sind in einen Brei durcheinander gewürfelt, um Nichts und wieder Nichts. Die Großen sind wieder, wie sonst nach seiner Art, gemeines Pack und der Pöbel äußert edle Gesinnungen, und so wird man erbaut, Jedes nach seiner Art. Z.

Das Heftlein vom „Rhein und Main", „Kunst und Alterthum" wird nun auch bald zu Euch gelangen. Ich habe beim dreizehnten Bogen abgebrochen, wie Scheherazade. Wenn ich die Bedeutung solcher Blätter früher erkannt hätte, so würde ich das ganze Geschäftlein abgelehnt haben, auch bin ich nur nach und nach hinein verführt worden und so mag es denn auch dahin fließen. Dagegen muß ich dankbar erkennen, daß ich ohne diese dringende Nöthigung niemals weder dem wichtigen Punct der Kunsterhaltung durch die barbarische Zeit hindurch, noch auch den Eigenthümlichkeiten nationeller und provinzieller Wiederherstellung Aufmerksamkeit hätte schenken können. Es ist da viel Zeug unserer geläuterten Sinnlichkeit zuwider, das man nur durch den Begriff zu Etwas machen kann; denn das Absurde freut uns auch, wenn wir uns darüber aufklären.

Der „Divan" ist angewachsen und stark. Die Dichtart, die ich ohne weitere Reflexion ergriffen und geübt habe, hat das Eigene, daß sie fast, wie das Sonett, dem Gesang widerstrebt; auch ist es merkwürdig genug, daß die Orientalen durch Schreiben, nicht durch Singen verherrlichen. Indessen ist es eine Dichtart, die meinem Alter zusagt, meiner Denkweise, Erfahrung und Umsicht, wobei sie erlaubt, in Liebesangelegenheiten so albern zu sein, als nur immer die Jugend.

Weimar, den 11. März. G.

Dir war freilich abermals eine harte Aufgabe zugedacht; leider bleibt Das immer die alte Leier, daß lange leben soviel heißt als Viele überleben, und zuletzt weiß man denn doch nicht, was es hat heißen sollen. Vor einigen Tagen kam mir zufälliger Weise die erste Ausgabe meines „Werther's" in die Hände und dieses,

bei mir längſt verſchollene Lied, fing wieder an zu klingen. Da begreift man denn nun nicht, wie es ein Menſch noch vierzig Jahre in einer Welt hat aushalten können, die ihm in früher Jugend ſchon ſo abſurd vorkam.

Ein Theil des Räthſels löſ't ſich dadurch, daß Jeder etwas Eigenes in ſich hat, das er auszubilden gedrukt, indem er es immer fortwirken läßt. Dieſes wunderliche Weſen hat uns nun tagtäglich zum Beſten und ſo wird man alt, ohne daß man weiß, wie oder warum. Beſehe ich es recht genau, ſo iſt es ganz allein das Talent, das in mir ſteckt, was mir durch alle die Zuſtände durchhilft, die mir nicht gemäß ſind und in die ich mich durch falſche Richtung, Zufall und Verſchränkung verwikelt ſehe.

Du haſt unterdeſſen einen Brief von mir erhalten. Bald ſchicke ich Einiges. Mein Rhein- und Main-Heft iſt geſchloſſen, die Verſendung durch Zufälligkeiten aufgehalten. Es iſt redlich gemeint und wird am Ende mir am Meiſten nüzen; denn es gibt mir einen Maßſtab, was denn auch in dieſem Falle von vernünftigen Wünſchen und Vorſäzen zu Stande komme. Ich fürchte, es wird nicht viel ſein.

Daß ich dieſe Arbeit übernommen, reut mich nicht, beſonders da ich dieſe Tage manche früher auf Reiſen ſorgfältig geſammelten Acten wieder fand, nur fand ich bei meiner Rükkehr niemals Muße zur Redaction und auch dieß Mal nur mit größter Anſtrengung. Dich wird es indeſſen gewiß intereſſiren, wo ich inne halte und was ich über die Fortſezung ſage. Der Hergang der Kunſt durch das Mittelalter und gewiſſe Lichtpuncte bei der Wiedererſcheinung reiner Natur-Talente haben, hoffe ich, durch meine Darſtellung gewonnen. Nur werden leider die ſchreibſeligen Legionen Deutſchlands meine Ernte, wie ſie auch ſein mag, ſehr geſchwinde ausdreſchen, und mit den Strohbündeln als reichen Gaben am patriotiſchen Ernteſeſt einherſtelzieren.

In eine ſehr große wiſſenſchaftliche Thätigkeit werde ich verſezt durch unſers Großherzogs Verlangen, unſere durch die ungeheuern Kriegsſchickſale wunderſamſt erretteten Anſtalten energiſch belebt zu ſehen.

Weimar, den 11. März. G.

Berlin, den 21. März.

Nach mehrern Muſik-Proben mit dem Orcheſter und dem Sing-Chore iſt denn geſtern Abend auch eine Leſeprobe geweſen mit Muſik dazwiſchen.

Prinz Carl von Mecklenburg hat den Mephiſtopheles und der Schauſpieler Lemm einſtweilen den Fauſt geleſen. Die Probe war bei Fürſt Radzivil in ſeinem Familien-Kreiſe. Zugegen waren die Fürſtinn mit ihren Kindern, der Kron-Prinz mit ſeinen Geſchwiſtern, Prinz Georg von Mecklenburg, Frau von der Recke mit ihrem Tiedge, Frau von Humboldt und mehrere Künſtler, welche Theil nehmen ſollen an der Darſtellung.

Für's Erſte wurden nur Scenen heut geleſen, worin Fauſt allein und Mephiſtopheles vorkommen. Prinz Carl lieſ't dieſen Character, ſo daß wenig zu wünſchen übrig bleibt. Stimme, Ton, Tact, Figur und Gehäll paſſen gar ſehr, bis auf den Pferdefuß; was an Modulation und Tempo abgeht, wird ſich hoffentlich finden; auch hat ſein Vortrag ganz allgemeinen Beifall gewonnen und der Artiſt ging neben ihm her wie ein Eſel neben einem Pferde.

Der Effect des Gedichts auf faſt lauter junge Zuhörer, denen Alles fremd und neu war, iſt höchſt merkwürdig und ſie können ſich nicht genug wundern, daß das Alles gedrukt ſteht. Sie gehen hin und ſehen in's Buch, ob's wirklich ſo daſteht. Daß es wahr iſt, fühlen Alle, und es iſt, als ob ſie ſich erkundigten, ob die Wahrheit wahr iſt. B.

Berlin, den 6. April.

Auf Dein Rhein- und Main-Heft bin ich ſehr begierig. Was mich betrifft, ſo bin ich nicht geſpannt auf Das, was Du gefunden. In Deinen Anſichten, wie in allen Deinen Schriften, iſt mir das Zufällige ſtets hauptſächlich, ich mag's anfangen wie ich will. Deine Gedanken über eine Scharteke, oder was ſonſt Jedem vor Augen liegt, geben mir Gedanken und die will ich haben, und ſelbſt, wo ich Dich ſchwer oder nicht verſtehe, komme ich zu meinen Gedanken, die mir am Ende ſo lieb ſein müſſen, wie Jedem die ſeinigen.

Abends.

Eben komme ich aus „Clavigo". Ein fremder Schauſpieler, Julius, von Breslau, hat ſich den Beaumarchais zugeeignet, doch nicht bezwungen. Ein Retter, Rächer muß eine klingende Stimme haben. Das Stück ging überhaupt weder recht auseinander noch recht zuſammen, und iſt doch ein glattes Stück, was leicht wegſpielen ſollte. Erſt jezt fällt mir's ein, darüber nachzudenken: was dem Trauerſpiel „Clavigo" die gefällige Haltung gibt und ſich Reſpect verſchafft, ohne viele Umſtände. Ich kann's einmal nicht anſehen, daß Menſchenbild vergoſſen werde, wenn's nicht was Großes gilt, und daher war mir das bürgerliche Trauerſpiel verdächtig. Dieſe Handlung iſt ſo keck, ganz ruhig neben der allgemeinen Geſchichte vorbei zu gehen und für ſich allein Etwas vorzuſtellen. Ein verunglückter Liebeshandel bringt zwei Hauptperſonen um's Leben, deren Eha-

racter ſonſt nicht zu retten wäre. Die übrigen Perſonen leben, weil eine ſolche Ehre zu groß wäre für ſie, und es würde ein Fehler ſein, wenn auch ein Hund umkommen müßte. Z.

Berlin, Sonntag, den 7. April.

Geſtern war die erſte Leſeprobe von „Fauſt", zu der ſich, wie wir eben beginnen wollten, der ganze junge Hof anſagen ließ. Da ich den Anfang zu leſen hatte, ſo fügte ſich's, daß wir uns dadurch nicht ſtören ließen und die hohen Gäſte nahmen ohne viel Knicksens und Drehens ihre Plätze ein. Die Sache ging, wie unter ſo gemiſchtem Kreiſe eine erſte Probe ſein mag, und ich werde mich wohl nach und nach hervorthun müſſen, Fluß in die Sache zu bringen, wenn kein Anderer es thun will. Die luſtige Perſon, eine gräfliche, ſchien das Gedicht noch gar nicht zu kennen. Nach der Probe entſchuldigte er ſein ſchlechtes Leſen gegen mich, worauf er ein Compliment erwartete. Ich ſagte: das Leſen würde nicht gefehlt haben und ich fürchtete, daß es am Buchſtabiren gelegen hätte, worauf er ein Paar Kalbsaugen machte.

Den Poeten hat Graf Brühl ganz ordentlich dargeſtellt. Der Schauſpieler Lemm hat ſich gebeſſert und kam nach und nach in ſeine Rolle. Prinz Carl jedoch hat ſich verſchlimmert und fiel in den Predigerton. Als wir mit dem erſten Acte zu Ende waren, kam unvermuthet der König, der es wahrſcheinlich zu Hauſe nicht länger hatte aushalten können, da ihm alle Kinder davon gegangen waren.

Nun wurde der ganze erſte Act wiederholt und der König, der nach alter Art anfänglich gehalten und zurückgezogen war, hielt über zwei Stunden ſtill, wurde freundlich, geſprächig und wahrhaftig liebenswürdig. Z.

Fahre ja fort mit Deinen Theater-Recenſionen. Es mag freilich bei Euch wunderlich ausſehen, wenn man über ein ſo nacktes und herkömmliches Stück, wie „Clavigo", nicht Herr werden kann. Ferner iſt eine recht Deutſche Art, zu einem Gedicht oder ſonſtigen Werke den Eingang überall, nur nicht durch die Thüre zu ſuchen. Ich habe Zeit meines Lebens Gelegenheit genug gehabt, mich zu verwundern, daß vollkommen gebildete Perſonen äſthetiſche oder höhere Zwecke durchaus nicht anzuerkennen wiſſen. Ich möchte keinen Vers geſchrieben haben, wenn nicht tauſend und aber tauſend Menſchen die Productionen löſen und ſich Etwas dabei, dazu, heraus oder hinein dächten.

Der „Fauſt" mag Euch noch in künftigen Monaten manche confuſe Stunde bereiten. Wenn Du fortfährſt, ſo grob zu ſein, wie gegen die unluſtige gräfliche Perſon, ſo wirſt Du ſchon das zu Wege bringen; das geiſt- und ſorgenloſe Weſen der Menſchen iſt in ſolchen Fällen gar häufig. Der unglaubliche Dünkel, in den die jungen Leute jetzt hineinwachſen, wird ſich in einigen Jahren zu den größten Narrheiten manifeſtiren.

Die letzte leere Seite mögen einige Verslein einnehmen, zu beliebigem Gebrauch.

Weimar, den 10. April. G.

Das Publicum.

Wir haben Dir Klatſch auf Gratiſche gemacht,
Wie ſinnig!
Und haben Dich ſchmuck in die Patſche gebracht.
Wie tief!
Wir lachen Dich aus,
Nun hilf Dir heraus!
Ade.

Herr Ego.

Und reiß' ich dagegen, ſo wird nur der Klatſch
Verſchlimmert;
Mein leidliches Leben, im nichtigen Patſch,
Verkümmert.
Schon bin ich heraus;
Ich mach' mir Mehlich daraus.
Ade.

Berlin, den 21. April.

Geſtern Abend iſt Wolff zum erſten Male als Hamlet aufgetreten. Mit Wolff legſt Du Ehre ein. Er gefiel, beſonders in Hauptſachen, und wurde herausgerufen. Er weiß ſich zu verſchaffen ſogar, was ihm die Natur verſagt zu haben ſcheint, und man kann ihn einen Künſtler nennen. Die zwei ſchwerſten Stellen im Stücke habe ich niemals ſo gut, will ſagen, ſo vollkommen darſtellen ſehen: den Monolog: „Sein oder nicht ſein" und den, wo der König betet. Das Letzte ſo heimlich, verſtändlich und wahrhaft und ſicher, daß der König unmöglich Etwas davon merken kann: denn Das will auf unſerer Bühne ſchon Etwas ſagen.

Was ſeine Haltung nach außen betrifft, ſo hoffe ich, daß Unſere von ihm lernen ſollen; denn in dieſem Puncte ſind ſie, wenige ausgenommen, an das Schlechteſte gewöhnt und unſere Recenſenten wiſſen ihnen wohl ein verſprochenes Wort und andere Kleinigkeiten der Coſtümerei vorzuwerfen, doch wiſſen ſie den Teufel, wie ein Menſch ausſehen ſoll, den Gott gemacht hat.

Auch ſeine Sprache iſt kräftig, mild, frei und zuſammenhängend bis auf Kleinigkeiten, z. E. den weiblichen Endungen der Verben: Nehmen, Geben, Sterben, Schlafen, wo er die Zunge an den Oberkiefer drückt und die letzten Silben durch die Naſe ſpatziren müſſen. Dieß thut er nun zwar nicht immer, er ſcheint ſogar das Geheimniß zu kennen; aber bei einem Orator darf es nie vorkommen als im Comiſchen, auch habe ich den Fehler noch nie an Italienern bemerkt.

Z.

Anno 1800, im August, kamen zwei junge Leute, Grüner und Wolff, hierher; die Gesellschaft war in Lauchstädt; ich hatte Zeit und Humor und wollte einen Versuch machen, diese Beiden, eh Jene zurückkamen, auf einen gewissen Punct zu bringen. Ich dictirte die ersten Elemente, auf welche noch Niemand hingedrungen ist. Beide ergriffen sie sorgfältig und Wolff ist davon nie gewankt noch gewichen, deßwegen er auch zeitlebens die schönste Sicherheit behalten wird. Daß Grüner in Wien sich zum mächtigen Schauspieler, ja zum Director aufgeschwungen, zeigt, daß auch er an einem gewissen Fundamente gehalten habe. Beide waren mit Glauben und Neigung zu mir gekommen, der Eine den Militär-, der Andere den Kaufmannsstand verlassend, und Beide haben es nicht übel getroffen. Vor einigen Tagen, als ich alte Papiere ausklopfte, fand ich noch das Concept eines Briefes an Wolff's Mutter, der sich auch jetzt noch recht artig ausnimmt. Zugleich das Concept von jenem Catechismus oder a b, ab; vornehmer konnte man es auch Euclid'sche Elemente nennen. Vielleicht verführen mich diese Bogen, *) daß ich die Sache nochmals durchdenke. Sie gehen nicht weit hinein; denn die Gesellschaft kam zurück und nun mußte Alles practisch werden.

Wir hatten aber damals so viel Lust zu leben und zu theatrisiren, daß mich im Winter ein Theil der Gesellschaft in Jena besuchte, um unsere Uebungen fortzusetzen. Durch den Schnee war die Schnecke impracticabel geworden, Grüner verlor das Heft, das er in der Tasche als einen Talisman trug, welches er aber einige Tage nachher wieder bekam, indem er in allen Schenken Lärm geschlagen und es glücklicher Weise ein Fuhrmann aufgelesen hatte.

Wenn Du Demoiselle Maas siehst, so erinnere sie freundlicher Weise an diese Geschichten, die sie auch mit erlebt hat und nicht ohne einiges Vergnügen. Ich war ihr nämlich sehr gewogen wegen ihrer großen Ruhe und allerliebsten klaren Recitation, deßhalb ich einmal in einer Probe von „Tell" entsetzlich bös über sie wurde, weil sie sich, Gott weiß warum, maulfaul erwies.

G.

Weimar, den 5. Mai.

Jena, den 21. Mai.

Daß Du dem Epilog zu „Esser" Deinen Beifall gönnst, freut mich sehr. Die Wolff hat mich um einen Schluß, ich wollte Das nicht mit Thränen abthun, studirte die Geschichte und den Roman, woraus das Stück gebildet ist. Nun hätte ich freilich ebenso gut eine neue Tragödie schreiben können als den Epilog, der denn wohl gehaltreich werden mußte. Denke Dir nun, daß er während der drei Tage der Leipziger Schlacht geschrieben ist, so wird Dir manche ahnungsvolle Zeile noch bedeutender erscheinen.

G.

Wenn ich Dir, derber, geprüfter Erdensohn, vermelde, daß meine liebe, kleine Frau uns in diesen Tagen verlassen, so weißt Du, was es heißen will.

Weimar, den 8. Juni. G.

Lauchstedt, den 22. August.

Deinen Aufsatz über Madame Catalani, Milder und Mara habe mit Freuden gelesen. Die Menschen begreifen niemals, daß schöne Stunden, sowie schöne Talente, müssen im Flug genossen werden.

Wie absurd sich die Leipziger bei dieser Gelegenheit nehmen, haben Dir die Zeitungen schon verkündigt. Es thäte Noth, daß man solchem verfluchten Volke die Gaben Gottes in Spiritus aufhübe, damit sie solche, bei Gelegenheit, vergleichen und eine der andern unterordnen könnten.

G.

Baden, den 8. September.

Deine Balladen-Jagd freut mich, und wenn der rechte Jäger kommt, ist mir nicht bange um Wildpret in den guten Deutschen Wäldern. Gar gern mag ich dabei die Gesichter der Gebildeten sehen, indem Du Etwas aufnimmst, betrachtest und zu betrachten gibst, was sie verächtlich liegen ließen, wie Petrus das Hufeisen. Den „Todtentanz" gab ich einer gebildeten Frau zu lesen, ehe er gedruckt war, die sich gern zu den Deinigen zählt. „Ich muß gestehen", sagte sie, „daß ich dem Gedichte Nichts abgewinnen kann, und es für kein Goethe'sches halten würde, wenn ich's nicht wüßte; aber lassen Sie doch Ihre Compositionen hören. — Ja, du lieber Gott! wenn man das Alles hinein l e g e n soll; so müßte man ja zum Dichter selber werden!" — Das sollen Sie auch, liebe Frau, und wenn Sie es nicht so weit bringen, so denken Sie nur dreist, die Schuld liegt an Ihnen allein! Backen, brauen und kauen sollen Sie selber und sich den Genuß bereiten; außer diesen eigenen Zuthaten gibt es weder Poesie noch Prosa für uns. — Da heißt's dann, man sei ein grober Gesell.

Was mir aber die meiste Lust gibt, ist der Glaube Vieler: daß ich von Dir ordentlich dressirt werde, Deine Gedichte in Musik zu setzen, weil ich die Compositionen entweder verschenke oder nicht eher achte, bis sie Dir gefallen können; denn mit allen Gedanken, die sie dabei haben können, sind sie nicht eher zufrieden, bis sie den dummsten haschen.

Z.

*) Goethe Werke 4 Manke Bd. 9, S. 270

Wenn nur Röſe käme, die Feſtung zu entſetzen.

Schnaps.

Ich beſchieße ſie! Pu! Pu!

Märten.

Das wird arg!

Schnaps.

Ich mache ihr die Hölle heiß. Ich ſetze ihr Tag und Nacht zu. Pu! Pu! Pu! Sie ergiebt ſich.

Märten.

Da thut ſie übel.

Schnaps.

(Nähert ſich dem Topfe) Ich ziehe hinein.

Märten.

Es wird ihr ſchlimm gehen.

Schnaps.

(Nimmt den Löffel) Ich verſammle die Bürgerſchaft.

Freilich erfahren wir erst im Alter, was uns in der Jugend begegnete. Wir lernen und begreifen ein für alle Mal Nichts! Alles, was auf uns wirkt, ist nur Anregung und, Gott sei Dank! wenn sich nur Etwas regt und klingt. Diese Tage hab' ich wieder Linné gelesen, und bin über diesen außerordentlichen Mann erschrocken. Ich habe unendlich viel von ihm gelernt, nur nicht Botanik. Außer Shakespeare und Spinoza wüßt' ich nicht, daß irgend ein Abgeschiedener eine solche Wirkung auf mich gethan.

Wundersam ist es, aber ganz natürlich; die Menschen speculiren auf unsere letzte Zeit, wie auf sibyllinische Blätter, da sie die vorhergehende kalt und freventlich auflodern ließen. Auch an den Rhein hab' ich dringende und lockende Einladungen, von denen Du wahrscheinlich gehört hast, da man es dort schon als etwas Ausgemachtes voraussetzt. Was soll mir aber das Alles? Läugnen will ich nicht, daß ich einsehe, am Rhein und Main die paar Sommer gut gewirkt zu haben, denn ich habe ja nur das Testament Johannis gepredigt: „Kindlein, liebt Euch," und wenn Das nicht gehen will: „laßt wenigstens einander gelten." Und da wirst Du mir Beifall geben, wenn diese himmlische Botschaft in Euerm Ninive einiger Maßen griffe, so wär't Ihr ganz andere Leute, ohne mehr oder weniger zu sein, als Ihr seid.

Wozu aber der Aufwand von Tagen und Stunden persönlich gegenwärtiger Wirkung? Ich will doch lieber in meiner stillen und unangefochtenen Wohnung soviel dictiren und copiren und drucken und liegen lassen, damit es hinaus gehe, oder hinnen bleibe; damit Jeder, wie Du ganz richtig fühlst, verschweigen kenne, weder er's hat, und denn doch das ganze Menschenwesen ein Bißchen aufgestutzt werde.

Die sämmtlichen Narrheiten von Prä- und Post-Occupationen, von Plagiaten und Halbentwendungen sind mir so klar und erscheinen mir läppisch. Denn was in der Luft ist, und was die Zeit fordert, Das kann in hundert Köpfen auf ein Mal entspringen, ohne daß Einer dem Andern abborgt. Aber — hier wollen wir Halt machen, denn es ist mit dem Streit über Priorität, wie über Legitimität, es ist Niemand früher und rechtmäßiger, als wer sich erhalten kann.

Herder hatte sich auch solche jugendliche Unarten bis in's Alter durchzuführen vermessen, und ist darüber zuletzt fast verzweifelt. Untersuche Dich ja, ob Dir dergleichen Zeug in den Gliedern steckt, ich thu' es alle Tage. Man muß von den höchsten Maximen der Kunst und des Lebens in sich selbst nicht abweichen, auch nicht ein Haar; aber in der Empirie, in der Bewegung des Tages will ich lieber etwas Mittleres gelten lassen, als das Gute verkennen oder auch nur daran mäkeln.

Der erste Aufsatz des zweiten Heits wird gewaltigen Lärm erregen, er heißt „Neu-Deutsche, fromm-patriotische Kunst."

Weimar, den 7. November. G.

Es ist ein gutes, krankes, albernes Geschlecht, dem die Aerzte sagen, daß es gesund sei, weil es ihre Arznei gebraucht. So haben sie sich einreden lassen, man müsse unparteiisch sein, was sich begreifen läßt, und nun halten sie sich zur Partei der Unparteiischen. Einer unserer Freunde schreibt, sagt, meint: der liebe Goethe hat sich's mit der „Italienischen Reise" aber doch ein wenig sehr bequem gemacht. Man erwartet doch etwas mehr als die nackten, damals an Freunde geschriebenen Briefe, mit denen der Leser gleich einem Hopserdchen, in Zeit von acht bis zwölf Stunden, von der Tével bis zum Tibris springt.

Ja, sagt ein Anderer, Das ist so seine Art, Brocken und Körner auszustreuen, als wenn die Menschen Hühner wären und Tauben, und kein anderes Geschäft kennten, als dieses Gesäme aufzupicken und sich endlich den Hals umdrehen zu lassen.

Nun kommt ein Dritter, sagend: Euch geschieht ganz recht, indem Ihr Euch von Euerm Vorurtheile nicht losmachen könnt. Wer heißt Euch denn erwarten, was nicht geleistet wird? Immer findet Ihr Euch betrogen und immer hofft Ihr.

Ein Vierter sagt: Ich sage Nichts mehr! denn Kotzebue und Merkel haben's schon vor dreizehn Jahren gesagt, daß sein Genie all' ist.

Nein! ruft ein Fünfter: Das sind meine Leute nicht! aber Tieck, der darf reden, und Tieck hat gesagt: der „Wilhelm Meister" ist sein letztes Buch.

Ja! sagt ein Sechster: Das sagt Schlegel auch, und so sag' ich auch, und Friedrich sagt: er hat kein Christenthum; er ist ein Heide!

Was Heide! (ein Siebenter) er mag mir ein rechter Heide sein! Alles ist ihm recht und Alles ist ihm nicht recht. Er haßt das Kreuz, und das Kreuzigen kann er gar nicht leiden. Sterne läßt er sich noch gefallen, und —

Halt! schreit Nro. 8. Ihr kommt ja aus der Materie! Laßt's Euch sagen, denn ich hab's: die ganze „Italienische Reise" ist Nichts, als ein neuer Abdruck der Werther'schen Briefe, mit einem neuen Titel. Seht nur das Buch recht an! Den Werther und die Lotte und den Albert hat er kläglich ausgelassen, damit Ihr es nicht merken sollt — und Ihr merkt's auch nicht, weil Ihr Nichts merkt, aber Merkel, der wird's schon merken, und hat's Der erst auf der Waize, so spielt er's auch ab. —

Und was er undankbar iſt und inhuman! Dem edeln Conſul Smith iſt er ſein Exemplar des Palladio ſchuldig, dafür läßt er alle Engländer zu den Juden in den Dünen beiſetzen. — Wer will Das wiſſen? wenn's auch wahr wäre?

Etwas nun, mein Guter, iſt an alle Dem dran; denn ich ſpringe dieſe Briefchen nun zum dritten Male durch, und lecke und koſte hier und dort, und indem ſich meine Sehnſucht nach dieſem Lande längſt verkühlt hatte, preßt mir die Erinnerung einer verſäumten Jugend bittere Thränen aus. Habe ich doch nie den Trieb gehabt, in Italien zu lernen. Ich weiß recht gut, daß aus mir nichts Beſſeres geworden wäre, als ich bin und ſein kann; ich wollte mich nur wärmen; nur ein Mal mein Weſen durch und durch erglühen laſſen. Hier, wo Nebel und Wolken die Anadyo der Sonnenſtrahlen vermeg benaſchen, erfährt man gar nicht, was man machen kann. Frisch ſagte ein Mal: Winckelmann habe ſein Deutſch in Italien gelernt, man könne ſich die Augen daran wärmen, und Deine „Iphigenie" iſt in Italien ein Deutſches Werk geworden.

So ſei denn Du mein Italien, meine Sonne, mein Alles, und verlaß mich nicht, wie ich Dich nimmermehr verlaſſe!

Berlin, den 2. November. Z.

Berlin, den 22. November.

Das Gedicht an die Franzöſiſche Kaiſerinn iſt ein rechtes Meiſterſtück von Herz und Deutſcher Kraft. Luther würde es leben, und daß es hier wieder ſteht, wie es ſteht, würde er zuerſt erkennen, weil man nur ſeine Meiſter leicht verkennt. Quod scripsi, scripsi! Alſo: brava! in Luther's Namen.

Ich habe dieß Gedicht oft genug ſchelten hören, ohne es zu kennen, und freue mich eben, daß ich's zum erſten Male finde. Z.

Die Leſer und Meiner, die mir Dein letzter Brief vorführt, mögen zu den Geſellen in Auerbach's Hof gehören, von denen Mephiſtopheles ſchon vor fünfzig Jahren geſagt hat: „Alles ſpüren die Leute, nur nicht den Teufel, und wenn er ihnen noch ſo nah' iſt.

Auch hier merken ſie nicht, daß ſie mit dem Aegenwurm, der ſo glatt hinunter zu gehen ſcheint, einen Angel verſchlucken, der ihnen zu ſchaffen machen wird. Das Bächlein wird ſie noch manche Zeit im Bauche grimmen.

Weimar, den 22. November. G.

Um die freundliche und aufregende Unterhaltung nicht ſtocken zu laſſen, ſag' ich ein Wort zu jenem Verſuch, dem Reformations-Jubiläum eine Cantate zu widmen; im Sinne des Händel'ſchen „Meſſias", in welchen Du ſo wohl eingedrungen biſt, würde ſich es wohl am Beſten ſchicken.

Da der Hauptbegriff des Lutherthums ſehr würdig begründet iſt, ſo gibt er ſchönen Anlaß, ſowohl zu dichteriſcher, als muſicaliſcher Behandlung. Dieſer Grund mag beruht auf dem entſchiedenen Gegenſatz von Geſetz und Evangelium, ſodann auf der Vermittelung ſolcher Extreme. Setzt man nun, um auf einen höhern Standpunct zu gelangen, anſtatt jener zwei Worte, die Ausdrücke: Nothwendigkeit und Freiheit, mit ihren Synonymen, mit ihrer Entfernung und Annäherung, ſo ſieht Du deutlich, daß in dieſem Kreiſe Alles enthalten iſt, was den Menſchen intereſſiren kann.

Und ſo erblickt denn Luther in dem alten und neuen Teſtament das Symbol des großen, ſich immer wiederholenden Weltweſens. Dort das Geſetz, das nach Liebe ſtrebt, hier die Liebe, die gegen das Geſetz zurückſtrebt und es erfüllt, aber nicht aus eigener Macht und Gewalt, ſondern durch den Glauben; und zwar durch den ausſchließlichen Glauben, an den allverkündigten und Alles bewirkenden Meſſias.

Aus dieſem Wenigen überzeugt man ſich, wie das Lutherthum mit dem Papſtthum nie vereinigt werden kann, der reinen Vernunft aber nicht widerſtrebt, ſobald dieſe ſich entſchließt, die Bibel als Weltſpiegel zu betrachten; welches ihr eigentlich nicht ſchwer fallen ſollte.

Dieſe Conceptionen in einem ſingbaren Gedichte auszuſprechen, würde ich mit dem Donner auf Sinai, mit dem: „Du ſollſt!" beginnen; mit Chriſti Auferſtehung aber, und dem: „Du wirſt!" ſchließen.

Zu mehrerer Erläuterung meines Plans ſetze die Folgereihe des Ganzen hierher.

Erſter Theil.

1) Die Geſetzgebung auf Sinai.
2) Das kriegeriſche Hirtenleben, wie es uns das Buch der Richter, Ruth u. ſ. w. darſtellt.
3) Die Einweihung des Tempels Salomonis.
4) Das Zerſplittern des Gottesdienſtes, der ſich auf Berge und Höhen wirft.
5) Die Zerſtörung Jeruſalems, und in Gefolg derſelben die Gefangenſchaft zu Babel.
6) Propheten und Sibyllen, den Meſſias ankündigend.

Zweiter Theil.

1) Johannes in der Wüſte, die Verkündigung aufnehmend.
2) Die Anerkennung durch die drei Könige.
3) Chriſtus erſcheint als Lehrer und zieht die Menge an ſich. Einzug in Jeruſalem.
4) Bei drohender Gefahr verliert ſich die

Menge; die Freunde ſchlafen ein; Leiden am Oelberg.

5) Auferſtehung.

Tauſend andere Verhältniſſe werden Dir beim erſten Anblicke einfallen. Dieſe Dinge dürfen nicht hiſtoriſch, ſondern lyriſch verknüpft werden; Jedermann kennt das Ganze und wird ſich auf Flügeln der Dichtkunſt gern aus einer Region in die andere verſetzen laſſen.

Der Text beſtünde aus bibliſchen Sprüchen, bekannten evangeliſchen Liedern, dazwiſchen Neugedichtetes, und was ſich ſonſt noch finden würde. Eigene Worte Luther's möchten kaum anzuwenden ſein, da der treffliche Mann durchaus dogmatiſch-practiſch iſt; ſo auch ſein Enthuſiasmus. Doch iſt es Deine Sache, Dich in den Schriften ſelbſt umzuſehen. Vor allen Dingen lies die ganz unſchätzbare Vorrede zu dem Pſalter. Ferner die Vorreden und Einleitungen in die übrigen bibliſchen Bücher. Wahrſcheinlich trifft Du hier auf anwendbare Stellen, zugleich durchdringſt Du Dich vom Sinn der ganzen Lehre, deren Geſchenk wir feiern wollen.

Vielleicht iſt's hier am Platze, zu dem Obgeſagten, den Catholicismus betreffend, ein Wort anzufügen. Bald nach ihrer Entſtehung und Verbreitung litt die chriſtliche Religion durch ſinnige und unſinnige Ketzereien, ſie verlor ihr urſprüngliches Reine. Als ſie aber gar rohe Völker und verderbte Geſittete bändigen und beherrſchen ſollte, waren derbe Mittel nöthig; nicht Lehren, ſondern Dienſt bedurfte man. Der einzige Mittler zwiſchen dem höchſten Gott des Himmels und den Erdenmenſchen war nicht genug u. ſ. w., was wir Alle wiſſen; und ſo entſtand eine Art von heidniſchem Judenthum, das noch bis auf den heutigen Tag lebt und webt. Das mußte Alles in den Gemüthern umgeworfen werden, deßhalb bezieht ſich das Lutherthum einzig auf die Bibel. Luther's Verfahren iſt kein Geheimniß, und jetzt, da wir ihn feiern ſollen, thun wir es nur alsdann im rechten Sinne, wenn wir ſein Verdienſt anerkennen, darſtellen, was er ſeiner Zeit und den Nachkommen geleiſtet hat. Dieſes Feſt wäre ſo zu begehen, daß es jeder wohldenkende Catholik mitfeierte. Doch davon ein ander Mal.

In eben dem Sinne iſt auch das Monument ſchon erfunden, die Weimar'ſchen Kunſtfreunde arbeiten vor. Wir machen kein Geheimniß daraus, und wollen wenigſtens einen Stein in's Brett ſetzen.

Weimar, den 11. November. G.

Weimar, den 10. December.

Der Componiſt wird die Beziehungen aller Theile untereinander auf's Genauſte erwägen, und ſich von dem Donner auf Sinai immer Steigerungen vorbehalten, welche durch Abwechſelung zu erreichen ſind.

Ich habe, nach Anleitung des Händel'ſchen Alexander-Feſtes, Statt des dortigen einen Timotheus, mehrere Sprecher aufgeführt, welche theils bloß recitirend, theils in Geſang übergehend, theils mit dem Chor wetteifernd, gedacht werden können, wie man ſich im Gange der Beſchäftigung überlegen wird.

Die Sprechenden ſind meiſt Männer; es laſſen ſich aber auch, wenn es nöthig wäre, Frauen ſubſtituiren. Vor allen Dingen wünſcht' ich zu erfahren, wie etwa die Hauptſtimmen zu vertheilen ſind, und an welchen Stellen man eigentliche Arien einſchaltete, zu welchen man bibliſche und andere fromme Sprüche alsdann umbildete, damit ſie noch kenntlich wären und zugleich rhythmiſch bequemer.

Erſter Theil.

Symphonie.

Zum Schluß: Donner auf Sinai.

Zudringendes Halb-Chor (Volk). Es will in der Nähe ſehen, was da vorgeht.

Abhalten des Halb-Chors (Leviten).

Das Volk wird von Sinai zurückgedrängt und betet an.

Sprecher (Aaron) leitet das Ereigniß ein, erwähnt des Abfalls zum goldenen Kalbe.

Das Volk demüthigt ſich und empfängt das Geſetz.

Sprecher (Joſua).

Zug durch die Wüſte.

Eroberung des Landes.

Kriegeriſche Hirten-Chöre, im Sinne Derer meiner „Pandora".

Sprecher (Samuel), den ſchwankenden Zuſtand zwiſchen Prieſterthum und Königthum ausſprechend.

Beharren des Königs und des Volkes bei dem Begriff des einzigen National-Gottes.

Salomon's Regierungs-Antritt.

Frauen-Chöre.

Sulamit, die Geliebteſte in der Ferne.

Prieſter-Chöre.

Einweihung des Tempels.

Chöre aller Art.

Sprecher (Elias).

Die Abweichung gegen Baal vorbereitend.

Dienſt auf Höhen und im Freien.

Chöre des Volkes, das zur Heiterkeit frühern freiern Himmelsliebens zurückkehrt.

Muntere Feſtlichkeit, minder religiös.

Chöre der Prieſter, baalsgeſinnt, mit Härte und Rohheit imponirend.

Sprecher (Jonas), Drohungen, große Feindesmaſſen in der Ferne weiſſagend.

Herandringen des Feindes.
Beängſtigung.
Untergang des Reichs, gewaltſam.
Gefangenſchaft. Lieblich lamentabel.
Sprecher (Jeſaias), Rettung und künftiges Glück verkündend.
Chöre, es dankbar aufnehmend, aber im irdiſchen Sinne.
Propheten und Sibyllen-Chöre, auf das Geiſtige und Ewige hindeutend.
Schließt glorios.

Zweiter Theil.

Symphonie.
Sonnen-Aufgang.
Das Lieblichſte der Morgenluft.
Ländlich, nicht hirtlich.
Weite Einſamkeit.
Sprecher (Johannes).
Die Verheißung aufnehmend.
Den Geburtsſtern erblickend.
Als Morgenſtern.
Die Annäherung der Könige vorbereitend.
Zug der drei Könige.
Es iſt kein Widerſpruch, wenn hier Janitſcharen-Muſik gebraucht wird; denn dieſe iſt uns ja über den Orus hergekommen. Beſonders würde ſie erfreulich ſein, bei Ankunft des dritten Königs, der immer als etwas wild vorgeſtellt wird.
(Dieſe Scene möchte der Abwechſelung wegen entſchieden dramatiſch ſein.)
Abzug der Könige in die Ferne.
Sprecher (Chriſtus).
Tritt auf, lehrend.
Chor aufmerkſam, aber ſchwankend.
Gſteigerte Lehre.
Andrang und Beifall des Volks, immer im irdiſchen Sinne.
Chriſtus ſteigert ſeine Lehre in's Geiſtige.
Das Volk mißverſteht ihn immer mehr.
Einzug in Jeruſalem.
Sprecher (drei Apoſtel).
Furcht vor Gefahr.
Chriſtus: tröſtend, ſtärkend, ermahnend.
Einſames Seelenleiden.
Höchſte Qual.
Sprecher (Evangeliſt).
Kurze Erwähnung des phyſiſchen Leidens.
Ter. Auferſtehung.
Chor der Engel.
Chor der erſchrockenen Mächter.
Chor der Frauen.
Chor der Jünger.
Das Irdiſche fällt Mark ab, das Geiſtige ſteigert ſich bis zur Himmelfahrt und zur Unſterblichkeit. G.

Berlin, den 6. Januar 1827.

Die Heirath Deines tüchtigen Auguſt mit einem Mädchen, die von Stadt und Land geliebt und geliebt wird, kann und muß auch Dir wohl thun.

Nun kommt das junge Weiblein und ſtreichelt dem alten Herrn den Bart und kraut ihm hinter den Ohren und ſchleicht zur rechten Zeit wieder von dannen und koſtet das Süppchen und guckt in die Winkel und tupft mit dem Finger das Stäubchen auf und ſieht nach dem Wetter und geht in den Stall und läßt den Wagen vorfahren und verirt das alte Kind an die Sonne und läßt ihn durchlüften und packt ihn wieder in's Chaiſchen und legt ihm den Mantel zurecht, und im Hauſe ſteht ſchon die Suppe und erwartet ein freundliches Auge und Väterchen hinten und Väterchen vorne, und wo ſich's verſchieben, verdrücken oder reißen will, da tritt ſie ſtill ein und ſtellt wieder her die magnetiſche Kraft behaglichen Beiſammenſeins.

Grüß mir nun den braven Sohn und ſein Liebchen. Meines höchſten Antheils iſt er gewiß. Was er ſich ſelber macht, wird ſein ſein, und daß es gedeihe, dazu mögen die Götter helfen und Dämonen nicht ſtören. Z.

Dienſtag, Abends, den 23. Februar.

Wer nicht wüßte, wie er Dich lieben ſoll, mag die „Iphigenie" ſehn; ſie iſt ſo eben geſpielt worden.

Alle Wahrheit und Güte der Natur hat ſich über dieß Stück ausgegoſſen. Es ſind Menſchen, an denen man die Menſchheit, ja ſich ſelbſt verehrt, ohne ſich geſchmeichelt zu finden.

Es iſt ein religiöſes Stück; es hat mich in Thränen gebadet und erbauet, wie viele Andere.

Das Haus war zum Erdrücken voll und der Beifall unſäglich. Weiſt's wurden Beide herausgerufen. Sie zuerſt, dann auch er.

Sie haben Alle gewirkt, was möglich. Möchte nur Keiner wollen, was er nicht kann, und das Stück gar nicht verlangt und nicht leidet; denn es ſpielt ſich alleine.

Donnerſtag, Abends den 22. Februar.

Noch ein Mal auf Deine „Iphigenie" zu kommen, ſo habe ich Dir ſchon längſt ſagen wollen, wie anbehaglich wohl mir der Schluß gefällt, den Du in der „Italieniſchen Reiſe" angibſt; ja er iſt weit ſchlagender, als jener im gedruckten Stücke; doch eben deſwegen hätte auch das ganze Stück anders werden können. Wie es nun hier, ſcheint mir das Gedruckte, das Nahgſte, Natürlichſte: Der Fluch iſt gelöſt und ſeine Wirkung verſiegt, da die Schweſter wiedergefunden iſt, eben als noch das Entſetzlichſte zur Zerſtörung derſelben geſchehen

ſollte. Die Entdeckung, daß unter der Schweſter Niemand anders gemeint ſein könne, als Iphigenie, iſt höchſt glücklich; doch will mich das Gefühl einer Entſchuldigung nicht verlaſſen, daß nur der Handel geſchloſſen werde.

Zu meiner Beruhigung denke ich mir dabei, daß wohl Iphigenie eine ähnliche Weiſſagung der Diana gehabt habe, wie Oreſt des Apollo: daß ſie nämlich ihr ganzes Haus durch die Wiederfindung des Bruders entſündigen werde.

Z.

Ich habe nicht viel Zeit mehr, aufrichtig zu ſein, wir wollen ſie benützen: der Anblick iſt nur gar zu närriſch, wenn man von unſerm Standpuncte aus deutlich ſchaut, was für unglaubliche Vorzüge und Vortheile das Jahrhundert hat, was für treffliche Individuen darin wirken, und wie doch Alles durcheinander geht, eine Wirkung die andere aufhebt, ſo daß mir alle Menſchen, die ich einzeln ſpreche, vernünftig, und wie ich ſie in Bezug betrachte, verrückt erſcheinen. Das geht ſo weit, daß ich mir manchmal ſelbſt zweifhäßig vorkomme, und mich erſt wieder von ſolchem Zweifel erhole, wenn ich mit Menſchen ſpreche, die theoretiſch und practiſch in ihrem Fache zu Hauſe ſind. Woran es mir auf einer Academie wie die unſerige war und iſt, niemals gebrechen kann.

Da ich nun eine ſchöne, heitere Gartenwohnung bezogen, ſo ſoll der zweite Theil meiner „Italieniſchen Reiſe" auch an die Reihe, freilich mit dem alten Motto: „auch ich in Arcadien". Dieſes Italien iſt ein ſo abgedroſchenes Land, daß wenn ich mich darin nicht ſelbſt als in einem verjüngenden Spiegel ſähe, ſo möchte ich gar Nichts davon wiſſen.

Jena, den 29. Mai. G.

Berlin, den 21. Auguſt.

Zu den angenehmſten Erſcheinungen der letzten Tage muß ich voran Deines morphologiſchen Heftes gedenken, das ich verſchlungen, genoſſen und, nach meiner Art, durch und durch erkannt habe. Eine ſolche Art, die ungeheuern Tiefen der Natur, wie auf ſtiller Waſſerfläche, ruhig zu durchſchwimmen, als ob man den Weg dahin ſelber gefunden; ohne Sorge der Verirrung und Verwirrung ſich ſelbſt in der Natur und die Natur in ſich ſelbſt zu erkennen — das war meine Freude daran. Wie mir Bücher ſonſt eine Laſt und ſchwere Arbeit ſind, ehe ich ihr Ende abſehen und das unleſerliche Weſentliche davon abſondern kann, ſo muß ich Deine Schreiberei viele Male leſen und wiederholen, um wie in langen Fäden auszuſpinnen, was Auge, Verſtand und Sinn gleich erkannten. Auf einer kleinen Reiſe, von der ich mit Geheimerath Schinkel ſo eben zurückkomme, haben wir uns das Heft wechſelsweiſe vorgeleſen, vorgeſprochen, auseinander und ſauber wieder eingewikkelt, und hatten ſechszehn Meilen zurückgelegt, ohne den Weg zu bemerken.

Z.

Berlin, Sonnabend, den 11. September.

Deine Briefe aus Neapel ſind mit Sommerluft geſchrieben, ſtatt der ſchwarzen Dinte. Man weiß nicht, was mehr ergetzt: die Sachen oder das Machen; man iſt in Arcadien. Und wenn dieß Gefühl in Etwas geſtört wird, ſo iſt es der Neid, über die glücklichen Landsleute, die eines Gottes Hand zu Deiner Umgebung geführt hat.

Das Auge, womit die Dinge geſehen ſind; die Geduld, mit der ſie auf dieß Auge warten; der behagliche Verkehr mit dem Leſer: Alles promovirt eine Kette von Betrachtungen, die ſich, ſtuirt und proſtiirt, in's Unendliche fortpflanzen.

Eben bin ich aus Sicilien wieder in Neapel angelangt, nicht ohne etwas von der Seekrankheit abgekriegt zu haben. Was mich nicht wenig ergetzt hat, iſt geweſen Deine Predigt vom ſtillen, ſtürmiſchen Meere, da ich auch ein Mal in dem Falle geweſen bin. Warum mußte mir dieſelbe Sache nicht auf dem mittelländiſchen Meere vorkommen? Waſſer iſt doch Waſſer. Das Natürliche dabei iſt das Curioſeſte, daß man ſelber hingehen muß, um ſeekrank zu werden und ſelber eſſen, um ſich den Magen zu verderben.

Was Du an Herder über Homer ſchreibſt, iſt mir, da ich ihn zum erſten Male geleſen, ſchon ſo vorgekommen, und dieſe Vorſtellung hat ſich durch alle Wiederholungen beſtätigt. Auch habe ich ſelbſt in kleinern und größern Productionen nicht auf Wirkung, ſondern auf Gehalt gedacht. Was Du darüber ſagſt, bleibt ewig wahr, und — ewig neu, weil Jeder daran zu glauben glaubt.

Ich meine damit den trefflichen Herder ſelber, der Dir den Vorwurf zu machen ſcheint, daß Du am Daſein klebſt und es damit hältſt, und ſelber damit aller Philoſophie entſagt, indem er danach ſucht. Verlangt man den Schlüſſel zu dieſer unphiloſophiſchen Philoſophie, ſo darf man nur ſeine „Ariadne libera" anſkleiden, um ein Skelet zu finden, das mit großer Künſtlichkeit ausgeſchnitzert iſt, um ohne Wirkung zu ſein. Höchſt edel iſt die ſanfte Hand, mit der Du den guten, ernſten Mann hier aufhebſt und gegen das Licht hältſt. — Hat er es denn gemerkt?

Das Geheimniß der Urpflanze bewundere ich liebend und ſtaunend. Es iſt Nichts natürlicher, als die Natur, die immer da liegt, wo wir hinſehen; man ſucht das Pferd, worauf man reitet.

Staatsrath Schulz hat mir Dein Buch geliehen; denn es iſt noch nicht zu haben, auch kommt es nicht aus unſern Händen. Möchte man nicht denken, daß kein wahres Wort untergeht, ſo möchte man es vor der Welt verſchließen, wenn ein Mann wie Herder ſelber nicht gehörig achtet, was gefunden, und nur Ergrübeltes für Etwas hält. J.

Du kennſt Jene zu wenig, als daß es Dir etwas heißen ſollte, wenn ich ſage: daß ich auf dem rechten Saal-Ufer, unmittelbar an der Lamsdorfer-Brücke, über dem, durch die Bogen gewaltſam ſtrömenden, eisbelaſteten Waſſer, eine Zinne (vulgo Erker) in Beſitz genommen habe, die ſchon ſeit ſo vielen Jahren mich, meine Freunde und Nachkommenſchaft gereizt hat, daſelbſt zu wohnen, ohne daß nur Jemand ſich die Mühe gegeben hätte, die Treppe hinaufzuſteigen. Hier verweile ich nun die ſchönſten Stunden des Tags, den Fluß, die Brücke, Ufer, Anger und Gärten, und ſodann das liebe närriſche Neſt, dahinter Hügel und Berge und die famoſeſten Schlachthöhen, vor mir; ſehe bei heiterm Himmel die Sonne täglich etwas ſpäter und weiter nordwärts untergehen, wornach meine Rückkehr zur Stadt reguliert wird.

In dieſer nahezu abſoluten Einſamkeit iſt das dritte Heft von „Kunſt und Alterthum" dem Druck zugefertigt. Das zweite zur Morphologie bewegt ſich auch. Die Darſtellung der entoptiſchen Farben, im Zuſammenhang mit meiner „Farbenlehre," denke ich vor Oſtern auch noch zu gewältigen.

Da ich ſo manches Liebe von Deiner eigenen Hand empfange, und dagegen wenig erwiedere, ſo ſende ich Dir ein uralt Blättchen, das ich nicht verbrennen konnte, als ich alle Papiere, auf Neapel und Sicilien bezüglich, dem Feuer widmete. Es iſt ein ſo hübſches Wort auf dem Wendepuncte des ganzen Abenteuers, und gibt einen Dämmerſchein rückwärts und vorwärts. Ich gönne es Dir! Bewahre es fromm. Was man doch artig iſt, wenn wir jung ſind! G.

Jena, den 10. Februar.

Beilage.

„Meine Liebe, noch ein Wort des Abſchieds aus Palermo. Ich kann Dir nur wiederholen, daß ich wohl und vergnügt bin, und daß nun meine Reiſe eine Geſtalt nimmt. In Neapel hätte ſie zu Stumpf aufgehört. Aus meinen Blättern ſiehſt Du nur Einiges im Detail; vom Ganzen, von meinem Innerſten und den glücklichen Folgen, die ich fühle, kann und mag ich Nichts ſagen. Dieß iſt ein unſäglich ſchönes Land, ob ich gleich nur ein Stückchen Küſte davon kenne. Wie viel Freude macht mir mit jedem Tage mein Bißchen Wiſſen der natürlichen Dinge, und wie vielmehr müßte ich wiſſen, wenn meine Freude vollkommen ſein ſollte. Was ich Euch bereite, geräth mir glücklich, ich habe ſchon Freudenthränen vergoſſen, daß ich Euch Freude machen werde. Lebe wohl, Geliebteſte, mein Herz iſt bei Dir, und jetzt, da die weite Ferne, die Abweſenheit Alles gleichſam weggeläutert hat, was die letzte Zeit über zwiſchen uns ſtockte, ſo brennt und leuchtet die ſchöne Flamme der Liebe, der Treue, des Andenkens wieder fröhlich in meinem Herzen. Grüße Herder's und Alle, und gedenke mein."

Den 10. April 1787. Palermo.

Berlin, den 1. März.

Auch ich war in Arcadien! mit Dir in Arcadien; durch Dich in Arcadien! Auch ich habe geweint vor Freuden, daß ich Dir Freude machen werde: Du beſte Seele aller Welt!

Hiermit erhältſt Du das mitternächtliche Weſen, ſauber abgeſchrieben; in jeder Note ſteckt ein Gedanke an Dich: wie Du biſt, wie Du warſt und wie der Menſch ſein ſoll. Beſſer kann ich's nicht machen.

Dein Zettelchen aus Palermo macht mir unſägliche Freude. Wer iſt denn die Glückſelige, der dieſe Frühlingsſonne aufgeht? Gott weiß, daß es Neid iſt, warum ich frage; denn wie ich alle Huld der Welt auf Dich ausgießen möchte, ſo unmöglich iſt mir's, Deine Liebe mit Jemand zu theilen. J.

Ich ſtehe wieder auf meiner Zinne über dem rauſchenden Brückenbogen, die tüchtigen Holzflöße, Stamm an Stamm, in zwei Gelenken, fahren mit Beſonnenheit durch und glücklich hinab, ein Mann verſieht das Amt hinreichend, der zweite iſt nur wie zur Geſellſchaft.

Die Scheite Brennholz dilettantiſiren hinterdrein, einige kommen auch hinab, wo Gott will, andere werden im Wirbel umgetrieben, andere interimiſtiſch auf Ufer und Sandbank aufgeſchoben. Morgen wächſt vielleicht das Waſſer, hebt ſie alle und führt ſie weiterwärts zu ihrer Beſtimmung, zum Feuerherd. Du ſiehſt, daß ich nicht nöthig habe, mich mit den Tagesblättern abzugeben, da die vollkommenſten Symbole vor meinen eigenen Augen ſich ereignen.

Von den hundert Hexametern mag ich eben ſo wenig wiſſen als von den hundert Tagen der letzten Bonaparte'ſchen Regierung. Gott behüte mich vor Deutſcher Rhythmik wie vor Franzöſiſchem Thronwechſel. Dein mitternächtlicher Sechsachtel-Tact erſchöpft Alles. Solche Quantitäten und Qualitäten der Töne, ſolche Mannigfaltigkeit der Bewegung der Pauſen und Athemzüge, dieſes immer Gleiche, immer Wechſelnde! Da ſitzen die Herren lange mit Backen und Hörnern — — — ſich untereinander ver-

ständigen, dergleichen bringen sie doch nicht heraus.

Nun vergessen sie immer, daß sie uns früher, bis zur Langenweile, versicherten: ein Poet sei kein Grammatiker! Homer, Homeriden, Rhapsoden und alle das confuse Geschlecht haben so hingefaulbadert, wie Gott gewollt, bis sie endlich so glücklich gewesen, daß man ihr dummes Zeug aufgeschrieben, da denn die Grammatiker sich ihrer erbarmt und es nach zweitausendjährigem Renken und Rücken endlich so weit gebracht, daß außer den Priestern dieser Mysterien Niemand mehr von der Sache wisse noch wissen könne. Neulich versicherte mich Jemand, Xenophon habe eben so schlechte Prosa geschrieben als ich; welches mir denn zu einigem Troste dienen sollte.

Auf der Saal-Zinne im Sturm und Regen, am 19. März 1818. tui amantissimus

G.

Dienstag, den 24. März.

Auch ein neues Trauerspiel hat sich uns aufgethan: Die „Ahnfrau", von einem Herrn Grillparzer (wie er sich nennt), Elend und Jammer vom Anfang bis zu Ende, und weßwegen? Die selige Ahnfrau ist von ihrem Manne auf Dilettantismus ertappt und erstochen worden, und nun gibt sich das Schicksal die Mühe, das kleine F—ksal am ganzen daraus hervorgegangenen Geschlechte zu rächen. Alle Lebende sind unschuldig und rein wie die Sonne, und der Teufel holt sie alle. Doch ist das Wesen lange nicht so ekelhaft als der sänische „vierundzwanzigste Februar", wo das Thier sein Junges frißt. Talent ist nicht zu verkennen, wiewohl es verloren geht: es fehlt an Licht, und wo das nicht ist, danke ich für den Schatten. Z.

Morgenblatt. 1818. No. 240.

Ein fremder Mann, von Sterne kennt,
Herr Doctor Meißner heißt er,
Wirft Blitz gleich zum Fenster hinaus,
Sogar den „Verlornen Sünder".
Er ganz allein versteht es recht.
Darum ist gar kein Zweifel:
Denn geht es seinen Herden schlecht,
Erquickt er sie dem Teufel.

G.

Den 27. August.

Nun schreibe ich Dir, mein liebster Freund, aus Frankfurt am Main, von wo ich nach Wiesbaden gehen wollte.

Gestern habe ich die berühmte Madame Schröder aus Wien als Sappho auftreten sehn. Ich habe sie schon ein Mal in Berlin gesehen, ohne Urtheil. Die gestrige Rolle ziemte und paßte zu ihrer Person. Die Sprache ist sehr deutlich, doch etwas gespannt und gezogen; das ganze Spiel vernehmlich und im Character, aber nicht graziös genug. Stimme und Ton wollten mir nicht ganz eingehn, und wenn gleich eine hübsche Frau, so ist sie doch keine geborne Schauspielerinn.

Das Stück kann ich nicht beurtheilen, wie ich's nicht erkenne. Es schwebt zwischen Griechischem und Modernem ohne einen festen Grund zu finden, und Alles könnte auch anders sein, ohne darum schlechter zu sein. Es sind lauter edle Personen, die sich verkennen und das Stück machen, aber der Zuschauer kann sie ebenso wenig erkennen; mir däucht, sie könnten es alle schlimmer meinen, um deutlicher zu erscheinen; sie sind aber zahm, zur Grausamkeit gegen die Zuschauer. Uebrigens wird das Stück hier weit mehr zusammengegeben, als in Berlin, wo es fast immer an Etwas fehlt; gefällt auch hier, und der älteste Schiesser sprach mit Enthusiasmus davon.

Um Lessing's Grab in Braunschweig, neben des alten Lampe Garten, haben sie freien Raum gelassen; kein Stein, kein Nichts liegt darauf. Das kommt mir recht groß vor, seitdem ich das silberne Denkmal gesehen habe, das sie Klopstock in Wandsbeck gesetzt haben, das der Wind schon ein Mal weggeweht hatte und mit armseligem Wortwerk bekritzelt ist. Du hast ganz recht: die Nachwelt ist nicht mehr wie die Mitwelt. Was wir haben, ist nicht viel, und was wir hatten, wissen wir nicht. Wer aus irgend einer andern Absicht, als weil er will und kann, über die Straße geht, ist die Sohlen nicht werth, worauf er geht. Z.

Seit Deiner Abreise habe ich fast nichts von Dem gethan, was ich mir vorgesetzt. Bei kaiserlicher Anwesenheit konnte nicht ablehnen, zu einiger Festlichkeit beizutragen und so übernahm ich, einen Masken-Zug auszustatten.

Der Zug bestand beinahe aus hundertfünfzig Personen; diese characteristisch zu costümiren, zu gruppiren, in Reihe und Glied zu bringen, und bei ihrem Auftritt endlich erpouiren zu lassen, war keine kleine Aufgabe, sie kostete mich fünf Wochen und drüber. Dafür genossen wir jedoch des allgemeinsten Beifalls, welcher freilich durch den großen Aufwand von Einbildungskraft, Zeit und Geld (da die Theilnehmenden es an Nichts fehlen ließen, sich herauszuputzen), der denn doch aber zuletzt, in kurzen Augenblicken, wie ein Feuerwerk in der Luft verpuffte, theuer genug erkauft wurde.

Ich habe mich persönlich am Wenigsten zu beklagen; denn die Gedichte, auf welche ich viel Sorgfalt verwendet, bleiben übrig und ein kostbares Geschenk von der Kaiserinn, erhöht durch freundliche, gnädige und vertrauensvolle Aufnahme, belohnte mich über alle Erwartung.

Nachdem wir nun diese große Hof- und Le-

deutſluth zu Euch hinſtrömen geſehen, habe ich mich ſogleich wieder nach Oſten gemacht und meine alten Bekanntſchaften angeknüpft. Ich möchte meinen „Divan" mit ſeinen Zugaben eben ſo gerne los ſein, als ich ihn zu Oſtern in Euern Händen wünſchte.

Weimar, den 2. Januar 1820. G.

Berlin, den 20. Mai.

Deine Feſtgedichte machen ein Leckermaul aus mir. Wenn ich ſie zuerſt hintereinander wegias, um mit dem Ganzen bekannt zu werden, ſo laſſe ich mir nun, zum Frühſtück, vor dem Eſſen, nach dem Eſſen, gegen Abend und vor dem Schlafengehen eins nach dem andern, oder wie ſie ſich greifen laſſen, ſchmecken, daß die Lippen nicht wieder von einander wollen. Sie kommen mir faſt vor, wie Haydn'ſche Menuetten, die ich auf ähnliche Art genieße. Allerliebſte Sternſchnuppen; fix, klar und wahr. Und allerliebſte Verſe, und Reime voller Muſik, und Gedanken zum küſſen. Z.

Berlin, den 2. Juni.

Der gute Schubarth windet und dreht ſich ab um eine Meinung über Dich, die ihm allein eigen und neu von der Elle ſei. Nicht wahr, das wäre Dir ſelber nicht eingefallen: daß im Felle das Thier und im Feuer der Funke hauſe? Will ich nun wieder zu mir ſelber kommen, ſo muß ich Deine Schriften wieder von vorn leſen. Was ſollte wohl die Welt anfangen, wenn dieſe Herren ſich nicht ſo viele Mühe gäben, ſie vor Ueberſchätzung des Guten zu bewahren? Hat ſich was zu überſchätzen! Gib nur her, alter Knabe, was Du noch unter dem Herzen haſt; ſo, wie ich uns kenne, haben wir noch Arbeit genug. Mäßiges nicht gering zu achten.

Deine Enträtſelung des Myron'ſchen Geheimniſſes hat uns unendlich befriedigt; was viele Geſchlechter, zu Tauſenden, lebendig empfunden haben, hat Jahrtauſende auf das Wort warten müſſen, womit es ausgeſprochen iſt; ja, das ſelige Werk des Künſtlers hat vergehen müſſen, um ſeine Weisheit an's Licht zu ziehen. Habe Dank für mich allein! wer weiß, wie lange es nun gedruckt ſein wird, bis ein beſſerer Dank erfolgt. Z.

Den 13. September.

Der alte Abt, Stadler, ein heiterer und geiſtreicher Geſellſchafter, erzählte Manches vom kleinen Napoleon, auf den der Kaiſer alle väterliche Huld verwendet.

Er iſt jetzt ungefähr acht Jahre alt und ſand ſchon vor vier Jahren ſeine größte Luſt an Soldaten, die ihn dafür wieder gern haben. Er erfindet lange Geſchichten und erzählt ſie ſeiner Umgebung, von denen eine eine ernſthafte Unterſuchung veranlaßt hat, und nachher lacht er ſie Alle aus. Mit Weibern und Kindern verträgt er ſich nur ſehr kurz, und lernt gern Sprachen. Letzthin frägt er den Kaiſer: „Wo iſt denn mein Vater?" — Dein Vater iſt eingeſperrt. — „Warum iſt er denn eingeſperrt?" — Weil er nicht gut gethan hat, und wenn Du nicht gut thuſt, wirſt halt auch eingeſperrt.

Den 16. September.

Aber die Schauſpieler überhaupt können wahrhaft geiſtige Stücke nicht mehr zuſammenbringen; Das habe ich auch in der „Merope" und ſonſt in Berlin bemerkt, und hier erſcheint der unſelige ſelige Kotzebue als der Wurm, der die dramatiſche Kunſt durch und durch gefreſſen hat. Ich bin jetzt viel gelinder gegen ihn geſinnt, als ehemals, aber es fällt mir jetzt immer mehr auf, wie den ſchlechten Schauſpielern alles Kotzebue'ſche geräth und des Eindrucks nie verfehlt.

Den 17. September.

Meine Wirthinn, ein tüchtiges Weib, findet ſeit einiger Zeit jeden Morgen, wenn ſie ihre Kuh melken will, die Zitzen leer. Da das Thier geſund iſt, ſo muß Dieberei im Spiele ſein: es wird von außen aufgepaßt und Nichts gefunden, als die leeren Zitzen. Um hinter die Wahrheit zu kommen, verſteckt ſie ſich ſelber im Stalle und ſieht: die Kuh ſpringt über eine drei Fuß hohe Wand, um ihr abgenommenes Spankalb zu ſäugen, und begibt ſich nach geſchehener Arbeit wieder auf ihren Poſten.

Du haſt die Seele von Myron's Kuh gefunden und ich die Kuh ſelber: ſie lebt heutigen Tag noch, ſie iſt unſterblich.

Dieſe Geſchichte iſt zwar überall zu Hauſe, doch will ich nur ſagen, daß ich eben in Prag bin, im Neſſe. Der Wirth heißt Hübſch, die Frau iſt hübſch und das Stubenmädel war hübſch; denn die Wiener-Gaſthäuſer ſind in dieſem Puncte viel weniger als hübſch. Z.

Den 11. Mai 1821.

Geſtern, als den 24. Dieſes, am Geburtstage der Fürſtinn Radziwill, iſt endlich unſer „Fauſt" glatt und rund vom Stapel gelaufen. Der König war ſo zufrieden mit uns, daß ich ſein Lob aus ſeinem Munde honigſüß vernommen habe, und hinterher wohl ſagen mag, daß ich ſelber zufrieden war.

Was ich nächſtdem nun auch noch für Dich zu bemerken finde, beſteht in der Anerkennung des Ganzen. Die Senſation unſerer erſten Verſuche, ſeit zehn Jahren, hatte bis heut einen Bitterſchmack, der in Einzelnheiten und Worten ſeinen Grund hatte. Einige konnten darüber nicht wegkommen, biſſen die Lippen und

konnten nicht begreifen, wie man öffentlich nennen könne, was ſie ſich genug ſchuldig wiſſen. Daher mußten Worte mit andern vertauſcht und vertuſcht werden. Nun fangen ſie ſchon an, die rechten Worte zu vermiſſen und eine Dame ließ ſich geſtern vernehmen: da man ſo viel ſage, ſo ſei nicht zu begreifen, wie man nicht Alles ſage, was geſchrieben ſteht.

Es iſt Dieß der nämliche Fall, wie mit den beiden coloſſalen Apoſteln, welche hier am Eingange unſers Thiergartens aufgeſtellt ſind. Dieſe beiden Statuen von Sandſtein erinnere ich mich von Jugend an in puris naturalibus geſehen und niemals eine Anmerkung darüber vernommen zu haben. Gott weiß, welcher züchtige Staats-, Kunſt- und Cultmann vor Kurzem auf den Einfall gekommen iſt, den beiden Apoſteln ein Blatt nebſt Stengel vor die Scham anbringen zu laſſen. Dieß Blatt iſt mit eiſernem Dübel befeſtigt, der den Roſt herbeigezogen und die ganze Stelle ſo verunziert hat, daß es ein wahres Spectacel iſt, weil das Auge mit Gewalt auf die Stelle gezogen wird, indem die ganze Statue weiß iſt. Am Unzufriedenſten ſind die Weiber, welche ſich eben verrathen, indem ſie ſich Nichts wollen merken laſſen.

So mit dem „Fauſt“: nun wollen ſie Alles wiſſen und Alles haben, indem ſie ihn Alle leſen und wieder leſen. Die Herzogin von Cumberland war wieder voll Deines Lobes und bedauerte, daß ſie nicht allen Proben hatte beiwohnen können, weil das Stück eigentlich eine Sache ſei, die man ſich nicht zu oft vorführen könne, um in ihre Tiefe zu ſchauen. Dein Vivat bei Tiſche war aus einem Munde, es beſtand in einem hundertſtimmigen dreimaligen Accorde.

Wenn Radziwill's Compoſition auch gar kein eigenes Verdienſt hätte, ſo würde man ihm doch das große zugeſtehn müſſen, dieß bisher im dickſten Schatten verborgen geweſene Gedicht an's Licht zu bringen, was Jeder, indem er es geleſen und durchempfunden, glaubte ſeinem Nachbar vorenthalten zu müſſen. Ich müßte wenigſtens keinen Andern, der Herz und Unſchuld genug gehabt hätte, ſolchen Leuten ſolche Gerichte vorzuſetzen, wodurch ſie nun erſt Deutſch lernen.

Denkſt Du Dir nun den Kreis dazu, in dem dieß Alles vorgeht: einen Prinzen als Mephiſto, unſern erſten Schauſpieler als Fauſt, unſere erſte Schauſpielerin als Gretchen, einen Fürſten als Componiſten, einen wirklich guten König als erſten Zuhörer mit ſeinen jüngſten Kindern und ganzem Hofe, eine Capelle der erſten Art, wie man ſie findet, und endlich einen Sing-Chor von unſern beſten Stimmen, der aus ehrbaren Frauen, mehrentheils ſchönen Mädchen und Männern von Range (worunter ein Conſiſtorial-Rath, ein Prediger, eine Conſiſtorial-Raths-Tochter), Staats- und Juſtizräthen beſteht und dieß Alles angeführt vom königlichen General-Intendanten aller Schauſpiele der Reſidenz, der den Maſchinen-Meiſter, den Dirigenten, den Souffleur macht; in der Reſidenz, in einem königlichen Schloſſe: ſo ſollſt Du mir den Wunſch nicht ſchlimm heißen, Dich unter uns gewünſcht zu haben. Z.

Was ſoll ich aber nun zu Ducrer Fauſt'ſchen Darſtellung ſagen? Die treue Relation, die ich Dir verdanke, verſetzt mich ganz klar in die wunderlichſte Region. Die Poeſie iſt doch wirklich eine Klapperſchlange, in deren Rachen man ſich mit widerwilligem Willen ſtürzt. Wenn Ihr freilich, wie bisher, zuſammenhaltet, ſo muß es das ſeltſamſte Werk ſein, werden und bleiben, was die Welt geſehen hat.

Zu Ausfüllung des Platzes erzähle Folgendes: Vor etwa einem Jahr erzählte ich meiner Schwiegertochter, da wir gerade allein ſitzen, ein Geſchichtchen, dergleichen Du manche kennſt und wie ich noch verſchiedene im Sinne habe. Sie verlangt es zu leſen, ich muß ihr aber ſagen, daß es nur in meiner Einbildungskraft waltet. Die Zeit her habe ich kaum daran gedacht. Jetzt komme ich nach Schleiß, etwas früh, und habe Langeweile, ziehe gerade ein Buch Schreibpapier und einen leicht ſchreibenden Wiener Schwarzkreidegriffel aus meinem Portefeuille, fange an, die Geſchichte zu ſchreiben. Jetzt, da ich ſie abdictire, wo ich wenig zu verändern weiß, finde ich ſie ziemlich in der Hälfte. Das Weitere wird ſich wohl geben.

Jena, den 7. Juni. G.

Berlin, den 11. Juni.

Da ich immerfort Dich in Gedanken habe und mit Dein Weben und Leben wie ein Faden, wie eine ſchwingende, klingende Saite vor der Seele ſchwebt, ſo ſprang mir das Repomuckchen ſogleich entgegen: ich fand mich in Prag auf der Schützen-Inſel; die ſchöne Brücke vor mir, dazwiſchen den ſanften Strom, der tauſend Schiffchen mit hellen Kerzen trägt; das Frohlocken der Kinder, das Gewimmel und Getön der Glocken und der ruhige Gedanke, daß mitten in dem poetiſchen Wirr- und Irrweſen die Wahrheit ruht, wie ein ſchlafendes Kind — und das Stückchen ſtand vor mir.

Stelle ich mir nun noch vor, wie Du eben bei den Sängern ſtehſt und ſie nicht eher davon läſſeſt, bis ſie den Saft herausgehabt, ſo gewinne ich Deinen Dank, wie einer ſelbſtgewonnene Frucht und verſtehe auch mich, wenn ich denken darf, Dich zu verſtehen. Z.

Dem Prinzen Carl von Mecklenburg und

Fürſt Radzivil las ich die Stelle Deines letzten Briefes vor, welche alſo lautet: „Die Poeſie iſt doch wirklich eine Klapperſchlange, in deren Rachen man ſich mit widerwilligem Willen ſtürzt.“

Der Gedanke fand großen Beifall; ob ſein ganzer Inhalt durch und durch empfunden worden, ſei dahin geſtellt, ich will nur ſagen, daß ich ihn in ſeiner ungeheuern Schwere erſt recht gefühlt, als ich ihn eben dieſen Perſonen vorlas.

Denn an den Poeten iſt nicht viel zu verderben; wer ihr aber ſonſt noch nachläuft, der vergeſſe nicht, ſein Kreuz auf ſich zu nehmen.

Dienſtag, den 1. Auguſt. Z.

Den 11. September.

Geſtern wurde ein neues Trauerſpiel: „Die Fürſten Chawansky“ gegeben, von Dr. Ernſt Raupach. Madame Schröder die Sophie recht gut und brav und wie ſonſt. Die Frau iſt eine Summe von Talenten, die ſich immerfort untereinander zanken; keins will ſich zum andern geſellen. Unſere Zeitungen wiſſen ſie nicht auszuleben, doch habe ich geſtern den allgemeinen Eindruck auf's Korn genommen und deutlich genug bemerkt, den Unterſchied zwiſchen Wollen und Müſſen.

Das Stück iſt hiſtoriſch intereſſant, doch aus lauter halben Characteren zuſammengeflickt. Recht gute Verſe. Das Ganze kam mir vor, als wenn aus lauter Schiller'ſchen Stücken die beſten Einzelnheiten nacheinander hergeſagt würden; man ſah abwechſelnd in einer „Thekla“, in einer „Jungfrau von Orleans“, „Braut von Meſſina“, und keins wollte ganz in dieſer Sophie Raum nehmen, die bald vornehm, grauſam, gemein und was noch eine Czarewna von Rußland ſein will. Z.

Ganz beſonders, und gewiß im Namen jedes Freundes, darf ich danken für den Commentar zu Deinen Orphiſchen Stanzen.

Was mich betrifft, ſo hatte ich ihnen, wie Allem, was von Dir kömmt, in mir eine weiche Tiefe bereitet. Nun iſt ein gutes Wort mehr da, und ſieht man jetzt, wo Du herauskömmſt, ſo ſucht man zu errathen, wie Du in dieſe Tiefen den Eingang fandeſt.

Jemehr ich nun an Jahren zunehme, drängt ſich, was allgemeines Verhältniß betrifft, ein Gefühl der Billigkeit mir auf, bedenkend, daß das Talent ſein geheimes Verhältniß zur Muſe, wie die Laſt einer Schwangerſchaft ſchamhaft verbirgt, ja dem frechen Dichte zu entziehen ſucht.

So kömmt es mir vor mit Dir: Du geſt mit dem Ei am Herzen manchen Tag umher, ehe Du den Ort findeſt, wickelſt es ſchamhaft in unſcheinbaren Stoff und legſt es in ein ferneſ Eckchen.

Da es nun hier nicht gleich entdeckt und entwickelt wird, ſo iſt es kein Wunder, wenn die Welt erſt heut von Dem zu reden weiß, was ihr vor einem halben Jahrhunderte geboten ward.

Darüber wollen wir nun nicht ungeduldig werden, und Andern die Zeit laſſen, welche ſich die Natur ſelber genommen, uns zu Offenbarern ihrer Geheimniſſe zu erwählen, welches ja auch nicht eher geſchehen, als bis es an der Zeit war.

Indem ich überleſe, was ich hier geſchrieben, ſollte ich wohl ſagen, wie ich dazu komme, Dir ſo Etwas zu ſchreiben: eine „Iliade“ nach dem Homer. Und nun beſinne ich mich erſt, wie mir zu Muthe war, als ich dieſe Stanzen in der Morphologie las.

Ein Schriftſteller, den Du öffentlich geliebt haſt, ſtellte mich ſchon vor mehreren Jahren zur Rede: wie ein Mann Deiner Art die Beſchreibung ſeines Lebens ſo einleiten könne, wie Du es gethan, indem Du Dich bei Deiner Geburt einer glücklichen Conſtellation der Planeten rühmſt.

Ich weiß nicht mehr, was ich in dem Augenblicke geantwortet habe, und erinnere mich bloß, daß es eine Grobheit war, die ungefähr ſo herauskam:

„Sie haben recht, nicht an die Einwirkung der Geſtirne zu glauben; Sie ſehen aber auch darnach aus.“

Hätte ich nun damals Deine Stanzen ſchon gekannt, oder gar den Schlüſſel dazu gehabt, ſo hätte man ſich billiger und höflicher ausdrücken können; Du mit Deinen Räthſeln alſo biſt oft Schuld, wenn ich täppiſch auf gute Leute herfahre und für einen Grobian paſſire.

[illegible], den 21. Oktober. Z.

Montag, den 22. Oktober.

Dein Bruſtbild habe ich geſtern zum zweiten und heute zum dritten Male betrachtet. Es iſt das von Rauch.

Da ich auf den erſten Eindruck halte, ſo mag ich ſolchen wohl mit ſpätern Eindrücken vergleichen, und habe mich höchlich befriedigt gefunden.

Hofrath Meyer meint, es ſei etwas Geſpanntes in den Geſichtszügen und kann recht haben, indem Solches die erwählte Stellung des Kopfes mit ſich bringt, die ein Act des freien Anſchauens iſt.

In jedem Falle hat unſer Künſtler gleich zum erſten Male tiefer in Dich hineingeblickt, als ſeine mir bekannten Vorgänger.

Die Meiſten haben Dir ein Imponirendes zu geben geſucht, wenn ich im Verhältniſſe Dei-

Märten.

Nun iſt's aus.

Schnaps.

Die Wohlgeſinnten kommen eilig. Da laß ich mich nieder, (Er ſetzt ſich) und rede ſie an.

Märten.

Du armer Topf!

Schnaps.

Brüder Bürger! ſag' ich.

Märten.

Das klingt freundlich genug.

Schnaps.

Leider ſeh' ich euch uneins.

Märten.

Im Topfe iſt es ja ganz ſtille.

Schnaps.

Es iſt eine heimliche Gährung.

neß Aeußern zum Innern den gebornen Reichsbürger zu finden meinte, im Conflict mit angebornem Willen dagegen.

Das wohlgefälligſte Bild von Dir iſt eine Original-Zeichnung in ſchwarzer Kreide, von G. M. Kraus, vom Jahre 1776, worin ich Dich ganz erkenne, wiewohl es Dir jetzt nicht mehr gleicht; wo Alles: Stirn, Auge, Naſe, Mund, Kinn und Haar aus einem Centro kömmt, als dem Behufs von Dem, was in Dir iſt und von Dir ausgeht.

Dieſe Zeichnung habe ich dem Erben des alten Nicolai abgeſchwatzt; er ſelber würde ſie mir niemals gegeben haben. Sie hängt vor mir, indem ich Dieß ſchreibe, unter meinem Sebaſtian Bach; ich ſchreibe ihre Züge ab, und mir iſt eben, als wenn wir miteinander jung geweſen wären.

Etwas dieſem Geiſte Aehnliches glaubte ich in einer Zeichnung zu finden, die in Deiner großen Stube hing (iſt ſie nicht von Bury?), beſonders ein Jugendliches, das Dir ſchon gemäß iſt.

So eben geht Hofrath Meyer von mir. Was ich hier geſchrieben habe, las ich ihm vor. Er hat die Büſte bei Rauch wieder geſehn, wo ſie vortheilhafter aufgeſtellt iſt, und findet das hier Geſagte richtig. Von meiner Kraus'ſchen Zeichnung ſagte er: er habe ſie wohl ſchon betrachtet und nicht geglaubt, daß ſie von Dieſem ſei, weil ſie das Beſte ſei, was Kraus wahrſcheinlich jemals gemacht habe. Z.

Berlin, den 10. Januar 1821. Abends.

Nach dem vielen ſchlechten Zeuge, woran Augen, Geſchmack und Herz verderben, habe mich ſo eben an Shakeſpeare's „Romeo und Julie" wieder geſund geleſen: Ein unverwüſtliches Stück Arbeit, und in ſeiner dortigen Geſtalt ſo rund, wie ein Planet. Madame Stich und Herr Weiſſ mit allgemeinem Beifall und vieler Anſtrengung.

Das Stück dürfte ſich allein ſpielen, wenn man's gehen ließe; vielleicht wäre der Beifall geringer und die Wirkung noch größer. Eine ganze Welt von altem Haſſe und Mitgenliebe und alle moraliſche Deutung derſelben — Firleſanz. Die Sonne weiß viel, was ſie beſcheint. Gleich darauf habe ich Voß's Ueberſetzung nachgeleſen und ſage noch ein Mal: das Stück iſt unverwüſtlich. Wer es geſehn, geſchaut, geleſen — Engliſch, Deutſch, der leſe es auch Voſſiſch: es iſt unverwüſtlich! Z.

Berlin, den 9. Juli.

Ob ich Dir ſchon für Deinen Preis herzlich gedankt habe, weiß ich ſelbſt nicht; hier iſt es tauſend Mal geſchehen, und was dieß Mal das Beſondere iſt: es iſt darüber, ohne alle Ausnahme, nur eine Stimme. Der gute Humor, den dieſer Preis gleich am erſten Tage vom Allerhöchſten bis auf Meinesgleichen herab verbreitet hat, war in ſeiner tiefſten Stille ſo merklich und erhob ſich vom innig Andächtigen zum lauteſten Jubel, worin erſt ganz zuletzt die Trompeten und Pauken, wie gezwungen, einſtimmen mußten. Die „Iphigenie" iſt niemals, auch mir nicht, von der Wirkung geweſen, wie heute. Das Lied der Parzen hat jedes Herz erſchüttert — man ſchien es noch nie gekannt zu haben. Z.

Berlin, den 8. Auguſt.

Sodann ſind wir zu den „Quedlinburger „Wanderjahren übergegangen, die ich eine ira vom erſten bis zum letzten Worte durchgeleſen habe.

Da der Mann in Deinem gewandten Kleide einhertritt, ſo wird er manche Thüre offen finden. Eine Kleinigkeit ſcheint ihm eben dabei nicht eingefallen zu ſein: daß er nämlich weder ſo noch Das ſchreiben könnte, wenn er nicht von ſeines Herrn Tiſch käme. So habe ich ihm aus meinem Fenſter abgemerkt, daß er von Denen iſt, die Du klug gemacht haſt; denn wo ein Weiſer iſt, ſind auch gleich viele.

Mit dem Urtheile iſt es eine eigene Sache, da es doch nur innerlich Statt findet. Will man es nach außen klar machen, ſo tritt die Sache gern in's alte Geheimniß zurück und unvermuthet ſieht man vor der Thüre, wo man ſtand, ehe man in's Haus gelaſſen war. Was der Eine als Vortheil zugeſteht, will der Andere für Mangel erkennen. Man gibt, was man hat und ſchreibt, was man kennt und weiß, und Jener verlangt, was Dieſe nicht leiſten wollen. Mit dem Weinſtocke will er dingen und handeln. — So machen wir es freilich Alle; d'rum wollen wir ihn geduldig tragen und mit dem Weinſtocke ihm zurufen: dummer Teufel! was ich Dir gebe, iſt ja Wein! Gehe hin und danke zuerſt Dem, der Dir den Durſt gegeben hat; haſt Du aber keinen Durſt, ſo kannſt Du keinen löſchen. Z.

Berlin, den 23. October.

Herr Nägeli hatte ſich völlig darauf gefreut, daß mich ſeine Aufgabe meiner Lieder höchlich erfreuen ſollte, und kann ſich nicht genug wundern über meine Unverſchämtheit, die vielen Druck- und Drechfehler darin nicht zu billigen. Von dem Bildniſſe habe ich die Satisfaction, daß die Leute mich beſſer ausſehend finden; das kann man denn doch nicht übelnehmen. Z.

Geſtern erſt brachten ſie die mir beſtimmten Exemplare, an welchen freilich Herr Nägeli ſeine typographiſche Kunſt und der Portraitiſte

wenig Sinn für Geſtalt und Character bewieſen hat.

Das gute Wort, das Du über den Prolog ſagſt, erfreut mich ſehr; es trifft mit Allem zuſammen, was ich gehört habe und noch höre. Gar ſehr dient es zu meiner Beruhigung, daß ich, in der ſtillſten Klauſe, ſo weit vom lebendigſten Leben entfernt, Das zu produciren wußte, was dort, in einem höchſt bedeutenden Momente, ſchicklich und erfreulich war. Ich hoffe, man wird nach und nach das Gelegenheits-Gedicht ehren lernen, an dem die Unwiſſenden, die ſich einbilden, es gebe ein unabhängiges Gedicht, noch immer nörgeln und nifteln. Unter den „zahmen Xenien" wirſt Du künftig finden:

Wirſt Du Dich auf Dichter beweiſen,
Mußt Du nicht Helden noch Herren preiſen;
Hier iſt Thebä! Tanze Du Nicht
Und der Gelegenheit ſchaff' ein Gedicht!

Dieſes erlaſſe gegenwärtig, mein Theuerſter, am 13. October in Jena, an demſelben Puncte, wo vor ſo viel Jahren Alles zuſammen nur ein Untergang war; heute dagegen, als am Sonntage, iſt es hier außen ſo ſtille, daß, wenn nicht zu einer Staatstaufe die Gevattern und andere Zeugen zuſammengefahren würden, man die Räume für ausgeſtorben halten ſollte. Indeſſen grünen die alten Linden noch ganz herrlich, welche jenem Schlachtgetümmel und Bränden ruhig zuſahen, und ich ſchleiche noch manchmal aus meiner unſcheinbarſten Hütte in den botaniſchen Garten, wo ich freilich Deine ſchöne Schülerinn vermiſſe; Du kannſt ſie immer wieder einmal von mir grüßen.

Daß ſich Boucher und Frau ſo gut halten, freut mich; denn es iſt Naturell hinter großem Fleiß und Uebung. Was Du von der Menſchenſtimme ſagſt, hat ganz meinen Beifall. Als ich die Cataloni in Carlsbad hörte, ſagte ich ganz eigentlich aus dem Stegreife:

Im Zimmer, wie im hohen Saal,
Hört man ſich immer faſt,
Und man erfährt zum erſten Mal,
Warum man Ohren hat.

Jena, den 14. October. G.

Hier kommen alſo die „Wanderjahre" angezogen; ich hoffe, ſie ſollen bei näherer Betrachtung gewinnen; denn ich kann mich rühmen, daß keine Zeile drinnen ſteht, die nicht erlebt oder gedacht wäre. Der ächte Leſer wird das Alles ſchon wieder herausfühlen und denken.

Jena, den 18. October. G.

Berlin, den 24. October.

Was Deine Lehren und ihre Wirkungen in die Ferne betrifft, ſo kannſt Du ohne Sorge ſein. Wo ein Quell iſt, wird's am Fließen nicht fehlen, und wenn ich Manches zu hören habe, ſo verſtehe ich daraus deſto beſſer.

Ein recht geſchickter Mann in ſeiner Art fand letzthin die „Quedlinburger Wanderjahre" vollkommen nach ſeinem Sinne und ſprach darüber und ihren Zweck und Bedeutung für einen ſolchen Mann ſo einfältig als möglich. Da man bei der Gelegenheit auf mich ſah und Alles ſchwieg, ſo nahm ich das Wort und erwiederte: „Was Sie da ſagen, habe ich auch einmal zu Einem geſagt und Der antwortete mir: Goethe iſt immer fünfzig Jahre eher klug als die Andern; Sie aber ſind nicht klug; denn Sie verſtehen ihn nicht." J.

Den 1. April 1822.

Ueber den „Meſſias", der aus Luther'ſchen Bibelworten zuſammengeſetzt iſt, bin letzthin wieder unter die Philologen gerathen und wie es heißt, grob worden. Es ward geſagt: die Muſik ſei ein wunderliches Weſen, indem ſie Proſa metriſch behandle.

Ihr Herren, war die Antwort, wißt nicht, was Proſa iſt. Es gibt gar keine Proſa. Was Ihr ſo nennt, wird nur durch Euch dazu, indem Ihr an Euch und an der Welt ſo lange ſchnitzt und drechſelt, bis Ihr die Hände voll Spähne habt, die Ihr denn getroſt für eins oder anderes ausgebt, um einen Namen zum Kinde zu haben. Ihr lebt und ſteht und geht und wißt es nicht und wißt Alles; Ihr redet und ſchweigt und begreift nicht, daß Alles metriſch iſt, ſo lange Ihr geſund ſeid. Da Ihr aber um das Letztere immer den Doctor fragen müßt, ſo iſt Euch nicht zu helfen, Sela. Das war übermüthig, ſtolz u. ſ. w.

Wir wären wir ein Vieh!
Merkt man nicht Griechiſch? Lieb Ihr.
Wie weit ſind Sie denn der?
Wie verſteht denn Sie Ihren Homer?

Schlagen ſich Frau und Herrn —
Und wir? — Wir wären die Schelm? —
Nun, ſeht Meiers, nun!
Das kann nicht ſein! J.

Berlin, den 25. Juni.

Deinen neuen Band: „Aus meinem Leben" habe bereits verſchlungen, wenn auch noch nicht verſchluckt; ich bin von Schlangenart und brauche Zeit zum Verdauen. Vorläufig will nur ſagen, daß der Champagne-Krieg eben zu rechter Zeit kommt, wenn auch die Wirkung ſich nicht gleich zeigt. Mir geht's nicht beſſer, Alles zerfließt mir auf der Zunge, hernach geht's erſt an's Lauen, was Weile haben will. Iſt Dir doch auch nicht Alles angeflogen. Das Unheil aus dem ſchnöden Pfuſchweſen iſt denn doch ſo dargeſtellt, daß man nicht vor Scham verzweifeln muß, und dazwiſchen manchmal lächeln kann.

Das ſollen die Prahlhänſe, die Geſchichtſchreiber, wohl bleiben laſſen.

Den berühmten Schuldenmacher, Herrn Müllner, habe in Dresden kennen lernen, ohne mich zu ſeiner Schuld zu bekennen, die mich einige Mal ſo in Schrecken geſetzt hat, daß ich nicht über den zweiten Act hinausgekommen bin. Außerdem ſieht der wüthende Mann, den ich mir in Geſtalt eines Reibeiſens dachte — ganz geiaſſen aus. Z.

Für Dich iſt mir übrigens nicht bange: Deine Natur weiß zu aſſimiliren, worauf doch Alles ankommt. Verſtände man ſeinen Vortheil, man würde nichts Ueberliefertes tadeln, ſondern was uns nicht anmuthet, liegen laſſen, um es vielleicht künftig aufzunehmen. Dieß begreifen die Menſchen nicht und behandeln den Autor wie einen Barkoch; dafür liefert man ihnen denn auch Jahrmarkts-Bratwürſte nach Herzensluſt.

„Anders leſen Knaben den Terenz,
Anders Großvatd.“
Mich Knaben ärgerte die Sentenz,
Die ich nun gelten laſſen muß.

Leſe ich nun den Homer, ſo ſieht er anders aus, als vor zehn Jahren; würde man dreihundert Jahre alt, ſo würde er immer anders ausſehen. Um ſich hiervon zu überzeugen, blicke man nur rückwärts; von den Piſiſtratiden bis zu unſerm Wolf ſchneidet der Alvater gar verſchiedene Geſichter.

Uebrigens iſt mir höchſt erfreulich, daß er (genannter Freund) nicht verbrannt, noch vom Fieber aufgefreſſen iſt; denn ich mag ihn über der Erde nicht gern entbehren. Seinesgleichen kommt auch nicht wieder. Hätte ihn Gott zu ſo Vielem noch freundlich gewollt! — Doch, wie ſoll dieß Alles beiſammen ſein, was ſich widerſpricht.

Daß Du meine Behandlung der ſchmutzigen Campagne billigſt, freut mich ſehr. In einer ſolchen Tragödie den Grazioſo zu ſpielen, iſt immer auch eine Rolle.

Stadt Eger, den 9. Auguſt. G.

Den 17. Auguſt.

Heute ſind es ſechsunddreißig Jahre ſeit dem Tode des großen Friedrich. „Der Tyrann!“ Dachten nicht ſeine Sclaven, mit ihm müſſe die Welt untergehen? Dem iſt aber nicht ſo; die nicht todt ſind, leben noch und reißen und beißen ſich um ein Zipfelchen Erde, das aus einer Hand in die andere geht.

Einer von unſern ſiebenundſiebenzig Weiſen, den Du im Jahre 1814 zu Wiesbaden mit einer Fröſchine paaren wollteſt, möchte froh ſein, wenn der Tyrann noch lebte. Was ſie damals im Ganzen ganz hatten, iſt ihnen jetzt zugeſchnitten, und ſie ſind einfältig genug, ſich merken zu laſſen, daß ſie daran noch zu viel haben.

Als ein Burſche von fünfzehn bis ſechszehn Jahren gehe ich eines Abends über die Straße. Ein Knabe gleichen Schlages geht an mir vorüber: fängt an zu ſingen: „Blühe liebes Veilchen“ und hört damit auf. Nachdem ich ein Veilchen gewartet, ſinge ich unwillkürlich den zweiten Vers: „das ich ſelbſt erzog“ hinterher. Wir waren ſchon eine Strecke auseinander, als ich mir nachrufen höre: „Alfanz! Dummerjahn! Wenn Er ſingen will, ſinge Er ſich allein ein Lied an“ u. ſ. w. So ungefähr kommt mir der Herr Carl Chriſtian Ludwig Schöne vor, deſſen „Fauſt“ ich vom erſten bis zum letzten Worte redlich durchgeleſen habe. Da er ſich Deines Lobes ſtatt Tadels zu erfreuen wünſcht, muß er wohl an ſich glauben, weil er hier ſein ganzes Talent erſchöpft hat.

Eigentlich verſtehn wir Alle Deinen „Fauſt“ recht gut, wir möchten wollen oder nicht, ſonſt könnte weder Senſation noch Gefallen daran Statt finden; nimmt ſich's aber Einer heraus, zu ſagen, wie er dazu gekommen iſt, ſo entſteht das dümmſte Zeug. Möge „Fauſt“ dem Herrn Schöne immer noch ein Mal erſcheinen und ihm ſagen: „Sieh mich doch noch ein Mal an, ob ich wirklich ein ſo dummer Eſel bin, als Du mich machſt.“ Z.

Herr Schöne hatte mir ſein Manuſcript geſchickt, ich ſah nur hier und da hinein; es iſt wunderlich, daß ein ſinniger Menſch Das für Fortſetzung halten kann, was nur Wiederholung iſt, das Hauptunglück aber bleibt, daß ſie haben in Proſa und in Verſen ſchreiben lernen und damit, meinen ſie, wäre es gethan.

Weimar, den 21. December. G.

Mit Philologen und Mathematikern iſt kein heiteres Verhältniß zu gewinnen. Das Handwerk der Erſten iſt: zu emendiren, der Andern: zu beſtimmen; da nun am Leben ſo viele Mängel (mendae) ſich finden, und ein jeder einzelne Tag genug an ſich ſelbſt zu beſtimmen hat: ſo kommt in den Umgang mit ihnen ein gewiſſes Unleben, welches aller Mittheilung den Tod bringt. Wenn ich denken müßte, daß ein Freund, an den ich einen Brief dictire, über Wortgebrauch und Stellung, ja wohl gar über Interpunction, die ich dem Schreibenden überlaſſe, ſich formaliſire, ſo bin ich augenblicklich paralyſirt und keine Freiheit kann Statt finden.

Für das Liedchen danke ich zum Allerſchönſten; ich habe es erſt mit den Augen gehört und mich abermals Deiner liebenswürdigen, characteriſtiſchen Conſequenz gefreut.

Weimar, den 31. Januar G.

Verehrteſter Freund!

Wir haben in der letzten Zeit ſehr traurige und beunruhigende Tage verlebt; mein armer Vater wurde plötzlich am 17. dieſes Monats von einer Entzündung des Herzbeutels und wahrſcheinlich auch eines Theils des Herzens, wozu ſich noch eine Entzündung der Pleura geſellte, überfallen, welche ihn im Verlauf der Woche an den Rand des Grabes ſtellte; glücklicher Weiſe traten am neunten Tage, als dem 25., die von den Aerzten erſehnten Criſen ein und in dieſem Augenblicke ſcheint die Gefahr vorüber zu ſein. Wir hoffen, daß die ſtarke und gute Natur des Vaters, welche ihn in ſeinem hohen Alter dieſe bedeutende Krankheit überſtehen ließ, auch die etwanigen Folgen überwinden helfen wird. Treu ergeben

Weimar, den 26. Februar. Auguſt v. Goethe.

Berlin, den 3. März.

Das wahr ein verwünſchter Zuſtand! Die Leute glauben, weil Du Alles weißt, ſo müſſe ich von Dir wiſſen. Man ſchickt mir das Haus voll Schrecken um Nachricht von Dir, und ich, der von Nichts weiß, ſoll den Tod haben.

Glücklicher Weiſe hat meine Kundſchaft dadurch nicht gelitten; denn nun meldet man mir von allen Seiten Deine Rettung, Deine Beſſerung, als Stimme des allgemeinſten Antheils; wobei ich mich denn ſo lange beruhigt ſtellen will, bis ich eine Zeile von Deiner Hand mit Augen ſehe und mit Händen greife.

Alle Götter und Heiligen mögen ſich Deiner Geneſung rühmen und freuen und ſo lebe und liebe Deinen Z.

Verehrteſter Freund!

Mit wahrer Freude nehme ich die Feder abermals in die Hand, um Ihnen zu melden, daß das Wohlbefinden des Vaters ſich befeſtigt und die Geneſung mit ſtarken Schritten vorſchreitet. An „Kunſt und Alterthum" und der „Morphologie" wird wieder gearbeitet und ſo kommen wir nach und nach in unſere alten Zuſtände, wozu das Wiederzuſammeneſſen mit gehört.

Wie wunderbar froh ſehen wir wieder in die Zukunft! und wie liegt die letzte Zeit als ein böſes Traumgeſicht hinter uns!

Ihre lieben Lieder ſind angekommen und erfreuen den Vater herzlich, ſo wie Alles, was von Ihnen kommt. Ihr treu ergebener

Weimar, den 12. März. Auguſt v. Goethe.

Erſtes Zeugniß erneuten Lebens und Liebens dankbar anhänglich J. W. v. Goethe.

(Eigenhändig mit Vorſicht auf ein Extra-Blatt.)

Berlin, den 7. März.

Ein Paar von Fragern läßt ganze Salven auf mich los, die ich alle nicht anders zu beantworten weiß, als daß Alles zur Beſſerung geht mit Dir. Wenn Du, liebſter Mann, noch beſſer werden ſollſt, als Du biſt — was ſoll mit uns werden? — Doch will ich nicht geſpaßt haben; der Ernſt iſt mir natürlich genug. D'rum, ſobald Du eine Hand regen kannſt, ſo ſende mir ein: Treulichſt und ich will ſo zufrieden ſein, wie möglich.

Geſtern Mittag, im Künſtlerverein, iſt Dir ein Vivat gebracht worden, daß Dir die Ohren müſſen geklungen haben. Z.

Berlin, den 19. März.

Mit welcher Freude ich Dein eigenhändiges G., auf der Außenſeite von Auguſt's Briefe, vom 16. März, ſogleich wieder erkannt habe, wiſſen die Götter. Dieſes G. verräth die alte, feſte Hand, an der ich Dich wieder erkenne, wo ich Dich finde.

Dieſes G. habe mit Deinem Siegel ausgeſchnitten und außen an meine Thüre geheftet, damit jeder Zumirkommende ſogleich erfahre und erkenne, daß bei mir das Leben wohne, daß Du lebſt. Dr. Schubarth erkannte ſogleich die Bedeutung. Z.

Hier, mein Theuerſter, eilig, damit die Poſt nicht verſäumt werde, der ſchönſte Dank für Deine Char-Woche, an der Du mich ſo lebhaften Theil nehmen läſſeſt. Hierbei ein kleines Gabelfrühſtück, woraus Du Dir etwas Deinem Gaumen Willkommenes ausſtochern wirſt. Lebe wohl und pauſire nicht zu lange im Mittheilen.

Treulichſt

Weimar, den 2. April. G.

Die erſten Zeilen Deiner Wiedergeburt haben, gleich nach ihrer Ankunft, mehr als hundert Augen in Strahlen geſetzt. Sie wurden mir kurz vor der Liedertafel gebracht, da ſie von Hand zu Hand als Original-Zeichnung zum erquicklichen Schaugerichte worden ſind.

Wie bei der Geburt eines erſtgeborenen Reichserben haben hundert Schlünde ſich dreihundert Mal zu Deinem Preiſe entladen; die Champagner-Pfröpfe flogen wie Schlagröhren gegen die Decke.

Das hat mir denn für folgende Tage Muth zum Schanzen und Ochſen gegeben, bis ich meine Freitags-Muſik hinter mir habe.

Lieber Gott! was man ein Wicht iſt, wenn man Geld ſchneiden ſoll! und doch nur erſt wieder ein Kerl iſt, wenn man wieder Geld hat.

O, des ſinnigen Unſinns! Verzeih! Wenn ich jetzt an Dich denke, iſt mein Herz wie ein friſcher Honig, ich könnte es auf Brod eſſen.

Morgen iſt Oſtern. Dein Z.

Vor der Hand bin ich noch geſchwollen von der Manzon'ſchen Ode*), die ich wohl zwanzig Mal geleſen, um ſie zu verſtehn. Seebeck ſagte mir, daß es ihm nicht beſſer ergangen ſei.

Mit dem Verſtehen iſt es eine eigene Sache. Aufrichtig! verſtehe ich die Ode jetzt nicht beſſer, als da ich ſie zum erſten Male las und unwillkürlich auf den rechten Helden bezog. Faſt ſollte man denken: der unterrichtete Menſch ſei nicht ſo geſund, als der natürliche, und ſieht man die Geiſtesgerbereien um uns heran, ſo ſcheint etwas Wahres daran zu ſein.

An Deiner Breifahrt durch Champagne ergetze ich mich hinterher mit ähnlichem Antheile, den ich ſchon vorher an der hirnloſen Unternehmung nahm, und butt're friſch mit. Jetzt bin ich auf dem Rückmarſche, oder auf der Rückmanſche — in Longwy.

Was iſt es denn nun mit der Welt, wenn ein Mann von ſolchem Werth und Würde, wie der gute Braunſchweig, auf ſo gemeine Art vor aller Welt zu Schanden wird! Unbegrüßt, unbeklagt — ein Narrenſpiel in seculo! Mich Unwiſſenden verlachten, verwieſen ſelbſt Freunde, die Alles wußten; es fehlte wenig, ſo ward ich, der bürgerlichſte Bürger der Hauptſtadt, mit Leuchſenring zugleich auf die Grenze gebracht. Ich ſtand auf der Liſte. Und heut — ſoll ich damals recht gehabt haben!

Bd. 4. S. 184, IV. „Ich habe von den Unſerigen geſehen, für welche der Wahnſinn zu fürchten war."

Möchte ich doch ſagen: ich habe noch mehr geſehen. Ein Jugendfreund, völlig meines Alters, Soldat, von Kenntniß, Entſchloſſenheit, Dauer, Muth und Willen; Friedrich dem Großen empfohlen, durch den Herzog von Braunſchweig ſelber, als ſein unmittelbarer Schüler: der Obriſt von Maſſenbach ſitzt noch heut als Staatsverbrecher im Gefängniſſe. Ich glaube ihn ſtrafbar und muß ihn dennoch zu den treueſten Dienern zählen, die je ein Herr gehabt hat. Vielleicht weiß er es jetzt ſelbſt nicht mehr — ſo können Ab- und Umſtände den geſundeſten Sinn in Wahnſinn verkehren, wenn Recht und Pflicht ſich ſtreiten und — was haben wir daraus erlernt? Es iſt genug, Dein

Den 24. April. Mehrwillernichtſein.

Da Deine freundliche Stimme mir bis in dieſe Wälder folgt, entgegne ſogleich mit heitern Worten, um zu vermelden, daß es mir beſonders wohl geht. Denn vom Hauſe, nach einem ſo harten Winter, nach einer gewaltſamen Krankheit und einſam thätigen Monaten, beinahe lebensunfähig wegzugehen, war nicht zu verwundern. Reiſe, neue Gegenſtände, Veränderung aller Art, ſogar auch Unbequemlichkeit, neue An- und Eingewöhnung riefen mich eigentlich wieder in's Leben. Hier finde ich Berg- und Berggenoſſen leidenſchaftlich entzündet wieder, der Funke, den ſie von mir aufgefangen, lodert jetzt in ihnen auf den Grad, daß er mich ſelbſt erleuchtet.

So thun auch manche frühere Menſchenverhältniſſe gar wohl, indem ſie Zeuge ſind, daß man nach einer Jahresnacht, Neigung und Wohlwollen nicht verſchlafen hat.

Das Locale im Ganzen, beſonders auch, wo ich wohne, iſt der Geſelligkeit günſtig genug; es iſt eine Terraſſe von anſehnlichen Häuſern, flankirt von zwei gleich großen Gebäuden; in jeder Stadt würden dieſe Baulichkeiten für etwas gelten. Der Großherzog wohnt in der Mitte und glücklicher Weiſe iſt die ganze Nachbarſchaft von ſchönen Frauen und verſtändigen Männern eingenommen. Aeltere Verhältniſſe verknüpften ſich mit neuen und ein vergangenes Leben läßt an ein gegenwärtiges glauben.

Wie ich mit der Erdkunde mich vielleicht mehr, als billig beſchäftigt habe, ſo fange ich jetzt auch mit den atmoſphäriſchen Reichen an; und wär' es nur, um zu erfahren, wie man denkt und denken kann, ſo iſt das ſchon ein Vorgewinn. Man weiß recht gut, daß der Menſch Alles, Gott ſelbſt und das Göttliche an ſich heranziehen, ſich zueignen muß; aber auch dieſes Heranziehen hat ſeine Grade, es gibt ein hohes und ein gemeines.

Was ich aber eigentlich fördere, iſt die Redaction meiner Lebens-Chronik. Nach mancherlei Verſuchen habe ich endlich von der neueſten Zeit angefangen, da ich mich denn bei friſchem Gedächtniß nicht lange um Stoff zu bemühen brauche; endlich merke ich, ſo rückwärts arbeitend, wie das Bekannte, Gegenwärtige, das Verſchwundene, Verſchollene wieder zurückruft.

Daß Ihr mein letztes Heft gut aufgenommen, iſt mir deßhalb ſehr tröſtlich: in jedem ſolchen Hefte iſt mehr Leben niedergelegt, als man ihm anſieht. Leider lieſt Niemand heut zu Tage, als nur des Blattes los zu werden; darum ſoll der Schreibende immer tüchtiger werden, um der Nachwelt ein Zeugniß zu hinterlaſſen, daß er nicht umſonſt geſtrebt hat.

Wenn Du dieſe Briefblätter einſtimmig findeſt mit den ernſteſten Fichtengebirgen auf hohem Standpunct, ſo gedenke dabei meiner Umgebung, wo eben Gewitter, weit ausgedehnt, von den Bergen bis hinab in's Land blitzen, donnern und abregnen.

Mich freut es, daß Du mit unſerm Griesgram (Wolf) näher zu leben kamſt; im Grunde iſt es ihm denn doch um Behaglichkeit zu thun, nur daß er nicht wußte, wo ſie zu finden. Gruße

*) S. Bd. 4. S. 151.

ihn schönstens; ich habe gute Zeit mit ihm verlebt, nur ist meinem Elemente das Widersprechen fremd, und da konnten wir, mit dem besten, beiderseitigen Willen, niemals lange zusammen auskommen.

Marienbad, den 20. Juli. G.

Berlin, den 7. August.

Beschäftigung mancher Art hält mich hier fest, wie ich mich selbst in meiner neuen Wohnung nicht übel gefalle, mich auch wohl sonst zu schicken wußte. Unterdessen laufen mir die Mädchen davon und stehlen mir Deine Küsse!

Wer mag denn diese Lili sein, wenn es nicht die appetitliche Partei ist, die ich denn mit Deinen Versen so hinhalten will, bis sie mir Deinen Kuß wiedergibt.

Soll man wohl nach fünfzig Jahren die „Pücelle" wieder lesen? Ich bin im vierzehnten Gesange, weiß aber nicht, ob ich durchkommen werde. Wie man so was ohne alle Liebe schreibt! Was die ewige Natur ihrem Lieblingsgotte verdeckte, wird mit den Beinen gegen das himmlische Licht gekehrt und zwar in zwanzig Gesängen. Der Kerl ist ein rechter Franzose. Die schönsten Verse, Goldfische im Stinkpfuhl. Z.

Berlin, den 17. August.

Ich bin eben in wunderlicher Collationirung begriffen, indem ich Deinen Champagne-Feldzug mit Las Cases's Bericht über die Emigranten in Coblenz vergleiche.

Aus entfernten Welttheilen reichen sich diese beiden Relationen, über den Aequator hinweg, die treue Hand. Wunderbar! — und begreiflich.

Ein alter, versuchter Ober-Militär-Arzt, Namens Rosenmeier, der, wie Nichts Dir Nichts, Das heißt, ohne Etwas anzunehmen, mein Ober- und Unterhaus in anständiger Saubität erhält, auch wohl die Arzeneien eigens bereitet, weil er keinem Provisor traut, dieser Rosenmeier sieht letzthin Dein Buch liegen, guckt hinein und spricht: „Ei! da bin ich ja auch gewesen; darf ich wohl das Buch mitnehmen?"

Heute bringt er mir's wieder und spricht: „Nun, sehn Sie! Wenn ich so Etwas und auf diese Art von mir geben wollte, wie ich's auch könnte — kein Mensch würde es mir, ich würde mir's selber kaum glauben. Aber, bei Gott! ich dachte, ich wäre noch mitten in der Patsche d'rin, so einfältig und wahr hat der Mann die Sache in ihren Winkeln betrachtet und von sich gegeben.

Nun kann ich auch sagen, daß ich den Herrn zwei Mal gesprochen habe. Das heißt, er sprach zu mir, indem ich bei der Arbeit war, und Das kam mir so natürlich vor, daß ich bei mir dachte: der müßte wohl vom Meier sein."

Da nun heute der 17. August ist, so kam es auf seinen alten König zu sprechen, dessen letzte Stunde er mir lebendig darzustellen wußte. Als nämlich der Minister Herzberg am Todestage in's Krankenzimmer trat, rief ihm der König entgegen: „Wenn Ihr einen Nachtwächter braucht, wendet mir's zu; ich kann Euch so bedienen, daß Ihr meine Wachsamkeit loben sollt."

Der Minister hatte Papiere bei sich, nach welchen der König den Arm ausstreckte. „Gebt nur her; so lange das Lämpchen glimmt, muß es gebraucht werden, laßt mir Nichts liegen! Das Leben ist kurz."

Nach dem Tode kamen Weiber, die schon parat standen, die Leiche zu waschen. Rosenmeier ließ sie nicht heran.

Der König hatte stets eine unüberwindliche Schamhaftigkeit, selbst in der Krankheit, gezeigt. So war der Rosenmeier gleich beiher, den Körper zu entkleiden, zu reinigen und zu beobachten, und versichert auf seine Ehre, den ganzen Leib vollkommen natürlich und gerecht befunden zu haben. Z.

— Ferner sei gemeldet, daß mir nach jenem Kuß, dessen Spenderinn Du wohl errathen hast, noch eine herrliche Gunst und Gabe von Berlin gekommen; Madame Milder nämlich zu hören, vier kleine Lieder, die sie dergestalt groß zu machen wußte, daß die Erinnerung daran mir noch Thränen auspreßt. Und so ist denn das Lob, das ich ihr seit so manchem Jahr ertheilen höre, nicht ein kaltes, geschichtliches Wort mehr, sondern weckt ein wahrhaft Vernommenes bis zur tiefsten Rührung. Größe sie zum Schönsten. Sie verlangte Etwas von meiner Hand und erhält durch Dich das erste Blättchen, das ihrer nicht ganz unwerth ist.

In völlig anderm Sinne und doch für mich von gleicher Wirkung, hört' ich Madame Szymanowska, eine unglaubliche Piano-Spielerinn; sie darf wohl neben unsern Hummel gesetzt werden, nur daß sie eine schöne, liebenswürdige, Polnische Frau ist. Wenn Hummel aufhört, so steht gleichsam ein Gnome da, der mit Hülfe bedeutender Dämonen solche Wunder verrichtete, für die man ihm kaum zu danken sich getraut; hört sie aber auf und kommt und steht Einen an, so weiß man nicht, ob man sich nicht glücklich nennen soll, daß sie aufgehört hat.

Maler Hensel, der mir die Jettons überbrachte, hat, wie so manche Andere, ein eingeborenes Talent, was aber daraus werden kann, das weiß — nicht Gott, der sich um Dergleichen schwerlich bekümmert — aber ich weiß es, der diesem Irrsal seit mehr als zwanzig Jahren zusehe. Auch er steckt in dem seichten Dilettantismus der Zeit, der in Alterthümelei und

Vaterländelei einen falſchen Grund, in Frömmelei ein ſchwächendes Element ſucht, eine Atmoſphäre, worin ſich vornehme Weiber, halbkennende Gönner und unvermögende Verſuchler ſo gerne begegnen; wo eine hohle Phraſen-Sprache, die man ſich gebildet, ſo ſüßlich klingt, ein Maximen-Gewand, das man ſich auf den kümmerlichen Leib zugeſchnitten hat, ſo nobel kleidet, wo man täglich von der Auszehrung gewagt, an Unſicherheit kränkelt und um nur zu leben und fortzuwebeln ſich auf's Schmächtigſte ſelbſt belügen muß.

Verzeihe und laſſ' mich ſchweigen, denn es iſt ſchon zu viel geſagt; dem redlich denkenden Einſichtigen aber bleibt es gräßlich, eine ganze, nicht zu verachtende Generation unwiederbringlich im Verderben zu ſehen. Die Aeltern merken es ſchon, können aber weder ſich ſelbſt retten, noch mögen ſie die Andern warnen: denn es iſt ſchon Secte, die zuſammenbleiben muß, wenn ſie gelten will, wo der Antretende ſich und der Austretende die Uebrigen betriegt. Nochmals Verzeihung, denn ich erbitte ſie von mir; man verdirbt ſich immer eine Stunde, wenn man ſolche fruchtloſe Schmerzen erneuert.

Auch iſt es troſtlos, von politiſchen Dingen, wohin man auch horcht, zu vernehmen. Mich von allen ſolchen, wie von äſthetiſchen Geſprächen und Vorleſungen, zu befreien, hatte ich mich auf ſechs Wochen einem ſehr hübſchen Kinde in Dienſt gegeben, da ich denn vor allen äußern Unbilden völlig geſichert war.

Nun aber doch das eigentlich Wunderbarſte! Die ungeheure Gewalt der Muſik auf mich in dieſen Tagen! Die Stimme der Milder, das Klangreiche der Szymanowska, ja ſogar die öffentlichen Exhibitionen des hieſigen Jäger-Corps, faſten mich auseinander, wie man eine geballte Fauſt freundlich flach läßt. Zu einiger Erklärung ſag' ich mir: Du haſt ſeit zwei Jahren und länger gar keine Muſik gehört (außer Hummel zwei Mal), und ſo hat ſich dieſes Organ, inſofern es in Dir iſt, zugeſchloſſen und abgeſondert; nun fällt die Himmliſche auf ein Mal über Dich her, durch Vermittelung großer Talente, und übt ihre ganze Gewalt über Dich aus, tritt in alle ihre Rechte und weckt die Geſammtheit eingeſchlummerter Erinnerungen. Ich bin völlig überzeugt, daß ich im erſten Tacte Deiner Sing-Academie den Saal verlaſſen müßte. Und wenn ich jetzt bedenke: alle Woche nur ein Mal eine Oper zu hören, wie wir ſie geben (einen „Don Juan", die „heimliche Heirath"), ſie in ſich zu erneuern und dieſe Stimmung in die übrigen eines thätigen Lebens aufzunehmen: ſo begreift man erſt, was Das heiße, einen ſolchen Genuß zu entbehren, der die alle höhern Genüſſe den Menſchen aus und über ſich ſelbſt, zugleich auch aus der Welt und über ſie hinaus hebt.

Eger, den 20. Auguſt. G.

Hildesheim, den 7. October.

In Braunſchweig habe geſtern die einundachtzigjährige Frau Hofrath Lampe beſucht, die Dich herzlich grüßt und mir tauſend Schönes über Dich ſagt. Auch eine Wallfahrt geſchah nach dem Magni-Kirchhof, zu Leſſing's Grabe, das endlich jetzt mit einem Steine belegt iſt, worauf ſein ehrlicher Name ſteht. Wie ich erſt heut erfahre, ſo haben Manche ihm ein ehrliches Grab verſagen wollen; die Stelle, wo ſeine Aſche liegt, iſt wenigſtens ganz ungewiß.

Da Dich Alles verheirathen will, und ſie mir darüber die Haut abfragen, ſo habe ich geſagt, daß ich zur Hochzeit reiſe, und die Leute glauben Nichts lieber, als was ſie gewiß wiſſen, daß es nicht wahr iſt. J.

Cöln, Freitag, den 7. November.

Geſtern Mittag war der junge Herr von Schiller an unſerer Tafel, mir gegenüber. Ich wußte nicht, wo ich das herrliche Geſicht ſollte geſehen haben. Mein Nachbar half mir aus dem Traume. Es ſind zwanzig Jahre her und er iſt jetzt ein Mann, der leibhafte Vater. Die gute Figur, der prächtige Kopf und faſt die nämliche Bewegung des ſchönen Mundes. Auch er wollte wiſſen, um Deine Heirath, und ich ſagte: „So gehe hin und thue Deßgleichen! J.

Berlin, den 27. December.

Mein Geſchäft in Erfurt war in zwei halben Tagen abgemacht. Nun waſche mich, zupe mich, freue mich, nehme Extra-Poſt (24. November), komme nach Weimar, fahre vor. Ich bleibe eine Minute im Wagen, Niemand kommt mir entgegen. Ich trete in die Thür, ein weibliches Geſicht guckt zur Küche heraus, ſieht mich, zieht ſich wieder zurück. Stadelmann kommt und hängt das Haupt und zuckt die Schultern. Ich frage, — keine Antwort. Ich ſtehe noch an der Hausthür: ſoll man etwa wieder gehen? Wohnt hier der Tod? Wo iſt der Herr? — Trübe Augen. — Wo iſt Ottilie? — nach Deſſau. — Wo iſt Ulrike? — im Bette. Mein Traum fällt mir ein, ich erſchrecke. Der Kammerrath kommt: Vater iſt — nicht wohl; krank, recht krank. — Er iſt todt! — Nein, nicht todt, aber ſehr krank. Ich trete näher und Marmor-Bilder ſtehen und ſehen mich an. So ſteig' ich auf. Die bequemen Stufen ſcheinen ſich zurückzuziehen. Was werde ich finden? Was finde ich? Einen, der ausſieht, als hätte er Liebe, die ganze Liebe mit aller Qual der Jugend im Leibe. Nun, wenn Das iſt, er ſoll davon kommen! Nein! er ſoll ſie erhalten, er ſoll glühen wie Auſtern-Kalk; aber

Schmerzen ſoll er haben, wie mein Hercules auf dem Oeta. Kein Mittel ſoll helfen; die Pein allein ſoll Stärkung und Mittel ſein. Und ſo geſchah's, es war geſchehen! Von einem Götterkinde, friſch und ſchön, war das liebende Herz entbunden. Es war ſchwer hergegangen, doch die göttliche Frucht war da, und lebt und wird leben, und ihres Geiſtes Namen über Zonen und Aeonen hinaustragen und wird genennet werden Liebe, ewige allmächtige Liebe.

Nachrichtlich.

„Zum Verſtändniß gewiſſer Gedichte aus den Jahren 1822 und 1823 iſt zu wiſſen: wie eine leidenſchaftliche Zuneigung des Dichters zu einem jungen, weiblichen Weſen in Carlsbad, leidenſchaftlich erwiedert, ſo wenig verheimlicht worden, daß man laut genug von einer ehelichen Verbindung des fünfundſiebenzigjährigen Greiſes ſprach.

Ein gleich nach der Trennung entſtandenes, glutentſtrömtes Gedicht an den geliebten Gegenſtand gibt die Gewalt eben gereifter Jünglingskraft zu erkennen. In vollen Strömen fließt eine überreiche, geſunde Leidenſchaft in's Unendliche dahin, um ſich des liebeſchweren Gehalts zu entledigen. Es iſt die in den 4. Bd., S. 151, ſeiner Werke unter der Rubrik: Trilogie der Leidenſchaft aufgenommene „Elegie". Auf dieſe bezieht ſich das gleichfolgende Gedicht „Ausſöhnung" überſchrieben, und iſt an Madame Szymanowska gerichtet, welche durch ihr munteres, fertiges, freies, anmuthiges Fortepiano-Spiel das liebekranke Herz des göttlichen Dichters zu beſchwichtigen und den Verluſt der Geliebten zu erlindern vermochte.

Ein ſchweres Krankenlager erfolgte kurz darauf im Spätherbſt 1823 und die Weimar'ſchen Aerzte erwarteten Goethe's Tod.

Schon zwei Mal hatte ich den Freund in ähnlichem, dem Tode nahen Zuſtande angetroffen, und ihn unter meinen Augen gleichſam wieder aufleben ſehen. Dieß Mal, ſeine Geneſung ſo zu ſagen beſchleunigend, ſah ich ihn von Stund an, zur Verwunderung der Aerzte, ſo ſchnell ſich erheben, daß ich ihn in der Mitte des Decembers in völliger Munterkeit verlaſſen durfte."

Z.

(Aus deſſen biographiſchen Papieren.)

Den 8. Januar 1824.

So eben hat Madame Szymanowska Abſchied genommen. Ich habe ihr eine Empfehlung an eine alte Freundinn in Hannover mitgegeben, die ihr gewiß zu Gute kommen wird. Geſtern hat ſie ihr zweites Concert gegeben und zu meiner Freude den Saal voll gehabt. Ihr Spiel ruht auf einem gewachſenen Talente, und Du haſt ſie ganz richtig beurtheilt. Hätte ſie eine glückliche Stunde gehabt, ſo müßte Jedermann von unſerer Meinung ſein; ſie war von Schreck und Theilnahme angegriffen und hat dennoch immer als ein ächtes Talent geſpielt. Der König mit dem ganzen Hofe waren zugegen. Sie iſt raſend in Dich verliebt und hat Dir hundert Küſſe auf meinen Mund gegeben. Z.

Den 10. Januar.

Daß meine Vorleſungen Dir wohlgethan haben, erkenne ich mit Dank gegen Gott; denn auch mein Herz lebt und webt in Liebe, die, je mehr ſie gibt, jemehr ſie hat. Ich hätte Dir die Strophen jedes Mal gern zehn Mal wiederholt und glühe immerfort davon, ja, ich habe es, ohne ein Wort davon behalten zu haben, ſo ganz rund und globiſch in mich aufgenommen, daß ich zeitlebens davon zu zehren haben werde. Es lebt ein Gott in uns. Der Menſch muß alt werden, der Gott wird jünger, blüht jährlich wieder auf: wer Das nicht weiß und kann und glaubt, dem können nicht Propheten und nicht Auferſtandene helfen. Z.

Weimar, den 9. Januar.

Freud' und Leid haben wir in dieſen zwanzig Jahren einzeln und zuſammen genugſam erlebt und erfahren, und ſo war mir denn auch Deine liebe Gegenwart in meinem peinlichen Zuſtand abermals höchſt erquickend; ich fühlte es und weiß es, und es freut mich, daß die Andern es anerkennen, die niemals recht begreifen, was ein Menſch dem andern ſein kann und iſt.

Daß Du mir die Mittheilung des Gedichtes*) durch innige Theilnahme ſo treulich wiedergabſt, war eigentlich nur eine Wiederholung Deſſen, was Du durch Deine Compoſitionen mir ſo lange her verleiheſt; aber es war doch eigen, daß Du leſen und wieder leſen mochteſt, mir durch Dein ſanftes, gefühlvolles Organ mehrmals vernehmen ließeſt, was mir in einem Grade lieb iſt, den ich mir ſelbſt nicht geſtehen mag, und was mir denn doch jetzt noch mehr angehört, da ich fühle, daß Du Dir's eigen gemacht haſt. Ich darf es nicht aus Händen geben, aber lebten wir zuſammen, ſo müßteſt Du mir's ſo lange verleſen und vorſingen, bis Du's auswendig könnteſt.

Hier liegt auch ein Brief von meiner Mutter bei, den Du wünſchteſt; darin, wie in jeder ihrer Zeilen, ſpricht ſich der Character einer Frau aus, die, in Altteſtamentlicher Gottesfurcht, ein tüchtiges Leben voll Zuverſicht auf den unwandelbaren Volks- und Familien-Gott zubrachte, und als ſie ihren Tod ſelbſt ankün-

*) S. 2. Bd., S. 122.

digte, ihr Leichenbegängniß ſo pünctlich anordnete, daß die Weinſorte und die Größe der Brezzeln, womit die Begleiter erquickt werden ſollten, genau beſtimmt war.

Nun aber bring' ich in Erinnerung den Wunſch: das Nähere zu vernehmen, über die Steigerung der Stimmen bei ſteigendem Barometer. Nur gerade hingeſchrieben, wie es Dir einkommt, von dem einzelnen Falle vor meinem Geburtstage anzufangen, bis dahin, wo die Feder zu laufen aufhört!

Ich aber muß mir ſelbſt ſagen: daß ich mich auch früher, d. h. gleich nach meiner dießmaligen Rückkunft, hätte ſchonen ſollen und mich jetzt zu ſchonen habe: denn die große Erregbarkeit, die ſich ſchon in Böhmen, wie Du weißt, an der Muſik manifeſtirte, iſt's doch eigentlich, die mir Gefahr bringt; ob ich ihr gleich nicht feind ſein kann, da ich ihr denn doch eigentlich jenes Gedicht*) verdanke, an dem Gefühl und Einbildungskraft von Zeit zu Zeit ſich ſo gern wieder auffriſcht.

Kennſt Du nachſtehende Reimzeilen?**) Sie ſind mir an's Herz gewachſen, Du ſollteſt ſie wohl durch ſchmeichelnde Töne wieder ablöſen:

Ja! Du biſt wohl an Jetzt zu vergleichen,
Ein liebenswürdig Wunderzeichen:
So ſchmiegſam herrlich, bunt in Harmonie,
Und immer gleich und immer neu, wie ſie.

Allen guten Geiſtern empfohlen.

Weimar, den 5. Januar. G.

Beilage.

Den 1. October 1802.

Lieber Sohn!

Meinen beſten Dank vor die Bereitwilligkeit, Herrn Schöff Metzecher ſeinem Steckenpferd hülfreiche Hand zu leiſten. Mir thut's immer wohl, wenn Du einem Frankfurter Gefälligkeiten erweiſen kannſt; denn Du biſt und lebſt noch mitten unter uns — biſt Bürger — trägſt Alles mit — ſteh'ſt in Varrentrap's Calender unter den Advocaten, Summe Summarum gehörſt noch zu uns, und Deine Compatrioten rechnen es ſich zur Ehre, ſo einen großen, berühmten Mann unter ihre Mitbürger zählen zu können. Eduard Schloſſer hat mir Deinen lieben Gruß ausgerichtet — ich hoffe, er wird brav — auch Fritz Schloſſer, nur vor Chriſtian iſt mir manchmal bange. — Dieſer junge Mann iſt ſo ſehr überſpannt — glaubt mehr zu wiſſen, als beinahe alle ſeine Zeitgenoſſen, hat wunderbare Ideen u. ſ. w. Du giltſt viel bei ihm, kannſt Du ihn abſpannen, ſo thue es. Daß Ihr mir wieder Geiſtes-Producte ſchicken wollt, daran thut Ihr ein gutes Werk, es iſt eine große Unfruchtbarkeit bei uns — und Euer Brünnlein, das Waſſer die Fülle hat, wird mir Durſtigen wohl thun. Wegen Deines Herkommens auf's künftige Jahr habe ich Pläne im Kopf, wo immer einer luſtiger iſt, als der andere — es wird ſchon gut werden. — Gott! erhalte uns alle hübſch geſund — und das Uebrige wird ſich ſchon machen. Lebe wohl! Grüße meine liebe Tochter und den lieben Auguſt von

Eurer alten
treuen Mutter und Großmutter
Goethe.

— Noch Eins! Haſt Du im königlichen Schloſſe, im Pfeilerſaale, die ausgeſtellten Gemälde der Herren Schadow und Begas geſehen? wo nicht, ſo beſchaue ſie, und melde mir ohne Umſtände, wie Du ſie findeſt.

Es ſind zwei talentvolle und hochausgebildete Künſtler, die aber in der modernen Deutſchnarrheit, der Frömmelei und Alterthümelei, ihre beſten Jahre verlieren, es Niemand zu Danke machen und, weil ſie entweder zu ſpät oder gar nicht zur Beſinnung kommen, wahrſcheinlich zu Grunde gehen. Hüben wie drüben

Weimar, den 9. März. Dein getreuer G.

Der Staatsrath Thaer, von dem Du im Allgemeinen und Beſondern gewiß Kenntniß haſt, erreicht am 14. Mai ſein dreiundſiebenzigſtes Jahr. Zu dieſem Tage werden ſeine weitverbreiteten Schüler bei ihm in Mögelin zuſammenkommen; ſie gedenken ihm ein ſtattliches Feſt zu geben. Dazu wünſchen Sie nun nagelneue Tiſchlieder und haben ſich deßhalb nach Weimar, als dem eigentlichen Stapel-Ort Deutſcher Dichtkunſt, mit zierlichen und ziemlichen Bitten gewendet. Auch ſind die Freunde Dergleichen zu leiſten nicht abgeneigt.

Und ſo kam denn auch mir beigehendes Lied*) in den Sinn, zu deſſen verſtändigem Verſtändniß ich folgenden Commentar ſchreibe.

Strophe 1.

Thaer, ein im Practiſchen wie Theoretiſchen geſchätzter Arzt, ſieht ſich nach einer freiern Unterhaltung in der Natur um, gewinnt die Gärtnerei lieb,

Strophe 2.

allein er ſieht ſich hier bald beengt und ſehnt ſich nach einem weitern Wirkungskreis; wendet ſeine Aufmerkſamkeit dem Feldbau zu.

Strophe 3.

Er nimmt die Engliſche Landwirthſchaft wahr und die ganz einfache Maxime: daß bei größerer Thätigkeit und verſtandsgemäßer Umwendung des Bodens weit höherer Vortheil.

*) S. Bd. 4, S. 30.
**) S. Bd. 5, S. 21 und 22.

*) S. Bd. 12, S. 155.

als bei dem bisherigen Schlendrian zu gewinnen sei.

Strophe 4.

Und so weiß er denn die Landwirthe zur Wechselwirthschaft aufzuregen, erwirbt sich Schüler und Nachfolger, die seine Lehre und Anleitung probat finden, und ihm jetzt in hohem Alter einen öffentlichen und lauten Dank vorbereiten.

Möge Dich dieses Lied, von einer großen Zahl Landwirthe bei Tafel zu singen, zu einer heitern Composition aufregen; es ist ein Fest, das nicht wieder kommt, und ich wünschte, daß unsere beiden Namen hier zu gleicher Zeit ausgesprochen würden. Der Mann gehört zuerst Preußen an, sodann aber auch der Welt; sein Ruf und Ruhm sind gründlich, und so darf man denn wohl Etwas unternehmen, um sich mit ihm und den Seinigen zu erfreuen.

Weimar, den 21. März. G.

Berlin, den 28. März.

Herder hat irgendwo Händel's „Messias" ein christliches Epos genannt, und Das ist das Rechte mit einem Worte; denn in der That enthält dieß Werk in seiner fragmentarischen Zusammensetzung das ganze Convolut seines Christenthums, so treu und ehrlich, als vernünftig poetisch.

Die Intention des Ganzen, als Opus betrachtet, habe ich immer für zufällig entstanden gehalten, und ich kann mich von der Meinung nicht entwöhnen.

Die Ouverture ist nur insofern zum Stücke gehörig, als sie zum Vorgrunde, zur Folie dient, den blauen, heitern Himmel der Prophezeihung darauf zu setzen: Die Herrlichkeit Gottes des Herrn soll offenbar werden. Klarheit, Kraft, Wahrheit beherrschen den ganzen ersten Theil.

Im zweiten Theile: warme, heitere Nacht, man fühlt das Leuchten der Gestirne. Hirtenmäßig, lockend, rein und milde.

Im dritten Theile: Leiden und Tod: kurz, ohne gedrängt, groß, still, rührend, keine Quälerei, kein Kreuzigen und Dergleichen. Das Leiden des Gerechten über Abwürdigung des Guten, Schönen ist der Grund, der Abgrund, über den ein crystallner Quell hinweg eilt: „Schau her und sieh! Wer kennet solche Qualen!" Z.

Sonntag, den 6. April.

Da Du schon ein Stückchen von Händel's „Messias" gekostet hast, so will ich nur noch sagen, daß ich bei ähnlicher Gelegenheit vorigen Mittwoch unsere Kron-Prinzessinn zum ersten Male gesehen und gesprochen habe. Der Kron-Prinz hatte sich in seiner Wohnung auf dem königlichen Schlosse, im Musik-Zimmer Friedrich's des Großen, einen Chor von acht bis zwölf Mitgliedern der Sing-Academie bestellt und bei bloßer Clavier-Begleitung mehrere Prachtstücke des colossalen Werks im Beisein seines Hofes singen lassen. Ich war, nicht als mithandelnd, vielmehr als zuhörender Gast dazu geladen. So hoch ich diese Ehre zu nehmen habe, so tief hat sie mich betrübt, der ich gewohnt bin, das göttliche Werk, seiner Würde gemäß, seit dreißig Jahren mit hundertundachtzig frischen Kehlen einzulehren, einzupfropfen, um endlich darzuthun, was Musik ist; und nun stehe ich wie ein armer Sünder, und sehe das lebendige Werk todt vor mir, in einem engen Sarge, wo es die Glieder nicht regen kann. Gleich darauf habe ich zwar den tiefen Schmerz in einer Fluth von Champagner ersäuft, doch Das hält nicht gegen — man möchte rasend werden, wenn man's nicht wäre. Solch' ein Werk wollen sie im Strickbeutel davon tragen! Der „Messias" aber kam nicht nach, und sie machten, daß sie an die Tafel kamen, wo es denn besser von Statten ging. Z.

Mein „Messias", zwar nicht im Strickbeutel, aber doch in der Nuß, bringt mir auch Gewinn; der Begriff wenigstens wird lebendig, und da ist für Unsereinen schon viel geschehen. Dem Gedanken, daß es eine Sammlung sei, ein Zusammenstellen aus einem reichen Vorrath von Einzelnheiten, bin ich nicht abgeneigt: denn es ist im Grunde ganz einerlei, ob sich die Einheit am Anfang oder am Ende bildet, der Geist ist es immer, der sie hervorbringt, und im christlich-alt-neutestamentlichen Sinne lag sie ohnehin. Eben Dieß mag am Ende für den Homer gelten, nur muß man es Wolf nicht sagen, welcher, wenn man ihm Recht gibt, versichert: man verstehe es nicht.

Weimar, den 22. April. G.

Mittwoch, den 5. Mai.

Gestern Abend ward bei Mendelssohn's Dein „Tasso" gelesen. Wolf, dessen Frau und die Hausgenossen wußten sich zu schicken, und etwa dreißig Freunde fanden großes Vergnügen.

Es ist angenehm, auch das Auditorium zu kennen, zumal wenn es aus Gleichgesinnten besteht, man gewinnt zwei Mal. Was ich wieder als neu bewundert habe, ist: wie Du das Gedicht so befriedigend hast schließen mögen. Die Characterе sind so fertig, daß man ihnen in's Unendliche hin folgt, ohne ungewiß zu sein. So steht das Stück, ein ächtes Original, am Firmamente des Kunsthimmels klar da. Wolf wird sagen: „Das versteht Ihr nicht!" und besinne ich mich recht, so geht es mir, wie ihm. Wenn ich lese oder vernehme, was ich lieben muß, so ist mir immer, als ob ich's nur allein verstünde,

Märten.

(horchend) Ich ſpüre nichts davon.

Schnaps.

Ihr habt den urſprünglichen Zuſtand der Gleichheit verlaſſen.

Märten.

Wie ſo?

Schnaps.

(Pathetiſch) Da ihr zuſammen noch reine Milch war't, fand ſich ein Tropfe wie der andere.

Märten.

Das läßt ſich nicht läugnen.

Schnaps.

Nun aber ſeyd ihr ſauer geworden.

Märten.

Die Bürger?

Schnaps.

Ihr habt euch geſchieden.

und ſo mag's Jedem ſein, der kein creatoriſches Element in ſich findet und zum erſten Male von Gleichartigem angezogen wird.

Es freut mich, daß Du den „Meſſias" in meiner Art ſentirſt. Der Künſtler hat ſich ſehr hoch geſtellt. Das Pfäffiſche am Gegenſtande iſt nicht einmal umgangen; er iſt gerade darüber hinweggegangen und das Ideal einer Erlöſung wird klar. Z.

Berlin, den 4. Juni.

So eben habe ich zum erſten Male eine gute Deutſchlleberſetzung von Shakeſpeare's „Troilus und Creſſida" geleſen, und mich herzlich ſatt dabei gelacht. Daß ich kein Gönner des Traveſtirens bin, kennſt Du mich ſchon. Mein Total-Sentiment, während der Leſung, hat ſich gleichwohl in wunderbare Vergleichungen verwickelt, und iſt mir dieſe Farce als eine Baſis erſchienen, von der die „Iliade" eine umgekehrte Traveſtie wäre. Der Spitzbube Terſites war mir immer heimlich lieb; hier erſcheint er als ein Dämon, der über dem Ganzen, ja über den Göttern ſchwebt. Das muß aber Niemand weiter erfahren; immer habe ich die Kenner auf dieß Stück ſchelten hören. Schubarth mag ſich freuen, hier ſeinen lieben Hector gerettet zu ſehen. Z.

Ich freue mich ſehr, daß es Dir mit „Troilus und Creſſida" gelungen iſt, oder vielmehr dem Stück mit Dir. Wie ich ein Todfeind ſei von allem Parodiren und Traveſtiren, hab' ich nie verhehlt; aber nur deßwegen bin ich's, weil dieſes garſtige Gezücht das Schöne, Edle, Große herunterzieht, um es zu vernichten; ja ſelbſt den Schein ſeh' ich nicht gern dadurch verjagt.

Die Alten und Shakeſpeare ſetzen an die Stelle Deſſen, was ſie uns zu rauben ſcheinen, wieder etwas höchſt Schätzenswerthes, Würdiges und Erfreuliches. Auf dieſe Weiſe hat Dich denn das fragliche Stück eingenommen, ergetzt und befriedigt, und zwar in ganz richtigem Sinne.

Weimar, den 22. Juni. G.

Berlin, den 12. Juli.

Großen ſchönen Dank!

Ueber die Schiller'ſchen Briefe bin ich zuerſt hergefallen, da ich eben um die Zeit in Weimar war, als ſie geſchrieben wurden. Was Du das Humane an Deiner „Iphigenie" nennſt, wollte ich mir gern klar machen; da mußte ich denn erſt wieder das Stück leſen, und ſo gerieth ich tiefer hinein und zurück. Euripides, Sophocles, Aeſchylus mußten herhalten. Beide Iphigenien, Oreſt, die Eumeniden, Electra, Agamemnon. Dieſe ſind Griechen; Deine Leute ſind Menſchen, dazu gehöre ich, und will ſo zu bleiben ſuchen.

Die „Iphigenie in Aulis" des Euripides hat mir unendlich gefallen, und der Agamemnon des Aeſchylus hat mich furchtbar angepackt. Dann wieder zu Hauſe, wo ich unſere Deutſche, ſtille, reine, entſühnende, große Iphigenie auf ihrem alten Flecke in meinem Herzen wieder angetroffen habe.

Und ſo fühlt es ein Jeder, mag er ſagen, was er will.

Mir kommt Deine „Iphigenie" vor, wie eine Compoſition, die aus lauter Mark beſteht. Alle feſten Theile, Säulen, Balken, Riegel ſind hauſen, einſchließend; daher die bequeme Oeconomie, den in ſeinem Urſprunge und in ſeinen Folgen ungeheuern Gegenſtand, wie ein menſchliches Gebet zu bergen.

An die intereſſante Erſcheinung: Deine anſchauende Natur mit der Philoſophie unter einem Hute zu ſehen, glaube ich längſt, und habe mich mit Allen daran auferbaut. Die Philoſophen, wie ich ſie kenne und verſtehe, werden ſo leicht nicht fertig werden mit der Welt, und Jeder fängt von vorn an. Sie haben gut arbeiten und ſchaffen an Dem, was da iſt und ihrer ſpottet, und finden überall Schloß und Riegel, wo der Mann von Genie das Gehirne der Welt wie eine ausgebreitete Karte vor ſich aufgedeckt ſieht.

Da ich die Griechen wieder leſe, kann ich Deine „Iphigenie" nur allein mit ſich ſelber vergleichen. Sie iſt ein Segen der Väter und enthält uralte, ewige Wahrheit und den Wendepunct fort und fort zum Rechten und Schönen zurückzukehren. Dem coloſſalen, übermenſchlichen Gliederbau jener Alten haſt Du zartes Menſchenfleiſch, der rauhen, virtuoſen Tugend die himmliſche Liebe angethan. Die Nachwelt wird's nicht glauben wollen, daß dieſen unſern Tagen das Herrlichſte entwachſen können. Z.

Ein mächtiger Adler, aus Myron's oder Lyſippus's Zeiten, läßt ſich ſo eben, zwei Schlangen in den Klauen haltend, auf einen Felſen nieder; ſeine Fittige ſind noch in Thätigkeit, ſein Geiſt unruhig; denn jene beweglich widerſtrebende Beute droht ihm Gefahr. Sie umringeln ſeine Füße, ihre züngelnden Zungen deuten auf tödtliche Zähne.

Dagegen hat ſich auf Mauergeſtein ein Kauz niedergeſetzt, die Flügel angeſchloſſen, die Füße und Klauen ſtämmig; er hat einige Mäuſe gefaßt, die ohnmächtig ihre Schwänzlein um ſeine Füße ſchlingen, indem ſie kaum noch Zeichen eines piepſend abſcheidenden Lebens bemerken laſſen.

Man denke ſich beide Kunſtwerke neben ein-

ander! Hier iſt weder Parodie noch Traveſtie, ſondern ein von Natur Hohes, und von Natur Niederes. Beides von gleichem Meiſter im gleich erhabenen Styl gearbeitet; es iſt ein Parallelismus im Gegenſatz, der einzeln erfreuen und zuſammengeſetzt in Erſtaunen ſetzen müßte; der junge Bildhauer fände hier eine bedeutende Aufgabe.

(Hierher gehört nun, was über den „Cyclops" des Euripides zu ſagen wäre.)

Eben ſo merkwürdig iſt die Vergleichung der „Ilias" mit „Troilus und Creiſida". Auch hier iſt weder Parodie noch Traveſtie, ſondern, wie oben zwei Naturgegenſtände einander gegenübergeſetzt waren, ſo hier ein zweifacher Zeitſinn. Das Griechiſche Gedicht, im hohen Styl, ſich ſelbſt darſtellend, nur das Nothdürftige bringend und ſogar in Beſchreibungen und Gleichniſſen allen Schmuck ablehnend, auf hohe mythiſche Urüberlieferungen ſich gründend; das Engliſche Meiſterwerk dagegen darf man betrachten als eine glückliche Umformung, Umſetzung jenes großen Werkes in's Romantiſch-Dramatiſche.

Hierbei dürfen wir aber nicht vergeſſen, daß dieſes Stück mit manchem andern ſeine Herkunft aus abgeleiteten, ſchon zur Proſa herabgezogenen, nur halbdichteriſchen Erzählungen nicht verläugnen kann.

Doch auch ſo iſt es wieder ganz Original, als wenn das Antike gar nicht geweſen wäre, und es bedurfte wieder einen eben ſo gründlichen Ernſt, ein eben ſo entſchiedenes Talent als des großen Alten, um uns ähnliche Perſönlichkeiten und Charactere mit leichter Bedeutenheit vorzuſpiegeln, indem einer ſpätern Menſchheit neuere Menſchlichkeiten durchſchaubar vorgetragen wurden.

Weimar, den 22. Auguſt. G.

Ich ſchließe nun auch das naturwiſſenſchaftliche Heft, das dieſes Jahr unſchicklicher Weiſe retardirt worden, redigire meine Correſpondenz mit Schiller von 1794 bis 1805. Es wird eine große Gabe ſein, die den Deutſchen, ja, ich darf wohl ſagen, den Menſchen geboten wird. Zwei Freunde der Art, die ſich immer wechſelſeitig ſteigern, indem ſie ſich augenblicklich expectoriren. Mir iſt es dabei wunderlich zu Muthe; denn ich erfahre, was ich einmal war.

Doch iſt eigentlich das Lehrreichſte der Zuſtand, in welchem zwei Menſchen, die ihre Zwecke gleichſam par force hetzen, durch innere Ueberthätigkeit, durch äußere Anregung und Störung ihre Zeit zerſplittern; ſo daß doch im Grunde Nichts der Kräfte, der Anlagen, der Abſichten völlig Werthes herauskommt. Höchſt erbaulich wird es ſein; denn jeder tüchtige Kerl wird ſich ſelbſt daran zu tröſten haben.

Weimar, den 30. October. G.

Sie läuten ſo eben mit unſern ſonoren Glocken das Reformations-Feſt ein. Ein Schall und Ton, bei dem wir nicht gleichgiltig bleiben dürfen. Erhalte uns Herr bei Deinem Wort, und ſteure. —

Berlin, den 20. Januar 1822.

In dieſen grauen, bleiernen Wintertagen habe meine Augen an Walter Scott's „Leben Napoleon's" verſucht und etliche achtzig Capitel hinter mir. Das Werk iſt mit Sorgfalt geſchrieben und darf nicht ohne Sorgfalt geleſen werden. Mir fällt dabei wohl der „Epimenides" ein, wer ſich geſchmeichelt findet, mag ſich vorſehen. Man räth, man argwohnt die Klatſchqueſte der Pariſer-Salons in der edeln Hauptſtadt Englands und die Bosheit ſelbſt, eine patriotiſche Tugend. Dahin gehört die wiederholte Berufung des Prinzen Enghien und andere Inſinuationen, z. B.: „Man ging ſo weit, Pauline einer Intrigue mit ihrem eigenen Bruder zu bezichten" u. ſ. w. Der erfahrne Verfaſſer muß am Beſten wiſſen, für wen er geſchrieben; ſonſt wäre die Wirkung gerade umgekehrt. Wäre die Revolution mit ihren Folgen eine Familien-Sache, um Vettern und Gevattern namentlich ſchuldig zu ſcheiten, ſo glauben wir Alles. Du haſt die Begebenheit in einem Briefe aus Jena an Schiller eine ungeheure Natur-Empirie betitelt und Das iſt mir innerlich ſitzen geblieben. Z.

Auf Walter Scott's Roman „vom todten Löwen", wie man's hier nennt, wird nicht ſacht' geſcholten und geſtritten, und von Solchen, denen ich wieder nicht traue. Der gute Walter recenſirt die Geſchichte wie Einer, dem ſeine Lords der Scheitelpunct aller Herrſchaft ſind, mit deren Erlaubniß Kaiſer und verſchuldete Regenten, wenn ſie gehorſam ſind, ihre Plätze nehmen mögen.

Unterdeſſen durchwandere ich das Werk auch in meinem Intereſſe. Es gibt Augen, ja es klärt auf über die großmüthigen Beſorgniſſe des Engliſchen Miniſteriums für die Erhaltung der Unabhängigkeit des Continents. Dabei wird Alles miteinander vermengt: Allgemeines und Beſonderes, Urſache und Wirkung, Plan und Zweck, Perſon und Sache, Humanität, Sinn, Gemüth, und was Alles, ſo daß der Leſer ſich auf dem Standpuncte glaubt, er könne nun mit Sicherheit ein Urtheil ſprechen.

Danach wäre nun Alles wieder gerade, eben und glatt, und doch iſt man nicht zufrieden. Wer aber war denn je zufrieden? War man

es vor der Revolution? in der Revolution? unter der Kaiserherrschaft? ist man es jetzt unter Jesuiten?

Ich war in der That wieder Etwas vorgerückt in guter Meinung von England, wie man in ausgetretenen Schuhen geht, und werde nach diesem Buche wieder von vorn anfangen müssen; denn am Ende werden wohl Die immer Recht behalten, welche das rechte Mittel gebrauchen, die gemeine Seite des Menschengeschlechts gehörig zu bearbeiten. Z.

— Und noch ein Wort über den vielbesprochenen und noch zu besprechenden Walter Scott'schen Napoleon: Das Werk sei, wie es wolle, ich bin ihm Dank schuldig; denn es hat mir über die letzten sechs Wochen des vergangenen Jahres glücklich hinaus geholfen; welches keine Kleinigkeit ist, wenn man die einsamen Abende bedenkt, die Unsereiner mit Interesse zubringen will, indessen Alles, was nur Leben hat, sich hinzieht nach Theater, Hoffesten, Gesellschaften und Tänzen. Das Werk fand ich sehr bequem als Topik zu gebrauchen, indem ich Capitel nach Capitel beackerte, was ich allenfalls Neues empfing, was mir in die Erinnerung hervorgerufen ward; sodann aber ein vergessenes Selbsterlebtes hineinlegte an Ort und Stelle, so daß ich jetzo schon nicht mehr weiß, was ich im Buche fand und was ich hineingetragen habe. Genug, mir ist der lange, immer bedeutende und mitunter beschwerliche Zeitraum von 1789 an, wo nach meiner Rückkunft aus Italien der revolutionäre Alp mich zu drücken anfing, bis jetzt, ganz klar, deutlich und zusammenhängend geworden; ich mag auch die Einzelnheiten dieser Epoche jetzt wieder leiden, weil ich sie in einer gewissen Folge sehe.

Hier hast Du also wieder ein Beispiel meiner egoistischen Leseweise: was ein Buch sei, bekümmert mich immer weniger; was es mir bringt, was es in mir aufregt, Das ist die Hauptsache. Du machst es wohl auch nicht viel besser, und ich hindere Niemanden, wie er es halten will.

Daß Walter Scott gesteht: der Engländer thue keinen Schritt, wenn er nicht ein english object vor sich sieht, ist ganz allein viele Bände werth. Selbst in den neuesten Tagen sehen wir, daß die Engländer kein rechtes Object in der Schlacht von Navarin finden können; wir wollen erwarten, wo sich's eigentlich hervorthut.

Weimar, den 25. Februar. G.

In Gefolg Dieses habe zu vermelden, daß mir nun bekannt geworden, wie man „Helena" in Edinburg, Paris und Moskau begrüßte. Es ist sehr belehrend, drei verschiedene Denkweisen hierbei kennen zu lernen: der Schotte sucht, das Werk zu durchdringen, der Franzose es zu verstehen, der Russe es sich zuzueignen. Vielleicht fände sich bei Deutschen Lesern alles Drei.

Weimar, den 21. Mai. G.

Die Memoiren Deines Lebens sind ein leichter Same, der, kaum den Boden berührend, zur Wurzel wird eines lebensfrohen Stammes von hundert Augen, deren jedes wieder angenehm bringend ist. Dein Mariage-Spiel beschließt den dritten Theil. Ich bin in Verzweiflung, abbrechen zu müssen. Ich will ja nur den Stoff, nur Dich, wie Du leibst. Wodurch soll der Geist gebannt werden? Ein Geist ohne Körper ist ein Schemen, ein Gespenst. — Da sitzen die Spec — Philosophen; sterben wollen sie nicht; leben können sie nicht, die speculativen Herren. — O mehr, mehr! gib doch, gib! so rufe ich mit Lessing: „Also, lieber Goethe, noch ein Capitelchen (zwei, drei, zwanzig, dreißig), je mehr je besser."

Ich war das ganze Fest mit meiner Luise allein, denn die Andern waren nach Sanssouci; dazu kam ein Catarrhal-Fieber, das mich drei Tage im Bette hielt; so fing ich in dieser Einsamkeit Dein Leben von ganz vorn wieder an, und bin jetzt schon wieder im fünften Capitel.

Hier gehe ich Dir von Jahr zu Jahr nach, schreibe in mein Exemplar die Jahreszahl auf den Rand und sehe, wie Dein frühhelles Talent mit den Begebenheiten des Tages, den Sinnesarten wunderlicher Figuren von der ernsthaftesten Bedeutung, ironisch con- und dissonirend einstimmt, und mir als zweijähriger Tempellehrer den Mann der Zukunft prophezeit. Dann Dein elterliches Haus; Dein Vater, der eigenwillig und klar sich neben dem eigenwillig-willigen Sohne bewegt, und thut, was er nicht läßt und geschehen läßt, was er nicht hindert. Von einer Seite der reichsbürgerliche Ernst, von anderer Seite die leichteste Beweglichkeit, der Alles von Handen geht, und nebenher die Mutter, die sich wie ein geselliger Trabant um zwei so verschiedene Planeten bewegt. Z.

Es ist doch ein Verlust, daß Lessing, wie er wirklich Lust hatte und würdig genug angeregt sein mußte, nicht mit Dir über den „Götz von Berlichingen" angebunden hat. Er war der Mann, dem zum Trotz und zur Freude Du aus purer Schälerei noch manches Stück von Dir gegeben hättest, wenn nicht ebenein dadurch sein gar zu fester Glaube an Aristoteles hin und wieder einen Ebok und eine Bresche dazu bekommen hätte; denn Lessing war ein redliches Herz. Er hat mehr gethan als Aristoteles; er hat es selber versucht und eben gezeigt, was sich nicht machen läßt. Goethe's Farce gegen Wie-

land hat ihm ohne Zweifel den größten Spaß gemacht. Seiner Gesinnung über Wieland zufolge muß er Dich beneidet haben um diese Farce, die er am Liebsten selber gemacht hätte. So auch mit dem „Götz von Berlichingen", den er Dir nicht gönnt und seinen Verdruß nicht bergen kann; denn bedenke es einmal selber, ist es nicht impertinent, daß ein Gelbschnabel aus Frankfurt, wie ein zweiter Prometheus, solche Wesen bildet aus solchem Thone? mir Nichts Dir nichts, und an allen Göttern vorübergeht, ohne den Hut zu lüpfen. Das war auch der Fall mit Engel, den ich genug gekannt habe und der mir gewogen war. Er hätte bersten mögen vor Neid, der alte Junggeselle, und nahm Thon und fing an zu baden und sahe an, was er gemacht hatte und siehe da! es war ein Kuchen, ein Küchlein: denn was ist denn der „Edelknabe" anders als ein Junges, eine Nachgeburt von Lessing's „Minna"? was freilich Jener nicht Wort gehabt hätte. Z.

Dornburg, den 10. Juli.

Bei dem schmerzlichsten Zustand des Innern mußte ich wenigstens meine äußern Sinne schonen, und ich begab mich (den 7. Juli) nach Dornburg, um jenen düstern Functionen *) zu entgehen, wodurch man, wie billig und schicklich, der Menge symbolisch darstellt, was sie im Augenblick verloren hat, und was sie dieß Mal gewiß auch in jedem Sinne mitempfindet.

Ich weiß nicht, ob Dornburg Dir bekannt ist; es ist ein Städtchen auf der Höhe im Saal-Thale unter Jena, vor welchem eine Reihe von Schlössern und Schlößchen, gerade am Absturz des Kalkflötzgebirges, zu den verschiedensten Zeiten erbaut ist; anmuthige Gärten ziehen sich an Lusthäusern her; ich bewohne das alte, neuaufgeputzte Schlößchen am südlichsten Ende. Die Aussicht ist herrlich und fröhlich, die Blumen blühen in den wohlunterhaltenen Gärten, die Traubengeländer sind reichlich behangen und unter meinem Fenster sehe ich einen wohlgediehenen Weinberg, den der Verblichene auf dem ödesten Abhang noch vor drei Jahren anlegen ließ, und an dessen Ergrünung er sich die letzten Pfingst-Tage noch zu erfreuen die Lust hatte. Von den andern Seiten sind die Rosenlauben bis zum Feenhaften geschmückt und die Malven, und was nicht Alles, blühend und bunt, und mir erscheint das Alles in erhöhtern Farben, wie der Regenbogen auf schwarzgrauem Grunde.

Seit funfzig Jahren hab' ich an dieser Stätte mich mehrmals mit ihm des Lebens gefreut, und ich konnte dieß Mal an keinem Orte verweilen, wo seine Thätigkeit auffallender anmuthig vor die Sinne tritt. Das Aeltere erhalten und aufgeschmückt, das Neuerworbene (eben das Schlößchen), das ich bewohne, ehemals ein Privat-Eigenthum) mäßig und schicklich eingerichtet, durch anmuthige Verggänge und Terrassen mit den frühern Schloßgärten verbunden, für eine zahlreiche Hofhaltung, wenn sie keine übertriebene Forderungen macht, geräumig und genügend, und was der Gärtner ohne Pedanterie und Aengstlichkeit zu leisten verpflichtet ist, Alles vollkommen, Anlage wie Flor.

Und wie es ist, wird es bestehen, da die jüngere Herrschaft das Gefühl des Guten und Schicklichen dieser Zustände gleichfalls in sich trägt und es mehrere Jahre bei längerm und kürzerm Aufenthalt bewährt hat. Dieß ist denn doch auch ein angenehmes Gefühl, daß ein Scheidender den Hinterbliebenen irgend einen Faden in die Hand gibt, woran ferner fortzuschreiten wäre.

Und so will ich denn an diesem mir verliehenen Symbol halten und verweilen.

Damit Du aber wissest, wie Dein Freund, auf einem luftigen Schloß, von wo er ein hübsches Thal mit flachen Wiesen, steigenden Aeckern und einer bis an die unzugänglichen steilen Waldränder sich erstreckenden Vegetation übersieht, wie er daselbst diese langen Tage von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang zubringt, will ich Dir vertrauen: daß ich schon seit einiger Zeit vom Auslande her die Naturwissenschaften wieder aufzunehmen angeregt bin. Das liebe Deutschland hat etwas ganz eigentlich Wunderliches in seiner Art; ich habe redlich aufgepaßt, ob bei den nun seit drei Jahren eingeleiteten und durchgeführten naturwissenschaftlichen Zusammenkünften mich auch nur Etwas berühre, anrühre, anrege, mich, der ich seit funfzig Jahren leidenschaftlich den Naturbetrachtungen ergeben bin; es ist mir aber — außer gewissen Einzelnheiten, die mir eigentlich doch auch nur Kenntniß gaben — Nichts zu Theil geworden, keine neue Forderung ist an mich gelangt, keine neue Gabe ward mir angeboten; ich mußte daher die Interessen zum Capital schlagen und will nun sehen, wie das Summa Summarum im Auslande fruchtet. Verschweige Das löblich; denn ich erinnere mich so eben, daß bei Euch die Wissenschaft sich abermals in größer Breite versammelt. Allem Guten befohlen G.

Schloß Dornburg, den 11. Juli.

Daß ich in diesen zwanzig Tagen, aus Unruhe, Neigung, Trieb und Langerweile gar Manches geleistet habe, wirst Du wohl glauben; leider ist es sehr Vielerlei, dergestalt, daß es nicht leicht zur Erscheinung kommen wird. Meine nahe Hoffnung, Euch zu Michael die Fortsetzung von „Faust" zu geben, wird mir

*) Ersterben des Großherzogs Carl August.

denn auch durch dieſe Ereigniſſe vereitelt. Wenn dieß Ding nicht, fortgeſetzt, auf einen übermüthigen Zuſtand hindeutet, wenn es den Leſer nicht auch nöthigt, ſich über ſich ſelber hinauszumuthen, ſo iſt es Nichts werth. Bis jetzt, denke ich, hat ein guter Kopf und Sinn ſchon zu thun, wenn er ſich will zum Herrn machen von allem Dem, was da hineingeheimniſſet iſt. Dazu biſt Du denn gerade der rechte Mann, und es wird Dir auch deßhalb die Zeit bis auf die erſcheinende Folge nicht zu lange werden.

Der Anfang des zweiten Acts iſt gelungen; wir wollen Dieß ganz beſcheiden ausſprechen, weil wir ihn, wenn er nicht daſtünde, nicht machen würden. Es kommt nun darauf an, den erſten Act zu ſchließen, der bis auf's letzte Detail erfunden iſt, und ohne dieſes Unheil auch ſchon im behaglichen Reinen ausgeführt ſtünde. Das müſſen wir denn auch der vorſchwebenden Zeit überlaſſen.

— Das klingt ja ganz bequem und behaglich! — wirſt Du ſagen, und Das wär' es auch, erſchiene nicht ſogleich im Hintergrunde der düſtere Catafalk, der alle Betrachtungen aufregt, die der Menſch in heiterer Stunde mit Recht beſeitigt. Das Menſchen- und Weltweſen dreht ſich um Einen herum, daß man ſchwindlig werden möchte.

Und ſo halte Dich denn auf Deinen Füßen, ſo gut es gehen will, ich muß das Gleiche verſuchen.

Allen wohlwollenden Dämonen beſtens empfohlen.

Dornburg, den 27 Juli. G.

Eben als ich Vorkommendes abſchließe, empfange ich Deinen werthen Brief vom 22. Juli, da ich Dir denn gleich berichten will, daß ich am 20. Abends, auf einer Rückkehr von Jena, in einen Regenguß gekommen bin, Dergleichen ich auch nie erlebt habe; ohne Donner und Blitz, aber mit ſolcher Heftigkeit wohl eine Stunde anhaltend, daß Einem wirklich bange werden mußte, beſonders wenn man ſich dachte, welche Landesbreite er einnahm und zu befürchten hatte, es möchte ſich Hagel d'rein miſchen; da denn Alles weit und breit zu Grunde gegangen wäre. Man wird genöthigt, ſogleich an Hannover zu denken und nun an Euch. Ich habe nach meiner Himmelskenntniß gewaltige Waſſerſtröme für dieſen Sommer verkündigt und ich fürchte, es wird noch ſchlimmer. Das Merkwürdigſte iſt, daß dieſe Wetter ſich in flachen Gegenden entladen, die vor'm Jahr, auf Berggipfel ſich ſtürzend, ſo großen Schaden gethan haben.

Nun aber wende ich mich zu menſchlichen Dingen und freue mich, daß Du meiner Anmahnung ein Ohr geliehen und Dich zu Molière gewendet haſt. Die lieben Deutſchen glauben, nur Geiſt zu haben, wenn ſie paradox, d. h. ungerecht ſind. Was Schlegel in ſeinen Vorleſungen über Molière ſagte, hat mich tief gekränkt; ich ſchwieg viele Jahre, will aber doch nun Eins und das Andere nachbringen, um zum Troſt mancher vor- und rückwärts denkenden Menſchen, jetziger und künftiger Zeit, dergleichen Irrſale aufzudecken.

Die Franzoſen ſelbſt ſind über den „Miſanthrop" nicht ganz klar; bald ſoll Molière das Muſter dazu von einem genannten, verdrängten Hofmann genommen, bald ſich ſelber geſchildert haben. Freilich mußte er Das aus ſeinem eigenen Buſen nehmen, er mußte ſeine eigenen Beziehungen gegen die Welt ſchildern; aber was für Beziehungen! die allgemeinſten, die es nur geben kann. Ich wollte wetten, Du haſt Dich auf mehr als einer Stelle auf der That ertappt. Und ſpielſt Du nicht dieſelbe Rolle gegen Deine Tagsgenoſſen? Ich bin alt genug geworden und habe es doch noch nicht ſo weit gebracht, mich an die Seite der Epicur'ſchen Götter zu ſetzen.

Dieß alſo ſei für dieß Mal genug! ich ſchließe mit den treueſten Wünſchen und Hoffnungen, die Beſſerung Deiner anmuthigen Luiſe möge ſich beſtätigen. Schreibe von Zeit zu Zeit, wie es vor den Schnabel Deiner Feder kommt; in meiner Einſamkeit finde ich manche Stunde zur Erwiederung, und ich möchte da wohl zutraulich ausſprechen, was ſonſt ungeſagt bliebe.

Wie eben und immer

Dornburg, den 27. Juli. G.

Ich bin noch auf dem alten Dornburg, vergnüglich mit botaniſchen Betrachtungen beſchäftigt. Ein reich ausgeſtatteter Blumengarten, vollhängende Weingeländer ſind mir überall zur Seite, und da thut ſich denn die alte wohlfundirte Liebſchaft wieder hervor. Gründliche Gedanken ſind ein Schatz, der im Stillen wächſt und Intereſſen zu Intereſſen ſchlägt; daran zehre ich denn auch gegenwärtig, ohne den kleinſten Theil aufzehren zu können. Denn das ächte Lebendige wächſt nach, wie das Bedürftige der Hydern-Köpfe auch nicht zu tilgen iſt.

Leider aber muß ich noch ein Mal von der wüſten Witterung ſprechen; der wilde Sturm und Regenguß, in den ich am 20. Juli Abends herfuhr, hat in demſelbigen Augenblicke von Havre de Grace und Nancy über Lyon und Weimar bis Wien gewüthet, und wer weiß, wie viel weiter oſtwärts. Gleich den andern Tag hat's Euch getroffen und ſo iſt es bei Euch und uns abwechſelnd immerfort gegangen, und ich würde ganz verzweifeln, wenn mich nicht die

Eitelkeit, das Alles vorausgesagt zu haben, einiger Maßen erquickte. Noch darf ich vom Nächsten nichts Gutes hoffen! Das Unglück ist, daß ein hoher Barometer-Stand zwar für den Augenblick dem Regen gebieten, aber die Atmosphäre weder von Wolken reinigen, noch den Westwind beherrschen kann; da denn im Momente des Sinkens Sturm und Regen in Fülle und Gewalt unaufhaltsam hereinschreitet. Nimm die Art, wie ich mich ausdrücke, freundlich auf; denn so vernimmst Du, wie ich mit mir selber spreche. Die Witterungskundigen vom Handwerk bedienen sich hierbei wohl anderer Worte.

Du bist ein Freund vom Altgesetzlichen; ich will's einmal für mich aufschreiben, wie ich mir die Sache denke. Diese Dinge sind nur deßwegen allzu groß für uns, weil wir sie immer nur im Kleinen suchen. Und so fortan in Ehrfurcht der allwaltenden Mächte. Der gekannte

Dornburg, den 20. August. G.

Den 22. October. Abends.

„Correggio", ein Trauerspiel in fünf Aufzügen.

Devrient, der Jüngere (Correggio), Krüger (Giul. Romano) und Lemm ganz besonders (M. Angelo), haben ihr Bestes gethan und sind erkannt worden. Das Stück hat einen Namen, es hat gefallen. Hinter mir saßen zwei geheime Finanz-Räthe. Der Eine lobte die Diction, der Andere fand die Gedanken schön. Ich sagte Nichts, mir fiel ein, daß ich vor etlichen und fünfzig Jahren auch wohl dergleichen schöne Gedanken gehabt haben könnte, wenn auch eine viel andere Diction. Ich wollte wetten, der Dichter hat sich einen Mann gedacht, wie er selber sein möchte, da wohl Keiner machen wird, was er nicht selber sein kann. Gut gemeint mag daher das Stück immer ein Trauerspiel heißen, wenn es nur keine Tragödie sein will.

Correggio erscheint als großer Maler, glücklicher Gatte und Vater, dessen Kunstwerke bereits die Kirchen seines Ortes heiligen, zugleich aber als triste, trost- und brodlose abgezehrte Leiche; die heutige Mahlzeit von einem Calabresischen Klausner borgend und sich so durch fünf lange Acte zu Tode kränkelnd. Es ist jammervoll; man wäre untröstlich, wenn man nicht endlich bedenken müßte, daß die Leute da oben frisch und gesund nachher in der Restauration werden anzutreffen sein.

Das wäre nun die Façade des Gebäudes, hinter der es nur hohle kalte Räume gibt, die einer christelnden Resignation zum bewohnen angewiesen werden; wer aber wollte ein solcher Correggio sein? Zuletzt erscheint eine Räuber-Scene, wo sie sich alle hübsch putzen und waffnen können. Der Räuberhauptmann bekehrt sich, Correggio stirbt und damit gut.

Ueber Nacht ist nun das Gewissen herausgekommen und meint, das Vorstehende schmecke etwas stark nach rancune, und Das könnte sein, ohne zu viel gesagt. Als ich den Dichter selbst über poetische Gegenstände reden hörte, konnte er sich kaum zufrieden geben über Schiller und Goethe, die Nichts nach seinem Sinne gemacht hatten; er begriff nicht, wie das ziemlich verbreitete Lob dieser Männer eher zu- als abnehme und ich habe ihn anreden lassen, was in solchen Fällen immer das Beste ist, und so will ich auch heute aus Respect für mein Gewissen die Zeit walten lassen, die sogenannte Nachwelt mag das Ihrige thun. Mit den Critikern bin ich im Reinen, die sehen ganz anders aus als sie reden. Z.

Dieser gute Oehlenschläger hat mir persönlich viel Noth gemacht; er wollte mir ein und alle Mal, aus Italien zurückkehrend, diesen „Correggio" vorlesen, welches ich hartnäckig verweigerte, dagegen mich erbot, das Stück für mich im Stillen vorzunehmen, worüber er so außer sich gerieth, daß er sich am Schluß noch ganz verrückt betrug. Wie ich denn überhaupt von diesem Gezücht viel auszustehen hatte.

Er ist einer von den Halben, die sich für ganz halten und für Etwas drüber. Diese Nordsöhne gehen nach Italien und bringen's doch nicht weiter, als ihren Bären auf die Hinterfüße zu stellen, und wenn er einiger Maßen tanzen lernt, dann meinen sie, es wär' das Rechte.

Von den zurückkehrenden Naturforschern habe ich manche bedeutende Unterhaltung genossen. Genau aber besehen, bleibt es immer eine entschiedene Wahrheit: was ich recht weiß, weiß ich eigentlich nur mir selbst; sobald ich damit hervortrete, rückt mir sogleich Bedingung, Bestimmung, Widerrede auf den Hals. Dieß begegnet Dir mehr als mir, da Du mit Menschen aller Art umgehst und in Verhältniß kommst; und doch besucht mich die Widerrede im eigenen Hause eben so gewiß, als wenn ich sie auf dem Markte aufsuchte. Das Sicherste bleibt immer, daß wir Alles, was in und an uns ist, in That zu verwandeln suchen; darüber mögen denn die Andern, wie sie wollen und können, reden und verhandeln.

Weimar, den 22. October. G.

Die langen Nächte und am Tage den cimmerischen Himmel muß ich mich durchhalten, so leicht ich kann; so kommen mir unsers losen Vetters *) gesammelte Nachrichten über Dein litterarisches Leben in die Hand. Mir ist das Buch sehr angenehm, Deine Stellung gegen

*) A. Nicolovius.

Deine Zeit zu recapituliren und das Jetzt gegen Sonst zu halten.

Unter den sehr verschiedenen Anzeigen und Beurtheilungen des „Werther" ist mir die in der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek" aufgefallen (1775), indem sie gesteht: daß eine solche Darstellung nur Dem möglich sei, der selber ganz und gar darinne lebe und athme.

Lessing gefällt mir am Besten, der ernste, gestrenge, tüchtige Lessing wider Willen gerührt, zärtlich, liebevoll: Lieber Goethe, noch ein Capitelchen — um mit dem Vermel auszuwischen, was die kecke, leichte Hand auf die Zeit gelegt, und diese auf die Hand.

Alle suchen den Topf bei'm Henkel aufzuheben, um der aufgeregten Menge ihr ecco il vero policinello zuzurufen. Keine Gnade! der Pfeil hat das Herz getroffen und ist stecken geblieben, und Keiner bemerkt das unschuldige Kunststück der Uebereinstimmung der Form mit dem Geiste. Man will Bücher haben für die Bibliothek. Ein Ding, wie der „Wilhelm Meister", kommt uns vor, wie das Ei des Columbus: Das hätten wir auch gekonnt! Die Nachtreter werden getadelt, gewarnt, und unterdessen tragen wir selber dem Autor die Schleppe nach.

Was mich persönlich angeht, ist das Verhältniß zu den Individuen Deiner Umgebung, womit Du wenig besser gehalten bist. Die Ergiessungen ihrer Privat-Mittheilungen scheinen vom Herzen zu gehen; und zeigen sie sich öffentlich als Critiker, so erscheinen sie in stolzen Perrücken. Ganz putzig macht sich dergestalt der Freund und General-Lieutenant von Klinger, und ganz verdrießlich, daß Du ihm nicht mehr Tasso's und Iphigenie'n machst: „Goethe's „Iphigenie", sein „Tasso", Lessing's „Nathan" — so spricht der Herr — sind die vollendetsten Dichterwerke neuerer Zeit!"

So zu reden soll sich aber sonst Keiner erkühnen, wenn er nicht zu den „Knaben" will gezählt sein, „die Goethe mit Teufelsdreckparfümiren." Endlich ist er genöthigt, sich von einer Dedication des Herrn Glover loszusagen, der nicht minder Kriegsheld und Oberst-Lieutenant sein will, der Wunder meint, wie gut er mit seinem Kriegs-Cameraden stehe.

Schiller's Critik über „Egmont" läßt ziemlich erkennen, wie er selber den Helden würde aufgestellt haben. So, wie im „Werther" die Uebereinstimmung der Form mit dem Wesen, so bestimmt auch im „Egmont" das nämliche Kunststück den Sinn und Werth der Tragödie. Gott soll mich behüten, Frau und Kinder des Helden abzuwarten, und wenn ich sie für mein Geld in die Witwen-Casse kaufen müßte! Daher mag es sein, daß neuere Dramen, bei aller historischen Wahrheit, so brüchig herauskommen; man lebt von lauter Interessen ohne Capital; man weiß nicht, was man hat.

Berlin, den 10. Januar. Z.

Deine Klagen, oder vielmehr Invectiven bei nicht gemäßer Ausführung längst vorbereiteter Ton-Exhibitionen glaube ich zu verstehen. Die Tendenz der Zeit, Alles in's Schwache und Jämmerliche herunterzuziehen, geht immer mehr durch und durch. Ich habe ein halb Dutzend Gedichte vorzuweisen, mir zu Lob und Ehren, wo ich aber eigentlich schon als ein selig Abgeschiedener behandelt bin. Am Ende wird noch, der neuesten Philosophie gemäß, Alles in Nichts zerfallen, ehe es noch zu sein angefangen hat.

Mit Coudray ergehe ich mich die Abende an Herrn Schinkel's Heften. Die darin mitgetheilte neue und, wie wir hören, schon im Bau begriffene Kirche hat uns einige Abende angenehm unterhalten. Ich wünschte wirklich, darin einer Predigt beizuwohnen, welches viel gesagt ist.

Weimar, den 12. Februar. G.

Donnerstag, den 21. Februar.

Seit der Erscheinung des Schiller'schen Briefwechsels wird der Almanach von 97 in allen Winkeln gesucht, und ich könnte was verdienen, wenn ich mir für mein wohlbewahrtes Exemplar Leihgeld zahlen ließ. Die Wirkung der „Xenien" ist eben jetzt so gut als neu. Dazumal gab es Theilnehmende, Gerechte, Wüthende, Getroffene, Betroffene, Hinfällige, Beifällige, und Alle lachten oder lächelten in sich, aus sich heraus. Die Heutigen könnte man Philolozische nennen. Der Gedanke, das Wort, der Sinn, die Bedeutung: gewogen, erwogen, verglichen. Die alten Freier liegen getödtet da und Keiner läßt sich einfallen, daß solch Geschmeiße nachwächst. Mit Erstaunen aber findet man nun, daß „Alexis und Dora" ein schönes Stück ist. Wenn Cotta jetzt eine neue Ausgabe der „Xenien" macht, bin ich erbötig, Gewinn und Verlust zu theilen. Mein Exemplar habe noch nicht aus Händen gegeben, ich selber lese es mit neuen Augen. Z.

Eigentlich für solche alte Käuze, wie Du bist, habe ich, mein Theuerster, die Schiller'sche Correspondenz schon gegenwärtig drucken lassen; die Jetzt- und Folgewelt mag sie hinnehmen, wie sie kann, für sie bleibt dieß Wesen Alles historisch, und auch so wird es manchem Verständigen dienlich und heilsam werden; Denen aber, die damals schon lebten und wirkten, dient es zu größerer Vollständigkeit und Be-

auemlichkeit, wenn auch sie das Facit ihres Lebens zu ziehen Lust haben.

Im Allgemeinen aber bleibt es einem jeden Denkenden interessant, in das Spiel zu sehen, wie damals die Karten vertheilt waren, und wie mit verschiedenem Glück, Geschick und Klugheit das Unternommene getrieben wurde.

Auf Ostern kommen Euch die „neuen Wanderjahre" in die Hände, und da möcht' ich immer das alte Wort wieder ausrufen: „O, Ihr Athenienser!"

Die Uebertriebenheiten, wozu die Theater des großen und weitläufigen Paris genöthigt werden, kommen auch uns zu Schaden, die wir noch lange nicht dahin sind, dieß Bedürfniß zu empfinden. Dieses sind aber schon die Folgen der anmarschirenden Welt-Litteratur; und man kann sich hier ganz allein dadurch trösten, daß, wenn auch das Allgemeine dabei übel fährt, gewiß Einzelne davon Heil und Segen gewinnen werden; wovon mir sehr schöne Zeugnisse zu Handen kommen. Ist doch eigentlich das wahrhaft Vernünftige und Auslangende das Erbtheil weniger im Stillen fortwirkender Individuen.

Weimar, den 6. März. G.

Ich habe über das Menschengeschlecht, besonders wie es jetzt nachwächst, allerlei Gedanken und werde sie wohl einmal in ruhiger Stunde Dir auf das Papier sprechen.

Auf alle Fälle ist man genöthigt, weit in der Welt umher zu sehen und bedeutende und auslangende Stimmen zu vernehmen. Das neueste Vierteljahr der Edinburger-Revision der ausländischen Litteratur ist so eben angekommen, und höchst merkwürdig, wie sie die Continental-Autoren betrachten. Sie sind sehr gewissenhaft gegen sich selbst und haben Respect vor ihrem Publicum. Ernst, Ausführlichkeit, Mäßigung und Offenheit ist durchaus ihr Character, und es ist unglaublich, wie weit und tief ihr Blick trägt.

Vorstehendes hatte einige Tage gelegen, inzwischen las ich in dem siebenten Bande der Calderon'schen Schauspiele, übersetzt von Gries, das merkwürdige Stück: „die Locken Absalom's". Vielleicht kommt es auch zu Dir an gerechten Tagen und Du findest Muße, es zu lesen.

Bei mir ist die alte Wahrheit wieder aufgestanden: daß wie Natur und Poesie sich in der neuern Zeit vielleicht niemals inniger zusammengefunden haben, als bei Shakespeare, so die höchste Cultur und Poesie nie inniger als bei Calderon. Unsern Zeitgenossen ist ein klarer Begriff hiervon nicht zuzumuthen.

Weimar, den 28. April. G.

Am vorigen Dinstage (28. April) hat mich Paganini in der Academie besucht und unsere Productionen vernommen, und Tags darauf habe ich endlich auch ihn gehört. Es ist außerordentlich, was der Mann leistet und dabei bemerkt werden muß, daß die Wirkung seines Spiels ganz allgemein erwünscht und andern Virtuosen auf seinem Instrumente ganz unbegreiflich ist. Sein Wesen ist also mehr als Musik, ohne höhere Musik zu sein, und bei solcher Meinung dürfte ich bleiben, wenn ich ihn öfter hörte. Ich war so placirt, daß ich alle Bewegungen seiner Hand und seines Armes sehen konnte, die bei einer ziemlich kleinen Figur von besonderer Biegsamkeit, Stärke und Elasticität sein müssen, weil er gar nicht ermüdet, das Fatiganteste in seiner Steigerung wie ein Uhrwerk hervorzubringen, das eine Seele hätte. Die hundert Künste seines Bogens und seiner Finger, welche sämmtlich einzeln ausgedacht und eingeübt sind, erscheinen in einer geschmackvollen Folgereihe und zeichnen ihn auch als Componisten aus. In jedem Falle aber ist er ein vollkommener Meister seines Instrumentes in höchster Potenz, insofern was ihm auch nach bestem Willen nicht gelingt, wie eine kecke Variation herauskommt.

Deine Vergleichung des Shakespeare mit Calderon ist mir so klar, wie der Tag. Die große Aehnlichkeit und weite Entfernung solcher zwei Sterne wollte ich mir stets gern vergegenwärtigen, Du hast das Wort ausgesprochen und ich bin ganz überzeugt. Z.

Gestern habe den Paganini wieder gehört. Der Mensch ist eine ächte Rarität: die Violine selber. Man erschrickt, man lacht, man ist in Verzweiflung über die gefährlichsten Schnurrpfeifereien und die allgemein verständliche Schwierigkeit; denn die Wirkung ist ganz allgemein. Anmuth und Geist fehlen auch nicht, und auch was nicht vollkommen gelingt, ist noch neu und interessant. Lebe wohl! Z.

Großen Dank für den dritten Band Euers Briefwechsels. Hätt' ich doch im Traume nicht gedacht, daß ich sechs Flaschen Champagner bei Euch gut hätte, von denen ich gestern gleich eine auf Euer Wohl geleert habe.*) So kommt denn noch nach zweiunddreißig Jahren so Manches an den lieben Tag.

Ich freue mich sehr auf die complette Sammlung, welche ein wahrer Schatz ist für die Litterar-Geschichte. Aus keinem Product Lessing's und Winckelmann's geht ein solches geistig erwärmendes Leben her als aus ihren Briefen. Z.

Die jetzige Zeit ist eigentlich encomiastisch; sie will Etwas vorstellen, indem sie das Ver-

*) S. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe.

gangene feiert: daher die Monumente, Feſte, die ſecularen Lobreden und das ewige ergo bibamus, weil es einmal tüchtige Menſchen gegeben hat.

Weimar, den 17. Mai. G.

Ich war wie ein Kind, das zu Allem gleich Luſt hat; wie der Arzt im „Wilhelm Meiſter", der gleich mit Meſſer und Scheere bei der Hand iſt, um die Leiche des wunderbaren Kindes auseinander zu pellen — was Schiller ſo auffällt, der, indem er einen Fehler zu tadeln meint, denſelben Fehler ſelber begeht, indem er den ganzen Roman zu zergliedern ſucht und aus den Theilen Cabinets-Stücke macht.

Deine Art, die Werke zu betiteln, hat ſchon Manche aufgehalten und ſtutzig gemacht. Alle wollen leben und genießen und Keiner hat zum Leben, man möchte das Werk gern in einer Pille haben und Das ſollte der Titel ſein. — „Wilhelm Meiſters Lehrjahre. Ein Roman." Da rathe Einer. Es iſt aber kein Roman; es iſt die Welt, die kleingroße, die großkleine Welt. Mich ſelber find' ich, meinen Trieb, meine Thorheit und zwar ohne Anwendung und doch angewandt: Das iſt das Räthſel. Was geht mich das Volk da an? Bin ich eine Theater-Perſon? Ein Abbe? Ein Kaufmann u. Dgl. Dieſe unterwerfe ich meiner Beurtheilung, meinem Haſſe, meiner Liebe — ich, für mich, habe dabei gar Nichts zu thun.

Eines Tages komme ich zum alten Nicolai und finde den „Wilhelm Meiſter" vor ihm aufgeſchlagen. Aha, ſage ich, leſen Sie das Ding auch wieder? — „Es iſt doch", ſagte er, „entſetzlich thörichtes Zeug darin." — Ja wohl, verſetzte ich. Wer iſt denn klug? bin ich's? Sind Sie es? — „Nun," ſagt er, „wenn Sie ſich nicht ausnehmen, mag Goethe recht haben; denn er gehört ohne Zweifel mit dazu."

Donnerstag, den 21. Mai. Z.

Dienstag, den 16. Juni.

Der zweite Theil des „Fauſt" iſt was mehr als ein Meiſterſtück, das ſich allenfalls machen läßt. Jenes kann Keiner machen, es gehört Dir allein an und Niemand braucht zu wiſſen, was Gott an Dir gethan. Die Factur iſt innig verſchmolzen mit der Conception; bald macht der Vers, bald der Reim ſich den Gedanken, bald umgekehrt. Und Alles klar wie Licht und verſtändlich zum Greifen; nur wieder geben kann man's nicht: wer will ſagen, wie eine feine Frucht ſchmeckt! Und das linde, liebe, reine, freie Wort; kräftig, ſüß und fließend, wie ein vielſtimmiger Geſang über tiefe Grundharmonie. Wie iſt kein Zweifel übrig, es muß ſo ſein. Habe großen, großen Dank! J.

Profeſſor Rauch war einen Tag bei uns und nach ſeiner alten Weiſe anmuthig, heiter und thätig. Ein junger Mann, den er mit ſich brachte, der viel Talent haben mag, zeigte eine Art von Frieſe vor, lobenswürdig gedacht und gezeichnet, aber Chriſti Einzug in Jeruſalem, wo wir Andern genöthigt werden durch die Mühe, die ſich ein guter Kopf gibt, da Motive zu ſuchen, wo keine zu finden ſind. Wenn man doch nur die Frömmigkeit, die im Leben ſo nothwendig und liebenswürdig iſt, von der Kunſt ſondern wollte, wo ſie, eben wegen ihrer Einfalt und Würde, die Energie niederhält und nur dem höchſten Geiſte Freiheit läßt, ſich mit ihr zu vereinigen, wo nicht gar ſie zu überwinden.

Daß Du auf den zweiten „Fauſt" zurückkehrſt, thut mir ſehr wohl; es wird mich Das anregen, manches Andere zu beſeitigen, und wenigſtens das Allernächſte, was hieran klebt, bald möglichſt auszufertigen. Der Abſchluß iſt ſo gut wie ganz vollbracht, von den Zwiſchenſtellen manches Bedeutende vollendet, und wenn man mich von Seiten höchſter Gewalten anfangen und auf ein Vierteljahr einer hohen Feſtung anvertrauen wollte, ſo ſollte nicht viel übrig ſein.

Weimar, den 19. Juni. G.

Berlin, den 23. Juni.

Eine Stelle Deines Briefes, vom 19. Dieſes, hat mich laut auflachen gemacht über die Frieſe, die den Einzug Chriſti darſtellen ſoll, ſintemal ich durch eine ähnliche, fromme Gelegenheit einen jungen Freund zu verlieren in Gefahr bin. Dieſer gute Junge ſendet mir ein Choral-Buch mit neuen Gedichten, zu denen er auch die Melodien erfunden hat, und bittet um ſtrenge Prüfung, indem er mich für ein gleichgeſtimmt' religiöſes Inſtrument hält, was ich nicht abzuläugnen brauche, ohne jedoch ein Glied einer Compagnie zu ſein. So ſchreibe ich, was ich ihm ſchon mündlich und glimpflich geſagt:

„Ihr guten Leute ſeht nicht, wie Ihr Euch durch ſüßliche Poeterei noch mehr entkräftet zum Gebrauch des ſchönen Lebens, das nur in der Werkthätigkeit beſteht, wenn ein ewiges Leben beſtehen ſoll. Mit ſolcher Klimperei meint Ihr Etwas in den Augen Eures Jeſus zu ſein, der ſich's ganz anders ſauer werden laſſen mit dem Lumpenpack, das ihn zu Tode ſchmähte, weil er ihm ſagte, daß ſie gerade das Umgekehrte übten, wozu ſie ihr Gott erſchaffen. Er arbeitete am Sabath zum Heil der Seinigen, Ihr aber macht die Werktage zu faulen Sabathen, um das Leben zu verplempern u. ſ. w."

In den fünfundzwanzig compendioſen Bändchen flattere ich hin und wieder. Vom zweiten Theile des „Fauſt" möchte ich behaupten, daß

ihn hier sonst Niemand versteht. Alles sucht nach Zusammenhang und ermüdet daran, wenn ich auf jedem Blatte finde, was ich brauchen kann. Vermag ich aber Etwas über Dich, so setze Dich vier Wochen auf hohen Asberg oder Dornfels (Dornburg?) und stelle Wieland's Colossen mit ihren Riesein vor Deine Thüre, und erfahre ich, daß Du am 28. August fertig bist, sollst Du gelobt sein, wie ich sonst Keinen lobe. J.

— Zu gleicher Zeit war ein Engländer bei uns, der zu Anfang des Jahrhunderts in Jena studirt hatte und seit der Zeit der Deutschen Litteratur gefolgt war.

Byron's „Himmel und Erde" war mir höchst angenehm mit Auge und Ohr zu vernehmen, da ich ein zweites Exemplar in der Hand hatte. Zuletzt machte er mich noch auf Milton's „Samson" aufmerksam und las ihn mit mir. Es ist merkwürdig, hier den Ahnherrn Byron's kennen zu lernen; er ist so grandios und umsichtig, wie der Genannte, aber freilich geht der Enkel schon in's Grenzenlose, in's wunderlichst Mannigfaltige, wo Jener einfach und stattlich erscheint.

Weimar, den 20. August. G.

Berlin, den 9. September.

Der neue Berliner-Almanach spazirt mit beherzten Schritten durch die Stadt. Die Buchbinder können nicht schaffen, was verlangt wird. Die „Chinesischen Jahreszeiten" ziehen wie ein neuer Comet und werden auch so gedeutet. Nun, was ist denn Das Großes? ruft ein Philister, der das Ei des Columbus noch nicht vergessen hat. Es ist aber lustig, wie nach einer langen Stille wieder Bewegung ist und brodelt und siedet und zischt, und wie der ganze Almanach sich ausnimmt, wie ein Schattenriß von Dir en face, und gleichwohl sehr artige Sachen darin enthalten sind, die zugleich nothwendig und zufällig Wirkung einer ersten Ursache sind, woran Niemand denkt. Der Faden spinnt sich fort und hier und da hängt ein feines Perlchen, aus irgend einem Schmucke verloren oder ausgebrochen. J.

Ich muß nur wieder anfangen, dem Papier Neigung und Gedanken zu überliefern; zuvörderst aber aussprechen, daß ich nach Deiner Abreise äußerst verdrießlich geworden bin. Zu Dutzenden lagen und standen die liebenswürdigsten Bedeutenheiten umher. Alles mittheilbar! Und was war nun mitgetheilt? Kaum irgend Etwas, das werth gewesen wäre.

Die Gegenwart hat wirklich etwas Absurdes, man meint, Das wäre es nun, man sehe, man fühle sich, darauf ruht man; was aber aus solchen Augenblicken zu gewinnen sei, darüber kommt man nicht zur Besinnung. Wir wollen uns hierüber so ausdrücken: Der Abwesende ist eine ideale Person; die Gegenwärtigen kommen sich einander ganz trivial vor. Es ist ein närrisch' Ding, daß durch's Reale das Ideelle gleichsam aufgehoben wird; daher mag denn wohl kommen, daß den Modernen ihr Ideelles nur als Sehnsucht erscheint. Hierüber wollen wir nicht weiter nachgrübeln, sondern es bei diesem ziemlichen und unziemlichen Vorwort bewenden lassen; ob ich gleich noch eine lange Litanei zu Aufklärung der allgemeinen, neuern Lebensweise hiernach wohl ausspinnen könnte.

Fürwahr, die Musik fällt, in jenem Betracht, den Augenblick am Entschiedensten, es sei nun, daß sie in dem ruhigen Geiste Ehrfurcht und Anbetung errege, oder die beweglichen Sinne zu tanzendem Jubel hervorrufe. Das Uebrige frommen und richtigen Gefühlen, so wie einsichtigen Gedanken überlassend.

Weimar, den 19. October. G.

Ein Wort von meiner Lectüre! Mit den Memoiren von Bourrienne bin ich bis zum achten Bande gekommen. Erinnerung und Aufklärung gesellen sich für uns in diesem Werke. Merkwürdig ist zu lesen die neue Ansicht eines wichtigen Punctes der Geschichte: der Verfasser macht höchst wahrscheinlich, daß Napoleon nie den Vorsatz gehabt, nach England überzusetzen, vielmehr habe er unter dieser Vorspiegelung eigentlich nur die Absicht gehegt, den Kern einer großen, thätigen, zu Allem bereiten Heeresmacht zu bilden, und um diese Mitte her eine Truppenmasse dergestalt disponirt und locirt, daß er sie in der kürzesten Zeit an und über den Rhein bringen könne; welches ihm denn auch auf den Grad gelungen, daß er, wider aller Menschen Denken und Vermuthen, Ulm eingeschlossen und in seine Gewalt bekommen habe. Von den Folgen dieses Zuges nicht weiter zu reden.

Aufgefordert, unsere Gedanken dorthin zurückzuwenden, fühlen wir uns von einem neuen Staunen angewandelt. Es ist ein Glück, daß zur Zeit, da wir Dieses erlebten, das Ungeheure solcher Ereignisse uns nicht deutlich werden konnte.

Weimar, den 5. November. G.

Paganini habe ich denn auch gehört und sogleich an demselben Abend Deinen Brief aufgeschlagen, wodurch ich mir denn einbilden konnte, etwas Vernünftiges über diese Wunderlichkeiten zu denken. Mir fehlte zu Dem, was man Genuß nennt und was bei mir immer zwischen Sinnlichkeit und Verstand schwebt, eine Basis zu dieser Flammen- und Wolkensäule.

Märten.

Sieh doch!

Schnaps.

Und ich finde die Reichen, die unter dem ſauren Rahm vorgeſtellt werden —

Märten.

Das iſt ſchnakiſch!

Schnaps.

Die Reichen ſchwimmen oben.

Märten.

Die Reichen ſind der ſaure Rahm? Ha! ha!

Schnaps.

Sie ſchwimmen oben! Das iſt nicht zu dulden.

Märten.

Es iſt unleidlich!

Schnaps.

Ich ſchöpfe ſie alſo ab. (Er ſchöpft auf einen Teller.)

Wäre ich in Berlin, ſo würde ich die Möſer'ſchen Quartett-Abende ſelten verſäumen. Dieſer Art Exhibitionen waren mir von jeher von der Inſtrumental-Muſik das Verſtändlichſte: man hört vier vernünftige Leute ſich untereinander unterhalten, glaubt ihren Discurſen Etwas abzugewinnen und die Eigenthümlichkeiten der Inſtrumente kennen zu lernen. Für dieß Mal fehlte mir in Geiſt und Ohr ein ſolches Fundament, ich hörte nur etwas Meteoriſches und wußte mir weiter davon keine Rechenſchaft zu geben. Bedeutend iſt es jedoch, die Menſchen, beſonders die Frauenzimmer, darüber reden zu hören; es ſind ganz eigentlich Confeſſionen, die ſie mit dem beſten Zutrauen ausſprachen.

In allem Demjenigen, was man Naturforſchung heißt, bleibe ich, ernſt und aufmerkſam, Schritt vor Schritt auf meinem Wege. Leider ſind die Mitlebenden gar zu wunderlich. Zeigen mir doch die Mailänder ganz erſtaunt neuerlich an: Herr von B. wolle ihnen angenfällig ſehen laſſen, das Euganeiſche Gebirg, welches ſie bisher als eine natürliche Vorlage der Alpen angeſehen, ſei plötzlich irgend einmal aus dem Erdboden aufgeſtiegen. Sie laſſen ſich Das gefallen, wie ungefähr die Wilden den Vortrag eines Miſſionärs. Nun meldet man neuerlichſt auch aus dem hohen Norden: der Altai ſei auch einmal gelegentlich aus dem Tiefgrund gequetſcht worden. Und Ihr könnt Gott danken, daß es dem Erdbauche nicht irgend einmal einfällt, ſich zwiſchen Berlin und Potsdam auf gleiche Weiſe ſeiner Gährung zu entledigen. Die Pariſer Academie ſanctionirt die Vorſtellung: der Mont blanc ſei ganz zuletzt, nach völlig gebildeter Erdrinde, aus dem Abgrund hervorgeſtiegen. So ſteigert ſich nach und nach der Unſinn und wird ein allgemeiner Volks- und Gelehrtenglaube, gerade wie im dunkelſten Zeitalter man Hexen, Teufel und ihre Werke ſo ſicher glaubte, daß man ſogar mit den gräßlichſten Peinen gegen ſie vorſchritt.

Ich könnte noch viel ſagen, wie die letzten Sendungen mich beſchäftigen. Auch im Einzelnen iſt es wohl heiter und artig, aber zuletzt erſcheint es mir, es ſeien Roſen, die abfallen, aber nicht ohne Nachkommenſchaft und Aelme. Je älter ich werde, je mehr vertrau' ich auf das Geſetz, wonach die Roſ' und Lilie blüht.

Weimar, den 9 November. G.

Berlin, den 11. November.

Was Du über Paganini ſagſt, iſt reine Vernunft und ganz in meinem Sinne. Was die Aufmerkſamkeit an dieſem Virtuoſen ſo in Beſchlag nimmt, mag eine Vermiſchung ſein des Grillenhaften mit der Sehnſucht nach Ungebundenheit. Es iſt eine Manier aber ohne Manier; ein beſonderes Einzelnes, aber kein Einziges; denn es führt wie ein Faden, der immer dünner wird, in's Nichts. Es lockert nach Muſik, wie eine nachgemachte Auſter gepfeffert und geſäuert verſchluckt wird. Z.

Beilage.

Woher der Name Mephiſtopheles für den ſchadenfrohen Dämon? Orientaliſch iſt er nicht. Wie denn die Dämonologie der Juden ſich erſt nach dem Exil gebildet; die Moſaiſten wiſſen von keinem Engel noch von einem Teufel. Was wir Engel nennen, heißt in der Urſprache: Bote Gottes, und Satan heißt: Widerſacher, Ankläger, oft auch nur: Hinderniß. — Späterhin, als ſie wahrſcheinlich mit der Chaldäiſch-Zoroaſtriſchen Religion die Amſchaspands und Izeds, im Gegenſatz der Dews kennen lernten, bekamen die guten Geiſterweſen bedeutende Namen: Gabriel, Raphael: Gottesſtärke, Gottesheilkraft u. ſ. w.; die Böſen: Aſmedi, Samael; Chaldäiſche Benennungen, welche letztere ſchon cabbaliſtiſche Begriffe enthalten, und daher ſchwerer zu erklären ſind.

Ich vermuthe, daß der Name Mephiſtopheles aus dem Mittelalter, mit der Geſchichte des Fauſt entſtanden iſt. T. T.

Den 11. November. Friedländer.

Läßt man ſich in hiſtoriſche und etymologiſche Unterſuchungen ein, ſo gelangt man meiſtens immerfort in's Ungewiſſere. Woher der Name Mephiſtopheles entſtanden, wüßte ich direct nicht zu beantworten; beiliegende Blätter jedoch mögen die Vermuthung des Freundes beſtätigen, welche demſelben gleichzeitig-phantaſtiſchen Urſprung mit der Fauſt'ſchen Legende gibt; nur dürfen wir ſie nicht wohl in's Mittelalter ſetzen: der Urſprung ſcheint in's ſechszehnte und die Ausbildung in's ſiebenzehnte Jahrhundert zu gehören. Die proteſtantiſchen Teufelsbeſchwörer hatten den kirchlichen Bann nicht unmittelbar zu befürchten, und es gab deſto mehr Cophta's, welche die Albernheit, Unbehülflichkeit und leidenſchaftliche Begierde der Menſchen zu nutzen wußten; denn freilich wäre es leichter, durch einige gezogene Characterе und unſinniges Gemurmel reich zu werden, als im Schweiße ſeines Angeſichts das tägliche Brod zu eſſen. Haben wir doch noch vor Kurzem im Neuſtädter-Kreiſe ein dergleichen Neſt von Schatzgräbern ausgehoben und damit ein Dutzend ſolcher Wunderſchriften, deren aber keine an Werth jenem Codex gleicht, aus welchem beiliegender Auszug gemacht iſt.

Weimar, den 20. November. G.

1. Beilage.

Die Römiſche Kirche behandelte von jeher Ketzer und Teufelsbanner als gleichlautend und belegte ſie beiderſeits mit dem ſtrengſten Bann, ſowie Alles, was Wahrſagerei und Zeichendeutung heißen konnte. Mit dem Wachsthum der Kenntniſſe, der nähern Einſicht in die Wirkung der Natur ſcheint aber auch das Beſtreben nach wunderbaren, geheimnißvollen Kräften zugenommen zu haben. Der Proteſtantismus befreite die Menſchen von aller Furcht vor kirchlichen Strafen; das Studenten-Weſen wurde freier, gab Gelegenheit zu frechen und liederlichen Streichen; und ſo ſcheint ſich, in der Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts, dieſes Teufels- und Zauberweſen methodiſcher hervorgethan zu haben, da es bisher nur unter dem verworrenen Pöbel gehauſet hatte. Die Geſchichte von „Fauſt" wurde nach Wittenberg verlegt, alſo in das Herz des Proteſtantismus, und gewiß von Proteſtanten ſelbſt; denn es iſt in allen den dahin gehörigen Schriften keine pfäffiſche Bigotterie zu ſpüren, die ſich nie verläugnen läßt.

Um die hohe Würde des Mephiſtopheles anſchaulich zu machen, liegt ein Auszug abſchriftlich bei, einer Stelle von „Fauſt's Höllenzwang". Dieſes höchſt merkwürdige Werk des raiſonnirteſten Unſinns ſoll, nachdem es lange in Abſchriften umhergelaufen, zu Paſſau 1612 gedruckt worden ſein. Weder ich noch meine Freunde haben ein ſolches Original geſehen, aber wir*) beſitzen eine höchſt reinliche, vollſtändige Abſchrift, der Hand und übrigen Umſtände nach etwa aus der letzten Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts.

2. Beilage.

Praxis
Cabulae nigrae
Doctoris Johannis Faustii
Magi celeberrimi
Passau MDCXII.

Zweiter Titel:
D. Johannis Faustii
Magia
naturalis
et
innaturalis
oder
unerforſchlicher Höllenzwang,
das iſt
Miracul-Kunſt und Wunderbuch
wodurch
ich die hölliſche Geiſter habe bezwungen, daß ſie in allen meinen Willen vollbringen haben müſſen.
Gedruckt Paſſau Ao. 1612.

*) Großherzogliche Bibliothek zu Weimar.

Der erſte Theil
dieſes Buchs
handelt von der
Nigra mantia
und
Cabula nigra
wie auch von
Magia naturali, et innaturali.

Cap. I.

Handelt von der Eintheilung derer Geiſter und ihren Nahmen auch was ſie denen Menſchen helfen können.

Damit du lieber Nachfolger nun wiſſeſt, derer Geiſter ihre Regierung und Eintheilung in ihre hölliſche Chöre und Fürſtenthümer, ſo will ich dich ſolches hiermit nacheinander lehren und zeigen als in dieſem Capitul ihre Nahmen im folgenden Capitul aber ihre Eintheilung in ihre Chöre und Fürſtenthümer.

Nabanniel* iſt der Geiſt der verſtoßen iſt von Gott.

*) Wird ſonſt genannt Lucifer, auch Belzebub, auch Beelzebub.

Es ſeyn auch unter dem ganzen hölliſchen Heer 7 Churfürſten, als Lucifer, Marbuel, Ariel, Aciel, Barbiel, Mephiſtophiel, Apadiel.

Aber unter dieſen 7 Churfürſten werden wieder gezehlt 4 Großfürſten, als Lucifer, Ariel, Aciel, Marbuel.

Es ſein auch unter den hölliſchen Herrn 7 Falsgrafen*), welche heißen: Aphsophiel, Camniel, Padiel, Coradiel, Osphadiel, Adadiel, Capfiel. Alle dieſe ſind ſehr mächtige Geiſter in dem hölliſchen Heere.

Es ſeyn auch in dem hölliſchen Heere 7 kleine Grafen, welche heißen: Radiel, Dirachiel, Paradiel, Amodiel, *Iſchſcabadiel, **Jazariel, Caſabiel.

*) Iſchſcabadiel iſt ein Hochmuths-Geiſt.

**) Jazariel bringt den Menſchen hervor als Blaſenwerfer welche anfangen beim Frauen-Zimmer in Lüften ſchweben.

Es ſeyn auch unter dem hölliſchen Heere 7 Baronen, welche heißen:

1. Germiciel iſt ein ſtarker Luft-Geiſt.
2. Abiel iſt ein ſtarker Feuer-Geiſt.
3. Craffiel iſt ein ſtarker Krieges-Geiſt.
4. Paradiel. 5. Affarbiel. 6. Kniebadiel. 7. Amniel.

Es ſind auch unter dem hölliſchen Heere 7 adeliche Geiſter, welche heißen:

1. Amadiel. 2. Kiriel, dieſes ſind zwei ſtarke Feuer-Geiſter.
3. Beihnael. **** 4. Getiel. 5. Requiel. 6. Aprinaelis. 7. Lagriel.

****) Dieſe letztern vier, als 4. 5. 6. 7. ſind kleine Feuer-Geiſter und werden unter das hölliſche Heer gezehlet.

*) Pfalzgrafen.

Es ſind auch unter dem hölliſchen Heere 7 bürgerliche Geiſter, welche heißen:

1. Athemiel. 2. Amniriel. 3. Egibiel. 4. Adriel. Dieſe 4 ſind auch aus dem hölliſchen Heere.
5. Azernel. 6. Ezgediel. 7. Abdicuel. Dieſe 3 ſind Feuer-Geiſter.

Es ſind auch in dem hölliſchen Heere 7 Bauer-Geiſter, welche alſo heißen:

1. Acernel. 2. Amediel. Dieſe 2 ſind Feuer-Geiſter.
3. Coradiel. 4. Sumnidiel. 5. Coachtiel. Dieſe 3 ſind Luftgeiſter.
6. Kirotiel. 7. Apactiel. Dieſe 2 ſind aus dem hölliſchen Heere.

Es ſind auch unter dem hölliſchen Heere 7 kluge Geiſter, dieſe ſind die allergeſchwindeſten und das Haupt unter der hölliſchen Heere, und können zu allen Künſten gebraucht werden, wie man ſie nur haben will.

1. Mephiſtophiel. 2. Barbiel. 3. Marbuel. 4. Ariel. 5. Aciel. 6. Apadiel. 7. Cammiel.

Es ſind auch 7 tumme Geiſter, welche große Macht haben auch in vielen Künſten erfahren, aber dabey ſehr tumm ſind; dieſe machen auch gerne Pacta oder Bundniſſe mit denen Menſchen, dahero kann man leichte wieder von ſie kommen, durch viele Künſte, und dieſe heißen:

1. Padiel. 2. Caſphiel. 3. Paradiel. 4. Cadiel. 5. Kniedatiel. 6. Amniel. 7. Tagriel.

Es finden ſich auch 4 freye Geiſter, welche heißen wie folget:

1. Aſmodiel, iſt der Haupt- und Mordgeiſt.
2. Disterdiel, der Zankgeiſt.
3. Amodiel, iſt der Huren-Geiſt.
4. Damniel, iſt der Diebes-Geiſt (ein Luftgeiſt.)

Dieſe 4 freye Geiſter gehören auch unter das hölliſche Heer. Nadanniel iſt der gebundene und von Gott verſtoßene Geiſt.

Cap. II.

Handelt von der Eintheilung aller Geiſter in die Chöre ihrer Fürſten.

Alle hölliſche Heer-Geiſter gehören unter den Nadanniel oder Lucifer, auch Beelzebub genannt.

Alle Feuer-Geiſter gehören unter den Ariel.

Alle Erd- und Luftgeiſter gehören unter den Marbuel.

Alle kleine Grafen und Barones gehören unter den Aciel.

Alle Fallsgrafen gehören unter den Barbiel, und

Unter die ſieben Fallsgrafen gehören die 7 adeliche Geiſter.

Unter dem Mephiſtophiel gehöret Amudiel, denn

NB. Mephiſtophiel iſt ſtatt des Lucifer über alle Geiſter geſetzt.

Unter den 7 kleinen Grafen ſtehen die 7 adeliche Geiſter, wie ſie nach der Reyhe ſtehen; denn wie die 7 adeliche nach der Reyhe ſtehen, ſo ſtehen auch die 7 bürgerliche nach der Reyhe wieder.

Unter die 7 adeliche ſtehen die 7 bürgerliche nach der Reyhe, wie die adelichen nach der Reyhe ſtehen.

Unter die 7 bürgerliche gehören die 7 bauerliche nach der Reyhe, wie die 7 bürgerliche.

Unter die 7 bauerliche gehören die 7 kluge Geiſter nach der Reyhe, wie die bürgerliche nach der Reihe ſtehen, und

Unter die 7 kluge Geiſter gehören die 7 tumme Geiſter nach der Reyhe, wie die klugen nach der Reyhe ſtehen, alſo ſtehen auch die tummen nach der Reyhe.

Donnerſtag, den 17. December.

Alle wahre Muſik kann nur mental ſein und wirken; was darüber iſt, hat ſchon Lycurg verboten und mit Recht; denn es iſt vom Uebel! Trotz dieſes ſtrengen Geſetzgebers laſſ' ich mir jedoch die Orgel nicht nehmen, weil ſie mir von Jugend auf das tiefſte Gewiſſen, wie ein ernſthafter Beichtiger, aufregt, wie Du es längſt im „Fauſt" ganz unwillkürlich dargeſtellt haſt. Die Scene wirkt zermalmend an ihrem Orte und wenn Keiner weiß womit, ſo weiß ich's und habe die ganze Kirche vor Augen. Salve!

In dieſen Tagen kam mir von ungefähr der „Landprieſter von Wakefield" zu Händen, ich mußte das Werklein vom Anfang bis zu Ende wieder durchleſen, nicht wenig gerührt von der lebhaften Erinnerung, wie viel ich dem Verfaſſer in den ſiebenziger Jahren ſchuldig geworden. Es wäre nicht nachzukommen, was Goldſmith und Sterne gerade im Hauptpuncte der Entwickelung auf mich gewirkt haben. Dieſe hohe, wohlwollende Ironie, dieſe Billigkeit bei aller Ueberſicht, dieſe Sanftmuth bei aller Widerwärtigkeit, dieſe Gleichheit bei allem Wechſel und wie alle verwandte Tugenden heißen mögen, erzogen mich auf's Löblichſte, und am Ende ſind es denn doch dieſe Geſinnungen, die uns von allen Irrſchritten des Lebens endlich wieder zurückführen.

Merkwürdig iſt noch hierbei, daß Yorik ſich mehr in das Formloſe neigt und Goldſmith ganz Form iſt, der ich mich denn auch ergab, indeſſen die werthen Deutſchen ſich überzeugt hatten, die Eigenſchaft des wahren Humors ſei das Formloſe.

Da ich als ein treuer Freund Dich immer in

Deinen Zuſtänden begleite und ſo vollkommen den Gegenſatz der meinigen fühle, ſo war es mir merkwürdig, daß ich meine lebhaften Freunden zweihundert Fuß tief unter der Erde heraufholen muß, da Dich die Deinigen mit jedem Lufthauch anwehen.

Weimar, den 22. December. G.

Durch Dein liebes Schreiben, mein Theuerſter, erfahre ich, daß Händel ſeinen „Samſon“ auf Veranlaſſung der Milton'ſchen Tragödie geſchrieben hat. Wie er jedoch jenes herrliche Dichterwerk behandelte, wie er es epitomirte, wäre ich neugierig zu wiſſen. Jenen Milton'ſchen „Samſon“ habe ich, im vergangenen Sommer, mit einem bei uns verweilenden Engliſchen Litteratur-Freunde, geleſen und nicht genugſam bewundern können. Ich wüßte kein Werk anzuführen, welches den Sinn und die Weiſe der alten Griechiſchen Tragödie ſo annähernd ausdrückte und, ſowohl in Anlage als Ausführung, eine gleiche Anerkennung verdiente. Wahrſcheinlich hat Händel damit, wie mit der Bibel verfahren und, dramatiſch folgerecht, das Ausdrucksvollſte, Entſcheidenſte und zugleich Singbarſte des Decurſes heraus genommen. Iſt zu Euerm Vortrag ein Büchelchen gedruckt, ſo theile es mit, oder gib ſonſt eine Anleitung, wie ich zu meinem Zwecke gelangen könne.

Du meldeteſt einmal von einem Menzel, der nicht auf das Freundlichſte meiner in ſeinen Schriften gedacht haben ſolle; ich wußte bisher weiter Nichts von ihm; denn ich hätte viel zu thun, wenn ich mich darum bekümmern wollte, wie die Leute mich und meine Arbeiten betrachten. Nun aber werde ich von außen her belehrt, wie es eigentlich mit dieſem Criticus ſich verhält: Der Globe, vom 7. November, macht mich hierüber deutlich, und es iſt anmuthig, zu ſehen, wie ſich nach und nach das Reich der Litteratur erweitert hat. Wegen eines unſerer eigenen Landsleute und Anfechter braucht man ſich nicht mehr zu rühren, die Nachbarn nehmen uns in Schutz.

Sylveſter-Abend. G.

Eine Theorie, als Product des Effects, kann nur inſofern wieder hervorbringend ſein, wenn ſie als baſirendes Element im Schooße der Mutter, im Genie, ruht und vom verwandten Strahle befruchtet zum Leben gedeiht. Das begreift nur der Künſtler, indem er das Geheimniß offenbart, ohne darnach zu ſuchen. Die neuen Theoriſten wollen die Wirkung lehren und merken nicht, daß ſie die Sache umkehren und das Kind zu ſeinem eigenen Vater machen. Wenn ſie die Farbe nicht fühlen, wie ſoll ihnen ein Licht leuchten? Mit dem äußern Sinne, mit dem beſſern Verſtande läßt ſich's nicht faſſen, es muß noch Etwas dazu kommen: ſo lege ich mir Deine Gedanken darüber aus. Deine Beſchreibung der Kuh des Myron und Erklärung des Ariſtoteles'ſchen Satzes haben mir auf der Stelle eingeleuchtet, und ich wüßte nicht, wie ich mich zu einer Gegenmeinung bekehren ſollte.

Es kaufte Einer einem Polniſchen Juden einen Bärenpelz ab und wollte nun wiſſen, auf welcher Seite er ihn tragen müſſe? — „Das verſtehe ich nicht“ — ſagte der Jude — „da müßt Ihr den Bären ſelber fragen!“ Könnte man die Kuh zur Sprache bringen, oder den Ariſtoteles, ſie würden den gelehrten Herren ſchon zu Rechte helfen. In der Muſik geht es eben nicht beſſer: da läuft Einer von der ehemaligen Artillerie mit brennender Lunte am hellen Tage herum, die Natur zu finden, und andere Aeſthetiker mit Ampeln und Grubenlichtern daneben; ein Regiment vonUnterlieutenants, die alle commandiren. Das wird Alles zur Verdauung geleſen und geht zu den Acten, d. h. den Weg alles Fleiſches. Am Schlimmſten ſind die Cenſoren daran, welche das Zeug Alles durcharbeiten müſſen, weil ſie wieder gezüchtigt werden.

Von unſerm „Samſon“ lege ich ein Buch bei. Es iſt wunderbar, was Händel daraus gemacht hat. Die Klage über den Verluſt des Augenlichts (S. 6) kann nur ein Mann von ſich geben, der (ſelber Samſon) mit dem Vorgefühle der wüſten Leere das thätigſte Leben beſchließen muß; denn auch Händel ſtarb in der Blindheit. Als ich die genannte Aria zum erſten Male hörte, drückten ſich meine Augen unwillkürlich zu. In der zweiten Abtheilung (S. 10) iſt die Arie, welche mit dem Chore concertirt, von zerſchmetternder und doch wohlthätiger Wirkung, ich kenne Dergleichen nicht noch ein Mal. Das ganze Stück erſcheint mir, wenn ich kein Auge aufſchlage, wie eine dramatiſche Vorſtellung, ich ſehe und fühle mit dem Ohre. Da man endlich ſelber genießen muß, was bekommen ſoll, ſo ließ ich mir von der königlichen Bibliothek ſogleich die nicht ungerathene Ueberſetzung der Milton'ſchen Tragödie holen, und fand meinen Händel als Samſon und Milton glücklich wieder, ja, ich würde Beide nicht ſo gut verſtanden haben, wenn ich nicht Dich verſtünde. In der Vorrede bekennt ſich Milton (den Ariſtoteles nennend) auch zu dem Geſetze der moraliſchen Wirkung: der Reinigung der Leidenſchaften, und was recht naiv herauskommt, ſo ſucht er, als guter Chriſt erpreß, das Unternehmen ſelber zu reinigen, indem er zur Rechtfertigung anführt, daß ja der Kirchenvater Gregorius auch ein Trauerſpiel geſchrieben, und der Apoſtel Paulus ſogar einen Vers

des Euripides seinen heiligen Schriften einverleibt habe. — Das ist ein Reinigen! Am Ende müßte man das liebe Leben selber verreden!

Den 7. Januar 1810. J.

Mittwoch, den 21. Januar.

Aristoteles ist im Ganzen so deutlich, daß es unmöglich scheint, ihn nicht zu verstehen. Ich denke mir ihn vollkommen musicalisch. Nun aber kommen die Drehmeister und deuteln und drehen an dem Worte, und schlichten ein Babylonisches Gebäu auseinander, worüber man die Sache und sich selber vergessen kann. Unsere neue Lehre geht ganz von der Wirkung an sich aus. Das Publicum selber will sich solchen Effect nicht mehr nehmen lassen, um nur Etwas für sein Geld zu haben, und so fahren wir in Grund, anstatt in die Höhe zu kommen.

Ist das Kunstwerk ein ächtes Gewächs aus seinem eigenen Wesen, so erkenne ich Deine Behauptung als voll und rund, wenn die Wirkung sich von selber findet und die Probe ist des Exempels. Das Dichtwerk ist sich seiner nicht bewußt, und der Dichter hat keine Macht, es zu verhehlen oder zu verhalten; es will, es muß heraus:

Da ist Nichts mehr zu ergründen,
Wenn der Schnee schmilzt, und Eis's finden.

J.

Indem ich hinterher noch in der Naumer'schen Abhandlung das Verhältniß des Aristoteles zu Deinen und den Schiller'schen Producten nachlese, will ich doch noch sagen, was mir dabei einfiel.

Schiller hätte seine letzten, bessern Tragödien ohne das Studium des Aristoteles wenigstens nicht so gemacht, wiewohl in solcher Dependenz die schönste Freiheit fühlbar ist. In den „Räubern", „Cabale und Liebe" kündigt er sich als wirklicher Dichter an, man mag sagen, was man will; auch ich liebe Dergleichen nicht.

In Deinen sämmtlichen Dramen, wie sie sind, vollendet oder nicht, habe ich eine gewisse Nothwendigkeit nie abwehren können: mir gefallen lassen zu müssen, was mich dagegen aufregte. Mitten im Schmerze die Fortsetzung und das Ende des unvollendeten Werks zu entbehren, fühlte ich mich gedrungen, von vorn anzufangen und wieder anzufangen und mit einer Art von Clairvoyance mir den Beschluß zu eigener Befriedigung zu suchen; worüber mir denn so Manches über Dich und Dein Wesen aufgegangen ist. Woraus denn folgt, daß wenn Aristoteles Deiner Werke nicht bedurft hat, um seine Poetik zu machen, Du denn auch bei aller Kenntniß seiner schönen Lehre stets glücklich um ihn herum den Weg zu Dir selber findest. Salve!

Ein neues Trauerspiel: „Kaiser Heinrich VI." (Sohn des Barbarossa) hat seinem Autor (Herrn Raupach) nicht gelingen wollen, wiewohl es nicht ganz ohne Beifall aufgenommen worden. Die Länge von vier Stunden ist auch kein Verdienst daran. Die Haupt-Figuren nehmen sich ungefähr aus, wie verschliffene Steine aus den Kronen Shakespeare und Schiller, unähnlich genug, doch kenntlich, als ob man mit ihnen schon einmal in der gelben Kutsche gefahren wäre. Das Weitere mögen die Recensenten aussprechen.

Montag, den 21. Januar. J.

Zum Scherz und Ueberfluß laß mich, in Gefolg des Vorigen, erwähnen, daß ich in meinen „Wahlverwandtschaften" die innige, wahre Catharsis so rein und vollkommen als möglich abzuschließen bemüht war; deßhalb bilde ich mir aber nicht ein, irgend ein hübscher Mann könne dadurch von dem Gelüst nach eines Andern Weib zu blicken, gereinigt werden. Das sechste Gebot, welches schon in der Wüste dem Elohim-Jehova so nöthig schien, daß er es, mit eigenen Fingern, in Granit-Tafeln einschnitt, wird in unsern löschpapiernen Catechismen immerfort aufrecht zu halten nöthig sein.

Verzeihung Dieses! denn die Sache ist von so großer Bedeutung, daß Freunde sich immer darüber berathen sollten; ja, ich füge Folgendes hinzu: es ist ein grenzenloses Verdienst unsers alten Kant um die Welt, und ich darf auch sagen, um mich, daß er, in seiner Critik der Urtheilskraft, Kunst und Natur neben einander stellt und Beiden das Recht zugesteht: aus großen Principien zwecklos zu handeln. So hatte mich Spinoza früher schon in dem Haß gegen die absurden Endursachen gegläubiget. Natur und Kunst sind zu groß, um auf Zwecke auszugehen, und haben's auch nicht nöthig; denn Bezüge gibt's überall und Bezüge sind das Leben.

Im Bourrienne habe ich nicht fortlesen können; das zupft Alles an dem frischgestickten, früh abgelegten Kaisermantel und denkt dadurch Etwas zu werden; wie Böttiger jubilirte, als der Doge von Venedig abgesetzt wurde, eben als wenn sein Vordermann gestorben wäre und er nunmehr avancirte.

Die neuere Geschichte von Frankreich, von Bignon, will ich nicht eben rathen, als Lectüre vorzunehmen; er ist jedoch ein wahrer und gründlicher Napoleonist: als vieljähriger Diplomat ist er in den Fall, tiefer in die Hauptanlässe und Wirkungen hineinzusehen. Das mag denn Alles [illegible], wie die Bemühungen der Astronomen, deren Beobachten und Rechnen wir nicht schelten wollen, da sie uns denn doch

zuletzt den Begriff des Unbegreiflichen Etwas näher bringen. Und so fortan!

Weimar, den 29. Januar. G.

Dein letztes Schreiben ist ein rechtes Schapkästlein. Sowie mit Deinen Aristotelern, so in andern wissenschaftlichen Dingen. Daß, wie der gute Fichte wollte, zum Wissen auch ein gutes Gewissen vorräthig sein müsse, fällt nicht Jedem ein. Am Worte wird geknabbert, gewendet, gedreht; und beißt es ihnen Einer auf, so sind sie nicht besser daran, wenn sie den Kern nicht von der Schale unterscheiden.

Da ich Verfängliches melden soll, wie es der Tag bringt: eine kleine Probe, indem sogar meine Wenigkeit dabei compromittirt ist. Es wird gesprochen von „Wahrheit und Dichtung", über welchen Titel recht gute Leute noch nicht hinweg sind. Da steht geschrieben: „Unsere Lehrer behandelten uns oft sehr unfreundlich und ungeschickt mit Schlägen und Püffen, gegen die wir uns um so mehr verhärteten, als Widersetzlichkeit und Gegenwirkung auf's Höchste verpönt war." Die Frauen jammerten, daß Dergleichen ihrem Angebeteten sollte widerfahren sein; es sei kaum denklich; es sei vielmehr von rohen Mitgenossen zu verstehn; ja, es sei dem Titel des Buches gemäß und der Urbanität des Verfassers würdig, sich selber nicht auszuschließen. — Abscheulich! rief ein Dir auf's Blut ergebener Enthusiast — ich könnte solchen Kerl mit den Zähnen zerreißen! — doch finde er die Sache ganz genau ausgedrückt, da geschrieben stände: unsere Lehrer, uns und wieder uns und wir. Schläge und Püffe aber seien Prügel u. s. w.

Ich, der Senior unserer Gemeine, wußte aus meinen Jugendjahren ein Gleiches zu sagen, daß nämlich, wie überall, so auch hier zu Lande, in allen großen und kleinen Schulen der Stock und andere Beschämungen gewaltet. Doch wußte ich, trotz meiner oft bestraften Petulanz und Wildheit, mich auch nicht eines Stockschlages von Händen eines Lehrers zu rühmen, daher ich denn allenfalls eine Wette einginge, daß auch Dir Dergleichen nicht persönlich widerfahren sei. — Topp! rief mein Held, ein Wort ein Mann, zwölf Flaschen Champagner und es wird nachgefragt! — „That Das!" sagte ich, Ihr werdet keine Antwort haben, weil Ihr keine verdient und gleichwohl von Euerm Manne das Beste zu denken vermeint. Will es aber Einer thun, so gelte es.

Nun denke ich: wenn es binnen heut und vier Wochen Keiner thut und Du auch mich nicht bescheidest: ob Du von Deinen Lehrern seist mit dem Stocke geschlagen, ausgeprügelt worden? (denn dieß ist das Wort des Enthusiasten) so habe ich zwölf Flaschen Champagner zu geben, wobei denn die Toasts auf Dein Wohl nicht fehlen sollen; dagegen denn unser Spaß grenzenlos, grenzenlos sein sollte, wenn ich den Eiferer um seinen Triumph bringe.

Von was Besserm! So eben habe ich den „Cinna" des Corneille gelesen und zwar auf Veranlassung Deines letzten Briefes und zugleich Napoleon's, der gesagt hat: er würde den Corneille zum Fürsten gemacht haben, wenn Dieser unter ihm gelebt hätte. Gewiß ist der „Cinna" eine Krone der Französischen Tragödie; die Manier so bescheiden zurückstehend. Die calculirteste Intrigue deutlich, wahr, groß, auf den höchsten Maximen ruhend. Alle Personen sind nothwendig; alle schuldig, alle edel; doch sich selber untergrabend, da sie von sich selber nicht lassen können. Alle wollen herrschen. Cäsar herrscht, von Rechtswegen, er hat's erworben. Cinna, Maximus, Aemilia wollen herrschen, wollen Keinen über sich leiden; Liebe und Haß, Jedes will sein praes haben. Hier scheint mir ein ironisches Element zu fehlen, um die vielbesprochene Catharsis, die Reinigung des Stoffs selber (nicht der sogenannten Leidenschaften) zu vollbringen; denn diese bleiben, was sie waren. Ja, wehe der Menschheit, wenn dieses republicanische Ungeheuer sich je unter eine Verfassung niederlegen sollte, sie sei auch, welche sie wolle!

Nein, nein, Ihr Guten! laßt Euch Nichts einreden von den Reinigern. Euer Uebel ist Euer Gut, Euer Leben, Euer Tod, aber Ihr seid unsterblich.

Berlin, Sonnabend, den 6. Februar. J.

Je weiter ich in den Beurrienne komme (ich bin jetzt im fünften Bande), je gewisser werde ich meines Helden, zum Trotz seiner Historiographen, die ich darum nicht table; aber ich werde immer weniger geneigt, mein früheres Vorurtheil abzulegen. Mein Auge hat unwillkürlich ihn seit dreißig Jahren begleitet, gleichsam astronomisch, wie einen Cometen, durch dessen Anblick man wohl ein Prophet, aber kein Richter wird. Da er nun ein Mensch gewesen in allen Facultäten des animalischen und geistigen Lebens, wer will andere Menschen hindern, ihn Jeder nach sich abzuschätzen? Was zuerst entschuldigt sein will, ist seine nächste Umgebung von hochsinnigen Männlein und Fräulein, die nicht begreifen, daß das Alles nicht um ihretwillen geschieht; sowie die Cameradschaft von einem Erstaunen in's andere fällt, wie vor ihren offenen Augen aus dem Weltsturme einer gräßlichen Revolution ein Poseidon auftaucht und sein quos ego! anstimmt und sie in ihm den klei-

nen Ajaccinolo von Brienne wieder erkennen. Fürwahr! es iſt ſo.

Ohne den ehrlichen Bourrienne, der uns mit den delicateſten Cabinets-Geſchichten unterhält, mit dem unſäten Reichardt zu vergleichen, geſtehe ich doch, daß mir der Letzte verſchiedentlich eingefallen iſt. Als er von Paris kam, wo er ſich dem erſten Conſul hatte vorſtellen laſſen, ſchien es, als wenn Dieſer ſeine Capell-Meiſterſchaft nicht habe anerkennen wollen. Z.

„Was den freilich einiger Maßen paradoxen Titel der Vertraulichkeiten aus meinem Leben: „Wahrheit und Dichtung" betrifft, ſo ward derſelbige durch die Erfahrung veranlaßt, daß das Publicum immer an der Wahrhaftigkeit ſolcher biographiſchen Verſuche einigen Zweifel hege. Dieſem zu begegnen, bekannte ich mich zu einer Art von Fiction, gewiſſer Maßen ohne Noth, durch einen gewiſſen Widerſpruchsgeiſt getrieben; denn es war mein ernſteſtes Beſtreben, das eigentliche Grundwahre, das, inſofern ich es einſah, in meinem Leben obgewaltet hatte, möglichſt darzuſtellen und auszudrücken. Wenn aber ein Solches in ſpätern Jahren nicht möglich iſt, ohne die Rückerinnerung und alſo die Einbildungskraft wirken zu laſſen, und man alſo immer in den Fall kommt, gewiſſer Maßen das dichteriſche Vermögen auszuüben: ſo iſt es klar, daß man mehr die Reſultate und wie wir uns das Vergangene jetzt denken, als die Einzelnheiten, wie ſie ſich damals ereigneten, aufſtellen und hervorheben werde. Bringt ja ſelbſt die gemeinſte Chronik nothwendig Etwas von dem Geiſte der Zeit mit, in der ſie geſchrieben wurde. Wird das vierzehnte Jahrhundert einen Cometen nicht ahnungsvoller überliefern, als das neunzehnte? Ja, ein bedeutendes Ereigniß wird man, in derſelben Stadt, Abends anders als am Morgen erzählen hören.

Dieſes Alles, was dem Erzählenden und der Erzählung angehört, habe ich hier unter dem Worte: Dichtung begriffen, um mich des Wahren, deſſen ich mir bewußt war, zu meinem Zweck bedienen zu können. Ob ich ihn erreicht habe, überlaß' ich dem günſtigen Leſer zu entſcheiden, da denn die Frage ſich hervorthut: ob das Vorgetragene congruent ſei? ob man daraus den Begriff ſtufenweiſer Ausbildung einer durch ihre Arbeiten ſchon bekannten Perſönlichkeit ſich zu bilden vermöge?

In jeder Geſchichte, ſelbſt einer diplomatiſch vorgetragenen, ſieht man immer die Nation, die Partei durchſcheinen, wozu der Schreibende gehörte. Wie anders klingen die Mittheilungen der Franzoſen über Engliſche Geſchichte, als die der Engländer!

So iſt mir auch in der letzten Zeit höchſt merkwürdig geworden der Herzog von St. Simon in ſeinen Memoiren; dieſe ausführlichen Berichte eines durchaus unterrichteten, Wahrheit liebenden Mannes ſind nicht völlig genießbar, wenn man nicht zugibt, es ſei ein Duc und Pair, der Das niederſchreibt. Es iſt jene Zeit, die ſich in einem Vornehmen abſpiegelt, der weniger zu gewinnen findet, als er zu verlieren befürchten muß."

Vorſtehendes, mein Theuerſter, habe einer verehrten Perſon, auf eine ähnliche Anfrage, wie die Deine, zu erwiedern für Pflicht geachtet, und theile es Dir, als dieß Mal auch zweckerreichend, mit. Man bedenke, daß mit jedem Athemzug ein ätheriſcher Liebe-Strom unſer ganzes Weſen durchdringt, ſo daß wir uns der Freuden nur mäßig, der Leiden kaum erinnern. Dieſe hohe Gottesgabe habe ich von jeher zu ſchätzen, zu nützen und zu ſteigern gewußt.

Wenn alſo von Schlägen und Küſſen die Rede iſt, womit uns das Schickſal, womit uns Liebchen, Freunde, Gegner gerüttelt haben, ſo iſt das Andenken derſelben, bei'm reſolvten, guten Menſchen, längſt hinweggehaucht.

Solche, nach Deiner Anfrage, in einem gewiſſen Fall zu ſpecificiren, würde mir ſchwer, ja unmöglich fallen; doch will ich mich Dir zu Liebe erinnern, daß unſer Schulmeiſter ein ſchwankes Lineal, als ein ſonſt nicht unbrauchbares Majeſtäts-Zeichen, zu führen pflegte; hiermit gab es zu Zeiten ſtrafende und aufmunternde Klapſe. Jedoch war in jenen Tagen kräftiger Pädagogik ſchon ein milderndes Auskunftsmittel gefunden, und deutete auf Das, was nachher in unſerer Criminal-Juſtiz ſeit Beccaria ſo anmuthig einwirkte: die zu Strafenden waren nämlich genöthigt, ein Pfötchen hinzuhalten und mehr oder weniger ſtärkere und wiederholte Klapſe auszudauern. Dieß gab Gelegenheit, wie Mucius Scävola, die Hand kühn auszuſtrecken und mit unverwandtem Geſichte einen heroiſchen Märtyrer-Kranz zu erwerben.

Wie es nun mit den zu gewinnenden oder zu verlierenden Flaſchen Champagner auch anſehen mag, ſo hab' ich ſolches, nach möglichſter Erinnerung, ſcheinbarſter Wahrheit und vermiedener Dichtung hierdurch bezeugen und verlegen wollen.

So weit waren wir gekommen, als uns ein zwar gefürchtetes, aber durch Hoffnung abgelehntes Uebel überfiel; davon Dir die Nachricht ſchon zugekommen iſt, welches mein ſchwarzes Siegel leider bekräftigt.*) Hierbei wirſt Du

*) Das Ableben der Großherzogin Louiſe von Sachſen-Weimar-Eiſenach.

Manches zu denken haben, als Mitgenosse unſers Denkens und Empfindens.

Weimar, den 21. Februar. G.

Sonntag, den 21. Februar.

Was iſt Wahrheit? Was iſt Dichtung?

Es gibt viel Wahres, das Niemand wiſſen will. Was ächte Dichtung iſt, muß Wahrheit ſein. In Wahrheit und Dichtung muß daher das Eine eben ſo würdig, recht und ächt ſein, als das Andere, ſonſt wäre Keins giltig. Z.

Berlin, den 25. Februar.

Mit meinem Bourrienne werde ich kaum ſo weit kommen, als Du, wiewohl ich ſchon im ſechſten Bande bin. Man merkt immer mehr, daß ſein Mann auch ihm ein Räthſel geweſen. Der Arge, ſich ſelber als unparteiiſchen Beobachter zu zeigen und nicht zu merken, daß er am Liebſten unter der Haube der Bourbonen vegetirte, klärt ſich bequem auf. Von dem guten Enghien kann er nicht loskommen, der freilich ſo unſchuldig iſt, wie die Opfer der Revolution alle. Wer weiß Das nicht? Er ſieht Nichts als Ruhmſucht und Schmeichelei, und ſchmeichelt ſich, ihr Feind zu ſein, die ehrliche Haut! So iſt es, ſo war es.

Cato und Brutus, beide Selbſtſchmeichler; gläubige, herrliche Selbſtliebler, hätten ſelber gern gethan, was Cäſar, und thaten nicht, was vorher, und wußten nicht, was nachher Noth war, zu thun. Ich will ſie nicht verdammen und nicht beneiden. So unſere neuen Helden; der legitime Sauerteig iſt ihnen doch lieber, als das crève-coeur, ihren Mitſchüler auf Brienne auf dem Throne und an ihm hinaufzuſehen. Und ihre Abhängigkeit von den Weibern, die nicht darüber hinwegkommen, wenn ein ſolcher Mann einen Erben haben muß; ſich von einer unfruchtbaren Frau trennt, um eine Andere zu heirathen, die ihm den Sohn bringt. — Schlimm genug, daß es nicht beſſer gekommen, und doch noch gut genug, für ſolch' ein Geſchlecht.

In unſerer Zeitung vom 22. Dieſes leſe ich ſo eben: „Goethe wäre — beinahe — vor mehreren Wochen — lebendig — verbrannt.“ Z.

„Und ſie ſagten: ich könnte nicht ſchreiben!“ Weiß der Himmel, wo ich dieß Wort Napoleon's geleſen oder gehört habe, es gefiel mir und nun leſe ich ſo eben die parallèle entre César, Cromwell, Monck et Buonaparte (Tome VI), die mich wie eine Palme aufrichtet. Ich verſtehe nicht zu viel Franzöſiſch, aber Das nenne ich ſchreiben! — Wo mein Bourrienne ausruft: j'y trouve je ne sais quelle insolence de gloire! — finde ich den ganzen Abſtand des tief ergriffenen Knechts gegen den hohen Herrn.

Möchſt Du der Einzige ſein, der mir dieſe Eitelkeit verzeiht. Seit der Einnahme von Mantua, und aus dem Benehmen gegen den alten Wurmſer trage ich das volle Gefühl der Wahrhaftigkeit dieſer Parallele unwillkürlich mit mir herum. Es iſt nicht eine Erkenntniß des Verſtandes und der Einſicht; es iſt ein inneres Gleichgewicht, eine Befriedigung, die ich nicht erworben habe und nicht verliere.

Denke ich mir dabei die totale Menſchheit, wie ſie jedes Zeitalter bringt und zu tragen hat, gegen einen wirklich Begabten, ſo iſt mir's, als wenn ich ein blindes, todtes Fatum mit der ewigen Weisheit im ungleichen Kampfe ſehe. Z.

Berlin, den 6. März.

Geſtern ward ein Mal wieder Dein „Taſſo“ gegeben, und zwar mit einer Vollendung, wie ſie nur hier möglich iſt.

Den 10. März.

Ich habe Leute geſprochen, die ſich Thränen der Wonne rühmten, was ſollte ich von mir ſagen, der ſich ſchon freut, wenn Andere eine Freude haben? Man iſt, wie bei ſich ſelber; der angenehmſte Beſuch intimſter Freunde, ich möchte die Welt umarmen. Mein Triumph an behaglicher Stelle im Orcheſter iſt grenzenlos. Und dieſen Mann, flüſtert mir der Genius — kennſt Du, liebſt Du bei Leib und Leben, ja, er liebt Dich und Alle, die da mitfühlen und fühlen und ſich freuen; da iſt nicht Einer, der da weiß, was Du weißt.

Das Stück wurde am Montag wieder gegeben, und ich konnte die mittlern drei Acte zugegen ſein. Einer ſagte: Das ſeien einmal ganze Menſchen, denen man glaubt, wofür ſie ſich geben. Der König ſoll geſagt haben: Das ſei einmal ein ernſthaftes Stück, das man ohne Angſt und Langeweile ganz ausgenießen könne.

Die Beſetzung iſt ſehr gut. Wolf's Stelle als Taſſo iſt möglichſt erſetzt, und wenn er vollkommen ſprach, ſo iſt ihm Krüger's Geſtalt und Stimme überlegen. Alfons würdig und gut; Prinzeſſinn ganz vorzüglich. Antonio hat das zweite Mal mehr allgemein gefallen, mir gefiel er gleich. Das Stück griff ein, es fehlte kein Wort, ja, ich bewundere, was Leute leiſten, die regelmäßig das dümmſte Gewäſch lernen müſſen. Z.

Von den Berliner Zeitungs-Schreibern iſt die Aufmerkſamkeit allzu groß, daß ſie mich bei lebendigem Leibe zum Indiſchen Weiſen promoviren wollen. Der Fall war indeſſen völlig von der Art, wie die, von Denen Du erzählſt,

und ich habe allerdings wohlwollenden Dämonen Dank zu ſagen, daß das Uebel ohne irgend eine Beſchädigung ablief.*)

Auch haſt Du ganz recht, Dir den Begriff von Napoleon nicht nehmen zu laſſen; es hat uns zu viel gekoſtet, dahin zu gelangen, als daß wir ihn um der Häuſe willen aufgeben ſollten. Die **Mémoires de Bignon** ſind daher intereſſanter für uns zu leſen. Ein ernſter Diplomat, der den Helden und Herrſcher zu ſchätzen weiß, nach deſſen großen Zwecken wirkte und ſich des Vergangenen und Geleiſteten mit Anſtand erinnert.

Gegenwärtiges dictir' ich unter dem feierlichen Glockengeläute, welches zum kirchlichen Trauerfeſte ruft; es iſt genug, um Dir meinen Zuſtand fühlbar zu machen.

Hierauf wüßte weiter Nichts zu ſagen, als: daß ich manches Gute, Muntere, Tüchtige von Dir unabläſſig zu vernehmen hoffe. Laß' es nicht daran fehlen; Dein Zügelpferd**) bringt mir immer eine gute Stunde. Und ſo fortan!

Weimar, den 7. März. G.

„Der denkende Künſtler iſt noch eins ſo viel werth!"

Dieß Motto höre ich von hundert Zungen und finde es in Stammbüchern. Es kann ſein, daß Leſſing damit nicht zu viel ſagen wollen, indem er es einem fürſtlichen Kunſtliebhaber in den Mund legt. Es klingt wie eine alte Gavotte, die Jeder auf dem Dudelſacke ſpielen kann; denn was den Künſtler macht, das iſt der Gedanke und nicht das Denken. Verzeih', daß ich Dir ſo Etwas ſchreibe; ich muß es nur ein Mal aus mir losſein, es macht mich raſend, Dergleichen immer wieder zu hören.

Berlin, den 13. März. J.

Sehr hat es mich gefreut, daß Du Dein Bedürfniß nach Tönen ausſprichſt; was aus Dir ſelbſt hervorquillt, willſt Du auch von außen vernehmen. Eins fordert das Andere und nur in ſolchen Mittheilungen beſteht der wahre Genuß. Bei mir iſt das Auge verwaltend, und ich ergehe mich höchlich, wenn mir gelingt, in Auctionen und von Kunſthändlern, irgend ein Kupfer, Radirung oder Zeichnung zu erlangen; freilich muß es aus älterer Zeit ſein; denn die Neuern bringen uns, auf ein oder die andere Weiſe, meiſt in Verzweiflung.

Dem altgegründeten Muſiker, wie dem wohlſondirten Poeten geht es denn doch in der neuern Zeit, wie dem Zauberlehrling:

„Die ich rief, die Geiſter,
Werd' ich nun nicht los!"

Ich habe nun noch eine beſondere Qual, daß gute, wohlwollende, verſtändige Menſchen meine Gedichte auslegen wollen, und dazu die Specialiſſima, wobei und woran ſie entſtanden ſeien, zu eigentlichſter Einſicht unentbehrlich halten; anſtatt daß ſie zufrieden ſein ſollten, daß ihnen irgend einer das Speciale ſo in's Allgemeine emporgehoben, damit ſie es wieder in ihre eigene Specialität ohne Weiteres aufnehmen können.

Doch fällt mir ein, daß auch manchmal etwas Unmuthiges aus ſolchem Beſtreben nach Particularitäten entſpringen kann.

Eine geiſtreiche Dame ſagte mir bei Gelegenheit jener leidenſchaftlichen Elegie, die Du mir in meinen ſchlechten Zuſtänden vorlaſeſt*): „Ich möchte dem Frauenzimmer, das dieſe Elegie veranlaßt, irgend Etwas zu Liebe thun, um meinen Antheil an einem ſo liebevollen Gedicht auszudrücken."

Dein reines, eigenes Verhältniß zu „Emilia Galotti" ſoll Dir nicht verkümmert werden. Zu ſeiner Zeit flieg dieſes Stück, wie die Inſel Delos, aus der Gottſched-, Gellert-Weiſſiſchen u. ſ. w. Waſſerfluth, um eine kreiſende Göttinn barmherzig aufzunehmen. Wir jungen Leute ermuthigten uns daran, und wurden Leſſing deßhalb viel ſchuldig.

Auf dem jetzigen Grade der Cultur kann es nicht mehr wirkſam ſein. Unterſuchen wir's genau, ſo haben wir davor den Reſpect, wie vor einer Mumie, die uns von alter, hoher Würde des Aufbewahrten ein Zeugniß gibt.

Nun aber möcht' ich Dich in Verſuchung führen, und Dir das Leſen eines Büchleins, von dem Du gehört haſt, zumuthen: L'Ane mort et la Femme guillotinée. Die muntern, jungen, talentvollen Franzoſen glauben dem leidigen Genre der grauſam-widerwärtigen Schauſpiele und Romane dadurch ein Ziel zu ſetzen, daß ſie ſolche geiſtreich noch übertreiben. Hierbei merken ſie nicht, daß ſie den Geſchmack des Publicums an dergleichen Productionen immer vermehren und ein leidhafteres Bedürfniß darnach erregen.

Weiter ſag' ich Nichts, als daß ich hoffe, Du wirſt nach geleſenem dieſem Bändchen Dein wildes Berlin ganz idylliſch finden.

Weimar, den 27. März. G.

Eine wiedergeborne Bearbeitung von Shakeſpeare's „Julius Cäſar" in vier Acten von Dr. Förſter habe zwei Mal geſehen.

*) „In dem großen Zimmer fanden ſich unter dem Ofen die Kohlen (des Fußbodens) angebrannt. Geſtern Abend war noch keine Spur von Rauch oder ſonſtigem Geruch geweſen."
Goethe's Tagebuch. Freitag, den 21. December 1821.

**) Zelter's Siegel.

*) S. Bd. 4, S. 151.

Keiner ſchien einen Begriff des Stücks zu haben, und Keiner kann das Maul halten. Cäſar ſchreit wie ein Auctions-Commiſſarius; Brutus ſchreit; Caſſius, Antonius, Casca, Alle ſchreien, als wenn ſie zu zeigen hätten, wie viele Meilen und Säcula ſie von der Sache ab ſind. — Solch' ein Cäſar verdient den Tod! — „Ich will nicht kommen!" brüllt er ſo überlaut, daß ſie ihn nach zweitauſend Jahren noch umbringen. Kein Period kommt rund heraus; Alles geſchrotet, zerſtückelt; ſo viel Athemzüge als Worte, und kommen nicht vom Flecke und — was Du unglaublich finden magſt — es ſind die nämlichen Leute, die ich im „Taſſo" mit Lob und Dank geſehen und gehört.

Dem Allem zum Trotz iſt mir ein neues Verdienſt unſers Dichters vor Augen getreten: in dieſem Stücke Frauen nothwendig zu beſchäftigen. Porcia, die, mit ihrem Geheimniſſe im Herzen beſchäftigt, wie eine Kreiſende erſcheint; Calpurnia eben ſo, und doch anders, und ſo ächt republicaniſch und tragiſch und gut dargeſtellt.

Mit den Auslegern unſers Dichters will es mir auch nicht gelingen, man könnte ganz confuſe werden. Voß behauptet geradezu: das Stück müſſe nicht Julius Cäſar, ſondern Brutus heißen; Brutus, dieſer letzte Römer und Liebling des Dichters, ſei die Haupt-Perſon; ſein Tod beſchließe ja auch das Stück u. ſ. w. Ich kann nur mit Cornelie (in Corneille's Pompée) ausrufen: Oh Ciel! que de vertus vous me faites haïr! So fühle ich meinen Cäſar, als den der Dichter menſchlich, groß und gut bis zum Tode, und die Verſchwörung gegen ihn als unſinnig bis in ihrer letzten Folge — darſtellen wollen, indem er den Helden, ſelber nach dem Tode, als würdig erſcheinen und deſſen Gegner in Verzweiflung enden läßt.

Was Shakeſpeare hier noch ein Mal bewundernswürdig macht, iſt, daß er als Engliſcher Dichter kein Merkmal gibt, ſeine Freiheitsmänner in ein vortheilhafteres Licht zu ſtellen: Caſſius macht hohle Hände, Casca iſt ein plumper Geſelle, wie ihn Brutus nennt, und eben dieſer Brutus iſt kein ſtarker Mann und ein falſcher Freund — ob Rom's oder Cäſar's, Das iſt gleich viel.

Da lob' ich mir den Voltaire; der hält nur ſich ſelber für einen ganz andern Kerl als Shakeſpeare, und wer will Dieß läugnen? Aber Voltaire hat den Julius Cäſar ſpielen geſehen; Monsieur Voltaire kam, ſah und — ward beſiegt; angezogen, ergriffen, feſtgehalten, gerührt — woran der Franzoſe gar nicht gedacht hatte.

Ein Mann, der hinter mir ſaß, ſagte: „Wäre nur Cäſar heute nicht auf's Capitol gegangen." — Ich hätte gern über die Einfalt gelacht, es wollte nicht gelingen, im Tiefſten fühlte ich mich ſelber ſo. Nun frage Einer: Wer iſt die Haupt-Perſon?

Man hat geſagt: Napoleon habe mit Dir über Julius Cäſar's Tod geſprochen; Das könnteſt Du mich wohl wiſſen laſſen, wenigſtens behalte es nicht bei Dir.

Berlin, den 20. März. Z.

Schilt mir ja die guten Menſchen nicht, welche nicht nachlaſſen, Deine Gedichte auszulegen; ich gehöre ſelber dazu und wirble mir manchen Vers ſo lange zwiſchen den Fingern der Divination, bis ich darüber wohl ſelber zu einem eigenen Gedanken komme, den ich nicht geſucht hätte. Thuſt doch Du das Gleiche, und ſpürſt der Natur nach mit Teleſcop und Microſcop, Magnet und Lupe in Händen, und kannſt nicht ruhen. Mit dem Verſtehen und Begreifen weiß ich nicht, wie es Andere machen. Was mir gefällt, mag ich gern für wahr halten; es iſt meine eigene Geſinnung, und ich werde nur neidiſch, ſie vom Andern zuerſt ausgeſprochen zu finden. Die „Elegie", welche (wie Du mir ſchmeicheln) ich Dir prima vista zu Dank vorgeleſen habe, leſe ich nun, da ſie gedruckt iſt, immer wieder und ſuche mir das Terrain, die Umgebung, das Zimmer, ja den Stuhl zu vergegenwärtigen. Das Mädchen war nachher in Berlin. In einer Geſellſchaft ſah ich ein anziehendes Frauenzimmer, die ich für die Deine hielt. Ich hatte ſchon den Vers auf der Zunge, womit ich mich ihr zu erkennen geben wollte: „Ja, Du biſt wohl an Iris zu vergleichen," als ich ihren Namen nennen hörte und aus meinem Traum erwachte.

Sonnabend, den 27. April. Z.

In unſerer Zeitung ſteht Folgendes als Berichtigung (aus der Halle'ſchen allgemeinen Litteratur-Zeitung) abgedruckt:

„Die Zueignungsſchrift des Herrn von Goethe an Seine Majeſtät den König von Baiern vor dem letzten Theil ſeines von ihm herausgegebenen Briefwechſels mit Schiller enthält einen mittelbaren Vorwurf für die Fürſten Deutſchlands, welche Zeitgenoſſen Schiller's waren: daß nämlich Letzterer keinen Beſchützer unter ihnen gefunden habe, durch deſſen Gunſt ihm das Leben erheitert, dem Vaterlande aber ſeine Geiſtesthätigkeit länger erhalten werden wäre. Um dieſen Vorwurf wenigſtens von Seiner Majeſtät dem Könige von Preußen, meinem allergnädigſten Herrn, abzuwenden, und in einem Gefühle, das alle meine Landsleute mit mir theilen werden, wage ich es, die amtlich nur mir bekannte Thatſache zu allgemeiner Kenntniß zu bringen: daß unſer allertheuerſter König

Märten.

O weh! Nun geht's drüber her.

Schnaps.

Und wie ich den Rahm abgehoben habe, find' ich die Schlippermilch.

Märten.

Natürlich.

Schnaps.

Die iſt auch nicht zu verachten.

Märten.

Mich däucht.

Schnaps.

Das iſt ſo der hübſche, wohlhabende Mittelſtand.

Märten.

Die Schlippermilch der Mittelſtand? Was das für Einfälle ſind!

Schnaps.

Davon nehme ich nach Gutdünken. (Er ſchöpft.)

Schiller, als Dieser den Wunsch geäußert hatte, sich in Berlin niederzulassen und deßhalb nach Potsdam gekommen war, aus allerhöchsteigener Bewegung ein Gnadengehalt von jährlich 3000 Thaler, nebst freiem Gebrauch einer Hof-Equipage*), zugesichert hatte. Nur dessen nachher erfolgte Krankheit und frühzeitiger Tod haben den großmüthigen Monarchen und unser engeres Vaterland um den Vorzug gebracht, in Schiller einen ausgezeichneten Preußen mehr zu zählen."

Berlin, den 27. März. v. Beyme.

Die Sache war freilich auch mir und wem noch, wenn auch nicht amtlich, bekannt und will ich nur zu Ehre meines theuern Gönners, des damals Geheimen Cabinets-Rath Beyme, bezeugen, daß er die Sache Schiller's mit Eifer in Antrag und zum Spruche gebracht hat. Es fehlte aber auch nicht an Hindernissen. Den Herren von der Gilde kniffen die „Tenien" noch in academischen Kaldaunen. Hufeland und Fichte, rechtschaffen und brav, waren noch ohne Wurzel. Schiller war geachtet und Kotzebue gelesen, genossen, wiederholt. Der gute Wille sollte schon die That sein; Schiller sollte das Alles zu Gute behalten — schlechtweg gut wäre ihm wohl lieber gewesen und — unterdessen das Gras wächst — nun den Spruch kennt man ja wohl.

Wer mag denn jetzt eine Vorstellung haben von der politisch-poetisch-prophetischen Anarchie jener Zeit: der Jungfrau von Orleans? Dabei war jeder Einzelne dem Einzelnen verdächtig, und wenn Männer, wie Johannes Müller, anziehend und abstoßend zugleich erschienen, wem hätte man noch vertrauen sollen? Auch der viel vermögende Beyme, da er den Krieg nicht wollte, wollte man ihn nicht.

Donnerstag, den 22. April. B.

Auf das Publicandum habe Nichts zu erwiedern. Leider erneuert sich dabei der alte Schmerz, daß man diesen vorzüglichsten Mann, bis in sein fünfundvierzigstes Jahr, sich selbst, dem Herzog von Weimar und seinem Verleger überließ, wodurch ihm eine zwar mäßige, aber doch immer beschränkte Existenz gesichert war, und ihm erst zuletzt einen breitern Zustand anzubieten dachte, der ihm früher nicht einmal gemäß gewesen wäre, nun aber gar nicht mehr in Erfüllung gehen konnte.

Hierbei werd' ich veranlaßt, Dir etwas Wunderliches zu vermelden und zu vertrauen, daß ich nämlich, nach einer strengen schnellen Resolution, alles Zeitungslesen abgeschafft habe und mich mit Dem begnüge, was mir das gesellige Leben überliefern will. Dieses ist von der größten Wichtigkeit: denn genau besehen ist es, von Privat-Leuten, doch nur eine Philisterei, wenn wir Demjenigen zu viel Antheil schenken, was uns Nichts angeht.

Seit den sechs Wochen, daß ich die sämmtlichen Französischen und Deutschen Zeitungen unter ihrem Kreuzband liegen lasse, ist es unsäglich, was ich für Zeit gewann und was ich Alles wegschaffte.

Die letzten Bände meiner Werke sind nun in den Händen der Drucker, die nöthigsten Briefe und Antworten sind fast alle beseitigt. Und dann darf ich Dir wohl in's Ohr sagen: ich erfahre das Glück, daß mir in meinem hohen Alter Gedanken aufgehen, welche zu verfolgen und in Ausübung zu bringen, eine Wiederholung des Lebens gar wohl werth wäre. Also wollen wir uns, so lange es Tag ist, nicht mit Allotrien beschäftigen.

Weimar, den 29. April. G.

Berlin, den 29. April. Abends.

Alles, was Musik-Director heißt, nach Namen, Stand und Würden, hat sich dieß Mal unter Spontini's Ober-Direction begeben, um das Werk zu feiern.

Das Nichts, die Leere, die Wüste, die Tiefe, die Finsterniß ist gegeben; das Chaos — das Walte Gott! — das Licht soll werden; Sonne, Mond und Sterne, Kinder des Lichts sollen zum Auge werden Dess', das noch nicht ist und aus dem Chaos wird. Nun die Musik: Anfang, Initium ungeheurer Unisonos, zwischen unerkennbarer Höh' und Tiefe; der Raum zwischen den Polen — „die Welt im tiefsten Grunde" — hart und breit, nicht dur nicht moll — „ohne Sehnsucht ohne Klang." — Ein Ton und keiner, schwer, dick, ein Nebelbrei. Mit electrischer Gewalt ertönt — „ein schmerzlich Ach!" — Es hebt, bewegt, sondert sich Eins vom Andern; es fängt an zu fließen, gruppirt sich, zieht sich an, stößt sich ab; das Leben macht sich Platz, der Puls arbeitet, sucht den Tact, die Figur, das Gemessene erscheint, gestaltet sich; ein eben fertiger Planet hebt, bewegt sich, steigt, rennt durch seine Bahn und steht am Firmament wie angenagelt; so geht es fort bis zur endlichen Ordnung. Was sag' ich weiter? Lege Dein: „Gott und Welt",

*) Ein reicher Mann warf einem Dichter, der seines Weges ging, mit den Worten: „Da nimm!" ein Banko-Zettelchen von Werth zum Fenster heraus, das sogleich vom Winde hinweggeführt ward. — Danke schön! wenn ich's kriege, rief der Poet. — „Aus den Wolken muß es fallen, aus der Götter Schooß, das Glück, und der mächtigste von allen Herrschern ist der Augenblick." Dieß („die Gunst des Augenblicks") und „die Theilung der Erde" von Schiller habe zu seiner Zeit unter bittern Thränen in Noten gesetzt.

„Wiederfinden" „Iſt es möglich! Stern der Sterne" *) auf dieſes Bild des Chaos, und es paßt, wie die Stürze zum Topfe.

Da eben von Schiller die Rede iſt und ich, aus dem Theater kommend, Deinen Brief vom 29. vorigen Monats finde, ſo habe auch eben wieder „Cabale und Liebe" geſehen. Was dieſes Stück vor fünfzig Jahren auf mich und ſämmtliche Sprudeljugend für electriſche Macht ausgeübt hat, magſt Du Dir denken. Wer aus jener Zeit es nachſehen kann, wird es nicht ſo ſehr herabſetzen, als es damals Moritz that, der freilich recht hatte, doch nicht den Anzug der Revolution ahnte. Es gehört in jene Zeit und iſt inſofern ein geſchichtliches Stück, voll Kraft und Geiſt, trotz der niederträchtigen Geſellſchaft, die ſich darin befehdet. Dieß und die „Räuber" — wollte man wiſſen — hätten durch perſönliche Beziehungen Schiller's Succeß gefährdet. Man konnte dieſe beiden Stücke das Chaos der Schiller'ſchen Schöpfungen nennen.

Der treffliche Cotta brüſtet ſich in dem nächſten Damen-Taſchenbuche mit königlichen Gedichten; ich konnte Nichts dazu liefern und mußte die doppelt dringenden Anforderungen ablehnen. Was ſie brauchen, hab' ich nicht, und was ich habe, können ſie nicht brauchen.

Glück zu Deinem Studenten-Chor! ich glaube wohl, daß die neuern Ohren, welche ſich nur am Sehnſuchtsgeſchleif und Geſäuſel hinhalten, einen kräftigen herz- und dacherhebenden Geſang ſchrecklich finden müſſen; ihr Choral-Geſang bleibt doch immer: „Ein laues Bad iſt unſer Thee," und dann denken ſie doch nebenher, ſie hätten was von einer feſten Burg und irgend ein Gott bekümmere ſich um ſie.

Recht artig iſt es, daß Du Dein Maurer-Jubiläum zugleich mit dem meinigen gefeiert haſt. Am Vorabend des St. Johannis-Feſtes ward ich, vor fünfzig Jahren, hier in den Orden aufgenommen. Die Herren haben mit der größten Artigkeit dieſe Epoche behandelt und ich erwiederte am andern Tage freundlich ihre Geſinnung. Beides wirſt Du aus anliegenden Blättern erſehen. Kannſt Du aus den Strophen **) was machen, ſo thu's. Ihr habt ja auch alle Augenblick „Fünfzig Jahr vorüber" und das Menſchliche paßt überall hin.

Weimar, den 10. Juli. G.

Deine Römiſchen Briefe vom Jahr 1787, ***) mio delizio! leuchten wie Morgenſonne in meine Seele; ich bin mit Dir; bei Dir, ich bin in Rom, in Frascati, in Neapel, und ſumſe wie eine Biene in der Blume. Alles regt ſich in mir, und da von Herder's „Gott" die Rede iſt, *) ſo wird der Gott wieder herbeigeholt **) und mit aller Unbefangenheit zwiſchendurch geleſen. Bin ich ja meines Gottes gewiß, den Du kennſt.

Freitag, den 13. Auguſt. B.

Sonnabend, den 4. September.

Zeitſchreiber, Jeſuiten, Comödianten reißen ſich um die Welt und Keiner will ſie dem Andern gönnen, und Keiner verſteht ſie zu halten, und was Das für eine Freude iſt, wenn ein Pfuſcher den Andern beſiegt hat — auf drei Tage! B.

Sonntag, den 5. September.

Und was ſoll man mit der Zeit machen, wenn der Tag vorüber iſt? — Apropos Zeit! Da müſſen wir zum Unglück die Zeitmeßler und hochmüthigen Metricanten einfallen; denn es liegt ein angefangener Brief da, den Schiller's Verlegenheit über Hermann's Metrik veranlaßt hatte, und weil mir's damit nicht beſſer als Schiller ergangen iſt. Nun nahm ich Hermann's Metrik ***) wieder vor und finde mich eben nicht wieder zu recht, vielmehr finde ich, daß ſeine Theorie von vorn herein ohne Grund und Boden iſt. Da iſt geprahlt: „Die Zeit hat, wie der Raum, ihre ſchöne Kunſt, und dieſe iſt die Rhythmik." — „Der Begriff des Rhythmus iſt die Aufeinanderfolge von Zeittheilungen, nach einem Geſetz." —

Wenn dieſes Geſetz der Tact, der Perpendikel, die gleichzeitige Theilung iſt, woher denn die Tactloſigkeit des Rhythmus? Der Mißverſtand liegt offenbar in einer Verwechſelung des Begriffs der Zeit mit Dem, was der Muſiker Tempo nennt, und ſeinen Grund im Character und im Geſchmacke findet. Solch loſes Weſen curſirt nun auch ſchon dreißig Jahre lang in hohen Schulen, und Keiner weiß, was er hat. Es iſt beinahe wie mit der „Farbenlehre"; man weiß, daß man das Rechte nicht hat; ſie ſind wie die Kinder, welche nicht in die Schule wollen. Für dieſe mag das bekannte Lied gedichtet ſein, das Du mir einmal verſucht haſt:

O Ewigkeit, Zeit ohne Zeit!
Ich weiß vor großer Einſamkeit
Nicht, wo ich mich hinwende!

Berlin, den 7. September. B.

Ich verglich Dich neulich in guter Geſellſchaft einer wohleingerichteten Mühle, die zu dem Umſchwung ihres Räderwerks Waſſer braucht und, damit ihre Steine ſich nicht ſelbſt aufreiben, Waizen die Fülle nöthig hat. Ob Du nun gleich,

*) S. Bd. 1, S. 160 und S. 231.
**) S. Bd. 17, S. 176.
***) S. Bd. 5.

*) S. Bd. 7, S. 174.
**) J. G. Herder: „Gott, einige Geſpräche". Gotha, Ettinger 1787. 8.
***) „Handbuch der Metrik". Leipzig 1799. Vorrede S. 19

als ein organiſches Weſen, dieß Alles ſelbſt beſitzeſt und hegſt, ſo forderſt Du doch von außen Zufluß in Deinen Mühlgraben und zahlreiche Mahlgäſte; dafür denn mag das Theater und das ergo bibamus gelten. Den beſten Waizen wünſchen wir Dir auch an gelehrigen Schülern, die Du freilich nicht zermalmen, aber deſto erwünſchter ſchroten und zurichten mögeſt. Nimm vorlieb mit dieſem Gleichniß, welches ich, nach Gall's Ausſpruch,*) in meinen Aeußerungen nicht vermeiden konnte.

Ich habe dieſe Tage wieder in Sterne's „Triſtram" hineingeſehen, der, gerade als ich ein unſeliges Studentchen war, in Deutſchland großes Aufſehen machte. Mit den Jahren nahm und nimmt meine Bewunderung zu; denn wer hat Anno 1759 Pedanterei und Philiſterei ſo trefflich eingeſehen und mit ſolcher Heiterkeit geſchildert? Ich kenne noch immer Seinesgleichen nicht in dem weiten Bücherkreiſe.

Die Frankfurter-Gönner und Freunde haben mir zum Geburtstag einen bedeutenden ſilbernen Becher und viele Flaſchen guten Weins geſendet, mit Verſlein in Bezug auf die „Generai-Beichte". So klingt Das hin und wieder und endlich wohl ein Mal ergetzlich an die Felſenquellen zurück.

Das Pariſer-Erdbeben hat ſeine Erſchütterungen durch Europa lebhaft verzweigt; Ihr habt davon ja auch einen Fieberanſtoß empfunden. Alle Klugheit der noch Beſtehenden liegt darin, daß ſie die einzelnen Paroxysmen unſchädlich machen, und Das beſchäftigt uns denn auch an allen Orten und Enden. Kommen wir darüber hinaus, ſo iſt's wieder eine Weile ruhig. Mehr ſag' ich nicht.

Außerhalb Troja's verſteht man's und innerhalb Troja's deßgleichen. Reinete Fuchs.

Weimar, den 5. October. G.

Berlin, den 26. October.

Ich mag nicht ſagen, daß ich krank bin, weil es Niemand glaubt, und kann's doch nicht verſchweigen. O, wie viel Schmerz und Freude macht mir der liebe Schiller, wenn D e r unter ſo viel eigenen und Anderer Leiden die trefflichſten Werke in die Welt ſetzt. Man muß ihn zehnfach verehren. Was ſoll denn ich prahlen, als wenn mir kein Finger weh' thäte, da ſie mir Alle weh' thun? Es macht mich raſen in Wonne, zu finden, wie Ihr Beide auf beſſerm Boden Euch abarbeiten müſſen, um vor eigenem Gewiſſen als brave Kerls zu gelten; denn Herr Göſchen — mit Antonius zu reden — ein ehrenwerther Mann, ein wahrer Schändelmäus.**) Nun merkſt Du, daß ich die ſechs Bände hinter mir habe. Z.

*) S. Bd. 3. S. 191.

**) S. Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe.

Wie gern möcht' ich in Euerm unſchätzbaren Muſeum mein Erkennen und Wiſſen recapituliren, meine Unwiſſenheit geſtehen, meine Begriffe bereichern und vervollſtändigen, am Meiſten aber einen freien Genuß einmal, ohne Critik und Geſchichte, mir gewinnen. Das Denken über ein Kunſtwerk iſt eine ſchöne Sache; der Beifall aber muß vorausgehen und das Urtheil folgen.

Weimar, den 29. October. G.

Madame Birch-Pfeiffer hat ſich vorgeſtern am 27. October als Gräfinn Orſina einen tüchtigen Stein bei mir in's Bret geſetzt und ich werde dieſe Schauſpielerinn gern wiederſehen. Was nur mein Inneres von je an gegen dieſen Haupt-Character des bekannten Trauerſpiels einzuwenden nie unterlaſſen hatte, hat dieſe Madame Birch-Pfeiffer in tragiſche Uebereinſtimmung gebracht. Von ihrer erſten Erſcheinung an im vierten Acte, bis ſie die Mutter Claudia nach Gnaſtalla begleitet, hat ſie ſich tiefer Theilnahme empfohlen, als Italienerinn, als Liebende ja faſt liebenswürdig. Eine grundfeſte Leidenſchaft durch Sittigkeit und vornehmen Anſtand gezüchtet, muß Reſpect einflößen. Dabei iſt ſie keine Schönheit; ihr Geſicht hat mir kaum gefallen, Das beſeitigt ſie jedoch durch Portament, Gewandtheit, Sprache, Klarheit. Wie ſie es ſagt, iſt der Prinz ein Mörder, und Marinelli, der ihr Gegenſtück ſein ſoll, iſt eine gemachte, übelgerathene Mißgeburt. Madame Birch-Pfeiffer iſt zugleich die Verfaſſerinn eines Stücks: „Das Pfeffer-Röſel", das mir wohlgefallen hat; ich hoffe, ſie perſönlich kennen zu lernen.

Wie von ungefähr trifft ſich's, daß ich, gleich auf die Schiller'ſchen Briefe, wo über Erfindung dramatiſcher Productionen ſo viel Belehrendes enthalten iſt, das mir faſt noch unbekannte Stück von Shakeſpeare: „Ende gut, Alles gut", nach Voß's Ueberſetzung geleſen habe. Die erſte wunderbare Wirkung dieſes Stücks iſt, daß es als ganz planlos dahergeht. Die wunderlichſten Figuren, die der Zufall zuſammenbringen kann, wie aus verſchiedenen Planeten herabgefallen; eine Chronik, haſtig aufgeſchrieben, wie Alles geſchieht; durch Dick und Dünn, Thal und Hügel, und wo es hingeht und verweilt, iſt Geiſt, Natur und Arbeit in Fülle. Die reine Liebe des prächtigen weiblichen Weſens, die nur den Einen kennt, dem ſie angehören muß; die Gleichgiltigkeit des adeligen Jünglings gegen ein mit ihm erwachſenes Weſen; ſein nachheriger Widerſtand, der ſeinen ächten Grund im Vortheile ſeiner Geburt nicht verlaſſen will; die Rechtsfeſtigkeit beider Character, da jedes ſein Eigenes thun muß,

damit die Natur triumphire; das lose Spiel der andern Figuren darum her, vom Narren bis zum König, die Alle heißen, sie mögen wollen oder nicht, in der munterſten Variation; und endlich der unerſchöpfte Fonds der edelſten ſittigſten Liebe, die, wie ein lang gebändigter Löwe, alle Feſſeln der Convenienz von ſich wirft, was ſoll man ſagen, als: es iſt unbegreiflich, daß ein Menſch — Nein! es iſt gefunden! Denn machen läßt ſich's nicht.

Die jetzt vollendete Voß'ſche Ueberſetzung hat für mich, da ich den Dichter nicht Engliſch leſen kann, das Eigene, daß ich durch die ſehr verſchiedenen Ueberſetzungen unſers Dichters ſo viele ſeiner Eigenheiten immer beſſer erkenne. Man tadelt die Voß'ſche Ueberſetzung und ich wünſchte nur, ſo viel Engliſch zu wiſſen, ſo machte ich mir ſelber eine Ueberſetzung und die ſollte ſich gewaſchen haben.

Dinstag, den 2. November. Z.

Von dem Zweige Deiner Liedertafel zu ſprechen, mit dem Du nicht unzufrieden biſt, möchte ich ſagen: daß dieſe guten, jungen Leute, der fortſchreitenden Zeit gemäß, natürlicher Weiſe auch verwärts wollen; aber wohin? Das iſt die Frage. Wir Andern, wie alle unſere Lieder zeugen, verlangten eine geſellig-abgegrenzte Heiterkeit und ſetzten uns in die unſchuldige Oppoſition mit den Philiſtern. Dieſe ſind zwar weder überwunden noch vertilgt, aber ſie kommen nicht mehr in Betracht. Nun ſuchen ſich die neuern Muntern auf einer höhern Stufe ihre Gegner, und es ſollte mich wundern, wenn Deine Schüler nicht auf die Sprünge von Béranger kämen. Das iſt freilich ein Feld, wo noch was zu thun iſt und wo ſie uns überbieten können, vorausgeſetzt, daß ſie ſo viel Talent haben, als der Genannte. Dieſes aber, ſowie manches Andere, ſei den Dämonen empfohlen, die ihre Pfoten in all dem Spiele haben.

Daß Bürger's Talent wieder zur Sprache kommt, wundert mich nicht; es war ein entſchiedenes Deutſches Talent, aber ohne Grund und ohne Geſchmack, ſo platt, wie ſein Publicum. Ich habe gewiß, als junger Enthuſiaſt, zu ſeinem Gelingen vor der Welt viel beigetragen, zuletzt aber war mir's doch gräßlich zu Muthe, wenn eine wohlerzogene Hof-Dame, im galanteſten Négligé, die Frau Fips oder Fays, wie ſie heißt, mit Entzücken vordeclamirte. Es ward bedenklich, den Hof, den man ihr zu machen angefangen hatte, weiter fortzuſetzen, wenn ſie auch übrigens ganz reizend und appetitlich ausſah.

Schiller hielt ihm freilich den ideel geſchliffenen Spiegel ſchroff entgegen und in dieſem Sinne kann man ſich Bürger's annehmen; indeſſen konnte Schiller dergleichen Gemeinheiten unmöglich neben ſich leiden, da er etwas Anderes wollte, was er auch erreicht hat.

Bürger's Talent anzuerkennen, koſtete mich Nichts, es war immer zu ſeiner Zeit bedeutend; auch gilt das Aechte, Wahre daran noch immer, und wird in der Geſchichte der Deutſchen Litteratur mit Ehren genannt werden.

Daß unſere ſechs Bändchen, die Du nun verſchlungen haſt, Dich im Innern zugleich erfreuen und peinigen, liegt in der Natur der Sache. Wenn Du nun überlegſt, daß Schiller gerade in der rechten Zeit von hinnen ging und uns die Epoche von 1806 u. ſ. w. auf dem Halſe ließ, ſo kannſt Du Allerlei denken, da Dir dieſe auch genugſam gelaſtet hat.

Mit dieſem Beſondern ſprach ich aus: daß wir ſeit Schiller's Ableben nicht aufgehört haben, uns tauſendfach zu bemühen, bis auf den heutigen Tag, der nach ſeiner Art gleichfalls auf uns laſtet.

Weimar, den 6. November. G.

Berlin, Sonnabend, den 6. November.

Dann habe endlich auch Grillparzer's „Medea" geſehen, wohin mich die ſehr brave Madame Birch-Pfeiffer verleitet hat, was ihr aber nicht zum zweiten Male gelingen ſoll. Die geringe Handlung des Stücks iſt durch ein Uebermaß ſchöner Worte unbarmherzig auseinander gehalten. Wer am Schlechteſten davon kam, das waren die Paar Dutzend Zuſchauer, die, wie ich, das klatrige, tragiſche Ende abgewartet haben. Medea quält ſich, Jaſon quält ſich, Creon, Creuſa, die Amme, Alle quälen ſich und ſchimpfen wie die Rohrſperlinge, die Kinder ſind unartig et cetera. Was mich particulariter verdrießt, iſt, daß ich die Arbeit mehr ſchlimm als ſchlecht finden muß, über die Qual, die es meinem Freunde, dem unglücklichen Dichter, macht. Schauſpieler und Zuſchauer gingen davon wie gebiſſene Hunde. Ein betrunkener Mann hinter mir, wie ein Spundloch huſtend, rief aus: Ein wundervolles Stück! und hob ſich nach dem zweiten Acte davon. B.

Laß mich einen Sprung zu der Samariterinn thun! Jedes Auftreten von Chriſtus, jede ſeiner Aeußerungen gehen dahin, das Höhere anſchaulich zu machen. Immer von dem Gemeinen ſteigt er hinauf, hebt er hinauf, und weil Dieß bei Sünden und Gebrechen am Auffallendſten iſt, ſo kommt Dergleichen gar Manches vor.

Dieſer große ſittliche Propheten-Act iſt aber ſinnlich gar nicht darzuſtellen, und ſolche Bilder werden nur gemalt, weil ſie ſchon oftmals gemalt worden ſind, und weil man eine appetitliche Frau frömmelnd wiederholen will. Sieht

man die Vielmännerei der Samariterinn an, ſo weiß man freilich nicht recht, was ihr der zahme Prophet ſoll. Es mag ein gut' Bild ſein, aber es ſagt Nichts. Davon haben die modernen Künſtler keinen Begriff, und müſſen ſich am Ende Deine Auslegung des Beiweſens gefallen laſſen. Hier aber liegt der Grundirrthum der Deutſchen Künſtler ſeit beinahe vierzig Jahren. Was gehen ſie mich an, haben wir doch unſern Moſes und unſere Propheten.

Ich will nicht zu ſagen unterlaſſen, was mir gerade einfällt. Schiller'n war eben dieſe Chriſtus-Tendenz eingeboren, er berührte nichts Gemeines, ohne es zu veredeln. Seine innere Beſchäftigung ging dahin. Es ſind noch Manuſcript-Blätter da, aufgezeichnet von einem Frauenzimmer, die eine Zeit lang in ſeiner Familie lebte. Dieſe hat einfach und treulich notirt, was er zu ihr ſprach, als er mit ihr aus dem Theater ging, als ſie ihm Thee machte und ſonſt; Alles Unterhaltung im höhern Sinne, woran mich ſein Glaube rührt: Dergleichen könne von einem jungen Frauenzimmer aufgenommen und genutzt werden. Und doch iſt es aufgenommen worden und hat genutzt, gerade wie ein Evangelium: Es ging ein Säemann aus, zu ſäen ꝛc.

Nun male man Schiller bei'm Theetiſch einem jungen Frauenzimmer gegenüber; was iſt denn da auszudrücken: obgleich ein junges, unſchuldiges Kind einem vorzüglichen Manne gegenüber, für deſſen Worte ſie Reſpect hat, ſie auffaſſen und bewahren möchte, immer noch ein löblicherer Gegenſtand iſt, nur kein maleriſcher.

Weimar, den 9. November. G.

Sonnabend, den 11. November.

Was ich eben, da mein Letztes an Dich ſchon auf der Poſt iſt, von dritter Hand vernehme, wird Dir, Du guter Mann, kein Geheimniß ſein! Dieſe Nachricht*) ſetzt ein altes Geſchwür in mir wieder in Suppuration, das ich endlich verharrſcht dachte. Eben hatte ich gierig angefangen, des Th. Carlyle's „Leben Schiller's" zu leſen, als der Brief aus Weimar wie Blitz und Schlag mir das Buch aus der Hand ſchleudert.

Unſere Brüderſchaft, mein Guter, bewährt ſich ernſthaft genug. Müſſen wir Das erleben und ſtillhalten und ſchweigen! — Ja, wir ſollen mit eigenen Augen dicht an uns heran zuſammenſtürzen ſehen, was nicht Theil hat an uns. Das iſt der einzige Troſt, den wir brauchen können. Stelz ſag' ich: wir, indem ich den Schmerz habe, wenn Dich eine Nadel ſticht. —

Nun habe das Buch wieder aufgenommen und glaube, es beſſer zu verſtehen, ja ich finde mich ſelber in ihm wieder. Wenn Du mit Schiller zwei Perioden der Entfernung und Näße beſtanden haſt, ſo waren es mit mir drei, ohne mich darum neben oder zwiſchen Euch Beide zu drängen, da Jeder von Euch ſich ſeiner Wirkung auf die Welt bewußt ſein durfte.

„Die Räuber" war ein Stück, das mich eben ſo ſehr verwundete als hoch erfreute. Wenn ich den Franz Moor verabſcheute und dem alten Narren von Vater was Unangenehmes gönnte: ſo war ich ſelber ein Carl Moor, wie wir junge Leute Alle, um aus jugendlicher Gemeinheit als Helden hervorzutreten.

Nun erſchien „Cabale und Liebe"; darin erſchien ein Muſicus, in dem ich das complette Gegenbild unſers Stadtpfeifers George erkannte. Dieſer war ein vorzüglicher Handwerker vieler Inſtrumente, ein wohlwollender Mann, doch von rohen Sitten und mir ganz gewogen. Da erſchien eine Beurtheilung von „Cabale und Liebe", ich glaube, ſie war von Moritz, die mich entrüſtete. Ich hätte den Recenſenten todtſchlagen können; ich declamirte ſo offen und laut dagegen, daß mein Vater einſt ſagte: „Du kommſt mir vor, wie Einer, der ſich mit *** wäſcht, indem Du Dir gefällſt in Dem, was Dir mißfällt; was Dich ärgert, das treibſt und liebſt Du; ich denke, Du kannſt Beſſeres thun, als was Du nicht erlernt haſt, und ich verſteh' es auch nicht." Das brachte mich zur Beſinnung, wie Alles, was mein Vater zu ſagen pflegte; und als „Fiesco" erſchien, der hier von Fleck mit großem Beifall geſpielt wurde, entſtand eine Kühle in mir, die beinahe in Kälte überging, ſo daß ich nun am Liebſten die Opern im Orcheſter des alten Dobbelin, ſie mochten ſein, wie ſie wollten, mitſpielte. Dieſe zweite Epoche hat ſich bis zum „Wallenſtein" hingezogen. Ich war jetzt näher mit Engel, Nicolai, Zöllner, Moritz und Andern bekannt worden. Da hörte ich reden von Fehlern des Stücks: es ſei nicht der Geſchichte gemäß, es habe acht Jahre Arbeit gekoſtet und ſei ſo mangelhaft u. ſ. w. Hier mußte ich ſtillhalten, konnte aber nicht einſtimmen.

Fleck ſpielte den „Wallenſtein" meiſterhaft, je mehr ich ihn ſah, je mehr ward ich angezogen, ich ſummirte mir alles bis jetzt Vernommene von Schiller, und es entſtand das größte Verlangen, den Dichter perſönlich zu kennen. Aufrichtig zu ſagen, war ich das erſte Mal meiſtens zu Euch gekommen, um Schiller kennen zu lernen, und darum über Jena gegangen, weil ich nicht wußte, daß Schiller ſchon in Weimar wohnte.

Schiller war nicht längſt in Dresden geweſen. Naumann hatte die Ideale in Muſik geſetzt

*) Vom Tode des jungen Goethe in Italien

und sie dem Dichter durch seine Schülerinn, eine Mademoiselle Schäfer, vorsingen lassen. Das Erste, wovon Schiller zu mir sprach, war diese Composition, über welche er ganz entrüstet war; wie ein so gefeierter, berühmter Mann ein Gedicht so zerarbeiten könne, daß über sein Geklimper die Seele eines Gedichts zu Fetzen werde, und so ging's über alle Componisten her.

Den Effect solcher tröstlichen Oration brauch' ich nicht zu beschreiben, ich hatte Schiller's und Deine Gedichte im Sacke mitgebracht und mit einem Schlage die Lust verloren, sie auszupacken. Es war vor Tische; Schiller und ich sollten bei Dir essen.

Die Frau kam und sagte: Schiller, Du mußt Dich anziehen, es ist Zeit. So geht Schiller in's andere Zimmer und läßt mich allein. Ich setze mich an's Clavier, schlage einige Töne an und singe ganz sachte für mich den „Taucher". Gegen das Ende der Strophe geht die Thüre auf und Schiller tritt leise heran, — nur halb erst angezogen — „so ist's recht, so muß es sein!" u. s. w. Dann wieder die Frau: lieber Schiller, es ist nach 2 Uhr, mach' doch nur, daß Du erst angezogen bist, Du weißt, Goethe wartet nicht gern zu lange, und nun war die Sache in Ordnung.

Dieß Blatt sollte nicht eher abgehen, bis ich etwas Näheres von Dir wüßte, nun ist heute schon der 18., und so mag ein Wort hingehen. Laß' mich ein Wort von Dir wissen, ich darf nicht auf die Straße treten, ohne gefragt zu werden, wie Du Dich befindest. J.

Nemo ante obitum beatus, ist ein Wort, das in der Weltgeschichte figurirt, aber eigentlich Nichts sagen will. Sollte es mit einiger Gründlichkeit ausgesprochen werden, so müßte es heißen: „Prüfungen erwarte bis zuletzt."

Dir hat es, mein Guter, nicht daran gefehlt; mir auch nicht, und es scheint, als wenn das Schicksal die Ueberzeugung habe, man setze nicht aus Nerven, Venen, Arterien und andern daher abgeleiteten Organen, sondern aus Draht zusammengeflochten.

Dank für Deinen lieben Brief! Hatt' ich Dir doch auch einmal eine solche Liebe-Botschaft als gastlichen Gruß einzureichen. Dabei wollen wir es denn bewenden lassen.

Das eigentliche Wunderliche und Bedeutende dieser Art ist, daß ich alle Lasten, die ich zunächst, ja mit dem neuen Jahre abzustreifen und einem Jüngerliebigen zu übertragen glaubte, nunmehr selbst fortzuschleppen und sogar schwieriger weiter zu tragen habe.

Hier nun allein kann der große Begriff der Pflicht uns aufrecht erhalten. Ich habe keine Sorge, als mich physisch im Gleichgewicht zu bewegen; das Andere gibt sich von selbst. Der Körper muß, der Geist will, und wer seinem Wollen die nothwendigste Bahn vorgeschrieben sieht, der braucht sich nicht viel zu besinnen.

Weiter will ich nicht gehen, behalte mir aber doch vor, von diesem Puncte gelegentlich fortzuschreiten. Meine herzlichsten dankbaren Grüße an alle so treulich Theilnehmende.

Treu angehörig

Weimar, den 21. November. G.

Noch ist das Individuum beisammen und bei Sinnen. Glück auf!

Mit der leidigen Krankheitsgeschichte verschon' ich Dich. Hier, was mein trefflicher Arzt von der löblichen Genesung sagt:

„Man kann behaupten, daß jetzt alle Functionen in Ordnung sind. Der Schlaf ist gut, der Appetit nicht unbedeutend, Verdauung regelmäßig. Die Kräfte sind bei Weitem nicht so geringe, als man bei solchen Vorgängen befürchten müßte. Die vortreffliche Constitution des verehrten Kranken läßt eine baldige völlige Wiederherstellung mit gutem Grunde hoffen.

Weimar, den 21. November. Dr. Vogel."

Und so steht es noch heute, den 1. December. Also bis auf weitere Ordre.

Treulichst so fortan!

Goethe.*)

Donnerstag, den 2. December.

Die öffentlichen Nachrichten über Dich, mein Geliebter, haben uns Alle in Bewegung gesetzt, und eben jetzt erhalte ich von unserm getreuen Eckermann, wie auch gestern von Herrn Canzler von Müller, beruhigende Beweise Deines Befindens, so daß ich heute Abend unser Oratorium, wie Moses mit dem Wunderstabe, zu commandiren gedenke. Nun dächte ich, fingen wir von Neuem an, uns des holden hellen Lichts um so erquicklicher zu freuen, da ich Dir Schritt vor Schritt zum Hades nachgetreten war, ohne mich umzusehen. Ich weiß, Du sollst nicht reden und dictiren; kannst Du aber die Feder eine Minute halten, so hebe in's schöne Leben zurück Deinen allergetreusten J.

An Dr. Eckermann.

Von nun an sollen Sie mir der getreue Eckart heißen. Seit zwei Monaten ist mir wie einem armen Sünder zu Muthe gewesen; Ihr Brief vom 29. vorigen Monats hat mir frische Kraft gegeben und nun sind Sie zu meinem Doctor worden.

*) Anfang und Schluß des Briefes eigenhändig von Goethe mit Bleistift geschrieben.

Tausend Dank für Ihre Wunderbotschaft! Könnten Sie sich heut Abend halb 10 Uhr (eher werde ich nicht frei) an's Ohr greifen, die Finger sollten Ihnen klingen. Ich will mir einen Kalbskopf braten, der wird Augen machen!

Gott befohlen! Z.

Berlin, den 2. December.

Eckermann's Trostbrief vom 29. November enthielt, daß Du am nämlichen Tage aufgestanden seiest und, indem Du Dir zum Mittage einen Kalbskopf bestellt, guten Appetit gezeigt hättest. Das gab mir Humor, mir bei Doris, der ich den Brief vorlas, gleich zu Abend nach der Musik einen Kalbskopf zu bestellen, und da des täglichen Erkundens bei mir viel ist, so können gestern und heut ein Schock und mehr Kalbsköpfe hier in Berlin sein verspeis't worden.

Z.

Was von der Tagesgeschichte wahr ist, soll man nicht wissen, und was wir wissen dürfen, will Niemand glauben. So fang' ich denn von vorn an, die Bücher meiner Jugend zu lesen. Es war doch auch eine Zeit. — Und was ich stutzte, als einmal der gute Klopstock sang: Es wäre ehedem keine Zeit und nur Ewigkeit gewesen, und dann wieder Lessing in einer Recension (ich glaube, es war die der geistlichen Lieder) frisch heraus sagte: „was kann ich dafür, wenn Herr Klopstock kein besserer Philosoph ist."

Auch Canzler von Müller hat mir schon zum zweiten Male so trostvolle Nachricht über Deine fortschreitende Genesung gegeben, daß ich Dich bitte, wiewohl ich ihm schriftlich meinen Dank abgestattet, mich fernerer Huld und Freundlichkeit zu empfehlen.

Z.

„Es wird sich wohl einleiten lassen, daß unsere Mittheilungen nicht unterbrochen werden. Ich schreibe Manches mit Bleistift, welches mundirt wird. Alles kommt darauf an, daß die Kräfte, die mir geblieben sind und die sich allmälig vermehren, wohl genutzt werden; denn es bedarf deren. Die mir auferlegten Lasten vermindern sich nicht, doch vertheil' ich sie auf Wohlgesinnte, die sich an diesem Falle doppelt erproben. Nach und nach hörst Du das Weitere. Schon seit einiger Zeit trau' ich dem Landfrieden nicht und befleißige mich, das Haus zu bestellen; Das geht nun fort, rein und stetig, zu meiner großen Beruhigung.

Weimar, den 9. December. G.

Du hast vollkommen recht, mein Bester! wenn ich das Uhrwerk meiner Lebensbetriebe nicht gehörig in Ordnung hielte, so könnt' ich in einem dergleichen leidigen Falle kaum weiter existiren. Dieß Mal aber hat der Zeiger nur einige Stunden retardirt und nun ist Alles wieder im alten, mäßigen Gange.

Jedoch hab' ich Dir, vom Verlauf des Novembers, noch Einiges zu bekennen. Das Außenbleiben meines Sohns drückte mich, auf mehr als eine Weise, sehr heftig und widerwärtig; ich griff daher zu einer Arbeit, die mich ganz absorbiren sollte. Der vierte Band meines Lebens lag, über zehn Jahre, in Schematen und theilweiser Ausführung, ruhig aufbewahrt, ohne daß ich gewagt hätte, die Arbeit wieder vorzunehmen. Nun griff ich sie mit Gewalt an und es gelang so weit, daß der Band, wie er liegt, gedruckt werden könnte, wenn ich nicht Hoffnung hätte, den Inhalt noch vorher und bedeutender, die Behandlung aber noch vollendeter darzustellen.

So weit nun bracht' ich's in vierzehn Tagen, und es möchte wohl kein Zweifel sein, daß der unterdrückte Schmerz und eine so gewaltsame Geistesanstrengung jene Explosion, wozu sich der Körper disponirt finden mochte, dürften verursacht haben. Plötzlich, nachdem keine entschiedene Andeutung, noch irgend ein drohendes Symptom vorangieng, riß ein Gefäß in der Lunge und der Blutauswurf war so stark, daß wäre nicht gleich und kunstgemäße Hülfe zu erhalten gewesen, hier wohl die ultima linea rerum sich würde hingezogen haben. Nächstens noch von andern Dingen, worauf ich den vergangenen sonnenlosen Sommer aufmerksamen Fleiß gewendet, zu vorläufiger und, wie ich hoffe, zu künftiger Zufriedenheit.

Weimar, den 10. December.

Schon manchmal hab' ich bedacht, wie wir Beide gleichsam an die entgegengesetzten Enden der socialen Welt angewiesen sind; Du, in die kreisende Bewegung einer volkreichen Königsstadt verschlungen, hast Alles persönlich zu bestehen, unterrichtest und lehrst, gibst und genießest, arbeitest und vollbringst, versammelst und dirigirst, gebietest und herrschest und was nicht Alles; hierzu noch der Familien-Cirkel und fremde Gelage gerechnet; da gibt es denn schon Etwas auszuhalten. Indessen ich einsam, wie Merlin vom leuchtenden Grabe her, mein eigenes Echo ruhig und gelegentlich in der Nähe, wohl auch in der Ferne vernehmen lasse.

Der getreue Eckart *) ist mir von großer Beihülfe. Reinen und redlichen Gesinnungen treu, wächst er täglich an Kenntniß, Ein- und Uebersicht und bleibt, wegen fördernder Theilnahme, ganz unschätzbar; sowie Riemer, von seiner Seite, durch gesellige Berichtigung, Reinigung, Revision und Abschluß der Manuscripte, wie auch

*) Siehe oben, S. 111.

der Druckbogen, mir Arbeit und Leben erleichtert. Möge uns Beiden so viel Kraft und Behagen verliehen sein, um bis an's Ende wirksam auszudauern.

Deßhalb denn, manchmal zurückschauend, in diesem Gänsespiel, getrost vorwärts.

Weimar, den 11. December. G.

Sonnabend, den 10. December.

Dergleichen mußte also die Gelegenheit sein, den vierten Band Deines Lebens zu vollenden; der Tod selber mußte zu Leben werden! Eine Probe, wie die Geschichte entsteht. Ich danke Gott, daß Du einmal wieder so gut davon gekommen bist. Da soll Einer merken, wo die Lebensgefahr ist, wo keine; wo Leben anfängt und endet! Z.

Da Du jetzt wohl kaum dazu kommst, Französische Zeitungen zu lesen, so hat der „Figaro" den Tod des heiligen Vaters, den des Benjamin Constant und — den Deinigen wie ein Trinium ausgerufen und, nach wohlbekannter Manier, seinen Franzosen geweissagt, was sie und die Welt von Euerer Jedem gehabt haben und behalten werden. Die zwei Ersten mögen sich nun vor der Hand mit ihrer Vereinigung behelfen, unterdessen Du hier im Lande der Lebendigen noch vorlieb nimmst; ja, ich möchte es Dir verdenken, wenn Dir die Nachwelt lieber wäre, als das liebe Licht und Leben dieser Oberfläche und wir Andern gehen eben auch so noch eine Strecke mit.

So soll denn auch Welschen als Secundus gelebt sein, da er unsern Schwa herausrufen helfen, dessen Shylok und König Lear das Tüchtigste war, das mir in der Art vorgekommen ist. Das sind zwanzig Jahre her. Jetzt kommt er mir vor, wie eine zerstörte Ritterburg, oder gar wie eine Leiche, die im Spiritus verfault ist. — Von Morgen an ein Mehreres. Z.

Ich befinde mich, wie gesagt, verhältnißmäßig sehr wohl und würde meine Tage sogar behaglich zubringen können, wenn nicht mein ohnehin operoses Autor- und Geschäftsleben durch das Außenbleiben meines Sohnes noch mehr belastet wäre; doch wollen wir uns durchhelfen und allenfalls durchwürgen. Schreibe nur noch von Deinen lebhaften Zuständen und dortigen Begebenheiten, damit ich, in meinen beschneiten Klostergarten schauend, ein buntes Tagewesen in der Einbildungskraft vor mir sehe.

Doch will ich nicht verhehlen, daß ich Deine Correspondenz und die Schiller'sche in Gedanken verglichen habe; wenn ich Dir Das mittheile, so wirst Du Dich dabei ganz wohl befinden. Ich wollte nur, meine Gedanken hätten einen Geschwindschreiber, ohne daß ich sie aussprüche.

Seit acht Wochen *) les' ich keine Zeitungen mehr, wie ich vor Jahren auch that und mich wohl dabei befand. Wir andern Philister sind doch immer nur wie die Fliege auf dem fortrollenden Reisewagen, welche sich einbildete, solche Wolken Staubs zu erregen.

Weimar, den 20. December. G.

Heute producirt sich Falstaff, und Alles ist im Schauspielhause. Die Weimaraner sind billig und hospital, und verdienen auch alles Gute, was ihnen geboten wird. Devrient hat den Vortheil, daß er ein merkwürdiges Individuum ist; freilich jetzt in Trümmern, doch immer noch respectabel; und so läßt er die Ahnung, was er war, entstehen, anzüglich für einen Jeden, der etwas Dergleichen noch fühlen kann. Was haben wir nicht um alte Burgen herumgesessen, um ihnen künstlerische Ansichten abzugewinnen!

Und daß auch Du von Deiner Wirkung vernimmst, ist wohl kein Wunder. Ottilie liest mir die Abende unsere Correspondenz vor. Es ist doch in uns Beiden eine ruhig-stetige, ernstleidenschaftliche Thätigkeit, immer in gleicher Richtung. Nach außen wird wenig gefragt, Jeder geht seinen Gang und läßt das Uebrige werden. Gestern lasen wir gar tröstliche Stellen über die „natürliche Tochter".

In einiger Zeit langt auch Dein Exemplar der letzten Sendung meiner Werke bei Dir an. Ich dacht' es nicht zu erleben. Man darf übrigens nur Spargelbeete pflanzen und im dritten Jahre liegen die Pfeifen in der Schüssel. Die zwei ersten Acte von „Faust" sind fertig. Die Exclamation des Cardinals von Este, womit er den Ariost zu ehren glaubte, möchte wohl hier am Orte sein. Genug! Helena tritt zu Anfang des dritten Acts nicht als Zwischenspielerinn, sondern als Heroine ohne Weiteres auf. Der Decurs dieser dritten Abtheilung ist bekannt; inwiefern mir die Götter zum vierten Acte helfen, steht dahin. Der fünfte bis zum Ende des Endes steht auch schon auf dem Papiere. Ich möchte diesen zweiten Theil des „Faust", vom Anfang bis zum Bacchanal, wohl einmal der Reihe nach weglesen. Vor Dergleichen pflege ich mich aber zu hüten; in der Folge mögen es Andere thun, die mit frischen Organen dazu kommen, und sie werden Etwas aufzurathen finden.

Noch ein bedeutendes Wörtchen zum Schluß. Ottilie sagt: unsere Correspondenz sei für den Leser noch unterhaltender als die Schiller'sche. Wie sie Das meint und sich's auslegt, wo möglich nächstens zu guter Stunde.

Weimar, den 6. Januar 1831. G.

*) Monaten? Vergleiche eben, S. 468.

Das iſt der Vortheil, den ein wohl erzogenes, kenneriſches Publicum gewährt, indem es die Blüthe an der conſumirten Frucht zurück erkennt, und ſo iſt der gute Devrient ein Mal an ſeinen Ort gekommen. Er ſteht bei mir in ſo gutem Andenken, daß mir die Thränen entfallen, wenn ich ihn jetzt ſehe, wie das Gefühl eines in See untergegangen Freundes. Als ich ihn zum erſten Mal den Shylok ſpielen ſah, erkannt' ich dieſen Venetianiſchen Juden als den ächten Kaufmann, der vom Rechte (de jure) um ſein Recht öffentlich vor aller Welt betrogen wird, und erkannte zugleich Shakeſpeare als den größten Philoſophen aus Gottes Hand. So komme ich von Durſt und Sommerhitze verzehrt eines Nachmittags zu Jager in's Gaſthaus und finde unſern Devrient ſoliſſimo hinter einem Tiſche und bei einer eben geleerten Champagner-Flaſche. Meine Freude war keine kleine; ich ſetze mich ſogleich zu ihm, und zähle ihm ſeinen Juden an den Fingern her, laſſe mehr Wein geben, und kann nicht enden, ihm meine Freude auf den Tiſch zu ſchütten. Endlich kommt der Wein. „Noch ein reines Glas!" — Auch Das wird noch gebracht, und als ich mit ihm anſtoßen will, iſt Dir der Kerl eingeſchlafen, und ſchnarcht wie ein Mops. Ein Aehnliches ward mir mit Fleck und ſeinem wahren, ächten Wallenſtein, den ich niemals vergeſſen werde. Was aber an's Unglaubliche grenzt und mich jedes Mal in Schrecken geſetzt hat, iſt: Beide ſprachen am andern Orte über ihre Rollen und das Stück, wie gewanderte Schneidergeſellen. Als die Theile des „Wilhelm Meiſter" im Manuſcripte hier ankamen, hatte Unger dazu Freunde gebeten, worunter Iffland und A. W. Schlegel waren. Fleck las das Manuſcript und zwar ſo, als ob er auf den Brettern ſtünde; er ſpielt das Buch, und mir war's anfänglich ganz unheimlich dabei; Das währte aber kaum das erſte und zweite Capitel, ſo glaubten wir uns als Zuhörer im Schauſpielhauſe, wie er ſich auf den Brettern, und endlich konnten Alle nur leben.

Geſtern ſah ich „die Stricknadeln", von Kotzebue, zum erſten Male. Das Stück iſt wirklich gut und wurde vorzüglich gegeben. Der Character der altadelichen Freiherrinn iſt meiſterhaft. Aber wie Du von Schlözer noch vor Kurzem ſagteſt, daß das Gemeine unter ſeinen Händen veredelt worden, ſo zieht Jener alles Würdige zum Gemeinen herab, und Das iſt auch in dem genannten Stücke der Fall. Der vierzigjährige Ehemann iſt ein weicher, bleicher, reicher Hans Dummkopf, und die zwanzigjährige Gattinn, die gern von ihrer Tugend ſpricht, die ſie nicht hat, auf dem geraden Wege, eine gemeine H— zu werden.

Auf die letzten Bände Deiner Ausgabe freut ſich ſchon mein ganzes Haus. Hätt' ich doch auch nicht gedacht, die Liebe zu erleben, die mein Herz gegen Dich erfüllt. Nun, große Götter, ſendet Füße der Kraft, denn Ihr ſeid es, die allein haben und gegeben haben. Was hättet denn Ihr von Euern Gaben, die wir nur zu Lob und Preis Euerer ewigen Dauer ſpenden und an Euere Gläubigen als geweihte Poſtie vertheilen. So laſſt Euch denn unſern vierten Act empfohlen ſein, und nehmt unſer treues Gebet zu Eurer Ehre von kindlichen Lippen in Gnaden an!

Meine Muſik geht los. Lebe wohl!

Freitag, den 9. Januar. Dein Z.

Der treffliche Niebuhr hat ſich, auch mir, zur höchſt unrechten Zeit beurlaubt. Meine Wehklagen deßhalb wirſt Du im nächſten Briefe vernehmen. Halte doch ja noch ein Bißchen aus!

Inſtändige Bitte!

Weimar, den 12. Januar. G.

Von dem unſchätzbaren Niebuhr erhielt ich, vor ungefähr drei Wochen, einen ſchönen Brief, zu Begleitung ſeines zweiten Theils der Römiſchen Geſchichte; er war geſchrieben in dem veſten Vertrauen, daß ich ihn kenne, daß ich ſein Verdienſt anerkenne. Das wichtige Buch traf mich gerade zu guter Stunde, wo ich auf alle Zeitungen Verzicht gethan hatte. Ich begab mich daher ſehr gern wieder in jene alten Zeiten und las mich in das Werk anhaltend hinein, welches denn freilich nöthig iſt, um von einer ſolchen Exiſtenz wirklich umfangen zu werden.

Eigentlich iſt es nicht mein Beſtreben, in den düſtern Regionen der Geſchichte bis auf einen gewiſſen Grad deutlicher und klarer zu ſehen; aber um des Mannes willen, nachdem ich ſein Verfahren, ſeine Abſichten, ſeine Studien erkannte, wurden ſeine Intereſſen auch die meinigen. Niebuhr war es eigentlich, und nicht die Römiſche Geſchichte, was mich beſchäftigte. So eines Mannes tiefer Sinn und emſige Weiſe iſt eigentlich Das, was uns auferbaut. Die ſämmtlichen Ackergeſetze gehen mich eigentlich gar Nichts an, aber die Art, wie er ſie aufklärt, wie er mir die complicirten Verhältniſſe deutlich macht, Das iſt's, was mich fördert, was mir die Pflicht auferlegt, in den Geſchäften, die ich übernehme, auf gleiche gewiſſenhafte Weiſe zu verfahren.

Er erſcheint von jeher als ein Skeptiker eigener Art, nicht von der Sorte, die aus Widerſprechungsgeiſt verfahren, ſondern als ein Mann, der einen ganz beſondern Sinn hat, das Falſche zu entdecken, da ihm das Wahre ſelbſt noch nicht bekannt iſt.

Auf dieſe Weiſe leb' ich nun beinahe einen Monat mit ihm, als einem Lebenden. Ich habe das wirklich furchtbar anzuſchauende Werk durchgeleſen und mich durch das Labyrinth von Sein und Nichtſein, von Legenden und Ueberlieferungen, von Mährchen und Zeugniſſen, von Geſetzen und Revolutionen, von Staatsämtern und deren Metamorphoſen, und von tauſend andern Gegenſätzen und Widerſprüchen durchgeſchlungen, und hatte mich wirklich bereitet, ihm eine freundliche Erwiederung zu ſenden, die er von keinem nahen oder fernen Collegen, von keinem Einſichtigen irgend einer Claſſe zu erwarten hatte.

Denn ſo, wie ich um ſeinetwillen ſein Buch las und ſtudirte, ſo konnt' ich auch am Beſten ſagen und ausdrücken, was er *mir* geleiſtet hatte, und das war gerade Das, was er leiſten wollte: denn mir genügte, was er bejahte, da die Herren vom Fach, nach ihrer Art, nothwendig wieder da anfangen zu zweifeln, wo er abgeſchloſſen zu haben dachte.

Dieſes unerwartete Zehgeſchick iſt mir, bei dem Uebrigen, was mich betrifft und bedrängt, höchſt widerwärtig; ich wüßte nun keine liebe, leidige Seele, mit der ich darüber conferiren möchte. Alle gemachten Leute haben ihr eigenes Weſen und ſehen dieſelbigen Dinge wenigſtens als anders verbunden und verknüpft an; die liebe Jugend taſtet und tappt umher, und möchte wohl auch auf ihre eigene Weiſe finden, was recht iſt; der Wille iſt gut, aber das Vermögen reicht nicht aus; zu meinen eigenen Ueberzeugungen find' ich keine Geſellen, wie ſollte ich zu fremden Gedanken Einſtimmung hoffen können? In dieſem Zuſtande muß es mich tröſten — mich, den es gar Nichts angeht, wie es mit Rom und Latium, den Volskern und Sabinern, dem Senat, Volk und Plebs jemals ausgeſehen, — doch dabei ein höchſt bedeutendes, allgemein Menſchliches zu ſicherer Unterhaltung gewonnen zu haben, worin das Andenken des würdigſten Mannes auf's Innigſte verſchlungen iſt.

Am Wenigſten würde Dich der wichtigſte Theil des Werks, von den Ackermeſſungen handelnd, intereſſiren können, da Du mit ſämmtlichen Muſkern Gott zu danken haſt, durch eine gleichſchwebende, dort nie zu erreichende Temperatur auf Deinem Acker zu ruhiger, wirthſchaftlicher Benützung gekommen zu ſein.

Und ſo fortan!

Weimar, den 17. Januar. G.

Dein Document kommt gerade zur rechten Zeit; denn ich werde mich nächſtens mit der Zukunft abgefunden haben, um wieder in der Gegenwart und für ſie zu leben. Mein Teſtament, worin unſere Angelegenheit ausführlich beſorgt iſt, ward ſchon am 8. Januar Großherzoglicher Regierung übergeben; in dieſen Tagen kam auch ein Codicill zu Stande, um meine äußerſt complicirten Zuſtände für die Nachkommen in's Klare zu ſetzen. Man muß darin das Möglichſte thun; denn wenn man gleich die letzten Willen der Könige, wie uns die Geſchichte lehrt, am Wenigſten gelten läßt, ſo hat doch ein Privat-Mann eher Hoffnung, auf die Zukunft zu wirken, beſonders wenn er die Vortheile der Nachkommen gut verſteht. Partei-Sinn, Winkel- und Unvernunft finden bei unſerm geſetzlichen Zuſtande weniger Element und Spielraum.

Deine Einleitung zu Händel's „Te Deum" iſt höchſt wacker und brav und Deiner würdig. — Das liebe, allerliebſte gegenwärtige Publicum meint immer: Das, was man ihm vorſetzt, müßten jedes Mal warme Krüppel aus der Pfanne ſein. Es hat keinen Begriff, daß man ſich zu jedem Neuen und wahrhaft Einzelnen erſt wieder zu bilden habe. Doch wie ſollten ſie dazu kommen? Werden ſie doch immer neu geboren.

In den Wiſſenſchaften, hör' ich ſchon mein liebes, langes Leben lang, bei Gelegenheit mancher bedeutenden Productionen: „was wahr daran ſei, ſei nicht neu und das Neue nicht wahr;" d. h. doch weiter Nichts, als: „was wir gelernt haben, glauben wir zu verſtehen; und was wir lernen ſollen, verſtehen wir nicht."

Hätt' ich mich mit den Naturwiſſenſchaften nicht abgegeben, ſo hätt' ich die Menſchen nie kennen lernen. In äſthetiſchen und philoſophiſchen Dingen iſt es ſchwer, Wohlwollen und Mißwollen zu unterſcheiden; in den Naturwiſſenſchaften aber wird es dem Ernſten, Redlichen gar bald deutlich, was Das für Perſonnagen ſind, die der Natur Unrecht geben, wenn ſie ſich deutlich ausſpricht, und ſogar, wenn ſie von Menſchen ſchon ausgeſprochen iſt.

Nun will ich aber bekennen, daß ich neulich gefrevelt habe, wenn ich, im Unmuth über Niebuhr's Tod, zu ſagen mich vermaß: nur Niebuhr ſei es, und nicht das von ihm ſo glücklich behandelte, Alt-Römiſche Weſen, was mich intereſſire; Das iſt keineswegs richtig. Denn der Verſtändige, der irgend eine Angelegenheit liebevoll und gründlich behandelt, gibt uns Theil an ſeiner Theilnahme und nöthigt uns in ſeine Angelegenheiten hinein. So find' ich es jetzt, da die Römiſch-antiquariſche Societät fortfährt, mir ihre Bemühungen mitzutheilen, die ganz im Sinne Niebuhr's, von ihm angeregt und nun auf ſeine eigentlichſte Weiſe fortgeführt, ihn nach ſeinem Abſcheiden wirklich wieder beleben. Er geht noch umher und wirkt.

Märten.

Der verſteht's.

Schnaps.

Nun rühre ich ſie unter einander. (Er rührt) und lehre ſie, wie man ſich verträgt.

Märten.

Was ſoll's nun?

Schnaps.

(Steht auf und geht nach dem Schranke) Nun ſehe ich mich in der Gegend um und finde — (er bringt ein groſses Brot hervor) einen Edelhof.

Märten.

Das iſt ja ein Brot.

Schnaps.

Die Edelleute haben immer die beſten Aecker in der Flur; drum werden ſie billig unter dem Brote vorgeſtellt.

Ottilie fährt fort, Abends mir in dem Briefwechsel vorzulesen, wo der anmuthigste Gegensatz von einem Lebe-, Luſt- und Reiſemanne und immerfort weitthätigen Künſtler, gegen einen mehr oder weniger ſtationären, nachdenklichen, die Gegenwart aufopfernden, der Zukunft ſich widmenden Freund ſich gar artig hervorthut.

(Die Fortſetzung folgt.)

Weimar, den 29. Januar. G.

Weimar, den 2. Februar.

(Fortſetzung.)

Eckermann, der, als wahrhafter Ali, durchdrungen iſt von dem hohen Begriff, daß Licht und Dunkel im Trüben die Farben hervorbringen, hat mir eine kleine Büſte Napoleon's von Opal-Glas mitgebracht, die allein eine Reiſe um die Welt werth iſt. Sie ſteht der aufgehenden Sonne entgegen: bei'm erſten Strahl derſelben erklingt ſie von allen, allen der ſämmtlichen Edelſteine . . . .

(Die Fortſetzung nächſtens.)

Und ſo fortan! G.

(Fortſetzung.)

Glanz und Prachtfarben. Fahr' ich fort, ſie gegen die Sonne zu richten, ſo leiſtet ſie Solches den ganzen Tag. Dieß iſt alſo dem Einſiedler vor Allen gegönnt, die ſo viel haben und ſich noch mehr dünken. Man kann ſehr glücklich ſein, wenn man die Beiſtimmung der Andern nicht fordert; daher iſt Euer, der Muſiker Glück und Unglück Beides übermäßig. Vom Schauſpieler will ich gar nicht reden, ſie tanzen auf der Naſir-Meſſerſchärfe des Augenblicks.

Weimar, den 2. Februar. G.

Berlin, den 4. Februar.

Der Gedanke einer Büſte von Opal-Glas iſt an einen Mann gerathen, deſſen allſeitiges Wirken dem klaren Sonnenhimmel jeden Strahl wie ein dankendes Auge zurückſendet. Ich will nur meine Schwäche geſtehen, daß mir die unzähligen Fehler dieſes Geiſtes, wie ſie mir von Wiſſenden ſind angegeben worden, wie Facetten erſchienen ſind, und muß wohl ein alter Schaden an mir ſein, weil ſich's noch gar nicht geben will. Wie denn die Sache an ſich bedenklich genug iſt; denn der Grabhügel von Helena ſchwillt und ſchwillt, der ganze Fels wird ein Obelisk, eine Pyramide über alle Wolken fort und fort, indem die Aegyptiſchen kleiner werden. Ich könnte dem Narren eine Ohrfeige geben, der den Vorſchlag that, die heilige Aſche nach dem ſchmutzigen, undankbaren Paris zu bringen. Das ſag' ich nicht ohne Ingrimm, damit man bei Euch nicht denke: wir armen Berliner wüßten Euere Farben-Theorie gar nicht anzuwenden und ſchauſpielerten und tanzten Tag und Nacht, welches allerdings auch geſchieht. B.

Du thuſt wohl, in Deiner Kunſt zu leben und leben zu laſſen, ich mach' es im Grunde auch ſo; denn wo nur halbweg ein menſchlicher Funke hervorlaucht, mag ich gerne beifällig ſein.

Das Außenbleiben meines Sohnes muß ich mir nun nach und nach gefallen laſſen; der aufgedrungene Verſuch, nochmals Hausvater zu ſein, gelingt mir nicht übel; damit aber doch jene bedeutende Natur für ſeine Gönner nicht zu ſtumpf abklinge, ſo habe ich zuerſt den Italieniſchen Freunden einen, freilich nur ſehr flüchtigen Abriß ſeiner Reiſe-Monate aufgeſetzt, den ich Dir nun auch nächſtens abſchriftlich überſende. Es iſt immer Etwas; freilich ſind ſeine Tagebücher höchſt intereſſant, aber wegen der immer hervorſtechenden Individualität, die Du ja kannteſt, nicht in ihrer eigenſten Energie und Entſchiedenheit mitzutheilen. Das wäre einmal eine Leſung, wenn es ſich glücklich fügte, daß Du uns wieder beſuchteſt; der Schwan würde darüber ſeine Flügel ausbreiten.

Weimar, den 29. Februar. G.

Freundlich theilnehmend zu gedenken.

Mein Sohn reiſ'te, um zu geneſen. Seine erſten Briefe von Jenſeits waren höchſt tröſtlich und erfreulich; er hatte Mailand, die Lombardei, ihre fruchtreichen Felder, ihre bewunderungswürdigen See'n mit tüchtigem, frohem Antheil beſucht und beſchaut, war ebener Maßen bis Venedig und nach Mailand wieder zurückgekommen. Sein ununterbrochenes Tagebuch zeugte von einem offenen, ungetrübten Blick für die Natur und Kunſt; er war behaglich bei Anwendung und Erweiterung ſeiner frühern, mehrfachen Kenntniſſe. Eben ſo ſetzte ſich's fort bis Genua, wo er mit einem alten Freunde, Herrn Sterling, der mein Verhältniß zu Lord Byron vermittelt hatte, vergnüglich zuſammentraf und ſich darauf von ſeinem bisherigen Begleiter, dem Dr. Eckermann, welcher nach Deutſchland zurückging, trennte.

Der Bruch des Schlüſſelbeins, der zwiſchen gedachtem Ort und Spezzia ſich leider ereignete, hielt ihn hier an vier Wochen feſt; aber auch dieſes Unheil, ſowie eine ſich dazu geſellende Hautkrankheit, Beides in der großen Hitze ſehr beſchwerlich, übertrug er mit männlich gutem Humor; ſeine Tagebücher blieben vollſtändig und er verließ gedachten Ort nicht eher, bis er ſich in der Umgegend vollkommen umgeſehen und ſogar das Gebäude der Quarantaine beſucht hatte. Einen kurzen Aufenthalt in Car-

vara, einen längern in Florenz benutzte er musterhaft, durchaus mit folgerechter Aufmerksamkeit; sein Tagebuch könnte einem ähnlich Gesinnten zum Wegweiser dienen.

Hierauf war er, von Livorno mit dem Dampfschiffe abreisend, nach ausgestandenem, bedenklichen Sturm, an einem Festtage in Neapel gelandet. Hier fand er den wackern Künstler, Herrn Zahn, der bei seinem Aufenthalt in Deutschland zu uns das beste Verhältniß gefunden hatte, ihm freundlichst entgegenkam, und sich nun als erwünschtester Führer und Beistand vollkommen legitimirte.

Seine Briefe von Berther wollten mir jedoch, wie ich gestehen muß, nicht recht gefallen; sie deuteten auf eine gewisse Hast, auf eine krankhafte Exaltation, wenn er sich auch in Absicht auf sorgfältiges Bemerken und Niederschreiben ziemlich gleich blieb. In Pompeji ward er einheimisch; seine Gefühle, Bemerkungen, Handlungen in jener Stadt sind heiter, ja lustig lebendig.

Eine Schnellfahrt nach Rom konnte die schon sehr aufgeregte Natur nicht beschwichtigen; die ehren- und liebevolle Aufnahme der dortigen Deutschen Männer und bedeutender Künstler scheint er auch nur mit einer fieberhaften Hast genossen zu haben. Nach wenigen Tagen schlug er den Weg ein, um an der Pyramide des Cestius auszuruhen, an der Stelle, wohin sein Vater vor seiner Geburt sich dichterisch zu sehnen geneigt war. Vielleicht gibt es Gelegenheit in künftigen Tagen, aus seinen Reiseblättern, das Gedächtniß dieses eigenen jungen Mannes Freunden und Wohlwollenden aufzufrischen und zu empfehlen.

Und so, über Gräber,
vorwärts!

Weimar, den 23. Februar. G.

Diderot ist Diderot, ein einzig Individuum; wer an ihm oder seinen Sachen mäkelt, ist ein Philister, und deren sind Legionen. Wissen doch die Menschen weder von Gott, noch von der Natur, noch von Ihresgleichen dankbar zu empfangen, was unschätzbar ist.

Weimar, den 9. März G.

Nun erinnerst Du Dich wohl, daß ich mich der kleinen Terz immer leidenschaftlich angenommen und mich geärgert habe, daß Ihr theoretischen Musikhansen sie nicht wolltet als ein dono naturae gelten lassen. Wahrhaftig, eine Darm- und Drahtseite steht nicht so hoch, daß ihr die Natur allein ausschließlich ihre Harmonien anvertrauen sollte. Da ist der Mensch mehr werth, und dem Menschen hat die Natur die kleine Terz verliehen, um das Unnennbare, Sehnsüchtige mit dem innigsten Behagen ausdrücken zu können. Der Mensch gehört mit zur Natur und er ist es, der die zartesten Bezüge der sämmtlichen elementaren Erscheinungen in sich aufzunehmen, zu regeln und zu modificiren weiß.

Brauchen doch Chemiker schon den thierischen Organismus als ein Reagens, und wir wollen uns an mechanisch bestimmbare Tonverhältnisse klammern, dagegen die edelste Gabe aus der Natur hinaus in die Region einer willkürlichen Künstelei hinüberschieben?

Dieß magst Du verzeihen. Ich bin hierüber neuerlich aufgeregt worden, und ich möchte Dir vor Allem Kenntniß geben, wo ich hartnäckig verharre und warum.

Gründonnerstag, den 31. März. G.

Mittwoch, den 6. April.

Vor einiger Zeit stand in einem Wochenblatte: Vor fünfzig Jahren habe ein Professor in Jena, Namens Danow, vom „Werther" geurtheilt: „Das ganze Buch gehöre zu den verführerischsten unserer Tage." Das schreibt nun nach fünfzig Jahren ein kluger Dummkopf wieder ab, und nun läuft das fromme Pack lüstern hinter dem „Werther" her, um sich verführen zu lassen. Am Ende erlebst Du noch Deinen „Werther" unter die Apocrypha des Alten Testaments versetzt und durch Bibel-Gesellschaften gratis vertheilt zu sehen.

Unter den Programmen des diesjährigen Oster-Examens ist eines: „Ueber Goethe's Character," von Professor Prem, 26 Seiten eng gedruckt, in Quarto, woraus wenigstens so viel hervorgeht, daß der Grund und Boden Deines Daseins immer freier wird vom critischen Häckerling, welchen Vorjahre ausgestreut hatten. Die drei Mal genähten Sohlen, welche darüber hintappten, sind durchgetreten. Die Fäden des Gewebes werden mit geistiger Lupe betrachtet, ja man will selbst unter diesen Fäden noch fruchtbaren Boden ahnen.

Vorigen Mittwoch wurde Dein „Tasso" in der That würdig gegeben; Prinzessinn, Antonio und Tasso ganz vorzüglich. Was mich aber besonders erfreut hat, war die lebhafte Theilnahme im Hause selber an solchen Stellen des Gedichts, die auch mich immer erregt haben.

Ich hatte eben vorher vier Stücke des Calderon gelesen und fühlte mich heut glücklich, daß ich ein Deutscher aus meiner Zeit bin. Der „Tasso" ist ein Stück, das bei uns alle Jahr ein Mal und zwar in der Char-Woche unter ernsthaften Leuten gegeben werden muß. Das Haus war gerade voll genug, um alle verständige Menschen einer Hauptstadt bei einander zu wissen. Z.

Dein Graun, der nur Worte haben will, um

zu muſiciren, kommt mir vor wie Jener mit ſeinem Thorzettel. Die guten Menſchen ehren weder den Werth des Wortes, noch die grundkräftige Mannigfaltigkeit ihrer Kunſt. Schlechte Gedanken, ſchlechte Verſe können ſie brauchen und vielleicht am Liebſten, weil ſie alsdann nach völliger Freiheit handeln können.

Ein Schweizer-Theolog, der hier durch nach Berlin ging, war mir intereſſant wegen ſeiner reinen Naivetät, welche bei dieſem guten Volke ſich nicht immer klar erhält. Er ging aber ſo ſchnell bei mir vorüber, daß ich nicht einmal ſeinen Namen erfuhr. Theologen von St. Gallen ſind nicht ſo viel in Berlin, daß er nicht auszuforſchen wäre. Dir will ich's nicht zumuthen, weil ich nicht weiß, ob er Sinn für Muſik hat. Unter Deinen jungen Freunden und Schülern aber machſt Du vielleicht einen Verſtändigen aufmerkſam. Verborgen kann er nicht bleiben, ſelbſt in der Maſſe; er iſt gar zu heiter-lebendig und auf rechtem Wege ſtrebend; „wie mir ſchien!" muß ich ſagen; denn ich habe ihn kaum eine Viertelſtunde geſehen.

Weimar, den 20. April. G.

Fahre ja fort, mein Guter, aus der reichen, äußern Ernte, in die Du geſendet biſt, mir von Zeit zu Zeit einige Büſchel zuzuſchicken, indeß ich ganz in's innere Aleſtergartenleben beſchränkt bin, um, damit ich es nur mit wenig Worten ausſpreche, den zweiten Theil meines „Fauſt" zu vollenden. Es iſt keine Kleinigkeit, Das, was man im zwanzigſten Jahre concipirt hat, im zweiundachtzigſten außer ſich darzuſtellen, und ein ſolches inneres, lebendiges Knochengerüpp mit Sennen, Fleiſch und Oberhaut zu bekleiden, auch wohl dem fertig Hingeſtellten noch einige Mantelfalten umzuſchlagen, damit Alles zuſammen ein offenbares Räthſel bleibe, die Menſchen fort und fort ergetze und ihnen zu ſchaffen mache.

Merkwürdige Reſultate eines ſtillen, einſamen Denkens möcht' ich wohl oft aufzeichnen, dann laſſ ich's wieder gut ſein. Mag doch am Ende Jeder darauf kommen, wenn er in Verhältniſſe tritt, wo er das Vernünftige nicht entbehren kann.

Weimar, den 1. Juni. G.

Heute ſind es gerade drei Wochen, daß ich, durch einen widerwärtigen Rheumatismus, abgeſchloſſen bin von allem eigentlich geſelligen Leben.

Das Bißchen Thätigkeit, was mir übrig blieb, hab' ich angewendet, um zu beſeitigen, was nur einen mäßigen Willen und keine Geiſteskraft verlangte. Ich hatte die erſten Monate des Jahres gut angewendet, ſo daß ich mich des Geleiſteten erfreuen konnte, indem ich Manches in Gedanken vorbereitete, was zunächſt auch gelingen wird.

Das Erſte von Bedeutung, was ich vornehme, iſt die Berathung über Dein Wappen-Gebilde. Das leidige Marterholz, das Widerwärtigſte unter der Sonne, ſollte kein vernünftiger Menſch auszugraben und aufzupflanzen bemüht ſein. Das war ein Geſchäft für eine bigotte Kaiſerinn Mutter*), wir ſollten uns ſchämen, ihre Schleppe zu tragen. Verzeih! aber wenn Du gegenwärtig wärſt, müßteſt Du noch mehr erdulden. Mit zweiundachtzig Jahren nimmt man es wirklich ernſter in ſich und für ſich ſelbſt, indem man die liebe leidige Welt in ihrem vieltauſendjährigen Narrenleben in Gottes Namen fortwandeln läßt. Es iſt ſchrecklich, wie ſich Das ein über das andere Mal wieder in ſeinen Irrthümern brüſtet!

Da ich Das wieder überleſe, möcht' ich es zurückhalten, wie mir jetzt ſehr oft geſchieht; da man nicht einmal ſagen mag, wie man denkt, wie fällt's Einem ein, ſo zu ſchreiben?

In der Revue de Paris, Nro. 1, den 1. Mai, dritter Jahrgang, ſteht ein merkwürdiger Aufſatz über Paganini. Er iſt von einem Arzt, der ihn mehrere Jahre gekannt und bedient; Dieſer ſetzt auf eine gar klinge Weiſe heraus: wie dieſes merkwürdigen Mannes muſicaliſches Talent durch die Conformation ſeines Körpers, durch die Proportionen ſeiner Glieder beſtimmt, begünſtigt, ja genöthigt werde, das Unglaubliche, ja das Unmögliche hervorzubringen. Es führt uns Andere Dieß auf jene Ueberzeugung zurück, daß der Organismus in ſeinen Determinationen die wunderlichen Manifeſtationen der lebendigen Weſen hervorbringe.

Hier will ich nun, da noch etwas Raum iſt, eines der größten Worte niederſchreiben, welches uns unſere Vorvordern zurückgelaſſen haben:

„Die Thiere werden durch ihre Organe unterrichtet."

Nun denke man ſich, wie viel vom Thier im Menſchen übrig bleibt und daß dieſer die Fähigkeit hat, ſeine Organe zu unterrichten, ſo wird man gern auf dieſe Betrachtungen immer wieder zurückkehren. Und nun ſchnell in's Convert, damit es mich nicht reue, ſo Wunderliches auf's Papier gebracht zu haben.

Und alſo ſo fortan.

Weimar, den 9. Juni. G.

Das Franzöſiſche Theater wird in ſeinen comiſchen, heitern, ſocialen Productionen immer unterrichtend bleiben, ſowohl was die Anlage,

*) Helena, Mutter des Kaiſer Conſtantin's des Großen.

als die Ausführung betrifft. Es ist hier eine über hundertjährige Kunst und Technik, ein Metier, das seine Ahnen hat, indessen man sich bei uns vergebens abmüdet. Unsere Schauspieler wissen nichts mehr von Kunst, vom Handwerk haben sie gar keinen Begriff; Alles beruht noch auf dieser und jener Individualität. Lassen wir Das gut sein, ich habe dieser Region längst den Rücken gewendet. Doch muß ich von meinen häuslichen Umgebungen und sonstigen Lebefreunden immer das Für und Wider der Unvollkommenheiten, das Fordern und Schwanken des Wollens und Vollbringens vernehmen.

Mehr nicht für heute, fahre nur fort zu melden und anzuregen. Und so fortan!

Weimar, den 9. Juni. G.

Beilage.

Neapel, den 9. Mai.

— — Ein großer Liebling von mir ist Sterne geworden; mir fiel ein, daß Goethe einmal über die Sentimental journey sprach und sagte: man könne durchaus nicht besser ausdrücken, wie des Menschen Herz ein trotzig' und verzagt' Ding sei. Da fand ich sie zufällig und dachte, ich wollte sie doch kennen lernen, und habe mich sehr dabei gefreut, wie Alles so scharf und frei aufgefaßt und hingestellt ist. Deutsches gibt es hier wenig zu lesen, da bin ich auf die Goethe'schen Gedichte beschränkt, die mir Hauser geschenkt hat, und bei Gott, es ist genug d'rin zu bedenken, neu bleibt es immer. Namentlich interessiren mich hier die Gedichte, die er offenbar in oder um Neapel geschrieben hat, wie z. B. „Mieris und Doza"; denn Das sehe ich fast täglich von meinem Fenster aus, wie das wunderbare Gedicht entstanden; ja, wie es denn mit allen Meisterwerken geht, so denke ich oft so von selbst und plötzlich daran, daß mir ist, als müsse es mir auch bei ähnlicher Gelegenheit eingefallen sein und als hätte er es nur zufällig ausgesprochen. Von dem Gedicht, „Gott segne Dich, junge Frau", behaupte ich nun gar, das Local aufgefunden zu haben; ich behaupte sogar, daß ich bei der Frau zu Mittag gegessen habe, aber natürlich muß sie jetzt schon ganz alt und ihr sangender Knabe ein stämmiger Vignerol geworden sein, und an Beiden fehlte es nicht. Zwischen Pozzuoli und Baja liegt ihr Haus, „eines Tempels Trümmern" und „nach Cuma" ist es „drei Meilen gut." Da könnt Ihr Euch denken, wie Einem die Gedichte neu werden, und wie anders und frisch man sie wieder empfindet und kennen lernt. Von Mignon's Lied will ich gar nicht erst sprechen. Aber toll ist es doch, daß Goethe und Thorwaldsen leben, daß Beethoven erst vor ein Paar Jahren gestorben ist und daß H — behauptet, die Deutsche Kunst sei mausetodt! Quod non ...

(Fortsetzung.)

Deine Ueberzeugung von der Wirkung des Organismus auf die geistige Natur könnte ich mit selbst eigenem Beispiel belegen. Auch moralisch stimmt sie zu den bedeutendsten Individuen, die ich persönlich gekannt habe. Vom alten Bach könnte man sagen: das Pedal sei das Grund-Element der Ausbildung seines unergründlichen Geistes, und ohne Füße wäre er nicht zu seiner Geistes*höhe* gekommen. So habe ich die wunderliche Frage nicht begriffen, die Lessing seinen Maler thun läßt: ob Raphael ein eben so großes Genie gewesen wäre, wenn er ohne Hände wäre geboren worden? Hier ist ein Mann (unser Maler V.), der mit seinem Arme rücklings um den Nacken herum seiner Nase eine Prise Taback reicht. Vielleicht gehört zu einem Maler solche Gelenkigkeit. In Summa: im menschlichen Organismus wohnt eine Seele, die Ihresgleichen sucht; wie Du denn schon längst ausgesprochen hast, daß zu einem Talent ein Talent gehört. J.

Wie es die Welt jetzt treibt, muß man sich immer und immerfort sagen und wiederholen: daß es tüchtige Menschen gegeben hat und geben wird, und solchen muß man ein schriftlich gutes Wort gönnen, aussprechen und auf dem Papier hinterlassen. Das ist die Gemeinschaft der Heiligen, zu der wir uns bekennen. Mit den Lippen mag ich nur selten ein wahres, grundgemeintes Wort aussprechen; gewöhnlich hören die Menschen etwas Anderes, als was ich sage, und Das mag denn auch gut sein.

Dagegen bin ich denn auch für Geduld und Beharrlichkeit belohnt worden, durch eine Zeichnung von Sachtleben, einem Künstler des siebenzehnten Jahrhunderts. Schüler und Meister der dort lebendigen Kunst-Epoche. Das Blättchen ist Quer-Groß-Octav, wenig angefärbt. Er hatte sich in die Rhein-Gegenden verliebt, seine besten Bilder stellen Dergleichen dar und dieß ist auch eine.

Das Merkwürdige dieses Blättchens ist, daß wir die Natur und den Künstler im Gleichgewicht miteinander gehen und bestehen sehen, sie sind ruhig befreundet; er ist, der ihre Vorzüge sieht, anerkennt und sich auf's Billigste mit ihnen abzufinden sucht. Hier ist schon Nachdenken und Ueberlegung, entschiedenes Bewußtsein, was die Kunst soll und vermag, und doch sehen wir die Unschuld der ewig gleichen Natur vollkommen gegenwärtig unangetastet.

Dieser Anblick erhielt mich aufrecht, ja es ging so weit, daß wenn ich mich augenblicklich schlecht befand und davor trat, fühlte ich mich

wirklich unwürdig, es anzusehn. Der tüchtige, muthige Geselle, der solches vor hundert Jahren in heiterster Gegenwart niedergeschrieben hatte, konnte den kümmerlich Beschauenden, in Mitten der tristen Thüring'schen Hügelberge kaum erdulden. Wischte ich mir aber die Augen aus und richtete mich auf, so war es denn freilich heiterer Tag wie vorher.

Nun aber bin ich veranlaßt, Dich in entgegengesetzte Regionen zu führen, indem ich kürzlich referiren möchte: daß ich, durch das Strudeltagsgelese, in die grenzenlosen Schrecknisse der neuesten Französischen Roman-Litteratur hin hineingeschleppt worden; ich will mich kurz fassen: es ist eine Litteratur der Verzweiflung. Um augenblicklich zu wirken — und Das wollen sie doch, weil eine Ausgabe auf die andere folgen soll — müssen sie das Entgegengesetzte von Allem, was man dem Menschen zu einigem Heil vortragen sollte, dem Leser aufdringen, der sich zuletzt nicht mehr zu retten weiß. Das Häßliche, das Abscheuliche, das Grausame, das Nichtswürdige, mit der ganzen Sippschaft des Verworfenen, in's Unmögliche zu überbieten, ist ihr satanisches Geschäft. Man darf und muß wohl sagen Geschäft; denn es liegt ein gründliches Studium alter Zeiten, vergangener Zustände, merkwürdiger Verwickelungen und unglaublicher Wirklichkeiten zum Grunde, so daß man ein solches Werk weder leer noch schlecht nennen darf. Auch entschiedene Talente sind's, die Dergleichen unternehmen, geistreiche, vorzügliche Männer, von mittlern Jahren, die sich durch eine Lebensfolge verdammt fühlen, sich mit diesen Abominationen zu beschäftigen.

Weimar, den 18. Juni. G.

Eben bin ich daran, Schiller's Leben, von seiner Schwägerinn, der Frau von Wolzogen, beschrieben, zu überfliegen. Eine solche Sammlung von Briefen, deren jeder zu seiner Zeit, an seinem Orte und unter verschiedenen Umständen erlassen, gehört auch zu den Bedenklichkeiten des Lesewesens. Wer Schiller in seiner besten Zeit gekannt hat, mag sich wundern, wie aus dem Tändelschützenleben so mancher schönen Jugendjahre ein so feuchtreicher Baum erwachsen können. Betrachtet man die Frauen in seinen Tragödien gegen das Geschlecht, unter welchem er sich behelfen müssen, so sollte man denken, daß Erziehung und Bildung auch wohl Entgegengesetztes wirken. Den zweiten Theil hoffe interessanter zu finden; denn außer dem geliebten Namen des edeln Dichters ist das gegenseitige Beliebkosen in so langen Phrasen eine etwas magere Kost.

Sonnabend, den 21. Juni. Z.

Der arme Schiller! Auch den abgetragenen Doctorhut muß er wie einen neuen bezahlen. Damit wäre nun der erste Theil des Buchs überwunden und nun denke ich, soll es lebendiger hergehn.

Meine Erwartung, Schiller wieder zu finden, wie ich ihn im Leben gesehn, hat mich nicht getäuscht. Der zweite Theil ist angefangen und wenn bis daher Alles breit und knapp zugleich gewesen, so gibt's nun von Liebe zu einem liebenden Herzen. Bedenklichkeiten treten heran; die Mutter weiß noch nicht vom Geheimniß der Verlobten; auch der gemeine Brodkorb schwebt unbeweglich über Tantalischem Haupte. Endlich, nach lange geschlagenem Steine, findet der Funke den erwünschten Zunder, wenn auch nicht Alles wird, was werden sollte.

Das Buch ist immer ein historisches Document wegen der Originalien; die Briefe von J. Kant und Herder sind eine rechte Zierde desselben. Die letzten Tage und Stunden des herrlichen Mannes sind vollkommen rührend und haben mir heiße Thränen entlockt. Es ist in ältern Jahren eine Wonne, solche Lichter brennen gesehn zu haben; Jeder kann Etwas auf sich halten, mit Männern zugleich gewesen zu sein, wie ich sie gesehn, Dergleichen die Welt sobald nicht wieder zu verkennen braucht.

Die Gedankenlese am Ende des Buchs aus Schiller's persönlicher Unterhaltung, durch Relation des Fräulein von Wurmb, hätte wohl wegbleiben können. So heißt es, Schiller habe gesagt: Man dürfe Kindern nicht zu früh einen Begriff von Gott beibringen, die Forderung müsse vielmehr von innen herausgeben. — Was die Kinder betrifft, die verstehen schon, wer ihnen nur nicht sagen will, was man selber nicht weiß. Dagegen kommt es ganz anders heraus, wenn Schiller selber sagt: Er wäre zuweilen unphilosophisch genug, Alles, was er von der Elementar-Aesthetik wisse, für einen empirischen Vortheil, für einen Handwerksgriff hinzugeben. Z.

Dieses habt Ihr Musiker aber vor allen Künsten voraus, daß ein allgemeiner, allgemein angenommener Grund vorhanden ist, sowohl im Ganzen als im Einzelnen, und daß also Jeder eine Partitur schreiben kann, in vollkommener Gewißheit, vorgetragen zu werden, sie sei, wie sie sei. Ihr habt Euer Feld, Euere Gesetze, Euere symbolische Sprache, die Jeder verstehen muß. Jeder Einzelne, und wenn er das Werk seines Todfeindes aufführte, muß an dieser Stelle das Geforderte thun. Es gibt keine Kunst, kaum ein Handwerk, das Dergleichen von sich rühmen kann. Ihr dürft ohne Pedanterie auf das Aelteste halten, Ihr könnt ohne Ketzerei und Hinderniß Euch an dem

Neueſten ergehen; und wenn auch das Individuum in Querm Kreiſe etwas Wunderliches und Seltſames hervorbringt, ſo muß es doch zuletzt mit dem All des Orcheſters wieder zuſammentreffen.

Das Zweite, welches Du aber nicht verrathen mußt, iſt: daß jenes Gedicht, „der Wanderer", im Jahre 1771 geſchrieben iſt, alſo viele Jahre vor meiner Italieniſchen Reiſe. Das iſt aber der Vortheil des Dichters, daß er Das voraus ahnet und werth hält, was der die Wirklichkeit Suchende, wenn er es im Daſein findet und erkennt, doppelt lieben und höchlich daran ſich erfreuen muß.

Bei manchen innern, ſtillen Arbeiten, wobei ich Dein' immerfort gedenke, bin ich doch auch in das neuere Franzöſiſche mitunter hineingezogen worden und habe bei ſolcher Veranlaſſung über die Religion Simonienne nachzudenken gehabt. An der Spitze dieſer Secte ſtehen ſehr geſcheidte Leute; ſie kennen die Mängel unſerer Zeit ſehr genau und verſtehen auch das Wünſchenswerthe vorzutragen; wie ſie ſich aber anmaßen wollen, das Unweſen zu beſeitigen und das Wünſchenswerthe zu befördern, ſo hinkt ſie überall. Die Narren bilden ſich ein, die Vorſehung verſtändig ſpielen zu wollen, und verſichern, Jeder ſolle nach ſeinem Verdienſt belohnt werden, wenn er ſich mit Leib und Seele, Haut und Haar an ſie anſchließt und ſich mit ihnen vereinigt.

Welcher Menſch, welche Geſellſchaft dürfte Dergleichen ausſprechen, da ja man von Jugend auf nicht leicht Jemand kennen und die Steigerung ſeiner Thätigkeit beurtheilen wird! Wodurch bethätigt ſich denn zuletzt der Character, als daß er ſich in der Tagesbewegung, im Hin- und Wiederwirken bildet? Wer unterſtünde ſich, den Werth der Zufälligkeiten, der Anſtöße, der Nachklänge zu beſtimmen? Wer getraute ſich, die Wahlverwandtſchaften zu würdigen? Genug, wer ſich unterſteht, zu ſchätzen, was der Menſch iſt, er müſſe in Anſchlag bringen, was er war und wie er's geworden iſt. Solche allgemeine Unverſchämtheiten haben wir gar oft ſchon erlebt, ſie kehren immer zurück und müſſen geduldet werden.

Von der neueſten Franzöſiſchen Roman-Lectüre und ihrem nächſten Kreiſe will ich nur ſo viel ſagen: es iſt eine Litteratur der Verzweiflung, woraus nach und nach alles Wahre, Aeſthetiſche ſich von ſelbſt verbannt. Notre dame de Paris von Victor Hugo beſticht durch das Verdienſt fleißiger, wohlgenutzter Studien der alten Localitäten, Sitten und Ereigniſſe; aber in den handelnden Figuren iſt durchaus keine Spur von Naturlebendigkeit. Es ſind lebensuntheilhafte Gliedermänner und Weiber, nach ganz geſchickten Proportionen aufgebaut, aber außer dem hölzernen und ſtählernen Knochengerüſte durchaus nur ausgeſtopfte Puppen, mit welchen der Verfaſſer auf's Unbarmherzigſte umgeht, ſie in die ſeltſamſten Poſituren renkt und verrenkt, ſie foltert und durchpeitſcht, geiſtig und leiblich zerfleiſcht — freilich ein Nichtfleiſch ohne Warmherzigkeit zerfetzt und in Lappen zerreißt; doch das Alles geſchieht mit dem entſchiedenen hiſtoriſch-rhetoriſchen Talent, dem man eine lebhafte Einbildungskraft nicht abſprechen kann, ohne die er ſolche Abominationen gar nicht hervorbringen könnte.

Weimar, den 20. Juni. G.

— Bei Dir, mein Beſter, bedarf es wohl keiner Verſicherung, daß der Gegenſtand auf mich die geringſte Einwirkung hat. Ich bewundere nur, wie der ächte Künſtler die wahre Catharſis geübt hat, von der Unſere Buchſtaben-Menſchen Nichts wiſſen wollen, die, weil ſie nur den Effect fühlen, von Production Nichts begreifen und ſich einbilden, der Künſtler habe Zwecke, ihnen zu Ehren und zu Liebe. Dieſer hier hat mit heiterm, ausgebildetem, allerliebſtem Kunſtſinn ſein Täfelchen abgerundet und abgeſchloſſen, und bekümmert ſich nun den Teufel, wie ſich der Anſchauer dazu verhält. Der nehme es nun nach Belieben, als unreiner Wollüſtling, als gefälliger Liebhaber, als durchdringender Kenner, uns Alle lacht er aus, wie wir uns geberden. Er hat's hervorgebracht, weiß ſelbſt nicht recht wie, aber mit dem Bewußtſein, daß er es recht gemacht habe. Das iſt's, was man Natur und Natürlich heißt. Die guten Menſchen, wenn ſie der Sache näher kommen wollten, müßten Kant's „Critik der Urtheilskraft" ſtudiren.

Doch vermuthe ich, die neueſte Philoſophie weiß das Alles beſſer, aber freilich nur in ſich ſelbſt; unzugänglich dem Leben und dem mitgebornen Menſchenverſtande.

Dieß Alles halte ja geheim; denn ich möchte Dieß ſogar kaum fortſchicken, wenn ich Dir nicht ſogleich ſagen könnte, daß es mir in jedem Sinne wohlgeht, dergeſtalt, daß ich mir ein, vor meinem nächſten Geburtstag zu erreichendes Ziel vorgeſteckt habe, das ich nicht voreilig berufen will. Iſt es gelungen, ſo ſollſt Du der Erſte ſein, dem es notificirt wird.

Weimar, den 6. Juli. G.

Den 22. Juli.

Apropos Catharſis! Geſtern war „Minna von Barnhelm". Das Stück habe ich unendlich oft geſehen und geleſen und zog mich geſtern wieder in's Theater, um es im mir eben gegenwärtigen Geiſte Deiner Auslegung zu betrachten; als einer gewiſſen Zeit entwachſen, die ein

fortwährendes Interesse behält. Der treffliche Lessing hat in angemaßter Bescheidenheit das Prädicat eines Genies von sich abgewiesen und sich gleichwohl durch dieß Stück sehr hoch gestellt, als ob er durch die That beweisen wollte, daß mit dem bloßen Handwerkszeuge, mit dem Aristoteles in der Hand, ein dauerhaftes Werk entstehn könne. Auch hat mich das Stück wieder durchaus erfreut, ergriffen, gerührt; und wenn ich frage, wodurch? so weiß ich nicht zu antworten. Die Begebenheit ist gering; Personen von keiner hohen Bedeutung; was mit ihnen geschieht, kann täglich geschehn; es ist wie ein Versöhnungs-Act zwischen zwei Brüdern, die um ein Stück Kuchen entzweit waren. Ein edles, reiches Sachsen-Mädchen von freier Empfindsamkeit, ist verliebt in einen tapfern Officier der Gegen-Partei, ehe sie ihn persönlich gekannt, wegen einer milden Handlung als Krieger in Feindeslande, und will um jeden Preis seiner Großmuth theilhaft werden. Der soldatische Liebhaber ist nicht unempfindlich, doch abhängig von gewohnten Begriffen der Ehre seines Standes, die eine leidenschaftliche Liebe von sich weist. Alle übrigen Personen treiben sich in frommer oder geschäftiger Neigung und Abneigung dazwischen; so triumphirt reine Menschlichkeit über gemachte gesellschaftliche Pflichtigkeit. Die wahre Catharsis scheint hier im Tellheim verborgen, der kein angenehmer Character ist, und der Dichter hat sich selber als gekränkter Ehrenmann darin zu Buche gebracht, weil Gleiches das Gleiche hervorbringt! — und nun möchte ich das Stück gleich noch ein Mal sehen; denn das Alles schreibe ich nicht für Dich, der das Alles tausend Mal eher und besser weiß.

Du lebst in seliger Thätigkeit, uns Andere an Deinem zweiundachtzigsten Geburtstag zu beschenken und wir — sollen danken lernen. Doch mir ist nicht bange. Wie ich mich Deines Wohlergehens freuen kann, Das ist die Frucht meines Gebets an die Muse. O lebe! Du mein Einziger und liebe Deinen

Sonnabend, den 12. Juli. Z.

Zelter's Anwesenheit in Weimar vom 22. bis 28. Juli.

Weimar, den 25. Juli.

Schönen Dank! mein Schönster, für den Leckerbissen.*) Magst Du mir noch eine so heitere Stunde gönnen, so sende mir eine neue Lage, wenn sie auch stärker ist. Dergleichen lese ich nicht bloß, ich lebe damit und habe darnach geschlafen, wie ein Frankfurter Rathsherr des achtzehnten Jahrhundert. Z.

Ich schiebe immer den Tag vor mir her, wie es denn am Ende Jeder thut, wenn er seinen Caffee getrunken hat. Leider gewinnt man weiter Nichts dabei, als die Ueberzeugung, daß noch immer genug zu thun übrig bleibt.

Aus unsern Kiesbrüchen, die zum Wegbau stark benutzt werden, habe ich neuerlich Elephanten-Backzähne von der größten Schönheit erhalten. Denke Dir! Die Oberfläche, welche kaut, hat Wurzeln, die aber auch wieder nachschieben und entweder gleichfalls kauen oder auch wohl ewig ungebraucht bleiben können.

„Die Natur thut Nichts umsonst", ist ein altes Philister-Wort. Sie wirkt ewig lebendig, überflüssig und verschwenderisch, damit das Unendliche immer gegenwärtig sei, weil Nichts verharren kann.

Damit glaube ich sogar, mich der Hegel'schen Philosophie zu nähern, welche mich übrigens anzieht und abstößt; der Genius möge uns Allen gnädig sein!

Da das königliche Theater den rechten Weg gefunden hat, seine Casse zu füllen, so sende ich Dir den letzten Gegensatz, wohin nur die guten Nachkommen des alten Thespis gerathen können. Das Original lege bei, man glaubt es sonst nicht; sende es aber zurück.

„Theater-Ankündigung. Carlstadt, am 10. Juli 1823, zum Vortheil des Herrn Ignaz Viol und seiner Tochter Ludmilla: Menschenhaß und Reue ein hier noch nie gesehenes Trauerspiel von dem gefallenen Kotzebue, unglücklicher Weise; dasselbe ist in 6 Acten, nebst einem Prolog, welchen Herr Viol am Ende separat halten wird.

Nachschrift. Viele dringende Schulden setzen uns zwar in die angenehme Verlegenheit unserer Gläubiger, daß wir nicht weiter reisen können. Ich spiele den Greis; meine Ludmilla die Eulalia; lassen Sie uns deßhalb nicht untergehen; Menschenhaß kennen die Bewohner dieser Stadt nicht, noch weniger wir eine Reue, daß wir hierher uns verirrten. Wir bitten daher um Zuspruch; denn es bleibt uns doch Nichts."

Uns aber bleibe das Bisherige von guten Geistern gegönnt. Also sei es!

Weimar, den 15. August. G.

„Fünfzehn Englische Freunde", wie sie sich selbst unterzeichnen, ließen bei ihren berühmtesten Goldschmieden ein Siegel verfertigen, welches bequem in der hohlen Hand zu fassen, einer länglichen Vase sich allenfalls vergleichen läßt. Alles, was der Goldschmied verbunden mit dem Emailleirer leisten kann, ist hier zu

*) „Zelter's hatte den Anfang meiner Biographie, den vierten Theil, mitgetheilt; desgleichen die „classische Walpurgis-Nacht" anvertraut." Aus Goethe's Tagebuch.

ſchauen. Man wird an die Beſchreibungen erinnert, mit welchen Cellini ſeine Arbeiten zu rühmen pflegt, und die Abſicht iſt offenbar, ſich dem ſechszehnten Jahrhundert zu nähern. Den Spruch: „Ohne Raſt, doch ohne Haſt“*) ſcheinen die Engländer bedeutend genug gefunden zu haben, da er im Grunde ihr eigenes Thun ſehr gut ausdrückt. Dieſe Worte ſind um einen Stern, innerhalb des bekannten Schlangenkreiſes eingeſchrieben, leider mit Alt-Deutſchen Verſalien, welche den Sinn nicht ganz zur Klarheit bringen. In jeder Rückſicht iſt dieſe Gabe dankenswerth, und ich habe ihnen einige freundliche Reime dagegen geſchrieben.

Da es die guten, lieben Weimaraner nicht laſſen können, dieſes Feſt, wie ſo manches andere, durch ein Ergo bibamus zu feiern, auch ſonſt noch verſchiedene, durch die Umſtände herbeigeführte Incidenzien zu nutzen gedenken, ſo werde ich mich wohl in dieſen Tagen, wenn auch nicht weit, entfernen. Dergleichen wohlgemeinte Huldigung perſönlich abzuwarten, wird mir immer unmöglicher. Je älter ich werde, ſehe ich mein Leben immer lückenhafter, indem es Andere als ein Ganzes zu behandeln belieben und ſich daran ergetzen.

Uebrigens gedenke ich dieſe Woche, vor meinem Geburtstag, einen Theil meiner dringenden Obliegenheiten wegzuräumen. Leider dringt ſich ſo Manches auf, was ganz unfruchtbar iſt, und von den ausgeſtreuten Samenkörnern fällt gar viel zwiſchen Diſtel, Dorn und Felſen.

Aus England iſt mir eine „Ueberſicht der Deutſchen Litteratur“ zugekommen, geſchrieben von W. Taylor, der vor vierzig Jahren in Göttingen ſtudirte und daſelbſt die Lehren, Meinungen und Phraſen, die mich vor ſechszig Jahren ſchon ärgerten, nun auf ein Mal losläßt. Die geſpenſterhaften Stimmen der Herren Sulzer, Bouterwek und Conſorten ängſtigen uns nun ganz als Nachklänge von Abgeſchiedenen.

Weimar, den 20. Auguſt. G.

Freitag, den 21. Auguſt.

Geſtern Abend war ich bei Langermann; wir ſprachen von Dir und Deinen ſchönen Jahren, die Du einem doch gar zu ärgern Boden hingeworfen, den man Dir noch dazu beneiden wollen. Wir wiſſen nur zu gut, wie Dich der Schuh gedrückt, wenn ſtatt des Großen, Guten, Schönen, das man umſonſt gehabt, Schwaches, Verächtliches mit ſchwerem Gelde verſchuldet und gebüßt worden. Ich denke nicht daran, alte Wunden zu betappen, man hätte aber blind ſein müſſen, Deine Leiden zu ſehn und nicht zu fühlen. Was wären ſie alle geweſen, und was würden ſie ſein? — Und Das ſei unſer Angebinde für Deinen nächſten Geburtstag, daß wir erkennen: was eigentlich an Dir iſt. L. ſprach von einer Correſondenz über Stolberg's Berufung zu Euch und Klopſtock's Berathung, daß nicht der gräfliche Chriſt und Poet und Homeride den cyniſchen Mantel anlegen ſollen und daß Du Jenem geſchrieben: er kann mich .... Das gab uns Behagen, wir machten uns an's Abendeſſen und haben lange gelacht. Hätte man nicht Aehnliches gehabt, gethan und heute noch, wer könnte ſolch' Leben verachten und lieben? Denn daß es heute noch ſo iſt und lange bleiben wird, magſt Du immer zugeben. B.

Den 21. Auguſt.

Was ich ſchmählich vergeſſen, Dir zu ſagen, iſt, daß ich, am 28. Dieſes, von der allerſchönſten jungen Frau einen Kuß für Dich in Empfang genommen habe. Es war die Nämliche, die vorher die Roſe der Egle ſo artig und reizend geſprochen hatte. Als bei Tiſche Dein Toaſt ausgerufen wurde, kam ſie, die weitab ihren Platz hatte, mit mir anzuſtoßen. Ich wollte ihr den weichen, weißen Arm küſſen, ſie reichte mir den Mund und küßte mich herzhaft. Nach Mitternacht, als wir auseinanderzugehn aufgeſtanden waren, trat ich zu ihr und brachte ihr Deinen Kuß, und ich denke, es recht gemacht zu haben; denn die Andern machten Kalbsaugen. Sie ſagte: da werde ich Händel kriegen mit meiner lieben Amine; warum aber folgt ſie mir nicht? Ich hab's ihr genug geſagt, ſie iſt incorrigibel. So wurde ein Stück dieſen Abend ausgeſpielt, das Dir ſelbſt, unvollendet, und der Geliebten ſo viele Schmerzen gemacht hat.

Nun ſage mir, mein Geliebter: iſt der „Fauſt“ zur Ruhe gebracht? Ich ſage nicht zu viel, wenn ich bekenne, daß er beinahe meine letzte Sorge auf dieſer Erde geweſen iſt. Denn eigentlich habe ich keinen reinen Wohlgefallen mehr an der Welt, wie ſchön ſie iſt. Ich arbeite mit aller Kraft, mich vor hypochondriſchen Anfällen zu bewahren, da man dergleichen inficirtes Volk in Schaaren an ſich vorüber ſchattiren ſieht. Iſt aber dieſer Stein von meinem Herzen, ſo bin ich wieder mein und denke ſchon wieder auf Weiteres; ich meine die „natürliche Tochter“, und glaube gern, daß es keine kleine Arbeit iſt. Aber ich will Dich noch erhalten, ja ich will nicht zu viel, wenn ich wünſche, daß nur aller Stoff zur völligen Vollendung klar und baar in die Zeit übergehe, um täppiſche Hände, die überall fertig und aufgehoben ſind, davon zu entfernen. Ich weiß wohl, daß nur unwahres Gewäſch des Tages den ewigen Kreislauf durch Kloake und Dünghaufen und Gedärm unberufen wiederholt; ein ewiges Werk will aber

*) G. Bd. 2, S. 199.

fertig ſein, der Unbelebteſte will es fertig wiſſen und Du allein kannſt Dein Werk vollenden.

Dein Z.

Sonntag früh, den 2. September.

Was mich dagegen mit ſchöner Hoffnung für Dich erfüllt, iſt Deine Nachricht, daß Du in Deinen Jahren noch Zähne gewinnſt und zwar Elephanten-Zähne. Wer mag wiſſen, wozu man dergleichen in unſern Tagen braucht? Schon Deine Bemerkung iſt aller Ehre werth, daß alles Endliche wieder zum Unendlichen ſtrebt und wurzelt, wenn Wiſſenſchaft und Kunſt Alles zu verendlichen ſucht. Ein ſchlagenderer Beweis für die Hegel'ſche Zug- und Stoß-Philoſophie ſoll doch wohl ſchwer erfunden werden, und ich finde mich nun auch hierüber beruhigt, wie oben. Ein alter Jude hier in Berlin hatte wohl recht, zu ſagen: der Menſch wird ſo alt, wie eine Kuh und bleibt ſo dumm, wie ein Ochs.

Einen Hauptſpaß kann ich Dir unmöglich ſchenken. Weſtern, in Charlottenburg, trat' ich in ein Haus. Es wurde, zu Abwendung des Cholera-Geſprächs, Dein „Werther" geleſen. Ich ſetzte mich ſtille zu den Andern. Ein ſechszehnjähriger Knabe las:

„Lieber Wilhelm, ich habe Allerlei nachgedacht über die Belgier" — über die Belgier? — riefen alle Stimmen. — „Nun ja! — ſich auszubreiten" — Alles lachte aus vollen Kehlen und ich ging meines Weges und ward naß. Siehſt Du, mein Unſterblicher, Deßgleichen findeſt Du weder in der Staatszeitung noch im Moniteur; aber „wenn Einer eine Reiſe thut, ſo kann er was erzählen."

— Hätte ich die Hälfte Deiner Fehler, ich hielte mich ſchon für brav. Mir biſt Du Einer, der ſchon lange nach ſeinem Tode lebt, und komme ich und ſehe ich Dich bei Leib und Leben, ſo komme ich mir ſelber wie abgeſchieden vor.

Z.

Sechs Tage, und zwar die heiterſten des ganzen Sommers, war ich von Weimar abweſend und hatte meinen Weg nach Ilmenau genommen, wo ich in frühern Jahren viel gewirkt und eine lange Pauſe des Wiederſehens gemacht hatte. Auf einem einſamen Bretterhäuschen des höchſten Gipfels der Tannenwälder recognoſcirte ich die Inſchrift vom 7. September 1783, des Liedes, das Du auf den Fittichen der Muſik ſo lieblich beruhigend in alle Welt getragen haſt: „Ueber allen Gipfeln iſt Ruh' ꝛc." *)

Nach ſo vielen Jahren war denn zu überſehen: das Dauernde, das Verſchwundene. Das Gelungene trat vor und erheiterte, das Mißlungene war vergeſſen und verſchmerzt. Die Menſchen lebten alle nach wie vor, ihrer Art gemäß, vom Köhler bis zum Porzellan-Fabricanten. Eiſen ward geſchmolzen, Braunſtein aus den Klüften gefördert, wenn auch in dem Augenblick nicht ſo geſucht, wie ſonſt. Pech ward geſotten, der Ruß aufgefangen, die Rußbüttchen künſtlichſt und kümmerlichſt verfertigt. Steinkohlen mit unglaublicher Mühe zu Tage gebracht, coloſſale Urſtämme, in der Grube unter dem Arbeiten entdeckt (einen davon Dir vorzuzeigen, hatte ich vergeſſen, er ſteht im Gartenhauſe); und ſo ging's denn weiter, vom alten Granit, durch die angrenzenden Epochen, wobei immer neue Probleme ſich entwickeln, welche die neueſten Weltſchöpfer mit der größten Bequemlichkeit aus der Erde aufſteigen laſſen.

Im Ganzen herrſcht ein wunderswürdiges Benutzen der mannigfaltigſten Erd- und Bergoberflächen und Tiefen.

Wenn ich mich von da zu Dir verſetze, wünſcht' ich Nichts mehr, als Dich den großen Contraſt zwiſchen Deinen äußern Zuſtänden und dieſem empfinden zu ſehn.

Von der Weimar'ſchen Feier meines Geburtstages, die ſich ſchicklich und glücklich erhitzte, mögen Förſter's ja wohl erzählt haben. Das ſchöne Frauchen, das ich mit Vergnügen an meinem Tiſche ſah, hat bedeutenden Effect gemacht. Frauenzimmer behaupten: ihr vorzüglich geſchmackvoller Hut habe daran großen Theil gehabt.

Wende ich mich nun zu den Andeutungen Deines Briefes, ſo ſehe ich wohl, daß die alten, großen Anforderungen: „Laſſ't uns trinken, laſſ't uns küſſen", bei Euch ganz folgſame Schüler haben, ſelbſt unter den alten Herren, denen es denn wohl bekommen möge.

Die Luft klingt, wie von einem Glockenton, von der Berliner Aufgeregtheit gegen den gottloſen Zudrang eines unwillkommenen Gaſtes. Um der lieben Kürze willen ſchreibe ich Dir ein altes, canoniſch claſſiſches Wort her, das Du vielleicht ſchon kennſt.

Was iſt ein Pöbelherr?
Ein böſer Herr,
Von Furcht und Hoffnung aufgeſtellt,
Daß Gott erbarm'!

und hiermit ſei dieſe widerliche Frage vorerſt abgethan.

Wenn Du aber nach dem „Fauſt" fragſt, ſo kann ich Dir erwiedern: daß der zweite Theil nun auch in ſich abgeſchloſſen iſt. Ich habe ſeit ſo vielen Jahren recht gewußt, was ich wollte, habe aber nur die einzelnen Stellen ausgeführt, die mich im Augenblick intereſſirten. Dadurch wurden Lücken offenbar, welche ausgefüllt werden mußten. Dieſes Alles nun zurecht zu ſtellen,

*) S. Bd. 1, S. 29.

faßte ich den festen Vorsatz, es müsse vor meinem Geburtstag geschehen. Und so ward es auch; das Ganze liegt vor mir und ich habe nur noch Kleinigkeiten zu berichtigen. So siegle ich's ein und dann mag es das specifische Gewicht meiner folgenden Bände, wie es auch damit werden mag, vermehren.

Du hast eine wunderliche Scene oder vielmehr einen wunderlichen Theil des Ganzen gesehen; was Du davon Dir auch magst zugeeignet haben, so wird es im Zusammenhang doch noch lustiger erscheinen.

Nun aber, da diese Forderungen befriedigt sind, drängen sich neue zugleich hinten nach, wie an einem Bäckerladen a la queue. Was gefordert wird, weiß ich wohl, was gethan werden kann, muß die Folge zeigen. Ich habe gar zu vielerlei Bauwerk angelegt, welches zu vollführen doch am Ende Vermögen und Kraft ermangeln. An die „natürliche Tochter" darf ich gar nicht denken; wie wollte ich mir das Ungeheure, das da gerade bevorsteht, wieder in's Gedächtniß rufen?

Weimar, den 6. September. G.

Mittwoch, den 7. September.

Gestern Abend habe ein Paar Acte vom „Götz von Berlichingen" gesehn, den sie für Deinen Geburtstag herausgeputzt hatten. Das Stück bleibt, was es war, es ist kein falsches Wort darin. Auch war es mit versuchten, erfahrnen Leuten besetzt, die mit aller Kunst freilich ganz dicht am Rechten vorbeistreifen, ja die Absicht verrathen, den Finger nicht unter den Stempel zu bringen. So kenne ich's auch in der Musik: je näher der vollkommenen Reinigkeit, desto schmerzhafter der falsche Ton. Z.

Ich erinnerte mich an einem stillen Abend, Cicero habe ein kleines Werk hinterlassen: de Senectute. Das wollte ich mir zum ersten Mal zu Gemüthe nehmen und fand es allerliebst.

Es ist, wie Jene meist Alles discursiv durchführen, als wenn Das, was sich ohnehin versteht, nur so hingesprochen würde. Er läßt den alten Cato reden, und Dieser spricht, wenn man es genau nehmen will, nur historisch aus, was für treffliche Menschen alt geworden sind, und wie ihnen Das zu Gute gedieh.

Sodann kommt auch beispielsweise zur Sprache: wie unvernünftig es sei, ein jedes, auch das nächst Vergangene, wieder zurückrufen zu wollen. Manches Andere, was mich nicht berührt, laß' ich gesagt sein, nur muß ich erwähnen, wie er dem Alter hoch anrechnet: die Würde, die Achtung, die Verehrung, die man ihm nach anständig vollbrachter Lebenszeit erweist. Das klingt nun freilich aus dem Munde eines tüchtigen Römers, der im Sinn und Ton ganz herrlich von seinen Vorvordern spricht, daß man nicht viel taugen müßte, um nicht davon ergriffen zu werden.

So steht es bei mir, in einsamen und doch gedrängten Stunden aus. Unterlasse ja nicht, mich von Dem, was Dich umgibt, Dir begegnet, nach Deiner treuen Weise, in Kenntniß zu setzen.

Ich selbst habe mich wieder mit dem vierundzwanzigjährigen Manuscripte, von dem Du einige Bogen gesehen hast,*) befreundet; möge es Dir dereinst zur heitern, auch im hohen Alter noch bildsamen Stunde gereichen. Hierinne bekräftigt mich das mir eben wieder erneuerte Wort des Alten: „ich lerne immerfort, nur daran merke ich, daß ich älter werde."

Friede mit Gott! und ein Wohlgefallen an wohlwollenden Menschen. Also sei es und bleibe! G.

Da ich nun durch obgemeldete Sendungen gar oft vorzügliche Künstler kennen lerne, deren Namen ich nie gehört, so macht Dieses die Welt so reich, weil ihr Talent vollkommen gegenwärtig ist. Mit der Poesie ist es ein ganz Anderes; da muß ich gar zu viel hinzuthun und weiß nicht recht, ob ich wohl thue, das Eine aufzunehmen und das Andere abzulehnen. Die Musik, in der Du lebst, verschwindet mir fast ganz aus den ungeübten Sinnen.

Von den modernsten Deutschen Dichtern kommt mir Wunderliches zu: „Gedichte von Gustav Pfizer", wurden mir diese Tage zugeschickt, ich las hier und da in dem halbaufgeschnittenen Bändchen. Der Dichter scheint mir ein wirkliches Talent zu haben und auch ein guter Mensch zu sein. Aber es war mir im Lesen gleich so armselig zu Muth und ich legte das Büchlein eilig weg, da man sich bei'm Eindringen der Cholera vor allen deprimirenden Impotenzen strengstens hüten soll. Das Werklein ist an Uhland dedicirt und aus der Region, worin Dieser waltet, möchte wohl nichts Aufregendes, Tüchtiges, das Menschengeschick Bezwingendes hervorgehen. So will ich auch diese Production nicht scheiten, aber nicht wieder hineinsehen. Wundersam ist es, wie sich die Herrlein einen gewissen sittig-religiös-poetischen Bettlermantel so geschickt umzuschlagen wissen, daß wenn auch der Ellenbogen herausguckt, man diesen Mangel für eine poetische Intention halten muß. Ich lege es bei der nächsten Sendung bei, damit ich es nur aus dem Hause schaffe.

So viel für heute; die Fortsetzung ist schon im Reinen.

Weimar, den 8. October. G.

*) „Faust". Zweiter Theil.

Märten.

Das ſoll auch dran?

Schnaps.

Natürlich? Es muß alles gleich werden.

Märten.

(Bey Seite:) Hätte er nur den Säbel nicht anhängen! Das macht unſer Spiel verwünſcht ungleich.

Schnaps.

Da wird nun auch das Nöthige abgeſchnitten, und —

Märten.

Käme nur Görge!

Schnaps.

Auf dem Reibeiſen gerieben.

Märten.

Gerieben?

Schnaps.

Ja, um den Stolz, den Uebermuth zu demüthigen.

Schon ſeit drei Monaten leſe ich keine Zeitungen, und da haben alle Freunde bei mir das ſchönſte Spiel.

Die herrlichſte Cur aber und die kräftigſte Beſtätigung für den Menſchen, der ſich in den Kreis ſeiner Thätigkeit zurückzieht, iſt der Spaß, einen Jahrgang von 1826 gebunden zu leſen, wie ich mir ihn jetzt mache, wo ſo klar iſt, daß man durch dieſe Tagesblätter zum Narren gehalten wurde, und daß weder für uns noch für die Unſerigen, beſonders im Sinn einer höhern Bildung, daher auch nicht das Mindeſte abzuleiten war.

Daß ſich die Himalaja-Gebirge auf 25,000 Fuß aus dem Boden gehoben, und doch ſo ſtarr und ſteif, als wäre Nichts geſchehen, in den Himmel ragen, ſteht außer den Grenzen meines Kopfes, in den höhern Regionen, wo die Transſubſtantiation ꝛc. hauſet, und mein Cerebral-Syſtem müßte ganz umorganiſirt werden — was doch ſchade wäre — wenn ſich Räume für dieſe Wunder finden ſollten.

Nun aber gibt es doch Geiſter, die zu ſolchen Glaubens-Artikeln Fächer haben, neben ſonſt ganz vernünftigen Locumenten; ich begreife es nicht, vernehme es aber doch alle Tage. Muß man denn aber Alles begreifen?

Weimar, den 5. October. G.

Den 9. October.

Für Dein poetiſches Zeugniß in meinen Stammbaum gebe ich Dir ein nicht ſchlechteres zurück, das ich nicht vergeſſen hatte:

„Wen der Dichter oder gerühmt, der wandelt geſtaltet.“
Goethe's „Euphrioſyne“.*)

Das Gedicht hatte mir einen Eindruck unſterblicher Seligkeit hinterlaſſen. In den erſten Jahren meiner öftern Beſuche bei Euch fand ich mich, wie von einer Sibylle, zu dem Monumente des Parks in früheſter Morgenſtille hingezogen, ohne das liebe Weſen gekannt zu haben. Einmal war's wie eine Erſcheinung; ich ſah nicht mehr den Stein und, als ob mir's zuwehte: bleibe fern, Du gehörſt der Erde! ſchauerte ich von dannen. Als ich zurück kam durch den Garten, fand ich Dich im offenen Fenſter Deines Zimmers und Du riefſt mir zu: Guten Morgen, alter Herr! — Das war ein Guter Morgen, der iſt mir geblieben und von der Zeit her iſt meine Neigung zu Dir im Wachsthum geblieben. Wenn ich unter Menſchen von Dir hörte: ſo und ſo, Dieß und Das, das war mir Salz in meiner Sinth. Ich konnte den Leuten nicht gram werden; mich ſelber mußte ich höher achten, weil ich allein Dich und mich zu verſtehen glaubte. So iſt es noch und wir Beide ſind doch keine Kinder mehr, und auch wieder wie die Kinder; denn wir wachſen noch und üben uns in der Erkenntniß des Wahren und Rechten, und denken nicht fertig zu werden, weil wir hoffen, fertig zu werden.

Z.

A. W. v. Schlegel hat in dem Leipziger-Almanach von 1832 unter Rubrik von Späßen, ſich einer gallig-wäſſerigen Eſſenz gegen Schiller und Dich, in Beziehung auf den bekannten Briefwechſel entladen wollen. Dagegen wäre Nichts einzuwenden. — Scheim! wehre Dich — ſagte mein Vater, wenn mir Einer nach der Halsbinde griff; — aber ſo, wie Herr v. Sch., der ſich ſo lange beſann, um die Nachwirkung eines damals verhaltenen, nun ſeit fünfundbreißig Jahren vergangenen Aergers wieder an den Mann zu bringen — dazu hätte er die Sprache der Hindu nicht zu ſtudiren brauchen. Er, der das Gewehr umkehrt, um gegen die eigene Partei zu feuern, hat vergeſſen, Schrot einzuthun und bewegt uns, die „Xenien“ wieder zu durchmuſtern, wo Haſenfüße und ſchwerwandelndes Hornvieh nach Hauſe geleuchtet werden. Das war damals; das war ein Mal für immer und gab einen Knall, als ob ein legitimer Dämon geboren wäre, und damit gut oder nicht. Nun kommt Gevatter Schlegel mit dem Senf hinterher und will uns weiß machen, daß es ſo auch ſchmeckte; und den eigentlichen Spaß hat wieder das Publicum, das nun erſt ſieht, wie er damals, als junger Laffe, viel zu gut davon gekommen iſt und wie er's mit Solchen, die ihm jetzt helfen konnten, auch verdorben hat. Denn das Luſtigſte dabei war, wie ernſthafte Männer in Heerſchaaren Front machten gegen zwei Individuen, ja ſelber untereinander fochten, welchen ſie für den rechten halten ſollten.

Beſehe ich mir die Sache mit meinen Augen, ſo erſcheinen mir die gelehrten Ariſtocraten mit ihrer Wiſſenſchaft, die in allen Büchern ſteckt, als recht wunderliche Herren und zwar beſonders in Beurtheilung Schiller's, der nicht ſo viel Griechiſch und Latein und Engliſch, wie Euripides und Virgil und Shakeſpeare verſtanden hat, die dafür wieder keinen „Wallenſtein“ geſchrieben haben. Von mir kann ich ſagen: ich bewundere Schiller erſt nach ſeinem Tode, wenn ich ſehe, was nach ihm geleiſtet iſt; den kaum Einer verläugnen kann, der ſein Fach treibt. Im geringſten Schiller'ſchen Stücke lebt ein Genius, wenn man bei ſeinen Nachfolgern ein Caput mortuum wiederzukäuen hat. Schlegel's Ausfall, ſo lange nach Schiller's Tode, hat mich darum ſo gekränkt, weil ich ſelbſt auf beide Schlegel's recht viel, ſie aber keineswegs

*) S. T. 6, S. 55.

für so unklug gehalten habe, als sie sich über Welt gewiesen.

Sonnabend, den 15. October. F.

Die Gebrüder Schlegel waren und sind, bei so viel schönen Gaben, unglückliche Menschen ihr Leben lang: sie wollten mehr vorstellen, als ihnen von Natur gegönnt war und mehr wirken, als sie vermochten; daher haben sie in Kunst und Litteratur viel Unheil angerichtet. Von ihren falschen Lehren in der bildenden Kunst, welche den Egoismus, mit Schwäche verbunden, prâconisirten, lehrten und ausbreiteten, haben sich die Deutschen Künstler und Liebhaber noch nicht erholt; sogar muß man Diesen den Irrthum auf eine Weile gönnen, sie würden verzweifeln, wenn ihnen die Augen aufgingen.

Um zu jenen Dioscuren zurückzukehren, so erstickte doch Friedrich Schlegel am Wiederkäuen sittlicher und religiöser Absurditäten, die er, auf seinem unbehaglichen Lebensgange, gern mitgetheilt und ausgebreitet hätte; deßhalb er sich in den Catholicismus flüchtete und, bei seinem Untergang, ein recht hübsches, aber falsch gesteigertes Talent, Adam Müller, nach sich zog.

Genau besehen, war die Richtung nach dem Indischen auch nur ein pis-aller. Sie waren klug genug, zu sehen, daß weder im Deutschen noch Lateinischen und Griechischen Felde etwas Verdientes für sie zu thun sei; nun warfen sie sich in den fernern Osten und hier manifestirt sich das Talent von August Wilhelm auf eine ehrenvolle Weise. Alles das — und +, wird die Folgezeit reiner in Evidenz setzen. Schiller liebte sie nicht, ja er haßte sie, und ich weiß nicht, ob aus dem Briefwechsel hervorgeht, daß ich in unserm Kreise wenigstens sociale Verhältnisse zu vermitteln suchte. Sie ließen mich bei der großen Umwälzung, die sie wirklich durchsetzten, nothdürftig stehen, zum Verdrusse Hardenberg's (Novalis), welcher mich auch wollte delirt (ausgelöscht) haben. Ich hatte mit mir selbst genug zu thun, was kümmerten mich Andere.

Schiller war mit Recht auf sie erbost; wie er ihnen im Wege stand, konnte er ihnen nicht in den Weg treten. Er sagte mir einmal, da ihm meine allgemeine Toleranz, sogar die Förderniß Dessen, was ich nicht mochte, nicht gefallen wollte: „Kotzebue ist mir respectabler in seiner Fruchtbarkeit, als jenes unfruchtbare, im Grunde immer nachhinkende und den Raschfortschreitenden zurückrufende und hindernde Geschlecht."

Daß August Schlegel so lange lebt, um jene Mißhelligkeiten wieder zur Sprache zu bringen, muß man ihm gönnen. Der Neid, so viele wirksamere Talente auftauchen zu sehen, und der Verdruß, als junger *** so schlecht bestanden zu haben, können unmöglich das Innere dieses guten Mannes in's Wohlwollen gelangen lassen.

Wir wollen das Alles, wie seit so vielen Jahren, vorübergehen lassen und immer nur auf Das hinarbeiten, was wirksam ist und bleibt. Ich habe gar manche hübsche Faden fortzuspinnen, zu haspeln und zu zwirnen, die mir Niemand abreißen kann.

Uns und Euch ist zu gleicher Zeit ein neuer Stern aufgegangen, an dessen Anblick wir uns eine Weile ergetzen wollen.

Alles Gute, Schöne, Würdige!
Also sei und bleibe es!

Weimar, den 25. October. G.

Unser theologische Eiferer, Hengstenberg, soll eine vierschwere Critik über „die Wahlverwandtschaften" entlassen haben. Ich kenne ihn nicht und wenn er Dich nicht verletzt, wirst Du ihn auch nicht kennen.

Der Hamburger Bach hatte eine Fuge drucken lassen. Agricola fragte ihn: „Haben Sie denn Marpurg's Critik über Ihre Fuge gelesen? er hat sie scharf mitgenommen. — „Nein", sagte Bach, „hätte er mir seine Critik vorher gesagt, so hätte man sich vielleicht darnach richten können; gefallen ihm aber seine eigenen Fugen, so sehe ich nicht ein, wie ihm die meinigen gefallen sollen." Z.

Die Frommler habe ich von jeher verwünscht, die Berliner, so, wie ich sie kenne, durchaus verflucht, und daher ist es billig, daß sie mich in ihrem Sprengel in den Bann thun. Einer dieses Gelichters wollte mir neulich zu Leibe rücken und sprach von Pantheismus; da traf er's recht! Ich versicherte ihm mit großer Einfalt: daß mir noch Niemand vorgekommen sei, der wisse, was das Wort heiße.

Neulich kommt ein recht hübscher, junger Mann, auch ein Preuße, mir nach einer ganz schicklichen Unterhaltung zu vertrauen: er öde sich auch im Dichterfach und fügte hinzu, er suche gegen mich und meine Anhänger zu wirken. Ich versicherte ihm, daß Das sehr wohlgethan sei; denn da Niemand leicht denke, wie der Andere, so sei Nichts natürlicher, als daß Jeder sich, in Versen und in Prosa, auch anders ausspreche.

Was die Tragödie betrifft, ist es ein kitzlicher Punct. Ich bin nicht zum tragischen Dichter geboren, da meine Natur conciliant ist; daher kann der reintragische Fall mich nicht interessiren, welcher eigentlich von Haus aus unversöhnlich sein muß, und in dieser übrigens so äußerst platten Welt kommt mir das Unver-

ſöhnliche ganz abſurd vor. Ich darf nicht fortfahren; denn im Laufe der Rede könnte man doch abirren, und Das wollen wir vermeiden.

Hierzu gib mir alſo Deinen Segen und ſchreibe, wie Dir's vor die Feder kommt; ich muß es auch ſo machen. Gott ſei Dank, daß wir überhaupt zu denken gewöhnt ſind; über die jetzigen Umſtände zu denken, wäre peinlich.

Weimar, den 21 October. G.

So konnte der „Fauſt" anfänglich wegen Theater-Unbequemlichkeit nicht gegeben werden. Der alte Döbbelin wagte es, und wurde darüber weidlich abgefulzert. Das Stück hatte ſeine Wirkung, da es Jeder ſchon längſt lieb gewonnen hatte. Endlich hatteſt Du Dich ſelber daran gemacht und weiter ausgeführt. Iffland brachte es auf und was geſchah? die nämlichen Herren, die ſich jetzt viel weiter wußten, ſagten: Du habeſt das ganze Stück zerriſſen und verdorben, es ſei keine Tragödie mehr — Das haben meine Ohren gehört — und nun war das unvollkommene Stück eine Tragödie geweſen. Seine Erſcheinung aber wirkte bis in die Wohnungen. In vornehmſten Häuſern wurden Spinnräder angeſchafft; weil Marie ſpann. In einem gräflichen Hauſe, wo ich die Ehre hatte, gratis zu unterrichten, mußt' ich ſtets gemeldet werden, dann fand ich meine hohe Schülerinn vom Spinnrade aufſtehend, mich zu empfangen. Ich merkte mir die Stärke des Rockens und der Spule, fand aber immer Alles, wie ich's gelaſſen.

Schilt nur und ſuche, Berlin ſegnet Dich; kein Ort iſt in der Welt, wo Du beſſer angeſehen biſt.

Letzthin war die Frage: Wer ein complettes Exemplar der Farbenlehre habe? — Keiner. — Ob ich eins habe? — Allerdings. — Was ich damit mache? — Ich lerne Griechiſch (mir fiel nichts Anderes ein), denn was ich hier aus dieſer Sprache überſetzt finde, halte ich für ächt Griechiſch. — Er hat wahrhaftig recht, ſagte Schleiermacher: denn ich habe Daſſelbe mit Verwunderung gefunden. — Willkommen! rief ich, ihr Athen! ſchickt die Vocabularier in die Schule! Z.

Den 29 October

Geſtern war ich im „Taſſo". Ich ſage nicht zu viel, es war vollkommen. Ich ſelber war ſo rein geſtimmt, daß, hätte ſich ein Nebenlaut gemeldet, er würde ſich in mir wie ein Klang in geſunder Luft von ſelber rectificirt haben. Sämmtliche fünf Perſonen hatten über eine Woche Ruhe gehabt und Alles ging von ſelber. Man iſt wie zu Hauſe und zugleich in vornehmſter Geſellſchaft; man getraut ſich kaum, Athem zu holen. Draſtiſch, ſittig, zärtlich, groß, frei, bequem in Form und Bewegung. Lauter Hauptleute, die im Unterthan den geiſtigen Oberherrn anerkennen, der ſich nicht als Klügſten zeigt. Da tritt die Klugheit ſelber, die Erfahrung, die Vernunft einher in ſtolzer Ruhe und der Held gewinnt wieder, indem er ſich dieſer in die Arme wirft. Z.

Den 6. November.

Du weißt ſchon, daß ich mir Alles muſicaliſch mache, und ſo denk' ich mir: die Tragödie verhalte ſich zum Tragiſchen, wie etwa die Fuge zum Fugiren. Nur dieſe zweite Potenz iſt dem Dichter gemäß: will er höher hinauf, ja, will er Hand anlegen an's Ungemeſſene, ſo wird er Titaniſch, und kann von Glück ſagen, wenn er ungeſchändet zurücke muß.

Was mich ſchirte, war das Wort: eine Tragödie ſchreiben (im engſten Sinne), da man nicht machen kann, was man muß geſchehen laſſen.

Was die älteſten Tragiker geleiſtet haben, bleibt in Ehren ihrer Zeit; wie denn doch jenes unverſöhnlich Tragiſche feindſelig, ungerecht, anwidernd wird. Seh' ich das Schickſal eines Prometheus, wie ſoll eine Schuld möglich ſein, wo aller Wille ein gegenſeitiger Widerwille iſt?

So find' ich Dich auf Deinem, ja ich glaube, auf dem rechten Flecke, wenn Du von der ſtrengen Tragödie Dich losſagſt, indem das Tragiſche in Deinen Werken lebt. Z.

Du ſiehſt, es geht bei mir nach alter Weiſe. Zu den hundert Dingen, die mich intereſſiren, conſtituirt ſich immer eins in die Mitte als Haupt-Planet, und das übrige Quodlibet meines Lebens treibt ſich indeſſen, in vielſeitiger Mondgeſtalt, umher, bis es Einem und dem Andern auch gelingt, gleichfalls in die Mitte zu rücken.

Weimar, den 12. November. G.

Zuvörderſt aber hab' ich zu melden, daß ich in meine Kloſterzelle mich zurückgezogen, wo die Sonne gerade jetzt, bei ihrem Aufgehen, mir horizontal in meine Stube ſcheint und mich bis zum Untergange nicht verläßt, ſo daß ſie mir durch ihre Zudringlichkeit oft unbequem wird, auf den Grad, daß ich ſie wirklich auf einige Zeit ausſchließen muß. Dabei kommt mir ein altes Verslein in den Sinn, welches, überſetzt, ungefähr alſo lauten würde:

Mit Liebe nicht, nur mit Reſpect,
Können wir uns mit Dir vereinen:
O, Sonne, thätſt Du Deinen Effect
Ohne zu ſcheinen!

Sodann habe zu vermelden, daß ich, durch eine neue Ausgabe der „Iphigenie in Aulis" des Euripides, von Profeſſor und Ritter Her-

mann in Leipzig, wieder auf dieſen unſchätzbaren Griechiſchen Dichter hingewieſen worden. Sein großes und einziges Talent erregte zwar wie ſonſt meine Bewunderung, doch was mir dieß Mal hauptſächlich hervortrat, war: das ſo grenzenloſe als kräftige Element, worauf er ſich bewegt. Auf den Griechiſchen Localitäten und auf deren uralten, mythologiſchen Legenden-Maſſe ſchifft und ſchwimmt er, wie eine Stückkugel auf einer Queckſilber-See, und kann nicht untertauchen, wenn er auch wollte. Alles iſt ihm zur Hand: Stoff, Gehalt, Bezüge, Verhältniſſe; er darf nur zugreifen, um ſeine Gegenſtände und Perſonen in dem einfachſten Decurs vorzuführen, oder die verwickeltſten Verſchränkungen noch mehr zu verwirren; dann zuletzt nach Maßgabe, aber doch durchaus zu unſerer Befriedigung, den Knoten entweder aufzulöſen oder zu zerhauen.

Ich werde nicht von ihm ablaſſen dieſen ganzen Winter. Wir haben Ueberſetzungen genug, die einer Anmaßung, in's Original zu ſehen, gar löblich bei der Hand ſind, und welches, wenn die Sonne in die warme Stube ſcheint, mit Beihülfe der lang hergebrachten Kenntniſſe, immer beſſer von Statten gehen wird, als es, in dieſem Augenblick, unter den neuentdeckten Trümmern von Meſſene und Megalopolis geſchehen könnte.

Uebrigens begreifſt Du, daß ich ein teſtamentariſches und codicillariſches Leben führe, damit der Körper des Beſitzthums, der mich umgibt, nicht allzu ſchnell in die niederträchtigſten Elemente, nach Art des Individuums ſelbſt, ſich eiligſt auflöſe. Doch haben Könige ſelbſt nicht ein Quer-Fingerbreit über ihr irdiſches Daſein hinauswirken können; was wollen wir andern armen Teufel für Umſtände machen!

Alſo geſchehe es, im Ganzen und Einzelnen!

Weimar, den 23. November. G.

Was Einem Alles durch's Haus läuft! So habe Ludwig Börne's Briefe aus Paris vom Jahre 1830—31 eben geleſen. Dieſer ehrliche Ochs iſt aus dem Schlachthauſe mit einem verfehlten Schlage am Kopfe entlaufen, oder es iſt der zweite Dr. Pangloß, von einem Pfuſcher von Scharfrichter ſchlecht gehängt; denn er hat den Strick noch am Halſe. Das Allerluſtigſte iſt ſein Zeter über die Beſchränkung der Preſſe, indem er, mit Nichts Dir Nichts, alle ſinnigen Kaiſer- und Fürſtendiener, und mit ihnen auch Dich, namentlich abſetzt, und mit Orientaliſcher Naivetät (denn er iſt ein Jude) ihre Stelle und ihre Macht fordert.

Dagegen hat Tieck in ſeiner neueſten Novelle: „die Mondſüchtigen" Dich feſt in Schutz genommen und dieſe Novelle auf eins Deiner frühſten Gedichte an den Mond: „Füllſt wieder Buſch und Thal", gleichſam aufgerichtet. So ſei mir gelobt, der dem Vieh ſein Futter gibt und den Raben, die ihn anrufen! Das Stückchen lieſet ſich leicht und anmuthig, und wenn ich das Vorgenannte ohne Arg geleſen, ſo kannſt Du denken, daß ich auch hier nicht ſauer ſehe.

(Den 2. December zur Poſt.) Z.

Man hat gar Vieles durcheinander zu treiben: ſo habe endlich eine der Tieck'ſchen Novellen leſen ſollen: „Das Feſt zu Kenilworth, Prolog zum Dichterleben." Von einem Manne wie Tieck, leſen ſich 222 Seiten ſchon weg; doch die erſten 70 Seiten war mir etwas wacklig zu Muthe — ob ich's enden würde. Im Prologe erſcheint William Shakeſpeare als eilfjähriger Knabe im elterlichen Hauſe, und am letzten Ende des Dichterlebens erſt wieder als Schöpfer von „Romeo und Julie". Die lange Mitte dazwiſchen füllt ein Diſcours zweier poetiſchen Figuren über Wie und Was des Dichters, in etwas breiter Enge, doch Alles wahr und gut. Da das Alles jedoch auf dem berühmten Inſelfelſen von Engländern hin und wieder parlamentirt wird, ſo kömmt es Unſereinem faſt verdächtig vor, als ob es ſeine Deutſche Abkunft zu verläugnen ſuchte. Wo hätten wir's denn her, wenn's uns nicht gegeben wär'? Ihm ſelber danken wir, was ſeine Landsleute von uns nach und nach erſt lernen. Z.

In Gefolg Deſſen darf ich nicht ausſprechen, wie ſehr mir die Rückſeite von Hegel's Medaille mißfällt. Man weiß gar nicht, was es heißen ſoll. Daß ich das Kreuz als Menſch und als Dichter zu ehren und zu ſchmücken verſtand, hab' ich in meinen Stanzen bewieſen; aber daß ein Philoſoph, durch einen Umweg über die Ur- und Ungründe des Weſens und Nichtweſens, ſeine Schüler zu dieſer Contignation hinführt, will mir nicht behagen. Das kann man wohlfeiler haben und beſſer ausſprechen.

Wegen der jungen Leute, deren Weſen und Treiben man nicht billigen kann, und ſie doch nicht los wird, lebt man in- und auswendig immerfort im Streite. Oft bedaure ich ſie, daß ſie in eine verrückte Zeit gekommen, wo ein ſtarrzäher Egoismus auf halbem oder gar falſchem Wege ſich verſtockt und die reine Selbſtheit ſich auszubilden hindert. In der Folge, wenn ein freier Geiſt gewahr wird und ausſpricht, was gar wohl einzuſehen und auszuſprechen iſt, ſo müſſen gar viele gute Menſchen in Verzweiflung gerathen. Jetzt gängeln ſie ſich in ſchleiermacheriſchen Labyrinthen und merken nicht, was ihnen unterwegs bevorſteht. Ich werde mich hüten, deutlicher zu ſein, aber ich weiß am Be-

ſten, was mich im höchſten Alter jung erhält, und zwar im practiſch-productiven Sinne, worauf denn doch zuletzt Alles ankommt.

Und ſo fortan!

Weimar, den 27. Januar 1822. G.

Den 10. Februar.

Ein ſehr beſtimmter Unterſchied zwiſchen Gleich und Gleich hat ſich geſtern vor mir aufgethan. Zwei Luſtſpiele, das erſte von Kotzebue, in einem Acte, und das andere von Kanpach, in drei Acten, wurden nicht ungeſchickt gegeben. Beide von gleicher Unwichtigkeit und Unſittlichkeit. Das erſte friſch ſich fortbewegend, faßlich, concis und ſich conſumirend, ehe man's gewahr wird, die Zeit mit Nichts los geworden zu ſein. Das andere ſchwer, leer, lang, liederlich, widerlich, gemeines moscowitiſches Lumpenzeug und verdächtige Mamſellen und Nichten. Die Ruſſiſchen Kleidertrachten ſind das Beſte daran. J.

Sonntag, den 10 Februar.

Heute feiern ſie in allen Kirchen das Dankfeſt für die Befreiung von der furchtbaren Krankheit. — In Gottes Namen! Da jeder freie Athemzug in mir Lob und Freude zu Gott iſt, ſo habe das ganze Haus in die Kirche geſchickt, und ergebe mich, wie ich muß, da ich manche gute Seele neben mir vermiſſe, denn ich bin arm und ſtumm. Sonſt haben ſie ſich im Ganzen wenig abgehen laſſen. Dreimalhunderttauſend ſind d'rauf gegangen. Nun freien ſie wieder und laſſen ſich freien; Kraut und Rüben ſteigen wieder zu den alten Preiſen und Alles kommt wieder in Gang. J.

Man hat ſchon vor Alters geſagt: die Grammatik räche ſich grauſam an ihren Verächtern, Du ſprichſt es in Deinem letzten Briefe durch das Wort *nemeſiſch* gar vortrefflich aus; denn durch ein falſches Beſtreben wird der ganze Organismus, Leib und Geiſt, aus den Fugen gerückt, und es iſt gleich, ob Eins oder das Andere erkrankt und zuletzt bei verworrener Anſtrengung zu Grunde geht. Hier ſchalte ich ein, was ich vor einigen Tagen niederzuſchreiben Veranlaſſung gefunden.

„Die kunſtgemäße Ausbildung einer bedeutenden Naturanlage bewirkt zu haben, bleibt eins unſerer ſchönſten Gefühle; es iſt aber zur laufenden Zeit ein größeres Verdienſt als ehemals, wo noch jeder Anfänger an Schule, Regel, Meiſterſchaft glaubte und ſich der Grammatik ſeines Faches beſcheiden unterwarf, wovon die jetzige Jugend meiſtens Nichts wiſſen will.

Die Deutſchen bildenden Künſtler ſind ſeit dreißig Jahren in dem Wahn: ein Naturell könne ſich ſelbſt ausbilden, und ein Heer von leidenſchaftlichen Liebhabern, die auch kein Fundament haben, beſtärken ſie darin. Hundert Mal höre ich einen Künſtler rühmen: er ſei nur ſich ſelbſt Alles ſchuldig! Das hör' ich meiſt geduldig an, doch verſetz' ich auch manchmal verdrießlich: *es iſt auch darnach.*

Was iſt denn auch der Menſch an ſich ſelbſt und durch ſich ſelbſt? Wie er Augen und Ohren aufthut, kann er Gegenſtand, Beiſpiel, Ueberlieferung nicht vermeiden; daran bildet er ſich, nach individuellen Lüſten und Bequemlichkeiten, ſo gut es eine Weile gehen will. Aber gerade auf der Höhe der Hauptpuncte langt das geſplitterte Weſen nicht aus, und das Unbehagen, die eigentliche Noth des practiſchen Menſchen, tritt ein. Wohl Dem, der bald begreift, was Kunſt heißt!“

So viel ich auch in's Ganze gewirkt habe, und ſo Manches durch mich angeregt worden iſt, ſo kann ich doch nur *einen* Menſchen, der ſich ganz nach meinem Sinne von Grund auf gebildet hat, nennen: Das war der Schauſpieler Weiß, der auch noch in Berlin in gedeihlichem Andenken ſteht.

Freundlichem Erwiedern entgegenſehend, das Weitere nächſtens.

Weimar, den 22. Februar. M.

Was Du in Deinem Letzten, als die den Menſchen angeborene Vocalität benamſet, iſt, was mir ſo viele Jahre her zu ſchaffen gibt. Bei einer Anzahl von Zungen, die hundertfältig das *eine* Wort ausſprechen, hat man von mehr als einer Seite her zu haken, zu bügeln, ja wohl zu ſcheiten, wenn Schießer, Sachſen, Weſtphalen e tutti quali Jedes nach ſeiner Art anbeißen; dagegen ich ſteif zu beharren habe, daß in dem nämlichen Kreiſe jedes Wort von jedem Munde nach *einem* Klange herausgehe. Es ſind ſchon bittere Thränen von ſchönſten Augen gefloſſen, die durch ſanfte Härte bei gelindem Feuer getrocknet werden; wenn's auch bei dem fiat justicia bleibt, in einer Reſidenz, wo eine Academie aller Wiſſenſchaften und Künſte, höhere und niedere Schulen, vier Theater mit Weisheit und Thorheit zu Markte ſitzen.

Wovon ich das Beſte beſſe, das ſind meine Studioſen. Entweder es ſind die Beſten, die ſich zu mir halten, oder ſie finden was Burſchikoſes an mir, indem wir uns unter einander ſtillhalten, wie unterm Scheermeſſer; ſie mir Nichts zu geben haben, ich ihnen Nichts zu ſchenken brauche; von der Leber weg rede und das Vergnügen habe, ihnen nach langen Jahren noch recht und gerecht zu erſcheinen.

Ich hätte mir's kaum gedacht, mit dem jun-

gen Geschlechte so gut auszukommen. Meist tüchtig und willig; meist Theologen oder dem Lehrfache ergeben, darf ich ihnen fehlerhafte Muster ihrer eigenen Docenten, ohne sie Alle zu kennen, bildlich hinstellen:

Daß ein Redner, dem ein Buchstabe des Alphabets fehlt, gleich sei einem Instrumente, dem ein Ton der Scala fehlt.

Daß die Zunge der Lenker der Rede sei, und einen geschickten Steuerer fordere.

Daß der Vocal sich zum Consonanten verhalte, wie die Glocke zum Klöppel.

Daß die Sprache ein Sprechen ist, und die Rede vom Munde zu Munde über allem Lesen stehe.

Daß das Sprechen den Zustand der Bildung offenbare; daß Thiere Vieles lernen, nur nicht Sprechen.

Daß der Wohlklang das einzige Criterium der Sprache und des Sprechens, der Rede sei.

Daß der innere Bau des menschlichen Mundes der Wissenschaft der Acustik die erste Richtung gebe.

Daß der Gebrauch des Odems sein Verhältniß zum Perioden-Bau habe.

Daß ein Redner, dessen Odem-Züge laut vernommen werden, gleich sei einem Pferde, das Keiner kaufe, und einer Frau, die man nicht heirathe.

Daß mancher jetzt jenseits des Styx wandelnde Philologus alle Homer'schen Götter zum Lachen aufregen würde, wenn er ihnen die Verse der seligen Dichter verstümmen und ächzen wollte u. s. w. J.

So ist es recht! Nachdem Du Dir Deine Citadelle durch den Aufwand Deines ganzen Lebens erbaut und gegründet, einer tüchtigen Leib-Garde und alliirter Mitkämpfer nicht ermangelst, so schlägst Du Dich nun tüchtig herum, das Erworbene zu erhalten, den Hauptsinn zu fördern, und dadurch die Lasten zu mindern, die eine solche Lage sich aufbürden mußte.

Glücklicher Weise ist Dein Talent-Character auf den Ton, d. h. auf den Augenblick angewiesen. Da nun eine Folge von consequenten Augenblicken immer eine Art von Ewigkeit selbst ist, so war Dir gegeben, im Vorübergehenden fest, beständig zu sein, und also mir sowohl als Hegel's Geist, insofern ich ihn verstehe, völlig genug zu thun.

Sieh' mich dagegen an, der ich hauptsächlich in der Vergangenheit, weniger in der Zukunft, und für den Augenblick in der Ferne lebe, und denke dabei: daß ich nach meiner Weise ganz wohl zufrieden bin.

Aus Neapel habe ich eine sehr angenehme Sendung von Zahn erhalten, von dem jungen, vorzüglich thätigen Manne, dessen Du Dich noch wohl erinnerst. Sie haben dem neu ausgegrabenen und noch nicht ganz enthüllten Hause meinen Namen gegeben, welches mir auch ganz recht ist. Ein Echo aus der Ferne, welches den Verlust meines Sohnes schildern soll. Es wird für eins der schönsten, bisher entdeckten Häuser anerkannt, merkwürdig durch ein Mosaik, dergleichen uns aus dem Alterthum noch nicht bekannt geworden. Dieß meldeten die Zeitungen schon lange, vielleicht hast Du auch schon Einiges davon vernommen.

Mir aber senden sie eine ausführliche Zeichnung des großen, bekannten und besungenen Raumes, und zugleich eine Nachbildung im Kleinen von jenem berufenen Gemälde. Man muß sich hüten, daß es uns nicht wie Wieland gehe, bei dessen zarter Beweglichkeit das Letzte, was er las, alles Vorhergehende gleichsam auslöschte; denn hier möchte man wohl sagen, Dergleichen von malerischer Composition und Ausbildung sei uns bisher aus dem Alterthum Nichts überkommen.

Was würdest Du sagen, wenn man Dir ein verständliches Chiffern-Blatt aus jener Zeit vorlegte, woran Du einen Meister der Züge, mit ihren innern und äußern Criterien erkennen müßtest? Ich sage, aus jener Zeit, welche auf ältere Griechische Vorbilder hindeutet.

Daran haben nun die Wenigen, aber gründlichen Freunde, die Du kennst, schon einige Tage genugsamen Stoff zur Unterhaltung und zur Erbauung. Dabei hat sich denn ein völlig Entgegengesetztes und doch vollkommen Gleiches bei mir eingefunden; ich sage: manche Exemplare einer vor allen geschichtlichen Zeiten versenkten organischen Welt. Fossile Thier- und Pflanzenreste versammeln sich um mich, wobei man sich nothwendig nur an Raum und Platz des Fundorts halten muß, weil man, bei fernerer Vertiefung in die Betrachtung der Zeiten, wahnsinnig werden müßte. Ich möchte wirklich, zum Scherze, Dir einmal, wenn Du mit Deinen lebendigen Jünglingen lebensthätige Ebbe durchprüfst, einen uralten Elephanten-Backzahn aus unsern Kiesgruben verlegen, damit Ihr den Contrast recht lebhaft und mit einiger Anmuth fühlen möchtet.

Nun bitte ich aber, fahre fort, wie Du in Deinem letzten Briefe gethan, die alten, ewigen Natur-Maximen, wornach der Mensch dem Menschen durch die Sprache verständlich wird, aphoristisch auszusprechen, damit in der Folge auch wohl ein Mal erfüllt werde, was geschrieben steht. Es ist wundersam, Engländer, Franzosen, und nun auch Deutsche, erfreuen sich, unverständlich zu sprechen, sowie auch Andere, das Unverständliche zu hören. Ich wünschte nur,

daß manchmal ein Italiener hereinträte und ſeine emphatiſche Sprache hören ließe.

Alſo geſchehʼ es!

Weimar, den 21. März. G.

Von dem herrlichen Funde im Goethe'ſchen Hauſe in Neapel hatte ich ſchon gehört und freue mich Deiner Zufriedenheit. So muß die Zeit aufdecken, was die Erde von unten und böſer Wille von allen Winden her verwehen und verſchlingen wollte. Es wäre recht artig, wenn man von Jahrhundert zu Jahrhundert auf die Oberwelt zurückkehren könnte, welches Korn aufgegangen und fortgegangen iſt. Das beiher. Wir haben noch zu ſäen und zu pflanzen und vom Erbreiche zu lernen, was ihm frommt.

Das Blatt liegt ſchon manche Zeit, die mit ordinären Officialien beſetzt war, die kein briefliches Intereſſe haben. Will ſich doch Nichts ſchreiben laſſen. Ein ſolennes Gaſtmahl unter Prieſtern, Diplomaten und Geſchäftsleuten war, trotz beſten Weins und Eſſens, nahe daran, mich einzuſchläfern. Lauter Politik. L., der als Migueliſte bekannt iſt, vertheidigte die Beſetzung Ancona's und ward widerſprochen, und heftig geſtritten über groſſes Unrecht und wollte kein Ende werden. Die Trüffel-Paſtete kam. Einer, der von jener Sache kein Jota weiß (das war ich) ſagte: Ich muß mich wundern über die Averſion ſo vieler verſtändigen Männer gegen das Unrecht, als die unverſiegbare Quelle aller Beſchäftigung in der Welt, wenn man zugleich bemerkt, welch eine theure Fabrik-Waare das Recht iſt. Plötzlich gerieth die Converſation in ganz verſchiedene Bewegung. Der Diener des Hausherrn, umhergehend und einen neuen Wein einſchenkend, wird von B. R. gefragt: was Das für Wein ſei. Der junge Menſch hatte vielleicht den Franzöſiſchen Namen, der auf der Flaſche ſtand, nicht leſen können, geht an ſeinen Herrn heran und fragt. Der Herr, etwas ärgerlich, antwortet: „Schafskopf! Chambertin.“ So geht der arme Tropf nicht faul zu R. und ſagt: Schafskopf Chambertin. Und wie mit einem Zauberſchlage war an der Stelle, wo Algier, Ancona, Belgien und wie das alles weiter heißt, geſtanden, die Loſung Schafskopf aufgerichtet und zu beliebter Umſprache geworden. Wäre der B. R. nicht lieber ein anerkannter Schlaukopf, ſo hätt' er den Zufall wohl übel nehmen können; ſo mag der ehrliche Ueberbringer ſeinen Schafskopf noch ein Mal wieder aufſetzen.

Donnerſtag, den 22. März. *) Z.

An Herrn Geheimerath und Canzler von Müller, zu Weimar.

Berlin, den 21. März.

Erſt heute, verehrteſter Mann, kann ich Ihnen für die freundſchaftlichſte Theilnahme danken, von welcher Art auch die Gelegenheit dieß Mal ſein mag.

Was zu erwarten, zu fürchten war, mußte ja kommen. Die Stunde hat geſchlagen. Der Weiſer ſteht wie die Sonne zu Gibeon **); denn ſiehe, auf ſeinen Rücken hingeſtreckt liegt der Mann, der auf Säulen des Hercules das Univerſum beſchritt, wenn unter ihm die Mächte der Erde um den Staub eiferten unter ihren Füßen.

Was kann ich von mir ſagen? zu Ihnen? zu Allen dort? und überall? — Wie er dahinging vor mir, ſo rück' ich ihm nun täglich näher und werd' ihn einholen, den holden Frieden zu verewigen, der ſo viele Jahre nach einander den Raum von ſechsunddreißig Meilen zwiſchen uns erheitert und belebt hat.

Nun hab' ich die Bitte: hören Sie nicht auf, mich Ihrer freundſchaftlichen Mittheilungen zu würdigen. Sie werden ermeſſen, was ich wiſſen darf, da Ihnen das niemals geſtörte Verhältniß zweier, im Weſen ſtets einigen, wenn auch dem Inhalte nach weit von einander entfernten Vertrauten bekannt iſt. Ich bin wie eine Witwe, die ihren Mann verliert, ihren Herrn und Verſorger! Und doch darf ich nicht trauern; ich muß erſtaunen über den Reichthum, den er mir zugebracht hat. Solchen Schatz hab' ich zu bewahren, und mir die Zinſen zu Capital zu machen.

Verzeihen Sie, edler Freund! Ich ſoll ja nicht klagen, und doch wollen die alten Augen nicht gehorchen und Stich halten. Ihn aber habe ich auch ein Mal weinen ſehen. Das muß mich rechtfertigen. Z.

*) Geſchrieben an Goethe's Sterbetage, eingegangen an deſſen Begräbnißtage den 26. März.

**) Buch Joſua 10, 12.

IV.

Goethe's Briefwechſel mit Lavater.

Bruder, was neckſt Du mich wegen meines Amüſements? Ich wollt', ich hätt' eine höhere Idee von mir und meiner Beſtimmung, ſo wollt' ich weder meine Handlungen Amüſements

nennen, noch mich, statt zu handeln, amüsiren, doch Du hast Deinen Zweck erreicht.

An Plenninger.

Danke Dir, lieber Bruder, für Deine Wärme um Deines Bruders Seligkeit. Glaube mir, es wird die Zeit kommen, da wir uns verstehen werden. Lieber, Du redest mit mir als einem Ungläubigen, der begreifen will, der bewiesen haben will, der nicht erfahren hat. Und von all' Dem ist gerade das Gegentheil in meinem Herzen. Du wirst viel Erläuterungen finden in dem Manuscript, das ich Euch bald schicke. Bin ich nicht reüssirter im Begreifen und Beweisen als Ihr? Hab' ich nicht eben Das erfahren, als Ihr? — Ich bin vielleicht ein Thor, daß ich Euch nicht den Gefallen thue, mich mit Euern Worten auszudrücken, und daß ich nicht einmal durch eine reine Experimental-Psychologie meines Innersten Euch darlege, daß ich ein Mensch bin und daher nichts Anderes sentiren kann, als andere Menschen; daß das Alles, was unter uns Widerspruch scheint, nur Wortstreit ist, der daraus entsteht, weil ich die Sachen unter andere Combinationen sentire, und darum, ihre Relativität ausdrückend, sie anders benennen muß. Welches aller Controversen Quelle ewig war und bleiben wird.

Und daß Du mich immer mit Zeugnissen gacken willst! Wozu die? Brauch' ich Zeugniß, daß ich bin, daß ich fühle? — Nur so schätz', lieb', bet' ich die Zeugnisse an, die mir darliegen, wie Tausende oder Einer vor mir eben Das gefühlt haben, das mich kräftigt und stärkt.

Und so ist das Wort der Menschen mir Wort Gottes, mögen es Pfaffen oder — gesammelt und zum Canon gereiht oder als Fragmente hingestreut haben. Und mit inniger Seele fall' ich dem Bruder um den Hals, Moses, Prophet, Evangelist, Apostel, Spinoza oder Machiavell. Darf aber auch zu Jedem sagen: lieber Freund, geht Dir's doch wie mir! Im Einzelnen sentirst Du kräftig und herrlich, das Ganze ging in Euern Kopf so wenig als in meinen. *) G.

Den 28. April 1775.

Dein Schwager bringt Dir Nichts; doch will ich verschaffen, daß ein Manuscript Dir zugeschickt werde. Denn bis zum Druck währt's eine Weile. Du wirst großen Theil nehmen an den Leiden des armen Jungen, **) den ich darstelle. Wir gingen neben einander an die sechs Jahre, ohne uns zu nähern. Und nun hab' ich seiner Geschichte meine Empfindungen geliehen und so macht's ein wunderbares Ganzes. G.

*) Ohne Zweifel gehört dieser Brief zu den ältesten handschriftlichen Denkmalen von Goethe.

**) „Werther".

Im Juni 1775.

Mir wird je länger je mehr das Treiben der Welt und der Herzen unerklärlich. Einzelne Züge, die sich überall gleichen, und doch nie daran zu denken, daß der große menschliche Kopf ein Ganzes der Menschenwirthschaft übersehen werde.

Hab' gestern ein wenig über die vier Wahnsinnigen und Brutus geklimpert. Bruder, wie schwer ist's, das todte Kupfer zu beleben, wo der Character durch mißverstandene Striche nur durchschimmert, und man immer schwankt, warum Das was bedeutet und doch Nichts bedeutet. Bei'm Leben wie anders!

Es gibt Zerstreuungen die Menge. Der Herzog von Weimar ist hier, wird nun bald Luise davon tragen. — Ich bin seit vierzehn Tagen ganz im Schauen der großen Welt. G.

Im Juli 1775.

— Gestern waren wir ausgeritten. Lili, Derville und ich. Du hättest den Engel im Reitkleide zu Pferde sehen sollen! In Oberrad wartete die übrige Gesellschaft auf uns, und ein Gewitter trieb die alte Fürstinn von Waldeck mit ihren Töchtern, der Herzoginn von Curland und der Fürstinn von H. in unser Haus und Saal. Da sie mich erkannten, wurde gleich viel nach Dir gefragt, und die alte Fürstinn hat mit solcher Wahrheit und Wärme von Dir geredet, daß mir's wohl wurde. Sie sagte, wenn ihm heute nicht die Ohren klingeln, so halte ich nicht viel auf seine Ahnungskraft, an uns liegt die Schuld nicht. Sie läßt Dich herzlich grüßen. — Lili grüßt Dich auch! — Und mir wird Gott gnädig sein. Bruder, ich bin eine Zeit her wieder fromm, habe meine Lust an dem Herrn und sing' ihm Psalmen, von denen Du ehestens eine Schwingung erhalten sollst.

Ich bin sehr aufgespannt, soll Ade zu sagen, doch wollte ich, Du wärest überall mit mir; denn da ist Wohlsein in meiner Nachbarschaft. G.

Den 21. December 1775.

Nach einem herrlichen Wintertag, den ich meist in freier Luft Morgens mit dem Herzog, Nachmittags mit Wieland zugebracht habe, ziemlich müde und ausgelüftet von der Eisfahrt, sitz' ich bei Wieland und will sehen, was ich an Dich zusammenstopple über das mir geschickte Capitel der Physiognomik; kurz genug und will's Gott bündig und treffend, das ist Alles. Des Ausspinnens ist jetzt nicht Zeit, da ich in verbreiteter Wirthschaft und Zerstreuung von Morgens zu Nacht umgetrieben werde. Wieland hat mir seine Gefühle gegeben, und so wird Alles gut werden.

Weiter braucht der Herzog einen General-

Superintendenten. Er fragte mich darum, ich nannte ihm Herder, der, wie Du vielleicht weißt, noch nicht ganz gewiß nach Göttingen geht. Der Herzog trug mir auf, Dich zu fragen, wen Du vorschlägest; sag' mir also ein Wort hierüber, und wen Du sonst, in Ermangelung Herder's, vorschlagen könntest.

Ich bin hier, wie unter den Meinigen, und der Herzog wird mir täglich werther, und wir einander täglich verbundener.

Grüß' mir Alles! Von Passavant hab' ich liebe Briefe. Auch von Zimmermann, der mir Deinen guten Muth meldet.

Morgen gehe ich über Jena nach Waldeck, wilde Gegenden und einfache Menschen aufzusuchen. Mir geht Alles nach Herzenswunsch, auch Dir geh' es so. G.

Weimar, den 6. März 1776.

Lieber Bruder, sei nur ruhig um mich, und ermatte Dich nicht, Mädling, ohne Noth; ich hab' all' Deine Physiognomik. Aber der zweite Theil wird zu viel stärker, wie ich's jetzt überlege, und will darum mit Reichen reden, daß Das auch gut werde. Verlaß Dich; ich bin nun ganz eingeschifft auf der Woge der Welt, voll entschlossen, zu entdecken, gewinnen, streiten, scheitern, oder mich mit aller Ladung in die Luft zu sprengen. Aber laß' mich von Dir hören; es ist nicht genug, daß Du mich liebst. G.

Den 16. September 1776.

Lieber Bruder, daß Du nicht willst Ständigkeit kriegen, nicht kannst kriegen, ängstigt mich manchmal, wenn ich poenam mundi im Stillen trage. Ich bin nun seit einem Jahre in ganz decidirten moralisch-politischen Augenblicksverhältnissen und mein Herz, das mir so treu und Du — nun es soll so sein. — Ueber C... und L.... sei ruhig, wo die Götter nicht ihr Possenspiel mit den Menschen treiben, sollen sie doch noch eins der glücklichsten Paare werden, wie sie eines der besten sind; nichts Menschliches steht dazwischen, nur des unbegreiflichen Schicksals verehrliche Gerichte. Wenn ich Dir erscheinen und Dir erzählen könnte, was unschreibbar ist, Du würdest auf Dein Angesicht fallen und anbeten Den, der da ist, da war und sein wird. Aber glaub' an mich, der ich an den Ewigen glaube. Grüß' Alles und Kaiser. Lenz ist unter uns wie ein krankes Kind, und Klinger wie ein Splitter im Fleisch, er schwärt, und wird sich herausschwären, leider. Gern sollt Du haben, was ich geben kann; in der unendlich bewegten Welt, in der ich lebe, tausend Beobachtungen; und in einem guten Augenblicke schöpf' ich Dir die Butter ab. — Allwille's Briefe sind von Fr. Jacobi, nicht von mir. G.

1776.

Deinen „Abraham" erwart' ich freundlich. Weiß zwar kein Wort, wie ich ihn hätte dramatisiren dürfen, doch will ich Deiner Poesei gern förderlich und dienstlich sein.

Ueber die Platten habe ich nur so was hingeworfen, damit der Band fertig werde. Wenn Du mich aber nur anbläsest; denn ich sage Dir, was Du von mir begehrest, dazu such' bald.

Gestern, tief im Getreibe der Meßgeleits-Ceremonien, fiel mir Ariost's Wort vom Pabel ein: „Werth des Todes vor der Geburt."

Hättest Du mir Newton geschickt, der wäre gesät und geerntet worden. Du mußt mich kennen lernen, wenn Du mich brauchen willst; Du bist zwar darinnen sonst ein feiner Scheim, aber ich will Dich's noch weiter lehren.

Pestalozz hat mir seine Ankunft melden lassen. Deinen „Abraham" habe ich nun. Deinet will ihn drucken, und ich will ihm daran, wie mir's um's Herz ist, bin ich doch weder in Abraham's Fall noch Isaak's. Das Stück wird gute Wirkung thun. Will auch einen Würzruch d'rein dämpfen hier und da meines Fäßleins, denk' ich.

Pestalozz war sehr gut. Ich sagt' ihm gleich, ich wünschte, Du kenntest Deine Landsleute besser und sie Dich besser. — Er redete ganz für Dich — ohne aber — Gott geb' aus einem feinen Herzen. G.

Den 2. Januar 1777.

Ich habe zwei Pakete von Dir erhalten, dazwischen eine Lücke war; seh' nach. In meinem jetzigen Leben weichen alle entfernten Freunde in Nebel; es mag so lang währen als es will, so hab' ich doch ein Musterstückchen des bunten Treibens der Welt recht herzlich mitgenossen. Verdruß, Hoffnung, Liebe, Arbeit, Noth, Abenteuer, Langeweile, Haß, Albernheiten, Thorheit, Freude, Erwartetes und Unerwartetes, Flaches und Tiefes, wie die Würfel fallen, mit Festen, Tänzen, Schellen, Seide und Flitter ausstaffirt; es ist eine treffliche Wirthschaft. Und bei dem Allem, lieber Bruder, Gott sei Dank, in mir und in meinen wahren Endzwecken ganz glücklich. Ich habe keine Wünsche, als die ich wirklich mit schönem Wanderschritt mir entgegenkommen sehe.

Es ist Dein Schicksal, daß ich an Dir diese Freude nicht erleben soll. Leb' wohl, grüß' Alles. G.

1778.

Der Jacobi'd Portrait sind angelangt; ich schick' sie Dir aber nicht, sie sind abscheulich. Fritz grüßt Dich schönlich, und wird Dir von hier aus schreiben.

Der Herzog hat mir sechs Schädel kommen

laſſen, habe herrliche Bemerkungen gemacht, die Ew. Hochwürden zu Dienſte ſtehen, wenn Dieſelben Sie nicht ohne mich fanden.

Caſſir' doch, ich bitte Dich, die Familien-Tafel von uns; ſie iſt doch ſcheußlich. Du preſſirſt Dich und uns. Meinen Vater laſſ' ausſchneiden, und brauch' ihn als Vignette, der iſt gut. Ich bitte Dich inſtändig d'rum. Mit meinem Steff mach' auch, was Du willſt, nur meine Mutter ſoll nicht ſo ſtehen. Haſt Du noch einige Abdrücke, ſchick' ſie mir mit denen, um die ich auf beiliegendem Zettel bitte; es iſt nur der Vater herauszuſchneiden.

Hier Linien von Fettmilch's Kopf. Das Kurz- und Starrſinnige drückt ſich auf dem ſchlechten Kupfer, wovon es genommen iſt, noch ſtärker, hat auch zugleich etwas Thieriſchniedriges, das der Umriß nicht hat. Was hältſt Du von der Idee? Wär' in Silhouetten herrlich auszuführen. Du kennſt Hogarth's Schönheitslinie von der Verzerrung bis zum Lebloſen. Der reine Punct der Schönheitslinie iſt die Linie der Liebe; Stärke und Schwäche ſtehen ihr zu beiden Seiten. Liebe iſt der Punct, wo ſie ſich vereinigen. Gib mir Beiträge dazu, und wir wollen ein herziges Capitelchen machen; vielleicht kein ganz unreiner Faden, aus dem großen Gewebe ausgezogen.

Der Friede Gottes, der ſich täglich mehr an mir offenbart, walte auch über Dich und die Deinigen, und daß Dein Glaube unüberwindlich werde. Sieh' hier wieder, daß er mich überwindet. Ich habe Deinen Brief, und ſende Dir ſogleich was über Homer. Adieu! Ich will Dir einige Sachen zeichnen und ſchicken. G.

Thun, den 6. October 1779.

Wir ſind im Begriff, auf die Gletſcher, ſo weit es die Jahreszeit erlaubt, zu gehen. Dann ſoll's noch durch einen Umweg zu Dir.

Ich habe Dir viel zu ſagen und viel von Dir zu hören; wir wollen wechſelweiſ Rechnung von unſerm Haushalten ablegen, einander ſegnen und für die Zukunft ſtärken, wieder ganz nahe zuſammen rudern und uns freuen, daß wir noch in einer Luft Athem holen.

Mein Gott, dem ich immer treu geblieben bin, hat mich reichlich geſegnet im Geheimen; denn mein Schickſal iſt den Menſchen ganz verborgen, ſie können Nichts davon ſehen noch hören. Was ſich davon offenbaren läßt, freu' ich mich, in Dein Herz zu legen. Adieu, Bruder! Bisher ſind wir glücklich gereiſt, bete auch, daß uns die himmliſchen Wolken günſtig bleiben und wir an allen Gefahren glücklich vorüber gehen. G.

Genf, den 29. October 1779.

Lieber Bruder! Deinen Brief hat mir Lobſier gegeben, der mich nur in Gegenwart Diodatis geſprochen hat, wo's ihm nicht ſo von der Bruſt will, und ich bin auch nicht ſo in Geſellſchaft, mich aufzuknöpfen. Wir ziehen langſam, bis jetzt noch mit ſchönem Glück und Vortheil, ſind vorgeſtern in der vallée du lac de joux und auf der Dole geweſen, bei'm ſchönſten Wetter und Umſtänden. Heute warten wir das trübe in Genf ab.

Noch weiß ich nicht, wenn wir kommen; Du ſollſt noch mehr von mir hören. Ich halte ſonſt viel vom Ueberraſchen; dieß Mal iſt das Herumziehen, eh' wir uns ſehen, auch gut. Nicht allein vergnüglich, ſondern geſegnet uns Beiden ſoll unſere Zuſammenkunft ſein. Für ein Paar Leute, die Gott auf ſo unterſchiedene Art dienen, ſind wir vielleicht die Einzigen und denke, wir wollen mehr zuſammen überlegen und ausmachen, als ein ganz Concilium mit ſeinen Pfaffen und Manierſein. Eins werden wir aber doch wohl thun, daß wir einander unſere Particular-Religion ungehudelt laſſen. Du biſt gut darinne, aber ich bin manchmal hart und unhold, da bitt' ich Dich im Voraus um Geduld. Denn z. E.: da hat mir Tobler Deine „Offenbarung Johannis" gegeben, an der iſt mir nun Nichts als Deine Handſchrift, *) darüber hab' ich ſie auch zu leſen angefangen. Es hilft aber nicht, ich kann das Göttliche nirgends und das Poetiſche nur hier und da finden, das Ganze iſt mir fatal; mir iſt, als röch' ich überall einen Menſchen durch, der gar keinen Geruch von Dem gehabt hat, der da iſt A und O. Siehſt Du, lieber Bruder, wenn nun Deine Vorerinnerung gerade das Gegentheil beſagt und unterm 29. September 1779!! Da werden wir wohl thun, wenn wir irgend ein ſittſam' Wort zuſammen ſprechen; ich bin ein ſehr irdiſcher Menſch, mir iſt das Gleichniß vom ungerechten Haushalter, vom verlornen Sohn, vom Säemann, von der Perle, vom Groſchen ꝛc. göttlicher (wenn je was Göttlich's da ſein ſoll), als die ſieben Botſchafter, Leuchter, Hörner, Siegel, Sterne und Wehe. Ich denke, auch aus der Wahrheit zu ſein, aber aus der Wahrheit der fünf Sinne, und Gott habe Geduld mit mir, wie bisher. Gegen Deine Meſſiade habe ich Nichts, ſie lieſt ſich gut, wenn man einmal das Buch mag; und was in der Apocalypſe enthalten iſt, drückt ſich durch Deinen Mund rein und gut in die Seele, wie mich dünkt.

*) In dieſem Briefe ſpricht Goethe von der homiletiſchen Bearbeitung der „Offenbarung Jeſu an Johannes", welche Lavater bald nach ſeinem Eintritte des Diaconats zu St. Peter in Zürich (1778) zu erklären anfing, zugleich aber auch darſelbe auch poetiſch in ſeinem „Jeſus Meſſias, oder die Zukunft des Herrn" in vierundzwanzig Geſängen bearbeitete.

Märten.

Ja! Ja!

Schnaps.

Und wird ſodann unter das Uebrige gemiſcht und umgerührt.

Märten.

Seyd Ihr bald fertig?

Schnaps.

(Bedächtig) Nun fehlen noch die geiſtlichen Güter.

Märten.

Wo ſollen die herkommen?

Schnaps.

Hier find' ich eine Zuckerſchachtel. (Er greift nach der, welche bey dem Caffeezeuge ſteht.)

Märten.

(Fällt ihm in den Arm) Laßt ſtehen! Rühret ſie nicht an! Röſe wiegt mir um

Das wiſſt Du da; wozu denn aber die ewigen Trümpfe, mit denen man nicht ſticht und kein Spiel gewinnt, weil ſie kein Menſch gelten läßt. Du ſiehſt, Bruder, ich bin immer der Alte, Dir wieder von eben der Seite, wie vormals, zur Laſt. Auch bin ich in Verſuchung geweſen, das Blatt wieder zu zerreißen. Doch da wir uns ſehen werden, ſo mag es gehen.

Vom Herzog ſag' ich Dir Nichts voraus; noch haben ihn die geſcheidteſten Leute falſch beurtheilt. Du ſollſt ihm das Haupt ſalben, wie mit köſtlichem Balſam, und ich will mich mit Dir im Stillen über ihn freuen; denn weil Gott außer der Sonne und dem Mond und den ewigen Sternen, laſſ' ich neuerdings Niemanden zu Zeugen Deſſ, was mich freut oder ängſtet.

Du biſt ein beſcheidener Menſch, daß Du nur eine Ahnung von meinem Biß auf das neue Systema naturae in Deinen Gliedern geſpürt haſt. Sei nur ruhig, alter Paradiesvogel, man darf Dich wohl mit anderm raren Vieh für gleiches Geld ſehen laſſen.

Dein Strümpfwürker iſt von Frankfurt aus beſorgt und wird ſein Geld haben. Nun lebe wohl. Es iſt ſpät, verzeih' mir mein Weſen und ſieh' an dem Brief, wie wohl mir's iſt, Dir nahe zu ſein, und nach der ganzen Schweiz noch den reinen Eindruck von Dir mit fortzunehmen.

Grüß' Dein Weib, ſei hübſch fleißig, vor vierzehn Tagen kommen wir noch nicht. Du hörſt indeß wieder von mir. Ich liebe Dich, wie ich lieben kann. G.

Genf, den 2. November 1779.

Eh' ich von hier wegzehe, noch einige Worte, lieber Bruder, eh' wir uns tiefer in die Gebirge verlieren, in die wir unter Garantie des Herrn de Sauſſure einen Verſuch wagen, von hier aus geht's in die Savoyen'ſchen Eisgebirge und in's Wallis.

Deine „Offenbarung" hat mir viel Vergnügen gemacht. Ich habe ſie recht und Vieles davon mehr als ein Mal geleſen. Schon da Tobler mir ſagte, Du habeſt darüber von Amtswegen gepredigt, gab's mir ein ganz neues Intereſſe; denn ich konnte nunmehr begreifen, wie Du, mit dieſem Buche ſo lange beſchäftigt, es ganz in Dich hinüber empfunden haſt und es in einem ſo fremden Vehicule ohne fremden, vielmehr eigentlich heterogenen Zuſatz wieder aus Dir herausquellen laſſen konnteſt; denn nach meiner Empfindung macht Deine Ausmalung keinen andern Eindruck, als die Original-Skizze macht, wenigſtens einer Seele aus dieſem Jahrhundert, wo man die Ideen, die Du hineinlegſt, ſelbſt von Kindheit an größtentheils hinein zu legen pflegt. Die Arbeit ſelbſt iſt Dir glücklich von Statten gegangen, einige treffliche Züge der Auslegung und Empfindung ſind d'rinne. Ausgemalt ſind viele Stellen ganz trefflich, beſonders alle, die der innern Empfindung von Zärtlichkeit und Kraft, wie z. B. die Verheißung des ewigen Lebens, das Weiden der Schafe unter Palmen, das ſiegende Gefühl der Engel, eh' und indem ſie die Schlacht anfangen. In einigen Geſtalten und Gleichniſſen haſt Du Dich auch gut gehalten, nur ſchwinden Deine Ungeheuer für mich zu ſchnell in allegoriſchen Dampf auf; doch iſt auch Dieß, wenn ich's recht bedenke, das klügſte Theil, das Du ergreifen konnteſt. Es iſt mir leid, daß ich die folgenden zwölf Geſänge nicht gleich habe. Bei dieſer Gelegenheit ließ ich mir den Griechiſchen Text wieder geben und ſah auch Piscater's Ueberſetzung an.

Nun noch ein herzlich' Wort der Sehnſucht an Dich und der Hoffnung; ſie wird alle Tage ſtärker. Laſſ' uns ineinander bleiben, einander mehr werden; denn neue Freunde und Lieben mach' ich mir nicht.

Mit Tobler weiß ich nicht, wie's war. Er hat wohl Nähe und Vertrauen zu mir; aber leider fühl' ich meine dreißig Jahre und Weltweſen!! ſchon einige Ferne von dem Werdenden, ſich Entfaltenden; ich erkenn's noch mit Vergnügen, mein Geiſt iſt ihm noch, aber mein Herz iſt ihm fremd. Große Gedanken, die dem Jüngling ganz fremd ſind, füllen jetzt meine Seele, beſchäftigen ſie in einem neuen Reiche, und ſo komm' ich nicht als nur geborgt nieder in's Thal des Thawes und der Morgenbegattung lieblicher Turteltauben. Er ſagt Dir vielleicht, wie's ihm mit mir war. Wohl iſt's uns zuſammen nicht werden. Adieu, Guter. Meine Seele iſt immer bei Dir. G.

Du biſt immer braver, als man denkt, weil Du doch immer das Aeußerſte thuſt — aber deßwegen noch kein Poet.

Laſſ' mich bald hören, daß Du wieder wohl biſt. Ein Geiſtlicher auf dem Harz hat geweiſſagt, daß Ihr Alle untergehen ſollt vom Gotthard bis an den Main.

Der Fürſt von Deſſau, der Dir ſelbſt ſagen will, daß er Dich liebt und ſchätzt, iſt auch Einer von Denen, die ſich jetzo verwundern, daß man ſich von den falſchen Propheten die Eingeweide konnte bewegen laſſen. Alle, auf die der Kerl gewirkt hat, kommen mir vor, wie vernünftige Menſchen, die ein Mal des Nachts vom Alp beſchwert worden ſind, und bei Tage ſich davon keine Rechenſchaft zu geben wiſſen.

Vielleicht ſchick' ich Dir eh'ſtens ein Portrait von dem Herzog Bernhard aus dem hieſigen Hauſe, um mir's von Lips ſtechen zu laſſen. Wenn er aber, wie Du ſchreibſt, bald verreiſt,

ſo muß ich damit einen andern Weg nehmen. Ich ſchaere nach meiner Art Verrath zu einer Lebensgeſchichte dieſes als Helden und Herrſcher wirklich ſehr merkwürdigen Mannes, der in ſeiner kurzen Laufbahn ein Liebling des Schickſals und der Menſchen geweſen iſt, zuſammen, und erwarte die Zeit, wo mir's vielleicht glücken wird, ein Feuerwerk daraus zu machen. Seine Jahre fallen in den dreißigjährigen Krieg. Sein und ſeiner Brüder Familien-Gemälde intereſſirt mich noch am Meiſten, da ich ihren Ur-Enkeln, in denen ſo manche Züge leibhaftig wiederkommen, ſo nahe bin. Uebrigens verſuche ich allerlei Beſchwörungen und Hocus pocus, um die Geſtalten gleichzeitiger Helden und Lumpen in Nachahmung der Hexe zu Endor wenigſtens bis an den Gürtel aus dem Grabe ſteigen zu laſſen, und allenfalls irgend einen König, der an Zeichen und Wunder glaubt, in's Bockshorn zu jagen. G.

Mit Verlangen erwart' ich die Fortſetzung Deiner Briefe über Maler. Bis jetzt ſind nur die zwei erſten angekommen. Es geht mit dieſer Sache, wie mit allen wichtigen Begebenheiten: Jedermann ſpricht davon und urtheilt d'rüber, und Niemand iſt davon unterrichtet. Lipé erwarten wir. Du wirſt wohl thun, mir Etwas von dem Plane zu ſchreiben, den Du mit ihm haſt, worauf er ausgeht und wohin er geht.

Herder hat wieder einen Preis in Berlin gewonnen, wie Du wohl ſchon aus den Zeitungen wiſſen wirſt. Ich hab' die Abhandlung noch nicht geleſen. Es war zu gleicher Zeit in einem andern Fach einer aufgeſtellt, den er auch hätte gewinnen können, wenn er nur gewollt hätte.

Wieland iſt gegen Dich ſehr gut geſinnt. Er hat ſeine Launen und bedenkt, ſonderlich in Proſa, nicht immer Alles, was er ſchreibt. Ich weiß es zwar nicht, aber es iſt möglich, daß Dir zu Ohren gekommen iſt, er habe in den einen und andern Stelle Dich zu necken geſchienen, es iſt aber gewiß Nichts als höchſtens eine Art von humoriſtiſchem Leichtſinn, der ſich Dieſes und Jenes ohne Conſequenz erlaubt. Ich habe ihn geradezu ſelbſt d'rüber gefragt und er hat mich verſichert, daß er ſich keiner als guter Geſinnungen gegen Dich bewußt ſei.

Sein „Oberon" wird, ſo lang Proſa Proſa, Gold Gold und Cryſtall Cryſtall bleiben wird, als ein Meiſterſtück poetiſcher Kunſt geliebt und bewundert werden.

Daß der alte Bodmer, der einen großen Theil des zurückgelegten achtzehnten Jahrhunderts durchgedichtet hat, ohne Dichter zu ſein, über eine ſolche Erſcheinung, wie der Schuhu über eine Fackel, ſich entſetzt, will ich wohl glauben. Der arme Alte, der ſich bei ſeinem ewigen Geſchreibe nicht einmal durch den Beifall des Publici hat anerkannt geſehen, was doch weit Geringern als ihm paſſirt iſt, muß freilich bei allen ſolchen Productionen einen unüberwindlichen Ekel empfinden. Ob „Oberon" Dir Etwas ſein wird, glaub' ich nicht, davon iſt aber auch die Rede nicht. Von Hirzel hab' ich den zweiten Theil ſeines „philoſophiſchen Weltweiſen" nicht erhalten, ſag ihm, daß ich darüber betrübt bin; es iſt aber eine Lüge, denn es iſt mir ſcheußlich, was dieſer Menſch von ſich gibt.

Der Prophet, der Euch den Untergang droht, heißt Ziehen, war Pfarrer zu Zellerfeldt auf dem Harz. Er iſt vor Kurzem geſtorben. Die Erdbeben, die er vorausgeſagt hat, ſind eingetroffen. Was ich noch von ihm geſehen habe, daraus ſcheint ein tiefes Gefühl, aber eine kurzſinnige, durch ausgebreitete Beleſenheit nicht gebildete Combinations-Art hervorzuſcheinen. Er hängt Alles aneinander, und citirt die Bibel, wie die Evangeliſten das Alte Teſtament. G.

Den 24. Juli 1780.

Mir iſt herzlich lieb, daß Du uns durch K. näher kommſt. Gewiß iſt, daß an ſo einem kleinen Ort, wo eine Anzahl wunderbarer moraliſcher Exiſtenzen ſich aneinander reiben, eine Art von Gährung entſtehen müſſe, die einen lieblich ſäuerlichen Geruch hat; nur geht's uns manchmal wie Einem, der den Sauerteig ſelbſt eſſen ſollte. Es iſt eine böſe Koſt. Aber wenn es in kleiner Portion zu anderm Mahl gebracht wird, gar ſchmackhaft und heilſam.

Daß Du Freude an meiner „Iphigenie" gehabt haſt, iſt mir ein außerordentlich' Geſchenk. Da wir mit unſern Exiſtenzen ſo noch ſtehen, und mit unſern Gedanken und Imaginationen ſo weit auseinander gehen, und wie zwei Schützen, die, mit dem Rücken aneinander lehnend, nach ganz verſchiedenen Zielen ſchießen: ſo erlaub' ich mir niemals den Wunſch, daß meine Sachen Dir Etwas werden könnten. Ich freue mich deßwegen recht herzlich, daß ich auch mit Dieſem wieder an's Herz gekommen bin. G.

Wir werden zwar in unſerm Leben keine große Phyſiognomien werden, doch thuſt Du wohl, wenn Du uns auch Etwas mittheileſt. Bei Gelegenheit von Wieland's „Oberon" brauchſt Du das Wort Talent, als wenn es der Gegenſatz von Genie wäre, wo nicht gar, doch wenigſtens etwas ſehr Subordinirtes; wir ſollten aber bedenken, daß das eigentliche Talent Nichts ſein kann, als die Sprache des Genies. Ich will nicht chicaniren; denn ich weiß wohl, was Du im Durchſchnitt damit ſagen willſt, und zupfe Dich nur bei'm Aermel. Denn wir ſind oft gar zu freigebig mit allgemeinen Worten, und ſchei-

ben, wenn wir ein Buch geleſen haben, das uns von Seite zu Seite Freude gemacht und aller Ehren werth vorgekommen iſt, endlich gern mit der Scheere ſo g'rade durch, wie durch einen weißen Bogen Papier. Denn wenn ich ein ſolches Werk auch bloß als ein Schnitzbildchen anſehe, ſo wird doch der feinſten Scheere unmöglich, alle kleinen Formenzüge und Linien, worin der Werth liegt, heraus zu ſondern. Es iſt nachher noch Eins, was man nicht leicht an ſo einem Werke ſchätzt, weil es ſo ſelten iſt: daß nämlich der Autor Nichts hat machen wollen und gemacht hat, als was eben daſteht. Für das Gefühl, die Kunſt und Feinheit ſo Vieles wegzulaſſen, gebührt ihm freilich der größte Dank, den ihm aber auch nur der Künſtler und Mitgenoſſe gibt.

Was Deine dickhirnſchaligen Wiſſenſchaftsgenoſſen in Zürich betrifft und was ſie von Menſchen, die unter einem andern Himmel geboren ſind, reden, bitt' ich Dich, ja nicht zu achten. Die größten Menſchen, die ich gekannt habe, und die Himmel und Erde vor ihrem Blick frei hatten, waren demüthig und wußten, was ſie ſtufenweiſ zu ſchätzen hatten. Solches Candidaten- und Kloſtergeſindel ziert allein der Hochmuth. Man laſſe ſie in der Schellenkappe ihres Eigendünkels ſich ein wechſelſeitiges Concert vorpfeifen. Unter dem republicaniſchen Druck und in der Atmoſphäre durchſchmauchter Wochenſchriften und gelehrter Zeitungen würde jeder vernünftige Menſch auf der Stelle toll. Nur die Einbildung, Beſchränkung und Albernheit erhält ſolche Menſchen geſund und behaglich.

G.

Oßheim, v. d. Rhön, Auguſt 1780.

Erſt heute erhalte ich Deine Briefe vom 2. und 9. dieſes Monats; wie ſind in einigen entfernten Aemtern des Fürſtenthums Jenach geweſen, und ſahen verſchiedene neue, gute und nutzliche Veranſtaltungen in der Nähe, die ſeit vergangenem Frühjahr im Werk ſind.

Das Tagewerk, das mir aufgetragen iſt, das mir täglich leichter und ſchwerer wird, erfordert wachend und träumend meine Gegenwart; dieſe Pflicht wird mir täglich theurer, und darin wünſcht' ich's den größten Menſchen gleich zu thun, und in nichts Größerm. Dieſe Begierde, die Pyramide meines Daſeins, deren Baſis mir angegeben und gegründet iſt, ſo hoch als möglich in die Luft zu ſpitzen, überwiegt alles Andere und läßt kaum augenblickliches Vergeſſen zu. Ich darf mich nicht ſäumen, ich bin ſchon weit in Jahren vor, und vielleicht bricht mich das Schickſal in der Mitte und der Babyloniſche Thurm bleibt ſtumpf unvollendet. Wenigſtens ſoll man ſagen, es war ſchön entworfen, und wenn ich lebe, ſtützen, will's Gott, die Kräfte bis hinauf reichen.

Auch thut der Talisman einer ſchönen Liebe, womit die Gr. mein Leben würzt, ſehr viel. Sie hat meine Mutter, Schweſter und Geliebten nach und nach geerbt, und es hat ſich ein Band geflochten, wie die Bande der Natur ſind.

Adieu, Liebſter, bleibe mir noch im Geiſt. Mit den Dürer's, die langſam gehen, kommen Blumen und Kräuterbüſchel, die ich am Weg ſammle. Laſſ ſie nur Wenige ſehen, und nur keinen prätendirenden Schriftſteller; die Buben haben mich von jeher aus- und nachgeſchrieben, und meine Manier vor dem Publico lächerlich und ſtinkend gemacht.

Schicke mir, was Dich däucht.

Auf Deine „Offenbarung" warf' ich. Deine Veränderungen ſollen mir Unterhaltung mit Dir und ein Studium ächter Kritik ſein.

Herder fährt fort, ſich und Andern das Leben ſauer zu machen.

Der Herzog iſt ſehr gut und brav. Wenn ich nur noch einigen Raum für ihn von den Göttern erhalten kann. Die Feſſeln, an denen uns die Geiſter führen, liegen ihm an einigen Gliedern gar zu enge an, da er an andern die ſchönſte Freiheit hat.

Seitdem ich keine phyſiognomiſche Prätenſion mehr mache, wird mein Sinn ſehr ſcharf und lieblich, und ich weiß faſt in der erſten Stunde, wie ich mit den Leuten d'ran bin.

Hab' ich Dir das Wort: Individuum est ineffabile, woraus ich eine Welt ableite, ſchon geſchrieben?

G.

Deine Schrift über Waſer iſt nunmehr ganz bei mir angekommen, und ich danke Dir in meinem und vieler Menſchen Namen, daß Du Dir dieſe Mühe geben wollen. Es iſt ein Meiſterſtück von Geſchichte, und ich darf Dir wohl ſagen, daß Du als Menſch, Bürger und Schriftſteller mich mehr dabei intereſſirt haſt als der Held ſelbſt. Ich meine, noch nie ſo viel Wahrheit der Handlung, ſolchen pſychologiſchen und politiſchen Gang ohne Abſtraction beiſammen geſehen zu haben; und eins von den größten Kunſtſtücken, das Dich aber die Natur und der Ernſt bei der Sache gelehrt hat, iſt jene anſcheinende Unparteilichkeit, die ſogar wie bei ige Facta mit der größten Naivetät erzählt, Jedem ſeine Meinung und ſein Urtheil frei zu laſſen ſcheint, da ſich doch am Ende Jeder gezwungen fühlt, der Meinung des Erzählers zu ſein. Du haſt in allem Sinne ſehr wohl gethan, in dieſer Sache auch ein Wort mit zu reden; es iſt ein ſchönes Monument für die Nachkommenſchaft, und Dein Vaterland hat daſur Dank

zu ſagen. Was das große Publicum betrifft, ſo hätte es um deſſentwillen weniger bedurft; alle honnetten Leute, die außerordentlich für Maler portirt ſind, haben gleich kreuzige! geſchrien, ſobald ich ihnen verſicherte, er habe noch nebenher geſtohlen und falſche Obligationen gemacht; auf Dieſes hat man ihn ohne Weiters dem Henker übergeben und die Herren von Zürich völlig entſchuldigt, und ſo thu' ich Deinem Willen, indem ich den Beſten das Manuſcript vorleſe, und den Andern einen Auszug erzähle, der nach ihrem Sinne iſt. Ueber den Menſchen ſelbſt iſt Nichts zu ſagen. Ich wenigſtens habe mit der Beſchreibung davon genug und ergetze mich am Anſchauen deſſelben, wie an der Beſchreibung und Abbildung eines andern Meerwunders, ohne ihn claſſificiren, oder d'rüber pragmatiſiren zu wollen. Schlözer ſpielt eine ſcheußliche Figur im Roman, und ich erlaube mir eine herzliche Schadenfreude, weil doch ſein ganzer Briefwechſel die Unternehmung eines ſchlechten Menſchen iſt.

Meine „Iphigenie" mag ich nicht gern, wie ſie jetzo iſt, mehrmals abſchreiben laſſen und unter die Leute geben, weil ich beſchäftigt bin, ihr noch mehr Harmonie im Styl zu verſchaffen und alſo hier und da d'ran ändere. Sei ſo gut und ſag' es Denjenigen zur Entſchuldigung, die eine Abſchrift davon verlangten. Ich habe es ſchon öfters abgeſchlagen.

Lebe wohl, lieber Menſch, und fahre fort, mit uns zu leben. G.

Den 12. October 1780.

Daß Du über mich glauben magſt, ohne zu ſehen, iſt mir ſehr lieb. Du wirſt auch wenig ſehen. Gewiß auch haſt Du recht, daß der Gedanke im Menſchen das Beſte iſt von dem Capital, das er doch hat und wie wir wuchern möchte, um es auf's Tauſendfältige zu treiben, es entſtehe daraus Gewinnſt oder Verluſt.

Den guten Landes- und Hausvater würdeſt Du näher mehr bedauren. Was da auszuſtehen iſt, ſpricht keine Zunge aus. Herrſchaft wird Niemand' angeboren, und der ſie ererbte, muß ſie ſo bitter gewinnen als der Eroberer, wenn er ſie haben will, und bitterer.

Es verſteht Dieß kein Menſch, der ſeinen Wirkungskreis aus ſich geſchaffen und ausgetrieben hat. G.

Es iſt mir leid, daß Dir in meinem didactiſchen Briefe Etwas mißfallen hat. Ich habe die Art, wenn eine Sache auseinander zu ſetzen iſt, g'rade mit dem Schwerdte d'rein zu gehen, es oft zu ſcharf und nicht immer fein genug zu nehmen. Zu dieſem Fehler bekenn' ich mich im Allgemeinen, ziehe auch in dieſem Falle Das ab, und zweifle nicht an meinem Glauben an Dich Ganzen.

Du machſt mir wohl, da Du ſagſt, daß Du geſund ſeiſt. Erhalt' uns Gott lange auf dieſer ſchönen Welt, und in Kraft, ihr zu dienen und ſie zu nutzen. Mit mir ſteht's auch gut, beſonders innerlich. In weltlichen Dingen erwerb' ich täglich mehr Gewandtheit, und vom Geiſte fallen mir täglich Schuppen und Nebel, daß ich denke, er müßte zuletzt ganz nackend daſtehen, und doch bleiben ihm noch Hüllen genug.

Cagliostro iſt immer ein merkwürdiger Menſch. Und doch Stocknarr mit Kraft, und Lump ſo nah' verwandt. Ich darf Nichts darüber fragen. Ich bin über dieſen Fleck unbeweglich. Doch laſſen ſolche Menſchen Seiten der Menſchheit ſehen, die im gemeinen Gange unbemerkt bleiben.

Daß Du meiner mit Dr. im Guten gedacht haſt, erfreut mich. Das gewiſſe Andenken guter Menſchen hat einen größern Einfluß auf unſer Leben, Character und Schickſal, als man ſonſt den Sternen zuſchreibt.

Haſt Du des alten Königs Schrift über die Deutſche Litteratur geleſen, und was ſagſt Du dazu? Leſſing's Tod hat mich ſehr zurückgeſetzt, ich hatte viel Freude an ihm und viel Hoffnung auf ihn. G.

In dem Buche: des erreurs et de la vérité, das ich angefangen habe, welche Wahrheit und welcher Irrthum! Die tiefſten Geheimniſſe der wahrſten Menſchheit mit Strohſeilen des Wahns und der Beſchränktheit zuſammengehängt.

Wenn ich vom alten König höre, iſt mir's, als wenn mich der Prediger auf einen hohen Berg führete, und mich dort einen Trauerblick auf die Menſchen und ihre Herrlichkeit thun hieße. Dem Kaiſer gönne ich allen Segen. Gib acht! gib acht! ſein Kopf ſteht gut. Irr' ich nicht ſehr, ſo fehlt's am Herzen, das zum großen Menſchen, zur That wie zur Kunſt, unentbehrlich iſt, und durch Vernunft nicht zu erſetzen iſt.

Die nächſten Wochen des Frühlings ſind mir ſehr gelegnet, jeden Morgen empfängt mich eine neue Blume und Knospe. Die ſtille, reine, immer wiederkehrende leidenloſe Vegetation tröſtet mich oft über der Menſchen Noth, ihre moraliſchen noch mehr phyſiſchen Uebel. G.

Iſt's wahr, was ich in den Zeitungen leſe, daß der Abt Raynal den drei erſten Eidgenoſſen auf der Jmgrüttli-Wieſe ein Monument will aufrichten laſſen? Der 50 Fuß hohe Obelisk wird ſich armſelig ausnehmen zwiſchen der ungeheuern Natur. Was ſich der Menſch doch mit ſeiner Nadelſpitze von Marmor einbildet,

ich hoffe, es ſoll nicht zu Stande kommen. Ihr Monument iſt Euere Conſtitution. G.

Was die geheimen Künſte des Caglioſtro betrifft, bin ich ſehr miſstrauiſch gegen alle Geſchichten. Glaube mir, unſere moraliſche und politiſche Welt iſt mit unterirdiſchen Gängen, Kellern und Cloaken minirt, wie eine große Stadt zu ſein pflegt, an deren Zuſammenhang und ihrer bewohnenden Verhältniſſe wohl Niemand denkt und ſinnt; nur wird es Dem, der davon einige Kundſchaft hat, viel begreiflicher, wenn da einmal der Erdboden einſtürzt, dort einmal ein Rauch aufgeht aus einer Schlucht und hier wunderbare Stimmen gehört werden. M.

Ich bin geneigter als Jemand, noch eine Welt außer der ſichtbaren zu glauben, und ich habe Dichtungs- und Lebenskraft genug, ſogar mein eigenes beſchränktes Selbſt zu einem Schwedenborg'ſchen Geiſter-Univerſum erweitert zu fühlen. Alsdann mag ich aber gern, daß das Alberne und Ekelhafte menſchlicher Excremente durch eine feine Gährung abgeſondert und der reinlichſte Zuſtand, in den wir verſetzt werden können, empfunden werde.

Mit dem nächſten Poſtwagen geht an B. der vollendete zweite Act meines „Taſſo" ab. Ich wünſche, daß er auch für Dich geſchrieben ſein möge.

Die Unruhe, in der ich lebe, läßt mich nicht über dergleichen vergnügliche Arbeiten bleiben, und ſo ſehe ich auch noch nicht den Raum vor mir, die übrigen Acte zu enden. Es geht mir übrigens, wie es den Verſchwendern geht, die in dem Augenblicke, wenn über Mangel an Einnahme, überſpannte Schulden und Ausgaben geklagt wird, gleichſam von einem Geiſte des Widerſpruches außer ſich geſetzt, ſich in neue Verbindungen von Unkoſten zu ſtürzen pflegen. M.

Weimar, den 17. November 1781.

Auf unſerer Zeichnungs-Academie habe ich mir dieſen Winter vorgenommen, mit den Lehrern und Schülern den Knochenbau des menſchlichen Körpers durchzugehen, ſowohl um ihnen als mir zu nutzen, ſie auf das Merkwürdige dieſer einzigen Geſtalt zu führen und ſie dadurch auf die erſte Stufe zu ſtellen, das Bedeutende in der Nachahmung ſichtlicher Dinge zu erkennen und zu ſuchen. Zugleich behandle ich die Knochen als einen Text, woran ſich alles Leben und alles Menſchliche anhängen läßt; habe dabei den Vortheil, zwei Mal die Woche öffentlich zu reden und mich über Dinge, die mir werth ſind, mit aufmerkſamen Menſchen zu unterhalten. Ein Vergnügen, welchem man in unſerm gewöhnlichen Welt-, Geſchäfts- und Geſellſchaftsleben gänzlich entſagen muß. Diejenigen Theile, die abgehandelt werden, zeichnet alsdann ein Jeder und macht ſie ſich zu eigen. Dabei habe ich mir vorgenommen, das Wort Phyſiognomik und Phyſiognomie gar nicht zu brauchen, vielmehr die Ueberzeugung davon durch die ganze Reihe des Vortrages einem Jeden einleuchten zu laſſen.

Vielleicht kann Dir Etwas von Dem, was ich bei näherer Betrachtung der thieriſchen Oeconomie bemerke, zu Deinen Arbeiten in der Folge einen nützlichen Beitrag geben. G.

Weimar, den 25. Juli 1782.

Du verwendeſt und verthuſt manchen Augenblick; gönne mir auch, über Menſchen und Sachen, die Du auf dieſer Reiſe geſehen haſt, ein Wort, ich verdien' und brauch' es. Ich muß wieder eine Anmuthung von Dir haben, wie mir der Fürſt heute gegeben hat.

Da ich zwar kein Wider-Chriſt, kein Un-Chriſt, aber doch ein decidirter Nicht-Chriſt bin, ſo haben mir Dein „Pilatus" u. ſ. w. widrige Eindrücke gemacht, weil Du Dich gar zu ungeberdig gegen den alten Gott und ſeine Kinder ſtellſt. Deinen „Pilatus" habe ich ſogar zu parodiren angefangen; ich habe Dich aber zu lieb, um mich länger als eine Stunde damit amüſiren zu können.

Drum laſſ mich Deine Menſchenſtimme hören, damit wir von der Seite verbunden bleiben, da es von der andern nicht geht.

Was mir hab' ich Dir Nichts zu ſagen, als daß ich mich meinem Beruf aufopfere, indem ich Nichts ſuche, als wenn es das Ziel meiner Begriffe wäre. G.

Den 23. Auguſt 1782.

Lieber Bruder, Knebel liebt Dich ſo zärtlich als man kann, und nimmt weit nähern Antheil an den zartgeſponnenen Seiten Deines Weſens, als mir ſelbſt, bei meiner rohern Natur, nicht gegeben iſt. Er hat mir zuerſt nach ſeiner Zurückkunft mit ſehr treffender Wahrheit verſchiedene Dinge an Dir, mit denen ich nicht recht ſtimmen kann, ſo ſchön zurecht gelegt, daß ich ſeit der Zeit, inniger mit Dir bin als niemals — und ſeine theilnehmende Seele hat mir zu Beobachtung vieler Schattirungen in Dir geholfen; der ich, mir ſelbſt überlaſſen, gewiſſe Strahlenbrechungen zu ſtark und andere zu wenig ſehe.

Wenn Dir recht iſt, was ich Dir hier ſende, ſo fahr' ich fort; ich muß meinen Ton halten, unſere beide zu vermiſchen, geht nicht, aber ſo nach einander mag's ſeine Wirkung thun. Gott erhalte Dich.

Ich bin Dein immer bewegter, im Höchſten und Niedrigſten, in Weisheit und Thorheit umgetriebener M.

Weimar, den 9. October 1788.

Der erste Theil Deiner Bekenntnisse, wie ich sie nennen will, hat mir großes Vergnügen gemacht. Es ist immer sehr interessant, Dergleichen zu lesen, ob ich gleich wieder dabei die Bemerkung gemacht habe, daß, wenn ich so sagen darf, der Leser eine eigene psychologische Rechnungs-Operation zu machen hat, um aus solchen Datis ein wahres Facit herauszuziehen. Ich kann meine Idee jetzt nicht auseinander legen, nur so viel davon: Das, was der Mensch an sich bemerkt und fühlt, scheint mir der geringste Theil seines Daseins. Es fällt ihm mehr auf, was ihm fehlt, als Das, was er besitzt; er bemerkt mehr, was ihn ängstigt als Das, was ihn ergetzt und seine Seele erweitert; denn in allen angenehmen und guten Zuständen verliert die Seele das Bewußtsein ihrer selbst, wie der Körper auch, und wird nur durch unangenehme Empfindungen wieder an sich erinnert; und so wird meistentheils, der über sich selbst und seinen vergangenen Zustand schreibt, das Enge und Schmerzliche aufzeichnen, dadurch denn eine Person, wenn ich so sagen darf, zusammenschrumpft. Hierzu muß erst wieder Das, was wir von seinen Handlungen gesehen, was wir von seinen Schriften gelesen haben, chymisch hinzugethan werden, und alsdann entsteht erst wieder ein Bild des Menschen, wie er etwa mag sein oder gewesen sein. Dieß von vielen tausend Betrachtungen eine.

Daß Du mir in Deinem Briefe noch ein Mal den innern Zusammenhang Deiner Religion vorlegen wolltest, war mir sehr willkommen, wir werden ja wohl nun bald einmal einander über diesen Punct kennen und in Ruhe lassen. Großen Dank verdient die Natur, daß sie in die Existenz eines jeden lebenden Wesens auch so viel Heilungskraft gelegt hat, daß es sich, wenn es an dem einen oder dem andern Ende zerrissen wird, selbst wieder zusammenflicken kann; und was sind die tausendfältigen Religionen anders, als tausendfache Aeußerungen dieser Heilungskraft. Mein Pflaster schlägt bei Dir nicht an, Deines nicht bei mir, in unsers Vaters Apotheke sind viel Recepte. So habe ich auf Deinen Brief nicht zu antworten, Nichts zu widerlegen, aber dagegen zu stellen habe ich Vieles. Wir sollten einmal unsere Glaubensbekenntnisse in zwei Columnen neben einander setzen und darauf einen Friedens- und Toleranz-Bund errichten.

G.

Sonntag, Abends.

Ich will wenigstens wieder ein Mal einen Brief an Dich anfangen, daß wir uns nur ein Mal wieder berühren. Eine herrliche Mondennacht! Ich bin über die Wiese nach meinem Garten eben herausgegangen, habe mich in Nachtdämmer gelegt und denke an Dich. — Lieber Bruder, daß Du just so geplagt sein mußt zur Zeit, da ich so glücklich bin, da mir das Schicksal einen ganz reinen Moment bereitet, daß ich nicht müßig sei, eine wirkende Entfaltung für die Zukunft. Gute Nacht.

G.

Text-Buch

zu

Göthe's Faust,

Musik

von

Fürsten *A. Radziwill.*

1838.

1914

1942. 1600

Landes-
Bibliothek
Weimar

mer für die ganze Woche Zucker ab; damit muß ich reichen.

Schnaps.

(An den Säbel greifend) Bürger!

Märten.

Geduld!

Schnaps.

Die geiſtlichen Herren haben immer die ſchmackhafteſten, die ſüßeſten Beſitzthümer —

Märten.

Es muß ſie ja jemand haben.

Schnaps.

Und werden deshalb billig durch den Zucker repräſentirt. Der wird nun auch gerieben —

Märten.

Was fang' ich an?

Schnaps.

Und drüber geſtreut.

Erster Theil.

Nacht. Faust's Zimmer.

Monolog.

Melodram.

Monolog.

Chor der Engel.

Christ ist erstanden!
Freude dem Sterblichen,
Den die verderblichen,
Schleichenden, erblichen
Mängel umwanden.

Monolog.

Chor der Weiber,

Mit Spezereyen
Hatten wir ihn gepflegt,
Wir seine Treuen,
Hatten ihn hingelegt;
Tücher und Binden
Reinlich umwanden wir;

Ach! und wir finden,
Christ nicht mehr hier.

Chor der Engel.

Christ ist erstanden!
Seelig der Liebende,
Der die betrübende,
Heilsam' und übende
Prüfung bestanden.

Monolog.

Chor der Jünger.

Hat der Begrabene
Schon sich nach oben,
Lebend Erhabene,
Herrlich' erhoben;
Ist er in Werdelust
Schaffender Freude nah;
Ach! an der Erde Brust
Sind wir zum Leide da.
Liefs er die Seinen
Schmachtend uns hier zurück;
Ach! wir beweinen,
Meister, dein Glück!

Chor der Engel.

Christ ist erstanden
Aus der Verwesung Schoofs.
Reifset von Banden

Freudig euch los!
Thätig ihn preisenden,
Liebe beweisenden,
Brüderlich speisenden,
Predigend reisenden,
Wonne verheifsenden
Euch ist der Meister nah',
Euch ist er da!

Vor dem Thor.

Chor der Soldaten.

Burgen mit hohen
Mauern und Zinnen,
Mädchen mit stolzen
Höhnenden Sinnen
Möcht' ich gewinnen!
Kühn ist das Mühen,
Herrlich der Lohn!
Und die Trompete
Lassen wir werben,
Wie zu der Freude,
So zum Verderben.
Das ist ein Stürmen!
Das ist ein Leben!
Mädchen und Burgen
Müssen sich geben.
Kühn ist das Mühen,
Herrlich der Lohn!
Und die Soldaten
Ziehen davon.

Faust's Zimmer.

Monolog.

Melodram.

Geister-Chor, aufsen.

Drinnen gefangen ist einer!
Bleibet haufsen, folg' ihm keiner.
Wie im Eisen der Fuchs
Zagt ein alter Höllenluchs.
Aber gebt Acht!
Schwebet hin, schwebet wieder,
Auf und nieder,
Und er hat sich losgemacht.
Könn't ihr ihm nützen,
Lafst ihn nicht sitzen!
Denn er that uns allen
Schon viel zu Gefallen.

Dialog.

Geister-Chor.

Schwindet ihr dunkeln
Wölbungen droben!
Reizender schaue
Freundlich der blaue
Äther herein!
Wären die dunkeln
Wolken zerronnen!
Sternelein funkeln,
Mildere Sonnen
Scheinen darein.
Himmlischer Söhne

Geistige Schöne,
Schwankende Beugung
Schwebet vorüber.
Sehnende Neigung
Folget hinüber;
Und der Gewänder
Flatternde Bänder
Decken die Länder,
Decken die Laube,
Wo sich für's Leben,
Tief in Gedanken,
Liebende geben.
Laube bei Laube!
Sprossende Ranken!
Lastende Traube
Stürzt in's Behälter
Drängender Kelter,
Stürzen in Bächen
Schäumende Weine,
Rieseln durch reine,
Edle Gesteine,
Lassen die Höhen
Hinter sich liegen,
Breiten zu Seen
Sich um's Genügen
Grünender Hügel.
Und das Geflügel
Schlürfet sich Wonne,
Flieget der Sonne,
Flieget den hellen
Inseln entgegen,

Die sich auf Wellen
Gaukelnd bewegen;
Wo wir in Chören
Jauchzende hören,
Über den Auen
Tanzende schauen,
Die sich im Freien
Alle zerstreuen.
Einige klimmen
Über die Höhen,
Andere schwimmen
Über die Seen,
Andere schweben;
Alle zum Leben,
Alle zur Ferne
Liebender Sterne,
Seeliger Huld.

Mephistopheles.

Der Herr der Ratten und der Mäuse,
Der Fliegen, Frösche, Wanzen, Läuse,
Befiehlt dir dich hervor zu wagen
Und diese Schwelle zu benagen,
So wie er sie mit Öl betupft —
Da kommst du schon hervorgehupft!
Nur frisch an's Werk! die Spitze die mich ba
Sie sitzt ganz vorne an der Kante.
Noch einen Biſs, so ist's gescheh'n. —
Nun, Fauste, träume fort, bis wir uns wieders

Dialog.

Geister-Chor.

Weh! Weh!
Du hast sie zerstört,
Die schöne Welt.
Mit mächtiger Faust;
Sie stürzt, sie zerfällt!
Ein Halbgott hat sie zerschlagen.
Wir tragen
Die Trümmern in's Nichts hinüber,
Und klagen
Über die verlor'ne Schöne.
Mächtiger
Der Erdensöhne,
Prächtiger
Baue sie wieder,
In deinem Busen baue sie auf!
Neuen Lebenslauf
Beginne,
Mit hellem Sinne,
Und neue Lieder
Tönen darauf!

Dialog.

Geister-Chor.

Wird er schreiben?
Er wird schreiben.
Er wird nicht schreiben;
Er wird schreiben.
Blut ist ein ganz besond'rer Saft,

Wirkend im Innern Kraft aus Kraft.
Reifst ihn die Wunde rasch nach aufsen,
Draufsen wird er wilder hausen.
Blut ist ein ganz besond'rer Saft.

Dialog.

Geister-Chor.

Hinaus, hinauf,
Kühn und munter!
Sind wir einmal oben auf,
Geht's wieder herunter.

Zweiter Theil.

Gretchen's Zimmer.

Melodram.

Margarete.

Es war ein König in Thule
  Gar treu bis an das Grab,
Dem sterbend seine Buhle
  Einen gol'denen Becher gab.

Es ging ihm nichts darüber,
  Er leert' ihn jeden Schmaus;
Die Augen gingen ihm über,
  So oft er trank daraus.

Und als er kam zu sterben,
  Zählt' er seine Städt' im Reich,
Gönnt' alles seinem Erben,
  Den Becher nicht zugleich.

Er safs beim Königsmahle,
  Die Ritter um ihn her,
Auf hohem Väter-Saale,
  Dort auf dem Schlofs am Meer.

Dort stand der alte Zecher,
  Trank letzte Lebensgluth,

Und warf den heiligen Becher
Hinunter in die Fluth.

Er sah ihn stürzen, trinken
Und sinken tief ins Meer,
Die Augen thäten ihm sinken,
Trank nie einen Tropfen mehr.

Melodram.

Margarete.

Was hilft euch Schönheit, junges Blut?
Das ist wohl alles schön und gut,
Allein man läfst's auch Alles sein;
Man lobt euch halb mit Erbarmen.
Nach Golde drängt
Am Golde hängt
Doch Alles. Ach wir Armen!

Garten.

Melodram und Duett.

Margarete und Faust.

Faust.

Süfs Liebchen!

Margarete.

Lafst einmal!

(Sie pflückt eine Sternblume und zupft die Blätter ab, eins dem andern.)

Faust.

Was soll das? Einen Stra

Märten.

(Bey Seite) Ich hoffe, du ſollſt mir das bezahlen. (Ans Fenſter:) Horch! Kommt Görge wohl?

Schnaps.

Und ſo iſt die ſauerſüße Milch der Freyheit und Gleichheit fertig.

Märten.

(Am Fenſter, leiſe:) Es war nichts.

Schnaps.

Kommt her! Was macht Ihr am Fenſter?

Märten.

Ich dachte, es käme jemand.

Schnaps.

Görge kömmt doch nicht? (Er ſteht auf.)

Märten.

Es iſt alles ſtille.

Schnaps.

Laßt einmal ſehen. (Er tritt an das Fenſter, und legt ſich auf Märten.)

Margarete.

Nein, es soll nur ein Spiel.

Faust.

Wie?

Margarete.

Geht! Ihr lacht mich aus.

(Sie rupft an der Blume.)

Faust.

Was murmelst du?

Margarete.

Er liebt mich – liebt mich nicht.

Faust.

Du holdes Himmels-Angesicht!

Margarete.

Liebt mich — Nicht — Liebt mich — Nicht —

(Das letzte Blatt ausrupfend, mit holder Freude.)

Er liebt mich!

Faust.

Ja, mein Kind! Lafs dieses Blumenwort
Dir Götter-Ausspruch sein. Er liebt dich!
Verstehst du, was das heifst? Er liebt dich!

(Er faſst ihre beiden Hände.)

Margarete.

Mich überläuft's!

Faust.

O schaudre nicht! Lafs diesen Blick,
Lafs diesen Händedruck dir sagen,
Was unaussprechlich ist:
Sich hinzugeben ganz und eine Wonne
Zu fühlen, die ewig sein mufs!
Ewig! — Ihr Ende würde Verzweiflung sein.
Nein, kein Ende! Kein Ende!

Monolog.

Gretchen's Zimmer.

Margarete.

Meine Ruh' ist hin,
Mein Herz ist schwer;
Ich finde sie nimmer
Und nimmermehr.

Wo ich ihn nicht hab',
Ist mir das Grab,
Die ganze Welt
Ist mir vergällt.

Mein armer Kopf
Ist mir verrückt,
Mein armer Sinn
Ist mir zerstückt.

Meine Ruh' ist hin,
Mein Herz ist schwer;
Ich finde sie nimmer
Und nimmermehr.

Nach ihm nur schau' ich
Zum Fenster hinaus;
Nach ihm nur geh' ich
Aus dem Haus.

Sein hoher Gang,
Sein' edle Gestalt,
Seines Mundes Lächeln,
Seiner Augen Gewalt,

Und seiner Rede
Zauberfluſs,
Sein Händedruck,
Und ach! sein Kuſs!

Meine Ruh' ist hin,
Mein Herz ist schwer,
Ich finde sie nimmer
Und nimmermehr.

Mein Busen drängt
Sich nach ihm hin.
Ach dürft' ich fassen
Und halten ihn!

Und küssen ihn
So wie ich wollt',
An seinen Küssen
Vergehen sollt'!

Dialog.

Zwinger.

Margarete.

(vor dem Andachtsbilde der *Mater dolorosa.*)

Ach neige,
Du Schmerzensreiche,
Dein Antlitz gnädig meiner Noth!

Das Schwert im Herzen,
Mit tausend Schmerzen
Blickst auf zu deines Sohnes Tod.

Zum Vater blickst du,
Und Seufzer schickst du
Hinauf um sein' und deine Noth.

Wer fühlet,
Wie wühlet
Der Schmerz mir im Gebein?
Was mein armes Herz hier banget,
Was es zittert, was verlanget,
Weifst nur du, nur du allein!

Wohin ich immer gehe,
Wie weh', wie weh', wie wehe
Wird mir im Busen hier!
Ich bin ach kaum alleine,
Ich wein', ich wein', ich weine,
Das Herz zerbricht in mir.

Die Scherben vor meinem Fenster
Bethaut' ich mit Thränen, ach!
Als ich am frühen Morgen
Dir diese Blumen brach.

Schien hell in meine Kammer
Die Sonne früh herauf,
Saſs ich in allem Jammer
In meinem Bett schon auf.

Hilf! rette mich von Schmach und Tod!
Ach neige,
Du Schmerzensreiche,
Dein Antlitz gnädig meiner Noth!

Dom.

Orgel, Amt, Gesang.

Margarete, Böser Geist.

Der Chor.

*Requiem aeternam dona eis, Domine! et lux
petua luceat eis!*

*Te decet hymnus, Deus! in Sion; tibi reddetur
tum in Jerusalem. Exaudi orationem meam! a
omnis caro veniet.*

Requiem aeternam dona eis Domine!

Dies irae, dies illa
Solvet saeculum in favilla
Teste David cum Sibylla.
Quantus tremor est futurus,
Quando judex est venturus,
Cuncta stricte discussurus!

Tuba, mirum spargens sonum
Per sepulchra regionum,
Coget omnes ante thronum.
Mors stupebit et natura,
Cum resurget creatura
Judicanti responsura.

Liber scriptus proferetur,
In quo totum continetur,
Unde mundus judicetur.

Judex ergo cum sedebit,
Quidquid latet apparebit,
Nil inultum remanebit.

Quid sum miser tunc dicturus?
Quem patronum rogaturus?
Cum vix justus sit securus.

Choral.

Wirf dich an deines Richters Herz,
Bedrängtes Kind der Erde!
Er führt dich in der Hölle Schmerz,
Dafs dir der Himmel werde.
Zum Abgrund dringt der Gnade Blick,
Und was verloren, führt zurück
Der grofse Hirt der Heerde. *

* (Das Orchester faßt die Melodie des Chorals auf und führt sie in gedämpften Tönen zum Schluß.)

LH Weimar

Briefwechsel

des

Großherzogs Carl August

mit

Goethe.

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Görge (der zur Hinterthür hereinſchleicht.)

Görge.

(Leiſe:) Wer zum Henker iſt beym Vater? Sollte das Schnaps ſeyn?

Märten.

(Am Fenſter) Drückt mich nicht ſo!

Schnaps.

Ich muß ja ſehen. (Lehnt ſich hinaus.)

Märten.

Was denn?

Schnaps.

Wie ſich meine Soldaten betragen.

Görge.

(wie oben) Es iſt ſeine Stimme! Wie ſieht der Kerl aus?

Schnaps.

Brav! meine wackern Freunde.

Briefwechsel

des

Großherzogs Carl August

von

Sachsen-Weimar-Eisenach

mit

Goethe

in den Jahren von 1775 bis 1828.

Erster Band.

Weimar

Landes-Industrie-Comptoir

1863.

Das Recht, gegenwärtigen Briefwechsel in Uebersetzung herauszugeben, bleibt den Rechtsnachfolgern der Autoren desselben hierdurch vorbehalten.

Vorrede.

Dank dem anregenden Hochsinne Sr. Königl. Hoheit, des Großherzogs **Carl Alexander** von Sachsen-Weimar-Eisenach und der, nach dem Schwinden nicht leichter Bedenken, entgegenkommenden Willfährigkeit der von Goethe'schen Familie, liegt in gegenwärtigem Werke die Erfüllung des schon oft dringend und laut ausgesprochenen Wunsches vor, daß die vertraute Correspondenz des Großherzogs **Carl August** mit **Goethe** der Oeffentlichkeit nicht vorenthalten bleiben möchte.

Jene Bedenken nahmen ihren Ursprung aus zwei Aeußerungen **Goethe's** selbst. Dieser bittet nämlich den damaligen Herzog in dem Briefe Nr. 80: „Verbrennen Sie doch ja meine Briefe gleich, daß sie von Niemandem gesehen werden; ich kann in dieser Hoffnung desto freier schreiben" — und Band XXXI, Seite 74 der Taschenausgabe seiner Werke bemerkt er: „Vor meiner Abreise" (im Jahre 1797) „verbrenn' ich alle an mich gesendeten Briefe seit 1772, aus entschiedener Abneigung gegen Publication des stillen Ganges freundschaftlicher Mittheilung." Indessen fand sich, daß **Goethe** nicht wirklich alle solche Briefe vernichtet hatte, und die von ihm selbst bei unstatthafte Herausgabe anderer wichtiger Theile seines vertrauten Briefwechsels schien Zweifeln daran, daß in der erwähnten Abneigung später eine wesentliche Milderung eingetreten sei, seinen Namen übrig zu lassen. Diese Auffassung gewann auch bei der Familie Eingang, und man beschränkte sich auf die ohnehin gebotene aufmerksame Unterdrückung solcher Stellen, durch welche sich eine gerechte Empfindlichkeit Jetztlebender hätte verletzt fühlen können. Der Unterzeichnete darf aus eigener Wissenschaft versichern, daß im Ganzen nur Weniges ausgeschieden worden ist und hierunter kaum etwas Bedeutendes für den Hauptzweck der Herausgabe: *das gegenseitige Verhältniß beider Correspondenten durch ihre mit einander vertraulich gewechselten Briefe urkundlich darzustellen.*

Der fast völlige Mangel von Briefen des Großherzogs bis gegen das Ende des Jahres 1792 erklärt sich aus der obigen Bemerkung **Goethe's**. Manches Schreiben des Letztern mag, in Folge einer später wenigstens von dem Unterzeichneten oft beobachteten Gewohnheit des Großherzogs, den Flammen verfallen sein. Ohne Zweifel ruht aber noch eine beträchtliche Anzahl von Briefen des einen wie des andern Correspondenten theils un-

entdeckt in oder unter amtlichen Acten, theils in Privathänden und kommt hoffentlich für eine neue Ausgabe zum Vorschein. Wahrscheinlich wird man sich aber selbst dann noch bei Beurtheilung der Anzahl und des Inhalts der Briefe immer zu vergegenwärtigen haben, daß beide Correspondenten meistens in der Lage waren, ihre Gedanken persönlich auszutauschen, und daß solches gewiß in der Regel und, aus leicht zu findenden Gründen, vorzugsweise gerade bei wichtigeren und insbesondere bei solchen Angelegenheiten geschah, welche später förmlich in Tractaten verhandelt werden mußten.

Von den im gegenwärtigen Werke enthaltenen Briefen empfing der Unterzeichnete bald nach dem Auftrage zur Herausgabe 120 Briefe und Billets des Großherzogs **Carl August**, welche bis dahin in dem von Goethe'schen Familienarchive stets streng secretirt gehalten worden waren. Diese kamen zu 80 im großherzoglichen geheimen Haupt- und Staatsarchive aufgefundenen Briefen **Goethe's**, mit deren Kenntniß sich, zumal unter den Genossen der Jetztzeit, wohl nur Wenige schmeicheln dürften. Demnächst wurden die Briefe **Goethe's** unter Nr. 169 und 301 mit rühmenswerther Gefälligkeit zur Benutzung mitgetheilt. Das Original des letztern befindet sich als ein Geschenk des Großherzogs **Carl August** an die Frau Gräfin Christine O'Donnell zu Salzburg, im Besitze dieser Dame. Die Urschrift des andern Briefes besitzt der Herr geheime Kirchenrath Professor Dr. Schwarz in Jena. Beinahe alle übrigen Briefe der vorliegenden Sammlung hat der Herausgeber nachträglich aus den großherzoglichen Archiven beigebracht, in deren Durchforschung ihn die dankenswürdigste Geneigtheit der vorgesetzten Behörde und die gefälligste Zuvorkommenheit der Herren Beamten, besonders des Herrn Archivars Dr. Burckhardt, förderte.

Des Zusammenhangs und des Verständnisses wegen und um dem Hauptzweck der Publication möglichst gerecht zu werden, schaltete man auch bereits bekannte Stücke des Briefwechsels in gegenwärtige Sammlung ein, welche damit, ohne den Schluß, auf 621 Nummern anwuchs.

Von Seiten der von Goethe'schen Familie wurde gewünscht, die nicht aus ihrem Besitze in gegenwärtige Sammlung aufgenommenen Briefe des Großherzogs besonders bezeichnet zu wissen. Dem findet sich durch ein der Nummer eines jeden solchen Briefes beigesetztes Sternchen entsprochen.

Sämmtliche mitgetheilte Briefe haben dem Herausgeber in Urschrift vorgelegen, ausgenommen nur Nr. 1 (aus Riemer's Mittheilungen über **Goethe**. Bd. II, S. 19); Nr. 19 (aus Haym's Preußischen Jahrbüchern, Bd. VI,

S. 160 fg.); Nr. 303 (f. oben); Nr. 307 (nach einer von Kanzlershand gefertigten Abſchrift, welche ſich neben dem eigenhändigen Concepte des Großherzogs zu dem in jener Nummer erwähnten officiellen Schreiben und neben der Goethe'ſchen Antwort, Nr. 310, bei den Acten des geheimen Haupt- und Staatsarchivs befindet) und Nr. 123 und Nr. 124 d. Goethe's Werke, Cottaſche Ausgabe, Bd. XLIII, S. 124 fg. und S. 218 fg.). Der Herausgeber iſt von der Echtheit eines jeden in gegenwärtigem Werk enthaltenen Briefes und Billets überzeugt.

Abgeſehen von obigen Ausnahmen, ſind die Originale ſämmtlicher Correſpondenzſtücke des Großherzogs durchaus eigenhändig geſchrieben, die Goethe'ſchen Briefe aus dem jetzigen Jahrhundert aber faſt alle irgend einem Secretär in die Feder dictirt. Vergleichen dictirte Briefe tragen die nicht allein ihre verſchiedenartige, ſondern öfters auch ihre fehlerhafte Orthographie und Interpunction ihrer Schreiber an ſich. Schon deshalb war die Frage, ob nicht die Correſpondenz mit diplomatischer Genauigkeit abzudrucken ſein möchte, zu verneinen. Ueberdies ſprach dagegen auch Goethe's eigenes Verfahren bei den noch von ihm ſelbſt zum Druck vorbereiteten andern Theilen ſeiner Correſpondenz.

Für die bei der Herausgabe zu befolgenden Grundſätze waren dem Unterzeichneten feſte beſtimmt vorgeſchrieben. Jede Mittheilung von Anſichten und von Urtheilen Dritter, den Herausgeber nicht ausgenommen, lag außerhalb des Plans.

In der Nothwendigkeit, das Material chronologiſch zu ordnen, fand der Unterzeichnete den bei weitem ſchwierigſten Theil ſeiner Aufgabe. Bei 116 Briefen und Billets fehlte das Datum gänzlich; 73 waren unvollſtändig und — soviel ermittelt — 14 falſch datirt. Oft, wo der Inhalt der fraglichen Schriftſtücke und die gewöhnlichen literariſchen Hülfsmittel bei den Bemühungen zur Abſtellung ſolcher Mängel im Stiche ließen, wurde zwar der gewünſchte Aufſchluß in den weimariſchen Theaterzetteln gefunden, deren vollſtändige Sammlung die großherzogliche Bibliothek beſitzt, aber in den ſogenannten Journalbüchern, d. h. in Tagebüchern, in welche ſchon ſeit jener geraumer Zeit kurze Nachrichten über alle Vorfallenheiten des weimariſchen Hofes, zugleich die Namen der bei demſelben Erſchienenen von dem Hofmarſchall eingetragen werden. In andern Fällen war auf Acten oder auf Rechnungen und koſtige Dienſtexpeditionen zurückzugehen. Manches endlich erfuhr man durch mündliche Aufklärungen oder es war dem Herausgeber perſönlich bekannt, indem er das Glück gehabt hatte, beiden Correſpondenten in ihren letzten Lebensjahren als Arzt, Goethe auch als Amts

gehilfe nahe zu stehen. Dennoch wäre das Ziel noch sehr entfernt geblieben, hätte der Unterzeichnete nicht die glückliche Wahrnehmung gemacht, daß in den gedruckten Randverzierungen der Blätter, deren sich der Großherzog regelmäßig zu kürzern Mittheilungen bedient hatte, kleine, unter einander aber vielfach gleiche Verschiedenheiten vorkommen. Dadurch gelang es, gerade diese meistens undatirten Blätter nach acht Perioden zu sondern und mittels der aus jedem solchen Zeitabschnitte vorhandenen, richtig datirten Stücke eine chronologische Folgeordnung, wo nicht mit Gewißheit, doch mit höherer Wahrscheinlichkeit zu begründen. Die fehlenden Data findet man hinzugesetzt, die unvollständigen ergänzt, die falschen berichtigt. Konnte solches mit Zuverlässigkeit geschehen, so wurde der Zusatz oder die Berichtigung in ( ), sonst in [ ] eingeschlossen.

Nicht überall war es ferner leicht, die Orts- und Personennamen richtig herzustellen, mit deren Orthographie es besonders der Großherzog zumal in seinen Briefen aus der Campagne des Jahres 1792 sehr wenig genau genommen hatte. Gleiches gilt für die in ziemlicher Menge vorkommenden verschiedenen botanischen Namen. Alles im Texte nicht vollständig Ausgedruckte findet sich gleichermaßen auch in den Originalen unausgeschrieben.

Der Stil ist überall unverändert geblieben.

Ueber Personen, Sachen und Verhältnisse, welche für das Verständniß der Correspondenz von einigem Belange schienen, die aber bei den gewöhnlichen Hülfsmitteln selbst eines höher gebildeten Leserkreises wenigstens für den Augenblick leicht dunkel bleiben konnten, hat der Herausgeber, soviel in der ihm dazu vergönnten Frist thunlich, Erläuterungen theils in Anmerkungen unter dem Texte, theils in einem Verzeichnisse am Ende des Werkes gegeben. Die Hinweise auf Stellen in **Goethe's** Schriften beziehen sich immer auf die Taschenausgabe der letztern.

Sicherlich hätten für die Herausgabe dieses Briefwechsels leicht bessere Kräfte gefunden werden können. Obschon sich der Unterzeichnete dessen gleich anfangs wohl bewußt war, machten ihm doch schuldige Rücksichten der Ehrfurcht, der Pietät, der Dankbarkeit und der Freundschaft die Ablehnung des ihm aus besondern Vertrauensgründen ertheilten ehrenvollen Auftrags unmöglich.

Weimar, zum 24. Juni 1863.

Dr. Vogel.

1.

Gotha (zwischen dem 23. u. 28.) December 1775.

Lieber Goethe, ich habe Deinen Brief erhalten, er freut mich unendlich. Wie sehr wünschte ich mit freierer Brust und Herzen die liebe Sonne in den Jenaischen Felsen auf- und untergehen zu sehen und das zwar mit Dir. Ich sehe sie hier alle Tage, aber das Schloß ist so hoch und in einer so unangenehmen Ebene, von so vielen dienstbaren Geistern erfüllt, welche ihr leichtes, lustiges Wesen in Sammet und Seide gehüllt haben, daß mir's ganz schwindlich und übel ward. Ich komme erst den Freitag wieder. Mache doch, daß Du hierher kommst, die Leute sind gar zu neugierig auf Dich.

C. A.

2.

Lieber Herr, da bin ich nun in Leipzig, ist mir sonderbar worden beim Nähern; davon mündlich mehr, und kann nicht genug sagen, wie sich mein Erdgeruch und Erdgefühl gegen die schwarz-grau, streifröckigen, krummbeinigen perrückengeklebten, degen-

ſchwänzlichen Magiſters, gegen die Feiertagsberockte, altmodiſche, ſchlankliche, vieldünkliche Studenten-Puben, gegen die zuckende, kriechende, ſchnäbelnde und ſchwänzelnde Mägdlein und gegen die hurenhafte, ſtrotzliche, ſchwänzliche und ſinzliche Junge-Mägde ausnimmt, welcher Gränel mir alle heut um die Thore als am Marientagsfeſte entgegnet ſind. Dagegen präſervirt mein Aeußeres und Inneres der Engel die Schrötern[1], von der mich Gott bewahre was zu ſagen. Sie grüßt und Steinauer nach Maaßgabe ihres Beileids über Hochdero Außenbleiben und ſo weiter. Ich bin ſeit vierundzwanzig Stunden (denn es iſt nette Abends Achte) nicht bei Sinnen, das heißt bei zu vielen Sinnen, über- und unſinnlich. Habe die Nacht durch manches Knäulchen Gedanken Zwirn auf- und abgewickelt; dieſen Morgen ſtieg mir die göttliche Sonne hinter Naumburg auf.

Ade l. gn. Herr! — Und ſomit können Sie nie aufhören zu fühlen, daß ich Sie lieb habe.

NB. Bleibe das wahre Detail zur Rückkunft ſchuldig, als da ſind ꝛc. ꝛc. Leipzig d. 25. März 76.

G.

3.

(4. Mai 1776.)

Wie mir's gangen iſt müſſen Sie gleich wiſſen; Sonnabend früh 11 Uhr ſchrieb ich dies Ilmenau im Amthauſe. Ich bin

[1] Corona Schröter.

keine sechs Stunden geritten, also wie sichs gehört; des Husars Pferd wollte nicht mehr fort gegen das Ende und hinter Büchelob auch meines nicht mehr. Da kam ich in ein sehr spitziges Nachtrieseln, das gerad vom Wald kam, und traf endlich glücklich bedreckt ein.

Der Brand war lange nieder, wie Sie einen Boten müssen gegen 7 Uhr gehabt haben. Ich muß die Anstalten, die dabei vorgekehrt wurden rühmen, wie die Obern die Bereitwilligkeit und Ausdauer der Subalternen lobten. Eine Gasse mit dürren Schindeldächern wurde mit großer Arbeit gerettet, woran die Erhaltung des obern Theils der Stadt, des Amt- und Rathhauses hing. Es sind nur geringe Häuser und arme Leute verunglückt, die doch wenig gerettet haben, Bergleute, Leinweber, Taglöhner.

Von dem Raub haben Sie nun den Bericht wohl gesehen. Man hat gestreift, nichts gefunden. Die 6 Husaren sind heut Eilfe hergekommen, durchs Arnstädtische visitirend. Und wollen morgen auf Frauenwalde, ich will mit. Man trägt sich mit Historien vom Teufel, entkleideten Weibern, Drohungen auf die Frauenwalder. Es sollen vier hagere Kerls seyn, einer im rothen Rocke, und ein Schüler von Schleusingen soll dabei seyn. Zu Eisfeld haben sie einen erwischt, sagt man, das mag denn nun seyn, wie die Gerüchte gewöhnlich.

Hiernach hab' ich noch eine Lektion für Sie! — Da ich so auf dem Wege über Ihre allzugroße Hitze bei solchen Gelegenheiten dachte, dadurch Sie immer im Fall sind, wo nicht was Unrechtes doch was Unnöthiges zu thun und Ihre eignen Kräfte

und die Kräfte der Ihrigen vergebens anzuflammen, drum hab' ich auch Staffen und Wedeln gebeten zurückzubleiben, da ich selbst mehr da bin, um Ihnen vom Ganzen Nachricht zu geben und mich zu unterrichten, als etwas zu nützen. Bei der Gelegenheit zieh ich von Manchem Erkundigungen ein, habe traurig die alten Ofen gesehen. Aber die Gegend ist herrlich, herrlich! —

NB. Es waren 19 Spritzen und sichere, treue Hülfe der Benachbarten hier.

Seyen Sie hübsch ruhig, soviel's seyn kann, leben Sie als homme de lettres und Privatmann, schonen Sie die Hüfte bei dem Wetter; hier ist schon den ganzen Morgen Schnee.

Addio. Mein Andenken der Chère Mama. Seyn sie mir lieb.

G.

4.

(Im Winter 1778/79.)

Gnädigster Herr!

Nach der Antwort des Königs in Preußen Majestät, worin Derselbe solche Gründe hinzulegen glaubt, die Ew. Durchlaucht bewegen sollen, ihm die verlangte Werbung in Ihren Landen zu gestatten, und es als gewiß anzunehmen scheint, daß man sich mit dem General Möllendorf besprechen und eine Auskunft zu treffen wissen werde, bleibt nach aller Ueberzeugung nichts übrig, als daß man eine baldige und feste Entschließung fasse, welchen Theil man ergreifen und wie man sich auf ein

Märten.

Mit wem redet Ihr?

Schnaps.

Seht Ihr nicht, wie meine Leute um den Freyheitsbaum tanzen?

Märten.

Seyd Ihr toll? Es regt ſich keine Seele.

Görge.

Er iſt's fürwahr! Was heißt das! Der Vater ſchließt ſich mit ihm ein? Wie er vermummt iſt! Glücklich, daß ich die Hinterthür offen fand!

Schnaps.

So ſeht doch, wie man Euern Weibern und Töchtern Begriffe von der Freyheit und Gleichheit beybringt!

Märten.

(Der ſich losmachen will; aber von Schnaps gehalten wird) Das iſt zu arg!

oder die andere Weise betragen wolle. Man hat vorläufig am Besten zu seyn geglaubt, wenn man beide unangenehme Seiten gegenwärtiger Lage natürlich gegen einander stellte, das zwiefache Benehmen, wovon man eins zu wählen hat, ohnübertrieben hinlegte und die Folgen eines jeden überdächte, so weit man sie mit einem zwar uneingenommenen, aber freilich immer beschränkten Geiste vorauszusehen im Stande ist. Gesetzt also, man fügt sich dem Begehren des Königs, so kann es entweder geschehen, wenn man ihm die Werbung erlaubt, oder mit dem General Möllendorf auf eine gewisse Anzahl abzugebender Mannschaft übereinkommt und auch diese entweder durch die Preußen ausnehmen läßt oder sie selbst ausnimmt und sie ihnen überliefert. Erwählt man das Erste, so werden diese gefährlichen Leute sich festsetzen und überall Wurzel fassen; sie werden auf alle Weise die beste junge Mannschaft an sich zu ziehen suchen; sie werden mit List und heimlicher Gewalt eine große Anzahl wegnehmen; sie werden's an nichts fehlen lassen, selbst die Soldaten Ew. Durchlaucht untreu zu machen.

Will man mit dem General Möllendorf auf eine gewisse Anzahl übereinkommen, und ihnen etwa selbst überlassen, die junge Mannschaft nach gewissen zu fertigenden Verzeichnissen aus den Aemtern auszuheben, so kann man nicht versichert seyn, daß es dabei bleiben wird. Ein und der andere, der es merkt, wird austreten, sie werden statt dessen nach andern greifen, es werden Händel entstehen, und sie werden davon Anlaß nehmen, was man mit ihnen ausgemacht hat zu überschreiten.

Will man endlich sich entschließen eine Auswahl selbst zu machen und ihnen die Leute auszuliefern; so ist darin wohl fürs Ganze das geringste Uebel, aber doch bleibt auch dieses ein unangenehmes, verhaßtes und schaamvolles Geschäft. Und wahrscheinlich ist man mit allem Diesem noch nicht am Ende des Verdrusses. Diese mit Gewalt in fremde Hände gegebene Leute werden in Kurzem desertiren und in ihr Vaterland zurückkehren; die Preußen werden sie wieder fordern, im Fall sie fehlen, austreten, oder sich verbergen, an ihrer Stelle andere wegnehmen. Diese Plage wird mit jedem Herbste wiederkommen. Wie sie sich gewiß auch nicht begnügen werden, wenn man ihnen einmal Mannschaft stellt: mit jedem Frühjahr werden sie die Forderung erneuern.

Dagegen wird man von Kaiserlicher Seite diesen Schritt, den man so sehr wider Willen gethan, gewiß übel aufnehmen. Man wird sie niemals überreden können, daß man so nothgedrungen, und so ungern eine solche Entschließung ergriffen hat. Der alte Verdacht, den man gegen die Sächsischen Höfe hegt, daß sie wenig Neigung für das Oesterreichische haben, wird wieder rege werden und es wird dem Kaiserlichen Hofe an Gelegenheit nicht fehlen, dem Fürstlichen Haus manches Unangenehme fühlen zu lassen. Das Nächste, was zu befürchten steht, ist daß sie gleichfalls Werbung in den Fürstlichen Landen einzulegen verlangen, so daß man von beiden Seiten wird gedrängt seyn und die oben hergezählten Verdrießlichkeiten doppelt, ja dreifach auszustehen haben wird, weil dieser Theil

alsdann wohl nicht mit Schonung verfahren mag, die man doch immer von den Preußen, wenn man mit ihnen übereinkommen wollte, zu hoffen hätte.

Will man nun, um diesem Uebel auszuweichen, die andere Seite ergreifen, und des Königs Gründen, womit er seinen Antrag unterstützt, kein Gehör geben, so würde man folgende Maaßregeln zu ergreifen haben. Gegenwärtig kann man stille seyn und abwarten, was der General Möllendorf entweder schriftlich oder durch einen Offizier hierher gelangen läßt, da er auf das letzte an ihn erlassene Schreiben noch eine Antwort schuldig ist. Nach den neuesten Nachrichten befindet er sich mit seinem Corps wieder in Böhmen, der Lieutenant Rheinbaben ist abgegangen und der Lieutenant Monckton trifft wohl vor Ende des Monats nicht wieder ein. Dadurch scheint man eine kleine Frist zu gewinnen, die man ja wohl zu nutzen hat.

Zuerst wird man an Hannover, Maynz, Gotha, die übrigen Sächsischen Höfe schreiben, und ihnen vorlegen, daß es Ew. Durchlaucht bei gegenwärtigen Umständen Pflicht, Gesinnung und Wunsch seyn, Ihre Lande und Unterthanen vor den Beschwerden des benachbarten Krieges auf das Möglichste zu schützen, und an denen öffentlichen Angelegenheiten keinen Theil als gesammt mit den übrigen Ständen des Reichs zu nehmen. Sie seyen es gewiß, daß an jedem Hofe eben solche Gesinnungen herrschten, und um deste mehr sey es zu bedauern, daß ohnerachtet dieser innerlichen Uebereinstimmung man sich bisher nach einem gemeinschaftlichen Plan zu handeln noch nicht habe verstehen kön-

nen. Durchlaucht seyen jetzo durch einen Vorgang bewogen, mehr als jemals ein näheres Band mit den übrigen Fürsten zu wünschen und eine neue Ueberlegung der so nothwendigen Vereinigung unter sich zu veranlassen, da man Preußischer Seits die Werbung in Ihren Landen neuerdings verlangt habe. So wenig Sie im Falle seyen, diese Forderung, wenn sie durch gesetzt werden wollte, mit Nachdruck abzuweisen, so sehr wünschten Sie durch eine Verbindung mit wohlgesinnten Mitständen, deren Länder diesen, oder ähnlichen Unannehmlichkeiten ausgesetzt seyen, solchen Zumuthungen sich standhaft widersetzen zu können.

Dieser Schritt kann auf jeden Fall sogleich gethan werden, man mag sich in der Hauptsache entschließen zu was man will, und er wird immer eine gute, wenn auch nicht hinreichende Wirkung haben. Zu wünschen wäre es, daß andere glückliche Umstände zusammen träfen, die Fürsten des Reichs aus ihrer Unthätigkeit zu wecken und sehr glücklich wäre es, wenn man durch die Noth gedrungen von hier aus zu einer geschwinderen Vereinigung beigetragen hätte.

Doch wird man mit der Entschließung in der Hauptsache nicht auf die Antwort zu warten haben, weil man leider menschlicher Weise den Inhalt, der eben nicht entscheidend seyn wird, voraussehen kann.

Bleibt man also dabei, sich dem Könige widersetzen zu wollen, so muß man sich vorbereiten, ehster Tage einen Werbeoffizier mit einem Commando, angemeldet oder unangemeldet,

erſcheinen zu ſehen. Will man ihm alsdann und dem Generale, der ihn abſchickt, die Antwort geben, daß man ohngeachtet der Königlichen Erklärung die Werbung nicht geſtatten werde und von dem Offizier verlangen, daß er ſich aus den Fürſtlichen Landen wegbegebe, ſo wird man zum Voraus wohl zu überlegen und ſich zu entſchließen haben, ob man im Weigerungsfall ihn arretiren und aus dem Lande bringen, und wie weit man mit der Gewalt, wenn er ſich widerſetzen ſollte, gehen wolle. Solche Dinge, die zwar ſchwerer vorher zu beſtimmen ſind, müſſen doch, weil ſie vorausgeſehen werden können, wohl überlegt werden, weil die augenblicklichen Entſchlüſſe in ſolchen Gelegenheiten ſelten die Folgen zu Rathe ziehen.

Iſt man alſo entſchloſſen, ſich von dem erſten ſchwächeren Abgeſchickten auf dieſe Weiſe zu befreien, ſo entſteht die neue Frage, was man thun will, oder vielmehr thun muß, wenn ſie mit verſtärkter Gewalt wieder kommen.

Zwar läßt ſich mit einiger Wahrſcheinlichkeit vermuthen, daß die Preußen ſelbſt es zu einem öffentlichen unangenehmen Ausbruch nicht werden kommen laſſen, und wenn ſie Standhaftigkeit ſehen, ſich begnügen, in der Stille zu necken und hier und da einigen Abbruch zu thun. Doch kann es auch ſeyn, daß der König, durch den gegenwärtigen Mangel an Leuten gedrängt, über die Achtung hinausgeht, die er gern zu ſeinem eigenen Vortheil für die Fürſten bezeigte. Da er wohl weiß, daß theils alle dieſe Sachen, wenn ſie zur Sprache kommen, ſich beſchönigen laſſen, theils auch, daß ſolche Beſchwerden unter

dem Lärm des Kriegs und unter den übrigen, weit wichtigeren, mehrere Theilnehmer angehenden Vorfällen ſich verlieren.

Wäre Dieſes, ſo würde er ſeinen hinausgeſchafften Werber mit verſtärkter Macht wieder hereinführen, man würde Truppen gleichſam auf Execution hier und da einquartiren, die alsdann auf Unkoſten des Landes unterhalten werden müßten. Bei der Unordnung, die ſolch ein Trupp verurſacht, und unter ſeinem Schutze würden alle Uebel der Werbung ſich aufgehäuft ausbreiten und die Rache, die dazu käme, würde alle Mäßigung aufheben und alle Uebereinkunft abweiſen. Sie würden alsdann mit offenbarer Gewalt brauchbare, verheurathete, angeſeſſene Leute mit wegnehmen; man würde den Unterthan vor Prellereien und Bevortheilungen nicht ſchützen können.

Was alsdann übrig bliebe, wäre, ſich an den Reichstag zu wenden, woher man ſich aber bei gegenwärtigen Umſtänden nur eine leere Theilnehmung zu verſichern hätte, indeß man durch die dringenden und bitteren Beſchwerden das gute Verhältniß zum Königlich Preußiſchen Hauſe leicht geſtört haben könnte.

G.

5.

Bunſtedt d. 8. März 79 auf dem Rathhauſe.

Indeß die Burſche gemeſſen und beſichtigt werden, will ich Ihnen ein Paar Worte ſchreiben. Es kommt mir närriſch vor, da ich ſonſt Alles in der Welt einzeln zu nehmen und zu beſehen

pflege, ich nun nach der Phyſiognomik des Rheiniſchen Strichmaaßes alle junge Purſche des Landes klaſſifizire. Doch muß ich ſagen, daß Nichts vortheilhafter iſt, als in ſolchem Zeuge zu kramen. Von oben herein ſieht man Alles falſch und die Dinge gehen ſo menſchlich, daß man, um was zu nützen, ſich nicht genug im menſchlichen Geſichtskreis halten kann.

Uebrigens laß ich mir von allerlei erzählen und alsdann ſteig ich in meine alte Burg der Poeſie und koche an meinem Töchterchen [1]). Bei dieſer Gelegenheit ſeh ich doch auch, daß ich dieſe gute Gabe der Himmliſchen ein wenig zu kavalier behandle und ich habe wirklich Zeit, wieder häuslicher mit meinem Talent zu werden, wenn ich je noch was hervorbringen will.

Nach Weimar wäre ich vorgeſtern gern gekommen, es war mir vor der Zerſtreuung bange.

Laſſen Sie das kleine menſchliche Weſen [2]) nur erſt ein Bißchen herankommen. Die Umſtände erziehen alle Menſchen, und man mache was man will, die verändert man nicht.

Laſſen Sie's nie an der väterlichen Sorgfalt mangeln, daß wir's nur geſund erhalten. Bis es eine Menſchenſtimme vernimmt, werden wir noch Manches darüber zu denken und zu reden veranlaßt werden.

Gott gebe uns den äußern und innern Frieden, ſo wird Ihnen und Ihrem Land noch gut zu helfen ſeyn.

---

[1]) Iphigenie. [2]) Prinzeſſin Louiſe Auguſte Amalie, Tochter des Herzogs, geb. 3. Februar 1779, geſt. 1784.

Ich habe mir allerlei gemerkt, Luſtiges und Ernſthaftes, das ich zu erzählen habe.

Ueber Dieſem hat mich Knebel angetroffen, der mir hat großen Spaß gemacht.

Leben Sie wohl. Er wird mehr erzählen. Morgen früh geh ich nach Allſtedt.

G.

6.

(1780 oder 1781.)

Sie haben beſter Herr, Schumannen beauftragt den Aufzug zu malen; er verlangt von mir die Liſte. Erlauben Sie mir, daß ich einige Remonſtrationen vorbringe.

Dieſe Feierlichkeit war an ſich ein gewagter Scherz, iſt glücklich abgelaufen, hat gute Wirkung gethan und Freude gemacht und wird jedem der Zuſchauer als eine abenteuerliche und angenehme, vorübergegangene Erſcheinung zeitlebens vor Augen ſchweben.

Bei hellem Tage, mit nüchternem Muthe muß man ſo was nicht betrachten. Sollte es daher wohlgethan ſeyn, mit Schumanniſchen Figuren aufs Papier zu heften, was nur als Traum vorbeiziehen ſollte und was weder gemalt noch beſchrieben werden kann?

Ich wünſchte ſogar, daß Sie verböten, etwas davon ins Wochenblatt zu ſetzen. Laſſen Sie die Zuſchauer ſich untereinander davon unterhalten und es Fremden, es künftig ihren

Kindern erzählen, der größte Reiz wird bei aller Ueberlieferung das Unaussprechliche bleiben.

Die Imagination wird arbeiten und Sie Ihres Zwecks nicht verfehlen, statt daß Schumanns Handwerks-Faust diese Schmetterlinge sicherlich, und jeden schönen Effekt ihres flatternden Lebens ermordet.

s. m.

G.

7.

Nach mehrerer Ueberlegung wars natürlich daß ich mich entschließe zu Hause zu bleiben. Es ist nicht klug, ein noch unbefestigtes Reich zu verlassen; dann weiß ich schon, ich komme sobald nicht von Gotha weg, sondern muß die ganze Woche drüben bleiben.

Es häuft sich dann hier wieder so viel, und ich möchte doch auch wider des Teufels List und Gewalt die Literatur[1]) aufs Trockne bringen. Bedenke ich noch dazu den Zug auf dem Gothaischen Schlosse, die Kälte, und daß man weder Herr von seinem Rock noch Fußbekleidung bleibt, so schreckt mich das ganz in mein Dachsloch zurück, wo mich ohnedies eine hypochondrische Vorliebe gefangen hält.

Die guten Geister begleiten Sie.

d. 18ten Jan. 81.

G.

[1]) Goethe's Gespräch über die deutsche Literatur. S. Riemer's Mittheilungen über Goethe (Berlin 1841). II, 133.

8.

Erzeige mir den Gefallen zu bestellen, daß heute Abend um 9 Uhr Friedrich und der Theaterschneider in der Garderobe des Theaters bei der Hand sind; einige Leute wollen sich, um allen Unmuth zu vertreiben, auf heutiger Redoute Kurzweil machen. Laß es aber die Theaterleute erst gegen Abend wissen, damit das Secretum secret bleibe.

[25. Januar 1781.]

C. A.

9.

Dieser Brief soll Ihnen bis Erfurt entgegengehen und Abends auf der Redoute werden wir Sie Alle erwarten.

Das veränderliche Wetter werden Sie mit uns gemein gehabt haben, dagegen ist unsere große und schöne Welt desto beständiger. Eine Schlittenfahrt mit vielen Postzügen ist glücklich abgelaufen, zwei andere, eine nach Belvedere, wo der Prinz[1]) traktiren wollte und eine nach Ettersburg, unter den Flügeln der unendlichen Fledermaus, werden mit diesem Morgen zu Wasser. Ein leiser Windzug der Freundschaft hat die kleine Werthern nach Dauer[2]) geführt und Knebel ist von diesen Strömungen nachgeschleift worden. Er versprach heute Abend wieder hier zu sein, denn morgen früh ist die Probe der Iphigenie auf dem

[1]) Constantin, Bruder des Herzogs. [2]) ?

Görge.

Was ſie nur zuſammen reden! Ich verſtehe nichts. (Sich umſehend) Was ſoll das heißen? Der Schrank offen? Saure Milch zurechte gemacht? Das ſoll wohl ein Frühſtück werden?

Schnaps.

(wie oben) So freut Euch doch, wie alles einig und vergnügt iſt.

Märten.

In Eurem Kopfe muß es wunderlich ſpuken; ich ſehe nichts.

Görge.

(Sich zurückziehend) Ich muß nur horchen.

Schnaps.

(Märten loslaſſend) Ich ſehe alles im Geiſte; Ihr werdet es bald vor Eurem Hauſe mit Augen ſehen.

Theater. Wir hoffen, Sie sollen mit dem Portal zufrieden sein. Schumann hat seine ganze Raphaelische und Oeserische Ader darauf ausgegossen. Ihre Frau Gemahlinn ist nicht recht wohl, darüber ein Thee der Dienstags beim Prinzen getrunken werden sollte, nicht eingenommen worden. Ich habe sie nicht gesehen und Ihren Gruß durch die Waldner ausrichten lassen, die seit der große Schnee hunten ist, vom Zahnweh Ruhe hat. Der Wöllwarth[1]) hab ich ein Collegium über die Perspektive gelesen, sie hat eine kindische Lust am Zeichnen. Die Stunde ist so besetzt, daß niemand mehr Platz hat. Unsere Masterade schleicht im Stillen, jedes scheut die Kosten. Die Stein hat sich ein Paar Kleider ausgewählt die sie will zerschneiden lassen. Wenn Sie selbst kommen, wird's schon gehen. Die Redoute nach der Herzoginn Geburtstag wird an Erscheinungen reich sein; es werden Verse von allen Seiten gemacht. Wieland ist über Wolfen entzückt, der seine Cantate auch zu Ehren des Dreykönigsten[2]) componirt hat. Asträa kommt drinne vom Himmel, und es fängt mit Donner und Blitz und Windsbraut an. Ich glaub es ist ein Geheimniß, drum lassen Sie Sich nichts merken. Die Crone[3]) hatte Stechen auf der Brust, das ihr sehr ungewohnt schien. Gestern Abend habe ich, während des Concerts bei der Herzoginn, auf der Göchhausen Stube gesessen, eine Flasche Champagner ausgetrunken und der Literatur[4]) auf

[1]) Hofdame der Herzoginn Louise. [2]) 6i. Januar: Geburtstag der Herzoginn Louise. [3]) Corona Schröter. [4]) S. Anm. zu Nr. 8.

geholfen. Nun ist wieder Hoffnung daß das Werk vollendet werden wird. Für die Garnisonschule laß ich eine geräumige Stube im Waisenhaus zurechte machen; es kann auf 60 Thaler kommen, dann wollen wir sehen ob wir von der feinen äußerlichen Zucht weiter zum Innern kommen können. Auf der Kriegs-Commission gehts sehr gut und da Alles von mir abhängt und ich Ordnung bis aufs Letzte halten kann, sehr leicht. Auch ist eine weit freiere Luft oben. Vom dicken Amtmann hab ich ein Projekt, die Steuersache zu reguliren, das recht gut ist; man muß nur erst sehen was das letzte Reskript wirkt. In Publicis ists ganz still um uns, die Ministres fahren auf dem Schlitten. Sievers ist wieder besser. Wette hatte sich auch gelegt. Bei Hofe bin ich neulich bald abgestanden; ich spazirte ganz allein im großen Saal, da Alles in Partieen beschäftigt war, ja sogar Lingen aus Verzweiflung mit Lucken Schach spielte. Das Schlimmste war, daß Jedes, das König wurde, glaubte mich unterhalten zu müssen.

Die Herzoginn von Gotha, hab ich gebeten, sich vom Prinzen August das Exemplar der Geschwister, das er hat, geben zu lassen und sich dessen zu bedienen. Ich hatte kein leserliches zu Hause. Der schönen Gräfinn [1]) hab ich das Trauerspiel [2]) geschickt.

Ich bin sehr neugierig, wie Ihre Jagd abgelaufen ist, die meine schränkt sich auf einen Raben ein, den ich gestern von den ho-

[1]) von Werthern. [2]) Iphigenie.

hen Aſchen, aus einer Entfernung wo er ſich ſicher glauben konnte, mit meiner guten Flinte wie einen Sack herunter geworfen habe.

Ueber die Mengs und Correges mündlich mehr. Stein iſt nach Kochberg, ich fürchte, ſeine Einkünfte werden über dieſe Sorgfalt alle zu Spiritus, aber nicht vini. Grüßen Sie Wedeln; ſobald er kommt, wollen wir ſeine Idee wegen der Executionsgelderkaſſe realiſiren. Die General Polizeidirektion hat mit mir kommunizirt.

Nun wünſch ich glückliche Fahrt und empfehle mich zu Gnaden.

den 26ten Donnerſtag früh des Jenners 81.

G.

10.

So groß, als die Begierde war in mir,
Die altgeliebten Bilder zu erlangen,
Mit gleicher Luſt geb ich ſie Dir
Und ſcheine ſie dadurch erſt zu empfangen.

den 18. Febr. 81.

G.

11.

Danke tauſendmal für die ſchönen Zeichnungen und wünſche, daß die Reiſe in allem Sinn wohlbekommen möge. Gehn Sie nur auf dem wiederbetretenen Hausboden ſachte und nehmen ſich in Acht, daß nicht die gewöhnliche Wirkung Sie überfalle.

Ich hoffe auf das Frühjahr, wo ich hoffe uns die Dialogen in freier Luft beſſer als noch nie bekommen ſollen. Es geht mit dem Guten, wie mit den Quecken: — die Cur ſchlägt erſt im dritten Jahre Wiederholung recht an.

den 23. März 81.

G.

12.

Wenn Sie Ihr Kreuzzug, liebſter, gnädigſter Herr, nach Sonneberg geführt hat, ſo werden Sie einen Theil des Vorwurfs zurücknehmen, daß ich nicht ſchreibe, und die übrige Hälfte ſoll, hoff' ich, der eingeſchloſſene Brief vertilgen.

Ihren Brief von Kaltennordheim, der Montags geſchrieben war, erhielt ich erſt zu Ende der Woche. Der Huſar fand in Reehauſen[1]) die Wohnung leer und ließ dem Sekretär den Brief und erſt geſtern erhalte ich, was beiliegt, mit einem ſehr artig ſtyliſirten Briefchen dabei, das jedoch völlig in der Form abgefaßt iſt, als wenn der Herr Gemahl das Concept ſignirt hätte.

Wenn es möglich iſt, und Sie noch länger außen bleiben, ſo bitt ich um einige Nachrichten Ihrer Zurückkunft und des Meining'ſchen Beſuchs. Eins wegen des Abfeuerns, das andere wegen dramatiſcher Einrichtungen für Tiefurth.

Friede und Einigkeit haben bisher unter uns gewohnt; Ihre Frau Gemahlinn iſt vergnügt, Ihre Frau Mutter auch,

[1]) ?

Jedes in ſeinem Weſen. Die Wärme iſt eine allgemeine Unterhaltung, wie vor Kurzem die Influenza und die kalten Winde. Die Oberhofmeiſterinn iſt zurück und das Brautpaar geht im Mondenſcheine ſpatziren.

Mit der größten Philiſter-Behaglichkeit ſitze ich in meinem Neſte, nachdem ich mich vorher nach der Art der Windhunde mehrmal herumgedreht habe, um ihm eine meinem Körper analoge Form zu geben. Kalb hat Abſchied genommen und iſt heute weg. Unſere Johannisloge war magerer als ein Hof zur Curzeit. Und wenn Bode nicht noch durch einen Spaß bei Tiſch die Vorſteher beleidigt hätte, ſo daß gar der alte Germar den Hammer niederlegen wollte und Rothmaler[1]) eine lange Rede aus dem Stegreife hielt, ſo wären wir ohne das geringſte Intereſſe geſchieden. Mehr Böcke ſind wohl überhaupt im Ritual und Formal an keinem Johannistage vorgegangen. Ein deputirter, unpräparirter Meiſter vom Stuhl, zwei Vorſteher aus dem Stegreife ꝛc. ꝛc. Und ſobald von ſo etwas der Pedantismus getrennt iſt, dann gute Nacht.

Leben Sie wohl und genießen des Lebens.

Hitze werden Sie mitunter ausſtehen.

Die Herzoginn wird wohl das Uebrige von Neuem und Altem vermelden.

Weimar d. 26. Juni 81.

G.

[1]) Chriſtoph Friedrich Siegmund von Rothmaler, weimariſcher Hauptmann und Kammerherr.

13.

Unsere Reise ist glücklich und gar angenehm bisher vollbracht.

Schwarzburg, Blankenburg, Rudolstadt, Teschnitz haben wir besucht, von der Hitze etwas ausgestanden, doch auch ganz köstliche Morgen, Abende und Nächte gehabt. Knebel war sehr gut und munter. Ich hab ihn in die Klüfte der Erde initiirt, er hat Freude dran.

In Blankenburg hab ich einen alten Bergmeister gefunden, der ehmals auf dem hiesigen Werke gearbeitet hat; er ist 72 Jahre alt und erinnert sich aller Vornamen und Zahlen. Dieser kommt Sonntags hierher und ich werde ein großes Colloquium anstellen und seine Aussagen protokolliren lassen, damit alles klarer werde.

Wir haben sehr schöne Gegenden durchstrichen, auch sind uns menschliche Dinge allerlei Art vorgekommen, die Knebel erzählen soll.

Bei der Stein werden Sie eine Tasse finden, die ich gemalt habe.

Morgen wollen wir auf Friedrichsrode und von da auf den Inselsberg. Sonntags denk ich wieder hier zu seyn und die Verhandlung mit dem Bergmeister wird mich einige Tage aufhalten.

Leben Sie wohl, behalten Sie mich lieb. Die Welt ist voll Thorheit, Inconsequenz und Ungerechtigkeit; es gehört viel

Muth dazu, diesen nicht das Feld zu räumen und sich heimlich zu begeben. Adieu.

Ilmenau d. 5. Juli 81.

G.

14.

Knebel wird Ihnen viele herzliche Grüße von mir bringen und erzählen, wie wir gelebt haben.

Ein entsetzliches Gewitter, das zweite im Lauf seit Staffens Hiersein, hat uns diese Nacht geweckt. Es schlug auf der hohen Schlauke in eine vierspännige Fichte und zündete.

Staff ist mit allen Holzhauern hinaus und sie war bald gefällt.

Mein alter Bergmeister ist angekommen. Morgen und übermorgen wollen wir mit ihm unter- und überirdisch sprechen, dann bin ich bald bei Ihnen.

Mit Knebeln ist mirs recht wohl gegangen. Er setzt meinen Text in Noten und mein Text hält seine Noten zusammen. Leben Sie wohl.

Ilmenau d. 8. Juli 81.

G.

15.

Um meinen hiesigen Aufenthalt mit einem Abenteuer zu endigen, will ich morgen früh Sechse in forma hier abfahren, in Siebeleben aussteigen, über die Gleichen, Schiersbausen, Tien-

ſtedt nach Kochberg zu Fuße gehen und auf der einſamen Wanderung meine Lectien recapituliren.

Vom hohen Frickenſtein durch das flache Land, aus dem zuſammengefaßten Leben der obern Menſchen zum einzelnen und einfacheren der niedern Landesbewohner.

Es iſt mir recht wohl gegangen; ich habe viel gezeichnet. Das lebhafte Intereſſe des Cirkels, in dem ich hier bin, am Augenblicklichen, macht auch im Augenblick lebhaft und durch Aleinigkeiten zum allgemeinen Scherze thätig.

Mein Chriſtoph, der dieſen Brief überbringt, ſoll Sonnabends Abends in Kochberg ſeyn; er wird mein Pferd hinreiten. Geben Sie ihm Etwas an mich mit und ſagen mir, wie es ſteht und ob ich kommen ſoll. Doch möcht' ich nicht daß man wüßte, wo ich bin, ich hab's ihm verboten, gegen Jemanden etwas zu erwähnen. Der Inſelsberg iſt ſehr klar, ich hoffe einen ſchönen Tag auf morgen. Leben Sie wohl und behalten mich lieb. Die Welt iſt weit und Eines in dem zu Hauſe iſt klein. Wohl dem, der ſich leidlich hettet.

Ilmau, Donnerſtag 11. Oktober 81.

G.

Erfurt den 12ten früh 10 Uhr.

Das ſehr trübe Wetter heute früh hat meiner Wanderung eine prekariſchere Wendung gegeben; ich bin hierher gefahren und will Miethpferde nehmen, um über Teundorf und Tannrode zu reiten.

Der Herzog fürchtet sich vor der Markgräfinn[1] und wird nicht eher kommen, als bis sie weg ist. Wer doch einmal einen guten Credit hat, kann sicher seyn, daß er sich ausbreitet.

Ich bin sehr zufrieden von meinem Aufenthalt und wie es scheint sind es die Leute auch mit mir. Da ich ein wenig mehr als sonst mit denen Effekten bekannt bin, die meine Existenz machen muß, und ich nach und nach lerne, offen zu seyn und mich bis auf gewisse Punkte sehen zu lassen, ohne die hergebrachten und natürlichen Schicklichkeiten zu beleidigen, so werd' ich für Andere und für mich selbst wohlthätiger.

Wenn ich noch einen Schluck aus dem Becher weiblicher Freundschaft gethan habe, kehr ich vergnügt in mein Thal zurück. Diese drei Wochen waren eben hinreichend, die Summe des vergangenen Jahres zu ziehen und noch auf den Winter etwas einzutragen.

Leben Sie recht wohl. Sagen Sie mir, wie es geht und ob Sie mich noch einige Tage in der Welt wollen herumstreifen lassen.

Wenn man nach mir fragen sollte, so bin ich auf meinen logischen Wegen. Addio.

Um 12 Uhr.

Ich bin bei dem Statthalter gewesen und habe ihm gerathen, den Herzog von Gotha nicht dringend auf den Montag einzu-

[1] Die verwittwete Markgräfinn von Baireuth, geb. Prinzessinn von Braunschweig, Schwester der Herzoginn Anna Amalie.

laden. Er glaubt nicht anders, als ich ginge nach Weimar; wenn also die Rede von mir kommt, so lassen Sie es fallen, als ob ich da bin oder nicht.

16.

Ihr Brief, den ich erst gestern zu Hause gefunden habe, war mir sehr erfreulich; ich sah daraus, daß Sie Sich auf dem Gipfel menschlicher Dinge, von Liebe und Freundschaft begleitet, in Betrachtung des Fürtrefflichen ergötzten.

Ich habe indeß als moralischer Leibarzt einen verworrenen Handel zwar leider nicht ans Ende, (denn wenig menschliche Dinge endigen sich, außer durch den allgemeinen Schluß) doch aber bis zur Entwickelung führen helfen.

Eine alte Krankheit zerrüttet die Einsiedelische Familie. Der häusliche, politische, moralische Zustand hat auf den Vater so gewirkt, daß er nahe an der Tollheit wahnsinnige, wenigstens schwer erklärliche Handlungen vorgenommen hat, endlich zu Hause durchgegangen ist und seinen Sohn hier aufgesucht hat. Ich habe mich, um kurz zu seyn, des Alten bemächtigt und ihn nach Jena in das Schloß gebracht, wo ich ihn unterhielt, bis seine Söhne ankamen, die indeß zu Hause mit Mutter und Onkel negotiirt und die Sache auf einen Weg geleitet hatten. Die ganze Woche ist mir auf diese Besorgnisse aufgegangen und ich wollte Ihnen nicht eher schreiben, bis ich dem Ausgang näher wäre, worauf ich jeden Tag hoffte.

Märten.

In meinem Hauſe ſeh ich ſchon im Voraus nichts Gutes.

Schnaps.

(Noch einmal zum Fenſter hinaus ſehend, vor ſich) Alles iſt ruhig und ſicher. Nun geſchwind an die Mahlzeit! (Er tritt an den Tiſch.)

Märten.

Säh' ich dich wo anders!

Schnaps.

O du liebliche Suppe der Freyheit und Gleichheit, ſey mir geſegnet! — Seht her!

Märten.

Was giebts?

Schnaps.

Nun ſetzt ſich der Bürger-General drüber.

Laſſen Sie Sich auf Ihrer Reiſe wohl ſeyn und kommen vergnügt zurück.

Daß der Gräfinn[1]) die Perſerinnen[2]) wohlgefallen, hör' ich gerne, auch ich habe eine große Vorliebe zu dieſem Stück und ich mußte Toblern gleichſam mit Gewalt zur Ueberſetzung bringen.

Knebel nahm in Jena von mir Abſchied und ging von da auf Saalfeld. Wenn er den Uebeln ſo gut abhelfen oder ſie tragen könnte, als er ſie ſieht, ſo würde er bald unentbehrlich ſeyn. In ſeinem jetzigen Zuſtande wirkt Alles auf ihn, ohne daß er widerſtehen oder gegenwirken möchte, er hat ſich Begriffe vom Leben und vom Zuſtande gemacht, die eines chriſtlichen Mannes nicht unwerth ſind, nur ſcheint mir beſteht ſein Haupt-Unglück darinne, daß er Theils einmal ganz allein handeln und ſich ſelbſt überlaſſen ſeyn will, und gleich darauf wieder eine vormundſchaftliche Sorge von Andern fordert.

Loder iſt das geſchäftigſte und geſelligſte Weſen von der Welt, er freut und bereitet ſich auf den fürſtlichen Curſum physiologicum. Ich habe mich, wie Sie leicht denken können, gehütet, ihm über die Studia der Prinzen nähere Begriffe zu geben. Mir hat er in dieſen 8 Tagen, die wir freilich, ſo viel es meine Wächterſchaft litte, faſt ganz dazu anwandten, Oſteologie und Myologie demonſtrirt. Zwei Unglückliche waren uns eben zum Glück geſtorben, die wir denn auch ziemlich abgeſchält und ihnen von dem ſündigen Fleiſche geholfen haben.

[1]) Werthern. [2]) Soll heißen „Perſer". Die Loder'ſche Ueberſetzung befindet ſich handſchriftlich auf der großherzoglichen Bibliothek zu Weimar.

Ich schließe den Lynkerischen Brief bei. Die Sache wird also sehr kurz zu machen seyn, wenn Sie dem Klienten eine Stelle bezahlen. Denn die Freistellen sind, wie ich vermuthete, auf weit hinaus besetzt.

Leben Sie wohl; Lieben Sie mich, und grüßen Sie Ihre schöne Freundinn.

Auf den Mittwoch fang ich auf der Akademie Abends an, das Skelet den jungen Leuten zu erklären und sie zur Kenntniß des menschlichen Körpers anzuführen. Ich thue es zugleich um meinet- und ihretwillen, die Methode, die ich erwählt habe, wird sie diesen Winter über völlig mit den Grundsäulen des Körpers bekannt machen. Davon mündlich mehr.

Der neue Saal ergötzt einen Jeden, der hineintritt und alle Schüler sind sehr vergnügt.

Der Prinz[1]) hat mir einen sehr guten verständigen Brief von Florenz geschrieben. Es erfüllt sich doch, was ich voraus sagte, daß diese Reise, und diese Art Reise ihm von großem Nutzen seyn wird.

Leben Sie vielmals wohl.

Den 4. Nov. 81.

G.

Ihre Frau Gemahlinn trägt mir auf, Ihnen viel Schönes und Gutes zu sagen; Sie werden das Blanket wohl am Besten selbst ausfüllen können.

G.

Grüßen Sie Wedeln vielmals.

[1]) Constantin.

17.

Haben Sie, lieber gn. Herr, viel Dank für Ihren Brief; den meinigen werden Sie erhalten haben und ich sehe durch den Husaren einer Antwort entgegen. Dieser soll Sie, wenn das Glück gut ist, in Sonneberg empfangen.

Zuvörderst viel Glück zum schönen Wetter das die Humeurder alten Berge gar trefflich machen wird. Ihre Frau Gemahlinn ist, und mich dünkt, nicht ganz mit Unrecht, ungehalten daß der Fürst und die Fürstinn[1] so sehr hier weggeritten und doch so viel Zeit fanden in Eisenach zu bleiben. Wie ihm auch sey, so freut mich, daß der Alte diesen schönen Theil Ihres Besitzthums gesehen. Ich sehne mich recht, jene Plätze auch einmal im Geist und Sinn zu genießen, und mit neuen Augen anzusehen, davon mir das Reizende zuerst im Taumel verschlungen und welche ich nachher, unangenehmen Erinnerungen auszuweichen, nur flüchtig besuchte.

Der Herzog von Gotha hat mir geschrieben und bestimmt 100 Ducaten. Töchhein soll heute Nachricht erhalten.

Ihre Frau Gemahlinn hat Sonnabends bei mir gegessen. Das Kleine[2] hat auch: liebe Waldnern! Dableiben! Es wurde auf dem Altan mit zu Tische gesetzt und gefiel sich sehr wohl. Heute früh gab die Stein der Herzoginn ein Frühstück in meinem Garten.

Gestern habe ich einen herrlichen Morgen genossen. Ich

[1] Von Anhalt-Dessau. [2] S. Anm. 2 Seite 11.

stand um halb Vier auf. Seitdem mein Garten mir ist was er soll: Zufluchtsort, so hat er für mich einen unaussprechlichen Reiz.

In meinem neuen Hause breite ich mich aus und Alles kommt in die schönste Ordnung. Dabei recapitulire ich mein Leben, vergleiche die Epochen und setze das Charakteristische der gegenwärtigen fest. Sie gewährt mir gute Hoffnungen und Aussichten. Wie viel mir die neue Einrichtung an Arbeit erleichtert, ist kaum zu sagen, ich kann in eben der Zeit und mit gleicher Mühe noch einmal so viel thun.

Die neue Staatsveränderung[1]) hat zu einer Menge Anekdoten Gelegenheit gegeben, die Sie bei Ihrer Rückkunft unterhalten sollen. Das Publikum verabschiedet auch Wetter[2]) und Bertuch. Jenem wird fast einstimmig der Stab gebrochen. In Rousseaus Werken finden sich ganz allerliebste Briefe über die Botanik, worin er diese Wissenschaft auf das Zutraulichste und Zierlichste einer Dame vorträgt. Es ist recht ein Muster, wie man unterrichten soll und eine Beilage zum Emil. Ich nehme daher den Anlaß, das schöne Reich der Blumen meinen schönen Freundinnen aufs Neue zu empfehlen.

Geheime Rath Thümmel von Coburg schreibt mir: „So wunderlich es klingt, so ist es doch gewiß, daß wir in der Hitze unseres guten Willens den Herrn Aufseh ganz übersehen haben, der Fehler ist nun berichtigt" ꝛc.

[1]) Der Kammerpräsident von Kalb war seines Dienstes entlassen und Goethe die Oberleitung der Kammergeschäfte übertragen worden. [2]) Georg Heinrich Wetter, Kammerrath.

An Koch hab ich auch geschrieben.

Villoisons Unternehmen ist dem Herzog von Gotha sehr aufgefallen.

Der Hofjar bringt Ihren Brief. Geleite Sie der Himmel. Dieses Blatt trifft Sie also in Sonneberg sehr richtig.

Der artigen Fräulein und den schönen Damen überhaupt werden Sie ja wohl gelegentlich etwas Verbindliches von mir gesagt haben.

Was den Beamo betrifft, so finde ich Ihren Gedanken sehr glücklich. Unter allen Subalternen dieser Klasse, auch wohl weiter hinauf, hab ich keinen, der so resolut, gescheidt, einfach, aufmerksam und unverdrossen wäre. Ich habe ihn über seine beim Brand beschädigten Füße examinirt; sie sind wieder ganz gut. Am liebsten trägt er Stiefel, doch kann er auch in Strümpfen gehen, wenn er sich nur gegen die Mücken verwahrte. Ich verliere dabei, denn auch bei der Kriegskasse ist mir seine Maitre-Jacques-schaft fast unentbehrlich geworden. Auch in der Folge zum Kammerdiener wäre er zu brauchen, da Ihnen auch näher sein strackes militärisches Wesen nicht unangenehm seyn wird.

W. d. 16. Juni 82.

G.

18.

Erst Freitag den 15. bin ich von Ilmenau zurückgekommen. Wir haben dort mancherlei zu thun gefunden und da es uns

angelegen war, aufs Innere zu dringen, so konnten wir unsere Behandlungen nicht überreilen, wie es bei mechanischer Papier-Expedition wohl angeht. Ich hoffe, es soll Ihnen dieses Werk zur Freude wachsen, wo schon für wenig Geld und in kurzer Zeit viel geschehen ist. In einigen Wochen werden sie auf dem nassen Orte durchschlägig und noch vor Ostern auf dem Trockenen seyn.

Wir haben das Inventarium berichtigen lassen; den neuen Schacht und tiefen Stollen vom 10ten Lichtloche an befahren; die Gräben bis zu den Arenbücher Teichen begangen; einen heimlichen Handel angelegt, um die fatale Schneidemühle auf Gothaischem Grund und Boden durch Kauf an die Gewerkschaft zu bringen; wegen Führung der Gräben und Erbauung des Treibwerks die nöthigen Veranstalten gemacht; die Haushaltung, das Personale, Material u. s. fleißig untersucht und durch eine scharfe Aufmerksamkeit auf die geringsten Dinge der Thätigkeit der Unterbeamten, hoffe ich, eine gut. Richtung gegeben. Denn der Zwischenraum vom 21. Februar bis zum Oktober war zu groß, als daß die Impulsion, die man dem Werke damals gab, hätte ihre Wirkung so gar lange zeigen können. Der Geschworene ist ein fürtreflicher Subalterne, und so lange er Vorschrift und Gesetz hat unverbesserlich; wie das abgeht und er aus eigenem Sinn handeln soll, weiß er sich nicht zu helfen. Anfangs kamen einige Dinge vor, die Verdacht gegen ihn erregten; es hat sich aber Alles nach und nach zu seinem moralischen Vortheile aus seiner unglaublichen Unfähig-

keit, die Dinge ohne Norm zu beurtheilen, aufgeklärt. Die Abgabe der Kranke an die Vocalcote ist hoffentlich Martini in Ordnung.

Man will in Ilmenau von keiner Abfuhre nach Franken etwas wissen; auch sieht der Preis schon diese 14 Tage. Wie die Aussichten hier sind, kann ich nicht sagen, da ich noch Niemanden der davon unterrichtet wäre, gesprochen.

Die Wollenfabrikationen Heyers und Schneppe gehen recht artig; ich habe Muster und Tabellen mitgebracht, darnach sich ihre Industrie leicht übersehen läßt. Mit der Zeit kann dieser Nahrungszweig sehr wachsen. Hofrath Voigt behandelt die Sache sehr geschickt.

Staff will wegen des Holzes einen Aufsatz einreichen; er verspricht und dreht sich, macht Vorschläge und wendet sich. Das herrschaftliche Interesse ist sein drittes Wort, und doch nur ein sehr kurzer Mantel, unter dem die Röcke, die ihm und seinen Vorübergehenden und übrigen Günstlingen besser anpassen, sehr merklich hervorstehen. Ich will indessen mit Verein alles präparieren, und man wird sehen wie man zum Zwecke gelangt.

Doktor Schwabe's[1]) Gesundbrunnen soll heute Nachmittag bei Buchholz probirt werden; ich fürchte sehr es ist gemeines Wasser und von keinem Mineralgeiste belebt.

Die Einsiedels[2]), die nun abgegangen sind, um sich Afrika zu nähern, haben in Oberweimar ein gar wohl eingerichtetes

[1]) Amtshäuslein zu Ilmenau. [2]) Vgl. Nr. 16.

Laboratorium zurückgelassen. Gefäße und Werkzeuge, Säuren, Salze, feste und flüssige Körper, was zu den vorzüglichsten chemischen Arbeiten nöthig ist, findet sich darinn neu, wohl zubereitet und in dem besten Stande. Unser Einsiedel hat es angenommen und will es verkaufen. Er hat mir von 170 Thlr. gesprochen und er giebt es noch wohlfeiler. Nun wäre mein Vorschlag, Sie kauften es als Fonds zur künftigen Ausstattung Göttlings. Büttner hat auch ein klein Hauslaboratorium, das man in der Folge dazuschlagen könnte. Was noch abgeht, schaffte man nach und nach an und es wäre zuletzt unmerklich beisammen. Ich würde es diesen Winter auch gebrauchen können, Theils um die letzten Bewegungen der Sieverischen Thätigkeit, die für sich nie zu einem Ziel kommt, zu nutzen, Theils meine mineralogischen Ideen aufzuklären und mich zum Hüttenwesen vorzubereiten. Wenn es Göttling gesehen und geschätzt hat, will ich einstweilen bis auf Ihre Ratifikation in Handel treten.

Auch habe ich ein Baro- und Thermometer bei dem Nordhäuser Wetterpropheten bestellen lassen; ich will es zu mir ins Haus hängen und die Beobachtung theilen. Gleich heute will ich mich erkundigen, wie weit die Sache mit den Armenanstalten gelangt ist und gerne Alles beitragen um sie weiter zu führen.

Der alte Büttner hat eine Proposition gethan. Wenn Sie 100 Thlr. jährlich für die Bibliothek aussetzen wollten, so wollte er 100 bis 150 Thlr. dazulegen. Man müßte ohnedies etwas thun, um die rohen Bücher binden zu lassen, damit sie

nicht gar zu Grunde gehen. Sie sind schon dreimal hin und wieder geschleppt worden.

Schlözer ist hier und bedauert sehr Ihnen nicht aufwarten zu können. Buchholz hat ihm den Luftballon steigen lassen; ich hoffe der deutsche Aretin wird von dieser ätherischen Ehrenbezeugung sehr geschmeichelt seyn. Knebel ist seinetwegen aus Jena gewichen und befindet sich in Tiefurth. Wir haben eine kleine Session gehalten und die Daasdorfer[1]) Sache in Ordnung gebracht. Es wird sogar über unsere Deliberation ein Extractus Protocolli zu den Acten gebracht, damit man sehe, wie wohl Alles durchdacht, durchdisputirt und wie reiflich ponderiret worden.

Nachher kam Schmidt in einen patriotischen Eifer und sprach viel, wie unsern Finanzen sollten die Reifen stärker angetrieben werden, daß es recht schade ist, daß Sie nicht wenigstens hinter dem Schirm zugehört haben. Es ist wirklich ein Mensch, dem es Ernst ums Gute ist.

Viel Glück auf Ihren Wegen und Stegen, ich bin auf Ihre Rückkunft sehr neugierig.

W. den 18. October 1784.

G.

19.

Durch Ihre Frau Gemahlinn habe ich einen Gruß und durch die Staffette einen Brief von Ihnen erhalten; ich danke

[1]) Daasdorf bei Butterstedt, ein Forst- und Kammergut im Weimarischen.

für Beides und alle Ihnen aus dem stillen Kreise meines Lebens einige Nachrichten zu geben, die für Sie interessant seyn könnten.

Zuerst muß ich sagen, daß mich der Inhalt Ihres Briefes nicht befremdet hat. Denn obgleich das Schachspiel dieser Erde nicht genau zu kalkuliren ist, und ein fehlerhafter Zug manchmal Vortheil bringt; so schien es mir doch beinahe unmöglich, daß die Schritte des F. v. D.[1]) zu etwas Gutem und Zweckmäßigem führen sollten. Besonders war seine letzte Reise ein hors d'oeuvre, wie die Unterredung des Prinzen mit Emilie Galotti im Kreuzgange, worüber sich Marinelli mit Recht zu beschweren hatte. Ihre Verwunderung beim Anblick des K. R. M.[2]) konnte ich mir voraus denken. Es ist mir denn aber doch jetzt sehr lieb, daß Sie die Reise machen. Menschen und Verhältnisse selbst sehen und in der Folge sich entweder zurückziehen, oder aus eigner Erfahrung, Trieb und Ueberzeugung handeln.

Nun zu dem Haushalte. In Dessau[3]) wird ein Anfang mit Umreißen eines Theils des Angers gemacht, ob wir gleich noch nicht mit der Gutsübergabe zu Stande kommen können. Dem Pachter will die Einrichtung noch nicht in den Sinn, seiner alten Frau, die eigentlich Herr ist, noch weniger. Wir gehen sehr gelinde und sachte zu Werke, um unsern Zweck zu erreichen, und ihnen die Wege zu allen Entschädigungs-Geschäften abzuschneiden. Ich habe dem Kammerassessor Büttner und

[1]) Fürsten von Anhalt Dessau (in Betreff des sogenannten Fürstenbundes.)
[2]) Kriegsraths Merck. [3]) S. Nr. 18.

Märten.

Das dacht' ich.

Schnaps.

Und verzehrt ſie.

Märten.

Allein?

Schnaps.

(Eſſend) Nicht doch! — Mit den Seinigen.

Märten.

Das iſt honett.

Schnaps.

Setzt Euch, Bürger Martin.

Märten.

Danke ſchön!

Schnaps.

Laßt's Euch ſchmecken.

Märten.

Ich bin nicht hungrig.

Kammer-Kalkulator Treuter die Sache besonders aufgetragen, um auch diese ins Interesse zu ziehen, die Ausführung zu erleichtern und sie in ihren Handelsweisen näher kennen zu lernen.

Im Grimmenstein[1]) ist Alles in voller Arbeit, und ich hoffe bei Ihrer Wiederkunft sollen Sie das Raub- und Rattennest wenigstens so umgeformt finden, daß die Wohlthätigkeit ein Asylquartier daselbst nehmen kann. Den von Bertuch eingegebenen Riß, den der Zimmermeister Curt gefertigt hatte, fand Castrop unausführbar, weil zu Vieles in dem alten Werke hätte müssen umgeändert werden. Und wirklich bei näherer Untersuchung war der Vorschlag sehr kostspielig und mit Gefahr verknüpft. Er that deswegen einen andern, ich brief Bertuchen, dem er auf dem Platze vorgelegt wurde; man überlegte, maß und fand daß derselbe Entzweck erreicht werden würde und daß die neue Einrichtung gegen die erste vielleicht einige Mängel, dagegen aber auch wieder Vortheile haben werde. Es wird also darnach die Abtheilung gemacht. Verschlossene Bänke, Räder ꝛc. werden auch gleich besorgt, und der Körper bis zur Belebung geformt werden.

Der Gesundbrunnen in Ilmenau, worauf der arme Doktor Schwabe[2]) seine ganze Hoffnung gesetzt hat und schon völlig überzeugt ist, daß die schwachen Nerven seines Patients dadurch auf das Dauerhafteste gestärkt werden würden, ist von Göttlingen sehr verständig und ausführlich untersucht worden und es findet

[1]) Ein altes Gebäude in der Stadt Weimar. [2]) Vgl. Nr. 1*.

ſich, daß das Waſſer Gyps und Kalktheile und ſonſt weiter nichts, alſo eher ſchädliche, als heilſame Ingredienzien enthält. Ich will ihm den darüber gefertigten Aufſatz zuſchicken laſſen und er wird hoffentlich erkennen, daß es ein Irrlicht war, das ihn auf das ſumpfige quellige Fleck geführt hat.

In Jena iſt auch Alles in Ordnung, das Hospital abgetragen und kann der Platz nun den Winter über liegen bleiben. Der Brückenbogen iſt frei und wäre dadurch die letzte Hinderniß, die ſich dem Ablaufe des Waſſers entgegenſtellte, gehoben. Der abgeſtochene Rand der Mühllache wird auch beflochten. Wir haben dieſe Arbeit, die jeder Beſitzer unter Aufſicht verrichten muß, dadurch erleichtert, daß wir ihnen die benöthigten Pfähle dazu verwilligt haben. Es möcht Dieſes gegen den Vortheil, der für das Publikum erreicht wird, eine kleine Summe.

Uebrigens gehe ich das Kammerrechnungsweſen durch und werde überhaupt, wenn Sie wiederkommen, einige Vorſchläge wegen dieſes Departements thun.

Was ſonſt vorgefallen iſt, werden Sie durch Andere vernommen haben. Außer dem Brand von Hammerſtedt[1] weiß ich nichts Schlimmes. Ihre Frau Mutter war am 24. Oktober[2] vergnügt und munter. Alle dichteriſchen Federkiele hatten ſich gereat und allerlei kleine harmloſe Gaben waren dargebracht worden. Prinz Conſtantin verherrlichte das Feſt durch ſeine Gegenwart und Tags darauf ſahen wir einen Prinzen als Jr-

[1] Lauf im Amtsbezirke Weimar. [2] Geburtstag derſelben.

wisch*) gleichfalls zu Ehren der Geburtsfeier auf dem Theater. Knebel wohnte acht Tage bei mir und ist wieder nach Jena. Die Stein hat mich auch wieder verlassen, sie schleppt an dem Kochberger Wirthschafts Kreuze; sie theilt bloß das Uebel, ohne es heben zu können.

Das fünfte Buch von Wilhelm Meister habe ich indessen geendigt und muß nun abwarten, wie es aufgenommen wird.

Einen Brief an Sömmering über den famosen Knochen, dessen Mangel dem Menschen einen Vorzug vor dem Affen geben soll, habe ich auch geschrieben und werde ihn ehstens mit einigen Zeichnungen abgehen lassen. Wolf wird fast täglich besser, er hat den Cassicker Elephantenschädel ganz trefflich gezeichnet.

Wenn Sie nach Darmstadt kommen, haben Sie doch die Güte, den Herrn Schwager höflichst auf die 20 Louisd'or zu exequiren, die er auf seine Nase zurückstellt. Er hat mir nicht einmal geantwortet, oder den Empfang melden lassen. Wenn er ja mit unsern unterirdischen Operationen nichts zu thun haben will und die Erinnerung an das Ilmenauer Leben ihm das Geld nicht aus der Tasche locken kann, so wünschte ich nur, daß er die Gewährscheine zurückschickte und sich lossagte.

Das Vertrauen des auswärtigen Publici wächst immer, indessen unser inländisches sich gutmüthig mit Katastrophen beschäftigt, die uns zustoßen sollen. Neulich haben sie zugleich das Werk erfunden und die Arbeiter durch Schwefeldämpfe umgebracht.

*) Der Jurwisch, oder: Endlich fand er Sie. Lust von Bergner. Musik von Tieter. Prolog von Einsiedel.

Grüßen Sie Lavatern recht ſehr, denn ich nehme als bekannt an, daß Sie ihn ſehen werden, auch Schloſſern und wem Sie gutes begegnen.

Wie ſich auch Ihr Geſchäfte wendet, betragen Sie Sich mäßig und ziehn Sich wenn es nicht anders iſt heraus, ohne Sich mit denen zu überwerfen, die Sie hineingeführt und kompromittirt haben. Die Reiſe des P. fiel mir gleich auf.

Noch hat mir Bode einen Auftrag gegeben, auf den er ſich balde Antwort erbittet. Sie haben ihm gewiß vor einiger Zeit geſagt, daß man Ihnen ein großes Capital angeboten, das wahrſcheinlich Jeſuiten Geld ſeye. Er habe für einen guten Freund die Summe von 10/m. Thalern nöthig, ob Sie ihm nicht näher den Canal angeben könnten und wollten, durch den zu dieſem Anlehn zu gelangen ſeye.

Einer Pariſer Loge fällt es ein, einen neuen Congreß zuſammen zu berufen, der das Schickſal der vorigen haben wird. Vielleicht hören Sie etwas in Straßburg davon. Bode iſt auch eingeladen, es fehlt nur am feurigen Wagen zu dieſer Prophetenreiſe.

Leben Sie recht wohl, und gedenken der Ihrigen in fremden Landen. Ich ſchreibe bald wieder. Wenn ich mich repetire, ſo verzeihen Sie. Hier ein Probedruck von einer Radirung Fritzens[1]) nach einer Kobellſchen Zeichnung. Leben Sie recht wohl.

W. d. 28. Oktbr. 1784.

Goethe.

[1]) von Stein, jüngſten Sohnes von Charlotte von Stein.

20.

Dieſer Brief ſoll Ihnen, hoffe ich, noch in meinem väterlichen Hauſe begegnen und Sie auf Ihrer Rückreiſe willkommen heißen. Den Brief aus Zürich habe ich erhalten und mich Ihrer glücklichen Reiſe gefreut. Sie haben die Jahresfeier von 79 in Zürich feiern können. Ich bin ſehr neugierig, wie Sie Lavatern gefunden haben und in welchen veränderten Geſichtspunkten Ihnen Menſchen und Land erſcheinen ſind. Bei uns wohnt Friede, wenigſtens äußere Ruhe. Die Holländer haben durch einen wunderbaren Geſandten Subſidien anbieten laſſen. Einſiedel, der Afrikaner[1]) iſt alſo holländiſcher Hauptmann und ſubſtituirter Bevollmächtigte des Rheingrafen von Salm aufgetreten. Die Bedingungen klingen ganz gut, ich lege ſie bei. Indeſſen war er ſchon ſelbſt überzeugt, daß es eigentlich nur ein Compliment ſey, das er anbringe und iſt über Dresden nach Berlin, wo er ſeinen Subſtituenten finden wird. Noch weiß niemand mit einiger Wahrſcheinlichkeit zu ſagen, was kommen werde, die Zweideutigkeit Frankreichs macht Jeden verwirrt.

Wir fahren indeſſen mit unſern Ameiſenbemühungen fort als wenn es gar keine Erdbeben gebe.

Vom Steigen und Fallen der Frucht, von zu befürchtendem Mangel und nothwendiger Sperre iſt viel Raiſonnement und Redens, vielerlei Meinung, Rath und kein Schluß. Auch iſt es leider eine Angelegenheit, in der ein kleiner Staat faſt nichts beſchließen

[1]) Vgl. Nr. 16 und 18.

kann. Gotha hat einen sehr eigennützigen Vorschlag unter dem Schein einstimmenden Wohlmeinens gethan. Der Preis ist gefallen, der Scheffel 1 Thlr. 15 Gr.; gegen Weihnachten steigt er gewiß und weiter hinaus noch mehr. Bei der Kammer wird mit Verkaufen tauglichen Korns schon eine Zeit lang inne gehalten. Wenn die diesjährige Kollektion eingebracht ist und man Alles abzieht, was an Bedürfnissen für Hof, Dienerschaft, Militär ꝛc. zurückzulegen ist, bleibt etwa 9 bis 10 tausend Scheffel zum Verkauf. Der Grimmenstein[1]) ist fertig und wird hoffentlich Ihren Beifall haben; das Wetter hat uns sehr secundirt.

Ich weiß nicht, ob ich schon gemeldet habe, daß ein Theil des Angers bei Taasdorf[2]) umgerissen ist, und daß wir den trefflichsten Boden gefunden haben. Es wird sich an dem kleinen Gütchen recht viel Artiges thun und zeigen lassen.

Schubartens Ausfall auf unser Reglement habe ich gelesen und wußte schon vorher, daß es nichts taugte. Es ist aber nicht eigentlich der Fehler, daß man ein schlechtes Reglement gemacht hat, sondern daß man eins gemacht hat unter solchen Umständen. Der ganze Grundsatz desselben ist: ihr sollet zween Herren dienen. Und das ist auch der Text zu Schubarts Tadel. Man muß Hindernisse wegnehmen, Begriffe aufklären, Beispiele geben, alle Theilhaber zu interessiren suchen. Das ist freilich beschwerlicher als befehlen, indessen die einzige Art, in einer so wichtigen Sache zum Zwecke zu gelangen und nicht verändern wollen,

[1]) Vgl. Nr. 12. [2]) Vgl. Nr. 18 und 19.

ſondern verändern. Ich habe zu dieſer Handlung ein beſonder Concilium beſtellt, welches ſich luſtig ausnimmt. Der Aſſeſſor Büttner, der Kammer-Kalkulator Trenter, der Heidelheimer Pachter, der Poſtmeiſter Lüttich, der ſelbſt ſchon in der Stille viele Proben durchgemacht hat. In der Buttelſtedter Ziegelhütte wird eine Gypsmühle angelegt u. ſ. w. Der Schmidtiſche Pachter in Obringen*) macht auch Verſuche und ſo denke ich ſoll ſich's nach und nach ausbreiten.

Von andern Dingen werden Ihnen Andere geſchrieben haben. Unſere Geſellſchaft wird gegenwärtig ſehr durch einen Grafen Morelli unterhalten, der von Braunſchweig mit ſtarken Empfehlungen hierher gekommen iſt. Er ſcheint mir ein ziemlich klüger Abenteurer, der die Schwächen der Menſchen leicht aufzufinden und ſich in ſie zu finden weiß. Seine muſikaliſchen Talente ſind groß, er hat eine leichte und gefällige Art zu ſeyn. Benna, der leidenſchaftliche Antheil, den Tante Guſtchen an ihm genommen hat, wird durch das Betragen unſerer Damen entſchuldigt, die ſehr geſinnt zu ſeyn ſcheinen, ihn für ſeinen Braunſchweiger Verluſt zu entſchädigen. Was für Hoffnungen er auf Ihre Gnade hegt, werden Sie wohl ſchon wiſſen, auch von dem übrigen Detail unterrichtet ſeyn. Sie haben ſo viel Correſpondenten, daß man fürchten muß, Ihnen nur bekannte Dinge zu ſchreiben.

Bei Knebel bin ich einigemale geweſen; er findet ſich nach und nach in die Einſamkeit und in die Naturlehre. Dieſe Wiſſen-

*) Dorf im Amtsbezirke Weimar.

ſchaft hoffe ich ſoll ihm von großem Nutzen ſeyn. Sie iſt ſicher, wahr, mannichfaltig, lebendig; man mag viel oder wenig in ihr thun, ſich an einen Theil halten oder aufs Ganze ausgehen, leicht oder tief, zum Scherz oder Ernſt ſie treiben, immer iſt ſie befriedigend und bleibt doch immer unendlich. Der Beobachter und Denker, der Ruhige und Strebende, jeder findet ſeine Nahrung. Im Anfange kam ſie ihm fremd vor, da er nur an Dichtkunſt und Geiſterweſen gewöhnt war, jetzt aber wird ihm nach und nach der Sinn aufgeſchloſſen, mit dem man die alte Mutter verehren muß. Der ganze Aufwand in Jena wird auf 4000 Thlr. hinaufſteigen. Es iſt nunmehr Alles berichtigt und faſt geendigt. Die Befeſtigung der Mühllache iſt das Letzte. Das academiſche Hoſpital muß bis aufs Jahr liegen, indeſſen iſt doch der Brückenbogen frei. Uebrigens lebe ich, inſofern es die Umſtände erlauben, nach Vorſchrift meines Genius und befinde mich wohl, beſſer als mir ſonſt dieſer Monat erlaubte.

Möge Ihnen auch die Bewegung und Veränderung der Gegenſtände recht wohlthätig ſeyn und Sie zur rechten Zeit geſund zurückkommen.

Weimar den 26. Nov. 1784.

G.

21.

Ihr gütiger Brief hat mich außer Sorgen geſetzt und ich freue mich ſehr, daß Sie meine Weigerung nicht übel aufgenommen haben; denn ich konnte nach meiner Ueberzeugung aus

mehr als einer Ursache den Ort nicht verlassen.') Ich wünsche, daß Alles, was Sie auf der Reise thun und was Ihnen begegnet, zu Nutzen und Frommen gereichen möge.

Auch die Jagdlust gönne ich Ihnen von Herzen und nähre die Hoffnung, daß Sie dagegen nach Ihrer Rückkunft die Ihrigen von der Sorge eines drohenden Uebels befreien werden. Ich meine die wühlenden Bewohner des Ettersbergs. Ungern erwähne ich dieser Thiere, weil ich gleich Anfangs gegen deren Einquartirung protestirt und es einer Rechthaberei ähnlich sehen könnte, daß ich nun wieder gegen sie zu Felde ziehe. Nur die allgemeine Aufforderung kann mich bewegen, ein fast gelobtes Stillschweigen zu brechen und ich schreibe lieber, denn es wird eine der ersten Sachen seyn, die Ihnen bei Ihrer Rückkunft vorgebracht werden. Von dem Schaden selbst und dem Verhältniß einer solchen Heerde zu unserer Gegend sag ich nichts, ich rede nur von dem Eindruck, den es auf die Menschen macht. Noch habe ich nichts so allgemein mißbilligen sehen; es ist darüber nur eine Stimme. Gutsbesitzer, Pächter, Unterthanen, Dienerschaft, die Jägerei selbst, Alles vereinigt sich in dem Wunsche, diese Gäste vertilgt zu sehen. Von der Regierung zu Erfurt ist ein Kommunikat deswegen an die unsrige ergangen.

Was mir dabei aufgefallen ist und was ich Ihnen gern

') Der Herzog hatte, mit in der Absicht, Besuche, welche er zu geheimen politischen Zwecken an mehreren Höfen abstatten wollte, zu bemänteln, eine Reise nach der Schweiz gemacht. Goethe sollte demselben nach Frankfurt a. M. entgegen kommen und ihn nach Weimar begleiten.

sage, sind die Gesinnungen der Menschen gegen Sie, die sich dabei offenbaren. Die meisten sind nur wie erstaunt, als wenn die Thiere wie Hagel vom Himmel fielen. Die Menge schreibt Ihnen nicht das Uebel zu, Andere gleichsam nur ungern und Alle vereinigen sich darinnen, daß die Schuld an denen liege, die statt Vorstellungen dagegen zu machen, Sie durch gefälliges Verspiegeln verhinderten, das Unheil, das dadurch angerichtet werde, einzusehen. Niemand kann sich denken, daß Sie durch eine Leidenschaft in einen solchen Irrthum geführt werden könnten, um etwas zu beschließen und vorzunehmen, was Ihrer übrigen Denkens- und Handelns-Art, Ihren bekannten Absichten und Wünschen geradezu widerspricht. Der Landcommissär hat mir gerade ins Gesicht gesagt, daß es unmöglich sey und ich glaube, er hätte mir die Existenz dieser Greuel völlig geläugnet, wenn sie ihm nicht bei Lützendorf[1]) eine Reihe frisch gesetzter Bäume gleich die Nacht darauf zusammt den Pfählen ausgehoben und umgelegt hätten.

Könnten meine Wünsche erfüllt werden, so würden diese Erbfeinde der Cultur ohne Jagdgeräusch, in der Stille nach und nach der Tafel aufgeopfert, daß mit der zurückkehrenden Frühlingssonne die Umwohner des Ettersberges wieder mit frohem Gemüth ihre Felder ansehen könnten.

Man beschreibt den Zustand des Landmanns kläglich und er ist's gewiß; mit welchen Uebeln hat er zu kämpfen! — Ich

[1]) Kammergut am Ettersberge bei Weimar.

Schnaps.

Scheut Euch nicht vor mir, wir ſind alle gleich.

Märten.

Das merk' ich.

Schnaps.

Ihr ſeyd ein braver Bürger.

Märten.

Davon weiß ich kein Wort.

Schnaps.

Ihr ſollt mein Corporal werden.

Märten.

Viel Ehre!

Schnaps.

Setzt Euch, mein Corporal.

Märten.

Ihr ſcherzt, mein General.

Schnaps.

(Aufſtehend und complimentirend) Mein Corporal.

mag nichts hinzuſetzen was Sie ſelbſt wiſſen. Ich habe Sie ſo Manchem entſagen ſehen und hoffe, Sie werden mit dieſer Leidenſchaft den Ihrigen ein Neujahrsgeſchenk machen und hatte mir für die Beunruhigung des Gemüths, die mir die Colonie ſeit ihrer Entſtehung verurſacht, nur den Schädel der gemeinſamen Mutter des verhaßten Geſchlechtes aus, um ihn in meinem Cabinete mit doppelter Freude aufzuſtellen.

Möge das Blatt, was ich eben endige, Ihnen zur guten Stunde in die Hand kommen.

Vor vier Wochen hätte ich es nicht geſchrieben: es iſt nur die Folge einer Gemüthslage, in die ich mich durch einen im Anfange ſcherzhaften Einfall verſetzt habe.

Ich überdachte die neun Jahre Zeit, die ich hier zugebracht habe und die mancherlei Epochen meiner Gedankenart; ich ſuchte mir das Vergangene recht deutlich zu machen und einen klaren Begriff vom Gegenwärtigen zu faſſen, und nach allerlei Betrachtungen nahm ich mir vor, mir einzubilden, als wenn ich erſt jetzt an dieſen Ort käme, erſt jetzt in einen Dienſt träte, wo mir Perſonen und Sachen zwar bekannt, die Kraft aber und der Wunſch zu wirken noch neu ſeyen. Ich betrachtete nun Alles aus dieſem Geſichtspunkte, die Idee heiterte mich auf, unterhielt mich und zwar nicht ohne Nutzen und ich konnte es um ſo eher, da ich von keinem widrigen Verhältniß etwas leide und wirklich in eine reine Zukunft trete.

Die Aufmerkſamkeit unſeres Publici wird jetzo durch Frau von Reck beſchäftiget. Die Urtheile ſind verſchieden, nach Ver-

ſchiedenheit der Standpunkte, woraus dieſer ſchöne Gegenſtand, der auch verſchiedene Seiten haben mag, betrachtet wird. Ich kann gar nichts von ihr ſagen, denn ich habe ſie nur ein einzig Mal geſehen.

An einer Schlittenfahrt wird mit großem Eifer gearbeitet; bis jetzo haben ſich die verſchiedenen Meinungen nicht vereinigen können.

Die Comödie ſchleicht in einem Torpor hin, der nur bei unſerer Nation möglich iſt. Die Ackermann liegt krank und die Uebrigen behelfen ſich, ſo gut ſie können.

Seckendorf geht morgen ab. Nach dem, was er mir geſagt hat, ſind ſeine Berliner Ausſichten noch ſehr entfernt. Er hinterläßt ein Singſpiel, das Wolf komponirt und das der Frau Gemahlinn Geburtstag verherrlichen ſoll.

Wichtiges iſt nichts vorgekommen. Die Stafette, die man an Sie wegen einiger Unterſchriften hat abſchicken müſſen, wird Sie hoffentlich nicht erſchreckt haben.

Ihre Frau Gemahlinn befindet ſich nach den Umſtänden wohl und das Prinz'chen[1]) hab ich geſtern munter im großen Saale herumrutſchen ſehen.

Ein Herr von Schaurath aus Dresden mit ſeiner Frau iſt hier.

Graf Morelli[2]) ſucht noch immer eifrig ſich gefällig zu machen und das iſt für einen leichten Menſchen was Leichtes.

---

[1]) Erdmuth Carl Friedrich, geb. 2. Febr. 1783. [2]) Vgl. Nr. 21.

Ich schicke diesen Brief nach Eisenach, weil er Sie sonst verfehlen möchte.

Seyen Sie uns also bei Sich willkommen und langen bald wohl und vergnügt in dem Kreise an, der Ihnen doch der nächste ist und bleibt.

W. d. 26. Dec. 1784.

G.

Zur Acquisition Riebeckers gratulire ich.

Holländische Offerten.

Es werden für jeden Mann jährlich 50 Thlr. in Ducaten à 2 ½ Rh. an Subsidien bezahlt.

Im Fall die Hülfstruppen nicht gebraucht, werden die Subsidien dennoch auf ein halbes Jahr bezahlt.

Die Musterungs Uebernahme der Truppen kann an jedem beliebigen Orte geschehen und wird für die Requisitionen und Marsch gesorgt.

Von dem Tage der Unterzeichnung des Subsidien-Traktats geht sowohl die Bezahlung der Subsidien als auch die Bezahlung der Truppen auf holländischem Fuß, im langen Monat von 42[1]) Tagen jedem Gemeinen 12 fl. 5 St. Holl. Diese Hülfstruppen sollen den 1. April ohnfehlbar marschfertig seyn.

Nach geendigtem Kriege werden die Subsidien noch auf 3 Monate gezahlt.

---

[1]) 7

Was bei Zurückgabe der Mannschaft fehlt, wird vergütet als:

für einen Reiter und Pferd 300 fl. Holl.

für einen Infanteristen 100 fl.

Uebrigens genießen die Hülfstruppen alle Vortheile und Vorrechte wie die Truppen der National Regimenter.

22.

Eh' ich von Karlsbad avreise, muß ich Ihnen für Ihren lieben Brief danken, von dem ich eine Vorempfindung hatte und der mir viel Freude gemacht hat.

Möge Reise und Cur Ihnen und Ihrer Frau Gemahlinn recht wohl bekommen! Bringen Sie uns alsdann noch einen geschickten Arzt[1]) mit, so werden wir mancher Sorge überhoben seyn. Ich bin während meines hiesigen Aufenthalts in eine solche Faineantise verfallen, die über alle Beschreibung ist. Die Wasser bekommen mir sehr wohl und auch die Nothwendigkeit immer unter Menschen zu seyn hat mir wohlgethan. Manche Rostflecken, die eine zu hartnäckige Einsamkeit über uns bringt, schleifen sich da am besten ab.

Vom Granit durch die ganze Schöpfung durch bis zu den Weibern, Alles hat beigetragen, mir den Aufenthalt angenehm und interessant zu machen. Wie voll es hier war, wird Ihre schöne Correspondentinn schon gemeldet haben.

[1]) an die Stelle des verstorbenen Leibarztes Thom.

Von Menſchen zu reden enthalt ich mich bis zu meiner Rückkunft. Ich ſchäme mich, wenn ich Ihren Brief anſehe und mich ſo ungeſchickt zum Schreiben fühle. Ich danke für Ihren herzlichen Antheil an dem Uebel, das mich zu Neuſtadt 8 Tage hielt, es war eine Repetition meiner letzten Krankheit. Wir wollen hoffen, daß es ſeltener kommen werde. Herder war recht wohl hier und auch meiſt zufrieden. Er hat ſehr gefallen und man hat ihn außerordentlich diſtinguirt, beſonders Fürſt Czartoryski.

Die Fürſtinn Lubomirska, ſeine Schweſter, iſt erſt vorgeſtern weg. Weil ſie zuletzt faſt ganz allein blieb, hab ich meinen Aufenthalt um 8 Tage verlängert. Sie iſt eine intereſſante Frau, wird auch nach Weimar kommen und ſie und ihr Bruder haben, halb Scherz halb Ernſt, verſichert, daß ſie ein Haus dort haben wollten, um eine Zeit des Jahres daſelbſt zuzubringen. Es wird ſich darüber reden laſſen und ich habe die Sache eingeleitet, wie ich erzählen werde. Viel Glück zur neuen Bekanntſchaft der ſchönen Engländerinn! wenn anders Glück genannt werden kann, wieder auf ein gefährliches Meer geſetzt zu werden.

Auch ich habe von den Leiden des jungen Werthers manche Leiden und Freuden unter dieſer Zeit gehabt. Ich freue mich nun noch zum Schluſſe auf das Bildchen, das Sie mir bringen. Die liebe Stein war meiſt wohl hier und Jedermann wollte ihr wohl.

Knebel war ſehr lieb, treu und gut, er iſt zu Imhofe, der wirklich ſein Gut verkauft hat und der, wenn man ihm einiges Agrément machte, wohl nach Jena zöge. Knebel läßt

ſichs recht angelegen ſeyn, um Ihnen auch etwas nütze zu werden und ich glaube, daß wenn nur einmal ein Anfang iſt, ſich in Jena bald ein artiger Kreis verſammeln wird.

Edelsheim iſt vorgeſtern angekommen und ich muß ihn leider verlaſſen. Er hat mir von Ihnen erzählt und wir ſind ſonſt im politiſchen Felde weit herumſpaziert.

Morgen gehe ich weg über Joachimsthal und Schneeberg nach Hauſe.

Treffen Sie auch glücklich wieder ein, und laſſen Sie uns jede Neigung, Freude und Hoffnung beim Wiederſehen erneut empfinden.

Leben Sie tauſendmal wohl.

Carlsbad d. (17.) Aug. 1785.

G.

23.

Ich bin recht unglücklich, daß ich Ihrer Einladung[1]) nicht folgen kann und zu Hauſe bleiben muß. Ein Knötchen an dem Zahn, der mir vorm Jahr in Neuſtadt ſo viel zu ſchaffen machte und das ich ſchon eine Woche diſſimulire, iſt nun zum Knoten geworden, ſpannt und zuckt, ſo daß ich mich jeden Augenblick eines übeln Anfalls verſehe. Garten und Wieſe habe ich verlaſſen und bin mit Papieren und Akten wieder heraufgezogen. Ihre Expedition können Sie gar wohl ohne mich vornehmen und

[1]) nach Ilmenau.

ich werde Wetten der die Sache inne hat hinauf ſchicken; nur thut es mir leid, daß ich Sie nicht in unſere Grüfte einführen ſoll.

Ihre Frau Mutter grüßt und läßt ſagen: ſie übe ſich Ihnen entgegen zu kommen, wenn Sie zurückkehren. Ihrer Frau Gemahlinn iſt ſie heute ſchon entgegengegangen.

Hier iſt die Note zurück. Die Situation des Franzöſiſchen Miniſterii ſcheint mir ſehr richtig geſchildert, und ebendeswegen glaube ich nicht, daß etwas zu befürchten iſt. Wenn man auch im Einzelnen zu ſchwanken und der Gegenpartei nachzugeben ſcheint; ſo wird man gewiß doch in Hauptpunkten feſthalten und den Kaiſer nicht gewähren laſſen.

Wer Frankreich bereden will, es könne ohne Schaden in den Umtauſch von Bayern willigen, glaubt es ſelbſt nicht und kein vernünftiger Menſch wird es ihm glauben.

Auerhähne und Schnepfen und die Begattung dieſes wilden Geflügels werde ich diesmal weder zu hören noch zu ſehen kriegen; es ſcheint als wenn mir nur die Jagd der Infuſionsthiere beſchieden wäre.[1])

Heute Abend iſt das große Ehrenfeſt der Schauſpieler. Die Frauen werden gezogen, wir wünſchen Wielanden alle die Metzner. Einſiedel iſt ſehr verdrießlich und die Schröter in Verzweiflung! Der Baron Charles traktirt die bewußte Rolle mit der größten Negligenz und will erſt drei Tage vor der Aufüh-

[1]) Goethe beſchäftigte ſich damals ſchon einige Zeit mit der mikroſkopiſchen Betrachtung der Infuſionsthiere.

rung zu lernen anfangen. Aus ſeinem Leſen in der erſten Probe hat man nicht die geringſte Hoffnung ſchöpfen können.

Leben Sie recht wohl und vergnügt und behalten uns empfohlen.

W. d. 7. Apr. 86.

G.

24.

Wie gut war es, daß Sie mein Uebel vor dem geſtrigen Ritte bewahrt hat; in Ilmenau mag es nicht freundlich ausſehen. Noch beſſer iſt's, daß Sie Sich auf dem alten Schloſſe wohlbefinden und ſich dort ein Quartier bereiten. Der Baninſpektor ſoll kommen. Hier folgen die verlangten Akten und das Buch. Zugleich das Büchlein aller Bücher: — das Abc. Die Briefe werden beſtellt.

Ich muß zu Hauſe bleiben, mein Uebel dauert noch, ohne Schmerz.[1]) Hier ſchicke ich einen Traum aus hieſiger Gegend, und wünſche zur ſtillen Woche ein ſtill glückliches Leben.

d. 10. Apr. 86.

G.

Vielleicht ſind beikommende Bücher willkommen eben in der Jahreszeit. Im ſechsten werden Sie einige Schreibfehler entſchuldigen.

Den zweiten Feiertag will eine Geſellſchaft junger Leute

[1]) Vgl. Nr. 23.

auch zu Ehren der wiedergenesenen Herzoginn[1]) essen und tanzen und bittet um Erlaubniß, ihr Fest im hintern untern Zimmer des Comödienhauses halten zu dürfen.

25.

Die Hoffnung, den heutigen Tag noch mit Ihnen zuzubringen, hat mich nicht allein getäuscht, sondern auch um ein Lebewohl gebracht. Eben war ich im Begriff, Ihnen zu schreiben, als der Husar ankam. Ich danke Ihnen, daß Sie mich noch mit einem freundlichen Worte beurlauben wollen.

Behalten Sie mich lieb, empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlinn, die ich mit herzlichen Freuden wohl[2]) verlassen habe und leben selbst gesund und froh. Ich gehe allerlei Mängel zu verbessern und allerlei Lücken auszufüllen; stehe mir der gesunde Geist der Welt bei!

Die Witterung läßt sich gut an und ich freue mich derselben sehr. Leben Sie noch und abermals wohl.

Jena d. 24. Juli 1786.

Goethe.

26.

(1786) [August oder September.]

Hier schicke ich den verlangten Auszug, was von Baumaterialien zu Ihren Anlagen abgegeben worden, mit der Bemer-

[1]) Herzoginn Mutter Anna Amalia. S. Nr. 23. [2]) Die Herzoginn war am 18. Juli von einer Prinzessinn, Caroline, entbunden worden.

lung: daß man wünscht, Sie möchten den Betrag davon nicht gleich, sondern am Ende des Jahres im Ganzen der Baukasse restituiren. Die Ursache davon ist diese: weil alsdann erst der Baukschreiber das davon erlangte Geld der Hauptkammerkasse abliefern kann; er müßte es also diese Zeit über bei sich liegen lassen, und würde auf diese Weise eine Art von Kasse kriegen, welches nicht gut ist. Er kann aber wöchentlich Ihnen einen Auszug liefern, was an Materialien abgegeben worden und kann von Zeit zu Zeit zusammentragen was zu jedem Bau erforderlich gewesen. So wissen Sie jederzeit, wieviel Sie an Materialien schuldig sind und sehen, was am Ende des Jahres zu restituiren seyn wird.

Auch liegt ein Brief an Dr. Ridel bei, den ich abschicken will, wenn Sie und Ihre Frau Gemahlinn noch des Sinnes sind.

Zugleich bitte ich den Brief an Miß Gore gelegentlich einzuschließen.

G.

27.

Verzeihen Sie, daß ich beim Abschiede von meinem Reisen und Ausbleiben nur unbestimmt sprach; selbst jetzt weiß ich noch nicht, was aus mir werden soll.

Sie sind glücklich, Sie gehen einer gewünschten und gewählten Bestimmung entgegen. Ihre häuslichen Angelegenheiten sind in guter Ordnung, auf gutem Wege und ich weiß, Sie erlauben mir auch, daß ich nun an mich denke; ja Sie haben mich selbst oft dazu aufgefordert. Im Allgemeinen bin ich in diesem

Märten.

Mein General.

Görge.

(Der ſich indeſſen hervorgeſchlichen, triſt Schnapſen mit dem Stocke, indem er ſich bückt.)

Schnaps.

Was iſt das?

Görge.

Mein General!

Märten.

Brave, Görge!

Görge.

(Auf Schnapſen ſchlagend) Mein Corporal!

Schnaps.

Heilige Freyheit ſtehe mir bey!

Görge.

Find' ich dich ſo?

Augenblick gewiß entbehrlich und was die beſondern Geſchäfte betrifft, die mir aufgetragen ſind, dieſe hab ich ſo geſtellt, daß ſie eine Zeitlang bequem ohne mich fortgehen können; ja ich dürfte ſterben und es würde keinen Ruck thun. Noch viele Zuſammenſtimmungen dieſer Conſtellation übergehe ich und bitte Sie nur um einen unbeſtimmten Urlaub. Durch den zweijährigen Gebrauch des Bades hat meine Geſundheit viel gewonnen und ich hoffe auch für die Elaſticität meines Geiſtes das Beſte, wenn er eine Zeitlang, ſich ſelbſt gelaſſen, der freien Welt genießen kann.

Die vier erſten Bände ſind endlich in Ordnung; Herder hat mir unermüdlich treu beigeſtanden. Zu den vier letzten bedarf ich Muße und Stimmung; ich habe die Sache zu leicht genommen und ſehe jetzt erſt, was zu thun iſt, wenn es keine Sudelei werden ſoll. Dieſes Alles und noch viele zuſammentreffende Umſtände dringen und zwingen mich, in Gegenden der Welt mich zu verlieren, wo ich ganz unbekannt bin. Ich gehe ganz allein unter einem fremden Namen und hoffe von dieſer etwas ſonderbar ſcheinenden Unternehmung das Beſte. Nur bitt ich laſſen Sie Niemanden nichts merken, daß ich außenbleibe. Alle die mir mit- und untergeordnet ſind, oder ſonſt mit mir in Verhältniß ſtehen, erwarten mich von Woche zu Woche, und es iſt gut, daß das alſo bleibe und ich auch abweſend als ein immer Erwarteter wirke.

Hier ſchick ich Riedels[1]) Brief; wenn es Ihnen um ihn

[1]) Vgl. Nr. 26.

Ernſt iſt, ſo laſſen ſie etwa durch Schmidten mit ihm handeln. Das Beſte wäre, dünkt mich, da er ohnedieß den Grafen verlaſſen will, Sie ließen ihn kommen, bezahlten ihm die Reiſe, ließen ihn ein wenig prüfen, durch Herdern und ſonſt, und ſähen wie Sie alsdann mit ihm einig würden.

Imhofs Jahr geht auch zu Ende, ich habe auf alle Fälle dem Rath Götze geſagt, er ſolle 300 Thlr. bei Seite legen, vielleicht würden ſie Ew. Durchlaucht gegen eigenhändige Quittung abholen laſſen. Sonſt fällt mir nichts ein, was ich zu erinnern hätte.

Leben Sie wohl, das wünſch ich herzlich, behalten Sie mich lieb und glauben Sie: daß, wenn ich wünſche, meine Exiſtenz ganzer zu machen, ich dabei nur hoffe, ſie mit Ihnen und in dem Ihrigen beſſer als bisher zu genießen.

Möchten Sie in Allem, was Sie unternehmen, Glück haben und Sich eines guten Ausganges erfreuen! Wenn ich meiner Feder den Lauf ließe, möchte ſie wohl noch viel ſagen. Nur noch ein Lebewohl und eine Bitte, mich Ihrer Frau Gemahlinn angelegentlichſt zu empfehlen.

Carlsbad d. 2. Sept. 86.

G.

Noch Ein Wort! Ich habe den Geheimen Aſſiſtenz-Rath Schmidt bei meiner Abreiſe, wie gewöhnlich, gebeten, ſich der Kriegskommiſſions-Sachen anzunehmen; er pflegt aber alsdann nur preſſante Sachen abzuthun und läßt die übrigen liegen. Wollten Sie ihn wohl veranlaſſen, daß er die kurrenten, wie

ſie einkommen, ſämmtlich expedirt? ich habe ihm ohnedieß geſchrieben, daß ich Sie um verlängerten Urlaub gebeten. Seegen iſt von Allem genau unterrichtet und Schmidt thut es gerne.

28.

Noch ein freundliches, frohes Wort aus der Ferne, ohne Ort und Zeit. Bald darf ich den Mund öffnen und ſagen, wie wohl mirs geht. Ich bin geſund und hoffe von Ihnen und den Ihrigen das Beſte. Wie wird michs freuen, auch wieder ein Wort von Ihnen zu ſehen.

Wie ſonderbar unſer Zuſammentreffen in Carlsbad mir vorſchwebt, kann ich nicht ſagen. Daß ich in Ihrer Gegenwart gleichſam Rechenſchaft von einem großen Theil meines vergangenen Lebens ablegen mußte und was ſich Alles anknüpfte! Und daß ich meine Papiere juſt von Ihrem Geburtstage datire! Alles Dieſes läßt mich abergläubiſchen Menſchen die wunderlichſten Erſcheinungen ſehen. Was Gott zuſammengefügt hat, ſoll der Menſch nicht ſcheiden.

Die Zeitungen lehren mich etwas ſpät, wie's in der Welt bunt zugeht. Görz im Haag, der Statthalter und die Patrioten in Waffen, der neue König[1]) für Oranien[2]) erklärt! Was wird das werden? An allen Ecken und Enden ſauſt das Menſchengeſchlecht wieder einmal. Und ich indeß, mitten in dem,

[1]) von Preußen, Friedrich Wilhelm II. [2]) Wilhelm V., Erbſtatthalter der Niederlande.

was der Krieg erwarb (Fleiß und Klugheit nicht ausgeſchloſſen) genieße der ſchönſten Gaben des Friedens! Wie oft wünſche ich Sie zu mir, um Sie manches Guten theilhaftig zu ſehen.

Leben Sie recht wohl, bleiben Sie mir, empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlinn. Ehſtens mehr und, wie man zu ſagen pflegt, ein vernünftig Wort.

Leben Sie recht wohl. Es verſteht ſich, daß man glaubt, Sie wiſſen, wo ich ſey.

(G.)

29.

Aus der Einſamkeit und Entfernung einen Gruß und gutes Wort! Ich bin wohl und wünſche, daß Sie glücklich mögen in dem Ihrigen angekommen ſeyn.

Ich bin fleißig und arbeite die Iphigenie durch. Sie quillt auf, das ſtockende Sylbenmaaß wird in fortgehende Harmonie verwandelt. Herder hat mir dazu mit wunderbarer Geduld die Ohren geräumt. Ich hoffe glücklich zu ſeyn.

Alsdann gehts an die Zueignung und ich weiß ſelbſt noch nicht, was ich denen Aribus ſagen werde. Und dann ſoll es immer ſo weiter gehen.

Wo ich bin, verſchweige ich noch eine kleine Zeit. Es geht mir ſo gut, daß mich es nur oft betrübt, das Gute nicht theilen zu können.

Schon fühl ich in meinem Gemüth, in meiner Vorſtellungsart gar merklichen Unterſchied und ich habe Hoffnung, einen

wohlausgewaschenen, wohl ausstaffirten Menschen wieder zum Mann zu bringen.

Manchmal wünscht ich denn doch zu wissen, wie es in P.*) geht und wie der neue Herr sich beträgt? was Sie für Nachricht haben? was Sie für Theil daran nehmen?

Leben Sie wohl und empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlinn, die ich mir mit dem Kleinen gern wohl denke, aufs Beste. Es wäre möglich, daß der Fall käme, da ich Sie unter fremdem Namen etwas zu bitten hätte. Erhalten Sie einen Brief von meiner Hand, auch mit fremder Unterschrift, so gewähren Sie die Bitte, die er enthält.

(G.)

30.

Rom, d. 12. Dez. 86.

Mein erster Brief von hier aus wird Sie in Berlin aufgesucht haben, darum konnte ich noch nicht mit einer Antwort, mit einer Nachricht von Ihnen erfreut werden, nach der ich so sehr verlange. Fast bis zur Ermüdung hab ich bisher fortgefahren Rom zu durchwandern, auch hab' ich das meiste gesehen. Was heißt aber das Sehen von Gegenständen, bei denen man lange verweilen, zu denen man oft zurückkehren müßte, um sie kennen und schätzen zu lernen!

An Ihre Frau Gemahlinn schreib' ich hierüber einige Worte, auf die ich mich beziehe.

*) Berlin.

Daneben hab' ich meine Iphigenie ganz umgeſchrieben; ein ehrlicher Schweizer macht mir nun eine Copie und um Weihnachten wird ſie abgehen können. Ich wünſche, daß ich mit dieſer Mühe überhaupt und auch für Sie etwas gethan haben möge. Nun ſoll es über die andern Sachen, endlich auch über Fauſt hergehen. Da ich mir vornahm, meine Fragmente drucken zu laſſen, hielt ich mich für todt; wie froh will ich ſeyn, wenn ich mich durch Vollendung des Angefangenen wieder als lebendig legitimiren kann.

Gegen Weihnachten wird auch mein Penſum in Rom fürerſt abſolvirt ſeyn. Mit dem neuen Jahr will ich nach Neapel geh'n und dort mich der herrlichen Natur erfreuen und meine Seele von der Idee ſo vieler trauriger Ruinen reinſpülen und die allzuſtrengen Begriffe der Kunſt lindern. Tiſchbein wird mit mir gehen, er iſt mir unentbehrlich. So einen reinen, guten, und doch ſo klugen ausgebildeten Menſchen hab' ich kaum geſehen. Wie leid thut mir's, daß er nicht zu den Ihrigen gehört, nicht allein als Künſtler, ſondern auch als verſtändiger thätiger Menſch. In ſeinem Umgange beleb ich mich auf's Neue; es iſt eine Luſt, ſich mit ihm über alle Gegenſtände zu unterhalten, Natur und Kunſt mit ihm zu betrachten und zu genießen.

Uebrigens iſt das ſtrenge Incognito, das ich hier halte, mir von größtem Vortheile. Man kennt mich und ich rede mit Jedem, den ich ohngefähr hier oder da treffe, leide aber nicht, daß man mich nach meinem Stande oder Namen begrüße, gehe zu Niemanden und nehme keinen Beſuch an. Hielte ich nicht

so strenge darauf, so hätte ich meine Zeit mit Ehrenempfangen und Ehregeben hinbringen müssen. Den einzigen Prinz Liechtenstein, den Bruder der Gräfinn Harrach, habe ich besucht, doch auch so, daß wir uns zuerst auf einer Gallerie (Doria) begegneten. Und dabei werd' ich bleiben, denn selbst über mein Erwarten bin ich hier bekannt und meine Nation ist mehr, als ich glaubte, von mir eingenommen.

Unter den neuen Künstlern seh ich mich auch um, was da lebt und wird; unter den Kunsthändlern gleichfalls. Alles ist sehr theuer, was sich einigermaßen auszeichnet. Alle Arten von Kunstwerken sind auf einen hohen Preis getrieben. Für Sie möcht' ich nichts aufpacken als Gypssachen, die zu Wasser gehen könnten. Einige Colossalköpfe kann ich selbst nicht entbehren; ich meine, man könnte nicht leben, ohne sie manchmal zu sehen.

Der Bildhauer Trippel hat eine kleine Nemesis in Marmor nach einer größeren im Museo gearbeitet und man kann sagen, sie ist besser als das Original, welches deswegen nicht übertrieben ist, da viele mittelmäßige Künstler, ja Handwerker in alten Zeiten nach guten Originalen kopirten, ja zuletzt Copie von Copie gemacht ward. So kann an einer Statue die Idee schön, Proportion aber und Ausführung schlecht seyn, und ein neuerer Künstler kann ihr einen Theil der Vorzüge wiedergeben, die ihre ganz verlornen Originale hatten. Diese Nemesis wäre eine schöne Zierde in die Zimmer Ihrer Frau Gemahlinn. Er verlangt 100 Dukaten dafür, wenn ich sie aber wie für mich nehme, glaub ich sie für 80 zu erhalten.

Was übrigens hier mit dem Kunsthandel getrieben und gewonnen wird, ist unaussprechlich und es sind meist Ausländer, die klug genug waren, sich diesen wichtigen Zweig zuzueignen. Gute Abdrücke des Marl Antonio sind hier rarer und theurer, als irgendwo, da Raphaels Andenken und die Spuren seines Geistes nirgends mehr geschätzt werden können, als hier. Die ausgedruckten und aufgekratzten Platten sind a.. r noch hier und werden solche Abdrücke für ein Geringes, für 3 Gr., 18 Pf., ja noch weniger in Partieen verkauft. Sie sind entsetzlich verdorben und doch kann man die herrlichen Ideen und Compositionen nicht ohne Entzücken ansehen. Auch möcht ich Ihnen die kleinen Modelle der Aegyptischen unvergleichbaren Löwen vom Capitol und von der Fontana Felice in Bronze mitbringen, um Ihren Schreibtisch zu zieren; sie werden 20 bis 30 Ducaten kosten. Ich notire mir alle diese wünschenswerthen Kleinigkeiten und werde, wenn ich Auftrag von Ihnen erhalten sollte, eine gewisse Summe auszugeben, das Dauerhafteste wählen. Auch sind zwei Bände des Musei Pio-Clementini heraus, jeder zu 6 Ducaten, die auch kaum z. entbehren sind.

An Antiken und Originalbilder ist nicht zu denken; man spricht gleich von 100000 Scudi ꝛc.

Leben Sie aufs Beste wohl. Versagen Sie mir ein Zeugniß Ihres Andenkens und Ihrer Liebe nicht. Einsam in die Welt hinausgestoßen, wäre ich schlimmer daran, als ein Anfänger, wenn ich das Zurückgelassene nicht auch erhalten könnte.

G.

31.

d. 16. Dec. 86.

Den Brief an Ihre Frau Gemahlinn werd ich mit der nächsten Post absenden, ich konnte ihn heute nicht endigen. So Vieles dringt von allen Enden und Ecken auf mich zu, daß ich kaum zu mir selbst komme. Aber es ist eine Lust, in einem so großen Elemente zu leben, wo man für viele Jahre Nahrung vor sich sieht, wenn man sie auch nur für den Augenblick mit den äußersten Lippen nur kosten kann.

32.

Wie sehr hat mich nach einem so langen Zeitraum Ihr erster Brief erfreut! wäre nur der Schluß tröstlicher gewesen und hätte die Nachricht von dem Falle[1]) mir nicht so viel Unruhe gebracht. Ich warte mit Schmerzen auf die Nachricht, daß Sie wieder zu Hause, daß keine Folgen zu besorgen sind und bitte Sie inständig: rufen Sie mich, wie ich Ihnen nur einigermaßen nöthig scheine, zurück. So gewiß ich Jahrelang mit Nutzen hier verweilen könnte, so gewiß hab ich schon die obersten Gipfel des Großen und Schönen gepflückt und kann mein ganzes Leben davon zehren. Gesegnet fühl ich auch die Folgen auf mein Gemüth, das sich erheitert, das offner, theilnehmender und mittheilender wird. Wie sehr dank ich Ihnen, daß Sie mir so

[1]) Der Herzog war mit dem Pferde gestürzt.

freundlich entgegen kommen, mir die Hand reichen und mich über meine Flucht, mein Außenbleiben und meine Rückkehr beruhigen.

Endlich geht heute die umgeschriebene Iphigenie ab; nun werd ich gleich den Egmont endigen, daß er wenigstens ein scheinbares Ganze mache.

Das Wichtigste, woran ich nun mein Auge und meinen Geist übe, sind die Style der verschiedenen Völker des Alterthums und die Epochen dieser Style in sich, wozu Winkelmanns Geschichte der Kunst ein treuer Führer ist. Mit Hülfe der Künstleraugen und eigener Combinationsgabe suche ich so viel als möglich Manches zu finden und zu supplíren, was uns Winkelmann jetzt selbst geben würde, wenn er in diesen Jahren eine neue Ausgabe veranstalten könnte. Von der neuen Kunst genieße ich, was ich darneben kann.

Auch habe ich mich zu den Gemmen gewendet und werde eine kleine Sammlung der besten Schwefel mitbringen.

Vor einigen Tagen waren wir bei Jenkins. Dieser kluge und glückliche Schalk besitzt die herrlichsten Sachen. Er hat sich von kleinen Anfängen durch geschickten Gebrauch der Zeit, der Umstände und durch Vorschub seiner Landsleute zu einem großen Vermögen heraufgebracht.

Erst neulich als die Villa Negroni zu Kauf stand, associrte er sich mit Einem, der zu Grund und Boden Lust hatte; er trat für die Statüen an und für allen Marmor in der Villa. Dafür gab er 12000 Scudi. Nun wendet er vielleicht noch 6000 auf die Restauration und den größten Theil dieser

Märten.

Nur zu!

Schnaps.

Heilige Gleichheit nimm dich meiner an!

Görge.

Singe nur! ich ſchlage den Takt.

Schnaps.

(Den Säbel ziehend und ſich zur Wehre ſetzend) Heilige Revolutionsgewalt befreye mich!

Görge.

Was? Du willſt dich wehren?

Märten.

Nimm dich in Acht, der Kerl iſt deſperat.

Görge.

Der Nichtswürdige! er ſoll mir kommen. (Dringt auf Schnaps ein.)

Summen löst er aus drei sitzenden Statüen wieder, die köstlich schön sind und drei Philosophen vorstellen.

An unsere Zeichnenakademie hab ich vielfältig gedacht, auch einen Mann gefunden, wie wir ihn einmal brauchen, wenn Krauß abgeht, daß man mehr aufs Solidere kommt. Ich habe wohl immer bei dem Einfluß, den ich auf die Schule hatte, gefühlt, daß ichs nicht verstand; nun weiß ich das Wie und Warum.

Der Fürst von Waldeck aus Böhmen ist hier, er empfiehlt sich Ihnen aufs Beste. Es ist das fünfte Mal, daß er nach Rom kommt. Er besitzt ein großes Münzkabinet, welches zu kompletiren er gewaltig kauft. Doch sind seine Liebhabereien nicht bloß antiquarisch, er hat eine schöne Böhmische Dame zur Gesellschaft. Sie war den letzten Sommer auch in Carlsbad. Wir hörten aber nur ihre Liebenswürdigkeit rühmen; sie war schon, als wir ankamen, nach Teplitz abgegangen. Sie ist mit dem Bischof von Prag verwandt, ihr alter Mann ist mit hier. Der Fürst will die Küste von Albanien bis Dalmatien herauf bereisen, wenn ihn die Pest nicht hindert, welche drüben herumschleichen soll. Er hat mir von einem ungeheuren Campement erzählt, welches künftigen Sommer zwei Armeen, die Böhmische und Mährische, halten sollen. Sie werden davon schon besser unterrichtet seyn.

Hier machen die Erklärungen der drei geistlichen Kurfürsten gegen die Anmaaßung der Nunzien großes Aufsehen. Vorgestern haben die Mainzischen und Trierschen Geschäftsträger deshalb beim Papst Audienz gehabt. Cöln war vorausgegangen.

In das neue lebendige Rom mag ich gar nicht hineinsehen, um mir die Imagination nicht zu verderben. Unmöglich kann es eine schlechtere Administration geben.

Man schreibt mir, daß Sie wieder wohl zu Hause erwartet werden, daß Sie gleich nach Carlsbad abgehen: das ist für Ihr Befinden ein gutes Zeugniß. Ich schicke deshalb diesen Brief an Edelsheim. Bleiben Sie mir wohlgesinnt, damit ich mich meines Rückzugs über die Alpen lebhaft freuen möge.

Rom d. 31. Jan. 87.

G.

33.

Rom den 3. Febr. 87.

Ihr lustiges Briefchen von Gotha, Ihr gütiger theilnehmender Brief von Mainz sind mir fast zu gleicher Zeit zur guten Stunde geworden und haben meiner Lauf- und Reisebahn neues Licht und Freude gebracht. Ohne Theilnahme Derer, an die mich das Schicksal so festgeknüpft hat, ohne Ihre Zufriedenheit mag und kann ich nichts genießen. Alle Ideen von Abgeschiedenheit sind nur Phantome des Selbstbetrugs, die mit dem Fieber verschwinden.

Rom fängt nun an, sich über mir zu erleichtern, die entsetzliche Masse von Gegenständen sich zu ordnen und Licht in die Tiefen zu scheinen. Entsetzlich war zuletzt meine Begierde, hierher zu kommen und nun ist meine Zufriedenheit vollkommen, daß ich diesen Ort nicht eher betreten habe. Recht bedauerlich

waren mir einige Reisende, die ich habe kennen lernen, die jung und unvorbereitet und doch mit Eifer und Ernst unter der Last von Begriffen, die auf sie zudrangen, gleichsam erlagen.

Ich habe nun überwunden und bin nun täglich mit mehr Lust und Freude da; besonders wird eine kleine Abwesenheit das Anschauen nur mehr auffrischen. Jetzt suche ich nur zu completiren und auch die weniger interessanten Gegenstände zu sehen, die man wenigstens gesehen haben muß.

Die Kunstwerke der ersten Klasse müßte man von Zeit zu Zeit wiedersehen können; in ihnen ist ein unabsehlicher Abgrund.

Wahrscheinlich haben Sie zu Ihrer Reise auch so schönes Wetter, heute ist hier ein reiner Maytag.

Von interessanten Männern hab ich manchen, von Weibern außer Angelika nur eine kennen gelernt. Mit dem schönen Geschlechte kann man sich hier, wie überall, nicht ohne Zeitverlust einlassen.

Vom Theater und den kirchlichen Ceremonien bin ich gleich übel erbaut. Die Schauspieler geben sich viel Mühe, um Freude, die Pfaffen, um Andacht zu erregen und beide wirken nur auf eine Klasse, zu der ich nicht gehöre. Beide Künste sind in ein seelenloses Gepränge ausgeartet. Auf alle Fälle ist der Papst[1]) der beste Schauspieler, der hier seine Person producirt.

Die andern Menschen, die nicht öffentlich gaukeln, treiben meist ihr Spiel im Stillen. Vielleicht komm ich auch dazu.

[1]) Pius VI., Braschi mit dem Zunamen il persuasore.

Dieſes näher zu ſehen. Man kann ſich leicht denken, daß es mitunter ſehr einfach iſt.

Es freut mich, daß Knebel mit Ihnen iſt. Geſellſchaft iſt zu allen Dingen nütze; ich habe ein Gelübde gethan, nie wieder allein zu reiſen.

Knebeln bitt ich zu ſagen: mir ſey nur noch ein ſchmutzig grauer Marmor von Carrara bekannt, den ſie Bardiglio nennen. Eben ſolche graue Flecke hat der unreine weiße Carrariſche Marmor und der fleckigſte ſcheint den Uebergang in den Bardiglio zu machen. Ich habe ein ſchön Studium weißer Marmore gekauft, das aus zwölf Stücken beſteht, antiken und modernen. Man ließ vor einigen Jahren auf Veranlaſſung eines Geiſtlichen, der ſich auf dieſe Wiſſenſchaft legte, Stücke Marmor von Paros kommen, um zu entſcheiden, welche Statüen wirklich von Griechiſchem Marmor ſeyen; davon habe ich noch Muſter bei einem Steinſchneider gefunden, die mir ſehr werth ſind. Die Propaganda die überall herumreicht, verſchrieb dieſen Marmor. Wie könnte das Inſtitut genutzt werden! auch thun es die Klugen, die dabei Einfluß haben. Leben Sie wohl und behalten mir Ihre Liebe, damit ich froh und frei gehe und wiederkehre.

G.

34.

Eh das Karneval uns mit ſeinem Lärm anfüllt, muß ich noch einmal ſchreiben, denn ich weiß nicht, ob mir nachher ſo

viel Zeit übrig bleibt. Dieſe Luſtbarkeiten gehn uns um deſto näher an, da ſie unter unſern Fenſtern vorgehen und wir dieſe Tage über viel Beſuch haben werden.

Schon täglich führt man die Rennpferde in die Gegend des Obelisks, richtet ſie mit dem Kopfe gegen den Corſo und ſo hält man ſie eine Weile, um ſie an den Platz, von dem ſie auslaufen ſollen, zu gewöhnen; dann führt man ſie die Straße hinunter und zeigt ihnen ihre Laufbahn.

Vor einigen Abenden ward in dem kleinen Theater Valle ein neues Intermezz von Anfoſſi mit großem Beifall aufgeführt; es iſt recht glücklich komponirt.

Uebrigens bin ich auch hier weniger genießend, als bemüht; ich laufe und denke mich müd und matt. Jetzt kommt noch gar der Zeichnenteufel dazu und macht mir, da ich nur wenige Zeit aufs Arbeiten verwenden kann, ein wahres Leiden. Doch wenn ich hier und jetzt nichts lernen will, was ſoll's dann werden? Miß Gore iſt nicht vergeſſen, vielmehr fühl ich eine große Begierde mich beſſer, als bisher geſchehen können, vor ihr zu zeigen. Ich habe die ganze Familie neulich in Frascati auf einem Gemälde von Hackert (freilich ein wenig entſtellt) geſehen. Sie ſchreiben mir, daß Sie mich vor Weihnachten nicht erwarten: der Himmel ſegne Sie für alles Gute, das Sie mir gewähren und gönnen. Der Stein hatte ich zwei Reiſepläne geſchrieben, die Sie, durch Weimar nur durchgehend, nicht können geſehen haben, denn die Briefe ſind ſpäter angekommen. Allein was kann man Sicheres von ſolchen Wegen

ſagen, die ſo manchem Wechſel unterworfen ſind! Alles kommt darauf an, ob ich nach Sicilien gehe, oder nicht. Das macht, wenn ichs ſolid angreife, 3 bis 4 Monate Unterſchied.

Erſt dacht ich ſchon im Auguſt wieder zu Hauſe zu ſeyn und jetzt wenigſtens wünſche ich mich im Herbſt wieder über die Berge zurück. Das träfe, wenn ich Schloſſern und meiner Mutter einige Zeit ſchenkte, mit Ihren Geſinnungen überein. Auf Oſtern das Nähere und Weitere. Ich möcht' mein Schiff in Ophir recht beladen. Es ſoll mir an keiner Art der nöthigen und gehörigen Ingredienzien fehlen.

Mit dieſer großen und herrlichen Stadt werde ich nun ſchon familiärer und ſo kommen wir aufs rechte Fleck. Sie verliert nichts dabei und ich gewinne. Es iſt mir ſehr geſund, in einem ſolchen Elemente mich erſt recht zu baden und zu waſchen; das Einölen ſoll nach Ihrem Recepte in Neapel vor ſich gehen.

Ich frage nicht nach Ihren Wegen und wie es Ihnen darauf ergeht. Ich werde ſeiner Zeit ſchon mein Theil erfahren.

Leben Sie recht wohl. Grüßen Sie Knebeln.

Von Neapel ſchreib ich wenigſtens ein Wort und ſchick es auch an Edelsheim.

Rom den 10. Febr. 87.

G.

Es bleibt mir noch ein wenig Zeit und ich muß dieſe Seite noch voll ſchreiben.

Ganz beſonders erquickt mich der Antheil, den Sie an Wilhelm Meiſter nehmen. Seit der Zeit, da Sie ihn in Tannroda[1]) laſen, hab ich ihn oft wieder vor der Seele gehabt. Die große Arbeit, die noch erfordert wird, ihn zu endigen und ihn zu einem Ganzen zu ſchreiben, wird nur durch ſolche theilnehmende Aufmunterungen überwindlich. Ich habe das Wunderbarſte vor. Ich möchte ihn endigen mit dem Eintritt in's vierzigſte Jahr; da muß er auch geſchrieben ſeyn. Daß es auch nur der Zeit nach möglich werde, laſſen Sie uns, wenn ich wiederkomme, zu Rathe gehen. Ich lege hier den Grund zu einer ſoliden Zufriedenheit und werde zurückkehrend mit einiger Einrichtung Vieles thun können.

Noch Eins: Tiſchbein malt mich in Lebensgröße in weißem Mantel auf Ruinen ſitzend. Es giebt ein glückliches Bild. Er nimmt zur Ausarbeitung ſeine ganze Kunſt zuſammen, da die Idee glücklich iſt. Leben Sie wohl.

35.

Neapel d. 27. May 87.

Ihre lieben und werthen drei Briefe habe ich vor einigen Tagen auf einmal von Rom erhalten, wie die drei erſten zu ihrer Zeit auch alle richtig eingelaufen waren. Nun verlangt mich um ſo mehr nach Rom, um von L.[2]) die Begebenheiten

[1]) Städtchen im Weimariſchen. [2]) Lucchesini.

zu erfahren, an denen Sie ſo viel Theil haben.*) Möge Alles auch zu Ihrem Glück und Freude ausſchlagen!

Von meiner glücklichen Rückkunft aus Sicilien, von meiner Exkurſion nach Peſtum wird Frau von Stein etwas ſagen können. Ueberhaupt muß ich alles Detail bis auf meine Rückkunft verſparen, denn da war und iſt kein Mittel, meine Anmerkungen in Ordnung zu bringen. Ich bin über alle Maaßen von meiner Reiſe zufrieden und von meinem zweiten hieſigen Aufenthalt. Ich habe mehrere intereſſante Menſchen kennen lernen, um derentwillen ich wohl einige Zeit bleiben möchte; allein der erſte Juny iſt und bleibt zu meiner Abfahrt angeſetzt, eben wie ich aus Rom bald nach St. Peter zu gehen gedenke. Für den erſten Anbiß habe ich nun Italien genug gekoſtet. Wollte ich es mehr und gründlicher nutzen, ſo müßte ich in einigen Jahren wiederkommen. Ich bin nur von Gipfel zu Gipfel geeilt und ſehe nun erſt recht, was mir Alles an Mittelkenntniſſen fehlt. Daß ich Sicilien geſehen habe, iſt mir ein unzerſtörlicher Schatz auf mein ganzes Leben. Unter dem, was ich mitbringe, wird hoffentlich Manches für Sie ſeyn. Was ſie beſtellen, will ich in Rom treulich beſorgen, auch mir daſelbſt einige Correſpondenz offen halten, daß man im Falle immer an gute Künſtler rekurriren kann.

An Ihre Anlagen habe ich oft gedacht; die ſchwarze Tafel ſoll auch nicht vergeſſen werden.

---

*) Der preußiſche Kriegszug gegen die vereinigten Niederlande.

Ich habe manche Räthsel unterwegs gefunden; vielleicht paßt eines in die Höhle der Sphynx [1]). Gartenhäuser und Brunnen bringe ich mit.

Meine besten Wünsche folgen Ihrer Frau Gemahlinn ins Bad. Die Stein schreibt mir, sie werde nach Aachen gehn. Wäre sie nach der Schweiz gegangen; so hätte ich meinen Rückweg über Turin genommen, um ihr aufzuwarten. So aber denke ich über den alten Gotthard meine andächtige Wallfahrt zu vollenden.

Auf Ihre Charten-Sammlung freue ich mich recht sehr. Da ich nun ein schön Stück Welt gesehen habe, interessirt sie mich wieder in allen ihren Theilen.

Viel Glück zu Dalbergs Erwählung [2])! ich hoffe ihm auf meiner Rückreise aufzuwarten.

Diese Stadt [3]) ist für einen Fremden sehr reitzend; man kann einsam und für sich leben und doch unter dem schönsten Himmel von den mannichfaltig zubereiteten Ergötzlichkeiten sein Theil wegnehmen. Ich bin neugierig, wie mir seyn wird, wenn ich kein Meer künftig sehe, das ich nun drei Monate anhaltend und aus so vielen Gesichtspunkten im Auge gehabt habe. Das ist an Sicilien so lustig, daß man kaum eine Strecke in das Land hinein ist, gleich auf der andern Seite das Meer wieder erscheint und eine neue Küste uns entgegen lacht. Auf alle Weise sey

[1]) im Park zu Weimar. [2]) zum Coadjutor des Kurfürsten von Mainz. [3]) Neapel.

ich aber, wie ſchwer es iſt, ein Land zu beurtheilen; der Fremde kann es nicht und der Einwohner ſchwer. Und dann iſt der Menſch ſo einſeitig, daß ein ſo großer und mannichfaltiger Gegenſtand von ihm nicht wohl begriffen werden kann. Diejenigen, die ich über Neapel und Sicilien geſprochen habe, haben im Einzelnen faſt alle Recht, im Ganzen, wie mir ſcheint, faſt keiner.

Ueber alle dieſe Dinge wird mündlich Manches abzuhandeln ſeyn; es gehört dazu, daß man beſtimmt und ausführlich ſpreche.

In dieſen meinen letzten Tagen unterhält mich auch das Theater, an dem ich bisher wenig Freude gehabt habe. Doch ſehe ich, daß ich auf alle Fälle zu alt für dieſe Späße bin. Die andern bildenden Künſte erfreuen mich mehr und doch am meiſten die Natur mit ihrer ewig conſequenten Wahrheit.

Auf dem Schiffe hab ich manchmal an Sie gedacht, daß die präciſen und ſchnellen Manoeuvres Sie ſehr unterhalten würden. Es iſt eine reſpektable Maſchine, an der Alles ausgedacht, nichts Willkührliches iſt, noch ſeyn kann. Ich habe auf dem Hin- und Herweg vom Meere gelitten und alſo viel Freude verloren. Stromboli iſt ein wunderlicher Anblick. Eine ſolche immer brennende Oeffe, mitten im Meere ohne weiteres Ufer noch Küſte. Die Sirenenfelſen hinter Capri aber haben uns den unvergeßlichſten Eindruck gelaſſen, an denen wir beinahe auf die ſeltſamſte Art, bei völlig heiterm Himmel und vollkommener Meeresſtille, eben durch dieſe Meeresſtille zu Grunde gegangen wären.

Schnaps.

O weh mir!

Görge.

Du ſollſt empfinden!

Märten.

Den Säbel her!

Görge.

(Ihn entwaffnend) Ich habe ihn ſchon.

Schnaps.

(Hinter Tiſch und Stühle ſich verſchanzend) Nun gilt Kapituliren.

Görge.

Hervor!

Schnaps.

Beſter Görge, ich ſpaße nur!

Görge.

Ich auch. (Er ſchlägt nach ihm; trifft aber nur den Tiſch.)

Laſſen Sie mich nun dieſes Blatt meinem eigenen Verhältniſſe widmen, für welches Sie ſo freundſchaftlich und liebevoll ſorgen. Es freut mich unendlich, wenn das Compte rendu wenigſtens im Allgemeinen hat zu Ihrer Zufriedenheit ausfallen können. Erhalten und vollenden Sie das gute Werk, bei dem ich im Grunde wenig Verdienſt habe.

Der Gedanke, Schmidten die nähere Aufſicht über die Kameralgeſchäfte aufzutragen, hat meinen völligen Beifall; er iſt auf alle Weiſe der rechte Mann. Nur bei dem Modo habe ich zu erinnern, daß wenn Sie ihn zum Vicepräſidenten machen und mir eine Art von Direction laſſen, alsdann ein Glied des geheimen Conſilii dem andern untergeordnet iſt, welches ich nicht für ganz gut halte. Vielmehr wünſchte ich, Sie entbänden mich mit einem freundlichen Worte meiner bisherigen Incumbenz (und mit der gewöhnlichen Formel: auf ſein Anſuchen) machten alsdann Schmidt entweder geradezu zum Präſidenten, oder gäben ihm die Direktion, wie ich ſie in Wirklichkeit [nicht nach dem Reſcripte*)] gehabt habe. Doch das ſey Ihnen Alles überlaſſen.

*) Daſſelbe iſt an die herzogliche Kammer gerichtet und lautet:

Wir laſſen Euch andurch ohnverhalten, welchergeſtalt Wir, da bekanntlich durch den Abgang des vormaligen Präſidenten von Kalb das Directorium in Eurem Collegium erledigt worden, bis Wir Uns in Anſehung derſelben völlig entſchließen, folgende interimiſtiſche Anordnung zu treffen für gut gefunden haben.

Die Geſchäfte Eures Departements gehen vorerſt in der zeitherigen Ordnung und in dem hergebrachten gewöhnlichen Gang unter der Leitung des jedesmal vorſitzenden geheimen Kammerraths fort. Ihr

Mein einziger Wunsch war: Sie Herr von dem Ihrigen zu wissen. Alles, was Sie thun, um sich die Sachen mehr nach der Hand einzurichten, kann mir nicht anders, als erfreulich seyn. Machen Sie diese Veränderung, wann und wie Sie es für gut befinden. Anfangs September bin ich hoffentlich in Frankfurt. Kann ich alsdann einige Zeit bei meiner Mutter bleiben, um meine vier letzten Bände in Ordnung zu bringen, meine Reisebeobachtungen besser auszuführen, vielleicht an Wilhelm und einigen anderen Ideen zu arbeiten; so werde ich mich sehr erleichtert finden. Denn einmal müssen diese Arbeiten doch hinter

---

zusammen expedirt die currenten und ordinären, durch Etat und andere Vorschriften bestimmten Angelegenheiten, sowie zeither geschehen.

Soviel hingegen alle etwas beträchtlicheren, aus der gewöhnlichen Bahn herausschreitenden, eine Abweichung von dem, was obgedachtermaaßen durch Etat oder sonst festgesetzt ist, mit sich führenden Vorfallenheiten anbelangt, geht Unsere Intention dahin, daß, da Wir Unserem geheimen Rath Goethe Gelegenheit, sich mit den Kammerangelegenheiten näher bekannt zu machen und Uns in diesem Fach in der Folge nützliche Dienste zu leisten, verschaffen wollen, Ihr über alle dergleichen Vorfallenheiten mit demselben Rücksprache halten, ihm, wenn er, so oft es seine übrigen Dienstverrichtungen gestatten, denen Sessionen Eures Collegiums beiwohnen will, sowie außer denselbigen, mit allen ihm nöthig erscheinenden Informationen an Handen gehen, die von ihm verlangten Acten ihm verabfolgen und alle Auskunft geben lassen sollet.

Wir begehren Solchem nach, Ihr wollet Euch hiernach gehorsamst achten.

Gegeben Weimar den 11. Januar 1782.

Carl August.

mich. Und darum nehmen Sie den beſten Dank für Ihre Geſinnungen, daß Sie mich ſo gütig erleichtern wollen. Wie jetzt unſere Sachen ſtehen, können Sie es ohne Nachtheil der Geſchäfte; ja, ich werde Ihnen mehr werden, als ich oft bisher war, wenn Sie mich nur das thun laſſen, was Niemand, als ich, thun kann und das Uebrige Andern auftragen. Mein Verhältniß zu den Geſchäften iſt aus meinem perſönlichen zu Ihnen entſtanden, laſſen Sie nun ein neu Verhältniß zu Ihnen nach ſo manchen Jahren aus dem bisherigen Geſchäfts Verhältniß entſtehn. Ich bin zu Allem und Jedem bereit, wo und wie Sie mich brauchen wollen. Fragen Sie mich über die Symphonie, die Sie zu ſpielen gedenken; ich will gern jeder Zeit meine Meinung ſagen. So wird auch mein perſönlich Verhältniß zu Schmidten mich in den Stand ſetzen, nach Ihrem Verlangen, in allen Sachen mitzuwirken. Schon ſehe ich, was mir die Reiſe genützt, wie ſie mich aufgeklärt und meine Exiſtenz erheitert hat. Wie Sie mich bisher getragen haben, ſorgen Sie ferner für mich und thun Sie mir mehr wohl, als ich ſelbſt kann, als ich wünſchen und verlangen darf. Geben Sie mich mir ſelbſt, meinem Vaterlande, geben Sie mich Sich ſelbſt wieder, daß ich ein neues Leben und ein neues Leben mit Ihnen anfange! Ich lege mein ganzes Schickſal zutraulich in Ihre Hände. Ich habe ſo ein großes und ſchönes Stück Welt geſehen und das Reſultat iſt: daß ich nur mit Ihnen und in dem Ihrigen leben mag. Kann ich es weniger von Detail überhäuft, zu dem ich nicht geboren bin; ſo kann ich zu Ihrer und

zu vieler Menſchen Freude leben. Deßwegen nehmen Sie den herzlichſten Dank für dieſen neueſten Vorſchlag und führen Sie ihn mit Glück und Segen aus.

Können Sie gelegentlich Etwas für Voigten thun, der Manches für mich trägt, und dem Sie ſelbſt wegen ſeiner Brauchbarkeit immer mehr auflegen müſſen; ſo werden Sie Ihrem Dienſte gewiß Vortheil bringen. Sprechen Sie mit Schmidt deshalb. Er kennt des Mannes Verdienſte, weiß, wie man gewußt hat, ihn zu verkürzen und kann wohl einen Weg angeben, wie Sie ohne Unzufriedenheit Mehrerer ihn erleichtern können. Leben Sie wohl und halten Sich überzeugt, daß es Wenige treuer mit Ihnen meinen können, als ich, und daß das Beſte, was an mir iſt und ſeyn wird, immer Ihrem Dienſte gewidmet bleiben ſoll. Behalten Sie mich lieb.

G.

Sagen Sie doch der Stein und Herdern ein Wort davon im Vertrauen, daß ſie nicht in Sorge und auf wunderliche Gedanken gerathen.

Eine Antwort auf dieſen Brief würde mich ſchwerlich mehr in Rom treffen, ich ſchreibe bald, wohin wieder Briefe an mich adreſſirt werden können. —

36.

Rom, den 6. Juli 87.

Heil, Geſundheit und alles Gute zuvor, wo Sie dieſer Brief auch antrifft! Ihr Segen, Ihre Ermahnung hat gefruch-

let und ich finde mich nun, zum erstenmal auf meiner ganzen Reise, mit dem wahren Gefühl von Sodezz, in Rom, wo die Sodezz oder der höchste Leichtsinn hingehört. Lucchesini ist wieder hier. Ich habe die Freude gehabt, mich wieder mit ihm von Ihnen zu unterhalten. Er schätzt Sie ganz vorzüglich und ich bin überzeugt, es ist nicht um mir blos nach dem Sinne zu reden, daß er so viel Gutes von Ihnen sagt. Uebrigens ist er ein ausgemachter Weltmann und scheint mir, was ich auch nur von Weitem sehe, sein Spiel gut zu spielen.

Ich werde täglich fleißiger und treibe die Kunst, die eine so ernsthafte Sache ist, immer ernsthafter. Wenn ich nur über einige Stufen im Machen hinweg könnte! Im Begriff, und zwar im ächten, nahen Begriff, bin ich weit vorgerückt. Da ich doch einmal ein Künstler bin; so wird es viel zu meiner Glückseligkeit und zu einem künftigen fröhlichen Leben zu Hause beitragen, wenn ich mit meinem kleinen Talente nicht immer zu kriechen und zu krabeln brauche, sondern mit freiem Gemüthe, auch nur als Liebhaber, arbeiten kann. Auch das, was ich jetzt lerne, bin ich Ihnen schuldig; denn ohne Ihren freundlichen Zuruf, der mir auf meiner Rückreise*) begegnete, wäre ich schon jetzt von Rom abgegangen. Die Freunde werden schon berichtet haben, daß ich meinen Aufenthalt bis auf den 28. August verlängere. Auch hab ich an die Stein und Herder etwas von St. Peters-Feierlichkeit geschrieben, das sie

*) von Sicilien.

mittheilen werden. Rom hat das Eigne, daß auch das Beſpielte drin groß iſt.

Der Farneſiſche Herkules iſt nun wirklich abgegangen, ſo wie man Anſtalt macht, auch den Torſo und was nur transportabel aus dem Farneſiſchen Palaſte iſt, reiſefertig zu machen. Auf der andern Seite leert der Großherzog[1]) die Villa Medici völlig aus und Rom verliert intereſſante Sachen. Doch bleibt es immer ein unerſchöpflicher Brunnen und wird den ſpät'ſten Nachkommen noch die wichtigſten Gegenſtände der Kunſt zu zeigen haben.

Das allgemeinſte Geſpräch iſt nun, daß der Papſt die berühmte Veprſche Sache verloren hat. Er hat noch ein Remedium ergriffen; man glaubt aber nicht, daß es ihm viel helfen werde.

Die Hitze iſt groß und der Scirock hält auch die Nächte warm. Er muß mir auch zur Entſchuldigung dienen, denn er hat mich gegen Abend eingeſchläfert und nun geht die Poſt. Leben Sie recht wohl. Behalten Sie mich in freundlichem Andenken, empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlinn und geben mir noch einige Nachricht von Ihrem und der Ihrigen Befinden nach Rom. In 16 Tagen erhalt ich richtig die Briefe.

G.

37.

Für Ihren lieben werthen Brief, mit dem Sie mich erfreut haben, danke ich auf das Herzlichſte, Sie können dadurch

[1]) Leopold von Toscana, ſpäter deutſcher Kaiſer.

das Glück, das ich hier genieße und beruhigen mich auf alle Weise. Sie geben mir Raum, daß ich erſt recht mein werden kann und ſondern mich von Ihrem Schickſale nicht ab; möge ſich Ihnen Alles zum Beſten wenden! Ich erwartete Ihr Schreiben, um über meinen fernern Aufenthalt etwas Feſtes zu beſchließen. Nun glaube ich nicht zu fehlen, wenn ich Sie erſuche, mich noch bis Oſtern in Italien zu laſſen. Mein Gemüth iſt fähig, in der Kunſtkenntniß weit zu gehen, auch werde ich von allen Seiten aufgemuntert, mein eigenes kleines Zeichnentalentchen auszubilden und ſo möchten dieſe Monate hinreichen, meine Einſicht und Fertigkeit vollkommen zu machen. Jetzt werden Architektur und Perſpektiv, Kompoſition und Farbengebung der Landſchaft getrieben. September und Oktober möchte ich im Freien dem Zeichnen nach der Natur widmen, November und December der Ausführung zu Hauſe, dem Fertigmachen und Vollenden, die erſten Monate des künftigen Jahres der menſchlichen Figur, dem Geſichte ꝛc. Ich wünſche und hoffe, es nur wenigſtens ſoweit zu bringen, wie ein Muſikliebhaber, der wenn er ſich vor ſein Notenblatt ſetzt, doch Töne hervorbringt, die ihm und Andern Vergnügen machen. So möchte ich fähig werden, eine Harmonie aufs Blatt zu bringen und Andre mit mir zu unterhalten und zu erfreuen. Ich weiß zu ſehr, wie ängſtlich es iſt, wenn man eine gewiſſe Fähigkeit in ſich ſpürt und Einem das Handwerk gänzlich mangelt, ſie auszulaſſen und auszuüben.

Bis Oſtern werde ich es ſoweit gebracht haben, um alsdann für mich weiter gehen zu können. Denn gewiſſe Dinge

ſind es, die man von Andern lernen und annehmen muß. Dieſes macht den Aufenthalt in Rom ſo angenehm, weil ſo viele Menſchen ſich hier aufhalten, die ſich mit Denken über Kunſt, mit Ausübung derſelben Zeitlebens beſchäftigen und wohl kein Punkt ſeyn kann, über den man nicht von Einem oder dem Andern Belehrung erwarten könnte.

Noch eine andre Epoche denke ich mit Oſtern zu ſchließen: meine erſte (oder eigentlich meine zweite) Schriftſteller-Epoche. Egmont iſt fertig, und ich hoffe, bis Neujahr den Taſſo, bis Oſtern Fauſt ausgearbeitet zu haben, welches mir nur in dieſer Abgeſchiedenheit möglich wird. Zugleich, hoffe ich, ſollen die kleinen Sachen, welche den fünften, ſechſten und ſiebenten Band füllen, fertig werden und mir bei meiner Rückkehr ins Vaterland nichts übrig bleiben, als den achten zu ſammeln und zu ordnen. Somit werde ich auch dieſer Verbindlichkeit los und kann an etwas Neues, kann mit Ernſt an Wilhelm gehen, den ich Ihnen recht zu erb und eigen ſchreiben möchte.

Daß ich meine älteren Sachen fertig arbeite, dient mir erſtaunend. Es iſt eine Recapitulation meines Lebens und meiner Kunſt, und indem ich gezwungen bin, mich und meine jetzige Denkart, meine neuere Manier, nach meiner erſten zurückzubilden, das, was ich nur entworfen hatte, neu auszuführen; ſo lern ich mich ſelbſt und meine Engen und Weiten recht kennen. Hätte ich die alten Sachen ſtehen und liegen laſſen, ich würde niemals ſo weit gekommen ſeyn, als ich jetzt zu reichen hoffe. Oſtern rückte ich mit Zucht und Ordnung wieder ins Vaterland und käme zur

ſchönen Jahreszeit zurück. Edelsheim in einem gar guten Brief aus Carlsbad giebt mir zwei Jahre, die hätte ich alsdann ohngefähr vollendet. Iſt mir erlaubt, einen Wunſch, den ich für jene Zeit habe, noch zum Schluß beizufügen, ſo wäre es: Ihre Beſitzthümer ſogleich nach meiner Rückkunft ſämmtlich als Fremder bereiſen, mit ganz friſchen Augen und mit der Gewohnheit, Land und Welt zu ſehen, Ihre Provinzen beurtheilen zu dürfen. Ich würde mir nach meiner Art ein neues Bild machen und einen vollſtändigen Begriff erlangen und mich zu jeder Art von Dienſt gleichſam aufs Neue qualificiren, zu der mich Ihre Güte, Ihr Zutrauen beſtimmen will. Secundirt der Himmel meine Wünſche, ſo will ich mich alsdann der Landes Adminiſtration einige Zeit ausſchließlich widmen, wie jetzt den Künſten; ich habe lange getappt und verſucht, es iſt Zeit zu ergreifen und zu wirken. Möge indeß Alles, was Sie bei Sich einrichten, Ihren Abſichten völlig entſprechen und auch mir, wenn ich wiederkomme, Freude bereiten! Mögen Ihre großen, auswärtigen Verhältniſſe Ihre Exiſtenz ganz ausfüllen und Sie für Mühe, Aufopferung und Gefahren die ſchönſten Früchte einerndten. Noch Manches bleibt mir über einzelne Dinge zu ſagen übrig, das ich auf einen nächſten Brief verſpare. Geben Sie mir bald wieder ein Zeichen Ihres Andenkens und Ihrer Liebe. Ihrer Frau Gemahlinn empfehle ich mich auf das Beſte.

Rom den 11. Auguſt 87.

G.

38.

Frascati, den 28. September 87.

Ob wir gleich so weit auseinander sind, unterhalte ich mich doch oft mit Ihnen, erzähle Ihnen, wie wohl es mir geht und lasse mir vom Genius ins Ohr sagen, daß Ihnen auch wohl ist, daß Sie da sind, leben und wirken, wo Sie Sich fühlen und Ihres Daseyns genießen.

Ich bin an der friedlichen Seite der Welt, Sie am kriegerischen Ende[1]) und, Alles berechnet, man könnte keine antipodischere Existenz haben. Hier wird das Pulver gar löblich nur zu Feuerwerken und Freudenschüssen an Festtagen verbraucht, der Soldat hütet sich eben so arg vorm Regen, als vorm Feuer. Leben und leben lassen ist das allgemeine Losungswort. Wir werden was zu erzählen haben, wenn wir dereinst wieder zusammen kommen.

Daß ich halb unklug vom Zeichnen und aller möglichen Nachahmung der Natur bin, wird Frau von Stein sagen. Ich mag es hier nicht wiederholen, es schwindelt mir der Kopf bei dem Gedanken. Man kann nicht einfacher und nicht mannichfaltiger leben, als ich jetzt. Es ist eine ernsthafte Sache um die Kunst, wenn man es ein wenig streng nimmt, und sogar die Kenntniß ist schon ein Metier, welches man doch kaum glauben mag. So viel kann ich versichern, daß wenn ich Ostern weggegangen wäre, ich eben geradezu nicht sagen dürfte, ich sey dagewesen.

[1]) Vgl. Nr. 35.

Märten.

Triff ihn.

Schnaps.

(Macht ſich hervor, und läuft herum) Oder ſonſt —

Görge.

(Ihm nach) Das ſoll dir nichts helfen.

Schnaps.

(Da er gegen das Fenſter kommt) Hülfe! Hülfe!

Görge.

(Treibt ihn weg) Willſt du ſchweigen!

Schnaps.

(wie oben) Feuer! Feuer!

Märten.

(Verrennt ihm von der andern Seite den Weg) Stopf ihm das Maul!

Schnaps.

(Hinter zwey Stühlen verſchanzt) Verſchont mich! Es iſt genug!

Wie ſehr dank ich Ihnen, daß Sie mir dieſe Muße geben und gönnen. Doch da einmal von Jugend auf mein Geiſt dieſe Richtung genommen hat: ſo hätte ich nie ruhig werden können, ohne dies Ziel zu erreichen. Dieſen Winter hab ich noch wacker zu thun, es ſoll kein Tag, ja keine Stunde verſäumt werden.

Noch hatte ich mich immer in der Stille und ſogar (ich weiß nicht, ob es lobens- oder ſcheltenswerth iſt) die Frauen haben keinen Theil an mir. Mit der einzigen Angelika gehe ich um, die der Achtung jedes wohlgeſinnten Menſchen werth iſt. Haben Sie doch die Güte, Mir Ihre ein Exemplar meiner Schriften zu ſchicken. Künftiges Frühjahr ſollen einige Zeichnungen für ſie folgen; ich muß noch erſt durch einige Schulen, ehe ich mich produciren darf.

Die Nemeſis*) hab ich noch nicht beſtellt. Ich hoffe noch immer einmal eine ſchöne Antike zu finden. Bei Pichler koſtet eine Figur gegen 50 Zecchinen. Ich beſtelle ſie auch wohl bei ihm, wenn ich nur verſichert bin, daß er gute Arbeit macht.

Manchmal ſchlaudert er, wenn es beſtellt iſt.

Neulich kam ein antiker Sokrates für 25 Zecchinen vor, den ich ungern aus Händen ließ; er war trefflich gearbeitet.

Mehr zum Scherz als Ernſt, hab ich mir auch einige Einſchnitte gekauft, und doch in der Abſicht, um mehr Kenntniß in dem Fache zu erwerben. Graf Krieß, der hier eine Menge

*) Vgl. Nr. 30.

Geld ausgegeben (er hat vielleicht für 20 mille Scudi Kunstsachen gekauft) ist noch zu guter Letzte mit einem Cameo auf eine recht brillante Weise betrogen worden. Ein Steinschneider verstand sich mit einem Vignerol; dieser gab vor, den Cameo im Weinberge gefunden zu haben, mache aber ein Geheimniß daraus, unter dem Vorwande, der Herr des Weinbergs (der Vignerol war nur Pächter, wie die meisten sind) werde an diesen Schatz Anspruch machen. Graf Frieß mußte in der großen Hitze heimlich vor Rom hinaus gehen, dort den Stein besehen ꝛc. Genug er tappte in die Falle, bezahlte den Stein sehr hoch ꝛc.

Die Sache kam bald ans Licht, einen Theil seines Geldes erhielt er wieder ꝛc.

Es ist das eine theure Art zur Kenntniß zu gelangen.

Leben Sie recht wohl. Ehe ich michs versah, bin ich ins Erzählen und Schwätzen gerathen.

Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlinn, erhalten Sie mir Ihre Liebe und lassen mir die Freude, zu denken, daß ich auch für Sie genießend sammle und gewinne.

G.

39.

So sehr mein Gemüth auch gewohnt ist, sich mit Ihnen zu unterhalten, so gewiß ich nichts Gutes genieße, ohne Sie dessen theilhaftig zu wünschen, so verlegen bin ich jetzt doch gewissermaßen, wenn ich die Feder ansetze, Ihnen zu schreiben. Kaum

darf ich denken, daß in Ihrem bewegten Leben[1] Sie jetzt Etwas interessiren könnte, was ich aus dem Schooße der Ruhe schreiben dürfte.

Ich komme eben von Castell Gandolfo zurück, wo ich ohngefähr drei Wochen der schönen Jahreszeit in guter Gesellschaft genossen. Die ganze herrliche Reihe von Hügeln, worauf Frascati, Marino, Castello, Albano, Lariccia, Genzano, Nemi liegen, ist vulkanisch, aber ihre alte Bewegung ist so in Ruhe übergegangen, daß ihre Bewohner schon Jahrtausende sich eines friedlichen Sitzes erfreuen und nur die neuere Naturlehre hat uns aufmerksam gemacht auf die Gewalt, die ehemals in diesen Gegenden tobte und jene Höhen hervorbrachte, die wir nun bebauen und genießen.

Und wie auf ausgebrannten Vulkanen leben wir auch hier auf den Schlachtfeldern und Lagerplätzen der vorigen Zeit. An dem See von Nemi erinnerte mich ein sonderbarer Gegenstand an Sie, an Ihre gegenwärtige militärische Beschäftigung, an Ihre entschiedene Leidenschaft.

Wir hatten uns am Rande des See's, eines alten Kraters, unter schönen Platanen gelagert; eine Quelle floß sparsam aus dem Felsen und nahe dabei lag ein alter, trockner, hölzerner Trog, aus einem Baumstamm ausgehöhlt. Ich sah die Gegend mit Augen des Zeichners an, und bemerkte nicht, daß dieser hölzerne Trog eine Seltenheit sey, da in Italien alle solche

[1] Vgl. Nr. 35 u. 38.

Waſſerbehälter von Stein ſind. — Ein alter Mann, der Früchte gebracht hatte, ſprach zu einigen der Geſellſchaft und ſagte: „Dieſen Trog haben die Deutſchen Anno 11 gemacht, als ſie „hier in Quartier lagen; es waren zwei Tröge, den andern „hat die Zeit aufgerieben. Es lag damals Cavallerie in Nemi „und ſie höhlten dieſe Tröge aus, um die Pferde bequem zu „tränken.“

Gleich erinnerte ich mich, was Sie mir einſt von Ihrem Antheil an der Schlacht bei Velletri ſchrieben und frug den Alten aus, wo die Deutſchen geſtanden? wo das Lager geweſen? ꝛc. er gab mir von Allem Bericht: das Hauptlager war gerade über uns an der Seite des Monte cavo. Eine köſtliche Poſition, die auch ehemals Hannibal erwählt hatte.

Das Wetter verhinderte uns, auf den Monte cavo zu gehn und auch die Ueberſicht der ganzen damaligen Expedition zu haben; denn man überſieht von da die ganze Gegend.

Faſt hätte ich Ihnen einen Span aus dem Troge geſchnitten und Ihnen ſo eine recht landsmänniſch-militäriſche Reliquie geſchickt.

Wenn es mit meinem Zeichnen ein wenig beſſer vorwärts geht, ſo will ich die Platanen mit der Quelle und dem Troge, der wohl noch eine Weile liegen wird, zeichnen und ſchicken, da ich doch nicht wohl hoffen darf, Ihnen aus der Quelle ſelbſt ſobald ein Glas zuzutrinken.

Während dieſer Villeggiatur habe ich viel Menſchen auf einmal geſehen und kennen lernen, welche ich einzeln nicht

würde aufgesucht haben. Es ist auch für Gewinn zu rechnen, eine Nation nach und nach mit Bequemlichkeit zu sehen, mit der man eigentlich nichts Gemeines haben kann. Meine besten Wünsche begleiten Sie auf allen Wegen und Stegen. Wenn Sie einen Augenblick Zeit finden; so bitte ich, mir wieder einmal zu sagen, wie Sie leben, und mich durch ein Paar Worte Ihres Andenkens zu versichern. Nur zu sehr spüre ich in diesem fremden Lande, daß ich älter bin. Alle Verhältnisse knüpfen sich langsamer und loser, meine beste Zeit habe ich mit Ihnen, mit den Ihrigen gelebt und dort ist auch mein Herz und Sinn, wenn sich gleich die Trümmern einer Welt in die andere Waagschale legen. Der Mensch bedarf wenig; Liebe und Sicherheit seines Verhältnisses zu dem einmal Erwählten und Gegebenen kann er nicht entbehren.

Leben Sie tausendmal wohl.

Rom den 23. Oktober 87.

Goethe.

40.

Rom, den 17. November 87.

Ihr werther Brief von Eisenach versichert mich Ihres Wohls und läßt mich sehen, daß Sie Ihre neue Laufbahn[1]) mit Muth und Freudigkeit antreten. Möge ein günstiges Schicksal Ihr Unternehmen für Sie und die Ihrigen zum besten

[1]) Vgl. Nr. 35, 38 u. 39 Anm.

kehren und alle Beſorgniſſe nach und nach auflöſen und zerſtreuen, die ſich über Ihr Beginnen in den Herzen ſo Vieler geſammelt und feſtgeſetzt haben. Mein Schickſal iſt mit dem Ihrigen ſo genau verwandt, daß ich nichts für Sie wünſchen kann, das ich mir nicht ſelbſt wünſche.

Sie erlauben mir, ja Sie fordern mich auf, Ihnen öfter zu ſchreiben; ich will es mit Freuden thun, wenn mir vergönnt iſt, auf das Papier zu ſetzen, was der Tag und die Stunde giebt, das dann nicht immer das Bedeutendſte ſeyn möchte. Der großen Reſultate ſind ſo wenig, und je länger man Gegenſtände betrachtet, deſto weniger getraut man ſich, etwas Allgemeines darüber zu ſagen. Man möchte lieber die Sache ſelbſt mit allen ihren Theilen ausdrücken oder gar ſchweigen.

Ich muß immer heimlich lachen, wenn ich Fremde ſehe, die beim erſten Anblick eines großen Monuments ſich den beſonderen Effekt notiren, den es auf ſie macht. Und doch: wer thut's nicht? und wie Viele begnügen ſich nicht damit?

Sie haben indeß zwei Briefe von mir erhalten, einen von Frascati, den andern (glaub ich) von Caſtell Gandolfo; wenigſtens enthielt er die Nachricht von einer militäriſchen Reliquie der dortigen Gegend.[1])

Egmont iſt nun in Weimar. Ich habe große Freude an der Art, wie ihn die Freunde aufgenommen haben. Auch Ihnen und Ihres Gleichen darf er ſich hoffe ich präſentiren, denn

[1]) Vgl. Nr. 39.

ich möchte nun nichts mehr ſchreiben, was nicht Menſchen, die ein großes und bewegtes Leben führen und geführt haben, nicht auch leſen dürften und möchten.

Kayſer aus Zürich iſt hier und hat die Partitur unſerer Oper[1]) mitgebracht; ich habe viel Genuß an ihm und ſeiner Arbeit. Durch ihn genieße ich auch erſt die hieſige Muſik, weil ſich doch nichts in der Welt ohne wahre innere Kenntniß recht genießt.

Von meinem übrigen Weſen und Treiben das nächſtemal.

Und nun ein Wort von Ihrer Frau Mutter Reiſe, die mir ſchwer auf dem Herzen liegt. Sie wollte noch dieſes Jahr hierher und es war ein ſehr kühnes, ja ein verwegenes Unternehmen, mit denen mir bezeichneten Perſonen, mit einer ganz bonhommiſchen, ununterrichteten, ſo gut als mit dem Lande unbekannten Caravane einen Zug durch dieſe Gegenden anzutreten. Ich habe ihr pflichtmäßig und geheimderäthlich die Gründe vorgelegt, warum die Reiſe noch ein Jahr aufzuſchieben ſey. Glücklicherweiſe kamen einige Umſtände dazu, die ſie determinirten, noch zu bleiben und zu warten. Ich bin nun über ein Jahr im Lande und weiß, was vornehme Reiſende hier erwartet und wie ſchwer es für Fremde iſt, Genuß, Menage und Anſtand nur einigermaßen zu verbinden. Vielleicht iſt es in dieſem Lande ſchwerer, als in andern, doch iſt es wieder leicht und ſehr bequem, wenn man's weiß. Nur weil Niemand Vortheil davon hat, den Fremden zu unterrichten, vielmehr von Un-

[1]) „Scherz, Liſt und Rache", von Goethe.

wiſſenheit und Ungeſchick zu profitiren iſt, ſo geht's aus Einem in's Andre. Genug, das allgemeine Reiſeſchickſal wird hier beſonders fühlbar. Vor einigen Tagen habe ich einen Italiener nach Weimar geſchickt, einen ſehr guten Menſchen, wenn er gut genutzt wird, eine Art von Maitre-Jacques, der das Mechaniſche der Reiſe zu beſorgen, alle Händel mit den Poſtmeiſtern, Wirthen ꝛc. abzuthun hat. Das iſt ſchon ſehr viel, weil die Seccatur und Prellerei in Italien unendlich iſt; man muß nothwendig einen Italiener an die Italiener hetzen, um mit ihnen fertig zu werden. Nun iſt es aber leider noch um das Moraliſche und Politiſche, um Kunſt- und Naturgenuß zu thun, wo ich wohl rathen kann und kann ſagen: da und da liegt's. Weil es aber auf die Leitung eines jeden einzelnen Tages ankommt und auf ein Zuſammenhalten der ganzen Zeit und Abſicht; ſo iſt da Vieles dem Glück und dem Zufall überlaſſen, was bedacht und geführt werden ſollte. Eine Sache, die im ganzen Leben ſchwer iſt und auf Reiſen am ſchwerſten von Großen und Vornehmen ausgeübt werden kann, iſt nach meinem Bedünken: die Dienſtleiſtungen und Dienſtanerbietungen mehrerer Menſchen, die man nicht genau kennt und die ſich immer zudrängen, anzunehmen oder abzulehnen und einen Jeden nach ſeiner Art zu brauchen, ohne ſich zu kompromittiren oder zu frechiren. Einzeln kommt Jeder eher durch, eine große Geſellſchaft leidet gewiß drunter. Für Rom und Neapel wäre ſo ziemlich geſorgt, in Florenz ſoll es auch nicht fehlen und man muß denn auch etwas dem Glück überlaſſen.

Dann iſt noch ein Hauptbedenken bei der Reiſe: daß ſie im rechten Zeitmaße geſchehe und die Reiſenden auch geziemend wiederkehren. Um einen Leibarzt habe ich ſehr gebeten, er iſt aber abgeſchlagen worden; ich habe auf einen Chirurgus kapitulirt, der nun leider erſt geſucht wird. Keine Dame kenne ich, die ich vorſchlagen möchte, kann alſo auch dazu nichts ſagen; die Caravane wird auch dadurch noch größer und ſchwerer zu bewegen.

Ich will thun und vorbereiten, was möglich iſt, wenn nur Einſiedel ein wenig thätiger und gewandter wäre! Auch höre ich, daß er gar nicht wiſſen ſoll, wie er mit dieſer Reiſe dran iſt. Ich glaube es wohl.

Und nun noch ein politiſch Wort, ob ich gleich nur das Allgemeinſte der Welthändel ſehen kann. Ich leſe fleißig die Zeitungen und da neuerdings ſich Alles bald aufdeckt und entwickelt, ſo Vieles öffentlich verhandelt wird, was ſonſt verborgen traktirt wurde, ſo kann man mit einer freien Vorſtellungsart die Lage der Sache ziemlich überſehen. Mir ſcheint es für Freund und Feind bedenklich, daß Frankreich ſo weit herunter iſt. Wenn auf der einen Seite die Preußiſch-Engliſch-Oraniſchen Abſichten leichter auszuführen ſind; ſo haben auf der andern Seite Catharine und Joſeph auch freies Spiel und können ſich vielleicht in einem Augenblicke ſüd- und oſtwärts ein ungeheures Uebergewicht verſchaffen, indem der Nord und Weſt (wozu ich Frankreich mitrechne) mit einander nicht einig ſind. Aus dieſen Gegenden kann ich ſagen: daß man ſich im

Stillen und Einzelnen vor Rußland und dem Kaiſer fürchtet und glaubt, daß unter keiner Bedingung der Kaiſer jene großen Aus- und Abſichten Catharinens auf Konſtantinopel begünſtigen könne, wenn nicht auch einem Nachgebornen ſeines Hauſes der Beſitz von Italien verſichert ſey.

Soviel iſt gewiß, daß der Kirchenſtaat und beide Sicilien ohne Schwertſtreich, wie Holland, wegzunehmen wären. Man legte ſich mit ein Paar Linienſchiffen in den Golf von Neapel und bäte ſich zwei Thore von Rom aus; ſo wäre die Sache gethan. Aus verſchiedenen Bewegungen glaube ich, daß der päpſtliche und Neapolitaniſche Hof auf einer ſolchen Spur ſind, obgleich das allgemeine Publikum ſich nichts davon träumen läßt. Das Volk iſt mißvergnügt, die Geiſtlichkeit beſonders; die Mönche ſind kaiſerlich geſinnt. Noch geſtern ſagte ein 70jähriger Mönch: wenn ich nur noch in meinen alten Tagen erleben ſollte, daß der Kaiſer käme und uns alle aus den Klöſtern jagte, ſelbſt die Religion würde dabei gewinnen. Wenn die Ruſſiſchen Schiffe in's Mittelländiſche und Adriatiſche Meer kommen, wird man bald mehr ſehn. Verbrennen Sie doch ja meine Briefe gleich, daß ſie von Niemandem geleſen werden; ich kann in dieſer Hoffnung deſto freier ſchreiben.

Leben Sie tauſendmal wohl! Und wenn Ihr neuſter Schritt manche Mißvergnügte gemacht hat, wenn Sie im Dienſte Manchem ſtreng aufdrücken müſſen, wenn Sie in einem halbfeindlichen Lande nicht immer zufrieden vor Sich ſehen: ſo genießen Sie wenigſtens des Gedankens: daß Sie Einen Menſchen, der Ihnen

Görge.

Willſt du heraus!

Schnaps.

(Wirft ihnen die Stühle nach den Beinen, ſie ſpringen zurück) Da habt ihr's.

Görge.

Warte nur!

Schnaps.

Wer ein Narr wäre! (Springt zur Hinterthür hinaus.)

Görge.

Ich haſche dich doch. (ihm nach.)

Märten.

(Steht und reibt das Bein, das der Stuhl getroffen hat, und hinkt den übrigen Theil des Stücks.) Der Böſewicht! Mein Bein! — Hat ers doch auch brav abgekriegt!

nah angehört, durch Ihre Liebe, Güte und Nachsicht ganz glücklich machen.

G.

41.

Rom den 7 December 87.

Sie muntern mich auf manchmal etwas von mir hören zu lassen und ich nehme die Feder um ein und den andern Punkt meines täglichen Lebens zu berühren. Schon lange habe ich mir Vorwürfe gemacht, daß ich nicht etwas von meiner Arbeit, es sey an Zeichnungen oder Betrachtungen über die Kunst überschickt habe; allein wenn ich selbst Künstler, die hierher kommen, betrachte, so finde ich meine Entschuldigung. Jeder, der nun endlich Rom erreicht hat, denkt, er wolle nun erst recht fleißig seyn, recht fort arbeiten, fort denken ꝛc. und er spürt nur gar zu bald, daß er wieder zurücklernen muß, daß er seinen Grund tiefer graben, stärker und breiter legen muß. Er muß den Aufwand an Zeit und Kräften erst in die Erde verstecken, um in der Folge, wenn das Glück will, sein Gebäude aufführen zu können. Mit dem Beurtheilen ist es das Gleiche und ich sehe jetzt, nach Verlauf eines Jahres, an Andern, die hierher kommen, wie ich die Sachen im Anfang ansah. Wie die Kindheit und Jugend ihre eigne Vorstellungs-Art, so giebt es auch eine eigne Reisenden- und Dilettanten-Vorstellungs-Art, die eigentlich nicht unrichtig, nur verhältnißmäßig ist.

Meinen geschnittenen Steinhandel habe ich fortgesetzt und

für wenig Geld artige Sachen zuſammengekauft. Man muß von Zeit zu Zeit Etwas von den Leuten nehmen, um in Connexion zu bleiben und ſie kennen zu lernen, wenn man etwas Gutes erwiſchen will. Aus den Händen der großen Händler muß man nichts nehmen, das iſt für Ruſſen und Engländer.

Für Sie habe ich einen Einſchnitt im Auge; er iſt von guter Arbeit und ein intereſſantes, von den Alten oft wiederholtes Sujet. Die Herakliden, wie ſie die wiedereroberten Länder durchs Loos theilen.

Ich lege die Zeichnung aus den Monumenti inediti bei. Noch will der Händler mit dem Preis zu hoch hinaus. 15 bis 20 Zechinen, mehr muß man nicht dafür geben, ſonſt iſt's kein Spaß. Die Juden ſind nur alle zu klug geworden. Es wird von Fremden ein ungeheures Geld für dieſe Sachen, beſonders für Cameen ausgegeben. Es iſt freilich reizend, faßlich, transportabel. Indeß muß man nicht mehr Werth hinein legen als es hat, denn große Kunſtwerke ſind wenig unter allen geſchnittenen Steinen in der Welt und ein Gypskopf iſt im Grunde ein würdigerer Gegenſtand, als viele ſolcher Spielwerke. Wie freue ich mich auf die Zeit, da wir zuſammen das Stoſch'ſche Cabinet in Potsdam ſehen werden, das Ihnen wohl nicht verſchloſſen bleiben wird. Das Ende meiner Bemühungen und Wanderungen iſt und bleibt der Wunſch, Ihr Leben zu zieren. Möge er mir gewährt werden.

Nun noch ein Wort, das ſich auf Ihre innere Wirthſchaft bezieht und das ich bis auf meine Rückkunft nicht verſparen

will. Ich wünschte, Sie veranlaßten Schmidten, daß er Zeiden, der Ihnen nun eine Zeit lang in der Stille und im Kleinen dient, näher prüfe und sich selbst überzeuge, wie und wozu dieser Mensch brauchbar ist. Ich will ihn nicht unbedingt empfehlen, weil er der Meinige war und im Edelsten mein Geschöpf ist; aber ich wünsche, daß man ihn kennen lerne. Wenn Bachmann abgeht, wird eine große Lücke erscheinen, die vielleicht weniger merklich gemacht werden könnte, wenn man einen solchen durchaus treuen, arbeitsamen, verständigen Menschen dazu vorbereiten ließe. Er ist schon an Bachmanns Seite, kennt die Sachen gut und hat einen richtigen Blick. Er ist jung und auf eine Zeit hinaus von ihm etwas zu hoffen. Lassen Sie ihn prüfen, prüfen Sie ihn bei Ihrer Rückkunft selbst, ich müßte mich sehr betrügen, wenn Sie in dieser Classe Menschen einen gleichen fänden. Nächstens mehr, leben Sie tausendmal wohl und erwiedern meine Liebe.

G.

12.

Rom den 8. December 87.

Heute erhalte ich Ihren werthen Brief von Tivoli und lege noch ein Blatt zu den geschriebenen.

Mein Herz geht wieder auf in der Hoffnung, Sie zu Hause zu wissen, mein Wunsch wird wieder lebendig, an dem Orte zu seyn, von dem doch im Grunde Ihre Abwesenheit nur mein Gemüth entfernte.

Ich danke Ihnen für die Nachrichten, die Sie mir von Ihrer Expedition geben, die freilich dem Geiſt unſeres Jahrhunderts gemäß klüger, als kriegeriſch, ausgegangen iſt.[1]) Ich leſe die Zeitungen regelmäßig und bleibe im Allgemeinen in der Connexion. In meinem letzten Briefe habe ich eine politiſche Poeſie gewagt, die Sie mir verzeihen werden; doch ſcheinen die neueſten Operationen der Cabinette meine Sorge, wo nicht in ihrer ganzen Ausdehnung, doch in ihrer Richtung zu rechtfertigen.

Wie ſehr gönnte ich Ihnen nur einen Theil des Genuſſes, der mir ſo reichlich geſchenkt iſt und den Sie mehr, als Jemand verdienen. Leider haben Sie Sich zu Ihrer angeborenen Beſtimmung, die mühſam genug iſt, wenn man ihr ernſtlich nachgehen will, noch fremde Laſten[2]) aufgeladen, deren Schwere Sie noch oft fühlen werden. Gebe Ihnen ein günſtig Geſchick immer frohen Muth! Daß Sie den Gedanken, die Rembrandt zu kompletiren, fahren laſſen, kann ich nicht anders, als billigen. Beſſer nach und nach beſſere Abdrücke von den Hauptblättern angeſchafft. Beſonders fühle ich hier in Rom, wie intereſſanter denn doch die Reinheit der Form und ihre Beſtimmtheit, vor jener markigen Rohheit und ſchwebenden Geiſtigkeit iſt und bleibt.

Ein Paar Blätter von Mark Anton brächte ich Ihnen gerne mit. Es ſind ein Paar Blätter, ein heiliger Lorenz und

[1]) Vgl. Nr. 35, 38, 39 und 40. [2]) Der Herzog war als Generalmajor in den preußiſchen Militärdienſt getreten.

ein Kindermord von ihm nach Paccio Pandinelli. Es ist eine Welt in den Blättern und gute Abdrücke davon unschätzbar. Ich habe neulich nur einen Blick in die vaticanische Kupfer-Sammlung gethan. Da sind Schätze!

Wenn Sie wieder zu Hause sind, bitte ich einen Abend am Kamin meinem Egmont zu widmen. Könnten Sie wieder eine Tannröder'[1] Stimmung, welche meinem Wilhelm so günstig war, antreffen; so würde ich mich recht glücklich fühlen. Es ist gar tröstlich für den Dichter, der sichs denn doch so sauer werden läßt, wenn so eine Arbeit gleich das erste mal ihre Wirkung nicht verfehlt. Ich hoffe er soll Ihnen neu seyn und zugleich alte Erinnerungen anmuthig aufschlagen.

Claudine und Erwin halten mich länger auf, als ich dachte; ich will sie nun gut machen in ihrer Art, besonders, da es die ersten Singspiele sind, die in meiner neuen Ausgabe vorkommen.

An Faust gehe ich ganz zuletzt, wenn ich alles Andere hinter mir habe. Um das Stück zu vollenden, werde ich mich sonderbar zusammen nehmen müssen. Ich muß einen magischen Kreis um mich ziehen, wozu mir das günstige Glück eine eigne Stätte bereiten möge.

Kayser ist nun hier und ich kann nicht sagen, wie sehr mich seine Gegenwart freut und erbaut. Einen männlichern, solidern Künstler habe ich nie gekannt und dabei hat er in der

[1] Vgl. Nr. 34

Vorſtellungsart eine Geſchwindigkeit, in ſeinem Umgang eine Grazie, die man erſt nach und nach entdeckt und gewahr wird. Sein Aufenthalt hier wird ihn ganz zur Reife bringen. Er komponirt Alles, was an Muſik zum Egmont nöthig iſt und ſeine Studien darüber ſind mir ſehr unterrichtend. Ich habe an Frau von Stein einige Zeichnungen geſchickt; wäre etwas darunter, was Ihnen für die Freundinnen gefiele; ſo ſteht es zu Befehl. Es iſt aber auf alle Weiſe nichts von einigem Werth.

Noch eine andere Uebung habe ich vor: daß ich, wie einmals durch Krams das Neueſte von Plunderswеilern, ſo durch einen jungen Künſtler neue heroiſche Süjete nach meinen Anläſſen zeichnen laſſe. Wir ſind nur im Anfange, indeß kann ich hoffen, daß in einiger Zeit wenigſtens unſer guter Wille fühlbar werden wird. Frau von Stein kann etwas Näheres, wenigſtens die Liſte der Süjete mittheilen.

Leben Sie aufs Beſte wohl und erfreuen mich manchmal mit einem Worte. Nehmen Sie Filippo Collina[1], ein Römiſches Original, das ich Ihrer Frau Mutter als Reiſe Maitre Jacques überſchicke, in Protection. Sie können am Erſten beurtheilen, wie wunderlich einem verpflanzten Geſchöpf ſeine Ortveränderung thut. Es iſt ein ſehr guter Menſch, wenn ich mich nicht ſehr betrüge.

G.

[1] Vgl. Nr. 10.

43.

Rom den 29. December 87.

Von allen Seiten höre ich, daß es Ihnen wohl geht, daß Sie im Haag vergnügt sind und der Kriegshimmel sich aufgeheitert hat.[1]) Das Glück bei Frauen, das Ihnen niemals gefehlt hat, wird Sie auch in Holland nicht verlassen und Sie dafür schadlos halten, daß Sie die schöne Emilie[2]) in Ihrem Hause versäumt haben.

Mich hat der süße kleine Gott in einen bösen Weltwinkel relegirt.

Was das Herz betrifft, so gehört es gar nicht in die Terminologie der hiesigen Liebeskanzlei.

Jetzt geht die Zeit der Zerstreuung an, für mich weniger als für Andere. Kaum ist Christus geboren (welcher dieses Jahr mit einer Mondfinsterniß und einem starken Donnerwetter seine Geburtsnacht gefeiert hat) so sind auch schon die Narren wieder los und die um wenige Tage verdrängten Saturnalien treten ein. Vier große und ein halb Dutzend kleine Theater sind aufgegangen, recitiren, singen, tanzen um die Wette. Die große Oper in Aliberti hat mich den ersten Abend erschrecklich frechirt. Alle Elemente waren da: Theater, Decorationen, Lichter, Sänger, Tänzer, Kleider, Musik ꝛc. und Alles noch durch Gewohnheit, als durch einen kindischen Geist belebt. Die Mittelmäßigkeit eines so zusammengesetzten, großen brillanten Gegenstandes war un-

[1]) Vgl. Nr. 35, 38, 39, 41 und 42. [2]) Werr.

erträglich. Vielleicht geben die andern Theater etwas. Mir iſt nicht viel daran gelegen, denn ich bringe die Abende gewöhnlich unter Geſprächen über die Kunſt hin, und zwar nicht über das Allgemeine, ſondern über beſondere Gegenſtände der Nachbildung. Jetzt bin ich am menſchlichen Kopfe, und würde mich ſehr glücklich halten, wenn ich immer tiefer in dieſen Betrachtungen gehen, immer weiter in der Ausführung kommen könnte. Der junge Camper[1]) iſt hier und trägt uns die Lehre ſeines Vaters vor, welche ſich trefflich an das Höhere und Höchſte anſchließt. Sie werden ſeinen Vater im Haag auch nicht verſäumt haben; der gute Alte hat, höre ich, viel gelitten.

Wenn Sie mir manchmal etwas Bedeutenderes ſchreiben wollen, können Sie es ohne Sorge thun. Niemals habe ich an einem Briefe nur eine Spur einer Eröffnung bemerkt. Auch kommen ſie gewöhnlich in der kürzeſten Zeit und können unterwegs nicht ſeyn angehalten worden. Allenfalls nehmen Sie ein unbedeutendes Siegel.

Anfang Decembers durchlief ich noch einmal das vulkaniſche Gebirg hinter Rom, von Frascati bis Nemi, und ſchnitt bei dieſer Gelegenheit einen Span aus jenem Troge.[2]) Mit nächſtem Transport wird dieſe Reliquie ſich Ihrem Hausaltar empfehlen.

Behalten Sie mir Ihre Liebe, wie mein Gemüth Ihnen unwandelbar ergeben iſt.

G.

---

[1]) Adrian Gilles Camper, Sohn des berühmten Anatomen und Arztes Peter Camper. [2]) Vgl. Nr. XV.

44.

Rom den 25. Januar 88.

Welche Freude und Zufriedenheit mir Ihr Brief an einem ſchönen Tage gebracht hat, kann ich Ihnen nicht ausdrücken und hätte die Sorge für Ihre Geſundheit mich nicht wieder herabgeſtimmt; ſo könnte ich den geſtrigen Tag als den fröhlichſten anſehn, den ich in Rom erlebt habe. Ich lief gleich nach erhaltenem Brief ins Weite; denn wie Triſtram die horizontale Lage für diejenige hält, in welcher man Freude und Schmerz am beſten genießt und trägt, ſo iſt es bei mir das Wandeln in freier Luft. Da dacht ich denn recht Vieles durch und ſetze mich heut früh zu ſchreiben, damit Sie durch den zurückkehrenden Courier einige Blätter erhalten.

Zuvörderſt danke ich aufs Schönſte für das tableau politique. Ich folge dem Lauf der Welt in den Zeitungen nach und um deſto angenehmer war mir dieſe Ausfüllung und Beſtimmung meiner allgemeinen Ideen. Der Antheil, den Sie an den Geſchäften des Vaterlandes und der Welt nehmen, liegt mir zunächſt am Herzen, ich freue mich über Alles, was Ihnen gelingt; es iſt mir tröſtlich, daß Ihre Mühe und Aufopferung anerkannt und mit einem ehrenvollen Zutrauen gelohnt wird. Laſſen Sie mich von Zeit zu Zeit wiſſen, wie die Sachen ſtehen; an Ihrem geſtrigen Brief hab ich nun eine Weile zu zehren.

Sie wünſchen, daß ich Ihre Frau Mutter in Italien erwarten möge; ich will mich darüber aufrichtig erklären.

Oſtern war der letzte Termin, den ich meinem Bleiben

in Italien geſetzt hatte; auch Sie ſchienen mich im Frühjahr zu Hauſe zu erwarten und ich habe rationem vitae et studiorum (worüber ich ein beſonder Blatt wenn ich Zeit habe beilege) völlig darauf eingerichtet, daß ich nach dem Feſte Rom ohne Widerwillen verlaſſen kann. Ich erwartete, daß Sie zu Hauſe anlangen und mir nach Lage der Sachen Ihre Geſinnung ſchreiben würden. Nun anticipiren Sie ſolche, ich kann mich darnach einrichten und will nun auch über die Reiſe der Frau Mutter meine Gedanken eröffnen. Je mehr ich mich bemühte, nachzudenken und zu ſorgen, wie ich ihr, als ein getreuer Vorläufer, den Weg bereiten könnte, deſto mehr ſah ich wie wenig man ihnen kann und wie nachher Alles auf den Augenblick ankommt. Die größte Schwierigkeit war diejenige, welcher Sie erwähnen, daß Ihre Frau Mutter mit Anſtand auch Menſchen ſehe, doch ohne zu ſehr zerſtreut zu werden, ohne zu viel Zeit über die wechſelſeitigen Cards zu verlieren. Ich habe mich zwar ganz aus der Welt gehalten, kenne aber doch ſo ziemlich die hieſige Societät; ſie iſt wie überall und noch überdieß ſehr exigeant, weil man wirklich in dem großen Rom ein wenig kleinſtädtiſch iſt. Die Herzoginn muß eine Römiſche Dame zur Seite haben, welche ſie überall einführt und wenigſtens zu Anfangs begleitet. Ich habe mit Angelika (die ein Engel von Verſtand und Convenite iſt) darüber geſprochen und wir haben wohl zwei Damen gefunden, doch iſt bei einer jeden wieder ein Aber. Der Senator iſt wieder zurück; er wird gewiß Alles thun. Indeß bleibt es immer eine gefährliche Sache, ſich ganz fremden Menſchen in

Elfter Auftritt.

Märten. Röſe. (Hernach) Görge.

Röſe.

(Von außen) Vater! Vater!

Märten.

O weh! Röſe! Was wird die zu der Geſchichte ſagen?

Röſe.

Macht auf, Vater! Was iſt das für ein Lärm?

Märten.

(Am Fenſter) Ich komme! Warte nur.

Görge.

(zur Hinterthür herein) Der verwünſchte Kerl! Er hat ſich in die Kammer eingeſperrt; ich hab' aber gleich das Vorlegeſchloß vorgelegt, er ſoll uns nicht entwiſchen.

die Hände zu liefern und es iſt immer das Reſultat zu befürchten, das Sie in Ihrem Briefe ſo lebhaft ſchildern. Ebenſo iſt es in Florenz und Neapel. Am erſten Ort kann die Herzogin nicht ausweichen Miladi Cooper zu ſehen, und auch den Hof, wenn er nicht in Piſa iſt; in Neapel iſt derſelbe Fall. Wenn ich könnte wohl im Allgemeinen einige Lebensregeln geben, die aber doch am Ende nur auf einen Polonius-Segen hinausliefen.

Wenn es nun aber Ihre Beſtimmung iſt, daß ich in Italien bleiben ſoll, ſo wird es meine Schuldigkeit für Alles und auch für dieſen Punkt zu ſorgen. Nun paßt es grade, daß ich zu meiner bisherigen rationi vitae übergehe.

Die Hauptabſicht meiner Reiſe war: mich von den phyſiſch-moraliſchen Uebeln zu heilen, die mich in Deutſchland quälten und mich zuletzt unbrauchbar machten; ſodann den heißen Durſt nach wahrer Kunſt zu ſtillen. Das Erſte iſt mir ziemlich, das Letzte ganz gelückt.

Da ich ganz frei war, ganz nach meinem Wunſch und Willen lebte; ſo konnte ich nichts auf Andre, nichts auf Umſtände, Zwang, oder Verhältniſſe ſchieben, Alles kehrte unmittelbar auf mich zurück, und ich habe mich recht durchaus kennen lernen und unter manchen Mängeln und Fehlern iſt der, welchen Sie rügen, nicht der letzte. Ganz unter fremden Menſchen in einem fremden Lande zu leben, auch nicht einen bekannten Bedienten zu haben, an den man ſich hätte anlehnen können, hat mich aus manchen Träumen geweckt, ich habe an munterem und reſolutem Leben viel gewonnen. Als ich zuerſt nach Rom kam, bemerkte

ich bald, daß ich von Kunſt eigentlich gar nichts verſtand, und daß ich bis dahin nur den allgemeinen Abglanz der Natur in den Kunſtwerken bewundert und genoſſen hatte. Hier that ſich eine andere Natur, ein weiteres Feld der Kunſt vor mir auf, ja ein Abgrund der Kunſt, in den ich mit deſto mehr Freude hinein ſchaute, als ich meinen Blick an die Abgründe der Natur gewöhnt hatte. Ich überließ mich gelaſſen den ſinnlichen Eindrücken; ſo ſah ich Rom, Neapel, Sicilien und kam auf corpus Domini nach Rom zurück. Die großen Scenen der Natur hatten mein Gemüth ausgeweitet und alle Falten herausgeglättet. Von der Würde der Landſchaftsmalerei hatte ich einen Begriff erlangt, ich ſah Claude und Pouſſin mit andern Augen. Mit Hackert, der nach Rom kam, war ich vierzehn Tage in Tivoli, dann ſperrte mich die Hitze zwei Monate in das Haus, ich machte Egmont fertig und fing an, Perſpectiv zu treiben und ein wenig mit Farben zu ſpielen. So kam der September heran, ich ging nach Frascati, von da nach Caſtello[1]) und zeichnete nach der Natur und konnte nun leicht bemerken, was mir fehlte. Gegen Ende Octobers kam ich wieder in die Stadt und da ging eine neue Epoche an. Die Menſchengeſtalt zog nunmehr meine Blicke auf ſich und wie ich vorher, gleichſam wie von dem Glanz der Sonne, meine Augen von ihr weggewendet, ſo konnte ich nun mit Entzücken ſie betrachten und auf ihr verweilen. Ich begab mich in die Schule, lernte den Kopf mit ſeinen Theilen zeichnen

[1]) Gandolfo. Goethe's Werke, XXIX, 117 fg.

und nun fing ich erſt an, die Antiken zu verſtehen. Damit brachte ich November und December hin und ſchrieb indeſſen Erwin und Elmire, auch die Hälfte von Claudinen. Mit dem 1ſten Januar ſtieg ich vom Angeſicht aufs Schlüſſelbein, verbreitete mich auf die Bruſt und ſo weiter, Alles von innen heraus; den Knochenbau, die Muskeln wohl ſtudiert und überlegt, dann die antiken Formen betrachtet, mit der Natur verglichen und charakteriſche ſich wohl eingeprägt. Meine ſorgfältigen ehemaligen Studien der Oſteologie und des Körpers überhaupt ſind mir ſehr zu ſtatten gekommen und ich habe geſtern die Hand, als den letzten Theil der mir übrig blieb, abſolvirt. Die nächſte Woche werden nun die vorzüglichſten Statuen und Gemälde Roms mit friſch gewaſchenen Augen beſehen.

Dieſen Curſum habe ich an der Hand eines Schweitzers, Namens Meyer, eines gar verſtändigen und guten Künſtlers, gemacht und ein junger Hanauer, Namens Bürn[1]), der mit mir zuſammen wohnt und ein gar reſolutes, gutes Weſen iſt, hat mir nicht wenig geholfen. Meine Abſicht iſt nun, im Februar einige Landſchaftszeichnungen zu copiren, einige Veduten nach der Natur zu zeichnen und zu koloriren und ſo auch darin ſicherer zu werden. Den März wollte ich anwenden, das Wichtigſte nochmals zu durchlaufen, einige Menſchen zu ſehen, dann die Benediktion aufzuladen und von Rom für diesmal Abſchied zu nehmen. Beſtimmt mich nun aber Ihr Wille, hier zu bleiben,

[1]) Friedrich, Maler.

Ihrer Frau Mutter zu dienen, ſo werde ich von Oſtern an ein neues Leben beginnen, um mich zu dem Poſten eines Reiſemarſchalls zu qualificiren. Ich nehme ein neues Blatt, um Ihnen meinen Plan vorzulegen und Ihre Approbation einzuholen.

Bisher hab ich Allen widerſtanden, die mich in die Welt ziehen wollten, weil es mir am Erſten um meine Hauptſachen zu thun war, weil die Welt nicht giebt ſondern nimmt, und weil ich täglich mehr Abneigung empfinde, etwas halb zu thun. Nun aber werde ich mich equipiren, einen Bedienten anſchaffen, mein Quartier beſſer beſtellen, genug mich ſo einrichten, daß ich als der Ihrige öffentlich auftreten kann und am Anſtändigen nichts fehlt. Zuerſt will ich den Cardinal Herzan und den Senator beſuchen, dann zum Cardinal Staatsſecretär und zu Cardinal Bernis gehen. Somit ſind die Schleußen aufgezogen und das Uebrige folgt von ſelbſt. Ich will den Monat April ganz dieſer Ausbreitung widmen, denn ich muß mich ſelbſt wieder daran gewöhnen und das Leben mit mehreren Menſchen auch als Studium und Uebung traktiren. Ich habe ſchon das Vertrauen eines verſtändigen Mannes, der in der Welt lebt, erworben, mit deſſen Hülfe will ich bald alle Verhältniſſe kennen lernen und ſehen, was die Herzoginn zu thun und zu laſſen hat. Was den Genuß der Natur und der Kunſt betrifft, ſo bin ich gewiß, daß ihr ihn Niemand ſo verſchaffen kann, wie ich es im Stande bin. Kann ich noch das Verhältniß gegen das Publikum ſchicklich und wenig läſtig machen; ſo werde ich mich meines Dienſtes nicht zu ſchämen haben. Vielleicht ſchickt es ſich,

völlig zufrieden ſeyn, meine Endzwecke aus dem Grunde erreicht zu haben. Auch habe ich Bedacht gehabt, mein Inkognito ſelbſt durch eine mäßige und ſchickliche Freigebigkeit reſpektabel zu machen und dadurch, daß ich einige Künſtler immer mit mir leben ließ, zugleich Lehrer, Freunde und Diener erworben. Es hat ſich Alles ſo hübſch gemacht, daß ich völlig zufrieden ſeyn kann. Das Oſterquartal und den Ertrag des fünften Bandes hatte ich zu meiner Rückreiſe beſtimmt und wäre ohne das mindeſte Derangement in meine alte Haushaltung wieder eingetreten. Auch will ich gern, wenn Sie mir Ihre Güte kontinuiren, was mir dieſes Jahr von meinen Schriften einkommt, fernerhin anwenden und werde mir nur das Surplus von Ihrer Frau Mutter erbitten, damit ich rein und ohne Sorgen bleibe. Daß ich mich ein wenig equipiren und ein ander Quartier beziehen muß, wird einigen Aufwand machen. So weit meine Vorſchläge, welchen ich Ihren Beirath und Billigung wünſche.

Noch will ich Niemand entſchieden ſchreiben, daß ich hier bleibe, auch von Ihnen noch von Weimar aus nähere Beſtimmung erwarten. Ich ſchreibe auch Ihrer Frau Mutter nichts und richte mich nun indeſſen gelaſſen hier darauf ein.

Was Ihre innere Wirthſchaft betrifft, haben Sie an Schmidten einen trefflichen Rathgeber; er iſt ein Haushalter von Haus aus. Ohne Ihre Finanzen in ſeinen Händen zu wiſſen, könnte ich nicht einen Augenblick ruhig ſeyn. Von Wettkens Tod wird wohl zu profitiren ſeyn. Sollten Sie etwa den alten Bachmann zum Aſſeſſor machen, ſo gedenken Sie Seidels, den

ich Ihnen in einem Briefe ſchon empfohlen. Laſſen Sie ſeine Fähigkeiten prüfen, für ſeine Treue und Honettetät ſteh' ich. Das nunmehr verſicherte Glück des Bergwerks[1]) freut mich unendlich und wir können nun mit ernſtlichen Anſtalten dem Werke entgegengehn. An Voigten haben Sie einen tüchtigen Arbeiter, geben Sie ihm zu den Ilmenauer Sachen einen jungen Mann zu. Ich habe ſchon deshalb an ihn geſchrieben; er wird mit Schmidten ſprechen, und man wird Ihnen die Sache vorlegen. Ich wiederhole nochmals, daß wenn Sie bei Ihrer Zurückkunft mich nöthig finden ſollten, ich auf jeden Wink zu kommen bereit bin. Gar Manches macht mir den Rückweg nach Hauſe reitzend. Ohne Ihren Umgang, den Umgang geprüfter Freunde länger zu leben, iſt denn doch ſo eine Sache. Das Herz wird in einem fremden Lande, merk ich, leicht kalt und frech, weil Liebe und Zutrauen ſelten angewandt iſt. Ich habe nun ſo viel in Kunſt- und Natur-Kenntniß profitirt, daß ein weiteres Studium durch die Nähe unſerer Akademie Jena ſehr erleichtert werden würde. Hier iſt man gar zu ſehr von Hülfsmitteln entblößt. Dann hoffte ich auch meine Schriften mit mehr Muße und Ruhe zu endigen, als in einem Lande, wo Alles Einen außer ſich ruft. Beſonders wenn es mir nun Pflicht wird, der Welt zu leben.

Beſtätigen Sie mir Ihren Willen, daß ich Oſtern hier bleiben ſoll; ſo ſehe ich mich als einen Diener der Herzoginn an und ſubordinire meine übrige Exiſtenz dieſer Pflicht. Es

[1]) Im Ilmenau

wird mir Anfangs wunderbar vorkommen und doch für die Zukunft heilsam seyn, daß ich genöthigt werde, wieder unter allerlei Menschen zu leben.

Tucherini habe ich, seit er wieder in Rom ist, kaum gesehen. Er lebt ganz in der Welt, wie es seine Bestimmung fordert und auch zu Hause ist er nicht einen Augenblick allein. Seit Neapel, da er mir von Ihnen und den Geschäften erzählte, habe ich kein vertraulich Wort mit ihm sprechen können, so geneigt ich um Ihret- und meinetwillen dazu war. Sowohl in Neapel, als nachher in Rom, da ich nur seine Ankunft erfuhr, bin ich zu ihm geeilt. Wenn ich ihn nicht traf, hab ich mir einen zweiten Weg nicht reuen lassen. Dagegen hat er mich weder durch ein p. p. c. geehrt, noch mir auch seine zweite Ankunft in Rom nur wissen lassen. Wir wohnen in derselben Straße, etwa 500 Schritt von einander, er ist den ganzen Tag in der Kutsche und es ist ihm nie eingefallen, nur vorm Hause zu halten und ein Billet herauf zu schicken. Ich rechne es auf die Geschäftigkeit seines Geistes, der hier zu thun genug findet. Ich bin ihm zu nichts nütze, drum sucht er mich nicht. Ich finde es natürlich und bitte, daß Sie Sich nichts merken lassen. Er ist hier natürlich sehr gern gesehen und sie ist auch wohl gelitten.

Nun wäre wohl Zeit, daß ich dießmal schlösse.

Ich habe lange die Freude nicht gehabt, mich ganz offen und frei gegen Sie zu erklären und kann nun auch nicht endigen.

Meine größte Sorge, die ich zu Hauſe habe iſt Fritz.[1]) Er tritt in die Zeit, wo die Natur ſich zu regen anfängt und wo leicht ſein übriges Leben verdorben werden kann. Sehen Sie doch auch ein wenig auf ihn. Gehen Sie mit Sich Selbſt ſo gelind als möglich um. Ihre phyſiſchen Uebel laſſen mich nicht ohne Sorge und es muß auch Ihr Gemüth in einem immer geſchäftigen, doch meiſt genußloſen Leben leiden.

Erhalten Sie mir Ihre Liebe, ein Geſchenke, das mir jeden älteren Verluſt erſetzte und mir jeden neuern ertragen machte und bleiben Sie überzeugt, daß bei einer wahren Harmonie des Gemüthes man einander immer wieder begegnet, wenn man auch noch ſo weit aus einander zu gehen ſcheint.

G.

Schicken Sie mir doch gelegentlich die ausführliche franzöſiſche Adreſſe des Coadjutors.[2])

45.

Rom den 17. März 88.

Ihren freundlichen herzlichen Brief beantworte ich ſogleich mit einem fröhlichen: Ich komme! So werden meine Hoffnungen, Wünſche und ſo wird mein erſter Vorſatz erfüllt. Ich fühle ganz den Umfang Ihrer Güte; mein erſter und nächſter Dank ſoll eine unbedingte Aufrichtigkeit ſeyn. Die Zartheit,

[1]) von Stein. [2]) von Dalberg.

womit Sie mich behandeln, heißt mich alle ſogenannte Delikateſſe zu vermeiden, welche, genau betrachtet, wohl öfter Prätenſionen ſcheinen möchten.

Ihrer Frau Mutter hätte ich, wenn Sie es nöthig und ſchicklich gehalten hätten, gerne meine Dienſte in Italien gewidmet[1]), ob ich gleich wohl einſehe, daß ich dabei mehr würde eingebüßt haben, als ſie durch meine Gegenwart gewinnen konnte. Doch glaube ich durch manche Vorbereitung auch für dieſelbe nicht ganz unnütze in Italien geweſen zu ſeyn.

Dieſe Woche geht im Taumel[2]) vorüber, man muß mit dem Strome fortziehen. Sobald uns der dritte Feiertag erſchienen iſt, mache ich ernſtliche Anſtalt zur Abreiſe. Ich erwarte noch Einiges von Neapel, habe für mich und andere mancherlei in Ordnung zu ſetzen, ſo vielerlei Fäden abzulöſen, die ſich dieſes Jahr angeſponnen und ſeit Ihrem Mainzer Briefe ſich mit einiger Sicherheit feſter geknüpft haben. Alles überſehen, glaube ich Ende Aprils gewiß in Florenz zu ſeyn. Ich werde eilen, das Merkwürdigſte dieſer Stadt, die Arbeiten Correggios in Parma, ſodann Mayland zu ſehen und durchzugehen und wünſchte dann über Chiavenna und Chur, über Lindau, Augsburg und Nürnberg den Weg nach Hauſe zu nehmen. Ich habe meiner Mutter ſchon die Hoffnung benommen, mich auf der Rückreiſe wieder zu ſehen, und habe ſie auf eine andere Gelegenheit vertröſtet. Sowohl noch von Rom aus,

[1]) Vgl. Nr. 44. [2]) der Oſterwoche.

Röſe.

Vater! Wo bleibt Ihr? Macht auf!

Görge.

Das iſt ja Röſe.

Märten.

Geh! Ich hinke. Mach' ihr die Thür auf.

Görge.

(ab.)

Märten.

Nun geht das Unglück an. Die arme Röſe! Der ſchöne Topf! (ſetzt ſich.)

Görge.

(Der mit Röſen hereinkommt) Sieh nur, Röſe!

Röſe.

Was iſt das? Was giebt das?

Görge.

Denk nur —

als auf der Reiſe werde ich fleißig ſchreiben und von meinen Zuſtänden und meiner Wanderung Nachricht geben.

Wie ich nun nach dieſen Aſpekten erſt in der Hälfte Juni zu Hauſe anlangen könnte, ſo würde ich noch eine Bitte hinzufügen: daß Sie mir nach meiner Ankunft, dem Gegenwärtigen, den Urlaub gönnen wollten, den Sie dem Abweſenden ſchon gegeben haben. Mein Wunſch iſt: bei einer ſonderbaren und unbezwinglichen Gemüthsart, die mich, ſogar in völliger Freiheit und im Genuß des erſtehteſten Glücks, Manches hat leiden machen, mich an Ihrer Seite, mit den Ihrigen, in dem Ihrigen wieder zu finden, die Summe meiner Reiſe zu ziehen und die Maſſe mancher Lebenserinnerungen und Kunſtüberlegungen in die drei letzten Bände meiner Schriften zu ſchließen.

Ich darf wohl ſagen: ich habe mich in dieſer anderthalbjährigen Einſamkeit ſelbſt wiedergefunden; aber als was? — Als Künſtler! Was ich ſonſt noch bin, werden Sie beurtheilen und nutzen. Sie haben durch Ihr fortdauerndes, wirkendes Leben jene fürſtliche Kenntniß: wozu die Menſchen zu brauchen ſind, immer mehr erweitert und geſchärft, wie mich jeder Ihrer Briefe deutlich ſehen läßt; dieſer Beurtheilung unterwerfe ich mich gern. Nehmen Sie mich als Gaſt auf, laſſen Sie mich an Ihrer Seite das ganze Maaß meiner Exiſtenz ausfüllen und des Lebens genießen; ſo wird meine Kraft, wie eine neu geöffnete, geſammelte, gereinigte Quelle von einer Höhe, nach Ihrem Willen leicht dahin oder dorthin zu leiten ſeyn. Ihre Geſinnungen, die Sie mir vorläufig in Ihrem Brief zu erkennen geben,

ſind ſo ſchön und für mich bis zur Beſchämung ehrenvoll! Ich kann nur ſagen: Herr hie bin ich, mach aus Deinem Knecht, was Du willſt. Jeder Platz, jedes Plätzchen, die Sie mir anſtehen, ſollen mir lieb ſeyn, ich will gerne gehen und kommen, nieder ſitzen und aufſtehen.

Alles, was ich bisher geſagt und gebeten habe, gründet ſich auf den Begriff, daß Sie meiner jetzt nicht unmittelbar, nicht im Mechaniſchen bedürfen. Ohne die Gewißheit, daß Sie mit meinem Vikarius*) höchſt zufrieden ſeyn würden, hätte ich mich nicht entfernen, nicht ſo lange verweilen können. Er iſt auf alle Fälle ein Mann zu ſolchen Plätzen geſchaffen, welche ich nur einnahm, um ſie zur rechten Zeit einem fähigern abtreten zu können. Wie freut mich's, daß ſie gekommen iſt. Ich kann nicht anders, als denen Einrichtungen, welche Sie machen wollen, den vollkommenſten Beifall geben. Die Autorität, Reſponſabilität und der anhaltende, unmittelbare Einfluß eines wirklichen Präſidenten iſt auf alle Weiſe nöthig, um die Sachen in Ordnung zu bringen und darin zu erhalten; auch an Wedeln, glaube ich, wird Sie Ihre Wahl nicht trügen. Die Kriegskommiſſion werden Sie doch auch im gegenwärtigen Falle mit dem Präſidio der Kammer verbunden laſſen?

Die Kaſſen-Reviſion und die neue Ordnung iſt ein treffliches Inſtitut, dadurch wird dem übelgeſinnten Diener das Mittel genommen, ſich mit dem ungerechten Mammon Freunde

*) Schmidt.

zu machen, dem redlichen wird auf einmal aus mancher Verlegenheit geholfen. Hätte ich beim Antritt meiner Interims-Administration mehr Kenntniß des Details in denen damals einigermaßen verworrenen Zuständen, mehr Entschlossenheit bei einem allgemeinen, öffentlichen und heimlichen Widersetzen, mehr Festigkeit gehabt; so hätte ich Ihnen manchen Verdruß und mir manche Sorge, Verdruß und wohl gar Schiefheit ersparen können. Es war Ihnen Selbst mit der Zeit vorbehalten zu thun, was unter andern Verhältnissen Andre nur gewünscht hatten.

Das Verhältniß, das Sie mir zur Kammer erhalten wollen, ist, ich wiederhole es, so ehrenvoll, daß ich gleich beschämt bin, es anzunehmen, als verlegen, es abzulehnen. Ich habe schon einmal meine Gründe gesagt, warum ich mich zu dem Letzteren neige und würde sie wieder verstärkt anführen, wenn ich nicht fühlte, daß es beinah eben so unbescheiden sey, eine verzügliche Gunst eigensinnig abzulehnen, als sie hartnäckig erzwingen zu wollen.[1])

Mein bestes Verhältniß zu Ihrem Oekonomischen wird im-

[1]) Das betreffende Reskript ist unter dem 11. April 1788 an die Kammer ergangen und eröffnet dieser Behörde, daß „der zum geheimen Rath beförderte bisherige geheime Küstenrath Schmidt zum Kammerpräsidenten ernannt worden", daß aber der inzwischen vom Kaiser Joseph II. in den Adelstand erhobene geheime Rath von Goethe, „um in beständiger Connexion mit den Kammerangelegenheiten zu bleiben, berechtiget sey, den Sitzungen des Collegii von Zeit zu Zeit, so wie es seine Geschäfte erlauben, beizuwohnen und dabei seinen Sitz auf dem für Uns selbst bestimmten Stuhle zu nehmen". Vgl. auch Nr. 35.

mer die Freundſchaft zu meinem Nachfolger bleiben, die ſich, wie ich hoffe, künftig in einem genauern Umgange immer feſter ſchließen und zu Ihrem Dienſte enger verbinden ſoll. Beſonders ſehne ich mich recht, mich mit ihm über allgemeine Grundſätze zu beſprechen, welche in keiner Seſſion ausgemacht und nur ſtill und ohne Geräuſch durch die Geſchäfte von einem einſichtsvollen, wohldenkenden und ſtandhaften Mann durchgeführt werden können.

Da ſich nach meiner Rechnung meine Rückkunft bis in die Hälfte Juni verziehen möchte, ſo erſuche ich Sie ja alle Einrichtungen, die Sie nöthig finden, ſo bald als möglich zu machen. In dem Geiſte und Sinne, wie ich Sie handeln ſehe, können Sie nichts thun, was nicht auch mir, ſowohl fürs Ganze, als für mein Individuum wünſchenswerth ſcheinen ſollte. Selbſt wird es mir Freude machen, in eine eingerichtete Haushaltung zu treten, ſo viele ſchwankende Gemüther, welche Theils durch Ihre Abweſenheit, Theils durch unbeſtimmte Lagen zweifelhaft und ängſtlich waren, beruhigt zu finden und nicht als Einer, der ordnen und entſcheiden hilft, ſondern als Einer, der ſich in das Entſchiedene und Geordnete mit Freuden fügt, aufzutreten. Sie ſind gut berathen und werden es nach der Art, wie Sie zu Werke gehen, immer beſſer ſeyn.

Den 18. März.

Nach Ihrer Ermahnung bin ich ſogleich nach St. Luca gegangen und habe Raphaels Schädel und dem ſchönen Bilde, welches den Heiligen, da er die ihm erſcheinende Madonna malt,

vorſtellt, mit reiner Freude gehuldigt. Der Schädel iſt von der ſchönſten Bildung und ich halte ihn ächt. Rath Reifenſtein hat ſchon die Erlaubniß von der Academie erhalten, ihn formen zu laſſen; es wird in dieſen Tagen geſchehen. Ich habe einige Sorge, bis dieſe Operation vorüber iſt. Da der Schädel im Grabe gelegen und gemodert hat, iſt er mürbe und ich fürchte dieſe herrliche Reliquie leidet. Dem Former wird alle Sorgfalt empfohlen und Sie werden große Freude haben, den Abguß zu beſitzen. Die Kupfer wird man mir wohl überlaſſen. Das eine iſt eine Welt und der Abdruck ſehr friſch, ob er gleich an einigen Orten gelitten hat und ſchlecht aufgezogen iſt. Angelika beſitzt einen Abdruck, der nicht ſo gut und aus vielen Fetzen zuſammengeleimt iſt. Man weiß dieſe Sachen hier zu ſchätzen. Auch ſind die Albert Dürers in großem Werthe.

Rath Reifenſtein hat mir neulich ein Geſchenk gemacht, das wertheſte Gaſtgeſchenk, das er mir zum Abſchiede hätte geben können: Originalradirungen von Claude Lorrain. Sie ſind unſchätzbar, wie Alles von ſeiner Hand.

Dieſe und noch manche Zeugniſſe bringe ich mit, daß ich im Paradieſe war. Sollte mir das Glück wollen, die Gores bei Ihnen zu treffen; ſo würden auch dieſen lieben Kindern die Blicke ins gelobte, von ihnen wohlgekannte Land, die ich ihnen verſchaffen kann, gewiß Freude machen. Auch bringe ich Kaufern mit, deſſen Talent, hoffe ich, nicht wenig beitragen ſoll, Harmonie und Geſchmack zu verbreiten. Er ſtudirt jetzt die ältere Muſik aufs Ernſthafte und wird einigen Genuß derſelben gewiß

auch über den Alpen verſchaffen können, wenn gleich das non plus ultra ihrer Ausführung in die Sixtiniſche Kapelle gebannt zu ſeyn ſcheint.

Der gute Genius ſegne den allgemeinen Geiſt im Ganzen, wie er bei Ihnen zu Hauſe iſt. Alles, was Herder unter Ihren Auspiciis unternimmt, giebt mir die größten Hoffnungen und ich freue mich, in jedem Sinne daran Theil nehmen zu können.

Daß Sie für ihn und für Voigten ſorgen, erregt auch meine herzlichſte Dankbarkeit. Sie kommen allen meinen Wünſchen und Bitten zuvor. Möchte ich doch auch Ihrer völlig wieder hergeſtellten Geſundheit ganz gewiß werden, möchten Sie Sich durch Ihre mancherlei äußeren Verhältniſſe, durch Uebernahme des Regiments[1]) keine disproportionirte Laſt aufgelegt haben! Es werde und wende ſich Alles zu Ihrem Beſten. Leben Sie wohl und verzeihen mein unzuſammenhängendes Schreiben. Dieſer ganze Morgen war unruhig und unterbrochen. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlinn Durchlaucht auf's Beſte. Ich ſiegle dieſen Brief gleich, ob er ſchon erſt den 22. abgeht.

G.

46.

Rom d. 28. März 88.

Ihr Brief, mein beſter Fürſt und Herr, in welchem Sie mir Ihre Gedanken über Egmont eröffnen, hat das Verlangen

[1]) preußiſcher Küraſſiere, vorher „von Roth", in Aſchersleben.

nur vermehrt, mich mit Ihnen über ſolche und andere Gegenſtände mündlich zu unterhalten. Bemerkungen, wie die, welche Sie mir ſchreiben, ſind zwar für den Autor nicht ſehr tröſtlich, bleiben aber doch dem Menſchen äußerſt wichtig und wer beide in ſich nie getrennt hat, weiß ſolche Erinnerungen zu ſchätzen und zu nutzen. Einiges, was Ihnen nicht behagte, liegt in der Form und Conſtitution des Stücks und war nicht zu ändern, ohne es aufzuheben. Andres, z. B. die Bearbeitung des erſten Aktes, hätte mit Zeit und Muße wohl nach Ihren Wünſchen geſchehen können. Noch Anderes, wie z. B. die Aeußerung Machiavellens, war mit einem Federſtrich ausgelöſcht. Es war ein ſchweres Unternehmen, ich hätte nie geglaubt, es zu vollenden; nun ſteht das Stück da, mehr wie es ſeyn könnte, als wie es ſeyn ſollte.

Gewiß auch konnte kein gefährlicherer Leſer für das Stück ſeyn, als Sie. Wer ſelbſt auf dem Punkte der Exiſtenz ſteht, um welchen der Dichter ſich ſpielend dreht, dem können die Gaukeleien der Poeſie, welche aus dem Gebiet der Wahrheit in's Gebiet der Lüge ſchwankt, weder genug thun, weil er es beſſer weiß, noch können ſie ihn ergötzen, weil er zu nahe ſteht und es vor ſeinem Auge kein Ganzes wird. Doch Alles ſey auf die gute Stunde aufgeſpart, die ich mir neben Ihnen verſpreche. Ich leſe jetzt das Leben des Taſſo, das Abbate Serraſſi und zwar recht gut geſchrieben hat. Meine Abſicht iſt, meinen Geiſt mit dem Charakter und den Schickſalen dieſes Dichters zu füllen, um auf der Reiſe etwas zu haben, das mich

beſchäftigt. Ich wünſche das angefangene Stück, wo nicht zu endigen, doch weit zu führen, eh' ich zurückkomme. Hätte ich es nicht angefangen; ſo würde ich es jetzt nicht wählen und ich erinnere mich wohl noch, daß Sie mir davon abriethen. Indeſſen, wie der Reiz, der mich zu dieſem Gegenſtande führte, aus dem Innerſten meiner Natur entſtand; ſo ſchließt ſich jetzt die Arbeit, die ich unternehme, um es zu endigen, ganz ſonderbar ans Ende meiner Italieniſchen Laufbahn, und ich kann nicht wünſchen, daß es anders ſeyn möge. Wir wollen ſehen was es wird.

Lila iſt fertig. Jery auch. Meine kleinen Gedichte ſind bald zuſammengeſchrieben, ſo bliebe mir für den nächſten Winter die Ausarbeitung Fauſt's übrig, zu dem ich eine ganz beſondere Neigung fühle.

Möge ich nur halb ſo reüſſiren, als ich wünſche und hoffe!

Den 2. April.

In vierzehn Tagen denke ich hier los und ledig zu ſeyn. Seit den Oſterfeiertagen iſt mir ſchon ſo viel durch den Kopf gegangen, als wenn ein halb Jahr vorüber wäre. Jene Funktionen kann man nicht ohne Verwunderung anſehn. Es iſt gewiß in der Welt nie ein ſolches Enſemble geweſen und man kann den Schein, die Repräſentation, nicht höher treiben. Ich habe die Meſſe des erſten Oſtertags, welche unter der Peterskuppel, vor dem hohen Altar celebrirt wird, von oben, von einer der Tribünen geſehen, welche an den Pfeilern an-

gebracht ſind, worauf die Kuppel ruht. Man ſieht ohngefähr von der Höhe, wie aus Ihren Fenſtern herunter; man glaubt in gewiſſen Augenblicken ſeinen Augen kaum, was da für eine Kunſt, ein Verſtand, ein Geſchmack durch Jahrhunderte zuſammengearbeitet haben, um einen Menſchen bei lebendigem Leibe zu vergöttern!

Ich hätte in dieſer Stunde ein Kind oder ein Gläubiger ſeyn mögen, um Alles in ſeinem höchſten Lichte zu ſehen.

Leben Sie recht wohl. Wenn mir die Freunde gleich nach Ankunft dieſes Brief's ein Wort nach Florenz ſchreiben wollen; ſo trifft es mich unter beiliegender Adreſſe. Haben Sie die Güte ihnen das Blättchen zu kommuniciren.

Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlinn. Meine Abfahrt aus Rom zeige ich an.

Behalten Sie mich lieb und laſſen Sie mich an Ihrer Seite die erſten Freuden unſeres Zuſammenlebens wiederfinden.

G.

47.

Florenz den 6. May 88.

Da ich von dem Magnetenberge einmal los bin, zeigt meine Nadel wieder nach Norden; ich bin hier, das heißt: ſchon wieder bei Ihnen. Ich habe faſt Alles geſehen, was Florenz an Kunſtſachen enthält und man könnte wohl mit groſſem Nutzen einige Zeit hier verweilen. Auch das Staatsgebäude näher zu betrachten, würde zu manchen Gedanken An-

laß geben. Die Mediceiſche Venus übertrifft alle Erwartungen und überſteigt allen Glauben. Wie manche andre koſtbare Antiken ſind noch hier! An Gemälden treffliche Sachen. Beſonders habe ich mich an die älteren Meiſter gehalten; ich kenne nun die Urväter recht genau und ſo lernt man ihre Schüler und Nachfolger erſt kennen und ſchätzen. Der Wunſch, der ſich in mir immer wiederholt, iſt, es mit Ihnen zu genießen, oder Ihnen davon aufzupacken. Raphaels Schädel[1]) kommt wahrſcheinlich vor mir an, die untere Kinnlade fehlt, ſie wird in St. Luca nicht aufbewahrt. Der Guß iſt ſehr glücklich gerathen, es iſt ein rechter Schatz. Die Form kommt nach. Die Mark Antonios habe ich zuletzt noch per fas et nefas erwiſcht. Ich konnte ſie nicht zurücklaſſen und man machte mir Schwierigkeit.

Am vorletzten Tage habe ich noch für ein Geringes Etwas für Sie gekauft, das Ihnen auch gewiß Freude macht: die Geſchichte der Pſyche nach Zeichnungen von Raphael. 32 Blatt. Aus dieſer hat er hernach die Sujets zur Farneſina genommen und ſind daher doppelt intereſſant. Die 32 Blatt ſind nicht gleich, ſonſt wären ſie unbezahlbar, aber die Hälfte iſt ſehr gut und alte Abdrücke. Einige gar ſo ſchön, daß man ſich nicht genug drüber freuen kann.

An Muſik bringen wir auch koſtbare Sachen der alten Zeit mit. Kayſer iſt nun ganz in den alten Meiſtern. Ich

[1]) Vgl. Nr. 45, Nachſchrift.

Röſe.

Mein Topf! Vater, was heißt das?

Märten.

Schnaps —

Görge.

Stell dir nur vor —

Röſe.

Mein Schrank! Der Zucker! (hin und her laufend) O weh! o weh! Schnaps? Wo iſt er?

Görge.

Sey ruhig, er iſt eingeſperrt.

Röſe.

Das iſt recht. Wir wollen ihn gleich den Gerichtsleuten überliefern. Sie kommen ſchon.

Märten.

(Aufſpringend und hinkend) Wer?

hoffe, die Umſtände ſollten ſich fügen, daß er das, was wir bringen, genießbar machen kann.

Wir haben das ſchönſte Wetter; ich wünſche Ihnen ein Gleiches. Leben Sie recht wohl. Behalten Sie mich lieb und empfehlen mich Ihrer Frau Gemahlinn auf das Angelegentlichſte.

Wahrſcheinlich gehe ich den 9. May von hier ab.

Von Mayland ſchreibe ich wieder.

Ich freue mich ſehr auf die Correges zu Parma und auf das Abendmahl von Vinci in Mayland.

Leben Sie recht wohl.

G.

48.

Mayland den 23. May 88.

Sähe ich Mayland jetzt im Herwege und käme aus den Gebirgen in dieſe weite Gegend, dieſe frei gelegene Stadt, zögen ſich die fernen Apenninen ahndungsvoll am Horizont hin: was würde ich für Hymnen ſingen und für Freude unter dieſem ſchönen Himmel, am Obſte u. ſ. w. haben! Nun iſt mir verwöhntem Römer nichts recht und ich bin doch ſonſt eine genügſame Seele.

Geſtern war ich auf dem Dom, welchen zu erbauen man ein ganzes Marmorgebirg in die abgeſchmackteſten Formen gezwungen hat. Die armen Steine werden noch täglich gequält, denn der Unſinn oder vielmehr der Armſinn iſt noch lange nicht zu Stande.

Ich ſah die Hügel um den Comer See, die hohen Bündner und Schweitzer Gebirge vor mir wie ein Ufer liegen, an dem ich nach einer wunderlichen Fahrt wieder landen werde. Wir waren am 22. Abends hier und gedenken, wie ich ſchon aus Rom ſchrieb, über Chiavenna und Chur zu gehen, den Splügen zu verſuchen, den Adula zu grüßen und dann ein wenig ſeitwärts nach Conſtanz zu rücken. Dort wollen wir den 4. Juni eintreffen und im Adler die Spur jener famoſen Wanderung aufſuchen und die gute Schultheß von Zürich treffen, welche ich ſprechen und begrüßen muß, ohne den Kreis des Propheten[1]) zu berühren. An der Beſtimmtheit des Datums unſerer Reiſe ſehen Sie, daß ich mich beſtrebe, den Canzler Schmidt ſeel. nachzuahmen, damit ich mich wenigſtens von einer Seite der Zucht und Ordnung zu nähern ſuche. Denn übrigens bin ich ganz entſetzlich verwildert. Ich habe zwar in meinem ganzen Leben nicht viel getaugt und da iſt mein Troſt, daß Sie mich eben ſo ſehr nicht verändert finden ſollen. Der Abſchied aus Rom hat mich mehr gekoſtet, als es für meine Jahre recht und billig iſt; indeſſen habe ich mein Gemüth nicht zwingen können, und habe mir auf der Reiſe völlige Freiheit gelaſſen. Darüber habe ich denn jede Stunde wenigſtens ſiebenerlei Humor und es freut mich von Herzen, daß die Sudelei dieſes Briefes ins luſtige Siebentel fällt.

Wie mir hier, da ich nun bald zwei Jahre an die ſoli

[1]) Lavater.

,deſte Kunſt gewohnt bin, die Kramläden vom Nürnberger Tand an bis zu dem franzöſiſchen Rebus

$$\begin{pmatrix} \text{M} \\ 100 \\ \text{C. C.} \end{pmatrix}$$

emaillirt und mit Steinchen eingefaßt, vorkommen, kann ich gar nicht ſagen.

Dagegen iſt das Abendmal des Leonard da Vinci noch ein rechter Schlußſtein in das Gewölbe der Kunſtbegriffe. Es iſt in ſeiner Art ein einzig Bild und man kann nichts mit vergleichen. Kayſer ſtudirt hier den Ambroſianiſchen Ritus, bringt ein Buch Meſſen von Paleſtrina und das Motett vom Palmſonntag: lamentabatur Jacob, von Morales, auch das tu es Petrus von Scarlatti ꝛc. mit. Daß nur Bode nichts davon erfährt, ſonſt kommen wir übler an, als Starke, beſonders wenn er wiſſen ſollte, daß ich meine größte Spekulation darauf richte, ein Madonnenbild zu malen, das noch bei meinen Lebzeiten in Rom Wunder thun ſoll. Leben Sie tauſendmal wohl. Verzeihen Sie meinem Italieniſchen Schreibzeug und meinen Poſſen, ich werde ſchon wieder dafür büßen müſſen.

Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlinn zu Gnaden und laſſen mich das alte Glück voriger Zeit, einen gnädigen Herrn und einen theilnehmenden Freund, wieder finden.

S.

49.

Von Gotha bin ich zurück mit dem Herzog und der Herzogin gekommen, welche nach Deßau gingen. Ich habe drüben gute Stunden gehabt, auch iſt mein Aufenthalt daſelbſt in mehr als Einem Sinne fruchtbar geweſen.

Von Ihnen höre ich, daß Sie wohl ſind und ich hoffe, daß Sie Ihr Dresdner Aufenthalt doppelt befriedigt haben wird.

Wegen der Merckiſchen Sache habe ich Briefe. Ein Capitaliſt, der die Summe als Capital herſchöſſe, findet ſich in dieſem Augenblicke nicht, dagegen will Banquier Willemer in Frankfurt ſie vorſtrecken und verlangt auch nur 4 pr. Cnt.

Nach ſeinem Briefe will er die 4000 fl. gegen einen von Ihnen unterzeichneten Wechſel auf eins oder zwei Jahre vorſchießen, bis man entweder ſieht, ob Merck ſolche wieder abtragen kann, oder ſich ein Capitaliſt findet.

Ich habe geantwortet, daß Sie nicht in loco ſeyen, daß ich aber gleich ſchreiben und eine eigenhändige Verſicherung von Ihnen, worin Sie Ihren Credit für Mercken interponirten, beibringen wollte.

Haben Sie alſo die Güte, mir ſchleunigſt ein Blatt ohngefähr des Inhalts zu ſenden:

daß Sie für die 4000 Fl., welche Merck bei Hr. Banquier Willemer in Frankfurt am Mayn auf zwei Jahre negotiirt, gutſagten, dergeſtalt, daß Sie, wenn Merck gedachte Summe in bemeldeter Zeit abzuführen nicht im Stande ſeyn ſollte,

für ſolche, als wären ſie Ihnen ſelbſt dargeliehen worden, haften und ſolche dem Gläubiger reſtituiren wollten, wie Sie denn auch die Intereſſen zu 4 p. cnt. inzwiſchen abzutragen ſich engagirten.

Man wird ſehen, ob Willemer mit einer ſolchen Erklärung zufrieden ſeyn wird.

Leben Sie recht wohl und kommen wohl und zufrieden zu uns zurück.

Künſtlers Apotheoſe, ein Pendant zu Künſtlers Erdenwallen im Puppenſpiel, iſt in Gotha fertig worden.

Es iſt ſpät; ich ſchließe mit der alten Bitte: lieben Sie mich.

W. d. 19. S. 88.

G.

50.

Ich hoffe Sie noch heute früh zu ſehen; verzeihen Sie, daß ich Ihnen antreu werde. Dieſen Mittag gehe ich nach Tiefurth, heute Abend wünſcht mich Herder ſehr. Morgen früh wünſcht ich eine Privatconferenz mit Prinz Auguſt[1]), dann erwarte ich Ihre Befehle. Von Rom habe ich gute Nachrichten. Meyer und Bury ſind ſo glücklich geweſen, ein Bild von Carrache zu erwiſchen, wovon ſie mir gleich eine Zeichnung ſchicken, die ich beilege. Die guten Menſchen ſind über dieſen Glücksfall ſehr froh und ich mit ihnen. Bitte gelegentlich um die Grotta

[1]) von Sachſen Gotha.

di Trosonio. Moritz läßt ſich Ihnen zu Gnaden empfehlen; er hofft, wenn Sie eine gute Meinung von ihm faſſen könnten, daß ſein Glück dadurch ſehr befördert und beſchleunigt werden dürfte. Leben Sie recht wohl.

[September 1788.]

G.

51.

Mit herzlicher Theilnehmung ſeh ich aus Ihrem Briefe Ihr Mißbehagen, Ihren Unmuth, die mir um ſo ſchmerzlicher ſind, da ſie ganz außer dem Kreiſe meines Raths und meiner Hülfe liegen. Beinah darf ich ſagen: ich habe jetzt keine Leiden, als die Ihrigen; wie ſoll es mich freuen, wenn Sie nach Ihrer Rückkehr im Vertrauen wenigſtens einigen Troſt finden!

Heute war ich mit Ihrem Kleinen[1]) in Jena, Ridel und Herders Auguſt fuhren mit. Der Kleine war gar artig und aufmerkſam; er faßt die ſinnlichen Gegenſtände ſehr leicht und richtig und hat für Namen ein ſehr gutes Gedächtniß. Knebel gab uns zu eſſen und halb Achte waren wir wieder zu Hauſe.

Ich habe unter anhoffender Genehmigung einer großen Deliberation und Verlegenheit ein Ende gemacht. Eichhorn iſt die letzten Tage zu Lodern gezogen und die Studenten haben ſich in Kopf geſetzt, ihm ein Ständchen zu bringen. Nun waren

[1]) Erbprinz Carl Friedrich.

alle Pro und Contras in Bewegung, besonders weil der Schloßhof in Frage kam.') Das Concilium arctius votirte schriftlich, indeß die Studenten schon auf einer Mühle versammelt waren und nur auf den Einbruch der Nacht warteten! Ich fragte den Commandanten, ob er seine Gatter zumachen wolle? er antwortete: Nein, denn da haben wir den Tumult fertig und Döderleins, vielleicht Griesbachs Fenster sind eingeschmissen. Nun sagte ich: da in dem engen Raum vor der Hauptwache ohne neue Unordnung kein Ständchen gebracht werden kann, will ich dem Schloßvogt befehlen, auch das Hofthor nicht zuzumachen und übrigens Alles nach Ihrer Ordre zu thun. Der alte Bentheim, der Prorektor und Loder waren sehr mit dieser Auskunft zufrieden. Die jungen Burschе werden ihren Spaß haben, Alles wird hoffentlich ohne Händel abgehen. Bentheim wird selbst mit den Officieren auf der Wache seyn und nach seiner alten Praktik und Studententaktik Alles ordnen und leiten.

Das überschickte Papier will ich gleich weiter befördern.

Leben Sie recht wohl. Ich habe mein letztes Opus weggegeben und kann es nicht gleich vom Abschreiber haben, sonst schickte ich es Ihnen.

Vielleicht nächstens. Lieben Sie mich.

W. d. 23. S. 98.

G.

') Loder wohnte in einem Seitengebäude des herzoglichen Schlosses

52.

(Herbst 1788.)

Lichtenbergen[1], den Sie berufen haben, kann ich ohne ein paar Worte nicht reisen lassen, um so mehr, als es die letzten sind, die ich Ihnen wahrscheinlich senden kann. Ihr liebes Briefchen erhielt ich gestern. Wir leben stille, stille fort. Wenn ich nur irgend wüßte, Ihrer Frau Gemahlinn Freude zu machen! Es hat sie der Fall[2] mehr angegriffen, als sie es merken läßt. Ich habe ihr die Abende einigemal etwas gelesen und eile nun, den Tasso zu endigen, da sie das Stück zu interessiren scheint. Es geht mir damit, wie es Einem im Traume zu gehen pflegt, man ist so nah am Gegenstand und kann ihn nicht fassen. Sonst bedenke und besorge ich allerlei in der Stille, das Ihnen nach und nach entgegenwachsen soll. Von Lips versprech ich mir viel.

Fritz[3] nimmt sich über meine Erwartung heraus; Sie werden in einigen Jahren über ihn erstaunen. Er hat vieles Gute von Wedeln, dazu Gelegenheit, sich zu unterrichten und den glücklichsten Humor zum Lernen und Erfahren.

Leben Sie recht wohl und zeigen recht glücklich an den Tagen, wo es gilt[4], das, was Sie bisher so eifrig geübt. Sehen Sie Sich doch in Magdeburg nach einem honetten Menschen um, an den ich mich halten könnte, wenn ich einmal zur Revue hinkäme, um Alles gut und bequem zu sehen. Kommen Sie gesund zurück.

---

[1] Kammerjäger und Adjutant des Herzogs. [2] einer unzeitigen Niederkunft. [3] von Stein. [4] einer großen Revue. Vgl. Nr. 42.

Um das Räthsel noch räthselhafter zu machen, sage ich Ihnen: daß Sie das bewußte Lobgedicht dereinst in den Exotica antreffen werden.

G.

53.

Sie bleiben höre ich länger außen, als Anfangs Ihre Absicht war, drum schicke ich noch einige Zeilen und erzähle, wie es mir ergangen.

Ich war mit dem Prinzen[1]) in Jena, der nach seiner Art ganz vergnügt und aufmerksam auf dieser kleinen Tour war. Es wird ihm gewiß wohl thun, wenn man ihm von Zeit zu Zeit eine kleine Veränderung dieser Art macht. Giebt es noch einen schönen Tag, so möchte ich ihn wohl einmal nach Erfurt bringen. Dann ritt ich nach Ilmenau, wo sie ernstlich beschäftigt sind, die Wasser zu gewältigen. Sobald ein Satz steht, sind die Sachter geschwind ausgepumpt, aber die Sätze hineinzubringen, ist ein umständliches, ja gefährliches Arbeiten. Inzwischen scheint das Rad sehr gut gebaut und sieht mit seinen Krummzapfen und Kreuzen gar ernsthaft in der Finsterniß aus. Die zwölf- und eilfzölligen Sätze heben einen gewaltigen Schwall Wasser. Die Wasser sind jetzt 25 Lachter unter dem Stollen gewältigt. Ich bin bis auf sie hinabgefahren, um die Arbeit selbst zu besehen, die nöthig ist, die Sätze zu stellen und einzurichten. Uebri-

[1]) Erbprinz Carl Friedrich.

gens ſieht Alles recht artig und ordentlich aus. Seit meiner Rückkunft habe ich fleißig an meinen Operibus gearbeitet und hoffe nun bald über den Taſſo das Uebergewicht zu kriegen. Es iſt einer der ſonderbarſten Fälle, in denen ich geweſen bin, beſonders da ich nicht allein die Schwierigkeit des Süjets, ſondern auch Ihr Vorurtheil zu überwinden arbeiten muß.[1]) Je weiter ich komme, deſto mehr Hoffnung habe ich zu trüffiren. In der Literatur-Zeitung ſteht eine Recenſion meines Egmonts, welche den ſittlichen Theil des Stücks gar gut zergliedert. Was den poetiſchen Theil betrifft; ſo möchte Rec. andern noch etwas zurückgelaſſen haben.

Ich empfange Ihren lieben Brief mit meinem Gedichte. Es freut mich ſehr, wenn es Ihnen einigermaßen gefallen und Gelegenheit zu frommen Betrachtungen gegeben hat.

Gebe uns der Himmel den Sinn, uns ans Nächſte zu halten. Man verwöhnt ſich nach und nach ſo ſehr, daß Einem das Natürliche unnatürlich wird. Ich habe zwar hierüber nicht mehr mit mir zu kämpfen, doch mich immer daran zu erinnern.

Leben Sie recht wohl und kommen bald und geſund zurück.

W. d. 1. Oktober 1788.

G.

54.

Hier überſchicke ich die Wünſche des alten Pflanzers; inwiefern ſie zu erfüllen ſind, mag der Förſter nachſehen. Sie

[1]) Vgl. Nr. 46.

Röſe.

Die Nachbarn ſind zum Richter gelaufen, da es hier im Hauſe Lärm gab.

Märten.

Zum Richter? O weh, wir ſind verlohren!

Röſe.

Mein ſchöner Topf!

Görge.

Er ſoll's bezahlen.

Märten.

Hört mich, Kinder, hört mich! Vergeßt Topf und alles!

Röſe.

Warum nicht gar.

Märten.

Schweig und höre! Wir dürfen Schnapſen nicht verrathen; wir müſſen ihn verläugnen.

werden dem christlichen Mandarinen ja wohl die Stämmchen unentgeltlich verabfolgen lassen. Ich bin fleißig in Anatomicis und fleißig einige andre gute Lehren zu befolgen, auch habe ich Ihre Aufträge nicht verabsäumt. Schon habe ich ein Blatt frommer öffentlicher und Privatwünsche. Ich halte mich besonders an Griesbachs, welche sehr wackere verständige Leute sind. Im Conzert, Club und überall suche ich Jeden zu sprechen und ihm Zutrauen einzuflößen.

Die Gräfinn Pachta aus Prag ist angekommen. Ich habe sie im Conzert gesehen und will sie morgen besuchen. Es ist eine Frau in mittleren Jahren, die wohl aussieht.

Die wiederholte Hierherkunft des Prinzen[1]) giebt den Einwohnern die Hoffnung, daß er dereinst einige Zeit hier zubringen könnte. Dieser Gedanke verbreitet eine besondere Heiterkeit, man vergleicht sich auch von dieser Seite mit Göttingen, welches die Englischen Prinzen besitzt. Ich nähre diese Hoffnung auf eine bescheidene Weise. Sie wirkt gewiß Gutes.

Leben Sie recht wohl und genießen der Tage. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlinn.

Jena den 16. Nov. 88.

Goethe.

Hier ein Erotikon.

Weichet Sorgen von mir! doch ach den sterblichen Menschen

[1]) Vgl. Nr. 51 und 53.

Lässet die Sorge nicht los, bis ihn das Leben verlässt.
Soll es einmal denn seyn; so kommt ihr Sorgen der Liebe,
Treibt die Geschwister hinaus, nehmt und behauptet mein Herz!

Ich höre mit Vergnügen, daß Sie Sich Benten zueignen wollen, ich bin überzeugt, daß Sie mit dieser Acquisition zufrieden sein werden. Nur bitte ich, da er gegenwärtig durch seine Informationen sich auf einen guten Punkt gebracht hat und ein ehrliebender Mensch ist, der auf eine bescheidene Weise vorwärts strebt, daß Sie ihn in utili und honorifico so setzen, daß er in Ihrer Nähe auch mit Freuden arbeite und seinem künftigen Schicksale getrost entgegengehe.

Leben Sie bestens wohl.

Ich fange noch einmal an, um zu melden, daß wir in Trackendorf gewesen sind, das Zirgeziusische Blut zu beschauen. Die großgewachsenen Mädchen haben uns sehr in die Augen gestochen. Die jüngste wird eben confirmirt und kann die Propheten nicht merken; die mittelste ist wirklich ein Schatz, die älteste nähert sich schon der Mutter. Der Vicekanzler setzte das Capitel der Königlichen Anekdoten: vom Haß gegen die Geistlichen, sehr lebhaft fort, als wenn des alten Königs Geist ihn angehaucht hätte. Und wenn die Mädchen bei einigen Consistorialgeschichten auf die Teller schauten, warum sie darum

nichts häßlicher. Mutter, Töchter und Söhne werden uns beide Hagenstolzen ehstens besuchen und wir werden bei Gelegenheit des Naturalienkabinets uns zu empfehlen trachten. Leben Sie wohl. Ich schäme mich vor Ihnen der Studenten- aber nicht, die sich wieder in mir zu beleben anfängt.

55.

Wir hören, das Carneval sey zu Ihren Ehren verlängert worden; ich wünsche daß es auch zu Ihrer Freude möge geschehen seyn.

Die Engländer haben sich, weil sie weggehen, hiesige Hofuniformen machen lassen und gefallen sich zwischen ihren Epauletten außerordentlich wohl.

Ich bin fleißig; leider giebt es aber nicht viel aus. Tasso wächst wie ein Orangenbaum sehr langsam. Daß er nur auch wohlschmeckende Früchte trage!

Mit Schmidt der mir gleich ist, habe ich ein lang Gespräch in der Comödie gehabt. Es kamen einige Sachen vor, von denen Sie mir zu schreiben erlauben. Es ist im Werke, daß man dem Seiler Wächter neben der Buchholzen die Erlaubniß Schläuche zu verfertigen, geben will. Wir fürchten beide, es werde die Operation dem Gewerbe mehr schaden, als nutzen. Es ist nicht so ausgebreitet, daß mehrere Personen mit entschiedenem Vortheil sich darinn sollten theilen können. Die Concurrenz wird geringere Preise erzwingen, die Fremden werden davon profitiren und die Waare wird wahrscheinlich geringer

und beide reiben ſich auf. Die Buchholz iſt betriebſam und verdient wohl, daß man auf ihre Erhaltung denke und ihr einigen Vortheil gönne, um ſo mehr als ſie nicht ſchuldenfrei, ja der Kriegskaſſe noch 700 ſchuldig iſt, die ſie richtig verintereſſirt und nach und nach abzutragen ſucht. Käme ſie zurück, ſo bliebe nichts übrig, als ihr väterlich Haus anzuſchlagen und eine Perſon zu Grunde zu richten, die ſich bisher wacker gehalten hat und deren Unternehmungen eine Folge und Stück hatten. Ich will nicht, wie Andere behaupten, daß es eine Privatabſicht des Majors Germar ſey, mit dem ſie ſich von Anfang her nicht vertragen hat. Etwas Menſchliches kann aber doch dabei zum Grunde liegen. Der Präſident und ich denken überein und bitten nur daß Sie es nochmals überlegen möchten; es iſt mir unbekannt, was man für die Theilung des Gewerbs angeführt hat.

Sodann wird das hieſige Rentamt durch Wirſing's gebetene Retraite leer. Der Commiſſarius Seidel hat ſich dazu gemeldet, man traut ihm die Fähigkeit zu; für ſeine Redlichkeit bin ich Bürge. Die Kammer ſcheint wohl für ihn geſinnt und ich glaube ihn beſonders vor ſeinen Competenten empfehlen zu dürfen. Ich bin überzeugt, daß außer den gewöhnlichen Dienſtverrichtungen er der Erſte ſeyn wird, der den magiſchen Schleier, welcher die Rentamts-Geſchäfte noch immer zudeckt, gerne und freiwillig wegzieht. Er kennt das Hokuspokus recht gut, wodurch man Kammer und Fürſten in ewigen Zweifeln und Unklarheit zu halten weiß, und ſelbſt einiger Verluſt an eigenen Ein

künften wird ihn nicht abhalten, Manches zu entdecken, das auf die allgemeine Ordnung und Klarheit von nicht geringem Einfluß ſeyn wird.

Profeſſor Schütz von Jena ſchreibt mir und bittet ſein Geſuch um eine Zulage in Erinnerung zu bringen. Da Hoffe nicht kommt und Magiſter Paulus mit der bloßen Beſoldung ex foro academico zufrieden ſein will; ſo wären die 200 Thlr., welche Jenern angeboten worden, vacant.

Von Moritz habe ich noch nichts gehört; ich bitte ihm in liegendes Blättchen zu geben.

Von Arends habe ich auch noch keine Antwort; mich verlangt ſehr danach. Der Präſident hat mich auf eine freundliche Weiſe eingeladen, an dem wichtigen Werke des Schloßbaues[1]) pro virili Theil zu nehmen. Das Beſte, was man für die Sache thun kann, iſt, für die Menſchen zu ſorgen, die das, was geſchehen ſoll, klug angeben und genau ausführen. Wir verſtehns ja Alle nicht und höchſtens können wir wählen. Alles gehe nach Wunſch und da Sie bauen wollen, werden Sie uns ja auch den lieben Frieden erhalten helfen.

Ich bin ſehr neugierig auf die Schilderung einiger Perſonen, wenn Sie zurückkommen. Ihre Frau Gemahlinn ſcheint ſich wohl zu befinden, der Prinz auch. Riedeln habe ich merken laſſen, daß Sie gute Geſinnungen gegen ihn geäußert; es hat

[1]) Wiederaufbau des im Jahre 1774 abgebrannten herzoglichen Residenzſchloſſes zu Weimar.

ihn ſehr aufgemuntert und ein munterer Menſch thut wenigſtens Alles, was er kann, wenn ohnedieß ein Trieb in ihm liegt.

Leben Sie recht wohl, empfehlen mich den Schönheiten und gedenken mein zur guten Stunde.

G.

W. d. 19. Febr. 89.

56.

(Februar 1789.)

Wenn Sie denken, daß Ihre längere Abweſenheit[1]) einiger Entſchuldigung bedürfe, ſo muß ich Ihnen zur Stärkung des Glaubens ſagen, daß ich unter gleichen Umſtänden auch den einmal gefaßten Poſten nicht verlaſſen würde. Für Sie iſt es von der größten Bedeutung, im gegenwärtigen Moment von Allem unterrichtet zu werden, wo nicht gar kräftig mitzuwirken.

Jetzt wird das Eiſen geſchmiedet und wenn es keinen Krieg giebt, ſo wird eine neue Geſtalt von Europa in kurzer Zeit auf eine Weile ſich conſolidiren.

Aus beiliegendem Aufſatze werden Sie noch beſſer als aus dem Hetzerſchen Promemoria über die Lage der Sache berichtet werden. Sie haben aber zu wenig gerechnet. Es ſind Sieben Millionen und zweimal hundert Tauſend Thaler. Aber auch dieſe Summe iſt das Land wohl werth und müßte auch rabattiren. Die verlangte Deduction ſoll in vier Wochen fertig ſeyn. Voigt macht ſich eine große Freude daraus.

---

[1]) in Berlin.

57.

(Vor April 1789.)

Es wäre sehr gut, wenn wir durch eine Mittelsperson mit Arends in Connexion kämen und blieben. Gegen den Sohn des Baukontroleurs hätte ich zu erinnern, daß er sehr jung ist und im Zeichnen sobald nicht die Fertigkeit erreichen möchte, die Arends wünscht. Er verlangt Jemanden, der ihm beistehe, für ihn copire, welches in dieser Kunst schon viel voraussetzt. Dann wünschte ich auch, daß Sie schon in einigen Jahren den Genuß von einem solchen Menschen hätten für Ihr Bau- und Gartenwesen, und alsdann einen andern in die Schule schickten. Ich bin auf den Schlesier gefallen, der Ihnen doch gewissermaßen zur Last liegt. Sein Aeußerliches ist empfehlend, man müßte ihn in Mathematicis prüfen lassen, seine Risse ansehen und sich alsdann entschließen. Ein solcher lernte in drei Jahren so viel, daß Sie ihn zurückrufen könnten; er sähe Arends die großen Gärten anlegen und käme bald mit neuen Ideen bereichert hierher. Auch hätte ein solcher mehr Einfluß auf Arends, wenn man durch seine Vermittelung Arendsen zu Diesem oder Jenem anfeuern wollte.

s. m.

Ich sitze mit dem höllischen Feuer einer Spanischen Fliege im Nacken. Was thut man nicht, um an sich die edle Menschengestalt wieder herzustellen.

Habe ich schon gemeldet, daß ich in diesen einsamen und

mitunter ſchlafloſen Stunden den ganzen Kreis der Farbenlehre glücklich durchlaufen bin, daß ich die Hauptfäden ziehen konnte und nun wie eine Spinne das Werk mit Fleiß zu vollbringen anfange?

Leben Sie recht wohl und gedenken mein.

G.

58.

(April 1789.)

Indeſſen Sie im Staub und Getümmel Ihre Stunden zubringen, um Sich zu einer brillanten Scene*) vorzubereiten, leben wir ganz ſtill und hängen unſern Gedanken unter blühenden Bäumen und bei dem Geſange der Nachtigallen nach. Wir haben unſern Lohn dahin, möge Ihnen auch der Ihrige werden.

Ich habe nichts gethan, deſſen ich mich rühmen könnte. Manches, deſſen ich mich freuen darf und ſo gehen die Tage vorbei. Geſtern las ich Ihrer Frau Gemahlinn den Taſſo vor; ſie ſchien zufrieden.

Die fehlenden Scenen erzählte ich, ſo gut es möglich war.

Wenn ich Arends nicht erwartete; ſo hätte ich mich von der Welt retirirt, um das Stück fertig zu machen.

Ihre Frau Gemahlinn ſchien einen Vorſchlag zu billigen, den ich that: ich wollte im Juni mit dem Prinzen und Rideln

*) einer Revue.

auf einige Zeit nach Belvedere ziehen. Es iſt ein ſehnlicher Wunſch des Kindes, deſſen Erfüllung ihm wohl thun wird und ich könnte es eine Zeit lang bequem beobachten und doch ohne Zerſtreuung manche Dinge vollenden. Leider zeigt Herder in ſeinen Briefen einen großen Hang nach Göttingen [1]), der die Frau ſelbſt verlegen macht. Ich habe ihm wiedergeſchrieben, keinen Entſchluß zu faſſen, bis er wieder kommt.

Lips iſt nicht abgeneigt zu kommen; nur hat er mich leider an meiner ſchwachen Seite angegriffen und mir geſchrieben, daß er auf mein Wort kommen wolle, da ich ihm verſichert, daß er der Kunſt nicht ganz abzuſterben und dem Handwerk nicht allein zu leben brauche. Das iſt nun gefährlich! Für Deutſchland mag ich mich nicht verbürgen. Ich habe deswegen an Bertuch nach Leipzig geſchrieben, um alle Preiſe zu erfahren; ich will ſie an Lipſen ſchicken, er mag berechnen, was er machen kann. Das Reiſegeld würde man ihm wohl zugeſtehen, es könnte einige hundert Thaler betragen. Uebrigens iſt dieſe Acquiſition wichtiger, als man denken möchte; es hängt ſo viel an ſo einem Mann, das ſich erſt in der Folge zeigen wird. Leben Sie recht wohl und gedenken mein unter den Waffen. Dafür bereite ich Ihnen auch ein Lobgedicht, an einem Platze, wo Sie es am Wenigſten vermuthen und bitte ſchon im Voraus um Verzeihung.

G.

---

[1]) wohin derſelbe einen Ruf hatte.

59.

Ein wahrer Scirocco hat uns endlich von dem Schnee befreit und Sie werden auch wohl trocknen Boden haben. Die Ilm war groß, iſt aber nur an den niedrigſten Plätzen ausgetreten, über den unteren Weg nach dem Brauhauſe und hinten an der Quelle, weil das Wehr nicht eröffnet werden konnte, doch ohne Schaden und zum großen Vergnügen der Enten, welche in völliger Ueberzeugung waren, dieſe Anſtalt ſey um ihrentwillen getroffen.

Unſre commiſſariſchen Ueberlegungen haben wir fortgeſetzt, es iſt ſehr angenehm mit dieſen drei Männern etwas verhandeln; ſie ſehen auf die Sache, wollen das Rechte und ich bin überzeugt, daß die Einleitung, die wir dem Geſchäfte geben, rein und für die Folge heilſam ſeyn werde.

Jena war, wie Sie wiſſen, mit einer Loge bedroht. Bertuch ging gleich von dem Gedanken ab und hat auch Hufelanden rektificirt. Bode hält zu feſt an dieſer Puppe, als daß man ſie ihm ſo leicht abdisputiren ſollte; indeß habe ich ihm mit der größten Aufrichtigkeit das Verhältniß hingelegt und ihm gezeigt, warum Sie weder zu einer ſolchen Einrichtung Ihre Einwilligung geben, noch durch die Finger ſehen könnten. Ihre Erklärung gegen Bertuch kommt alſo recht erwünſcht und der Gedanke, ein Collegium über das Unweſen der geheimen Geſellſchaften leſen zu laſſen, iſt trefflich. Ich habe den Direktoren der Literatur-Zeitung auch einen Vorſchlag gethan, den ſie angenommen haben, wodurch allen geheimen Verbindungen ein

Görge.

Das wäre ſchön!

Märten.

So höre doch! Wir ſind alle verlo-ren, wenn ſie ihn finden. Er iſt ein Ab-geſandter vom Jacobinerclub.

Röſe.

Unmöglich! Der Schuft?

Märten.

Warum nicht? Sie finden ihn in der Uniform. Er kann's nicht läugnen.

Görge.

Ja, die hat er an.

Märten.

Und wir werden verdächtig, wir wer-den eingezogen, wir müſſen vor's Amt! Gott weiß!

Görge.

Wir könnten ja aber ſagen —

harter Stoß verſetzt wird. Sie werden es bald gedruckt leſen. Und ſo iſt es gut, daß man öffentlich Feindſchaft ſetze zwiſchen ſich und den Narren und Schelmen. Die rechtlichen Leute gewinnen alle durch Publicität.

Der Tod der Gräfinn Ingenheim iſt wohl Jedermann ſehr unerwartet geweſen; Niemand macht aber dabei eine andere Reflexion, als daß der Platz nicht lang unbeſetzt bleiben werde.

Reichardt ſchreibt mir: er werde mich eheſtens beſuchen und ſeine Compoſition der Claudine mitbringen. Wenn er mich nur das Vergnügen, das ich dabei empfinden kann, nicht allzu theuer bezahlen läßt.

Ihre Frau Gemahlinn ſagt mir, daß Sie Freude an den erſten Scenen des Taſſo gehabt. Dadurch iſt ein Wunſch, den ich bei dieſer gefährlichen Unternehmung vorzüglich gehegt, erfüllt und ich gehe deſto muthiger dem Ende entgegen. Ich habe noch drei Scenen zu ſchreiben, die mich wie loſe Nymphen zum Beſten haben, mich bald anlächeln und ſich nahe zeigen, dann wieder ſpröde thun und ſich entfernen.

Der erſte Verſuch in der Wachsmalerei iſt ſehr artig gerathen. Kraus hat eine Landſchaft gemalt, an welcher nun freilich Lehrgeld mußte gegeben werden. Für eine leichte Art Malerei hat dieſe Methode viel Vorzüge. Lipſen hingegen iſt ein Verſuch, ausgeführter zu malen, wie er mir ſchreibt, mißlungen.

Knebel hat eine Elegie des Properz recht glücklich überſetzt. Die Frauen ſagen: ich könne ſie gemacht haben; da ſie's

aber auf den Charakter und nicht aufs poetiſche Verdienſt nehmen, ſo iſts nicht ſehr ſchmeichelhaft. Auch hat Knebel ein gut Quartier[1]) gemiethet an der Ecke des Marktes, wo ehemals die Batſch wohnte. Er iſt Ihnen ſo näher und auf den Sommer fixirt. Ich liege ihm ſehr an, daß er zu überſetzen fortfahre und die Erotica den ſchönen Herzen nahlege. Ich leugne nicht, daß ich ihnen im Stillen ergeben bin. Ein Paar neue Gedichte ſind dieſer Tage zu Stande gekommen; ſie liegen mit den andern unter Raphaels Schädel, wohin das Cahier in meinem Schranke durch Zufall kam und nun, um des Ominoſen willen, da bleiben ſoll. Moritzen amüſirt dieſe Combination gar ſehr.

Moritz hat mir geſchrieben. Er empfiehlt ſich Ihnen, es geht ihm ſehr gut. Die guten Götter erhalten ihm Heinitzen lang. Gelegentlich will ich ihm etwas zur Monatsſchrift ſchicken.

Unger[2]) hat den erſten Bogen des Carnevals und zwei der Iphigenie geſendet, beide ſehr ſchön gedruckt; nur möcht ich ſagen, bei jenem die Lettern zu groß, bei dieſer zu klein.

Wenn ich vor den Feiertagen die letzte Scene des erſten Aktes, wo Antonio zu den vier Perſonen, die wir nun kennen, hinzutritt, fertigen könnte, wäre ich ſehr glücklich. Faſt zweifle ich dran. Sobald ſie geſchrieben iſt, ſchicke ich ſie.

Sagen Sie mir gelegentlich ein Wort, wie Sie Sich befinden. Ich fürchte, das leidige Uebel hat Sie noch nicht ver-

[1]) in Jena. [2]) Johann Friedrich, Buchhändler in Berlin.

laſſen. Ich werde ihm ehſtens in Hexametern und Pentametern auf's Schmählichſte begegnen; das hilft aber nicht zur Cur. Leben Sie wohl und lieben mich

G.

W d. 6. Apr. 89.

60.

W. d. 12. May 1789.

Vor einigen Tagen habe ich Ihnen, nach einer nicht zu entſchuldigenden Pauſe, ein Briefſtein geſiegelt und es dem geheimen Rath Schmidt geſandt; wahrſcheinlich erhalten Sie es mit dieſem. Die ſchöne Zeit, die mich früh ins Thal lockt und recht zum Müſſiggang einlädt, hat mich auch abgehalten, Ihnen zu ſchreiben, beſonders da Alles um uns ganz ſtille iſt, die Empfindungen ſich wenig und die Begebenheiten gar nicht regen.

Arends bleibt noch immer aus und ich bin ein wenig verdrießlich, weil ich ohne die Erwartung Seiner wohl mit Ihnen den nordiſchen Campus Martius beſucht hätte.

Das Programm, das Sie mir ſchicken, macht mir Luſt auch ſo Etwas einmal zu ſehen. Es iſt unerlaubt, daß ich noch keine Revue geſehen habe. Ueber das Jahr wollen wir den Zuſchnitt darauf machen. Es iſt doch eins der merkwürdigſten Dinge, welche die Welt hat und gehabt hat. Indeſſen treibe ichs in meiner Art immer fort und hoffe Ihnen in der Folge auf mehr, als eine Weiſe Freude zu machen. Mit gar manchen Dingen bin ich auf dem rechten Weg und muß ſie nur auf die Spitze treiben. Taſſo ſcheint den Beifall Ihrer

Frau Gemahlinn zu haben. Wenn ich ganz fertig wäre, wollt ich mich ſehr glücklich ſchätzen. Von den Eroticis habe ich Wielanden wieder vorgeleſen, deſſen gute Art und antiker Sinn, ſie anzuſehen, mir viel Freude gemacht hat. Bald habe ich Hoffnung, daß dieſe kleine Sammlung ſowohl an Poeſie als Versbau den Nachfolgern Manches wegnehmen werde. Die Wiſſenſchaften gehn ihren Weg. Geleſen habe ich die Mémoires de St. Simon, ein ſehr ſchätzbar Buch, und Abends mache ich indeſſen den Wirth Ihrer Promenaden und ſuche bald durch Thee, bald durch ſaure Milch die Gemüther der Frauen zu gewinnen, indeß die Männer von der gewaltſamen Parze an den Spieltiſch gefeſſelt ſind. Knebel iſt nach Jena und giebt der Geſellſchaft dadurch Gelegenheit, kleine Luſtreiſen zu machen; heut iſt die Imhof, Schardts und Steins zu ihm hinüber. Schiller iſt nach Jena, Schütz nach Paris. Der Letzte empfiehlt ſich zu Gnaden. Er hat mir beim Abſchied noch von ſeiner Geſchichte erzählt, die recht artig und merkwürdig iſt.

Von Moritz höre ich nichts. Hier ſchicke ich die Beſchreibung des Römiſchen Carnevals. Die Druckfehler kommen auch mit auf ſeine Rechnung. Einige Blätter müſſen umgedruckt werden.

Leben Sie recht wohl und gedenken mein. Wedel iſt von Ilmenau zurück und hat gar verſtändige Bemerkungen von daher mitgebracht. Dieſes Vikariat wird viel Gutes ſtiften.

G.

Noch füge ich hinzu, daß ich wegen Schaffers*) mit Ihrer Frau Gemahlinn geſprochen habe. Sie iſt es wohl zufrieden, daß er von Zeit zu Zeit Rideln ablöſe, es wird dieſem wohlthun und dem Kinde auch vortheilhaft ſeyn. Ich wünſchte daß Sie ihm (Schäffern) noch 50 Thaler zugeſtänden, damit er das Opfer ſeiner übrigen Stunden nicht fühle und daß man auch Etwas von ihm fordern könne.

Eine meiner vorzüglichen Sorgen iſt nun Herders Schickſal. Sie werden mir erlauben, daß ich einmal gelegentlich über dieſen Fall und verwandte Fälle ein Wort aus dem Herzen ſage. Es wird einem Fürſten, der ſo mancherlei Mittel in Händen hat, leicht, das Glück von Manchem, beſonders dem Nächſten, zu machen, wenn er es wie eine Baumſchule behandelt, nach und nach, und immer ſo fort, wenig, aber das Wenige zur rechten Zeit thut. So kann der Menſch, dem nachgeholfen wird, von ſich ſelber wachſen. Und am Ende von Allem: was unterſcheidet den Mächtigen, als daß er das Schickſal der Seinigen macht, es bequem, mannichfaltig und im Großen machen kann, anſtatt daß ein Particulier ſein ganzes Leben ſich durchdrücken muß, um ein Paar Kinder oder Verwandte in einige Aiſance zu verſetzen.

*) Einkorns zu Weimar, ſpäter Miterzieher des Erbprinzen Carl Friedrich.

61.

d. 5. Juli 89.

Wahrſcheinlich haben Sie auf dem Walde[1]) Schnee gehabt; ſeit vorgeſtern ſcheint uns wieder die Sonne, man wird aber der Abwechslung ſo gewohnt, daß man ſich nicht mehr freut noch betrübt. Ich denke immer mehr auf die Hausexiſtenz, das ſich denn auch ganz gut für mich ziemt.

Mit der Meſſung des alten Schloſſes geht es ſehr vorwärts. Es ſcheint der Baucontroleur will zeigen, daß er auch genau ſeyn kann. Wie ich ſeine Arbeit beurtheile, iſt ſie ſehr brav und wir kommen auf dieſe Weiſe dem Zweck um Vieles näher. Der Plan der erſten Etage des kleinen Flügels und des Corps de Logis bis an den Ritterſaal iſt beinahe fertig. Nun gehts an die Profile, dann an die untere und obere Etage.

In einigen Tagen denke ich mit dem Prinzen zum Coadjutor zu gehn, dann nach Jena, wenn mich die Wolken ſecundiren.

Sobald ich höre, daß Sie in Wilhelmsthal angelangt ſind, werde ich mich auf den Weg machen. In Eiſenach hoffe ich Scylla und Charybdis vorbeizuſchiffen.

Vom Taſſo ſind 3 Akte ganz abſolvirt, die beiden letzten noch in der Reviſion. Noch wenige Tage, ſo wäre denn auch dieſes ſchwere Jahrwerk vollendet. Ich werde mit Bornſtädt zufrieden ausrufen: ſo weit hätten wir ſie!

[1]) Thüringerwald.

Faust will ich als Fragment geben, aus mehr als einer Ursache, davon mündlich.

Ueber alle meine übrigen Arbeiten habe ich mir einen Plan aufs nächste Jahr gemacht. Wir wollen sehen, wie weit wir es bringen.

d. 10. Jun.

Diese Tage hatte ich eine große Freude. Der junge Facius, der eine Zeit lang hier ist und Petschafte sticht, hat einen jungen Herkuleskopf nach einer antiken Gemme ganz über alle Erwartung schön in Stahl gearbeitet. Ich werde suchen, ihn auf alle Weise vorwärts und wo möglich zum Steinschneiden zu bringen. Ihre Frau Gemahlinn will Etwas für ihn thun und Sie versagen mir eine Kleinigkeit nicht, nur um seine Existenz das erste Jahr zu sichern und ihn von der ganz gemeinen Arbeit zu befreien, mit der er bisher sein Brod verdiente. Dieser Mensch soll uns Ehre machen.

Nun ist auch Herder wieder da, guten Humors, gesund. Ich hoffe das Beste für ihn und uns. In den ersten Augenblicken ist von der Hauptsache[1]) wenig gesprochen worden. Heute Abend gedenke ich nach Jena. Montag komme ich zurück. Leben Sie recht wohl.

G.

[1]) Vgl. Nr. 58.

62.

Zuvörderſt wünſche ich, daß der böſe Zahn Sie nicht möge geplagt haben, das Wetter war ſchön und das Uebrige pflegt ſich zu geben.

Ich bin wohl und fleißig geweſen. Fauſt iſt fragmentirt, das heißt in ſeiner Art für diesmal abgethan. Mittelsdorf[1]) ſchreibt ihn ab. Ein wunderlicher Concept iſt ihm wohl nie vorgelegt worden. Es iſt recht eigen, alle dieſe Tollheiten von eben der Hand zu ſehen, welche uns ſonſt nur: „Veſte, Liebe Getreue" vorzulegen gewohnt iſt. Nun wünſche ich, daß Ihnen das Stückwerk noch einmal einen guten Abend machen möge. Die beiden kleinen Stücke, die in dem ſiebenten Bande kommen ſollen, waren ſchon in der Ordnung und ich fühle mich nun erſt als ein freier Menſch, da ich dieſe Verbindlichkeiten erfüllt habe. Nun kann es an andre Sachen gehen.

Das Griechiſche wird eifrig getrieben und ich habe gute Hoffnung.

Unſre Bergwerks-Beſorgniſſe klären ſich recht ſchön auf. Voigt geht mit ſeinem Bruder morgen hinauf. Der Bergſekretair[2]) mußte hereinkommen, um ſeine Frau, die über den Entſchluß, ſich im Gebirge feſtzuſetzen, krank worden war, oder ſich krank ſtellte, zu beruhigen. Wir haben Alles mit ihm durchgegangen. Er iſt recht klar und thätig in dieſer Sache; mehr bedarfs in keiner, den guten Willen vorausgeſetzt.

[1]) Geheimer Regiſtrator bei dem herzoglichen geheimen Conſilium.
[2]) Eben dieſer Bruder.

Er iſt ſehr dankbar, daß Sie ihm den Charakter accordiren und hat das Hartungiſche Haus gegen dem Schlößchen über gekauft. Er wird manches Gute oben auch nebenher ſtiften. Bei ſeinem raſchen Kopf iſt er ein grundehrlicher Menſch. In Jena war ich geſtern und genoß den herrlichen Tag im Saalthale, das ſehr ſchön war. Der Durchſtich wird auch gut werden. Das Stück Wieſe iſt acquirirt, die Bäume ſind gefällt und der neue Durchſtich angegeben. Ich habe nun das ganze Werk dreimal angeſehen, bei großem, Mittel- und kleinem Waſſer und bin überzeugt, daß der Endzweck erreicht iſt. Nur muß man jetzt noch einige Jahre mit Aufmerkſamkeit zuſehen, was der Strom thun will. Wenig Aufwand wird es erfordern.

Ich erwarte ſehnlich Ventens Wiederkunft, daß endlich die Stromaufſicht zu Stande komme. Es iſt bis auf wenig kritiſche Punkte ein ſehr leichtes Geſchäfte, das wenig Tage jährlich erfordert. Voigt iſt in Apolda mit Ludecus geweſen und hat die Abgabe des Brodts an die Bedürftigſten gut vorbereitet. Er hat mir die Protokolle gelaſſen, die ich aber noch nicht geleſen habe. Heumann hat ſich als ein ſehr anſtändiger Mann gezeigt. Der große Ofen iſt zu Stande; nur tünchen ſie ihn noch ab und es iſt noch keine rechte Probe damit gemacht worden. Ich habe die beſte Hoffnung davon, es ſoll mir recht lieb ſein, wenn es reüſſirt. Der Bergſekretär will gleich in Ilmenau einen ähnlichen Verſuch machen.

So oft ich ins neue Quartier komme, freue ich mich der

anmuthigen freien Lage, des ſchönen Raums und mancherlei Bequemlichkeit, und freue mich Ihnen auch das verdanken zu können. Schon einigemal bin ich nach Belvedere zu Fuß gegangen; es ſcheint mir nun wieder näher. Reichert's botaniſcher Vorrath vermehrt ſich immer; leider! daß wir die intereſſanteſten Sachen immer unter Dach halten müſſen. Wo Sie dieſer Brief auch antrifft, treffe er Sie zur guten Stunde.

G.

W. d. 5. Nov. 89.

63.

Wenn Ihre Träume, von denen Sie mir ſchreiben, von heroiſch-philoſophiſchem Inhalte ſind, ſo ſind die meinigen gegenwärtig höchſtens erotiſch-philoſophiſch und folglich auch nicht die unangenehmſten. Wie Sie dereinſt in der 19ten Elegie meiner immer wachſenden Büchlein werden erſehen können.

Vom Fauſt ſchickte ich Etwas, wenn ich mir nicht vorbehielte, einen der erſten Abende' nach Ihrer Rückkunft, Sie, Ihre Frau Gemahlinn, und wen Sie ſonſt berufen mögen, vorleſend zu bewirthen.

Wenn Sie ſo arges Wetter haben, als wir, wenn eine eben ſo ausgebreitete Wolke auch Sie deckt, ſo bedaure ich Sie, da Sie einen günſtigen Himmel nöthiger haben, als wir.

Lips iſt angekommen; ſeine Gegenwart wird viel Gutes und Erwünſchtes ſtiften.

Wir arbeiten uns nun ſachte zuſammen ein. Indeſſen

Märten.

Eile nur, und ſag, es ſey nichts geweſen.

Görge.

Wenn ſie's nur glauben! (eilig ab.)

Röſe.

Ich gebe mich nicht zufrieden. Mein ſchöner Topf!

Märten.

Narrenspoſſen! Beſinne dich auf was, unſre Köpfe zu retten.

Röſe.

Die verliert man nicht gleich. Ihr dürft ja nur ſagen: wie Euch der Kerl hätte anwerben wollen, hätte ihn Görge brav durchgeprügelt.

Märten.

Das wäre vortrefflich! Warum iſt dir's nicht gleich eingefallen? Nun iſt Görge

bin ich auch angeſpornt worden, meine botaniſchen Ideen zu ſchreiben. Es hat den Schein, daß ein auf Oſtern angekündigtes Buch mir zuvorkommen könnte. So will ich wenigſtens zugleich kommen.

Ich manoeuvrire auch immer ſachte ins neue Quartier. Das ſchwere Geſchütz iſt voraus, das Corps iſt in Bewegung und ich decke die Arriergarde. In wie fern Sie mein als Regiments-Quartiermeiſter bedürfen, werden Sie bei Ihrer Ankunft entſcheiden.

Leben Sie indeß wohl und erhalten und erwärmen Sich die Tage, wie es möglich iſt und gedenken meiner.

G.

W. d. 20. Nov. 80.

64.

Daß Sie Sich unter den gegenwärtigen Umſtänden noch mit der mechaniſchſten aller Wiſſenſchaften, dem deutſchen Theater, abgeben mögen, läßt uns andere Verehrer der Irene hoffen, daß dieſe ſtille Schöne noch eine Zeit lang regieren wird.

Wir haben wenigſtens dieſe Tage her uns mit dem Schloßbau-Plan ſo ernſtlich beſchäftigt, als ob wir dem friedlichen Reiche Salomons entgegenſähen. Arends hat uns recht ſchön aufs Klare geholfen und wir können den erſten Schritt mit Zutraun und gutem Muth wagen. Arends hat auch einige artige Zeichnungen für den Park hinterlaſſen und ſich durchaus als ein geſchickter, verſtändiger und redlicher Mann gezeigt.

Der Coadjutor[1]) hat ihm aufgetragen, eine Façade zu dem Stutterheimiſchen Gebäude zu zeichnen. In Gotha ſind wir wohl aufgenommen worden und der Herzog hat einen Riß zu einem kleinen Gartenhaus von ihm begehrt.

Hier werden Sie bei Ihrer Rückkunft Alles bereit finden und man wird ſogleich mit der Arbeit anfangen können. Die meiſte Zeit des vergangenen Monats habe ich auf dieſes Geſchäfte verwendet, außerdem noch Fauſten und das Botanikon in Buchhändlers Hände geliefert.

Mit Vergünſtigung der Göttin Lucina hat man auch der Liebe wieder zu pflegen angefangen. Der kleine Pathe wird mager; die Frauen ſagen aber: bei dieſer Diät geſchehe es ſo. Bis in die zwölfte Woche müſſe man Geduld haben.

Geſtern iſt das erſte Exemplar in dieſem Jahre zu Papier gekommen.

Wir erwarten täglich Nachricht von Baldauf und werden ſodann nach Ilmenau gehen.

Der Bergrath Voigt beträgt ſich ſehr brav oben; es war das einzige Mittel, das Geſchäft wieder in Schwung zu bringen.

Der arme Meyer, in Rom, kann Ihre guten Geſinnungen, ihm dort einen Zuſchuß zu gönnen, nicht wie zu wünſchen wäre, genießen. Seinen traurigen Zuſtand beſchreibt beiliegendes Blatt. Er mag nur vorerſt in die Schweiz ſchleichen. Hat er ſich ein wenig erholt, ſo mag er uns kommen. Wenn

[1]) von Dalberg in Erfurt.

er ſtirbt, ſo verliere ich einen Schatz, den wiederzufinden, ich fürs ganze Leben verzweifle.

Ich lege einen Brief vom Prinz Auguſt[1]) zum Gegengewicht bei. Er iſt luſtiger und wohler, als er jemals war.

Die Wiederkunft Ihrer Frau Mutter verzieht ſich und es iſt mir ſehr lieb. Wenn Sie Ende Mays wieder hier iſt, wird ihr der Wechſel doch nicht ſogleich empfindlich. In Italien ſollen himmliſche Tage ſeyn. Nach unſerer Witterung läßt ſichs denken.

Ihre Frau Gemahlinn hat uns einige Sorge gemacht; ſie wird ſelbſt ſchreiben. Auch der Kleine war nicht wohl, iſt aber wieder hergeſtellt; ſein Bild von Lips iſt ganz fürtreflich gerathen.

So viel von privatis und privatissimis, indeſſen Sie in publicis verfüren. Vollenden Sie Ihre Geſchäfte glücklich und bringen uns die Beſtätigung des lieben Friedens mit. Denn da eigentlich der Zweck des Kriegs nur der Friede ſeyn kann, ſo geziemt es einem Krieger gar wohl, wenn er ohne Krieg Friede machen und erhalten kann. Hierbei liegt eine Viſitenkarte, als Dokument daß Hetzer endlich Anſtalt macht wirklich aufzubrechen, doch iſt er nicht fort.

Leben Sie recht wohl und lieben mich.

Goethe.

W. d. 6. Febr. 90.

[1]) von Gotha.

65.

Ihr Packet iſt mir nach Ilmenau gefolgt, aber mit ſolcher Behendigkeit daß, da ich es gleich retour ſchicke, nur wenige Stunden verſäumt werden ſollen. Alles wird richtig beſorgt werden. Was zu Ihrem Heil und zu Ihrer Freude gereicht, theile ich von Herzen; ich bin recht neugierig, Sie diesmal wieder zu ſprechen. Ihren Auftrag wegen der Deduktion habe ich folgendermaßen ausgerichtet.

Ich habe mir ſogleich die Materialien, welche Schnauß geſammelt, mittheilen laſſen, ſolche fleißig geleſen und mir einen Begriff von der Sache gemacht. Voigten habe ich über die Sache geſprochen, um erſt zu hören wie er ſie anſieht und wie er glaubt, daß ſie angegriffen werden müſſe. Er ſagte, daß er vor allen Dingen ein Werk des jüngern Senkenberg herbeiſchaffen wolle, welches viel Gutes und hierher Einſchlagendes enthalte. Das erwarten wir nun. Ihr Brief ſagt mir auch dießmal nicht, daß Sie die Deduktion gleich nach Berlin haben wollen. In Schnaußens Materialien liegt Alles ſo, daß es nur geſchrieben zu werden braucht. Ich will gleich mit Voigten einen Plan concertiren, den ſollen Sie bei Ihrer Zurückkunft finden und geſchrieben iſts alsdann bald.

Verzeihen Sie die ſtumpfe Eile meiner Feder, der Geſchworne Baldauf iſt angekommen; ein wackerer Mann, mit dem

wir den unterirdiſchen Stegbau zu bezwingen hoffen. Leben Sie wohl in der oberſten Welt und behalten mich lieb.

G.

Ilmenau d. 18. Febr. 80.

Reichardt iſt ſehr von Ihren Ideen wegen des Theaters eingenommen. Ich ſchreibe ihm nächſtens.

66.

Ein Brief von Einſiedel veranlaßt mich Ihnen dieſen Boten zu ſchicken. Ich ſchrieb ihm neulich, daß ich der Herzoginn, wenn ſie nicht ſo eilig aus Italien zurückgekommen wäre, wohl hätte ein Stückchen entgegen gehen mögen. Da ſie nun durch ihre Frau Schweſter und den Erbprinzen von Braunſchweig in Neapel aufgehalten worden, ſo nimmt ſie mich beim Worte und Einſiedel ſchreibt mir, wenn ich es nicht ausführte, täuſchte ich die Herzoginn in einer ſehr angenehmen Erwartung. Er ſey ſelbſt dabei intereſſirt und dringt in mich, daß ich meinen Vorſatz nicht ſoll fahren laſſen.

Wenn Sie alſo nichts dagegen hätten, ſo machte ich mich gleich auf und ging nach Augsburg, wo ich Briefe von Einſiedel finden werde, um zu ſehen, ob ich ihnen noch weiter entgegen zu gehen Zeit hätte. Das gelinde Wetter ladet zu einer ſolchen Reiſe ein.

Was von Geſchäften einigermaßen an mich geknüpft iſt, liegt Alles gut vorbereitet: die Schloßbauſache durch die Arbeiten von Arends, das Bergwerk durch Baldaufs Bemühungen, an

dem wir einen sehr braven Mann gefunden haben. Die Steuersachen, die mich aufs Neue interessiren, und die Ihnen gewiß dereinst Freude machen sollen, sind auch für dieses Jahr eingeleitet, daß also eine Abwesenheit von 6 Wochen nicht bemerklich werden wird.

Ohne Kosten macht mirs einen großen Spaß, denn ich muß wieder einmal etwas Fremdes sehen. Auch bin ich gewiß Ihrer Frau Mutter nützlich u. s. w. Ich richte mich daher ein, wenn der Bote zurückkommt und mir keine Contreordre bringt, sogleich abzureisen.

Ueber eine oder die andere Sache lasse ich Ihnen noch einen Aufsatz zurück, z. B. über die Rechnungstermin-Sache, welche in meiner Abwesenheit wohl entschieden werden dürfte.

Sagen Sie mir doch auch ein Wort wie es Ihnen geht? und wann dieß Jahr die Revüen fallen? wenn kein Krieg wird. Ich möchte das 90er Jahr gern unter freiem Himmel, soviel möglich zubringen.

Eben erhalte ich von Ihrer Frau Gemahlinn den Brief, welchen Sie unterm 16. Febr. schrieben. Da auch dieser das Friedlichste hoffen läßt, so kann ich um so mehr die Hoffnung meiner Reise unterhalten.

Leben Sie recht wohl. Verzeihen Sie die üble Handschrift. Hierbei liegt ein offner Brief an Reichardt mit einigen Glaubens-Bekenntniß-Artikeln.

G.

W. d. 28. Febr. 90

Ich weiß nicht, ob ich Sie ſchon einmal erſucht habe, es dahin zu bringen, daß wir Schwefelabgüſſe von dem Königlichen Gemmen-Cabinet erhielten. Es wäre dünkt mich etwa unter dem Vorwande zu erlangen, daß die Academie der Künſte durch ſolche Abgüſſe auch Nutzen haben werde.

Ihre Frau Gemahlinn hat mir einen freundlichen Gruß aufgetragen.

Noch muß ich eine Vergeſſenheits-Sünde geſtehen. Sie ſagten mir, was Sie Oertels Sohn jährlich auf der Academie geben wollten und ich habe die Summe vergeſſen.

67.

Von Emilien[1]) werden Sie durch den Boten, den ich an Sie abſchickte, einen Brief erhalten haben. Die guten Kinder ſind noch in Gotha; der Alte iſt krank und ſie führen, ſcheint es, ein erbärmlich Leben.

Ich mache mich reiſefertig[2]), um aufzubrechen, wenn Sie es gut finden; es macht mir dieſe Excurſion viel Freude.

Die Römiſche Kaiſerkrönung in Frankfurt werden wir doch auch nicht verſäumen; das ſind luſtige Ausſichten.

Leben Sie bald wohler und vergeſſen uns nicht.

W. d. 1. März 1790.

[1]) Gore. [2]) Vgl. Nr. 65.

68.

Am 31. März bin ich in Venedig glücklich angelangt nach einer vergnüglichen Reise.[1] Das Wetter war meist schön, besonders durch Tyrol.

Dieſſeits der Alpen, von Verona bis hierher, habe ich immer Nordoſt gehabt, hellen Himmel, aber kalt. Heute den zweiten April hat es hier geſchneit. Auf dem Lande ſind die Bäume noch ſehr zurück, bei Botzen blühten Mandeln und Pfirſchen; um Verona war es auch ſehr ſchön: an den Hügeln hin das flache Land ſieht aber noch nicht Italieniſch aus. Nun bin ich unter den Amphibien und werde mich bald daran gewöhnen. Von Ihrer Frau Mutter habe ich noch keine Spur und Einſiedel hat mir einen Gaſthof angezeigt, der gar nicht in Venedig exiſtirt. Durch einen Zufall bin ich in eine gute Wohnung gekommen und habe den wahrhaften Muſäus zum Wirthe; ich erneuere mir ſachte den Begriff dieſer ſeltſamen Stadt und gehe das Merkwürdigſte darin durch. Dieſe Reiſe hat mich recht zuſammen geſchüttelt und wird mir an Leib und Seele wohlthun.

Uebrigens muß ich im Vertrauen geſtehen, daß meiner Liebe für Italien durch dieſe Reiſe ein tödtlicher Stoß verſetzt wird. Nicht daß mirs in irgend einem Sinne übel gegangen wäre, wie wollt es auch? aber die erſte Blüthe der Neigung und Neugierde iſt abgefallen und ich bin doch auf oder ab ein wenig Schmelſungüſcher geworden.

[1] Vgl. Nr. 66 und 67.

Meine Elegien haben ihre höchste Summe erreicht und das Büchlein möchte geschlossen seyn. Dagegen bring ich einen Libellum Epigrammatum mit zurück, der sich Ihres Beifalls, hoff ich, erfreuen soll. In manchen Augenblicken wünsch ich Sie mit mir zu sehen, nur damit Sie Sich in Deutschland besser freuten.

Das ist nun hier mitten im Wasser und wir sind mitten im Land! Das ist das beste Element, wo man sich Seiner und der Seinigen freuen kann.

Leben Sie recht wohl.

G.

Venedig d. 3. Nov. 90.

69.

Ihre Frau Mutter ist glücklich wieder angekommen. Sie wünschte sehr, Sie hier zu finden. Da Sie abwesend waren, hat sie die erste und beste ihrer Freuden vermißt. Ich habe das Mögliche gethan, ihr die Rückreise wo nicht angenehm, doch leidlich zu machen.[1])

Die Einladung ins Lager die ich in Augsburg erhielt, die mir Voigt bestätigt, ist mir sehr erfreulich. Ich werde Alles einrichten, um bald abgehen zu können. Manches möchte ich nicht unvollendet lassen. Die völlige Einrichtung Ihrer Frau Mutter, Einsiedels Situation ꝛc. Der Schloßbau wird mir auch einige Zeit nehmen.

[1]) Vgl. Nr. 65, 67 und 68.

Eine Wunde am Fuße, die mich hindert, Stiefel anzuziehen, wird auch bis dahin heilen; ich erwarte überhaupt noch nähere Nachricht von Ihnen. Daß Voigt Gelegenheit gehabt hat, sich zu zeigen, freut mich sehr. Leben Sie recht wohl. Nach so langer Zeit verlangt mich sehr, Sie wieder zu sprechen. Wirken Sie glücklich und behalten mich lieb.

G.

W. d. 22. Juni 80.

70.

W. d. 1. Juli 80.

Nach dem letzten Briefe an Ihre Frau Gemahlinn sind Sie wohl jetzt schon in Ihren Quartieren ein wenig eingerichtet und haben vom Marsch einige Tage ausgeruht. Ich wünsche, daß diese große Demonstration eines kriegerischen Vorhabens zum Heil und Frommen von Deutschland und Europa ausschlagen möge.

Ich habe indessen Alles eingerichtet und eingeleitet, daß ich bald von hier abgehen kann.

Ich bereite mich nun auf die Reise vor, daß ich sie auch nutze, wie sichs gebührt. Montags zieht Ihre Frau Mutter nach Belvedere. Dieser Aufenthalt wird ihr und Andern, hoffe ich, wohlthätig seyn. Meiner Mutter[1]) hab ich geschrieben, sie solle die Zimmer, welche der Reichsquartiermeister nicht vorgenommen, ja nicht weggeben. Sie freut sich schon in der Hoff-

[1]) Vgl. Nr. 67.

hinunter, und verläugnet ihn; nun ſind wir verdächtig. Es iſt ein Unglück! Ein Unglück!

Röſe.

O, Verwünſcht!

Zwölfer Auftritt.

Die Vorigen. Der Richter. Görge. Bauern.

Richter.

(Hereindringend) Nein, nein, ich muß die Sache unterſuchen.

Görge.

(Ihn abhaltend) Es iſt nichts.

Märten.

Muß ich den Richter in meinem Hauſe ſehen? Ich unglücklicher Mann!

Röſe.

nung, Sie bei ſich zu bewirthen. Ich wünſche noch immer, daß Sie alsdann den Prinzen mitnehmen; es wird das Kind auf einmal weit vorwärts bringen.

Der Schloßbau geht ganz munter fort; an Arends ſchreibe ich gleich, ſobald man über das Geſchenke, was man ihm geben will, einig iſt. Die übrigen Angelegenheiten die noch einigermaßen an mich geknüpft ſind, habe ich auch wieder angeſehen und um Etwas befördern helfen.

Voigt iſt ſehr zufrieden und neu belebt zurückgekehrt. Er war in Berlin recht in ſeinem Elemente.

Da mein letzter Band nunmehr gedruckt iſt, ſcheine ich mir erſt ein freier Menſch; in der letzten Zeit drückte dieſes Unternehmen doch zu ſtark auf mich.

Deſto mehr laſſe ich jetzt blos den Genius walten. An meinem Büchlein Epigrammen ſchreibe ich ab. Es ſind freilich viele ganz lokal und können nur in Venedig genoſſen werden.

Das botaniſche Werkchen*) macht mir Freude, denn ich finde bei jedem Spaziergange neue Belege dazu.

Was ich über die Bildung der Thiere gedacht habe, werde ich nun auch zuſammenſchreiben. Und die Reiſe, die ich zu Ihnen mache, giebt mir die ſchönſte Gelegenheit, in mehr als einem Fache meine Begriffe zu erweitern. Knebel empfiehlt ſich beſtens; ich lege einen Brief von ihm bei. Er und ſeine Schweſter tragen den Tod des Bruders ſtandhafter, als ſich denken ließ.

*) Metamorphoſe der Pflanzen.

Von mancherlei Verhältniſſen habe ich noch Mancherlei zu erzählen und verſpare es bis ich zu Ihnen komme.

Meine Wohnung danke ich Ihnen täglich; ſie wird immer luſtiger und anmuthiger.

Das Chaiſchen, das Sie ſoweit herumgeführt hat, iſt auch diesmal ganz glücklich von Weimar nach Verona und von da zurückgekommen. Es ſoll mich auch wieder zu Ihnen bringen.

Leben Sie recht wohl, es gehe Ihnen nach Wunſch.

G.

Hier liegt auch ein Brief von dem Uſingiſchen Ziegeſar bei. Er hat mir in einem weitläufigen Briefe ſeine Data erzählt, die ſchon wunderlich genug ſind.

Doktor Huſchke unternimmt Lichtenbergen; ich bin ſehr neugierig, was er wirken wird. Ich habe viel Vertrauen zu ihm. Laſſen Sie uns dieſen jungen Mann ja feſthalten.

Leben Sie recht wohl und gedenken mein.

71.

Zu dem erbaulichen Entſchluß,
Bei dieſem Wetter hier zu bleiben,
Send ich des Wiſſens Ueberfluß,
Die Zeit Dir edel zu vertreiben.
Gewiß, Du wirſt zufrieden ſeyn,
Wenn Du wirſt die Verwandtſchaft ſehen.

Worinnen Geist und Fleisch und Stein
Und Erz und Oel und Wasser stehen.

Indeß macht draußen vor dem Thor,
Wo allerliebst Kätzchen blühen,
Durch alle zwölf Categorien
Mir Amor seine Späße vor.

G.

W. d. 21. März 1791.

72.

Es fängt in diesen Tagen an ziemlich komisch mit mir zu gehen; wenn Aprils kommt wird es noch besser werden und der May wird verschwinden, ohne daß man ihn gewahr worden.

Das Schauspiel[1] überwindet alle feindseligen Einflüsse; die Einnahme ist gut, die Menschen im Durchschnitte genügsam und wer ihnen den Spaß verderben will, behält immer Unrecht. Ich habe die besten Hoffnungen, in einem Jahr soll es anders aussehen.

Von Kirms Weigerung habe ich keine Ursache erfahren können, als die Sie auch wußten. Sich nicht von der General-Polizei zu entfernen mochte wohl die Hauptabsicht seyn.

---

[1] dessen Direction Goethe vor kurzem übernommen hatte, nachdem dasselbe nach Abzug der Bellomo'schen Gesellschaft zum Hoftheater erhoben worden war. Vgl. Goethe's Werke, XXXI, 17.

Wegen Facius[1]) hätte ich ein Anliegen, das ich Ihnen vortragen muß. Er ſchiebt von einer Zeit zur andern das Steinſchneiden von ſich, ob er gleich die Maſchine hat. Ich kann es ihm nicht ganz verdenken; aufs Graben und Stahlſchneiden verſteht er ſich und hats in der Uebung, verdient etwas Geld und iſt von der Fabrikſucht angeſteckt, mit wenig Kunſt und leichter Mechanik Etwas erwerben zu wollen. Darüber geht aber das Beſſre und eine ſolidere Zukunft zu Grunde. Es iſt mir der Gedanke gekommen: da Sie Beuten jetzt nach Schleſien ſchicken, wenn Sie Facius mit hinſchickten, daß er ſich ſo lange in Warmbrunn aufhielte, bis Beut aus Glatz zurückkäme. In Warmbrunn iſt die Steinſchneiderei ein Handwerk und das Mechaniſche was Facius jetzt ſauer wird, was er vielleicht in einem Jahre nicht ausſtudirt, dort etwas ganz Gemeines, das er in kurzer Zeit faßt und übt. Es iſt wenig, was Sie auf dieſe Weiſe an ihn wenden, vielleicht braucht er auch einen kürzern Aufenthalt und es wären nur die Reiſekoſten. Der Effekt der dadurch hervorgebracht wird iſt für ihn und für die Kunſt unſchätzbar. Bisher dankt er ſeine Bildung Ihnen, Ihrer Frau Gemahlinn Wohlthaten und dem hieſigen Inſtitute[2]); wie ſehr würde es mich freuen, wenn Sie geneigt wären, meinem Vorſchlage Gehör zu geben.

Er würde dieſen Sommer den Mechanismus ſeines Metiers faſſen, auf der Rückreiſe Dresden ſehen und wenn auf den

[1]) Vgl. Nr. 61. [2]) dem kurz vorher gegründeten Landes-Induſtrie-Comptoir.

Herbſt Meyer kommt, könnte ich auf den Winter ſchon Vorzügliches verſprechen. Denn wenn Alles geht, wie ich denke, ſoll der Name ΦΑΝΟΣ einmal mit dem Namen ΠΙΝΔΑΡ wetteifern.

Die Theorie der blauen Farbe habe ich auch in dieſen Tagen geſchrieben und werde ſie in irgend ein Journal einrücken laſſen.

In der Hamburger Zeitung hat ein theilnehmender Menſch gut von meiner Metamorphoſe geſprochen; es iſt mir lieb um der Wiſſenſchaft willen, mehr als um mein ſelbſt willen. Ich lege das Blatt bei. Ich hoffe nun auch mit meinen übrigen wiſſenſchaftlichen Arbeiten Glück zu machen.

So wird denn doch immer etwas gefördert!

Leben Sie recht wohl! ich wünſche das beſte Wetter. (Hendrich hat den Kupferſtecher Müller zum Spritzenweſen citirt; ich habe den Actum wenigſtens ſuspendirt. Unſern jungen Künſtlern werden wir doch die Vortheile der Academiſten zugeſtehen, wenn wir unſre Anſtalt gleich nur beſcheiden eine Schule[1]) nennen.)

Nochmals das beſte Lebewohl.

(Es iſt abgemacht.)

G.

d. 17. May 1791.

73.

Von meinen Zuſtänden hätte ich längſt einige Nachricht geben und mich Ihrem Andenken empfehlen ſollen; hier iſt alſo

[1]) Die herzogliche freie Zeichnenſchule.

endlich eine bunte Depeſche: Bittſchriften, Anſchlagezettel und beſonders ein Verſuch von Göttling mit der dephlogiſtiſchen Salzſäure. Er hat gedrucktes Papier, von dem ein Blatt beiliegt, wieder zu Brei gemacht, mit ſeinem Waſſer alle Schwärze herausgezogen und wieder Papier daraus machen laſſen, wie es beiliegt, das faſt weißer als das erſte iſt. Welch ein Troſt für die lebende Welt der Autoren und welch ein drohendes Gericht für die abgegangenen! Es iſt eine ſehr ſchöne Entdeckung und kann viel Einfluß haben. Bei dieſer Gelegenheit hat ſich eine alte Idee: hier eine gelehrte Geſellſchaft zu errichten und zwar den Anfang ganz prätentionslos zu machen, in mir wieder erneuert. Wir könnten wirklich mit unſern eigenen Kräften, verbunden mit Jena, viel thun, wenn nur manchmal ein Reunionspunkt wäre. Bis Sie wiederkommen, ſoll das Projekt reifer ſeyn. Ich habe dieſe Zeit nur im Lichte und in reiner Farbe gelebt und habe wunderbare Verſuche erdacht und kombinirt, auch die Regenbogen zu großer Vollkommenheit gebracht, daß der alte Neubert ausrief: Der Schöpfer ſelbſt kann ſie nicht ſchöner machen! Auf die Michaelismeſſe gedenke ich das Tuſchzeichen herauszugeben.

Beim Schloßbau iſt Manches vorgekommen, das uns beſchäftigt hat; es war gut, daß wir in dieſer Zeit hier waren. In etwa 8 Tagen will ich den Coadjutor beſuchen, dann auf Gotha gehen, wohin ich geſtern eine erneute Einladung erhalten habe. Dann frage ich an, ob es erlaubt iſt, Sie in den Wäldern und an den heilſamen Quellen aufzuſuchen.

Die hübſchen Weiber ſterben hier und zwar mit ſonderbaren Umſtänden. Die Weidner iſt an einer Indigeſtion und zwar einer Mahlzeit, die ſie nicht genoſſen hat, geſtorben.

Einer andern ſtand eine Mannsperſon bei der Geburt bei, welche ſchwer war und lange dauerte.

Nach 3 Stunden erfährt die Wehemutter, daß es nicht der Mann ſey und iſt außer ſich über die Indecenz. Sie jagt den Liebhaber fort, läßt den Mann rufen, das Kind kommt und die Frau ſtirbt.

In Lauchſtedt*) geht es ganz leidlich. Es fügt und ſchickt ſich Alles. Kleine Inconvenienzen werden nicht gerechnet, ſie machen nur Herrn Fiſcher zu ſchaffen. Ihre Frau Mutter iſt wohl und vergnügt; ſie bedient ſich Tiſanthe auf eine kluge Weiſe, fährt manchmal hinaus, dort zu ſpeiſen und Thee zu geben und kommt Abends wieder in die Stadt. So genießt ſie es und vermeidet manches Unangenehme.

Ich empfehle mich zu Gnaden, bitte mich der Frau Gemahlinn zu Füßen zu legen und meiner eingedenk zu ſeyn. Leben Sie geſund und froh.

G.

W. d. 1. Juli 1791.

74.

Ich habe mir durch das optiſche Studium eine große Laſt aufgeladen, oder vielmehr der Genius hat's gethan; ich bin

*) wo ſich die weimariſche Hofſchauſpieler-Geſellſchaft befand.

hineingegangen. Schritt vor Schritt, eh' ich die Weite des Felds übersah! Die Resultate sind artig, die ich aus den Erfahrungen ziehe. Da ich meine Abhandlung gern Michael wollte drucken lassen und etwa dreißig Tafeln dazu gehören, die ich auf einzelnen Kartenblättern liefern und also bei Setzern muß arbeiten lassen, so habe ich diese Tage mit dem Nachmachen der Fabrikation, den Patronen, Holzstöcken ꝛc. viel Plage gehabt. Eh' Alles im Gange ist, kann ich nicht weggehen; ich hoffe aber doch Montag oder Dienstag abzureisen. Allen, denen ich die Theorie vorgetragen, hat sie Freude gemacht; ich hoffe auf Sie die selbige Wirkung. Der Versuch, den liquorem acidulum[1]) auf Papier zu brauchen, wird nicht wohl angehen. Ich habe es gleich selbst versucht und Wetzlung darüber gesprochen, es bleibt ein gelber Flecken zurück. Da die Leinwand nachher noch gewaschen wird, geht diese Gelblichte eher wieder heraus. Ich bringe ein Glässchen davon mit.

In Lauchstedt[2]) geht Alles ganz artig. Die Anstalt reussirt gewiß. Ich wünsche recht wohl zu leben und freue mich herzlich, Ihnen wieder näher zu kommen.

Der neue Weg von den Ruinen[3]) hinunter wird sehr gut und eine überraschende Parthie.

Goethe.

W. d. 8. Juli 91.

[1]) Vgl. Nr. 73. [2]) Vgl. Nr. 73. [3]) im weimarischen Park.

75.

Möge der heutige Tag[1]) Ihnen alles Gute bestätigen, zu dem sich Ihnen in dieser Zeit die angenehme Hoffnung zeigte, und möge ich lange Gelegenheit haben, Ihnen meine Dankbarkeit einigermaßen zu beweisen.

G.

d. 3. Sept. 91.

76.

Frankfurt a/M. 27. Dezember 1792

Deine zwei Briefe, mein Lieber, habe ich richtig erhalten. Ich hätte Dich freilich gerne gesprochen, ehe Du nach Hause kehrtest; unter den gegebenen Umständen aber war es Dir nicht zu verargen, daß Du in ein menschlicheres Leben zurückkehrtest, da Du das unmenschliche[2]) so treu mit mir ausgehalten hattest. Da der König und der Herzog hier bleiben, und es Jedem äußerst besorgt wird, der nur den Urlaub von Weitem erwähnt, so bin ich nicht im Stande, mich hier los zu machen. Dazu kommt noch, daß wir die Winterquartiere noch nicht bezogen haben, sondern Alles in Cantonnements sehr enge liegt und, aller Wahrscheinlichkeit nach, sobald die Oesterreichische Colonne im Anfang Januar angelangt seyn wird, die Franzosen enger eingeschlossen werden werden. Dieses bezeugt, daß die Campagne nicht für beschlossen geachtet werden kann.

[1]) Geburtstag des Herzogs. [2]) den Feldzug in Frankreich.

Ueber die Details deſſen, was geſchehen iſt, laſſe ich mich nicht weiter ein, weil Du ſchon dieſes Alles weißt. Ueber die Moralität der Sache läßt ſich nicht gut ſchreiben, mündlich einmal hierüber ſehr viel. Zum koſtbaren anvertrauten Pfande wünſche ich Glück.[1])

Nun ein paar Worte über unſer Hauswesen. Meine Frau äuſſerte mir den Wunſch, mich zu ſehen, wenn ich nicht nach Hauſe kommen könnte; ich ſchreibe ihr deswegen heute, daß ſie herkommen möchte. Ich hoffe, ſie wird bald anlangen; ich freue mich ſehr auf ſie. Mit Schmidten will ich meine ſämmtliche Oekonomie rangiren und mit ihm Mittel überlegen, um auf's Wohlfeilſte mit der Contingentſtellung zurechte zu kommen; ich erwarte ihn ſtündlich. Leider habe ich ſchon aus manchen Briefen erfahren, daß unſer Häuflein ſehr zwieſpaltig iſt; indeſſen verwundert mich Dieſes nicht. Ich hoffe aber ſehr auf Deine Bindekraft. Deine Ankunft giebt dorten ein allgemeines Intereſſe und wirkt auf unſere Republik, wie der Krieg auf die Fränkiſche. Siehe zu, was Du beweiſen kannſt und gieb mir zuweilen Nachricht davon.

Ich habe beſorgt, daß ohne Deines und Herders Mitwiſſen kein Vorſchlag wegen Döderleins Wiederbeſetzung geſchehe. Voigten's Briefe, deren ich viele empfange, tragen ganz auſſerordentlich zu meinem Wohlbefinden bei, ich fühle täglich mehr, welche Seltenheit ich an ihm habe, daß

[1]) Vgl. Goethe's Werke, XXX. 249. 258.

Röſe.

(Vortretend) Bemüh' Er ſich nicht, Herr Richter.

Richter.

Kein Bemühen! Es iſt Schuldigkeit. Wer hat Feuer geſchrieen?

Röſe.

Es war Spaß.

Richter.

Man ſpaßt nicht ſo. Wer hat Hülfe gerufen?

Röſe.

Ich — Ich — neckte mich mit Görgen.

Richter.

Necktet Euch?

Röſe.

(Führt den Richter herum, und erzählt, indem ſie ſich beſinnt) Da hatt' ich im Milchſchranke einen ſchönen Topf ſaure

ihm doch dieſe Geſinnung von mir einmal bemerken. Den Bau des Wartenhauſes[1]) übergebe ich Dir ganz. Da ich wünſchte, bei meiner Rückkunft einen Ruheplatz fertig zu finden, ſo erzeige mir den Gefallen zu beſorgen, daß endlich einmal der Plan des Dinges zu Stande komme und ſchnell ausgeführt werde. Ich muß, um die Landſchaftskaſſen zu ſchonen, alle neue Baue übers Jahr einſtellen; dieſen Ruheort möchte ich aber nicht darein begreifen.

Wenn man ſo lange abweſend war, möchte man doch gern ſich endlich ſicher wohin ſetzen. Im Plane ſind die Zeeerungen ſchlecht und ganz unbrauchbar angebracht, dieſe müſſen geändert werden. Nimm Dich der Sache ernſtlich an; Bertuch kann nach, wie vor, das Detail dabei beſorgen. Ich werde Schmidten anweiſen, daß nichts zum Baue dieſes Hauſes fehle. Decke es, womit und wie Du willſt und thue, als wenn Du für Dich bauteſt. Unſere Bedürfniſſe waren einander immer ähnlich. Sieh auch fleißig nach der Inſtruction der Kinder.

Grüße Herders. Lebwohl! Nächſtens mehr. Schreib mir wöchentlich wenigſtens einmal.

V. Augſt.

Deine Landsmännin behagt mir ſehr wohl.

[1]) des ſogenannten Römiſchen Hauſes im Park bei Weimar.

77.

Frankfurt a/M. den 21. Januar 1793.

Das Schreiben an den König des[1] . . . . . Fischer habe ich abgeben lassen; ich zweifle aber, daß sein (Besuch) placitirt werde, weil zwei ausschließende Privilegien im Königreiche vorhanden sind.

Das Kupfer von Müller ist richtig angelangt. Es ist recht hübsch; sprich mit Bertuch, daß er ihm etwas dafür gebe.

Meine Frau ist glücklich angelangt; ich finde sie, zu meinem großen Troste, viel gesünder, munterer und stärker, als ich es hoffen durfte. Die Lage der jetzigen Umstände verhindert mich, beständig eine Anwesenheit zu Hause zu machen; sollten wir noch Winterquartiere beziehen, so bin ich vielleicht im Stande einen Abstecher zu machen.

Wegen des Gartenhausbaues erwarte ich, was Du mir darüber schreiben wirst.

Den p. Schmidt behalte ich so lange hier, bis der Prinz von Coburg[2] angelangt seyn wird, welcher, wie man sagt, die Instructionen zur Formirung der Reichsarmee mitbringt.

Daß England nun ganz ernstlich Frankreich zu Leibe gehen will, wirst Du schon wissen. Dieses, hoffe ich, soll der Sache den Ausschlag geben. M. Grenville[3] hat an Chauvelin[4] seine

[1] Hier folgen einige nicht zu entzifernde Worte. [2] Friedrich Josias, k. k. Feldmarschall. [3] Lord W. Grenville, Staatssecretär für die auswärtigen Angelegenheiten zu London. [4] Minister der französischen Republik.

letzte Note zurückgeschickt und ihm geschrieben, daß er in seinem Verhältnisse nicht mit ihm Unterhandlungen pflegen könne.

Der Herzog Friedrich von Braunschweig hat gute Hoffnung die Franzosen zu prügeln. Die Oesterreicher kommen nun mit Macht angerückt; das linke Ufer des Mayn's und das rechte des Rhein's bleibt ihrer Vorsorge überlassen. Der regierende Herzog von Braunschweig ist von einer sehr gefährlichen Colik wieder hergestellt. Prinz Wilhelm ist auch wieder hier, aber etwas lahm.

Schreibe mir doch fleißiger und leb wohl.

E. A.

Sag doch der Emilie's, daß ich mit Schmerzen Briefe von ihr erwartete.

78.

Frankfurt den 18. Februar 1793.

Morgen geht der geheime Rath Schmidt ab, dem ich diese Zeilen mitgebe. Ich habe mit ihm die Disposition meiner Kassen dermaßen getroffen, daß, wenn keine ohnvorhergesehene beträchtlichen Ausgaben eintreten, wir dieses Jahr auskommen, Schulden bezahlen und unsere Unternehmungen nicht beträchtlich stören werden. Hie und da sind einige Einschränkungen in der Ausgabe für möglich angenommen worden, die zur Aufrechthal-

tung des Ganzen beitragen ſollen. Unter dieſe gehört auch der vor dem Jahre geleiſtete außerordentliche Zuſchuß zur Comödie. Sieh zu, in wie ferne Du ihn wirſt entbehren können. Der Bau des Gartenhauſes wird in der Maaße fortgeſetzt, wie es disponirt worden, nämlich: daß in dieſem Jahre das Erdgeſchoß fertig, die Säulen etwa angeſchafft werden und man die Vorbereitungen treffe, über's Jahr das Stock aufzuſetzen.

Die Feuerung im Hauſe wäre folgender Geſtalt einzurichten. Im Saal, hinter den Säulen, müßte ein Ofen hineinkommen; Arends hat dieſes als unheizbar gezeichnet. Das mittlere Zimmer bekäme ein Camin, das Eckzimmer nach der Wieſe zu ebenfalls eines, das hintere einen Windofen. Nur muß man ſich vorſehen, daß zwei Camine nicht unmittelbar an einander ſtoßen, weil ſonſten eines derſelben gewiß nicht brennt, ſondern rauchen wird. Arends wird ſchon Mittel finden, die Decorationen nach dieſen Bedürfniſſen einzurichten. Sollten die Säulen von Seeberger Stein gemacht werden, ſo muß man nur nicht vergeſſen ſie in den Fugen mit Bleiplatten zu durchſchießen, weil der Sandſtein ein Leiter für alle Erdnäſſe nach oben iſt und wenn die Röhrchen dieſes Steins aufeinanderpaſſen die Feuchtigkeit in die Höhe bringt und beſtändige Näſſe an dem Architrab des Frontons verbreitet. Die Bleiplatten heben aber die Communikation der Röhrchen auf.

Meine Frau reiſet heute über acht Tage ab, und wird wahrſcheinlich den Freitag darauf in Weimar eintreffen. Ihre Gegenwart war mir höchſt nöthig und verſüßete mir eine äußerſt

bittere Zeit, die ich hier zubrachte. Es iſt hart, ſich an dem Rande von Hoffnungen zu ſehn, deren Erfüllungen nicht eintreffen und womit ſich unſere Einbildungskraft von Jugend auf ſchmeichelte. Indeſſen trägt dieſe Lage nur zur Befeſtigung meines Stoicismi bei, und wenn es etwas hülfe, beſſer zu werden, ſo glaube ich für mich gewonnen zu haben. Meiner Frau Gegenwart verſchaffte mir die Gelegenheit, auf eine anſtändige Art die merkwürdigſten Leute unſerer Welt um mich zu verſammeln und da durch nützliche Geſpräche die Lähmung meiner Exiſtenz zu vermindern. Kanonenſchüſſe fallen häufig: alle Wochen kommen die Franzoſen auf die Kanonen, Koſtheim gegenüber und werden wieder davon vertrieben. Neulich haben ſie mit 200 Schüſſen einen Hahn in dieſem Dorfe bleſſirt und eine Katze daſelbſt zwiſchen zwei Kindern, welche unbeſchädigt blieben, erlegt. Eine Heſſiſche Kanone wurde demontirt; mit zwei Kanonen von uns wurden ſie wieder weggejagt. Da die Witterung gut zu werden anfängt, ſo glaube ich die Eröffnung der Campagne ſehr nahe. Man treibt an den Oeſterreichern, Maſtricht zu ent- und beſetzen; gelingt dieſes, — eine Sache, wozu, unter uns geſagt, ein feindlicher General ſelbſt die Hände bietet, — ſo läßt ſich ein glücklicher Fortgang in den Niederlanden erwarten.

Bekommen wir ein ſchönes Frühjahr, ſo glaube ich, Du thäteſt wohl, das erſte Grün in Deiner Vaterſtadt zu ſehn; Du könnteſt von da aus ganz bequem einem der wichtigſten Vorfälle, der Belagerung von Mayntz beiwohnen. Viele Leute

wünschten hier Deine Gegenwart; die Dorvilleſche Familie von Oſſenbach nebſt Zugehör rühmen ſich ſehr Deiner Freundſchaft. Ueberlege dieſes ein wenig und ſchreibe mir Antwort. Leb wohl und behalte mich lieb.

C. A.

Mit unſerer Convention wegen Stellung des Contingents wirſt Du wohl zufrieden ſeyn. Jetzt will man gern Truppen in Sold nehmen und buhlt um meine Jäger; ich werde aber erſt die Bedingungen hören und ſehn, was meine Nachbarn thun.

79.

Sommerheim den 17. Auguſt 1793.

Hier bin ich ſeit vorgeſtern, 2½ Stunden von Landau entfernt, hinter den Oeſterreichern, welche dieſe Feſtung taliter qualiter blockiren. Man ſagt wieder, wir würden ausrücken, um die Kaiſerlichen von allen Poſten dieſſeits der Queich abzulöſen. Sie wollen die jenſeits beſetzen und Etwas detachiren, um mit den Corps jenſeit des Rheins ins Ober-Elſaß einzufallen, oder die Linien von Weißenburg zu tourniren. Der Herzog[1]) iſt bis Pirmaſens vorgerückt, wo er heute die Feinde angreifen wollte. Man hat viel Schießen gehört; der Erfolg davon iſt mir noch unbekannt. Bei Pimbach jenſeits der Blies hat der Prinz[2]) Hohenlohe Vortheile gehabt. Kaiſerslauth ſteht

[1]) Carl Wilhelm Ferdinand von Braunſchweig. [2]) Erbprinz.

bei Birkenfeld, General Pretlach zwiſchen ihm und Trier. So eben komme ich von den Oeſterreichiſchen Vorpoſten bei Landau und nach Zockeim zu über Germersheim, wo Prinz Conde ſteht, zurück. Die feindliche Armee unter Beaulieu iſt bei Weißenburg und hat Detachements bis Lauterburg und anderr im Gebirge. Sie beſteht in etlichen 40/mille Mann, wobei nur 5000 Pferde ſind. Hier ſind ein paar Briefe, laſſe balde etwas von Dir hören und leb wohl.

E. A.

80

Germersheim den 27. Auguſt 1793.

Deinen Brief vom 19. habe ich richtig erhalten. Du haſt ſehr recht gehabt, Deinen Stab heimwärts zu kehren, denn weder in Frankfurt, noch hier, iſt viel Tröſtliches einzuerndten. Die Oeſterreicher haben den Bienwald und Berg-Zabern geſäubert und ſtehn jetzt vor den Lauterburger Linien. Da aber General von Wurmſer alles dieſes für ſich that, ohne Befehl vom König dazu zu erhalten, oder auch nur den König von ſeinem Vorhaben zu avertirrn, ſo ſteckt auch die Sache, indem wir mit ihm nicht gleichen Schrittes gegangen ſind. Morgen beſuche ich den Herzog von Braunſchweig in Pirmaiens.

Die Frau von Lichtenberg ſteht auf der Liſte aller deutſchen Geiſeln; Madame Lichtmann mag ſie dem Könige durch Mademoiſelle Sophie empfehlen laſſen.

Thurneiſen kann ſich mit ſeiner Pulverlieferung an die

Departements des Ober-Kriegs-Collegii im Hauptquartier des Königs wenden.

Sage Voigten, er möchte das Dekret, nach gemachtem Vortrag meiner Willensmeinung im geheimen Conseil für Jacobi aufsetzen und mir zur Unterschrift zukommen lassen. Gegen den Vorschlag der Bergwerks-Commission habe ich nichts einzuwenden.

Der geschickte Uhrmacher Weidenheimer aus Mainz wird vermuthlich meine werden, empfiehl ihn Zachen vorläufig.

Ein Angehöriger des Bildhauers Mayer kam vor 14 Tagen zu mir und frag, wie es mit dem Monumente für die erschossenen Officiers bei Mainz würde. Ich verwies ihn an Dich nach Frankfurt; ich hoffe, Du wirst die Sache nicht vergessen haben. Besorge auf allen Fall das Nöthige. Durch Hofrath Lange kannst Du die Sache betreiben lassen.

Die Erbprinzessinn von Dessau hat eine Tochter, ihr Gemahl wird wohl seinen Abschied nehmen.

Leb wohl und schreibe fleißiger, wie gewöhnlich.

C. A.

81.

Frankfurt den 8. September 1793.

Die Schreckenspost von meines Bruders*) Tode überschreibe ich Dir an seinem Geburtstage. Gehe gleich zu meiner Frau.

*) des Prinzen Constantin.

welche Dir das Detail ſagen wird und beſprich Dich mit ihr, wie die Pille der unglücklichen Mutter des Verſtorbenen beizubringen iſt. Bitte die Herr's von meinetwegen alles Mögliche beizutragen, um meine arme Mutter zu tröſten und zu ſtärken. Wenn es irgend möglich iſt, komme ich vielleicht ſelbſt auf ein paar Tage nach Hauſe; ſage aber nichts hiervon. Meine Frau ſoll mich mit einer Eſtafette benachrichtigen, wie die Sachen bei uns ſtehen; ſchreibe damit. Deinen Brief habe ich erhalten; ich werde Dir gelegentlich darauf antworten. Ich bin von dem Herumrennen und der Beſorgung der Geſchäfte, welche der Tod meines Bruders verurſacht, durch das Schrecken und die Betrübniß ſo gehetzt, daß ich nicht weiß, wo mir der Kopf ſteht, zumal da ich hier ganz allein ohne Sekretair und Nichts auf Urlaub beim Herzog bin.

Leb wohl.

C. A.

Spanne Alles an, um meine Mutter zu unterſtützen.

82.

Frimaire den 13. September 1793.

Deinen Brief vom 3. habe ich geſtern erhalten. Es iſt recht gut, daß Du das Geſchäft des Monuments[1]) etwas treiben ließeſt, damit man Freude an der Ausführung dieſer Schaffung habe. Beſorge nun das Weitere. Hier iſt der Brief von Fritz

[1]) Vgl. Nr. 80.

Stein zurück; ich glaube er wird Nutzen von seinem Aufenthalte in Hamburg bei Büschen einernden. Die Nähe dieser Stadt vom Mecklenburgischen Lande könnte ihn vielleicht veranlassen, nach ausgehaltenen Lehrjahren in Hamburg in jene Provinz zu reisen, um die praktische Landwirthschaft zu beobachten; auch könnte er Vieles hierüber im Holsteinischen lernen. Ich billige sehr, wenn er Dieses unternimmt und auf diese Weise einige Jahre zubringt. Sein Stuhl in der Kammer und seine Ancienneté bleibt ihm aufgehoben. Halte ihn nur an, daß er Dir ohngefähr zweimal des Monats Rapport abstatte von dem, was er lernt und bemerkt, damit er sich an deutliche Begriffe gewöhne und man sehe, welche Richtung sein Geist nimmt. Du kannst ihm dann helfen, damit seine Aufmerksamkeit anhaltend an dieselbe Schnur sich binde und daran fortziehe.

Vorgestern wollte der Herzog von Braunschweig eine Commission an den kroatischen General Pejacsevich ausgerichtet haben, an der ihm Vieles lag. Ich erbot mich dazu und er ließ mich hinreiten. Ich fand diesen General im tiefen Gebirge bei Bondenthal, jenseits der Lauter, wo er 6000 Franzosen mit einer Hand voll Leute, blos mit dem Bajonette aus einer der stärksten Verschanzungen, den Morgen desselben Tages, getrieben hatte, ohne viel dabei zu verlieren. Er erbeutete viel, auch 5 Kanonen; ich kam Abends an, und blieb die Nacht bei ihm. Mit Anbruch des Tages war der Feind wieder da. Ich erwartete den Anfang der Affaire, da mir aber die Stellung der Kaiserlichen sehr gefährlich schien, denn sie waren ohne Com-

Milch — und ſchloß den Schrank zu und ging weg — Da kam Görge — Warte nur Görge! — Da kam Görge, und hatte Appetit — und brach den Schrank auf.

Richter.

Ey! ey!

Röſe.

Und rahmte mir den Topf ab — und machte ſich ein Frühſtück zurecht — hier ſteht es noch — da kam ich nach Hauſe — und war böſe — und — gab ihm eine Ohrfeige — da haſcht er mich — und kitzelte mich, und da ſchrie ich — und da balgten wir uns, und da warfen wir die Stühle um — und da fiel einer dem Vater auf die Füße — Nicht wahr, Vater?

Märten.

Ihr ſeht, wie ich hinke.

munication fünf Stunden Wegs im Gebirge und in Gefahr, von den Franzosen eingeschlossen zu werden, ich ferner hier herwärts sehr stark schießen hörte, auch mein Auftrag vollbracht war; so kehrte ich zurück, nicht ohne Besorgniß eines gefährlichen Rückzuges für mich und für das Schicksal der Oesterreicher. Ich kam ohne Hinderniß nur mit etwas Umwegen hierher und die Tapferkeit der Kaiserlichen schlug die Franzosen dermaßen, daß Pejacsevich heute den Feind auf's Neue angreifen will. Ehe ich wegritt, sahe ich die Franzosen ganz in der linken Flanke und fast im Rücken der Oesterreicher auf lauter dominirenden Felsen stehn, die kaum 1200 Schritt von uns entfernt waren. Indessen griff der Feind aus dem Schweigener und Hornbacher Lager die Position des Herzogs an. Die Teten der Colonnen kamen aber kaum durch die sehr beschwerlichen Defilees dieses Landes: so kehrte der Feind wieder um, indessen war die Kanonade und zumal die Handgrade von beiden Theilen sehr heftig. Wir haben einen Oberst leicht verwundet und sonst 11 Mann todt und blessirt, nebst zwei Pferden. Ich eyrcidirte den Kampfplatz zu Ende der Affaire. Der König wird hier stündlich erwartet, noch eifriger aber die Ankunft des Plan de campagne von Wien, der noch immer ausbleibt und Alles lähmt. Wurmser thut indessen Alles, was er will und führt Krieg für sich. Die Expedition des Generals Pejacsevich ist die mühseligste und schlechtgeordnetste von der Welt und eine wahre Wurmseriade. Nur gegen einen so äußerst schlechten Feind, wie der jetzige Republikaner, ist es möglich, daß dergleichen Dinge

nicht äuſſerſt ſchlimm ablaufen. Indeſſen iſt es noch nicht aller Tage Abend und es iſt mir noch immer für dieſes Kaiſerliche Detachement bange.

Die Einnahme von Toulon wird wahrſcheinlich groſſe Veränderungen hervorbringen. Ich habe mich mit unbeſtimmtem Urlaub hierhergemacht, weil ich vor Langeweile beim Corps des Königs umkomme und hier täglich Gelegenheit habe, Vieles zu ſehn, zu hören und zu lernen. Der Herzog, alleine commandirend, iſt ein ganz anderer Menſch, als ſo, wie wir ihn nun ſeit einem Jahre ſehen.

Mit der größeſten Ungeduld erwarte ich Nachrichten von Euch, um zu erfahren, wie es mit meiner armen Mutter ſteht.[1]

Leb wohl.

Carl Auguſt.

83.

Parmaſens den 17. September 1793.

Die Eſtafette, welche mir meine Frau ſchickte, kam geſtern Vormittag hier bei mir an und brachte mir Deinen Brief mit. Es iſt mir ſehr tröſtlich, daß meine Mutter durch den harten Schlag[2] nicht niedergedrückt wurde und ich zähle auf die kräftige Unterſtützung ihrer Freunde, daß ſie ſich aufrecht erhalten werde. Die ſüße Hoffnung, welche ich mir machte, auf etliche Tage nach Hauſe kommen zu können, verſchwindet. Der Generallieutenant

[1] Vgl. Nr. 81. [2] Vgl. Nr. 81 und 82.

von Schönfeld wurde am 14. dieses zwar leicht, aber doch so an der Hacke eines podagrischen Fußes verwundet daß er sich hat von der Armee wegbringen laßen. Der Herzog hat mich vom König an die Stelle des Abgegangenen verlangt. Ich zweifle nicht daran, daß Dieses bewilligt werde und alsdann bin ich hier angebunden, wenigstens auf so lange Zeit, als der Generallieutenant von Schönfeld krank daniederliegen wird. Auf den Winter hoffe ich aber ganz gewiß. Wie sehr und daß wir am 14. dieses den Feind hier an der Stadt geschlagen haben, wirst Du aus meinen Briefen an meine Frau, Voigten und Borns ersehn.

Westland schreibt Voigten das nähere Detail über diese wichtige Begebenheit. Die Einnahme von Toulon wird Dir schon bekannt seyn; hoffentlich soll dieses ein Anker für die Contrerevolution in den mittäglichen Provinzen werden. Die Engländer haben sich mit großer Weisheit und Edelmuth unter Commando des Admirals Hood betragen. Der Mangel an Lebensmitteln und die Unzufriedenheit in Frankreich soll täglich zunehmen. Ein jeder Kenner, Nichtkenner, aber Wünscher hofft auf eine baldige Umwälzung.

Leb wohl, schreibe mir oft, grüße Herders. Sage Wedeln, er solle alle acht Tage, von der Zeit, wo der Lerchenstrich angeht, durch die Post eine Kiste mit Lerchen an den König und eine an den Herzog von Braunschweig schicken. Der arme Wedel macht mir viele Sorgen. Sollte er abgehen, so ist für mich sein Verlust unersetzlich. Leb wohl.

C. A.

84.

Pirmasens, den 25. September 1793.

Hier ſchicke ich Dir den Riß des Monuments[1]) zurück. Die Idee gefällt mir ſehr wohl, nur wünſche ich, daß die Ausführung den geforderten Preis der 100 Ducaten nicht ſehr überſteige. Bringe dieſes mit den Leuten ins Klare. Es iſt mir ſehr tröſtlich, daß es mit meiner Mutter gut geht.[2]) Empfiehl mich ihr und ſage ihr, ich wollte ihr nicht mit Briefen beſchwerlich fallen. Ich wollte Gore's wären bei ihr geblieben.

Unſer Krieg nahet ſich ſeinem Ende. Der König will noch das Lager bei St. Imbert und Bliescaſtel wegjagen laſſen, dann nach Hauſe reiſen und wir werden wohl darnach an feſte und ſichere Winterquartiere denken. Dabei bekomme ich Luſt und kehre hoffentlich nach Hauſe; vielleicht geſchieht dieſes Anfangs November. Schreibe mir bald und leb wohl

C. A.

85.

Pirmasens den 2. Oktober 1793.

Deinen Brief vom 20. habe ich richtig erhalten. Die Franzoſen ſind nun gänzlich vom Reichsboden entfernt, nachdem ſie vorgeſtern der Generallieutenant von Knobelsdorf gänzlich über die Saar geworfen hat. Das Wenige vom Saarbrückiſchen, welches jenſeits des Fluſſes liegt, möchten ſie wohl noch

[1]) Vgl. Nr. 80 und 82. [2]) Vgl. Nr. 81, 82 und 83.

inne haben. Generallieutenant von Kalckreuth nahm ihnen vor 3 Tagen 2 Kanonen ab, verlor aber den alten General von Wegener, der aus Blödigkeit des Geſichts unter die feindlichen Flanqueur's gerieth und todt gehauen wurde. Der Commandant von Trouſatz, Oberſtlieutenant von Greiſſenberg, verlor den rechten Fuß.

Der Verluſt der Engländer, Hannoveraner und Holländer am 6. und 7.[1]) iſt gewaltig ſtark; ſie haben zuſammen über 6000 Mann und vielleicht 200 Offiziere verloren. Der heſſiſche General von Kochenhauſen iſt unter dieſer Zahl; er verlor beide Füße. Der Prinz Friedrich von Oranien iſt durch die Schulter und mein Schwager Chriſtian[2]) durch den Arm geſchoſſen worden. Feldmarſchall von Freytag bekam einen Hieb in die Stirne und wurde gefangen.

Die Hannoveraner überfielen aber die Franzoſen in der Nacht des 6. zu . . . .[3]), befreiten den Feldmarſchall und hätten beinah Houchard ſelbſt gefangen. Dieſer giebt ſeinen Verluſt ſelbſt auf 6000 Mann an. Der Prinz Adolf von England bekam einen leichten Hieb über dem linken Auge und einen ſtärkern in die Schulter. Er rettete ſich zu Fuß durch einen Sprung über eine Hecke und verlor ſein Pferd und Degen. Beaulieu jog gleich die Franzoſen wieder aus Menin; die Alliirten ſetzten ſich zwiſchen Furnes, Dixmuiden, Nieuport, Oudenarde und Bulscamp. Prinz Coburg iſt mit aller Macht

[1]) Schlacht bei Hondschoote. [2]) Landgraf von Heſſen-Darmſtadt.
[3]) unleſerlicher Name.

den Franzoſen auf ihre Communication gegangen; man erwartet täglich die Nachricht eines neuen Treffens. Der Himmel weiß, was aus uns noch werden wird. Der König iſt vorgeſtern ab und nach Polen gereiſet; der Herzog bereiſet alle weile die andern Preußiſchen Corps und wird heute zurück erwartet. Der Feldzeugmeiſter Ferrari kommt heute zu uns.

Ich habe ganz gewiſſe Hoffnung, mich auf einige Zeit hier los machen zu können; wenigſtens ſchmeichele ich mir damit. Unſere Gegenpart ſteht bei Bitſch und im Gebirge.

Mich freut es ſehr, daß es mit meiner Mutter leidlich geht.[1]) Die Schreiben der Bürgerſchaft ſind eingekommen; ich habe eine Reſolution an das geheime Conſeil in Betreff ihrer Vorſtellungen ergehn laſſen, mit der ich hoffe, daß Du zufrieden ſeyn wirſt. Ich habe ſie in Aphorismen eingekleidet, wodurch ich die Unrichtigkeiten, die ein zuſammenhängendes Raiſonnement gern mit ſich führt, vermied und meine Antwort dadurch communicabler einzurichten geglaubt. Schreibe mir, wenn Du es geleſen haben wirſt, ob ich Recht hatte.

Weidenheimer[2]) will ſich erſt in unſerm Vaterlande beſehen, ehe er ſich entſchließt, ſich dorten niederzulaſſen. Ich habe Venten aufgetragen, ſeine Werbung ernſtlich zu betreiben. Leb wohl und ſchreibe mir bald wieder.

Carl Auguſt.

Grüße Herders, Wielanden, auch Wedel und Knebel.

---

[1]) Vgl. Nr. 81, 82 und 83. [2]) Vgl. Nr. 80

86.

Schweigern den 27. Okt. 1793.

Deinen Brief vom 20. erhalte ich ſo eben. Voigten habe ich die Lage der Hauptſachen geſchildert; er wird Dir meine Erzählung mittheilen.

Für den Prolog[1]) danke ich Dir recht von Herzen, mein Lieber, er hat mich innig gerühret. Möchte ich gleich im Stande ſeyn, ſo viele Liebe zu erwiedern! Das Glück wird mir doch endlich helfen, mich hier befreien und mich in den Stand ſetzen, meinen lebhaften Wunſch zu erfüllen, bei Euch zu ſeyn, ohne Verdruß und unangenehme Zumuthungen von Auſſen befürchten zu müſſen.

Die Vorſtellungen des geheimen Conſeils wegen der Dispoſition über meines Bruders Verlaſſenſchaft werde ich gerne annehmen und beherzigen.[2]) Ueber die Art, die Maſſe zu führen, hat mir Schmidt ſchon Einwürfe gemacht; beſondere Urſachen haben mich aber zu dieſer Methode bewogen, die ich Schmidt detaillirt habe und die Du Dir von ihm kannſt ſagen laſſen. Schell's einſtweilige Anſtellung hatte ich meiner Frau überlaſſen; von ihr hängt es ab, ob ſie ihn ſehn will oder nicht. Verſtoßen kann ich den Menſchen nicht, ein Forſtdienſt, irgendwo, wird ihn entfernen und mir eine Penſion ſparen.

Dein Vorſchlag, die Büſten von Trippel betreffend, iſt

[1]) Über den Tod des Prinzen Conſtantin, vgl. Nr. 81. [2]) Vgl. Nr. 81, 82, 83 und 85.

ſehr gut. Beſorge die Sache in der Maaße, daß Herder's Büſte für oder unter 100 Ducaten erſtanden und bei der Angelika deponirt werde. Für die Deinige können dann gelegentlich wieder 100 Ducaten an die Erben geſendet werden.

Es iſt mir, bei ſehr trüben Zeiten, ein wahrer Troſt, daß Euer Bemühen meiner Mutter Schmerz lindert. Leb wohl und ſchreibe mir balde wieder.

Carl Auguſt.

87.

Meiningen den 15. May 1794.

Schade, daß das Colorit ein ſolcher Stein des Anſtoßes beim Genie iſt, ſonſt wäre dieſes Bild eben unſere Sache. Die Venus von Titian, die ich mir ſehr wohl erinnere, hat für mich mancherlei Mängel. Das Bild iſt lang, aber nicht hoch, paſſet alſo nicht auf den beſtimmten Platz. Ein ausgeſtrecktes, nacktes Frauenzimmer möchte beim Eintritt ins Haus einen böſen Begriff von der Beſtimmung der Wohnung geben. Dann paſſirt dieſes Gemälde für eines der beſten Stücke jenes Künſtlers und Meyer möchte wohl ſchwerlich damit fertig werden. Das Bild iſt bloß Fleiſch und von der ſchönſten Sorte. Irgend ein ſonſtiges, gefälliges Sujet, wie Du ſagſt, wird ja wohl hoffentlich unſerm Abgeſandten in die Hände kommen. Für Meyern ſelbſt wünſchte ich, er ſuchte ſich ein Bild aus, wo männliche Figuren die Hauptſache wären; er iſt mit dieſen glücklicher und macht ſie leichter, wie die weiblichen.

In Ilmenau habe ich Alles in rechtem gutem Stande gefunden; ich wünsche unsern Gewerken immer das ausdauernde Vertrauen auf unser gutes Glück.

Künftigen Montag gehe ich in die Zillbach,[1]) dann nach Kaltennordheim[2]) und Ostheim[3]), und denke den 25. wieder hier zu seyn. Den 27. gehe ich in die Ruhl[4]) und will den 29. in Eisenach seyn, von wo ich in den allerersten Tagen Juni's nach Hause zurückzukehren denke. Sollte indeß Schmidt anlangen, so bespricht die Sache einstweilen mit ihm.

Leb wohl.

C. A.

88.

D. 18. May (1794).

Noch kann ich mit lebhafter Freude melden, daß ich seit gestern die Phänomene der Farben, wie sie das Prisma, der Regenbogen, die Vergrößerungsgläser pp. zeigen, auf das einfachste Principium reducirt habe. Vorzüglich bin ich durch einen Widerspruch Herders dazu animirt worden, der diesen Funken herausschlug.

(G.)

89.

[1794.]

Der beiliegende Vortrag enthält die 3 Abtheilungen des Verhältnisses, in dem Ihr[1]) mit der Beck steht, und sie vier

[1]) Jagdschloß und Forst im Eisenachischen. [2]) [3]) und [4]) Ortschaften im Eisenachischen. [1]) Die herzogliche Hoftheater Commission.

versa. Der Schluß derſelben hiernach ſetzt zum Voraus, daß ich gewaltig dieſe 3 Abtheilungen der Verhältniſſe ſouteniren müßte, aber Dieſes geht ohnmöglich an. Laß doch einen Vertrag machen, wo Ihr Eure Vorſchläge hineinſetzet; deswegen wird ſchriftlicher Bericht auf ſchriftliche Geſuche gefordert.

E. A.

90.

W. den 25. April 90.

Hier ſchicke ich Dir den Brief von Fritzen[1]) zurück. Der junge Menſch ſcheint recht ordentlich und ſolide geworden zu ſeyn. Auf ſeine Vorſicht kannſt Du ihm äußern, daß ich nicht gewohnt wäre, Jemanden mit Leib und Seele zu kaufen, oder von ihm zu verlangen, daß er ſich auf immer und ewig verſchreibe; keine Ehe halte ich für unzertrennlich. Daß Fritz nicht aus Leichtſinn aus meinem Dienſte gehn würde, erwartete ich ohnedieß von ſeinem Charakter; wenn ich auch keine Koſten an ſeine Bildung wendete. Ich hoffe einen dieſer Tage den geheimen Rath Hofmann zu ſprechen, um ihn zu fragen, wie viel er glaube, daß Fritz zu ſeinem Auskommen in Schleſien brauche.

Mein Zufall iſt nun vorüber; ich habe viel gelitten. Künftigen Montag gehe ich nach Leipzig, wo mich der Fürſt von Deßau hin beſtellt hat; ich hoffe den Freitag wieder hier zu ſeyn.

[1]) von Stein. Vgl. Nr. 82

Röſe.

Und da ſchrie ich noch ärger — und —

Richter.

Und da log ich dem Richter was vor.

Röſe.

Ich lüge nicht.

Richter.

Ich glaube, Ihr wißt es ſelbſt nicht, ſo glatt gehts Euch vom Maule. Glaubt Ihr, daß unſer einer nicht beſſer aufpaßte?

Görge.

Wie ſo?

Richter.

(zu Röſen) Gingt Ihr nicht eben vor meinem Hauſe vorbey?

Röſe.

Ja.

Richter.

Begegnetet Ihr nicht dieſen Leuten?

Der Kleine[1]) wird aufwarten, so bald Du ihn nach Jena hin verlangst.

Zu dem Bauen wünsche ich guten Fortgang und Dir schönes Wetter. Ich wünschte wohl Benten morgen früh hier zu haben, wenn er abkommen kann. Leb wohl.

Carl August.

Schreibe mir, ob Du noch die ganze Woche in Jena bleibst, ich könnte vielleicht retour dahin kommen.

91.

(4. Juny 1795.)

Ich bedauere, daß ich jetzt erst bei meiner Zuhausekunft die Gegenwart des ꝛc. Humboldt[2]) erfahren habe; indessen sagt mir meine Frau, daß er Morgen bei uns essen werde, worauf ich mich freue und zuschicke.

Für Schillers Buch bin ich schönstens verbunden. Ich bin neugierig auf die Versuche. Recht sehr bedauere ich den Zustand Deiner Backenstücke; ich vermuthe, daß die Schwäche an diesen Theilen vom Einbinden herkommt. Gegen Abend komme ich zu Dir; laß doch Deine Hinterthür so wie Gartenthür offen, so um 6 herum.

C. A.

[1]) Erbprinz Carl Friedrich. [2]) Wilhelm.

92.

Eisenach den 9. August 1795.

So eben erhalte ich Deinen Brief. Die auch so eben angelangten Zeitungen enthalten nichts Neues. Was von Oesterreichern neulich die Franzosen neckte, war eine Patrouille, die dem Tractat gemäß auf jeder Straße, derer drei vorgeschrieben, gehn konnte. Es ist schwer zu vermuthen, daß die Oesterreicher die Demarcationslinie brechen werden, da ihnen daran gelegen zu seyn scheint, daß die Franzosen sie respectiren. Prinz Hohenlohe und sein König haben eine Declaration ergehen lassen, daß Franken für neutral erklärt sey und Alles bei Durchzügen von Französischen Truppen am linken Maynufer bezahlt werden solle. Vom rechten ist also gar nicht die Rede. Die Sachsen sind in vollem Rückzuge; ich habe mich beim Kurfürsten Raths erholt, was nun geschehen werde. Frankfurt ist wohl auf gewisse Weise blokirt, aber es scheint in einem Zaubernebel zu liegen, denn alles Freundliche und Feindliche, Hin- und Herreisende, Waaren, Geld, Briefe u. s. w. geht unbewaffnet ein und aus, ohne angehalten zu werden. Graf Keller kam vor drei Tagen daher zurück. Ich hatte Dir schon gestern hier ein Quartier und für Fritschen bestellt: ich halte es offen und hoffe Dich morgen Abend oder übermorgen hier zu sehn. Jeder (als Frankenberg, der Coadjutor, mein Schwager ꝛc.) approbiren sehr Deine Abschickung dahinunter. Ich habe auch dem Kurfürsten etwas Entferntes davon geschrieben und ihm versprochen, Nachrichten zu verschaffen. Jeder glaubt, daß

Jemand der unten iſt, gut ſieht und hört, uns Allen zur großen Annehmlichkeit gereichen wird. Kurſachſen ſcheint ſeine individuelle Neutralität halten zu wollen, aber eine Poſition zu nehmen. Der Kurfürſt von Mainz hat Ideen zu einem Reichsfrieden, wenn auch der Kaiſer nicht wolle. Alles dieſes ſollſt Du ſchriftlich hier ſehen. Dein Quartier iſt im Anker hier beſtellt. Leb wohl und komme bald. Wenn Du etwa in Gotha über Nacht bleiben willſt, ſo erwarte ich Dich übermorgen.

Carl Auguſt.

93.

(Eiſenach) den 28. Auguſt 1795.

Das Projekt für Meyern iſt mir ſehr angenehm zu vernehmen geweſen. Ich bin überzeugt, daß er uns in Italien nützlicher ſeyn wird, als er uns vor der Hand zu Hauſe ſeyn könnte. Selbſt da ich genöthigt ſeyn werde, etliche Bilder in das neue Haus[1]) zu kaufen, ſo wird mir ſein tramontaniſcher Aufenthalt dazu behülflich ſeyn können. Ich wünſche nur, daß er meine Rückkunft abwarte, ehe er wegreiſet, weil ich ihn gerne noch über mancherlei Gegenſtände ſprechen möchte. Er hat doch dieſes Jahr mancherlei Wege für mich gemacht und dafür will ich ihm 100 Thlr. auszahlen laſſen, die zu ſeinen Reiſekoſten helfen können. Ich denke den 12.—15. zu Hauſe zu ſeyn.

Zur Expedition in Ilmenau wünſche ich Glück und gutes Wetter. Was giebts denn dorten?

---

[1]) Vgl. Nr. 76 und 78.

Es ist meinen Grundsätzen ganz angemessen, daß man den Studenten aus den Köpfen bringe, daß sie etwas Anderes sind, als wie Schutzverwandte und temporäre Bürger des Staates, in welchem sie sich aufhalten. Dieses gelingt gewiß, wenn man sie nach Civilgesetzen richtet und sie wie die Bursche der Handwerker behandelt, die auch unter den allgemeinen Gesetzen des Landes stehen.

Ich habe Frankenbergen Deinen Vorschlag und Voigts Votum geschickt, um seine Meinung darüber zu erfahren. Ich hoffe, daß die jetzige Untersuchung sehr consequent geführt worden ist und daß die Beschließung des Prozesses ebenso ausfallen wird. Gebe der Himmel, daß unser Bemühen und die aufgewendeten beträchtlichen Kosten fruchten mögen.

Die Gesellschaft, die wir hier genießen, ist wirklich sehr gut. Es ist merkwürdig zu sehn, mit welcher cultivirter Bescheidenheit diese Leute[1]) sich in ihr Schicksal finden und mit welcher Feinheit und Bequemlichkeit sie sich einzuschränken wissen und sich darüber heraus lassen. Mit dem zartesten Gefühl bemerken sie die mindeste Gefälligkeit, die man ihnen bezeigt, beweisen eine Dankbarkeit sonder Gleichen, und dieses auf die politeste Art, und wissen jedes Anerbieten mit einer ganz besondern Gefälligkeit von sich zu weisen, das ihrer Meinung nach nicht in ihren Zustand paßt. Man kann sehr viel bei ihnen lernen.

[1]) vornehme französische Emigrirte.

Deine Thüringer Wälder mögen Dir auch, ich wünsche es, Zufriedenheit schaffen, sey es auch auf eine andere Art. Leb wohl.

Carl August.

Meine Frau empfiehlt sich Dir.

94.

Wilhelmsthal [1]) den 29. August 1795.

Dich wohlbehalten und gesund in Weimar wieder zu wissen, freut mich sehr; hier sind die Badelisten zurück. Das Wetter ist freilich hier so erbärmlich, daß man an keine Kur denken sollte, indessen brauche ich Pyrmonter Wasser und Ruhler Bad ordentlich fort. Ich kann über den Erfolg dieser 1½ Wasser nicht klagen. Meine Frau ist recht wohl und empfiehlt sich Dir. Die Gesellschaft der Emigrirten ist für uns sehr angenehm, sie ist wirklich besonders glücklich ausgewählt. Täglich kommen Einige davon zu uns und um den dritten Tag meistens gehe ich in die Stadt, um kleine Details zu besorgen und da bringe ich denn die Abende immer in der Familie Castries zu. Einer, der Graf Dumanoir, wird nach Weimar ziehen, um bei seinem Sohne, einem hübschen wackern Jungen von 12 Jahren, zu bleiben, den ich unter dem Titel eines Pagen angenommen habe, die Meinung aber dabei hegend, daß dieses Kind einen Gesellschafter für mein ältestes abgeben soll, um ihm etwas Exotismus und fremde Sprachen beizubringen. Damit ich hier nicht

[1]) Lustschloß bei Eisenach.

ganz müßig ſehe und beim Brunnen Gelegenheit zur Bewegung habe, laſſe ich den hieſigen Garten verändern und anglisiren. Auch Dieſes trägt zur Unterhaltung der Fremden mit bei, da unter ihnen Weiber und Männer ſind, die Engliſche Gärten gepflanzt haben und ſich recht hübſch auf dieſes Handwerk verſtehen.

So ſehr es mich freut, daß der Waſſerbau in Jena gut anſchlägt, ſo ſehr wünſche ich auch, daß unſere natürlich erzwungene Regulirung des akademiſchen Bodens[1]) Anlaß zu beſſern Früchten bringe.

Im Anfange künftigen Monats ſehe ich Dich hoffentlich recht geſtärkt und ohne Zahnſchmerzen wieder. Leb wohl.

Carl August.

95.

(1795.)

Ad 1, wird wohl feſte zu ſetzen ſeyn, daß inclusive des Ankaufs-Kapitals, die Veränderungen bei der Kammer die Wendel[2]) verlangen würde und die auf meine Koſten gemacht würden, zu 4 Procent verintereſſirt würden und Dieſes auf die Dauer der ganzen Pachtzeit, nicht bloß von den Veränderungen in den erſten bis drei Monaten geſchähe, ſonſten könnte er uns nach drei Monaten weit hineinführen und davon bezahlte er alsdann nicht die Intereſſen. Ich dächte, es würde feſte geſetzt, daß er in den ſechs Pachtjahren rein 4 Procent bezahlen müßte, das Kapital möge ſich durch Veränderungen oder Reparaturen

[1]) Goethe's Werke, XXXI, 54. [2]) Goethe's Werke, XXXI, 58.

so hoch er wolle vermehren; denn sonsten könnten die Reparaturen bald das Kapital in Ansehung des reinen Abwurfs der 4 Procent vermindern.

ad 2. Dürfte auch wohl etwas deutlicher auseinander gesetzt zu werden.

ad 3. Muß wohl ausgedrückt werden, daß er das Fuhrlohn der Steinkohlen von der Grube zu bezahlen hätte, im Falle in der Stadt Ilmenau kein Kohlenmagazin seyn, wo das Fuhrlohn schon auf den Kohlen-Preis geschlagen ist.

ad 4. Ist ganz billig. s. m.

(C. A.)

96.

(1795.)

Hier schicke ich Dir 12 Carolin (vermuthlich meinte dieses Wendel unter dem Namen von „Louis") ich habe sie einstweilen aus meinem Privatbeutel genommen, deswegen ich mir eine Interimsquittung erbitte. Ueber das Rembourſement wollen wir heute Mittag sprechen.

C. A.

97.

(Eisenach) den 3. Oktober 1795.

Hier schicke ich Dir Alles, was zu Deiner Ausrüstung nöthig seyn wird. Kirmſen habe ich gesagt, daß er Dir einen Wagen aussuchen lassen soll.[1])

---

[1]) Vgl. Nr. 92.

Es folgt hierbei:

1) eine Anweisung an die Kammer auf 300 Thlr.

2) ein Creditbrief an Bause auf 1000 Thlr.

3) die sämmtlichen Abschriften.

4) ein Chiffre chiffrant und déchiffrant. Hierbei ist zu bemerken, daß Du während Deines Hierseyns diese Chiffres mußt copiren lassen, weil mir die Doubletten fehlen. Du kannst hierzu einen Kanzlisten von der geheimen Kanzlei mit zu Hülfe nehmen und Deine Leute mit dran setzen; letztere werden dadurch mit dem Dinge bekannt. Leb wohl.

C. A.

Die Abschriften der Chiffres bringst Du mir nach Eisenach mit.

98.

Es wird mir sehr angenehm seyn, wenn sich Loder morgen früh mit dem Gehirne und Kopfe[1]) herüber bemühen will, ich würde dann um 10 Uhr zu Dir kommen und mit vielem Vergnügen der Demonstration beiwohnen. Loder möge sich einrichten, alsdann bei Hofe zu Mittag zu essen.

C. A.

(Dezember 1795.)

---

[1]) Goethe's Werke, XXXI, 61.

99.

1778.

Nachdem wir mit der unbegreiflichſten Geduld den großen Bandeur überlebt, ſo erbitten wir uns pour la bonne bouche den Schädel von Nicmſen dazu aus und zwar gleich ipso facto, indem ich früh 4 Uhr verreiſe.

C. A.

100.

Wallenſtedt den 28. September 1778.

Der gute Fortgang unſres Theaters und die Bequemlichkeit, welche mir bisher die zeitherige Direction deſſelben verſchaffet hat, läßt mich auf alle Fälle wünſchen, daß Du ſelbiges fort unter Deiner Aufſicht behalteſt. Ich hoffe, Du wirſt das Verlangen wieder zurücknehmen, Dich von dieſem Geſchäfte befreit zu wiſſen und mir den Gefallen erzeigen, in dem noch dauernden Verhältniſſe fortzuwirken. Sollten Unannehmlichkeiten von Perſonen erzeigt, die bei dieſem Geſchäfte mit angeſtellt ſind, eintreten, ſo werden ſich gewiß die Mittel, dieſe in ihren Schranken zu halten, finden; ich werde ſie gewiß anwenden, um Dir die Beſchäftigung der Theaterdirection ſo angenehm wie möglich zu machen.[1])

Carl Auguſt.

---

[1]) Goethe's Werke, XXXI, 50.

101.

(2. September 1778.)

Eine vergnügte Reiſe nach Jena und einen angenehmen Aufenthalt daſelbſt wünſche ich herzlich. Ich gehe morgen weg, denke aber in 12 Tagen wieder hier zu ſeyn. Schillern empfiehl mich beſtens; ich hoffe ihn bei meiner Rückkunft zu ſehn. Heute muß ich noch nach Tiefurth und Mancherlei treiben. Leb wohl.

Carl August.

102.

Weimar den 3. Oktober 1778.

Die Ausſtellung der Zeichnenſchule wird bald zu Ende gehn; ich wünſchte deswegen, du kämſt herüber, ſie zu beſehn, damit die Austheilung der kleinen Preiſe nicht gar zu willkührlich geſchehe und man etwa auch Abrede nehmen könnte, was mit der Waitziſchen Beſoldung gemacht werden könnte. Bei dieſer Gelegenheit wünſche ich auch, daß Du die Sache mit dem Herderiſchen Sohne, oder Söhnen zu Stande und ins Reine bringen mögeſt, indem ich nicht gerne zum zweiten Male in die vorige unangenehme Verlegenheit gerathen möchte. Ich bin von heute Nachmittag an bis Freitag früh in Ettersburg*) anzutreffen, wo ich hoffe, daß du mich beſuchen wirſt, wenn Du herkommſt. Leb wohl.

Carl August.

*) Jagdſchloß am Ettersberge unweit Weimar.

Röſe.

Ich erinnere mich's nicht.

Richter.

(Zu den Bauern) Iſt ſie euch nicht begegnet?

Ein Bauer.

Ja! Und ſie hat mit uns geſprochen, und wir haben ihr geſagt, daß bey ihrem Vater großer Lärm wäre.

Märten.

Nun iſt's aus!

Röſe.

O verwünſcht!

Görge.

So geht's mit dem Ausreden!

Richter.

Da ſteht Ihr nun! Was ſagt Ihr dazu? (Sie ſehen einander an; der Richter geht auf und nieder, und findet die Mütze) Oho! Was iſt das?

103.

1.—2. März [1796].

Kirms hat mir beiliegendes erst mündlich, dann aber schriftlich vorgetragen. Wenn du auf's Frühjahr wegziehen solltest, wie Du es im Willen zu setzen schienest, so ist freilich unser Theater im R — denn die Ader mit Schillern, die Du einmal äußertest, möchte wohl schwerlich ausführbar seyn. Ich weiß wirklich nicht, was ich über die Sache rathen, thun oder lassen soll und wünschte Deine Weisheit zu vernehmen. Mir dünkt, es ist ein Fehler im Calcül, denn es war nicht, ni fallor, Iffland den ganz extraordinarie zu erhalten, die Absicht, sondern nur einen außerordentlichen Zuschuß an ihn zu wenden, die Hauptsache aber aus der Theatercasse durch Dimissionen möglich zu machen, und diese letztern waren eben die, dünkt mir, durch welche Kirms die Beck's erhalten will. Antworte mir durch diesen Boten. Laß etwas von Deiner Hernia incarcerata wissen und leb wohl.

G. A.

104.

[24. April 1796.]

Bestelle Iffland auf Morgen zum Diner ins neue Haus.

G. A.

105.

Weimar den 4. März 1797.

In beiliegendem Verzeichniſſe, welches ich dankend remittire, habe ich einige Sachen notirt, die ich zu beſitzen wünſchte und deren Preiſe ich ſehr billig finde; ich bitte ſie mir zu beſtellen.

Wenn der Schnupfen der Geburt nicht hinderlich iſt, ſo iſt es doppelt gut, daß ſich die Natur reinigt, während daß ſie etwas Schönes auf die Welt bringt; aller berühmten Leute Mütter waren in eben dieſem Falle.

Ich hoffe, daß Sartorius ein guter Menſch werden ſoll; ich will nun bald durch Leuten unterſuchen laſſen, wie weit er gekommen iſt, damit ich nun mich beſinne, welche Richtung er bekommen muß.

Boyneburgk, der den Trenkelhof adminiſtrirt, iſt hier und ſagte mir heute ein ganz beſonderes Ding: auf ſeinem Hofe und im Schaafſtalle, neben dem Bette des Knechts, quillt Queckſilber aus der Erde hervor, auf dem Deubachshof nämlich, an der Kreuzburger Chauſſee. Er hat das Ding erſt vor Kurzem erfahren und nicht eher darauf Acht gegeben, bis ihm vor einigen Tagen geſagt wurde, das Queckſilber ſey ſo koſtbar. Er konnte mir daher auch keinen rechten Bericht über die Sache geben, weil er ſie ſelbſt noch nicht recht beſehen hat. So viel, ſagte er, die Leute wiſſen, daß an dieſen zwei Stellen dieſes mehreremalen bey gutem Wetter geſehen wäre. Humboldt ſollte doch das Ding unterſuchen; es iſt nicht ſo weit von Jena nach Eiſenach. Ueberhaupt wünſchte ich wohl ſeine

Bekanntſchaft zu machen. Vielleicht komme ich künftige Woche nach Jena; ich möchte ſo gerne den Goettling über ſein Strinkohlen-Projekt ſprechen, und hören, was Humboldt dazu ſagt.

Leb wohl

Carl August.

106.

Weimar 7. März 97.

Mit Verlaub werde ich dieſen Abend in Jena aufwarten und daſelbſt bis morgen Abend bleiben; ich bringe Gewächſe mit. Da ich ein ſehr geringer Nachteſſer bin, ſo will ich blos meinem Magen auf morgen Mittag rekommandirt haben. Mache daß ich die Humboldts dieſen Abend zu ſehn bekomme. Ich komme ſo gegen 6 Uhr hin und wenn Profeſſor Goettling etwa nach 7, gegen 8, käme, ſo wäre mir dieſes ebenfalls recht lieb. Leb wohl.

Carl August.

107.

Weimar den 9. März 1797.

Für die gütige Aufnahme bedanke ich mich ſchönſtens. Im Herüberreiten fiel mir auf, daß ich vergeſſen hatte, bei den ſo ſehr intereſſanten galvaniſchen Verſuchen zu fragen: ob man unterſucht hätte, was das ſogenannte galvaniſche Fluidum auf die lymphatiſchen Gefäße für eine Wirkung habe? Ich glaube,

daß bei einiger Nachforſchung und reinlicher Präparirung man etwas darüber entdecken könnte, welches ſehr intereſſant ſeyn müßte, indem meiner Meinung nach die gichtiſchen und andern Stockungen eher in der Lymphe, als im Nervenſafte zu ſuchen ſind. Ich bitte dieſes Humboldten nebſt meinem Compliment vorzulegen. Zugleich erwähne ich Schreers wieder, deſſen Sache zur Ueberlegung und Ausarbeitung ich beſtens empfehle; ich verſpreche mir ſehr viel von dieſer Acquiſition.

Eine Kleinigkeit, die ich Dir zu ſagen vergaß, bringe ich nach: ſollteſt Du den Theaterdiener wieder erſetzen wollen, ſo nimm doch irgend einen herrſchaftlichen Penſionair dazu. Wir haben unter Andern einen Unteroffizier Kommel, das ein hübſcher und guter Menſch iſt und der höchſtens 38 Jahre hat. Leb wohl.

C. A.

108.

(1797.)

Du wirſt Dich erinnern, daß ich ꝛc. Humboldt erſucht hatte, eine Art von Promemoria für mich aufzuſetzen, nach deſſen Anleitung ich dem Ober-Berghauptmann Grafen von Rheden zu Breslau in Betreff des jungen von Herder ſchreiben könnte, indem ich letztern einige Zeit bei dem Bergweſen in Schleſien angeſtellt zu ſehn wünſchte. Da ein heute eingelaufener, dieſe Sache betreffender Brief an mich eingekommen iſt, der mich wünſchen macht in Anſehung der Oekonomie des jungen Herder's baldigſt Einrichtungen treffen zu können und ſich über

haupt im Laufe der künftigen Woche die Geſchäfte dermaßen häufen werden, daß ich es gern ſehn muß, wenn ich alle Materialien, für vor meiner Abreiſe abzuthun, beiſammen habe, ſo wirſt Du mir einen großen Gefallen erzeigen, wenn Du heute an Humboldten ſchreibſt und ihn bitteſt, ſich ſo einzurichten, damit ich das Promemoria übermorgen empfinge. Alsdann könnte ich die Sache den Montag beſorgen. Am liebſten wäre es mir, Humboldt käme übermorgen früh. Sonntags, ſelbſt herüber und brächte es mit. Ich habe ihn über mancherlei Sachen noch zu ſprechen. Leb wohl.

G. A.

109.

Weimar den 22. (März) 1797.

Für alles Ueberſchickte ſage ich den beſten Dank; ich werde mit Vergnügen Scherer's[1]) Bekanntſchaft machen und Humboldt's zu Ende des Monats, mit Dir, wieder hier ſehn.

Das Papier, auf welchem Du mir ſchreibeſt, iſt für mich zu ſchön; meine Flöhfüße würden ſich noch häßlicher darauf ausnehmen, wie auf gewöhnlichem Papiere.

Ich habe jetzt Monsieur Nicolas, oder le coeur humain dévoilé von Restif de la Bretonne vor. Man macht viel Weſens in Frankreich von dieſem Werke und es zeigt, auf welchen Grad auch dorten die Litteratur herunter kömmt. Es

[1]) Vgl. Nr. 107.

iſt nicht zu leugnen, daß es ganz vortreffliche Epiſoden enthält; das Ganze aber, Reſtif's eigenes 60jähriges Lebensjournal, iſt durch die acht Theile über die Beſchreibung langweilig, roh und geſchmacklos. Intereſſant iſt es wieder, weil es die uns noch ſehr unbekannten Sitten des Tiers in Frankreich lebhaft macht. Es ſteht zu Dienſt bei Deiner Rückkunft. Leb wohl.

Carl August.

110.

[1797.]

Um Dr. Scherer[1]) recht klar über ſein Reiſeverhältniß und aus aller Verlegenheit zu ſetzen, ſo habe ich Beiliegendes geſchrieben, zu welchem die geſtrige . . . . .[2]) gelegt werden könnte. Ich bitte es zu putzen, zu feilen und Deine Bemerkungen mir darüber mitzutheilen und ſollte es in Betracht des Inhaltes ſo bleiben können, es abſchreiben zu laſſen.

Vielleicht kann ich ihm noch ein Empfehlungsſchreiben an Mr. Sinclair, Präſident der agronomiſchen Societät, mitgeben.

C. A.

111.

[1797.]

Hier ſind 2 Briefe für Dr. Scherer[1]) die ihm von gutem Nutzen ſeyn werden. Die Bergwerksſache habe ich an Voigten

[1]) Vgl. Nr. 107 und 109. [2]) unleſerliches Wort. [3]) Vgl. Nr. 107, 109 und 110.

geſchickt, damit es ſie heute in der Seſſion bei mir zum Vortrage bringe.

C. A.

112.

[1797.]

Ich genehmige völlig jene Nachſchrift, welche alle Mißverſtändniſſe heben wird. Willſt Du nun die Abſchriften beſorgen laſſen.

C. A.

An M. Sinclair will ich ſchreiben.
Hebe mir doch Verkommendes auf.

113.

[1797.]

Auf die Bibliotheks-Deſideria muß ich mich nur ein Bischen beſinnen; dann Antwort. Hier liegt noch ein Brief von Scherer;[1]) mich freut, wenn er wieder kömmt.

C. A.

Noch etwas von Lenz, worüber ich weitere Nachricht mir erbitte.

114.

[1797.]

Die Leutchen auf der Bibliothek machen mir viele Ausgaben, die wohl geſpart könnten werden; beſtändig bekomme ich

[1]) Vgl. Nr. 107, 109, 110, 111 und 112.

ſolche Zettel. Die meiſten der Dinge ſind gut broſchirt geweſen und könnten ſo bleiben. Was dergleichen Journale betrifft, die ihre eigne arzierte Textur haben, dieſe könnten ja wohl Jahrgangsweiſe mit Bindfaden zuſammen geknüpft werden und in ihrer eignen Haut bleiben. Mündlich ein Mehreres darüber.

E. A.

115.

Weimar den 13. März 1797.

Beiliegend überſende ich Dir die Frucht müßiger Stunden, welche meiner Muſe gewidmet waren und die ich beſcheidener Weiſe unter einem anderen Namen drucken ließ.

Erzeige mir den Gefallen, unſere neuliche Abrede wegen Abſchickung eines Menſchen nach Schleſien, der dorten das Zuſammenbacken der gepulverten Steinkohlen lernen ſollte, in ein Promemoria zu faſſen, damit ich es dem Grafen Rheden ſchicken könne; ich fürchte ſonſt, daß ein Mangel von terminis technicis meine Bitte undeutlich machen möchte.

Sage mir auch, ob Du meinen Brief vom Donnerſtag oder Freitag erhalten haſt; ich fürchte, weil ich ihn durch Gelegenheit beſorgen ließ, daß er verloren ſey. Leb wohl.

E. A.

Die Wolfskeel[1]) hat ihren Vater verloren.

[1]) Hofdame der Herzogin Anna Amalia.

116.

[1797.]

Ich hatte Humboldten gebeten, dieſen Vormittag meiner zu erwarten, weil ich ihn in die Hölle führen wollte, das Wetter iſt aber ſo elend, mir thun die Gliedmaßen ſo weh und ich muß heute die Geheimeräthe überhören, daß ich mir dieſe Partie erſt auf Morgen erbitten möchte. Ich wünſchte Humboldt, der mit Dir bei uns iſſet, ließe nach Tiſch ſeine Lampe herumbringen; ſie würde meiner Frau Vergnügen machen und das höchſt anſehnliche Publikum inſtruendo beluſtigen.

G. A.

117.

27. April 1797.

Ein ganz beſonderer Umſtand hat ſich, laut beiliegender Weinprobe und der Nachricht, welche ich hierüber ſchreibe ereignet.

Als der jetzige Fürſt von Würzburg vor drei bis vier Jahren zur Regierung kam, ſo ließ er ſich von dem Coadjutor von Dalberg weihen (oder ſonſt eine geiſtliche Operation, die bei ſolchen Gelegenheiten gewöhnlich iſt, machen). Hierauf ſchenkte er ihm alten Leiſtenwein, ein Stückfaß, pro studio et labore, wie dieſes gewöhnlich iſt. Der Coadjutor brauchte Geld und verkaufte dieſes Stück bouteillenweiſe, die Bouteille pro 1 Conventionsthaler. Ich kaufte deren 50 vor einem Jahre. Nemlich wollte ich davon trinken und im beifolgenden

Zuſtande fand man ihn in hieſiger Kellerei. Erzeige mir den Gefallen, ihn an Scherer[1]) zu ſchicken, damit er unterſuche, wie es möglich iſt, wie ein ſolcher Wein in Bouteillen bei ſeinem Alter und bei dem Werth und Reinheit, den er noch moraliſchen Grundſätzen haben ſollte und müßte, ſo umſchlagen kann? In ſeinem trinkbaren Zuſtande war er holzbraun und klar. Es iſt faſt nicht möglich, daß er zuſammengeſetzt. Die chemiſche Unterſuchung wird das Weitere lehren.

G. A.

118.

Leipzig den 21. (May) 1797.

Hier überſchicke ich Dir, mein Lieber, etliche Cabinetsſtücke für das Jenaiſche Cabinet. Die Opale kommen mir ſo vortrefflich ſchön und ſelten vor, daß ich ſie wirklich nicht vorbeilaſſen konnte. Charpentier von Freyberg wünſchte mir außerordentlich Glück zu dieſem Handel, zumal zu dem des kleinen Steins. Beide Stücke koſten zuſammen 20 Ducaten. Gelegentlich werde ich ſie mir von der Kammer auf Rechnung der Loderſchen Caſſe erſetzen laſſen. Das Stück Granit iſt von Wörlitz, aus Steinen gebrochen, welche aus der Dübener Haide kommen; es kam mir ebenfalls merkwürdig vor. Beiliegende Adreſſe zeigt an, wo die Opale her ſind. Die Münzen ſind für Dich, als eine Merkwürdigkeit Deines Geburtsortes.

[1]) Vgl. Nr. 107, 109, 110, 111, 112 und 113.

Görge.

Ich weiß nicht.

Richter.

(Sieht ſich um und findet den Hut mit der Cocarde) Und das?

Röſe.

Ich verſteh's nicht.

Richter.

(Hält ſie Märten hin) Nun? Vielleicht wißt Ihr? Vielleicht verſteht Ihr?

Märten.

(vor ſich) Was ſoll ich ſagen?

Richter.

So werd' ich's Euch wohl erklären müſſen. Das iſt eine Freyheitsmütze. Das iſt eine Nationalcocarde. Eine ſchöne Entdekkung! Nun ſteht Ihr da und verſtummt, weil es zu deutlich iſt. — In dieſem Hauſe iſt alſo der Club der Verſchwornen, die

Da bis zum Anfange voriger Woche das Wetter kalt und unbeſtändig war, ich auch aus vierterlei ſehr triftigen Urſachen nicht riskiren wollte, nach Dresden zu kommen, ehe die Niederkunft vorbei wäre, dem ohngeachtet aber auch ich, aus ebenfalls guten Gründen, Dresden auf meiner Hinreiſe berühren wollte, ſo habe ich hier und zu Teſchen gewartet. Mit Heute ſchließen ſich die Feſten wegen der Geburt eines Prinzen*) am Hofe. Das Wetter iſt nun ſehr warm und ich hoffe nunmehr eine gute Badekur und einen nützlichen Aufenthalt zu Teplitz und Dresden machen zu können. Dieſen Abend reiſe ich von hier ab und denke in wenigen Tagen das Bad erreicht zu haben, ohngefähr zu Ende dieſer Woche. Es iſt mir bis jetzt recht wohl gegangen; vergnügte Geſellſchaft und Zerſtreuung haben mich meine alten Uebel vergeſſen machen, welche hoffentlich das Mineralwaſſer ſehr vermindern wird.

Laſſe bald etwas von Dir hören und lebe wohl.

Carl August

119.

Teplitz den 13. (Juny) 1797.

Endlich erſcheint mir etwas eigenhändig Ausgefertigtes von Dir, den ich ſchon für maufetodt hielt. Einſtweilen habe ich hier Deine Mitſchuldigen, in deutſche Proſa überſetzt und unter dem Titel: „Alle ſtrafbar“, aufführen ſehn. Für Dein

*) des nachherigen Königs Friedrich Auguſt II., geb. 18. Mai 1797.

Stillſchweigen hätteſt Du wohl die Strafe verdient, dieſes Stück anhören zu müſſen. Söller wird ſo und dermaßen von der Tugend ſeiner Frau gerührt, daß er das Geld heimlich dem Fremden wieder unter das Bette ſetzet.

Mich wird es ſehr freuen, Humboldten hier zu ſehn und ich warte wirklich ſchon auf ihn. An witziger Unterhaltung fehlt es mir hier nicht, aber an unterrichtender, welche Humboldt gewiß in Gang bringen würde. Indeſſen wenn Erwerb von Menſchenkenntniß auch ein Unterricht genannt werden darf, ſo getraue ich mir zu ſagen, daß ich hier in eine Schulklaſſe gekommen bin, die mir wirklich in manchem Betracht neu war. Mündlich ein Mehreres darüber. Ein weiblicher Charakter ſteht à la tête dieſer Geiſtesübung.

Erzeige mir den Gefallen, mein Lieber! und gedulde Dich, Deine Abreiſe bis nach meiner Wiederkunft zu verſchieben, welche freilich vor dem Anfang July nicht erfolgen kann. Ich bleibe von geſtern an drei Wochen gerechnet noch hier.

Ein böſer Hals hat mich in der Kur etwas zurückgeſetzt, dann bleibe ich noch etliche Tage in Dresden und ein paar in Leipzig.

So Mancherlei habe ich noch mit Dir zu verabreden, welches ich geſchlichtet zu haben wünſchte, ehe Du Dich auf lange von uns entfernteſt und kurze Zeit bleibſt Du doch wohl auf alle Fälle nicht aus.

Meuniers[1]) Inſtitut ſcheint nun ernſtlich vom Flecke gehn

[1]) Vgl. Goethe's Werke, XXX, 274.

zu wollen; es haben ſich verſchiedene junge Leute bei ihm ange-
ſagt und er eilt nach Belvedere zu kommen.

Mit den Wirkungen des Bades bin ich wohl zufrieden; freilich läßt ſich deſſen Wirkſamkeit zu Zeiten empfindlich ſpüren und verlangt große Vorſicht. Hoffentlich werde ich guten Nutzen davon ernten; ich brauche es lange genug. Leb wohl, mein Lieber, ſchreibe bald wieder.

C. A.

120.

Leipzig den 17. (Juni) 75.

Beiliegendes Briefchen wird, hoffe ich, den meinigen einen gnädigen Eingang und Aufnahme verſchaffen. Die Schreiberinn habe ich erſt geſtern kennen lernen; heute iſt ſie nach Dresden und kommt in etlichen Tagen wieder. Sie gefällt mir ſehr wohl; ich hoffe, ſie ſoll unſerer kleinen, aber ſehr ausgeſuchten Geſellſchaft keinen Abbruch thun. Sie iſt ſchon in ſelbige eingeführt.

Wenn das Wetter nicht ſo ſehr böſe wäre, ſo hätte ich gar nichts an meinem hieſigen Aufenthalte auszuſetzen; die Bäder und der Egerbrunnen, beides bekommt mir gut. Heute habe ich das 28. und letzte erweichende Bad genommen, morgen fange ich das roborirende Steinbad an und brauche dieſes noch vierzehn Tage.

Die Comödie iſt ſo ſchlecht, wie möglich. Vorgeſtern der ächte Wiener Casperle, geſtern „Alle ſchuldig" in Proſa. Die Meyer hat ſich ſchöne ſcandaliſirt.

Leb wohl Alter und ſchreibe hübſch fleißig.

C. A.

So eben erhalte ich Deinen zweiten Brief, für den ich auf's Allerbeste danke. Der tolle Bristol[1]) iſt meiner Meinung nach der unangenehmſte Narr den ich kenne.

Die Verdammung einer Billardkugel iſt wohl in unſerm jetzigen Zeiten blos möglich, wo alle Säfte ſo ſehr acerb geworden ſind. Der Himmel gebe nur, daß wir von dieſen veränderten Säften nichts leiden mögen! Recht traue ich dem Landfrieden noch nicht.

Der Fürſt Ligne iſt in allem Betracht ein ſehr intereſſanter Mann, der eine ſehr große Bildung des Geiſtes beſitzet und äußerſt bequem im Leben iſt. Er hat mir verſprochen, zu mir zu kommen und ich hoffe er wird Wort halten.

Sehr freue ich mich auf Deine neuen Produkte und zumal auf das Gedicht par excellence.[2]) Leb wohl.

121.

Weimar 23. Auguſt 1797.

Deine 2 erſten Briefe, mein Lieber, habe ich richtig nebſt einer Beilage von Dr. Scherer[3]) erhalten und würde nicht geſäumt haben, drauf zu antworten, wenn nicht Ehehaften von ganz beſonderer Art mich von allen Geſchäften abgehalten hätten. Es hat nämlich dem König von Schweden beliebt, dem Badenſchen Hofe ein Rendezvous in Erfurt zu geben; dieſes hatte Sonntag vor acht Tagen daſelbſt ſtatt und das Verlöbniß

[1]) Goethe's Werke, XXXI, 71. [2]) Goethe's Werke, XXXI, 71.
[3]) Vgl. Nr. 107, 109, 110, 111, 112 und 113.

zwiſchen dieſer Majeſtät und der Prinzeſſinn Friederike von Baden kam zu Stande. Die Badenſchen ſind alsdann bis zum vorigen Montage hier geblieben und reiſeten nach Hauſe, um dorten ihre Tochter confirmiren zu laſſen und ſelbige alsdenn in den erſten Tagen Octobers dem Könige in Stralſund zuzuführen. Sie kommen alsdenn hier wieder durch. Der König iſt ein ganz hübſcher Herr, ſehr jung, klein und ſchmächtig, furchtſam, beſcheiden und ernſthaft. Die Prinzeß iſt ſehr wohl gebildet und verſpricht viel Charakter. Der König war incognito ohne mein Wiſſen hier, ehe er nach Erfurt ging, beſah die Kirche und den Park. Er ließ meine Frau nach Erfurt invitiren; ich bin zwei Tage dorten geweſen.

Deine Relationen ſind gar intereſſant und es iſt recht löblich, daß Du Dich unſerer hier erinnerſt. Meine Frau, die ſich Dir empfiehlt, hat viele Freude daran gehabt. Morgen fängt Herder ſeinen Curſum mit unſerm älteſten Sohne an; das Kind freut ſich darauf. Fritz Stein ſcheint ganz entſchloſſen zu ſeyn, in Schleſien bleiben zu wollen; welches der wahre Grund ſey, der ihn dorten bindet, kann ich nicht ganz herausbringen. Seine Ausſichten dorten ſind zu ungewiß, als daß ihn ein größerer Dienſt bloß anziehen ſollte. Voigt hat zweimal mit ihm ſprechen müſſen und endlich habe ich mir ſeine endliche Erklärung ſchriftlich erbeten, um genau zu wiſſen, was er wünſche und wolle. Es kömmt immer darauf hinaus, daß ihm der Schritt wehe thue, daß er aber der Luſt, in Preußiſche Dienſte zu gehn, nicht widerſtehn könne und er ſchlägt immer, vielleicht als Selbſtbetrug

zu ſeiner Beruhigung vor, daß man ihn gehn laſſe, mit der Hoffnung, ihn in etlichen Jahren wieder zu nehmen, wenn ich zumalen auf der Idee beharrte, meinen Sohn nach Schleſien zu ſchicken und ihm Fritzen bei zu geben. Da aber dieſer Plan ſchwerlich zu Stande kommen kann, indem Jemanden im Dienſte wieder einzuſchieben, der ihn ohne Noth verlaſſen hat, bedenklich ſeyn möchte, Stein nach etlichen Jahren Dienſt erſt ganz feſte in Schleſien ſich gemacht würde haben, ich auch nicht gerne ihn alsdenn dorten, ſo zu ſagen debauchiren möchte, oder auch ihn nur zum Schein dorten in Dienſt gehn ließe, mit der geheimen Abrede, ihn nach einiger Zeit wieder zu nehmen, weil dieſes Stein zu einem zweiten falſchen Schritte, ginge er dieſes Arrangement ein, verleitete; ſo fange ich an unſer Verhältniß für abgebrochen anzuſehn und bereite mich vor ihn zu entlaſſen, wenn er nicht ſeinen Sinn ändert und ſich entſchließet pure im hieſigen Dienſt zu bleiben. Es iſt nicht angenehm, daß ich ihn und damit auch mehrere Ausſichten verliere, auf die ich Jahre lang ziemlich ſicher rechnete. Seinem Egoism personaria entgegen zu ſetzen, trage ich Bedenken, weil alle Ueberredungen nichts taugen, ſein Egoismus nur noch mehr erhöhet würde werden und er durch dieſe verſtärkte üble Eigenſchaft dem Endzweck nicht entſprechen möchte, den ich mit ihm hatte, um den Charakter meines Sohnes bilden zu helfen. Schwer wird es mir werden, eine andere gute Wahl zu dieſem Behufe zu treffen.

Die Jagemann iſt glücklich von ihrer Wanderſchaft zurück-

gekommen. Nixus behauptet, ſie habe ihre ganze Sage wieder eingebracht.

Vom Frieden iſt wohl genug die Rede, aber wenig Gewißheit. Die Abſendung eines Kaiſerlichen Geſandten nach Rußland laſſen hoffen, daß der Engliſche und Deutſche Frieden mit einander gehn werde. Man ſagt, daß der Beſitz von Mantua eigentlich der noch immer dauernde Zankapfel ſey.

D. Scherers*) Adreſſe in London habe ich nicht; wenn er ſie Dir überſchreiben ſollte, ſo ſchicke ſie mir zu. Denen, die ſich meiner in Frankfurt erinnern, empfiehl mich beſtens, namentlich Deiner Frau Mutter, denen Sarrazins, Derville, Thurneiſen, Jeannot. Sage mir, ob die Bärbel Sarrazin geheirathet hat, oder was ſonſt aus ihr geworden iſt. Auch der Schwarzkopf ſage viel Schönes.

Viel Glück zu allen Deinen Vorhaben und Unternehmen. Leb wohl.

Carl Auguſt.

122.

Weimar 30. Auguſt 1797.

Geſtern erhielt ich durch Geheimrath Voigt Dein drittes Extrablatt, wofür ich beſtens danke. Zur ferneren Reiſe wünſche ich Dir Glück und uns Deine baldige Rückkehr.

Dieſes mal kann ich Dir allerhand Dinge ſchreiben, die Dich intereſſiren werden.

*) Vgl. Nr. 107, 109, 110, 111, 112 und 113.

Von Wien habe ich Antwort wegen Jagemanns. Der Maler Unterberger kann ihn nicht zu ſich nehmen, noch ordentliche Lectionen geben, empfiehlt aber ſehr die Akademie und verſichert, er wolle gern dem jungen Jagemann mit Rath und That an die Hand gehn. Füger, der Director der Akademie, hat aber geſchrieben und erbietet ſich zu allem Guten. Er ſagt, der junge Künſtler brauche 5—600 Fl. jährlich. Ich will Jagemann nun auf die Michaelis-Meſſe mit nach Leipzig nehmen und dorten ſuchen, ihn mit Kaufleuten auf die wohlfeilſte Art nach Wien zu bringen, ihn beſonders an Perſen empfehlen und ihm auf zwei Jahre jährlich 300 Thlr. geben, auch Unterbergern ſelbſt noch ſchreiben, daß er etwas Außerordentliches an dem jungen Menſchen thue. Ich hoffe dieſe Unternehmung ſoll gut gelingen. Sollteſt Du Jemanden in Wien kennen, ſo empfiehl ihn ebenfalls noch.

Du wirſt meinen neulichen Brief empfangen haben, wenn Du Scherers[1]) Adreſſe haſt, ſo ſchicke ſie mir.

Vor zwanzig Jahren haſt Du wohl ſagen hören, daß der ehemalige Statthalter[2]) Graf von Bünau an meinen Vater eine ſchriftliche Inſtruction über die Staatsverwaltung gegeben habe; vergeblich ſuchte ich ſie beim Geheimrath Fritſch und an andern Orten. Vor ein paar Tagen ſchreibt mir der alte Dr. Burſcher aus Leipzig, ſchickt mir das ganze Opus in 19 ungeheuern Briefen, welche er, wie er ſagt, unter den Manu-

[1]) Vgl. Nr. 107, 109, 110, 111, 112, 113 und 121. [2]) des Herzogthums Weimar.

ſcripten des ſeel'gen Grafen gefunden habe, die ihm beim Tode ſeines ehemaligen Herrn geſchenkt wurden und die er erſt alle-weile rangirt. So pedantiſch und langweilig das ganze Ding iſt, ſo freut es mich doch dieſe Papiere zu beſitzen.

Der Herzog von Meiningen iſt hier und jagt mit mir; thu ein Gleiches in Deiner Art und ſchreibe mir, was Du gefangen haſt. Leb wohl.

Carl August.

123.

Tübingen den 11. Sept. 1797.

Vom 25. Auguſt an, da ich von Frankfurt abreiſte, habe ich langſam meinen Weg hierher genommen. Ich bin nur bei Tage gereiſt und habe nun, vom ſchönen Wetter begünſtigt, einen deutlichen Begriff von den Gegenden die ich durchwan dert, ihren Lagen, Verhältniſſen, Anſichten und Fruchtbarkeit. Durch die Gelaſſenheit womit ich meinen Weg mache, lerne ich, freilich etwas ſpät, noch reiſen. Es giebt eine Methode durch die man überhaupt in einer gewiſſen Zeit die Verhältniſſe eines Orts und einer Gegend, und die Exiſtenz einzelner vorzüglicher Menſchen gewahr werden kann. Ich ſage gewahr werden, weil der Reiſende kaum mehr von ſich fordern darf; es iſt ſchon genug, wenn er einen ſaubern Umriß nach der Natur machen lernt und allenfalls die großen Partien von Licht und Schatten anzulegen weiß; an das Ausführen muß er nicht denken.

Der Genuß der ſchönen Stunden, die mich durch die Berg-

ſtraße führten, ward durch die ſehr ausgefahrnen Wege einigermaßen unterbrochen. Heidelberg und ſeine Gegend betrachtete ich in zwei völlig heiteren Tagen mit Verwunderung und ich darf wohl ſagen mit Erſtaunen. Die Anſichten nähern ſich von mehreren Seiten dem Ideal, das der Landſchaftsmaler aus mehrern glücklichen Naturlagen ſich in ſeiner ſchaffenden Phantaſie zuſammen bildet. Der Weg von da nach Heilbronn iſt theils für's Auge ſehr reizend, theils durch den Anblick von Fruchtbarkeit vergnüglich.

Heilbronn hat mich ſehr intereſſirt, ſowohl wegen ſeiner offnen fruchtbaren wohlgebauten Lage, als auch wegen des Wohlſtandes der Bürger, und der guten Adminiſtration ihrer Vorgeſetzten. Ich hätte gewünſcht dieſen kleinen Kreis näher kennen zu lernen.

Von da nach Stuttgart wird man von der Einförmigkeit einer glücklichen Cultur beinah trunken und ermüdet. In Ludwigsburg beſah ich das einſame Schloß und bewunderte die herrlichen Alleenpflanzungen, die ſich durch die Hauptſtraßen des ganzen Ortes erſtrecken.

In Stuttgart blieb ich neun Tage. Es liegt in ſeinem ernſthaften wohl gebauten Thal ſehr anmuthig und ſeine Umgebungen, ſowohl nach den Höhen, als nach dem Neckar zu, ſind auf mannichfaltige Weiſe charakteriſtiſch.

Es iſt ſehr intereſſant zu beobachten auf welchem Punkt die Künſte gegenwärtig in Stuttgart ſtehen. Herzog Carl, dem man bei ſeinen Unternehmungen eine gewiſſe Großheit nicht ab-

Zusammenkunft der Verräther, der Sitz der Rebellen? — Das ist ein Fund! das ist ein Glück! — Ihr habt Euch gewiß unter einander veruneinigt, wie die Franzosen auch — und seyd Euch einander in die Haare gefallen — habt Euch selbst verrathen. So ist's schon recht! — Wir wollen weiter hören.

Röse.

Lieber Herr Richter!

Richter.

Sonst seyd Ihr so schnippisch. Jetzt könnt Ihr bitten.

Görge.

Ihr müßt wissen —

Richter.

Ich muß? — Ihr werdet bald anders reden.

ſprechen kann, wirkte doch nur zu Befriedigung ſeiner augenblicklichen Leidenſchaften und zur Realiſirung abwechſelnder Phantaſien. Indem er aber auf Schein, Repräſentation, Effect arbeitete, ſo bedurfte er beſonders der Künſtler, und indem er nur den niedern Zweck im Auge hatte, mußte er doch die höheren befördern.

In früherer Zeit begünſtigte er das lyriſche Schauſpiel und die großen Feſte; er ſuchte ſich die Meiſter zu verſchaffen, um dieſe Erſcheinungen in größter Vollkommenheit darzuſtellen.

Dieſe Epoche ging vorbei, allein es blieb eine Anzahl von Liebhabern zurück und zu Vollſtändigkeit ſeiner Akademie gehörte auch der Unterricht in Muſik, Geſang, Schauſpiel und Tanzkunſt. Das alles erhält ſich noch, aber nicht als ein lebendiges, fortſchreitendes, ſondern als ein ſtillſtehendes und abnehmendes Inſtitut.

Muſik kann ſich am längſten erhalten. Dieſes Talent kann mit Glück bis in ein höheres Alter geübt werden; auch iſt es, was einzelne Inſtrumente betrifft, allgemeiner und von jungen Leuten erreichbar. Das Theater dagegen iſt viel ſchnellern Abwechſelungen unterworfen und es iſt gewiſſermaßen ein Unglück, wenn das Perſonal einer beſondern Bühne ſich lange nebeneinander erhält; ein gewiſſer Ton und Schlendrian pflanzt ſich leicht fort, ſo wie man z. B. dem Stuttgarter Theater an einer gewiſſen Steifheit und Trockenheit ſeinen akademiſchen Urſprung gar leicht abmerken kann. Wird, wie geſagt, ein Theater nicht oft genug durch neue Subjecte angefriſcht, ſo

muß es allen Reiz verlieren. Singſtimmen dauern nur eine gewiſſe Zeit; die Jugend, die zu gewiſſen Rollen erforderlich iſt, geht vorüber, und ſo hat ein Publikum nur eine Art von kümmerlicher Freude durch Gewohnheit und hergebrachte Nachſicht. Dieß iſt gegenwärtig der Fall in Stuttgart und wird es lange bleiben, weil eine wunderliche Conſtitution der Theateraufſicht jede Verbeſſerung ſehr ſchwierig macht.

Mihole iſt abgegangen und nun iſt ein anderer Entrepreneur angeſtellt, der die Beiträge des Hofes und Publikums einnimmt und darüber, ſo wie über die Ausgaben, Rechnung ablegt. Sollte ein Schaden entſtehen, ſo muß er ihn allein tragen; ſein Vortheil hingegen darf nur bis zu einer beſtimmten Summe ſteigen, was darüber gewonnen wird, muß er mit der herzoglichen Theater-Direktion theilen. Man ſieht, wie ſehr durch eine ſolche Einrichtung alles was zu einer Verbeſſerung des Theaters geſchehen könnte, paralyſirt wird. Ein Theil der ältern Acteurs darf nicht abgedankt werden.

Das Ballet verhält ſich überhaupt ungefähr wie die Muſik. Figuranten dauern lange, wie Inſtrumentaliſten, und ſind nicht ſchwer zu erſetzen; ſo können auch Tänzer und Tänzerinnen in einem höhern Alter noch reizend ſeyn, unterdeſſen findet ſich immer wieder ein junger Nachwuchs. Dieſes iſt auch der Stuttgarter Fall. Das Ballet geht überhaupt ſeinen alten Gang, und ſie haben eine junge ſehr reizende Tänzerinn, der nur eine gewiſſe Mannichfaltigkeit der Bewegungen, und mehr Charakteriſtiſches in ihrem Thun und Laſſen fehlt, um ſehr

intereſſant zu ſeyn. Ich habe nur einige Divertiſſements geſehen.

Unter den Particuliers hat ſich viel Liebe zur Muſik erhalten, und es iſt manche Familie die ſich im Stillen mit Clavier und Geſang ſehr gut unterhält. Alle ſprechen mit Entzücken von jenen brillanten Zeiten, in denen ſich ihr Geſchmack zuerſt gebildet, und verabſcheuen deutſche Muſik und Geſang.

Bildhauer und Maler ſchickte der Herzog, wenn ſie gewiſſermaßen vorbereitet waren, nach Paris und Rom. Es haben ſich vorzügliche Männer gebildet, die zum Theil hier ſind, zum Theil ſich noch auswärts befinden. Auch unter Liebhaber hat ſich die Luſt des Zeichnens, Malens und Boſſirens verbreitet; mehr oder weniger bedeutende Sammlungen von Gemälden und Kupferſtichen ſind entſtanden, die ihren Beſitzern eine angenehme Unterhaltung, ſo wie eine geiſtreiche Communication mit andern Freunden gewähren.

Sehr auffallend iſt es, daß der Herzog gerade die Kunſt die er am meiſten brauchte, die Baukunſt, nicht auf eben die Weiſe in jungen Leuten beförderte und ſich die ſo nöthigen Organe bildete; denn es iſt mir Keiner bekannt, der auf Baukunſt gereiſt wäre. Wahrſcheinlich begnügte er ſich mit Subjecten die er um ſich hatte und gewohnt war, und mochte durch ſie ſeine eignen Ideen gern mehr oder weniger ausgeführt ſehen. Dafür kann man aber auch, bei allem was in Ludwigsburg, Stuttgart und Hohenheim geſchehen iſt, nur das Material, das Geld, die Zeit, ſo wie die verlorne Kraft und Gelegenheit was

Gutes zu machen, bedauern. Ein Saal, der jetzt in Arbeit iſt, verſpricht endlich einmal geſchmackvoll verziert zu werden. Aſopi, ein trefflicher Ornamentiſt, den der Herzog kurz vor ſeinem Tode von Rom verſchrieb, führt die Arbeit nach Zeichnungen von Thouret aus. Dieſes iſt ein junger lebhafter Maler, der ſich aber mit viel Luſt auf Architectur gelegt hat.

Das Kupferſtechen ſteht wirklich hier auf einem hohen Punkte; Profeſſor Müller iſt einer der erſten Künſtler in dieſer Art und hat eine ausgebreitete Schule, die, indem er nur große Arbeiten unternimmt, die geringern buchhändleriſchen Bedürfniſſe, unter ſeiner Aufſicht, befriedigt. Profeſſor Leybold, ſein Schüler, arbeitete gleichfalls nur an größeren Platten und würde an einem andern Orte, in Abſicht der Wirkung auf eine Schule, das bald leiſten was Profeſſor Müller hier thut.

Ueberſieht man nun mit einem Blicke alle dieſe erwähnten Zweige der Kunſt und andere die ſich noch weiter verbreiten, ſo überzeugt man ſich leicht, daß nur bei einer ſo langen Regierung, durch eine eigene Richtung eines Fürſten, dieſe Erndte gepflanzt und ausgeſäet werden konnte; ja man kann wohl ſagen: daß die ſpätern und beſſern Früchte jetzo erſt zu reifen anfangen. Wie ſchade iſt es daher, daß man gegenwärtig nicht einſieht, welch ein großes Capital man daran beſitzt, mit wie mäßigen Koſten es zu erhalten und weit höher zu treiben ſey. Aber es ſcheint niemand einzuſehen, welchen hohen Grad von Wirkung die Künſte, in Verbindung mit den Wiſſenſchaften, Handwerk und Gewerbe in einem Staate hervorbringen. Die

Einſchränkungen die der Augenblick gebietet, hat man von dieſer Seite angefangen und dadurch mehrere gute Leute mißmuthig und zum Auswandern geneigt gemacht.

Vielleicht nutzt man an andern Orten dieſe Epoche und eignet ſich, um einen leidlichen Preis, einen Theil der Cultur zu, die hier durch Zeit, Umſtände und große Koſten ſich entwickelt hat.

Eigentlich wiſſenſchaftliche Richtung bemerkt man in Stuttgart wenig; ſie ſcheint mit der Carls-Akademie wo nicht verſchwunden, doch ſehr vereinzelt worden zu ſeyn.

Den preußiſchen Geſandten Madeweiß beſuchte ich, und ſah bei ihm ein Paar ſehr ſchöne Bilder, die dem Legationsrath Abel, der gegenwärtig in Paris iſt, gehören. Die Sammlung dieſes Mannes, der für ſich und ſeine Freunde ſehr ſchätzbare Gemälde aus dem franzöſiſchen Schiffbruch zu retten gewußt hat, iſt aus Furcht vor den Franzoſen in den Häuſern ſeiner Freunde zerſtreut, wo ich ſie nach und nach aufgeſucht habe.

Den ſehr corpulenten Erbprinzen ſah ich in der Komödie; eine ſchwarze Binde, in der er den vor kurzem auf der Jagd gebrochnen Arm trug, vermehrte noch ſein Volumen. Die Erbprinzeß iſt wohlgebaut, und hat ein verſtändiges gefälliges Anſehen, ihr Betragen, ſowohl nach innen als nach außen, muß, wie ich aus den Reſultaten bemerken konnte, äußerſt klug und den Umſtänden gemäß ſeyn. Der regierende Herzog ſcheint, nach dem Schlagfluſſe der ihn im Juny des vorigen

Jahres traf, nur noch ſo leidlich hinzutreiben. Die Wogen des Landtags haben ſich gelegt und man erwartet nun was aus der Infuſion ſich nach und nach präcipitiren wird.

Ich machte in guter Geſellſchaft den Weg nach Kannſtadt und Neckar-Rems, um das Lager von den ungefähr 25,000 Mann Oeſterreichern zu ſehen, das zwiſchen Hochberg und Mühlhauſen ſteht und den Neckar im Rücken hat; es geht darin, wie natürlich, alles ſauber und ordentlich zu.

Darauf ſah ich auch Hohenheim mit Aufmerkſamkeit, indem ich einen ganzen Tag dazu anwendete. Das mit ſeinen Seitengebäuden äußerſt weitläufige Schloß und der mit unzähligen Ausgeburten einer unruhigen und kleinlichen Phantaſie überſäete Garten gewähren ſelbſt im Einzelnen wenig Befriedigendes; nur hier und da findet man etwas, das beſſer behandelt eine gute Wirkung hervorgebracht haben würde.

Einen thätigen Handelsmann, gefälligen Wirth und wohl unterrichteten Kunſtfreund, der viel Talent in eignen Arbeiten zeigt und den Namen Rapp führt, fand ich in Stuttgart und bin ihm manchen Genuß und Belehrung ſchuldig geworden. Profeſſor Dannecker iſt, als Künſtler und Menſch, eine herrliche Natur und würde, in einem reichern Kunſtelemente, noch mehr leiſten als hier, wo er zu viel aus ſich ſelbſt nehmen muß.

So ging ich denn endlich von Stuttgart ab, durch eine zwar noch fruchtbare, doch um vieles rauhere Gegend, und bin nun am Fuße der höhern Berge angelangt, welche ſchon verkündigen was weiterhin bevorſteht. Ich habe hier ſchon den

größern Theil von Profeſſoren kennen gelernt, und mich auch in der ſchönen Gegend umgeſehen, die einen doppelten Charakter hat, da Tübingen auf einem Bergrücken zwiſchen zwei Thälern liegt, in deren einem der Neckar, in dem andern die Ammer fließt.

Wie unauslöſchlich die Züge der Gegenſtände im Gedächtniß ſeyen, bemerkte ich hier mit Verwunderung, indem mir doch auch keine Spur vom Bilde Tübingens geblieben iſt, das wir doch auch, auf jener ſonderbaren und angenehmen ritterlichen Expedition, vor ſo viel Jahren berührten.

Die Akademie iſt hier ſehr ſchwach, ob ſie gleich verdienſtvolle Leute beſitzt und ein ungeheures Geld auf die verſchiedenen Anſtalten verwendet wird; allein die alte Form widerſpricht jedem fortſchreitenden Leben, die Wirkungen greifen nicht ineinander und über der Sorge wie die verſchiedenen Einrichtungen im alten Gleiſe zu erhalten ſeyen, kann nicht zur Betrachtung kommen, was man ehemals dadurch bewirkte und jetzt auf andere Weiſe bewirken könnte und ſollte. Der Hauptſinn einer Verfaſſung wie die würtembergiſche bleibt nur immer: die Mittel zum Zwecke recht feſt und gewiß zu halten, und eben deswegen kann der Zweck, der ſelbſt beweglich iſt, nicht wohl erreicht werden.

Goethe.

124.

Stäfa, den 17. Oktober 1797.

Kaum ſind wir aus der unglaublichen Ruhe, in welcher die kleinen Kantone hinter ihren Felſen verſenkt liegen, zurück-

gekehrt, als uns vom Rhein und aus Italien her das Kriegsgeſchrei nach und entgegenſchallt. Bis dieſer Brief Sie erreicht, wird manches entſchieden ſeyn; ich ſpreche nur ein Wort vom gegenwärtig-Nächſten.

Die Franzoſen haben an Bern einen Botſchafter geſchickt mit dem Begehren: man ſolle den engliſchen Geſandten ſogleich aus dem Lande weiſen. Sie geben zur Urſache an: „Man ſehe nicht ein, was er gegenwärtig in der Schweiz zu thun habe, als der Republik innere und äußere Feinde zu machen und aufzureizen.“ Die Berner haben geantwortet: „Es hänge nicht von ihnen ab, indem der Geſandte an die ſämmtlichen Kantone accreditirt ſey.“ Der franzöſiſche Abgeordnete iſt deßhalb nach Zürich gekommen. Das Weitere ſteht zu erwarten. Mir will es ſcheinen als ſuchten die Franzoſen Händel mit den Schweizern. Die Ueberbliebenen im Directorium ſind ihre Freunde nicht; in Barthelemy iſt ihr Schutzpatron verbannt. Ein verſtändiger Mann, der von Paris kommt und die letzten Scenen mit erlebt hat, behauptet, daß es nicht ſowohl der royaliſtiſchen als der friedliebenden Partei gegolten habe.

Unſere eilftägige Reiſe, auf der wir die Kantone Schwyz, Uri, Unterwalden und Zug durchſtrichen, iſt ſehr vom Wetter begünſtigt worden. Der Pater Lorenz iſt noch ſo munter als wir ihn vor ſo viel Jahren kannten. Tauſendmal, ja beſtändig habe ich mich der Zeit erinnert, da wir dieſen Weg zuſammen machten. Ich habe viel Freude gehabt, dieſe Gegen-

ſtände wieder zu ſehen und mich in mehr als Einem Sinne an ihnen zu prüfen. Meine mehrere Kenntniß der Mineralogie war ein ſehr angenehmes Hülfsmittel der Unterhaltung. Die Cultur dieſer Gegenden, die Benutzung der Produkte gewährt einen ſehr angenehmen Anblick. Es war eben die Zeit des Bellenzer Marktes und die Straße des Gotthardts war mit Zügen ſehr ſchönen Viehes belebt. Es mögen dießmal wohl an 1000 Stück, deren jedes hier im Lande 10 bis 15 Louisd'or gilt, hinübergetrieben worden ſeyn. Die Koſten des Transports auf's Stück ſind ungefähr 5 Laubthaler; geht es gut, ſo gewinnt man auf's Stück zwei Louisd'or gegen den Einkaufspreis und alſo, die Koſten abgezogen, 3 Laubthaler. Man denke, welche ungeheure Summe alſo in dieſen Tagen in's Land kommt. Eben ſo hat der Wein auch großen Zug nach Schwaben und die Käſe ſind ſehr geſucht, ſo daß ein undenkliches Geld einfließt.

Ich lege eine kleine Schilderung, eine Ausſicht von meinem Balcon bei. Die Cultur iſt um den Züricher See wirklich auf dem höchſten Punkt und der Augenblick der Weinleſe macht alles ſehr lebhaft.

Meyer empfiehlt ſich zu Gnaden, er iſt fleißig mit dem Pinſel und der Feder geweſen. Der letzte Koſten von Rom, der die Aldobrandiniſche Hochzeit enthält, iſt eben über Trieſt, Villach und Conſtanz angekommen. Nun ſind alle unſere Schätze beiſammen und wir können nun auch von dieſer Seite beruhigt und erfreut unſern Weg antreten. In einigen Tagen

gedenken wir nach Zürich zu gehen und erwarten was uns die Kriegs- oder Friedensgöttin für einen Weg nach Hause zeigen wird, wo wir Sie gesund und vergnügt anzutreffen hoffen. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlinn zu Gnaden und erhalten mir Ihre gewogten Gesinnungen.

Goethe.

125.

Den 4. April 1798.

Das Wetter ist heute mein Ueberwinder und ich bleibe zu Hause. Ich wollte Wellish Dornburg bei Gelegenheit einer Excursion dahin recht annehmlich vorstellen. Er scheint es zu seinem Wohnsitze annehmen zu wollen und zu diesem Behufe muß wohl ein besserer Tag gewählt werden, wie der heutige ist. Mich plagt noch über Regen und Sturm eine hämorrhoidalische Sciatique, die ich mir gestern bei einem Ritt holte und welche gewaltig weh thut.

Es freut mich, daß Du so gut mein Andenken aufgenommen hast.

Zum Unternehmen wünsche ich recht herzlich Glück! Da Hermann und Dorothea einen so guten Begriff von Deiner epischen Muse gegeben hat, so bin ich überzeugt, daß Dir Dein Werk im Griechischen Styl[1]) wohl gerathen wird. 'Das von

[1]) Achilleis. Goethe's Werke, XXXI, 79.

Märten.

Herr Gevatter!

Richter.

Bin ich einmal wieder Gevatter?

Röſe.

Seyd Ihr nicht mein Pathe?

Richter.

Seyd der Zeit hat ſich vieles geändert.

Märten.

Laßt Euch ſagen —

Richter.

Schweigt! Ihr dürft mir gar nicht kommen! Habt Ihr nicht etwa ſchon Anſtalt zum Freyheitsbaum gemacht? Habt Ihr nicht ſchon abgeredet, mich an den erſten beſten Pfahl zu hängen? Man weiß, wie jetzt das unruhige Volk von ſeiner Obrigkeit ſpricht, wie es denkt! Es ſoll ihm übel bekommen. Es ſoll Euch übel

Dir gewählte Feld iſt neu und giebt Dir daher einen rechten bequemen weiten Spielraum, um Dich auszulaſſen. Leb wohl.

Carl Auguſt.

126.

(25. April) 1798.

Ich dachte morgen oder übermorgen ein kleines Diner hier hauſſen[1]) zu geben, wo meine Frau mit einer Hofdame, der Prinz Friedrich[2]), Oberſt von Haake[3]) und Deine Herrlichkeit daran ſeyn würden. Zu dieſem wollte ich Iffland bitten und was noch mehr iſt, ſeinen Bajazzo. Das würde ein rechtes Feſt geben; ſchreibe mir, ob Dir dieſe Einrichtung gelegen wäre und welchen Tag.

Mir wäre morgen am liebſten, weil ich Freitags Conſeil habe und da die Eſſensſtunde bisweilen unſicher iſt. Es wäre mir ſehr lieb, wenn Du Iffland bereden könnteſt, künftigen Dienſtag hier zum letzten Male zu ſpielen, weil Meliſh mit Steins erſt künftigen Montag kommen werden und daß er alſo einen Ruhetag machte, oder noch eine ſiebente Vorſtellung zum Beſten gäbe. Erzeige mir den Gefallen, Bohs und ſeiner Frau und Graff in meinem Namen recht inſtändig anzuliegen, lauter und deutlich zu ſprechen und Dieſes gleich von Anfang ihrer Rollen an zu bewirken; am Ende verſteht man ſie immer,

[1]) im Römiſchen Hauſe des weimariſchen Parks. [2]) von Gotha
[3]) Begleiter des Prinzen Friedrich.

wenigſtens die Männer. Geſtern habe ich Iffland den, ſelbſt wenn er ganz leiſe ſprach, Wort für Wort verſtanden; ich ſehe daraus, daß es alſo nicht meine Ohren, ſondern das Sprachorgan der Nation iſt, welches verurſacht, daß der größeſte Theil der Stücke als Pantomimen vorbeigeht, welches eine garſtige Qual iſt, und Einem den Genuß gewaltig verbittert, den Iffflands Spiel gewährt. Wenn ſich die Leute nur ein paarmal die Mühe geben, ordentlich zu articuliren, ſo können ſie es alsdann für immer. Vale.

C. A.

Meyers Ideen[1]) ſind ſehr hübſch, er wird Dir geſagt haben, welche wir wählten.

127.

Weimar den (25.) Nov. 98.

Den Auftrag des Fürſten Ligne werde ich mir ſuchen vom Halſe zu ſchaffen.

Wannehr wir in Roßla jagen, iſt noch unbeſtimmt; ich werde aber gerne in Deiner Heimath aufwarten und Dich davon avertiren.[2]) Morgen gehts nach Ottſtedt am Berge, wo gewöhnlich etliche Paar Ohren erfroren werden.

Die verwittwete Königinn von Preußen wird erſt Mittwochs nach Erfurt kommen, wo wir ſie zu ſehen gedenken.

[1]) Goethe's Werke. XXXI. 117. ig. [2]) Goethe beſaß damals ein Landgut in Niederroßla, einem weimariſchen Dorfe.

Des Bildemeiſters Augenkonſtitution iſt wirklich eine ſeltſame Erſcheinung. Ich erinnere mich dunkel gehört zu haben, daß Perſonen gewiſſe Nüancen in den Farben nicht unterſcheiden konnten. Es wäre der Mühe werth, den Bildemeiſter ein Blatt Landſchaft nach ſeiner Vorſtellungsart ſelbſt illuminiren zu laſſen, denn ſonſten kann man ſich ſeinen Sinn nicht recht denken.[1])

Geſtern genoſſen wir die Zaubereien des Ritters Wilibald.[2]) Die Fabel hat mich ſehr lachen machen, weil die Pomade wahrſcheinlich nichts iſt, als die adſtringirende des Maréchal de Saxe. Der alte König kam aus ſeiner Probe vollkommen in der Form des Königs in L'arreau, die Wittib war ſehr erſchrocken darüber und tröſtete ſich blos durch die hoffentliche Verjüngerung und durch die lange unterirdiſche Ruhe ihres Gemahls. Die Muſik iſt ſehr mittelmäßig. Schaffe doch die Iphigenie von Gluck anbei, mir dünket in Tauris, die ich habe in Berlin geſehn; wir können ſie vollkommen beſetzen.

Von Dresden ſchreibt man mir, daß Seconda auf Lauchſtedt renoncirt und wir das Privilegium bekommen werden. Leb wohl.

Carl Auguſt.

Caroline Bertel heirathet heute den Fürſten von Carolath.

---

[1]) Goethe's Werke, XXXI. 81. [2]) Wittbald und Erminia, romantiſch-komiſche Oper von Bauer.

128.

Weimar Dienstag (27.) Nov. 98.

Die Jagd in Roßla ist auf übermorgen feste gesetzt, weil die Hasen anfangen, in die Sächsischen[1]) Hölzer zu desertiren. Indessen bitte ich uns nicht in Roßla[2]) aufzunehmen, weil es erstlich wahrscheinlich ist, daß das Wetter aufgeht und darüber gar nichts aus der Jagd werden möchte, dann, weil vermuthlich unser Rendezvous mit der Königinn[3]) diesen Donnerstag in Erfurt seyn wird, weswegen ich alsdenn der Jagd nicht einmal beiwohnen könnte.

Ich danke Dir für Deine wohlthätige Absicht und nehme das Gute für empfangen an.

Bei Gelegenheit dieses Briefs bringe ich eine Idee zum Vorschein, die ich, wenn ich nicht irre Dir schon einmal mündlich mittheilte, sie betrifft die Bestimmung Dr. Scherers[4]) für meinen Dienst. Ich dachte, er sollte, zumal im Winter, ein publicum gratis von populärer Chemie für Handwerksleute, als da sind Brauer, Brenner, Färber, Gärber und dergleichen Leute mehr lesen. Zwei Stunden die Woche wären hierzu hinlänglich. Im alten Schlosse fände sich wohl Raum zur Sitzung. Ueberlege Dieses und sage mir bei Deiner Rückkunft Antwort. Leb wohl mein Lieber.

Carl August.

---

[1]) Enclaven des Herzogthums Weimar [2]) Vgl. Nr. 127. [3]) die verwittwete Königinn von Preußen, Schwester der Herzoginn Louise von Weimar. [4]) Vgl. Nr. 107, 109, 110, 111, 117 und 121.

129.

Den 29. Nov. 98.

Aus der Jagd iſt, wie ich gleich vermuthete, nichts geworden.

Graf Frieß und Verſe[1]) ſind geſtern angekommen und wünſchen, wie natürlich, Dich zu ſehn. Ich dächte, Du kämeſt herüber; es geht dann gleich beſſer mit der Geſellſchaft. Ueberdem habe ich Dich auch über etliche Gegenſtände zu ſprechen, wovon einer ſehr wichtig iſt: er betrifft eine Veränderung in der Erziehung meines älteſten Sohnes. Ich hatte nach einem Manne zu dieſem Behufe geangelt, der wider mein Vermuthen und gegen mancherlei Wahrſcheinlichkeiten angebiſſen hat[2]); dieſer Umſtand erfodert mancherlei Rückſprachen und Vorrichtungen. Ferner hat Cronrath das Modell zu dem Fenſter fertig, das mir ſehr wohlgefällt, worüber aber auch vielerlei zu reden iſt. Komme bald und leb wohl.

Carl August.

130.

Aſtedt Donnerstag 1798.

Herr von Wolzogen, der ſich ſchon das Erſtemal durch den Herzog von Meiningen an mich wendete, (ſie kennen ſich von Kindesbeinen auf) hat an letztern meine abſchlägliche Antwort überſchrieben und geſagt, daß die Urſache, die ich gebraucht

[1]) Hofrath aus Wien. [2]) Vgl. Nr. 141.

hätte, ihn abzuweisen, nämlich daß ich den untersten und gering besoldeten Platz in der Kammer ihm nicht anbieten könnte, ihn nicht abschrecke, sich noch Einmal zu melden und zu versuchen, ob er die soliden Weimar'schen Dienste statt der sehr zweifelhaften Württembergischen erhalten könne. Er sagt dabei, daß er gelernt hätte, sich einzuschränken, daß er glaube, man würde von ihm nicht vielen Aufwand verlangen und daß er Alles thun würde, um nur die Württemberger los zu werden. Wie ich Dir schon neulich sagte, so hänge ich oft vom Aberglauben ab, daß ich etwas bisweilen annehme, das sich mir so unverhofft darbietet und wobei sich mir einiger Anschein von etwas Gefälligem zeigt. Nun ist Letzteres bei dieser Gelegenheit wirklich vorhanden, indem Wolzogen überall, wo ich von ihm reden hörte, in Ansehung seiner Conduite (prudentia externa) ein sehr gutes Lob hatte, er die Welt gesehen hat und im gesellschaftlichen Umgange angenehm ist, meine Frau äußerst wünscht, Jemanden bei Hofe zu haben, der nicht ganz stumm ist, wie unsere übrigen Hofleute und es gerne gesehen hätte, wenn ich Wolzogens Antrag annähme. Hierzu gesellt sich noch Etwas: Luck kränkelt sehr und seine Zufälle sind so häufig, daß ich fürchte, er wird nicht lange laufen. Verlier ich diesen, so habe ich platterdings Niemanden, dem ich den Hof anvertrauen könnte; ging also Luck ab, so müßte ich doch nach einem Fremden greifen; das käme mir dann theuer zu stehn und setzte mich in Verlegenheit. Wenn ich aber derweile Jemanden, wie ich mir den Wolzogen vorstelle, angewöhnt hätte, so brächte mich Dieses vielleicht

über die Schwierigkeiten hinweg, die ſich mir bei einer ſolchen Veränderung in den Weg ſtellen würden. Dieſe Betrachtungen zuſammen genommen reizen mich ſehr, Wolzogen anzunehmen, wenn er ſich gefallen ließ, mit Kammerherrn-Dienſte auf dem allerunterſten Platz in der Kammer und 400 Thlr. Beſoldung ſich anſtellen zu laſſen. Indeſſen ehe ich hierbei zu- oder abſchlage, wünſche ich doch, Du erkundigſt Dich, am Ende geradezu bei Schiller, wie eigentlich der moraliſche Charakter des Mannes beſchaffen wäre. Einſtweilen habe ich dem Herzog geſagt, ich könnte mich noch nicht ganz entſchließen und bäte mir Bedenkzeit aus.

Die Jagd geht hier vortrefflich und da heute wieder ein neuer sive friſcher Schnee gefallen iſt, ſo werde ich wohl meine Abweſenheit über die Woche hinaus verlängern. Leb wohl.

Carl Auguſt.

131.

(30.) Nov. 98.

Ich danke Dir mein Lieber! daß Du meiner Einladung Folge geleiſtet haſt. Meine Frau und ich ſind heute den ganzen Tag in Erfurt bei der Königinn von Preußen[1]) und Frieß nebſt Verſe[2]) bei meiner Mutter. Vielleicht ſehe ich Dich dieſen Abend beim Souper dorten.

[1]) Vgl. Nr. 128. [2]) Vgl. Nr. 129.

132.

(1798.)

Es wird Dir hier nachgesagt, daß künftigen Dienstag Leseprobe von Piccolomini bei Dir seyn würde; lasse Dich nur bündig vernehmen, ob Dieses wahr sey? Ob das ganze Stück, oder nur einzelne Theile? Zu welcher Tageszeit und Stunde? und — durch wessen Organ alles Dieses vollbracht werden solle? Ferner der Ort und Stelle?

G. A.

133.

1798.*)

Dem Feldmarschall würde es Vergnügen machen, morgen eine theatralische Aufführung zu sehn; er geht übermorgen weg. Ich glaube ein Schauspiel wäre besser, wie eine Oper, weil ersteres weniger Umstände verlangt. Nimm nur ein lustiges, ich dächte die Vorurtheile, oder das Ding neulich von Kotzebue. Beide gingen ganz passabel und wenn Du den Leuten sagtest, sich zusammen zu nehmen und munter zu spielen, so wird es ein ganz artiges Abendvergnügen geben.

G. A.

*) Diese Jahreszahl ist entschieden unrichtig, eine Berichtigung hat aber nicht gelingen wollen.

134.

den 13. 1798. *)

Für die Horen danke ich Schönstens. Im Schillerschen Almanach stehn rechte hübsche Sachen; er ist der beste in meiner Sammlung. Die 100 Carolin für Herder liegen bei mir parat.

Gestern bei Tisch wurde zwischen meiner Frau, Herder und Schmidt und mir eine große Abhandlung über Wilhelm Meister geführt. — Ich nehme das Ettersburger Gut zur Administration an, um eine Spanische Schäferei dorten anzulegen.

Verschiedene Damens schreien hier nach Dir, wie der Hirsch nach frischem Wasser, die Deines Rathes und Thates zu einer Maskerade bedürfen. Leb wohl und grüß Schillern.

C. A.

135.

1798.

Das Ding ist unter aller Kritik; unbegreiflich bleibt es, daß die Leute doch auch gar nicht das Bitterste begreifen.

Wareissens Bild werde ich heute produciren.

C. A.

*) Obiges Datum ist von sehr zweifelhafter Richtigkeit, denn nach Ausweis der Acten erfolgte die Uebergabe des Gutes an den Administrator den 8. Juni 1796. Eine auch nur einigermaßen zuverlässige Berichtigung war aber unfindbar.

136.

Den 8. Dezember 78.

Hier ſchicke ich Dir Bouſſlers artige Sophismen zurück, die ſich recht gut leſen. Indeſſen gefällt mir der erſte Theil beſſer, wie der zweite; dieſer iſt ein bischen ſehr ſchwach.

Bent wird Dir geſtern Abend geſagt haben, daß es mit der Idee eines zweiten Bades[1]) nicht gehe, weil die Böſchung ſo flach wird, daß ſie auf den Waſſerſtand des Baches mit 0 ausläuft und daher alle Sitze, Tritte, oder was man anbringen möchte unter Waſſer ſtehn würden und das Ding am Ende wie eine Schwemme ausſehn möchte. Dieſe Böſchung muß ich annehmen, weil ſonſten der Bach ein hohler Graben wird, welches ich zu vermeiden wünſchte. Nachſtehend iſt ohngefähr die Figur des Fluſſes, der beiden Ufer und der Böſchung:

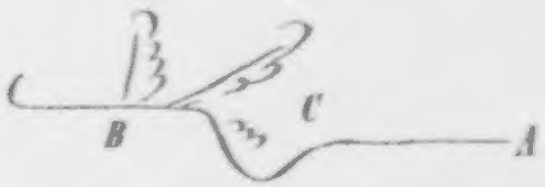

A iſt der höchſte Punkt im Stern, wo alle Wege und Böſchungen zuſammen laufen, B das hohe Ufer, das ſchon bewachſen iſt, C der Auslauf der Böſchung auf dem Waſſerſtande mit dem Maaße Null. Wollte ich die projektirte Vertiefung der Sphynx gegenüber doch anbringen, ſo müßte ich

[1]) im weimariſchen Park.

bekommen! (Zu den Bauern) Fort mit ihnen! Und gleich zum Gerichtshalter! Es muß versiegelt werden, es muß inventirt werden. Es finden sich Waffen, Pulver, Cocarden! Das giebt eine Untersuchung. Fort! Fort!

Märten.

Ich unglücklicher Mann!

Röse.

So laßt Euch bedeuten, Herr Richter.

Richter.

Etwa belügen, Mamsell Röschen? Fort! fort!

Görge.

Wenn's nicht anders ist, so soll Schnaps auch mit. Da muß sich die Sache aufklären.

Richter.

Was sagt Ihr von Schnaps?

Görge.

Ich sage —

den Fluß vertiefen, und zwar beträchtlich; dann fiele der Waſſerfall im Sterne ganz weg und dieſer wird ſehr ſchön und belebt die ganze Gegend. Ich ſollte glauben, es wäre beſſer, man ginge von der Idee, ein zweites Bad zu graben ab, verzierte die Grotte, wo die Sphynx liegt, auf eine beliebige Art, als ein verfallen Bad, z. B. mit einer in den Berg führenden Thür, mit Architektur u. ſ. w. und machte dieſes zum Waſchplatz. Der Weg ging dann doch daran vorbei. Da es heute ſchön und trocken wird, ſo beſuche doch mit Meyern und Benten das Lokal.

C. A.

137.

(14. December) 78.

Hier iſt Iffands Leben, das ſehr ſchöne Züge enthält. Ich vergaß, Dir zu ſagen, daß ich von dem wirklichen Marſche der Ruſſiſchen Truppen endlich aus Berlin Nachricht habe; man weiß aber noch nicht, wohin ſie beſtimmt ſind. Der Erbprinz von Darmſtadt mit Baumbachen kommen morgen oder übermorgen her.

C. A.

Fleiſchmann in Meiningen iſt geſtorben.

138.

Berlin 22. Dezember 1778.

Für Iffland habe ich einen rechten hübſchen Ring mit einem Portraitſtein gekauft und in ſelbigen mein Bildniß in

camoten legen laſſen. Der Ring koſtet 10 Friedrichsd'or und der Juwelier erbietet ſich, ihn mit 15 Procent Rabatt wieder zu nehmen. Dieſes macht ein hübſches Geſchenke für Iſtland, dem ich es hier bei meiner Abreiſe geben werde, eine ſchickliche Gelegenheit finde ich ſchon dazu. So gut die Truppe hier iſt, ſo ſticht doch Iſtland überall darüber hinaus. Von ihm verſteht man jedes Wort, während die andern, tout comme chez nous, ſachte ſprechen.

Hier ſind hieſige Damaſtproben; ſie können von allen Farben und Stärke gemacht werden. Die Fabrikanten widerrathen aber die graue Farbe, weil ſie nicht hält, zumal in Zimmern, wo Sonne hinein kommt; in dunkeln Zimmern geht es eher an.

Der Vergolder Keller wird Dir ehſtens wieder neue Proben ſchicken. Sie ſind ganz vortrefflich. Er iſt erbötig, ſelbſt auf einige Zeit zu kommen. Er iſt ein Schweitzer und ein ſehr geſchickter Arbeiter.

Bald werde ich Dir Proben von Pferdehaaren-Stuhlzeug von hier ſchicken, wovon der Grund ſchwarz mit bunten Streifen iſt. Es ſieht aus wie Atlas; ich habe nicht leicht etwas Angenehmeres geſehn.

Politica betreffend, laſſe Dir meinen Zettel an Voigten zeigen. Haugwitz erinnert ſich mit vieler Freude Deiner alten Bekanntſchaft. Leb wohl.

C. A.

139.

27. December 1798.

Bringe mir morgen Meyers Ideen zu Tiſche mit und iß bey mir alsdann.

Göthen laſſe wiſſen, daß er ſorgen möge, daß ich ſo zwiſchen 3—4 Nachmittags etwas zu eſſen in Kahla finde; ich denke ſo gegen Mittag hier weg auf Jena zu fahren, wo ich Relais finde.

Schönſtens danke ich für die Beſorgung.

G. A.

Ich bringe drei Pferde, den Kammerdiener, einen Jäger und einen Kutſcher mit.

140.

Den 21. Jan. 1799.

Dieſes Commando ſchicke ich Dir zum beliebigen Gebrauch: ich wünſche herzlich, daß die Sachen gut gehn mögen. Wenn das Elbeis, das entſetzlich ſtark iſt, zur rechten Zeit geht, ſo ſind wir geborgen; ſollte dieſer Fluß aber ſpäter thauen, wie die Saale, dann ſähe es böſe aus. Die Reiſe, welche ich hinter mir habe, war äuſſerſt unangenehm und mir iſt ſie nicht recht ſonderlich bekommen. Ueberhaupt fängt mein organiſches Syſtem an gewaltig wackelig zu werden. Es iſt aber auch eine Manier, das Leben zu genießen, wenn man oft an ſein Daſeyn erinnert wird.

Viel Glück zu den literariſchen Arbeiten![1]) Nach dem 1. März ſehn wir uns wieder. Leb wohl.

Carl August.

141.

Den 22. Jan. 29.

Das iſt ja recht ſchön, daß das Eis gebrochen iſt und die Stadt[2]) die Gefahr wahrſcheinlich überſtanden hat. An Fleiß wirſt Du es gewiß nicht fehlen laſſen, daß alles Nöthige, Mögliche geſchehe.

Des Barons van Haren Acquiſition[3]) ſcheint wieder einer der blinden Glücksfälle zu ſeyn, die zuweilen bei mir eingekehrt ſind. Ihn zu beurtheilen bin ich gar nicht im Stande, als nur nach ſeinem Aeuſſerlichen, das ſehr diſtinguirt iſt. Es ſcheint, daß er hier allgemein gefällt, meine Frau beſonders iſt zufrieden.

Mit Ridel will es ſich platterdings nicht in der Güte geben. Ich habe ihm endlich den Antrag machen laſſen, daß ich ihm gleich ſein letztes Geſuch accordiren wollte, nämlich 1000 Thlr. Penſion und den Abſchied. Dieſes hat er angenommen und behält ſich vor, bei den Ständen ſein Glück zu verſuchen um 20 — wenigſtens 15 Mille Thlr. zu erlangen. Dieſes überlaſſe ich ihm ganz und werde mich gar nicht rühren.

---

[1]) Vgl. Goethe's Werke. XXXI, 84. [2]) Jena. [3]) Vgl. Nr. 129.

Die geſtrige Poſt iſt von Frankfurt ausgeblieben, in politicis weiß ich alſo nichts Neues. Vielleicht iſt Mahomet unterwegs? Gruß Schillern und leb wohl.

Carl Auguſt.

142.

Den 24. Jan. 99.

Der Prinz Friedrich von Gotha lief eben ein, als Dein Bericht mir gegeben wurde.

Daß großes Waſſer eintreten würde, war immer zu vermuthen; der Schaden, den es thut, wird aber nicht beträchtlich ſeyn, nur gut daß das Eis ſich ſo manierlich betragen hat.

Die Ilm hat hier ebenfalls ſämmtliche Wieſen und den Stern überſchwemmt; indeſſen iſt ſie geſtern Abend in ihre Ufer wieder zurückgetreten, hat den Raſen gedüngt und ſogar den Ries verſchont gelaſſen, den ich auf dem Weg auf den Wieſen hatte auffahren laſſen.

Leb und befinde Dich wohl.

Carl Auguſt.

143.

(31. Januar 1799.)

Hier ſchicke ich Dir Franzöſiſche Comödien. Du wirſt Dich verwundern, wie dorten der Geſchmack fällt und wie ſehr ſich dorten Alles den Barbarismen nähert. Auch kommt das Journal des Mines. Du läßt wohl alles auf der Bibliothek ein-

tragen? Ueber den geſtrigen Wallenſtein[1]), — die ausnehmend ſchöne Sprache abgerechnet, die wirklich vorzüglich, vortrefflich iſt, — aber über ſeine Fehler möchte ich ein ordentlich Programm ſchreiben; indeſſen muß man den zweiten Theil erſt abwarten. Ich glaube wirklich, daß aus beiden Theilen ein ſchönes Ganze könnte ausgeſchieden werden; es müßte aber mit vieler Herzhaftigkeit davon abgelöſet und anderes eingeflickt werden. Der Charakter des Helden, der meiner Meinung nach auch eine Verbeſſerung bedürfte, könnte gewiß mit Wenigem ſtändiger gemacht werden.

Bei Gelegenheit laſſe doch Graffen avertiren, daß er Hauptſtellen, als zum Beiſpiel den Monolog, langſamer und mit weniger Convulſionen ſpreche; man hat ihn bei uns hinten faſt gar nicht verſtanden. Vohs hat ſehr ſchön geſpielt. Die Teller wußte auch manchmal nicht recht, was ſie anfangen ſollte. Der Huſar war wohl etwas zu modern gekleidet. Die Rugendas'ſchen Figuren zeigen die alte ungariſche Tracht.

(E. A.)

144.

(Weimar den 1. Februar 1799.)

Ich rechne drauf, daß Du mit Schillern heute zu Tiſche kömmſt. Vohs und Graff hätte ich Luſt, für ihr gutes Spiel

[1]) Das Stück wurde unter dem Titel „Die Piccolomini. Wallenſtein's erſter Theil" gegeben, die beiden erſten Acte von „Wallenſtein's Tod" waren damals noch zu den „Piccolomini" gezogen.

eine Ergötzlichkeit zu machen, ich dächte Jedem 6 Carolin zu geben; sage mir Deine Meinung deshalben.

C. A.

145.

(Weimar den 1. Februar 1799.)

Die Gnadenthür hat sich noch weiter eröffnet, meine Frau hat zugelegt. Hier sind 16 Carolin; davon gieb Grafen und Bohs jedem die Hälfte in unser beider Namen mit den schönsten Aufmunterungen.

C. A.

146.

(Januar bis März) 1799.

Ich will auf Morgen das Concert abbestellen. Wenn Du heute bei uns hier oben essen willst, so soll es mir lieb seyn und wenn Du heute Morgen um 10 Uhr zu Ch. von Wolzogen kommen könntest, so wäre dieses gar schön. Ich komme mit Leuten hin. Wir wollen alsdenn den Plan für den Schweinsmarkt[1]) bestimmen und das Hauptalignement versteinigen lassen.

C. A.

[1]) Der jetzige Carlsplatz in Weimar.

147.

W. 2. 8. 99.

Es wird ſchon an einer beſondern Vaſe gearbeitet, durch welche Du in allen vier Welttheilen zum Fürſten unter dem Titel Meccanus ausgerufen werden ſollſt. Dieſer Sieg iſt in manchem Betracht dem der conquête von Italien vorzuziehn, denn erſtlich arbeiteſt Du gegen Deine Natur und überwindeſt dieſe, was Suwarow nicht nöthig hatte, und dann giebt Deine Ueberſetzung dem Deutſchen Theater gewiß eine neue und ſehr wichtige Epoque, die Italiens Siege nicht in ihrem Fache hervorbringen. Endlich ich wünſche Dir das beſte Glück und Gedeihen und freue mich ganz gewaltig über Deine Tapferkeit. Vielleicht könnteſt Du das Stück zu meiner Frauen Geburtstag geben laſſen. Uebermorgen gehe ich nach Leipzig, bin aber den 7. oder 8. wieder hier; nach dem 13. ſehe ich Dich alſo wieder.

Von der Holländiſchen Expedition augurire ich nichts Gutes. Leb beſtens wohl.

Carl August.

148.

Den 17. . . . 1799.[1]

Schon lange ſchiffte ich, um nach Eiſenach zu kommen, lief aber immer nicht aus dem Hafen; endlich bläſt ein unglücklicher

[1] Obiges Datum iſt jedenfalls unrichtig; „Chriſtel" (Euphroſyne) war ſchon 1797 geſtorben.

Brand mir in die Segel und ich reise so eben ab. Mittwoch oder Donnerstag über acht Tage denke ich wieder hier zu seyn. Es ist rings um Bechtolsheims Haus herum Alles abgebrannt, an 40 Häuser todt und blessirt, zum Glücke lauter elende Baracken und etliche Scheunen. Man rechnet das Assecurations-Quantum nur auf 40000 Thlr.

Die 100 Carolin für Herder[1]) laß ich hier bei meiner Frau liegen. Ich wünsche Du holtest sie selbst bei ihr ab; sie sind zum Theile in Gold und leicht einzustecken. Mir wäre es lieb, wenn dieses Geld nicht durch Bediente in der Stadt herum getragen würde.

Hamlet ist gestern ganz leidlich abgelaufen. Vohs hat sich erstaunliche Mühe gegeben, sehr gut memorirt und einige Stellen gut deklamirt; nur spürt man bei ihm, daß die Sachen nicht von innen heraus bei ihm kommen und seine Einbildungskraft ihn nicht erhebt. Christel hat die Ophelia sehr anständig gespielt; indessen geht es ihr mit der Rolle, wie andern auch: sie wissen im Grunde nicht recht, was sie damit anfangen sollen. Leb wohl.

Carl August.

149.

1800.

Liebster Mercanus[2]), schicke mir den Propheten, sonst kann ich ihn versprochener Maaßen morgen nicht wieder schaffen.

[1]) Vgl. Nr 134. [2]) Vgl. Nr. 147.

Ich bin Mahomets wahrer Omar und verbreite ſeine Lehre durch Wort und That.

C. A.

150.

(Januar) 1800.

Pag. 8 finde ich den Schreibfehler ſchon corrigirt.

„ 47 iſt die Frage, ob nicht ſtatt des Worts „Herrlich" ein anderes zu wählen ſey.

„ 50 finde ich auch den Zweifel gehoben.

„ 59 ganz unten entſteht die Frage, ob nicht zu Ausfüllung des Verſes, das Wörtchen „und" zu intercaliren, wo Mahomet ſagt (zu Seiden) du ſuchſt etc.

„ 60 ganz unten ruft er zur Rache ſie des „eignen Mords", dieſes Wort eignen kommt mir etwas dunkel vor, denn es drückt wohl eher einen Selbſtmord, als einen Mord aus, den er ſelbſt begangen hat.

Verzeih die kleinfügigen Bemerkungen; ſie entſtehen aber aus der großen Liebe, welche ich für die Umwälzung habe, die Mahomets Erſcheinung hervorbringen wird.

C. A.

151.

1800.

Von ohngefähr erfuhr ich geſtern, daß Kotzebue dieſes Stück hatte, und daß — ſeine Frau es überſetzte. Ich habe

Röſe.

(Am Fenſter) Da kommt zum Glück der gnädige Herr.

Richter.

Der wird's zeitig genug erfahren.

Görge.

Ruf ihn!

Röſe.

Gnäd'ger Herr! Gnäd'ger Herr! Zu Hülfe! zu Hülfe!

Richter.

Schweigt nur! Er wird Euch nicht helfen; er wird froh ſeyn, daß ſolche Böſewichter entdeckt ſind. Und dann iſt es eine Policeyſache, eine Criminalſache; die gehört für mich, für den Gerichtshalter, für die Regierung, für den Fürſten! Es muß ein Exempel ſtatuirt werden!

Märten.

Da haben wir das Exempel!

es gleich geborgt und ſchicke es mir balde wieder, ohne zu ſagen, daß Du es geleſen haſt, ſonſt komme ich ins Heulers Küche. Frau von Löwenſtern hat übernommen, Dir den Mahomet heute wieder zu ſchicken.

C. A.

152.

1801.

Verzeih, daß ich Dir nochmals mit Abforderung Deiner Ueberſetzung des Mahomet beſchwerlich falle, laſſe ſie mir nur bis morgen Mittag. Die Urſache davon iſt folgende: Die Jagemann hat mich über die Art, wie ſie ihre Rolle beurtheilen ſoll, um Rath gefragt und mir geſtanden, daß es ihr äuſſerſt ſchwer fiele, ſich ſelbige anzupaſſen, da, wie ſie ſelbſt geſteht, ſie die dazu nöthige Zartheit ſich erſt mit vieler Kunſt anſtudieren müßte. Mein erſter Rath war, das Stück erſt ſelbſt und zwar ganz zu leſen, noch dazu auf Deutſch, — denn auf Franzöſiſch hat ſie's geleſen, — weil ſie ſich ihr Ohr wieder vom Originalklang entwöhnen muß, um ſich den der Deutſchen Verſetzung einzutönen. Eine Leſeprobe hilft dazu nichts und da ſie nicht aus ihrem Naturell, ſondern durch ihre Kunſt ſich die Rolle zueignen kann, ſo iſt dieſe Vorſicht höchſt nöthig. Ich ſtehe für die ſchnelle Zurückgabe des Buchs und für allen Nachtheil.

Bei dieſer Gelegenheit erfuhr ich, daß Benda die Rolle des . . . . . [1]) oder Biscroma in Azur ſpielen ſoll: leide

[1]) unleſerlicher Name.

doch dieſes ja nicht, ſondern laß ſie von Weyrauchen ſpielen, ſollte er ſie auch nur zweimal noch hier ſpielen können. Oder fände dieſes Schwierigkeiten, ſo laß lieber die ganze Oper für dieſen Winter weg, bis Weyrauchs Stelle erſetzt iſt.

Azur iſt von ſeltener Schönheit und roulirt hauptſächlich auf die Art wie der Bisceroma gegeben wird; Benda ruinirte das Stück total.

C. A.

153.

(Januar) 1800.

Ich kann nicht begreifen, warum es mir nicht eingefallen iſt, Dir Cordemann ſtatt Beckers zum farouche Omar vorzuſchlagen. Becker würde, fürchte ich, die Rolle verderben; er hat eine gar zu gädſige Stimme und deklamirt gewöhnlich falſch. Cordemann hat ſchon ein etwas Arabiſches Anſehn und ein ſchönes Organ.

C. A.

154.

(31. Januar) 1800.

Wäre es nicht möglich, die letzte Scene etwas anders zu gruppiren, geſtern kam die Mahometiſche Partie der Seidiſchen zu nahe. In Paris war die erſte faſt ganz vorne, links den Zuſchauern und die andre blieb rechts dem Hintergrunde nahe, wo auch das Bänkchen zum Sterben ſich fand.

Graff hat, dünkt mir, sehr gut gespielt. Bohs erstaunlich wässerig. Sein dicker Bauch gefiel mir nicht und sein Janitscharenturban. Haide — ultra posse nemo obligatur.

Die Jagemann hat es vorausgesagt, daß diese Rolle nicht in ihre Natur passe.

C. A.

Sollte das Theater nicht um eine Coulisse morgen verlängert werden können? Die letzte Scene würde dann besser ausfallen.

155.

Aug. 1800.

Da Du gestern Dir selber entflohest, so habe ich jetzt meine Freude über das Dir so wohl gerathene Griechische Basrelief noch, das gestern Abend vor meinen Augen erschien. Wenn Du mir einmal den Text zum Lesen leihen kannst, so werde ich ihn dankbar empfangen.

Heute versuchte ich es, meine Gedanken über einen Plan zur Vollendung des Schloßbaues zu fassen, kam aber nicht zu Stande damit. Es fand sich endlich die Nothwendigkeit ein, eine specielle Charte des Schlosses machen zu lassen, nämlich von jeder Provinz einzeln, in der Art, wie Wolzogen noch Risse von einzelnen Stuben aus Württemberg hat. Lasse dergleichen machen, dann kann man hineinschreiben, was man will und calculiren. Ferner fand sich ein Widerspruch in der Anlage des escalier dérobé, in der östlichen Ecke des Schlosses.

der durch Anlegung von ein paar Tapetenthüren und etlichen kleinen Kunſtſtücken gehoben werden kann. Wolzogen weiß, wie das Ding gemacht werden mag und wird wohl das Nöthige beſorgen. Dann habe ich mit Meyern beredet, daß die Pilaſter in ſeiner Zeichnung jenes öſtlichen Schlafzimmers wegfallen und, das Blau ſchonend, mehr Weiß unter die Vergoldung gebracht werde. Mündlich ein Mehreres.

E. A.

156.

Oktober 1800.

Beliebt es wohl Ew. Meccaniſchen Hoheit[1]) morgen Mittag, da wir allein ſind, mit Schillern bei mir in concreto zu ſpeiſen, und mir heute Dein Manuſcript von Mahomet nebſt dem Franzöſiſchen Original, das meiner Frau gehört, zuzuſenden?

Wegen das, was geſtern über die Schmelzung mit Steinkohlen geſagt wurde, empfehle ich doch Deiner Vorſorge einige Proben anſtellen zu laſſen. Vielleicht käme einmal der Geſchworne wieder herein, daß man ihm wegen der Gedinge zuſetzen könnte, um die Steinkohlen für den Werk wohlfeiler zu bekommen.

E. A.

[1]) Vgl. Nr. 147.

157.

(1800.)

Es iſt mir geſtern Abend erzählt worden, daß in der Maria Stuart eine förmliche Communion oder Abendmahl auf dem Theater paſſiren würde. Vermuthlich ſoll ſie katholiſch ſeyn und ſich vielleicht mit der in den Jeſuiten entſchuldigen. Indeſſen iſt doch auf unſerer Bühne bei der Vorſtellung der Jeſuiten die Sache ſo anſtändig gemacht worden, daß, bis auf ein Crucifix, das wohl auch hätte wegbleiben können, nichts ſehr Anſtößiges vorkam. Siehe doch zu, daß Dieſes auch bei Maria Stuart der Fall ſey; ich erinnere Dich daran, weil ich der prudentia mimica externa Schilleri nicht recht traue. So ein braver Mann er ſonſten iſt, ſo iſt doch leider die göttliche Unverſchämtheit oder die unverſchämte Göttlichkeit, nach Schlegelſcher Terminologie, dergeſtalt zum Tone geworden, daß man ſich mancherlei poetiſche Auswüchſe erwarten kann, wenn es bei neueren Dichtungen darauf ankommt, einen Effekt, wenigſtens einen ſogenannten hervorzubringen, und der Gedanke, oder der poetiſche Schwung nicht zureichen wollte, um durch Worte und Gedanken das Herz des Zuhörers zu rühren. Leb wohl.

Carl Auguſt.

158.

(1800.)

Morgen Mittag möchte ich Dich wohl mit Schillern bei mir, ſo wie neulich bewirthen, laß mich wiſſen ob Dieſes angeht.

C. A.

159.

1800.

Zu meiner Schande muß ich bekennen, daß ich in litteris so weit zurücke gekommen bin, daß ich diese Stücke nicht lesen kann. Jetzt habe ich keine Zeit, mich darauf zu appliciren; wenn ich wieder komme, wollen wir einmal eines derselben mit einander durchgehen.

Den Mahomet habe ich mir auf künftigen Mittwoch noch einmal zur guten Letzt bestellt. Die gestrige Vorstellung war ungleich besser, wie die erstere. Bei der nächsten aber veranstalte Folgendes mir zu Gefallen.

1) sage Bohsen, daß er noch lebhafter wie gestern sey, nicht immer auf einem Flecke stehen bleibe, mehr gehe und hauptsächlich seine Füße durch alle fünf Positionen öfter abwechseln lasse; aus der vierten bringt er sie gar nicht heraus. 2) Die Stellung der Bänke hat gestern den fünften Akt wieder verdorben; die eine steht frei auf dem Theater, dadurch kommt sie der Seidischen Gruppe in den Weg und treibt sie zu nahe an Mahomet heran. Die Bank muß an der Coulisse stehn und dorten Seide seinen Geist aufgeben. Mahomet muß weiter vorn ans Proscenium treten. Auch beim Tode Sopirs könnte die Bank an der Coulisse oder an dem Hintergrund stehn. Die frei stehenden Bänke sehn übel aus und unterbrechen immer das Spiel.

C. A.

160.

1800.

Das iſt eine ſchwere Aufgabe, mein lieber Mercamus[1]) für einen Laien und einen höchſt unſyſtematiſchen Dilettanten; indeſſen will ich mein Mögliches thun. Der herzliche Antheil, den ich an Allem nehme, was von Dir kommt und zu Dir geht, wird mir vielleicht Lichter aufſtecken, die bis jetzt noch nicht recht helle bei mir brennen wollten. Nur bitte ich um Zeit und Geduld; mein Kopf wird ſo oft aus ſeinem Gleichgewicht gerückt, daß ich nicht immer für ſeine Brauchbarkeit ſtehn kann. Die beſte Stellung, deren er fähig iſt, ſoll aber dem Cophta gewidmet werden.

C. A.

161.

1800.

Hier ſchicke ich Dir, was ich zuſammen gebracht habe. Die von Dir aufgeſtellte Frage überſchreite ich freilich, indeſſen lege ich den Ueberfluß meiner Antwort als Stoff nieder, auf den ſich einige Unterhaltungen gründen können, als Zweifel die man auflöſen kann, wenn man von der Materie eben einmal reden mag. Es wäre ſchade, wenn man immer einerlei Meinung wäre, ſonſten müßte man am Ende beſtändig ſchlafen. Bloß das Hin- und Herſtreben iſt's, was das Leben im Gang erhält.

C. A.

[1]) Vgl. Nr. 117 und 156.

Schicke gelegentlich Deine Iphigenie vor meinen Richterstuhl, die so viele tausend Gulden und Lichter Wien gekostet hat; ich habe sie nicht sogleich bei der Hand.

Um die Frage zu beantworten, ob und wie dem Schauspiele, der Groß-Cophta, zu helfen sey, damit es den Zuschauern mehr gefalle, als dieses bis jetzt gelungen ist, ob das Verhältniß eines Ehebruchs in dasjenige eines anticipirten concubiti verändert, hinlänglich sey, die Laulichkeit des Publikums bei diesem Stücke aufzuheben, wagt man Folgendes zu bemerken:

Allerdings würde das Publikum weniger betroffen seyn, eine Rolle spielen zu sehn, die mit der Liebhaberinn in Diderots Hausvater und einigen andern Charakteren dieser Art Aehnlichkeit hätte, als wie sich mit der Vorstellung eines ehebrecherischen Ehepaar's belustigen zu müssen, welches Leichtsinn und Liederlichkeit stempelt, während die Fehltritte der Diderotschen und anderer Französischen Sünderinnen aus feinern und weichern Motiven entstehen und nach erlaubten Zwecken streben. Indessen würden die Marquise und Marquis aus Eheleuten in Bruder und Schwester verwandelt und die Nichte dadurch von einer größern Vergehung befreit; so fiele das Zwangsmittel weg, wodurch letztere zur Betrügerinn geworben wird und alsdann müßte das Stück umgearbeitet und neue Motive eingeschaltet werden, um die Nichte so handeln zu machen, wie es zum Gange des Stückes nöthig ist. Ein bloß anticipirter Bei-

ſchlaf auf die Hoffnung einer zukünftigen Ehe unternommen, würde wohl ſchwerlich ein Mädchen, das nicht ſchon ganz in die Klaſſe der verworfenen gehört, bewegen, eine Handlung zu begehn, welche ſie an den Galgen oder ins Zuchthaus bringen könnte. Aber nicht allein das ehebrecheriſche Verhältniß iſt es, was den Zuſchauer anſtößt, ſondern auch das des Domherrn zur Prinzeß, der Tochter ſeines Fürſten, die er nicht zu ehelichen, aber wohl zu verführen gedenkt. Obwohl ein ähnlicher Fall in der Hochzeit des Figaro vorkömmt, ſo iſt dieſer doch nur einzig auf der Bühne; das Pariſer Publikum, das ſchon damals ſeltſam geſtimmt war, ertrug ihn, weil Figaro durch mancherlei Urſachen ein Lieblingsſtück ihm wurde und auf die Autorität dieſes Publikums geſtützt, ertrug man ihn an mehreren Orten. Demohngeachtet bleibt die Frage unerörtert, ob Deutſche theatraliſche Schriftſteller es wagen dürfen und gut daran thun, dem Beiſpiele und der Laune Beaumarchais zu folgen. Wenn obige Bemerkungen gegründet ſind, ſo möchte wohl daraus folgen, daß die Veränderungen der „Situationen große Conſe„quenzen für den Bau des ſo ſehr durchdachten und conſequen„ten Stückes nach ſich führen und die Umarbeitung deſſelben „nöthig machen würden."

Sollten aber wohl die anſtößigen Verhältniſſe **alleine** ſchuld ſeyn, daß dieſes Schauſpiel nicht allgemein gefiele? Man könnte vielleicht glauben, daß das Publikum einen Widerwillen gegen die öffentliche Aufſtellung gewiſſer Betrügereien ſpürte, durch welche ſehr ausgezeichnete Perſonen an der Naſe

herum geführt worden ſind und daß eine Wahrheitsſcheue der Zuſchauer dieſem Schauſpiele Schaden thäte. Bedenkt man aber, daß an allen Orten, wo es geſpielt worden, der wenigſte Theil des Publikums in magiſch-freimaureriſchen Verhältniſſen geweſen iſt, daß die Zuſchauer in das Theater ſtrömen, wenn Iffland'ſche oder Kotzebue'ſche Stücke gegeben werden, in welchen die drückendſte Moral über die ängſtlichen, bürgerlichen und häuslichen Verhältniſſe ſo hypochondriſch wie möglich, oft beißend, meiſtens aber ſtrafend gepredigt wird; ſo ſollte man bezweifeln, daß die Wahrheitsliebe, die in Goethe's Schauſpiel herrſcht, der Furcht vor Wahrheit des Publikums auf eine dem Groß-Cophta ſchädliche Art entgegenſtehn könnte.

Sollte nicht der Genre, in welchem dieſes Stück geſchrieben iſt, daran ſchuld ſeyn, daß die Zuſchauer kan dabei bleiben? Eigentlich gehört es, ſeiner Behandlungsart nach, in die Klaſſe der Drama's, während der Charakter des Sujets es entweder zu einer Poſſe, oder zu einer Tragödie ſtempeln möchte. Letzteres hat es im Sinne des Autors nie werden ſollen, ſondern es nähert ſich wohl ehr der Comödie und zwar einer Art, die man in Frankreich chargirt nennt; hiezu iſt es aber zu ernſthaft und hauptſächlich zu lang. Eine chargirte Comödie, oder eine Poſſe muß ihrer Natur nach kurz ſeyn, denn lange dauernde Späße ermüden und ein zu gedankenreicher, aufeinander gehäufter, vielwörtlicher Witz verfehlt gewöhnlich ſein Ziel. Der Witz verlangt eine gewiſſe proſaiſche Einfachheit in den Gedanken, in ſeinem Ziele und im Ausdrucke.

Dreyzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Der Edelmann.

Edelmann.

Kinder, was giebt's?

Röſe.

Helfen Sie uns, gnädiger Herr!

Richter.

Hier ſehen Ew. Gnaden, was ſich im Hauſe findet.

Edelmann.

Was denn?

Richter.

Eine Freyheitsmütze.

Edelmann.

Sonderbar!

Richter.

Eine Nationalcocarde.

Edelmann.

Was ſoll das heißen?

Sollte nicht dieſem Schauſpiele eine Eigenſchaft ſchädlich ſeyn, die hier angemerkt zu werden verdient: die Handlungen im Cophta kommen der Wirklichkeit zu nahe, der ernſthafte Ton, der darinnen herrſcht, läßt dem Zuſchauer zu viel Zeit, moraliſche Betrachtungen anzuſtellen und unterhält ihn zu ſparſam beim Lächerlichen. Die leeren Unterhaltungen mit Unſichtbaren verwundern vielleicht bei der erſten Vorſtellung; ſobald man aber ſie gewöhnt worden iſt, wirkt ihr innerer Gehalt zu ſehr auf den Zuhörer. So iſt es auch mit den Ceremonien, die wenn ſie nicht mit großem theatraliſchen Aufwande und in der Form einer Art Ballets gegeben werden, ebenfalls auf die Dauer keine Befriedigung gewähren.

Da dieſes Stück den Drama's einverleibt iſt und durch eine gewiſſe Zartheit im Gefühle der Nichte Anſprüche auf Empfindung machen kann; ſo möchte der Zuſchauer wohl wünſchen, daß einige liebenswürdige Charaktere ihm dabei mit zu Theile gekommen wären. Denn unter der Rotte von Dieben und Betrügern bleibt der Ritter doch nur ein kurzſichtiger, ſchwankender Menſch, den es am Ende beinahe gereut ſo gehandelt zu haben, wie er nur einzig handeln konnte, um nicht Mitſchuldiger der Diebe und Hochverräther zu werden. Und die Nichte bleibt gewaltig sujet à caution, indem ſie erſt morgen entdecken möchte, wozu ſie heute durch den Zufall genöthigt wird.

Wollte Goethe ſich die Mühe geben, dieſem Stücke eine andere Form anzupaſſen, ſo möchte die einer komiſchen Oper vielleicht Vortheile gewähren. In Verſen mit Muſik begleitet

klingt Manches ganz anders, als in der wirklichen Sprache; das Feld ist dann weiter und bequemer.

Salvo meliori.

162.

1800

Der Prinz Friedrich von Gotha kommt erst, wenn wir von Leipzig wieder kommen; also kommt er schwerlich eher als Freitag über acht Tage. Du könntest wohl den Bayard, der wie ich höre diesen Sonnabend gespielt werden soll, auf über acht Tage verlegen. Schreib mir, ob Du noch mit mir nach Leipzig gehst, alsdenn wollen wir heute über acht Tage hin.

C. A.

163.

Nov. 1800.

Hast Du mit Genzken über die Veränderungen gesprochen, welche ich in Betreff der Decorationen in meiner Frau Zimmern machen möchte? ist es geschehn, so käme ich wohl um 10 Uhr ins Schloß, wo Du ihn etwa hinbrächtest.

C. A.

164.

(November 1800.)

Wir wollen morgen früh 10 Uhr zur Bausession im Schloß uns zusammen finden.

Erinnere mich dorten an Fernows Vorſchlag wegen Jena. Dann wollte ich, wenn Du der Meinung auch biſt, Wolzogen auftragen, vor ſeiner Abreiſe noch einen oder ein paar Tage mit Genzen ſich zuſammen zu ſetzen um durchzuſtudiren:

1) die Möglichkeit in der gegebenen Zeit fertig zu werden;
2) die Hinderniſſe aufzufinden, die uns im Wege ſtehn möchten, ob in der Anſtalt oder ſonſten;
3) die Mittel und Einrichtungen, um dieſe Hinderniſſe zu beſeitigen.

Ein berichtendes Protocoll über dieſe Verhandlung würde uns viel Licht und Hülfe geben und da Wolzogen nicht viel zu thun hat und etwas Arte-peritus iſt, ſo könnte er wohl dieſes Geſchäft mit Succès übernehmen.

C. A.

165.

Dec. 1800.

So eben komme ich von einer Jagd zurück, die uns geſtern Abend bis in die Dunkelheit in die Jenaiſchen Berge geführt hat, wo der Hirſch gefangen wurde. Bei Berka hatten wir angelegt. Wir waren ſo entſetzlich durchnäßt und die Pferde dergeſtalt caput geritten, daß wir in Magdala bleiben mußten. Die Garderobe des Oberförſters, ſeiner Frau, Kinder und Knechte wurde dabei ſehr geplündert.

Zu Deiner bevorhabenden Reiſe wünſche ich das beſte Glück; ich hoffe Dich balde wieder zu ſehn. Leb wohl.

C. A.

166.

Den 22. Februar (1801.)

Für die überschickte Nachricht und das schöne Buch danke ich bestens. Siehe doch zu, daß Du mir diesen zweiten Theil des A. cf. a. erhandelst; es ist ein vortreflich Werk, einstweilen hebe ich es auf.

Hier ist Nathan der Weise. Ein Blatt ist, 265, los, es war verbunden und ich schnitt es heraus. Seite 67, 68, habe ich etwas mit Bleistift bezeichnet, das wohl wegbleiben müßte, weil es etwas gar zu auffallend klingt und am Ende nicht nothwendig ist, weil man doch so manches Andere auf dem Theater von einem Stück überhört und das Stück doch immer leben bleibt. Ins Ganze ist es aber eine fürchterliche Entrepriſe, das Ding zu spielen; ich bin vor der Idee erschrocken, wie ich jetzt das Stück wieder gelesen habe. Ich höre auf zu begreifen, wie es unsere Leute aussprechen wollen, was mit so scharfen Contouren und wenigen Linien bezeichnet ist. Glückliche Niederkunft und leb wohl.

G. A.

167.

(1801.)

Erst übermorgen kann die Antwort von Berlin kommen, welche bestimmen wird, ob und wann ich hin muß; möglich wäre es, daß die Mecklenburgische Herrschaft nicht so lange dorten bliebe, daß ich sie noch anträfe. Ich glaube dieses zwar

nicht, alsdenn ging ich nicht hin und müßte mir auf eine andere Weise helfen. Dazu kommt noch, daß aller Wahrscheinlichkeit nach der Conducteur Rabe schon unterweges seyn muß. Warten wir den Mittwoch noch ab: ist alsdann meine Abreise bestimmt, so muß ich eine Estafette nach Berlin senden, um mir Pferde und Quartier zu bestellen und alsdann kann man Gentzen mit dieser Gelegenheit schreiben. Mich freut es, Deine Handschrift wieder zu sehn.

E. A.

168.

Berlin 1. 3. 1801.

Hierbei ein Schächtelein von Frau von Brothausen an Dich, mein Lieber! Brühl überbringt es, da ich, wie Du schon wissen wirst, bis medio März hier bleibe. Abänderungen die der König mit den Depots gemacht hat, davon er mich benachrichtigte und mir dabei äusserte, daß ich hier bleiben möchte, verursachen mein längeres Ausbleiben; ich hoffe den 16. oder 18. zu Hause zu seyn.

Wolzogen wird Dir schreiben, daß und wie wir mit Gentzen zu Rande gekommen sind. Wir haben ihn nun sicher 6 Monate hintereinander bei uns. Allerhand Sachen haben wir zusammen gesucht, die zum Theil zu Modells, zum Theil zum Gebrauch dienen können.

Tancred wird den 10. gegeben; ich bekomme ihn noch zu sehn. Mit Iffland's Hinkommen zu uns scheint noch nichts

gewiß zu ſeyn. Vom hieſigen Theater bin ich nicht ſonderlich erbaut; auſſer bürgerlichen Converſationsſtücken können ſie nichts; die Wallenſteins gehn erbärmlich. Ich bin im Willen, Dir die Partitur von Reichardts Geiſterinſel mitzubringen, wo wirklich ſchöne Muſik darinnen iſt, die ſich eine Weile bei uns halten möchte.

Ein paar Tage bin ich an einem böſen Halſe krank geweſen. Befinde Dich wohl und leb wohl, mein Lieber.

G. A.

169.

Möge dieſer Brief, beſter Fürſt, Sie ganz hergeſtellt antreffen, damit Sie das an mancher Unterhaltung reiche Berlin recht genießen können.

Die Gentziſchen Zeichnungen, welche Graf Brühl überbracht hat, hebe ich auf bis zur Ankunft des Conducteurs Rabe. Den Quadratoren haben wir einſtweilen in der obern Etage, nach dem Regelthore zu, einige Decken und Geſimſe in Arbeit gegeben, wozu uns Wolf die Zeichnungen geliefert hat. Auch ſind die Stuccatoren beſchäftigt, ſo daß keine Zeit verſäumt wird.

Die Nachricht, daß Profeſſor Gentz ein halb Jahr bei uns bleiben wird, war mir ſehr willkommen; denn auf ſolche Weiſe wird ganz allein eine ſichere und ſchnelle Ausführung möglich, wenn die täglich vorkommenden Räthſel von dem Meiſter ſelbſt gelöſt werden.

Was mich betrifft, ſuche ich mich einer völligen Geneſung immer mehr zu nähern und es ſcheint zu gelingen; das eintretende Frühjahr giebt die beſte Hoffnung. Geſchwulſt und Mißfarbe des untern Augenlids haben ſich noch nicht ganz verloren.

Hartmann von Stuttgart iſt angekommen. Sowohl ſein früheres, in Rom verfertigtes großes Bild, als einige ſpätere Zeichnungen, zeugen von dem vorzüglichen Talent dieſes jungen Mannes.

Frau von Grothauſen werde ich nächſtens ſchreiben und danken. Meinen Brief ſchließe ich, wie ich ihn anfing, mit Wünſchen für Ihr vollkommenes Wohl.

Weimar den 9. März 1801.

Goethe.

170.

W. 9. 4. 1801.

Mit dem beſten Willen, morgen zu Dir zu kommen, bin ich aber nicht im Stande meinen Vorſatz auszuführen. Die Gothaiſchen Prinzchens liegen mir auf dem Hals, ich habe eine geöffnete Ader, die nicht zuheilen will und bei der Niederlage meiner Magier muß ich von Einem zum Andern laufen, um die Geſchäfte ein bischen im Gange zu halten. Bei der Schwäche ihrer Häupter darf wenig auf einmal, aber täglich muß etwas vorgenommen werden. Ich komme alſo nicht. Wolzogen wird Dir geſagt haben, wie die Sachen ſtehn und daß er nach Ruß-

land eilt, um uns Gewißheit zu verſchaffen.[1]) Den jungen Voigt gebe ich ihm mit. Hoffentlich ſehe ich Dich Montags. Tancred iſt ſehr gut gegangen. Leb wohl.

Carl Auguſt.

171.

Weimar den 13. April 1809.

Die Anweſenheit der Prinzen von Gotha, deren Abreiſe auf Morgen beſtimmt iſt und einige Hinderniſſe, die meine Geſundheit in den Weg legt, hindern mich hinaus zu kommen, um die Chauſſeeſachen in Ordnung zu bringen; vor Ende dieſer Woche werde ich ſchwerlich mobil ſeyn. Indeſſen lege ich hier ein paar Punkte, den Schloßbau betreffend bei, die abzuthun ſind; ich wünſche einen dieſer Tage Dich darüber in Loco zu ſprechen.

Die Dänen haben ſich brav gehalten und ihre etliche Blockſchiffe theuer verkauft. Hannover hat ſich gutwillig ergeben. Die Hamburger Zeitung empfehle ich zu leſen. Leb wohl.

C. A.

172.

Schloßbau.

1) Die General-Polizei-Direktion iſt um ein Local verlegen, um ihre Seſſionen zu halten und ihre Acten unter-

[1]) In Betreff der bekanntlich bald darauf erfolgten Vermählung des Erbprinzen Carl Friedrich mit der Großfürſtin Maria Pawlowna.

zubringen und zu ordnen. Zeither liegen dieſe Papiere in der größten Unordnung bei dem Polizeiſecretär Undeutſch; er bekömmt etwas Miethe dafür und jetzt da die Stände 600 Thlr. zu einem Polizeifonds jährlich verwilligt haben, die Vermehrung der Polizeiacten aber Undeutſchen nöthiget, ein größeres Quartier dafür zu nehmen, ſo ſchlägt General-Polizei-Direktion vor, Undeutſchen noch 30 Thlr. aus obbemeldetem Fonds als erhöhtes Locarium zu verwilligen. Dieſe 30 Thlr. und das zeitherige Miethgeld an den Polizeiſecretär wünſchte ich aber zweckmäßiger angewendet zu wiſſen und ſchlage daher vor, einſtweilen der General-Polizei-Direktion ein Paar Zimmer im Schloſſe, und zwar in der oberen Etage, entweder auf dem großen Flügel oder in dem kleinen einzuräumen, welche bloß mit Fenſtern, Thüren, Oefen und Repoſitorien zu verſehn wären; Tiſche und Stühle können irgendwo her genommen werden. Der nahe Abgang der Obermarſchallinn von Witzleben läßt hoffen, daß man in Kurzem zur Einrichtung im rothen Schloſſe wird ſchreiten, dahin die Collegia und ſomit auch die General-Polizei-Direktion verlegen können.

2) Der Vorrath von fertigen Thüren und Fenſtern häuft ſich ſehr. Um Platz zu gewinnen, um das Gehörige an Ort und Stelle beurtheilen zu können und um beſſer überſchlagen zu können, was fertig, was noch zu machen, oder was zu ändern iſt, ſchlage ich vor, dieſe Thüren und Fenſter ſo viel möglich an Ort und Stelle, wo ſie hin beſtimmt ſind, ein-

zuhängen. Eben ſo möchte es ſich auch mit Einlegung der fertigen Fußböden von gewöhnlicher Sorte verhalten.

W. 13. April 1801.

C. A.

173.

W. W. C. 1.

Die fatalen Krämpfe, mein lieber Freund, haben endlich doch die Ueberhand behalten, ſie warfen mich ſeit Deiner Abreiſe dreimal nieder und überwiegen meine Plane, die ich in Anſehung des Geldes und der Zeit gemacht hatte; ich komme doch noch nach Pyrmont. Den 10. July Abends, Freitag über 14 Tage, komme ich dorten an. Erzeige mir den Gefallen Folgendes zu beſtellen:

1 Stube mit Bette für mich.

1 dergleichen für Egloffſtein.

1 dergleichen mit 2 Betten für Kammerdiener und Kanzliſt;

2 Stuben für 3 Bedienten und zwei Reitknechte, nebſt gehörigen Betten. Stall und Fourrage auf 4 Pferde.

Wir kommen über Caſſel. Am Table d'hôte eſſen wir beide und bedürfen daher keiner beſondern Koſt. In welchem Hauſe wir wohnen ſollen, iſt mir gleichgültig.

Deine Ankunft hier abzuwarten, war mir ohnmöglich, ſonſten wäre die Kur zu weit hinaus verſchoben worden; ich hoffe den 5. Auguſt wieder hier zu ſeyn. Kannſt Du meine Ankunft in Pyrmont abwarten, ſo wäre mir Dieſes ſehr lieb, denn ich

Richter.

Verſchwörung! Aufruhr! Hochverrath!
(Er behält die Mütze und Cocarde in der Hand, und nimmt ſie hernach mit hinaus.)

Edelmann.

Laßt mich fragen!

Richter.

Laſſen Sie uns nachſuchen! Wer weiß, was noch im Hauſe ſteckt.

Edelmann.

Stille!

Röſe.

Gnädiger Herr!

Edelmann.

Dieſe Sachen?

Märten.

Brachte Schnaps ins Haus.

Görge.

In meiner Abweſenheit.

möchte Dir gerne den jetzigen Zuſtand des Schloßbaues, mit dem Du hoffentlich zufrieden ſeyn wirſt, übergeben und Dir einige Notizen darüber beibringen. Genz benimmt ſich ganz vortrefflich. Aus Rußland habe ich gute Nachrichten eingezogen.[1]) Deine Geſundheit befindet ſich wohl an der trefflichen Heilquelle erneuert und friſch belebt? herzlich wünſche ich es. Auch ich ſuche Troſt dorten, um mit Dir noch etliche Jahre vergnügt und nützlich zu vertreiben. Leb wohl.

C. A.

174.

Weimar, Peter Paul 1801.

Ein dunkles Gerüchte, mein Lieber, daß um die Zeit, wenn ich nach Pyrmont kommen will, die Quartiere ſo ſehr rar ſeyn würden und die Vermuthung, daß Du ſo vielen geiſt- und gefühlreichen Damen wirſt aufwarten müſſen, dergeſtalt daß meine Bequartirung Dir eine Zeit rauben möchte, die Du galanter anwenden kannſt, ſo habe ich mich mit Gott entſchloſſen, meinen Mephiſto an Dich abzuſenden, damit er Dir hülfreiche Hand bei Unterbringung und Anſchaffung meiner Bedürfniſſe reiche. Dazu kömmt, daß dem armen Teufel es gut behagen wird, wenn er ein Tagen achte ohne an meinem Leibe warten und ſchaben zu müſſen, ruhig zu ſeinem Beſten baden und trinken kann. Alſo — empfehle ich ihn Dir beſtens und

[1]) Vgl. Nr. 170.

Dich ihm im Fall der Noth, da Volk vor sey. Bei mir ist's die höchste Zeit, daß die schwarze oder weiße Fahne wehe: Pyrmont wird für das Eine oder das Andere sorgen. Die Schwindel, Krämpfe, Schlaflosigkeiten sind da zu Haufen, dabei kurzer Athem und Beängstigung. Alles Dieses bringe ich Dir mit und will es wo möglich nebst Deinem leidigen Ueberflusse dort lassen. Der Fürst von Dessau ist hier: er geht nach Baden zum Markgraf und will suchen, dorten seinen lahmen, zerfallenen Arm zu heilen. Grüß Griesbach, befinde Dich Bestens und leb wohl.

Carl August.

175.

Februar 1802.

Bestens danke ich für Mittheilung der Beilage.[1]) Gewiß hat diese Schrift bedeutende Verdienste, da aber das gewählte Sujet nur weniger Abwechslung in seiner Bearbeitung fähig ist, so war die natürliche Folge, daß viele überflüssige Momente eintreten mußten und mancherlei Ueberflüssiges, Gedehntes, Langweiliges in die Rede kam. Im Ganzen ist das Opus wohl etwas sehr lahm und die schwachen, häufigen Lückenbüßer tödten dasjenige, was ans Feurige sich hie und da nähert. Die Sprache ist, dünkt mir, meistens sehr hart und bestärkt mich

[1]) Ion von A. W. von Schlegel? Vgl. Goethe's Werke, XXXI, 122.

in dem Glauben, daß das Genus dieser Jamben äußerst gefährlich ist, indem bei einem Autor, der nicht von der Natur das Organ erhalten hat, diese Versart mit Eleganz aus seiner Feder fließen zu lassen, dieses Metrum leichte in höckerichte, so zu sagen pedantische Prosa ausartet.

E. A.

176.

(1802.)

Dieser mit Metallbeschlag versehene Letten findet sich in großer Menge in des Perrückenmacher Müllers Hause, wo die fahrende Post ist, und kam am Tage, da er jetzt einen Brunnen graben läßt. Was soll dieser Beschlag eigentlich seyn? und findet man dieses häufig im Letten?

E. A.

177.

(1802.)

Ich danke schönstens. Der Brief ist ganz vortrefflich und wird hoffentlich das harte Herz erweichen. Hoffentlich soll meine Mutter es uns hinterdrein Dank wissen, daß wir sie bewogen haben, ein bischen an sich zu halten und eine übergroße Freigebigkeit sich nicht zu erlauben. Das Scriptum habe ich Voigten zu den Akten gegeben, der eben bei mir war.

Gesegnete Mahlzeit.

E. A.

178.

Februar 1802

Hier ſchicke ich Dir den Soulavie, den Du, dünkt mir, verlangteſt.

C. A.

179.

(5. März 1802.)

Kinder-Nachrichten zu Folge arbeitet Morelli an einem ſehr ſeltſamen Ballet, in welchem alle gegenwärtigen Notables des hieſigen Staates inclusive der conſulariſchen Familie auftreten ſollen. Weißt Du denn etwas von dieſem Abentheuer?[1])

C. A.

180.

16. 3. 2.

Im Soulavie ſchien mir ein tiefer Werth zu liegen, indem er ſyſtematiſch conſequent die Oeſterreichiſche Politik und den Engliſchen, Genfiſchen Einfluß als Grundurſachen der ſonſt unerklärbaren Revolution darſtellt. Nicht ſollte ich glauben, daß er parteiiſch wäre, denn da er Facta und zwar noch ſehr unbekannte darbringt, die er aus dem Richelieu d'Anguilleuſchen Hauſe, zu dem er immer gehört hat, und aus ſeiner Genfer Miſſion ſchöpfte, und überall vermeidet, irgend eine ſeiner Mei-

[1]) Vgl. Goethe's Werke, XXXI, 125.

nungen dem Publico aufzudringen, ſondern ſein Buch wie eine species facti behandelt; ſo ſcheint es, daß dieſe Memoires als ein ſeltenes Aktenſtücke anzuſehen ſind.

Die Schweſtern[1]) beenden ſich ſo viel ich weiß; den Regulus[2]) habe ich mir von Schillern geben laſſen. Das Werk kommt mir ſeichte und lau, auch langweilig vor, indeſſen hat es doch einigen Verdienſt. Beſtärkt bin ich durch dieſe Schrift in meiner Meinung worden, welches gefährliche Inſtrument die neubeliebte Jamben in der Feder eines Lehrlinges oder Stümpers ſind. Gleich werden ſie ſtachlicht, höckerige, pedantiſche Proſa.

Den Theil des Crebillon behielt ich noch bei mir in welchem Rhadamiſte und Zenobie ſtehn, weil ich den Pyrrhus und die Semiramis drinnen fand. Dieſe drei Stücke ſind, dünkt mir, werth als Muſter ſchöner theatraliſcher Formen überſetzt zu werden und ich amüſire mich, unter ihnen zu wählen. Leb wohl.

C. A.

181.

16. März 1802.

Wie die Beilage zeigt, ſo iſt meine Zeit ſehr eingetheilt und ſämmtliche Regimenter ſind darauf angewieſen. Indeſſen trifft der jetzige Nachwinter nicht in mein Calcul und wohl wäre es möglich, daß ich den erſten Theil meiner Abweſenheit

[1]) Die Schweſtern von Lesbos, von Amalie von Imhof. [2]) Trauerſpiel von Collin.

verſchieben muß, ich ſpäter weg ginge und alsdenn beide Reiſen näher aneinanderſchöbe. Denn thaut es nicht balde und trocknet nicht ſchnell hinterdrein, ſo kann ich die Regimenter von Quitzow und Leibregiment nicht in der erſten Hälfte Aprils exerciren. Unter 10 Tagen aber kann ich hierüber nichts Beſtimmtes ſagen.

Voigt wird Dir Schulzens Bericht ſchicken.[1]) Die Klatſcherei wurde ſo arg, daß ich dieſen zu meiner Bequemlichkeit forderte und ſelbſt meine Mutter rief mich zu Hülfe, um ſich gegen ihre Hofdamen zu retten. Sie glaubte gleich, daß die Sache dergeſtalt wäre, wie ſie Schulze berichtet. — Nun iſt's mir göttlich gelungen, einen neuen Klatſch auf's Tapet zu bringen, um die Gemüther zu theilen. Amalie Imhof hat Antwort von Paulmann bekommen und iſt ganz wüthend. Sämmtliche Hofdamen, die um mein Geheimniß wußten, ſind auf meiner Seite. Kirms hat indeſſen, da Kotzebue rebellirt, mir einen Nothſchuß an Schiller um neue Stücke communicirt. Schiller will den Don Carlos und die Jeanne d'Arc für unſern Lauchſtedter Bedarf zuſammenſchnitzen. Letztere muß aber hier einſtudirt werden und einer Probe hier unterliegen. Deswegen habe ich erlaubt, daß dieſe Jungferſchaft hier einmal vor dem Abzang der Geſellſchaft unterſucht werde, unter Beding aber, daß jede andere, als die Jagemann die d'Arc ſpiele. Hiedurch entſchuldige ich meine Inconſequenz.

[1]) Schulze, Bürgermeiſter von Weimar. Vgl. Nr. 179.

Ich erwähnte geſtern des Regulus[1]) in der Abſicht, daß man vielleicht dem Autor deſſelben rathen ſollte, das Franzöſiſche Theater zu ſtudiren, indem er es überſetzte, weil er Geſchmack an der Regelmäßigkeit der dramatiſchen Arbeiten zu haben ſcheint, und nicht ohne Talent iſt. Beides iſt in unſern Zeiten ſelten. Leb wohl.

C. A.

182.

(1802.)

Der Gemaldehändler Trappaux iſt in Gotha, derſelbe, von dem der Herzog von Meiningen die bewußten Stücke gekauft hat. Hier iſt ſein Catalog. Ich kann nicht nach Gotha gehn, ich wünſche aber Meyer reiſete hinüber und beſähe die Sachen. Mich intereſſiren hauptſächlich Claude Lorrain und die Pouſſins. Meyer hörte dabei, was die Bilder koſten ſollten. Er kann eine Poſtchaiſe nehmen und mit Extra hinüber fahren.

C. A.

183.

Pyrmont 23. 6. 2.

Beſorge die Beilagen, mein Lieber. Ich vergaß, Dich zu fragen, ob ich, wenn mir die Stegmann noch gefiele, verſuchen ſollte, ſie zur zweiten Sängerinn zu engagiren, und wie

[1]) Vgl. Nr. 180.

viel ihr zu bieten ſeyn möchte. Schreib mir Dieſes. Das Theater kommt erſt künftigen Sonnabend. — Es iſt hier noch gewaltig leer; viele Quartiere ſind aber beſtellt.

Meine Frau war ſehr munter in Caſſel, die Erbprinzeſſinn aber gewaltig niedergeſchlagen und gealtert; die Gegenwart ihrer Schweſter wird ihr ſehr nothwendig ſeyn. Die Gräfinn Lille kommt heute. — Das Wetter iſt ſchön, nur ſind die Morgen und Abende kalt. Die Früchte in Heſſen ſtehn über alle Beſchreibung ſchön, dabei iſt aber Alles ſchrecklich theuer. Leb wohl.

C. A.

184.

Pyrmont, Juny 1812.

Meinen ſchönſten Gruß zuvor, lieber Getreuer! Beſorgt mir hübſch die Beilage. Hier gehts ſchrecklich langweilig zu. Aeuſſerſt wenig Menſchen ſind hier, indeſſen doch einige Mannsleute, die mich intereſſiren, wozu eben nicht viel gehört. Unter Andern der, welcher den Vortrag des [1]) .... Weſens in Dresden hat, alſo meine Angelegenheiten mit zu beſorgen hat, ein Herr von Witzleben. Dieſesmal finde ich mein Haupt weniger betäubt, als vor dem Jahre von dem Waſſer; das iſt vielleicht ein gutes Zeichen. Ich kann leſen und ſchreiben dabei, was ich ſonſten nie konnte. Laß balde etwas von Dir hörrn.

[1]) Hier folgt ein unleſerliches Wort.

Die Hufeland iſt von Berlin hier mit dem Dr. Biſchoff. Es regnet und ſtürmt unaufhörlich. Leb wohl.

C. A.

185.

(Pyrmont) 25. Juli 1802.

Heute geht auch die Preußiſche fahrende Poſt und ich verſuche dieſen Weg gleichfalls, um zu erfahren, welches die ſchnellſte Gelegenheit ſey. Seit meinem vorigen Zettelchen iſt nichts Neues vorgefallen, auſſer daß die Sonne wieder zu ſcheinen angefangen hat. Leb wohl.

C. A.

186.

Pyrmont den 9. Aug. 1802.

Beſten Dank, lieber Alter, für Deinen Brief vom 4. nebſt den Beilagen, den ich vorgeſtern erhielt. Die drei Fürſten können ſehr zufrieden mit Deiner Enträthſelung Ihres Willens ſeyn. C. hat mir viel Schönes vom Vorſpiel und von der Art geſchrieben, wie es aufgenommen worden.[1]) Dir wünſche ich viel Vergnügen und Geſundheit; auch ich hoffe letztere hier in reicher Maaße einzuſammeln. Mein Kopf iſt auſſerordentlich helle und das Waſſer wirkt wohlthätiger auf mich wie jemals. Die Geſellſchaft hat ſich ſehr vermehrt, nur verbeſſert ſie ſich

[1]) Goethe's Werke, XXXI. 137.

nicht ſonderlich, in Dem, was man bei ſelbiger eigentlich zu finden wünſcht. Der Dr. Herz[1]) von Berlin iſt hier, ein kluger artiger kleiner Jude; ſie groß, dicke, gebildet aber ſchrecklich empfindſam. Von Weibern iſt uns wenig Hübſches und faſt nichts Intereſſantes zu Theile geworden. Das Wetter wird etwas leidlich. Leb wohl mein Lieber.

C. A.

Die Stegmann[2]) hat einen Hautboiſt Fiſcher aus der Kapelle geheirathet: ſie bleibt bei der Hoftruppe in Hannover, die errichtet wird. Schade iſt, daß wir ſie nicht bekommen.

187.

(September 1802.)

Mit meiner Frau komme ich morgen zur Ausſtellung und werde mich freuen, Dich wohl zu ſehn.

C. A.

188.

Jan. 1803.

Ich werde aufwarten und mich über Dein Wohlbefinden freuen, indeſſen kann ich erſt etwas ſpät kommen, weil Aſſemblée bei meiner Mutter angeſagt iſt.

C. A.

[1]) Arzt. [2]) Vgl. Nr. 183.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.

3-598-50924-3
FN. 18816/442

189.

2. Jan. 1803.

Sehr bedaure ich, lieber Alter, daß, iſt's auch nur ſein Geſpenſt, ein Uebelbekannter wieder anklopft; brauche ja balde die rechten Mittel und laſſe Hufchken nicht von der Hand. Wir haben Dich geladen gehabt, um Dir unſere Freude über Dein Neujahrsgeſchenke mitzutheilen; allgemein hat es über Beſchreibung gefallen.

Einſiedeln habe ich erſucht ſich mit Bode bekannt zu machen und zu hören, wo es mit einem ſolchen Menſchen hinaus könnte oder wollte; er hat den Auftrag gerne übernommen. Leb wohl.

C. A.

190.

Jan. 1803.

Hier etwas von P. . . . [1] Du biſt wohl ſo gut, wenn die Bücher angekommen ſeyn werden, an ihn etwas aufzuſetzen.

Schreibe mir, was Deine Geſundheit macht? und ſage mir ob ein flüchtiges Gerüchte, das mir zu Ohren kam, wahr iſt, ein Club ſollte Sonnabends Abends nach der Comödie in einem Zimmer des Stadthauſes zu Stande kommen, von dem Du und Schiller die Grundpfeiler ſeyn würden. Mir liegt viel daran es zu wiſſen, weil ich eben mit demſelben Projekte auf

[1] Wahrſcheinlich Pongens. Vgl. Nr. 198.

demſelben Orte, auf denſelben Abend und auf dieſelben Grundpfeiler gerichtet im Stillen ſchwanger ging.

C. A.

191.

Jan. 1803.

Wenn Du etwas Näheres von dem Schillerſchen Sonnabends-Club-Projekte erfahren kannſt, ſo wirſt Du mir einen Gefallen erzeigen, mir das Fernere mitzutheilen.

C. A.

192.

(1803.)

Wenn es Dir gefällig iſt, ſo laß heute die Teppiche im Saale ausbreiten, und komme zu Tiſch: der Ruſſiſche General Meyendorf ißt bei uns.

C. A.

193.

(Anfang Februar 1803.)

Der Herzog von Meiningen wünſcht Wallenſteins Lager zu ſehen; da wie ich höre Montag das Ballet[1]) wiederholt wird, ſo möchte dieſes Stück am Montag zum beſten paſſen, da ohnedieß der Herzog den Mittwoch weg will.

C. A.

[1]) Die Zaubertrompete.

194.

1803.

Die Beilage zu leſen wird Dich gewiß intereſſiren und nach etlichen Tagen erbitte ich ſie mir wieder.

Ich vergaß neulich Dich zu fragen, ob Dir Piron Spaß mache?

Ein gewiſſer Dr. Stoll wird Dir ein Werk produciren, das in Alexandrinern nach dem Franzöſiſchen gearbeitet iſt. Das Opus[1]) iſt an und für ſelbſt artig; indeſſen kann ich nicht leugnen, daß im Leſen dieſe Versart in unſrer Sprache an die Allongenperrücken der Gottſcheds und Conſorten erinnert. Recht neugierig bin ich, wie es ſich geſprochen annehmen wird. Die Jagemann und Becker wollen es aufführen. Einige böſe Reime, Leer- und Dunkelheiten und Reimhaſchereien können vorher wohl ein Bischen gezüchtiget werden.

G. A.

195.

Febr. 1803.

Tauſendmal danke ich ſchönſtens für die Beilagen, welche ins Reine ſchreiben zu laſſen ich bitte. Nur ein paar Worte habe ich berührt, was Du wohl verzeihen wirſt. Hoffentlich geht es mit Deiner Geſundheit gut und Du erſcheinſt wohl morgen wieder auf dem Kampfplatz.

G. A.

[1]) Scherz und Ernſt, Luſtſpiel, zum erſten Male aufgeführt den 11. März 1803.

196.

Februar 1803.

Den beſten Dank für den geſtrigen guten Abend. Hier ſchicke ich Dir eine neue Zeitung, die Du vielleicht mit der Eleganten ſammeln willſt. Man muß das Zeug mithalten, um im Laufe der Impertinenzen zu bleiben. Wegen Hackert gelegentlich ein Mehreres.

G. A.

197.

1803.

Der Herzog von Gotha, der vorher gewaltige Schwierigkeiten machte, iſt jetzt ſo hitzig auf das Vermeſſungsprojekt, daß Zach es nicht genug beſchreiben kann. Auch hat der Landgraf von Caſſel, der ſich ebenfalls weigerte, die Form der Heſſiſchen Weltkugel beſtimmen zu laſſen, Geſchmack an der Sache gefunden und giebt ſelbſt einen Aſtronomen dazu her, den er dabei dreſſiren laſſen will. Die Sache geht nun vor ſich und wird gewiß ein ſchönes Werk werden.

Freund Morelli war eben bei mir und producirte einen Brief von Racknitz, derentwegen er um einige Wochen Urlaub bittet. Ich habe ihn an Dich gewieſen und dabei geſagt daß ich nichts dagegen habe. Der Kerl iſt ſo liederlich, daß er über kurz oder lang doch einmal fort läuft und da denke ich, daß es am beſten ſey, man laſſe ihn ein bischen gehn, um Geld zu gewinnen, vielleicht kommt er wieder.

G. A.

198.

1803.

Pouzens Bücher, ſehr ſchön gebunden, ſind angekommen und auf die Bibliothek ſchon abgegeben worden; ich würde ihm nun wohl antworten müſſen. Es macht ſich nöthig, daß die vier runden Gemälde und das Plafondſtück in meiner Frau Wohnzimmer eingeſetzt werden, willſt Du ſie wohl bei Meyern betreiben.[1])

C. A.

199.

11. 2. 3

Wie hält ſich das Befinden und kannſt Du noch nicht bei Unſereinem zu Tiſche kommen?

Beiliegend ein Brief; ſollte Lenz nicht des Fürſten[2]) Portrait ſich erbitten?

Schiller hat mir ſein Stück Arbeit[3]) gegeben. Ich habe es mit großer Aufmerkſamkeit — aber nicht mit wohlbehaglichem Gefühle geleſen; indeſſen verſchließe ich meinen Mund wohl bedächtig darüber. Ueber die Sache ſelbſt iſt ihm nichts zu ſagen, er reitet auf einem Steckenpferde, von dem ihn nur die Erfahrung wird abſitzen helfen, aber Eines ſollte man ihm doch einzureden ſuchen, das iſt die Reviſion der Verſe, in denen er ſeine Werke geſchrieben hat; denn hie und da kommen

[1]) Goethe's Werke, XXXI. 117 fg. [2]) Demidoff Gallitzin, welcher dem mineralogiſchen Muſeum in Jena ſeine ſehr werthvolle Sammlung vermacht hatte. Goethe's Werke, XXXI. 157. [3]) Braut von Meſſina.

mitten im Pathos komiſche Knittelverſe vor, dann unausſtehliche Härten, undeutſche Worte und endlich ſolche Wortverſetzungen, die poetiſche Förmelchens bilden, deren Niederſchreibung auf Pulverhörner gar nicht unpaſſend geweſen wäre. Verſchiedenes dergleichen habe ich extrahirt, ich werde es Dir gelegentlich einmal mündlich vorlegen. Etwas ſehr Auffallendes wird dem Publico nicht entgehn: die eigentlichen Hauptperſonen des Stücks ſind Stocklatholiken, das Chor aber Heiden; letztere ſprechen von allen Göttern des Alterthums, erſtere von der Mutter Gottes, den Heiligen u. ſ. w. Da nun das Chor eigentlich ein Corps unter den Waffen darſtellt, ſo kann man die Perſonen deſſelben für nichts, als für bewaffnete Poeten anſprechen: eine neue Maske für die Bühne; denn die meiſtens ganz unnütze bilderreiche Schwulſtigkeit, in der dieſes Corps den Zuſchauer von einer Scene zur andern führt, und noch dazu ſehr langſam, kann unmöglich für Kriegsknechte paſſen, da die Prinzen, zu denen jene Leute gehören, ſich viel natürlicher ausdrücken. Um die läſtigen Confidents zu verbannen, iſt, dünkt mir, ein viel läſtigeres Verbannungsmittel eingetreten. Indeſſen hüte ich mich wohl, etwas der Ausführung dieſes Stücks entgegen zu ſetzen. Die Praktik wird das beſte Gegenmittel für die Folgen werden. Das Zugleichreden der Koryphäen oder der Wachtmeiſter des Corps habe ich ſchon geſucht Schillern auszureden, weil man ſich platterdings nichts Unharmoniſches erlauben muß. Mündlich ein Mehreres.

C. A.

200.

3. 3. 3.

Um Dich nicht mit Details zu quälen, ſage ich Kirmſen meine Meinung bisweilen, um Unſchicklichkeiten abzuhelfen, die zuweilen auf dem Theater vorkommen. Unter dieſe Klaſſe gehören Kleidungen der Acteurs. Es ſchickt ſich nicht, daß hieſige Montirungen, Hoftrachten, Hof-Pagen- und Lakaienlivreen vorkommen. Beim Bataillon iſt es ſchon verboten, daß die Burſche die Montirungsſtücke auf dem Theater nicht tragen dürfen; dieſer Artikel iſt alſo ſchon gehoben. Die Pagen- und Lakaienlivreen betreffend hatte ich Kirmſen ſchon das Verbot zugehen laſſen; er geſtand mir aber heute, es ſei nicht ausgerichtet worden. Geſtern kam Cordemann als Forſtmeiſter ſogar in der completen Hofuniform, die er auf dem Trödel gekauft hatte. Wie auffallend unſchicklich Dieſes war, brauche ich Dir nicht zu ſagen. Der Fehler liegt in einem Mangel von Ordnung in dem Garderobeweſen. Vom Schneider hängt Alles ab und ſo ein gemeiner Kerl kann natürlich nicht unterſcheiden, was ſchicklich oder unſchicklich ſey und über das, was den Acteurs eigen zugehört, kann er gar nichts ſagen. Es müſſen alſo Geſetze exiſtiren, welche beſtimmen müſſen, was getragen oder nicht getragen werden dürfe, und Jemand muß geſetzt werden, von dem man die Ordnung des Anzuges der Acteurs fodern könne. Habe die Güte, dieſe Polizeianſtalten zu beſorgen, denn Kirms iſt auf dem Punkt des

Schicklichen etwas harthäutig und folgt nicht immer der Anweiſung, die man ihm giebt.

Carl Auguſt.

201.

[1803.]

Beiliegend ein Brief von den Trippetiſchen Erben. Mittwoch vor dem neuen Jahr gehe ich nach Leipzig, weil in der Meſſe ſelbſt mit Pferden gar nichts mehr zu machen iſt. Ich erinnere Dich an Dein Verſprechen mich zu begleiten.

C. A.

202.

Beſtelle mir alſo ein Paar Bilder in der Art, wie wir es abgeredet haben. Mit oder ohne Rahmen wie es Dir beliebt.

16. 3. 3.

C. A.

203.

[1803.]

Dagegen iſt nichts einzuwenden und ich muß den beſten Succeß wünſchen.

Wegen Hackerts Bilder muß ich nur noch bemerken, daß ſie dergeſtalt arrangirt müſſen werden, damit entweder

1) die Beleuchtung bei dem einen rechts,

2) die Beleuchtung bei dem andern links komme.

3) oder daß beide von vorne beleuchtet werden, damit man wiſſe, wo man ſie hin hingen ſoll und ſie als Compagnons dienen können, gleichviel welche von dieſen Beleuchtungen, entweder von vorne oder von der Seite. Der Spaß wird doch mit Rahmen und Transport an 1500 Thlr. koſten.

E. A.

204.

27. 3. 3.

Der neue Tenoriſt iſt eine ſehr ſchätzenswerthe Acquiſition. Er beſitzt eine vortreffliche, ziemlich gebildete Stimme, ſein Vortrag iſt gut und neumodiſch, er iſt ein ſirmer Muſiker und ſeine Stimme ſpricht ſchnell und immer richtig an. Er hat aber keinen Anſtand und weiß noch gar nicht, was er auf dem Theater machen ſoll; man ſpürt daß er immer das Muſikpult vor ſich gehabt hat. Sorge nur dafür, daß Moretti ihm tüchtig Tanzſtunden gebe und daß Jemand ſich ſeiner in Anſehung der Declamation und der Pantomime annehme; ich will gerne etwas für dieſe Lectionen beſonders bezahlen.

Laß doch ein Edict ergehn, daß die Statiſten und Schüler ſich hinter den Couliſſen ruhig verhalten; es war geſtern ein ſolcher Spectakel, daß man ofte den Geſang nicht recht hören konnte. Du kannſt dabei ſagen laſſen, daß wenn es wieder geſchähe, ich den wachthabenden Huſaren-Unteroffizier hinſchicken würde, um Ordnung zu machen. Leb wohl.

E. A.

205.

Erlaube mir, lieber Alter, daß ich mich nach dem Befinden der Wöchnerinn erkundige, die uns geſtern ſo ein ſchönes Kind[1]) gebar. Du ſollſt für dieſe Kraft Deiner Lenden gelobt und geprieſen werden. Alle Gevatterleute ſchienen ſehr befriedigt nach Hauſe zu gehn. Leb wohl.

G. A.

W. 3. 4. 3.

206.

[1803.]

So eben ſitze ich unter meinen Traumdeutern; komme zu Tiſch, ſo können wir dieſen Nachmittag vielleicht perambuliren. Ich habe mir das Steinerſche Modell bringen laſſen, ſo weit es fertig iſt.

G. A.

207.

[1803.]

Deinem äſthetiſchen Sinne Gothiſche Bauart betreffend unterwerfe ich die Entſcheidung, ob nicht durchbrochene Enſpitzen auf die obern Eckpfeiler dieſes Thurmes gehören, welche die durchbrochene Gallerie einſchließen. Die Zeichnung iſt die der vordern Fronte des Thurmes im Salon des Welſchen Gartens, in welchem jetzt auf die neue Art Kaffee und Bier gepraßt wird.

[1]) Goethe's „Natürliche Tochter" wurde den 2. April 1803 zum erſten Male gegeben. Goethe's Werke, XXX. 147.

Märten.

Brach die Schränke auf —

Röse.

Machte sich über die Milchtöpfe —

Märten.

Und wollte mich in der Gleichheit und Freyheit unterrichten.

Edelmann.

Wo ist er?

Görge.

In der Hinterkammer. Er hat sich eingesperrt, als ich ihn verfolgte.

Edelmann.

Schafft ihn herbey!

Görge.

(mit dem Richter und den Bauern ab.)

Edelmann.

Das ist also wieder ein Streich von Herrn Schnaps, wie ich merke.

Sprich doch mit Steiner über den ſpitzen Artikel, den ich an Dich gewieſen habe, wenn Du ihn deshalben rufen läſſeſt.

E. A.

208.

22 11. 3.

Ich habe geſtern mit Rath Kraus eine Menge Gemälde unter meiner Sammlung herausgeſucht, die ſtatt baaren Geldes in dem Handel mit Frauenholz angegeben werden könnten. Es ſchien mir aber, daß Rath Kraus bei dieſem Handelsgeſchäfte ein ſehr getheiltes Intereſſe habe. Durch ſeine Verlagsartikel und durch die Verhältniſſe mit Perlach mag er wohl mit Herrn Frauenholz in Connexionen ſeyn, die ihm nicht erlauben, die Verkäufer des Guido ſehr zu drücken; denn er äuſſerte einigemale, Frauenholz ſey gar nicht um den Verkauf des Bildes verlegen, der Fürſt Liechtenſtein ſtehe darum mit ihm in Handel u. ſ. w., während Frauenholz das Bild nicht würde hergebracht haben, wenn er Hoffnung hätte, es los zu werden. Schon mehrere Jahre hat er es auf dem Halſe. Erzeige mir den Gefallen, heute Vormittag zu Kraus zu gehn und Dich des Handels anzunehmen. Du wirſt ſehn, wie viele Bilder und für wie viel dieſe an Frauenholz angegeben werden können und was ich an baarem Gelde etwa zulegen müßte. Mache, daß ein billiger Handel zu Stande komme, wo Frauenholz Reſpekt für unſere Israelitiſchen Wiſſenſchaften bekomme. Leb wohl.

E. A.

209.

14. 12. 3.

Frau von Staël iſt noch nicht angelangt und die wirkliche Zeit ihres Erſcheinens bei uns vor der Hand noch ungewiß; man ſagt aber, daß ſie mehrere Wochen hier bleiben wolle. Schwerlich wird ſie die December-Nebel verdrängen und da dieſe Dir ſo ſehr widerlich ſind, die Nachbarſchaft Starkens Deinen Zufällen aber nützlich ſeyn kann; ſo bleibe nur wo Du biſt[1]) und wir wollen ſehn, ob wir die Dame zu Dir ſpediren können. Uebrigens wünſche ich Dir und Deinen Beſchäftigungen das beſte Glücke. Leb wohl.

C. A.

210.

Tauſend Dank, lieber Alter! für das mancherlei Schöne und Gute, was Du mir dieſen Morgen überſchicket haſt. Du weißt ſelbſt, wie vielen Theil Du an allem Dem, was ſeit etlichen und 20 Jahren bei uns zum Guten gedieh'n iſt. Dir zu ſchreiben kannſt, als daß ich nöthig hätte, Dir zu ſagen, daß ich es lebhaft erkannte, indem Du gewiß nicht an meiner Erkenntlichkeit zweifeln kannſt, noch an der Gerechtigkeit, die mein Herz Deinen ſeltenen Verdienſten gern wiederfahren läſſet. Behalte mich lieb, Dich geſund und leb wohl.

Carl Auguſt.

W. 1. 1. 4.

[1]) in Jena. Goethe's Werke, XXXI, 164.

Dieſe Nacht hat es garſtige Händel und etwas Blutverluſt in Jena gegeben. Schweitzer und Rheinländer ſollen die Tumultuirenden geweſen ſeyn; dieſesmal hat die Cavallerie den Feind geſchlagen und Hendrich hat eine Relation davon erſtattet, als wie von einem Haupttreffen.

Die Fete dem Don Juan zu Ehren will ich auf mich nehmen. Vielleicht kommſt Du dieſen Abend an Hof, um 6 ſollen die Hamburger eintreffen und da könnten wir die Details mit einander bereden.

211.

(2. Januar 1804.)

Da es ſchwer hält, Ew. Liebden alleweile perſönlich zu erangeln, ſo will ich hiermit mein Projekt puncto Don Juan ſchriftlich zur Beurtheilung darlegen.[1]) Künftigen Donnerstag dachte ich Abends auf dem Stadthauſe die Muſik mit dem ganzen Orcheſter aufführen zu laſſen, wobei die beſten Sachen ausgeſucht und vorgetragen würden. Schlicks, die alleweile gegenwärtig ſind, würden accompagniren und unterweilen ein □ oder ◇ in ihrer Manier dazwiſchen vortragen. Ich wollte diejenigen Perſonen dazu einladen, die mit Frau von Stoël hier den meiſten Umgang haben, als da ſind Ew. Liebden, Schillers, Wieland, Schardts, Lady Musgrave, Seebachs, Fräulein von Göchhauſen, Einſiedel, und dieſen Allen, nebſt den

[1]) Vgl. Nr. 210.

zwei Jagemanns, Schlick's und Destouches, ein Souper in der Loge hinterdrein geben. S. m.

C. A.

212.

(3. Januar 1804.)

Durch Einſiedel habe ich auf den Donnerstag Abend die Nahrungsmittel und die Beleuchtung auf dem Stadthauſe beſtellen laſſen und er beſtellt auch Schlicks.[1] Willſt Du noch ſo gut ſeyn und die Muſik durch Destouches beſorgen laſſen und das, was dabei vom Theater nöthig iſt, beſorgen, auch Schillers und Wieland invitiren? Die übrigen Perſonen hat Seebach einzuladen übernommen. Schlicks wünſchen, daß Du Dein Clavier (das Wirner) dazu hergeben möchteſt, ihre Tochter ſoll darauf ſpielen. Du arrangirſt die Sachen wohl dergeſtalt, daß die beſten Partien aus Don Juan gegeben werden und Schlicks ihre Künſte mit einmiſchen können. Wenn es Dir recht wäre, ſo würde Alles um halb ſieben Uhr beſtellt.

C. A.

213.

(4. Januar 1804.)

Geſtern Abend kam die Nachricht, die Caſſeler und Gothaiſchen Erbherrſchaften kämen heute her. In dieſer Vorausſetzung

[1] Vgl. Nr. 210 und 211.

ſagte ich Einſiedeln, daß aus der morgenden Partie nichts werden würde.[1]) Wir blieben in dem Wahn bis heute Mittag zwei Uhr, wo die Caſſelſche Kurprinzeß alleine kam und anſagte, die Gothaiſchen Herrſchaften und ihr Gemahl kämen erſt den Sonntag; ſie reiſeten dann weiter nach Berlin. — Ich glaubte, es ſey auf Morgen nichts abbeſtellt und ſagte bei Tiſche an Frau von Staël, es bleibe morgen bei der Abrede. Hier bei der Jagemann erfahre ich aber, Einſiedel habe Alles abbeſtellt. Meinetwegen! Dabei bleibe es auch nun, da die Sache nicht mehr zu ändern iſt. Ich weiß aber nicht, was man mit Frau von Staël morgen anfängt; meine Frau erwartet ſich auch, daß ſie morgen in der Stadt engagirt iſt, und da Du und Schiller, wie mir Frau von Staël ſagt, am Freitag Abend bei ihr eſſen werdet, ſo wäre es recht hübſch von Dir, wenn Du ſie morgen Abend, Schillers, die kleine Schardt etwan, Seebachs, die morgen beim Don Juan ſeyn ſollten, die Jagemann, Schlicks, Einſiedeln und mich zum Thee zu Dir bätteſt und uns etwa Nachts etwas Kaltes, oder auch nichts von dieſem in den Hals würfeſt, dabei aber Muſik machen ließeſt, zu welcher niemand ſonſt wie Destouches nöthig wäre und höchſtens noch Unrein wegen der Violine. Laß mich doch ein paar Zeilen Antwort wiſſen.

C. A.

[1]) Vergl. Nr. 209, 211 und 212.

214.

Wie geht's? Allerhand Umstände haben mich gezwungen, das Concert[1]) auf den Dienstag künftiger Woche feste zu setzen. Das Nöthige ist schon deshalb bestellt, da Destouches gestern Abend bei meiner Mutter war. Laß es nur Schillers und Wielanden wissen.

C. A.

(Januar 1804.)

215.

(1804.)

Dabei will ich erinnern, daß ich bis Dato noch nicht weiß, wo ich zu einem Exemplar der Jenaischen Literaturzeitung komme. Wolltest Du besorgen, daß ich bestimmt eins erhielte, so würde sich am Ende des Jahres es schon finden, wohin ich es zu bezahlen hätte. Alleweile habe ich davon nichts, als was Du mir beim Neuenjahre zum Eingebinde gabest.

C. A.

216.

(1804.)

Wolzogen wird besorgen, daß die Bücher der Großfürstinn von dem Bernhards-Zimmer[2]) weg gebracht werden und alsdann steht der Einzug frei für die Geographie. Ich will mich

---

[1]) Vgl. Nr. 210, 211, 212 und 213. [2]) im Residenzschlosse zu Weimar.

beſtens anſtrengen, um noch etwas zu liefern, das Dich intereſſiren könne.

C. A.

217.

Ein Billet von Schillern zu huldvoller Beherzigung folgt hier bei.[1]) Morgen werde ich bei Zeiten aufwarten.

Goethe.

(Anfang Juni 1804.)

218.

(1804.)

Vergebens habe ich heute Abend an Deiner Feſtung gerappelt: es war kein Menſch zu erpochen, noch eine Klingel zu finden. Ich wollte Dich über folgenden Gegenſtand ſprechen: ich hatte dem Bauverwalter aufgetragen, die Leineweber-Geſchichte in die Ordnung zu bringen und der Bau-Commiſſion zu ſagen, ſie möchten nur einſtweilen die Armenſchule in die Stube thun, wo Röll jetzt arbeitet, bis daß wir auf den Winter einen

[1]) Schiller hatte kurz vorher bei ſeiner Anweſenheit in Berlin durch den damaligen Cabinetsrath Beyme einen ſehr vortheilhaften Antrag erhalten, ſich dort zu fixiren. In Folge hiervon verdoppelte der Herzog auf Goethe's Vermittelung Schiller's bisherige Beſoldung von 400 Thalern jährlich ſofort, ſtellte eine weitere Zulage von 200 Thalern jährlich in gewiſſe Ausſicht und verhieß aus eigenem Antriebe Schiller noch in ausdrücklicher Anerkennung des von demſelben bei dieſer Veranlaſſung bewieſenen „honetten Betragens" einen alljährlichen Urlaub nach Berlin, um dort „die Aufführung ſeiner theatraliſchen Arbeiten zu dirigiren".

andern Platz finden; Steffany aber ſagte mir, Du wollteſt mich erſt darüber ſprechen.

C. A.

219.

(November 1804.)

Die Frau von Staël wünſcht das Mädchen von Andros ſpielen zu ſehn, willſt Du wohl veranſtalten, daß es dieſe Woche gegeben werde?

Mich hält ein Ohrengeſchwür zu Hauſe, das hoffentlich der letzte Reſt meines mich ſchon ſechs Wochen plagenden Katarrhs ſeyn ſoll, das mir aber ſchreckliche Schmerzen verurſacht.

C. A.

220.

(1804.)

Wie iſt's mit Deiner Geſundheit? Böttiger hat förmlich um ſeine Entlaſſung angehalten und geht in Kurſächſiſche Dienſte; ſollte wohl Wolf zu haben ſeyn?

C. A.

221.

W. Allerheiligen (1. November 1804.)

Der D. Frank aus Wien, Sohn des bekannten D. Frank, wünſcht Dich kennen zu lernen. Ich ſahe ihn bei der Jagemann, die in ſeinem Hauſe in Wien ſehr gut aufgenommen wurde. Seine Frankinn iſt eine berühmte Sängerinn, er Arzt und gro-

ſter Muſiker. Er bat mich, ihn Dir zu adreſſiren, welches hiermit geſchieht und damit Gott befohlen.

Carl Auguſt.

222.

15. 11. 4.

Mich ganz ergebenſt für die Beſorgung meines Wunſches in Anſehung der Carſtensiſchen Zeichnungen[1]) bedankend, nehme ich dieſen ſehr vortheilhaften Handel an, erachte ihn als geſchloſſen und werde das Nöthige in Anſehung der Bezahlung beſorgen. Da die Ausſtellung nun wohl zu Ende ſeyn wird, ſo wünſche ich die ſämmtlichen Zeichnungen zu bekommen, um ſie der Großfürſtinn zu zeigen, darnach gebe ich ſie auf die Bibliothek zur Verwahrung.

C. A.

223.

Dec. 1804.

Da Du nunmehr Deine Dachs-Monate angetreten haſt, ſo kannſt Du auch ruhig Deinen Kopf hinhalten und bitte Dich ergebenſt, ſelbigen an Jagemann darzureichen, der ſchon alle Inſtrumente zur Operation bereit hält. Nur eine große Praxis in der Kopfabnehmer-Kunſt kann aus ihm die Wirkungen ſeines Talents heraustreiben. Die Beilage ſchicke an Voigten wieder.

C. A.

[1]) Goethe's Werke. XXXI. 158, 252.

224.

[Winter 1805.]

Verzeihe! aber ehe ich die Beilage expedire, muß ich doch noch eine Einwendung zum Besten der Kapelle machen. — Die Leute sind, wenn Concerte ausser denen gewöhnlichen Theater-Verrichtungen eintreten, beständig im Zeuge und versäumen Alle, gelegentlich etwas verdienen zu können. Da sie umsonst spielen müssen, so entstehen doch manchmal scandalöse Scenen, durch welche sie ihren Unwillen gegen die fremden Virtuosen, denen sie fröhnen müssen, ausdrücken. Das bischen Freibillets ist für nichts zu rechnen. Wenn die Virtuosen am Hofe spielten, würde es unschicklich seyn, ihnen einen Abzug zu machen, aber bei bezahlter Entree kommts mir doch nicht so unschicklich vor. Ueberall muß der Virtuos, wenn er an öffentlichen Oertern spielt, sich mit dem Orchester abfinden, warum nicht hier? Ich sollte glauben, daß es doch nicht unrathsam wäre, bei solchen Virtuosen, welche 50 Thlr. von den Höfen bekommen, 10 Thlr. abzuziehn und sie bei der Theaterkasse für kranke Kapellisten zu reserviren. Die Operation selbst wäre sehr leichte. Der Kapellmeister bekommt ohnedieß das Geld von den Höfen, er darf nur 10 Thlr. davon abziehen und sie an die Theaterkasse abliefern und autorisirt werden, denen fremden Virtuosen zu sagen, daß sie 40 Thlr. statt 50 Thlr. bekämen. Bei solchen Virtuosen, die in den Zwischenakten im Orchester spielten, müßte bei einem Lohn von 20 Thlr. kein Abzug stattfinden, da alsdenn die Kapelle meistens doch beisammen seyn muß.

Märten.

Nichts anders.

Edelmann.

Wie kam er in's Haus?

Märten.

In meiner Kinder Abweſenheit.

Röſe.

Er fürchtet ſich vor Gürgen.

Märten.

Er machte mich neugierig.

Edelmann.

Man ſagt, Ihr ſeyd's manchmal.

Märten.

Verzeihen Sie!

Edelmann.

Und ein Bißchen leichtgläubig dazu.

Märten.

Er machte es gar zu wahrſcheinlich, daß er die wichtigſten Sachen wiſſe.

Ein Inſtitut, um kranke Kapelliſten zu unterſtützen, iſt eine ſehr wünſchenswerthe Sache und ein fremder Virtuos hat bei 40 Thlr. Geſchenk vom Hof und der Entree, da wir doch immer für unſere Leute mehrere Dutzend Billets nehmen, eine hübſche Einnahme, nach Abzug der Koſten.

Ueberlege das Ding noch einmal ein bischen und ſchreibe mir Deine Meinung.

C. A.

225.

Wilhelmsthal 6. 7. 5.

Freilich, mein lieber Alter, hätte ich Dich gerne hier geſehn, indem ich überzeugt war, daß das Lokale von Wilhelmsthal Dir einen neuen Genuß verſchafft haben würde. Denn der Charakter dieſer Gegend iſt wirklich unvergleichbar mit allen hübſchen Aufenthalten bei Weimar und mit vielen andern in fremden Provinzen, die man mit vieler Mühe und Reiſen, um ſie zu ſehen, aufſucht; indeſſen verlangt Deine Geſundheit Bequemlichkeiten, die wir hier nicht hätten verſchaffen können und in dieſem Falle iſt es wohl beſſer, daß Du Dir auf ein ander Jahr den hieſigen Aufenthalt vorbehältſt.

Geheime Rath Jacobi kommt dieſen Mittag her; ich freue mich, ihn nach ſo vielen Jahren wieder zu ſehn. Wir ſind hier mit Fremdenbeſuchen reich begabt. Mein jüngſter Schwager wohnt bei uns ſeit vorgeſtern. Ich habe mir den Spaß gemacht mit Zachs Helfershelfer, dem Hauptmann von Müff-

ling, das hieſige Land militäriſch oder, beſſer geſagt, in Rückſicht auf dieſe Wiſſenſchaft zu bereiſen. Zach hat mir Indianiſche Feuer geſchickt, die wir mit großem Erfolg auf weit entlegenen Bergen angezündet haben.

Die ſcandalöſen Vorfälle in einigen Preuſſiſchen Städten wegen der Fruchttheuerung haben ſich in Halle angefangen. Ueber die dortigen Ereigniſſe ſpricht man ſehr verſchieden und hauptſächlich über das Benehmen des Stabes des dortigen Regiments. Erzeige mir den Gefallen, da Du jetzt in der Nachbarſchaft biſt, mir wo möglich eine authentiſche Relation von der ganzen Geſchichte zu verſchaffen. —

In hieſigen Landen ſcheint der Anſchein zu einer reichlichen Erndte den Kornwucher etwas zu ſchwächen; die Preiſe fallen einigermaßen. Indeſſen iſt es noch ſehr theuer, aber nirgends iſt Mangel zu ſpüren. Es war eben hier und in Weimar theurer, als wie in Halle, als am letztern Orte die Unruhen ausbrachen. Die Aſchersleber Garniſon hat ſich ſehr gut bei dem Spektakel verhalten, das dorten der Pöbel zu geben anfing und den Tumult in Kurzem geſtillt. — Wir laſſen Chauſſeen auf allen Ecken machen und bezahlen die Arbeiter mit Korn und dieſes Mittel ſcheint gut anzuſchlagen. Die Saline in Kreuzburg fängt an, einen vergnüglichen Anblick zu gewähren, ſeit die von Schrader eingeführte Ordnung und Veränderung der Gebäude ſichtbar wird. Schradern und Frieſen haben wir geſucht mit einander dergeſtalt zu amalgamiren, daß Frieſens Amalgamationsprojekt zum Nutzen vieler in Ausführung kommen

ſoll. Wolzogens Geſundheitszuſtand iſt ſo elend, daß ihn Dr. Herder nach Wiesbaden jagt, um ihn vor einer Flucht im Winter nach der unſichtbaren Heimath zu retten.

Leb wohl, mein lieber Alter und laß manchesmal etwas von Dir hören.

Carl Auguſt.

Wir bleiben hier bis im Anfang Auguſt. Die Meinigen laſſen Dich Alle beſtens grüßen. Die Großfürſtinn mag gar nicht von hier weg.

226.

Wilhelmsthal 27. 7. 5.

Für den überſandten Aufſatz, die Halliſchen Händel betreffend, danke ich Dir beſtens; er iſt ſehr verſtändig geſchrieben. Eine gewaltige Schwäche aller Potenzen leuchtet daraus hervor. Bei uns iſt Alles ruhig, aber ſehr theuer; die getroffenen Anſtalten ſind hoffentlich von der Art, daß der unruhigſte, bedürftigſte Theil des Pöbels beſchäftigt und verſorgt iſt.

Mich freut es, daß Deine Geſundheit die beſten Ausſichten für die Zukunft verſpricht. Was ſagen denn die Halliſchen Aerzte von Deinem Zuſtand, ſind ſie mit Starken einerlei Meinung?[1])

Dr. Gall[2]) wünſche ich ſehr kennen zu lernen, vielleicht kommt er hierher auf ſeiner Durchreiſe.[3])

[1]) Goethe's Werke. XXXI. 190. 192. 205 fg. [2]) Goethe's Werke. XXXI. 203. [3]) War am 12. Aug. 1805 in Wilhelmsthal bei Tafel.

Den 3. Auguſt, am Ruſſiſchen Marientage, wollen wir hier Feuerwerk und allerhand andere Poſſen machen. Geſtern ließ ſich ein Landskind, ein junger von Bonneburg von Stedtfeld auf dem Clavier zur großen Freude der Großfürſtinn hören. Der Menſch gehört gewiß unter die Claſſe der Meiſter dieſer Kunſt. — Nirmſen habe ich einen vortreflichen Baſſiſten[1]) empfohlen, deſſen Stimme der von Gern gleich zu ſetzen iſt. Er iſt ein miſerabler Acteur, aber er kann ein großer Sänger werden.

Das Wetter iſt gewaltig abwechſelnd, unſere Abreiſe bleibt auf den 6. beſtimmt. Ich gehe nach Allſtedt und werde ohngefähr den 9. in Weimar eintreffen. Leb wohl.

C. A.

227.

(6. Oktober 1806.)

Darf ich wohl Bernhardien dieſen Abend mit Hinzeuſterneen zu Dir bringen? mündlich werde ich Dir die Urſache davon ſagen.

C. A.

228.

Oct. 1806.

Erzeige mir den Gefallen und komme heute zu Tiſche nach Nieder-Roßla, wir eſſen ſchon um 1 Uhr.

C. A.

[1]) Der hieher berühmte Sänger Stummer, Oberdirector des Hoftheaters zu Weimar.

229.

15. 12. 5

Es bleibt Alles so, mein Lieber! wie ich es bestellt hatte. Der Prinz Louis Ferdinand kommt mit mir, aber allein; sorge für ein Bett für den Prinzen. Ich habe einen Kammerdiener, 1 Bedienten und der Prinz einen Bedienten bei sich.[1]) Behalte Arnim mit zum Souper, wenn er bei Dir ist; es ist ein alter Bekannter von uns Allen.

E. A.

230.

Schon Haschke und Professor Meyer sagten mir, daß Du besser wärest. Ich habe deswegen den Besuch aufgeschoben, den ich Dir zugedacht hatte und den ich, wenn es Dir recht ist, diesen Nachmittag abstatten werde. Es ist freilich eine böse Sache, wenn sich ein Feind in unserm Grund und Boden verschanzt und befestigt hat; bei sichtbaren Gegnern irrt man oft, wie die Geschichte lehrt, wenn sie aus ihrer Stellung heraus manoeuvrirt werden sollen; bei unsichtbaren sind dergleichen Mißgriffe um so eher zu verzeihen. Vielleicht glückt es Deinen Feldherrn und Alliirten dieses Jahr, Deinen Feind auf dem rechten Fleck zu packen; Du wirst es wohl nicht fehlen lassen.

[1]) Der Herzog reiste am 15. Dec. 1805 mit dem Prinzen Louis Ferdinand von Preußen in das Hauptquartier nach Krumau ab; Goethe befand sich in Jena.

die gehörigen Bedürfnisse zu einer rechten, zweckmäßigen Campagne beizuschaffen.

Leb wohl.

C. A.

W. 6. 3. 6

231.

W. 17. 6. 6.

Als ich Deinen Brief am Sonntag früh bekam, war ich eben auf dem Wege nach der Stadt, sprach in Deinem Hause an, fand es aber schon leer. Recht herzlich wünsche ich, daß Deine Badekur Dir Nutzen bringe; lasse manchesmal etwas von Dir hören. Ich denke den ersten August in Teplitz zu seyn und dorten 14 Tage zu bleiben. Leb wohl.

Carl August.

232.

W. 20. 6. 6.

Der Professor Jagemann geht mit mir nach Dresden und von dorten nach Italien. Ich wünsche Du gäbst ihm etliche Zeilen an die Angelika, an Humboldt und andere Freunde, Künstler und dergleichen mehr mit; um diese Gefälligkeit bitte ich schönstens. Das beste Lebewohl sage ich Dir und gebe meine herzlichsten Wünsche für Dein Gedeihen Dir mit auf den Weg.

Carl August.

233.

[1808.]

Ich danke Dir tausendmal für den Brief an P . . . . ich habe ihn abschreiben lassen und Jagemann bekommt ihn. Lebe wohl und sieh zu, daß Du Dir Deine Därme bestens durchschämelst. Schreibe mir nach Magdeburg, wie es Dir geht.

C. A.

234.

Leipzig d. 8. 6.

Soeben, mein Lieber, empfange ich Deinen Brief von gestern; vorher war einer bei mir eingelaufen, der erstaunlich alt war. Sehr hätte ich gewünscht, daß Du hierher gekommen wärest; die Fürstinn Lubomirska sagte mir, daß sie Dich gesehn hätte. Racknitzen habe ich Deinen Brief gewiesen und ihn angespornt, eine mineralogische Suite der hiesigen Gegend zu schaffen; er wird sich bemühen etwas zu liefern. Da hier keine Trinkquelle ist, so fehlt es auch an einem Bindungsmittel, welches die Gäste zusammen hielte. Schwer ist es Bekanntschaften hier zu machen. Zum Glücke für mich habe ich deren so viele, daß sich alsdann neue an die alten knüpfen; aber einander im Laufe des Tages zu finden, kostet einige Mühe. Der Herzog Albert von Sachsen-Teschen kommt mir zu Hülfe. Er macht hier ein großes Haus und hat mich ein für allemal zu Tische gebeten; ein Anerbieten, das ich gern annehme, weil man dorten Menschen sieht und einer ganz vorzüglichen Küche genießet. Das

Schauſpiel, bei dem unaufhörlichen Regenwetter, hilft mir die Abende hinbringen. Alle Tage giebt man uns ein Geſpenſter- Zauber- oder tout-purement- Hanswurſt-Stücke, wo Swoboda auf Wieneriſch, zuweilen halb Böhmiſch, mich herzlich lachen macht. Das Egerwaſſer, welches ich ſchon in Dresden anfing zu trinken, hat mir ganz auſſerordentliche Dienſte gethan. Ich kam mit heftigem Kopfweh und Schwindel behaftet dahin; die erſten zwei Gläſer verurſachten mir heftiges Erbrechen und ſeitdem iſt mir der Kopf ungewöhnlich heiter. Die hieſigen Bäder ſcheinen auch die verſtauchten Glieder etwas gelenker zu machen. Im Ganzen befinde ich mich recht wohl und ich ertrage ſogar mit beſter Gelaſſenheit und Ruhe die Annäherung der ſchwarzen Wolken, die ſich über unſerer Zukunft zu thürmen ſcheinen. Bis den 14. bleibe ich hier, dann gehe ich nach Dresden und hoffe ſpäteſtens den 22. zu Hauſe zu ſeyn. Leb recht wohl.

E. A.

235.

Berlin 12. I. 7.

Einen rechten langen Brief wollte ich Dir ſchreiben, mein lieber alter Freund! um Dir für den Deinigen zu danken, der mir große Freude verurſachte; aber die Gelegenheiten, durch die ich ſicher ſchreiben kann, ſind immer von der Art, daß ich mich nach ihnen richten muß. Du biſt alſo wohl, heiter, thätig und voll neuen Muthes; Dein Hausweſen iſt berichtigt und das ſind lauter gute erfreuliche Dinge. Wenigſt lange dieſe angenehme

Lage! Daß Dein Haus ganz Dein eigen ſey, das habe ich Voigten aufgetragen zu beſorgen. Ich bin nun faſt gewiß verſichert, daß ich zu Ende des Monats zu Hauſe ſeyn werde. An Arbeit, trüben Stunden und langweiligen Tagen fehlt es hier nicht, indeſſen finden ſich doch wieder intereſſante Augenblicke und die Gegenwart Humboldts, Johannes Müller's und einiger Andern helfen das Leben ertragen. Eheſtens ſchreibe ich Dir wieder. Für heute nimm noch dieſes Lebewohl.

Carl August.

236.

[1807.]

Wie geht's Alter? Ich bin ſo heiſcher daß ich kein Wort reden kann; vielleicht zieht die Krankheit damit ab. — Mach ſo ein hübſches Stück Gyps an Weiſſern*), daß er eine Vaſe daraus mache und laſſe Dir das nöthige Geld anweiſen.

C. A.

237.

(Juny 1807.)

Das unſtate Frühjahr und mancherlei gebrauchte Hilfsmittel haben dergeſtalt alle ſeit dem 14. Oktober vorigen Jahres in mir geſammelten unangenehmen Anhäufungen in Bewegungen gebracht, daß mir Hofrath Stark den Rath ertheilt hat, ſo bald

*) Bildhauer in Weimar.

als möglich nach Carlsbad zu gehn, um denen Ungethümen den Ausweg zu zeigen, ehr ſie eine ſelbſt beliebige Bahn ſich graben. Nur kurze Zeit ſoll ich es gebrauchen und ſehr mäßig, dann aber mich nach Teplitz begeben. Der jetzige Augenblick iſt dazu der bequemſte, da es nicht wahrſcheinlich iſt, daß binnen hier und den erſten 6 Wochen etwas vorfallen könnte, wo meine Gegenwart platterdings hier nothwendig wäre; ſpäterhin könnte ich vielleicht weniger abkommen. Ich habe mich daher mit Gott entſchloſſen, Donnerstag den 4. dieſes abzureiſen und hoffe den Sonnabend Abend im Kaiſer-Carlsbad einzutreffen. Ueberbringer Dieſes iſt einer meiner Köche, der in den Böhmiſchen Bädern ein nothwendiges Meubel iſt, wenigſtens in Teplitz. — Erzeige mir die Freundſchaft, mir ein Quartier zu beſtellen und zwar 1) für mich; wenn ich Stube und Kammer habe bin ich ſehr zufrieden, 2) für den Oberforſtmeiſter von Fritſch eine Stube mit Bette, 3) für uns Beide ein gemeinſchaftliches Zimmer zum Eſſen und um Leute zu ſehn, 4) die Einrichtung, daß im Hauſe gekocht werden könne; 5) Tiſchſervice und dazu nöthige Wäſche; 6) ein Stall auf ſechs Pferde und das Futter für ſechs Pferde; 7) eine Stallſtube für zwei Knechte, mit Betten; 8) ein paar Kammern für vier Bediente, mit Betten; 9) eine Stube mit Bett für den geheimen Secretär Vogel. Alles dieſes wünſche ich den Sonnabend Abend 6. dieſes bereit zu finden; indeſſen wird Vogel mit meiner Chaiſe ſchon den Freitag eintreffen. Den 18. gedenke ich wieder abzureiſen, alſo wäre die Miethe auf zwei Wochen abzuſchließen. Laſſe über alle

Edelmann.

Und hatte Euch zum Besten.

Märten.

Wie es scheint.

Röse.

Es war ihm um ein Frühstück zu thun. Da sehen Sie nur, gnädiger Herr, welche schöne saure Milch er sich zurecht gemacht hat, mit geriebenem Brot und Zucker und allem. Das liebe Gut! man muß es nun wegwerfen; es kann's kein ehrlicher Mensch genießen, da der Unflat die Schnauze drüber gehabt hat.

Edelmann.

Er wollte also ein Frühstück gewinnen?

Märten.

Nach seiner Art. Er sagte, er sey von den Jacobinern abgeschickt.

dieſe Dinge einen ſchriftlichen Accord aufſetzen, den Du vorläufig zu unterſchreiben die Güte haben wirſt.

Ich freue mich ſehr, Dich wieder zu ſehn. Mache nur, daß es gutes Wetter bleibe. Leb wohl.

Carl Auguſt.

238.

Für Herrn Trays[1]) Nachgiebigkeit bin ich beſtens dankbar.

Hier iſt eine Liſte der Sämereien, die Voigt in Jena aus Paris bekommen hat. Von allen dieſen habe ich außer den vorgeſtrichenen nichts, dergeſtalt, daß wenn die Saamen alle aufgingen und er von jedem mehrere Exemplare aufzöge, ich es dankbarlichſt erkennen würde, wenn er mir von jeder Sorte ein Exemplar überließ. Die Töpfe werde ich vergüten und vom Belvedere wieder Pflanzen geben, die Voigt nicht hat.

Hier ein Brief von Humboldt nebſt Beilage. Ich thue wohl am Beſten, das ganze Exemplar zu nehmen? unſeres können wir gelegentlich verkaufen.

C. A.

1807. d. 8.

239.

(Auguſt 1807.)

Um Deine Augen und Deine Errathungskraft auf die Probe zu ſetzen, ſchicke ich Dir Humboldt's Brief im Original. In Berlin weiß man gar nichts Neues. Am 15. ſoll Etwas ver-

[1]) Hofſchauſpieler in Weimar.

gefallen seyn, das aber nicht entscheidend gewesen ist. Der Kaiser[1] befindet sich noch immer in Osterode, und Brauningsen soll in Heiligberg seyn. Man sagt, daß Friedens Negotiationen auf dem Tapete wären.

Wegen Haides Besuch stimme ich eigentlich dahin, daß man ihn gehn lasse. Die Bedingungen aus Wien sind äusserst vortheilhaft für den armen Teufel, und eben weil er ein solcher ist, dächte ich könnten wir ihn nun zur Genüge gesehn und gehört haben. Seine Stelle ist ja schon ziemlich durch die Adolescenten ersetzt. Salvo meliori.

C. A.

240.

[1806.]

Glückliche Reise! Zum Ameublement der Zimmer des Jenaischen Schlosses können eine Menge Kupferstiche unter Glas und Rahmen dienen, die ehstens aus Oels[2]) ankommen werden. Ich benachrichtige Dich davon, damit Du Rücksicht darauf nimmst, um vielleicht die Bekleidung oder Bemalung der Wände theilweise zu sparen.

C. A.

Den Brief von Blumenbach gebe ich Dir gelegentlich wieder.

---

[1]) Alexander von Rußland. [2]) aus der ererbten Hinterlassenschaft des Herzogs Friedrich August von Braunschweig Oels.

241.

(December 1807.)

Ich freue mich Dich wieder hier zu wissen. Der morgende Vormittag ist bei mir so complet besetzt, daß ich mir auf einen andern Tag die Bekanntschaft ꝛc. Werners erbitten muß. Wir sehen uns ja wohl heute in der Comödie.

C. A.

242.

(15. Februar 1808.)

Die Herzoginn von Gotha kommt den Montag her und will die Comödie sehn. Wenn es möglich ist, so lasse Wanda*) geben.

C. A.

243.

(4. März 1808.)

Der Oberst von Kleist, Adjutant des seeligen Herzogs von Braunschweig, ist diesen Abend bei mir. Komm Du auch, aber etwas vor 6 Uhr, damit wir die theatralischen Angelegenheiten besprechen können, ehr vom Kriege die Rede sey. Der Kleist des zerbrochenen Topfes hat, nach Lavaterschem Styl, eine Art Abgeschnittenheit, indem er mit vielem Witz, Verstand und etwas Talent sich mit sich selbst amüsirt, ohne die mindeste Ahnung zu haben, wie es andern Leuten dabei zu Muthe ist.

C. A.

*) Wanda, Königinn der Sarmaten, romantisches Trauerspiel von Friedrich Ludwig Zacharias Werner.

244.

Pyrmont 29. (July) 1808.

Domine, ich empfehle die Beilage. Das Wetter iſt erbärmlich und die Langeweile ſtark. Das Theater iſt noch nicht hier. Ein Schnupfen hat mich zwei Tage ausſetzen machen. Zum Glück habe ich eine „Charakteriſtik des ſiebenjährigen Krieges" bei mir, die ich Dir zu leſen empfehle; ſonſt müßte ich hexen lernen.

Der Graf Bernſtoff iſt hier, der vor etlichen Jahren mit Friedrich Stolberg in Weimar war und ſeine Schweſter, eine Gräfin Rantzau. Man ſieht aber Niemanden in der Allee, wie Kaufleute und Spieler, weil es ſo kalt und naß iſt. Eigentlich gute Geſellſchaft exiſtirt jetzt gar nicht.

Graf Marſchall iſt angelangt. Leb wohl, mein Alter, laſſe balde Etwas von Dir hören!

C. A.

245.

Dein heiterer Brief, mein lieber Alter, den mir Frau v. L. vorgeſtern Abend ſchickte, hat mich ſehr gefreut. Gerne ſähe ich Dich hier, indeſſen geſchehe Kapp's[1]) Wille. Wir kommen noch mehrere Jahre an die hieſige heilſame Quelle. Ich bringe jetzt die ſchmerzenreiche, beſchwerliche Zeit hier zu; die erſten 8 — 12 Tage ſind voll böſer Empfindungen, weil in dieſer Epoche der Lebricht aufgeräumt wird.

[1]) Dr. Chriſtian Erhard Kapp, Arzt. Vgl. Goethe's Werke, XXXII, 18.

Frau v. L. excellirt in Anhänglichkeit an Dich; ſie wird ſehr geplagt, um ihr Gefühl für Dich in die richtige Klaſſe zu ordnen.

Der Mann, der Dir Dieſes bringt, iſt ein ſehr unglückliches Schlachtopfer des Krieges und eines ihn verfolgenden Schickſals; er iſt bei jeder Gelegenheit bleſſirt worden. Auch in Perſien diente er; ſein Name und Titel iſt Kaiſerlich Ruſſiſcher Obriſt Brevern. Sag den Generalen Brackendorff und Sieven, ich freute mich ſehr, ſie hier zu ſehn. Laß Dir es recht wohl ſeyn.

E. A.

4. 8. 8.

246.

Da es eine feine äuſſerliche Zucht iſt, die Charwoche durch ein Oratorium zu feiern; ſo wünſche zur Erinnerung an meine Jugend-Frömmigkeit den Tod Jeſu von Graun zu hören. Da das Orcheſter aus blutarmen Choriſten beſteht, ſo könnte das Oratorium im Theater gehalten und die Entree zum Beſten des Orcheſters eingenommen werden. Bei dieſer Gelegenheit würde das Chriſtenthum unſeres Publikums zu ſchätzen ſeyn.

21. ⅞.

Carl Auguſt.

Das Buch sur la littérature française habe ich mit hoffender Erlaubniß Werners[1]) auf etliche Tage geliehen. Es iſt vortrefflich geſchrieben.

[1]) Friedrich Ludwig Zacharias. Vgl. Goethe's Werke, XXXII, 42.

247.

Der ſich vorgeſtern producirende Schauſpieler Schwarz, ohne ein beſonders angenehmes Naturell zu beſitzen, hat ſich in der Stuhlklopf-Scene der mir ſehr von Alters her lieben Mitſchuldigen und dann im zweiten-Stücke doch als ein ſehr ausgezeichneter Künſtler, meiner Meinung nach und salvo meliori, gezeigt, ſo daß es doch angenehm ſeyn würde, ihn noch einmal zu ſehn. Er, wie ich höre, will nicht ehr nach Stuttgart gehn, bis daß die Wäſſer klärer ſind. Man ſagt, daß er hier gern ſpiele, ohne etwas Sonderliches zu verlangen. Ich höre, daß er Lorenz Stark darzuſtellen wünſcht, den ich nicht zu kennen die Ehre habe; ich dächte man ließ es geſchehn und profitirte von den Zeitläufen, um einen wohlfeilen und doch nicht gemeinen Spaß zu haben. Wenn Du nichts dagegen haſt, ſo arrangire Dieſes für künftigen Montag.

W. d. 9

C. A.

Briefwechsel

des

Großherzogs Carl August

mit

Goethe.

Edelmann.

Und weiter?

Märten.

Zog er eine Uniform an und bewaffnete sich.

Edelmann.

Toll genug!

Märten.

Und sagte: er wäre Bürgergeneral, und ward mit jedem Augenblick gröber.

Edelmann.

Das ist so die Art.

Märten.

Erst that er freundlich und vertraut; dann ward er brutal, und brach mir den Schrank auf, und nahm, was ihm gefiel.

Edelmann.

Gerade wie seine Collegen!

Briefwechsel

des

Großherzogs Carl August

von

Sachsen-Weimar-Eisenach

mit

Goethe

in den Jahren von 1775 bis 1828.

Zweiter Band.

Weimar

Landes-Industrie-Comptoir

1863.

Das Recht, gegenwärtigen Brief nebst in Uebersetzung herauszugeben, bleibt den Rechtsnachfolgern der Autoren desselben hierdurch vorbehalten.

248.

Das iſt mir recht lieb. Im Fall uns Alten die Alten ausgehn ſollten, ſo kennen wir Jemanden, der wirklich Künſtler in dieſer Art iſt, ohne eine angeborene Gefälligkeit für den erſten Eindruck zu beſitzen. — Zur Reiſe wünſche ich viel Glück und in Jena wirſt Du gewiß gute gemeinnützliche Einrichtungen treffen.

28. 6. 9.

Carl August.

249.

Bei der Menge Leute, die heute da waren, konnte ich nicht an die Theatralia kommen. Geſtern wurde auf künftigen Sonnabend die Entführung angeſagt; mag ſein! Hinterdrein ſoll, wie ich heute von Kirms erfahre, Müllerinn, Cosa rara u. ſ. w. ſeyn, lauter Sachen, die man ſich in den Winterzeiten lahm gehört hat. Wie ich Dir neulich ſagte, ſo wünſchte ich den Sommer hindurch einige von den alten kleinen luſtigen Sachen zu hören, die uns jetzt wieder neu ſind, da ſie

gewiß binnen 10 Jahren nicht sind gegeben worden und die wir bei dem eingeschränkten Personale und der Mangelhaftigkeit der Besetzung geben können.

Ich habe das Verzeichniß der Opern, will mir etliche ausleſen und mit der Jagemann beſprechen, was etwa practicabel davon ſeyn möchte, oder nicht; um Dir dann morgen meine Vorſchläge zu ſchicken, oder übermorgen

9. 7. 9.

C. A.

250.

Die Beilage iſt von Falk; er las es neulich vor und ſcheint große Liebſchaft dafür zu haben. Unter uns geſagt iſt nicht*) . . . . . und paſſabel ſchlechte Verſe; indeſſen ſpielt das Ding höchſtens 20 Minuten. Wenn wir es ſpielen laſſen, ſo iſt's Falken lieber, als wie eine goldene Roſe. Ich dächte Du ließeſt es einen Sonnabend mit durchlaufen.

28. 7. 9.

Carl August.

251.

5. 8. 9.

Hier ſchicke ich Dir allerhand Curioſa.

1) Ein Paar Löffel von Caldariſchem Erze, in Berlin gefertigt, deren chemiſche Unterſuchung intereſſant ſeyn kann.

2) Das Neſt einer kleinen Art Weſpe, das neulich an einem Fenſter im Schlößchen zu Schwanſee hing.

*) Hier folgen einige unleſerliche Worte.

3) zwei Päckchen Erde, oder sogenannte Trockne aus der Atmosphäre, ist erdiger Niederschlag aus Regenwasser. Das größere Packet enthält Erde aus 6 Porzellan-Schüsseln, die auf dem äußersten Rande des Balkons standen, in welche aber doch wohl etwas Staub vom Kehren des Balkons gefallen seyn kann. Drei Monate lang wurden diese Schüsseln dem Regen und der Sonne ausgesetzt. Das kleine Packet ist aus zwei Porzellan-Schüsseln, welche 4—6 Wochen ganz frei an Fäden hingen und worin gewiß kein Kehricht gekommen ist. Professor Voigt wird den nähern Zusammenhang dieser Untersuchungen Dir angeben können; Diesem gieb auch diese Erden und das Wespennest.

Herzlich wünsche ich, daß das Eger Wasser gut anschlage; jetzt solltest Du doch noch nach Carlsbad gehn. Bernhard ist hier; der Königlich Sächsische Hof reiset morgen von Frankfurt nach Dresden und kommt Dienstag hier durch. Leb bestens wohl.

C. A.

252.

Meinen besten Dank für Deinen Antheil an dem heut'gen Tage[1]) statte ich Dir ab. Wenn Du thätig froh und wohl bist, so lange ich noch mit Dir gute Tage erleben kann, so wird mir mein Daseyn schätzbar bleiben. Leb wohl.

Carl August.

J. 9. 9

Wen an Goettlings[2]) Stelle? doch einen sehr Bedeutenden?

[1]) Geburtstag des Herzogs. [2]) Gestorben am 1. Sept. 1823.

253.

Sonntag 24. 12. 9.

Der Hofkammerrath Kirms hat mir heute Morgen gesagt, daß er von Dir beauftragt wäre, mir von Dir die Lage vorzutragen, in welcher sich die Sache befände, das neue Engagement der Schauspieler Wolf, Mann und Frau, betreffend, und einige Vorschläge, um diese nützlichen Leute dem Theater zu erhalten. Recht habe ich nicht Kirmsens Vortrag gefaßt und da bei dergleichen mündlichen Erzählungen oft Mißverständnisse erfolgen, so wäre es mir lieb, wenn Du mir Deine Meinung schriftlich zukommen ließest.

Carl August.

254.

Die Prinzen wünschen sehr, Deinen Tasso spielen zu sehn; ich habe mich deswegen mit der Jagemann besprochen und diese sagt, daß wenn sie gewiß wäre, daß er heute über acht Tage gespielt würde, so wolle sie sich gleich an ihre Rolle machen und getraue sich, sie bis dahin zu lernen. Laß mich doch gleich mit ein Paar Zeilen Antwort wissen.

C. A.

3. 2. 10.

255.

Bestelle also den Tasso auf künftigen Sonnabend. Morgen früh komme ein bischen zu mir, ich habe Dich über Allerhand zu sprechen.

C. A.

3. 2. 10.

256.

Zu meiner Schande bekenne ich, daß ich einen ſchlechten Eſel[1]) empfohlen habe. Laß ihn aus dem Repertorium des hieſigen Theaters ausſtreichen. Mir gehts damit, wie Voltaire und Piron, da Letzterer Erſterm ſagte: Du gäbſt was drum, wenn ich das Stück geſchrieben hätte. Laß den Eſel nicht wieder erſcheinen. Ich erinnere ſo etwas, weil man ſich manchmal hinterdrein ärgert, wenn man es vergeſſen hat.

G. A.

8. 3. 10.

257.

6. May 10.

Da ich geſtern nach Hauſe kam, fand ich zwei Kiſten von Voigten an mich adreſſirt, welche ich öffnete und ſehr vorſichtig auspackte, dann in ein verſchloſſenes Zimmer bringen ließ. Die Sachen gehören Theils für's Cabinet, Theils für die Gärten, Theils Voigten ſelbſt; ſie ſind alle ſo durcheinander, daß ſich Niemand herausfinden kann. Manches iſt ſehr beſchädigt. Die Saamen müſſen in die Erde; da man aber nicht unterſcheiden kann, was wirklich Sämereien, oder blos Curioſa von Saamen für's Cabinet ſind; ſo getraue ich mir nicht zu ſichten. Dieſes und mancherlei andere Gegenſtände, über welche ich Dich ſprechen

[1]) Des Eſels Schatten, von Kotzebue, war am 7. März 1810 gegeben worden.

möchte, veranlassen mich, Dich zu ersuchen, morgen oder übermorgen her zu kommen. Dich erwartend wünsche ich wohl zu leben.

C. A.

Eine Bronze-Medaille von Papst Pius VII., drei Zoll im Durchmesser, hat sich in Deinem Garten gefunden.

258.

[1810]

Die ganze Sache ist, daß ich meinem Sohn eine Fontaine auf dem Schloßplatz in Belvedere setzen lassen will, zu welcher ich den bekannten Porphyr von Münchenholzen[1]), den Du einmal dorten holen ließest, anwenden wollte. Er ist zwischen 4 – 5 Fuß lang und zwischen 3 – 4 Fuß breit, sehr dick und eignet sich deswegen zu einer Schaale. Ich gedachte das Wasser gerade aus dem Becken in die Höhe springen und auf den Rasen fallen zu lassen, wo es dienen würde, das Gras auf jener dürren Höhe beständig frisch grün zu erhalten. Einen Fuß unter die Schaale zu finden, das wäre die Aufgabe. Der Wasserstrahl selbst kann ziemlich beträchtlich werden, da der Zufluß doch wohl zwei Kubikzoll in der Secunde enthalten kann, mehr aber wohl schwerlich nicht. Das Maaß der Schaale und das des Strahls giebt also leichte das Verhältniß an; der Rasenplatz selbst, etwas elliptisch, hat ohngefähr

[1]) Münchenholzhausen, weimarisches Dorf zwischen Weimar und Erfurt.

über's + 180 Fuß. Die weiblichen Figuren, die Steiner gezeichnet hat, sind mancher Kritik ausgesetzt, denn

1) werden sie schwerlich gut auszuführen,
2) werden sie kostbar seyn;
3) die Gruppe zu schwer für die Schaale, die sie tragen soll, werden;
4) vier Paar A — backen zum Empfange der Ankommenden ein seltsames Emblem abgeben;
5) das Waschen, durch Heruntertröpfeln aus dem Becken dieser acht — Schwestern vielleicht lächerlich ausfallen.

Ein leichter Fuß von vergoldetem Blei oder Erz, in capriciöser Form, möchte vielleicht besser dienen. Alles, was hier im Buche steht, ist zu ungeheuer. Keinen untern Brunnen kasten möchte ich nicht, weil ich den Rasen dazu anwenden möchte.

Denke ein Bischen nach.

C. A.

Vielleicht fände sich in Deinen Arabesken der Bogen von Raphael eine Idee um so eine Schaale, wie die, von welcher die Rede ist, durch leichtes phantastisches Tragwerk in die Höhe zu heben?

259.

(1810)

Das ist gewiß eine recht schöne Ordnung. Ich gehe diesen Nachmittag nach Jena; warum? werde ich Dir mündlich sagen, wenn Du heute gegen 11 Uhr wollest nach Belvedere kommen.

Die Witterung iſt warm und hübſch. Ich habe beiliegenden Theil noch hier liegen und vermuthe, daß er zu dem Exemplare gehört, das ich nach Jena abgegeben habe.

C. A.

260.

Wenn Ew. Durchlaucht wiſſen könnten, wie günſtig jene letzte nächtliche Unterhaltung bei mir nachwirkt und den Wunſch nach ähnlichen Stunden erregt, ſo würden Sie fühlen, in welchen Zuſtand mich Ihr Geſtriges verſetzt hat. Ich brachte den Abend zu, mehrere Blätter mit der Schilderung meines Zuſtandes zu füllen; heute Morgen, als ſie der Bote abholen will, kann ich ſie nicht wegſenden. Unſre heimlichen Laſter, geheimen Gebrechen, ſtillen Leiden nehmen ſich auf dem Papiere nicht ergötzlich aus und warum ſoll ich nicht lieber, wie ſo vieles Andre auch, die Erlaubniß, gerade von hier in's Carlsbad gehen zu dürfen, ganz allein Ihrer Güte und Nachſicht verdanken?

Alles, was mir in Geſchäften obliegt, iſt Theils ſchriftlich, Theils mündlich auf das Beſte beſorgt und ich hoffe zu Ew. Durchlaucht Zufriedenheit.

Nur mit ſchwerem Herzen bitte ich, mich von einer Tour nach Weimar zu dispenſiren, da mir die letzte nach Hohlſtedt zum geheimen Rath Voigt ſehr übel bekommen iſt. Mehr darf ich nicht ſagen, um nicht wieder in die Litanei meiner geſtrigen Blätter zu fallen. Voigt ſollte jede Stunde ankommen.') Bei

') Aus Frankreich zurück. Vgl. Goethe's Werke, XXXII, 57.

Märten.

Ich bin recht übel dran.

Edelmann.

Noch nicht so übel, wie die Provinzen, wo seines Gleichen gehauſt haben; wo gutmüthige Thoren ihnen auch anfangs zufielen, wo ſie mit Schmeicheln und Verſprechungen anfingen, mit Gewalt, Raub, Verbannung ehrlicher Leute und allen Arten böſer Begegnung endigten. Dankt Gott, daß Ihr ſo wohlfeil davon kommt!

Röſe.

Sie ſchützen uns alſo, gnädiger Herr?

Edelmann.

Es ſcheint, daß Ihr nichts verſchuldet habt.

Märten.

Da kommen ſie.

Sonderung der Saamen würde ich wenig durch meinen Beirath nutzen. Darf ich vielleicht Wagnern ſchicken, den ich mitgebracht hätte, weil er in dieſen Dingen genaue Kenntniß hat? Mögen Ew. Durchlaucht, was ſonſt zu beſorgen oder zu bedenken wäre, mir ſchriftlich gnädigſt anzeigen, was Ihnen ſo leicht wird und ja wohl auch ſelbſt im engern Bezirk der Stadt geſchieht. Ich werde nicht verfehlen, Alles aufs Beſte zu beſorgen und zu überlegen. Noch immer komme ich, indem ich Dieſes ſchreibe in Verſuchung, dieſes Blatt abermals und zwar durch meine Abreiſe nach Weimar zu vernichten; aber meine letzte Erfahrung und das nächſte Beiſpiel unſers guten Stark ſchüchtert mich zurück. Und ſo habe ich keinen ſehnlicheren Wunſch, als daß Ew. Durchlaucht mich bald aus der Verlegenheit reißen und mich verſichern mögen, daß ich nicht mißfällig geworden. Die päpſtliche Münze[1]) intriguirt mich. Pius der Sechſte könnte ſich allenfalls in meinen Garten verlorren haben; vom Siebenten begreife ich es nicht.

Die Unruhe, Ew. Durchlaucht zu Willen zu leben, bringt mich zu dem Entſchluſſe, Wagnern gleich ſelbſt zu ſchicken, wodurch wenigſtens dem Dringenden abgeholfen wird und er Saamen und Kapſeln und andere Dinge gleich ſichten kann.

Indeſſen wird Voigt ja wohl ankommen.

Wegen dieſes Letztern habe ich mit geheimen Rath Voigt neulich geſprochen und werde wegen des ihm gegönnten Vor-

[1]) Vgl. Nr. 257.

ſchuſſes und ſonſt nächſtens einen Aufſatz einreichen, welchen, ſo wie er zum Vortrag kommt, Ew. Durchlaucht zu gnädiger Aufmerkſamkeit empfehle, ſo wie einiges Andre, unſre hieſigen wiſſenſchaftlichen Anſtalten betreffend.

Die Farbenlehre iſt noch nicht vom Stapel gelaufen und macht zuletzt noch, wo Alles zuſammentreffen ſoll, viel Unruhe und Mühe. Ew. Durchlaucht nehmen gewiß gnädig auf, daß ich in dem Capitel: Confeſſion des Verfaſſers betitelt, kurz und bündig ausgeſprochen habe, wieviel ich Ihnen ſchuldig bin?[1])

Mich zu Gnaden empfehlend

Goethe.

Jena 7. May
1810.

261.

7. 5. 10

Recht ſehr bedauere ich es, daß ich Dich vor Deiner Abreiſe nicht noch ſehn ſoll, indeſſen muß man ſich in die Umſtände fügen. Ich wünſche Dir eine glückliche Reiſe und den beſten Erfolg des Bades. Du läſſeſt ja wohl manchmals etwas von Dir hören. Ich gehe Sonnabend wieder nach Leipzig, um einige Käufe zu machen, bin aber balde wieder zurück. Im July muß ich nach Teplitz, weil die Gichtzufälle ſich ſehr gröblich wieder einſtellen und zwar in unangenehmen Formen.

[1]) Goethe's Werke. LIV, 300.

Wagner kann auch aus den Sachen nicht klug werden. Da Voigt einen dieſer Tage kommen muß, ſo laſſe ich die Sachen ausgepackt liegen; er mag dann ſelbſten zuſehn, wie er ſie eintheilt und fortbringt.

Die andern Gegenſtände der Unterhaltung ſollten ſeyn 1) die Aufſtellung des in Dresden gefertigten Modell's des Terrains der Bataille von Jena. 2) Die Frage: ob unſer Theater bis zu Ende Juny hier bleiben könnte? 3) über den Zuſtand der Jenaiſchen Academie in Anſehung der Lehrer. Ich will alſo nunmehr dieſe drei Gegenſtände ſchriftlich abhandeln.

1) Bekanntlich habe ich durch den Lieutenant Kühnemann in Dresden, beim Cadettencorps angeſtellt, ein Relief von dem Terrain, wo die Schlacht bei Jena geliefert wurde, machen laſſen. Dieſes iſt jetzt fertig geworden und ſoll durch Dresdener Portechaiſen-Träger nach Jena gebracht, getragen, werden. Es iſt von Gyps ganz vortrefflich gerathen. Ich will es in einem der obern Zimmer des Schloſſes (in der dritten Etage) aufſtellen laſſen und zwar dergeſtalt, daß es nach der natürlichen Lage orientirt erſcheine. Es iſt 1½ Dresdener Ellen in's Gevierte lang und breit, an der höchſten Stelle ohngefähr 8 Zoll dick. Es muß alſo ein ſehr ſolider Tiſch, 2 Ellen ins Gevierte, gemacht werden, der das Relief trage, ohne zu wackeln, es wiegt praeter propter 3 Centner, und ein Glasdeckel darüber, der von Fenſterſcheiben, in Blei gelegt, gemacht werden muß. So bald ich erfahre, daß dieſe Anſtal-

ten beendigt ſind, ſchreibe ich nach Dresden und laſſe das Relief nach Jena bringen.[1])

2) Es wäre wünſchenswerth, daß unſer Theater bis Ende Juny hier bleiben könnte. Die Prinzen von Mecklenburg kommen ſchon den 14. Juny und die Heirath kann nicht vor den erſten Tagen July ſtattfinden; die Zwiſchenabende könnten durch Vorſtellungen verkürzt werden. Kirms quängelt erbärmlich und will das Theater ſchon Anfang Juny fortſchicken, während es ſonſten erſt den 20. reiſete. Auſſer der Anweſenheit der Prinzen und vieler Fremden wird auch in derſelben Zeit das hieſige Vogelſchießen gehalten werden. Nach ähnlichen Gelegenheiten reiſete ſonſten das hieſige Theater; jetzt will es Kirms früher ins leere Lauchſtedt ſchicken. Da kann ich den Menſchenverſtand dieſes Projectes nicht ergründen. Es ſcheint, daß ihm der Amtmann in Lauchſtedt goldne Berge verſprochen hat, an die er glaubt.

3) Schon discurſive habe ich hie und da hören müſſen, daß Jena als Univerſität ſich nicht erhalten könne, weil die wichtigſten Collegia daſelbſt fehlten. Durch einen Zufall kam ich dieſer Tage in einem Nachtquartier mit dem geheimen Hofrath Eichſtedt zuſammen, brachte den Abend mit ihm zu und ließ mir von ihm die Lage der Academie ſchildern. Das Reſultat dieſer Unterhaltung war, daß Studenten nicht hinkommen

[1]) Das Relief befindet ſich im großherzoglichen Mineralienkabinet zu Jena.

könnten, weil ſie zu vielen nöthigen Wiſſenſchaften keinen, oder wenigſtens unvollſtändigen Unterricht fänden.

Die theologiſche Facultät iſt vor der Hand leidlich, ſo lange Griesbach lebt; vielleicht arbeitet ſich Dr. Röthe in das Fach der Kirchengeſchichte ein.

Die juriſtiſche Facultät iſt, wenn wir Jemanden an Schmid's Stelle bekommen, was hoffentlich nicht fehlen wird, gut beſetzt; die mediciniſche ganz erbärmlich; die Hauptcollegia, auſſer der Anatomie, ſo gut wie nicht exiſtirend.

Unſer Chemiker iſt abmarſchirt, dieſe Stelle alſo ganz nu beſetzt. In der Geſchichte ſieht es traurig aus, bei der Philoſophie, qua talis, ebenſo erbärmlich. Höhere Mathematik wird, ſo viel ich weiß, gar nicht gelehrt, weil Niemand da iſt, der ſie verſteht. Ein Plan muß doch ausgedacht werden, nach welchem Leute angenommen werden ſollen. That is the question! Die Profeſſur der Chemie kann nicht länger unbeſetzt bleiben und muß einen würdigen Lehrer bekommen; Mehrere ſind in Vorſchlag, Einer oder Zwei haben ſich angeboten. Für die mediciniſche Facultät habe ich Luſt den hieſigen Hofmedicus Hufeland zu engagiren, da es in dieſer Familie Herkommens iſt, daß ſie gelehrtere Aerzte, als gute Practikanten ſind, dabei aber eine wiſſenſchaftliche Tendenz und eine gewiſſe Eleganz beſitzen, die für die höheren Schulen gehört. Der hieſige Hufeland ſchreibt ebenfalls gewaltig viel und ſoll viel gute Qualitäten des Bruders beſitzen.

Ich habe mich erbärmlich verſchrieben, wenn ich Pius ſtatt

Alexander setzte!') Hier ist das Corpus delicti von dem Zaune Deines Gartens. Von dem Cubus und Globus aufwärts wurde ein Grabeland angelegt und ein paar Spaten tief fand sich die Medaille. Die Jagemann war eben in dem Garten, als sie der Taglöhner fand, der ihr sie gleich brachte.

Mit dem Dresdener Relief wird noch eine Kiste mit kommen, die aber verschlossen bleiben muß; sie enthält Kostbarkeiten, über welche Du Dich erstaunen wirst. Noch schicke ich einige Kleinigkeiten, die ich Herrn Bergrath Lenz von mir zu Füßen zu legen bitte, damit er sie in's Cabinet eintrage.

Lebe bestens wohl.

G. A.

262.

Das zu fertigende Pferdeskelet betreffend.

Eure Durchlaucht haben befohlen, daß dieses Skelet natürlich werden, d. h. im Zusammenhange seiner Bänder bleiben soll. Dabei macht Hofrath Fuchs mit mir folgende Bemerkung.

Die sogenannten natürlichen Skelete haben, besonders bei großen Körpern, die Desavantage, daß indem die Bänder eintrocknen und zusammenschrumpfen, weder Maaß, noch Verhältniß, noch Stellung richtig und dem Auge angenehm bleiben. Es kommt noch dazu, daß die Knochen nicht gebleicht werden

') Vgl. Nr. 257 und 260.

können, daß also das Ganze immer einen unangenehmen Eindruck macht. Auch ist die Aufstellung in manchem Sinne beschwerlich. Bei dem Pferde ist eigentlich nur das Ligamentum nuchae bedeutend, das den Hals in der Höhe hält. Dieses ist aber zur Demonstration schon genugsam an dem Exemplar ersichtlich, was im osteologischen Saal steht und wäre deshalb wohl an dem neuen Skelet entbehrlich.

Sieht man nun dagegen das schöne Hirschskelet an, welches wir Ew. Durchlaucht Vorsorge verdanken, so entsteht freilich der Wunsch, das Pferdeskelet eben so künstlich und zierlich, nachdem die Knochen gebleicht worden, mit Drähten zusammengehängt zu sehen.

Dazu kommt noch eine Hauptbetrachtung: daß jenes Skelet mit Ligamenten durch den Prosektor gemacht werden müßte, welcher nie gewohnt ist, zu thun, was man ihm befiehlt, selbst wenn man es ihm bezahlt, und weder ich noch Hofrath Fuchs können garantiren, daß das Skelet jemals fertig werde. Es ist sogar möglich, daß er es verfaulen läßt, da man denn zuletzt ein künstlich Skelet noch immer als pis aller würde machen müssen.

Der Anatomiediener hat in künstlicher Zusammensetzung von Thierskeleten bisher so viel Beweise seiner Accurateſſe und Geschicklichkeit gegeben, daß wir ihm sehr gerne nach unserer Ueberzeugung das Pferd zur Reinigung, Bleichung und endlichen Zusammensetzung der Knochen übergeben würden und versichert sind, daß er etwas sehr Lobenswürdiges zu Stande

bringen werde. Doch möchten wir ohne Ew. Durchlaucht ausdrückliche Genehmigung nicht von dem ausdrücklichen Befehl abgehen.

Goethe.

Jena
den 8. May 1810.

263.

Wenn bei Muskelskelet's die Aussenpunkte zur rechten Zeit befestigt werden, so können die Muskeln nicht über die Maaße eindorren und den Knochenbau verrücken. Mir war dran gelegen, ein Muster von schönem Bau eines Pferdekörpers skeletirt zu besitzen, nicht zu denen gewöhnlichen Lectionen blos dienlich, sondern auch für diejenigen Liebhaber, die sich mit Maaß und Verhältnissen abgeben, ohne eben den gewöhnlichen comparativen Lectionen ganz zu folgen. Ich wollte ein Cabinetsstück haben. Das Hirschskelet und alle die gebleichten Sachen sind bloße Blender, aus denen man die Zahl und Form der Knochen u. s. w. bestimmen kann, nicht aber ihre erste Verbindung. Wenn Herr Fuchs sich nicht in diese Idee finden und Homburgen[1]), der sonst schön arbeitete, nicht dirigiren kann, so werde dieses edle Thier zur Erde bestattet.

C. A.

9. 5. 10.

[1]) Prosector. Vgl. Nr 262.

264.

Donnerstag (10. Mai 1810).

Der Platz oben im Schlosse ist der einzige schickliche für das Relief. Wenn etwas in den Zimmern geschehen soll, so wird man sich schon helfen, ohne dem Dinge zu schaden. Ich muß mit der nächsten Post nach Dresden schreiben, um die Maschine holen zu lassen, weil Kühnemann es gerne los sein will.[1]) — Wenn Fuchs das Skelet nicht in meinem Sinne machen kann[2]), so mag er es lieber unterwegs lassen, ein sogenanntes künstliches hilft zu gar nichts. Ich sollte aber denken, daß wenn das Cadaver gehörig zwischen feste Leisten und Schrauben gespannt würde, die Muskeln sich nicht zusammenziehen könnten. Schade ist's darum, denn ein so regelmäßig schönes Thier kommt nicht wieder vor. Ich begreife es nicht, warum Fuchs den Homburg nie brauchen will, der doch so sehr geschickt ist und doch sonsten gern und gut arbeitete. Den Menschen unnütz zu besolden habe ich keine Lust, und wenn Fuchs Homburgen für unbrauchbar erklärt, so ziehe ich die Homburg'sche Besoldung ein. Es scheint, daß Fuchsen's Bequemlichkeit mit im Spiele ist und die sich jetzt dadurch ausspricht, daß er Homburgen nicht zanken will. Wenn Homburg bedroht wird, seine Besoldung zu verlieren, so wird er schon Fuchsen gehorchen, und Herr Fuchs kann sich manchmal ein Bischen ärgern, das schadet ihm und keinem Menschen nichts, — versteht sich nüchtern.

[1]) Vgl. Nr. 261. [2]) Vgl. Nr. 262 und 263.

Das beste Gedenken Dir wünschend, erwarte ich Dich auf dem Kampfplatz in Teplitz.

Leb wohl.

L. A.

Das Theater bleibt bis Ende Juny hier.

265.

(10. Mai 1810.)

Ich begreife nicht, wie diese Sache beschaffen ist. Nach dem Deines Umstände, aber worum dreht sich denn eigentlich?[1])

L. A.

266.

Ew. Durchlaucht haben mich durch Ihr gnädiges Schreiben recht erquickt und ich bin auf das lebhafteste dankbar für die huldreiche Condescendenz und erbitte mir zugleich die Erlaubniß dieremal in Teplitz aufwarten zu dürfen.

An den Hofkammerrath[2]) habe ich heute nach Ew. Durchlaucht Absichten geschrieben und ich hoffe er wird von seinen Gedenklichkeiten geheilt werden.

Herz sprang hoch auf und triumphirte, daß er auch eine solche Tasse und zwar eine schönere aufzuweisen habe.[3]) Die verfeinerten Hölzer sind merkwürdig und das Accident mit den

[1]) Vgl. Nr. 262, 263 und 264. [2]) Knebel. [3]) Vgl. Nr. 251.

Vierzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Görge. Der Richter. Schnaps (von den Bauern geführt in der Uniform, mit Säbel und Schnurbart.)

Edelmann.

Hervor, Herr General!

Richter.

Hier ist der Rädelsführer! Sehen Sie ihn nur an. Alles, wie die Zeitungen schreiben. Uniform! Säbel! (er setzt ihm Mütze und Hut auf) Mütze! Hut! So soll er am Pranger stehen! Geschwind zum Gerichtshalter! Verhört! In Ketten und Banden nach der Residenz geschleppt!

Edelmann.

Sachte! sachte!

Gesichtern einzig artig: es bedarf keiner Imagination um sie zu erkennen.

Die Päpstliche Medaille ist wahrscheinlich eine meiner Doubletten die sich verirrt hat.[1]) Von diesem Alexander Chigi habe ich sehr viele Schaumünzen. Möge die schöne Zauberinn sich in der Frühlingsumgebung recht froh fühlen und zu Ew. Durchlaucht Freude glücklich genesen.

Auf die Beilagen erbitte mir gnädigste Resolutionen. Wegen der Academie will ich meine Gedanken zusammen nehmen und in einem kurzen Aufsatze vortragen.

Sobald ich nach Carlsbad komme soll mein Erstes seyn, die Resultate der Naturerscheinung des vergangenen Jahres[2]) zu beobachten und einige Nachricht davon sogleich zu übersenden.

Auf die angekündigten Schätze höchst neugierig empfehle ich mich zu Gnaden.

Goethe.

Jena d. 9. [?] Mai 1810.

267.

Dein Brief von Carlsbad hat mich sehr erfreut, er bezeugte, daß Du wohl und in guter Stunde die Hälfte des Weges leicht hattest. Die mir überschriebenen Bemerkungen sind sehr merkwürdig; bitte fort Nachrichten von Dir zu geben.

[1]) Vgl. Nr. 257, 260 und 261. [2]) Wahrscheinlich die durch einen heftigen Sturmlaufbruch im Jahre 1809 entstandene Phänomene.

Heute ſind die Prinzen von Mecklenburg angelangt. Das Wetter iſt trübe und kalt bei uns, aber unſere phyſiſchen, ſo perſiſchen Umſtände noch übler.

Die Großfürſtinn zog nach Jena, um durch Veränderung ſich den Huſten und ihrem Kinde die Coqueluche zu vertreiben; ſie wohnt in Knebels altem Quartier am Thor bei Hellfeld. Das Kind[1]) iſt leider ſo krank geworden, daß die Aerzte es geſtern für verloren hielten. Heute iſt's etwas beſſer, der Himmel erhalte es uns. Ich bin in miſerablen Umſtänden; in der linken Seite, zwiſchen Rippen und Hüfte, habe ich unausſtehliche Schmerzen; ich weiß nicht was es werden will. Die Niere iſt nach allen Symptomen frei; es ſcheint auf den Gedärmen ein gichtiſches Uebel zu ſitzen, das mich ſchrecklich quält.

Kapellmeiſter Müller macht ſeine Sachen vortrefflich; er hat allgemeinen Beifall, Zutrauen und Reſpekt. Ihm zu Ehren laß ich eine neue Orgel in der Stadtkirche[2]) bauen.

Schreibe bald wieder und lebe beſtens wohl.

Carl August.

16. 6. 10.

268.

1. 7. 10.

Ueberbringer dieſes, meinen Verwalter zu Oberweimar, Brehme, empfehle ich beſtens; er wurde mir etwas gar zu ſchwarzleberig; das Carlsbad ſoll ſeine Kunſt an ihm zeigen.

[1]) Pauline Marie, geb. 1808. [2]) von Weimar.

Heute ist der Hochzeitstag meiner Tochter[1]), gestern ist der Polterabend gehörig gefeiert worden. Das junge Ehepaar reist den 14. ab, ich werde mich aber zu Ende dieser Woche wegmachen, um Sonnabends den 19. in Teplitz seyn zu können. Vielleicht nehme ich Hufschken mit, der gute Lust hat, mich zu begleiten. Meine Seite ist so weit wieder hergestellt, daß ich zu Fuße so ziemlich wieder fort kann, aber bis zum Reiten habe ich es noch nicht gebracht. Entsetzliche Schmerzen habe ich ausgehalten. Der Erbprinzessin ihr Kind[2]) ist seit etlichen Tagen wirklich in der Besserung. Noch am vergangenen Mittwoch erwartete man das Ende; es hat sich wunderbar erholt. Jetzt ist Kalkwasser mit Milch versetzt die Arzney, welche dem Kinde den meisten Nutzen bringt. Die Natur der Kleinen scheint wirklich gut zu seyn, da sie die unbegreiflichen Zufälle, ein Nervenfieber, Leberentzündung, und — 6 Aerzte ausgehalten hat. Sie ist noch immer in Jena im Hufelandischen Hause.

Es scheint nun gewiß zu seyn, daß Sachsen Erfurt bekommt; wenn nur Dienstersheim nur zu Theil wird. Bernhard und Kühle bleiben bei mir in Teplitz, letzterer flattirt stark Dein Herz[3]), es geht mit in's Bad. Ich halte etwas vom Tic hören und ich weiß.

Carl August.

Voigt ist auch wieder hergestellt. Eine Congestion thäte Wasser bringen zu wollen; aber 14 Tage hat er gar nichts thun können.

[1]) der Prinzessin Caroline mit dem Erbprinzen Ludwig (Ludwig II. von Hessen-Darmstadt). [2]) Vgl. Nr. 262. [3]) „Herzbrecher".

269.

Teplitz 8. (?.) 1810.

Seit gestern Nachmittag bin ich hier, die Kaiserinn[1] seit 6 Tagen. Sie wohnt im Herrnhause. Niemand wie Graf und Gräfinn Althann und Graf O'Donell begleiten sie. Vichnowsky ist gestern angelangt und ist wieder zum Verleger bestimmt. Sonsten ist Niemand, der zur Gesellschaft dienen könnte, hier. Das Bad ist sehr leer. Ich wohne in den Zimmern des Königs von Holland[2]) im gold'nen Schiff und bin ganz allein. Die Kaiserinn scheint sehr zu wünschen, daß Du herkommst; wenn Du ihr verlässt, würdest Du ihr viele Freude machen. Vichnowsky und Althanns schreiben beide nach Dir. Komme doch balde.

Leb wohl.

L. B.

Die Clarys und Pigot sind auch da.

270.

(Teplitz)
Sonntag 11. (?. 1810.)

Mr. St. Vincent hat mir gestern Abend Deinen Brief und Packet überbracht. Ich danke Dir's, sowie mich sehr Deines Bleibens, Deiner Munterkeit und daß ich Dich balde hier sehen werde.

[1]) von Oesterreich, Maria Ludovica, zweite Gemahlinn des Kaisers Franz I. [2]) Ludwig Napoleon.

Nothwendig ist es, daß Du mir genau den Tag Deiner Ankunft und Deine Bedürfnisse bestimmst, damit ich für Dein Unterkommen sorge, denn dieses ist ein schwerer Artikel in jetziger Zeit. Hier im Hause ist kein Platz. Den Fürsten Lichnowsky habe ich schon näher kennen lernen; er gefällt mir sehr wohl. — Der Kaiserin[1]) bin ich am Dienstag in Pillnitz vorgestellt worden. Ich kann nicht leugnen, daß Ihre ausgezeichnete geistreiche Liebenswürdigkeit mich fesselt hat. Sie sagte mir viel Schönes auf Deine Rechnung. Wir erwarten Sie morgen Vormittag hier. Der Himmel erhalte Sie lange während dieser Badekur bei uns, und noch länger hienieden auf der Welt! Ich fürchte aber, daß unsere Wünsche nicht erhört werden möchten.

Seit gestern habe ich die Bäder angefangen. In Dresden habe ich zum ersten Male seit vier Wochen wieder gebadet, ohne Beschwerniß zu spüren; Ambrosi hat es mir aber für acht Tage lang gänzlich verboten, um bei dem Bade keinen neuen Reiz zu veranlassen. Die Reise hierher hat das Uebel doch wieder aufgeweckt. Den Sohn des geheimen Hofraths Stark erwarte ich einen dieser Tage hier; wir wollen einander wechselweise curiren.

Seit vorgestern Abend ist hier eine wunderbare Erscheinung, aber nur zu ½ sichtbar: der König von Holland[2]) im strengsten Incognito. Ambrosi ist sein Arzt, und nur durch Zusammenstellungen und Fragen hat er herausgebracht, wer der Kranke

[1]) und [2]) Vgl. S. 307.

ist, der sich ihm im Betreff seines Standes auf seine Weise entdeckte. Ich habe meine nächsten und liebsten Umgebungen in Weimar nicht in dem brillantesten Zustande verlassen. Ihr Schwiegervater Stark wird Dir die betrübenden Details davon mittheilen. Bis jetzt habe ich noch keine Nachricht vom Hause und diese fängt an mich zu ängstigen.[1] Der Herzog von Dessau ist hier in einem sehr kahmen Zustande.

Ich befehle mich.

Carl Augusta.

271.

Venedig 20. (?) 1790.

Blumenstein[2] hat mir gestern Morgen Deinen Brief und das Bild, sehr wohl getroffen, des Herrn Franz Meyer überbracht. Ueber beides habe ich mich sehr gefreut. Vogel, der reisen kann, sieht Meyern in Neapel und ich schicke das Blatt mit analogen Nachrichten an Paul Wieland nach Wien, damit Meyer dorten freundlich empfangen werde. Komm doch her, wir wollen dann zu Wasser mit einander nach Dresden gehn. Hier lebt man sehr häuslich und still; der Zirkel der mich umgiebt ist angenehm; Meißning, Kütze, Blumenstein, Graf Vigier u. s. w. Komm her! was willst Du immer den alten

[1] Vgl. Nr. 267 und 269. [2] von Blumenstein, damals preußischer Hauptmann, seiner Verwandtschaft mit Sommerhard von Schart

Weg machen? Wie lange dauert es nicht mehr, wir sehen uns Freitag, dann ist aller Noth ein Ende. Hier kannst Du Dich über Einiges recht satt und über Vieles wirst Du Dich noch freuen. Laß mich nur bald Deine Ankunft wissen, damit ich Dich einholen kann. Leb wohl.

G. A.

272.

Dresden 3. X. 71.

Adolf Goldschmidt erwartet Dich, mein Lieber, zum Frühstück am 8ten Tage und wird sich sehr freuen, Dich zu sehen. Am besten gehst Du mit Post über Preß nach Eisenberg. Meinen Brief mag wohl wenig beim Lesen, von unterwegens Art. Heute ist viel besehen worden; der übrige Tag und die halbe Nacht wird mit Essen, Trinken und dergleichen nöthigen Geschäften zugebracht. Heute Mitternacht reise ich ab und bin übermorgen in Weimar. Meine Gesundheit hält sich leidlich. Die entsetzliche ewige Hitze ist freilich sehr beschwerlich und der Körper noch sehr schmerzlich; daher muß man sich in Geduld fassen, wenn nicht gleich Alles so ist, wie es sein sollte. Eben komme ich von der Brücke, wo sich Dir Schönes darbietet. Das ernste Gebäude ist sehr stark, steht erhaben, grün, gelb und blau und auf beiden Flügeln Bänderchen weg. Leb besser wohl.

G. A.

273.

Ew. Durchlaucht

gnädigste Empfehlung hat mir einen höchst freundlichen Empfang in Eisenberg verschafft; drei volle Tage habe ich daselbst auf eine sehr angenehme Weise verlebt. Alles empfiehlt sich und der Fürst hofft im November seine Gegenvisite in Weimar machen zu können.

Was mit Beigi verabredet worden und was verlaufen geschrieben, erhellet aus beiliegendem Blatt. Das wäre denn auch Alles schön und gut, wenn nicht der Preis, den er auf seine Talente setzt, ein wenig stark wäre. Er verlangt zwei Hundert Ducaten, die Kosten der Her- und Zurückreise nach München und freie Quartier.

Indessen da Ew. Durchlaucht selbst voraus sehen, daß es nicht möchte möglich zu haben seyn, so ist diese Forderung weniger auffallend. Ich habe jedoch erklärt, daß ich nicht abschlüsse, sondern bloß melden würde; daher es noch ganz von Höchst Ihro Bestimmung abhängt. Beigi hofft baldige Resolution, welche Ew. Durchlaucht an den Fürsten selbst gelangen lassen. Die Erfahrung lehrt, daß es immer besser ist, sich mit Virtuosen gleich auf einen entschiedenen Fuß zu setzen; denn am Ende giebt man noch immer mehr an Geschenken und Nebenvortheilen, als man Anfangs vor hatte. Ich bin hierüber nicht weitläuftiger, weil Ew. Durchlaucht Alles selbst beherzigen und beherzigen werden. Mein Wunsch ist freilich, daß er zu uns kommen, ich habe daher auch verschiedne Partituren und Stimmen angenommen.

weil nicht zu ſäumen iſt. Bedenke man, daß außer dem Vergnügen, das ein ſolcher Mann gewährt, fürs Theater mancher Nutzen dadurch entſteht. Kapellmeiſter Müller kann ſich zeigen, und dem Theater kommt doch auch einige außerordentliche Einnahme zu Gute. In dieſem Betracht vermindert ſich einigermaßen die Summe. Auf alle Fälle wäre ihm ein Beſtimmtes für die Reiſe anzubieten.

Indem ich von dieſen vergnüglichen Dingen ſchreibe, erſchreckt mich die Nachricht von Eiſenach.*) Solche zufällige Folgen des Krieges ſind fürchterlicher als die nothwendigen.

Mich zu Gnaden empfehlend

Goethe.

Erſte Nachſchrift.

Der Sänger Brizzi iſt gemeint den 24. Oktober in Weimar einzutreffen und bis Ende November zu bleiben. Die Oper Achille von Paer würde gegeben, da er in derſelben den meiſten Beifall einzuärndten hofft. Er verpflichtet ſich zu 4—6 Repräſentationen.

Könnte man noch mit einem kleinern Stück zurecht kommen, welche man einzelne Singpartien als Konzert oder Akademie oder auch in Cameera geben; ſo ſteht es auf alle Weiſe zu Befehl.

Partitur und Stimmen erſtgedachter Oper hat mir der

*) Am 1. September 1830 wurde ein nördlicher Theil der Stadt durch die Explosion eines pulverbeladenen Lastenwagens zerstört.

Fürſt Lobkowitz mitgegeben. Sobald ich nach Dresden komme, ſollen ſie, in ein Käſtchen geſchlagen, mit der fahrenden Poſt nach Weimar abgehn, damit man ſogleich den Anfang mit Einſtudiren machen könne.

Wegen der Beſetzung iſt Nachſtehendes zu bemerken:

Achill	Brizzi.
Agamemnon	Stromeyer.
Briſeis	Jagemann.
Patroclus	Mattle.
Chryſeis	Demy
Prieſter	Eylenſtein } vielleicht.
Prieſterinn	Hösler }

Bei der Rolle des Patroclus iſt zu bemerken, daß ſie eigentlich Baß iſt. Herr Brizzi iſt aber wohl zufrieden, daß es ein Tenor ſey und glaubt, daß Herr Kapellmeiſter wohl das Nöthige umſetzen würde. Auch iſt die Arie Nr. 5 im erſten Bande etwas leichter Art. Sollte man eine bedeutendere Tenorarie einlegen wollen, ſo hängt dieß gleichfalls vom Belieben ab. Ferner fehlt eine Hauptſcene der Briſeis, welche Herr Brizzi von München ſendet, wie er denn auch ſeine Partitur mitbringt, um alle kleine Veränderungen einzurichten.

Das Textbüchelchen, Original und Ueberſetzung, ſendet er gleichfalls von München; welches man bei uns könnte abdrucken laſſen, wie es an andern Orten auch geſchieht.

Wenn man bei Ankunft der Stimmen die Rollen gleich austheilt werden; ſo hat man beinahe einen Monat Zeit bis

Richter.

Boten fort! Der Kerl ist nicht allein! Man muß ihn torquiren! Man muß die Mitverschwornen entdecken! Man muß Regimenter marschiren lassen! Man muß Haussuchung thun!

Edelmann.

Nur gemach! — Schnaps, was sind das für Possen?

Schnaps.

Ja wohl, eitel Possen!

Edelmann.

Wo sind die Kleider her? Geschwind! ich weiß schon.

Schnaps.

Sie können unmöglich wissen, gnädiger Herr, daß ich diese Kleider mit dem ganzen militärischen Apparat von einem armen Teufel geerbt habe.

zur Ankunft des Brizzi. Die Ensemble-Proben könnten alsdann sogleich seyn und Anfang Novembers die erste Vorstellung. Was die Decorationen betrifft, so werden sich diese, nachdem was Herr Brizzi mir erzählt hat, in kurzer Zeit malen und herstellen lassen.

Weiter wüßte ich nichts hinzuzufügen. Sollte mir noch etwas beigehen, so werde ich Solches von Dresden aus melden.

G.

Teplitz
den 13. September
1810.

Zweite Nachschrift.

Beikommendem füge ich noch die lebhaftesten Wünsche für Ew. Durchlaucht fortdauerndes Wohl hinzu. Nicht weniger den lebhaftesten Dank für alle in Teplitz mir erzeigte Gnade und Güte.

Sonntag den 16. Abends denke ich in Dresden zu seyn; Ihre Befehle finden mich bei Verlohren. Der König von Holland[1]) ist nun mein Wandnachbar. Er bleibt sich immer gleich und doch gewinnt er immer mehr je mehr man ihn sieht und hört.

Mich zu Gnaden empfehlend.

G.

[1]) Vgl. Nr. 269.

274.

(September 1810.)

Ich habe geſtern Abend den Kapellmeiſter Müller geſprochen, und ihm geſagt, wie es mit Brizzi ſtünde. In dieſer Lage, meint er, daß alle Ambitionen zuſammen genommen, der Teufel □ durch ein △ Loch fahren und Achill gehn müßte.

Er wird zu Dir kommen, bahne die Wege.

Brizzi kommt nun gewiß, aber — wir ſind in der Avantage.

E. A.

275.

(Oktober 1810.)

Für Deinen Sohn Auguſt wird ein Dekret als charakteriſirter Kammeraſſeſſor gefaßt. Sehr freut es mich, wenn ich Dir etwas verſchaffen kann, was Dir auf die Dauer des Lebens Bequemlichkeiten gewährt. In dieſer Abſicht ſchicke ich Dir in etlichen Tagen ein Paar treue Polen, die Dich fahren ſollen, und die Anweiſung auf das Futter dieſer Tiere. Den Einen habe ich coſtiren laſſen, damit er ſich beſcheiden aufführe; ſo wie er den Verluſt verſchmerzt hat, ſo wird er auch ſein ſanfteres Kamerad, der trotz ſeiner Huben doch beſcheiden iſt, ertragen.

E. A.

276.

(22. 10. 1810.)

Nun das iſt gut, daß Brizzi kommt. Vielleicht bringt er aber ſeine Kleider mit? indeſſen die ſind wohl beizuſchaffen. Mit ſo einem katholiſchen Italiener wird man doch allerhand Maaßregeln nehmen müſſen, um ihm begreiflich zu machen, daß er, trotz aller übertriebenen Schwierigkeiten, doch den Achill ſpielen müſſe, ohne eine neue Forderung zu machen. Deine angeborne Prudentia ex et interna wird Dich hierin ſchon leiten und inſpiriren. Vor der Hand iſt faſt Alles fertig bis zur Ankunft des Achills. Mache, daß auch die übrigen Kleidungen dem fremden Achill eine gute Idee der hieſigen Gleichen einflößen und Alles recht anſtändig, Theils neu, Theils gewaſchen auf dem klaſſiſchen Boden erſcheine. Arme und Gemaſt haben nicht immer klare Begriffe über die Diſtinctionen des Reinen und Schmutzigen puncto der Theater-Garderobe.

Lenz iſt in ſeiner Mineralogie ein anderer Mann wegen der Nomenclatur. Bei der Theater-Garderobe iſt alles Neue neu und das Andere wird nicht unterklaſſificirt, ſondern erſcheint meiſtens klaſſenlos ſchmutzig.

Ich hätte Dich ſo gerne geſtern oder heute wegen des chemiſchen Inſtituts in Jena geſprochen, aber Du hauſeteſt. Goettlings Verzeichniß habe ich, da ſind ſchöne Sachen drinne. Laß doch Doebereinern einen dieſer Tage herüber kommen, damit er ſehe, was wir hier beſitzen, damit er das Goettlingiſche Ver-

zeichniß einſehe, um zu beſtimmen, was man kaufen müſſe, um ſelber mit ihm einen Accord über die jährliche Unterhaltung des zu brauchenden chemiſchen Apparats zu ſchließen, um die Taxe der Goettlingſchen Sachen, die wir kaufen müſſen, zu fixiren. Morgen bin ich nicht zu Hauſe, aber übermorgen.

G. A.

277.

(Anfang December 1810.)

Das iſt S. V. um die Schwerenuth zu kriegen. Huſchke, den ich eben ſprach, atteſtirt, daß Brizzi[1]) keinen Ton herausbringen kann. Ich habe gleich nach Erfurt geſchickt, um die Franzoſen[2]) von dem Unglück zu avertiren und ſie auf den Mittwoch vertröſtet. Meine Frau meint, es würde gut ſeyn, wenn ein anderes Stück gegeben würde, ſelbſt wenn der Sturm von Smolensk wiederholt würde, da dieſes bei den Schauſpielern im friſchen Angedenken iſt.

(G. A.)

278.

Die Aerzte, welchen ich aufgetragen hatte, mich Leute bei guter Zeit zu unterrichten, ob Brizzi den Mittwoch ſingen könnte, verſichern, daß dieſes ohnmöglich ſey. Ich wünſche nun zu wiſſen,

[1]) Vgl. Nr. 273, 274 und 276. [2]) den damaligen kaiſerlich franzöſiſchen Intendanten des erfurter Gebietes de Bidmer und Kammerpräſidenten von Reich.

ob Mittwochs Blasbart, der, wie ich höre, hat präparirt werden sollen, gegeben werden kann? Ich muß die Franzosen operiren lassen.[1]) Kämpfer[2]) hofft, daß Brizzi den Sonnabend werde singen können. Brizzi's Frau hat ihrem Manne geschrieben, daß das gelbe Fieber sich in Italien zeigte und schon bis in die Gegend von Mayland gedrungen sey.

E. A.

d. 12 d.

279.

Die vergangene Nacht[3]), gnädigster Herr, entschuldige mich, wenn ich nicht persönlich aufwarte, und nur mit wenigen Worten meine Empfindungen andeute.

Im verfloßenen Jahre verdanke ich Ew. Durchlaucht außer manchem andern bedeutenden Gutern auch die Erfüllung meines höchsten Wunsches.[4]) Möge der Jüngling, der sich nun unter die Ältern zählen darf, durch eine lange Reihe von Jahren Zeuge seyn des Glücks, das Sie Sich und Andern in einer bedenklichen Zeit zu verschaffen wißen. Seine Gesinnungen gleichen den meinigen; es kann ihm nichts mehr am Herzen liegen, als Ew. Durchlaucht Wohl und Zufriedenheit.

Goethe.

W. d. 1. Januar 1811.

[1]) Vgl. Nr. 277. [2]) Vorleſerin der Herzogin. [3]) Ball auf dem sogenannten Stadthause; der Hof hatte daselbst logirt. [4]) Die Ernennung seines Sohnes zum Kammerassessor, vgl. Nr. 275.

280.

(Leipzig Juli 1811.)

Herr, wie Du willſt! Sehr reizend iſt's hier nicht, es iſt eben Niemand hier, deſſentwegen man ver's Kegelthor[1]) reiſen möchte. Der Herzog Ferdinand von Württemberg iſt die einzige bedeutende Perſon, der man zuweilen bei Tiſche begegnet. Des Abends ſitze ich vor meiner Hausthüre mit dem Stallmeiſter Böhme, rauche und trinke, wie der ſeelige Solms. Es iſt auch gar keine Hoffnung vorhanden, daß es beſſer werde. Lyon und Clary's kommen nicht, als nach der Hälfte Juli. Brizzi's Brief remittire ich; es iſt recht gut, daß wir ihn lange genug beſitzen, um uns einrichten zu können. Dem Kapellmeiſter Müller habe ich die Nachricht mitgetheilt, er befindet ſich hier ſehr wohl.[2]) Die Hitze iſt bedeutend drückend und kein Gewitter iſt vermögend ſie zu mindern.

Den beſten Erfolg des Bades wünſche ich Dir herzlich. Es iſt endlich in Dresden beſchloſſen worden, Bernhardchen[3]) dieſen Herbſt nach Wien und Italien zu ſchicken, damit er verſuche, ob er Geſchmack an Dingen gewinnen könne, die außer dem Kreiſe des Paradeplatzes liegen. 15—18 Monate lang bekommt er Urlaub; der dicke Boſe, ehemals von der Garde

---

[1]) Ein nahe bei dem Reſidenzſchloſſe gelegenes Thor der Stadt Weimar. [2]) Vgl. Nr. 273, 274, 276 und 278. [3]) Prinz Bernhard, zweiter Sohn des Herzogs.

du Corps, den Du oft hier gesehen hast, wird hoffentlich nebst Kühle ihn begleiten. Leb bestens wohl.

C. A.

Vom Hause habe ich die besten Nachrichten.

281.

Ew. Durchlaucht

von meiner Ankunft in Jena schuldige Nachricht zu geben, versäume ich um so weniger, als sich mir eine Gelegenheit darbietet, das Gegenwärtige durch Jenaische Burgäste in Ihre Hände zu bringen.

Gute Nachrichten von Wilhelmsthal habe ich hier gefunden und bin dadurch von einer sehr beschwerlichen letzten Tagreise wieder glücklich hergestellt worden. Die sonst leidlichen Wege über Pössneck waren von Gewitterfluthen äußerst zerrissen und stellenweise grundlos geworden, so daß ich mich gegenwärtig auf ebenem und festem Boden sehr glücklich fühle.

Eben als ich ankam war die militärische Verlosung geschehen. Die Jenenser sind ein lustig Völkchen, sie haben die Sache ziemlich leicht genommen und sich ausgebeten, Abends den Vorgesetzten ein Ständchen zu bringen, welches denn auch mit kriegerischer Musik geschehen. Da es nun dabei mit den Studenten Händel gab, welche den eigentlich Loosenden eine solche Ehre nicht gönnen wollten, so haben diese sich so lustig erwie-

ſen und zugleich wirklich geſetzt und v[illegible]ndig, daß ſie aus dieſer erſten Affaire mit allen Ehren hervorgegangen ſind.

Ueber der Reitbahn ſieht es noch etwas wild aus, doch hoffe ich in kurzer Zeit in Ordnung zu kommen. Das chemiſche Laboratorium und Hörſälchen ſieht deſto artiger und rein[illegible]lichen aus.

Die Vegetation in der Gegend iſt ganz herrlich und das Zoelthal will mir gar viel luſtiger vorkommen, als der dürftige Ellenbogener Kreis, ob wir gleich dieſem ſeine Verdienſte nicht ſchmälern wollen. Für das Grummet iſt ſeit einigen Tagen der Regen ſehr willkommen, wie überhaupt die Pflanzenwelt nicht leicht der Feuchtigkeit genug hat. Mit dem botaniſchen Garten hoffe ich werden Ew. Durchlaucht zufrieden ſeyn.

Nun hoffe ich bald zu vernehmen, daß das Teplitzer Bad ſeine vollkommene wohlthätige Wirkung äußert, ob man gleich erſt hinterdrein ſich davon überzeugen kann. Dieſe Curen mit der ſie begleitenden Lebensart bringen doch immer eine Art von Fieber hervor von dem man ſich erſt zu erholen hat, um zu fühlen, daß man wirklich beſſer geworden. Der Herr von Schönberg-Rothſchönberg, ein kleiner munterer Mann, den Ew. Durchlaucht kennen, wird in Teplitz aufwarten. Er hat Skizzen und Zeichnungen nach der Natur die ein gewiſſer Wehle*) von Sachſen auf einer Reiſe nach Perſien gefertigt, die höchſt intereſſant ſind, und wird ſie vorlegen. Auf dem noch übrigen klei-

*) Vgl. Goethe's Werke, XXXII, 67.

nen Namme die größte Anhänglichkeit, Ergebenheit und Verehrung betheurend

Goethe.

Jena den 6. Juni 1811.

282.

Der König von Holland[1]) soll wieder in Teplitz seyn; das Haus Köstner in Leipzig hat einen Credit von 100,M. fl. für ihn.

G. A.

283.

(Anfang August) 1811.

Hier hast Du ein Briefchen aus Laun und ein Autographum vom Kaiser Franz, was ich dorten gestern Abend erbeutete. Die Luft und Bewegung hatte unsre Kaiserinn[2]) wieder so frisch gemacht, daß sie sehr munter nach Laun kam und dorten Abends und heute Morgen gesund und fröhlich sich bezeigte. Um 5 Uhr früh fuhr Sie ab. Begleiten Sie ewig die besten Einflüsse, Sie ein seltenes liebenswürdiges Wesen! Sie läßt Dich sehr schön und gracieß grüßen. Morgen früh reise ich zum alten Trebra und bin den 10. zu Hause.

Laß Dir Deine Gesundheit in die Ordnung kommen und lebe wohl.

G. A.

---

[1]) Ludwig Napoleon. [2]) Vgl. Nr. 269 und 270.

284.

Cantate
(19. April 1812.)

Das iſt ja ein wunderbar ſchneller Entſchluß! Was Teufel willſt Du jetzt bei der Kälte im Karlsbade machen? an Katarrhen wird's dort nicht fehlen; indeſſen wünſche ich glückliche Reiſe und guten Erfolg.

Ein Verſuch in der Hof-Conditorei, Syrup aus Kartoffeln zu machen, iſt geſtern ſehr gut gelungen; die Berechnungen ſind nur noch nicht ganz richtig. Frag doch Sturmen, was für eine Art von Kartoffeln er für die zuckerreichſten hielte?

Künftigen Sonnabend wird Herr Rabenſtein ſich produciren, geſtern haben ſich die Adolescenten ganz artig gehalten.

Leb recht wohl.

C. A.

285.

(Leipzig, 19. Juli 1812.)

Deinen Brief, mein Lieber! habe ich heute richtig empfangen. Ich befinde mich jetzt in der böſen Zeit der Badekur, nämlich nach dem 9. Bade, in der, wo Alles aufgeregt wird und manche Stelle im Körper wehe thut; die Seite ſchmerzt auf's Neue. Indeſſen kenne ich dieſe Verhältniſſe durch lange Erfahrung zu genau, als daß ich es mir ſollte leid ſeyn laſſen.

Edelmann.

Geerbt? Er pflegt sonst zu stehlen.

Schnaps.

Hören Sie mich an.

Märten.

Was wird er sagen?

Schnaps.

Als der letzte Transport Französischer Kriegsgefangner durch die Stadt gebracht wurde —

Edelmann.

Nun?

Schnaps.

Schlich ich aus Neugierde hinein.

Edelmann.

Weiter!

Schnaps.

Da blieb im Wirthshause in der Vor-

Am 1. dieſes hatte meine Frau das Unglück, bei einem Spaziergange von der Wartburg zum Eliſabethen Brunnen auf dem glatten Raſen zu fallen. Sie ſpürte Schmerz im linken Fuß, trat noch ein Paar Tage mit Beſchwerlichkeit darauf, am 7. aber entdeckte es ſich, daß die Fibula halb zerbrochen ſei. Dieſer Unfall zieht ihr ein ſehr beſchwerliches Stillliegen zu; nach den neuſten Nachrichten aber ſcheint die Heilung ſo gut von Statten zu gehn, daß ſie wahrſcheinlich am Ende der künftigen Woche wieder wird ausgehn können. Das Bedauerliche dabei iſt, daß ihr Vergnügen, in Wilhelmsthal und in den ſchönen Gebirgen zu ſeyn, ihr ſo ſehr iſt verleidet worden.

Iſtland hat ſich theils durch Wolfe, theils durch einen Brief an die Jagemann für den Anfang September in Weimar anſagen laſſen, auch das Repertorium der Stücke geſchickt, aus welchen man wählen kann. Ich habe ihm ſagen laſſen, daß er kommen könnte, da Brizzi ohnedies erſt den 15. September eintreffen will[1]; indeſſen könnte es doch nicht ſchaden, wenn Du Letztern von der Ankunft des Erſteren avertirteſt und ihm vielleicht an die Hand gäbeſt, erſt zu Ende September bei uns einzutreffen. Mache das, wie Du es für gut findeſt. Die Frau iſt mit ihrer Tochter gekommen und das iſt doch ein Troſt. Unſer Bataillon wirſt Du in Weimar finden. Leb und gehab Dich wohl.

G. A.

[1] Vgl. Nr. 253, 254, 256, 258 und 260.

286.

Schreibe etwas abſchlägliches Höfliches an Brizzi; Du wirſt Dich beſinnen, daß ſchon in Teplitz ich Dir einen Brief von ihm an mich gleichen Inhalts zur Beantwortung gab.[1])

C. A.

1. 17. 12. (17. 9. 12.)

287.

Ew. Durchlaucht

werden wohl ſchwerlich geneigt ſeyn Herrn Duports[2]) Talente zu bewundern. Darf ich alſo nach Ihrem Befehl demſelben verneinend antworten?

Goethe.

J. 17. Sept. 1812.

288.

Weiſe Monſieur Duport höflich ab; er koſtet Geld und hilft uns zu nichts. Brizzi haſt Du doch wohl ſchon von Teplitz geantwortet und ihn abgewieſen?[3]) Das Album behalte ich noch zurück, um mich einzuſchreiben.

C. A.

(17. September 1812.)

---

[1]) Vgl. Nr. 284 und 285. [2]) Louis Duport, berühmter Ballettänzer. [3]) Vgl. Nr. 284, 285 und 286.

289.

11. 11. 12.

Hier ſchicke ich Dir, mein Lieber, ein Leipziger Verlobungsſchreiben, das Dich doch freuen wird. Die gedruckte Beilage und die Caraibenzähne gieb dem Bergrath Voigt.

Der ſchöne Theil des Herbſtes hat uns mit Unmuth verlaſſen, denen Hirſchjagden ein Ende gemacht und uns nach Schmellſchem Ausdrucke H—jäger-Nächte dagelaſſen, die für ſittſame Menſchen ſehr verdrießlich ſind. Der Theatercaſſen-Diebſtahl wird Dir auch keine angenehmen Empfindungen gemacht haben; Kirms nagt dran mit verbiſſenem Unmuthe und ſpähenden Riecherſorgen. Sehr wünſche ich, daß er auf die Fährte der Diebe komme.

Durch geheimen Rath Voigt weiß ich, daß mein Sohn[1]) Dich wegen des Berkaiſchen[2]) Badeprojekts conſultirt hat. Das iſt mir ſehr lieb, daß die Profeſſoren Doebereiner und Rieſer einen Aufſatz ſchreiben, in welchem ſie die Reſultate ihrer Verſuche über die Eigenſchaften der Quellen, ihre Nützlichkeit und Werth detailliren und in welchem ſie ihre Meinung ſagen, ob es räthlich ſey, die Quellen zu einer Badenunternehmung zu benutzen und ein beträchtliches Capital dran zu wagen. Indeſſen müſſen die Herren etwas liefern, das ſie zu behaupten im Stande

[1]) Der Erbprinz Carl Friedrich. [2]) Stadt Berka an der Ilm, 1½ Meile von Weimar.

ſind und das ihrem Rufe, Wiſſenſchaft und Genauigkeit Ehre macht. Du fügteſt wohl Deine ſchriftliche Meinung über dieſe Gegenſtände dazu, und übergäbeſt es bei Deiner Rückkunft meinem Sohne. Es iſt recht löblich von ihm, daß er vorſichtig geht, indeſſen iſt ihm der Gegenſtand, von dem die Rede iſt, ſo neu, daß er noch mehr Gefahren, welchen das Unternehmen ausgeſetzt ſeyn könnte, erfindet, als wie jeder Andere, der ſchon mehr Erfahrung hat und der weiß, wie weit auf Wahrſcheinlichkeiten gegründet, geſpielt werden kann. Seine wahrſcheinlichen Berechnungen führen ihn jetzt noch immer zur Negative. So wenig ich ihn bereden möchte, ſein erſpartes Geld auf etwas ganz Ungewiſſes zu verwenden, ſo lieb wäre es mir doch, wenn er es auf beſſere Zinſen brächte, wenn er zumal dabei eine nützliche Anſtalt beförderte, die in dem Reiche der Möglichkeiten, doch eher ſich zum poſitiven, wie zum — Pol neiget. Der größte Gewinn, den er dabei machen kann, iſt die nützliche Anwendung ſeiner Zeit und die Anſchaffung nöthiger und nützlicher Kenntniſſe. Mache nur, daß die Herren Profeſſoren etwas recht Solides liefern. Im Grunde hat mein Sohn viel Luſt zur Sache ſelbſt, aber er ſtößt überall auf Schwierigkeiten, die zu faſſen ihm leichter werden als darüber wegzuſchreiten. Die Möglichkeit, daß die Quellen ausbleiben könnten, wenn Alles gebaut und fertig wäre, quält ihn am Meiſten. Dagegen können bloß ältere Erfahrungen und die Nachricht, daß dieſe Schwefelquellen bei Berka ſchon ſeit 200 Jahren bekannt ſind, einigen ſtärkenden Troſt liefern und ihm Muth machen.

Siehe zu, wie Du dieſes einkleideſt und es faßlich machſt. Lebe wohl

E. A.

290.

Den beſten Dank für das Ueberſchickte, die Sachen ſind ſehr wunderbar. Dein Aufſatz über die Berkaiſchen Bodequellen[1]) hat mich ſehr gefreut. Die Akten, dieſe Sachen betreffend, hat mein Sohn ſehr incomplet abgeliefert; es ſind noch die Riſſe und einige intereſſante Beobachtungen zurücke geblieben, die ich erſt dieſen Abend bekommen habe und die ich Dir in etlichen Tagen zuſchicken werde.

Lobkowitz iſt unglaublich kindiſch.

Mich freut'e Dich wieder wohl zu wiſſen. Gute Nacht.

E. A.

W. 11. 12.

291.

Hier ſind noch einige Sachen, die bei meinem Sohne liegen geblieben waren, welche die Anſicht der Berkaiſchen Quellen[2]) heller oder dunkler machen. So balde als möglich will ich das Gypslager zwiſchen dem Steinbruche im Berkaiſchen Revier und der Au nivelliren laſſen.

E. A.

W. 11. 12.

---

[1]) Vgl. Nr. 289. [2]) Vgl. Nr. 289 und 290.

292.

(16. December 1812.)

Es ſcheint wirklich, als wenn der Himmel ſich auf den Abend machen wird; am Ende friert der Aldebaran an den Mond feſt.

Weißt Du denn ſchon, daß St. Aignan[1]) beauftragt iſt, Dir vom Kaiſer der Nacht ſchöne Grüße zu bringen? So wirſt Du von Himmel und Hölle beliebäugelt. Der O'Donell habe ich gewiß ſeit vier Wochen viermal geſchrieben und die Treuloſe antwortet nicht! Titine O'Donell hat einen Sohn geboren.

Wenn es heute Abend recht helle iſt, ſo kann man die Sternbedeckung mit bloßen Augen vielleicht ſehn, ich habe auf allen Fall meinen treuen Begleiter aus dem Kriege, das alte Ramsdenſche Teleſcop bei mir, durch das man ſehr gut ſehn wird. Dieſen Abend ſehe ich einen Begleiter Kruſenſterns, den jungen, gefangenen Kotzebue, der auf ſeinem Transport nach Frankreich etliche Tage Urlaub hierher hat.

Heiten Abend und viel Glück!

C. A.

Wir werden nach allen Anzeichen einen unglaublich ſchweren Winter zu erdulden haben.

---

[1]) Baron von St. Aignan, franzöſiſcher Geſandter am weimariſchen Hofe.

293.

Der beiliegende Doebereinerſche Brief meldet eine glückliche Entdeckung, die uns den Urſprung der Berkaiſchen Schwefelquellen anſchaulicher macht.

Sie iſt mir um ſo angenehmer, als ſie die Vorſtellung begünſtigt, die ich mir früher von der Sache gemacht hatte. Hiernach wären alſo ſämmtliche Waſſer unter den Berkaiſchen Wieſen- und Sumpfflächen ſehr ſtark gypshaltig und verwandelten ſich in Schwefelwaſſer, inſofern das Licht darauf einwirkt, und ſo ſtänden jene Eiſenquellen mit den ſchwefelhaltigen Quellen des Teiches recht gut in Verbindung und es erklärte ſich, warum die tiefer erbohrten Waſſer keinen Schwefelgeruch zeigen, indem das Schweflige in ihnen noch nicht entbunden iſt. Man wird bei weiter fortgeſetzten Unterſuchungen und Betrachtungen der Sache gewiß näher kommen.

Weimar den 18. December 1812.

Goethe.

294.

Die Wünſche, die Doebereiner äuſſert, habe ich auch ſchon im Stillen gehegt. Kann er ſich zu Hauſe einrichten, daß er Alles, was eigentlich wiſſenſchaftlich iſt, mehr Raum, längere Zeit und ruhiges Abwarten erfordert, in ſeiner Nähe zu hegen und zu pflegen im Stande iſt, ſo entſpringt daraus der große Vortheil, daß er das jetzige Laboratorium bloß zu ſeinen Lehr-

zwecken benutzt; alsdann ist er dort nicht gestört und hier nicht gehindert.

Ein Amanuensis wird im Laufe dieses Jahres ohne große Kosten wohl anzustellen seyn. Ein solcher ist freilich höchst nöthig, das chemische Wissen geht alle Tage vorwärts und wie will einer dem Unbekannten, oder erst bekannt Gewordenen folgen, wenn er zugleich das längst Bekannte und Unbezweifelte Andern deutlich machen und überliefern soll? Daß Doebereiners individuelle Thätigkeit mit der allgemeinen gleichen Schritt halten möchte, das bringt freilich solche Wünsche bald zur Sprache; die bei einer andern Person und unter andern Umständen erst später hervortreten würden.

Weimar
den 18. Febr. 1812.

G.

295.

Ew. Durchlaucht

bin seit so manchen Jahren für mich und die Meinigen so viel schuldig geworden, daß mir zuletzt die Worte des Dankes ausgehen müssen. Möchten Sie überzeugt sein, daß die meinem Sohn abermals erwiesene Gnade[1]) von mir tief empfunden wird und mir zur Beschämung gereichen würde, wenn nicht der Gedanke, mich für Ihro Dienst verdoppelt zu sehen

[1]) Derselbe war zum Hofjunker ernannt worden.

ſo vergnüglich und aufheiternd wäre. Möge Ew. Durchlaucht Alles gelingen, wie Sie den Wünſchen der Ihrigen immer zuvorzukommen geneigt ſind!

W. d. 6. Febr. 1813.

Goethe

296.

(29. 11.) 12. 13.

Den D. Rieſer nehme ich mit mir heute um 10 Uhr nach Berka.[1]) Meine Abſicht iſt, heute eine Endberedung zu halten, um feſte zu ſetzen, wie das Werk angegriffen werden ſolle. Hierüber ſoll ein Protokoll gefaßt werden, das ich Dir mittheilen will, damit Du Deine Meinung dazu ſetzen könneſt. Recht ſehr bedauere ich, daß Deine Geſundheit dir verbietet auszugehn. Hoffentlich wirſt du balde wieder hergeſtellt ſeyn. Mir iſt's lieb, daß es heute etwas kalt iſt, damit man den Unterſchied von Temperatur zwiſchen Quellen und freier Luft beobachten könne. Deinen Brief an Trebra habe ich zu den betreffenden Badeakten, nebſt ein paar von mir beigefügten Noten und Rieſer's Brief abſchreiben laſſen. Sobalde das Kätchen fertig ſeyn wird, ſo ſchicke ich es Dir mit der Bitte, die geognoſtiſchen Grenzlinien hineinzuzeichnen und die nöthigen Bemerkungen beizuſchreiben.

Leb wohl.

G. A.

[1]) Vgl. Nr. 289, 290, 291 und 293.

297.

(29. 11.) 12. 13.

Hier ſchicke ich Dir die Karte[1]), welche ich im Detail der Vergzeichnung nicht habe weiter ausführen laſſen, als es nöthig iſt. Nur drei merkwürdige Punkte, roth gefärbt, habe ich heute in Loco eintragen laſſen, nämlich:

Den Punkt a. Ein Kalkſteinbruch im Sande; der Abraum iſt ohngefähr 16 Schuh Sand, drunter findet ſich daſſelbe Strahlgypslager, welches bei dem

Punkt b, unterm Witzleben'ſchen Schloſſe, bei a—b horizontal liegend, als ausgehend erſcheint.

Punkt c iſt der Sandſteinbruch, den wir Alle kennen. — Im Thale, was von Saalborn nach Berka und von Tonndorf nach Berka läuft, iſt die Scheide zwiſchen Sand und Kalk. Berka ſelbſt ſteht auf dem Sande. Zwiſchen Berka, dem Adelsberg, Hexenberg, dann dem Tonndorfer Grund und Wachholderberge iſt Alles aufgeſchwemmtes Zeug, Grand, Thon, Letten u. ſ. w.

Der Erdfall, wo der Berkaiſche Teich liegt, ſcheint die hauptchemiſche Küche zu ſeyn. Weil dorten Alles durcheinander liegt, ſind die geſchwängerten Quellen oberflächlich und aus der Tiefe entſpringend, Alles regellos. Das Protokoll wird Dir Präſident Müſſling ſchicken. Gute Nacht.

C. A.

[1]) Vgl. Nr. 289, 290, 291, 293 und 296.

ſtadt ein armer Teufel liegen, der ſehr krank war.

Richter.

Das iſt gewiß nicht wahr.

Schnaps.

Ich nahm mich ſeiner an, und er — verſchied.

Edelmann.

Das iſt ſehr wahrſcheinlich.

Schnaps.

Er vermachte mir ſeine Sachen für die Mühe, die ich mir genommen —

Edelmann.

Ihn umzubringen.

Schnaps.

Beſtehend aus dieſem Rocke und Säbel.

Edelmann.

Und die Mütze? Die Kokarde?

298.

(December 1813.)

Schicke mir die Karte von der Gegend von Berka[1]) nebſt Deinen Bemerkungen wieder.

Ich wollte ſie mit der morgenden Poſt an Trebra ſchicken, dem ich noch immer Antwort ſchuldig bin.

C. A.

299.

Aachen 6. 6. (8.) 14.

So eben empfange ich Deinen Brief vom 2. aus Wiesbaden. Es freut mich, Dich in der Nähe zu wiſſen. Bald ſind wir wieder vereint, denn lange wird meines Bleibens hier nicht ſeyn. Der Aufenthalt iſt gar zu unangenehm und dazu verlaſſen mich dieſer Tage alle meine Bekannten. Acht Bäder habe ich genommen und mit dem 15. Bade hoffe ich mich hinlänglich gereiniget zu haben. Einige Säuberung war ſehr nöthig nach denen vielen verſchluckten Engliſchen Toaſts und Hurras. — Inzwiſchen hat mir der geheime Rath Voigt eine Sammlung Tropfen aus der vaterländiſchen Hippokrene geſendet, die mich ſehr gefreut haben; ich danke Dir beſtens für den Antheil, den Du daran genommen haſt.

Zu Gunſten des weltbekannten Inſelreichs kann ich Dir viel ſagen. Was man dorten ſieht überſteigt alle Erwartung.

[1]) Vgl. 287, 290, 296 und 297.

aber genußreich iſt das Leben dorten nicht, wenn man nicht ſchon lange daran gewöhnt iſt und ſehr fertig Engliſch ſpricht. Das dortige Klima iſt wohl eins der fruchtbarſten in der Welt und zugleich eins der unangenehmſten. Die Ceder vom Libanon, der Portugieſiſche Lorbeer und die reißende Gicht gedeihen mit einander auf eine unbegreifliche Weiſe. Letztere fing dorten an mir ſehr ernſtlich zuzuſetzen. — Eine der wunderbarſten Erſcheinungen, welche mir vorkam, war im Britiſchen Museo ein foſſiles weibliches Skelet in einem Kalkfelſen von einer derben Gattung, die uns unbekannt iſt. Sie iſt weiß wie Kreide und feinkörnig wie Sandſtein. Das Opus kommt aus der Guadeloupe. Ich habe mir eine Zeichnung davon beſtellt. Die Menge und Vortrefflichkeit der Kunſtſchätze in London und in den einzelnen Landhäuſern überſteigt allen Glauben; aber man muß ſie ſehr aufſuchen. Was Mechanik betrifft, da iſt England das wahre Paradies dieſer Wiſſenſchaft. Einige Meilen nördlich von Birmingham brachte mich Herr Watt zu Steinkohlen- und Eiſenſtein-Gruben, bei welchen auch gleich die Oefen, Hammer, und Gießereien befindlich waren. Dorten brannten zugleich die Heerde von 250, ſage zweihundertfünfzig Feuermaſchinen, auf der Fläche von einer □ Stunde, welche alle einer Gewerkſchaft gehörten. Und ſolcher Gewerkſchaften waren dorten mehrere, die an einander gränzten, dergeſtalt, daß ich nicht zu viel ſage, wenn ich vermuthe, mehr wie tauſend ſolcher Feuerſchlünde zu gleicher Zeit rauchen geſehn zu haben. Die Sonne wird davon meilenweit verdun-

lelt und die ganze Gegend iſt mit einem ſchwarzen Staube, dem Niederſchlage dieſer Rauche bedecket. Dazu brennen an manchen Stellen Steinkohlenflötze und vermehren dieſe Gewölke. In dieſer Gegend liegt das alte Schloß Dudley, deſſen ehemaliger Beſitzer aus der Maria Stuart bekannt iſt. Ich gehe von hier über Coblenz gerade nach Maynz, um mich dorten umzuſehn. Ich werde Dich dahin einladen und Dich voraus benachrichtigen. Leb wohl.

E. A.

300.

Aachen, 16. 8. 14.

Geſtern bekam ich Deinen zweiten Brief. Ich eile, Dich zu benachrichtigen, daß ich künftigen Sonnabend 20. von hier weg und gerade nach Coblenz reiſe, um den 22. bei guter Eſſenszeit in Maynz zu ſeyn. Wo ich logiren werde, weiß ich nicht, weil mein altes Quartier bei Pahl nicht mehr gangbar iſt. Wir werden uns ſchon finden! Den 23. Nachmittags wollte ich nach Biebrich und Abends nach Wiesbaden gehn, um von dorten aus Viſiten beim Miniſter von Stein in Naſſau, in Schlangenbad u. ſ. w. zu machen. Sehr freue ich mich Dich wieder zu ſehn. Leb wohl.

E. A.

301.

(12. September 1814.)

Ich habe es hin und her überlegt, wie Sartorius' Wunſch am Beſten zu erfüllen ſeyn möchte, und bin darauf zurückge-

kommen, mit dem hier anwesenden von Bühler zu sprechen. Dieser wird mir sagen können, wie die Sache zu machen sey. Hat Sartorius ausser der Geschichte der Hanseestädte noch sonsten etwas geschrieben?

C. A.

302.

(Januar 1815.)

Für das Persicum danke ich bestens, es ist sehr geistreich und galant. Mich freut es, daß Du das neue Jahr so munter angetreten hast; mögest Du es so auch durchleben und beschließen. Hier ist das Bild.

Noch eine Erinnerung. Die Herzoginn von York hat bei mir die complete Sammlung Deiner Werke bestellt; man wird wohl mehrere Ausgaben dazu zu Hülfe nehmen müssen? Die Verschiedenheit der Formate wäre wohl gleichgültig.

C. A.

303.

Ew. Durchlaucht

gnädigstes Schreiben vom 16. dieses habe, zu meiner dankbaren Freude, bald zu erhalten das Glück gehabt. Bergrath Lenz hat sogleich die verlangten Egel eingepackt und sie sind, nebst einem Schreiben an Dr. Bremser[1], an gehei-

[1] Johann Gottfried Bremser, Arzt in Wien, sehr verdient um die Lehre von den Eingeweidewürmern des Menschen.

men Rath Voigt übergeben worden. So gut ist es, daß auch die unscheinbarsten Dinge geachtet und aufbewahrt werden, weil man Einen einmal dadurch erfreuen und nützen kann.

Der biographische Versuch über Prinz Ligne ist sehr glücklich gerathen und setzt eine schöne Uebersicht des Weltwesens voraus. Ich habe mich dadurch auf's Wunderbarste angeregt gefunden und sogleich angefangen, unserem abgeschiedenen Freunde ein Requiem zu dichten, wovon einstweilen der Eingang beiliegt.[1]) Ich bin schon weit hinein und wäre wohl schon fertig, wenn nicht die Bewegung der festlichen Tage[2]) meine geringe Thätigkeit für das Nächste in Anspruch nähme. Ich hoffe aber bis zur Hälfte Februar's das Ganze zu Stande zu bringen und werde es dann sogleich an Graf O'Donell senden. Haben Ew. Durchlaucht die Gnade, mich diesem trefflichen Manne vielmals zu empfehlen. Unter den neuen Bekanntschaften, die jene große Völkerfluth mir zugeführt, behauptet er allerdings den ersten Rang. Möchten doch die äussern Umstände ihm so günstig seyn, als er es verdient!

Im Orient, wo ich mich jetzt gewöhnlich aufhalte, wird es schon für das höchste Glück geachtet, wenn von irgend einem demüthigen Knecht vor dem Angesichte der Herrin gesprochen wird und sie es auch nur geschehen läßt. Zu wie vielen Kniebeugungen würde Derjenige hingerissen werden, dessen sie

[1]) Vgl. Goethe's nachgelassene Werke, XVI, 45. [2]) Den 30 Januar, 2., 3. und 16. Februar waren die Geburtstage der Herzogin, des Erbprinzen, der Prinzessin Marie und der Erbprinzessin Großfürstinn.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 18651/477

ſelbſt erwähnte! Möchte ich doch allerhöchſten Ortes nur manchmal namensweiſe erſcheinen dürfen!

Da Ew. Durchlaucht gewiß in Geſellſchaft öfter auf Orientaliſten treffen, ſo dient es vielleicht zur Unterhaltung, wenn erzählt wird: daß wir vor Kurzem zur hieſigen Bibliothek ein wohl erhaltenes unvergleichliches Prachtſtück Perſiſcher handſchriftlicher Art und Kunſt angeſchafft haben. Es iſt das Mesnewi des Mohammed Dſchelal-eddin Rumi, ein Gedicht, welches von den Soſis für das fürtrefflichſte Buch nach dem Koran gehalten wird. Dieſes Exemplar iſt in Schiras geſchrieben und zwar zu einer Zeit, wo dieſe Stadt die Reſidenz der Perſiſchen Kaiſer war, welches ſie ohngefähr um 1500 aufgehört hat zu ſeyn.

Mögen Ew. Durchlaucht, indeſſen wir die Fundgruben des entfernteſten Orients mentaliter durchwühlen, in dem nächſten Oſten perſönlich die Erfüllung Ihrer Wünſche und der unſrigen erfahren!

Unterthänigſt

Goethe.

Weimar den 29. Januar
1815.

304.

28. 7. 15.

Empfange meinen beſten Glückwunſch zum heiligen Leopold.[1]) Es freut mich, daß er angelangt iſt, ſchon ſeit einem

[1]) Goethe hatte die zweite Klaſſe des k. k. Leopoldordens erhalten.

Jahre war er mir versprochen worden. Drei Wochen lang habe ich an einem aufgebrochenen Fuße gelegen, der nun endlich so weit wieder heil ist, daß ich übermorgen zu meiner Frau nach Wilhelmsthal und wenige Tage darauf nach Baden-Baden reisen kann, um in dem dortigen heißen Wasser eine Gichtschärfe durch die Haut zu jagen, die, vermuthlich durch den schlechten kalten Sommer zurücke gehalten, mich sehr zu plagen anfängt. Ich habe dieses Bad gewählt, weil die ganze Familie meiner Schwägerinn[1]) dorten beisammen ist und die Gegend wärmer und schöner zu seyn den Ruf hat, als wie Wiesbaden und Teplitz. Letztrer Ort liegt gar zu weit vom großen Welttheater entfernt. So wie ich mit der Kur fertig bin, so komme ich nach Maynz und warte dem Erzherzoge[2]) auf. Das wird wohl Anfangs September geschehen. Gieb ihm diesen Brief, wenn er in Maynz ist.

Den Bibrichischen Herrschaften empfiehl mich bestens, auch der Großfürstinn Catharina. Wenn Du etwas recht Pedantisch-geschmackloses, doch nicht ohne technisches Versmachertalent, lesen willst, so laß Dir Johannes den Täufer von Krummacher geben. Bei meiner Niederlage habe ich unglaublich viel gelesen und da ist mir das Ding in die Hände gekommen. Unser Decorationsmaler ist sehr geschickt. Leb wohl.

C. A.

[1]) der verwitweten Markgräfinn Amalie von Baden, Schwester der Herzoginn von Weimar. [2]) Erzherzog Carl

305.

Baden 5. 7. (8). 15.

Heute bekam ich Deinen Brief vom 3. Den beſten Dank ſage ich Dir, mein Lieber, für Dein Andenken. Ich wollte Du hätteſt wahr gemacht, was die Zeitungen ſagten; ſie erzählten nämlich, Du wäreſt nach Baden gereiſet. Die hieſige Gegend iſt eben doch ganz vortrefflich ſchön. Ich ſehe ſie ſehr im Einzelnen, weil ich viel jage; übrigens bleibe ich blos in meiner Frauen Familie. Von Badegäſten iſt niemand mehr hier. Einige Tage war ich in Baſel, um Hüningen einnehmen zu ſehn. Bei dieſer Gelegenheit iſt bei mir der Wunſch wieder ſehr rege geworden, die Schweitz innerlich zu beſehn. Vielleicht geſchichts ein anderes Jahr. Meine Abſicht iſt, hier bis zum 20. dieſes zu bleiben, dann auf ein paar Tage nach Karlsruh zu gehn und dann über Heidelberg den Weg nach Maynz einzuſchlagen und ſo lange mich herum zu ziehn, bis die Blätter fallen. Das wäre dann gegen den 10. Oktober, wo ich nach Hauſe kehren will. Von Paris höre ich nicht viel Tröſtliches, nur in ſo ferne Gutes als es meine Privatangelegenheiten betrifft, nämlich die Territorialacquiſitionen. Straßburg entläßt nun endlich auch ſeine Beſatzung. Es war in den letzten Tagen viel Spectakel drinnen. Vielleicht kömmſt Du noch her. Leb wohl.

C. A.

306.

Baden 14. (8. 15.)

Dein Journal und Beilagen habe ich vor ein paar Tagen richtig bekommen. Neugierig hat es mich gemacht, die Detailausführung der Annotationen zu genießen, besonders wie Du Dich mit Steiner gepaart haſt, deſſen vortreffliche und widerwärtige Eigenſchaften mir ſehr lange bekannt ſind. Es iſt Schade, daß bei ihm die Ungeduld alle übrigen Gaben überwiegt.

Die Befeſtigung von Cöln iſt eine der wenigen glücklichen Ereigniſſe dieſer Zeit, ſie wird gewiß manchen glücklichen Fund befördern. Daß Ende dorten iſt, da er Sinn für mancherlei wiſſenſchaftliche Gegenſtände hat, wird gewiß vortheilhaft wirken. Seit etlichen Stunden fängt das Wetter an, heiter zu werden und das Wetterglas ſteigt beträchtlich. Bis dieſen Mittag regnete es ſeit dem Augenblick meiner Ankunft beſtändig. Das Bad — heute brauchte ich es zum ſechſten Male — ſcheint vortheilhaft auf meinen Körper zu wirken; es greift mich gar nicht an. Mache doch bei der Quelle in Wiesbaden Verſuche, ob deren Nähe die Magnetnadel abweichen macht; man behauptet, daß man dieſe Erſcheinung bei der hieſigen Quelle bemerkt habe. Wie lange ich das Bad brauchen werde, hängt von deſſen Wirkung ab. Sobald ich fertig bin, gedenke ich den Erzherzog Johann in Baſel zu beſuchen, dann nach Maynz zum Erzherzog Carl zu gehn und ſo Anfangs Oktober nach Hauſe. Laß balde etwas von Dir hören und lebe wohl.

C. A.

Schnaps.

Fand ich in seinem Mantelsack unter alten Lumpen.

Edelmann.

Da fand Er sein Generals-Patent.

Schnaps.

Ich kam hierher und fand den einfältigen Märten.

Märten.

Den einfältigen Märten? Der Unverschämte!

Schnaps.

Leider gelang es mir nur zur Hälfte; ich konnte die schöne Milch nicht auseſſen, die ich eingebrockt hatte. Ich kriegte darüber eine kleine Differenz mit Görgen —

Edelmann.

Ohne Umstände! Ist alles die reine Wahrheit, was Er sagt?

307.

(8. December 1815.)

Gratulire! ſchöne iſt das Diplom geſchrieben, ich lege einen Brief der Kaiſerinn[1]) bei, den ich ſchon etliche Wochen habe, der aber 5 Wochen unterwegs blieb.

Iſtlands Willen werden wir endlich wohl einmal erfahren. Kirms mag ihm ſchreiben, daß wir ihn ſehr gern ſehn würden, er möchte ſich nur beſtimmt erklären.

Morgen gehe ich bis zum Sonnabend nach Jena um zu jagen und Abends Weisheit zu pflegen.

E. A.

308.

Ew. Königliche Hoheit!

geſtrige gnädige Sendung habe ſogleich in ein Acten-Fascicul gefaßt, welches, hier beiliegend, mich zu nachſtehenden unmaaßgeblichen Vorſchlägen aufruft:

1) Der Wallroß-Schädel iſt ſeit langen Jahren unſer Wunſch, ich will deßhalb an Staatsrath Treitlinger[2]) nach Paris ſchreiben.
2) Das von Schreibers Angebotene iſt gleichfalls erwünſcht:
   a) Die Fiſche in Weingeiſt aufbewahrt hieher zu ſenden, halte mit ihm für räthlicher.

[1]) Maria Ludovica von Oeſterreich. [2]) weimariſcher Geſandter.

b) Die Skelete von Gemſe ꝛc. ſind auch dankbar anzunehmen.

c) Eine Tiſchplatte ſoll, ſorgfältig eingepackt, und nebſt Zeichnungen von dem Vorkommen dieſes Geſteins auf dem Harze, an Schreibers geſendet werden. Wie ich denn überhaupt mit ihm im Verhältniß zu bleiben gedenke.

3) Der Verſuch, nach Sömmerings Vorſchlag, geiſtige Getränke zu concentriren, ſoll zum Nächſten in Jena angeſtellt werden.

Weimar den 23. December 1815.

Unterthänigſt

Goethe.

309. *

Randantwort.

Nach Antrag erſuche und autoriſire ich Herrn von Goethe an Herrn von Schreibers, in Wien, zu antworten und die Aufträge zu ertheilen.

Carl Auguſt.

310.

Das ſind koſtbare Alterthümer, die Du doch nach Jena ſtiften ſollteſt. Nr. 5, aus dem Tempel des Phöbus in Arkadien, halte ich für die älteſte, durch die ſüdliche Lage des Landes, wo der Stein gebrochen wird, reifeſte Production des ſo-

genannten Pappenheimer oder Zwezner Steins, der zur Lithographie gebraucht wird, nämlich eines Urmergels; er klebt an der Zunge und ſchmeckt thonigt. Die Byroniſche Schrift klingt auf Deutſch wunderbar; möglich iſt's, daß in der Engliſchen Ausſprache und Scanſion Feinheiten liegen, welche die Reime und das Versmaaß regelmäßiger in ein Engliſches Ohr klingen laſſen, als wie für Deutſche Organe. Auf die im Heldengedichte befindlichen Erotica bin ich neugierig, laß doch irgend etwas davon aus Deiner komiſchen Feder fließen. Hier ein Brief von Hüttner an mich eingeſchloſſen. Schon lange habe ich vergeſſen, Dir zu ſagen, daß auf der Bibliothek ein Buch in der erotiſchen Sammlung befindlich iſt, das für die Geſchichte und den Zuſtand der Moralität in Frankreich, im Laufe der Revolution äußerſt merkwürdig iſt; eine Fortſetzung der bekannten Juſtine, aber Superlativ des Allerabſcheulichſten. Ich habe es dieſen Sommer vom Rheine mitgebracht. Ein Theil fehlt.

(Ende 1815.)

G. A.

311.

Frage und Erinnerungen.

Das Bild Wielands, von Lorzing[1]) ſehr vortrefflich gezeichnet, möchte ich gerne behalten und es auf die Bibliothek ſtiften; wie? wie viel?

[1]) Hofſchauſpieler in Weimar, früher Maler

Der Maler Schütz in Frankfurt am Mayn beſitzt ein Bild, den heiligen Sebaſtian vorſtellend, ehe er gepfeilt wird, den erſten Schuß in Gottes Namen erwartend, für welches er 60 Carolin verlangt. Er ſagt, es paſſiere für einen Correge, ich glaube, daß es aus Guido's Fabrik iſt. Ew. Liebden wollten ſich erkundigen, was an dem Bilde wäre?

Demſelben Maler Schütz zu Frankfurt a./M. habe ich aufgetragen ſich zu erkundigen, ob denn dem Canonicus Pick[1]) zu Bonn ſeine Gemälde und Glasfenſter feil wären, oder ob man ſie nach ſeinem Tode, da er blos lachende Erben hinterläßt, erhandeln könnte? Ueber Alles Dieſes wünſche ich einige Notizen zu bekommen.

C. A.

Ende 1815.

312.

(Januar 1816.)

Zu langer Zeit hat mich nichts ſo gefreut, als die Beilage, welche ſagt, daß Canova daſſelbe Gefühl über Elgins Schätze[2]) gehabt hat, wie ich, was ich Dir und Profeſſor Meyer ſagte, als wir uns wieder ſahen. Die Venus, von der die Rede iſt, kenne ich nicht und in der Haut der Statuen liegt es auch nicht, aber in etwas Unbegreiflichem.

C. A.

[1]) Vgl. Goethe's Werke, XLIII, 328 ff. [2]) Die Bildwerke des Parthenon.

313. *

Weimar 11. Februar (Januar) 1816.

Hier iſt das Bayeriſche perpetuum mobile. Wir wollen es si placet nach Jena ſchicken, an wen? das wird von Deiner Weisheit abhängen.

Carl Auguſt.

314.

Ew. Königliche Hoheit

geruhen auf Nachſtehendes gnädigſt zu reflectiren.

1) Die Harzer Tuffplatte wird durch Cronrath ſorgfältig gepackt. Eine Zeichnung des Vorkommens dieſes merkwürdigen Geſteins iſt in der Arbeit, auch ein Aufſatz deshalb.

2) Ein Sömmeringſches Heft liegt bei. Wahrſcheinlich iſt das Jenaiſche im Jahr 1789 zu Riegelsdorf gefundene problematiſche Stück auch ein ähnlicher Crocodilsreſt. Ich will Sömmering davon Notiz geben, auch Herrn von Schreibers auf dieſe Abhandlung aufmerkſam machen.

3) Des Canova Freude an jenen köſtlichen Werken macht ihm Ehre; um ſo mehr als ſeine Kunſt von jener durch eine große Kluft der Zeit und der Geſinnungen getrennt iſt. Der Brief iſt an Bertuch zurück.

4) Haben Höchſtdieſelben wegen dem Nilpferdſchädel etwas an Treitlinger gelangen laſſen? Oder ſoll ich es thun.

5) Das perpetuum mobile*) ſende an Färber, welcher

*) Vgl. Nr. 313.

es im Zimmer der naturforſchenden Geſellſchaft aufhebt. Den Hofrath Voigt erſuche unter Aſſiſtenz des Ottem um Aufſtellung.

6) Die Wolkenerſcheinungen werden ſtark ſtudirt und Muſterbilder der verſchiedenen Fälle aufgeſucht. Nächſtens hoffe den Cirrhus in der größten Vollkommenheit vorzuſtellen.

7) Verzeihen Ew. Hoheit, daß ich noch immer, wie der fabelhafte Vogel Simerup im Felſenneſte verharre. Vielleicht befehlen Sie nächſte Woche, daß ich einen Abend aufwarte und von den friſch ausgebrüteten Aſiatiſchen Paradiesvögeln einige vorzeige.

8) Die Aufführung des Epimenides zum 30. Januar wird, hoffe ich, gelingen und nicht unangenehm ſeyn. Kapellmeiſter Weber kommt einige Tage früher.

9) Mit ihm Director Schadow wegen der Blücherſchen Statue für Roſtock. Möchten doch günſtige Nachrichten aus dortigen Gegenden unſre Beſorgniſſe wegen der theuren Erbgroßherzoginn von Mecklenburg einigermaaßen lindern.

Mich zu Gnaden und Hulden empfehlend

Weimar den 17. Januar 1816.

unterthänigſt

Goethe.

315. *

al 1) Von Ihnen an das Kaiſerliche Cabinet in Wien, an den Kaiſerlichen Hofrath und Director von Schreibers ge-

ſendet und mit denen nöthigen Bemerkungen begleitet, wird es beſonders Werth dorten bekommen.

ad 2) Dieſes opus habe ich ſchon in Wien geſehen und, was noch mehr iſt, ein Crocodil im Abdruck, auch aus der Riegelsdorfer Gegend, was im K. Kabinete iſt.

ad 3) Ich hoffe es ſollte mir Ehre machen, daſſelbe geſagt zu haben, was Canova ausdrückt.

ad 4) Nein, ſchreibe Du an Treitlinger deswegen.

ad 5) Das iſt ſehr gut, ſehr neugierig bin ich auf den Effect. Die Maſchine heißt die Zamboniſche Säule; ſie verlangt aber ein im höchſten Grade horizontales Poſtament.

ad 6) Auch auf die Wolkenkenntniß freue ich mich ſehr.

ad 7) Fliege aus die künftige Woche.

ad 8) Glück zu!

ad 9) Schadow ſoll willkommen ſeyn, nicht aber die Trauerpoſt, die ich ſtündlich und leider hoffnungslos erwarte.

G. A.

316.

[1816.]

Wenn Du mich mit Deiner Gegenwart beglücken willſt, ſo erkenne ich es mit Danke; mich hält heute ein ſchnupfiges Kopfweh zu Hauſe.

Komme dieſen Abend.

G. A.

317.

(Januar 1816.)

Beikommender Backenzahn kann ſich doch wohl als ein Cabinetsſtück zeigen

?

aus dem Pelziſchen Steinbruche.

C. A.

318. *

(Januar 1816.)

Hier erſcheinen ſchöne Sachen aus Nachbar Pelzens ſeinem Steinbruch.[1]) Das ſind ja wohl Bärenzähne? Schicke doch Jemanden hinaus, der in loco zuſehe, wie ſich dieſe Kalk-Kryſtalle in den neueren Kalkſtein melirt haben.

Carl Auguſt.

319.

(Januar 1816.)

Die überſendeten ſchönen Foſſilien beſtehen in:

1) Zwei Rhinoceros-Zähnen in der Kinnlade;
2) einem Fragment eines Pferde-Zahns;
3) Backenzähnen aus der untern Kinnlade eines Hirſches;
4) einem Knochen-Fragment in Kalk-Tuff.

[1]) bei Weimar.

Von den andern beiden Mineralkörpern iſt der eine ſchörlartiger Beryll aus dem Zwitterſtock bei Altenberge, das andere Kalkſpath-Kryſtalle auf ſchwarzem Marmor.

Pelzen[1]) wird deshalb die geognoſtiſche Tortur zuerkannt.

Nicht unmöglich wäre es jedoch, daß ein Schalk ihm dieſe Dinge in ſeine Räume geſchoben; wenigſtens haben wir in unſrer Jugend uns dergleichen Poſſen erlaubt, um nachfahrende Geognoſten irre zu machen.

Alles zuſammen wird, ſorgfältig eingepackt, nach Jena transportirt werden. Wie denn überhaupt ein kurzer Aufſatz über das merkwürdige Vorkommen dieſer Foſſilien nächſtens ausgefertigt werden kann.

Goethe.

320. *

(Januar 1816.)

Wegen Nachbar Pelz[2]) irren ſich Ew. Liebden gewaltig. Ich bin heute in loco geweſen und habe das corpus delicti unterſucht. Dieſe Sachen, deren ich hier mehrere ſchicke, die ich noch bei Pelzen fand, ſind nichts wie Kalk-Kryſtalle. So auch die, welche ich Dir dieſen Morgen ſchickte. Sie ſtaken als Neſt in einer Kede, die geſprengt; das Neſt blieb hängen, aus dieſem ſind alle die Stücke. Wenn ich doch nur 1000 Schritte von der Sache ſelbſt wohnte, ſo ließe ich mich doch

[1]) Vgl. Nr. 317 und 318. [2]) Vgl. Nr. 318 und 319.

hinbringen, um die Sache mit eignen Augen zu ſehen, ehe es zur Relation ausartet.

Carl August.

321.

Ew. Königlichen Hoheit!

Überreiche ungern das Schreiben unſres guten Hofraths Voigt, welches die verunglückte Ankunft und alſo auch die mißlungenen Verſuche mit dem perpetuum mobile verkündigt.[1]) Nach der Relation haben ſich die Auspackenden bei dem Geſchäfte gut und ſorgfältig benommen. Der Voigtiſche Bericht iſt in manchem Sinne belehrend, auch führt ſehr oft ein mißglückter Verſuch auf neue Entdeckungen. Mit Höchſtderoſelben gnädigſter Genehmigung will ich vorläufig Alles billigen, was derſelbe mit Zuziehung Ottemy's zur Wiederherſtellung und Erhaltung der Maſchine vornehmen wird.

Geſtern, als den 27., verfügte mich in den Pelzſchen Steinbruch[2]) und belehrte mich genau über die mir ganz wieder aus dem Sinne gekommene Folge der Lage und Schichten.

Befragt über den Ort, wo die problematiſchen Steine vorgekommen, bezeichnete der Mann an der Stirn eines frei ſtehenden Felſen eine Stelle, wo ein ziemlich tiefes, nicht gar weites Loch meiſt horizontal hineingegangen, welches man mit dem Schaufelſtiel habe unterſuchen können. Dieſe Vertiefung ſey bei einem in der Nähe angelegten Schuſſe mit herunter

[1]) Vgl. Nr. 313, 314 und 315. [2]) Vgl. Nr. 318, 319 und 320.

Schnaps.

Erkundigen Sie Sich in der Stadt. Ich will angeben, wo ich den Mantelsack verkauft habe. Diese Garderobe trug ich im Barbierbeutel herüber.

Edelmann.

Es wird sich alles finden.

Richter.

Glauben Sie ihm nicht!

Edelmann.

Ich weiß, was ich zu thun habe. Findet sich alles wahr, so muß eine solche Kleinigkeit nicht gerügt werden; sie erregt nur Schrecken und Mißtrauen in einem ruhigen Lande. Wir haben nichts zu befürchten. Kinder, liebt Euch, bestellt Euren Acker wohl, und haltet gut Haus.

Röse.

Das ist unsre Sache.

gekommen und er habe dieſe Stufen darin entdeckt und ſie ſelbſt noch vom Felſen losgemacht.

Daß die Stufen wirklich in dieſer Höhlung gefunden worden, will ich nicht in Zweifel ziehen, er mag ſie auch etwas von Sand und Unreinigkeit geſäubert haben, mit dem Geſteine aber waren ſie nicht verbunden, denn es ſind völlig fremde Mineralien, die ein Arbeiter vielleicht irgendwo aufgegriffen und in dieſe Höhlung verſteckt hat.

Von den beiden erſten Stücken denke ich noch wie vorher: Nr. 1 iſt ganz entſchieden aus dem Zwitterſtock bei Altenberge. Dieſes Mineral iſt deswegen merkwürdig, weil es in der uns bekannten übrigen Welt nicht wieder vorkommt. Ich lege ein friſches von mir bei meinem letzten Beſuche dort erhaltenes Stück bei, welches bei Vergleichung als identiſch wird gefunden werden. Die ſpäter eingereichten Stücke ſind gezackte Kalkſpathe in ſehr feinen Tafeln. Der auf denſelben aufſitzende Bleiglanz deutet nach dem Harz, ob ich es gleich nicht behaupten will. Ich habe die Stücke numerirt und ſogleich an Lenz geſendet, ohne ihm den geringſten Fingerzeig zu geben, worauf es eigentlich ankommt. Sein Reſponſum lege ſogleich vor. Ew. Königliche Hoheit verzeihen, daß ich unſere geognoſtiſche Ehre gegen dieſen wunderbaren Zufall ſo hartnäckig vertheidige. Die eigentlichen wahren Merkwürdigkeiten jener Lager ſollen nächſtens ſo genau als möglich auseinandergeſetzt werden.

Weimar den 29. Januar 1816.

Goethe.

322.

(Randantwort.)

(29. Januar 1816.)

Du wirſt wohl einige Thaler daran wenden müſſen, um die Maſchine wieder in Stand zu ſetzen.[1])

Mir iſt es ſehr lieb, daß Du die Pelzgeſchichte[2]) ſelbſt unterſucht haſt. Da das Neſt höchſtens 6 Schuh tief unter der Erde ſaß, ſo iſt es möglich, daß der gefundene Schatz geraubt war und von dem Räuber in eine lange Kluft, deren es ſo viele dorten herum giebt, verſteckt worden iſt. Der Zufall, ja ſelbſt der, daß der Schuß nichts zerſtört hat, iſt ſehr ſeltſam. Der Steinbruch ſelbſt iſt ſehr merkwürdig. Das wunderbare Saudlager unter den Felſenlagen!

Carl August.

323.

Ew. Königlichen Hoheit

lege abermals eine Angelegenheit vor, welche gleich ſo manchen andern lange Zeit geruht und nunmehr bei wieder eintretender Glücklichwitterung wieder aufthaut.

Der Hofmedicus Stark nämlich hat den Catalog der Präparate ſeines Vaters wieder eingereicht, mit einer kurzen Ueberſicht des Inhaltes desſelben.

[1]) Vgl. Nr. 313, 314 und 321. [2]) Vgl. Nr. 318, 319, 320 und 321.

Gleich nach dem Tode des geheimen Hofraths Stark kam die Sache zur Sprache und Ew. Königliche Hoheit erlaubten 600 Thlr. darauf zu bieten, weil freilich auf einmal dadurch unser anatomisches Cabinet ſich bedeutend bereichert hätte. Man war auch beinah einig, als die dazwiſchentretenden Kriegsvorfälle in allen Negotiationen dieſer Art eine große Pauſe machten. Auch jetzo, glaube ich, würde man dieſe Sammlung für 600 Thlr. erhalten. Die Acquiſition wäre immer wünſchenswerth, denn ob wir gleich manches Aehnliche beſitzen, ſo kann man doch von ſolchen Dingen kaum ſagen, daß es Doubletten ſeyen.

Freilich ſtehen zu völliger Einrichtung der Jenaiſchen Anſtalten noch wichtige Ausgaben bevor:

1) die Placirung und Begünſtigung Doebereiners, weshalb ich wegen des bezeichneten Gartens ſogleich nachgefragt,

2) die Verſetzung Körners,

3) oben gedachten Cabinettes Anſchaffung, wobei ich mich nicht enthalten kann auf einen Beitrag von Seiten der Landſchaft zu rechnen und wäre es auch nur, um die Intereſſen der aufzunehmenden Kapitale zu decken und einen Amortiſations-Fonds zu gründen.

Man kann indeſſen obgedachtes Geſchäft ſachte angehen laſſen, da ohnehin vor Oſtern an keine Translocation zu denken iſt.

Goethe.

Weimar den 31. Januar
1816.

324.

Vor der Hand, dächte ich, ließen wir dieſe Todten ihrem jetzigen Beſitzer und verwendeten unſere Fonds auf die angenehmeren Acquiſitionen.

C. A.

325.

Ueber die Idee, das Fuchſiſche Haus für Doebereiner zu kaufen, iſt mir noch eine andere beigegangen, die ich noch für beſſer halte und die, wenn die Ausführung derſelben auch etwas mehr koſtete, als wie die erſtere, doch gewiß weit mehr Vortheil einbrächte. Sie iſt: den Griesbachſchen Garten zu kaufen. Mit der Acquiſition eines ſchmalen Weges durch den Eichſtädt'ſchen Garten wäre erſterer mit dem botaniſchen Garten leichte zu verbinden. Salvo meliori.

C. A.

31. Januar 1816.

326.

Komm dieſen Abend gegen 7 Uhr und bringe was mit, auch beiliegende Zeichnungen; Graf Edling wird auch da ſeyn.

Carl August.

Februar 1816.

327.

(Februar 1816.)

In der Cottaiſchen allgemeinen Zeitung Nr. 51, 20. Februar, ſteht ein miſerabler Aufſatz datirt Weimar, der voll Lügen

iſt. Schreib doch gelegentlich an Cotta, man wunderte ſich, daß er hier einen ſo miſerablen Correſpondenten habe und ſolches elendes Zeug auf unſere Rechnung drucken ließ.

E. A.

328. *

Erzeige mir den Gefallen, Doebereiner aufzugeben, daß er mir ſchreibe, wie Steinkohlentheer gemacht werde?

E. A.

4. März 1816.

329.

Laſſe Dr. Doebereiner folgende Verſuche machen:

Mit den Dämpfen eines beliebigen Volumens kochenden Waſſers kaltes Waſſer, nämlich von gewöhnlicher Temperatur, kochen zu machen und dann folgende daraus entſtehende Fragen zu beantworten.

a) Kann man durch Dämpfe kochenden Waſſers kaltes Waſſer von gewöhnlicher Stubentemperatur (8 — 10°) kochen machen?

b) Kann Dieſes geſchehen, gleichviel ob die Dämpfe auf die Oberfläche oder Unterfläche des kalten Waſſers geleitet werden?

c) Wie viel Zeit braucht ein Volumen Waſſer von 8° + um durch Dämpfe kochend gemacht zu werden?

d) Wie könnte ſich die Quantität kochenden Waſſers zu

einer Quantität kalten Waſſers von 8° + verhalten, um letztere in der kürzeſten Zeit durch Dämpfe kochend zu machen?

(10. März 1816.)

C. A.

330.

Das Oeſterreichiſche Vieh iſt außerordentlich ſchön; ſehr glücklich und geſund iſt es angelangt. Hoffentlich enthalten beikommende Kiſten auch ſchöne Sachen. Einen Brief lege ich bei, ſchicke ihn mir balde wieder, und lege ein Diplom für den Zahlbrucker[1]) von der mineralogiſchen Geſellſchaft bei. Mein Sohn will gerne Nelken-Saamen mit ehſter Gelegenheit nach Rußland haben. Kaufe mir ein Sortiment bei Rath Wedel und ſchicke es mir her. Dieſen Morgen hat es bei uns gefroren. Lebe wohl.

C. A.

17. März 16.

331.

Ew. Königlichen Hoheit

lege ein [illegible] Memoria des Bergraths Voigt vor, welches von ſeiner Aufmerkſamkeit auf den ihm anvertrauten Garten zeugt. Die notirten Pflanzen betragen eine Summe

[1]) Vgl. Nr. 333.

von 37 Thalern. Er wünſcht daß ſie unentgeltlich abgegeben werden möchten, welches ihm wohl zu verzeihen iſt, da er nicht weiß, wie wohl uns Ew. Hoheit geſetzt haben. Es hängt daher ganz von Höchſter Entſcheidung ab.

Unterthänigſt

J. W. Goethe.

Weimar den 30. März 1816.

332. *

Beſtelle nur in Belvedere die Ablieferung der Pflanzen.

C. A.

333.

Ew. Königlichen Hoheit

lege ſo eben aus Wien erhaltene Papiere vor. Des Direktors von Schreibers vorläufiger Bericht enthält mehrere Punkte:

1) Den Ankauf und Transport der Schaafe und Schweine betreffend, wozu der Brief des Oekonomen Zahlbrucker gehört.[1])
2) Verzeichniß der zur Abſendung beſtimmten naturhiſtoriſchen Gegenſtände.
3) Ankündigung einer Sammlung von Chromerzen.

[1]) Vgl. Nr. 330.

1) Fortſetzung von Trattinik's Flora des Oeſterreichiſchen Kaiſerthums.

5) Anfrage wegen der Fortſetzung von Jahns Herbarium.

6) Ankündigung und Verzeichniß der Seefiſche welche abgehen ſollen.

Da mir von Darmſtadt auch ein monſtroſer Schädel geſendet worden und ich mir einen reinen weißen ausgebeten habe; ſo könnte dieſer zweite gar wohl gut eingepackt über Nürnberg nach Wien ſpedirt werden, um dieſem gefälligen Mann auch mit etwas Seltenem zu dienen.

Unterthänigſt

J. W. Goethe.

Weimar
den 31. März 1816.

334.

Den Allobrogiſchen Kurialſtyl abgerechnet, der mich recht herzlich lachen macht, wenn ich dieſen eleganten Schreibers perſönlich ſehe und höre, und ihn dann leſe, iſt er doch ein ſehr vortrefflicher Menſch. Der „Erlauchte Wunſchſteller" iſt doch ein unbezahlbarer Ausdruck. Ich will Dir abſchreiben laſſen, was zu Deinem Heile dient und wegen der Geldbeſtellungen das Nöthige beſorgen. Laſſe Schreibers den wunderbaren Schädel[1]) zukommen und was wir ſonſten finden, das merkwürdig iſt, wollten wir ihm ſchicken. Wegen der Belvedereſchen Pflanzen nach Jena — die Beilage.

C. A.

[1]) Vgl. Nr. 333.

335.

[April 1816.]

Dieſes Viscum album kenne ich ſehr gut und habe es mit dem Tabu belegt, weil es in hieſiger Gegend äußerſt ſelten iſt, zumal auf einem Ahorn, da man dergleichen ſonſten nur auf Obſtbäumen findet. In Oeſterreich wächſt es ſehr häufig und zwar auf allen Arten Bäumen. Bei ſchöner Witterung werde ich Dir eine Stellage davor ſetzen laſſen, um es bei lebendigem Leibe zu bewundern.

Es iſt von der höchſten Nothwendigkeit, daß Du morgen um eilf Uhr im Erdenhauſe zu Belvedere Dich einfindeſt und ſollte es Keulen ſchneien.

C. A.

336.

(April 1816.)

Das Stammbuch iſt gar zu merkwürdig; ich muß es noch etwas behalten. — Die Regiſtrande zeigt ſich der Oberaufſicht würdig. — Hier iſt Dr. Doebereiners Aufſatz. Die Sätze darinnen müſſen noch mit einigen empiriſchen Verſuchen vermehrt werden, hauptſächlich in Folgendem: ob die Proportionen wie 1 : 5 ſo 2 : 10 fortgehend ſteigen, oder ob bei Vermehrung der erſten Zahlen die 2 über Proportion ſteigen, was bisweilen der Fall ſeyn könnte, indem die Erhitzung ſchneller von Statten ginge; dann ob man durch die Zuführung 1 Maaßes kochenden Waſſers durch mehrere Röhren 5 Maaß temperirten Waſ-

ſers ſchneller zum Kochen brächte, als wie durch eine Röhre?[1]) — Daß Dir mein kaltes Treibhaus gefallen hat, freut mich ſehr; ich habe es aus Erfahrungen zuſammen geſetzt, die ich in England, Brabant und Wien ſammelte. Die Grundtheorie dieſes Gebäudes iſt das möglichſte Licht und die egalſte Temperatur. Ein paar Fenſter in dem noch leeren Flügel ſtehn Dir ganz zu Verſuchen zu Dienſten.

C. A.

Vrizzi iſt mit ſeiner Tochter hier. Graf Edling wird das Nöthige deshalben mit Dir beſprechen.[2])

337. *

(April 1816.)

Hundeshagens Antrag puncto der Fulda-Heſſiſchen Charte kommt mir ſehr wünſchenswerth. Erkundige Dich, wenn ich bitten darf, nach dem Preis und danke ihm für den ſchönen Riß von Straßburg.

Schreibers werde ich künftighin einen Credit in baarem Gelde machen.

Berka ſoll neu geboren werden; ein Jahr iſt freilich dabei verloren.[3])

Carl Auguſt.

[1]) Vgl. Nr. 329. [2]) Vgl. Nr. 280 und 285. [3]) Vgl. Nr. 289, 296, 297 und 298.

Görge.

Dabey bleibt's.

Edelmann.

Und Euch, Alter, soll es zum Lobe gereichen, wenn Ihr Euch auf die hiesige Landsart und auf die Witterung versteht, und Euer Säen und Aerndten darnach einrichtet. Fremde Länder laßt für sich sorgen, und den politischen Himmel betrachtet allenfalls einmal Sonn- und Festtags.

Märten.

Es wird wohl das Beste seyn.

Edelmann.

Bey sich fange jeder an, und er wird viel zu thun finden. Er benutze die friedliche Zeit, die uns gegönnt ist; er schaffe sich und den Seinigen einen rechtmäßigen Vortheil: so wird er dem Ganzen Vortheil bringen.

338.

Voigten habe ich auf Dich für ein Nachtquartier assignirt: der arme Teufel ist sehr matt und morgen soll er sich selbst die Pflanzen in Belvedere aussuchen.

Steiner schicke ich mit Voigten zu Dir, um Abrede zu nehmen wegen eines kleinen Kellerhauses mit eisernen Fenstern für den botanischen Garten, dessen er höchlich bedarf. Es betrifft 6 Fenster nach Belvedereschem Maaß, welche pp. 250 Thlr. kosten werden, vielleicht weniger. Laß sie machen, weil sie ohn umgänglich nöthig sind. Steiner kann die Sache sehr gut dirigiren und anlegen.

Für D. Schreibers will ich einen Credit von 2000 Fl. W. W. bei Frießen in Wien machen[1]), welche von April zu April dauern, auf Verrechnung. Damit kann Schreibers die Auslagen für Botanik und dergleichen Aufträge bestreiten. Einen solchen Creditbrief werde ich Dir ehstens für Schreibers schicken.

E. A.

(3. April 1816.)

339.

Ew. Königliche Hoheit

ersehen gnädigst aus der Beilage die glückliche Wiederherstellung des galvanischen Pendels.[2]) Die durch den Bruch der Säule gewonnene Einsicht in das Innere

[1]) Vgl. Nr. 337. [2]) Vgl. Nr. 313, 314, 321 und 322.

derſelben, erſetzt reichlich die wenigen Koſten der Wiederherſtellung; ſie ſollen aus der Muſeumskaſſe bezahlt werden. Wegen einer größern ſolchen Säule, die Voigt wünſcht, läßt ſich wohl einmal mit den Profeſſoren und Ottem Abrede nehmen.

Unterthänigſt

Goethe.

Weimar den 11. April 1816.

340. *

Randantwort.

Die Entdeckung[1]) iſt der etlichen Thaler werth; ein größerer Apparat, recht einfach und wohlfeil conſtruirt, würde vielleicht noch zu mehreren Kenntniſſen führen.

C. A.

341.

(1816.)

Beiliegendes ſchicke an Doebereiner wieder, mit meinem ſchönen Dank. Die Wahrheit zu geſtehn, verſtehe ich es nicht recht. Den galvaniſchen Pendel habe ich geſehn[2]), er iſt ſehr hübſch. Ich habe ihn bei dem Hofrath Voigt gelaſſen bis zu Deiner Ankunft.

C. A.

[1]) Vgl. Nr. 313, 314, 321, 322 und 339. [2]) Vgl Nr. 313, 314, 321, 322 und 339.

342.

[April 1816.]

Das Zettelchen habe ich verloren, wo dasjenige Chrom darauf notirt war, welches der Salineninspector (Goedecke[1]) aus Tyrol mitbringen ſollte. Doebereiner nannte es, überſchreibe mir es. Die Forderung und das Einſchmeichelungsdiplom für König geht heute an Frege nach Leipzig.

Leb wohl.

E. A.

343.

Unſere liebe Kaiſerinn[2]) iſt am Tage unſerer Huldigungsfeier, den 7. in Padua zu dem Oberlehensherrn abberufen worden. Man glaubte ſie gerettet. Vermuthlich haben die Kräfte ſie verlaſſen, ihre Krankheitsgeſchichte hat viel Aehnliches mit der meiner verſtorbenen Tochter.[3])

E. A.

(18. April 1816.)

344.

„La pauvre Impératrice a eu tant de peine à mourir. Voyant les regrets de l'Empereur, Elle avait juré de faire tout ce que les médecins lui ordonneraient, mais

[1]) Ludwig Goedecke, Bergrath und Director der großherzoglichen Saline Wilhelms-Glücksbrunn bei Kreuzburg im Eiſenachiſchen. [2]) Vgl. Nr. 269, 270 und 283. [3]) Caroline, Erbgroßherzoginn von Mecklenburg-Schwerin, geſt. den 20. Jan. 1816.

c'était trop tard. Ils avaient prononcé, qu'Elle ne pourrait se trainer que quelques semaines. Pendant qu'on Lui faisait la lecture Elle s'écriait: faut-il donc mourir! et fondait en larmes. Elle a écrit pendant la journée deux heures de suite, Elle eut sur le soir une sueur froide, alors Elle a dit: cette fois-ci c'est sérieux, la mort s'approche de l'âme! Elle s'appliqua Elle-même des serviettes chaudes. A 7 heures Elle prit un évanouissement, du quel Elle n'est pas revenue."

Sie ſtarb in Verona, nicht in Padua.[1])

(C. A.)

Abends, 29. April 1816.

345.

(1816.)

Erzeige mir die Ehre, um 10 Uhr zu mir zu kommen und bringe die Sachen mit, die zu den Chladniſchen ſichtbar gewordenen Tönen gehören.

Es kommt um dieſe Zeit ein Mann mit einem ſeltſamen Inſtrument zu mir.

C. A.

346.

Ew. Königlichen Hoheit

gnädigſter Aeuſſerung zu Folge begebe mich heute nach Jena, um dort in loco die bekannten Gegenſtände auf

[1]) Vgl. Nr. 343.

merkſam zu betrachten und zu Höchſtihro Empfang einiges vorzubereiten.

Beiliegende Dubia Voigts und Ottony's ſind wohl am ſicherſten am Orte zu beſeitigen.

Die Cataloge habe auf die Bibliothek gegeben; ein Werk iſt angeſtrichen worden.

In Hoffnung mich Ihro Gegenwart bald zu erfreuen

unterthänigſt

Goethe

Weimar
den 11. Mai 1816.

347. *

Da muß man eben Geduld haben, und das Silberpapier einſtweilen beſtellen.

Hier ſind die Cataloge. Um mit Voth in Connexion zu kommen, habe ich Einiges bei ihm beſtellt und ihm auch die Commiſſionen für Ackermann aufgegeben; die Correſpondenz geht durch Frege.

C. A.

Morgen Abend komme ich nach Jena, wo ich Ew. Excellenz zu finden hoffe.

C. A.

(12. 5. 16.)

348.

Ew. Königlichen Hoheit

vermelde ſchuldigſt Nachſtehendes, was von einiger Bedeutung in meinem Kreiſe vorgefallen.

1) Die Zeichnenſchule im Jägerhauſe iſt eröffnet worden und ſogleich hat ſich der Vortheil der Einrichtung hervorgethan, daß man die Schüler in Klaſſen ordnete und in zwei Zimmer vertheilte. Dadurch iſt die Ruhe auf einmal entſchieden und die Aufmerkſamkeit hergeſtellt. Der Eifer unter den Kindern iſt groß; wir wollen ſuchen, dieſen Sommer über ſoviel Feuer in die Sache zu bringen, daß der Winterfroſt allenfalls überwunden werden kann.

Der Anbau auf der Esplanade[1]) iſt auch in vollem Gang. Das ausgegrabene Erdreich, da ein Keller angelegt wird, konnte gleich zum Aufſchütten hinter dem Vorwerke gebraucht werden. Haben wir dieſe noch beabſichtigten Räume, ſo ſind Lehrer und Schüler wohl untergebracht und man darf unter dieſen Umſtänden gute Früchte erwarten.

2) Wegen des Bildhauers Kaufmann habe ich die Sache mit Jagemann beredet, und iſt dieſem ein kleiner Aufſatz gegeben, wonach er ihm den Antrag machen kann.

Die Zeichnung zu dem großen Altarblatt iſt von oben herein ſchon ausgeführt. Der Gedanke iſt recht gut. Wir

[1]) Jetzt Schillerſtraße in Weimar.

haben über die räumliche Einrichtung des Ganzen freundliche Rücksprache genommen.

3) Das Heimische[1]) Cabinet ist in 7 Kisten in Jena angelangt, die Einrichtung des Zimmers, wo es aufgestellt werden soll, durch Umstände verzögert. Der Catalog zeigt von unglaublicher Aufmerksamkeit des Mannes auf diese Gegenstände.

4) Doebereiner richtet sich ein. Seine große zielgemäße Thätigkeit macht Freude. Er spricht nicht ein Wort das nicht belehrend wäre. Ew. Hoheit haben ihn gut gebettet und er wird uns bleiben.

5) Das Stück Garten der Sternwarte gegenüber lassen wir nicht aus den Augen. Die Forderung von 800 Thlr. für 79 □ Ruthen Fläche ist freilich unverschämt.

6) Die Medaillen von Paris sind auch zu uns gelangt. Ew. Hoheit haben sie gesehen, man kann damit gar wohl zufrieden seyn. Das Gewand nimmt sich recht gut aus, doch konnten wir uns mit dem vorgeschlagenen Lorbeerkranze nicht befreunden und haben darauf gestimmt, daß es bei der ersten Bestellung sein Bewenden haben möge.

Futterale sind auch bestellt, für die goldenen sämmtlich, für die silbernen zwölf.

Unterthänigst

J. W. Goethe.

Weimar
den 19. Juli 1816.

[1]) Heim, meiningenscher Hofrath, zugleich bedeutender Mineralog.

349.*

1) Doebereiner hatte mir dieſen Morgen das gedruckte Blatt[1]) geſchickt, ich ließ gleich Körnern kommen, dieſer ging auf die Rattenjagd und hat mir ſo eben ſchon eine Blaſe gebracht, der Hygrometer ſoll nun verſucht werden.

2) Der Reichenbachſche Theodolit iſt angekommen; ich habe ihn gleich an Körnern übergeben, weil er ein ſehr delicates Inſtrument iſt. Du wirſt ſchon beſtimmen, wannehr er an die Sternwarte abgegeben werden ſoll.

3) Laß doch Ottemy einen Eiſen-Schmelzverſuch in dem Schmelzofen machen, der in der Küche des Jenaiſchen Schloſſes ſchon vor zwei Jahren gebaut und noch nie angezündet wurde.

4) Ich höre daß Pflug[2]) in Jena ſich mit der Gasbeleuchtung wieder beſchäftigt. Ich habe Luſt, einen Verſuch im Großen, einer Straßenbeleuchtung, zu machen und wollte dazu den Jenaiſchen Schloßhof hergeben, weil dorten Alles mehr beiſammen iſt, wie hier. Da aber bei dergleichen Verſuchen Alles auf die Direction ankömmt, ſo ſollte ich glauben, es wäre am beſten, dieſe Herrn v. Münchow zu übertragen. Wenn Du dieſer Meinung wäreſt, ſo könnteſt Du ihn hierauf inſtruiren und ich wollte es auch ſelbſten thun, wenn er von

[1]) ein Hygrometer aus Rattenblaſen betreffend. [2]) ſehr geſchickter Kupferſchmied.

Gotha wiederkehrend, hier durch kommt, welches, wie Körner sagt, diese Woche erfolgen wird.

Carl August.

3. Octbr. (Septbr.) 1816.

Was die Chymisten für wunderbares Zeug finden! Ich lasse jetzt eine Windfahne mit einem Electrometer bei Schöndorf aufrichten, die soll ein ächter Zeichendeuter werden.

Zwei Centner Steinkohlen können hier beim Castellan und Bauconducteur Kirchner verabfolgt und geholt werden. Zugleich bemerke ich, daß ich sowohl mit Steinkohlen als auch mit Holz die Gas-Beleuchtungs-Versuche gemacht zu haben wünschte.

350.

(1816.)

Erzeige mir den Gefallen und schreibe durch einen Boten nach Jena, um zu erfahren, wie weit die Künstler mit der Gasbeleuchtung vorgeschritten sind[1]; ich wollte die Projekte dieser Woche darnach einrichten.

C. A.

351.

(September 1816.)

Morgen Abend treffe ich in Jena ein und übernachte dorten; dann wollen wir auch die Versuche[2] anstellen.

C. A.

[1] Vgl. Nr. 349. [2] Vgl. Nr. 349 und 350.

352.

Ew. Königlichen Hoheit

Gedanken, unſrer freien Zeichnenſchule eine Vorſchule auf dem Gymnaſium, ſo wie auf andern Schulanſtalten zu geben, habe ſogleich mit Meyer und Peucer beſprochen. Erſterer wird darüber etwas aufſetzen, Letzterer wird zur Ausführung ſowohl, als ſeine Kollegen gern die Hand bieten, um ſo mehr, als das Oberconſiſtorium ſchon aus eigener Bewegung den Verſuch gemacht hat in Buttſtedt eine Zeichnenſchule zu gründen, der recht gut gelungen iſt. Vorſchläge zur Einrichtung des Ganzen werden, ſobald ſie einigermaaßen reif ſind, unterthänigſt vorgelegt werden.

Den erſten Band Wielandiſcher Briefe leſe ſchon mit großem Intereſſe. Sehr angenehm iſt es, die Natur, die man im Alter gekannt, in der Jugenderſcheinung zu ſehen. Sehr merkwürdig iſt die klare Selbſtkenntniß in ſo jungen Jahren. Die heitere Nachgiebigkeit und zähe Hartnäckigkeit, zwiſchen denen ſein Weſen ſich bis in die ſpäteſten Jahre bewegte, iſt auch hier ſchon ausgeſprochen.

Auf den nach Wien geſendeten Aufſatz, die Achtermannshöhe*) betreffend, werfen Ew. Königliche Hoheit wohl einen Blick.

(September 1816.) Goethe.

*) im Harz.

Richter.

(Der indessen seine Ungeduld gezeigt hat, gleichsam einfallend) Aber dabey kann's doch unmöglich bleiben! Bedenken Sie die Folgen! Ginge so was ungestraft hin —

Edelmann.

Nur gelassen! Unzeitige Gebote, unzeitige Strafen bringen erst das Uebel hervor. In einem Lande, wo der Fürst sich vor niemand verschließt; wo alle Stände billig gegen einander denken; wo niemand gehindert ist, in seiner Art thätig zu seyn; wo nützliche Einsichten und Kenntnisse allgemein verbreitet sind: da werden keine Partheyen entstehen. Was in der Welt geschieht, wird Aufmerksamkeit erregen; aber aufrührische Gesinnungen ganzer Nationen werden keinen Einfluß haben. Wir werden in der Stille dankbar seyn, daß wir

353.

1817 (Ende September 1816.)

Dem ersten Mißbrauch der Preßfreiheit*) wollte ich, der Folgen halben, recht gründlich zu Leibe gehn und veranlaßte deshalben die oberste Polizei-Behörde, welche für die öffentliche Sicherheit in allen Stücken wachen muß, anzeigend aufzutreten. Da ich die Sache bis zu Voigt's Rückkunft liegen lasse, so benutze ich die Zeit, um Dich zu bitten, mir Dein Urtheil über die Ansichten der obern Polizei-Behörde zu überschreiben.

C. A.

354.

Ew. Königlichen Hoheit

gnädigste Befehle so schnell und genau, als in meinen Kräften steht, auszuführen, habe ich jederzeit für meine erste Pflicht gehalten, nur dießmal gesteh' ich, überfiel mich ein Zaudern, als Höchstdieselben meine Gedanken über die Zeitschrift Isis vorzulegen befahlen.

Ich überwinde jedoch alle Bedenklichkeit und Nachstehendes wird Höchstdieselben überzeugen, daß ich Ursache hatte, mit Besorgniß an's Werk zu gehen.

Manchem dürfte, bei Betrachtung der Akten, wünschenswerth däuchten, daß man sogleich beim Erscheinen der Ankündigung von Polizeiwegen das Blatt verboten hätte, wie denn

*) in der Zeitschrift „Isis" von Oken.

dieſer Behörde ganz ohne Frage in einem ſolchen Falle aus eigner Autorität zu verfahren zuſteht; wie ein erfahrnes und geprüftes Mitglied derſelben unbewunden ausſpricht. Da es aber nicht geſchehen, ſondern von gedachtem Blatte ſchon 11 Nummern ausgegeben worden, ſo hat man dabei den traurigen Vortheil, zu ſehen, wie ungehinderte Verwegenheit täglich wächſt und ihre gränzenloſe Natur offenbart.

Beiliegende Akten enthalten die 11 Blätter, welche künftigen Geſchäftsmännern nothwendig als ein Gräuel erſcheinen müſſen. Der würdige Vorſitzende der Landes-Direction hat in ſeinem Vortrag mit Klarheit und Mäßigung den Unfug vorgeſtellt und dadurch drei vorzügliche Geſchäftsmänner in den Stand geſetzt, die Lage zu beurtheilen und ihr Gutachten, wie dem Uebel geſteuert werden könne vorzulegen. Dieſes iſt geſchehen und ſie ſind in der Sache vollkommen einig. Ihre Vorſchläge gehen dahin, man ſolle

1) dem Herausgeber ſeine Ungebühr mündlich oder ſchriftlich verweiſen und ihm
2) bedrohen, daß bei erneuerten Ausfällen auf einzelne Perſonen, oder ganze Stände, ſein Blatt ſogleich verboten werden ſolle.

Hierzu fügen ſie

3) den Vorſchlag, daß man den Fiscal gegen ihn aufregen und auf dem Wege Rechtens den bisher Beleidigten Genugthuung verſchaffen möge.

Hierüber aber meine Meinung zu eröffnen, finde ich mich

in großer Verlegenheit, denn so bedeutend und kräftig auch diese Maaßregeln ſcheinen möchten, ſo bin ich doch genöthigt, auszuſprechen, daß ſie mir eher geeignet ſcheinen, das Uebel zu vermehren, als demſelben Einhalt zu thun. Ich will die mir vorſchwebenden möglichen Folgen gedachter Schritte nicht verhehlen. Ad 1. Citirt man Oken zu einem Vorhalt und er bleibt aus, wie will man alsdann verfahren? Will man ihn durch Militair holen laſſen, oder was ſonſt für eine Maaßregel ergreifen?

Wenn er nun aber erſchiene und vor dem Collegio eben ſo kühn und unverſchämt ſpräche wie er drucken läßt (und ihm, als einem mehrjährigen Docenten, fehlt es nicht an Redegabe) will man ihn dann auf die Hauptwache ſetzen, oder ihn triumphirend ziehen laſſen?

Geſetzt aber, er betrüg ſich beſcheiden, regiſtrirte aber ſogleich den ganzen Vorfall und ließ ihn im nächſten Stück abdrucken, mit direkter und indirekter Verſpottung der Behörde, wozu ihm Druckerſtöcke und andere Narrenspoſſen hundertweis zu Gebote ſtehen: will man alsdann mit dem angedroheten Verbot vorſchreiten, da das Collegium als Partei erſcheint und eine ihm angethane Beleidigung ahnden muß, nachdem ſo viele andere Verhältniſſe ungeſtraft preis gegeben worden?

Daſſelbe kann und wird er thun, wenn man ihm ſchriftlich Verweis und Drohungen zugehen läßt.

Und es iſt keine Seitenbetrachtung, wenn ich ſage, daß ein ſolcher Vorhalt niemals meine Billigung hatte. In meinem Geſchäftsgange fiel nur einer vor, einem andern habe ich aus

der Ferne zugesehen. Vorhalt, Vorwurf, Verweis ist ein Recht des Präsidenten, des Vorgesetzten einer subalternen Masse.

Wenn er menschlich ist und sein Handwerk versteht, so wird er an einzelner Annahmung, väterlicher und pädagogischer Bildung es nicht fehlen lassen. Will das nicht fruchten, so fordere er den Ungeschickten vor's Collegium, bedeute ihn seiner Pflicht und bedrohe ihn mit Entlassung; das ist recht, gut und nothwendig. Daß man aber dasselbige auch auf andere Staatsdiener erstreckte, war nur ein Nothbehelf, denn es ist auch nur mit zwei Jenaischen Professoren vorgefallen.

Man hüte sich, in dieser Form fortzufahren, weil sie in der neuern Zeit nothwendig einmal brechen muß. Man betrachte das gegenwärtige Beispiel. Oken ist ein Mann von Geist, von Kenntnissen, von Verdienst; ihn als einen Schulknaben herunter zu machen, ziemt sich nicht; hat er aber bei allen seinen Vorzügen nebenher noch einen partiellen Wahnsinn, der dem Staate schädlich, ja verderblich ist, so bändige man diesen und die Sache ist mit Ehren gethan.

Ad 2. Sodann will man ihn bedrohen. Auch davon kann ich keine Frucht erwarten. Würde man wohl einem Mohren bei Strafe aufgeben, sich weiß zu waschen?

Das Blatt soll mäßiger, bescheidener werden, es soll sich selbst beschränken. Isis soll nicht mehr Isis, Oken nicht mehr Oken seyn! Man betrachte den Inhalt oder die Form dieser Flugschrift: wo soll die Begränzung herkommen? Es umfaßt encyclopädisch alles Denkbare und sogar Das, was es scheinbar

ausschließt, nimmt es beleidigend wieder auf. Die Form ist wild, frech, ohne Rücksicht auf irgend ein Verhältniß, ohne Geschmack in der Darstellung; wie soll diese Form vernünftig sich gestalten?

Und giebt es denn eine Gränze des Wahnsinns, der Unbescheidenheit, der Verwegenheit? Sie und ihre Geschwister und ihre Verwandte sind, ihrer Natur nach, unbedingt nicht zu belehren und nicht zu bändigen.

Und wo wäre denn der Maaßstab für Gesetzlosigkeit? Man will die Isis fortdauern lassen und wer soll dann beurtheilen, ob der Verfasser in sich gegangen, ob wirklich sein Blatt sich der Sitte, sich dem Erträglichen nähert? Fürwahr der hundertste Theil der Isis ist eben so schlimm, als das Ganze, und nach erfolgter Bedrohung können wieder mancherlei Fälle eintreten. Entweder der Herausgeber fährt auf die bisherige Weise fort: wird man resolut genug seyn, die Drohung zu erfüllen? Oder er wirft sich in die Ironie, welche von ihrem zartesten Gipfel bis zu ihrer plattesten Base hundert Formen darbietet, die Leute zu quälen, ohne daß man sich beklagen darf: wird man ihm wehren, die Druckerstöcke zu vervielfältigen, jedes Blatt mit Rebus zu schmücken, wozu er schon auf dem Wege ist? Wer wird ihn hindern, in Räthseln, Logogryphen, Charaden, seine Leidenschaft zu verhüllen, und ist es einer obern Behörde anständig, den Oedipus zu einem solchen Sphynx-Harlekin zu machen? Will man, damit ich nichts verhehle, abwarten, bis er seine neuen Collegen, mit denen er in offenbarer Fehde liegt

antaste und zu einer Zeit, da man Eichstädten verboten, die Werke Jenaischer Professoren zu recensiren, neu angekommene Männer, wahrlich nicht unverwundbar, preisgeben?

Und noch das Letzte und Schlimmste: er hat den Fürsten innerhalb der Staatsverhältnisse angegriffen, wird er lange säumen, die Familienverhältnisse anzugreifen? Und wird man alsdann abermals zaudern, Einhalt zu thun, weil die Griechischen Kaiser es für unwürdig gehalten haben, gegen sie gerichtete Beleidigungen zu bestrafen?

Was soll denn nun aber geschehen?

Die Anfangs versäumte Maaßregel muß ergriffen und das Blatt sogleich verboten werden.

Man fürchte sich ja nicht vor den Folgen eines männlichen Schrittes, denn es entstehe daraus was wolle, so behält man das schöne Gefühl, recht gehandelt zu haben, da die Folgen des Zauderns und Schwankens auf alle Fälle peinlich sind. Mit dem Verbot der Isis wird das Blut auf einmal gestopft; es ist männlicher sich ein Bein abnehmen zu lassen, als am kalten Brand zu sterben.

Wenn ich nun aber durch diesen chirurgischen Schnitt die Krankheit auszurotten dringend anrathe, so kann ich dagegen keineswegs räthlich finden, fiscalische Klage gegen ihn zu erheben; hierdurch würde eine Sache, die abgethan und der Vergessenheit übergeben werden sollte, verewigt und erst recht in die Breite getreten.

Ad 3. Wie gegen ihn geklagt werden solle, ist in den

Akten ſelbſt und beiliegenden Blättern umſtändlich auseinander geſetzt. Wenn er nun aber die gegen ihn gerichtete Klage, mit Noten verſehen, abdrucken läßt und vor Gericht erwiedert: es könne niemand der Wahrheit wegen beſtraft werden, er getraue ſich Alles haarklein darzuthun, was er habe drucken laſſen? Wer hindert ihn, die Blößen der Roſtocker Facultät, an denen es nicht fehlen mag, an's Licht zu ſchleppen? Wer hindert ihn, die 23 Punkte, die er in Nr. 11 gegen die Weimariſche Verfaſſungsurkunde aufſtellt, zu commentiren und wiederholt auszuſprechen, daß dieſes Staatsdokument nichts tauge, und was ſonſt noch in ſeinen Blättern offen oder verſteckt liegen mag, zu wiederholen und zu bekräftigen. Und was kann der Fiskal dagegen thun und welches iſt das Gericht dem man eine ſolche Sache unterwerfen möchte? Sehen wir doch, damit auch dieſes ausgeſprochen ſei, in Fakultäten und Diäſterien Perſonen von gleichem revolutionären Geiſte belebt und es wäre gar wohl möglich, daß Oken vor einem ſolchen Sanhedrin am Ende Recht behielt und gelobt würde.

Aber auch geſetzt, es wäre in dieſer geſpaltenen Zeit ein Gericht denkbar, das nach alten unwandelbaren Geſetzen ſpräche: iſt es denn ſchicklich, daß ihm ein ſouverainer Fürſt die innerſten Fragen zur Entſcheidung vorlege, die er allein, berathen von ſeinem Miniſterium, umgeben von ſeinen Landſtänden, entſcheiden kann? keineswegs iſt es eine Rechtsſache und darf es nicht werden.

Noch werfe ich die Frage auf: ſollte ein auswärtiger Ge-

richtshof wohl getadelt werden, wenn er ablehnte, in dieſer Sache zu ſprechen? Es iſt eine Polizeiſache, die nur an Ort und Stelle beurtheilt und abgeurtheilt werden kann.

Man laſſe das Alles ruhen. Das Geſchehene iſt geſchehen und ſelbſt das Reſultat einer rechtlichen Behandlung würde darthun, daß man zu lange nachgeſehen hat. Ich kehre daher zu meiner oben ausgeſprochenen, einzigen Maaßregel zurück und zwar dergeſtalt: man ignorire Oken ganz und gar, aber man halte ſich an den Buchdrucker und verbiete dieſem bei perſönlicher Selbſtgeltung den Druck des Blattes.

Die Polizei ſey wachſam, daß nichts Aehnliches, oder Schlimmeres an den Tag ſpringe. Die erſte Folge dieſes gethanen Schrittes wird ſeyn der allgemeine Beifall aller Rechtlichen im In- und Auslande.

Noch einige Bemerkungen füge ich hinzu. Warum iſt denn in den votis über dieſe Sache das Wort Hochverrath vorgekommen, warum konnte man nur fragen, ob es Hochverrath ſey oder nicht? — Die Antwort iſt ſehr einfach, wie ſoll das Verrath ſein, was öffentlich geſchieht?

Okens Unternehmen iſt Catilinariſch und wer hätte Luſt, den Cicero zu ſpielen, der ſchlechten Dank verdiente, daß er die Stadt rettete?

Noch ein Punkt von großer Bedeutung iſt zu berühren.

In den Akten und Blättern, die zu mir gekommen ſind, nimmt man als etwas Bekanntes an, daß dieſer Zuſtand auf Selbſtrache hinführe. Mit Verwunderung habe ich geſehen,

daß man das Schreckliche eines ſolchen Bekenntniſſes nicht zu fühlen ſcheint. Die Regierung, die ſich das ſagt, oder ſagen läßt, iſt aufgelöſt und ich will jetzt für Oken ſprechen, gegen den ich geſprochen habe. —

Wie ich oben eine ſchülerhafte Demüthigung von ihm abzulehnen gedachte, ſo will ich jetzt die Gefahr ſchmählichſter Behandlung von ihm ablenken. Wer ſteht dafür, daß die Scenen ſich erneuern, die durch Schlözers Anzeigen die Welt erſchreckten, aber leider über größeren Gräuel vergeſſen ſind? Waſern[1]) wurde das Haupt abgeſchlagen, Graf Münſter mit Hetzpeitſchen lederweich traktirt und das ſollte ſich nicht wiederholen? Wer will denn dieſem Oken, der noch immer verdient in der Wiſſenſchaft eine glänzende Rolle fort zu ſpielen, wer will ihm zu Hülfe kommen, wenn ihn junge Mecklenburger überraſchend aufs Gräßlichſte mißhandeln? und wie kann ein Staat ſolche Handlungen beſtrafen, der ſie hervorruft, indem er ſich ſelbſt in den Naturzuſtand erklärt und den Krieg Aller gegen Alle verfaſſungsmäßig macht?

Soeben wird mir ein ausführlicher, wohlgedachter Aufſatz mitgetheilt über künftige Cenſur-Einrichtung, welcher mich in der umſtändlich geäußerten Ueberzeugung noch mehr beſtätigt. Denn es geht daraus hervor, daß der Preß-Anarchie ſich ein Preß-Despotismus entgegenſetze, ja ich möchte ſagen, daß eine

[1]) Johann Heinrich Waſer, aus Zürich, Pfarrer, wurde dort nach langwierigem Proceß 1780 als Vaterlandsverräther hingerichtet.

weiſe und kräftige Dictatur ſich einem ſolchen Unweſen entgegenſtellen müſſe, um daſſelbe ſo lange zurückzudrängen, bis eine geſetzliche Cenſur wieder hergeſtellt iſt. Wie dieſes zu thun ſei, bedarf einer weitern Berathung.

Gegenwärtig aber bleibt mir nur übrig, Ew. Königliche Hoheit dringend um Verzeihung zu bitten wegen meiner vielleicht gar zu lebhaften Aeußerungen. Gewiß würde ich, wenn es die Zeit erlaubte, das Ganze nochmals durcharbeiten, und ſo könnte es vielleicht ſchicklicher und mäßiger verfaßt werden, aber es kommt hier nicht auf Stil und Schonung an. Mein einziger Wunſch iſt Ew. Königliche Hoheit und alle Wohldenkende zu überzeugen, nicht ſowohl von einem Uebel, das uns bedrohet, ſondern von einem, das uns befallen hat.

Ew. Königlichen Hoheit
unterthänigſt treu gehorſamſter
J. W. v. Goethe.

Weimar
den 5. Oktober 1816.

355.

(20. October 1816.)

Ich habe morgen Doberciner zu allerhand galvaniſchen Verſuchen herbeſtellt und ihm geſchrieben, daß wenn er nicht mit Geheimenrath Stark herkommen könnte, er eine eigne Fuhre nehmen ſolle, welche zu bezahlen bitte.

Wo ſind bunte Glaskloken zu haben? ich möchte einen Verſuch mit Blumen machen.

C. A.

einen heitern Himmel über uns ſehen, indeß unglückliche Gewitter unermeßliche Fluren verhageln.

Röſe.

Es hört ſich Ihnen ſo gut zu!

Görge.

Wahrhaftig Röſe! — Reden Sie weiter, gnädiger Herr.

Edelmann.

Ich habe ſchon alles geſagt. (Er zieht Schnapſen hervor.) Und wie viel will das ſchon heißen, daß wir über dieſe Cocarde, dieſe Mütze, dieſen Rock, die ſo viel Uebel in der Welt geſtiftet haben, einen Augenblick lachen konnten!

Röſe.

Ja, recht lächerlich ſieht Er aus, Herr Schnaps.

356.

Es war heute bei Hofe über die Bibelgesellschaften die Rede; darauf gab mir meine Frau beiliegende Blätter, die ich ihr zurückzuschicken bitte. Aus diesen Blättern ersehe ich, daß man mit geringer Mühe und Kosten sämmtliche Schriften bekommen kann, welche über dieses merkwürdige Geschichtsereigniß existiren. Das Englische besitzen wir zum Theil. Durch Eichstädt, wenn Du ihm deswegen schreiben wolltest, kann man gewiß alle diese Sachen, selbst Bibel-Uebersetzungen in wunderbaren Sprachen bekommen und in der fortgesetzten Connexion der Sache bleiben. Neben der Sammlung der Schriften, die Französische Revolution betreffend, wird dieses Ganze seltsam paradiren.

C. A.

30. 10. 16.

357. *

Bestens danke ich für das Andenken an meine unglückliche Tochter[1]), die gerne länger gelebt hätte und deren Erhaltung zu wünschen war. Morgen und Sonntag bin ich nicht zu Haus.

Wenn man nur den Codex der heiligen Hildegard[2]) geliehen bekommen könnte, um ihn selbst zu bearbeiten. Ueber die

[1]) Vgl. Goethe's Werke, III, 73; XXXII, 67. [2]) Vgl. Goethe's Werke, XLIII, 340.

Jagd nach den Nibelungen hat man die Hildegard vergessen. Es existirt der Original-Codex und eine Copie desselben in Wiesbaden. Schreibe doch an Minister von Marschall, er möchte uns die Copie leihen; er hatte mir Dieses schon im vorigen Herbst versprochen.

Carl August.

November 1816.

358.

Hier eine seltsame Lectüre. Für das Uebersendete danke bestens. Morgen zwischen 10—11 erwarte Dich mit froher Ungeduld.

C. A.

(December 1816.)

Bringe mir Schreibers Brief mit.

359.*

Ich habe mir seit gestern Abend den Kopf zerbrochen, um mich zu besinnen, wann und warum ich Coburger Holzsteine verlangt hätte: endlich ist es mir eingefallen. Im Kaiserlichen Cabinette zu Wien haben sie nur wenig bedeutende Stücke von grünem Coburger Holzstein und ich versprach Schreibers, ihm ein gutes Stück zu schaffen. Das habe ich Lenzen bei meiner Rückkunft gesagt. Wir wollen doch warten, ehe etwas nach

Wien geſendet wird, ob Riemann ein recht grünes Stück, wie er verſpricht, im Frühjahre ſchaffet; die Exemplare, welche bei mir liegen, ſcheinen nicht recht dieſe Farbe zu beſitzen. Wenn ich nur Jemanden hier wüßte, der ſie aufſchleifen könnte.

Danke doch Riemann recht ſehr und bitte ihn, Wort zu halten.

Die L. Schrift wünſche ich bei mir behalten zu dürfen, wenigſtens einige Zeit. Wer iſt der Autor des Romans? Hoffentlich ſehe ich Dich balde; was Dich im Arme plagt, zwickt [illegible] der linken Hüfte — lauter fructus belli.

C. A.

360.

Ew. Königliche Hoheit

verlangten das Stück grünes Holz, welches von Coburg gekommen war, um es mit dem hieſigen zu vergleichen. Lenz hat mich deshalb nicht verſtanden, oder verſtehen wollen, weil er wahrſcheinlich befürchtet, es möchte nach Wien geſchickt werden.

Dem Hyoscyamus und Conſorten hingegeben, der Bettwärme empfohlen, werden doch manche kleine Geſchäfte abgethan.

Unterthänigſt

Goethe.

Weimar
den 5. December 1816.

361.*

Hier ſchicke ich ein paar intereſſante Scripta von Doebereiner, die ich geſtern bekam. Erzeige mir den Gefallen, ihm beſtens für mich dafür zu danken. Auf die Heitzung mit Dämpfen lege ich keinen Werth; denn wenn man auch eine momentane Wärme hervorbringen kann, ſo hört doch die Wärme auf, ſowie die Verdampfungs-Operation ſtille ſteht. Ich beſitze auch ſchöne Zeichnungen von einer Dampf-Vorrichtung, die bei Berlin in einem Treibhauſe angelegt wurde.

Aber was zu verfolgen der Mühe werth ſeyn könnte, iſt Doebereiners Vorſchlag, Licht durch Verbindung der Kohle mit Waſſer hervorzubringen. Ueber dieſen Gegenſtand laß Dich in Correſpondenz mit ihm ein, um zu hören, wie viel er glaubt, daß auf dieſe Verſuche müſſe verwendet werden, um bedeutende Reſultate hervorzubringen. Dazu wollte ich wohl etwas bewilligen.

Carl Auguſt.

(5. December 1816.)

362.*

Die Stücken Coburger Holzſteine ſind nicht bedeutend genug, um nach Wien geſchickt zu werden; dergleichen Exemplarien beſitzen ſie ſchon im Kaiſerlichen Cabinette. Ich möchte nur gerne das ſchöne Stück aus dem Jenaiſchen Muſeum mit denen vergleichen, die ich neulich bekam. Lenz kann gewiß ſeyn, daß er ſein Exemplar nicht verlieren ſoll.

Die Stücke Coelestin laſſe mir hübſch einpacken, ich will dann einen dieſer Tage Dir einen Brief an den Erzherzog Johann ſchicken, mit welchem begleitet ſie nach Wien abreiſen können. Hier iſt noch ein Stückchen kryſtalliſirter Coelestin. Vielleicht gäbe es noch ein beſſeres Stück für den Erzherzog.

G. A.

(December 1816.)

363.

Meinen Brief an Erzherzog Johann laſſe ich heute mit der Poſt abgehn, damit er auf Neujahr ankomme. Ich habe ihn avertirt, daß er Coelestin bekommen wird. Laſſe nun das Käſtchen abgehn und lege eine etwas raiſonnirte Beſchreibung dazu. Am Beſten iſt's, das Käſtchen unter Adreſſe des Erzherzogs ſelbſt reiſen zu laſſen.

G. A.

(December 1816.)

364.

In der Hoffnung, Dich geſtern oder heute zu ſehn, verſchob ich meinen Dank für das ſchöne, liebe Geſchenk. Alles Erſprießliche wünſche ich Dir zum neuen Jahre.

Da Du nicht recht mobil zu ſeyn ſcheinſt und beikommende Kräuter darüber verblühen möchten, ſo laſſe ich ſie zu Dir reiſen.

Dieſe 6 Primelſtauden ſind zugleich eingeſetzt worden. Nummer 1—2 ſind beſtändig ohne Glocken geblieben. Die 4 andern wurden zu gleicher Zeit mit denen Glocken gedeckt, die auf ſelbigen befindlich ſind. Im Ganzen ſcheinen die Glocken

ſehr die Vegetation zu befördern; ſie ſind ſeit 6 Tagen aufgeſetzt. Das Schwarze beſonders unterdrückt die Vegetation, dann folgt das Blaue, dann das Rothe; das Grüne ſcheint am Erſprießlichſten zu wirken. Veränderung der Farben an den Pflanzen kann ich nicht bemerken.

E. A.

2. (1.) 1817.

365.

Da Bibelgeſellſchaften, Miſſionsberichte und Heidenbekehrung uns, wenn auch zuweilen mit etwas Langeweile vermiſcht, das Toſen der Franzöſiſchen Revolution[1]) an den Ohren verklingen macht, ſo empfehle ich beikommendes Buch, welches — freilich hie und da langweilig und trocken — ſo anziehend iſt, daß ich es von einem Ende zum andern geleſen habe. Es iſt mit einer apoſtoliſchen Einfalt und Unwiſſenheit verfaßt, die es recht merkwürdig macht. Bei jetziger Jahreszeit gewährt es viel Unterhaltung.

E. A.

Jan. 1817.

366.

Lindenau ſchickt mir die Beilagen. Lege, wenn Du dieſe Briefe geleſen haſt, ſie zu den erſtern von Zach und ſchicke ſie mir alle wieder.

E. A.

[Februar 1817.]

---

[1]) Vgl. Nr. 356.

367.

Ew. Königlichen Hoheit

[illegible]e gnädigſten Aeußerungen überraſchten mich ſo angenehm dergeſtalt, daß ich einen Augenblick wähnte, auch im benannten Fall Höchſt Ihro unſchätzbares Zutrauen einigermaßen verdienen zu können.[1])

Ich habe gebührend dieſe Zeit über die Sache und meine Kräfte hin und wieder gewogen und finde mich zuletzt, jenen Poſten zu bekleiden, außer Stand.

Die bisherige Oberaufſicht[2]) werde mit Vergnügen pflichtmäßig fortſetzen. In ein näheres Verhältniß zur Akademie darf ich mich nicht wagen und bin Euer Königlichen Hoheit meine mit vielen Gründen zu unterſtützende Bedenklichkeit aufs baldigſte vorzulegen ſchuldig, um ferneren Entſchluß nicht aufzuhalten. Meine Dankbarkeit für ein ſo ehrenvolles Vertrauen wünſche in dem bisher mir eröffneten Felde beweiſen zu können.

Ewig anhänglich.

Unterthänigſt

[illegible]

[illegible]

den 18. Februar

1817.

---

[1]) Es handelte ſich um die Stelle eines Curators und außerordentlichen Regierungsbevollmächtigten für die Univerſität Jena. [2]) über die ſogenannten unmittelbaren Anſtalten für Wiſſenſchaft und Kunſt.

368.

Mit der durch die Poſt erhaltenen Beilage aus Herve bei Lüttich weiß ich nichts weiter anzufangen, als ſie Dir zu ſenden, damit Du ſie etwa Profeſſor von Münchow zur Perluſtration ſchickſt. Das erſte Inſtrument ſcheint der bekannte bélier d'eau zu ſeyn, ſo viel ich es beurtheilen kann.

Die Zachiſche Correſpondenz erbitte ich mir zurücke.

G. A.

Februar Quatember 17.

369. *

Lieber Freund!

Verſchiedene Aeußerungen Deinerſeits, welche mir zu Augen und Ohren gekommen ſind, haben mich unterrichtet, daß Du es gerne ſehen würdeſt, von denen Verdrießlichkeiten der Theaterintendanz entbunden zu werden[1]), daß Du aber ſelbiger gerne mit Rath und That an die Hand gehen würdeſt, wenn, wie Dieſes wohl ofte der Fall ſeyn wird, Du von der Intendanz darum erſucht würdeſt. Ich komme gern hierin Deinen Wünſchen entgegen, dankend für das viele Gute, was Du bei dieſen ſehr verworrenen und ermüdenden Geſchäften geleiſtet haſt, bittend, Intereſſe an der Kunſtſeite deſſelben zu behalten, und hoffend, daß der verminderte Verdruß Deine Geſundheit und Lebensjahre vermehren ſoll.

[1]) Vgl. Nr. 100.

Einen officiellen Brief, dieſe Veränderung betreffend, lege ich bei und wünſche wohl zu leben.

Weimar 13. April 1817.

C. A.

370.

Ew. Königl. Hoheit

kommen, wie ſchon ſo oft gnädigſt geſchehen, meinen Wünſchen entgegen, ja zuvor.[1]) Ich glaubte ſie nunmehr hegen zu dürfen da, nach jenem von Höchſtdenenſelben mit Beifall aufgenommenen Entwurf, die Inſtruktionen an die Untergeordneten abgegangen und was daran zu modificiren ſeyn möchte durch Erfahrung nach und nach ſich ergeben wird.

Nehmen Sie daher meinen verpflichteten Dank für alle Gnade und Nachſicht, die ich im Laufe des Geſchäfts genoſſen, und auch in der Folge auf denjenigen Theil deſſelben einigen Einfluß zu haben, von welchem ich mir Kenntniß und Uebung zutrauen darf, ſey mir gnädig vergönnt.

Zugleich erlauben Höchſtdieſelben die unterthänigſte Bitte, meinen Sohn ebenfalls von dieſem Geſchäfte zu entbinden[2]), da

---

[1]) Vgl. Nr. 369. [2]) Derſelbe war ſeit 1815 Mitglied der Theaterintendanz.

eigentlich ſeine Wirkſamkeit dabei nur inſofern bedeutſam ſeyn konnte, als er die täglich, ja ſtündlich zudringenden Einzelnheiten aufnehmen und mit vermitteln konnte; mein gegenwärtiges Verhältniß aber ſich nur auf ſolche Fälle beziehen kann, in welchen Reiſe und ruhige Berathung gefordert wird.

Die beſondere Gnade, welche Höchſtdieſelben meinem Sohn abermals, mir zur größten Dankverpflichtung, erzeigt, dringt mir jenen Wunſch doppelt ab. Soll er ſich während eines Jahres in den Baugeſchäften dergeſtalt umſehen, daß er ſich werth mache, den Auftrag künftig weiter zu führen, oder wenigſtens einem Nachfolger gründlich vorzuarbeiten; ſo iſt vollkommenſte Aufmerkſamkeit auf dieſes Geſchäft zu richten und alle Zeit hierauf zu verwenden.

Von hieſigen Oberaufſichts-Angelegenheiten, welche Ew. Königliche Hoheit mir zur erneuten angenehmen Pflicht machen, kann ich nur das Erfreulichſte melden. Nirgends finde ich Stockung oder Hinderniß; Einiges was den Winter über geruht, ſetzt ſich im Frühjahr von ſelbſt in Bewegung. Ausführlicher Bericht und Etatsvorſchläge ſind in Arbeit.

Daß meine Gegenwart der neuen Einrichtung Renner's und Körner's zu Statten kommt, darf ich mir wohl ſchmeicheln, und mir deßhalb verlängerten Urlaub erbitten. Möge dieſe bedeutende Stiftung*) Ew. Königlichen Hoheit zu Freude wie zu

*) einer Thierarzneiſchule

Görge.

Ja, recht albern!

Schnaps.

Das muß ich mir wohl gefallen lassen. (Nach der Milch schielend) Wenn ich nur vor meinem Abzug die andere Hälfte der patriotischen Contribution zu mir nehmen dürfte!

Röse.

So gut soll's Ihm nicht werden.

Ruhm gereichen und mir dabei einiges Verdienſt erworben ſeyn.

Mit wiederholten vielfältigen Dankſagungen

Ew. Königlichen Hoheit

unterthänigſter

J. W. von Goethe.

Jena
den 15. April.
1817.

Verſäumen darf ich nicht nachſchriftlich die trefflichen Engliſchen Werke zu rühmen, die mir zukamen. Mit gnädigſter Erlaubniß ſende noch einiges Wünſchenswerthe aufgezeichnet an Kanzleirath Vogel.

Unterthänigſt

Goethe.

371.

[1817.]

Zieh hin in Frieden und wenn Du wieder kommſt, ſo beſuche mich

C. A.

372.

Beikommendes Cadaver iſt heute bei der Reitbahn gefunden worden, es ſieht aus wie eine Maulwurfs-Maus. Die Gelehrten mögen darüber richten.

C. A.

19. May 17.

373.

Nebſt dem geſchwänzten Maulwurfe ſuch ich noch Deine Aufmerkſamkeit zu reitzen, damit Du vor Deiner Abreiſe das Stadthaus beſuchest, welches beikommendes Thier beherbergt. — Zugleich überſende ich eine Karte der Gebirgszüge in Europa[1]), die vieles Verdienſt hat, auf die ich in Wien prämmerirte und die ich dem Muſeo in Jena hiermit einverleibe.

Graf Althann iſt in ſeinem 57. Jahre entſchlafen.

Leb wohl

G. A.

374.

14. 9. 17.

Das Schiff aus Ophir[2]) iſt angelangt und dieſen Vormittag habe ich angewendet, um die Mayländiſchen Acquiſitionen auszupacken. Die Hauptſachen werden übermorgen, Sonntag, im Atelier von Jagemann ausgeſtellt erſcheinen. Zu dieſem Feſte erwarte und einlade ich Dich, mein lieber Freund! Um Dir einigen Vorſchmack der bereitſtehenden Genüſſe zu geben ſchicke ich die Beilagen. Ein Brief aus Genf ſagt mir, daß der Asphaltbruch, von welchem ich einige Exemplare bekommen habe, die in Deinen Händen für's Jenaiſche Muſeum ſind, au pare an der Rhone heißt. Das Stück Gneis vom Montblanc . . .[3])

---

[1]) von Sorriot de l'Hoſt, k. k. Generalmajor. Vgl. Goethe's Werke, XXXII, 121. [2]) Ophir, ein Land, wohin König Salomo ſeine Schiffe ſchickte, um Gold, Silber, Elfenbein, Affen und Pfauen zu holen. Vgl. 1 Kön. 9, 28; 10, 22. [3]) unleſerliche Worte.

unter dem Namen Roche fulminée, das Du ebenfalls für's Jenaiſche Muſeum von mir bekommen haſt, iſt ein Geſchenk von Pictet. Er hat mir jetzt eine ſehr wichtige Abhandlung über die Gelatine der Knochen praktiſch angewendet, zugeſendet.

Leb wohl und komme.

G. A.

375.

Ew. Königliche Hoheit

genehmigen hierbei:

1) Ein Verzeichniß des Mitgebrachten zu gnädiger Berichtigung und Nachträgen.
2) Die Abſchrift des Aufſatzes über Einwirkung der Electricität auf die Pflanzen. Es wäre wohl intereſſant nachzuverſuchen.
3) Einige Notiz über die Indianiſchen Vogelneſter.
4) Die Bibliothèque Britannique und universelle betreffend.

Sonſt noch Manches iſt geordnet und vorbereitet, weshalb gnädigſt Aufforderung und Stundbeſtimmung erbitte.

Der ſilberne Hirſch ſetzt Jedermann in Erſtaunen; auf welche Weiſe er gefertigt worden? ſind ſo viel Meinungen als Beſchauer.

Unterthänigſt

Goethe.

Weimar den 23. September 1817.

376. *

Randantwort.

Beilagen dankuehmigſt remittirend, wünſche ich den Sonntag Vormittag ambulando Ew. Liebden zu ſehen.

Carl Auguſt.

377.

27. 9. 17.

Kürze halber habe ich einige Bemerkungen oder Marginalien geſchrieben. Sehr freue ich mich auf die Geburt des Kindes, welches in Vater's Leibe ſich regt.[1])

Monſieur Olens neueſte Niederkunft[2]) giebt eine herrliche Gelegenheit, den Vater und das Kind ordentlich zu taufen, welches auch nicht unterlaſſen werden ſoll.

Lebe wohl mein Lieber.

Carl Auguſt.

378.

Im Cottaiſchen Almanach für 1818, in welchem eine Erzählung von Dir, der Mann von 50 Jahren, den Anfang macht, befindet ſich ein Kupfer, Venus die Amor'n den Bogen nimmt, nebſt einem Sylvan. Ich bin ſehr neugierig zu wiſſen, nach welchem Originale dieſes Blatt iſt gemacht worden? denn ich ſah bei Genf auf dem Lande daſſelbe Gemälde, wo es für einen

[1]) Vgl. Goethe's Werke, XXXII. 126. [2]) Vgl. Nr. 353 und 354.

Correggio ausgegeben wurde. Unter dem Kupferſtich ſteht ebenfalls dieſer Name. Das Bild iſt vortrefflich; ich halte es aber für einen Tizian oder Guido, am liebſten für erſtern. Erzeige mir den Gefallen, Dich bei Cotta hiernach zu erkundigen. Vielleicht exiſtirt dieſes merkwürdige Bild mehrmalen. Der Genfer, der das Bild beſitzt, hat es von einem Verwandten geerbt, der im Elſaß wohnte; er weiß nicht, ob es vorher zu einer Gallerie gehörte. Das Bild iſt zu verkaufen.

G. A.

Sbr. 17.

NB. Das Kupfer ſtellt gegen das Gemälde den Gegenſtand umgekehrt dar. Der Beſitzer des Bildes heißt Monſieur Ferrari.

379.

Sollte wohl mein Sohn und ſeine Gemahlinn zu bereden ſeyn, Einiges in der Beilage Verzeichnetes für die hieſigen Kunſtſchulen anzuſchaffen? Bis Magdeburg können die Kiſten zu Waſſer kommen. Hinterdrein, oder beſſer vorher, fragt es ſich, wo die Kunſtwerke aufſtellen? Salvo meliori.

G. A.

Sbr. 17.

380.

12. 10. (12) 17.

Du wirſt, lieber Freund, von Voigten eine Communication des Doebereinerſchen Geſuchs um Lebensmittel bekommen haben;

jetzt könnte man ihn wohl mit dem Erlaß des Vorſchuſſes von 400 Thlr., die er zur Reiſe bekommen hat, ſättigen und hinhalten; er verdient, daß man ihn unterſtütze. Seit ohngefähr 14 Tagen hat er mir zwei äußerſt merkwürdige Briefe geſchrieben, den einen über das Badenſche Mineralwaſſer, den andern über die Unterſuchung des Kochberger Quellwaſſers, welches den bekannten Schloßgraben dort ſpeiſt und in welchem weiße Forellen roth werden. Danke ihm beſtens für beide Scripta. Sobald ich den Fürſten Hardenberg los ſeyn werde, den ich morgen oder übermorgen hier zu bewirthen die Hoffnung habe, nebſt dem Oeſterreichiſchen Geſandten[1]), ſo werde ich Doeberei-ner herkommen laſſen, weil in den jetzigen Augenblicken ich Bedenken trage, nach Jena ſelbſt zu kommen. Beiliegend der Württemberger Mergelſtein. Geſtern habe ich mit Coudray und Kaufmann die Stellen unterſucht, wo ſich Alabaſter-Gyps am weſtlichen Fuße des Ettersberges zu Tage zeigt. Eine Stelle in einem Graben, der durch Regenſtröme geriſſen iſt, enthält bedeutende Blöcke; in den andern Gegenden zeigt ſich das Geſtein bloß flötzartig in Lagern von der Mächtigkeit weniger Zolle. Die Geſtaltung dieſer Gypsmaſſen iſt äußerſt merkwürdig und verdient eigends aufgenommen und gezeichnet zu werden.

Hier ſchicke ich ein paar Engliſche Werke, welche Du der

[1]) Fürſt Hardenberg und der öſterreichiſche Geſandte am berliner Hofe, Graf Zichy, hatten wegen der Wartburgfeier des 18. Oct. 1817 Conferenzen in Weimar mit dem Großherzog.

Büttnerſchen Bibliothek einverleiben mögeſt. Artaria hat mir vortreffliche Sachen geliefert, mir aber zum größten Schrecken entdeckt, daß an Daniell's Werk, den Hindoſtan betreffend, von Gore geerbt, noch an die 80 Blatt fehlen; um ſo viel iſt es, ſeit meine Frau es erbte, ohne unſer Wiſſen fortgeſetzt worden. Einige defecte Blätter gehören dazu.

Noch ein Brief liegt bei von Herrn von Werthern, den ich Münchow zu geben bitte; ein Recept von Münchow habe dieſen Brief veranlaßt.

Die nächſten Tage ſind beſtimmt um den übeln Humor des Fürſten Metternich zu genießen, den Profeſſor Frieſens Abſurditäten auf der Wartburg verurſacht haben. Graf Zichy kommt morgen her, um Dieſes ſchriftlich von ſich zu geben.

Eine Protée, nova Species, ein ſechsfüßiges Exemplar ſteht bei mir und will aufblühn; ſie macht wunderbare Erſcheinungen anſichtlich, die näher zu beleuchten der Mühe werth ſind.

Lebe recht wohl.

Carl Auguſt.

381.

Ew. Königliche Hoheit

nehmen gewiß gnädig auf und glauben ohne Betheurung, daß ich in dieſen Zeiten[1]) viel für Sie und mit Ihnen gelitten. Die Zuſtände bewegen mich der-

[1]) Vgl. Nr. 380.

geſtalt, daß ich alle Geſellſchaft meide, weil ich fürchten muß irgend Jemanden gelegentlich eben ſo hart anzulaſſen als vormals Einſiedeln. Mein beſter Troſt jedoch, gnädigſter Herr, nährt ſich aus Ihro gutem Humor, der, auf Gleichmuth und Charakterkraft gegründet, Sie mit einem heitern Element umgiebt, und in den ſchlimmſten Tagen ſich am glorreichſten erweiſt. Dann ſage ich mir auch manchmal, ob mit oder ohne Grund; irgend eine Exploſion war vorauszuſehen, halten wir es für ein Glück, daß ſie ſo ſchnell und ungeſchickt hervorgebrochen!

Einige Arbeiten, die ich als Talisman gegen die böſen Geiſter ausbildete, werden nächſtens vor Höchſtdenenſelben erſcheinen. Inſtruktion für den Meteorologen des Ettersberges mit bildlicher Darſtellung wird ſo eben in's Reine gebracht und gegen Weihnachten aufwarten.

Ueber Leonardo da Vincis Abendmahl iſt auch ſchon das Meiſte ausführlich zu Papiere. Möchten Sie befehlen, daß die Lucidi[1]) wohl gepackt herübergeſendet würden; ſo könnte vor Neujahr das Ganze beiſammen ſeyn. An Cattaneo habe einen freundlichen Brief geſchrieben um einige Notizen, meinen Aufſatz ankündigend, gebeten. Da ich Voſſi's Werk zum Grunde lege, und ſonſt auch der Italieniſchen Denk- und Redeweiſe mich zu nähern ſuche; ſo hoffe ich man wird das kleine Heft bald in jene Sprache überſetzen.

Ueber Doebereiner's Wünſche werde nächſtens meine Ge-

[1]) Durchzeichnungen. Vgl. Goethe's Werke, XXXIX, 89 fg.

danken eröffnen. Zeugniſſe ſeiner Thätigkeit liegen mehrere bei, mit beſonderen Erläuterungen.

Das Arrangement mit Artaria wird die Geſchäfte ſehr vereinfachen und die Defekte bald herſtellen.

Von meinen Jenaiſchen Angelegenheiten kann ich immer nur Gutes ſagen. Der beſte Wille findet ſich überall, weil das Intereſſe von Niemandem verletzt, ja vielmehr einiger Vortheil befördert wird.

Hier ſei mir erlaubt zu ſchließen, und meinen Wolkenboten[1]) nochmals auf Weihnachten anzukündigen.

Unterthänigſt

Goethe.

Jena
den 14. Dezember
1817

382.

22. 10. (12.) 17.

Die vergangene Woche hat ſich, eben mit anderem ſchon Erlebten, am ſelben Faden hingeſponnen und kein dauerndes, gründendes Reſultat iſt daraus hervorgegangen.[2]) Das Gefühl des Ekels über die Geſchmackloſigkeiten, welche durch die häufigen Wiederholungen und durch das viele Hin- und Herverdauen endlich zu einem poſitiv ſchlechten Geſchmacke reifen, iſt Das

[1]) Vgl. Goethe's Werke, XXXII, 128, Megha-Dutta. [2]) Vgl. Nr. 380 und 381.

jenige, was man ſich eben nicht ſo geſchwinde vertreiben kann. Deswegen hat auch geſtern und heute mein ſämmtliches Staatsminiſterium zu Brechen und Purgiren eingenommen exclusive Voigt, der morgen ſein 73ſtes Geburtsfeſt feiert und Vieles von den Ungethümen nicht vernommen hat.

Aber ein neues Ungethüm iſt Schreibers Anmuthung, und Fürſt Metternich hätte uns nicht gröber beleidigen können, als wenn er uns 1300 fl. Silber für getrocknete Pflanzen zu bezahlen auferlegt hätte.[1]) Das iſt das theuerſte Heu, was mir je vorgekommen iſt. So unſinnig der Preis von 100 fl. für den Band, ſo acceptirte man ihn dazumal während des Congreſſes, hinſichtlich verſchiedener Rückſichten, und man hoffte, die Theile würden einzeln herauskommen; alsdann fiel Einem die Bezahlung nicht ſo hart zur Laſt. Nun bleibt noch die Frage übrig, was an dem Heuzeuge ſeyn mag? In dieſem Geſchmacke kann man eine Wieſe wie eine Goldgrube benutzen. Ich dächte, Du ſchriebeſt Schreibers, daß ich den Spaß doch zu ſtark fände und eben ſehr geneigt wäre, gegen dieſen Fourragehandel zu proteſtiren, wenn nicht ein vernünftiger Preis, der wenigſtens ſich auf die Hälfte der Forderung reduciren müßte, feſte geſetzt würde. Seltene Pflanzen ſind gewiß nicht in der Sammlung, ſonſten wären ſie in 2 Jahren nicht zu 13 Bänden angewachſen.

Der Schwabe Kerner iſt ganz verrückt.

Das Cocnaculum[2]) wird in Deiner Hand ſehr merkwür-

[1]) Vgl. Nr. 353. [2]) von Leonardo da Vinci. Vgl. Nr. 381.

dig werden; ich hoffe; daß Jagemann im Steindruck die Platten dazu zu liefern im Stande ſeyn wird.

Hier retour die Doebereinerſchen Scripta, welche ſehr merkwürdig ſind.

Leb beſtens wohl.

G. A.

383.

24. Xbr. 17.

Die zurückkommende Beilage iſt völlig nach meinen Wünſchen gefaßt und ich bitte ſie abgehn zu laſſen. Der Himmel gebe, daß dieſer theure Kräutertheé nicht von uns müſſe aufgegeſſen werden.[1])

A propos! iſt denn Anſtalt getroffen worden, die Bibliothèque Britannique auf der Bibliothek zu completiren und die Fortſetzung derſelben unter dem Namen Bibliothèque Universelle anzuſchaffen? In den neueren Heften kommt das Reiſejournal des Erzherzogs Johann vor, ſeine Reiſe nach England enthaltend, deswegen intereſſirt es mich in dieſem Augenblicke. Der Zeichenmeiſter Roux, in Jena, hatte einmal Luſt, ſich mit Lithographiren zu beſchäftigen; vielleicht könnte er helfen die Lucidi[2]) zu lithographiren? Beliebe Dich zu erkundigen; ich lege einige neuere Proben dieſer Kunſt bei.

Wenn doch Doebereiner mir etwas Ausführliches über die

[1]) Vgl. Nr. 333 und 382. [2]) Vgl. Nr. 381.

Eigenſchaften der Badenſchen Heilquellen und über das wunderbare Verhältniß aller Mineralquellen unter einander, welches er entdeckt haben will, von welchem er mir neuerlich ſchrieb, und was ich nicht verſtanden habe, von wegen der barbariſchen Wörter, zukommen ließe. Ich hoffte immer noch nach Jena zu kommen, aber es treten immer Hinderniſſe ein.

Lebe wohl.

E. A.

384.

Della architettura militare di Marchi, Bolognese. Brescia 1599.

Man ſagt, daß Vauban aus dieſem Werke alle ſein Wiſſen und ſein Syſtem gezogen habe.

Dann hat er alle Exemplare aufgekauft und ſie vernichtet; deswegen iſt das Werk ſo ſelten. Die Franzoſen haben es vor etlichen Jahren ſehr ſplendid wieder drucken laſſen in 7—8 Foliobänden.

(E. A.)

[1817.]

385.

27. 3. 18.

Mein Schwiegerſohn iſt hier und wünſcht ſehr meine Mayländer Acquiſitionen zu ſehn. Dieſerhalben ſchicke ich dieſen Reſſträger, damit er die Lucidi von Leonardo da Vinci[1]) bei

[1]) Vgl. Nr. 381 und 383.

Dir hole. Du kannſt ſie wieder bekommen, wenn Du ſie brauchen ſollteſt; obwohl Jagemann auch ſehr darnach ſeufzet zur Spickung ſeines großen Bildes.

Doebereiner patſcht in 15 Quellen herum.

Ach Gott, welch ein Wetter! Leb wohl.

C. A.

386.

Ems den 26. May 18.

Den beſten Dank für die Nachricht, daß Alles ſo gut in Jena geht und daß das Cabinet ſo reichlich iſt beſchenkt worden. Ich freue mich recht darauf, alles Dieſes mit eigenen Augen zu ſehn. Mir geht es hier recht gut, die Witterung iſt wieder ſchön und die Mineralquellen thun ihre Schuldigkeit. Vom Anfang habe ich an einem derben Katarrh gelitten, ſo auch Bernhard. Miniſter von Stein hat mir einen Wolfsſchädel für Dich gegeben, den er lange nicht finden konnte. Er kommt heute zu Tiſche hierher mit denen zwei Schlegels. Seine Geſundheit hat ſehr abgenommen. Auf dem rechten Auge iſt er blind und die linke Hand zittert ſehr; indeſſen ſcheint er doch ſehr heiter zu ſeyn. General Ende iſt mit uns ein Haus- und Tiſchgenoſſe.

Den 1. Juny gehe ich nach Coblenz zurück und werde mich in dortiger Gegend etwas herumtreiben, dann über Trier, Mannheim, Darmſtadt den Heimweg ſuchen. Vor dem 20. denke ich in Eiſenach einzutreffen.

Grüße herzlich von mir meine Enkelchen. Lebe recht wohl.

Carl Auguſt.

387.

Ueber das Empfangene ein Mehreres. — Jetzt aber ſage mir, ob Du wohl morgen nach Jena gehen könnteſt und die Mylia dahin mitnähmeſt? In dieſem Fall wollte ich den us[1]) über Dornburg dahin führen, woſelbſt wir alsdann eſſen könnten, vielleicht bei meines Sohnes Rindern. Ich möchte gerne mit Mylins die von Mayland empfangenen Bücher und Sachen durchgehn. Du haſt wohl den Katalog davon in Jena oder hier? wir müſſen ihn dabei haben.

C. A.

Auf allen Fall laſſe ich Dich mit der Mylia mit meiner Equipage fahren.

(15. 7. 18.)

388.

Den [2]) . . . . . habe ich an mich behalten; es iſt gar hübſch, daß dieſe ſeltene Erſcheinung in ihrem wahren Lichte hergeſtellt worden iſt. Der Druck iſt gut gerathen und deſſen Ausführung muß viel Mühe gemacht haben; viel Intelligenz gehört dazu um dieſes Opus ſo darzuſtellen.

Morgen um 9 Uhr früh werde ich Dir den Wagen ſchicken.

[1]) Heinrich Mylius, Banquier in Mailand, geboren in Frankfurt a. M.; die Frau eine Tochter des Geheimen Raths Schmauß. [2]) Hier folgen einige unleſerliche Worte.

hole alsdann die Mylia ab, wie auch den Sohn, für's Uebrige will ich ſorgen.')

C. A.

14. (15.) 7. 18.

389.

Ew. Königliche Hoheit

geruhen auf beikommende Aktenſtücke einen gnädigen Blick zu werfen.

1) Die Anordnung und Catalogirung des Kunſtcabinets betreffend; woraus erſichtlich, was in dieſen Tagen geſchehn. Zugleich auch, daß das Hauptgeſchäft mit Ende des Monats vollbracht ſeyn kann. Eine Bearbeitung in's Einzelne durch Bemerkung und Hinweiſung auf Schriften und ſonſt findet nach und nach ſtatt; vorerſt wird das Cabinet in ſolchen Stand geſetzt, daß es jeden Augenblick in allen ſeinen Theilen vorgezeigt werden kann, weshalb auch eine beſtimmte Anordnung ergehen wird.'

2) Den Transport der Schloßbibliothek betreffend; woraus erſichtlich, welche Maſſe von Büchern ſchon in die akademiſche Bibliothek gebracht worden. Dieſe nun methodiſch aufzuſtellen, braucht das Jenaiſche Perſonal vielleicht Zeit bis Michael. Alle die Bücher der genannten Fächer werden herauf

') Vgl. 387.

in den neuen Saal gebracht und mit den hier verzeichneten verbunden. Sodann wird ſich ergeben, was den Winter über vorzunehmen und zu leiſten ſey.[1])

3) Tagebuch des Dr. Weller. Daraus iſt der tägliche Gang des Geſchäfts ſeit dem April zu erſehen und dient zum Zeugniß der Anſtelligkeit genannten jungen Mannes. Bibliothekar Güldenapfel und Bibliotheksſchreiber Baum führen auch dergleichen, und nur durch dieſe Anſtalt wird es möglich, ein ſo complicirtes Geſchäft, worüber eigentlich keine Akten zu führen ſind, auch in der Entfernung zu überſehn.[2])

4) Die Abtragung des Löberthors betreffend; fol. 6 derſelben findet ſich ein Verſuch, die alte Inſchrift an dem äuſſern Thurm abzuſchreiben und zu entziffern. Man wird bei Abtragung dieſen Stein zu erhalten ſuchen.

Gnädige Erlaubniß morgen früh bei Zeiten aufwarten zu dürfen erbittend

unterthänigſt

Goethe

Weimar den 18. Juli
1818.

390.

Randantwort.

Lauter Zeugniſſe der Ordnungsliebe, lebhafter Thätigkeit

[1]) Vgl. Goethe's Werke, XXXII, 117 fg. [2]) Ebendaſ. S. 143.

und guten Willens, etwas Langgewünſchtes und gegen viele Schwierigkeiten Ankämpfendes vortrefflich herzuſtellen.

Morgen früh zwiſchen 8—9 werde ich zu Hauſe ſeyn.

E. A.

eod.

391.

Ew. Excellenz

verweiſe ich an Ueberbringer dieſes, daß er Dir ſage, wie vorzüglich ſich Deine Landsleute gegen die Belvedereſche Pflanzenſammlung aufgeführt haben. Erzeige mir den Gefallen, an Herrn von Schreibers in Wien den Auftrag ergehn zu laſſen, daß er Herrn von Boos, Kaiſerlichem Rath und Garten-Direktor zu Schönbrunn, von meinetwegen zu Leibe ſteige; dieſer hat mir ſchriftlich verſprochen, dieſes Jahr Pflanzen von der Justitia cristata zu ſchicken, es aber unterlaſſen.

Zur guten Geſundheit möge Dich Carlsbad führen. Lebe recht wohl.

E. A.

21. 7. 18.

392.

Ich wünſche von Wien Copie der Abbildung und der Beſchreibung zu haben von:

Dombaya excelsa, sive Norfolks-Islands-Pine,

Pinus Dammara, sive Pitch-Pine,

Pinus columbaria,

aus dem Lambertſchen Pinus-Werke. Die Zeichnungen ſind

von Ferdinand Bauer. Das Werk ist in der Kaiserlich Königlichen Handbibliothek und in der des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen befindlich.

C. A.

Laß durch Vulpius die von Voigt notirten Werke verschreiben.

[1818.]

393.

1. 9. 18.

Mit dem größten Vergnügen habe ich Deinen muntern Brief bekommen, der mir für Dein Wohlseyn zeugt. Rehbein giebt auch gute Nachrichten von Dir. Komm recht gesund zurück. Hier ist Alles wohl, das wilde Vieh in großer Menge und nicht gar zu scheu. Nach drei Wochen Regen, der aber gar nicht eingedrungen ist, haben wir wieder heißes Sommerwetter. Kein Meteor hat sich bei uns sehen lassen; das ist von Bleidämpfen im Erzgebirge geformt worden. Leb recht wohl.

C. A.

394.

(10.) 10. 1818.

Gestern bin ich zum Mittagsmahl wieder hier eingetroffen. — Zwei Schweine, 30 Rehe, etliche Füchse, 200 Hasen waren unsere Erndte. Vogel träumte, Du kämst heute her und deswegen blieb beikommende Kiste stehn, welche ich jetzt eilig ab

ſende. Einen tüchtigen Catarrh habe ich mir mitgebracht. Das Obſervatorium in Schöndorf iſt nun ganz eingerichtet und Dank Deines Auszugs auch mit der Vorſchrift für die Wolkenbilder verſehn und bereichert. — Die Commiſſion für die Boſſiſche*) Auktion erwarte ich und werde ſie alsdann an Cattoneo zur Beſorgung ſchicken; man kann ihm und Mylius überlaſſen die Preiſe zu beſtimmen. Lebe recht wohl.

G. A.

Wenn Rosz etwa den Montag künftiger Woche herkäme, ſo könnte er hier, da ich mit Steinpreſſe und Tinte verſehn bin, einige lithographiſche Verſuche machen.

395.

Hochgeehrteſte Excellenz!

Holz raſpeln, oder die Beilage Wort für Wort leſen zu müſſen, gilt meiner angebornen Ungeduld ein Gleiches. Die Italiſche Proſa iſt, glaube ich, von Männern erfunden worden, um die Weiber zu unterhalten, zwiſchen dem vierten und fünften Akt, um Kräfte wieder zu ſchöpfen und zu verhindern, daß die Damen nicht zu ſehr preſſiren, wie die Hirſche ſchreien, zwiſchen der — anders kann ich mir das Italieniſche Proſagewäſche nicht verſinnlichen.

*) Vgl. Goethe's Werke, XXXII, 125.

Die Foſſilien ſind aus Deiner Nachbarſchaft. Komme doch Morgen um 9 Uhr zu mir.

C. A.

12. 10. 18.

396.

Die Bücher werde ich in London beſtellen. Das Fascikel die Steindruckerei betreffend behalte ich noch etwas bei mir, da ich eben mit dieſem Gegenſtand beſchäftigt bin. Hier ſchicke ich noch etwas, das Dich intereſſiren wird.

C. A.

[1818.]

397.

Zur ſchuldigen Dankbarkeit überſende unſere neuſten Akten, propter punctum puncti zur Perluſtration.

Den zweiten Holzabſchnitt unterſchlage ich zu meinem Nutzen.

Das zurückfolgende Stück iſt ſehr ſchön und möchte der Opal-Sammlung beizufügen ſeyn, mit der es Verwandtſchaft zu haben ſcheint.

Ich bitte das aus Mayland gekommene Werk von Scipio Breislack über Baſalte von der Bibliothek allhier zu nehmen und es entweder der kleinen Bibliothek, die bei Lenzen im Museo iſt, oder der großen Jenaiſchen Bibliothek einzuverleiben.

C. A.

6. 1. 19.

398.

Auch die dazu gehörigen Platten möchte ich haben. Sie ſind in Dresden geſchnitten worden. Der verunglückte Bloch hat ſie mir überlaſſen. Das Wunderwerk iſt, glaube ich, in Sachſen gefunden worden.

E. A.

(11. 1. 19.)

2000 Haſen ſind weniger in der Welt.

399.

Aus beiliegendem Lenziſchen Briefe erſehen Ew. Königliche Hoheit,

1) daß dieſer Erzkenner den Ringſtein für ein Artefact erklärt. Wunderbar iſt es, daß ein durchreiſender Kunſtkenner, welchem ich ihn vorlegte, gleicher Meinung war. Ich kann mich aber derſelben nicht conformiren; denn wäre es ein chemiſches Produkt, ſo müßte man es als Glas anſprechen, das dieſe Härte nicht hat, indem ich der Rückſeite mit dem beſten Engliſchen Stahl nichts anhaben konnte. Meo voto iſt es daher ein ſtreifiges Quarz-Geſtein, deren es manche, obgleich von anderen Farben unter den Mecklenburgiſchen giebt. Eine kleine Abweichung könnte gar wohl vorkommen.

2) Das gleichfalls beigelegte Schreiben des Hofraths Schwabe veranlaßt mich ferner Ew. Königlichen Hoheit Befehle zu erbitten. Die Vogelbälge werden in dieſen Tagen wieder hier ſeyn. Soll ich

a) Stengern kommen laſſen?

b) die Sache mit ihm beſprechen?

c) von ihm vernehmen in wiefern er die Vögel, ihre Art und ihre Weiſe kennt?

d) ihm auf der Bibliothek Abbildungen derſelben vorlegen laſſen?

e) mit ihm einen Accord machen?

f) wäre auch zu beſtimmen wie man ſie aufſtellte? Einzelne Glasläſten ſind koſtſpielig und nehmen gar zu viel Raum weg.

Ich erinnere mich dunkel ſie irgendwo in Glasſchränken, auf beweglichen Stäben geſehen zu haben, doch iſt mir der Mechanismus nicht mehr deutlich; vielleicht iſt Höchſtdenenſelben aus Paris eine ſolche Veranſtaltung gegenwärtig. Hofrath Voigt müßte auf alle Fälle Auskunft geben können.

G.

(Weimar den 1. März 1819.)

400.*

ad 1) Dieſes Räthſel kann noch nicht ganz gelöſet werden, um indeſſen es etwas näher dem hellen Tageslicht zu bringen, ſo ſetze ich folgende Anfangsbuchſtaben her, nämlich das Juwel iſt ausgeſucht D. E. S. q. d. C. O. z. B.

2) Im Glauben, daß die Bälge noch hier wären, hatte ich es geradezu bei dem Conditor beſtellt, ſie zu ſtopfen; da ſie aber von Jena erſt wieder kommen, ſo ändert ſich die Sache etwas und es wird daher recht gut ſeyn, ſich mit Stengern

auf einen ſichern Fuß puncto der Bezahlung zu ſetzen. Die nöthigen Bücher, wie Buffon, Vaillant etc. müſſen von der Bibliothek dazu gegeben werden.

Die Thiere ſelbſt werden auf Draht ſtehend, auf ein Bretchen oder hölzernes Poſtament'chen geſteilt und dann in großen Glasſchränken verwahrt, in welche viele dieſer Exemplare gehn. Eigentlich müſſen alle Mauſen im Schranke verklebt werden. In dieſer Manier werden in Paris und Wien die Vögel und dergleichen aufgehoben.

C. A.

2. März 19.

401.

Iſt es Dir recht wenn dieſes Geſchäft auf dieſe Art gemacht werde?

C. A.

(2. März 1819.)

402.

Der Teufel mag dieſe Hand leſen! ich erbitte mir den Brief wieder zurück aus, wenn Du ihn dechiffrirt haſt.

Für das Ueberſchickte danke ich beſtens.

Was ſagſt Du denn zu Kopp's Urtheil über Hammers Auslege-Talent?[1])

C. A.

[März] (1819.)

[1]) Vgl. Goethe's Werke, XXXII, 127.

403.

Ew. Königliche Hoheit

erhalten hierbei eine Copie des bis auf Ein Wort dechiffrirten Briefes.[1]) Kann ich nunmehr ſogleich an den Mann[2]) ſchreiben und ihm den förmlichen Ruf zugehen laſſen? oder iſt eine förmliche Beiſtimmung von Gotha noch zurück? Ich könnte alsdann zugleich das freie Quartier zuſichern. Die freie Benutzung des Gartens, wofür Münchow jährlich 10 Thlr. gezahlt hat, habe man ihm auf als Artigkeit bei ſeiner Ankunft. Die Nähe des Hofmechanikus, ſo wie die Beihülfe des Dieners und ſonſt, würde ich ihm gleichfalls melden, damit er von ſeinem Zuſtand völlig unterrichtet würde. Bewegungsgründe braucht es nicht, da er gern und willig kommt.

Auf alle Fälle lege Ew. Königlichen Hoheit mein Concept vor zu gnädigſter Approbation.

Unterthänigſt

Goethe.

Weimar
den 19. März
1819.

404.

W. 3 19.

Bekanntermaßen iſt eine Veränderung des Perſonals im botaniſchen Garten zu Jena nöthig; deswegen kann der dortige

[1]) Vgl. Nr 402. [2]) Profeſſor Voigt.

Gärtner Wagner aus ſelbem gewieſen und ihm die Erlaubniß ertheilt werden, den olim Griesbachſchen, jetzt Großfürſtlichen Garten zu bearbeiten. Einſtweilen ſoll ein zuverläſſiger Gehülfe von Belvedere in den botaniſchen Garten geſetzt werden, bis derjenige Gärtner von Paris zurückkommen wird, dem der Platz als botaniſcher Gärtner zu Jena eigentlich zugedacht iſt. Da Wagner von ſeinem Gehalte und von denjenigen Emolumenten nichts verlieren ſoll, die er aus Herrſchaftlichen Caſſen bezieht, ſo iſt wegen des vicariirenden Gehülfen im botaniſchen Garten ein beſonderes Abkommen zu treffen. Die Veränderung möge den 1. April dieſes Jahres ihren Anfang nehmen.

Carl Auguſt.

405.

Sogleich nach meiner Ankunft in Jena verfügte ich mich heute auf das oſteologiſche Cabinet, um die von Herrn von Schreibers angekündigte Sendung auspacken zu laſſen. Es fand ſich ein Büffelſchädel, ein Biberſkelet, eines vom Känguruh u. ſ. w. vor.

Den Proſektor Schröter habe ich ſogleich veranlaßt, die Gegenſtände durchzugehn, das allenfalls Nöthige wieder herzuſtellen und für Stative der nicht aufgeſtellten zu ſorgen.

Uebrigens war Alles wohl eingepackt und die Beſchädigung gering geweſen.

Donnerſtag den 12. Auguſt 1819.

J. W. Goethe.

406.

19. 9. 19.

Geſtern, mein lieber alter Freund! bekam ich Deinen zweiten Brief von Carlsbad und am 12. dieſes den erſten vom 3. September. Es freut mich recht herzlich, Dich ſo munter zu wiſſen und daß Du doch nicht ganz allein in der Bergſchlucht hauſen mußt. Wir haben hier faſt daſſelbe Wetter, wie die Carlsbader zu Folge Deiner Beſchreibung. Seit drei Tagen wird es etwas kühler, aber noch am 16. war das Réaumurſche Barometer in der Sonne $30\frac{9}{4}$. Lindenau ſagte mir, daß Jemand die Theorie aufgeſtellt hätte, die Cometen, die hätten wieder kommen ſollen, aber nicht erſchienen ſind, wären aufgelöſet worden und ihre Maſſe hätte ſich in unſerer Atmoſphäre vertheilt. Wahr iſt's, daß die Sonne eigentlich viel heißer ſeit zwei Jahren brennt, als wir ſonſten, ſelbſt in den Wintertagen die verfloſſen ſind. Manche Weinſtöcke, auch Obſtbäume blühen zum zweitenmale; in Jena habe ich gefüllte Schneeballen in voller Blüthe heute vor acht Tagen geſehn. Geſtern erſchien mir ein ſeltſames Phänomen Nachmittags: die Wolken thürmten ſich und machten Cumuli, die aber ziemlich in die Länge gezogen waren; ſie erſchienen blaßgelb erleuchtet, auf ihnen ſaßen aber wirkliche Cumuli, die wie bedeutende Heuhaufen ausſahen und ganz feuerfarb leuchteten.

Unſere Jagden gehn ganz vortrefflich von Statten; die Hühner werden Schock- und Hundertweiſe täglich geſchoſſen. Den 5. und 8. September a. c. hat ſich ein ſeltſames Ereig

niß ſpüren laſſen. Der Réaumurſche Thermometer ſtand vor Aufgang der Sonne auf 5♀ und da lag beim Gärtner Fiſcher noch Reif, faſt Eis, auf Fenſtern, die aufeinander gelegt waren und hie und da findet ſich Laub, aber nicht ſtrich- ſondern ſtellenweiſe, auch in unbeträchtlicher Anzahl, an mehreren Pflanzen, das vom Froſte gebrannt worden iſt. Eine Pflanze hat gelitten; ein paar Schritte davon eine andere, von derſelben Art, nicht.

Meine Frau empfiehlt ſich Dir beſtens; die Großfürſtinn und ihr Mann ſind noch in Dornburg. Dr. Follenius und . . . . . [1]) ſind freiwillig nach Mannheim gereiſet, um ſich dorten mit Sand confrontiren zu laſſen. Unſere Commiſſarien ſind auch dahin abgereiſet.

Das beſte Gedeihen der Brunnenkur wünſche ich Dir recht lebhaft. Hier erwartet Deiner ein ſchöner Lorbeerkranz von Frankfurt.

In der Pickiſchen Auction zu Bonn habe ich nichts bekommen. Der Holbein, das Porträt von Agrippa von Nettesheim, iſt bis auf 90 Carolin getrieben worden und die Erben haben ihn für 100 Carolin ſelbſt behalten. Er ſoll für dieſen Preis nach Berlin abgelaſſen werden. Die große Schaale, welches das Taufbecken des Kaiſers Otto ſeyn ſoll, hat die Großfürſtinn durch Münchow erſtehen laſſen, ich weiß nicht für wie viel. [2])

[1]) unleſerlicher Name. [2]) Vgl. Goethe's Werke, XXXII, 165.

Unsere studirenden Fürstensöhne im Schlosse haben Jena diese Woche verlassen. Paul[1]) geht nach Rostock, der Herzog v. Meiningen nach Heidelberg.

Lebe recht wohl mein Lieber.

Carl August.

Die Beilage ist von Lindenau.

407.

Das schöne Andenken freut mich sehr. ich wünsche Dir Glück dazu.[2]) Vielleicht bringt der Fürst Paul das Geschenk selbst; denn ich hoffe noch immer, daß er in diesem Monate her kommen wird.

C. A.

(1819)

408.

23. 11. 19.

Die Beilagen dankenehmigst remittirend bemerke ich, daß die Heilsbronner Aufschrift[3]) noch lange unentziffert bleiben wird, wenn mir aufgetragen würde, sie laufend leserlich darzustellen;

[1]) Erbgroßherzog von Mecklenburg-Schwerin. [2]) Vgl. Goethe's Werke. XXXII. 154. (?) [3]) Mittelalterliche Inschrift auf einer in der Bibliothek zu Weimar aufbewahrten Steinplatte, aus dem heimerichen Torfe Heilsberg stammend, wo sich eine der ältesten Wallfahrtskirchen befindet. An der Deutung dieser Inschrift haben sich berühmte Sachkundige bisher vergebens versucht. Vgl. Nr. 402.

indeſſen iſt dieſer Gegenſtand ein angenehmer Zeitvertreib. Möchte es noch belieben, die Buchſtaben dieſer An- oder Einſchrift zu ſchwärzen, damit es denen Sinnen begquemer entgegen kommt.

Der orientaliſche Lilomaleſ[1]) ſollte eigentlich auch in Stein, oder auf Stein geſetzt werden, um die nachforſchende Nachkommenſchaft in Verzweiflung zu bringen. El-Scharki und Elgarbi klingen polariſch.

Wohl zu leben wünſcht

C. A.

Die Fakſimilia ſind vortrefflich gelungen. Die [2]..... Akten ſind wirklich vom höchſten Intereſſe.

---

[1]) Herrn Hofrath Profeſſor Dr. Stickel in Jena verdankt der Herausgeber folgende gefällige Erklärung. Die drei arabiſchen Wörter Lilomalef, El-Scharki und Elgarbi gehören unzweifelhaft zuſammen; ſie geben einen zuſammenhängenden Text. Wenn im Originale Lilomalef ſteht, ſo iſt ein kleines Verſehen beim Schreiben mit untergelaufen; denn es heißt unzweifelhaft Lilmoalef leſen. Der arabiſche Text iſt:

لِلْمُؤَالِفِ ٱلشَّرْقِيِّ ٱلْغَرْبِيِّ

d. h. dem öſtlich weſtlichen Freunde. Es iſt dies eine ſinnreiche Adreſſe oder Zueignung an einen in den morgenländiſchen und abendländiſchen Literaturen Weitbewanderten und Befreundeten, etwa wie von Hammer nach ſeinem Verhältniſſe zu Goethe bezeichnet werden konnte. Vgl. Weſtöſtlicher Divan, S. 324 der Ausgabe von 1853. Die Worte würden ſich auch zu einer Siegelinſchrift an einen ſolchen Freund gar wohl geeignet haben. [2]) Hier folgen einige unleſbare Worte.

409.

Die Beilage begleite ich mit dem Vorſchlage noch mehrere Abdrücke des Socratiſchen Blattes machen und ſie an mehrere Kunſthandlungen verſchicken zu laſſen, begleitet mit einer lithographiſchen Notiz, die ausdrückte, daß die Sammlung Carſtenſcher Zeichnungen der Lucidi unter dem Namen des Leonardo da Vinci[1]) und ſonſt einiger dem großen Publico noch unbekannter Zeichnungen auf Pränumeration ſollte gegeben werden. Hofrath Jagemann könnte wohl das Artiſtiſche der Unternehmung in Anſehung des Papiers und der Aufſicht über die Ausführung leiten, irgend Jemand die Rechnung derſelben beſorgen und Mutter den Profit davon haben, während ich den Vorſchuß beſtritte.

Dieſer Vorſchlag ſoll dienen, um das lithographiſche Inſtitut ins Leben und Wirkſamkeit zu rufen. Alles aber unter Leitung der Immediat-Kommiſſion, die Sorge tragen wird, einen ſchönen Aufſatz zu liefern, um die Waare dem Publico zu empfehlen.[2]) Salvo meliori.

Carl Augſt.

1. 12. 19.

410.

Ja! Das iſt wirklich Berlin! Schreibe dem Manne, es würde mir viel Vergnügen machen, ihn kennen zu lernen, da man ſich ſeiner rühmlichſt hier erinnere.

C. A.

[1820.]

[1]) Vgl. Nr. 391, 393 und 395. [2]) Vgl. Goethe's Werke, XXXII, 173.

Wilhelm Meisters

Lehrjahre.

Ein Roman.

Herausgegeben

von

Goethe.

Erster Band.

Berlin.
Bey Johann Friedrich Unger.
1795.

411.

11. 2. 20.

Für das geſtern Ueberſchickte danke ich beſtens.

Hier ſind einige Engliſche Bücher, die nach Eintragung in den Bibliothekskatalog wohl zu den Ethnographen wandern können. Zugleich ſchicke ich die Zeichnungen der Gemälde im Belvedere. Die Zeit rückt heran, wo die Unternehmung doch nun angegriffen werden muß; ich laſſe ſeit heute den Salon ſtark heitzen, um die Mauern trocknen zu laſſen, damit auch der Moder abfalle. Sonntag bei Dir mündlich ein Mehreres.

C. A.

Die Comödie in Straßburger Mundart iſt von einem gewiſſen Profeſſor, der, wenn ich nicht irre, Arnold heißt und in Straßburg angeſtellt iſt.[1]) Ich kenne ihn aus dem Türkheimiſchen Hauſe daſelbſt.

412.

Die Engliſchen Zeichnungen von Elgins Marbles ſind, aber etwas beſchädigt angekommen. Ich habe ſie an Jagemann in ſein Atelier geſchickt, wohin meine Frau dieſen Morgen kommt. Die Schriften waren mit in der Kiſte und der Brief.

C. A.

[1820.]

---

[1]) Vgl. Goethe's Werke, XXXII, 139; XLV, 187 fg.

413.

Das ſchöne Leichengedicht, für welches ich danke, laſſe ich heute auf weißem Bande drucken. — Die vie de Dumont[1]) iſt in der Hamburger Zeitung ni fallor ſogar mit der Ueberſetzung bei Hande und Spener angemeldet. Da heute Abend Clubball iſt, ſo wollen wir die Böttigerſchen Chinesia auf einen andern Freitag verſchieben.

C. A.

[1829]

414.

Jo. J. W.

Gewöhnlich ſind vierterlei Gegenſtände vorräthig, ehe der Menſch ſich findet, der ſie auffaßt und anzuwenden lernt oder verſteht. So gehts mit denen ſchönen oſteologiſchen Sachen, die nach und nach von Wien nach Jena gekommen ſind.

Ich werde Jacquin über die Abhandlung, die Gattung Bignonia betreffend, ſelbſt antworten. Das größte Exemplar, was auf dem Europäiſchen Welttheile von dieſer Pflanze vorhanden iſt, findet ſich in dem Königlichen Garten zu Kew in England und dorten hat man erſt entdeckt, daß es, wie die Bignonia radicans, ein Gewächs iſt, das an Mauern wachſen will. In Kew bedeckt es eine Mauer von 15′ hoch auf einer Breite von mehr wie 30′, legt ſich aber über die Mauer weg und tapezirt die andre Seite derſelben eben ſo wie die vordere. In Belvedere

[1]) Vgl. Goethe's Werke, XXXII. 177.

iſt ein kleines ſchlechtes Exemplar, das ſchon mehrere Jahre dorten im Lande ſteht.

Die Pflanze ſcheint einen fruchtbaren, leichten Boden zu verlangen, gegen das Klima iſt ſie ſehr unempfindlich. Selten iſt ſie gar nicht und vermuthlich auch in Jena befindlich. Dorten kann man ebenfalls einen Verſuch und beſſer wie in Belvedere machen, ſie ins freie Land an irgend eine Mittags- oder Abendwand zu ſetzen.

Sehr angenehm iſt's mir zu vernehmen, daß die Geſchichte der Jeanne d'Arc[1]) Deine Eingeweide erſchüttert. Dieſes ſehr gründlich, gut und geſchmackvoll geſtellte und geſchriebene Buch hat hie und da Details über die phyſiſche Conſtitution des Mädchens gegeben, die pſychologiſchen Einfluß auf ihre Exiſtenz gehabt haben müſſen. Dahin gehört, daß ſie nie menſtruirt war und gewöhnlich ihre ſogenannten Stimmen hörte, wenn die Glocken läuteten. In kriegeriſcher Hinſicht iſt dieſes Buch ebenfalls äußerſt ſchätzbar.

Weiß bekomme es!

G. A.

415.

Jo. 3. 20.

Zum Carlsbader Beginnen wünſche ich den guten Erfolg, den es Dir, mein Lieber! ſchon mehrmalen eingebracht hat. Vor-

[1]) Vgl. Goethe's Werke, XXXII, 176.

her wird das ſchöne Frühlingswetter, das hoffentlich ſich erhalten wird, uns mehrmalen zuſammen bringen.

Die Mayländer Freunde will ich einſtweilen zur Geduld verweiſen.

Für die M.[1]) danke ich beſtens; ich habe ſeit geſtern Abend dem Reitz nicht widerſtehn können, gleich darinnen zu blättern und deswegen ein Buch aus der Hand gelegt, welches durchzuleſen, es koſte was es wolle, ich mir vorgeſetzt habe. Dieſes Buch hat mir Lindenau empfohlen und ich kann nicht läugnen, daß ich ſehr wunderbare Sachen, bisjetzt blos bis Pagina 73, darinnen gefunden habe. Da ich dieſes Buch, welches ſich ſehr mühſam lieſt, nicht aus der Hand geben kann, ohne Gefahr zu laufen, nie daran wieder auf's Neue anzuſetzen, ſo muß ich bitten, es Dir von Hoffmann ſelbſt anzuſchaffen. Es heißt: „Unterſuchungen über den mittlern Gang der Wärmeänderungen von Brandes, Profeſſor in Breslau, Leipzig bei Barth, 1820" mit ein paar Kupfern und Tabellen.

Ich laſſe eine Anzahl Kataloge von Belvedere binden und werde Dir ſie ſchicken.

C. A.

416.

Das iſt recht ſchön. Ich habe morgen Vortrag und bin deswegen Vormittags nicht gut zu haben. — Ich will aber ſehn,

[1]) Metallſchriftlich Morphologicum; vgl. Goethe's Werke, XXXII, 161.

daß auf den Abend etwas arrangirt werde, wohin ich ihn einladen werde.

Das Geld wird Vogel Dir heute ſchicken. Knebel lobt dieſes Buch ſehr in Anſehung der Witterungslehre; ich will es mir kommen laſſen.

E. A.

[1801]

417.

W. 3. 20.

Deſto beſſer, wenn wir das Opus ſchon haben.

Den 2. Theil der C. M. . . . habe ich durchgeleſen; ich entlieh ihn von der Großherzogin und habe ihn geſtern benutzt, um ein Landeinſchreiben, das ich machen mußte, daraus zu excerpiren.

Schöne Sachen wirſt Du von der Bibliothek bekommen, zumal die Beſchreibung der Hebriden.

Hoffentlich kömmt nun das Frühjahr und Du wirſt mit den Schnepfen ausfliegen.

E. A.

Wie ſteht's mit der Malerei im Belvedere aus? Die blühenden Pflanzen leiden ſehr von dem ſchlechten Wetter, geſtern ſtand das Barometer, ſo wie am 2. und 3. dieſes. Am 20. iſt in Wien das Frühjahr mit ſehr warmem Wetter eingetreten, und dieſe ſchnelle Veränderung iſt vermuthlich Schuld an denen Stürmen die wir gehabt haben. Dieſesmal kamen die Stürme eher, als wie das Barometer fiel; am 2. und 3. zeigte es aber die folgenden an.

418.

Hier iſt vor der Hand ein zu Geſchenken beſtimmtes Exemplar[1]) für den Hortus botanicus Bonnensis. Schreibe mir auf, für wen Du ſonſten noch Exemplare haben möchteſt. Nach Frankfurt hat ſie ſchon Schleß beſorgt und ich in die Niederlande.

C. A.

(26. 3. 20.)

419.

Ew. Königlichen Hoheit

gnädigſte Anordnung, ſol. S der bei kommenden Akten gemäß, hat Unterzeichneter während der Krankheit und nach erfolgtem Tode des guten Hofrathes Jagemann fortbetrieben und bedacht, auch mit Müller, Vater und Sohn öfters durchgeſprochen.

Als Reſultat ergab ſich, daß beikommende Ankündigung gedruckt und von Müller, dem Vater, nebſt den Probedrücken der zwei erſten Platten, auf die Leipziger Meſſe mitgenommen werden könnte.

Erlauben Höchſtdieſelben, ſo warte Sonntag früh bei Zeiten auf, um über die nächſte Führung des Geſchäftes weitere Vorſchläge zu thun.[2])

Unterthänigſt

Goethe

Weimar
den 14. April
1820.

[1]) Vgl. den Schluß von Nr. 415. [2]) Vgl. Nr. 420.

420.

15. 4. 20.

Beiſtehendes und das beiliegende projectirte Publicandum im Namen Müllers entſpricht völlig meinen Hoffnungen in Anſehung des lithographiſchen Inſtituts.

Carl Auguſt.

421.

31. 5. 20.

Willkommen, mein Lieber! in unſerer Nähe. Deine zwei ſehr angenehmen Briefe habe ich richtig erhalten. Hier empfange ich Dich gleich mit einem höchſt merkwürdigen Buche, das ich vor ein paar Tagen von England bekommen habe. Es wurde mir von daher ſehr empfohlen, als das alle nöthige Kenntniſſe über die Nordpol-Schifferei, Länderkunde jener Gegend ꝛc. umfaſſendſte Werk, welches je erſchienen ſey. Ich glaube, es wird für die Ethnographie ſehr erwünſcht kommen, weil man es ſehr ſtückweiſe wird dem Deutſchen Publikum mittheilen können. Balde komme ich zu Dir und erbitte mir einige meteorologiſche, geognoſtiſche, phyſiologiſche, botaniſche Collegia.

Lebe recht wohl.

Carl Auguſt.

422.

19. 6. 20.

Irrthümer mehrere Nächte und Tage haben verhindert, daß ich früher wie heute, beikommende Notiz über das verlangte Blatt des M. C. habhaft werden konnte.

Hier das Dekret für den ungariſchen Namensvetter. Die Erſcheinung der Linde zu Königsbrück iſt allerliebſt, ſogar romantiſch; ſchade, daß man keine Zeichnung des Zufalls hat.

Ich bitte, Rees von Eſenbeck den Rath zu ertheilen, nach Verlauf eines Jahres wieder nachzufragen und, ſelbſt, alsdann nicht vor den Preiſen zu erſchrecken, welche der Hortus Bonnensis für 2—3 Zoll lange Pflänzchen verlangen wird: 15—20 Pfund Sterling. Der Königliche Garten in Bonn wird alsdann die Ehrfurcht bemerken, die man ihm für ſeinen Beutel bezeigen wird. Für den Hortus Berolinensis danke ich auf's Beſte. Hier Etwas von Bernhard wegen der Anfrage um die Malereien in den Miſſalen und Evangelien-Büchern.

Das berühmte Opus anonymum, welches ich Deiner Sammlung von Seltenheiten widme, iſt von dem connutritor des Saal-Athens verfaßt.[1])

Für die Ueberſetzung des Schriftchens für die Gärten danke ich beſtens; gieb Lenz 2 Friedrichsd'or und lege ſie aus.

Daß Du Dich des Amſterdamer Rathhaus-Modells annimmſt, freut mich ſehr; lange iſt dieſes vortreffliche Werk bei uns herumgeſtoßen und verkannt worden. In der Mylius'ſchen Familie galt es ſonſten für einen Schatz und ein langer Prozeß iſt geführt worden, um zu entſcheiden, wem der Familie es gehören ſoll.[2])

---

[1]) Herzog August von Sachſen-Gotha. [2]) Vgl. Goethe's Werke. XXXII. 164.

Wenn nur der Regen und hauptſächlich die Kälte aufhören wollte! Vielleicht komme ich dieſe oder die künftige Woche zu Dir. Lebe recht wohl.

C. A.

423.

Die Geſchichte mit der Johannes-Kapelle[1]) weißt Du, ich möchte ſehn, ob nichts drinnen iſt, was aufzuheben werth wäre. Der Jurisconsultus Hortleder mit Familie, und Perſonen aus der Zeit des Kurfürſten Johann Friedrich liegen darinnen. Die Gewölbe werden wohl mit abgeriſſen und da kommt man auf die alten Leichen und findet vielleicht Sachen, die auf die Jenaiſche Manier verhunzt werden. Ich will morgen Mittag um 12 drüben ſeyn; ſchaff mir aus den gewöhnlichen Quellen zu eſſen. Nach Tiſch wollen wir die Reliquien und was aufzuheben nütze wäre, anſehn. Gehſt Du früh hinüber, ſo könnteſt Du wohl beſtellen, daß die Gewölbe vor meiner Ankunft geöffnet würden. Abends kehre ich wieder nach Hauſe.

C. A.

[17. September 1828]

424.

An Dumont's Couvert finde ich auch noch

Dracontium pinnatum;

[1]) in Jena.

in Belvedere iſt bloß Dracontium perfusum und cordatum. Vermuthlich iſt das Dracontium pinnatum ſchon gefiedert; ich werde ſuchen dieſe Pflanze zu bekommen.

[1830.]

425.

Bei mir florirt eine ſehr merkwürdige Erſcheinung. Die biſchoffarbige Kohlpflanze, die Du bei mir geſehn haſt, ſchießt in die Spitze und ſetzt Saamen an; ſeitdem werden alle Blätter dunkelgrün, ja ſelbſt die Hauptblattadern, welche noch bis jetzt roth blieben, werden immer bläſſer, und die rothe Farbe wird wahrſcheinlich ganz verſchwinden.

G. A.

[1830.]

426.

Wenn ich recht verſtanden habe, ſo ſagteſt Du mir, daß der junge Voss aus Wien hier ſei, der Sohn des Garten Direktors in Schönbrunn? Vermuthlich iſt's der zweite Sohn, der damals anno 14—15 noch in einem Inſtitute war und den ich nicht kenne und Louis Schell auch nur ſehr wenig. In Belvedere war er noch nicht.

G. A.

[1830.]

427.

Wenn es Dir recht iſt, ſo komme ich dieſen Abend zwiſchen 6—7 Uhr nebſt ein Paar Geſellen zu Dir, um zu galvani-magneti-electriſiren.

C A

[September 1820.]

428.

Ew. Königlichen Hoheit

für den letzten glücklichen Abend herzlichſten Dank abſtattend, erwähne von kleinen Geſchäften und Vorkommenheiten Folgendes:

1) Wegen Anſchaffung einer Maſſe von Birnkernen ergab ſich Folgendes:

a) Hoffactor Thierbach in Lobeda erklärte, daß er keinen Birnmoſt weiter preſſe, und ſchob die Urſache auf eine erhöhte Auflage, wollte ſich alſo zu einem Beitrag nicht erklären.

b) Heiligenſtädt in Camsdorf hatte in dem hieſigen Wochenblatt eine Aufforderung ergehen laſſen, ſie lothweiſe zu honoriren.

c) Einige andere Perſonen, welche ſich nächſtens beſchäfti-

gen, Birnen zu welken, haben verſprochen, die ausgeſchnittenen Putzen einzuliefern.

d) Nicht weniger iſt denn auch auf Holzbirnen Beſchlag genommen worden. Was aus allem dieſen vielfachen Beſtellen und Verſprechen ſich ergeben werde, muß ſich in kurzer Zeit ausweiſen; möge es nicht ganz umſonſt geweſen ſeyn!

2) Die befohlenen Engliſchen Bücher ſind bei Hüttner beſtellt. Wegen des Vergangenen bitte mir andeuten zu laſſen, wie viel Bände der Linnéiſchen Societät nunmehr in Ihro Händen ſind. Die letzte Sendung iſt nicht in die meinigen gelangt. Sodann würde abſchließlich vermelden, was bei mir angekommen und wohin es abgegeben worden.

3) Sollte Hofrath Meyer Ew. Hoheit noch nicht aufgewartet haben, um ſich Urlaub zu erbitten, ſo melde denſelben hiedurch ſchuldigſt an.

Schon vor zwei Jahren waren wir beide dringend eingeladen; da ich es ablehnen mußte, ruhte die Sache bis jetzt. Nun hat Staatsrath Schultze bei ſeinem letzten Hierſeyn einen nochmaligen ernſtlichen Antrag im Namen des Miniſters von Altenſtein an Meyer gethan und denſelben brieflich wiederholt. Nun läugne ich nicht, daß in vielfachem Sinne eine Reiſe dahin für uns alle vortheilhaft ſcheint und ich wüßte nichts zu erinnern, wenn ihm dahin ein drei- bis vierwöchentlicher Urlaub geſtattet würde. Von Kunſtſchätzen und Kunſtthätigkeit daſelbſt wird er die ſicherſten Nachrichten mitbringen. Sollten jedoch Ew. Ho-

heit ihm einen Wink geben, worauf er sonst noch zu achten hätte, so würde er auch gewiß gute Erkundigung einziehen. Uebrigens beträgt man sich gegen uns von Berlin aus sehr freundlich und behülflich und es möchte wohl räthlich seyn, ein solches Verhältniß zu hegen und zu pflegen.')

4) Möchten Ihro Hoheit den Hofrath Meyer vor seiner Abreise etwa 8 Stück kupferne Medaillen gnädigst anvertrauen, so würden wir die Schüler der ersten Klasse dadurch höchlich erfreuen. Sie haben sich von oben herein gut gehalten, sowie von unten hinauf, daß sie in den Prämien gleich zu halten sind. Die untern Klassen wollen wir auf eine andere Weise, mitunter auch durch einiges Zeichnungsmaterial aufzumuntern suchen.

5) Wegen des Jagemannschen Quartier's und dessen neuer Benutzung wäre wohl als Vorbereitung wünschenswerth, daß Ew. Hoheit die Vorderseite, nach der Straße zu, untersuchen ließen, die sich schon seit einiger Zeit bauchig erweist, damit man nicht, wenn man eingerichtet ist, von einem solchen Mangel überrascht werde.

Mit den treusten Wünschen

unterthänigst

J. W. Goethe.

Jena
den 22. September
1820.

') Vgl. Goethe's Werke, XXXII, 108

429.

Randantwort.

Mit der Schadhaftigkeit dieſes Hauſes hat es, nach eingezogener Erkundigung, nichts zu ſagen, die Reparatur iſt ſchon vor zwei Jahren durch p. Steiner gründlich beſorgt worden.

C. A.

430.

(22. 9. 29.)

Beſonders ſind die Kerne von Holzbirnen für mich wünſchenswerth, da ich ſie zu der Anſäung einer Hecke mir erbitte; die Saat muß im Herbſte geſchehn.[1])

Die Annalen der Linnéiſchen Societät ſind auf der Bibliothek.[2])

Metzern habe ich den Urlaub angeſagt und 8 Kupfermedaillen mit Namen und Inſchrift gegeben.[3])

C. A.

431.

23. 9. 29.

Die reichen Haſen- und Hühnerjagden nehmen jetzt alle Zeit täglich ſo lange die Sonne am Himmel ſteht, dergeſtalt, daß ich zu ſonſten Etwas nicht kommen kann, außer am Tage des Herrn, wo mir der Kirchendienſt, von Andern erfüllt,

[1]) [2]) und [3]) Vgl. Nr. 128.

Raum läßt, mich mit producirenden Künſten zu beſchäftigen. Künftigen Sonntag Vormittag um eilf Uhr warte ich auf.

Meine Freude bezeige ich Dir zur glücklichen Zurückkunft der Nordpols-Expedition, der Deine guten Wünſche auch Segen gebracht werden haben.

Carl Auguſt.

432.

Den Brief von Schreibers bringſt Du mir wohl gelegentlich ſelber wieder und ſagſt mir dann auch das Verhältniß der Badenſchen Sendung.

Es iſt mir ſehr lieb, daß ich mich nicht in der Hoffnung betrogen habe, daß das Engliſche Buch etwas Bedeutendes ſeyn würde. Solche Ueberſetzungen durch Hüttner kommen zu laſſen, wird ein Leichtes ſeyn, weil er ſelbſt Translator bei dem auswärtigen Departement iſt.

Baldigen Ausgang wünſchet

C. A.

[1820.]

433.

Den 1. Theil dieſes koſtbaren Werks habe ich ſchon vor einiger Zeit der Bibliothek der mineralogiſchen Geſellſchaft in Jena verehrt; hier iſt daſſelbe complet.

C. A.

[1820.]

434.

27. 9. 29.

Zur beſſeren Verſtändigung einiger Gegenſtände lege ich Dein Scriptum vom 22. dieſes, mein lieber Freund, paraphirt wieder bei. Auch die Fortſetzung von Hüttner's litterariſchen Berichten. Sollte der Roman von Walter Scott und die Transactions von Bombay nicht werth ſeyn, ſie kommen zu laſſen? Dir überlaſſe ich die Entſcheidung der Frage und die Beſorgung. Noch folgt hierbei eine Lectüre zur Ausfüllung der langen Abende; auf allen Fall wird es für die Sammlung auf der Sternwarte ſehr brauchbar ſeyn.

Geſtern zwiſchen 3—4 Uhr, als wir bei Tiſche ſaßen, bekamen wir einen tüchtigen Hagelſchauer. Heute ging das Hühnerſchießen deſto beſſer, da der feuchte Erdboden ſie beſſer zum Feſtſitzen einlud, als wie der kalte trockne. Ein ſehr merkwürdig Hirſchgeweih iſt eingeliefert worden.

Lebe recht wohl.

C. A.

435.

1. 10. 29.

Das Zuſammentreffen unſers Modells und des Kupferwerks des Amſterdamer Stadthauſes iſt ein recht glückliches Ereigniß.[1]) Das Buch ſelbſt deponire ich auf hieſiger Bibliothek, wo es zu Deiner Diſpoſition liegen wird.

[1]) Vgl. Nr. 422.

Vulpius danke ich beſtens für die mir neulich zugeſendeten Notizen und für die Antiquität zur Militair-Bibliothek.

In den Revieren die Holzbirnen[1]) leſen zu laſſen würde ſchwer zu machen ſeyn, da ich der Kerne viele bedarf und ſie Niemand in der Menge bekommen kann, als der, welcher in ganzen Gegenden große Beſtellungen macht und zwar in der Hoffnung, durch gebrauten Eſſig die Koſten wieder zu decken, welche das Sammeln des Obſtes erheiſcht. Die Kerne oder Treſter werden nach gemachtem Gebrauch weggeworfen und wenn dieſe mir, ſtatt der Miſtgrube, zu Gute kommen, ſo bekomme ich ſie bloß für ein Trinkgeld und werde in den Stand geſetzt, eine nicht unbedeutende Hecke damit einzuſäen.

Roſegartens Geſuch habe ich an Dr. Harbauer geſendet, mit der Bitte für Erfüllung deſſelben zu ſorgen und das Manuſcript uns wenigſtens auf ein halb Jahr borgweiſe zu verſchaffen.

Für das Howardiſche A-B-C danke ich beſtens. Beiliegend folgt eine Notiz. Das Geweihe ſelbſt und der Unterkiefer dieſes Hirſches, den ich ſeines Alters halben, um daraus den Zuſtand der Zähne bei einem alten Hirſch zu beobachten, ſchoß, werden nach Jena kommen, ſobald ſie, um der Fäulung zu widerſtehen, zubereitet ſeyn werden.[2])

Gerne brächte ich wieder einen fröhlichen Abend im botaniſchen Garten bei Dir, mein Lieber! zu, wenn nicht die Hirſch-

[1]) Vgl. Nr. 428 und 430 [2]) Vgl. Nr. 434.

brunſt und die ſehr reichlich ſich dieſes Jahr ergebende Hühnerjagd mich am Ettersberge feſſelten.

Der kleinen Auguſte[1]) habe ich geſtern die ſilberne Medaille mit meinem Bilde zu ihrem Geburtstage gegeben.

C. A.

Nach monſtroſen Enten werde ich aufſtellen laſſen.

436.

Beſtens Glück wünſchend zu dem Inhalte des verſchloſſenen Pakets, theile ich meine Vermuthung mit, daß die Sachen darinnen eben ſo ſchön ſeyn werden, wie die, welche mir zu Theil geworden ſind.

C. A.

3. 10. 20.

437.

Schicke mir den Brief des Gr. v. B.[2]) wieder damit ich ihn beantworte. Sind Deine Opale ſo ſchön wie die meinigen?

C. A.

(3. 10. 20.)

438.

Gratulire.[3])

C. A.

(3. 10. 20.)

---

[1]) Prinzeſſinn Auguſte von Sachſen-Weimar. [2]) Grafen von Bedmar. Vgl. Goethe's Werke, XXXII, 169. [3]) Wahrſcheinlich zur Taufe des zweiten Enkels von Goethe, Wolfgang, geb. den 18. Sept. 1820.

439.

7. 10. 20.

Eben, mein lieber Freund! als dieſes Blatt zu beſchreiben begann, empfing ich Dein Packet, für welches ich beſtens danke. Blumenbach von Göttingen hat mich geſtern ſo lachen gemacht, daß trotz der vortrefflichen Hirſchbrunſt und des ſchönen Jagdwetters ich mir doch nicht verſagen kann, eines fröhlichen Abends in Jena zu genießen und alsdann und den andern Tag Blumenbach in ſeinem ganzen Elemente operiren zu ſehn und zu hören. Ich komme alſo morgen Abend nach Jena und ſteige bei Dir ab; dann begeben wir uns ins Schloß und ſoupiren daſelbſt. Den andern Tag eſſen wir wieder zu Mittag dorten. Dieſes Diner betreffend wollen wir das Weitere noch abreden, aber zum morgenden Souper beſtelle Blumenbach, die Voigts Vater und Sohn, Ziegeſarn um 8 Uhr ins Schloß. Lebe recht wohl.

G. A.

440.

17. October 1820.

Ew. Königlichen Hoheit

lege ein von dem Hofrath Stark ſo eben erhaltenes Blatt ſubmiſſeſt vor, in einer Angelegenheit, welche lange geruht hat, ſich aber gegenwärtig der Entſcheidung nähert. Die Starkiſche Witwe nämlich findet Gelegenheit, das hinterlaſſene anatomiſche Cabinet ihres verdienten Gatten auswärts zu verkaufen und hielt es für Pflicht, ſolches Unterzeichnetem

bekannt zu machen, wie ich denn auch für die Schuldigkeit erachte, Höchstdieselben davon zu benachrichtigen.

Der bedeutende Gehalt dieser Sammlung an pathologischen Präparaten ist längst anerkannt, man hat sie diesseits früher untersucht und ist mit der Besitzerinn in Unterhandlungen getreten; man ward jedoch nicht einig und ob ich gleich gewünscht habe, auch diese Merkwürdigkeiten Großherzoglichem Cabinete einzuverleiben, so fand sich denn doch immerfort so Manches zu bestreiten, daß man hieran bisher nicht weiter denken konnte.

Ew. Königliche Hoheit haben vor Kurzem Selbst mit Blumenbach auch das Museum menschlicher Anatomie besehen und sich gewiß überzeugt, daß es gleichfalls verdiene, begünstigt zu werden.

Schon jetzt ist bemerkenswerth, wie die durch Loders Abgang völlig ausgeleerten Räume sich nach und nach wieder gefüllt haben und wie wohl Alles darinnen erhalten ist. Auch dieser Anstalt wird es zu Ruhm und Ehre gereichen, wenn das Stark'sche Cabinet damit verbunden würde. Was das Local betrifft, so ließe sich solches sogleich erweitern, wenn man die anstoßenden Räume dazu bestimmte.

Die Bibliothek und der botanische Garten verdanken Ew. Königlichen Hoheit eine neue Belebung, dem anatomischen Museum wäre das Aehnliche zu wünschen, besonders jetzt, wo der Prosector Dr. Schröter, ordnungsliebend, thätig und folgsam, von seiner Seite auf's Kräftigste mitwirken würde.

Nach dem gegenwärtigen Zustande des Stark'schen Cabinets

Wilhelm Meisters

Lehrjahre.

Erstes Buch.

habe mich vorläufig erkundigt. Daß die pathologischen Anstalten wohl gehalten seyen, liegt in ihrer Natur; die in Weingeist aufbewahrten Präparate sind bisher sorgfältig behandelt worden, an den getrockneten, gefirnißten, möchte eher etwas zu erinnern seyn.

Der gegenwärtige Augenblick, wo die Zahl der Studirenden sich wahrscheinlich abermals vermindert, fordert vielleicht am Lebhaftesten auf, für die Anstalt etwas Auffallendes zu thun, um zu zeigen, daß man den Muth nicht verliere und, im Glauben an eine Folgezeit, immer verharre, Dasjenige zu fördern, worüber man gebieten kann.

Auch darf ich wohl zum Beweggrunde einer günstigen Entscheidung hinlegen, daß der Sammler dieses Cabinets, so wie mehrere Familienglieder, sich um das fürstliche Haus wohl verdient gemacht, wofür allen der schöne Lohn würde, daß man das Andenken des Stifters lebendig und zugleich die bisherige Benutzung durch seine Nachkommen ununterbrochen fortgesetzt erhielte. Dieses gilt namentlich vom Hofrath Stark, der seine pathologischen Vorlesungen beständig auf diese Sammlung begründet und nur mit Wehmuth sich künftig solcher belehrenden Beispiele beraubt sehen würde.[1])

Endlich würde ein Cabinet, wie dieses, sich wohl niemals wieder hier zusammenfinden. Geheime Hofrath Stark war zu seiner Zeit in einem weiten Umkreise einziger Accoucheur,

[1]) Vgl. Nr. 323.

ſo wie er als Arzt einziges Vertrauen genoß. Auf die Vermehrung ſeines Cabinets war er höchſt aufmerkſam.[1])

Goethe.

441.

21. 10. 20.

Das iſt recht ſchön, daß Ew. Excellenz die Sache mit Brandes ſo ſchön eingeleitet haben. Dafür wirſt Du ein prächtiges Werk zu ſehn bekommen, welches die Anſichten des Himalajiſchen Gebirges in 20 Blättern enthält. Das Exemplar gehört Artaria, ich laſſe erſt noch ſehn, ob ich es nicht bei Hüttner ſchon beſtellt habe. Dieſes hier koſtet 320 fl.

Geſegnete Mahlzeit.

Nebſt einigen Marrons de Lucques

C. A.

442.

Ew. Königlichen Hoheit

lege hierbei eine freundliche Sendung vor, welche Blumenbach, in dankbarem Andenken gnädigſter Aufnahme[2]) und manches angenehmen Gaſtgeſchenkes, überſendet hat, indem er zugleich meldet, wie folgt:

a. „Ich ſchicke hiermit den Neuholländiſchen Topas, den Seine Königliche Hoheit der Großherzog von mir für das reiche

[1]) Der Ankauf erfolgte. [2]) Vgl. Nr. 439.

Jenaiſche Muſeum erwartet. Schon hatte ich darum nach London geſchrieben, als mir beifiel, daß mein lieber Neffe Heeren ein vortreffliches Stück davon erhalten habe, das er mir auch ſogleich zu jenem Zweck cedirte."

„b. Ein Döschen, aus dem, durch achtzehnhundertjähriges Alter und Einwirkung des Moors, ſehr veränderten Föhrenholz, von den neuerlich wiedergefundenen und vielbeſprochenen pontibus longis, die Domitius anlegen ließ und ſich etliche Stunden lang, von Dronthe bis Meppen erſtrecken. Ich lege ein rohes Stück bei, das die Textur beſſer zeigt, wonach es von Förſtern und Tiſchlern, die es bei mir geſehen, meiſt erſt für Eichen angeſprochen, dann aber doch für Föhren erkannt worden; und"

„c. ein Ungeziefer, das mir große Freude gemacht hat: die den Muſen geheiligte, von den alten Dichtern gefeierte, von Phidias in Erz gearbeitete, bei den Hellenen in Gold als Haarſchmuck getragene Cicada graeca, die mir einer meiner Zuhörer aus ſeiner Heimath Chios kommen laſſen, und die von den bekannten Gattungen dieſes Geſchlechts (Ornis plebeja) die man ſonſt dafür genommen, ſpecifiſch verſchieden iſt. So wie ſie wohl eher (z. B. von Addiſon in ſeinem Anakreon S. 43) mit Heuſchrecken verwechſelt worden."

Unterthänigſt

J. W. Goethe.

Weimar den 19. Dezember
1830.

443.

Das ſind recht erfreuliche Sachen! Ich dächte Nr. 1 käme nach Jena, in's Cabinet, Nr. 2—3 aber hier auf die Bibliothek, in die Raritäten-Kammer. Der Helleniſche Muck-Vogel verdient wirklich ein ausgezeichnetes Gehäuſe.

Gelegentlich denke ich Blumenbachen die goldene Medaille zu ſenden, bei einem ſo berühmten Manne wirkt ſo ein Andenken vor- und rückwärts.

Ehſtens ſchicke ich Dir die neuſten Dittmar'ſchen[1]) Impreſſen, wo doch viele ſchöne Anſichten zu finden ſind. Neulich haſt Du einen Brief von Brandes in Breslau und von noch Jemanden, an mich gerichtet, von mir zugeſendet bekommen, was iſt damit? ich habe ihn nicht recht aufmerkſam geleſen.

E. A.

19. 12. 20.

444.

Ew. Königliche Hoheit

hatten die Gnade mir neulich eine Sendung von Brandes zu überſchicken, ſie enthielt eine ſehr wohlgedachte Ankündigung eines meteorologiſchen Journals, ganz in dem früher ſchon mehrmals beſprochenen Sinne. Sie war unterzeichnet von Brandes und von einem Heidelberger Meteo-

[1]) Sigismund Gottfried Dittmar, Profeſſor und Conſiſtorialſecretär in Berlin, Wetterprophet.

rologen, deſſen Namen ich vergeſſen habe. Der Brief aber zeigte an: daß ihr guter Wille die Wiſſenſchaft zu fördern, leider, dadurch gehindert werde, daß ein Verleger ſich zu der Herausgabe nicht entſchließen wolle, wenn ihm nicht ein Vorſchuß gereicht würde, den man nicht eher zurückverlangte, als bis die Anſtalt conſolidirt wäre; welches freilich ſo viel heißen möchte: einen Vorſchuß, den man gar nicht wieder zurück erwarte. Ich habe dieſe Blätter an Poſſelt geſchickt, mit dem Erſuchen: bei Hofrath Brandes anzufragen, welche Vorſchußſumme allenfalls erwartet würde, weil vorher weder Gutachten noch Entſchluß folgen könne. Poſſelt hat geſchrieben und wird die anlangende Antwort ſogleich überſenden, wo dann ein unterthänigſter Vortrag alſobald erfolgen ſoll.

Blumenbachen[1]) wird die Medaille zur größten Freude gereichen und zur höchſten Belohnung ſeines unermüdeten Beſtrebens und Wirkens. Auch wird dadurch das erneuerte gute Verhältniß erſt recht lebendig, erfreulich und nützlich erhalten.

Goethe.

Weimar den 20. Febr. 1820.

445.*

Es iſt eine eigne Sache mit dem Buche über das Himalaja-Gebirge[2]) welches mir Artaria geſchickt hat. In der

[1]) Vgl. Nr. 439, 442 und 443. [2]) Vgl. Nr. 441.

Hüttnerſchen Correſpondenz vom Juny iſt dieſes koſtbare Werk angezeigt und ich habe es vorgeſtrichen, deswegen ſteht zu vermuthen, daß es beſtellt iſt; Hage kann aber nichts darüber finden und deswegen glauben wir, daß Du es in unſerer Abweſenheit beſtellt haſt. Indeſſen wäre dieß geſchehen, ſo müßte es ſchon alleweile hier ſeyn. Dazu kommt, daß nach Hüttners Angabe das Prachtwerk 21 Pfd. Sterling koſtet, das Artariaſche iſt um 50 Thaler theurer. Nun bin ich zweifelhaft ob ich es nicht lieber bei Hüttner beſtellen und das gegenwärtige Exemplar an Artaria zurückſchicken ſollte.

Die Tabellen ſind ſehr hübſch.

24. December 1820.

Carl Auguſt.

446.

Ew. Königlichen Hoheit

wird ſich als höchſt wahrſcheinlich, ja bis zur Gewißheit beſtätigen, daß das fragliche Werk nicht verſchrieben worden.[1]) Aus denen von mir über dieſes Geſchäft geführten Acten ergiebt ſich, daß Hagen mir vor ſeiner Abreiſe zwei Bücher namentlich angezeigt, welche ich auf Höchſt Ihren Befehl von London verſchreiben ſollen. Dieſe beiden Bücher ſind auch in dem Hüttnerſchen Literatur-Bericht von Ew. Königlichen Hoheit mit ſchwarzer Tinte vorgeſtrichen und von mir

[1]) Vgl. Nr. 441 und 445.

nachher mit einem Strich rother Tinte bezeichnet worden, auch findet ſich das Concept eines Schreibens an Hüttner, worin ich die beiden Bücher wirklich beſtelle, welche denn auch zu gerechter Zeit angekommen ſind.

Das fragliche Prachtwerk dagegen iſt weit früher in den literariſchen Berichten angezeigt und von Ew. Königlichen Hoheit mit Bleiſtift vorgeſtrichen.

Hätte ich es beſtellt, ſo würde ich es auch mit rother Tinte vorgeſtrichen haben und in dem Schreiben an Hüttner würde davon Meldung ſeyn, ſo wie in ſeinen Antworten. Woraus denn folgen möchte, daß dieſes Werk, zwiſchen die Hageſche und meine Beſorgung innefallend, nicht beſtellt worden iſt. Hage hat die Acten und Papiere in Händen und kann ſie auf Befehl vorlegen. Auf alle Fälle jedoch würde die Zurückſendung des Werks an Artaria und eine Beſtellung in England bei Hüttner, beſonders auch wegen des wohlfeilen Preiſes, vielleicht am Räthlichſten ſeyn.

Weimar den 25. December
1820.

Goethe.

447.

Die hohe Lage des Schöndorfer Obſervatoriums kann den niedern Barometerſtand verurſachen und wenn dieſe von der Lage von Jena und Halle abgerechnet wird, alsdann werden die Barometerſtände wohl ziemlich gleich ſeyn.

Beiliegende Platten ſind ſehr ſchön. Eigen iſt daß d'Alton den Namen Bradypus ursinus nicht beibehält, welches nach Buffon und Andern der rechte dieſes Thieres iſt; ein ſolches, nur bei weitem nicht ſo groß, wie dieſes Skelet, war vor dem Jahre lebendig hier.

C. A.

27. 12. 20.

448.

(27. 12. 20.)

Vermuthlich irre ich, wenn ich Buffon genannt habe[1]; der Bradypus ursinus ſteht in einem andern Buche abgebildet, das mir Dr. Froriep gezeigt hat und bei dem es zu finden iſt. Das Thier, was ich hier geſehn habe, war ſo groß wie ein ſtarker Bär, fraß aber nichts als wie Obſt und Gemüſe.

(C. A.)

449.

Eine Fracht aus Mayland iſt gekommen, worinnen Beilagen für Dich. Da Du doch das Neujahr morgen anblaſen wirſt, ſo verfüge Dich um eilf Uhr zu mir, um meine neuen Schätze zu perluſtriren und bringe den Brief von Cattaneo mit; er iſt franzöſiſch.

C. A.

(31. December 1820.)

---

[1]) Vgl. Nr. 447.

450.

1. des Jahres 1821.

Dir, meinem lieben, alten Freund und Waffenbruder in dieſer ſtürmiſchen Welt, wünſche ich ein recht leicht und angenehm zu durchlebendes neues Jahr, danke Dir für die Ausdrücke Deiner unveränderlichen Freundſchaft für mich und noch beſonders für die ſchönen erfreulichen Beilagen. Vulpius hat mir einen ſehr angenehmen Dienſt geleiſtet, indem er das merkwürdige Jacquinſche Werk geordnet und dergeſtalt zuſammengebracht hat, daß man nun von ſeiner Completheit überzeugt iſt. Einband und Ordnung iſt ſehr geſchmackvoll.

Der C . . . Werner iſt doch ein erz B — a, doch tüchtig verrückt dabei.

In die Tabellen will ich mich hineinſtudiren, ſo gut ich's kann. Hier iſt die Medaille für den alten Blumenbach[1]), als ein Neujahrsgeſchenk und Andenken von mir. Schreib ihm recht viel Schönes und lebe wohl.

Carl August.

In Belvedere blüht ein Ding, das noch nirgends beſchrieben iſt, es heißt Tapistra squamosa.

[1]) Vgl. Nr. 443 und 444.

451.

Lavus lavum lavat!

Ein alter Spaß vom ſeligen Wedel. Für den Condé empfängſt Du die

Maccabäer.[1])

[1821.]

452.

Königliche Hoheit!

In meinen Tagebüchern finde notirt: daß den fraglichen Brief vom 17. Novbr. v. J. Höchſtdenſelben zurückgeſendet; vielleicht hilft dieſes auf die Spur; wie ich denn auch das Verzeichniß der Antwerpener Ausſtellung aufzufinden hoffe. Ich erhielt es in Jena und die darin oft vorkommende ſchöne Anthia intereſſirte mich ſo ſehr, daß ich ihre Liebesabenteuer mit dem gleich ſchönen Abrokomas fleißig ſtudierte, um den Bezug auf die ausgeſtellten Bilder deſto beſſer einzuſehen.

Das gegenwärtig angekommene Gemälde iſt nur kurz angezeigt, ohngefähr wie folgt: „Juſtus Lipſius arbeitet, als literariſcher Gehülfe und Correktor, in der Plandiniſchen Druckerei, ihm wird von der Hausfrau der junge Rubens in eben dem Zimmer vorgeſtellt, welches noch bis auf den heutigen Tag in ſeinem alten Zuſtande gelaſſen worden, wie es denn

[1]) von Zacharias Werner. Vgl. Goethe's Werke. XXXII. 176.

auch der Künſtler zum Schauplatz ſeines Bildes mit allem Detail nachgebildet hat."

Hofrath Meyer weiß nicht Gutes genug von dem Bilde zu ſagen und erbittet ſich die Erlaubniß, ſolches im nächſten Hefte nach Würden anzuzeigen. Indeſſen wird es wohl gethan ſeyn, eine Beſchreibung des Bildes zu Gunſten der Beſchauer aufzuſetzen. Wir legen ſie in dieſen Tagen Höchſtdenenſelben zur Prüfung vor und man könnte ſie dem Caſtellan zu eigener und fremder Belehrung alsdann einhändigen.

Unterthänigſt

J. W. Goethe.

Weimar
den 22. Januar
1821.

453.*

Hierbei iſt Folgendes zu bemerken, welches auf Bernhards Ausſage beruht.

1) Die Familie ſchreibt ſich mit einem P. Plantin.

2) Plantin der Sohn will J. Lipſius malen laſſen und läßt deswegen den jungen Rubens vor ſeiner Reiſe nach Italien an J. Lipſius in letzteres Arbeitszimmer vorſtellen, und zwar

3) durch ſeine Tochter Muretus.

4) Ueber der Thür, die in die Druckerei führt, iſt das Porträt des Stifters derſelben, des Vaters Plantin, befindlich, welches, ni fallor, von Rubens gemalt iſt.

Ich kann den Brief von van Bree platterdings nicht finden.

5) Vor J. Lipſius über ſeinem Schreibtiſche ſteht die Copie der Bildſäule der wunderthätigen Mutter Gottes in Hal, la Dame de Hal. J. Lipſius hat ihr eine Schreibfeder gewidmet, die unter der Statue hängt.

Bernhard und ich können uns nicht beſinnen, wie die Druckerei jetzt heißt. Das wird ſich wohl finden.

C. A.

454.

Dieſe getrockneten Pflanzen hat mir Sir Sinclair in London unter Datum des 4. Januars 1821 geſendet und dazu geſchrieben, ſie wären von der Melvilles Inſel, von woher Capitain Parry ſie von der Nordpol-Expedition mitgebracht habe. Sir Sinclair bekam ſie von Sir Benjamin Hobhouſe, Vater des bekannten Redners im Unterhauſe, von dem Capitain Parry ein Neffe iſt.[1])

C. A.

28. Jenner 21.

455.

Künftigen Sonnabend ſchicke ich einen Bedienten mit Depeſchen nach Wien. Dieſes melde ich, im Fall Du Etwas mitzuſchicken haſt. Die Briefe ſind bei dem Staatsrath Dr. Schweitzer

[1]) Vgl. Goethe's Werke, XXXII. 211.

hinzugeben. Dr. Schreibers habe ich, da ich mehrere hieſige Kataloge von Belvedere zu ſenden hatte, ſelbſt geſchrieben und das für ſeinen Schwiegervater, Dr. Jacquin aufgetragen. Ich bin neugierig zu ſehn, ob die Jenaiſche Portlandia grandiflora die rechte iſt oder eine Salisburia? Letztere blühte auch in Wien; ſie unterſcheiden ſich beſonders durch die Blätter.

[1821.]

456. *

2. Febr. 21.

Beiliegenden Rapport des Obſervatoriums zu Schöndorf habe ich bloß in Anſehung des Barometerſtandes der letzten Woche genau durchgeſehn und ihn auf eine unglaubliche Weiſe verſchieden von demjenigen Barometerſtande gefunden, den ich an dem meinigen täglich mehrmalen beobachtet habe. Bei mir war das Barometer auf 28. 3. geſtiegen, in Schöndorf zeigt aber nur das Barometer höchſtens 27. 8. Auf ſoviel kann die höhere Lage Schöndorfs nicht einfließen. Auf der hieſigen Bibliothek wird angeblich täglich zu verſchiedenen Tageszeiten obſervirt und eingeſchrieben, aber nie iſt noch ein Reſultat davon geliefert worden. Jetzt wär es doch Zeit, dieſes Eingeſchriebene einmal zum Leben zu bringen, zu erfahren, was auf hieſiger Bibliothek im verfloſſenen Monat Januar obſervirt iſt worden; beſorge dieſes.

C. A.

457. *

21. 2. 21.

Die Zulagen für die Lehrer des Zeichnen-Instituts ſollen, mancherlei Urſach halber, erſt nach beendigtem Landtage ausgefertigt werden. Hier die Jacquinſchen Briefe.

Dann 6 Stück Nachtrag des Hortus Belvedereanus, für Schreibers nach Wien, der ſie dahin austheilen mag, wo er die Cataloge gegeben hat. Er könnte mir einen Gefallen thun, wenn er mir ein Inſtrument ſchaffte, das in Wien gemacht wird. Es iſt ein ſogenannter Wollenmeſſer, nämlich eine Maſchine, in der unter einem Mikroſkope Fäden von Schaafwolle geſpannt werden, um deren Feine und Eigenſchaften nach einem gewiſſen Maaßſtabe zu meſſen und zu beurtheilen. Ich hatte einen ſolchen von Wien mitgebracht, Profeſſor Sturm hat ihn mir aber geſchnipſt.

G. A.

458.

22. (2.) 21.

Der jetzige Barometerſtand iſt ſehr merkwürdig 28. 3. Der Thermometer immer + und dabei bewölkter Himmel sive Nebel, mehr feuchte wie trocken, der Boden tief kothig. Was ſagen die Magier dazu?

Erzeige mir den Gefallen, bei dem Botaniker Voigt in Jena fragen zu laſſen, wie die Pflanze hieße, welche ꝛc. Blumenbach nannte, und welche die einzige in der Natur bekannte ſeyn ſoll, die wirklich ſchwarze Blumen trägt? Dann wie

ſich der junge Dietrich[1]) aufführt und was weiter mit ihm werden ſolle — möge — oder könne?

C. A.

459.

Ew. Königlichen Hoheit

wird beikommende Sendung nicht unintereſſant ſeyn. Nachdem nämlich einen Theil der nordiſchen Pflanzen[2]) auf Blättchen wohl befeſtigt, ſendete ſolche an Hofrath Voigt mit dem Erſuchen, ihre Namen auszumitteln, welchem kleinen Geſchäft er ſich denn auch treulich unterzogen. Beiliegende Bemerkung macht dieſe Muſterſtücke nur noch intereſſanter. Die übrigen lege nächſtens gleichmäßig vor.

Und ſo verfehle auch nicht, bei dieſer Gelegenheit um Verzeihung zu bitten, wenn ich einer Einladung zum Anblick einer ſeltſamen Naturverirrung nicht Folge leiſtete. Abneigung gegen alles Pathologiſche ſcheint ſich mit den Jahren immer mehr zu verſtärken, deshalb ich wohl Nachſicht hoffen darf.

Weimar den 25.
Febr.
1821.

G.

460.

27. 2. 21.

Die getrockneten Pflanzen habe ich für die Jenaiſchen Herbarien beſtimmt.[3])

[1]) ein angehender Botaniker. [2]) Vgl. Nr. 454. [3]) Vgl. Nr. 454 und 459.

Ein Dr. Walter, aus Berlin, hat mir ein ſonderbares dickes Buch über alte Malerei und ſeines Vaters, des Anatomen, Jubelfeier geſendet. Die Anordnung dieſes Buchs ſcheint ſonderbar zu ſeyn. Iſt denn einiger Werth darinnen enthalten?

Ich bin erinnert worden, daß der botaniſche Gärtner Baumann in Jena noch kein Dekret oder ſonſten eine ſchriftliche Ausfertigung ſeine Anſtellung betreffend beſitzt. Er wünſcht ſehr etwas dergleichen. Wenn Du nur ein Promemoria dieſerhalb an das Staatsminiſterium einſenden willſt, in welchem bemerkt iſt, was im Dekret ſtehn ſoll, ſo wird ein Miniſterial-Dekret für Baumann ausgefertigt werden.

C. A.

Und doch iſt es nicht zu verantworten, daß Du den Hermaphroditen nicht geſehn haſt.[1])

461.

Hier ſchicke ich Dir ein ſeltenes und neues Schätzchen, das geſtern von London arrivirt iſt. Ich wollte von Louis die Namen dazu ſchreiben laſſen, er ſagte aber, daß ohne weitläufiges Nachſchlagen von Büchern er nicht damit fertig werden könne; das mag nun Profeſſor Voigt thun, da ich dieſe kleine Rarität für Jena weihe. Eheſtens werde ich mit neuen Anglicanis aufwarten. Da ich den Namen Rafflesia leſe, ſo fällt mir auf einmal ein, daß die ſchwarze Blume deren Blumenbach

[1]) Vgl. Nr. 459.

Erwähnung that, vermuthlich Butia nach dem Lord Bute heißt. Du fragſt wohl einmal bei Blumenbach darum an.[1]) Ich will erſt nachſehn, was Dietrich[2]) von mir bekommt.

G. A.

W. d. 21.

462.

W. d. 21.

Das ſind niedliche kleine Ankömmlinge. Mit einem guten Vergrößerungsglaſe ſieht man recht deutlich, wie ſie ihre Schaalen, die am Hintern feſte zu ſitzen ſcheinen, über dem Kopfe öffnen, die Füßchen und zumal zwei Fühlhörner herausſtrecken und ſchnell am Glaſe laufen.

Erkundige Dich doch nach dem Preiſe der zwei Werke des von Kerner.

Ein Exemplar der Karlsruher Zeitung habe ich für unſere meteorologiſchen Bemühungen angeſchafft und will ſie forthalten. Hier iſt der Anfang des heurigen Jahrganges.

G. A.

463.

Ew. Königliche Hoheit

werden[3])

1) beikommende botaniſche Zeitung gewiß mit Vergnügen durchblättern, ſie hat einen eigenen oberdeutſchen Charakter.

[1]) und [2]) Vgl. Nr. 458. [3]) Vgl. Nr. 464.

eine gewiſſe naive Liberalität, anſtatt daß unſere lieben Norddeutſchen ſich in einem geſpannten Zuſtande befinden. Man ſehe die neuſten Verhältniſſe zwiſchen Sprengel, Treviranus, Wilbrand und Andern, woran man ſich wenig erfreuen kann und die Wiſſenſchaft auch nichts gewinnt.

2) Aus den meteorologiſchen Blättern geht hervor, daß unſere Jenenſer die Sache immer mehr mit Sorgfalt und Liebe behandeln. Kräuter hat ſich gleichfalls eingerichtet und dieſem kleinen Geſchäft ſchon Intereſſe abgewonnen, worauf doch eigentlich Alles ankommt.[1])

3) bemerke gelegentlich, daß Dr. Braun in Jena die ihm nun ſeit vierzehn Monaten geliehenen Bücher, nach, wie mir ſcheint, zweckmäßigem Gebrauch, mit größtem Dank nach und nach ſämmtlich wohlbehalten zurückgeliefert hat, die denn auch an Großherzogliche Bibliothek von mir abgeliefert worden ſind. Nun bittet er in ſeinem letzten Schreiben um Belzoni, wenn auch ohne die Kupfer. Da ich mich nun aber nicht ermächtige, ohne Höchſtderoſelben Erlaubniß ein ſolches Werk einem Privatmanne anzuvertrauen, ſo will deshalb hierdurch geziemend angefragt haben.

Zu Gunſt und Gnaden mich empfehlend

unterthänigſt

J. W. Goethe.

Weimar den 14. März 1821.

[1]) Vgl. Nr. 456.

464. *

1. Ich kenne dieſe Verhältniſſe nicht, aber gerne hätte ich die Flora früher geſehn, da die beiliegenden ſchon die des dritten Jahrgangs ſind. Es ſcheint daß wir in unſerer Gegend uns auch etwas norddeutſchlich iſolirt halten und für gemeingeiſtige Erſchaffungen, in Jena wenigſtens, nicht das Punctum saliens treffen können.

2. Die zu dieſem § gehörigen Beilagen ſind ſehr hübſch und werden zu der projektirten meteorologiſchen Zeitſchrift von Brandes ſchöne Beiträge liefern.

3. Belzoni und ſelbſt Frazer, mit und ohne Kupfer, ſtehen Brauen ſehr zu Dienſten.

eodem

C. A.

465.

[März oder April] 1821.

Das Geſchenke der 12 Flaſchen[1]) nehme ich mit unterthänigem Danke an. Das Buch über Augsburg iſt ſehr poſſierlich. Gute Nacht.

C. A.

466.

28. 3 21.

Sehr freut es mich, daß das Bild[2]) Dir Freude macht; es iſt gewiß ſchön gedacht und vortrefflich ausgeführt. Wenn der

[1]) Wahrſcheinlich marienbader Kreuzbrunnen. [2]) Vgl. 452 und 453.

Künſtler den Rubens und M(adame) M(urat) etwas weniger leichte gekleidet hätte, ſo wäre mehr Harmonie in dem Kunſtſtücke anzutreffen. Ich wollte Dir das Bild nicht ſenden, in der Hoffnung, daß es Dich aus der Höhle locken ſollte, da Lichtmeß ſchon lange vorbei iſt, ein Tag, wo jeder Bär und Dachs das Lager verläßt.

Für die theuren Bücher danke ich ſchönſtens; da ſoll mich Gott dafür behüten! Ich habe ſchon einmal von dieſen Werken gehört gehabt, ich habe auch in Stuttgart etwas davon geſehn, zumal von den Raisins.

Die mediciniſch-chirurgiſchen Bücher für die Jenaiſche Bibliothek hat mir der junge Stark aus einem Engliſchen Katalog excerpirt; ſie ſind nicht ſehr theuer. — Vulpius' Arbeiten ſind ſehr lobenswerth, wie auch die Witterungstabellen. Körner wird Dich ſehr mit ſeinem Flintglaſe erfreut haben; die Fortſetzung der Verſuche verdient gewiß alle Unterſtützung.[1])

Es iſt ſchön, daß Voigt die Pflanzen benamſen will.[2])

C. A.

467.

Beilage kam unter meiner Adreſſe an. Der Brief an Voigt zeigt aber, daß Thouin[3]) mit ihm zu thun haben will.

[1]) Vgl. Goethe's Werke, XXXII, 208. [2]) Vgl. Nr. 454, 459 und 462.
[3]) André, Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften und professeur de culture am Jardin du roi zu Paris, geb. 1747, geſt. 1824.

Erſtes Capitel.

Das Schauſpiel dauerte ſehr lange. Die alte Barbara trat einigemal ans Fenſter und horchte, ob die Kutſchen nicht raſſeln wollten. Sie erwartete Marianen, ihre ſchöne Gebieterin, die heute im Nachſpiele, als junger Officier gekleidet, das Publikum entzückte, mit größerer Ungedult, als ſonſt, wenn ſie ihr nur ein mäßiges Abendeſſen vorzuſetzen hatte; diesmal ſollte ſie mit einem Packet überraſcht werden, das Norberg, ein junger reicher Kaufmann, durch den Poſtwagen geſchickt hatte, um zu zeigen, daß er auch in der Entfernung ſeiner Geliebten gedenke.

und das ist mir sehr lieb, weil die Gärtner sich in diese Correspondenz nicht finden würden. Also alles Dieses an ꝛc. Voigt.

C. A.

(29. 3. 21.)

468.

Das erste Exemplar beiliegender Blätter war so schlecht, daß ich ein besseres zum Tausch begehrte. Hier ist dieses andere, in welchem einige sehr schöne Blätter sich befinden. Vielleicht könnte von Schreibers ein Paar Originalzeichnungen von dem p. Alten schaffen, vielleicht illuminirt. Wenn man nur erst den Preis wüßte. Er muß ein braver Künstler seyn.

C. A.

17. 4. 21.

469.

Danke bestens. Tage werde ich einen dieser Tage zu Dir senden, um die lithographischen Angelegenheiten abzuhandeln.

Wie kann ich mich unterrichten von dem, was in Augsburg Merkwürdiges zu sehen ist? vielleicht komme ich diesen Sommer in jene alte Stadt.

C. A.

19. 4. 21.

470.

Ew. Königlichen Hoheit

die Magnetnadel dankbar zurücksendend lege ich

1) die Mittheilung Seebecks bei, deren erste Blätter sich auf

die Farbenlehre, vom Zeichen an jedoch auf den neu entdeckten Magnetismus beziehen; Aufsatz und Tafeln geben wenigstens einen allgemeinen Begriff. Ich will nur sehen, ob unsere Jenenser diese Erscheinungen gleichfalls so vorbringen werden; woran ich nicht zweifle, wenn man ihnen zum Apparat Gelegenheit giebt.

2) Ferner vermelde, daß Müller, Vater und Sohn, eifrig bemüht sind, das lithographische Heft auf Jubilate zu liefern; ich schreibe soeben die dazu nöthige Einleitung und Erklärung. Das Ganze herzustellen, sind noch 300 Thlr. erforderlich. Da jedoch diese Summe durch den Verkauf von 200 Exemplaren schon gedeckt ist, so bringt das dritte Hundert reinen Gewinn und man glaubt voraus zu sehen, daß das folgende Heft ohne weitere Auslage veranstaltet werden kann. Wobei zugleich die Aussicht bliebe, daß der erste Aufwand auch wieder erstattet würde.

Wollten sodann Ew. Hoheit diese kleine Summe als Fonds der Anstalt widmen, so ließe sich nach und nach gar Manches in Zeiten vorsehen. Es müßte ein ansehnlicher Vorrath Papier beigeschafft werden, daß jede Platte gleich wie sie fertig ist, abgedruckt würde, weil die Steine nicht wie Kupferplatten bequem aufgehoben werden können, sondern gar leicht der Verderbniß unterliegen.

Wobei noch schließlich bemerke, daß wir einen guten Absatz hoffen dürfen, weil bisher schon viele Nachfrage geschehen.[1])

3) Mir ist gemeldet worden, daß Höchstdieselben bei Ihro

[1]) Vgl. Nr. 109.

Aufenthalt in Jena mehr Aufmerkſamkeit auf die außerordentlichen und zufälligen Meteore den Himmelskundigen empfohlen. Ich habe ſogleich eine Anordnung getroffen, wodurch der Zweck größtentheils erreicht und zu jedem Monatsbericht auch hierüber Bemerkungen erfolgen können. Nächſtens überreiche eine Abſchrift, welche Höchſtdieſelben auch wohl Ihren anderen Meteorologen mitzutheilen geruhen.

Weimar, den 19. April 1821.

Goethe.

471.

Künftigen Sonntag Abend will ich nach Jena gehn und dann etliche Tage dorten und in der Gegend bleiben; Dienstags kommt Lindenau dahin. Hoffentlich ſehe ich Dich dorten. Das Bild iſt ſchön gezeichnet.

(25. April 1821.)

C. A.

472.

Ew. Königliche Hoheit

erhalten hierbei was Boiſſerée wegen des zu illuminirenden Exemplars gemeldet.[1])

Da nach meiner Einſicht außer bei der Tafel, wo die bunten Fenſter vorgeſtellt ſind, welche eigentlich in allen Exemplaren

[1]) Vgl. Goethe's Werke, XXXII, 202.

illuminirt ſeyn ſollten, kann ein Fall denkbar wäre, wo Farbe von Bedeutung ſeyn könnte; ſo möchte denn doch in Vergleich mit dem Reſultat der Preis übermäßig ausfallen. Gnädigſter Prüfung Alles anheimgebend

unterthänigſt

J. W. Goethe.

Weimar
den 19. May
1821.

473.

19. 5. 21.

Bei ſo bewandten Umſtänden unterzeichne für mich auf's beſte Exemplar, ich glaube 60 Fl., Chineſiſch Papier, und beſtelle illuminirt das eine Blatt mit den gemalten Fenſterſcheiben.[1])

C. A.

474.

22. 5. 21.

Ein vor vier Jahren gegebener Auftrag iſt ſeit vorgeſtern durch die Beilage erfüllt worden. Erzeige mir den Gefallen, an Oberbaudirektor Moller in Darmſtadt zu antworten und ihn zu fragen, was ich Fuchſen in Cöln bezahlen ſoll. Die Fenſter ſind mit einziger Genauigkeit und Geſchmack nachgezeichnet worden.[2])

[1]) Vgl. Nr. 472. [2]) Vgl. Nr. 471, 472 und 473.

Körners Beginnen iſt ſehr löblich, indeſſen bin ich der Meinung, daß Ilmenau ein viel bedeutenderer Punkt für meteorologiſche Beobachtungen iſt, wie Allſtedt, welches wohl zu den neutralen gerechnet werden möchte. Ein wahres Unglück iſt, daß die Leute in Jena die Hülfsmittel nie finden, um etwas zuſammenzubringen; an meteorologiſchen gedruckten Obſervationen fehlt es gar nicht, da jede Zeitung und die meiſten Journale dergleichen enthalten. Poſſelt ſcheint ein bischen gar ſchläfrig zu ſeyn. Von Brandes in Breslau Projekten habe ich gar nichts in Jena erfahren können.

E. A.

175.

Ew. Königliche Hoheit

werfen einen gnädigen Blick

1) auf beikommende Tagebücher; ſie ſind, wie Höchſtdenenſelben ſchon früher vorgetragen, um mehrerer Zwecke willen beliebt und angeordnet worden. Der Gang des Geſchäfts läßt ſich, auch in der Ferne, dadurch beobachten und beurtheilen; eine klare Ueberſicht bleibt den Nachkommen und man wird in den Stand geſetzt, eine detaillirte Geſchichte der wichtigen Vermehrung, Herſtellung und Anordnung zu ſchreiben, worauf Profeſſor Güldenapfel ſich ſchon im Voraus freut.[1])

[1]) Vgl. Goethe's Werke, XXXII. 117, 141 und 162

Nicht unangenehm wird in dem Compterschen Tagebuche zu bemerken ſeyn, daß auch er die atmoſphäriſchen Erſcheinungen mit Intereſſe betrachtet und umſtändlich aufzeichnet; vielleicht wäre gefällig, ein Barometer, Thermometer ꝛc. hinüber zu ſtiften, der Conformität mit den übrigen Anſtalten zu Liebe. Eine Abſchrift könnte jedesmal zu Ende des Monats an die Sternwarte gegeben werden.

2) An Oberbaurath Moller nach Darmſtadt iſt die Anfrage ergangen.[1])

3) nöthigt mich eine abermalige Erinnerung des Vergraths Lenz, beſcheiden anzufragen: ob Höchſtdieſelben nicht zwei Verdienſtmedaillen nachgenannten Ungarn verleihen möchten: Apotheker Gabora in Göllnitz und Direktor Wahlner in Vetler.

Zum Zeugniß, wie wohl ſie es bisher mit unſerer Sammlung gemeint, legt er ein grünes Buch bei, in welchem, zwiſchen zwei gelben Zeichen, die bedeutenden Gaben dieſer beiden Männer aufgeführt ſind. Irre ich nicht, ſo hat Lenz dieſen wackern Leuten Hoffnung auf eine ſolche Auszeichnung gemacht und erwartet fernere Beiträge, die nun auszubleiben ſcheinen.

4) Unterlaſſen kann ich nicht meinen verpflichteten Dank für die Entbindung Wildenopfels von der Caution abzuſtatten; es befreit ihn von jeder Sorge für die Zukunft, indem es ihm für die Gegenwart eine freiere Stellung giebt und ihn ſelbſt-

[1]) Vgl. Nr. 474.

ſtändiger macht. Die gute Wirkung dieſer Gnade wird ſich gewiß in der Folge manifeſtiren.

Vor Höchſtihro Abreiſe gnädigſte Erlaubniß aufzuwarten hoffend

unterthänigſt

J. W. Goethe.

Weimar den 21 May 1821.

476. *

ad. 1. Der Fleiß und die Ordnungsliebe ſind auszuzeichnet in den Beilagen zu bemerken, und der geheime Hofrath Helbig ſoll beſorgen daß ein Thermometer und ein Barometer an die Jenaiſche Bibliothek abgeliefert werde.

ad. 2. Hier liegen zwei ſilberne Medaillen bei, für die benannten Ungarn.

477. *

W. d. 21.

Durch eine zufällige Frage des Kirchenrathes Danz, in Jena, nach einer der Riberaſchen Karten, welche ſonſt in der Büttnerſchen Bibliothek waren und jetzt in der Militärbibliothek befindlich iſt, wurde eine dritte in einer Rumpelkammer entdeckt, welche noch älter, wie die zwei Karten von Ribera iſt; ſie datirt vom Jahre 1495. Ich habe ſie zu mir genommen, ſie wird geputzt und reſtaurirt und der Profeſſor Haſſel ſtudiert

jetzt daran, um den Autor herauszukriegen. Es iſt eine Weltküſtenkarte, auf Pergament gezeichnet und mit einem Firniß überzogen und Spaniſch beſchrieben. Auf dem Zettel, den ich unterſchrieben habe, wird ſie eine Karte von Ribera genannt, aber fälſchlich; dieſer Fehler möchte wohl zu ändern ſeyn. Vor der Hand iſt ſie noch anonym und könnte unter dem Titel einer Spaniſchen Weltküſten-Karte vom Jahre 1495 paſſiren.

Um Mylius' und Cattancos Briefe bitte ich, da ich ſie beantworten muß. Vor Anfang künftiger Woche reiſe ich nicht ab. Lebe wohl.

G. A.

478.*

M. 5. 21.

Ich weiß nicht recht ob ich Dich von der bevorſtehenden Ankunft des Kopfes, der Haut und der Knochen des ſeelig verblichenen Mouflons in Wilhelmsthal avertirt habe? Sie ſollen von Eiſenach an Dich geſendet werden; ſchicke ſie nur an Renner. Der Mouflon iſt eigentlich ein korſiſcher Schaafbock, der aber dem Rehe ſehr ähnelt und kurze Haare hat. Er hatte ſich mit Fettſchwanz-Schaafen und auch mit inländiſchen begattet. Die Lämmer ſind ſehr fett und tragen kurze Seide unter langer Wolle.

In der Rumpelkammer in Jena, wo ich die Karte[1]) fand,

[1]) Vgl. Nr. 477.

iſt auch das Portrait von Juſtus Lipſius erſchwobert worden; auf dieſem iſt er ſehr blond.[1])

. Hier iſt eine Raupe von ſonderbarem Geſpinnſt auf dem Kirchhofe gefunden. Die Raupe ſoll grau geweſen ſeyn, mit einem weißen Strich auf dem Rücken. Man glaubt es ſey die des Todtenkopf-Schmetterlings.

C. A.

479.

Ew. Königliche Hoheit

genehmigen

hierbei

1) Die hieſige monatliche Witterungstabelle.

2) Das abgeſchloſſene Vermehrungsbuch[2]), an deſſen Ende ich dem Sekretär Kräuter den Ausdruck dankbarer Gefühle nicht verwehren konnte.

3) Die merkwürdig eingeſponnene Raupe mag wohl ein Nachtvogel ſeyn; man wird ſie bei ihrer Entfaltung ſorgfältig beobachten.[3])

Der Mouflon iſt noch nicht angekommen; er ſoll baldigſt an Renner ſpedirt werden.[4])

4) Der neue Knochenfund iſt ſehr bedeutend:

[1]) Vgl. 472 und 453. [2]) der weimariſchen Bibliothek. [3]) und [4]) Vgl. Nr. 478.

a) ein unterer Pferdebiefer, wohlerhalten;

b) das Hufbein, ſelten;

c) Backzähne auf ſehr große Hirſche deutend;

d) ein Bärenecksahn, äuſſerſt ſelten in dieſer Gegend;

e) mehrere Zähne des Paläotherium. Alles in Tuffſand locker eingehüllt. Sie ſollen ſogleich in das Jenaiſche oſteologiſche Muſeum geſtiftet werden und Renner wird ſie näher unterſuchen.

Die Arbeiter werden wohl fernerhin aufmerkſam ſeyn.

5) wird die Jenaiſche Rumpelkammer, bei näherer Durchſicht dieſen Sommer über, vielleicht noch manches Brauchbare liefern.[1])

6) Die Zahlung nach Köln iſt Ludelus aufzutragen.

Unterthänigſt

J. W. Goethe.

Weimar den 1. Juni 1821.

480.*

Das heutige abgelieferte Ochſenſkelett iſt aus dem Torfmoore bei Haßleben.[2])

C. A.

[1]) Vgl. Nr. 477. [2]) Skelet eines Urſtiers. Vgl. Goethe's Werke. XXXII. 289.

Barbara war als alte Dienerin, Vertraute, Rathgeberin, Unterhändlerin und Haushälterin im Besitz, die Siegel zu eröffnen und auch diesen Abend konnte sie ihrer Neugierde um so weniger widerstehen, als ihr die Gunst des freygebigen Liebhabers mehr als selbst Marianen am Herzen lag. Zu ihrer größten Freude hatte sie in dem Packete ein feines Stück Nesseltuch und die neusten Bänder für Marianen, für sich aber ein Stück Kattun, Halstücher und ein Röllchen Geld gefunden. Mit welcher Neigung, welcher Dankbarkeit erinnerte sie sich des abwesenden Norbergs! wie lebhaft nahm sie sich vor, auch bey Marianen seiner im besten zu gedenken, sie zu erinnern, was sie ihm schuldig sey und was er von ihrer Treue hoffen und erwarten müsse.

Das Nesseltuch, durch die Farbe der halbaufgerollten Bänder belebt, lag wie ein

481.

W. 26. 8. 21.

Die F. hat mir zwei Briefe von Dir, mein alter Freund, gebracht, die mich ſehr gefreut haben. Sie hat mir dabei geſagt, daß ſie Dich ſehr liebenswürdig und manſuet verlaſſen habe und mir das ganze Ding beim Herzog von Gotha vortragirt. Hoffentlich wird das Bad, die Reiſe und die Umgebungen Dich recht wieder aufheitern und verſchmetterlingen. Ich habe eine ſchöne Reiſe gemacht und viel Merkwürdiges geſehn; meine Geſundheit iſt ziemlich leidlich. Die Bekanntſchaft des Grafen von Sternberg iſt für mich ein ſehr angenehmer Gewinn geweſen; ſollteſt Du ihn ſehn oder beſuchen, ſo bitte ich ihm zu ſagen: daß ich auf der Chauſſee, eine Stunde von Pilſen, jenſeits nach der Gränze zu, zwei ganz vortreffliche Stücken Holzſtein, oder verſteinert Holz, gefunden habe, deren Bindungsmittel ganz zweierlei ſeyen; das eine hat vermuthlich Kieſelerde, das andere aber Thon. Für das Jenaiſche Muſeum habe ich ſehr ſchöne Sachen mitgebracht. Der Graf Sternberg, der ſoviel in Regensburg gehauſt hat, wird ſich der Treppe daſelbſt erinnern, die auf das alte Rathhaus, in den großen Sitzungsſaal des entſchlafenen Reichstages von der Straße aus führt. Sollte er nicht zwei Figuren an derſelben bemerkt haben, zwei Männer, bis an die Hüften aus Löchern herausragend, über Lebensgröße und in Lebensgröße? Der Eine hat einen großen Stein zum Werfen in der Hand, der andere eine Armbruſt. Dieſe zwei in Stein gehauenen Figuren

haben mich sehr angezogen, weil sie mir wie die besten Deutschen Bildsäulen vorkamen, die ich in Deutscher Art und Kunst gesehn zu haben glaube. Ich habe mir die Thüre abzeichnen lassen, sie ist aber nicht sonderlich gerathen. Die Figuren sind im großen Styl gemacht und besitzen eine Lebhaftigkeit und Wahrheit, die mich ordentlich erschüttert hat. Graf Sternberg weiß vielleicht, wer der Künstler ist, der sie fertigte und aus welchem Zeitalter. In Augsburg habe ich ein ganz wunderbares Gemälde gesehn, die Copie der alten Verkündigung in Florenz, welche der Evangelist Lucas gemalt haben soll. Die Köpfe und Hände, auch hie und da einige Attribute sind von einem der größten Meister der Vorzeit gemalt; die Gewänder sind aber sehr negligirt und vermuthlich von Schülern oder Handlangern gefertigt, zumal das des Engels. Das Bild war im Kloster zu Hall in Tyrol und wurde für ein Spottgeld verkauft; der jetzige Besitzer weiß nicht, was er dafür fodern soll. Es verkauft sich nicht in eine Gallerie, weil es eben kein klassisches Stück ist und solche Zweideutigkeiten besitzt, daß Niemand weiß, was er dazu sagen soll. Durch Hofrath Meyer werde ich zu erfahren suchen, wie es mit dem Bilde zusammenhängt; denn Berliner Künstler, ich glaube sogar Hirt, sind dorten gewesen um es zu sehn.

Seit der Mitte voriger Woche haben wir sehr heiße Tage, 22° im Schatten, kühle ja kalte Abende und Morgen; die Nächte warm. Gestern hat's stark gewittert und vor der Stadt in Bäume geschlagen.

Die Entdeckungen der genauen Verbindung des Magnets,

der Elektricität und des Galvanism, die Unsicherheiten der Polaritäten und der Bedeutendheiten der Pole selbst revolutionirt dergestalt alle Begriffe der Einflüsse, an die man bis jetzt halb oder ganz geglaubt hat, daß in der Meteorologie selbst ganz andere Ansichten gefaßt müssen werden und daß mehr oder weniger die Ursachen der Begebenheiten in tellurischen Verhältnissen zu suchen sind; in der Atmosphäre oder im Himmel gewiß am Wenigsten. Gott lasse mich einige Klarheit in dieser verworrenen Wissenschaft noch erleben!

Graf Sternberg[1]) . . . . . ihrer Tochter und Graf Franz Riebelsberg empfiehl mich bestens. Pulpius habe ich sehr glücklich durch allerhand Raritäten gemacht, die ich unterwegs kaperte. Die Seidler[2]) hat zwei vortreffliche Gemälde geliefert.

Und nun Gott befohlen; es ist Essenszeit.

C. A.

482.

19. September 21.

Gestern, mein lieber Freund! kam Dein Brief von Eger erst an und heute derjenige, durch welchen Du mich von Deiner Ankunft in Jena unterrichtest. Sey willkommen! Man sagt, das Cabinet habe dergestalt Reichthümer in Island erobert,

[1]) Hier folgt ein unleserlicher Name. [2]) Louise Seidler, Hofmalerinn in Weimar.

daß der Heerführer Lenz darob delirire. Sobald ich abkommen kann, werde ich Dich in Jena beſuchen. Körner wird Dir Flintglas zeigen, das er gemacht hat.[1]) Ueber die außerordentlich reiche Erndte und über das verderbliche Wetter, welches die Reichthümer der Erndte verfaulen macht, ſteht allen guten Chriſten der Verſtand ſtill; ſie faſſen ſich, im Mangel eines Beſſern, in paſſive Geduld, ſo auch die Jäger. Mündlich ein Mehreres. Lebe wohl.

C. A.

483.

8. 10. 21.

Einen Tag dieſer Woche werde ich meine Aufwartung in Jena machen und den Baurath Sartorius von Eiſenach mitbringen, der nach der Beilage bedeutende Schätze für die himmliſchen Schreine geſammelt hat.

Erzeige mir den Gefallen, an p. Schreibers nach Wien Dich zu wenden und ihn zu erſuchen, bei Boos in Schönbrunn ein Exemplar von der Theophrasta longifolia mobil für mich zu machen; er beſitzt deren mehrere. Sollte Boos nicht wollen, ſo mag ſich Schreibers an den Ober-Kämmerer Grafen Wrbna wenden, der wird es gewiß alsdann befehlen. Da die Jahreszeit ſchon etwas vorgerückt iſt, ſo wäre es beſſer, die Pflanze im Frühjahre erſt zu ſenden; den Winter hindurch könnte Boos

[1]) Vgl. Goethe's Werke, XXXII, 208.

ein Exemplar für mich recht pflegen. Laß Dir doch von Schreibers ein Paar Ochſenhörner von Ungariſchen weißen Ochſen und zwar von der großen Sorte ſenden; ich möchte ſie gern mit den Haßlebenern vergleichen, da es möglich wäre, daß der im Torf gefundene ein Podoliſcher ſeyn könnte, deren ſonſt viele, noch zu meiner Zeit, nach Buttſtedt auf den Markt kamen. Ein ſolcher könnte ſich im Torfriethe wieder verlaufen und erſäuft haben.[1])

Von der Frau im Odenwalde, die Hörner ſich ſelber aufſetzt, wirſt Du geleſen haben; ſchreibe doch nach Frankfurt am Mayn und ziehe genaue Erkundigungen darüber ein. Der junge Spiegel, Bruder unſeres Hofmarſchalls, hat ſie vor Kurzem ſelbſt geſehn. Einmal hat ſie ein krummes Widderhorn aufgeſetzt und abgeworfen, jetzt macht ſie Rehbocksgehörne und wirft ſie ab. Dieſe Fabrik treibt ſie ſeit ſechs Jahren, ſie iſt in die 60 Jahre alt.

Lebe wohl.

G. A.

484.

10. 10. 21.

Ew. Excellenz

werde ich morgen mit Sartorius und Coudray gegen 10 Uhr früh aufwarten. Beſtelle Lenzen um 10 Uhr auf's Cabinet, damit wir auspacken können. Beſtelle den Oberſt Lyncker[2]) und

[1]) Vgl. Nr. 479 und 480. [2]) Freiherr Carl von Lyncker, Landrath in Jena.

den Prorektor, Lenzen und Ziegesarn, wenn er einheimisch seyn sollte, zu Tisch und noch zwei leere Couverts. Gott befohlen.

G. A.

485.

Ew. Königlichen Hoheit

den eingegangenen Mylius'schen Brief dankbarlichst zurücksendend finde mich höchst verpflichtet, daß Sie die Stücke von Kunst und Alterthum nach Mayland mittheilen wollen. Ich habe Manzoni gegen Italiener und Engländer treulich vertheidigt und er ist gerade ein Naturell und Talent, welches dergleichen bedarf. Er geht ruhig seinen Weg und ich wüßte ihn kaum polemisch zu denken. Das neuere Gedicht ist völlig in seiner individuellen Art; er bleibt sich durchaus ganz gleich und vortrefflich.[1])

Ein auf wenige Data berechnetes Verhältniß[2]) von Jena zu Teplitz lege bei. Nächstens wird sich's reiner ausarbeiten lassen, da die geistlichen Herren ihre sehr sorgfältig geführten Tabellen auf die Monate July, August, September eingeschickt.

Mit der Schlesisch-vaterländischen Gesellschaft, wo Brandes als Mitglied der physicalischen Section von Zeit zu Zeit seine Beobachtungen vorträgt, setzen wir uns durch Friedrich von Stein in gleiches Verhältniß.

[1]) Vgl. Goethe's Werke, XXXII, 181, 196; XXXVIII, 246, 251 und 301. [2]) der Witterung.

Brief und Sendung von Wien geben eine angenehme Aussicht; ich bin voll Verlangen auf den nächsten Transport, auf den Schädel und die Braſilianiſchen Produkte.

Nächſtens zu ferneren Vorträgen gnädigſte Erlaubniß erbittend

unterthänigſt

J. W. Goethe

Weimar den 13. Januar 1822.

486. *

14. Januar 1822.

Die Beilagen dankbarlichſt remittirend bemerke ich, daß Herr Schreibers uns wohl einige Broſamen von dem Kaiſerlich Königlichen Tiſche fallen und zukommen laſſen könnte. Vielleicht kommt von Eſchwege der Braſilianiſche Bergdirector, von Caſſel, wo er jetzt iſt, her, und bringt uns etwas Merkwürdiges.

Aus der Verbindung mit der Schleſiſchen vaterländiſchen Geſellſchaft verſpreche ich mir viel Erſprießliches für die ſo wünſchenswerthen und bis jetzt noch ſo mangelhaften Reſultate unſerer häufigen Obſervationen.

Sollten nicht mit der Jenaiſchen Literaturzeitung oder mit denen nun endlich zu Stande kommenden Academiſchen Annalen die monatlichen meteorologiſchen Tabellen oder die ¼jährigen ausgegeben werden können. Salvo meliori.

C. A.

487.

G. 2. 22.

Beſtens im Allgemeinen für alles Ueberſchickte und Beſorgte dankend, habe ich mich beſonders gefreut zu vernehmen, daß meine Edelſtein-Sammlung in ſo ſchöner Ordnung ſich balde finden werde. Wenn es Dir recht iſt, ſo bitte ich, den geheimen Referendar Helbig über die Einrichtung dieſer Sammlung zu belehren, ich will ihm alsdann die ſpecielle Aufſicht darüber anvertrauen; er beſitzt ſchon etwas Kenntniß in dieſer Sache. — Wegen des Abſchnittes des Vogelbeerbaumes glaube ich auch, daß ein Längenſchnitt in ſelbigen angebracht, ſehr zuträglich für mehrere Entdeckungen ſeyn wird. Er gehört eigentlich dem Oberforſtmeiſter von Fritſch, der ſehr neugierig auf den innern Zuſtand deſſelben iſt.

Die Sendung an Mylius[1]) iſt beſorgt, ich laſſe ſie durch Artaria gehn, der beſtändig im Verkehr mit ſeinem Bruder in Mayland ſteht. Das was ich Mylius zuletzt ſchickte, iſt zwei Monate unterwegs geblieben, mit meinem Briefe. Lebe recht wohl.

G. A.

Am Sonntag Nachmittag war ein doppelter Wolkenzug ſehr deutlich zu bemerken. Die leichtern in der höhern Region ließen ſich ſehr raſch gegen Süd-Oſt, und die ſehr ſchweren, in der niedern, viel langſamer nach Nord-Oſt, bei Oſt, treiben, nämlich durch den ſchrecklichen Sturm.

[1]) Vgl. Nr. 485.

488. *

Hier iſt endlich nach mehrerem Hin- und Herſchreiben die Liſte der Mineralien gekommen, die aus dem Zinſterberg ich dieſen Sommer nach Jena auf's Muſeum gab. Hier ſind noch einige Engliſche Münzen für unſer Münzcabinet.

C. A.

7. Februar 22.

489. *

21. 2. 22.

Für die Saamen bin ich Schreibers ſehr verbunden. Es ſcheinen lauter neue Sorten zu ſeyn; ich bitte ihm zu danken und ihn zu fragen, ob kein Saamen von der Araucaria excelsa und von Artocarpus nach Wien gekommen ſey? Herr von Eſchwege behauptet, er hätte von der erſtern Pflanze öfters Saamen nach Deutſchland geſchickt, an mehrere Perſonen, auch an ſeinen Bruder; er wäre aber nie aufgegangen. Wenn Gelegenheit nach Braſilien wieder ginge, ſo möchte Schreibers doch von beiden Pflanzen einen hübſchen Vorrath beſtellen. Der von der Araucaria excelsa müßte wohl, nach meinem Bedünken, in den Zapfen transportirt werden.

Auf das Hornvieh bin ich neugierig.[1]) Sonntag gegen Mittag warte ich auf und freue mich ſchon im Voraus auf die ſchöne Ordnung, von welcher Helbig mir nicht genug Rühmens machen kann.[2])

[1]) Vgl. Nr. 479, 480 und 483. [2]) Vgl. Nr. 487.

Ich habe heute von der Wittwe Lynker die 24 Bände Encyclopädie, um die Du schon einmal gehandelt hast, für 100 Thlr. gekauft, verleihe dieses schöne gebundene Exemplar der hiesigen Bibliothek und dafür unser altes an die Jenaische Bibliothek. Die Sendung dahin bitte besorgen zu lassen.

C. A.

490.

27. 2. 22.

Ich bitte beiliegende alle beantwortete Briefe von Mylius aufzuheben, da doch allerhand drinnen steht, was man sich merken möchte, und dann Hofrath Meyer zu erinnern, daß ich ihm im vorigen Herbste den Auftrag gab, sich in Berlin zu erkundigen ob ꝛc. Hirt oder sonst Jemand das bewußte Bild der Ankündigung Mariä bei einem gewissen Licentiaten in Augsburg gesehn habe? und was man dorten drüber urtheile? Ich weiß, daß Berliner dorten waren, die es gesehn haben. Ich habe Meyern seit 4 Monaten nicht gesehn und habe gar nichts weiter von der Angelegenheit gehört.[1])

C. A.

491.

24. 3. 22.

Erzeige mir den Gefallen, dem Professor Sprengel zu antworten und ihm zu schreiben, daß ich Dir übertragen hätte,

[1]) Vgl. Nr. 481.

Christgeschenk auf dem Tischchen; die Stellung der Lichter erhöhte den Glanz der Gabe, alles war in Ordnung, als die Alte den Tritt Marianens auf der Treppe vernahm, und ihr entgegen eilte. Aber wie sehr verwundert trat sie zurück, als das weibliche Officierchen, ohne auf ihre Liebkosungen zu achten, sich an ihr vorbey drängte, mit ungewöhnlicher Hast und Bewegung in das Zimmer trat, Federhut und Degen auf den Tisch warf, unruhig auf und nieder ging und den feyerlich angezündeten Lichtern keinen Blick gönnte.

Was hast du, Lieschen? rief die Alte verwundert aus. Ums Himmelswillen, Töchterchen, was giebts? Sieh hier diese Geschenke! Von wem können sie seyn, als von deinem zärtlichsten Freunde? Norberg schickt dir das Stück Mousselin zum Nachtkleide, bald ist er selbst da; er scheint mir eifriger und freygebiger als jemals.

ihn zu verſichern, daß es mir ſehr angenehm geweſen wäre, ſeine perſönliche Bekanntſchaft gemacht zu haben, daß ich ihm für ſein Buch „botaniſche Entdeckungen“ und für die nähern Beſtimmungen der Kaſuarinen in Belvedere beſtens dankte. Was ſeine Wünſche wegen Benutzung der hieſigen Bibliothek betrifft, ſo hätte ich ihn an Dich gewieſen; Du würdeſt ſchon Sorge tragen, daß ihm alle Gefälligkeiten bezeigt würden.

In Belvedere blüht jetzt eine Protea speciosa nigra, deren oberer Theil vollkommen ſchwarz iſt, ein wirklich Tinten ſchwarz, welches keine Nüance von Roth iſt.

Lebe wohl.

C. A.

492.

Ew. Königliche Hoheit

entſchuldigen gnädigſt in Betracht eines vierwöchentlichen höchſtläſtigen Catarrhalzuſtandes einige verzögerte Geſchäfte, die aber doch deshalb nicht ſtecken geblieben.

1) Das mir anvertraute Edelſtein-Kabinet werde noch vor den Feiertagen an Rath Hetbig übergeben, wünſche meiner geringen Bemühung höchſte Zufriedenheit und glückliche Vermehrung der ſchönen Grundlage.[1])

2) Wegen des Augsburger Bildes iſt an Boiſſerées Anfrage ergangen, durch welche man in Betracht ihrer Studien und Connexionen am erſten einige Aufklärung hoffen darf.[2])

[1]) Vgl. Nr. 487 und 489. [2]) Vgl. Nr. 481 und 491.

3) Die meteorologiſchen Tabellen zum Januar, in Jena ausgearbeitet, liegen bei, ſie wären früher eingelangt, wenn man nicht noch die Wiener Beobachtungen hätte hinzufügen wollen, welche aber bis jetzt noch nicht angekommen ſind.

Von Breslau vernehme vorläufig gute Aufnahme und hoffe nächſtens eine Erwiederung unſerer Tabellen durch Dr. Brandes.

1) Die Protea speciosa in Belvedere nicht ſelbſt beſuchen zu können thut mir ſehr leid. Vielleicht befehlen Ew. Königliche Hoheit, daß nach dem Verblühen einige von den ſchwarzen Blumenblättern an mich gelangen und wenn auch ſchon trocken; ich wäre neugierig, ſie den chemiſchen Reagentien zu unterwerfen, um zu ſehn, was für Reſultate hervortreten.[1])

5) Der Brief an Profeſſor Sprengel geht mit der morgenden Poſt ab.[2])

Weimar
den 26. März
1822.

Goethe.

493.

(März 1822.)

Hier ſchicke ich Dir einen Brief des Palatins[3]) wegen des wunderbaren Wetters in Ungarn; ſchicke mir den Brief wieder. Das Verzeichniß, was mir geſtern Abend Voigt von den Pflanzen gab und welches enthielt, wie ſie ſeit drei Jahren im botaniſchen Garten geblüht haben, habe ich in Jena liegen laſ-

[1]) und [2]) Vgl. Nr. 490. [3]) Joſeph, Erzherzog von Oeſterreich.

ſen. Vielleicht haben ſie es Voigten wieder gegeben; ich möchte es gerne wieder haben.

Schicke mir Körnern einen dieſer Tage herüber, ich möchte ihn wegen der Windfahne in Schöndorf ſprechen. — Unterwegs iſt die Schnecke[1]) beſehn und ein neuer Ausweg gefunden worden, um leidlich hinauf zu kommen. Um 10 Uhr war ich hier. Leb beſtens wohl.

C. A.

494. *

Hier iſt das Bild dargeſtellt, von welchem ich mehrere Male geſprochen habe, weil es beſonders dadurch merkwürdig iſt, daß eine Giraffe als Hausthier, wie ein Cameel, ſich darauf zeigt, im 15ten Jahrhundert. Das Bild iſt in der Brera und ſehr wohl erhalten.

C. A.

(31. März 1822.)

495. *

Letzter März (1822.)

Seit — ich weiß nicht welcher Epoche — ſind Sachen, wie die welche beiliegend folgen, diesſeits der Alpen nicht geſehen worden. Lauter Geſchenke vom Oberſt von Eſchwege, welche er mir heute überbrachte. Alles dieſes iſt wohl für Jena

[1]) Wegſtrecke an einem Bergabhange auf der Straße von Weimar nach Jena. Man baute damals die Chauſſee zwiſchen beiden Städten.

gehörend und passend. Vielleicht, wenn in meinem Schränkchen keine Chryso-Beryllie sich finden sollten, könnten etliche von beikommenden hinein spazieren. Erzeige mir den Gefallen, an Lenzen balde ein Verzeichniß von diesen Sachen zu schicken, ihn aber hungern zu lassen, bis daß ich sie selbst nach Jena bringen kann. Etwas wünschte ich noch von Eschwege zu haben, nämlich eine Sammlung aller farbigen Diamanten. Er hatte eine in einem Gläschen das vorige Mal bei sich. Siehe zu ob Du ihm beikommen kannst. Aber was gebe ich für alle diese Schätze an Oberst von Eschwege? Gehe deswegen mit Deinen Geistern zu Rathe und schreibe mir gelegentlich Deine Meinung.

G. A.

496.

(April 1822.)

Beiliegendes Opus war, so sagte die Fama, auf Requisition des Preußischen Gesandten in Darmstadt, noch vor dem Drucke vom Frankfurter Magistrat confiscirt worden. Oerstedt[1]) soll dieser Sache wegen nach Berlin gereiset seyn, von wo aus er noch nicht zurücke ist. Hinterdrein wurde die Confiscation im Publico widerrufen und auch der Nachricht widersprochen, daß der Autor, ein gewisser Hofmann in Berlin, arretirt und in Untersuchung gerathen sey. Man sagte, das Werk

[1]) Preußischer Gesandter.

ſey eine[1]) . . . . . Satyre auf das berühmte Tribunal[2]) in Maynz. Dieſer Ruf erweckte viel Intereſſe, das Werk zu haben. In dieſem Sinn genommen, habe ich recht darüber lachen müſſen, aber auch über das Werk ſelbſt, welches ſehr munter und artig zuſammengeſtellt iſt, beſonders wegen der Wahl der bekannten Localität.

C. A.

497.

Ew. Königlichen Hoheit

gnädigſtem Befehle gemäß, ward ſogleich dem Profeſſor Sprengel[3]) zu Halle ein Verzeichniß überſchickt, was von botaniſchen Werken vergangenes Jahr durch höchſte Vorſorge zur Bibliothek gekommen. Er hat ſich daraus einige ausgewählt und ſich ſelbſt einen Termin zur Rückgabe feſtgeſetzt; die Abſendung wird nun ſogleich erfolgen. Doch wollte gebeten haben, es möge Ew. Königlichen Hoheit gefallen, beiliegenden Schein ſelbſt zu autoriſiren, weil eine ſolche Mittheilung über die Befugniß hinausgeht, welche bisher der Leitfaden meiner Verwilligungen geweſen, und mir der Sache gemäß ſcheint, Ew. Königliche Hoheit in Kenntniß geſetzt zu ſehen, wo ſolche koſtbare Werke ſich der Zeit befinden.

Ich ergreife die Gelegenheit, Höchſtdenenſelben für die

---

[1]) Hier folgt ein unleſerlicher Name. [2]) zur Unterſuchung der demagogiſchen Umtriebe. [3]) Vgl. Nr. 491 und 492.

Anſicht der wunderſamen Bromelia verpflichtet zu danken; es iſt mir nicht leicht eine merkwürdigere Bildung vorgekommen. Die kräftige Gedrängtheit eines ſtielloſen Zuſtandes, die größte Mannigfaltigkeit der Geſtalt, zuſammen gezogener und ausgedehnter Organe, muß man mit Augen ſehen, um ſich davon einen Begriff zu bilden.

Einiges andere nicht Unbedeutende für das Nächſte verſparend

unterthänigſt

Weimar den 20. April 1822.

J. W. Goethe.

498.

Dir ſchicke ich hier ein neues Exemplar, das Deinige habe ich verborgt.

Das Buch hat vielen Werth und enthält ſehr gute merkwürdige Sachen, hie und da auch hübſche Anſichten. Daß es ſehr treu erzähle iſt auf allen Fall zu vermuthen; aber der Autor hat ſich ganz geſchmacklos in die Breite gehen laſſen, bringt von dem Seinigen, nämlich von ſeinen Anſichten zu Vieles vor und hat darüber das Buch gewiß um hundert Seiten zu dicke gemacht. Der Styl iſt unerträglich blumig, fade und incorrect.

Salvo meliori.

C. A.

1. 11. 22.

499.

3. 11. 22.

Als mir p. Frege das Mineraliencabinet anbot, ließ ich ihm durch Hage antworten: Lenz hätte uns hier verwöhnt, alle dergleichen Dinge durch Industrie, sive umsonst zu acquiriren. Keine andere Antwort vermag ich p. Fregen nicht zu geben. Mit den Münzen habe ich nichts zu thun; es wäre recht schön, wenn die Großfürstinn sie kaufte.

Gute Nacht.

C. A.

500.

Ew. Königliche Hoheit

erlauben einen abermaligen unterthänigsten Vortrag.[1])

Der Obriſt von Eſchwege zeigte bei ſeinem erſten Hierſeyn unter andern Schätzen vier längliche Gläſer, worin eine Anzahl kryſtalliſirter Diamanten befindlich, wovon einige beſonders in die Augen fielen, ſo daß der Ankauf derſelben wünſchenswerth geweſen wäre; allein der Beſitzer erklärte, daß dieſes eine vorzügliche Sammlung ſey, die er für ſich ſelbſt erleſen und davon alſo nichts einzeln ablaſſen könne.

Er hatte ſolche auf ſeiner Reiſe nach Wien und Berlin mitgenommen und es ward kund, daß an beiden Orten man

[1]) Vgl. Nr. 496.

deshalb im Handel geſtanden; doch war man nicht übereingekommen und er brachte ſie vollſtändig wieder zurück.

Nun aber mußte eine nähere Kenntniß dieſer Steine immer wünſchenswerth ſeyn, weil nicht leicht eine ſolche Gelegenheit wieder zu hoffen wäre, ſich von einem ſo wichtigen Naturprodukt in dem Grade zu unterrichten und eine Einſicht in den Werth derſelben doch immer einer allenfallſigen Negotiation vorausgehen müßte.

Unterzeichneter hat daher den hier angeſtellten Genfer Soret zu Rathe gezogen, welcher in dem Haüyſchen, beſonders die Kryſtallographie beachtenden Syſteme von Jugend auf unterrichtet und darin ſehr bewandert iſt. Man ging zuſammen die ſämmtlichen Edelſteine, an Zahl zwei und vierzig, durch, und es fand ſich, daß wirklich ein Kenner müſſe dieſe Sammlung zuſammen gebracht haben; da, wie aus beigehender genauer Beſchreibung der einzelnen Kryſtalle ſich zeigt, unter den ſämmtlichen Stücken kaum eine Wiederholung vorkommt, ſondern alle und jede in größter Verſchiedenheit, Theils ſchon bekannte und beſchriebene Kryſtalliſationen darbieten, Theils aber auch bisher den Kryſtallographen noch unbekannte merkwürdige Bildungen vorzeigen.

Hierüber iſt nun das beiliegende ausführliche Protokoll geführt, woraus hervorgeht, daß 27 Stücke wegen der Geſtalt, die übrigen wegen der Farbe bedeutend ſind und daß alſo das Zuſammenbleiben dieſer Gebilde höchſt wünſchenswerth und der Ankauf des Schatzes zu ſo vielen andern nicht unräthlich ſey.

Es kommt nun hauptſächlich darauf an, welchen Werth

Ew. Königliche Hoheit ſelbſt auf dieſe Acquiſition zu legen geruhen, indem bei wiederholter Rückſprache der Beſitzer von dem Preiſe der Hundert und dreißig Louisdor abzugehen nicht vermocht werden konnte.

Würden aber die in Höchſt Ihro Beſitz ſchon befindlichen kryſtalliſirten und farbigen Diamanten hinzugefügt, ſo wäre freilich ein nicht leicht geſehener Schatz zuſammengebracht.

Unterzeichneter der mit ſich ſelbſt in Zweifel iſt, ob nicht Liebhaberei zu dieſem Fache ihn die vorliegenden Gegenſtände zu überſchätzen veranlaſſe? übergiebt das Ganze höchſter Beurtheilung und gnädigſter Entſcheidung.

Unterthänigſt

J. W. Goethe

Weimar den 29. November 1822.

501. *

Eodem.

Schon bei der erſten Anweſenheit des p. von Eſchwege wünſchte ich die Sammlung, von der hier die Rede iſt, von ihm zu erkaufen, indeſſen wollte er ſie dazumal nicht veräußern und hinterdrein erfuhr ich, daß er ſie nicht unter 180 Friedrichsd'or abzulaſſen gedenke. Um ſo lieber iſt es mir zu erfahren, daß von Eſchwege dieſe Sammlung jetzt für 130 Friedrichsd'or abzulaſſen im Willen iſt. Ich behalte ſie ſehr gerne und gebe hiermit den Auftrag 600 Thlr. Sächſiſch darauf zu

bieten, dann wenn ſie nicht dafür zu bekommen wäre, bis 650 Thlr. zu ſteigen und endlich, wenn auch dieſe Summe nicht zulangte, 130 Friedrichsd'or, jedoch den Friedrichsd'or zu 5 Thlr. 12 Gr. zu bewilligen, dabei aber zu bedingen, daß die Zahlung in Silber-Conventions-Geld geleiſtet werde; alſo das allerhöchſte 715 Thlr. Convention oder Sächſiſch.

Carl August.

502.

3. 12. 22.

Für den ganz prächtigen Cactus-Melo-Cactus[1]) ſagt Belvedere und ich den allerlebhafteſten Dank. So ein grandioſes Exemplar iſt mir noch nicht zu Geſichte gekommen. Noch ſind wir zweifelhaft, ob dieſe Pflanze nicht eine noch unbekannte Species iſt, da ſie ſich in Mancherlei von dem andern mit rothen Stacheln unterſcheidet, den ich aus den Niederlanden mitgebracht habe.

Die Akademie Jena gewährt ſeit einiger Zeit wenig Freude. Vielleicht iſt der jetzige Actus das letzte Recidiv und die Krankheit wird aus dem Grund gehoben und geheilt.[2])

C. A.

[1]) Vgl. Goethe's Werke, XXXII, 216. [2]) In Folge eines Verbotes des Singens auf öffentlicher Straße waren die Studenten nach Lobeda, einer nahen altenburgiſchen Stadt, ausgezogen. Vgl. Nr. 389, 391, 392 und 406.

Die Alte kehrte sich um, und wollte die Gaben, womit er auch sie bedacht, vorweisen, als Mariane, sich von den Geschenken wegwendend, mit Leidenschaft ausrief: fort! fort! heute will ich nichts von allem diesen hören, ich habe dir gehorcht, du hast es gewollt, es sey so! Wenn Norberg zurückkehrt, bin ich wieder sein, bin ich dein, mache mit mir was du willst, aber bis dahin will ich mein seyn, und hättest du tausend Zungen, du solltest mir meinen Vorsatz nicht ausreden. Dieses ganze Mein will ich dem geben, der mich liebt und den ich liebe. Keine Gesichter! Ich will mich dieser Leidenschaft überlassen, als wenn sie ewig dauern sollte.

Der Alten fehlte es nicht an Gegenvorstellungen und Gründen; doch da sie in fernerem Wortwechsel heftig und bitter ward, sprang Mariane auf sie los und faßte sie bey der Brust. Die Alte lachte überlaut.

503.

25. 12. 22.

Den ſchönſten Dank für den lieben reichen, wohllautenden Heiligen Chriſt, den mir mein Euſelchen geſtern Abend gab.

Hier ſchicke ich Dir einen, den ſchon längſtens in Deinen Händen zu ſeyn ich glaubte, denn vor dem Jahre ließ ich dieſes Bild in Teplitz für Dich machen. Durch einen bloßen Zufall zeigte es ſich mir heute unter andern Sachen, da ich etwas im Schranke ſuchte. Lebe wohl.

C. A.

504.

(1. 1. 23.)

Ach mein lieber alter Freund! was haſt Du mir für Schätze zugeſendet! Das iſt gar zu ſchön!

In Belvedere iſt dieſen Mittag angelangt ein Pinus Dammara aus Amboina über 5 Fuß hoch.

C. A.

505.

(1. 1. 23.)

Komm doch morgen früh um 10 Uhr zu mir, um Dich loben zu laſſen, ſollten geiſt- oder leibliche Beſcheidenheit Dich nicht davon abhalten.

C. A.

506.

18. Januar 23.

Herr von Eſchwege iſt vermuthlich abgereiſet und die Bezahlung deſſen, was ich ihm ſchuldig bin, wird ſich wohl durch

ꝛc. Rehbein abmachen laſſen. Ich habe aber überlegt, daß die von ihm erhaltenen Sachen zu koſtbar und zu verlierbar ſind, als daß ſie dem Jenaiſchen Muſeo einverleibt werden könnten; ſie werden ſich wohl beſſer in meinen Schatzſchrein paſſen. Ich nehme den Schlangenzahn aus, der irgend ein Muſeum zieren könnte, auch die Goldſtückchen, welche mehr für's Muſeum in Jena, als wie zu meiner Sammlung gehören, da ich keine Mineralien im eigentlichen Sinne des Wortes in meinem Schranke habe. Das gekörnte Gold gehört wieder unter die Waaren, welche nicht in ein öffentliches Muſeum taugen; dieſes käme alſo auch in mein Privatiſſimum. Lenz könnte vielleicht einige Körner davon bekommen. Um aber die Koſtbarkeiten in mein Schatzkäſtchen gehörig einzutragen, — es iſt wie ich geſtern bemerkt habe, durch häufiges Vorzeigen, Dazukaufen und Nicht-Einrangiren ſehr verwildert, — ſo möchte ich Dich, bei Deiner jetzt ſo heimiſch häuslichen Lebensart bitten, es zu Dir zu nehmen, um es mir in Ordnung zu bringen und die ſchönen Brasiliana ſeinen Eingeweiden einzuverleiben. Wenn Dir dieſer Vorſchlag gefällig ſeyn ſollte, ſo ſchicke ich Dir dieſen Vormittag das ganze Schränkchen und Jemanden der mit Eröffnung des Schloſſes umzugehen weiß.[1])

C. A.

Eſchwege iſt dieſe Nacht fort.

[1]) Vgl. Nr. [49] und [51].

507. *

18. Januar 23.

Beiliegendes habe ich heute von ꝛc. Doebereiner bekommen. Den Dr. Dienemann kenne ich recht gut, er war ſonſten bei Profeſſor Sturm und als die Oeſterreichiſch-Bayeriſch-Preußiſchen Expeditionen nach Braſilien gingen, hatte ich Luſt Jemanden mit zu ſchicken und hierzu wurde mir dieſer Dr. Dienemann vorgeſchlagen, den ich ofte geſehn habe und dem nichts wie das Roſenbein fehlt, das er einmal irgendwo verbraucht hat. Er iſt ein ſehr braver ausgezeichneter Menſch und von unglaublicher Reiſeluſt. Ich möchte ihm gerne etwas Angenehmes bezeigen und gewiß, was er anbietet, wird nichts Schlechtes ſeyn. Der Mineralien bedürfen wir nicht, die haben wir vermuthlich beſſer, aber die Thier- und Vögelſelle nehme ich, wohl auch die Eier und die getrockneten Cryptogamen Fucus u. ſ. w. Laſſe ihm etwas Angenehmes durch Doebereiner von mir ſagen und ihm für das, was ich behalten möchte 150 Thlr. Conventionsgeld bieten. Gute Nacht.

G. A.

508.

(16. Februar 1823.)

Wenn es Dir recht iſt, ſo komme ich zwiſchen 11 — 12 Uhr mit Lindenau zu Dir. Er möchte gerne die Seebeckiſchen Gläſer bei Dir ſehn und ich auch.

G. A.

509.

Ew. Königliche Hoheit

haben wohl ſchon vernommen, daß unſer guter Poſſelt aus dem Reiche der Lebendigen geſchieden iſt. Indem wir ſeinen Verluſt betrauern, haben wir auf die Wiederbeſetzung ſeiner Stelle zu denken.

In dem Verhältniſſe, in welchem Höchſtdieſelben zu Staatsminiſter von Lindenau ſtehen, werden wohl von demſelben die beſten Vorſchläge und Anleitungen zu erwarten ſeyn, da wir denn in unſerer Lage vorzüglich einen tüchtigen vorurtheilsfreien Meteorologen zu wünſchen hätten.

Was die Anſtalt ſelbſt betrifft, ſo war ſchon vorläufig Vorſorge getroffen und wird ſogleich das weiter Nöthige verfügt und angeordnet werden.

Unterthänigſt

J. W. Goethe

Weimar den 31. März
1823.

510.

eodem.

Ich erwarte den Herrn von Lindenau den 4. dieſes (künftigen Monats) hier; alsdann werde ich ihn erſuchen guten Rath zu ertheilen, um uns unſern Verluſt zu erſetzen.

C. A.

511.

Ew. Königlichen Hoheit

lege im Namen des Professors Büsching in Breslau die nochmalige Darstellung des Schlosses Marienburg zu Füßen. Die deutsche Buchbinderkunst scheint der Englischen nacheifern zu wollen.

Zugleich liegen einige Hefte bei, deren Inhalt, wie ich weiß, früherhin Höchstdieselben interessirte.

Mich zu Hulden und Gnaden empfehlend

unterthänigst

J. W. Goethe.

Weimar den 1. April
1823.

512. *

3. 4. 23.

Der Rath Hage wird Dir meine Antwort nebst einer Medaille für Herrn Büsching schicken, welches Alles ich an den rechten Mann zu bringen bitte. Die Abhandlung, den Mastix betreffend, habe ich an Coudray gegeben.

C. A.

513. *

Cattaneo thut uns zu viele Ehre an! meines Wissens ist hier dergleichen nicht erschienen.

(C. A.)

Mr. April 1823

514.

Ew. Königlichen Hoheit

verfehle nicht unterthänigst anzuzeigen, daß die von den Mayländer Freunden verlangte Medaille bei Gelegenheit des Erfurter Congresses wirklich von Racine geſtochen und von den hieſigen Technikern geſchlagen worden ſey.*)

Erſter Stempel, die Bruſtbilder Kaiſer Alexander und Napoleon darſtellend.

dieſer iſt abgeſchliffen und zu einem andern Gebrauch verwendet worden.

Zweiten Stempel, die Stadt Erfurt.

Dritter Stempel, ein Greis der auf einen großen Stein zwiſchen Weimar und Erfurt eine Inſchrift einſchreibt. Von beiden letztern liegen Abdrücke bei, doch ſind ſie ſo vom Roſt angegriffen, daß keine reinen Exemplare davon zu prägen ſeyn möchten.

Ferner iſt zu bemerken, daß dieſe Münzen ſehr ſelten geworden und im Handel nicht leicht vorkommen; auf Großherzoglichem Münzcabinet iſt nur Ein Exemplar in Silber und Eins in Kupfer vorhanden. Ich wüßte alſo nicht, wie man den ultramontanen Liebhabern Genüge leiſten ſollte. Vielleicht verſchaffen die Goldſchmiede, bei denen ſolche Medaillen manchmal

*) Vgl. 513.

angeboten werden, in der Folge dergleichen, wenn man ihnen darauf gebührende Aufmerkſamkeit empfiehlt.

2) Lege die letzten Lebenstage Werners und deſſen Teſtament bei. Im Fall es noch nicht zugekommen ſeyn ſollte, wird es gewiß intereſſiren.

3) Zugleich entrichte meinen verpflichteten Dank für die ſchöne ſonnenäugige Tulpe.

Möge Alles zu Ew. Königlichen Hoheit Beifall und Vergnügen immerfort grünen und blühen.

Unterthänigſt
J. W. Goethe.

Weimar den 20. April
1823.

515. *

Sollte Racine nicht anzugeben wiſſen: Wer etwa Exemplare von dieſen Kunſtwerken, die mir wirklich unbekannt waren, oder die ich vergeſſen hatte, bei ihm gekauft habe?[1])

Werners Palinodie beſitze ich. Er iſt doch in einem wirklichen Zuſtand von Auflöſung von hinnen gefahren.

E. A.

20. 4. 23.

516.

Der | deutet auf ein Naturereigniß, das wohl ſehr mit unſerer Witterung verwandt ſeyn möchte. Das + möchte eine

[1]) Vgl. Nr. 513 und 514.

Frage bei Hofrath Rehbein verursachen, wie die Pflanze hieß, die Eschwege ihm hier gab, welche aus Brasilien kam und auch ein Specificum gegen die Wassersucht seyn sollte.

Das —|— deutet auf eine ganz wunderbare Entdeckung, wenn sie wahr wäre, nach der aber in Frankfurt a./M. Nachfrage gehalten könnte werden.

C. A.

[1823.]

517.

Beiliegende Nro. 10 von „La Mary“ wird Dich sehr angenehm beschäftigen, wenn Du ihr einige Aufmerksamkeit geben willst. Voigt in Jena hat von Nr. 1—10. Dieses Exemplar ist ein besonderes, das nicht zu meiner Sammlung gehört, sondern das ich einzeln bekommen habe.

Die Schrift an die Hth. D. C. hat ihre besondern Entstehungsursachen, die ich Dir gelegentlich mündlich zu erklären bereit bin.

C. A.

[1823.]

518.

Ew. Königliche Hoheit

verzeihen gnädigst, wenn ich diese Tage*) sprachlos geblieben. Möge eine glückliche fortschreitende Genesung uns Leben, Geist und Rede wieder verleihen!

*) während einer höchst lebensgefährlichen Krankheit der Großherzogin.

Zuvörderſt liegt der wunderſame, gnädigſt mitgetheilte Druckbogen wieder bei. Es iſt immer überraſchend, wenn wir das, was im Allgemeinen ſchon bekannt iſt, auf einmal im ganz Beſondern enthüllt erblicken; man wird allerdings auf die Folgen neugierig.

2) Sodann finde das offenbar facettirte Stückchen Bernſtein aus dem Schaumenkies merkwürdig genug; indeſſen iſt ſchon einiges Gebildete dort hervorgegangen, welches auf eine ältere Verſchüttung hindeutet. Sollten ſich dieſe Dinge nicht von dem Schlößchen herſchreiben, von dem man erzählt, es habe dort geſtanden?

3) Nahm mir geſtern die Freiheit die beiden von Maryland verlangten Medaillen einzuſenden; ſie fanden ſich von jener Zeit in der kleinen Münzſammlung meines Sohns, welcher ſie zu dieſem Zwecke unterthänigſt willig zu Füßen legt.

4) Gegenwärtig füge die bunten Edelſteine bei, und bemerke zugleich, daß die mit rothen Punkten oben bezeichnete von Paris gekommen, die übrigen von Soret aus einer Genfer Fabrik dazu geſtiftet worden.[1])

Verehrend, hoffend,

unterthäniaſt

J. W. Goethe.

Weimar
den 30. April
1823.

[1]) Vgl. Nr. 5400, 5401 und 5405.

519. *

Dieſes Stück Bernſtein iſt wirklich ganz im Tiefſten des Kieslagers ausgebrochen worden, und kann unmöglich drinnen verloren worden ſeyn. Was dieſem Stück ein façonirtes Anſehn giebt, iſt das eine Ende deſſelben, welches der Taglöhner, der es fand, an ſeiner Pfeife anzündete. Das Kieslager durchzieht die ganze Gegend und iſt durch die ſogenannte Höhle oder den Stollen, der an der Ilm ausmündet, durchſchroten worden.

Für die Medaillen danke ich beſtens. Ich ſchicke ſie an Artaria nach Mannheim, der ſie ſicher nach Mayland beſorgen wird.

Danke ſchönſtens.

Hier ein geſchenktes Exemplar der Münchener Acten, welches ich hiermit der Jenaiſchen Bibliothek einverleibe.

(C. A.)

1. May 1823.

520.

Ew. Königlichen Hoheit

verfehle nicht ſchuldigſt anzuzeigen, daß der Italiener Thioli, der Reſtaurator der Paula Gonzaga Trivulzio, ſich auf ſeiner Durchreiſe gegenwärtig hier befindet. Wir haben ihm ſchon einige Bilder vorgewieſen und ſeinen Rath deshalb verlangt.

Wollten Höchſtdieſelben die Landſchaft von Hackert mir gnädigſt zuſenden, ſo würde auch dieſe ihm vorſtellen und ſeine

Ich werde sorgen müssen, rief sie aus, daß sie wieder bald in lange Kleider kommt, wenn ich meines Lebens sicher seyn will. Fort, zieht euch aus! Ich hoffe das Mädchen wird mir abbitten, was mir der flüchtige Junker Leids zugefügt hat; herunter mit dem Rock und immer so fort alles herunter, es ist eine unbequeme Tracht, und für euch gefährlich wie ich merke. Die Achselbänder begeistern euch.

Die Alte hatte Hand an sie gelegt, Mariane riß sich los. Nicht so geschwind! rief sie aus: ich habe noch heute Besuch zu erwarten.

Das ist nicht gut, versetzte die Alte. Doch nicht den jungen, zärtlichen, unbefiederten Kaufmannssohn? Eben den, versetzte Mariane.

Es scheint, als wenn die Großmuth eure herrschende Leidenschaft werden wollte, er-

Gedanken darüber vernehmen. Er wird morgen früh ſich bei mir einfinden.

Mich zu Gnaden und Hulden empfehlend

Weimar den 9. Mai 1823. Goethe

521.

Ew. Königliche Hoheit

haben die gnädigſte Aufmerkſamkeit gehabt zu befehlen, daß man den bedenklichen Geſundheits-Umſtänden des Hofmechanikus Körner nachfragen ſolle. Hierüber iſt dem Muſeumsſchreiber Färber Auftrag geſchehn und von demſelben folgende Nachricht eingegangen:

„Ich begab mich geſtern Nachmittag zu Dr. Körner, welchen ich wieder in ſeiner Arbeitsſtube beſchäftigt antraf. Er äußerte, daß ſeine Krankheit ſich ſehr bedenklich angelaſſen habe, weil eine förmliche Lungenentzündung zu befürchten geweſen, hätte nicht ſein Arzt Dr. Winkler ſchleunige Gegenmittel angewendet. Der Patient iſt ſehr abgemagert, geht aber wieder aus und der Appetit findet ſich wieder ein. Hingegen iſt ihm vom Arzt eine ſtrenge Diät vorgeſchrieben, vorzüglich geiſtige, erhitzende Getränke und Speiſen ſind ihm gänzlich unterſagt und deshalb läßt er für das gnädige Anerbieten irgend einer Erquickung für jetzt unterthänig danken.

Da ſein Arzt Dr. Winkler auf einige Tage von hier ab-

weſend iſt, ſo konnte ich über die nähern Krankheitsumſtände des Dr. Körner mit demſelben nicht ſprechen; morgen wird derſelbe wieder erwartet, wo ich zu ihm gehen werde."

Geſtern, als ich das Glück ſuchte, meine Aufwartung zu machen, waren Höchſtdieſelben mit wichtigen Gegenſtänden beſchäftigt. Vor Ew. Königlichen Hoheit Abreiſe nach Marienbad ſey mir erlaubt, um die Vergünſtigung zu bitten, dorthin folgen zu dürfen. Möge mäßige Witterung jede Reiſetage begleiten.

Vor Thiolis Ankunft hatte nach Berlin wegen des Hackerts geſchrieben und den Krankheitszuſtand auf das Deutlichſte geſchildert. Hierauf getraute man ſich auch dort, die Kur zu übernehmen; beſſer war es aber, daß die Sache hier kürzlich abgethan worden.[1])

An Grafen Sternberg ſchreibe ich dieſe Tage und berichte ihm Höchſtihre Abſicht, nach Marienbad zu gehen; vielleicht entſchließt er ſich zu einem Beſuch, wenn er nicht gar zu entſchieden abgehalten wird.

Weimar den 4. Juni 1823. Goethe.

522.

Randantwort.

Ich wünſche glückliche Reiſe und recht ſonnige Tage.

C. A.

[1]) Vgl. Nr. 520.

523.

Ew. Königliche Hoheit

hoffe nach Höchſtdero glücklicher Rückkehr, ſowie nach wohlvollbrachter weiterer Fahrt, auf geiſtlichem Grund und Boden ehrerbietigſt zu begrüßen. Möge das Wetter günſtig ſeyn und Alles Ihro getreuen Dieners eifrigen Wünſchen vollkommen entſprechen.

Anbei erfolgt:

1) Im Auftrag des Directors von Schreibers ein Packet Trattinikſcher Flora.

2) Nachrichten aus Braſilien.

3) Saamen-Verzeichniß zum Tauſch angeboten.

Ferner

4) Elektromagnetiſche Verſuche in Auftrag von Dr. Julius von Yelin, aus München.

23. Juny 1823.

Goethe.

524.

Den beſten Dank für die ſchöne Botanik von Trattinik; ich werde, ſobald noch die der I. D. B. dazu kommt, in Belvedere botaniſiren gehn, um zu wiſſen, was ich habe und was mir fehlt. Ueber die Gletſchergeſchichte wird gewiß Etwas im nächſten Stücke des Pictetſchen Journals erſcheinen. Mich dünkt es ſey ſchon irgendwo eine Art von Theorie über das Wachſen derſelben erſchienen.

Sehr freut es mich, Dich wieder wohl zu wiſſen.[1]) Die Kupfer läßt Du wohl ordnen und aufkleben, und giebſt ſie zu der hieſigen Kupferſtich-Sammlung. Da mit dem Lithographiren des Belvedereſchen Catalogs es nicht recht fort wollte und die Sache ſehr theuer ausfiel, ſo habe ich vor acht Tagen Bertuchen aufgetragen mir einen Anſchlag zu machen, was der Druck mit Lettern im Induſtrie-Comptoir koſten würde, inclusive Papier. Dieſen werde ich vermuthlich morgen bekommen; dann ſchicke ich ihn Dir.

(Juny 1823.) C. A.

525.

Wie geht es Ew. Excellenz?[1])

C. A.

(November 1823.)

526.

Ich habe eben Conſeil; morgen aber will ich mich dran machen und Dir eine Menge Bücher ſchicken. Ich freue mich ſehr Deiner Auferſtehung und hoffe auf eine baldige 80 Stufen hohe Himmelfahrt.

C. A.

(November 1823.)

---

[1]) Goethe befand ſich leidend. Vgl. Eckermann's Geſpräche, I, 93.

527. *

7. 11. 23.

So recht deutlich beſinne ich mich des Geſchehenen oder Verſprochenen nicht. So viel wird mir aber aus dem Briefe klar, daß Herr Reinhard Geld haben will. Ich bitte um einige Aufklärung; vielleicht beſinnſt Du Dich der Sache noch.

G. A.

528.

Ew. Königliche Hoheit

verzeihen gnädigſt, wenn ich über die Bürgeriſche Angelegenheit noch nicht ausführlich berichtet: zur Entſchuldigung diene vielleicht, daß die Sache völlig abgethan iſt.

Mit der im dritten Bande der ſämmtlichen Bürgeriſchen Werke und zwar in der Vorerinnerung Seite IX und in den Anmerkungen S. 223—225 angeführten Weimariſchen Subſcription hat es ſeine völlige Richtigkeit. Der damals ſchon lebhafte und nachher ſo viele Jahre ſich immer gleich gebliebene Trieb, von Weimar aus alles Löbliche und Gute zu fördern, mußte bei Bürgers Anerbieten rege werden, als er Luſt bezeigte den Homer zu überſetzen. Wie ein ſolches an- und eingeborenes Talent ſich auch in dieſem Falle benehmen, was es leiſten würde unterlag keiner genauen Unterſuchung, weil man gewiß war, daß am Ende Sprache und Literatur dadurch um Manches würde gefördert ſeyn.

Man begnügte ſich auch nicht mit dieſer ſchriftlichen Zuſage, ſondern man legte die Summe von 65 Louisd'or in meine

Hände. Allein weder die Theilnahme des Publicums, noch Bürgers Beharrlichkeit ſtimmten in den wohlmeinenden Vorſatz; die Sache gerieth in Schwanken und Stocken, wo denn zuletzt wenig Hoffnung übrig blieb.

Da aber einmal das Geld zu Bürgers Gunſten beſtimmt worden, der ſich aus kümmerlichen Umſtänden nie zu erholen wußte, ſo beſchloß die anſehnliche Geſellſchaft, ihm dieſe bedeutende Unterſtützung angedeihen zu laſſen, wenn auch die Bedingung unerfüllt geblieben war. Ich ſendete ihm das Geld, erhielt ſeinen Dank und richtete ihn aus.

So viel weiß ich mich genau zu erinnern; ja ich wollte noch Ort und Stelle angeben, wo das Verſchiedene beſchloſſen, realiſirt und ausgeführt wurde. Schriftliche Zeugniſſe haben die Jahres- und Begebenheitswechſel mit aufgezehrt.

Hier unterſtehe ich mich nun bei Ew. Königlichen Hoheit unterthänigſt anzufragen, ob ich nicht, da der Herausgeber Bürgeriſcher Schriften dieſe Sache zur öffentlichen und ganz eigentlich literariſchen gemacht hat, der völlige Abſchluß derſelben ihm aber unbekannt iſt und Andern problematiſch dünken möchte, deshalb in dem nächſten Hefte von Kunſt und Alterthum vorgemeldete Aufklärung geben und die Angelegenheit dadurch beendigen, auch alle Hoffnungen, die gewiſſermaßen die Geſtalt von Forderungen annehmen, völlig beſeitigen ſolle.

Unterthänigſt

Weimar den 21. Decbr. 1823.

J. W. Goethe

529. *

Eodem.

Dieſem Vorſchlag ſtimme ich völlig bei. Indeſſen würde es ſehr wünſchenswerth ſeyn, wenn Herr Miniſter von Goethe den Aufſatz, welcher in Kunſt und Alterthum nächſtem Hefte erſcheinen ſoll, früher ſchriftlich dem Carl von Reinhard als Antwort auf ſeine Anregung zukommen ließe und an ihn richtete.

Carl August.

530. *

d. 23. Decbr. 1823.

Die Gemälde und Zeichnungen unter Aufſicht des Profeſſors Müller ſind nun dergeſtalt im Jägerhauſe geordnet und aufgeſtellt, daß man mit Zuverſicht und ohne einigen Verluſt befürchten zu dürfen, noch mehr hinzufügen darf. Auf hieſiger Bibliothek befinden ſich Sammlungen von Albrecht Dürer, Rembrandt und andern Meiſtern, Theils in radirten Blättern und Theils in Kupferſtichen, welche zu einer Bücherſammlung nicht, ſondern wohl eher zu einer Kunſtſammlung gehören, die mit der öffentlichen Zeichenſchule verbunden iſt. Ich thue deswegen den Vorſchlag, dieſe Gegenſtände von der Bibliothek wegzunehmen und ſie der Kunſtſammlung im Jägerhauſe einzuverleiben. Salvo meliori.

Carl August.

531.

2. (1.) 24.

Viel Glück zum neuen Jahre! Mich freut's wenn ich Dir, mein lieber alter Freund, etwas Angenehmes habe erzeigen können.

Hierbei ein geſchichtlich merkwürdiges Opus, was ich mir durch Schmellern habe in Antwerpen copiren laſſen. Das Bild der Königinn[1]) ſteht im obern Zirkel, die Aufſchrift auf der großen Fläche und auch etwas im untern Felde, wenn ich nicht irre. Das Monument ſelbſt ſteht in einer Kirche, deren Namen mir entfallen iſt, an einem Pfeiler; Schmeller muß den Namen dieſer Kirche wiſſen.

C. A

532.

Ew. Königliche Hoheit

vergönnen gnädigſt, über Einiges, was bisher bei mir geruht und was ſich neuerlich bei mir einfindet, ſchuldige Meldung zu thun.

Und ſo möge denn vorerſt der treue Glückwunſch zu dem wohlbegangenen Säcularfeſte[2]) vorangehen, in freudiger Hoffnung, daß die nächſten zu erwartenden[3]) in gleicher Vollſtändigkeit des

[1]) Maria Stuart. Vgl. Nr. 532. [2]) Am 18. Januar 1824 waren es funfzig Jahre, daß der Großherzog das Rectorat der Univerſität Jena übernommen hatte; es fand deshalb eine Feier ſtatt. [3]) die im nächſten Jahre bevorſtehende Semiſäcularfeier der Regierung und der Vermählung des Großherzogs.

Kreiſes, der Höchſtdieſelben umgiebt, ebenfalls mögen gefeiert werden.

1) Das mitgetheilte Werk Alonzo iſt ſehr von Bedeutung. Der Verfaſſer[1]) erklärt in der Vorrede, daß er einen hiſtoriſchen Roman nach Art von Walter Scott zu liefern gedenke, und ſo iſt es auch. Wen das verworrene ſpaniſche Weſen intereſſiren kann, findet eine wunderſame Anſchauung im größten Detail, ſeit dem Tode Carl's III. bis auf unſere Zeiten. Alles Unheil ſo vieler Jahre iſt auf eine Anzahl von Köpfen gehäuft, die den Roman ſpielen oder von der Geſchichte geſpielt werden. Der Verfaſſer, er ſey, wer er wolle, kennt Alles, was zu dieſem Umfange gehört, entweder durch ſich ſelbſt, oder durch Andre, aber ganz genau und unmittelbar. Die Hauptfiguren ſind rechtlich, ſittlich und wohlwollend, wenn auch in Irrthum und Abgeſchmacktheit, national-characteriſtiſche Weſen, oft lächerlich und liebenswürdig zugleich. Der Verfaſſer hat in dieſen Geſchichten ſelbſt gelitten, ſonſt könnte er nicht ſo leidenſchaftlich die Zuſtände durchdringen. Ich habe erſt den zweiten Theil durchgeleſen, geſtehe aber, daß es ein achtungswerthes Werk iſt, es bringt uns jene vorübergegangenen Zeiten ſehr vollſtändig zur unmittelbaren Anſchauung.

2) Blumenbach ſendet mir mit den aufrichtigſten Empfehlungen das gewünſchte Verzeichniß; freilich wichtige hiſtoriſche Annalen, die den Forſcher, indem ſie ihn unterrichten, gewiß in Erſtaunen ſetzen werden.

---

[1]) Salvandy.

3) Das Bild der Maria Stuart[1]) iſt mir beſonders merkwürdig, da es auf dem Grabmal zweier ihr höchſt anhänglicher Frauen aufgeſtellt worden; ſo kann man die Authenticität vorausſetzen. Auch die ſehr ſaubere Copie giebt den Begriff von einer problematiſchen Individualität, die uns weder Geſchichte noch Poeſie völlig enträthſeln kann. Auch der Grabſtein ſelbſt und die Inſchriften ſind im Verhältniß zum Bilde ſehr ſchätzenswerth.

4) Die Anordnung wegen Schmeller iſt befolgt; die Aufmerkſamkeit auf ſein erworbenes Talent und eine mögliche Leitung zu ſeinem weitern Fortkommen ſoll ein angelegenes Geſchäft ſeyn.

5) Ein theilweiſer Transport der Kupferſtiche in die Gemälde-Zimmer macht mir Sorge, ich weiß mich nicht dabei zu benehmen; auch wäre der Winter hiezu nicht günſtig, deshalb um Aufſchub wollte gebeten haben.[2])

6) Dem Jenaiſchen beſondern[3]) Cabinet zu Vorleſungen iſt aller Vorſchub gethan und es kann gewiß etwas Erfreuliches und für jede Folge Nützliches auf dieſem Wege entſpringen.

7) Die Mayländiſchen Kupfer Napoleoniſcher Siege und Gewinne hab' ich bei mir liegen und beabſichtige einen raiſonnirten Catalog davon aufzuſetzen, um jene Schlachten und Erfolge dem Beſchauer einigermaßen hiſtoriſch-rationell zu machen;

[1]) Vgl. Nr. 531. [2]) Vgl. Nr. 530 [3]) mineralogiſchen.

wiederte die Alte spottend: ihr nehmt euch der Unmündigen, der Unvermögenden mit großem Eifer an. Es muß reizend seyn, als uneigennützige Geberinn angebetet zu werden. —

Spotte wie du willst. Ich lieb' ihn! ich lieb' ihn! Mit welchem Entzücken sprech ich zum erstenmal diese Worte aus! Das ist diese Leidenschaft, die ich so oft vorgestellt habe, von der ich keinen Begriff hatte. Ja, ich will mich ihm um den Hals werfen! ich will ihn fassen, als wenn ich ihn ewig halten wollte. Ich will ihm meine ganze Liebe zeigen, seine Liebe in ihrem ganzen Umfang genießen. —

Mäßigt euch, sagte die Alte gelassen: mäßigt euch! Ich muß eure Freude durch Ein Wort unterbrechen: Norberg kommt! in vierzehn Tagen kommt er! Hier ist sein Brief, der die Geschenke begleitet hat. —

denn wer weiß jetzt mehr, was die Schlacht von Arcole und Montenotte für Wichtigkeit hatte.

8) Nach Erwähnung so kriegerischer Gegenstände darf ich mich wohl zu dem Schilde wenden, welches als eine bedeutende Acquisition zu Ew. Königlichen Hoheit Museo zu betrachten wäre. Es möchte sich wohl aus Italien und zwar aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts herschreiben, denn es ist eigentlich von einer Arbeit die man Niello nannte: ein Einschmelzen der edlern Metalle durch Hülfe des Schwefels, besonders auf Eisen. Es erscheint dieses Heldengeräth als Vorläufer der Herzoglich Bernhardischen Rüstung, womit es auch wohl billig zu paaren wäre.

9) Die heute erst eingegangene Anordnung wegen des Jenaischen botanischen Gartens soll sogleich eingeleitet und zu guter Zeit ungesäumt ausgeführt werden; und es ist kein Zweifel, daß diese Erweiterung sowohl gärtnerischen, als wissenschaftlichen Zwecken förderlich seyn werde.

10) Ferner liegt anbei die Abbildung eines colossalen Cryptogamen. Diese seltsame Pflanze darf sich wohl mit jener übergroßen Blume messen, die uns vor Kurzem in Erstaunen setzte.

11) Auch folgen einige meteorologische Tabellen, die von Schröns fortdauerndem Fleiße und Genauigkeit Zeugniß geben.

Goethe.

(Ende Januar 1824.)

533 *

(Ende Januar) 1824.

Danke beſtens für das Zugeſendete; der Cryptogam oder Schwamm iſt wirklich fürchterlich.[1])

Blumenbach mag die Bücher noch länger behalten, wenn ſie ihm Vergnügen machen. Ich will es doch verſuchen, ob ich die Engliſchen Parlamentsſchriften kann geſchenkt bekommen, denn verkauft werden ſie nicht.

Wünſche wohl zu leben.

Carl Auguſt.

534.

Die Abbildung des W . . . . Schildes möchte ich noch etwas bei mir behalten.[2]) Herrn Berzelius bitte meine Empfehlung und mein Bedauern auszudrücken, daß ich ſeine perſönliche Bekanntſchaft zu machen verfehlt hätte.

An Lenzen habe ich neulich einen Gedanken mitgetheilt, um die Neptuniſten mit denen Vulcaniſten in nähere Berührung wieder zu bringen, der ihn hat ſtaunen, nachdenken und ſchwanken gemacht. Nämlich ich erſuchte ihn, in ſich ſelbſt hinabzuſteigen und ſich zu unterſuchen, ob er ein warmer oder kalter Neptuniſte ſey? id est, ob ſein Neptun bei der Formation der mehrerlei Dinge, die Lenz ſeiner Schöpferſchaft durch Waſſer zuſchreibt, mit warmem oder kaltem Waſſer gearbeitet

[1]) Vgl. Nr. 532. [2]) Vgl. Nr. 532.

habe? Wie gesagt, Lenz staunte über diese Ansicht der Dinge, die ihm, wie er selbst gestand, noch nicht beigegangen war. Ich hoffe, daß diese Subdivision Epoche machen soll.

C. A.

(Ende Januar 1824.)

535.

Um die Frage: ob von der auf Großherzoglicher Bibliothek befindlichen Kupferstichmasse ein Theil in die neue Gemäldegallerie vor dem Frauenthor geschafft werden solle?[1]) näher zu betrachten, glaube nichts nöthiger, als erst beide Anstalten für sich zu betrachten.

Wie es mit den Kupferwerken auf Großherzoglicher Bibliothek beschaffen, läßt beiliegender Aufsatz, obgleich noch manches berichtigenden Nachtrages bedürftig, im Kurzen übersehen. Es findet sich, daß, wenn man den Kupferstichvorrath im Allgemeinen übersieht, derselbe einen weit größern Umfang haben möchte, als man sich gewöhnlich vorstellt. Er schließt sich überhaupt an Alles an, was sich auf bildende Kunst überhaupt bezieht. Kann man nun annehmen, daß sich in der Bibliothek selbst das Wichtigste befindet, was auf Kunstgeschichte und Literatur sich richtet, so schließen sich unmittelbar größere und kleinere Werke, Sammlungen, Museen, Gallerien, sodann auch

[1]) Vgl. Nr. 530 und 532.

Einzelheiten hier an; Alles iſt nach Schulen und ſonſtigen hiſtoriſchen Bezügen dergeſtalt verſchlungen und verkettet, daß man ungewiß bliebe, welches Glied davon nur irgend herauszunehmen wäre. Vielmehr wird immerfort darauf gearbeitet, jede Anſchaffung durch Sereniſſimi Gnade, beſonders die größern, bedeutendern, in die noch allenfalls vorhandenen Lücken einzufügen.

Wegen des Gebrauchs aber iſt Folgendes zu bedenken:

Kupferſtichſammlungen werden von Künſtlern wenig oder gar nicht gebraucht, deſto mehr von Liebhabern, beſonders von ſolchen, welche ſich eine Kenntniß der Kunſtgeſchichte erwerben, oder die ſchon erfaßte Kenntniß erneuern wollen. Hierzu gehört nun vorzüglich Vergleichung; dieſe ſetzt voraus, daß Alles beiſammen, leicht zu finden und bequem vorzulegen ſey. Nun iſt, was in dieſes Fach gehört, ſowie der übrige Bibliotheksbeſitz, wohlverwahrt und gleich zu Handen; ſchickliche Räume, die anſehnlichſte Geſellſchaft aufzunehmen, im Sommer kühl, im Winter durchwärmt und leicht zu erwärmen, jede Stunde bereit; mehrere einander untergeordnete und händereichende Perſonen; geräumige Tiſche und was ſonſt von Bequemlichkeit zu verlangen iſt. Wie ſich denn dieſes bei Anweſenheit höchſter Perſonen gar oft bethätigt hat und ſich noch jede Woche erweiſt, indem die jungen Herrſchaften, um mit der Kunſtgeſchichte bekannt zu werden, ſich unter Anleitung des in dieſem Fache höchſt bewanderten Hofrath Meyer der vorhandenen Schätze bedienen, da denn der große Vortheil, Alles aufeinander

Bezügliche augenblicklich zusammen zu tragen und vorzulegen, sich jedesmal hervorthut.

Ich wende mich nunmehr zu dem sogenannten Museum oder Bildergallerie vor dem Frauenthor, einer neuen, erfreulichen Anstalt. Sie wird durch ihre Einfachheit übersehbar, die Bilder sind an Wänden gereiht, das Inventarium ist bald gemacht und übergeben. Führt man den Vorsatz aus, einen numerirten Katalog drucken zu lassen, so kann der Fremde sich selbst unterrichten und Professor Müller, wenn er durch seine Hauptgeschäfte oder sonst abgehalten wird, kann den Schlüssel einer zu bestimmenden untergeordneten Person ohne die geringste Gefahr übergeben. Bleibt dieses Geschäft in seiner Einfalt, so erreicht es seinen Zweck; der Fremde wendet beliebige kurze Zeit an die Beschauung, und die Verantwortung der obern Behörde ist gering und eine Revision des Ganzen leicht, das Inventarium ohne Umstände zu suppleiren.

Betrachtet man beide Anstalten gegen einander, so entscheidet sich der Wunsch, sie völlig auseinander zu halten. Gesetzt, man wolle einen Theil Kupferstiche von der Bibliothek hinaus verpflanzen, so entsteht in jener großen, würdigen Masse eine Lücke und der eigentlichen Benutzung derselben stellt sich sogleich ein Hinderniß entgegen, daß man die verwandten Kunstwerke nicht zusammenbringen, neben einander legen, vergleichen und die Kunstgeschichte, worauf doch eigentlich Alles ankommt, daran demonstriren könne. Denkt man nun aber an die Ausführung, einzelne Theile zur Gemälde-Sammlung zu

übertragen, so wird man sich gestehn, daß wenn es schwer ist, zu sagen, wo man anfangen sollte, noch schwerer zu sagen seyn möchte, wo aufzuhören, indem, wie aus dem Verzeichnisse zu ersehen, Eins das Andere erfordert und nach sich zieht.

Das Local ferner bedenkend, so würden Schränke zur Aufbewahrung, Flächen zum Vorzeigen verlangt, welche den freien Raum der zur Beschauung der Bilder nöthig ist, ohne Weiteres beschränken würden, und dann ist, Kupferstiche vorzuzeigen, ein ganz eigenes Geschäft, von dem einer Gemäldesammlung an der Wand himmelweit verschieden. Es nimmt viel Zeit weg, verlangt mehrere Personen, die einander beistehen, Aufmerksamkeit, ja Autorität in der Behandlung.

Die Indiscretion der Beschauer bringt den wahren Liebhaber zur Verzweiflung. Von größeren Blättern wird kaum jemals eins vorgezeigt, was man nicht an irgend einer Seite zerknüllt und durch das Anfassen beschädigt sähe, welchem bloß durch mehrere Personen, die dergleichen Blätter in die Höhe halten, oder sorgfältig bei Seite legen, vorzubeugen ist. Kleinere Kupfer, selbst eingebundene, sind dergleichen Beschädigungen weniger ausgesetzt, doch geht es, wenn mehrere Personen zusammen beschauen und die Bände hin- und herschieben, auch nicht leer ab.

Eine Expedition, aus mehreren Personen bestehend, kann sich selbst in die Zeit theilen, ingleichen die Rechte ihrer Zeit und Stunden geltend machen. Hatten wir doch den Fall, daß Personen von Bedeutung, als man ihnen ankündigte, es

ſey die Stunde, wo die Bibliothek geſchloſſen werde, verlangten, eingeſchloſſen zu werden und bei Verweigerung es übel zu empfinden ſchienen, als ob man gegen ſie ein Mißtrauen hege. Wie will ein einzelner Mann bei ſolchen Anforderungen bedeutender und einflußreicher Perſonen in ſolchen Fällen gleich widerſtehen?

Dem Profeſſor Müller, gegenwärtigem Cuſtos der Bildersammlung, iſt ein leichtes Geſchäft ohne ſonderliche Verantwortlichkeit übergeben, indeſſen wird es ihm, wenn die vielen durchreiſenden Fremden auch dieſe Merkwürdigkeit zu ſehen verlangen, manche Zeit koſten und er doch am Ende wegen dieſem Verluſt um einige Vergütung nachſuchen.

Sollten Kupfer hinzugefügt werden, ſo ſind die dadurch entſpringenden Veränderungen gar nicht zu berechnen; ſeine Verantwortlichkeit wächſt ganz unproportionirlich. Wie ſollen ſie inventariſirt und ihm übergeben werden? Wer ſoll die Vorräthe revidiren? Wer beurtheilen, ob die Kupfer noch im vorigen Zuſtande ſind? und wenn etwas fehlen ſollte, wer verantworten?

Die obere Behörde kann hier gar keine Verantwortlichkeit übernehmen; ſolche Poſten ſind von der äußerſten Confidenz. Was man von dem Bibliothekperſonal, das ſich ohnehin ſelbſt controlirt, nach vieljähriger Kenntniß zu erwarten hat, iſt wohl zu überſehen; einem Einzelnen, von dem man gar nicht weiß, ob er gerade hierzu geeigenſchaftet ſey, ſo wichtige mitunter unerſetzliche Schätze anzuvertrauen, dürfte die Behörde wohl nicht übernehmen.

Vielleicht war es überflüssig, nach einer Gegenüberstellung beider Anstalten so manche Bedenklichkeit so umständlich anzuführen; die Sache aber scheint von solcher Wichtigkeit und unübersehbaren Folgen, daß man in Versuchung kommt, noch weitläufiger zu seyn und manches ungern verschweigt, dessen Kenntniß man von einem tüchtigen Umsichtigen allerdings fordern kann.

Goethe.

(Ende) Januar 1821.

536. *

Die künftige Einrichtung in der Zeichnenschule, besonders die Gemälde und Zeichnungen, welche vorhanden sind betreffend.[1])

Die Sicherung des Besitzes der Kunstwerke durch sorgfältiges Verwahren derselben ist ein Gegenstand, welchen diejenigen Männer, denen sie zur Obhut anvertraut sind, immer löblich berücksichtigt haben. Ich lobe sie darum und würde an ihrer Stelle ebenfalls den gemeinnützigen Gebrauch dieses Besitzthums weniger empfehlen und lieber sehn, wenn diese Sachen nur selten vorgewiesen und fremden Händen gar nicht anvertraut würden. Als Besitzer derselben aber kann ich mir erlauben, mehrere Endzwecke mit dem Besitze zu verbinden. Meine Absicht ist, die mittlere Etage des Fürstenhauses ganz der Anstalt des freien Zeichneninstituts zu widmen, deswegen bewohnt Hofrath

[1]) Vgl. Nr. 530, 532 und 535.

Meyer den öſtlichen Flügel, der Profeſſor Jagemann den weſtlichen. Zwiſchen beiden ſind die Zimmer des Zeichneninſtituts und zwar drei an der Zahl. An dieſe ſtoßen wieder zwei Zimmer, in welchen zeither die Carſtens'ſchen Zeichnungen u. a. m. hingen. In dieſe wollte ich Kommoden ſetzen laſſen, in welchen ſämmtliche, nicht ſtark colorirte und ausgemalte Zeichnungen, dann die ſogenannte Kupferſtichſammlung, die Albrecht Dürer's ꝛc., welche im Bibliothekeinventario vor der Hand ſtanden, verſchloſſen liegen ſollten. Zu dieſen Zimmern und Kommoden ſollte der Hofrath Meyer allein die Schlüſſel haben und für das Inventarium derſelben ſtehn. Sie werden an Fremde und Einheimiſche blos durch ihn vorgezeigt. Er ſelbſt kann ſie benutzen oder durch ſeine Schüler benutzen laſſen, jedoch dergeſtalt, daß wenn Jemand darnach copiren wollte, dieſer in einem dieſer zwei Zimmer arbeiten müßte. Sollte Profeſſor Jagemann, oder einer der Unterlehrer des Zeichneninſtituts einen Schüler deſſelben begünſtigen wollen, ja ſelbſt wenn Profeſſor Jagemann oder ein Unterlehrer für ſich Zeichnungen oder Kupferſtiche benutzen wollte, ſo muß dieſes durch Vergünſtigung des Hofraths Meyer, immer aber in einem der zwei benannten Zimmer geſchehn. Die Zeichnungen unter Glas und Rahmen, welche nicht als Gemälde angeſehen werden können, nehmen widerwärtig viel Platz weg und ſind ſehr beſchwerlich. Deswegen ſollen alle, die ſich in dieſem Zuſtande befinden, herausgenommen und in Porteſeuilles gelegt und in den Kommoden verſchloſſen werden. Das letzte Zimmer auf der weſtlichen Seite iſt zum Atelier

für den Professor Jagemann, für die Oelmalerei und für die Schüler bestimmt, welche Professor Jagemann privatim in seinen Unterricht nehmen möchte.

Alle Gemälde werden in den verschiedenen Zimmern des Schlosses und des Fürstenhauses aufgehängt und kommen in kein anderes Inventarium, als wie in das der Häuser, in welchem sie befindlich sind, bleiben im Beschluß der respectiven Castellane und Hausvögte und gehören in die Hofinventarien.

Wenn Fremde sie besehen wollen, so ist dieses die Sache dieser in den Schlössern angestellten Leute solche vorzuzeigen. Indessen soll der Hofrath Meyer und der Professor Jagemann das Recht haben, von denen Schloßvögten Gemälde gegen Scheine auf einige Zeit sich zu ihrer Benutzung geben zu lassen. Indessen muß bei dem Marschallamt immer vorher die Vergünstigung dazu eingeholt werden.

(E. A.)

(Ende Januar 1824.)

537. *

Die Kupferstiche auf der Bibliothek habe ich zum Theil besehen.[1]) Sie bedürfen einer großen Sichtung, catalogirt sind sie gar nicht. Ich will mich einen dieser Tage selbst daran machen. So wie es jetzt ist, kann es nicht bleiben; zum Theil sind schon einige Blätter im Jägerhause. Auf der Bibliothek sind sie ganz am unrechten Orte.

(Anfang Februar 1824.) (E. A.)

[1]) Vgl. Nr. 530, 532, 535 und 536.

Und wenn mir die Morgensonne meinen Freund rauben sollte, will ich mirs verbergen. Vierzehn Tage! Welche Ewigkeit! In vierzehn Tagen, was kann da nicht vorfallen, was kann sich da nicht verändern!

Wilhelm trat herein. Mit welcher Lebhaftigkeit flog sie ihm entgegen! mit welchem Entzücken umschlang er die rothe Uniform! drückte er das weiße Atlaßwestchen an seine Brust! Wer wagte hier zu beschreiben, wem geziemt es, die Seeligkeit zweyer Liebenden auszusprechen. Die Alte ging murrend bey Seite, wir entfernen uns mit ihr und lassen die Glücklichen allein.

538. *

Am 12. Februar 1824.

Bei einer heute vorgenommenen Besichtigung auf der Bibliothek[1]) fand ich 20 Foliobände mit Kupferstichen mancherlei Art und vor jedem Bande ein sehr mühsam gefertigtes Verzeichniß über dessen Inhalt, nach den Namen der Kupferstecher geordnet. Da man nun nicht in 20 Bänden bequem suchen kann, so habe ich bestellt, daß ein Generalcatalog darüber gefertigt werde und zwar bloß nach den Meistern und nach den Nummern der Blätter; auf diese Weise wird man leicht finden können, was man zu suchen im Willen ist.

Ferner sind daselbst zwei große Portefeuilles mit Handzeichnungen und Calquen, wenig Gutes darunter. Diese sind, wegen Mangel der Hülfsmittel, gar nicht zu katalogiren. Dann noch etliche Portefeuilles, worin Vieles durch einander liegt und deren Inhalt zum Character der Bibliothek Theils, und Anderes zur Kunstsammlung im Jägerhause sich qualificirt.

Die 20 Bände gehören, meiner Meinung nach, ganz zur Kunstsammlung, dann wieder die Handzeichnungen, endlich aus den Portefeuilles Manches. Von beiverzeichneten Werken möchte sich auch Manches, aber nicht Alles für die Kunstsammlung eignen.

Sobald der Thurm an der Bibliothek innerlich ganz fertig seyn wird, so werde ich mich mit Hofrath Meyer noch einmal

[1]) Vgl. Nr. 530, 532, 535, 536 und 537.

in dieſes Local auf etliche Stunden verfügen und dahin die Sachen bringen laſſen, um zu ſichten; bis dahin wird auch wohl der Katalog der 20 Bände fertig werden und alsdann wird die Arbeit ſehr leicht zu machen und deren Reſultat ſehr erfreulich ſeyn, weil dann eine Menge ſchöner Sachen ſich an dem Orte befinden werden, wo ſie eigentlich hingehören, indem man auf einer Bibliothek doch eine Kupferſtich- und Handzeichnungen-Sammlung gewiß nicht ſucht, wohl aber in einer Kunſtſammlung, die mit einer öffentlichen Zeichnenſchule verbunden iſt.

Von beiliegendem Verzeichniſſe sub A und B erbitte ich mir eine Abſchrift.

Carl August.

539.*

26. Februar 1824.

Der Hofrath Meyer wird vermuthlich ſeinen Rapport über unſer Beginnen in der Bibliothek[1]) erſtattet haben, wo wir die Kupferſtiche und dergleichen Werke ſichteten, welche, meiner Meinung nach, zu der Kupferſtich- und Zeichnungenſammlung im Jägerhauſe gehören. Er ſchien die Sache mit mir aus demſelben Geſichtspunkte zu betrachten und brachte keine Schwierigkeit vor, welche die Sache zu hintertreiben [illegible].

[1]) Vgl. Nr. 530, 532, 535, 536 und 538.

Es wird alſo nunmehr nöthig ſeyn, die Veränderungen in den Katalogen zu beſorgen, hauptſächlich aber Anſchläge über die einfachen hölzernen Kommoden machen zu laſſen, von welchen in jedem Zimmer, wo ſich die Gemälde, Zeichnungen und Kupferſtiche befinden, eine, mehr oder weniger lang, aber eine ſo breit wie die andere, in der Mitte der Zimmer aufgeſtellt werden ſoll, zum Verſchließen eingerichtet und oben mit einer Tiſchplatte verſehen, um die Portefeuilles darauf legen und aufſchlagen zu können. Es müſſen horizontale Locale in ſelbe kommen, die aber durchgehen, um nicht genirt zu ſeyn. Es wird ſich ſchon beſtimmen laſſen, aus welcher Kaſſe die Ausgabe beſtritten werden kann.

Carl August.

540.

Aufzeichnung [1824].

Sehr gern will ich es übernehmen, den Bundestag zu veranlaſſen, daß er einmal etwas Erſprießliches unternehme und zumal für Dich, mein alter Freund; aber für die guten Folgen meiner Bemühungen und deren des Geſandten will ich nicht einſtehn.[1])

Für die Einrichtungen auf der Bibliothek und Anſtellung eines zweiſchürigen Amanuenſis für ſelbige und für's Jäger-

[1]) Es betraf die Anerkennung des Privilegiums für Goethe's Werke.

haus danke ich beſtens. Dieſes wird vieles Heil bringen und mir manche Sorge erſparen.

Der Niederländer iſt ein ſehr zudringlicher Menſch, der platterdings den hieſigen Orden haben will. Schreib ihm doch ein paar Zeilen und danke ihm für die Sendung.

Was ſoll dem Herrn Apotheker werden? Danke ihm auch indeſſen von mir. Die Sache ſelbſt iſt ja wohl nichts Neues und muß ſchon in Jena ſeyn; ich dächte es dorten geſehen zu haben.

Dein Canzonett wird den Faſching in Köln beleben. Ich möchte wohl mit Dir dorten ſeyn.

Da 's aber nicht kann ſeyn
So bleiben wir hier.

Lebe wohl.

G. A.

541.

Ew. Königliche Hoheit

vergönnen, daß ich einige Papiere in der Kürze vorlege.

Der Anſchlag vom 1ſten März, nebſt beigelegtem Riß, zeigt die Größe und Form der zu fertigenden Schränke, nicht weniger die darauf zu verwendenden Koſten.[1])

[1]) Vgl. Nr. 530, 532, 535, 536, 537, 538 und 539.

Sollten dieſe Vorſchläge gnädigſte Billigung finden, ſo würde die Ausführung alsdann ſogleich zu unternehmen ſeyn.

Unterthänigſt

Goethe.

Weimar
den 2. März
1824.

542. *

3. März 1824.

Bei dem jetzt ſehr verdrießlich herrſchenden Frühjahre macht es ſich nöthig, daß der neue Bibliotheksthurm geheizt werde, weil der ꝛc. Weiſe die Militärbibliothek und die Chartenſammlung einrangirt. Um deswegen keinen neuen Etat zu machen, laß die Heizung vor der Hand aus dem Bibliotheks-Holzvorrathe beſtreiten, der Erſatz deſſelben ſoll alsdann auf Deine Quittung irgend woher gleich erſetzt werden.

Carl August

543.

Ew. Königliche Hoheit

geruhen aus der Beilage zu erſehen, was der Bibliothekar und Rath Vulpius wegen Abgabe von Taſchenbüchern und Almanachen berichtet. Da nun hierzu Höchſtderoſelben Genehmigung erforderlich, ſo wird hierdurch ſchuldigſt und gezieмend darum gebeten.

Unterthänigſt

Goethe.

Weimar den 6. März
1824.

544.*

Da man es mir mißrieth, die Kalender[1]) complet in eine Sammlung zu bringen, welches einmal mein Gedanke war, ſo halte ich den hierbei verzeichneten Haufen einzelner, keine Suite bildender Kalender für unwürdig, auf der Bibliothek aufbehalten zu werden. Herr Vulpius hat ſchon lange gewünſcht, dieſen Wuſt unnützen Zeuges, welches noch obendrein Platz raubt, los zu ſeyn; ich bewillige daher die Abgabe dieſer Exemplare ſehr gerne und genehmige, daß die Kalender im Verzeichniß der Bibliothek ausgeſtrichen werden.

(C. A.)

Weimar den 7. März
1824.

545.

14. 3. 24.

Da Du denn Alles weißt! ſo ſage, o ſage mir an, was für ein Buch ſoll ich mir zur Hand nehmen, um das Syſtem und die Theorie der Kalkformationen in meinen Kopf zu bringen, ohne ihn gar zu ſehr zu zerbrechen? Mich intereſſirt jetzt die Materie wegen der Bearbeitung des Amenauers Riez oder Ring über die Lager um Weimar herum, in welchen ſich die wunderbarſten Abnormitäten finden.

Heute liefere ich einen Zwitterwidder lebendig nach Jena an Renner.

[1]) Vgl. Nr. 543.

Beiliegend ein luſtiger Criminalprozeß unter Botanikern. Die Rede Martius' in München zur Jubelfeier, über die Phyſiognomie des Pflanzenreichs in Braſilien, iſt Dir wohl vom Autor geſendet worden?

G. A.

546.

(März 1824.)

Schönſten Dank für Empfehlung von Voigts Werk, welches gewiß dasjenige iſt, was am meiſten meinen Endzweck erfüllt.[1])

Das Volckamerſche Geſchenke[2]) iſt, mit einem ſchönen Danke und einer ſilbernen Medaille mit Bruſtbilde erwiedert, recht gut anzunehmen. Wenn er mir, oder beſſer, Dir die Sachen ſchickt, ſo bekommt er noch einen ihm ſehr werthen Brief zur Medaille und damit iſt die Sache vollkommen gedeckt. Die Rede über die Phyſiognomik[3]) ſchicke ich morgen.

G. A.

Der Prozeß ſteht zu Dienſten.[4])

547.

W. 3. 24.

Auf Deinen gnädigſten Erlaß vom 22. dieſes erwiedere ich Verſchiedenes.

---

[1]) Vgl. Nr. 545. [2]) Stammbücher. Vgl. Nr. 548. [3]) und [4]) Vgl. Nr. 545.

1) Iſt der Cölner Carneval etwas ſehr Beluſtigendes? ich hätte den dicken Ende dabei ſehn mögen. Er hat mir neuerlich geſchrieben und mir die Erfahrungen des dortigen Rhein-Waſſermeſſers verſprochen. Seit Cöln Preußiſch iſt, hat der Vorgeſetzte des Pegel — ſo heißt der Waſſermeſſer — die Sache in großer Ordnung geführt; wie's vorher damit zugegangen iſt, ſollen daſelbſt die alten Alten ausweiſen, die Ende unterſuchen laſſen wird. Ich denke im May ſelbſten dorten zu ſeyn, da ich meinen Sohn in Gent beſuchen will.

2) Hier ein rechter intereſſanter Brief von dem jungen Manne[1]) der in Paris ſammelt, um eine Geſchichte des Herzogs Bernhard zu Stande zu bringen. Der Brief gehört an Hoge, dem ich ihn zu remittiren bitte.

3) Die Geiſtertafel mir gelegentlich, wenn ich zu Dir komme zu erklären, darum bitte ich; mir iſt ſie ganz unverſtändlich geweſen.

4) Uebermorgen erſcheint wieder Herrmann und Dorothea auf hieſiger Bühne; Dir wird die Vorſtellung gewiß davon ſehr gefällig ſeyn. Komm doch hinein. Du kannſt ja in unſerer großen oder in meiner kleinen Loge Dich einhüllen.

5) Den Paria[2]) habe ich geleſen; es iſt wirklich ein ſchönes Machwerk und das Stück ſoll noch in dieſem Frühlinge gegeben werden, wenn gleich große Schwierigkeiten damit ver-

[1]) Dr. Friedrich Bernhard Roeſe, ſpäter Archivar in Weimar. [2]) Trauerſpiel von Michael Beer. Vgl. Goethe's Werke, XLV, 338 fg.

knüpft ſind. Eine der größten dabei iſt, daß in tergo des Comödienzettels ein Programm erſcheinen muß, welches den $^{9}/_{10}$teln des Publikums, welche nicht die geringſten Spuren von Oſtindiſchen Sitten je vernommen haben, auch nicht ein Wort vom ganzen Gegenſtande begreifen werden, das Stück erkläre.

Ein ſolches Programm hätteſt Du wohl die väterliche Vorſorge dem Theater zu ſchaffen. Die zweite iſt das Coſtüm; die dritte iſt das Arrangement des Theaters, welches hier in dieſem Falle mit vieler Umſicht, Sachkenntniß und Geſchmack eingerichtet werden muß. Dieſe zwei letzten Artikel ſchaffteſt Du wohl baldigſt von Berlin, mit Zeichnung beſonders vom dritten Gegenſtande.

Dem neuen Paria möchte wohl vorzuwerfen ſeyn, woher der Held des Stückes, von dem man nichts Anderes weiß, als daß er zur Klaſſe der Indiſchen Lumpen gehöre, die ausgezeichnete Bildung, die er überall aus ſich blitzen läßt, her bekommen habe? Indeſſen über allzu crude Wahrheit muß man ſich wegſetzen, wenn man nicht alle Poeſie von der Bühne verbannen will und nicht die ganz geſchmackloſe Oſtindiſche gewiſſenhafte Plattheit wieder auf die Bretter zu rufen gedenkt, auf welchen, zu unſerm größten Jammer, das ſo genannte Alles-ins-Leben-treten-laſſen uns ſchon ſo lange gequält hat. Der Franzöſiſche Paria möchte in ſeiner Auswahl des Sujets den Vortheil haben, daß dorten der geborne Lump zum Helden, der ſein Vaterland gerettet hat, ſich durch Tapferkeit und Talent erhob, aber dem ohngeachtet, zu Folge der Oſtindi-

ſchen Sitten und Gebräuche, ohne Rettungsmittel wieder fallen und untergehn mußte. Es iſt lange her, daß ich letzteres Stück nicht geleſen habe und deswegen will ich auch die Gründlichkeit des Hiergeſagten nicht ganz gewiß behaupten.

Lebe recht wohl.

G. A.

Noch eins! Artaria hat mir beiliegendes Exemplar geſendet; es iſt ſoeben angekommen. Bei Artaria habe ich auf Boiſſerées Werke nicht pränumerirt, ſo viel ich mich beſinne, ſondern wenn ich nicht irre, habe ich Dich ſchon vor längerer wie 10 Monate erſucht, mir ein Exemplar zu verſchaffen, da ich dazumal entdeckte, daß ich die Pränumeration verſäumt hatte und zwar durch einen Mißverſtand. Artaria hat zu dieſer Sendung, bei welcher noch andere Dinge, zum Anſehn und Auswahl, befindlich ſind, nicht eine Zeile geſchrieben, auch kein Verzeichniß beigelegt, dergeſtalt, daß ich nicht weiß, woran ich bin. Iſt nun das beiliegende Exemplar das durch Dich beſtellte, von welchem Artaria die Sendung übernommen hat? oder ſchickt er es bloß auf Speculation und ich bekomme ein anderes durch Deine Vorſorge? Erkläre mir dieſes wenn Du kannſt.

548.

Ew. Königlichen Hoheit

überſende alsbald die angekommenen Nürnbergiſchen Stammbücher. Das beiliegende Blättchen

Zweytes Capitel.

Als Wilhelm seine Mutter des andern Morgens begrüßte, eröffnete sie ihm, daß der Vater sehr verdrießlich sey, und ihm den täglichen Besuch des Schauspiels nächstens untersagen werde. Wenn ich gleich selbst, fuhr sie fort, manchmal gern ins Theater gehe; so möchte ich es doch oft verwünschen, da meine häusliche Ruhe durch deine unmäßige Leidenschaft zu diesem Vergnügen gestört wird. Der Vater wiederholt immer, wozu es nur nütze sey? Wie man seine Zeit nur so verderben könne? —

Ich habe es auch schon von ihm hören müssen, versetzte Wilhelm: und habe ihm vielleicht zu hastig geantwortet; aber ums Himmelswillen Mutter! ist denn alles un-

ſpricht ſchon ihren mehrern oder mindern Werth deutlich aus. Was Höchſtdieſelben hierüber verfügen, bin ſogleich ſchuldig zu befolgen bereit.

Das mitgetheilte Heft[1]) verdient, als vorläufige Skizze, wohl allen Dank; die bezeichnete Stelle, obſchon unklar, ward ſogleich, als höchſt bedeutend, abgeſchrieben; früher iſt ſchon durch Alexander von Humboldt und Andre die Bemerkung gemacht worden, daß in den tropiſchen Ländern eine durch Tag und Nacht regulirte Oscillation[2]) ſtatt habe. Dieſes Phänomen, unſern Gegenden in ſeiner Entſchiedenheit fremd, möchte dereinſt in einer ſo verwickelten Sache vielen Aufſchluß gewähren. Indeſſen wird man die in dem Vorwort angekündigte umſtändliche Beſchreibung dieſer Reiſe zu erwarten haben.

Weimar 3. April 1824. Goethe

549.

(April 1824.)

Die Wirthſchaft in Cöln möchte ich doch mitgenoſſen haben. Dieſen Leuten iſt's in der Haut doch recht wohl! Aber gleich wird's am Gedruckten reich, wenn einmal im Norden etwas Luſtiges los iſt.

Heinrich Meyern habe ich den Brief von Volckamern gegeben[3]); es iſt ganz ſchlechtes Zeug, was er geſchickt hat,

[1]) von Martius. Vgl. Nr. 545. [2]) des Barometerſtandes. [3]) Vgl. Nr. 546 und 547.

wir müſſens wohl behalten, aber alle Nachſendungen verbitten. An Hofrath Meyer habe ich auch den Catalog mit meinen Aufträgen puncto der prächtigen Kunſtſammlung geſendet; ich habe die höchſten Preiſe geſetzt. Meyer wird wohl den Commiſſionär inſtruiren, mit wie Vielem er zu bieten anfangen ſoll. Vielleicht bekommen wir doch Etwas, dergleichen Dinge ſtehn jetzt ſehr hoch im Preiſe. Wenn ich nur dorten ſeyn könnte!

Die Witterungstabellen ſind ſchön gemacht und ſehr wunderbar.

C. A.

550.

(April 1824.)

Wenn Du mir wollteſt die Notizen vom Rath Grüner über die Erdbeben im Januar a. c. zwiſchen Hartenſtein und Zallenau, auch die Ellenbogener, wenn Du ſie beſitzeſt, abſchreiben laſſen, ſo könnte ich ſie mit morgender Poſt an Lindenau ſenden, der ſie vielleicht Zachen mittheilte.

C. A.

551.

d. 4. 24.

Sehr danke ich für die Notizen die Erdbeben im Ellenbogener Kreiſe betreffend.[1] Als dieſe ſich regten, floſſen wieder alle verſiegten Quellen im öſtlichen Neuſtädter Kreiſe.

[1] Vgl. Nr. 550.

Lindenau will zu Hauſe nachſuchen: er beſinne ſich dunkel ſchon früher von dieſer Erfahrung gehört zu haben.

Hier eine ſehr merkwürdige Lobrede auf den verſtorbenen Haüy.

Gute Nacht.

C. A.

552.

[1824]

Das Bildniß von Blumenbach beſitze ich ſchon. Die Fortſetzung des G . . . . . Werks habe ich aber abbeſtellt. Hier einige Curiosa, alle vom General von Ende aus Cöln. Die Zeichnung iſt aus ſeiner Gartenlaube genommen. Ich lege ſeinen Brief bei zu mehrerer Erdeutlichung. Ein ganz vortrefflich ausgetuſchtes Facsimile vom Cölner Dom, vom Oberbaurath Moller in Darmſtadt gefertigt, hängt jetzt im Saale bei mir, ein wahres Kunſtwerk.

C. A.

553.

11. 4. 24.

Im Hortus Belvederanus ſtehen eine Menge Crotons, unter welchen der Croton tiglium, der eigentlich derjenige ſeyn ſoll, welcher jetzt als offizinell erſcheint, nicht befindlich iſt. Gott weiß ob er nicht unter einem andern Namen, einem Synonym, ſich dorten doch befindet. L. Schell ſoll die Sache ins Klare zu bringen ſuchen.

Die Boiſſerée'ſchen Sachen ſind doch gar zu prächtig. Ich überliefere ſie hier zurücke. Der Cölner Dom kommt auf allen Fall auf die Bibliothek, die Lithographien aber wohl ins Jägerhaus?

G. A.

Findeſt Du nicht, daß die Eisbahn von Preller, die ich Dir heute ſchickte ſehr geiſtreich erfunden und componirt und ſehr correkt ausgeführt iſt?

554.

Ofter Montag (19. April) 24.

Hier iſt ein Brief von Lindenau zur Beantwortung der neulichen Fragen; ich erbitte mir ihn balde zurücke aus.

Nach dem Bilde, „der hieſige Eislauf“[1]) von Prellern gemalt, den ich Dir neulich ſchickte, ſein Talent beurtheilt, kommt es mir vor, als wenn ich wirklich wohl thäte, ihn mit nach Antwerpen zu nehmen und ihn dorten bei van Brée in die Schule zu geben, der mir ohnedies einen neuen Eleven abgefordert hat. Jetzt koſtet mir Prellers Reiſe nicht viel. Es iſt doch der einzige Ort auf dieſem Erdenrunde, wo doch noch etwas gründlicher Unterricht in Malerei und dergleichen gegeben wird.

Was ſagt Deine Weisheit dazu?

G. A.

Schicke mir das Bild wieder.

[1]) Vgl. Nr. 553.

555.

13. 4. 24.

Die Beilagen, Geognoſtica betreffend, bitte ich nach Jena an Lenz zu ſpediren; er kann das Scriptum in die Bibliothek des Muſeums niederlegen.

Sehr lieb wird es mir ſeyn, wenn Du Prellern bekannt machen willſt, daß ich ihn mit nach Gent, zu Anfang May, nehmen und ihn dorten ein paar Jahre laſſen wolle. Schreibe es doch auch an van Bree. Ich glaube, daß dieſer Preller etwas ganz Ausgezeichnetes werden kann.[1])

Hier ein Originalbrief von Körner; wenn ſein Buch in demſelben Styl geſchrieben iſt, wie der Brief, ſo wird es Aufſehen machen.

Carl August.

556.

Wilhelmsthal 25. 7. 24.

Einen uralten Brief von Dir habe ich geſtern bei meiner Ankunft hier gefunden, auch die meteorologiſchen Tafeln, die ſehr fleißig gemacht ſind. Ach Gott, mit der Meteorologie! mir iſt alle Hoffnung geſchwunden, je etwas Tüchtiges darüber zu Stande zu bringen, ſeit ich mit Seeleuten in näheren Contact gekommen bin, die behaupten, daß gar nichts davon zu erkennen ſey, weil ſie ſich nie Regeln unterworfen, außer unter

[1]) Vgl. Nr. 553 und 554.

der Linie, wo es beſtändig einerlei Wetter ſey. Fluth und Strömung ſei regelmäßig, ſonſten aber nichts. Unſer ganzer Erdball ſcheint in Strömungen zu liegen und jede Abweichung ſcheint bei uns Witterung zu ſeyn. Das Gewitter am 18. dieſes war merkwürdig, ich habe es entſtehen ſehn.

Gieb doch Vulpius ſo viel nöthig aus Deiner unterhabenden Kaſſe. — Ich ſchicke Dir balde noch einige hübſche Sachen.

Mein alter Schwager hat viel nach Dir gefragt und grüßt Dich auf's Freundſchaftlichſte. Ich werde hier über 14 Tage bleiben, um künſtliche Bäder in der Ruhe zu nehmen, was zu Hauſe nicht möglich ſeyn möchte, und eine Kur dieſer Art muß man eigentlich als Anfang eines neuen Jahres feiern, bedeutender als den erſten Januar.

Und hiermit Gott befohlen.

G. A.

557.

17. 8. 24.

Ich bitte um Mittheilung der Details für die Parias.[1]) Beikommend überſende einige Bücher, die ich gar nicht beurtheilen kann, ob ſie vielleicht für die gelehrten Arbeiten des Generalſuperintendenten Röhr dienlich ſeyn könnten. Ich bitte mich zu unterrichten, ob ich ſie behalten ſoll.

---

[1]) Vgl. Nr. 547.

Einige Bewegungen in der Bibliothek wird Kräuter gemeldet haben.

E. A.

558.

10. 10. 24.

Sehr verbunden für das schöne Ebenbild des C.... II.... Mit gütiger Erlaubniß confiscire ich es zum Besten der Sammlung dergleichen Ebenbilder, die nach und nach in Belvedere entstanden ist.

Was sagen Ew. Hochgelahrtheit von dem sehr niedrigen Stande des Barometers, welches seit voriger Mittwoch Nachmittag sich eingestellt hat, bis allerweile sich erhält und sogar zunimmt; dabei den hohen Thermometerstand bei Tag und Nacht und dabei die schöne Witterung?

E. A.

Ich lese jetzt Deinen jungen Werther in einer neuen Ausgabe, die mir sehr schön gebunden durch die Freigebigkeit Herrn Weygands zugekommen ist.

Herrn Sprengel habe ich für seine Dedicace einen fein stylisirten Brief und die goldene Medaille gesendet, an Weygand auch.

559.

(November 1824.)

Die Beilage ist ein so merkwürdig historisch-charakteristisches Aktenstück, daß ich nicht umhin kann, es Dir mitzutheilen. Ich hatte nämlich Müffling geschrieben, daß am Rhein man be-

merkt zu haben glaubte, er habe den alten Blücher zu hoch gehoben und daß ich dieſer Kritik mit beiträte. Darauf bezieht ſich der Brief; der meinige war durch einen Zufall verloren gegangen und fand ſich erſt jetzt wieder.

C. A.

560.

16. 11. 26.

Den Müſſlingſchen Brief[1]) will ich Dir hiermit zu erb und eigen überlaſſen; lies aber ſein Werk, das Dir großes Vergnügen machen wird: Weiſe kann es Dir gleich liefern.

Dem Polacken danke ſchönſtens von mir, einen Brillantring gebe ich ihm aber nicht.

Lies doch die Memoiren von Fouché, erſt Ein Band iſt erſchienen.

An Canonicus Stark in Regensburg habe ich ſchreiben und ihm vorſchlagen laſſen, die drei Manuſcripte herzuſenden, damit man ſie beſehe, und die Preiſe der Incunabeln zu überſchreiben. Güldenapfeln in Jena habe ich bitten laſſen, mir das Verzeichniß der Incunabeln auf der Jenaiſchen Bibliothek mitzutheilen.

Die wahre Küche aller jetzigen Naturereigniſſe ſcheint im Fürſtenbergiſchen und zwar in dem Theile des Schwarzwaldes zu ſeyn, wo die reichen Bergwerke und einige Mineralquellen ſich befinden.

Es möchte doch wohl nun an der Zeit ſeyn, das grüne

[1]) Vgl. Nr. 559.

Zimmer auf der hieſigen Bibliothek, wo ſonſten die Kupferſtiche und Rariora waren, zu einem Leſe-Cabinet einrichten zu laſſen, es an gewiſſen Tagen zu heitzen und dem Publico einen Wink darüber zu geben. Salvo meliori.

Geſegnete Mahlzeit.

G. A.

Müſſlingen habe ich Dein Urtheil über ſeine Auslegung im Original mitgetheilt; er wird ſich ſehr darüber freuen. Von ihm bekam ich vorgeſtern die Nachricht, daß der König ſich mit der Gräfinn Harrach vermählt habe.

561.

17. 11. 24.

Noch eines Artikels zu erwähnen, habe ich geſtern vergeſſen, nämlich den Wunſch des Heinrich Müller auszudrücken, der, ſeine Schwäche fühlend, nach Stuttgart zu gehn ſeufzet, um ſich das Lithographiren dorten gründlich lehren zu laſſen. Deine Meinung darüber mitzutheilen erbitte ich mir und dann auch mir eine Summe vorzuſchlagen, die ich ihm als Zuſchuß dazu gewähren müßte.

G. A.

562.

(22. 11. 1824.)

Verzeihe! aber das Fatum hat gewollt, daß ich die Beilagen aufrollete, welche für Dich und an Dich adreſſirt waren, deſſen Indicativum ich aber zu ſpät bemerkte.

G. A.

563.

22. 11. 21.

Hier iſt die von Dir gewünſchte Abſchrift. Auf der Gräflich Wrbnaſchen Herrſchaft, wo die Eiſenwerke ſind, zwiſchen Prag und Pilſen, ſoll ein Meteorſtein gefallen ſeyn. Vor 11 Tagen hieß es, daß der Sprudel in Karlsbad ausgeblieben wäre; haſt Du etwas davon gehört?

Das Indianiſche Bach trübt, glaube ich, den Himmel.

Vale!

C. A.

564.

W. 11. 21.

Zur Tröſterinn in den langen Winternächten habe ich Dir beifolgende Dame erkoren, die ich Dir ganz preis und zur ſchärfſten Kritik ganz nackend hingeſtellt gebe, damit Du damit machſt, was Dir eben gelüſtet; aber als die Gulmination der Lithographirkunſt erlaube, daß ich ſie Dir beſonders empfehle.

C. A.

565.

Viel Glück zum neuen Jahre! und zum Gruß einen Brief von einem alten Bekannten; nämlich von meinem ehemaligen Rittmeiſter, jetzigem penſionirten Generallieutenant von Oppen. Er iſt 70 Jahr alt, hat vor ein paar Jahren zum dritten male geheirathet und mich ſeitdem ſchon zweimal zu Gevatter gebeten.

nütz, was uns nicht unmittelbar Geld in den Beutel bringt, was uns nicht den allernächsten Besitz verschafft? Hatten wir in dem alten Hause nicht Raum genug? und war es nöthig ein neues zu bauen? Verwendet der Vater nicht jährlich einen ansehnlichen Theil seines Handelsgewinnes zur Verschönerung der Zimmer? Diese seidenen Tapeten, diese englischen Mobilien sind sie nicht auch unnütz? Könnten wir uns nicht mit geringeren begnügen? Wenigstens bekenne ich, daß mir diese gestreiften Wände, diese hundertmal wiederholten Blumen, Schnörkel, Körbchen und Figuren einen durchaus unangenehmen Eindruck machen. Sie kommen mir höchstens vor wie unser Theatervorhang. Aber wie anders ists vor diesem zu sitzen! Wenn man noch so lange warten muß, so weiß man doch, er wird in die Höhe gehen, und wir werden die mannigfaltigsten Gegen-

Ich warf ihm neulich vor, daß er in ſeinem geſetzten Alter ſich noch mit dergleichen Kindereien abgebe und führte Dich ihm zum Beiſpiel an. Auf dieſes beiliegende Erwiederung.

G. A.

2. 1. 25.

566. *

3. 1. 25.

Jetzt iſt der junge Hoffe aus Eiſenach in Berlin und lithographirt dorten mit immer mehr heranwachſender Auszeichnung. Ich glaube deswegen, daß wir wohlthun werden, noch ein Weilchen Müllers[1]) Wunſch unerfüllt zu laſſen und zu ſehen wie ſich das Ding in Berlin machen möchte. In München iſt's gar betrübt, wenn man junge Leute hinſchickt, ſie werden zwar recht gütig aufgenommen, Niemand bekümmert ſich aber ernſtlich um ihre Studien.

Den Jenaiſchen Katalog der Incunabeln hebe doch derweilen auf, bis er complet ſeyn wird.

Schicke mir ein hübſches Exemplar für Oppen und ſchreibe ihm etwas dazu; es wird den alten Kerl ſehr freuen. Anno 14 in Paris war er im Jardin des plantes und trat in den Verſchluß, wo der Elephante hauſte; der faßte ihn auf's Korn und drückte ihn dergeſtalt an die mit eiſernen Spitzen verſehenen Planken, daß er lange krank davon war. Er hat viel über dieſen Unfall leiden müſſen, weil man behauptete, der Elephant

[1]) Vgl. Nr. 561.

ſey neidiſch geweſen, ſo eine Maſſe neben ſich zu ſehn. Du kannſt dieſer Geſchichte mit erwähnen.

G. A.

Für die Euphorbia danken wir resp. ſchönſtens.

567.*

Fabian Sebaſtian (Januar 1825).

Durch den Canzler von Müller habe ich neuerlich ſehr ſchöne Lithographien zu ſehn bekommen, die in Carlsruhe erſchienen ſind. Dorten hin könnte man wohl den Heinrich Müller[1]) ohne alle Gefahr reiſen laſſen und dorten würde er wohl ohne ſonderliche Umſtände aufgenommen werden. Wenn Du mir beiſtimmteſt, ſo könnte wohl der Canzler von Müller das Geſchäfte, dorten ſich zu erkundigen, übernehmen? Salvo meliori.

G. A.

Südwind ſeit vorigem Sonnabend und allerhand Witterung dabei? Der Barometerſtand p. p. auf dem Mittlern. Geſtern 1645 Haſen geſchoſſen.

568.*

10. Febr. 1825.

Da im Thurme an der Bibliothek in der Woche exclusive Sonntags täglich geheizt wird und immer Jemand von den

[1]) Vgl. Nr. 561 und 565.

angeſtellten Officianten gegenwärtig iſt, ſo habe ich heute der Demoiſelle Facius die Erlaubniß ertheilt, dorten nach den Muſtern, welche ſich in der Dactyliothek von Lippert und in der Sammlung von Schwefelabgüſſen befinden und die im Thurm aufgeſtellt ſind, zu arbeiten; in der Hoffnung, daß das ſchöne Licht des dortigen Locals ihr förderlich ſeyn wird, um das Talent zu excoliren, was ihr von der Vorſehung iſt gewährt worden. Da ſie unter der ſpeciellen Aufſicht und Anführung der Demoiſelle Seidler zeichnet und ſtudirt, ſo iſt auch dieſer zu jeder Zeit der Zutritt bei dieſer Gelegenheit zu verſtatten.

Carl Auguſt

569.

21. 3. Z.

Die bewußte Zeichnung, welche man für eine Raphaeliſche halten kann, gehört der Frau von Heygendorff. Wenn Du dieſe darum begrüßen willſt, ſo wird ſie vermuthlich ſelbige Dir gerne ſenden.

Mir iſt's mit dem Wurzelſchlagen der Bäume oder holzigen Pflanzen noch dunkel, ob ſie beim Oculiren, Pfropfen oder Ablatiren wirklich Wurzeln ineinander ſchlagen, oder auf welche Weiſe ſonſten die Verbindung zweier Hölzer vor ſich geht. Sobald es gut Wetter wird, ſoll Mancherlei vorgeſucht werden.

C. A.

570.

2. 4. 25.

Heute Abend wird vermuthlich die erſte Seſſion[1]) gehalten werden, um Hieramens Willen zu erfüllen, und die Hütte wird ſolche Meiſter aufnehmen, welche, das Caſſia-Stengelchen unter der Naſe, im brüderlichſten Sinne das Nothwendige mit dem Schicklichen zu verbinden verſtehn, ohne den allgemeinen Baumeiſter der Welten, welcher auch der größte Rechner und Hauswirth derſelben iſt, durch Fehlſchüſſe in dem Kapitel über die Anwendung der Kräfte zu beleidigen.

Die Erſcheinung des Königſtädter Theaters[2]) iſt mir ſehr erfreulich geweſen, weil, dorten ausgeführt, in der neueſten Praxis ein Gedanken- und Erfahrungsbündel an das Tageslicht geſtellt wird, auf deſſen Aufleben ich immer Hoffnung ſetzte und an deſſen Belebung Baurath Steiner ſchon eine Weile her arbeitete. Ob die Einſchachtelung des Orcheſters ins Proſcenium lobenswerth ſey oder nicht, laſſe ich ſo lange unangetaſtet, bis die Erfahrung uns lehren wird, was wir darüber glauben ſollen. Vermeidbar iſt dieſe Einrichtung auf allen Fall.

Mit meiner ſehr wacklichen Leibeshütte kann ich noch immer nicht zurechte kommen, es knackt da und dorten, ohne daß man gleich das rechte Fleck treffen konnte. Gute Nacht.

C. A.

---

[1]) wegen Wiederaufbaus des am 21. März 1825 abgebrannten Theaters. [2]) in Berlin.

571.

11. 4. 25.

Das Zeichnungs-Cabinet wird ſich ſchön ausnehmen!

Die betrübte Thätigkeit, welche unſer verunglücktes Theater[1]) uns aufdringt, iſt leider nicht von der erfreulichſten Gattung; ich hätte mir eine andere gewünſcht.

Hier ſchicke ich Dir Etwas, was mir Soret zuſammen gelegt hat, Theils aus dem Meinigen, Theils aus ſeinen Vorräthen.

Viel Glück zum ſchönen Sonnenſchein!

C. A.

572.

15. 4. 25.

Das iſt das verlorene Schaaf. Lindenau, der eben bei mir iſt, hat große Freude daran. Ich will es hier im Thurm der Bibliothek aufheben laſſen, um es immer an der Hand zu haben.

Die Soret'ſchen Sachen habe ich behalten um ſie einzutragen, ich bitte um das Verzeichniß, was noch bei Dir liegen wird.

Baldige Beſſerung! Gott, dem Herrn, befohlen!

In Kurzem werden wir mit Engliſchem Lichte beleuchtet werden.

C. A.

---

[1]) Vgl. Nr. 570.

573.

Ach mein Gott! Die Zauberbretzel habe ich an alle Theile des Leibes gehalten, ſelbſt an den Magen, ſonder Effekt. Setze Du die Verſuche fort, vielleicht entdeckſt Du räthſelhafte Gefühle. Für die Bücher danke ich beſtens. Einen Cicerone werde ich ſchon finden. In Jena hat mich geſtern das ſchöne Leſepult in der Bibliothek ſehr erfreut und in Wöllnitz das blühende ſaamentreibende Equisetum eburneum. Schade, daß von Dir ungeſehn die Anikeln und Primeln in Belvedere verblühn!

C. A.

(5. May 1825.)

574.

12. 6. 25.

Die bewußte Mondespaſtete, welche ich in Dornburg bekam, war mir von Anfang an ganz unzernagbar; ich gab ſie deswegen an Soret und ließ ihn dran kauen. Dann wagte ich es noch einmal anzuſetzen und nun bin ich doch ſo weit damit gekommen, daß die Gruithuiſenſchen Tollheiten mir Spaß zu machen anfangen. Wenn nur dergleichen Skribenten nicht verlangten, daß man ſie verſtehn ſollte, wenn ſie Griechiſch ſchreiben, denn im libro quaestionis ſtehn beinahe ebenſoviele griechiſche Kunſtausdrücke, als wie deutſche Worte.

Schade, daß Du Dich nicht entſchließen kannſt, die Welt die Du betrittſt, in freier Luft zu beſehn; es blühet Alles überüppig in dem Park, unter andern die berühmte Paeonia,

die ich in der Malmaiſon blühen ſah und dann nicht wieder. Ich habe ſie vor ein paar Jahren bekommen und glaubte es ſeyen Exemplare der Paeonia arborea, die ich ſchon öfters beſitze, und ließ ſie deswegen beim Salon ins Freie pflanzen. Siehe, ſie hat den Winter leicht gedeckt überſtanden und trägt drei Blumen, jede von der Größe eines Hutkopfes. Die Species Acacien ſind wie beſchneit, die hispida übermäßig ſchön und die glabra im Aufbrechen. Zu Belvedere iſt auch Vieles zu bewundern.

C. A.

575.

Wilhelmsthal 11. 7. 25.

Für Alles Ueberſendete danke ich beſtens; indeſſen haben dieſe Gegenſtände bei den hieſigen Mathematikern den Wunſch erregt, Dein Werk „zur Farbenlehre“ hier, und die Capitel in ſelbigem, von welchen Du ſchreibſt, angezeigt zu haben, damit man Deine Abſicht ganz verſtehe. In Eiſenach iſt das Buch nicht zu finden. Unterrichten ſoll es uns auch, ob zu den drei Prismen abſichtlich oder nur zufällig eine Tafel Cronglas genommen worden iſt und wie Du Dir dieſes Alles zurechte legſt. Beruhige alſo uns im Walde und ſchicke den Originaltext balde.

Unſer Herrgott bleibt uns wieder ein Frühjahr und einen Sommer ſchuldig. Für den Holzabſatz iſt die jetzige Witterung ſehr erſprießlich. Die Ofen- und Caminfeuer gehn hier nicht aus.

Am Ende dieſer Woche wird wohl die Niederkunft der Bernhard[1]) erfolgen, wir erwarten heute den geheimen Hofrath Stark von Jena.

Der Nekrolog vom alten Schnurrbart[2]) iſt ſehr merkwürdig und recht gut geſchrieben.

Der Herzog von Clarence hat mir etwas geſagt, das ich an Doebereiner fragend mitzutheilen bitte. Der Herzog behauptet nämlich: die Dampfſchiffe vermöchten nicht große Seereiſen zu machen, weil die Ruder im Salz- oder geſalzenen Waſſer beſtändig, oder lange fortwährend bewegt, ſich entzündeten. Was kann daran wahr ſeyn?

Dieſer Brief wird hoffentlich unverbrannt zu Dir gelangen und Dir von mir recht wohlig zu leben wünſchen. Amen.

G. A.

576.

Wilhelmsthal 24. 7. 25.

Mit nächſter Gelegenheit, mein alter Freund, ſchicke ich die Bücher, Prismen und dergleichen zurück.[3]) Ein concaves Glas wird mitkommen von Körners Fabrik, das ich nach Baiern geſchickt hatte und Frauenhofers Kritik darüber, die ich Körnern

[1]) Ida, Gemahlin des Herzogs Bernhard von Weimar. [2]) Leopold, Fürſt von Anhalt-Deſſau, preußiſcher Generalfeldmarſchall. [3]) Vgl. Nr. 575.

zur Beherzigung mitzutheilen bitte. Nach Soret's und Lindenau's Anſicht hat Körner den letzten Flintglas-Hafen nicht genug erkalten laſſen, denn ein Stück das Soret von Jena mit nach Dornburg nahm, veränderte ſich unterwegs. Lindenau behauptet, in Bayern ließ man 8 Tage lang, wenigſtens, den Hafen im Ofen nach und nach erkalten, ohne ihn anzurühren. Das mag gegründet ſeyn. Körner möge alſo den nächſten Guß auf dieſe Weiſe behandeln.

Was die achromatiſtiſche Weisheit puncto Deiner Anſicht betrifft, ſo möchte eine mündliche Erklärung uns doch wohl noch von Nöthen ſeyn, da bei dergleichen Verſuchen die Manipulation gar zu nothwendig iſt und dieſe vom Erfinder beſſer geleitet werden kann, als wie durch den Nachſucher.

Zwei kalte Tage haben wir, nachdem es irgendwo gewittert haben mag, erlebt und eine ſehr kalte Nacht, die heutige, wo das Thermometer bei Tagesanbruch auf 2 ½ ſtand. Heute iſt's wieder ſchön warm. Die Dürre iſt übermäßig; nur vorgeſtern Abend fielen ein paar dünne Tropfen vom Himmel. Meine zwei hieſigen Enkel habe ich heute zu denen drei andern nach Altenſtein in die Höhle geſchickt. Albert von Mecklenburg erinnert ſehr an Vater und Mutter und ſieht etwas kränklich aus, iſt aber ſehr unterrichtet. Ich fürchte, daß er in den Händen von Pietiſten ſich befindet, die ihn ins myſtiſche Paradies nach Zürich ſchleppen. Gott befohlen.

E. A.

577.

Wilhelmsthal 27. 7. 25.

In dem erbärmlichen Zuſtand, in dem du das hübſche Inſtrument von Daniell[1]) finden wirſt, kam es geſtern an; aber es war weder in Baumwolle, noch in ſonſt Etwas gepackt. Vielleicht kann es Doebereiner wieder repariren oder genau copiren laſſen.

Wenn Du doch von meinetwegen, aber in Deinem Namen, dem Autor danken wollteſt, beiläufig könnteſt Du erwähnen, daß das Inſtrument zerbrochen angekommen wäre. Die Engländer bilden ſich immer ein, Alles ging zur See und packen ſehr ſchlecht; mit den Pflanzen geht's auch nicht beſſer.

Hier iſt's ſeit etlichen Tagen bitter kalt. Des Morgens 2 ♀. Lebe recht wohl.

G. A.

578.

7. 9. 25.

1) Durch die vom Miniſter Lindenau angewendete Unterhandlung habe ich aus der Thümmelſchen Verlaſſenſchaft, in Altenburg, für den Metallwerth mehrere galvaniſche Apparate acquirirt, über deren Ablieferung beiliegend eine Quittung eingeht. Dr. Doebereiner kann nun ſämmtlich Angelangtes ins Inventar nehmen und daraus, zu dem gefügt, was ſchon vorräthig war, einen ſehr anſehnlichen galvaniſch-Zamboniſchen Apparat

[1]) Vgl. Goethe's Werke. LI, 259.

stände sehen, die uns unterhalten, aufklären und erheben. —

Mach' es nur mäßig, sagte die Mutter: der Vater will auch Abends unterhalten seyn, und dann glaubt er, es zerstreue dich, und am Ende trag ich, wenn er verdrießlich wird, die Schuld. Wie oft mußte ich mir das verwünschte Puppenspiel vorwerfen lassen, das ich euch vor zwölf Jahren zum heiligen Christ gab, und das euch zuerst Geschmack am Schauspiele beybrachte!

Schelten Sie das Puppenspiel nicht, lassen Sie sich Ihre Liebe und Vorsorge nicht gereuen. Es waren die ersten vergnügten Augenblicke, die ich in dem neuen leeren Hause genoß, ich sehe es diesen Augenblick noch vor mir, ich weiß, wie sonderbar es mir vorkam, als man uns, nach Empfang der gewöhnlichen Christgeschenke, vor einer Thüre niedersitzen hieß, die aus einem andern

formiren. 2) Eine kleine Moossammlung, auch für Jena. 3) Die Erklärung eines Gemäldes, welches van Bree gefertigt hat und sich in der Ausstellung befindet.

Uebrigens ist in der Ausstellung noch angelangt ein Bild von Preller und das Portrait des todten Herzogs Wilhelm von Braunschweig, von van Bree gemalt.

Schönsten Dank für das, was am 3. September Nachts*) bei Dir, mein lieber alter Freund! mir zu Ehren, geschehen ist.

G. A.

579.

16. 9. 25.

Baldige Wiederherstellung der Gesundheit anwünschend, schließe ich hier eine lustige portische Fioskel eines Bauern bei.

Dem Commer-Consulent Schnauß ist auf's Schönste für sein Votiv-Geschenk an die Bibliothek zu danken; — hoffentlich. — Die Lippertsche Dactyliothek ist mir für 200 Thlr. zu Theil geworden, durch Lindenau's freundschaftliche Nachgiebigkeit. Das Exemplar ist wirklich das bekannte. Ob auf der Bibliothek, oder beim Münzcabinet, oder im Jägerhause bei den Kunstsachen? Diese Wahl des Locals wo die Dactyliothek aufgestellt werden könnte, überlasse ich ganz Deinem Ausspruch.

In Gotha habe ich mit Soret die allervortrefflichste Con-

*) zur Feier des Regierungsjubiläums des Großherzogs.

chylien-Sammlung dieſen Sommer geſehn, die vielleicht auf dem Continente iſt.

Doebereiner muß jetzt ungeheure Experimente mit dem Galvanismo anſtellen können.

Gott befohlen

G. A.

580. *

9. 10. 25.

Nicht jeden Profeſſors Abweſenheit wird der Academie ſo viel Nutzen bringen, als wie die von Profeſſor Hand.[1]) Dieſer hat gut und ſehr uneigennützig geſammelt.

Du wirſt wohl mit ihm die Abrede nehmen, wie weiter zu verfahren ſey, um den guten Willen der St. Petersburger Akademie zu benutzen, was für Dankbarkeitsbezeugungen, wie, an wen? ꝛc. Dieſes überlaſſe ich Dir, mit gewohntem Zutraun, zu ordnen.

Hier ſchicke ich die ganze Sammlung, welche für das mineralogiſche Cabinet in Jena unſchätzbar iſt. Der Auszug aus der Handlungs-Zeitung iſt wohl der Sammlung mit einzuverleiben.

Die Kupfer gehören zur hieſigen Bibliothek. Hand iſt wohl ſo gefällig, eine kleine Notiz dazu zu ſchreiben, bis daß der Text ſelbſt komme.

---

[1]) Dr. Ferdinand Hand, Profeſſor der Philologie in Jena.

Graf Sternbergs Brief iſt ſehr liebenswürdig, empfiehl mich ihm beſtens. Leb wohl.

C. A.

Ich habe dieſe vergangene Woche Profeſſor Renner in Jena beſucht. Er iſt ſehr fleißig im Seciren und Aufſtellen, nicht aber im Aufzeichnen (Zettelaufkleben oder Numeriren) noch im Catalogiſiren. Das Haus iſt gewiß in Kurzem zu klein für die Sammlung und alsdann wird ſie doch wohl ins Schloß ziehen müſſen? aber vorher wäre das Catalogiſiren doch ſehr wünſchenswerth.

Sieglitzens[1]) Bericht über den Befund der Inſtrumente auf der Sternwarte wünſche ich zu ſehn; leider fand ich weder ihn noch Doberciner heimiſch.

581.

Ew. Königliche Hoheit

vermißten neulich in Jena den Präparaten-Catalog der Veterinairſchule.[2]) In Erinnerung, daß ein ſolcher vorhanden ſey, ließ ich ſogleich nachforſchen und Höchſtdieſelben belieben aus beiliegendem Vortrag den Erfolg gnädigſt zu erſehn.

Die Nummern werden gegenwärtig aufgeklebt, größere und zum didactiſchen Zweck zunächſt nicht geforderte platzverſperrende Präparate ſind ſchon ins Schloß geſchafft und ſo wird

[1]) Mechanicus in Jena. [2]) Vgl. Nr. 580.

man fortfahren, damit nichts Nothwendiges entfernt werde und nichts Ueberflüſſiges den Raum beenge.

Mit angelegener Bitte, Höchſtdieſelben mögen, wenn etwas bei dieſen Anſtalten ſich zu erinnern findet, ſolches gnädigſt bemerken, auch der Beſeitigung der Mängel und der Ausführung des Wünſchenswerthen jedesmal überzeugt bleiben.

(G.)

Weimar
den 16. Oktober
1825.

582.

4. 11. 25.

Geſtern Abend war eine merkwürdige Epoche für meteorologiſche Ereigniſſe: der Barometer ſtand 2‴ unter 27. der Hygrometer auf 70. Der Himmel war regenſchwanger und nahe dem Gebähren; dem ungeachtet fiel kein Tropfen Waſſer vom Himmel. Der Sturm war entſetzlich. Der Manometer iſt bei ſolchen Fällen das einzige Inſtrument, was ſich klar ausſpricht, indem es wenigſtens die Denſität und Elaſticität der Atmoſphäre anzeigt und andeutet, daß es nicht regnen könne.

Wiſſen wir doch nun, von wo und wohin der Wind fährt. Das alte Teſtament hat uns ſchon alle Hoffnung abgeſprochen, dieſes jemals zu ergründen.

Willkommen in Weimar! am 7ten') dieſes!

C. A.

') Jahrestag der ersten Ankunft Goethe's in Weimar.

583. *

Sehr werthgeſchätzter Herr geheimer Rath und Staatsminiſter!

Gewiß betrachte ich mit allem Rechte den Tag, wo Sie, Meiner Einladung folgend in Weimar eintrafen, als den Tag des wirklichen Eintritts in Meinen Dienſt, da Sie von jenem Zeitpunkte an nicht aufgehört haben, Mir die erfreulichſten Beweiſe der treueſten Anhänglichkeit und Freundſchaft durch Widmung Ihrer ſeltenen Talente zu geben. Die fünfzigſte Wiederkehr dieſes Tages erkenne ich ſonach mit dem lebhafteſten Vergnügen als das Dienſtjubelfeſt Meines erſten Staatsdieners, des Jugendfreundes, der mit unveränderter Treue, Neigung und Beſtändigkeit Mich bisher in allen Wechſelfällen des Lebens begleitet hat, deſſen umſichtigem Rath, deſſen lebendiger Theilnahme und ſtets wohlgefälligen Dienſtleiſtungen Ich den glücklichen Erfolg der wichtigſten Unternehmungen verdanke und den für immer gewonnen zu haben, Ich als eine der höchſten Zierden Meiner Regierung achte. Des heutigen Jubelfeſtes frohe Veranlaſſung gerne benutzend, um Ihnen dieſe Geſinnungen auszudrücken, bitte Ich der Unveränderlichkeit derſelben ſich überzeugt zu halten.

Carl August.

Weimar den 7. November
1825.

Nachſchrift.

Auch ein minder vergängliches Zeichen ſoll, ſehr werthgeſchätzter Herr geheime Rath und Staats-Miniſter, das ſeltene und mir beſonders erfreuliche Jubelfeſt der Mit- und Nachwelt verkündigen; in ſolcher Abſicht iſt, mit Einverſtändniß meiner Gemahlinn, die anliegende Denkmünze geprägt worden. Empfangen Sie durch deren Widmung ein dauerndes Denkmal Unſrer Geſinnungen und gleichzeitig die wiederholten aufrichtigſten Wünſche für die Fortdauer Ihres Wohlbefindens.

Carl August.

584.

15. 12. Z.

ad 1. Die Abdrücke der Stoſchiſchen Sammlung geſchnittener Steine ſind auſſerordentlich ſcharf und ſchön. Das iſt eine Zierde mehr für unſere Gelehrten- und Künſtlerburg an dem Schützengraben.[1])

ad 2. Von dem Herrn Breve (?) habe ich ſchon Mehreres erhalten und ihm gewöhnlich, mit fremder Hand geſchrieben, geantwortet. Dieſesmal ſoll daſſelbe, aber mit Beilegung einer ſilbernen Medaille geſchehen. Das Ganze werde ich Dir zur gütigen Beſtellung zuſenden.

ad 3. Von der Standeckſchen Triumphpforte mag ich in dieſem Leben nichts mehr ſehn.

Weiſe den Mann ab.

[1]) Die Bibliothek. Vgl. Nr 579.

Die Schreckenspost[1]), von der wir gestern Abend von Berlin aus die erste Nachricht, ohne alle Nebenumstände, bekommen haben, wird wohl auch zu Dir gedrungen seyn? Ein wichtig Haupt hat sich gesenkt! Die Folgen davon sind unübersehbar.

E. A.

585.

17. 12. Z.

Gestern Abend ist die Bestätigung der traurigen Nachricht eingelaufen, von der neulich schon die Rede war. Kaiser Alexander ist den 1. dieses zu Taganrog gegen Mittag verschieden; die Folgen einer Erkältung, nach einem Krankenlager von praeter propter 12 Tagen, haben sein Ende bewirkt. Der Tod soll sehr sanft gewesen seyn. Vor der Hand ist Constantin als Thronfolger ernannt worden, zwar unter der Hand nur, da er bei seiner Abreise von Warschau den Tod des Kaisers hat verheimlichen und weder die Truppen noch das Civil schwören lassen. Man vermuthet daher, daß er vielleicht den Thron nicht besteigen wolle. Die Folgen von Alexanders Abscheiden sind unübersehbar und schwer zu errathen.

Das Zietheusche Monstrum für Blücher[2]) wird wohl schwerlich zu Stande kommen. Vielleicht wäre es dem Erfinder der Idee lieb.

Könnten doch die Meteorologen die Tropfen Wassers zäh

[1]) Der Tod des Kaisers Alexander I. von Rußland. [2]) Ehrendenkmal

len, die nach unſerer Anſicht wenigſtens jetzt zu viel vom Himmel fallen, und die Maſſe der Sonnenſtrahlen, die uns der Himmel ſchuldig bleibt.

C. A.

586.

Prosit das Neujahr 1826!

Hage wird Dir ſagen, mein lieber alter Freund, daß, ſo viel man nachkommen kann, die Schatulle ein paar Hundert Fl. bei von Schreibers gut hat. Willſt Du nur ihm ſchreiben, er möchte für die geringe Summe uns etwas ſchicken; ein paar Sterlette, oder irgend ſo Etwas.

An geheimen Hofrath Stark habe ich den Aufſatz von Ew. Liebden puncto der Haarkrankheit gegeben, damit dieſer intereſſante Gegenſtand doch in eines Künſtlers Hände komme.

Wenn Du die Details der bei Reichens Section aufgefundenen Eigenheiten hören oder leſen wirſt, ſo wirſt Du Dich verwundern müſſen, daß der brave Mann nur hat leben können!

Gott befohlen.

C. A.

587.

4. 2. (1.) 26.

Zweierlei trage ich hiermit vor.

1) Ein Brief des Schiffscapitäns der Pallas, der Bernhardus nach Amerika brachte. Ich frug ihn, ob er durch ſeine Erfahrungen wohl manchmal entdeckt hätte, wo ein Sturm,

der über die See kommend die Meerkätzchen anfiel, entſtünde? Hierauf ſeine Antwort.

2) Die Nachricht, daß Dr. Wolff, der Improviſator, ſehr gewünſcht hat, als Profeſſor der Franzöſiſchen, Engliſchen und Italieniſchen Mundarten beim hieſigen Gymnaſium angeſtellt zu werden, und ſehr billige Forderung dafür machte. Da meine Eitelkeit mich reizte, dem Am-Athen den erſten Unternehmer der Improviſirkunſt im Dienſte einzuverleiben, ſo ließ ich mich in Negotiation ein und zwar nur auf ein paar Jahre, auf die Probe, und unter der Bedingung, ſich einem ſcharfen Examen zu unterwerfen. In dieſem war er ſogleich erbötig und er reiſete ſogleich auf mein Geheiß und mit einem Brief von mir verſehn nach Gotha, woſelbſt ihn Herr von Bridel de la Briderie ſehr in die Klemme nahm und ihm ſehr ſtarke Kompoſitionen zu machen auftrug. Hierauf hat er ſich ſo auszeichnend gut gezogen, daß ihm Bridel ein Zeugniß gegeben hat, welches Dr. Wolff die größte Ehre macht. Herr Bridel und Minister von Lindenau wünſchen uns Glück zu dieſer Acquiſition und rathen, ſie werth zu halten.

Id quod erat recitandum.

C. A.

588.

31. (1.) 26.

Beiliegendes Blatt ſchickte geheime Rath Wieland*) vor etlichen Tagen durch Rath Hage an mich, mit der Aeußerung,

*) großherzoglich heſſiſcher Bevollmächtigter in Darmſtadt.

daß Dich vielleicht der Aufsatz einige Augenblicke anziehen möchte. Dieses sey hiermit versucht. Der Gegenstand ist schon oft umgerollt worden und mit andern Traumworten ist, scheint's mir, dasselbe schon gefabelt worden. Mir schien's nichts Neues zu seyn und nichts sehr Geistreiches.

Wie hat Dir der Improvisator[1]) zugesprochen? Sage mir nur ein paar Worte über ihn, ohne Dich sehr anzustrengen.

Die elenden Begierden, deren Folgen uns aus dem Paradiese getrieben haben und Rehbein selbst wo anders hinriefen, weil er unter uns nicht mehr passen durfte, nöthigen mich an Rehbeins Stelle einen andern Schiffsmann anzuschaffen, weil dem guten Huschke die Ruder allzusehr den Händen entschwinden. Ich will Dr. Cunitz dazu wählen, in Eisenach, der hat unser aller Räderwerk schon öfter einschmieren helfen und besitzt das allgemeine Zutrauen. Auch Deine Achse wird er gehörig für alles Stocken zu hüten suchen. Es ist gar gut mit ihm leben, wenn man an seine Manieren gewöhnt ist. Wedekind hält große Stücke auf ihn.

Mein Mittelsmann verfügt sich auch wieder in die Ordnung; der hatte aber diesmal einen groben Stolper gemacht; gerade das Jahresfest seines vorjährigen Unfalls.

Lebe wohl.

G. A.

[1]) Vgl. Nr. 267.

Zimmer herein ging. Sie eröffnete sich; allein nicht wie sonst zum hin und wiederlaufen, der Eingang war durch eine unerwartete Festlichkeit ausgefüllt. Es baute sich ein Portal in die Höhe, das von einem mystischen Vorhang verdeckt war. Erst standen wir alle von ferne, und wie unsre Neugierde größer ward, um zu sehen was wohl blinkendes und rasselndes sich hinter der halb durchsichtigen Hülle verbergen möchte, wieß man jedem sein Stühlchen an und gebot uns in Geduld zu warten.

So saß nun alles und war still; eine Pfeife gab das Signal, der Vorhang rollte in die Höhe, und zeigte eine hochroth gemahlte Aussicht in den Tempel. Der Hohepriester Samuel erschien mit Jonathan, und ihre wechselnden wunderlichen Stimmen kamen mir höchst ehrwürdig vor. Kurz darauf betrat Saul die Scene, in großer Verlegenheit

589.

11. 2. 28.

Schwerlich wird Nero vom Ehrabend mit dienlame Vorschläge[1]) thun können; eher könnte Du wohl noch Jemanden in Berlin oder in Deiner Vaterstadt, der uns Leute nennen könnte, die zur Auswahl uns dienten. Der Dr. Schellenberg in Neustadt a/O. ist nichts für uns. Der Hofrath Stark weiß Niemanden vorzuschlagen; der ältere macht lauter schiefe Empfehlungen. Ueberlege, ob nicht Jemand Deiner Bekanntschaften Dir einfällt, um befragt zu werden.

E. A.

590.

Verborgene Hefte enthalten, meiner Meinung nach, so wichtige Gegenstände und so manches Neue, daß ich sie Dir zum Lesen zu empfehlen wage. Mich sie nur hinterdrein auf die Bibliothek, wo man schon wissen wird, wo sie hinkommen müssen.

E. A.

21. 2. 28.

591.

31. 3. 28.

Die Buchstaben A. B. C. bezeichnen die Reihenfolge der Blätter, so wie sie bei mir eingelangt sind. Es scheint also,

[1]) Unsichtlich eines Rechtsgrad für den Ludwig Dr. Meyer.

daß die Herren Collegen einig in der Empfehlung des Dr. Vogel sind.*) Ich hatte dem General von Müffling geschrieben, daß dem Arzte 800 Thlr. zu bieten sey, die Besoldung, welche Dr. Reibein zuletzt hatte. Hast Du nun vielleicht von Langermann etwas privatim derweile über den beiwußten Gegenstand bekommen? Wenn nicht, so frage ich: meinst Du daß man dieses noch abwarten solle? oder willst Du eine Veranlassung dazu geben, oder meinst Du, daß die Nachfragen nun hinlänglich beantwortet wären und ich mit Dr. Vogel schließen solle?

C. A.

Mache ein Attenstückel aus allen denen Papieren.

592.

Hier ein Hoffnungsstrahl! Mich sollte es wundern, wenn die Statue gut oder gar vorzüglich wäre, daß sie der jetzige König von Baiern nicht zur Stipothek genommen hätte. Für uns ist dieser Handel nicht.

Es wäre die Frage, was man lieber für eine Qual erlitte, um zu vermeiden, mit denen Jenaischen Professoren offerirt zu werden?

Von Bernhard habe ich so eben einen Brief von den ersten Tagen Februar aus Newyorkamo bekommen. Er hat die Tour

*) Vgl. Nr. 589 und 590.

nach Mexiko aufgegeben, fährt den Miſſiſippi hinauf und wird vermuthlich im Juli wieder in Europa ſeyn.

Laß Dir von Meyer die Sponalizj[1]) illuminirt zeigen. Ich habe ſie ſo eben von Mailand bekommen.

Dr. Vogel[2]) in Liegnitz hat die hieſigen Anträge angenommen und kommt balde. Geheime Rath Hufeland hat mir ſagen laſſen, er wünſche uns ſehr Glück zu dieſer Acquiſition, es wäre der Beſte, den er uns hätte vorſchlagen können.

G. A.

21. 4. 25.

593.

Ew. Königlichen Hoheit

habe allerdings zu klagen, daß mich St. Peter, wohl ſchwerlich wegen vernachläßigter Jubiläumsprozeſſion, mit einem, noch jetzt halsſtarrigen Uebel geſtraft hat, welches mir um deſto ſchmerzlicher fällt, als ich mich mit Luſt, Park und Garten zu befreunden, ernſtlichen Anfang gemacht hatte. Und ſo bleibt denn abermals nichts übrig, als Geduld und ruhige Zimmerthätigkeit.

Möge die Rückreiſe Ihro Hoheit, des Herzogs Bernhard, wie die Hinreiſe glücklich ſeyn.[3]) Freilich lag bei einer Expedition nach Mexiko noch manche Zufälligkeit im Hintergrunde. Dürfte ich wohl um Mittheilung einiger Hefte des Tagebuche

[1]) nach Ariost. [2]) Vgl. Nr. 588, 589 und 591. [3]) Vgl. Nr. 592.

geziemend bitten? Ich wünschte, durch bekannte und unbekannte Theile der nordamerikanischen Staaten an der Hand dieses wackern Künstlermannes wohl einen Besuch abzustatten.

Der Antrag des tüchtigen Alterthumsfreundes will auch mir nicht gefallen. Eine solche Statue möchte allenfalls in einer historischen Reihe interessant seyn; alleinstehend würde sie weder belehren, noch erfreuen.*)

Eben so ist es mit den Aegyptischen Mumien und sonstigen Alterthümern dorther. Was will das heißen: „Ein unerläßlicher Bestandtheil eines Museums?“ Es sagt im Grunde weiter nichts als: Das ist nun ein Modeartikel und die Mode spricht: Was viele haben, muß Jedermann haben. Zu was es nutzt, fragt Niemand. Dagegen läßt sich ganz ruhig abwarten, was für hohe Kenntnisse uns aus allen diesen Arbeiten zu Gute kommen mögen. Am unwiderleglichsten werden wir dadurch belehrt, daß die Priester, wie überall, besonders auch in Aegypten ihr Handwerk sehr gut verstanden haben. Sie machten uns den Todten so viel Umstände nur, um die Lebenden zu beherrschen.

Das Raphaelische Bild*) macht farbig einen besondern guten Eindruck; die große Bescheidenheit des Colorits fügt sich so schön zu der übrigen demüthigen Anmuth des Ganzen und es ist wirklich, als wenn man einen neuen Gegenstand sähe.

Staatsrath Langermann drückt sich neuerlich folgender-

*) und *) Vgl. Nr. 692.

maßen aus: „Ich kenne zwar Vogel[1]) nicht von Person, doch hat ihn mir der verstorbene Regierungs-Medicinalrath Dr. Rausch vielfach als einen ausgezeichneten Arzt gerühmt, dem auch während seiner langen Krankheit seine Geschäfte übertragen wurden. Ich habe daher alle Ursache, dem Urtheile des Herrn Rust zu vertrauen und trete gern mit meinem Vorschlag zurück."

Unterthänigst

J. W. v. Goethe

Ilmenau
den 22. April 1825.

594.

Weimar, 10. 6. 25.

Morgen werde ich Dich besuchen, mein lieber alter Freund, und vernehmen; möge ich Dich recht wohl finden.

G. J.

595.

Weimar, Wittwochs 11. 7. 25.

In dieser grünen, mit Wald umgrenzten Aue seit ein paar Tagen angesiedelt, erkundige ich mich nach Deinem Wohlbefinden, mein lieber Freund, und nach Deiner Beurtheilung des Dr. Vogel[2]), der ein wichtiger Mann für uns Beide wer-

[1]) Vgl. Nr. 588, 589, 591 und 592. [2]) Vgl. Nr. 588, 589, 591, 592 und 593.

den wird, weil unſer Mechanismus etwas ſehr wackelig ſich befindet.

Der meinige weicht gewaltig aus ſeinem Gleis und hindert mich ſehr, der Wohlähnlichkeit näher zu rücken; mein Colon erinnert mich leider ſehr an die Unvollkommenheit der menſchlichen Bildung, oder an deren leichte Desorganiſation. Etliche Bäder in Teplitz — ich nahm deren 5 inclusive 2 Douchebäder, — haben mich ſehr aufgefriſcht und den alten Zauber bewährt, den dieſes Waſſer über mich ſtets ausgeübt hat. Leider hatte ich mich dieſes Jahr nicht ſo eingerichtet, dorten bleiben zu können; die etlichen Bäder haben ſehr wohlthätig auf mich gewirkt. Bei einer Unterredung über die Thermalbäder habe ich vom Grafen Caspar von Sternberg erfahren, daß das jetzt ſo ſehr geprieſene Bad von Iſchl, welches ſehr häufig mit Nutzen beſucht wird, nichts wie reines Elementar- (unzerſetzbares) Waſſer enthält, das aber einen gewiſſen Hitzgrad von der Natur bekommen hat, in welchem man die Wirkſamkeit des Bades, als wie ein Arzneimittel, ſuchet. Ich war zwei Tage in Prag, wo die beiden Grafen Sternberg mir mit großer Sorgfalt die öffentlichen Sammlungen zeigten. Graf Caspar Sternberg wird jetzt in Carlsbad ſeyn.

Mit Beſuchen ſind wir hier überladen, jetzt iſt Prinz Leopold von Coburg hier.

Lebe recht wohl.

Carl August.

596.

Wilhelmsthal 30. 7. 25.

Diesen wohl abgerichteten Vogel[1]) entlasse ich wieder, damit er in seinen selbst gewählten Käfig fliege und zwar mit dem Zeugniß daß er mir und, wie es scheint, allen hiesigen Anwesenden sehr gefallen hat. Ich wünsche sehnlich, daß er Deines Zutrauens sich immer würdiger mache und Du, mein lieber Freund, geduldig und gehorsam Dich zu dieses Meisters Füßen setzest.

Bernhard wird sehr geschmeichelt von dem Urtheile seyn, das Du seinem Journale gewährt hast. Er sollte vorgestern in Gent selbst eintreffen; hoffentlich ist er Anfang künftiger Woche bei uns.[2])

Morgen reise ich nach Brückenau, um den König von Baiern zu sehn, und komme Freitag zurück. Das Wetter ist sehr anlockend zu so einer Tour. Ueber den hohen Kreuzberg und die Rhön werde ich den Rückweg hierher nehmen und die Basalte besuchen. Heute Mittag erwarten wir die Preußischen Kronprinzlichen zu Tisch. Lebe recht wohl.

G. A.

Das Thermometer zeigte diesen Morgen nur 5°.

[1]) Vgl. Nr. 588, 589, 591, 592, 593 und 594. [2]) Vgl. Nr. 592 und 593.

597.

Der Herzog und die Herzoginn von Clarence wollten Dich heute Vormittag beſuchen und möchten die Zeit wiſſen. Bis eilf Uhr werden ſie wohl in Belvedere ſeyn, hinterdrein aber gerne kommen. Vorher im Vorbeifahren könnte wohl die Ausſtellung mitgenommen werden?

G. A.

Weimar d. 9. 25.

598.

11. 10. 25.

Ich habe gar nichts dagegen, wenn Coudray vier bis ſechs Wochen länger ausbleiben will; die Zeit, die er ſich vorgeſteckt hat, iſt freilich viel zu kurz. Schreibe es ihm mit umgehender Poſt; ich will hier ſeine vorgeſetzte Behörde von der Verlängerung ſeines Urlaubes in Kenntniß ſetzen. Er verſäumt hier nichts, was nicht nachzuholen wäre.

Die Erfahrungen, die an der Brücke der Invaliden gegenüber ſind gemacht worden, ſchrecken ſehr von dieſer Bauart ab. In Petersburg iſt ein ſolches Unternehmen beſſer gerathen.

Der Verluſt, den wir an Heidloff gemacht haben, iſt gar nicht genug zu beklagen.

Lebe recht wohl.

G. A.

599.

12 10 26.

Beiliegende Briefe übergab mir der von Schiller vor etlichen Tagen. — Ich kann mich nicht ganz über die Frage verständigen, ob es ihm lieb seyn würde, selbige Briefe wieder zu besitzen, um sie mit in der Correspondenz seines seeligen Vaters abdrucken zu lassen, oder ob er keinen Werth darauf legt. Nach meiner Ansicht können sie historisch genommen, einigen Werth für den Herausgeber der Schillerschen Werke haben, sonsten nicht. Ihren Inhalt finde ich nirgends anstößig und mit Weglassung des letzten dieser Briefe, der caßirt werden könnte, ist der Inhalt der andern sehr unschuldig. Ich würde also gar nichts dagegen haben, wenn Du diese Originalbriefe an p. Schiller wieder zustellest und ihn in meinem Namen unterstützest, sie mit abdrucken zu lassen, wenn Dieses ihm angenehm oder nützlich seyn sollte.

Carl August.

600.

Nach Verlauf von 20 Jahren wäre es merkwürdig, noch zu erleben, welche Richtung und Form das Französische Theater wird genommen haben? Mit Talma möchte wohl das Buch der großen Talente dieser Art geschlossen worden seyn und das Jahrhundert scheint auch nicht gemacht zu seyn, um Dichter in Frankreich zu erwecken, welche für das eigentliche antichristliche Talent der Schauspieler zu arbeiten im Stande wären. Die

ältern Franzöſiſchen Dichter haben gewiß, bei Dichtung ihrer Stücke, mehr an die Aufführer derſelben, als wie an ihr eigen Vergnügen gedacht. Mir ſcheint es wenigſtens ſo.

Remden[1]) will ich hier bis zu Coudrays Rückkunft behalten und dann ſehen, was weiter zu thun ſeyn wird.

C. A.

30. 10. 26.

601.

7. 11. 26.

Was beiſammendes Kätzchen enthält, ſollte am heutigen Tage Dich vor dem Jahre begrüßen; einſtweilen iſt dieſes Kunſtwerk ſehr verändert worden und es ſcheint mir, daß es in ſeiner jetzigen Geſtalt würdiger iſt, Dir gewidmet zu werden, als wie in der vor dem Jahre.[2])

Mögeſt Du die Wiederholungen des Feſtes noch oft fröhlich wieder kommen ſehen und genießen. Unter uns bleibe es immer beim Alten. Amen.

Carl August.

602.

13. 11. 26.

Schönen Dank für die Mondgeſichter. Wenn meine Treppe nicht ſo hoch wäre, ſo würde ich Dir meine gegen Morgen

[1]) eingelaufene Briefe. [2]) eine Medaille auf Goethe's Jubiläum. Vgl. Nr. 593.

über die Impertinenz des schwerlöthigen Kriegers, der ihn und die seinigen herausgefordert hatte. Wie wohl ward es mir daher als der zwerggestaltete Sohn Isai mit Schäferstab, Hirtentasche und Schleuder hervorhüpfte und sprach: Grosmächtigster König und Herr Herr! es entfalle keinem der Muth um deßwillen; wenn Ihro Majestät mir erlauben wollen, so will ich hingehen und mit dem gewaltigen Riesen in den Streit treten. — Der erste Akt war geendet und die Zuschauer höchst begierig zu sehen, was nun weiter vorgehen sollte, jedes wünschte die Musik möchte nur bald aufhören. Endlich ging der Vorhang wieder in die Höhe. David weihte das Fleisch des Ungeheuers den Vögeln unter dem Himmel und den Thieren auf dem Felde, der Philister sprach Hohn, stampfte viel mit beyden Füßen, fiel endlich wie ein Klotz und gab der ganzen Sache

liegenden Zimmer zum Beobachten anbieten. Die Bibliothekzimmer, gewärmt, würden aber für Dich wohl bequemer ſeyn.

Eine merkwürdige Bemerkung haben hier die Gärtner und andere Beobachter gemacht, nämlich die, daß bei denen zwei neuerlichen Epoquen, wo es bei uns ſo ſcharf fror (vorgeſtern z. B. 8°) die Kälte mit Aufgang des Mondes eintrat und mit ihm bis zum Culminationspunkte deſſelben ſtieg und ſo auch mit ihm bis zu ſeinem Untergang fiel und zwar ſo weit, daß das Thermometer hinterdrein auf -½ zu ſtehn kam.

G. A.

603.

19. 11. 26.

Daß wir die ſchönen Sachen v. K. F. gratis bekommen, iſt eine ſchöne Gewohnheit, welche der Königlichen Munificenz zu danken iſt. Den Ueberſender werde ich ſelbſt ſchriftlich begrüßen.

Die 15 Fl. daran zu wenden, um in Connexion mit denen mittlern Botanikern zu treten, iſt wohl der Mühe werth. Beſorge Dieſes gefälligſt.

Auch ich habe den Mond nicht ehe geſehn, bis daß er rein gewaſchen war.[1])

Die Javaniſche [illegible] iſt ein ſeltſames Naturwerk, es

[1]) Vgl. Nr. 602.

ſieht aus, als wenn die Natur Skizzen gemacht hätte, ehe ſie wirklich zur Bildung ganzer Tableaux übergegangen wäre. Die Amaranthen-Familie iſt mir zu weitläufig ausgedehnt und der Teufel mag alle Aehnlichkeiten einer ſo zahlreichen Sippſchaft herausfinden.

C. A.

604.

21. 11. 26.

Sage, o ſage mir, iſt's auf Dein Geheiß, daß heute, wo Anſchein zu gutem, heiterm, vielleicht kaltem Wetter eintritt, der Barometer ſo widernatürlich tief fällt? Wozu dieſes Räthſel?

Zugleich berichtige ich, daß ich geſtern von Wien und von Karlsruhe, unter gleichem Datum des 14. dieſes, die Klagen von erſtem Orte her empfangen habe, daß dorten der Schnee ſo ſchwer anſläge, und vom zweiten Orte die größten Lobeserhebungen des vortrefflichen Herbſtes, wo ſich noch keine Spur von Reif gezeigt habe, die Dahlien, Georginen, Daturen im Freien prächtig blühten.

Noch kann ich nicht verſchweigen, daß die Serbiſchen Lieder[1]) gar nicht mehr von mir kommen und ich alle, täglich etliche davon, leſen muß.

C. A.

[1]) überſetzt von Wilhelm Gerhardt.

605.

27. 11. 26.

Den Aſtronomen[1]) wirſt Du wohl zu ſeiner und einer ſchicklichen Zeit an eine nahrhafte Quelle befördern. Der Zuſtand der Meteorologie giebt uns Urſache zum Verzweifeln; balde darf man glauben, daß ſie mit Händen zu greifen wäre, augenblicks darauf iſt ein anſcheinender Anhaltepunkt wie eine Wolke zerfloſſen.

Beiliegend einige Beſchreibungen der Feſte aus der Nachbarſchaft.

Bernhardien habe ich eingehändigt, was Du mir puncto ſeines Journals geſchrieben haſt.[2]) Er mag nun mit den langbeinigen Zeitungs-Fabrikanten das Weitere bereden.

Für das ſchöne Geſchenk Deines Dedications-Exemplars der Serbiſchen Lieder danke ich auf's Allerverbindlichſte.[3]) Der Gegenſtand dieſer Sammlung hat mich vermocht, der alten Geſchichte mich wieder zu nähern, die, wenn man ſie recht in's Auge faßt, Einen ebenſo verwirrt macht, als wie das Nachforſchen über die Witterungslehre. Es ſcheint wirklich, daß die Natur des Erdballes demjenigen widerſtrebte, was wir in unſerem europäiſch mittelländiſchen Sinne Cultur heißen.

Reichard's, des Gärtners, Spruch fällt mir immer dabei ein, „daß die Natur ſich forciren wohl, aber nicht zwingen ließe".

---

[1]) Schön. Vgl. Nr. 607. [2]) Vgl. Nr. 592, 593 und 598. [3]) Vgl. Nr. 604.

Durch Riemer[1]) habe ich mir Alles, was zur Serbiſchen Literatur gehört, beſtellen laſſen; ſo auch ein Erſatz Exemplar der Lieder für Dich.

Schlafe wohl.

G. A.

606.

2. 12. 25.

Der Autor beikommenden Werkchens, — er wird bald hier erſcheinen, — iſt der Neffe des Fürſten Wittgenſtein in Berlin, und ſehr von dem Onkel protegirt und empfohlen.

Ich las geſtern in Deiner Kunſt und Alterthum unter andern den Aufſatz über die Serben[2]), und auch mir ſchien es, daß man dieſes Volk mit irgend Etwas vergleichen müſſe, um ſich eine Art von Vorſtellung ihrer geiſtigen Richtung zu machen, und da kam es mir vor, daß das Geſchlecht, in botaniſcher Mundart geredet, dasjenige wäre, zu welchem die Schottiſchen Hochländer mitgehören, in dem Sinne genommen nämlich, wie Walter Scott ſie mit ihrem Hexenglauben darſtellt, ohne auch die eigentliche Theologie dieſer Leute zu erklären. Im Norden ſind nun freilich die Leidenſchaften und ihre Folgen anders organiſirt, wie die der Südländer; deswegen iſt auch gegen Norden hin mehr Sittlichkeit und weniger Heftigkeit des Tem-

[1]) Friedrich Wilhelm, Bibliothekar in Weimar. [2]) Vgl. Nr 604 und 605.

perament's. Deswegen möchte auch wohl die altſchottiſche Poeſie mehr Regelmäßigkeit in ſich entdecken laſſen, als wie in der Serbiſchen; dafür hat die Schottiſche auch nicht das niedlich Spielende wie die andere. Schon die Waffen ſind anders; der krumme ſcharfe Säbel iſt fixer bei der Hand und ſchneidet flugs Alles in zwei Stücke. Das lange gerade Schwert verlangt eine umſichtigere Führung u. ſ. w.

Das Chriſtenthum iſt bei beiden faſt dasſelbe Vade mecum und der Aufzug, auf welchem das bunte Gewebe ſitzt.

Verzeih dieſes überflüſſige Geſchwätz

C. A.

Von Belvedere ſollſt Du balde eine rechte zierliche Luſtpflanze bekommen, Epidendrum elongatum.

607.

18. 12. 26.

Wenn Du wünſcheſt, daß Schrön[1]) ſich dem General von Müffling vorſtelle, ſo iſt jeder Morgen von 8 bis gegen 10 Uhr ſehr ſchicklich und General von Müffling wird ihn gern empfangen.

Von Lindenau's Rückkunft weiß ich weiter nichts, als daß er täglich in Altenburg erwartet wird; ſobald ich ſeiner habhaft werden kann, ſo ſoll er gemahnt werden.

Die Serbiſchen Neuigkeiten erwarte ich mit Ungeduld.[2])

[1]) Vgl. Nr. 605. [2]) Vgl. Nr. 604, 605 und 606.

Miniſter von Humboldt wird balde hier ſeyn; er war etliche Tage in Jena und wird heute nach Rudolſtadt gereiſet ſeyn. Im Laufe dieſer Woche wird er hier eintreffen.

C. A.

608.

2. (1.) 27.

Alles mögliche Gute wünſche ich Dir, mein lieber alter Freund, und häufig ſolche aufheiternde Beſuche, wie uns zu Ende des verfloſſenen Jahres wurden.[1] Das neue Jahr hat ſehr ſchmutzig, trübe und ſtürmiſch angefangen; hoffentlich ſoll dieſes Ereigniß von keiner üblen Vorbedeutung ſeyn.

General Müffling und Miniſter von Humboldt haben mir geſagt, daß ſie Dir vorgeſchlagen haben, den Dr. Schrön[2] nach Königsberg zum Profeſſor Poſſelt (ſo heißt er glaube ich) zu ſenden. Jetzt, da mir ein ziemlich ſtarkes Stipendium zugefallen iſt, ſo könnte ich Deine Kaſſe ein bischen unterſtützen, wenn es zu dieſem Behufe nothwendig ſeyn ſollte.

Lebe wohl.

C. A.

609.

Ew. Königlichen Hoheit

danke zuvörderſt verpflichtet für die mir gegönnten Geiſt enthaltenden Flaſchen[3]; ich bin über-

[1] der Prinzen Wilhelm und Karl von Preußen, letzter als Verlobter der Prinzeſſin Marie von Weimar. [2] Vgl. Nr. 605 und 607. [3] echten Cognac. Vgl. Nr. 611.

zeugt, daß der Genuß desſelben gewiſſe Syſteme anregen und bewirken wird, daß ihre Thätigkeit den übrigen zu Gute komme, weshalb ſogleich der Verſuch mit vollem Vertrauen angeſtellt werden ſoll.

Sodann werde zu folgender Frage veranlaßt: Erlauben Höchſtdieſelben, daß das gegenwärtig in meinen Händen befindliche und vom Mechanikus Bohne revidirte Amiciſche Mikroſkop dem geheimen Rath Sömmering in Frankfurt zugeſendet werde? Derſelbe hat ſolches ſchon längſt gewünſcht und Hofrath Voigt, der gegenwärtig, wie er mir meldet, ein neues aus London empfangenes Inſtrument, panecratic Eye-tube genannt, von dorther für Höchſtdieſelben verlangen ſoll, wünſcht gedachtes Amiciſches Mikroſkop dahin zu ſenden. Genehmigen es Höchſtdieſelben, ſo werde ich ſolches vom Mechanikus Bohne einpacken und bei der Rückkunft wieder auspacken laſſen, wodurch man wegen der Erhaltung einigermaßen vergewiſſert wird.

Sodann lege einige neu angelangte Serbiſche Gedichte[1] bei, wovon das größere ſich wohl neben die früheren Heldenlieder ſtellen darf, die kleinern aber auf eine geiſtreiche heitere Stimmung der Nation und etwas Ironiſch-überſichtliches auch in ganz gemeinen Lebensereigniſſen bemerken laſſen.

Verehrend

untertänigſt

J. W. Goethe.

Weimar
den 27. Jan.
1827.

[1] Vgl. Nr. 604, 605, 607 und 608.

610.

(W. 1. 27.)

Hierbei ein Bewohner von Colchis, der nicht nach Mädchenduft riecht, aber gewiß beſſer ſchmecken wird. — Der ſüße Duft hat mich recht lachen machen und an die Frage Salomons des Weiſen erinnert puncto der Schwarzen und Weißen.

C. A.

611.

W. (1.) 27.

Den beſten Dank für's Ueberſendete; ich freue mich recht darauf es zu leſen und zu genießen. Der Cognac wird Dir gewiß einen geſünderen Punſch bereiten, als wie Rum und Arak.

(C. A.)

612. *

Auf das Eye tube*) bin ich ſehr neugierig; Voigt hat mir davon geſagt. Körner konnte es nicht recht begreifen; ſein Sonnen-Sector, oder wie das Ding heißt, iſt ein artiges Inſtrument. Schicke an Sömmering nebſt meinem ſchönſten Gruß

*) Vgl. Nr. 609.

das Amiciſche Mikroſkop. Er möge dafür aber ſein Eye tube uns anvertrauen. Geſegnete Mahlzeit.

G. A.

28. Jan. 1827.

613.

1. 2. 27.

Wenn es Dir nicht beſchwerlich ſeyn ſollte, ſo bringe ich heute Vormittag um eilf Uhr den Preußiſchen Thronerben zu Dir; er freut ſich ſehr Deine Bekanntſchaft zu machen.

Carl August.

614.

4. 2. 27.

Abermals denken die Königskinder[1]) bei Dir einzutreten und zwar, wenn es Dir recht iſt, um 12 Uhr Mittags. Vorher werde ich mit General Müffling aufwarten und einige Gegenſtände abhandeln. Lebe wohl bis dahin.

G. A.

615.

Dieſes iſt Herr Poſch, der bekannte Modelliter, der mein Profil 1807 in Berlin und 1814 in Paris, beides unter Direction Denons fertigte; nach letzterm iſt die Medaille von Andrieux gemacht worden. Poſch war ein ausgezeichneter Künſtler, ob

[1]) Vgl. Nr. 608 und 613.

er es noch iſt, das weiß ich nicht. Halte ihm Dein halbes Haupt willig dar und ſiehe Freude bringend dazu aus.

25. 2. 27. E. A.

616.

Ew. Königliche Hoheit

haben einen aus der Eiſenberger Gefangenſchaft erlöſten Sextanten mir gnädigſt zugeſendet, welchen auf die Jenaiſche Sternwarte ſchaffen laſſe, um vorerſt zu vernehmen, in welchem Zuſtande er ſich befindet, und das Weitere ſodann anzuordnen.

Ich muß, da von einem Theodoliten die Rede iſt, bemerken, daß ein ſolcher, der früher bei dem Hofrath Voigt verwahrt wurde, in Jena bei dem Profeſſor Fries befindlich iſt; der ſich ihn zu ſeinen Vorleſungen ausgebeten, um ſeinen Zuhörern einen Begriff von dieſem Inſtrument zu geben. Da nun dieſer Zweck erreicht iſt, ſo frage an, ob derſelbe nicht auch auf der Sternwarte zu verwahren wäre?

Die Nachricht von einigen Kupferſtichen nach van der Helſt erhielt auf Anfrage von Leipzig. Da der eigentliche Zweck dadurch nicht erreicht worden, ſo bitte ſolches wenigſtens als ſchuldige Bemühung anzuſehen.

Verehrend

unterthänigſt

Goethe.

Weimar
den 11. März
1827.

einen herrlichen Ausschlag. Wie dann nachher die Jungfrauen sangen: Saul hat Tausend geschlagen, David aber Zehntausend! der Kopf des Riesen vor dem kleinen Überwinder hergetragen wurde, und der die schöne Königstochter zur Gemahlinn erhielt; verdroß es mich doch bey aller Freude, daß der Glückspringz so zwergmäßig gebildet sey. Denn nach der Idee vom großen Goliath und kleinen David hatte man nicht verfehlt beyde recht charakteristisch zu machen. Ich bitte Sie, wo sind die Puppen hingekommen? Ich habe versprochen, sie einem Freunde zu zeigen, dem ich viel Vergnügen machte, indem ich ihn neulich von diesem Kinderspiel unterhielt.

Es wundert mich nicht, daß du dich dieser Dinge so lebhaft erinnerst: denn du nahmst gleich den größten Antheil daran. Ich weiß, wie du mir das Büchelchen entwendetest und

617. *

Der Sextant wird der Sternwarte wieder einverleibt.

Es ſind nunmehr 3 Theodoliten vorräthig:

a. Dieſer, von dem die Rede iſt; er kann nun auch die Sternwarte in Jena beziehn.

b. einer auf dem Landesvermeſſungs-Büreau,

c. einer auf der Sternwarte.

Sie ſind alle drei, ſoviel mir wiſſend, nicht ſonderlich gut, indeſſen brauchen wir jetzt keinen mehr zu ſuchen; denn mehrere dergleichen ſind gewiß nie vorräthig geweſen.

Iſt dieſe kleine Notiz doch ſehr wünſchenswerth, wohl möchte ich wünſchen, daß z. B. in Leipzig und Frankfurt am Mayn einem Commiſſionair aufgetragen würde, die vorgeſtrichenen Blätter zu ſchaffen; in Auctionen kommen dergleichen manchmal vor.

Carl Auguſt

Weimar 11. März 1827.

618.

16. 4. 27.

Das Serbiſche Gedicht[1]), gedruckt in beiliegenden Blättern, iſt mit denen großen Pinſelſtrichen hingeworfen, in welchen man einige alte Bilder geſehen zu haben ſich erinnert, wo die Rohheit und Greßheit vorherrſchte. — Dieſe Gedichte führen etwas Anziehendes in ſich, das man manchmal verlegen iſt zu beſtim-

[1]) Vgl. Nr. 604, 605, 607 und 608.

men, wo es ihnen eigentlich fitzt. Der großmüthige Gatte iſt am Ende dieſes Gedichts unbegreiflich; faſt möchte man glauben, daß dem Ueberſetzer dieſer Ausgang entronnen ſey und daß das Original mit der Ausführung beſchloſſen hätte, die Dame durch ihre 9 Brüder zerſtückeln zu laſſen. Das deutſch-theatraliſche Ende paßt nicht zu den Serbiſchen Sitten und zu den vorher mehrmalen wiederholten Exclamationen.

Ueber den Zettel von Rees von Eſenbeck nächſtens ein Mehreres.

Schlafe wohl.

C. A.

619.

W. d. 27.

Es möchte nun wohl an der Zeit ſeyn, einen Maler nach Merſeburg zu ſenden, um dorten in dem Dom das Bild von Lucas Cranach zu copiren, welches er in ſeiner Jugend Dr. Luther zum Schimpf gemalt hat. Präſident von Brenn, wird den Künſtler aufnehmen.

(C. A.)

620.

Ew. Königlichen Hoheit

verfehle nicht ſchuldigſt zu vermelden, daß Hofrath Meyer nach Dresden an den kunſtliebenden von Quandt ſchreibt, damit deſſen wohlwollende Dienſtfertigkeit

dem von Obriſt Berlohren wohleingeleiteten Geſchäft nicht Schaden bringe.[1])

Hier am Orte ſucht man indeſſen einige Gemälde aus, um ſie Höchſtdenenſelben vorzuſtellen, als der Reſtauration bedürftig und derſelben werth, zu Prüfungs- und Muſterſtücken geeignet.

Zu Abſendung nach Merſeburg wüßte nur Schmellern vorzuſchlagen; wie dieſer jedoch ſich in die Art des ſechzehnten Jahrhunderts finden wird, wäre nicht gerade voraus zu ſehen.

Uebrigens aber werden Höchſtdieſelben die Gnade haben, den zu beiderſeitigen Unternehmungen nicht geringen Aufwand auf irgend eine Kaſſe anzuweiſen, indem die meinige ſolche zu leiſten außer Stande geſetzt iſt.

Verehrend

unterthänigſt

J. W. Goethe

Weimar
den 29. April
1827.

621.*

30. 4. 27.

Es liegt mir nicht ſowohl daran, das Bild von Lucas Cranach in Merſeburg ſo kunſtgerecht zu beſitzen, als wie das Original ſelbſt ſeyn möchte, ſondern nur eine leidliche

[1]) Es handelte ſich darum, einem jungen Maler, Lieber aus Weimar, Unterricht im Gemäldereſtauriren bei dem damals in Dresden befindlichen Palmaroli zu verſchaffen.

Copie davon, dienlich zur Geſchichte jener Zeit und der Lebensgeſchichte Lucas Cranachs. Deswegen kann Schmeller dieſes Bild auch bloß auf Papier oder Pappe mit Waſſerfarben illuminirt copiren und ſich nur hauptſächlich an die natürliche Größe des Originals und der Figuren und ihren Ausdruck halten, wie auch treu die Farben nachahmen. In dieſer Weiſe wird Schmellers Auftrag nicht eben ſo große Zeit, Mühe und Koſten erfordern, als wenn er es in Oel ausführen ſollte. Einſtweilen und bei den jetzigen ſchönen und langen Tagen kann er bald fertig werden, und deswegen werden Dreißig Thaler vor der Hand hinreichen, um den größten Theil des Auftrags zu vollbringen. Dieſe 30 Thlr. wird Rath Ludecus dem geheimen Rath von Goethe zu dieſem Behuf auszahlen.

Carl Auguſt.

Schmellers Auftrag iſt im Grunde weiter nichts, als wieder, eine gute illuminirte Zeichnung von beſagtem merkwürdigen Bilde zu liefern.

622.

Ew. Königlichen Hoheit

Nachſtehendes ſchuldigſt zu überſenden, war ich eben im Begriff, als Schmeller[1]) ſelbſt, durch jugendliche Ungeduld angeregt, in Weimar anlangt.

[1]) Vgl. Nr. 619, 620 und 621.

Er hat ſeine Durchzeichnung vollendet und kann nicht Gutes genug von dem Bilde ſagen. Das Ausbleiben der Leinwand bewog ihn zu ſeiner Herkunft: es ſoll von hier nun an Lieber und Obriſt von Verlohren geſchrieben werden, mit dem Erſuchen, die Sendung der Leinwand zu beſchleunigen.

Wollten nun Höchſtdieſelben die Gnade haben, da die ihm mitgegebenen dreißig Thaler auf Reiſe und Zehrung, dortige Einrichtung, auch auf die Zahlung der zu erwartenden Leinwand aufgehn, von dem Tage an, da er ſich wieder von hier entfernt, die Diäten von einem Conventionsthaler, gleich Lieber, zuzugeſtehn, ſo würde das Geſchäft vorerſt im Gange ſeyn. Er wird gewiß Alles thun, um ſich Ehre zu machen, und das Bild iſt denn doch von der größten Bedeutung.

Verehrend

unterthänigſt

J. W. Goethe.

Weimar den 29. May 1827.

623. *

29. Mai 27.

Recht gern will ich J. Schmellern[1]), zu Betreibung beiſtehend benamten Unternehmens, einen Speciesthaler oder 1 Thlr. 8 Gr. Sächſ. täglich ausſetzen und zahlen laſſen, bis daß das Gemälde, von welchem hier die Rede iſt, fertig ſeyn

[1]) Vgl. Nr. 619, 620, 621 und 622

Die ſchon gemeldete Verabredung mit Frau von Pogwiſch deutet dahin; ein Verſuch zu praktiſcher Prüfung war dadurch beabſichtigt. Dieſe thätige Dame ſteht ſchon einer bedeutenden Franzöſiſchen Leſe-Geſellſchaft vor, ich bin von Seiten Großherzoglicher Oberaufſicht hinzugetreten und habe den doppelten Beitrag eines Mitgliedes bezahlt, unter der Bedingung, daß man alle neuen Bücher zuerſt erhalte, wobei man ſich das Recht bedingt, auſſer den ohnehin der Geſellſchaft angenehmen leichtern Büchern, auch hiſtoriſche und politiſche Werke fordern und beſtellen zu dürfen. Wogegen man ſich anheiſchig macht, dieſe Bücher, wenn ſie genugſam circulirt haben, für den halben Preis zu behalten.

Giebt man dieſem Geſchäft eine reine Folge, ſo iſt der Vortheil ſehr groß. Wichtige neue Bücher äſthetiſchen, hiſtoriſchen, politiſchen Inhalts kommen den Theilnehmern ſchleunig vor die Augen; ſie circuliren, es leſen ſie viele Perſonen, denen wir ſie alsdann nicht wieder von der Bibliothek weiter zu borgen brauchen und man kann am Ende den halben Preis gar gern dafür zahlen; wobei zu bemerken iſt, daß die ernſteren Glieder der Geſellſchaft den großen Vortheil haben, auch ſolche Bücher mitgetheilt zu erhalten, welche in den gewöhnlichen Leſezirkel nicht aufgenommen würden.

Dem Hauptgedanken gemäß, den ich an der Spitze dieſes Aufſatzes ausgeſprochen, ſollte ein Fürſt, der ſo viel gethan hat und thut, gar wohl die Frage auch einmal umkehren und fragen: was kann ich denn, unter den gegenwärtigen Umſtän-

den, für Vortheil ziehen von dem, was die Meinigen zu ihrem eigenen Genuß, Unterhaltung und Belebung unternehmen und in Gang bringen, beſonders wenn ich zur Förderung des fraglichen Geſchäfts bedeutende Mitwirkung nicht fehlen laſſe?

G.

Weimar
den 5. Juli 1827.

625.

5. Auguſt 1827.

Der geheime Kammerrath Helbig hat die Gefälligkeit gehabt, neben ſeinen Geſchäften des Hofmarſchall-Amtes, noch die meiner Schatulle, nebſt der Beſorgung aller dazu gehörigen Privatissima zu übernehmen und zwar a dato. Beliebe ihm alſo fortwährend, ſo wie bisher, Dein Zutrauen zu bezeigen.

Carl Auguſt.

626.

29. 8. 27.

So eben fahre ich mit dem Könige von Bayern nach Belvedere, dann auf den neuen Gottesacker, den Er ſehn will und dann zu Dir; das möchte ſo in der 10. Stunde ſeyn. Hernach möchte der König die Bibliothek und daſelbſt Schillers Schädel ſehn. Letzteres kannſt Du nur möglich machen, deswegen erſuche ich Dich, die nöthigen Anſtalten dazu treffen zu laſſen.

Lebe wohl.

Carl Auguſt.

627.*

24. 9. 27.

Hier einige Autographen für die Sammlung.

Es wird ſo verſchiedentlich über die Aufbewahrung der Schillerſchen Relicten (ſeines Kopfes und Skelets) auf hieſiger Bibliothek hin und her geurtheilt und meiſtens wohl mißbilliget, daß ich es für rathſam halten möchte, ſelbige in dem Kaſten, in welchem ſie liegen, inclusive des Hauptes, von welchem vorher noch ein Abguß zu nehmen wäre, in die Familiengruft einſtweilen ſetzen und aufheben zu laſſen, welche ich für mein Geſchlecht auf dem hieſigen neuen Friedhofe habe bauen laſſen, bis daß Schillers Familie einmal ein Anderes darüber diſponirt. So Du hiermit einſtimmſt, ſo werde ich dem Hofmarſchall-Amte die Anweiſung geben, Schillers Ueberbleibſel unter ſeinen Beſchluß bei meinen Ahnen zu nehmen.[1])

Carl Auguſt.

628.*

a. Beiliegende gedruckte Sachen empfehle ich ganz beſonders.

b. Wie iſt's mit der Beiſetzung von Schillers Ueberbleibſeln?[2])

c. Der Obermarſchall von Ende aus Carlsruhe ſagte mir neulich, daß der Großherzog daſelbſt den ꝛc. Müller gern in

[1]) Vgl. Nr. 626. [2]) Vgl. Nr. 626 und 627.

Dienste nehmen wolle, dieser sich aber ein Gewissen mache hier seine Entlassung zu fodern.[1])

27. 10. 27. C. A.

629.

30. 10. 27.

Meine besten Glückwünsche zum angenehmen Ereignisse in Deiner Familie[2]), mein lieber alter Freund! Mögest Du Dein Erdenwallen noch bis zur Epoche fortsetzen, wo Du als Großvater und erfahrner Kenner wirst zu Hülfe gerufen werden, um auszulegen, was ein neues jungfräuliches Herz sagen möchte, das in seinem 16ten Jahre zu lallen beginnt!

Wegen der Schillerschen[3]), so auch Müllerschen[4]) Sache wollen wir die Rückkunft des Canzlers abwarten, der sich auch des jungen Müller immer besonders angenommen hat. Er kann alsdann die Correspondenz führen; denn was ich darüber weiß, ist blos mündliche Angabe des vielschwatzenden von Ende aus Carlsruhe.

Guten Morgen.

Carl August.

630.

22. 11. 27.

Danknehmigst erstatte ich zurück:

1) Brief des Grafen Caspar Sternberg.

[1]) Vgl. 4. [2]) Geburt der Enkelinn Goethe's, Alma. [3]) Vgl. Nr. 626, 627 und 628. [4]) Vgl. Nr. 628.

das ganze Stück auswendig lerntest, ich wurde es erst gewahr, als du eines Abends dir einen Goliath und David von Wachs machtest, sie beyde gegen einander peroriren liessest, dem Riesen endlich einen Stoß gabst und sein unförmliches Haupt auf einer großen Stecknadel mit wächsernem Griffe dem kleinen David in die Hand klebtest. Ich hatte damals so eine herzliche mütterliche Freude über dein gutes Gedächtniß und deine pathetische Rede, daß ich mir sogleich vornahm, dir die hölzerne Truppe nun selbst zu übergeben. Ich dachte damals nicht, daß es mir so manche verdrießliche Stunde machen sollte. —

Lassen Sie sich's nicht gereuen, versetzte Wilhelm: denn es haben uns diese Scherze manche vergnügte Stunde gemacht.

Und mit diesem erbat er sich die Schlüssel, eilte, fand die Puppen und war einen

2) Monatsſchrift B . . . . . Helbig hat das meteorologiſche Opus.

Dazu füge ich:

3) zwei Engliſche Niedlichkeiten, welche wenn Du ſie ſattſam genoſſen haben wirſt, an Frau von Heygendorff zu ſenden bitte.

4) Dann ein Werkchen über Braſilien, das äuſſerſt ſelten iſt, weil es nicht in den Buchhandel kam. Ich erinnere mich nicht, es Dir geſchickt zu haben. Raſſa und Vivoi iſt ziemlich im Serbiſchen Styl[1]) und gar nicht zu verwerfen.

Wohl bekomme alles Dieſes.

E. A.

631.

Deine Excellenz ſollen ein ſo ſchönes engliſches Kalenderchen bekommen haben? Laß es doch vor meine Augen treten.

(8. 1.) 28. E. A.

632.

16. 2. 28.

Es iſt recht gut, daß H. Müller jetzt ſelbſt eine Veranlaſſung giebt, ſich gegen ihn über unſere künftigen Verhältniſſe auszuſprechen. Hier wird er iſolirt als Lithograph von keinem Nutzen ſeyn. Er wird, in Carlsruhe etablirt, ſeines Erlernten

[1]) Vgl. Nr. 604, 605, 606, 611 und 618.

ſich beſſer erfreuen und es für ſich ſelbſt anwenden können, wie hier. Unter der Direktion geſchmackvoller Leute wird er dorten an jener Fabrik immer recht brauchbar bleiben und ſeyn.[1])

Haben denn alle Opalarten, ſowohl die Europäiſchen, als wie die Weſtindiſchen, dann die ganz edlen und die Pech- oder Holzopale, dieſelbigen Grundbeſtandtheile? Dieſes mir einmal mündlich zu erklären, das erbitte ich mir.

C. A.

633.

26. 2. 28.

Es freut mich unendlich, daß Paris Gnade vor Deinen Augen gefunden hat. Dieſe Statue iſt gewiß die beſte, die neuerlich erſchienen iſt. Canova's reichen dieſem das Waſſer nicht.

Das Scriptum habe ich in ſeiner erſten Friſche, ſo wie es herauskam, geleſen. Clamwilliam iſt geſtern hier durch und wieder nach Berlin.

Gute Nacht.

C. A.

Geſtern war Mattheis. Man pflegt zu ſagen, wenn der Bär an dieſem Tage aus ſeiner Höhle tritt und ſeinen Schatten ſieht, dann kehrt er wieder hinein. Laß dieſes nicht auf Dich beziehn.

[1]) Vgl. Nr. 628 und 629.

634.

Aſcher-Mittwoch (27. 2.) 28.

Meine Seele vermag nicht, den Werth oder Unwerth der Beilagen, die ich ſo eben von der Poſt erhalten, zu würdigen, wohl aber ſchreit ſie, Herr, nach Dir ſchon lange, um Dir meine Freude über das Serbiſche Opus auszudrücken, das Du mir ſchon vor 14 Tagen geſendet haſt.[1]) Ich ſauge faſt täglich an dieſer köſtlichen Frucht, die eben mit einem zaubervollen Geſchmacke gewürzt iſt. Bei dieſer Gelegenheit, nämlich bei der, ich hoffe morgen, gedenke ich Dir mündlich die Frage vorzulegen, was ich für Herrn Gerhard etwa thun kann, um ihm meine Dankbarkeit zu erkennen zu geben. Morgen hoffe ich gewiß mich zeigen zu können.

E. A.

635.

5. 3. 28.

Das iſt Alles recht ſchön; Helbig wird alles nach Deiner Angabe beſorgen. Die beiden Bände habe ich auf die Bibliothek geſchickt, wo ſie zu finden und zu vertheilen ſind.

Nun muß ich ein großes Evenement melden:

Herr Martin, der vor dem Jahre mit ſeinen Löwen hier war, meldet mir geſtern von Erfurt, daß ſein Vogel Strauß

[1]) Vgl. Nr. 634, 635, 636, 611, 618 und 630.

daſelbſt das Bein gebrochen und nicht wieder herzuſtellen ſey. Er ſchickte mir zugleich die Liſte der Preiſe, für welche er jedes todte Thier an das Muſeum nach Dresden eventualiter zugeſagt habe; da koſtet der Strauß 75 Thaler. Nicht einen Augenblick habe ich mich beſonnen, gleich zugeſchlagen und ihn bitten laſſen, mit der Tödtung des Thieres zu warten, bis Jemand von mir Beauftragtes käme. Gleich ſchickte ich nach Jena und ließ Profeſſor Renner holen. So balde er angekommen iſt, ſo ſchicke ich ihn gleich nach Erfurt, wo er dann das Prachtſtück ſelbſt ſchlachten und zu beliebigem Gebrauch herbringen kann. Das giebt einen Pendant zum Ganymed: ein Unicum.

Glück auf.

C. A.

636.

7. 3. 28.

Den beſten Dank für das Ueberſendete. Die Böhmen rühren ſich recht ordentlich. Graf Sternberg werde ich eine Pflanze bewußter Art überſenden, ſobald es nicht mehr friert. In den Niederlanden haben ſich die Erdbeben in den Kohlenlagern recht manſig gemacht. Immer mehr werde ich in dem Glauben beſtärkt, daß die ſo ſehr veränderlichen Witterungsſtände bei uns und die häufigen anomaliſchen Ereigniſſe mehr von Bewegungen im Innern unſeres Erdkörpers, alſo mehr von

Innen gegen Außen, entſtehen, als wie umgekehrt, und daß zwiſchen dem Aequator und den Polen unter der Erdkruſte ſich Dinge zutragen, die bei den Polen fühlbar und dadurch auf unſere Windſtriche einflußreich werden, nicht aber umgekehrt. Wenn nur ſchon ein Schiff an einem der Pole überwintert hätte?!

Miniſter von Fritſch wird Dir den Orden für Nees von Eſenbeck ſchicken und ich meinen Brief.

Mich freut es ſehr, daß ich mit dem Ankauf des ſeeligen Straußvogels etwas recht gemacht habe.[1]) Sehr erſchrak ich mich, als ich mich wieder erinnerte, daß ſchon ein Skelet dieſer Thierart in Jena vorhanden ſey. Nun bin ich aber wieder ganz getröſtet!

Lebe recht wohl.

G. A.

637.

29. 3. 28.

Ach wenn ich nur alle die Weisheit, die in den Büchern ſteht, die Du mir geſchickt haſt, freſſen könnte! Da wäre ich gut dran, denn ich verzweifle, daß durch meine Augen ich ſie in meinen Kopf werde bringen können. In Paulus dickem Opus muß ich aber von vornherein doch wenigſtens Etwas

[1]) Vgl. Nr. 635.

leſen, denn es iſt doch ſehr intereſſant, zu erfahren, wie man es wagen kann, ein ſolches abſtruſes Sujet zur Zielſcheibe zu wählen.[1])

C. A.

Danke allen Herren Einſendern auf's Verbindlichſte von mir.

638.

13. 5. 28.

Der lebendig gebliebene Theil der Vivipara in Prag wird ſich bald erholen, wenn man nur die Pflanze etwas feuchte und in Stubenwärme-Temperatur erhält; ſie iſt ſehr zäher Natur. Im Laufe des Sommers kann ich vielleicht mit einer friſchen Pflanze aufwarten. Dem Graf Sternberg empfehle ich mich beſtens; ich hoffe ihn im Laufe July — Auguſt dieſes Jahres in Teplitz zu ſehn.[2])

Den 23. oder 24. dieſes denke ich einen Abſtecher nach Berlin zu machen und alles dorten Neuentſtandene und Hingekommene zu beleuchten und ſo zu ſagen, von der Auſſenwelt bei dieſer Gelegenheit Abſchied zu nehmen.

C. A.

Unbegreiflich ſchädlich, heimtückiſch, ohne ſichtbare Conſequenz ſchadend und zerſtörend hat die Witterung ſein letztem

[1]) Paulus' „Leben Jeſu". [2]) Nr. 636.

Neujahr auf unſere Pflanzenwelt gewirkt. Von alten Arten Blüthen an Bäumen und Sträuchern iſt gewiß kaum der 1000. Theil ans Tageslicht gediehen. Das Babyloniſche Weidengeſchlecht iſt faſt ganz ausgefroren. Andere Pflanzen, die ſich gewöhnlich ſehr mittelmäßig bei uns erhalten, ſelbſt auf unvortheilhaften Standörtern, ſind ſehr geſund geblieben, ſo zum Beiſpiel: Cercis siliquastrum und andere. Die häufigen Gewitter ſind vermuthlich daran Schuld, die beſtändig auf- und abſpannten. Sonſten iſt's nicht zu erklären.

639.

17. 5. 28.

Es iſt wirklich ſchwer zu ſagen, wo es eigentlich dem lithographiſchen Blatte, das Porträt des ſeeligen Herzogs von Mecklenburg-Strelitz vorſtellend, fehlt, daß es nicht gefalle. Es iſt wirklich vortrefflich gemacht, auch wohl gut gedacht, gefaßt und gezeichnet; ich möchte wohl mich Deines Ausdrucks bedienen, daß der Künſtler kein Glück bei dieſer Arbeit gehabt hat und daß er darüber, das Vortreffliche ſuchend und einzeln beiſchaffend, die Harmonie des Ganzen und das Lebendige nicht hat zuſammenſchmelzen können und verfehlt hat, ein angenehmes Bild darzuſtellen. Das Ganze hat etwas durchherrſchend Hartes und Geſchmackloſes; dazu kömmt, daß das Original viel weniger fleiſchig war. Das iſt aber eine Nebenſache; das Bild, ein wirkliches Kunſtwerk, gränzt nahe an die Karikatur.

Meine Reiſe nach Berlin[1]) werde ich noch um eine Woche aufſchieben, weil mir nicht recht wohl und die Witterung gar zu unſtet iſt.

Der Granit, von welchem die feſte Burg Dr. Luthers in Wittenberg gebaut iſt, ſcheint derſelbe Stein, wie die Beilage, zu ſeyn. Er iſt auch aus jener Gegend.

Möge die Schaale beſſer gerathen, als wie die feſte Burg, welche abſcheulich iſt.

C. A.

Schluß.

Die in Bezug auf ſeine Reiſe nach Berlin geäußerten Abſichten des Großherzogs[2]) erfüllten ſich ahnungsvoll in traurigſter Ausdehnung. Nur die irdiſche Hülle des verehrten Fürſten ſollte zurückkehren! Goethe, dem die Möglichkeit, daß der ſo viel jüngere Freund vor ihm abgerufen werden könnte, niemals vorgeſchwebt, war von der ſchmerzlichen Nachricht aufs tiefſte erſchüttert. Aus gebieteriſchen Rückſichten der Selbſterhaltung entzog ſich der faſt achtzigjährige Greis den in Weimar für ihn unvermeidlichen weitern ſehr beſorglichen Eindrücken, indem er ſeinen Aufenthalt zehn Wochen hindurch in einem der großherzoglichen Schlöſſer nahm, welche bei dem ſtillen Städtchen Dornburg am obern Rande der das Saalthal weſtlich begrenzenden Hochebenen, von Jena abwärts, reizend liegen.

[1]) und [2]) Vgl. Nr. 638.

Dort empfing er ein ihn tröſtlich aufrichtendes Schreiben, wodurch ſich im Auftrage des mit ſeiner Gemahlinn, der Großfürſtinn Maria Paulowna, am verwandten Hofe von St. Petersburg abweſenden Großherzogs Carl Friedrich der damalige Oberſtlieutenant und Generaladjutant von Beulwitz *) nach Goethe's Befinden theilnehmend zu erkundigen und dieſem die Verſicherung der huldreichſten Geſinnungen zu übermitteln hatte. Goethe erwiederte darauf Folgendes:

Gaudeat ingrediens, laetetur et aede recedens!
Ilis, qui praeterenut, det bona cuncta Deus! 1608.

Freudig trete herein und froh entferne Dich wieder!
Ziehſt Du als Wandrer vorbei, ſegne die Pfade Dir Gott!

Da gewiß höchſten Ortes, ſo wie von Ew. Hochwohlgeboren gnädig und geneigt aufgenommen wird, wenn ich den Zuſtand, in dem ich mich befinde, rein und treu auszuſprechen wage, Dasjenige, was ſich von ſelbſt verſteht, beſcheiden ablehne und die Betrachtungen, zu denen ich aufgeregt werde, zutraulich mittheile, ſo eröffne mit obigen zwei lateiniſchen Zeilen meinen gegenwärtigen Brief. Ich fand ſie als Ueberſchrift der Hauptpforte des Dornburger neu acquirirten Schlößchens, wo mir durch höchſte Nachſicht in den traurigſten Tagen eine Zuflucht zu finden vergönnt worden.

Die Einfaſſung gedachter Thüre ſelbſt iſt, nach Weiſe jener Zeit, architektoniſch-plaſtiſch überreich verziert und giebt, zuſammen

*) jetzt wirklicher geheimer Rath und Generalmajor.

mit der Inſchrift, die Ueberzeugung, daß vor länger als zwei hundert Jahren gebildete Menſchen hier gewirkt, daß ein allgemeines Wohlwollen hier zu Hauſe geweſen, wogegen auch dieſe Wohnung durch ſo viele Kriegs- und Schreckenszeiten hindurch aufrecht beſtehend erhalten worden.

Bei meiner gegenwärtigen Gemüthsſtimmung rief ein ſolcher Anblick die Erinnerung in mir vor: gerade ein ſo einladend ſegnendes Motto ſey durch eine Reihe von mehr als fünfzig Jahren der Wahlſpruch meines verewigten Herrn geweſen, welcher, auf ein groß bedeutendes Daſeyn gegründet, nach ſeiner erhabenen Sinnesart jederzeit mehr für die Kommenden, Scheidenden und Vorüberwandelnden beſorgt war, als für ſich ſelbſt. der, wie der Anordner jener Inſchrift, weniger ſeiner Wohnung, ſeines Daches gedachte, als Derjenigen, welche da zu herbergen, mit Gunſt zu verabſchieden, oder vorbeigehend zu begrüßen wären. Hier ſchien es alſo, daß ich abermals bei ihm einkehre, als dem wohlwollenden Eigenthümer dieſes uralten Hauſes, als dem Nachfolger und Repräſentanten aller vorigen gaſtfreien und alſo auch ſelbſt behaglichen Beſitzer.

Die allgemeine traurige Stimmung dieſer Stunde ließ mich den Werth ſolcher Betrachtungen doppelt fühlen und regte mich an, denenſelben gleichfalls nachzugehen, als ich nach Verlauf von einigen Tagen und Nächten mich ins Freie zu wagen und die Anmuth eines wahrhaften Luſtortes ſtill in mich aufzunehmen begann.

Da ſah ich vor mir auf ſchroffer Felslante eine Reihe ein

Augenblick in jene Zeiten versetzt, wo sie ihm noch belebt schienen, wo er sie durch die Lebhaftigkeit seiner Stimme, durch die Bewegung seiner Hände zu beleben glaubte. Er nahm sie mit auf seine Stube und verwahrte sie sorgfältig.

zelner Schlöſſer hingeſtellt, in den verſchiedenſten Zeiten erbaut, zu den verſchiedenſten Zwecken errichtet. Hier, am nördlichen Ende, ein hohes, altes, unregelmäßig weitläufiges Schloß, große Säle zu kaiſerlichen Pfalztagen umſchließend, nicht weniger genugſame Räume zu ritterlicher Wohnung. Es ruht auf ſtarken Mauern, zu Schutz und Trutz. Dann folgen ſpäter hinzugeſellte Gebäude, haushältiſcher Benutzung des umherliegenden Feldbeſitzes gewidmet.

Die Augen an ſich ziehend aber ſteht weiter ſüdlich, auf dem ſolideſten Unterbau, ein heiteres Luſtſchloß neuerer Zeit, zu anſtändigſter Hofhaltung und Genuß in günſtiger Jahreszeit. Zurückkehrend hierauf an das ſüdlichſte Ende des ſteilen Abhanges, finde ich zuletzt das alte, nun auch mit dem Ganzen vereinigte Freigut wieder, daſſelbe welches mich ſo gaſtfreundlich einlud.

Auf dieſem Weg nun hatte ich zu bewundern, wie die bedeutenden Zwiſchenräume, einer ſteil abgeſtuften Lage gemäß, durch Terraſſengänge zu einer Art von auf- und abſteigendem Labyrinthe architektoniſch auf das Schicklichſte verſchränkt worden, indeſſen ich zugleich die ſämmtlichen übereinander zurückweichenden Localitäten auf das Vollkommenſte grünen und blühen ſah. Weithingeſtreckt, der belebenden Sonne zugewendete, hinabwärts gepflanzte, tiefgrünende Weinhügel; aufwärts, an Mauergeländern, üppige Reben, reich an reifenden, Genuß zuſagenden Traubenbüſcheln; hoch an Spalieren ſodann eine ſorgſam gepflegte, ſonſt ausländiſche Pflanzenart, das Auge näch-

ſtens mit hochfarbigen, am leichten Gezweige herabſpielenden Glocken zu ergötzen verſprechend; ferner vollkommen geſchloſſen-gewölbte Laubwege, einige in dem lebhafteſten Flor durchaus blühender Roſen, höchlich reizend geſchmückt; Blumenbeete zwiſchen Geſträuch aller Art.

Konnte mir aber ein erwünſchteres Symbol geboten werden? deutlicher anzeigend wie Vorfahr und Nachfolger, einen edlen Beſitz gemeinſchaftlich feſthaltend, pflegend und genießend, ſich von Geſchlecht zu Geſchlecht ein anſtändig bequemes Wohlbefinden emſig vorbereitend, eine für alle Zeiten ruhige Folge beſtätigten Daſeyns und genießenden Behagens einleiten und ſichern?

Dieſes mußte mir alſo zu einer eigenen Tröſtung gereichen, welche nicht aus Belehrung und Gründen hervorging; hier ſprach vielmehr der Gegenſtand ſelbſt das Alles aus, was ein bekümmertes Gemüth ſo gern vernehmen mag:

Die vernünftige Welt ſey von Geſchlecht zu Geſchlecht auf ein folgerechtes Thun entſchieden angewieſen. Wo nun der menſchliche Geiſt dieſen hohen ewigen Grundſatz in der Anwendung gewahr wird, ſo fühlt er ſich auf ſeine Beſtimmung zurückgeführt und ermuthigt, wenn er auch zugleich geſtehen wird, daß er, eben in der Gliederung dieſer Folge, ſelbſt an- und abtretend, ſo Freude als Schmerz, wie in dem Wechſel der Jahreszeiten, ſo in dem Menſchenleben, an Andern, wie an ſich ſelbſt, zu erwarten habe.

Hier aber komme ich in den Fall, nochmals mir eine

fortgeſetzte Geduld zu erbitten, da der Schilderung meines gegenwärtigen Zuſtandes noch einiges Unentbehrliche hinzuzufügen wäre.

Von dieſen würdigen landesherrlichen Höhen ſehe ich ferner in einem anmuthigen Thal ſo Vieles, was, dem Bedürfniß des Menſchen entſprechend, weit und breit in allen Landen ſich wiederholt. Ich ſehe zu Dörfern verſammelte ländliche Wohnſitze, durch Gartenbeete und Baumgruppen geſondert; einen Fluß, der ſich vielfach durch Wieſen zieht, wo eben eine reichliche Heuerndte die Emſigen beſchäftigt; Wehr, Mühle, Brücke folgen auf einander, die Wege verbinden ſich auf- und abſteigend. Gegenüber erſtrecken ſich Felder an wohlbebauten Hügeln bis an die ſteilen Waldungen hinan, bunt anzuſchauen nach Verſchiedenheit der Ausſaat und des Reifegrades. Büſche hie und da zerſtreut, dort zu ſchattigen Räumen zuſammengezogen. Reihenweis auch den heiterſten Anblick gewährend ſeh ich große Anlagen von Fruchtbäumen; ſodann aber, damit der Einbildungskraft ja nichts Wünſchenswerthes abgehe, mehr oder weniger aufſteigende, alljährlich neu angelegte Weinberge.

Das Alles zeigt ſich mir wie vor fünfzig Jahren und zwar in geſteigertem Wohlſeyn, wenn ſchon dieſe Gegend von dem größten Unheil mannichfach und wiederholt heimgeſucht worden. Keine Spur von Verderben iſt zu ſehen, ſchritt auch die Weltgeſchichte hart auftretend gewaltſam über die Thäler. Dagegen deutet Alles auf eine emſig folgerechte, klüglich ver-

mehrte Cultur eines ſanft und gelaſſen regierten, ſich durchaus mäßig verhaltenden Volkes.

Ein ſo geregeltes, ſinniges Regiment waltet von Fürſten zu Fürſten. Feſtſtehend ſind die Einrichtungen, zeitgemäß die Verbeſſerungen. So war es vor, ſo wird es nach uns ſeyn, damit das hohe Wort eines Weiſen erfüllt werde, welcher ſagt:

„Die vernünftige Welt iſt als ein großes unſterbliches Individuum zu betrachten, welches unaufhaltſam das Nothwendige bewirkt und dadurch ſich ſogar über das Zufällige zum Herrn erhebt.“

Nun aber ſey vergönnt, mich von jenen äuſſern und allgemeinen Dingen zu meinem Eigenſten und Innerſten zu wenden, wo ich denn aufrichtigſt bekennen kann: daß eine gleichmäßige Folge der Geſinnungen daſelbſt lebendig ſey, daß ich meine unwandelbare Anhänglichkeit an den hohen Abgeſchiedenen nicht beſſer zu bethätigen wüßte, als wenn ich, ſelbiger Weiſe dem verehrten Eintretenden gewidmet, Alles, was noch an mir iſt, dieſem wie ſeinem hohen Hauſe und ſeinen Landen von Friſchem anzueignen mich ausdrücklich verpflichte.

Wogegen ich denn auch einer Erwiederung gnädigſten Wohlwollens, fortgeſetzten ehrenden Vertrauens und milder Nachſicht mich beruhigend getröſten darf, indem ja das von Pawlowsk am 28. July d. J. erlaſſene huldverkündende Schreiben mir ein ſo entſchieden erfreuliches, faſt beſchämendes Zeugniß geworden.

Wie ſehr daſſelbe mich erquickend aufregte, wie dankbar ich anerkennen muß ſolches von der Hand eines ſo werthen

längſt geſchätzten, geliebten Mannes zu erhalten, hoffe ich bald mündlich mit kräftigern Worten ausdrücken zu können.

Gegenwärtig füge nur die Bitte hinzu: Ew. Hochwohlgeboren mögen Sich eifrigſt verwenden, daß Vorſtehendes, wenn auch ſeltſam ſcheinend, jedoch aus den eigenſten Zuſtänden und treuſten Geſinnungen hervorgegangen, zu ruhiger Stunde von unſern höchſten Herrſchaften gnädigſt nachſichtig aufgenommen werden möge.

Ein baldiges frohes Wiederſehen hoffend, unterzeichne mich in vorzüglichſter Hochachtung.

J. W. von Goethe.

Dornburg
den . . . Juli
1828.

Zur Erläuterung

von

Perſonennamen, welche in der Correſpondenz vorkommen.

Carl Auguſt, Herzog, ſeit 1815 Großherzog von Sachſen-Weimar-Eiſenach, geboren 3. September 1757, geſtorben 14. Juni 1828. Vermählt 3. October 1775 mit

Louiſe, Landgräfinn von Heſſen-Darmſtadt, geboren 30. Januar 1757, geſtorben 14. Februar 1830.

Kinder:

1) **Louiſe Auguſte Amalie**, geboren 3. Februar 1779, geſtorben 1784.

2) **Carl Friedrich**, Erbprinz, von 1815 an Erbgroßherzog, 14. Juni 1828 Großherzog, geboren 2. Februar 1783, und vermählt 3. Auguſt 1804 mit

Maria Paulowna, Großfürſtinn von Rußland, geboren 16. Februar 1786.

3) **Caroline Louiſe**, geboren 18. Juli 1786, geſtorben 20. Januar 1816, vermählt 1. Juli 1810 mit

Friedrich Ludwig, Erbgroßherzog von Mecklenburg-Schwerin.

4) **Carl Bernhard**, geboren 30. Mai 1792, geſtorben 30. Juli 1862, vermählt 30. Mai 1816 mit

Ida, Prinzeſſinn von Sachſen-Meiningen, geboren 25. Juni 1794, geſtorben 4. April 1852.

Enkel:

1) **Marie Louiſe Alexandrine**, geboren 3. Februar 1808; vermählt 26. Mai 1827 mit

Friedrich Carl Alexander, Prinzen von Preußen.

2) **Marie Louiſe Auguſte Catharine**, geboren 30. September 1811; vermählt 11. Juni 1829 mit

Friedrich Wilhelm Ludwig, damals Prinzen, ſeit 2. Januar 1861 König von Preußen.

3) **Carl Alexander Auguſt Johann**, geboren 24. Juni 1818, jetzt regierender Großherzog von Sachſen-Weimar-Eiſenach.

Mutter:

Anna Amalie, Prinzeſſinn von Braunſchweig-Lüneburg, geboren 24. October 1739, geſtorben 10. April 1807; Witwe von **Ernſt Auguſt Conſtantin**, Herzog von Sachſen-Weimar-Eiſenach, 28. Mai 1758.

Bruder:

Friedrich Ferdinand Conſtantin, geboren 8. September 1758, geſtorben 8. September 1793.

Ambrozi, Dr., Badearzt in Teplitz.

Anioſſi (Pasquale) aus Neapel, Operncomponiſt, Kapellmeiſter in London; von 1787 an bis zu ſeinem Tode in Rom.

Arendt, Baumeiſter aus Berlin.

Baldauf, Berggeſchworener in Ilmenau.

Bandinelli (Baccio), Maler und Bildhauer im 16. Jahrhundert.

Batſch (Dr. August Johann Georg Carl), von 1787 bis 1802 Profeſſor der Botanik zu Jena, von 1793 an auch Director des daſigen Herzoglichen botaniſchen Gartens.

Beck (Henriette geb. Zeltheim), Hofſchauſpielerinn in Weimar.

Bentheim (Johann Georg von), Major und Commandant von Jena.

Bertuch (Friedrich Johann Juſtin), geheimer Secretär des Herzogs Carl Auguſt, ſpäter Gründer des Landes-Induſtrie-Comptoirs zu Weimar und charakteriſirter Legationsrath.

Blumenbach (Dr. Johann Friedrich), Profeſſor in Göttingen, berühmter Naturforſcher.

Bode (Johann Joachim Chriſtoph), geſtorben 1793 zu Weimar als S. Meiningenſcher Hofrath, S. Gothaiſcher Legationsrath und Heſſen-Darmſtädtiſcher geheimer Rath, berühmt beſonders als Ueberſetzer engliſcher Werke in's Teutſche.

Böhme (Auguſt Wilhelm von), Herzoglich Weimariſcher Stallmeiſter.

Boiſſerée (Sulpiz und Melchior), aus Cöln, Anfangs für den Handelsſtand beſtimmt, widmeten ſich ſpäter mit größtem Erfolge dem Sammeln und dem Studium von Gegenſtänden der niederdeutſchen Kunſt des Mittelalters.

Böttiger (Carl Auguſt), von 1791 bis 1804 weimariſcher Oberconſiſtorialrath und Director des Gymnaſiums zu Weimar, dann Studiendirector am Pageninſtitute zu Dresden, berühmt als Archäolog.

Brandes (Dr. Heinrich Wilhelm), Profeſſor der Mathematik zu Breslau, ſpäter Profeſſor der Phyſik zu Leipzig.

Bree (Matthieu van), Director der Zeichnenakademie zu Antwerpen.

Brizzi (Antonio), Kammerſänger in München, Tenoriſt.

Buchholtz (Dr. Wilhelm Heinrich Sebaſtian), Hofmedicus und Hofapotheker zu Weimar.

Büſch (Johann Georg), Profeſſor der Mathematik am Gymnaſium und Vorſteher der durch ihn 1767 gegründeten und von jungen Kameraliſten wie von Kaufleuten viel beſuchten Handelsacademie zu Hamburg.

Büttner (Dr. Chriſtian Wilhelm), Profeſſor der Philoſophie in Göttingen, ſpäter privatiſirend in Jena.

Canova (Anton), berühmter Bildhauer, geb. 1757.

Carſtens (Asmus Jakob), Maler aus Schleswig, geb. 1754.

Caſtrop (von), Weimariſcher Artilleriehauptmann und Baumeiſter.

Cattaneo (Gaetano), Director des Münzkabinets in der Brera zu Mailand.

Chladni (Ernſt Florenz Friedrich), berühmter Akuſtiker.

Condray (Clemens Wenzeslaus), Oberbaudirektor in Weimar.

Dalberg (Carl Theodor Anton Maria Freiherr von), 1772 Statthalter zu Erfurt, 1802 Kurfürſt von Mainz, 1806 Fürſt-Primas des Rhein

bundes, 1810 Großherzog von Frankfurt, 1813 entsagt und als Erzbischof von Regensburg an letzterem Orte gestorben 1817.

Dessau, Leopold Friedrich Franz, Fürst und seit 1807 Herzog von Anhalt-Dessau, gestorben 1817.

Louise, Gemahlinn des Vorstehenden, geb. Markgräfinn v. Brandenburg-Schwedt, gestorben 1811.

Destouches (Franz), Concertmeister zu Weimar.

Dorbereimer (Dr. Johann Wolfgang), von 1810 bis 1849 Professor der Chemie zu Jena.

Doderlein (Dr. Johann Christoph), von 1782 bis 1792 Professor der Theologie zu Jena.

Dschelal eddin Rumi, Persischer Dichter, gestorben 1207.

Edelsheim (von), Markgräflich Badenscher geheimer Rath.

Edling (Albert Cajetan), Großherzoglich Sächsischer wirklicher geheimer Rath und Staatsminister.

Eichhorn (Dr. Johann Gottfried), von 1775 bis 1788 Professor der orientalischen Sprachen zu Jena, später zu Göttingen.

Eichstädt (Dr. Heinrich Carl Abraham), von 1797 bis 1848 Professor der Philologie zu Jena, Gründer und Eigenthümer der dortigen Neuen Literaturzeitung.

Einsiedel (Friedrich Hildebrand von), Uebersetzer einiger Lustspiele des Terenz und Dichter, Hof- und Regierungsrath, auch Kammerherr zu Weimar, Mitglied des Hofgerichts zu Jena, verlor den Fiscus des Oberhofmeisteramts bei der Herzoginn Anna Amalie und starb 1828 als Großherzoglich wirklicher geheimer Rath und Oberhofmeister der Großherzoginn Louise.

Ende (von), Hofmarschall in Weimar, später Königlich Preußischer General und Commandant von Cöln.

Eschwege (Wilhelm Ludwig von), Portugiesischer Oberst und Generaldirector der Bergwerke in Brasilien.

Facius (Friedrich Wilhelm), Hofmedailleur und Steinschneider zu Weimar.

Falk (Johannes Daniel), Charakterisirter Legationsrath, Schriftsteller, Begründer einer Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder zu Weimar.

Färber (Michael), Musikschreiber in Jena.

Fischer (Franz Joseph), Hofschauspieler und Regisseur in Weimar.

Frankenberg (Sylvius Friedrich Ludwig Freiherr von), Gothaischer wirklicher geheimer Rath.

Frege, Buchhändler in Leipzig.

Fries (Dr. Jakob Friedrich), Profeſſor der Philoſophie, ſpäter der Mathematik und Phyſik zu Jena, wegen ſeiner Theilnahme an der Wartburgfeier des 18. Octobers 1817 von 1819 bis 1824 vom Lehramte ſuspendirt.

Frieß (Johannes Graf), durch glückliche Spekulationen ſehr reich gewordener und vom Kaiſer Joſeph II. in den Grafenſtand erhobener Banquier zu Wien. Beſitzer großer Kunſtſammlungen.

Fuchs (Dr. Johann Friedrich), von 1806 bis 1828 Profeſſor der Anatomie zu Jena.

Genaſt (Anton), Hofſchauſpieler und Regiſſeur in Weimar.

Genh (Bruder Friedrich's von Genh), Baumeiſter und Profeſſor in Berlin.

Gerhard (Wilhelm), aus Weimar, Kaufmann in Leipzig, Dichter.

Germar (Wilhelm Heinrich von), Kammerherr und Major, Mitglied der General-Polizeidirection und Vorſitzender der Stadt-Polizeicommiſſion in Weimar, Commandeur des Infanterie- und des Huſaren-Corps.

Gleichauſen (Louiſe von), Hofdame der Herzogin Anna Amalie von Weimar.

Goettling (Dr. Johann Friedrich Auguſt), von 1789 bis 1869 Profeſſor der Chemie in Jena.

Gore (Charles), gebildeter reicher Engländer, welcher meiſtens mit ſeiner gleichfalls gebildeten Familie viel reiſte, ſich ſehr mit Malerei beſchäftigte und von 1791 bis 1807 in Weimar auflebte, wo er den fürſtlichen Perſonen nahe ſtand. Vgl. Goethe's Werke, XXXVII, 325 fg.

— (Emilie), Tochter des Vorigen.

Gotha, Ernſt II., Herzog von Sachſen-Gotha-Altenburg, regierte von 1772 bis 1804; deſſen Söhne:

Auguſt Emil, Herzog von Sachſen, regierte von 1804 bis 1822.

Friedrich, letzter Herzog dieſer Linie, regierte von 1822 bis 1825.

Griesbach (Dr. Johann Jakob), von 1775 bis 1812 Profeſſor der Theologie in Jena.

Grüner (Sebaſtian), Magiſtrats- und Criminalrath zu Eger.

Hildenapfel (Dr. Georg Gottlieb), Univerſitäts-Bibliothekar und Profeſſor der Philoſophie zu Jena.

Hackert (Jakob Philipp), Landſchaftsmaler, Hofmaler des Königs von Neapel.

Hage (Carl Chriſtoph), Schatullier des Großherzogs Carl Auguſt, Rath.

Haide (Friedrich), Hofſchauſpieler in Weimar.

Haren (Tuco Baron van), Gouverneur und ſpäter Oberhofmeiſter des Erbprinzen Carl Friedrich von Weimar.

Drittes Capitel.

Wenn die erste Liebe, wie ich allgemein behaupten höre, das Schönste ist, was ein Herz früher oder später empfinden kann; so müssen wir unsern Helden dreyfach glücklich preisen, daß ihm gegönnt ward, die Wonne dieser einzigen Augenblicke in ihrem ganzen Umfange zu genießen. Nur wenig Menschen werden so vorzüglich begünstigt, indeß die meisten von ihren frühern Empfindungen nur durch eine harte Schule geführt werden, in welcher sie, nach einem kümmerlichen Genuß, gezwungen sind, ihren besten Wünschen zu entsagen, und das, was ihnen als höchste Glückseligkeit vorschwebte, für immer entbehren zu lernen.

Haüy (René Juſt), Profeſſor der Mineralogie und Phyſik zu Paris.

Heinitz (Anton Friedrich Freiherr von), Königlich Preußiſcher Staatsminiſter und Chef des Bergweſens.

Helbig (Carl Emil), geheimer Referendar im Großherzoglichen Staatsministerium, dann Mitglied des Hofmarſchallamtes in Weimar.

Hendrich (Franz Ludwig von), Hauptmann und Feuerlöſchdirector in Weimar, dann Major und Commandant von Jena, endlich Oberſt a. D.

Hinzenſtern (Franz Auguſt von), Hauptmann und Gouverneur des Prinzen Bernhard von Weimar, ſpäter Oberhofmeiſter und Oberſt.

Hirt (Ludwig), Hofrath und Profeſſor in Berlin, Kunſtkenner und Archäolog.

Howard (Luke), zu Tottenham Green bei London, berühmt durch ſeine Verdienſte um die Kenntniß der Wolkenbildungen.

Hufeland (Dr. Chriſtoph Wilhelm), von 1783 bis 1841 Profeſſor der Medicin in Jena, dann Königlich Preußiſcher Staatsrath, Leibarzt und Profeſſor in Berlin.

— (Dr. Friedrich Gottlob), des Vorigen Bruder, Hofmedicus in Weimar, von 1811 bis 1812 Profeſſor der Medicin in Jena, ſpäter in Berlin.

— (Dr. Gottlieb) von 1788 bis 1808 Profeſſor der Rechte in Jena.

Hundeshagen (Bernhard), Bibliothekar in Wiesbaden.

Huſchke (Dr. Wilhelm Ernſt), ärztlicher Begleiter der Herzoginn Anna Amalie von Weimar auf einer Reiſe nach Italien, ſpäter Leibarzt der geſammten Großherzoglichen Familie.

Hüttner (Johann Chriſtian), Begleiter des Lord Macartney auf deſſen Geſandtſchaftsreiſe nach China, dann Ueberſetzer beim Departement der auswärtigen Angelegenheiten in London, literariſcher Correſpondent des Großherzogs Carl Auguſt.

Jacobi (Friedrich Heinrich), Philoſoph und Dichter, Präſident der Akademie der Wiſſenſchaften zu München.

Jacquin (Nicolaus Joſeph von), Profeſſor der Botanik und Chemie zu Wien, geb. 1727 zu Leyden.

Jagemann (Caroline), Hofopernſängerinn und Hofſchauſpielerinn zu Weimar.

— (Ferdinand), Bruder der Vorigen, Maler und Lehrer an dem Zeichneninſtitut zu Weimar.

Jenkins, Engliſcher Kunſthändler in Rom.

Iffland (Auguſt Wilhelm), dramatiſcher Dichter und Künſtler, Director der Königlichen Schauſpiele in Berlin.

Kalb (Carl Alexander von), wirklicher geheimer Rath und Kammerpräsident zu Weimar.

Kaufmann (Marie Anna Angelica, verehelichte Zucchi), Malerinn in Rom.

Kaufmann (Peter), Hofbildhauer in Weimar.

Kayser (Christoph), Componist aus Frankfurt a. M.

Kieser (Dr. Dietrich Georg), von 1812 bis 1862 Professor der Medicin in Jena.

Kirms (Franz), Mitglied der Theaterintendanz, des Hofmarschall- und des Hofstall-Amtes zu Weimar, geheimer Hofrath.

Kleist (Heinrich von), geboren 1777, Lieutenant, dann Kammerassessor in Preußischen Diensten, dichtete unter Anderm die Dramen „Das Käthchen von Heilbronn" und „Der zerbrochene Krug" und endete 1811 durch eigene Hand.

Knebel (Carl Ludwig von), Uebersetzer des Lucrezischen Lehrgedichtes „De rerum natura", Erzieher des Prinzen Constantin von Weimar, Hauptmann, zuletzt Major.

Körner (Friedrich), Hofmechanikus und Optikus in Jena.

Rosegarten (Hans Gottfried Ludwig), von 1817 bis 1821 Professor der orientalischen Sprachen zu Jena.

Kraus (Georg Melchior), Maler, Director des freien Zeichneninstituts zu Weimar, gestorben 1813.

Kräuter (Theodor), Bibliothekssecretär in Weimar.

Langermann (Dr. Johann Gottfried), Staatsrath im Ministerium der Medicinalangelegenheiten zu Berlin.

Lavater (Johann Caspar), Physiognomiker, Prediger in Zürich.

Lenz (Dr. Johann Georg), Professor der Mineralogie und Director des mineralogischen Cabinets in Jena.

Lichtenberg (Friedrich von), Rittmeister bei dem Husarencorps und Adjutant des Herzogs Carl August.

Ligne (Carl Joseph Fürst von), K. K. Feldmarschall, gestorben 1814.

Lindenau (Bernhard von), Staatsmann und Astronom, 1811 Adjutant des Herzogs Carl August, später Herzogl. S. Gothaischer wirklicher geheimer Rath, dann Königlich Sächsischer Staatsminister.

Lips (Johann Heinrich), Maler, Zeichner und Kupferstecher.

Loder (Dr. Justus Christian), von 1782 bis 1803 Professor der Medicin zu Jena, dann zu Halle, endlich zu Moskau.

Lucchesini (Marchese), aus Lucca stammend, Vertrauter und Vertrauter König Friedrich's II von Preußen, später Preußischer Gesandter und Staatsminister, nach 1806 Kammerherr bei Napoleon's I. Schwester Elise, Fürstinn Bacciochi.

Luck (Georg Ludwig von), Hauptmann, später auch Kammerherr und Major in Weimar.

Manzoni (Alexander), Dichter in Mailand.

Marc Anton (Familiennamen: Raimondi), Kupferstecher, geboren 1475.

Meiningen, Georg, Herzog von, gestorben 1803.

Bernhard Erich Freund, Herzog von, Sohn und Regierungsnachfolger des Vorigen.

Melish (Joseph Charles), Großbritannischer Generalconsul für Niedersachsen und die freien Hansestädte.

Merck (Johann Heinrich), Kriegsrath in Darmstadt.

Meyer (Heinrich), aus Stäfa bei Zürich, gest. 1832 als Hofrath und Director der Großherzoglichen Kunstanstalten in Weimar.

Morelli, Balletmeister in Weimar.

Moritz (Carl Philipp), gest. 1793 als Professor der Alterthumskunde bei der Akademie der bildenden Künste zu Berlin.

Monnier (Jean Joseph), Mitglied der französischen Nationalversammlung, dann Unternehmer eines Erziehungsinstituts in Belvedere bei Weimar, 1802 französischer Präfect, 1804 Senator, 1808 Staatsrath.

Müller (Friedrich Carl Ferdinand, Freiherr von, genannt von Weiß), 1806 Hauptmann im Königlich Preußischen Generalstabe, später Vicepräsident des Landschafts-Collegiums und Mitglied des geheimen Consiliums zu Weimar, von 1813 an von Neuem in Preußischen Militairdiensten, gestorben als Generalfeldmarschall.

Münchow (Dr. Carl Dietrich von), von 1810 bis 1818 Professor der Astronomie und Director der Sternwarte zu Jena, später zu Bonn.

Nees von Esenbeck (Dr. Christian Gottfried), Professor der Botanik zu Bonn, später zu Breslau.

Oeser (Adam Friedrich), Maler, Director der Kunst-Akademie zu Leipzig.

Oken (Dr. Lorenz), von 1807 bis 1819, wo er seiner Stelle entsetzt wurde, Professor der Medicin und der Naturgeschichte zu Jena, 1828 in München, später in Zürich.

Paulus (Dr. Heinrich Eberhard), von 1789 bis 1803 Professor der orientalischen Sprachen in Jena, später in Heidelberg.

Pencer (Dr. Heinrich Carl Friedrich, Regierungsrath, ſpäter Lyceums und zuletzt Präſident des Oberconſiſtoriums in Weimar.

Pichler (Anton), aus Innsbruck, Steinſchneider in Rom.

Pictet (Marc Auguſte), Phyſiker und Profeſſor an der Akademie in Genf, geb. 1752, geſt. 1825.

Pollett (Dr. Johannes Friedrich), von 1819 bis 1823 Profeſſor der Mathematik und Director der Sternwarte in Jena.

Preller (Friedrich), Landſchaftsmaler, jetzt Hofmaler und Profeſſor an der freien Zeichnenſchule in Weimar, ſeinem Geburtsorte.

Quandt (Johann Gottlob von), Kunſtkenner und Beſitzer von Kunſtſammlungen, zu Dresden.

Racknitz (Joſeph Friedrich Freiherr von), Kurfürſtlicher Hofmarſchall und Director des Hoftheaters und der Hofkapelle in Dresden.

Raimondi, I. Marc Anton.

Rehbein (Dr. Wilhelm), Hofrath und Leibarzt in Weimar.

Reichardt (Johann Friedrich), Kapellmeiſter in Berlin; ſpäter in Giebichenſtein bei Halle a. d. S. privatiſirend.

Reifenſtein (Johann Friedrich), Kaiſerlich Ruſſiſcher und Herzoglich S. Gothaiſcher Hofrath, Director des Ausbildungsinſtituts für Ruſſiſche Künſtler, und Fremdenführer in Rom.

Renner (Dr. Theobald), Profeſſor der Thierheilkunde und Director der Thierarzneiſchule in Jena.

Riedel (Dr. Cornelius Johann Rudolph), Erzieher in der Familie des Grafen von Laube in Mecklenburg, dann Erzieher des Erbprinzen Carl Friedrich von Weimar, zuletzt Kammerdirektor in Weimar.

Röhr (Dr. Johann Friedrich), Oberhofprediger und Generalſuperintendent zu Weimar.

Roux, Maler in Jena.

Rühle von Lilienſtern (Johann Jakob Otto Auguſt), Gouverneur des Prinzen Bernhard von Weimar, ſpäter Königlich Preußiſcher General.

Ruſt (Dr. Johann Nepomuk), Königlich Preußiſcher geheimer Obermedicinal- und vortragender Rath im Miniſterium der Medicinalangelegenheiten, Leibarzt, Generalſtabsarzt und Profeſſor zu Berlin.

Sartorius (Georg, ſpäter Freiherr von Waltershauſen), Hofrath und Profeſſor der Staatswiſſenſchaften in Göttingen, während des Wiener Congreſſes mit diplomatiſchen Aufträgen des Weimariſchen Hofes betraut.

Sartorius (Georg Chriſtian), Weimariſcher Architekt, zuletzt Baurath in Eisenach.

Scherer (Dr. Alexander Nikolaus), geb. 1771 zu St. Petersburg, ſtudirte in Jena erſt Theologie, dann Naturwiſſenſchaften, hielt Vorleſungen über Chemie in Weimar, wurde 1801 Profeſſor der Chemie in Halle, 1803 in Dorpat, ſpäter in ſeiner Geburtsſtadt und ſtarb daſelbſt, in Ungnade, als Staatsrath 1824.

Schloſſer (Johann Georg), Goethe's Schwager, Badenſcher geheimer Rath, zuletzt Syndicus zu Frankfurt a. M.

Schlözer (Auguſt Ludwig von), Profeſſor der Politik in Göttingen, geſtorben 1809.

Schmeller (Joſeph), Profeſſor, Maler und Lehrer an der freien Zeichnenſchule in Weimar.

Schmidt (Johann Chriſtoph), geheimer Referendar beim geheimen Conſiſtorium, dann als geheimer Ariegsrath, ſpäter als geheimer Rath ſtimmführendes Mitglied deſſelben, auch Kammerpräſident in Weimar.

Schnauß (Chriſtian Friedrich), geheimer Rath und Mitglied des geheimen Conſiſtoriums in Weimar.

Schreibers (von), Regierungsrath und Director der K. K. Naturalien-Sammlungen in Wien.

Schröter (Corona Elisabeth Wilhelmine), Schauſpielerinn und Sängerinn in Leipzig, ſpäter in Weimar, geſtorben 1802.

Schulz (Chriſtoph Ludwig Friedrich), Königlich Preußiſcher Staatsrath in Berlin.

Schumann (Johann Ehrenfried), Hofmaler in Weimar.

Schütz (Dr. Chriſtian Gottfried), von 1779 bis 1803 Profeſſor der Poeſie und Beredſamkeit in Jena, wo er 1785 die Allgemeine Literaturzeitung gründete, ſpäter in Halle.

Schweitzer (Dr. Chriſtian Wilhelm), Profeſſor der Rechte in Jena und Landtagsabgeordneter, trat 1819 als geheimer Staatsrath mit Sitz und Stimme in das Großherzogliche Staatsminiſterium und wurde 1825 zum geheimen Rath, ſpäter zum wirklichen geheimen Rath befördert. Im Jahre 1838 trat er in den Ruheſtand, nachdem er als Staatsminiſter ſeit 1843 thätig geweſen war.

Seckendorf (Carl Siegmund Freiherr von), Kammerherr in Weimar, Dichter und Componiſt, Ueberſetzer von Camoens' „Luſiade", ſpäter Preußiſcher Geſandter im Fränkiſchen Kreiſe.

Seeger (Johann Georg), Secretär bei der Kriegs- und bei der Bergwerks-Commission in Weimar.

Seidel (Philipp), Goethe's Bedienter und Schreiber, ſpäter Rentammann in Weimar.

Sinclair (Sir John), geb. 1754, Gründer und Präſident des Board of agriculture und der Geſellſchaft zur Verbeſſerung der britiſchen Wolle; geſtorben 1835.

Sömmering (Dr. Samuel Thomas von), berühmter Anatom und Arzt, zuletzt in Frankfurt a. M.

Sorel (Dr. Friedrich), aus Genf, Erzieher des Prinzen, jetzigen Großherzogs Carl Alexander von Weimar.

Sprengel (Dr. Curt), Profeſſor der Botanik in Halle.

Staff (Chriſtian Friedrich Auguſt von), Weimariſcher Kammerherr und Forſtmeiſter, ſpäter Oberforſtmeiſter.

Stark (Dr. Johann Chriſtian, I.), von 1779 bis 1811 Profeſſor der Medicin in Jena, Weimariſcher Leibarzt.

— (Dr. Johann Chriſtian, II.), Neffe des Vorigen, von 1796 bis 1837 Profeſſor der Medicin in Jena, Weimariſcher Leibarzt.

— (Dr. Carl Wilhelm), Sohn des Vorvorigen, 1809 Hofmedicus, 1814 Feldarzt des Herzogs Carl Auguſt von Weimar, ſpäter Leibarzt und Profeſſor der Medicin in Jena.

Stein (Gottlob Ernſt Joſias Freiherr von), Weimariſcher Oberſtallmeiſter und Beſitzer des Rittergutes Großkochberg.

— (Charlotte Albine Erneſtine Freifrau von), geb. von Schardt, Gemahlin des Vorigen.

— (Friedrich Conſtantin von), Sohn der beiden Vorigen, ſtarb als General-Landſchafts-Repräſentant in Breslau. Als derſelbe 9 Jahr alt war, nahm ihn Goethe zu ſich ins Haus.

Steiner (Carl Friedrich Chriſtian), Baurath in Weimar.

Sternberg (Caspar Marie Graf von), K. K. geheimer Rath und Präſident der patriotiſchen Geſellſchaft und des vaterländiſchen Muſeums zu Prag, geb. 1761; Präbendar der Domcapitel zu Freiſing und Regensburg, Botaniker und Geognoſt; beſonders berühmt durch ſeinen „Verſuch einer geognoſtiſch-botaniſchen Darſtellung der Flora der Vorwelt".

Sturm (Dr. Carl Chriſtoph Gottlieb), von 1807 bis 1819 Profeſſor der Oekonomie und Kameralwiſſenſchaften in Jena. Gründer eines landwirth-

schaftlichen Instituts in Tiefurth bei Weimar, später einer ähnlichen Anstalt in Poppelsdorf bei Bonn.

Tischbein (Johann Heinrich Wilhelm), Maler.

Tobler (Johann), Lavater's Schüler und Freund, Archidiakonus in Zürich, geb. 1732.

Trattinik (Leopold), Custos des K. K. Hof-Naturaliencabinets zu Wien.

Trebra (Friedrich Wilhelm Heinrich von), Königlich Sächsischer Oberberghauptmann.

Treitlinger (Ludwig von), Staatsrath, Weimarischer Ministerresident zu Paris.

Trippel (Alexander), aus Schaffhausen, Bildhauer.

Vent (Christian Gottlob), Architekt in Weimar mit dem Charakter als Hauptmann.

Verlohren (Heinrich Ludwig), Weimarischer Geschäftsträger in Dresden und Cassel.

Villoison (J. B. Gaspard d'Ansse de), einer der gründlichsten Kenner der alt- und der neugriechischen Sprache und Litteratur, gestorben 1805 in Paris.

Vogel (Dr. Carl), Arzt in Liegnitz, dann Großherzoglicher Leibarzt in Weimar, jetzt geheimer Hofrath und vortragender Rath im Großherzoglichen Staatsministerium, Herausgeber des gegenwärtigen Werkes.

— (Christian Georg Carl), geheimer Kanzleisecretär, später Kanzleirath in Weimar.

Voigt (Christian Gottlob von), Hof- und Regierungsrath, dann geheimer Assistenzrath und Mitglied des geheimen Consiliums, später wirklicher geheimer Rath und Präsident des Staatsministeriums in Weimar, gestorben 1819.

— (Johann Carl Wilhelm), Bruder des Vorigen, Bergsecretär, später Bergrath in Ilmenau.

— (Johann Heinrich), von 1789 bis 1823 Professor, erst der Mathematik, dann der Physik in Jena.

— (Friedrich Siegmund), Sohn des Vorigen, von 1807 bis 1850 Director des botanischen Gartens in Jena.

Vulpius (Christian August), Rath und Bibliothekar in Weimar.

Wagner (Gottlieb), Hofgärtner in Jena.

Waitz (Johann Christian Wilhelm), Lehrer am freien Zeichneninstitute zu Weimar.

Waldner (Adelheid von), Hofdame der Herzoginn und Großherzoginn Louise von Weimar.

Wedel (Otto Joachim Moritz von), Kammerherr und Oberforſtmeiſter. Jugendgeſpiele des Großherzogs Carl Auguſt von Weimar.

Werner (Abraham Gottlob), Königlich Sächſiſcher Bergrath und Profeſſor an der Bergakademie zu Freiberg, berühmter Mineralog.

— (Friedrich Ludwig Zacharias), Verfaſſer der „Söhne des Thales", der „Templer auf Cypern", der „Weihe der Kraft", der „Wanda", des „Vier und zwanzigſten Februar" und anderer dramatiſcher Dichtungen, wurde katholiſch und ſtarb als Prediger in Wien.

Wieland (Philipp Chriſtian), geheimer Secretär des Herzogs Carl Auguſt von Weimar, dann Kriegsrath, zuletzt Präſident des Landſchafts-Kollegiums in Weimar.

Willemer (Johann Jacob von), Banquier zu Frankfurt a. M., Königlich Preußiſcher geheimer Rath.

Wolf (Friedrich Auguſt), Profeſſor der Philologie in Halle, ſpäter in Berlin, geheimer Rath.

— (Ernſt Wilhelm), Kapellmeiſter in Weimar.

Wolff (Pius Alexander), dramatiſcher Dichter und Schauſpieler in Weimar, ſpäter in Berlin.

Wolzogen (Wilhelm Ernſt Friedrich Freiherr von), Schiller's Schwager, trat als Kammerrath und Kammerherr in Weimariſche Dienſte und ſtarb als wirklicher geheimer Rath und Oberhofmeiſter.

Zach (Franz Freiherr von), Aſtronom, Herzogl. S. Gothaiſcher Oberſt, ſpäter Generalmajor und Oberhofmeiſter der Gemahlinn und Witwe des Herzogs Ernſt II.

Ziegeſar (Auguſt Friedrich Carl Freiherr von), auf Trakendorf bei Jena, Herzogl. S. Gothaiſcher geheimer Rath.

(Anton Freiherr von), Sohn des Vorigen, Präſident der Landesdirection in Weimar, ſpäter Präſident des Oberappellationsgerichts und Curator der Univerſität zu Jena.

Weimar — Hof-Buchdruckerei

Auf den Flügeln der Einbildungskraft hatte sich Wilhelms Begierde zu dem reizenden Mädchen erhoben, nach einem kurzen Umgange hatte er ihre Neigung gewonnen, er fand sich im Besitz einer Person, die er so sehr liebte, ja verehrte: denn sie war ihm zuerst in dem günstigen Lichte theatralischer Vorstellung erschienen, und seine Leidenschaft zur Bühne verband sich mit der ersten Liebe zu einem weiblichen Geschöpfe. Seine Jugend ließ ihn reiche Freuden genießen, die von einer lebhaften Dichtung erhöht und erhalten wurden. Auch der Zustand seiner Geliebten gab ihrem Betragen eine Stimmung, welche seinen Empfindungen sehr zu Hülfe kam; die Furcht, ihr Geliebter möchte ihre übrigen Verhältnisse vor der Zeit entdecken, verbreitete über sie einen liebenswürdigen Anschein von Sorge und Schaam, ihre Leidenschaft für ihn war lebhaft, selbst ihre Un-

Faust.

Faust.

Eine Tragödie

von

Goethe.

Mit Zeichnungen von J. Ziegler Mayer und Adolf Schmitz,
in Holz geschnitten von B. Brend'amour.

Zweite Auflage.

Berlin,
G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.
1869.

F 3354

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Es gibt schwerlich eine zweite Dichtung, über welche so viel geschrieben wäre, als über Goethe's Faust, und obschon das eigentliche goldne Zeitalter der Faust-Erklärungen zum Glück vorüber ist, so vergeht doch kein Jahr, wo nicht neue Beiträge zum Verständnisse des Werkes erschienen. Zu einem endgültigen Abschlusse wird man damit wahrscheinlich nie gelangen. Das Gedicht bleibt, wenn auch von Goethe zu Ende geführt, fragmentarisch. Voll des tiefsten philosophischen Gehalts, kann es doch manche ernste Frage des menschlichen Lebens nur anregen und höchstens andeutend lösen; denn um einen speculativen Gedankengang vollständig durchzuführen, mußte es aufhören Gedicht zu sein. Einen Ersatz zu bieten, wird es in seiner zweiten Hälfte fast ganz allegorisch und gibt auch der scharfsinnigsten Deutung unlösbare Räthsel auf. Dazu kommen die über das ganze Werk vertheilten zahllosen Anspielungen, meist auf Personen und Zustände, welche schon für die Zeitgenossen wenig Interesse hatten. Endlich aber — und das ist die Hauptsache — ist der Gegenstand des Faust ein so umfassender, man möchte sagen unendlicher, daß er sich im Raume eines einzigen Dramas schlechthin nicht abschließend behandeln ließ. Das sah schon Schiller, und Goethe widersprach diesem Bedenken nicht; aber er erklärte, er werde es sich bei dieser „barbarischen Composition" bequemer machen und denke die höchsten Forderungen mehr zu berühren als zu erfüllen. Man hat das bei der Auslegung oft genug vergessen, tiefsinnige Berechnung und Nothwendigkeit an Stellen gesucht, wo in der That nur ein oder das andere Wort die eigent-

liche Tendenz des Dichters zeigte, während das Uebrige allerlei andern, theilweise zufälligen Anläſſen ſeine Entſtehung verdankte. Auch hätte man nie überſehen ſollen, daß der Fauſt durchaus kein Werk aus einem Guſſe iſt. Faſt 60 Jahre hat der Dichter daran gearbeitet, und wenn er auch während der langen Zeit am Grundgedanken des Werkes nichts geändert hat, ſo iſt doch die Behandlungsweiſe und der geſammte Ton des Gedichts ſich keineswegs gleich geblieben. Im erſten Theil verleugnet ſich faſt nirgends die geniale jugendliche Kraft der Sprache, wie ſie eben nur Goethe eigen war, dem zweiten merkt man durchweg jene Lebensperiode des Dichters an, wo der alte Herr das Geheimthun liebte und ſeine Ausdrucksweiſe oft genug an Unklarheit und Steifheit litt. Eine Abnahme der poetiſchen Kraft gegen das Ende hin werden ſelbſt diejenigen zugeben müſſen, welche im Ganzen auch den zweiten Theil für bewundernswerth halten; von dem erſten leugnet Niemand, daß er zu den genialſten und gedankenreichſten Schöpfungen aller Zeiten gehört. Aber auch hier hüte man ſich, mit falſchem Maße zu meſſen. Ein Drama im ſtrengeren Sinne des Worts iſt auch der erſte Theil nicht. Dazu fehlt ihm nicht nur die äußere bühnengerechte Oekonomie; es fehlt jene ſtrenge Verknüpfung und Folgerichtigkeit der dramatiſchen Handlung, ohne welche den Charakteren die volle Verantwortlichkeit, dem ganzen Drama die eigentliche Spannung und der befriedigende Abſchluß gebricht. Von einer Tragödie „Gretchen" mag man reden. Hier liegt eine in ſich geſchloſſene, wenigſtens in ihren meiſten Gliedern deutlich erkennbare Kette von Urſache und Wirkung, von Verſchuldung und Leiden vor. Fauſt aber iſt allzuſehr von überſinnlichen Mächten abhängig. Ein alternder Mann, wird er durch den Hexentrank zu jugendlicher Begierde entflammt. Stände er nicht unter dem Einfluſſe des böſen Princips, ſo könnte der Mord Valentins uns nur als eine feige Nichtswürdigkeit erſcheinen. Die Weiſe endlich, wie er Gretchen erſt verläßt, dann die an ihr begangene Schuld nur allzuleicht, eigentlich gar nicht büßt — alles das müßte unſer ſittliches Gefühl aufs tiefſte beleidigen, wollten wir überhaupt den Maßſtab vollſtändiger dramatiſcher Geſchloſſenheit an das Gedicht legen. Vollends die Geſtalt des Mephiſtopheles gehört zwar unzweifelhaft zu den genialſten

Schöpfungen der Poesie aller Zeiten; aber individuelles Leben und widerspruchslose Bestimmtheit hat sie trotzdem nicht und kann sie nicht haben; denn bis auf einen gewissen Punkt bleibt sie immer abstracte Einkleidung einer Idee. Läßt man aber die Dichtung als das an sich vorübergehen, was sie im Grunde ist, als eine Reihenfolge von Situationen, welche bald durch ihre Frische und Lebendigkeit, bald durch ihre unendlich innige und weiche Empfindung, bald durch die Fülle und Tiefe der in ihnen dargestellten Gedanken, durch die Großartigkeit und überzeugende Wahrheit der zu Grunde liegenden Ideen fesseln, so kann wenigstens der erste Theil vor jedem Richterstuhle seinen Rang behaupten.

Diesen Charakter einer Aufeinanderfolge locker zusammenhängender Scenen zeigt der Faust in seiner ursprünglichen Gestalt noch viel deutlicher ausgeprägt, als nach der Vollendung des ersten und vollends des zweiten Theils. Im Jahre 1791 erschien das „Fragment" Faust in dem siebenten Bande der von Göschen verlegten Goethe'schen Schriften. Es enthielt den ersten Monolog, die Erscheinung des Erdgeistes und das Gespräch mit Wagner bis zu den Worten: „um so gelehrt mit euch mich zu besprechen". Die Erwähnung des nahen Ostertags, das zweite Selbstgespräch, welches zum Selbstmordversuche führt, nebst dem Ostergesange, aber auch der darauf folgende Spaziergang mit den eingewebten Gesprächen zwischen Faust und Wagner, die Erscheinung des Pudels, die nächste Scene im Studirzimmer, das erste Auftreten des Mephistopheles mit dem Geisterchor und dem darauf folgenden Abschlusse des Contracts bis zu den Worten: „Und was der ganzen Menschheit zugetheilt ist" — alles dieß fehlte der ursprünglichen Bearbeitung. Mit keiner Silbe war angedeutet, wie sich eigentlich Mephistopheles zu Faust gesellt hatte, und es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß ihn der Dichter damals als einen Abgesandten des Erdgeistes aufgefaßt wissen wollte. Darauf deuten unter Anderm Fausts spätere Worte: „erhabner Geist, du gabst, du gabst mir Alles". Einführung in das wirkliche frische Leben, Befreiung vom unnützen Grübeln, wohlthätige Einschränkung von Fausts unbändigem Streben, der nichts zu erringen glaubt, wenn ihm der „Menschheit Krone" versagt bleibt und wenn er nicht mit seinem Geiste das

ruhe schien ihre Zärtlichkeit zu vermehren; sie war das lieblichste Geschöpf in seinen Armen.

Als er aus dem ersten Taumel der Freude erwachte, und auf sein Leben und seine Verhältnisse zurückblickte, erschien ihm alles neu, seine Pflichten heiliger, seine Liebhabereyen lebhafter, seine Kenntnisse deutlicher, seine Talente kräftiger, seine Vorsätze entschiedener. Es ward ihm daher leicht, eine Einrichtung zu treffen, um den Vorwürfen seines Vaters zu entgehen, seine Mutter zu beruhigen und Marianens Liebe ungestört zu genießen. Er verrichtete des Tags seine Geschäfte pünktlich, entsagte gewöhnlich dem Schauspiel, war Abends bey Tische unterhaltend, und schlich, wenn alles zu Bette war, in seinen Mantel gehüllt, sachte zu dem Garten hinaus und eilte, alle Lindors und Leanders im Busen, unaufhaltsam zu seiner Geliebten.

Höchſte und das Tiefſte ergreifen kann, — darauf beſchränkt ſich hier das, was Mephiſtopheles Fauſt bietet; von irgend welcher Teufelsverſchreibung iſt noch nicht die Rede. Auch in dem ſich anſchließenden Geſpräche mit dem Schüler vertritt Mephiſtopheles unzweifelhaft den klaren, nüchternen Menſchenverſtand und die geſunde natürliche Lebensklugheit gegenüber aller verknöcherten, ſcholaſtiſchen Gelehrſamkeit; wenn er zum Schluſſe recht den Teufel ſpielen will, ſo hat er doch auch hier nichts von der wilddämoniſchen Natur, welche die alte Sage dem Böſen beilegte. Eben ſo wirkt er in der folgenden Studentenſcene rein humoriſtiſch. Dann kam die Hexenküche, von Goethe während ſeines Aufenthalts in Rom 1788 gedichtet, und nun folgte die Liebesgeſchichte, d. h. alſo die Scenen mit Gretchen bis zu den Worten „Nachbarin, euer Fläſchchen" — jedoch war der unmittelbar vorhergehende Auftritt (Valentins Tod) in dem Fragment noch nicht enthalten, und der Monolog „in Wald und Höhle" (Erhabner Geiſt) nebſt dem folgenden Dialoge mit Mephiſtopheles ſtand nicht, wo er jetzt ſteht, ſondern hinter der Scene am Brunnen, vor dem Liede: „ach neige, du Schmerzensreiche".

Unzweifelhaft iſt freilich, daß Manches von dem Späteren bereits vor der Veröffentlichung des Fragments vom Dichter entworfen wurde, und namentlich wiſſen wir, daß ihn die Helena ſchon in frühern Jahren beſchäftigte. Doch wird es niemals gelingen, die Zeit der Entſtehung jeder einzelnen Scene mit voller Sicherheit zu beſtimmen, und es kommt auch für das Verſtändniß des Ganzen nicht viel darauf an.

Die alte Sage von Fauſts Höllenfahrt hängt mit Religionsvorſtellungen des grauen Alterthums zuſammen. Sie konnte nur auf dem Boden jener im tiefſten Grunde unchriſtlichen Anſchauung von dem Gegenſatze eines guten und böſen Princips entſtehen. Orientaliſche, beſonders perſiſche Dämonenlehre drang in das Judenthum und theilte ſich von da der chriſtlichen Welt mit. Der Bekehrungseifer der Miſſionare machte das alte Heidenthum zum Reiche des Böſen und die Geſtalt des Teufels wurde mit Attributen ausgeſtattet, welche den Hauptgöttern des griechiſchen oder deutſchen Heidenthums eigen geweſen waren. Vom Gotte Balder oder Fol erhielt er den Namen Voland; der Pferdefuß iſt vielleicht den griechiſchen

Saturn entlehnt. Man erwartete eine Zerſtörung der Welt durch Feuer und ſah deſshalb dieſes Element als das dem Teufel beſonders vertraute an. Hatten die alten Deutſchen ihre Verehrung des weiblichen Geſchlechts durch den Glauben an wahrſagende Frauen ausgeſprochen, ſo wurden aus dieſen nun Hexen, welche mit dem Teufel auf dem Brocken in der Walpurgisnacht, d. h. in der Nacht des ehemals durch Frühlingsfeſte ausgezeichneten erſten Mai, wilde ausſchweifende Orgien begehn. Auch in den Schreckniſſen wilder Stürme meinte man die Nähe des Böſen zu erkennen; er wurde zum wilden Jäger, der an der Spitze des wüthenden Heeres Umzüge hält. Die Vorſtellung von Hexen erhielt manche Zuthat von den Lamien der altrömiſchen Mythologie. Aus der germaniſchen Unterwelt, der Helja, ward die Hölle. Wie es endlich dereinſt Sitte geweſen war, ſein Leben für einen beſtimmten Termin einem Gotte zu weihen, ſo glaubte man nun an Teufelsverſchreibungen. Der Böſe verpflichtet ſich einem Menſchen für gewiſſe Zeit zum Dienſt; nach Ablauf derſelben fällt ihm die Seele anheim. Oft genug freilich wurde in ſolchen Sagen der Teufel durch Intervention von Heiligen, beſonders der Jungfrau Maria, um ſeinen Lohn betrogen. Als aber die Reformation des XVI. Jahrhunderts gegen die Frivolität Oppoſition machte, mit welcher die Geiſtlichkeit die Sündenvergebung behandelt hatte, nahm man es auch mit den Teufelsbündniſſen ernſter. Von der Exiſtenz eines wirklichen Teufels waren die Reformatoren feſt überzeugt und man war nur zu geneigt, hervorragende wiſſenſchaftliche Leiſtungen, zumal im Gebiete der Naturwiſſenſchaft, ſolchen Einflüſſen beizumeſſen. Der Drang, durch magiſche Wiſſenſchaft unmittelbaren Einblick in das Weſen der Dinge und die Herrſchaft über die Kräfte der Natur zu erreichen, ging eben ſo durch das XVI. Jahrhundert, wie er die Aufklärung des achtzehnten begleitete. Den beiden ſcheinbar ſo entgegengeſetzten Richtungen iſt der Zug gemeinſam, daß ſie über die hergebrachten Glaubensvorſtellungen hinauswollen; die Auflehnung gegen dieſe bringt den Menſchen zum Bunde mit dem Böſen und dadurch in die ewige Verdammniß. Als einen Vermeſſenen, der die Schranken erlaubten Wiſſens freventlich übertritt, ſah die Sage auch Fauſt an. Gelebt hat der Mann wirklich. Er ſtammte aus der Gegend von Maulbronn in Würtenberg,

beſchäftigte ſich mit dem Studium der Magie und gab ſich wirklich als Zauberer aus. Melanchthon hat ihn gut gekannt; er war jedenfalls ein wüſter Menſch und ein unverſchämter Prahler. Von ſeinem gewaltſamen Tode wurden wunderbare Dinge erzählt. Von ihm hieß es nun bald, er habe in einem Walde bei Wittenberg einen Teufel beſchworen. Dieſer wird ihm vom König der Hölle geſandt, erhält Erlaubniß ihm zu dienen und führt den Namen Mephoſtophiles oder Mephiſtophiles — eines von den Worten, deſſen Abſtammung nicht mit Sicherheit angegeben werden kann. Sie ſchließen den Contract, den Fauſt mit ſeinem Blute unterſchreibt. Der Böſe führt Fauſt in die Geheimniſſe der Zauberei ein und verſchafft ihm alle Genüſſe der Welt. Die Zahl der Zauberſtücke wird dann in den Volksbüchern vom Fauſt allmählich immer größer. Namentlich kommt darunter vor, daß er einigen Studenten die ſchöne Helena von Griechenland erſcheinen läßt. Dieſe wird in der Folge ſeine Geliebte. In einem ſpäteren Fauſtbuche zeigt ſich Mephiſtophiles zum erſten Male als ein Schatten hinter dem Ofen und nimmt erſt auf Fauſts Beſchwörung menſchliche Geſtalt an. Auch von einem ſchwarzen Pudel mit rothen Augen iſt die Rede, den Fauſt beſeſſen und der wunderliche Kunſtſtücke gemacht habe. Dann hat ſich das Puppenſpiel des Stoffes bemächtigt, nachdem bereits vor Shakeſpeare der Engländer Marlowe ihn auf die Bühne gebracht hatte. Jenes hat der junge Goethe unzweifelhaft ſchon in Frankfurt kennen gelernt. Ueberall fällt das Hauptgewicht auf die eigentliche Höllenfahrt Fauſts. Durch übermüthigen Wiſſensdrang wird er Gott entfremdet; vermeſſene Neugier nach Dingen, welche für den Menſchen zu hoch ſind, bildet den Grund ſeines Untergangs.

Aber gerade dieſe religiöſe Seite der Sache konnte es nicht ſein, was Goethe zu der alten Sage zog. Dazu hatte er ſelbſt viel zu wenig Intereſſe für Kirche und Dogma. Auch hätte er nie zugegeben, daß es an ſich frevelhaft ſein könne, nach den höchſten Dingen zu forſchen. Aber der Stoff bot eine andere Seite, die ihn lebhaft intereſſiren mußte. Rückkehr zur Natur war der Wahlſpruch des Jahrhunderts; Alles drängte danach, die natürliche, unmittelbare Empfindung aus den Banden trockner Gelehrſamkeit und Schulweisheit zu befreien; man wollte vom abſtracten Wiſſen zum friſchen Leben

hinüber und begriff, daß der Menſch nicht geſund iſt, wenn nicht auch der Sinnlichkeit ihr Recht wird. Die gelehrte Forſchung, welche nur langſam, Schritt vor Schritt, fortſchreitet und in den meiſten Fällen weit von dem Ziele entfernt bleibt, welches der ideal gerichtete Menſch erreichen zu müſſen glaubt, genügte dem Drange einer lebhaft erregten Jugend nicht, und das um ſo weniger, als ſie nur allzuſehr in die langweiligſte Pedanterie und Selbſtgefälligkeit ausgeartet war. Die natürliche Reaction gegen dieſes engherzige und unerquickliche Treiben war, daß man ſich aus der beengenden Studirſtube in den Strom ungezügelter Leidenſchaften warf; daß der Forſcher, deſſen innerer Drang einmal auf Erkenntniß gerichtet war, der ſtufenweiſe verdringenden Arbeit müde wurde und nach Mitteln ſuchte, das Höchſte und Tiefſte auf einmal, in unmittelbarer Anſchauung, zu erfaſſen. Mit allerlei alchymiſtiſchen Experimenten hatte ſich ſelbſt Goethe eine Zeit lang abgegeben und jedermann weiß, ein wie allgemeines Intereſſe in jenen Tagen Hellſeherei und Geiſterbeſchwörungen erregten. So iſt nun auch in Fauſts Seele die leidenſchaftliche Sehnſucht erwacht, von der Pein des erfolgloſen Studiums und aus der dumpfen Atmoſphäre ſeines Arbeitszimmers erlöſt und von friſchem Hauche des Naturlebens „geſund gebadet" zu werden. Daß er aber die geheimnißvollen Wirkenskräfte der Natur in ihrem letzten Grunde verſtehn lerne, dazu, hofft er, ſollen ihm die Zauberbücher helfen (das aſtrologiſche Werk des im XVI. Jahrhundert lebenden provençaliſchen Juden Michel de Notre Dame wird namentlich angeführt). Nach deren Anleitung vergegenwärtigt er ſich erſt das Schauſpiel des Makrokosmus, d. h. des großartigen Lebens, welches das Weltganze zuſammenhält, deſſen ewige Harmonie die Geſtirne kreiſen läßt und das All durchdringt. Indeß dieſe Idee, wohl geeignet, den Menſchen zu erheben, iſt doch viel zu großartig, um ihm dauernd Befriedigung und Freude zu ſchaffen. Deßhalb wendet ſich Fauſt an den Erdgeiſt. Das Leben der Natur, innerhalb deren wir ſelbſt ſtehn, das Spiel der Kräfte, welche die Geſchichte der Menſchheit „weben", liegt uns entſchieden näher; ihn beſchwört Fauſt, freilich nur, um gleich zu erfahren, daß auch dieſer weit über die Faſſungskraft des einzelnen Menſchen hinausgeht. Aber des Dichters ganze Sympathie hatte entſchieden der kühne Geiſterbeſchwörer,

der es nicht aushält, immerfort „am ſchalen Zeuge zu kleben“; was ihn den Geiſt zu rufen trieb, war der wohlberechtigte Drang einer idealen und zugleich muthigen Natur, deren ganzen Adel das folgende Geſpräch mit Wagner nur noch mehr ins Licht ſtellt.

So iſt alſo Fauſt, der in ſeinem innern Selbſt Alles genieſſen will, „was der ganzen Menſchheit zugetheilt iſt“, auch auf die Gefahr, dabei unterzugehn, ein durchaus heroiſcher Charakter; zugleich eine echt deutſche Geſtalt — denn ſein Pathos iſt der Drang nach voller, ganzer Erkenntniß, nach Aneignung des höchſten Ideals, das es für einen Menſchen geben kann.

Die Gefahr eines derartigen Strebens liegt in ſeiner Maßloſigkeit. Es iſt dem Menſchen durch die Schranken ſeiner Natur ein für alle Mal verſagt, alle Höhen und Tiefen zugleich zu ergründen; und wenn ſich der Gelehrte, um der Fülle des natürlichen Lebens theilhaftig zu werden, in die Sinnlichkeit ſtürzt, ſo kann es ihm nur zu leicht begegnen, daß dieſe um ſo größere Gewalt über ihn erlangt, je ferner er ihr früher geſtanden hatte. Aber zunächſt iſt es doch eine Wohlthat für ihn, wenn ihn jemand aus den Höhen der Speculation ins wirkliche Leben, aus der kahlen unerquicklichen Stubengelehrſamkeit in eine Welt irdiſcher Freude und geſättigter Sinnlichkeit führt. Dieß thut Mephiſtopheles, und er gewinnt in der That in dem Fragmente Fauſt unſre faſt uneingeſchränkte Billigung. Der ſcharfe, treffende Witz, womit er alle Ueberſchwänglichkeit ſchlägt, der geſunde Menſchenverſtand, welcher dem idealen Drange ſeine Schranke zieht und das Recht der Wirklichkeit aller hochfliegenden Speculation zum Trotze vertritt, alles dieß iſt für Fauſt im Grunde unſchätzbar, und wirklich erſcheint der Geſandte des Erdgeiſts — das war ja Mephiſtopheles eigentlich — Fauſt mehr zu nützen als ihn zu verführen. Das Verhältniß zu Gretchen, wozu er die Mittel und Wege ſchafft, wird für Fauſt die Quelle höchſter Beſeligung. Freilich muß er hier inne werden, „daß dem Menſchen nichts vollkommnes wird“. Die von dem Gefährten angefachte Sinnlichkeit wird übermächtig in ihm; er zerſtört das Glück der Geliebten und hat es zu büßen, wenn er den Becher der Freude in vollen Zügen getrunken hat. So wirkt Mephiſtopheles allerdings von vorn herein auch Böſes; aber dieſes erſcheint mehr wie der un-

entbehrliche Schatten zu einem Lichte, welches man um keinen Preis entbehren möchte.

So empfand der jugendliche Goethe; deßhalb dichtete er aus der alten Sage vom Faust nur denjenigen Theil, der den Helden von unfruchtbarem Speculiren erlöst und dadurch befähigt, voll und ganz der Menschheit höchste Freude zu genießen. Freilich deutete er auch an, daß dieß unmöglich ist, ohne daß auch tiefes Leiden und heftiger Seelenschmerz an ihn herantritt. Als der Dichter Mann geworden war, als er an sich selbst aufs tiefste erfahren hatte, daß freiwillige Selbstbeschränkung zum Glücke des Menschen unentbehrlich ist, gewann ihm die Geschichte Fausts eine weitere Bedeutung. Er hatte von dem früher Gedichteten Nichts zurückzunehmen. Aber jene Unersättlichkeit, die alle wirklichen Güter des Lebens glaubt verachten zu dürfen und mit ernsten Dingen freventlich spielt, um seinem Egoismus Genüge zu schaffen, mußte bestimmter als eine Schuld, die Verführung zu ungezügeltem Sinnengenuß als positiv Böses dargestellt werden. Es mußte ernstlich in Frage kommen, ob nicht ein derartiger Uebergang des einen Extrems in das andre den Menschen völlig zu verderben vermag; zwar nicht in dem Sinne, wie das Volksbuch Faust für das jenseitige Leben verloren geben läßt, wohl aber so, daß der Sinnengenuß unwiderruflich den idealen Drang in ihm erstickt; daß mithin die edeln Seiten seiner Natur durch die „flache Unbedeutendheit" des alltäglichen Lebens zu Grunde gerichtet werden. Darauf geht die Wette, welche Faust mit Mephistopheles schließt; sie herbeizuführen und gehörig zu motiviren, sind die meisten Einschaltungen in der ersten Hälfte hinzugefügt; in der zweiten galt es, das Schicksal Gretchens zu einem gewissen Abschluß zu bringen.

Wie Goethe selbst von dem Ausgange der Wette denkt, läßt er keinen Augenblick zweifelhaft. Als der vollständige erste Theil 1808 erschien, wurde er durch die beiden Vorspiele eingeleitet. Das erstere ist gleichsam eine Vorrede an das Publikum. Niemand wußte besser als der Dichter, daß sein Gedicht stückweise entstanden war. Wie sehr es ihm trotzdem am Herzen lag, spricht in rührenden Tönen der vorausgeschickte Prolog aus; Goethe war sich deutlich bewußt, daß seine tiefsinnige Dichtung ein Spiegelbild seiner eignen Jugendent-

wickelung war, aber wenig mit den Forderungen des großen Haufens zu thun hatte. Zugleich verkannte er nicht, daß sie auch berechtigten Ansprüchen der Bühne nicht genügen könne, daß es ihr an strenger dramatischer Einheit fehle. Die Entschuldigung lag in diesem Falle in dem weiten Abstande zwischen seinen poetischen Intentionen und den Bedürfnissen der Bühne und des Schauspielers (der lustigen Person), die dem Publikum gefallen wollen. Dieser Gegensatz ist das Thema des ersten Vorspiels. Es ist durchweg voll humoristischer Ironie. So weit geht Goethe nicht, daß er etwa auf seinen Faust das Wort angewandt wünscht: „gebt ihr ein Stück, so gebt es gleich in Stücken"; oder: „sucht nur die Menschen zu verwirren" u. s. w. Allein es steht ihm gut, wenn er an solchen Stellen den Mangel dramatischer Geschlossenheit in seiner Dichtung scherzhaft übertreibt. Aber jene Aeußerungen stolzen Selbstgefühls, welche dem Dichter in den Mund gelegt sind, enthalten ohne Zweifel ebenfalls Bekenntnisse, die aus Goethe's vollem Herzen stammen. In Wahrheit durfte er behaupten, daß er die tiefsten Empfindungen seiner Jugend dem Werke eingehaucht habe; er hat jedes Herz zu bezwingen gewußt, hat das Einzelne „zur allgemeinen Weihe gerufen" und in „herrlichen Accorden schlagen" lassen. Auch dem, was die lustige Person und der Director fordern, hat er entsprochen; hat „frisch hinein gegriffen ins volle Menschenleben", hat die „Poesie commandirt" und es selbst an bunten Bildern für das Auge und an Decorationswirkungen nicht fehlen lassen.

Auf die eigentliche Idee des Faust geht das Vorspiel im Himmel ein. Die Situation ist der Einleitung des Buchs Hiob nachgebildet. Wie dort Satan, erscheint hier Mephistopheles inmitten der himmlischen Heerschaaren, als derjenige Geist, der auf der Erde sein Wesen treibt. Er ist nirgends ein Höllenfürst, dessen Herrschaft sich Gott zum Trotze erhält. Als ein Geist, der „verneint", gehört er selbst mit in den Plan der göttlichen Weltregierung. Er soll als Versucher die Menschen reizen, damit sie nicht in Schlaffheit verfallen. Er hat selbst daran Freude, wenn ihm die Verführung gelingt; aber er weiß, daß er mit allem bösen Willen schließlich das Gute schafft. Deßhalb erfüllt ihn stets eine gewisse Selbstironie; er wird zum Schalk, der sich mit dem Herrn in völlig

anſtändigem Tone zu unterhalten weiß. Sein Gelüſten freilich treibt ihn immer von Neuem, an die unvergleichlich hohen Werke Gottes die frevelnde Hand zu legen. Das Streben des Menſchengeiſtes nach dem Höheren iſt ihm zum Theil verhaßt, zum Theil lächerlich. Je lebhafter in Eines Bruſt die Ungeduld, je größer die Sehnſucht nach der Vollkommenheit, deſto eher hofft er einen ſolchen zu ſich hinabziehn zu können. Darauf hin macht nun der Herr die Wette mit ihm, daß es ihm bei Fauſt nicht gelingen werde. Denn „der gute Menſch in ſeinem dunkeln Drange iſt ſich des rechten Weges wohl bewußt". Irren muß er, ſo lange er lebt; aber weil er nicht müde wird, aufs Neue zu ſtreben, kann er nicht verloren gehn. Es handelt ſich alſo ausſchließlich um das Erdenleben, und es iſt einer der ſtärkſten Widerſprüche im Drama, wenn Mephiſtopheles nachher mit Fauſt einen Contract macht, bei dem nur das jenſeitige Leben in Betracht kommt. Wie aber der Fortgang und der Schluß des Gedichts von vornherein beabſichtigt war, iſt hiernach nicht zweifelhaft. Durch mannichfache Verführung und Verirrung ſoll Fauſt allmählich erzogen werden. Die Verſuche, ihn in Sinnenluſt zu verſenken, ſollen ihn zwar tief in Schuld und Seelenſchmerz ſtürzen; aber niemals wird der Augenblick kommen, wo er, durch den Genuß befriedigt, aufhört nach weiteren Zielen zu ringen. Daher können die Engel im zweiten Theile auch ſingen: „wer immer ſtrebend ſich bemüht, den können wir erlöſen".

War in den erſten Scenen des Stücks von vornherein des Dichters Abſicht, Fauſts Unzufriedenheit mit ſeiner bisherigen Lage darzuſtellen, ſo erſcheint dieſe durch die Erweiterungen in der II. Ausgabe noch geſteigert. Einen Widerſpruch zwiſchen dem erſten und zweiten Monologe wird man freilich nicht nachweiſen können; auch iſt die Behauptung ſchief, der erſte ſchicke ſich nur für einen Jüngling, der andere für einen Mann. Denn als gereifter Mann iſt Fauſt ſchon im erſten Entwurf dargeſtellt. Aber das iſt richtig, daß ſeine Mißſtimmung in dem älteren Stücke faſt ausſchließlich durch ſeinen ungeſtillten Wiſſensdurſt hervorgerufen wird, während nach dem Geſpräche mit Wagner noch ganz andere Quellen davon angegeben werden. Man fühlt, der Dichter ſpricht hier aus gereifterer Erfahrung. Es iſt der Mann, welcher klagt, daß ſich den

herrlichsten Empfindungen immer fremder Stoff andränge, daß die Noth und Sorge des Lebens den Flug des Geistes hemme, daß die besten Gefühle in der Alltäglichkeit zu Grunde gehn müssen. Aber gerade weil hier die Unzufriedenheit sich auf alle Verhältnisse erstreckt, ist sie wohlgeeignet, in Faust den Gedanken des Selbstmordes zu wecken. Dieser würde ihn mit einem Schlage der Noth entrücken und den Schleier zerreißen, der ihm die Geheimnisse der Geisterwelt verhüllte. An der Ausführung wird er durch die Ostergesänge gehindert. Ein Rest frommer Jugenderinnerung ist es, der den Verzweifelnden wieder zum Bewußtsein bringt, was ihn trotz Allem noch an das Leben fesselt. Bisher hat er es in der Einsamkeit seines Studirzimmers verschmäht, anspruchslos als Mensch mit andern Menschen zusammenzuleben; hieran erinnert ihn nun der fromme Gesang der Gemeinde und mittelbar, ob auch von ihm nicht so verstanden, deutet derselbe auf die Mächte hin, welche den Menschen aus aller Qual und Sorge des Lebens zu erlösen vermögen. Das ist die Kraft der Selbstüberwindung, der hoffenden Geduld, welche alle Schmerzen gern auf sich nimmt, weil sie weiß, daß wir an der Erde Brust zum Leiden da sind; es ist die Macht echter Menschenliebe, welche in fremdem Glücke das eigene sucht, und vermöge solcher steten Selbstentäußerung sich aus irdischen Banden loszureißen vermag. Dieser Gedanke tritt an Faust hier in derjenigen Fassung heran, welche ihm die christliche Dogmatik gegeben hat. Den Glauben an diese hat er längst verloren, und eine sittliche Wiedergeburt, die ihm helfen könnte, läßt sich nicht durch eine momentane, ob auch noch so lebhafte Rührung ins Werk setzen. So hat denn der Ostergesang eben nur die Wirkung, daß Faust von seinem finstern Beginnen abläßt. Es treibt ihn alsbald, sich unter die Menschen zu begeben. Hier sieht er das in seiner Beschränktheit glückliche und zufriedene Volk. Alle diese frohen Menschen haben von dem, was seine Seele bewegt, keine Ahnung; aber sie wissen ihr Leben harmlos zu genießen. Eine Weile freut sich auch Faust mit den Fröhlichen. Denn es ist in ihm kräftige Empfindung und Lebensfrische, während der armselige Wagner weder das Wonnegefühl der neu erwachten Natur noch den Jubel glücklicher Menschen mit zu genießen vermag. Aber in Faust

regt ſich bald wieder die alte Unruhe. Das Volk feiert ihn und ſeinen Vater als hülfreiche Aerzte. Er weiß nur zu gut, wie wenig Grund es dazu hat. Jene Curen, bei denen man mit dem Stein der Weiſen experirte, Gold (rothen Leu, den kühnen Freier) mit Silber (der weißen Lilie) bei gelindem Feuer (in lauem Bade) zuſammen deſtillirte und die Miſchung dann durch höhere Gluth ſich ſchwarz, gelb und weiß färben ließ, um „die junge Königin" zu erhalten — dieſe waren, das weiß Fauſt nur zu gut, um nichts beſſer als dreiſter Betrug, und die Erinnerung daran läßt ihn ſchmerzlich empfinden, daß er inmitten der frohen Menge doch im Grunde einſam iſt. So wird das tiefe Sehnen ſeines Herzens wieder wach; die im Strahle der Abendſonne vor ihm liegende Landſchaft verſtärkt dieſes Gefühl — er wünſcht ſich Flügel, einen Zaubermantel, und befindet ſich in der Stimmung, die nun für die erſte Annäherung des dämoniſchen Elements (im Pudel) wohlgeeignet iſt.

In der Studirſtube macht er noch einmal den Verſuch, aus der Religion Troſt und Befriedigung zu gewinnen. Aber der Zweifel bemächtigt ſich ſofort wieder ſeiner Gedanken, und aus dem Pudel wird die Wolke, welche Fauſt nun beſchwört, erſt mit den Formeln, welche für die Geiſter des Feuers (Salamander), des Waſſers (Undine), der Luft (Sylphe) und der Erde (Kobold oder Incubus) ausgereicht hätten. Ueberzeugt, daß er einen Boten der Hölle vor ſich hat, zeigt er ihm nur den Namen Chriſti und droht mit dem dreimal glühenden Lichte, dem Zeichen der Dreieinigkeit. Jetzt erſcheint Mephiſtopheles und kündigt ſich ſofort als das an, was er iſt. Fauſt gibt ihm die hergebrachten Benennungen (Fliegengott — Beelzebub, Verderber — Abandonna, Lügner — Satan); Mephiſtopheles entwickelt ſelbſt ſeine Weltſchöpfungstheorie, wonach die Finſterniß im Anfange Alles war und deßhalb den ewigen Kampf mit dem Lichte führt. Das Bewußtſein, daß der Krieg ihm ſchließlich doch nichts hilft, macht ihn boshaft oder ſchadenfroh, gibt ihm aber auch ſeinen eigenthümlich ſarkaſtiſchen Humor. Als Weltmann von ſeiner Lebensart kommt er übrigens mit ſeiner eigentlichen Abſicht noch nicht zum Vorſchein. Er begnügt ſich vorerſt mit einem Antrittsbeſuche. Indem er aber das auf Fauſts Schwelle befindliche Pentagramma (eine wider böſe Geiſter dort angebrachte Figur ⛤)

Was bringen Sie? fragte Mariane, als er eines Abends ein Bündel hervorwies, das die Alte, in Hoffnung angenehmer Geschenke, sehr aufmerksam betrachtete. Sie werden es nicht errathen, versetzte Wilhelm.

Wie verwunderte sich Mariane, wie entsetzte sich Barbara, als die aufgebundene Serviette einen verworrnen Haufen spannenlanger Puppen sehen ließ. Mariane lachte laut, als Wilhelm die verworrenen Dräte auseinander zu wickeln und jede Figur einzeln vorzuzeigen bemühet war. Die Alte schlich verdrüßlich bey Seite.

Es bedarf nur einer Kleinigkeit, um zwey Liebende zu unterhalten, und so vergnügten sich unsre Freunde diesen Abend aufs beste. Die kleine Truppe wurde gemustert, jede Figur genau betrachtet und belacht. König Saul im schwarzen Sammtrocke mit der goldenen Krone wollte Marianen gar nicht ge-

beſeitigt haben will und dabei das Geſetz der Geiſter erwähnt, wonach ſie auf demſelben Wege hinausmüſſen, auf dem ſie hereinkamen, wird Fauſt darauf aufmerkſam, daß ſich mit ihnen ein Vertrag ſchließen laſſe. Der folgende Chor weckt in dem Schlummernden die reizendſten ſinnlichen Traumbilder. Bei Mephiſtopheles' nächſtem Beſuche wird der Contract zwiſchen beiden abgeſchloſſen und daran knüpft ſich dann dasjenige Geſpräch, welches ſchon der älteſten Ausgabe angehörte. Alsbald erſcheint der Schüler. Mit der beſten Laune entwirft ihm Mephiſtopheles das Bild derjenigen Schulgelehrſamkeit, welcher Fauſt längſt abgeſagt hat, während Unzählige ſich darin glücklich fühlen. Das iſt eben diejenige Weisheit, welche aus allen Dingen erſt den Geiſt heraustreibt, um ſie dann verſtehen zu können. Er hat ganz Recht, daß ſolche vermeintliche Wiſſenſchaft ihrer ſelbſt ſpottet, wenn ſie von einer encheiresis naturae, d. h. wirklicher Handhabung der Naturkräfte redet. Daher wird dem jungen Fuchs angſt und bange dabei und Mephiſtopheles tröſtet ihn einigermaßen, indem er ein wenig ſeine Sinnlichkeit reizt. Jenes pedantiſche Treiben auf dem Katheder gehört eng mit der ſtudentiſchen Roheit zuſammen, die ſich nun in Auerbachs Keller breit macht. Fauſt ſoll die große und kleine Welt kennen lernen; ſoll vor Allem erfahren, wie leicht ſich's leben läßt, um ſich mit beſſerer Laune ſelbſt in ſolches Treiben zu ſtürzen. Aber hier ſieht Mephiſtopheles zum erſten Male ſeine Abſicht verfehlt. Weder die ſich ſelbſt überlaſſene Wüſtheit der Studenten, noch die Art, wie ihre Foppereien erſt mit Worten (Hans von Rippach, einem Dorfe bei Leipzig, war Spitzname für einen tölpelhaften Menſchen), dann durch die That gezüchtigt werden, macht auf Fauſt einen erfreulichen Eindruck. Er fühlt ſich davon angewidert. So müſſen denn ſtärkere Mittel verſucht werden. In der Hexenküche erhält er einen Verjüngungstrank; ſein Blut wird durch denſelben erhitzt, und in einem Zauberſpiegel hat er das Bild eines wunderſchönen Weibes geſehn. Die übrige Zuthat der Scene iſt meiſt „humoriſtiſcher Unſinn", wie es Goethe ſelbſt nannte. Einiges ſcheint ſatiriſche Anſpielung zu ſein. Die breiten Bettelſuppen gehn auf die wäſſerigen Producte der damaligen Litteratur. Wenn die Katze in das Sieb ſehn muß, ſo liegt der alte Aberglaube zu Grunde, daß ein

mit den beiden Mittelfingern gehaltenes Sieb ſich von ſelbſt drehe, ſobald man den Namen eines Spitzbuben nenne. Auch daß die Thiere Mephiſtopheles bitten, die zerbrochene Krone mit Schweiß und Blut zu leimen, hat einen leicht zu deutenden Sinn. Bei der Bereitung des Zaubertrankes werden die Formen der Meſſe perſiflirt. Das Hexeneinmaleins iſt barer Unſinn, gibt aber zu einigen ſehr treffenden Bemerkungen über die Kunſt Veranlaſſung, aus Eins Drei zu machen und durch völligen Blödſinn den Schein tiefer Weisheit zu erregen.

Der Zaubertrank übt ſeine Wirkung. Das beweiſt die jugendlich ſtürmiſche Leidenſchaft, die Fauſt zu Gretchen zieht, und es gelingt allerdings, ihn durch dieſe Liebe eine Zeit lang zu feſſeln. Die folgenden Scenen gehören zu dem Ergreifendſten, was Goethe gedichtet hat. Die Macht liebenswürdigſter, ob auch beſchränkter Weiblichkeit iſt hier geradezu hinreißend dargeſtellt. Aber weder ſinnliche Erregung noch tiefe Rührung ſeines Herzens vermögen in Fauſt das höhere Leben, wie Mephiſtopheles hofft, zu ertödten. Sehr bald wird dem Liebesverhältniſſe der niedrig ſinnliche Charakter, der ihm zu Grunde lag, mehr und mehr abgeſtreift. Fauſts Empfindungen ſind viel reiner und tiefer, als es Mephiſtopheles wünſcht, und dieſer hat immer zu thun, um es nicht zu einem Siege des vernehmlich warnenden Gewiſſens kommen zu laſſen. — Gretchen ergibt ſich dem geliebten Manne. Aber kaum iſt dieſer im Vollgenuſſe ſeines Glücks, da erwacht neben der Dankbarkeit für das neue Leben in ſeiner Bruſt auch das Bewußtſein in ihm, daß es ihn nicht für immer feſſeln wird. Viel ſpäter als in unſern Ausgaben ſtand urſprünglich der Monolog (Erhabner Geiſt), welcher dieſen Umſchlag in Fauſt andeutet. Gretchens weiteres Schickſal blieb damals ja unausgeführt, nur das Geſpräch der Mädchen am Brunnen und die Scene im Dome ließen errathen, was ihrer wartete. Wie der Monolog jetzt ſteht, ſoll er offenbar Fauſts Seelenkampf darſtellen, ehe er in vollem Beſitze Gretchens iſt. Es muß bezweifelt werden, daß dieſe Umſtellung eine glückliche iſt. Namentlich die Eingangsworte paſſen beſſer zu der Situation, wie ſie früher gedacht war. Die Umſtellung ſcheint erfolgt zu ſein, als der Dichter Gretchens Schickſal weiter geführt und Fauſts Entfer-

nung durch den Mord Valentins motivirt hatte, ſo daß er nun zu dieſem Zwecke jenen Monolog nicht mehr brauchte. Eine gewiſſe Unklarheit ruht übrigens auch ſonſt noch auf dem Zuſammenhange der Ereigniſſe. Was aus Gretchen wird, iſt niemals deutlich ausgeſprochen. Aus den Worten der Wahnſinnigen geht hervor, daß ſie ihr Kind mordet, und daß die Mutter ſchon vorher, wie es ſcheint, an den Folgen eines ihr gereichten Schlaftrunks, geſtorben iſt. Aber es iſt kaum möglich anzugeben, wann der Tod der Mutter erfolgt ſein ſoll. Denn zwiſchen Gretchen und Valentin wird er noch gar nicht erwähnt.

Von dem Elend der Geliebten und ihrer bald folgenden Einkerkerung hat Fauſt keine Ahnung. Mephiſtopheles hat ſich überzeugt, daß er durch Fauſts Liebe zu Gretchen ſeine Abſichten doch nicht erreicht. Deßhalb ſucht er ihn jetzt möglichſt zu zerſtreuen, nachdem ſie, des Mordes an Valentin ſchuldig, Gretchens Stadt verlaſſen haben. Die Feier der Walpurgisnacht entſpricht der ſinnlich wüſten Natur des Mephiſtopheles und ſtimmt auch zu dem umdüſterten Zuſtande in Fauſts Gemüth. Die Zeichnung jener fieberhaft aufgeregten, zugleich nebelhaft geſpenſtiſchen Stimmung in der Natur macht den Reiz der folgenden Scenen aus und der phantaſtiſche Zauberſchein, in welchen hier Alles gehüllt iſt, paßt an ſich recht gut in das übrige Drama hinein. Daneben aber ſind nun eine Menge humoriſtiſcher Anſpielungen eingewebt. Manche erklären ſich ſelbſt; andere wird auch der größte Verehrer Goethe's nicht als beſonders gelungen ausgeben wollen, z. B. wenn unter den Hexen, die blank waſchen und doch ewig unfruchtbar bleiben, die Kritiker, unter der Stimme aus der Felſenſpalte, die mitgenommen ſein will, weil ſie ſchon 300 Jahre vergebens klettre, die deutſche Wiſſenſchaft verſtanden werden ſoll. Komiſcher iſt es, wenn der bekannte Aufklärer Nicolai als Proktophantasmiſt den Geſpenſtern voll Ingrimms nachweiſt, daß ſie eigentlich nicht exiſtiren dürfen, gerade wie er in einer ſeiner Schriften über eine damals vielbeſprochene Geſpenſtergeſchichte aus dem Schloſſe Tegel viel unnütze Worte gemacht hatte. Dafür hatte ihn denn freilich eine eigenthümliche Nemeſis ereilt. In einem heftigen Fieber glaubte er lauter Geſpenſter zu ſehen und es bedurfte der Blutegel, um

das gegen ſein Gehirn drängende Blut nach der entgegengeſetzten Seite ſeines Körpers zu ziehen. Außer ihm ſind aber noch eine ganze Menge anderer Geſtalten in dieſe Höllengeſellſchaft gebracht; meiſt Repräſentanten verkehrter Zeitrichtungen oder ſinnlicher Gemeinheit überhaupt. — Fauſt macht das tolle Treiben eine Weile mit, tanzt auch mit einer jungen Hexe; aber plötzlich ergreift ihn der Widerwille und, voll furchtbarer Ahnung, die Erinnerung an Gretchen. Ehe es aber zur Rückkehr kommt, wird auf dem Blocksberg Oberons und Titania's goldene Hochzeit aufgeführt. Unter dieſer Ueberſchrift hat Goethe eine Reihe von Xenien zuſammengeſtellt, die ihm aus früheren Jahren liegen geblieben waren. Nur wenige ſind von einigem Intereſſe; auch ſind ſie keineswegs alle mit Sicherheit zu erklären. Der Maſchinenmeiſter des Weimar'ſchen Theaters, Mieding, iſt hinreichend bekannt; bei dem neugierigen Reiſenden wird wieder an Nicolai zu denken ſein. Der Ortheber iſt Friedrich Leopold v. Stolberg. Hennings war ein däniſcher Kammerherr, der ſich über die Xenien ſehr erboſt hatte. Unter dem Kranich iſt Lavater zu verſtehen.

Auf dieſes leicht hingeworfene Intermezzo folgt nun die erſchütternde Tragik der letzten Scenen; zunächſt zwei in einer Proſa, welche an die gewaltige Kraftſprache der früheren Sturm- und Drangperiode erinnert. Die Qualen furchtbarer Reue ergreifen Fauſt; er eilt dem Orte zu, wo Gretchen im Kerker ſeine und ihre Schuld büßt und der Hinrichtung harrt. Wie er ſie ſchon von fern das traurige Lied vom Machandelboom ſingen hört, wie dann vor ihrem getrübten Geiſt die Bilder der Vergangenheit mit den Schauern des nahen Todes wechſeln; wie ſie Fauſt erſt nicht erkennt, ihm dann mit einem Freudenſchrei um den Hals fällt und doch von Flucht nichts wiſſen will, ſondern ſich lieber dem Gericht Gottes übergibt: — das bedarf eben keines Wortes der Erklärung; es iſt die allerhöchſte, ergreifendſte Poeſie. So ſühnt Gretchen die Schuld im Tode und der Dichter durfte ſie mit vollem Rechte im zweiten Theile von der Himmelskönigin begnadigen laſſen. Fauſt, von Mephiſtopheles fortgeriſſen, bleibt den Qualen ſeines Gewiſſens überlaſſen. —

Der zweite Theil ſetzt uns hierüber hinweg und gibt dann über-

haupt von dem innern Processe, den Faust fortan durchmacht, nur Andeutungen. Der Plan des Dichters ist, ihn nunmehr in die große Welt und auf das Gebiet des handelnden Lebens hinüberzuführen; dabei soll er immermehr inne werden, daß menschliches Glück nur bei freiwilliger Selbstbeschränkung möglich ist. Zu eigentlichen Thaten gelangt er erst in der zweiten Hälfte dieses Theils; vorher macht er gewissermaßen eine ästhetische Schule durch. Er lernt begreifen, daß wir nur „am farbigen Abglanze" das Leben haben; er bildet sich an der idealen Schönheit, an der Schönheit der Form, wie sie der modernen Menschheit durch das Hellenenthum vermittelt wird. Diesen Sinn hat es bei Goethe, wenn Faust Helena beschwört und von Begeisterung für sie ergriffen mit Hülfe des Homunculus sich in die alte Welt zurückversetzt. Erst nachdem er diese Bildungsstufe durchgemacht, erreicht er in uneigennütziger Thätigkeit die Befriedigung, woran es ihm bisher fehlte. —

Er erwacht in herrlicher Gegend. Die in ihm selbst vorgegangene Umwandelung, seine Läuterung durch bittere Reue zu neuem Leben und richtiger Einsicht in die Schranken seiner Natur — alles das wird in einer, fast möchte man sagen, musikalischen, jedenfalls opernhaften Art durch die ihn umtönenden Elfenchöre und die begleitenden Naturerscheinungen (den Schlummer bringenden Abend, die sternklare Nacht, das Nahen des Tages, den Sonnenaufgang) angedeutet. Nicht in die Scene selbst vermag Faust zu schauen, aber der ewig vorwärts strebende, das Licht wiederspiegelnde Wasserfall wird ihm zum Sinnbild des menschlichen Lebens. — Darauf versetzt ihn der Dichter an den kaiserlichen Hof. Hier krankt Alles an innerer Zerrüttung; es droht Krieg, Unzufriedenheit des Volks, vor Allem Geldmangel. Der Kaiser empfindet die Uebelstände eigentlich nur, weil sie ihm den Carneval verderben. Daher kommt ihm der Tod seines Hofnarren gelegen. An dessen Stelle tritt nun Mephistopheles. Als Hülfe in der Noth lehrt er die Kunst, Geld aus Papier zu machen, und zwar läßt er seine Gedanken, um ihnen bei den Hofleuten mehr Glauben zu schaffen, durch den von ihm inspirirten Astrologen aussprechen. Das Project, erst im Allgemeinen vorgetragen, versetzt den Kaiser sofort in bessere Laune;

er feiert jetzt den Carneval und gibt dadurch den beiden willkommene Gelegenheit, durch ihre Künste sich so viel Vertrauen zu erwerben, daß ihnen der Auftrag ertheilt wird, neues Geld zu creiren. Hier ließ sich mithin ein sinnreich componirter Maskenzug anbringen und dergleichen liebte Goethe außerordentlich. Was im Einzelnen durch die verschiedenen Masken und ihre Verse ausgedrückt werden soll, ist zum großen Theil kaum zu errathen und erregt auch geringes Interesse. Der Grundgedanke ist die Verherrlichung des Reichthums, der als Gott Plutus vorgeführt wird. Ihn leitet der Knabe Lenker, der Genius der Poesie, der das Ganze in Scene gesetzt hat. Den Plutus spielt Faust; als Gott Pan erscheint der Kaiser; ihm legt jener alle möglichen Schätze zu Füßen und bestimmt ihn dadurch, die Urkunde zu unterzeichnen, vermöge deren die von Mephistopheles vorgeschlagenen Assignaten Gesetzeskraft erhalten. Mit Geist und Humor zeigen die folgenden Scenen die Wirkung, welche das neue Geld thut; sie reihen sich in den Zusammenhang des Ganzen so ein, daß sie die durchaus faulen Zustände des Reichs erkennen lassen und für Fausts spätere Wirksamkeit die Anknüpfung bieten. Zugleich läßt der Dichter Streiflichter auf seine eigene Zeit fallen, die ja auch genug politische Fäulniß und gewissenlose Papiergeldsfabrikation gesehen hatte.

Ist so der dringenden Geldnoth gesteuert, so fordert nun der Kaiser, ähnlich wie im alten Faustbuche, die Erscheinung der Helena. Aber für dieses Ideal plastischer Schönheit ist in der wirklichen Welt des Mittelalters keine Stätte; nur aus der Ideenwelt kann sie Faust beschwören. Diese hatte schon Plato als eine ganz für sich bestehende jenseitige Region aufgefaßt, in der es keine Dinge, sondern nur Urbilder der Dinge gibt, vermöge deren dann die wirklichen Dinge erst ihre Wesenheit haben. Auch ist es an sich ein schöner und wahrer Gedanke, daß die einmal vom Menschengeist geschaffnen Vorbilder der Schönheit, ob auch zuweilen lange verborgen und ungekannt, doch noch nach Jahrtausenden auf spätere Generationen erfreuend und bildend wirken. So mag es denn auch scheinen, als würden sie von höheren Mächten gewissermaßen in den geheimnißvollsten Tiefen des Weltalls behütet. Diese Mächte personificirt Goethe, einer neuplatonischen Vorstellungsweise gemäß, als die Mütter.

Zu ihnen muß Fauſt hinabſteigen und kehrt dann mit Paris und Helena wieder. Während aber alle Andern in dieſer Erſcheinung eben nur ein intereſſantes Schauſpiel ſehn, wird er auf das allertiefſte davon ergriffen. Ihm geht in der Herrlichkeit des klaſſiſchen Alterthums eine ganz neue Welt auf; ihn ergreift das lebhafte Verlangen, die unendliche Schönheit, die er eben im Bilde geſchaut hat, feſtzuhalten. Da dieſelbe aber nur eine Idee iſt, ſo kann er ſie nicht unmittelbar ergreifen; wie er ſie faſſen will, zerrinnt ſie in Duft. Wie kann er ſie nun trotzdem erlangen? Die Menſchheit hat ſich die verloren gegangne Antike durch die Gelehrſamkeit wieder erobert. Dieſen Weg muß auch Fauſt einſchlagen. Deßhalb führt uns der Dichter zu dem Repräſentanten der Schulweisheit, zu Wagner, zurück. Dieſer hat inzwiſchen Fauſts Lehramt übernommen. Zu ihm, alſo in ſein eignes altes Studirzimmer iſt Fauſt verſetzt; noch betäubt von dem eben Vorgefallenen ſchlummert er auf dem Ruhebette. Mephiſtopheles legt, wie bei der erſten Unterredung mit dem Schüler, ſeinen Pelz an. Alsbald erſcheint Wagners Famulus, Nicodemus; durch ihn läßt ſich Mephiſtopheles bei Wagner anmelden, der noch immer auf ſeinen alten Herrn und Meiſter wartet. Inzwiſchen naht ein Baccalaureus. Es iſt derſelbe junge Mann, der einſt an dieſer Stätte von dem vermeintlichen Fauſt gute Lehren empfing. Dieſe haben denn aus ihm eines jener rohen Kraftgenies entwickelt, welche alle Erfahrung verachten und ſich in jeder Hinſicht „abſolut" wiſſen. Es iſt ſehr liebenswürdig vom greiſen Goethe, daß er auch in dieſer arroganten Naſeweisheit, die ihn ſelbſt ſo oft geärgert hatte, den beſſeren Kern anerkennt und einen guten Wein nach der Abklärung des gährenden Moſtes erwartet. — Dann treten wir in Wagners Laboratorium. Selbſt er iſt dahinter gekommen, daß ſich die Wiſſenſchaft nicht damit begnügen dürfe, todten Stoff aufzuhäufen, ſondern etwas Lebendiges produciren müſſe. Deßhalb iſt er damit beſchäftigt, auf chemiſchem Wege einen Menſchen zu ſchaffen. Mephiſtopheles hilft ein wenig nach und der Homunculus wird fertig. Aber etwas wirklich Lebendiges von Fleiſch und Blut iſt er nicht; er iſt, als Erzeugniß der bloßen Gelehrſamkeit, eine bloße Abſtraction und bleibt deßhalb als ein nur in der Luft ſchwebendes Weſen in der Phiole eingeſchloſſen. Aber er empfindet

doch den Drang, in seine wahre Heimat, d. h. nach Hellas, zurückzukehren. Die dicke Luft des Nordens paßt nicht für seinen ätherischen Leib. Indem er aber über Faust schwebt, weiß er als ein Geist auch, was in dessen Seele vor sich geht und daß auch sein Verlangen ihn nach Griechenland zieht. Dort wird eben von den Hexen Walpurgisnacht gefeiert; drum ist auch Mephistopheles zur Reise erbötig. — Auf der Ebene von Pharsalus in Thessalien spielt nun die folgende „klassisch-romantische Phantasmagorie", wie Goethe selbst sie nannte; entschieden derjenige Theil der ganzen Dichtung, den man dem Leser am dringendsten rathen muß zu überschlagen. Hat doch der Dichter selbst einmal geäußert, es werde Niemand wissen, was er eigentlich gemeint habe. — Es versammeln sich auf der Wahlstatt, wo einst Pompejus dem Cäsar erlag, — so nimmt der Dichter an — in der Nacht des jährlich wiederkehrenden Schlachttags mythologische Gestalten der griechischen und orientalischen Vorzeit. Da erscheinen die Sphinxe, Arimaspen, Ameisen, Greife, Sirenen, die gespenstischen Lamien, die häßliche Empuse mit dem Eselsfuß. An diesen widrigen Gestalten hat Mephistopheles seine Freude und entlehnt von einer der Phorkystöchter das Costüm, das er nachher am Hofe der Helena braucht. Faust erkundigt sich nach Helena. Erst an den Centauren Chiron verwiesen, läßt er sich von diesem zur Manto tragen, einer Priesterin in einem Apollotempel auf der Stelle, wo 168 v. Chr. Perseus von Macedonien von Aemilius Paullus besiegt wurde. Manto, als Tochter des Heilgottes Aesculap, durchschaut Fausts Liebeskrankheit richtig und weist ihn auf einem dunkeln Pfade zur Unterwelt. Dort kann er sich, wie einst Orpheus die Eurydice, die Helena von der Persephone, der Herrin der Schatten, erbitten. So weit ist in der Handlung ein gewisser Zusammenhang. Aber außerdem ist viel ganz Fremdes eingeschaltet. Goethe war ein heftiger Gegner des Vulcanismus, d. h. derjenigen Lehre, welche die Geschichte der Erde durch Einwirkung des Feuers erklärte. Auch auf diesem Gebiete waren ihm die Revolutionen zuwider, durch welche diese Theorie das Einzelne erklärte, wenn sie z. B. die Berge durch das im Innern der Erde glühende Feuer in die Höhe getrieben werden ließ. Er war Neptunist — er leitete alle Veränderungen der Erdoberfläche von der Einwirkung des Wassers her. Um

nun die Gegner zu verſpotten, erdichtete er im Seismos (Erdbeben) eine in ihrem Sinne ſchaffende Kraft. Durch dieſe wird mit Rütteln und Schütteln gleich ein Berg emporgehoben; aus ihm kommt das fingerlange Volk der Pygmäen und Daktylen hervor, die als Vulcaniſten ſofort in Kampf gerathen mit den Reihern, den Neptuniſten. Letztere werden beſiegt, aber von den Kranichen gerochen (daher denn dieſe die Kraniche des Ibykus heißen). — Ein ähnlicher Gedanke liegt zum Grunde, wenn Homunculus, um wirklich zu entſtehn, ſich an zwei Philoſophen wendet. Von dieſen ſtreitet Thales für das Waſſer, Anaxagoras für das Feuer. Alle Zaubereien des letzteren bewirken nur, daß ein Meteorſtein niederſchlägt. Homunculus aber folgt dem Rathe des Thales und begibt ſich zum Meere, um durch Auflöſung in das Waſſer ſelbſt zu werden. Dort erfolgen allerlei Aufzüge von Meeresgottheiten. Das Einzelne entzieht ſich hier faſt jeder Deutung. Die Scene ſchließt mit einem Lobgeſange auf das Meer und mit der Erſcheinung der Galatea, der Meeresgöttin, welche als Offenbarung der höchſten Schönheit dargeſtellt iſt. An ihrem Wagen zerſchellt Homunculus.

Der dritte Act iſt nun die Helena. Aus der Vermählung Fauſts mit ihr — alſo der Verbindung des Mittelalters mit dem Alterthum — ſoll der Genius der neuern Poeſie geboren werden, Euphorion; bei ihm dachte Goethe an Lord Byron. So iſt hier Alles wieder ganz allegoriſch und dieſe Verherrlichung des engliſchen Dichters iſt jedenfalls eine Ungerechtigkeit gegen den wahren Genius der neueren Dichtung. — Der Gang der Handlung iſt folgender. Helena, aus der Unterwelt eben zum Lichte zurückgekehrt, wird in dem Augenblicke gedacht, wo ſie wieder in Sparta landet, nachdem ſie durch Menelas (in dieſer Form erſcheint hier der Name überall) von Troja zurückgeſandt iſt. Er hat ſie beauftragt, ein feierliches Opfer vorzubereiten. Sie ahnt den eigentlichen Zweck deſſelben nicht. Aber ſchon auf der Fahrt hat des Gatten finſtres, verſchloſſnes Weſen ſie geängſtet. Beim Eintritt in ihr Haus findet ſie Alles öde; nur kauert in der Aſche des Herdes ein häßliches Weib. Es iſt Phorkyas oder vielmehr Mephiſtopheles, der dieſe Maske angenommen hat. Von ihr wird nun Helena mit harten Scheltworten empfangen; ſie erfährt, daß ſie ſelbſt zum Opfer beſtimmt ſei, während

die Dienerinnen wie Droſſeln, gleich den Mägden des Odyſſeus, an langer Schnur gehenkt werden ſollen. Sie beſtürmen die alte Sibylle (ſo heißt Phor[illegible]as als die allein Wiſſende), ob es keine Hülfe gebe, und hören, daß ſich im Gebirge nördlich von Sparta ein kühnes Geſchlecht unter einem ſchönen und tapfern Führer angeſiedelt habe. Es iſt Fauſt, bei dem Helena Zuflucht ſucht. Fauſt naht alsbald, da ſie mit den Frauen in den Hof der Burg gelangt iſt. Er führt den Thurmwächter Lynkeus gefeſſelt mit ſich — Helena ſoll ihm das Urtheil ſprechen, denn er hat es verſäumt die Ankömmlinge anzukündigen. Doch verantwortet er ſich und macht ſich dabei als einen Repräſentanten des mittelalterlichen Minnedienſtes kenntlich. Im Geiſte überſchwänglicher Frauenverehrung ſind die Worte gehalten, durch die er ſeine Begnadigung von Helena bittet und erhält. Dann legt er ihr alle inzwiſchen (in den Zeiten der Völkerwanderung) angeſammelten Schätze zu Füßen. Aber auch Fauſt kniet vor ihr nieder und gibt ſich ihr zu eigen. Der Angriff des Menelas wird von ſeinen Mannen abgeſchlagen, der Peloponnes erobert; ihn feiert eine begeiſterte Schilderung Fauſts. Dieſer begibt ſich, um ein Leben des reinſten und ſchönſten Genuſſes zu beginnen, mit Helena nach Arkadien. Hier wird Euphorion geboren. Aber das geniale Kind ängſtet die Eltern durch ſein unſtetes Weſen, namentlich durch die Neigung, immer in die Höhe zu ſpringen und auf Felſen zu klettern. Wenn er endlich, um in den Krieg zu ſtürzen, entflieht, ſo gab Byrons Tod im helleniſchen Freiheitskriege hierzu die Veranlaſſung. Direct auf dieſen bezieht ſich der folgende Trauergeſang.

Durch Euphorions Verſchwinden iſt auch die Verbindung von Helena und Fauſt zerriſſen. Sie eilt in die Unterwelt zurück; ihre Gewande löſen ſich, ihr Körperliches entſchwindet, ihr Kleid umhüllt und trägt Fauſt durch den Aether. Seine Vereinigung mit dem Alterthume war nur wie ein Traum; aber als bleibendes Gut hat er davon die Anſchauung der reinen Schönheit gewonnen, vermöge deren er ſich fortan über alles Gemeine zu erheben vermag, und dieſe verliert er nicht mehr. Die zurückbleibenden Mädchen verwandeln ſich — wie das in der griechiſchen Mythologie ſo oft vorkommt — in Quellnymphen und Weinreben.

fallen; er sähe ihr, sagte sie, zu steif und pedantisch aus. Desto besser behagte ihr Jonathan, sein glattes Kinn, sein gelb und rothes Kleid und der Turban. Auch wußte sie ihn gar artig am Drate hin und her zu drehen, ließ ihn Reverenzen machen und Liebeserklärungen hersagen. Dagegen wollte sie dem Propheten Samuel nicht die mindeste Aufmerksamkeit schenken, wenn ihr gleich Wilhelm das Brustschildchen anpries und erzählte, daß der Schillertaft des Leibrocks von einem alten Kleide der Großmutter genommen sey. David war ihr zu klein, und Goliath zu groß, sie hielt sich an ihren Jonathan. Sie wußte ihm so artig zu thun, und zuletzt ihre Liebkosungen von der Puppe auf unsern Freund herüber zu tragen, daß auch dießmal wieder ein geringes Spiel die Einleitung glücklicher Stunden ward.

Aus der Süßigkeit ihrer zärtlichen Träu-

Vom vierten Acte an ſoll nun Fauſt nach allen Vorbereitungen zur eigentlichen praktiſchen Thätigkeit übergehn. Denn nur fleißiges, unermüdliches Schaffen gibt dem Menſchen Lebensfriſche und Lebensmuth; das gehört einmal zu den Grundſätzen Goethe'ſcher Weisheit. Das würdigſte Gebiet aber für die Thätigkeit des Mannes iſt offenbar das öffentliche politiſche Leben. Indeß ſo ſehr Goethe davon durchdrungen war, daß jeder für das allgemeine Beſte wirken und ſchaffen müſſe, ſo lag doch die große Bühne eines freien Volkslebens außerhalb der Grenzen ſeiner Erlebniſſe; hierfür fehlte ihm das rechte Intereſſe und deßhalb bringt er auch ſeinen Fauſt in einen andern, mehr dem Privatleben angehörenden Wirkungskreis, nachdem er im Staate keine ihm genügende Aufgabe gefunden hat.

Der vierte Act verſetzt uns, wie der Anfang des zweiten Theils, ins Hochgebirge. Eine Wolke theilt ſich, aus ihr tritt Fauſt hervor; in dem entſchwebenden Nebel meint er ein göttliches Frauenbild zu erkennen, welches ihn zugleich an Helena und Gretchen erinnert. Für die Zukunft macht Mephiſtopheles allerlei Vorſchläge. Er will Fauſt, wie einſt Satan dem Herrn, die Herrlichkeit der Welt zu Füßen legen, ihn zum Gebieter einer mächtigen Stadt machen (die Beſchreibung derſelben läßt Paris erkennen) und ihm darin alle Genüſſe verſchaffen. Aber das widert Fauſt an. Dieſer wünſcht Raum zu großen Thaten. Sein Plan iſt, dem Meere, welches in unbändiger Kraft an das Ufer ſchlägt, fruchtbares Land abzugewinnen und ſo im Kampfe mit dem Elemente neuen Boden für den Wohlſtand ſeiner Mitmenſchen zu erobern. Mephiſtopheles ſchlägt ihm vor, durch Unterſtützung des Kaiſers in einem eben ausgebrochenen Kriege das Meeresgeſtade von dieſem als Geſchenk zu erlangen. Im Reiche nämlich hat das Fauſtrecht zu voller Anarchie geführt; namentlich der Einfluß der Geiſtlichkeit iſt verderblich geworden; man hat einen Gegenkaiſer gewählt. Dem rechtmäßigen Fürſten ſtellt ſich Fauſt zur Verfügung. Das Kriegsleben wird durch drei allegoriſche Geſtalten in ſeinen Hauptrichtungen gezeichnet. Dieſe, den drei Heerführern des Königs David, Jaſabeam, Eleaſar und Samma, nachgebildet, ſind Raufebold, Habebald und Halteſeſt, zu denen dann als Marketenderin Frau Eilebeute gehört. Mit Hülfe

von allerlei Gaukelwerk erlangt Faust den Sieg. Der Kaiser, welcher die Schlacht recht eigentlich durch Teufelskunst gewonnen, rühmt laut, daß Gott der gerechten Sache geholfen habe, und erfindet neue Titel und Würden, womit er den Adel ausstattet. Auch die Kirche wird aufs reichlichste bedacht. So werden die alten Uebelstände gewiß bald durch neue überboten sein.

Faust, durch dieses Treiben abgestoßen, begibt sich nun an die Küste. Im fünften Acte hat er seinen Plan verwirklicht. Sein Haus erhebt sich auf dem neugewonnenen Grunde, ihn umgibt ein köstlicher Garten; in der Nähe liegen seine Schiffe, die er in ferne Länder schickt. Aber von früher haftet ihm noch immer eine gewisse Ungeduld in seinem Streben an. Ihn erfüllt jetzt der selbstsüchtige Wunsch, seinen Besitz auch noch über das Gütchen zweier benachbarten alten Leute, Philemon und Baucis, auszudehnen. Ihr friedlich stilles Glück wird in einer Scene vorgeführt, in der ein Wandrer, den die Alten einst aus dem Wasser gerettet haben, zu ihnen zurückkehrt. Gleichzeitig landet ein Schiff, aus welchem Mephistopheles mit den drei Kriegsgesellen herausspringt. Sie haben reichen Gewinn mitgebracht, doch auch schnöden Seeraub geübt. Als sie Faust sich unmuthig über seine unbequeme Nachbarschaft äußern hören, eilen sie hin und verbrennen die Hütte der beiden Alten. Diese selbst sterben vor Schreck, der Wandrer wird erschlagen. Faust mißbilligt die Greuelthat mit tiefer Entrüstung; aber er macht dabei zugleich wieder die Erfahrung, daß dem ungezähmten Streben die Strafe auf dem Fuße folgt, und so viel er Gutes geschaffen, so haben sich doch auch abermals Werke der Zerstörung an seine Thaten gehängt. Es lastet auf ihnen ein Fluch, weil er sich einmal in den Bund mit Mephistopheles eingelassen hat. Darum steigen auch aus dem Qualm der Brandstätte rächende Geister auf: Mangel, Noth, Schuld und Sorge. Die letztere haucht Faust an und er — bereits ein hochbejahrter Greis — erblindet, ohne doch an sich oder an der Vollendung seines Werks zu verzweifeln. Denn er hat es gelernt, gegen alle Verstimmung und Noth des Lebens in der steten, unermüdlichen Thätigkeit das sichere Heilmittel zu finden. Männlich hält er dem andringenden Leiden Stand und ruft seine Knechte zu neuer Arbeit. Es gilt noch einen großen Sumpf auszutrocknen. Dazu

verwendet Mephiſtopheles eigenthümliche Spukgeiſter — die Lemuren, nach dem Glauben der Alten Geiſter Verſtorbener. Er weiß, daß Fauſt dem Tode nahe iſt, und während der blinde Greis meint, man arbeite an dem Sumpfe, graben ſie ihm das Grab und ſchicken ſich an, ihn gleich zur Hölle abzuführen. Denn die Zeit iſt allerdings gekommen, wo Fauſt in dem erhabenen Bewußtſein, der Menſchheit Segen erweiſen zu können, mit dem Zwecke ſeines Daſeins verſöhnt iſt und nur das Gefühl reinen Glücks genießt. Das aber iſt — ganz nach dem mit Mephiſtopheles geſchloſſenen Vertrage — zugleich ſein Tod. Als ihn jener indeß in die Hölle abführen will, als die Teufel aus feurigem Schlunde emporbringen, nahen von oben die himmliſchen Heerſchaaren. Roſen in den Händen, kämpfen ſie gegen die Mächte der Finſterniß. Aus den Roſen ſinkt göttliches Liebesfeuer auf Fauſts Leiche; dadurch wird ſeine Seele geläutert und zu höherm Daſein befähigt. Mephiſtopheles muß zuſehen, wie ſein Unſterbliches nach oben geführt wird.

Die Schlußſcene ſpielt in einer tiefen Bergſchlucht, bei der dem Dichter jedenfalls der ſpaniſche Montſerrat vorſchwebte. Auf deſſen Gipfel lag eine Benedictinerabtei; zu ihr leiteten zwölf Wallfahrtsſtationen, in jeder wohnte ein Einſiedler; die Tieferwohnenden von ihnen rückten allmählich höher. Ueberall waltet hier tiefer Friede; auch die Löwen wandeln freundlich um die Menſchen. Die Eremiten aber preiſen die ewige Liebe und ſchildern der Sterblichen Sehnſucht nach ihr. So der **pater ecstaticus**, d. h. der Verzückte, der ſich ſehnt, durch den Märtyrertod alles Irdiſche in ſich verflüchtigt zu ſehn, der **pater profundus**, d. h. der am tiefſten wohnende, und der **pater seraphicus**, der in der mittlern Region weilt und ſelige Knaben begrüßt, welche nach oben ſchweben. Die Engel bringen nun Fauſts Unſterbliches getragen. Er erhält einen verklärten Leib; ihm entgegen ſchwebt die Himmelskönigin, begrüßt von dem **pater Marianus**, dem am höchſten wohnenden von jenen Einſiedlern. Drei Büßerinnen, Maria Magdalena, welche dem Erlöſer die Füße wuſch, das ſamaritiſche Weib aus dem Evangelium des Johannes, endlich eine ägyptiſche Maria, von der die Legende erzählt, bitten für Gretchen. Dieſe naht ſelbſt und ihr Gebet wird erhört. Der Schlußchor aber, der das Ewig-Weibliche preiſt, ſpricht

zugleich aus, daß hier Unbeſchreibliches dargeſtellt, und daß Alles, was der Dichter der chriſtlichen Mythologie entlehnt hat, ein Gleichniß ſei. Anders aber konnte Goethe das, worauf es hier ankam, nicht einkleiden. So entſteht denn ein halb muſikaliſcher Effect; die Empfindung muß ergänzen, was die Worte unausgedrückt gelaſſen oder nur halb ausgeſprochen haben. Es iſt eine glückliche Fügung, daß dieſe und manche andere Scene des zweiten Theils durch einen unſerer größten Tonſetzer, durch Schumann, in der ergreifendſten Weiſe zu ihrem wahren Ausdruck gebracht worden ſind.

Fauſt.

Erſter Theil.

Zueignung.

Ihr naht euch wieder, ſchwankende Geſtalten!
Die früh ſich einſt dem trüben Blick gezeigt.
Verſuch' ich wohl, euch dießmal feſt zu halten?
Fühl' ich mein Herz noch jenem Wahn geneigt?
Ihr drängt euch zu! nun gut, ſo mögt ihr walten,
Wie ihr aus Dunſt und Nebel um mich ſteigt;
Mein Buſen fühlt ſich jugendlich erſchüttert
Vom Zauberhauch, der euren Zug umwittert.

Ihr bringt mit euch die Bilder froher Tage,
Und manche liebe Schatten ſteigen auf;
Gleich einer alten, halbverklungnen Sage,
Kommt erſte Lieb' und Freundſchaft mit herauf;
Der Schmerz wird neu, es wiederholt die Klage
Des Lebens labyrinthiſch irren Lauf,
Und nennt die Guten, die, um ſchöne Stunden
Vom Glück getäuſcht, vor mir hinweggeſchwunden.

Sie hören nicht die folgenden Gesänge,
Die Seelen, denen ich die ersten sang;
Zerstoben ist das freundliche Gedränge,
Verklungen, ach! der erste Wiederklang.
Mein Lied ertönt der unbekannten Menge,
Ihr Beifall selbst macht meinem Herzen bang;
Und was sich sonst an meinem Lied erfreuet,
Wenn es noch lebt, irrt in der Welt zerstreuet.

Und mich ergreift ein längst entwöhntes Sehnen
Nach jenem stillen, ernsten Geisterreich;
Es schwebet nun in unbestimmten Tönen
Mein lispelnd Lied, der Aeolsharfe gleich;
Ein Schauer faßt mich, Thräne folgt den Thränen,
Das strenge Herz, es fühlt sich mild und weich;
Was ich besitze, seh' ich wie im weiten,
Und was verschwand, wird mir zu Wirklichkeiten.

Vorſpiel auf dem Theater.

Director. Theaterdichter. Luſtige Perſon.

Director.

Ihr beiden, die ihr mir ſo oft
In Noth und Trübſal beigeſtanden,
Sagt, was ihr wohl in deutſchen Landen
Von unſrer Unternehmung hofft?
Ich wünſchte ſehr, der Menge zu behagen,
Beſonders weil ſie lebt und leben läßt.
Die Pfoſten ſind, die Bretter aufgeſchlagen,
Und jedermann erwartet ſich ein Feſt.
Sie ſitzen ſchon, mit hohen Augenbraunen,
Gelaſſen da und möchten gern erſtaunen.

me wurden sie durch einen Lerm geweckt, welcher auf der Straße entstand. Mariane rief der Alten, die, nach ihrer Gewohnheit noch fleißig, die veränderlichen Materialien der Theatergarderobe zum Gebrauch des nächsten Stückes anzupassen beschäftigt war. Sie gab die Auskunft, daß eben eine Gesellschaft lustiger Gesellen aus dem Italiäner Keller nebenan heraus taumle, wo sie bey frischen Austern, die eben angekommen, des Champagners nicht geschont hätten.

Schade, sagte Mariane: daß es uns nicht früher eingefallen ist, wir hätten uns auch was zu Gute thun sollen.

Es ist wohl noch Zeit, versetzte Wilhelm und reichte der Alten einen Louisdor hin: verschaft Sie uns, was wir wünschen, so soll Sie's mit genießen.

Die Alte war behend, und in kurzer Zeit stand ein artig bestellter Tisch mit einer

Ich weiß, wie man den Geist des Volks versöhnt:
Doch so verlegen bin ich nie gewesen;
Zwar sind sie an das Beste nicht gewöhnt,
Allein sie haben schrecklich viel gelesen.
Wie machen wir's, daß alles frisch und neu
Und mit Bedeutung auch gefällig sey?
Denn freilich mag ich gern die Menge sehen,
Wenn sich der Strom nach unsrer Bude drängt,
Und mit gewaltig wiederholten Wehen
Sich durch die enge Gnadenpforte zwängt,
Bei hellem Tage, schon vor Vieren,
Mit Stößen sich bis an die Kasse ficht,
Und wie in Hungersnoth um Brot an Bäckerthüren,
Um ein Billet sich fast die Hälse bricht.
Dieß Wunder wirkt auf so verschiedne Leute
Der Dichter nur; mein Freund, o thu' es heute!

Dichter.

O sprich mir nicht von jener bunten Menge,
Bei deren Anblick uns der Geist entflieht!
Verhülle mir das wogende Gedränge,
Das wider Willen uns zum Strudel zieht.
Nein, führe mich zur stillen Himmelsenge,
Wo nur dem Dichter reine Freude blüht,
Wo Lieb' und Freundschaft unsres Herzens Segen
Mit Götterhand erschaffen und erpflegen.

Ach! was in tiefer Brust uns da entsprungen,
Was sich die Lippe schüchtern vorgelallt,
Mißrathen jetzt und jetzt vielleicht gelungen,
Verschlingt des wilden Augenblicks Gewalt.
Oft, wenn es erst durch Jahre durchgedrungen,
Erscheint es in vollendeter Gestalt.
Was glänzt, ist für den Augenblick geboren;
Das Aechte bleibt der Nachwelt unverloren.

Luſtige Perſon.

Wenn ich nur nichts von Nachwelt hören ſollte!
Geſetzt, daß ich von Nachwelt reden wollte,
Wer machte denn der Mitwelt Spaß?
Den will ſie doch und ſoll ihn haben.
Die Gegenwart von einem braven Knaben
Iſt, dächt' ich, immer auch ſchon was.
Wer ſich behaglich mitzutheilen weiß,
Den wird des Volkes Laune nicht erbittern;
Er wünſcht ſich einen großen Kreis,
Um ihn gewiſſer zu erſchüttern.
Drum ſeyd nur brav und zeigt euch muſterhaft;
Laßt Phantaſie mit allen ihren Chören,
Vernunft, Verſtand, Empfindung, Leidenſchaft,
Doch, merkt euch wohl! nicht ohne Narrheit hören!

Director.

Beſonders aber laßt genug geſchehn!
Man kommt zu ſchaun, man will am liebſten ſehn.
Wird vieles vor den Augen abgeſponnen,
So daß die Menge ſtaunend gaffen kann,
Da habt ihr in der Breite gleich gewonnen,
Ihr ſeyd ein vielgeliebter Mann.
Die Maſſe könnt ihr nur durch Maſſe zwingen,
Ein jeder ſucht ſich endlich ſelbſt was aus.
Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen;
Und jeder geht zufrieden aus dem Haus.
Gebt ihr ein Stück, ſo gebt es gleich in Stücken!
Solch ein Ragout, es muß euch glücken;
Leicht iſt es vorgelegt, ſo leicht als ausgedacht.
Was hilft's, wenn ihr ein Ganzes dargebracht!
Das Publicum wird es euch doch zerſtücken.

Dichter.

Ihr fühlet nicht, wie ſchlecht ein ſolches Handwerk ſey!
Wie wenig das dem ächten Künſtler zieme!
Der ſaubern Herren Pfuſcherei
Iſt, merk' ich, ſchon bei euch Maxime.

Director.

Ein ſolcher Vorwurf läßt mich ungekränkt;
Ein Mann, der recht zu wirken denkt,
Muß auf das beſte Werkzeug halten.
Bedenkt, ihr habet weiches Holz zu ſpalten,
Und ſeht nur hin, für wen ihr ſchreibt!
Wenn dieſen Langeweile treibt,
Kommt jener ſatt vom übertiſchten Mahle,
Und, was das allerſchlimmſte bleibt,
Gar mancher kommt vom Leſen der Journale.
Man eilt zerſtreut zu uns, wie zu den Maskenfeſten,
Und Neugier nur beflügelt jeden Schritt;
Die Damen geben ſich und ihren Putz zum Beſten,
Und ſpielen ohne Gage mit.
Was träumet ihr auf eurer Dichter-Höhe?
Was macht ein volles Haus euch froh?
Beſeht die Gönner in der Nähe!
Halb ſind ſie kalt, halb ſind ſie roh.
Der, nach dem Schauſpiel, hofft ein Kartenſpiel,
Der eine wilde Nacht an einer Dirne Buſen.
Was plagt ihr armen Thoren viel
Zu ſolchem Zweck die holden Muſen?
Ich ſag' euch, gebt nur mehr, und immer immer mehr,
So könnt ihr euch vom Ziele nie verirren.
Sucht nur die Menſchen zu verwirren,
Sie zu befriedigen iſt ſchwer — —
Was fällt euch an? Entzückung oder Schmerzen?

Dichter.

Geh hin und ſuch' dir einen andern Knecht!
Der Dichter ſollte wohl das höchſte Recht,
Das Menſchenrecht, das ihm Natur vergönnt,
Um deinetwillen freventlich verſcherzen!
Wodurch bewegt er alle Herzen?
Wodurch beſiegt er jedes Element?

Iſt es der Einklang nicht, der aus dem Buſen dringt,
Und in ſein Herz die Welt zurücke ſchlingt?
Wenn die Natur des Fadens ew'ge Länge,
Gleichgültig drehend, auf die Spindel zwingt,
Wenn aller Weſen unharmon'ſche Menge
Verdrießlich durch einander klingt,
Wer theilt die fließend immer gleiche Reihe
Belebend ab, daß ſie ſich rhythmiſch regt?
Wer ruft das Einzelne zur allgemeinen Weihe,
Wo es in herrlichen Accorden ſchlägt?
Wer läßt den Sturm zu Leidenſchaften wüthen?
Das Abendroth im ernſten Sinne glühn?
Wer ſchüttet alle ſchönen Frühlingsblüthen
Auf der Geliebten Pfade hin?
Wer flicht die unbedeutend grünen Blätter
Zum Ehrenkranz Verdienſten jeder Art?
Wer ſichert den Olymp, vereinet Götter?
Des Menſchen Kraft, im Dichter offenbart.

Luſtige Perſon.

So braucht ſie denn, die ſchönen Kräfte,
Und treibt die dicht'riſchen Geſchäfte,
Wie man ein Liebesabenteuer treibt!
Zufällig naht man ſich, man fühlt, man bleibt,
Und nach und nach wird man verflochten;
Es wächſt das Glück, dann wird es angefochten,
Man iſt entzückt, nun kommt der Schmerz heran,
Und eh man ſich's verſieht, iſt's eben ein Roman.
Laßt uns auch ſo ein Schauſpiel geben!
Greift nur hinein ins volle Menſchenleben!
Ein jeder lebt's, nicht vielen iſt's bekannt,
Und wo ihr's packt, da iſt's intereſſant.
In bunten Bildern wenig Klarheit,
Viel Irrthum und ein Fünkchen Wahrheit,
So wird der beſte Trank gebraut,
Der alle Welt erquickt und auferbaut.

Dann ſammelt ſich der Jugend ſchönſte Blüthe
Vor eurem Spiel, und lauſcht der Offenbarung,
Dann ſauget jedes zärtliche Gemüthe
Aus eurem Werk ſich melancholʼſche Nahrung,
Dann wird bald dieß, bald jenes aufgeregt,
Ein jeder ſieht, was er im Herzen trägt.
Noch ſind ſie gleich bereit, zu weinen und zu lachen,
Sie ehren noch den Schwung, erfreuen ſich am Schein;
Wer fertig iſt, dem iſt nichts recht zu machen;
Ein Werdender wird immer dankbar ſeyn.

Dichter.

So gieb mir auch die Zeiten wieder,
Da ich noch ſelbſt im Werden war,
Da ſich ein Quell gedrängter Lieder
Ununterbrochen neu gebar,
Da Nebel mir die Welt verhüllten,
Die Knospe Wunder noch verſprach,
Da ich die tauſend Blumen brach,
Die alle Thäler reichlich füllten.
Ich hatte nichts, und doch genug!
Den Drang nach Wahrheit und die Luſt am Trug.
Gieb ungebändigt jene Triebe,
Das tiefe ſchmerzenvolle Glück,
Des Haſſes Kraft, die Macht der Liebe,
Gieb meine Jugend mir zurück!

Luſtige Perſon.

Der Jugend, guter Freund, bedarfſt du allenfalls,
Wenn dich in Schlachten Feinde drängen,
Wenn mit Gewalt an deinen Hals
Sich allerliebſte Mädchen hängen,
Wenn fern des ſchnellen Laufes Kranz
Vom ſchwer erreichten Ziele winket,
Wenn nach dem heftʼgen Wirbeltanz
Die Nächte ſchmauſend man vertrinket.
Doch ins bekannte Saitenſpiel
Mit Muth und Anmuth einzugreifen,

Nach einem ſelbſtgeſteckten Ziel
Mit holdem Irren hinzuſchweifen,
Das, alte Herrn, iſt eure Pflicht,
Und wir verehren euch darum nicht minder.
Das Alter macht nicht kindiſch, wie man ſpricht,
Es findet uns nur noch als wahre Kinder.

Director.

Der Worte ſind genug gewechſelt,
Laßt mich auch endlich Thaten ſehn!
Indeß ihr Complimente drechſelt,
Kann etwas Nützliches geſchehn.
Was hilft es, viel von Stimmung reden?
Dem Zaudernden erſcheint ſie nie.
Gebt ihr euch einmal für Poeten,
So commandirt die Poeſie.
Euch iſt bekannt, was wir bedürfen,
Wir wollen ſtark Getränke ſchlürfen;
Nun braut mir unverzüglich dran!
Was heute nicht geſchieht, iſt morgen nicht gethan,
Und keinen Tag ſoll man verpaſſen:
Das Mögliche ſoll der Entſchluß
Beherzt ſogleich beim Schopfe faſſen,
Er will es dann nicht fahren laſſen,
Und wirket weiter, weil er muß.
Ihr wißt, auf unſern deutſchen Bühnen
Probirt ein jeder, was er mag;
Drum ſchonet mir an dieſem Tag
Proſpecte nicht und nicht Maſchinen!
Gebraucht das großʼ und kleine Himmelslicht,
Die Sterne dürfet ihr verſchwenden;
An Waſſer, Feuer, Felſenwänden,
An Thier und Vögeln fehlt es nicht.
So ſchreitet in dem engen Bretterhaus
Den ganzen Kreis der Schöpfung aus,
Und wandelt, mit bedächtʼger Schnelle,
Vom Himmel durch die Welt zur Hölle!

Prolog im Himmel.

Der Herr, die himmliſchen Heerſcharen, nachher Mephiſtopheles.

Die drei Erzengel treten vor.

Raphael.

Die Sonne tönt nach alter Weiſe
In Bruderſphären Wettgeſang,
Und ihre vorgeſchriebne Reiſe
Vollendet ſie mit Donnergang.
Ihr Anblick giebt den Engeln Stärke,
Wenn keiner ſie ergründen mag;
Die unbegreiflich hohen Werke
Sind herrlich, wie am erſten Tag.

Gabriel.

Und ſchnell und unbegreiflich ſchnelle
Dreht ſich umher der Erde Pracht;
Es wechſelt Paradieſes-Helle
Mit tiefer ſchauervoller Nacht;
Es ſchäumt das Meer in breiten Flüſſen
Am tiefen Grund der Felſen auf,
Und Fels und Meer wird fortgeriſſen
In ewig ſchnellem Sphärenlauf.

Michael.

Und Stürme brauſen um die Wette,
Vom Meer aufs Land, vom Land aufs Meer,
Und bilden wüthend eine Kette
Der tiefſten Wirkung rings umher.
Da flammt ein blitzendes Verheeren
Dem Pfade vor des Donnerſchlags;
Doch deine Boten, Herr, verehren
Das ſanfte Wandeln deines Tags.

Zu Drei.

Der Anblick giebt den Engeln Stärke,
Da keiner dich ergründen mag,
Und alle deine hohen Werke
Sind herrlich, wie am erſten Tag.

Mephiſtopheles.

Da du, o Herr, dich einmal wieder nahſt,
Und fragſt, wie alles ſich bei uns befinde,
Und du mich ſonſt gewöhnlich gerne ſahſt,
So ſiehſt du mich auch unter dem Geſinde.
Verzeih, ich kann nicht hohe Worte machen,
Und wenn mich auch der ganze Kreis verhöhnt;
Mein Pathos brächte dich gewiß zum Lachen,
Hättſt du dir nicht das Lachen abgewöhnt.
Von Sonn' und Welten weiß ich nichts zu ſagen,
Ich ſehe nur, wie ſich die Menſchen plagen.
Der kleine Gott der Welt bleibt ſtets von gleichem Schlag,
Und iſt ſo wunderlich, als wie am erſten Tag.
Ein wenig beſſer würd' er leben,
Hättſt du ihm nicht den Schein des Himmelslichts gegeben;
Er nennt's Vernunft und braucht's allein,
Nur thieriſcher als jedes Thier zu ſeyn.
Er ſcheint mir, mit Verlaub von Ew. Gnaden,
Wie eine der langbeinigen Cicaden,
Die immer fliegt und fliegend ſpringt
Und gleich im Gras ihr altes Liedchen ſingt;

Und läg' er nur noch immer in dem Graſe!
In jeden Quark begräbt er ſeine Naſe.

Der Herr.

Haſt du mir weiter nichts zu ſagen?
Kommſt du nur immer anzuklagen?
Iſt auf der Erde ewig dir nichts recht?

Mephiſtopheles.

Nein, Herr! ich find' es dort, wie immer, herzlich ſchlecht.
Die Menſchen dauern mich in ihren Jammertagen,
Ich mag ſogar die Armen ſelbſt nicht plagen.

Der Herr.

Kennſt du den Fauſt?

Mephiſtopheles.

Den Doctor?

Der Herr.

Meinen Knecht!

Mephiſtopheles.

Fürwahr! er dient euch auf beſondre Weiſe.
Nicht irdiſch iſt des Thoren Trank noch Speiſe.
Ihn treibt die Gährung in die Ferne;
Er iſt ſich ſeiner Tollheit halb bewußt:
Vom Himmel fordert er die ſchönſten Sterne
Und von der Erde jede höchſte Luſt,
Und alle Näh' und alle Ferne
Befriedigt nicht die tiefbewegte Bruſt.

Der Herr.

Wenn er mir jetzt auch nur verworren dient,
So werd' ich ihn bald in die Klarheit führen.
Weiß doch der Gärtner, wenn das Bäumchen grünt,
Daß Blüth' und Frucht die künft'gen Jahre zieren.

Mephiſtopheles.

Was wettet ihr? den ſollt ihr noch verlieren!
Wenn ihr mir die Erlaubniß gebt,
Ihn meine Straße ſacht zu führen.

Der Herr.

So lang' er auf der Erde lebt,
So lange ſey dir's nicht verboten.
Es irrt der Menſch, ſo lang' er ſtrebt.

Mephiſtopheles.

Da dank' ich euch; denn mit den Todten
Hab' ich mich niemals gern befangen.
Am meiſten lieb' ich mir die vollen friſchen Wangen.
Für einen Leichnam bin ich nicht zu Haus;
Mir geht es, wie der Katze mit der Maus.

Der Herr.

Nun gut, es ſey dir überlaſſen!
Zieh dieſen Geiſt von ſeinem Urquell ab
Und führ' ihn, kannſt du ihn erfaſſen,
Auf deinem Wege mit herab,
Und ſteh beſchämt, wenn du bekennen mußt:
Ein guter Menſch in ſeinem dunkeln Drange
Iſt ſich des rechten Weges wohl bewußt.

Mephiſtopheles.

Schon gut! nur dauert es nicht lange.
Mir iſt für meine Wette gar nicht bange.
Wenn ich zu meinem Zweck gelange,
Erlaubt ihr mir Triumph aus voller Bruſt.
Staub ſoll er freſſen, und mit Luſt,
Wie meine Muhme, die berühmte Schlange.

Der Herr.

Du darfſt auch da nur frei erſcheinen;
Ich habe deines Gleichen nie gehaßt.
Von allen Geiſtern, die verneinen,
Iſt mir der Schalk am wenigſten zur Laſt.
Des Menſchen Thätigkeit kann allzuleicht erſchlaffen,
Er liebt ſich bald die unbedingte Ruh;
Drum geb' ich gern ihm den Geſellen zu,
Der reizt und wirkt, und muß, als Teufel, ſchaffen.

wohlgeordneten Collation vor den Liebenden. Die Alte mußte sich dazu setzen, man aß, trank und ließ sich's wohl seyn.

In solchen Fällen fehlt es nie an Unterhaltung. Mariane nahm ihren Jonathan wieder vor, und die Alte wußte das Gespräch auf Wilhelms Lieblingsmaterie zu wenden. Sie haben uns schon einmal, sagte sie, von der ersten Aufführung eines Puppenspiels am Weihnachtsabend unterhalten, es war lustig zu hören. Sie wurden eben unterbrochen, als das Ballet angehen sollte. Nun kennen wir das herrliche Personal, das jene großen Wirkungen hervorbrachte.

Ja, sagte Mariane: erzähle uns weiter, wie war dir's zu Muthe?

Es ist eine schöne Empfindung, liebe Mariane, versetzte Wilhelm: wenn wir uns alter Zeiten und alter unschädlicher Irrthümer erinnern, besonders wenn es in einem An-

Doch ihr, die ächten Götterſöhne,
Erfreut euch der lebendig reichen Schöne!
Das Werdende, das ewig wirkt und lebt,
Umfaſſ' euch mit der Liebe holden Schranken,
Und was in ſchwankender Erſcheinung ſchwebt,
Befeſtiget mit dauernden Gedanken.

(Der Himmel ſchließt, die Erzengel vertheilen ſich.)

Mephiſtopheles (allein).

Von Zeit zu Zeit ſeh' ich den Alten gern,
Und hüte mich, mit ihm zu brechen.
Es iſt gar hübſch von einem großen Herrn,
So menſchlich mit dem Teufel ſelbſt zu ſprechen.

Der Tragödie erſter Theil.

In einem hochgewölbten, engen, gothiſchen Zimmer Fauſt unruhig auf ſeinem Seſſel am Pulte.

Fauſt.

Habe nun, ach! Philoſophie,
Juriſterei und Medicin,
Und, leider! auch Theologie
Durchaus ſtudirt, mit heißem Bemühn.
Da ſteh' ich nun, ich armer Thor!
Und bin ſo klug, als wie zuvor;
Heiße Magiſter, heiße Doctor gar,
Und ziehe ſchon an die zehen Jahr,
Herauf, herab und quer und krumm,
Meine Schüler an der Naſe herum —
Und ſehe, daß wir nichts wiſſen können!
Das will mir ſchier das Herz verbrennen.
Zwar bin ich geſcheidter als alle die Laffen,
Doctoren, Magiſter, Schreiber und Pfaffen;
Mich plagen keine Scrupel noch Zweifel,
Fürchte mich weder vor Hölle noch Teufel —
Dafür iſt mir auch alle Freud' entriſſen,
Bilde mir nicht ein, was Rechts zu wiſſen,

Bilde mir nicht ein, ich könnte was lehren,
Die Menſchen zu beſſern und zu bekehren.
Auch hab' ich weder Gut noch Geld,
Noch Ehr' und Herrlichkeit der Welt;
Es möchte kein Hund ſo länger leben!
Drum hab' ich mich der Magie ergeben,
Ob mir durch Geiſtes Kraft und Mund
Nicht manch Geheimniß würde kund,
Daß ich nicht mehr, mit ſaurem Schweiß,
Zu ſagen brauche, was ich nicht weiß,
Daß ich erkenne, was die Welt
Im Innerſten zuſammenhält,
Schau' alle Wirkenskraft und Samen,
Und thu' nicht mehr in Worten kramen.

O ſähſt du, voller Mondenſchein,
Zum letzten Mal auf meine Pein,
Den ich ſo manche Mitternacht
An dieſem Pult herangewacht:
Dann, über Büchern und Papier,
Trübſel'ger Freund, erſchienſt du mir!
Ach! könnt' ich doch auf Bergeshöhn
In deinem lieben Lichte gehn,
Um Bergeshöhle mit Geiſtern ſchweben,
Auf Wieſen in deinem Dämmer weben,
Von allem Wiſſensqualm entladen,
In deinem Thau geſund mich baden!

Weh! ſteck' ich in dem Kerker noch?
Verfluchtes dumpfes Mauerloch!
Wo ſelbſt das liebe Himmelslicht
Trüb' durch gemalte Scheiben bricht.
Beſchränkt mit dieſem Bücherhauf,
Den Würme nagen, Staub bedeckt,
Den, bis ans hohe Gewölb' hinauf,
Ein angeraucht Papier umſteckt;

Mit Gläſern, Büchſen rings umſtellt,
Mit Inſtrumenten vollgepfropft,
Urväter Hausrath drein geſtopft —
Das iſt deine Welt! das heißt eine Welt!
Und fragſt du noch, warum dein Herz
Sich bang in deinem Buſen klemmt?
Warum ein unerklärter Schmerz
Dir alle Lebensregung hemmt?
Statt der lebendigen Natur,
Da Gott die Menſchen ſchuf hinein,
Umgiebt in Rauch und Moder nur
Dich Thiergerip' und Todtenbein.

Flieh! Auf! Hinaus ins weite Land!
Und dieß geheimnißvolle Buch,
Von Noſtradamus' eigner Hand,
Iſt dir es nicht Geleit genug?
Erkenneſt dann der Sterne Lauf
Und wenn Natur dich unterweiſt,
Dann geht die Seelenkraft dir auf,
Wie ſpricht ein Geiſt zum andern Geiſt.
Umſonſt, daß trocknes Sinnen hier
Die heil'gen Zeichen dir erklärt:
Ihr ſchwebt, ihr Geiſter, neben mir;
Antwortet mir, wenn ihr mich hört!

(Er ſchlägt das Buch auf und erblickt das Zeichen des Makrokosmus.)

Ha! welche Wonne fließt in dieſem Blick
Auf einmal mir durch alle meine Sinnen!
Ich fühle junges, heil'ges Lebensglück
Neuglühend mir durch Nerv' und Adern rinnen.
War es ein Gott, der dieſe Zeichen ſchrieb,
Die mir das innre Toben ſtillen,
Das arme Herz mit Freude füllen,
Und, mit geheimnißvollem Trieb,
Die Kräfte der Natur rings um mich her enthüllen?

Bin ich ein Gott? Mir wird so licht!
Ich schau' in diesen reinen Zügen
Die wirkende Natur vor meiner Seele liegen.
Jetzt erst erkenn' ich, was der Weise spricht:
„Die Geisterwelt ist nicht verschlossen;
„Dein Sinn ist zu, dein Herz ist todt!
„Auf, bade, Schüler, unverdrossen
„Die ird'sche Brust im Morgenroth!"
(Er beschaut das Zeichen.)
Wie alles sich zum Ganzen webt,
Eins in dem andern wirkt und lebt!
Wie Himmelskräfte auf und nieder steigen
Und sich die goldnen Eimer reichen!
Mit segenduftenden Schwingen
Vom Himmel durch die Erde dringen,
Harmonisch all' das All durchklingen!

Welch Schauspiel! aber ach! ein Schauspiel nur!
Wo fass' ich dich, unendliche Natur?
Euch Brüste, wo? Ihr Quellen alles Lebens,
An denen Himmel und Erde hängt,
Dahin die welke Brust sich drängt —
Ihr quellt, ihr tränkt, und schmacht' ich so vergebens?
(Er schlägt unwillig das Buch um und erblickt das Zeichen des Erdgeistes.)
Wie anders wirkt dieß Zeichen auf mich ein!
Du, Geist der Erde, bist mir näher;
Schon fühl' ich meine Kräfte höher,
Schon glüh' ich wie von neuem Wein,
Ich fühle Muth, mich in die Welt zu wagen
Der Erde Weh, der Erde Glück zu tragen,
Mit Stürmen mich herumzuschlagen,
Und in des Schiffbruchs Knirschen nicht zu zagen.
Es wölbt sich über mir —
Der Mond verbirgt sein Licht —
Die Lampe schwindet!
Es dampft! — Es zucken rothe Strahlen

Mir um das Haupt — Es weht
Ein Schauer vom Gewölb' herab,
Und faßt mich an!
Ich fühl's, du ſchwebſt um mich, erflehter Geiſt.
Enthülle dich!
Ha! wie's in meinem Herzen reißt!
Zu neuen Gefühlen
All' meine Sinnen ſich erwühlen!
Ich fühle ganz mein Herz dir hingegeben!
Du mußt! du mußt! und koſtet' es mein Leben.

(Er faßt das Buch und ſpricht das Zeichen des Geiſtes geheimnißvoll aus. Es zuckt eine röthliche Flamme, der Geiſt erſcheint in der Flamme.)

Geiſt.

Wer ruft mir?

Fauſt (abgewendet).

Schreckliches Geſicht!

Geiſt.

Du haſt mich mächtig angezogen,
An meiner Sphäre lang' geſogen,
Und nun —

Fauſt.

Weh! ich ertrag' dich nicht!

Geiſt.

Du flehſt erathmend mich zu ſchauen,
Meine Stimme zu hören, mein Antlitz zu ſehn;
Mich neigt dein mächtig Seelenflehn,
Da bin ich! — Welch erbärmlich Grauen
Faßt Uebermenſchen dich! Wo iſt der Seele Ruf?
Wo iſt die Bruſt, die eine Welt in ſich erſchuf,
Und trug und hegte, die mit Freudebeben
Erſchwoll, ſich uns, den Geiſtern, gleich zu heben?
Wo biſt du, Fauſt, deß Stimme mir erklang,
Der ſich an mich mit allen Kräften drang?
Biſt du es, der, von meinem Hauch umwittert,
In allen Lebenstiefen zittert,
Ein furchtſam weggekrümmter Wurm?

Faust.

Soll ich dir, Flammenbildung, weichen?
Ich bin's, bin Faust, bin deines Gleichen!

Geist.

In Lebensfluthen, im Thatensturm
Wall' ich auf und ab,
Webe hin und her!
Geburt und Grab,
Ein ewiges Meer,
Ein wechselnd Weben,
Ein glühend Leben,
So schaff' ich am sausenden Webstuhl der Zeit,
Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid.

Faust.

Der du die weite Welt umschweifst,
Geschäft'ger Geist, wie nah fühl' ich mich dir!

Geist.

Du gleichst dem Geist, den du begreifst,
Nicht mir!

(Verschwindet.)

Faust (zusammenstürzend).

Nicht dir?
Wem denn?
Ich, Ebenbild der Gottheit!
Und nicht einmal dir!

(Es klopft.)

O Tod — ich kenn's — das ist mein Famulus —
Es wird mein schönstes Glück zu nichte!
Daß diese Fülle der Gesichte
Der trockne Schleicher stören muß!

Wagner im Schlafrocke und der Nachtmütze, eine Lampe in der Hand. Faust wendet sich unwillig.

Wagner.

Verzeiht! ich hör' euch declamiren;
Ihr las't gewiß ein griechisch Trauerspiel?

In dieſer Kunſt möcht' ich was profitiren,
Denn heut zu Tage wirkt das viel.
Ich hab' es öfters rühmen hören,
Ein Komödiant könnt' einen Pfarrer lehren.

Fauſt.

Ja, wenn der Pfarrer ein Komödiant iſt;
Wie das denn wohl zu Zeiten kommen mag.

Wagner.

Ach! wenn man ſo in ſein Muſeum gebannt iſt,
Und ſieht die Welt kaum einen Feiertag,
Kaum durch ein Fernglas, nur von weiten,
Wie ſoll man ſie durch Ueberredung leiten?

Fauſt.

Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen,
Wenn es nicht aus der Seele dringt,
Und mit urkräftigem Behagen
Die Herzen aller Hörer zwingt.
Sitzt ihr nur immer! Leimt zuſammen,
Braut ein Ragout von andrer Schmaus,
Und blaſt die kümmerlichen Flammen
Aus eurem Aſchenhäufchen 'raus!
Bewunderung von Kindern und Affen,
Wenn euch darnach der Gaumen ſteht;
Doch werdet ihr nie Herz zu Herzen ſchaffen,
Wenn es euch nicht von Herzen geht.

Wagner.

Allein der Vortrag macht des Redners Glück;
Ich fühl' es wohl, noch bin ich weit zurück.

Fauſt.

Such' Er den redlichen Gewinn!
Sey Er kein ſchellenlauter Thor!
Es trägt Verſtand und rechter Sinn
Mit wenig Kunſt ſich ſelber vor;
Und wenn's euch Ernſt iſt, was zu ſagen,
Iſt's nöthig, Worten nachzujagen?

genblicke geſchieht, da wir eine Höhe glücklich erreicht haben, von welcher wir uns umſehen und den zurückgelegten Weg überſchauen können. Es iſt ſo angenehm, ſelbſtzufrieden, ſich mancher Hinderniſſe zu erinnern, die wir oft mit einem peinlichen Gefühle für unüberwindlich hielten, und dasjenige, was wir jetzt entwickelt ſind, mit dem zu vergleichen, was wir damals unentwickelt waren. Aber unausſprechlich glücklich fühl' ich mich jetzt, da ich in dieſem Augenblicke mit dir von dem Vergangnen rede, weil ich zugleich vorwärts in das reizende Land ſchaue, das wir zuſammen Hand in Hand durchwandern können.

Wie war es mit dem Ballet? fiel die Alte ihm ein. Ich fürchte, es iſt nicht alles abgelaufen, wie es ſollte.

O ja, verſetzte Wilhelm: ſehr gut! Von jenen wunderlichen Sprüngen der Mohren

Ja, eure Reden, die ſo blinkend ſind,
In denen ihr der Menſchheit Schnitzel kräuſelt,
Sind unerquicklich, wie der Nebelwind,
Der herbſtlich durch die dürren Blätter ſäuſelt!

Wagner.

Ach Gott! die Kunſt iſt lang,
Und kurz iſt unſer Leben.
Mir wird bei meinem kritiſchen Beſtreben
Doch oft um Kopf und Buſen bang'.
Wie ſchwer ſind nicht die Mittel zu erwerben,
Durch die man zu den Quellen ſteigt!
Und eh' man nur den halben Weg erreicht,
Muß wohl ein armer Teufel ſterben.

Fauſt.

Das Pergament, iſt das der heil'ge Brunnen,
Woraus ein Trunk den Durſt auf ewig ſtillt?
Erquickung haſt du nicht gewonnen,
Wenn ſie dir nicht aus eigner Seele quillt.

Wagner.

Verzeiht! es iſt ein groß Ergetzen,
Sich in den Geiſt der Zeiten zu verſetzen,
Zu ſchauen, wie vor uns ein weiſer Mann gedacht,
Und wie wir's dann zuletzt ſo herrlich weit gebracht.

Fauſt.

O ja, bis an die Sterne weit!
Mein Freund, die Zeiten der Vergangenheit
Sind uns ein Buch mit ſieben Siegeln;
Was ihr den Geiſt der Zeiten heißt,
Das iſt im Grund der Herren eigner Geiſt,
In dem die Zeiten ſich beſpiegeln.
Da iſt's denn wahrlich oft ein Jammer!
Man läuft euch bei dem erſten Blick davon.
Ein Kehrichtfaß und eine Rumpelkammer,
Und höchſtens eine Haupt- und Staatsaction,

Mit treflichen pragmatiſchen Maximen,
Wie ſie den Puppen wohl im Munde ziemen!

Wagner.

Allein die Welt! des Menſchen Herz und Geiſt!
Möcht' jeglicher doch was davon erkennen.

Fauſt.

Ja, was man ſo erkennen heißt!
Wer darf das Kind beim rechten Namen nennen?
Die wenigen, die was davon erkannt,
Die thöricht g'nug ihr volles Herz nicht wahrten,
Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt.
Ich bitt' euch, Freund, es iſt tief in der Nacht,
Wir müſſen's dießmal unterbrechen.

Wagner.

Ich hätte gern nur immer fortgewacht,
Um ſo gelehrt mit euch mich zu beſprechen.
Doch morgen, als am erſten Oſtertage,
Erlaubt mir ein' und andre Frage.
Mit Eifer hab' ich mich der Studien befliſſen;
Zwar weiß ich viel, doch möcht' ich alles wiſſen. [25.]

Fauſt (allein).

Wie nur dem Kopf nicht alle Hoffnung ſchwindet,
Der immerfort an ſchalem Zeuge klebt,
Mit gier'ger Hand nach Schätzen gräbt,
Und froh iſt, wenn er Regenwürmer findet!

Darf eine ſolche Menſchenſtimme hier,
Wo Geiſterfülle mich umgab, ertönen?
Doch, ach! für dießmal dank' ich dir,
Dem ärmlichſten von allen Erdenſöhnen.
Du riſſeſt mich von der Verzweiflung los,
Die mir die Sinne ſchon zerſtören wollte.
Ach! die Erſcheinung war ſo rieſengroß,
Daß ich mich recht als Zwerg empfinden ſollte.

Ich, Ebenbild der Gottheit, das ſich ſchon
Ganz nah gedünkt dem Spiegel ew'ger Wahrheit,
Sein ſelbſt genoß, in Himmelsglanz und Klarheit,
Und abgeſtreift den Erdenſohn;
Ich, mehr als Cherub, deſſen freie Kraft
Schon durch die Adern der Natur zu fließen
Und, ſchaffend, Götterleben zu genießen
Sich ahnungsvoll vermaß, wie muß ich's büßen!
Ein Donnerwort hat mich hinweggerafft.

Nicht darf ich dir zu gleichen mich vermeſſen.
Hab' ich die Kraft dich anzuziehn beſeſſen,
So hatt' ich dich zu halten keine Kraft.
In jenem ſel'gen Augenblicke
Ich fühlte mich ſo klein, ſo groß;
Du ſtießeſt grauſam mich zurücke,
Ins ungewiſſe Menſchenloos.
Wer lehret mich? was ſoll ich meiden?
Soll ich gehorchen jenem Drang?
Ach! unſre Thaten ſelbſt, ſo gut als unſre Leiden,
Sie hemmen unſres Lebens Gang.

Dem Herrlichſten, was auch der Geiſt empfangen,
Drängt immer fremd und fremder Stoff ſich an;
Wenn wir zum Guten dieſer Welt gelangen,
Dann heißt das Beſſre Trug und Wahn.
Die uns das Leben gaben, herrliche Gefühle
Erſtarren in dem irdiſchen Gewühle.

Wenn Phantaſie ſich ſonſt mit kühnem Flug
Und hoffnungsvoll zum Ewigen erweitert,
So iſt ein kleiner Raum ihr nun genug,
Wenn Glück auf Glück im Zeitenſtrudel ſcheitert.
Die Sorge niſtet gleich im tiefen Herzen,
Dort wirket ſie geheime Schmerzen,
Unruhig wiegt ſie ſich und ſtöret Luſt und Ruh;
Sie deckt ſich ſtets mit neuen Masken zu,

Sie mag als Haus und Hof, als Weib und Kind erſcheinen,
Als Feuer, Waſſer, Dolch und Gift;
Du bebſt vor allem, was nicht trifft,
Und was du nie verlierſt, das mußt du ſtets beweinen.

Den Göttern gleich' ich nicht! Zu tief iſt es gefühlt;
Dem Wurme gleich' ich, der den Staub durchwühlt,
Den, wie er ſich im Staube nährend lebt,
Des Wanderers Tritt vernichtet und begräbt.

Iſt es nicht Staub, was dieſe hohe Wand,
Aus hundert Fächern, mir verenget,
Der Trödel, der, mit tauſendfachem Tand,
In dieſer Mottenwelt mich dränget?
Hier ſoll ich finden, was mir fehlt?
Soll ich vielleicht in tauſend Büchern leſen,
Daß überall die Menſchen ſich gequält,
Daß hie und da ein Glücklicher geweſen? —
Was grinſeſt du mir, hohler Schädel, her?
Als daß dein Hirn, wie meines, einſt verwirret,
Den leichten Tag geſucht und in der Dämmrung ſchwer,
Mit Luſt nach Wahrheit, jämmerlich geirret!
Ihr Inſtrumente freilich ſpottet mein,
Mit Rad und Kämmen, Walz' und Bügel.
Ich ſtand am Thor, ihr ſolltet Schlüſſel ſeyn;
Zwar euer Bart iſt kraus, doch hebt ihr nicht die Riegel.
Geheimnißvoll am lichten Tag,
Läßt ſich Natur des Schleiers nicht berauben,
Und was ſie deinem Geiſt nicht offenbaren mag,
Das zwingſt du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben.
Du alt Geräthe, das ich nicht gebraucht,
Du ſtehſt nur hier, weil dich mein Vater brauchte.
Du alte Rolle, du wirſt angeraucht,
So lang' an dieſem Pult die trübe Lampe ſchmauchte.
Weit beſſer hätt' ich doch mein Weniges verpraßt,
Als, mit dem Wenigen belaſtet, hier zu ſchwitzen!

Was du ererbt von deinen Vätern haſt,
Erwirb es, um es zu beſitzen.
Was man nicht nützt, iſt eine ſchwere Laſt;
Nur was der Augenblick erſchafft, das kann er nützen.

Doch warum heftet ſich mein Blick auf jene Stelle?
Iſt jenes Fläſchchen dort den Augen ein Magnet?
Warum wird mir auf einmal lieblich helle,
Als wenn im nächt'gen Wald uns Mondenglanz umweht?

Ich grüße dich, du einzige Phiole,
Die ich mit Andacht nun herunterhole!
In dir verehr' ich Menſchenwitz und Kunſt.
Du Inbegriff der holden Schlummerſäfte,
Du Auszug aller tödtlich feinen Kräfte,
Erweiſe deinem Meiſter deine Gunſt!
Ich ſehe dich, es wird der Schmerz gelindert,
Ich faſſe dich, das Streben wird gemindert,
Des Geiſtes Fluthſtrom ebbet nach und nach.
Ins hohe Meer werd' ich hinausgewieſen,
Die Spiegelfluth erglänzt zu meinen Füßen,
Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag.

Ein Feuerwagen ſchwebt auf leichten Schwingen
An mich heran! Ich fühle mich bereit,
Auf neuer Bahn den Aether zu durchdringen,
Zu neuen Sphären reiner Thätigkeit.
Dieß hohe Leben, dieſe Götterwonne!
Du, erſt noch Wurm, und die verdieneſt du?
Ja, kehre nur der holden Erdenſonne
Entſchloſſen deinen Rücken zu!
Vermeſſe dich, die Pforten aufzureißen,
Vor denen jeder gern vorüber ſchleicht!
Hier iſt es Zeit, durch Thaten zu beweiſen,
Daß Mannswürde nicht der Götterhöhe weicht,
Vor jener dunkeln Höhle nicht zu beben,
In der ſich Phantaſie zu eigner Qual verdammt,

Nach jenem Durchgang hinzuſtreben,
Um deſſen engen Mund die ganze Hölle flammt;
Zu dieſem Schritt ſich heiter zu entſchließen
Und wär' es mit Gefahr, ins Nichts dahin zu fließen.

Nun komm herab, kryſtallne reine Schale,
Hervor aus deinem alten Futterale,
An die ich viele Jahre nicht gedacht!
Du glänzteſt bei der Väter Freudenfeſte,
Erheitertеſt die ernſten Gäſte,
Wenn einer dich dem andern zugebracht.
Der vielen Bilder künſtlich reiche Pracht,
Des Trinkers Pflicht, ſie reimweis zu erklären,
Auf Einen Zug die Höhlung auszuleeren,
Erinnert mich an manche Jugendnacht.
Ich werde jetzt dich keinem Nachbar reichen,
Ich werde meinen Witz an deiner Kunſt nicht zeigen;
Hier iſt ein Saft, der eilig trunken macht.
Mit brauner Fluth erfüllt er deine Höhle.
Den ich bereitet, den ich wähle,
Der letzte Trunk ſey nun, mit ganzer Seele,
Als feſtlich hoher Gruß, dem Morgen zugebracht!

(Er ſetzt die Schale an den Mund.)

Glockenklang und Chorgeſang.

Chor der Engel.

Chriſt iſt erſtanden!
Freude dem Sterblichen,
Den die verderblichen,
Schleichenden, erblichen
Mängel umwanden.

Fauſt.

Welch tiefes Summen, welch ein heller Ton
Zieht mit Gewalt das Glas von meinem Munde?
Verkündiget ihr dumpfen Glocken ſchon
Des Oſterfeſtes erſte Feierſtunde?

Ihr Chöre, singt ihr schon den tröstlichen Gesang,
Der einst um Grabesnacht von Engelslippen klang,
Gewißheit einem neuen Bunde?

Chor der Weiber.

Mit Spezereien
Hatten wir ihn gepflegt,
Wir, seine Treuen,
Hatten ihn hingelegt;
Tücher und Binden
Reinlich umwanden wir,
Ach! und wir finden
Christ nicht mehr hier.

Chor der Engel.

Christ ist erstanden!
Selig der Liebende,
Der die betrübende,
Heilsam' und übende
Prüfung bestanden.

Faust.

Was sucht ihr, mächtig und gelind,
Ihr Himmelstöne, mich am Staube?
Klingt dort umher, wo weiche Menschen sind.
Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube;
Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind.
Zu jenen Sphären wag' ich nicht zu streben,
Woher die holde Nachricht tönt;
Und doch, an diesen Klang von Jugend auf gewöhnt,
Ruft er auch jetzt zurück mich in das Leben.
Sonst stürzte sich der Himmelsliebe Kuß
Auf mich herab in ernster Sabbathstille;
Da klang so ahnungsvoll des Glockentones Fülle,
Und ein Gebet war brünstiger Genuß;
Ein unbegreiflich holdes Sehnen
Trieb mich, durch Wald und Wiesen hinzugehn.

Und unter tauſend heißen Thränen
Fühlt' ich mir eine Welt entſtehn.
Dieß Lied verkündete der Jugend muntre Spiele,
Der Frühlingsfeier freies Glück;
Erinnrung hält mich nun, mit kindlichem Gefühle,
Vom letzten, ernſten Schritt zurück.
O tönet fort, ihr ſüßen Himmelslieder!
Die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder!

Chor der Jünger.

Hat der Begrabene
Schon ſich nach oben,
Lebend Erhabene,
Herrlich erhoben,
Iſt er in Werdeluſt
Schaffender Freude nah;
Ach! an der Erde Bruſt,
Sind wir zum Leide da.
Ließ er die Seinen
Schmachtend uns hier zurück,
Ach! wir beweinen,
Meiſter, dein Glück!

Chor der Engel.

Chriſt iſt erſtanden
Aus der Verweſung Schooß.
Reißet von Banden
Freudig euch los!
Thätig ihn preiſenden,
Liebe beweiſenden,
Brüderlich ſpeiſenden,
Predigend reiſenden,
Wonne verheißenden,
Euch iſt der Meiſter nah,
Euch iſt er da!

Vor dem Thor.

Spaziergänger aller Art ziehen hinaus.

Einige Handwerksburſche.

Warum denn dort hinaus?

Andre.

Wir gehn hinaus aufs Jägerhaus.

Die Erſten.

Wir aber wollen nach der Mühle wandern.

Ein Handwerksburſch.

Ich rath' euch, nach dem Waſſerhof zu gehn.

Zweiter.

Der Weg dahin iſt gar nicht ſchön.

Die Zweiten.

Was thuſt denn du?

Ein Dritter.

Ich gehe mit den andern.

Vierter.

Nach Burgdorf kommt herauf; gewiß dort findet ihr
Die ſchönſten Mädchen und das beſte Bier,
Und Händel von der erſten Sorte.

Fünfter.

Du überluſtiger Geſell,
Juckt dich zum drittenmal das Fell?
Ich mag nicht hin, mir graut es vor dem Orte.

Dienſtmädchen.

Nein, nein! ich gehe nach der Stadt zurück.

Andre.

Wir finden ihn gewiß bei jenen Pappeln ſtehen.

Erſte.

Das iſt für mich kein groſſes Glück;
Er wird an deiner Seite gehen,
Mit dir nur tanzt er auf dem Plan.
Was gehn mich deine Freuden an!

Andre.

Heut iſt er ſicher nicht allein,
Der Krauskopf, ſagt' er, würde bei ihm ſeyn.

Schüler.

Blitz! wie die wackern Dirnen ſchreiten!
Herr Bruder, komm! wir müſſen ſie begleiten.
Ein ſtarkes Bier, ein beizender Tobak,
Und eine Magd im Putz, das iſt nun mein Geſchmack.

Bürgermädchen.

Da ſieh mir nur die ſchönen Knaben!
Es iſt wahrhaftig eine Schmach;
Geſellſchaft könnten ſie die allerbeſte haben,
Und laufen dieſen Mägden nach!

Zweiter Schüler (zum erſten).

Nicht ſo geſchwind! dort hinten kommen zwei,
Sie ſind gar niedlich angezogen,
's iſt meine Nachbarin dabei;
Ich bin dem Mädchen ſehr gewogen.
Sie gehen ihren ſtillen Schritt
Und nehmen uns doch auch am Ende mit.

und Mohrinnen, Schäfer und Schäferinnen, Zwerge und Zwerginnen, ist mir eine dunkle Erinnerung auf mein ganzes Leben geblieben. Nun fiel der Vorhang, die Thüre schloß sich und die ganze kleine Gesellschaft eilte wie betrunken und taumelnd zu Bette; ich weiß aber wohl, daß ich nicht einschlafen konnte, daß ich noch etwas erzählt haben wollte, daß ich noch [illegible] that, und daß ich nur [illegible] arterin entließ, die uns zur Ruhe gebracht hatte.

Den andern Morgen war leider das magische Gerüste wieder verschwunden, der mystische Schleyer weggehoben, man ging durch jene Thüre wieder frey aus einer Stube in die andere, und so viel Abentheuer hatten keine Spur zurückgelassen. Meine Geschwister liefen mit ihren Spielsachen auf und ab, ich allein schlich hin und her, es schien mir unmöglich, daß da nur zwo Thürpfosten seyn

Erſter.

Herr Bruder, nein! Ich, bin nicht gern genirt.
Geſchwind! daß wir das Wildpret nicht verlieren.
Die Hand, die Samstags ihren Beſen führt,
Wird Sonntags dich am beſten careſſiren.

Bürger.

Nein, er gefällt mir nicht, der neue Burgemeiſter!
Nun, da er's iſt, wird er nur täglich dreiſter.
Und für die Stadt was thut denn er?
Wird es nicht alle Tage ſchlimmer?
Gehorchen ſoll man mehr als immer,
Und zahlen mehr als je vorher.

Bettler (ſingt).

Ihr guten Herrn, ihr ſchönen Frauen,
So wohlgeputzt und backenroth,
Belieb' es euch, mich anzuſchauen,
Und ſeht und mildert meine Noth!
Laßt hier mich nicht vergebens leiern!
Nur der iſt froh, der geben mag.
Ein Tag, den alle Menſchen feiern,
Er ſey für mich ein Erntetag.

Anderer Bürger.

Nichts Beſſers weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen,
Als ein Geſpräch von Krieg und Kriegsgeſchrei,
Wenn hinten, weit, in der Türkei,
Die Völker auf einander ſchlagen.
Man ſteht am Fenſter, trinkt ſein Gläschen aus
Und ſieht den Fluß hinab die bunten Schiffe gleiten;
Dann kehrt man Abends froh nach Haus,
Und ſegnet Fried' und Friedenszeiten.

Dritter Bürger.

Herr Nachbar, ja! ſo laß ich's auch geſchehn:
Sie mögen ſich die Köpfe ſpalten,
Mag alles durcheinandergehn;
Doch nur zu Hauſe bleibt's beim Alten.

Alte (zu den Bürgermädchen).

Ei! wie geputzt! das ſchöne junge Blut!
Wer ſoll ſich nicht in euch vergaffen? —
Nur nicht ſo ſtolz! Es iſt ſchon gut!
Und was ihr wünſcht, das wüßt' ich wohl zu ſchaffen.

Bürgermädchen.

Agathe, fort! ich nehme mich in Acht,
Mit ſolchen Hexen öffentlich zu gehen!
Sie ließ mich zwar in Sanct Andreas Nacht
Den künft'gen Liebſten leiblich ſehen.

Die Andere.

Mir zeigte ſie ihn im Kryſtall,
Soldatenhaft, mit mehreren Verwegnen;
Ich ſeh' mich um, ich ſuch' ihn überall,
Allein mir will er nicht begegnen.

Soldaten.

Burgen mit hohen
Mauern und Zinnen,
Mädchen mit ſtolzen
Höhnenden Sinnen
Möcht' ich gewinnen!
Kühn iſt das Mühen,
Herrlich der Lohn!

Und die Trompete
Laſſen wir werben,
Wie zu der Freude,
So zum Verderben.
Das iſt ein Stürmen!
Das iſt ein Leben!
Mädchen und Burgen
Müſſen ſich geben.
Kühn iſt das Mühen,
Herrlich der Lohn!
Und die Soldaten
Ziehen davon.

Faust und Wagner.

Faust.

Vom Eise befreit sind Strom und Bäche
Durch des Frühlings holden, belebenden Blick;
Im Thale grünet Hoffnungsglück;
Der alte Winter, in seiner Schwäche,
Zog sich in rauhe Berge zurück.
Von dorther sendet er, fliehend, nur
Ohnmächtige Schauer körnigen Eises
In Streifen über die grünende Flur;
Aber die Sonne duldet kein Weißes;
Ueberall regt sich Bildung und Streben
Alles will sie mit Farben beleben;
Doch an Blumen fehlt's im Revier,
Sie nimmt geputzte Menschen dafür.
Kehre dich um, von diesen Höhen
Nach der Stadt zurück zu sehen.
Aus dem hohlen finstern Thor
Dringt ein buntes Gewimmel hervor.
Jeder sonnt sich heute so gern;
Sie feiern die Auferstehung des Herrn:
Denn sie sind selber auferstanden,
Aus niedriger Häuser dumpfen Gemächern,
Aus Handwerks- und Gewerbes-Banden,
Aus dem Druck von Giebeln und Dächern,
Aus der Straßen quetschender Enge,
Aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht
Sind sie alle ans Licht gebracht.
Sieh nur, sieh! wie behend sich die Menge
Durch die Gärten und Felder zerschlägt,
Wie der Fluß, in Breit' und Länge,
So manchen lustigen Nachen bewegt;
Und, bis zum Sinken überladen,
Entfernt sich dieser letzte Kahn.
Selbst von des Berges fernen Pfaden
Blinken uns farbige Kleider an.

Ich höre ſchon des Dorfs Getümmel;
Hier iſt des Volkes wahrer Himmel,
Zufrieden jauchzet Groß und Klein:
Hier bin ich Menſch, hier darf ich's ſeyn.

Wagner.

Mit euch, Herr Doctor, zu ſpazieren
Iſt ehrenvoll und iſt Gewinn;
Doch würd' ich nicht allein mich hier verlieren,
Weil ich ein Feind von allem Rohen bin.
Das Fiedeln, Schreien, Kegelſchieben
Iſt mir ein gar verhaßter Klang;
Sie toben, wie vom böſen Geiſt getrieben,
Und nennen's Freude, nennen's Geſang.

Bauern unter der Linde.

Tanz und Geſang.

Der Schäfer putzte ſich zum Tanz,
Mit bunter Jacke, Band und Kranz:
Schmuck war er angezogen.
Schon um die Linde war es voll,
Und alles tanzte ſchon wie toll.
Juchhe! Juchhe!
Juchheiſa! Heiſa! He!
So ging der Fiedelbogen.

Er drückte haſtig ſich heran,
Da ſtieß er an ein Mädchen an
Mit ſeinem Ellenbogen;
Die friſche Dirne kehrt' ſich um
Und ſagte: nun, das ſind' ich dumm!
Juchhe! Juchhe!
Juchheiſa! Heiſa! He!
Seyd nicht ſo ungezogen!

Doch hurtig in dem Kreiſe ging's,
Sie tanzten rechts, ſie tanzten links,
Und alle Röcke flogen.

Sie wurden roth, ſie wurden warm
Und ruhten athmend Arm in Arm.
Juchhe! Juchhe!
Juchheiſa! Heiſa! He!
Und Hüft' an Ellenbogen.

Und thu' mir doch nicht ſo vertraut!
Wie mancher hat nicht ſeine Braut
Belogen und betrogen!
Er ſchmeichelte ſie doch bei Seit',
Und von der Linde ſchall es weit:
Juchhe! Juchhe!
Juchheiſa! Heiſa! He!
Geſchrei und Fiedelbogen.

Alter Bauer.

Herr Doctor, das iſt ſchön von euch,
Daß ihr uns heute nicht verſchmäht,
Und unter dieſes Volksgedräng',
Als ein ſo Hochgelahrter, geht.
So nehmet auch den ſchönſten Krug,
Den wir mit friſchem Trunk gefüllt.
Ich bring' ihn zu und wünſche laut,
Daß er nicht nur den Durſt euch ſtillt;
Die Zahl der Tropfen, die er birgt,
Sey euren Tagen zugelegt.

Fauſt.

Ich nehme den Erquickungs-Trank,
Erwiedr' euch allen Heil und Dank.

Das Volk ſammelt ſich im Kreis umher.

Alter Bauer.

Fürwahr! es iſt ſehr wohlgethan,
Daß ihr am frohen Tag erſcheint;
Habt ihr es vormals doch mit uns
An böſen Tagen gut gemeint!

Gar mancher ſteht lebendig hier,
Den euer Vater noch zuletzt
Der heißen Fieberwuth entriß,
Als er der Seuche Ziel geſetzt.
Auch damals ihr, ein junger Mann,
Ihr gingt in jedes Krankenhaus,
Gar manche Leiche trug man fort,
Ihr aber kamt geſund heraus,
Beſtandet manche harte Proben;
Dem Helfer half der Helfer droben.

Alle.

Geſundheit dem bewährten Mann,
Daß er noch lange helfen kann!

Fauſt.

Vor jenem droben ſteht gebückt,
Der helfen lehrt und Hülfe ſchickt.

(Er geht mit Wagnern weiter.)

Wagner.

Welch ein Gefühl muſt du, o großer Mann,
Bei der Verehrung dieſer Menge haben!
O glücklich, wer von ſeinen Gaben
Solch einen Vortheil ziehen kann!
Der Vater zeigt dich ſeinem Knaben,
Ein jeder fragt und drängt und eilt,
Die Fiedel ſtockt, der Tänzer weilt.
Du gehſt, in Reihen ſtehen ſie,
Die Mützen fliegen in die Höh';
Und wenig fehlt, ſo beugten ſich die Knie,
Als käm' das Venerabile.

Fauſt.

Nur wenig Schritte noch hinauf zu jenem Stein!
Hier wollen wir von unſrer Wanderung raſten.
Hier ſaß ich oft gedankenvoll allein
Und quälte mich mit Beten und mit Faſten.

An Hoffnung reich, im Glauben fest,
Mit Thränen, Seufzen, Händeringen
Dacht' ich das Ende jener Pest
Vom Herrn des Himmels zu erzwingen.
Der Menge Beifall tönt mir nun wie Hohn.
O könntest du in meinem Innern lesen,
Wie wenig Vater und Sohn
Solch eines Ruhmes werth gewesen!
Mein Vater war ein dunkler Ehrenmann,
Der über die Natur und ihre heil'gen Kreise,
In Redlichkeit, jedoch auf seine Weise,
Mit grillenhafter Mühe sann,
Der, in Gesellschaft von Adepten,
Sich in die schwarze Küche schloß,
Und, nach unendlichen Recepten,
Das Widrige zusammengoß.
Da ward ein rother Leu, ein kühner Freier,
Im lauen Bad der Lilie vermählt,
Und beide dann, mit offnem Flammenfeuer,
Aus einem Brautgemach ins andere gequält.
Erschien darauf mit bunten Farben
Die junge Königin im Glas,
Hier war die Arzenei, die Patienten starben,
Und niemand fragte: wer genas?
So haben wir, mit höllischen Latwergen,
In diesen Thälern, diesen Bergen,
Weit schlimmer als die Pest getobt.
Ich habe selbst den Gift an Tausende gegeben:
Sie welkten hin, ich muß erleben,
Daß man die frechen Mörder lebt.

Wagner.

Wie könnt ihr euch darum betrüben!
Thut nicht ein braver Mann genug,
Die Kunst, die man ihm übertrug,
Gewissenhaft und pünktlich auszuüben!

Wenn du, als Jüngling, deinen Vater ehrſt,
So wirſt du gern von ihm empfangen;
Wenn du, als Mann, die Wiſſenſchaft vermehrſt,
So kann dein Sohn zu höherem Ziel gelangen.

Fauſt.

O glücklich, wer noch hoffen kann,
Aus dieſem Meer des Irrthums aufzutauchen!
Was man nicht weiß, das eben brauchte man,
Und was man weiß, kann man nicht brauchen.
Doch laß uns dieſer Stunde ſchönes Gut
Durch ſolchen Trübſinn nicht verkümmern!
Betrachte, wie in Abendſonne-Gluth
Die grünumgebnen Hütten ſchimmern.
Sie rückt und weicht, der Tag iſt überlebt,
Dort eilt ſie hin und fördert neues Leben.
O daß kein Flügel mich vom Boden hebt,
Ihr nach und immer nach zu ſtreben!
Ich ſäh' im ewigen Abendſtrahl
Die ſtille Welt zu meinen Füßen,
Entzündet alle Höhn, beruhigt jedes Thal,
Den Silberbach in goldne Ströme fließen.
Nicht hemmte dann den göttergleichen Lauf
Der wilde Berg mit allen ſeinen Schluchten;
Schon thut das Meer ſich mit erwärmten Buchten
Vor den erſtaunten Augen auf.
Doch ſcheint die Göttin endlich wegzuſinken;
Allein der neue Trieb erwacht,
Ich eile fort, ihr ew'ges Licht zu trinken,
Vor mir den Tag und hinter mir die Nacht,
Den Himmel über mir und unter mir die Wellen.
Ein ſchöner Traum, indeſſen ſie entweicht.
Ach! zu des Geiſtes Flügeln wird ſo leicht
Kein körperlicher Flügel ſich geſellen.
Doch iſt es jedem eingeboren,
Daß ſein Gefühl hinauf und vorwärts dringt.

Wenn über uns, im blauen Raum verloren,
Ihr ſchmetternd Lied die Lerche ſingt,
Wenn über ſchroffen Fichtenhöhen
Der Adler ausgebreitet ſchwebt,
Und über Flächen, über Seen
Der Kranich nach der Heimat ſtrebt.

Wagner.

Ich hatte ſelbſt oft grillenhafte Stunden,
Doch ſolchen Trieb hab' ich noch nie empfunden.
Man ſieht ſich leicht an Wald und Feldern ſatt,
Des Vogels Fittig werd' ich nie beneiden.
Wie anders tragen uns die Geiſtesfreuden
Von Buch zu Buch, von Blatt zu Blatt!
Da werden Winternächte hold und ſchön,
Ein ſelig Leben wärmet alle Glieder,
Und ach! entrollſt du gar ein würdig Pergamen,
So ſteigt der ganze Himmel zu dir nieder.

Faust.

Du biſt dir nur des einen Triebs bewußt;
O lerne nie den andern kennen!
Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Bruſt,
Die eine will ſich von der andern trennen;
Die eine hält, in derber Liebesluſt,
Sich an die Welt, mit klammernden Organen;
Die andre hebt gewaltſam ſich vom Duſt
Zu den Gefilden hoher Ahnen.
O giebt es Geiſter in der Luft,
Die zwiſchen Erd' und Himmel herrſchend weben
So ſteiget nieder aus dem goldnen Duft
Und führt mich weg, zu neuem buntem Leben!
Ja, wäre nur ein Zaubermantel mein,
Und trüg' er mich in fremde Länder,
Mir ſollt' er um die köſtlichſten Gewänder,
Nicht feil um einen Königsmantel ſeyn.

Wagner.

Berufe nicht die wohlbekannte Schaar,
Die strömend sich im Dunstkreis überbreitet,
Dem Menschen tausendfältige Gefahr,
Von allen Enden her, bereitet.
Von Norden dringt der scharfe Geisterzahn
Auf dich herbei, mit pfeilgespitzten Zungen;
Von Morgen ziehn, vertrocknend, sie heran,
Und nähren sich von deinen Lungen;
Wenn sie der Mittag aus der Wüste schickt,
Die Gluth auf Gluth um deinen Scheitel häufe
So bringt der West den Schwarm, der erst erquickt,
Um dich und Feld und Aue zu ersäufen.
Sie hören gern, zum Schaden frey gewandt,
Gehorchen gern, weil sie uns gern betrügen,
Sie stellen wie vom Himmel sich gesandt,
Und lispeln englisch, wenn sie lügen.
Doch gehen wir! Ergraut ist schon die Welt,
Die Luft gekühlt, der Nebel fällt!
Am Abend schätzt man erst das Haus. —
Was stehst du so und blickst erstaunt hinaus?
Was kann dich in der Dämmrung so ergreifen?

Faust.

Siehst du den schwarzen Hund durch Saat und Stoppel streifen?

Wagner.

Ich sah ihn lange schon, nicht wichtig schien er mir.

Faust.

Betracht' ihn recht! Für was hältst du das Thier?

Wagner.

Für einen Pudel, der auf seine Weise
Sich auf der Spur des Herren plagt.

Faust.

Bemerkst du, wie in weitem Schneckenkreise
Er um uns her und immer näher jagt?
Und irr' ich nicht, so zieht ein Feuerstrudel
Auf seinen Pfaden hinterdrein.

ſollten, wo geſtern noch ſo viel Zauberey geweſen war. Ach wer eine verlorne Liebe ſucht, kann nicht unglücklicher ſeyn, als ich mir damals ſchien!

Ein freudetrunkner Blick, den er auf Marianen warf, überzeugte ſie, daß er nicht fürchtete, jemals in dieſen Fall kommen zu können.

Wagner.

Ich ſehe nichts als einen ſchwarzen Pudel;
Es mag bei euch wohl Augentäuſchung ſeyn.

Fauſt.

Mir ſcheint es, daß er magiſch leiſe Schlingen
Zu künſt'gem Band um unſre Füße zieht.

Wagner.

Ich ſeh' ihn ungewiß und furchtſam uns umſpringen,
Weil er, ſtatt ſeines Herrn, zwei Unbekannte ſieht.

Fauſt.

Der Kreis wird eng, ſchon iſt er nah!

Wagner.

Du ſiehſt, ein Hund, und kein Geſpenſt iſt da.
Er knurrt und zweifelt, legt ſich auf den Bauch,
Er wedelt. Alles Hunde-Brauch.

Fauſt.

Geſelle dich zu uns! Komm hier!

Wagner.

Es iſt ein pudelnärriſch Thier.
Du ſtehſt ſtill, er wartet auf;
Du ſprichſt ihn an, er ſtrebt an dir hinauf;
Verliere was, er wird es bringen,
Nach deinem Stock ins Waſſer ſpringen.

Fauſt.

Du haſt wohl Recht; ich finde nicht die Spur
Von einem Geiſt, und alles iſt Dreſſur.

Wagner.

Dem Hunde, wenn er gut gezogen,
Wird ſelbſt ein weiſer Mann gewogen.
Ja, deine Gunſt verdient er ganz und gar,
Er, der Studenten trefflicher Scolar.

(Sie gehen in das Stadt-Thor.)

Studirzimmer.

Faust mit dem **Pudel** hereintretend.

Verlaſſen hab' ich Feld und Auen,
Die eine tiefe Nacht bedeckt,
Mit ahnungsvollem heil'gem Grauen
In uns die beſſre Seele weckt.
Entſchlafen ſind nun wilde Triebe,
Mit jedem ungeſtümen Thun;
Es reget ſich die Menſchenliebe,
Die Liebe Gottes regt ſich nun.

Sey ruhig, Pudel! renne nicht hin und wieder!
An der Schwelle was ſchnoberſt du hier?
Lege dich hinter den Ofen nieder,
Mein beſtes Kiſſen geb' ich dir.
Wie du draußen auf dem bergigen Wege
Durch Rennen und Springen ergetzt uns haſt,
So nimm nun auch von mir die Pflege,
Als ein willkommner ſtiller Gaſt.

Ach, wenn in unſrer engen Zelle
Die Lampe freundlich wieder brennt,
Dann wird's in unſerm Buſen helle,
Im Herzen, das ſich ſelber kennt.

Vernunft fängt wieder an zu ſprechen,
Und Hoffnung wieder an zu blühn;
Man ſehnt ſich nach des Lebens Bächen,
Ach! nach des Lebens Quelle hin.

Knurre nicht, Pudel! Zu den heiligen Tönen,
Die jetzt meine ganze Seel' umfaſſen,
Will der thieriſche Laut nicht paſſen.
Wir ſind gewohnt, daß die Menſchen verhöhnen,
Was ſie nicht verſtehn,
Daß ſie vor dem Guten und Schönen,
Das ihnen oft beſchwerlich iſt, murren;
Will es der Hund, wie ſie, knurren?

Aber ach! ſchon fühl' ich, bei dem beſten Willen,
Befriedigung nicht mehr aus dem Buſen quillen.
Aber warum muß der Strom ſo bald verſiegen,
Und wir wieder im Durſte liegen?
Davon hab' ich ſo viel Erfahrung.
Doch dieſer Mangel läßt ſich erſetzen;
Wir lernen das Ueberirdiſche ſchätzen,
Wir ſehnen uns nach Offenbarung,
Die nirgends würdiger und ſchöner brennt,
Als in dem neuen Teſtament.
Mich drängt's, den Grundtext aufzuſchlagen,
Mit redlichem Gefühl einmal
Das heilige Original
In mein geliebtes Deutſch zu übertragen.

(Er ſchlägt ein Volum auf und ſchickt ſich an.)

Geſchrieben ſteht: „im Anfang war das Wort!"
Hier ſtock' ich ſchon! Wer hilft mir weiter fort?
Ich kann das Wort ſo hoch unmöglich ſchätzen,
Ich muß es anders überſetzen,
Wenn ich vom Geiſte recht erleuchtet bin.
Geſchrieben ſteht: im Anfang war der Sinn.

Bedenke wohl die erſte Zeile,
Daß deine Feder ſich nicht übereile!
Iſt es der Sinn, der alles wirkt und ſchafft?
Es ſollte ſtehn: im Anfang war die Kraft!
Doch, auch indem ich dieſes niederſchreibe,
Schon warnt mich was, daß ich dabei nicht bleibe.
Mir hilft der Geiſt! Auf einmal ſeh' ich Rath
Und ſchreibe getroſt: im Anfang war die That!

Soll ich mit dir das Zimmer theilen,
Pudel, ſo laß das Heulen,
So laß das Bellen!
Solch einen ſtörenden Geſellen
Mag ich nicht in der Nähe leiden.
Einer von uns beiden
Muß die Zelle meiden.
Ungern heb' ich das Gaſtrecht auf,
Die Thür' iſt offen, haſt freien Lauf.
Aber was muß ich ſehen!
Kann das natürlich geſchehen?
Iſt es Schatten? iſt's Wirklichkeit?
Wie wird mein Pudel lang und breit?
Er hebt ſich mit Gewalt,
Das iſt nicht eines Hundes Geſtalt!
Welch ein Geſpenſt bracht' ich ins Haus!
Schon ſieht er wie ein Nilpferd aus,
Mit feurigen Augen, ſchrecklichem Gebiß.
O! du biſt mir gewiß!
Für ſolche halbe Höllenbrut
Iſt Salomonis Schlüſſel gut.

Geiſter auf dem Gange.

Drinnen gefangen iſt einer!
Bleibet draußen, folg' ihm keiner!
Wie im Eiſen der Fuchs,
Zagt ein alter Höllenluchs.

Aber gebt Acht!
Schwebet hin, ſchwebet wieder,
Auf und nieder,
Und er hat ſich losgemacht.
Könnt ihr ihm nützen,
Laßt ihn nicht ſitzen!
Denn er that uns allen
Schon viel zu Gefallen.

Fauſt.

Erſt zu begegnen dem Thiere,
Brauch' ich den Spruch der Viere:
Salamander ſoll glühen,
Undene ſich winden,
Sylphe verſchwinden,
Kobold ſich mühen.

Wer ſie nicht kennte,
Die Elemente,
Ihre Kraft
Und Eigenſchaft,
Wäre kein Meiſter
Ueber die Geiſter.

Verſchwind' in Flammen,
Salamander!
Rauſchend fließe zuſammen,
Undene!
Leuchte in Meteoren-Schöne,
Sylphe!
Bring' häusliche Hülfe,
Incubus! Incubus!
Tritt hervor und mache den Schluß!

Keines der Viere
Steckt in dem Thiere.

Es liegt ganz ruhig und grinſt mich an;
Ich hab' ihm noch nicht weh gethan.
Du ſollſt mich hören
Stärker beſchwören.

Biſt du, Geſelle,
Ein Flüchtling der Hölle?
So ſieh dieß Zeichen,
Dem ſie ſich beugen,
Die ſchwarzen Schaaren!

Schon ſchwillt es auf mit borſtigen Haaren.

Verworfnes Weſen!
Kannſt du ihn leſen,
Den nie entſproßnen,
Unausgeſprochnen,
Durch alle Himmel gegoßnen,
Freventlich durchſtochnen?

Hinter den Ofen gebannt,
Schwillt es wie ein Elephant,
Den ganzen Raum füllt es an,
Es will zum Nebel zerfließen.
Steige nicht zur Decke hinan!
Lege dich zu des Meiſters Füßen!
Du ſiehſt, daß ich nicht vergebens drohe.
Ich verſenge dich mit heiliger Lohe!
Erwarte nicht
Das dreimal glühende Licht!
Erwarte nicht
Die ſtärkſte von meinen Künſten!

Mephiſtopheles

tritt, indem der Nebel fällt, gekleidet wie ein fahrender Scholaſticus, hinter dem Ofen hervor.

Wozu der Lärm? was ſteht dem Herrn zu Dienſten?

Fauſt.

Das alſo war des Pudels Kern!
Ein fahrender Scolaſt? Der Caſus macht mich lachen.

Mephiſtopheles.

Ich ſalutire den gelehrten Herrn!
Ihr habt mich weidlich ſchwitzen machen.

Fauſt.

Wie nennſt du dich?

Mephiſtopheles.

Die Frage ſcheint mir klein
Für einen, der das Wort ſo ſehr verachtet,
Der, weit entfernt von allem Schein,
Nur in der Weſen Tiefe trachtet.

Fauſt.

Bei euch, ihr Herrn, kann man das Weſen
Gewöhnlich aus dem Namen leſen,
Wo es ſich allzudeutlich weiſt,
Wenn man euch Fliegengott, Verderber, Lügner heißt.
Nun gut, wer biſt du denn?

Mephiſtopheles.

Ein Theil von jener Kraft,
Die ſtets das Böſe will und ſtets das Gute ſchafft.

Fauſt.

Was iſt mit dieſem Räthſelwort gemeint?

Mephiſtopheles.

Ich bin der Geiſt, der ſtets verneint!
Und das mit Recht; denn alles, was entſteht,
Iſt werth, daß es zu Grunde geht;
Drum beſſer wär's, daß nichts entſtünde.
So iſt denn alles, was ihr Sünde,
Zerſtörung, kurz das Böſe nennt,
Mein eigentliches Element.

Fauſt.

Du nennſt dich einen Theil, und ſtehſt doch ganz vor mir?

Mephiſtopheles.

Beſcheidne Wahrheit ſprech' ich dir.
Wenn ſich der Menſch, die kleine Narrenwelt,
Gewöhnlich für ein Ganzes hält;

Ich bin ein Theil des Theils, der Anfangs alles war,
Ein Theil der Finſterniß, die ſich das Licht gebar,
Das ſtolze Licht, das nun der Mutter Nacht
Den alten Rang, den Raum ihr ſtreitig macht;
Und doch gelingt's ihm nicht, da es, ſo viel es ſtrebt,
Verhaftet an den Körpern klebt.
Von Körpern ſtrömt's, die Körper macht es ſchön,
Ein Körper hemmt's auf ſeinem Gange;
So, beſſ' ich, dauert es nicht lange
Und mit den Körpern wird's zu Grunde gehn

Fauſt.

Nun kenn' ich deine würd'gen Pflichten!
Du kannſt im Großen nichts vernichten,
Und fängſt es nun im Kleinen an.

Mephiſtopheles.

Und freilich iſt nicht viel damit gethan.
Was ſich dem Nichts entgegenſtellt,
Das Etwas, dieſe plumpe Welt,
So viel als ich ſchon unternommen,
Ich wußte nicht ihr beizukommen,
Mit Wellen, Stürmen, Schütteln, Brand;
Gerubig bleibt am Ende Meer und Land!
Und dem verdammten Zeug, der Thier- und Menſchenbrut,
Dem iſt nun gar nichts anzuhaben.
Wie viele hab' ich ſchon begraben!
Und immer zirkulirt ein neues, friſches Blut.
So geht es fort, man möchte raſend werden!
Der Luft, dem Waſſer, wie der Erden
Entwinden tauſend Keime ſich,
Im Trocknen, Feuchten, Warmen, Kalten!
Hätt' ich mir nicht die Flamme vorbehalten,
Ich hätte nichts Apartes für mich.

Fauſt.

So ſetzeſt du der ewig regen,
Der heilſam ſchaffenden Gewalt

Viertes Capitel.

Mein einziger Wunsch war nunmehr, fuhr Wilhelm fort, eine zweyte Aufführung des Stücks zu sehen. Ich lag der Mutter an, und diese suchte zu einer gelegenen Stunde den Vater zu bereden; allein ihre Mühe war vergebens. Er behauptete, nur ein seltenes Vergnügen könne bey den Menschen einen Werth haben, Kinder und Alte wüßten nicht zu schätzen, was ihnen Gutes täglich begegnete.

Wir hätten auch noch lange, vielleicht bis wieder Weihnachten, warten müssen, hätte nicht der Erbauer und heimliche Director unsers Schauspiels selbst Lust gefühlt, die Vorstellung zu wiederholen und dabey in

Die kalte Teufelsfauſt entgegen,
Die ſich vergebens tückiſch ballt!
Was anders ſuche zu beginnen,
Des Chaos wunderlicher Sohn!

Mephiſtopheles.

Wir wollen wirklich uns beſinnen;
Die nächſtenmale mehr davon!
Dürft' ich wohl dießmal mich entfernen?

Fauſt.

Ich ſehe nicht, warum du fragſt.
Ich habe jetzt dich kennen lernen;
Beſuche nun mich, wie du magſt.
Hier iſt das Fenſter, hier die Thüre,
Ein Rauchfang iſt dir auch gewiß.

Mephiſtopheles.

Geſteh' ich's nur, daß ich hinausſpaziere,
Verbietet mir ein kleines Hinderniß,
Der Drudenfuß auf eurer Schwelle.

Fauſt.

Das Pentagramma macht dir Pein?
Ei, ſage mir, du Sohn der Hölle,
Wenn das dich bannt, wie kamſt du denn herein?
Wie ward ein ſolcher Geiſt betrogen?

Mephiſtopheles.

Beſchaut es recht! es iſt nicht gut gezogen;
Der eine Winkel, der nach außen zu,
Iſt, wie du ſiehſt, ein wenig offen.

Fauſt.

Das hat der Zufall gut getroffen!
Und mein Gefangner wärſt denn du?
Das iſt von ungefähr gelungen!

Mephiſtopheles.

Der Pudel merkte nichts, als er hereingeſprungen,
Die Sache ſieht jetzt anders aus;
Der Teufel kann nicht aus dem Haus.

Faust.

Doch warum gehst du nicht durchs Fenster?

Mephistopheles.

's ist ein Gesetz der Teufel und Gespenster:
Wo sie hereingeschlüpft, da müssen sie hinaus.
Das erste sieht uns frei, beim zweiten sind wir Knechte.

Faust.

Die Hölle selbst hat ihre Rechte?
Das sind' ich gut! da ließe sich ein Pakt,
Und sicher wohl, mit euch, ihr Herren, schließen?

Mephistopheles.

Was man verspricht, das sollst du rein genießen,
Dir wird davon nichts abgezwackt.
Doch das ist nicht so kurz zu fassen,
Und wir besprechen das zunächst;
Doch jetzo bitt' ich, hoch und höchst,
Für diesesmal mich zu entlassen.

Faust.

So bleibe doch noch einen Augenblick,
Um mir erst gute Mähr zu sagen.

Mephistopheles.

Jetzt laß mich los! ich komme bald zurück;
Dann magst du nach Belieben fragen.

Faust.

Ich habe dir nicht nachgestellt,
Bist du doch selbst ins Garn gegangen.
Den Teufel halte, wer ihn hält!
Er wird ihn nicht so bald zum zweitenmale fangen.

Mephistopheles.

Wenn dir's beliebt, so bin ich auch bereit,
Dir zur Gesellschaft hier zu bleiben;
Doch mit Bedingniß, dir die Zeit
Durch meine Künste würdig zu vertreiben.

Fauſt.

Ich ſeh' es gern, das ſteht dir frei;
Nur daß die Kunſt gefällig ſey!

Mephiſtopheles.

Du wirſt, mein Freund, für deine Sinnen
In dieſer Stunde mehr gewinnen,
Als in des Jahres Einerlei.
Was dir die zarten Geiſter ſingen,
Die ſchönen Bilder, die ſie bringen,
Sind nicht ein leeres Zauberſpiel.
Auch dein Geruch wird ſich ergetzen,
Dann wirſt du deinen Gaumen letzen,
Und dann entzückt ſich dein Gefühl.
Bereitung braucht es nicht voran;
Beiſammen ſind wir, fanget an!

Geiſter.

Schwindet, ihr dunkeln
Wölbungen droben!
Reizender ſchaue
Freundlich der blaue
Aether herein!
Wären die dunkeln
Wolken zerronnen!
Sternelein funkeln,
Mildere Sonnen
Scheinen darein.
Himmliſcher Söhne
Geiſtige Schöne,
Schwankende Beugung
Schwebet vorüber,
Sehnende Neigung
Folget hinüber;
Und der Gewänder
Flatternde Bänder
Decken die Länder,
Decken die Laube,

Wo ſich fürs Leben,
Tief in Gedanken,
Liebende geben.
Laube bei Laube!
Sproſſende Ranken!
Laſtende Traube
Stürzt ins Behälter
Drängender Kelter,
Stürzen in Bächen
Schäumende Weine,
Rieſeln durch reine,
Edle Geſteine,
Laſſen die Höhen
Hinter ſich liegen,
Breiten zu Seen
Sich ums Genügen
Grünender Hügel.
Und das Geflügel
Schlürfet ſich Wonne,
Flieget der Sonne,
Flieget den hellern
Inſeln entgegen,
Die ſich auf Wellen
Gaukelnd bewegen;
Wo wir in Chören
Jauchzende hören,
Ueber den Auen
Tanzende ſchauen,
Die ſich im Freien
Alle zerſtreuen.
Einige klimmen
Ueber die Höhen,
Andere ſchwimmen
Ueber die Seen,
Andere ſchweben;
Alle zum Leben,

Alle zur Ferne
Liebender Sterne,
Seliger Huld.

Mephiſtopheles.

Er ſchläft! So recht, ihr luft'gen, zarten Jungen!
Ihr habt ihn treulich eingeſungen!
Für dieß Concert bin ich in eurer Schuld.
Du biſt noch nicht der Mann, den Teufel feſt zu halten!
Umgaukelt ihn mit ſüßen Traumgeſtalten,
Verſenkt ihn in ein Meer des Wahns!
Doch dieſer Schwelle Zauber zu zerſpalten,
Bedarf ich eines Rattenzahns.
Nicht lange brauch' ich zu beſchwören;
Schon raſchelt eine hier und wird ſogleich mich hören.

Der Herr der Ratten und der Mäuſe,
Der Fliegen, Fröſche, Wanzen, Läuſe,
Befiehlt dir, euch hervor zu wagen
Und dieſe Schwelle zu benagen,
So wie er ſie mit Oel betupft —
Da kommſt du ſchon hervorgehupft!
Nur friſch ans Werk! Die Spitze, die mich bannte,
Sie ſitzt ganz vornen an der Kante.
Noch einen Biß, ſo iſt's geſchehn! —
Nun, Fauſte, träume fort, bis wir uns wiederſehn.

Fauſt (erwachend).

Bin ich denn abermals betrogen?
Verſchwindet ſo der geiſterreiche Drang,
Daß mir ein Traum den Teufel vorgelogen,
Und daß ein Pudel mir entſprang?

tudirzimmer.

Faust. Mephistopheles.

Faust.

Es klopft? Herein! Wer will mich wieder plagen?

Mephistopheles.

Ich bin's.

Faust.

Herein!

Mephistopheles.

Du mußt es dreimal sagen.

Faust.

Herein denn!

Mephistopheles.

So gefällst du mir.
Wir werden, hoff' ich, uns vertragen!
Denn dir die Grillen zu verjagen,
Bin ich, als edler Junker, hier,
In rothem, goldverbrämtem Kleide,
Das Mäntelchen von starrer Seide,
Die Hahnenfeder auf dem Hut,
Mit einem langen, spitzen Degen,
Und rathe nun dir, kurz und gut,
Dergleichen gleichfalls anzulegen,

Damit du, losgebunden, frei,
Erfahreſt, was das Leben ſey.

Fauſt.

In jedem Kleide werd' ich wohl die Pein
Des engen Erdelebens fühlen.
Ich bin zu alt, um nur zu ſpielen,
Zu jung, um ohne Wunſch zu ſeyn.
Was kann die Welt mir wohl gewähren?
Entbehren ſollſt du! ſollſt entbehren!
Das iſt der ewige Geſang,
Der jedem an die Ohren klingt,
Den, unſer ganzes Leben lang,
Uns heiſer jede Stunde ſingt.
Nur mit Entſetzen wach' ich Morgens auf,
Ich möchte bittre Thränen weinen,
Den Tag zu ſehn, der mir in ſeinem Lauf
Nicht Einen Wunſch erfüllen wird, nicht Einen,
Der ſelbſt die Ahnung jeder Luſt
Mit eigenſinnigem Krittel mindert,
Die Schöpfung meiner regen Bruſt
Mit tauſend Lebensſtratzen hindert.
Auch muß ich, wenn die Nacht ſich niederſenkt,
Mich ängſtlich auf das Lager ſtrecken;
Auch da wird keine Raſt geſchenkt,
Mich werden wilde Träume ſchrecken.
Der Gott, der mir im Buſen wohnt,
Kann tief mein Innerſtes erregen;
Der über allen meinen Kräften thront,
Er kann nach außen nichts bewegen.
Und ſo iſt mir das Daſeyn eine Laſt,
Der Tod erwünſcht, das Leben mir verhaßt.

Mephiſtopheles.

Und doch iſt nie der Tod ein ganz willkommner Gaſt.

Fauſt.

O ſelig der, dem er im Siegesglanze
Die blut'gen Lorbeern um die Schläfe windet,

Den er, nach raſch durchraſtem Tanze,
In eines Mädchens Armen findet!
O wär' ich vor des hohen Geiſtes Kraft
Entzückt, entſeelt dahin geſunken!

Mephiſtopheles.

Und doch hat jemand einen braunen Saft
In jener Nacht nicht ausgetrunken.

Fauſt.

Das Spioniren, ſcheint's, iſt deine Luſt.

Mephiſtopheles.

Allwiſſend bin ich nicht; doch viel iſt mir bewußt.

Fauſt.

Wenn aus dem ſchrecklichen Gewühle
Ein ſüß bekannter Ton mich zog,
Den Reſt von kindlichem Gefühle
Mit Anklang froher Zeit betrog:
So fluch' ich allem, was die Seele
Mit Lock- und Gaukelwerk umſpannt,
Und ſie in dieſe Trauerhöhle
Mit Blend- und Schmeichelkräften bannt!
Verflucht voraus die hohe Meinung,
Womit der Geiſt ſich ſelbſt umfängt!
Verflucht das Blenden der Erſcheinung,
Die ſich an unſre Sinne drängt!
Verflucht, was uns in Träumen heuchelt,
Des Ruhms, der Namensdauer Trug!
Verflucht, was als Beſitz uns ſchmeichelt,
Als Weib und Kind, als Knecht und Pflug!
Verflucht ſey Mammon, wenn mit Schätzen
Er uns zu kühnen Thaten regt,
Wenn er zu müßigem Ergetzen
Die Polſter uns zurechte legt!
Fluch ſey dem Balſamſaft der Trauben!
Fluch jener höchſten Liebeshuld!
Fluch ſey der Hoffnung! Fluch dem Glauben!
Und Fluch vor allen der Geduld!

Geiſter-Chor unſichtbar.

Weh! weh!
Du haſt ſie zerſtört,
Die ſchöne Welt,
Mit mächtiger Fauſt;
Sie ſtürzt, ſie zerfällt!
Ein Halbgott hat ſie zerſchlagen!
Wir tragen
Die Trümmern ins Nichts hinüber,
Und klagen
Ueber die verlorne Schöne.
Mächtiger
Der Erdenſöhne,
Prächtiger
Baue ſie wieder,
In deinem Buſen baue ſie auf!
Neuen Lebenslauf
Beginne,
Mit hellem Sinne,
Und neue Lieder
Tönen darauf!

Mephiſtopheles.

Dieß ſind die kleinen
Von den Meinen.
Hör, wie zu Luſt und Thaten
Klugheit ſie rathen!
In die Welt weit,
Aus der Einſamkeit,
Wo Sinnen und Säfte ſtocken,
Wollen ſie dich locken.

Hör' auf mit deinem Gram zu ſpielen,
Der, wie ein Geier, dir am Leben frißt!
Die ſchlechteſte Geſellſchaft läßt dich fühlen,
Daß du ein Menſch mit Menſchen biſt.

Doch ſo iſt's nicht gemeint,
Dich unter das Pack zu ſtoßen.
Ich bin keiner von den Großen;
Doch willſt du, mit mir vereint,
Deine Schritte durchs Leben nehmen,
So will ich mich gern bequemen,
Dein zu ſeyn, auf der Stelle.
Ich bin dein Geſelle
Und, mach' ich dir's recht,
Bin ich dein Diener, bin dein Knecht!

Faust.

Und was ſoll ich dagegen dir erfüllen?

Mephiſtopheles.

Dazu haſt du noch eine lange Friſt.

Faust.

Nein, nein! der Teufel iſt ein Egoiſt
Und thut nicht leicht um Gotteswillen,
Was einem andern nützlich iſt.
Sprich die Bedingung deutlich aus!
Ein ſolcher Diener bringt Gefahr ins Haus.

Mephiſtopheles.

Ich will mich hier zu deinem Dienſt verbinden,
Auf deinen Wink nicht raſten und nicht ruhn;
Wenn wir uns drüben wieder finden,
So ſollſt du mir das Gleiche thun.

Faust.

Das Drüben kann mich wenig kümmern;
Schlägſt du erſt dieſe Welt zu Trümmern,
Die andre mag darnach entſtehn.
Aus dieſer Erde quillen meine Freuden,
Und dieſe Sonne ſcheinet meinen Leiden;
Kann ich mich erſt von ihnen ſcheiden,
Dann mag, was will und kann, geſchehn.

einem Nachſpiele einen ganz friſch fertig gewordenen Hanswurſt zu produziren.

Ein junger Mann von der Artillerie, mit vielen Talenten begabt, beſonders in mechaniſchen Arbeiten geſchickt, der dem Vater während des Baues viele weſentliche Dienſte geleiſtet hatte und von ihm reichlich beſchenkt worden war, wollte ſich am Chriſtfeſte der kleinen Familie dankbar erzeigen, und machte dem Hauſe ſeines Gönners ein Geſchenk mit dieſem ganz eingerichteten Theater, das er ehemals in müßigen Stunden zuſammen gebaut, geſchnitzt und gemahlt hatte. Er war es, der mit Hülfe eines Bedienten ſelbſt die Puppen regierte und mit verſtellter Stimme die verſchiedenen Rollen herſagte. Ihm ward nicht ſchwer, den Vater zu bereden, der einem Freunde aus Gefälligkeit zugeſtand, was er ſeinen Kindern aus Überzeugung abgeſchlagen hatte. Genug, das Theater ward wie-

Davon will ich nichts weiter hören,
Ob man auch künftig haßt und liebt,
Und ob es auch in jenen Sphären
Ein Oben oder Unten giebt.

Mephistopheles.

In dieſem Sinne kannſt du's wagen.
Verbinde dich! du ſollſt in dieſen Tagen
Mit Freuden meine Künſte ſehn;
Ich gebe dir, was noch kein Menſch geſehn.

Faust.

Was willſt du armer Teufel geben?
Ward eines Menſchen Geiſt, in ſeinem hohen Streben
Von deines Gleichen je gefaßt?
Doch haſt du Speiſe, die nicht ſättigt, haſt
Du rothes Gold, das ohne Raſt,
Queckſilber gleich, dir in der Hand zerrinnt,
Ein Spiel, bei dem man nie gewinnt,
Ein Mädchen, das an meiner Bruſt
Mit Aeugeln ſchon dem Nachbar ſich verbindet,
Der Ehre ſchöne Götterluſt,
Die, wie ein Meteor, verſchwindet.
Zeig' mir die Frucht, die fault, eh man ſie bricht,
Und Bäume, die ſich täglich neu begrünen!

Mephistopheles.

Ein ſolcher Auftrag ſchreckt mich nicht,
Mit ſolchen Schätzen kann ich dienen.
Doch, guter Freund, die Zeit kommt auch heran,
Wo wir was Guts in Ruhe ſchmauſen mögen.

Faust.

Werd' ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen,
So ſey es gleich um mich gethan!
Kannſt du mich ſchmeichelnd je belügen,
Daß ich mir ſelbſt gefallen mag,
Kannſt du mich mit Genuß betrügen:
Das ſey für mich der letzte Tag!
Die Wette biet' ich!

Mephiſtopheles.

Top!

Fauſt.

Und Schlag auf Schlag!

Werd' ich zum Augenblicke ſagen:
Verweile doch! du biſt ſo ſchön! —
Dann magſt du mich in Feſſeln ſchlagen,
Dann will ich gern zu Grunde gehn!
Dann mag die Todtenglocke ſchallen,
Dann biſt du deines Dienſtes frei,
Die Uhr mag ſtehn, der Zeiger fallen,
Es ſey die Zeit für mich vorbei!

Mephiſtopheles.

Bedenk' es wohl! wir werden's nicht vergeſſen.

Fauſt.

Dazu haſt du ein volles Recht.
Ich habe mich nicht freventlich vermeſſen;
Wie ich beharre, bin ich Knecht,
Ob dein, was frag' ich, oder weſſen.

Mephiſtopheles.

Ich werde heute gleich, beim Doctorſchmaus,
Als Diener, meine Pflicht erfüllen.
Nur eins! — Um Lebens oder Sterbens willen
Bitt' ich mir ein paar Zeilen aus.

Fauſt.

Auch was Geſchriebnes forderſt du, Pedant?
Haſt du noch keinen Mann, nicht Mannes-Wort gekannt?
Iſt's nicht genug, daß mein geſprochnes Wort
Auf ewig ſoll mit meinen Tagen ſchalten?
Raſt nicht die Welt in allen Strömen fort,
Und mich ſoll ein Verſprechen halten?
Doch dieſer Wahn iſt uns ins Herz gelegt;
Wer mag ſich gern davon befreien?
Beglückt, wer Treue rein im Buſen trägt,
Kein Opfer wird ihn je gereuen!

Allein ein Pergament, beſchrieben und beprägt,
Iſt ein Geſpenſt, vor dem ſich alle ſcheuen.
Das Wort erſtirbt ſchon in der Feder,
Die Herrſchaft führen Wachs und Leder.
Was willſt du böſer Geiſt von mir?
Erz, Marmor, Pergament, Papier?
Soll ich mit Griffel, Meißel, Feder ſchreiben?
Ich gebe jede Wahl dir frei.

Mephiſtopheles.

Wie magſt du deine Rednerei
Nur gleich ſo hitzig übertreiben!
Iſt doch ein jedes Blättchen gut.
Du unterzeichneſt dich mit einem Tröpfchen Blut.

Fauſt.

Wenn dieß dir völlig G'nüge thut,
So mag es bei der Fratze bleiben.

Mephiſtopheles.

Blut iſt ein ganz beſondrer Saft.

Fauſt.

Nur keine Furcht, daß ich dieß Bündniß breche!
Das Streben meiner ganzen Kraft
Iſt grade das, was ich verſpreche.
Ich habe mich zu hoch geblähet;
In deinen Rang gehör' ich nur.
Der große Geiſt hat mich verſchmäht,
Vor mir verſchließt ſich die Natur.
Des Denkens Faden iſt zerriſſen,
Mir ekelt lange vor allem Wiſſen.
Laß in den Tiefen der Sinnlichkeit
Uns glühende Leidenſchaften ſtillen!
In undurchdrungnen Zauberhüllen
Sey jedes Wunder gleich bereit!
Stürzen wir uns in das Rauſchen der Zeit,
Ins Rollen der Begebenheit!

Da mag denn Schmerz und Genuß,
Gelingen und Verdruß
Mit einander wechseln, wie es kann;
Nur raſtlos bethätigt ſich der Mann.

Mephiſtopheles.

Euch iſt kein Maß und Ziel geſetzt.
Beliebt's euch, überall zu naſchen,
Im Fliehen etwas zu erhaſchen,
Bekomm' euch wohl, was euch ergetzt.
Nur greift mir zu und ſeyd nicht blöde!

Fauſt.

Du böreſt ja, von Freud' iſt nicht die Rede.
Dem Taumel weih' ich mich, dem ſchmerzlichſten Genuß,
Verliebtem Haß, erquickendem Verdruß.
Mein Buſen, der vom Wiſſensdrang geheilt iſt,
Soll keinen Schmerzen künftig ſich verſchließen,
Und was der ganzen Menſchheit zugetheilt iſt,
Will ich in meinem innern Selbſt genießen,
Mit meinem Geiſt das Höchſt' und Tiefſte greifen,
Ihr Wohl und Weh auf meinen Buſen häufen,
Und ſo mein eigen Selbſt zu ihrem Selbſt erweitern,
Und, wie ſie ſelbſt, am End' auch ich zerſcheitern.

Mephiſtopheles.

O glaube mir, der manche tauſend Jahre
An dieſer harten Speiſe kaut,
Daß von der Wiege bis zur Bahre
Kein Menſch den alten Sauerteig verdaut!
Glaub' unſer einem, dieſes Ganze
Iſt nur für einen Gott gemacht!
Er findet ſich in einem ew'gen Glanze,
Uns hat er in die Finſterniß gebracht,
Und euch taugt einzig Tag und Nacht.

Fauſt.

Allein ich will!

Mephiſtopheles.

Das läßt ſich hören!

Doch nur vor Einem iſt mir bang';
Die Zeit iſt kurz, die Kunſt iſt lang.
Ich dächt', ihr ließet euch belehren.
Aſſociirt euch mit einem Poeten,
Laßt den Herrn in Gedanken ſchweifen,
Und alle edlen Qualitäten
Auf euren Ehren-Scheitel häufen,
Des Löwen Muth,
Des Hirſches Schnelligkeit,
Des Italiäners feurig Blut,
Des Nordens Daurbarkeit.
Laßt ihn euch das Geheimniß finden,
Großmuth und Argliſt zu verbinden,
Und euch, mit warmen Jugendtrieben,
Nach einem Plane zu verlieben.
Möchte ſelbſt ſolch einen Herren kennen,
Würd' ihn Herrn Mikrokosmus nennen.

Fauſt.

Was bin ich denn, wenn es nicht möglich iſt,
Der Menſchheit Krone zu erringen,
Nach der ſich alle Sinne dringen?

Mephiſtopheles.

Du biſt am Ende — was du biſt.
Setz' dir Perrücken auf von Millionen Locken,
Setz' deinen Fuß auf ellenhohe Socken,
Du bleibſt doch immer, was du biſt.

Fauſt.

Ich fühl's, vergebens hab' ich alle Schätze
Des Menſchengeiſts auf mich herbeigerafft,
Und wenn ich mich am Ende niederſetze,
Quillt innerlich doch keine neue Kraft;
Ich bin nicht um ein Haar breit höher,
Bin dem Unendlichen nicht näher.

Mephiſtopheles.

Mein guter Herr, ihr ſeht die Sachen,
Wie man die Sachen eben ſieht;

Wir müſſen das geſcheidter machen,
Eh' uns des Lebens Freude flieht.
Was Henker! freilich Händ' und Füße
Und Kopf und H — — die ſind dein!
Doch alles, was ich friſch genieße,
Iſt das drum weniger mein?
Wenn ich ſechs Hengſte zahlen kann,
Sind ihre Kräfte nicht die meine?
Ich renne zu und bin ein rechter Mann,
Als hätt' ich vierundzwanzig Beine.
Drum friſch! Laß alles Sinnen ſeyn,
Und grad' mit in die Welt hinein!
Ich ſag' es dir: ein Kerl, der ſpeculirt,
Iſt wie ein Thier, auf dürrer Haide
Von einem böſen Geiſt im Kreis herum geführt,
Und rings umher liegt ſchöne grüne Weide.

Fauſt.

Wie fangen wir das an?

Mephiſtopheles.

Wir gehen eben fort.
Was iſt das für ein Marterort?
Was heißt das für ein Leben führen,
Sich und die Jungens ennuyiren?
Laß du das dem Herrn Nachbar Wanſt!
Was willſt du dich das Stroh zu dreſchen plagen
Das Beſte, was du wiſſen kannſt,
Darfſt du den Buben doch nicht ſagen.
Gleich hör' ich einen auf dem Gange!

Fauſt.

Mir iſt's nicht möglich, ihn zu ſehn.

Mephiſtopheles.

Der arme Knabe wartet lange,
Der darf nicht ungetröſtet gehn.
Komm, gieb mir deinen Rock und Mütze;
Die Maske muß mir köſtlich ſtehn.

(Er kleidet ſich um.

Nun überlaß es meinem Witze!
Ich brauche nur ein Viertelſtündchen Zeit;
Indeſſen mache dich zur ſchönen Fahrt bereit!

(Fauſt ab.)

Mephiſtopheles

(im Fauſts langem Kleide).

Verachte nur Vernunft und Wiſſenſchaft,
Des Menſchen allerhöchſte Kraft,
Laß nur in Blend- und Zauberwerken
Dich von dem Lügengeiſt beſtärken,
So hab' ich dich ſchon unbedingt —
Ihm hat das Schickſal einen Geiſt gegeben,
Der ungebändigt immer vorwärts dringt,
Und deſſen übereiltes Streben
Der Erde Freuden überſpringt.
Den ſchlepp' ich durch das wilde Leben,
Durch flache Unbedeutenheit,
Er ſoll mir zappeln, ſtarren, kleben,
Und ſeiner Unerſättlichkeit
Soll Speiſ' und Trank vor gier'gen Lippen ſchweben;
Er wird Erquickung ſich umſonſt erflehn;
Und hätt' er ſich auch nicht dem Teufel übergeben,
Er müßte doch zu Grunde gehn!

Ein Schüler tritt auf.

Schüler.

Ich bin allhier erſt kurze Zeit,
Und komme voll Ergebenheit,
Einen Mann zu ſprechen und zu kennen,
Den alle mir mit Ehrfurcht nennen.

Mephiſtopheles.

Eure Höflichkeit erfreut mich ſehr!
Ihr ſeht einen Mann, wie andre mehr.
Habt ihr euch ſonſt ſchon umgethan?

Schüler.

Ich bitt' euch, nehmt euch meiner an!

Ich komme mit allem guten Muth,
Leidlichem Geld und frischem Blut;
Meine Mutter wollte mich kaum entfernen;
Möchte gern was Rechts hierausen lernen.

Mephistopheles.

Da seyd ihr eben recht am Ort.

Schüler.

Aufrichtig, möchte schon wieder fort:
In diesen Mauern, diesen Hallen
Will es mir keineswegs gefallen.
Es ist ein gar beschränkter Raum,
Man sieht nichts Grünes, keinen Baum,
Und in den Sälen, auf den Bänken,
Vergeht mir Hören, Sehn und Denken.

Mephistopheles.

Das kommt nur auf Gewohnheit an.
So nimmt ein Kind der Mutter Brust
Nicht gleich im Anfang willig an,
Doch bald ernährt es sich mit Lust.
So wird's euch an der Weisheit Brüsten
Mit jedem Tage mehr gelüsten.

Schüler.

An ihrem Hals will ich mit Freuden hangen;
Doch sagt mir nur, wie kann ich hingelangen?

Mephistopheles.

Erklärt euch, eh ihr weiter geht,
Was wählt ihr für eine Facultät?

Schüler.

Ich wünschte recht gelehrt zu werden,
Und möchte gern, was auf der Erden
Und in dem Himmel ist, erfassen,
Die Wissenschaft und die Natur.

Mephistopheles.

Da seyd ihr auf der rechten Spur;
Doch müßt ihr euch nicht zerstreuen lassen.

Schüler.

Ich bin dabei mit Seel' und Leib;
Doch freilich würde mir behagen
Ein wenig Freiheit und Zeitvertreib
An schönen Sommerfeiertagen.

Mephistopheles.

Gebraucht der Zeit, sie geht so schnell von hinnen,
Doch Ordnung lehrt euch Zeit gewinnen.
Mein theurer Freund, ich rath' euch drum
Zuerst Collegium Logicum.
Da wird der Geist euch wohl dressirt,
In spanische Stiefeln eingeschnürt,
Daß er bedächtiger so fortan'
Hinschleiche die Gedankenbahn,
Und nicht etwa, die Kreuz' und Quer,
Irrlichtelire hin und her.
Dann lehret man euch manchen Tag,
Daß, was ihr sonst auf einen Schlag
Getrieben, wie Essen und Trinken frei,
Eins! Zwei! Drei! dazu nöthig sey.
Zwar ist's mit der Gedanken-Fabrik
Wie mit einem Weber-Meisterstück,
Wo Ein Tritt tausend Fäden regt,
Die Schifflein herüber hinüber schießen,
Die Fäden ungesehen fließen,
Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt.
Der Philosoph, der tritt herein,
Und beweist euch, es müßt' so seyn:
Das Erst' wär' so, das Zweite so,
Und drum das Dritt' und Vierte so;
Und wenn das Erst' und Zweit' nicht wär',
Das Dritt' und Vierte wär' nimmermehr.
Das preisen die Schüler aller Orten,
Sind aber keine Weber geworden.
Wer will was Lebendigs erkennen und beschreiben,
Sucht erst den Geist heraus zu treiben,

Dann hat er die Theile in ſeiner Hand,
Fehlt, leider! nur das geiſtige Band.
Encheiresin naturae nennt's die Chemie,
Spottet ihrer ſelbſt, und weiß nicht wie.

Schüler.

Kann euch nicht eben ganz verſtehen.

Mephiſtopheles.

Das wird nächſtens ſchon beſſer gehen,
Wenn ihr lernt alles reduciren
Und gehörig klaſſificiren.

Schüler.

Mir wird von alle dem ſo dumm,
Als ging' mir ein Mühlrad im Kopf herum.

Mephiſtopheles.

Nachher, vor allen andern Sachen,
Müßt ihr euch an die Metaphyſik machen!
Da ſeht, daß ihr tiefſinnig faßt,
Was in des Menſchen Hirn nicht paßt;
Für was drein geht und nicht drein geht,
Ein prächtig Wort zu Dienſten ſteht.
Doch vorerſt dieſes halbe Jahr
Nehmt ja der beſten Ordnung wahr!
Fünf Stunden habt ihr jeden Tag;
Seyd drinnen mit dem Glockenſchlag!
Habt euch vorher wohl präparirt,
Paragraphos wohl einſtudirt,
Damit ihr nachher beſſer ſeht,
Daß er nichts ſagt, als was im Buche ſteht;
Doch euch des Schreibens ja befleißt,
Als dictirt' euch der Heilig' Geiſt!

Schüler.

Das ſollt ihr mir nicht zweimal ſagen,
Ich denke mir, wie viel es nützt;
Denn was man ſchwarz auf weiß beſitzt,
Kann man getroſt nach Hauſe tragen.

der aufgestellt, einige Nachbarskinder gebeten und das Stück wiederhohlt.

Hatte ich das erstemal die Freude der Ueberraschung und des Staunens, so war zum zweytenmale die Wollust des Aufmerkens und Forschens groß. Wie das zugehe? war jetzt mein Anliegen. Daß die Puppen nicht selbst redeten, hatte ich mir schon das erstemal gesagt, daß sie sich nicht von selbst bewegten, vermuthete ich auch; aber warum das alles doch so hübsch war? und es doch so aussah, als wenn sie selbst redeten und sich bewegten? und wo die Lichter und die Leute seyn möchten? diese Räthsel beunruhigten mich um desto mehr, je mehr ich wünschte, zugleich unter den Bezauberten und Zauberern zu seyn, zugleich meine Hände verdeckt im Spiel zu haben und als Zuschauer die Freude der Illusion zu genießen.

Das Stück war zu Ende, man machte

Mephiſtopheles.

Doch wählt mir eine Facultät!

Schüler.

Zur Rechtsgelehrſamkeit kann ich mich nicht bequemen.

Mephiſtopheles.

Ich kann es euch ſo ſehr nicht übel nehmen,
Ich weiß, wie es um dieſe Lehre ſteht.
Es erben ſich Geſetz' und Rechte
Wie eine ew'ge Krankheit fort;
Sie ſchleppen von Geſchlecht ſich zum Geſchlechte,
Und rücken ſacht von Ort zu Ort.
Vernunft wird Unſinn, Wohlthat Plage;
Weh dir, daß du ein Enkel biſt!
Vom Rechte, das mit uns geboren iſt,
Von dem iſt, leider! nie die Frage.

Schüler.

Mein Abſcheu wird durch euch vermehrt.
O glücklich der, den ihr belehrt!
Faſt möcht' ich nun Theologie ſtudiren.

Mephiſtopheles.

Ich wünſchte nicht euch irre zu führen.
Was dieſe Wiſſenſchaft betrifft,
Es iſt ſo ſchwer, den falſchen Weg zu meiden,
Es liegt in ihr ſo viel verborgnes Gift,
Und von der Arzenei iſt's kaum zu unterſcheiden.
Am beſten iſt's auch hier, wenn ihr nur Einen hört,
Und auf des Meiſters Worte ſchwört.
Im Ganzen — haltet euch an Worte!
Dann geht ihr durch die ſichre Pforte
Zum Tempel der Gewißheit ein.

Schüler.

Doch ein Begriff muß bei dem Worte ſeyn.

Mephiſtopheles.

Schon gut! Nur muß man ſich nicht allzu ängſtlich quälen;
Denn eben wo Begriffe fehlen,
Da ſtellt ein Wort zur rechten Zeit ſich ein.

Mit Worten läßt ſich trefflich ſtreiten,
Mit Worten ein Syſtem bereiten,
An Worte läßt ſich trefflich glauben,
Von einem Wort läßt ſich kein Jota rauben.

Schüler.

Verzeiht, ich halt' euch auf mit vielen Fragen,
Allein ich muß euch noch bemühn.
Wollt ihr mir von der Medicin
Nicht auch ein kräftig Wörtchen ſagen?
Drei Jahr' iſt eine kurze Zeit,
Und, Gott! das Feld iſt gar zu weit.
Wenn man einen Fingerzeig nur hat,
Läßt ſich's ſchon eher weiter fühlen.

Mephiſtopheles (Vor ſich).

Ich bin des trocknen Tons nun ſatt,
Muß wieder recht den Teufel ſpielen.

(Laut.)

Der Geiſt der Medicin iſt leicht zu faſſen;
Ihr durchſtudirt die groß' und kleine Welt,
Um es am Ende gehn zu laſſen,
Wie's Gott gefällt.
Vergebens, daß ihr ringsum wiſſenſchaftlich ſchweift,
Ein jeder lernt nur, was er lernen kann;
Doch der den Augenblick ergreift,
Das iſt der rechte Mann.
Ihr ſeyd noch ziemlich wohlgebaut,
An Kühnheit wird's euch auch nicht fehlen
Und wenn ihr euch nur ſelbſt vertraut,
Vertrauen euch die andern Seelen.
Beſonders lernt die Weiber führen;
Es iſt ihr ewig Weh und Ach,
So tauſendfach,
Aus Einem Punkte zu curiren;
Und wenn ihr halbweg ehrbar thut,
Dann habt ihr ſie all' unterm Hut.

Ein Titel muß ſie erſt vertraulich machen,
Daß eure Kunſt viel Künſte überſteigt;
Zum Willkomm' tappt ihr dann nach allen Siebenſachen,
Um die ein andrer viele Jahre ſtreicht,
Verſteht das Pülslein wohl zu drücken,
Und faſſet ſie, mit feurig ſchlauen Blicken,
Wohl um die ſchlanke Hüfte frei,
Zu ſehn, wie feſt geſchnürt ſie ſey.

Schüler.

Das ſieht ſchon beſſer aus! Man ſieht doch wo und wie.

Mephiſtopheles.

Grau, theurer Freund, iſt alle Theorie,
Und grün des Lebens goldner Baum.

Schüler.

Ich ſchwör' euch zu, mir iſt's als wie ein Traum.
Dürft' ich euch wohl ein andermal beſchweren,
Von eurer Weisheit auf den Grund zu hören?

Mephiſtopheles.

Was ich vermag, ſoll gern geſchehn.

Schüler.

Ich kann unmöglich wieder gehn,
Ich muß euch noch mein Stammbuch überreichen.
Gönn' eure Gunſt mir dieſes Zeichen!

Mephiſtopheles.

Sehr wohl!

(Er ſchreibt und giebt's.)

Schüler (lieſt).

Eritis sicut Deus, scientes bonum et malum.

(Macht's ehrerbietig zu und empfiehlt ſich.)

Mephiſtopheles.

Folg' nur dem alten Spruch und meiner Muhme, der Schlange,
Dir wird gewiß einmal bei deiner Gottähnlichkeit bange!

Fauſt tritt auf.

Fauſt.

Wohin ſoll es nun gehn?

Mephiſtopheles.

Wohin es dir gefällt.
Wir ſehn die kleine, dann die große Welt.
Mit welcher Freude, welchem Nutzen
Wirſt du den Curſum durchſchmarutzen!

Fauſt.

Allein bei meinem langen Bart
Fehlt mir die leichte Lebensart.
Es wird mir der Verſuch nicht glücken;
Ich wußte nie mich in die Welt zu ſchicken.
Vor andern fühl' ich mich ſo klein;
Ich werde ſtets verlegen ſeyn.

Mephiſtopheles.

Mein guter Freund, das wird ſich alles geben;
Sobald du dir vertrauſt, ſobald weißt du zu leben.

Fauſt.

Wie kommen wir denn aus dem Haus?
Wo haſt du Pferde, Knecht und Wagen?

Mephiſtopheles.

Wir breiten nur den Mantel aus,
Der ſoll uns durch die Lüfte tragen,
Du nimmſt bei dieſem kühnen Schritt
Nur keinen großen Bündel mit.
Ein bischen Feuerluft, die ich bereiten werde,
Hebt uns behend von dieſer Erde.
Und ſind wir leicht, ſo geht es ſchnell hinauf;
Ich gratulire dir zum neuen Lebenslauf.

Auerbachs Keller in Leipzig.

Zeche luſtiger Geſellen.

Froſch.

Will keiner trinken? keiner lachen?
Ich will euch lehren Geſichter machen!
Ihr ſeyd ja heut wie naſſes Stroh,
Und brennt ſonſt immer lichterloh.

Brander.

Das liegt an dir; du bringſt ja nichts herbei,
Nicht eine Dummheit, keine Sauerei.

Froſch

(gießt ihm ein Glas Wein über den Kopf).

Da haſt du beides!

Brander.

Doppelt Schwein!

Froſch.

Ihr wollt es ja, man ſoll es ſeyn!

Siebel.

Zur Thür hinaus, wer ſich entzweit!
Mit offner Bruſt ſingt Runda, ſauft und ſchreit!
Auf! Holla! Ho!

Altmayer.

Weh mir, ich bin verloren!
Baumwolle her! der Kerl ſprengt mir die Ohren.

Siebel.

Wenn das Gewölbe wiederschallt,
Fühlt man erst recht des Basses Grundgewalt.

Frosch.

So recht! hinaus mit dem, der etwas übel nimmt!
A! tara lara da!

Altmayer.

A! tara lara da!

Frosch.

Die Kehlen sind gestimmt.

(Singt.)

Das liebe, heil'ge Röm'sche Reich,
Wer hält's nur noch zusammen?

Brander.

Ein garstig Lied! Pfui! ein politisch Lied!
Ein leidig Lied! Dankt Gott mit jedem Morgen,
Daß ihr nicht braucht fürs Röm'sche Reich zu sorgen!
Ich halt' es wenigstens für reichlichen Gewinn,
Daß ich nicht Kaiser oder Kanzler bin.
Doch muß auch uns ein Oberhaupt nicht fehlen;
Wir wollen einen Papst erwählen.
Ihr wißt, welch eine Qualität
Den Ausschlag giebt, den Mann erhöht.

Frosch (singt).

Schwing dich auf, Frau Nachtigall,
Grüß' mir mein Liebchen zehentausendmal.

Siebel.

Dem Liebchen keinen Gruß! Ich will davon nichts hören!

Frosch.

Dem Liebchen Gruß und Kuß! du wirst mir's nicht verwehren!

(Singt.)

Riegel auf! in stiller Nacht.
Riegel auf! der Liebste wacht.
Riegel zu! des Morgens früh.

Siebel.

Ja, ſinge, ſinge nur, und leb' und rühme ſie!
Ich will zu meiner Zeit ſchon lachen.
Sie hat mich angeführt, dir wird ſie's auch ſo machen.
Zum Liebſten ſey ein Kobold ihr beſchert!
Der mag mit ihr auf einem Kreuzweg ſchäkern;
Ein alter Bock, wenn er vom Blocksberg kehrt,
Mag im Galopp noch gute Nacht ihr meckern!
Ein braver Kerl von ächtem Fleiſch und Blut
Iſt für die Dirne viel zu gut.
Ich will von keinem Gruße wiſſen
Als ihr die Fenſter eingeſchmiſſen.

Brander (auf den Tiſch ſchlagend).

Paßt auf! paßt auf! Gehorchet mir!
Ihr Herrn, geſteht, ich weiß zu leben:
Verliebte Leute ſitzen hier,
Und dieſen muß, nach Standsgebühr,
Zur guten Nacht ich was zum Beſten geben.
Gebt Acht! Ein Lied vom neuſten Schnitt!
Und ſingt den Rundreim kräftig mit!

(Er ſingt.)

Es war eine Ratt' im Kellerneſt,
Lebte nur von Fett und Butter,
Hatte ſich ein Ränzlein angemäſt't,
Als wie der Doctor Luther.
Die Köchin hatt' ihr Gift geſtellt;
Da ward's ſo eng ihr in der Welt,
Als hätte ſie Lieb' im Leibe.

Chorus (jauchzend).

Als hätte ſie Lieb' im Leibe.

Brander.

Sie fuhr herum, ſie fuhr heraus,
Und ſoff aus allen Pfützen,
Zernagt', zerkratzt' das ganze Haus.
Wollte nichts ihr Wüthen nützen;

Sie thät gar manchen Aengſtigerung,
Bald hatte das arme Thier genung,
Als hätt' es Lieb' im Leibe.

Chorus.

Als hätt' es Lieb' im Leibe.

Brander.

Sie kam vor Angſt am hellen Tag
Der Küche zugelaufen,
Fiel an den Herd und zuckt' und lag,
Und thät erbärmlich ſchnaufen.
Da lachte die Vergifterin noch:
Ha! ſie pfeift auf dem letzten Loch,
Als hätte ſie Lieb' im Leibe.

Chorus.

Als hätte ſie Lieb' im Leibe.

Siebel.

Wie ſich die platten Burſchen freuen!
Es iſt mir eine rechte Kunſt,
Den armen Ratten Gift zu ſtreuen!

Brander.

Sie ſtehn wohl ſehr in deiner Gunſt?

Altmayer.

Der Schmerbauch mit der kahlen Platte!
Das Unglück macht ihn zahm und mild;
Er ſieht in der geſchwollnen Ratte
Sein ganz natürlich Ebenbild.

Fauſt und Mephiſtopheles.

Mephiſtopheles.

Ich muß dich nun vor allen Dingen
In luſtige Geſellſchaft bringen,
Damit du ſiehſt, wie leicht ſich's leben läßt.
Dem Volke hier wird jeder Tag ein Feſt.
Mit wenig Witz und viel Behagen
Dreht jeder ſich im engen Zirkeltanz,

Wie junge Katzen mit dem Schwanz.
Wenn ſie nicht über Kopfweh klagen,
So lang' der Wirth nur weiter borgt,
Sind ſie vergnügt und unbeſorgt.

Brander.

Die kommen eben von der Reiſe,
Man ſieht's an ihrer wunderlichen Weiſe;
Sie ſind nicht eine Stunde hier.

Froſch.

Wahrhaftig, du haſt Recht! Mein Leipzig leb' ich mir!
Es iſt ein klein Paris, und bildet ſeine Leute.

Siebel.

Für was ſiehſt du die Fremden an?

Froſch.

Laßt mich nur gehn! Bei einem vollen Glaſe
Zieh' ich, wie einen Kinderzahn,
Den Burſchen leicht die Würmer aus der Naſe.
Sie ſcheinen mir aus einem edlen Haus,
Sie ſehen ſtolz und unzufrieden aus.

Brander.

Marktſchreier ſind's gewiß, ich wette!

Altmayer.

Vielleicht.

Froſch.

Gieb Acht, ich ſchraube ſie!

Mephiſtopheles (zu Fauſt).

Den Teufel ſpürt das Völkchen nie,
Und wenn er ſie beim Kragen hätte!

Fauſt.

Seyd uns gegrüßt, ihr Herrn!

Siebel.

Viel Dank zum Gegengruß.

(Leiſe, Mephiſtopheles von der Seite anſehend.)

Was hinkt der Kerl auf Einem Fuß?

Mephiſtopheles.

Iſt es erlaubt, uns auch zu euch zu ſetzen?
Statt eines guten Trunks, den man nicht haben kann,
Soll die Geſellſchaft uns ergötzen.

Altmayer.

Ihr ſcheint ein ſehr verwöhnter Mann.

Froſch.

Ihr ſeyd wohl ſpät von Rippach aufgebrochen?
Habt ihr mit Herren Hans noch erſt zu Nacht geſpeist?

Mephiſtopheles.

Heut ſind wir ihn vorbeigereist;
Wir haben ihn das letztemal geſprochen.
Von ſeinen Vettern wußt' er viel zu ſagen,
Viel Grüße hat er uns an jeden aufgetragen.
(Er neigt ſich gegen Froſch.)

Altmayer (leiſe).

Da haſt du's! der verſteht's!

Siebel.

Ein pfiffiger Patron!

Froſch.

Nun, warte nur, ich krieg' ihn ſchon!

Mephiſtopheles.

Wenn ich nicht irrte, hörten wir
Geübte Stimmen Chorus ſingen?
Gewiß, Geſang muß trefflich hier
Von dieſer Wölbung wiederklingen!

Froſch.

Seyd ihr wohl gar ein Virtuos?

Mephiſtopheles.

O nein! die Kraft iſt ſchwach, allein die Luſt iſt groß.

Altmayer.

Gebt uns ein Lied!

Mephiſtopheles.

Wenn ihr begehrt, die Menge.

Vorbereitungen zum Nachſpiel, die Zuſchauer waren aufgeſtanden und ſchwatzten durcheinander. Ich drängte mich näher an die Thüre und hörte inwendig am Klappern, daß man mit Aufräumen beſchäftigt ſey. Ich hub den untern Teppich auf und guckte zwiſchen dem Geſtelle durch. Meine Mutter bemerkte es und zog mich zurück; allein ich hatte doch ſo viel geſehen, daß man Freunde und Feinde, Saul und Goliath und wie ſie alle heißen mochten, in Einen Schiebkaſten packte, und ſo erhielt meine halbbefriedigte Neugierde friſche Nahrung. Dabey hatte ich zu meinem größten Erſtaunen den Lieutenant im Heiligthume ſehr geſchäftig erblickt. Nunmehr konnte mich der Hanswurſt, ſo ſehr er mit ſeinen Abſätzen klapperte, nicht unterhalten. Ich verlohr mich in tiefes Nachdenken und war nach dieſer Entdeckung ruhiger und unruhiger als vorher. Nach-

Siebel.

Nur auch ein nagelneues Stück!

Mephiſtopheles.

Wir kommen erſt aus Spanien zurück,
Dem ſchönen Land des Weins und der Geſänge.

(Singt.)

Es war einmal ein König,
Der hatt' einen großen Floh —

Froſch.

Horcht! Einen Floh! Habt ihr das wohl gefaßt?
Ein Floh iſt mir ein ſaubrer Gaſt.

Mephiſtopheles (ſingt).

Es war einmal ein König,
Der hatt' einen großen Floh,
Den liebt' er gar nicht wenig,
Als wie ſeinen eignen Sohn.
Da rief er ſeinen Schneider,
Der Schneider kam heran:
Da, miß dem Junker Kleider,
Und miß ihm Hoſen an!

Brander.

Vergeßt nur nicht, dem Schneider einzuſchärfen,
Daß er mir aufs genauſte mißt,
Und daß, ſo lieb ſein Kopf ihm iſt,
Die Hoſen keine Falten werfen!

Mephiſtopheles.

In Sammet und in Seide
War er nun angethan,
Hatte Bänder auf dem Kleide,
Hatt' auch ein Kreuz daran,
Und war ſogleich Miniſter,
Und hatt' einen großen Stern,
Da wurden ſeine Geſchwiſter
Bei Hof' auch große Herrn.

Und Herrn und Frauen am Hofe,
Die waren ſehr geplagt,
Die Königin und die Zofe
Gekrochen und genagt;
Und durften ſie nicht knicken,
Und weg ſie jucken nicht.
Wir knicken und erſticken
Doch gleich, wenn einer ſticht.

Chorus (jauchzend).

Wir knicken und erſticken
Doch gleich, wenn einer ſticht.

Froſch.

Brave! Brave! Das war ſchön!

Siebel.

So ſoll es jedem Floh ergehn!

Brander.

Spitzt die Finger und packt ſie fein!

Altmayer.

Es lebe die Freiheit! Es lebe der Wein!

Mephiſtopheles.

Ich tränke gern ein Glas, die Freiheit hoch zu ehren,
Wenn eure Weine nur ein bißchen beſſer wären.

Siebel.

Wir mögen das nicht wieder hören!

Mephiſtopheles.

Ich fürchte nur, der Wirth beſchweret ſich;
Sonſt gäb' ich dieſen werthen Gäſten
Aus unſerm Keller was zum Beſten.

Siebel.

Nur immer her! ich nehm's auf mich.

Froſch.

Schafft ihr ein gutes Glas, ſo wollen wir euch loben.
Nur gebt nicht gar zu kleine Proben!
Denn wenn ich judiciren ſoll,
Verlang' ich auch das Maul recht voll.

Altmayer (leise).

Sie sind vom Rheine, wie ich spüre.

Mephistopheles.

Schafft einen Bohrer an!

Brander.

Was soll mit dem geschehn?

Ihr habt doch nicht die Fässer vor der Thüre?

Altmayer.

Dahinten hat der Wirth ein Körbchen Werkzeug stehn.

Mephistopheles (nimmt den Bohrer).

(Zu Frosch.)

Nun sagt, was wünschet ihr zu schmecken?

Frosch.

Wie meint ihr das? Habt ihr so mancherlei?

Mephistopheles.

Ich stell' es einem jeden frei.

Altmayer (zu Frosch).

Aha! du fängst schon an die Lippen abzulecken.

Frosch.

Gut! wenn ich wählen soll, so will ich Rheinwein haben.
Das Vaterland verleiht die allerbesten Gaben.

Mephistopheles

(indem er an dem Platz, wo Frosch sitzt, ein Loch in den Tischrand bohrt).

Verschafft ein wenig Wachs, die Pfropfen gleich zu machen!

Altmayer.

Ach, das sind Taschenspielersachen!

Mephistopheles (zu Brander).

Und ihr?

Brander.

Ich will Champagner-Wein,
Und recht moussirend soll er seyn!

Mephistopheles

(bohrt; einer hat indessen die Wachspfropfen gemacht und verstopft).

Brander.

Man kann nicht ſtets das Fremde meiden,
Das Gute liegt uns oft ſo fern.
Ein ächter deutſcher Mann mag keinen Franzen leiden,
Doch ihre Weine trinkt er gern.

Siebel

(indem ſich Mephiſtopheles ſeinem Platze nähert).

Ich muß geſtehn, den ſauren mag ich nicht,
Gebt mir ein Glas vom ächten ſüßen!

Mephiſtopheles (bohrt).

Euch ſoll ſogleich Tokaier fließen.

Altmayer.

Nein, Herren, ſeht mir ins Geſicht!
Ich ſeh' es ein, ihr habt uns nur zum Beſten.

Mephiſtopheles.

Ei! Ei! Mit ſolchen edlen Gäſten
Wär' es ein bißchen viel gewagt.
Geſchwind! Nur grad' heraus geſagt!
Mit welchem Weine kann ich dienen?

Altmayer.

Mit jedem! Nur nicht lang gefragt!

(Nachdem die Löcher alle gebohrt und verſtopft ſind.)

Mephiſtopheles (mit ſeltſamen Geberden).

Trauben trägt der Weinſtock,
Hörner der Ziegenbock!
Der Wein iſt ſaftig, Holz die Reben,
Der hölzerne Tiſch kann Wein auch geben.
Ein tiefer Blick in die Natur!
Hier iſt ein Wunder, glaubet nur!
Nun zieht die Pfropfen und genießt!

Alle

(indem ſie die Pfropfen ziehen, und jedem der verlangte Wein ins Glas läuft).

O ſchöner Brunnen, der uns fließt!

Mephiſtopheles.

Nur hütet euch, daß ihr mir nichts vergießt!
(Sie trinken wiederholt.)

Alle (ſingen).

Uns iſt ganz kannibaliſch wohl
Als wie fünfhundert Säuen!

Mephiſtopheles.

Das Volk iſt frei, ſeht an, wie wohl's ihm geht!

Fauſt.

Ich hätte Luſt nun abzufahren.

Mephiſtopheles.

Gieb nur erſt Acht, die Beſtialität
Wird ſich gar herrlich offenbaren.

Siebel

(trinkt unvorſichtig, der Wein fließt auf die Erde und wird zur Flamme).

Helft! Feuer! Helft! Die Hölle brennt!

Mephiſtopheles (die Flamme beſprechend).

Sey ruhig, freundlich Element!
(Zu dem Geſellen.)
Für dießmal war es nur ein Tropfen Fegefeuer.

Siebel.

Was ſoll das ſeyn? Wart! Ihr bezahlt es theuer!
Es ſcheinet, daß ihr uns nicht kennt.

Froſch.

Laß Er uns das zum zweitenmale bleiben!

Altmayer.

Ich dächt', wir hießen ihn ganz ſachte ſeitwärts gehn.

Siebel.

Was, Herr? Er will ſich unterſtehn,
Und hier ſein Hokuspokus treiben?

Mephiſtopheles.

Still, altes Weinfaß!

Siebel.

Beſenſtiel!

Du willſt uns gar noch grob begegnen?

Brander.

Wart nur! Es ſollen Schläge regnen!

Altmayer

(zieht einen Pfropf aus dem Tiſch, es ſpringt ihm Feuer entgegen).

Ich brenne! ich brenne!

Siebel.

Zauberei!

Stoßt zu! der Kerl iſt vogelfrei!

(Sie ziehen die Meſſer und gehn auf Mephiſtopheles los.)

Mephiſtopheles (mit ernſthafter Geberde).

Falſch Gebild und Wort
Verändern Sinn und Ort!
Seyd hier und dort!

(Sie ſtehn erſtaunt und ſehn einander an.)

Altmayer.

Wo bin ich? Welches ſchöne Land!

Froſch.

Weinberge! Seh' ich recht?

Siebel.

Und Trauben gleich zur Hand!

Brander.

Hier unter dieſem grünen Laube,
Seht, welch ein Stock! Seht, welche Traube!

(Er faßt Siebeln bei der Naſe. Die andern thun es wechſelſeitig und heben die Meſſer.)

Mephiſtopheles (wie oben).

Irrthum, laß los der Augen Band!
Und merkt euch, wie der Teufel ſpaße!

(Er verſchwindet mit Fauſt, die Geſellen fahren aus einander.)

Siebel.

Was giebt's?

Altmayer.

Wie?

Froſch.

War das deine Naſe?

Brander (zu Siebel).

Und deine hab' ich in der Hand!

Altmayer.

Es war ein Schlag, der ging durch alle Glieder!
Schafft einen Stuhl! ich ſinke nieder.

Froſch.

Nein, ſagt mir nur, was iſt geſchehn?

Siebel.

Wo iſt der Kerl? Wenn ich ihn ſpüre,
Er ſoll mir nicht lebendig gehn!

Altmayer.

Ich hab' ihn ſelbſt hinaus zur Kellerthüre
Auf einem Faſſe reiten ſehn. — —
Es liegt mir bleiſchwer in den Füßen.
(Sich nach dem Tiſche wendend.)
Mein! Sollte wohl der Wein noch fließen?

Siebel.

Betrug war alles, Lug und Schein.

Froſch.

Mir däuchte doch, als tränk' ich Wein.

Brander.

Aber wie war es mit den Trauben?

Altmayer.

Nun ſag' mir eins, man ſoll kein Wunder glauben!

Hexenküche.

Auf einem niedrigen Herde steht ein groſser Kessel über dem Feuer. In dem Dampfe, der davon in die Höhe steigt, zeigen sich verschiedene Gestalten. Eine Meerkatze sitzt bei dem Kessel und schäumt ihn, und sorgt, daſs er nicht überläuft. Der Meerkater mit den Jungen sitzt darneben und wärmt sich. Wände und Decke sind mit dem seltsamsten Hexenhausrath ausgeschmückt.

Faust. Mephistopheles.

Faust.

Mir widersteht das tolle Zauberwesen;
Versprichst du mir, ich soll genesen
In diesem Wust von Raserei?
Verlang' ich Rath von einem alten Weibe?

Und ſchaffſt die Sudelköcherei
Wohl dreißig Jahre mir vom Leibe?
Weh mir, wenn du nichts Beſſers weißt!
Schon iſt die Hoffnung mir verſchwunden.
Hat die Natur und hat ein edler Geiſt
Nicht irgend einen Balſam ausgefunden?

Mephiſtopheles.

Mein Freund, nun ſprichſt du wieder klug!
Dich zu verjüngen, giebt's auch ein natürlich Mittel;
Allein es ſteht in einem andern Buch,
Und iſt ein wunderlich Capitel.

Fauſt.

Ich will es wiſſen.

Mephiſtopheles.

Gut! Ein Mittel, ohne Geld
Und Arzt und Zauberei zu haben!
Begieb dich gleich hinaus aufs Feld,
Fang' an zu hacken und zu graben,
Erhalte dich und deinen Sinn
In einem ganz beſchränkten Kreiſe,
Ernähre dich mit ungemiſchter Speiſe,
Leb' mit dem Vieh als Vieh, und acht' es nicht für Raub,
Den Acker, den du ernteſt, ſelbſt zu düngen;
Das iſt das beſte Mittel, glaub',
Auf achtzig Jahr dich zu verjüngen!

Fauſt.

Das bin ich nicht gewöhnt, ich kann mich nicht bequemen,
Den Spaten in die Hand zu nehmen.
Das enge Leben ſteht mir gar nicht an.

Mephiſtopheles.

So muß denn doch die Hexe dran!

Fauſt.

Warum denn juſt das alte Weib!
Kannſt du den Trank nicht ſelber brauen?

Mephiſtopheles.

Das wär' ein ſchöner Zeitvertreib!
Ich wollt' indeß wohl tauſend Brücken bauen.
Nicht Kunſt und Wiſſenſchaft allein,
Geduld will bei dem Werke ſeyn.
Ein ſtiller Geiſt iſt Jahre lang geſchäftig;
Die Zeit nur macht die Gährung kräftig.
Und alles, was dazu gehört,
Es ſind gar wunderbare Sachen!
Der Teufel hat ſie's zwar gelehrt;
Allein der Teufel kann's nicht machen.
(Die Thiere erblickend.)
Sieh, welch ein zierliches Geſchlecht!
Das iſt die Magd! das iſt der Knecht!
(Zu den Thieren.)
Es ſcheint, die Frau iſt nicht zu Hauſe?

Die Thiere.

Beim Schmauſe,
Aus dem Haus
Zum Schornſtein hinaus!

Mephiſtopheles.

Wie lange pflegt ſie wohl zu ſchwärmen?

Die Thiere.

So lang' wir uns die Pfoten wärmen.

Mephiſtopheles (zu Fauſt).

Wie findeſt du die zarten Thiere?

Fauſt.

So abgeſchmackt, als ich nur jemand ſah!

Mephiſtopheles.

Nein, ein Discours, wie dieſer da,
Iſt grade der, den ich am liebſten führe!
(Zu den Thieren.)
So ſagt mir doch, verfluchte Puppen!
Was quirlt ihr in dem Brei herum?

dem ich etwas erfahren hatte, kam es mir erst vor, als ob ich gar nichts wisse, und ich hatte Recht: denn es fehlte mir der Zusammenhang, und darauf kommt doch eigentlich alles an.

Fünf-

Thiere.

Wir kochen breite Bettelſuppen.

Mephiſtopheles.

Da habt ihr ein groß Publikum.

Der Kater

(macht ſich herbei und ſchmeichelt dem Mephiſtopheles).

O würfle nur gleich
Und mache mich reich,
Und laß mich gewinnen!
Gar ſchlecht iſt's beſtellt,
Und wär' ich bei Geld,
So wär' ich bei Sinnen.

Mephiſtopheles.

Wie glücklich würde ſich der Affe ſchätzen,
Könnt' er nur auch ins Lotto ſetzen!

(Indeſſen haben die jungen Meerkätzchen mit einer großen Kugel geſpielt und rollen ſie hervor.)

Der Kater.

Das iſt die Welt;
Sie ſteigt und fällt
Und rollt beſtändig;
Sie klingt wie Glas;
Wie bald bricht das?
Iſt hohl inwendig.
Hier glänzt ſie ſehr,
Und hier noch mehr.
Ich bin lebendig!
Mein lieber Sohn,
Halt dich davon!
Du mußt ſterben!
Sie iſt von Thon,
Es giebt Scherben.

Mephiſtopheles.

Was ſoll das Sieb?

Der Kater (hält es herunter).

Wärſt du ein Dieb,
Wollt' ich dich gleich erkennen.
(Er läuft zur Kätzin und läßt ſie durchſehen.)
Sieh durch das Sieb!
Erkennſt du den Dieb,
Und darfſt ihn nicht nennen?

Mephiſtopheles (ſich dem Feuer nähernd).

Und dieſer Topf?

Kater und Kätzin.

Der alberne Tropf!
Er kennt nicht den Topf,
Er kennt nicht den Keſſel!

Mephiſtopheles.

Unhöfliches Thier!

Der Kater.

Den Wedel nimm hier,
Und ſetz' dich in Seſſel!
(Er nöthigt den Mephiſtopheles zu ſitzen.)

Fauſt

(welcher dieſe Zeit über vor einem Spiegel geſtanden, ſich ihm bald genähert, bald ſich von ihm entfernt hat).

Was ſeh' ich? Welch ein himmliſch Bild
Zeigt ſich in dieſem Zauberſpiegel!
O Liebe, leihe mir den ſchnellſten deiner Flügel,
Und führe mich in ihr Gefild!
Ach, wenn ich nicht auf dieſer Stelle bleibe,
Wenn ich es wage, nah zu gehn,
Kann ich ſie nur als wie im Nebel ſehn! —
Das ſchönſte Bild von einem Weibe!
Iſt's möglich, iſt das Weib ſo ſchön?
Muß ich an dieſem hingeſtreckten Leibe
Den Inbegriff von allen Himmeln ſehn?
So etwas findet ſich auf Erden?

Mephiſtopheles.

Natürlich, wenn ein Gott ſich erſt ſechs Tage plagt,
Und ſelbſt am Ende Brave ſagt,
Da muß es was Geſcheidtes werden.
Für dießmal ſieh dich immer ſatt;
Ich weiß dir ſo ein Schätzchen auszuſpüren,
Und ſelig, wer das gute Schickſal hat,
Als Bräutigam ſie heimzuführen!

(Fauſt ſieht immerfort in den Spiegel. Mephiſtopheles, ſich in dem Seſſel dehnend und mit dem Wedel ſpielend, fähret fort zu ſprechen.)

Hier ſitz' ich wie der König auf dem Throne,
Den Zepter halt' ich hier, es fehlt nur noch die Krone.

Die Thiere

(welche bisher allerlei wunderliche Bewegungen durch einander gemacht haben, bringen dem Mephiſtopheles eine Krone mit großem Geſchrei).

O ſey doch ſo gut,
Mit Schweiß und mit Blut
Die Krone zu leimen!

(Sie gehn ungeſchickt mit der Krone um und zerbrechen ſie in zwei Stücke, mit welchen ſie herumſpringen.)

Nun iſt es geſchehn!
Wir reden und ſehn,
Wir hören und reimen!

Fauſt (gegen den Spiegel).

Weh mir! ich werde ſchier verrückt.

Mephiſtopheles (auf die Thiere deutend).

Nun fängt mir an faſt ſelbſt der Kopf zu ſchwanken.

Die Thiere.

Und wenn es uns glückt,
Und wenn es ſich ſchickt,
So ſind es Gedanken!

Fauſt (wie oben).

Mein Buſen fängt mir an zu brennen!
Entfernen wir uns nur geſchwind!

Mephiſtopheles (in obiger Stellung).

Nun, wenigſtens muß man bekennen,
Daß es aufrichtige Thieren ſind.

Der Keſſel, welchen die Käzin bisher außer Acht gelaſſen, fängt an überzulaufen; es entſteht eine große Flamme, welche zum Schornſtein hinausſchlägt. Die Hexe kommt durch die Flamme mit entſetzlichem Geſchrei herunter gefahren.

Die Hexe.

Au! Au! Au! Au!
Verdammtes Thier! verfluchte Sau!
Verſäumſt den Keſſel, verſengſt die Frau!
Verfluchtes Thier!

(Fauſt und Mephiſtopheles erblickend.)

Was iſt das hier?
Wer ſeyd ihr hier?
Was wollt ihr da?
Wer ſchlich ſich ein?
Die Feuerpein
Euch ins Gebein!

(Sie fährt mit dem Schaumlöffel in den Keſſel, und ſpritzt Flammen nach Fauſt, Mephiſtopheles und den Thieren. Die Thiere winſeln.)

Mephiſtopheles

(welcher den Wedel, den er in der Hand hält, umkehrt und unter die Gläſer und Töpfe ſchlägt).

Entzwei! entzwei!
Da liegt der Brei!
Da liegt das Glas!
Es iſt nur Spaß,
Der Tact, du Aas,
Zu deiner Melodei.

(Indem die Hexe voll Grimm und Entſetzen zurücktritt.)

Erkennſt du mich? Gerippe! Scheuſal du!
Erkennſt du deinen Herrn und Meiſter?
Was hält mich ab, ſo ſchlag' ich zu,
Zerſchmettre dich und deine Katzen-Geiſter!

Haſt du vorm rothen Wams nicht mehr Reſpect?
Kannſt du die Hahnenfeder nicht erkennen?
Hab' ich dieß Angeſicht verſteckt?
Soll ich mich etwa ſelber nennen?

Die Hexe.

O Herr, verzeiht den rohen Gruß!
Seh' ich doch keinen Pferdefuß.
Wo ſind denn eure beiden Raben?

Mephiſtopheles.

Für dießmal kommſt du ſo davon;
Denn freilich iſt es eine Weile ſchon,
Daß wir uns nicht geſehen haben.
Auch die Cultur, die alle Welt beleckt,
Hat auf den Teufel ſich erſtreckt;
Das nordiſche Phantom iſt nun nicht mehr zu ſchauen;
Wo ſiehſt du Hörner, Schweif und Klauen?
Und was den Fuß betrifft, den ich nicht miſſen kann,
Der würde mir bei Leuten ſchaden;
Darum bedien' ich mich, wie mancher junge Mann,
Seit vielen Jahren falſcher Waden.

Die Hexe (tanzend).

Sinn und Verſtand verlier' ich ſchier,
Seh' ich den Junker Satan wieder hier!

Mephiſtopheles.

Den Namen, Weib, verbitt' ich mir!

Die Hexe.

Warum? Was hat er euch gethan?

Mephiſtopheles.

Er iſt ſchon lang' ins Fabelbuch geſchrieben;
Allein die Menſchen ſind nichts beſſer dran:
Den Böſen ſind ſie los, die Böſen ſind geblieben.
Du nennſt mich Herr Baron, ſo iſt die Sache gut;
Ich bin ein Cavalier, wie andre Cavaliere.
Du zweifelſt nicht an meinem edlen Blut;
Sieh her, das iſt das Wappen, das ich führe!

(Er macht eine unanſtändige Geberde.)

Die Hexe (lacht unmäßig).

Ha! Ha! Das iſt in eurer Art!
Ihr ſeyd ein Schelm, wie ihr nur immer wart.

Mephiſtopheles (zu Fauſt).

Mein Freund, das lerne wohl verſtehn!
Dieß iſt die Art, mit Hexen umzugehn.

Die Hexe.

Nun ſagt, ihr Herren, was ihr ſchafft!

Mephiſtopheles.

Ein gutes Glas von dem bekannten Saft!
Doch muß ich euch ums ältſte bitten;
Die Jahre doppeln ſeine Kraft.

Die Hexe.

Gar gern! Hier hab' ich eine Flaſche,
Aus der ich ſelbſt zuweilen naſche,
Die auch nicht mehr im mindſten ſtinkt;
Ich will euch gern ein Gläschen geben.
(Leiſe.)
Doch wenn es dieſer Mann unvorbereitet trinkt,
So kann er, wißt ihr wohl, nicht eine Stunde leben.

Mephiſtopheles.

Es iſt ein guter Freund dem es gedeihen ſoll;
Ich gönn' ihm gern das Beſte deiner Küche.
Zieh deinen Kreis, ſprich deine Sprüche,
Und gieb ihm eine Taſſe voll!

Die Hexe

(mit ſeltſamen Geberden, zieht einen Kreis und ſtellt wunderbare Sachen hinein; indeſſen fangen die Gläſer an zu klingen, die Keſſel zu tönen, und machen Muſik. Zuletzt bringt ſie ein großes Buch, ſtellt die Meerkatzen in den Kreis, die ihr zum Pult dienen und die Fackel halten müſſen. Sie winkt Fauſten, zu ihr zu treten).

Fauſt (zu Mephiſtopheles).

Nein, ſage mir, was ſoll das werden?
Das tolle Zeug, die raſenden Geberden,
Der abgeſchmackteſte Betrug,
Sind mir bekannt, verhaßt genug.

Mephiſtopheles.

Ei, Poſſen! Das iſt nur zum Lachen;
Sey nur nicht ein ſo ſtrenger Mann!
Sie muß als Arzt ein Hokuspokus machen,
Damit der Saft dir wohl gedeihen kann.

(Er nöthigt Fauſten in den Kreis zu treten.)

Die Hexe

(mit großer Emphaſe fängt an aus dem Buche zu declamiren).

Du mußt verſtehn!
Aus Eins mach' Zehn,
Und Zwei laß gehn,
Und Drei mach' gleich,
So biſt du reich.
Verlier' die Vier!
Aus Fünf und Sechs,
So ſagt die Her',
Mach' Sieben und Acht,
So iſt's vollbracht!
Und Neun iſt Eins,
Und Zehn iſt keins.
Das iſt das Heren-Einmal-Eins!

Fauſt.

Mich dünkt, die Alte ſpricht im Fieber.

Mephiſtopheles.

Das iſt noch lange nicht vorüber,
Ich kenn' es wohl, ſo klingt das ganze Buch;
Ich habe manche Zeit damit verloren,
Denn ein vollkommner Widerſpruch
Bleibt gleich geheimnißvoll für Kluge wie für Thoren.
Mein Freund, die Kunſt iſt alt und neu.
Es war die Art zu allen Zeiten,
Durch Drei und Eins, und Eins und Drei
Irrthum ſtatt Wahrheit zu verbreiten.
So ſchwätzt und lehrt man ungeſtört;
Wer will ſich mit den Narrn befaſſen?

Gewöhnlich glaubt der Menſch, wenn er nur Worte hört,
Es müſſe ſich dabei doch auch was denken laſſen.

Die Hexe (fähet fort).

Die hohe Kraft
Der Wiſſenſchaft,
Der ganzen Welt verborgen!
Und wer nicht denkt,
Dem wird ſie geſchenkt,
Er hat ſie ohne Sorgen.

Fauſt.

Was ſagt ſie uns für Unſinn vor?
Es wird mir gleich der Kopf zerbrechen.
Mich dünkt, ich hör' ein ganzes Chor
Von hunderttauſend Narren ſprechen.

Mephiſtopheles.

Genug, genug, o treffliche Sibylle!
Gieb deinen Trank herbei, und fülle
Die Schale raſch bis an den Rand hinan:
Denn meinem Freund wird dieſer Trunk nicht ſchaden;
Er iſt ein Mann von vielen Graden,
Der manchen guten Schluck gethan.

Die Hexe

(mit vielen Ceremonien, ſchenkt den Trank in eine Schale; wie ſie Fauſt an den Mund bringt, entſteht eine leichte Flamme).

Mephiſtopheles.

Nur friſch hinunter! Immer zu!
Es wird dir gleich das Herz erfreuen.
Biſt mit dem Teufel du und du,
Und willſt dich vor der Flamme ſcheuen?

Die Hexe löſt den Kreis. Fauſt tritt heraus.

Mephiſtopheles.

Nun friſch hinaus! Du darfſt nicht ruhn.

Die Hexe.

Mög' euch das Schlückchen wohl behagen!

Mephiſtopheles (zur Hexe).

Und kann ich dir was zu Gefallen thun,
So darfſt du mir's nur auf Walpurgis ſagen.

Die Hexe.

Hier iſt ein Lied! wenn ihr's zuweilen ſingt,
So werdet ihr beſondre Wirkung ſpüren.

Mephiſtopheles (zu Fauſt).

Komm nur geſchwind und laß dich führen!
Du mußt nothwendig tranſpiriren,
Damit die Kraft durch Inn- und Aeußres dringt.
Den edlen Müßiggang lehr' ich hernach dich ſchätzen,
Und bald empfindeſt du mit innigem Ergetzen,
Wie ſich Cupido regt und hin und wieder ſpringt.

Fauſt.

Laß mich nur ſchnell noch in den Spiegel ſchauen!
Das Frauenbild war gar zu ſchön!

Mephiſtopheles.

Nein! Nein! Du ſollſt das Muſter aller Frauen
Nun bald leibhaftig vor dir ſehn.
(Leiſe.)
Du ſiehſt, mit dieſem Trank im Leibe,
Bald Helenen in jedem Weibe.

Straße.

Fauſt. Margarete vorüber gehend.

Fauſt.

Mein ſchönes Fräulein, darf ich wagen,
Meinen Arm und Geleit Ihr anzutragen?

Margarete.

Bin weder Fräulein, weder ſchön,
Kann ungeleitet nach Hauſe gehn.
(Sie macht ſich los und ab.)

Fünftes Capitel.

Die Kinder haben, fuhr Wilhelm fort, in wohleingerichteten und geordneten Häusern eine Empfindung, wie ungefähr Ratten und Mäuse haben mögen: sie sind aufmerksam auf alle Ritzen und Löcher, wo sie zu einem verbotenen Naschwerk gelangen können; sie genießen es mit einer solchen verstohlnen wollüstigen Furcht, die einen großen Theil des kindischen Glücks ausmacht.

Ich war vor allen meinen Geschwistern aufmerksam, wenn irgend ein Schlüssel stekken blieb. Je größer die Ehrfurcht war, die ich für die verschlossenen Thüren in meinem Herzen herumtrug, an denen ich Wochen und Monate lang vorbeygehen mußte, und in die ich nur manchmal, wenn die Mutter das

Fauſt.

Beim Himmel, dieſes Kind iſt ſchön!
So etwas hab' ich nie geſehn.
Sie iſt ſo ſitt- und tugendreich,
Und etwas ſchnippiſch doch zugleich.
Der Lippe Roth, der Wange Licht,
Die Tage der Welt vergeß ich's nicht!
Wie ſie die Augen niederſchlägt,
Hat tief ſich in mein Herz geprägt;
Wie ſie kurz angebunden war,
Das iſt nun zum Entzücken gar!

Mephiſtopheles tritt auf.

Fauſt.

Hör', du mußt mir die Dirne ſchaffen!

Mephiſtopheles.

Nun, welche?

Fauſt.

Sie ging juſt vorbei.

Mephiſtopheles.

Da die? Sie kam von ihrem Pfaffen,
Der ſprach ſie aller Sünden frei;
Ich ſchlich mich hart am Stuhl vorbei.
Es iſt ein gar unſchuldig Ding,
Das eben für nichts zur Beichte ging;
Ueber die hab' ich keine Gewalt!

Fauſt.

Iſt über vierzehn Jahr doch alt.

Mephiſtopheles.

Du ſprichſt ja wie Hans Liederlich,
Der begehrt jede liebe Blum' für ſich,
Und dünkelt ihm, es wär' kein Ehr'
Und Gunſt, die nicht zu pflücken wär';
Geht aber doch nicht immer an.

Faust.

Mein Herr Magister Lobesan,
Laß er mich mit dem Gesetz in Frieden!
Und das sag' ich ihm kurz und gut:
Wenn nicht das süße junge Blut
Heut Nacht in meinen Armen ruht,
So sind wir um Mitternacht geschieden.

Mephistopheles.

Bedenkt, was gehn und stehen mag!
Ich brauche wenigstens vierzehn Tag',
Nur die Gelegenheit auszuspüren.

Faust.

Hätt' ich nur sieben Stunden Ruh,
Brauchte den Teufel nicht dazu,
So ein Geschöpfchen zu verführen.

Mephistopheles.

Ihr sprecht schon fast wie ein Franzos;
Doch bitt' ich, laßt's euch nicht verdrießen:
Was hilft's, nur grade zu genießen?
Die Freud' ist lange nicht so groß,
Als wenn ihr erst herauf, herum,
Durch allerlei Brimborium,
Das Püppchen geknetet und zugericht't,
Wie's lehret manche welsche Geschicht'

Faust.

Hab' Appetit auch ohne das.

Mephistopheles.

Jetzt ohne Schimpf und ohne Spaß!
Ich sag' euch, mit dem schönen Kind
Geht's ein- für allemal nicht geschwind.
Mit Sturm ist da nichts einzunehmen;
Wir müssen uns zur List bequemen.

Faust.

Schaff' mir etwas vom Engelsschatz!
Führ' mich an ihren Ruheplatz!

Schaff' mir ein Halstuch von ihrer Bruſt,
Ein Strumpfband meiner Liebesluſt!

Mephiſtopheles.

Damit ihr ſeht, daß ich eurer Pein
Will förderlich und dienlich ſeyn,
Wir wollen keinen Augenblick verlieren,
Will euch noch heut' in ihr Zimmer führen.

Fauſt.

Und ſoll ſie ſehn? ſie haben?

Mephiſtopheles.

Nein!
Sie wird bei einer Nachbarin ſeyn.
Indeſſen könnt ihr, ganz allein,
An aller Hoffnung künft'ger Freuden
In ihrem Dunſtkreis ſatt euch weiden.

Fauſt.

Können wir hin?

Mephiſtopheles.

Es iſt noch zu früh.

Fauſt.

Sorg' du mir für ein Geſchenk für ſie! (Ab.)

Mephiſtopheles.

Gleich ſchenken? Das iſt brav! Da wird er reüſſiren!
Ich kenne manchen ſchönen Platz
Und manchen altvergrabnen Schatz:
Ich muß ein bißchen revidiren. (Ab.)

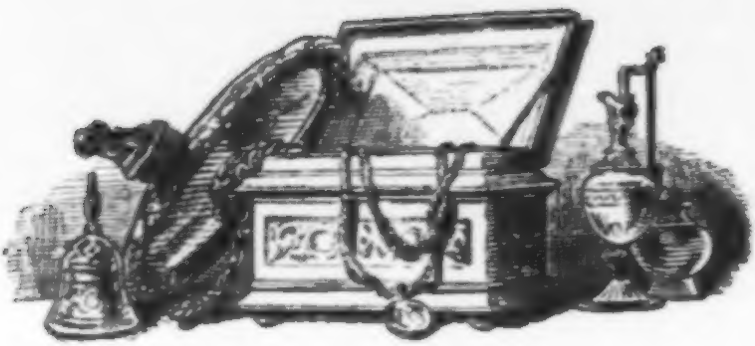

Abend.

Ein kleines reinliches Zimmer.

Margarete

(Ihre Zöpfe flechtend und aufbindend).

Ich gäb' was drum, wenn ich nur wüßt',
Wer heut der Herr geweſen iſt!
Er ſah gewiß recht wacker aus,
Und iſt aus einem edlen Haus;
Das konnt' ich ihm an der Stirne leſen —
Er wär' auch ſonſt nicht ſo keck geweſen. (Ab.)

Mephiſtopheles. Fauſt.

Mephiſtopheles.

Herein, ganz leiſe, nur herein!

Fauſt (nach einigem Stillſchweigen).

Ich bitte dich, laß mich allein!

Mephiſtopheles (herumſpürend).

Nicht jedes Mädchen hält ſo rein. (Ab.)

Fauſt (rings aufſchauend).

Willkommen, ſüßer Dämmerſchein,
Der du dieß Heiligthum durchwebſt!
Ergreif mein Herz, du ſüße Liebespein!
Die du vom Thau der Hoffnung ſchmachtend lebſt.
Wie athmet rings Gefühl der Stille,
Der Ordnung, der Zufriedenheit!

In dieſer Armuth welche Fülle!
In dieſem Kerker welche Seligkeit!
(Er wirft ſich auf den ledernen Seſſel am Bette.)
O nimm mich auf! der du die Vorwelt ſchon
Bei Freud' und Schmerz im offnen Arm empfangen!
Wie oft, ach! hat an dieſem Väterthron
Schon eine Schaar von Kindern rings gehangen!
Vielleicht hat, dankbar für den heil'gen Chriſt,
Mein Liebchen hier, mit vollen Kinderwangen,
Dem Ahnherrn fromm die welke Hand geküßt.
Ich fühl', o Mädchen, deinen Geiſt
Der Füll' und Ordnung um mich ſäuſeln,
Der mütterlich dich täglich unterweiſt,
Den Teppich auf den Tiſch dich reinlich breiten heißt,
Sogar den Sand zu deinen Füßen kräuſeln.
O liebe Hand! ſo göttergleich!
Die Hütte wird durch dich ein Himmelreich.
Und hier!
(Er hebt den Bettvorhang auf.)
Was faßt mich für ein Wonnegrauß!
Hier möcht' ich volle Stunden ſäumen.
Natur! Hier bildeteſt in leichten Träumen
Den eingebornen Engel aus;
Hier lag das Kind, mit warmem Leben
Den zarten Buſen angefüllt,
Und hier mit heilig reinem Weben
Entwirkte ſich das Götterbild!

Und du! Was hat dich hergeführt?
Wie innig fühl' ich mich gerührt!
Was willſt du hier? Was wird das Herz dir ſchwer?
Armſel'ger Fauſt! ich kenne dich nicht mehr.

Umgiebt mich hier ein Zauberduft?
Mich drang's, ſo grade zu genießen,
Und fühle mich in Liebestraum zerfließen!
Sind wir ein Spiel von jedem Druck der Luft?

Und träte sie den Augenblick herein,
Wie würdest du für deinen Frevel büßen!
Der große Hans, ach, wie so klein!
Läg', hingeschmolzen, ihr zu Füßen.

Mephistopheles.

Geschwind! ich seh' sie unten kommen.

Faust.

Fort! fort! ich kehre nimmermehr!

Mephistopheles.

Hier ist ein Kästchen, leiblich schwer,
Ich hab's wo anders hergenommen.
Stellt's hier nur immer in den Schrein!
Ich schwör' euch, ihr vergehn die Sinnen;
Ich that euch Sächelchen hinein,
Um eine andre zu gewinnen.
Zwar Kind ist Kind und Spiel ist Spiel.

Faust.

Ich weiß nicht, soll ich?

Mephistopheles.

Fragt ihr viel?
Meint ihr vielleicht den Schatz zu wahren?
Dann rath' ich eurer Lüsternheit
Die liebe schöne Tageszeit,
Und mir die weitre Müh' zu sparen.
Ich hoff' nicht, daß ihr geizig seyd:
Ich kratz' den Kopf, reib' an den Händen —
(Er stellt das Kästchen in den Schrein und drückt das Schloß wieder zu.)
Nur fort! geschwind! —
Um euch das süße junge Kind
Nach Herzens Wunsch und Will' zu wenden;
Und ihr seht drein,
Als solltet ihr in den Hörsaal hinein,
Als stünden grau leibhaftig vor euch da
Physik und Metaphysika!
Nur fort! —

(Ab.)

Margarete (mit einer Lampe).

Es iſt ſo ſchwül, ſo dumpfig hie —
(Sie macht das Fenſter auf.)
Und iſt doch eben ſo warm nicht drauß'.
Es wird mir ſo, ich weiß nicht wie —
Ich wollt', die Mutter käm' nach Haus.
Mir läuft ein Schauer übern Leib —
Bin doch ein thöricht furchtſam Weib!

(Sie fängt an zu ſingen, indem ſie ſich auszieht.)

Es war ein König in Thule,
Gar treu bis an das Grab,
Dem ſterbend ſeine Buhle
Einen goldnen Becher gab.

Es ging ihm nichts darüber,
Er leert' ihn jeden Schmaus;
Die Augen gingen ihm über,
So oft er trank daraus.

Und als er kam zu ſterben,
Zählt' er ſeine Städt' im Reich,
Gönnt' alles ſeinem Erben,
Den Becher nicht zugleich.

Er ſaß beim Königsmahle,
Die Ritter um ihn her,
Auf hohem Väter-Saale,
Dort auf dem Schloß am Meer.

Dort ſtand der alte Zecher,
Trank letzte Lebensgluth,
Und warf den heiligen Becher
Hinunter in die Fluth.

Er ſah ihn ſtürzen, trinken,
Und ſinken tief ins Meer.
Die Augen thäten ihm ſinken,
Trank nie einen Tropfen mehr.

(Sie eröffnet den Schrein, ihre Kleider einzuräumen, und erblickt das Schmuckkäſtchen.)

Wie kommt das ſchöne Käſtchen hier herein?
Ich ſchloß doch ganz gewiß den Schrein.
Es iſt doch wunderbar! Was mag wohl drinne ſeyn?
Vielleicht bracht's jemand als ein Pfand,
Und meine Mutter lieh darauf.
Da hängt ein Schlüſſelchen am Band;
Ich denke wohl, ich mach' es auf!
Was iſt das? Gott im Himmel! Schau,
So was hab' ich mein' Tage nicht geſehn!
Ein Schmuck! Mit dem könnt' eine Edelfrau
Am höchſten Feiertage gehn.
Wie ſollte mir die Kette ſtehn?
Wem mag die Herrlichkeit gehören?

(Sie putzt ſich damit auf und tritt vor den Spiegel.)

Wenn nur die Ohrring' meine wären!
Man ſieht doch gleich ganz anders drein.
Was hilft euch Schönheit, junges Blut?
Das iſt wohl alles ſchön und gut,
Allein man läßt's auch alles ſeyn;
Man lobt euch halb mit Erbarmen.
Nach Golde drängt,
Am Golde hängt
Doch alles! Ach, wir Armen!

Spaziergang.

Fauſt in Gedanken auf und ab gehend.
Zu ihm Mephiſtopheles.

Mephiſtopheles.

Bei aller verſchmähten Liebe! Beim hölliſchen Elemente!
Ich wollt', ich wüßte was Aergers, daß ich's fluchen könnte!

Fauſt.

Was haſt? was kneipt dich denn ſo ſehr?
So kein Geſicht ſah ich in meinem Leben!

Mephiſtopheles.

Ich möcht' mich gleich dem Teufel übergeben,
Wenn ich nur ſelbſt kein Teufel wär'!

Fauſt.

Hat ſich dir was im Kopf verſchoben?
Dich kleidet's, wie ein Raſender zu toben!

Mephiſtopheles.

Denkt nur, den Schmuck, für Gretchen angeſchafft,
Den hat ein Pfaff hinweggerafft! —

Heiligthum öfnete, um etwas heraus zu holen, einen verſtohlnen Blick that; deſto ſchneller war ich, einen Augenblick zu benutzen, den mich die Nachläſſigkeit der Wirthſchafterinnen manchmal treffen ließ.

Unter allen Thüren war, wie man leicht erachten kann, die Thüre der Speiſekammer diejenige, auf die meine Sinne am ſchärfſten gerichtet waren. Wenig ahndungsvolle Freuden des Lebens glichen der Empfindung, wenn mich meine Mutter manchmal hineinrief, um ihr etwas heraustragen zu helfen, und ich denn einige gedörrte Pflaumen entweder ihrer Güte oder meiner Liſt zu danken hatte. Die aufgehäuften Schätze übereinander umfingen meine Einbildungskraft mit ihrer Fülle, und ſelbſt der wunderliche Geruch, den ſo mancherley Spezereyen durcheinander aushauchten, hatte ſo eine leckere Wirkung auf mich, daß ich niemals ver-

Die Mutter kriegt das Ding zu ſchauen,
Gleich fängt's ihr heimlich an zu grauen:
Die Frau hat gar einen feinen Geruch,
Schnuffelt immer im Gebetbuch,
Und riecht's einem jeden Möbel an,
Ob das Ding heilig iſt oder profan;
Und an dem Schmuck, da ſpürt' ſie's klar,
Daß dabei nicht viel Segen war.
Mein Kind, rief ſie, ungerechtes Gut
Befängt die Seele, zehrt auf das Blut.
Wollen's der Mutter Gottes weihen,
Wird uns mit Himmels-Manna erfreuen!
Margretlein zog ein ſchiefes Maul;
Iſt halt, dacht' ſie, ein geſchenkter Gaul,
Und wahrlich! gottlos iſt nicht der,
Der ihn ſo fein gebracht hierher.
Die Mutter ließ einen Pfaffen kommen;
Der hatte kaum den Spaß vernommen,
Ließ ſich den Anblick wohl behagen.
Er ſprach: So iſt man recht geſinnt!
Wer überwindet, der gewinnt.
Die Kirche hat einen guten Magen,
Hat ganze Länder aufgefreſſen,
Und doch noch nie ſich übergeſſen;
Die Kirch' allein, meine liebe Frauen,
Kann ungerechtes Gut verdauen.

Fauſt.

Das iſt ein allgemeiner Brauch,
Ein Jud' und König kann es auch.

Mephiſtopheles.

Strich drauf ein Spange, Kett' und Ring',
Als wären's eben Pfifferling',
Dankt' nicht weniger und nicht mehr,
Als ob's ein Korb voll Nüſſe wär',
Verſprach ihnen allen himmliſchen Lohn —
Und ſie waren ſehr erbaut davon.

Faust.

Und Gretchen?

Mephistopheles.

Sitzt nun unruhvoll,
Weiß weder was sie will noch soll,
Denkt ans Geschmeide Tag und Nacht,
Noch mehr an den, der's ihr gebracht.

Faust.

Des Liebchens Kummer thut mir leid.
Schaff' du ihr gleich ein neu Geschmeid'!
Am ersten war ja so nicht viel.

Mephistopheles.

O ja, dem Herrn ist alles Kinderspiel!

Faust.

Und mach', und richt's nach meinem Sinn!
Häng' dich an ihre Nachbarin!
Sey, Teufel, doch nur nicht wie Brei,
Und schaff' einen neuen Schmuck herbei!

Mephistopheles.

Ja, gnäd'ger Herr, von Herzen gerne. (Faust ab.)

Mephistopheles.

So ein verliebter Thor verpufft
Euch Sonne, Mond und alle Sterne
Zum Zeitvertreib dem Liebchen in die Luft. (Ab.)

er Nachbarin Haus.

Marthe (allein).

Gott verzeih's meinem lieben Mann,
Er hat an mir nicht wohlgethan!
Geht da ſtracks in die Welt hinein,
Und läßt mich auf dem Stroh allein.
Thät ihn doch wahrlich nicht betrüben,
Thät ihn, weiß Gott, recht herzlich lieben.
(Sie weint.)
Vielleicht iſt er gar todt! — O Pein! — —
Hätt' ich nur einen Todtenſchein!

Margarete kommt.

Margarete.

Frau Marthe!

Marthe.

Gretelchen, was ſoll's?

Margarete.

Faſt ſinken mir die Kniee nieder!
Da find' ich ſo ein Käſtchen wieder
In meinem Schrein, von Ebenholz,
Und Sachen, herrlich ganz und gar,
Weit reicher als das erſte war.

Marthe.

Das muß Sie nicht der Mutter ſagen;
Thät's wieder gleich zur Beichte tragen.

Margarete.

Ach ſeh' Sie nur! ach ſchau' Sie nur!

Marthe (putzt ſie auf).

O du glückſel'ge Creatur!

Margarete.

Darf mich, leider, nicht auf der Gaſſen,
Noch in der Kirche mit ſehen laſſen.

Marthe.

Komm du nur oft zu mir herüber,
Und leg' den Schmuck hier heimlich an;
Spazier' ein Stündchen lang dem Spiegelglas vorüber,
Wir haben unſre Freude dran.
Und dann giebt's einen Anlaß, giebt's ein Feſt,
Wo man's ſo nach und nach den Leuten ſehen läßt.
Ein Kettchen erſt, dann die Perlen ins Ohr;
Die Mutter ſieht's wohl nicht, man macht ihr auch was vor.

Margarete.

Wer konnte nur die beiden Käſtchen bringen?
Es geht nicht zu mit rechten Dingen!

(Es klopft.)

Margarete.

Ach Gott! mag das meine Mutter ſeyn?

Marthe (durchs Vorhängel guckend).

Es iſt ein fremder Herr — Herein!

Mephiſtopheles tritt auf.

Mephiſtopheles.

Bin ſo frei, grad' herein zu treten,
Muß bei den Frauen Verzeihn erbeten.

(Tritt ehrerbietig vor Margareten zurück.)

Wollte nach Frau Marthe Schwerdtlein fragen!

Marthe.

Ich bin's, was hat der Herr zu ſagen?

Mephiſtopheles (leiſe zu ihr).

Ich kenne Sie jetzt, mir iſt das genug;
Sie hat da gar vornehmen Beſuch.
Verzeiht die Freiheit, die ich genommen,
Will nach Mittage wieder kommen.

Marthe (laut).

Denk', Kind, um alles in der Welt!
Der Herr dich für ein Fräulein hält.

Margarete.

Ich bin ein armes junges Blut;
Ach Gott! der Herr iſt gar zu gut:
Schmuck und Geſchmeide ſind nicht mein.

Mephiſtopheles.

Ach, es iſt nicht der Schmuck allein;
Sie hat ein Weſen, einen Blick ſo ſcharf!
Wie freut mich's, daß ich bleiben darf!

Marthe.

Was bringt Er denn? Verlange ſehr —

Mephiſtopheles.

Ich wollt', ich hätt' eine frohere Mähr'!
Ich hoffe, Sie läßt mich's drum nicht büßen:
Ihr Mann iſt todt und läßt Sie grüßen.

Marthe.

Iſt todt? das treue Herz! O weh!
Mein Mann iſt todt! Ach, ich vergeh'!

Margarete.

Ach! liebe Frau, verzweifelt nicht!

Mephiſtopheles.

So hört die traurige Geſchicht'!

Margarete.

Ich möchte drum mein' Tag' nicht lieben,
Würde mich Verluſt zu Tode betrüben.

Mephiſtopheles.

Freud' muß Leid, Leid muß Freude haben.

Marthe.

Erzählt mir ſeines Lebens Schluß!

Mephiſtopheles.

Er liegt in Padua begraben
Beim heiligen Antonius,
An einer wohlgeweihten Stätte,
Zum ewig kühlen Ruhebette.

Marthe.

Habt ihr ſonſt nichts an mich zu bringen?

Mephiſtopheles.

Ja, eine Bitte, groß und ſchwer;
Laß Sie doch ja für ihn dreihundert Meſſen ſingen!
Im übrigen ſind meine Taſchen leer.

Marthe.

Was! nicht ein Schauſtück! Kein Geſchmeid'?
Was jeder Handwerksburſch im Grund des Säckels ſpart,
Zum Angedenken aufbewahrt,
Und lieber hungert, lieber bettelt!

Mephiſtopheles.

Madam, es thut mir herzlich leid;
Allein er hat ſein Geld wahrhaftig nicht verzettelt.
Auch er bereute ſeine Fehler ſehr,
Ja, und bejammerte ſein Unglück noch viel mehr.

Margarete.

Ach! daß die Menſchen ſo unglücklich ſind!
Gewiß, ich will für ihn manch Requiem noch beten.

Mephiſtopheles.

Ihr wäret werth, gleich in die Eh' zu treten:
Ihr ſeyd ein liebenswürdig Kind.

Margarete.

Ach nein! das geht jetzt noch nicht an.

Mephiſtopheles.

Iſt's nicht ein Mann, ſey's derweil' ein Galan.
's iſt eine der größten Himmelsgaben,
So ein lieb Ding im Arm zu haben.

Margarete.

Das iſt des Landes nicht der Brauch.

Mephiſtopheles.

Brauch oder nicht! Es giebt ſich auch.

Marthe.

Erzählt mir doch!

Mephiſtopheles.

Ich ſtand an ſeinem Sterbebette.
Es war was beſſer als von Miſt,
Von halbgefaultem Stroh; allein er ſtarb als Chriſt,
Und fand, daß er weit mehr noch auf der Zeche hätte.
Wie, rief er, muß ich mich von Grund aus haſſen,
So mein Gewerb, mein Weib ſo zu verlaſſen!
Ach! die Erinnrung tödtet mich.
Vergäb' ſie mir nur noch in dieſem Leben! —

Marthe (weinend).

Der gute Mann! ich hab' ihm längſt vergeben.

Mephiſtopheles.

Allein, weiß Gott! ſie war mehr Schuld als ich.

Marthe.

Das lügt er! Was! am Rand des Grabs zu lügen!

Mephiſtopheles.

Er fabelte gewiß in letzten Zügen,
Wenn ich nur halb ein Kenner bin.
Ich hatte, ſprach er, nicht zum Zeitvertreib zu gaſſen,
Erſt Kinder, und dann Brot für ſie zu ſchaffen,
Und Brot im allerweitſten Sinn,
Und konnte nicht einmal mein Theil in Frieden eſſen.

Marthe.

Hat er ſo aller Treu', ſo aller Lieb' vergeſſen,
Der Plackerei bei Tag und Nacht!

Mephiſtopheles.

Nicht doch, er hat euch herzlich dran gedacht.
Er ſprach: Als ich nun weg von Malta ging,
Da betet' ich für Frau und Kinder brünſtig;

Uns war denn auch der Himmel günſtig,
Daß unſer Schiff ein türkiſch Fahrzeug fing,
Das einen Schatz des großen Sultans führte.
Da ward der Tapferkeit ihr Lohn,
Und ich empfing denn auch, wie ſich's gebührte,
Mein wohlgemeßnes Theil davon.

Marthe.

Ei wie? Ei wo? hat er's vielleicht vergraben?

Mephiſtopheles.

Wer weiß, wo nun es die vier Winde haben!
Ein ſchönes Fräulein nahm ſich ſeiner an,
Als er in Napel fremd umher ſpazierte;
Sie hat an ihm viel Lieb's und Treu's gethan,
Daß er's bis an ſein ſelig Ende ſpürte.

Marthe.

Der Schelm! der Dieb an ſeinen Kindern!
Auch alles Elend, alle Noth
Konnt' nicht ſein ſchändlich Leben hindern!

Mephiſtopheles.

Ja ſeht! dafür iſt er nun todt.
Wär' ich nun jetzt an eurem Platze,
Betraurt' ich ihn ein züchtig Jahr,
Viſirte dann unterweil' nach einem neuen Schatze.

Marthe.

Ach Gott! wie doch mein erſter war,
Find' ich nicht leicht auf dieſer Welt den andern!
Es konnte kaum ein herziger Närrchen ſeyn.
Er liebte nur das allzuviele Wandern,
Und fremde Weiber, und fremden Wein,
Und das verfluchte Würfelſpiel.

Mephiſtopheles.

Nun, nun, ſo konnt' es gehn und ſtehen,
Wenn er euch ungefähr ſo viel
Von ſeiner Seite nachgeſehen.

Ich ſchwör' euch zu, mit dem Beding
Wechſelt' ich ſelbſt mit euch den Ring!

Marthe.

O, es beliebt dem Herrn zu ſcherzen!

Mephiſtopheles (für ſich).

Nun mach' ich mich bei Zeiten fort!
Die hielte wohl den Teufel ſelbſt beim Wort.
(Zu Gretchen.)
Wie ſteht es denn mit Ihrem Herzen?

Margarete.

Was meint der Herr damit?

Mephiſtopheles (für ſich).

Du gutes, unſchuldigs Kind!
(Laut.)
Lebt wohl, ihr Fraun!

Margarete.

Lebt wohl!

Marthe.

O ſagt mir doch geſchwind!
Ich möchte gern ein Zeugniß haben,
Wo, wie und wann mein Schatz geſtorben und begraben.
Ich bin von je der Ordnung Freund geweſen,
Möcht' ihn auch todt im Wochenblättchen leſen.

Mephiſtopheles.

Ja, gute Frau, durch zweier Zeugen Mund
Wird allerwegs die Wahrheit kund;
Habe noch gar einen feinen Geſellen,
Den will ich euch vor den Richter ſtellen.
Ich bring' ihn her.

Marthe.

O thut das ja!

Mephiſtopheles.

Und hier die Jungfrau iſt auch da?
Ein braver Knab'! iſt viel gereiſt,
Fräuleins alle Höflichkeit erweiſt.

Margarete.

Müßte vor dem Herren ſchamroth werden.

Mephiſtopheles.

Vor keinem Könige der Erden.

Marthe.

Da hinterm Haus in meinem Garten
Wollen wir der Herrn heut' Abend warten.

---

traße.

Fauſt. Mephiſtopheles.

Fauſt.

Wie iſt's? Will's fördern? Will's bald gehn?

Mephiſtopheles.

Ah bravo! Find' ich euch in Feuer?
In kurzer Zeit iſt Gretchen euer.
Heut' Abend ſollt' ihr ſie bei Nachbars Marthen ſehn:
Das iſt ein Weib wie auserleſen
Zum Kuppler- und Zigeunerweſen!

Fauſt.

So recht!

Mephiſtopheles.

Doch wird auch was von uns begehrt.

ſäumte, ſo oft ich in der Nähe war, mich wenigſtens an der eröfneten Atmoſphäre zu weiden. Dieſer merkwürdige Schlüſſel blieb eines Sonntag Morgens, da die Mutter von dem Geläute übereilt ward, und das ganze Haus in einer tiefen Sabbathſtille lag, ſtecken. Kaum hatte ich es bemerkt, als ich etlichemal ſachte an der Wand hin und her ging, mich endlich ſtill und fein andrängte, die Thüre öfnete, und mich mit Einem Schritt in der Nähe ſo vieler langgewünſchter Glückſeligkeit fühlte. Ich beſah Käſten, Säcke, Schachteln, Büchſen, Gläſer mit einem ſchnellen zweifelnden Blicke, was ich wählen und nehmen ſollte? griff endlich nach den vielgeliebten gewelkten Pflaumen, verſah mich mit einigen getrockneten Äpfeln, und nahm genügſam noch eine eingemachte Pomeranzenſchaale dazu: mit welcher Beute ich meinen Weg wieder rückwärts glitſchen

Faust.

Ein Dienſt iſt wohl des andern werth.

Mephiſtopheles.

Wir legen nur ein gültig Zeugniß nieder,
Daß ihres Ehherrn ausgereckte Glieder
In Padua an heil'ger Stätte ruhn.

Faust.

Sehr klug! Wir werden erſt die Reiſe machen müſſen!

Mephiſtopheles.

Sancta Simplicitas! darum iſt's nicht zu thun;
Bezeugt nur, ohne viel zu wiſſen.

Faust.

Wenn Er nichts Beſſers hat, ſo iſt der Plan zerriſſen.

Mephiſtopheles.

O heil'ger Mann! Da wärt ihr's nun!
Iſt es das erſtemal in eurem Leben,
Daß ihr falſch Zeugniß abgelegt?
Habt ihr von Gott, der Welt und was ſich drin bewegt,
Vom Menſchen, was ſich ihm in Kopf und Herzen regt,
Definitionen nicht mit großer Kraft gegeben,
Mit frecher Stirne, kühner Bruſt?
Und wollt ihr recht ins Innre gehen,
Habt ihr davon, ihr müßt es grad' geſtehen,
So viel als von Herrn Schwerdtleins Tod gewußt!

Faust.

Du biſt und bleibſt ein Lügner, ein Sophiſte.

Mephiſtopheles.

Ja, wenn man's nicht ein bißchen tiefer wüßte.
Denn morgen wirſt, in allen Ehren,
Das arme Gretchen nicht bethören,
Und alle Seelenlieb' ihr ſchwören?

Faust.

Und zwar von Herzen.

Mephiſtopheles.

Gut und ſchön!

Dann wird von ewiger Treu' und Liebe,
Von einzig überallmächt'gem Triebe —
Wird das auch so von Herzen gehn?

Faust.

Laß das! Es wird! — Wenn ich empfinde,
Für das Gefühl, für das Gewühl
Nach Namen suche, keinen finde,
Dann durch die Welt mit allen Sinnen schweife,
Nach allen höchsten Worten greife,
Und diese Gluth, von der ich brenne,
Unendlich, ewig, ewig nenne,
Ist das ein teuflisch Lügenspiel?

Mephistopheles.

Ich hab' doch Recht!

Faust.

Hör'! merk' dir dieß —
Ich bitte dich, und schone meine Lunge —
Wer Recht behalten will und hat nur eine Zunge,
Behält's gewiß.
Und komm, ich hab' des Schwätzens Ueberdruß;
Denn du hast Recht, vorzüglich weil ich muß.

Garten.

Margarete an Faustens Arm. Marthe mit Mephistopheles auf und ab spazierend.

Margarete.

Ich fühl' es wohl, daß mich der Herr nur schont,
Herab sich läßt, mich zu beschämen.
Ein Reisender ist so gewohnt,
Aus Gütigkeit fürlieb zu nehmen;
Ich weiß zu gut, daß solch erfahrnen Mann
Mein arm Gespräch nicht unterhalten kann.

Faust.

Ein Blick von dir, Ein Wort mehr unterhält,
Als alle Weisheit dieser Welt.

(Er küßt ihre Hand.)

Margarete.

Incommodirt euch nicht! Wie könnt ihr sie nur küssen?
Sie ist so garstig, ist so rauh!
Was hab' ich nicht schon alles schaffen müssen!
Die Mutter ist gar zu genau.

(Gehn vorüber.)

Marthe.

Und ihr, mein Herr, ihr reist so immer fort?

Mephistopheles.

Ach, daß Gewerb' und Pflicht uns dazu treiben!
Mit wie viel Schmerz verläßt man manchen Ort,
Und darf doch nun einmal nicht bleiben!

Marthe.

In raschen Jahren geht's wohl an,
So um und um frei durch die Welt zu streifen;
Doch kömmt die böse Zeit heran,
Und sich als Hagestolz allein zum Grab zu schleifen,
Das hat noch keinem wohl gethan.

Mephistopheles.

Mit Grausen seh' ich das von weiten.

Marthe.

Drum, werther Herr, berathet euch in Zeiten.

(Gehn vorüber.)

Margarete.

Ja, aus den Augen aus dem Sinn!
Die Höflichkeit ist euch geläufig;
Allein ihr habt der Freunde häufig,
Sie sind verständiger als ich bin.

Faust.

O Beste! glaube, was man so verständig nennt,
Ist oft mehr Eitelkeit und Kurzsinn.

Margarete.

Wie?

Faust.

Ach, daß die Einfalt, daß die Unschuld nie
Sich selbst und ihren heil'gen Werth erkennt!
Daß Demuth, Niedrigkeit, die höchsten Gaben
Der liebevoll austheilenden Natur —

Margarete.

Denkt ihr an mich ein Augenblickchen nur,
Ich werde Zeit genug an euch zu denken haben.

Faust.

Ihr seyd wohl viel allein?

Margarete.

Ja, unsre Wirthschaft ist nur klein,
Und doch will sie versehen seyn.
Wir haben keine Magd; muß kochen, fegen, stricken
Und nähn, und laufen früh und spat;
Und meine Mutter ist in allen Stücken
So accurat!
Nicht daß sie just so sehr sich einzuschränken hat;
Wir könnten uns weit eh'r als andre regen:
Mein Vater hinterließ ein hübsch Vermögen,
Ein Häuschen und ein Gärtchen vor der Stadt.
Doch hab' ich jetzt so ziemlich stille Tage;
Mein Bruder ist Soldat,
Mein Schwesterchen ist todt.
Ich hatte mit dem Kind wohl meine liebe Noth;
Doch übernähm' ich gern noch einmal alle Plage,
So lieb war mir das Kind.

Faust.

Ein Engel, wenn dir's glich.

Margarete.

Ich zog es auf, und herzlich liebt' es mich.
Es war nach meines Vaters Tod geboren;
Die Mutter gaben wir verloren,

So elend wie ſie damals lag,
Und ſie erholte ſich ſehr langſam, nach und nach.
Da konnte ſie nun nicht dran denken,
Das arme Würmchen ſelbſt zu tränken,
Und ſo erzog ich's ganz allein,
Mit Milch und Waſſer; ſo ward's mein.
Auf meinem Arm, in meinem Schooß
War's freundlich, zappelte, ward groß.

Fauſt.

Du haſt gewiß das reinſte Glück empfunden.

Margarete.

Doch auch gewiß gar manche ſchwere Stunden.
Des Kleinen Wiege ſtand zu Nacht
An meinem Bett'; es durfte kaum ſich regen,
War ich erwacht;
Bald mußt' ich's tränken, bald es zu mir legen,
Bald, wenn's nicht ſchwieg, vom Bett' aufſtehn,
Und tänzelnd in der Kammer auf und nieder gehn,
Und früh am Tage ſchon am Waſchtrog ſtehn;
Dann auf dem Markt und an dem Herde ſorgen,
Und immerfort wie heut ſo morgen.
Da geht's, mein Herr, nicht immer muthig zu;
Doch ſchmeckt dafür das Eſſen, ſchmeckt die Ruh.

(Gehn vorüber.)

Marthe.

Die armen Weiber ſind doch übel dran:
Ein Hageſtolz iſt ſchwerlich zu bekehren.

Mephiſtopheles.

Es käme nur auf eures Gleichen an,
Mich eines Beſſern zu belehren.

Marthe.

Sagt grad', mein Herr, habt ihr noch nichts gefunden?
Hat ſich das Herz nicht irgendwo gebunden?

Mephiſtopheles.

Das Sprichwort ſagt: Ein eigner Herd,
Ein braves Weib, ſind Gold und Perlen werth.

Marthe.

Ich meine, ob ihr niemals Luſt bekommen?

Mephiſtopheles.

Man hat mich überall recht höflich aufgenommen.

Marthe.

Ich wollte ſagen: ward's nie Ernſt in eurem Herzen?

Mephiſtopheles.

Mit Frauen ſoll man ſich nie unterſtehn zu ſcherzen.

Marthe.

Ach, ihr verſteht mich nicht!

Mephiſtopheles.

Das thut mir herzlich leid!
Doch ich verſteh' — daß ihr ſehr gütig ſeyd.
(Gehn vorüber.)

Fauſt.

Du kannteſt mich, o kleiner Engel, wieder,
Gleich als ich in den Garten kam?

Margarete.

Saht ihr es nicht? ich ſchlug die Augen nieder.

Fauſt.

Und du verzeihſt die Freiheit, die ich nahm,
Was ſich die Frechheit unterfangen,
Als du jüngſt aus dem Dom gegangen?

Margarete.

Ich war beſtürzt, mir war das nie geſchehn;
Es konnte niemand von mir Uebels ſagen.
Ach, dacht' ich, hat er in deinem Betragen
Was Freches, Unanſtändiges geſehn?
Es ſchien ihn gleich nur anzuwandeln,
Mit dieſer Dirne grade hin zu handeln.
Geſteh' ich's doch! ich wußte nicht, was ſich
Zu eurem Vortheil hier zu regen gleich begonnte;
Allein gewiß, ich war recht böſ' auf mich,
Daß ich auf euch nicht böſer werden konnte.

Fauſt.

Süß Liebchen!

Margarete.

Laßt einmal!

(Sie pflückt eine Sternblume und zupft die Blätter ab, eins nach dem andern.)

Fauſt.

Was ſoll das? Einen Strauß?

Margarete.

Nein, es ſoll nur ein Spiel.

Fauſt.

Wie?

Margarete.

Geht! ihr lacht mich aus.

(Sie rupft und murmelt.)

Fauſt.

Was murmelſt du?

Margarete (halb laut).

Er liebt mich — liebt mich nicht.

Fauſt.

Du holdes Himmels-Angeſicht!

Margarete (fährt fort).

Liebt mich — Nicht — Liebt mich — Nicht —

(Das letzte Blatt ausrupfend, mit holder Freude.)

Er liebt mich!

Fauſt.

Ja, mein Kind! Laß dieſes Blumenwort
Dir Götter-Ausſpruch ſeyn. Er liebt dich!
Verſtehſt du, was das heißt? Er liebt dich!

(Er faßt ihre beiden Hände.)

Margarete.

Mich überläuft's!

Fauſt.

O ſchaudre nicht! Laß dieſen Blick,
Laß dieſen Händedruck dir ſagen,
Was unausſprechlich iſt:
Sich hinzugeben ganz und eine Wonne
Zu fühlen, die ewig ſeyn muß!

Ewig! — Ihr Ende würde Verzweiflung ſeyn.
Nein, kein Ende! Kein Ende!

Margarete

(drückt ihm die Hände, macht ſich los und läuft weg. Er ſteht einen Augenblick in Gedanken, dann folgt er ihr.)

Marthe (kommend).

Die Nacht bricht an.

Mephiſtopheles.

Ja, und wir wollen fort.

Marthe.

Ich bät' euch, länger hier zu bleiben,
Allein es iſt ein gar zu böſer Ort.
Es iſt, als hätte niemand nichts zu treiben
Und nichts zu ſchaffen,
Als auf des Nachbarn Schritt und Tritt zu gaffen,
Und man kommt ins Gered', wie man ſich immer ſtellt.
Und unſer Pärchen?

Mephiſtopheles.

Iſt den Gang dort aufgeflogen.
Muthwill'ge Sommervögel!

Marthe.

Er ſcheint ihr gewogen.

Mephiſtopheles.

Und ſie ihm auch. Das iſt der Lauf der Welt!

Ein Gartenhäuschen.

Margarete ſpringt herein, ſteckt ſich hinter die Thür, hält die Fingerſpitze an die Lippen, und guckt durch die Ritze.

Margarete.

Er kommt!

Fauſt (kommt).

Ach Schelm! ſo neckſt du mich!
Treff' ich dich!

(Er küßt ſie.)

wollte, als mir ein paar nebeneinanderſtehende Kaſten in die Augen fielen, aus deren einem Dräte, oben mit Häkchen verſehen, durch den übel verſchloſſenen Schieber heraushingen. Ahndungsvoll fiel ich darüber her; und mit welcher überirdiſchen Empfindung entdeckte ich, daß darin meine Helden- und Freudenwelt aufeinander gepackt ſey? Ich wollte die oberſten aufheben, betrachten, die unterſten hervorziehen; allein gar bald verwirrte ich die leichten Dräte, kam darüber in Unruhe und Bangigkeit, beſonders da die Köchin in der benachbarten Küche einige Bewegungen machte, daß ich alles, ſo gut ich konnte, zuſammendrückte, den Kaſten zuſchob, nur ein geſchriebenes Büchelchen, worin die Comödie von David und Goliath aufgezeichnet war, das oben aufgelegen hatte, zu mir ſteckte, und mich mit dieſer Beute leiſe die Treppe hinauf in eine Dachkammer rettete.

Margarete

(ihn faſſend und den Kuß zurückgebend).

Beſter Mann! von Herzen lieb' ich dich!

Mephiſtopheles klopft an.

Fauſt (ſtampfend).

Wer da?

Mephiſtopheles.

Gut Freund!

Fauſt.

Ein Thier!

Mephiſtopheles.

Es iſt wohl Zeit zu ſcheiden.

Marthe (kommt).

Ja, es iſt ſpät, mein Herr.

Fauſt.

Darf ich euch nicht geleiten?

Margarete.

Die Mutter würde mich — Lebt wohl!

Fauſt.

Muß ich denn gehn?

Lebt wohl!

Marthe.

Ade!

Margarete.

Auf baldig Wiederſehn!

(Fauſt und Mephiſtopheles ab.)

Margarete.

Du lieber Gott! was ſo ein Mann
Nicht alles alles denken kann!
Beſchämt nur ſteh' ich vor ihm da,
Und ſag' zu allen Sachen ja.
Bin doch ein arm unwiſſend Kind,
Begreife nicht, was er an mir find't. (Ab).

Wald und Höhle.

Faust (allein).

Erhabner Geiſt, du gabſt mir, gabſt mir alles,
Warum ich bat. Du haſt mir nicht umſonſt
Dein Angeſicht im Feuer zugewendet.
Gabſt mir die herrliche Natur zum Königreich,
Kraft, ſie zu fühlen, zu genießen. Nicht
Kalt ſtaunenden Beſuch erlaubſt du nur,
Vergönneſt mir in ihre tiefe Bruſt,
Wie in den Buſen eines Freunds, zu ſchauen.
Du führſt die Reihe der Lebendigen
Vor mir vorbei, und lehrſt mich meine Brüder
Im ſtillen Buſch, in Luft und Waſſer kennen.
Und wenn der Sturm im Walde brauſt und knarrt,
Die Rieſenfichte ſtürzend Nachbaräſte
Und Nachbarſtämme quetſchend niederſtreift,
Und ihrem Fall dumpf hohl der Hügel donnert,
Dann führſt du mich zur ſichern Höhle, zeigſt
Mich dann mir ſelbſt, und meiner eignen Bruſt
Geheime tiefe Wunder öffnen ſich.
Und ſteigt vor meinem Blick der reine Mond
Beſänftigend herüber, ſchweben mir
Von Felſenwänden, aus dem feuchten Buſch

Der Vorwelt ſilberne Geſtalten auf,
Und lindern der Betrachtung ſtrenge Luſt.

O daß dem Menſchen nichts Vollkommnes wird,
Empfind' ich nun. Du gabſt zu dieſer Wonne,
Die mich den Göttern nah und näher bringt,
Mir den Gefährten, den ich ſchon nicht mehr
Entbehren kann, wenn er gleich, kalt und frech,
Mich vor mir ſelbſt erniedrigt, und zu Nichts,
Mit einem Worthauch, deine Gaben wandelt.
Er facht in meiner Bruſt ein wildes Feuer
Nach jenem ſchönen Bild geſchäftig an.
So tauml' ich von Begierde zu Genuß,
Und im Genuß verſchmacht' ich nach Begierde.

Mephiſtopheles tritt auf.

Mephiſtopheles.

Habt ihr nun bald das Leben g'nug geführt?
Wie kann's euch in die Länge freuen?
Es iſt wohl gut, daß man's einmal probirt;
Dann aber wieder zu was Neuen!

Fauſt.

Ich wollt', du hätteſt mehr zu thun,
Als mich am guten Tag zu plagen.

Mephiſtopheles.

Nun, nun! ich laſſ' dich gerne ruhn,
Du darfſt mir's nicht im Ernſte ſagen.
An dir Geſellen, unhold, barſch und toll,
Iſt wahrlich wenig zu verlieren.
Den ganzen Tag hat man die Hände voll!
Was ihm gefällt und was man laſſen ſoll,
Kann man dem Herrn nie an der Naſe ſpüren.

Fauſt.

Das iſt ſo juſt der rechte Ton!
Er will noch Dank, daß er mich ennüyirt.

Mephiſtopheles.

Wie hättſt du, armer Erdenſohn,
Dein Leben ohne mich geführt?
Vom Kribskrabs der Imagination
Hab' ich dich doch auf Zeiten lang curirt;
Und wär' ich nicht, ſo wärſt du ſchon
Von dieſem Erdball abſpaziert.
Was haſt du da in Höhlen, Felſenritzen
Dich wie ein Schuhu zu verſitzen?
Was ſchlurfſt aus dumpfem Moos und triefendem Geſtein,
Wie eine Kröte, Nahrung ein?
Ein ſchöner, ſüßer Zeitvertreib!
Dir ſteckt der Doctor noch im Leib.

Fauſt.

Verſtehſt du, was für neue Lebenskraft
Mir dieſer Wandel in der Oede ſchafft?
Ja, würdeſt du es ahnen können,
Du wäreſt Teufel g'nug, mein Glück mir nicht zu gönnen.

Mephiſtopheles.

Ein überirdiſches Vergnügen!
In Nacht und Thau auf den Gebirgen liegen,
Und Erd' und Himmel wonniglich umfaſſen,
Zu einer Gottheit ſich aufſchwellen laſſen,
Der Erde Mark mit Ahnungsdrang durchwühlen,
Alle ſechs Tagewerk' im Buſen fühlen,
In ſtolzer Kraft ich weiß nicht was genießen,
Bald liebewonniglich in alles überfließen,
Verſchwunden ganz der Erdenſohn,
Und dann die hohe Intuition —

(Mit einer Geberde.)

Ich darf nicht ſagen wie — zu ſchließen.

Fauſt.

Pfui über dich!

Mephiſtopheles.

Das will euch nicht behagen;
Ihr habt das Recht, geſittet pfui zu ſagen.

Man darf das nicht vor keuſchen Ohren nennen
Was keuſche Herzen nicht entbehren können.
Und kurz und gut, ich gönn' Ihm das Vergnügen,
Gelegentlich ſich etwas vorzulügen;
Doch lange hält Er das nicht aus.
Du biſt ſchon wieder abgetrieben,
Und, währt es länger, aufgerieben
In Tollheit oder Angſt und Graus.
Genug damit! Dein Liebchen ſitzt dadrinne,
Und alles wird ihr eng' und trüb'.
Du kommſt ihr gar nicht aus dem Sinne,
Sie hat dich übermächtig lieb.
Erſt kam deine Liebeswuth übergefloſſen,
Wie vom geſchmolznen Schnee ein Bächlein überſteigt;
Du haſt ſie ihr ins Herz gegoſſen,
Nun iſt dein Bächlein wieder ſeicht.
Mich dünkt, anſtatt in Wäldern zu thronen,
Ließ' es dem großen Herren gut,
Das arme affenjunge Blut
Für ſeine Liebe zu belohnen.
Die Zeit wird ihr erbärmlich lang;
Sie ſteht am Fenſter, ſieht die Wolken ziehn
Ueber die alte Stadtmauer hin.
Wenn ich ein Vöglein wär'! ſo geht ihr Geſang
Tage lang, halbe Nächte lang.
Einmal iſt ſie munter, meiſt betrübt,
Einmal recht ausgeweint,
Dann wieder ruhig, wie's ſcheint,
Und immer verliebt.

Fauſt.

Schlange! Schlange!

Mephiſtopheles (für ſich).

Gelt! daß ich dich fange!

Fauſt.

Verruchter! hebe dich von hinnen,
Und nenne nicht das ſchöne Weib!

Bring' die Begier zu ihrem ſüßen Leib
Nicht wieder vor die halb verrückten Sinnen!

Mephiſtopheles.

Was ſoll es denn? Sie meint, du ſeyſt entflohn,
Und halb und halb biſt du es ſchon.

Fauſt.

Ich bin ihr nah, und wär' ich noch ſo fern,
Ich kann ſie nie vergeſſen, nie verlieren;
Ja, ich beneide ſchon den Leib des Herrn,
Wenn ihre Lippen ihn indeß berühren.

Mephiſtopheles.

Gar wohl, mein Freund! Ich hab' euch oft beneidet
Ums Zwillingspaar, das unter Roſen weidet.

Fauſt.

Entfliehe, Kuppler!

Mephiſtopheles.

Schön! Ihr ſchimpft und ich muß lachen.
Der Gott, der Bub' und Mädchen ſchuf,
Erkannte gleich den edelſten Beruf,
Auch ſelbſt Gelegenheit zu machen.
Nur fort, es iſt ein großer Jammer!
Ihr ſollt in eures Liebchens Kammer,
Nicht etwa in den Tod.

Fauſt.

Was iſt die Himmelsfreud' in ihren Armen?
Laß mich an ihrer Bruſt erwarmen!
Fühl' ich nicht immer ihre Noth?
Bin ich der Flüchtling nicht, der Unbehauſte,
Der Unmenſch ohne Zweck und Ruh,
Der wie ein Waſſerſturz von Fels zu Felſen brauſte
Begierig wüthend nach dem Abgrund zu?
Und ſeitwärts ſie, mit kindlich dumpfen Sinnen,
Im Hüttchen auf dem kleinen Alpenfeld,
Und all ihr häusliches Beginnen
Umfangen in der kleinen Welt.

Und ich, der Gottverhaßte, hatte nicht genug,
Daß ich die Felſen faßte
Und ſie zu Trümmern ſchlug!
Sie, ihren Frieden mußt' ich untergraben!
Du, Hölle, mußteſt dieſes Opfer haben!
Hilf, Teufel, mir die Zeit der Angſt verkürzen!
Was muß geſchehn, mag's gleich geſchehn!
Mag ihr Geſchick auf mich zuſammenſtürzen
Und ſie mit mir zu Grunde gehn!

Mephiſtopheles.

Wie's wieder ſiedet, wieder glüht!
Geh ein und tröſte ſie, du Thor!
Wo ſo ein Köpfchen keinen Ausgang ſieht,
Stellt er ſich gleich das Ende vor.
Es lebe, wer ſich tapfer hält!
Du biſt doch ſonſt ſo ziemlich eingeteufelt.
Nichts Abgeſchmackters ſind' ich auf der Welt,
Als einen Teufel, der verzweifelt.

Gretchens Stube.

Gretchen (am Spinnrade allein).

Meine Ruh' iſt hin,
Mein Herz iſt ſchwer;
Ich finde ſie nimmer
Und nimmermehr.

Wo ich ihn nicht hab',
Iſt mir das Grab,
Die ganze Welt
Iſt mir vergällt.

Mein armer Kopf
Iſt mir verrückt,
Mein armer Sinn
Iſt mir zerſtückt.

Meine Ruh' iſt hin,
Mein Herz iſt ſchwer;
Ich finde ſie nimmer
Und nimmermehr.

Nach ihm nur ſchau' ich
Zum Fenſter hinaus,
Nach ihm nur geh' ich
Aus dem Haus.

Sein hoher Gang,
Sein' edle Geſtalt,
Seines Mundes Lächeln,
Seiner Augen Gewalt,

Und ſeiner Rede
Zauberfluß,
Sein Händedruck,
Und ach! ſein Kuß!

Meine Ruh' iſt hin,
Mein Herz iſt ſchwer;
Ich finde ſie nimmer
Und nimmermehr.

Mein Buſen drängt
Sich nach ihm hin;
Ach, dürft' ich faſſen
Und halten ihn!

Und küſſen ihn,
So wie ich wollt',
An ſeinen Küſſen
Vergehen ſollt'!

Marthens Garten.

Margarete. Fauſt.

Margarete.

Verſprich mir, Heinrich!

Fauſt.

Was ich kann!

Margarete.

Nun ſag', wie haſt du's mit der Religion?
Du biſt ein herzlich guter Mann,
Allein ich glaub', du hältſt nicht viel davon.

Fauſt.

Laß das, mein Kind! Du fühlſt, ich bin dir gut;
Für meine Lieben ließ' ich Fleiſch und Blut,
Will niemand ſein Gefühl und ſeine Kirche rauben.

Margarete.

Das iſt nicht recht, man muß dran glauben!

Fauſt.

Muß man?

Margarete.

Ach, wenn ich etwas auf dich könnte!
Du ehrſt auch nicht die heil'gen Sacramente.

Fauſt.

Ich ehre ſie.

Margarete.

Doch ohne Verlangen.
Zur Meſſe, zur Beichte biſt du lange nicht gegangen.
Glaubſt du an Gott?

Fauſt.

Mein Liebchen, wer darf ſagen,
Ich glaub' an Gott?
Magſt Prieſter oder Weiſe fragen,
Und ihre Antwort ſcheint nur Spott
Ueber den Frager zu ſeyn.

Margarete.

So glaubst du nicht?

Faust.

Mißhör' mich nicht, du holdes Angesicht!
Wer darf ihn nennen?
Und wer bekennen:
Ich glaub' ihn.
Wer empfinden
Und sich unterwinden
Zu sagen: ich glaub' ihn nicht?
Der Allumfasser,
Der Allerhalter,
Faßt und erhält er nicht
Dich, mich, sich selbst?
Wölbt sich der Himmel nicht dadroben?
Liegt die Erde nicht hierunten fest?
Und steigen freundlich blickend
Ewige Sterne nicht herauf?
Schau' ich nicht Aug' in Auge dir,
Und drängt nicht alles
Nach Haupt und Herzen dir,
Und webt in ewigem Geheimniß
Unsichtbar sichtbar neben dir?
Erfüll' davon dein Herz, so groß es ist,
Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist,
Nenn' es dann, wie du willst,
Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Namen
Dafür! Gefühl ist alles;
Name ist Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsgluth.

Margarete.

Das ist alles recht schön und gut;
Ungefähr sagt das der Pfarrer auch,
Nur mit ein bischen andern Worten.

Von der Zeit an wandte ich alle verſtohlenen einſamen Stunden darauf, mein Schauſpiel wiederholt zu leſen, es auswendig zu lernen, und mir in Gedanken vorzuſtellen, wie herrlich es ſeyn müßte, wenn ich auch die Geſtalten dazu mit meinen Fingern beleben könnte. Ich ward darüber in meinen Gedanken ſelbſt zum David und zum Goliath. In allen Winkeln des Bodens, der Ställe, des Gartens, unter allerley Umſtänden, ſtudierte ich das Stück ganz in mich hinein, ergriff alle Rollen, und lernte ſie auswendig, nur daß ich mich meiſt an den Platz der Haupthelden zu ſetzen pflegte, und die übrigen wie Trabanten nur im Gedächtniſſe mitlaufen ließ. So lagen mir die großmüthigen Reden Davids, mit denen er den übermüthigen Rieſen Goliath herausforderte, Tag und Nacht im Sinne; ich murmelte ſie oft vor mich hin, niemand gab Acht darauf, als

Faust.

Es sagen's aller Orten
Alle Herzen unter dem himmlischen Tage,
Jedes in seiner Sprache;
Warum nicht ich in der meinen?

Margarete.

Wenn man's so hört, möcht's leidlich scheinen,
Steht aber doch immer schief darum;
Denn du hast kein Christenthum.

Faust.

Liebs Kind!

Margarete.

Es thut mir lang' schon weh,
Daß ich dich in der Gesellschaft seh'.

Faust.

Wie so?

Margarete.

Der Mensch, den du da bei dir hast.
Ist mir in tiefer innrer Seele verhaßt;
Es hat mir in meinem Leben
So nichts einen Stich ins Herz gegeben,
Als des Menschen widrig Gesicht.

Faust.

Liebe Puppe, fürcht' ihn nicht!

Margarete.

Seine Gegenwart bewegt mir das Blut.
Ich bin sonst allen Menschen gut;
Aber, wie ich mich sehne, dich zu schauen,
Hab' ich vor dem Menschen ein heimlich Grauen,
Und halt' ihn für einen Schelm dazu!
Gott verzeih' mir's, wenn ich ihm Unrecht thu'!

Faust.

Es muß auch solche Käuze geben.

Margarete.

Wollte nicht mit ſeines Gleichen leben!
Kommt er einmal zur Thür' herein,
Sieht er immer ſo ſpöttiſch drein,
Und halb ergrimmt;
Man ſieht, daß er an nichts keinen Antheil nimmt;
Es ſteht ihm an der Stirn' geſchrieben,
Daß er nicht mag eine Seele lieben.
Mir wird's ſo wohl in deinem Arm,
So frei, ſo hingegeben warm,
Und ſeine Gegenwart ſchnürt mir das Innre zu.

Fauſt.

Du ahnungsvoller Engel du!

Margarete.

Das übermannt mich ſo ſehr,
Daß, wo er nur mag zu uns treten,
Mein' ich ſogar, ich liebte dich nicht mehr.
Auch wenn er da iſt, könnt' ich nimmer beten,
Und das frißt mir ins Herz hinein;
Dir, Heinrich, muß es auch ſo ſeyn.

Fauſt.

Du haſt nun die Antipathie!

Margarete.

Ich muß nun fort.

Fauſt.

Ach, kann ich nie
Ein Stündchen ruhig dir am Buſen hängen,
Und Bruſt an Bruſt und Seel' in Seele drängen?

Margarete.

Ach, wenn ich nur alleine ſchlief'!
Ich ließ dir gern heut Nacht den Riegel offen;
Doch meine Mutter ſchläft nicht tief,
Und würden wir von ihr betroffen,
Ich wär' gleich auf der Stelle todt!

Faust.

Du Engel, das hat keine Noth.
Hier ist ein Fläschchen! Drei Tropfen nur
In ihren Trank umhüllen
Mit tiefem Schlaf gefällig die Natur.

Margarete.

Was thu' ich nicht um deinetwillen?
Es wird ihr hoffentlich nicht schaden!

Faust.

Würd' ich sonst, Liebchen, dir es rathen?

Margarete.

Seh' ich dich, bester Mann, nur an,
Weiß nicht, was mich nach deinem Willen treibt;
Ich habe schon so viel für dich gethan,
Daß mir zu thun fast nichts mehr übrig bleibt. (Ab.)

Mephistopheles tritt auf.

Mephistopheles.

Der Grasaff'! ist er weg?

Faust.

Hast wieder spionirt?

Mephistopheles.

Ich hab's ausführlich wohl vernommen,
Herr Doctor wurden da katechisirt;
Hoff', es soll Ihnen wohl bekommen.
Die Mädels sind doch sehr interessirt,
Ob einer fromm und schlicht nach altem Brauch.
Sie denken, duckt er da, folgt er uns eben auch.

Faust.

Du Ungeheuer siehst nicht ein,
Wie diese treue liebe Seele,
Von ihrem Glauben voll,
Der ganz allein
Ihr seligmachend ist, sich heilig quäle,
Daß sie den liebsten Mann verloren halten soll.

Mephiſtopheles.

Du überſinnlicher, ſinnlicher Freier,
Ein Mägdelein naſführet dich.

Fauſt.

Du Spottgeburt von Dreck und Feuer!

Mephiſtopheles.

Und die Phyſiognomie verſteht ſie meiſterlich.
In meiner Gegenwart wird's ihr ſie weiß nicht wie,
Mein Mäskchen da weiſſagt verborgnen Sinn;
Sie fühlt, daß ich ganz ſicher ein Genie,
Vielleicht wohl gar der Teufel bin.
Nun heute Nacht —?

Fauſt.

Was geht dich's an?

Mephiſtopheles.

Hab' ich doch meine Freude dran!

Am Brunnen.

Gretchen und Lieschen mit Krügen.

Lieschen.

Haſt nichts von Bärbelchen gehört?

Gretchen.

Kein Wort. Ich komm' gar wenig unter Leute.

Lieschen.

Gewiß, Sibylle ſagt' mir's heute!
Die hat ſich endlich auch bethört.
Das iſt das Vornehmthun!

Gretchen.

Wie ſo?

Lieschen.

Es ſtinkt!
Sie füttert zwei, wenn ſie nun ißt und trinkt.

Gretchen.

Ach!

Lieschen.

So iſt's ihr endlich recht ergangen.
Wie lange hat ſie an dem Kerl gehangen!
Das war ein Spazieren,
Auf Dorf und Tanzplatz Führen!
Mußt' überall die erſte ſeyn,
Curteſirt' ihr immer mit Paſtetchen und Wein;
Bild't ſich was auf ihre Schönheit ein,
War doch ſo ehrlos, ſich nicht zu ſchämen,
Geſchenke von ihm anzunehmen.
War ein Gekoſ' und ein Geſchleck';
Da iſt denn auch das Blümchen weg!

Gretchen.

Das arme Ding!

Lieschen.

Bedauerſt ſie noch gar!
Wenn unſer eins am Spinnen war,
Uns Nachts die Mutter nicht hinunter ließ,
Stand ſie bei ihrem Buhlen ſüß;
Auf der Thürbank und im dunkeln Gang
Ward ihnen keine Stunde zu lang.
Da mag ſie denn ſich ducken nun,
Im Sünderhemdchen Kirchbuß' thun!

Gretchen.

Er nimmt ſie gewiß zu ſeiner Frau.

Lieschen.

Er wär' ein Narr! Ein flinker Jung'
Hat anderwärts noch Luſt genung;
Er iſt auch fort.

Gretchen.

Das iſt nicht ſchön!

Lieschen.

Kriegt ſie ihn, ſoll's ihr übel gehn.
Das Kränzel reißen die Buben ihr,
Und Häckerling ſtreuen wir vor die Thür!

(Ab.)

Gretchen (nach Hauſe gehend).

Wie konnt' ich ſonſt ſo tapfer ſchmälen,
Wenn thät ein armes Mägdlein fehlen!
Wie konnt' ich über andrer Sünden
Nicht Worte g'nug der Zunge finden!
Wie ſchien mir's ſchwarz, und ſchwärzt's noch gar,
Mir's immer doch nicht ſchwarz g'nug war,
Und ſegnet' mich und that ſo groß,
Und bin nun ſelbſt der Sünde bloß!
Doch — alles, was dazu mich trieb,
Gott, war ſo gut! ach, war ſo lieb!

Zwinger.

In der Mauerhöhle ein Andachtsbild der Mater dolorosa, Blumenkrüge davor.

Gretchen

(ſteckt friſche Blumen in die Krüge).

Ach neige,
Du Schmerzenreiche,
Dein Antlitz gnädig meiner Noth!

Das Schwert im Herzen,
Mit tauſend Schmerzen
Blickſt auf zu deines Sohnes Tod.

Zum Vater blickſt du,
Und Seufzer ſchickſt du
Hinauf um ſein' und deine Noth.

Wer fühlet,
Wie wühlet
Der Schmerz mir im Gebein?
Was mein armes Herz hier banget,
Was es zittert, was verlanget,
Weißt nur du, nur du allein!

Wohin ich immer gehe,
Wie weh, wie weh, wie wehe
Wird mir im Buſen hier!
Ich bin, ach! kaum alleine,
Ich wein', ich wein', ich weine,
Das Herz zerbricht in mir.

Die Scherben vor meinem Fenſter
Bethaut' ich mit Thränen, ach!
Als ich am frühen Morgen
Dir dieſe Blumen brach.

Schien hell in meine Kammer
Die Sonne früh herauf,
Saß ich in allem Jammer
In meinem Bett' ſchon auf.

Hilf! rette mich von Schmach und Tod!
Ach neige,
Du Schmerzenreiche,
Dein Antlitz gnädig meiner Noth!

der Vater, der manchmal einen solchen Ausruf bemerkte, und bey sich selbst das gute Gedächtniß seines Knabens prieß, der von so wenigem Zuhören so mancherley habe behalten können.

Hierdurch ward ich immer verwegener, und rezitirte eines Abends das Stück zum größten Theile vor meiner Mutter, indem ich mir einige Wachsklümpchen zu Schauspielern bereitete. Sie merkte auf, drang in mich, und ich gestand.

Glücklicher Weise fiel diese Entdeckung in die Zeit, da der Lieutenant selbst den Wunsch geäussert hatte, mich in diese Geheimnisse einweihen zu dürfen. Meine Mutter gab ihm sogleich Nachricht von dem unerwarteten Talente ihres Sohnes, und er wußte nun einzuleiten, daß man ihm ein Paar Zimmer im obersten Stocke, die gewöhnlich leer standen, überließ, in deren einem wieder

Nacht.

Straße vor Gretchens Thüre.

Valentin, Soldat, Gretchens Bruder.

Wenn ich ſo ſaß bei einem Gelag,
Wo mancher ſich berühmen mag,
Und die Geſellen mir den Flor
Der Mägdlein laut geprieſen vor,
Mit vollem Glas das Lob verſchwemmt,
Den Ellenbogen aufgeſtemmt;
Saß ich in meiner ſichern Ruh,
Hört' all' dem Schwadroniren zu,
Und ſtreiche lächelnd meinen Bart,
Und kriege das volle Glas zur Hand
Und ſage: Alles nach ſeiner Art!
Aber iſt eine im ganzen Land,
Die meiner trauten Gretel gleicht,
Die meiner Schweſter das Waſſer reicht?

Tep! Tep! Kling! Klang! das ging herum!
Die einen ſchrieen: Er hat Recht,
Sie iſt die Zier vom ganzen Geſchlecht!
Da ſaßen alle die Leber ſtumm.
Und nun! — ums Haar ſich auszuraufen
Und an den Wänden hinauf zu laufen! —
Mit Stichelreden, Naſerümpfen
Soll jeder Schurke mich beſchimpfen!
Soll wie ein böſer Schuldner ſitzen,
Bei jedem Zufallswörtchen ſchwitzen!
Und möcht' ich ſie zuſammenſchmeißen,
Könnt' ich ſie doch nicht Lügner heißen.

Was kommt heran? Was ſchleicht herbei?
Irr' ich nicht, es ſind ihrer zwei.
Iſt er's, gleich pack' ich ihn beim Felle
Soll nicht lebendig von der Stelle!

Faust. Mephistopheles.

Faust.

Wie von dem Fenſter dort der Sakriſtei
Aufwärts der Schein des ew'gen Lämpchens flämmert
Und ſchwach und ſchwächer ſeitwärts dämmert,
Und Finſterniß drängt ringsum bei!
So ſieht's in meinem Buſen nächtig.

Mephistopheles.

Und mir iſt's wie dem Kätzlein ſchmächtig,
Das an den Feuerleitern ſchleicht,
Sich leiſ' dann um die Mauern ſtreicht;
Mir iſt's ganz tugendlich dabei,
Ein bißchen Diebsgelüſt, ein bißchen Rammelei.
So ſpukt mir ſchon durch alle Glieder
Die herrliche Walpurgisnacht.
Die kommt uns übermorgen wieder,
Da weiß man doch, warum man wacht.

Faust.

Rückt wohl der Schatz indessen in die Höh',
Den ich dort hinten flimmern seh'?

Mephistopheles.

Du kannst die Freude bald erleben,
Das Kesselchen herauszuheben.
Ich schielte neulich so hinein,
Sind herrliche Löwenthaler drein.

Faust.

Nicht ein Geschmeide, nicht ein Ring,
Meine liebe Buhle damit zu zieren?

Mephistopheles.

Ich sah dabei wohl so ein Ding,
Als wie eine Art von Perlenschnüren.

Faust.

So ist es recht! Mir thut es weh,
Wenn ich ohne Geschenke zu ihr geh'

Mephistopheles.

Es sollt' euch eben nicht verdrießen,
Umsonst auch etwas zu genießen.
Jetzt, da der Himmel voller Sterne glüht,
Sollt ihr ein wahres Kunststück hören:
Ich sing' ihr ein metalisch Lied,
Um sie gewisser zu bethören.

(Singt zur Zither.)

Was machst du mir
Vor Liebchens Thür,
Kathrinchen, hier
Bei frühem Tagesblicke?
Laß, laß es seyn!
Sie läßt dich ein,
Als Mädchen ein,
Als Mädchen nicht zurücke.

Nehmt euch in Acht!
Iſt es vollbracht,
Dann gute Nacht,
Ihr armen, armen Dinger!
Habt ihr euch lieb,
Thut keinem Dieb
Nur nichts zu Lieb',
Als mit dem Ring am Finger.

Valentin (tritt vor).

Wen lockſt du hier? beim Element!
Vermaledeiter Rattenfänger!
Zum Teufel erſt das Inſtrument!
Zum Teufel hinterdrein den Sänger!

Mephiſtopheles.

Die Zither iſt entzwei! an der iſt nichts zu halten.

Valentin.

Nun ſoll es an ein Schädelſpalten!

Mephiſtopheles (zu Fauſt).

Herr Doctor, nicht gewichen! Friſch!
Hart an mich an, wie ich euch führe!
Heraus mit eurem Flederwiſch!
Nur zugeſtoßen! Ich parire.

Valentin.

Parire den!

Mephiſtopheles.

Warum denn nicht?

Valentin.

Auch den!

Mephiſtopheles.

Gewiß!

Valentin.

Ich glaub', der Teufel ficht!
Was iſt denn das? Schon wird die Hand mir lahm.

Mephiſtopheles (zu Fauſt).

Stoß zu!

Valentin (fällt).

O weh!

Mephiſtopheles.

Nun iſt der Lümmel zahm!
Nun aber fort! Wir müſſen gleich verſchwinden:
Denn ſchon entſteht ein mörderlich Geſchrei.
Ich weiß mich trefflich mit der Polizei,
Doch mit dem Blutbann ſchlecht mich abzufinden.

Marthe (am Fenſter).

Heraus! Heraus!

Gretchen (am Fenſter).

Herbei ein Licht!

Marthe (wie oben).

Man ſchilt und rauft, man ſchreit und ficht.

Volk.

Da liegt ſchon einer todt!

Marthe (heraustretend).

Die Mörder, ſind ſie denn entflohn?

Gretchen (heraustretend).

Wer liegt hier?

Volk.

Deiner Mutter Sohn.

Gretchen.

Allmächtiger! welche Noth!

Valentin.

Ich ſterbe! das iſt bald geſagt
Und bälder noch gethan.
Was ſteht ihr Weiber, heult und klagt?
Kommt her und hört mich an!

(Alle treten um ihn.)

Mein Gretchen, ſieh! du biſt noch jung,
Biſt gar noch nicht geſcheidt genung,
Machſt deine Sachen ſchlecht.
Ich ſag' dir's im Vertrauen nur:
Du biſt doch nun einmal eine Hur';
So ſey's auch eben recht.

Gretchen.

Mein Bruder! Gott! Was ſoll mir das?

Valentin.

Laß unſern Herr Gott aus dem Spaß.
Geſchehn iſt leider nun geſchehn,
Und wie es gehn kann, ſo wird's gehn.
Du fingſt mit Einem heimlich an,
Bald kommen ihrer mehre dran,
Und wenn dich erſt ein Dutzend hat,
So hat dich auch die ganze Stadt.

Wenn erſt die Schande wird geboren,
Wird ſie heimlich zur Welt gebracht,
Und man zieht den Schleier der Nacht
Ihr über Kopf und Ohren;
Ja, man möchte ſie gern ermorden.
Wächſt ſie aber und macht ſich groß,
Dann geht ſie auch bei Tage bloß,
Und iſt doch nicht ſchöner geworden.
Je häßlicher wird ihr Geſicht,
Je mehr ſucht ſie des Tages Licht.

Ich ſeh' wahrhaftig ſchon die Zeit,
Daß alle brave Bürgersleut',
Wie von einer angeſteckten Leichen,
Von dir, du Metze! ſeitab weichen.
Dir ſoll das Herz im Leib verzagen,
Wenn ſie dir in die Augen ſehn!
Sollſt keine goldne Kette mehr tragen!
In der Kirche nicht mehr am Altar ſtehn!
In einem ſchönen Spitzenkragen
Dich nicht beim Tanze wohlbehagen!
In eine finſtre Jammereckeu
Unter Bettler und Krüppel dich verſtecken,
Und wenn dir denn auch Gott verzeiht,
Auf Erden ſeyn vermaledeit!

Marthe.

Befehlt eure Seele Gott zu Gnaden!
Wollt ihr noch Läſtrung auf euch laden?

Valentin.

Könnt' ich dir nur an den dürren Leib,
Du ſchändlich kupplériſches Weib!
Da hofft' ich aller meiner Sünden
Vergebung reiche Maß zu finden.

Gretchen.

Mein Bruder! Welche Höllenpein!

Valentin.

Ich ſage, laß die Thränen ſeyn!
Da du dich ſprachſt der Ehre los,
Gabſt mir den ſchwerſten Herzensſtoß.
Ich gehe durch den Todesſchlaf
Zu Gott ein als Soldat und brav.
(Stirbt.)

Dom.

Amt, Orgel und Geſang.

Gretchen unter vielem Volke. Böſer Geiſt hinter Gretchen.

Böſer Geiſt.

Wie anders, Gretchen, war dir's,
Als du noch voll Unſchuld
Hier zum Altar tratſt,
Aus dem vergriffnen Büchelchen
Gebete lalltest,
Halb Kinderſpiele,
Halb Gott im Herzen!
Gretchen!
Wo ſteht dein Kopf?
In deinem Herzen
Welche Miſſethat?
Bet'ſt du für deiner Mutter Seele, die
Durch dich zur langen, langen Pein hinüberſchlief?
Auf deiner Schwelle weſſen Blut?
— Und unter deinem Herzen
Regt ſich's nicht quillend ſchon?
Und ängſtet dich und ſich
Mit ahnungsvoller Gegenwart?

Gretchen.

Weh! Weh!
Wär' ich der Gedanken los,
Die mir herüber und hinüber gehen
Wider mich!

Chor.

Dies irae, dies illa
Solvet saeclum in favilla.
(Tregetton.)

Böser Geiß.

Grimm faßt dich!
Die Posaune tönt!
Die Gräber beben!
Und dein Herz,
Aus Aschenruh'
Zu Flammenqualen
Wieder aufgeschaffen,
Bebt auf!

Gretchen.

Wär' ich hier weg!
Mir ist, als ob die Orgel mir
Den Athem versetzte,
Gesang mein Herz
Im Tiefsten löste.

Chor.

Judex ergo cum sedebit,
Quidquid latet adparebit,
Nil inultum remanebit.

Gretchen.

Mir wird so eng'!
Die Mauernpfeiler
Befangen mich!
Das Gewölbe
Drängt mich! — Luft!

Böſer Geiſt.

Verbirg dich! Sünd' und Schande
Bleibt nicht verborgen.
Luft? Licht?
Weh dir!

Chor.

Quid sum miser tunc dicturus,
Quem patronum rogaturus,
Cum vix justus sit securus?

Böſer Geiſt.

Ihr Antlitz wenden
Verklärte von dir ab.
Die Hände dir zu reichen,
Schaudert's den Reinen!
Weh!

Chor.

Quid sum miser tunc dicturus?

Gretchen.

Nachbarin! Euer Fläſchchen! —

(Sie fällt in Ohnmacht.)

die Zuſchauer ſitzen, in dem andern die Schauſpieler ſeyn, da denn das Proſcenium abermals die Öfnung der Thüre ausfüllen ſollte. Der Vater hatte ſeinem Freunde das alles zu veranſtalten erlaubt, er ſelbſt ſchien nur durch die Finger zu ſehen, nach dem Grundſatze, man müſſe den Kindern nicht merken laſſen, wie lieb man ſie habe, ſie griffen immer zu weit um ſich; er meynte, man müſſe bey ihren Freuden ernſt ſcheinen, und ſie ihnen manchmal verderben, damit ihre Zufriedenheit ſie nicht übermäßig und übermüthig mache.

Walpurgisnacht.

Harzgebirg.

Gegend von Schirke und Elend.

Faust. Mephistopheles.

Mephistopheles.

Verlangst du nicht nach einem Besenstiele?
Ich wünschte mir den allerderbsten Bock.
Auf diesem Weg sind wir noch weit vom Ziele.

Faust.

So lang' ich mich noch frisch auf meinen Beinen fühle,
Genügt mir dieser Knotenstock.
Was hilft's, daß man den Weg verkürzt! —
Im Labyrinth der Thäler hinzuschleichen,
Dann diesen Felsen zu ersteigen,
Von dem der Quell sich ewig sprudelnd stürzt,
Das ist die Lust, die solche Pfade würzt!
Der Frühling webt schon in den Birken,
Und selbst die Fichte fühlt ihn schon;
Sollt' er nicht auch auf unsre Glieder wirken?

Mephiſtopheles.

Fürwahr, ich ſpüre nichts davon!
Mir iſt es winterlich im Leibe;
Ich wünſchte Schnee und Froſt auf meiner Bahn.
Wie traurig ſteigt die unvollkommne Scheibe
Des rothen Monds mit ſpäter Gluth heran,
Und leuchtet ſchlecht, daß man bei jedem Schritte
Vor einen Baum, vor einen Felſen rennt!
Erlaub', daß ich ein Irrlicht bitte!
Dort ſeh' ich eins, das eben luſtig brennt.
He da! mein Freund! Darf ich dich zu uns fodern?
Was willſt du ſo vergebens lodern?
Sey doch ſo gut und leucht' uns da hinauf!

Irrlicht.

Aus Ehrfurcht, hoff' ich, ſoll es mir gelingen,
Mein leichtes Naturell zu zwingen;
Nur zickzack geht gewöhnlich unſer Lauf.

Mephiſtopheles.

Ei! Ei! Er denkt's den Menſchen nachzuahmen.
Geh' Er nur grad', ins Teufels Namen!
Sonſt blaſ' ich ihm ſein Flacker-Leben aus.

Irrlicht.

Ich merke wohl, ihr ſeyd der Herr vom Haus,
Und will mich gern nach euch bequemen.
Allein bedenkt! der Berg iſt heute zauberiſch,
Und wenn ein Irrlicht euch die Wege weiſen ſoll,
So müßt ihr's ſo genau nicht nehmen.

Fauſt, Mephiſtopheles, Irrlicht im Wechſelgeſang.

In die Traum- und Zauberſphäre
Sind wir, ſcheint es, eingegangen.
Führ' uns gut und mach' dir Ehre
Daß wir vorwärts bald gelangen,
In den weiten öden Räumen!
Seh' die Bäume hinter Bäumen,
Wie ſie ſchnell vorüber rücken,

Und die Klippen, die ſich bücken,
Und die langen Felſennaſen,
Wie ſie ſchnarchen, wie ſie blaſen!

Durch die Steine, durch den Raſen
Eilet Bach und Bächlein nieder.
Hör' ich Rauſchen? hör' ich Lieder?
Hör' ich holde Liebesklage,
Stimmen jener Himmelstage?
Was wir hoffen, was wir lieben!
Und das Echo, wie die Sage
Alter Zeiten, hallet wieder.

Uhu! Schuhu! tönt es näher;
Kauz und Kibitz und der Häher,
Sind ſie alle wach geblieben?
Sind das Molche durchs Geſträuche?
Lange Beine, dicke Bäuche!
Und die Wurzeln, wie die Schlangen,
Winden ſich aus Fels und Sande,
Strecken wunderliche Bande,
Uns zu ſchrecken, uns zu fangen;
Aus belebten derben Maſern
Strecken ſie Polypenfaſern
Nach dem Wandrer. Und die Mäuſe,
Tauſendfärbig, ſchaarenweiſe,
Durch das Moos und durch die Haide!
Und die Funkenwürmer fliegen,
Mit gedrängten Schwärme-Zügen,
Zum verwirrenden Geleite.

Aber ſag' mir, ob wir ſtehen,
Oder ob wir weiter gehen?
Alles, alles ſcheint zu drehen,
Fels und Bäume, die Geſichter
Schneiden, und die irren Lichter,
Die ſich mehren, die ſich blähen.

Mephiſtopheles.

Faſſe wacker meinen Zipfel!
Hier iſt ſo ein Mittelgipfel,
Wo man mit Erſtaunen ſieht,
Wie im Berg der Mammon glüht.

Fauſt.

Wie ſeltſam glimmert durch die Gründe
Ein morgenrötblich trüber Schein!
Und ſelbſt bis in die tiefen Schlünde
Des Abgrunds wittert er hinein.
Da ſteigt ein Dampf, dort ziehen Schwaden,
Hier leuchtet Gluth aus Dunſt und Flor,
Dann ſchleicht ſie wie ein zarter Faden,
Dann bricht ſie wie ein Quell hervor.
Hier ſchlingt ſie eine ganze Strecke,
Mit hundert Adern, ſich durchs Thal,
Und hier in der gedrängten Ecke
Vereinzelt ſie ſich auf einmal.
Da ſprühen Funken in der Nähe,
Wie ausgeſtreuter goldner Sand.
Doch ſchau'! in ihrer ganzen Höhe
Entzündet ſich die Felſenwand.

Mephiſtopheles.

Erleuchtet nicht zu dieſem Feſte
Herr Mammon prächtig den Palaſt?
Ein Glück, daß du's geſehen haſt;
Ich ſpüre ſchon die ungeſtümen Gäſte.

Fauſt.

Wie raſt die Windsbraut durch die Luft!
Mit welchen Schlägen trifft ſie meinen Nacken!

Mephiſtopheles.

Du mußt des Felſens alte Rippen packen;
Sonſt ſtürzt ſie dich hinab in dieſer Schlünde Gruft.
Ein Nebel verdichtet die Nacht.
Höre, wie's durch die Wälder kracht!

Aufgeſcheucht fliegen die Eulen.
Hör'! es ſplittern die Säulen
Ewig grüner Paläſte.
Girren und Brechen der Aeſte,
Der Stämme mächtiges Dröhnen,
Der Wurzeln Knarren und Gähnen!
Im fürchterlich verworrenen Falle
Ueber einander krachen ſie alle,
Und durch die übertrümmerten Klüfte
Ziſchen und heulen die Lüfte.
Hörſt du Stimmen in der Höhe?
In der Ferne, in der Nähe?
Ja, den ganzen Berg entlang
Strömt ein wüthender Zaubergeſang!

Hexen im Chor.

Die Hexen zu dem Brocken ziehn,
Die Stoppel iſt gelb, die Saat iſt grün.
Dort ſammelt ſich der große Hauf,
Herr Urian ſitzt oben auf.
So geht es über Stein und Stock,
Es f—t die Hexe, es ſt—t der Bock.

Stimme.

Die alte Baubo kommt allein:
Sie reitet auf einem Mutterſchwein.

Chor.

So Ehre dem, wem Ehre gebührt!
Frau Baubo vor! und angeführt!
Ein tüchtig Schwein und Mutter drauf,
Da folgt der ganze Hexenhauf.

Stimme.

Welchen Weg kommſt du her?

Stimme.

Ueber Ilſenſtein!
Da guckt' ich der Eule ins Neſt hinein.
Die macht' ein Paar Augen!

Stimme.

O fahre zur Hölle!
Was reit'ſt du ſo ſchnelle!

Stimme.

Mich hat ſie geſchunden;
Da ſieh nur die Wunden!

Hexen. Chor.

Der Weg iſt breit, der Weg iſt lang;
Was iſt das für ein toller Drang?
Die Gabel ſticht, der Beſen kratzt,
Das Kind erſtickt, die Mutter platzt.

Hexenmeiſter. Halbes Chor.

Wir ſchleichen wie die Schneck' im Haus,
Die Weiber alle ſind voraus.
Denn, geht es zu des Böſen Haus,
Das Weib hat tauſend Schritt voraus.

Andere Hälfte.

Wir nehmen das nicht ſo genau:
Mit tauſend Schritten macht's die Frau;
Doch, wie ſie auch ſich eilen kann,
Mit Einem Sprunge macht's der Mann.

Stimme (oben).

Kommt mit, kommt mit, vom Felſenſee!

Stimmen (von unten).

Wir möchten gerne mit in die Höh'
Wir waſchen und blank ſind wir ganz und gar,
Aber auch ewig unfruchtbar.

Beide Chöre.

Es ſchweigt der Wind, es flieht der Stern,
Der trübe Mond verbirgt ſich gern.
Im Sauſen ſprüht das Zauber-Chor
Viel tauſend Feuerfunken hervor.

Stimme (von unten).

Halte! Halte!

Stimme (von oben).

Wer ruft da aus der Felſenſpalte?

Stimme (unten).

Nehmt mich mit! Nehmt mich mit!
Ich ſteige ſchon dreihundert Jahr,
Und kann den Gipfel nicht erreichen.
Ich wäre gern bei meines Gleichen.

Beide Chöre.

Es trägt der Beſen, trägt der Steck,
Die Gabel trägt, es trägt der Bock;
Wer heute ſich nicht heben kann,
Iſt ewig ein verlorner Mann.

Halbchor (unten).

Ich tripple nach, ſo lange Zeit;
Wie ſind die andern ſchon ſo weit!
Ich hab' zu Hauſe keine Ruh,
Und komme hier doch nicht dazu.

Chor der Hexen.

Die Salbe giebt den Hexen Muth,
Ein Lumpen iſt zum Segel gut,
Ein gutes Schiff iſt jeder Trog;
Der flieget nie, der heut nicht flog.

Beide Chöre.

Und wenn wir um den Gipfel ziehn,
So ſtreichet an dem Boden hin,
Und deckt die Haide weit und breit
Mit eurem Schwarm der Hexenheit!

(Sie laſſen ſich nieder.)

Mephiſtopheles.

Das drängt und ſtößt, das rutſcht und klappert!
Das ziſcht und quirlt, das zieht und plappert!
Das leuchtet, ſprüht und ſtinkt und brennt!
Ein wahres Hexenelement!
Nur feſt an mir! ſonſt ſind wir gleich getrennt.
Wo biſt du?

Fauſt (in der Ferne).

Hier!

Mephiſtopheles.

Was! dort ſchon hingeriſſen?
Da werd' ich Hausrecht brauchen müſſen.
Platz! Junker Voland kommt. Platz! ſüßer Pöbel, Platz!
Hier, Doctor, faſſe mich! und nun, in Einem Satz,
Laß uns aus dem Gedräng' entweichen;
Es iſt zu toll, ſogar für meines Gleichen.
Dort neben leuchtet was mit ganz beſonderem Schein,
Es zieht mich was nach jenen Sträuchen.
Komm, komm! wir ſchlupfen da hinein.

Fauſt.

Du Geiſt des Widerſpruchs! Nur zu! du magſt mich führen.
Ich denke doch, das war recht klug gemacht;
Zum Brocken wandeln wir in der Walpurgisnacht,
Um uns beliebig nun hieſelbſt zu iſoliren.

Mephiſtopheles.

Da ſieh nur, welche bunten Flammen!
Es iſt ein muntrer Klub beiſammen.
Im Kleinen iſt man nicht allein.

Fauſt.

Doch droben möcht' ich lieber ſeyn!
Schon ſeh' ich Gluth und Wirbelrauch.
Dort ſtrömt die Menge zu dem Böſen;
Da muß ſich manches Räthſel löſen.

Mephiſtopheles.

Doch manches Räthſel knüpft ſich auch.
Laß du die große Welt nur ſauſen,
Wir wollen hier im Stillen hauſen
Es iſt doch lange hergebracht,
Daß in der großen Welt man kleine Welten macht.
Da ſeh' ich junge Hexchen nackt und bloß,
Und alte, die ſich klug verhüllen.
Seyd freundlich, nur um meinetwillen!
Die Müh' iſt klein, der Spaß iſt groß.
Ich höre was von Inſtrumenten tönen!
Verflucht Geſchnarr! Man muß ſich dran gewöhnen.
Komm mit! Komm mit! Es kann nicht anders ſeyn,
Ich tret' heran und führe dich herein,
Und ich verbinde dich aufs neue.
Was ſagſt du, Freund? das iſt kein kleiner Raum.
Da ſieh nur hin! du ſiehſt das Ende kaum.
Ein Hundert Feuer brennen in der Reihe!
Man tanzt, man ſchwatzt, man kocht, man trinkt, man liebt;
Nun ſage mir, wo es was Beſſers giebt?

Fauſt.

Willſt du dich nun, um uns hier einzuführen,
Als Zaubrer oder Teufel produziren?

Mephiſtopheles.

Zwar bin ich ſehr gewohnt, incognito zu gehn;
Doch läßt am Gallatag man ſeinen Orden ſehn.

Ein Kniehand zeichnet mich nicht aus,
Doch iſt der Pferdefuß hier ehrenvoll zu Haus.
Siehſt du die Schnecke da? Sie kommt heran gekrochen;
Mit ihrem taſtenden Geſicht
Hat ſie mir ſchon was abgerochen.
Wenn ich auch will, verläugn' ich hier mich nicht.
Komm nur! von Feuer gehen wir zu Feuer;
Ich bin der Werber und du biſt der Freier.

(Zu einigen, die um verglimmende Kohlen ſitzen.)

Ihr alten Herrn, was macht ihr hier am Ende?
Ich lobt' euch, wenn ich euch hübſch in der Mitte fände,
Von Saus umzirkt und Jugendbraus;
Genug allein iſt jeder ja zu Haus.

General.

Wer mag auf Nationen trauen!
Man habe noch ſo viel für ſie gethan;
Denn bei dem Volk, wie bei den Frauen,
Steht immerfort die Jugend oben an.

Miniſter.

Jetzt iſt man von dem Rechten allzuweit,
Ich lobe mir die guten Alten;
Denn freilich, da wir alles galten,
Da war die rechte goldne Zeit.

Parvenü.

Wir waren wahrlich auch nicht dumm,
Und thaten oft, was wir nicht ſollten;
Doch jetzo kehrt ſich alles um und um,
Und eben da wir's feſt erhalten wollten.

Autor.

Wer mag wohl überhaupt jetzt eine Schrift
Von mäßig klugem Inhalt leſen!
Und was das liebe junge Volk betrifft,
Das iſt noch nie ſo naſeweis geweſen.

Mephiſtopheles

(der auf einmal ſehr alt erſcheint).

Zum jüngſten Tag fühl' ich das Volk gereift,
Da ich zum letztenmal den Herenberg erſteige,

Sechstes Capitel.

Der Lieutenant schlug nunmehr das Theater auf, und besorgte das Übrige. Ich merkte wohl, daß er die Woche mehrmals zu ungewöhnlicher Zeit ins Haus kam, und vermuthete die Absicht. Meine Begierde wuchs unglaublich, da ich wohl fühlte, daß ich vor Sonnabends keinen Theil an dem, was zubereitet wurde, nehmen durfte. Endlich erschien der gewünschte Tag. Abends fünfe kam mein Führer, und nahm mich mit hinauf. Zitternd vor Freude trat ich hinein, und erblickte auf beyden Seiten des Gestelles die herabhängenden Puppen in der Ordnung, wie sie auftreten sollten; ich betrachtete sie sorgfältig, stieg auf den Tritt, der mich über das Theater erhub, so daß ich nun

Und, weil mein Fäßchen trübe läuft,
So iſt die Welt auch auf der Neige.

Trödelherr.

Ihr Herren, geht nicht ſo vorbei!
Laßt die Gelegenheit nicht fahren!
Aufmerkſam blickt nach meinen Waaren!
Es ſteht dahier gar mancherlei.
Und doch iſt nichts in meinem Laden,
Dem keiner auf der Erde gleicht,
Das nicht einmal zum tücht'gen Schaden
Der Menſchen und der Welt gereicht.
Kein Dolch iſt hier, von dem nicht Blut gefloſſen,
Kein Kelch, aus dem ſich nicht in ganz geſunden Leib
Verzehrend heißes Gift ergoſſen,
Kein Schmuck, der nicht ein liebenswürdig Weib
Verführt, kein Schwert, das nicht den Bund gebrochen,
Nicht etwa hinterrücks den Gegenmann durchſtochen.

Mephiſtopheles.

Frau Muhme! Sie verſteht mir ſchlecht die Zeiten.
Gethan geſchehn! Geſchehn gethan!
Verleg' ſie ſich auf Neuigkeiten!
Nur Neuigkeiten ziehn uns an.

Fauſt.

Daß ich mich nur nicht ſelbſt vergeſſe!
Heiß' ich mir das doch eine Meſſe!

Mephiſtopheles.

Der ganze Strudel ſtrebt nach oben;
Du glaubſt zu ſchieben und du wirſt geſchoben.

Fauſt.

Wer iſt denn das?

Mephiſtopheles.

Betrachte ſie genau!

Lilith iſt das.

Fauſt.

Wer?

Mephiſtopheles.

Adams erſte Frau.

Nimm dich in Acht vor ihren ſchönen Haaren,
Vor dieſem Schmuck, mit dem ſie einzig prangt!
Wenn ſie damit den jungen Mann erlangt,
So läßt ſie ihn ſo bald nicht wieder fahren.

Fauſt.

Da ſitzen zwei, die Alte mit der Jungen;
Sie haben ſchon was Rechts geſprungen!

Mephiſtopheles.

Das hat nun heute keine Ruh.
Es geht zum neuen Tanz! nun komm! wir greifen zu.

Fauſt (mit der Jungen tanzend).

Einſt hatt' ich einen ſchönen Traum;
Da ſah ich einen Apfelbaum,
Zwei ſchöne Aepfel glänzten dran,
Sie reizten mich, ich ſtieg hinan.

Die Schöne.

Der Aepfelchen begehrt ihr ſehr,
Und ſchon vom Paradieſe her.
Von Freuden fühl' ich mich bewegt,
Daß auch mein Garten ſolche trägt.

Mephiſtopheles (mit der Alten).

Einſt hatt' ich einen wüſten Traum;
Da ſah ich einen geſpaltnen Baum,
Der hatt' ein — — —;
So — es war, gefiel mir's doch.

Die Alte.

Ich biete meinen beſten Gruß
Dem Ritter mit dem Pferdefuß!
Halt' er einen — — bereit,
Wenn er — — — nicht ſcheut.

Proktophantasmiſt.

Verfluchtes Volk! was unterſteht ihr euch?
Hat man euch lange nicht bewieſen,

Ein Geiſt ſteht nie auf ordentlichen Füßen?
Nun tanzt ihr gar, uns andern Menſchen gleich!

Die Schöne (tanzend).

Was will denn der auf unſerm Ball?

Fauſt (tanzend).

Ei! der iſt eben überall.
Was andre tanzen, muß er ſchätzen.
Kann er nicht jeden Schritt beſchwätzen,
So iſt der Schritt ſo gut als nicht geſchehn.
Am meiſten ärgert ihn, ſobald wir vorwärts gehn.
Wenn ihr euch ſo im Kreiſe drehen wolltet,
Wie er's in ſeiner alten Mühle thut,
Das hieß' er allenfalls noch gut;
Beſonders wenn ihr ihn darum begrüßen ſolltet.

Proktophantasmiſt.

Ihr ſeyd noch immer da! Nein, das iſt unerhört.
Verſchwindet doch! Wir haben ja aufgeklärt!
Das Teufelspack, es fragt nach keiner Regel.
Wir ſind ſo klug, und dennoch ſpukt's in Tegel.
Wie lange hab' ich nicht am Wahn hinausgekehrt!
Und nie wird's rein; das iſt doch unerhört!

Die Schöne.

So hört doch auf, uns hier zu ennüyiren!

Proktophantasmiſt.

Ich ſag's euch Geiſtern ins Geſicht:
Den Geiſtesdeſpotismus leid' ich nicht;
Mein Geiſt kann ihn nicht exerciren.

(Es wird fortgetanzt.)

Heut, ſeh' ich, will mir nichts gelingen;
Doch eine Reiſe nehm' ich immer mit,
Und hoffe noch, vor meinem letzten Schritt,
Die Teufel und die Dichter zu bezwingen.

Mephiſtopheles.

Er wird ſich gleich in eine Pfütze ſetzen,
Das iſt die Art, wie er ſich ſoulagirt,

Und wenn Blutegel ſich an ſeinem Steiß ergetzen,
Iſt er von Geiſtern und von Geiſt curirt.

(Zu Fauſt, der aus dem Tanz getreten iſt.)

Was läſſeſt du das ſchöne Mädchen fahren,
Das dir zum Tanz ſo lieblich ſang?

Fauſt.

Ach! mitten im Geſange ſprang
Ein rothes Mäuschen ihr aus dem Munde.

Mephiſtopheles.

Das iſt was Rechts! Das nimmt man nicht genau;
Genug, die Maus war doch nicht grau.
Wer fragt darnach in einer Schäferſtunde?

Fauſt.

Dann ſah ich —

Mephiſtopheles.

Was?

Fauſt.

Mephiſto, ſiehſt du dort
Ein blaſſes, ſchönes Kind allein und ferne ſtehen?
Sie ſchiebt ſich langſam nur vom Ort,
Sie ſcheint mit geſchloſſnen Füßen zu gehen.
Ich muß bekennen, daß mir däucht,
Daß ſie dem guten Gretchen gleicht.

Mephiſtopheles.

Laß das nur ſtehn! Dabei wird's niemand wohl.
Es iſt ein Zauberbild, iſt leblos, ein Idol.
Ihm zu begegnen iſt nicht gut;
Vom ſtarren Blick erſtarrt des Menſchen Blut,
Und er wird faſt in Stein verkehrt;
Von der Meduſe haſt du ja gehört.

Fauſt.

Fürwahr, es ſind die Augen eines Todten,
Die eine liebende Hand nicht ſchloß.
Das iſt die Bruſt, die Gretchen mir geboten,
Das iſt der ſüße Leib, den ich genoß.

Mephiſtopheles.

Das iſt die Zauberei, du leicht verführter Thor!
Denn jedem kommt ſie wie ſein Liebchen vor.

Fauſt.

Welch eine Wonne! welch ein Leiden!
Ich kann von dieſem Blick nicht ſcheiden.
Wie ſonderbar muß dieſen ſchönen Hals
Ein einzig rothes Schnürchen ſchmücken,
Nicht breiter als ein Meſſerrücken!

Mephiſtopheles.

Ganz recht! ich ſeh' es ebenfalls.
Sie kann das Haupt auch unterm Arme tragen;
Denn Perſeus hat's ihr abgeſchlagen. —
Nur immer dieſe Luſt zum Wahn!
Komm doch das Hügelchen heran!
Hier iſt's ſo luſtig, wie im Prater;
Und hat man mir's nicht angethan,
So ſeh' ich wahrlich ein Theater.
Was giebt's denn da?

Servibilis.

Gleich fängt man wieder an.
Ein neues Stück, das letzte Stück von ſieben;
Soviel zu geben iſt allhier der Brauch.
Ein Dilettant hat es geſchrieben,
Und Dilettanten ſpielen's auch.
Verzeiht, ihr Herrn, wenn ich verſchwinde;
Mich dilettirt's, den Vorhang aufzuziehn.

Mephiſtopheles.

Wenn ich euch auf dem Blocksberg finde,
Das ſind' ich gut; denn da gehört ihr hin.

Walpurgisnachtstraum

oder

Oberons und Titanias goldne Hochzeit.

Intermezzo.

Theatermeiſter.

Heute ruhen wir einmal,
Miedings wackre Söhne.
Alter Berg und feuchtes Thal,
Das iſt die ganze Scene!

Herold.

Daß die Hochzeit golden ſey,
Soll'n funfzig Jahr ſeyn vorüber!
Aber iſt der Streit vorbei,
Das golden iſt mir lieber.

Oberon.

Seyd ihr Geiſter, wo ich bin,
So zeigt's in dieſen Stunden;
König und die Königin,
Sie ſind aufs neu verbunden.

Puck.

Kommt der Puck und dreht ſich quer
Und ſchleift den Fuß im Reihen;
Hundert kommen hinterher,
Sich auch mit ihm zu freuen.

Ariel.

Ariel bewegt den Sang
In himmliſch reinen Tönen;

Viele Fratzen leckt ſein Klang,
Doch leckt er auch die Schönen.

Oberon.

Gatten, die ſich vertragen wollen,
Lernen's von uns beiden!
Wenn ſich zweie lieben ſollen,
Braucht man ſie nur zu ſcheiden.

Titania.

Schmollt der Mann und grillt die Frau,
So faßt ſie nur behende,
Führt mir nach dem Mittag Sie,
Und Ihn an Nordens Ende.

Orcheſter Tutti.

Fortissimo.

Fliegenſchnauz' und Mückennaſ',
Mit ihren Anverwandten,
Froſch im Laub' und Grill' im Graſ',
Das ſind die Muſikanten!

Solo.

Seht, da kommt der Dudelſack!
Es iſt die Seifenblaſe.
Hört den Schneckeſchnickeſchnack
Durch ſeine ſtumpfe Naſe.

Geiß, der ſich erſt bildet.

Spinnenfuß und Krötenbauch
Und Flügelchen dem Wichtchen!
Zwar ein Thierchen giebt es nicht,
Doch giebt es ein Gedichtchen.

Ein Pärchen.

Kleiner Schritt und hoher Sprung
Durch Honigthau und Düfte;
Zwar du tripvelſt mir genung,
Doch geht's nicht in die Lüfte.

Neugieriger Reiſender.

Iſt das nicht Maskeraden-Spott?
Soll ich den Augen trauen?
Oberon, den ſchönen Gott,
Auch heute hier zu ſchauen!

Orthodox.

Keine Klauen, keinen Schwanz!
Doch bleibt es außer Zweifel,
So wie die Götter Griechenlands,
So iſt auch er ein Teufel.

Nordiſcher Künſtler.

Was ich ergreife, das iſt heut
Fürwahr nur ſkizzenweiſe;
Doch ich bereite mich bei Zeit
Zur italiän'ſchen Reiſe.

Purift.

Ach! mein Unglück führt mich her:
Wie wird nicht hier geſündigt!
Und von dem ganzen Hexenheer
Sind zweie nur gepudert.

Junge Herr.

Der Puder iſt, ſo wie der Rock,
Für alt' und graue Weibchen;
Drum ſitz' ich nackt auf meinem Bock
Und zeig' ein derbes Leibchen.

Matrone.

Wir haben zu viel Lebensart,
Um hier mit euch zu maulen;
Doch hoff' ich, ſollt ihr jung und zart,
So wie ihr ſeyd, verfaulen.

Capellmeiſter.

Fliegenſchnauz' und Mückennaſ',
Umſchwärmt mir nicht die Nackte!
Froſch im Laub' und Grill' im Graſ',
So bleibt doch auch im Tacte!

über der kleinen Welt schwebte. Ich sah nicht ohne Ehrfurcht zwischen die Bretchen hinunter, weil die Erinnerung, welche herrliche Wirkung das Ganze von aussen thue, und das Gefühl, in welche Geheimnisse ich eingeweiht sey, mich umfaßten. Wir machten einen Versuch, und es ging gut.

Den andern Tag, da eine Gesellschaft Kinder geladen war, hielten wir uns trefflich, ausser daß ich in dem Feuer der Aktion meinen Jonathan fallen ließ, und genöthigt war, mit der Hand hinunter zu greifen, und ihn zu holen: ein Zufall, der die Illusion sehr unterbrach, ein großes Gelächter verursachte, und mich unsäglich kränkte. Auch schien dieses Versehn dem Vater sehr willkommen zu seyn, der das große Vergnügen, sein Söhnchen so fähig zu sehen, wohlbedächtig nicht an den Tag gab, nach geendigtem Stücke sich gleich an die Fehler hing, und sagte, es

Windfahne (nach der einen Seite).
Geſellſchaft, wie man wünſchen kann!
Wahrhaftig, lauter Bräute!
Und Junggeſellen, Mann für Mann
Die hoffnungsvollſten Leute!

Windfahne (nach der andern Seite).
Und thut ſich nicht der Boden auf,
Sie alle zu verſchlingen,
So will ich mit behendem Lauf
Gleich in die Hölle ſpringen.

Jenien.
Als Inſecten ſind wir da,
Mit kleinen ſcharfen Scheeren,
Satan, unſern Herrn Papa,
Nach Würden zu verehren.

Hennings.
Seht, wie ſie in gedrängter Schaar
Naiv zuſammen ſcherzen!
Am Ende ſagen ſie noch gar,
Sie hätten gute Herzen.

Muſaget.
Ich mag in dieſem Heerenheer
Mich gar zu gern verlieren;
Denn freilich dieſe wüßt' ich eh'r,
Als Muſen anzuführen.

Ci-devant Genius der Zeit.
Mit rechten Leuten wird man was.
Komm, faſſe meinen Zipfel!
Der Blocksberg, wie der deutſche Parnaß,
Hat gar einen breiten Gipfel.

Neugieriger Reiſender.
Sagt, wie heißt der ſteife Mann?
Er geht mit ſtolzen Schritten.
Er ſchnoppert was er ſchnoppern kann.
„Er ſpürt nach Jeſuiten."

Kranich.

In dem Klaren mag ich gern
Und auch im Trüben fiſchen;
Darum ſeht ihr den frommen Herrn
Sich auch mit Teufeln miſchen.

Weltkind.

Ja, für die Frommen, glaubet mir,
Iſt alles ein Vehikel;
Sie bilden auf dem Blocksberg hier
Gar manches Conventikel.

Tänzer.

Da kommt ja wohl ein neues Chor?
Ich höre ferne Trommeln.
Nur ungeſtört! es ſind im Rohr
Die unſjonen Dommeln.

Tanzmeiſter.

Wie jeder doch die Beine lupft!
Sich, wie er kann, herauszieht,
Der Krumme ſpringt, der Plumpe hupft
Und fragt nicht, wie es ausſieht.

Fidler.

Das haßt ſich ſchwer, das Lumpenpack,
Und gäb' ſich gern das Reſtchen;
Es eint ſie hier der Dudelſack,
Wie Orpheus Leier die Beſtjen.

Dogmatiker.

Ich laſſe mich nicht irre ſchrein,
Nicht durch Kritik noch Zweifel:
Der Teufel muß doch etwas ſeyn;
Wie gäb's denn ſonſt auch Teufel?

Idealiſt.

Die Phantaſie in meinem Sinn
Iſt dießmal gar zu herriſch;
Fürwahr, wenn ich das alles bin,
So bin ich heute närriſch.

Realiſt.

Das Weſen iſt mir recht zur Qual
Und muß mich daß verdrießen;
Ich ſtehe hier zum erſtenmal
Nicht feſt auf meinen Füßen.

Supernaturaliſt.

Mit viel Vergnügen bin ich da
Und freue mich mit dieſen;
Denn von den Teufeln kann ich ja
Auf gute Geiſter ſchließen.

Skeptiker.

Sie gehn den Flämmchen auf der Spur,
Und glaub'n ſich nah dem Schatze.
Auf Teufel reimt der Zweifel nur;
Da bin ich recht am Platze.

Capellmeiſter.

Froſch im Laub' und Grill' im Graſ',
Verfluchte Dilettanten!
Fliegenſchnauz' und Mückennaſ',
Ihr ſeyd doch Muſikanten!

Die Gewandten.

Sanoſenci, ſo heißt das Heer
Von luſtigen Geſchöpfen;
Auf den Füßen geht's nicht mehr,
Drum gehn wir auf den Köpfen.

Die Unbehülflichen.

Sonſt haben wir manchen Biſſen erſchranzt,
Nun aber Gott befohlen!
Unſere Schuhe ſind durchgetanzt,
Wir laufen auf nackten Sohlen.

Irrlichter.

Von dem Sumpfe kommen wir,
Woraus wir erſt entſtanden;
Doch ſind wir gleich im Reihen hier
Die glänzenden Galanten.

Sternschnuppe.

Aus der Höhe schoß ich her
Im Stern- und Feuerscheine
Liege nun im Grase quer;
Wer hilft mir auf die Beine?

Die Massiven.

Platz und Platz! und ringsherum
So gehn die Gräschen nieder;
Geister kommen, Geister auch,
Sie haben plumpe Glieder.

Puck.

Tretet nicht so mastig auf,
Wie Elephantenkälber,
Und der plumpst' an diesem Tag
Sey Puck der derbe, selber.

Ariel.

Gab die liebende Natur,
Gab der Geist euch Flügel,
Folget meiner leichten Spur,
Auf zum Rosenhügel!

Orchester.

Pianissimo.

Wolkenzug und Nebelflor
Erhellen sich von oben.
Luft im Laub' und Wind im Rohr,
Und alles ist zerstoben.

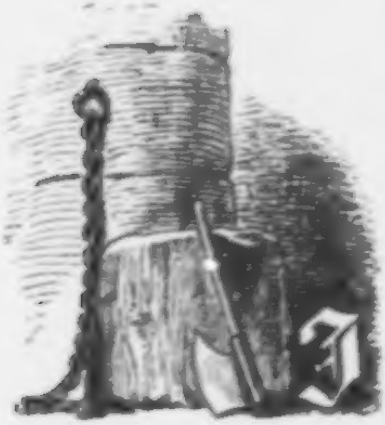

Trüber Tag.

Feld.

Faust. Mephistopheles.

Faust.

Im Elend! Verzweifelnd! Erbärmlich auf der Erde lange verirrt und nun gefangen! Als Missethäterin im Kerker zu entsetzlichen Qualen eingesperrt, das holde unselige Geschöpf! Bis dahin! dahin! — Verrätherischer, nichtswürdiger Geist, und das hast du mir verheimlicht! — Steh nur, steh! Wälze die teuflischen Augen ingrimmend im Kopf herum! Steh und trutze mir durch deine unerträgliche Gegenwart! Gefangen! Im unwiederbringlichen Elend! Bösen Geistern übergeben und der richtenden gefühllosen Menschheit! Und mich wiegst du indeß in abgeschmackten Zerstreuungen, verbirgst mir ihren wachsenden Jammer und lässest sie hülflos verderben!

Mephistopheles.

Sie ist die erste nicht.

Faust.

Hund! abscheuliches Unthier! — Wandle ihn, du unendlicher Geist! wandle den Wurm wieder in seine Hundsgestalt, wie er sich oft nächtlicher Weise gefiel, vor mir herzutrotten, dem harmlosen Wanderer vor die Füße zu kollern und sich dem niederstürzenden auf die Schultern zu hängen. Wandl' ihn wieder in seine Lieblingsbildung, daß er vor mir im Sand auf dem Bauch krieche, ich ihn mit Füßen trete, den Verworfnen! — Die erste nicht! — Jammer! Jammer! von keiner Menschenseele zu fassen, daß mehr als Ein Geschöpf in die Tiefe dieses Elendes versank, daß nicht das erste genugthat für die Schuld aller übrigen in seiner windenden Todesnoth vor den Augen des ewig Verzeihenden! Mir wühlt es

Mark und Leben durch, das Elend dieſer einzigen; du grinſeſt gelaſſen über das Schickſal von Tauſenden hin!

Mephiſtopheles.

Nun ſind wir ſchon wieder an der Gränze unſres Witzes, da wo euch Menſchen der Sinn überſchnappt. Warum machſt du Gemeinſchaft mit uns, wenn du ſie nicht durchführen kannſt? Willſt fliegen und biſt vorm Schwindel nicht ſicher? Drangen wir uns dir auf, oder du dich uns?

Fauſt.

Fletſche deine gefräßigen Zähne mir nicht ſo entgegen! Mir ekelt's! — Großer herrlicher Geiſt, der du mir zu erſcheinen würdigteſt, der du mein Herz kenneſt und meine Seele, warum an den Schandgeſellen mich ſchmieden, der ſich am Schaden weidet und an Verderben ſich letzt?

Mephiſtopheles.

Endigſt du?

Fauſt.

Rette ſie! oder weh dir! Den gräßlichſten Fluch über dich auf Jahrtauſende!

Mephiſtopheles.

Ich kann die Bande des Rächers nicht löſen, ſeine Riegel nicht öffnen. — Rette ſie! — Wer war's, der ſie ins Verderben ſtürzte? Ich oder du?

Fauſt (blickt wild umher).

Mephiſtopheles.

Greifſt du nach dem Donner? Wohl, daß er euch elenden Sterblichen nicht gegeben ward! Den unſchuldig Entgegnenden zu zerſchmettern, das iſt ſo Tyrannen-Art, ſich in Verlegenheiten Luft zu machen.

Fauſt.

Bringe mich hin! Sie ſoll frei ſeyn!

Mephiſtopheles.

Und die Gefahr, der du dich ausſetzeſt? Wiſſe, noch liegt auf der Stadt Blutſchuld von deiner Hand. Ueber des Erſchlagenen Stätte ſchweben rächende Geiſter und lauern auf den wiederkehrenden Mörder.

Faust.

Noch das von dir? Mord und Tod einer Welt über dich Ungeheuer! Führe mich hin, sag' ich, und befrei' sie!

Mephistopheles.

Ich führe dich, und was ich thun kann, höre! Habe ich alle Macht im Himmel und auf Erden? Des Thürners Sinne will ich umnebeln; bemächtige dich der Schlüssel und führe sie heraus mit Menschenhand! Ich wache! die Zauberpferde sind bereit, ich entführe euch. Das vermag ich.

Faust.

Auf und davon!

Nacht, offen Feld.

Faust, Mephistopheles, auf schwarzen Pferden daher brausend.

Faust.

Was weben die dort um den Rabenstein?

Mephistopheles.

Weiß nicht, was sie kochen und schaffen.

Faust.

Schweben auf, schweben ab, neigen sich, beugen sich.

Mephistopheles.

Eine Hexenzunft.

Faust.

Sie streuen und weihen.

Mephistopheles.

Vorbei! Vorbei!

Kerker.

Faust (mit einem Bund Schlüssel und einer Lampe vor einem eisernen Thürchen).

Mich faßt ein längst entwohnter Schauer,
Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an.
Hier wohnt sie, hinter dieser feuchten Mauer,
Und ihr Verbrechen war ein guter Wahn!
Du zauderst, zu ihr zu gehen!
Du fürchtest, sie wieder zu sehen!
Fort! Dein Zagen zögert den Tod heran.

(Er ergreift das Schloß. Es singt inwendig.)

Meine Mutter, die Hur',
Die mich umgebracht hat!
Mein Vater, der Schelm,
Der mich gessen hat!
Mein Schwesterlein klein
Hub auf die Bein',
An einem kühlen Ort;
Da ward ich ein schönes Waldvögelein:
Fliege fort, fliege fort!

Fauſt (aufſchluchzend).

Sie ahnet nicht, daß der Geliebte lauſcht,
Die Ketten klirren hört, das Stroh, das rauſcht.

(Er tritt ein.)

Margarete (ſich auf dem Lager verbergend).

Weh! Weh! Sie kommen. Bittrer Tod!

Fauſt (leiſe).

Still! Still! ich komme dich zu befreien.

Margarete (ſich vor ihn hinwälzend).

Biſt du ein Menſch, ſo fühle meine Noth!

Fauſt.

Du wirſt die Wächter aus dem Schlafe ſchreien!

(Er faßt die Ketten, ſie aufzuſchließen.)

Margarete (auf den Knieen).

Wer hat dir Henker dieſe Macht
Ueber mich gegeben!
Du holſt mich ſchon um Mitternacht.
Erbarme dich und laß mich leben!
Iſt's morgen früh nicht zeitig genung?

(Sie ſteht auf.)

Bin ich doch noch ſo jung, ſo jung!
Und ſoll ſchon ſterben!
Schön war ich auch, und das war mein Verderben.
Nah war der Freund, nun iſt er weit;
Zerriſſen liegt der Kranz, die Blumen zerſtreut.
Faſſe mich nicht ſo gewaltſam an!
Schone mich! Was hab' ich dir gethan?
Laß mich nicht vergebens flehen,
Hab' ich dich doch mein Tage nicht geſehen!

Fauſt.

Werd' ich den Jammer überſtehen!

Margarete.

Ich bin nun ganz in deiner Macht.
Laß mich nur erſt das Kind noch tränken.
Ich herzt' es dieſe ganze Nacht;

wäre recht artig gewesen, wenn nur dies oder das nicht versagt hätte.

Mich kränkte das innig, ich ward traurig für den Abend, hatte aber am kommenden Morgen allen Verdruß schon wieder verschlafen, und war in dem Gedanken selig, daß ich, ausser jenem Unglück, trefflich gespielt habe. Dazu kam der Beyfall der Zuschauer, welche durchaus behaupteten: obgleich der Lieutenant in Absicht der groben und feinen Stimme sehr viel gethan habe, so perorire er doch meist zu affektirt und steif; dagegen spreche der neue Anfänger seinen David und Jonathan vortrefflich, besonders lobte die Mutter den freymüthigen Ausdruck, wie ich den Goliath herausgefordert, und dem Könige den bescheidenen Sieger vorgestellt habe.

Nun blieb zu meiner gesteigerten Freude das Theater aufgeschlagen, und da der Frühling

Sie nahmen mir's, um mich zu kränken,
Und ſagen nun, ich hätt' es umgebracht.
Und niemals werd' ich wieder froh.
Sie ſingen Lieder auf mich! Es iſt böſe von den Leuten!
Ein altes Mährchen endigt ſo,
Wer heißt ſie's deuten?

Fauſt (wirft ſich nieder).

Ein Liebender liegt dir zu Füßen,
Die Jammerknechtſchaft aufzuſchließen.

Margarete (wirft ſich zu ihm).

O laß uns knien, die Heil'gen anzurufen!
Sieh! unter dieſen Stufen,
Unter der Schwelle
Siedet die Hölle!
Der Böſe,
Mit furchtbarem Grimme,
Macht ein Getöſe!

Fauſt (laut).

Gretchen! Gretchen!

Margarete (aufmerkſam).

Das war des Freundes Stimme!

(Sie ſpringt auf. Die Ketten fallen ab.)

Wo iſt er? Ich hab' ihn rufen hören.
Ich bin frei! Mir ſoll niemand wehren.
An ſeinen Hals will ich fliegen,
An ſeinem Buſen liegen!
Er rief Gretchen! Er ſtand auf der Schwelle.
Mitten durch's Heulen und Klappen der Hölle
Durch den grimmigen, teufliſchen Hohn
Erkannt' ich den ſüßen, den liebenden Ton.

Fauſt.

Ich bin's!

Margarete.

Du biſt's! O ſag' es noch einmal!

(Ihn faſſend.)

Er iſt's! Er iſt's! Wohin iſt alle Qual?

Wohin die Angſt des Kerkers? der Ketten?
Du biſt's! Kommſt mich zu retten!
Ich bin gerettet! —
Schon iſt die Straße wieder da,
Auf der ich dich zum erſtenmale ſah,
Und der heitere Garten,
Wo ich und Marthe deiner warten.

Fauſt (fortſtrebend).

Komm mit! Komm mit!

Margarete.

O weile!
Weil' ich doch ſo gern, wo du weileſt.

(Liebkoſend.)

Fauſt.

Eile!
Wenn du nicht eileſt,
Werden wir's theuer büßen müſſen.

Margarete.

Wie? du kannſt nicht mehr küſſen?
Mein Freund, ſo kurz von mir entfernt,
Und haſt's Küſſen verlernt?
Warum wird mir an deinem Halſe ſo bang?
Wenn ſonſt von deinen Worten, deinen Blicken
Ein ganzer Himmel mich überdrang,
Und du mich küßteſt, als wollteſt du mich erſticken.
Küſſe mich!
Sonſt küſſ' ich dich!

(Sie umfaßt ihn.)

O weh! deine Lippen ſind kalt,
Sind ſtumm.
Wo iſt dein Lieben
Geblieben?
Wer brachte mich drum?

(Sie wendet ſich von ihm.)

Faust.

Komm! Folge mir! Liebchen, faſſe Muth!
Ich herze dich mit tauſendfacher Gluth;
Nur folge mir! Ich bitte dich nur dieß!

Margarete (zu ihm gewendet).

Und biſt du's denn? Und biſt du's auch gewiß?

Faust.

Ich bin's! Komm mit!

Margarete.

Du machſt die Feſſeln los,
Nimmſt wieder mich in deinen Schooß.
Wie kommt es, daß du dich vor mir nicht ſcheuſt? —
Und weißt du denn, mein Freund, wen du befreiſt?

Faust.

Komm! komm! Schon weicht die tiefe Nacht.

Margarete.

Meine Mutter hab' ich umgebracht,
Mein Kind hab' ich ertränkt.
War es nicht dir und mir geſchenkt?
Dir auch — Du biſt's! ich glaub' es kaum.
Gieb deine Hand! Es iſt kein Traum!
Deine liebe Hand! — Ach, aber ſie iſt feucht!
Wiſche ſie ab! Wie mich däucht,
Iſt Blut dran.
Ach Gott! Was haſt du gethan!
Stecke den Degen ein,
Ich bitte dich drum!

Faust.

Laß das Vergangne vergangen ſeyn!
Du bringſt mich um.

Margarete.

Nein, du mußt übrig bleiben!
Ich will dir die Gräber beſchreiben,
Für die mußt du ſorgen
Gleich morgen;
Der Mutter den beſten Platz geben,
Meinen Bruder ſogleich darneben,

Mich ein wenig bei Seit',
Nur nicht gar zu weit!
Und das Kleine mir an die rechte Bruſt.
Niemand wird ſonſt bei mir liegen! —
Mich an deine Seite zu ſchmiegen,
Das war ein ſüßes, ein holdes Glück!
Aber es will mir nicht mehr gelingen;
Mir iſt's, als müßt' ich mich zu dir zwingen,
Als ſtießeſt du mich von dir zurück;
Und doch biſt du's und blickſt ſo gut, ſo fromm.

Fauſt.

Fühlſt du, daß ich es bin, ſo komm!

Margarete.

Dahinaus?

Fauſt.

Ins Freie.

Margarete.

Iſt das Grab drauß',
Lauert der Tod, ſo komm!
Von hier ins ewige Ruhebett
Und weiter keinen Schritt —
Du gehſt nun fort? O Heinrich, könnt' ich mit!

Fauſt.

Du kannſt! So wolle nur! Die Thür ſteht offen.

Margarete.

Ich darf nicht fort; für mich iſt nichts zu hoffen.
Was hilft es fliehn? Sie lauern doch mir auf.
Es iſt ſo elend, betteln zu müſſen,
Und noch dazu mit böſem Gewiſſen!
Es iſt ſo elend, in der Fremde ſchweifen,
Und ſie werden mich doch ergreifen!

Fauſt.

Ich bleibe bei dir.

Margarete.

Geſchwind! Geſchwind!
Rette dein armes Kind!

Fort! Immer den Weg
Am Bach hinauf,
Ueber den Steg,
In den Wald hinein,
Links wo die Planke ſteht,
Im Teich.
Faſſ' es nur gleich!
Es will ſich heben,
Es zappelt noch!
Rette! rette!

Fauſt.

Beſinne dich doch!
Nur Einen Schritt, ſo biſt du frei!

Margarete.

Wären wir nur den Berg vorbei!
Da ſitzt meine Mutter auf einem Stein,
Es faßt mich kalt beim Schopfe!
Da ſitzt meine Mutter auf einem Stein,
Und wackelt mit dem Kopfe;
Sie winkt nicht, ſie nickt nicht, der Kopf iſt ihr ſchwer;
Sie ſchlief ſo lange, ſie wacht nicht mehr.
Sie ſchlief, damit wir uns freuten.
Es waren glückliche Zeiten!

Fauſt.

Hilft hier kein Flehen, hilft kein Sagen,
So wag' ich's, dich hinweg zu tragen.

Margarete.

Laß mich! Nein, ich leide keine Gewalt!
Faſſe mich nicht ſo mörderiſch an!
Sonſt hab' ich dir ja alles zu Lieb' gethan

Fauſt.

Der Tag graut! Liebchen! Liebchen!

Margarete.

Tag! Ja, es wird Tag! der letzte Tag bringt herein,
Mein Hochzeittag ſollt' es ſeyn!
Sag' niemand, daß du ſchon bei Gretchen warſt.

Weh meinem Kranze!
Es iſt eben geſchehn!
Wir werden uns wiederſehn;
Aber nicht beim Tanze.
Die Menge drängt ſich, man hört ſie nicht.
Der Platz, die Gaſſen
Können ſie nicht faſſen.
Die Glocke ruft, das Stäbchen bricht.
Wie ſie mich binden und packen!
Zum Blutſtuhl bin ich ſchon entrückt.
Schon zuckt nach jedem Nacken
Die Schärfe, die nach meinem zückt.
Stumm liegt die Welt wie das Grab!

Fauſt.

O wär' ich nie geboren!

Mephiſtopheles (erſcheint draußen).

Auf! oder ihr ſeyd verloren.
Unnützes Zagen! Zaudern und Plaudern!
Meine Pferde ſchaudern,
Der Morgen dämmert auf.

Margarete.

Was ſteigt aus dem Boden herauf?
Der! der! Schick' ihn fort!
Was will der an dem heiligen Ort?
Er will mich!

Fauſt.

Du ſollſt leben!

Margarete.

Gericht Gottes! Dir hab' ich mich übergeben!

Mephiſtopheles (zu Fauſt).

Komm! komm! Ich laſſe dich mit ihr im Stich.

Margarete.

Dein bin ich, Vater! Rette mich!
Ihr Engel, ihr heiligen Schaaren,
Lagert euch umher, mich zu bewahren!
Heinrich! Mir graut's vor dir.

Mephiſtopheles.

Sie iſt gerichtet!

Stimme (von oben).

Iſt gerettet!

Mephiſtopheles (zu Fauſt).

Her zu mir!

(Verſchwindet mit Fauſt.)

Stimme (von innen, verhallend).

Heinrich! Heinrich!

Fauſt.

Der Tragödie zweiter Theil.

In fünf Acten.

(Vollendet im Sommer 1831.)

herbeykam, und man ohne Feuer beſtehen konnte, lag ich in meinen Frey- und Spielſtunden in der Kammer, und ließ die Puppen wacker durch einander ſpielen. Oft lud ich meine Geſchwiſter und Kameraden hinauf; wenn ſie aber auch nicht kommen wollten, war ich allein. Meine Einbildungskraft brütete über der kleinen Welt, die gar bald eine andere Geſtalt gewann.

Ich hatte kaum das erſte Stück, wozu Theater und Schauſpieler geſchaffen und geſtempelt waren, etlichemal aufgeführt, als es mir ſchon keine Freude mehr machte. Dagegen waren mir unter den Büchern des Großvaters die deutſche Schaubühne und verſchiedene italieniſch-deutſche Opern in die Hände gekommen, in die ich mich ſehr vertiefte und jedesmal nur erſt vorne die Perſonen überrechnete, und dann ſogleich, ohne weiters, zur Aufführung des Stückes ſchritt. Da mußte

Erſter Act.

Anmuthige Gegend.

Faust auf blumigen Rasen gebettet, ermüdet, unruhig schlafsuchend.

Dämmerung.

Geister-Kreis schwebend bewegt, anmuthige kleine Gestalten.

Ariel.

(Gesang, von Aeolsharfen begleitet.)

Wenn der Blüthen Frühlings-Regen
Ueber alle schwebend sinkt,
Wenn der Felder grüner Segen
Allen Erdgebornen blinkt,
Kleiner Elfen Geistergröße
Eilet, wo sie helfen kann;
Ob er heilig, ob er böse,
Jammert sie der Unglücksmann.

Die ihr dieß Haupt umschwebt im luft'gen Kreiſe,
Erzeigt euch hier nach edler Elfen Weiſe!
Beſänftiget des Herzens grimmen Strauß;
Entfernt des Verwurfs glühend bittre Pfeile,
Sein Innres reinigt von erlebtem Graus;
Vier ſind die Pauſen nächtiger Weile;
Nun ohne Säumen füllt ſie freundlich aus;
Erſt ſenkt ſein Haupt aufs kühle Pelſter nieder
Dann badet ihn im Thau aus Lethe's Fluth;
Gelenk ſind bald die krampferſtarrten Glieder
Wenn er geſtärkt dem Tag entgegen ruht.
Vollbringt der Elfen ſchönſte Pflicht,
Gebt ihn zurück dem heiligen Licht!

Chor.

(Einzeln, zu zweien und vielen, abwechſelnd und geſammelt.)

Wenn ſich lau die Lüfte füllen
Um den grünumſchränkten Plan,
Süße Düfte, Nebelhüllen
Senkt die Dämmerung heran:
Liſpelt leiſe ſüßen Frieden,
Wiegt das Herz in Kindesruh,
Und den Augen dieſes Müden
Schließt des Tages Pforte zu!

Nacht iſt ſchon hereingeſunken,
Schließt ſich heilig Stern an Stern;
Große Lichter kleine Funken
Glitzern nah und glänzen fern;
Glitzern hier im See ſich ſpiegelnd,
Glänzen droben klarer Nacht;
Tiefſten Ruhens Glück beſiegelnd,
Herrſcht des Mondes volle Pracht.

Schon verloſchen ſind die Stunden,
Hingeſchwunden Schmerz und Glück;

Fühl' es vor! Du wirſt geſunden;
Traue neuem Tagesblick!
Thäler grünen, Hügel ſchwellen,
Puſchen ſich zu Schatten-Ruh;
Und in ſchwanken Silberwellen
Wegt die Saat der Ernte zu.

Wunſch um Wünſche zu erlangen,
Schaue nach dem Glanze dort!
Leiſe biſt du nur umfangen,
Schlaf iſt Schale, wirf ſie fort!
Säume nicht, dich zu erdreiſten,
Wenn die Menge zaudernd ſchweift
Alles kann der Held leiſten,
Der verſteht und raſch ergreift.

(Unerhörtes Getöſe verkündet das Herannahen der Sonne.)

Ariel.

Horchet! horcht! dem Sturm der Horen
Tönend wird für Geiſtes-Ohren
Schon der neue Tag geboren.
Felſenthore knarren raſſelnd,
Phöbus' Räder rollen praſſelnd;
Welch Getöſe bringt das Licht!
Es trommetet, es poſaunet,
Auge blinzt und Ohr erſtaunet,
Unerhörtes hört ſie nicht.
Schlüpfet zu den Blumenkronen,
Tiefer, tiefer, ſtill zu wohnen,
In die Felſen, unters Laub;
Trifft es euch, ſo ſeyd ihr taub.

Fauſt.

Des Lebens Pulſe ſchlagen friſch lebendig,
Aetheriſche Dämmrung milde zu begrüßen;
Du Erde warſt auch dieſe Nacht beſtändig,
Und athmeſt neu erquickt zu meinen Füßen,

Beginnest ſchon mit Luſt mich zu umgeben,
Du regſt und rührſt ein kräftiges Beſchließen,
Zum höchſten Daſeyn immerfort zu ſtreben. —
In Dämmerſchein liegt ſchon die Welt erſchloſſen,
Der Wald ertönt von tauſendſtimmigem Leben,
Thal aus, Thal ein iſt Nebelſtreif ergoſſen;
Doch ſenkt ſich Himmelsklarheit in die Tiefen,
Und Zweig und Aeſte, friſch erquickt, entſproſſen
Dem duft'gen Abgrund, wo verſenkt ſie ſchliefen;
Auch Farb' an Farbe klärt ſich los vom Grunde,
Wo Blum' und Blatt von Zitterperle triefen;
Ein Paradies wird um mich her die Runde.

Hinaufgeſchaut! — Der Berge Gipfelrieſen
Verkünden ſchon die feierlichſte Stunde;
Sie dürfen früh des ewigen Lichts genießen.
Das ſpäter ſich zu uns hernieder wendet.
Jetzt zu der Alpe grüngeſenkten Wieſen
Wird neuer Glanz und Deutlichkeit geſpendet,
Und ſtufenweis herab iſt es gelungen; —
Sie tritt hervor! — und, leider! ſchon geblendet,
Kehr' ich mich weg, vom Augenſchmerz durchdrungen.

So iſt es alſo, wenn ein ſehnend Hoffen
Dem höchſten Wunſch ſich traulich zugerungen,
Erfüllungsverſuchen findet ſtügelloſſen;
Nun aber bricht aus jenen ewigen Gründen
Ein Flammen-Uebermaß, wir ſtehn betroffen;
Des Lebens Fackel wollten wir entzünden,
Ein Feuermeer umſchlingt uns, welch ein Feuer!
Iſt's Lieb? Iſt's Haß? die glühend uns umwinden,
Mit Schmerz und Freuden wechſelnd ungeheuer,
So daß wir wieder nach der Erde blicken,
Zu bergen uns in jugendlichſtem Schleier.

So bleibe denn die Sonne mir im Rücken!
Der Waſſerſturz, das Felſenriff durchbrauſend,

Ihn ſchau' ich an mit wachſendem Entzücken.
Von Sturz zu Sturzen wälzt er jetzt in tauſend,
Dann aber tauſend Strömen ſich ergießend,
Hoch in die Lüfte Schaum an Schäume ſauſend.
Allein wie herrlich dieſem Sturm entſprießend,
Wölbt ſich des bunten Bogens Wechſel-Dauer,
Bald rein gezeichnet, bald in Luft zerfließend,
Umher verbreitend duftig kühle Schauer!
Der ſpiegelt ab das menſchliche Beſtreben.
Ihn ſinne nach, und du begreifſt genauer:
Am farbigen Abglanz haben wir das Leben.

Kaiſerliche Pfalz.

Saal des Thrones.

Staatsrath in Erwartung des Kaiſers.

Trompeten

Hofgeſinde aller Art, prächtig gekleidet, tritt ein.

Der Kaiſer gelangt auf den Thron; zu ſeiner Rechten der Aſtrolog.

Kaiſer.

Ich grüße die Getreuen, Lieben,
Verſammelt aus der Näh' und Weite; —
Den Weiſen ſeh' ich mir zur Seite,
Allein wo iſt der Narr geblieben?

Junker.

Gleich hinter deiner Mantel-Schleppe
Stürzt' er zuſammen auf der Treppe,
Man trug hinweg das Fett-Gewicht,
Todt oder trunken? weiß man nicht.

Zweiter Junker.

Sogleich mit wunderbarer Schnelle
Drängt ſich ein andrer an die Stelle;
Gar köſtlich iſt er aufgeputzt,
Doch fratzenhaft, daß jeder ſtutzt;
Die Wache hält ihm an der Schwelle
Kreuzweis die Hellebarden vor —
Da iſt er doch, der kühne Thor!

Mephiſtopheles

(am Throne kniend).

Was iſt verwünſcht und ſtets willkommen?
Was iſt erſehnt und ſtets verjagt?
Was immerfort in Schutz genommen?
Was hart geſchelten und verklagt?
Wen darfſt du nicht herbeiberufen?
Wen höret jeder gern genannt?
Was nahet ſich deines Thrones Stufen?
Was hat ſich ſelbſt hinweggebannt?

Kaiſer.

Für dießmal ſpare deine Worte!
Hier ſind die Räthſel nicht am Orte,
Das iſt die Sache dieſer Herrn. —
Da löſe du! das hört' ich gern.
Mein alter Narr ging, fürcht' ich, weit ins Weite;
Nimm ſeinen Platz und komm an meine Seite.

Mephiſtopheles

(ſteigt hinauf und ſtellt ſich zur Linken).

Gemurmel der Menge.

Ein neuer Narr — Zu neuer Pein —
Wo kommt er her? — Wie kam er ein? —
Der alte fiel — Der hat verthan —
Es war ein Faß — Nun iſt's ein Span —

Kaiſer.

Und alſo, ihr Getreuen, Lieben,
Willkommen aus der Näh' und Ferne!

Ihr ſammelt euch mit günſtigem Sterne;
Da droben iſt uns Glück und Heil geſchrieben.
Doch ſagt, warum in dieſen Tagen,
Wo wir der Sorgen uns entſchlagen
Schönbärte mummenſchänzlich tragen
Und Heitres nur genießen wollten,
Warum wir uns rathſchlagend quälen ſollten?
Doch weil ihr meint, es ging' nicht anders an,
Geſchehen iſt's, ſo ſey's gethan!

Kanzler.

Die höchſte Tugend, wie ein Heiligen-Schein,
Umgiebt des Kaiſers Haupt; nur er allein
Vermag ſie gültig auszuüben:
Gerechtigkeit! — Was alle Menſchen lieben,
Was alle fordern, wünſchen, ſchwer entbehren,
Es liegt an ihm, dem Volk es zu gewähren.
Doch ach! was hilft dem Menſchengeiſt Verſtand,
Dem Herzen Güte, Willigkeit der Hand,
Wenn's fieberhaft durchaus im Staate wüthet,
Und Uebel ſich in Uebeln überbrütet?
Wer ſchaut hinab von dieſem hohen Raum
Ins weite Reich, ihm ſcheint's ein ſchwerer Traum,
Wo Mißgeſtalt in Mißgeſtalten ſchaltet,
Das Ungeſetz geſetzlich überwaltet,
Und eine Welt des Irrthums ſich entfaltet.

Der raubt ſich Heerden, der ein Weib,
Kelch, Kreuz und Leuchter vom Altare,
Berühmt ſich deſſen manche Jahre
Mit heiler Haut, mit unverletztem Leib.
Jetzt drängen Kläger ſich zur Halle,
Der Richter prunkt auf hohem Pfühl;
Indeſſen wogt, in grimmigem Schwalle,
Des Aufruhrs wachſendes Gewühl.
Der darf auf Schand' und Frevel pochen,
Der auf Mitſchuldigſte ſich ſtützt,

Und: Schuldig! hörſt du ausgeſprochen,
Wo Unſchuld nur ſich ſelber ſchützt.
So will ſich alle Welt zerſtückeln,
Vernichtigen, was ſich gebührt;
Wie ſoll ſich da der Sinn entwickeln,
Der einzig uns zum Rechten führt?
Zuletzt ein wohlgeſinnter Mann
Neigt ſich dem Schmeichler, dem Beſtecher;
Ein Richter, der nicht ſtrafen kann,
Geſellt ſich endlich zum Verbrecher.
Ich malte ſchwarz, doch dichtern Flor
Zög' ich dem Bilde lieber vor.

(Pauſe.)

Entſchlüſſe ſind nicht zu vermeiden;
Wenn alle ſchädigen, alle leiden,
Geht ſelbſt die Majeſtät zu Raub.

Heermeiſter.

Wie tobt's in dieſen wilden Tagen!
Ein jeder ſchlägt und wird erſchlagen,
Und fürs Commando bleibt man taub.
Der Bürger hinter ſeinen Mauern,
Der Ritter auf dem Felſenneſt
Verſchwuren ſich, uns auszudauern,
Und halten ihre Kräfte feſt.
Der Miethſoldat wird ungeduldig,
Mit Ungeſtüm verlangt er ſeinen Lohn,
Und wären wir ihm nichts mehr ſchuldig,
Er ließe ganz und gar davon.
Verbiete wer, was alle wollten,
Der hat ins Weſpenneſt geſtört;
Das Reich, das ſie beſchützen ſollten,
Es liegt geplündert und verheert.
Man läßt ihr Toben wüthend hauſen,
Schon iſt die halbe Welt verthan;
Es ſind noch Könige da draußen,
Doch keiner denkt, es ging' ihn ugend an.

nun König Saul in seinem schwarzen Sammtkleide den Chaumigrem, Cato und Darius spielen; wobey zu bemerken ist, daß die Stücke niemals ganz, sondern meistentheils nur die fünften Akte, wo es an ein Todtstechen ging, aufgeführt wurden.

Auch war es natürlich, daß mich die Oper mit ihren manichfaltigen Veränderungen und Abenteuern mehr als alles anziehen mußte. Ich fand darin stürmische Meere, Götter, die in Wolken herabkommen, und, was mich vorzüglich glücklich machte, Blitz und Donner. Ich half mir mit Pappe, Farbe und Papier, wußte gar trefflich Nacht zu machen, der Blitz war fürchterlich anzusehen, nur der Donner gelang nicht immer, doch das hatte so viel nicht zu sagen. Auch fand sich in den Opern mehr Gelegenheit, meinen David und Goliath anzubringen, welches im regelmäßigen Drama gar nicht angehen wollte.

Schatzmeister.

Wer wird auf Bundesgenossen pochen!
Subsidien, die man uns versprochen,
Wie Röhrenwasser bleiben aus.
Auch, Herr, in deinen weiten Staaten
An wen ist der Besitz gerathen?
Wohin man kommt, da hält ein Neuer Haus,
Und unabhängig will er leben;
Zusehen muß man, wie er's treibt;
Wir haben so viel Rechte hingegeben,
Daß uns auf nichts ein Recht mehr übrig bleibt.
Auch auf Parteien, wie sie heißen,
Ist heut zu Tage kein Verlaß;
Sie mögen schelten oder preisen,
Gleichgültig wurden Lieb' und Haß.
Die Ghibellinen wie die Guelfen
Verbergen sich, um auszuruhn!
Wer jetzt will seinem Nachbar helfen?
Ein jeder hat für sich zu thun.
Die Goldespforten sind verrammelt,
Ein jeder kratzt und scharrt und sammelt,
Und unsre Cassen bleiben leer.

Marschalk.

Welch Unheil muß auch ich erfahren!
Wir wollen alle Tage sparen,
Und brauchen alle Tage mehr,
Und täglich wächst mir neue Pein.
Den Köchen thut kein Mangel wehe;
Wildschweine, Hirsche, Hasen, Rehe,
Welschhühner, Hühner, Gänse' und Enten,
Die Deputate, sichre Renten,
Sie gehen noch so ziemlich ein;
Jedoch am Ende fehlt's an Wein.
Wenn sonst im Keller Faß an Faß sich häufte,
Der besten Berg' und Jahresläufte,
So schlürft unendliches Gesäufte

Der edlen Herrn den letzten Tropfen aus.
Der Stadtrath muß ſein Lager auch verzapfen;
Man greift zu Humpen, greift zu Napfen,
Und unterm Tiſche liegt der Schmaus.
Nun ſoll ich zahlen, alle lohnen;
Der Jude wird mich nicht verſchonen,
Der ſchafft Anticipationen,
Die ſpeiſen Jahr um Jahr voraus.
Die Schweine kommen nicht zu Fette,
Verpfändet iſt der Pfühl im Bette,
Und auf den Tiſch kommt vorgegeſſen Brod.

Kaiſer

(nach einigem Nachdenken zu Mephiſtopheles).

Sag', weißt du Narr nicht auch noch eine Noth?

Mephiſtopheles.

Ich keineswegs. Den Glanz umherzuſchauen,
Dich und die Deinen! — Mangelte Vertrauen,
Wo Majeſtät unweigerlich gebeut,
Bereite Macht Feindſeliges zerſtreut,
Wo guter Wille, kräftig durch Verſtand,
Und Thätigkeit, vielfältige, zur Hand?
Was könnte da zum Unheil ſich vereinen,
Zur Finſterniß, wo ſolche Sterne ſcheinen?

Gemurmel.

Das iſt ein Schalk! — Der's wohl verſteht —
Er lügt ſich ein — So lang' es geht —
Ich weiß ſchon — Was dahinter ſteckt —
Und was denn weiter? — Ein Project —

Mephiſtopheles.

Wo fehlt's nicht irgendwo auf dieſer Welt?
Dem dieß, dem das, hier aber fehlt das Geld.
Vom Eſtrich zwar iſt es nicht aufzuraffen;
Doch Weisheit weiß das Tiefſte herzuſchaffen.
In Bergesadern, Mauergründen
Iſt Gold gemünzt und ungemünzt zu finden;

Und fragt ihr mich, wer es zu Tage schafft:
Begabten Manns Natur- und Geisteskraft.

Kanzler.

Natur und Geist — so spricht man nicht zu Christen.
Deßhalb verbrennt man Atheisten,
Weil solche Reden höchst gefährlich sind.
Natur ist Sünde, Geist ist Teufel;
Sie hegen zwischen sich den Zweifel,
Ihr mißgestaltet Zwitterkind.
Uns nicht so! — Kaisers alten Landen
Sind zwei Geschlechter nur entstanden,
Sie stützen würdig seinen Thron:
Die Heiligen sind es und die Ritter;
Sie stehen jedem Ungewitter
Und nehmen Kirch' und Staat zum Lohn.
Dem Pöbelsinn verworrner Geister
Entwickelt sich ein Widerstand;
Die Ketzer sind's! die Hexenmeister!
Und sie verderben Stadt und Land.
Die willst du nun mit frechen Scherzen
In diese hohen Kreise schwärzen;
Ihr hegt euch an verderbtem Herzen,
Dem Narren sind sie nah verwandt.

Mephistopheles.

Daran erkenn' ich den gelehrten Herrn!
Was ihr nicht tastet, steht euch meilenfern!
Was ihr nicht faßt, das fehlt euch ganz und gar;
Was ihr nicht rechnet, glaubt ihr, sey nicht wahr;
Was ihr nicht wägt, hat für euch kein Gewicht;
Was ihr nicht münzt, das, meint ihr, gelte nicht.

Kaiser.

Dadurch sind unsre Mängel nicht erledigt;
Was willst du jetzt mit deiner Fastenpredigt?
Ich habe satt das ewige Wie und Wenn;
Es fehlt an Geld, nun gut, so schaff' es denn!

Mephistopheles.

Ich schaffe, was ihr wollt, und schaffe mehr;
Zwar ist es leicht, doch ist das Leichte schwer.
Es liegt schon da, doch um es zu erlangen,
Das ist die Kunst; wer weiß es anzufangen?
Bedenkt doch nur: in jenen Schreckensläuften,
Wo Menschenfluthen Land und Volk erfäuften,
Wie der und der, so sehr es ihn erschreckte,
Sein Liebstes da- und dortwohin versteckte;
So war's von je in mächtiger Römer Zeit,
Und so fortan bis gestern, ja bis heut.
Das alles liegt im Boden still begraben,
Der Boden ist des Kaisers, der soll's haben.

Schatzmeister.

Für einen Narren spricht er gar nicht schlecht,
Das ist fürwahr des alten Kaisers Recht.

Kanzler.

Der Satan legt euch goldgewirkte Schlingen,
Es geht nicht zu mit frommen rechten Dingen.

Marschalk.

Schafft er uns nur zu Hof willkommne Gaben,
Ich wollte gern ein bißchen Unrecht haben.

Heermeister.

Der Narr ist klug, verspricht, was jedem frommt;
Fragt der Soldat doch nicht, woher es kommt.

Mephistopheles.

Und glaubt ihr euch vielleicht durch mich betrogen,
Hier steht ein Mann! da! fragt den Astrologen.
In Kreis' um Kreise kennt er Stund' und Haus;
So sage denn: wie sieht's am Himmel aus?

Gemurmel.

Zwei Schelme sind's — Verstehn sich schon —
Narr und Phantast — So nah dem Thron —
Ein mattgesungen — alt Gedicht —
Der Thor bläst ein — Der Weise spricht —

Aſtrolog

(ſpricht, Mephiſtopheles klatſcht ein).

Die Sonne ſelbſt, ſie iſt ein lauteres Gold;
Mercur, der Bote, dient um Gunſt und Sold;
Frau Venus hat's euch allen angethan,
So früh als ſpat blickt ſie euch lieblich an;
Die keuſche Luna launet grillenhaft;
Mars, trifft er nicht, ſo dräut euch ſeine Kraft.
Und Jupiter bleibt doch der ſchönſte Schein.
Saturn iſt groß, dem Auge fern und klein;
Ihn als Metall verehren wir nicht ſehr,
An Werth gering, doch im Gewichte ſchwer.
Ja, wenn zu Sol ſich Luna frin geſellt,
Zum Silber Gold, dann iſt es beitre Welt;
Das übrige iſt alles zu erlangen:
Paläſte, Gärten, Brüſtlein, rothe Wangen,
Das alles ſchafft der hochgelahrte Mann,
Der das vermag, was unſer keiner kann.

Kaiſer

Ich höre deyrelt, was er ſpricht,
Und dennoch überzeugt's mich nicht.

Gemurmel.

Was ſoll uns das? — Getreſchner Spaß —
Calcaleyei — Chymiſterei —
Das hört' ich oft — Und falſch gedeutt —
Und kommt er auch — So iſt's ein Gaudy —

Mephiſtopheles.

Da ſtehen ſie unſicher und ſtaunen,
Vertrauen nicht dem heilen Hund;
Der eine jagt von Alraunen,
Der andre von dem ſchwarzen Hund,
Was ſoll es, daß der eine wittelt,
Ein andrer Zauberei verklagt,
Wenn ihm doch auch einmal die Sohle ſpielt,
Wenn ihm der hohle Schritt verſagt!

Ihn alle fühlt geheimes Wirken
Der ewig waltenden Natur,
Und aus den untersten Bezirken
Schmiegt sich herauf lebend'ge Spur.
Wenn es in allen Gliedern zwackt,
Wenn es unheimlich wird am Platz,
Nur gleich entschlossen gräbt und hackt!
Da liegt der Spielmann, liegt der Schatz!

Gemurmel.

Mir liegt's im Fuß wie Bleigewicht —
Mir krampft's im Arme — Das ist Gicht!
Mir krabbelt's an der großen Zeh' —
Mir thut den ganze Rücken weh —
Nach solchen Zeichen wäre hier
Das allerreichste Schatzrevier.

Kaiser.

Nur eilig! du entschlüpfst nicht wieder;
Erwerbe deine Lügenschäume,
Und zeig' uns gleich die edlen Räume.
Ich lege Schwert und Zepter nieder,
Und will mit eignen hohlen Händen,
Wenn du nicht lügst, das Werk vollenden,
Dich, wenn du lügst, zur Hölle senden!

Mephistopheles.

Den Weg dahin wüßt' allenfalls zu finden —
Doch kann ich nicht genug verkünden,
Was überall beispiellos harrend liegt.
Der Bauer, der die Furche pflügt,
Hebt einen Schlitterf mit der Schelle;
Salpeter beißt er von der Leinewand
Und feuchtet gelben-gellend Kalk,
Erschreckt, erstaunt, in kümmerlicher Hand
Was für Gewölbe sind zu sprengen,
In welchen Klüften, welchen Gängen
Muß sich der Schatzbewußte drängen

Zur Nachbarſchaft der Unterwelt!
In weiten, altverwahrten Kellern
Von goldnen Humpen, Schüſſeln, Tellern
Sieht er ſich Reihen aufgeſtellt;
Pokale ſtehen aus Rubinen,
Und will er deren ſich bedienen,
Daneben liegt uraltes Naß.
Doch — werdet ihr dem Kundigen glauben —
Verfault iſt längſt das Holz der Dauben,
Der Weinſtein ſchuf dem Wein ein Faß.
Eſſenzen ſolcher edlen Weine,
Geld und Juwelen nicht alleine,
Umhüllen ſich mit Nacht und Graus.
Der Weiſe forſcht hier unverdroſſen;
Am Tag' erkennen, das ſind Poſſen;
Im Finſtern ſind Myſterien zu Haus.

Kaiſer.

Die laſſ' ich dir! Was will das Düſtre frommen?
Hat etwas Werth, es muß zu Tage kommen.
Wer kennt den Schelm in tiefer Nacht genau?
Schwarz ſind die Kühe, ſo die Katzen grau.
Die Töpfe drunten, voll von Geldgewicht,
Zieh' deinen Pflug, und ackre ſie ans Licht.

Mephiſtopheles.

Nimm Hack' und Spaten, grabe ſelber,
Die Bauernarbeit macht dich groß,
Und eine Herde goldner Kälber,
Sie reißen ſich vom Boden los.
Dann ohne Zaudern, mit Entzücken,
Kannſt du dich ſelbſt, wirſt die Geliebte ſchmücken;
Ein leuchtend Farb- und Glanzgeſtein erhöht
Die Schönheit wie die Majeſtät.

Kaiſer.

Nur gleich, nur gleich! Wie lange ſoll es währen!

Aſtrolog (wie oben).

Herr, mäßige ſolch dringendes Begehren!
Laß erſt vorbei das bunte Freudenſpiel;
Zerſtreutes Weſen führt uns nicht zum Ziel.
Erſt müſſen wir in Faſſung uns verſühnen,
Das Unire durch das Obere verdienen.
Wer Gutes will, der ſey erſt gut;
Wer Freude will, beſänftige ſein Blut;
Wer Wein verlangt, der keltre reife Trauben;
Wer Wunder hofft, der ſtärke ſeinen Glauben.

Kaiſer.

So ſey die Zeit in Fröhlichkeit vertan!
Und ganz erwünſcht kommt Aſchermittwoch an.
Indeſſen feiern wir, auf jeden Fall,
Nur luſtiger das wilde Carneval.

(Trompeten. Ab.)

Mephiſtopheles.

Wie ſich Verdienſt und Glück verketten,
Das fällt den Thoren niemals ein;
Wenn ſie den Stein der Weiſen hätten,
Der Weiſe mangelte dem Stein.

Weitläufiger Saal, mit Nebengemächern, verziert und aufgeputzt zur Mummenſchanz.

Herold.

Denkt nicht, ihr ſeyd in deutſchen Gränzen
Von Teufels-, Narren- und Totentänzen;
Ein beſſres Feſt erwartet euch.
Der Herr, auf ſeinen Römerzügen,
Hat, ſich zu Nutz, euch zum Vergnügen,
Die hohen Alpen überſtiegen,
Gewonnen ſich ein beſſres Reich.
Der Kaiſer, er, an heiligen Stellen

Erbat ſich erſt das Recht zur Macht,
Und alſo er ging, die Krone ſich zu holen,
Hat er uns auch die Kappe mitgebracht.
Nun ſind wir alle narrgeboren;
Ein jeder weltgewandte Mann
Zieht ſie behaglich über Kopf und Ohren;
Sie ähnelt ihn verrückten Thoren,
Er iſt darunter weiſe, wie er kann.
Ich ſehe ſchon, wie ſie ſich ſchaaren,
Sich ſchwankend ſondern, traulich paaren;
Zudringlich ſchließt ſich Ohr an Ohr.
Herein, hinaus, nur unverdroſſen!
Es bleibt doch endlich nach wie vor,
Mit ihren hunderttauſend Poſſen,
Die Welt ein einziger groſſer Thor.

Gärtnerinnen.

(Chöre, begleitet von Mandolinen.)

Euren Beifall zu gewinnen,
Schmücken wir uns dieſe Nacht,
Junge Florentinerinnen,
Folgten deutſchen Hofes Pracht:

Tragen wir in braunen Locken
Mancher heitern Blume Zier;
Seidenfäden, Seidenflocken
Spielen ihre Rolle hier.

Denn wir halten es verdienſtlich,
Lebenswürdig ganz und gar;
Unſre Blumen, glänzend künſtlich,
Blühen fort das ganze Jahr.

Allerlei gefärbten Scheinen
Wird [illegible] Recht gethan;
Mögt ihr Glück für Glück bemeinen
Doch das Ganze zieht euch an.

Niedlich ſind wir anzuſchauen,
Gärtnerinnen und galant;
Denn das Natürlich der Frauen
Iſt ſo nah mit Kunſt verwandt.

Herold.

Laßt die reichen Körbe ſehen,
Die ihr auf den Häupten traget,
Die ſich bunt am Arme blähen;
Jeder wähle, was behaget.
Eilig! daß in Laub und Ringen
Sich ein Garten eſſenbare;
Würdig ſind ſie zu umdrängen,
Krämerinnen wie die Waare.

Gärtnerinnen.

Heilſchet nun am heitern Orte,
Doch kein Markten finde ſtatt!
Und mit ſinnig kurzem Worte
Wähle jeder, was er hat.

Olivenzweig mit Früchten.

Keinen Blumenflor beneid' ich,
Allen Widerſtreit vermeid' ich;
Mir iſt's gegen die Natur:
Bin ich doch das Mark der Laube,
Und, zum ſichern Unterpfande,
Friedenszeichen jeder Flur;
Heute, hoff' ich, ſoll mir's glücken,
Würdig ſchönes Haupt zu ſchmücken.

Aehrenkranz (goldene).

Ceres' Gaben, euch zu zieren,
Werden hold und lieblich ſtehn:
Das Erwünſchteſte dem Nutzen
Sey als eure Zierde ſchön.

Phantaſiekranz.

Bunte Blumen, Blumen ähnlich,
Aus dem Meer ein Wunderſtrauß!

Ich fühlte täglich mehr Anhänglichkeit für das enge Plätzchen, wo ich so manche Freude genoß; und ich gestehe, daß der Geruch, den die Puppen aus der Speisekammer an sich gezogen hatten, nicht wenig dazu beytrug.

Die Dekorationen meines Theaters waren nunmehr in ziemlicher Vollkommenheit; denn, daß ich von Jugend auf ein Geschick gehabt hatte, mit dem Zirkel umzugehen, Pappe auszuschneiden, und Bilder zu illuminiren, kam mir jetzt wohl zu statten. Um desto weher that es mir, wenn mich gar oft das Personal an Ausführung großer Sachen hinderte.

Meine Schwestern, indem sie ihre Puppen aus- und ankleideten, erregten in mir den Gedanken, meinen Helden auch nach und nach bewegliche Kleider zu verschaffen. Man trennte ihnen die Läppchen vom Leibe, setzte

Der Natur iſt's nicht gewöhnlich,
Doch die Mode bringt's hervor.

Phantaſiekranz.

Meinen Namen euch zu ſagen,
Würde Theresgraß nicht wagen,
Und doch hoff' ich, wo nicht allen,
Aber manchen zu gefallen,
Der ich mich wohl eignen möchte,
Wenn ſie mich ins Haar verflöchte,
Wenn ſie ſich entſchließen könnte,
Mir am Herzen Platz vergönnte.

Aufforderung.

Mögen bunte Phantaſien
Für des Tages Mode blühen,
Wunderlichſam ſeyn geſtaltet,
Wie Natur ſich nie entfaltet;
Grüne Stiele, goldne Glocken,
Blick' hervor aus reichen Locken!
Doch wir

Roſenknospen.

halten uns verſteckt;
Glücklich, wer uns friſch entdeckt!
Wenn der Sommer ſich verkündet,
Roſenknospe ſich entzündet,
Wer mag ſolches Glück entbehren?
Das Versprechen, das Gewähren,
Das beherrſcht im Herzens Reich
Blick und Sinn und Herz zugleich.

(Indem grünen Laubgängen ordnen die Gärtnerinnen paarweis ihren Kranz auf.)

Gärtner.

(Gehend, begleitet von Theresen.)

Blumen ſchet ruhig ſprießen,
Reizend euer Haupt umgießen;
Früchte wollen nicht verführen,
Kehrend mag man ſie genießen.

Bieten bräunliche Geſichter
Kirſchen, Pfirſchen, Königspflaumen,
Kauft! denn gegen Zung' und Gaumen
Hält ſich Auge ſchlecht als Richter.

Kommt, von allerreifſten Früchten
Mit Geſchmack und Luſt zu ſpeiſen;
Ueber Reifen läßt ſich dichten,
In die Aepfel muß man beißen.

Erp's erlaubt, uns anzuraaten
Eurem reichen Jugendfleiß,
Und wir putzen reifer Waaren
Fülle nachbarlich empor.

Unter luſtigen Gewinden,
In geſchmückter Lauben Nacht,
Alles iſt zugleich zu finden:
Knospe, Blätter, Blume, Frucht.

(Unter Verhältniſſen, bedrückt von Gattungen und Ordnungen, ſchwer beide Ohren leer, ihre Waaren Kaufenden in die Hände zu bringen und anzupreiſen.)

Mutter und Tochter.

Mutter.

Mädchen, als du kamſt ans Licht,
Schmückt' ich dich im Hündchen;
Warſt ſo lieblich von Geſicht
Und ſo zart am Leibchen.
Putzte dich ſogleich als Braut,
Gleich dem Knäbchen angetraut,
Putzte dich als Weibchen.

Ach! nun iſt ſchon manches Jahr
Ungenützt verflogen,
Der Spenſtern bunte Schaar
Schnell vorbeigezogen;

Tanzest mit dem einen fink,
Gabst dem andern stillen Wink
Mit dem Augenlugen.

Welches fest man auch ersann,
Ward umsonst begangen!
Pfänderspiel und bittrer Mann
Wollten nicht verfangen;
Heute sind die Narren los,
Liebchen, öffne deinen Schooß!
Bleibt wohl einer hangen.

Gespielinnen

(jung und schön, grüßen sich hinten; ein vertraulicher Seitentanz wird laut.

Fischer und Vogelsteller

(mit Netzen, Angel und Leimruthen, auch sonstigem Geräthe, treten auf, mischen sich unter die schönen Kinder. Wechselseitige Versuche, zu gewinnen, zu fangen, zu entgehen und festzuhalten, geben zu den angenehmsten Dialogen Gelegenheit.

Holzhauer

(treten ein, ungeheim und ungeschlacht.

Nur Platz! nur Platz!
Wir brauchen Räume,
Die stillen Bäume,
Die krachend schlagen;
Und wenn wir tragen,
Da giebt es Stöße.
In unserm Rohr
Bringt dich ins Meine!
Denn unsern Grobe
Nicht auch im Laube,
Wie Einen seine
Für sich zu Staube,
So sehr sie wüthen!
Ihr seid beschützet;
Denn ihr erstöret,
Wenn wir nicht schützten.

Pulcinelle

(hörnisch, toll läppisch).

Ihr ſeyd die Thoren,
Gebückt geboren;
Wir ſind die Klugen,
Die nie was trügen;
Denn unſere Kappen,
Jacken und Lappen,
Sind leicht zu tragen;
Und mit Behagen
Wir immer müßig,
Pantoffelfüßig,
Durch Markt und Haufen
Einherzulaufen,
Gaffend zu ſtehen,
Uns anzukräben;
Auf ſolche Klänge
Durch Drang und Menge
Nolgleich zu ſchlüpfen,
Geſammt zu hüpfen,
Vereint zu ſtehen.
Ihr mögt uns ſehen,
Ihr mögt uns ſcheiten,
Wir laſſen's gelten.

Paraſiten

(ſchmeichelnd-lüſtern).

Ihr wackern Träger
Und eure Schwäger,
Die Kohlenbrenner,
Sind unſre Männer;
Denn alles Bücken,
Bejah'ndes Nicken,
Gewundne Phraſen,
Das Doppelblaſen,
Das wärmt und kühlet
Wie's einer fühlet,

Was könnt' es frommen?
Es möchte Feuer
Selbſt ungeheuer
Vom Himmel kommen,
Gäb' es nicht Scheite
Und Kohlentrachten,
Die Herdesbreite
Zur Gluth entfachten.
Da brät's und brudelt's,
Da kocht's und ſtrudelt's!
Der wahre Schmecker,
Der Tellerlecker,
Er riecht den Braten,
Er ahnet Fiſche;
Das regt zu Thaten
Am Gaumen Tiſche.

Trunkener (aufwachend).

Sey mir heute nichts zuwider!
Fühle mich ſo krank und frei;
Friſche Luft und heitre Lieder,
Holt' ich ſelbſt ſie doch herbei.
Und ſo trink' ich! trinke, trinke!
Stoßet an ihr! Tinke, tinke!
Du dort hinten komm heran!
Stoßet an, ſo iſt's gethan.

Schrie mein Weibchen doch entrüſtet,
Nähmſte dieſem bunten Reck,
Und, wie ſehr ich mich gebrüſtet,
Schalt mich einen Maskenfleck.
Doch ich trinke! trinke! trinke!
Angeklungen! Tinke, tinke!
Maskenflöcke, ſtoßet an!
Wenn es klingt, ſo iſt's gethan.

Saget nicht, daß ich verirrt bin!
Bin ich doch, wo mir's behagt.
Borgt der Wirth nicht, borgt die Wirthin,
Und am Ende borgt die Magd.
Immer trink' ich! trinke! trinke!
Auf, ihr andern! Tinke, tinke!
Jeder jedem! so fortan!
Dünkt mich's doch, es sey gethan!

Wie und wo ich mich vergnüge,
Mag es immerhin geschehn;
Laßt mich liegen, wo ich liege,
Denn ich mag nicht länger stehn.

Chor.

Jeder Bruder trinke, trinke!
Toastet frisch ein Tinke, tinke!
Sitzet fest auf Bank und Span!
Unterm Tisch dem ist's gethan.

Der Herold

(Ernennt verschiedene Poeten an, Naturdichter, Hof- und Ritterſänger, pfarrliche so wie Gastwirthen. Im Gedräng von Mitwerbern aller Art sieht seiner den andern zum Vortrag kommen. Einer scheucht mit wenigen Worten vorüber.)

Satyriker.

Wißt ihr, was mich Poeten
Erst recht erfreuen sollte?
Dürft' ich singen und reden,
Was niemand hören wollte.

(Die Nacht- und Gruftdichter lassen sich entschuldigen, weil sie so eben im interessantesten Gespräch mit einem frischverstorbenen Plenipoten begriffen seyen, woraus eine neue Dichtart sich vielleicht entwickeln könnte; der Herold mag es gelten lassen, und ruft indessen die griechische Mythologie hervor, die, selbst in modernster Maske, weder Charakter noch Gefälligkeit verliert.)

Die Grazien.

Aglaia.

Anmuth bringen wir ins Leben;
Leget Anmuth in das Geben!

Hegemone.

Leget Anmuth ins Empfangen!
Lieblich iſt's, den Wunſch erlangen.

Euphroſyne.

Und in ſtiller Tage Schranken
Höchſt anmuthig ſey das Danken.

Die Parzen.

Atropos.

Mich, die älteſte, zum Spinnen
Hat man dießmal eingeladen;
Viel zu denken, viel zu ſinnen
Giebt's beim zarten Lebensfaden.

Daß er euch gelenk und weich ſey,
Wußt' ich feinſten Flachs zu ſichten;
Daß er glatt und ſchlank und gleich ſey,
Wird der kluge Finger ſchlichten.

Wollet ihr bei Luſt und Tänzen
Allzu üppig euch erweiſen,
Denkt an dieſes Lebens Gränzen!
Hütet euch! er möchte reißen.

Klotho.

Wißt, in dieſen letzten Tagen
Ward die Scheere mir vertraut;
Denn man war von dem Betragen
Unſrer Alten nicht erbaut.

Zerrt unnützeſte Gewinnſte
Lange ſie an Licht und Luft,
Hoffnung herrlichſter Gewinnſte
Schleppt ſie ſchneidend zu der Gruft.

Doch auch ich im Jugendwalten
Irrte mich ſchon hundertmal;
Heute mich im Zaum zu halten,
Scheere ſteckt im Futteral.

Und ſo bin ich gern gebunden,
Blicke freundlich dieſem Ort;
Ihr in dieſen freien Stunden
Schwärmt nur immer fort und fort.

Lacheſis.

Mir, die ich allein verſtändig,
Blieb das Ordnen zugetheilt;
Meine Weiſe, ſtets lebendig,
Hat noch nie ſich übereilt.

Fäden kommen, Fäden weiſen,
Jeden lenk' ich ſeine Bahn,
Keinen laſſ' ich überſchweifen,
Füg' er ſich im Kreis heran

Könnt' ich einmal mich vergeſſen,
Wär' es um die Welt mir bang;
Stunden zählen, Jahre meſſen,
Und der Weber nimmt den Strang.

Herold.

Die jetzo kommen, werdet ihr nicht kennen,
Wärt ihr noch ſo gelehrt in alten Schriften;
Sie anzuſehn, die ſo viel Uebel ſtiften,
Ihr würdet ſie willkommne Gäſte nennen.

Die Furien ſind es, niemand wird uns glauben,
Hübſch, wohlgeſtaltet, freundlich, jung von Jahren;
Laßt euch mit ihnen ein, ihr ſollt erfahren,
Wie ſchlangenhaft verletzen ſolche Tauben.

Zwar ſind ſie tückiſch, doch am heutigen Tage,
Wo jeder Narr ſich rühmet ſeiner Mängel,
Auch ſie verlangen nicht den Ruhm als Engel,
Bekennen ſich als Stadt- und Landesplage.

Alecto.

Was hilft es euch, ihr werdet uns vertrauen!
Denn wir ſind hübſch und jung und Schmeichelkätzchen;
Hat einer unter euch ein Liebe-Schätzchen,
Wir werden ihm ſo lang die Ohren krauen,

Bis wir ihm ſagen dürfen, Aug' in Auge,
Daß ſie zugleich auch dem und jenem winke,
Im Kopfe dumm, im Rücken krumm, und hinke,
Und wenn ſie ſeine Braut iſt, gar nichts tauge.

So wiſſen wir die Braut auch zu bedrängen:
Es hat ſogar der Freund, vor wenig Wochen,
Verächtliches von ihr zu der geſprochen!
Verſöhnt man ſich, ſo bleibt doch etwas hängen.

Megära.

Das iſt nur Spaß! denn, ſind ſie erſt verbunden,
Ich nehm' es auf, und weiß, in allen Fällen,
Das ſchönſte Glück durch Grille zu vergällen;
Der Menſch iſt ungleich, ungleich ſind die Stunden.

Und niemand hat Erwünſchtes! jetzt im Armen,
Der ſich nicht nach Erwünſchterm thörig ſehnte,
Vom höchſten Glück, woran er ſich gewöhnte;
Die Sonne ſieht er, will den Froſt erwarmen.

Mit dieſem allem weiß ich zu gebahren,
Und führe her Aſmodi, den getreuen,
Zu rechter Zeit Unſeliges auszuſtreuen,
Verderbe ſo das Menſchenvolk in Paaren.

Tiſiphone.

Gift und Delch, ſtatt böſer Zungen,
Miſch' ich, ſchärf' ich dem Verräther;
Liebſt du andre, früher, ſpäter
Hat Verderben dich durchdrungen.

Muß der Augenblicke Süßtes
Sich zu Eiſcht und Galle wandeln!
Hier kein Markten, hier kein Handeln,
Wie er es beging, er büßt es.

Einge keiner vom Vergeben!
Felſen klag' ich meine Sache;
Echo, horch! erwidert: Rache!
Und wer wechſelt, ſoll nicht leben.

Herold.

Beliebt' es euch, zur Seite wegzuweichen;
Denn was jetzt kommt, iſt nicht von eures Gleichen.
Ihr ſeht, wie ſich ein Berg heranzudrängt,
Mit bunten Teppichen die Weichen ſtolz behängt;
Ein Haupt mit langen Zähnen, Schlangenrüſſel,
Geheimnißvoll, doch zeig' ich euch den Schlüſſel,
Im Nacken ſitzt ihm zierlich-zarte Frau,
Mit ſeinem Stäbchen lenkt ſie ihn genau;
Die andre drohenſtehend herrlich-hehr
Umgiebt ein Glanz, der blendet mich zu ſehr.
Zur Seite gehn gekettet edle Frauen,
Die eine bang, die andre froh zu ſchauen;
Die eine wünſcht, die andre fühlt ſich frei.
Verkünde jede, wer ſie ſey.

sie, so gut man konnte, zusammen, sparte sich etwas Geld, kaufte neues Band und Flittern, bettelte sich manches Stückchen Taft zusammen, und schaffte nach und nach eine Theater-Garderobe an, in welcher besonders die Reifröcke für die Damen nicht vergessen waren.

Die Truppe war nun wirklich mit Kleidern für das größte Stück versehen, und man hätte denken sollen, es würde nun erst recht eine Aufführung der andern folgen; aber es ging mir, wie es den Kindern öfter zu gehen pflegt, sie fassen weite Plane, machen große Anstalten, auch wohl einige Versuche, und es bleibt alles zusammen liegen. Dieses Fehlers muß ich mich auch anklagen. Die größte Freude lag bey mir in der Erfindung, und in der Beschäftigung der Einbildungskraft. Dieß oder jenes Stück interessirte mich um irgend einer Scene willen,

Furcht.

Dunſtige Fackeln, Lampen, Lichter
Dämmern durchs verworrne Feſt;
Zwiſchen dieſe Truggeſichter
Bannt mich, ach! die Kette feſt.

Fort, ihr lächerlichen Lacher!
Euer Grinſen gibt Verdacht!
Alle meine Widerſacher
Drängen mich in dieſer Nacht.

Hier! ein Freund iſt Feind geworden,
Seine Maske kenn' ich ſchon;
Jener wollte mich ermorden,
Nun, entdeckt, ſchleicht er davon.

Ach, wie gern in jeder Richtung
Flöh' ich zu der Welt hi aus!
Doch von drüben droht Vernichtung,
Hält mich zwiſchen Dunſt und Graus.

Hoffnung.

Seid gegrüßt, ihr lieben Schweſtern!
Habt ihr euch ſchon heut und geſtern
In Vermummungen gefallen,
Weiß ich doch gewiß von allen,
Morgen wollt ihr euch enthüllen.
Und wenn wir bei Fackelſcheine
Uns nicht ſonderlich behagen,
Werden wir in heitern Tagen
Ganz nach unſerm eignen Willen,
Bald geſellig, bald alleine,
Frei durch ſchöne Fluren wandeln,
Nach Belieben ruhn und handeln,
Und in ſorgenfreiem Leben
Nie entbehren, ſtets erſtreben.

Ueberall willkommne Gäſte,
Treten wir getroſt hinein:
Sicherlich, es muß das Beſte
Irgendwo zu finden ſeyn.

Klugheit.

Zwei der größten Menſchenfeinde,
Furcht und Hoffnung, angekettet,
Halt' ich ab von der Gemeinde;
Platz gemacht! ihr ſeyd gerettet.

Den lebendigen Coloſſen
Führ' ich, ſeht ihr, ſturmbeladen,
Und er wandelt unverdroſſen
Schritt vor Schritt auf ſteilen Pfaden.

Droben aber auf der Zinne
Jene Göttin, mit bebenden
Breiten Flügeln, zum Gewinne
Allerſeits ſich hinzuwenden.

Rings umgiebt ſie Glanz und Glorie,
Leuchtend fern nach allen Seiten;
Und ſie nennet ſich Victorie,
Göttin aller Thätigkeiten.

Zoils-Therſites.

Hu! Hu! da komm' ich eben recht,
Ich ſcelt' euch allzuſammen ſchlecht!
Doch was ich mir zum Ziel erſah,
Iſt eben Jenes Victoria.
Mit ihrem weißen Flügelpaar,
Sie dünkt ſich wohl, ſie ſey ein Aar,
Und wo ſie ſich nur hingewandt,
Gehör' ihr alles Volk und Land;
Doch, wo was Rühmliches gelingt,
Es mich ſogleich in Harniſch bringt.
Das Tiefe hoch, das Hohe tief,
Das Schiefe grad, das Grade ſchief,

Das ganz allein macht mich gesund;
So will ich's auf dem Erdenrund.

Herold.

So treffe dich, du Lumpenhund,
Des frommen Stabes Meisterstreich!
Da krümm' und winde dich sogleich! —
Wie sich die Doppelzwerggestalt
So schnell zum eklen Klumpen ballt! —
— Doch Wunder! — Klumpen wird zum Ei,
Das bläht sich auf und platzt entzwei;
Nun fällt ein Zwillingspaar heraus,
Die Otter und die Fledermaus;
Die eine fort im Staube kriecht,
Die andre schwarz zur Decke fliegt;
Sie eilen draußen zum Verein,
Da möcht' ich nicht der Dritte seyn.

Gemurmel.

Frisch! dahinten tanzt man schon —
Nein! ich wollt', ich wär' davon —
Fühlst du, wie uns das umflicht,
Das gespenstische Gezücht?
Saust es mir doch über's Haar —
Ward ich's doch am Fuß gewahr —
Keiner ist von uns verletzt —
Alle doch in Furcht gesetzt —
Ganz verderben ist der Spaß —
Und die Bestien wollten das.

Herold.

Seit mir sind bei Maskeraden
Heroldspflichten aufgeladen,
Wach' ich ernstlich an der Pforte,
Daß euch hier am lustigen Orte
Nichts Verderbliches erschleiche;
Weder wanke, weder weiche.

Doch ich fürchte, durch die Fenſter
Ziehen luſtige Geſpenſter,
Und von Spuk und Zaubereien
Wüßt' ich euch nicht zu befreien.
Machte ſich der Zwerg verdächtig,
Nun dort hinten ſtrömt es mächtig.
Die Bedeutung der Geſtalten
Möcht' ich amtsgemäß entfalten;
Aber was nicht zu begreifen,
Wüßt' ich auch nicht zu erklären;
Helfet alle mich belehren! —
Seht ihr's durch die Menge ſchweifen?
Vierbeſpannt ein prächtiger Wagen
Wird durch alles durchgetragen;
Doch er theilet nicht die Menge,
Nirgend ſeh' ich ein Gedränge;
Farbig glitzert's in der Ferne,
Irrend leuchten bunte Sterne,
Wie von magiſcher Laterne,
Schnaubt heran mit Sturmgewalt.
Platz gemacht! mich ſchaudert's!

Knabe (Wagenlenker).

Halt!

Roſſe, hemmet eure Flügel,
Fühlet den gewohnten Zügel,
Meiſtert euch, wie ich euch meiſtre,
Rauſchet hin, wenn ich begeiſtre —
Dieſe Räume laßt uns ehren!
Schaut umher, wie ſie ſich mehren,
Die Bewundrer, Kreis um Kreiſe!
Herold, auf! nach deiner Weiſe,
Ehe wir von euch entfliehen,
Uns zu ſchildern, uns zu nennen;
Denn wir ſind Allegorien,
Und ſo ſolltеſt du uns kennen.

Herold.

Wüßte nicht dich zu benennen,
Eher könnt' ich dich beſchreiben.

Knabe Lenker.

So probir's!

Herold.

Man muß geſtehn,
Erſtlich biſt du jung und ſchön.
Halbwüchſiger Knabe biſt du; doch die Frauen,
Sie möchten dich ganz ausgewachſen ſchauen.
Du ſcheineſt mir ein künftiger Sponſirer,
Recht ſo von Haus aus ein Verführer.

Knabe Lenker.

Das läßt ſich hören! fahre fort,
Erfinde dir des Räthſels heitres Wort!

Herold.

Der Augen ſchwarzer Blitz, die Nacht der Locken,
Erheitert von juwelnem Band!
Und welch ein zierliches Gewand
Fließt dir von Schultern zu den Socken,
Mit Purpurſaum und Glitzerand!
Man könnte dich ein Mädchen ſchelten:
Doch würdeſt du, zu Wohl und Weh,
Auch jetzo ſchon bei Mädchen gelten:
Sie lehrten dich das A. B. C.

Knabe Lenker.

Und dieſer, der als Prachtgebilde
Hier auf dem Wagenthrone prangt?

Herold.

Er ſcheint ein König, reich und milde;
Wohl dem, der ſeine Gunſt erlangt!
Er hat nichts weiter zu erſtreben;
Wo's irgend fehlte, ſpäht ſein Blick,
Und ſeine meine Luſt zu geben
Iſt größer als Beſitz und Glück.

Knabe Lenker.

Hiebei darfſt du nicht ſtehen bleiben,
Du mußt ihn recht genau beſchreiben.

Herold.

Das Würdige beſchreibt ſich nicht.
Doch das geſunde Mondgeſicht,
Ein voller Mund, erblühte Wangen,
Die unterm Schmuck des Turbans prangen,
Im Faltenkleid ein reich Behagen!
Was ſoll ich von dem Anſtand ſagen?
Als Herrſcher ſcheint er mir bekannt.

Knabe Lenker.

Plutus, des Reichthums Gott genannt;
Derſelbe kommt in Prunk daher,
Der hohe Kaiſer wünſcht ihn ſehr.

Herold.

Sag' von dir ſelber auch das Was und Wie!

Knabe Lenker.

Bin die Verſchwendung, bin die Poeſie;
Bin der Poet, der ſich vollendet,
Wenn er ſein eigenſt Gut verſchwendet.
Auch ich bin unermeßlich reich
Und ſchätze mich dem Plutus gleich,
Belieb' und ſchmück' ihm Tanz und Schmaus,
Das, was ihm fehlt, das theil' ich aus.

Herold.

Das Prahlen ſteht dir gar zu ſchön;
Doch laß uns deine Künſte ſehn!

Knabe Lenker.

Hier geht mich nur ein Schnippchen ſchlagen,
Schon glänzt's und glitzert's um den Wagen.
Da ſpringt eine Perlenſchnur hervor.

(Immerfort unterſchnippend.)

Nehmt goldne Spange für Hals und Ohr;

Auch Kamm und Krönchen ohne Fehl;
In Ringen köſtlichſtes Juwel;
Auch Flämmchen ſpend' ich dann und wann,
Erwartend, wo es zünden kann.

Herold.

Wie greift und haſcht die liebe Menge!
Faſt kommt der Geber ins Gedränge.
Kleinode ſchnippt er wie im Traum,
Und alles haſcht im weiten Raum.
Doch da erleb' ich neue Poſſe:
Was einer noch ſo emſig griffe,
Deß hat er wirklich ſchlechten Lohn,
Die Gabe flattert ihm davon.
Es löſt ſich auf das Perlenband,
Ihm krabbeln Käfer in der Hand;
Er wirft ſie weg, der arme Tropf,
Und ſie umſummen ihm den Kopf.
Die andern, ſtatt ſolider Dinge,
Erhaſchen frevle Schmetterlinge.
Wie doch der Schein ſo viel verheißt,
Und nur verleiht, was golden gleißt!

Laube Lenker.

Zwar Masken, merk' ich, weißt du zu verkünden,
Allein der Schale Weſen zu ergründen,
Sind Herolds Hofgeſchäfte nicht;
Das fordert ſchärferes Geſicht.
Doch hüt' ich mich vor jeder Fehde;
An dich, Gebieter, wend' ich Frag' und Rede.
(Zu Plutus gewendet.)
Haſt du mir nicht die Windesbraut
Des Viergeſpannes anvertraut?
Lenk' ich nicht glücklich, wie du leiteſt?
Bin ich nicht da, wohin du deuteſt?
Und wußt' ich nicht auf kühnen Schwingen
Für dich die Palme zu erringen?

Wie oft ich auch für dich gefochten,
Mir iſt es jederzeit geglückt;
Wenn Lorbeer deine Stirne ſchmückt,
Hab' ich ihn nicht mit Sinn und Hand geflochten?

Plutus.

Wenn's nöthig iſt, daß ich dir Zeugniß leiſte,
So ſag' ich gern: biſt Geiſt von meinem Geiſte.
Du handelſt ſtets nach meinem Sinn,
Biſt reicher als ich ſelber bin.
Ich ſchätze, deinen Dienſt zu lohnen,
Den grünen Zweig vor allen meinen Kronen.
Ein wahres Wort verkünd' ich allen:
Mein lieber Sohn, an dir hab' ich Gefallen.

Knabe Lenker (zur Menge).

Die größten Gaben meiner Hand,
Seht! hab' ich rings umher geſandt;
Auf dem und jenem Kopfe glüht
Ein Flämmchen, das ich angeſprüht;
Von einem zu dem andern hüpft's,
An dieſem hält ſich's, dem entſchlüpft's,
Gar ſelten aber flammt's empor
Und leuchtet raſch in kurzem Flor;
Doch vielen, eh man's noch erkannt,
Verliſcht es, traurig ausgebrannt.

Weiber-Geklatſch.

Da droben auf dem Viergeſpann
Das iſt gewiß ein Charlatan;
Gekauzt da hintendrauf Hanswurſt,
Doch abgezehrt von Hunger und Durſt,
Wie man ihn niemals noch erblickt;
Er fühlt wohl nicht, wenn man ihn zwickt.

Der Abgemagerte.

Vom Leibe mir, ekles Weibsgeſchlecht!
Ich weiß, dir komm' ich niemals recht.

Wie noch die Frau den Herd verſah,
Da hieß ich Avaritia;
Da ſtand es gut um unſer Haus:
Nur viel herein, und nichts hinaus!
Ich eiferte für Kiſt' und Schrein;
Das ſollte wohl gar ein Laſter ſeyn!
Doch als in allerneuſten Jahren
Das Weib nicht mehr gewohnt zu ſparen,
Und, wie ein jeder böſer Zahler,
Weit mehr Begierden hat als Thaler,
Da bleibt dem Manne viel zu dulden:
Wo er nur hinſieht, da ſind Schulden
Sie wendet's, kann ſie was erſpulen,
An ihren Leib, an ihren Buhlen;
Auch ſpeiſt ſie beſſer, trinkt noch mehr
Mit der Sponſirer leidigem Heer;
Das ſteigert mir des Goldes Reiz:
Bin männlichen Geſchlechts der Geiz!

Hauptweib.

Mit Drachen mag der Drache geizen;
Iſt's doch am Ende Lug und Trug!
Er kommt die Männer aufzureizen,
Sie ſind ſchon unbequem genug.

Weiber in Maſſe.

Der Strohmann! Reich' ihm eine Schlappe!
Was will das Martenholz uns bräun?
Wir ſollen ſeine Fratze ſcheun!
Die Drachen ſind von Holz und Pappe;
Friſch an und dringt auf ihn hinein!

Herold.

Bei meinem Stabe! Ruh gehalten! —
Doch braucht es meiner Hülfe kaum;
Seht, wie die grimmen Ungeſtalten,
Bewegt im raſch gewonnenen Raum,

Das Doppel-Flügelpaar entfalten!
Entrüſtet ſchütteln ſich der Drachen
Umſchuppte, feuerſpeiende Rachen;
Die Menge flieht, rein iſt der Platz.

(Plutus ſteigt vom Wagen.)

Herold

Er tritt herab, wie königlich!
Er winkt, die Drachen rühren ſich;
Die Kiſte haben ſie vom Wagen
Mit Gold und Geiz herangetragen,
Sie ſteht zu ſeinen Füßen da:
Ein Wunder iſt es, wie's geſchah.

Plutus (zum Lenker).

Nun biſt du los der allzuläſtigen Schwere,
Biſt frei und frank; nun friſch zu deiner Sphäre!
Hier iſt ſie nicht! Verworren, ſchäckig, wild
Umdrängt uns hier ein fratzenhaft Gebild.
Nur wo du klar ins holde Klare ſchauſt,
Dir angehörſt und dir allein vertrauſt,
Dorthin, wo Schönes, Gutes nur gefällt,
Zur Einſamkeit! — Da ſchaffe deine Welt.

Knabe Lenker.

So acht' ich mich als werthen Abgeſandten,
So lieb' ich dich als nächſten Anverwandten.
Wo du verweilſt, iſt Fülle; wo ich bin,
Fühlt jeder ſich im herrlichſten Gewinn;
Auch ſchwankt er oft im widerſinnigen Leben:
Soll er ſich dir? ſoll er ſich mir ergeben?
Die Deinen freilich können müßig ruhn,
Doch wer mir folgt, hat immer was zu thun.
Nicht insgeheim vollführ' ich meine Thaten;
Ich athme nur, und ſchon bin ich verrathen.
So lebe wohl! Du gönnſt mir ja mein Glück;
Doch liſple leiſ', und gleich bin ich zurück.

(Ab wie er kam.)

und ich ließ gleich wieder neue Kleider dazu machen. Über solchen Anstalten waren die ursprünglichen Kleidungsstücke meiner Helden in Unordnung gerathen und verschleppt worden, daß also nicht einmal das erste große Stück mehr aufgeführt werden konnte. Ich überließ mich meiner Phantasie, probirte und bereitete ewig, baute tausend Luftschlösser, und spürte nicht, daß ich den Grund des kleinen Gebäudes zerstört hatte.

Während dieser Erzählung hatte Mariane alle ihre Freundlichkeit gegen Wilhelm aufgeboten, um ihre Schläfrigkeit zu verbergen. So scherzhaft die Begebenheit von einer Seite schien, so war sie ihr doch zu einfach, und die Betrachtungen dabey zu ernsthaft. Sie setzte zärtlich ihren Fuß auf den Fuß des Geliebten, und gab ihm scheinbare Zeichen ihrer Aufmerksamkeit und ihres Beyfalls. Sie trank aus seinem Glase, und Wil-

Plutus.

Nun iſt es Zeit, die Schätze zu entfeſſeln!
Die Schlöſſer treff' ich mit des Herolds Ruthe.
Es thut ſich auf! ſchaut her! in ehrnen Keſſeln
Entwickelt ſich's und wallt von goldnem Blute;
Zunächſt der Schmuck von Kronen, Ketten, Ringen;
Es ſchwillt und dreht ihn ſchmelzend zu verſchlingen.

Wechſelgeſchrei der Menge.

Seht hier, o hin! wie's reichlich quillt,
Die Kiſte bis zum Rande füllt. —
Gefäße goldne ſchmelzen ſich,
Gemünzte Rollen wälzen ſich, —
Dukaten hüpfen wie geprägt,
O wie mir das den Buſen regt —
Wie ſchau' ich alle mein Begehr!
Da kollern ſie am Boden her. —
Man bietet's euch, benutzt's nur gleich,
Und bückt euch nur und werdet reich. —
Wir andern, rüſtig wie der Blitz,
Wir nehmen den Koffer in Beſitz.

Herold.

Was ſoll's, ihr Thoren? ſoll mir das?
Es iſt ja nur ein Maskenſpaß.
Heut Abend wird nicht mehr begehrt;
Glaubt ihr, man geb' euch Geld und Werth?
Sind doch für euch in dieſem Spiel
Selbſt Rechenpfennige zu viel.
Ihr Tärtariſchen! ein artiger Schein
Soll gleich die plumpe Wahrheit ſeyn.
Was ſoll euch Wahrheit? — Dumpfen Wahn
Packt ihr an allen Zipfeln an. —
Vermummter Plutus, Maskenheld,
Schlag' dieſes Volk mir aus dem Feld!

Plutus.

Dein Stab iſt wohl dazu bereit,
Verleih ihn mir auf kurze Zeit! —

Ich tauch' ihn raſch in Sud und Gluth. —
Nun, Masken, ſeyd auf eurer Hut!
Wie's blitzt und platzt, in Funken ſprüht!
Der Stab, ſehen iſt er angeglüht.
Wer ſich zu nah herangedrängt,
Iſt unbarmherzig gleich verſengt —
Jetzt fang' ich meinen Umgang an.

Geſchrei und Gedräng.

O weh! Es iſt um uns gethan. —
Entfliehe, wer entfliehen kann! —
Zurück, zurück, du Hintermann! —
Mir ſprüht es heiß ins Angeſicht. —
Mich drückt des glühenden Stabs Gewicht —
Verloren ſind wir all und all. —
Zurück, zurück, du Maskenſchwall!
Zurück, zurück, unſinniger Hauf! —
O! hätt' ich Flügel, flög' ich auf. —

Plutus.

Schon iſt der Kreis zurückgedrängt,
Und niemand, glaub' ich, iſt verſengt.
Die Menge weicht,
Sie iſt verſcheucht. —
Doch ſolcher Ordnung Unterpfand
Zieh' ich ein unſichtbares Band.

Herold.

Du haſt ein herrlich Werk vollbracht;
Wie dank' ich deiner klugen Macht!

Plutus.

Noch braucht es, edler Freund, Geduld:
Es dreht noch mancherlei Tumult.

Geiz.

So kann man doch, wenn es beliebt,
Vergnüglich dieſen Kreis beſchauen;
Denn immerfort ſind vornen an die Frauen,
Wo's was zu gaffen, was zu naſchen giebt.

Noch bin ich nicht ſo völlig eingeroſtet!
Ein ſchönes Weib iſt immer ſchön;
Und heute, weil es mich nichts koſtet,
So wollen wir getroſt ſpaniren gehn.
Doch weil am überfüllten Orte
Nicht jedem Ohr vernehmlich alle Worte,
Verſuch' ich klug, und hoff', es ſoll mir glücken,
Mich pantomimiſch deutlich auszudrücken.
Hand, Fuß, Geberde reicht mir da nicht hin,
Da muß ich mich um einen Schwank bemühn.
Wie feuchten Thon will ich das Gold behandeln,
Denn dieß Metall läßt ſich in alles wandeln.

Herold.

Was fängt der an, der magre Thor!
Hat ſo ein Hungermann Humor?
Er knetet alles Gold zu Teig,
Ihm wird es untern Händen weich;
Wie er es drückt und wie es ballt,
Bleibt's immer doch nur ungeſtalt.
Er wendet ſich zu den Weibern dort
Sie ſchreien alle, möchten fort,
Geberden ſich gar widerwärtig;
Der Schalk erweiſt ſich übelfertig.
Ich fürchte, daß er ſich ergetzt,
Wenn er die Sittlichkeit verletzt.
Dazu darf ich nicht ſchweigſam bleiben;
Gieb meinen Stab, ihn zu vertreiben!

Plutus.

Er ahnet nicht, was uns von außen droht;
Laß ihn die Narrentheidung treiben!
Ihm wird kein Raum für ſeine Poſſen bleiben;
Geſetz iſt mächtig, mächtiger iſt die Noth.

Getümmel und Geſang.

Das wilde Heer, es kommt zumal
Von Bergeshöh' und Waldesthal,

Unwiderſtehlich ſchreitet's an:
Sie feiern ihren großen Pan.
Sie wiſſen doch, was keiner weiß,
Und drängen in den leeren Kreis.

Plutus.

Ich kenn' euch wohl und euren großen Pan!
Zuſammen habt ihr kühnen Schritt gethan.
Ich weiß recht gut, was nicht ein jeder weiß,
Und öffne ſchuldig dieſen engen Kreis.
Mag ſie ein gut Geſchick begleiten!
Das Wunderlichſte kann geſchehn;
Sie wiſſen nicht, wohin ſie ſchreiten,
Sie haben ſich nicht vorgeſehn.

Wildgeſang.

Geputztes Volk du, Flitterſchau!
Sie kommen roh, ſie kommen rauh,
In hohem Sprung, in raſchem Lauf,
Sie treten derb und tüchtig auf.

Faunen.

Die Faunenſchaar
Im luſtigen Tanz,
Den Eichenkranz
Im krauſen Haar;
Ein feines zugeſpitztes Ohr
Dringt an dem Lockenkopf hervor;
Ein ſtumpfes Näschen, ein breit Geſicht,
Das ſchadet alles bei Frauen nicht.
Dem Faun, wenn er die Patſche reicht,
Verſagt die Schönſte den Tanz nicht leicht.

Satyr.

Der Satyr hürft nun hinterdrein
Mit Ziegenfuß und dürrem Bein;
Ihm ſollen ſie mager und ſehnig ſeyn.
Und gemſenartig auf Bergeshöhn
Beluſtigt er ſich, umherzuſehn.

In Freiheitsluft erquickt alsdann,
Verhöhnt er Kind und Weib und Mann,
Die tief, in Thales Dampf und Rauch,
Behaglich meinen, sie lebten auch,
Da ihm doch, rein und ungestört,
Die Welt dort oben allein gehört.

Gnomen.

Da trippelt ein die kleine Schaar,
Sie hält nicht gern sich Paar und Paar;
Im moosigen Kleid mit Lämplein hell
Bewegt sich's durcheinander schnell,
Wo jedes für sich selber schafft,
Wie Leuchtameisen wimmelhaft;
Und wuselt emsig hin und her,
Beschäftigt in die Kreuz und Quer.

Den frommen Gütchen nah verwandt,
Als Felschirurgen wohl bekannt,
Die hohen Berge schröpfen wir,
Aus vollen Adern schöpfen wir;
Metalle stürzen wir zu Hauf
Mit Gruß getrost: Glück auf! Glück auf!
Das ist von Grund aus wohlgemeint,
Wir sind der guten Menschen Freund.
Doch bringen wir das Gold zu Tag,
Damit man stehlen und kuppeln mag;
Nicht Eisen fehle dem stolzen Mann,
Der allgemeinen Mord ersann.
Und wer die drei Gebot' veracht't,
Sich auch nichts aus den andern macht.
Das alles ist nicht unsre Schuld;
Drum habt sofort, wie wir, Geduld.

Riesen.

Die wilden Männer sind's genannt,
Am Harzgebirge wohl bekannt;

Natürlich nackt in alter Kraft,
Sie kommen ſämmtlich rieſenhaft.
Den Fichtenſtamm in rechter Hand
Und um den Leib ein wulſtig Band,
Den derbſten Schurz von Zweig und Blatt:
Leibwache, wie der Papſt nicht hat.

Nymphen im Chor.

(Sie umſchließen den großen Pan.)

Auch kommt er an!
Das All der Welt
Wird vorgeſtellt
Im großen Pan.
Ihr Heiterſten, umgebet ihn!
Im Gaukeltanz umſchwebet ihn!
Denn weil er ernſt und gut dabei,
So will er, daß man fröhlich ſey.
Auch unterm blauen Wölbedach
Verhielt er ſich beſtändig wach;
Doch rieſeln ihm die Bäche zu,
Und Lüftlein wiegen ihn mild in Ruh.
Und wenn er zu Mittage ſchläft,
Sich nicht das Blatt am Zweige regt;
Geſunder Pflanzen Balſamduft
Erfüllt die ſchweigſam ſtille Luft;
Die Nymphe darf nicht munter ſeyn,
Und wo ſie ſtand, da ſchläft ſie ein.
Wenn unerwartet mit Gewalt
Dann aber ſeine Stimm' erſchallt,
Wie Blitzes Knattern, Meergebraus,
Dann niemand weiß wo ein noch aus,
Zerſtreut ſich tapfres Heer im Feld,
Und im Getümmel bebt der Held.
So Ehre dem, dem Ehre gebührt!
Und Heil ihm, der uns hergeführt!

Deputation der Gnomen

(an den großen Pan).

Wenn das glänzend reiche Gute
Fadenweis durch Klüfte ſtreicht,
Nur der klugen Wünſchelruthe
Seine Labyrinthe zeigt,

Wölben wir in dunklen Grüften
Troglodytiſch unſer Haus,
Und an reinen Tageslüften
Theilſt du Schätze gnädig aus.

Nun entdecken wir hieneben
Eine Quelle wunderbar,
Die bequem verſpricht zu geben,
Was kaum zu erreichen war.

Dieß vermagſt du zu vollenden;
Nimm es, Herr, in deine Hut!
Jeder Schatz in deinen Händen
Kommt der ganzen Welt zu gut.

Plutus (zum Herold).

Wir müſſen uns im hohen Sinne faſſen,
Und was geſchieht, getroſt geſchehen laſſen;
Du biſt ja ſonſt des ſtärkſten Muthes voll.
Nun wird ſich gleich ein Gräulichſtes ereignen;
Hartnäckig wird es Welt und Nachwelt läugnen,
Du ſchreib' es treulich in dein Protocoll.

Herold

(den Stab anfaſſend, welchen Plutus in der Hand behält).

Die Zwerge führen den großen Pan
Zur Feuerquelle ſacht heran;
Sie ſiedet auf vom tiefſten Schlund,
Dann ſinkt ſie wieder hinab zum Grund,
Und finſter ſteht der offne Mund;
Wallt wieder auf in Gluth und Sud.

Der groſse Pan ſieht wohlgemuth,
Freut ſich des wunderſamen Dings,
Und Perlenſchaum ſprüht rechts und links.
Wie mag er ſolchen Weſen traun?
Er bückt ſich tief hinein zu ſchaun. —
Nun aber fällt ſein Bart hinein! —
Wer mag das glatte Kinn wohl ſeyn?
Die Hand verbirgt es unſerm Blick. —
Nun folgt ein groſses Ungeſchick:
Der Bart entflammt und fliegt zurück,
Entzündet Kranz und Haupt und Bruſt,
Zu Leiden wandelt ſich die Luſt. —
Zu löſchen läuft die Schaar herbei,
Doch keiner bleibt von Flammen frei;
Und wie es patſcht und wie es ſchlägt,
Wird neues Flammen aufgeregt;
Verflochten in das Element,
Ein ganzer Maskenklump verbrennt.
Was aber, hör' ich, wird uns kund
Von Ohr zu Ohr, von Mund zu Mund!
O ewig unglückſel'ge Nacht,
Was haſt du uns für Leid gebracht!
Verkünden wird der nächſte Tag
Was niemand willig hören mag;
Doch hör' ich aller Orten ſchrein:
„Der Kaiſer" leidet ſolche Pein.
O wäre doch ein andres wahr!
Der Kaiſer brennt und ſeine Schaar.
Sie ſey verflucht, die ihn verführt,
In harzig Reis ſich eingeſchnürt,
Zu toben her mit Brüll-Geſang
Zu allerſeitigem Untergang.
O Jugend, Jugend, wirſt du nie
Der Freude reines Maß bezirken?
O Hoheit, Hoheit, wirſt du nie
Vernünftig wie allmächtig wirken?

Schon geht der Wald in Flammen auf;
Sie züngeln leckend ſpitz hinauf,
Zum holzverſchränkten Deckenband;
Uns droht ein allgemeiner Brand.
Des Jammers Maß iſt übervoll,
Ich weiß nicht, wer uns retten ſoll.
Ein Aſchenhaufen einer Nacht
Liegt morgen reiche Kaiſerpracht.

Plinius.

Schrecken iſt genug verbreitet,
Hülfe ſey nun eingeleitet! —
Schlage, heil'gen Stabs Gewalt,
Daß der Boden bebt und ſchallt!
Du geräumig weite Luft,
Fülle dich mit kühlem Duft!
Zieht heran, umherzuſchweifen,
Nebeldünſte, ſchwangre Streifen,
Deckt ein flammendes Gewühl!
Rieſelt, ſäuſelt, Wölkchen kräuſelt,
Schlüpfet wallend, leiſe dämpfet,
Löſchend überall bekämpfet;
Ihr, die lindernden, die feuchten,
Wandelt in ein Wetterleuchten
Solcher eitlen Flamme Spiel! —
Drohen Geiſter uns zu ſchädigen,
Soll ſich die Magie bethätigen.

Lustgarten.

Morgensonne.

Der Kaiser, dessen Hofstaat, Männer und Frauen; Faust, Mephistopheles, anständig nicht auffallend, nach Sitte gekleidet; beide knieen.

Faust.

Verzeihst du, Herr, das Flammengaukelspiel?

Kaiser

(zum Aufstehen winkend).

Ich wünsche mir dergleichen Scherze viel. —
Auf einmal sah ich mich in glüh'nder Sphäre,
Es schien mir fast, als ob ich Pluto wäre.
Aus Nacht und Kohlen lag ein Felsengrund,
Von Flämmchen glühend. Dem und jenem Schlund
Aufwirbelten viel tausend wilde Flammen,
Und flackerten in Ein Gewölb zusammen.
Zum höchsten Dome züngelt' es empor,
Der immer ward und immer sich verlor.
Durch fernen Raum gewundner Feuersäulen
Sah ich bewegt der Völker lange Zeilen,
Sie drängten sich im weiten Kreis heran,
Und huldigten, wie sie es stets gethan.
Von meinem Hof erkannt' ich ein- und andern,
Ich schien ein Fürst von tausend Salamandern.

Mephistopheles.

Das bist du, Herr! weil jedes Element
Die Majestät als unbedingt erkennt.
Gehorsam Feuer hast du nun erprobt;
Wirf dich ins Meer, wo es am wildsten tobt,
Und kaum betrittst du perlenreichen Grund,
So bildet wallend sich ein herrlich Rund;
Siehst auf und ab lichtgrüne schwanke Wellen,
Mit Purpursaum, zu schönster Wohnung schwellen.

helm war überzeugt, es sey kein Wort seiner Geschichte auf die Erde gefallen. Nach einer kleinen Pause rief er aus: es ist nun an dir, Mariane, mir auch deine ersten jugendlichen Freuden mitzutheilen. Noch waren wir immer zu sehr mit dem Gegenwärtigen beschäftigt, als daß wir uns wechselseitig um unsere vorige Lebensweise hätten bekümmern können, sage mir: unter welchen Umständen bist du erzogen? Welche sind die ersten lebhaften Eindrücke, deren du dich erinnerst?

Diese Fragen würden Marianen in große Verlegenheit gesetzt haben, wenn ihr die Alte nicht sogleich zu Hülfe gekommen wäre. Glauben Sie denn, sagte das kluge Weib, daß wir auf das, was uns früh begegnet, so aufmerksam sind, daß wir so artige Begebenheiten zu erzählen haben, und, wenn wir sie zu erzählen hätten, daß wir der

Sache

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.

3-598-50924-3
FN. 18652478

Um dich, den Mittelpunkt. Bei jedem Schritt,
Wohin du gehst, gehn die Paläste mit.
Die Wände selbst erfreuen sich des Lebens,
Pfeilschnellen Wimmelns, Hin- und Wiederstrebens.
Meerwunder drängen sich zum neuen milden Schein,
Sie schießen an, und keines darf herein.
Da spielen farbig goldbeschuppte Drachen,
Der Haifisch klafft, du lachst ihm in den Rachen.
Wie sich auch jetzt der Hof um dich entzückt,
Hast du doch nie ein solch Gedräng erblickt.
Doch bleibst du nicht vom Lieblichsten geschieden:
Es nahen sich neugierige Nereiden
Der prächt'gen Wohnung in der ew'gen Frische,
Die jüngsten scheu und lüstern wie die Fische,
Die spätern kühn; schon wird es Thetis kund,
Dem zweiten Peleus reicht sie Hand und Mund. —
Den Sitz alsdann auf des Olymps Revier...

Kaiser.

Die luft'gen Räume, die erlass' ich dir;
Noch früh genug besteigt man jenen Thron.

Mephistopheles.

Und, höchster Herr! die Erde hast du schon.

Kaiser.

Welch gut Geschick hat dich hierher gebracht,
Unmittelbar aus Tausend Einer Nacht?
Gleichst du an Fruchtbarkeit Scheherazaden,
Versichr' ich dich der höchsten aller Gnaden.
Sey stets bereit, wenn eure Tageswelt,
Wie's oft geschieht, mir widerlichst mißfällt!

Marschalk (tritt eilig auf).

Durchlauchtigster, ich dacht' in meinem Leben
Vom schönsten Glück Verkündung nicht zu geben,
Als diese, die mich hoch beglückt,
In deiner Gegenwart entzückt:

Rechnung für Rechnung iſt berichtigt,
Die Wucherklauen ſind beſchwichtigt,
Los bin ich ſolcher Höllenpein;
Im Himmel kann's nicht heitrer ſeyn.

Heermeiſter (folgt eilig).

Abſchläglich iſt der Sold entrichtet,
Das ganze Heer aufs neu verpflichtet,
Der Landknecht fühlt ſich friſches Blut,
Und Wirth und Dirnen haben's gut.

Kaiſer.

Wie athmet eure Bruſt erweitert!
Das faltige Geſicht erheitert!
Wie eilig tretet ihr heran!

Schatzmeiſter (der ſich einfindet).

Befrage dieſe, die das Werk gethan!

Fauſt.

Dem Kanzler ziemt's, die Sache vorzutragen.

Kanzler

(der langſam herankommt).

Beglückt genug in meinen alten Tagen. —
So hört und ſchaut das ſchickſalſchwere Blatt,
Das alles Weh in Wohl verwandelt hat.

(Er lieſt.)

„Zu wiſſen ſey es jedem, der's begehrt:
Der Zettel hier iſt tauſend Kronen werth.
Ihm liegt geſichert, als gewiſſes Pfand,
Unzahl vergrabnen Guts im Kaiſerland.
Nun iſt geſorgt, damit der reiche Schatz,
Sogleich gehoben, diene zum Erſatz."

Kaiſer.

Ich ahne Frevel, ungeheuren Trug!
Wer fälſchte hier des Kaiſers Namenszug?
Iſt ſolch Verbrechen ungeſtraft geblieben?

Schatzmeiſter.

Erinnre dich! haſt ſelbſt es unterſchrieben;
Erſt heute Nacht. Du ſtandſt als großer Pan,
Der Kanzler ſprach mit uns zu dir heran:
„Gewähre dir das hohe Feſtvergnügen,
Des Volkes Heil, mit wenig Federzügen.“
Du zogſt ſie rein, dann ward's in dieſer Nacht
Durch Tauſendkünſtler ſchnell vertauſendfacht.
Damit die Wohlthat allen gleich gedeihe,
So ſtempelten wir gleich die ganze Reihe,
Zehn, Dreißig, Funfzig, Hundert ſind parat.
Ihr denkt euch nicht, wie wohl's dem Volke that.
Seht eure Stadt, ſonſt halb im Tod verſchimmelt,
Wie alles lebt und luſtgenießend wimmelt!
Obſchon dein Name längſt die Welt beglückt,
Man hat ihn nie ſo freundlich angeblickt.
Das Alphabet iſt nun erſt überzählig,
In dieſem Zeichen wird nun jeder ſelig.

Kaiſer.

Und meinen Leuten gilt's für gutes Geld?
Dem Heer, dem Hofe g'nügt's zu vollem Sold?
So ſehr mich's wundert, muß ich's gelten laſſen.

Marſchalk.

Unmöglich wär's, die Flüchtigen einzufaſſen;
Mit Blitzeswink zerſtreute ſich's im Lauf.
Die Wechsler-Bänke ſtehen ſperrig auf,
Man honorirt daſelbſt ein jedes Blatt
Durch Gold und Silber, freilich mit Rabatt.
Nun geht's von da zum Fleiſcher, Bäcker, Schenken;
Die halbe Welt ſcheint nur an Schmaus zu denken,
Wenn ſich die andre neu in Kleidern bläht.
Der Krämer ſchneidet aus, der Schneider näht.
Bei: „Hoch dem Kaiſer!“ ſprudelt's in den Kellern,
Dort kocht's und brät's und klappert's mit den Tellern.

Mephiſtopheles.

Wer die Terraſſen einſam abſpaziert,
Gewahrt die Schönſte, herrlich aufgeziert,
Ein Aug' verdeckt vom ſtolzen Pfauenwedel;
Sie ſchmunzelt uns und blickt nach ſolcher Schedel,
Und buhlriger als durch Witz und Redekunſt
Vermittelt ſich die reichſte Liebesgunſt.
Man wird ſich nicht mit Börſ' und Beutel plagen,
Ein Blättchen iſt im Buſen leicht zu tragen,
Mit Liebesbriefchen paart's bequem ſich hier.
Der Prieſter trägt's andächtig im Brevier,
Und der Soldat, um raſcher ſich zu wenden,
Erleichtert ſchnell den Gürtel ſeiner Lenden.
Die Majeſtät verzeihe, wenn ins Kleine
Das hohe Werk ich zu erniedern ſcheine.

Fauſt.

Das Uebermaß der Schätze, das, erſtarrt,
In deinen Landen tief im Boden hart,
Liegt ungenutzt. Der weiteſte Gedanke
Iſt ſolches Reichthums kümmerlichſte Schranke;
Die Phantaſie in ihrem höchſten Flug,
Sie ſtrengt ſich an und thut ſich nie genug;
Doch faſſen Geiſter, würdig, tief zu ſchauen,
Zum Gränzenloſen gränzenlos Vertrauen.

Mephiſtopheles.

Ein ſolch Papier, an Gold und Perlen Statt,
Iſt ſo bequem, man weiß doch was man hat;
Man braucht nicht erſt zu markten noch zu tauſchen,
Kann ſich nach Luſt in Lieb' und Wein berauſchen.
Will man Metall, ein Wechsler iſt bereit,
Und fehlt es da, ſo gräbt man eine Zeit.
Pokal und Kette wird veraucționirt,
Und das Papier, ſogleich amortiſirt,
Beſchämt den Zweifler, der uns frech verhöhnt.
Man will nichts anders, iſt daran gewöhnt.

So bleibt von nun an allen Kaiſer-Landen
An Kleinod, Gold, Papier genug vorhanden.

Kaiſer.

Das hohe Wohl verdankt euch unſer Reich;
Wo möglich ſey der Lohn dem Dienſte gleich.
Vertraut ſey euch des Reiches innrer Boden,
Ihr ſeyd der Schätze würdigſte Cuſtoden.
Ihr kennt den weiten wohlverwahrten Hort,
Und wenn man gräbt, ſo ſey's auf euer Wort.
Vereint euch nun, ihr Meiſter unſres Schatzes,
Erfüllt mit Luſt die Würden eures Platzes,
Wo mit der obern ſich die Unterwelt,
In Einigkeit beglückt, zuſammenſtellt!

Schatzmeiſter.

Soll zwiſchen uns kein fernſter Zwiſt ſich regen!
Ich liebe mir den Zaubrer zum Collegen.

(Ab mit Fauſt.)

Kaiſer.

Beſchenk' ich nun bei Hofe Mann für Mann,
Geſteh' er mir, wozu er's brauchen kann.

Page (empfangend).

Ich lebe luſtig, heiter, guter Dinge.

Ein Andrer (gleichfalls).

Ich ſchaffe gleich dem Liebchen Kett' und Ringe.

Kämmerer (annehmend).

Von nun an trink' ich doppelt beßre Flaſche.

Ein Andrer (gleichfalls).

Die Würfel jucken mich ſchon in der Taſche.

Bannerherr (mit Bedacht).

Mein Schloß und Feld, ich mach' es ſchuldenfrei.

Ein Andrer (gleichfalls).

Es iſt ein Schatz, den leg' ich Schätzen bei.

Kaiſer.

Ich beſitze Luſt und Muth zu neuen Thaten;
Doch wer euch kennt, der wird euch leicht errathen.
Ich merk' es wohl, bei aller Schätze Flor,
Wie ihr geweſen, bleibt ihr nach wie vor.

Narr (herbeikommend).

Ihr ſpendet Gnaden, gönnt auch mir davon!

Kaiſer.

Und lebſt du wieder? du vertrinkſt ſie ſchon.

Narr.

Die Zauber-Blätter! ich verſteh's nicht recht.

Kaiſer.

Das glaub' ich wohl, denn du gebrauchſt ſie ſchlecht.

Narr.

Da fallen andre; weiß nicht, was ich thu'.

Kaiſer.

Nimm ſie nur hin! ſie fielen dir ja zu. (Ab.)

Narr.

Fünftauſend Kronen wären mir zu Handen!

Mephiſtopheles.

Zweibeiniger Schlauch, biſt wieder auferſtanden?

Narr.

Geſchieht mir oft, doch nicht ſo gut, als jetzt.

Mephiſtopheles.

Du freuſt dich ſo, daß dich's in Schweiß verſetzt.

Narr.

Da ſeht nur her, iſt das wohl Geldes werth?

Mephiſtopheles.

Du haſt dafür, was Schlund und Bauch begehrt.

Narr.

Und kaufen kann ich Acker, Haus und Vieh?

Mephiſtopheles.

Verſteht ſich! biete nur! das fehlt dir nie.

Narr.

Und Schloß mit Wald und Jagd und Fiſchbach?

Mephiſtopheles.

Traun!

Ich möchte dich geſtrengen Herrn wohl ſchaun.

Narr.

Heut Abend wieg' ich mich im Grundbeſitz! — (Ab.)

Mephiſtopheles (solus).

Wer zweifelt noch an unſres Narren Witz!

Finſtere Galerie.

Fauſt. Mephiſtopheles.

Mephiſtopheles.

Was ziehſt du mich in dieſe düſtern Gänge?
Iſt nicht da drinnen Luſt genug,
Im dichten, bunten Hofgedränge
Gelegenheit zu Spaß und Trug?

Fauſt.

Sag' mir das nicht! du haſt's in alten Tagen
Längſt an den Sohlen abgetragen;
Doch jetzt dein Hin- und Wiedergehn
Iſt nur, um mir nicht Wort zu ſtehn.
Ich aber bin gequält zu thun,
Der Marſchalk und der Kämmrer treibt mich nun.
Der Kaiſer will, es muß ſogleich geſchehn,
Will Helena und Paris vor ſich ſehn;
Das Muſterbild der Männer ſo der Frauen
In deutlichen Geſtalten will er ſchauen.
Geſchwind ans Werk! ich darf mein Wort nicht brechen.

Mephiſtopheles.

Unſinnig war's, leichtſinnig zu verſprechen.

Fauſt.

Du haſt, Geſelle, nicht bedacht,
Wohin uns deine Künſte führen;
Erſt haben wir ihn reich gemacht,
Nun ſollen wir ihn amuſiren.

Mephiſtopheles.

Du wähnſt, es füge ſich ſogleich;
Hier ſtehen wir vor ſteilern Stufen,
Greifſt in ein fremdeſtes Bereich,
Machſt frevelhaft am Ende neue Schulden,
Denkſt Helenen ſo leicht hervorzurufen
Wie das Papiergeſpenſt der Gulden. —

Mit Hexen-Hexen, mit Gespenst-Gespinnsten,
Kielköpfigen Zwergen steh' ich gleich zu Diensten;
Doch Teufels-Liebchen, wenn auch nicht zu schelten
Sie können nicht für Heroinen gelten.

Faust.

Da haben wir den alten Leierton!
Bei dir geräth man stets ins Ungewisse.
Der Vater bist du aller Hindernisse.
Für jedes Mittel willst du neuen Lohn.
Mit wenig Murmeln, weißt ich, ist's getban;
Wie man sich umschaut, bringst du sie zur Stelle.

Mephistopheles.

Das Heidenvolk geht mich nichts an,
Es haust in seiner eignen Hölle;
Doch giebt's ein Mittel.

Faust.

Sprich, und ohne Säumniß!

Mephistopheles.

Ungern entdeck' ich höheres Geheimniß. —
Göttinnen thronen hehr in Einsamkeit,
Um sie kein Ort, noch weniger eine Zeit;
Von ihnen sprechen ist Verlegenheit.
Die Mütter sind es!

Faust (aufgeschreckt).

Mütter!

Mephistopheles.

Schaudert's dich?

Faust.

Die Mütter! Mütter! — 's klingt so wunderlich!

Mephistopheles.

Das ist es auch. Göttinnen, ungekannt
Euch Sterblichen, von uns nicht gern genannt.
Nach ihrer Wohnung magst ins Tiefste schürfen;
Du selbst bist Schuld, daß ihrer wir bedürfen.

Sache auch ein ſolches Geſchick zu geben wüßten?

Als wenn es deſſen bedürfte! rief Wilhelm aus. Ich liebe dieſes zärtliche, gute, liebliche Geſchöpf ſo ſehr, daß mich jeder Augenblick meines Lebens verdrießt, den ich ohne ſie zugebracht habe. Laß mich wenigſtens durch die Einbildungskraft Theil an deinem vergangenen Leben nehmen! erzähle mir alles, ich will dir alles erzählen. Wir wollen uns wo möglich täuſchen, und jene für die Liebe verlorne Zeiten wieder zu gewinnen ſuchen.

Wenn Sie ſo eifrig darauf beſtehen, können wir Sie wohl befriedigen, ſagte die Alte. Erzählen Sie uns nur erſt, wie Ihre Liebhaberey zum Schauſpiele nach und nach gewachſen ſey, wie Sie Sich geübt, wie Sie ſo glücklich zugenommen haben, daß Sie nunmehr für einen guten Schauſpieler gelten

Faust.

Wohin der Weg?

Mephistopheles.

Kein Weg! Ins Unbetretene,
Nicht zu Betretende; ein Weg ans Unerbetene,
Nicht zu Erbittende. Bist du bereit? —
Nicht Schlösser sind, nicht Riegel wegzuschieben,
Von Einsamkeiten wirst umhergetrieben.
Hast du Begriff von Oed' und Einsamkeit?

Faust.

Du spartest, dächt' ich, solche Sprüche;
Hier wittert's nach der Hexenküche,
Nach einer längst vergangnen Zeit.
Mußt' ich nicht mit der Welt verkehren?
Das Leere lernen, Leeres lehren? —
Sprach ich vernünftig, wie ich's angeschaut;
Erklang der Widerspruch gedoppelt laut;
Mußt' ich sogar vor widerwärtigen Streichen
Zur Einsamkeit, zur Wilderniß entweichen,
Und um nicht ganz versäumt, allein zu leben
Mich doch zuletzt dem Teufel übergeben.

Mephistopheles.

Und hättest du den Ocean durchschwommen,
Das Gränzenlose dort geschaut,
So sähst du dort doch Well' auf Welle kommen,
Selbst wenn es dir vorm Untergange graut.
Du sähst doch etwas, sähst wohl in der Grüne
Gestillter Meere streichende Delphine;
Sähst Wolken ziehen, Sonne, Mond und Sterne:
Nichts wirst du sehn in ewig leerer Ferne,
Den Schritt nicht hören, den du thust,
Nichts Festes finden, wo du ruhst.

Faust.

Du sprichst als erster aller Mystagogen,
Die treue Neophyten je betrogen;

Nur umgekehrt. Du ſendeſt mich ins Leere,
Damit ich dort ſo Kunſt als Kraft vermehre;
Behandelſt mich, daß ich, wie jene Katze,
Dir die Kaſtanien aus den Gluthen kratze.
Nur immer zu! wir wollen es ergründen,
In deinem Nichts hoff' ich das All zu finden.

Mephiſtopheles.

Ich rühme dich, eh du dich von mir trennſt,
Und ſehe wohl, daß du den Teufel kennſt;
Hier dieſen Schlüſſel nimm.

Fauſt.

Das kleine Ding!

Mephiſtopheles.

Erſt faſſ' ihn an und ſchätz' ihn nicht gering!

Fauſt.

Er wächſt in meiner Hand! er leuchtet, blitzt!

Mephiſtopheles.

Merkſt du nun bald, was man an ihm beſitzt!
Der Schlüſſel wird die rechte Stelle wittern;
Folg' ihm hinab! er führt dich zu den Müttern.

Fauſt (ſchaudernd).

Den Müttern! Trifft's mich immer wie ein Schlag!
Was iſt das Wort, das ich nicht hören mag?

Mephiſtopheles.

Biſt du beſchränkt, daß neues Wort dich ſtört?
Willſt du nur hören, was du ſchon gehört?
Dich ſtöre nichts, wie es auch weiter klinge,
Schon längſt gewohnt der wunderbarſten Dinge.

Fauſt.

Doch im Erſtarren ſuch' ich nicht mein Heil,
Das Schaudern iſt der Menſchheit beſtes Theil;
Wie auch die Welt ihm das Gefühl vertheure,
Ergriffen fühlt er tief das Ungeheure.

Mephiſtopheles.

Verſinke denn! Ich könnt' auch ſagen: ſteige!
's iſt einerlei. Entfliehe dem Entſtandnen,
In der Gebilde losgebundne Räume!
Ergetze dich am längſt nicht mehr Vorhandnen!
Wie Wolkenzüge ſchlingt ſich das Getreibe;
Den Schlüſſel ſchwinge, halte ſie vom Leibe!

Fauſt (begeiſtert).

Wohl! feſt ihn faſſend, fühl' ich neue Stärke,
Die Bruſt erweitert, hin zum großen Werke.

Mephiſtopheles.

Ein glühnder Dreifuß thut dir endlich kund,
Du ſeyſt im tiefſten, allertiefſten Grund.
Bei ſeinem Schein wirſt du die Mütter ſehn;
Die einen ſitzen, andre ſtehn und gehn,
Wie's eben kommt. Geſtaltung, Umgeſtaltung,
Des ewigen Sinnes ewige Unterhaltung,
Umſchwebt von Bildern aller Creatur;
Sie ſehn dich nicht, denn Schemen ſehn ſie nur
Da faß' ein Herz, denn die Gefahr iſt groß,
Und gehe grad' auf jenen Dreifuß los,
Berühr' ihn mit dem Schlüſſel!

Fauſt

(macht eine entſchieden gebietende Attitude mit dem Schlüſſel).

Mephiſtopheles (ihn betrachtend.)

So iſt's recht!

Er ſchließt ſich an, er folgt als treuer Knecht;
Gelaſſen ſteigſt du, dich erhebt das Glück,
Und eh ſie's merken, biſt mit ihm zurück.
Und haſt du ihn einmal hierher gebracht,
So rufſt du Held und Heldin aus der Nacht,
Der erſte, der ſich jener That erdreiſtet;
Sie iſt gethan, und du haſt es geleiſtet.
Dann muß fortan, nach magiſchem Behandeln,
Der Weihrauchsnebel ſich in Götter wandeln.

Faust.

Und nun was jetzt?

Mephistopheles.

Dein Wesen strebe nieder!
Versinke stampfend, stampfend steigst du wieder.

Faust (stampft und versinkt).

Mephistopheles.

Wenn ihm der Schlüssel nur zum besten frommt!
Neugierig bin ich, ob er wieder kommt.

Hell erleuchtete Säle.

Kaiser und Fürsten. Hof in Bewegung.

Kämmerer (zu Mephistopheles).

Ihr seyd uns noch die Geisterscene schuldig;
Macht euch daran! der Herr ist ungeduldig.

Marschalk.

So eben fragt der Gnädigste darnach;
Ihr! zaudert nicht der Majestät zur Schmach!

Mephistopheles.

Ist mein Gumpan doch deßhalb weggegangen:
Er weiß schon, wie es anzufangen,
Und laborirt verschlossen still;
Muß ganz besonders sich befleißen,
Denn wer den Schatz, das Schöne, heben will,
Bedarf der höchsten Kunst, Magie der Weisen.

Marschalk.

Was ihr für Künste braucht, ist einerlei;
Der Kaiser will, daß alles fertig sey.

Blondine (zu Mephistopheles).

Ein Wort, mein Herr! Ihr seht ein klar Gesicht,
Jedoch so ist's im leidigen Sommer nicht!

Da ſproſſen hundert bräunlich rothe Flecken,
Die zum Verdruß die weiße Haut bedecken.
Ein Mittel!

Mephiſtopheles.

Schade! ſo ein leuchtend Schätzchen,
Im Mai geturſt wie eure Pantherkätzchen.
Nehmt Froſchlaich, Krötenzungen, cohobirt,
Im vollſten Mondlicht ſorglich diſtillirt,
Und, wenn er abnimmt, reinlich aufgeſtrichen —
Der Frühling kommt, die Tupfen ſind entwichen.

Gretchen.

Die Menge drängt heran, euch zu umſchranzen.
Ich bitt' um Mittel! Ein erfrorner Fuß
Verhindert mich am Wandeln wie am Tanzen;
Selbſt ungeſchickt beweg' ich mich zum Gruß.

Mephiſtopheles.

Erlaubet einen Tritt von meinem Fuß.

Gretchen.

Nun, das geſchieht wohl unter Liebesleuten.

Mephiſtopheles.

Mein Fußtritt, Kind! hat Größres zu bedeuten.
Zu Gleichem Gleiches, was auch einer litt;
Fuß heilet Fuß, ſo iſt's mit allen Gliedern.
Heran! Gebt Acht! Ihr ſollt es nicht erwiedern.

Gretchen (ſchreiend).

Weh! Weh! das brennt! das war ein harter Tritt,
Wie Pferdehuf.

Mephiſtopheles.

Die Heilung nehmt ihr mit.
Du kannſt nunmehr den Tanz nach Luſt verüben;
Bei Tafel ſchwelgend, fühle mit dem Lieben!

Dame (herandringend).

Laßt mich hindurch! zu groß ſind meine Schmerzen;
Sie wühlen ſiedend mir im tiefſten Herzen;
Bis geſtern ſucht Er Heil in meinen Blicken,
Er ſchwatzt mit ihr, und wendet mir den Rücken.

Mephiſtopheles.

Bedenklich iſt es, aber höre mich.
An ihn heran mußt du dich leiſe drücken;
Nimm dieſe Kohle, ſtreich ihm einen Strich
Auf Aermel, Mantel, Schulter, wie ſich's macht;
Er fühlt im Herzen holden Neueſtich.
Die Kohle doch mußt du ſogleich verſchlingen,
Nicht Wein, nicht Waſſer an die Lippen bringen;
Er ſeufzt vor deiner Thür noch heute Nacht.

Dame.

Iſt doch kein Gift?

Mephiſtopheles (entrüſtet).

Reſpect, wo ſich's gebührt!
Weit müßtet ihr nach ſolcher Kohle laufen;
Sie kommt von einem Scheiterhaufen,
Den wir ſonſt emſiger angeſchürt.

Page.

Ich bin verliebt, man hält mich nicht für voll.

Mephiſtopheles (bei Seite).

Ich weiß nicht mehr, wohin ich hören ſoll.
(Zum Pagen.)
Müßt euer Glück nicht auf die Jüngſte ſetzen;
Die Angejahrten wiſſen euch zu ſchätzen. —
(Andere drängen ſich herzu.)
Schon wieder Neue! welch ein harter Strauß!
Ich helfe mir zuletzt mit Wahrheit aus;
Der ſchlechteſte Behelf! die Noth iſt groß. —
O Mütter, Mütter! laßt nur Fauſten los!
(Umherſchauend.)
Die Lichter brennen trübe ſchon im Saal,
Der ganze Hof bewegt ſich auf einmal.
Anſtändig ſeh' ich ſie in Folge ziehn,
Durch lange Gänge, ferne Galerien.
Nun! ſie verſammeln ſich im weiten Raum
Des alten Ritterſaals, er faßt ſie kaum.

Auf breite Wände Teppiche ſpendirt,
Mit Rüſtung Eck' und Niſchen ausgeziert.
Hier braucht es, dächt' ich, keine Zauberwerke;
Die Geiſter finden ſich von ſelbſt zum Orte.

Ritterſaal.

Dämmernde Beleuchtung.

Kaiſer und Hof ſind eingezogen.

Herold.

Mein alt Geſchäft, das Schauſpiel anzukünden.
Verkümmert mir der Geiſter heimlich Walten;
Vergebens wagt man, aus verſtändigen Gründen
Sich zu erklären das verworrne Schalten.
Die Seſſel ſind, die Stühle ſchon zur Hand;
Den Kaiſer ſetzt man grade vor die Wand;
Auf den Tapeten mag er da die Schlachten
Der großen Zeit bequemlich ſich betrachten.
Hier ſitzt nun alles, Herr und Hof im Runde,
Die Bänke drängen ſich im Hintergrunde;
Auch Liebchen hat, in düſtern Geiſterſtunden,
Zur Seite Liebchens lieblich Raum gefunden.
Und ſo, da alle ſchicklich Platz genommen,
Sind wir bereit; die Geiſter mögen kommen!

(Poſaunen.)

Aſtrolog.

Beginne gleich das Drama ſeinen Lauf!
Der Herr befiehlt's, ihr Wände thut euch auf!
Nichts hindert mehr, hier iſt Magie zur Hand.
Die Teppiche ſchwinden, wie gerollt vom Brand;
Die Mauer ſpaltet ſich, ſie kehrt ſich um;
Ein tief Theater ſcheint ſich aufzuſtellen,
Geheimnißvoll ein Schein ſich zu erhellen,
Und ich beſteige das Proſcenium.

Mephiſtopheles

(aus dem Couliſſenloche auftauchend).

Von hier aus hoff' ich allgemeine Gunſt,
Einbläſereien ſind des Teufels Redekunſt.

(Zum Aſtrologen.)

Du kennſt den Tact, in dem die Sterne gehn,
Und wirſt mein Flüſtern meiſterlich verſtehn.

Aſtrolog.

Durch Wunderkraft erſcheint allhier zur Schau,
Maſſiv genug, ein alter Tempelbau.
Dem Atlas gleich, der einſt den Himmel trug,
Stehn, reihenweis, der Säulen hier genug;
Sie mögen wohl der Zellenloſt genügen,
Da zweie ſchon ein groß Gebäude trügen.

Architekt.

Das wär' antik! ich wüßt' es nicht zu preiſen,
Es ſollte plump und überläſtig heißen.
Roh nennt man edel, unbehülflich groß.
Schmal-Pfeiler lieb' ich, ſtrebend, gränzenlos;
Spitzbögiger Zenith erhebt den Geiſt;
Solch ein Gebäu erbaut uns allermeiſt.

Aſtrolog.

Empfangt mit Ehrfurcht ſtrenggegönnte Stunden!
Durch magiſch Wort ſei die Vernunft gebunden;
Dagegen weit heran bewege frei
Sich herrliche verwegne Phantaſei.
Mit Augen ſchaut nun, was ihr kühn begehrt!
Unmöglich iſt's, drum eben glaubenswerth.

Fauſt ſteigt auf der andern Seite des Proſceniums heraus.

Aſtrolog.

Im Prieſterkleid, bekränzt, ein Wundermann,
Der nun vollbringt, was er getroſt begann.
Ein Dreifuß ſteigt mit ihm aus hohler Gruft,
Schon ahn' ich aus der Schale Weihrauchduft.

Er rüſtet ſich, das hohe Werk zu ſegnen;
Es kann fortan nur Glückliches begegnen.

Fauſt (prophetiſch).

In eurem Namen, Mütter, die ihr thront
Im Gränzenloſen, ewig einſam wohnt,
Und doch geſellig! Euer Haupt umſchweben
Des Lebens Bilder, regſam, ohne Leben.
Was einmal war, in allem Glanz und Schein,
Es regt ſich dort; denn es will ewig ſeyn.
Und ihr vertheilt es, allgewaltige Mächte,
Zum Zelt des Tages, zum Gewölb der Nächte.
Die einen faßt des Lebens holder Lauf,
Die andern ſucht der kühne Magier auf;
In reicher Spende läßt er, voll Vertrauen,
Was jeder wünſcht, das Wunderwürdige ſchauen.

Aſtrolog.

Der glühnde Schlüſſel rührt die Schale kaum,
Ein dunſtiger Nebel deckt ſogleich den Raum;
Er ſchleicht ſich ein, er wogt nach Wolkenart,
Gedehnt, geballt, verſchränkt, getheilt, gepaart.
Und nun erkennt ein Geiſter-Meiſterſtück!
So wie ſie wandeln, machen ſie Muſik.
Aus luſtigen Tönen quillt ein Weißnichtwie,
Indem ſie ziehn, wird alles Melodie.
Der Säulenſchaft, auch die Triglyphe klingt;
Ich glaube gar, der ganze Tempel ſingt.
Das Dunſtige ſenkt ſich; aus dem leichten Flor
Ein ſchöner Jüngling tritt im Tact hervor.
Hier ſchweigt mein Amt; ich brauch' ihn nicht zu nennen;
Wer ſollte nicht den holden Paris kennen!

Dame.

O! welch ein Glanz aufblühnder Jugendkraft!

Zweite.

Wie eine Pfirſche friſch und voller Saft!

Dritte.

Die fein gezognen, ſüß geſchwollnen Lippen!

Vierte.

Du möchteſt wohl an ſolchem Becher nippen?

Fünfte.

Er iſt gar hübſch, wenn auch nicht eben fein.

Sechſte.

Ein bißchen könnt' er doch gewandter ſeyn.

Ritter.

Den Schäferknecht glaub' ich allhier zu ſpüren;
Vom Prinzen nichts und nichts von Hofmanieren.

Andrer.

Eh nun! halb nackt iſt wohl der Junge ſchön!
Doch müßten wir ihn erſt im Harniſch ſehn!

Dame.

Er ſetzt ſich nieder, weichlich, angenehm.

Ritter.

Auf ſeinem Schoße wär' euch wohl bequem?

Andre.

Er lehnt den Arm ſo zierlich übers Haupt.

Kämmerer.

Die Flegelei das ſind' ich unerlaubt!

Dame.

Ihr Herren wißt an allem was zu mäkeln.

Derſelbe.

In Kaiſers Gegenwart ſich hinzuräkeln!

Dame.

Er ſtellt's nur vor! Er glaubt ſich ganz allein.

Derſelbe.

Das Schauſpiel ſelbſt, hier ſollt' es höflich ſeyn.

Dame.

Sanft hat der Schlaf den Holden übernommen.

Derſelbe.

Er ſchnarcht nun gleich; natürlich iſt's, vollkommen.

Junge Dame (entzückt).

Zum Weihrauchsdampf was duftet ſo gemiſcht,
Das mir das Herz zum innigſten erfriſcht?

können? Es hat Ihnen dabey gewiß nicht an luſtigen Begebenheiten gemangelt. Es iſt nicht der Mühe werth, daß wir uns zur Ruhe legen, ich habe noch eine Flaſche in Reſerve; und wer weiß, ob wir bald wieder ſo ruhig und zufrieden zuſammenſitzen?

Mariane ſchaute mit einem traurigen Blick nach ihr auf, den Wilhelm nicht bemerkte, und in ſeiner Erzählung fortfuhr.

Aeltere.

Fürwahr! es dringt ein Hauch tief ins Gemüthe,
Er kommt von ihm!

Aelteſte.

Es iſt des Wachsthums Blüthe,
Im Jüngling als Ambroſia bereitet,
Und atmoſphäriſch rings umher verbreitet.

Helena hervortretend.

Mephiſtopheles.

Da wär' ſie denn! Vor dieſer hätt' ich Ruh';
Hübſch iſt ſie wohl, doch ſagt ſie mir nicht zu.

Aſtrolog.

Für mich iſt dießmal weiter nichts zu thun;
Als Ehrenmann geſteh', bekenn' ich's nun.
Die Schöne kommt, und hätt' ich Feuerzungen! —
Von Schönheit ward von jeher viel geſungen —
Wem ſie erſcheint, wird aus ſich ſelbſt entrückt,
Wem ſie gehörte, ward zu hoch beglückt.

Fauſt.

Hab' ich noch Augen? Zeigt ſich tief im Sinn
Der Schönheit Quelle vollen Stroms ergoſſen?
Mein Schreckensgang bringt ſeligſten Gewinn.
Wie war die Welt mir nichtig, unerſchloſſen!
Was iſt ſie nun ſeit meiner Prieſterſchaft?
Erſt wünſchenswerth, gegründet, dauerhaft!
Verſchwinde mir des Lebens Athemkraft,
Wenn ich mich je von dir zurückgewöhne! —
Die Wohlgeſtalt, die mich voreinſt entzückte,
In Zauberſpiegelung beglückte,
War nur ein Schaumbild ſolcher Schöne! —
Du biſt's, der ich die Regung aller Kraft,
Den Inbegriff der Leidenſchaft,
Dir Neigung, Lieb', Anbetung, Wahnſinn zolle.

Mephiſtopheles (aus dem Kaſten).

So faßt euch doch, und fallt nicht aus der Rolle!

Aeltere Dame.

Groß, wohlgeſtaltet, nur der Kopf zu klein.

Jüngere.

Seht nur den Fuß! Wie könnt' er plumper ſeyn?

Diplomat.

Fürſtinnen hab' ich dieſer Art geſehn;
Mich däucht, ſie iſt vom Kopf zum Fuße ſchön.

Hofmann.

Sie nähert ſich dem Schläfer liſtig mild.

Dame.

Wie häßlich neben jugendreinem Bild!

Poet.

Von ihrer Schönheit iſt er angeſtrahlt.

Dame.

Endymion und Luna! wie gemalt!

Derſelbe.

Ganz recht! die Göttin ſcheint herabzuſinken,
Sie neigt ſich über, ſeinen Hauch zu trinken;
Beneidenswerth! — Ein Kuß! — Das Maaß iſt voll.

Duenna.

Vor allen Leuten! das iſt doch zu toll!

Fauſt.

Furchtbare Gunſt dem Knaben! —

Mephiſtopheles.

Ruhig! ſtill!
Laß das Geſpenſt doch machen, was es will!

Hofmann.

Sie ſchleicht ſich weg, leichtfüßig; er erwacht.

Dame.

Sie ſieht ſich um! das hab' ich wohl gedacht.

Hofmann.

Er ſtaunt! Ein Wunder iſt's, was ihm geſchieht.

Dame.

Ihr iſt kein Wunder, was ſie vor ſich ſieht.

Hofmann.

Mit Anſtand kehrt ſie ſich zu ihm herum.

Dame.

Ich merke ſchon, ſie nimmt ihn in die Lehre;
In ſolchem Fall ſind alle Männer dumm:
Er glaubt wohl auch, daß er der erſte wäre.

Ritter.

Laßt mir ſie gelten! Majeſtätiſch fein! —

Dame.

Die Buhlerin! Das nenn' ich doch gemein!

Page.

Ich möchte wohl an ſeiner Stelle ſeyn!

Hofmann.

Wer würde nicht in ſolchem Netz gefangen?

Dame.

Das Kleinod iſt durch manche Hand gegangen,
Auch die Vergoldung ziemlich abgebraucht.

Andre.

Vom zehnten Jahr an hat ſie nichts getaugt.

Ritter.

Gelegentlich nimmt jeder ſich das Beſte;
Ich hielte mich an dieſe ſchönen Reſte.

Gelahrter.

Ich ſeh' ſie deutlich, doch geſteh' ich frei,
Zu zweifeln iſt, ob ſie die rechte ſey.
Die Gegenwart verführt ins Uebertriebne,
Ich halte mich vor allem ans Geſchriebne.
Da leſ' ich denn: ſie habe wirklich allen
Graubärten Troja's ſonderlich gefallen;
Und wie mich dünkt, vollkommen paßt das hier:
Ich bin nicht jung, und doch gefällt ſie mir.

Aſtrolog.

Nicht Knabe mehr! Ein kühner Heldenmann
Umfaßt er ſie, die kaum ſich wehren kann.
Geſtärkten Arms hebt er ſie hoch empor;
Entführt er ſie wohl gar?

Fauſt.

Verwegner Thor!
Du wagſt! Du hörſt nicht! halt! das iſt zu viel.

Mephiſtopheles.

Machſt du's doch ſelbſt, das Fratzengeiſterſpiel!

Aſtrolog.

Nur noch ein Wort! Nach allem, was geſchah,
Nenn' ich das Stück: den Raub der Helena.

Fauſt.

Was Raub! Bin ich für nichts an dieſer Stelle!
Iſt dieſer Schlüſſel nicht in meiner Hand!
Er führte mich, durch Graus und Wog' und Welle
Der Einſamkeiten, her zum feſten Stand.
Hier faſſ' ich Fuß! Hier ſind es Wirklichkeiten,
Von hier aus darf der Geiſt mit Geiſtern ſtreiten,
Das Doppelreich, das große, ſich bereiten.
So fern ſie war, wie kann ſie näher ſeyn!
Ich rette ſie, und ſie iſt doppelt mein.
Gewagt! Ihr Mütter! Mütter! müßt's gewähren!
Wer ſie erkennt, der darf ſie nicht entbehren.

Aſtrolog.

Was thuſt du? Fauſte! Fauſte! — Mit Gewalt
Faßt er ſie an, ſchon trübt ſich die Geſtalt.
Den Schlüſſel kehrt er nach dem Jüngling zu,
Berührt ihn! — Weh uns, Wehe! Nu! im Nu!

(Exploſion. Fauſt liegt am Boden. Die Geiſter gehen in Dunſt auf.)

Mephiſtopheles

(der Fauſten auf die Schultee nimmt).

Da habt ihr's nun! mit Narren ſich beladen,
Das kommt zuletzt dem Teufel ſelbſt zu Schaden.

(Finſterniß, Tumult.)

Zweiter Act.

Hochgewölbtes, enges gothiſches Zimmer,
ehemals Fauſtens, unverändert.

Mephiſtopheles

(hinter einem Vorhang hervortretend. Indem er ihn aufhebt und zurückſieht, erblickt man Fauſten hingeſtreckt auf einem altväteriſchen Bette).

Hier lieg', Unſeliger! verführt
Zu ſchwergelöſtem Liebesbande!
Wen Helena paralyſirt,
Der kommt ſo leicht nicht zu Verſtande.
(Sich umſchauend.)
Blick' ich hinauf, hierher, hinüber,
Allunverändert iſt es, unverſehrt:
Die bunten Scheiben ſind, ſo dünkt mich, trüber,
Die Spinnenweben haben ſich vermehrt;

Die Dinte ſtarrt, vergilbt iſt das Papier;
Doch alles iſt am Platz geblieben;
Sogar die Feder liegt noch hier,
Mit welcher Fauſt dem Teufel ſich verſchrieben.
Ja! tiefer in dem Rohre ſtockt
Ein Tröpflein Blut, wie ich's ihm abgelockt.
Zu einem ſolchen einzigen Stück
Wünſcht' ich dem größten Sammler Glück.
Auch hängt der alte Pelz am alten Haken,
Erinnert mich an jene Schnaken,
Wie ich den Knaben einſt belehrt,
Woran er noch vielleicht als Jüngling zehrt.
Es kommt mir wahrlich das Gelüſten,
Rauhwarme Hülle, dir vereint,
Mich als Docent noch einmal zu erbrüſten,
Wie man ſo völlig Recht zu haben meint.
Gelehrte wiſſen's zu erlangen,
Dem Teufel iſt es längſt vergangen.

(Er ſchüttelt den herabgenommenen Pelz; Cicaden, Käfer und Tarfarellen fahren heraus.)

Chor der Inſecten.

Willkommen! willkommen!
Du alter Patron!
Wir ſchweben und ſummen
Und kennen dich ſchon.
Nur einzeln im Stillen
Du haſt uns gepflanzt;
Zu Tauſenden kommen wir,
Vater, getanzt.
Der Schalk in dem Buſen
Verbirgt ſich ſo ſehr,
Vom Pelze die Läuschen
Enthüllen ſich eh'r.

Mephiſtopheles.

Wie überraſchend mich die junge Schöpfung freut!
Man ſäe nur, man erntet mit der Zeit.

Ich ſchüttle noch einmal den alten Flaus,
Noch eines flattert hier und dort hinaus. —
Hinauf! umher! in hunderttauſend Ecken
Eilt euch, ihr Liebchen, zu verſtecken,
Dort, wo die alten Schachteln ſtehn,
Hier im bebräunten Pergamen,
In ſtaubigen Scherben alter Töpfe,
Dem Hohlaug' jener Todtenköpfe.
In ſolchem Wuſt und Moderleben
Muß es für ewig Grillen geben.

(Schlüpft in den Pelz.)

Komm, decke mir die Schultern noch einmal!
Heut bin ich wieder Principal.
Doch hilft es nichts, mich ſo zu nennen;
Wo ſind die Leute, die mich anerkennen?

(Er zieht die Glocke, die einen gellenden, durchdringenden Ton erſchallen läßt, wovon die Hallen erbeben und die Thüren aufſpringen.)

Famulus

(den langen finſtern Gang heranwankend).

Welch ein Tönen! welch ein Schauer!
Treppe ſchwankt, es bebt die Mauer;
Durch der Fenſter buntes Zittern
Seh' ich wetterleuchtend Wittern;
Springt das Eſtrich, und von oben
Rieſelt Kalk und Schutt verſchoben;
Und die Thüre, feſt verriegelt,
Iſt durch Wunderkraft entſiegelt. —
Dort! Wie fürchterlich! Ein Rieſe
Steht in Fauſtens altem Vließ!
Seinen Blicken, ſeinem Winken
Möcht' ich in die Kniee ſinken.
Soll ich fliehen? Soll ich ſtehn?
Ach, wie wird es mir ergehn!

Mephiſtopheles (winkend).

Heran, mein Freund! — Ihr heißet Nicodemus.

Famulus.

Hochwürdiger Herr! ſo iſt mein Nam' — Oremus.

Mephiſtopheles.

Das laſſen wir!

Famulus.

Wie froh, daß ihr mich kennt!

Mephiſtopheles.

Ich weiß es wohl, bejahrt und noch Student,
Bemooſter Herr! Auch ein gelehrter Mann
Studirt ſo fort, weil er nicht anders kann.
So baut man ſich ein mäßig Kartenhaus,
Der größte Geiſt baut's doch nicht völlig aus.
Doch euer Meiſter, das iſt ein Beſchlagner:
Wer kennt ihn nicht, den edlen Doctor Wagner,
Den erſten jetzt in der gelehrten Welt!
Er iſt's allein, der ſie zuſammenhält,
Der Weisheit täglicher Vermehrer.
Allwißbegierige Forcher, Hörer
Verſammeln ſich um ihn zu Hauf.
Er leuchtet einzig vom Katheder;
Die Schlüſſel übt er wie Sanct Peter,
Das Untre ſo das Obre ſchließt er auf.
Wie er vor allen glüht und funkelt,
Kein Ruf, kein Ruhm hält weiter Stand;
Selbſt Fauſtus Name wird verdunkelt,
Er iſt es, der allein erfand.

Famulus.

Verzeiht, hochwürdiger Herr! wenn ich euch ſage,
Wenn ich zu widerſprechen wage:
Von allem dem iſt nicht die Frage;
Beſcheidenheit iſt ſein beſchieden Theil.
Ins unbegreifliche Verſchwinden
Des hohen Manns weiß er ſich nicht zu finden;
Von deſſen Wiederkunft erfleht er Troſt und Heil.

Siebentes Capitel.

Die Zerſtreuungen der Jugend, da meine Geſpannſchaft ſich zu vermehren anfing, thaten dem einſamen ſtillen Vergnügen Eintrag. Ich war wechſelsweiſe bald Jäger, bald Soldat, bald Reuter, wie es unſre Spiele mit ſich brachten; doch hatte ich immer darin einen kleinen Vorzug vor den andern, daß ich im Stande war, ihnen die nöthigen Geräthſchaften ſchicklich auszubilden. So waren die Schwerter meiſtens aus meiner Fabrik, ich verzierte und vergoldete die Schlitten, und ein geheimer Inſtinkt ließ mich nicht ruhen, bis ich unſre Miliz ins Antike umgeſchaffen hatte. Helme wurden verfertiget, mit papiernen Büſchen geſchmückt, Schilde,

Das Zimmer, wie zu Doctor Fauſtus Tagen,
Noch unberührt, ſeitdem er fern,
Erwartet ſeinen alten Herrn.
Kaum wag' ich's, mich hereinzuwagen.
Was muß die Sternenſtunde ſeyn? —
Gemäuer ſcheint mir zu erbangen;
Thürpfoſten bebten, Riegel ſprangen
Sonſt kamt ihr ſelber nicht herein.

Mephiſtopheles.

Wo hat der Mann ſich hingethan?
Führt mich zu ihm! bringt ihn heran!

Famulus.

Ach! ſein Verbot iſt gar zu ſcharf!
Ich weiß nicht, ob ich's wagen darf.
Monate lang, des großen Werkes willen,
Lebt er im allerſtillſten Stillen.
Der zarteſte gelehrter Männer,
Er ſieht aus wie ein Kohlenbrenner,
Geſchwärzt vom Ohre bis zur Naſen,
Die Augen roth vom Feuerblaſen;
So lechzt er jedem Augenblick;
Geklirr der Zange giebt Muſik.

Mephiſtopheles.

Sollt' er den Zutritt mir verneinen?
Ich bin der Mann, das Glück ihm zu beſchleunen.

(Der Famulus geht ab. Mephiſtopheles ſetzt ſich gravitätiſch nieder.)

Kaum hab' ich Poſto hier gefaßt,
Regt ſich dort hinten, mir bekannt, ein Gaſt.
Doch dießmal iſt er von den Neuſten;
Er wird ſich gränzenlos entbrenſten.

Baccalaureus

(den Gang herſtürmend).

Thor und Thüre ſind' ich offen!
Nun, da läßt ſich endlich hoffen,

Daß nicht, wie bisher, im Moder,
Der Lebendige wie ein Todter
Sich verkümmre, ſich verderbe,
Und am Leben ſelber ſterbe.

Dieſe Mauern, dieſe Wände
Neigen, ſenken ſich zum Ende;
Und wenn wir nicht bald entweichen,
Wird uns Fall und Sturz erreichen.
Bin verwegen, wie nicht einer,
Aber weiter bringt mich keiner.

Doch was ſoll ich heut erfahren!
War's nicht hier, vor ſo viel Jahren,
Wo ich, ängſtlich und beklommen,
War als guter Fuchs gekommen,
Wo ich dieſen Bärtigen traute,
Mich an ihrem Schnack erbaute?

Aus den alten Bücherkruſten
Logen ſie mir, was ſie wußten,
Was ſie wußten, ſelbſt nicht glaubten,
Sich und mir das Leben raubten.
Wie? — Dort hinten in der Zelle
Sitzt noch einer dunkel-helle!

Nahend ſeh' ich's mit Erſtaunen,
Sitzt er noch im Pelz, dem braunen,
Wahrlich, wie ich ihn verließ,
Noch gehüllt im rauhen Vließ!
Damals ſchien er zwar gewandt,
Als ich ihn noch nicht verſtand;
Heute wird es nichts verfangen,
Friſch an ihn herangegangen!

Wenn, alter Herr, nicht Lethe's trübe Fluthen
Das ſchiefgeſenkte, kahle Haupt durchſchwommen,

Seht anerkennend hier den Schüler kommen,
Entwachſen academiſchen Ruthen.
Ich ſind' euch noch, wie ich euch ſah;
Ein andrer bin ich wieder da.

Mephiſtopheles.

Mich freut, daß ich euch hergeläutet.
Ich ſchätzt' euch damals nicht gering;
Die Raupe ſchon, die Chryſalide deutet
Den künftigen bunten Schmetterling.
Am Lockenkopf und Spitzenkragen
Empfandet ihr ein kindliches Behagen. —
Ihr trugt wohl niemals einen Zopf?
Heut ſchau' ich euch im Schwedenkopf.
Ganz reſolut und wacker ſeht ihr aus;
Kommt nur nicht abſolut nach Haus.

Baccalaureus.

Mein alter Herr! Wir ſind am alten Orte;
Bedenkt jedoch erneuter Zeiten Lauf,
Und ſparet doppelſinnige Worte!
Wir paſſen nun ganz anders auf.
Ihr hänſeltet den guten treuen Jungen;
Das iſt euch ohne Kunſt gelungen,
Was heut zu Tage niemand wagt.

Mephiſtopheles.

Wenn man der Jugend reine Wahrheit ſagt,
Die gelben Schnäbeln keineswegs behagt,
Sie aber hinterdrein nach Jahren
Das alles derb an eigner Haut erfahren,
Dann dünkeln ſie, es käm' aus eignem Schopf;
Da heißt es denn: der Meiſter war ein Tropf.

Baccalaureus.

Ein Schelm vielleicht! — denn welcher Lehrer ſpricht
Die Wahrheit uns direct ins Angeſicht?
Ein jeder weiß zu mehren wie zu mindern,
Bald ernſt, bald heiter klug, zu frommen Kindern.

Mephiſtopheles.

Zum Lernen giebt es freilich eine Zeit;
Zum Lehren ſeyd ihr, merk' ich, ſelbſt bereit.
Seit manchen Monden, einigen Sonnen
Erfahrungsfülle habt ihr wohl gewonnen.

Baccalaureus.

Erfahrungsweſen! Schaum und Duft!
Und mit dem Geiſt nicht ebenbürtig!
Geſteht! was man von je gewußt,
Es iſt durchaus nicht wiſſenswürdig.

Mephiſtopheles (nach einer Pauſe).

Mich däucht es längſt. Ich war ein Thor,
Nun komm' ich mir recht ſchaal und albern vor.

Baccalaureus.

Das freut mich ſehr! da hör' ich doch Verſtand;
Der erſte Greis, den ich vernünftig fand!

Mephiſtopheles.

Ich ſuchte nach verborgen-goldnem Schatze,
Und ſchauerliche Kohlen trug ich fort.

Baccalaureus.

Geſteht nur, euer Schädel, eure Glatze,
Iſt nicht mehr werth, als jene hohlen dort?

Mephiſtopheles (gemüthlich).

Du weißt wohl nicht, mein Freund, wie grob du biſt?

Baccalaureus.

Im Deutſchen lügt man, wenn man höflich iſt.

Mephiſtopheles

(der mit ſeinem Rollſtuhle immer näher ins Proſcenium rückt, zum Parterre).

Hier oben wird mir Licht und Luft benommen;
Ich finde wohl bei euch ein Unterkommen?

Baccalaureus.

Anmaßlich find' ich, daß zur ſchlechtſten Friſt
Man etwas ſeyn will, wo man nichts mehr iſt.

Des Menſchen Leben lebt im Blut, und wo
Bewegt das Blut ſich wie im Jüngling ſo?
Das iſt lebendig Blut in friſcher Kraft,
Das neues Leben ſich aus Leben ſchafft.
Da regt ſich alles, da wird was gethan,
Das Schwache fällt, das Tüchtige tritt heran.
Indeſſen wir die halbe Welt gewonnen,
Was habt ihr denn gethan? Genickt, geſonnen,
Geträumt, erwogen, Plan und immer Plan.
Gewiß! das Alter iſt ein kaltes Fieber
Im Froſt von grillenhafter Noth;
Hat einer dreißig Jahr' vorüber,
So iſt er ſchon ſo gut wie todt.
Am beſten wär's, euch zeitig todtzuſchlagen.

Mephiſtopheles.

Der Teufel hat hier weiter nichts zu ſagen.

Baccalaureus.

Wenn ich nicht will, ſo darf kein Teufel ſeyn.

Mephiſtopheles (abſeits).

Der Teufel ſtellt dir nächſtens doch ein Bein.

Baccalaureus.

Dieß iſt der Jugend edelſter Beruf!
Die Welt, ſie war nicht, eh' ich ſie erſchuf;
Die Sonne führt' ich aus dem Meer herauf;
Mit mir begann der Mond des Wechſels Lauf;
Da ſchmückte ſich der Tag auf meinen Wegen,
Die Erde grünte, blühte mir entgegen;
Auf meinen Wink, in jener erſten Nacht,
Entfaltete ſich aller Sterne Pracht.
Wer, außer mir, entband euch aller Schranken
Philiſterhaft einklemmender Gedanken?
Ich aber frei, wie mir's im Geiſte ſpricht,
Verfolge froh mein innerliches Licht,
Und wandle raſch, im eigenſten Entzücken,
Das Helle vor mir, Finſterniß im Rücken.

(Ab.)

Mephiſtopheles.

Original, fahr' hin in deiner Pracht! —
Wie würde dich die Einſicht kränken:
Wer kann was Dummes, wer was Kluges denken,
Das nicht die Vorwelt ſchon gedacht? —
Doch ſind wir auch mit dieſem nicht gefährdet,
In wenig Jahren wird es anders ſeyn:
Wenn ſich der Moſt auch ganz abſurd geberdet,
Es giebt zuletzt doch noch 'nen Wein.

(Zu dem jüngern Parterre, das nicht applaudirt.)

Ihr bleibt bei meinem Worte kalt,
Euch guten Kindern laß ich's gehen;
Bedenkt: der Teufel der iſt alt;
So werdet alt, ihn zu verſtehen!

Laboratorium
im Sinne des Mittelalters; weitläufige, unbehülfliche Apparate zu phantaſtiſchen Zwecken.

Wagner (am Herde).

Die Glocke tönt, die fürchterliche,
Durchſchauert die berußten Mauern;
Nicht länger kann das Ungewiſſe
Der ernſteſten Erwartung dauern.
Schon hellen ſich die Finſterniſſe;
Schon in der innerſten Phiole
Erglüht es wie lebendige Kohle,
Ja, wie der herrlichſte Karfunkel,
Verſtrahlend Blitze durch das Dunkel.
Ein helles weißes Licht erſcheint!
O daß ich's dießmal nicht verliere! —
Ach Gott! was raſſelt an der Thüre?

Mephiſtopheles (eintretend).

Willkommen! es iſt gut gemeint.

Wagner (ängſtlich).

Willkommen zu dem Stern der Stunde!

(Leiſe.)

Doch haltet Wort und Athem feſt im Munde!
Ein herrlich Werk iſt gleich zu Stand gebracht.

Mephiſtopheles (leiſer).

Was giebt es denn?

Wagner (leiſer).

Es wird ein Menſch gemacht.

Mephiſtopheles.

Ein Menſch? Und welch verliebtes Paar
Habt ihr ins Rauchloch eingeſchloſſen?

Wagner.

Behüte Gott! wie ſonſt das Zeugen Mode war,
Erklären wir für eitel Poſſen.
Der zarte Punkt, aus dem das Leben ſprang,
Die holde Kraft, die aus dem Innern drang
Und nahm und gab, beſtimmt ſich ſelbſt zu zeichnen,
Erſt Nächſtes, dann ſich Fremdes anzueignen,
Die iſt von ihrer Würde nun entſetzt;
Wenn ſich das Thier noch weiter dran ergetzt,
So muß der Menſch mit ſeinen großen Gaben
Ich künftig reinern, höhern Urſprung haben.

(Zum Herd gewendet.)

Es leuchtet! ſeht! — Nun läßt ſich wirklich hoffen,
Daß, wenn wir aus viel hundert Stoffen
Durch Miſchung — denn auf Miſchung kommt es an —
Den Menſchenſtoff gemächlich componiren,
In einen Kolben verlutiren
Und ihn gehörig cohobiren,
So iſt das Werk im Stillen abgethan.

(Wieder zum Herd gewendet.)

Es wird! die Maſſe regt ſich klarer!
Die Ueberzeugung wahrer, wahrer!
Was man an der Natur Geheimnißvolles pries,
Das wagen wir verſtändig zu probiren,

Und was sie sonst organisiren ließ,
Das lassen wir krystallisiren.

Mephistopheles.

Wer lange lebt, hat viel erfahren,
Nichts Neues kann für ihn auf dieser Welt geschehn;
Ich habe schon in meinen Wanderjahren
Krystallisirtes Menschenvolk gesehn.

Wagner

(bisher immer aufmerksam auf die Phiole).

Es steigt, es blitzt, es häuft sich an,
Im Augenblick ist es gethan!
Ein großer Versatz scheint im Anfang toll;
Doch wollen wir des Zufalls künftig lachen,
Und so ein Hirn, das trefflich denken soll,
Wird künftig auch ein Denker machen.

(Entzückt die Phiole betrachtend.)

Das Glas erklingt von lieblicher Gewalt,
Es trübt, es klärt sich; also muß es werden!
Ich seh' in zierlicher Gestalt
Ein artig Männlein sich geberden.
Was wollen wir, was will die Welt nun mehr?
Denn das Geheimniß liegt am Tage:
Gebt diesem Laute nur Gehör,
Er wird zur Stimme, wird zur Sprache.

Homunculus

(in der Phiole zu Wagner).

Nun, Väterchen! wie steht's? es war kein Scherz!
Komm, drücke mich recht zärtlich an dein Herz!
Doch nicht zu fest, damit das Glas nicht springe.
Das ist die Eigenschaft der Dinge:
Natürlichem genügt das Weltall kaum;
Was künstlich ist, verlangt geschlossnen Raum.

(Zu Mephistopheles.)

Du aber Schalk, Herr Vetter, bist du hier?
Im rechten Augenblick! ich danke dir.

Ein gut Geſchick führt dich zu uns herein;
Dieweil ich bin, muß ich auch thätig ſeyn.
Ich möchte mich ſogleich zur Arbeit ſchürzen;
Du biſt gewandt, die Wege mir zu kürzen.

Wagner.

Nur noch ein Wort! bisher mußt' ich mich ſchämen,
Denn Alt und Jung beſtürmt mich mit Problemen.
Zum Beiſpiel nur: noch niemand konnt' es faſſen,
Wie Seel' und Leib ſo ſchön zuſammenpaſſen,
So feſt ſich halten, als um nie zu ſcheiden,
Und doch den Tag ſich immerfort verleiden.
Sodann —

Mephiſtopheles.

Halt ein! ich wollte lieber fragen,
Warum ſich Mann und Frau ſo ſchlecht vertragen?
Du kommſt, mein Freund, hierüber nie ins Reine.
Hier giebt's zu thun, das eben will der Kleine.

Homunculus.

Was giebt's zu thun?

Mephiſtopheles

(auf eine Seitenthüre deutend).

Hier zeige deine Gabe!

Wagner

(immer in die Phiole ſchauend).

Fürwahr, du biſt ein allerliebſter Knabe!

(Die Seitenthür öffnet ſich, man ſieht Fauſt auf dem Lager hingeſtreckt.)

Homunculus (erſtaunt).

Bedeutend! —

(Die Phiole entſchlüpft aus Wagners Händen, ſchwebt über Fauſt und beleuchtet ihn.)

Schön umgeben! — Klar Gewäſſer
Im dichten Haine; Fraun, die ſich entkleiden,
Die allerliebſten! — das wird immer beſſer.
Doch eine läßt ſich glänzend unterſcheiden,
Aus höchſtem Helden-, wohl aus Götterſtamme.
Sie ſetzt den Fuß in das durchſichtige Helle;
Des edlen Körpers holde Lebensflamme
Kühlt ſich im ſchmiegſamen Kryſtall der Welle. —
Doch welch Getöſe raſch bewegter Flügel,
Welch Sauſen, Plätſchern wühlt im glatten Spiegel?
Die Mädchen fliehn verſchüchtert; doch allein
Die Königin, ſie blickt gelaſſen drein,
Und ſieht, mit ſtolzem, weiblichem Vergnügen,
Der Schwäne Fürſten ihrem Knie ſich ſchmiegen,
Zudringlich zahm. Er ſcheint ſich zu gewöhnen. —
Auf einmal aber ſteigt ein Dunſt empor
Und deckt mit dichtgewebtem Flor
Die lieblichſte von allen Scenen.

Mephiſtopheles.

Was du nicht alles zu erzählen haſt!
So klein du biſt, ſo groß biſt du Phantaſt.
Ich ſehe nichts —

Homunculus.

Das glaub' ich. Du aus Norden,
Im Nebelalter jung geworden,

sogar Harnische wurden gemacht, Arbeiten, bey denen die Bedienten im Hause, die etwa Schneider waren, und die Näthérinnen manche Nadel zerbrachen.

Einen Theil meiner jungen Gesellen sah ich nun wohlgerüstet, die übrigen wurden auch nach und nach, doch geringer, ausstaffirt, und es kam ein stattliches Korps zusammen. Wir marschirten in Höfen und Gärten, schlugen uns brav auf die Schilde und auf die Köpfe; es gab manche Mißhelligkeit, die aber bald beygelegt war.

Dieses Spiel, das die andern sehr unterhielt, war kaum etlichemal getrieben worden, als es mich schon nicht mehr befriedigte. Der Anblick so vieler gerüsteten Gestalten mußte in mir nothwendig die Ritterideen aufreizen, die seit einiger Zeit, da ich in das Lesen alter Romane gefallen war, meinen Kopf anfüllten.

Im Wuſt von Ritterthum und Pfäfferei,
Wo wäre da dein Auge frei!
Im Düſtern biſt du nur zu Hauſe.
(Umherſchauend.)
Verbräunt Geſtein, bemoobert, widrig,
Spitzbögig, ſchnörkelhafteſt, niedrig! —
Erwacht uns dieſer, giebt es neue Noth,
Er bleibt gleich auf der Stelle todt.
Waldquellen, Schwäne, nackte Schönen,
Das war ſein ahnungsvoller Traum;
Wie wollt' er ſich hierher gewöhnen!
Ich, der bequemſte, duld' es kaum.
Nun fort mit ihm!

Mephiſtopheles.

Der Ausweg ſoll mich freuen.

Homunculus.

Befiehl den Krieger in die Schlacht,
Das Mädchen führe du zum Reihen,
So iſt gleich alles abgemacht.
Jetzt eben, wie ich ſchnell bedacht,
Iſt claſſiſche Walpurgisnacht;
Das Beſte, was begegnen könnte,
Bringt ihn zu ſeinem Elemente.

Mephiſtopheles.

Dergleichen hab' ich nie vernommen.

Homunculus.

Wie wollt' es auch zu euren Ohren kommen?
Romantiſche Geſpenſter kennt ihr nur allein;
Ein ächt Geſpenſt, auch claſſiſch hat's zu ſeyn.

Mephiſtopheles.

Wohin denn aber ſoll die Fahrt ſich regen?
Mich widern ſchon antikiſche Collegen.

Homunculus.

Nordweſtlich, Satan, iſt dein Luſtrevier;
Südöſtlich dießmal aber ſegeln wir —

An großer Fläche fließt Peneios frei,
Umbuſcht, umbaumt, in ſtill- und feuchten Buchten;
Die Ebne dehnt ſich zu der Berge Schluchten, —
Und oben liegt Pharſalus, alt und neu.

Mephiſtopheles.

O weh! hinweg! und laßt mir jene Streite
Von Tyrannei und Sklaverei bei Seite!
Mich langeweilt's; denn kaum iſt's abgethan,
So fangen ſie von vorne wieder an;
Und keiner merkt, er iſt doch nur geneckt
Vom Asmodeus, der dahinter ſteckt.
Sie ſtreiten ſich, ſo heißt's, um Freiheitsrechte;
Genau beſehn, ſind's Knechte gegen Knechte.

Homunculus.

Den Menſchen laß ihr widerſpenſtig Weſen;
Ein jeder muß ſich wehren, wie er kann,
Vom Knaben auf, ſo wird's zuletzt ein Mann.
Hier fragt ſich's nur, wie dieſer kann geneſen.
Haſt du ein Mittel, ſo erpreß' es hier!
Vermagſt du's nicht, ſo überlaß es mir!

Mephiſtopheles.

Manch Brockenſtückchen wäre durchzuproben,
Doch Heidenriegel ſind' ich vorgeſchoben.
Das Griechenvolk, es taugte nie recht viel!
Doch blendet's euch mit freiem Sinnen-Spiel,
Verlockt des Menſchen Bruſt zu heitern Sünden;
Die unſern wird man immer düſter finden.
Und nun was ſoll's?

Homunculus.

Du biſt ja ſonſt nicht blöde;
Und wenn ich von theſſaliſchen Hexen rede,
So, denk' ich, hab' ich was geſagt.

Mephiſtopheles (lüſtern).

Theſſaliſche Hexen! Wohl! das ſind Perſonen,
Nach denen hab' ich lang' gefragt.

Mit ihnen Nacht für Nacht zu wohnen,
Ich glaube nicht, daß es behagt;
Doch zum Beſuch, Verſuch, —

Homunculus.

Den Mantel her,

Und um den Ritter umgeſchlagen!
Der Lappen wird euch, wie bisher,
Den einen mit dem andern tragen;
Ich leuchte vor.

Wagner (ängſtlich).

Und ich?

Homunculus.

Eh nun,

Du bleibſt zu Hauſe, Wichtigſtes zu thun.
Entfalte du die alten Vergamente,
Nach Vorſchrift ſammle Lebens-Elemente
Und füge ſie mit Vorſicht eins ans andre,
Das Was bedenke, mehr bedenke Wie.
Indeſſen ich ein Stückchen Welt durchwandre,
Entdeck' ich wohl das Tüpfchen auf das J.
Dann iſt der große Zweck erreicht;
Solch einen Lohn verdient ein ſolches Streben:
Gold, Ehre, Ruhm, geſundes langes Leben,
Und Wiſſenſchaft und Tugend — auch vielleicht.
Leb' wohl!

Wagner (betrübt).

Leb' wohl! Das drückt das Herz mir nieder.
Ich fürchte ſchon, ich ſeh' dich niemals wieder.

Mephiſtopheles.

Nun zum Peneios friſch hinab!
Herr Vetter iſt nicht zu verachten.
(Ad Spectatores.)
Am Ende hängen wir doch ab
Von Creaturen, die wir machten.

Claſſiſche Walpurgisnacht.

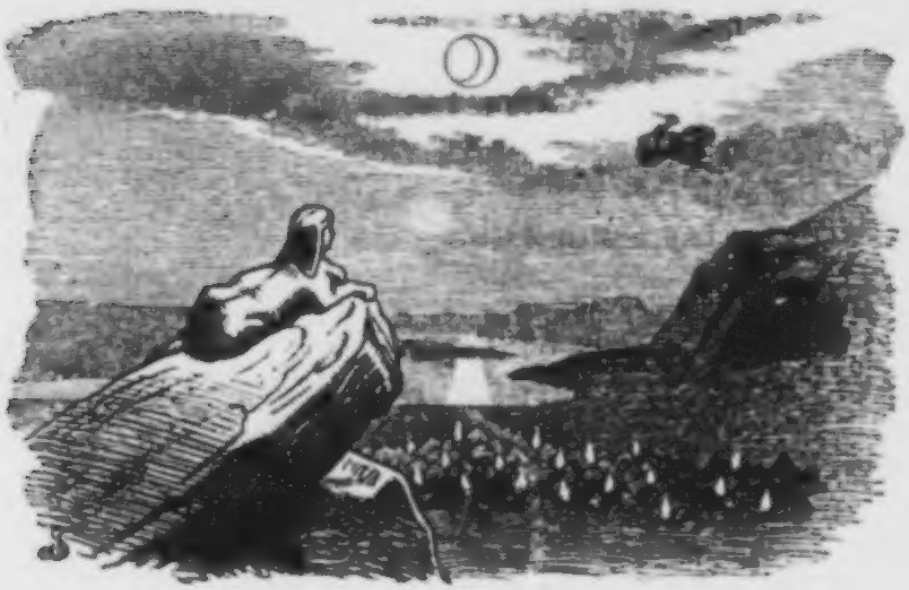

Pharſaliſche Felder.

Finſterniß.

Erichtho.

Zum Schauderfeſte dieſer Nacht, wie öfter ſchon,
Tret' ich einher, Erichtho, ich die düſtere;
Nicht ſo abſcheulich, wie die leidigen Dichter mich
Im Uebermaß verläſtern . . . Endigen ſie doch nie
In Lob und Tadel . . . Ueberbleicht erſcheint mir ſchon
Von grauer Zeiten Woge weit das Thal dahin,
Als Nachgeſicht der ſorg- und grauenvollſten Nacht
Wie oft ſchon wiederholt ſich's. Wird ſich immerfort
Ins Ewige wiederholen . . Keiner gönnt das Reich
Dem andern; dem gönnt's keiner, der's mit Kraft erwarb
Und kräftig herrſcht. Denn jeder, der ſein innres Selbſt
Nicht zu regieren weiß, regierte gar zu gern
Des Nachbars Willen, eignem ſtolzem Sinn gemäß . .
Hier aber ward ein großes Beiſpiel durchgekämpft:

Wie ſich Gewalt Gewaltigerm entgegenſtellt,
Der Freiheit holder, tauſendblumiger Kranz zerreißt,
Der ſtarre Lorbeer ſich ums Haupt des Herrſchers biegt.
Hier träumte Magnus früher Größe Blüthentag;
Dem ſchwanken Zünglein lauſchend, wachte Cäſar dort!
Das wird ſich meſſen. Weiß die Welt doch, wem's gelang.

Wachfeuer glühen, rothe Flammen ſpendende;
Der Boden haucht vergeſſnen Blutes Wiederſchein,
Und, angelockt von ſeltnem Wunderglanz der Nacht,
Verſammelt ſich helleniſcher Sage Legion.
Um alle Feuer ſchwankt unſicher, oder ſitzt
Behaglich, alter Tage fabelhaft Gebild . . .
Der Mond, zwar unvollkommen, aber leuchtend hell,
Erhebt ſich, milden Glanz verbreitend überall;
Der Zelten Trug verſchwindet, Feuer brennen blau.

Doch, über mir! welch unerwartet Meteor?
Es leuchtet und beleuchtet körperlichen Ball.
Ich wittre Leben. Da geziemen will mir's nicht,
Lebendigem zu nahen, dem ich ſchädlich bin;
Das bringt mir böſen Ruf und frommt mir nicht.
Schon ſinkt es nieder. Weich' ich aus mit Wohlbedacht!

(Entfernt ſich.)

(Die Luftfahrer oben.)

Homunculus.

Schwebe noch einmal die Runde
Ueber Flamm- und Schaudergrauen;
Iſt es doch in Thal und Grunde
Gar geſpenſtiſch anzuſchauen.

Mephiſtopheles.

Seh' ich, wie durchs alte Fenſter
In des Nordens Wuſt und Graus,
Ganz abſcheuliche Geſpenſter,
Bin ich hier wie dort zu Haus.

Homunculus.

Sieh! da ſchreitet eine Lange
Weiten Schrittes vor uns hin.

Mephiſtopheles.

Iſt es doch, als wär' ihr bange;
Sah uns durch die Lüfte ziehn.

Homunculus.

Laß ſie ſchreiten! ſetz' ihn nieder,
Deinen Ritter, und ſogleich
Kehret ihm das Leben wieder,
Denn er ſucht's im Fabelreich.

Fauſt (den Boden berührend).

Wo iſt ſie? —

Homunculus.

Wüßten's nicht zu ſagen,
Doch hier wahrſcheinlich zu erfragen.
In Eile magſt du, eh es tagt,
Von Flamm' zu Flamme ſpürend gehen:
Wer zu den Müttern ſich gewagt,
Hat weiter nichts zu überſtehen.

Mephiſtopheles.

Auch ich bin hier an meinem Theil;
Doch wüßt' ich Beſſres nicht zu unſerm Heil,
Als jeder möge durch die Feuer
Verſuchen ſich ſein eigen Abenteuer.
Dann, um uns wieder zu vereinen,
Laß deine Leuchte, Kleiner, tönend ſcheinen.

Homunculus.

So ſoll es blitzen, ſoll es klingen.

(Das Glas dröhnt und leuchtet gewaltig.)

Nun friſch zu neuen Wunderdingen!

Fauſt (allein).

Wo iſt ſie? — Frage jetzt nicht weiter nach! . . .
Wär's nicht die Scholle, die ſie trug,
Die Welle nicht, die ihr entgegen ſchlug,
So iſt's die Luft, die ihre Sprache ſprach.

Hier! durch ein Wunder, hier in Griechenland!
Ich fühlte gleich den Boden, wo ich ſtand.
Wie mich, den Schläfer, friſch ein Geiſt durchglühte,
So ſteh' ich, ein Antäus an Gemüthe.
Und find' ich hier das Seltſamſte beiſammen,
Durchforſch' ich ernſt dieß Labyrinth der Flammen.

(Entfernt ſich.)

Mephiſtopheles (umherſpürend).

Und wie ich dieſe Feuerchen durchſchweife,
So find' ich mich doch ganz und gar entfremdet,
Faſt alles nackt, nur hie und da behemdet:
Die Sphinxe ſchamlos, unverſchämt die Greife,
Und was nicht alles, lockig und beflügelt,
Von vorn und hinten ſich im Auge ſpiegelt . . .
Zwar ſind auch wir von Herzen unanſtändig,
Doch das Antike find' ich zu lebendig;
Das müßte man mit neuſtem Sinn bemeiſtern
Und mannichfaltig modiſch überkleiſtern . . . .
Ein widrig Volk! doch darf mich's nicht verdrießen,
Als neuer Gaſt anſtändig ſie zu grüßen . . . .
Glück zu! den ſchönen Fraun, den klugen Greifen!

Greif (ſchnarrend)

Nicht Greifen! Greifen! — Niemand hört es gern,
Daß man ihn Greis nennt. Jedem Worte klingt
Der Urſprung nach, wo es ſich her bedingt:
Grau, grämlich, griesgram, gräulich, Gräber, grimmig,
Etymologiſch gleicherweiſe ſtimmig,
Verſtimmen uns.

Mephiſtopheles.

Und doch, nicht abzuſchweifen,
Gefällt das Grei im Ehrentitel Greifen.

Greif

(wie oben und immer ſo fort).

Natürlich! die Verwandtſchaft iſt erprobt,
Zwar oft geſcholten, mehr jedoch gelobt;

Man greife nun nach Mädchen, Kronen, Gold,
Dem Greifenden iſt meiſt Fortuna hold.

Ameiſen

(von der koloſſalen Art).

Ihr ſprecht von Gold, wir hatten viel geſammelt,
In Fels und Höhlen heimlich eingerammelt;
Das Arimaſpen-Volk hat's ausgeſpürt;
Sie lachen dort, wie weit ſie's weggeführt.

Greife.

Wir wollen ſie ſchon zum Geſtändniß bringen.

Arimaſpen.

Nur nicht in freier Jubelnacht.
Bis morgen iſt's alles durchgebracht,
Es wird uns dießmal wohl gelingen.

Mephiſtopheles

(hat [illegible]).

Wie leicht und gern [illegible]hme!
Denn ich verſtehe Mann für Mann.

Sphinx.

Wir hauchen unſre Geiſtertöne,
Und ihr verkörpert ſie alsdann.
Jetzt nenne dich, bis wir dich weiter kennen.

Mephiſtopheles.

Mit vielen Namen glaubt man mich zu nennen.
Sind Briten hier? Sie reiſen ſonſt ſo viel,
Schlachtfeldern nachzuſpüren, Waſſerfällen,
Geſtürzten Mauern, claſſiſch dumpfen Stellen;
Das wäre hier für ſie ein würdig Ziel.
Sie zeugten auch: im alten Bühnenſpiel
Sah man mich dort als old Iniquity.

Sphinx.

Wie kam man drauf?

Mephiſtopheles.

Ich weiß es ſelbſt nicht wie.

Sphinx.

Mag ſeyn! Haſt du von Sternen einige Kunde?
Was ſagſt du zu der gegenwärtigen Stunde?

Mephiſtopheles (aufſchauend).

Stern ſchießt nach Stern, beſchnittner Mond ſcheint helle,
Und mir iſt wohl an dieſer trauten Stelle,
Ich wärme mich an deinem Löwenfelle.
Hinauf ſich zu verſteigen wär' zum Schaden;
Gieb Räthſel auf, gieb allenfalls Charaden!

Sphinx.

Sprich nur dich ſelbſt aus, wird ſchon Räthſel ſeyn.
Verſuch' einmal, dich innigſt aufzulöſen:
„Dem frommen Manne nöthig wie dem böſen;
Dem ein Plaſtron, aſcetiſch zu rapiren,
Tumpan dem andern, Tolles zu vollführen,
Und beides nur, um Zeus zu amüſiren."

Erſter Greif (ſchnarrend).

Den mag ich nicht!

Zweiter Greif (etwas ſchnarrend).

Was will uns der?

Beide.

Der Garſtige gehöret nicht hierher!

Mephiſtopheles (brutal).

Du glaubſt vielleicht, des Gaſtes Nägel krauen
Nicht auch ſo gut wie deine ſcharfen Klauen?
Verſuch's einmal!

Sphinx (mild).

Du magſt nur immer bleiben
Wird dich's doch ſelbſt aus unſrer Mitte treiben;
In deinem Lande thuſt dir was zu Gute,
Doch, irr' ich nicht, hier iſt dir ſchlecht zu Muthe.

Mephiſtopheles.

Du biſt recht appetitlich oben anzuſchauen,
Doch unten hin, die Beſtie macht mir Grauen.

Sphinx.

Du Falſcher kommſt zu deiner bittern Buße;
Denn unſre Tatzen ſind geſund:
Dir mit verſchrumpftem Pferdefuße
Behagt es nicht in unſerm Bund.

Sirenen präludiren oben.

Mephiſtopheles.

Wer ſind die Vögel, in den Aeſten
Der Stromes-Pappeln hingewiegt?

Sphinx.

Gewahrt euch nur! die Allerbeſten
Hat ſolch ein Sing-Sang ſchon beſiegt.

Sirenen.

Ach, was wollt ihr euch verwöhnen
In dem häßlich Wunderbaren!
Horcht, wir kommen hier zu Schaaren,
Und in wohlgeſtimmten Tönen;
So geziemet es Sirenen.

Sphinxe

(ſie verſpottend in derſelben Melodie).

Nöthigt ſie herabzuſteigen!
Sie verbergen in den Zweigen
Ihre garſtigen Habichtskrallen,
Euch verderblich anzufallen,
Wenn ihr euer Ohr verleiht.

Sirenen.

Weg das Haſſen! weg das Neiden!
Sammeln wir die klarſten Freuden,
Unterm Himmel ausgeſtreut!
Auf dem Waſſer, auf der Erde
Sey's die heiterſte Geberde,
Die man dem Willkommnen beut!

Das befreyte Jerusalem, davon mir Koppens Übersetzung in die Hände fiel, gab meinen herumschweifenden Gedanken endlich eine bestimmte Richtung. Ganz konnte ich zwar das Gedicht nicht lesen; es waren aber Stellen, die ich auswendig wußte, deren Bilder mich umschwebten. Besonders fesselte mich Chlorinde mit ihrem ganzen Thun und Lassen. Die Mannweiblichkeit, die ruhige Fülle ihres Daseyns, thaten mehr Wirkung auf den Geist, der sich zu entwickeln anfing, als die gemachten Reize Armidens, ob ich gleich ihren Garten nicht verachtete.

Aber hundert und hundertmal, wenn ich Abends auf dem Altan, der zwischen den Giebeln des Hauses angebracht ist, spazierte, über die Gegend hinsah, und von der hinabgewichenen Sonne ein zitternder Schein am Horizont heraufdämmerte, die Sterne hervortraten, aus allen Winkeln und Tiefen die

Mephiſtopheles.

Das ſind die ſaubern Neuigkeiten,
Wo aus der Kehle, von den Saiten
Ein Ton ſich um den andern flicht.
Das Trallern iſt bei mir verloren;
Es krabbelt wohl mir um die Ohren,
Allein zum Herzen dringt es nicht.

Sphinxe.

Sprich nicht vom Herzen! das iſt eitel;
Ein lederner verſchrumpfter Beutel,
Das paßt dir eher zu Geſicht.

Fauſt (herantretend).

Wie wunderbar! das Anſchaun thut mir G'nüge,
Im Widerwärtigen große tüchtige Züge.
Ich ahne ſchon ein günſtiges Geſchick;
Wohin verſetzt mich dieſer ernſte Blick?
(Auf die Sphinxe deutend.)
Vor ſolchen hat einſt Oedipus geſtanden;
(Auf die Sirenen deutend.)
Vor ſolchen krümmte ſich Ulyß in hänf'nen Banden;
(Auf die Ameiſen deutend.)
Von ſolchen ward der höchſte Schatz geſpart;
(Auf die Greife deutend.)
Von dieſen treu und ohne Fehl bewahrt.
Vom friſchen Geiſte fühl' ich mich durchdrungen;
Geſtalten groß, groß die Erinnerungen!

Mephiſtopheles.

Sonſt hätteſt du dergleichen weggeflucht,
Doch jetzo ſcheint es dir zu frommen;
Denn wo man die Geliebte ſucht,
Sind Ungeheuer ſelbſt willkommen.

Fauſt (zu den Sphinxen).

Ihr Frauenbilder müßt mir Rede ſtehn:
Hat eins der Euren Helena geſehn?

Sphinxe.

Wir reichen nicht hinauf zu ihren Tagen,
Die letzteſten hat Hercules erſchlagen.
Von Chiron könnteſt du's erfragen;
Der ſprengt herum in dieſer Geiſternacht;
Wenn er dir ſteht, ſo haſt du's weit gebracht.

Sirenen.

Sollte dir's doch auch nicht fehlen! . . .
Wie Ulyß bei uns verweilte,
Schmähend nicht vorübereilte,
Wußt' er vieles zu erzählen;
Würden alles dir vertrauen,
Wollteſt du zu unſern Gauen
Dich ans grüne Meer verfügen.

Sphinx.

Laß dich, Edler, nicht betrügen!
Statt daß Ulyß ſich binden ließ,
Laß unſern guten Rath dich binden;
Kannſt du den hohen Chiron finden,
Erfährſt du, was ich dir verhieß. (Zankt entfernt ſich.)

Mephiſtopheles (verdrießlich).

Was krächzt vorbei mit Flügelſchlag?
So ſchnell, daß man's nicht ſehen mag,
Und immer eins dem andern nach;
Den Jäger würden ſie ermüden.

Sphinx.

Dem Sturm des Winterwinds vergleichbar,
Alcides Pfeilen kaum erreichbar,
Es ſind die raſchen Stymphaliden,
Und wohlgemeint ihr Krächzegruß,
Mit Geierſchnabel und Gänſefuß.
Sie möchten gern in unſern Kreiſen
Als Stammverwandte ſich erweiſen.

Mephiſtopheles

(wie verſchüchtert).

Noch andres Zeug ziſcht zwiſchen drein.

Sphinx.

Vor dieſen ſey euch ja nicht bange!
Es ſind die Köpfe der lernäiſchen Schlange,
Vom Rumpf getrennt, und glauben was zu ſeyn. —
Doch ſagt, was ſoll nur aus euch werden?
Was für unruhige Geberden?
Wo wollt ihr hin? Begebt euch fort! . .
Ich ſehe, jener Chorus dort
Macht euch zum Wendehals. Bezwingt euch nicht,
Geht hin! begrüßt manch reizendes Geſicht!
Die Lamien ſind's, luſtfeine Dirnen,
Mit Lächelmund und frechen Stirnen,
Wie ſie dem Satyrvolk behagen;
Ein Bocksfuß darf dort alles wagen.

Mephiſtopheles.

Ihr bleibt doch hier, daß ich euch wiederfinde?

Sphinx.

Ja! Miſche dich zum luſtigen Geſinde.
Wir, von Aegypten her, ſind längſt gewohnt,
Daß unſereins in tauſend Jahre thront.
Und reſpectirt nur unſre Lage,
So regeln wir die Mond- und Sonnentage,
Sitzen vor den Pyramiden,
Zu der Völker Hochgericht,
Ueberſchwemmung, Krieg und Frieden —
Und verziehen kein Geſicht.

Peneios umgeben von Gewäſſern und Nymphen.

Peneios.

Rege dich, du Schilfgeflüſter,
Hauche leiſe, Rohrgeſchwiſter,
Säuſelt, leichte Weidenſträuche,
Liſpelt, Pappelzitterzweige,

Unterbrochnen Träumen zu!
Weckt mich doch ein grauslich Wittern,
Heimlich allbewegend Zittern
Aus dem Walleſtrom und Ruh.

Fauſt
(an den Fluß tretend).

Hör' ich recht, ſo muß ich glauben,
Hinter den verſchränkten Lauben
Dieſer Zweige, dieſer Stauden
Tönt ein menſchenähnlichs Lauten.
Scheint die Welle doch ein Schwätzen,
Lüftlein wie — ein Scherzergetzen.

Nymphen (zu Fauſt).

Am beſten geſchäh' dir,
Du legteſt dich nieder,
Erholteſt im Kühlen
Ermüdete Glieder,
Genöſſeſt der immer
Dich meidenden Ruh;
Wir ſäuſeln, wir rieſeln,
Wir flüſtern dir zu.

Fauſt.

Ich wache ja! O laßt ſie walten,
Die unvergleichlichen Geſtalten,
Wie ſie dorthin mein Auge ſchickt.
So wunderbar bin ich durchdrungen!
Sind's Träume? Sind's Erinnerungen?
Schon einmal warſt du ſo beglückt.
Gewäſſer ſchleichen durch die Friſche
Der dichten, ſanft bewegten Büſche,
Nicht rauſchen ſie, ſie rieſeln kaum;
Von allen Seiten hundert Quellen
Vereinen ſich im reinlich hellen,
Zum Bade flach vertieften Raum.
Geſunde junge Frauenglieder
Vom feuchten Spiegel doppelt wieder

Ergetztem Auge zugebracht!
Geſellig dann und fröhlich badend,
Erdreiſtet ſchwimmend, furchtſam watend;
Geſchrei zuletzt und Waſſerſchlacht.
Begnügen ſollt' ich mich an dieſen,
Mein Auge ſollte hier genießen,
Doch immer weiter ſtrebt mein Sinn.
Der Blick dringt ſcharf nach jener Hülle;
Das reiche Laub der grünen Fülle
Verbirgt die hohe Königin.

Wunderſam! auch Schwäne kommen
Aus den Buchten hergeſchwommen,
Majeſtätiſch rein bewegt.
Ruhig ſchwebend, zart geſellig,
Aber ſtolz und ſelbſtgefällig
Wie ſich Haupt und Schnabel regt ....
Einer aber ſcheint vor allen
Brüſtend kühn ſich zu gefallen,
Segelnd raſch durch alle fort;
Sein Gefieder bläht ſich ſchwellend,
Welle ſelbſt auf Wogen wellend,
Dringt er zu dem heiligen Ort ....
Die andern ſchwimmen hin und wieder
Mit ruhig glänzendem Gefieder,
Bald auch in regem prächtigen Streit
Die ſcheuen Mädchen abzulenken,
Daß ſie an ihren Dienſt nicht denken,
Nur an die eigne Sicherheit.

Nymphen.

Legt, Schweſtern, euer Ohr
An des Ufers grüne Stufe;
Hör' ich recht, ſo kommt mir's vor
Als der Schall von Pferdes-Hufe.
Wüßt' ich nur, wer dieſer Nacht
Schnelle Botſchaft zugebracht.

Fauſt.

Iſt mir doch, als dröhnt die Erde,
Schallend unter eiligem Pferde.
Dorthin mein Blick!
Ein günſtiges Geſchick,
Soll es mich ſchon erreichen?
O Wunder ohne Gleichen!
Ein Reiter kommt herangetrabt,
Er ſcheint von Geiſt und Muth begabt,
Von blendend-weißem Pferd getragen . . .
Ich irre nicht, ich kenn' ihn ſchon,
Der Philyra berühmter Sohn! —
Halt, Chiron! halt! Ich habe dir zu ſagen . . .

Chiron.

Was giebt's? Was iſt's?

Fauſt.

Bezähme deinen Schritt!

Chiron.

Ich raſte nicht.

Fauſt.

So bitte! Nimm mich mit!

Chiron.

Sitz' auf! ſo kann ich nach Belieben fragen:
Wohin des Wegs? Du ſtehſt am Ufer hier,
Ich bin bereit dich durch den Fluß zu tragen.

Fauſt (aufſitzend).

Wohin du willſt. Für ewig dank' ich's dir . . .
Der große Mann, der edle Pädagog,
Der, ſich zum Ruhm, ein Heldenvolk erzog,
Den ſchönen Kreis der edlen Argonauten,
Und alle, die des Dichters Welt erbauten.

Chiron.

Das laſſen wir an ſeinem Ort!
Selbſt Pallas kommt als Mentor nicht zu Ehren;
Am Ende treiben ſie's nach ihrer Weiſe fort,
Als wenn ſie nicht erzogen wären.

Fauſt.

Den Arzt, der jede Pflanze nennt,
Die Wurzeln bis ins Tiefſte kennt,
Dem Kranken Heil, dem Wunden Lindrung ſchafft,
Umarm' ich hier in Geiſt- und Körperkraft!

Chiron.

Ward neben mir ein Held verletzt,
Da wußt' ich Hülf' und Rath zu ſchaffen;
Doch ließ ich meine Kunſt zuletzt
Den Wurzelweibern und den Pfaffen.

Fauſt.

Du biſt der wahre große Mann,
Der Lobeswort nicht hören kann.
Er ſucht beſcheiden auszuweichen
Und thut, als gäb' es ſeines Gleichen.

Chiron.

Du ſcheineſt mir geſchickt, zu heucheln,
Dem Fürſten wie dem Volk zu ſchmeicheln.

Fauſt.

So wirſt du mir denn doch geſtehn,
Du haſt die Größten deiner Zeit geſehn,
Dem Edelſten in Thaten nachgeſtrebt,
Halbgöttlich-ernſt die Tage durchgelebt.
Doch unter den heroiſchen Geſtalten
Wen haſt du für den Tüchtigſten gehalten?

Chiron.

Im hehren Argonautenkreiſe
War jeder brav nach ſeiner eignen Weiſe,
Und, nach der Kraft, die ihn beſeelte,
Konnt' er genügen, wo's den andern fehlte.
Die Dioskuren haben ſtets geſiegt,
Wo Jugendfüll' und Schönheit überwiegt.
Entſchluß und ſchnelle That zu andrer Heil,
Den Boreaden ward's zum ſchönen Theil.
Nachſinnend, kräftig, klug, im Rath bequem,
So herrſchte Jaſon, Frauen angenehm.

Dann Orpheus, zart und immer ſtill bedächtig,
Schlug er die Leier, allen übermächtig.
Scharfſichtig Lynceus, der, bei Tag und Nacht,
Das heilige Schiff durch Klipp' und Strand gebracht.
Geſellig nur läßt ſich Gefahr erproben:
Wenn einer wirkt, die andern alle loben.

Fauſt.

Von Hercules willſt nichts erwähnen?

Chiron.

O weh! errege nicht mein Sehnen . . .
Ich hatte Phöbus nie geſehn,
Noch Ares, Hermes, wie ſie heißen;
Da ſah ich mir vor Augen ſtehn,
Was alle Menſchen göttlich preiſen.
So war er ein geborner König,
Als Jüngling herrlichſt anzuſchaun;
Dem ältern Bruder unterthänig
Und auch den allerliebſten Fraun.
Den zweiten zeugt nicht Gäa wieder,
Nicht führt ihn Hebe himmelein;
Vergebens mühen ſich die Lieder;
Vergebens quälen ſie den Stein.

Fauſt.

So ſehr auch Bildner auf ihn pochen,
So herrlich kam er nie zur Schau.
Vom ſchönſten Mann haſt du geſprochen,
Nun ſprich auch von der ſchönſten Frau!

Chiron.

Was! . . Frauen-Schönheit will nichts heißen,
Iſt gar zu oft ein ſtarres Bild;
Nur ſolch ein Weſen kann ich preiſen,
Das froh und lebensluſtig quillt.
Die Schöne bleibt ſich ſelber ſelig;
Die Anmuth macht unwiderſtehlich,
Wie Helena, da ich ſie trug.

Fauſt.

Du trugſt ſie?

Chiron.

Ja, auf dieſem Rücken.

Fauſt.

Bin ich nicht ſchon verwirrt genug?
Und ſolch ein Sitz muß mich beglücken!

Chiron.

Sie faßte ſo mich in das Haar,
Wie du es thuſt.

Fauſt.

O ganz und gar
Verlier' ich mich! Erzähle wie?
Sie iſt mein einziges Begehren!
Woher, wohin, ach, trugſt du ſie?

Chiron.

Die Frage läßt ſich leicht gewähren.
Die Dioskuren hatten jener Zeit
Das Schweſterchen aus Räuberfauſt befreit.
Doch dieſe, nicht gewohnt beſiegt zu ſeyn,
Ermannten ſich und ſtürmten hinterdrein.
Da hielten der Geſchwiſter eiligen Lauf
Die Sümpfe bei Eleuſis auf;
Die Brüder wateten, ich patſchte, ſchwamm hinüber;
Da ſprang ſie ab und ſtreichelte
Die feuchte Mähne, ſchmeichelte
Und dankte lieblich-klug und ſelbſtbewußt.
Wie war ſie reizend! jung, des Alten Luſt!

Fauſt.

Erſt ſieben Jahr! . . .

Chiron.

Ich ſeh', die Philologen,
Sie haben dich, ſo wie ſich ſelbſt betrogen.
Ganz eigen iſt's mit mythologiſcher Frau:
Der Dichter bringt ſie, wie er's braucht, zur Schau;
Nie wird ſie mündig, wird nicht alt,
Stets appetitlicher Geſtalt,
Wird jung entführt, im Alter noch umfreit;
G'nug, den Poeten bindet keine Zeit.

Fauſt.

So ſey auch ſie durch keine Zeit gebunden!
Hat doch Achill auf Pherä ſie gefunden
Selbſt außer aller Zeit. Welch ſeltnes Glück:
Errungen Liebe gegen das Geſchick!
Und ſollt' ich nicht, ſehnſüchtigſter Gewalt,
Ins Leben ziehn die einzigſte Geſtalt?
Das ewige Weſen, Göttern ebenbürtig,
So groß als zart, ſo hehr als liebenswürdig.
Du ſahſt ſie einſt; heut hab' ich ſie geſehn,
So ſchön wie reizend, ſo erſehnt wie ſchön.

Nacht hervordrang, und der klingende Ton der Grillen durch die feierliche Stille schrillte, sagte ich mir die Geschichte des traurigen Zweykampfs zwischen Tancred und Chlorinden vor.

So sehr ich, wie billig, von der Partey der Christen war, stand ich doch der heidnischen Heldin mit ganzem Herzen bey, als sie unternahm, den großen Thurm der Belagerer anzuzünden. Und wie nun Tancred dem vermeynten Krieger in der Nacht begegnet, unter der düstern Hülle der Streit beginnt, und sie gewaltig kämpfen! — Ich konnte nie die Worte aussprechen:

Allein das Lebensmaß Chlorindens ist nun voll,
Und ihre Stunde kommt, in der sie sterben soll!

daß mir nicht die Thränen in die Augen kamen, die reichlich flossen, wie der unglückliche Liebhaber ihr das Schwert in die Brust stößt, der Sinkenden den Helm löst, sie er-

Nun iſt mein Sinn, mein Weſen ſtreng umfangen;
Ich lebe nicht, kann ich ſie nicht erlangen.

Chiron.

Mein fremder Mann! als Menſch biſt du entzückt;
Doch unter Geiſtern ſcheinſt du wohl verrückt.
Nun trifft ſich's hier zu deinem Glücke;
Denn alle Jahr, nur wenig Augenblicke
Pfleg' ich bei Manto vorzutreten,
Der Tochter Aeſculaps; im ſtillen Beten
Fleht ſie zum Vater, daß, zu ſeiner Ehre,
Er endlich doch der Aerzte Sinn verkläre
Und vom verwegnen Todtſchlag ſie bekehre.
Die liebſte mir aus der Sibyllengilde,
Nicht fratzenhaft bewegt, wohlthätig milde;
Ihr glückt es wohl, bei einigem Verweilen,
Mit Wurzelkräften dich von Grund zu heilen.

Fauſt.

Geheilt will ich nicht ſeyn! mein Sinn iſt mächtig!
Da wär' ich ja, wie andre, niederträchtig.

Chiron.

Verſäume nicht das Heil der edlen Quelle!
Geſchwind herab! Wir ſind zur Stelle.

Fauſt.

Sag' an! Wohin haſt du, in grauſer Nacht,
Durch Kiesgewäſſer, mich ans Land gebracht?

Chiron.

Hier trotzten Rom und Griechenland im Streite,
Peneios rechts, links den Olymp zur Seite,
Das größte Reich, das ſich im Sand verliert.
Der König flieht, der Bürger triumphirt.
Blick' auf! hier ſteht bedeutend nah,
Im Mondenſchein der ewige Tempel da.

Manto

(inwendig träumend).

Von Pferdes Hufe
Erklingt die heilige Stufe,
Halbgötter treten heran.

Chiron.

Ganz recht!
Nur die Augen aufgethan!

Manto (erwachend).

Willkommen! ich ſeh', du bleibſt nicht aus.

Chiron.

Steht dir doch auch dein Tempelhaus!

Manto.

Streifſt du noch immer unermüdet?

Chiron.

Wohnſt du doch immer ſtill umfriedet,
Indeß zu kreiſen mich erfreut.

Manto.

Ich harre, mich umkreiſt die Zeit.
Und dieſer?

Chiron.

Die verrufne Nacht
Hat ſtrudelnd ihn hierher gebracht.
Helenen mit verrückten Sinnen,
Helenen will er ſich gewinnen,
Und weiß nicht, wie und wo beginnen;
Aſklepiſcher Cur vor andern werth.

Manto.

Den lieb' ich, der Unmögliches begehrt.

Chiron

(iſt ſchon weit weg).

Manto.

Tritt ein, Verwegner, ſollſt dich freuen!
Der dunkle Gang führt zu Perſephoneien.

In des Olympus hohlem Fuß
Lauſcht ſie geheim verbotnem Gruß.
Hier hab' ich einſt den Orpheus eingeſchwärzt;
Benutz' es beſſer! friſch! beherzt!

(Sie ſteigen hinab.)

Am obern Peneios, wie zuvor.

Sirenen.

Stürzt euch in Peneios Fluth!
Plätſchernd ziemt es da zu ſchwimmen,
Lied um Lieder anzuſtimmen,
Dem unſeligen Volk zu gut.
Ohne Waſſer iſt kein Heil!
Führen wir mit hellem Heere
Eilig zum ägäiſchen Meere,
Würd' uns jede Luſt zu Theil.

Erdbeben.

Sirenen.

Schäumend kehrt die Welle wieder,
Fließt nicht mehr im Bett darnieder;
Grund erbebt, das Waſſer ſtaucht,
Kies und Ufer berſtend raucht.
Flüchten wir! Kommt alle, kommt!
Niemand, dem das Wunder frommt.

Fort! ihr edlen frohen Gäſte,
Zu dem feeiſch heitern Feſte,
Blinkend, wo die Zitterwellen,
Uferneigend, leiſe ſchwellen,
Da wo Luna doppelt leuchtet,
Uns mit heiligem Thau befeuchtet.
Dort ein freibewegtes Leben,
Hier ein ängſtlich Erde-Beben;
Eile jeder Kluge fort!
Schauderhaft iſt's um den Ort.

Seismos.

(in der Tiefe brummend und polternd).

Einmal noch mit Kraft geſchoben,
Mit den Schultern brav gehoben!
So gelangen wir nach oben,
Wo uns alles weichen muß.

Sphinxe.

Welch ein widerwärtig Zittern,
Häßlich grauſenhaftes Wittern!
Welch ein Schwanken, welches Beben,
Schaukelnd Hin- und Wiederſtreben!
Welch unleidlicher Verdruß!
Doch wir ändern nicht die Stelle,
Bräche los die ganze Hölle.

Nun erhebt ſich ein Gewölbe
Wunderſam. Es iſt derſelbe,
Jener Alte, längſt Ergraute,
Der die Inſel Delos baute,
Einer Kreißenden zu Lieb'
Aus der Wog' empor ſie trieb.
Er mit Streben, Drängen, Drücken,
Arme ſtraff, gekrümmt den Rücken,
Wie ein Atlas an Geberde,
Hebt er Boden, Raſen, Erde,
Kies und Gries und Sand und Letten,
Unſres Ufers ſtille Betten.
So zerreißt er eine Strecke
Quer des Thales ruhige Decke.
Angeſtrengteſt, nimmer müde,
Koloſſal-Karyatide,
Trägt ein furchtbar Steingerüſte,
Noch im Boden bis zur Büſte;
Weiter aber ſoll's nicht kommen,
Sphinxe haben Platz genommen.

Reimus.

Das hab' ich ganz allein vermittelt,
Man wird mir's endlich zugeſtehn:
Und hätt' ich nicht geſchüttelt und gerüttelt,
Wie wäre dieſe Welt ſo ſchön? —
Wie ſtänden eure Berge droben
In prächtig-reinem Aetherblau,
Hätt' ich ſie nicht hervorgeſchoben
Zu maleriſch-entzückter Schau!
Als, Angeſichts der höchſten Ahnen,
Der Nacht, des Chaos, ich mich ſtark betrug,
Und, in Geſellſchaft von Titanen,
Mit Pelion und Oſſa als mit Ballen ſchlug.
Wir tollten fort in jugendlicher Hitze,
Bis, überdrüſſig, noch zuletzt
Wir dem Parnaß, als eine Doppelmütze,
Die beiden Berge frevelnd aufgeſetzt . . .
Apollen hält ein froh Verweilen
Dort nun mit ſeliger Muſen Chor.
Selbſt Jupitern und ſeinen Donnerkeilen
Hob ich den Seſſel hoch empor.
Jetzt ſo, mit ungeheurem Streben,
Drang aus dem Abgrund ich herauf,
Und fordre laut zu neuem Leben
Mir fröhliche Bewohner auf.

Sphinxe.

Uralt, müßte man geſtehen,
Sey das hier Emporgebürgte,
Hätten wir nicht ſelbſt geſehen,
Wie ſich's aus dem Boden würgte.
Bebuſchter Wald verbreitet ſich hinan,
Noch drängt ſich Fels auf Fels bewegt heran;
Ein Sphinx wird ſich daran nicht kehren:
Wir laſſen uns im heiligen Sitz nicht ſtören.

Greiſe.

Gold in Blättchen, Gold in Flittern
Durch die Ritzen ſeh' ich zittern.
Laßt euch ſolchen Schatz nicht rauben!
Imſen, auf! es auszuklauben.

Chor der Ameiſen.

Wie ihn die Rieſigen
Empor geſchoben,
Ihr Zappelfüßigen,
Geſchwind nach oben!
Behendeſt aus und ein!
In ſolchen Ritzen
Iſt jedes Bröſelein
Werth zu beſitzen.
Das Allermindeſte
Müßt ihr entdecken
Auf das geſchwindeſte
In allen Ecken.
Allemſig müßt ihr ſeyn,
Ihr Wimmelſchaaren!
Nur mit dem Gold herein!
Den Berg laßt fahren!

Greiſe.

Herein! Herein! Nur Gold zu Hauf!
Wir legen unſre Klauen drauf,
Sind Riegel von der beſten Art;
Der größte Schatz iſt wohlverwahrt.

Pygmäen.

Haben wirklich Platz genommen,
Wiſſen nicht, wie es geſchah.
Fraget nicht, woher wir kommen,
Denn wir ſind nun einmal da!
Zu des Lebens luſtigem Sitze
Eignet ſich ein jedes Land;
Zeigt ſich eine Felſenritze,
Iſt auch ſchon der Zwerg zur Hand.

Zwerg' und Zwergin, raſch zum Fleiße,
Muſterhaft ein jedes Paar.
Weiß nicht, ob es gleicher Weiſe
Schon im Paradieſe war.
Doch wir finden's hier zum beſten,
Segnen dankbar unſern Stern;
Denn im Oſten wie im Weſten
Zeugt die Mutter Erde gern.

Daktyle.

Hat ſie in einer Nacht
Die Kleinen hervorgebracht,
Sie wird die Kleinſten erzeugen;
Finden auch ihres Gleichen.

Pygmäen-Aelteſte.

Eilet, bequemen
Sitz einzunehmen!
Eilig zum Werke!
Schnelle für Stärke!
Noch iſt es Friede;
Baut euch die Schmiede,
Harniſch und Waffen
Dem Heer zu ſchaffen.

Ihr Imſen alle,
Rührig im Schwalle,
Schafft uns Metalle!
Und ihr Daktyle,
Kleinſte, ſo viele,
Euch ſey befohlen
Hölzer zu holen!
Schichtet zuſammen
Heimliche Flammen,
Schaffet uns Kohlen!

Generaliſſimus.

Mit Pfeil und Bogen
Friſch ausgezogen!

An jenem Weiher
Schießt mir die Reiher,
Unzählig niſtende,
Hochmüthig brüſtende,
Auf Einen Ruck!
Alle wie Einen,
Daß wir erſcheinen
Mit Helm und Schmuck.

Janſen und Dakiyle.

Wer wird uns retten!
Wir ſchaffen's Eiſen,
Sie ſchmieden Ketten.
Uns los zu reißen
Iſt noch nicht zeitig;
Drum ſeyd geſchmeidig!

Die Kraniche des Ibykus.

Mordgeſchrei und Sterbeklagen!
Aengſtlich Flügelflatterſchlagen!
Welch ein Aechzen, welch Geſtöhn
Dringt herauf zu unſern Höhn!
Alle ſind ſie ſchon ertödtet,
See von ihrem Blut geröthet;
Mißgeſtaltete Begierde
Raubt des Reihers edle Zierde.
Weht ſie doch ſchon auf dem Helme
Dieſer Fettbauch-Krummbein-Schelme.
Ihr Genoſſen unſres Heeres,
Reihenwanderer des Meeres,
Euch berufen wir zur Rache
In ſo nahverwandter Sache.
Keiner ſpare Kraft und Blut,
Ewige Feindſchaft dieſer Brut!

(Zerſtreuen ſich krächzend in den Lüften.)

Mephiſtopheles (in der Ebene).

Die nordiſchen Hexen wußt' ich wohl zu meiſtern;
Mir wird's nicht juſt mit dieſen fremden Geiſtern.

Der Blocksberg bleibt ein gar bequem Local;
Wo man auch ſey, man findet ſich zumal.
Frau Ilſe wacht für uns auf ihrem Stein,
Auf ſeiner Höh' wird Heinrich munter ſeyn,
Die Schnarcher ſchnauzen zwar das Elend an,
Doch alles iſt für tauſend Jahr gethan.
Wer weiß denn hier nur, wo er geht und ſteht,
Ob unter ihm ſich nicht der Boden bläht?
Ich wandle luſtig durch ein glattes Thal,
Und hinter mir erhebt ſich auf einmal
Ein Berg, zwar kaum ein Berg zu nennen,
Von meinen Sphinxen mich jedoch zu trennen
Schon hoch genug — hier zuckt noch manches Feuer
Das Thal hinab, und flammt ums Abenteuer ...
Noch tanzt und ſchwebt mir lockend, weichend vor,
Spitzbübiſch gaukelnd, der galante Chor.
Nur ſachte drauf! Allzugewohnt ans Naſchen,
Wo es auch ſey, man ſucht was zu erhaſchen.

Lamien

(Mephiſtopheles nach ſich ziehend).

Geſchwind, geſchwinder!
Und immer weiter!
Dann wieder zaudernd,
Geſchwätzig plaudernd.
Es iſt ſo heiter,
Den alten Sünder
Uns nach zu ziehen;
Zu ſchwerer Buße
Mit ſtarrem Fuße
Kommt er geholpert,
Einher geſtolpert;
Er ſchleppt das Bein,
Wie wir ihn fliehen,
Uns hinterdrein.

Mephiſtopheles (ſtillſtehend).

Verflucht Geſchick! Betrogne Manſen!
Von Adam her verführte Hanſen!
Alt wird man wohl, wer aber klug?
Warſt du nicht ſchon vernarrt genug!
Man weiß, das Volk taugt aus dem Grunde nichts;
Geſchnürten Leibs, geſchminkten Angeſichts;
Nichts haben ſie Geſundes zu erwiedern,
Wo man ſie anfaßt, morſch in allen Gliedern.
Man weiß, man ſieht's, man kann es greifen,
Und dennoch tanzt man, wenn die Luder pfeifen.

Lamien (innehaltend).

Halt; er beſinnt ſich, zaudert, ſteht;
Entgegnet ihm, daß er euch nicht entgeht!

Mephiſtopheles (fortſchreitend).

Nur zu! und laß dich ins Gewebe
Der Zweifelei nicht thörig ein;
Denn wenn es keine Hexen gäbe,
Wer Teufel möchte Teufel ſeyn!

Lamien (anmuthigſt).

Kreiſen wir um dieſen Helden;
Liebe wird in ſeinem Herzen
Sich gewiß für Eine melden.

Mephiſtopheles.

Zwar bei ungewiſſem Schimmer
Scheint ihr hübſche Frauenzimmer,
Und ſo möcht' ich euch nicht ſchelten.

Empuſe (eindringend).

Auch nicht mich! als eine ſolche
Laßt mich ein in eure Folge.

Lamien.

Die iſt in unſerm Kreis zuviel,
Verdirbt doch immer unſer Spiel.

kennt, und zur Taufe bebend das Waſſer holt.

Aber wie ging mir das Herz über, wenn in dem bezauberten Walde Tancredens Schwert den Baum trifft, Blut nach dem Hiebe fließt, und eine Stimme ihm in die Ohren tönt, daß er auch hier Chlorinden verwunde, daß er vom Schickſal beſtimmt ſey, das, was er liebt überall unwiſſend zu verletzen!

Es bemächtigte ſich die Geſchichte meiner Einbildungskraft ſo, daß ſich mir, was ich von dem Gedichte geleſen hatte, dunkel zu einem Ganzen in der Seele bildete, von dem ich dergeſtalt eingenommen war, daß ich es auf irgend eine Weiſe vorzuſtellen gedachte. Ich wollte Tancreden und Reinalden ſpielen, und fand dazu zwey Rüſtungen ganz bereit, die ich ſchon gefertiget hatte. Die eine von dunkelgrauem Papier mit Schuppen ſollte den

Empuſe (zu Mephiſtopheles).

Begrüßt von Mühmchen Empuſe,
Der Tranten mit dem Eſelsfuße!
Du haſt nur einen Pferdefuß,
Und doch, Herr Vetter, ſchönſten Gruß!

Mephiſtopheles.

Hier dacht' ich lauter Unbekannte,
Und finde leider Nahverwandte;
Es iſt ein altes Buch zu blättern:
Vom Harz bis Hellas immer Vettern!

Empuſe.

Entſchieden weiß ich gleich zu handeln,
In vieles könnt' ich mich verwandeln;
Doch euch zu Ehren hab' ich jetzt
Das Eſelsköpfchen aufgeſetzt.

Mephiſtopheles.

Ich merk', es hat bei dieſen Leuten
Verwandtſchaft Großes zu bedeuten;
Doch mag ſich, was auch will, ereignen,
Den Eſelskopf möcht' ich verleugnen.

Lamien.

Laß dieſe Garſtige! ſie verſcheucht,
Was irgend ſchön und lieblich deucht;
Was irgend ſchön und lieblich wär',
Sie kommt heran, es iſt nicht mehr.

Mephiſtopheles.

Auch dieſe Mühmchen, zart und ſchmächtig,
Sie ſind mir alleſammt verdächtig;
Und hinter ſolcher Wänglein Roſen,
Fürcht' ich doch auch Metamorphoſen.

Lamien.

Verſuch' es doch! ſind unſrer viele.
Greif zu! Und haſt du Glück im Spiele,
Erhaſche dir das beſte Loos!

Was ſoll das lüſterne Geleier?
Du biſt ein miſerabler Freier,
Stolzirſt einher und thuſt ſo groß! —
Nun miſcht er ſich in unſre Schaaren;
Laßt nach und nach die Masken fahren,
Und gebt ihm euer Weſen bloß!

Mephiſtopheles.

Die ſchönſte hab' ich mir erleſen . .
(Sie umfaſſend.)
O weh mir! welch ein dürrer Beſen!
(Eine andere ergreifend.)
Und dieſe? .... Schmähliches Geſicht!

Lamien.

Verdienſt du's beſſer? dünk' es nicht.

Mephiſtopheles.

Die Kleine möcht' ich mir verpfänden ....
Lacerte ſchlüpft mir aus den Händen!
Und ſchlangenhaft der glatte Zopf.
Dagegen faſſ' ich mir die Lange ....
Da pack' ich eine Thyrſusſtange!
Den Pinienapfel als den Kopf.
Wo will's hinaus? .... Noch eine Dicke,
An der ich mich vielleicht erquicke,
Zum letztenmal gewagt! Es ſey!
Recht quammig, quappig; das bezahlen
Mit hohem Preis Orientalen ....
Doch ach! der Beviſt platzt entzwei!

Lamien.

Fahrt auseinander, ſchwankt und ſchwebet!
Blitzartig, ſchwarzen Flugs, umgebet
Den eingedrungnen Hexenſohn!
Unſichre ſchauderhafte Kreiſe!
Schweigſamen Fittigs, Fledermäuſe!
Zu wohlfeil kommt er doch davon.

Mephiſtopheles (ſich ſchüttelnd).

Viel klüger ſcheint es, bin ich nicht geworden;
Abſurd iſt's hier, abſurd im Norden,
Geſpenſter hier wie dort vertract,
Volk und Poeten abgeſchmackt.
Iſt eben hier eine Mummenſchanz,
Wie überall ein Sinnentanz.
Ich griff nach holden Maskenzügen
Und faßte Weſen, daß mich's ſchauerte ....
Ich möchte gerne mich betrügen
Wenn es nur länger dauerte.

(Sich zwiſchen dem Geſtein verirrend.)

Wo bin ich denn? Wo will's hinaus?
Das war ein Pfad, nun iſt's ein Graus.
Ich kam daher auf glatten Wegen,
Und jetzt ſteht mir Geröll entgegen.
Vergebens klettr' ich auf und nieder,
Wo ſind' ich meine Sphinxe wieder?
So toll hätt' ich mir's nicht gedacht;
Ein ſolch Gebirg in Einer Nacht!
Das heiß' ich friſchen Hexenritt,
Die bringen ihren Blocksberg mit.

Oreas (vom Naturfels).

Herauf hier! Mein Gebirg iſt alt,
Steht in urſprünglicher Geſtalt.
Verehre ſchroffe Felſenſteige,
Des Pindus letztgedehnte Zweige!
Schon ſtand ich unerſchüttert ſo,
Als über mich Pompejus floh.
Daneben, das Gebild des Wahns,
Verſchwindet ſchon beim Krähn des Hahns.
Dergleichen Mährchen ſeh' ich oft entſtehn
Und plötzlich wieder untergehn.

Mephiſtopheles.

Sey Ehre dir, ehrwürdiges Haupt,
Von hoher Eichenkraft umlaubt!

Der allerklarſte Mondenſchein
Dringt nicht zur Finſterniß herein. —
Doch neben am Gebüſche zieht
Ein Licht, das gar beſcheiden glüht.
Wie ſich das alles fügen muß!
Fürwahr! es iſt Homunculus.
Woher des Wegs, du Kleingeſelle?

Homunculus.

Ich ſchwebe ſo von Stell' zu Stelle,
Und möchte gern im beſten Sinn entſtehn,
Voll Ungeduld mein Glas entzwei zu ſchlagen;
Allein was ich bisher geſehn,
Hinein da möcht' ich mich nicht wagen.
Nur, um dir's im Vertraun zu ſagen,
Zwei Philoſophen bin ich auf der Spur,
Ich horchte zu, es hieß Natur! Natur!
Von dieſen will ich mich nicht trennen,
Sie müſſen doch das irdiſche Weſen kennen;
Und ich erfahre wohl am Ende,
Wohin ich mich am allerklügſten wende.

Mephiſtopheles.

Das thu' auf deine eigne Hand!
Denn, wo Geſpenſter Platz genommen,
Iſt auch der Philoſoph willkommen.
Damit man ſeiner Kunſt und Gunſt ſich freue,
Erſchafft er gleich ein Dutzend neue.
Wenn du nicht irrſt, kommſt du nicht zu Verſtand;
Willſt du entſtehn entſteh' auf eigne Hand!

Homunculus.

Ein guter Rath iſt auch nicht zu verſchmähn.

Mephiſtopheles.

So fahre hin! Wir wollen's weiter ſehn. (Trennen ſich.)

Anaxagoras (zu Thales).

Dein ſtarrer Sinn will ſich nicht beugen;
Bedarf es weitres, dich zu überzeugen?

Thales.

Die Welle beugt ſich jedem Winde gern,
Doch hält ſie ſich vom ſchroffen Felſen fern.

Anaxagoras.

Durch Feuerdunſt iſt dieſer Fels zu Handen.

Thales.

Im Feuchten iſt Lebendiges erſtanden.

Homunculus (zwiſchen beiden).

Laßt mich an eurer Seite gehn!
Mir ſelbſt gelüſtet's zu entſtehn.

Anaxagoras.

Haſt du, o Thales, je in Einer Nacht
Solch einen Berg aus Schlamm hervorgebracht?

Thales.

Nie war Natur und ihr lebendiges Fließen
Auf Tag und Nacht und Stunden angewieſen;
Sie bildet regelnd jegliche Geſtalt,
Und ſelbſt im Großen iſt es nicht Gewalt.

Anaxagoras.

Hier aber war's! Plutoniſch grimmig Feuer,
Aeoliſcher Dünſte Knallkraft, ungeheuer,
Durchbrach des flachen Bodens alte Kruſte,
Daß neu ein Berg ſogleich entſtehen mußte.

Thales.

Was wird dadurch nun weiter fortgeſetzt?
Er iſt auch da, und das iſt gut zuletzt.
Mit ſolchem Streit verliert man Zeit und Weile
Und führt doch nur geduldig Volk am Seile.

Anaxagoras.

Schnell quillt der Berg von Myrmidonen
Die Felſenſpalten zu bewohnen,
Pygmäen, Imſen, Däumerlinge,
Und andre thätig kleine Dinge.

(Zu Homunculus.)

Nie haſt du Großem nachgeſtrebt,
Einſiedleriſch-beſchränkt gelebt;
Kannſt du zur Herrſchaft dich gewöhnen,
So laſſ' ich dich als König krönen.

Homunculus.

Was ſagt mein Thales?

Thales.

Will's nicht rathen; —
Mit Kleinen thut man kleine Thaten,
Mit Großen wird der Kleine groß.
Sieh hin! die ſchwarze Kranich-Wolke!
Sie droht dem aufgeregten Volke,
Und würde ſo dem König drohn.
Mit ſcharfen Schnäbeln, Krallen-Beinen,
Sie ſtechen nieder auf die Kleinen;
Verhängniß wetterleuchtet ſchon.
Ein Frevel tödtete die Reiher,
Umſtellend ruhigen Friedensweiher.
Doch jener Mordgeſchoſſe Regen
Schafft grauſam-blutigen Rache-Segen,
Erregt der Nahverwandten Wuth
Nach der Pygmäen frevlem Blut.
Was nützt nun Schild und Helm und Speer?
Was hilft der Reiherſtrahl den Zwergen?
Wie ſich Daktyl und Imſe bergen!
Schon wankt, es flieht, es ſtürzt das Heer.

Anaxagoras

(nach einer Pauſe feierlich).

Konnt' ich bisher die Unterirdiſchen loben,
So wend' ich mich in dieſem Fall nach oben ...
Du! droben ewig Unveraltete,
Dreinamig-Dreigeſtaltete,
Dich ruf' ich an bei meines Volkes Weh,
Diana, Luna, Hekate!

Du Bruſterweiternde, im Tiefſten Sinnige,
Du Ruhigſcheinende, Gewaltſam-innige,
Eröffne deiner Schatten grauſen Schlund,
Die alte Macht ſey ohne Zauber kund!

(Pauſe.)

Bin ich zu ſchnell erhört?
Hat mein Flehn
Nach jenen Höhn
Die Ordnung der Natur geſtört?
Und größer, immer größer nahet ſchon
Der Göttin rundumſchriebner Thron,
Dem Auge furchtbar, ungeheuer!
Ins Düſtre röthet ſich ſein Feuer ...
Nicht näher! drohend-mächtige Runde,
Du richteſt uns und Land und Meer zu Grunde!
So wär' es wahr, daß dich theſſaliſche Frauen,
In frevelnd magiſchem Vertrauen,
Von deinem Pfad herabgeſungen,
Verderblichſtes dir abgerungen? ...
Das lichte Schild hat ſich umdunkelt,
Auf einmal reißt's und blitzt und funkelt!
Welch ein Gepraſſel! Welch ein Ziſchen!
Ein Donnern, Windgethüm dazwiſchen! —
Demüthig zu des Thrones Stufen —
Verzeiht! Ich hab' es hergerufen.

(Wirft ſich aufs Angeſicht.)

Thales.

Was dieſer Mann nicht alles hört' und ſah!
Ich weiß nicht recht, wie uns geſchah,
Auch hab' ich's nicht mit ihm empfunden.
Geſtehen wir, es ſind verrückte Stunden,
Und Luna wiegt ſich ganz bequem
An ihrem Platz, ſo wie vordem.

Homunculus.

Schaut hin nach der Pygmäen Sitz!
Der Berg war rund, jetzt iſt er ſpitz.

Ich spürt' ein ungeheures Prallen,
Der Fels war aus dem Mond gefallen;
Gleich hat er, ohne nachzufragen,
So Freund als Feind gequetscht, erschlagen.
Doch muß ich solche Künste loben,
Die schöpferisch, in Einer Nacht,
Zugleich von unten und von oben,
Dieß Berggebäu zu Stand gebracht.

Thales.

Sey ruhig! Es war nur gedacht.
Sie fahre hin, die garstige Brut!
Daß du nicht König warst, ist gut.
Nun fort zum heitern Meeresfeste!
Dort hofft und ehrt man Wundergäste.

(Entfernen sich.)

Mephistopheles

(an der Gegenseite kletternd).

Da muß ich mich durch steile Felsentreppen,
Durch alter Eichen starre Wurzeln schleppen!
Auf meinem Harz der harzige Dunst
Hat was vom Pech, und das hat meine Gunst;
Zunächst der Schwefel .... Hier, bei diesen Griechen
Ist von dergleichen kaum die Spur zu riechen;
Neugierig aber wär' ich, nachzuspüren,
Womit sie Höllenqual und Flamme schüren.

Dryas.

In deinem Lande sey einheimisch klug,
Im fremden bist du nicht gewandt genug.
Du solltest nicht den Sinn zur Heimath kehren,
Der heiligen Eichen Würde hier verehren.

Mephistopheles.

Man denkt an das, was man verließ;
Was man gewohnt war, bleibt ein Paradies.
Doch sagt, was in der Höhle dort,
Bei schwachem Licht, sich dreifach hingekauert?

Dryas.

Die Phorkyaden! Wage dich zum Ort,
Und ſprich ſie an, wenn dich nicht ſchauert!

Mephiſtopheles.

Warum denn nicht! — Ich ſehe was, und ſtaune!
So ſtolz ich bin, muß ich mir ſelbſt geſtehn:
Dergleichen hab' ich nie geſehn,
Die ſind ja ſchlimmer als Alraune ....
Wird man die unverworfnen Sünden
Im mindeſten noch häßlich finden,
Wenn man dieß Dreigeſtirn erblickt?
Wir litten ſie nicht auf den Schwellen
Der grauenvollſten unſrer Höllen;
Hier wurzelt's in der Schönheit Land,
Das wird mit Ruhm antik genannt ....
Sie regen ſich, ſie ſcheinen mich zu ſpüren,
Sie zwitſchern pfeifend, Fledermaus-Vampyren.

Phorkyaden.

Gebt mir das Auge, Schweſtern, daß es frage,
Wer ſich ſo nah an unſre Tempel wage.

Mephiſtopheles.

Verehrteſte! Erlaubt mir, euch zu nahen
Und euren Segen dreifach zu empfahen.
Ich trete vor, zwar noch als Unbekannter,
Doch, irr' ich nicht, weitläufiger Verwandter.
Altwürdige Götter hab' ich ſchon erblickt,
Vor Ops und Rhea tiefſtens mich gebückt;
Die Parzen ſelbſt, des Chaos, eure Schweſtern,
Ich ſah ſie geſtern — oder ehegeſtern;
Doch eures Gleichen hab' ich nie erblickt,
Ich ſchweige nun und fühle mich entzückt.

Phorkyaden.

Er ſcheint Verſtand zu haben, dieſer Geiſt.

Mephiſtopheles.

Nur wundert's mich, daß euch kein Dichter preiſt. —
Und ſagt, wie kam's, wie konnte das geſchehn?
Im Bilde hab' ich nie euch, Würdigſte, geſehn;
Verſuch's der Meißel doch, euch zu erreichen,
Nicht Juno, Pallas, Venus und dergleichen.

Phorkyaden.

Verſenkt in Einſamkeit und ſtillſte Nacht,
Hat unſer Drei noch nie daran gedacht!

Mephiſtopheles.

Wie ſollt' es auch? da ihr, der Welt entrückt,
Hier niemand ſeht und niemand euch erblickt.
Da müßtet ihr an ſolchen Orten wohnen,
Wo Pracht und Kunſt auf gleichem Sitze thronen,
Wo jeden Tag, behend, im Doppelſchritt,
Ein Marmorblock als Held ins Leben tritt.
Wo —

Phorkyaden.

Schweige ſtill und gieb uns kein Gelüſten!
Was hülf' es uns und wenn wir's beſſer wüßten?
In Nacht geboren, Nächtlichem verwandt,
Beinah uns ſelbſt, ganz allen unbekannt.

Mephiſtopheles.

In ſolchem Fall hat es nicht viel zu ſagen,
Man kann ſich ſelbſt auch andern übertragen.
Euch dreien g'nügt Ein Auge, g'nügt Ein Zahn;
Da ging' es wohl auch mythologiſch an,
In zwei die Weſenheit der drei zu faſſen,
Der dritten Bildniß mir zu überlaſſen,
Auf kurze Zeit.

Eine.

Wie dünkt's euch? ging' es an?

Die Andern.

Verſuchen wir's! — doch ohne Aug' und Zahn.

ernsten Tancred, die andre von Silber- und Goldpapier den glänzenden Reinald zieren. In der Lebhaftigkeit meiner Vorstellung erzählte ich alles meinen Gespannen, die davon ganz entzückt wurden, und nur nicht wohl begreifen konnten, daß das alles aufgeführt, und zwar von ihnen aufgeführt werden sollte.

Diesen Zweifeln half ich mit vieler Leichtigkeit ab. Ich disponirte gleich über ein paar Zimmer in eines benachbarten Gespielen Haus, ohne zu berechnen, daß die alte Tante sie nimmermehr hergeben würde; eben so war es mit dem Theater, wovon ich auch keine bestimmte Idee hatte, ausser daß man es auf Balken setzen, die Coulissen von getheilten spanischen Wänden hinstellen und zum Grund ein großes Tuch nehmen müsse. Woher aber die Materialien und Geräthschaften kommen sollten, hatte ich nicht bedacht.

Mephiſtopheles.

Nun habt ihr grad das Beſte weggenommen;
Wie würde da das ſtrengſte Bild vollkommen!

Eine.

Drück' du ein Auge zu, 's iſt leicht geſchehn,
Laß alſofort den einen Naſſzahn ſehn,
Und, im Profil, wirſt du ſogleich erreichen,
Geſchwiſterlich vollkommen uns zu gleichen.

Mephiſtopheles.

Viel Ehr'! Es ſey!

Phorkyaden.

Es ſey!

Mephiſtopheles

(als Phorkyas im Profil).

Da ſteh' ich ſchon,
Des Chaos vielgeliebter Sohn!

Phorkyaden.

Des Chaos Töchter ſind wir unbeſtritten.

Mephiſtopheles.

Man ſchilt mich nun, o Schmach! Hermaphroditen.

Phorkyaden.

Im neuen Drei der Schweſtern welche Schöne!
Wir haben zwei der Augen, zwei der Zähne.

Mephiſtopheles.

Vor aller Augen muß ich mich verſtecken,
Im Höllenpfuhl die Teufel zu erſchrecken. (Ab.)

Felsbuchten des ägäiſchen Meers.

Mond im Zenith verharrend.

Sirenen

(auf den Klippen umher gelagert, flötend und ſingend).

Haben ſonſt bei nächtigem Grauen
Dich theſſaliſche Zauberfrauen
Frevelhaft herabgezogen,
Blicke ruhig von dem Bogen —
Deiner Nacht auf Zitterwogen
Mildeblitzend Glanzgewimmel,
Und erleuchte das Getümmel,
Das ſich aus den Wogen hebt!
Dir zu jedem Dienſt erbötig,
Schöne Luna, ſey uns gnädig!

Nereiden und Tritonen

(als Meerwunder).

Tönet laut in ſchärfern Tönen,
Die das breite Meer durchdröhnen,
Volk der Tiefe ruft fortan! —
Vor des Sturmes grauſen Schlünden
Wichen wir zu ſtillſten Gründen,
Heller Sang zieht uns heran.

Seht, wie wir im Hochentzücken
Uns mit goldnen Ketten ſchmücken,
Auch zu Kron' und Edelſteinen
Spang' und Gürtelſchmuck vereinen!
Alles das iſt eure Frucht!
Schätze, ſcheiternd hier verſchlungen,
Habt ihr uns herangeſungen,
Ihr Dämonen unſrer Bucht.

Sirenen.

Waſſen's wohl, in Meeresfriſche
Glatt behagen ſich die Fiſche,
Schwanken Lebens ohne Leid;

Doch, ihr feſtlich regen Schaaren,
Heute möchten wir erfahren,
Daß ihr mehr als Fiſche ſeyd.

Nereiden und Tritonen.

Ehe wir hierher gekommen,
Haben wir's zu Sinn genommen;
Schweſtern, Brüder, jetzt geſchwind!
Heut bedarf's der kleinſten Reiſe,
Zum vollgültigſten Beweiſe,
Daß wir mehr als Fiſche ſind.

(Umkehren ſich.)

Sirenen.

Fort ſind ſie im Nu!
Nach Samothrace grade zu,
Verſchwunden mit günſtigem Wind.
Was denken ſie zu vollführen
Im Reiche der hehren Kabiren?
Sind Götter, wunderſam eigen,
Die ſich immerfort ſelbſt erzeugen,
Und niemals wiſſen, was ſie ſind.

Bleibe auf deinen Höhn,
Holde Luna, gnädig ſtehn,
Daß es nächtig verbleibe,
Uns der Tag nicht vertreibe!

Thales

(am Ufer zu Homunculus).

Ich führte dich zum alten Nereus gern;
Zwar ſind wir nicht von ſeiner Höhle fern,
Doch hat er einen harten Kopf,
Der widerwärtige Sauertopf.
Das ganze menſchliche Geſchlecht
Macht's ihm, dem Griesgram, nimmer recht.
Doch iſt die Zukunft ihm entdeckt,
Dafür hat jedermann Reſpect,

Und ehret ihn auf ſeinem Poſten;
Auch hat er manchem wohlgethan.

Homunculus.

Probiren wir's und klopfen an!
Nicht gleich wird's Glas und Flamme koſten.

Nereus.

Sind's Menſchenſtimmen, die mein Ohr vernimmt?
Wie es mir gleich im tiefſten Herzen grimmt!
Gebilde, ſtrebſam, Götter zu erreichen,
Und doch verdammt, ſich immer ſelbſt zu gleichen.
Seit alten Jahren konnt' ich göttlich ruhn,
Doch trieb mich's an, den Beſten wohlzuthun;
Und ſchaut' ich dann zuletzt vollbrachte Thaten,
So war es ganz, als hätt' ich nicht gerathen.

Thales.

Und doch, o Greis des Meers, vertraut man dir;
Du biſt der Weiſe, treib' uns nicht von hier!
Schau' dieſe Flamme, menſchenähnlich zwar,
Sie deinem Rath ergiebt ſich ganz und gar.

Nereus.

Was Rath? Hat Rath bei Menſchen je gegolten?
Ein kluges Wort erſtarrt im harten Ohr.
So oft auch That ſich grimmig ſelbſt geſcholten,
Bleibt doch das Volk ſelbſtwillig wie zuvor.
Wie hab' ich Paris väterlich gewarnt,
Eh ſein Gelüſt ein fremdes Weib umgarnt!
Am griechiſchen Ufer ſtand er kühnlich da,
Ihm kündet' ich, was ich im Geiſte ſah:
Die Lüfte qualmend, überſtrömend Roth,
Gebälke glühend, unten Mord und Tod:
Troja's Gerichtstag, rhythmiſch feſtgebannt,
Jahrtauſenden ſo ſchrecklich als gekannt.
Des Alten Wort, dem Frechen ſchien's ein Spiel:
Er folgte ſeiner Luſt, und Ilion fiel —

Ein Rieſenleichnam, ſtarr nach langer Qual,
Des Pindus Adlern gar willkommnes Mahl.
Ulyſſen auch! ſagt' ich ihm nicht voraus
Der Circe Liſten, des Cyklopen Graus?
Das Zaudern ſein, der Seinen leichten Sinn,
Und was nicht alles! bracht' ihm das Gewinn?
Bis vielgeſchaukelt ihn, doch ſpät genug,
Der Woge Gunſt an gaſtlich Ufer trug.

Thales.

Dem weiſen Mann giebt ſolch Betragen Qual;
Der gute doch verſucht es noch einmal.
Ein Quentchen Danks wird, hoch ihn zu vergnügen,
Die Centner Undanks völlig überwiegen.
Denn nichts Geringes haben wir zu flehn:
Der Knabe da wünſcht weislich zu entſtehn.

Nereus.

Verderbt mir nicht den ſeltenſten Humor!
Ganz andres ſteht mir heute noch bevor:
Die Töchter hab' ich alle herbeſchieden,
Die Grazien des Meeres, die Doriden.
Nicht der Olymp, nicht euer Boden trägt
Ein ſchön Gebild, das ſich ſo zierlich regt.
Sie werfen ſich, anmuthigſter Geberde,
Vom Waſſerdrachen auf Neptunus Pferde,
Dem Element aufs zarteſte vereint,
Daß ſelbſt der Schaum ſie noch zu heben ſcheint.
Im Farbenſpiel von Venus Muſchelwagen
Kommt Galatee, die ſchönſte nun, getragen,
Die, ſeit ſich Kypris von uns abgekehrt,
In Paphos wird als Göttin ſelbſt verehrt.
Und ſo beſitzt die Holde lange ſchon,
Als Erbin, Tempelſtadt und Wagenthron.

Hinweg! Es ziemt in Vaterfreudenſtunde
Nicht Haß dem Herzen, Scheltwort nicht dem Munde.

Hinweg zu Proteus! Fragt den Wundermann,
Wie man entſtehn und ſich verwandeln kann!

(Entfernt ſich gegen das Meer.)

Thales.

Wir haben nichts durch dieſen Schritt gewonnen.
Trifft man auch Proteus, gleich iſt er zerronnen,
Und ſteht er euch, ſo ſagt er nur zuletzt,
Was Staunen macht und in Verwirrung ſetzt.
Du biſt einmal bedürftig ſolchen Raths;
Verſuchen wir's und wandeln unſres Pfads! –

(Entfernen ſich.)

Sirenen (oben auf den Felſen).

Was ſehen wir von weiten
Das Wellenreich durchgleiten?
Als wie nach Windes Regel
Anzögen weiße Segel,
So hell ſind ſie zu ſchauen,
Verklärte Meeresfrauen.
Laßt uns herunter klimmen!
Vernehmt ihr doch die Stimmen.

Nereiden und Tritonen.

Was wir auf Händen tragen,
Soll allen euch behagen.
Chelonens Rieſen-Schilde
Entglänzt ein ſtreng Gebilde:
Sind Götter, die wir bringen;
Müßt hohe Lieder ſingen.

Sirenen.

Klein von Geſtalt,
Groß von Gewalt,
Der Scheiternden Retter,
Uralt verehrte Götter.

Nereiden und Tritonen.

Wir bringen die Kabiren,
Ein friedlich Feſt zu führen;

Denn wo ſie heilig walten,
Neptun wird freundlich ſchalten.

Sirenen.

Wir ſtehen euch nach;
Wenn ein Schiff zerbrach,
Unwiderſtehbar an Kraft,
Schützt ihr die Mannſchaft.

Nereiden und Tritonen.

Drei haben wir mitgenommen,
Der vierte wollte nicht kommen;
Er ſagte, er ſey der Rechte,
Der für ſie alle dächte.

Sirenen.

Ein Gott den andern Gott
Macht wohl zu Spott.
Ehrt ihr alle Gnaden,
Fürchtet jeden Schaden!

Nereiden und Tritonen.

Sind eigentlich ihrer ſieben.

Sirenen.

Wo ſind die drei geblieben?

Nereiden und Tritonen.

Wir wüßten's nicht zu ſagen,
Sind im Olymp zu erfragen;
Dort weſt auch wohl der achte,
An den noch niemand dachte!
In Gnaden uns gewärtig,
Doch alle noch nicht fertig.

Dieſe Unvergleichlichen
Wollen immer weiter,
Sehnſuchtsvolle Hungerleider
Nach dem Unerreichlichen.

Sirenen.

Wir ſind gewohnt,
Wo es auch thront,
In Sonn' und Mond
Hinzubeten; es lohnt.

Nereiden und Tritonen.

Wie unſer Ruhm zum höchſten prangt,
Dieſes Feſt anzuführen!

Sirenen.

Die Helden des Alterthums
Ermangeln des Ruhms,
Wo und wie er auch prangt,
Wenn ſie das goldne Vließ erlangt,
Ihr die Kabiren.

(Wiederholt als Allegſang.)

Wenn ſie das goldne Vließ erlangt,
Wir! ihr! die Kabiren.

Nereiden und Tritonen

(ziehen vorüber).

Homunculus.

Die Ungeſtalten ſeh' ich an
Als irden-ſchlechte Töpfe,
Nun ſtoßen ſich die Weiſen dran
Und brechen harte Köpfe.

Thales.

Das iſt es ja, was man begehrt!
Der Reſt macht erſt die Münze werth.

Proteus (unbemerkt).

So etwas freut mich alten Fabler!
Je wunderlicher, deſto reſpectabler.

Thales.

Wo biſt du, Proteus?

Proteus

(bauchrednerisch, bald nah, bald fern).

Hier! und hier!

Thales.

Den alten Scherz verzeih' ich dir;
Doch einem Freund nicht eitle Worte!
Ich weiß, du ſprichſt vom falſchen Orte.

Proteus (als aus der Ferne).

Leb' wohl!

Thales (tritt zu Homunculus).

Er iſt ganz nah. Nun leuchte friſch!
Er iſt neugierig wie ein Fiſch;
Und wo er auch geſtaltet ſteckt,
Durch Flammen wird er hergelockt.

Homunculus.

Ergieß' ich gleich des Lichtes Menge,
Beſcheiden doch, daß ich das Glas nicht ſprenge.

Proteus

(in Geſtalt einer Rieſen-Schildkröte).

Was leuchtet ſo anmuthig ſchön?

Thales

(den Homunculus verhüllend).

Gut! Wenn du Luſt haſt, kannſt du's näher ſehn.
Die kleine Mühe laß dich nicht verdrießen,
Und zeige dich auf menſchlich beiden Füßen.
Mit unſern Gunſten ſey's, mit unſerm Willen,
Wer ſchauen will, was wir verhüllen.

Proteus (edel geſtaltet).

Weltweiſe Kniffe ſind dir noch bewußt.

Thales.

Geſtalt zu wechſeln bleibt noch deine Luſt.

(thut den Homunculus enthüllt.)

Proteus (erſtaunt).

Ein leuchtend Zwerglein! Niemals noch geſehn.

Thales.

Es fragt um Rath, und möchte gern entſtehn.
Er iſt, wie ich von ihm vernommen,
Gar wunderſam nur halb zur Welt gekommen:

Ihm fehlt es nicht an geiſtigen Eigenſchaften,
Doch gar zu ſehr am greiflich Tüchtighaften.
Bis jetzt giebt ihm das Glas allein Gewicht,
Doch wär' er gern zunächſt verkörperlicht.

Proteus.

Du biſt ein wahrer Jungfern-Sohn:
Eh du ſeyn ſollteſt, biſt du ſchon!

Thales (leiſe).

Auch ſcheint es mir von andrer Seite kritiſch;
Er iſt, mich dünkt, hermaphroditiſch.

Proteus.

Da muß es deſto eher glücken;
So wie er anlangt, wird ſich's ſchicken.
Doch gilt es hier nicht viel Beſinnen,
Im weiten Meere mußt du anbeginnen!
Da fängt man erſt im Kleinen an,
Und freut ſich Kleinſte zu verſchlingen;
Man wächſt ſo nach und nach heran,
Und bildet ſich zu höherem Vollbringen.

Homunculus.

Hier weht gar eine weiche Luft,
Es grunelt ſo, und mir behagt der Duft.

Proteus.

Das glaub' ich, allerliebſter Junge!
Und weiter hin wird's viel behäglicher,
Auf dieſer ſchmalen Strandeszunge
Der Dunſtkreis noch unſäglicher;
Da vorne ſehen wir den Zug,
Der eben herſchwebt, nah genug.
Kommt mit dahin!

Thales.

Ich gehe mit.

Homunculus.

Dreifach merkwürd'ger Geiſterſchritt!

Für den Wald fanden wir eine gute Auskunft: wir gaben einem alten Bedienten aus einem der Häuser, der nun Förster geworden war, gute Worte, daß er uns junge Birken und Fichten schaffen möchte, die auch wirklich geschwinder als wir hoffen konnten herbeygebracht wurden. Nun aber fand man sich in großer Verlegenheit, wie man das Stück, eh die Bäume verdorrten, zu Stande bringen könne. Da war guter Rath theuer, es fehlte an Platz, am Theater, an Vorhängen. Die spanischen Wände waren das einzige was wir hatten.

In dieser Verlegenheit gingen wir wieder den Lieutenant an, dem wir eine weitläuftige Beschreibung von der Herrlichkeit machten, die es geben sollte. So wenig er uns begriff, so behülflich war er, schob in eine kleine Stube, was sich von Tischen im Hause und der Nachbarschaft nur finden woll-

Telchinen von Rhodus
auf Hippokampen und Meerdrachen, Neptunens Dreizack handhabend.

Chor.

Wir haben den Dreizack Neptunen geſchmiedet,
Womit er die regſten Wellen begütet.
Entfaltet der Donnrer die Wolken, die vollen,
Entgegnet Neptunus dem gräulichen Rollen;
Und wie auch von oben es zackig erblitzt,
Wird Woge nach Woge von unten geſpritzt;
Und was auch dazwiſchen in Aengſten gerungen,
Wird, lange geſchleudert, vom Tiefſten verſchlungen;
Weßhalb er uns heute den Scepter gereicht. —
Nun ſchweben wir feſtlich, beruhigt und leicht.

Sirenen.

Euch, dem Helios Geweihten,
Heitern Tags Gebenedeiten,
Gruß zur Stunde, die bewegt
Luna's Hochverehrung regt!

Telchinen.

Allliebſte Göttin am Bogen da droben!
Du hörſt mit Entzücken den Bruder beloben:
Der ſeligen Rhodus verleihſt du ein Ohr,
Dort ſteigt ihm ein ewiger Päan hervor.
Beginnt er den Tageslauf und iſt es gethan,
Er blickt uns mit feurigem Strahlenblick an.
Die Berge, die Städte, die Ufer, die Welle
Gefallen dem Gotte, ſind lieblich und helle.
Kein Nebel umſchwebt uns, und ſchleicht er ſich ein,
Ein Strahl und ein Lüftchen, die Inſel iſt rein!
Da ſchaut ſich der Hehre in hundert Gebilden,
Als Jüngling, als Rieſen, den großen, den milden.
Wir erſten, wir waren's, die Göttergewalt
Aufſtellten in würdiger Menſchengeſtalt.

Proteus.

Laß du ſie ſingen, laß ſie prahlen!
Der Sonne heiligen Lebensſtrahlen

Sind todte Werke nur ein Spaß.
Das bildet ſchmelzend, unverdroſſen;
Und haben ſie's in Erz gegoſſen,
Dann denken ſie, es wäre was.
Was iſt's zuletzt mit dieſen Stolzen?
Die Götterbilder ſtanden groß, —
Zerſtörte ſie ein Erdeſtoß;
Längſt ſind ſie wieder eingeſchmolzen.

Das Erdetreiben, wie's auch ſey,
Iſt immer doch nur Plackerei;
Dem Leben frommt die Welle beſſer;
Dich trägt ins ewige Gewäſſer
Proteus-Delphin.

(Er verwandelt ſich.)

Schon iſt's gethan!
Da ſoll es dir zum ſchönſten glücken;
Ich nehme dich auf meinen Rücken,
Vermähle dich dem Ocean.

Thales.

Gieb nach dem löblichen Verlangen,
Von vorn die Schöpfung anzufangen!
Zu raſchem Wirken ſey bereit!
Da regſt du dich nach ewigen Normen,
Durch tauſend, abertauſend Formen,
Und bis zum Menſchen haſt du Zeit.

Homunculus

(beſteigt den Proteus-Delphin).

Proteus.

Komm geiſtig mit in feuchte Weite!
Da lebſt du gleich in Läng' und Breite,
Beliebig regeſt du dich hier;
Nur ſtrebe nicht nach höhern Orden:
Denn biſt du erſt ein Menſch geworden,
Dann iſt es völlig aus mit dir.

Thales.

Nachdem es kommt; 's iſt auch wohl ſein,
Ein wackrer Mann zu ſeiner Zeit zu ſeyn.

Proteus (zu Thales).

So einer wohl von deinem Schlag!
Das hält noch eine Weile nach;
Denn unter bleichen Geiſterſchaaren
Seh' ich dich ſchon ſeit vielen hundert Jahren.

Sirenen (auf dem Felſen).

Welch ein Ring von Wölkchen ründet
Um den Mond ſo reichen Kreis?
Tauben ſind es, liebentzündet,
Fittige, wie Licht ſo weiß.
Paphos hat ſie hergeſendet,
Ihre brünſtige Vogelſchaar;
Unſer Feſt, es iſt vollendet,
Heitre Wonne voll und klar!

Nereus (zu Thales tretend).

Nennte wohl ein nächtiger Wandrer
Dieſen Mondhof Lufterſcheinung;
Doch wir Geiſter ſind ganz andrer
Und der einzig richtigen Meinung:
Tauben ſind es, die begleiten
Meiner Tochter Muſchelfahrt,
Wunderlings beſondrer Art,
Angelernt vor alten Zeiten.

Thales.

Auch ich halte das für's Beſte,
Was dem wackern Mann gefällt,
Wenn im ſtillen warmen Neſte
Sich ein Heiliges lebend hält.

Pſylles und Marſen

(auf Meerſtieren, Meerkälbern und Meerwiddern).

In Cyperns rauhen Höhle-Grüften,
Vom Meergott nicht verſchüttet,

Vom Seismos nicht zerrüttet,
Umweht von ewigen Lüften,
Und, wie in den älteſten Tagen,
In ſtill-bewußtem Behagen
Bewahren wir Cypriens Wagen,
Und führen, beim Säuſeln der Nächte,
Durch liebliches Wellengeflechte,
Unſichtbar dem neuen Geſchlechte,
Die lieblichſte Tochter heran.
Wir leiſe Geſchäftigen ſcheuen
Weder Adler, noch geflügelten Leuen,
Weder Kreuz noch Mond,
Wie es oben wohnt und thront,
Sich wechſelnd wegt und regt,
Sich vertreibt und todtſchlägt,
Saaten und Städte niederlegt.
Wir, ſo fortan,
Bringen die lieblichſte Herrin heran.

Sirenen.

Leicht bewegt, in mäßiger Eile,
Um den Wagen, Kreis um Kreis,
Bald verſchlungen, Zeil' an Zeile,
Schlangenartig reihenweis,
Naht euch, rüſtige Nereiden,
Derbe Fraun, gefällig wild,
Bringet, zärtliche Doriden,
Galateen, der Mutter Bild:
Ernſt, den Göttern gleich zu ſchauen,
Würdiger Unſterblichkeit,
Doch wie holde Menſchenfrauen,
Lockender Anmuthigkeit.

Doriden

(im Chor am Nereus vorbeiziehend, ſämmtlich auf Delphinen).

Leih uns, Luna, Licht und Schatten,
Klarheit dieſem Jugendflor!

Denn wir zeigen liebe Gatten
Unſerm Vater bittend vor.
(Zu Nereus.)
Knaben ſind's, die wir gerettet
Aus der Brandung grimmem Zahn,
Sie, auf Schilf und Moos gebettet,
Aufgewärmt zum Licht heran,
Die es nun mit heißen Küſſen
Traulich uns verdanken müſſen;
Schau' die Holden günſtig an!

Nereus.

Hoch iſt der Doppelgewinn zu ſchätzen:
Barmherzig ſeyn, und ſich zugleich ergetzen.

Doriden.

Lebſt du, Vater, unſer Walten,
Gönnſt uns wohlerworbne Luſt,
Laß uns feſt, unſterblich halten
Sie an ewiger Jugendbruſt.

Nereus.

Mögt euch des ſchönen Fanges freuen,
Den Jüngling bildet euch als Mann;
Allein ich könnte nicht verleihen,
Was Zeus allein gewähren kann.
Die Welle, die euch wogt und ſchaukelt,
Läßt auch der Liebe nicht Beſtand,
Und hat die Neigung ausgegaukelt,
So ſetzt gemächlich ſie ans Land.

Doriden.

Ihr, holde Knaben, ſeyd uns werth;
Doch müſſen wir traurig ſcheiden:
Wir haben ewige Treue begehrt,
Die Götter wollen's nicht leiden.

Die Jünglinge.

Wenn ihr uns nur ſo ferner ſahe,
Uns wackre Schiffer-Knaben;
Wir haben's nie ſo gut gehabt,
Und wollen's nicht beſſer haben.

Galatee

(auf dem Muſchelwagen nähert ſich).

Nereus.

Du biſt es, mein Liebchen!

Galatee.

O Vater! das Glück!
Delphine, verweilet! mich feſſelt der Blick.

Nereus.

Vorüber ſchon, ſie ziehen vorüber
In kreiſenden Schwunges Bewegung!
Was kümmert ſie die innre, herzliche Regung!
Ach! nähmen ſie mich mit hinüber!
Doch ein einziger Blick ergetzt,
Daß er das ganze Jahr erſetzt.

Thales.

Heil! Heil! aufs neue!
Wie ich mich blühend freue,
Vom Schönen, Wahren durchdrungen . . .
Alles iſt aus dem Waſſer entſprungen!!
Alles wird durch das Waſſer erhalten!
Ocean, gönn' uns dein ewiges Walten!
Wenn du nicht Wolken ſendeteſt,
Nicht reiche Bäche ſpendeteſt,
Hin und her nicht Flüſſe wendeteſt,
Die Ströme nicht vollendeteſt,
Was wären Gebirge, was Ebnen und Welt?
Du biſt's, der das friſcheſte Leben erhält.

Chor

(Chorus der ſämmtlichen Kreiſe).

Du biſt's, dem das friſcheſte Leben entquellt.

Nereus.

Sie kehren ſchwankend fern zurück,
Bringen nicht mehr Blick zu Blick;
In gedehnten Kettenkreiſen,
Sich feſtgemäß zu erweiſen,
Windet ſich die unzählige Schaar.
Aber Galatea's Muſchelthron
Seh' ich ſchon und aber ſchon,
Er glänzt wie ein Stern
Durch die Menge.
Geliebtes leuchtet durchs Gedränge!
Auch noch ſo fern
Schimmert's hell und klar,
Immer nah und wahr.

Homunculus.

In dieſer holden Feuchte,
Was ich auch hier beleuchte,
Iſt alles reizend ſchön.

Proteus.

In dieſer Lebensfeuchte
Erglänzt erſt deine Leuchte
Mit herrlichem Getön.

Nereus.

Welch neues Geheimniß in Mitte der Schaaren
Will unſeren Augen ſich offenbaren?
Was, flammt um die Muſchel um Galatee's Füße?
Bald lodert es mächtig, bald lieblich, bald ſüße,
Als wär' es von Pulſen der Liebe gerührt.

Thales.

Homunculus iſt es, von Proteus verführt . . .
Es ſind die Symptome des herriſchen Sehnens,
Mir ahnet das Aechzen beängſteten Dröhnens;
Er wird ſich zerſchellen am glänzenden Thron;
Jetzt flammt es, nun blitzt es, ergießet ſich ſchon.

Sirenen.

Welch feuriges Wunder verklärt uns die Wellen,
Die gegen einander ſich funkelnd zerſchellen?
So leuchtet's und ſchwanket und hellet hinan:
Die Körper, ſie glühen auf nächtlicher Bahn,
Und rings iſt alles vom Feuer umronnen;
So herrſche denn Eros, der alles begonnen!
Heil dem Meere! Heil den Wogen!
Von dem heiligen Feuer umzogen!
Heil dem Waſſer! Heil dem Feuer!
Heil dem ſeltnen Abenteuer!

All Alle.

Heil den mildgewognen Lüften!
Heil geheimnißreichen Grüften!
Hochgefeiert ſeyd allhier,
Element' ihr alle vier!

Dritter Act.

Vor dem Palaſte des Menelas zu Sparta.

Helena tritt auf und Chor gefangener Trojanerinnen. Panthalis, Chorführerin.

Helena.

Bewundert viel und viel geſchelten, Helena,
Vom Strande komm' ich, wo wir erſt gelandet ſind,
Noch immer trunken von des Geweges regſamem
Geſchaukel, das vom phrygiſchen Blachgefild uns her
Auf ſträubig-hehem Rücken, durch Poſeidons Gunſt
Und Eures Kraft, in vaterländiſche Buchten trug.
Dort unten freuet nun der König Menelas
Der Rückkehr ſammt den tapferſten ſeiner Krieger ſich.
Du aber heiße mich willkommen, hohes Haus,
Das Tyndareos, mein Vater, nah dem Hange ſich
Von Pallas Hügel wiederkehrend aufgebaut,
Und, als ich hier mit Klytämneſtren ſchweſterlich,

Mit Caſtor und auch Pollux fröhlich ſpielend wuchs,
Vor allen Häuſern Sparta's herrlich ausgeſchmückt.
Gegrüßet ſeyd mir, der ehrnen Pforte Flügel ihr!
Durch euer gaſtlich ladendes Weiteröffnen einſt
Geſchah's, daß mir, erwählt aus vielen, Menelas
In Bräutigams-Geſtalt entgegenleuchtete.
Eröffnet mir ſie wieder, daß ich ein Eilgebot
Des Königs treu erfülle, wie der Gattin ziemt.
Laßt mich hinein! und alles bleibe hinter mir,
Was mich umſtürmte bis hierher, verhängnißvoll.
Denn ſeit ich dieſe Stelle ſorgenlos verließ,
Cytherens Tempel beſuchend, heiliger Pflicht gemäß,
Mich aber dort ein Räuber griff, der phrygiſche,
Iſt viel geſchehen, was die Menſchen weit und breit
So gern erzählen, aber der nicht gerne hört,
Von dem die Sage wachſend ſich zum Mährchen ſpann.

Chor.

Verſchmähe nicht, o herrliche Frau,
Des höchſten Gutes Ehrenbeſitz!
Denn das größte Glück iſt dir einzig beſchert:
Der Schönheit Ruhm, der vor allen ſich hebt.
Dem Helden tönt ſein Name voran,
Drum ſchreitet er ſtolz;
Doch beugt ſogleich hartnäckigſter Mann
Vor der allbezwingenden Schöne den Sinn.

Helena.

Genug! mit meinem Gatten bin ich hergeſchifft
Und nun von ihm zu ſeiner Stadt vorausgeſandt;
Doch welchen Sinn er hegen mag, errath' ich nicht.
Komm' ich als Gattin? komm' ich eine Königin?
Komm' ich ein Opfer für des Fürſten bittern Schmerz
Und für der Griechen lang' erduldetes Mißgeſchick?
Erobert bin ich; ob gefangen, weiß ich nicht!
Denn Ruf und Schickſal beſtimmten fürwahr die Unſterblichen
Zweideutig mir, der Schöngeſtalt bedenkliche

te an einander, stellte die Wände darauf, machte eine hintere Aussicht von grünen Vorhängen, die Bäume wurden auch gleich mit in die Reihe gestellt.

Indessen war es Abend geworden, man hatte die Lichter angezündet, die Mägde und Kinder saßen auf ihren Plätzen, das Stück sollte angehn, die ganze Heldenschaar war angezogen; nun spürte aber jeder zum erstenmal, daß er nicht wisse, was er zu sagen habe. In der Hitze der Erfindung, da ich ganz von meinem Gegenstande durchdrungen war, hatte ich vergessen, daß doch jeder wissen müsse, was und wo er es zu sagen habe; und in der Lebhaftigkeit der Ausführung war es den übrigen auch nicht beygefallen: sie glaubten sie würden sich leicht als Helden darstellen, leicht so handeln und reden können, wie die Personen, in deren Welt ich sie versetzt hatte. Sie standen alle erstaunt,

Begleiter, die an dieſer Schwelle mir ſogar
Mit düſter drohender Gegenwart zur Seite ſtehn.
Denn ſchon im hohlen Schiffe blickte mich der Gemahl
Nur ſelten an, auch ſprach er kein erquicklich Wort!
Als wenn er Unheil ſänne, ſaß er gegen mir.
Nun aber, als, des Eurotas tiefem Buchtgeſtad
Hinangefahren, der vordern Schiffe Schnäbel kamm
Das Land begrüßten, ſprach er, wie vom Gott bewegt:
Hier ſteigen meine Krieger nach der Ordnung aus;
Ich muſtre ſie, am Strand des Meeres hingereiht.
Du aber ziehe weiter, ziehe des heiligen
Eurotas fruchtbegabtem Ufer immer auf,
Die Roſſe lenkend auf der feuchten Wieſe Schmuck,
Bis daß zur ſchönen Ebene du gelangen magſt,
Wo Lakedämon, einſt ein fruchtbar weites Feld,
Von ernſten Bergen nah umgeben, angebaut.
Betrete dann das hochgethürmte Fürſtenhaus,
Und muſtre mir die Mägde, die ich dort zurück
Gelaſſen, ſammt der klugen alten Schaffnerin.
Die zeige dir der Schätze reiche Sammlung vor,
Wie ſie dein Vater hinterließ und die ich ſelbſt
In Krieg und Frieden, ſtets vermehrend, aufgehäuft.
Du findeſt alles nach der Ordnung ſtehen: denn
Das iſt des Fürſten Vorrecht, daß er alles treu
In ſeinem Hauſe, wiederkehrend, finde, noch
An ſeinem Platze jedes, wie er's dort verließ;
Denn nichts zu ändern hat für ſich der Knecht Gewalt.

Chor.

Erquicke nun am herrlichen Schatz,
Dem ſtets vermehrten, Augen und Bruſt!
Denn der Kette Zier, der Krone Geſchmuck,
Da ruhn ſie ſtolz und ſie dünken ſich was;
Doch tritt nur ein und fordre ſie auf,
Sie rüſten ſich ſchnell.
Mich freuet zu ſehn Schönheit in dem Kampf
Gegen Gold und Perlen und Edelgeſtein.

Helena.

Sodann erfolgte des Herren ferneres Herrſcherwort:
Wenn du nun alles nach der Ordnung durchgeſehn,
Dann nimm ſo manchen Dreifuß, als du nöthig glaubſt,
Und mancherlei Gefäße, die der Opfrer ſich
Zur Hand verlangt, vollziehend heiligen Feſtgebrauch:
Die Keſſel, auch die Schalen, wie das flache Rund;
Das reinſte Waſſer aus der heiligen Quelle ſey
In hohen Krügen; ferner auch das trockne Holz,
Der Flamme ſchnell empfänglich, halte da bereit;
Ein wohlgeſchliffnes Meſſer fehle nicht zuletzt;
Doch alles andre geb' ich deiner Sorge hin.
So ſprach er, mich zum Scheiden drängend; aber nichts
Lebendigen Athems zeichnet mir der Ordnende,
Das er, die Olympier zu verehren, ſchlachten will.
Bedenklich iſt es; doch ich ſorge weiter nicht,
Und alles bleibe hohen Göttern heimgeſtellt,
Die das vollenden, was in ihrem Sinn ſie däucht;
Es möge gut von Menſchen oder möge bös
Geachtet ſeyn, die Sterblichen wir ertragen das.
Schon manchmal hob das ſchwere Beil der Opfernde
Zu des erdgebeugten Thieres Nacken weihend auf,
Und konnt' es nicht vollbringen, denn ihn hinderte
Des nahen Feindes oder Gottes Zwiſchenkunft.

Chor.

Was geſchehen werde, ſinnſt du nicht aus.
Königin, ſchreite dahin
Guten Muths!
Gutes und Böſes kommt
Unerwartet dem Menſchen;
Auch verkündet glauben wir's nicht.
Brannte doch Troja, ſahen wir doch
Tod vor Augen, ſchmählichen Tod;
Und ſind wir nicht hier
Dir geſellt, dienſtbar freudig,
Schauen des Himmels blendende Zenne

Und das Schönſte der Erde
Huldvoll, dich, uns Glücklichen!

Helena.

Sey's wie es ſey! Was auch bevorſteht, mir geziemt
Hinaufzuſteigen ungeſäumt in das Königshaus,
Das, lang' entbehrt und viel erſehnt, und faſt verſcherzt,
Mir abermals vor Augen ſteht, ich weiß nicht wie.
Die Füße tragen mich ſo muthig nicht empor
Die hohen Stufen, die ich kindiſch überſprang.

Chor.

Werfet, o Schweſtern, ihr
Traurig gefangenen,
Alle Schmerzen ins Weite!
Theilet der Herrin Glück,
Theilet Helenens Glück,
Welche zu Vaterhauſes Herd,
Zwar mit ſpät zurückkehrendem,
Aber mit deſto feſterem
Fuße freudig herannaht!

Preiſet die heiligen,
Glücklich herſtellenden
Und heimführenden Götter!
Schwebt der Entbundene
Doch wie auf Fittigen
Ueber das Raubſte, wenn umſonſt
Der Gefangene, ſehnſuchtsvoll,
Ueber die Zinne des Kerkers hin
Armausbreitend ſich abhärmt.

Aber ſie ergriff ein Gott,
Die Entfernte;
Und aus Ilios Schutt
Trug er hierher ſie zurück
In das alte, das neugeſchmückte
Vaterhaus,

Nach unſäglichen
Freuden und Qualen,
Früher Jugendzeit
Angefriſcht zu gedenken.

Panthalis (als Oberführerin).

Verlaſſet nun des Geſanges freudumgebnen Pfad
Und wendet nach der Thüre Flügeln euren Blick!
Was ſeh' ich, Schweſtern? Kehret nicht die Königin
Mit beſtigen Schrittes Regung wieder zu uns her?
Was iſt es, große Königin, was konnte dir
In deines Hauſes Hallen, ſtatt der Deinen Gruß,
Erſchütterndes begegnen? Du verbirgſt es nicht;
Denn Widerwillen ſeh' ich an der Stirne dir,
Ein edles Zürnen, das mit Ueberraſchung kämpft.

Helena

(welche die Thürflügel offen gelaſſen hat, bewegt).

Der Tochter Zeus geziemet nicht gemeine Furcht,
Und flüchtig-leiſe Schreckenshand berührt ſie nicht;
Doch das Entſetzen, das, dem Schooß der alten Nacht
Vom Urbeginn entſteigend, vielgeſtaltet noch,
Wie glühende Wolken aus des Berges Feuerſchlund,
Herauf ſich wälzt, erſchüttert auch des Helden Bruſt.
So haben heute grauenvoll die Stygiſchen
Ins Haus den Eintritt mir bezeichnet, daß ich gern
Von oft betretner, langerſehnter Schwelle mich,
Entlaſſnem Gaſte gleich, entfernend ſcheiden mag.
Doch nein! gewichen bin ich her ans Licht, und ſollt
Ihr weiter mich nicht treiben, Mächte, wer ihr ſeyd!
Auf Weihe will ich ſinnen, dann gereinigt mag
Des Herdes Gluth die Frau begrüßen wie den Herrn.

Chorführerin.

Entdecke deinen Dienerinnen, edle Frau,
Die dir verehrend beiſtehn, was begegnet iſt.

Helena.

Was ich geſehen, ſollt ihr ſelbſt mit Augen ſehn,
Wenn ihr Gebilde nicht die alte Nacht ſogleich

Zurückgeſchlungen in ihrer Tiefe Wunderſchooß.
Doch daß ihr's wiſſet, ſag' ich's euch mit Worten an:
Als ich des Königs-Hauſes ernſten Binnenraum,
Der nächſten Pflicht gedenkend, feierlich betrat,
Erſtaunt' ich ob der öden Gänge Schweigſamkeit.
Nicht Schall der emſig Wandelnden begegnete
Dem Ohr, nicht raſchgeſchäftiges Eiligthun dem Blick,
Und keine Magd erſchien mir, keine Schaffnerin,
Die jeden Fremden freundlich ſonſt begrüßenden.
Als aber ich dem Schooße des Herdes mich genaht,
Da ſah ich, bei verglommener Aſche lauem Reſt,
Am Boden ſitzen welch verhülltes großes Weib,
Der Schlafenden nicht vergleichbar, wohl der Sinnenden!
Mit Herrſcherworten ruf' ich ſie zur Arbeit auf,
Die Schaffnerin mir vermuthend, die indeß vielleicht
Des Gatten Vorſicht hinterlaſſend angeſtellt;
Doch eingefaltet ſitzt die unbewegliche;
Nur endlich rührt ſie, auf mein Dräun, den rechten Arm,
Als wieſe ſie von Herd und Halle mich hinweg.
Ich wende zürnend mich ab von ihr und eile gleich
Den Stufen zu, worauf empor der Thalames
Geſchmückt ſich hebt und nah daran das Schatzgemach;
Allein das Wunder reißt ſich ſchnell vom Boden auf;
Gebietriſch mir den Weg vertretend, zeigt es ſich
In hagrer Größe, hehlen, blutig-trüben Blicks,
Seltſamer Bildung, wie ſie Aug' und Geiſt verwirrt
Doch red' ich in die Lüfte; denn das Wort bemüht
Sich nur umſonſt, Geſtalten ſchöpferiſch aufzubaun.
Da ſeht ſie ſelbſt! ſie wagt ſogar ſich ans Licht hervor!
Hier ſind wir Meiſter, bis der Herr und König kommt.
Die grauſen Nachtgeburten drängt der Schönheitsfreund
Phöbus hinweg in Höhlen oder bändigt ſie.

Phorkyas auf der Schwelle zwiſchen den Thürpfoſten auftretend.

Chor.

Vieles erlebt' ich, obgleich die Locke
Jugendlich wallet mir um die Schläfe;

Schreckliches hab' ich vieles geſehen,
Kriegriſchen Jammer, Ilios Nacht,
Als es fiel.

Durch das umwölkte, ſtaubende Toſen
Drängender Krieger hört' ich die Götter
Fürchterlich rufen, hört' ich der Zwietracht
Eherne Stimme ſchallen durchs Feld,
Mauerwärts.

Ach! ſie ſtanden noch, Ilios
Mauern, aber die Flammengluth
Zog vom Nachbar zum Nachbar ſchen,
Sich verbreitend von hier und dort,
Mit des eignen Sturmes Wehn,
Ueber die nächtliche Stadt hin.

Flüchtend ſah ich, durch Rauch und Gluth
Und der züngelnden Flamme Loh'n
Gräßlich zürnender Götter Nahn,
Schreitend Wundergeſtalten,
Rieſengroß, durch düſteren
Feuerumleuchteten Qualm hin.

Sah ich's, oder bildete
Mir der angſtumſchlungene Geiſt
Solches Verworrene? ſagen kann
Nimmer ich's; doch daß ich dieß
Gräßliche hier mit Augen ſchau',
Solches gewiß ja weiß ich;
Könnt' es mit Händen faſſen gar,
Hielte von dem Gefährlichen
Nicht zurücke die Furcht mich.

Welche von Phorkys
Töchtern nur biſt du?
Denn ich vergleiche dich
Dieſem Geſchlechte.

Biſt du vielleicht der grangebornen,
Eines Auges und Eines Zahns
Wechſelsweis theilhaftigen
Graien eine gekommen?

Wageſt du Scheuſal,
Neben der Schönheit
Dich vor dem Kennerblick
Phöbus zu zeigen?
Tritt du dennoch hervor nur immer!
Denn das Häßliche ſchaut er nicht,
Wie ſein heiliges Auge noch
Nie erblickte den Schatten.

Doch uns Sterbliche nöthigt, ach
Leider! trauriges Mißgeſchick
Zu dem unſäglichen Augenſchmerz,
Den das Verwerfliche, Ewig-unſelige
Schönheitliebenden rege macht.

Ja, ſo höre denn, wenn du frech
Uns entgegeneſt, höre Fluch,
Höre jeglicher Schelte Drohn
Aus dem verwünſchenden Munde der Glücklichen,
Die von Göttern gebildet ſind.

Phorkyas.

Alt iſt das Wort, doch bleibet hoch und wahr der Sinn,
Daß Scham und Schönheit nie zuſammen, Hand in Hand,
Den Weg verfolgen über der Erde grünen Pfad.
Tief eingewurzelt wohnt in beiden alter Haß,
Daß, wo ſie immer irgend auch des Weges ſich
Begegnen, jede der Gegnerin den Rücken kehrt.
Dann eilet jede wieder heftiger weiter fort,
Die Scham betrübt, die Schönheit aber frech geſinnt,
Bis ſie zuletzt des Orcus hohle Nacht umfängt,
Wenn nicht das Alter ſie vorher gebändigt hat.

Euch ſind' ich nun, ihr Frechen, aus der Fremde her
Mit Uebermuth ergoſſen, gleich der Kraniche
Laut-heiſer klingendem Zug, der über unſer Haupt,
In langer Wolke, krächzend ſein Gefön herab
Schickt, das den ſtillen Wandrer über ſich hinauf
Zu blicken lockt; doch ziehn ſie ihren Weg dahin,
Er geht den ſeinen; alſo wird's mit uns geſchehn.

Wer ſeyd denn ihr, daß ihr des Königs Hochpalaſt
Mänadiſch wild, Betrunknen gleich, umtoben dürft?
Wer ſeyd ihr denn, daß ihr des Hauſes Schaffnerin
Entgegen heulet, wie dem Mond der Hunde Schaar?
Wähnt ihr, verborgen ſey mir, welch Geſchlecht ihr ſeyd?
Du kriegerzeugte, ſchlachterzogne, junge Brut,
Mannluſtige du, ſo wie verführt, verführende,
Entnervend beide, Kriegers auch und Bürgers Kraft!
Zu Hauf euch ſehend, ſcheint mir ein Cicaden-Schwarm
Herabzuſtürzen, deckend grünende Felderſaat.
Verzehrerinnen fremden Fleißes! Raſchende
Vernichterinnen aufgekeimten Wohlſtands ihr!
Erobert, marktverkauft, vertauſchte Waare du!

Helena.

Wer gegenwarts der Frau die Dienerinnen ſchilt,
Der Gebietrin Hausrecht taſtet er vermeſſen an;
Denn ihr gebühret allein, das Lobenswürdige
Zu rühmen, wie zu ſtrafen, was verwerflich iſt.
Auch bin des Dienſtes ich wohl zufrieden, den ſie mir
Geleiſtet, als die hohe Kraft von Ilios
Umlagert ſtand und fiel und lag; nicht weniger
Als wir der Irrfahrt kummervolle Wechſelnoth
Ertrugen, wo ſonſt jeder ſich der nächſte bleibt.
Auch hier erwart' ich gleiches von der muntern Schaar;
Nicht was der Knecht ſey, fragt der Herr, nur wie er dient.
Drum ſchweige du und grinſe ſie nicht länger an.
Haſt du das Haus des Königs wohl verwahrt bisher,
Anſtatt der Hausfrau, ſolches dient zum Ruhme dir;

Doch jetzo kommt ſie ſelber, tritt nun du zurück,
Damit nicht Strafe werde ſtatt verdienten Lohns!

Phorkyas.

Den Hausgenoſſen drohen bleibt ein großes Recht,
Das gottbeglückten Herrſchers hohe Gattin ſich
Durch langer Jahre weiſe Leitung wohl verdient.
Da du, nun Anerkannte, nun den alten Platz
Der Königin und Hausfrau wiederum betrittſt,
So faſſe längſt erſchlaffte Zügel, herrſche nun,
Nimm in Beſitz den Schatz und ſämmtlich uns dazu!
Vor allem aber ſchütze mich, die ältere,
Vor dieſer Schaar, die, neben deiner Schönheit Schwan,
Nur ſchlecht beſittigt ſchnatterhafte Gänſe ſind.

Chorführerin.

Wie häßlich neben Schönheit zeigt ſich Häßlichkeit!

Phorkyas.

Wie unverſtändig neben Klugheit Unverſtand!

(Von hier an erwiedern die Chorlieder, einzeln aus dem Chor heraustretend.)

Chorlied 1.

Von Vater Erebus melde, melde von Mutter Nacht!

Phorkyas.

So ſprich von Scylla, leiblich dir Geſchwiſterkind!

Chorlied 2.

An deinem Stammbaum ſteigt manch Ungeheu'r empor.

Phorkyas.

Zum Orcus hin! da ſuche deine Sippſchaft auf!

Chorlied 3.

Die dorten wohnen, ſind dir alle viel zu jung.

Phorkyas.

Tireſias, den Alten, gehe buhlend an!

Chorlied 4.

Orions Amme war dir Ur-Urenkelin.

Phorkyas.

Harpyien, wähn' ich, fütterten dich im Unflath auf.

Choretide 5.

Mit was ernährſt du ſo gepflegte Magerkeit?

Phorkyas.

Mit Blute nicht, wonach du allzulüſtern biſt.

Choretide 6.

Begierig du auf Leichen, ekle Leiche ſelbſt!

Phorkyas.

Vampyren-Zähne glänzen dir im frechen Maul.

Chorführerin.

Das deine ſtorf' ich, wenn ich ſage, wer du ſeyſt.

Phorkyas.

So nenne dich zuerſt! das Räthſel hebt ſich auf.

Helena.

Nicht zürnend, aber trauernd ſchreit' ich zwiſchen euch,
Verbietend ſolches Wechſelſtreites Ungeſtüm!
Denn Schädlicheres begegnet nichts dem Herrſcherherrn,
Als treuer Diener heimlich unterſchworner Zwiſt.
Das Echo ſeiner Befehle kehrt alsdann nicht mehr
In ſchnell vollbrachter That wohlſtimmig ihm zurück,
Nein, eigenwillig brauſend toſt es um ihn her,
Den ſelbſtverirrten, ins Vergebne ſcheltenden.
Dieß nicht allein. Ihr habt in ſittelosem Zorn
Unſel'ger Bilder Schreckgeſtalten hergebannt,
Die mich umdrängen, daß ich ſelbſt zum Orcus mich
Geriſſen fühle, vaterländ'ſcher Flur zum Trutz.
Iſt's wohl Gedächtniß? war es Wahn, der mich ergreift?
War ich das alles? Bin ich's? Werd' ich's künftig ſeyn,
Das Traum- und Schreckbild jener Städteverwüſtenden?
Die Mädchen ſchaudern, aber du, die Aelteſte,
Du ſtehſt gelaſſen; rede mir verſtändig Wort!

Phorkyas.

Wer langer Jahre mannichfaltigen Glücks gedenkt,
Ihm ſcheint zuletzt die höchſte Göttergunſt ein Traum.

fragten ſich einander, was zuerſt kommen ſollte? und ich, der ich mich als Tancred vorne an gedacht hatte, fing, allein auftretend, einige Verſe aus dem Heldengedichte herzuſagen an. Weil aber die Stelle gar zu bald ins Erzählende überging, und ich in meiner eignen Rede endlich als dritte Perſon vorkam, auch der Gottfried, von dem die Sprache war, nicht herauskommen wollte; ſo mußte ich eben unter großem Gelächter meiner Zuſchauer wieder abziehen, ein Unfall, der mich tief in der Seele kränkte. Verunglückt war die Expedition; die Zuſchauer ſaßen da, und wollten etwas ſehen. Gekleidet waren wir, ich raffte mich zuſammen, und entſchloß mich kurz und gut, David und Goliath zu ſpielen. Einige der Geſellſchaft hatten ehemals das Puppenſpiel mit mir aufgeführt, alle hatten es oft geſehn, man theilte die Rollen aus, es verſprach jeder ſein Be-

Du aber, hochbegünſtigt, ſonder Maß und Ziel,
In Lebensreihe ſahſt nur Liebesbrünſtige,
Entzündet raſch zum kühnſten Wagſtück jeder Art.
Schon Theſeus haſchte früh dich, gierig aufgeregt,
Wie Herakles ſtark, ein herrlich ſchön geformter Mann.

Helena.

Entführte mich, ein zehenjährig ſchlankes Reh,
Und mich umſchloß Aphidnus Burg in Attika.

Phorkyas.

Durch Caſtor dann und Pollux aber bald befreit,
Umworben ſtandſt du ausgeſuchter Helden-Schaar.

Helena.

Doch ſtille Gunſt vor allen, wie ich gern geſteh'.
Gewann Patroclus, er, des Peliden Ebenbild.

Phorkyas.

Doch Vaterwille traute dich an Menelas,
Den kühnen Seedurchſtreicher, Hausbewahrer auch.

Helena.

Die Tochter gab er, gab des Reichs Beſtellung ihm.
Aus ehlichem Beiſeyn ſproßte dann Hermione.

Phorkyas.

Doch als er fern ſich Creta's Erbe kühn erſtritt,
Dir Einſamen da erſchien ein allzuſchöner Gaſt.

Helena.

Warum gedenkſt du jener halben Wittwenſchaft,
Und welch Verderben gräßlich mir daraus erwuchs?

Phorkyas.

Auch jene Fahrt, mir freigebornen Creterin
Gefangenſchaft erſchuf ſie lange Sclaverei.

Helena.

Als Schaffnerin beſtellt' er dich ſogleich hierher,
Vertrauend vieles, Burg und kühnerworbnen Schatz.

Phorkyas.

Die du verließeſt, Ilios umthürmter Stadt
Und unerſchöpften Liebesfreuden zugewandt.

Helena

Gedenke nicht der Freuden! allzuherben Leids
Unendlichkeit ergoß ſich über Bruſt und Haupt.

Phorkyas.

Doch ſagt man, du erſchienſt ein doppelhaft Gebild,
In Ilios geſehen und in Aegypten auch.

Helena.

Verwirre wüſten Sinnes Aberwitz nicht gar!
Selbſt jetzo, welche denn ich ſey, ich weiß es nicht.

Phorkyas.

Dann ſagen ſie, aus hohlem Schattenreich herauf
Geſellte ſich inbrünſtig noch Achill zu dir,
Dich früher liebend gegen allen Geſchicks Beſchluß.

Helena.

Ich als Idol ihm dem Idol verband ich mich.
Es war ein Traum, ſo ſagen ja die Worte ſelbſt.
Ich ſchwinde hin und werde ſelbſt mir ein Idol

(Sinkt dem Halbchor in die Arme.)

Chor.

Schweige, ſchweige!
Mißblickende, mißredende du!
Aus ſo gräßlichen einzahnigen
Lippen, was enthaucht wohl
Solchem furchtbaren Gräuelſchlund!

Denn der Bösartige wohlthätig erſcheinend,
Wolfsgrimm unter ſchafwolligem Vließ,
Mir iſt er weit ſchrecklicher als des drei-
köpfigen Hundes Rachen.
Aengſtlich lauſchend ſtehn wir da:
Wann? wie? wo nur bricht's hervor,
Solcher Tücke
Tiefauflauerndes Ungethüm?

Nun denn, ſtatt freundlich mit Troſt reichbegabten,
Letheſchenkenden, holdmildeſten Worts,
Regeſt du auf aller Vergangenheit
Böſeſtes mehr denn Gutes,
Und verdüſterſt allzugleich,
Mit dem Glanz der Gegenwart,
Auch der Zukunft
Mild aufſchimmerndes Hoffnungslicht.

Schweige, ſchweige!
Daß der Königin Seele,
Schon zu entfliehen bereit,
Sich noch halte, feſt halte
Die Geſtalt aller Geſtalten,
Welche die Sonne jemals beſchien.

(Helena hat ſich erholt und ſteht wieder in der Mitte.)

Phorkyas.

Tritt hervor aus flüchtigen Wolken, hohe Sonne dieſes Tags,
Die verſchleiert ſchon entzückte, blendend nun im Glanze herrſcht.
Wie die Welt ſich dir entfaltet, ſchauſt du ſelbſt mit holdem Blick.
Schelten ſie mich auch für häßlich, kenn' ich doch das Schöne wohl.

Helena.

Tret' ich ſchwankend aus der Oede, die im Schwindel mich umgab,
Pflegt' ich gern der Ruhe wieder, denn ſo müd' iſt mein Gebein;
Doch es ziemet Königinnen, allen Menſchen ziemt es wohl,
Sich zu faſſen, zu ermannen, was auch drohend überraſcht.

Phorkyas.

Stehſt du nun in deiner Großheit, deiner Schöne vor uns da,
Sagt dein Blick, daß du befiehleſt; was befiehlſt du? ſprich es aus.

Helena.

Eures Haders frech Verſäumniß auszugleichen ſeyd bereit!
Eilt ein Opfer zu beſtellen, wie der König mir gebot!

Phorkyas.

Alles iſt bereit im Hauſe, Schale, Dreifuß, ſcharfes Beil,
Zum Beſprengen, zum Beräuchern; das zu Opfernde zeig' an.

Helena.

Nicht bezeichnet' es der König.

Phorkyas.

Sprach's nicht aus? O Jammerwort!

Helena.

Welch ein Jammer überfällt dich?

Phorkyas.

Königin, du bist gemeint!

Helena.

Ich?

Phorkyas.

Und diese.

Chor.

Weh und Jammer!

Phorkyas.

Fallen wirst du durch das Beil.

Helena.

Gräßlich! doch geahnt! ich Arme!

Phorkyas.

Unvermeidlich scheint es mir.

Chor.

Ach! Und uns? was wird begegnen?

Phorkyas.

Sie stirbt einen edlen Tod;
Doch am hohen Balken drinnen, der des Daches Giebel trägt,
Wie im Vogelfang die Drosseln, zappelt ihr der Reihe nach.

Helena und Chor

(stehen erstaunt und erschreckt, in bedeutender, wohl vorbereiteter Gruppe).

Phorkyas.

Gespenster! — — Gleich erstarrten Bildern steht ihr da,
Geschreckt, vom Tag zu scheiden, der euch nicht gehört.
Die Menschen, die Gespenster sämmtlich gleich wie ihr,
Entsagen auch nicht willig hehrem Sonnenschein;
Doch bittet oder rettet niemand sie vom Schluß;

Sie wiſſen's alle, wenigen doch gefällt es nur.
Genug, ihr ſeyd verloren! Alſo friſch ans Werk!

(Klatſcht in die Hände; darauf erſcheinen an der Pforte vermummte Zwerggeſtalten, welche die ausgeſprochenen Befehle alſobald mit Behendigkeit ausführen.)

Herbei, du düſtres, kugelrundes Ungethüm!
Wälzt euch hierher! zu ſchaden giebt es hier nach Luſt.
Dem Tragaltar, dem goldgehörnten, gebet Platz;
Das Beil, es liege blinkend über dem Silberrand;
Die Waſſerkrüge füllet, abzuwaſchen giebt's
Des ſchwarzen Blutes gräuelvolle Beſudelung.
Den Teppich breitet köſtlich hier am Staube hin,
Damit das Opfer niederkniee königlich,
Und eingewickelt, zwar getrennten Haupts, ſogleich
Anſtändig würdig, aber doch beſtattet ſey.

Chorführerin.

Die Königin ſtehet ſinnend an der Seite hier,
Die Mädchen welken gleich gemähtem Wieſengras;
Mir aber däucht, der Aelteſten, heiliger Pflicht gemäß,
Mit dir das Wort zu wechſeln, Ur-Urälteſte.
Du biſt erfahren, weiſe, ſcheinſt uns gut geſinnt,
Obſchon verkennend hirnlos dieſe Schaar dich traf.
Drum ſage, was du möglich noch von Rettung weißt!

Phorkyas.

Iſt leicht geſagt: Von der Königin hängt allein es ab,
Sich ſelbſt zu erhalten, euch Zugaben auch mit ihr.
Entſchloſſenheit iſt nöthig und die behendeſte.

Chor.

Ehrenwürdigſte der Parzen, weiſeſte Sibylle du,
Halte geſperrt die goldne Scheere, dann verkünd' uns Tag und Heil!
Denn wir fühlen ſchon im Schweben, Schwanken, Bammeln, unergetzlich,
Unſere Gliederchen, die lieber erſt im Tanze ſich ergetzten,
Ruhten drauf an Liebchens Bruſt.

Helena.

Laß dieſe bangen! Schmerz empfind' ich, keine Furcht;

Doch kennſt du Rettung, dankbar ſey ſie anerkannt.
Dem Klugen, Weitumſichtigen zeigt fürwahr ſich oft
Unmögliches noch als möglich. Sprich und ſag' es an! —

Chor.

Sprich und ſage, ſag' uns eilig: wie entrinnen wir den grauſen,
Garſtigen Schlingen, die bedrohlich, als die ſchlechteſten Geſchmeide,
Sich um unſre Hälſe ziehen? Vorempfinden wir's, die Armen,
Zum Entathmen, zum Erſticken, wenn du Rhea, aller Götter
Hohe Mutter, dich nicht erbarmſt.

Phorkyas.

Habt ihr Geduld, des Vortrags langgedehnten Zug
Still anzuhören? Mancherlei Geſchichten ſind's.

Chor.

Geduld genug! Zuhörend leben wir indeß.

Phorkyas.

Dem, der zu Hauſe verharrend edlen Schatz bewahrt
Und hoher Wohnung Mauern auszukitten weiß,
Wie auch das Dach zu ſichern vor des Regens Drang,
Dem wird es wohlgehn lange Lebenstage durch:
Wer aber ſeiner Schwelle heilige Richte leicht
Mit flüchtigen Sohlen überſchreitet freventlich,
Der findet wiederkehrend wohl den alten Platz,
Doch umgeändert alles, wo nicht gar zerſtört.

Helena.

Wozu dergleichen wohlbekannte Sprüche hier!
Du willſt erzählen; rege nicht an Verdrießliches!

Phorkyas.

Geſchichtlich iſt es, iſt ein Vorwurf keineswegs.
Raubſchiffend ruderte Menelas von Bucht zu Bucht;
Geſtad' und Inſeln, alles ſtreift' er feindlich an,
Mit Beute wiederkehrend, wie ſie drinnen ſtarrt.
Vor Ilios verbracht' er langer Jahre zehn;
Zur Heimfahrt aber weiß ich nicht, wie viel es war.
Allein wie ſteht es hier am Platz um Tyndareos
Erhabnes Haus? wie ſteht es mit dem Reich umher?

Helena.

Iſt dir denn ſo das Schelten gänzlich einverleibt,
Daß ohne Tadeln du keine Lippe regen kannſt?

Phorkyas.

So viele Jahre ſtand verlaſſen das Thal-Gebirg,
Das hinter Sparta nordwärts in die Höhe ſteigt,
Taygetos im Rücken, wo als muntrer Bach
Herab Eurotas rollt und dann, durch unſer Thal
An Rohren breit hinfließend, eure Schwäne nährt.
Dort hinten ſtill im Gebirgthal hat ein kühn Geſchlecht
Sich angeſiedelt, dringend aus cimmeriſcher Nacht,
Und unerſteiglich feſte Burg ſich aufgethürmt,
Von da ſie Land und Leute placken, wie's behagt.

Helena.

Das konnten ſie vollführen? Ganz unmöglich ſcheint's.

Phorkyas.

Sie hatten Zeit, vielleicht an zwanzig Jahre ſind's.

Helena.

Iſt Einer Herr? ſind's Räuber viel, Verbündete?

Phorkyas.

Nicht Räuber ſind es, Einer aber iſt der Herr.
Ich ſchelt' ihn nicht, und wenn er ſchon mich heimgeſucht.
Wohl kennt' er alles nehmen, doch begnügt' er ſich
Mit wenigen Freigeſchenken, nannt' er's, nicht Tribut.

Helena.

Wie ſieht er aus?

Phorkyas.

Nicht übel! mir gefällt er ſchon.
Es iſt ein munterer, kecker, wohlgebildeter,
Wie unter Griechen wenig, ein verſtänd'ger Mann.
Man ſchilt das Volk Barbaren, doch ich dächte nicht,
Daß grauſam einer wäre, wie vor Ilios
Gar mancher Held ſich menſchenfreſſeriſch erwies.

Ich acht' auf ſeine Großheit, ihm vertraut' ich mich.
Und ſeine Burg! die ſolltet ihr mit Augen ſehn!
Das iſt was anderes gegen plumpes Mauerwerk,
Das eure Väter, mir nichts dir nichts, aufgewälzt,
Cyklopiſch wie Cyklopen, rohen Stein ſogleich
Auf rohe Steine ſtürzend; dort hingegen, dort
Iſt alles ſenk- und wagerecht und regelhaft.
Von außen ſchaut ſie! himmelan ſie ſtrebt empor
So ſtarr, ſo wohl in Fugen, ſpiegelglatt wie Stahl.
Zu klettern hier — ja ſelbſt der Gedanke gleitet ab.
Und innen großer Höfe Raumgelaſſe, rings
Mit Baulichkeit umgeben aller Art und Zweck.
Da ſeht ihr Säulen, Säulchen, Bogen, Bögelchen,
Altane, Galerien, zu ſchauen aus und ein,
Und Wappen.

Chor.

Was ſind Wappen?

Phorkyas.

Ajax führte ja
Geſchlungne Schlang' im Schilde, wie ihr ſelbſt geſehn.
Die Sieben dort vor Theben trugen Bildnerein
Ein jeder auf ſeinem Schilde, reich bedeutungsvoll.
Da ſah man Mond und Stern' am nächtigen Himmelsraum,
Auch Göttin, Held und Leiter, Schwerter, Fackeln auch,
Und was Bedrängliches guten Städten grimmig droht.
Ein ſolch Gebilde führt auch unſre Heldenſchaar
Von ſeinen Ur-Urahnen her in Farbenglanz.
Da ſeht ihr Löwen, Adler, Klau' und Schnabel auch,
Dann Büffelhörner, Flügel, Roſen, Pfauenſchweif,
Auch Streifen, gold und ſchwarz und ſilbern, blau und roth.
Dergleichen hängt in Sälen Reih' an Reihe fort,
In Sälen, gränzenloſen, wie die Welt ſo weit;
Da könnt ihr tanzen!

Chor.

Sage, giebt's auch Tänzer da?

Phorkyas.

Die beſten! goldgelockte, friſche Bubenſchaar;
Die duften Jugend! Paris duftete einzig ſo,
Als er der Königin zu nahe kam.

Helena.

Du fällſt
Ganz aus der Rolle; ſage mir das letzte Wort!

Phorkyas.

Du ſprichſt das letzte, ſagſt mit Ernſt vernehmlich Ja!
Sogleich umgeb' ich dich mit jener Burg.

Chor.

O ſprich
Das kurze Wort, und rette dich und uns zugleich!

Helena.

Wie? ſollt' ich fürchten, daß der König Menelas
So grauſam ſich verginge, mich zu ſchädigen?

Phorkyas.

Haſt du vergeſſen, wie er deinen Deiphobus,
Des todtgekämpften Paris Bruder, unerhört
Verſtümmelte, der ſtarrſinnig Wittwe dich erſtritt
Und glücklich lebſte? Naſ' und Ohren ſchnitt er ab
Und ſtümmelte mehr ſo; Gräuel war es anzuſchaun.

Helena.

Das that er jenem, meinetwegen that er das.

Phorkyas.

Um jenes willen wird er dir das Gleiche thun.
Untheilbar iſt die Schönheit; der ſie ganz beſaß,
Zerſtört ſie lieber, fluchend jedem Theilbeſitz.

(Trompeten in der Ferne; der Chor fährt zuſammen.)

Wie ſcharf der Trompete Schmettern Ohr und Eingeweid'
Zerreißend anfaßt, alſo krallt ſich Eiferſucht
Im Buſen feſt des Mannes, der das nie vergißt,
Was einſt er beſaß und nun verlor, nicht mehr beſitzt.

Chor.

Hörst du nicht die Hörner schallen? siehst der Waffen Blitze nicht?

Phorkyas.

Sey willkommen, Herr und König! gerne geb' ich Rechenschaft.

Chor.

Aber wir?

Phorkyas.

Ihr wißt es deutlich, seht vor Augen ihren Tod,
Merkt den eurigen da drinne; nein, zu helfen ist euch nicht.

(Pause.)

Helena.

Ich sann mir aus das Nächste, was ich wagen darf
Ein Widerdämon bist du, das empfind' ich wohl,
Und fürchte, Gutes wendest du zum Bösen um.
Vor allem aber folgen will ich dir zur Burg;
Das andre weiß ich; was die Königin dabei
In tiefem Busen geheimnißvoll verbergen mag,
Sey jedem unzugänglich. Alte, geh voran!

Chor.

O wie gern gehen wir hin,
Eilenden Fußes;
Hinter uns Tod,
Vor uns abermals
Ragender Veste
Unzugängliche Mauer.
Schütze sie eben so gut,
Eben wie Ilios Burg,
Die doch endlich nur
Niederträchtiger List erlag.

(Nebel verbreiten sich, umhüllen den Hintergrund, auch die Nähe, nach Belieben.)

Wie? aber wie!
Schwestern, schaut euch um!
War es nicht heiterer Tag?

stes zu thun, und ein kleiner drolliger Junge mahlte sich einen schwarzen Bart, um, wenn ja eine Lücke einfallen sollte, sie als Hanswurst mit einer Posse auszufüllen. Eine Anstalt, die ich, als dem Ernste des Stükkes zuwider, sehr ungern geschehen ließ. Doch schwur ich mir, wenn ich nur einmal aus dieser Verlegenheit gerettet wäre, mich nie, als mit der größten Überlegung, an die Vorstellung eines Stücks zu wagen.

Nebel ſchwanken ſtreifig empor
Aus Eurotas heil'ger Fluth;
Schon entſchwand das liebliche
Schilfumkränzte Geſtade dem Blick;
Auch die frei, zierlich-ſtolz
Sanftdahingleitenden Schwäne
In geſell'ger Schwimmluſt
Seh' ich, ach, nicht mehr!

Doch, aber doch
Tönen hör' ich ſie,
Tönen fern heiſeren Ton!
Tod verkündenden, ſagen ſie;
Ach, daß er uns nur nicht auch,
Statt verheißner Rettung Heil,
Untergang verkünde zuletzt,
Uns den ſchwangleichen, lang-
ſchön weißhalſigen, und ach!
Unſrer Schwanerzeugten.
Weh uns, wehe, weh!

Alles deckte ſich ſchon
Rings mit Nebel umher.
Sehen wir doch einander nicht!
Was geſchieht? gehen wir?
Schweben wir nur
Trippelnden Schrittes am Boden hin?
Siehſt du nichts, ſchwebt nicht etwa gar
Hermes voran? Blinkt nicht der goldne Stab
Heiſchend, gebietend uns wieder zurück
Zu dem unerfreulichen, grautagenden,
Ungreifbarer Gebilde vollen,
Ueberfüllten, ewig leeren Hades?

Ja, auf einmal wird es düſter, ohne Glanz entſchwebt der Nebel,
Dunkelgräulich, mauerbräunlich. Mauern ſtellen ſich dem Blicke,

Freiem Blicke ſtarr entgegen. Iſt's ein Hof? iſt's tiefe Grube?
Schauerlich in jedem Falle! Schweſtern, ach! wir ſind gefangen,
So gefangen wie nur je.

(Innerer Burghof, umgeben von reichen phantaſtiſchen Gebäuden des Mittelalters.)

Chorführerin.

Vorſchnell und thöricht, ächt wahrhaftes Weibsgebild!
Vom Augenblick abhängig, Spiel der Witterung
Des Glücks und Unglücks! keins von beiden wißt ihr je
Zu beſtehn mit Gleichmuth. Eine widerſpricht ja ſtets
Der andern heftig, überquer die andern ihr;
In Freud' und Schmerz nur heult und lacht ihr gleichen Tons.
Nun ſchweigt! und wartet horchend, was die Herrſcherin
Hochſinnig hier beſchließen mag für ſich und uns!

Helena.

Wo biſt du Pythoniſſa? heiße, wie du magſt;
Aus dieſen Gewölben tritt hervor der düſtern Burg!
Gingſt etwa du, dem wunderbaren Heldenherrn
Mich anzukündigen, Wohlempfang bereitend mir,
So habe Dank und führe ſchnell mich ein zu ihm!
Beſchluß der Irrfahrt wünſch' ich! Ruhe wünſch' ich nur.

Chorführerin.

Vergebens blickſt du, Königin, allſeits um dich her;
Verſchwunden iſt das leidige Bild, verblieb vielleicht
Im Nebel dort, aus deſſen Buſen wir hierher,
Ich weiß nicht wie, gekommen, ſchnell und ſonder Schritt.
Vielleicht auch irrt ſie zweifelhaft im Labyrinth
Der wunderſam aus vielen eins gewordnen Burg,
Den Herrn erfragend fürſtlicher Hochbegrüßung halb.
Doch ſieh, dort oben regt in Menge ſich allbereits
In Galerien, am Fenſter, in Portalen raſch
Sich hin und her bewegend viele Dienerſchaft;
Vornehm-willkommnen Gaſtempfang verkündet es.

Chor.

Aufgeht mir das Herz! o, ſeht nur dahin,
Wie ſo ſittig herab mit verweilendem Tritt
Jungholdeſte Schaar anſtändig bewegt
Den geregelten Zug. Wie? auf weſſen Befehl
Nur erſcheinen gereiht und gebildet ſo früh,
Von Jünglingsknaben das herrliche Volk?
Was bewundr' ich zumeiſt! Iſt es zierlicher Gang,
Etwa des Haupts Lockhaar um die blendende Stirn,
Etwa der Wänglein Paar, wie die Pfirſiche roth,
Und eben auch ſo weichwollig beflaumt?
Gern biſſ' ich hinein, doch ich ſchaudre davor;
Denn in ähnlichem Fall, da erfüllte der Mund
Sich, gräßlich zu ſagen! mit Aſche.

Aber die ſchönſten,
Sie kommen daher;
Was tragen ſie nur?
Stufen zum Thron,
Teppich und Sitz,
Umhang und zelt-
artigen Schmuck;
Ueber überwallt er,
Wolkenkränze bildend,
Unſrer Königin Haupt;
Denn ſchon beſtieg ſie,
Eingeladen, herrlichen Pfühl.
Tretet heran,
Stufe für Stufe!
Reihet euch ernſt!
Würdig, o würdig, dreifach würdig
Sey geſegnet ein ſolcher Empfang!

(Alles vom Chor Ausgeſprochene geſchieht nach und nach.)

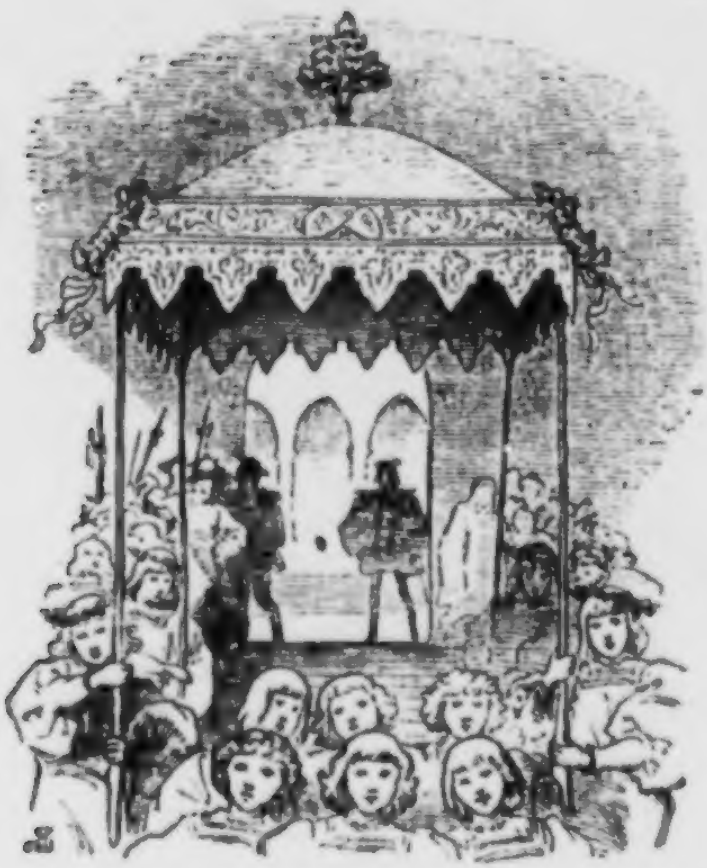

Fauſt.

(Nachdem Knaben und Knappen in langem Zug herabgeſtiegen, erſcheint er eben an der Treppe in ritterlicher Hofkleidung des Mittelalters und kommt langſam würdig herunter.)

Chorführerin

(ihn aufmerkſam beſchauend).

Wenn dieſem nicht die Götter, wie ſie öfter thun,
Für wenige Zeit nur wundernswürdige Geſtalt,
Erhabnen Anſtand, liebenswürdige Gegenwart
Verübergänglich liehen, wird ihm jedesmal,
Was er beginnt, gelingen, ſey's in Männerſchlacht,
So auch im kleinen Kriege mit den ſchönſten Frauen.
Er iſt fürwahr gar vielen andern vorzuziehn,
Die ich doch auch als hochgeſchätzt mit Augen ſah.

Mit langſam ernſtem, ehrfurchtsvoll gehaltnem Schritt
Seh' ich den Fürſten; wende dich, o Königin!

Fauſt

(herantretend, einen Gefeſſelten zur Seite).

Statt feierlichſten Grußes, wie ſich ziemte,
Statt ehrfurchtsvollem Willkomm bring' ich dir
In Ketten hartgeſchloſſen ſolchen Knecht,
Der, Pflicht verfehlend, mir die Pflicht entwand.
Hier kniee nieder, dieſer höchſten Frau
Bekenntniß abzulegen deiner Schuld!
Dieß iſt, erhabne Herrſcherin, der Mann,
Mit ſeltnem Augenblitz vom hohen Thurm
Umherzuſchaun beſtellt, dort Himmelsraum
Und Erdenbreite ſcharf zu überſpähn,
Was etwa da und dort ſich melden mag,
Vom Hügelkreis ins Thal zur feſten Burg
Sich regen mag, der Heerden Wege ſey's,
Ein Heereszug vielleicht; wir ſchützen jene,
Begegnen dieſem. Heute, welch Verſäumniß!
Du kommſt heran, er meldet's nicht; verfehlt
Iſt ehrenvollſter ſchuldigſter Empfang
So hohen Gaſtes. Freventlich verwirkt
Das Leben hat er, läge ſchon im Blut
Verdienten Todes; doch nur du allein
Beſtrafſt, begnadigſt, wie dir's wohlgefällt.

Helena.

So hohe Würde, wie du ſie vergönnſt,
Als Richterin, als Herrſcherin, und wär's
Verſuchend nur, wie ich vermuthen darf,
So üb' ich nun des Richters erſte Pflicht,
Beſchuldigte zu hören. Rede denn!

Thurmwächter, Lynceus.

Laß mich knieen, laß mich ſchauen,
Laß mich ſterben, laß mich leben,
Denn ſchon bin ich hingegeben
Dieſer gottgegebnen Frauen.

Harrend auf des Morgens Wonne,
Oeſtlich ſpähend ihren Lauf,
Ging auf einmal mir die Sonne
Wunderbar im Süden auf.

Zog den Blick nach jener Seite,
Statt der Schluchten, ſtatt der Höhn,
Statt der Erd- und Himmelsweite,
Sie, die Einzige, zu ſpähn.

Augenſtrahl iſt mir verliehen,
Wie dem Luchs auf höchſtem Baum;
Doch nun mußt' ich mich bemühen,
Wie aus tiefem düſterm Traum.

Wüßt' ich irgend mich zu finden?
Zinne? Thurm? geſchloſſnes Thor?
Nebel ſchwanken, Nebel ſchwinden,
Solche Göttin tritt hervor!

Aug' und Bruſt ihr zugewendet,
Sog ich an den milden Glanz;
Dieſe Schönheit, wie ſie blendet,
Blendete mich Armen ganz.

Ich vergaß des Wächters Pflichten,
Völlig das beſchworne Horn;
Drohe nur mich zu vernichten!
Schönheit bändigt allen Zorn.

Helena.

Das Uebel, das ich brachte, darf ich nicht
Beſtrafen. Wehe mir! Welch ſtreng Geſchick
Verfolgt mich, überall der Männer Buſen
So zu bethören, daß ſie weder ſich
Noch ſonſt ein Würdiges verſchonten. Raubend jetzt,
Verführend, fechtend, hin und her entrückend,
Halbgötter, Helden, Götter, ja Dämonen
Sie führten mich im Irren her und hin.

Einfach die Welt verwirrt' ich, doppelt mehr;
Nun dreifach, vierfach bring' ich Noth auf Noth.
Entferne dieſen Guten, laß ihn frei!
Den Gottbethörten treffe keine Schmach.

Fauſt.

Erſtaunt, o Königin, ſeh' ich zugleich
Die ſicher Treffende, hier den Getroffnen;
Ich ſeh' den Bogen, der den Pfeil entſandt,
Verwundet jenen. Pfeile folgen Pfeilen,
Mich treffend. Allwärts ahn' ich überquer
Befiedert ſchwirrend ſie in Burg und Raum.
Was bin ich nun? Auf einmal machſt du mir
Rebelliſch die Getreuſten, meine Mauern
Unſicher. Alſo fürcht' ich ſchon, mein Heer
Gehorcht der ſiegend unbeſiegten Frau.
Was bleibt mir übrig, als mich ſelbſt und Alles,
Im Wahn das Meine, dir anheim zu geben?
Zu deinen Füßen laß mich, frei und treu,
Dich Herrin anerkennen, die ſogleich
Auftretend ſich Beſitz und Thron erwarb.

Lynceus

(mit einer Kiſte, und Männer, die ihm andere nachtragen).

Du ſiehſt mich, Königin, zurück!
Der Reiche bettelt einen Blick,
Er ſieht dich an und fühlt ſogleich
Sich bettelarm und fürſtenreich.

Was war ich erſt? was bin ich nun?
Was iſt zu wollen, was zu thun?
Was hilft der Augen ſchärfſter Blitz!
Er prallt zurück an deinem Sitz.

Von Oſten kamen wir heran,
Und um den Weſten war's gethan;
Ein lang und breites Volksgewicht,
Der erſte wußte vom letzten nicht.

Der erſte fiel, der zweite ſtand,
Des dritten Lanze war zur Hand;
Ein jeder hundertfach geſtärkt,
Erſchlagne Tauſend unbemerkt.

Wir drängten fort, wir ſtürmten fort,
Wir waren Herrn von Ort zu Ort;
Und wo ich herriſch heut befahl,
Ein andrer morgen raubt' und ſtahl.

Wir ſchauten, — eilig war die Schau;
Der griff die allerſchönſte Frau,
Der griff den Stier von feſtem Tritt,
Die Pferde mußten alle mit.

Ich aber liebte zu erſpähn
Das Seltenſte, was man geſehn
Und was ein andrer auch beſaß,
Das war für mich gedörrtes Gras.

Den Schätzen war ich auf der Spur,
Den ſcharfen Blicken folgt' ich nur,
In alle Taſchen blickt' ich ein,
Durchſichtig war mir jeder Schrein.

Und Haufen Geldes waren mein,
Am herrlichſten der Edelſtein:
Nur der Smaragd allein verdient,
Daß er an deinem Herzen grünt.

Nun ſchwanke zwiſchen Ohr und Mund
Das Tropfenei aus Meeresgrund;
Rubinen werden gar verſcheucht,
Das Wangenroth ſie niederbleicht.

Und ſo den allergrößten Schatz
Verſetz' ich hier auf deinen Platz;
Zu deinen Füßen ſey gebracht
Die Ernte mancher blut'gen Schlacht.

So viele Kiſten ſchlepp' ich her,
Der Eiſenkiſten hab' ich mehr;
Erlaube mich auf deiner Bahn,
Und Schatzgewölbe füll' ich an.

Denn du beſtiegeſt kaum den Thron,
So neigen ſchon, ſo beugen ſchon
Verſtand und Reichthum und Gewalt
Sich vor der einzigen Geſtalt.

Das alles hielt ich feſt und mein,
Nun aber loſe, wird es dein;
Ich glaubt' es würdig, hoch und baar,
Nun ſeh' ich, daß es nichtig war.

Verſchwunden iſt, was ich beſaß,
Ein abgemähtes welkes Gras.
O gieb mit einem heitern Blick
Ihm ſeinen ganzen Werth zurück.

Fauſt.

Entferne ſchnell die kühn erworbne Laſt,
Zwar nicht getadelt, aber unbelohnt.
Schon iſt ihr alles eigen, was die Burg
Im Schooß verbirgt; Beſondres ihr zu bieten
Iſt unnütz. Geh und häufe Schatz auf Schatz
Geordnet an! Der ungeſehnen Pracht
Erhabnes Bild ſtell' auf! Laß die Gewölbe
Wie friſche Himmel blinken, Paradieſe
Von lebeloſem Leben richte zu!
Voreilend ihren Tritten, laß beblümt
An Teppich Teppiche ſich wälzen; ihrem Tritt
Begegne ſanfter Boden; ihrem Blick,
Nur Göttliche nicht blendend, höchſter Glanz!

Lynceus.

Schwach iſt, was der Herr befiehlt;
Thut's der Diener, es iſt geſpielt:

Herrſcht doch über Gut und Blut
Dieſer Schönheit Uebermuth.
Schon das ganze Heer iſt zahm,
Alle Schwerter ſtumpf und lahm,
Vor der herrlichen Geſtalt
Selbſt die Sonne matt und kalt,
Vor dem Reichthum des Geſichts
Alles leer und alles nichts. (Ab.)

Helena (zu Fauſt).

Ich wünſche dich zu ſprechen, doch herauf
An meine Seite komm! der leere Platz
Beruft den Herrn und ſichert mir den meinen.

Fauſt.

Erſt knieend laß die treue Widmung dir
Gefallen, hohe Frau; die Hand, die mich
An deine Seite hebt, laß mich ſie küſſen.
Beſtärke mich als Mitregenten deines
Gränzunbewußten Reichs, gewinne dir
Verehrer, Diener, Wächter all' in Einem!

Helena.

Vielfache Wunder ſeh' ich, hör' ich an.
Erſtaunen trifft mich, fragen möcht' ich viel.
Doch wünſcht' ich Unterricht, warum die Rede
Des Manns mir ſeltſam klang, ſeltſam und freundlich:
Ein Ton ſcheint ſich dem andern zu bequemen,
Und hat ein Wort zum Ohre ſich geſellt,
Ein andres kommt, dem erſten liebzukoſen.

Fauſt.

Gefällt dir ſchon die Sprechart unſrer Völker,
O, ſo gewiß entzückt auch der Geſang,
Befriedigt Ohr und Sinn im tiefſten Grunde.
Doch iſt am ſicherſten, wir üben's gleich;
Die Wechſelrede lockt es, ruft's hervor.

Helena.

So ſage denn, wie ſprech' ich auch ſo ſchön?

Achtes Capitel.

Mariane, vom Schlaf überwältigt, lehnte sich an ihren Geliebten, der sie fest an sich drückte und in seiner Erzählung fortfuhr, indeß die Alte den Überrest des Weins mit gutem Bedachte genoß.

Die Verlegenheit, sagte er, in der ich mich mit meinen Freunden gefunden hatte, indem wir ein Stück das nicht existirte zu spielen unternahmen, war bald vergessen. Meiner Leidenschaft, jeden Roman, den ich las, jede Geschichte die man mich lehrte, in einem Schauspiele darzustellen, konnte selbst der unbiegsamste Stoff nicht widerstehen. Ich war völlig überzeugt, daß alles was in der Erzählung ergötzte, vorgestellt eine viel grö-

Fauſt.

Das iſt gar leicht, es muß vom Herzen gehn.
Und wenn die Bruſt von Sehnſucht überfließt,
Man ſieht ſich um und fragt —

Helena.

Wer mitgenießt.

Fauſt.

Nun ſchaut der Geiſt nicht vorwärts, nicht zurück.
Die Gegenwart allein —

Helena.

Iſt unſer Glück.

Fauſt.

Schatz iſt ſie, Hochgewinn, Beſitz und Pfand;
Beſtätigung wer giebt ſie?

Helena.

Meine Hand.

Chor.

Wer verdächt' es unſrer Fürſtin,
Gönnet ſie dem Herrn der Burg
Freundliches Erzeigen?
Denn geſteht, ſämmtliche ſind wir
Ja Gefangene, wie ſchon öfter
Seit dem ſchmählichen Untergang
Ilios und der ängſtlich-
Labyrinthiſchen Kummerfahrt.

Fraun, gewöhnt an Männerliebe,
Wählerinnen ſind ſie nicht,
Aber Kennerinnen;
Und wie goldlockigen Hirten,
Vielleicht ſchwarzborſtigen Faunen,
Wie es bringt die Gelegenheit,
Ueber die ſchwellenden Glieder
Vollertheilen ſie gleiches Recht.

Nah und näher ſitzen ſie ſchon,
An einander gelehnet,
Schulter an Schulter, Knie an Knie;
Hand in Hand wiegen ſie ſich
Ueber des Throns
Aufgepolſterter Herrlichkeit.
Nicht verſagt ſich die Majeſtät
Heimlicher Freuden
Vor den Augen des Volkes
Uebermüthiges Offenbarſeyn.

Helena.

Ich fühle mich ſo fern und doch ſo nah,
Und ſage nur zu gern: da bin ich! da!

Fauſt.

Ich athme kaum, mir zittert, ſtockt das Wort;
Es iſt ein Traum, verſchwunden Tag und Ort.

Helena.

Ich ſcheine mir verlebt und doch ſo neu,
In dich verwebt, dem Unbekannten treu.

Fauſt.

Durchgrüble nicht das einzigſte Geſchick!
Daſeyn iſt Pflicht, und wär's ein Augenblick.

Phorkyas (heftig eintretend).

Buchſtabirt in Liebes-Fibeln,
Tändelnd grübelt nur am Liebeln,
Müßig liebelt fort im Grübeln!
Doch dazu iſt keine Zeit.
Fühlt ihr nicht ein dumpfes Wettern?
Hört nur die Trompete ſchmettern!
Das Verderben iſt nicht weit,
Menelas mit Volkes-Wogen
Kommt auf euch herangezogen;
Rüſtet euch zu herbem Streit!
Von der Siegerſchaar umwimmelt,
Wie Deiphobus verſtümmelt,

Büßeſt du das Fraun-Geleit.
Sammelt erſt die leichte Waare,
Dieſer gleich iſt am Altare
Neugeſchliffnes Beil bereit.

Fauſt.

Verwegne Störung! widerwärtig dringt ſie ein;
Auch nicht in Gefahren mag ich ſinnlos Ungeſtüm.
Den ſchönſten Boten, Unglücksbotſchaft häßlicht ihn;
Du Häßlichſte gar, nur ſchlimme Botſchaft bringſt du gern.
Doch dießmal ſoll dir's nicht gerathen; leeres Hauchs
Erſchüttere du die Lüfte! Hier iſt nicht Gefahr,
Und ſelbſt Gefahr erſchiene nur als eitles Träum.

(Signale, Explosionen von den Thürmen, Trompeten und Zinken, kriegeriſche Muſik, Durchmarſch gewaltiger Heereskraft.)

Fauſt.

Nein, gleich ſollſt du verſammelt ſchauen
Der Helden ungetrennten Kreis:
Nur der verdient die Gunſt der Frauen,
Der kräftigſt ſie zu ſchützen weiß.

(Zu den Heerführern, die ſich von den Colonnen abſondern und herantreten.)

Mit angehaltnem ſtillem Wüthen,
Das euch gewiß den Sieg verſchafft,
Ihr Nordens jugendliche Blüthen,
Ihr Oſtens blumenreiche Kraft.

In Stahl gehüllt, vom Strahl umwittert,
Die Schaar, die Reich um Reich zerbrach,
Sie treten auf, die Erde ſchüttert,
Sie ſchreiten fort, es donnert nach.

An Pylos traten wir zu Lande,
Der alte Neſtor iſt nicht mehr!
Und alle kleinen Königsbande
Zerſprengt das ungebundne Heer.

Drängt ungesäumt von diesen Mauern
Jetzt Menelas dem Meer zurück!
Dort irren mag er, rauben, lauern,
Ihm war es Neigung und Geschick.

Herzoge soll ich euch begrüßen,
Gebietet Sparta's Königin;
Nun legt ihr Berg und Thal zu Füßen,
Und euer sey des Reichs Gewinn.

Germane du, Corinthus Buchten
Vertheidige mit Wall und Schutz!
Achaia dann mit hundert Schluchten
Empfehl' ich, Gothe, deinem Trutz.

Nach Elis ziehn der Franken Heere,
Messene sey der Sachsen Loos,
Normanne reinige die Meere
Und Argolis erschaff' er groß.

Dann wird ein jeder häuslich wohnen,
Nach außen richten Kraft und Blitz;
Doch Sparta soll euch überthronen,
Der Königin verjährter Sitz.

All-Einzeln sieht sie euch genießen
Des Landes, dem kein Wohl gebricht;
Ihr sucht getrost zu ihren Füßen
Bestätigung und Recht und Licht.

(Faust steigt herab, die Fürsten schließen einen Kreis um ihn, Befehl und Anordnung näher zu vernehmen.)

Chor.

Wer die Schönste für sich begehrt,
Tüchtig vor allen Dingen
Seh' er nach Waffen weise sich um!
Schmeichelnd wohl gewann er sich,
Was auf Erden das Höchste;
Aber ruhig besitzt er's nicht:

Schleicher listig entschmeicheln sie ihm,
Räuber kühnlich entreißen sie ihm;
Dieses zu hindern sey er bedacht!

Unsern Fürsten lob' ich drum,
Schätz' ihn höher vor andern,
Wie er so tapfer klug sich verband,
Daß die Starken gehorchend stehn,
Jedes Winkes gewärtig.
Seinen Befehl vollziehn sie treu,
Jeder sich selbst zu eignem Nutz,
Wie dem Herrscher zu lohnendem Dank,
Beiden zu höchlichem Ruhmes-Gewinn.

Denn wer entreißet sie jetzt
Dem gewalt'gen Besitzer?
Ihm gehört sie, ihm sey sie gegönnt,
Doppelt von uns gegönnt, die er
Sammt ihr zugleich innen mit sicherster Mauer,
Außen mit mächtigstem Heer umgab.

Faust.

Die Gaben, diesen hier verliehen —
An jeglichen ein reiches Land —
Sind groß und herrlich; laß sie ziehen!
Wir halten in der Mitte Stand.

Und sie beschützen um die Wette,
Ringsum von Wellen angehüpft,
Nichtinsel, dich, mit leichter Hügelkette
Europens letztem Vorgast angeknüpft.

Das Land, vor aller Länder Sonnen,
Sey ewig jedem Stamm beglückt,
Nun meiner Königin gewonnen,
Das früh an ihr hinaufgeblickt,

Als, mit Eurotas Schilfgeflüster,
Sie leuchtend aus der Schale brach,

Der hohen Mutter, dem Geſchwiſter
Das Licht der Augen überflach.

Dieß Land, allein zu dir gekehret,
Entbietet ſeinen höchſten Flor;
Dem Erdkreis, der dir angehöret,
Dein Vaterland, o zieh es vor!

Und duldet auch auf ſeiner Berge Rücken
Das Zackenhaupt der Sonne kalten Pfeil,
Läßt nun der Fels ſich angegrünt erblicken,
Die Ziege nimmt genäſchig kargen Theil.

Die Quelle ſpringt, vereinigt ſtürzen Bäche,
Und ſchon ſind Schluchten, Hänge, Matten grün;
Auf hundert Hügeln unterbrochner Fläche
Siehſt Wollenheerden ausgebreitet ziehn.

Vertheilt, vorſichtig, abgemeſſen ſchreitet
Gehörntes Rind hinan zum jähen Rand,
Doch Obdach iſt den ſämmtlichen bereitet,
Zu hundert Höhlen wölbt ſich Felſenwand.

Pan ſchützt ſie dort, und Lebensnymphen wohnen
In buſchiger Klüfte feucht erfriſchtem Raum,
Und, ſehnſuchtsvoll nach höhern Regionen,
Erhebt ſich zweighaft Baum gedrängt an Baum.

Alt-Wälder ſind's! die Eiche ſtarret mächtig,
Und eigenſinnig zackt ſich Aſt an Aſt;
Der Ahorn mild, von ſüßem Safte trächtig,
Steigt rein empor und ſpielt mit ſeiner Laſt.

Und mütterlich im ſtillen Schattenkreiſe
Quillt laue Milch bereit für Kind und Lamm;
Obſt iſt nicht weit, der Ebnen reiſe Speiſe,
Und Honig trieſt vom ausgehöhlten Stamm.

Hier iſt das Wohlbehagen erblich,
Die Wange heitert wie der Mund,
Ein jeder iſt an ſeinem Platz unſterblich,
Sie ſind zufrieden und geſund.

Und ſo entwickelt ſich am reinen Tage
Zu Vaterkraft das holde Kind.
Wir ſtaunen drob; noch immer bleibt die Frage:
Ob's Götter, ob es Menſchen ſind?

So war Apoll den Hirten zugeſtaltet,
Daß ihm der ſchönſten einer glich;
Denn wo Natur im reinen Kreiſe waltet,
Ergreifen alle Welten ſich.

(Neben ihr ſitzend.)

So iſt es mir, ſo iſt es dir gelungen;
Vergangenheit ſey hinter uns gethan!
O fühle dich vom höchſten Gott entſprungen!
Der erſten Welt gehörſt du einzig an.

Nicht feſte Burg ſoll dich umſchreiben!
Noch zirkt, in ewiger Jugendkraft,
Für uns, zu wonnevollem Bleiben,
Arkadien in Sparta's Nachbarſchaft.

Gelockt auf ſel'gem Grund zu wohnen,
Du flüchteteſt ins heiterſte Geſchick!
Zur Laube wandeln ſich die Thronen,
Arkadiſch frei ſey unſer Glück!

(Der Schauplatz verwandelt ſich durchaus. An eine Reihe von Felſenhöhlen lehnen ſich geſchloſſene Lauben. Schattiger Hain bis an die rings umgebende Felſenſteile hinan. Fauſt und Helena werden nicht geſehen. Der Chor liegt ſchlafend vertheilt umher.)

Phorkyas.

Wie lange Zeit die Mädchen ſchlafen, weiß ich nicht;
Ob ſie ſich träumen ließen, was ich hell und klar
Vor Augen ſah, iſt ebenfalls mir unbekannt.

Drum weck' ich sie. Erstaunen soll das junge Volk;
Ihr Bärtigen auch, die ihr da drunten sitzend harrt,
Glaubhafter Wunder Lösung endlich anzuschaun.
Hervor! hervor! Und schüttelt eure Locken rasch!
Schlaf aus den Augen! Blinzt nicht so, und hört mich an!

Chor.

Rede nur, erzähl', erzähle, was sich Wunderlichs begeben!
Hören möchten wir am liebsten, was wir gar nicht glauben können;
Denn wir haben Langeweile, diese Felsen anzusehn.

Phorkyas.

Kaum die Augen ausgerieben, Kinder, langeweilt ihr schon?
So vernehmt: in diesen Höhlen, diesen Grotten, diesen Lauben
Schutz und Schirmung war verliehen, wie idyllischem Liebespaare,
Unserm Herrn und unsrer Frauen.

Chor.

Wie, da drinnen?

Phorkyas.

Abgesondert
Von der Welt, nur mich die Eine riefen sie zu stillem Dienste.
Hochgeehrt stand ich zur Seite, doch, wie es Vertrauen ziemet,
Schaut' ich um nach etwas andrem, wendete mich hier- und dorthin,
Suchte Wurzeln, Moos und Rinden, kundig aller Wirksamkeiten:
Und so blieben sie allein.

Chor.

Thust du doch, als ob da drinnen ganze Weltenräume wären,
Wald und Wiese, Bäche, Seen; welche Mährchen spinnst du ab!

Phorkyas.

Allerdings, ihr Unerfahrnen! das sind unerforschte Tiefen:
Saal an Sälen, Hof an Höfen, diese spürt' ich sinnend aus.
Doch auf einmal ein Gelächter echo't in den Höhlen-Räumen;
Schau' ich hin, da springt ein Knabe von der Frauen Schooß zum Manne,
Von dem Vater zu der Mutter; das Gekose, das Getändel,
Thöriger Liebe Neckereien, Scherzgeschrei und Lustgejauchze
Wechselnd übertäuben mich.

Nackt ein Genius ohne Flügel, faunenartig ohne Thierheit,
Springt er auf den feſten Boden, doch der Boden gegenwirkend
Schnellt ihn zu der luft'gen Höhe, und im zweiten, dritten Sprunge
Rührt er an das Hochgewölb.
Aengſtlich ruft die Mutter: ſpringe wiederholt und nach Belieben,
Aber hüte dich zu fliegen! freier Flug iſt dir verſagt.
Und ſo mahnt der treue Vater: in der Erde liegt die Schnellkraft,
Die dich aufwärts treibt; berühre mit der Zehe nur den Boden,
Wie der Erdenſohn Antäus biſt du alſobald geſtärkt.
Und ſo hüpft er auf die Maſſe dieſes Felſens, von der Kante
Zu dem andern und umher ſo wie ein Ball geſchlagen ſpringt.
Doch auf einmal in der Spalte rauher Schlucht iſt er verſchwunden
Und nun ſcheint er uns verloren. Mutter jammert, Vater tröſtet,
Achſelzuckend ſteh' ich ängſtlich. Doch nun wieder welch Erſcheinen!
Liegen Schätze dort verborgen? Blumenſtreifige Gewande
Hat er würdig angethan.
Quaſten ſchwanken von den Armen, Binden flattern um den Buſen,
In der Hand die goldne Leier, völlig wie ein kleiner Phöbus,
Tritt er wohlgemuth zur Kante, zu dem Ueberhang; wir ſtaunen.
Und die Eltern vor Entzücken werfen wechſelnd ſich ans Herz.
Denn wie leuchtet's ihm zu Haupten? Was erglänzt, iſt ſchwer zu ſagen,
Iſt es Goldſchmuck, iſt es Flamme übermächtiger Geiſteskraft.
Und ſo regt er ſich geberdend, ſich als Knabe ſchon verkündend
Künftigen Meiſter alles Schönen, dem die ewigen Melodieen
Durch die Glieder ſich bewegen; und ſo werdet ihr ihn hören,
Und ſo werdet ihr ihn ſehn zu einzigſter Bewunderung.

Chor.

Nennſt du ein Wunder dieß,
Creta's Erzeugte?
Dichtend belehrendem Wort
Haſt du gelauſcht wohl nimmer?
Niemals noch gehört Joniens,
Nie vernommen auch Hellas
Urväterlicher Sagen
Göttlich-heldenhaften Reichthum?

Alles, was je geſchieht
Heutiges Tages,
Trauriger Nachklang iſt's
Herrlicher Ahnherrn-Tage;
Nicht vergleicht ſich dein Erzählen
Dem, was liebliche Lüge,
Glaubhafter als Wahrheit,
Von dem Sohne ſang der Maja.

Dieſen zierlich und kräftig doch
Kaum geborenen Säugling
Faltet in reinſter Windeln Flaum,
Strenget in köſtlicher Wickeln Schmuck
Klatſchender Wärterinnen Schaar,
Unvernünftigen Wähnens.
Kräftig und zierlich aber zieht
Schon der Schalk die geſchmeidigen,
Doch elaſtiſchen Glieder
Liſtig heraus, die purpurne
Aengſtlich drückende Schale
Laſſend ruhig an ſeiner Statt,
Gleich dem fertigen Schmetterling,
Der aus ſtarrem Puppenzwang
Flügel entfaltend behendig ſchlüpft,
Sonnedurchſtrahlten Aether kühn
Und muthwillig durchflatternd.

So auch er, der behendeſte,
Daß er Dieben und Schälken,
Vortheilſuchenden allen auch
Ewig günſtiger Dämon ſey,
Dieß bethätigt er alſobald
Durch gewandteſte Künſte.
Schnell des Meeres Beherrſcher ſtiehlt
Er den Trident, ja dem Ares ſelbſt
Schlau das Schwert aus der Scheide,

ßere Wirkung thun müſſe; alles ſollte vor meinen Augen, alles auf der Bühne vorgehen. Wenn uns in der Schule die Weltgeſchichte vorgetragen wurde, zeichnete ich mir ſorgfältig aus, wo einer auf eine beſondere Weiſe erſtychen oder vergiftet wurde, und meine Einbildungskraft ſah über Expoſition und Verwicklung hinweg und eilte dem intereſſanten fünften Akte zu; ſo fing ich auch wirklich an, einige Stücke von hinten hervor zu ſchreiben, ohne daß ich auch nur bey einem einzigen bis zum Anfange gekommen wäre.

Zu gleicher Zeit las ich, theils aus eignem Antrieb, theils auf Veranlaſſung meiner guten Freunde, welche in den Geſchmack gekommen waren Schauſpiele aufzuführen, einen ganzen Wuſt theatraliſcher Productionen durch, wie ſie der Zufall mir in die Hände führte. Ich war in den glücklichen

Bogen und Pfeil dem Phöbus auch,
Wie dem Hephäſtos die Zange;
Selber Zeus, des Vaters, Blitz
Nähm' er, ſchreckt' ihn das Feuer nicht;
Doch dem Eros ſiegt er ob
In beinſtellendem Ringerſpiel,
Raubt auch Cyprien, wie ſie ihm koſt,
Noch vom Buſen den Gürtel.

(Ein reizendes, reinmelodiſches Saitenſpiel erklingt aus der Höhle. Alle merken auf und ſcheinen bald innig gerührt. Von hier an bis zur bemerkten Pauſe durchaus mit vollſtimmiger Muſik.)

Phorkyas.

Höret allerliebſte Klänge,
Macht euch ſchnell von Fabeln frei!
Eurer Götter alt Gemenge,
Laßt es hin! es iſt vorbei.

Niemand will euch mehr verſtehen,
Fordern wir doch höhern Zoll:
Denn es muß von Herzen gehen,
Was auf Herzen wirken ſoll.

(Sie zieht ſich nach dem Felſen zurück.)

Chor.

Biſt du fürchterliches Weſen
Dieſem Schmeichelton geneigt,
Fühlen wir, als friſch geneſen,
Uns zur Thränenluſt erweicht.

Laß der Sonne Glanz verſchwinden,
Wenn es in der Seele tagt,
Wir im eignen Herzen finden,
Was die ganze Welt verſagt.

Helena, Fauſt, Euphorion in dem oben beſchriebenen Coſtüm.

Euphorion.

Hört ihr Kinderlieder ſingen,
Gleich iſt's euer eigner Scherz;

Seht ihr mich im Tacte ſpringen,
Hüpft euch elterlich das Herz.

Helena.

Liebe, menſchlich zu beglücken,
Nähert ſie ein edles Zwei;
Doch zu göttlichem Entzücken
Bildet ſie ein köſtlich Drei.

Fauſt.

Alles iſt ſodann geſunden:
Ich bin dein und du biſt mein;
Und ſo ſtehen wir verbunden,
Dürft' es doch nicht anders ſeyn!

Chor.

Wohlgefallen vieler Jahre
In des Knaben mildem Schein
Sammelt ſich auf dieſem Paare.
O, wie rührt mich der Verein.

Euphorion.

Nun laßt mich hüpfen,
Nun laßt mich ſpringen,
Zu allen Lüften
Hinauf zu dringen
Iſt mir Begierde,
Sie faßt mich ſchon.

Fauſt.

Nur mäßig! mäßig!
Nicht ins Verwegne;
Daß Sturz und Unfall
Dir nicht begegne,
Zu Grund uns richte
Der theure Sohn.

Euphorion.

Ich will nicht länger
Am Boden ſtecken;
Laßt meine Hände,

Laßt meine Locken,
Laßt meine Kleider!
Sie ſind ja mein.

Helena.

O denk' o denke,
Wem du gehöreſt!
Wie es uns kränke,
Wie du zerſtöreſt
Das ſchön errungene
Mein, Dein und Sein.

Chor.

Bald löſt, ich fürchte,
Sich der Verein!

Helena und Fauſt.

Bändige! bändige,
Eltern zu Liebe,
Ueberlebendige
Heftige Triebe!
Ländlich im Stillen
Ziere den Plan!

Euphorion.

Nur euch zu Willen
Halt' ich mich an.

(Durch den Chor ſich ſchlingend und ihn zum Tanze fortziehend.)

Leichter umſchweb' ich hie
Muntres Geſchlecht.
Iſt nun die Melodie,
Iſt die Bewegung recht?

Helena.

Ja, das iſt wohlgethan;
Führe die Schönen an
Künſtlichem Reihn!

Fauſt.

Wäre das doch vorbei!
Mich kann die Gaukelei
Gar nicht erfreun.

Euphorion und Chor

(tanzend und ſingend bewegen ſich in verſchlungenen Reihen).

Wenn du der Arme Paar
Lieblich bewegeſt,
Im Glanz dein lockig Haar
Schüttelnd erregeſt;
Wenn dir der Fuß ſo leicht
Ueber die Erde ſchleicht,
Dort und da wieder hin
Glieder um Glied ſich ziehn:
Haſt du dein Ziel erreicht,
Liebliches Kind!
All' unſre Herzen ſind
All' dir geneigt.

(Pauſe.)

Euphorion.

Ihr ſeyd ſo viele
Leichtfüßige Rehe;
Zu neuem Spiele
Friſch aus der Nähe!
Ich bin der Jäger,
Ihr ſeyd das Wild.

Chor.

Willſt du uns fangen,
Sey nicht behende;
Denn wir verlangen
Doch nur am Ende,
Dich zu umarmen,
Du ſchönes Bild!

Euphorion.

Nur durch die Haine!
Zu Stock und Steine!
Das leicht Errungene,
Das widert mir,
Nur das Erzwungene
Ergetzt mich ſchier.

Helena und Fauſt.

Welch ein Muthwill, welch ein Raſen!
Keine Mäßigung iſt zu hoffen;
Klingt es doch wie Hörnerblaſen,
Ueber Thal und Wälder dröhnend.
Welch ein Unfug! Welch Geſchrei!

Chor (einzeln ſchnell eintretend).

Uns iſt er vorbeigelaufen;
Mit Verachtung uns verhöhnend,
Schleppt er von dem ganzen Haufen
Nun die wildeſte herbei.

Euphorion

(ein junges Mädchen hereintragend).

Schlepp' ich her die derbe Kleine
Zu erzwungenem Genuſſe;
Mir zur Wonne, mir zur Luſt
Drück' ich die widerſpenſtige Bruſt,
Küſſ' ich widerwärtigen Mund,
Thue Kraft und Willen kund.

Mädchen.

Laß mich los! In dieſer Hülle
Iſt auch Geiſtes Muth und Kraft;
Deinem gleich iſt unſer Wille
Nicht ſo leicht hinweggerafft.
Glaubſt du wohl mich im Gedränge?
Deinem Arm vertrauſt du viel!
Halte feſt, und ich verſenge
Dich, den Thoren, mir zum Spiel.

(Sie flammt auf und lodert in die Höhe.)

Folge mir in leichte Lüfte,
Folge mir in ſtarre Grüfte,
Haſche das verſchwundne Ziel!

Euphorion

(die letzten Flammen abſchüttelnd).

Felſengedränge hier
Zwiſchen dem Waldgebüſch!

Was ſoll die Enge mir?
Bin ich doch jung und friſch.
Winde, ſie ſauſen ja,
Wellen, ſie brauſen da;
Hör' ich doch beides fern,
Nah wär' ich gern.

(Er ſpringt immer höher felsauf.)

Helena, Fauſt und Chor.

Wollteſt du den Gemſen gleichen?
Vor dem Falle muß uns graun.

Euphorion.

Immer höher muß ich ſteigen,
Immer weiter muß ich ſchaun.

Weiß ich nun, wo ich bin!
Mitten der Inſel drinn,
Mitten in Peleps Land,
Erde- wie ſeeverwandt.

Chor.

Magſt nicht in Berg und Wald
Friedlich verweilen,
Suchen wir alſobald
Reben in Zeilen,
Reben am Hügelrand,
Feigen und Apfelgold.
Ach, in dem holden Land
Bleibe du hold!

Euphorion.

Träumt ihr den Friedenstag?
Träume, wer träumen mag!
Krieg iſt das Loſungswort,
Sieg! und ſo klingt es fort.

Chor.

Wer im Frieden
Wünſchet ſich Krieg zurück,

Der iſt geſchieden
Vom Hoffnungsglück.

Euphorion.

Welche dieß Land gebar
Aus Gefahr in Gefahr,
Frei, unbegränzten Muths,
Verſchwenderiſch eignen Bluts,
Mit nicht zu dämpfendem
Heiligem Sinn,
Alle den Kämpfenden
Bring' es Gewinn.

Chor.

Seht hinauf! wie hoch geſtiegen!
Und erſcheint uns doch nicht klein.
Wie im Harniſch, wie zum Siegen,
Wie von Erz und Stahl der Schein.

Euphorion.

Keine Wälle, keine Mauern,
Jeder nur ſich ſelbſt bewußt!
Feſte Burg, um auszudauern,
Iſt des Mannes ehrne Bruſt.

Wollt ihr unerobert wohnen,
Leicht bewaffnet raſch ins Feld!
Frauen werden Amazonen,
Und ein jedes Kind ein Held.

Chor.

Heilige Poeſie,
Himmelan ſteige ſie!
Glänze, der ſchönſte Stern,
Fern und ſo weiter fern!
Und ſie erreicht uns doch
Immer, man hört ſie noch,
Vernimmt ſie gern.

Euphorion.

Nein, nicht ein Kind bin ich erſchienen,
In Waffen kommt der Jüngling an!
Geſellt zu Starken, Freien, Kühnen,
Hat er im Geiſte ſchon gethan.
Nun fort!
Nun dort
Eröffnet ſich zum Ruhm die Bahn.

Helena und Fauſt.

Kaum ins Leben eingerufen,
Heitrem Tag gegeben kaum,
Sehneſt du von Schwindelſtufen
Dich zu ſchmerzenvollem Raum.
Sind denn wir
Gar nichts dir?
Iſt der holde Bund ein Traum?

Euphorion.

Und hört ihr donnern auf dem Meere?
Dort wiederdonnern Thal um Thal?
In Staub und Wellen, Heer dem Heere,
In Drang um Drang, zu Schmerz und Qual.
Und der Tod
Iſt Gebot,
Das verſteht ſich nun einmal.

Helena, Fauſt und Chor.

Welch Entſetzen! welches Grauen!
Iſt der Tod denn dir Gebot?

Euphorion.

Sollt' ich aus der Ferne ſchauen?
Nein! ich theile Sorg' und Noth.

Die Vorigen.

Uebermuth und Gefahr!
Tödtliches Loos!

Jahren, wo uns noch alles gefällt, wo wir in der Menge und Abwechslung unsre Befriedigung finden. Leider aber ward mein Urtheil noch auf eine andere Weise bestochen. Die Stücke gefielen mir besonders, in denen ich zu gefallen hoffte, und es waren wenige, die ich nicht in dieser angenehmen Täuschung durchlas; und meine lebhafte Vorstellungskraft, da ich mich in alle Rollen denken konnte, verführte mich zu glauben, daß ich auch alle darstellen würde: gewöhnlich wählte ich daher bey der Austheilung diejenigen, welche sich gar nicht für mich schickten, und wenn es nur einigermaßen angehn wollte, wohl gar ein paar Rollen.

Kinder wissen beym Spiele aus allem alles zu machen; ein Stab wird zur Flinte, ein Stückchen Holz zum Degen, jedes Bündelchen zur Puppe, und jeder Winkel zur Hütte. In diesem Sinne entwickelte sich un-

Euphorion.

Doch — und ein Flügelpaar
Faltet ſich los!
Dorthin! Ich muß! ich muß!
Gönnt mir den Flug!

(Er wirft ſich in die Lüfte, die Gewande tragen ihn einen Augenblick, ſein Haupt ſtrahlt, ein Lichtſchweif zieht nach.)

Chor.

Ikarus! Ikarus!
Jammer genug!

(Ein ſchöner Jüngling ſtürzt zu der Eltern Füßen, man glaubt in dem Todten eine bekannte Geſtalt zu erblicken; doch das Körperliche verſchwindet ſogleich, die Aureole ſteigt wie ein Komet zum Himmel auf Kleid, Mantel und Lyra bleiben liegen.)

Helena und Fauſt.

Der Freude folgt ſogleich
Grimmige Pein.

Euphorions Stimme aus der Tiefe.

Laß mich im düſtern Reich,
Mutter, mich nicht allein!

(Pauſe.)

Chor (Trauergeſang).

Nicht allein! — wo du auch weileſt,
Denn wir glauben dich zu kennen;
Ach! wenn du dem Tag enteileſt,
Wird kein Herz von dir ſich trennen.
Wüßten wir doch kaum zu klagen,
Neidend ſingen wir dein Loos!
Dir in klar- und trüben Tagen
Lied und Muth war ſchön und groß.

Ach! zum Erdenglück geboren,
Hoher Ahnen, großer Kraft,
Leider! früh dir ſelbſt verloren,
Jugendblüthe weggerafft;

Scharfer Blick, die Welt zu ſchauen,
Mitſinn jedem Herzensdrang,
Liebesgluth der beſten Frauen
Und ein eigenſter Geſang.

Doch du rannteſt unaufhaltſam
Frei ins willenloſe Netz;
So entzweiteſt du gewaltſam
Dich mit Sitte, mit Geſetz;
Doch zuletzt das höchſte Sinnen
Gab dem reinen Muth Gewicht.
Wollteſt Herrliches gewinnen,
Aber es gelang dir nicht.

Wem gelingt es? — Trübe Frage,
Der das Schickſal ſich vermummt,
Wenn am unglückſeligſten Tage
Blutend alles Volk verſtummt.
Doch erfriſchet neue Lieder,
Steht nicht länger tief gebeugt!
Denn der Boden zeugt ſie wieder
Wie von je er ſie gezeugt.

(Völlige Pauſe. Die Muſik hört auf.)

Helena (zu Fauſt).

Ein altes Wort bewährt ſich leider auch an mir:
Daß Glück und Schönheit dauerhaft ſich nicht vereint.
Zerriſſen iſt des Lebens wie der Liebe Band;
Bejammernd beide, ſag' ich ſchmerzlich Lebewohl!
Und werfe mich noch einmal in die Arme dir.
Perſephoneia, nimm den Knaben auf und mich!

(Sie umarmt Fauſt, das Körperliche verſchwindet, Kleid und Schleier bleiben ihm in den Armen.)

Phorkyas (zu Fauſt).

Halte feſt, was dir von allem übrig blieb!
Das Kleid, laß es nicht los! Da zupfen ſchon
Dämonen an den Zipfeln, möchten gern
Zur Unterwelt es reißen. Halte feſt!

Die Göttin iſt's nicht mehr, die du verlorſt,
Doch göttlich iſt's. Vediene dich der hohen
Unſchätzbarn Gunſt und hebe dich empor!
Es trägt dich über alles Gemeine raſch
Am Aether hin, ſo lange du dauern kannſt.
Wir ſehn uns wieder, weit, gar weit von hier.

(Helenens Gewande löſen ſich in Wolken auf, umgeben Fauſt, heben ihn in die Höhe und ziehen mit ihm vorüber.)

Phorkyas

(nimmt Euphorions Kleid, Mantel und Lyra von der Erde, tritt ins Proſcenium, hebt die Cruvien in die Höhe und ſpricht).

Noch immer glücklich aufgefunden!
Die Flamme freilich iſt verſchwunden,
Doch iſt mir um die Welt nicht leid.
Hier bleibt genug, Poeten einzuweihen,
Zu ſtiften Bild- und Handwerksneid;
Und kann ich die Talente nicht verleihen,
Verberg' ich wenigſtens das Kleid.

(Sie ſetzt ſich im Proſcenium an eine Säule nieder.)

Panthalis.

Nun einig, Mädchen! Sind wir doch den Zauber los,
Der alt-theſſaliſchen Vettel wüſten Geiſteszwang;
So des Geklimpers viel verworrner Töne Rauſch,
Das Ohr verwirrend, ſchlimmer noch den innern Sinn.
Hinab zum Hades! Eilte doch die Königin
Mit ernſtem Gang hinunter. Ihrer Sohle ſey
Unmittelbar getreuer Mägde Schritt gefügt!
Wir finden ſie am Throne der Unerforſchlichen.

Chor.

Königinnen, freilich überall ſind ſie gern;
Auch im Hades ſtehen ſie oben an,
Stolz zu ihres Gleichen geſellt,
Mit Perſephonen innigſt vertraut;
Aber wir im Hintergrunde
Tiefer Asphodelos-Wieſen,

Langgeſtreckten Pappeln,
Unfruchtbaren Weiden zugeſellt,
Welchen Zeitvertreib haben wir?
Fledermausgleich zu pipſen,
Geflüſter, unerfreulich, geſpenſtig.

Chorführerin.

Wer keinen Namen ſich erwarb, doch Edles will,
Gehört den Elementen an; ſo fahret hin!
Mit meiner Königin zu ſeyn verlangt mich heiß;
Nicht nur Verdienſt, auch Treue wahrt uns die Perſon.

[Alle.]

Alle.

Zurückgegeben ſind wir dem Tageslicht!
Zwar Perſonen nicht mehr,
Das fühlen, das wiſſen wir,
Aber zum Hades kehren wir nimmer.
Ewig lebendige Natur
Macht auf uns Geiſter,
Wir auf ſie vollgültigen Anſpruch.

Ein Theil des Chors.

Wir in dieſer tauſend Aeſte Flüſterzittern, Säuſelſchweben
Reizen tändelnd, locken leiſe wurzelauf des Lebens Quellen
Nach den Zweigen; bald mit Blättern, bald mit Blüthen überſchwenglich
Zieren wir die Flatterhaare frei zu luſtigem Gedeihn.
Fällt die Frucht, ſogleich verſammeln lebensluſtig Volk und Heerden
Sich zum Greifen, ſich zum Naſchen, eilig kommend, emſig drängend,
Und, wie vor den erſten Göttern, bückt ſich alles um uns her.

Ein andrer Theil.

Wir, an dieſer Felſenwände weithinleuchtend glattem Spiegel
Schmiegen wir, in ſanften Wellen uns bewegend, ſchmeichelnd an;
Horchen, lauſchen jedem Laute, Vogelſingen, Röhrigflöten:
Sey es Pans furchtbarer Stimme, Antwort iſt ſogleich bereit;
Säuſelt's, ſäuſeln wir erwiedernd, donnert's, rollen unſre Donner
In erſchütterndem Verdoppeln, dreifach, zehnfach hinten nach.

Ein dritter Theil.

Schweſtern! Wir, bewegtern Sinnes, eilen mit den Bächen weiter:
Denn es reizen jener Ferne reichgeſchmückte Hügelzüge.
Immer abwärts, immer tiefer, wäſſern wir, mäandriſch wallend,
Jetzt die Wieſe, dann die Matten, gleich den Garten um das Haus;
Dort bezeichnen's der Cypreſſen ſchlanke Wipfel, über Landſchaft,
Uferzug und Wellenſpiegel nach dem Aether ſteigende.

Ein vierter Theil.

Wallt ihr andern, wo's beliebet; wir umzingeln, wir umrauſchen
Den durchaus bepflanzten Hügel, wo am Stab die Rebe grünt.
Dort zu aller Tage Stunden läßt die Leidenſchaft des Winzers
Uns des liebevollſten Fleißes zweifelhaft Gelingen ſehn.
Bald mit Hacke, bald mit Spaten, bald mit Häufeln, Schneiden, Binden,
Betet er zu allen Göttern, vörderſamſt zum Sonnengott.
Bacchus kümmert ſich, der Weichling, wenig um den treuen Diener,
Ruht in Lauben, lehnt in Höhlen, faſelnd mit dem jüngſten Faun.
Was zu ſeiner Träumereien halbem Rauſch er je bedurfte,
Immer bleibt es ihm in Schläuchen, ihm in Krügen und Gefäßen,
Rechts und links der kühlen Grüfte, ewige Zeiten aufbewahrt.
Haben aber alle Götter, hat nun Helios vor allen,
Lüftend, feuchtend, wärmend, gluthend, Beeren-Füllhorn aufgehäuft,
Wo der ſtille Winzer wirkte, dort auf einmal wird's lebendig,
Und es rauſcht in jedem Laube, raſchelt um von Stock zu Stock;
Körbe knarren, Eimer klappern, Tragebutten ächzen hin,
Alles nach der großen Kufe zu der Keltrer kräft'gem Tanz;
Und ſo wird die heilige Fülle reingeborner ſaftiger Beeren
Frech zertreten; ſchäumend, ſprühend miſcht ſich's, widerlich zerquetſcht.
Und nun gellt ins Ohr der Cymbeln mit der Becken Erzgetöne;
Denn es hat ſich Dionyſos aus Myſterien enthüllt,
Kommt herver mit Ziegenfüßlern, ſchwenkend Ziegenfüßlerinnen,
Und dazwiſchen ſchreit unbändig grell Silenus öhrig Thier.

Nichts geschont! Gespaltne Klauen treten alle Sitte nieder,
Alle Sinne wirbeln taumlich, gräßlich übertäubt das Ohr.
Nach der Schale tappen Trunkne, überfüllt sind Kopf und Wänste;
Sorglich ist noch ein und andrer, doch vermehrt er die Tumulte;
Denn um neuen Most zu bergen, leert man rasch den alten
Schlauch!

(Der Vorhang fällt.)

Phorkyas

(im Proscenium richtet sich riesenhaft auf, tritt aber von den Cothurnen herunter, lehnt Maske und Schleier zurück und zeigt sich als Mephistopheles, um, insofern es nöthig wäre, im Epilog das Stück zu commentiren).

Vierter Act.

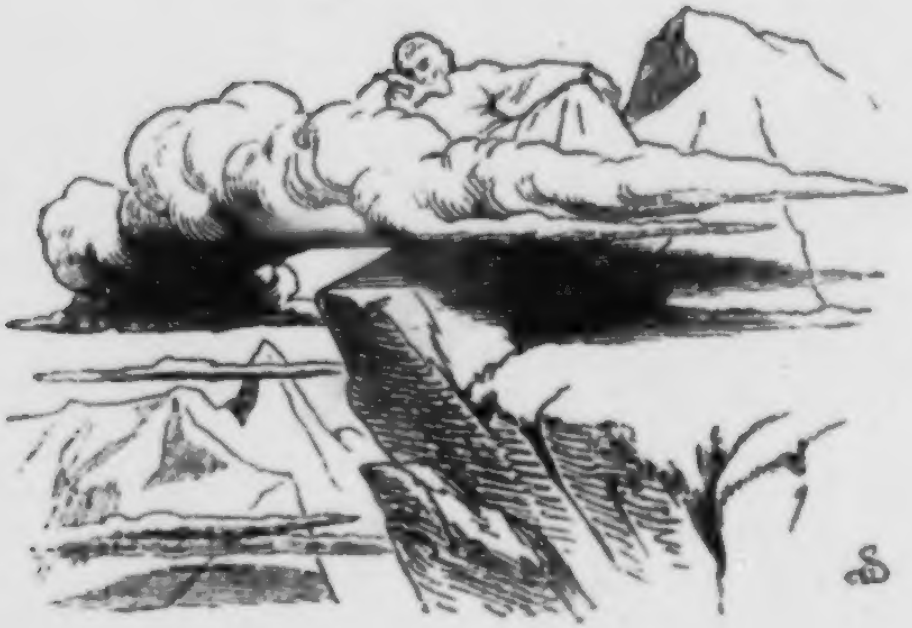

Hochgebirg.

ſtarke zackige Felſen-Gipfel. Eine Wolke zieht herbei, lehnt ſich an, ſenkt ſich auf eine vorſtehende Platte herab. Sie theilt ſich.

Fauſt (tritt hervor).

Der Einſamkeiten tiefſte ſchauend unter meinem Fuß,
Betret' ich wohlbedächtig dieſer Gipfel Saum,
Entlaſſend meiner Wolke Tragwerk, die mich ſanft
An klaren Tagen über Land und Meer geführt.
Sie löſt ſich langſam, nicht zerſtiebend, von mir ab.
Nach Oſten ſtrebt die Maſſe mit geballtem Zug,
Ihr ſtrebt das Auge ſtaunend in Bewundrung nach.
Sie theilt ſich wandelnd, wogenhaft, veränderlich.
Doch will ſich's meinen. — Ja! das Auge trügt mich nicht! —
Auf ſonnbeglänzten Pfühlen herrlich hingeſtreckt,

Zwar rieſenhaft, ein göttergleiches Frauengebild,
Ich ſeh's! Junonen ähnlich, Leda'n, Helenen,
Wie majeſtätiſch lieblich mir's im Auge ſchwankt.
Ach! ſchon verrückt ſich's! Formlos breit und aufgethürmt,
Ruht es im Oſten, fernen Eisgebirgen gleich,
Und ſpiegelt blendend flüchtiger Tage großen Sinn.
Doch mir umſchwebt ein zarter lichter Nebelſtreif
Mech Bruſt und Stirn, erheiternd, kühl und ſchmeichelhaft.
Nun ſteigt es leicht und zaudernd höher auf,
Fügt ſich zuſammen. — Täuſcht mich ein entzückend Bild
Als jugendlichſtes, längſtentbehrtes höchſtes Gut?
Des tiefſten Herzens frühſte Schätze quellen auf;
Aurorens Liebe, leichten Schwungs, bezeichnet's mir,
Den ſchnellempfundnen, erſten, kaum verſtandnen Blick,
Der, feſtgehalten, überglänzte jeden Schatz.
Wie Seelenſchönheit ſteigert ſich die holde Form,
Löſt ſich nicht auf, erhebt ſich in den Aether hin,
Und zieht das Beſte meines Innern mit ſich fort.

Ein Siebenmeilenſtiefel tappt auf.

Ein Anderer folgt alsbald.

Mephiſtopheles ſteigt ab.

Die Stiefel ſchreiten eilig weiter.

Mephiſtopheles.

Das heiß' ich endlich vorgeſchritten!
Nun aber ſag', was fällt dir ein?
Steigſt ab in ſolcher Gränel Mitten,
Im gräßlich gähnenden Geſtein?
Ich kenn' es wohl, doch nicht an dieſer Stelle,
Denn eigentlich war das der Grund der Hölle.

Fauſt.

Es fehlt dir nie an närriſchen Legenden;
Fängſt wieder an dergleichen auszuſpenden.

Mephiſtopheles (ernſthaft).

Als Gott der Herr — ich weiß auch wohl warum —
Uns aus der Luft in tiefſte Tiefen bannte,

Da, wo centralisch glühend, um und um,
Ein ewig Feuer flammend sich durchbrannte,
Wir fanden uns bei allzugroßer Hellung
In sehr gedrängter unbequemer Stellung.
Die Teufel fingen sämmtlich an zu husten,
Von oben und von unten auszupusten;
Die Hölle schwoll von Schwefelstank und Säure,
Das gab ein Gas! das ging ins Ungeheure,
So daß gar bald der Länder flache Kruste,
So dick sie war, zerkrachend bersten mußte.
Nun haben wir's an einem andern Zipfel;
Was ehmals Grund war, ist nun Gipfel.
Sie gründen auch hierauf die rechten Lehren,
Das Unterste ins Oberste zu kehren.
Denn wir entrannen knechtisch-heißer Gruft
Ins Uebermaß der Herrschaft freier Luft;
Ein offenbar Geheimniß, wohl verwahrt,
Und wird nur spät den Völkern offenbart. (Ephes. 6. 12.)

Faust.

Gebirgesmasse bleibt mir edel-stumm,
Ich frage nicht woher und nicht warum? —
Als die Natur sich in sich selbst gegründet,
Da hat sie rein den Erdball abgerundet,
Der Gipfel sich, der Schluchten sich erfreut,
Und Fels an Fels und Berg an Berg gereiht,
Die Hügel dann bequem hinabgebildet,
Mit sanftem Zug sie in das Thal gemildet:
Da grünt's, und wächst's, und um sich zu erfreuen,
Bedarf sie nicht der tollen Strudeleien.

Mephistopheles.

Das sprecht ihr so! Das scheint euch sonnenklar;
Doch weiß es anders, der zugegen war.
Ich war dabei, als noch da drunten siedend
Der Abgrund schwoll und strömend Flammen trug,
Als Molochs Hammer, Fels an Felsen schmiedend,
Gebirges-Trümmer in die Ferne schlug.

Noch ſtarrt das Land von fremden Centnermaſſen;
Wer giebt Erklärung ſolcher Schleudermacht?
Der Philoſoph, er weiß es nicht zu faſſen,
Da liegt der Fels, man muß ihn liegen laſſen,
Zu Schanden haben wir uns ſchon gedacht. —
Das treu-gemeine Volk allein begreift
Und läßt ſich im Begriff nicht ſtören;
Ihm iſt die Weisheit längſt gereift:
Ein Wunder iſt's, der Satan kommt zu Ehren.
Mein Wandrer hinkt an ſeiner Glaubenskrücke
Zum Teufelsſtein, zur Teufelsbrücke.

Fauſt.

Es iſt doch auch bemerkenswerth zu achten,
Zu ſehn, wie Teufel die Natur betrachten.

Mephiſtopheles.

Was geht mich's an! Natur ſey wie ſie ſey!
's iſt Ehrenpunkt: der Teufel war dabei!
Wir ſind die Leute, Großes zu erreichen,
Tumult, Gewalt und Unſinn! ſieh das Zeichen! —
Doch, daß ich endlich ganz verſtändlich ſpreche,
Gefiel dir nichts an unſrer Oberfläche?
Du überſahſt, in ungemeßnen Weiten,
„Die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeiten." (Matth. 4.)
Doch, ungenügſam, wie du biſt,
Empfandeſt du wohl kein Gelüſt?

Fauſt.

Und doch! ein Großes zog mich an.
Errathe!

Mephiſtopheles.

Das iſt bald gethan.
Ich ſuchte mir ſo eine Hauptſtadt aus,
Im Kerne Bürger-Nahrungsgraus,
Krummenge Gäßchen, ſpitze Giebeln,
Beſchränkten Markt, Kohl, Rüben, Zwiebeln,
Fleiſchbänke, wo die Schmeißen hauſen,
Die fetten Braten anzuſchmauſen;

ſer Privattheater. Bey der völligen Unkenntniß unſrer Kräfte unternahmen wir alles, bemerkten kein qui pro quo, und waren überzeugt, jeder müſſe uns dafür nehmen, wofür wir uns gaben. Leider ging alles einen ſo gemeinen Gang, daß mir nicht einmal eine merkwürdige Albernheit zu erzählen übrig bleibt. Erſt ſpielten wir die wenigen Stücke durch, in welchen nur Mannsperſonen auftreten; dann verkleideten wir einige aus unſerm Mittel, und zogen zuletzt die Schweſtern mit ins Spiel. In einigen Häuſern hielt man es für eine nützliche Beſchäftigung und lud Geſellſchaften darauf. Unſer Artillerielieutenant verließ uns auch hier nicht. Er zeigte uns, wie wir kommen und gehen, deklamiren und geſtikuliren ſollten; allein er erntete für ſeine Bemühung meiſtens wenig Dank, indem wir die theatraliſchen Künſte ſchon beſſer als er zu verſtehen glaubten.

Wir

Da findeſt du zu jeder Zeit
Gewiß Gedank und Thätigkeit.
Dann weite Plätze, breite Straßen,
Vornehmen Schein ſich anzumaßen;
Und endlich, wo kein Thor beſchränkt,
Vorſtädte, gränzenlos verlängt.
Da freut' ich mich an Rollekutſchen,
Am lärmigen Hin- und Wiederrutſchen,
Am ewigen Hin- und Wiederlaufen
Zerſtreuter Ameis-Wimmelhaufen.
Und, wenn ich führe, wenn ich ritte,
Erſchien' ich immer ihre Mitte,
Von Hunderttauſenden verehrt.

Fauſt.

Das kann mich nicht zufrieden ſtellen!
Man freut ſich, daß das Volk ſich mehrt,
Nach ſeiner Art behaglich nährt,
Sogar ſich bildet, ſich belehrt, —
Und man erzieht ſich nur Rebellen.

Mephiſtopheles.

Dann baut' ich, grandios, mir ſelbſt bewußt,
Am luſtigen Ort ein Schloß zur Luſt.
Wald, Hügel, Flächen, Wieſen, Feld
Zum Garten prächtig umbeſtellt.
Vor grünen Wänden Sammetmatten,
Schnurwege, kunſtgerechte Schatten,
Cascadenſturz, durch Fels zu Fels gepaart,
Und Waſſerſtrahlen aller Art;
Ehrwürdig ſteigt es dort, doch an den Seiten,
Da ziſcht's und piſcht's, in tauſend Kleinigkeiten;
Dann aber ließ' ich allerſchönſten Frauen
Vertraut-bequeme Häuslein bauen;
Verbrächte da gränzenloſe Zeit
In allerliebſt-geſelliger Einſamkeit.
Ich ſage Frauen; denn ein für allemal
Denk' ich die Schönen im Plural.

Faust.

Schlecht und modern! Sardanapal!

Mephistopheles.

Erräth man wohl, wornach du strebtest?
Es war gewiß erhaben-kühn.
Der du dem Mond um so viel näher schwebtest,
Dich zog wohl deine Sucht dahin?

Faust.

Mit nichten! dieser Erdenkreis
Gewährt noch Raum zu großen Thaten.
Erstaunenswürdiges soll gerathen,
Ich fühle Kraft zu kühnem Fleiß.

Mephistopheles.

Und also willst du Ruhm verdienen?
Man merkt's, du kommst von Heroinen.

Faust.

Herrschaft gewinn' ich, Eigenthum!
Die That ist alles, nichts der Ruhm.

Mephistopheles.

Doch werden sich Poeten finden,
Der Nachwelt deinen Glanz zu künden,
Durch Thorheit Thorheit zu entzünden.

Faust.

Vor allem ist dir nichts gewährt.
Was weißt du, was der Mensch begehrt?
Dein widrig Wesen, bitter, scharf,
Was weiß es, was der Mensch bedarf?

Mephistopheles.

Geschehe denn nach deinem Willen!
Vertraue mir den Umfang deiner Grillen.

Faust.

Mein Auge war aufs hohe Meer gezogen;
Es schwoll empor, sich in sich selbst zu thürmen,
Dann ließ es nach und schüttelte die Wogen,
Des flachen Ufers Breite zu bestürmen.

Und das verdroß mich; wie der Uebermuth
Den freien Geiſt, der alle Rechte ſchätzt,
Durch leidenſchaftlich aufgeregtes Blut
Ins Mißbehagen des Gefühls verſetzt.
Ich hielt's für Zufall, ſchärfte meinen Blick:
Die Woge ſtand und rollte dann zurück,
Entfernte ſich vom ſtolz erreichten Ziel;
Die Stunde kommt, ſie wiederholt das Spiel.

Mephiſtopheles (ad Spectatores).

Da iſt für mich nichts Neues zu erfahren,
Das kenn' ich ſchon ſeit hunderttauſend Jahren.

Fauſt

(leidenſchaftlich fortfahrend.)

Sie ſchleicht heran, an abertauſend Enden,
Unfruchtbar ſelbſt, Unfruchtbarkeit zu ſpenden;
Nun ſchwillt's und wächſt und rollt und überzieht
Der wüſten Strecke widerlich Gebiet.
Da herrſchet Well' auf Welle kraftbegeiſtet,
Zieht ſich zurück, und es iſt nichts geleiſtet.
Was zur Verzweiflung mich beängſtigen könnte!
Zweckloſe Kraft unbändiger Elemente!
Da wagt mein Geiſt, ſich ſelbſt zu überfliegen;
Hier möcht' ich kämpfen, dieß möcht' ich beſiegen.

Und es iſt möglich! — fluthend wie ſie ſey,
An jedem Hügel ſchmiegt ſie ſich vorbei;
Sie mag ſich noch ſo übermüthig regen,
Geringe Höhe ragt ihr ſtolz entgegen,
Geringe Tiefe zieht ſie mächtig an.
Da faßt' ich ſchnell im Geiſte Plan auf Plan:
Erlange dir das köſtliche Genießen,
Das herriſche Meer vom Ufer auszuſchließen,
Der feuchten Breite Gränzen zu verengen
Und, weit hinein, ſie in ſich ſelbſt zu drängen!

Von Schritt zu Schritt wußt' ich mir's zu erörtern.
Das iſt mein Wunſch, den wage zu befördern!

(Trommeln und kriegeriſche Muſik im Rücken der Zuſchauer, aus der Ferne, von der rechten Seite her.)

Mephiſtopheles.

Wie leicht iſt das! — hörſt du die Trommeln fern?

Fauſt.

Schon wieder Krieg! der Kluge hört's nicht gern.

Mephiſtopheles.

Krieg oder Frieden — klug iſt das Bemühen,
Aus jedem Umſtand ſeinen Vortheil ziehen.
Man paßt, man merkt auf jedes günſtige Nu;
Gelegenheit iſt da; nun, Fauſte, greife zu!

Fauſt.

Mit ſolchem Räthſelkram verſchone mich!
Und kurz und gut, was ſoll's? Erkläre dich!

Mephiſtopheles.

Auf meinem Zuge blieb mir nicht verborgen,
Der gute Kaiſer ſchwebt in großen Sorgen;
Du kennſt ihn ja. Als wir ihn unterhielten,
Ihm falſchen Reichthum in die Hände ſpielten,
Da war die ganze Welt ihm feil.
Denn jung ward ihm der Thron zu Theil,
Und ihm beliebt' es falſch zu ſchließen:
Es könne wohl zuſammengehn,
Und ſey recht wünſchenswerth und ſchön,
Regieren und zugleich genießen.

Fauſt.

Ein großer Irrthum! Wer befehlen ſoll,
Muß im Befehlen Seligkeit empfinden;
Ihm iſt die Bruſt von hohem Willen voll,
Doch was er will, es darf's kein Menſch ergründen;
Was er den Treuſten in das Ohr geraunt,
Es iſt gethan und alle Welt erſtaunt

So wird er ſtets der Allerhöchſte ſeyn,
Der Würdigſte! Genießen macht gemein.

Mephiſtopheles.

So iſt er nicht! Er ſelbſt genoß und wie!
Indeß zerfiel das Reich in Anarchie,
Wo Groß und Klein ſich kreuz und quer befehdeten,
Und Brüder ſich vertrieben, tödteten,
Burg gegen Burg, Stadt gegen Stadt,
Zunft gegen Adel Fehde hat,
Der Biſchof mit Capitel und Gemeinde;
Was ſich nur anſah, waren Feinde.
In Kirchen Mord und Todtſchlag, vor den Thoren
Iſt jeder Kauf- und Wandersmann verloren.
Und allen wuchs die Kühnheit nicht gering;
Denn leben hieß: ſich wehren — Nun, das ging.

Fauſt.

Es ging, es hinkte, fiel, ſtand wieder auf,
Dann überſchlug ſich's, rollte plump zu Hauf.

Mephiſtopheles.

Und ſolchen Zuſtand durfte niemand ſchelten,
Ein jeder konnte, jeder wollte gelten:
Der Kleinſte ſelbſt, er galt für voll;
Doch war's zuletzt den Beſten allzutoll.
Die Tüchtigen, ſie ſtanden auf mit Kraft,
Und ſagten: Herr iſt, der uns Ruhe ſchafft.
Der Kaiſer kann's nicht, will's nicht — laßt uns wählen
Den neuen Kaiſer, neu das Reich beſeelen,
Indem er jeden ſicher ſtellt,
In einer friſch geſchaffnen Welt
Fried' und Gerechtigkeit vermählen!

Fauſt.

Das klingt ſehr pfäffiſch.

Mephiſtopheles.

Pfaffen waren's auch,
Sie ſicherten den wohlgenährten Bauch;

Sie waren mehr als andere betheiligt.
Der Aufruhr ſchwoll, der Aufruhr war gebeiligt;
Und unſer Kaiſer, den wir froh gemacht,
Zieht ſich hierher, vielleicht zur letzten Schlacht.

Fauſt.

Er jammert mich; er war ſo gut und offen.

Mephiſtopheles.

Komm, ſehn wir zu! der Lebende ſoll hoffen.
Befrein wir ihn aus dieſem engen Thale!
Einmal gerettet iſt's für tauſend Male.
Wer weiß, wie noch die Würfel fallen?
Und hat er Glück, ſo hat er auch Vaſallen.

(Sie ſteigen über das Mittelgebirg herüber und beſchauen die Anordnung des Heeres im Thal. Trommeln und Kriegsmuſik ſchallt von unten auf.)

Mephiſtopheles.

Die Stellung, ſeh' ich, gut iſt ſie genommen!
Wir treten zu, dann iſt der Sieg vollkommen.

Fauſt.

Was kann da zu erwarten ſeyn?
Trug! Zauberblendwerk! Hohler Schein!

Mephiſtopheles.

Kriegsliſt, um Schlachten zu gewinnen!
Befeſtige dich bei großen Sinnen,
Indem du deinen Zweck bedenkſt!
Erhalten wir dem Kaiſer Thron und Lande,
So knieſt du nieder und empfängſt
Die Lehn von gränzenloſem Strande.

Fauſt.

Schon manches haſt du durchgemacht;
Nun, ſo gewinn' auch eine Schlacht!

Mephiſtopheles.

Nein, du gewinnſt ſie! dieſes Mal
Biſt du der Obergeneral.

Faust.

Das wäre mir die rechte Höhe,
Da zu befehlen, wo ich nichts verstehe!

Mephistopheles.

Laß du den Generalstab sorgen,
Und der Feldmarschall ist geborgen.
Kriegsunrath hab' ich längst verspürt,
Den Kriegsrath gleich voraus formirt
Aus Urgebirgs Urmenschenkraft;
Wohl dem, der sie zusammenrafft!

Faust.

Was seh' ich dort, was Waffen trägt?
Hast du das Bergvolk aufgeregt?

Mephistopheles.

Nein! aber gleich Herrn Peter Squenz
Vom ganzen Praß die Quintessenz.

Die drei Gewaltigen treten auf.

(Sam. II, 23, 8.)

Mephistopheles.

Da kommen meine Bursche ja!
Du siehst, von sehr verschiednen Jahren,
Verschiednem Kleid und Rüstung sind sie da;
Du wirst nicht schlecht mit ihnen fahren.

(Ad Spectatores.)

Es liebt sich jetzt ein jedes Kind
Den Harnisch und den Ritterkragen;
Und, allegorisch wie die Lumpen sind,
Sie werden nur um desto mehr behagen.

Raufebold

(jung, leicht bewaffnet, bunt gekleidet).

Wenn einer mir ins Auge sieht,
Werd' ich ihm mit der Faust gleich in die Fresse fahren,
Und eine Memme, wenn sie flieht,
Faß' ich bei ihren letzten Haaren.

Habebald

(männlich, wohl bewaffnet, reich gekleidet).

So leere Händel, das ſind Poſſen,
Damit verdirbt man ſeinen Tag;
Im Nehmen ſey nur unverdroſſen,
Nach allem andern frag' hernach!

Halteſeſt

(bejahrt, ſtark bewaffnet, ohne Gewand).

Damit iſt auch nicht viel gewonnen!
Bald iſt ein großes Gut zerronnen,
Es rauſcht im Lebensſtrom hinab.
Zwar nehmen iſt recht gut, doch beſſer iſt's behalten;
Laß du den grauen Kerl nur walten,
Und niemand nimmt dir etwas ab.

(Sie ſteigen allzuſammen tiefer.)

Auf dem Vorgebirg.

Trommeln und kriegeriſche Muſik von unten. Des Kaiſers Zelt wird aufgeſchlagen.

Kaiſer. Obergeneral. Trabanten.

Obergeneral.

Noch immer ſcheint der Vorſatz wohl erwogen,
Daß wir in dieß gelegene Thal
Das ganze Heer gedrängt zurückgezogen;
Ich hoffe feſt, uns glückt die Wahl.

Kaiſer.

Wie es nun geht, es muß ſich zeigen;
Doch mich verdrießt die halbe Flucht, das Weichen.

Obergeneral.

Schau' hier, mein Fürſt, auf unſre rechte Flanke!
Solch ein Terrain wünſcht ſich der Kriegsgedanke;

Wir verfielen gar bald auf das Trauerspiel: denn wir hatten oft sagen hören, und glaubten selbst, es sey leichter eine Tragödie zu schreiben und vorzustellen, als im Lustspiele vollkommen zu seyn. Auch fühlten wir uns beym ersten tragischen Versuche ganz in unserm Elemente, wir suchten uns der Höhe des Standes, der Vortreflichkeit der Charaktere, durch Steifheit und Affectation zu nähern, und dünkten uns durchaus nicht wenig; allein vollkommen glücklich waren wir nur, wenn wir recht rasen, mit den Füßen stampfen und uns wohl gar vor Wuth und Verzweiflung auf die Erde werfen durften.

Knaben und Mädchen waren in diesen Spielen nicht lange beysammen, als die Natur sich zu regen, und die Gesellschaft sich in verschiedene kleine Liebesgeschichten zu theilen anfing, da denn meistentheils Comödie

Nicht ſteil die Hügel, doch nicht allzugänglich,
Den Unſern vortheilhaft, dem Feind verfänglich;
Wir, halb verſteckt, auf wellenförmigem Plan,
Die Reiterei, ſie wagt ſich nicht heran.

Kaiſer.

Mir bleibt nichts übrig, als zu loben;
Hier kann ſich Arm und Bruſt erproben.

Obergeneral.

Hier, auf der Mittelwieſe flachen Räumlichkeiten,
Siehſt du den Phalanx, wohlgemuth zu ſtreiten.
Die Piken blinken flimmernd in der Luft,
Im Sonnenglanz, durch Morgennebelduft.
Wie dunkel wogt das mächtige Quadrat!
Zu Tauſenden glüht's hier auf große That.
Du kannſt daran der Maſſe Kraft erkennen;
Ich trau' ihr zu, der Feinde Kraft zu trennen.

Kaiſer.

Den ſchönen Blick hab' ich zum erſtenmal.
Ein ſolches Heer gilt für die Doppelzahl.

Obergeneral.

Von unſrer Linken hab' ich nichts zu melden;
Den ſtarren Fels beſetzen wackre Helden.
Das Steingeklipp, das jetzt von Waffen blitzt,
Den wichtigen Paß der engen Klauſe ſchützt.
Ich ahne ſchon, hier ſcheitern Feindeskräfte
Unvorgeſehn im blutigen Geſchäfte. —

Kaiſer.

Dort ziehn ſie her, die falſchen Anverwandten,
Wie ſie mich Oheim, Vetter, Bruder nannten,
Sich immer mehr und wieder mehr erlaubten,
Dem Zepter Kraft, dem Thron Verehrung raubten,
Dann, unter ſich entzweit, das Reich verheerten,
Und nun geſammt ſich gegen mich empörten.
Die Menge ſchwankt im ungewiſſen Geiſt,
Dann ſtrömt ſie nach, wohin der Strom ſie reißt.

Obergeneral.

Ein treuer Mann, auf Kundſchaft ausgeſchickt,
Kommt eilig felſenab; ſey's ihm geglückt!

Erſter Kundſchafter.

Glücklich iſt ſie uns gelungen,
Liſtig, muthig, unſre Kunſt,
Daß wir hin und her gedrungen;
Doch wir bringen wenig Gunſt.
Viele ſchwören reine Huldigung
Dir, wie manche treue Schaar;
Doch Unthätigkeits-Entſchuldigung,
Innere Gährung, Volksgefahr.

Kaiſer.

Sich ſelbſt erhalten bleibt der Selbſtſucht Lehre,
Nicht Dankbarkeit und Neigung, Pflicht und Ehre.
Bedenkt ihr nicht, wenn eure Rechnung voll,
Daß Nachbars Hausbrand euch verzehren ſoll?

Obergeneral.

Der Zweite kommt, nur langſam ſteigt er nieder,
Dem müden Manne zittern alle Glieder.

Zweiter Kundſchafter.

Erſt gewahrten wir vergnüglich
Wilden Weſens irren Lauf;
Unerwartet, unverzüglich
Trat ein neuer Kaiſer auf.
Und auf vorgeſchriebenen Bahnen
Zieht die Menge durch die Flur;
Den entrollten Lügenfahnen
Folgen alle. — Schafsnatur!

Kaiſer.

Ein Gegenkaiſer kommt mir zum Gewinn,
Nun fühl' ich erſt, daß Ich der Kaiſer bin.
Nur als Soldat legt' ich den Harniſch an,
Zu höhrem Zweck iſt er nun umgethan.

Bei jedem Feſt, wenn's noch ſo glänzend war,
Nichts ward vermißt, mir fehlte die Gefahr.
Wie ihr auch ſeyd, zum Ringſpiel riethet ihr,
Mir ſchlug das Herz, ich athmete Turnier;
Und hättet ihr mir nicht vom Kriegen abgerathen,
Jetzt glänzt' ich ſchon in lichten Heldenthaten.
Selbſtſtändig fühlt' ich meine Bruſt beſiegelt,
Als ich mich dort im Feuerreich beſpiegelt;
Das Element drang gräßlich auf mich los;
Es war nur Schein, allein der Schein war groß.
Von Sieg und Ruhm hab' ich verwirrt geträumt;
Ich bringe nach, was frevelhaft verſäumt.

(Die Herolde werden abgefertigt zur Herausforderung des Gegenkaiſers.)

Fauſt geharniſcht, mit halbgeſchloſſenem Helme.

Die drei Gewaltigen gerüſtet und gekleidet wie oben.

Fauſt.

Wir treten auf und hoffen ungeſcholten;
Auch ohne Noth hat Vorſicht wohl gegolten.
Du weißt, das Bergvolk denkt und ſimulirt,
Iſt in Natur- und Felſenſchrift ſtudirt.
Die Geiſter, längſt dem flachen Land entzogen,
Sind mehr als ſonſt dem Felsgebirg gewogen.
Sie wirken ſtill durch labyrinthiſche Klüfte
Im edlen Gas metalliſch reicher Düfte;
Im ſteten Sondern, Prüfen und Verbinden
Ihr einziger Trieb iſt, Neues zu erfinden.
Mit leiſem Finger geiſtiger Gewalten
Erbauen ſie durchſichtige Geſtalten;
Dann im Kryſtall und ſeiner ewigen Schweigniß
Erblicken ſie der Oberwelt Ereigniß.

Kaiſer.

Vernommen hab' ich's und ich glaube dir;
Doch, wackrer Mann, ſag' an: was ſoll das hier?

Faust.

Der Nekromant von Norcia, der Sabiner,
Ist dein getreuer, ehrenhafter Diener.
Welch gräulich Schicksal droht' ihm ungeheuer!
Das Reisig prasselte, schon züngelte das Feuer;
Die trocknen Scheite, rings umher verschränkt,
Mit Pech und Schwefelruthen untermengt;
Nicht Mensch, noch Gott, noch Teufel konnte retten;
Die Majestät zersprengte glühende Ketten.
Dort war's in Rom. Er bleibt dir hoch verpflichtet,
Auf deinen Gang in Sorge stets gerichtet.
Von jener Stund' an ganz vergaß er sich,
Er fragt den Stern, die Tiefe nur für dich.
Er trug uns auf, als eiligstes Geschäfte,
Bei dir zu stehn. Groß sind des Berges Kräfte;
Da wirkt Natur so übermächtig frei,
Der Pfaffen Stumpfsinn schilt es Zauberei.

Kaiser.

Am Freudentag wenn wir die Gäste grüßen,
Die heiter kommen, heiter zu genießen,
Da freut uns jeder, wie er schiebt und drängt,
Und, Mann für Mann, der Säle Raum verengt;
Doch höchst willkommen muß der Biedre seyn,
Tritt er als Beistand kräftig zu uns ein,
Zur Morgenstunde, die bedenklich waltet,
Weil über ihr des Schicksals Wage schaltet.
Doch lenket hier, im hohen Augenblick,
Die starke Hand vom willigen Schwert zurück.
Ehrt den Moment, wo manche Tausend schreiten,
Für oder wider mich zu streiten!
Selbst ist der Mann! Wer Thron und Kron' begehrt,
Persönlich sey er solcher Ehren werth.
Sey das Gespenst, das gegen uns erstanden,
Sich Kaiser nennt und Herr von unsern Landen,
Des Heeres Herzog, Lehnsherr unsrer Großen,
Mit eigner Faust ins Todtenreich gestoßen!

Fauſt.

Wie es auch ſey, das Groſſe zu vollenden,
Du thuſt nicht wohl, dein Haupt ſo zu verpfänden.
Iſt nicht der Helm mit Kamm und Buſch geſchmückt?
Er ſchützt das Haupt, das unſern Muth entzückt.
Was, ohne Haupt, was förderten die Glieder?
Denn ſchläfert jenes, alle ſinken nieder;
Wird es verletzt, gleich alle ſind verwundet,
Erſtehen friſch, wenn jenes raſch geſundet.
Schnell weiß der Arm ſein ſtarkes Recht zu nützen,
Er hebt den Schild, den Schädel zu beſchützen;
Das Schwert gewahret ſeiner Pflicht ſogleich,
Lenkt kräftig ab und wiederholt den Streich;
Der tüchtige Fuß nimmt Theil an ihrem Glück,
Setzt dem Erſchlagnen friſch ſich ins Genick.

Kaiſer.

Das iſt mein Zorn, ſo möcht' ich ihn behandeln,
Das ſtolze Haupt in Schemeltritt verwandeln!

Herolde (kommen zurück).

Wenig Ehre, wenig Geltung
Haben wir daſelbſt genoſſen,
Unſrer kräftig edlen Meldung
Lachten ſie als ſchaler Poſſen:
„Euer Kaiſer iſt verſchollen,
Echo dort im engen Thal;
Wenn wir ſein gedenken ſollen,
Mährchen ſagt: — Es war einmal."

Fauſt.

Dem Wunſch gemäß der Beſten iſt's geſchehn,
Die, feſt und treu, an deiner Seite ſtehn.
Dort naht der Feind, die Deinen harren brünſtig;
Befiehl den Angriff! der Moment iſt günſtig.

Kaiſer.

Auf das Commando leiſt' ich hier Verzicht.

(Zum Oberfeldherrn.)

In deinen Händen, Fürſt, ſey deine Pflicht.

Obergeneral.

So trete denn der rechte Flügel an!
Des Feindes Linke, eben jetzt im Steigen,
Soll, eh ſie noch den letzten Schritt gethan,
Der Jugendkraft geprüfter Treue weichen.

Fauſt.

Erlaube denn, daß dieſer muntre Held
Sich ungeſäumt in deine Reihen ſtellt,
Sich deinen Reihen innigſt einverleibt
Und, ſo geſellt, ſein kräftig Weſen treibt!

(Er deutet zur Rechten.)

Raufebold (tritt vor).

Wer das Geſicht mir zeigt, der kehrt's nicht ab,
Als mit zerſchlagnen Unter- und Oberbacken;
Wer mir den Rücken kehrt, gleich liegt ihm ſchlapp
Hals, Kopf und Schopf hinſchlotternd graß im Nacken.
Und ſchlagen deine Männer dann
Mit Schwert und Kolben, wie ich wüthe,
So ſtürzt der Feind, Mann über Mann,
Erſäuft im eigenen Geblüte. (Ab.)

Obergeneral.

Der Phalanx unſrer Mitte folge ſacht,
Dem Feind begegn' er klug mit aller Macht;
Ein wenig rechts dort hat bereits, erbittert,
Der Unſern Streitkraft ihren Plan erſchüttert.

Fauſt (auf den Mittelſten deutend).

So folge denn auch dieſer deinem Wort!

Habebald (tritt hervor).

Dem Heldenmuth der Kaiſerſchaaren
Soll ſich der Durſt nach Beute paaren;
Und allen ſey das Ziel geſtellt:
Des Gegenkaiſers reiches Zelt.

Er prahlt nicht lang auf ſeinem Sitze:
Ich ordne mich dem Phalanx an die Spitze.

Eilebeute
(Marketenderin, ſich an ihn anſchmiegend).

Bin ich auch ihm nicht angeweibt,
Er mir der liebſte Buhle bleibt.
Für uns iſt ſolch ein Herbſt gereift!
Die Frau iſt grimmig, wenn ſie greift,
Iſt ohne Schonung, wenn ſie raubt;
Im Sieg voran! und alles iſt erlaubt. (Beide ab.)

Obergeneral.

Auf unſre Linke, wie vorauszuſehn,
Stürzt ihre Rechte, kräftig. Widerſtehn
Wird Mann für Mann dem wüthenden Beginnen,
Den engen Paß des Feldwegs zu gewinnen.

Fauſt
(winkt nach der Linken).

So bitte, Herr, auch dieſen zu bemerken;
Es ſchadet nichts, wenn Starke ſich verſtärken,

Halteſeſt (tritt vor).

Dem linken Flügel keine Sorgen!
Da wo ich bin, iſt der Beſitz geborgen;
In ihm bewähret ſich der Alte,
Kein Strahlblitz ſpaltet, was ich halte. (Ab.)

Mephiſtopheles
(von oben herunterkommend).

Nun ſchauet, wie im Hintergrunde
Aus jedem zackigen Felſenſchlunde
Bewaffnete hervor ſich drängen,
Die ſchmalen Pfade zu verengen,
Mit Helm und Harniſch, Schwertern, Schilden
In unſerm Rücken eine Mauer bilden,
Den Wink erwartend, zuzuſchlagen.

(Leiſe zu den Wiſſenden.)

Woher das kommt, müßt ihr nicht fragen.
Ich habe freilich nicht geſäumt,
Die Waffenſäle ringsum aufgeräumt;
Da ſtanden ſie zu Fuß, zu Pferde;
Als wären ſie noch Herrn der Erde;
Sonſt waren's Ritter, König, Kaiſer,
Jetzt ſind es nichts als leere Schneckenhäuſer;
Gar manch Geſpenſt hat ſich darein geputzt,
Das Mittelalter lebhaft aufgeſtutzt.
Welch Teufelchen auch drinne ſteckt,
Für dießmal macht es doch Effect.

(Laut.)

Hört, wie ſie ſich voraus erboßen,
Blechklappernd an einander ſtoßen!
Auch flattern Fahnenfetzen bei Standarten,
Die friſcher Lüftchen ungeduldig harrten.
Bedenkt, hier iſt ein altes Volk bereit,
Und miſchte gern ſich auch zum neuen Streit.

(Furchtbarer Poſaunenſchall von oben, im feindlichen Heere merkliche Schwankung.)

Fauſt.

Der Horizont hat ſich verdunkelt,
Nur hie und da bedeutend funkelt
Ein rother ahnungsvoller Schein:
Schon blutig blinken die Gewehre;
Der Fels, der Wald, die Atmoſphäre,
Der ganze Himmel miſcht ſich ein.

Mephiſtopheles.

Die rechte Flanke hält ſich kräftig;
Doch ſeh' ich ragend unter dieſen
Hans Raufbold, den behenden Rieſen
Auf ſeine Weiſe raſch beſchäftigt.

Kaiſer.

Erſt ſah ich Einen Arm erheben,

Jetzt ſeh' ich ſchon ein Dutzend toben;
Naturgemäß geſchieht es nicht.

Fauſt.

Vernahmſt du nichts von Nebelſtreifen,
Die auf Siciliens Küſten ſchweifen?
Dort ſchwankend klar im Tageslicht,
Erhoben zu den Mittellüften,
Geſpiegelt in beſondern Düften,
Erſcheint ein ſeltſames Geſicht:
Da ſchwanken Städte hin und wieder,
Da ſteigen Gärten auf und nieder,
Wie Bild um Bild den Aether bricht.

Kaiſer.

Doch wie bedenklich! Alle Spitzen
Der hohen Speere ſeh' ich blitzen;
Auf unſres Phalanx blanken Lanzen
Seh' ich behende Flämmchen tanzen;
Das ſcheint mir gar zu geiſterhaft.

Fauſt.

Verzeih, o Herr, das ſind die Spuren
Verſchollner geiſtiger Naturen,
Ein Wiederſchein der Dioskuren,
Bei denen alle Schiffer ſchwuren;
Sie ſammeln hier die letzte Kraft.

Kaiſer.

Doch ſage: wem ſind wir verpflichtet,
Daß die Natur, auf uns gerichtet,
Das Seltenſte zuſammenrafft?

Mephiſtopheles.

Wem als dem Meiſter, jenem hohen,
Der dein Geſchick im Buſen trägt?
Durch deiner Feinde ſtarkes Drohen
Iſt er im Tiefſten aufgeregt.

Sein Dank will dich gerettet ſehen,
Und ſollt' er ſelbſt daran vergehen.

Kaiſer.

Sie jubelten, mich pomphaft umzuführen;
Ich war nun was, das wollt' ich auch probiren,
Und fand's gelegen, ohne viel zu denken,
Dem weißen Barte kühle Luft zu ſchenken.
Dem Klerus hab' ich eine Luft verdorben,
Und ihre Gunſt mir freilich nicht erworben.
Nun ſollt' ich, ſeit ſo manchen Jahren,
Die Wirkung frohen Thuns erfahren?

Fauſt.

Freiherzige Wohlthat wuchert reich;
Laß deinen Blick ſich aufwärts wenden!
Mich däucht, Er will ein Zeichen ſenden.
Gieb Acht, es deutet ſich ſogleich.

Kaiſer.

Ein Adler ſchwebt im Himmelhohen,
Ein Greif ihm nach mit wildem Drohen.

Fauſt.

Gieb Acht: gar günſtig ſcheint es mir.
Greif iſt ein fabelhaftes Thier;
Wie kann er ſich ſo weit vergeſſen,
Mit ächtem Adler ſich zu meſſen?

Kaiſer.

Nunmehr, in weitgedehnten Kreiſen,
Umziehn ſie ſich; — in gleichem Nu
Sie fahren auf einander zu,
Sich Bruſt und Hälſe zu zerreißen.

Fauſt.

Nun merke, wie der leidige Greif,
Zerzerrt, zerzauſt nur Schaden findet,
Und mit geſenktem Löwenſchweif,
Zum Gipfelwald geſtürzt, verſchwindet.

in der Comödie gespielt wurde. Die glücklichen Paare drückten sich hinter den Theaterwänden die Hände auf das zärtlichste; sie verschwammen in Glückseligkeit, wenn sie einander, so bebändert und aufgeschmückt, recht idealisch vorkamen, indeß gegen über die unglücklichen Nebenbuhler sich vor Neid verzehrten, und mit Trutz und Schadenfreude allerley Unheil anrichteten.

Diese Spiele, obgleich ohne Verstand unternommen und ohne Anleitung durchgeführt, waren doch nicht ohne Nutzen für uns. Wir übten unser Gedächtniß und unsern Körper, und erlangten mehr Geschmeidigkeit im Sprechen und Betragen, als man sonst in so frühen Jahren gewinnen kann. Für mich aber war jene Zeit besonders Epoke, mein Geist richtete sich ganz nach dem Theater, und ich fand kein größer Glück, als Schauspiele zu lesen, zu schreiben und zu spielen.

Kaiſer.

Sew's, wie gedenket, ſo gethan!
Ich nehm' es mit Verwunderung an.

Mephiſtopheles (gegen die Rechte).

Dringend wiederholten Streichen
Müſſen unſre Feinde weichen,
Und, mit ungewiſſem Fechten,
Drängen ſie nach ihrer Rechten,
Und verwirren ſo im Streite
Ihrer Hauptmacht linke Seite.
Unſres Phalanx feſte Spitze
Zieht ſich rechts, und gleich dem Blitze
Fährt ſie in die ſchwache Stelle. —
Nun, wie ſturmbewegte Welle,
Sprühend, wüthen gleiche Mächte
Wild in doppeltem Gefechte;
Herrlichers iſt nichts erſonnen,
Uns iſt dieſe Schlacht gewonnen!

Kaiſer

(an der linken Seite zu Fauſt).

Schau'! Mir ſcheint es dort bedenklich,
Unſer Poſten ſteht verfänglich.
Keine Steine ſeh' ich fliegen,
Niedre Felſen ſind erſtiegen,
Obre ſtehen ſchon verlaſſen.
Jetzt! — der Feind, zu ganzen Maſſen
Immer näher angedrungen,
Hat vielleicht den Paß errungen.
Schlußerfolg unheiligen Strebens!
Eure Künſte ſind vergebens.

(Pauſe.)

Mephiſtopheles.

Da kommen meine beiden Raben,
Was mögen die für Botſchaft haben?
Ich fürchte gar, es geht uns ſchlecht.

Kaiſer.

Was ſollen dieſe leidigen Vögel?
Sie richten ihre ſchwarzen Segel
Hierher vom heißen Felsgefecht.

Mephiſtopheles (zu den Raben).

Setzt euch ganz nah zu meinen Ohren!
Wen ihr beſchützt, iſt nicht verloren,
Denn euer Rath iſt folgerecht.

Fauſt (zum Kaiſer).

Von Tauben haſt du ja vernommen,
Die aus den fernſten Landen kommen,
Zu ihres Neſtes Brut und Reſt.

Hier iſt's mit wichtigen Unterſchieden:
Die Taubenpoſt bedient den Frieden,
Der Krieg befiehlt die Rabenpoſt.

Mephiſtopheles.

Es meldet ſich ein ſchwer Verhängniß.
Seht hin, gewahret die Bedrängniß
Um unſrer Helden Felſenwand!
Die nächſten Höhen ſind erſtiegen,
Und würden ſie den Paß beſiegen,
Wir hätten einen ſchweren Stand.

Kaiſer.

So bin ich endlich doch betrogen!
Ihr habt mich in das Netz gezogen;
Mir graut, ſeitdem es mich umſtrickt.

Mephiſtopheles.

Nur Muth! Noch iſt es nicht mißglückt.
Geduld und Pfiff zum letzten Knoten!
Gewöhnlich geht's am Ende ſcharf.
Ich habe meine ſichern Boten;
Befiehlt, daß ich befehlen darf!

Obergeneral

(der indeſſen herangekommen).

Mit dieſen haſt du dich vereinigt,
Mich hat's die ganze Zeit gepeinigt;
Das Gaukeln ſchafft kein feſtes Glück.
Ich weiß nichts an der Schlacht zu wenden;
Begannen ſie's, ſie mögen's enden,
Ich gebe meinen Stab zurück.

Kaiſer.

Behalt' ihn bis zu beſſern Stunden,
Die uns vielleicht das Glück verleiht!
Mir ſchaudert vor dem garſtigen Kunden
Und ſeiner Rabenvertraulichkeit.

(Zu Mephiſtopheles.)

Den Stab kann ich dir nicht verleihen,
Du ſcheinſt mir nicht der rechte Mann;

Befiehl, und ſuch' uns zu befreien!
Geſchehe, was geſchehen kann.

(Ab ins Zelt mit dem Obergeneral.)

Mephiſtopheles.

Mag ihn der ſtumpfe Stab beſchützen!
Uns andern könnt' er wenig nützen,
Es war ſo was vom Kreuz daran.

Fauſt.

Was iſt zu thun?

Mephiſtopheles.

Es iſt gethan! —
Nun, ſchwarze Vettern, raſch im Dienen,
Zum großen Bergſee! grüßt mir die Undinen,
Und bittet ſie um ihrer Fluthen Schein!
Durch Weiberkünſte, ſchwer zu kennen,
Verſtehen ſie vom Seyn den Schein zu trennen,
Und jeder ſchwört, das ſey das Seyn.

(Pauſe.)

Fauſt.

Den Waſſerfräulein müſſen unſre Raben
Recht aus dem Grund geſchmeichelt haben;
Dort fängt es ſchon zu rieſeln an.
An mancher trocknen, kahlen Felſenſtelle
Entwickelt ſich die volle, raſche Quelle;
Um jener Sieg iſt es gethan.

Mephiſtopheles.

Das iſt ein wunderbarer Gruß,
Die kühnſten Klettrer ſind confus.

Fauſt.

Schon rauſcht ein Bach zu Bächen mächtig nieder,
Aus Schluchten kehren ſie gedoppelt wieder;
Ein Strom nun wirft den Bogenſtrahl;
Auf einmal legt er ſich in flache Felſenbreite
Und rauſcht und ſchäumt nach der und jener Seite,
Und ſtufenweiſe wirft er ſich ins Thal.

Was hilft ein tapfres heldenmäßiges Stemmen?
Die mächtige Woge ſtrömt, ſie wegzuſchwemmen;
Mir ſchaudert ſelbſt vor ſolchem wilden Schwall.

Mephiſtopheles.

Ich ſehe nichts von dieſen Waſſerlügen;
Nur Menſchen-Augen laſſen ſich betrügen,
Und mich ergetzt der wunderliche Fall.
Sie ſtürzen fort zu ganzen hellen Haufen;
Die Narren wähnen zu erſaufen,
Indem ſie frei auf feſtem Lande ſchnaufen,
Und lächerlich mit Schwimmgeberden laufen.
Nun iſt Verwirrung überall.

(Die Raben ſind wiedergekommen.)

Ich werd' euch bei dem hohen Meiſter loben;
Wollt ihr euch nun als Meiſter ſelbſt erproben,
So eilet zu der glühnden Schmiede,
Wo das Gezwerg-Volk, nimmer müde,
Metall und Stein zu Funken ſchlägt.
Verlangt, weitläufig ſie beſchwatzend,
Ein Feuer, leuchtend, blinkend, platzend,
Wie man's im hohen Sinne hegt.
Zwar Wetterleuchten in der weiten Ferne,
Blickſchnelles Fallen allerhöchſter Sterne
Mag jede Sommernacht geſchehn;
Doch Wetterleuchten in verworrnen Büſchen,
Und Sterne, die am feuchten Boden ziſchen,
Das hat man nicht ſo leicht geſehn.
So müßt' ihr, ohn' euch viel zu quälen,
Zuvörderſt bitten, dann befehlen. (Raben ab.)

Es geſchieht wie vorgeſchrieben.

Mephiſtopheles.

Den Feinden dichte Finſterniſſe!
Und Tritt und Schritt ins Ungewiſſe!
Irrfunken-Blick an allen Enden,
Ein Leuchten, plötzlich zu verblenden!

Das wäre alles wunderſchön;
Nun aber braucht's noch Schreckgetön.

Fauſt.

Die hohlen Waffen aus der Säle Grüften
Empfinden ſich erſtarkt in freien Lüften;
Da droben raſſelt's, klappert's lange ſchon;
Ein wunderbarer falſcher Ton.

Mephiſtopheles.

Ganz recht! ſie ſind nicht mehr zu zügeln;
Schon ſchallt's von ritterlichen Prügeln,
Wie in der holden alten Zeit.
Armſchienen, wie der Beine Schienen,
Als Guelfen und als Ghibellinen,
Erneuen raſch den ewigen Streit.
Seit, im ererbten Sinne wühnlich,
Erweiſen ſie ſich unverſöhnlich;
Schon klingt das Toben weit und breit.
Zuletzt, bei allen Teufelsfeſten,
Wirkt der Parteihaß doch zum Beſten,
Bis in den allerletzten Graus;
Schallt wider-widerwärtig paniſch,
Mitunter grell und ſcharf ſataniſch,
Erſchreckend in das Thal hinaus.

(Kriegstumult im Orcheſter, zuletzt übergehend in militäriſch heitre Weiſen.)

Des Gegenkaiſers Zelt, Thron, reiche Umgebung.

Habebald. Eilebeute.

Eilebeute.

So ſind wir doch die erſten hier!

Habebald.

Kein Rabe fliegt ſo ſchnell als wir.

Eilebeute.

O! welch ein Schatz liegt hier zu Hauf!
Wo fang' ich an! Wo hör' ich auf!

Habebald.

Sieht doch der ganze Raum ſo voll!
Weiß nicht, wozu ich greifen ſoll.

Eilebeute.

Der Teppich wär' mir eben recht!
Mein Lager iſt oft gar zu ſchlecht.

Habebald.

Hier hängt von Stahl ein Morgenſtern,
Dergleichen hätt' ich lange gern.

Eilebeute.

Den rothen Mantel goldgeſäumt,
So etwas hatt' ich mir geträumt.

Habebald (die Waffe nehmend).

Damit iſt es gar bald gethan,
Man ſchlägt ihn todt und geht voran.
Du haſt ſo viel ſchon aufgepackt,
Und doch nichts Rechtes eingeſackt.
Den Plunder laß an ſeinem Ort,
Nehm' eines dieſer Kiſtchen fort!
Dieß iſt des Heers beſchiednes Geld,
In ſeinem Bauche lauter Gold.

Eilebeute.

Dieß hat ein mörderiſch Gewicht!
Ich heb' es nicht, ich trag' es nicht.

Habebald.

Geſchwinde duck' dich! Mußt dich bücken!
Ich buck' dir's auf den ſtarken Rücken.

Eilebeute.

O weh! O weh! nun iſt's vorbei;
Die Laſt bricht mir das Kreuz entzwei.

(Das Kiſtchen ſtürzt und ſpringt auf.)

Habebald.

Da liegt das rothe Gold zu Hauf;
Geſchwinde zu und raff' es auf!

Eilebeute (kauert nieder).

Geſchwinde nur zum Schooß hinein!
Noch immer wird's zur G'nüge ſeyn.

Habebald.

Und ſo genug! und eile doch!

(Sie hebt auf.)

O weh! die Schürze hat ein Loch!
Wohin du gehſt und wo du ſtehſt,
Verſchwenderiſch die Schätze ſä'ſt.

Trabanten (unſres Kaiſers).

Was ſchafft ihr hier am heiligen Platz?
Was kramt ihr in dem Kaiſerſchatz?

Habebald.

Wir trugen unſre Glieder feil,
Und holen unſer Beutetheil.
In Feindes-Zelten iſt's der Brauch,
Und wir, Soldaten ſind wir auch.

Trabanten.

Das paſſet nicht in unſern Kreis:
Zugleich Soldat und Diebsgeſchmeiß;
Und wer ſich unſerm Kaiſer naht,
Der ſey ein redlicher Soldat.

Habebald.

Die Redlichkeit, die kennt man ſchon,
Sie heißet Contribution.
Ihr alle ſeyd auf gleichem Fuß:
Gieb her! das iſt der Handwerksgruß.

(Zu Eilebeute.)

Mach' fort, und ſchleppe, was du haſt!
Hier ſind wir nicht willkommne Gaſt.

(Ab.)

Erſter Trabant.

Sag', warum gabſt du nicht ſogleich
Dem frechen Kerl einen Backenſtreich?

Zweiter.

Ich weiß nicht, mir verging die Kraft,
Sie waren ſo geſpenſterhaft.

Dritter.

Mir ward es vor den Augen ſchlecht,
Da flimmert' es, ich ſah nicht recht.

Vierter.

Wie ich es nicht zu ſagen weiß:
Es war den ganzen Tag ſo heiß,
So bänglich, ſo beklommen ſchwül;
Der eine ſtand, der andere fiel;
Man tappte hin und ſchlug zugleich,
Der Gegner fiel vor jedem Streich;
Vor Augen ſchwebt' es wie ein Flor,
Dann ſummt's und ſauſt's und ziſcht im Ohr;
Das ging ſo fort, nun ſind wir da,
Und wiſſen ſelbſt nicht wie's geſchah.

Kaiſer mit Vier Fürſten treten auf.

Die Trabanten entfernen ſich.

Kaiſer.

Es ſey nun wie ihm ſey! uns iſt die Schlacht gewonnen,
Des Feinds zerſtreute Flucht im flachen Feld zerrennen.
Hier ſteht der leere Thron, verrätheriſcher Schatz,
Von Teppichen umhüllt, verengt umher den Platz.
Wir, ehrenvoll, geſchützt von eigenen Trabanten,
Erwarten Kaiſerlich der Völker Abgeſandten;
Von allen Seiten her kommt frohe Botſchaft an:
Beruhigt ſey das Reich, uns freudig zugethan.
Hat ſich in unſern Kampf auch Ränkelei geflochten,
Am Ende haben wir uns nur allein gefochten.

Zufälle kommen ja den Streitenden zu gut:
Vom Himmel fällt ein Stein, dem Feinde regnet's Blut,
Aus Felſenhöhlen tönt's von mächtigen Wunderklängen,
Die unſre Bruſt erhöhn, des Feindes Bruſt verengen.
Der Ueberwundne fiel, zu ſtets erneutem Spott;
Der Sieger, wie er prangt, preist den gewognen Gott,
Und alles ſtimmt mit ein, er braucht nicht zu befehlen,
Herr Gott dich loben wir! aus Millionen Kehlen.
Jedoch zum höchſten Preis, wend' ich den frommen Blick,
Das ſelten ſonſt geſchah, zur eignen Bruſt zurück.
Ein junger muntrer Fürſt mag ſeinen Tag vergeuden,
Die Jahre lehren ihn des Augenblicks Bedeuten.
Deßhalb denn ungeſäumt verbind' ich mich ſogleich
Mit euch vier Würdigen, für Haus und Hof und Reich.

(Zum erſten.)

Dein war, o Fürſt! des Heers geordnet kluge Schichtung,
Sodann, im Hauptmoment, hereiſch kühne Richtung;
Im Frieden wirke nun, wie es die Zeit begehrt!
Erzmarſchall nenn' ich dich, verleihe dir das Schwert.

Erzmarſchall.

Dein treues Heer, bis jetzt im Inneren beſchäftigt,
Wenn's an der Gränze dich und deinen Thron bekräftigt,
Dann ſey es uns vergönnt, bei Feſtesdrang im Saal
Geräumiger Vaterburg, zu rüſten dir das Mahl.
Blank trag' ich's dir dann vor, blank halt' ich dir's zur Seite,
Der höchſten Majeſtät zu ewigem Geleite.

Der Kaiſer (zum zweiten).

Der ſich, als tapfrer Mann, auch zart gefällig zeigt,
Du! ſey Erzkämmerer; der Auftrag iſt nicht leicht.
Du biſt der Oberſte von allem Hausgeſinde,
Bei deren innerm Streit ich ſchlechte Diener finde;
Dein Beiſpiel ſey fortan in Ehren aufgeſtellt,
Wie man dem Herrn, dem Hof und allen wohlgefällt!

Erzkämmerer.

Des Herren großen Sinn zu fördern bringt zu Gnaden:
Den Beſten hülfreich ſeyn, den Schlechten ſelbſt nicht ſchaden,

Der Unterricht meiner Lehrer dauerte fort, man hatte mich dem Handelsstand gewidmet, und zu unserm Nachbar auf das Comptoir gethan; aber eben zu selbiger Zeit entfernte sich mein Geist nur gewaltsamer von allem, was ich für ein niedriges Geschäft halten mußte. Der Bühne wollte ich meine ganze Thätigkeit widmen, auf ihr mein Glück und meine Zufriedenheit finden.

Ich erinnere mich noch eines Gedichtes, das sich unter meinen Papieren finden muß, in welchem die Muse der tragischen Dichtkunst und eine andere Frauensgestalt, in der ich das Gewerbe personifizirt hatte, sich um meine werthe Person recht wacker zanken. Die Erfindung ist gemein, und ich erinnere mich nicht, ob die Verse etwas taugen; aber Ihr sollt es sehen, um der Furcht, des Abscheues, der Liebe und der Leidenschaft willen, die darin herrschen. Wie ängstlich

Dann klar ſeyn ohne Liſt, und ruhig ohne Trug!
Wenn du mich, Herr, durchſchauſt, geſchieht mir ſchon genug.
Darf ſich die Phantaſie auf jenes Feſt erſtrecken?
Wenn du zur Tafel gehſt, reich' ich das goldne Becken,
Die Ringe halt' ich dir, damit zur Wonnezeit
Sich deine Hand erfriſcht, wie mich dein Blick erfreut.

Kaiſer.

Zwar fühl' ich mich zu ernſt, auf Feſtlichkeit zu ſinnen,
Doch ſey's! es fördert auch frohmüthiges Beginnen.

(Zum dritten.)

Dich wähl' ich zum Erztruchſeß! Alſo ſey fortan
Dir Jagd, Geflügelhof und Vorwerk unterthan;
Der Lieblingsſpeiſe Wahl laß mir zu allen Zeiten,
Wie ſie der Monat bringt, und ſorgſam zubereiten!

Erztruchſeß.

Streng Faſten ſey für mich die angenehmſte Pflicht,
Bis, vor dich hingeſtellt, dich freut ein Wohlgericht.
Der Küche Dienerſchaft ſoll ſich mit mir verein'gen,
Das Ferne beizuziehn, die Jahreszeit zu beſchleun'gen.
Dich reizt nicht Fern und Früh, womit die Tafel prangt;
Einfach und kräftig iſt's, wornach dein Sinn verlangt.

Kaiſer (zum vierten).

Weil unausweichlich hier ſich's nur von Feſten handelt,
So ſey mir, junger Held, zum Schenken umgewandelt.
Erzſchenke, ſorge nun, daß unſre Kellerei
Aufs reichlichſte verſorgt mit gutem Weine ſey!
Du ſelbſt ſey mäßig, laß nicht über Heiterkeiten,
Durch der Gelegenheit Verlocken, dich verleiten!

Erzſchenk.

Mein Fürſt, die Jugend ſelbſt, wenn man ihr nur vertraut,
Steht, eh' man ſich's verſieht, zu Männern auferbaut.
Auch ich verſetze mich zu jenem großen Feſte;
Ein Kaiſerlich Büffet ſchmück' ich aufs allerbeſte
Mit Prachtgefäßen, gülden, ſilbern allzumal;
Doch wähl' ich dir voraus den lieblichſten Pokal:

Ein blank venediſch Glas, worin Behagen lauſchet,
Des Weins Geſchmack ſich ſtärkt und nimmermehr berauſchet.
Auf ſolchen Wunderſchatz vertraut man oft zu ſehr;
Doch deine Mäßigkeit, du Höchſter, ſchützt noch mehr.

Kaiſer.

Was ich euch zugedacht in dieſer ernſten Stunde,
Vernahmt ihr mit Vertraun aus zuverläſſigem Munde.
Des Kaiſers Wort iſt groß und ſichert jede Gift,
Doch zur Bekräftigung bedarf's der edlen Schrift,
Bedarf's der Signatur. Die förmlich zu bereiten,
Zieh' ich den rechten Mann zu rechter Stunde ſchreiten.

Der Erzbiſchof-Erzkanzler tritt auf.

Kaiſer.

Wenn ein Gewölbe ſich dem Schlußſtein anvertraut,
Dann iſt's mit Sicherheit für ewige Zeit erbaut.
Du ſiehſt vier Fürſten da! Wir haben erſt erörtert,
Was den Beſtand zunächſt von Haus und Hof befördert.
Nun aber, was das Reich in ſeinem Ganzen hegt,
Sey, mit Gewicht und Kraft, der Fünfzahl auferlegt.
An Ländern ſollen ſie vor allen andern glänzen;
Deßhalb erweitr' ich gleich jetzt des Beſitzthums Gränzen
Vom Erbtheil jener, die ſich von uns abgewandt.
Euch Treuen ſprech' ich zu ſo manches ſchöne Land,
Zugleich das hohe Recht, euch, nach Gelegenheiten,
Durch Anfall, Kauf und Tauſch ins Weitre zu verbreiten;
Dann ſey beſtimmt vergönnt, zu üben ungeſtört,
Was von Gerechtſamen euch Landesherrn gehört.
Als Richter werdet ihr die Endurtheile fällen,
Berufung gelte nicht von euren höchſten Stellen.
Dann Steuer, Zins und Beed', Lehn und Geleit und Zoll,
Berg-, Salz- und Münzregal euch angehören ſoll.
Denn meine Dankbarkeit vollgültig zu erproben,
Hab' ich euch ganz zunächſt der Majeſtät erhoben.

Erzbiſchof.

Im Namen aller ſey dir tiefſter Dank gebracht;
Du machſt uns ſtark und feſt, und ſtärkeſt deine Macht.

Kaiſer.

Euch Fünfen will ich noch erhöhte Würden geben.
Noch leb' ich meinem Reich und habe Luſt zu leben;
Doch hoher Ahnen Kette zieht bedächtigen Blick
Aus raſcher Strebſamkeit ins Drohende zurück.
Auch werd' ich, ſeiner Zeit, mich von den Theuren trennen:
Dann ſey es eure Pflicht, den Folger zu ernennen.
Gekrönt erhebt ihn hoch auf heiligen Altar,
Und friedlich ende dann, was jetzt ſo ſtürmiſch war!

Erzkanzler.

Mit Stolz in tiefſter Bruſt, mit Demuth an Geberde,
Stehn Fürſten dir gebeugt, die erſten auf der Erde.
So lang' das treue Blut die vollen Adern regt,
Sind wir der Körper, den dein Wille leicht bewegt.

Kaiſer.

Und alſo ſey, zum Schluß, was wir bisher bethätigt,
Für alle Folgezeit durch Schrift und Zug beſtätigt.
Zwar habt ihr den Beſitz als Herren völlig frei,
Mit dem Beding jedoch, daß er untheilbar ſey;
Und wie ihr auch vermehrt, was ihr von uns empfangen,
Es ſoll's der älteſte Sohn in gleichem Maß erlangen.

Erzkanzler.

Dem Pergament alsbald vertrau' ich wohlgemuth,
Zum Glück dem Reich und uns, das wichtigſte Statut;
Reinſchrift und Siegelung ſtell die Kanzelei beſchäftigen,
Mit heiliger Signatur wirſt du's, der Herr, bekräftigen.

Kaiſer.

Und ſo entlaſſ' ich euch, damit den großen Tag,
Geſammelt, jedermann ſich überlegen mag.

(Die weltlichen Fürſten entfernen ſich.)

Der Geiſtliche

(bleibt und ſpricht pathetiſch).

Der Kanzler ging hinweg, der Biſchof iſt geblieben,
Vom ernſten Warnegeiſt zu deinem Ohr getrieben!
Sein väterliches Herz von Sorge bangt um dich.

Kaiſer.

Was haſt du Bänglides zur freien Stunde? ſprich!

Erzbiſchof.

Mit welchem bittern Schmerz ſind' ich in dieſer Stunde
Dein hochgeheiligt Haupt mit Satanas im Bunde!
Zwar, wie es ſcheinen will, geſichert auf dem Thron,
Doch, leider! Gott dem Herrn, dem Vater Papſt zum Hohn.
Wenn dieſer es erfährt, ſchnell wird er ſträflich richten,
Mit heiligem Strahl dein Reich, das ſündige, zu vernichten.
Denn noch vergaß er nicht, wie du, zur höchſten Zeit,
An deinem Krönungstag, den Zauberer befreit.
Von deinem Diadem, der Chriſtenheit zum Schaden,
Traf das verfluchte Haupt der erſte Strahl der Gnaden.
Doch ſchlag' an deine Bruſt und gieb vom frevlen Stück
Ein mäßig Scherflein gleich dem Heiligthum zurück!
Den breiten Hügelraum, da wo dein Zelt geſtanden,
Wo böſe Geiſter ſich zu deinem Schutz verbanden,
Dem Lügenfürſten du ein herchſam Ohr geliehn,
Den ſtifte, fromm belehrt, zu heiligem Bemühn;
Mit Berg und dichtem Wald, ſo weit ſie ſich erſtrecken,
Mit Höhen, die ſich grün zu ſteter Weide decken,
Mit ſchneeigen klaren Seen, dann Bächlein ohne Zahl,
Wie ſie ſich, eilig ſchlängelnd, ſtürzen ab zu Thal;
Das breite Thal dann ſelbſt, mit Wieſen, Auen, Gründen:
Die Reue ſpricht ſich aus, und du wirſt Gnade finden.

Kaiſer.

Durch meinen ſchweren Fehl bin ich ſo tief erſchreckt;
Die Gränze ſey von dir nach eignem Maß geſteckt.

Erzbiſchof.

Erſt: der entweihte Raum, wo man ſich ſo verſündigt,
Sey alſobald zum Dienſt des Höchſten angekündigt.

Lebende ſteigt im Geiſt Gemäuer ſtark empor.
Der Morgenſonne Blick erleuchtet ſchon das Chor;
Zum Kreuz erweitert ſich das wachſende Gebäude,
Das Schiff erlängt, erhöht ſich zu der Gläubigen Freude;
Sie ſtrömen brünſtig ſchon durchs würdige Portal,
Der erſte Glockenruf erſchallt durch Berg und Thal;
Von hohen Thürmen tönt's, wie ſie zum Himmel ſtreben,
Der Büßer kommt heran, zu neugeſchaffnem Leben.
Dem hohen Weihetag — er trete bald herein! —
Wird deine Gegenwart die höchſte Zierde ſeyn.

Kaiſer.

Mag ein ſo großes Werk den frommen Sinn verkünd'gen,
Zu preiſen Gott den Herrn, ſo wie mich zu entſünd'gen.
Genug! Ich fühle ſchon, wie ſich mein Sinn erhöht.

Erzbiſchof.

Als Kanzler fördr' ich nun Schluß und Formalität.

Kaiſer.

Ein förmlich Document, der Kirche das zu eignen.
Du legſt es vor, ich will's mit Freuden unterzeichnen.

Erzbiſchof

(hat ſich beurlaubt, kehrt aber beim Ausgang wieder um).

Dann widmeſt du zugleich dem Werke, wie's entſteht,
Geſammte Landsgefälle: Zehnten, Zinſen, Recht',
Für ewig. Viel bedarf's zu würdiger Unterhaltung,
Und ſchwere Koſten macht die ſorgliche Verwaltung.
Zum ſchnellen Aufbau ſelbſt auf ſolchem wüſten Platz
Reichſt du uns einiges Geld aus deinem Beuteſchatz.
Daneben braucht man auch, ich kann es nicht verſchweigen,
Entferntes Holz und Kalk und Schiefer und dergleichen.
Die Fuhren thut das Volk, vom Predigtſtuhl belehrt,
Die Kirche ſegnet den, der ihr zu Dienſten fährt. (Ab.)

Kaiſer.

Die Sünd' iſt groß und ſchwer, womit ich mich beladen;
Das leidige Zauberweib bringt mich in harten Schaden.

Erzbiſchof

(abermals zurückkehrend mit tiefſter Verbeugung).

Verzeih', o Herr! Es ward dem ſehr verrufnen Mann
Des Reiches Strand verliehn; doch dieſen trifft der Bann,
Verleihſt du wenig nicht der hohen Kirchenſtelle
Auch dort den Zehnten, Zins und Gaben und Gefälle.

Kaiſer (verdrießlich).

Das Land iſt noch nicht da, im Meere liegt es breit.

Erzbiſchof.

Wer's Recht hat und Geduld, für den kommt auch die Zeit.
Für uns mög' euer Wort in ſeinen Kräften bleiben!

Kaiſer (allein).

So könnt' ich wohl zunächſt das ganze Reich verſchreiben.

Fünfter Akt.

Offene Gegend.

Wanderer.

Ja! ſie ſind's, die dunkeln Linden,
Dort, in ihres Alters Kraft.
Und ich ſoll ſie wieder finden,
Nach ſo langer Wanderſchaft!
Iſt es doch die alte Stelle,
Jene Hütte, die mich barg,
Als die ſturmerregte Welle
Mich an jene Dünen warf!
Meine Wirthe möcht' ich ſegnen,
Hülfsbereit, ein wackres Paar,
Das, um heut mir zu begegnen,
Alt ſchon jener Tage war.

Ach! das waren fromme Leute!
Poch' ich? ruf' ich? — Seyd gegrüßt!
Wenn, gaſtfreundlich, auch noch heute
Ihr des Wohlthuns Glück genießt.

Baucis (Mütterchen, ſehr alt).

Lieber Kömmling! Leiſe! Leiſe!
Ruhe! laß den Gatten ruhn;
Langer Schlaf verleiht dem Greiſe
Kurzen Wachens raſches Thun.

Wanderer.

Sage, Mutter, biſt du's eben,
Meinen Dank noch zu empfahn,
Was du für des Jünglings Leben
Mit dem Gatten einſt gethan?
Biſt du Baucis, die, geſchäftig,
Halberſtorbnen Mund erquickt?

(Der Gatte tritt auf.)

Du Philemon, der, ſo kräftig,
Meinen Schatz der Fluth entrückt?
Eure Flammen raſchen Feuers,
Eures Glöckchens Silberlaut,
Jenes grauſen Abenteuers
Löſung war euch anvertraut.
Und nun laßt hervor mich treten,
Schaun das gränzenloſe Meer;
Laßt mich knieen, laßt mich beten!
Mich bedrängt die Bruſt ſo ſehr.

(Er ſchreitet vorwärts auf der Düne.)

Philemon (zu Baucis).

Eile nur den Tiſch zu decken,
Wo's im Gärtchen munter blüht.
Laß ihn rennen, ihn erſchrecken!
Denn er glaubt nicht, was er ſieht.

(Ihm folgend.)

Philemon

(neben dem Wanderer ſtehend).

Das euch grimmig mißgehandelt,
Wog' auf Wege ſchäumend wild,
Seht als Garten ihr behandelt,
Seht ein paradieſiſch Bild.
Aelter, war ich nicht zu Handen,
Hülfreich nicht, wie ſonſt, bereit;
Und, wie meine Kräfte ſchwanden,
War auch ſchon die Wege weit.
Kluger Herren kühne Knechte
Gruben Gräben, dämmten ein,
Schmälerten des Meeres Rechte,
Herrn an ſeiner Statt zu ſeyn.
Schaue grüßend Wieſ' an Wieſe,
Anger, Garten, Dorf und Wald!
Komm nun aber und genieße,
Denn die Sonne ſcheidet bald. —
Dort im Fernſten ziehen Segel,
Suchen nächtlich ſichern Port —
Kennen doch ihr Neſt die Vögel —
Denn jetzt iſt der Hafen dort.
So erblickſt du in der Weite
Erſt des Meeres blauen Saum,
Rechts und links, in aller Breite
Dichtgedrängt bewohnten Raum.

Im Gärtchen.

(Am Tiſche zu drei.)

Baucis (zum Jermling).

Bleibſt du ſtumm? und keinen Biſſen
Bringſt du zum verlechzten Mund?

Philemon.

Möcht' er doch vom Wunder wiſſen:
Sprichſt ſo gerne, thu's ihm kund.

Baucis.

Wohl! ein Wunder iſt's geweſen!
Läßt mich heut noch nicht in Ruh;
Denn es ging das ganze Weſen
Nicht mit rechten Dingen zu.

Philemon.

Kann der Kaiſer ſich verſündigen,
Der das Ufer ihm verliehn?
Thät's ein Herold nicht verkündigen
Schmetternd im Vorüberziehn?
Nicht entfernt von unſern Dünen
Ward der erſte Fuß gefaßt,
Zelte, Hütten! — Doch im Grünen
Richtet bald ſich ein Palaſt

Baucis.

Tags umſonſt die Knechte lärmten,
Hack' und Schaufel, Schlag um Schlag;
Wo die Flämmchen nächtig ſchwärmten,
Stand ein Damm den andern Tag.
Menſchenopfer mußten bluten,
Nachts erſcholl des Jammers Qual;
Meerab floſſen Feuergluthen,
Morgens war es ein Canal.
Gottlos iſt er, ihn gelüſtet
Unſre Hütte, unſer Hain;
Wie er ſich als Nachbar brüſtet,
Soll man unterthänig ſeyn.

Philemon.

Hat er uns doch angeboten
Schönes Gut im neuen Land!

Baucis.

Traue nicht dem Waſſerboden,
Halt auf deiner Höhe Stand!

Philemon.

Laßt uns zur Capelle treten,
Letzten Sonnenblick zu ſchaun!
Laßt uns läuten, knieen, beten,
Und dem alten Gott vertraun!

Palaſt.

Weiter Ziergarten, großer, grabgeführter Canal.

Fauſt im höchſten Alter wandelnd, nachdenkend.

Lynceus der Thürmer
(durchs Sprachrohr).

Die Sonne ſinkt, die letzten Schiffe,
Sie ziehen munter haſenein.
Ein großer Kahn iſt im Begriffe,
Auf dem Canale hier zu ſeyn.
Die bunten Wimpel wehen fröhlich,
Die ſtarren Maſten ſtehn bereit;
In dir preiſt ſich der Bootsmann ſelig,
Dich grüßt das Glück zur höchſten Zeit.

(Das Glöckchen läutet auf der Düne.)

Fauſt (auffahrend).

Verdammtes Läuten! Allzuſchändlich
Verwundet's, wie ein tückiſcher Schuß;
Vor Augen iſt mein Reich unendlich,
Im Rücken neckt mich der Verdruß,
Erinnert mich durch neidiſche Laute:
Mein Hochbeſitz, er iſt nicht rein;
Der Lindenraum, die braune Laute,
Das morſche Kirchlein iſt nicht mein.
Und wünſcht' ich dort mich zu erholen,
Vor fremden Schatten ſchaudert mir,
Iſt Dorn den Augen, Dorn den Sohlen;
O! wär' ich weit hinweg von hier!

Thürmer (wie oben).

Wie ſegelt froh der bunte Kahn
Mit friſchem Abendwind heran!
Wie thürmt ſich ſein behender Lauf
In Kiſten, Kaſten, Säcken auf!

(Prächtiger Kahn, reich und bunt beladen mit Erzeugniſſen fremder Weltgegenden.)

Mephiſtopheles. Die drei gewaltigen Geſellen.

Chorus.

Da landen wir,
Da ſind wir ſchon.
Glück an dem Herren,
Dem Patron!

(Sie ſteigen aus, die Güter werden ans Land geſchafft.)

Mephiſtopheles.

So haben wir uns wohl erprobt,
Vergnügt, wenn der Patron es lobt.
Nur mit zwei Schiffen ging es fort,
Mit zwanzig ſind wir nun im Port.
Was große Dinge wir gethan,
Das ſieht man unſrer Ladung an.
Das freie Meer befreit den Geiſt;
Wer weiß da, was Beſinnen heißt!
Da fördert nur ein raſcher Griff,
Man fängt den Fiſch, man fängt ein Schiff,
Und iſt man erſt der Herr zu drei,
Dann hackelt man das vierte bei;
Da geht es dann dem fünften ſchlecht;
Man hat Gewalt, ſo hat man Recht.
Man fragt ums Was? und nicht ums Wie?
Ich müßte keine Schifffahrt kennen:
Krieg, Handel und Piraterie,
Dreieinig ſind ſie, nicht zu trennen.

Die drei gewaltigen Geſellen.

Nicht Dank und Gruß!
Nicht Gruß und Dank!
Als brächten wir
Dem Herrn Geſtank!
Er macht ein wi-
derlich Geſicht;
Das Königsgut
Gefällt ihm nicht.

Mephiſtopheles.

Erwartet weiter
Keinen Lohn!
Nahmt ihr doch euren
Theil davon.

Die Geſellen.

Das iſt nur für
Die Langeweil;
Wir alle fordern
Gleichen Theil.

Mephiſtopheles.

Erſt ordnet oben
Saal an Saal
Die Koſtbarkeiten
Allzumal!
Und tritt er zu
Der reichen Schau,
Berechnet er alles
Mehr genau,
Er ſich gewiß
Nicht lumpen läßt,
Und giebt der Flotte
Feſt nach Feſt.
Die bunten Vögel kommen morgen,
Für die werd' ich zum beſten ſorgen.

(Die Ladung wird weggeſchafft.)

Mephiſtopheles (zu Fauſt).

Mit ernſter Stirn, mit düſterm Blick
Vernimmſt du dein erhaben Glück.
Die hohe Weisheit wird gekrönt,
Das Ufer iſt dem Meer verſöhnt;
Vom Ufer nimmt, zu raſcher Bahn,
Das Meer die Schiffe willig an;
So ſprich, daß hier, hier vom Palaſt
Dein Arm die ganze Welt umfaßt.
Von dieſer Stelle ging es aus,
Hier ſtand das erſte Breterhaus;
Ein Gräbchen ward hinabgeritzt,
Wo jetzt das Ruder emſig ſpritzt.
Dein hoher Sinn, der Deinen Fleiß
Erwarb des Meers, der Erde Preis.
Von hier aus —

Fauſt.

Das verfluchte hier!
Das eben leidig laſtet mir.
Dir Vielgewandten muß ich's ſagen,
Mir giebt's im Herzen Stich um Stich,
Mir iſt's unmöglich zu ertragen!
Und wie ich's ſage, ſchäm' ich mich.
Die Alten droben ſollten weichen,
Die Linden wünſcht' ich mir zum Sitz,
Die wenigen Bäume, nicht mein eigen,
Verderben mir den Weltbeſitz.
Dort wollt' ich, weit umher zu ſchauen,
Von Aſt zu Aſt Gerüſte bauen,
Dem Blick eröffnen weite Bahn,
Zu ſehn, was alles ich gethan,
Zu überſchaun mit einem Blick
Des Menſchengeiſtes Meiſterſtück,
Bethätigend mit klugem Sinn
Der Völker breiten Wohngewinn. —
So ſind am härtſten wir gequält:

Im Reichthum fühlend, was uns fehlt.
Des Glöckchens Klang, der Linden Duft
Umfängt mich wie in Kirch' und Gruft.
Des Allgewaltigen Willens-Kür
Bricht ſich an dieſem Sande hier.
Wie ſchaff' ich mir es vom Gemüthe!
Das Glöcklein läutet, und ich wüthe.

Mephiſtopheles.

Natürlich, daß ein Hauptverdruß
Das Leben dir vergällen muß.
Wer läugnet's! jedem edlen Ohr
Kommt das Geklingel widrig vor.
Und das verfluchte Bim-Baum-Bimmel,
Umnebelnd heitern Abendhimmel,
Miſcht ſich in jegliches Begebniß,
Vom erſten Bad bis zum Begräbniß,
Als wäre, zwiſchen Bimm und Baum,
Das Leben ein verſchollner Traum.

Fauſt.

Das Widerſtehn, der Eigenſinn
Verkümmern herrlichſten Gewinn,
Daß man, zu tiefer, grimmiger Pein,
Ermüden muß gerecht zu ſeyn.

Mephiſtopheles.

Was willſt du dich denn hier geniren?
Mußt du nicht längſt coloniſiren?

Fauſt.

So geht und ſchafft ſie mir zur Seite!
Das ſchöne Gütchen kennſt du ja,
Das ich den Alten auserſah.

Mephiſtopheles.

Man trägt ſie fort und ſetzt ſie nieder,
Eh' man ſich umſieht, ſtehn ſie wieder;
Nach überſtandener Gewalt
Verſöhnt ein ſchöner Aufenthalt.

(Er pfeift gellend.)

Die Drei treten auf.

Mephiſtopheles.

Kommt, wie der Herr gebieten läßt,
Und mopsen gibt ein Flottenfeſt!

Die Drei.

Der alte Herr empfing uns ſchlecht,
Ein flottes Feſt iſt uns zu Recht.

Mephiſtopheles (ad Spectatores).

Auch hier geſchieht, was längſt geſchah,
Denn Naboths Weinberg war ſchon da.

(Regum I. 21.)

Tiefe Nacht.

Lynceus der Thürmer
(auf der Schloßwarte ſingend).

Zum Sehen geboren,
Zum Schauen beſtellt,
Dem Thurme geſchworen,
Gefällt mir die Welt.
Ich blick' in die Ferne,
Ich ſeh' in der Näh
Den Mond und die Sterne,
Den Wald und das Reh.
So ſeh' ich in allen
Die ewige Zier,
Und wie mir's gefallen,
Gefall' ich auch mir.
Ihr glücklichen Augen,
Was je ihr geſehn,
Es ſey wie es wolle,
Es war doch ſo ſchön!

(Pauſe.)

Nicht allein mich zu ergetzen,
Bin ich hier so hoch gestellt;
Welch ein gräuliches Entsetzen
Droht mir aus der finstern Welt!
Funkenblicke seh' ich sprühen
Durch der Linden Doppelnacht;
Immer stärker wühlt ein Glühen,
Von der Zugluft angefacht.
Ach! die innre Hülle lodert,
Die bemoost und feucht gestanden;
Schnelle Hülfe wird gefodert,
Keine Rettung ist vorhanden.
Ach! die guten alten Leute,
Sonst so sorglich um das Feuer,
Werden sie dem Qualm zur Beute!
Welch ein schrecklich Abenteuer!
Flamme flammet, roth in Gluthen
Steht das schwarze Moosgestelle;
Retteten sich nur die Guten
Aus der wildentbrannten Hölle!
Züngelnd lichte Blitze steigen
Zwischen Blättern, zwischen Zweigen;
Aeste dürr, die flackernd brennen,
Glühen schnell und stürzen ein.
Sollt ihr Augen dieß erkennen!
Muß ich so weitsichtig seyn!
Das Capellchen bricht zusammen
Von der Aeste Sturz und Last;
Schlängelnd sind, mit spitzen Flammen,
Schon die Gipfel angefaßt.
Bis zur Wurzel glühn die hohlen
Stämme, purpurroth im Glühn.

(Lange Pause. Gesang.)

Was sich sonst dem Blick empfohlen,
Mit Jahrhunderten ist hin.

Faust

(auf dem Balkon, gegen die Dünen).

Von eben welch ein ſingend Wimmern?
Das Wort iſt hier, der Ton zu ſpat.
Mein Thürmer jammert; mich, im Innern,
Verdrießt die ungeduldige That.
Doch ſey der Lindenwuchs vernichtet
Zu halbverkohlter Stämme Graun,
Ein Luginsland iſt bald errichtet,
Um ins Unendliche zu ſchaun.
Da ſeh' ich auch die neue Wohnung,
Die jenes alte Paar umſchließt,
Das, im Gefühl großmüthiger Schonung,
Der ſpäten Tage froh genießt.

Mephiſtopheles und **die Dreie** (unten).

Da kommen wir mit vollem Trab;
Verzeiht! es ging nicht gütlich ab.
Wir klopften an, wir pochten an,
Und immer ward nicht aufgethan;
Wir rüttelten, wir pochten fort,
Da lag die morſche Thüre dort;
Wir riefen laut und drohten ſchwer,
Allein wir fanden kein Gehör.
Und wie's in ſolchem Fall geſchicht,
Sie hörten nicht, ſie wollten nicht;
Wir aber haben nicht geſäumt,
Behende dir ſie weggeräumt.
Das Paar hat ſich nicht viel gequält,
Vor Schrecken fielen ſie entſeelt.
Ein Fremder, der ſich dort verſteckt,
Und fechten wollte, ward geſtreckt,
In wilden Kampfes kurzer Zeit,
Von Kohlen, rings umher geſtreut,
Entflammte Stroh. Nun lobert's frei,
Als Scheiterhaufen dieſer drei.

Fauſt.

Wart ihr für meine Worte taub!
Tauſch wollt' ich, wollte keinen Raub.
Dem unbeſonnenen wilden Streich,
Ihm fluch' ich! theilt es unter euch.

Chorus.

Das alte Wort, das Wort erſchallt:
Gehorche willig der Gewalt!
Und biſt du kühn und hältſt du Stich,
So wage Haus und Hof und — Dich. (Ab.)

Fauſt (auf dem Balkon).

Die Sterne bergen Blick und Schein,
Das Feuer ſinkt und lodert klein;
Ein Schauerwindchen fächelt's an,
Bringt Rauch und Dunſt zu mir heran.
Geboten ſchnell, zu ſchnell gethan! —
Was ſchwebet ſchattenhaft heran?

Mitternacht.

Vier graue Weiber treten auf.

Erſte.

Ich heiße der Mangel.

Zweite.

Ich heiße die Schuld.

Dritte.

Ich heiße die Sorge.

Vierte.

Ich heiße die Noth.

Zu Drei.

Die Thür iſt verſchloſſen, wir können nicht ein;
Drinn wohnet ein Reicher, wir mögen nicht 'nein.

Mangel.

Da werd' ich zum Schatten.

Schuld.

Da werd' ich zu nicht.

Noth.

Man wendet von mir das verwöhnte Geſicht.

Sorge.

Ihr Schweſtern, ihr könnt nicht und dürft nicht hinein;
Die Sorge, ſie ſchleicht ſich durchs Schlüſſelloch ein.

(Sorge verſchwindet.)

Mangel.

Ihr, graue Geſchwiſter, entfernt euch von hier!

Schuld.

Ganz nah an der Seite verbind' ich mich dir.

Noth.

Ganz nah an der Ferſe begleitet die Noth.

Zu Drei.

Es ziehen die Wolken, es ſchwinden die Sterne!
Dahinten, dahinten! von ferne, von ferne,
Da kommt er, der Bruder, da kommt er der — — — Tod.

Fauſt (im Palaſt).

Vier ſah ich kommen, drei nur gehn;
Den Sinn der Rede konnt' ich nicht verſtehn.
Es klang ſo nach, als hieß es — Noth,
Ein düſtres Reimwort folgte — Tod;
Es tönte hohl, geſpenſterhaft gedämpft.
Noch hab' ich mich ins Freie nicht gekämpft.
Könnt' ich Magie von meinem Pfad entfernen,
Die Zauberſprüche ganz und gar verlernen,
Stünd' ich, Natur! vor dir ein Mann allein,
Da wär's der Mühe werth ein Menſch zu ſeyn.
Das war ich ſonſt, eh ich's im Düſtern ſuchte,
Mit Frevelwort mich und die Welt verfluchte.
Nun iſt die Luft von ſolchem Spuk ſo voll,
Daß niemand weiß, wie er ihn meiden ſoll.

Herz wandte, kannst du leicht denken. Auch war nichts vergessen, um meine Muse kenntlich zu machen. Kronen und Dolche, Ketten und Masken, wie sie mir meine Vorgänger überliefert hatten, waren ihr auch hier zugetheilt. Der Wettstreit war heftig, die Reden beider Personen kontrastirten gehörig, da man im vierzehnten Jahre gewöhnlich das Schwarze und Weiße recht nah an einander zu mahlen pflegt. Die Alte redete, wie es einer Person geziemt, die eine Stecknadel aufhebt, und jene, wie eine, die Königreiche verschenkt. Die warnenden Drohungen der Alten wurden verschmäht; ich sah die mir versprochenen Reichthümer schon mit dem Rücken an: enterbt und nackt übergab ich mich der Muse, die mir ihren goldnen Schleyer zuwarf und meine Blöße bedeckte. —

Hätte ich denken können, o meine Geliebte! rief er aus, indem er Marianen fest

Wenn auch Ein Tag uns klar vernünftig lacht,
In Traumgeſpinnſt verwickelt uns die Nacht;
Wir kehren froh von junger Flur zurück,
Ein Vogel krächzt; was krächzt er? Mißgeſchick.
Von Aberglauben früh und ſpat umgarnt —
Es eignet ſich, es zeigt ſich an, es warnt —
Und ſo verſchüchtert, ſtehen wir allein.
Die Pforte knarrt, und niemand kommt herein.

(Erſchüttert.)

Iſt jemand hier?

Sorge.

Die Frage fordert Ja!

Fauſt.

Und du, wer biſt denn du?

Sorge.

Bin einmal da.

Fauſt.

Entferne dich!

Sorge.

Ich bin am rechten Ort.

Fauſt

(erſt ergrimmt, dann beſänftigt für ſich).

Nimm dich in Acht und ſprich kein Zauberwort!

Sorge.

Würde mich kein Ohr vernehmen,
Müßt' es doch im Herzen dröhnen;
In verwandelter Geſtalt
Üeb' ich grimmige Gewalt.
Auf den Pfaden, auf der Welle,
Ewig ängſtlicher Geſelle;
Stets gefunden, nie geſucht,
So geſchmeichelt wie verflucht.

Haſt du die Sorge nie gekannt? —

Faust.

Ich bin nur durch die Welt gerannt;
Ein jed' Gelüst ergriff ich bei den Haaren,
Was nicht genügte, ließ ich fahren,
Was mir entwischte, ließ ich ziehn.
Ich habe nur begehrt und nur vollbracht,
Und abermals gewünscht, und so mit Macht
Mein Leben durchgestürmt; erst groß und mächtig,
Nun aber geht es weise, geht bedächtig.
Der Erdenkreis ist mir genug bekannt,
Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt;
Thor, wer dorthin die Augen blinzend richtet,
Sich über Wolken seines Gleichen dichtet!
Er stehe fest und sehe hier sich um!
Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm.
Was braucht er in die Ewigkeit zu schweifen!
Was er erkennt, läßt sich ergreifen.
Er wandle so den Erdentag entlang;
Wenn Geister spuken, geh' er seinen Gang;
Im Weiterschreiten find' er Qual und Glück,
Er, unbefriedigt jeden Augenblick!

Sorge.

Wen ich einmal mir besitze,
Dem ist alle Welt nichts nütze:
Ewiges Düstre steigt herunter,
Sonne geht nicht auf noch unter;
Bei vollkommnen äußern Sinnen
Wohnen Finsternisse drinnen,
Und er weiß von allen Schätzen
Sich nicht in Besitz zu setzen.
Glück und Unglück wird zur Grille,
Er verhungert in der Fülle;
Sey es Wonne, sey es Plage,
Schiebt er's zu dem andern Tage,
Ist der Zukunft nur gewärtig,
Und so wird er niemals fertig.

Faust.

Hör' auf! so kommst du mir nicht bei!
Ich mag nicht solchen Unsinn hören.
Fahr' hin! die schlechte Litanei,
Sie könnte selbst den klügsten Mann bethören.

Sorge.

Soll er gehen? soll er kommen?
Der Entschluß ist ihm genommen;
Auf gebahnten Weges Mitte
Wankt er tastend halbe Schritte;
Er verliert sich immer tiefer,
Siehet alle Dinge schiefer,
Sich und andre lästig drückend,
Athem holend und erstickend;
Nicht erstickt und ohne Leben,
Nicht verzweifelnd, nicht ergeben.
So ein unaufhaltsam Rollen,
Schmerzlich Lassen, widrig Sollen,
Bald Befreien, bald Erdrücken,
Halber Schlaf und schlecht Erquicken
Heftet ihn an seine Stelle
Und bereitet ihn zur Hölle.

Faust.

Unselige Gespenster! so behandelt ihr
Das menschliche Geschlecht zu tausend Malen;
Gleichgültige Tage selbst verwandelt ihr
In garstigen Wirrwarr netzumstrickter Qualen.
Dämonen, weiß ich, wird man schwerlich los,
Das geistig-strenge Band ist nicht zu trennen:
Doch deine Macht, o Sorge, schleichend groß,
Ich werde sie nicht anerkennen.

Sorge.

Erfahre sie, wie ich geschwind
Mich mit Verwünschung von dir wende!

Die Menſchen ſind im ganzen Leben blind,
Nun, Fauſte, werde du's am Ende! —

(Sie haucht ihn an.)

Fauſt (erblindet).

Die Nacht ſcheint tiefer tief hereinzudringen,
Allein im Innern leuchtet helles Licht;
Was ich gedacht, ich eil' es zu vollbringen;
Des Herren Wort, es giebt allein Gewicht.
Vom Lager auf, ihr Knechte! Mann für Mann!
Laßt glücklich ſchauen, was ich kühn erſann!
Ergreift das Werkzeug, Schaufel rührt und Spaten!
Das Abgeſteckte muß ſogleich gerathen.
Auf ſtrenges Ordnen, raſchen Fleiß
Erfolgt der allerſchönſte Preis;
Daß ſich das größte Werk vollende,
Genügt Ein Geiſt für tauſend Hände.

Großer Vorhof des Palaſts.

Fackeln.

Mephiſtopheles (als Aufſeher voran).

Herbei, herbei! Herein, herein!
Ihr ſchlotternden Lemuren,
Aus Bändern, Sehnen und Gebein
Geflickte Halbnaturen!

Lemuren (im Chor).

Wir treten dir ſogleich zur Hand,
Und, wie wir halb vernommen,
Es gilt wohl gar ein weites Land,
Das ſollen wir bekommen.
Geſpitzte Pfähle, die ſind da,
Die Kette lang zum Meſſen;
Warum an uns der Ruf geſchah,
Das haben wir vergeſſen.

Mephiſtopheles.

Hier gilt kein künſtleriſch Bemühn;
Verfahret nur nach eignen Maaßen!
Der Längſte lege längelang ſich hin,
Ihr andern lüftet ringsumher den Raſen!
Wie man's für unſre Väter that,
Vertieft ein längliches Quadrat!
Aus dem Palaſt ins enge Haus,
So dumm läuft es am Ende doch hinaus.

Lemuren

(mit neckiſchen Geberden grabend).

Wie jung ich war und lebt' und liebt',
Mich däucht, das war wohl ſüße;
Wo's fröhlich klang und luſtig ging,
Da rührten ſich meine Füße.

Nun hat das tückiſche Alter mich
Mit ſeiner Krücke getroffen;
Ich ſtolpert' über Grabes Thür,
Warum ſtand ſie juſt offen!

Fauſt

(aus dem Palaſte tretend, taſtet an den Thürpfoſten).

Wie das Geklirr der Spaten mich ergetzt!
Es iſt die Menge, die mir fröhnet,
Die Erde mit ſich ſelbſt verſöhnet,
Den Wellen ihre Gränze ſetzt,
Das Meer mit ſtrengem Band umzieht.

Mephiſtopheles (bei Seite)

Du biſt doch nur für uns bemüht
Mit deinen Dämmen, deinen Buhnen;
Denn du bereiteſt ſchon Neptunen,
Dem Waſſerteufel, großen Schmaus.
In jeder Art ſeyd ihr verloren; —
Die Elemente ſind mit uns verſchworen,
Und auf Vernichtung läuft's hinaus.

Fauſt.

Aufſeher!

Mephiſtopheles.

Hier!

Fauſt.

Wie es auch möglich ſey,
Arbeiter ſchaffe Meng' auf Menge,
Ermuntre durch Genuß und Strenge,
Bezahle, locke, preſſe bei!
Mit jedem Tage will ich Nachricht haben,
Wie ſich verlängt der unternommne Graben.

Mephiſtopheles (halblaut).

Man ſpricht, wie man mir Nachricht gab,
Von keinem Graben, doch vom — Grab.

Fauſt.

Ein Sumpf zieht am Gebirge hin,
Verpeſtet alles ſchon Errungne;

Den faulen Pfuhl auch abzuziehn,
Das Letzte wär' das Höchſterrungne.
Eröffn' ich Räume vielen Millionen,
Nicht ſicher zwar, doch thätig-frei zu wohnen.
Grün das Gefilde, fruchtbar; Menſch und Heerde
Sogleich behaglich auf der neuſten Erde,
Gleich angeſiedelt an des Hügels Kraft,
Den aufgewälzt kühn-emſige Völkerſchaft.
Im Innern hier ein paradieſiſch Land,
Da raſe draußen Fluth bis auf zum Rand,
Und wie ſie naſcht, gewaltſam einzuſchießen,
Gemeindrang eilt, die Lücke zu verſchließen.
Ja! dieſem Sinne bin ich ganz ergeben,
Das iſt der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient ſich Freiheit wie das Leben,
Der täglich ſie erobern muß.
Und ſo verbringt, umrungen von Gefahr,
Hier Kindheit, Mann und Greis ſein tüchtig Jahr.
Solch ein Gewimmel möcht' ich ſehn,
Auf freiem Grund mit freiem Volke ſtehn.
Zum Augenblicke dürft' ich ſagen:
Verweile doch, du biſt ſo ſchön!
Es kann die Spur von meinen Erdetagen
Nicht in Aeonen untergehn. —
Im Vorgefühl von ſolchem hohen Glück
Genieß' ich jetzt den höchſten Augenblick.

(Fauſt ſinkt zurück, die Lemuren faſſen ihn auf und legen ihn auf den Boden.)

Mephiſtopheles.

Ihn ſättigt keine Luſt, ihm g'nügt kein Glück,
So buhlt er fort nach wechſelnden Geſtalten;
Den letzten, ſchlechten, leeren Augenblick,
Der Arme wünſcht ihn feſt zu halten.
Der mir ſo kräftig widerſtand,
Die Zeit wird Herr, der Greis hier liegt im Sand.
Die Uhr ſteht ſtill —

Chor.

Steht ſtill! Sie ſchweigt wie Mitternacht.
Der Zeiger fällt.

Mephiſtopheles.

Er fällt, es iſt vollbracht.

Chor.

Es iſt vorbei.

Mephiſtopheles.

Vorbei! ein dummes Wort.
Warum vorbei?
Vorbei und reines Nichts, vollkommnes Einerlei!
Was ſoll uns denn das ew'ge Schaffen!
Geſchaffenes zu nichts hinwegzuraffen!
„Da iſt's vorbei!" Was iſt daran zu leſen?
Es iſt ſo gut, als wär' es nicht geweſen,
Und treibt ſich doch im Kreis, als wenn es wäre.
Ich liebte mir dafür das Ewig-Leere.

Grablegung.

Lemur. Solo.

Wer hat das Haus ſo ſchlecht gebaut,
Mit Schaufeln und mit Spaten?

Lemuren. Chor.

Dir, dumpfer Gaſt im hänfnen Gewand,
Iſt's viel zu gut gerathen.

Lemur. Solo.

Wer hat den Saal ſo ſchlecht verſorgt?
Wo blieben Tiſch und Stühle?

Lemuren. Chor.

Es war auf kurze Zeit geborgt;
Der Gläubiger ſind ſo viele.

Mephiſtopheles.

Der Körper liegt, und will der Geiſt entfliehn,
Ich zeig' ihm raſch den blutgeſchriebnen Titel; —

Doch leider hat man jetzt so viele Mittel,
Dem Teufel Seelen zu entziehn.
Auf altem Wege stößt man an,
Auf neuem sind wir nicht empfohlen;
Sonst hätt' ich es allein gethan,
Jetzt muß ich Helfershelfer holen.

Uns geht's in allen Dingen schlecht!
Herkömmliche Gewohnheit, altes Recht,
Man kann auf gar nichts mehr vertrauen.
Sonst mit dem letzten Athem fuhr sie aus,
Ich paßt' ihr auf und, wie die schnellste Maus,
Schnapps! hielt ich sie in fest verschloßnen Klauen.
Nun zaudert sie und will den düstern Ort,
Des schlechten Leichnams ekles Haus, nicht lassen;
Die Elemente, die sich hassen,
Die treiben sie am Ende schmählich fort.
Und wenn ich Tag und Stunden mich zerplage,
Wann? wie? und wo? das ist die leidige Frage;
Der alte Tod verlor die rasche Kraft,
Das Ob? sogar ist lange zweifelhaft;
Oft sah ich lüstern auf die starren Glieder;
Es war nur Schein, das rührte, das regte sich wieder.

(Phantastisch-flügelmännische Beschwörungs-Geberden.)

Nur frisch heran! verdoppelt euren Schritt,
Ihr Herrn vom graden, Herrn vom krummen Horne!
Vom alten Teufelsschrot und Korne,
Bringt ihr zugleich den Höllenrachen mit.
Zwar hat die Hölle Rachen viele! viele!
Nach Standesgebühr und Würden schlingt sie ein;
Doch wird man auch bei diesem letzten Spiele
Ins künftige nicht so bedenklich seyn.

(Der gräuliche Höllenrachen thut sich links auf.)

Eckzähne klaffen; dem Gewölb des Schlundes
Entquillt der Feuerstrom in Wuth,

Und in dem Siedequalm des Hintergrundes
Seh' ich die Flammenſtadt in ewiger Gluth.
Die rothe Brandung ſchlägt hervor bis an die Zähne,
Verdammte, Rettung hoffend, ſchwimmen an;
Doch koloſſal zerknirſcht ſie die Hyäne,
Und ſie erneuen ängſtlich heiße Bahn.
In Winkeln bleibt noch vieles zu entdecken,
So viel Erſchrecklichſtes im engſten Raum!
Ihr thut ſehr wohl, die Sünder zu erſchrecken;
Sie halten's doch für Lug und Trug und Traum.

(Zu den Dicktenfeln vom kurzen, geraden Horne.)

Nun, wanſtige Schuften mit den Feuerbacken!
Ihr glüht ſo recht vom Höllenſchwefel feiſt,
Klotzartige, kurze, nie bewegte Nacken!
Hier unten lauert, ob's wie Phosphor gleißt:
Das iſt das Seelchen, Pſyche mit den Flügeln;
Die rupft ihr aus, ſo iſt's ein garſtiger Wurm;
Mit meinem Stempel will ich ſie beſiegeln,
Dann fort mit ihr im Feuer-Wirbelſturm!

Paßt auf die niedern Regionen,
Ihr Schläuche! das iſt eure Pflicht;
Ob's ihr beliebte, da zu wohnen,
So accurat weiß man das nicht.
Im Nabel iſt ſie gern zu Haus;
Nehmt es in Acht, ſie wiſcht euch dort heraus.

(Zu den Dürrteufeln vom langen, krummen Horne.)

Ihr Firlefanze, flügelmänniſche Rieſen!
Greift in die Luft, verſucht euch ohne Raſt!
Die Arme ſtrack, die Klauen ſcharf gewieſen,
Daß ihr die Flatternde, die Flüchtige faßt!
Es iſt ihr ſicher ſchlecht im alten Haus,
Und das Genie, es will gleich ebenaus.

an sich drückte, daß eine ganz andere, eine lieblichere Gottheit kommen, mich in meinem Vorsatz stärken, mich auf meinem Wege begleiten würde; welch eine schönere Wendung würde mein Gedicht genommen haben, wie interessant würde nicht der Schluß desselben geworden seyn! Doch es ist kein Gedicht, es ist Wahrheit und Leben, was ich in deinen Armen finde; laß uns das süße Glück mit Bewußtseyn genießen!

Durch den Druck seines Armes, durch die Lebhaftigkeit seiner erhöhten Stimme, war Mariane erwacht, und verbarg durch Liebkosungen ihre Verlegenheit: denn sie hatte auch nicht ein Wort von dem letzten Theile seiner Erzählung vernommen, und es ist zu wünschen, daß unser Held für seine Lieblingsgeschichten aufmerksamere Zuhörer künftig finden möge.

Glorie von oben, rechts.

Himmliſche Heerſchaar.

Folget, Geſandte,
Himmelsverwandte,
Gemächlichen Flugs!
Sündern vergeben,
Staub zu beleben!
Allen Naturen
Freundliche Spuren
Wirket im Schweben
Des weilenden Zugs!

Mephiſtopheles.

Mißtöne hör' ich, garſtiges Geklimper,
Von oben kommt's mit unwillkommnem Tag;
Es iſt das bübiſch-mädchenhafte Geſtümper,
Wie frömmelnder Geſchmack ſich's lieben mag.
Ihr wißt, wie wir, in tiefverruchten Stunden,
Vernichtung ſannen menſchlichem Geſchlecht:
Das Schändlichſte, was wir erfunden,
Iſt ihrer Andacht eben recht.

Sie kommen gleißneriſch, die Laffen!
So haben ſie uns manchen weggeſchnappt,
Bekriegen uns mit unſern eignen Waffen;
Es ſind auch Teufel, doch verkappt.
Hier zu verlieren wär' euch ew'ge Schande;
Ans Grab heran und haltet feſt am Rande!

Chor der Engel (Roſen ſtreuend).

Roſen, ihr blendenden,
Balſam verſendenden!
Flatternde, ſchwebende,
Heimlich belebende,
Zweigleinbeflügelte,
Knoſpenentſiegelte,
Eilet zu blühn!

Frühling entſprieße,
Purpur und Grün!
Tragt Paradieſe
Dem Ruhenden hin.

Mephiſtopheles (zu den Satanen).

Was duckt und zuckt ihr? iſt das Höllenbrauch?
So haltet Stand und laßt ſie ſtreuen.
An ſeinen Platz ein jeder Gauch!
Sie denken wohl, mit ſolchen Blümeleien
Die heißen Teufel einzuſchneien;
Das ſchmilzt und ſchrumpft vor eurem Hauch.
Nun puſtet, Püſtriche! — Genug, genug!
Vor eurem Broden bleicht der ganze Flug. —
Nicht ſo gewaltſam! ſchließet Maul und Naſen!
Fürwahr, ihr habt zu ſtark geblaſen.
Daß ihr doch nie die rechten Maaße kennt!
Das ſchrumpft nicht nur, es bräunt ſich, dorrt, es brennt!
Schon ſchwebt's heran mit giftig klaren Flammen;
Stemmt euch dagegen, drängt euch feſt zuſammen! —
Die Kraft erliſcht! dahin iſt aller Muth!
Die Teufel wittern fremde Schmeichelgluth.

Engel.

Blüthen, die ſeligen,
Flammen, die fröhlichen,
Liebe verbreiten ſie,
Wonne bereiten ſie,
Herz wie es mag.
Worte, die wahren,
Aether im Klaren
Ewigen Schaaren
Ueberall Tag!

Mephiſtopheles.

O Fluch! o Schande ſolchen Tröpfen!
Satane ſtehen auf den Köpfen,

Die Plumpen ſchlagen Rad auf Rad
Und ſtürzen ärſchlings in die Hölle.
Geſegn' euch das verdiente heiße Bad!
Ich aber bleib' auf meiner Stelle. —
(Sich mit den ſchwebenden Roſen herumſchlagend.)
Irrlichter, fort! Du! leuchte noch ſo ſtark,
Du bleibſt, gehaſcht, ein ekler Gallert-Quark.
Was flatterſt du? Willſt du dich packen! —
Es klemmt wie Pech und Schwefel mir im Nacken.

Engel. Chor.

Was euch nicht angehört,
Müſſet ihr meiden,
Was euch das Innre ſtört,
Dürft ihr nicht leiden.
Dringt es gewaltig ein,
Müſſen wir tüchtig ſeyn;
Liebe nur Liebende
Führet herein!

Mephiſtopheles.

Mir brennt der Kopf, das Herz, die Leber brennt!
Ein überteufliſch Element!
Weit fritziger als Höllenfeuer!
Drum jammert ihr ſo ungeheuer,
Unglückliche Verliebte! die, verſchmäht,
Verdrehten Halſes nach der Liebſten ſpäht.

Auch mir! Was zieht den Kopf auf jene Seite?
Bin ich mit ihr doch im geſchwornen Streite!
Der Anblick war mir ſonſt ſo feindlich ſcharf.
Hat mich ein Fremdes durch und durchgedrungen?
Ich mag ſie gerne ſehn, die allerliebſten Jungen;
Was hält mich ab, daß ich nicht fluchen darf? —
Und wenn ich mich bethören laſſe,
Wer heißt denn künftighin der Thor? —
Die Wetterbuben, die ich haſſe,
Sie kommen mir doch gar zu lieblich vor!

Ihr ſchönen Kinder laßt mich wiſſen:
Seyd ihr nicht auch von Lucifers Geſchlecht?
Ihr ſeyd ſo hübſch, fürwahr, ich möcht' euch küſſen,
Mir iſt's, als kommt ihr eben recht.
Es iſt mir ſo behaglich, ſo natürlich,
Als hätt' ich euch ſchon tauſendmal geſehn;
So heimlich-kätzchenhaft begierlich;
Mit jedem Blick aufs neue ſchöner ſchön.
O nähert euch, o gönnt mir Einen Blick!

Engel.

Wir kommen ſchon, warum weichſt du zurück?
Wir nähern uns, und wenn du kannſt, ſo bleib!

(Die Engel nehmen, anherziehend, den ganzen Raum ein.)

Mephiſtopheles

(der ins Proſcenium gedrängt wird).

Ihr ſcheltet uns verdammte Geiſter,
Und ſeyd die wahren Hexenmeiſter;
Denn ihr verführet Mann und Weib. —
Welch ein verflucht's Abenteuer!
Iſt dich das Liebeselement?
Der ganze Körper ſteht in Feuer;
Ich fühle kaum, daß es im Nacken brennt. —
Ihr ſchwanket hin und her; ſo ſenkt euch nieder!
Ein bischen weltlicher bewegt die holden Glieder!
Fürwahr, der Ernſt ſteht euch recht ſchön!
Doch möcht' ich euch nur einmal lächeln ſehn;
Das wäre mir ein ewiges Entzücken.
Ich meine ſo, wie wenn Verliebte blicken;
Ein kleiner Zug am Mund, ſo iſt's gethan.
Dich, langer Burſche, dich mag ich am liebſten leiden;
Die Pfaffenmiene will dich gar nicht kleiden,
Sie ſieh mich doch ein wenig lüſtern an!
Auch könntet ihr anſtändig-nackter gehen,
Das lange Faltenhemd iſt überſittlich —
Sie wenden ſich — Von hinten anzuſehen! —
Die Racker ſind doch gar zu appetitlich! —

Chor der Engel.

Wendet zur Klarheit
Euch, liebende Flammen!
Die ſich verdammen,
Heile die Wahrheit;
Daß ſie vom Böſen
Frey ſich erlöſen,
Um in dem Allverein
Selig zu ſeyn.

Mephiſtopheles (ſich faſſend).

Wie wird mir! — Hiobsartig, Beul' an Beule
Der ganze Kerl, dem's vor ſich ſelber graut,
Und triumphirt zugleich, wenn er ſich ganz durchſchaut,
Wenn er auf ſich und ſeinen Stamm vertraut:
Gerettet ſind die edlen Teufelstheile!
Der Liebeſpuk, er wirkt ſich auf die Haut.
Schon ausgebrannt ſind die verruchten Flammen,
Und, wie es ſich gehört, fluch' ich euch allzuſammen!

Chor der Engel.

Heilige Gluthen!
Wen ſie umſchweben,
Fühlt ſich im Leben
Selig mit Guten.
Alle vereinigt
Hebt euch und kreiſt!
Luft iſt gereinigt,
Athme der Geiſt!

(Sie erheben ſich, Fauſtens Unſterbliches entführend.)

Mephiſtopheles (ſich umſehend).

Doch wie? — wo ſind ſie hingezogen?
Unmündiges Volk, du haſt mich überraſcht!
Sind mit der Beute himmelwärts entflogen;
Drum haben ſie an dieſer Gruft genaſcht!
Mir iſt ein großer einziger Schatz entwendet;
Die hehre Seele, die ſich mir verpfändet,

Die haben sie mir ränkig weggerafft.
Bei wem soll ich mich nun beklagen?
Wer schafft mir mein erworbnes Recht?
Du bist getäuscht in deinen alten Tagen,
Du hast's verdient, es geht dir grimmig schlecht.
Ich habe schimpflich mitgehandelt,
Ein großer Aufwand, schmählich! ist vertan;
Gemein Gelüst, absurde Liebschaft wandelt
Den ausgerichten Teufel an.
Und hat mit diesem kindisch-tollen Ding
Der Klugerfahrne sich beschäftigt,
So ist fürwahr die Thorheit nicht gering
Die seiner sich am Schluß bemächtigt.

Bergſchluchten, Wald, Fels, Einöde.

Heilige Anachoreten gebirgauf vertheilt, gelagert zwiſchen Klüften.

Chor und Echo.

Waldung, ſie ſchwankt heran,
Felſen, ſie laſten dran,
Wurzeln, ſie klammern an,
Stamm dicht an Stamm hinan;
Wege nach Wege ſpritzt,
Höhle, die tiefſte, ſchützt;
Löwen, ſie ſchleichen ſtumm-
Freundlich um uns herum,
Ehren geweihten Ort,
Heiligen Liebeshort.

Pater ecstaticus
(auf- und abſchwebend).

Ewiger Wonnebrand,
Glühendes Liebeband,
Siedender Schmerz der Bruſt,
Schäumende Gottes-Luſt.
Pfeile, durchdringet mich,
Lanzen, bezwinget mich,
Keulen, zerſchmettert mich,
Blitze, durchwettert mich;
Daß ja das Nichtige
Alles verflüchtige,
Glänze der Dauerſtern,
Ewiger Liebe Kern!

Pater profundus
(tiefe Region).

Wie Felſenabgrund mir zu Füßen
Auf tiefem Abgrund laſtend ruht,
Wie tauſend Bäche ſtrahlend fließen
Zum grauſen Sturz des Schaums der Fluth,

Wie ſtrack, mit eignem kräftigen Triebe,
Der Stamm ſich in die Lüfte trägt:
So iſt es die allmächtige Liebe,
Die alles bildet, alles hegt.

Iſt um mich her ein wildes Brauſen,
Als wogte Wald und Felſengrund!
Und doch ſtürzt, liebevoll im Sauſen,
Die Waſſerfülle ſich zum Schlund,
Berufen, gleich das Thal zu wäſſern:
Der Blitz, der flammend niederſchlug,
Die Atmoſphäre zu verbeſſern,
Die Gift und Dunſt im Buſen trug:
Sind Liebesboten, ſie verkünden,
Was ewig ſchaffend uns umwallt.
Mein Innres mög' es auch entzünden,
Wo ſich der Geiſt, verwirrt, kalt,
Verquält in ſtumpfer Sinne Schranken,
Scharfangeſchloßnem Kettenſchmerz.
O Gott! beſchwichtige die Gedanken,
Erleuchte mein bedürftig Herz!

Pater Seraphicus
(mittlere Region).

Welch ein Morgenwölkchen ſchwebet
Durch der Tannen ſchwankend Haar!
Ahn' ich, was im Innern lebet?
Es iſt junge Geiſterſchaar.

Chor ſeliger Knaben.

Sag' uns, Vater, wo wir wallen,
Sag' uns, Guter, wer wir ſind?
Glücklich ſind wir, allen allen
Iſt das Daſeyn ſo gelind.

Pater Seraphicus.

Knaben, Mitternachts-Geborne,
Halb erſchloſſen Geiſt und Sinn,

Für die Eltern gleich Verlorne,
Für die Engel zum Gewinn!
Daß ein Liebender zugegen,
Fühlt ihr wohl; ſo naht euch nun!
Doch von ſchreckſen Erdewegen,
Glückliche! habt ihr keine Spur.
Steigt herab in meiner Augen
Welt- und erdgemäß Organ!
Könnt ſie alſo die euren brauchen!
Schaut euch dieſe Gegend an!

(Er nimmt ſie in ſich.)

Das ſind Bäume, das ſind Felſen,
Waſſerſtrom, der abeſtürzt
Und mit ungeheurem Wälzen
Sich den ſteilen Weg verkürzt.

Selige Knaben (von innen).

Das iſt mächtig anzuſchauen;
Doch zu düſter iſt der Ort,
Schüttelt uns mit Schreck und Grauen.
Edler, Guter, laß uns fort!

Pater Seraphicus.

Steigt hinan zu höherem Kreiſe,
Wachſet immer unvermerkt,
Wie, nach ewig reiner Weiſe,
Gottes Gegenwart verſtärkt!
Denn das iſt der Geiſter Nahrung,
Die im freiſten Aether waltet,
Ewigen Liebens Offenbarung,
Die zur Seligkeit entfaltet.

Chor ſeliger Knaben

(um die höchſten Gipfel kreiſend).

Hände verſchlinget
Freudig zum Ringverein,
Regt euch und ſinget
Heil'ge Gefühle drein!

Göttlich belehret,
Dürft ihr vertrauen;
Den ihr verehret,
Werdet ihr ſchauen.

Engel

(ſchwebend in der höhern Atmoſphäre, Faustens Unſterbliches tragend.)

Gerettet iſt das edle Glied
Der Geiſterwelt vom Böſen:
Wer immer ſtrebend ſich bemüht,
Den können wir erlöſen;
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben Theil genommen,
Begegnet ihm die ſelige Schaar
Mit herzlichem Willkommen.

Die jüngeren Engel.

Jene Roſen, aus den Händen
Liebend-heiliger Büßerinnen,
Halfen uns den Sieg gewinnen,
Und das hohe Werk vollenden,
Dieſen Seelenſchatz erbeuten.
Leſe wichen, als wir ſtreuten,
Teufel ſtoben, als wir trafen.
Statt gewohnter Höllenſtrafen
Fühlten Liebesqual die Geiſter;
Selbſt der alte Satans-Meiſter
War von ſpitzer Pein durchdrungen.
Jauchzet auf! es iſt gelungen.

Die vollendeteren Engel.

Uns bleibt ein Erdenreſt
Zu tragen peinlich,
Und wär' er von Aſbeſt,
Er iſt nicht reinlich.
Wenn ſtarke Geiſteskraft
Die Elemente
An ſich herangerafft,
Kein Engel trennte

Neuntes Capitel.

So brachte Wilhelm seine Nächte im Genusse vertraulicher Liebe, seine Tage in Erwartung neuer seliger Stunden zu. Schon zu jener Zeit, als ihn Verlangen und Hoffnung zu Marianen hinzog, fühlte er sich wie neu belebt, er fühlte, daß er ein anderer Mensch zu werden beginne; nun war er mit ihr vereinigt, die Befriedigung seiner Wünsche ward eine reizende Gewohnheit. Sein Herz strebte, den Gegenstand seiner Leidenschaft zu veredlen, sein Geist, das geliebte Mädchen mit sich empor zu heben. In der kleinsten Abwesenheit ergriff ihn ihr Andenken. War sie ihm sonst nothwendig gewesen, so war sie ihm jetzt unentbehrlich, da er mit allen Banden der Menschheit an sie ge-

Geeinte Zweinatur
Der innigen beiden;
Die ewige Liebe nur
Vermag's zu ſcheiden.

Die jüngeren Engel.

Nebelnd um Felſenhöh'
Exür' ich ſo eben,
Regend ſich in der Näh',
Ein Geiſter-Leben.
Die Wölkchen werden klar;
Ich ſeh' bewegte Schaar
Seliger Knaben,
Los von der Erde Druck,
Im Kreis geſellt,
Die ſich erlaben
Am neuen Lenz und Schmuck
Der obern Welt.
Seyn er zum Anbeginn,
Steigendem Vollgewinn
Dieſen geſellt!

Die ſeligen Knaben.

Freudig empfangen wir
Dieſen im Puppenſtand;
Alſo erlangen wir
Engliſches Unterpfand.
Löſet die Flocken los,
Die ihn umgeben!
Schon iſt er ſchön und groß
Von heiligem Leben.

Doctor Marianus

in der höchſten, reinlichſten Zelle.

Hier iſt die Ausſicht frei,
Der Geiſt erheben.
Dort ziehen Fraun vorbei,
Schwebend nach oben;

Die Herrliche mittenin
Im Sternenkranze,
Die Himmelskönigin,
Ich ſeh's am Glanze.

(Entzückt.)

Höchſte Herrſcherin der Welt!
Laſſe mich im blauen,
Ausgeſpannten Himmelszelt
Dein Geheimniß ſchauen!
Billige, was des Mannes Bruſt
Ernſt und zart beweget
Und mit heiliger Liebesluſt
Dir entgegen trägt!
Unbezwinglich unſer Muth,
Wenn du ſehr gebieteſt;
Plötzlich mildert ſich die Gluth,
Wie du uns befriedeſt.
Jungfrau, rein im ſchönſten Sinn,
Mutter, Ehren würdig,
Uns erwählte Königin,
Göttern ebenbürtig.

Um ſie verſchlingen
Sich leichte Wölkchen,
Sind Hüllerinnen,
Ein zartes Völkchen,
Um ihre Kniee
Den Aether ſchlürfend,
Gnade bedürfend.

Dir, der Unberührbaren,
Iſt es nicht benommen,
Daß die leicht Verführbaren
Traulich zu dir kommen.
In die Schwachheit hingerafft,
Sind ſie ſchwer zu retten;

Wer zerreißt aus eigner Kraft
Der Gelüste Ketten?
Wie entgleitet ſchnell der Fuß
Schiefem glattem Boden?
Wen bethört nicht Blick und Gruß
Schmeichelhafter Oden?

Mater gloriosa ſchwebt einher

Chor der Büßerinnen.

Du ſchwebſt zu Höhen
Der ewigen Reiche,
Vernimm das Flehen,
Du Ohnegleiche!
Du Gnadenreiche!

Magna peccatrix (St. Lucae VII. 37).

Bei der Liebe, die den Füßen
Deines gottverklärten Sohnes
Thränen ließ zum Balſam fließen,
Trotz des Phariſäer-Hohnes;
Beim Gefäße, das ſo reichlich
Duftete Wohlgeruch hernieder;
Bei den Locken, die ſo weichlich
Trockneten die heiligen Glieder —

Mulier Samaritana (St. Joh. IV).

Bei dem Brunn, zu dem ſchon weiland
Abram ließ die Heerde führen;
Bei dem Eimer, der dem Heiland
Kühl die Lippe durft' berühren;
Bei der reinen reichen Quelle,
Die nun derther ſich ergießet,
Ueberflüſſig, ewig helle,
Rings durch alle Welten fließet —

Maria Aegyptiaca (Acta Sanctorum).

Bei dem hochgeweihten Orte,
Wo den Herrn man niederließ,

Bei dem Arm, der von der Pforte
Warnend mich zurücke ſtieß;
Bei der vierzigjährigen Buße,
Der ich treu in Wüſten blieb;
Bei dem ſeligen Scheidegruße,
Den im Sand ich niederſchrieb —

Zu Drei.

Die du großen Sünderinnen
Deine Nähe nicht verweigerſt,
Und ein büßendes Gewinnen
In die Ewigkeiten ſteigerſt,
Gönn' auch dieſer guten Seele,
Die ſich einmal nur vergeſſen,
Die nicht ahnte, daß ſie fehle,
Dein Verzeihen angemeſſen!

Una Poenitentium

(ſonſt Gretchen genannt. Sich anſchmiegend).

Neige, neige,
Du Ohnegleiche,
Du Strahlenreiche,
Dein Antlitz gnädig meinem Glück!
Der früh Geliebte,
Nicht mehr Getrübte,
Er kommt zurück.

Selige Knaben

(in Kreisbewegung ſich nähernd).

Er überwächst uns ſchon
An mächtigen Gliedern,
Wird treuer Pflege Lohn
Reichlich erwiedern.
Wir wurden früh entfernt
Von Lehrchören;
Doch dieſer hat gelernt:
Er wird uns lehren.

Die eine Büßerin (sonst Gretchen genannt).

Vom edlen Geisterchor umgeben,
Wird sich der Neue kaum gewahr,
Er ahnet kaum das frische Leben,
So gleicht er schon der heiligen Schaar.
Sieh, wie er jedem Erdenbande
Der alten Hülle sich entrafft,
Und aus ätherischem Gewande
Hervortritt erste Jugendkraft!
Vergönne mir, ihn zu belehren!
Noch blendet ihn der neue Tag!

Mater gloriosa.

Komm! hebe dich zu höhern Sphären!
Wenn er dich ahnet, folgt er nach.

Doctor Marianus

(auf dem Angesicht anbetend).

Blicket auf zum Rettungsblick,
Alle reuig Zarten,
Euch zu seligem Geschick
Dankend umzuarten!
Werde jeder beßre Sinn
Dir zum Dienst erbötig;
Jungfrau, Mutter, Königin,
Göttin, bleibe gnädig!

Chorus mysticus.

Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichniß;
Das Unzulängliche,
Hier wird's Ereigniß;
Das Unbeschreibliche,
Hier ist es gethan;
Das Ewig-Weibliche
Zieht uns hinan.

Finis.

Verlag der G. Grote'schen Verlagsbuchhandlung (G. Müller) in Berlin.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Anhang

an

Goethes Werke.

Abtheilung

für

Gespräche.

1. Band.

Leipzig.
F. W. v. Biedermann.
1889.

knüpft war. Seine reine Seele fühlte, daß sie die Hälfte, mehr als die Hälfte seiner selbst sey. Er war dankbar und hingegeben ohne Gränzen.

Auch Mariane konnte sich eine Zeitlang täuschen, sie theilte die Empfindung seines lebhaften Glücks mit ihm. Ach! wenn nur nicht manchmal die kalte Hand des Vorwurfs ihr über das Herz gefahren wäre! Selbst an dem Busen Wilhelms war sie nicht sicher davor, selbst unter den Flügeln seiner Liebe. Und wenn sie nun gar wieder allein war, und aus den Wolken, in denen seine Leidenschaft sie emportrug, in das Bewußtseyn ihres Zustandes herabsank; dann war sie zu bedauern. Denn Leichtsinn kam ihr zu Hülfe, so lange sie in niedriger Verworrenheit lebte, sich über ihre Verhältnisse betrog, oder vielmehr sie nicht kannte; da erschienen ihr die Vorfälle, denen sie ausge-

Goethes Gespräche.

Herausgeber

Woldemar Freiherr von Biedermann.

1. Band:

1765—1804.

Leipzig.
F. W. v. Biedermann.
1889.

19 A 37[illegible] .1
(2.4x .)

Landes-
Bibliothek
Weimar

Inhalt.

		Seite
	Vorbemerkungen	1
1.	Zwiſchen 1765 und Mitte 1768. Bei Joh. Mich. Steck	7
2.	Desgleichen	8
3.	1768, 27. October. Bei Cornelia Goethe	13
4.	1769, April. Mit Joh. Adam Horn	15
5.	1770, October. Am Mittagstiſch in Straßburg	16
6.	1771, 14. Mai. Mit Heinr. Jung	17
7.	1771, Ende Juni. Mit Jung	18
8.	1771, 6. Auguſt. Disputation mit Frz. Lerſe	18
9.	1772, April. Mit Caroline Flachsland	19
10.	1772, Mai und Juni. Mit Joh. Chriſtn. Keſtner	20
11.	1772, Mitte Auguſt. Bei Ludw. Juſt. Frdr. Höpfner	23
12.	1772, 10. September. Mit Keſtner u. Charlotte Buff	24
13.	Um 1774. Mit Frdr. Heinr. Jacobi	25
14.	Um 1774. Mit Jacobi	25
15.	1774, Anfang Mai (Juni ?). Mit Johanna Fahlmer	25
16.	1774, Ende Juni. Mit Joh. Kaſp. Lavater	31
17.	1774, Juli. Mit Jung	31
18.	1774, Juli (?). Mit Lavater	32
19.	1775, etwa Februar. Mit Heinr. Gottfrd. v. Bretſchneider	33
20.	1775, Ende Februar und Anfang März. Mit Georg Melch. Kraus	33
21.	1775, Ende Mai. Zu Chriſtn. Graf zu Stolberg	35
22.	1775, Juni. Mit Joh. Jak. Bodmer	35
23.	1775, September. Mit Joh. Georg v. Zimmermann	36
24.	1775, 18. November. Mit Philipp Seidel	36

Seite

25. 1775, Ende November. Mit Christph. Mart. Wieland . 37
26. 1775, December. Mit Frdr. Leop. Graf zu Stolberg . 39
27. 1776, April. Mit Wieland 40
28. 1776, Mai. Mit Wieland 40
29. 1776, Juli. Mit Frdr. Wilh. Heinr. v. Trebra . . 41
30. 1776, 29. September. Mit Wieland 43
31. 1776, December (?). Mit Frdr. Samuel Arctschmar . 44
32. 1777, Februar. Mit Wieland 44
33. 1777, 24. März. Mit Wieland 45
34. 1777, Ende Juni. Bei der Herzogin Amalie . . . 45
35. 1777, 7. November. Mit Wieland 48
36. 1778, Mai (?). Am Hofe zu Tejjau 49
37. 1779, Ende Juli. Mit Wieland 50
38. 1779, 14. September. In der Galerie zu Kaſſel . . 51
39. 1779, September. Mit Joh. Georg Forſter*) . . . 52
40. 1779, 27. September. Mit Johanna Schloſſer geb. Fahlmer 54
41. 1779, 17. October. Mit Nikol. Ant. Kirchberger . . 55
42. 1779, November. Mit Bodmer 57
43. 1779, 13. u. 15. December. Mit Israel Hartmann . 60
44. 1779, 22. December. Mit Aug. Wilh. Iffland . . . 61
45. 1779, oder 1780. Mit Karl Ludw. v. Knebel . . . 62
46. 1780, 8. u. 14. Auguſt. Mit Joh. Ant. Leiſewitz . . 63
47. 1780, November (?). Mit Wieland 65
48. 1782, Anfang (?). Bei Weimars Liebhaberbühne . . 67
49. 1783, 5—7. Februar. Mit Joh. Georg Paul Böze**) 70
50. 1783, 9. Februar. Über Joh. Gottfr. Herder. . . . 72
51. 1783, April. Mit Friedr. Matthiſſon 74
52. 1783, September. Mit v. Trebra 75
53. 1784, September. Mit Jacobi 76
54. 1786, Mai (?). Mit Frdr. Aug. Wolf 77
55. 1786, 27. Juni. Mit Frdr. Joh. Juſtin Bertuch . . 78
56. 1786, 24. Juli. Mit . . . . Tietmar 79
57. 1786, Ende oder 1787 Anfang. Mit Adalb. Gyrowetz 85

*) Nicht Förſter. — **) Nicht Phil. Seidel.

Seite

58. 1787, 25. Februar(?). Mit Joh. Heinr. Wilh. Tischbein 86
59. 1787, Mai. Mit Gerstenberg 87
60. 1787/88. Mit Karl Philipp Moritz 88
61. 1788, 7. August. Mit Caroline Herder geb. Flachsland 89
62. 1788, 14. August. Mit C. Herder 89
63. 1788, 17. August. Mit C. Herder 91
64. 1788, 25. August. Mit C. Herder 92
65. 1788, 26. oder 27.*) August. Mit C. Herder . . . 93
66. 1788, Ende August oder Anfang September. Mit C. Herder 93
67. 1788, erstes Drittel des September. Mit C. Herder . 94
68. 1788, 4.—8. September. Mit C. Herder. 94
69. 1788, 7. September. Mit C. Herder 97
70. 1788, 7. September. Mit Frdr. Schiller. 98
71. 1788, 22. September. Mit C. Herder 101
72. 1788, Ende September oder Anfang October (?). Mit C. Herder 104
73. 1788, Desgleichen. Über Schiller 105
74. 1788, 6. October. Mit C. Herder 105
75. 1788, 12. October. Mit Jhs. v. Müller. 106
76. 1788, 13. October. Mit C. Herder 107
77. 1788, 20. October. Mit C. Herder 108
78. 1788, Ende October. Mit C. Herder 110
79. 1788, Desgleichen. 110
80. 1788, Anfang November. Mit C. Herder 111
81. 1788, Ende November oder Anfang December. Mit C. Herder 111
82. 1788, 8. December. Mit C. Herder 112
83. 1788, Ende December. Mit C. Herder 113
84. 1789, 5. Februar und vorher. Mit v. Knebel . . . 114
85. 1789, 8. Februar. Mit C. Herder. 115
86. 1789, 16. Februar. Mit C. Herder 116
87. 1789, Mitte April. Mit C. Herder 117
88. 1789, 23. April. Mit C. Herder 118

*) Nicht 29. —

Seite

89. 1789, 3. Mai. Mit C. Herder 119
90. 1789, 9. Mai. Mit C. Herder 120
91. 1789, Ende Mai. Mit C. Herder 121
92. 1790, Auguſt. Mit Joh. Timoth. Hermes 122
93. 1791, 8. (?) October. Mit Wieland 123
94. 1791, 8. October. Bei Wieland 125
95. 1791, 4. November. Im Weimarer Gelehrtenverein 128
96. 1792, 23. März. Im Weimarer Gelehrtenverein. . 129
97. 1792, 6. November bis 4. December. Mit Jacobi . 135
98. 1792, 7. November bis 4. December. Mit Jacobi . 136
99. 1792, November (?). Mit Chriſtn. Wilh. v. Dohm . 138
100. 1792, December. Über den Herzog Karl Auguſt . . 138
101. 1793, 18. März. Mit David und Simon Veit . . 139
102. 1793, 12. Auguſt. Mit Joh. Iſaak Gerning . . . 141
103. 1793, 14. Auguſt. Mit Gerning 142
104. 1793, 15. Auguſt. Mit Gerning 142
105. 1793, 18. Auguſt. Mit Gerning 143
106. 1793, 20. Auguſt. Mit Gerning 143
107. 1794, Mai (?). Über Homer 144
108. 1794, 6. Juni. Mittagsmahl bei Goethe 144
109. 1794, etwa 24. Juli. Mit Schiller 146
110. 1794, Sommer. Mit Joh. Gottlieb Fichte 147
111. 1794, Sommer. Mit Joh. Dan. Falk 147
112. 1794, Anfang September. Über Schiller 152
113. 1794, 14.—20. September. Mit Schiller 152
114. 1794, 14.—28. September. Mit Schiller 153
115. 1794, 19. October. Mit Dav. Veit 155
116. 1794, 31. October. Über Voſſens Iliasüberſetzung . 161
117. 1794, 7. November. Über Voſſens Iliasüberſetzung. 163
118. 1794, 14. November. Über Voſſens Iliasüberſetzung 165
119. 1795 (?). Über Karl Lappe 168
120. 1795, (Anfangs). Über „Wilhelm Meiſter's Lehrjahre" 168
121. 1795, 11.—23. Januar (?). Mit Schiller 169
122. 1795, Ende Mai. Mit Schiller 169
123. 1795, 2. Juni. Mit . . . . Latrobe 170
124. 1795, Sommer (?). Mit Wilh. v. Humboldt . . . 171

Seite

125. 1795, Sommer (?). Mit Fichte 171
126. 1795, 11. (?) Auguſt. Mit Veit 172
127. 1795, zweite Hälfte Auguſts (?). Mit Veit 177
128. 1795, zwiſchen 5. u. 9. November. Mit Schiller . . 177
129. 1795, November. Mit Wieland 180
130. 1795 (?). Mit Joſ. Schreyvogel 180
131. 1795 (?). Über Kant's Philoſophie 181
132. 1795 (?). Mit Wieland 181
133. 1795 (?). Über Carol. Paulus geb. Paulus . . . 182
134. 1795 (?). Mit Böttiger 183
135. 1796, Frühjahr (?). Über Iffland's Schauſpiele . . 184
136. 1796, erſte Hälfte Septembers. Beim Vorleſen von „Hermann und Dorothea" 186
137. 1796, 2. October. Über Gotters „Geiſterinſel" . . 186
138. 1796, December (?). Mit Max Jacobi 187
139. 1796, 25. December. Über „Hermann u. Dorothea" 187
140. 1796, 30. December (?). Mit Chriſtn. Fel. Weiße . 187
141. 1797, 27. (?) Mai. Mit Dr. Schleusner 188
142. 1797, Anfang Juni. Mit Schiller 188
143. 1797, Spätherbſt. Mit Herzog Karl Auguſt . . . 189
144. 1797, 28. od. 29. December. Vor Raphaels Madonna della Seggiola 190
145. 1798, 18.—25. Februar. Mit Karl Guſt. v. Brinkmann 190
146. 1798, Juni. Mit Emilie Gore 191
147. 1798, um Jahresmitte. Geſprächseigenheit 191
148. 1798, Ende Auguſt od. Anfang September. Mit Jean Paul Frdr. Richter 192
149. 1798, September. Über Richter 193
150. 1798, September (?). Bei Proben zu „Wallenſtein's Lager" 193
151. 1798, October. Über Theaterzettel 195
152. 1798, October. Mit Auguſt Wilhelm Schlegel . . 195
152. 1798, Herbſt (?). Mit Amalie v. Imhoff 197
154. 1799, Anfang (?). Mit Wieland 198
155. 1799, Anfang. Über einen Tiger 198

Seite

156. 1799, 16. Januar. Mittagsmahl bei Goethe . . . 199
157. 1799, 21. Januar. Bei Eleonore Frfr. v. Kalb geb. Marſchalk v. Oſtheim 200
158. 1799, Januar (?). Mit Wieland 200
159. 1799, Ende März (?). Mit Heinr. Steffens . . . 201
160. 1799, 16. April (?). Mit Richter 203
161. 1799, zweite Hälfte des Mai. Mit Schiller . . . 203
162. 1799, um 23. September. Mit Ludw. Tieck . . . 204
163. 1799, 4.—7. December. Mit Tieck 204
164. 1799, 5. u. 6. December. Mit Tieck 205
165. Aus d. neunziger Jahren. Mit Heinr. Eberh. Gottlob Paulus 206
166. Aus d. neunziger Jahren (?). Mit Iffland. . . . 208
167. Aus d. neunziger Jahren (?). Mit Schauſpielern . 208
168. Aus d. neunziger Jahren (?). Mit Maria Körner geb. Stock und Dorothea Stock 209
169. 1800, 26. Februar (?). Mit W. G. Gotthardi. . . 209
170. 1800, erſte Hälfte des Mai. Über Schelling's Zerwürfniß mit der „Allgem. Literaturzeitung" . . . 211
171. 1800, Mai (?). Über Heinr. Voß 212
172. 1800, 14. Juli. Mit Tieck 213
173. 1800, Anfang Juli. Mit Schiller. 214
174. 1801, Anfang. Mit Heinr. Schmidt 215
175. 1801, Anfang. Mit Schmidt 216
176. 1801, 10. April. Über Gerning's „Säculargedicht". 220
177. 1801, Ende Mai. Über Fichte. 221
178. 1801, October (?). Bei Luiſe v. Göchhauſen . . . 221
179. 1801, 8. November. Mit Frdr. Schelling 225
180. 1801, November. In der cour d'amour 226
181. 1801, Ende December (?). Über Kotzebue's Ausſchließung aus der cour d'amour 227
182. 1801, Ende December. Bei Einübung von Schlegel's „Ion" 229
183. 1802, 2. (oder 3.?) Januar. Über die Aufführung des „Ion" 229
184. 1802, Anfang Januar. Über Kotzebue's „Wirrwarr" 230

Seite

185. 1802, 14. Februar. Über den Aufführungspreis des „Jon“ 230
186. 1802, 14. u. 21. Februar. Über ein von W. Schlegel eingesandtes Luſtſpiel 231
187. 1802, Mitte Februar. Mit Schelling 232
188. 1802, 11. März. Über die Änderungen in Kotzebue's „Teutſchen Kleinſtädtern“ 232
189. 1802, 8. April. Mit Wieland 233
190. 1802, 29. Mai. Bei Aufführung von F. Schlegel's „Alarcos“ 234
191. 1802, 30. Mai. Nach Aufführung des „Alarcos“ . 235
192. 1802, 23. Juni. Über Joh. Dan. Sander u. Gattin 235
193. 1802, 26. Juni. Im Schauſpielhaus zu Lauchſtädt 236
194. 1802, Ende Auguſt. Mit Schelling 237
195. 1802, Ende September. Mit Gottfr. Schadow . . 238
196. 1802, Ende September (?). Über Schadow. . . . 240
197. 1802, kurz vor 13.*) October. Mit Schelling. . . 240
198. 1802, 13. (?) October. Mit Schelling 242
199. 1802, Mitte October. Über „Lacrymas“ von W. v. Schütz 243
200. 1802, 24. (?) November. Über Geſpräche von Todesfällen 243
201. 1802, November und December. Über die ſcherzhafte Beſprechung der Weimarer Kunſtausſtellung . . . 244
202. 1803, April. Mit Schelling. 245
203. 1803, Auguſt. Mit Pius Alexander Wolff u. Chriſt. Gottfrd. Grüner 246
204. 1803, October und November. Mit Riemer . . . 247
205. 1803, November (?). Über des Grafen Reuß-Köſtritz Verlangen nach Goethes Bildniß 250
206. 1803, November oder December. Über „Delphine“ der Baronin v. Stael 250
207. 1803, Ende December (?). Mit Karl Ferd. Fröhlich 251
208. 1803 (?). Über die „Zeitung für die elegante Welt“ 255

*) Nicht 23.

Seite

209. 1804, Januar und Februar. Mit Anne Germaine Baronin v. Stael-Holſtein geb. Necker 255
210. 1804, Mitte Januar. Mit Heinr. Voß 259
211. 1804, 29. Januar (und ſpäter?). Mit Niemer . . 284
212. 1804, Ende Februar. Mit Frdr. Wilh. Gubitz . . 265
213. 1804, 2. (?) März. Mit Henry Crabb Robinſon . 269
214. 1804, Ende März und Anfang April. Mit Voß . 271
215. 1804, Ende April. Mittag bei Goethe 278
216. 1804, 1. Mai. Mit Voß 279
217. 1804, Mai (?). Mit Robinſon 280
218. 1804, Ende Mai (?). Bei Falk's „Prinzeſſin mit dem Schweinsrüſſel“ 281
219. 1804, Auguſt (?). Mit Voß u. a. 282
220. 1804, Ende September (?). Mit Voß 283
221. 1804, 2. October. Mit Voß 284
222. 1804, October (?). Mit Voß 285
223. 1804. Mit Niemer 287
224. 1804 (?). Über einen Vers in „Hermann u. Dorothea“ 287
Berichtigung 288
Quellen 289

seht war, nur einzeln: Vergnügen und Verdruß lösten sich ab, Demüthigung wurde durch Eitelkeit, und Mangel oft durch augenblicklichen Überfluß vergütet; sie konnte Noth und Gewohnheit sich als Gesetz und Rechtfertigung anführen, und so lange ließen sich alle unangenehme Empfindungen von Stund zu Stunde, von Tag zu Tage abschütteln. Nun aber hatte das arme Mädchen sich Augenblicke in eine bessere Welt hinüber gerückt gefühlt, hatte, wie von oben herab, aus Licht und Freude ins öde, verworfene ihres Lebens herunter gesehen, hatte gefühlt, welche elende Creatur ein Weib ist, das mit dem Verlangen nicht zugleich Liebe und Ehrfurcht einflößt, und fand sich äußerlich und innerlich um nichts gebessert. Sie hatte nichts, was sie aufrichten konnte. Wenn sie in sich blickte und suchte, war es in ihrem Geiste leer, und ihr Herz hatte kei-

Vorbemerkungen.

Die Sammlung von Goethes Gesprächen und vereinzelten mündlichen Äußerungen ist so sehr sach- wie zeitgemäß, daß zu Rechtfertigung derselben kein Wort zu verlieren ist. Auch die gegenwärtige Bereitschaft des zu sammelnden Stoffes ist mindestens keine geringere, als z. B. bei Goethes Briefen, von denen noch zahlreiche in Sammlungen verschlossen liegen, die später einen Nachtrag zu der IV. Abtheilung der Weimarer Goetheausgabe erforderlich machen werden. Sollte vollständige Bereitschaft des Stoffes abgewartet werden, so könnten derlei wichtige Sammlungen überhaupt niemals zustande kommen; denn die Sammlung giebt gerade erst Veranlassung auf Verstecktes aufmerksam zu machen.

Mißlicher stellt sich die Vollständigkeitsfrage insofern, als ein Verzeichniß der Schriften, in denen Gespräche Goethes zu finden sind, nicht vorhanden ist, wie ein solches für die Schriften von Goethe in Salomo Hirzels Verzeichniß einer Goethebibliothek geboten wurde, welches erst bei wiederholten Auflagen durch Mittheilungen anderer Goethekenner an den Herausgeber beinahe —

wennschon noch immer nicht unbedingt — der Vollständigkeit zugeführt worden ist. Der gegenwärtige Herausgeber verhehlt sich daher nicht, daß bei aller Mühe, die er sich zu Herstellung einer vollständigen Sammlung gegeben hat, dennoch andere Goethekundige ihm Lücken werden nachweisen können, die endlich Nachträge nöthig machen werden.

Indessen sind trotz angestrebter Vollständigkeit einige berichtete Gespräche absichtlich auszuschließen gewesen, nämlich solche, die als zu wenig verbürgt anzusehen waren, oder mindestens unter der Feder der Erzähler eine sehr fragwürdige Gestalt angenommen haben. So brachte z. B. „Die Gartenlaube" in den Jahrgängen 1856 (S. 541 ff.), 1857 (S. 624), 1860 (S. 713 f.), 1872 (S. 492 f.), 1873 (S. 11 ff.) und 1876 (S. 238 ff.) Erzählungen von Begegnungen mit Goethe, die größtentheils handgreiflich erfunden, sonst aber bei der Unzuverlässigkeit des Gewährsmannes als sehr unwahrscheinlich anzusehen sind. Ebenso fehlt es bei der Erzählung Falk's in seinem „Goethe aus näherem persönlichen Umgange dargestellt" über Goethes erstes Zusammentreffen mit Jakob Lenz in Weimar bei einem bal paré am Hofe (S. 126 ff.) an der Angabe eines Gewährsmannes, der die Äußerungen Goethes bei dieser Gelegenheit vernommen und an Falk berichtet haben könnte. Der ganze Vorgang ist übrigens so gar nicht in die urkundlich nachweisbaren Hoffestlichkeiten einzupassen, daß man die ganze Geschichte für eine aus

halbwahren und völlig erdichteten Begebnissen zusammengesetzte Humoreske halten muß. Ferner verlieren die Äußerungen Goethes, welche Eckell in „Goethe in Dornburg“ mittheilt, durch die ganz subalterne Auffassung des Berichtenden allen Anspruch auf Beachtlichkeit. Bettinens phantastische Erzählung wird man auch nicht wiederholt verlangen. Die Aufnahme der gedachten und mancher ähnlicher zweifelhafter Gesprächsäußerungen Goethes würde dem ganzen Zwecke unserer Sammlung widersprochen haben, indem dadurch ein falsches Bild von Goethe untergeschoben würde. Dagegen hat man sich z. B. nicht für befugt erachtet, Falk's sonstige Nachrichten über mit Goethe geführte Gespräche trotz der Zweifel des gallig mißgünstigen Riemer und der Behauptung der mittheilungssüchtigen Johanna Schopenhauer im Brief an Holtei v. 27. October 1832 zu übergehen, da hier die Kritik noch zu entscheiden hat.

Andererseits sind unter „Goethes Gesprächen“, welche Bezeichnung der Kürze halber für den Titel gewählt ist, im Sinne unserer Sammlung nicht allein förmliche Gespräche, sondern auch die einzelnen in Gesprächen oder außerdem von Goethe überlieferten Äußerungen, oder auch nur die Erwähnung von Gesprächsgegenständen zu verstehen, sofern die letzteren überhaupt oder doch in Bezug auf die mitsprechenden Personen bemerkenswerth sind.

Von einer Sammlung wie vorliegende ist zwar

eigentlich Vollständigkeit schlechthin zu verlangen, und die Meinung des Herausgebers über Werth und Werthlosigkeit einzelner — abgesehen von den für unwahr gehaltenen — zurückzuweisen; bei Durchsicht des zu berücksichtigenden Stoffes fanden sich jedoch mehrere Berichte, von denen ohne weiteres zu urteilen war, daß sie von dem Berichterstatter nur zu Geltendmachung seiner eigenen Person niedergeschrieben waren und weder für Zeitangaben zu Goethes Lebensgeschichte, noch für die Kenntniß seiner Persönlichkeit, noch für seine Beziehung zu andern Personen, noch zu Erklärung seiner Dichtungen oder sonstigen Werke wichtig waren, noch auch einen selbständigen Werth beanspruchen konnten. Dergleichen wegzulassen, mußte der Herausgeber den Muth seiner Meinung haben, um nicht durch Ballast zu ermüden; gleichwohl ist er darauf gefaßt, daß viele Leser — wenn auch nicht Goetheforscher und Kenner — der Ansicht sein werden, daß noch zu viel gegeben worden sei.

Auszuschließen von der Aufnahme in die Sammlung waren überdies selbstverständlich alle Gespräche und mündlichen Äußerungen, die Goethe in seinen Werken, Briefen oder Tagebüchern aufgeführt hat. Wenn hier der Name Goethes besonders herausgehoben worden ist, so soll damit erklärt werden, daß sich die Ausschließung nicht auf diejenigen Sprüche in Prosa erstrecken soll, die Riemer nach mündlichen Äußerungen Goethes aufgezeichnet und nach des letzteren Tode in

die „Nachgelassenen Werke" aufgenommen hat. Es war dies eine Ungehörigkeit und Fälschung, da ein von Goethe selbst zur Festhaltung niedergeschriebener oder dictirter Ausspruch bei weitem anders zu beurtheilen ist, als eine im Gespräche gefallene, vom Hörer aufgezeichnete Äußerung, die unvermeidlich durch Einmischung fremder Geistesthätigkeit beeinflußt sein wird. Durch die Aufnahme derselben in die Werke sind Goethen Kundgebungen zugeschoben worden, bezüglich deren die Annahme zulässig ist, daß er sie abgeleugnet haben würde.

Solchen Äußerungen den ihnen zukommenden Platz wiederzugeben, werden alle jene, in den neueren Ausgaben der Werke stehenden Betrachtungen, Maximen, Aphorismen u. dergl. in unsere Sammlung ebenfalls aufgenommen werden, von denen feststeht, daß sie nur Aufzeichnungen anderer Personen, namentlich Riemer's sind.

Bei den Gesprächen sind die Äußerungen der mit Goethe sich unterhaltenden Personen sowie die erzählenden Stücke nur soweit abgedruckt, als dies des Zusammenhangs oder des vollen Verständnisses der Äußerungen Goethes wegen nöthig erschien. Weggelassenes ist durch Punktirung und Striche angedeutet. Der Kürze halber sind in ein paar Fällen Erläuterungen in kleinerer Schrift oder im laufenden Texte in eckigen Klammern beigefügt. Die Schreibweise der verschiedenen Berichterstatter ist selbstverständlich nicht beibehalten, vielmehr

gleichmäßige Rechtſchreibung durchgeführt. In Verbindung hiermit iſt auch die Zeilenzählung unterlaſſen worden, die doch in „Goethes Werken“ hauptſächlich den Zweck hat, bei den „Lesarten“ darauf Bezug nehmen zu können. Von der äußeren Form der maßgebenden Weimarer Goetheausgabe iſt nur in ſoweit abgewichen, als das bei jener benutzte Schriftſyſtem in den modern eingerichteten Officinen des Druckortes vorliegenden Werkes nicht mehr üblich iſt, und daher das jetzt faſt allgemein verbreitete neue Schriftſyſtem zur Anwendung kommen mußte.

Jedem Bande unſerer Sammlung werden übrigens Inhaltsverzeichniß und Quellennachweiſe, dem Schluſſe des ganzen Werkes aber Regiſter über die darin vorkommenden Perſonen, Gegenſtände und Goetheſchen Werke beigegeben werden.

Dresden, December 1888.

W. Frh. v. Biedermann.

1.

Zwiſchen 1765 und Mitte 1768.

Bei Johann Michael Stock.

Beide Schweſtern, Marie und Doris, gedachten gern ihres Vaters, des Leipziger Kupferſtechers Stock, von dem Goethe als Student ſich unterrichten ließ. Goethe ſagt darüber in ſeinem „Leben", daß beide Schweſtern ihm ſtets ihre Freundſchaft bewahrt hätten, daß die älteſte glücklich verheirathet, die jüngere eine ausgezeichnete Künſtlerin ſei. Den Schweſtern blieb jene Studienzeit gar wohl erinnerlich; denn ſie waren beinahe erwachſen. Das Gedächtniß der älteren bewahrte manche kleinen Züge, die, an ſich unbedeutend, zur Vervollſtändigung von Goethes Lebensbild dienen können. Stock's Verhältniſſe waren ſehr beſchränkt. Eine geräumige Bodenkammer in dem großen Breitkopf'ſchen Hauſe zum Silbernen Bären diente ihm, ſeiner Frau und den beiden Töchtern als Arbeits- und Empfangszimmer, in welchem auch der Schüler Platz fand. Während Stock und Goethe je an einem Fenſter über ihren Platten ſchwitzten, ſaßen die Töchter an dem dritten Fenſter

mit weiblicher Arbeit beschäftigt oder sie besprachen mit der Mutter die Küche. Das Gespräch ging ohne Unterbrechung fort; denn schon damals zeigte Goethe eine große „Lust am Discuriren".

Eines Tages sagte Stock: „Goethe, meine Töchter wachsen heran, was meinst Du, worin soll ich die Mädchen unterrichten lassen?" „„In nichts anderem, erwiederte Goethe, als in der Wirthschaft. Laß sie gute Köchinnen werden, das wird für ihre künftigen Männer das beste sein."" Der Vater befolgte diesen Rath, und nicht ohne Empfindlichkeit versicherte mich die ältere Schwester, daß sie dies Goethen immer nachgetragen habe, und daß sie infolge dieses Rathes ihre ganze Ausbildung mit der größten Mühe sich selbst habe erwerben müssen.

2

Zwischen 1765 und Mitte 1768.

Bei Stock.

Was mir [Friedrich Förster] Frau Appellationsräthin Körner in Loschwitz (1809, Mai) über ihre erste Bekanntschaft mit Goethe mitgetheilt hat ..... „Der Vater arbeitete vornehmlich kleine Vignetten für den Verlagsbuchhändler Breitkopf; auch durch Unterricht in seiner Kunst hatte er Verdienst. Von seinen Schülern der eifrigste, zugleich aber zu allerhand munteren Streichen der aufgelegteste war der später so berühmt gewordene Goethe,

damals Student der Rechte, sechzehn Jahre alt. Unsrer guten Mutter machte diese Bekanntschaft mancherlei Sorge und Verdruß. Wenn der Vater in später Nachmittagsstunde noch fleißig bei der Arbeit saß, trieb ihn der junge Freund an, frühzeitig Feierabend zu machen und beschwichtigte die Einwendungen der Mutter damit, daß die Arbeit mit der feinen Radirnadel im Zwielicht die Augen zu sehr angreife, zumal er dabei durch das Glas sehe. Wenn nun auch die Mutter erwiederte, durch das Glas zu sehen, greife die Augen nicht so sehr an, als in das Glas und manchesmal zu tief sehen, so ließ doch der muntre Student nicht los und entführte uns den Vater zu Schönkopf's oder nach Auerbach's Keller . . . Diese Bekanntschaft hat unsrer guten Mutter manche Thränen gekostet. Wenn aber am andern Morgen Mosje Goethe, — denn vornehme junge Herrn wurden „Mosje" titulirt — sich wieder bei uns einfand und ihn die Mutter tüchtig ausschalt, daß er den Vater in solche ausbündige Studentengesellschaft führe, in welche ein verheiratheter Mann, der für Frau und Kinder zu sorgen habe, gar nicht gehöre, dann wußte er durch allerhand Späße sie wieder freundlich zu stimmen, sodaß sie ihn den Frankfurter Strubbelpeter nannte und ihn zwang, sich das Haar auskämmen zu lassen, welches so voller Federn sei, als ob Spatzen darin genistet hätten. Nur auf wiederholtes Gebot der Mutter brachten wir Schwestern unsere Kämme, und es währte lange Zeit, bis die Frisur wieder in Ordnung

gebracht war. Goethe hatte das schönste braune Haar, er trug es ungepudert im Nacken gebunden, aber nicht wie der alte Fritz als steifen Zopf, sondern so, daß es in dichtem Gelock frei herabwallte. Wenn ich — erzählte Frau Körner — in späteren Jahren Goethe hieran erinnerte, wollte er es nie zugeben, sondern versicherte, es hätte sich die Mutter ein besonderes Vergnügen daraus gemacht, ihn zu kämmen, sodaß sie sein wohlfrisirtes Haar erst in Unordnung gebracht, um ihn dann recht empfindlich durchzuhecheln.

Am meisten verdarb es der lustige Bruder Studio mit uns Kindern dadurch, daß er weit lieber mit dem Windspiele des Vaters, — es war ein niedliches Thierchen und hieß Joli — als mit uns spielte und ihm allerhand Unarten gestattete und es verzog, während er gegen uns den gestrengen Erzieher spielte. Für Joli brachte er immer etwas zu naschen mit, wenn wir aber mit verdrießlichen Blicken dies bemerkten, wurden wir bedeutet, das Zuckerwerk verderbe die Zähne und gebrannte Mandeln und Nüsse die Stimme. Goethe und der Vater trieben ihren Muthwillen so weit, daß sie an dem Weihnachtsabend ein Christbäumchen für Joli, mit allerhand Süßigkeiten behangen, aufstellten, ihm ein rothwollnes Camisol anzogen und ihn auf zwei Beinen zu dem Tischchen, das für ihn reichlich besetzt war, führten, während wir mit einem Päckchen brauner Pfefferkuchen, welche mein Herr Pathe aus Nürnberg geschickt hatte, uns begnügen mußten. Joli war ein so unver-

nen Widerhalt. Je trauriger dieser Zustand war, desto heftiger schloß sich ihre Neigung an den Geliebten fest; ja die Leidenschaft wuchs mit jedem Tage, wie die Gefahr, ihn zu verlieren, mit jedem Tage näher rückte.

Dagegen schwebte Wilhelm glücklich in höheren Regionen, ihm war auch eine neue Welt aufgegangen, aber reich an herrlichen Aussichten. Kaum ließ das Uebermaaß der ersten Freude nach, so stellte sich das hell vor seine Seele, was ihn bisher dunkel durchwühlt hatte. Sie ist dein! Sie hat sich dir hingegeben! Sie, das geliebte, gesuchte, angebetete Geschöpf, dir auf Treu und Glauben hingegeben; aber sie hat sich keinem Undankbaren überlassen. Wo er stand und ging, redete er mit sich selbst, sein Herz floß beständig über, und er sagte sich in einer Fülle von prächtigen Worten die erhabensten Gesinnungen vor. Er glaubte den hellen

ſtändiges, ja, ich darf ſagen, ſo unchriſtliches Geſchöpf, daß er für die von uns unter unſerem Tiſchchen aufgeputzte Krippe nicht den geringſten Reſpekt hatte, alles beſchnoperte und mit einem Haps das zuckerne Chriſtkindchen aus der Krippe riß und aufknabberte, worüber Herr Goethe und der Vater laut auflachten, während wir in Thränen zerfloſſen. Ein Glück nur, daß Mutter Maria, der heilige Joſeph und Ochs und Eſelein von Holz waren; ſo blieben ſie verſchont.

Einer tragikomiſchen Scene muß ich noch gedenken, — fuhr die Freundin fort: — „Unſer Unterricht war auf ſehr wenige Gegenſtände beſchränkt. Um 11 Uhr Vormittags fand ſich ein eingetrockneter Leipziger Magiſter, welcher in der Druckerei von Breitkopf mit Correcturen beſchäftigt wurde, bei uns ein, der ſich durch ſeine ſchwarze Kleidung und weiße Halskrauſe das Anſehen eines Theologen geben wollte. Er unterrichtete uns im Leſen, Schreiben und Rechnen und erhielt für die Stunde einen guten Groſchen. Was ſeinem Anzuge im eigentlichen Sinne die Krone aufſetzte, war ſeine von haarfeinem Draht geflochtene, in vielen Locken herabwallende Perrücke. Beim Eintreten rief er uns ſchon von der Thüre her entgegen: Ihr Kinder, das Gebet! Wir ſagten nun unisono einen Vers aus einem Geſangbuchliede her, worauf eine Stunde in der Bibel geleſen wurde . . . Wir waren alleſammt auf eine einzige Stube angewieſen, und ſo geſchah es öfter, daß Goethe während unſerer Lection eintrat und ſich an den

Arbeitstisch des Vaters setzte. Einmal traf es sich nun, daß wir eben mitten aus einem, ihm für junge Mädchen unpassend erscheinenden Kapitel des Buches Esther laut vorlesen mußten. Ein Weilchen hatte Goethe ruhig zugehört; mit einem Male sprang er vom Arbeitstische des Vaters auf, riß mir die Bibel aus der Hand und rief dem Herrn Magister mit ganz furioser Stimme zu: „„Herr, wie können Sie die jungen Mädchen solche H.... Geschichten lesen lassen!““ Unser Magister zitterte und bebte; denn Goethe setzte seine Strafpredigt noch immer heftiger fort, bis die Mutter dazwischentrat und ihn zu besänftigen suchte. Der Magister stotterte etwas von: Alles sei Gottes Wort, heraus, worauf ihm Goethe bedeutete: „„Prüfet alles, aber nur was gut und sittlich ist, behaltet!““ Dann schlug er das neue Testament auf, blätterte ein Weilchen darin, bis er, was er suchte, gefunden hatte. „„Hier Dorchen!““ sagte er zu meiner Schwester, „„das lies uns vor: das ist die Bergpredigt, da hören wir alle mit zu.““ Da Dorchen stotterte und vor Angst nicht lesen konnte, nahm ihr Goethe die Bibel aus der Hand, las uns das ganze Kapitel laut vor und fügte ganz erbauliche Bemerkungen hinzu, wie wir sie von unserm Magister niemals gehört hatten. Dieser faßte nun auch wieder Muth und fragte bescheidentlich: der Herr sind wol studiosus theologiae; werden mit Gottes Hülfe ein frommer Arbeiter im Weinberge des Herrn und ein getreuer Hirte der Herde werden. — „Zuverlässig.“ —

fügte der Vater ſcherzend hinzu — „wird er ſein Fäßchen in den Keller und ſein Schäfchen in's Trockne bringen; an frommen Beichtkindern wird's ihm nicht fehlen.“ — So ſchloß die Lektion ganz heiter; alle lachten über den Witz des Vaters, und wir eigentlich, ohne zu wiſſen warum.“

3.

1768, October 27.

Bei Cornelia Goethe.

Cornelia Goethe läßt in einem Briefe einen Vetter, der ſie gleichzeitig mit den, ihrem Bruder von Leipzig her befreundeten Herren von Olbrogge beſucht hatte, ſagen:

„Ma chère cousine, je ne Vous ai pas encore communiqué la joie que j'ai ressentie en trouvant à mon retour ici un cousin si aimable; on a sujet de Vous féliciter d'un frère si digne d'être aimé.“ — „„Je suis charmée, Monsieur, que Vous êtes convaincu à présent, combien j'avais raison d'être affligée de l'absence de ce frère chéri; ces trois années ont été bien longues pour moi; je souhaitais à tout moment son retour.““ — »Ma soeur, ma soeur! et maintenant que je suis là, personne ne désire de me voir; c'est tout comme si je n'y étais pas.« — „„Point de reproches, mon frère! Vous le savez Vous même que ce n'est pas là ma faute: Vous êtes toujours occupé et je n'ose Vous interrompre si souvent que je le vou-

drais." — „Mais ma chère cousine, comment va donc la musique? Vous excelliez déjà l'hiver passé, que ne sera ce maintenant! Oserais-je Vous prier de me faire entendre Vos nouveaux progrès? je suis sûr que ces Messieurs en seront charmés." — Il faut Vous dire, ma chère, que je me portais mieux à tout moment, et je commençais à recouvrir toute ma présence d'esprit. Je me levais d'abord et lorsqu'ils virent que je marchais vers mon clavecin, ils se postèrent tous autour de moi; le cadet [d'Olderogge] se mit de façon à pouvoir me regarder à son aise pendant que je jouais ..... Mon cousin me ramena à ma chaise et en me demandant ce qu'il devait faire encore pour m'obliger, je le priais de reprendre sa place; Vous saurez qu'elle était vis-à-vis de moi. — „Je vois à quoi ça aboutit", s'écria-t-il, „Vous voulez que je m'éloigne; c'est Vous, Monsieur," dit-il au jeune d'Olderogge, „qu'elle a élu pour être toujours près d'elle." — .... Mon frère, pour donner un tour à la conversation, parla de Leipzig, du temps agréable qu'il y avait passé et en même temps il commença à se plaindre de notre ville, du peu de goût qui y regnait, de nos citoyens stupides et en fin il s'emancipa que nos demoiselles n'étaient pas supportables. »Quelles différences entre les filles Saxonnes et celles d'ici,« s'scria-t-il. — Je lui coupais la parole et m'adressant à mon aimable voisin: „„Monsieur,"" lui dis-je, „„ce sont ces reproches qu'il faut

que j'entende tous les jours. Dites moi, je Vous prie, si c'est en effet la vérité, que les dames Saxonnes sont tant supérieures à celles de toute autre nation?«« — »»Je Vous assure, Mademoiselle, que j'ai vu le peu de temps que je suis ici, beaucoup plus de beautés parfaites qu'en Saxe; cependant j'ose Vous dire, ce qui porte tant Ms. Votre frère pour elles, c'est qu'elles possèdent une certaine grâce, un certain air enchanteur«« — »C'est justement«, interrompit mon frère, »cette grâce et cette air qui leur manque ici; je suis d'accord qu'elles sont plus belles, mais à quoi me sert cette beauté, si elle n'est pas accompagnée de cette douceur infinie qui enchante plus que la beauté même?«

4.

1769 April.

Mit Johann Adam Horn.

Goethe läßt Sie grüßen Mamſell! Er ſieht immer noch ſo ungeſund aus und iſt ſehr ſtupide geworden. Die Reichsluft hat ihn ſchon recht angeſteckt . . . Die Zeit wird mir aber entſetzlich lange, ob ich gleich ſelten allein bin. Goethe ſpricht, ich ſollte mich hängen, aber hier mag ich nicht; wenn ich klug geweſen wäre, ſo hätte ich mich in Leipzig hängen ſollen.

5.

1770 October.

Am Mittagstisch in Straßburg.

Herr Trooſt war nett und nach der Mode gekleidet; Stilling [Jung] auch ſo ziemlich. Er hatte einen ſchwarzbraunen Rock mit manchesternen Unterkleidern, nur war ihm noch eine runde Perücke übrig, die er zwiſchen ſeinen Beutelperücken doch auch gern verbrauchen wollte. Dieſe hatte er einſtmalen aufgeſetzt und kam damit an den Tiſch. Niemand ſtörte ſich daran, als nur Herr Waldberg von Wien [Meyer von Lindau]. Dieſer ſah ihn an, und da er ſchon vernommen hatte, daß Stilling ſehr für die Religion eingenommen war, ſo fing er an und fragte ihn: ob wol Adam im Paradies eine runde Perücke möchte getragen haben? Alle lachten herzlich bis auf Salzmann, Goethe und Trooſt; dieſe lachten nicht. Stillingen fuhr der Zorn durch die Glieder und er antwortete darauf: „Schämen Sie ſich dieſes Spottes. Ein ſolcher alltäglicher Einfall iſt nicht werth, daß er belacht werde.“ Goethe aber fiel ein und verſetzte: „Probir erſt einen Menſchen, ob er des Spottes werth ſei. Es iſt teufelmäßig, einen rechtſchaffenen Mann, der keinen beleidigt hat, zum beſten zu haben.“ Von dieſer Zeit nahm ſich Herr Goethe Stilling's an, beſuchte ihn, gewann ihn lieb, machte Brüderſchaft und Freundſchaft mit ihm und bemühte

ſich bei allen Gelegenheiten, Stilling'en Liebe zu erzeigen." Schade, daß ſo wenige dieſen vortrefflichen Menſchen ſeinem Herzen nach kennen!

6.

1771, Mai 14.

Mit Heinrich Jung.

Jung hatte am 14. Mai in Straßburg einen Brief mit der Nachricht von gefährlicher Erkrankung ſeiner Braut erhalten und erzählt dann:

Stilling ſtürzte wie ein Raſender von einer Wand an die andere; er weinte nicht, ſeufzte nicht, ſondern ſah aus wie einer, der an ſeiner Seligkeit zweifelt. Er beſann ſich endlich ſoviel, daß er ſeinen Schlafrock auswarf, ſeine Kleider anzog und mit dem Brief zu Herrn Goethe hintaumelte. Sobald er in ſein Zimmer hineintrat, rief er mit Seelenzagen: „Ich bin verloren! Da lies den Brief!" Goethe las, fuhr auf, ſah ihn mit naſſen Augen an und ſagte: „Du armer Stilling!" Nun ging er mit ihm zurück nach ſeinem Zimmer. Es fand ſich noch ein wahrer Freund, dem Stilling ſein Unglück klagte; dieſer ging auch mit. Goethe und dieſer Freund packten ihm das Nöthige in ſein Felleiſen, ein anderer ſuchte Gelegenheit für ihn, wodurch er wegreiſen könnte. Und dieſe fand ſich; denn es lag ein Schiffer auf der Preuſch parat, der den Mittag nach Mainz abfuhr .... Nachdem nun Goethe das Felleiſen bereit hatte, ſo lief er

und beſorgte Proviant für ſeinen Freund, trug ihm den ins Schiff. Stilling ging reiſefertig mit. Hier letzten ſich beide mit Thränen.

7.

1771, Ende Juni.

Mit Jung.

Jung, erzählt daß er Ende Juni nach Straßburg zurückgekehrt ſei und fährt fort:

Sein erſter Gang war zu Goethe. Der Edle ſprang hoch in die Höhe, als er ihn ſahe, fiel ihm um den Hals und küßte ihn: „Biſt Du wieder da, guter Stilling!“ rief er; „und was macht dein Mädchen?“ Stilling antwortete: „Sie iſt mein Mädchen nicht mehr, ſie iſt nun meine Frau.“ „Das haſt Du gut gemacht!“ erwiederte jener; „Du biſt ein excellenter Junge!“ Dieſen halben Tag verbrachten ſie vollends in herzlichen Geſprächen und Erzählungen.

8.

1771, 6. Auguſt.

Disputation mit Franz Lerſe.

In Straßburg ſollte Goethe Doctor juris werden. Dazu ſchrieb er eine Diſſertation .... Sie paſſirte die Cenſur des Decans nicht, und nun ſchrieb Goethe eine, die noch viel ketzeriſcher war.*) Lerſe war ſein Re-

*) Vielmehr disputirte Goethe nur über einzelne Theſen.

ſpondent und ſtellte ſich zum Schein gewaltig orthodox. Er trieb Goethe ſo in die Enge, daß dieſer deutſch anfing: „Ich glaube, Bruder, Du willſt an mir zum Hektor werden!“

9.

1772 April.

Mit Caroline Flachsland.

Unſer Freund Goethe iſt zu Fuß von Frankfurt gekommen und hat Merck beſucht. Wir waren alle Tage beiſammen und ſind in den Wald zuſammengegangen und wurden auch zuſammen durch und durch beregnet. Wir lieſen alle unter einen Baum und Goethe ſang uns ein Liedchen, das Sie aus dem Shakeſpear [„Wie es euch gefällt“, II, 5.] überſetzt, „Wohl unter grünen Laubes Dach,“ und wir alle ſangen den letzten Vers mit: „Nur eins, das heißt auch Wetter.“ Das zuſammen ausgeſtandene Leiden hat uns recht vertraut gemacht. Er hat uns einige der beſten Scenen aus ſeinem „Gottfried von Berlichingen“, das Sie vielleicht von ihm haben, vorgeleſen. . . . . Goethe ſteckt voll Lieder. Eins von einer Hütte, die in Ruinen alter Tempel gebaut, [„Der Wanderer“] iſt vortrefflich; er muß mir's geben, wenn er wiederkommt, und theil ich's Ihnen, lieber beſter Herder, mit. Merck hat ihm von unſrer Lila erzählt, und hier theile ich Ihnen etwas aus ſeinem Herzen mit, das er an einem ſchönen Früh-

L. B. Weimar

lingsmorgen, da er allein in dem Tannenwald ſpazieren ging, gemacht hat. Der arme Menſch erzählte meiner Schweſter und mir den Tag vorher, daß er ſchon einmal geliebt hätte, aber das Mädchen hätte ihn ein ganzes Jahr getäuſcht und dann verlaſſen; er glaubte, daß ſie ihn liebte, aber es kam ein anderer, und er wurde der arme Roxkox.

10.

1772, Mai und Juni.

Mit Johann Chriſtian Keſtner.

Im Frühjahr kam hier ein gewiſſer Goethe aus Frankfurt, ſeiner Hantirung nach Dr. juris, 23 Jahr alt, einziger Sohn eines ſehr reichen Vaters, um ſich hier [in Wetzlar] — das war ſeines Vaters Abſicht — in praxi umzuſehen, der ſeinigen nach aber, den Homer, Pindar ꝛc. zu ſtudiren, und was ſein Genie, ſeine Denkungsart und ſein Herz ihm weiter für Beſchäftigungen eingeben würden.

Gleich Anfangs kündigten ihn die hieſigen ſchönen Geiſter als einen ihrer Mitbrüder und als Mitarbeiter an der neuen Frankfurter gelehrten Zeitung, beiläufig auch als Philoſophen im Publico an, und gaben ſich Mühe, mit ihm in Verbindung zu ſtehen. Da ich unter dieſe Claſſe von Leuten nicht gehöre, oder vielmehr im Publico nicht ſo gänge bin, ſo lernte ich Goethen erſt ſpäter und ganz von ohngefähr kennen. Einer der

Wink des Schickſals zu verſtehen, das ihm durch Marianen die Hand reichte, ſich aus dem ſtockenden, ſchleppenden bürgerlichen Leben heraus zu reißen, aus dem er ſchon ſo lange ſich zu retten gewünſcht hatte. Seines Vaters Haus, die Seinigen zu verlaſſen, ſchien ihm etwas leichtes. Er war jung und neu in der Welt, und ſein Muth, in ihren Weiten nach Glück und Befriedigung zu rennen, durch die Liebe erhöht. Seine Beſtimmung zum Theater war ihm nunmehr klar; das hohe Ziel, das er ſich vorgeſteckt ſah, ſchien ihm näher, indem er an Marianens Hand hinſtrebte, und in ſelbſtgefälliger Beſcheidenheit erblickte er in ſich den trefflichen Schauſpieler, den Schöpfer eines künftigen National-Theaters, nach dem er ſo vielfältig hatte ſeufzen hören. Alles, was in den innerſten Winkeln ſeiner Seele bisher geſchlummert hatte, wurde rege. Er bildete

vornehmſten unſerer ſchönen Geiſter, Legationsſecretär Gotter, beredete mich einſt nach Garbenheim, einem Dorf, gewöhnlicher Spaziergang, mit ihm zu gehen. Daſelbſt fand ich ihn im Graſe unter einem Baume auf dem Rücken liegen, indem er ſich mit einigen Umſtehenden, einem Epikuräiſchen Philoſophen (v. Goué, großes Genie), einem ſtoiſchen Philoſophen (v. Kielmannsegge) und einem Mittelding von beiden (Dr. König) unterhielt und ihm recht wohl war. Er hat ſich nachher darüber gefreuet, daß ich ihn in einer ſolchen Stellung kennen gelernt. Es ward von mancherlei, zum Theil intereſſanten Dingen geſprochen. Für dieſes Mal urtheilte ich aber nichts von ihm, als: er iſt kein unbeträchtlicher Menſch. Sie wiſſen, daß ich nicht eilig urtheile. Ich fand ſchon, daß er Genie hatte und eine ebhafte Einbildungskraft; aber dieſes war mir doch noch nicht genug, ihn hochzuſchätzen.

Ehe ich weiter gehe, muß ich eine Schilderung von ihm verſuchen, da ich ihn nachher genau kennen gelernt habe.

Er hat ſehr viel Talente, iſt ein wahres Genie und ein Menſch von Charakter, beſitzt eine außerordentlich lebhafte Einbildungskraft, daher er ſich meiſtens in Bildern und Gleichniſſen ausdrückt. Er pflegt auch ſelbſt zu ſagen, daß er ſich immer uneigentlich ausdrücke, niemals eigentlich ausdrücken könne, wenn er aber älter werde, hoffe er die Gedanken ſelbſt, wie ſie wären, zu denken und zu ſagen.

Er iſt in allen ſeinen Affecten heftig, hat jedoch oft viel Gewalt über ſich. Seine Denkungsart iſt edel, von Vorurtheilen ſo viel frei handelt er, wie es ihm einfällt, ohne ſich darum zu bekümmern, ob es andern gefällt, ob es Mode iſt, ob es die Lebensart erlaubt. Aller Zwang iſt ihm verhaßt.

Er liebt die Kinder und kann ſich mit ihnen ſehr beſchäftigen. Er iſt bizarre und hat in ſeinem Betragen, ſeinem Äußerlichen verſchiedenes, das ihn unangenehm machen könnte. Aber bei Kindern, bei Frauenzimmern und vielen andern iſt er doch wohl angeſchrieben. Für das weibliche Geſchlecht hat er ſehr viele Hochachtung.

In principiis iſt er noch nicht feſt und ſtrebt noch erſt nach einem gewiſſen Syſtem. Um etwas davon zu ſagen, ſo hält er ſehr viel von Rouſſeau, iſt jedoch nicht ein blinder Anbeter von demſelben. Er iſt nicht, was man orthodox nennt, jedoch nicht aus Stolz oder Caprice oder um etwas vorſtellen zu wollen. Er äußert ſich auch über gewiſſe Hauptmaterien gegen wenige, ſtört andere nicht gern in ihren ruhigen Vorſtellungen.

Er haßt den scepticismum, ſtrebt nach Wahrheit und nach Determinirung über gewiſſe Hauptmaterien, glaubt auch ſchon über die wichtigſten determinirt zu ſein; ſo viel ich aber gemerkt, iſt er es noch nicht. Er geht nicht in die Kirche, auch nicht zum Abendmahl, betet auch ſelten; denn, ſagt er, ich bin dazu nicht genug Lügner.

Zuweilen iſt er über gewiſſe Materien ruhig, zuweilen aber nichts weniger, als das.

Vor der chriſtlichen Religion hat er Hochachtung, nicht aber in der Geſtalt, wie ſie unſere Theologen vorſtellen. Er glaubt ein künftiges Leben, einen beſſern Zuſtand. Er ſtrebt nach Wahrheit, hält jedoch mehr vom Gefühl derſelben, als von ihrer Demonſtration.

Er hat ſchon viel gethan und viele Kenntniſſe, viel Lectüre, aber doch noch mehr gedacht und raiſonirt. Aus den ſchönen Wiſſenſchaften und Künſten hat er ſein Hauptwerk gemacht, oder vielmehr aus allen Wiſſenſchaften, nur nicht den ſogenannten Brodwiſſenſchaften.

11.

1772, Mitte Auguſt.

Bei Ludwig Julius Friedrich Höpfner.

Goethe hatte ſich i. J. 1772 dem Profeſſor Höpfner [in Gießen] in fremder Geſtalt, verkleidet, als ein zur Heimath kehrender studiosus juris vorgeſtellt und, von ihm nicht gekannt, mit ihm, Merck, Schloſſer und Chriſt. Heinr. Schmidt ſehr ergetzliche Tiſchgeſpräche geführt. So geſchickt auch Goethe dieſen wunderbaren Anfang ſeiner Bekanntſchaft mit Höpfner in „Dichtung und Wahrheit“ erzählt, ſo iſt doch eben ſeine Schilderung ein neuer Beweis, wie ein ſolcher flüchtiger Scherz, wenn

er in trocknen Buchſtaben erſcheint, ſo vieles von ſeinem Salz und Leben einbüßt. Ganz anders nahm ſie ſich (nach glaubwürdiger Erzählung) im Munde Höpfner's aus, wenn er ſie dramatiſirte, die ſeltſame Erſcheinung des wunderſchönen jungen Menſchen mit den feuervollen Augen und dem unbeholfenen linkiſchen Anſtand beſchrieb, ſeine komiſchen Reden wiederholte und dann endlich zur Exploſion kam, wie der blöde Student aufſprang und Höpfner'n um den Hals fiel mit den Worten: „Ich bin Goethe! Verzeihen Sie mir meine Poſſe, lieber Höpfner, aber ich weiß, daß man bei der gewöhnlichen Art durch einen Dritten mit einander bekannt gemacht zu werden, lange ſich gegenüber ſteif und fremd bleibt, und da, dachte ich, wollte ich in Ihre Freundſchaft lieber gleich mit beiden Füßen hineinſpringen, und ſo, hoff' ich, ſoll's zwiſchen uns ſein und werden durch den Spaß, den ich mir erlaubt habe."

12.

1772, 10. September.

Mit Keſtner.

Abends kam Dr. Goethe nach dem Deutſchen Hauſe. Er, Lottchen und ich hatten ein merkwürdiges Geſpräch von dem Zuſtande nach dieſem Leben, vom Weggehen und Wiederkommen ꝛc. welches nicht er, ſondern Lottchen anfing. Wir machten miteinander aus, wer zuerſt von

uns ſtürbe, ſollte, wenn er könnte, den Lebenden Nachricht von dem Zuſtande jenes Lebens geben. Goethe wurde ganz niedergeſchlagen; denn er wußte, daß er am andern Morgen weggehen wollte.

13.

Um 1774.

Mit Friedrich Heinrich Jacobi.

Kurz es iſt [Merck] ein Menſch ohne Treu und Glauben, der keinen Fetzen Herz im Leibe hat; ein Kerl von Leder, wie Goethe deshalb von ihm zu ſagen pflegte.

14.

Um 1774.

Mit Jacobi.

Goethe ſagte von Herder (ehemals); er exiſtirte in einem unaufhörlichen Blaſenwerfen. — Auch zerplatzt ihm alles, und alles ekelt ihn im voraus an.

15.

1774, Anfang Mai [Juni?].

Mit Johanna Fahlmer.

Goethe. Tante.

Die Tante ſitzt vor ihrem Klavier, ſpielt aber nicht mehr darauf, ſondern lieſt in Mad. du Boccage. Goethe

kömmt geſtiefelt und in einem engliſchen Überrock. Noch auf der oberſten Stubentreppe ſtehend und eines ſeiner geſtiefelten Beine hervorſtreckend.

Goethe. Tante! Da komme ich . . . Ja, geſtiefelt und eingemummelt. Das iſt die Variation.

Tante. Aber Sie riechen doch als wie in Ambroſia getaucht.

Goethe. Ich komme vom Dechant [Dumoix]. — Aber was machen denn Sie, liebe Tante?

Tante. Da, mit Mad. du Boccage unterhalt' ich mich ganz gut. Wie gefällt Ihnen dies hier?*)

Goethe. O — gut! gut! Iſt recht gut!

Tante. Wiſſen Sie? Sie haben mir's lange gemacht, bis Sie wieder herangekommen ſind. Ich habe etwas bekommen, das für Sie zuallererſt mit zum Genuß ſoll ſein, aber mit der Zeit — o, dann kömmt's zum Generaltractement für das Publikum . . . .

(Wir gingen mit einander in der Stube auf und ab. Des kleinen George [Jacobi] Kribbelkrabbel-Briefchen lag auf meinem Tiſche.)

Tante. Da leſen Sie vom kleinen George.

(Goethe lieſt. Unterdeſſen holt die Tante ihre

*) Aretin's Grabſchrift:

L'Aretin repose en ce lieu,
De chacun il fit la satire,
Mais ne connaissant point de Dieu,
De Dieu seul il ne peut medire.

Arbeit und die Blätter vom Merkur und ſetzt ſich an ihren Schreibtiſch, Goethe gegenüber.)

Tante. Sehen Sie hier! Nun was habe ich?

Goethe. Was iſt's? Was iſt's, lieb Täntchen? laſſen Sie ſehen.

Tante. Es iſt, worauf Sie ſich bei Bölling, wenn's anſäme, als auf ein herrliches Tractement zu Gaſt geladen haben.*) Aber ich habe noch mehr.

(Tante hält ihm die Reviſion [Recenſion?] über Götz von Berlichingen [Teutſcher Merkur Junius 1774, S. 321 ff.] vor die Augen und giebt ihm die Blätter zuſammen.)

Goethe (nach einigem Leſen). Nu, Wieland, Du biſt ein braver Kerl! Ein ganzer Kerl! Was? fängt er's ſo an? O, gut! Nun, Sie wiſſen, Tante, was ich immer von Wieland geſagt habe — ob ich ihm nicht immer gut war? Ich habe allezeit geſagt, es iſt ein ganzer Kerl, ein guter Menſch. Aber ich bin gegen ihn aufgebracht worden. Den verfluchten Dreck [„Götter, Helden und Wieland"] ſchrieb ich in der Trunkenheit. Ich war trunken. Und, wie ich Ihnen geſagt habe, in Ewigkeit hätte ich's nicht ſelber in Druck gegeben; aber ich hatte es nicht mehr allein in Händen. Und ich bin wie der Herodes: in gewiſſen Augenblicken kann man alles von mir erhalten. Schon lange haben mir die Kerls vorgeſchwätzt: „laß's

*) Goethe war wegen Wieland's Rache voller Erwartung und ſah deswegen dem IV. Theile des Merkurs mit brennender Ungeduld entgegen.

drucken! laß drucken' — Nä, ihr ſollt nicht! — Da kommen ſie mir aber auf's neue: „O mein! laß es uns drucken!" Und ich hatte, Gott weiß! weder neue Bosheit noch Ärger gegen W. — Nun ſo druckt's und ſchert euch! . — Da, da! (mit dem Finger auf das Blatt deutend) Das iſt juſt, was mich an W. ſo ärgerte und mich reizte, mich gegen ihn auszulaſſen. Da der Ton. Sehen Sie, liebe Tante: ich will's nicht ſagen, ich ſelbſt hab Recht, W. hat Unrecht; denn Alter, Zeitpunkte, alles macht Verſchiedenheit in der Art zu ſehen und zu empfinden. Jetzt denk' ich nur ſo und ſo; vielleicht in dem Alter von W. — wer weiß, noch eher? — denk ich juſt ſo wie er. Drum, was ſoll ich ſagen? Hat er nun Recht? Oder hab' ich nun Recht? Der Eindruck, den man itzt ſelbſt hat, gilt. W. hat Recht, daß er ſo urtheilt, aber mich ärgert's nun noch. — „Mit der Zeit! Mit der Zeit!" Ja, das iſt's! das iſt's! Juſt, juſt ſo ſpricht mein Vater. Die nämlichen Händel, die ich mit dieſem in politiſchen Sachen habe, hab' ich mit W. in dieſen Puncten. Der Vater-Ton! der iſt's juſt, der mich aufgebracht hat. — Sagen Sie mir um Gotteswillen: warum er ſich juſt an ſeine allerſchlechteſte Arbeit machte und mit den ewigen Briefen ſie vertheidigte? Sein Muſarion, ein Werk, wovon ich jedes Blatt auswendig lernte, das allervortrefflichſte Ganze, das je erſchienen iſt — nichts, nichts nimmt er ſich an, als der Alceſte, die für mich jetzt das ſchlechteſte von allen ſeinen Werken iſt. — Ich

muß weiter leſen. — Ganz brav! Ganz brav! Nun Wieland, unſere Fehde iſt aus: Dir kann ich nichts mehr thun. Das garſtige Fratzenzeug hat er ſchon geleſen, das ſeh' ich.

Tante. Ja freilich! Kommen Sie, leſen Sie! das hier iſt die Antwort darauf. [Ebenda S. 351 f.]

Er wurde roth. Ich ſah, daß es ihn erſchütterte.)

Goethe. Beſſer hätt' er's nicht machen können. Sehr gut! Ich ſag's ja: nun muß ich ihn auf immer gehen laſſen. W. gewinnt viel bei dem Publico dadurch, und ich verliere. Ich bin eben proſtituirt.

(Tante lachte herzlich.)

Nun wieder an den Anfang der Recenſion. Die Vergleichung mit dem jungen Füllen u. ſ. w. Durchgeſchnattert und dabei vielmal ausgerufen: Es iſt wahr! Er hat Recht! Ganz excellent! — Weiter geleſen. — Gut! Meinen Weislingen beurtheilt er, wie ich ihn will geleſen haben. — Gut! Beſſer als W. verſteht mich doch keiner. — An der Stelle, wo er wegen der Vermiſchung der Sprachen in verſchiedenen Jahrhunderten getadelt wird, ſagte er: Auch recht! auch gut! Aber, wer Teufel anders, als ein W., Leſſing, kann mich hierinnen beurtheilen? Freilich hat er ganz Recht. Ich hab's ſelber genug gefühlt u. ſ. w. Die Folge meiner Werke ſoll's zeigen, ob ich meine Fehler kannte.

Tante. Haben Sie, ſeit ich zu Düſſeldorf war, nicht ſonſt noch etwas Hübſches im Genre des Göttergeſprächs componirt?

Goethe. Nichts, liebe Tante. Den Satyros — nun, der war ſchon vor Ihrer Abreiſe fertig.

Tante. Gar nichts? Ein dergleichen freundſchaftliches Drama. (Sie guckte ihm gerade in die Augen.) Sie ſind aufrichtig Goethe! Darum müſſen Sie mir's geſtehen.

Goethe. Das will ich. Ja, liebe Tante, fragen Sie nur.

Tante. Das Unglück der J[acobi]?

Goethe. Ja, das iſt wahr. Aber ſchon lange, ehe ich Sie noch alle kannte. Es war bloß auf Anekdoten, auf Wiſchwaſchereien gebaut, alles von Hörenſagen. Ihr alle ſeid lächerlich mitgeſpielt. Sie auch, Tante! Niemand als die L[a]R[oche], Merck und der Dechant haben's geleſen, und niemand mehr in der Welt ſoll es auch zu hören und zu ſehen bekommen; es ſoll nie wieder an das Licht riechen. Es iſt auch nicht einmal ausgemacht — gilt nicht mehr.

Tante. Aber ich doch muß es hören?

Goethe. Liebe Tante, das kann unmöglich ſein. Verlangen Sie es nicht!

Nach Hin- und Widerreden wurde es klar, wer der Held darin ſei und was den Anlaß dazu gegeben hatte. Es wurde gleich nachher, als G. und Merck von Koblenz zurückkamen, geſchrieben . . . . . Wir hatten großen Spaß und Gelächter über das Ding, wie und wohin er mich ſchief und übereck geſtellt hätte u. dergl.

aus den vielerley Ideen mit Farben der Liebe ein Gemählde auf Nebelgrund, deſſen Geſtalten freylich ſehr in einander floſſen; dafür aber auch das Ganze eine deſto reizendere Wirkung that.

16.

1774, Ende Juni.

Mit Johann Kaspar Lavater.

Zum erſten Male ſah Lavater auf dieſer Reiſe Goethe, den er in Frankfurt fand. Das war eine ſchöne Stunde, deren noch viel ſchönere folgten, ohne die dunkeln der Trennung, die noch in fernem Hintergrunde ſtanden, nur ahnen zu laſſen. „Biſt's?“ „„Ich bin's!““ „Unausſprechlich ſüßer, unbeſchreiblicher Auftritt des Schauens — ſehr ähnlich und unähnlich der Erwartung. Alles war Geiſt und Wahrheit, was Goethe mit mir ſprach. In ziemlich großer Geſellſchaft ſagte mir Goethe einſt: „„Sobald man in Geſellſchaft iſt, nimmt man vom Herzen den Schlüſſel ab und ſteckt ihn in die Taſche; die, welche ihn ſtecken laſſen, ſind Dummköpfe.““ Viel las er mir aus ſeinen Papieren vor und las — las — man hätte ſich verſchworen, er ſpräche eben dies das erſte Mal im Feuer mit mir.“

17.

1774, Juli.

Mit H. Jung.

Einige Wochen nachher wurde Stilling [Jung] einsmals des Morgens [in Elberfeld] in einen Gaſthof gerufen; man ſagte ihm, es ſei ein fremder Patient da, der

ihn gern ſprechen möchte. Er zog ſich alſo an und ging hin; man führte ihn ins Schlafzimmer des Fremden. Hier fand er nun den Kranken mit einem dicken Tuch um den Hals und den Kopf in Tücher verhüllt. Der Fremde ſtreckte die Hand aus dem Bett und ſagte mit ſchwacher und dumpfer Stimme: „Herr Doctor! fühlen Sie mir einmal den Puls; ich bin gar krank und ſchwach.“ Stilling fühlte und fand den Puls ſehr regelmäßig und geſund; er erklärte ſich alſo auch ſo und erwiederte: „„ich finde gar nichts Krankes; der Puls geht recht ordentlich.““ Sowie er das ſagte, hing ihm Goethe am Hals.

18.

1774, Juli (?).

Mit Lavater.

Erbärmlich, ſeicht, leer und atoniſch und raſend parteiiſch ſängt der Merkur, den ich heute durchblätterte, zu reden an. Wie doch Wieland den Herder und Hamann, denen er nicht die Füße zu waſchen werth iſt, erniedrigen kann! . . . . . Goethe behauptet, Hamann ſei der Autor, von dem er am meiſten gelernt. Ich ſage von Herder, (von dem Hamann ſagt: „alles recht, wenn der gute Mann nur auch ſo ſimpel ſchriebe, wie Er!“) wenn Herder in ſeiner Urkunde nichts geſchrieben, als was ich auszog, verdiente er keine ſo bübiſche Abfertigung. Ein ſolches Werk mit einer ſo

paſſionvollen verächtlichen Anzeige verächtlich machen zu wollen, heiß ich Pyramiden wegferzen wollen. „Das ſind mir Hunde!“ hör ich Goethe ſtampfend rufen. Und diesmal wollt ich ihm den Mund mit der Hand nicht zuhalten!

19.

1775, etwa Februar.

Mit Heinrich Gottfried v. Bretſchneider.

Mit Goethe habe ich vor einiger Zeit geſprochen; dem wollen die „Freuden Werthers“ gar nicht ſchmecken. Er behauptet ganz kühn gegen mich, man habe ihn nicht verſtanden.

20.

1775, Ende Februar und Anfang März.

Mit Georg Melchior Kraus.

Nun hören Sie, was Goethe ſagt. Dieſer hat mich ſchon etliche Male beſucht. Des Hn. Hofraths Wieland Portrait lobt er über alle Maaßen; dieſe ganze Familie gefällt ihm. Carolinchen heißt er ſeine Favorite: „Man ſieht ihr die Gutheit in ihren Geſichtszügen. Sophiechen — ſagt er — iſt eine kleine Schönheit, aber etwas ſchalkhaft und gefährlich. Die wird Männer raſen machen! Dorchen iſt ein kleiner Teufel, Malchen

ſehr unſchuldig und angenehmes Kind.“ Das iſt das Urtheil von Goethe über dieſe Portraits, welches er, wie er mir noch heute ſagte, ſelbſten an Hn. Hofrath ſchreiben wird. Die Anordnung vom ganzen Bild gefällt ihm nach meiner Skizze ſehr wohl, nur mit der Einrichtung des Zimmers iſt er nicht ganz zufrieden; es ſcheinen ihm die darinnen angebrachten Meubles zu reich und prächtig für einen Autor zu ſein. Daran läßt ſich denken und ändern ohne dem Ganzen zu ſchaden. Goethe iſt jetzt luſtig und munter in Geſellſchaften, geht auf Bälle und tanzt wie raſend; macht den Galanten beim ſchönen Geſchlecht. Das war er ſonſten nicht. Doch hat er noch immer ſeine alte Laune. Im eifrigſten Geſpräch kann ihm einfallen aufzuſtehen, fortzulaufen und nicht wieder zu erſcheinen. Er iſt ganz ſein, richtet ſich nach keiner Menſchen Gebräuche; wenn und wo alle Menſchen in feierlichſten Kleidungen ſich ſehen laſſen, ſieht man ihn im größten Négligé und ebenſo im Gegentheil. Goethe will oft zu mir kommen und bei mir zeichnen, welches ich ihm ſehr gerne erlauben werde. Er hat ſeit einem Jahr viel gezeichnet und auch etwas gemalt. Viele Schattenbilder und auch andere Geſichter im Profil macht er, trifft öfters recht gut die Gleichheit . . . . . Goethe hat mir angekündigt, daß ich in hieſiger Stadt nicht viel Subſcribenten für Ihren Don Quixote anwerben würde. Ein garſtiges Zeichen vom Geſchmack meiner Landsleute.

21.

1775, Ende Mai.

Zu Christian Graf zu Stolberg.

Mein Mann .... umarmt Dich auf's zärtlichste, und wir beide — soll ich ihn wie Goethe Christel nennen? — meinen Bruder.

22.

1775, Juni.

Mit Johann Jacob Bodmer.

Hr. Lavater hat Goethen und die Grafen von Stolberg zu mir gebracht; ich habe auch Goethen bei Lavater einen Besuch gemacht .... Hr. Lavater hat Goethen eine vortheilhafte Opinion von mir gemacht, die ich noch nicht verdorben habe. Er ist mit meiner Munterkeit am besten zufrieden. Er hat Brutus und Cassius für niederträchtig erklärt, weil sie den Cäsar ex insidiis, von hinten, um das Leben gebracht haben. Ich sagte, daß Cäsar durch sein Leben nichts anderes gethan, als die Republik, seine Mutter, getödtet, und die meiste Zeit durch falsche Wege. Cicero ist nach ihm ein blöder Mann, weil er nicht Cato war ..... Man sagt, Goethe wolle bei uns an einem Trauerspiel von Dr. Faustus arbeiten. Eine Farce läßt sich von einem Schwindelkopf leicht daraus machen.

23.

1775, September.

Mit Johann Georg v. Zimmermann.

Von dieſer Cenci hat man ein Bild [von Guido Reni] in Rom. . . . . Von dieſem Bilde hat ein junger deutſcher Maler namens Naumann, ein Schüler und Vertrauter von Mengs, vier Copien gemacht. Eine beſaß der Baron von Haugwitz und ſchenkte ſie an Goethe, bei dem ich ſie geſehen habe. . . . . Goethe ſagte mir: dieſes Geſicht enthalte mehr, als alle Menſchengeſichter, die er je geſehen habe. Er glaubte, daß es die höchſte Zierde für Lavater's Phyſiognomik ſein würde und war der Meinung, daß mit dieſem Stücke Lavater's Werk geſchloſſen werden müſſe. Nur ſchmeichelte er ſich damals nicht, daß es möglich ſein werde, in Deutſchland einen Zeichner zu finden, der würdig wäre, dieſes Gemälde abzuzeichnen, noch einen Kupferſtecher, dasſelbe zu ſtechen.

24.

1775, 18. November.

Mit Philipp Seidel.

Am 9 den 17. huj. waren wir auf der Redoute. . . . . Die Nacht ſchlieſen wir alſo nicht. Die folgende, als Samstag den 18. Nov. um 12½ Uhr legten wir uns.

Wir ſchliefen nun zu Dreien in einer Kammer. Da kamen wir ins Geſpräch aus einem ins andere bis zu allen Teufeln. Stell Dir die erſchreckliche Wendung vor: von Liebesgeſchichten auf die Inſel Corſica und auf dieſer blieben wir in dem größten und hitzigſten Handgemenge bis Morgens gegen viere. Die Frage, über die mit ſoviel Heftigkeit als Gelehrſamkeit geſtritten wurde, war dieſe: Ob ein Volk nicht glücklicher ſei, wenn's frei iſt, als wenn's unter dem Befehl eines ſouverainen Herrn ſteht. Denn ich ſagte: die Corſen ſind wirklich unglücklich. Er [Goethe] ſagte: nein es iſt ein Glück für ſie und ihre Nachkommen; ſie werden nur verfeinert, entwildert, lernen Künſte und Wiſſenſchaften, ſtatt ſie zuvor roh und wild waren. Herr! — ſagte ich — ich hätt' den Teufel von ſeinen Verfeinerungen und Veredelungen auf Koſten meiner Freiheit, die eigentlich unſer Glück macht.

25.

1775, Ende November.

Mit Chriſtoph Martin Wieland.

In der Noth nimmt man zu den beſten Menſchen Zuflucht. Goethe ſagt mir, Sie könnten und würden mir helfen, und mein Herz ſagt mir, Sie werden's thun, wenn Sie können.

Die ganze Sache iſt dieſe.

Aus beiliegender Note werden Sie ſehen, wozu ich

mich gegen das Publicum anheischig gemacht habe. Kraus (der die beigehende Zeichnung des herrlichen Kopfs von Sebastian Brant gemacht hat) gab mir groſse Hoffnung, einer von seinen Freunden, der ein guter Kupferstecher ist, würde den Auftrag, diesen Kopf und alle folgende, die künftig von Monat zu Monat im Merkur erscheinen sollen, zu stechen willig annehmen. Allein heute erhalten wir eine abschlägige Antwort unter dem Vorwand, er könne nicht.

— — — — — — — — — — —

Goethe versichert mich, Ihr Lips wäre der Mann, durch den Sie mir helfen könnten, und er glaubt, die Sache ließe sich thun, wiewohl Hr. Lips viel für die Physiognomischen Fragmente zu arbeiten habe. Ich bitte Sie also, Theuerster, bewegen Sie diesen Künstler dann, daß er den beigehenden Kopf baldmöglichst in Arbeit nehme. Die Proben von seinem Talent, die mir Goethe gezeigt hat, geben eine gute Hoffnung, daß er auch den feinen Lucianischen Geist, der in diesem Kopfe webt, seine Gebühr anthun werde.

— — — — — — — — — — —

Wenn ich Ihnen wieder schreibe und mehr Muße habe, als itzt, will ich Ihnen melden, wie mir's mit dem jungen Prof. Meister gegangen ist. Er hat einen freundschaftlichen Brief von mir erschlichen. Es wird ihm aber nicht wohl bekommen. Ich habe etliche, noch ziemlich unschuldige Auszüge aus seinem Geschwätz über die Schwärmerei in den November des „Merkur" gesetzt

mit einer Zugabe, worin Gegengift für ſein Gift iſt. Ich merkte zwar ſchon etwas beim Durchleſen der drei erſten Bogen, aber Goethe gab mir erſt hinterdrein den rechten Aufſchluß . . . .

Nach allem was mir Goethe und die Stolberge von Ihnen geſagt haben, wag' ich's kaum zu wünſchen, daß ich etliche Tage mit Ihnen leben möchte; denn ich fühl' es im Grunde meiner Seele, mein Herz würde zerreißen, wenn ich wieder von Ihnen ſcheiden müßte.

26.

1775, December.

Mit Friedrich Leopold Graf zu Stolberg.

a.

Goethe iſt nicht bloß ein Genie, ſondern er hat auch ein wahrhaft gutes Herz, aber es ergriff mich ein Grauſen, als er mir an einem der letzten Tage meiner Anweſenheit in Weimar von Rieſengeiſtern ſprach, die ſich auch den ewigen geoffenbarten Wahrheiten nicht beugen. Dieſer unbeugſame Trotz wird, wenn er in ihm weiter wuchert, auch ſein Herz kalt machen. Armer Erdenwurm! Sich den ewigen geoffenbarten Wahrheiten nicht beugen, gleichſam rechten wollen mit Gott!

b.

Shakeſpeare gehört zu den Dingen, von denen Goethe ſagt, daß man nicht von ihnen reden kann, zum wenigſten nicht über ſie disputiren.

27.

1776, April.

Mit Wieland.

Dieſer Tage ſtritten Goethe und ich mit einem enthuſiaſtiſchen Anbeter des Griechiſchen Homer über das Silbenmaß, das Sie zu Ihrer Überſetzung gewählt haben. Er beſtand darauf, der Hexameter würde beſſer geweſen ſein; wir, Sie hätten Recht gehabt, den Jamben vorzuziehen. Wir ſind gewiß, daß es unnöthig wäre, Ihnen die Gründe pro und contra zu ſagen: ohne mindeſten Zweifel haben Sie das alles längſt erwogen und durchgedacht. Aber vielleicht möcht' es doch von einigem Nutzen ſein, wenn Sie etwan Ihre Gründe für den jambiſchen Vers (nisi quid obstat) in einem kleinen Sendſchreiben an Goethen oder mich im Merkur bekannt machten. Wir behaupten, Homers Verſification verliere in jeder Überſetzung nothwendig, würde aber im deutſchen Hexameter weit mehr verlieren, als im jambiſchen Vers, der unſrer Meinung nach das ächte, alte, natürliche, heroiſche Metrum unſrer Sprache iſt.

28.

1776, Mai.

Mit Wieland.

Die Allevills Papiere haben diesmal [im Teutſchen Merkur] ſoviel Platz weggenommen, daß verſchiedene

Zehntes Capitel.

Er saß nun zu Hause, kramte unter seinen Papieren, und rüstete sich zur Abreise. Was nach seiner bisherigen Bestimmung schmeckte, ward bey Seite gelegt, er wollte bey seiner Wanderung in die Welt auch von jeder unangenehmen Erinnerung frey seyn. Nur Werke des Geschmacks, Dichter und Critiker wurden als bekannte Freunde unter die Erwählten gestellt; und da er bisher die Kunstrichter sehr wenig genutzt hatte, so erneuerte sich seine Begierde nach Belehrung, als er seine Bücher wieder durchsah und fand, daß die theoretischen Schriften noch meist unaufgeschnitten waren. Er hatte sich, in der völligen Überzeugung von der Nothwendigkeit solcher Werke, viele davon angeschaft, und

Recenſionen liegen bleiben mußten . . . . . Was dünkt Euch übrigens von dem Manne, der ſo herrliche Materialien roh verkauft, und ſoviel hätte daran gewinnen können, wenn er ſie verarbeitet hätte? Er iſt gleich einem Manne, der auf ſeinem Gut einen köſtlichen Marmorbruch von ſchönem milchweißen Marmor gefunden hätte, und weil er ſich nun nicht die Mühe nehmen möchte, oder es nicht erwarten könnte, ihn zu brechen und in großen Stücken auf die Ebene herabzuführen und dann zu behauen und zu glätten und Götter und Helden und Wohnungen für Götter daraus zu machen, käm' er mit Brecheiſen und Hammer, ſchlüge alles kurz und klein zuſammen, und brächt's uns ſchubkarrenweiſe angefahren.

Das Gleichniß iſt, wie Ihr ſeht, aus Goethens Hirnkaſten, und paßt wie alle ſeine Gleichniſſe nur gar zu wohl.

29.

1776, Juli.

Mit Friedrich Wilhelm Heinrich v. Trebra.

Ich war nur ſeit wenigen Tagen erſt in dieſen lebensvollen [weimarer] Zirkel eingetreten, angeſchwommen aus einer Region, wo naher und ferner Dienſtverhältniſſe wegen das Benehmen geräuſchlos, ſehr klüglich ſtill und forſchend aus andern eingerichtet ſein

mußte, alle frohe Herzensergießung zurückpreſſend — hier war alles erlaubt. Unbewacht ausgelaſſen zu ſein, war hier wonicht gefordert, doch nicht ungern geſehen, wohl gar gewünſcht. So hatte auch ich nach vorleuchtendem hohen Beiſpiel bald die Überzeugung erlangt, obwohl auch bis hierher Behutſamkeit gebietende Dienſtverhältniſſe mich begleitet hatten; denn daß alle übrige, hoher Adel und niederer und Bürger es glaubten, bewieſen alleſammt mit Händen und Beinen im Gebrauch gegen ſich unter einander und gegen die Höheren. „Nicht das," — flüſterte der Ernſtere von ihnen [Goethe] mir zu, den ich ſchon vom erſten Moment der Bekanntſchaft an im Auge behielt — „nur von ihren Leibern haltet Euch fern, und duldet lieber, was ſie körperlich Euch zufügen, wenn ſie ſich zur handfälligen Luſtigkeit herablaſſen."

Noch manche andere ſolche tiefliegende Wahrheiten hatte ich ihm ſchon abgehorcht, wo Großes im Wirken auf Bemerkungen im Kleinen lag. „„Ich will mir auch gleich die Seitenhaare am Kopfe ganz wegſchneiden!"" war einmal der Einfall des höhern Frohſinns. „Das kann man bald machen," war die Entgegnung des kalten Ernſtern darauf, „nicht ſo, ſie wieder wachſen machen."

30.

1776, 29. September.

Mit Wieland.

Herr Kaufmann iſt ſeit acht Tagen hier [in Weimar]. Er kam den zweiten Tag nach ſeiner Ankunft nachmittags mit Klingern in meinen Garten und blieb ungefähr eine halbe Stunde. Den folgenden Morgen fand ich ihn bei Goethe. Der Mann hatte ungeachtet ſeiner um ſich gezogenen Nebelkappe was Anziehendes für mich. Ich näherte mich ihm voll Gutwilligkeit und vielleicht nach meiner Art etwas zu ſchnell; er zog ſich aber ganz in ſeine Schale hinein, und ſo haben wir's denn dabei bewenden laſſen . . . . . Goethe war geſtern Morgens bei mir und erklärte mir alles: die Schuld, warum die Enthuſiaſten nicht mit mir und ich nicht mit ihnen leben können, liegt weder an ihnen, noch mir, ſondern an den Göttern, die uns ſo gemacht haben. Ich habe das Unglück, unter die Leute zu gehören, die von den Warmen und Kalten ausgeſpieen werden. Leute, die lange mit mir gelebt haben, finden, daß ich mit allen meinen Launen und Ungleichheiten ein guter Menſch bin; aber die andern ſehen das nicht und können nicht an mir klug werden, ſagt man.

31.

1776, December (?).

Mit Friedrich Samuel Kretſchmar.

Ich [Fürſt Franz von Deſſau] hatte befohlen einen Jagdwagen bereit zu halten, der Goethen, welcher zu einer genau beſtimmten Stunde in Deſſau ankommen würde, ſofort nach Wörlitz bringen ſolle. Auch ſollte [der Leibarzt] Kretſchmar benachrichtigt werden, ſich bei Zeiten auf dem Schloſſe einzufinden, um mitzufahren. Beide kannten ſich noch nicht und der Hofmarſchall hatte verſäumt, ſie einander vorzuſtellen. Eine zeitlang ſaßen ſie, Goethe gerade, feierlich wie ein Licht, Kretſchmar leicht und beweglich wie ein junger Rehbock neben einander. Endlich dreht Goethe einwenig den Kopf nach Kretſchmar'n und frägt über die Schulter: „Wer iſt Er?“ Schnell und barſch, Goethe'n den Rücken zukehrend, erwiedert Kretſchmar: „Und wer iſt Er?“

32.

1777, Februar.

Mit Wieland.

Wir haben hier große Freude von Ihrer [Bürger's] Ausforderung an Fritz Stolberg im Muſeum [December 1776] gehabt. „Wenn er klug iſt,“ ſagt G[oethe], „ſo läßt er's nun dabei bewenden und zieht ſich in ſein Gezelt zurück.“

33.

1777, 24. März.

Mit Wieland.

Goethe, dem ich Deinen [Merck's] Brief leſen laſſen, grüßt Dich. Er iſt der Meinung, Du ſollſt die Reiſe nach Weimar nicht ſchreiben. Er meint, es ſchickte ſich für uns am beſten, in unſerm heiligen Dunkel zu bleiben — es würde nur dienen, viele boshafte, hämiſche Seelen hier und dort aufzuwiegeln.

34.

1777, Ende Juni.

Bei der Herzogin Amalie.

„Kurz darauf, nachdem Goethe ſeinen Werther geſchrieben hatte" — erzählte mir [Falk] der alte ehrwürdige Gleim — „kam ich nach Weimar und wollte ihn kennen lernen. Ich war Abends zu einer Geſellſchaft bei der Herzogin Amalie geladen, wo es hieß, daß Goethe ſpäterhin auch kommen würde. Als literariſche Neuigkeit hatte ich den neueſten Göttinger Muſenalmanach mitgebracht, aus dem ich eins und das andere der Geſellſchaft mittheilte. Indem ich noch las, hatte ſich auch ein junger Mann, auf den ich kaum merkte, mit Stiefeln und Sporen und einem kurzen, grünen aufgeſchlagenen Jagdrocke unter die übrigen Zuhörer gemiſcht. Er ſaß

mir gegenüber und hörte ſehr aufmerkſam zu. Außer einem Paar ſchwarzglänzender, italieniſcher Augen, die er im Kopfe hatte, wüßte ich ſonſt nichts, das mir beſonders an ihm aufgefallen wäre. Allein es war dafür geſorgt: ich ſollte ihn ſchon näher kennen lernen. Während einer kleinen Pauſe nämlich, wo einige Herren und Damen über dies oder jenes Stück ihr Urtheil abgaben, eins lobten, das andere tadelten, erhob ſich jener feine Jägersmann — denn dafür hatte ich ihn anfänglich gehalten — vom Stuhle, nahm das Wort und erbot ſich in demſelben Augenblicke, wo er ſich auf eine verbindliche Weiſe gegen mich verneigte, daß er, wofern es mir ſo beliebte, im Vorleſen, damit ich nicht allzu ſehr ermüdete, von Zeit zu Zeit mit mir abwechſeln wollte. Ich konnte nicht umhin, dieſen höflichen Vorſchlag anzunehmen und reichte ihm auf der Stelle das Buch. Aber Apollo und die neun Muſen, die drei Grazien nicht zu vergeſſen, was habe ich da zuletzt hören müſſen! Anfangs ging es zwar ganz leidlich:

Die Zephyr'n lauſchten,
Die Bäche rauſchten,
Die Sonne
Verbreitet' ihr Licht mit Wonne.

Auch die etwas kräftigere Koſt von Voß, Leopold Stolberg, Bürger wurde ſo vorgetragen, daß ſich keiner darüber zu beſchweren hatte. Auf einmal aber war es, als ob den Vorleſer der Satan des Übermuthes beim Schopfe nähme, und ich glaubte, den wilden Jäger in

leibhaftiger Geſtalt vor mir zu ſehen. Er las Gedichte, die gar nicht im Almanach ſtanden, er wich in alle nur mögliche Tonarten und Weiſen aus. Hexameter, Jamben, Knittelverſe und wie es nur immer gehen wollte, alles unter- und durcheinander, wie wenn er es nur ſo herausſchüttelte.

Was hat er nicht alles mit ſeinem Humor an dieſem Abend zuſammenphantaſirt! Mitunter kamen ſo prächtige, wiewohl nur ebenſo flüchtig hingeworfene, als abgeriſſene Gedanken, daß die Autoren, denen er ſie unterlegte, Gott auf den Knien dafür hätten danken müſſen, wenn ſie ihnen vor ihrem Schreibpulte eingefallen wären. Sobald man hinter den Scherz kam, verbreitete ſich eine allgemeine Fröhlichkeit durch den Saal. Er verſetzte allen Anweſenden irgendetwas. Auch meiner Mäcenſchaft, die ich von jeher gegen junge Gelehrte, Dichter und Künſtler für eine Pflicht gehalten habe — ſo ſehr er ſie auf der einen Seite belobt — ſo vergaß er doch nicht auf der andern Seite mir einen kleinen Stich dafür beizubringen, daß ich mich zuweilen bei den Individuen, denen ich dieſe Unterſtützung zutheil werden ließ, vergriffe. Deshalb verglich er mich witzig genug in einer kleinen ex tempore gedichteten Fabel mit einem frommen und dabei überdiemaßen geduldigen Truthahn [!], der eigene und fremde Eier in großer Menge und mit großer Geduld beſitzt und ausbrütet, dem es aber en passant wohl auch einmal begegnet, und der es nicht übelnimmt, wenn man

ihm ein Ei von Kreide ſtatt eines wirklichen unterlegt.

Das iſt entweder Goethe oder der Teufel! rief ich Wieland zu, der mir gegenüber am Tiſche ſaß. „„Beides““ — gab mir dieſer zur Antwort; — „„er hat heute wieder einmal den Teufel im Leibe; da iſt er wie ein muthiges Füllen, das vorn und hinten ausſchlägt, und man thut wohl, ihm nicht allzu nahe zu kommen.““

Gleim ergötzte ſich ausnehmend über dieſen Schwank, ebenſo Wieland, aus deſſen Munde ich ebenfalls die bedeutſamen Züge, wie ſie hier vorkommen, zum öftern gehört und geſammelt habe.

35.

1777, November.

Mit Wieland.

Lieber Hr. und Kumpan, eine große Bitte! von Goethen und mir gemeinſchaftlich. Sie haben doch ſchon das große opus des jungen Cramers „Klopſtock, in Fragmenten aus Briefen von Tellow an Eliſa“..... und wir bitten Sie nun mit aufgehobenen Händen um eine Recenſion deſſelben, aber um eine Recenſion, daß der König und die Königin ſagen ſollen: Liebes Löwchen, brülle noch einmal! — Hier iſt doch wieder einmal Gelegenheit, ein Meiſterſtück zu machen — eine

Recenſion, die Ihnen ſo viel Ehre machen ſoll, als die beſte Compoſition von der Welt — kurz eine Recenſion, wie nur Sie allein eine machen können. Goethe ſagt: Sie ſollen nicht bloß die Seide draus ausbrennen, ſondern das Metall ſelbſt ſo lange durch's Feuer gehen laſſen und ſo lange ſchmelzen, ſcheiden und läutern, bis vom ganzen Werk nichts als der Titel „Klopſtock“ übrig bleibe.

— — — — — — — — — —

Ich war geſtern Nachmittag bei Goethen auf ſeinem Altan. Kein lieberes, ſich wärmer an einen anlegendes, oder, wie die Schwaben ſagen, ein mehr anheimelndes Plätzchen auf Gottes Boden müſſen Sie nie geſehen haben. . . . . Wenn doch nur Merck itzt bei uns wäre und das auch ſehen und nießen könnte, ſagte ich; das hier! — und das dort! Das wäre ſo was für ihn. „Sei ruhig! Er wird ſchon kommen,“ ſagte Goethe, und die Gewißheit, womit er's ſagte, machte, daß ich Sie ſchon halb gegenwärtig fühlte.

36.

1778, Mai (?).

Am Hofe zu Deſſau.

In früheren Zeiten beſuchte Goethe in ſeines fürſtlichen Freundes Gefolge Wörlitz oft auf mehrere Wochen. Einſt an einem heiteren Sommernachmittage geſellte

man ſich unter der Vorhalle des Schloſſes zuſammen. Die Fürſtin war mit einer Stickerei beſchäftigt, der Fürſt las etwas vor, Goethe zeichnete, und ein Hofcavalier überließ ohne Zwang und Sorge ſich indeß der behaglichen Verführung des Nichtsthuns. Da zog ein Bienenſchwarm vorüber. Goethe ſagte: „Die Menſchen, an denen ein Bienenſchwarm vorüberzieht, treiben nach einem alten Volksglauben dasjenige, was gerade im Augenblicke des Anſummens von ihnen mit Vorliebe getrieben wurde, noch ſehr oft und ſehr lange. Die Fürſtin wird noch viel und noch recht köſtlich ſticken, der Fürſt wird noch unzähligemal intereſſante Sachen vorleſen, ich ſelbſt werde gewiß unaufhörlich im Zeichnen fortmachen, und Sie, mein Herr Kammerherr, werden bis ins Unendliche faullenzen."

37.

1779, Ende Juli.

Mit Wieland.

Mit Goethe hab' ich vergangene Woche einen gar guten Tag gehabt. Er und ich haben uns entſchließen müſſen, dem Rath May zu ſitzen, der uns ex voto der Herzogin von Württemberg für Ihre Durchlaucht malen ſoll. Goethe ſaß Vor- und Nachmittags und bat mich, weil Serenissimus absens war, ihm bei der leidigen Seſſion Geſellſchaft zu leiſten und zur Unterhaltung

mit dem beſten Willen in keines auch nur bis in die Hälfte ſich hinein leſen können.

Dagegen hatte er ſich deſto eifriger an Beyſpiele gehalten, und in allen Arten die ihm bekannt worden waren, ſelbſt Verſuche gemacht.

Werner trat herein, und als er ſeinen Freund mit den bekannten Heften beſchäftigt ſah, rief er aus: Biſt du ſchon wieder über dieſen Papieren? Ich wette, du haſt nicht die Abſicht, eins oder das andere zu vollenden! Du ſiehſt ſie durch und wieder durch, und beginnſt allenfalls etwas neues. —

Zu vollenden iſt nicht die Sache des Schülers, es iſt genug, wenn er ſich übt —

Aber doch fertig macht, ſo gut er kann.

Und doch ließe ſich wohl die Frage aufwerfen: ob man nicht eben gute Hoffnung von einem jungen Menſchen faſſen könne, der bald gewahr wird, wenn er etwas Unge-

der Geiſter den „Oberon“ vorzuleſen. Zum Glück mußte ſich's treffen, daß der faſt immer wüthige Menſch dieſen Tag gerade in ſeiner beſten receptivſten Laune und ſo amuſable war, wie ein Mädchen von ſechzehn. Tag meines Lebens hab ich niemand über das Werk eines andern ſo vergnügt geſehen, als er es mit dem „Oberon“ durchaus, ſonderlich mit dem 5. Geſang war, worin Hypon ſich von dem kaiſerlichen Auftrag verbotenus acquittiret. Es war eine wahre jouissance für mich, wie Du leicht denken kannſt. Ein paar Tage darauf geſtund er ſelbſt, daß er in drei Jahren vielleicht nicht wieder in dieſen Grad von Receptivität und Offenheit jedes Sinnes für ein opus hujus furfuris et farinae kommen würde.

38.

1779, 14. September.

In der Gallerie zu Kaſſel.

Goethe hat anjetzo das Portrait des Prinzen Conſtantin von Weimar; wenn er aber nicht weiß, auf was Art, und in wie kurzer Zeit es gemacht iſt, ſo wird er keine gute Meinung von mir [Wilhelm Tiſchbein] haben. Ich habe es an Einem Tag gemacht .... Es war den Tag kaltes Regenwetter und der Himmel ganz grau; an ſo einem Tag iſt es ſchlimm: man iſt nicht ſicher, ob man etwas von der Farbe ab- oder zugeben ſoll.

Auch iſt es ſchlimm, weil jeder Strich unveränderlich ſtehen bleiben muß: man verſieht ſich leicht; ſo lange das Tuch noch platt iſt, ohne Vertiefungen, ſo ſcheint einem alles kleiner, und wenn es gemalt und mit Vertiefungen und Erhöhungen gemacht iſt, ſo ſiehet man erſt, daß einige Theile zu kurz oder zu lang ſind, und man kann es nicht ändern, weil die Farben ſonſt ſchmutzig werden. Man hat auch keine Zeit, wenn man nicht mehr als Einen Tag arbeiten kann. Die Farben mit Einem Strich hinſetzen, iſt die rechte Art; denn wenn man ſie lange mit dem Pinſel hin und her treibt, ſo werden ſie ſchmutzig und matt. Das iſt auch Goethes Meinung; ſo iſt mir erzählt, daß er es geſagt, als er die Kaſſeliſche Gallerie beſah.

39.

1779, September.

Mit Johann Georg Förſter.

Ich habe Goethen geſehen, aber nicht genug, um ihn zu kennen. Sein Freund Behriſch in Deſſau hat mir ſeine ausgelaſſene Laune nicht verhehlt, ich aber habe ihn nicht darin gefunden. Hier [in Kaſſel] war er ernſthaft, machte wenig Worte, frug mich wegen der Südländer, über deren Einfalt er ſich freute, und hörte die meiſte Zeit zu, da mich der Herzog befragte, in deſſen Gegenwart wir uns faſt immer nur geſehen haben. Hätte ich vermuthen können, ja nur geahndet,

daß Goethe Ihnen, mein Bester [Fritz Jacobi], so lieblos und ungerecht begegnen könnte, ich hätte doch auf meine und seine Worte besser achtgegeben. Allein ich habe auch nichts gemerkt, das Unbilligkeit gegen Sie verrathen hätte. Als ich Ihnen schrieb, wir hätten viel von Ihnen gesprochen, sollte ich eigentlich gesagt haben: ich habe viel von Ihnen gesprochen. Ich sprach von der Art, wie wir bekannt wurden, wie sich Ihr Herz mir öffnete, wie lange ich bei Ihnen blieb, und wie ungern ich Sie verließ. Es war, indem wir aus des Landgrafen Antiquitätensammlung in den Gasthof zurückgingen. Der Herzog war mit jemand anderem einige Schritte voraus. Goethe hörte mir mit Theilnehmung und in Gedanken zu. Ich erzählte, daß Sie mir aus „Woldemar" vorgelesen hätten und sagte, was mein Herz mir eingab. Ganz lakonisch gab er zuweilen ein „Ja!" drauf, welches meinem Urtheil seinen Beifall zu ertheilen schien. „Der erste Theil ist nunmehr erschienen," sagte er. „„Auch sind"", erwiederte ich, „„vom zweiten Theile Bruchstücke im Museum erschienen."" — „Daß er doch nicht hat warten können!" rief er aus; „warum Bruchstücke? Konnt' er's nicht ersparen, bis der zweite Theil ganz fertig gewesen wäre?" — Ich sagte etwas Gleichgültiges dazu; mich dünkt, daß doch manchem die Stücke schon viel Freude gemacht hätten. Wir hatten eben den Gasthof erreicht. Er hatte nur noch Zeit, zu fragen, ob ich kürzlich Briefe gehabt und bald an Sie schreiben würde. Ich sollte

Sie doch von ihm grüßen. Nun ſpeiſten wir mit dem Herzoge, und kaum war das Mittagseſſen verzehrt, ſo fuhren ſie ab. Faſt ſein Letztes war, den Gruß an Sie zu wiederholen. Er nannte Sie noch immer Fritz.

40.

1779, 27. September.

Mit Johanna Schloſſer geb. Fahlmer.

Goethe ſagte mir gleich eine halbe Stunde nach ſeiner Ankunft von Deinem [F. Jacobis] Briefe an ihn, den er in Frankfurt erhalten hätte, und was Du ihm darinnen vorwirfſt, nämlich Dinge, die durch den Weg der ſchändlichen Klatſcherei Dir endlich zu Ohren gekommen ſind. Er erzählte offenherzig den ganzen Verlauf: daß er manche muthwillige Parodie — nicht geſchrieben, aber mündlich über Deinen „Woldemar" geſchwatzt habe. Sagte: ſo ſchöne Dinge, ſo viel großer, herrlicher Sinn auch darin ſei, ſo könne er nun einmal für ſich das, was man den Geruch dieſes Buchs nennen möchte, (anders wiſſe er ſich nicht auszudrücken) nicht leiden. Auch habe er — wie lieb Du ihm ſeiſt und wie ungerne er Dir etwas zu Leide ſagen oder thun möchte, dem Kitzel nicht entgehen können, das Buch, zumal den Schluß deſſelben, ſowie es ihm einmal aufgefallen ſei, zu parodieren, nämlich, daß Woldemarn der Teufel hole. Man dürfe nur ein paar Zeilen ändern, ſo ſei es unausbleiblich und nicht anders, als der Teufel

müſſe ihn da holen. Er ſprach mit ganz argloſem Weſen davon und ſuchte mich zu bedeuten, was dergleichen launichtes Getreibe in ihm für eine abgeſonderte Sache ſei ꝛc. Er ſchwur darauf, daß er wünſchte, Du wäreſt mit zugegen geweſen; Du ſelber hätteſt mit eingeſchlagen, muthwillig im Abſtracten die Sache einmal zu nehmen. Nur möchte er ſich nicht gerne ſchriftlich in dergleichen Explicationen einlaſſen, beſonders nach dem, worauf Dein Brief geſtellt wäre. Doch ſchriebe er Dir vielleicht, vielleicht noch bei mir. Ich beſtand darauf, es ſei Pflicht, er müſſe; — das geſchah nun freilich nicht. Indeſſen ſchien ihm Dein Verdruß über die Sache aufrichtig leid zu ſein. Wie peinlich dieſe Neuigkeiten für mich waren, kannſt Du denken. Goethe kann gut und brav, auch groß ſein, nur in Liebe iſt er nicht rein und dazu wirklich nicht groß genug. Er hat zu viele Miſchungen in ſich, die wirren, und da kann er die Seite, wo eigentlich Liebe ruht, nicht blank und eben laſſen. Goethe iſt nicht glücklich und kann ſchwerlich glücklich werden.

41.

1779, 17. October.

Mit Nikolaus Anton Kirchberger.

a.

Mit Goethe habe eine intereſſante Unterredung von $1^1/_2$ Stunden auf dem Lande ganz allein gehabt. Ich

berührte einige von ſeinen Seiten, die mit den meinigen übereinſtimmten, hierauf blitzte er mit eigenen Begriffen um ſich her, die auf einander folgten wie Wetterleuchten an einem Sommerabend. Ich konnte ihm mein Herz über die wichtigſten Gegenſtände öffnen. Er iſt aber nur Goethe, wenn man ihn allein hat; bei ſeinem Fürſten iſt er ein ganz anderer Mann.

b.

Goethe verurſachte mir viel Vergnügen. Beim Anlaß meiner herzlichen Abneigung gegen die Berliner haben wir von Religion geſprochen; er iſt über die gewöhnlichen Vorurtheile ſoweit hinweggeſetzt, daß er ſogar eine beſondere Hochachtung für Perſonen trägt, die vom gemeinen Haufen der Gelehrten und Ungelehrten verachtet ſind, und die ich äußerſt hochſchätze. Wir ſprachen auch von der Macht der menſchlichen Seelen nicht nur in Rückſicht ihrer Größe, ſondern infolge eines wirklichen Ausfluſſes, der in die Umſtehenden auch ohne ein Wort zu ſprechen wirkt. Hierüber war er zu meiner Verwunderung auch meiner Meinung, ſodaß ich bei dieſer Übereinſtimmung, die ich wirklich in ſeinem Innerſten antraf, ihm alle meine Gedanken aufſchließen konnte. Er war auch ſo gefällig, mir ſeine Art mitzutheilen, wie er an einem Gegenſtand arbeitet, wie außerordentlich lang er einen ſolchen in ſeinem Buſen wärmt, bis er ihn der Welt darſtellt. Dies iſt auch das Mittel, um ſein ganzes Zeitalter mit ſich fortzureißen.

42.

1779, November.

Mit Bodmer.

Gestern den 20. [So!] November ein wenig nach 9 Uhr bracht Lavater Weimarn und Goethen mit noch einem Edelmann zu mir. Der Herzog sagte gleich, daß er käme, den Vertrauten Homers zu begrüßen. Goethe küßte mich, fragend, ob ich Goethen noch kennte. Beide sagten mir viel Fleurettes über meinen Homer. Goethe: er sei ihr Reisegefährte; er habe die Odyssee ex professo auf dem Lemanischen See gelesen, sich mit Ulysses auf die Beschwerden in den Alpen und der glaciers zu stärken. Auf den Alpen habe er den Homer den Alpinern vorgelesen. Er [am Rand: Herr von Wedel, des Herzogs Günstling] lasse sich laut vorlesen. Erst itzt habe man ihn, und wisse, was er sei. Leute von allen Ständen und jedem Alter können ihn verstehen. Man müsse griechisch können, Stolbergs Homer zu verstehn.

— — — — — — — — — — —

Stolbergs Ilias und die Abschrift des Gedichtes von den Nibelungen lagen auf meinem Pult. Ich sagte, Goethe möchte mir Zeugniß geben, daß ich in Stolbergs Ilias studirte; ich könnte ihn doch nur per intervalla lesen, er schlüge mich zurücke. Der Graf müsse mir dieses verzeihn, wie ich ihm verzeihe, wenn mein Homer ihn, oder er selbst diesen hinter sich würfe.

Es ſei natürlich, daß der meine ihn ſo wenig annehme [einnehme?] als der ſeine mich. . . . . Warum hat Klopſtock ſich nicht an Homer gemacht, der Mann war dafür nicht zu groß, der ſo klein war, für ſeine Jeſianiſche Rechtſchreibung in Enthuſiaſm zu kommen. . . . . Goethe ſagte: Klopſtock habe eine Buchdruckerei; er möchte durch ſeine chimäriſche Orthographie die ſchon gedruckten Bücher unnütze machen, damit er ſagen könne, er drucke nur ungedruckte Bücher. Lavater ſagte, Klopſtock ſollte die Penſion von dem Markgrafen nicht mehr annehmen, nachdem er nicht in Karlsruhe leben wollte. Goethe mit einiger Wärme: er wäre ſo gewohnt genug, daß man Penſionen in der Entfernung nehme. Der Markgraf habe Klopſtock mit Etiquette und mit Aufwartungsdienſten excedirt, daß es jedem braven Mann unausſtehlich ſein würde. Er verwunderte ſich, da wir ihm ſagten, daß Klopſtock ein Verlangen habe, ein Bürger in Zürich zu werden. . . . . Dann bat ich den Herzog, daß er Veldigs Eneas, der in der Sachſen-Gothaiſchen Bibliothek liegt, vor dem Untergange retten möchte. Lavater ſchrieb es auf Goethens Tabletten. . . . . Ich klagte über die Barbarei der Abtei S. Gallen, und Goethe erzählte mit Wärme von einem Griechen, der gewußt habe, daß in einer Kloſterbibliothek eine alte griechiſche membrana lag, die Bücher ſeien in einem Chaos gelegen, mit Noth haben die Mönche ihm erlaubt, ſie zu erleſen, aufzuſtellen und zu katalogiſiren. Und ſo habe er den Codex aufgeſpürt. Als wir ſtanden,

ſtellte Lavater Goethe vor mich und ſagte, ich ſollte die Augenbraunen, die Stirne, den Mund (alles in ſeinen Kunſtwörtern) begucken, ob ich darin nicht einen böſen Menſchen erblicke. Ich gab die Antwort: ich ſehe da nichts Fürchterliches, ich hielt ihn doch für tapfer und ich freute mich, den tapfern Mann zum Freunde zu haben. Zuweilen geſchähen mir Unfugen, die mir einen Beſchützer nothwendig machten. Goethe ſolle mein Ritter ſein. Der Herzog redete viel, ganz ſanft und vertraulicher, als einer unſrer Zunftmeiſter, Goethe weniger und ernſthaft. . . . . Ich ſagte zu Lavater, er würde ſie doch auch zu Herrn Chorherr Geßner führen. Goethe fuhr auf: Zu Geßner! Lavater: nicht zu dem Poeten, zu dem Phyſikus. Von der „Roachide", der „Kalliope" ward kein Wort gehört. Das verdroß mich ein wenig, doch machte es mir den Geſchmack dieſer Herren verdächtig. Ich habe ihnen auch geſagt, daß ich viel Tinte vergoſſen habe, doch nicht in der erſten Begierde nach großem Namen, mehr zur Beſchäftigung; man habe in achtzig Jahren viele unbeſchäftigte Stunden. Alſo hab ich meinen Lohn empfangen. Wenn meine Werke doch nützten oder beluſtigten, ſo hab ich keine hörnerne Fibern, daß es mir nicht Freude mache. Es war nicht weit von 11 Uhr, als ſie von mir ſchieden. Sie gingen in der Fortification nach dem Wolfsbache. Abends deſſelben Tages ſchickte ich Hrn. Lavater ihnen zu übergeben: Apollons „Argonautica" dem Herzog; die „literariſchen Nachrichten" und „Evadnen"

und „Kreuſa“ Goethen. Auch erwähnte dieſer nicht mit einer Silbe der politiſchen Dramen, die ich ihm im Sommer 1776 zugefertigt hatte.

43.

1779, 13.—15. December.

Mit Iſrael Hartmann.

a.

Denken Sie! den 13. December 1779 ging ich nach Stuttgart und traf bei meinem Vetter [Hof- und Domänenrath Georg Hartmann] den Hn. Geheimerath Goethe von Weimar, der eben von Zürich gekommen war. Über eine Stunde ſprach ich mit ihm. Er ſagte von Lavaters unermüdeter Thätigkeit: Wenn der Tag [mehr als?] 24 Stunden hätte, er wirkte in einem fort. Am 15. kam Goethe auch mit ſeinem Herzog nach Ludwigsburg und noch des Nachts in mein Waiſenhaus. In meiner Schule ſtellte er mich dem Herzog vor als des verſtorbenen Profeſſor Hartmanns Vater. Goethe freute ſich über meinen kleinen Immanuel Iſrael, von dem er meinte, er habe einen Profeſſorenkopf.

b.

Wir redeten von Hahn und ſeinen Werken. Goethe war ſehr begierig, Hahn zu ſehen und zu ſprechen. Beim Abſchied war er herzlich, bot mir, da ich ihm die Hand küßte, das Geſicht, küßte mich — ich ihn.

ſchicktes unternommen hat, in der Arbeit nicht fortfährt, und an etwas, das niemals einen Werth haben kann, weder Mühe noch Zeit verſchwenden mag.

Ich weiß wohl, es war nie deine Sache, etwas zu Stande zu bringen, du warſt immer müde, eh' es zur Hälfte kam. Da du noch Direktor unſers Puppenſpiels warſt, wie oft wurden neue Kleider für die Zwerggeſellſchaft gemacht? neue Dekorationen ausgeſchnitten? Bald ſollte dieſes, bald jenes Trauerſpiel aufgeführt werden, und höchſtens gabſt du einmal den fünften Akt, wo alles recht bunt durch einander ging, und die Leute ſich erſtachen.

Wenn du von jenen Zeiten ſprechen willſt, wer war denn Schuld, daß wir die Kleider, die unſern Puppen angepaßt und auf den Leib feſt genäht waren, herunter trennen ließen, und den Aufwand einer weit-

44.

1779, 22. December.

Mit August Wilhelm Iffland.

Den 21. kamen Goethe und der Herzog von Weimar hier [in Mannheim] an. Sie sahen „Die Ehescheuen". Den 22. war Goethe zu Ehren freier Eingang für jedermann und „Clavigo". Er ließ um 4 Uhr vor der Komödie mich zu sich bitten. „Liegt Ihnen etwas daran" — so sagte er — „so versichere ich Ihnen meine ganze Bewunderung. Mit so viel Wahrheit und Delicatesse sah ich seit Ekhof nicht spielen. Folgen Sie meinem Rath: spielen Sie entweder oder: immer das Äußerste, das niedrigst Komische und höchste Tragische. Es ist ein odieuser Kerl, der einmal Zeug zu was Außerordentlichem hat, und bleibt im Mittel, Uff!" — und dabei spannte er jede Nerve — „hinauf! hinauf! oder ganz im Drecke. Bei Gott! ich wundere mich, daß Sie so jung sind und Resignation genug haben, Alte zu spielen. Wenn ich vierzehn Tage dablieb, so wollte ich Ihretwegen den „Cid" von Corneille umarbeiten, so gefallen Sie mir. Adieu! Ich empfehle Ihnen den „Carlos"." — Ich sprach ihn den Tag nach „Clavigo" bei Herrn von Dalberg, und er war mit meinem Carlos sehr zufrieden. Ein bischen zu geschwinde wäre ich gewesen, meinte er. Den 23. sahe

er den Baron Abſalut in den „Nebenbuhlern“ von mir. Nach der Vorſtellung kam der Herzog und Goethe auf das Theater; der Herzog ſagte mir ſowie Goethe viel Schönes. „Gehen Sie ſtracks fort auf Ihrer Bahn; Sie ſind den Beifall werth, den Sie überall erhalten müſſen. Adieu! Adieu!“ Hier gab er mir die Hand. „Leben Sie glücklich! Denken Sie zuweilen an Goethe: er hat Sie lieb.“ — Daß ich mir vor Freude hätte einen Rauſch trinken mögen, kannſt Du denken. Goethe, Goethe ſagte mir das! — Eine Anekdote! Es war eine Seitenthür auf dem Theater, durch die der Herzog und ſein Gefolge vom Theater ging. Goethe — als ob er mechaniſch überall Original wäre, ging ſchnell hinein und kam eher wie der Herzog. In der Art, mit der er es that, ſteckte das Sonderbare. . . . . Goethe hat einen Adlerblick, der nicht zu ertragen iſt. Wenn er die Augenbrauen in die Höhe zieht, ſo iſt's, als ginge der Hirnknochen mit.

45.

1779 oder 1780.

Mit Karl Ludwig v. Knebel.

Knebel verſicherte, das Lob, das Goethe dem „Oberon“ ertheilt habe, ſei aufrichtig geweſen. Aber vor „Nathan dem Weiſen“ ſei er ordentlich proſterniert. Er werde nicht müde, ihn als das höchſte Meiſterſtück menſchlicher

Kunſt zu bewundern und zu preiſen. Leſſing ſelbſt hatte mir ſchon geſagt, daß man ihm von Weimar aus groſſe Complimente über ſein Stück gemacht.

16.

1780, 8. und 14. Auguſt.

Mit Johann Anton Leiſewitz.

Daß Leiſewitz vor allen Goethen zu ſehen und zu ſprechen wünſchte, iſt ſelbſtverſtändlich. Sein Bericht über die zweimalige Begegnung mit dem Dichter des „Götz“ iſt um ſo ſchätzbarer, als Goethe derſelben nur einmal und da ſehr flüchtig gedenkt. Laſſen wir Leiſewitz ſelbſt reden: (8. Auguſt) „Zu Goethen, der auf einem ſehr ſimpeln Gartenhauſe in der Gegend des Sternes wohnte. Er gefiel mir doch ſehr — ſchon ſeine Phyſiognomie nahm mich ſehr ein. Von Jacobi. Goethe ſagte, er hätte ſchon von der Natur ein kleines Vulkanchen bekommen, durch Wein Schwefel zugegoſſen, und durch Leidenſchaften fleißig zugeſchürt. — Von meiner Geſundheit. — Bode hatte mir gerathen, nach Ilmenau zu gehen und Goethe rieth mir auch dazu, weil er die harzigen Ausdünſtungen der Fichten für ſehr geſund hielt. — Ich habe keine Luſt dazu. Wir waren nur kurze Zeit da, weil wir ſpäter hinkamen, als er uns beſtellt hatte. Er bat mich aber doch, ihn mehr zu beſuchen. Auf dem Hin- und Herwege ſprachen Bode und ich viel

Geſcheutes, beſonders über Goethens Stolz und Wielands Eitelkeit."

Die zweite Begegnung fand erſt am 14. Auguſt ſtatt und währte längere Zeit, als die erſte. „Zu Goethen, der mir doch ungemein gefiel. Ich hatte heute Gelegenheit, ſeine Phyſiognomie noch genauer zu betrachten: ſchöne braune Augen und ein hübſches Obergeſicht, nur um den Mund einige unangenehme Züge. Wir ſpeiſten in einem Zimmer, das mit einigen antiken Statuen und mit Naturalien-Schränken beſetzt war; eine Statue des Apollo ſchien mir nur für das Zimmer zu groß.

Goethe zeigte in ſeinem Betragen die größte Simplicität, die ich ebenſo erwiederte. Ich ſchien ihm doch ſehr zu gefallen; er verſicherte mich zu verſchiedenen Malen, es ſei ihm ſehr lieb, mich zu kennen und das letzte Mal vor dem Marſtalle mit einem zärtlichen Händedruk. — Die Converſation war meiſtens ſehr ernſthaft und es dauerte lange, ehe ein Wort von Literatur vorfiel; er wiederholte, was ich ſagte, oft mit Beifall. Von den Gegenden um Weimar — von einer Unterſuchung der Mineralien im Lande — von Armen-Anſtalten — Goethe hat auf ſeine Koſten im Weimariſchen Verſuche gemacht, mit denen er zufrieden war — von Schlieſtedt — von Herder — von dem Alter der Welt und der Narrheit, dieſes Alter auf 6000 Jahr zu ſchätzen — von einigen Steinarten im Weimarſchen — von Gärten und vom Landleben. — Goethe ſchätzte ſich ſehr glücklich, daß er außer der Stadt

lebe. Er ſagte, es beruhigte ihn ungemein, wenn er noch ſo verdrießlich zu Hauſe käme und ſähe, daß Alles noch auf ſeiner Stelle ſtände — von dem immer Neuen in der Natur; — ich meinte, daß es gewiſſe Partien gäbe, die ſich nur einen Tag im Jahre ausnehmen, wie man vordem Berceaux angelegt hätte, worin die Sonne alle Jahre nur einmal ſchiene — von meiner Bedienung — von Voltaire, den er ebenſo ſehr, als ich, als ein Individuum abſtrahirt und den Einfluß auf ſein Zeitalter bewundert; — er billigte meinen Gedanken ſehr, daß Voltaire nichts verſalzen und nichts verzuckert habe — von Leſſing, mit der größten Achtung, insbeſondere wegen ſeines Nathan und ſeiner theologiſchen Controverſen — von der Unfähigkeit der deutſchen Nation, Laune zu empfinden — er ſagte, „wenn man ihnen eine Blume zeigt, ſo fragen ſie gleich: Riecht ſie? Kann man Thee davon trinken? dürfen wir es nachmachen?“ Goethe hatte einen Brief zu ſchreiben, ließ mich deswegen einige Zeit allein und begleitete mich dann nach dem Marſtalle, weil er zu einer Komödien-Probe nach Ettersburg will.“

47.

1780, November (?).

Mit Wieland.

Indeſſen danke ich Dir [Merck] nochmals für Dein angefangenes Eulogium von Kaſſel und ſeinem Fürſten. Daß das Portal daran fehlt, laß Dich nicht verdrießen.

Goethe riß es ein. Es ging damit zu, wie folgt: Ich war (vor etlichen Wochen) bei der Herzogin Mutter, und hatte Dein Scriptum mitgebracht, weil ich weiß, daß ihr Alles, was von Dir kommt, Vergnügen macht. Ich las es vor und sie machte sich selbst Spaß dabei mit allerlei Gloſſen über die schönen Dinge, die Du dem Landgrafen sagst. Sie behauptete, Du hättest expreß Deinen rothen Rock dazu angezogen, wie Du diesen Aufſatz niedergeschrieben; sie könnte sich Dich dabei nicht anders denken; und deſſinirte uns dabei die schelmische Miene vor, die Du dazu gemacht haben müßtest ꝛc. ꝛc. Kaum sind wir mit Lesen fertig, so kommt Goethe, und da er uns, c'est à dire, die Herzogin und meine Wenigkeit, letzteren mit einem Manuscript in den Pfoten, sehr intriguirt sieht, will er wissen, was wir haben. Weil nun kein Geheimniß aus der Sache zu machen war, so wurde er gebeten, selbst zu sehen, was es wäre, und das opus allenfalls pro secunda audientia laut zu lesen. Das er dann auch that. Wurde also eine ordentliche akademische Vorlesung daraus, und das Resultat davon war, daß Goethe, nach verschiedenen Deliberationen und pro und contras, eine große Rabenfeder von der Herzogin Schreibtisch holte, und einen armsdicken Strich durch die Präfation machte, als von welcher er behauptete, daß sie zwar an sich selbst witzig und maliziös genug sei, aber das liebe Publicum auf den Kopf stellen, verwirren, den guten Effect der folgenden Elogen ruiniren, folglich alles

Verdienſt, welches E. E. ſich dadurch, daß Sie einmal was Gutes von Ihrem Nebenmenſchen geſagt, gemacht hätten, wieder vernichten würden. Da ich nun von der Wahrheit dieſer Bemerkung höchlich überzeugt war, auch Goethe die Verantwortung dieſer liberté grande, die wir uns mit Deinem Werke genommen, wie billig, ganz auf ſich zu nehmen verſprochen, ſo blieb es bei dem einhelligen resoluto: das heilige Werk ohne Präfation, und nach homeriſcher, oder vielmehr triſtaniſcher Weiſe in medio actu anzufangen.

48.

1732, Anfang (?).

Bei Weimars Liebhaberbühne.

Um dieſelbe Zeit wurde auch ein Liebhabertheater in Weimar eröffnet, woran Goethe, Corona Schröter, Bertuch, v. Einſiedel u. a. den lebhafteſten und thätigſten Antheil nahmen. Einſt ſpielte man den „Eiferſüchtigen Ehemann". Die Rolle des Liebhabers in dieſem Stücke war dem Herrn v. Einſiedel zugefallen. Unglücklicherweiſe aber überfiel dieſen kurz vor der Aufführung eine Unpäßlichkeit. Die Rolle war in ſo kurzer Zeit nicht wieder zu beſetzen und zum Verdruß aller übrigen Mitſpielenden ſtockte nun das Ganze. Da ſchlug ſich, mehr beherzt und gutmüthig, als in ſolchen Dingen gewandt, ein verwegener ſächſiſcher Rittmeiſter in's

Mittel und übernahm die Rolle. . . . . Als es aber zur Aufführung kam, wurde es dem tapfern Rittmeiſter vor der Stirn ſo heiß, als ſollte er an der Spitze einer Schwadron Huſaren eben in den Feind einhauen. Indeß faßte er ſich noch zur rechten Zeit und ſpielte fort bis auf die Scene, wo er mit ſeiner Geliebten von dem eiferſüchtigen Ehemann überraſcht und mit einem Dolche erſtochen wird. Hier vergaß er plötzlich das Stichwort, ſtockte und meckerte in einem fort, und der eiferſüchtige Ehemann, den Bertuch ſpielte, welcher ſchon lange mit ſeinem Dolche in drohender Stellung hinter den Couliſſen wartend ſtand, konnte ſeiner Mordluſt kein Genüge thun, weil das Stichwort noch immer nicht gefallen war. Aber wahre Seelenangſt empfand er, als der rittmeiſterliche Liebhaber den Kopf ſo gänzlich verlor, daß er ſeine Rolle, Stichwörter und den ganzen Plunder, wie Shakeſpeare ſagt, wieder von vorn anfing, ſodaß ſich eine Perſpektive eröffnete, die den Regiſſeur Goethe veranlaßte, Bertuch den Rath zu geben, auf die Bühne zu ſpringen und dem Leben ſeines unglücklichen Nebenbuhlers durch einen kräftigen Dolchſtoß gleichſam ex tempore den Garaus zu machen. Das geſchah, aber wer beſchreibt die Verzweiflung des Ehemanns, als der Rittmeiſter trotz des extemporirten Dolchſtoßes nicht fallen will! Vergebens raunt er ihm zu verſchiedenen Malen in's Ohr: „In's Teufels Namen, ſo fallen Sie doch!“ Er rührte ſich nicht von der Stelle, ſondern blieb wie ein von Wellen gepeitſchter

Fels, in militärischer Haltung und kerzengerade vor seiner Geliebten stehen, indem er ihr, sowie dem wüthenden Ehemann ganz kaltblütig entgegnete, sein Stichwort sei noch nicht gekommen. In diesem für den Regisseur nicht minder als für die Mitspielenden, am meisten aber für die Zuschauer, die sich diese Scene gar nicht erklären konnten, peinlichen Augenblick faßte Goethe einen heldenmüthigen Entschluß, indem er mit donnernder Stimme hinter den Coulissen hervorrief: „„Wenn er von vorn nicht fallen will, so stich ihn von hinten durch den R[anze]n. Wir müssen ihn uns auf alle Fälle vom Halse schaffen!““ Drob ermannte sich der sonst so thätige, jetzt aber völlig verstörte Bertuch. „Stirb!“ rief nun auch er mit schrecklicher Stimme und führte zugleich einen so nachdrücklichen Dolchstoß in die Flanke seines Widersachers, daß derselbe, durch dies Seitenmanoeuvre . . . außer Fassung gebracht, diesmal glücklich zufallekam. In demselben Augenblick erschienen aber auch schon vier von Goethe abgeschickte handfeste Statisten, die ausdrückliche Ordre hatten, den Todten, er möchte wollen oder nicht, beiseite zu schaffen. Dies geschah denn auch wirklich, und zur größten Freude der Zuschauer konnte das Stück nun ungehindert fortspielen.

49.

1783, 5.—7. Februar.

Mit Seidel.

Ich [Eckermann] fragte ihn [Philipp Seidel], ob Goethe in jener erſten Zeit ſeines Hierſeins auch ſehr luſtig geweſen. Allerdings, antwortete er, ſei er mit den Fröhlichen fröhlich geweſen, jedoch nie über die Grenze; in ſolchen Fällen ſei er gewöhnlich ernſt geworden. Immer gearbeitet und geforſcht und ſeinen Sinn auf Kunſt und Wiſſenſchaft gerichtet, das ſei im Allgemeinen ſeines Herrn fortwährende Richtung geweſen. Abends habe ihn der Herzog häufig beſucht, und da hätten ſie oft bis tief in die Nacht hinein über gelehrte Gegenſtände geſprochen, ſo daß ihm oft die Zeit und Weile lang geworden und er oft gedacht habe, ob denn der Herzog noch nicht gehen wolle. „Und die Naturforſchung," fügte er hinzu, „war ſchon damals ſeine Sache."

„Einſt klingelte er mitten in der Nacht, und als ich zu ihm in die Kammer trete, hat er ſein eiſernes Rollbette vom unterſten Ende der Kammer herauf bis ans Fenſter gerollt und beobachtet den Himmel. „„Haſt Du nichts am Himmel geſehen?"" fragte er mich, und als ich dies verneinte: „„ſo laufe einmal nach der Wache und frage den Poſten, ob der nichts geſehen."" Ich lief hin; der Poſten hatte aber nichts geſehen,

läuftigen und unnützen Garderobe machten? Warst du's nicht, der immer ein neues Stück Band zu verhandeln hatte, der meine Liebhaberey anzufeuern und zu nutzen wußte? —

Werner lachte und rief aus: Ich erinnere mich immer noch mit Freuden, daß ich von euern theatralischen Feldzügen Vortheil zog, wie Lieferanten vom Kriege. Als Ihr euch zur Befreyung Jerusalems rüstetet, machte ich auch einen schönen Profit, wie ehmals die Venetianer im ähnlichen Falle. Ich finde nichts vernünftiger in der Welt, als von den Thorheiten anderer Vortheil zu ziehen.

Ich weiß nicht, ob es nicht ein edleres Vergnügen wäre, die Menschen von ihren Thorheiten zu heilen. —

Wie ich sie kenne, möchte das wohl ein eitles Bestreben seyn. Es gehört schon etwas dazu, wenn ein einziger Mensch klug

und

welches ich meinem Herrn meldete, der noch ebenſo lag und den Himmel unverwandt beobachtete. „„Höre!““ ſagte er dann zu mir, „„wir ſind in einem bedeutenden Moment: entweder wir haben in dieſem Augenblick ein Erdbeben, oder wir bekommen eins.““ Und nun mußte ich mich zu ihm auf's Bette ſetzen und er demonſtrirte mir, aus welchen Merkmalen er das abnehme.“

Ich fragte den guten Alten, was es für Wetter geweſen. „Es war ſehr wollig,“ ſagte er, „und dabei regte ſich kein Lüftchen; es war ſehr ſtill und ſchwül.“ — Ich fragte ihn, ob er Goethen jenen Ausſpruch ſogleich auf's Wort geglaubt habe. „Ja,“ ſagte er, „ich glaube ihm auf's Wort; denn was er vorherſagte, war immer richtig. Am nächſten Tage“ — fuhr er fort — „erzählte mein Herr ſeine Beobachtungen bei Hofe, wobei eine Dame ihrer Nachbarin in's Ohr ſluſterte: „„Höre! Goethe ſchwärmt.““ Der Herzog aber und die übrigen Männer glaubten an Goethe, und es wies ſich auch bald aus, daß er recht geſehen; denn nach einigen Wochen kam die Nachricht, daß in derſelbigen Nacht ein Theil von Meſſina durch ein Erdbeben zerſtört worden.“

50.

1783, 9. Februar.

Mit Johann Gottfried Herder.

Bei der Predigt am Geburtsfeſt [des Erbprinzen Karl Friedrich]*) hat ſich unmittelbar nach dem Amen folgender Dialogus in der Kirche, in dem ſogenannten Rathsſtande zugetragen:

Goethe: Was denkſt Du zu der Predigt?

Wieland: (wie er wenigſtens ſagt:) Nun, es war eine wackre Predigt.

Goethe: Er hat doch aber ſo eine harte Manier, die Sachen zu ſagen. Nach ſolcher Predigt bleibt einem Fürſten nichts übrig als abzudanken.

(Ergreift ſeinen Hut und geht ſtill aus der Kirche.)

Zweiter Dialogus bei der Herzogin Mutter.

Sie: Was denken Sie von der heutigen Predigt?

(Wieland ohngefähr wie oben.)

Sie: Mich dünkt aber, daß ſie doch vor dieſen Tag unerwartet war: beim Regierungsantritt oder ſolchen Tagen könnte ſie wohl gehalten werden.

Wieland: Je nun! weil der Herzog ſonſt nicht in die Kirche kommt, ſo hat Herder vermuthlich den Augenblick ergriffen, da er ihn hatte.

Sie: Er ſollte freilich mehr in die Kirche gehen ꝛc.

*) Gedruckt in Herder's „Chriſtlichen Reden und Homilien" III. Theil („Zur Religion u. Theologie" X. Theil) 1828. S. 53 ff.

Dritter Dialogus. Abends im großen Saal bei Hofe.

Herzog: Sind Sie heut in der Kirche geweſen?

Wieland: Ja, Euer Durchlaucht.

Herzog: Wie hat Ihnen die Predigt gefallen?

Wieland: (wie oben.)

Herzog: Ich weiß doch aber nicht, was die Leute bei einem Kind für erſtaunende Hoffnungen haben. Es iſt doch nur ein Kind.

Wieland: Aus dem indeſſen Alles werden kann und da hofft jeder, daß das Beſte aus ihm werde.

Herzog: Übrigens war die Predigt ganz ohne Piques (das iſt ein Lieblingswort hier).

Wieland: O ganz ohne Piques: ſie war, dünkt mich, ſo rein wie ſie von der Kanzel kommen mußte.

Herzog: Es war eine brave Predigt.

Dies iſt, was der Hofpoet in einer Ergießung ſeiner guten Laune und neuen Freundſchaftswärme erzählte, dazu ihn vor wenigen Wochen ein Genius in der Nacht ermahnt hat. Ich muß Ihnen doch auch dieſen Traum herſetzen:

„Mich dünkte, ich ſtand bei einem Concert am Hofe im Saal an der Wand und hörte. Herder ſo angekleidet, wie er bei Hofe erſcheint (d. i. in Mantel und Kragen), tritt vor mich und ſieht mich mit ſehr ruhigem, guten Blick an. Mir [Herder] war das fatal; denn ich hatte mir feſt vorgenommen, gar nicht mehr an Sie beide zu denken“ . . . . .

31.

1783, April.

Mit Friedrich Matthiſſon.

Ich lernte Goethe zuerſt an einem Tage perſönlich kennen, wo ſeine Menſchlichkeit ſich ganz heilig und rein offenbarte. Er gab ein Kinderfeſt in einem Garten unweit Weimar. Es galt, Oſtereier aufzuwittern. Die muntere Jugend, worunter auch kleine Herder und Wielande waren, zerſchlug ſich durch den Garten und balgte ſich bei dem Entdecken der ſchlau verſteckten Schätze mitunter nicht wenig.

Ich erblicke Goethe noch vor mir. Der ſtattliche Mann im goldverbrämten blauen Reitkleide erſchien mitten in dieſer muthwilligen Queckſilbergruppe als ein wohlgewogener oder ernſter Vater, der Ehrfurcht und Liebe gebot. Er blieb mit den Kindern beiſammen bis nach Sonnenuntergang und gab ihnen am Ende noch eine Naſchpyramide preis, welche die Cocagnen zu Neapel gar nicht übel nachbildete. Ein Mann, der an der Kindheit und an der Muſik Ergötzen findet, iſt ein edler Mann, wie ſchon Shakeſpeare behauptet, welchen Satz mir auch die Erfahrung mehr als einmal in das Buch meiner heiligſten Wahrheiten einſchrieb. Ich war eigentlich zudringlich, bloß um dem Verfaſſer von „Werthers Leiden“ einen Blick abzugewinnen und mir ſein Bild bleibend in die Seele zu prägen. Er

war sehr artig und äußerte beim Anblick der ihm wohlbekannten Uniform des damals noch blühenden Philanthropins zu Dessau: „Sie sind hier völlig in Ihrem Elemente; ich bitte Sie zu bleiben, so lange es Ihnen angenehm ist.“

52.

1783. September.

Mit v. Trebra.

Unser romantischer Weg führte uns vom Oderteichdamme in einer mehr auf Dienstleistungen beziehenden Richtung auf den Rehbergersgraben herunter nach Andreasberg, und so nah an der Rehbergerklippe vorbei. Diese hohe, nahe am Graben ganz senkrecht dastehende Felswand war mit einem großen Haufen herunter gestürzter Bruchstücke von Tisch- und Stuhl- und Ofen-Größen verschanzt, von welchen sogleich viele zerschlagen wurden. Unter ihnen von jenen Doppelgesteinarten Granit, mit aufgesetztem, eingewachsenem, dunkelblauem, fast schwarzem, sehr hartem (jaspisartigem) Tongestein. „Die können nirgends anders herkommen, als von jener Klippe da vor uns.“ „„Dahin müssen wir!““ antwortete mein Freund [Goethe]. „Behutsam! Vorsichtig!“ schrie ich ihm nach, „die moosbedeckten schlüpfrigen Felsstücke liegen gefahrvoll durcheinander; wir können die Beine dazwischen brechen.“ — „„Nur fort! Nur

fort!"" antwortete er voraneilend: „„wir müſſen noch zu großen Ehren kommen, ehe wir die Hälſe brechen."" Und wir kamen zuſammen heran an den Fuß der Felswand, wo wir nun gar deutlich den Abſchnitt des ſchwarzen Geſteins auf dem blaß fleiſchrothen Granit in gar langer Linie ſich hinziehend erkennen konnten. Aber, unſerer ziemlichen Größe ungeachtet, erreichen mit den Händen konnten wir ſie doch nicht. „„Wenn Du Dich feſt hinſtellen wollteſt,"" ſagte mein Freund zu mir, „„ſo wollte ich jene in den Felſen eingewachſene Strauchwurzel ergreifen, mich im Anhalten an ſie hebend auf Deine Schultern ſchwingen, und dann würde ich den ſo kenntlichen Abſchnittsſtrich wenigſtens mit der Hand erreichen können."" So geſchah's, und wir hatten das ſeltene Vergnügen, den merkwürdigen Abſchnittsſtrich von hier eingewurzeltem Urgebirge, rothen Granit, und drauſſtehenden dunkel-, faſt ſchwarzblauen Thongeſteins nahe zu ſehen, ſogar mit Händen zu greifen.

53.

1784, September.

Mit Jacobi.

Am 25. kam nun auch Claudius. Aber Sie, liebe Amalia [Fürſtin Gallitzin], kamen nicht. Nach mir und meiner Schweſter trauerte niemand mehr darüber als Goethe. Er hatte über ihren großen Schattenriß eine un-

ſäglicher Freude. Mein Vorſatz war, ihn nur eine Copie davon nehmen zu laſſen; aber er eignete ihn ſich ſo eifrig zu, daß ich unmöglich dagegen an konnte. Von der vornehmen Geſellſchaft haben wir uns nicht ſtören laſſen. „Ich weiß wohl, ſagte Goethe, daß man, um die dehors zu ſalviren, das dedans zu Grunde richten ſoll; aber ich kann mich denn doch nicht wohl dazu verſtehen.“ —

54.

1786, Mai (?).

Mit Friedrich August Wolf.

Den Verfaſſer überraſchte ... dies Ölgemälde [von Franck], das den alternden Dichter ihm faſt in derſelben Geſtalt wieder darſtellte, wie er ihn ſeit dem Frühjahre von 1786 außer ſich nicht geſehen hatte. In jenem Jahre war es, wo der Verfaſſer, ſelbſt im ſiebenundzwanzigſten Jahre, ihn, der in der ſchönſten männlichen Kraft ſtrahlte, zu Jena kennen lernte auf der Büttnerſchen Bibliothek, wo ſich bald ein langes Geſpräch über die Aufſtellung der unlängſt angekommenen Bücher und über Bücherweſen und Unweſen überhaupt anknüpfte, ein Geſpräch, woraus ihm noch manche geiſtvolle Anſichten gegenwärtig blieben bis auf die neueſte Zeit, wo er die Jenaiſchen und Weimarſchen Bibliotheken nach gleichen Grundſätzen geordnet und gewiſſermaßen vereinigt ſah.

55.

1786, 27. Juni.

Mit Friedrich Johann Justin Bertuch.

Ich war am Dienstage bei Goethe und sprach mit ihm über seine Erklärung. „Sie haben die Schraube sehr scharf angezogen," sagte ich ihm; „Göschen wird zucken, indessen wir wollen sehen, was er darauf sagt; einige Milderung werden Sie ihm auf alle Fälle accordiren müssen." — „„Es ist wahr,"" sagte er, „„ich habe meine Forderung etwas gesteigert, meine gedruckten und ungedruckten Werke in Eine Brühe geworfen und eine Summe überhaupt gefordert, 1) weil ihm beide wegen der neuen Bearbeitung gleich und so gut wie ganz neu sind; 2) um uns nicht wegen der diversen Bogenberechnung zu geniren; 3) weil ich, da Göschen nicht changirt, sondern bloß coulant handelt, auf eine 2. Auflage so gut als nicht rechne und also alles, was ich hoffen kann, von dieser erwarten muß. Hingegen will ich ihn wegen der Stärke der Auflage gar nicht einschränken und für die gute Auflage in gr. 8vo auch nichts verlangen, auch die Subscription auf alle Art durch meine Freunde unterstützen helfen ꝛc."" Dies war ohngefähr seine Meinung und ich merke, daß er von den 2000 Thalern wohl nicht abgehen wird, allein eine Milderung auf 1 $^1/_2$ Ldr. pr. Bogen einer zweiten Auflage und der 80 Freiexemplare vielleicht auf 40,

näml. 25 ordin. und 15 in gr. 8vo wird er sich gewiß gefallen lassen. — Da er nun kommende Woche ins Karlsbad geht und doch noch gern die Ankündigung entworfen sehen wollte, so setzte er mir gestern den verabredeten Briefextract dazu auf, und ich habe sie, insoweit als ich sie ohne Ihren Calcul machen konnte, entworfen. Hier ist sie. Er hat sie gelesen und ist damit zufrieden. Gehen Sie sie nun auch genau durch, füllen Sie die Preise aus, (wenn Sie zuvor die Verlagskosten genau berechnet haben) und fügen Sie noch hinzu, was Sie theils wegen der guten Edition, theils sonst noch überhaupt für nöthig finden. Schicken Sie mir sie dann auf den Montag zurück und melden mir, wie viel tausend ich davon soll drucken lassen. Ich rechne, daß sie 2 Octavblätter Median mit Petit giebt und dächte, 20000 wären nicht zu viel, weil wir sie durchaus bei etl. der gangbaren Zeitungen, sowohl gelehrte als politische, mit beischlagen lassen müssen. Goethe allein will 1000 Stück ins Karlsbad zum Vertheilen haben.

56.

1786, 24. Juli.

Wil . . . . Tietmar.

Als ich — noch Candidat — im Jahre 1786 vom Hofrath Wieland dem damaligen Herzog Carl August im Stern — so heißt ein Theil des herzoglichen

Gartens — vorgestellt wurde, sah ich unter den ihn umgebenden Gelehrten auch Goethe. Er unterhielt sich eben mit einem Offizier und ich hatte nicht Gelegenheit, mich ihm zu nähern.

Nach meiner Rückkunft von Schnepfenthal stattete ich, an demselben Orte im erwähnten Garten, den Bericht über das Erziehungsinstitut dem Herzog von Weimar ab, wie er es verlangt hatte, und beim Abtreten äußerte ich mein Bedauern gegen Musäus, den berühmten Goethe nicht gesprochen zu haben.

„Das können Sie noch verbessern," meinte Musäus. „Wenn Sie jetzt Nachmittags gegen sechs Uhr zu ihm gehen, will ich Sie begleiten." Dieses Anerbieten nahm ich dankend an. „Melden Sie sich nur als der Studiosus, den er im Stern, vor acht Tagen, zuerst auf der Linde*) gesehen hätte, dann nimmt er Sie gewiß an. Wir haben Ihre damalige Standeserhöhung herzlich belacht." Unter der von Musäus angerathenen Adresse ließ ich mich bei Goethe anmelden. „„Sie kommen von Ihrer Schnepfenthaler Reise zurück?"" fragte mich der damals noch in der Blüthe seines männlichen Alters stehende Goethe (er war erst siebenunddreißig Jahr alt). „„Haben Sie Ihre Wißbegierde befriedigt?"" — Ich erzählte ihm alles, was mich von dem Salzmannschen Erziehungs-Institut interessirt hatte. Mein Vorschlag, den ich dem Professor Salzmann ge-

*) Dietmar hatte sich anfangs verborgen, um ungesehen den Herzog und seine Umgebung betrachten zu können.

und reich werden ſoll, und meiſtens wird er es auf Unkoſten der Andern.

Es fällt mir eben recht der Jüngling am Scheidewege in die Hände, verſetzte Wilhelm, indem er ein Heft aus den übrigen Papieren herauszog: das iſt doch fertig geworden, es mag übrigens ſeyn wie es will.

Leg es bey Seite, wirf es ins Feuer! verſetzte Werner. Die Erfindung iſt nicht im geringſten lobenswürdig; ſchon vormals ärgerte mich dieſe Compoſition genug, und zog dir den Unwillen des Vaters zu. Es mögen ganz artige Verſe ſeyn; aber die Vorſtellungsart iſt grundfalſch. Ich erinnere mich noch deines perſonifizirten Gewerbes, deiner zuſammengeſchrumpften erbärmlichen Sybille. Du magſt das Bild in irgend einem elenden Kramladen aufgeſchnappt haben. Von der Handlung hatteſt du damals keinen Begriff; ich wüßte nicht, weſſen Geiſt ausgebreiteter

than, die Naturgeſchichte den Kindern in den Abendſtunden mittels einer Laterna magica zu lehren, gefiel ihm beſonders. „„Er hat einen Bruder in Erfurt,““ erwähnte Goethe, „„der ein geſchickter Thiermaler iſt, der ihm die unvernünftige Welt zu dieſem Behuf auf Glas malen könnte. So wahr und gut es wäre,““ fuhr Goethe fort, „„den Kindern frühzeitig Geographie zu lehren, ſo bin ich doch der Meinung, daß man mit den nächſten Umgebungen der bildenden Natur zuerſt anfangen müßte. Alles, was auf ihre Augen und Ohren Eindruck macht, erregt ihre Aufmerkſamkeit. Sonne, Mond und Sterne, Feuer, Waſſer, Schnee, Eis, Wolken, Gewitter, Thiere, Pflanzen und Steine ſind die beſonders wirkſamſten Eindrücke auf das kindliche Gemüth. Kinder haben Mühe, die von Menſchen gebildeten Formen von den natürlichen Geſtalten zu unterſcheiden, und es wäre nicht zu verwundern, wenn ſie den Vater fragen: wie machſt du die Bäume?““

„„Haben Sie auch die Merkwürdigkeiten in Erfurt beachtet?““ fragte Goethe. — „Ich war im Dom, in welchem man mich auf das Gewölbe des Chors aufmerkſam machte, das auf keinem Pfeiler ruht, und auf ein ſchlechtes Gemälde, den großen Chriſtoph in koloſſaler Größe vorſtellend. Auf dem Glockenthurme nahm ich noch die große Glocke in Augenſchein, die 275 Centner ſchwer ſein ſoll, und im Jahre 1497 von Gerhard de Campis gegoſſen iſt.“ — „„Sie brummt einen tiefen, ernſten Baß,““ meinte Goethe, „„und läßt

ſich nur an hohen Feſttagen hören. Die Kirche iſt alt und zur Zeit des Bonifacius erbaut. Die kleinen Glocken ſind, wie ich gehört habe, faſt zweihundert Jahr älter. Nichts von Luther?“ „Ich habe den kleinen Hügel Steiger beſucht, auf welchem Luther's Jugendfreund, Alexis, an ſeiner Seite vom Blitz getödtet ward.“

„„Dieſer Blitz hat in Deutſchland ein großes Licht verbreitet, indem er den jungen Luther, der die Rechte ſtudiren wollte, ins Kloſter trieb, und dann zur Erkenntniß eines Funkens der Wahrheit brachte. Sahen Sie ſeine Zelle, die er in Erfurt bewohnt?““

„Ich habe mich in dem beſchränkten Raum umgeſehen und von der weißen Bretterwand mir Luthers Lebensgeſchichte, mit rothen Buchſtaben geſchrieben, copirt. Auf einer runden Tafel über der Thür ſtand die lateiniſche Inſchrift:

Cellula

divino magnoque habitata Luthero, salve etc.“

„„Ich kenne ſie. Die Auguſtiner Kirche, in welcher der Mönch Luther gepredigt hat, iſt ſeit Kurzem renovirt worden.““

„„Haben Sie auch Lavater geſehen in Gotha?““ —

„Ich habe ihn geſprochen.“ — „„Er iſt kein großer Freund von mir. Es iſt lächerlich, wie er über mich denkt. Er hat dem Verſucher Chriſti in der Wüſte, wie man ſagt, im Kupferſtiche meine Phyſiognomie geben laſſen. Das gehört zu ſeinen Phantaſieen, die ihn oft zu übertriebenen Vorſtellungen verleiten. Unſer

Musäus hat ihn ziemlich gut beleuchtet. — Was haben Sie von meinen Schriften gelesen?“ — „Werther's Leiden.“ — „„Welchen Eindruck machte seine Leidenschaftsgeschichte auf Sie?““ — „Ich fand seine Empfindungen für Lotte so rein menschlich, daß ich ihm Alles verzeihen konnte, was er fühlte, sprach und that.“ — „„Haben Sie auch geliebt?““ — „Ich kann es nicht leugnen. In einem Alter von einundzwanzig Jahren kam ich in die Nähe einer schönen Wittwe für die sich alle Gefühle in mir regten, — aber Verhältnisse hinderten mich, in jeder Rücksicht ihr meine Zuneigung zu gestehen. Ich verehrte sie, und nur in ihrer Gegenwart befand ich mich wohl; aber ich sah die Unmöglichkeit ihr die Unruhe meines Herzens zu offenbaren.“ „„War sie schön?““ — „So fand ich sie, und man sagte mir, daß sie in ihrem unverheiratheten Stande das schönste Mädchen in der ganzen Umgebung gewesen wäre.“

— „„Wissen Sie wohl, daß das Herz Geheimnisse hat, wovon der Verstand nichts weiß?““ — „Das habe ich schon öfters eingesehen, aber nicht mit Worten auszudrücken verstanden.“

„„Wissen Sie: le paradis est pour les ames tendres, et condamné sont ceux qui n'aiment rien.““

„Davon bin ich überzeugt, aber so glücklich die Liebe macht, so viel Leiden und Schmerzen führt sie auch mit sich. Ich habe die schöne Stelle memorirt, welche mir in Ihrem „Werther“ gefiel.“

„„Und welche war es?““

„Wer hebt den ersten Stein gegen das Mädchen, das in einer wonnevollen Stunde sich in den unaufhaltsamen Freuden der Liebe verliert? Unsere Gesetze selbst, diese kaltblütigen Pedanten, lassen sich rühren, und halten ihre Strafe zurück.“

„„Die ganze Theorie des Anstandes läßt sich auf den unsichern Grund des Vorurtheils zurückführen. Es giebt allerdings Situationen des Lebens, in welchen das Herz beredt und der Mund verschwiegen ist. Ja das erstere ist sogar in Furcht, seine kleinen, aber heftigen Bewegungen zu verrathen, und, um nicht in Gefahr zu kommen, wählt das furchtsame Herz die Verschwiegenheit, oder sucht die Unterhaltung auf gleichgiltige, fremde Dinge zu leiten.““

„„Ich habe mich noch nie,““ sagte Goethe, „„mit einem jungen Manne, der eben die Universität verlassen, so ernsthaft unterhalten.““

„Verzeihen Sie, ich bin schon siebenundzwanzig Jahr alt, und spät auf Universitäten nach Halle gegangen.“

„„Oft quälen mich Durchreisende mit langweiligen Besuchen, und da ich mich jetzt mit Osteologie beschäftige,““ fuhr Goethe fort, „„so lege ich ihnen zuweilen meine vorhandenen Knochen vor, das erregt den Besuchenden Langeweile — und sie empfehlen sich. — Ich habe diese Vorlage bei Ihnen vergessen.““

57.

1786 Ende oder 1787 Anfang.

Mit Adalbert Gyrowetz.

Einstweilen blieb Goethe für einige Zeit in Rom und es bot sich dem Gyrowetz die erwünschte Gelegenheit dar, dessen nähere Bekanntschaft zu machen. So geschah es, daß Gyrowetz in Goethes Gesellschaft die Merkwürdigkeiten und Alterthümer Roms besah, manche alte Ruine selbst mit Gefahr bestieg und auf diese Art die meiste Zeit in Durchschauung und Durchkriechung verfallener Denkmäler und in Bewunderung so mancher künstlerischer Schätze zubrachte. Die Bäder des Caracalla wurden durchsucht, wo man auf lauter Mosaikbruchstücken herumwandelt und noch die Säle zu sehen sind, worin die Gladiatoren ihre Spiele übten. Auch fand man unter diesen Ruinen zuweilen einige Bruchstücke von alten musikalischen Instrumenten, welches dann Gelegenheit gab, über alte und neue Musik und deren Ausübung und Zustand manches zu sprechen und zu bemerken, worin auch Goethe bewies, daß er einen richtigen Begriff von gründlicher und wohlgeordneter Musik besaß und nicht mit denen gleicher Meinung war, welche jede Musik, geordnet oder ungeordnet, für classisch halten, wenn selbe durch bizarre, ungeregelte Ideen, durch Getöse und Lärm, oder durch verwirrte Modulationen dem Ohre fremd klingt, und so etwas

in der Muſik für neu halten, weil es eben durch ſeine Unregelmäßigkeit und Syſtemloſigkeit ihrem Ohre als ungewöhnlich erſcheint, und womit ſich manche ſelbſt verſtändig ſcheinende Muſiker gröblich täuſchen laſſen.

58.

1787, 25. Februar (?).

Mit Johann Heinrich Wilhelm Tiſchbein.

Sie [Goethe] werden ſich noch erinnern, als wir in Neapel in der Locanda al Largo di castello abgeſtiegen waren, forderten Sie ein Glas Waſſer zum Trinken, und als man es Ihnen gereicht, wurde ich gewahr, daß viele Inſecten darin waren; ich wollte verhindern, es zu trinken, und forderte reineres, aber wurde von dem Mädchen verſichert, daß das das beſte ſei, welches ſie hätten, und jeder trinke es gern. Sie nahmen das Glas und tranken es ruhig aus und ſagten: „eſſen wir doch Krebſe und Aal, und ſchaden nicht, ſo werden dieſe kleinen, zarten Thierchen es auch nicht thun, und nähren vielleicht.“ Dann ließen wir uns den Ort zeigen und ſchöpften ſelbſt aus der Ciſterne ein Glas recht aus dem Grunde, wo unzählige Geſchöpfe in waren von ungeheuern Geſtalten.

59.

1787 Mai.

Mit Gyrowetz.

Zur nämlichen Zeit war es, daß Goethe aus Sicilien nach Neapel zurückkam und Gyrowetz auf der Promenade alla giardina Reale traf, wo sie beide öfters zusammen auf- und abgingen und nebst andern Gegenständen vieles über Musik und den Zustand der Musik in Italien überhaupt sprachen. Goethe bewies dabei, daß er sehr große Kenntniß in der Musik besitze. Er behauptete auch, daß die alten italienischen Meister in ihren Opern mehr contrapunctische Figuren anzubringen suchten und mehr für den Sänger, als für das Orchester in ihrem Satz gesorgt hätten. Auch hätten die alten Meister vermieden, die Stimme des Sängers durch starke Instrumentirung und besonders durch zu viele Anwendung von Blasinstrumenten zu verdecken.

— — — — — — — — — —

Zu jener Zeit wurden auch bei dem österreichischen Gesandten Baron Thugut mehrere Concerte durch den Herrn Legationsrath Hradawa veranstaltet, wozu auch Goethe wie Gyrowetz geladen wurden. Als Gyrowetz dort eingetreten war, fand er Goethe zwischen einer Thürschwelle, die in den großen Saal führte, ganz allein und unbeachtet dastehen. Gyrowetz ging sogleich zu ihm und sagte ihm, er möchte doch vorwärts in den

Saal ſchreiten und nicht ſo verſteckt daſtehen. Goethe dankte höflich und bat, man möge ihn nur ruhig ſtehen laſſen; er höre alles und liebe nicht, in die große Welt zu treten. Überhaupt war in dieſer Zeit das Benehmen Goethes ſehr freundlich, ja ſogar etwas ſchüchtern und demüthig.

60.

1787.

Mit Karl Philipp Moritz.

Reiſer [d. i. Moritz] ſuchte .... viel in der Maurerei und war auch, bis zu ſeinem Tode, feſt überzeugt, daß viel Gutes dadurch bewirkt werden könne, wenn man ſie recht zu nutzen verſtehe.

Er ſahe indeſſen bald, daß dies wohl ſchwerlich geſchehn dürfte, — daß ſeine großen Ideen über dieſen Punkt fromme Wünſche ſein und bleiben würden und zog ſich nach und nach mißvergnügt zurück.

Ganz kalt wurde er dagegen auf ſeiner Reiſe in Italien, durch ſeine genauere Bekanntſchaft mit dem Herrn Geheimrath von Goethe. Dieſer große Mann hat in ſeinem Fauſt deutlich genug gezeigt, wie wenig er von der Maurerei hält — ob mit Recht oder Unrecht, bin ich zu ſchwach zu entſcheiden.

Nur ſo viel weiß ich, daß ſeine Demonſtrationen und — ehrlich zu ſein — vielleicht noch mehr ſein Spott:

„Mein Gott und auch Sie können noch so schwach sein, darin etwas zu suchen," bei Reisern die Wirkung hervorbrachte, daß er nun das Kind mit dem Bade ausschüttete.

61.

1788, 7. August.

Mit Caroline Herder geb. Flachsland.

Goethe kam auch heute wieder und sagte mir die besten Folgen Deiner Reise vor. Unter andern sagte er auch, daß er vierzehn Tage vor der Abreise aus Rom täglich wie ein Kind geweint habe.

62.

1788, 14. August.

Mit C. Herder.

a.

Eben war Goethe da; er hat viel Lustiges — ich möchte sagen: Betäubendes — über seine häusliche menschliche Situation gesagt; es war aber in allem so viel Klarheit und Richtigkeit, daß das Betäuben nicht statt hat. Er hat nun alles Glück und Wohlsein auf Proportion, und das Unglück auf Disproportion reducirt. Ihm sei es jetzt gar wohl, daß er ein Haus habe, Essen und Trinken hätte und dgl.

Alles was Du in Deinen 3 Bänden der [„Ideen zur] Philoſophie [der Geſchichte der Menſchheit“] von den Tataren bis zu den Römern geſchrieben hätteſt, käme alles darauf hinaus, daß ein Menſch ein Hausweſen beſitze — und (ſetzte ich hinzu) mit Vernunft ſich regierte.

Das iſt der kurze Auszug unſeres Geſprächs, das wir mit ziemlich guter Laune gehalten haben.

b.

Goethe beſucht mich fleißig; er war geſtern da; ich habe Dir im Brief der Herzogin etwas vom Geſpräch erzählt. Im Ganzen will es mir nicht wohl mit ihm werden. Er lebt jetzt ohne ſeinem Herzen Nahrung zu geben. Die Stein meint, er ſei ſinnlich geworden, und ſie hat nicht ganz unrecht. Das Hofgeben und Hofeſſen hat etwas für ihn bekommen. Er will ſich dieſen Winter ganz an die Herzogin halten; das ſei die einzige, die ihm geblieben. Mitunter ſollte ich und die Imhof zu ihm zu Thee kommen. Ich ſagte ja, wenn die Stein mitkäme. „Ach! mit der iſt nicht viel anzufangen“, ſagte er; „ſie iſt verſtimmt, und es ſcheint nicht, daß etwas werden will.“ Ich nahm ihre Partie ſo gut ich konnte; ich glaube aber nicht, daß er ihr entgegengeht.

wäre, ausgebreiteter seyn müßte, als der Geist eines ächten Handelsmanns. Welchen Überblick verschaft uns nicht die Ordnung, in der wir unsre Geschäfte führen! Sie läßt uns jederzeit das Ganze überschauen, ohne daß wir nöthig hätten, uns durch das Einzelne verwirren zu lassen. Welche Vortheile gewährt die doppelte Buchhaltung dem Kaufmanne! Es ist eine der schönsten Erfindungen des menschlichen Geistes, und ein jeder guter Haushalter sollte sie in seiner Wirthschaft einführen.

Verzeih mir, sagte Wilhelm lächelnd, du fängst von der Form an, als wenn das die Sache wäre; gewöhnlich vergeßt ihr aber auch über eurem Addiren und Bilanciren das eigentliche Facit des Lebens.

Leider siehst du nicht, mein Freund, wie Form und Sache hier nur eins ist, eins ohne das andere nicht bestehen könnte. Ordnung

63.

1788, 17. Auguſt.

Mit C. Herder.

Goethe beſucht mich meiſtens all andern Tag. Er war geſtern Nachmittag da. Er iſt beinah wie ein Chamäleon: bald bin ich ihm gut, bald nur halb. Er will ſich auch nie zeigen und nimmt ſich vor jeder Äußerung in acht, daraus man Schlüſſe machen könnte; darum ändert er auch, glaube ich, ſo oft die Reden. Jetzt ſchreibt er ſein Pflanzenſyſtem auf und erwartet Dich künftiges Jahr mit Verlangen dazu: er will's in's Lateiniſche überſetzen und Du ſollſt es corrigiren. Dabei war nun zu hören, daß er auf einige Jahre Arbeit ſich zugeſchnitten hat. Er hat das erſte Buch und das über's Chriſtenthum Deiner „Ideen" geleſen und hat großes Wohlgefallen daran; im erſten Buch hätteſt Du dem Gewirr der Völker ein eignes Intereſſe dadurch gegeben, daß Du ſie auf den Urſprung zurückgeführt. Dem Rom und Papſt hätteſt Du auch Gerechtigkeit widerfahren laſſen, indem Du gezeigt, was ſie gethan u. ſ. w. Deutlich kann ich's nicht ſo recht wiederholen; ich ſagte ihm, er möchte Dir einmal ein Wort darüber ſchreiben.

64.

1788, 25. Auguſt.

Mit C. Herder.

Den 25. wurde dem guten Adelbert [zum Geburtstag] das Tiſchchen gedeckt. . . . . Um 11 Uhr kam Knebel und bald darauf Goethe; zugleich kam auch das Packetchen Bücher aus Nürnberg, und das Jubeln der Kinder war ſehr groß. . . . . Ich las aus dem Brief Goethe und Knebeln vor und ſie hatten beide gleiche Freude mit mir; nicht genug können ſie die gute Art und das reingewaſchene Auge loben, mit dem Du alles ſiehſt und ſo vielfach ſiehſt. Goethe intereſſirt das umſomehr, da er, wie er ſagte, nur Eine Sache ſähe. Nun wurde der Pack aufgemacht. Goethe bekam ſeinen Brief oder vielmehr Gedichte. Emil maßte ſich den Pack Pfefferkuchen an. . . . Goethe und Knebel aßen von allem mit. . . . Goethe war ſehr gut. Ich lobte ihn, daß er zu dieſer guten Stunde gekommen, da er die ganze Woche nicht dageweſen ſei. „Ja," ſagte er, „ich war ſchon auf dem Weg nach meinem Garten und mußte umwenden; es trieb mich her, nicht die Liebe, ſondern vielleicht die Verzweiflung. Ich ging ſoeben vom Herzog weg." Nun war von ſeinem Geburtstag die Rede; ich erinnerte ihn an unſern „Gott" [von Herder], den er voriges Jahr erhalten hatte. „Da bekam ich," ſagte

er lächelnd, „den Gott, um dies Jahr an keinen zu glauben.“ Es müſſen unangenehme Dinge durch ſein Gemüth gehen.

65.

1788, 26. oder 29. Auguſt.

Mit C. Herder.

Goethe war dieſe Woche noch zweimal da; er lieſt noch an Deinem vierten Theil. Die wilden Völker, Attila, Geiſerich und Conſorten haben ihn ſehr intereſſirt; er hat viel davon geſprochen und wird Dir ſchreiben. Er meint: wenn Du wieder kommſt, wirſt Du dem Werk einen eignen Glanz geben, aber in der Grundidee nichts ändern können, weil alles unvergleichlich und glücklich gedacht und geſtellt ſei. Er war ſehr heiter und gut.

66.

1788, Ende Auguſt oder Anfang September.

Mit C. Herder.

[Mit Bezug auf die Reiſe der Baronin v. Seckendorf, um ſich den nach Italien reiſenden Geiſtlichen, Herder und Domherr Frh. v. Dalberg anzuſchließen.]

Goethe iſt recht billig. „Wie Herder die Sache mit der Seckendorf anſieht, ſo iſt ſie,“ ſagte er; „nimmt er ſie gut auf, ſo iſt ſie gut.“

67.

1788, erſtes Drittel des September.

Mit C. Herder.

Aus Deinem Briefe aus Innsbruck war genug zu ahnen. Ich ſagte nur wenige Worte an Goethe, da antwortete er: „Er wird Italien ſchnell, aber gut ſehen; im Juni eilt er wieder zu Ihnen.“ Es iſt alles auf's höchſte auf die Seckendorf aufgebracht und das mit Recht, aus doppelter Urſache: Euch die Reiſe zu verderben, ſieht ein Jeder, und dann die weibliche Ehre ſo ganz zu beleidigen. . . . . In Rom kann Dalberg die Seckendorf nicht bei ſich haben; das iſt gegen alle Sitte, man duldet es ſogar nicht. Goethe zuckt darüber die Achſeln. „In Neapel,“ ſagt er, „iſt das alles erlaubt, nur in Rom nicht.“

68.

1788, 4.—8. September.

Mit C. Herder.

Goethe ſagte neulich: „Man reiſt ja nicht, um anzukommen, ſondern um zu reiſen.“

Ehe ich weiter ſchreibe, will ich Dir auch etwas von der Kochberger Fahrt ſagen. — Den 5. früh 6 Uhr fuhren wir ab: Goethe, die kleine Schardt, ich und Fritz [v. Stein]. Der ſchönſte Himmel war's, kein

Wölkchen den ganzen Tag; wir waren alle gleich heiter gestimmt. Die Schardt ward über ihre Zuneigung zu den Engländern sehr raillirt, Goethe hat ihr vornehmes und hornirtes Wesen detaillirt, ist über das Betragen des Hofs gegen sie ziemlich piquirt und hat offen und sehr vernünftig darüber geredet. Um halb 11 Uhr hatten wir den stoßigen Weg geendigt. Lotte Lengefeld kam zuerst, uns zu empfangen, dann die Frau v. Stein, die uns alle freundlich empfing, doch ihn [Goethe] ohne Herz. Das verstimmte ihn den ganzen Tag. Wir sahen Zeichnungen, die er mitgebracht. Nachmittag schlief er, und Abends las ich ihr Stellen aus Deinen Briefen vor. Das gab nun eine allgemeine Wärme und Theilnehmung. Tags vorher hatte Goethe dem Prinz August und dem Herzog über das Christenthum [aus den „Ideen"] vorgelesen, die es außerordentlich erfreut hatte. Da bekam er nun in Rochberg einen Brief hierüber, den er Dir schicken wird. Wir sprachen viel von Dir. Der andere Tag war in allem diesem gleich, nur daß Goethe einiges las, das er in den „Merkur" geben will: etwas über die Kunst, Beobachtungen über die Witterung und von der heiligen Rosalia in Palermo. . . . . Den Sonntag gings nach Rudolstadt in's Lengefeldische Haus, das eine herzgute Familie ist. Schiller war auch da; Goethe betrug sich gut gegen ihn und es war eine gute Stimmung. Die Gegend ist schön. Abends nach Rochberg im Mondschein. Goethe sagte das Gedicht über die Rosenkreuzer [„Die Geheimnisse"] und erzählte

aus dem „Taſſo". Den andern Tag gings wieder nach Hauſe über Orlamünde und Jena in dem unvergleichlichen Saalthal und ſchönſten Wetter. Durch Schiller's Gedicht über „die Götter [Griechenlands"], das Du kennſt, kam Goethe auf die Eigenſchaften, die die Alten in ihren Göttern und Helden in der Kunſt dargeſtellt haben, wie es ihm geglückt ſei, den Faden des Wie hierin gefunden zu haben. Er hat hierüber mit Dir, da ich zuhörte, viel geſprochen. Er ſagte endlich: Wenn Ludwig XIV. noch lebte, ſo glaubte er durch ſeine Unterſtützung die ganze Sache ausführen zu können; er hätte einen Sinn für das Große gehabt. Mit 10—12000 Rthlrn. des Jahrs könnte er's in zehn Jahren — in Rom allein, verſteht ſich's — ausführen. Der moraliſche Sinn darinnen hat mich ſehr gerührt. Ihr beide geht wie zwei Genien der Menſchheit zu einem Ziel. Gar ſchön war's, wie er ſagte, daß ein einzelner Menſch nie einen Charakter in dem höchſten Ausdruck haben könne; er würde nicht leben können: er müßte vermiſchte Eigenſchaften haben, um zu exiſtiren. Er war in der Stunde, da er dies alles ſprach, recht in ſeinem Himmel und wir haben ihm endlich verſprechen müſſen, mit niemand davon zu reden. Du warſt natürlich nicht darunter begriffen; denn Du gehörſt ja ganz eigentlich und allein zu dieſem Geſpräch. Dich vermißt er je länger je mehr. Mit Knebel kann er über nichts reden, ſagte er; Du verſtehſt ihn und hilfſt ihm vorwärts durch Dein Studium. In Jena

aßen wir den Mittag bei Knebel, der durch die hieſige Wirthſchaft ziemlich verſtimmt war.

— — — — — — — — — — —

Gehe ja gleich auf's Land nach Tivoli ꝛc., damit das ſchwere Rom Dich nicht ſo ſehr drückt. Goethe ſagte, wenn er wieder nach Rom käme, würde er von 12 Uhr bis 2 ſchlafen, die Stunden vor dem Eſſen. Viele thäten es ſo und befänden ſich wohl. Einen ſeidnen Gürtel, der dort Morgens und Abends getragen wird, unter der Weſte, kaufe ja bald und vergeſſe ihn beſonders des Abends nicht; man trägt ihn in der Taſche mit ſich, um ihn immer zu haben.

69.

1788, 7. September.

Mit C. Herder.

Über die Götter und Helden will ich Dir [Herder] doch etwas ſagen, was ich damals beiläufig von Goethe gehört habe, als er von den Charakteren in den Bildſäulen ſprach, als wir von Kochberg zurückfuhren. „Es iſt ſelbſt ſchwer einen ächten und wahren Götter- und Heldenkopf unter den alten aufzufinden. Der Künſtler hat oft, wenn er dieſen oder jenen ehren wollte, ſein Portrait zum Gott oder Helden, oder jenes Frauenportrait zur Göttin genommen. Dazu gehört ein Studium, die ächten Ideale aufzufinden.“ Vielleicht

weißt Du dies ſchon, oder es wird Dich aufmerkſam machen. Wenn Goethe begünſtigt würde durch Glück, Geld und Künſtler in Rom, ſo glaube ich gewiß, daß er jeden menſchlichen Charakter vom Scheitel bis zur Fußſohle, wie er glaubt, herausbringen könnte. Dies ſcheint tief in ſeiner Seele zu liegen. Sage aber um Gotteswillen keinem etwas davon, weder Angelica noch den Malern! Wir haben ihm ein heiliges Stillſchweigen angeloben müſſen.

70.

1788, 7. September.

Mit Friedrich Schiller.

Endlich kann ich Dir [Körner] von Goethe erzählen, worauf Du, wie ich weiß, ſehr begierig warteſt. Ich habe vergangenen Sonntag beinahe ganz in ſeiner Geſellſchaft zugebracht, wo er uns mit der Herder, Frau von Stein und der Frau von S[chardt], der, die Du im Bade geſehen haſt, beſuchte. Sein erſter Anblick ſtimmte die hohe Meinung ziemlich tief herunter, die man mir von dieſer anziehenden und ſchönen Figur beigebracht hatte. Er iſt von mittlerer Größe, trägt ſich ſteif und geht auch ſo; ſein Geſicht iſt verſchloſſen, aber ſein Auge ſehr ausdrucksvoll, lebhaft, und man hängt mit Vergnügen an ſeinem Blicke. Bei vielem Ernſt hat ſeine Miene doch viel Wohlwollendes und Gutes. Er

iſt brünett und ſchien mir älter auszuſehen, als er meiner Berechnung nach wirklich ſein kann. Seine Stimme iſt überaus angenehm, ſeine Erzählung fließend, geiſtvoll und belebt; man hört ihn mit überaus vielem Vergnügen; und wenn er bei gutem Humor iſt, welches diesmal ſo ziemlich der Fall war, ſpricht er gern und mit Intereſſe. — Unſere Bekanntſchaft war bald gemacht und ohne den mindeſten Zwang; freilich war die Geſellſchaft zu groß und Alles auf ſeinen Umgang zu eiferſüchtig, als daß ich viel allein mit ihm hätte ſein oder etwas anderes als allgemeine Dinge mit ihm ſprechen können. Er ſpricht gern und mit leidenſchaftlichen Erinnerungen von Italien; aber was er mir davon erzählt hat, gab mir die treffendſte und gegenwärtigſte Vorſtellung von dieſem Lande und dieſen Menſchen. Vorzüglich weiß er einem anſchaulich zu machen, daß die Nation mehr als jede andere europäiſche in gegenwärtigen Genüſſen lebt, weil die Milde und Fruchtbarkeit des Himmelſtriches die Bedürfniſſe einfacher macht und ihre Erwerbung erleichtert. — Alle ihre Laſter und Tugenden ſind die natürlichen Folgen einer feurigen Sinnlichkeit. Er eifert ſehr gegen die Behauptung, daß in Neapel ſo viele müßige Menſchen ſeien. Das Kind von fünf Jahren ſoll dort ſchon anfangen zu erwerben; aber freilich iſt es ihnen weder nöthig noch möglich, ganze Tage, wie wir thun, der Arbeit zu widmen. In Rom iſt keine Debauche mit ledigen Frauenzimmern, aber deſto hergebrachter mit

verheiratheten. Umgekehrt iſt es in Neapel. Überhaupt ſoll man in der Behandlung des anderen Geſchlechts hier die Annäherung an den Orient ſehr ſtark wahrnehmen. Rom, meint er, müſſe ſich erſt durch einen längeren Aufenthalt den Ausländern empfehlen. In Italien ſoll ſich's nicht theurer und kaum ſo theuer leben, als in der Schweiz. Die Unſauberkeit ſei einem Fremden faſt ganz unausſtehlich.

Angelica Kaufmann rühmt er ſehr, ſowohl von Seiten ihrer Kunſt, als ihres Herzens. Ihre Umſtände ſollen äußerſt glücklich ſein, aber er ſpricht mit Entzücken von dem edlen Gebrauch, den ſie von ihrem Vermögen macht. Bei allem ihrem Wohlſtande hat weder ihre Liebe zur Kunſt, noch ihr Fleiß nachgelaſſen. Er ſcheint ſehr in dieſem Hauſe gelebt zu haben und die Trennung davon mit Wehmuth zu fühlen.

Ich wollte Dir noch mehreres aus ſeiner Erzählung mittheilen, aber es wird mir erſt gelegentlich einfallen. Im Ganzen genommen iſt meine in der That große Idee von ihm nach dieſer perſönlichen Bekanntſchaft nicht vermindert worden; aber ich zweifle, ob wir einander je ſehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch intereſſant iſt, was ich noch zu wünſchen und zu hoffen habe, hat ſeine Epoche bei ihm durchlebt; er iſt mir (an Jahren weniger, als an Lebenserfahrungen und Selbſtentwickelung) ſo weit voraus, daß wir unterwegs nie mehr zuſammenkommen werden, und ſein ganzes Weſen iſt ſchon von Anfang her

und Klarheit vermehrt die Luſt zu ſparen und zu erwerben. Ein Menſch, der übel haushält, befindet ſich in der Dunkelheit ſehr wohl, er mag die Poſten nicht gerne zuſammen rechnen, die er ſchuldig iſt. Dagegen kann einem guten Wirthe nichts angenehmer ſeyn, als ſich alle Tage die Summe ſeines wachſenden Glückes zu ziehen. Selbſt ein Unfall, wenn er ihn verdrießlich überraſcht, erſchreckt ihn nicht; denn er weiß ſogleich, was für erworbene Vortheile er auf die andere Waagſchale zu legen hat. Ich bin überzeugt, mein lieber Freund, wenn du nur einmal einen rechten Geſchmack an unſern Geſchäften finden könnteſt, ſo würdeſt du dich überzeugen, daß manche Fähigkeiten des Geiſtes auch dabey ihr freyes Spiel haben können.

Es iſt möglich, daß mich die Reiſe, die ich vorhabe, auf andere Gedanken bringt.

anders angelegt, als das meinige, ſeine Welt iſt nicht die meinige, unſere Vorſtellungsarten ſcheinen weſentlich verſchieden. Indeſſen ſchließt ſich's aus einer ſolchen Zuſammenkunft nicht ſicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren.

Dieſer Tage geht er nach Gotha kommt aber gegen Ende des Herbſtes wieder zurück, um den Winter in Weimar zu bleiben. Er ſagt mir, daß er Verſchiedenes in den „Mercur" geben werde; ob er auf nächſte Oſtermeſſe ſeine Schriften endigen würde, macht er zweifelhaft. Jetzt arbeitet er an Feilung ſeiner Gedichte.

71.

1788, 22. September.

Mit C. Herder.

a.

Ich ſchreibe Dir [Herder] heute ſchon wieder, die Affaire des Geldes kränkt mich aber je länger je mehr. Je länger ich darüber nachdenke, je unedler und niedriger finde ich's, daß Dich Dalberg bezahlen läßt. Er hat Dir die Reiſe angetragen; er wußte ſo gut, als wir, daß Du nicht in der Verfaſſung biſt, eine Reiſe nach Italien zu unternehmen, noch weniger mit ihm al Barone zu bezahlen. Unſre Gutheit ſpielt uns eben immer üble Streiche, und in der erſten Aufwallung und Theilnehmung an Deinem Verdruß dachte ich, ich

könnte und müßte Dir Geld ſchaffen, wenn auch gleich zu unſerm Nachtheil. Die Sache wird mir aber je länger, je wichtiger, ich habe daher gegen Dein Verbot gehandelt und in Zeiten, ehe wir etwas durch gutherzige Übereilung verderben, Goethe um Rath gefragt. Wie ihm das ganze Betragen indignirt hat, kann ich Dir nicht ſagen. An dem allen iſt freilich niemand, als die Seckendorf ſchuld; Dalberg ſelbſt iſt aber äußerſt ſchwach, daß er Dein Anerbieten des Mitbezahlens angenommen hat. Jetzt müſſen wir darauf denken, daß wir in kein größeres Labyrinth kommen ohne unſere Schuld. Das Reſultat unſerer Berathſchlagung hierüber iſt dieſes. Das Geld, was ich Dir dieſen Winter bis Oſtern erſparen kann, müſſen wir als einen Hinterhalt zu Deiner Rückreiſe aufheben. Du ſelbſt mußt nun mit Dalberg mündlich und allein, nur um Gotteswillen nicht ſchriftlich, durch einen Brief etwa, ſprechen, ihm ungefähr dies ſagen: „Du hätteſt die Reiſe auf ſein Anerbieten mit ihm unternommen; er wüßte ſowohl wie Du, daß Du nicht mit Frau und ſechs Kindern in dem Verhältniß wäreſt, eine ſolche Reiſe auf Deine Koſten zu thun. Du ſowohl, als alle Deine Freunde hier ſind in der Meinung geweſen, daß Du auf ſeine Koſten mitreiſteſt. Er ſelbſt war es gewiß nicht anderes Sinnes, da er in Augsburg alles zu bezahlen übernommen hat. Da nun die Reiſe durch den Beitritt der Frau von Seckendorf ſo hoch gekommen, ſo hätteſt

Du freilich aus übergroßer Gutmüthigkeit Deinen Theil davon mit bezahlt, Du müßteſt ihm aber ſagen, daß Du Dich nicht darauf eingerichtet hätteſt, auch nicht in der Verfaſſung ſeieſt, Dir von Hauſe Geld kommen zu laſſen. Indeſſen, wenn es ſeine Meinung ſei, daß Du bezahlen ſollſt, ſo müßte er Dir aus ſeiner Caſſe ſo viel leihen, als Du brauchſt, und Du würdeſt ihm ſolches nach Deiner Heimkunft nach und nach abtragen." Hier bitte ich Dich nun, lieber Engel! auf den Knieen, gegen undelicates Betragen nicht delicat zu handeln, ſondern dieſen Vorſchuß als Gerechtigkeit von ihm zu verlangen, und Du wirſt es auch erhalten. Goethe behauptet, Dalberg müſſe einen unbedingten Creditbrief mithaben, anders hätte er die Reiſe nicht unternehmen können. „Sie ſind eben wie Kinder," ſagte er, „die einen Spinnrocken anzünden und, wenn er dann brennt, darüber erſchrecken. Ja, ich weiß es am beſten, was es für Geld koſtet, und obendrein ein Weib mitzuführen, iſt lächerlich, koſtſpielig, und macht weder Spaß noch Nutzen". . . . . Findeſt Du für nothwendig, von Dalberg zu ziehen, mehrerer Erſparniß wegen, ſo iſt das Zimmer, das für den Kaiſer beſtimmt war und worinnen Goethe logirt hat, noch ledig. Da könnteſt Du, wenn Du auch mit ihnen zu Tiſch geheſt, was Merkliches erſparen, und mit Bury kannſt Du das alles abmachen. Goethens Freunde werden Dir dort mit Rath und That an die Hand gehen, wenn Du Zutrauen zu ihnen haſt, ſagt Goethe. — Die Rückreiſe

hat Goethe 500 Rthlr. gekoſtet; Dich wird ſie nicht um einen Pfennig weniger koſten. Die 100 Rthlr., die darüber ſind, gehen für einige Liebhabereien zu kaufen drauf.

b.

Wie Goethe vom Bezahlen hörte, rief er aus: „Den Teufel auf den Kopf! Glaubt der kleine Menſch, daß er Herder'n nicht unendliche Verbindlichkeit ſchuldig iſt, daß er die Reiſe mit ihm unternommen hat! Sein Verſtand, ſeine Kenntniſſe und ſein Werth müſſen unſchätzbar für ihn ſein. Nein! Ihr müſſet durchaus in keine Verlegenheit durch ihn kommen. Er muß bezahlen, das iſt er ſchuldig."

72.

1788, Ende September oder Anfang October(?).

Mit C. Herder.

Ich denke, in einem Jahr hat man für die Menge Geld Italien ſatt, wenn man kein Künſtler iſt. Goethe gedeiht am beſten in Rom. Sein ganzes Weſen iſt mir noch ein Räthſel; ich weiß nicht, wie ich ihn entziffern ſoll. Vor mehreren Wochen ſagte er mir einmal, er für ſeine Perſon hätte viel Glück, ja, es ſtrömte ihm von allen Seiten zu, aber nur für andre

habe er kein Glück. Ich fühlte dieſe Wahrheit ſehr tief. Sogar ſein Petſchaft, mit dem Du mir ſiegelteſt, hat mir nichts Gutes gebracht.

73.

1788, Ende September oder Anfang Oktober.

Über Schiller.

Meine [Schiller's] Recenſion von „Egmont“ hat viel Lärm in Jena und Weimar gemacht, und von der Expedition der „Allgemeinen Literaturzeitung“ ſind ſehr ſchöne Anerbietungen an mich darauf erfolgt. Goethe hat mit ſehr viel Achtung und Zufriedenheit davon geſprochen.

74.

1788, 6. Oktober.

Mit C. Herder.

Ich bin durch einen Beſuch vom Erbprinzen und Riedel, die ſich dieſen Nachmittag angemeldet hatten, um die Kinder auf dem Seil zu ſehen, verhindert worden weiterzuſchreiben. Goethe kam auch und hat mir nachher, nachdem wir viel von Dir geredet haben und er ſich recht gefreut hat über das, was und wie Du geſehen haſt, und mich über das Ausbleiben der Briefe getröſtet und es als nothwendige Zufälle einer

Reiſe betrachtet, ſo hat er mir nachher aus dem „Taſſo“ einige Stellen geleſen. Es iſt eine vortreffliche, würdige Sprache, ein herrlicher Geiſt, der die Charaktere ſo präcis darſtellt. Ich habe nur noch wenig gehört, es gefiel mir aber ſehr, und es freute ihn. Er ſagte, die Jamben ſeien noch beſſer, als in der „Iphigenia“. — Es iſt ihm lieb, daß Du nun in Rom biſt. Da, ſagt er, brauchſt Du auch nicht mehr ſo viel Italieniſch; er hätte meiſt Deutſch geſprochen. Ich hoffe, daß Ihr den Antiquarius Hirt nicht vergeſſen werdet, zu nehmen und die Ducaten doch da nicht ſparen werdet. Es freute ihn, was Du ſogleich vom Bury und der Angelica geſchrieben.

75.

1788, 12. October.

Mit Johannes v. Müller.

Unterwegs habe ich nur ... einen halben Tag ... in Weimar verweilt. Hier überraſchte ich die Herdern mitten im Eſſen ... und da wurde ... viel geſprochen, bis der kleine Gottfried [Herder] an den Hof ging, Goethe zu holen, und dann mich bei die gothiſche Kirche in des Herzogs Garten brachte, da denn der Mann erſchien und wir eintraten in alle Politik des heiligen Reichs, bis plötzlich geklatſcht wurde und die Poſtpferde trabten.

76.

1788, 13. October.

Mit C. Herder.

Goethe kam den Montag zu mir. Von Müllern ſagte er, er ſähe völlig wie ein Domherr, und das iſt wahr. Übrigens gefällt er ihm ſo halbwegs. Die Zeit war freilich zu kurz. Vom Kaiſer ſagte er, er hätte das Haus Öſterreich durch dieſen Krieg ſo heruntergebracht, daß es ſich in hundert Jahren nicht erholen werde. Ich ſagte: „So wird's unſerm Herzog auch gehen.“ — „„Ja, nicht anders““, antwortete er; „„und ſo geht's uns allen, wenn wir unſere Eigenheit irgendwo oder am unrechten Ort, wie es gemeiniglich geſchieht, durchſetzen. So iſt mir's von Jugend auf gegangen; ich war frei und reich, konnte ſie alſo öfters und mehr durchſetzen, als ein anderer, und ich weiß am beſten, wo und wie ſie mir geſchadet; und wenn ich mich jetzt nicht ſo zuſammennähme, ſo würde es noch mehr geſchehen. So ſchadet dem Herder jetzt ſeine Eigenheit. Niemand wird es glauben, aber Zartheit und Nachgiebigkeit iſt ſeine Eigenheit, und nun leidet er darunter. Hätte er gefühlt, wer er iſt und wie ihm manquirt worden, er hätte von Augsburg aus ſich nicht ſo gütig betragen. Und daher kommt's manchmal, daß er hernach am unrechten Ort gegen Menſchen das Rauhe hervorkehrt.““ Dieſe goldnen Worte waren, als wenn

ſie aus unſer beiden Seelen herausgeredet wären. Ich ſagte ihm, daß Du es ſo gut als ich wüßteſt, daß wir bei jeder Gelegenheit es merkten und es oft übel empfänden. Bei Deinem Verhältniß zu Dalberg ſagte er ferner: „„Und wenn ihn Herder 3000 Rthlr. koſtet, ſo iſt's nicht zu viel; er hat ihm ja noch immer ſeine Perſon nicht bezahlt.““ Ferner ſagte er: „„Die Seckendorf zeigt einen unſäglichen Verſtand in ihrer Einrichtung: es iſt das ſchönſte Haus in Rom. Mit Eclat und Anſtand will ſie den Schritt gut machen. Sie verſteht ihr Handwerk, und der künftige Kurfürſt [Karl Freiherr v. Dalberg] kann's bezahlen.““

77.

1788, 20. October.

Mit C. Herder.

Die Seckendorf fängt's doch auch gar zu toll an.... Goethe iſt dieſen Augenblick bei mir geweſen. Er findet es ebenſo unverſtändig, wie ich. Er glaubt, daß ſie aus Knickerei nicht nach Frascati gefahren ſind; es freute ihn, daß Du hingefahren biſt. Er will nur ſehen, wie die Römer, die ſo beißende Zungen haben, den ganzen unverſchämten und ungewöhnlichen Auftritt anſehen und bereden werden. Einem reichen Mylord iſt von Seiten der päpſtlichen Polizei an die Hand gegeben worden, ſeine Maitreſſe wegzuſchaffen, weil es

nicht Sitte in Rom sei. Gegen den Bruder des künftigen Kurfürsten werden sie freilich schonender sein, aber Goethe glaubt doch, daß man sie's wird empfinden lassen. Einmal erscheint sie doch als Dalberg's Maitresse; der ganze Zuschnitt ihrer Einrichtung zeigt's deutlich genug. Eine ehrliche Frau treibt's nicht so. Eine reiche schlesische adelige Frau mit ihrem Mann haben nur wenige Zimmer zusammen gehabt, wofür sie monatlich vielleicht nur zehn Zechinen gegeben haben, und haben doch ein sehr gutes Haus ausgemacht, wie mir Goethe erzählte. Ich hoffte noch immer, daß sie sich zur Herzogin schlagen wird: er meint, sie wird eine größere Rolle zu spielen suchen, als die Herzogin. Er bedauert Dich unsäglich, doch glaubt er gewiß, daß es nach und nach besser gehen wird. . . . . Die Angelica wird ihre Pfiffe schon durchschauen. Goethe hat der Angelica ihren Namen nicht genannt, auch Dalberg's nicht. Dich hat er ihr aber sehr empfohlen, auch die Herzogin-Mutter mit dem Zusatz: „Ihr eigner Verstand wird das Gute an ihnen am besten selbst beurtheilen."

Die Preußen ziehen einen Cordon gegen die Dänen; des Herzogs Regiment ist aber nicht dabei. Er ist noch nicht hier, wird immer von einer Woche zur andern erwartet. Vor Dresden hat er wieder einen so heftigen Sturz gethan, als voriges Jahr vor Berlin. Er hatte das Pferd den ganzen Tag geritten, es war endlich müde, er wollte es nach Hause forciren, und es überschlug wieder mit ihm. Goethe hat mir's selbst erzählt.

78.

1788, Ende October.

Mit C. Herder.

Ich ſprach mit Goethe wegen dem Wechſel. Es ſind 150 Rthlr. baar da, des Herzogs halbjährige Zulage: ich wollte noch 150 dazu leihen und den vollen Wechſel von 300 Rthlr. Dir ſchicken. Er widerrieth mir aber das Leihen und meint, vorderhand ſoll ich Dir nur 150 Rthlr. oder 100 Scudi (durch Scudi gewinnt man, durch Zechinen aber verliert man) ſchicken, welches er auch vorigen Poſttag beſorgt hat. In vier Wochen wäre das andere erfolgt, bis ich über die ganze Summe mir Rath geſchoſſt hätte.

79.

1788, Ende October.

Mit C. Herder.

Goethe ſcherzte letzthin, es würde Dir nicht wohl werden in Rom, bis Du liebteſt. — Gebe das gute Schickſal Dir gute Stunden für manches lange Leiden, nur ſei klug und vorſichtig.

O gewiß! Glaube mir, es fehlt dir nur der Anblick einer großen Thätigkeit, um dich auf immer zu dem unsern zu machen; und wenn du zurück kommst, wirst du dich gern zu denen gesellen, die durch alle Arten von Spedition und Spekulation einen Theil des Geldes und Wohlbefindens, das in der Welt seinen nothwendigen Kreislauf führt, an sich zu reißen wissen. Wirf einen Blick auf die natürlichen und künstlichen Producte aller Welttheile, betrachte wie sie wechselsweise zur Nothdurft geworden sind! Welch eine angenehme geistreiche Sorgfalt ist es, alles, was in dem Augenblicke am meisten gesucht wird, und doch bald fehlt, bald schwer zu haben ist, zu kennen, jedem, was er verlangt, leicht und schnell zu verschaffen, sich vorsichtig in Vorrath zu setzen, und den Vortheil jedes Augenblickes dieser großen Cirkulation zu genießen! Dieß ist, dünkt mich, was je-

80.

1788, Anfang November.

Mit C. Herder.

Ich habe Dir im vorigen Brief die Abſchrift vom Brief des Unbekannten [der Herdern 1200 Rthlr. überſandt hatte] geſchickt. Ich erzählte es Goethe und ſagte, wie wichtig es für uns ſei, jetzt zu wiſſen, ob das Geld von Dalberg ſei. Da antwortete er: „Ihr habt das bisher immer ſo gewiß angenommen, als ob es Dalberg ſei; man glaubt aber, es ſei der Markgraf von Baden; Dalberg ſei dabei melirt geweſen.“ Ich habe ihn ſoeben durch ein Billet gefragt, ob er mir etwas Gewiſſes hierüber ſagen könne, er antwortete aber nichts darauf. . . . Nach dem, was Goethe geſagt, wird es mir evident, daß es der Markgraf iſt und Dalberg etwas davon weiß.

81.

1788, Ende November oder Anfang December.

Mit C. Herder.

Als Dein Brief an Prinz Auguſt kam, ſtand gerade Goethe bei ihm und bat ihn, unſerm Herzog nichts davon zu ſagen, weil er noch keinen von Dir erhalten hat.

82.

1788, 8. December.

Mit C. Herder.

Ich habe Deinen lieben Brief vom 22. November Montag den 8. d. erhalten . . . und Du haſt mir und den Kindern abermals große Freude gemacht. — Goethe kam den Abend ein wenig zu mir, um zu hören, was ich Gutes von Dir hätte. Er nahm an allem Theil und beſonders, daß die Herzogin ſo artig gegen Dich iſt. Die Göchhauſen ſchrieb an die Stein und die Kalb viel Gutes von Dir, ſowie ſie an die Steinin von Deinem Mißverhältniß mit der Seckendorf ein Wort fallen ließ und an andre vielleicht ſchon mehr darüber geſchrieben. Kurz, Goethe erzählte mir, daß der Herzog ihn darüber befragt und daß er nicht umhin gekonnt hätte, ihm die Wahrheit zu ſagen. Darauf habe der Herzog geſagt: „Wenn Herder was braucht, ſo will ich's ihm geben.“ Goethe lehnte es aber ab und ſagte: „„Für diesmal muß Dalberg bezahlen und hierüber iſt alles in Richtigkeit; wenn Sie aber zu einer andern Zeit etwas für ihn thun wollen, ſo thun Sie's.““ Mich dünkt, dieſe Antwort war von Goethe ganz verſtändig und gut. . . . . Goethe grüßt Dich herzlich. Moritzens Gegenwart thut ihm ſehr gut und er muß, ſo lange hier bleiben, bis der „Taſſo“ fertig iſt.

83.

1788, Ende December.

Mit C. Herder.

Den Montag war die Stein, die Kalb und Moritz zum Kaffee bei mir; gegen Abend kam Goethe und Knebel. Wenn wir Frauen mit Moritz allein sind, da geht es gar zu hübsch; er ist alsdann unser Prophet, und unsre Kenntnisse nehmen jedesmal zu. So war er zwei Tage vorher zum Kaffee allein bei mir; wir kamen auf Goethes Werke, da sagte er mir, wie er durch das Studium der Perspective darauf gekommen sei, den Mittelpunkt in einem Stück aufzusuchen; den müsse man nun nicht am Ende des Stücks, sondern in der Mitte suchen, sowie alle Radien vom Mittelpunkt ausgehen und sich in den Anfang und Ende verlieren..... Den Montag war nun wieder die Rede davon, und wir frugen nach dem Mittelpunkt in „Götz von Berlichingen". Den sollten wir aber selbst aufsuchen, sagte er; er hätte ihn auch gefunden und es Goethe gesagt, da hätten sie zusammen sehr gelacht. Goethe war über Deinen Brief an ihn vergnügt; er dankt Dir und grüßt Dich.

84.

1789, 5. Februar und vorher.

Mit v. Knebel.

Gestern vertraute mir Knebel etwas von seinem Streit mit Goethe und Moritz über des letzteren Abhandlung [„Über die bildende Nachahmung des Schönen"]. Es ist nun alles wieder gut; Goethe zeigt Moritzens Abhandlung in der Literaturzeitung an und hat einen Auszug davon gemacht, den er Knebeln gestern gegeben hat*), worüber er sehr zufrieden war, und ihm nur nochmals seine eigne Vorstellungsart von der Schönheit der Kunst und der Schönheit der Natur deutlicher gemacht hat, und worüber, wie mich dünkt, Knebel die richtige Grenze gefunden hat. Moritz hat diese Grenze in der Abhandlung nicht deutlich bemerkt oder gar in eins gebracht; dies war's, was den Knebel so sehr aufbrachte. Heute schrieb er mir: „Grüßen Sie doch Herder tausendmal von mir; selbst kann ich nicht schreiben. Ich war gestern den meisten Theil des Abends bei Goethe. Den Unterschied der Schönheit als Vollkommenheit eines Ganzen und als Vollkommenheit eines scheinbaren Ganzen erkannte er nicht nur,

*) [Darnach müßte die Besprechung in Nr. 154 der „Allgemeinen Literatur-Zeitung" v. 22. Mai 1789 von Goethe sein. Knebel's Auseinandersetzungen sind allerdings auch in dem Aufsatz berührt.]

ſondern ſagte auch darüber noch mehrere ſehr richtige Sachen. Schönheit der Natur iſt Vollkommenheit des Ganzen, zu einer anſchaulichen Kenntniß gebracht; Schönheit der Kunſt iſt gleichſam der Anblick des Vollkommenen, in der Seele des Künſtlers zur Geſtalt gereift und durch innere Kraft wieder zur Geſtalt wirkend. Die erſte Schönheit beſteht in Ordnung und Geſetzen der Natur, ſoweit ſie übereinſtimmend erkannt werden; die Schönheit des Künſtlers gründet ſich auf dieſelbe Ordnung, aber ſie wirkt ſtärker auf die Sinneskräfte und äußert ſich durch die Art und Weiſe, wie der Künſtler jene aufzunehmen und darzuſtellen vermag. Beiderlei Arten miſchen ſich in der Seele; die letzte allein beſtimmt den Werth des Künſtlers."

85.

1789, 8. Februar.

Mit G. Herder.

Mit Goethe habe ich mich am Montage über die Leonore im „Pater Brey" ausgeſprochen. Ich frug ihn, ob ich dieſe Perſon ſo ganz geweſen wäre? „Beileibe nicht!" ſagte er: ich ſolle nicht ſo deuten. Der Dichter nehme nur ſo viel von einem Individuum, als nothwendig ſei, ſeinem Gegenſtand Leben und Wahrheit zu geben, das übrige hole er ja aus ſich ſelbſt, aus dem Eindruck der lebenden Welt. Und da ſprach er

gar viel Schönes und Wahres darüber. Auch, daß wir den „Taſſo", der viel Deutendes über ſeine eigne Perſon hätte, nicht deuten dürfen, ſonſt wäre das ganze Stück verſchoben u. ſ. w. Kurz, ich war völlig befriedigt, da ich ihn mir ſo ganz als Dichter denke. Er nimmt und verarbeitet in ſich aus dem All der Natur (wie es Moritz nennt), in das ich auch gehöre, und alle andre Verhältniſſe ſind dem Dichter untergeordnet.

86.

1789, 16. Februar.

Mit C. Herder.

Goethe kam den Montag, um nach Dir zu fragen. Es freute ihn ſehr, als ich ihm ſagte, wie Dir ſei. „So war mir's auch," ſagte er; „ich ließ die Hände ſinken und that nichts mehr." Knebel kam noch dazu. Goethe ſetzte ſich nieder und zeichnete mir ein Landſchäftchen. Es war ein guter Geiſt und ein gutes Geſpräch unter uns; denn Du warſt immer dabei. Zuletzt wurde noch viel vom römiſchen Carneval geſprochen. Er giebt nämlich eine Beſchreibung des römiſchen Carnevals, wie es in den letzten acht Tagen iſt, mit achtzehn Kupfern heraus, die ſchon meiſt durch Kraus fertig ſind. Die Beſchreibung davon iſt ſo voll Ordnung und einer eignen Darſtellung des Ganzen, das Euch wohl ſchwerlich, wie er ſelbſt ſagt, zum erſten Mal in

dem entsetzlichen Gedränge erschienen ist. Das Ende schließt sich mit einer Betrachtung über das menschliche Leben, die mir sonderbar rührend war. Auch dieser Abend schloß sich bei den Kindern mit dem sia ammazato ꝛc.: sie bliesen sich die Lichter aus, da sie hinunterleuchten sollten.

— — — — — — — — — — —

Goethe und Knebel grüßen Dich. — In Moritzens Abhandlung hat Goethe das Wort „nützt" in meinem letzten Gespräch hierüber in „dient" verwandelt; dies dünkt mich viel richtiger.

87.

1789, Mitte April.

Mit C. Herder.

Hier weiß schon jedermann von dem Antrag [einer Professur in Göttigen an Herder], indem es von Göttingen an den Director geschrieben worden. Der Herzog hat es durch den Fürst von Dessau erfahren und Goethe darum gefragt. Soviel sagte Goethe zu mir darüber vorige Woche: „Wenn der Herzog klug ist, so muß er ihn auch nur Jena's wegen erhalten; denn sein Hinziehen nach Göttingen ruinirt ihm Jena."

— — — — — — — — — — —

Goethe sagte: „Es ist soviel dafür als dagegen zu sagen." Im Ganzen findet er's gleichwohl gut, daß es so gekommen ist.

88.

1789, 23. April.

Mit C. Herder.

Wie ich nach Hauſe kam, fand ich Goethe bei dem Kinderfeſt [zum Geburtstage von Luiſe Herder]. Wir ſprachen bald von Göttingen, wie wir denn ſchon einigemal davon geſprochen haben. Daß Du den vortheilhaften Antrag beherzigteſt und beherzigen müßteſt, ſagte ich ihm; er fand es ganz recht, ſowie er gleich von Anfang an den Antrag als ein gutes Evenement, wir möchten nun bleiben oder gehn, anſah. Er will Dir ſelbſt ſchreiben den nächſten Poſttag; heute kann er nicht. Er dringt aber darauf, daß wir ihn allein von der ökonomiſchen Seite betrachten und gebrauchen müſſen. In der Verhandlung mit den Hannoveranern müſſen wir mit Recht das hochanſchlagen, was wir Gutes hier haben — kurz: in eine Wagſchale das Vortheilhafte von Göttingen, und in die andre das Gute von hier legen. Dieſes war, nachdem ich mich von der erſten Gemüthsbewegung des Antrags erholt hatte, mein eigner erſter Gedanke geweſen, der mir nicht von ihm eingehaucht worden iſt; ich ſchwieg Dir aber davon, weil ich Dein Gefühl rein darüber erſt hören wollte. „Glaubt nicht," — ſagte er geſtern — „daß er dort frei von Verdruß und Ärger ſein wird; er wird überall die Neider und Heuchler und wie ſie heißen, finden;

ſein Gemüth bringt er ja überall mit. Alſo von dieſer Seite, iſt's dort nicht um ein Haar beſſer, als überall. Kurz: laßt nur das Gemüth aus dem Spiel und bleibt bei dem äußerlichen Vortheil ſtehn. Der Herzog kann und darf ihn nicht gehen laſſen; er ruinirt ſich Jena und Weimar zugleich. Auch nicht einmal nach Jena wünſch' ich Herdern; ich hab' ihn viel zu lieb; er iſt zu gut zum Profeſſor; er kennt ihre kleinlichen Leidenſchaften noch nicht. Es iſt gut, daß der Antrag gekommen iſt; jetzt kann ihm durch das Muß und mit Ehren ein gutes und ſichres Etabliſſement für ihn und die Seinigen gemacht werden, und die ganze Stadt wird damit zufrieden ſein und es wünſchen."

89.

1789, 3. Mai.

Mit C. Herder.

a.

Es iſt alles Deinetwegen hier in großer Bewegung. Der Herzog iſt den 2. Mai hier angekommen und hat ſogleich der Herzogin verſichert, daß er Dich nicht gehn ließe. Geſtern gab er dem Goethe vorläufig auf einem Billet die Punkte, die er für Dich thun will. Ich habe ſie von ihm erhalten und ſchreibe ſie Dir ab..... Ich habe dem Goethe geſagt, daß wir ſo viel haben müſſen, daß Du nicht mehr ſchreiben dürfeſt. Dies

habe ich ihm auf die derbste Weise gesagt, und er billigt es. Er meint auch, daß noch mehr Zulage unter dem Namen für die Erziehung der Kinder werden könne.

b.

Was sagst Du zu dem [vom Herzog zu Erhöhung von Herder's Stellung in Aussicht gestellten] Kanzelariat über Jena? Goethe meint, er wolle Dir nicht dazu rathen: Du würdest Dir Griesbach zum großen Feind machen.

90

1789, 9. Mai.

Mit C. Herder.

Ich habe Dir bisher Goethe so wenig genannt, weil ich ihn wenig allein gesprochen habe. Gestern hat er den „Tasso" bis auf drei Scenen der Herzogin vorgelesen. O, wie bestrafe ich mich, daß ich ihn auch nur einen Augenblick verkenne! Er ist durchaus eine treue männliche Seele, und es freut mich, daß Du dies in einem Deiner letzten Briefe wieder erkennst. Er kam gestern Abend noch zu mir, und da wir über „Tasso" fertig waren, über den Du Dich gewiß freuen wirst, warst Du unser Gespräch. Dem Herzog hat er gesagt, daß unsre Schulden 1800 bis 2000 Rthlr. betragen. Es war des Herzogs eigner Entschluß, sie zu bezahlen.

dem, der Kopf hat, eine große Freude machen wird.

Wilhelm ſchien nicht abgeneigt, und Werner fuhr fort: Beſuche nur erſt ein paar große Handelsſtädte, ein paar Häfen, und du wirſt gewiß mit fortgeriſſen werden. Wenn du ſiehſt, wie viele Menſchen beſchäftiget ſind, wenn du ſiehſt, wo ſo manches herkommt, wo es hingeht, ſo wirſt du es gewiß auch mit Vergnügen durch deine Hände gehen ſehen. Die geringſte Waare ſiehſt du im Zuſammenhange mit dem ganzen Handel, und eben darum hältſt du nichts für gering, weil alles die Cirkulation vermehrt, von welcher dein Leben ſeine Nahrung zieht.

Werner, der ſeinen richtigen Verſtand in dem Umgange mit Wilhelmen ausbildete, hatte ſich gewöhnt, auch an ſein Gewerbe, an ſeine Geſchäfte mit Erhebung der Seele zu denken, und glaubte immer, daß er es

Die übrigen Bedingungen müſſen alle alsdann noch beſſer und anders eingerichtet werden, wenn wir bleiben wollen.

— — — — — — — — — — —

Von Deiner Herreiſe meint Goethe, Du hätteſt beſſer gethan, wenn Du von Bologna nach Ferrara und die ſchönen Städte hinauf nach Venedig, dann quer über Oberitalien nach Mailand und durch die Schweiz gegangen wäreſt. Jetzt, da Du ſchon in Parma ſeiſt, ginge dieſer Weg nicht mehr an.

91.

1789, Ende Mai.

Mit C. Herder.

Goethe will auf einige Tage zu Dir, reitend, in's Karlsbad kommen. Er iſt in dieſem wichtigen Zeitpunkt jetzt unſer treueſter Freund, und einen Freund müſſen wir jetzt haben. Glaube mir's. Einen Brief von ihm wirſt Du in Parma finden, wenn Du, wie ich glaube, dieſen Weg nimmſt. An die Angelica liegt auch ein Brief dort.

— — — — — — — — — — —

Goethe liebt Dich und iſt's vor allen werth, von Dir geliebt zu werden. Wende Dich nicht von ihm ab! Du achteſt und liebſt an der Angelica, was die Natur ihr Glückliches und Heiliges gegeben hat: er iſt von

dieſer Seite ihr Bruder, und wir wollen ihn nicht mehr verlieren, wie Du es einmal (vor ſechs Jahren war's) ſo heilig zuſagteſt. Es ſchmerzt ihn, daß Du in dieſer wichtigen Sache ſo ſtumm gegen ihn biſt; ich habe Dich entſchuldigt. Das Wiederſehen im Karlsbad wird alles gut machen.

92.

1799, Auguſt.

Mit Johann Thimotheus Hermes.

Was den . . bereits genannten Hermes betrifft, ſo läßt ſich mit Sicherheit nicht nachweiſen, ob eine Berührung zwiſchen ihm und Goethe ſtattgefunden; jedenfalls war dieſelbe, wenn ſie ſtattgefunden, nicht eine von Goethe geſuchte, wenn anders das Bild, das ſeine Zeitgenoſſen von Hermes entwerfen, auf Treue Anſpruch macht, in welchem er uns nicht eben ſelten als eine mit einem kleinen Anflug von Lächerlichkeit behaftete Perſönlichkeit vorgeführt wird. Doch die mündliche Tradition erſetzt den Mangel ihrer Schweſter. Von höchſt glaubwürdiger Seite iſt mir die Mittheilung von einem Begegnen, das zwiſchen Goethe und Hermes ſich ereignet habe, gemacht worden. Als Hermes nämlich von Goethes Anweſenheit in Breslau Kunde erhalten, gab er ſich anfangs der Erwartung hin, daß dieſer nicht lange zögern werde, ihm einen Beſuch abzuſtatten. Doch als dieſer nicht erfolgte, entſchloß er ſich endlich nach

langem Hin- und Herüberlegen ſelbſt den erſten Schritt zu machen. Mit geziemender Würde — wird berichtet — ſtieg er die zu Goethes Wohnung führenden Stufen hinauf, als dieſer raſchen Schrittes dieſelben herunter kommt und beide ſich mitten auf der Treppe begegnen. Hermes, welcher Goethe bereits einmal geſehen, wußte ſofort, wen er vor ſich ſähe und läßt ſich — da er bemerkt, daß Goethe an ihm vorübereilen will — zu der Frage herbei, ob er wohl den Dichter des „Werther" vor ſich zu ſehen die Ehre hätte. „Mein Name iſt Goethe," antwortete dieſer kurz, „und wer ſind Sie?" „„Ich bin der Verfaſſer von Sophiens Reiſe von Memel nach Sachſen."" „Und der iſt?" fragte Goethe, und ſetzte unbekümmert um das Schickſal des unglücklichen Hermes, der in ſeinen gehegten Erwartungen bitter getäuſcht, kein Wort hervorzubringen vermochte, ſeinen Weg fort.

93.

1791, 8. (?) October.

Mit Wieland.

Ich habe Ihrem [Schiller's] Auftrage zufolge mit G[oethe] wegen Aufſchub der Vorſtellung Ihres „Don Carlos" geſprochen. So willig er ſich aus Achtung gegen Sie bezeigte, ſo verbarg er mir doch nicht, daß er ſehr ungern daran gehe. Er war geſonnen geweſen, „D. Carlos" künftigen Sonnabend zu geben, und gegen

seine rationes decidendi, die sich ganz auf den Gesichtspunkt eines Theaterdirectors gründeten, war in dieser Rücksicht nicht viel einzuwenden. Das Interesse der Cassa und der Umstand, daß das Stück den Schauspielern noch frisch im Gedächtniß ist, vereinigten sich, ihn zu determiniren, es um soviel balder zu geben, da die Erwartung des Publikums sehr darauf gespannt ist. Hierzu kommt noch der Umstand, daß den Schauspielern nichts beschwerlicher und beinahe unmöglicher ist, als ein Stück, das sie einmal memorirt haben, mit Veränderung des Textes von neuem einzustudiren. Sie entschließen sich nicht nur sehr ungern dazu, weil diese Operation für so mechanische Wesen sehr peinibel ist, sondern die Erfahrung hat auch von jeher gezeigt, daß sobald sie im wirklichen Spiel begriffen sind, die alte habitude im Moment die Oberhand gewinnt, und die neu memorirte Veränderung ihnen erst auf die Zunge kommt, wenn sie die Stelle so, wie sie solche zum ersten Mal einstudirt hatten, hergesagt haben. Dessen allen ungeachtet hat sich G. doch erklärt, daß er aus Deferenz für Ihren Wunsch den „D. Carlos" bis in die letzte Woche dieses Monats, allenfalls bis zum letzten Tag desselben zurückbehalten wolle, und dies ist alles, was er glaubt, daß ihm billigerweise zugemuthet werden könne.

94.

1791, 8. October.

Bei Wieland.

(Nach einem Abendeſſen bei Wieland, am 8. Oct. 1791.)

— — — — — — — — — — —

Über die Urſachen wurde geſprochen, warum man in hieſiger Gegend ſo wenig erträgliche Geſichter unter den Bauernmädchen fände. Wieland fand die vorzüglichſte in dem vielen Kuchenfreſſen, da es jährlich wohl acht Feſttage giebt, wobei der Magen mit Kuchenteig vollgeſtopft wird. Goethe bemerkte, daß die hier überall gewöhnliche Sitte, jede Laſt auf dem Rücken zu ſchleppen, den Körperwuchs zerdrücke und platte Phyſiognomien hervorbringe. Bei den alten Griechen und in Italien trügen die Mädchen alles auf dem Kopf. Es gebe eine ſehr angenehme Form im Umriſſe, ein ſchlankes Mädchen mit einem gut geformten Waſſerkruge auf dem Kopfe mit größter Leichtigkeit einhergehen zu ſehen. In Italien gebe es auch, die Seehäfen ausgenommen, ſelbſt unter dem männlichen Geſchlechte wenig Laſtträger und Crocheteurs. Der ärmſte Kohlgärtner halte doch ſeinen Eſel, den er früh mit Gewächſen beladen hereintreibe und dafür den Dünger empfange, den er wieder in ſein Gärtchen aus der Stadt hinausſchleppe.

Goethes Erzählung von dem, aus zwei natürlichen Felsen gehauenen Theater von Taormina in Sicilien. Die Alten benutzten die Natur zu solchen großen Werken, daher Goethe auch die Geschichte mit dem Sosthenes, der dem Alexander die architektonische Gasconade gemacht haben soll, nicht so ganz unwahrscheinlich fand. (Le voyage par Mr. Hovel sehr empfohlen.) Übrigens versicherte mich [Böttiger] Goethe, was ich auch von andern Reisenden so oft bestätigt gehört habe, daß unter den niedern Volksklassen in Italien noch fast durchaus die Sitten, Denkart und Gebräuche wiedergefunden werden, wie wir sie in den alten Schriftstellern bezeichnet finden. Auch die Religion ist überall auf heidnische Superstition gepflanzt. — Vom ungesunden Klima in Rom. Überall giebt es Häuser daselbst, die wegen der Malaria nicht bewohnt werden. Oft ist es jedoch nur Vorurtheil. Man könne mit Recht sagen, daß die Römer aus Drang und Noth Welteroberer geworden wären, weil es ihnen zuhause in ihrem inficirten Neste nicht gefallen konnte. Doch sei es glaublich, daß bei der stärkeren Cultur der campagna di Roma vorzeiten das Klima weniger Krankheitsstoff in sich gehabt habe. — Einige Engländer haben den Einfall gehabt, die Tiber in ein andres Bette um Rom herumzuleiten, um in ihrem ausgetrockneten Bette Schätze versenkter Alterthümer wiederzufinden.

Es ist dies ein, der Lage Rom's nach, unmögliches Unternehmen. Die Tiber hat übrigens gewiß allein

den ältesten Bewohnern Rom's Anlaß gegeben, das auf dem hohen Berg göttlich liegende Alba zu verlassen und sich in diesem Sumpfloch anzusiedeln, welches ohne diesen Beweggrund ein Unternehmen von lauter Tollhäuslern gewesen wäre.

Goethe bereiste Italien vorzüglich der Kunst wegen Seinem Kennerauge ist hier nichts entgangen. So wurde z. B. die Frage aufgeworfen, wie die Alten bei ihren Riesengebäuden die ungeheuern Steinmassen in solche Höhen hinaufgebracht hätten. Hier sagte Goethe, daß er in Sicilien einen unvollendeten Tempel gesehn hätte, wo an den Quadersteinen noch auf beiden Seiten die Henkel sichtbar gewesen wären, um welche man die Seile geschlungen und die man alsdann beim Aneinanderpassen abgeschlagen habe. Übrigens habe man lauter solche schneckenförmig auflaufende Gerüste gehabt, wie sie in Merian's Bilderbibel noch um den babylonischen Thurm herum zu sehen wären. — Goethe bewundert auf den alten Münzen die schönen festen Umrisse aller Formen, z. B. auf den Münzen von Tarent den Delphin. Aber auch hier hat er über Verhältnisse und Proportionen treffliche Beobachtungen angestellt. So frappirte ihn z. B. lange die Bildung eines Menschenkopfes an einem Stierleib auf mehren Münzen des untern Italiens, wo ein schönes Menschengesicht doch einzig auf den Körper eines Ochsen paßt. Allein das Geheimniß besteht darin, daß der Künstler zwischen den festen hervorstehenden Theilen des Gesichts

ungewöhnlich verlängerte Zwiſchenräume angebracht hat, ſowie im Gegentheil beim non plus ultra weiblicher Schönheit, der Mediceiſchen Venus, jene Zwiſchenräume außerordentlich verkürzt ſind.

Es iſt Wonne, Goethe über ſolche Gegenſtände mit lichtvoller Präciſion ſprechen zu hören.

95.

1791, 4. November.

Im Weimarer Gelehrten-Verein.

Die Ordnung der heutigen Sitzung war folgende. Der Präſident der Geſellſchaft, der Geheimerath von Goethe, eröffnet ſie mit fortgeſetzten Betrachtungen über das Farbenprisma. Er wiederholte erſt ganz kurz die Reſultate deſſen, was er im erſten Hefte ſeiner „Beiträge zur Optik" weitläufiger und durch 24 kleine illuminirte Kupfertäfelchen, die dazu ausgegeben werden, veranſchaulicht hat.

Die Hauptſätze demonſtrirte er an einer ſchwarzen Tafel, wo er die Figuren ſchon vorher angezeichnet hatte, ſo lichtvoll vor, daß es ein Kind hätte begreifen können. Goethe iſt ebenſo groß als ſcharfſinniger Demonſtrator an der Tafel, als er's als Dichter, Schauſpiel- und Opern-Director, Naturforſcher und Schriftſteller iſt. Er erklärte ſich hier im kleinen Zirkel geradezu gegen Newton's Farbentheorie, die durch ſeine Verſuche

ganz umgeworfen wird, und zeigte zugleich an dieſem Irrthum des großen Newton, dem nun ein Jahrhundert lang alles nachgebetet hat, ſehr ſchön, wie Nachbeterei auch unter guten Köpfen ſo tief Wurzel ſchlagen könne.

96.

1792, 23. März.

Im Weimarer Gelehrten-Verein.

Nun überraſchte uns Goethe mit einem Aufſatz, deſſen Ankündigung ebenſo befremdend, als die Ausführung hinreißend und unterhaltend war. Es ging ein, auf einen Bogen gezeichneter Stammbaum herum und zugleich kündigte uns Goethe an, er wolle uns etwas über Caglioſtro's Stammbaum und die Familie dieſes Wundermannes vorleſen.

„Als ich," fing er an zu erzählen, „im Jahre 1787 mich auf meinen Reiſen einige Zeit zu Palermo in Sicilien aufhielt, wurde in allen Geſellſchaften vom Grafen Caglioſtro, als einem gebornen Palermitaner, deſſen nächſte Blutsfreunde noch in kümmerlichen Umſtänden in Palermo lebten, geſprochen. Man ſagte mir in einer Geſellſchaft, ein ſehr geſchickter Advocat habe auf Requiſition des franzöſiſchen Hofes die Familienumſtände des Herrn Landsmannes genau unterſucht und darüber ein Memoire nach Paris geſchickt, wo ſich damals der berühmte Halsbandproceß für Caglioſtro

damit geendigt hatte, daß dieser freigelassen wurde und nach England ging. Meine Neugier, diesen Advocaten selbst kennen zu lernen, wurde durch die Dienstfertigkeit Eines aus der Gesellschaft bald befriedigt, der mich schon des andern Tags bei diesem Manne einführte. Dieser legte mir hierauf den ganzen Stammbaum des Abenteurers und zugleich eine Abschrift des Memoires vor, das er nach Frankreich zur Entlarvung des Herrn Balsamo geschickt hatte. Sein mütterlicher Großvater hatte wirklich Joseph Cagliostro geheißen, unter welchem Namen sich noch Verwandte in Messina befinden. Sein Vater war ein Kaufmann, der insolvent geworden und bald gestorben war. Der junge Balsamo hatte einige Zeit in einem Kloster der barmherzigen Brüder zugebracht, wo er eben sein bischen empirische Medicin gelernt hatte, weil dieser Orden die Krankenpflege in den Spitälern besorgte. Als er dieser Klosterzucht entlaufen war, lernte er alle Hände meisterhaft nachmachen, kam dieser Kunst wegen in's Gefängniß und entkam diesem durch eine Flucht nach Rom, wo er seine Seraphine, eine Gürtlerstochter, heirathete, durch ihren Erwerb nun die Rolle eines Grafen Pellegrino zu spielen anfing, und unter diesem Namen selbst die Unverschämtheit hatte, wieder nach Palermo zu kommen. Aber hier wurde er erkannt und zum zweiten Male festgemacht. Aber auch diesmal wußte er sich seine Freiheit durch die Schönheit seiner Frau zu verschaffen, deren erklärter Liebhaber, ein roher junger Principe, den

mit mehrerem Rechte thue, als sein sonst verständiger und geschäzter Freund, der, wie es ihm schien, auf das unreellste von der Welt einen so großen Werth, und das Gewicht seiner ganzen Seele legte. Manchmal dachte er, es könne gar nicht fehlen, dieser falsche Enthusiasmus müsse zu überwältigen, und ein so guter Mensch auf den rechten Weg zu bringen seyn. In dieser Hoffnung fuhr er fort: Es haben die Großen dieser Welt sich der Erde bemächtiget, sie leben in Herrlichkeit und Überfluß. Der kleinste Raum unsers Welttheils ist schon in Besiz genommen, jeder Besiz befestiget, Ämter und andere bürgerliche Geschäfte tragen wenig ein; wo giebt es nun noch einen rechtmäßigeren Erwerb, eine billigere Eroberung als den Handel? Haben die Fürsten dieser Welt die Flüsse, die Wege, die Häfen in ihrer Gewalt, und nehmen von dem, was durch und

Advocaten, der gegen Balſamo diente, ſo mißhandelte, daß dieſer aus Angſt nun ſelbſt die Loslaſſung des Gefangenen bewirkte. Nun verließ unſer Held Palermo zum zweiten Male, nahm ſeines Großvaters Caglioſtro Namen an und durchſtrich, wie bekannt, Europa. Dies und vieles Andre lernte ich aus jenem Memoire, das ich vom Advocaten zum Anſehen erhielt, ſowie ich mir auch den dabei befindlichen Stammbaum copirte. Der Advocat hatte die Data zu dem letzteren von Balſamo's noch lebender Mutter und Schweſter auf eine gute Art zu erhalten gewußt.

Dies machte mich neugierig, dieſe Familie ſelbſt kennen zu lernen. Es hielt ſchwer, da es arme Leute waren, die jeden Beſuch eines Fremden ſehr verdächtig finden mußten. Aber der Schreiber des Advocaten, der mir die Sache communicirte, erbot ſich doch, mich als einen Engländer dort bekannt zu machen, der genaue Nachricht von der Befreiung Caglioſtro's aus der Baſtille und ſeiner glücklichen Ankunft in England zu überbringen habe. Der Anſchlag glückte."

Nun erzählte Goethe mit ſeiner unnachahmlichen Kunſt zu erzählen und Familienſcenen zu malen, ſeinen Eintritt in die kleine Wirthſchaft dieſer armen Bürgerfamilie. In der Küche wuſch Caglioſtro's Schweſter eben das Eßgeſchirr auf und deckte ſogleich beim Eintritt des Fremden, der hier durch die Küche in die Wohnſtube paſſiren mußte, durch Ueberſchlagen der Schürze den noch weniger abgetragenen und ver-

ſchoſſenen Vordertheil ihres Rockes auf. In dem Wohn- und Familienzimmer — die ganze Familie hatte nur dies einzige — ſah alles ärmlich, doch reinlich aus. Schwarze Heiligenbilder hingen an den Wänden, die einſt gefärbt geweſen waren. Die Rohrſtühle waren einſt vergoldet geweſen. Ein einziges Fenſter erleuchtete das Zimmer, an deſſen einem Ende die alte hartthörige Mutter, an dem andern eine kranke ſchlafſüchtige Frau ſaß, die man in der Familie, trotz alles eignen Mangels, aus Barmherzigkeit unterhielt. Goethe mußte nun der alten Mutter die Nachricht von ihrem Sohne weitläufig verdolmetſchen laſſen, da er des gemeinen Dialects der Sicilianer nicht ganz kundig war. Die Schweſter, die ſelbſt ſchon drei erwachſene Kinder hatte und eine arme Wittwe war, erzählte, wie es ihr kränkend ſei, daß ihr Bruder, der große Schätze beſitzen ſollte, nicht einmal die 13 Once d'oro (Dukaten) wieder ſchicke, womit ſie ihm bei ſeiner letzten Abreiſe aus Palermo ſeine verſetzten Sachen eingelöſt habe. Fragen an Goethe, ob er nicht das Roſalienfeſt in Palermo abwarten wolle, ob er einen Brief an ihren Bruder in England beſtellen wolle. Die alte Mutter fragte, ob er wohl ein Ketzer ſei u. ſ. w. Beim Abſchied, der ſchon ſehr traurig war, verſpricht Goethe, morgen wieder zu kommen und den Brief ſelbſt abzuholen. Er kommt auch den andern Tag wirklich wieder und erhält einen Brief und einen pathetiſchen (rührend geſchilderten) mündlichen Auftrag von der alten Mutter, die keinen

ganzen Mantel mehr hat, um in die Messe gehen zu können. Beim Abschiede rührende Zunöthigung, das Fest der heiligen Rosalia noch in Palermo und in Gesellschaft dieser guten armen Leute zu feiern. — Hätte es Goethe's Reisekasse auf der Stelle erlaubt, er hätte seinen kleinen Betrug sogleich dadurch gut gemacht, daß er unter dem Vorwand, er wolle sich das Geld in England vom Bruder wiedergeben lassen, der Schwester noch vor der Abreise die 13 Dukaten geschickt hätte, die sie für ihren Bruder ausgelegt hatte. Was indessen damals nicht geschehen konnte, ist später von Deutschland aus geschehen.

Goethe hatte diese Auftritte in einigen Zirkeln seiner Freunde erzählt. Diese setzten ihn in den Stand, der armen Familie noch mehr zu schicken, als jenes betrug. Der englische Kaufmann Corf in Palermo, an den es Goethe spedirte, händigte es ohne alle Adresse ein. Die guten Leutchen meinten, dies käme wirklich von ihrem Bruder aus England und dankten ihm schriftlich. Auch diesen Brief, den dann Goethe von jenem Kaufmann zugeschickt bekam, las er uns jetzt vor. Er war sehr rührend, die Gabe war gerade zum Weihnachtsfeste angelangt. Die Mutter schrieb die Rührung des Herzens ihres Sohnes dem heiligen Mutter-Gottes-Kinde zu. Noch hat Goethe eine Summe in den Händen, die er der armen Familie, welche durch Cagliostro's neueste Schicksale in Rom aller Hoffnung beraubt sein muß, noch zuschicken wird. — Einer aus der Gesellschaft

glaubt, es ſei das Honorar, welches Goethe von Unger in Berlin für das Manuſcript des „Großkophta“ erhalten hat. Mir iſt's auch aus andern Gründen wahrſcheinlich; und ſo wäre es in der That höchſt ſonderbar, daß eine Summe Geldes, die durch ein Schauſpiel erworben wurde, das Cagliostro's Betrügereien und ſtirnloſe Frechheit geißelt, dieſes nämlichen Cagliſtro's alter Mutter und hilfloſer Schweſter in Palermo zur Erquickung gereicht, und daß Beides ein und derſelbe Deutſche that.

Vergeblich würde ich mich übrigens bemühen, die Schilderungen und kleinen, entzückenden Details wiederzugeben, die Goethe in die Erzählung dieſes kleinen Reiſeabenteuers zu verweben gewußt hatte. Enfin, la sauce valait bien la viande. So ſchwebt mir jetzt gleich noch das Gemälde vor Augen, wie beim erſten Beſuch bei der Familie Goethe mit ſeinem Begleiter in's große Gemach eingewieſen worden war, ſo verweilte die Schweſter, die ſie in der Küche angetroffen hatten, noch etwas in derſelben. „Als ſie hereintrat,“ erzählte Goethe, „hatte ſie eine reine weiße Schürze umgethan und ſtatt der klappernden Korkpantoffeln Schuhe mit einem rothen Bändchen angezogen. Sie ſetzte ſich mir ſchief über, ſtemmte beide Hände auf die Knie und befühlte nun, ſo vorwärts gebogen mit argloſem unbeleidigendem Blicke jede Muskelbewegung des ihr fremden Mannes.“

Vieles, was ſpäter in den zu Rom aus dem Ver-

höre gedruckten Nachrichten von Cagliostro stand, war noch ausführlicher in jenem Memoire des palermitanischen Advocaten, das Goethe blos darum nicht ganz copirte, weil er gewiß glaubte, man würde es in Paris selbst sogleich drucken lassen.

97.

1792, 6. November bis 4. December.

Mit Jacobi.

a.

Mir stand .... unser Wiedersehen in Pempelfort zu lebendig vor der Seele. Du warst gekommen, um mir „Rechenschaft von Deinem Haushalte abzulegen". Ich sollte Dich um alles, was ich von Dir zu wissen begehrte, ungescheut fragen und mir sollte auf alles und jedes vollständige, unverhohlene Antwort werden. Du forderteſt nicht dagegen das Gleiche von mir, würdeſt aber jeder vertraulichen Mittheilung aus meinem Innern (Dich) herzlich erfreuen. Ich verhieß Dir, was Du mir verheißen haſt.

b.

Ich gedachte .. jener fünf Wochen, die Du im Winter des Jahres 1792 bei mir in Pempelfort zubrachteſt und des Zeugniſſes aus voller Seele, das Du mir beim Scheiden gabſt. Wir hatten Stunden mit-

einander verlebt, die keiner von uns je vergeſſen konnte. Jene Ahndungen in der Mitternachtsſtunde zu Köln wurden uns jetzt zu Erkenntniſſen; wunderbar hatten ſelbſt die Täuſchungen ſich zur Wahrheit verklärt. Für Dich zumal hatte die „Reiſe unſerer Freundſchaft“, wie Du es nannteſt, die „höchſte Süßigkeit“; und es mußte ſo ſein; denn Dir war in Erfüllung gegangen über Deine Erwartung, was Du auch geſtandeſt; mir nicht darüber, noch darunter.

98.

1792, 7. November bis 4. December.

Mit Jacobi.

Du [Johanna Schloſſer geb. Fahlmer] thuſt Goethe gewiß unrecht, wenn Du ihn einer Verachtung gegen Schloſſer beſchuldigſt. Ich habe ihn hierüber gleich den Morgen nach ſeiner Ankunft vorgenommen und ihm mit dürren Worten geſagt, was mir Schloſſer vorigen Sommer geſchrieben hatte, nämlich: „Wenn ihn Goethe verachte, ſei er ein Narr, und wenn er etwas wider ihn habe und es ihm nicht ſage, ein ſchlechter Menſch.“ — Es that ihm weh, dies zu hören, das ſah ich, und es war ihm gewiß Ernſt mit der Verſicherung, daß er zwar Vorwürfe, aber nicht dieſe verdiene; er ehre und liebe Schloſſer'n, aber Schloſſer habe für ihn etwas Unverträgliches, weswegen

er ſich vor ihm ſcheue. Dies war die Subſtanz von dem, was er vorbrachte. Er ſetzte hinzu, daß er ſehr gewünſcht und auch gehofft hätte, Euch in Karlsruhe zu beſuchen. Denſelbigen Morgen gab es Gelegenheit, daß ich ihm Schloſſer's jüngſten Brief zu leſen reichte. Goethe hatte nämlich bei einer Stelle des Ariſtoteles, die ich ihm vorlas, ſich gerade ſo geäußert wie Schloſſer über eine Stelle des Plato in dieſem Briefe. Dieſer ganze Brief machte ihm ungemeine Freude: er brachte ihm Schloſſer'n in ſeiner ganzen Schönheit und Größe vor die Seele. Nachher hat er mich bei Gelegenheit oft gefragt: „Weißt Du nicht, wie Schloſſer denkt?" — Mit dieſer oder jener Sache: „Giebt ſich Schloſſer damit ab?" — „Wie weit haltet Ihr auf dieſem — oder jenem — Wege gleichen Schritt? u. d." — Den Tag vor ſeiner Abreiſe bat er jeden von uns insbeſondere und mich zu wiederholten Malen, Schloſſer'n und Dich doch recht herzlich von ihm zu grüßen, Euch viel Liebes von ihm zu ſagen. Ich gab ihm noch ein paar beſondere Abzüge von Schloſſer's Antiberolinianis, die er mit Begierde annahm. Am Morgen ſeiner Abreiſe wiederholte er ſeine Aufträge an Euch . . . .

Was Du von Goethes Stolz im allgemeinen ſagſt, laſſe ich Dir gelten. Ich habe ihn von dieſer Seite jetzt noch viel näher kennen gelernt, auch durch eigene Bekenntniſſe, die er mir von ſeinem Ehrgeize und ſeiner Eitelkeit ablegte.

99.

1792, November (?).

Mit Christian Wilhelm v. Dohm.

Es scheint uns der Erwähnung werth zu sein, daß Dohm sogar in dieser gewirrvollen Zeit sich einige Tage für Pempelfort frei zu machen wußte, wohin Jacobi ihn eingeladen hatte, um dort Goethe, der von der Armee zurückkehrend bei dem Freunde etwas verweilte, näher kennen zu lernen. Er liebte ein solches plötzliches Herausreißen aus dem Treiben des gewöhnlichen Lebens, und kehrte dann meistens erheitert und gestärkt zu den Geschäften zurück. Diesmal fühlte er sich ganz vorzüglich angeregt durch die gediegne, vielseitige Unterhaltung, die er in Pempelfort fand. Im Tagebuch ist darüber, jedoch bei der Menge der Gegenstände, die zu jener Zeit darin zu berühren waren, nur andeutend, bemerkt worden: „Goethe sprach viel und gut! Tiefe Blicke über christliche Religion; überall tief eindringender Scharfsinn zugleich mit sehr viel Witz!"

100.

1792, December.

Über den Herzog Karl August.

Als der Herzog von Weimar als preußischer General in Begleitung seines Goethe in den von den beiden deutschen Großmächten übel berechneten und

unglücklich ausgeführten Feldzug verwickelt wurde und sich da zugleich die Furcht verbreitete, daß die feinere Conversation der zu Eisenach zugelassenen Emigrirten höhern Einfluß gewinnen könnte, sprach Goethe selbst bei der Rückkehr, dem Herzog nahe stehend, laut die Versicherung aus: „Jedermann dürfe gewiß sein, daß der Regent ganz ungeändert zurückgekommen ist."

101.

1793, 18. März.

Mit David und Simon Veit.

Wir kamen um 11 Uhr nach Weimar, kleideten uns mit Blitzesschnelligkeit um . . . . . und verfügten uns . . . zu Goethe. Sein Bedienter sagte uns, es wäre jetzt ein Graf bei ihm, der ihn schwerlich vor 1 Uhr verlassen dürfte, und wir möchten nur gegen zwei wiederkommen. Ich ließ mich nicht abschreden, sondern sagte dem Bedienten, er möchte uns nur als Berliner melden, die einen Brief vom Hofrath Moritz mitbrächten. Hierauf wurden wir zwei Treppen hinaufgeführt . . . . . Aus der Treppe kommt man in ein Vorzimmer, . . . aus diesem Zimmer in ein kleines, niedliches, in welches wir zugleich mit Goethe, den wir aus dem andern Theil der Wohnung kommen und mehrere Zimmer durchgehen sahen, als wir noch in der

Antichambre waren, hereintraten. Er hatte uns nicht zwei Minuten warten laſſen.

— — — — — — — — — — —

Er hat uns ungemein höflich aufgenommen; als er auf uns zukam, ſah er uns recht freundlich an, (ſein Blick iſt gewöhnlich ernſthaft, aber ohne alle Arroganz wie es ſcheint; wenn er ſich nicht an einen wendet, ſo ſieht er geſenkt zur Erde, mit den Händen auf dem Rücken und ſpricht ſo fort) fragte nach dem Endzwecke unſerer Reiſe, erzählte uns, daß es in Frankfurt ſehr lebhaft ausſähe, daß er Frieden wünſche u. ſ. w. Nachdem er einen Brief durchgeleſen hatte, erkundigte er ſich kaltblütig, aber mit vieler Aufmerkſamkeit nach Moritz. Sobald ich nur von ihm und der Entweichung ſeiner Frau zu reden angefangen hatte, ſagte er in einem ſehr ernſthaften Ton: „Er muß jetzt viel arbeiten, er muß arbeiten; er iſt wirklich ein gar lieber Mann, und wenn er etwas unternimmt, ſo greift er die Sache immer ſo ganz recht an. Er hat wirklich zu gar vielen Sachen ein recht hübſches Talent. Hm! Herkommen kann er freilich nicht; er muß ſehr viel Arbeit haben.“ Er ließ ſich nun noch über unſere Reiſe ſelbſt, über die Kriegsoperationen mit uns ein, ſprach aber von keiner Partei mit Deciſion, jedoch immer natürlich, immer, als ob er nur die Sachen, nicht die Worte ſuchte. Man hört's ihm noch manchmal an, daß er aus dem Reich iſt, wie er uns auch ſelbſt ſagte. Das Zimmer, in welchem wir ſtanden — ſitzen ließ er uns nicht —

vorbey geht, einen ſtarken Gewinn: ſollen wir nicht mit Freuden die Gelegenheit ergreifen, und durch unſere Thätigkeit auch Zoll von jenen Artikeln nehmen, die theils das Bedürfniß, theils der Übermuth den Menſchen unentbehrlich gemacht hat? Und ich kann dir verſichern, wenn du nur deine dichteriſche Einbildungskraft anwenden wollteſt, ſo könnteſt du meine Göttin als eine unüberwindliche Siegerin der deinigen kühn entgegenſtellen. Sie führt freylich lieber den Ölzweig als das Schwert; Dolch und Ketten kennt ſie gar nicht: aber Kronen theilet ſie auch ihren Lieblingen aus, die, es ſey ohne Verachtung jener geſagt, von ächtem aus der Quelle geſchöpftem Golde und von Perlen glänzen, die ſie aus der Tiefe des Meeres durch ihre immer geſchäftigen Diener geholt hat.

Wilhelmen verdroß dieſer Ausfall ein we-

war mit grünen Tapeten ganz modern geziert. . . . . Eine Viertelſtunde — eher mehr, als weniger — hielt er uns auf, machte dann eine bedeutend lächelnde Miene und wir waren nicht dumm. Nach Mendelsſohn erkundigte er ſich gar nicht, ohngeachtet im Briefe Herr Veit als deſſen Schwiegerſohn genannt iſt. Überhaupt haben wir keinen literariſchen Punkt berührt; er fragte nicht einmal nach Moritzens neueſten Sachen; der Mann hat nicht unrecht, wenn ihm mies iſt. Er begleitete uns aus der Antichambre und war noch beim Abſchiede ſehr höflich.

102.

1793, 12. Auguſt.

Mit Johann Iſaak Gerning.

Nachdem Goethe am 1. Auguſt Gerning aufgefordert hatte, ihn zu beſuchen, führte letzterer dies bei Goethes Rückkehr nach Frankfurt aus.

An dieſem Morgen hatte ich das gewünſchte Glück, bei Goethe zu ſein, ihm mein poetiſches Zeug zu bringen und von ihm ſchönen Unterricht zu empfangen. Es ſchien ihm nicht übel zu behagen, und weil ich Anlage oder Liebhaberei dran hätte, ſo müßte ich auch die nöthigen Grundlagen wiſſen. Er rieth mir beſonders zu Hexametern und Pentametern, worin er mir ein artiges Gedicht, „Das Wiederſehn“, zeigte. Moritzens „Proſodie“ und Herder's „Zerſtreute Blätter“ rieth er mir auch an.

103.

1793, 14. Auguſt.

Mit Gerning.

Von 10—11 Uhr bei Goethe, der mich um meine Pläne fragte, welche ich ihm — nämlich den des Wählens und Neapelſehens — genüglich erklärte. Er rieth mir, vorher einen Curſum von 3—6 Monden in Jena oder Weimar zu machen, das beſſer wäre, als 10 Jahre literariſchen Vegetirens. Der Edle ſcheint doch mein Zeug zu liken.

104.

1793, 15. Auguſt.

Mit Gerning.

Mit Goethe um's Thor gewandelt; über das zerſtreuende Glück, das ihn oft genirende Zeitverlieren ꝛc. geſprochen und zu Barkhauſens gegangen, Louiſens Gemälde und Zeichnungen bewundert, wo eben deren ältere Schweſter, Frau v. Oettingen von Wetzlar, eine weiland Amaſia Goethes ankam, der er entgegenging und welche ihm noch ſchmachtende Augen zuwarf.

105.

1793, 18. Auguſt.

Mit Gerning.

Nach dem Eſſen zu Goethe, der mir wieder, und wärmer Jena anrieth. Wir ſprachen von ſeinen Jugendproducten z. B. „Von deutſcher Baukunſt, worüber er ſagte: „wir empfinden da zu lebhaft“ und: der Gegenſtand wäre nicht immer ſo der, obgleich richtigen Empfindung werth. Er gab mir einen Kupferſtich von Lips an Sophie [Bethmann] zu ſchicken, mit einem Verslein.

106.

1793, 29. Auguſt.

Mit Gerning.

Heute früh deutete mir Goethe ſeine morgende Abreiſe an, und dieſen Abend 7½—8 Uhr habe ich noch erwünſcht bei ihm zugebracht, über vielerlei geſprochen: ja nach Weimar und Jena zu kommen, wo er mich gut bewirthen und beſorgen wolle ꝛc. . . . . Goethe gab mir noch einige Wein-, Tuch- ꝛc. Aufträge, er bot mir ſeine Dienſte, Wohnung in Jena ꝛc. zu beſorgen und nahm herzlichen Abſchied von mir.

107.

1794, Mai (?).

Über Homer.

Gegen die Hypotheſe, daß Homer's Ilias erſt zu Sparta und Athen von Lykurg und Piſiſtratus nach und nach zuſammengeſetzt worden wäre, erinnerte Goethe mit Recht, daß dann die Athener gewiß keine ſo armſelige Rolle mit ihren paar Schiffen in der Ilias ſpielen würden.

108.

1794, 6. Juni.

Mittagsmahl bei Goethe.

Den 6. Juni waren wir Mittags bei Goethe zuſammen. Beinahe während der ganzen Mahlzeit ſprach Goethe mit einer von mir [Böttiger] an ihm noch nie beobachteten Heftigkeit gegen Lavater, den er für den ſtudirteſten Heuchler und Böſewicht erklärte, aber ſeiner unendlichen Kunſt, allen alles zu werden völlige Gerechtigkeit wiederfahren ließ. Anekdote von Hottinger und der Fürſtin von Deſſau. Lavater ſchenkte Hottinger, ſeinem abgeſagteſten Gegner, ein Halstuch, das auf der Fürſtin Buſen geruht hatte und von ihren Thränen benetzt war, um den jungen Hottinger durch Sinnlichkeit zu feſſeln. Goethe antwortete Lavater nie,

ohngeachtet dieſer durch Grobheiten Antwort erzwingen will, und ließ ſich vor ihm in Mainz verleugnen. Warum er überall ſeinen Namen einkritzle? In Frankfurt zerbrach Goethe bei ſeiner Mutter viele Scheiben und Spiegel, wo überall Lavater ſein Gedächtniß geſtiftet hatte. Wieland, der, ſeit Lavater mit [Karl Leonhard] Reinhold bei ihm war, immer Lavater's Partie nahm, wurde durch das alles, was Goethe ſagte, ſo aufgebracht, daß er ſich ſelbſt ausſchalt, weil er zeither den Fremden, gegen die er Lavatern lobpries, ſoviel Ärgerniß gegeben habe. Voß, der auch Unwillen gegen Lavatern zeigte, erzählte, Lavater habe in Kopenhagen und überall im Holſteiniſchen mit großer Selbſtgefälligkeit erzählt, als er mit Reinhold und Wieland zu Tiſche geſeſſen, da hätten die Dichtkunſt, Philoſophie und Schwärmerei Tiſchgenoſſenſchaft gemacht.

Er [Goethe] hat lange Unterſuchungen über das ſogenannte os intermaxillare, welches die Thierphyſiognomien nach Camper und Blumenbach von der menſchlichen unterſcheiden ſoll, angeſtellt. Loder wird ſie herausgeben.

Es iſt äußerſt intereſſant, ihn ſeine Abenteuer beim Feldzug in der Champagne 1792, wo er den Herzog begleitete, erzählen zu hören. Er hielt ſich immer zum Vortrab, wo es am luſtigſten zuging. Anekdote von einem Bauer bei Verdun, der ſich allein in einem Weinberg verſteckt hatte und gegen die preußiſche Armee ſchoß. Er ſollte gehängt werden und man fand keinen

Baum, woran man ihn hätte hängen können. Endlich ließ ihn der preußiſche Major mit 25 Arſchprügeln laufen. Ein niedliches Bauerweibchen, die ſich hatte flüchten wollen, brachten ſie mit ihren zwei Wagen und Effekten glücklich in ihr Dorf zurück. In Verdun ließ ſich Goethe Empfehlungsbriefe nach Paris an die ſchöne Weile [?] geben, weil er auch gewiß überzeugt war, es ging grade nach Paris. Ein Blatt vom Moniteur, das ſie auf einem feindlichen Wagen erbeuteten und worin ſtand: les Prussiens pourront venir à Paris, mais ils n'en sortiront pas, beſtärkte ſie alle in dieſem Glauben. Goethe ließ ſich ſchon die Spezialkarten zum Marſche nach Paris durch einen Soldaten, der dies Geſchäft als Feldbuchbinder trieb, auf Leinwand ziehen.

109.

1794, etwa 24. Juli.

Mit Schiller.

Bei meiner Zurückkunft [von Weißenfels] fand ich einen ſehr herzlichen Brief von Goethe, der mir nun endlich mit Vertrauen entgegenkommt. Wir hatten vor ſechs Wochen über Kunſt und Kunſttheorien ein Langes und Breites geſprochen und uns die Hauptideen mitgetheilt, zu denen wir auf ganz verſchiedenen Wegen gekommen waren. Zwiſchen dieſen Ideen fand ſich eine unerwartete Übereinſtimmung, die um ſo intereſſanter war, weil ſie wirklich aus der größten Verſchiedenheit

der Geſichtspunkte hervorging. Ein jeder konnte dem andern etwas geben, was ihm fehlte, und etwas dafür empfangen. Seit dieſer Zeit haben dieſe ausgeſtreuten Ideen bei Goethe Wurzel gefaßt und er fühlt jetzt ein Bedürfniß ſich an mich anzuſchließen, und den Weg, den er bisher allein und ohne Aufmunterung betrat, in Gemeinſchaft mit mir fortzuſetzen. Ich freue mich ſehr auf einen für mich ſo fruchtbaren Ideenwechſel, und was ſich davon in Briefen mittheilen läßt, ſoll Dir getreulich berichtet werden.

110.

1794, Sommer.

Mit Johann Gottlieb Fichte.

Goethe wünſchte er [Fichte] für die Speculation zu gewinnen. Sein Gefühl leite ihn zu richtig. „Neulich“ — fuhr er fort — „hat er mir mein Syſtem ſo bündig und klar dargelegt, daß ich's ſelbſt nicht klarer hätte darſtellen können.“ Sie [W. v. Humboldt] kennen dieſe Manier.

111.

1794, Sommer.

Mit Johann Daniel Falk.

Den folgenden Morgen beſuchte ich den Geheimen Rath Goethe. . . . . Er iſt von mittlerem Wuchſe, hat ein männlich braunes Antlitz, . ſchwarze [!] funkelnde

Augen, einen tiefjaſſenden Blick, einen ſtarken ſchwarzen Bart und genialiſche, aber regelmäßige Züge. Sein Anzug war bürgerlich einfach — ein ſimpler blauer Überrock — ſein Anſtand kunſt- und anſpruchslos. Ein mehr angeborner, als angenommener Ernſt erweckt in jedem, der mit ihm ſpricht, ein gewiſſes Gefühl von Hochachtung, ich möchte beinahe ſagen von Ehrfurcht, das aber keineswegs zurückſtoßend iſt. Ich hätte ihn eher für einen biederherzigen Amtmann, als für den großen Schriftſteller gehalten, auf den unſer Vaterland nicht ohne Urſache ſtolz ſein darf. Er empfing mich freundſchaftlich, und wir ſprachen über eine Stunde miteinander. Goethe erzählte mir, daß Schiller mit unſäglicher Anſtrengung arbeite. Als Schiller ſich noch in Weimar befand, verſchloß er ſich oft acht Tage lang und ließ ſich von keiner Seele ſprechen. Abends um acht ſtand noch ſein Mittagseſſen vor ſeinem Studirpult. Doch glaubte er nie die ſtrengen Forderungen der Kunſt befriedigt zu haben; denn ſeine Begriffe von dem Ideal, nach dem er hinaufarbeitete und alle ſeine Geiſtesgeburten abmaß, waren zuweilen etwas überſpannt und abenteuerlich. Deshalb hielt es auch ebenſo ſchwer, die Pſychologie aus ſeinen Stücken, als aus ſeinem Geſichte herauszufinden. Der „Don Carlos“ ließe ſich beſſer leſen, als aufführen, und die darin verwebte Pſychologie der Charaktere ſei auch ſelbſt bei der Lectüre und der angeſpannteſten Aufmerkſamkeit nicht immer bemerkbar. Die übergroße Anſtrengung, mit der

Schiller arbeitete, glaubte er auch in ſeinen flüchtigſten hingeworfenen Stücken zu entdecken. Selbſt an den „Briefen über den Don Carlos“ im „Teutſchen Merkur“ ſähe man die Schweißtropfen hängen, die ſie dem Verfaſſer gekoſtet. Wie Goethe glaubte, ſei der Kampf, den Schwärmerei, Vernunft und Einbildungskraft, die in der Seele dieſes Dichters gekämpft, mit unverkennbaren Zügen ſeinem Geſicht eingegraben, und daraus entſtehe in demſelben die ſonderbare Miſchung von Schwermuth, Freundlichkeit, Ernſt und Zerſtreuung. Kurz, auf ihn paſſe ganz, was er einſt in ſeinen Werken zur Charakteriſirung eines Dritten ſagte: „In ſeiner Phantaſienwelt verſchloſſen, war er ein Fremdling in der wirklichen. Sein Körper, mitten aus der Zerrüttung hervor, verräth einen hohen männlichen Geiſt gleich den Ruinen eines ehrwürdigen alten Tempelgebäudes: Ihr ahnt aus dem Schauer der Ehrfurcht, der Eure Seele ergreift, daß einſt eine Gottheit hier wohnte, aber erkennen könnt Ihr es jetzt nur aus Trümmern und Überbleibſeln, die der Zahn der alles zerſtörenden Zeit verſchonte.“

Noch ſprach Goethe viel von Italien, wo er ſich lange Zeit aufgehalten..... Von den ſchönen Gegenden und ſelbſt von den Einwohnern dieſes Landes ſprach er mit vielem Enthuſiasmus. „Die Luft iſt lauer, reiner, der Himmel blauer und unbewölkter, die Geſichter offen, freundlich und lachender, die Formen und Umriſſe der Körper regelmäßig und anlockender.

Selbſt das Grün der Wieſen und Bäume nicht ſo kalt und todt, ſondern höher, heller, mannigfaltiger, als in den nördlichen Himmelsſtrichen. Alles ſcheint zum lieblichen Genuſſe einzuladen, und Natur und Kunſt bieten ſich wechſelſeitig die Hand. Nirgends oder ſelten finden Sie in Italien ſolche zurückſtoßende, koloſſale Geſtalten wie in unſern Gegenden, nirgends ſo verkrüppelte und zuſammengeſchrumpfte Figuren. In unſern Geſichtern verlaufen die Züge regellos durch- und ineinander, oft ohne irgend einen Charakter anzudeuten, oder es hält wenigſtens ſchwer, das Original herauszufinden; man kann ſagen: in einem deutſchen Geſichte iſt die Hand Gottes unleſerlicher, als auf einem italieniſchen. Bei uns iſt alles verkrüppelter und ſelten ſelbſt in der Form etwas Vollendetes. Kopf und Hals ſcheinen bei jenen Menſchen gleichſam unmerklich ineinander gefügt, bei uns ſind ſie größtentheils eingeſchoben und aufgeſtülpt. Die ſanft geblähte Bruſt ſchwellt allmälig in ihren Umriſſen; nicht ſolche kugel- und muskelhafte Maſſen von Fleiſch, die das Auge mehr beleidigen, als einladen. Ich habe in Italien unter der gemeinſten Menſchenklaſſe Körper geſehen gleich den ſchönſten Antiken und andere, die entkleidet dem Künſtler durch die Regelmäßigkeit ihres Baues den vollkommenſten Torſo vertraten. Kurz: in Italien wohnen ſchöne Körper und ſchöne Seelen unter Einem Dach und Fach in brüderlicher Eintracht beiſammen; bei uns wohnen ſie durch verſchiedene Stückwerke abgeſondert und ungeſellig; jedes treibt ſeine

nig, doch verbarg er seine Empfindlichkeit; denn er erinnerte sich, daß Werner auch seine Apostrophen mit Gelassenheit anzuhören pflegte. Übrigens war er billig genug, um gerne zu sehen, wenn jeder von seinem Handwerk aufs beste dachte; nur mußte man ihm das seinige, dem er sich mit Leidenschaft gewidmet hatte, unangefochten lassen.

Und dir, rief Werner aus, der du an menschlichen Dingen so herzlichen Antheil nimmst, was wird es dir für ein Schauspiel seyn, wenn du das Glück, das muthige Unternehmungen begleitet, vor deinen Augen den Menschen wirst gewährt sehen! Was ist reizender als der Anblick eines Schiffes, das von einer glücklichen Fahrt wieder anlangt, das von einem reichen Fange frühzeitig zurückkehrt! Nicht der Verwandte, der Bekannte, der Theilnehmer allein, ein jeder fremder Zuschauer wird hingerissen, wenn er die Freu-

Wirthschaft für sich. Ich bedaure einen großen Künstler wie Herrn Lips in Deutschland, wo ihm das Studium der Formen in seiner Kunst keinen Vorschub thut; er muß unaufhörlich aus seiner Phantasie hervorarbeiten. Die Römerinnen sind die reizendsten Gestalten, die ich je erblickte: ein schlanker Wuchs, regelmäßige, majestätische Gesichtszüge, große gewölbte Augenbrauen, die wie abgezirkelt einen Halbbogen bilden, sind unter dem männlichen und weiblichen Geschlechte nichts Ungewöhnliches. Auch herrscht unter ihnen weit mehr Künstlergeschmack, als in Deutschland, wozu freilich der frühe Anblick der unsterblichsten Meisterstücke der Kunst in Tempeln und öffentlichen Gebäuden viel beitragen mag. Bei uns ist der gute Geschmack größtentheils in Studirstuben eingeschlossen. Freilich herrschen dagegen Luxus und Üppigkeit, diese von den schönen Künsten unzertrennlichen Übel, ausgebreiteter, als bei uns, in Italien. Doch muß man auch hier nicht zu vorschnell die Wirkungen des wollüstigen Klimas dem Einfluß der schönen Künste und Wissenschaften beimessen. Sowie Pflanzen und Blumen unter der milden Sonne Italiens sich schneller und üppiger entfalten, aber auch rascher dahinwelken, so ist es auch vielleicht der Fall mit den Einwohnern dieses Himmelstrichs selbst: früher und reizender aufblühend und reifend, sind ihre Körper wollüstiger, idealischer, aber auch hinfälliger und vergänglicher, als die unsrigen."

112.

1794, Anfang September.

Über Schiller

Die Stein hat mir [Schiller] dieſer Tage geſchrieben, daß Goethe kürzlich bei ihr geweſen, welches mir unerwartet geweſen iſt. Von allen Orten her erfahre ich jetzt, wie ſehr ſich Goethe über die Bekanntſchaft mit mir freut. An Meyern in Dresden hat er, wie Körner ſchreibt, vieles darüber geſchrieben und auch mit der Stein viel davon geſprochen.

113.

1794, 14.—20. September.

Mit Schiller.

Ich bringe die meiſte Zeit des Tages mit Goethen zu, ſodaß ich bei meinem langen Schlafen kaum für die nöthigſten Briefe noch Zeit übrig habe. Vor einigen Tagen waren wir von halb 12, wo ich angezogen war, bis nachts um 11 Uhr ununterbrochen beiſammen. Er las mir ſeine Elegien, die zwar ſchlüpfrig und nicht ſehr decent ſind, aber zu den beſten Sachen gehören, die er gemacht hat. Sonſt ſprachen wir ſehr viel von ſeinen und meinen Sachen, von anzufangenden und angefangenen Trauerſpielen u. dgl. Ich habe ihm

meinen Plan zu den „Malthesern“ gesagt, und nun läßt er mir keine Ruhe, daß ich ihn bis zum Geburtstag der regierenden Herzogin, wo er ihn spielen lassen will, doch vollenden möchte. Es kann auch ganz gut Rath dazu werden; denn er hat mir viel Lust dazu gemacht und dieses Stück ist noch einmal so leicht, als „Wallenstein“. Er hat mich gebeten, seinen „Egmont“ für das Weim. Theater zu corrigiren, weil er es selbst nicht wagt, und ich werde es auch thun. Meinen „Fiesco“ und „Kabale und Liebe“ räth er mir auch nur ein wenig zu retouchiren, daß diese Stücke ein bleibendes Eigenthum des Theaters werden. Was seinen Antheil an den Horen betrifft, so hat er großen Eifer, aber freilich wenig vorräthige Arbeit. Seine Elegien giebt er uns und zwar gleich für die ersten Stücke. Alsdann hat er mir vorgeschlagen, einen Briefwechsel mit ihm über Materien zu eröffnen, die uns beide interessiren, und dieser Briefwechsel soll dann in den Horen gedruckt werden.

114.

1794, 14.—28. September.

Mit Schiller.

a.

Ich komme eben von Weimar, wo ich 14 Tage bei Goethe gewohnt und mit ihm Langes und Breites über unsre Horen ausgemacht habe. Er ist einer der eifrigsten

von uns und wird zu jedem Stücke des Journals einen Beitrag geben. Zugleich unterhält er deswegen einen Briefwechsel mit einem Freunde in Rom [Hirt], um immer das neueste aus dem artistischen Fache in Italien zu erfahren. Goethe und ich werden eine Correspondenz über die schöne Kunst mit einander führen, die gleichfalls bestimmt ist, einmal für die Horen gebraucht zu werden. Mein Schauspiel [„Die Malteser"] hoffe ich, soll auch vor Ostern fertig sein und ein ganzes Monatsstück der Horen einnehmen. Auch Goethe hofft uns im nächsten Jahre gleich etwas Dramatisches geben zu können. Auch Hofrath Schütz ist Mitarbeiter an den Horen und wird uns über Beredsamkeit und Poesie der Alten Beiträge liefern. Für das Fach der bildenden Kunst, der Musik, der Baukunst, der Schauspielkunst haben wir auch schon einige Mitglieder, sodaß kein Zweig der Ästhetik wird zurückgelassen werden.

Wir sind der Meinung, daß deutsche Schrift der lateinischen vorzuziehen sei.

b.

Wir haben eine Correspondenz miteinander über gemischte Materie beschlossen, die eine Quelle von Aufsätzen für die Horen werden soll. Auf diese Art, meint Goethe, bekäme der Fleiß eine bestimmtere Richtung und ohne zu merken, daß man arbeite, bekäme man Materialien zusammen; da wir in wichtigen Sachen einstimmig und doch so ganz verschiedene Individuali-

täten ſind, ſo kann dieſe Correſpondenz wirklich intereſſant werden.

Seinen Roman will er mir bandweiſe mittheilen, und dann ſoll ich ihm allemal ſchreiben, was in dem künftigen ſtehen müſſe und wie es ſich verwickeln und entwickeln werde.

Er will von dieſer anticipirenden Kritik Gebrauch machen ehe er den neuen Band in Druck giebt. Unſere Unterredungen über die Compoſition haben ihn auf dieſe Idee geführt, die, wenn ſie gut und mit Sorgfalt ausgeführt werden ſollte, die Geſetze der poetiſchen Compoſition ſehr gut in's Licht ſetzen könnte.

Seine Unterſuchungen über Naturgeſchichte, von denen ich Dir einmal mehr ſagen will, haben mich ſo ſehr, als ſein poetiſcher Charakter intereſſirt, und ich bin überzeugt, daß er ſich auch hier auf einem vortrefflichen Wege befindet. Auch was er gegen die Newton'ſche Farbentheorie einwendet, ſcheint mir ſehr befriedigend zu ſein.

115.

1794, 19. October.

Mit David Veit.

a.

Wenn Sie [Rahel Levin] mir jemals gefehlt haben, ... ſo war es geſtern, nachdem ich Goethe drei Viertelſtunden hindurch ununterbrochen geſprochen hatte,

und noch mehr den Abend nach der Komödie in Weimar. . . . .

Goethe hat mich erſtaunlich freundlich aufgenommen, hat ſich angelegentlich nach [Salomo] Maimon erkundigt und überſehr viel Dinge mit mir geſprochen. Es iſt wahr, daß er älter geworden . . . er iſt etwas magerer und bleich im Geſicht; die Naſe ſieht länger aus, und die ihm gewöhnliche ſteife Stellung wird um ſo auffallender, nichtsdeſtoweniger iſt er außerordentlich freundlicher Geſichter und der heiterſten Laune fähig. Er hat viel über Maimon mit mir geſprochen, über Dichtkunſt, Philoſophie, Genie und andere Materien mehr. . . . . Beim Weggehen ſagte mir Goethe: „Beſuchen Sie mich, wenn Sie wieder nach Weimar kommen; komme ich nach Jena, — und ich denke: bald — ſo will ich nach Ihnen fragen. Wenden Sie ſich immer an mich, ſobald Sie etwas ſuchen; den Hofrath Gruner will ich bitten, daß er Ihnen Bücher leiht“ u. ſ. w. Ich: „„Ich danke Ihnen recht ſehr, Herr Geheimerath! Aber ich muß Ihnen geſtehen, daß ich wirklich Anſtand genommen habe zu Ihnen zu kommen; ich weiß, wie ſehr Sie von Fremden incommodirt werden““ u. ſ. w. Das nahm er wohl auf, und ich ging. Den Abend wurde in Weimar „Der Diener zweier Herrn“ zu meiner Verwunderung recht hübſch geſpielt. . . . . Goethe war auch im Theater, und zwar wie immer auf dem Platz des Adels. Mitten im Spiel gehet er von dieſem Platze weg, — was er ſehr ſelten thun ſoll — ſetzt

ſich, ſo lange er mich nicht anreden konnte, hinter mir — wie mir meine Nachbarinnen erzählt haben — und ſowie der Act zu Ende iſt, kommt er vor, macht ein äußerſt verbindliches Compliment und fängt in einem recht vertraulichen Ton an: „Das iſt ein recht vorzüglich Stückchen. O! es iſt ſchon ſehr alt, und von Goldoni; der Schröder hat's in's Kurze gezogen für die Hamburger Bühne, und alle Theaterſchwänke ſind darin recht gut benutzt.“ Ich: „„Ja wohl! und ich habe noch keine Unanſtändigkeit gehört.““ Goethe: „Kommt auch keine.“ — Hierauf fängt er an, einen Augenblick zu ſchweigen; indem vergeſſe ich, daß er Theaterdirector iſt und ſage: „„Sie ſpielen es auch recht hübſch.““ Er ſieht noch immer grade aus, und ſo ſage ich in der Dummheit — aber wirklich in einer Empfindung, die ich mir noch nicht zu zergliedern weiß — noch einmal: „„Sie ſpielen recht hübſch.““ In dem Augenblick macht er mir ein Compliment, das aber wirklich wie das erſte ſo verbindlich war, und fort iſt er! Hab' ich ihn beleidigt oder nicht? . . . . . Sie können es gar nicht glauben, wie ich noch immer geängſtigt bin, ohnerachtet ich ſchon von Humboldt, der ihn jetzt genau kennt, die Verſicherung habe, daß er oft ſo ſchnell weggeht und Humboldt es auf ſich genommen hat, noch einmal mit ihm von mir zu ſprechen.

b.

Nun meine angenehmen Vorfälle mit Goethe! Ich war vormittags hingegangen, vorsätzlich zu einer Zeit, wo er immer zu Hause ist und sich niemals sprechen läßt, und hatte den Brief dem Bedienten mit dem Bedeuten gegeben, daß ich nachmittags um 3 Uhr wiederkommen würde, um zu fragen, ob mir der Herr Geheimerath die Ehre erzeigen wollte, mich zu sprechen. . . . Um 3 Uhr kam ich und der Bediente führte mich in das Besuchzimmer.

Goethe (aus einer andern Stube). „Sie haben mir einen Brief von Herrn Maimon gebracht?“ Ich: „„Zu Befehl.““ Goethe: „heißen?“ Ich: „„Veit““ Goethe: „Ich freue mich recht sehr.“ Ich: „„Ich hatte schon vor anderthalb Jahren die Ehre, Sie zu sehen, durch eine Empfehlung des verstorbenen Hofraths Moritz.““ Goethe: „Ach ja! Auch ist mir Ihr Gesicht recht bekannt. Nun wie geht es denn Herrn Maimon?“ — Ich sagte ihm hierauf sein jetziges Verhältniß und daß er nebenher von dem geringen Ertrag seiner Schriften lebt. Goethe: „Ei, ei! Und er schreibt so starke Sachen und so hübsch.“ Ich: „„Ja! und hat das schwerste Fach.““ Goethe: „Ganz gewiß, das schwerste von allen. Man kennt ihn gar nicht so recht; das Publikum ist gar klein. Ich wollte, er käme her.“ Ich: „„Haben Sie seine neue Theorie gesehen, Herr Geheimerath?““ Goethe: „O wohl! Er hat mir auch

ſeinen Plan zur Erfindungslehre geſchickt; das muß er ausführen.“ Ich: „„Er wünſcht, ſich mit mehr Gelehrten verbinden zu können.““ Goethe: „Hm! warum? Sehen Sie: in wiſſenſchaftlichen Sachen iſt ſo etwas gar nicht nöthig. So wie ich da eine Idee habe, kann und muß ich ſie jedem ſagen; wie einer das Schema ſieht, weiß er ſchon, was er erwarten kann. In äſthetiſchen iſt es umgekehrt: wenn ich ein Gedicht machen will, muß ich es erſt zeigen, wenn es fertig iſt, ſonſt verrückt man mich; und ſo bei allem, was Kunſt iſt.“ — Hierauf ſprach er mit mir von Jena eine lange Zeit; Dinge, die zu weitläuftig würden. Dann ſagte ich ihm, daß Maimon den Plan hätte, ein neues Wörterbuch der ſchönen Künſte herauszugeben, und ſpielte hintenherum auf ihn als Mitarbeiter heran. Goethe: „Ja, ſehen Sie! Moritz wollte das auch, und der war lebhaft; dem habe ich ſchon geſagt, daß es noch zu frühe iſt. Erſt müſſen die Philoſophen die Principia in Ordnung gebracht haben; und wie jetzt die Gährung iſt, das wiſſen Sie. Man könnte da viel ſchreiben und manches aufwärmen; das will man nicht, und in ſechs oder acht Jahren wäre das Neue wieder verworfen. Das iſt doch auch nichts. Moritz kehrte ſich nicht daran, und ſeinen Beiſtand kann man keinem hübſchen Unternehmen verſagen, aber ein Lexikon, das iſt zum Nachſchlagen für Leute, die keine weitläuftige Sachen leſen, und iſt kein Buch für Erfindungen. Soll es Theorie der Künſte ſein? Künſte müſſen ausgeübt

werden, es ſei nun Poeſie, Malerei oder was ſonſt. Der die Regeln giebt, der muß ſehr langſam ſein, und der Künſtler kann wieder nicht warten und muß ſich an etwas halten. Dazu iſt nun freilich das Genie. Das Genie kommt mir immer vor wie eine Rechenmaſchine: die wird gedreht, und das Reſultat iſt richtig; ſie weiß nicht warum? oder wie ſo?"

Ich ſprach immer viel dazwiſchen und kam ihm oft zu Hülfe; denn er kann ſich gemeinhin auf viele Wörter nicht beſinnen und macht beſtändig Geſichter. „Bisher" — ſagte er unter andern — „hat man ſich in der Theorie häufig auf empiriſche Regeln, auf Erfahrungsſätze, eingelaſſen und immer in den Künſten geſprochen, wie die Sachen erſcheinen müſſen, nicht wie ſie ſein müſſen und wie man ſie machen ſoll. Ja, hören Sie! das kommt mir vor, als wenn einer in's Theater geht und das Stück gefällt ihm; nun denkt er, wie natürlich einjeder: du möchteſt wohl auch ein ſo ſchön Stück ſchreiben, und ſchreibt nach dem Effect. Ja, lieber Gott! der bringt nichts heraus; man muß wiſſen, wie viel unangenehme Theile dazu gehören, bis ein Ganzes angenehmen Effect macht. Kurz: ſo wie die Leute reden und ſchreiben, das heißt meiſtentheils, ein Stück als Zuſchauer ſchreiben. Hinter die Bühne muß man; man muß die Maſchinen und die Leitern kennen."

de sieht, mit welcher der eingesperrte Schiffer ans Land springt, noch ehe sein Fahrzeug es ganz berühret, sich wieder frey fühlt, und nunmehr das, was er dem falschen Wasser entzogen, der getreuen Erde anvertrauen kann. Nicht in Zahlen allein, mein Freund, erscheint uns der Gewinn; das Glück ist die Göttin der lebendigen Menschen, und um ihre Gunst wahrhaft zu empfinden, muß man leben und Menschen sehen, die sich recht lebendig bemühen und recht sinnlich genießen.

116.

1794, 31. October.

Über Voßens Iliasüberſetzung.

Erſter Geſang.

In einem alle Freitage ſich verſammelnden Abendzirkel für den Winter zwiſchen 1794 und 1795 wurde beſchloſſen, jedesmal einen Geſang der Ilias nach Voß vorzuleſen und ſich dann die dabei von ſelbſt kommenden Bemerkungen mitzutheilen. Goethe iſt Vorleſer.....

Die härteſten Stellen wurden durch Goethes treffliche Declamation und richtig wechſelndes Andante und Adagio außerordentlich ſanft und milde. Es iſt unleugbar, daß Voß nur für's Ohr und den lebendigen ſucceſiven Eindruck, nicht für's Auge und zergliedernden Überblick des Stils gearbeitet hat.

Fragen. 1) That Voß recht daran, das anſtößige κυνῶπα V. 159 und βοῶπις V. 551, jenes durch „Ehrvergeſſener!“ dieſes durch „hoheitblickende“ zu mildern und das ächthomeriſche 588 δεινομένην nur durch das ſanftere „wenn er Dich ſtraft“ zu überſetzen? Antwort. Keineswegs! In allen drei Fällen wird das ſtark Sinnliche durch abſtractere Vorſtellungen entnervt. Auch iſt das „hoheitblickende“ nicht einmal im Sinne Homer's, da es bloß die auch in den Kunſtwerken charakteriſtiſchen großen Augen der Juno bezeichnet. Sollte Voß nicht bloß das „Farrenäugige“

ſeiner Vorgänger haben vermeiden wollen, und, weil er fühlte, er könne nicht Beſſeres geben, lieber eine unbefriedigende Abſtraction geſetzt haben?

2) Iſt das ἀμφὶ μέτωπα χαῖται ἐπερρώσαντο [V. 529] wohl ganz richtig von Voß überſetzt: „ſie walleten vorwärts?“ Voß dachte ſich das Haar im Augenblicke des Zunickens. Aber ſo dachte ſie ſich wenigſtens Phidias nicht; da iſt dieſe gewaltſame Bewegung, wenn ſie überhaupt ſtattfand, ſchon vorbei, und die Locken zittern nur noch den Scheitel entlang.

In einigen Stellen iſt der Nachdruck des Originals merklich geſchwächt, als V. 132 μὴ φίλατε τόνγε „Sinne nicht auf Trug!“ Nach dem Original war dies ſchon geſchehen, und jetzt ſuchte er nun wirklich Ausflüchte. Das χόλον ταμαπέπτειν [V. 81] iſt auch zu ſchwach überſetzt und „Galle“ wollte Goethe der verſchiedenen Nebenbegriffe wegen durchaus nicht gefallen. So tadelte Goethe auch das mehrmals wiederkommende „traun“!

V. 151 iſt bei Homer ein diſtributiver Satz: ἢ ὁδὸν ἐλθέμεναι, ἢ ἀνδράσιν ἔγχε μάχεσθαι. In Voßens Überſetzung: „Einen Gang dir zu gehn und kühn mit dem Feinde zu kämpfen“ — fließt dies in einen einzigen Begriff zuſammen. Voß wollte das gehäßige „oder“ vermeiden.

Über die Rohheit der älteſten Mythen, z. B. die Vorſtellung vom Briareus V. 400 ff. Goethe verglich ſie mit dem Gradlinigten und Steifen in der Kunſt. — Unverdauliche Abgeſchmacktheit im Götterſyſtem Homer's. Seine Menſchen handeln viel edler, als ſeine Götter.

117.

1794, 7. November.

Über Voſens Ilias-Überſetzung.

Zweiter Geſang.

Goethe hatte bei einer vorausgehenden Durchleſung die Bemerkung über den Catalogus navium gemacht, daß Homer nach einer feſt angenommenen Rangliſte die Völkerſchaften ſich nebeneinander ſtellen laſſe. Dies erhelle ganz deutlich daraus, daß er da, wo die Myrmidonen jetzt nicht ſtanden, weil ſie mit dem Achill ſtill ſaßen, ſie doch in Reih und Glieder ſtellt V. 681 bis 694. Die hier von der Rechten zur Linken gehende Ordnung war alſo beim Dichter nicht willkürlich, ſondern er ſingt nach Stammſagen und empfangenen Regiſtern. Agamemnon führt allem Anſchein nach das Corps de bataille. Zugleich wurde nach d'Anville's Karte von Griechenland der Weg aufgeſpürt, in welchem Homer bei der Aufzählung geht. Er fängt mit Aulis an und macht einen doppelten Kreis.

Diesmal war Wieland bei der Vorleſung, der auch in ſeinem kleinen Bergler'ſchen Homer, ſo gut es gehen wollte, nachlas. Dieſer war äußerſt ſtreng gegen Voß und gab beſonders darüber ſeinen Unwillen zu erkennen, daß er oft bloß die natürlichſte Art der Überlieferung darum verworfen habe, um nicht einerlei mit ſeinem Vorgänger zu ſagen. Beſonders ärgerte er ſich über

das häufig vorkommende „Jener ſagt's", z. B. V. 84, da doch das „Jener" in Relation mit dieſer ſtehen müßte im Homer aber das ὃς ἔφατ' dies gar nicht ſagen wolle. Goethe las alſo von nun an, um Wieland's Ohr zu ſchonen, immer „alſo ſprach er." Auch rügte Wieland das Willkürliche im Gebrauch oder Nichtgebrauch der Homeriſchen Conjunctionen. So habe z. B. Voß ſelten das ἐπεί geſetzt, wo es im Griechiſchen ſtehe. Ferner die Auflöſung des Adjectivs als Beiwort in ein neues Subſtantiv, z. B. 89 ἄνθεσιν ἐαρινοῖσιν wo Voß überſetzt: „Blumen des Frühlings." Wieland behauptete nach einem ſehr richtigen Gefühl, daß „lenziſche Blumen" weit individueller und maleriſcher ſei, als jene Zerſtückelung in zwei Begriffe.

Stellen, wo der griechiſche Ausdruck in der Überſetzung nicht erſchöpft iſt, V. 117 ταπέλνα χάρμα, 132 πλάζονται, 148 ἐπαγίζων; διοτρεφέος bei „König" [196] ſei gar nicht das Voßiſche weit verkünſtelte „Götterbeſeligt;" 266 θαλερὸν δάκρυ, 269 ἀρχεῖον, 399 χάνναοαν; 595 ἀντόμενοι mißbilligte Goethe „fanden".

V. 209, 210. Hier hat Voß ein Paar Hexameter im Klopſtockiſchen Silbentanz ſehr paſſend angebracht, wie Goethe bemerkte.

V. 225—43. Das herrlichſte Original einer ſansculottiſchen Demagogenrede. Auch Voß iſt mit guter Abſicht hier etwas niedriger in ſeinem Ausdrucke geworden.

118.

1794, 14. November.

Über Voßens Iliasüberſetzung.

Dritter Geſang.

Bei dem Schreien der Trojaner und dem ſtillen Anrücken der Griechen, welches ſchon die Alten als einen charakteriſtiſchen Zug der wahren Tapferkeit bemerkt haben, erinnerte Goethe noch ſehr fein, daß dieſer Contraſt durch den im zweiten Buch vorhergehenden Catalogus noch auffallender werde, wo die Schiffs- und Heerliſte der Griechen ſo viel mehr Platz einnehme und Nachdruck zeige, als das enge Verzeichniß der Troer und ihrer Genoſſen, die doch nun grade nach Art der Poltrons den größten Lärm machten.

V. 33 überſetzt Voß δράκοντα: „Natter". Dachte dies wohl Homer dabei? V. 39 hat Voß für das ſchleppende „Unglückſeliger Paris!" wie Stolberg das δύσπαρι überſetzt hat, gradezu nur einen andern Begriff geſetzt: „Weichling!". Δύσπαρις war unüberſetzbar, aber „Weichling" drückt doch auch gar nichts von dem aus, was in δύσπαρι liegt; es iſt: verhaßter, verderblicher Paris!

V. 54 werden δῶρ' Ἀφροδίτης durch „Huld Aphroditens" überſetzt und weiter unten V. 64 wörtlicher:

„Gaben der goldenen Aphrodite.“ Dieſe Ungleichheit iſt nicht im Homer.

V. 74, 75: „Jen' entſchiffen zu Achaia's roſigen Jungfraun“ iſt ganz etwas anderes, als das Homeriſche *Ἀχαΐδα καλλιγύναικα*. Nach Voßens Überſetzung wären die Zurückſchiffenden nicht viel weniger, als *παρθενοπίπαι* geweſen.

V. 130 *νύμφα φίλη*, Voß: „du trautes Kind!“ Es iſt die Schwägerin Laodike, nicht Priamos, der ſpricht (wie unten V. 162 „mein Töchterchen“, *φίλον τέκος*). Ich [Böttiger] ziehe daher Stolberg's „Geliebte!“ vor, obgleich auch dies das *νύμφα φίλη* — liebes Weibchen! — nicht ganz ausdrückt.

V. 152 *ὄπα λειριόεσσαν* „hellſchwirrende“? Stolberg noch ſchlechter: „ſchwacher Geſang“.

V. 166 ff. „Nur den einzigen Agamemnon nennt uns Homer nicht im voraus und hebt ihn durch die ſo geſpannte Erwartung vor den übrigen heraus.“ Goethe.

V. 176 *τήκομαι* „in Thränen verſchwind' ich.“ — „Zerſchmelz' ich,“ wie es Stolberg hat, wäre weit beſſer; allein Voß verwarf es nur darum, weil es Stolberg ſchon vor ihm gebraucht hatte.

V. 180 *Δαὶ ἀνὴρ ἐμὸς ἦεν κυνώπιδος, εἴπερ ἔην γε*. Voß: „Schwager mir war er vordem, der ſchändlichen (?) ach! er war es.“ *Κυνῶπις* iſt auch hier wie oben I, 159 verwäſſert. Das *εἴπερ ἔην γε* drückt etwas ganz anderes aus, als Voß überſetzt hat; es ſoll heißen: wenn er überhaupt je mein Schwager

war, wenn ich's überhaupt je verdiente, je ſeine Schwägerin zu heißen. Stolberg hat es lieber ganz weggelaſſen.

V. 224 „Sinn: Nun wunderten wir uns nicht mehr ſo darüber, daß Odyſſeus ein ſo dummes Anſehn gehabt habe." Wieland.

Ζάκοτος im 220. V. iſt unvergleichlich durch „tückiſch" überſetzt.

Man könnte hierbei fragen: Hat bloß Homer's Phantaſie dieſe Körperformen geſchaffen, oder hat er ſie durch Bild und Überlieferung?

V. 286, 87. Die *τίμη*, die hinfort auch daure bei kommenden Menſchengeſchlechtern, veranlaßt in der Überſetzung leicht den Begriff eines fortdauernden Tributs. Homer will aber nur eine Buße andeuten, die auch den Nachkommen unvergeßlich bleibe.

V. 362 *φάλος* kann nicht durch „gekugelten Helm" gegeben werden. Es waren die *φάλοι* kleine polirte Metallplatten, womit der Helm ausgeſchmückt war Dies lehrt ſchon das abgeleitete Wort *τετραφάλαια*. Das Mißverſtändniß iſt aus der gewöhnlichen lateiniſchen Überſetzung conus entſtanden. S. Erneſti in Clav. Cic. s. r. phalerae.

V. 399 ff. „Helena behandelt hier die Venus wie eine Kupplerin." Goethe.

V. 419 *κατασχομένη*: „geſenkt".

V. 449 ff. Goethe fand den Contraſt zwiſchen der Gardinenſcene und dem auf dem Schlachtfelde wüthen-

den Menelaus um ſo lächerlicher, weil hier der wüthige Menelaus mit ſeinem Aktäoniſchen Schmuck als cocu herumlaufe. Wieland macht einige Gegenbemerkungen, aus dem frühen Zeitalter hergenommen.

119.

1795 (?).

Über Karl Lappe.

Auch die Kleinigkeiten dieſer Lieferung [des „Muſenalmanachs für das Jahr 1796“] haben meinen [Humboldt's] vollkommenen Beifall. Die beiden an Fichte haben uns viel zu lachen gegeben. Ob er ſich wohl erkennen wird?

Herr Lappe wird ſich doch durch dies und das erſte Stück wieder einigermaßen bei Goethe rechtfertigen, der, wie Sie [Schiller] ſich noch erinnern, ſich ſehr über ihn luſtig machte.

120.

1795, Anfang (?).

Über „Wilhelm Meiſter's Lehrjahre“.

Er [Goethe] hat hier [in Jena] einem Menſchen ſelbſt geſtanden, daß er nicht mehr fähig wäre, ſich ſeiner erſten Jugendeindrücke ſo lebhaft zu erinnern,

als er es im Wilhelm gethan hat; denn die Lebhaftigkeit des Gedächtniſſes, mit welcher er den „Meiſter“ vor fünfzehn Jahren entworfen habe, ſei ihm nun bei der Ausfeilung ganz fremd geworden.

121.

1795, 11.—23. Januar (?).

Mit Schiller.

Goethe nennt dieſes vierte Stück [der „Horen“] den Centaur, weil ſeine Elegien einen ſeltſamen Contraſt mit meiner Philoſophie machen werden.

122.

1795, Ende Mai.

Mit Schiller.

Deine [Körner's] Ergießungen über „Meiſter“ habe ich Goethe, der wieder hier iſt, vorgeleſen und ihm Freude darüber gemacht. Auf die Komödie will er aber nicht entriren; denn er meint, daß wir kein geſellſchaftliches Leben hätten.

Er hat bei der Reviſion ſeines Manuſcripts für die Fortſetzung des „W. Meiſters“ eine intereſſante Materie über den Unterſchied zwiſchen Roman und Drama unter die Feder bekommen, worin mir die

Hauptidee ſehr gefällt. Der Roman, ſagt er, fordert Geſinnungen und Begebenheiten, das Drama Charakter und That. Im Roman darf der Zufall mithandeln, aber der Menſch muß dem Zufall eine Form zu geben ſuchen. Im Drama muß das Schickſal herrſchen und dem Menſchen widerſtreben u. ſ. f. Die Ausführung dieſer Ideen, wovon er mir ausführlicher geſprochen, giebt ihnen ſehr viel Wahres.

123.

1795, 2. Juni.

Mit . . . Latrobe.

Die „Claudine“ iſt bis auf das . . . äußerſt gute Orcheſter und bis auf die Gruppirungen äußerſt miſerabel gelungen und geſpielt worden. Der Rugantino ſingt wie ich [Veit] und ſpielt vollkommen die Rolle wie ein lüderlicher Barbiergeſelle. Goethe hat das Stück in Proſa geſetzt und verkürzt; dabei iſt aber gar nichts Merkwürdiges. Die Stelle „Wer dichtet nicht, dem dieſe Sonne“ u. ſ. w. iſt geblieben und unſer Rugantino hat ſie mit einer Art von dummem Hohngelächter mit Spaß vermiſcht hergeplärrt. Auf Goethes Frage an Latrobe: „Nun, wie hat es Ihnen denn gefallen?“ und Latrobe's Antwort: „Ihr Orcheſter iſt äußerſt brav“, erwiederte Goethe: „Ja, ſehen Sie! es iſt gewiß im Einzelnen recht ſchlecht gegangen; — denn

Eilftes Capitel.

Es ist nun Zeit, daß wir auch die Väter unsrer beiden Freunde näher kennen lernen; ein paar Männer von sehr verschiedener Denkungsart, deren Gesinnungen aber darin übereinkamen, daß sie den Handel für das edelste Geschäft hielten, und beide höchst aufmerksam auf jeden Vortheil waren, den ihnen irgend eine Spekulation bringen konnte. Der alte Meister hatte gleich nach dem Tode seines Vaters eine kostbare Sammlung von Gemählden, Zeichnungen, Kupferstichen und Antiquitäten ins Geld gesetzt, sein Haus nach dem neusten Geschmacke von Grund aus aufgebaut und möblirt, und sein übriges Vermögen auf alle mögliche Weise gelten gemacht. Einen ansehnlichen Theil davon hat-

niemand war in der Rolle — indeſſen geben ſie uns doch hier das Äußerſte, was ſie haben, und wenn man das ſieht, hat man immer Vergnügen. Ganz verhunzen können ſie es nicht und mich hat der fünfte Act überraſcht; ich habe gar nicht geglaubt, daß er ſo viel Zuſammenhang und ſo viel Theatraliſches hat, und Benda . . . ſingt doch wenigſtens."

124.

1795, Sommer (?).

Mit Wilhelm v. Humboldt.

Sie [Schiller und Buchhändler Michaelis] paſſen einmal nicht zuſammen, und ſo etwas muß ſich ja, wie Goethe ſagt, ſcheiden.

125.

1795, Sommer (?).

Mit Fichte.

Goethe geſprochen. Er war die Artigkeit, die Freude mich zu ſehen, die Freundſchaft ſelbſt; er bezeugte mir ungemeine Achtung. Wir ſprachen Philoſophie, von Geſchäften kein Wort. „Er hoffe, wenn wir einander in der Nähe blieben aus dieſen, den philoſophiſchen Dingen noch ſehr viel mit mir zu ſprechen" ſagte er etliche Male, ohne daß ich es zu bemerken ſchien.

126.

1795, 11. (?) Auguſt.

Mit Veit.

a.

Er [Goethe] redete mich auf dem Balle von ſelbſt ſehr freundſchaftlich an, fragte in der Geſchwindigkeit nach den Örtern, die ich paſſirt hätte; ich nannte Teplitz und Sie [Rahel Levin] und ſagte ihm, wiewohl ganz flüchtig, daß ich Sie ſchon ſehr lange kennte und Ihretwegen nach Teplitz gereiſt wäre. Nicht um zu urtheilen, ſondern um unwillkürlich mit ſeinen Empfindungen auszubrechen, ſagte er: „Sie haben ſehr recht gethan. O! die Levin hat ſehr viel gedacht, hat Empfindungen und Verſtand; es iſt was Seltenes, das muß ich ſagen — wo find't man das? Wir haben auch ſo vertraut zuſammen gelebt, wir waren beſtändig zuſammen. Ja, das iſt gewiß! Nun, wenn Sie ſie lange nicht geſehen hatten, ja freilich!“ u. ſ. w. Und dabei lauter freundliche Geſichter, und beſtändig entonirt, im Geſchrei ſagte er mir das immer weiter. Wir gingen auseinander..... Während des dickſten Tanzes war Goethe eine Zeitlang frei..... Ich ging zu ihm hin und redete ihn mit den Worten an: „„Sie werden wohl noch einige Zeit hier [in Jena] bleiben, Herr Geheimerath?““ G. „Länger, als ich dachte — o, ſetzen

Sie ſich! — ſo lange es hübſch iſt. Ich habe ſo viele Freunde hier, man macht ſo hübſche Bekanntſchaften, und ſo weiß ich nicht, wann ich abgehe; aber dann komme ich wieder nach Jena und arbeite.“ Darauf kamen wir in ein Geſpräch über ſeine anatomiſchen Arbeiten, von denen er ſagte, er hätte ſie ſchon zehnmal zum Druck fertig gehabt und ebenſo oft unterdrückt: es wäre unendlich ſchwer auszuführen. „Wir befinden uns in einem Chaos von Kenntniſſen und keiner ordnet es; die Maſſe liegt da und man ſchüttet zu, aber ich möchte es machen, daß man wie mit Einem Griff hineingriffe und alles klar würde. Es iſt nun nicht mein Fach; ich treibe es aus Begierde, aus Leidenſchaft; ich will gerne zeigen, daß alles auch hier einfach iſt, wie in den Pflanzen, daß aus Knochen alles deducirt werden kann, aber noch ſehe ich das Ende nicht; vor jedem neuen Buch erſchrecke ich; denn es iſt den Verſuchen nicht zu trauen. Achten muß man darauf, und in einem Menſchenleben macht man nicht alle nach. Es iſt überhaupt mein Grundſatz, den umgekehrten Weg einzuſchlagen. Man hat bisher ſo viel Hypotheſen in der Naturlehre gemacht: das iſt falſch; denn für meine Meinung finde ich immer Gründe in dem Unendlichen der Natur. Die Kräfte ſind ſo mannigfaltig, daß ich immer einige derſelben unter Einen Geſichtspunkt bringen kann, wenn er auch unrichtig iſt; hier muß man viel Verſuche machen, um nicht zu irren. In der Naturgeſchichte hingegen hat man immer

claſſificirt und neben einander geſtellt ohne zu raiſonniren; hier kann man Hypotheſen wagen; denn die Fehler ſind leicht zu finden: jeder Knochen, jede Pflanze, die mir in die Hände fällt, widerlegt mich."

Über dieſe Materie haben wir noch lange geſprochen und nun kommt Ihr Triumph, meine liebe Rahel! eine Sache, die Sie kaum glauben werden, die ich ſo unglücklich bin, Ihnen ſchreiben zu müſſen. Hören Sie! Ich ſprach mit ihm über den „Literariſchen Sansculottismus" („Horen", fünftes Stück) und ſagte ihm geradezu: „„Herr Geheimerath, Sie werden es vielleicht für Arroganz, für Unbeſcheidenheit halten, aber es iſt wirklich keins von beiden; ich muß Ihnen ſagen, daß mir Ihr „Literariſcher Sansculottismus" eine große Freude war. Wenn man ſelbſt jung iſt, ſo kann man nichts lieber hören, als wenn ein Mann wie Sie mit einer ſolchen Deutlichkeit an ſeine Jugend denkt und ſo warm ſich für die jetzigen größeren Fortſchritte intereſſirt,"" u. ſ. w. Goethe. „Unbeſcheidenheit? warum? Es iſt mir ſehr lieb, daß Sie mir das ſagen, ſehr lieb. Sagen Sie, warum ſoll man dabei ſtill ſein? Ich habe dem ganzen Gang ſo mit zugeſehen; ich, und wenn ich auch nicht gewirkt habe, ſo glaube ich doch, daß ich nicht ohne Wirkung geweſen bin, und nun kommt einer und ſagt: es iſt nichts, und wir haben nichts! Daß ich ſo immer den Gang mit weiter mache und mich daran vergnüge, das muß ich ja thun; das, was mir entgegenwächſt, entgegen kommt, was aufſproßt,

— anderer Leute Kinder oder meine, hier einerlei, — das iſt ja das Leben. Was erinnert mich ſonſt, daß ich bin und wie ich bin? Ich ſehe ja, daß man weiter kommt, und man will mich überreden, daß man zurückgehe?“ u. ſ. w. Wir haben über eine Stunde miteinander geſprochen, ich nicht weniger als er. Dieſe Hauptſachen habe ich Ihnen ſchreiben können. Was ſonſt noch paſſirt iſt, iſt größtentheils unbedeutend und ſoll der Inhalt künftiger Briefe ſein.

b.

Den zweiten Tag nach unſerer Ankunft war Ball, und Goethe kam mir entgegen mit den Worten: „Nun, wie geht's Ihnen denn, lieber Herr Veit? Sie haben Sich hieher gemacht: ſehr recht! Wo kommen Sie denn jetzt her?“ u. ſ. w. Als ich ihm hierauf geantwortet hatte und ihm ſagte, daß ich in Teplitz acht Tage geweſen und hingereiſt wäre, um Sie [Rahel V.] zu ſprechen, „Ja, da haben Sie wohl recht gethan,“ verſetzte er, „wenn Sie ſie in langer Zeit nicht geſehen hatten; freilich! Ja, es iſt ein Mädchen von außerordentlichem Verſtand, die immer denkt, und von Empfindungen — wo findet man das? Es iſt etwas Seltenes. O! wir waren auch beſtändig zuſammen, wir haben ſehr freundſchaftlich und vertraulich miteinander gelebt.“ Zu Horn, der ſich ihm von ſelbſt präſentirte, hat er geſagt, Sie hätten ſtärkere Empfindungen, als er je beobachtet hätte, und dabei die Kraft, ſie in jedem Augenblick

zu unterdrücken, und noch mehr. (Ich war nicht zugegen.) . . . . .

Während des Tanzes saß er einmal allein. Ich ging zu ihm hin und habe über viel Sachen mit ihm gesprochen; mit mehr Wärme und zugleich mit mehr Achtung für mich habe ich ihn noch nicht mit mir sprechen hören. Ich fragte ihn nach seinen anatomischen Plänen und seinen Arbeiten überhaupt. Was er mir hierüber gesagt hat und was besonders neu war, läßt sich in kurzem darauf zurückführen: „Man sollte in der Naturgeschichte mehr raisonniren; denn das Raisonnement kann sehr viel helfen und nie schaden, da jeder Naturkörper, jede Pflanze, jeder Knochen mich widerlegt, wenn ich gefehlt habe, und in der Naturlehre mehr Versuche machen, da man nicht leicht eine Hypothese aufstellen kann, für die sich nicht Erscheinungen finden bei der Unendlichkeit der Natur und den unzuberechnenden Modificationen der Kräfte." Aber nun die Hauptsache! Nachdem wir ein Langes und Breites darüber und über die vielen unzuverlässigen Bücher gesprochen hatten, sagte ich ihm, daß mir sein „Literarischer Sansculottismus" ein erstaunliches Vergnügen gemacht hätte, und er möchte es nicht für Unbescheidenheit nehmen, daß ich es ihm sagte. „„Wenn man selbst jung ist, Herr Geheimerath, so muß es einen wohl freuen, wenn man sieht, daß ein Mann wie Sie sich der Jugend und der jetzigen Zeit so sehr annimmt. „Warum für Unbescheidenheit? Mir ist das sehr lieb. Ja, warum

ſoll ich mich überreden laſſen, daß wir zurückgehen, wenn wir offenbar vorwärts kommen? Und warum ſollt' ich mich nicht um alles bekümmern? Das was heranwächſt, was mir entgegenſproßt, — anderer Leute Kinder oder meine, hier einerlei — das iſt ja das Leben. Nicht wahr, das iſt das Leben?" So ſprachen wir noch lange und gingen durch Zufall auseinander. Er hat mich ſeitdem oft angeredet, und wenn auch nur von albernem Zeug, Ortentfernungen, Reiſen, doch immer einige Worte mit mir geſprochen.

127.

1795, zweite Hälfte Auguſts (?).

Mit Veit.

Auf einem . . Balle, wo Polinnen tanzten, ſagte ich ihm einmal, gegen die Polen wären wir Deutſche doch nur eine Art Holländer, und wie die Menſchen mit Grazie tanzten! „Kein Wunder!" verſetzte Goethe, „die Grazie iſt ihnen eingeboren."

128.

1795, zwiſchen 5. und 9. November.

Mit Schiller.

Goethe iſt ſeit dem 5. hier und bleibt dieſe Tage noch hier, um meinen Geburtstag mit zu begehen. Wir ſitzen von Abend um 5 Uhr bis Nachts 12, auch 1 Uhr

beiſammen und ſchwatzen. Über Baukunſt, die er jetzt als Vorbereitung auf ſeine italieniſche Reiſe treibt, hat er manches Intereſſante geſagt, was ich mir habe zueignen können. Sie [Humboldt] kennen ſeine ſolide Manier, immer von dem Object das Geſetz zu empfangen und aus der Natur der Sache heraus ihre Regeln abzuleiten. So verſucht er es auch hier, und aus den drei urſprünglichen Begriffen — der Baſe, der Säule (Wand, Mauer und dergleichen) und dem Dach, nimmt er alle Beſtimmungen her, die hier vorkommen. Die Abſurditäten in der Baukunſt ſind ihm nichts als Widerſprüche mit dieſen urſprünglichen Beſtimmungen der Theile. Von der ſchönen Architektur nimmt er an, daß ſie nur Idee ſei, mit der jedes einzelne Architekturwerk mehr oder weniger ſtreite. Der ſchöne Architekt arbeitet wie der Dichter für den Ideal-Menſchen, der in keinem beſtimmten, folglich auch keinem bedürftigen Zuſtand ſich befindet, alſo ſind alle architektoniſche Werke nur Annäherung zu dieſem Zwecke, und in der Wirklichkeit läßt ſich höchſtens nur bei öffentlichen Gebäuden etwas Ähnliches erreichen, weil hier auch jede einſchränkende Determination wegfällt und von den beſondern Bedürfniſſen der einzelnen abſtrahirt wird. Sie können wohl denken, daß ich ihn bei dieſer Idee, die ſo ſehr mit unſeren [Schiller-Humboldtiſchen] Begriffen zuſammenſtimmt, feſtgehalten und weiter damit zu kommen geſucht habe. Ich glaube, man kann den Zweck der Baukunſt als ſchöner Kunſt objectiv ganz füglich

so angeben, daß sie in jedem besonderen Gebäude den Gattungsbegriff des Gebäudes überhaupt gegen den Ortbegriff zu behaupten sucht, wodurch sie dann subjectiv den Menschen aus einem beschränkten Zustand zu einem unbeschränkten (der doch wieder durchaus auf Gesetze gegründet ist) führt und ihn folglich ästhetisch rührt.

Goethe verlangt von einem schönen Gebäude, daß es nicht bloß auf das Auge berechnet sei, sondern auch einem Menschen, der mit verbundenen Augen hindurchgeführt würde, noch empfindbar sein und ihm gefallen müsse.

Daß von seiner Optik und seinen naturhistorischen Sachen auch viel die Rede sei, können Sie leicht denken. Da er letztere gerne vor seiner italienischen Reise (die er im August 1796 anzutreten wünscht) von der Hand schlagen möchte, so habe ich ihm gerathen, sie in einzelnen Aufsätzen in seiner darstellenden Manier zu den „Horen" zu geben. Ohnehin ist sonst nicht viel von ihm für das folgende Jahr zu hoffen.

Wir haben dieser Tage auch viel über griechische Literatur und Kunst gesprochen.

— — — — — — — — — —

Ihren Brief an Hellfeld [wegen Überlassung von Humboldt's Wohnung an Goethe] habe ich noch nicht abgegeben. Goethe will sich erst noch besinnen; denn er hat einen neuen Bedienten, der ihn noch nicht recht zu besorgen weiß, und trennt sich deswegen nicht gern

vom Schloß, wo ihn Trapizius, der Schloßvoigt bedient. Die Ilgen, die er neulich ſah, gefiel ihm ſehr wohl, wie es ſchien, und ich merkte wohl, daß er nachher mehr Luſt zu Ihrem Logis hatte; wie er aber hörte, daß ſie in Ihren Namen und in Ihre Tugend verliebt ſei, ſo wurde vom Logis nicht mehr geſprochen.

129.

1795, November.

Mit Wieland.

Da hat ſich neuerlich ein gewiſſer Herr Richter in Hof hervorgethan; . . . . . der Menſch iſt mehr als Herder und Schiller. Er hat eine Allüberſicht wie Shakeſpeare. Goethe urtheilt von ihm: man müſſe ſich mit dieſem Menſchen inachtnehmen und ihn weder zu viel, noch zu wenig loben — ein ſehr alltäglicher Orakelſpruch.

130.

1795 (?).

Mit Joſeph Schreyvogel.

Er [Schreyvogel] rief mir [Grillparzer] ſchon von weitem zu: „Wie ſteht's mit der Ahnfrau?“ Ich aber antwortete ihm ganz trübſelig: „„Es geht nicht.““. . . . [Da] erwiderte Schreyvogel: „Dieſelbe Antwort habe

te er dem alten Werner in die Handlung gegeben, der als ein thätiger Handelsmann berühmt war, und dessen Spekulationen gewöhnlich durch das Glück begünstigt wurden. Nichts wünschte aber der alte Meister so sehr, als seinem Sohne Eigenschaften zu geben, die ihm selbst fehlten, und seinen Kindern Güter zu hinterlassen, auf deren Besitz er den größten Werth legte; so war er ein besonderer Freund vom Prächtigen, von dem was in die Augen fällt, was aber auch zugleich einen innern Werth und eine Dauer hat. In seinem Hause mußte alles solid und massiv seyn, der Vorrath reichlich, das Silbergeschirr schwer, das Tafelservice kostbar; dagegen waren die Gäste selten, denn eine jede Mahlzeit ward ein Fest, das sowohl wegen der Kosten als wegen der Unbequemlichkeit nicht oft wiederholt werden konnte. Sein Haushalt ging einen gelasse-

ich einſt Goethe gegeben, als er mich zur literariſchen Thätigkeit aufmunterte; Goethe aber meinte: „Man muß nur in die Hand blaſen, dann geht's ſchon."

131.

1795 (?).

Über Kant's Philoſophie.

Herder rüſtete ſich um eben jene Zeit zum Kampfe gegen die Kantiſche Philoſophie. . . . . Während deſſen hatte Goethe zufolge ſeiner gewohnten objectiven Anſicht der Dinge und ſeiner größeren, eben hieraus entſpringenden Ruhe ſein beſonderes Intereſſe daran, vornehmlich in Beziehung auf Naturwiſſenſchaft und Kunſt, und erklärte: „Wir ſehen dieſe Philoſophie als ein Phänomen an, dem man auch ſeine Zeit laſſen muß, weil alles ſeine Zeit hat."

132.

1795 (?).

Mit Wieland.

Da ſchloß ſich Goethe enger an Schiller, Herder an Wieland an. . . . . Kein Wunder, wenn unter ſolchen Verhältniſſen jetzt auch zwiſchen Wieland und Goethe eine Spannung entſtand, die aber der letztere bald hob, da er durch einen ſchönen Zug Wielanden

innigſt erfreute. Eben um jene Zeit war nämlich dieſer mit Ausfeilung ſeines „Oberon“ beſchäftigt. Da nun Goethe mittheilte, daß Wieland bei der neueſten Ausgabe ſeiner Werke ſich der Feile bisweilen ein wenig über die Gebühr bedient habe, ſo kam er zu ihm und bat, daß nicht auch dem „Oberon“ alſo geſchehen möchte. Er erbot ſich, ſeine Bemerkungen und Anſichten Wielanden mitzutheilen und zu dieſem Behufe den „Oberon“ gemeinſchaftlich mit ihm zu leſen. Endlich kommen beide darin überein, daß Wieland ſeine Umänderungen jedesmal Goethen mittheilen ſolle, und daß ſie dann darüber ſich berathen wollten. So geſchah es denn auch, und Wieland befolgte Goethes Rath an mehreren Stellen unbedingt, nur an Einer wollte er nicht nachgeben. „Nachher,“ ſagte er, „habe ich wohl geſehen, daß Goethe auch da recht hatte, und eigentlich in allen Stücken; allein ich wollte doch auch einmal recht haben.“

133.

1795 (?).

Über Caroline Paulus geb. Paulus.

Goethe, der Paulus [in Jena] oft beſuchte, manchmal zum Abendeſſen bei ihm war, pflegte von der jungen Frau unſeres Gottesgelehrten zu ſagen: „Die Natur kann wieder eine Weile operiren, bis ſie ein ſo neckiſches Weſen zum zweitenmale zuſammenbringt.“

134.

1795 (?).

Mit Böttiger.

a.

„Beim erneuten Studium Homers empfinde ich [Goethe] erſt ganz, welches unnennbare Unheil der jüdiſche Praß uns zugefügt hat. Hätten wir die Sodomitereien und ägyptiſch-babyloniſchen Grillen nie kennen lernen, und wäre Homer unſere Bibel geblieben, welch' eine ganz andere Geſtalt würde die Menſchheit dadurch gewonnen haben!"

b.

Phyſiologiſche Bemerkung. Gewiſſe Configurationen im menſchlichen Körperbau tragen noch die letzte Spur der veredelten Thierheit zum prototypon der organiſchen Schöpfung, zum Menſchen, ſehr deutlich an ſich, z. B. das os coccygis den Reſt des thieriſchen Schwanzes, die Milz und das Überzwerg-Schleudern der Hände, wenn man geht. (Nachahmung des vierfüßigen übereck ſchreitenden Thieres). „Ich" — ſagte Goethe — „laſſe meine beiden Hände ſchleudern, wenn ich über's Feld allein gehe; denn ſo geh' ich naturgemäßer." Nie geht er mit einem Stock — daher auch dieſe Spur der Thierheit in der feinen Welt für unanſtändig gehalten wird. Zu was nützen die papillae an der

Bruſt des Mannes? Schon Sterne in ſeinem „Koran“ findet dies unerklärlich. Man muß annehmen, es ſei gleichſam ein allgemeiner Typus in der Natur für die menſchliche Organiſation. Hier ſind beim Manne wenigſtens noch die Spuren der Brüſte, die ſich beim homo lar nur auf zwei herauf vermindert haben. Die Natur hat gewiſſe Generalformen, die ſich auch da abdrücken, wo ſie kein unmittelbares Bedürfniß erfüllen; z. B. bei allen unſern Rohrgewächſen liegt am untern Schilfblatt ein Auge, das ſich nie entwickelt.

135.

1796, Frühjahr (?).

Über Iffland's Schauſpiele.

Sie haben alle zwei Hauptfehler. 1) Alle moraliſche Beſſerung wird in ſeinen Stücken von außen herein, nicht von innen heraus bewirkt. Daher das Gewaltſame, unwahrſcheinlich Zuſammengedrängte und Überläuſte in ſeinen Stücken. z. B. der Commiſſär Wallmann in der „Ausſteuer“ iſt ſchon viele Jahre bei der verkehrten Wirthſchaft ſeines Bruders Augenzeuge, ſchon viele Jahre ebenſo heftig, auffahrend gewaltſam geweſen; aber erſt heute, wo das Stück zu ſpielen anfängt, regt ſich der Brauſekopf, ſtürmt an der großen Glocke, poltert und will das gut machen, was bei frühern, nur halb ſo heftigen Warnungen an ſeinen Bruder und deſſen

Kinder nicht halb ſo ſchlimm geworden wäre. Es iſt durchaus keine zureichende Urſache da, warum dies alles erſt jetzt, wo das Stück eintritt, ſo von außen herein kommen müſſe. So macht der Stabschirurg Rechtler im „Scheinverdienſt“ heute erſt Lärm und Ordnung, da er doch ſchon zwanzig Jahre lang ſein Pfeifchen bei ſeinem amicus geraucht und die Scheinverſuche ſeiner Frau und Kinder mit angeſehen hat. Eben darum, weil alle Motive nur von außen herein bloß zufällig zur Hauptentwickelung wirken, nicht aus dem Charakter ſelbſt hervorgehn, braucht Iffland ſo viel Nebenfiguren und unnütze Ausſtaffirungen zu ſeinen Stücken, weil er durch ſie den Ausgang motiviren will.

2) Er ſetzt überall Natur und Cultur in einen falſchen Contraſt. Cultur iſt ihm immer die Quelle aller moraliſchen Verdorbenheit; wenn ſeine Menſchen gut werden ſollen, ſo kehren ſie in den Naturſtand zurück: der Hageſtolze geht auf ſeine Güter und heirathet ein Bauernmädchen u. ſ. w. Dies iſt ein ganz falſcher Geſichtspunkt, aus welchem er alle Cultur verunglimpft, da vielmehr das Geſchäft eines Schauſpieldichters in unſerm Zeitalter ſein ſollte, zu zeigen, wie die Cultur von Auswüchſen gereinigt, veredelt und liebenswürdig gemacht werden könne. Die Idyllenſcenen aus Arkadien, die in Iffland's Stücken ſo wohlgefallen, ſind eine ſüße, aber darum nur um ſo gefährlichere Schwärmerei. Freilich ſieht er auch in M[annheim]

die Grundsuppe der sogenannten Cultur in ihrer hassenswürdigsten Abscheulichkeit. Losgerissen von diesen herzlosen Modepuppen, würde er auch ganz andere Charaktere zeichnen und ganz neue Ansichten in seine Stücke bringen können.

136.

1796, erste Hälfte Septembers.

Beim Vorlesen von „Hermann und Dorothea".

Mit Rührung erinnere ich [Caroline v. Wolzogen] mich, wie uns Goethe in tiefer Herzensbewegung unter hervorquellenden Thränen den Gesang, der das Gespräch Hermann's mit der Mutter am Birnbaume enthält, gleich nach der Entstehung vorlas. „So schmilzt man bei seinen eigenen Kohlen," sagte er, indem er sich die Thränen trocknete.

137.

1796, 2. October.

Über Gotter's „Geisterinsel".

Goethe sagte gestern noch, „Die Geisterinsel" wäre ein Meisterstück von Poesie und Sprache; es ließe sich nichts musikalischeres denken.

138.

1796, December (?).

Mit Max Jacobi.

Als der Jüngling die Blätter [von „Hermann und Dorothea“] dem übergütigen Dichter tief bewegt und angeregt wieder übergab, verbarg dieser ihm seine Freude nicht, heiter hinzufügend: „Nach Ihnen ist nun Böttiger der nächste, dem ich es mittheile; denn bei dem bin ich bei der Beurtheilung von allem Einfluß des Gemüthes auf den Verstand sicher; und so einen brauche ich.“

139.

1796, 25. December.

Über „Hermann und Dorothea“.

Goethe ging seit zwei Jahren mit diesem Sujet schwanger und versuchte es erst als Drama, dann als Idyllenreihe. Aber grade durch diese vorbereitenden Studien wurde er erst des Gegenstandes ganz mächtig.

140.

1796, 30. December (?)

Mit Christian Felix Weiße.

Ich weiß aus mehreren Briefen, daß die Sache [wegen Eichstädt's Berufung nach Jena] entschieden ist.

Vor kurzem war der Geheime Rath Goethe mit dem Herzog von Weimar hier [in Leipzig], und wir sprachen ein Langes und Breites davon.

141.

1797, 27. (?) Mai.

Mit Dr. jur. . . . Schleusner.

„Jeder Mensch hat einen chien à tondre, wie es die Franzosen nennen," sagte Goethe Schleusnern, der sich Reinhardt's [Reichardt's?] annahm. „Man hat ja wohl selbst etwas der Art, aber man spricht nicht gern davon." — Die Geschichte mit den Sachsenhäusern, die über den Exstudenten herfielen, der auf der Gasse wetzte, ihn aber herzlich bedauerten, als sie hörten, er sei voll süßen Weins.

142.

1797, Anfang Juni.

Mit Schiller.

Was Du [Körner] über „Die Braut von Korinth" schreibst, ist im Ganzen unser aller Meinung, und Du nimmst das Gedicht noch ästhetischer, als es vielleicht gemeint war. Imgrunde war's nur ein Spaß von Goethe, einmal etwas zu dichten, was außer seiner Neigung und Natur liegt.

143.

1797, Spätherbſt.

Mit Herzog Karl Auguſt.

So wurden einſt auf dem Landſitze der verwittweten Herzogin Amalie zu Tiefurt „Die Ritter“ des Ariſtophanes durch Wieland, der ſie für ſein „Athenäum“ überſetzt, vorgeleſen. Es war im Spätherbſt und Egidi vorbei. Nun traf es ſich, daß den regierenden Herzog, der eben von der Jagd zurückkehrte, ſein Weg durch Tiefurt führte. Er kam, als die Vorleſung bereits angegangen war. Wegen der vorgerückten Jahreszeit waren die Zimmer geheizt. Der Herzog, der aus freier Luft kam und dem es in der Stube zu heiß wurde, öffnete die Flügel eines Fenſters. Einige Damen, die leichtbekleideten Achſeln in ſeidne Tücher gehüllt, die dieſen Fenſtern zunächſt ſaßen, beklagten ſich kaum über den Luftzug, als auch ſchon Goethe mit bedachtſamen Schritten, um die Vorleſung auf keine Weiſe zu ſtören, ſich dem Orte näherte, woher der Zug kam, und die Fenſter leiſe wieder zuſchloß. Des Herzogs Geſicht, der indeß auf der andern Seite des Saales geweſen war, verfinſterte ſich plötzlich, als er wieder zurückkehrte und ſah, daß man eigenmächtig ſeinen Befehlen zuwiderhandelte. „Wer hat die Fenſter, die ich vorhin eröffnet, hier wieder zugemacht?“ fragte er die Bedienten des Hauſes, deren keiner jedoch auch nur einen Seiten-

blick auf Goethe zu thun wagte. Dieſer aber trat ſogleich mit jenem ehrerbietig ſchalkhaften Ernſte, wie er ihm eigen iſt, und dem oft die feinſte Ironie zugrunde liegt, vor ſeinen Herrn und Freund und ſagte: „„Ew. Durchlaucht haben das Recht über Leben und Tod der ſämmtlichen Unterthanen: über mich ergehe Urtheil und Spruch!““ Der Herzog lächelte und die Fenſter wurden nicht wieder geöffnet.

144.

1797, 28. oder 29. December.

Vor Raphael's Madonna della seggiola.

Bei der Betrachtung der trefflichen Copie der Madonna della seggiola in Goethes Hauſe glaubte Wieland, ſo eine weibliche Geſtalt wie die Madonna ſei nirgends in Deutſchland anzutreffen. Meyer behauptete, wir fänden ſie überall. Goethe ſetzte die Erklärung hinzu: „Die Künſtler ſind wie die Sonntagskinder; nur ſie ſehen Geſpenſter. Wenn ſie aber ihre Erſcheinung erzählt haben, ſo ſieht ſie jedermann.“

145.

1798, 18.—25. Februar.

Mit Carl Guſtav v. Brinkmann.

. . . 4) habe ich ſelbſt das Glück gehabt, bei einem vierzehntägigen Aufenthalt in Weimar 1798 den großen

nen und einförmigen Schritt, und alles was sich darin bewegte und erneuerte, war gerade das, was niemanden einigen Genuß gab.

Ein ganz entgegengesetztes Leben führte der alte Werner in einem dunkeln und finstern Hause. Hatte er seine Geschäfte in der engen Schreibstube am uralten Pulte vollendet; so wollte er gut essen, und wo möglich noch besser trinken, auch konnte er das Gute nicht allein genießen: neben seiner Familie mußte er seine Freunde, alle Fremde, die nur mit seinem Hause in einiger Verbindung standen, immer bey Tische sehen, seine Stühle waren uralt, aber er lud täglich jemanden ein, darauf zu sitzen. Die guten Speisen zogen die Aufmerksamkeit der Gäste auf sich, und niemand bemerkte, daß sie in gemeinem Geschirr aufgetragen wurden. Sein Keller hielt nicht viel Wein, aber der ausgetrunkene ward gewöhnlich durch einen bessern ersetzt.

Mann beinahe täglich zu ſprechen. Mit der herablaſſendſten Güte unterhielt er ſich öfters mit mir über ſeine, uns andern noch unbekannte Jugendgeſchichte, von Eltern und Großmutter; dann wieder von ſeinem Antheil an meinem Vaterland, wohl mit dem Zuſatz: „Ich bin überhaupt den Schweden immer gewogen geweſen.“

146.

1798, Juni.

Mit Emilie Gore.

Emilie Gore erzählte mir [Charlotte Schiller], daß, als ſie letzt zugleich mit Goethe bei Hof aß, er mit Ausdruck ſüßen Weins nach der Tafel vor ſie trat und zu ihrer größten Verwunderung ſagte: „ma chère, seule, unique amie!“

147.

1798, um Jahresmitte.

Geſprächseigenheit.

„Klarheit“ iſt jetzt das Lieblingswort von Goethe.

148.

1798, Ende Auguſt oder Anfang September.

Mit Jean Paul Friedrich Richter.

a.

Apropos! ich war auch bei Goethe, der mich mit ganz ſtärkerer Verbindlichkeit und Freundlichkeit aufnahm, als das erſte Mal. Ich war dafür freier, kühner und weniger Gefühl, und darum in mich gegründeter. Er fragte mich nach der Art meiner Arbeiten, weil es völlig ſeinen Kreis überſchritte, wie mir Fichte gefallen. Auf letzteres: „Er iſt der größte neuere Scholaſtiker — zum Poeten wird man geboren, aber zum Philoſophen kann man ſich machen, wenn man irgend eine Idee zur transſcendenten, fixen macht. — Die Neueren machen das Licht zum Gegenſtand, den es doch nur zeigen ſoll.“ — Er wird nach ſechs Monaten den „Fauſt“ vollenden; er ſagt: Er könne ſechs Monate ſeine Arbeit vorausſagen, weil er ſich zu einer ſolchen Stimmung durch geſcheidte leibliche Diät vorbereite.

b.

Mit Goethe ſtritt ich für Deinen [Chr. Otto's] Satz der Weltfortſchreitung — „Umſchreitung müſſen wir ſagen“ — ſagt er. — A priori folgt's aus der Vorſehung, aber nicht in jedem a posteriori iſt der Fortſchritt zu zeigen, wenigſtens nicht in den galliſchen Fortſchritten.

— Auch die geleſene Wahrheit muß man hinterher erſt ſelber erfinden. Die Gehirnhöhlen ſind voll Samen, für welchen das Gehirn erſt die Blumenerde und die Treibſcherben bildet.

149.

1798, September.

Über Richter.

Auch verſchmähte er [Richter] die Genüſſe des Lebens ſo wenig, daß ich [Ludwig v. Wolzogen] ihn öfters in ziemlich benebeltem Zuſtande nach Hauſe zu bringen die Freude hatte. Goethe verglich ihn in ſolchen Momenten mit einem Salamander, womit ſeine damalige hagere Geſtalt vortrefflich bezeichnet war.

150.

1798, September (?).

Bei Proben zu „Wallenſtein's Lager".

Goethes Thätigkeit bei der Inſcenirung war unermüdlich. Hofrath Meyer mußte alle möglichen Holzſchnitte, welche Scenen aus dem Lagerleben des dreißigjährigen Krieges darſtellten, herbeiſchaffen, um die Gruppen auf der Bühne darnach zu ſtellen; ſogar eine alte Ofenplatte, worauf eine Lagerſcene aus dem ſiebzehnten Jahrhundert ſich befand, wurde einem Kneipen-

wirth in Jena zu dieſem Zweck entführt. Goethe leitete das Studium der Schauſpieler und ſtattete an Schiller (nach Jena) genauen Bericht ab; bis zur letzten Probe veränderte Schiller noch dieſes und jenes. Mir [Anton Genaſt] war der Dragoner zugetheilt worden. Eines Tages jedoch ließ mich Goethe zu ſich rufen und theilte mir mit, daß Schiller geſonnen ſei, noch einen Kapuziner in das Lagerleben hineinzubringen, der den Soldaten predigen ſollte; da Schiller dabei um Rath frage, ſo habe er ihm einen Band des Abraham a Sancta Clara geſandt und mich zum Darſteller der draſtiſchen Figur, welche der Kapuziner abgeben würde, vorgeſchlagen. „Da Ihr," ſagte er „viel mit ſolchen Kuttenmännern in Berührung gekommen ſeid, ſo werdet Ihr gewiß den Ton treffen, der zu einem ſolchen Feldpfaffen gehört. Schickt Euren Dragoner in meinem Namen an Benda."

— — — —. — — — — — — —

Meinem Collegen Becker hatte Goethe den zweiten Volk'ſchen Jäger zugetheilt. Obgleich Becker von Anfang an mit dieſer untergeordneten Rolle ſehr unzufrieden war und weit lieber den Wachtmeiſter geſpielt hätte, getraute er ſich doch nicht, die Annahme deſſelben zu verweigern, ſo lange ich in Beſitz einer ähnlichen war; kaum hörte er aber von dem mir übertragenen Kapuziner, ſo erklärte er mir auch ſchon, daß er den Jäger nicht ſpielen würde und beauftragte mich als fungirenden Wöchner, dies dem Herrn Geheimen Rath

zu melden. Mir ward nicht wohl bei der Commiſſion, und ich kleidete ſie wenigſtens in die etwas gefälligere Form einer Bitte meines Collegen. Nichts deſtoweniger gerieth Goethe in den heftigſten Zorn, beſtand darauf, daß Becker die Rolle ſpielen müſſe und ſetzte hinzu: „Sagen Sie dem Herrn Becker: wenn er ſich dennoch weigern ſollte, ſo würde ich die Rolle ſelber ſpielen.“ Becker weigerte ſich aber nicht mehr.

151.

1798, October.

Über Theaterzettel.

Bei dieſer Vorſtellung [von „Wallenſteins Lager“] war es, wo nach Goethes Befehl auf dem Komödienzettel zum erſten Mal die Herren, Madames und Demoiſelles vor den Namen der Mitglieder wegfielen. Ich [Genaſt] fragte Goethe um den Grund dieſer Anordnung; er meinte: der Name des Künſtlers ſei genügend, Herren und Madames gäb' es ſehr viele in der Welt, aber Künſtler ſehr wenig.

152.

1798, October.

Mit Auguſt Wilhelm Schlegel.

Wilhelm blieb in Weimar zurück, um Goethen zu ſprechen, und der iſt ſehr wohl zu ſprechen geweſen, in

der beſten Laune über das „Athenäum“ und ganz in der gehörigen über Ihren [Friedrich Schlegel's Aufſatz über] „Wilhelm Meiſter“; denn er hat nicht bloß den Ernſt, er hat auch die belobte Ironie darin gefaßt, und iſt doch ſehr damit zufrieden und ſieht der Fortſetzung freundlichſt entgegen. Erſt hat er geſagt, es wäre recht gut, recht charmant, und nach dieſer bei ihm gebräuchlichen Art vom Wetter zu reden, hat er auch warm die Weiſe gebilligt, wie Sie es behandelt; daß Sie immer auf den Bau des Ganzen gegangen und ſich nicht bei pathologiſcher Zergliederung der einzelnen Charaktere aufgehalten; dann hat er gezeigt, daß er es tüchtig geleſen, indem er viele Ausdrücke wiederholt und beſonders eben die ironiſchen . . . . . Er hat Wilhelm mit Grüßen für Sie beladen und läßt vielmals um Entſchuldigung bitten wegen des Nichtſchreibens, eine Sache, die wirklich aus der Geſchäftigkeit des letzten Vierteljahrs . . . zu erklären iſt. An Wilhelm hat er den ganzen Brief ſchon fertig dictirt und doch nicht abgeſchickt. Auch von [F. Schlegel's Aufſatz im 2. Hefte des „Athenäums“ über das Studium] der griechiſchen Poeſie hat er geſprochen; bei manchen Stellen hätte er eine mündliche Unterredung und Erläuterung dazu gewünſcht, um etwa ein längeres und breiteres Licht zu erhalten. Geleſen hat er auch redlich; das kann man ihm nicht anders nachrühmen. Die Fragmente [im 2. Hefte des „Athenäums“] haben ihn ungemein intereſſirt: Ihr hättet Euch in Kriegsſtand geſetzt; aber er

hat keine einzige Einwendung dagegen gemacht, nur gemeint, es wäre eine allzu ſtarke Ausgabe (die Verſchwendung wäre doch zu groß, war der pivot ſeines allgemeinen Urtheils)*) und es hätte ſollen getheilt werden. Wilhelm hat ihm geantwortet: in einem Strich ließe ſich's freilich nicht leſen; da hat er ſo etwas gemurmelt, als: das hätte er denn doch nicht laſſen können; es wäre denn doch ſo anziehend.

153.

1798, Herbſt (?).

Mit Amalie v. Imhoff.

Fräulein v. Imhoff wurde von Goethe in ſein vielbekanntes Gartenhaus am weimariſchen Parke eingeladen, wo ſie ihm an einem Nachmittag in Gegenwart von Frau von Stein ihr idylliſches Gedicht [„Die Schweſtern von Lesbos“] vortrug. Nachdem ſie mit zaghaftem Gemüth den erſten Geſang geleſen hatte, ſpricht ihr Goethe ſofort ſeinen Beifall aus und fügt die Worte hinzu: „Und wie richtig und wohlklingend ſind auch ſchon die Hexameter gemacht!“ Da bricht das junge Fräulein erſchrocken und verwundert in die Worte aus: „„Wie denn, Excellenz? Sind denn das Hexameter?““ Da kann er ſich des lauten, frohen

*) [Die Parentheſe iſt Zuſatz W. Schlegel's.]

Lachens nicht enthalten und ruft aus: „Nun, da ſieht man, wie es geht! Unſereiner quält ſich, dieſe Verſe herauszubringen und das Kind macht ſie.“

154.

1799, Anfang (?).

Mit Wieland.

Goethe äußert gegen Wieland, daß die urſprüngliche einzige vis comica in den Obſcönitäten und Anſpielungen auf Geſchlechtsverhältniſſe liege und von der Komödie gar nicht entfernt gedacht werden könne.

155.

1799, Anfang.

Über einen Tiger.

(19. Januar 1799.) Ich [Böttiger] fahre mit Bertuch nach Belvedere. . . . . Im Wagen: Goethe will eine Biographie des Tigers ſchreiben, deſſen gefrornen Cadaver der Herzog aus Nürnberg bekommen hat. Loder, der immer geſchäftige Handlanger Goethes . . . wird anatomiſche Vorleſungen öffentlich über den Tiger halten.

156.

1799, 16. Januar.

Mittagsmahl bei Goethe.

a.

Nach Tiſche wird die Aldobrandiniſche Hochzeit aufgezogen, unter ſchöner Beleuchtung von dem, gegenüber auf den Dächern liegenden Schnee. Goethe äußert dabei die Muthmaßung, daß vielleicht der Maler, der eine etwas ſrechluſtige Compoſition machen wollte, die Hauptfiguren der pronuba und der nova nupta nach einem Gemälde des Echion, das Plinius (XXXV, 10) nova nupta, verecundia notabilis nennt, copirt, das andere aber aus verſchiedenen Stücken componirt habe.

— — — — — — — — — — —

Goethes Witz über Gerning: er nehme die Königinnen nicht inacht; die Syrakuſaniſche Königin Philiſtis ſei ihm abhanden gekommen.

b.

Als ich [Jean Paul] zu einem Diner bei Goethe geladen war, Schiller zu Ehren, nebſt Herder — der ihm aber nicht ein Ölblatt, geſchweige einen Ölzweig des Friedens, den Goethe gern ſchlöſſe, reichte — wurd' ich und Herder zu Goethes Einfaſſung gemacht: ich der linke Rahmen, und er der rechte. Hier ſagte mir Goethe, der nur allmälig warm werden will — ſo iſt er gegen Schiller

ſo kalt, wie gegen jeden —: er habe ſeinen „Werther“ zehn Jahre nach deſſen Schöpfung nicht geleſen, und ſo alles; wer wird ſich gern eines vorübergegangenen Affects, des Zorns, der Liebe u. ſ. w. erinnern.

157.

1799, 21. Januar.

Bei Eleonore Freifrau v. Kalb geb. v. Oſtheim.

Noch in keinem Jahre ſtritt ich [Jean Paul] ſo viel; mit Schiller neulich bis um zwölf Uhr nachts und mit ihm und Goethe bei der Kalb. Ich bin jetzt kecker, als je und ſagte Goethen etwas über das hieſige Tragiſche (Böttiger, alles lobend, lobte mich auch darüber: „wir denken alle daſſelbe, aber es hat's ihm noch keiner geſagt“), worüber er empfindlich eine Viertelſtunde den Teller drehte! aber Wieland .... ſagte: ſo wär's recht und ich gewänne ihn dadurch; wir würden noch die beſten Freunde werden; „Goethe hat mit Reſpect von Ihnen geſprochen.“

158.

1799, Januar (?).

Mit Wieland.

Goethe erklärt ſich ſtark gegen die, welche Weimars Gemeinvortheil verrathen. — Wieland ſagte einſt zu ihm: „Aber wie könnte ich mich nur ſo ekelhaft loben

So lebten die beiden Väter, welche öfter zusammen kamen, sich wegen gemeinschaftlicher Geschäfte berathschlagten, und eben heute die Versendung Wilhelms in Handelsangelegenheiten beschlossen.

Er mag sich in der Welt umsehen, sagte der alte Meister, und zugleich unsre Geschäfte an fremden Orten betreiben; man kann einem jungen Menschen keine größere Wohlthat erweisen, als wenn man ihn zeitig in die Bestimmung seines Lebens einweiht. Ihr Sohn ist von seiner Expedition so glücklich zurück gekommen, hat seine Geschäfte so gut zu machen gewußt, daß ich recht neugierig bin, wie sich der meinige beträgt; ich fürchte, er wird mehr Lehrgeld geben, als der Ihrige.

Der alte Meister, welcher von seinem Sohne und dessen Fähigkeiten einen großen Begriff hatte, sagte diese Worte in Hoffnung, daß sein Freund ihm widersprechen und die

laſſen, wie es die Schlegel thun?“ Antwort: „„Man muß ſich das ebenſo gefallen laſſen, als wenn man aus vollem Halſe getadelt wird.““ — Wieland mißbilligt Macdonald's blinden Eifer gegen die Kantiſche Philoſophie. . . . . „„Ihm [Fichte] brandert es ſchon,““ ſagte Goethe, „„darum ſchreit er ſchon vom Scheiterhaufen.““

159.

1799, Ende März (?).

Mit Henrich Steffens.

Nachdem Steffens erzählt, daß er ſich beim erſten Zuſammentreffen mit Goethe von dieſem für zurückgeſetzt gehalten und darauf ſchroff abgewehrt habe, mit ihm wieder zuſammengebracht zu werden, fährt er fort:

Die Familie des berühmten Anatomen Loder gehörte auch zu denen, die mich freundlich aufgenommen hatten. Sein Geburtstag nahete und man wünſchte dieſen Tag durch ein Schauſpiel zu feiern; man wählte den „Schauſpieler wider Willen“, und meine große Beweglichkeit erweckte die Vermuthung, daß ich wohl fähig wäre, die Hauptrolle zu übernehmen. . . . . Die Hauptrolle enthält bekanntlich eine Menge declamatoriſcher Stellen aus Iffland'ſchen und Schiller'ſchen Stücken. . . . . Die Tage der Proben gingen vorüber, wir waren zur Generalprobe verſammelt — da trat auf einmal Goethe herein. Er hatte freundlich, wie er bei ſolchen Gelegenheiten immer war, verſprochen, die

Generalprobe zu leiten; mir hatte man es verborgen gehalten. Nachdem er die Frauen begrüßt hatte, ging er auf mich zu, sprach mich freundlich und gütig als einen Bekannten an. „Ich habe“ — sagte er — „lange erwartet, Sie einmal in Weimar bei mir zu sehen; ich habe vieles mit Ihnen zu sprechen, Ihnen vieles mitzutheilen. Wenn diese Tage verflossen sind, werden Sie mich, wie ich hoffe, begleiten.“ Wer war glücklicher, wie ich. Es war mir, als wäre ich jetzt erst heimisch geworden in Jena. Ich jubelte, und der frohe Jubel einer übermüthigen Stimmung ergoß sich in mein Spiel. Hier und da gab Goethe einen guten Rath, und mir schwebten auf eine wunderbar heitere Weise die dramatischen Auftritte in „Wilhelm Meister“ vor der Seele, die sich nun hier durch den großen Verfasser zu verwirklichen schienen. Als ich die Stellen aus den Schiller'schen Stücken declamirt hatte, trat Goethe freundlich auf mich zu. „Wählen Sie doch“ — sagte er — „andere Stücke: unsern guten Freund Schiller wollen wir doch lieber aus dem Spiele lassen.“ Es war seltsam, daß weder ich noch die Mitspieler etwas Anstößiges bei dieser Wahl gefunden hatten. Indessen erbot ich mich auf der Stelle, Kotzebue zu wählen statt Schiller.

160.

1799, 16. April (?).

Mit Richter.

Auf die leere Seite will ich [Caroline Schlegel] gleich noch etwas Amüſantes ſetzen, das uns Schelling dieſen Mittag zum beſten gab, wie ihm Goethe einmal beſchrieben, daß er mit Jean Paul einen ganzen Abend Schach geſpielt, figürlich. Der hat nämlich ein Urtheil über ihn und ſeine Gattung herauslocken wollen und ihn nach Goethes Ausdruck auf den Sch—dr — führen wollen, hat einen Zug um den andern gethan, von Yorik, von Hippel, von dem ganzen humoriſtiſchen Affengeſchlecht — Goethe immer nebenaus. Nun, Du [Wilhelm Schlegel] mußt Dir das ſelbſt mit den gehörigen Fratzen ausführen, wie Jean Paul zuletzt in die höchſte Pein gerathen iſt und ſich ſchachmatt hat nach Hauſe begeben. Einen durchtriebnern Schalk giebt es auf Erden nicht, wie den Goethe, und dabei das frömmſte Herz mit ſeinen Freunden.

161.

1799, zweite Hälfte des Mai.

Mit Schiller.

Zu Ihrer [Johann Friedrich Unger's] Sammlung von Romanen werde ich gern meinen Beitrag geben, ſobald ſich Stoff und Stimmung zu einer ſolchen Arbeit

bei mir findet und habe daher auch nichts dagegen, wenn Sie mich unter der Zahl derer, die dazu beitragen wollen, nennen. Ein Gleiches trägt Goethe mir auf, Ihnen zu verſichern.

162.

1799, um 23. September.

Mit Ludwig Tieck.

Den „Zerbino" lernte er [Goethe] kennen. Er ſchenkte den ernſten Charakteren und den lyriſchen Partien vollen Beifall und forderte Tieck auf, dieſe zuſammenzuziehen und zu einem Ganzen abzurunden, welches alsdann auf der weimariſchen Bühne dargeſtellt werden ſollte. Obgleich es Goethe war, von dem dieſer Vorſchlag ausging, konnte ſich Tieck doch nicht entſchließen, darein zu willigen; beide Theile, der ſatiriſche wie der dichteriſche, gehörten unmittelbar zuſammen, ſie gewännen erſt durcheinander ihre Bedeutung. Ein Streichen des einen Theils würde einem Zerſtören des Ganzen gleichgekommen ſein.

163.

1799, 4.—7. December.

Mit Tieck.

Tieck erzählte [Goethen] von ſeinen Studien des Shakeſpeare und deſſen Zeitgenoſſen. Dies führte auf Ben Johnſon. Er ſchilderte deſſen durchgehenden Gegen-

ſatz gegen Shakeſpeare und endete mit der Frage, ob Goethe nicht einen Verſuch mit dem ſonderbaren Schriftſteller machen wolle. Da Goethe bereitwillig darauf einging, ſchlug er ihm den „Volpone“ vor und überbrachte ihm die Folioausgabe. Als er ihn nach einiger Zeit wieder beſuchte, hatte Goethe das empfohlene Drama ſoeben durchgeleſen. Das Buch lag noch vor ihm. „Hören Sie, verehrter Freund!“ rief er ihm beſten Humors entgegen, indem er mit der Hand auf den Deckel des Buches ſchlug, „das iſt ja ein ganz verfluchter Kerl! Ein wahrer Teufelskerl!“ Tieck ſprach ſeine Freude aus, daß ſeine Empfehlung ſich bewährt habe. „Ja, das iſt ein Schwerenothskerl!“ fuhr Goethe mit derſelben Handbewegung fort, „was hat der für Kniffe im Kopfe!“ Auf die Frage, ob er nicht noch einiges andere leſen wolle, um ihn ganz kennen zu lernen, antwortete er abwehrend: „Nein, verehrter Freund, nun iſt es genug! Nichts weiter! Ich kenne ihn jetzt, und das reicht hin.“

164.

1799, 5. und 6. December.

Mit Tieck.

Tieck hatte die „Genoveva“ vollendet und ſie den Freunden mitgetheilt; jetzt kam die Gelegenheit, das Gedicht auch ihm [Goethen] vorzuleſen. Goethe wohnte

auf dem Schloſſe. Da der erſte Abend nicht ausreichte, ſo konnte die Vorleſung erſt am folgenden beendet werden. Aufmerkſam und theilnehmend war Goethe ihr gefolgt; er ſprach ſich wohlwollend und anerkennend aus. Dann wandte er ſich zu ſeinem neunjährigen Sohne, der am zweiten Abend zugegen war. Indem er ihm mit der Hand über das Haar hinſtrich, ſagte er: „Nun, mein Söhnchen, was meinſt Du denn zu allen den Farben, Blumen, Spiegeln und Zauberkünſten, von denen unſer Freund uns vorgeleſen hat? Iſt das nicht recht wunderbar?“ — Einige Einwendungen, welche Goethe machte, wurden ſpäter berückſichtigt.

165.

Aus den neunziger Jahren.

Mit Heinrich Eberhard Gottlob Paulus.

Dieſes Vielthätigſein [Goethes] war möglich, weil, wie wir von ihm ſelbſt hörten, er wie ein Geſetz befolgte, was Amt und Geſchäftsaufträge betraf, immer zuerſt abzumachen, alsdann aber dem, wozu ihn der Geiſt trieb, mit ungetheilter Fertigkeit ſich ganz hinzugeben.

Zu allen dieſen Tendenzen kam in Goethe fortwährend, aber mehr wie eine problematiſche Unterhaltung und nicht eigentlich als Beſchäftigung eine gegen hyperphyſiſche Selbſttäuſchung des damals geprieſenen

„abſoluten Speculieren“ ſehr behutſame Aufmerkſamkeit hinzu. Für Ahnungen über das Übermenſchliche hatte Goethe eine erhebende, ſtaunende Andacht in ſich. „Wie jenes Überſinnliche gleichſam von oben her mit unſerer Natur und Naturphiloſophie zuſammenhängt, dies“ — rief er mir einmal zu — „iſt die Frage.“ Aber ſein ahnendes Denken war mit der beſonnenſten Scheu vor allen Dogmen als Behauptungen verbunden, beſonders, wenn man das Praktiſche darnach oder dagegen reguliren zu wollen fürchten ließ.

— — — — — — — — — — —

Goethe ſtimmte mit der von dem abſtracteſten Philoſophen [Spinoza] nicht zu erwartenden Weltanſchauung überein, wie ſie von dieſem im tractatus theologico-politicus auf das ſogenannte alte Teſtament angewendet iſt.

Was das Hinüberblicken in das abſolute Hyperphyſiſche in der Philoſophie betrifft, ſo wollte Goethe die Philoſophen von Profeſſion darüber, wie er zu ſagen pflegte, „gerne gewähren laſſen, ſoviel ſie könnten“. Er ließ als Zuhörer gerne ſie ſich ausſprechen, auch, wenn ſie, wie Schelling, es gleichſam als etwas ihnen ausſchließlich offenbar Gewordenes im Beſitz und Verſchluß zu haben, die Miene machten.

Goethe ſagte oft wünſchend und hoffend: „Je mehr man ſich an dem Speculiren über das Übermenſchliche trotz aller Warnungen Kant's vergeblich abgemüht haben wird, deſto vielſeitiger wird dereinſt das Philo-

ſophiren zuletzt auf das Menſchliche, auf das geiſtig und körperlich Erkennbare der Natur gerichtet und dadurch eine wahrhaft ſo zu benennende Naturphiloſophie erfaßt werden."

Was die mathematiſchen und phyſikaliſchen Vorkenntniſſe betraf, ſchätzte Goethe, wie er dies mir mehrmals ſagte, Hegel mehr, als Schelling.

166.

Aus den neunziger Jahren (?).

Mit Iffland.

Als der noch junge Schauſpieler Friedrich Ludwig Schmidt Iffland gefragt hatte, ob er ihm Gaſtſpielreiſen anrathe, antwortete dieſer:

Sie werden bei dem Reiſen verlieren — gewinnen, und, wie Goethe ſagt: „ob man Erbſen zählt oder Linſen, es kommt auf eins heraus."

167.

Aus den neunziger Jahren.

Mit Schauſpielern.

Nie gab er ſeiner Unzufriedenheit ſtrenge Worte; ſein Tadel war immer ſo, beſonders gegen die ältern Schauſpieler, daß er nicht verletzen konnte; z. B.: „Nun, das iſt ja gar nicht übel, obgleich ich mir den Moment

ſo gedacht habe; überlegen wir uns das bis zur nächſten Probe, vielleicht ſtimmen dann unſere Anſichten überein.“ Den jüngern gegenüber war er weniger rückſichtsvoll; hier hieß es oft: „Man mache das ſo, dann wird man ſeinen Zweck nicht verfehlen.“

168.

Aus den neunziger Jahren.

Mit Maria Körner geb. Stock und Dorothea Stock.

Da unſere Bekanntſchaft [mit Goethe] aus ſehr früher Zeit datirt, als er Student in Leipzig und ich ein Mädchen von ſechs Jahren war, hat er mich und meine Schweſter in gutem Andenken behalten und hört es gar zu gern, wenn „les enfants terribles“, wie er uns nennt, ihm aus ſeinem Studentenleben erzählen.

[Zu vergleichen Nr. 2.]

169.

1800, 26. Februar (?).

Mit W. G. Gotthardi.

Ein glückliches Ohngefähr wollte es, daß ich die perſönliche Bekanntſchaft dieſes Goethe zu machen gewürdigt wurde.

Ja, nicht bloß unzähligemal hab' ich ihn geſehen

außer und in dem Theater; er machte mich zu ſeinem „kleinen Freund“, wie er mich zuweilen ſcherzend nannte. Sie vermittelte ſich, dieſe Freundſchaft, als ich eines ſchönen Abends in ebendemſelben Theater, wo ich außer dem „Rochus Pumpernickel“ auch manche andere heitere und ernſte Stücke aufführen ſah, und von derſelben breiten einfach bretternen Brüſtung der Loge des alten Herrn, auf welcher ich in der erſtgenannten Poſſe zum erſten Mal geſeſſen hatte, wohlgemuth und ſpannungsvoll auf die Bretter da vorn lugte, welche die Welt bedeuten. Es wurde, um diplomatiſch zu erzählen, die Salieri'ſche Oper „Tarare“ („Axur“, Text von Beaumarchais) gegeben. Da, als der zweite Act begonnen hatte, die Jagemann (Aſtaſia) in ihrem großen verzweiflungsvollen Recitativ begriffen war und mir Thränen jammervollen Mitleids abzwang, — da plötzlich knarrt die Logenthür in den Angeln und öffnet ſich . . . . . Goethe trat in die Loge. In ſo nahen Geſichtskreis war der „Geheimrath“ mir noch nie gekommen. . . . . Goethe erblicken und zitternd zum Sprung herunter mich anſchicken war eins. Da erfaßt meinen Arm eine ſtarke Hand — die ſeine. Entſetzen erfaßt mich „Bleib getroſt, mein Sohn! Wir beide haben Raum genug. Wer wird den andern ohne Noth verdrängen!“ tönt — noch heute hör' ich ſie — alsbald eine volle ruhige Stimme mir ins Ohr — die ſeine. . . . . Und als ich mich jäh umwandte, ruhete ſein großes, dunkles, wundervolles Auge liebreich und

vortrefflichen Gaben des jungen Mannes herausstreichen sollte. Allein hierin betrog er sich; der alte Werner, der in praktischen Dingen niemanden traute, als dem, den er geprüft hatte, versetzte gelassen: Man muß alles versuchen, wir können ihn eben denselben Weg schicken, wir geben ihm eine Vorschrift, wornach er sich richtet; es sind verschiedene Schulden einzukassiren, alte Bekanntschaften zu erneuern, neue zu machen. Er kann auch die Spekulation mit der ich Sie neulich unterhielt, befördern helfen, denn ohne genaue Nachrichten an Ort und Stelle zu sammeln, läßt sich dabey wenig thun.

Er mag sich vorbereiten, versetzte der alte Meister, und sobald als möglich aufbrechen. Wo nehmen wir ein Pferd für ihn her, das sich zu dieser Expedition schickt?

Wir werden nicht weit darnach suchen. Ein Krämer in H***, der uns noch einiges

warm auf dem bepurpurten Antlitz des bewegten Knaben. Den Blick werde ich nie vergessen, nie jene Worte; keine hab' ich fester behalten wie sie. . . . . Er reichte mir sein Textbuch zum Mitnachlesen und bald entspann sich eine Unterhaltung, in deren Verlauf er, der große Mensch, dem kleinen seine winzig kleine Lebensgeschichte antheilvoll entlockte. . . Wer war glücklicher, als der Knabe? Und noch oft nahm er den Platz ein, noch oft in unmittelbarer Nähe des Eigners, der ihn, neben steter freundlicher Ansprache mit Erkundigung nach den Fortschritten in den Schulwissenschaften, auch materiell mit manch Stücklein Kuchen, hin und wieder auch einem Glas Wein aus seinem Flaschenkorb erquickte. Denn Goethe liebte es, zuweilen einen Vorrath kalter Speise und Weins in seiner Loge bereit zu halten, mehr für andere, deren — Einheimische und Fremde von Bedeutung — er nicht selten auch dort empfing.

170.

1800, erste Hälfte des Mai.

Über Schelling's Zerwürfniß mit der „Allgemeinen Literaturzeitung".

Goethe hat in Leipzig über die Sache fast nur leicht und lustig gesprochen; Ihre [Schelling's] Schrift [gegen die „Allgemeine Literaturzeitung" in der „Zeitschrift für speculative Philosophie"] hat er im Ganzen sehr gelobt, doch gemeint, manches darin fordere Leser,

die ſchon auf dem wahren Punkte ſtänden und ſei für die Wirkung nach außen noch nicht überzeugend genug vorgetragen. Unter anderm wünſchte er, die Wendung mit dem Widerwillen wäre nur einmal gebraucht worden.

171.

1800, Mai (?).

Über Heinrich Vohs.

Unſerm Vohs . . . hatte Schiller die Rolle des Macbeth zugetheilt. Bei der erſten Theaterprobe war er ſeiner Aufgabe noch gar nicht ſo mächtig, wie man es von ihm erwarten durfte, und ſelbſt die lauteſte Hülfe des Souffleurs fruchtete nur wenig. Da aber Vohs wegen ſeines eminenten Talents bei Goethe und Schiller in hoher Achtung ſtand und man ſeine Reizbarkeit kannte, ſo machten Dichter und Director gute Miene zum böſen Spiel, und keine Rüge erfolgte ob der Nachläſſigkeit. Dieſer ſtörende Übelſtand trat aber auch bei der Hauptprobe hervor, und Goethe ſchwoll nun die Zornesader und er rief, da ich zu fungiren hatte, mit ſeiner mächtigen Stimme: „Herr G'naſt!“ (Goethe liebte es, meinen Namen zu apoſtrophiren), „verfügen Sie ſich zu mir herab!“ Er, Schiller und Meyer ſaßen im Parterre und der zweite Act war eben zu Ende. „Was iſt denn das mit dieſem Herrn Vohs?“ fuhr er mich an. „Der Mann kann ja kein Wort von ſeiner Rolle, wie will er denn den Macbeth

ſpielen? Sollen wir uns vor den höchſten Herrſchaften und vor dem Publikum blamiren? Man ſiſtire das Stück für morgen, und Sie brauchen das Warum weder vor Herrn Vohs noch dem Perſonal zu verſchweigen.“ Schiller ſuchte Goethes Zorn zu beſchwichtigen und rühmte die künſtleriſche Ruhe von Vohs, ſeine Genialität, die ihn gewiß bei der Darſtellung über dieſe Klippe hinwegführen würde; denn die Auffaſſung des Charakters ſei vortrefflich. Auch ich ſtimmte der Anſicht Schiller's bei, und Goethe, der ſchon aufgeſtanden war, um das Theater zu verlaſſen, fügte ſich endlich, beauftragte mich aber, Vohs im Vertrauen einen Wink zu geben.

[Hier walten Verwechslungen ob: bei den Proben zum „Macbeth“ und noch bei der erſten Aufführung war Goethe in Leipzig.]

172.

1800, 14. Juli.

Mit Tieck.

Seiner [Tieck's] Meinung nach verdienten manche [Weimarer] Schauſpieler nicht den Ruf, in welchem ſie ſtanden. Graff's Pathos unterſchied ſich wenig von dem verrufenen tragiſchen Gurgelton. Jetzt wohnte er an Goethes Seite einer Vorſtellung der „Maria Stuart“, die ſoeben auf die Bühne gebracht worden war, bei. Auch diesmal konnte er nicht anderer Meinung ſein. Den

künſtleriſchen Inſtinkt, welchen er an Fleck bewunderte, fand er hier nicht wieder. Alles war auf ein gewiſſes durchſchnittliches Mittelmaß zurückgeführt. Ein ihm aus Berlin bekannter Schauſpieler [Cordemann] gab den Leiceſter in ſo ungeſchickter Weiſe, daß er die Bemerkung nicht unterdrücken konnte, wie dieſer das Ganze entſchieden ſtöre. „Ich kann es nicht finden," antwortete Goethe trocken; „er thut ſeine Schuldigkeit gleich allen andern."

173.

1809, Anfang Juli.

Mit Schiller.

Das Mädchen von Orleans iſt der Stoff, den ich bearbeite. . . . . Auf das Hexenweſen werde ich mich nur wenig einlaſſen, und ſoweit ich es brauche, hoffe ich mit meiner eigenen Phantaſie auszureichen. In Schriften findet man beinahe gar nichts, was nur irgend poetiſch wäre; auch Goethe ſagt mir, daß er zu ſeinem „Fauſt" gar keinen Troſt in Büchern gefunden hätte. Es iſt derſelbe Fall mit der Aſtrologie: man erſtaunt, wie platt und gemein dieſe Fratzen ſind, womit ſich die Menſchen ſo lange beſchäftigen konnten.

174.

1801, Anfang.

Mit Heinrich Schmidt.

Ich beſchloß, mich dem Theater zu widmen, jedoch nicht, ohne vorher den Rath einſichtsvoller Männer darüber erforſcht zu haben. Wie konnte ich aber in Weimar über die Wahl dieſer Männer anſtehen! Lebte nicht Schiller da und hatte er mich nicht freundlich aufgenommen? An ihn wandte ich mich und wagte es, ihn um ſeine Meinung zu bitten. Der ſorgſam beſcheidene Mann wollte es nicht allein auf ſich nehmen und verſprach, mit Goethe darüber zu ſprechen. . . . . Bald darauf erhielt ich auch wirklich eine Einladung, zu Schiller zu kommen. Es war eines Sonntags Nachmittags um 5 Uhr. Auch Goethe kam. Ich las einiges vor: einen Monolog und einige Scenen aus „Leben und Tod König Johanns" von Shakeſpeare. Goethe ſprach ſich dann weitläufig und, was noch mehr, mit augenſcheinlicher innerer Anregung über den Schritt aus, ſich dem Theater zu widmen, und wandte dann das Ausgeſprochene auf mich an. Wenn er auch, meinte er, hier Verſtändniß des Dichters, entſprechende Äußerlichkeit, gutes Organ zugeben wolle, ſo könne er doch zwei Beſorgniſſe nicht umgehen, nämlich daß mich, wenn ich jetzt ſo unvorbereitet in die Welt träte, das Leben ſelbſt in ſeine magiſchen Kreiſe und ſomit von

der Neigung und Liebe zum nachgeſpiegelten hinwegziehen würde, und doch würde ich der Nachhülfe dieſer Neigung und Liebe noch ſehr bedürfen, um auf dem Wege zum Ziele zu beharren, da er mir dadurch ſehr erſchwert werden würde, daß mir Nachahmungstrieb und Nachahmungsgabe, worauf jetzt noch die Schauſpielkunſt hauptſächlich mit begründet ſei, gänzlich abzugehen ſcheine. Er verbreitete ſich noch umſtändlicher darüber und verließ uns hierauf, um zu den Frauen, wie er ſagte, in das anſtoßende Zimmer hinüberzugehen. Während deſſen war der höchſt liebens- und verehrungswürdige Schiller treulich und angelegentlich bemüht, mir noch näher zu erklären, was Goethe gemeint und geäußert hatte, doch ohne ſich irgend einen Zuſatz zu erlauben.

— — — — — — — — — — —

Als Goethe zurückgekommen, ertheilte er mir für den Fall, daß ich nun noch bei meinem Vorſatz beharren wollte, die höchſt willkommene Erlaubniß, zweimal die Woche zu ihm zu kommen und mit ihm eine auswendig gelernte Rolle durchzugehen.

175.

1801, Anfang.

Mit Schmidt.

Ich ſprach [den berühmten Monolog aus „Hamlet"] wieder nach der Schlegel'ſchen Überſetzung und hatte dabei die Stellung angenommen, daß ich die rechte

Hand an das Kinn legte, während die linke Hand den rechten Arm, an der Spitze des Ellbogens herabhängend, unterſtützte. Goethe äußerte ſich nicht mißbilligend über dieſe Stellung: auch tadelte er nicht, daß ich den größten Theil des Monologs dabei beharrt hatte; denn dieſes Beharren des Schauſpielers in einem Geſt theile dem Zuſchauer das Gefühl einer gewiſſen Ruhe und Sicherheit mit, das jeder Darſtellung wohl zuſtatten komme, und ſei bei tragiſchen Rollen insbeſondere von größerer Wirkung als das öftere Wechſeln der Stellung und der Geſten, wenn dieſe nicht durch beſondere Urſachen etwa bedingt würden. Doch müſſe ich nicht glauben, daß ich nun durch Wahl und Ausführung der angegebenen Stellung dem Ziel, dem Auge ein gutes Bild vorzurücken, viel näher gekommen ſei, wenn nicht alles und jedes miteinander übereinſtimme. Hier ſei z. B. die Hand unter dem rechten Ellbogen jetzt in eine Fauſt zuſammengezogen, was jedoch gegen alle Regel der Schönheit ſei. „Die Hand muß ſo gehalten werden!“ ſagte er und ſtreckte mir dabei ſeine Hand hin, von der er die mittelſten zwei Finger etwas auseinanderhielt, die letzten aber außerdem etwas gebogen herabhängen ließ. „So iſt ſie harmoniſch mit dem Ganzen, in der rechten Form und anmuthig zugleich; doch ſie ſo zu biegen und zu geſtalten ſieht leichter aus, als es iſt. Nur langer Umgang mit der Malerei, mit der Antike insbeſondere, verſchafft uns eine ſolche Gewalt über die Theile des Körpers; denn

es gilt hier nicht ſowohl Nachahmung der Natur, als ideale Schönheit der Form. Bei Veränderung der Stellungen und Geberden iſt vorzüglich zu beobachten, daß ſie vorbereitet und langſam geſchehe, nicht etwa mitten in der Rede, wobei immer Mäßigung hauptſächlich zu empfehlen iſt, damit man zur Steigerung der Effecte Ausdauer gewinnt." Beſonders empfehle er mir, den obern Theil des Arms ſo ruhig, als möglich zu halten, ſowie mit dem Arm nicht den Körper zu decken und ihn dadurch gleichſam zu durchſchneiden. Der Körper muß immer möglichſt frei und zwei Drittheile dem Publikum zugekehrt bleiben, damit alles Profilſpiel vermieden werde. Um ſich Geberdenſpiel zu erwerben und das Spiel der Arme gelenkſam und bezeichnend zu machen, empfahl er bei Übung der Rolle gegen einen Spiegel gekehrt zu ſprechen, wobei der Schauſpieler jede unrichtige Bewegung bemerken und die paſſendſten Geſten wählen könne, vorausgeſetzt jedoch, daß er vorher ſeine Aufgabe, ſeinen Charakter gut durchſtudirt habe. Übrigens gab er mir den Rath, auch im Lebensverkehr nie die Haltung und das Geberdenſpiel aus dem Auge zu verlieren, ſondern immer an mir zu beobachten; denn dies erleichtere die Aufgabe auf der Bühne außerordentlich. Beſonders müſſe man bei einem Monolog daran denken, daß man nun allein im Rahmen ſtehe und daher dem Auge des Zuſchauers auch allein ausgeſetzt ſei. In Bezug auf die Declamation dieſes Monologs

traf Goethes erſte Bemerkung die Stelle der Überſetzung:

> Die unſers Fleiſches Erbtheil — 's iſt ein Ziel
> Auf's innigſte zu wünſchen.

„Das iſt ganz gefehlt! Setzen Sie ein „„ſind““ dazu, wenn es nicht daſteht; denn das Erſte von der Bühne herab iſt Verſtändlichkeit; daher iſt die vollſtändige Ausſprache jeder Silbe, umſomehr jedes erforderlichen Wortes nöthig. Nichts darf dem Zuhörer vorenthalten werden, damit er hauptſächlich verſtehe, was zu verſtehen iſt.“ Beſonders warnte er vor allem Dialect, wobei er die dem Sachſen eigene offene Ausſprache des e, wie geben, leben (in Sachſen oft wie gäben, läben) als ihm beſonders gehäſſig bezeichnete. Vor allem aber ſolle anfänglich die Rolle, bevor ſie gelernt werde, recht langſam und beſtimmt geſprochen und dabei der Ton ſo tief als möglich gehalten werden, um für die Steigerung auszureichen. Beim Auswendiglernen derſelben ſei vorzüglich darauf zu ſehen, daß es nicht mit falſcher Accentuation u. ſ. w. geſchehe; daß jedes Wort richtig, dem Sinn gemäß geſprochen werde; denn ſonſt werde der Vortrag und die Ausſprache immer fehlerhaft bleiben.

176.

1801, 10. April.

Über Gerning's „Säculargedicht".

Gerning war noch Freitag bei Goethe und Wieland und hat's dort vorgeleſen. Da fand Goethe, daß des großen Schiller's dramatiſche Kunſt nicht gefeiert worden iſt, daß Kant's große Wirkung nicht genannt worden iſt, und daß der Vers „Wenn nicht nannte die Muſe ꝛc." zu hart wäre ꝛc. Das meinte auch Gerning. Die Änderung des letzten Verſes aber ließen wir [Herders] nicht geſchehen; gerade das Steigen hebt den Namen Herder noch höher; ich ließ es durchaus nicht zu. Am Schiller wurde folgendes gezimmert:

Schiller's Lied ertönt am Altar der Muſen,
Wo ihm Weisheit, Kunſt und die höchſte Dichtkunſt,
Jede den Kranz flicht.

Kant blieb — er konnte nicht höher gefeiert werden; — es war ganz im Sinne des großen Urtheils über ihn*) — und Goethe iſt zu beklagen, daß er's nicht verſtanden hat. Schiller und Niethammer müſſen's ihm erſt erklären.

*) In Herder's „Metakritik."

ſchuldig, aber ſonſt ein guter Mann iſt, hat mir eins an Zahlungsſtatt angeboten; mein Sohn kennt es, es ſoll ein recht brauchbares Thier ſeyn.

Er mag es ſelbſt hohlen, mag mit dem Poſtwagen hinüber fahren, ſo iſt er übermorgen bey Zeiten wieder da, man macht ihm indeſſen den Mantelſack und die Briefe zurechte, und ſo kann er zu Anfang der künftigen Woche aufbrechen.

Wilhelm wurde gerufen und man machte ihm den Entſchluß bekannt. Wer war froher als er, da er die Mittel zu ſeinem Vorhaben in ſeinen Händen ſah, da ihm die Gelegenheit ohne ſein Mitwirken zubereitet worden! So groß war ſeine Leidenſchaft, ſo rein ſeine Überzeugung, er handle vollkommen recht, ſich dem Drucke ſeines bisherigen Lebens zu entziehen, und einer neuen edlern Bahn zu folgen, daß ſein Gewiſſen ſich

177.

1801, Ende Mai.

Über Fichte.

Wir haben für den „sonnenklaren [Bericht an das größere Publikum über das eigentliche Wesen der neuesten Philosophie" von Fichte] ein Motto aufgefunden:

Zweifle an der Sonne Klarheit,
Zweifle an der Sonne Licht,
Leser, nur an meiner Wahrheit
Und an Deiner Dummheit nicht.

Das Fundament des Einfalls ist von S[chelling], die letzte Zeile von mir [Caroline Schlegel]. S. hat es G[oethen] mitgetheilt, der, sehr darüber ergötzt, sich gleich den „sonnenklaren" geben ließ, um sich auch ein paar Stunden von F[ichte] maltraitiren zu lassen, wie er sich ausgedrückt hat.

178.

1801, October (?).

Bei Louise von Göchhausen.

Eines Morgens, an welchem sich zufälligerweise außer mir [Henriette Gräfin Egloffstein] nur noch einige Freundinnen bei der Göchhausen zum Dejeuner eingefunden hatten, . . . stellte sich auch Goethe ein

und äußerte ſeine Zufriedenheit darüber, daß er heute Hahn im Korbe ſei. Hierauf erklärte er, dies käme ihm recht gelegen, weil er ſchon längſt den Wunſch gehegt, ein vernünftiges Wort mit uns im Vertrauen zu ſprechen, — und doch brachte er nur die extravaganteſten Dinge vor, die uns deſto mehr überraſchten, als die meiſten von uns ihn noch nie in einer ſolchen Stimmung geſehen und wir uns nunmehr erklären konnten, wie anziehend und liebenswürdig er in früherer Zeit geweſen ſein müſſe, bevor er die ihm jetzt eigene pedantiſche Steifheit angenommen hatte. In ſeiner lebhaften Unterhaltung kam er — wie man im gemeinen Leben ſagt — vom Hundertſten ins Tauſendſte und endlich auch auf das, was er das Elend der jetzigen geſellſchaftlichen Zuſtände nannte. Mit den grellſten Farben ſchilderte er die Geiſtesleerheit und Gemüthsloſigkeit, die ſich gegenwärtig überall, beſonders aber im geſelligen Verkehr bemerklich mache, und hob dagegen das ehemalige geſellige Leben in kräftigen Zügen hervor. Während er hierüber wie der Profeſſor auf dem Katheder docirte, erhitzte er ſich mehr und mehr, bis er endlich ſeinen ganzen Zorn über den Teufel der Hoffart ergoß, der die Genügſamkeit und den Frohſinn aus der Welt verbannt, dagegen aber die unerträglichſte Langeweile eingeſchmuggelt habe. Man müſſe, meinte er, mit vereinten Kräften gegen dieſen böſen Dämon zu Felde ziehen, ſonſt würde derſelbe noch weit mehr Unheil ſtiften, und gleich auf der Stelle wolle er uns

den Vorſchlag machen: wir ſollten zur Erheiterung des nah bevorſtehenden traurigen Winters einen Verein bilden, wie es deren in der guten alten Zeit ſo viele gegeben habe. Wenn nur ein paar geſcheidte Leute den Anfang machten, dann würden die übrigen ſchon nachfolgen; — und ſich plötzlich zu mir wendend, ſetzte er hinzu, indem er mir ſeine Hand reichte: die Wahrheit ſeiner Behauptung würde ſich ſogleich beſtätigen, wenn ich ihn zum Partner annehmen und den andern mit gutem Beiſpiel vorangehen wollte. Obgleich mich dieſer Antrag überraſchte, ſo hielt ich denſelben doch nur für das Aufblitzen einer ſchnell vorübergehenden Laune und würde es für die lächerlichſte Prüderie gehalten haben, nicht in den Scherz einzugehen. Ich legte alſo unbedenklich meine Hand in die ſeinige und belachte den Eifer, womit er die andern anweſenden Damen aufforderte: jede von ihnen möge gleichfalls einen poursuivant d'amour erwählen: denn unſer Verein müſſe nach der wohlbekannten Minneſängerſitte eine cour d'amour bilden und auch ſo genannt werden, indem der Name die poetiſche Tendenz deſſelben und die Zwangsloſigkeit bezeichne, die unter den Mitgliedern herrſchen ſolle. Ob übrigens Amor ſeine Rechte bei den letzteren geltend machen könne und dürfe, möge der Macht des kleinen ſchelmiſchen Gottes überlaſſen bleiben.

Goethes Aufforderung hätte eigentlich unſre Wirthin wegen ihres Alters und ihrer Mißgeſtalt beleidigen können, wäre die ſogenannte „gute Dame" nicht ſchon

längſt an unzarte Behandlung gewöhnt geweſen. . . . Daher kam es denn im gegenwärtigen Falle, daß ſie ſogleich in ſeinen Vorſchlag einging und mit der ihr eigenen komiſchen Manier erklärte: ſie ſei bereit dem Aufruf Folge zu leiſten, da ſie mit Gewißheit darauf rechnen könne, einen treuen Seladon zu finden; die anderen ſchönen Damen möchten nur ihr Heil verſuchen, ob ihnen ebenſo dienſtwillige Narren zu Gebote ſtehen würden, als ihr.

Goethe nahm dieſe humoriſtiſche Erklärung mit dem lebhafteſten Beifall auf und begab ſich ſogleich an den Schreibtiſch unſerer gefälligen Wirthin, wo er in der größten Geſchwindigkeit die folgenden Statuten der cour d'amour improviſirte:

Erſtlich ſollte die zu errichtende Geſellſchaft aus lauter wohlaſſortirten Paaren beſtehen, die Verſammlung derſelben wöchentlich einmal, Abends nach dem Theater im Goethiſchen Hauſe ſtattfinden und dort ein Souper eingenommen werden, zu welchem die Damen das Eſſen, die Herren den Wein liefern würden.

Zweitens werde jedem Mitgliede die Erlaubniß ertheilt, einen Gaſt mitzubringen, jedoch nur unter der unerläßlichen Bedingung, daß dieſer allen Theilen gleich angenehm und willkommen ſei.

Drittens dürfe während des Beiſammenſeins kein Gegenſtand zur Sprache kommen, der ſich auf politiſche oder andere Streitfragen beziehen könnte, damit die Harmonie des Vereins keine Störung erleide.

Viertens und letztens sollten die gegenseitig erwählten Paare nur so lange zur Ausdauer in dem geschlossenen Bündniß verpflichtet sein, bis die Frühlingslüfte den Eintritt der milderen Jahreszeit verkündigten, wo dann jedem Theile freistehen müsse, die bisher getragenen Rosenfesseln beizubehalten oder gegen neue zu vertauschen.

179.

1801, 8. November.

Mit Friedrich Schelling.

Goethe war . . . noch bis heute hier [in Jena]. Gestern Abend habe ich bei ihm zugebracht, wobei er viel Spaß machte. Unter anderm sagte er: „Der Schlegel'sche Almanach, soviel ich merke, schleicht sich überall gut ein, trotz der bösen Namen, die vorn stehen" [A. W. Schlegel und L. Tieck]. — Nur zu viel Blut und Wunden seien für ihn darin. Das Heidenthum steckt ihm zu fest in den Gliedern. — Mit der „Jungfrau von Orleans" hat er sich sehr gequält, nicht zu sagen, wie sie sei. Unter anderm sagte er, daß sie den Frauen sehr gefalle, weil es einmal keine H—, sondern eine Jungfrau sei. — Denken Sie, daß die [auf der Weimarer Kunstausstellung von 1801 auf Preisausschreiben eingereichten] Flußgötter keinen Preis erhalten, der aber für Achill auf Skyros

zwiſchen Hoffmann und Rahl getheilt wird. So haben wir wenigſtens beſtimmt hören müſſen; er ſelbſt hat es mir nicht geſagt. Den Schadow wollte er hier auch ſchinden, wie er ſagte, (dies für Sie [W. Schlegel]); es iſt aber, ſoviel ich weiß, nicht dazu gekommen. Tieck's Portrait hat er ſehr gelobt; Loder, der es bei ihm ſah, wollte über die Ähnlichkeit ganz närriſch werden.

180

1801, November.

In der cour d'amour.

In gewiſſer Hinſicht war es . . . jedem . . , der unſern Zuſammenkünften niemals beigewohnt, zu verzeihen, wenn er ſich eine falſche Vorſtellung von den dort obwaltenden Zuſtänden machte, da ſelbſt die Mehrzahl der Mitglieder unſers Vereins in der Erwartung der Annehmlichkeiten, die uns zutheil werden ſollten, ſich getäuſcht ſahen, indem wir ſtatt der verheißenen poetiſchen Freiheit und Zwangsloſigkeit mit Gêne und Steifheit umgeben waren, welche Goethes pedantiſches Weſen herbeiführte. Alles mußte nach ſeiner Vorſchrift mit feierlicher Förmlichkeit gethan werden; ohne ſeine Erlaubniß durften wir weder eſſen oder trinken, noch aufſtehen oder uns niederſetzen, geſchweige denn eine Converſation führen, die ihm nicht behagte.

181.

1801, Ende December (?).

Über Kotzebue's Ausschließung aus der cour d'amour.

a.

Da es für die höchste Auszeichnung galt, einer Gesellschaft einverleibt zu sein, in welcher der Dictator von Weimar präsidirte, . . fühlten sich auch die meisten Ausgeschlossenen tief verletzt, insbesondere Kotzebue, der sich . . . geschmeichelt hatte, es müsse ihm gewährt werden, was anderen versagt blieb, und zur Erreichung dieses Vorzugs seine Gönner und Freunde in Bewegung setzte, vor allen Anderen aber Böttiger, der die rechte Hand der Göchhausen war. Der dienstwillige Böttiger bot gern die Hand dazu, seinen Einfluß auf die Göchhausen geltend zu machen. . . . . Trotz ihrer Klugheit ließ sich die Göchhausen von ihrer Neigung zur Intrigue verleiten, einen Versuch in der Sache zu machen, der jedoch an Goethes Starrsinn und Willenskraft scheiterte. Es erfolgte zwischen beiden eine heftige Scene, worin er der kleinen Dame mit harten Worten ihre Achselträgerei vorwarf und ihr unter Hinweisung auf den 2. Paragraph der Statuten sogar die geringe Gunst versagte, ihren Protegé nur einmal als Gast einführen zu dürfen.

b.

Kotzebue . . mußte dies wohl um ſo empfindlicher vermerken, da . . . . . Goethe überdem durch ein flüchtiges Bonmot, was Kotzebue'n indeß bald genug wieder zu Ohren kam, ſeine Eitelkeit noch mehr gereizt hatte. Es iſt nämlich bekannt, daß zu Japan neben dem weltlichen Hofe des Kaiſers auch ein geiſtlicher Hof . . . beſteht. . . . Nun hatte Goethe im Scherze einmal geſagt: es helfe dem Kotzebue zu nichts, daß er an dem weltlichen Hofe zu Japan aufgenommen ſei, wenn er ſich nicht auch zugleich bei dem geiſtlichen Hofe daſelbſt einen Zutritt zu verſchaffen wiſſe.

c.

Er [Goethe] gab . . eine Caricatur an: Goethe mit einigen andern . . . wandelt in den Propyläen unter den Säulengängen vornehm gutmüthig herum. Unten hat Kotzebue die Hoſen abgezogen und ſetzt einen Sir Reverence, indem er ſehnſuchtsvoll hinaufblickend ſpricht:

Ach, könnt' ich doch nur dort hinein!
Bald ſollt's voll Stank und Unrath ſein.

[Böttiger bezieht zwar die Mittheilung c auf Kunſtverhältniſſe, was aber keinen erkennbaren Sinn giebt, während es an der Stelle, an der es hier eingereiht iſt, gut paßt. Die Propyläen — mit Beziehung auf die von Goethe herausgegebene Zeitſchrift — deuten eben hier nur die Welt an, in der Goethe und ſeine Geſellſchaft ſich bewegten.]

182.

1801, Ende December.

Bei Einübung von Schlegel's „Ion".

Goethe hatte die Jagemann [Ion] angewieſen, ſich ſchon zu Anfang des Stückes, wie ſie den Tempeldienſt verrichtet hat, in die Pforte ebenſo zu ſtellen, wie Apollo zuletzt, und da einige Minuten zu verweilen. Es knüpfte ſich dadurch eine Erinnerung des Anfangs ſehr ſchön an den Schluß und verband zugleich Vater und Sohn durch eine ſtärker auffallende Gleichheit.

183.

1802, 2. (oder 3.?) Januar.

Über die Aufführung des „Ion".

Goethe hat den größten Fleiß darauf verwendet; . . . . auch habe ich [Schelling] ihn ſelten oder niemals ſo erfreut über einen theatraliſchen Erfolg, ſo guter Laune geſehen, als die war, in welche ihn dieſer Succeß verſetzt hat.

184.

1802, Anfang Januar.

Über Kotzebue's „Wirrwarr".

Dem Komödienzettel ſeh' ich [Caroline Schlegel] es gleich an, daß das Stück von Kotzebue ſchlecht iſt. Goethe hat eins von ihm gelobt, das auch nächſtens gegeben wird: „Der Wirrwarr" — nämlich gelobt ſo in der Art: „wenn man nicht allzu rigoriſtiſche Forderungen macht, ſo kann man ihm die Beleuchtung (?) vielleicht ein klein wenig loben."

185.

1802, 14. Februar.

Über den Aufführungspreis des „Jon".

Das Frankfurter Theater hat geſtern angefragt bei Goethe, ob es eine Abſchrift des „Jon" erhalten könne und zu welchem Preis. G. wollte nun wiſſen, ob man Dir erſt ſchreiben ſolle und Dich den Preis beſtimmen laſſen; da ich aber glaubte, Du würdeſt eben auch mit G. darüber berathſchlagt haben, ſo konnten wir dieſes ohne Zeitverluſt in Deiner Seele. Er iſt der Meinung, es der Direction zu überlaſſen, dann bekomme man am meiſten.

[Nach Carolinens Brief vom 22. Februar hat Goethe doch noch 30 Ducaten verlangt.]

nicht im mindesten regte, keine Sorge in ihm entstand, ja daß er vielmehr diesen Betrug für heilig hielt. Er war gewiß, daß ihn Eltern und Verwandte in der Folge für diesen Schritt preisen und segnen sollten, er erkannte den Wink eines leitenden Schicksals an diesen zusammentreffenden Umständen.

Wie lang ward ihm die Zeit bis zur Nacht, bis zur Stunde, in der er seine Geliebte wieder sehen sollte! Er saß auf seinem Zimmer und überdachte seinen Reiseplan. Wie ein künstlicher Dieb oder Zauberer in der Gefangenschaft manchmal die Füße aus den festgeschlossenen Ketten herauszieht, um die Überzeugung bey sich zu nähren, daß seine Rettung möglich, ja noch näher sey als kurzsichtige Wächter glauben.

Endlich schlug die nächtliche Stunde; er entfernte sich aus seinem Hause, schüttelte allen Druck ab, und wandelte durch die stillen

Gassen.

186.

1802, 14. und 21. Februar.

Über ein von W. Schlegel eingeſandtes Luſtſpiel.

a.

Wie, mein Herr, Sie haben ein Intriguenſtück gemacht und ich weiß nichts davon? Goethe dachte ſich gar nicht anders, als daß ich es wiſſen müſſe. . . . Ich [Caroline Schlegel] nahm mich gleich zuſammen und redete ſo zierlich unbeſtimmt, daß er es gar nicht gewahr wurde und ich alles erfahren, was man mir nicht hat anvertrauen wollen, da ich doch ſo verſchwiegen bin wie der alte Herr kaum. Was Du nun aber zur Strafe nicht erfahren ſollſt, iſt ſeine Meinung davon, die er doch von ſich gegeben hat ſoviel wie möglich war, indem ich mich auf kein Detail einlaſſen konnte. Und zum Wahrzeichen ſag' ich Dir dieſes: obgleich Du gegen ihn es unentſchieden gelaſſen, daß Du dies Stück wirklich gemacht haſt, ſo ſchließe ich doch aus dem, was er darüber ſagte, daß es nicht von Dir iſt.

b.

Goethe giebt ſich überhaupt recht viel mit dem Theater ab. Da ich nicht weiß, ob er Dir gleich ſchreibt, ſo will ich . . . . verrathen, was er ungefähr über das eingeſandte Intriguenſtück denkt. Erſt-

lich hält er es für ſehr aufführbar, und er will ſehen, daß er die Jagemann dazu anſtellt. Es habe den Fehler, daß die Intrigue pſychologiſch ſei, innerlich und nicht ſichtbarlich vorgehe. Außerdem aber ſei es leicht, grazios und luſtig; kurz, er hat es recht gelobt.

187.

1802, Mitte Februar.

Mit Schelling.

Schelling . . hat diesmal Fichtens Wünſchen gemäß Goethen den ganzen Hergang von Fichtens Weggang offenbart, worüber dieſer denn, bis dahin völlig unwiſſend, ſehr erſtaunt iſt. Nie zwar habe er ſich eingebildet, daß Fichte ohne Rückhalt handle, aber er hat ſelbſt bis dahin geglaubt, es ſei von Niethammer und Schelling die Rede, vielleicht noch von ein paar jungen Lehrern.

188.

1802, 11. März.

Über die Änderungen in Kotzebue's „Deutſchen Kleinſtädtern".

„Ja, „„die Kleinſtädter"" wären den Kleinſtädtern ſehr gefährlich geweſen," ſagte Goethe zu Schelling.

189.

1802, 8. April.

Mit Wieland.

Goethe hat mir allerdings am verwichnen Donnerstag einen ebenſo unerwarteten, als angenehmen Nachmittagsbeſuch gemacht. Wir waren mehrere Stunden vergnügt und traulich und ſprachen von mancherlei, aber von allen theatraliſchen Abenteuern der letztvergangenen Wochen und Monate ne γρῦ quidem. Da K[otzebu]e zufällig erwähnt wurde, ſprach er im Vorbeigehen unbefangen und gut von ihm; ebenſo unbefangen wurde auch Schlegel's „Jon" und meine Überſetzung des Euripidiſchen berührt. Überhaupt ſchien er ſich keines Dings, das einer Apologie bedürfte, bewußt zu ſein und ich glaube faſt, daß dies wirklich der Fall bei ihm iſt. Er ſchien auch gern zu hören, daß ich mich an die „Helena" des Euripides machen wollte, erklärte ſie für ſein Lieblingsſtück und hielt es nicht für unmöglich, daß ſie dereinſt bonis avibus auf's Theater gebracht werden könnte.

190.

1802, 29. Mai.

Bei Aufführung von F. Schlegel's „Alarcos".

Je näher der zur Aufführung des „Alarcos" anberaumte Tag herankam, deſto lebhafter ward die Neugierde, das vielbeſprochene und bekrittelte Stück zu ſehen, und als es endlich erſchien, ſtrömte die halbe Bevölkerung von Weimar zum Theater. . . .

Trotz ſo vieler Jahre, die ſeit jenem Tage über meinem Haupte hingezogen ſind, ſehe ich [Freifrau v. Beaulieu] doch noch jetzt in dem ungetrübten Spiegel der Erinnerung ebenſo deutlich wie damals in der Wirklichkeit das überfüllte Schauſpielhaus vor mir — mitten im Parterre Goethe, ernſt und feierlich auf ſeinem hohen Armſtuhle thronend. . . .

Im Anfange der Vorſtellung verhielten ſich die Zuſchauer völlig paſſiv; je weiter aber das Stück vorwärts ſchritt, deſto unruhiger ward es auf der Gallerie und im Parterre. . . . . In der Scene, wo gemeldet wird, daß der alte König, den die auf ſeinen Befehl ermordete Gattin des Alarcos vor Gottes Richterſtuhl citirte, „aus Furcht zu ſterben, endlich gar geſtorben" ſei, da brach die Menge in ein tobendes Gelächter aus, ſodaß das ganze Haus davon erbebte. . . .

Aber nur einen Moment. Im Nu ſprang Goethe auf, rief mit donnernder Stimme und drohender Be-

wegung: „Stille! Stille!“*) und das wirkte wie eine Zauberformel . . . Augenblicklich legte ſich der Tumult, und der unſelige „Alarcos“ ging ohne weitere Störung, aber auch ohne das geringſte Zeichen des Beifalls zu Ende.

191.

1802, 30. Mai.

Nach Aufführung des „Alarcos“.

Als ich [Anton Genaſt] den andern Tag meinen Rapport an Goethe überbrachte, ſagte er zu mir: „Nun, ich bin zufrieden mit der geſtrigen Vorſtellung, und was die andern Leute dazu ſagen, geht mich und Euch nichts an.“ Er ſprach das mit großer Gleichgültigkeit aus, aber ich fühlte recht gut heraus, daß ihn die Niederlage verſtimmt hatte.

192.

1802, 23. Juni.

Über Johann Daniel Sander und Gattin.

Es würde vielleicht unterhaltend ſein von Madame S[ande]r die Höflichkeiten zu vernehmen, die ſie und

*) Nach „Aus dem Tagebuche eines alten Schauſpielers“ hätte Goethe gerufen: „Man lache nicht!“ Zwar iſt dies dort von der Aufführung des „Ion„ erzählt, aber in zweifelloſer Verwechſelung mit „Alarcos“, wie auch im folgenden Stück 191.

ihr Gemahl hier [in Jena] und in Weimar von Goethe genoſſen haben. Für uns war es nicht wenig luſtig, es zum Theil mit anzuſehen und zu hören, wie ſie bei Goethes Ankunft in Lauchſtädt ſchon wieder gegenwärtig waren, und er ihn beim Ausſteigen empfing, von ihm aber mit der Äußerung gegen ſeinen Reiſegefährten, daß es ein wahres Zigeunerpack ſei, empfangen wurde — natürlich daß S. das nicht hörte.

193.

1802, 26. Juni.

Im Schauſpielhaus zu Lauchſtädt.

Am 20. Juni ging die Geſellſchaft nach Lauchſtädt, wo das neuerbaute Theater am 26. Juni mit dem Vorſpiel „Was wir bringen“ und der Oper „Titus“ eröffnet wurde.

— — — — — — — — — — —

Goethe hatte ſeinen Platz auf dem Balcon genommen. Nach dem Vorſpiel brachte das Publikum Goethe ein dreimaliges Hoch! indem es ſich erhob und ſeine Blicke nach ihm richtete. Er trat vor und ſprach: „Möge das, was wir bringen, einem kunſtliebenden Publikum ſtets genügen.“ Nach dieſen Worten zog er ſich zurück und kam auf die Bühne, um dem Perſonale ſeine Zufriedenheit mitzutheilen.

194.

1802, Ende Auguſt.

Mit Schelling.

Hofrath Schütz, Herausgeber der „Allgemeinen Literatur-Zeitung", hatte in Nr. 225 dieſer Zeitſchrift einen, Schelling gröblich verletzenden Aufſatz gebracht, deſſenwegen Schelling Genugthuung nehmen wollte und ſich mit W. Schlegel darüber vernahm.

Daß mit Goethe in dieſer Sache ſehr wenig anzufangen war, haben Sie [W. Schlegel] ſehr richtig vorausgeſehen. Nicht als ob er nicht die ganze Schändlichkeit und Abſcheulichkeit gefühlt, den beſten Willen gezeigt hätte, ſondern weil er verſicherte, in der Sache keinen Erfolg verſprechen zu können. Mein Anſinnen war nämlich, einen unmittelbaren Schritt der Regierung durch ihn zu bewirken. Er verſicherte mich der Schwierigkeit, die er hierbei zu überwinden haben und wahrſcheinlich nicht überwinden würde; er rieth von nichts ab, gab aber nur den einzigen, ſich von ſelbſt verſtehenden Rath, nichts zu unternehmen, wobei man der completten Sache und des zu wünſchenden Erfolgs nicht verſichert ſei.

Das perſönliche Gewicht von Goethe konnte, um etwa die jetzigen Redacteure der „Literatur-Zeitung" zu einer Zurücknahme auf die von Ihnen angegebene, auch von mir gedachte Weiſe zu bewegen,

bei der grenzenloſen und von Ihnen vielleicht ſelbſt nicht ſo gewußten Unverſchämtheit und Infamie des Schütz, die ſeitdem immer zugenommen hat, nichts fruchten, vielmehr hätte Goethe ſich einzig ſelbſt dadurch ausgeſetzt.

195.

1802, Ende September.

Mit Gottfried Schadow.

Unſer [Schadow's und Franz Catel's] dritter Beſuch war bei Herrn v. Goethe, wo uns Meyer gemeldet hatte. Der Bediente fragte, ob G. Schadow dabei ſei; er öffnete den Saal und Meyer erſchien. Man beſah eine Copie Titian's von Bury, illuminirte Blätter aus der Farneſina und eine Büſte der Unzelmann. Herr v. Goethe trat auf, ſchnellen Schrittes. „Sie wollen mir das Vergnügen Ihres Beſuches geben," ſagte er und befahl, uns Stühle zu geben. Seine erſte Frage war nach Zelter's Befinden, von dem ich ihm einen Brief gab, wobei das Geſpräch blieb und er wenig ſagte. Ich wollte auf was anderes kommen und benahm mich ungeſchickt, indem ich fragte, ob er verſtatten würde, mit dem Zirkel die Maße nehmend, ſeinen Kopf zu zeichnen? Dies ſei bedenklich, ſagte er; denn die Herren Berliner wären Leute, die daraus manches deuten möchten; in Weimar wäre einer geweſen, der

Gall's Lehren anhinge, nämlich der Dr. Froriep, der gerade verreist sei. Zugleich erschien sein Bedienter, der ihn abrief. Da er lange ausblieb, führte uns Meyer in ein anderes Zimmer, zeigte uns die von ihm gemalten Superporten und einen Medusenkopf im Fußboden. Als Herr v. Goethe wiederkam, entschuldigte er sich mit den Geschäften. Wir waren aufgestanden, das Gespräch war stehend; wir mußten zum Mittagstisch nach Jena bei Herrn von Kotzebue und empfahlen uns sogleich.

Herr v. Goethe hatte Grund, mir nicht freundlich zu sein. In den „Propyläen" hatte er das Kunsttreiben Berlins als prosaisch geschildert; in einer andern Zeitschrift [„Eunomia"] hatte ich hierüber eine andere Ansicht gegeben, und war er damals dergleichen Dreistigkeiten nicht gewohnt.

Beim Abschiede sagte er: „Sie werden doch noch einige Zeit hier bleiben." Die Brüder [Franz und Louis] Catel meinten, ich sei mit meinem Antrage die Quere gekommen.

— — — — — — — — — — —

Böttiger sagte, Herrn v. Goethe behage mein Herkommen nicht, sei es nun wegen meiner Bemerkungen über die „Propyläen", oder weil seine Ausstellung armselig ausgefallen war. Die Aufforderung, Kunstwerke einzusenden, war von ihm ausgegangen, die Kunstfreunde in Weimar hatten geringe Geltung, und so kam die Mißernte.

196.

1802, Ende September (?).

Über Schadow.

Stellen Sie [W. Schlegel] sich die Plattheit von Schadow vor, daß er Goethen gleich nach dem ersten Willkomm darum ansprach, seinen Kopf ausmessen zu dürfen. Goethe sagte davon: er habe ihn wie der Oberon den Sultan gleich um ein paar Backzähne und Haare aus seinem Bart gebeten. Nach dem Eindruck, den er auf Goethe gemacht hat, muß er gegen ihn wie ein Bierbruder sich aufgeführt haben.

197.

1802, kurz vor 13. October.

Mit Schelling.

Warum entschließen Sie [W. Schlegel] sich nicht kurzweg, gegen Schütz und die Lit. Zeitung die Scene mit Kotzebue [durch die Schrift „Ehrenpforte und Triumphbogen für den Theater-Präsidenten v. Kotzebue"] zu erneuern? Gegen unsere, von Grundsätzen der Honnetetät ausgehenden Erörterungen wird Schütz sich immer halten können, da er den tiefsten Grund der Infamie aufzuwühlen sich nicht scheut. Gegen den Witz hält auch dieser Heroismus der Niederträchtigkeit nicht Stich.

Gassen. Auf dem großen Platze hub er seine Hände gen Himmel, fühlte alles hinter und unter sich, er hatte sich von allem los gemacht. Nun dachte er sich in den Armen seiner Geliebten, dann wieder mit ihr auf dem blendenden Theatergerüste, er schwebte in einer Fülle von Hoffnungen, und nur manchmal erinnerte ihn der Ruf des Nachtwächters, daß er noch auf dieser Erde wandle.

Seine Geliebte kam ihm an der Treppe entgegen, und wie schön! wie lieblich! In dem neuen weißen Negligee empfing sie ihn, er glaubte sie noch nie so reizend gesehen zu haben. So weihte sie das Geschenk des abwesenden Liebhabers in den Armen des gegenwärtigen ein, und mit wahrer Leidenschaft verschwendete sie den ganzen Reichthum ihrer Liebkosungen, welche ihr die Natur eingab, welche die Kunst sie gelehrt hat-

Eine große That dieſer Art befreit uns auf immer. Rückſichten ſind hier keine mehr zu beobachten. Machen Sie gegen Schütz was Sie wollen, er wird ohnmächtig ſtampfen und ſich wüthig anſtellen, aber in die Falle des Verklagens geht er gewiß nicht mehr, gegen welches wir auch ein ganz ſicheres Mittel haben, nämlich das Perhorresciren des hieſigen Forums. Von Seiten der Regierung in Weimar iſt durchaus kein Schritt zu erwarten; ſie hat die Maxime des gänzlichen Ignorirens angenommen und wünſcht nur, von Jena gar nichts mehr zu hören — was ich aber geſchrieben, iſt imgrunde auch die Meinung Goethes, der eben jetzt auf einige Tage hier war. Er hatte gegen Ihre Schrift [„A. W. Schlegel an das Publikum. Rüge einer in der Allg. Lit.-Ztg. begangenen Ehrenſchändung“] nichts auszuſetzen, als daß ſie kein radicaler Todtſchlag ſei.

Wenn Goethe in dieſer Sache weniger thut, ſo iſt es, weil er imgrunde ganz in derſelben Lage iſt, wie wir, da er in Weimar ganz allein ſteht und ſelbſt ſeine unmittelbaren Bekannten mehr oder weniger auf beiden Achſeln Waſſer tragen. Soviel ich merken kann, denkt er auf eine ziemliche Zeit wegzugehen — wohin? weiß ich nicht. Sie werden ſeinen und aller Verſtändigen Beifall haben, wenn Sie mit Einem Streich alles vollführen.

Von dem ſpaniſchen Stück [„Die Andacht zum Kreuz“] kann Goethe nicht aufhören zu reden. Wenn man Guido ſehe, ſagt er, ſo meine man, daß niemand

beſſer gemalt habe — wenn Raphael, daß die Antike nicht beſſer ſei. So mit Calderon: nicht nur Shakeſpeare gleich, ſondern, wenn es möglich wäre, ihm noch mehr zuzugeſtehen! Unbegreiflicher Verſtand in der Conſtruction, Genie in der Erfindung. — Genug: diesmal kann man ihm nicht vorwerfen, daß er zu kalt lobt. Die Aufführung, meint er, ſei unmöglich, da es auf die Menge doch nur durch den Stoff wirke, der als fremdartig ſelbſt ſchon durch die Freiheit, womit er behandelt ſei, gerade den Proteſtanten anſtößig ſei. Mit Ihrer Antwort gegen den Schwacke ſchien er nicht zufrieden. Sie verderben die Leute, ſagte er, indem Sie ſich darauf einließen, ſie zu belehren, und er hätte gar zu gern geſehen, wenn Sie dem Kerl das Fell über die Ohren gezogen und dann ausgeſtopft ihm ſelbſt zurückgegeben hätten.

198.

1802, 13. (?) October.

Mit Schelling.

Ich kann nicht glauben, daß Goethe einigen Kaltſinn gegen Sie [A. Schlegel] habe. Wegen des Calderon hat er mich einmal gebeten, ihn bei Ihnen zu entſchuldigen, daß er nicht gleich darüber geſchrieben; habe ich es nicht gethan, ſo muß ich ſehr um Verzeihung bitten. Ich erinnere mich, daß er es mir auftrug, nachdem ich

eine halbe Stunde vorher einen Brief an Sie abgeſchickt hatte, worüber ich von ſeinem Urtheil darüber geſchrieben hatte; ich ſagte ihm dies und er dankte mir, es gethan zu haben.

199.

1802, Mitte October.

Über „Lacrymas" von W. v. Schütz.

Mit dem „Lacrymas" iſt es mir [Schelling] auf eigne Weiſe ergangen. Ich habe ihn bisher immer nicht geleſen, weil ich nur Augenblicke dazu hatte. Nun ich ihn Goethen gegeben, ſchimpft dieſer (unter uns!) ebenſo ungemeſſen darauf, als er das Stück des Calderon mehr als je von ihm gehört, erhoben hat. Dadurch bin ich in der Alternative, mich auch entweder über den „Lacrymas" oder über Goethen zu ärgern, der auch keinen geſunden Biſſen daran finden wollte.

200.

1802, 24. (?) November.

Über Geſpräche von Todesfällen.

Als man an dem Todestag der guten Eliſe Gore mit dem Goethe von ihr ſprechen und ihren Verluſt bedauern wollte, ſo wies er das Geſpräch gleich zurück und ſagte, wie man ſich nur von einem Märchen, das immer daſſelbe wäre, unterhalten könnte.

201.

1802, November und December.

Über die ſcherzhafte Beſprechung der Weimarer Kunſtausſtellung.

a.

Mit dem Bericht von der Kunſtausſtellung — das war allerdings ein guter Spaß, um ihn ſo mitanzuſehen. In Rom konnte jeder, der das Waffenhandwerk übte, auch den Triumphator inſultiren, aber der gemeine Soldat zu ſein, der das Organ der genommenen Satisfaction war, kann doch nicht für wünſchenswerth gehalten werden. Sie [W. Schlegel] zerbrechen ſich den Kopf über den Verfaſſer? Hier war man ſo ziemlich gewiß darüber: man glaubte allgemein, es ſei [Auguſt] Bode, der doch in der „Gigantomachie“*) einigen Witz gezeigt hat. Was ſagen Sie dazu? Daß er nichts von Kunſt verſteht, iſt kein Beweis; wahrſcheinlich haben ihm Künſtler (Schadow?) geholfen. Synthetiſch iſt die Perſon auf jeden Fall. — Goethe ſcheint auch der Meinung geweſen zu ſein, da er geſagt haben ſoll, es hab' es ein Lausbub gemacht, welches in unſerem ſüdlichen Dialect ein Subject bedeutet, das kein übles Ingenium hat, aber ſich durch einen ſchäbigen Willen unnütz macht.

*) Leipzig, W. Rein, 1800.

b.

Ich [Schelling] kann Ihnen [W. Schlegel] wohl ſagen, da Sie keinen weitern Gebrauch davon machen werden, daß er [Goethe] ohnlängſt in einem ſehr allgemeinen Geſpräche von der Kunſtausſtellungsgeſchichte etwas von Impietät ſagte, wodurch er auf Urheber zu zielen ſchien, mit denen er in freundſchaftlichen Verbindungen geſtanden hatte, allein gewiß hat er dabei an keinen Ihrer unmittelbaren Freunde gedacht. . . Wenn dies Wort außer der ganz allgemeinen Bedeutung — da er ſich, wie Sie wiſſen, gern die Anſprüche des Alters giebt — eine nähere Beziehung hatte, was ich nicht glaube, ſo mochte es auf Hartmann zielen, der jetzt allgemeiner für den Verfaſſer gehalten wird, wie ich gleichfalls von Tieck erfahren habe. Über die*) letzteren Arbeiten hat er ſich in der beſten Laune mit wahrhafter Theilnahme und Billigung geäußert, ſodaß ich nicht begreife, wie Tieck einigen Grund haben konnte, eine minder gute Stimmung gegen ſich bei Goethe vorauszuſetzen.

202.

1803, April.

Mit Schelling.

Mit den Calderon'ſchen Werken haben Sie mir das größte Vergnügen gemacht und mich zum wärmſten

*) des?

Dank verpflichtet. Ich hatte gleich Gelegenheit, ſie Goethe zu geben, der gegenwärtig hier [in Jena] iſt. Er iſt auch von dem zweiten Stück [„Über allen Zauber Liebe“] entzückt und von dem erſten aufs neue durchdrungen, von dem er ſagt: keine Zunge könne ausſprechen, wie gut es ſei. Er erkennt die Einheit deſſelben Geiſtes in beiden und hätte nicht übel Luſt, beide aufführen zu laſſen, wenn nur nicht einige Veränderungen zu dieſem Behuf, nur um ſie auch nicht durch die äußere Wirkung zu entheiligen, beſonders in Anſehung der „Andacht zu dem Kreuz“ nothwendig wären.

— — — — — — — — — — —

Dr. Schelver aus Halle . . . hat die hieſige botaniſche Lehrſtelle erhalten. . . . . Er iſt bereits hier und Goethe äußerſt wohl mit ſeinen erſten Schritten und Arbeiten zufrieden.

203.

1803, Auguſt.

Mit Pius Alexander Wolff und Chriſtian Gottfried Grüner.

Als Jüngling war Wolff . . . mit einem Jugendfreunde namens Grüner nach Weimar gekommen, um ſich in die Schule Goethes für das Theater zu begeben. Über den Empfang der beiden jungen Männer von Seiten des großen Dichters hat mir [Friedrich Schubart]

Wolff erzählt, daß er nie wieder das erhabene Bild vergeſſen habe, welches ihnen Goethe von der Kunſt entworfen, der ſie ſich widmen wollten, daß er aber, als er ihnen die Aufnahme zugeſagt, mit der Bemerkung geſchloſſen habe: „Mit dem Gehen wollen wir anfangen!“

204.

1803, Oktober und November.

Mit Riemer.

a.

„Wer nicht das Mechaniſche vom Handwerk kennt, kann nicht urtheilen: den Meiſter kann niemand und den Geſellen nur der Meiſter meiſtern.“

b.

„Es iſt ſo gefährlich in die Ferne ſittlich zu wirken. Spricht man mit einem Freund, ſo fühlt man ſeine Lage und mildert die Worte nach dem Augenblick; entfernt ſpricht man nicht recht oder trifft nicht zur rechten Zeit.“

c.

„Es geht nichts über den Genuß würdiger Kunſtwerke, wenn er nicht auf Vorurtheil, ſondern auf würdiger Kenntniß ruht.“

d.

„Die große Nothwendigkeit erhebt, die kleine erniedrigt den Menſchen.“

e.

„Faſt bei allen Urtheilen (in der deutſchen Literatur) waltet nur der gute oder böſe Wille gegen die Poeten, und die Fratze des Parteigeiſtes iſt mir mehr zuwider, als irgend eine andere Carricatur.“

f.

„Ein Glück iſt's, daß jedem nur ſein eigner Zuſtand zu behagen braucht.“

g.

„Wenn man nicht immer in der Welt lebt, ſo ſieht man ſie anfangs wieder mit verwunderten Augen an, und, ſo gut man ſie kennt, machen einen die neuen Erſcheinungen wieder auf kurze Zeit aufmerkſam, bis man denn das alte plumpe Märchen wieder bald gewahr wird.“

h.

„Ich ſehe immer mehr, daß jeder nur ſein Handwerk ernſthaft treiben und das Übrige alles luſtig nehmen ſoll. Ein paar Verſe, die ich zu machen habe, intereſſiren mich mehr, als viel wichtigere Dinge, auf die mir kein Einfluß geſtattet iſt, und wenn ein jeder

das gleiche thut, so wird es in der Stadt und im Hause wohl stehen."

i.

„Man ist in einem gewissen Alter an einen gewissen Ideengang gewöhnt; das Neue, was man sieht, ist nicht neu und erinnert mehr an unangenehme, als angenehme Verhältnisse, und ganz vorzügliche Gegenstände begegnen einem doch selten."

k.

„Einer Gesellschaft von Freunden harmonische Stimmung zu geben und manches aufzuregen, was bei den Zusammenkünften der besten Menschen so oft nur stockt, sollte von Rechtswegen die beste Wirkung der Poesie sein."

l.

„Die Gelehrsamkeit auf dem Papier und zum Papier hat gar zu wenig Reiz für mich. Man glaubt nicht, wie viel Todtes und Tödtendes in der Wissenschaft ist, bis man mit Ernst und Trieb selbst hineinkommt, und durchaus scheint mir die eigentlich wissenschaftlichen Menschen mehr ein sophistischer als ein wahrheitsliebender Geist zu beleben. Doch, es mag jeder sein Handwerk treiben."

m.

„Die Hausgenossenschaft hat das Eigene, daß sie wie eine Blutsverwandtschaft zum Umgang nöthigt, da

man gute Freunde ſeltner ſieht, wenn man ſich erſt ſie zu beſuchen oder einzuladen entſchließen ſoll."

205.

1803, November (?).

Über des Grafen Reuß-Köſtritz Verlangen nach Goethes Bildniß.

Ich [Charlotte Schiller] muß Ihnen [Fritz v. Stein] nur, unter uns geſagt, ein Bonmot von Goethe erzählen, worüber ich recht gelacht habe. Der Graf Reuß, der hier wohnt, hat den Einfall, alle Gelehrten, deren er nur habhaft werden kann, crayonniren zu laſſen. Nun ſind denn alle ſchon daran geweſen, nur Goethe und Schiller wollen nicht. Goethe hat es ſehr übel genommen, daß der Graf den Herrn Roux von Jena ſo ohne Vorbereitung zu ihm geſchickt hat und ſagte neulich in einem Anfall von guter Laune: „Chriſtus hat doch ſagen laſſen durch ſeine Jünger, wie er die Eſelin brauchte: der Herr bedarf ihrer; aber uns läßt der Graf kein gutes Wort ſagen."

206.

1803, November und December (?).

Über „Delphine" der Baronin v. Stael.

Freilich wußte ſie [Frau v. Stael] ſehr gut, daß Goethe noch vor ihrer Ankunft [in Weimar] ihre

te, an ihren Liebling, und man frage, ob er sich glücklich, ob er sich selig fühlte?

Er entdeckte ihr was vorgegangen war, und ließ ihr im allgemeinen seinen Plan, seine Wünsche sehen. Er wolle unter zu kommen suchen, sie alsdann abhohlen, er hoffe, sie werde ihm ihre Hand nicht versagen. Das arme Mädchen aber schwieg, verbarg ihre Thränen und drückte den Freund an ihre Brust, der, ob er gleich ihr Verstummen auf das günstigste auslegte, doch eine Antwort gewünscht hätte, besonders da er sie zuletzt auf das bescheidenste, auf das freundlichste fragte: ob er sich denn nicht Vater glauben dürfe? Aber auch darauf antwortete sie nur mit einem Seufzer, einem Kusse.

„Delphine“ einmal bei einer Hoftafel mit einer ganz ungewöhnlichen Lebhaftigkeit für ein Product erklärt habe, das dem Zeitalter Ehre mache, und daß er ſich ſelbſt die Anzeige dieſes Meiſterwerks in der „Jenaiſchen Lit. Zeitung“ vorbehalten habe.

207.

1803, Ende December (?).

Mit Karl Ferdinand Fröhlich.

Man drang immer mehr in mich, daß ich mich für einen Stand erklären ſolle, indem es Zeit ſei, einen Entſchluß zu faſſen, beſonders wenn ich mich dem Handelsſtand widme, was wohl das Beſte für mich ſei, da faſt alle meine nähern Verwandten mit geringer Ausnahme dieſem angehörten und dieſe Carriere mit Glück betreten hätten. Von allen Seiten gedrängt, erklärte ich endlich rund heraus, ich würde nichts anders als Schauſpieler werden, wozu ich den höchſten Beruf in mir fühlte. Jetzt aber war Feuer in allen Ecken. . . . . Es wurde mir nun unaufhörlich von allen Seiten ſo zugeſetzt, daß ich beſchloß, der ganzen Geſchichte ſchnell durch einen Deſperationscoup ein Ende zu machen. Erſt kürzlich hatte ich „Wilhelm Meiſters Lehrjahre“ von Goethe geleſen und wieder geleſen, mich ganz in das Buch und den Charakter Wilhelm's vernarrt und faßte nun den Entſchluß, den Schöpfer deſſelben, mit deſſen

Familie wir ohnehin liirt waren, aufzusuchen, in dem festen Glauben, dieser, der selbst ein so großer Verehrer der dramatischen Kunst sei, würde und müsse mich als ihren Jünger mit offenen Armen aufnehmen. Ich steckte, was mir noch von meinen Konfirmationsgeldern übrig, zu mir, setzte mich auf den Postwagen und fuhr, ohne jemand ein Wort davon zu sagen, nach Weimar. . . . . Zum Tage meiner Abreise hatte ich wohl überlegt das Fest des Bornheimer Lerchenherbstes . . . gewählt, weil da meine Abwesenheit weniger und erst spät in der Nacht bemerkt würde. Ich fuhr unaufhaltsam über Fulda, Eisenach, Gotha und Erfurt, kam den zweiten Tag gegen Abend wohlbehalten . . . in Weimar an, wo, kaum im Gasthof abgestiegen, ich noch denselben Abend meinen berühmten Landsmann aufsuchte, ihn jedoch nicht traf und auf den folgenden Morgen nach zehn Uhr beschieden wurde . . . . . .

Es schlug endlich zehn und ich eilte nun nach Goethes Wohnung, wo ich mich als einen Landsmann und guten Bekannten seiner Familie melden ließ. Ich ward sofort vorgelassen, traf ihn jedoch nicht allein, sondern in Gesellschaft einer ziemlich martialisch aussehenden Dame. Ich hatte ihn nur ein paar mal und immer nur einige Augenblicke gesehen, wenn er auf Besuch in Frankfurt war. . . . . Bei seinem Anblick erstarrte mir das Blut fast in den Adern, und das Herz war mir, wie die Frankfurter sagen, so ziemlich in die Schuhe gefallen. Nur stotternd konnte ich

mein Anliegen vorbringen, bei dem ſein ſich verfinſternder Blick mir eiskalt durch die Adern ſchauerte. Ich ſtammelte, daß ich, ſeine Werke leſend, eine unwiderſtehliche Neigung für die Bühne geſchöpft, daß ſein Wilhelm meine Liebe zur Schauſpielkunſt auf's höchſte geſteigert habe, nannte ein Dutzend Rollen, die ich ſchon einſtudirt, vergaß aber in der Beſtürzung unglücklicherweiſe einige aus ſeinen Stücken zu nennen, obgleich ich auch den „Egmont" auswendig gelernt. Als mich der finſtere Mann endlich fragte, ob ich keine Briefe an ihn mitgebracht, und ich ihm hierauf den Genieſtreich, den ich gemacht, und zu dem mich hauptſächlich ſein Wilhelm veranlaßt, eingeſtand, da legte ſich ſeine Stirn noch mehr in Falten, nur ein kurzes „So! ſo!" entwiſchte noch ſeinen Lippen, und nachdem er gefragt, wo ich wohne, verabſchiedete er mich, mit der Bedeutung, er würde mich das Weitere wiſſen laſſen, ich ſolle mich indeſſen ruhig in meinem Gaſthof verhalten.

Wie mißmuthig mich der gegen alle Erwartungen glaciale Empfang und die unfreundliche Aufnahme geſtimmt, kann man ſich denken. Mehr Antheil, ſo ſchien es, habe noch die neben meinem ſteifen Landsmann ſtehende heroiſche Dame an mir genommen, wenigſtens ſchienen dies ihre Blicke zu verrathen; denn ſie war während der ganzen Scene ſtumm. . . . . Als ich mit einer ſtummen Verbeugung aus dem Zimmer war, ward es mir wieder leichter ums Herz, und ich erkundigte mich bei einem dienſtbaren Geiſt, wer die Dame

sei, die ich gesehen, worauf mir der Bescheid wurde: eine Französin, die sich Madame von Stael nenne.

— — — — — — — — — — —

Schon war ich sechs Tage daselbst, ohne daß ich weiter etwas von Goethe und Schiller gehört hätte und fing an zu glauben, daß mich ersterer ganz vergessen habe, als sich am Morgen des siebenten plötzlich meine Thür öffnete und hereintrat — mein Großoheim, der Oberpfarrer von Homburg. Er grüßte mich mit den Worten: „Du heilloser Galgenstrick, was machst Du für Streiche?“ worauf noch eine lange Strafpredigt und die Erklärung folgte, ich habe mich sofort reisefertig zu machen. . . . . .

Ich sah mich verrathen und verkauft, hatte weder von Goethe noch von Schiller, noch von allen Musensöhnen Weimars und Jenas mehr etwas zu hoffen, und trat . . . die Heimreise . . mit meinem Oheim an. . . Goethe habe ich auch nie wieder gesehen, aber später erfahren, daß er mich gewissermaßen unter polizeiliche Aufsicht in meinem Gasthof hatte stellen lassen. Gleich nachdem ich ihn verlassen, hatte er an seine Mutter nach Frankfurt geschrieben und dieser meine Anwesenheit in Weimar und mein Begehren an ihn gemeldet. Frau Rath Goethe aber war nach Empfang dieses Briefs zu meinen Eltern geeilt, ihnen dessen Inhalt mitzutheilen.

208.

1803 (?).

Über die „Zeitung für die elegante Welt“.

Mit Bezug auf die Vignette dieſer Zeitſchrift, welche einen, auf einem mit Greifen beſpannten Radgeſtelle fahrenden Flügelknaben vorſtellt.

Bei der „Eleganten Zeitung“ ſchlug er vor, den Buben, der die Greifen zügelt, umzukehren und dem Publikum das Geſäß zeigen zu laſſen.

209.

1804, Januar und Februar.

Mit Anne Germaine Baronin v. Stael-Holſtein geb. Necker.

a.

Endlich den 23. Januar kam es zu der längſt gewünſchten Unterredung.*) Sie fuhr früh in Begleitung ihres Freundes Conſtant zu ihm und brachte faſt eine Stunde bei ihm zu, nachdem ſie ihm ſchon den Tag vorher die Überſetzung von ſeinem „Geiſtesgruß“ zugeſchickt hatte. Der Gegenſtand der Unterhaltung war vorzüglich der Unterſchied zwiſchen der franzöſiſchen und deutſchen Poeſie. Jene, ſagte Goethe, ſei Poeſie

*) [Doch waren Goethe und die Stael vorher ſchon mehrmals zuſammengekommen.]

der Reflexion, dieſe der Situation; der Franzoſe ſchildere das Erſcheinen, der Deutſche das Sein. Übrigens bemerkten beide bei dieſer Unterredung, daß er ſich ſehr ungern etwas abfragen oder auf ſich eindringen laſſe, das dann gleichſam ſeine Natur reculire und ſich in ſich zuſammenziehe. Freilich ſchonte ihn Frau von Stael nicht immer. Sie ſprach z. B. mit tiefem Bedauern von Herder und ging ſo weit, ſehr freundſchaftlich von mir [Böttiger] zu urtheilen und meinen Abgang von Weimar für einen Verluſt zu erklären, ohngeachtet ſie wohl wußte, wie ungern Goethe dies höre. Seine ganze Antwort auf alle dieſe Bemerkungen war: „Es iſt einmal ſo: die Älteren müſſen den Jüngeren Platz machen."

„C'est dans l'ordre: ce qui vieillit, fait place à la jeunesse" führt Böttiger die Worte im Brief an Rochlitz vom 4. Februar 1804 an.

b.

Den 9. Februar bei ihr [der Baronin von Stael] zum Mittageſſen.

— — — — — — — — — — —

Viel über Goethe bei Tiſche. Er habe das meiſte Originalgenie unter allen mitlebenden Dichtern, es werde aber wenig von ihm auf die Nachwelt kommen. Er habe ihr ſelbſt, als ſie ihn über „die natürliche Tochter" (welche ſie einen noble ennui nannte) befragte, aufrichtig eingeſtanden, daß ſie wie ſo viele andere ſeiner Arbeiten nur Künſtlerverſuch ſei, der nach

einer Auflöſung einer noch nie gelöſten Aufgabe ſtrebte. (Darum traute auch Goethe dieſem Verſuch ſo wenig, daß er in die erſte Vorſtellung dieſer „Eugenie“ gar nicht einmal kommen mochte.)

c.

Als Goethe ſie zum erſten Male in ihrem Logis beſuchte, regalirte ſie ihn mit der Erzählung, wie ſie Schiller's Bekanntſchaft in den Zimmern der Herzogin gemacht habe. Beide waren zur regierenden Herzogin ſelbſt geladen und fanden ſich da, bevor die Herzogin ſelbſt erſchien, in ihrem Zimmer. „J'y entre, j'y vois un seul homme grand, maigre, pâle, mais dans une uniforme avec des épaulettes. Je le prends pour le commandant des forces du duc de Weimar, et je me sens pénétré de respect pour le général. Il se tient à la cheminée dans un silence morne. En attendant je me promène dans la chambre. Puis vient la duchesse et me présente mon homme que j'avais qualifié de général sous le nom de Mr. Schiller. Me voilà toute interdite pour quelques instants. — „„Que penserez vous donc de moi,““ repondit Mr. Goethe, „„si vous me verrez dans le même costume?““ (Es iſt die Weimariſche Hofuniform, die Goethe auch trägt, wenn er an den Hof geht.) „Ah, je ne m'y tromperais point, et puis cela vous ira à merveille à cause de votre bonne et belle — avec un geste fort significatif — rotondité.“

d.

Zuweilen ſcheine es ihr [der Stael], daß wir Deutſche ſehr witzige Ausdrücke hätten, oder ſehr neue, es ſei aber nur Unkunde der franzöſiſchen Sprache. So habe ſie einmal einen Ausdruck von Goethe, der eine Idee von Schiller eine neuve et courageuse nannte, ſehr bewundert, bis ihr endlich deutlich geworden, daß Goethe bloß aus Unkunde der Sprache courageuse ſtatt hardie geſetzt habe.

e.

Den 24. Februar Abends bei der Herzogin. Frau v. Stael kam ſehr zufrieden von einer Unterredung mit Goethe. Da ſie anfänglich über den „Alarcos“ mit ihm geſprochen und das Abgeſchmackte deſſelben .... gezeigt hatte, war ſeine Stirn etwas bewölkt geweſen, und er hatte die ganze Erſcheinung nur durch den Kunſtverſuch entſchuldigt. Allein nun war er auf die Parallele zwiſchen der Tragödie, als den oberſten, den Indifferenzpunkt der Plaſtik gekommen und hatte hierüber ſehr ſcharfſinnige Bemerkungen gemacht. „La plastique mène au seuil de la vie.“ Beim Abſchied kündigte ihr Goethe auf morgen einen Beſuch von ſeinem Sohn an, der ihr ſein Stammbuch präſentiren würde.

f.

Frau v. Stael hatte in ihrer metriſchen Überſetzung von Goethes „Fiſcher“ in den Worten „Was lockſt du

meine Brut hinauf in Todesgluth?" das letzte durch air brulant überſetzt; allein Goethe, als ſie ihm ihre Überſetzung vorlas, berichtigte ſie und ſagte, es ſei dies die Kohlengluth in der Küche, an welcher die Fiſche gebraten würden. Das fand nun Frau von Stael äußerſt mauſſade und geſchmacklos, ſich aus ihrer ſchönen Begeiſterung ſo auf einmal in die Küche verwieſen zu ſehen. Dies ſei es eben, woran es unſern Dichtern fehle, das *to πρέπον*, das feine Gefühl des Schicklichen. Hier alſo war ſie ganz Franzöſin.

Das Wortſpiel, welches Behr („Geſchichte der Feſte des Hauſes Sachſen" I, 205) von Goethe erzählt, daß er auf einem Maskenball der Stael geſagt habe — „Madame, on vous reconnait par votre pied-de-stal" — kann nicht in Reihe und Glied eingeſtellt werden, ebenſowenig Goethes von Robinſon mitgetheilte, aber auch von dieſem ſelbſt bezweifelte Abweiſung des Tadels der „Natürlichen Tochter" ſeitens der Stael durch die Worte: „Madame, ich bin über 60 Jahr alt."

210.

1804, Mitte Januar.

Mit Heinrich Voß.

a.

Ich bin zehn Tage bei Goethe geweſen, eine himmliſche Zeit, die mir noch wie ein Traum vor der Seele ſteht. Ich mußte mich produciren und Goethe bot mir Quartier und, was mehr galt, ſeinen freundſchaftlichen Rath und den für mich koſtbarſten Umgang an. Gott!

wie lieb' ich den Mann, den ich in ſo herzlichen Augenblicken geſehn und genoſſen habe. Gleich die erſte Aufnahme war ſo herzlich wie möglich. Ich faßte auf der Stelle das tiefſte Zutrauen; ich habe mit Offenherzigkeit zu ihm geredet, ihm mein Herz, meine Denkweiſe, kurz alles, was ich hatte und habe (wahrlich! ich bin reicher von ihm gegangen, als ich ankam; denn ich liebe einen Mann, gegen den ich ſonſt nur Ehrfurcht kannte), das alles habe ich ihm entfaltet und zur Muſterung vorgelegt. Er iſt mit mir zufrieden; ich habe es aus ſeinem eigenen Munde, daß er mich der Stelle [eines Gymnaſiallehrers zu Weimar] würdig erkennt, daß er Zutrauen zu mir hat, daß er mich liebgewonnen.

Es folgt eine — nicht gedruckte — Schilderung des erſten Abends, der in geſelligem Kreiſe zugebracht wurde.

. . . . Am folgenden Morgen ſtand ich um ſechs Uhr auf, um einige Überſetzungen aus dem Horaz in's Reine zu ſchreiben und einige Arbeiten durchzuſehn, die ich für Goethe mitgebracht hatte. Ich war um zehn Uhr fertig und da kam auch der Bediente, der mich zu dem Herrn in's Studirzimmer bringen ſollte. Ich überreichte Goethen die Arbeiten; er las gleich eine Horazüberſetzung durch und ſchien zufrieden damit. Wir kamen unvermerkt auf meine Lieblingsbeſchäftigung, — alte Geographie und Mythologie — und das waren auch in den folgenden Tagen unſere hauptſächlichen Geſpräche. Ich war ſo glücklich, von allem Rechenſchaft geben zu können, wonach Goethe mich in dieſer Wiſſen-

Zwölftes Capitel.

Den andern Morgen erwachte Mariane nur zu neuer Betrübniß; sie fand sich sehr allein, mochte den Tag nicht sehen, blieb im Bette und weinte. Die Alte setzte sich zu ihr, suchte ihr einzureden, sie zu trösten; aber es gelang ihr nicht, das verwundete Herz so schnell zu heilen. Nun war der Augenblick nahe, dem das arme Mädchen wie dem letzten ihres Lebens entgegen gesehen hatte. Konnte man sich auch in einer ängstlichern Lage fühlen? Ihr Geliebter entfernte sich, ein unbequemer Liebhaber drohte zu kommen, und das größte Unheil stand bevor, wenn beide, wie es leicht möglich war, einmal zusammentreffen sollten.

Beruhige dich, Liebchen, rief die Alte: verweine mir deine schönen Augen nicht! Ist

ſchaft fragte, und beſonders zufrieden war er, als ich ihm die Wanderungen der Io und den Argonautenzug in der vierten Pythiſchen Ode Pindar's erklärte. Dieſes Geſpräch hat ihn in die „Mythologiſchen Briefe“ meines Vaters geführt, die er noch denſelben Tag mit großer Lebhaftigkeit zu leſen anfing und den folgenden Tag endigte. Er ſagte mir: nun wolle er ſich ein Exemplar mit Papier durchſchießen laſſen, um auch in ſeinem Studium der alten Kunſt auf dieſe Weiſe meinem Vater in ſeinem Studium zu begegnen. Und mich encouragirte er zu mehreren Arbeiten, die ich, wenn ich erſt in ſeiner Nähe lebte, theils durch eigenen Fleiß, theils durch Unterſtützung von ihm und meinem Vater ausführen ſollte. Goethe hat überall die helleſten Blicke. Dieſe „Mythologiſchen Briefe“ hatte er ſich in Einem Tage mit ſolcher Klarheit in der Phantaſie verſinnlicht, daß ich über die Größe der menſchlichen Faſſungskraft erfreut bin. Kein Menſch dringt ſo auf Klarheit der Vorſtellung, wie Goethe.

— — — — — — — — — — —

Am Abend dieſes Tags nach Tiſch mußte ich Goethen meine Überſetzung von Horazens ſechſter Epiſtel im erſten Buche vorleſen: Nil admirari u. ſ. w. Dies gab zu einem ſehr ſchönen Geſpräch Anlaß, das aber Goethe beinah allein und bald ganz allein führte. Er redete über den Platoniſchen Ausſpruch, daß die Verwunderung die Mutter alles Schönen und Guten ſei. „Der iſt ein Tölpel,“ ſagte er, „der ſich nicht ver-

wundern kann, auf den nicht die ewigen Naturgeſetze in großen und kleinen Gegenſtänden — gleich viel, wie groß oder klein — einen mächtigen Eindruck machen.“ Das Reſultat ſeiner Rede war, daß der Weiſe mit dem Nichtbewundern aufhöre. Und ſo kam er auf den „edlen Horaz“ zurück. Er ſprach über eine Stunde mit feuriger Miene, mit der lebendigſten Action, aber immer mit ſolcher Beſonnenheit, daß er die Wahrheit ſeines Themas recht eigentlich durch die That bewährte. Zuletzt redete er über die Empfänglichkeit des Gefühls, wie ein lebendiger Geiſt in der ganzen Gotteswelt nichts als Wunder erblicke und heilige Gottesoffenbarung. Ich kann das nicht, wie es geſchehen ſollte, wiedererzählen; nimm mit bloßen Andeutungen vorlieb. Als er ausgeſprochen hatte, nahm er ſein Licht und ging fort ohne ein Wort zu ſagen — Riemer und ich ſaßen wie Stumme gegeneinander. Ob Goethe uns in Verwunderung hat ſetzen wollen, das weiß und glaube ich nicht, aber daß er es that, das weiß ich; denn wohl keiner hat einen Vermittler zwiſchen Gott und den Menſchen mit ſolcher Ehrfurcht betrachtet, als wir dieſen Mann in dieſem Augenblicke.

b.

An Voie machte H. Voß ähnliche Mittheilungen, welche die vorſtehenden wie folgt ergänzen.

Äußerſt merkwürdig und angenehm iſt es, Goethe in ſeinen Sonntagsgeſellſchaften als Präceptor im Vor-

leſen und Dalamiren zu ſehen. Da ſitzt die ganze Geſellſchaft um einen langen Tiſch (Goethe in der Mitte) und lieſt abwechſelnd. Es traf ſich, daß beidemal, als ich zugegen war, aus der „Luiſe“ geleſen wurde. An Goethe kam die Stelle von der Trauung, die er mit dem tiefſten Gefühle las. Aber ſeine Stimme ward kleinlaut, er weinte und gab das Buch ſeinem Nachbar. „Eine heilige Stelle!“ rief er aus mit einer Innigkeit, die uns alle erſchütterte.

Nachher traf ihn die Stelle: „den Geſang, den unſer Voß in Eutin uns dichtete.“ Aus dem Pathos, mit welchem er dieſe Worte vortrug, hätte ich ſchon ſeine Liebe zu meinem Vater abnehmen können, wenn mir jenes Gefühl bei Goethe unbekannt geweſen wäre. So ſah ich Goethe ſchon am erſten Tage meiner Ankunft, und von dem Augenblicke an hatte er auch mein ganzes Zutrauen.

Madame Stael-Holſtein geht Montag aus Weimar. Drollig iſt's, Goethe über ſie reden zu hören. „Ich treibe ſie in die Enge,“ ſagte er, „wenn ſie raiſonnirt. Erſt vermaure ich ſie auf dieſer Seite, dann auf jener“ (und dies zeigte er mit dem Finger auf der Serviette). „Dann will ſie entfliehen und kann nicht vor- noch rückwärts. Sie giebt ſich einen effort, ſchwingt ſich in die Höhe und macht's wie der Flußgott Achelaus: ſie entflieht in einer fremden Geſtalt.“ Sie hat die „Luiſe“ geleſen und ebenſo ſtark dabei geweint, als bei Kotzebue's „Bayard“ und den „Huſſiten“. Die Tabaks-

pfeife war ihr anſtößig; der Herzog erinnerte ſie an die Schweine im Homer. „„Auch die,““ ſagt ſie, „„dürfen nicht in honette Geſellſchaft kommen.““ Goethe will ihr nun den Bandwurm aus Delille's L'homme des champs zu Gemüthe führen, der ſich durch zwei Alexandriner hindurchſchlängelt; dann wird ſie verdutzt und — entflieht in einer fremden Geſtalt.

211.

1804, 29. Januar (und ſpäter?).

Mit Riemer.

a.

„Die Weiber, auch die gebildetſten, haben mehr Appetit, als Geſchmack. Sie möchten lieber alles anloſten, es zieht ſie das Neue an. Sie unterſcheiden nicht zwiſchen dem, was anzieht, was gefällt, was man billigt; ſie werfen das alles in eine Maſſe. Was nur nicht gegen ihren conventionellen Geſchmack anſtößt, es mag noch ſo hohl, leer, ſeicht, ſchlecht ſein: es gefällt. Es mißfällt ihnen aber oft etwas, was bloß gegen dieſe ihre Convention anſtößt, ſei es an ſich noch ſo vortrefflich.“

b.

„Es ſchrieb jemand eine Abhandlung, worin er zeigte, daß Sophokles ein Chriſt geweſen. Das iſt keineswegs zu verwundern, aber merkwürdig, daß das ganze Chriſtenthum nicht einen Sophokles hervorgebracht."

c.

„Bloß die Naturwiſſenſchaften laſſen ſich praktiſch machen und dadurch wohlthätig für die Menſchheit. Die abſtracten der Philoſophie und Philologie führen, wenn ſie metaphyſiſch ſind, ins Abſurde der Mönchere und Scholaſtik, ſind ſie hiſtoriſch, in das Revolutionäre der Welt- und Staatsverbeſſerung."

d.

„Die Liebe iſt eine Conſervationsbrille, aber nur für den Gegenſtand, den man damit betrachtet, nicht für uns."

212.

1804, Ende Februar.

Mit Friedrich Wilhelm Gubitz.

Nur vier Tage wollte ich in Weimar raſten; vorhabende Arbeiten, hier wenig gefördert, bedrängten mich, und ich bereute ſchon, nicht mit den Empfehlungsbriefen mein Heil bei Goethe verſucht zu haben. Bereits packte

ich mein Bischen Habe, ... da kam Abends nach Sieben Herr v. Lynker in einem Domino, ließ auch mir einen darreichen von ſeinem mitgebrachten Diener mit den Worten: „Im Theaterſaal iſt Probe von einem Maskenſpiel, Goethe muß dabei ſein; ich habe vermittelt, daß Sie als Fremder Zuſchauer ſein können; beeilen wir uns!“ Bebend zog ich das Beſte an, was ich hatte, ein hellblauer Seidenmantel wurde mir übergeworfen, eine Maske ſollte ich dort empfangen — was ſich jedoch nicht erfüllte. Bald ſtand ich in einem mäßig großen Saal und drückte mich neben einem Gewirr von Menſchen, nur zum Theil maskirt, an die Seite. . . . . „Wenn er da iſt, erfahren Sie es im Moment.“ Mit dieſem Zuruf beruhigte mich mein Beherrſcher, der irgendwo beſchäftigt ſein mußte. . . . . Etwa ſehr lange anderthalb Stunden waren vergangen, bevor es hieß: „Da iſt er! Dort ſteht er!“ und es bedurfte mancher Windung, um mir bis zur angedeuteten Stelle zu helfen. Endlich kam ich näher; ich hörte ſeine ſtarke klangvolle Stimme. O weh! Goethe, der ſeinen Seidenmantel, roſenfarb oder gelb — bei dem Lichtſchimmer konnte ich mir die Farbe nicht genau beſtimmen — hin- und herwerfend behandelte, ſprach ſo heftig mit einem andern, — mit dem Theater-Intendanten [vielmehr: Mitglied der Theatercommiſſion] Kirms, was ich nachher entdeckte — daß ich noch ängſtlicher wurde. Aus dem lauten Geſpräch ging hervor: bei einer Abendprobe im Theater war Goethe über

einen Schauſpieler — ſein Name lautete, wenn ich deſſen mich richtig entſinne, Zimmermann — ſo bitterböſe geworden, daß er ſich höchſt unglimpflich äußerte über Anmaßungen der Komödianten. Mir flog der Athem; in mir rief es: jetzt oder nie! Meine Zaghaftigkeit gipfelte, wurde unwillkürlich zum Wagemuth, und ohne Überlegung hatte ich mich in den Eifer gegen Komödianten gemiſcht. Was mir erſt in der Zukunft als Erfahrung reifte — wie raſchbereit der Aufgebrachte, wenn ihm einer recht giebt, ſich zu dieſem wendet, das bewährte ſich hier. Ich hatte den Erfolg, daß Goethe auf mich einredete, unterhielt ſeinen Zorn ſo gut oder ſchlecht meine ſich nicht zurechtfindende Stimmung dies vermochte, habe keine Spur mehr von dem Gemengſel, was ich ſchwatzte, bis er hell auflachte, dann aber, wie in Haſt zur Hoheit gleichſam umgeſchaffen, mit wahrhaft erſchütterndem Gebieterton fragte: „Aber mit wem ſpreche ich? Wer ſind Sie?“ Meine Empfehlungsbriefe von Mahlmann und Rochlitz hatte ich im Widerſtande gegen mein Zittern in der Taſche faſt krampfhaft feſtgehalten; ſie ſchnell hervorziehend, nannte ich, nun bis zu Thränen erſchreckt, meinen Namen, demüthig ſcheu hinzufügend: „„Ihnen dieſe Briefe zu überreichen, ſuchte ich in den wenigen Tagen hieſigen Aufenthalts vergeblich Gelegenheit, die Gunſt des Augenblicks verlieh ſie mir, und frevelhaft habe ich ſie ergriffen.““ — „Wer ſind Sie? Doch nicht der Gubitz, der ſich in der Holzſchneidekunſt auszeichnete?“ ſo fiel Goethe fragend ein, wie ſelber

betroffen, und nach meiner Entgegnung: „„Ob auch von Ihrer gütigen Meinung beschämt, habe ich freilich zu antworten: der bin ich.““ — Ohne etwas darauf zu erwiedern, erfaßte er mich beim Arm, schob mich an einen Pfeiler, sagte: „Hier bleiben Sie stehen! Hier will ich Sie treffen, jetzt hab' ich zu thun.“ Dann verschwand er, und ich stand nochmals da in zweifelsüchtiger Hoffnung, die indeß der Geduld nicht lange bedurfte. Zurückkehrend rief Goethe mich an: „Aber, mein Gott! sind Sie's denn wirklich? Wie alt sind Sie?“ — „„Im achtzehnten Jahr,““ antwortete ich und er entgegnete: „Man möcht's nicht glauben! Wie lange bleiben Sie hier?“ — Ich sagte ihm, daß ich nur gezögert habe, Weimar zu verlassen, um ihm genähert zu sein; der kommende Morgen treibe mich nach Jena, dort meine Universitätszeit mit dem Examen zu enden. Überrascht fragte er weiter, und ich gab nun schüchtern Bescheid, bis er dringlich einfiel: „Von der Abreise sei einstweilen nicht die Rede! Heut noch zeige ich Ihnen meine Wohnung, erwarte Sie dort morgen Vormittag um Zehn;“ und auf meine Bemerkung, daß ich schon vor seinem Hause gewesen sei, erwiderte er mir die Hand reichend: „Also, morgen früh!“ in flüchtiger Weise; denn eben wurde nach ihm gesandt.

Noch zwei Tage blieb ich in Weimar, stundenlang in Goethes Zimmern, wo ich, zwischeninne oft ohne seine Anwesenheit, die musterhaft geordneten Sammlungen von Zeichnungen und Kupferstichen beschauen,

mich zugleich noch mancher Beweiſe ſeiner Zuthulichkeit erfreuen konnte. In beſter Laune erwähnte er, daß er als Student in Leipzig ſich im Breitkopf'ſchen Hauſe auch mit dem Holzſchnitt beſchäftigt habe, alſo wohl wiſſe, was mir gelungen, und ich vernahm dabei aufmunternde Äußerungen; dennoch hielt mich ſein Benehmen in Scheu. Meinem Hang zum Dorfpaſtor war er nicht gleichgeſinnt, obwohl er „das ſchließlich Anhaltſame in dieſer Entzweiheit" gelten ließ, und als ich erzählte, wegen meiner Bemühung im Holzſchnitt ſei ich bereits von drei Kupferſtechern öffentlich befehdet, ſagte er aufgeregt und mir unvergeßlich: „Es ſteckt etwas Verruchtes in ſolcher ſteten Negation, die immer bei der Hand iſt; man muß ſich nicht daran kehren, doch das Rechte thun, ſonſt iſt nichts zu heben."

213.

1804, 2. (?) März.

Mit Henry Crabb Robinſon.

In March 1804 I had a reintroduction, and not a mere formal one, at the first was, to Goethe. He was sitting in his arm-chair, in the front row of the pit. I had repeatedly taken a seat near enough to him to have an occasional glimpse of his countenance, but I never presented myself to his notice. On the evening of which I write, I was

immediately behind him. Benjamin Constant came in with him, and after shaking hands with me, whispered my name to Goethe, who immediately turned round, and with a smile as ingratiating as his ordinary expression was cold and forbidding, said: „Wissen Sie, Herr Robinson, dass Sie mich beleidigt haben?“ — „„How is that possible, Herr Geheimerath?““ — „Why, you have visited every one at Weimar excepting me.“ I felt that I blushed, as I said, „„You may imagine anycause, Herr Geheimerath, but want of reverence.““ He smiled and said, „I shall be happy to see you at any time.“ I left my card, of course, the next morning, and the next day came an invitation to dinner; and I dined with him several times before I left the neighbourhood of Weimar.

It was, I believe, on the very evening on which he spoke to me in the theatre, that I asked him whether he was acquainted with our „„Venice Preserved““ [by Otway]. „Oh, very well! The comic scenes are particularly good.“ I actually started at so strange a judgement. „„Indeed! in England those scenes are considered so very bad, that they are never acted.““ „I can understand that; and yet, on reflection, you will perceive that those scenes are quite essential to the piece. It is they alone which account for, and go near to justify, the conspiracy; for we see in them how utterly unfit for govern-

es denn ein so großes Unglück, zwey Liebhaber zu besitzen? Und wenn du auch deine Zärtlichkeit nur dem einen schenken kannst; so sey wenigstens dankbar gegen den andern, der, nach der Art wie er für dich sorgt, gewiß dein Freund genannt zu werden verdient.

Es ahndete meinem Geliebten, versetzte Mariane dagegen mit Thränen, daß uns eine Trennung bevorstehe; ein Traum hat ihm entdeckt, was wir ihm so sorgfältig zu verbergen suchen. Er schlief so ruhig an meiner Seite. Auf einmal höre ich ihn ängstliche, unvernehmliche Töne stammeln. Mir wird bange, und ich wecke ihn auf. Ach! mit welcher Liebe, mit welcher Zärtlichkeit, mit welchem Feuer umarmt' er mich! O Mariane! rief er aus, welchem schrecklichen Zustande hast du mich entrissen! Wie soll ich dir danken. daß du mich aus dieser Hölle

ment the Senate had become." I recognized at once the truth of the criticism, and felt ashamed of myself for not having thought of it before. In all his conversation he spoke in the most simple and unpretending manner, but there was in it remarkable significance, — a quiet strength, a power without effort, reminding me of what I read of a painting, in which a man was wrestling with an angel. An ignorant man abused the picture, on the ground that in the angel there was no sign of effort — no muscle was strained. But this was designed to show the angelic nature. It is the same in the Greek sculpture of the gods.

214.

1804, Ende März und Anfang April.

Mit Voß.

a.

Ich bin abermals in Weimar geweſen bei dem herrlichen und diesmal als Stubengenoß und Vicehofmeiſter ſeines Auguſt. Wenn ich Ihnen [Boie] den Inbegriff dieſer zehn Tage andeuten will, ſo muß ich ſagen: ich bin ſehr heiter und froh geweſen. Meine Hauptangelegenheit iſt zu einem ſchönen Ende gefördert, und ich habe Goethe diesmal noch mehr genoſſen als das vorige Mal. Seine Aufnahme war ſo herzlich,

und was er mir in dieſer Zeit Liebes erzeigt hat, kann ich nicht beſchreiben. Er hat wie ein zärtlicher Vater für mich geſorgt; er ſinnt recht darauf, mir einen angenehmen Aufenthalt zu verſchaffen. Ich bin auch jetzt ſchon ganz eingewohnt daſelbſt; ich habe mir ſchätzenswerthe Bekanntſchaften erworben und habe die Verſicherung von Goethe und Schiller, daß mir ihr Haus jederzeit mit herzlicher Liebe offen ſtehen ſoll. . . .

Denken Sie! ich bin Doctor philosophiae geworden und Gott weiß! was ſonſt noch. . . . . Wir ſaßen zu Mittage und hatten eben das letzte verzehrt, als Goethe einen Kuchen beorderte, „weil der Voß noch ſo hungrig ausſähe“. Ich entſchuldigte mich, aber es half nichts: der kleine Auguſt mußte hinausgehen und kam gleich darauf mit einer großen Schüſſel wieder, die er mir auf den Kopf ſetzte mit dem abgedrungenen Verſprechen, daß ich davon eſſen müßte. Ich verſprach es und die Schüſſel ſtand vor mir mit dem Doctordiplom. Mir ward von Vater und Sohn recht herzlich Glück gewünſcht; darauf ſtellte ſich bei Goethe die gute Laune ein, und er fing an zu ſcherzen. „Bis morgen Abend ſei Er der Herr Doctor,“ ſagte er; „dann wollen wir Seine Geſundheit trinken und Ihm den Titel wieder abnehmen, damit Er wieder der gute Voß ſei.“ Nun beſtellte Er zu meiner Doctorfeier eine Flaſche von ſeinem beſten Champagner, die ich mit ihm bis zum letzten Tropfen (faſt zum Schwindlichtwerden) ausleerte. Nachher gingen wir einige Stunden im Park ſpazieren, und

da war Goethe ganz allerliebſt munter. Es iſt kein Gegenſtand, der ſeiner Aufmerkſamkeit entgeht; in alles bringt er Geiſt und Leben, und wenn er auch von entlegenen Dingen redet, ſo nimmt er doch die um ihn her liegenden und wechſelnden Gegenſtände zu Hülfe, um ſeine Gedanken in ſie einzukleiden. Nie braucht er je ein anderes Gleichniß, als das von Dingen hergenommen iſt, die er gerade vor ſich ſieht, und man wundert ſich oft, wie er aus einem erbärmlichen Stoffe etwas ſo Herrliches und Herzerhebendes zu bilden wußte. Wenn er dann in Feuer geräth, ſo wird ſein Schritt haſtiger, oder wenn er gewiſſe Gegenſtände fixirt, um ſie tief zu ergründen, dann ſteht er auch wohl gar ſtille und ſtemmt einen Fuß vor den andern, den Körper rückwärts gebogen. Ihm bei Tiſche gerade entgegen zu ſitzen und in ſein feuriges tiefes Auge zu blicken, iſt eine wahre Wonne. (Goethe ſagt ſelbſt einmal was Ähnliches in ſeinem „Götz“.) Es drückt ſich in ſeinen Zügen bei aller Majeſtät ſo viel Güte und Wohlwollen aus. Nie aber iſt er angenehmer und liebenswürdiger, als des Abends in ſeinem Zimmer, wenn er ausgezogen iſt und entweder mit dem Rücken gegen den Ofen ſteht, oder auf dem Sopha ſitzt. Ja, da wird es unmöglich, ſich ihm nicht hinzugeben. Ob es die Ruhe macht, die abendliche Stille, das Gefühl der Erholung von oft ſchweren Arbeiten, oder was es iſt: dann iſt er am heiterſten und geſprächigſten, am offenſten und herzlichſten. Ja, Goethe kann die Herz-

lichkeit ſelbſt ſein. Dann hat ſein manchmal furchterregender Blick auch alles Schreckhafte verloren.

Sobald ich in Weimar etwas eingerichtet bin, will er eine Geſellſchaft junger Leute um ſich verſammeln, von ſolchen, die Luſt haben, vorwärts zu ſchreiten. Da ſollen Schriften aus mehreren Fächern und Sprachen gemeinſchaftlich geleſen und beſprochen werden. Ich weiß ſchon aus der Erfahrung, wie mit Liebe er ſo was unternimmt und betreibt. Die Früchte dieſer Converſationen ſollen denn zugleich auch auf die „Literaturzeitung“ verbreitet werden, und wahrlich! das iſt ein glücklicher Gedanke; denn Goethe, der zum eigentlichen Recenſenten nicht geſchaffen iſt, giebt doch oft im Geſpräche die herrlichſten und treffendſten Urtheile, die durchaus nicht verloren gehen dürfen. Und welche Übung wird es für uns ſein, Winke und umhergeſtreute Ideen der Art aus Goethes Geiſte auffaſſen zu lernen, und in Aufſätze oder Recenſionen ſie zu fixiren! Weiß man doch das erſt am deutlichſten und klarſten, was man ſelbſt andern mitzutheilen genöthigt wird!

Was ſagen Sie zu ſeiner Recenſion von meines Vaters Gedichten? Welch ein ſchöner Gedanke, des Dichters poetiſches Leben aus ſeinen Gedichten zu entwickeln, und welch ein tiefes Studium der Gedichte in dieſer Entwickelung! Ein wahres lebendiges Votivgemälde. Faſt jedes Wort könnte als Citat ein Lied bekommen. Ungemein ſchön iſt der Übergang von den Herbſtliedern zu den religiöſen. Ich habe dieſe Recen-

ſion recht von Grund aus entſtehen ſehen. Gewöhnlich des Abends von 8—10 las ich Goethen die Gedichte vor. Als ich das „Herbſtlied“ anfangen wollte: „Die Bäume ſtehn der Frucht entladen“, nahm er mir das Buch aus der Hand und ſagte: „Das will ich ſelber leſen.“ Er las es, und gleich darauf „Troſt am Grabe“. Die Worte in der Recenſion, mit denen er dieſe Lieder bezeichnet, mögen Ihnen die gerührte Stimmung ausſprechen, womit er ſie las. Einige Stellen habe ich ausgearbeitet, nämlich die über die höheren Stände und den letzten Theil über Sprache, Rhythmik und Mythologie. Verſteht ſich, daß Goethe nachher revidirte, um den Stil mit dem ſeinigen gleichförmig zu machen, wo es mir nicht gelungen war.

Sonnabend [7. April] hatten wir den „Macbeth“: er ward meiſterhaft gegeben, obgleich in ſeiner ganzen blutigen Gräßlichkeit. Die Hexen waren junge Mädchen, ſchön von Wuchs und recht artig gekleidet, die Eine ſogar zierlich. Es war ein kühner Gedanke von Goethe, das Schreckliche dieſer Weſen mehr in die Wirkung, als in die Geſtalt zu ſetzen, und ſie that ſo auch bei weitem größere Wirkung, ſo wie der Teufel in ſchöner Geſtalt gräßlicher iſt (für mich wenigſtens), als in der teufliſchen. Die Todtenſtille unter den Zuſchauern war mir manchmal ebenſo ſchrecklich, als das Stück ſelbſt; dann war es, als ſtünde das ganze Geiſterreich geöffnet. Goethe war den Abend außerordentlich fröhlich. (wir ſaßen noch um halb 12 auf) daß die Vorſtellung

ſo geglückt ſei; auch Schiller, mit dem ich nach der Vorſtellung noch einen Augenblick nach Hauſe ging.

. . . . Goethes Zutrauen und ſeine Liebe zu verlieren, wäre das Schrecklichſte, was mir in Weimar begegnen könnte, aber ſo lange ich bleibe was ich bin und fortfahre zu werden, was ich werden kann, ſo lange werde ich ſein „lieber Sohn“ bleiben, wie er mich mehrere Male genannt hat.

b.

Ich muß Dir [Börm] noch ein Stückchen erzählen, das mir den Goethe ſo unendlich lieb gemacht hat. Als ich zum zweiten Mal bei Goethe war, wurde gerade mein Doctordiplom ausgefertigt und Goethen von Jena aus für mich zugeſchickt. Mir verſchwieg er's. Auguſt mußte nach Belvedere hingehen, um Lorbeer- und Citronenzweige zu holen. Bei Tiſch wußte ich noch nichts davon. Nach dem Eſſen ſagte Goethe zur Vulpius: „Mein Kind! der Voß ſieht mir noch ſo hungrig aus; man ſollte doch das Gaſtrecht nicht verletzen und ſeinen Freunden wenigſtens ſatt zu eſſen geben.“ Ich entſchuldigte mich in demſelben luſtigen Ton und verſicherte, ich ſei voll ſatt. Es half nichts; Auguſt mußte hinausgehen und den Nachtiſch holen. Er kam wieder mit einer großen Schüſſel, die er mir auf den Kopf ſetzte. Nun mußte ich verſprechen, wenigſtens noch einen Biſſen zu eſſen, und vor mich hin wurde das Gericht geſtellt. Denke Dir mein Er-

ſtaunen! Ich ſah Goethe an und wußte nichts zu ſagen. Nun wurde mir ſehr herzlich von Goethe, Auguſt und der Vulpius zu meiner neuen Würde gratulirt, Goethe ſchloß mich in ſeine Arme und nannte mich zum erſten Mal ſeinen „lieben Sohn“, ein ſchmeichelndes Wort, welches er nachher oft wiederholt hat. Gleich darauf ſtellte ſich ſeine fröhliche Laune ein. „Es iſt gerathen,“ ſagte er zur Vulpius, „daß wir des neuen Doctors Geſundheit in Champagner trinken.“ Sie mußte in den Keller und brachte den Göttertrank; wir hatten ſchon anderthalb Flaſchen getrunken, aber dieſer Nektar mußte doch noch hinzu. Wir haben die Flaſchen bis auf den letzten Tropfen geleert. Während dieſer Operation wurde ich immer Doctor genannt; ich proteſtirte dagegen. „Nein,“ ſagte Goethe, „heut bleibt Er's und morgen auch aus Strafe, daß Er Doctor geworden iſt. Morgen Abend haben wir eine kleine Geſellſchaft, wo auch der neue Doctor Bode ſein wird; da ſoll der beiden Herren ehrenfeſte Geſundheit getrunken und Euch der Doctor wieder abgenommen werden.“ Dann drückte er mir freundlich die Hand und ſagte: „für uns ſollen Sie der gute Voß bleiben.“ Unterdeß wirkte der Champagner. Ich ward nicht bloß ſelig, ſondern überſelig. Ich habe Goethen nie nach Wunſche danken können, ich hatte es auch nie verſucht; jetzt konnte ich's. Als wir aufſtanden, war mir der Kopf ein bischen ſchwerer, als gewöhnlich, vielleicht Goethen auch; denn er war über

die Maßen luſtig. Wir gingen noch ein paar Stunden ſpazieren und im Park hielt mir Goethe ein Vorleſung über die Naturgeſchichte.

215.

1804, Ende April.

Mittag bei Goethe.

When Madame de Stael returned from Berlin, and brought A. W. Schlegel in her train, I [Robinson] dined at Goethe's with Schlegel, Tieck de sculptor, and Riemer. No one else but Madame Goethe was present. I was struck by the contrast between Schlegel and Goethe. Nothing could exceed the repose of Goethe, whereas on Schlegel's part there was an evident striving after pun and point. Of these I recollect nothing but that Böttiger was his butt, whom he compared to Bardolph. From Goethe I remember a word or two of deep significance. He said to Schlegel: „I am glad to hear that your brother means to translate the „„Sakontala"". I shall rejoice to see that poem as it is, instead of as it is represented by the moral Englishman" [Wilson]. And there was a sarcastic emphasis on the word „moralischen". He then went on: „Eigentlich aber hasse ich alles Orientalische." By which, probably, he meant rather that he infinitely preferred the Greek to the Oriental mind. He continued:

„I am glad there is something that I hate; for, otherwise, one is in danger of falling in the dull habit of literally finding all things good in their place, — and that is destructive of all true feeling."

216.

1804, 1. Mai.

Mit Voß.

Goethe ſchickte zu mir: ich ſolle doch ein wenig zu ihm kommen und den ganzen Abend bei ihm zubringen. Wie fand ich ihn da heiter und liebenswürdig! Er war eben vom Hofe gekommen, hatte aber ſchon die Staatsuniform abgethan und ſaß wieder in ſeinem blauen Überrocke. Ich fand ihn ſeine Medaillen und Münzen durchmuſternd. Ich ſetzte mich zu ihm und hörte aufmerkſam ſeiner lehrreichen Erklärung. Er beſitzt eine treffliche Sammlung, die beſonders dann Werth erhält, wenn man ſie von ihm beſchreiben und dem Gehalt und Inhalt nach entwickeln hört. Goethe war dabei überaus launig und witzig. Einmal ſagte er mit halb ſcherzhaftem, aber doch ernſtlich gemeintem Ausdrucke: „Was ſind wir doch gegen die Künſtler des fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderts? Wahre Taugenichtſe! Was iſt unſer Jahrhundert gegen dieſes kraftvolle!" — Er kam hierauf zu reden von der Peterskirche; ſein Geſpräch war erhaben wie der Gegenſtand. Wie blitzen dem Manne die Augen, wenn ihm ein ſolcher Gegenſtand die Seele

füllt! Er erzählte mir die ganze Entſtehung derſelben; wie man die alte Baſilica Neroni's einzureißen angefangen, der erſte kühne Gedanke zu dieſem Bau; dann wie ſich die Künſtler geweigert und gezagt, den Grund zum neuen Gebäude zu legen, bis endlich Michel Angelo es unternommen; dann wie der Bau nachher oft unterbrochen und erſt unter fünfzig Baumeiſtern vollendet worden.

Nach der faſt gleichlautenden Erzählung in Voßens Brief an Solger vom 15. Mai lautete obiger Ausbruch Goethes: „Was ſind wir doch gegen jene Künſtler dieſes kraftvollen Jahrhunderts? Wahre Schufte! wahre Taugenichtſe!“

217.

1804, Mai (?).

Mit Robinſon.

I called on Goethe to see whether I could induce him to act as an mediator between the Duke and the students in the quarrel that threatened an Auszug, or withdrawal, of the best young men of the University. Having listened to my representations, he coolly said: „So is it in these matters of police, in which both parties are right. The students, seeing the matter from their point of view, are perfectly in the right. But then the Duke is equally in the right; he has his own mode of looking at things from his point of view as sovereign.“

befreyt haſt? Mir träumte, fuhr er fort, ich befände mich, entfernt von dir, in einer unbekannten Gegend; aber dein Bild ſchwebte mir vor; ich ſah dich auf einem ſchönen Hügel, die Sonne beſchien den ganzen Platz, wie reizend kamſt du mir vor! Aber es währte nicht lange, ſo ſah ich dein Bild hinunter gleiten, immer hinunter gleiten, ich ſtreckte meine Arme nach dir aus, ſie reichten nicht durch die Ferne. Immer ſank dein Bild und näherte ſich einem großen See, der am Fuße des Hügels weit ausgebreitet lag, eher ein Sumpf als ein See. Auf einmal gab dir ein Mann die Hand, er ſchien dich hinaufführen zu wollen, aber leitete dich ſeitwärts, und ſchien dich nach ſich zu ziehen. Ich rief, da ich dich nicht erreichen konnte, ich hoffte dich zu warnen. Wollte ich gehen, ſo ſchien der Boden mich feſt zu halten; konnt' ich gehen, ſo hinderte mich das Waſ-

218.

1804, Ende Mai (?).

Bei Falk's „Prinzeſſin mit dem Schweinsrüſſel".

Falk .... verfaßte ... [für Geiſelbrecht's Marionetten] das Luſtſpiel „Die Prinzeſſin mit dem Schweinsrüſſel", in welchem die Zunft der Schauſpieler und deren Arroganz ſcharf gegeißelt wurden und hatte die Genugthuung, daß das Publikum das Stück mit allgemeinem Jubel aufnahm; denn es hatten damals die Schauſpieler ſich eben nicht beliebt zu machen verſtanden. Geiſelbrecht wollte dieſe Stimmung benutzen und kündigte die Wiederholung des Stückes .... auf den folgenden Tag an. .... Die Weimariſchen Schauſpieler, welche ſämmtlich der Vorſtellung beigewohnt hatten, ſpieen Feuer und Flammen und ernannten eine Deputation, welche bei der Theaterdirection auf Genugthuung wegen des erlittenen Schimpfes und auf Beſtrafung des Übelthäters antragen ſollte. Die Deputation verfügte ſich noch an demſelben Abend zu dem Geheimen Rath v. Goethe, entledigte ſich des Auftrags, brachte aber Goethe dadurch in Verlegenheit; denn obwohl er den Schauſpielern nicht unrecht geben konnte, ſah er doch ein, daß es ſchwer halten werde, ihnen Genugthuung zu verſchaffen. Er verſuchte die Klagenden zuerſt zu beruhigen, indem er ihnen vorſtellte, was auf dem Theater geſprochen werde, dürfe nicht ſo genau

genommen werden; ſie wüßten ja ſelbſt, wie Juriſten, Ärzte und andere Perſonen in den Luſtſpielen dem allgemeinen Geſpötte preisgegeben würden und wie es noch niemand eingefallen, darüber Beſchwerde zu führen, von Perſönlichkeiten aber ſcheine in der „Prinzeſſin“ nichts vorgekommen zu ſein. Die Deputation wollte ſich hierbei nicht beruhigen, ſondern erwiederte: es ſei aber doch der ganze Stand der Schauſpieler angegriffen und beſchimpft worden, und wie ſoeben das Theaterpublikum ſeine große Freude über die Tendenz der Poſſe laut ausgeſprochen, ſo werde es den folgenden Tag bei der Wiederholung in noch höherem Grade geſchehen, und darum wollten ſie bitten, daß wenigſtens die Wiederholung nicht ſtattfinde. Goethe entließ die Deputation mit der Verſicherung: er wolle überlegen, was ſich in der Sache thun laſſe, und am folgenden Tage kündigte Geiſelbrecht — ein anderes Stück mit der Bemerkung an, daß die Wiederholung der „Prinzeſſin“ unterſagt ſei.

219.

1804, Auguſt (?).

Mit Voß u. a.

Wie war Goethe fröhlich, als ich meine Sachen auf dem Examen ſo gut beendet hatte, und wie war ich fröhlich, daß er einen ſolchen Antheil an mir nahm. Dem Mann verdanke ich ja faſt ebenſo viel, als meinen

Eltern: er hat mir ja Muth und Selbſtvertrauen in die Seele geflößt und weiß mir durch ſein Beiſpiel immer die Beſcheidenheit und ein edles Mißtrauen nahe zu erhalten. — Ich leſe jetzt griechiſch mit ihm. Neulich laſen wir zuſammen drei Stunden nach der Reihe, und Goethe iſt jetzt außerordentlich warm für dieſe Sprache, beſonders für den Sophokles. Sobald die erſten Schneeflocken fallen, errichten wir einen literariſchen Club, wo Goethe der Meiſter iſt. Goethe ſagte mir neulich: „Nur zu hitzig wollen wir nicht beginnen; es iſt eine Schande, bei ſo etwas nicht Tempo halten zu können. Lieber nachher im Eifer geſtiegen, als erkaltet.“ — Wenn wir jungen Leute um Goethe ſind, ſo gefällt mir das ſo beſonders an ihm, daß er nie wie ein Meiſter zu den Jüngern, ſondern wie ein Freund zum Freunde ſpricht — eine Humanität, die ſeine Jünger nur um ſo feſter an ihn kettet, indem er es nicht merken läßt, daß wir Jünger ſein ſollen.

220.

1804, Ende September (?).

Mit Voß.

Goethe und Schiller pflichten meinem Urtheile [wegen Nichtannahme des Rufs an die Univerſität Würzburg] vollkommen bei. Ich habe ſehr ernſthaft mit beiden die Sache erwogen. Beide ſahen, während ſie rathgaben, väterlich auf mein Beſtes. Goethe ſagte

am Ende: „Ich wollte Sie gerne auch gegen meine Neigung ziehen laſſen, wenn es wahrhaft ein Glück für Sie wäre. Jetzt rathe ich Ihnen als Vater und Freund, Ihrer Neigung, die ich anerkenne und heilig achte, zu folgen und hier zu bleiben.“

221.

1804, 2. October.

Mit Voß.

Vor acht Tagen habe ich Goethe einige Arbeiten von mir vorgeleſen. Er ſagte mir manchen einzelnen Einwand. Mehrere Einwendungen habe ich zurückgewieſen, manche mit Dank angenommen und in ſeiner Anweſenheit geändert, wo er ſelbſt mir z. Th. die Änderung angab. Goethe iſt mit einer Recenſion beſonders zufrieden, wie er an Schiller und z. Th. auch mir ſelber geſagt hat. Großes Vergnügen machte ihm eine Anmerkung: „Bravo!“ ſagte er, als ich ſie vorgeleſen hatte, und klopfte mich freundlich auf die Schultern, recht als wenn er im Herzen dachte, ich hätte Dir ſo viel poetiſchen Scharfſinn nicht zugetraut: „Bravo!“ ſagte er alſo, „wenn die G . . . . aus ihrem Theeclub kommen, dann wiſſen ſie freilich nicht, daß ein Sturm auch das Meer beruhigen kann.“

222.

1804, October (?).

Mit Voß.

Ich bin gewöhnlich bei Goethe, wenn ſeine Familie mal verreiſt iſt. Nun war Riemer mit Auguſt und der Vulpius nach Oberweimar gefahren, um dort einer Fête beizuwohnen. Goethe ſchickte alſo um 5 Uhr zu mir, ob ich nicht zu ihm kommen und den Brunckiſchen Sophokles mitbringen wollte. Als ich zu ihm kam, fand ich's gar behaglich bei ihm. Er hatte eingeheizt, hatte ſich ausgezogen bis auf ein wollen Wämmschen, worin der Mann ſich gar prächtig ausnimmt. Nun bot er mir freundlich und liebreich die Hand und ſchüttelte ſie recht treuherzig. „Ja," ſagte er, „die Jugend iſt verreiſt und ſpringt in der Welt herum, nun wollen wir Alten zuſammen ſein." (Er weiß nämlich, daß ich der alte Ehrwürdige heiße.) Bis gegen 7 Uhr hin ſprachen wir; dann kam Licht und nun fingen wir an griechiſch zu leſen. Ich überſetzte ihm erſt den langen Chor aus der „Elektra". Und dann fingen wir an, den „König Ödipus" zu leſen. Ich hatte Deine [Solger's] Überſetzung mitgebracht; daraus hat Goethe mit inniger Freude bis zum erſten Chor mit lauter Stimme declamirt. „Der verſteht's!" ſagte er einmal, „aber er iſt noch glücklicher Anfänger in der Kunſt." Noch dröhnt mir in den Ohren, wie prächtig er den Vers [23 f.]

vorzutauchen ſtrebt bereits
Umſonſt ihr Haupt aus Tiefen blut'gen Wogenſchwalls

declamirte, da wünſchte ich, daß Dir die Ohren klingen möchten, und wer weiß, ob's nicht geſchehen iſt. . . . . Solche frohe Tage ſoll ich noch oft erleben. Ich ſagt' es ihm ſelbſt einmal, wie es mich glücklich macht, daß er nicht gleichgültig gegen mich iſt, und erhielt ein treuherziges „Gutes Kind!“ mit Kuß und Händedruck dafür zur Antwort. Ja, er behandelt mich wie einen zärtlich geliebten Sohn. Schon ſeit lange darf ich unangemeldet zu jeder Tageszeit, ſo oft ich will, zu ihm auf's Zimmer kommen, was wahrhaftig bei Goethe nichts Geringes iſt. Heute Morgen war ich ſchon vor 7 Uhr bei ihm.

— — — — — — — — — — —

Goethe iſt jetzt mit der neuen Ausgabe ſeiner geſammten Werke beſchäftigt. Daß er den „Götz von Berlichingen“ umgearbeitet hat, wird Dir bekannt ſein; er iſt jetzt ſo angeſchwollen, daß die Aufführung ſechs Stunden währt. Das erſte Mal kamen wir halb 12 Uhr aus dem Theater; jetzt wird die Aufführung getheilt: das erſte Mal giebt man drei Acte und dann vierzehn Tage darauf die beiden andern. Das zweite Mal indeß wird des Zuſammenhangs wegen der dritte Act repetirt, ſodaß wir dieſen in Zukunft am öfterſten ſehen werden. Wie iſt der gute Papa jetzt fröhlich über dieſes Stück! Er ſagte mir neulich: „Die Narren“ (vielleicht auch auf Babo hindeutend) „haben es ſich

recht angelegen ſein laſſen, die regelloſe Form meines alten „Götz“ nachzunahmen, als ob ich die mit Bedacht gewählt hätte! Damals verſtand ich's nicht beſſer und ſchrieb hin, was mir in den Sinn kam.“ — Denke Dir, Solger! Wir haben bei dieſer Gelegenheit Hoffnung, daß der ganze „Fauſt“ erſcheint; Goethe wird ihn jetzt ſchwerlich als Fragment drucken laſſen, beſonders da er ſo manchmal die Empfindung im Herzen nährt, daß man jetzt eilen müſſe, bevor die ewige Nacht eintritt.

223.

1804.

Mit Riemer.

„Äſchylus und Sophokles führen den Pylades nur ſtumm ein; Oreſt und Pylades ſind ja Freunde, Eine Seele in zwei Leibern, alſo was der eine denkt und ſagt, thut der andere auch.“ —

„Die alte Tragödie bei Äſchylus hat Ähnlichkeit mit den alten tragiſchen Balladen, beſonders den ſchottiſchen. Vielleicht ließen ſich dieſe auf alte Weiſe zu Dramen machen.“

224.

1804 (?).

Über einen Vers in „Hermann und Dorothea“.

Einen proſodiſchen Fehler, einen Vers mit überzähligem Halbfuß, nämlich

Ungerecht bleiben die Männer und die Zeiten
der Liebe vergehen

rügt das Morgenblatt von 1808, Nr. 123, mit Bedauern, daß der Vers unverbeſſert geblieben, aber — ſetzen wir hinzu — mit Bewußtſein und Abſicht in die letzten Ausgaben mit eingewandert. Ich [Riemer] hatte Goethen bereits aufmerkſam darauf gemacht; weil aber der Vers ohne ſein proverbialiſches Anſehn zu verlieren und eine gewiſſe grata negligentia einzubüßen nicht wohl zu ändern war, ich mich auch erinnerte, daß F. A. Wolf, einmal von dieſem Verſe ſprechend, ihn nicht nur entſchuldigt, ſondern auch durch Homeriſche Beiſpiele erläutert habe, ſo ließen wir ihn ſtehen oder hingehen. Nun machte ſpäter auch H. Voß, der Sohn, auf ihn aufmerkſam, und Goethe ſoll, wie jener erzählt, geſagt haben: die ſiebenfüßige Beſtie möge als Wahrzeichen ſtehen bleiben.

Berichtigung.

Nr. 49 kann nicht auf ein Geſpräch mit Philipp Seidel ſich beziehen, da dieſer ſchon am 19. November 1820 geſtorben war. Der Erzähler war vermuthlich Goethes vormaliger Diener Johann Georg Paul Götze.

Quellen.

1. Jugenderinnerungen von Guſtav Parthey. Handſchrift für Freunde. Zweiter Theil. 1871. S. 49 f. (Erzählungen von Dorothea Stock und Maria Körner geb. Stock.) — **2.** Kunſt und Leben. Aus Förſter's Nachlaß hrsgg. von H. Kletke. Berlin 1873. S. 102—107. (Aufzeichnung Förſter's nach Erzählungen der Frau Körner aus dem Jahre 1809.) — **3.** Goethes Briefe an Leipziger Freunde. Hrsgg. von Otto Jahn. Leipzig 1849. S. 263 ff. (Aus Brief von Cornelia Goethe an Katharina Fabricius v. 27. Oct. 1768.) — **4.** Ebenda S. 82. (Aus Horn's Brief an Katharina Schönkopf.) — **5.** Heinrich Stilling's Wanderſchaft. Zweite verbeſſerte Auflage. Berlin u. Leipzig. 1806. S. 120 f. — **6.** Ebenda S. 133 f. — **7.** Ebenda S. 149. — **8.** Literariſche Zuſtände und Zeitgenoſſen. In Schilderungen aus Karl Auguſt Böttiger's handſchriftlichem Nachlaſſe. Hrsgg. von K. W. Böttiger. Erſtes Bändchen. Leipzig 1838. S. 60. (Nach Lerſe's Erzählung am 30. November 1798.) — **9.** Aus Herders Nachlaß. Hrsgg. von H. Düntzer und F. G. v. Herder. Dritter Band. Herders Briefwechſel mit ſeiner Braut. Frankfurt 1857. S. 225 f. (Aus Brief von Caroline Flachsland.) — **10.** Goethe und Werther. Briefe Goethes, meiſtens aus ſeiner Jugendzeit, mit erläuternden Documenten. Hrsgg. von A. Keſtner. Stuttgart und Tübingen 1854. S. 35 ff. (Bruchſtück eines Briefentwurfs von J. Ch. Keſtner.)

11. Briefe aus dem Freundeskreiſe von Goethe, Herder, Höpfner und Merck. Aus den Handſchriften hrsgg. von Dr. R. Wagner. Leipzig 1847. S. 186. (Anmerkung.) — **12.** Wie

10. S. 13. (Aus Reimer's Tagebuch.) — **12.** Aus F. H. Jacobi's Nachlaß ꝛc. Hrsgg. von R. Zoepprit. Erster Band. Leipzig 1869. S. 23. (Aus Jacobi's Brief an Forster v. 13. Nov. 1779). — **14.** Ebenda. S. 108. (Aus Jacobi's Brief an Kraus v. 14. Sept. 1788.) — **15.** Goethe-Jahrbuch. Hrsgg. von L. Geiger. Zweiter Band. Frankfurt 1881. S. 379 ff. (Aus Brief von Johanna Fahlmer an F. Jacobi, in Brief des letzteren an Wieland v. 8. Mai 1774.) — **16.** J. K. Lavater's Lebensbeschreibung von G. Geßner. Zweiter Band. Winterthur 1802. S. 126 f. — **17.** Heinrich Stilling's häusliches Leben. 1789. S. 53 f. — **18.** Im neuen Reich. Wochenschrift ꝛc. Leipzig 1878. Nr. 34. S. 605 f. (Aus Brief Lavater's an J. G. Zimmermann v. 16. März 1775.) — **19.** Meinem geliebten Vater K. Werner, k. k. Landes-Schul-Inspector ꝛc. in Salzburg zum 5. Mai 1878. Der Berliner Werther, Mittheilungen über Goethe ꝛc. von M. M. Werner. Als Handschrift gedruckt. Salzburg 1878. S. 4. (Aus Brief v. Bretschneider's an F. Nicolai v. 10. März 1775.) — **20.** Die 15. S. 385 f. (Aus Brief von G. M. Kraus an Bertuch v. 5. März 1775.)

21. Aus Friedrich Leopold von Stolberg's Jugendjahren ꝛc. Von Dr. J. H. Hennes. Frankfurt a. M. 1876. S. 54. (Aus Brief der Gräfin Henriette Bernstorf an F. L. Stolberg.) — **22.** Goethe-Jahrbuch. Fünfter Band. Frankfurt 1884. S. 192. (Aus Bodmer's Brief an Schinz v. 15. Juni 1775.) — **23.** Die 18. S. 668 f. (Aus Zimmermann's Brief an Lavater v. 7. Oct. 1777. — **24.** Die Grenzboten. Zeitschrift ꝛc. No. 19. Ausgegeben am 6. März 1874. Leipzig. S. 376 f. (Aus Brief Seibel's an J. A. Voß in Frankfurt v. 23. Nov. 1775.) — **25.** Archiv für Literaturgeschichte. Hrsgg. von F. Schnorr v. Carolsfeld. Vierter Band. Leipzig 1875. S. 311 f. (Aus Brief Wieland's an Lavater v. 1. Dec. 1775.) — **26.** Friedr. Leop. Graf zu Stolberg seit seiner Rückkehr zur katholischen Kirche, 1800—1819, dargestellt von J. Janssen. Freiburg i. B. 1877. S. 70 f. a) aus F. Stolberg's Brief an seine Schwester Katharina im Juni 1776; b) aus Brief an dieselbe v. 27. Jan. 1778.) — **27.** Briefe von und an G. A. Bürger. Aus dem Nachlasse

ser, und sogar mein Schreyen erstickte in der beklemmten Brust. So erzählte der Arme, indem er sich von seinem Schrecken an meinem Busen erholte, und sich glücklich pries, einen fürchterlichen Traum durch die seligste Wirklichkeit verdrängt zu sehen.

Die Alte suchte so viel möglich durch ihre Prose die Poesie ihrer Freundin ins Gebiet des gemeinen Lebens herunter zu locken, und bediente sich dabey der guten Art, welche Vogelstellern zu gelingen pflegt, indem sie durch ein Pfeifchen die Töne derjenigen nachzuahmen suchen, welche sie bald und häufig in ihrem Garne zu sehen wünschen. Sie lobte Wilhelmen, rühmte seine Gestalt, seine Augen, seine Liebe. Das arme Mädchen hörte ihr gerne zu, stand auf, ließ sich ankleiden, und schien ruhiger. Mein Kind, mein Liebchen, fuhr die Alte schmeichelnd fort, ich will dich nicht betrüben, nicht beleidigen,

Bürger's ꝛc. hrsgg. von A. Strodtmann. Erster Band. Berlin 1874. S. 303 f. (Aus Brief Wieland's v. 22. April 1776.) — **28.** Briefe an und von J. H. Merck. Aus den Handschriften hrsgg. von K. Wagner. Darmstadt 1838. S. 64. (Aus Brief Wieland's v. 13. Mai 1776.) — **29.** Goethe-Jahrbuch. Neunter Band. Frankfurt 1888. S. 12 f. (Aus Niederschrift v. Trebra's im Jahr 1813.) — **30.** Die Grenzboten. Nr. 52. Am 23. December 1879. S. 561 f. (Aus Wieland's Brief an Kayser v. 30. Sept. 1776.)

31. Goethe und der Fürst von Dessau. Von A. Fränkel. Sondershausen. S. 12 f. (Erzählung des Fürsten Franz Leopold.) — **32.** Briefe von und an Bürger ꝛc., Zweiter Band. 1874. S. 31. (Aus Wieland's Brief v. 12. Febr. 1777.) — **33.** Ausgewählte Briefe von C. M. Wieland. Dritter Band. Zürich 1815. S. 277. (Aus Brief an Jacobi v. 24. März 1777.) — **34.** Goethe aus näherem persönlichen Umgange dargestellt ꝛc. von J. Falk. Leipzig 1832. S. 139 ff. — **35.** Wie 28. S. 111 f. (Aus Brief Wieland's v. 8. Nov. 1777.) — **36.** Schriften von F. v. Matthisson. Dritter Band. Zürich 1825. S. 351 f. (Aus „Ruhepunkt in Dessau" in dessen „Erinnerungen".) — **37.** Briefe an J. H. Merck von Goethe, Herder, Wieland u. a. hrsgg. von K. Wagner. Darmstadt 1835. S. 169 f. (Aus Wieland's Brief v. 1. Aug. 1779.) — **38.** Ebendas. S. 319. (Aus Brief Lichtheim's v. 23. Febr. 1782.) — **39.** J. G. Zimmer's Briefwechsel. Hrsgg. von Th. v. geb. H. Erster Theil. Leipzig 1829. S. 232 f. (Aus Brief an Jacobi v. 2. Nov. 1779.) — **40.** Briefwechsel zwischen Goethe und F. H. Jacobi. Hrsgg. von M. Jacobi. Leipzig 1846. S. 57 ff. (Aus Brief der Frau Schlosser an Jacobi v. 31. Oct. 1779.)

41. Im neuen Reich 1877. Nr. 29. S. 105 f. (Nach Briefen an Lavater a) v. 20. und b) v. 27. Oct. 1779.) — **42.** Goethe-Jahrbuch. Fünfter Band. 1884. S. 295 ff. (Aus Brief Bodmer's an Schinz v. 23. Nov. 1779.) — **43.** Goethe-Jahrbuch. Dritter Band. 1882. S. 300. (a) aus Brief des Waisenhauslehrers Hartmann an Elise v. d. Recke v. 1. Jan. 1780; b) aus

beſſen Tagebuch.) — **44.** Weſtermann's illuſtrirte deutſche Monatshefte. September 1869. (Aus Brief Iffland's an ſeinen Bruder v. 29. Dec. 1779.) — **45.** Wie 13. S. 41. (Aus Brief Jacobi's an Heinſe v. 24. Oct. 1780.) — **46.** J. A. Leiſewitz. Ein Beitrag zur Geſchichte der deutſchen Literatur im XVIII. Jahrhundert. Von G. Kutſchera v. Aichberger. Wien 1876. S. 41 ff. — **47.** Wie 37. S. 281. (Aus Brief Wieland's v. 8. Jan. 1781 mit Bezug auf Merck's Aufſatz im „Teutſchen Merkur" — December 1780 — „Über einige Merkwürdigkeiten von Caſſel".) — **48.** Wie 34. S. 29 ff. — **49.** Geſpräche mit Goethe in den letzten Jahren ſeines Lebens. Von J. P. Eckermann. Erſter Theil. (Unterm 13. Nov. 1823.) — **50.** Vierteljahrsſchrift für Literaturgeſchichte. Hrsgg. von B. Seuffert. Erſter Band. Erſtes Heft. Weimar 1888. S. 142 f. (Aus Brief Herder's an Hamann v. 10. März 1783.)

51. Wie 36. S. 352 f. — **52.** Wie 29. S. 17 ff. — **53.** F. H. Jacobi's auserleſener Briefwechſel. Erſter Band. Leipzig 1825. S. 373. (Aus Brief an die Fürſtin Gallitzin v. 11. Oct. 1784.) — **54.** Goethe's Briefe an F. A. Wolf. Hrsgg. von M. Bernays. Berlin 1868. S. 138. — **55.** Goethe-Jahrbuch. Dritter Band. 1881. S. 396 ff. (Aus Brief Bertuch's an Böttcher v. 29. Juni 1786.) — **56.** Berühmte Schriftſteller der Teutſchen. Erſter Band. Berlin 1854. S. 3 ff. (Aus „Unterredung mit Goethe. Vom Profeſſor Dietmar".) — **57.** Goethe-Jahrbuch. Vierter Band. 1883. S. 318 f. (Aus der Autobiographie von Gyrowetz.) — **58.** Aus Tiſchbein's Leben und Briefwechſel. Hrsgg. von F. v. Alten. Leipzig 1872. S. 41. (Aus Brief an Goethe v. 28. Aug. 1821.) — **59.** Wie 57. S. 319 ff. — **60.** Erinnerungen aus den zehn letzten Lebensjahren meines Freundes A. Reiſer. Als ein Beitrag zur Lebensgeſchichte des Herrn Hofrath Moritz von K. F. Klisching. Berlin 1794. S. 51 f.

61. Herder's Reiſe nach Italien. Herder's Briefwechſel mit ſeiner Gattin vom August 1788 bis Juli 1789. Hrsgg. von H. Düntzer und F. G. v. Herder. Gießen 1859. S. 4. (Aus

Brief der Frau Herder v. 7. Aug. 1788.) — **62.** Ebenda S. 23 u. 26. (Aus Brief der Herder a) v. 14. und b) v. 15. Aug. 1788.) — **63.** Ebenda S. 28 f. (Aus Brief der Herder v. 18. Aug.) — **64.** Ebenda S. 45 ff. (Aus Brief der Herder v. 29. August) — **65.** Ebenda S. 49. (Aus demselben Brief.) — **66.** Ebenda S. 55. (Aus Brief der Herder v. 4. Sept.) — **67.** Ebenda S. 70. (Aus Brief der Herder v. 11. Sept.) — **68.** Ebenda S. 72 ff. (Aus Brief der Herder v. 12. Sept.) — **69.** Ebenda S. 152 f. (Aus Brief der Herder v. 31. Oct.) — **70.** Schiller's Briefwechsel mit Körner. Erster Theil. Berlin 1847. S. 341 ff.*) (Aus Schiller's Brief v. 12. Sept. 1788.)

71. Wie 61—69. S. 89 ff und 110. (Aus Briefen der Herder a) v. 22. und b) v. 26. Sept. 1788.) — **72.** Ebenda S. 172 f. (Aus Brief der Herder v. 14. Nov.) — **73.** Wie 70. S. 254. (Aus Schiller's Brief v. 29. Oct. 1788.) — **74.** Wie 61 ff. S. 112 f. (Aus Brief der Herder v. 6. Oct. 1788.) — **75.** Johannes von Müller's Biographische Denkwürdigkeiten. Herausg. durch J. G. Müller. Zweiter Theil. Stuttgart und Tübingen 1834. S. 193 f. (Aus Brief v. Müller an seinen Bruder v. 18. Oct. 1788.) — **76.** Wie 61 ff. S. 127 f. (Aus Brief der Herder v. 14. Oct.) — **77.** Ebenda S. 137 ff. (Aus Brief der Herder v. 20. Oct.) — **78.** Ebenda S. 151 f. (Aus Brief der Herder v. 31. Oct.) — **79.** Ebenda S. 165. (Aus Brief der Herder v. 7. Nov.) — **80.** Ebenda S. 168. (Aus demselben Brief.)

81. Wie 61 ff. S. 192. (Aus Brief der Herder v. 12. Dec. 1788.) — **82.** Ebenda S. 169 f. (Aus demselben Brief.) — **83.** Ebenda S. 203 ff. (Aus Brief der Herder v. 25. Dec.) — **84.** Ebenda S. 241 ff. (Aus Brief der Herder v. 6. Febr. 1789.) — **85.** Ebenda S. 249 f. (Aus Brief der Herder v. 13. Febr.) — **86.** Ebenda S. 252 ff. (Aus Brief der Herder v. 20. Febr.) — **87.** Ebenda S. 329 f. (Aus Brief der Herder v. 20.

*) In der 2. Ausgabe dieses Briefwechsels — Leipzig 1874 f. — ist Theil- und Seitenzahl der 1. Ausgabe mit angegeben.

Apr.) — **88.** Ebenda S. 336 f. (Aus Brief der Herder v. 24. Apr. — **89.** Ebenda S. 353 f. u. 363. (Aus Briefen der Herder a) v. 4. und b) v. 8. Mai.) — **90.** Ebenda S. 367 f. (Aus Brief der Herder v. 10. Mai.)

91. Wie 61 ff. S. 384. (Aus Brief der Herder v. 29. Mai 1789.) — **92.** Goethe in Schlesien 1790 ꝛc. von H. Wengel. Oppeln 1867. S. 33.*) — **93.** Briefe an Schiller. Hrsgg. von L. Urlichs. Stuttgart 1877. S. 118 f. (Aus Brief Wieland's v. 9. October 1791.) — **94.** Wie 8. S. 120 f. — **95.** Ebenda S. 23. 25. — **96.** Ebenda S. 42 ff. — **97.** Wie 40. S. 271 f. (Aus Entwürfen Jacobi's zu einem Briefe an Goethe aus November 1815.) — **98.** Wie 13. S. 165 ff. (Aus Jacobi's Brief an Frau Schlosser v. 10. Dec. 1792.) — **99.** Chr. W. v. Dohm nach seinem Wollen und Wirken ꝛc. von W. Gronau. Lemgo 1824. S. 250. — **100.** H. E. G. Paulus ꝛc. von K. A. Frhrn. v. Reichlin-Meldegg. Zweiter Band. Stuttgart 1853. S. 299 f.

101. Briefwechsel zwischen Nahel und D. Veit. Erster Theil. Leipzig 1861. S. 1 ff. (Aus Veit's Brief v. 20. März 1793.) — **102.** Aus des Freiherrn Johann Isaak v. Gerning handschriftlichem Tagebuch, das durch die Güte des Besitzers, Herrn Adam Späth in Frankfurt a. M., zugängig geworden ist. — **103.** Ebendaher. — **104.** Ebendaher. — **105.** Ebendaher. — **106.** Ebendaher. — **107.** Goethe-Jahrbuch. Vierter Band. 1883. S. 322. (Aufzeichnung Böttiger's von 1794.) — **108.** Ebenda S. 322 ff. (Aufzeichnung Böttiger's.) — **109.** Schiller's Briefwechsel mit Körner. Dritter Theil. Berlin 1847. S. 190 f. (Aus Schiller's Brief v. 1. Sept. 1794.) — **110.** Briefwechsel zwischen Schiller und W. v. Humboldt. Zweite verm. Ausg. Stuttgart 1876. S. 57. (Aus Humboldt's Brief v. 22. Sept. 1794.)

*) Der in „Goethe's Notizbuch von der schlesischen Reise ꝛc., hrsgg. v. F. Zarncke": Bl. 37b aufgeführte „Prosit Hermes" war Joh. Tob. H. — Bruder von Joh. Timoth. H.

111. Weimarisches Jahrbuch für Deutsche Sprache, Literatur und Kunst, hrsgg. von Hoffmann v. Fallersleben und O. Schade. Sechster Band. Hannover 1857. (Aus Brief Falk's an seinen Bruder v. 28. Dec. 1794.) — **112.** Schiller und Lotte. 2. . . . Ausg. bearbeitet v. W. Fielitz. Drittes Buch. Stuttgart 1876. S. 90. (Aus Brief Schiller's v. 12. September 1794.) — **113.** Ebenda S. 96 f. (Aus Schiller's Brief v. 20. Sept.) — **114.** a) Briefwechsel zwischen Schiller und Lotte. Hrsgg. von W. Vollmer. Stuttgart 1876. S. 25. (Aus Schiller's Brief v. 2. Oct. 1794.) — b) Wie 109. S. 204 f. (Aus Schiller's Brief v. 9. Oct.) — **115.** Wie 101. a) S. 243 ff. (Aus Veit's Brief v. 20. Oct. 1794.) b) Ebenda S. 246 ff. (Aus der Fortsetzung des Briefs am 21. October) — **116.** Wie 8. S. 81 f. — **117.** Ebenda S. 82 ff. — **118.** Ebenda S. 84 ff. — **119.** Wie 110. S. 152. (Aus Humboldt's Brief v. 2. Oct. 1795.) — **120.** Briefwechsel zwischen Nobel und D. Veit. Zweiter Theil. Leipzig 1861. S. 73. (Aus Veit's Brief v. 8. Febr. 1795.)

121. Wie 109. S. 242. (Aus Schiller's Brief v. 25. Jan. 1795.) — **122.** Ebenda S. 267. (Aus Schiller's Brief v. 2. Juni 1795.) — **123.** Wie 120. S. 144. (Aus Veit's Brief v. 4. Juni 1795.) — **124.** Wie 110. S. 131. (Aus Humboldt's Brief v. 11. Sept. 1795.) — **125.** J. G. Fichte's Leben und literarischer Briefwechsel, hrsgg. von J. H. Fichte. Erster Theil. Sulzbach 1830. S. 337. — **126.** Wie 120. a) S. 167 ff. (Aus Veit's Brief v. 14. Aug. 1795.) b) S. 179. (Aus Veit's Brief v. 3. Sept.) — **127.** Ebenda S. 181. (Aus Veit's Brief v. 3. Sept.) — **128.** Wie 110. S. 204 ff. (Aus Schiller's Brief v. 9. Nov. 1795.) — **129.** Wie 8. S. 167. (Aus Böttiger's Aufzeichnung über Gespräch mit Wieland.) — **130.** Grillparzer's sämmtliche Werke. Zehnter Band. Stuttgart 1872. S. 73 f.

131. Wieland's sämmtliche Werke. LIII. Band. Wieland's Leben. Vierter Theil. Hrsgg. von J. G. Gruber. Leipzig 1828. S. 255. — **132.** Ebenda S. 156 f. — **133.** Wie 109. S. 188. — **134.** Wie 8. S. 49 ff. — **135.** Ebenda S. 97 f. — **136.** Schiller's Leben. Verfaßt aus Erinnerungen der Familie ꝛc.

Stuttgart u. Tübingen. 1851. S. 271. — **137.** Caroline. Briefe ꝛc. Hrsgg. von G. Waitz. Erster Band. Leipzig 1871. S. 189. (Aus Brief von Caroline Schlegel geb. Michaelis an Luise Gotter geb. Stieler v. 3. Oct. 1796.) — **138.** Wie 40. S. 216. (Anmerkung). — **139.** Wie 8. S. 74. — **140.** Chr. G. Schütz. Darstellung seines Lebens ꝛc. Hrsgg. von J. G. J. Schütz. Erster Band. Halle 1834. S. 86.

141. Wie 8. S. 66 f. (Aus Böttiger's Aufzeichnung v. 28. Mai 1797.) — **142.** Schiller's Briefwechsel mit Körner. Vierter Theil. Berlin 1847. S. 70. (Aus Schiller's Brief v. 12. Febr. 1798). — **143.** Wie 34. S. 86 ff. — **144.** Wie 8 (Aus Böttiger's Aufzeichnung v. 28.—30. December 1797.) — **145.** Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung 1898. Nr. 50. (Aus Brinkmann's Brief an Böttiger v. 23. Juli 1834.) — **146.** Charlotte v. Schiller und ihre Freunde. Zweiter Band. Stuttgart 1862. S. 329. (Aus Charlottens Brief an Frau v. Stein v. 13. Juni 1798.) — **147.** Wie 8. S. 221. (Aus Böttiger's Aufzeichnung v. 15. Juli 1798: Bei Wieland.) — **148.** Jean Pauls Briefwechsel mit seinem Freunde Chr. Otto. Zweiter Band. Berlin 1829. a) S. 307. (Aus Richter's Brief v. 2. Sept. 1798.) b) S. 343. (Desgleichen v. 27. Sept.) — **149.** Archiv für Literaturgeschichte. Neunter Band. Leipzig 1880. (Aus Aufzeichnungen Ludwigs v. Wolzogen.) — **150.** Aus dem Tagebuche eines alten Schauspielers. Von Ed. Genast. Erster Theil. 6. Kapitel. —

151. Ebendas. — **152.** Wie 137. S. Aus Carolinens Brief an F. Schlegel v. 14. Oct. 1798.) — **153.** Wie 25. S. 453 f. (Aus Aufzeichnungen von Fidr. Schubart.) — **154.** Wie 8. S. 238. (Aufzeichnung Böttiger's v. 22. Jan. 1799.) — **155.** Ebendas S. 61. — **156.** a) Ebendas S. 68 f. — b) Jean Paul's Briefwechsel mit seinem Freunde Chr. Otto. Dritter Band. Berlin 1829. S. 25. — **157.** Wie 156 b. S. 24 f. — **158.** Wie 8. S. 219. (Aus Böttiger's Aufzeichnung v. 6. Dec. 1799.) — **159.** Was ich erlebte. Aus der Erinnerung niedergeschrieben von H. Steffens. Vierter Band. Breslau 1841.

S. 97 ff. — **160.** Caroline. Briefe ꝛc. Zweiter Band. Leipzig 1871. S. 90. (Aus Caroline's Brief an W. Schlegel v. 11. Mai 1801.)

161. Ungedruckte Briefe von Schiller, Goethe und Wieland. Hrsgg. vom . . . . Juſtizrath Bilkow. Breslau 1845. S. 7. (Aus Schiller's Brief an J. F. Unger v. 28. Mai 1799.) — **162.** Ludwig Tieck. Erinnerungen ꝛc. von R. Köpke. Erſter Theil. Leipzig 1855. S. 260 f.*) — **163.** Ebenda S. 259 f. — **164.** Ebenda S. 260. — **165.** Wie 160. S. 294 f. Aus dem Aufſatz „Goethe u. Paulus" von Paulus. — **166.** Denkwürdigkeiten des Schauſpielers ꝛc. Frdr. Ludw. Schmidt. Hrsgg. von H. Uhde. Erſter Theil. Hamburg 1875. S. 78. (Aus Brief Iffland's a. d. J. 1801). — **167.** Wie 150. — **168.** Wie 2. S. 101. — **169.** Weimariſche Theaterbilder aus Goethes Zeit ꝛc. von W. G. Gotthardi. Erſter Band. Jena u. Leipzig 1865. S. 36 ff. — **170.** Aus Schelling's Leben. In Briefen. Erſter Band. Leipzig 1862. S. 300. (Aus W. Schlegel's Brief v. 31. Mai 1800.)

171. Wie 150. 7. Capitel. — **172.** Wie 162. S. 251. — **173.** Wie 142. S. 180. (Aus Schiller's Brief v. 28. Juli 1800.) — **174.** Erinnerungen eines weimariſchen Veteranen ꝛc. Von H. Schmidt. Leipzig 1865. S. 104 f. 107. — **175.** Ebenda S. 109 f. — **176.** Zur deutſchen Literatur und Geſchichte ꝛc. Hrsgg. von H. Düntzer. Zweites Bändchen. Nürnberg 1854. S. 6. (Aus Brief der Carol. Herder an v. Knebel v. 15. Apr. 1801.) — **177.** Wie 160. S. 104. (Aus Caroline's Brief an W. Schlegel v. 25. Mai 1801.) — **178.** Goethe-Jahrbuch Sechſter Band. S. 65 ff. (Goethe's Cour d'amour. Bericht einer Theilnehmerin [Gräfin Henriette v. Egloffſtein geb. Fürſtin v. Egloffſtein].) — **179.** Wie 170. S. 349. (Aus Schelling's Brief an W. Schlegel v. 9. Nov. 1801.) — **180.** Wie 178. S. 70.

*) Köpke's mit Goethe's Tagebüchern nicht ſtimmende Mittheilungen bedürfen nur hinſichtlich der Zeitfolge in ſich berichtigt werden.

181. a) Ebenda S. 70 ff. b) Wie 34. S. 181 f. c) Wie 8. S. 63. — **182.** Wie 160. S. 167. (Aus Carolinens Brief an Franz Bernhardi [v. 4. Jan. 1802].) — **183.** Wie 170. S. 354. (Aus Schelling's Brief an Schlegel v. 4. Jan. 1802.) — **184.** Wie 160. S. 176. (Aus Carolinens Brief an Schlegel v. 12. Jan. 1802.) — **185.** Ebenda S. 196. (Aus Carolinens Brief an Schlegel v. 15. Febr. 1802.) — **186.** a) Ebenda. b. Ebenda. (Aus Carolinens Brief an Schlegel v. 22. Febr. 1802.) — **187.** Ebenda S. 202. (Ebenso.) — **188.** Ebenda S. 214. (Aus Carolinens Brief an Schlegel v. 18. März 1802.) — **189.** Goethe-Jahrbuch. Erster Band. 1880. S. 331. (Aus Brief Wieland's an Böttiger v. 11. April 1802.) — **190.** Wie 178. S. 73.

191. Wie 150. 7. Kapitel. — **192.** Wie 170. S. 376. (Aus Schelling's Brief an Schlegel vom 16. Juli 1802.) — **193.** Wie 150. 7. Kapitel. — **194.** Wie 170. S. 390 f. (Aus Schelling's Brief an Schlegel v. 3. Sept. 1802.) — **195.** Kunst-Werke und Kunst-Ansichten von Joh. Gottfr. Schadow. Berlin 1849. S. 67 f. — **196.** Wie 170. S. 424. (Aus Schelling's Brief an Schlegel v. 13. Oct. 1802.) — **197.** Ebenda S. 422 ff. (Ebenso.) — **198.** Ebenda S. 440. (Aus Schelling's Brief an Schlegel v. 7. Jan. 1803.) — **199.** Ebenda S. 427. (Aus Schelling's Brief an Schlegel v. 21. Oct. 1802.) — **200.** Aus d. L. v. Knebel's Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette. Hrsgg. von H. Düntzer. Jena 1858. S. 157 f. (Aus Henriettens Brief v. 1. Dec. 1802.)

201. Wie 170. a) S. 433. (Aus Schelling's Brief an Schlegel v. 29. Nov. 1802.) b) S. 440. (Aus Schelling's Brief an Schlegel v. 7. Jan. 1803.) — **202.** Wie 170. S. 454. (Aus Schelling's Brief an Schlegel v. 22. April 1803.) — **203.** Wie 25. S. 463. (Aus Aufzeichnungen von J. Schubart.) — **204.** Briefe von und an Goethe. Desgleichen Aphorismen und Bruchstücke. Hrsgg. von F. W. Riemer. Leipzig 1846. a—d) S. 282. e—h) S. 284. i—m) S. 285. — **205.** Charlotte von Schiller und ihre Freunde. Erster Band.

Stuttgart 1869. S. 481. (Aus Charlottens Brief an Charl. v. Stein v. 22. Nov. 1803.) — **206.** Morgenblatt für gebildete Leser. 49. Jahrgang. Stuttgart u. Tübingen 1855. S. 658. (Aus K. A. Böttiger's Nachlaß.) — **207.** 1790—1830. Vierzig Jahre aus dem Leben eines Todten. Hinterlaſſene Papiere eines franzöſiſch-preußiſchen Offiziers. Erſter Band. Tübingen 1848. S. 174 ff.) — **208.** Wie 8. S. 63. (Aus Böttiger's Unterredung mit Jak.) — **209.** Wie 206. a) S. 658 f. — b) S. 631. — c) S. 60. — d) S. 661. — e) S. 681. — f) S. 684. — **210.** a) Weimarer Sonntagsblatt. Zeitſchrift ꝛc. Dritter Jahrgang. Weimar 1857. S. 313 ff. (Aus Brief von H. Voß an M. Aheln v. 21. Jan. 1804.) — b) Mittheilungen über Goethe und Schiller in Briefen von Heinr. Voß. Hrsgg. von A. Voß. Heidelberg 1834. (Aus Brief an Boie v. 25. Febr. 1804.)

211. Wie 204. S. 286 f. — **212.** Erlebniſſe von F. B. Gubitz. Erſter Band. Berlin 1868. S. 62 ff. — **213.** Diary, Reminiscenses and Correspondences of Henry Crabb Robinson. Selected and edited by Th. Sadler. London (mehrere Ausgaben) Chapter XVII. — **214.** a) Wie 210 b. S. 7 ff. (Aus Brief an Boie v. 9. April 1804.) — b) Morgenblatt. 51. Jahrgang. Stuttgart und Tübingen 1857. S. 629. (Aus Brief von Voß an Börne v. 2. Mai 1804.) — **215.** Wie 213. — **216.** Wie 214 b. S. 627 f. (Ebenſo.) — **217.** Wie 213. — **218.** Aus Goethes Leben, Wahrheit und ſeine Dichtung. Von einem Zeitgenoſſen. [Luborsk.] Leipzig 1849. S. 47 ff. — **219.** Wie 210 b. S. 20. (Aus Brief an Boie v. 22. Aug. 1804.) — **220.** Ebenda S. 23. (Aus Brief an Boie v. 10. Oct. 1804.)

221. Archiv für Literaturgeſchichte. Elfter Band. Leipzig 1882. S. 111. (Aus H. Voſſens Brief an Selger v. 10. Oct. 1804.) — **222.** Ebenda S. 111 ff. (Ebenſo.) — **223.** Mittheilungen über Goethe. Von F. W. Riemer. Zweiter Band. Berlin 1841. S. 640. — **224.** Ebenda S. 586.

Schreib- und Druckfehler.

S.	23	Z.	5 v. u.	lies Schmid	statt Schmidt.
„	26	„	8 v. o.	„ Dumeiz	„ Dumoiz.
„	52	„	10 v. u.	„ Forßter	„ Förßter.
„	67	„	9f. v. o.	„ tristramischer	„ tristanischer.
„	73	„	3 v. u.	zu streichen: [Herder].	
„	103	„	7 v. u.	lies Kayser	statt Kaiser.
„	105	„	7 v. u.	„ Nidel	„ Niebel.
„	226	„	1 v. o.	„ Nahl	„ Nahl.
„	240	„	11 v. u.	„ 13. October	„ 23. October.
„	246	„	1 v. u.	„ Schubart	„ Schubert.

Nr. 169 S. 209 ff. möchte wohl später, als geschehen, zu setzen sein.

ich denke dir nicht dein Glück zu rauben. Darfst du meine Absicht verkennen, und hast du vergessen, daß ich jederzeit mehr für dich als für mich gesorgt habe? Sag mir nur was du willst, wir wollen schon sehen, wie wir es ausführen.

Was kann ich wollen? versetzte Mariane; ich bin elend, auf mein ganzes Leben elend, ich liebe ihn, der mich liebt, sehe, daß ich mich von ihm trennen muß, und weiß nicht, wie ich es überleben kann. Norberg kommt, dem wir unsere ganze Existenz schuldig sind, den wir nicht entbehren können. Wilhelm ist sehr eingeschränkt, er kann nichts für mich thun. —

Ja, er ist unglücklicherweise von denen Liebhabern, die nichts als ihr Herz bringen, und eben diese haben die meisten Prätensionen.

Spotte nicht! der Unglückliche denkt sein

Anhang

zu

Goethes Werke.

Abtheilung

für

Gespräche.

2. Band.

Leipzig.
F. W. v. Biedermann.
1889.

Goethes Gespräche.

Herausgeber

Woldemar Freiherr von Biedermann.

2. Band:

1805—1810.

Leipzig.
F. W. v. Biedermann.
1889.

19 A 37i.2

Inhalt.

		Seite
225.	1806, 1. Januar. Mit Charlotte v. Stein geb. v. Schardt	1
226.	1805, Ende Januar. Bei Prinzessin Caroline von Sachsen-Weimar	1
227.	1805, Mitte Februar. Mit Voß	2
228.	1805, 1. März. Mit Niemer	6
229.	1805, März oder April. Mit Niemer.	6
230.	1805, erste Hälfte Mai. Bei Schiller's Krankheit und Tod	7
231.	1805, Mitte Mai. Mit Anton Genaſt	9
232.	1805, 18. Mai. Mit und über Voß	9
233.	1805, 21. (?) Juli. Mit Ernſt Schleiermacher	11
234.	1805, vor 10. Auguſt. Über Schiller	12
235.	1805, 16. Auguſt. Mit Niemer.	12
236.	1805, Mitte Auguſt. Bei Karl Ernſt v. Hagen	13
237.	1805, Auguſt (?) Über Johann Joſeph Gall	17
238.	1805, September (?). Beim Leſen der „Natürlichen Tochter"	18
239.	1805, Gegen Ende. Über Auguſt Apel's „Polyidos".	19
240.	1805, Winter auf 1806. Aus den naturwiſſenſchaftlichen Vorträgen für Damen	20
241.	1806, 11. Januar. Mit Niemer	24
242.	1806, 16. Januar. Mit Niemer	24
243.	1806, 16. Januar. Bei der Herzogin Amalie	24
244.	1806, 24. Januar. Aus dem Vortrag für Damen	25

Seite
245. 1806, März. Mit Niemer 26
246. 1806, April. Mit Niemer 27
247. 1806, 10. Mai. Mit Niemer 27
248. 1806, Mai und Juni. Mit Adam Oehlenschläger . 28
249. 1806, 30. Juni. Mit Niemer 32
250. 1806, 18. August. Bei Knebel 33
251. 1806, 19. August. Mit Heinr. Luden 42
252. 1806, 31. August. Mit Niemer 103
253. 1806, Ende September. Mit Georg Reinbeck . . . 104
254. 1806, 18. October. Über Goethes Heirath 105
255. 1806, October. Mit Voß 105
256. 1806, 2. November. Mit Niemer 106
257. 1806, November. Mit Niemer 106
258. 1806, 6. November. Mit Niemer 107
259. 1806, November. Mit Niemer 107
260. 1806, 7. November. Mit Niemer 108
261. 1806, 9. November. Mit Christiane Kotzebue geb. Krüger 109
262. 1806, 10. November. Mit Niemer 110
263. 1806, 18. November. Mit Niemer 110
264. 1806, 20. November. Mit Niemer 111
265. 1806, November. Mit Niemer 112
266. 1806, 23. November. Mit Niemer 114
267. 1806, 26. November. Mit Niemer 115
268. 1806, 27. November. Über Fedr. Ludw. Zacharias Werner 116
269. 1806, 30. November (?). Mit K. Ludw. Fernow . 116
270. 1806, 2. December. Mit Niemer 119
271. 1806, 8. December. Mit Niemer 119
272. 1806, December. Mit Niemer 120
273. 1806, 10. December. Mit Niemer 121
274. 1806, 13. December. Mit Niemer 121
275. 1806, 15. December. Mit Niemer 122
276. 1806, 16. December. Mit Niemer 122
277. 1806, um 23. December. Über Geistesgegenwart bei Menschen 123

Seite

278. 1806, um 21. December. Über Aufführung des „Egmont" bei Iffland's Weimarer Gastspiel . . . 124
279. 1806, 24. December. Mit Riemer 125
280. 1806, 26. und 27. December. Mit Riemer . . . 126
281. 1806, gegen Ende (?). Über das Goethebildniß der Gerd. Barbua 127
282. 1806, 30. December. Bei Iffland's „Almanach für's Theater" 127
283. 1806, Ende (?). Mit Riemer 128
284. 1806. Mit Riemer 129
285. 1806, Winter auf 1807. In den Abendgesellschaften der Johanna Schopenhauer 129
286. 1806 oder 1807. Mit Luden 135
287. 1807, zu Anfang. Mit Riemer 137
288. 1807, 14. Januar. Mit Riemer 138
289. 1807, 19. Januar. Mit Riemer 139
290. 1807, 20. Januar. Mit Riemer 139
291. 1807, 3. Februar. Mit Riemer 139
292. 1807, 11. Februar. Mit Riemer 161
293. 1807, 22. Februar. Mit Riemer 161
294. 1807, 1. März. Mit Riemer 162
295. 1807, 19. März. Mit Riemer 162
296. 1807, 24. März. Mit Riemer 163
297. 1807, 28. März. Mit Riemer 164
298. 1807, Mai (?). Mit Georg Reinbeck 165
299. 1807, 11. Mai. Mit Riemer 167
300. 1807, 17. Mai. Mit Riemer 167
301. 1807, Mai. Mit Riemer 168
302. 1807, 19. Mai. Mit Riemer 168
303. 1807, 21. Mai. Mit Riemer 169
304. 1807, 22. Mai. Mit Riemer 170
305. 1807, 25. Mai. Mit Riemer 170
306. 1807, 27. Mai. Mit Riemer 171
307. 1807, etwa Juni. Mit Riemer 171
308. 1807, 2. Juni. Mit Riemer 172
309. 1807, 6. Juni. Mit Riemer 172

Seite
310. 1807, 13. Juni. Mit Riemer 173
311. 1807, 1. Juli. Mit Riemer 173
312. 1807, 8. Juli. Mit Riemer 174
313. 1807, 10. Juli. Mit Riemer 174
314. 1807, 13. Juli. Mit Riemer 174
315. 1807, 14. Juli. Mit Riemer 175
316. 1807, 22. Juli. Mit Riemer 176
317. 1807, 23. Juli. Mit Riemer und Himmel . . . 177
318. 1807, 24. Juli. Mit Riemer 178
319. 1807, 30. Juli. Mit Riemer 179
320. 1807, 1. August. Mit Riemer 179
321. 1807, 2. August. Mit Riemer 181
322. 1807, 3. August. Mit Riemer 182
323. 1807, 8. August. Mit Riemer 183
324. 1807. August. Mit Riemer 183
325. 1807, 13. August. Mit Riemer 184
326. 1807, 18. August. Mit Riemer 185
327. 1807, 28. August. Mit Riemer 186
328. 1807, 3. September. Mit Riemer 187
329. 1807, 19. September. Mit Riemer 187
330. 1807, 26. September. Mit Riemer 188
331. 1807, 1. October. Mit Riemer 189
332. 1807, 7. October. Mit Riemer 189
333. 1807, 13. October. Mit Riemer 190
334. 1807, 21. October. Mit Riemer 190
335. 1807, October oder November. Mit Riemer . . . 190
336. 1807, 11. November. Mit Riemer 191
337. 1807, 24. November. Mit Riemer 192
338. 1807, 25. November. Mit Riemer 192
339. 1807, 26. November. Mit Riemer 193
340. 1807, 6. December. Mit Riemer 193
341. 1807, 7. December. Mit Riemer 194
342. 1808, Januar. Mit Riemer 194
343. 1808, 8. Januar. Mit Riemer 196
344. 1808, 10. Januar. Mit Riemer 196
345. 1808, 20. Januar. Mittag bei Goethe 196

Seite
346. 1808, 1. Februar. Mit Riemer 197
347. 1808, 26. Februar. Mit Riemer 197
348. 1808, 4. März. Mit Riemer 198
349. 1808, 8. März. Mit Riemer 198
350. 1808, 9. März. Mit Riemer 198
351. 1808, 10. März. Mit Riemer 199
352. 1808, 15. März. Mit Riemer 199
353. 1808, 27. März. Mittag bei Goethe 199
354. 1808, 30. März. In Gesellschaft bei J. Schopenhauer 200
355. 1808, 5. April. Mit Riemer 200
356. 1808, 6. April. Mittag bei Goethe 201
357. 1808, 18. April. In Gesellschaft bei J. Schopenhauer 202
358. 1808, 14. Mai. Mit Riemer 209
359. 1808, 15. Mai. Mit Riemer 210
360. 1808, 17. Mai. Mit Riemer 211
361. 1808, 1. Juni. Mit Riemer 211
362. 1808, 2. August. Mit Riemer 211
363. 1808, 11. August. Mit Riemer 212
364. 1808, 13. August. Mit Riemer 212
365. 1808, 20. August. Mit Riemer 213
366. 1808, 26. August. Mit Riemer 213
367. 1808, August (?). Mit Riemer 213
368. 1808, 27. August. Mit Riemer 214
369. 1808, 28. August. Mit Riemer 216
370. 1808, 30. August. Mit Riemer 218
371. 1808, 30. September und folgende Tage. Bei den Festen zu Ehren des Kaisers Napoleon 219
372. 1808, 2. October. Mit Napoleon 220
373. 1808, 6. October. Mit Napoleon 225
374. 1808, 15. October. Mit Riemer 226
375. 1808, 7. November. Mit Riemer 227
376. 1808, 9. November. Mit Riemer 227
377. 1808, 16. November. Vortrag für Damen 227
378. 1808, 25. November. Mit Riemer 228

Seite
379. 1808, 27. November. Mit Riemer 228
380. 1808, 1. December. Über die Zerwürfnisse bei der Bühnenleitung 229
381. 1808, 2. December. Über die Zerwürfnisse bei der Bühnenleitung 229
382. 1808, 3. December. Beim Abendessen 229
383. 1808, 7. December. Über Frauen 230
384. 1808, 8. December. Mit Riemer 231
385. 1808, 9. December. Mit Riemer 231
386. 1808, 14. December. Mit Frdr. v. Müller . . . 231
387. 1808, 18. December. Mit Gerh. v. Kügelgen . . . 233
388. 1808, kurz vor Weihnachten. Mit Ludw. Achim v. Arnim 234
389. 1808, 31. December. Mittag bei Goethe 234
390. 1808, Ende oder 1809 Anfang. Über Thereſe a. d. Maſel 238
391. 1809, Januar. Mit Joh. Gottfr. Gruber 238
392. 1809, Januar. Über Matt. Frdr. Arendt 238
393. 1809, 20. Februar. Mittag bei Goethe 239
394. 1809, 26. Februar. In Geſellſchaft bei Johanna Schopenhauer 240
395. 1809, 28. (?) Februar. Mit Falk 241
396. 1809, 5. März. Mit Riemer 248
397. 1809, 10. März. Mit Riemer 250
398. 1809, 11. März. Mit Riemer 250
399. 1809, 21. März. Mit Riemer 251
400. 1809, 23. März. Mit Riemer 251
401. 1809, 1. April. Mit Riemer 252
402. 1809, 8. April. Mit Riemer 252
403. 1809, 10. Mai. Mit Riemer 252
404. 1809, 13. Mai. Mit Riemer 253
405. 1809, 20. Mai. Mit Riemer 253
406. 1809, Anfang Juni. Über „Johanna Sebus“ . . 254
407. 1809, 4. Juni. Abend bei Frommanns 255
408. 1809, 9. Juni. Mit Riemer 256
409. 1809, 14. (?) Juni. Mit Falk 256

Haus zu verlaſſen, auf das Theater zu gehen, mir ſeine Hand anzubieten.

Leere Hände haben wir ſchon vier.

Ich habe keine Wahl, fuhr Mariane fort, entſcheide du! Stoße mich da oder dort hin, nur wiſſe noch eins: wahrſcheinlich trag' ich ein Pfand im Buſen, das uns noch mehr an einander feſſeln ſollte, das bedenke und entſcheide, wen ſoll ich laſſen? wem ſoll ich folgen?

Nach einigem Stillſchweigen rief die Alte: daß doch die Jugend immer zwiſchen den Extremen ſchwankt! Ich finde nichts natürlicher, als alles zu verbinden, was uns Vergnügen und Vortheil bringt. Liebſt du den Einen, ſo mag der Andere bezahlen, es kommt nur darauf an, daß wir klug genug ſind, ſie beide auseinander zu halten. —

Mache was du willſt, ich kann nichts denken; aber folgen will ich.

Seite

410. 1809, 23. Juni. Mit Niemer 265
411. 1809, 28. Juni. Mit Niemer 266
412. 1809, 9. Juli. Mit Niemer und K. Frdr. Nasz . 267
413. 1809, 20. Juli. Mittag bei Goethe 268
414. 1809, 23. Juli. Mit Luise Seidler und Silvie v. Ziegesar 269
415. 1809, um 24. Juli. Mit Niemer. 270
416. 1809, 24. Juli. Mit Niemer 271
417. 1809, 2. August. Mit Niemer. 272
418. 1809, Anfang August. Mit Niemer 272
419. 1809, 13. August. Mit Niemer 273
420. 1809, 15. August. Abend bei Griesbachs 273
421. 1809, 18. August. Mit Niemer 274
422. 1809, 24. August. Mit Niemer 275
423. 1809, 25. August. Mittag bei Frommanns . . . 275
424. 1809, 29. August. Mit Niemer 276
425. 1809, Sommer. Mit Clemens Brentano. 276
426. 1809, 6. September. Mit Niemer. 277
427. 1809, 25. September. Mit Niemer 278
428. 1809, 26. September. Mit Niemer 278
429. 1809, September. Mit Niemer 279
430. 1809, 6. October. Mit Niemer 279
431. 1809, 16. October. Mit Niemer 279
432. 1809, 2. November. Über Aloys Ludw. Hirt . . 280
433. 1809, 2. bis 4. November. Mit Oehlenschläger . 280
434. 1809, 6. November. Mit Oehlenschläger 281
435. 1809, 12. November. Mit Niemer 283
436. 1809, 17. November. Mit Niemer 283
437. 1809, 21. November. Mit Niemer 283
438. 1809, 23. November. Mit Niemer 284
439. 1809, 24. November. Mit Niemer 284
440. 1809, 25. November. Mit Niemer 285
441. 1809, 29. November. Mit Niemer 285
442. 1809, 6. und 10. December. Mit Niemer . . . 285
443. 1809, 12. December. Mit Wilh. Grimm 287
444. 1809, 13. December. Mittag bei Goethe 288

Seite
445. 1809, 17. December. Bei Anwesenheit Grimm's . . 290
446. 1809, 27. December. Mit Riemer 290
447. 1809, 31. December. Mit Riemer 291
448. 1809 (?). Über die „Wahlverwandtschaften" . . . 291
449. 1809 (?). Mit v. Müller. 293
450. 1809 (?). Über Heinr. v. Kleist und Gotthold Lessing. 293
451. 1809 (?). Über Joh. Wilh. Ritter. 297
452. 1810, 13. Januar. Mittag bei Goethe 297
453. 1810, 14. Januar. Mittag bei Goethe 298
454. 1810, 15. Januar. Mit Riemer 298
455. 1810, 16. Januar. Mit Riemer 299
456. 1810, Mitte Februar (?). Mit Riemer 299
457. 1810, 24. Februar. Bei der Aufführung von Werner's „Vierundzwanzigstem Februar" 299
458. 1810, Februar (?). Mit Falk 299
459. 1810, Februar (?). Über Abeken's Besprechung der „Wahlverwandtschaften" 303
460. 1810, 21. März. Mit Riemer 305
461. 1810, 23. März. Mit Riemer 305
462. 1810, 31. März. Mit Riemer 305
463. 1810, März und April. Mit Pauline Gotter. . . 306
464. 1810, 26. April. Mit Riemer 308
465. 1810, 27. April. Mit Riemer 308
466. 1810, 29. April. Mit Riemer 309
467. 1810, April und vorher (?). Mit Arz. Paſſow . . 309
468. 1810, 5. Mai. Mit Riemer. 315
469. 1810, 12. Mai. Mit Riemer 315
470. 1810, vor 16. Mai. Mit Knebel 315
471. 1810, 18. Mai. Mit Riemer 316
472. 1810, 27. Mai. Mit Riemer 316
473. 1810, Mai oder ſpäter (?) 317
474. 1810, 21. Juni. Mit Riemer 317
475. 1810, 26. Juni. Mit Riemer 318
476. 1810, 27. Juni. Mit Riemer 318
477. 1810, Juli. Mit Körner 318
478. 1810, 2. Juli. Mit Riemer 319

Seite

479. 1810, 3. Juli. Mit Riemer 320
480. 1810, 6. Juli. Mit Körner 320
481. 1810, 11. Juli. Mit Riemer 321
482. 1810, 13. Juli. Mit Riemer 321
483. 1810, Juli (?). Mit Riemer 322
484. 1810, 28. Juli. Mit Riemer 323
485. 1810, 29. Juli. Mit Riemer 323
486. 1810, 5. August. Mit Riemer. 324
487. 1810, 9. August. Mit Riemer 324
488. 1810, 13. August. Mit Riemer 324
489. 1810, August. Mit Riemer 325
490. 1810, 26. August. Mit Riemer 326
491. 1810, 28. August. Mit Riemer 326
492. 1810, 30. August. Mit Riemer 326
493. 1810, 1. September. Mit Riemer 326
494. 1810, 6. September. Mittag in Teplitz 327
495. 1810, 13. September. Mit Riemer 327
496. 1810, 17. September. Auf der Galerie in Dresden. 328
497. 1810, 18. bis 24. September. Mit Luise Seidler . 329
498. 1810, 18. September. Bei Körners 330
499. 1810, September. Mit Riemer 331
500. 1810, 27. (?) September. Mit Samuel Gottlob Frisch 331
501. 1810, 1. October. Mit Riemer 332
502. 1810, 2. October. Mit Knebel. 332
503. 1810, October. Über Böttiger 334
504. 1810, 23. October. Mit Riemer 335
505. 1810, 26. October und vorher. Mit Charlotte v. Schiller u. a. 335
506. 1810, 31. October. Mit Riemer 336
507. 1810, 5. November. Mit Riemer. 336
508. 1810, 10. November. Mit Zelter 337
509. 1810, 13. November. Mit Riemer 344
510. 1810, 14. November. Mit Riemer 344
511. 1810, 15. November. Mit Riemer 345
512. 1810, Mitte November. Mit Riemer 345

Seite
513. 1810, November. Mit Niemer 346
514. 1810, 4. December. Mit Niemer 346
515. 1810, December (?). Mit Niemer 347
516. 1810, 24. December. Mit Niemer 347
517. 1810, Ende December. Mit Pauline Gotter . . . 348
518. 1810 (?). Mit Jaff 349

225.

1805, 1. Januar.

Mit Charlotte v. Stein.

Am Morgen des letzten Neujahrstages, den Schiller erlebte, ſchreibt Goethe ihm ein Gratulationsbillet; als er es aber durchlieſt, findet er, daß er darin unwillkürlich geſchrieben hatte: „der letzte Neujahrstag“ ſtatt „erneute“ oder „wiedergekehrte“ oder dergleichen. Voll Schrecken zerreißt er's und beginnt ein neues. Als er an die ominöſe Zeile kommt, kann er ſich wiederum nur mit Mühe zurückhalten, etwas vom „letzten“ Neujahrstag zu ſchreiben. So drängte ihn die Ahnung! Denſelben Tag beſucht er die Frau v. Stein, erzählt ihr, was ihm begegnet ſei und äußert: es ahne ihm, daß entweder er oder Schiller in dieſem Jahre ſcheiden werde.

226.

1805, Ende Januar.

Bei Prinzeſſin Caroline.

Wenn ich [Henriette von Knebel] Dir [Karl von Knebel] nur die Mémoires von Marmontel gleich ver-

ſchaffen könnte, die wir jetzt .... mit großem Vergnügen zuſammen leſen. Wir dürfen ſie nicht lange behalten. Marmontel, der von Natur ſein jovialiſch und geſellig war, ſieht den Rouſſeau ganz in fatalem Licht. Goethe, der die Prinzeß kürzlich beſucht hat, ſprach hierüber recht geſcheidt. Er meint, daß zwar die Freunde, die mit Rouſſeau in naher Verbindung geſtanden hätten, oft übel daran geweſen wären, daß aber Marmontel nicht hoch genug geſtanden wäre, um nicht einſeitig zu ſehen.

227.

1805, Mitte Februar.

Mit Voß.

Denſelbigen Abend kam Stark [Profeſſor der Medicin] aus Jena, (es war am Freitag [den 11. Februar?] Abend) der erklärte, wenn Goethe bis Sonntag früh lebte, ſo ſei Hoffnung da. Aber ſchon in dieſer Nacht hatte die Krankheit umgeſchlagen, die Krämpfe hatten nachgelaſſen, das Fieber war ſanfter geweſen und der Geliebte hatte über die Hälfte der Nacht ruhig geſchlafen. Um 11 Uhr forderte er mich zu ſich, weil er mich in drei Tagen nicht geſehen hatte. Ich war ſehr bewegt, als ich zu ihm trat und konnte aller Gewalt ungeachtet, die ich mir anthat, die Thränen nicht zurückhalten. Da ſah er mir gar freundlich und herz-

lich ins Geſicht und reichte mir die Hand und ſagte die Worte, die mir durch Mark und Gebein gingen: „Gutes Kind, ich bleibe bei Euch; Ihr müßt nicht mehr weinen.“ Da ergriff ich ſeine Hand und küßte ſie wie inſtinctmäßig zu wiederholten Malen, aber ich konnte keinen Laut ſagen. . . . .

Von dem Tage an iſt Goethe zuſehends beſſer geworden. Die Nacht vom Sonnabend bis zum Sonntag wachte ich bei ihm, und da hab' ich recht die Fortſchritte beobachten können, die er machte. Als er um 12 Uhr zum erſten Mal aufwachte, fragte er mit ängſtlicher Stimme: „Hab' ich auch wieder im Schlaf geſprochen?“ Wohl mir, daß ich mit gutem Gewiſſen der Wahrheit gemäß verneinen konnte, was ich jedenfalls gelogen hätte. „Gut!“ ſagte er nach einer Pauſe, „das iſt wieder ein Schritt zur Beſſerung.“ — Wenn ich ihm dann ſchmeichelte, ſo nahm er jedesmal ganz geduldig ſeine Medicin, aber mit innerer Überwindung. Nun ſollte ich ihm aber auch den Leib mit ſcharfem Spiritus einreiben und, wie der Arzt befohlen hatte, zweimal des Nachts. Dazu konnte ich ihn nur mit Mühe bringen. Wie ich aber gar nicht ablaſſen wollte und immer mehr ſchmeichelte, ſagte er endlich ganz ruhig: „Nun denn, im Namen Gottes!“ Dann wachte er einmal von einem Traum auf, wo er einem Turniere beigewohnt hatte. Dieſen Traum erzählte er mir mit großer Freude, und in dem Augenblicke war er an energiſchem Ausdruck, an Lebendigkeit, ganz Goethe, trotz ſeiner

Krankheit. Über alles rührte mich seine wirklich väterliche und zärtliche Fürsorge für mich (ob ich mir nun nicht den Kaffee machen wollte — nun nicht ein Glas Wein trinken wollte u. s. w.), wobei er mich dann immer sein gutes Voßchen nannte. Wenn er dann wieder einschlief und sein Gesicht matt beleuchtet wurde, schien er mir immer so leidend auszusehen wie einer, der eben anfängt, sich aus einem unermeßlichen Jammer herauszuarbeiten und noch die Spuren davon in seinen Mienen trägt. Da fielen mir denn die Erzählungen von den fröhlichen Thaten seiner kraftvollen Jugend ein, die ich so manches Mal angehört hatte, und ich konnte nicht umhin, beide Zustände mit ihren schärfsten Contrasten zusammenzuhalten. . . . .

Zwei Tage nach jener Nacht stand er zum ersten Mal wieder auf und aß ein gesottenes Ei. Bald darauf fing er auch wieder an, sich vorlesen zu lassen. Nur hielt hier die Befriedigung schwer: Goethe verlangte launige Sachen, und Du weißt, daß die heutzutage niemand schreibt. Ich brachte ihm Luther's „Tischreden" und las ihm daraus vor. Das ließ er sich gefallen eine Stunde lang. Aber da fing er auch zu wettern und zu fluchen an über die verfluchte Teufelsimagination unseres Reformators, der die ganze sichtbare Welt mit dem Teufel bevölkerte und zum Teufel personificirte. Bei der Gelegenheit hielt er ein schönes Gespräch über die Vorzüge und Nachtheile der Reformation und über die Vorzüge der katholischen und protestantischen Religion.

Ich gab ihm vollkommen recht, wenn er die proteſtantiſche Religion beſchuldigte, ſie hätte dem einzelnen Individuum zu viel zu tragen gegeben. Ehemals konnte eine Gewiſſenslaſt durch andere vom Gewiſſen genommen werden, jetzt muß ſie ein belaſtetes Gewiſſen ſelbſt tragen und verliert darüber die Kraft, mit ſich ſelber wieder in Harmonie zu kommen. „Die Ohrenbeichte," ſagte er, „hätte dem Menſchen nie ſollen genommen werden." Da ſprach der Mann ein herrliches wahres Wort aus, wie mir in dem Augenblick recht anſchaulich wurde. Ich ſelbſt bin in dem Fall geweſen. Als im vorigen Sommer ſich alles vereinigte, mich von Weimar weg nach Würzburg ziehn zu wollen, da fand ich nirgends Troſt, ſo lang ich auf meinem Zimmer war; jedes Mal aber, wenn ich zu Goethe kam und ihm mein ganzes Herz (ſelbſt alle Schwächen meiner Innerlichkeit) wie einem Beichtvater ausſchüttete, ſo ging ich wie mit neuem Muth gekräftigt in meine Einſamkeit zurück, und ich werde ihm dieſe Wohlthat an mir mein Leblang danken. . . . . .

Den Tag darauf, nachdem Goethe den Luther genoſſen hatte, ließ er ihn zur Thür heraustransportiren. — Nun lieſt Goethe die Cervantiſchen Novellen, die ihm viel Freude machen.

228.

1805, 1. März.

Mit Riemer.

„Für eine chemiſche Geſellſchaft wäre ein gutes Motto und Emblem die Stelle im Homer von Menelaus und Proteus (Odyſſee IV, 450 ff.). Proteus kann für ein Symbol der Natur, Menelaus für ein Symbol der naturforſchenden und der naturzwingenden Geſellſchaft gelten."

229.

1805, März oder April.

Mit Riemer.

Ein andermal ſagte Goethe: Er hätte den Einfall gehabt, auf die Mineralogen, zu der Zeit, wo ſie in allen Gegenden mit Hämmern herumgingen und an die Steine ſchlugen, ein Bild zeichnen zu laſſen, wo ihrer zwei von entgegengeſetzten Seiten an einen Fels kämen und daran ſchlügen; der Felſen ſpränge und nun erblickten ſich die Herren ſtaunend und grimaſſirend. — Er erzählte dies mit ſeinem gewöhnlichen humoriſtiſchen Tone und der kleinen Andeutung von Geſt, die er in ſolchen Fällen ſich erlaubte.

Wir haben den Vortheil, daß wir den Eigensinn des Directors, der auf die Sitten seiner Truppe stolz ist, vorschützen können. Beide Liebhaber sind schon gewohnt, heimlich und vorsichtig zu Werke zu gehen. Für Stunde und Gelegenheit will ich sorgen, nur mußt du hernach die Rolle spielen, die ich dir vorschreibe. Wer weiß welcher Umstand uns hilft. Käme Norberg nur jetzt, da Wilhelm entfernt ist! Wer wehrt dir, in den Armen des einen an den andern zu denken? Ich wünsche dir zu einem Sohne Glück, er soll einen reichen Vater haben.

Moriane war durch diese Vorstellungen nur für kurze Zeit gebessert. Sie konnte ihren Zustand nicht in Harmonie mit ihrer Empfindung, ihrer Ueberzeugung bringen; sie wünschte diese schmerzlichen Verhältnisse zu vergessen, und tausend kleine Umstände mußten sie jeden Augenblick daran erinnern.

230.

1805, erste Hälfte des Mai.

Bei Schiller's Krankheit und Tod.

In der letzten Krankheit Schiller's war Goethe ungemein niedergeschlagen. Ich [Voß] habe ihn einmal in seinem Garten weinend gefunden; aber es waren nur einzelne Thränen, die ihm in den Augen blinkten: sein Geist weinte, nicht seine Augen und in seinen Blicken las ich, daß er etwas Großes, Überirdisches, Unendliches fühlte. Ich erzählte ihm vieles von Schiller, das er mit unnennbarer Fassung anhörte. „Das Schicksal ist unerbittlich und der Mensch wenig!" Das war alles, was er sagte und wenige Augenblicke nachher sprach er von heitern Dingen. Aber als Schiller gestorben war, war eine große Besorgniß, wie man es Goethe beibringen wollte. Niemand hatte den Muth, es ihm zu melden. Meyer war bei Goethe, als draußen die Nachricht eintraf, Schiller sei todt. Meyer wurde hinausgerufen, hatte nicht den Muth, zu Goethe zurückzukehren, sondern ging weg ohne Abschied zu nehmen. Die Einsamkeit, in der sich Goethe befindet, die Verwirrung, die er überall wahrnimmt, das Bestreben, ihm auszuweichen, das ihm nicht entgehen kann — alles dieses läßt ihn wenig Tröstliches erwarten. „Ich merke es," sagte er endlich, „Schiller muß sehr krank sein," und ist die übrige Zeit des Abends in sich ge-

kehrt. Er ahnte, was geſchehen war; man hörte ihn in der Nacht weinen. Am Morgen ſagt er zu einer Freundin [Chriſtiane Vulpius]: „Nicht wahr, Schiller war geſtern ſehr krank?“ Der Nachdruck, den er auf das „ſehr“ legt, wirkt ſo heftig auf jene, daß ſie ſich nicht länger halten kann. Statt ihm zu antworten, fängt ſie laut an zu ſchluchzen. „Er iſt todt?“ fragt Goethe mit Feſtigkeit. „„Sie haben es ſelbſt ausgeſprochen,““ antwortet ſie. „Er iſt todt!“ wiederholt Goethe noch einmal und bedeckt ſich die Augen mit den Händen. — Um 10 Uhr ſehe ich Goethe im Park gehen; ich hatte aber nicht den Muth, ihm zu begegnen. Drei Tage lang bin ich ihm ausgewichen; am vierten paßte ich die Zeit ab, wo er auf die Bibliothek gegangen war. Ich folgte ihm, wünſchte ihm einen guten Morgen und fing wohl zehn bibliothekariſche Fragen an, bei denen ich ſo wenig etwas dachte, als Goethe bei ſeinen Antworten, die er mit ſichtbarer Geiſtesabweſenheit, aber mit der größten ſcheinbaren Geſchäftigkeit mir gab. Er hatte nachher geſagt: es wäre ihm lieb geweſen, daß ich nichts von Schiller geſagt hätte, er wäre ſchwerlich gefaßt geweſen, mir mit Ruhe darauf erwidern zu können. — Jetzt ſpricht Goethe ſehr ſelten von Schiller, und wenn er es thut, ſo ſucht er die heitern Seiten ihres ſchönen Zuſammenlebens auf.

[Andere Mittheilungen über die Vorgänge nach Schiller's Tod, wie die von A. Genaſt — „Aus dem Tagebuche eines alten Schauſpielers“ — ſind nicht als zuverläſſig anzuſehen. Voß ſelbſt ſchrieb ähnlich wie hier an Solger am 22. Mai 1805.]

231.

1805, Mitte Mai.

Mit Anton Genaſt.

Am Tage nach Schiller's Tod war die Bühne geſchloſſen geweſen und dies in der darüber erlaſſenen, wohl von Kirms verfaßten Bekanntmachung durch die traurige Stimmung der Schauſpieler begründet worden.

Einige Zeit darauf führten mich dringende Geſchäfte zu ihm [Goethe]; mit Zittern und Zagen trat ich den Weg an. Er empfing mich mit ernſter Miene, äußerte aber kein Wort über Schiller's Dahinſcheiden. Als ich ſeine Befehle eingeholt hatte, wollte ich mich entfernen, da rief er: „Noch eins! Sagt dem, der die ſonderbare Annonce über den Tod meines Freundes verfaßt hat, er hätte es ſollen bleiben laſſen. Wenn ein Schiller ſtirbt, bedarf es dem Publikum gegenüber wegen einer ausgefallenen Theatervorſtellung keiner Entſchuldigung."

232.

1805, 18. Mai.

Mit und über Voß.

a.

Nach Schiller's Tode habe ich mit Goethe einen Auftritt erlebt, den ich nie vergeſſen werde. Er hatte einen kleinen Rückfall von ſeinem Übel gehabt und

ging zum ersten Mal im Park spazieren, wo ich ihm begegnete. An dem Tage hatte er durch Riemer erfahren, daß mein Vater nach Heidelberg gehen würde. Seine Krankheitsschwäche, Schiller's Tod und der Verlust meines Vaters — alles lag schwer auf seinem Gemüth; er fing mit einer Heftigkeit an zu reden, bei der ich vor Entsetzen erstarrte. „Schiller's Verlust," sagte er unter anderm, und dies mit einer Donnerstimme, „mußte ich ertragen; denn das Schicksal hat ihn mir gebracht; aber die Versetzung nach Heidelberg, das fällt dem Schicksal nicht zur Last, das haben Menschen vollbracht." Ich vermochte ihm nichts zu antworten, aber nie habe ich einen größern Jammer gefühlt, als in diesem Augenblick. Wir gingen wohl fünf Minuten stumm neben einander. Endlich ergriff er meine Hand mit einer leidenschaftlichen Heftigkeit und drückte und schüttelte sie, wie er es nie gethan.

b.

Abends besuchte ich die Vulpius; die sagte mir, er sei noch auf seinem Zimmer eine Zeit lang bewegt gewesen. Unter anderm hatte er gesagt: „Voß wird seinem Vater nach Heidelberg folgen und auch Riemern wird man über kurz oder lang wegziehn, und dann steh' ich ganz allein."

233.

1805, 21. (?) Juli.

Mit Ernſt Schleiermacher.

a.

Gleich nach meiner Rückkunft [nach Halle] ſah ich ihn [Goethe] noch eine Stunde bei Wolf, den Tag darauf ging er nach Lauchſtädt. Vorgeſtern [13. Auguſt] war ich auf einem großen Diner mit ihm bei Wolf. . . . . Er war gleich das erſte Mal [21. Juli?] ſehr freundlich mit mir, aber freilich in's rechte Sprechen bin ich noch nicht mit ihm gekommen; denn damals war Gall an der Tagesordnung, und neulich waren gar zu viel Menſchen da.

b.

Als [bei dem erſten Beſuch] Mine Wolf herüberging, ihm zu ſagen, ich wäre da, lag er auf dem Bette und las und ſagte: „ei, das iſt ja ein edler Freund; da muß ich ja gleich kommen.“ Und ſo kam er denn auch bald und nahm mich wie einen alten Bekannten und ich auch ſo; denn man kann das ſehr bald. Worüber ich am liebſten mit ihm ſpräche, darauf bin ich noch nicht gekommen; er war eben damals von Gall und Schiller voll.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.

3-598-50924-3
FN. 18653/479

234.

1805, vor 10. August.

Über Schiller.

Die Schauspielerin Wolf erzählte . . . einmal, . . . als sie den „Epilog zu Schiller's Glocke" bei ihm [Goethe] einübte, er bei einem besonders treffenden Worte sie faßte mit den Worten: „Ich kann, ich kann den Menschen nicht vergessen!" sie unterbrach und eine Pause, um sich zu erholen, verlangte.

235.

1805, 16. August.*)

Mit Riemer.

„Die Natur hat offenbar gewollt, daß wir nicht eben unsre körperlichen Kräfte in dem Grade des natürlichen Zustandes erhalten sollten, daß wir schwächer werden sollten, ohne doch darum einzubüßen; denn sie hat uns in der menschlichen Gesellschaft, im Zusammenleben und in der Gewalt des Verstandes eine Stärke zubereitet, die alle Stärke der wildesten Thiere übertrifft. Und gewisse Operationen des Geistes gelingen nicht anders, als bei einer zarteren Organisation."

*) [Das Datum ist, sofern die Äußerung in Riemer's Gegenwart gefallen sein soll, jedenfalls falsch.]

236.

1805, Mitte Auguſt.

Bei Karl Ernſt v. Hagen.

Henke, Goethe und Wolf hatten ſich vereinigt, um dem Herrn v. Hagen einen Beſuch zu machen.

— — — — — — — — — — —

Als der Wagen vorfuhr, ging der Herr v. Hagen den dreien entgegen und rief ihnen zu: „Willkommen, willkommen, Ihr Erſten bei einem der erſten eurer Verehrer!“ Seine Augen funkelten dabei vor Freude und Bewegung. Goethe ſchien anfangs etwas zurückhaltend und gemeſſen, aber er thaute immer mehr auf, als er ſah, welchen regen Geiſt und welch redliches Gemüth er vor ſich hatte. Er wurde auf eine Art geſprächig, wie ich es noch von keinem gehört, ſo inhaltsreich und doch ſo einfach und ſo darſtellend war ſeine Mittheilung. Er ſprach unter anderm über Gebirgsſchönheiten und Ausſichten und was ſie bedinge; über Farben, Licht und Schatten und über Landſchaftsmaler, und ich [Theolog Waitze*)] brauche gewiß nicht erſt zu verſichern, daß alle mit geſpannter Aufmerkſamkeit ihm zuhörten. Einige frappante Witze, welche der Wirth dazwiſchen ſchleuderte, brachten ihn zum lauten Lachen. . . . . Der Hausherr wagte ſogar mit Goethe zu dis-

*) [Wohl richtig für „Waitz“, wie Varnhagen v. Enſe ſchreibt.]

putiren, indem letzterer der Behauptung widerſprach, daß eine Perſon, welche die Erfüllung des kategoriſchen Imperativs in ſich darſtelle, zugleich als ſittlich vollendetſter Charakter der höchſte Gegenſtand ſchöner Darſtellung ſei, weil die wahre Größe ſtets eine ſittliche ſein müſſe. Und wie klar und geiſtreich widerlegte Goethe dieſe Behauptung! — Auch auf objective und ſubjective Darſtellung kam die Rede. Wolf behauptete, bei den Griechen habe ſowohl bei den Dichtern als bei den Rednern der beſten Zeit die objective Darſtellung vorgeherrſcht, weil die Objectivität zur Subjectivität nicht des Individuums bloß, ſondern der Nation geworden ſei; als die Nation dieſe Richtung verloren, ſei immer mehr das Individuell-Subjective hervorgetreten. . . . . In Beziehung auf poetiſche Behandlung philoſophiſch-religiöſer Gegenſtände, welche Goethe „einen widerſtrebenden Stoff“ nannte, kam die Rede auf Tiedge, den der Wirth kannte und an welchem er Wohllaut und Muſik der Sprache lobte. Ein nicht gedrucktes, wirklich ſchönes Gedicht, welches er einſt von dem Dichter erhalten hatte, trug er mit bewunderungswerthem Wohlklange und richtigſter Betonung vor. Das nahm Goethe mit großer Freude auf, bemerkte aber einige Stellen, wo „der alte Herr“ doch gefehlt habe. Herr v. Hagen ſagte: „„Die „Urania“ gefällt mir nicht: als Philoſophen ſtört mich die Poeſie und bei der Poeſie ſperrt ſich der Stoff, der ſich mir immer in philoſophiſcher Reinheit entgegendrängt. Stoff und Gewand

gehören hier nicht zusammen; es ist mir dabei so, als wollte ich dort dem Apoll, oder dort der Venus (er wies auf zwei im Saale befindliche Cartonstatuen) ein Kleid von Drapd'or anziehen.““ Goethe gab diesem Einfalle seinen Beifall.

Am Abende, als die Gesellschaft sich in Gruppen vertheilte, würdigte mich Goethe einer kurzen Unterhaltung. Er hatte zufällig gehört, daß ich jetzt hier Religionsunterricht gebe; da erzählte er mir, daß sein Sohn . . . von Herdern confirmirt worden und vorher unterrichtet sei. „Ich habe bei dieser Gelegenheit,“ sagte er, „selbst zugehört und auf den Lehrgang geachtet. Licht und Finsterniß, Gutes und Böses im Menschen, im Zwiespalte und in Mischung, war die Grundlage. Dann folgte die Lehre von des Menschen Freiheit und Sittlichkeit als Bestimmung und seine Hülfsbedürftigkeit. Daraus ward die Nothwendigkeit der Erlösung und Beseligung dargethan und diese als in Jesu erschienen nachgewiesen. Was mir dabei sehr gefiel, war, daß alles dem Confirmanden so hingehalten und überall so klar dargestellt wurde, daß er immer selbst das Rechte erkennen und bei sich selbst feststellen konnte. Es war eine Vollständigkeit, welche keinen Fehlgriff oder Zweifel aufkommen ließ; überall stand die Frage vor ihm: ob er dem Lichte oder der Finsterniß angehören wollte.“

— — — — — — — — — — —

Am spätern Abend setzte sich die Gesellschaft noch-

Dreyzehntes Capitel.

Wilhelm hatte indessen die kleine Reise vollendet, und überreichte, da er seinen Handelsfreund nicht zu Hause fand, das Empfehlungsschreiben der Gattin des Abwesenden. Aber auch diese gab ihm auf seine Fragen wenig Bescheid; sie war in einer heftigen Gemüthsbewegung, und das ganze Haus in großer Verwirrung.

Es währte jedoch nicht lange, so vertraute sie ihm (und es war auch nicht zu verheimlichen) daß ihre Stieftochter mit einem Schauspieler davon gegangen sey, mit einem Menschen, der sich von einer kleinen Gesellschaft vor kurzem los gemacht, sich im Orte aufgehalten, und im Französischen Unterricht gegeben habe. Der Vater, ausser sich vor

mals zu Tiſche — mehr der Unterhaltung, als des Eſſens wegen. Der Wirth gab eine für die ſeltenſten Gäſte geſparte Flaſche zum Beſten; er bemerkte, daß dieſe Flaſche ein Jahr älter ſei, als Goethe und er ſelbſt: beide waren 1749 geboren. Henke, der gerade etwas an Halsſchmerzen litt, hatte wenig Wein getrunken und wollte zu Abend durchaus keinen mehr trinken, ſondern hatte ſich ein Glas Bier erbeten. Da wollte ihn der heitere Wirth auf ſeine Weiſe bewegen, ſeine Rarität auch zu koſten; es entſtand ein Spaß daraus, der viel Heiterkeit erzeugte. Der Herr v. Hagen ernannte nämlich Goethen zum Geſetzgeber und Kampfrichter gegen Henke. „„Es hilft nichts, Hochwürden: Sie müſſen ſich heute der Excellenz unterwerfen.““ Da dictirte Goethe, jeder ſolle, wie er es am Beſten könne, Henke einladen und treiben, den Wein zu koſten. „Der alte Herr hier,“ ſagte er zu Hagen, „von dem ich höre, daß er ein feſter Kantianer ſei, muß es in Form eines Syllogismus thun, dem Henke nichts anhaben kann; Wolf muß ihn in einer griechiſchen Rede im Anakreontiſchen Ton auffordern.“ Hierauf ſah er mich an; ich verneigte mich mit den Worten: „„„Ich komme bei dem Sympoſion ſolcher Männer nicht in Betracht.““““ Aber das ließ der Wirth nicht gelten, ſondern ſprach: „„Ei was! der Herr macht Verſe; geb' er ſein Scherflein auch.““ — „Nun gut!“ ſagte Goethe, „ſo ſchmieden Sie ſchnell ein Diſtichon. Henke aber mag ſich vertheidigen, aber nur in lateiniſcher Rede, die ihm ja ſo

ſehr zu Gebote ſteht." — „„„Nein!"" ſagte Henke, „„„da ſitzt der Mann (auf Wolf zeigend), der eine fünfte Facultät, die philologiſche, geſtiftet hat; der läßt mir nicht ein Wort paſſiren. Es wäre Verwegenheit, mit theologiſchem Latein vor ihm zu erſcheinen."" — „Wenn das erſte Glas getrunken und das zweite eingeſchenkt iſt," ſagte Goethe, „muß jeder fertig ſein, und wenn Henke überwunden wird, trinken wir mit ihm auf ſeine Geſundheit."

237.

1805, Auguſt (?).

Über Johann Joſeph Gall.

„Von ſeinem Vortrag iſt man im Ganzen wohl zufrieden. Iſt er gleich nicht immer ſtreng logiſch geordnet, und laufen gleich zuweilen entbehrliche excursus mit unter, ſo iſt er doch immer nicht nur unterhaltend, ſondern auch belehrend. Ich habe den Schlüſſel zu manchen von mir gemachten Beobachtungen gefunden. Auch iſt mir Gall's Organenlehre, ob wir gleich noch nicht an das Detail gekommen ſind, doch ſchon ziemlich klar und ſcheint mir ſehr annehmlich. Das den Schädel ein wenig emportreibende kleine Partikelchen Hirn thut's freilich nicht, ſondern der geſammte Theil des Nervenſyſtems, der in jenem Partikelchen endet. Ich ſtelle mir es ſo vor: wenn wir einen Schädel in

den Händen haben und auf ein an demſelben befindliches ſogenanntes Organ hinabſehen, ſo blicken wir aus der Höhe auf einen belaubten Wipfel eines Baumes, deſſen Äſte wir aus unſerem Standpunkt nicht bemerken und noch weniger (den hier in Rückenmark eingehüllten) Stamm ſehen können. Aber wenn ich aus meinem Fenſter meiner oberſten Etage auf einen tief darunter ſtehenden Baum hinabſehe, ſo unterſcheide ich gewiß ſehr richtig an der Belaubung des Wipfels, ob der Baum in geſundem ſtarkem Trieb ſtehe, oder ob er am Stamm den Brand habe, an der Wurzel von Waſſermäuſen angenagt ſei u. dgl. Selbſt die einzelnen kränkelnden oder geſunden Äſte erkenne ich von oben herab ſehr ſicher an der Beſchaffenheit ihrer Belaubung. Nicht als wenn die Kraft des Baumes von dem üppigen Laube abhinge, ſondern ich dort oben, der ich nicht hinabſteigen und Stamm und Wurzel unterſuchen kann, erkenne nur die kräftige und kränkelnde Vegetation am Laube des Wipfels."

238.

1805, September (?).

Beim Leſen der „Natürlichen Tochter".

Die Schauſpielerin Wolff erzählte . . . einmal (1809), ſie habe, da ſie die Eugenie habe ſpielen ſollen, bei Goethe in ſeinem Zimmer allein Leſeprobe gehabt.

Als ſie an das Ende des vorletzten Monologs gekommen —

Und wenn ich dann von Unbill dieſer Welt
Nichts mehr zu fürchten habe, ſpült zuletzt
Mein bleichendes Gebein dem Ufer zu,
Daß eine fromme Seele mir das Grab
Auf heim'ſchem Boden wohlgeſinnt bereite —

habe Goethen ſein Gefühl bewältigt; mit Thränen im Auge habe er ſie innezuhalten geboten.

L. B. Weimar

239.

1805, Ende (?).

Über Apel's „Polyidos".

Vor vielen Jahren erſchien eine antikiſirende Tragödie, „Polyidos" von .... Apel in Leipzig. Man verſprach ſich viel davon, und ich [Gries] ward aufgefordert, das Stück bei Frommanns vorzuleſen; Goethe ſelbſt wollte zugegen ſein. Ich präparirte mich recht ordentlich und las, ſo gut ich konnte. Nach beendigter Vorleſung trat .... eine peinliche Stille ein. Endlich erhob ſich Goethe, kam auf mich zu und ſagte: „ich bin Ihnen um ſo mehr verpflichtet, daß Sie dieſe Mühwaltung übernommen haben, da ich, wäre ich allein geweſen, das Stück ſchwerlich zu Ende gebracht hätte."

240.

1805 zu 1806, Winter.

Aus den naturwissenschaftlichen Vorträgen für Damen.

Unter den uns vorliegenden Aufzeichnungen Sophiens [v. Schardt] befindet sich außer den auf die Farbe bezüglichen eine besonders ausführliche über den Magnet, sein Wesen, seine Beziehungen 1) auf sich, 2) zum Erdmagneten und die Minerale, welche magnetische Kraft besitzen. Wir heben daraus die Bemerkung aus: „Verschiedene Arten der Darstellung eines Begriffs; viererlei Sprachen giebt es dafür. Die erste möchte man die goldene nennen, wodurch das Phänomen, die Begebenheit, selbst erscheint. Die zweite nenne ich die poetische, wobei eine Nebenidee, die dem Hauptbegriff eine größere Klarheit mittheilt, hervorgerufen wird; so sind die Erläuterungen durch Beispiele: ein guter Regent ist gleich einem schattenden Baume, unter dem die Vögel des Himmels nisten. Die mnemonische, wo man an gewisse Dinge willkürlich Erinnerungen knüpft, um sich dieselben dabei zu vergegenwärtigen. Die mathematische."

Auf einem besondern Blättchen hatte sie sich aufgezeichnet: „Was ist träger als die Starrheit des Steines? Und siehe! die Natur verleiht ihm Sinne und Hände. Was ist streitbarer, als die Härte des Eisens? Aber es giebt nach und unterwirft sich der

Sitte; denn es wird vom Magnetſtein gezogen. Und ſo rennt ein allbeherrſchendes Weſen — wer weiß wie? — einem leeren nach, und indem es nahe kommt, tritt es heran und wird feſtgehalten in umklammernder Umarmung."

Aus einem andern Vortrage hatte ſie folgendes aufgezeichnet: „Zweierlei Vorſtellungsarten: dynamiſch, atomiſch."

1) Das Wirkende, ſich Äußernde, Handelnde, Bewegende, Schaffende.

2) Das Erleidende, Duldende, Angeregte, Bewegte, Gegenſatz des einen zum andern.

1) Ein Unſichtbares, ein Daſeiendes ohne vehiculum, eine Kraftäußerung ohne ein Wie, das uns bekannt ſein könnte.

2) Atome, wirkliche, ſichtbare, zu ergreifende.

1) Die phyſiſche, die ſich auf das Ganze bezieht.

2) Die chemiſche, die ſich mit dem Beſondern, dem Realen beſchäftigt.

Aus verſchiedenen Vorſtellungsarten entſteht ein neues Reſultat: jeder hat die ſeine; jeder neigt mehr zu der einen oder zu der andern herüber. Lukrez, Epikur bekannten ſich zu der Vorſtellungsart, die wir die atomiſtiſche oder chemiſche nennen möchten; in den realen Stoffen der Materie ſuchten ſie Entſtehung und Ordnung durch Hülfe des Zufalls. Andere ſuchten es in einer unbekannten, unſichtbaren, höhern Gewalt, in anregenden Kräften.

Stets ſetzt das Wirkende ein Erleidendes, das Bewegte wieder ein Erregendes voraus. Nichts iſt, nichts iſt geworden, alles iſt ſtets im Werden, in dem ewigen Strom der Veränderung iſt kein Stillſtand. Der Menſch iſt mit jeder Minute ein anderer, doch ſich ſelbſt ſonderbar gleich, beharrlich, in der Veränderung; dies iſt ein Vorzug des höhern Weſens. Die Pflanze z. B., deren organiſche Natur ſo viel Ähnlichkeit mit der unſrigen hat, wird ganz verändert und durchaus — ihre Identität geht verloren.

Das Geſetz der Schwere, ein Anziehen und Abſtoßen, eine Ausdehnung und [ein] Inſichzuſammenziehen des elaſtiſchen Weſens. Die Erde zieht die Luft, dieſe zieht ſich in ſich. Dieſe gegenſeitige Wogung erhält das Gleichgewicht. Ungeheure Gewalt der Luft, oder Streben, von ihr alles zu erfüllen, nichts Leeres zu dulden, daher der in eine verdünnte Luft tretende Körper von der in ihm ſelbſt enthaltenen ſich entlaſtet; im Verhältniß der Verdünnung der äußern ſtrebt dann die in ihm haftende hinauswärts, um dieſen leeren Raum zu erfüllen. Dieſes Urſache der Athemloſigkeit, Naſenblutens auf hohen Bergen. Nach demſelben Princip ſehe ich Tropfen aus dem Erz dringen, das unter der Luftpumpe liegt."

Auf einem weitern Blatte leſen wir:

„Was iſt das Sein? Es äußert ſich durch Form und Bewegung oder Handlung. Warum ſoll das Sein anders, als durch dieſe Darſtellung aller Exiſtenz de-

finirt werden. Der Geiſt iſt ſo gut wie die Materie das ſich geſtaltende und handelnde Sein in ſeiner Äußerung. Alle Hauptformen des Erdbodens, die Berge, Steinmaſſen ꝛc. ſtreben vom Mittelpunkte der Erde nach den Polen zu, kleinere Maſſen durchkreuzen ſeitwärts dieſe Strömung, als ob ſie nach kleinern verſchiedenen Anziehungspunkten ſtrebten.

Jede veränderte Subſtanz modificirt die, mit der ſie ſich vermiſcht. Dieſe gegenſeitige Wirkung bringt dann unendliche Abweichungen und Abwechslungen hervor. Beobachtungen hierüber im Steinreiche ꝛc. Keine Subſtanz exiſtirt auf Erden rein für ſich und unvermiſcht. Alles Herabfallende von einer angemeſſenen Höhe (ductile) bildete ſich in der Kegelform. Beiſpiele: wenn man Blei gießt, Waſſertropfen ꝛc."

Abgeſondert hat Sophie noch folgendes aufgezeichnet:

„Strömungen der Berge von Norden nach Süden, von Oſten nach Weſten. Die Erde iſt unter dem Meere fortgehend nach denſelben Regeln. Inſeln ſind Köpfe der Berge. In den Richtungen von Norden nach Oſten [ſo!] befindet ſich das Eiſen, von Weſten nach Oſten die Silberadern. — Wir verbinden die erſte Empfindung von etwas, z. B. die der Ehrfurcht, der Liebe ꝛc. mit dem Gegenſtande, der ſie erweckte, darum ſind die erſten Empfindungen ſo dauernd."

241.

1806, 11. Januar.

Mit Riemer.

„An der Newtoniſchen Lehre iſt ſchon ſo viel verändert und herumgeflickt worden, und doch meinen die Herren, ſie hätten noch die alte. Sie iſt ein wahrer Bettlermantel, der ſchon aus den Flicken der vierten, fünften Generation beſteht, den die Prorectoren umthun, und immer wieder Doctoren dieſer Bettlerfacultät creiren."

242.

1806, 16. Januar.

Mit Riemer.

Der Menſch, wenn er wider Willen von einer Maxime, Art zu ſein oder zu handeln, laſſen ſoll und zur entgegengeſetzten, bisher von ihm gehaßten übergehen, muß erſt von dieſer einigen ſichtlichen Vortheil, der den Schaden durch den Verluſt jener überwiegt, erhalten haben, ehe er ihr ganz von Herzen beitritt und mit ihr eins wird.

243.

1806, 16. Januar.

Bei der Herzogin Amalie.

Goethes und Wieland's .... Kampfgeſpräch kam über Tiſchbein's Zeichnungen her, die er kürzlich an

die Herzogin-Mutter geschickt. Unter dem Lobe, das ihnen Goethe ertheilte, sprach er viel von Talent und Übung in der Kunst, welche durchaus zu ehren und zu preisen wäre, sollte es auch nur an dem Manne sein, welcher einst vor Alexander dem Großen die Hirsekörner durch ein Nadelöhr geworfen hätte. Es war artig, wie Wieland noch lange ruhig zuhörte und endlich gleich wieder bei den Hirsekörnern anfing, welche Kunst er so dumm und albern fand, daß er den Mann noch ganz besonders hätte strafen lassen, daß er so unendlich viel Zeit darauf verwendet hätte. Alle Künste der Technik, wodurch die Engländer sich auszeichneten, behauptete Goethe, wären durch diese Geduld und Anhaltsamkeit entstanden, und Alexander als Monarch hätte ganz unrecht gehabt den Mann so verächtlich zu behandeln; er hätte vielmehr zu den Umstehenden sagen sollen: Seht! dieser Mann hat es durch außerordentliche Geduld und Übung zu solch einer Fertigkeit gebracht; könntet ihr es nicht in etwas Gescheidterm auch so weit bringen?

244.

1806, 24. Januar.

Aus dem Vortrag für Damen.

Noch lieber möchte ich [Henriette v. Knebel] Dir [Karl v. Knebel] von Goethes letztem Vortrag vom vorigen Mittwoch Bericht abstatten können, der mir

Schmerz und Verdruß, sey ins Amt gelaufen, um die Flüchtigen verfolgen zu lassen. Sie schalt ihre Tochter heftig, schmähte den Liebhaber, so daß an beiden nichts Lobenswürdiges übrig blieb, beklagte mit vielen Worten die Schande, die dadurch auf die Familie gekommen, und setzte Wilhelmen in nicht geringe Verlegenheit, der sich und sein heimliches Vorhaben durch diese Sibylle gleichsam mit prophetischem Geiste voraus getadelt und gestraft fühlte. Noch stärkern und innigern Antheil mußte er aber an den Schmerzen des Vaters nehmen, der aus dem Amte zurückkam, mit stiller Trauer und halben Worten seine Expedition der Frau erzählte, und, indem er, nach eingesehenen Briefe, das Pferd Wilhelmen vorführen ließ, seine Zerstreuung und Verwirrung nicht verbergen konnte.

Wilhelm gedachte sogleich das Pferd zu

ganz außerordentlich wohlgefiel. Es war das angenehmste Gefühl, sich mit ihm gleichsam auf eine höhere Stufe gestellt zu sehen, und wirklich, die schönste menschliche Natur belebte sich auf's neue in ihm. Er sprach von dem Bezug, den der Mensch zu sich selbst und zu den Dingen außer ihm hat, so reich, reif und mild, daß ich wirklich noch nie so habe sprechen hören. Ich wünschte, er hätte die Rede aufgeschrieben; mich dünkt, sie allein müßte ihm den Ruhm eines seltnen Menschen machen. Ich selbst dünkte mich glücklicher und vornehmer durch die unzähligen Fäden, durch die wir mit Himmel und Erde zusammenhängen. Es ist eine wahre Freude, wenn der Geist wie die Natur alt und doch so verjüngt sich darstellt — ein kräftiger, erfreulicher Frühlingshauch.

245.

1806, März.

Mit Riemer.

„Lichtenberg's Wohlgefallen an Caricaturen rührt von seiner unglücklichen körperlichen Constitution mit her, daß es ihn erfreut, etwas noch unter sich zu erblicken. — Wie er sich wohl in Rom gemacht haben würde beim Anblick und Einwirkung der Kunst? Er war keine konstructive Natur wie Äsop und Sokrates, nur auf Entdeckung des Mangelhaften gestellt."

246.

1806, April.

Mit Riemer.

„Es giebt Tugenden, die man, wie die Gesundheit, nicht eher schätzt, als bis man sie vermißt; von denen nicht eher die Rede ist, als wo sie fehlen; die man stillschweigend voraussetzt; die dem Inhaber nicht zu Gute kommen, weil sie in einem Leiden, in der Geduld bestehen. Sie scheinen, wo sie sind, nur aus einer Abwesenheit von Kraft und Thätigkeit zu bestehen, und sie sind die höchste Kraft, nur nach innen gewandt und zur Abwehr äußeren Unglimpfs, nur als Gegendruck gebraucht. Hammer zu sein scheint Jedem rühmlicher und wünschenswerther, als Ambos, und doch was gehört nicht dazu, diese unendlichen, immer wiederkehrenden Schläge auszuhalten."

247.

1806, 10. Mai

Mit Riemer.

„Es ist lächerlich, wenn die Philister sich der größern Verständigkeit und Aufklärung ihres Zeitalters rühmen und die frühern barbarisch nennen. Der Verstand ist so alt, wie die Welt, auch das Kind hat Ver-

ſtand: aber er wird nicht in jedem Zeitalter auf gleiche Weiſe und auf einerlei Gegenſtände angewendet. Unſer Zeitalter wendet ſeinen ganzen Verſtand auf Moral und Selbſtbetrachtung; daher er in der Kunſt und wo er ſonſt noch thätig ſein und mitwirken muß, faſt gänzlich mangelt. Die Phantaſie wirkte in frühern Jahrhunderten ausſchließend und vor, und die übrigen Seelenkräfte dienten ihr; jetzt iſt es umgekehrt, ſie dient den andern und erlahmt in dieſem Dienſt.

Die frühern Jahrhunderte hatten ihre Ideen in Anſchauungen der Phantaſie; unſeres bringt ſie in Begriffe. Die großen Anſichten des Lebens waren damals in Geſtalten, in Götter gebracht; heutzutage bringt man ſie in Begriffe. Dort war die Productionskraft größer, heute die Zerſtörungskraft, oder die Scheidekunſt."

248.

1806, Mai und Juni.

Mit Adam Oehlenſchläger.

a.

Goethe . . empfing mich väterlich; ich aß oft bei ihm, und ich mußte ihm meinen ganzen „Aladdin" und „Hakon Jarl" aus dem Stegreif deutſch vorleſen. Da machte ich mich denn vieler Däniſmen ſchuldig; er verwarf ſie aber nicht alle; er meinte, die beiden ver-

wandten Sprachen, aus Einer Wurzel entſprungen, könnten einander mitunter mit guten Worten ſchweſterliche Geſchenke machen. „Hm! Das iſt hübſch," ſagte er mitunter, wenn ich etwas vorlas. „„Sagen Sie denn das ſo deutſch?"" frug ich. „Nein, wir ſagen es nicht, könnten es aber ſagen." — „„Soll ich denn ein andres Wort brauchen?"" — „Nein, thun Sie das nicht." — Einen Mann, der mich in Berlin gekannt hatte und nach Weimar kam, fragte Goethe: „Kennen Sie etwas von Oehlenſchläger?" — „„„Nein!""" war die Antwort; „„„aufrichtig, ich mag die deutſche Sprache nicht radebrechen hören."""" — „Und ich," antwortete Goethe mit impoſantem Gefühle, „mag die deutſche Sprache ſehr gern in einem poetiſchen Gemüthe entſtehen ſehen."

— — — — — — — — — — —

Das Nibelungenlied war eben herausgekommen, und Goethe las uns einige Geſänge vor. Weil nun vieles in der alten Sprache mit altdäniſchen Worten verwandt iſt, ſo konnte ich ihnen manches deuten, was die andern nicht gleich verſtanden. „Sieh einmal!" rief dann Goethe luſtig, „da haben wir wieder den verfluchten Dänen!" — „Nein, Däne!" ſagte er einmal in demſelben Tone: „hier kommt etwas, was Ihr doch nicht hättet ſagen können:

Es war der große Siegfried, der aus dem Graſe ſprang,
Es ragete ihm vom Herzen eine Speerſtange lang. —

Es ragete ihm vom Herzen eine Speerſtange lang" — wiederholte er ſtaunend, die Worte ſtark betonend, in ſeinem Frankfurter Dialect: „Das iſt capital!"

Einmal bei Tiſche ſprach er ſo feurig und mit ſo vieler Achtung und Kraft für Bürgerrecht und Bürgerehre gegen einen kalten Hofmann, der zur Unzeit über das wackere Betragen eines Bürgers ſpotten wollte, daß ich es nicht laſſen konnte, als der Fremde weg war, ihm um den Hals zu fallen und ihn zu küſſen. „Ja, ja, lieber Däne!" ſagte Goethe: „Ihr meint's auch treu und gut in der Welt."

— — — — — — — — — — —

Als ich wegreiſte, ſchrieb ich eine däniſche Überſetzung des Erlkönigliedes in's Stammbuch des jungen Goethe und zum Schluß die deutſchen Zeilen:

Erinnern Sie ſich, wenn längſt ich ſchied,
Bei der Überſetzung des Vaters Lied
Des Dichters vom Lande, wo Nacht und Wind,
Und Elf' und Schauder zu Hauſe ſind.
In Weimar weht es ſchon mehr gelind;
Gott ſegne den Vater mit ſeinem Kind.

„Ja, ja!" ſagte Goethe, als er es geleſen hatte, mir freundlich in's Auge blickend und die Hand auf meine Schulter legend: „Ihr ſeid ein Poet."

— — — — — — — — — — —

Goethe hatte verſprochen, meinen „Hakon Jarl", wenn er von mir ſchriftlich überſetzt wäre, auf die deutſchen Bühnen zu bringen.

b.

Zwar hatte Oehlenſchläger während ſeines längeren Aufenthaltes in Halle die Fertigkeit, ſich in der deutſchen Sprache mit Leichtigkeit auszudrücken, immer mehr ausgebildet, aber ſeine Rede, wenn auch ungehemmt, war nichts weniger als fehlerfrei. Er wagte es dem großen Dichter Scenen an ſeinem „Aladdin“, der noch nicht deutſch erſchienen war, unmittelbar aus dem Däniſchen in's Deutſche zu überſetzen. Vielleicht waren eben die Fehler ihm pikant; viele gewagte Conſtructionen, viele wunderbare Äußerungen, wie ſie einem Deutſchen nie eingefallen wären, ergötzten Goethe nicht allein, ſondern ſchienen ihm bemerkenswerth und bedeutend. „Die uns verwandten Dänen,“ hörte ich ihn ſagen, „könnten wohl unſere Sprache bereichern, und was wir, von der einſeitigen Ausbildung ergriffen, nur zu tadeln geneigt ſind, verdiente wohl nicht ſelten unſere Aufmerkſamkeit.“ Die geſunde, urſprüngliche und aus einer reinen Quelle hervorſprudelnde Eigenthümlichkeit gefiel ihm ſehr.

c.

Wie Goethe ſich die Inſolenz des wandernden Antiquarius [Arendt] hatte gefallen laſſen, ſo ertrug er auch andere Unarten des freilich ſchönen und liebenswürdigen Oehlenſchläger, der ſich überdies damals als angehender, aber vielverſprechender Dichter empfahl. Beinah ein halbes Jahr hielt er ſich in Weimar und

Jena abwechſelnd auf und war häufiger Tiſchgenoſſe Goethes und in allen Weimariſchen und Jenaiſchen Zirkeln gern geſehen. Jetzt nur von ſeiner ſonderbaren Angewöhnung zu reden, ſo hatte er — wohl kann man ſagen — die Wuth, unverſehens einhalbdutzendmal hintereinander mit allen fünf Fingern ſchleudernd ſo zu knacken, daß man darüber erſchrak, irgend eine Verletzung fürchtend, ja ſie beinah an ſich zu empfinden glaubend. Goethe ſagte eine Zeitlang nichts dazu, als ſich aber die Sache zu oft repetirte, bat er ihn mit freundlicher Verwunderung über die ſeltſame Gymnaſtik in ſeinem treuherzigen und familiären Tone: „Thut mir das nicht zuleide!“ oder „Laßt mir das unterwegs; Ihr wißt, daß es mir fatal iſt“ und dergleichen. Die Vermahnung hielt freilich nicht lange vor, und zwiſchendurch entwiſchte doch wieder ein halber Knick oder Knack, der dann gutmüthig überhört wurde.

G. wußte ... uns andern dieſes gefährlich klingende Manoeuvre phyſiologiſch und oſtrologiſch zu erklären....

249.

1806, 30. Juni.

Mit Riemer.

Als wir auf der Reiſe nach Franzenbrunn in Aſch übernachten mußten und daſelbſt „Die Huſſiten vor Naumburg“ in einer Scheune gegeben wurden, wovon

wir Spaßes halber einen Act mit anfahen, ſagte Goethe: Er könne mit Recht hier anwenden: „Und hätt' ich Flügel der Morgenröthe und flög' an die äußerſten Ende der Erde", ſo würde ſeine [Kotzebue's] Hand mich doch treffen u. ſ. w. — Übrigens ſei Kotzebue ein vortrefflicher Mann: was für eine Menge Menſchen er abſpeiſe, die wie hungrige Raben auf ihn warteten.

250.

1806, 18. Auguſt.

Bei Knebel.

Heinrich Luden hatte nach ſeiner Berufung als Profeſſor nach Jena einen vorläufigen Beſuch dort gemacht und dabei ſogleich durch Vermittelung des zufällig auch anweſenden Huſeland Einladung zu einer Abendgeſellſchaft zu Knebels erhalten, um Goethe da kennen zu lernen. Vorher machte er einen Spaziergang und erzählt dann weiter:

Huſeland war ſchon zum Herrn v. Knebel gegangen und hatte dem Kellner aufgetragen, mir zu ſagen, daß ich mich beeilen möchte. Ich wechſelte ſchnell mein Kleid, ging nicht ohne einige Beklommenheit raſch fort und mochte etwa um halb 9 Uhr im Knebel'ſchen Hauſe eintreffen. An der Treppe kam mir die Frau v. Knebel entgegen, eine ſehr hübſche und äußerſt lebendige Dame. „Aber Herr Profeſſor!" ſagte ſie nach der erſten Begrüßung, „Sie haben lange auf ſich warten laſſen. Drinnen iſt eine große Verſtimmung: der Geheime

Rath iſt ſehr eigen; er will auf niemand warten, ſondern verlangt, daß alle Welt auf ihn warten ſoll. Es hat nicht viel gefehlt, ſo wäre er wieder fortgegangen." — „„Sie erſchrecken mich, gnädige Frau!"" antwortete ich. „„Es thut mir um ſo mehr leid, da Se. Excellenz recht hat. Indeß hoffe ich, Verzeihung zu erhalten. Sollte aber meine Entſchuldigung nicht ausreichen, ſo hoffe ich, Sie werden mir beiſtehen, und einer ſchönen Frau wird es ja leicht gelingen, auch die Verdrießlichkeit einer Excellenz in Heiterkeit umzuwandeln." Frau v. Knebel führte mich in das Zimmer; „Hier iſt der Wanderer!" ſagte ſie. In dem Zimmer befanden ſich außer den Herren v. Knebel und Huſeland nur Goethe und Riemer, der Goethe zu begleiten pflegte. Alle ſtanden ſchweigſam da; kein Geſicht zeigte ſich freundlich: Huſeland ſah gutmüthig vor ſich hin, Riemer gleichgültig, Knebel verlegen, Goethe verdrießlich. Knebel, gegen Goethe gewendet, wies mit der Hand nach mir her: „Herr Profeſſor Luden. Goethe machte eine kleine verſtümmelte Bewegung, in welcher kaum der Anfang zu einer Verbeugung zu erkennen war, ohne nur ein Wort zu ſagen. Das war die ganze Vorſtellung, und vielleicht war ſie die beſte; denn nun brauchte ich auch nichts zu ſagen und hatte doch Zeit gehabt, mir den Heros anzuſehen. Ich wandte mich daher ſogleich an den Herrn v. Knebel: „„Frau v. Knebel hat mir ſoeben geſagt, daß auf mich gewartet worden iſt: das thut mir unendlich leid, aber

ich glaube, Abſolution von meiner Sünde zu verdienen, auch ohne Buße. Eine Stunde war mir nicht beſtimmt, und als Neuling bin ich natürlich unbekannt mit der Weiſe der Götter in dieſem Lande. Was ich dieſen Morgen aus dieſen Fenſtern geſehen hatte, das übte auf mich eine unwiderſtehliche Anziehungskraft: ich mußte die Herrlichkeiten, den Fluß, die Berge, alles ſoweit als möglich in der Nähe ſehen. Alſo bin ich hinausgelaufen, habe die Fluren durchſtreift und mehre Berge beſtiegen, und in meiner Begeiſterung habe ich nicht an die Zeit gedacht und vergeſſen, daß der Rückweg ſo lang zu ſein pflegt, als der Anmarſch. So habe ich mich in aller Unſchuld verſpätet.““ Während ich dieſe Worte ſprach, ließ Goethe einpaar Male ein beifälliges „„Hm! hm!““ vernehmen und Knebel warf ſein gewöhnliches „Jo, jo!“ hinein. Endlich ſagte Goethe: „„Die Entſchuldigung des Herrn Profeſſors iſt ausreichend; wir wollen ihm vollkommene Abſolution ertheilen unter der Bedingung, daß er künftig, da er nunmehr mit der Weiſe der Götter in dieſem Lande bekannt geworden iſt, pünktlicher ſei.““ Ich ſprach ſogleich das Gelübde aus. „So iſt,“ rief Frau v. Knebel, „mein Beiſtand, den ich dem Herrn Profeſſor zugeſagt, wohl gar nicht nöthig?“ — „„Gar nicht, ſchöne Frau!““ antwortete Goethe; „„aber wir müſſen die Zeit wieder einbringen, darum geben Sie uns nur bald zu eſſen und zu trinken!““

Fünf Minuten nachher ſaßen wir um einen runden

bestreigen, und sich aus einem Hause zu entfernen, in welchem ihm, unter den gegebenen Umständen, unmöglich wohl werden konnte; allein der gute Mann wollte den Sohn eines Hauses, dem er so viel schuldig war, nicht unbewirthet und ohne ihn eine Nacht unter seinem Dache behalten zu haben, entlassen.

Unser Freund hatte ein trauriges Abendessen eingenommen, eine unruhige Nacht ausgestanden, und eilte frühmorgens sobald als möglich sich von Leuten zu entfernen, die, ohne es zu wissen, ihn mit ihren Erzählungen und Äusserungen auf das empfindlichste gequält hatten.

Er ritt langsam und nachdenkend die Straße hin, als er auf einmal eine Anzahl gewaffneter Leute durchs Feld kommen sah, die er an ihren weiten und langen Röcken, großen Aufschlägen, unförmlichen Hüten und

Tiſch. . . . . Anfangs wurde hin und her geplaudert in gewöhnlicher Weiſe, kaum aber mochte eine Viertelſtunde verlaufen ſein, ſo hatte Goethe es übernommen, die Geſellſchaft zu unterhalten. Und er unterhielt ſie auf eine bewunderungswürdige Weiſe; er erzählte Anekdoten und Abenteuer von ſeinen Reiſen, im beſondern von ſeinem letzten Aufenthalte im Karlsbade, charakteriſirte die Menſchen auf das Lebendigſte, warf mit Scherzen und Witzworten um ſich und ſchien aus ſeinem unermeßlichen Vorrathe um ſo freigebiger und lieber mitzutheilen, je aufmerkſamer wir ſämmtlich auf ſeine Worte waren und je dankbarer für ſeine Mittheilungen. Die Geſellſchaft wurde ungemein lebendig und brach zuweilen in ein ſchallendes Gelächter aus, nur dem Lachen der unſterblichen Götter vergleichbar. An dieſem Lachen nahm Goethe ſelbſt nur mäßigen Antheil, ſchien aber mit großer Luſt in dasſelbe hineinzuſchauen und nur den Wunſch zu haben, es nicht ausgehen zu laſſen. Im allgemeinen hatte er das Wort ganz allein, nur Herr v. Knebel ließ ſich ſein Hausrecht nicht nehmen, brach hier und dort ein und gab damit Veranlaſſung zu neuen Witzen und Anekdoten. Wir übrigen machten alles mit Lachen gut; zuweilen jedoch richtete Goethe auch wohl eine Frage an dieſen oder jenen und im beſondern wiederholt an mich, ſei es, daß er ſeine erſte Unfreundlichkeit noch mehr gutmachen, ſei es, daß er mir, dem Ankömmling, wie man zu ſagen pflegt, auf den Zahn fühlen wollte. Und in

der Stimmung, in welcher ich war, blieb ich eben keine Antwort ſchuldig. Einpaar Male ſang auch Frau v. Knebel ein Goethe'ſches Lied nach Zelter's Compoſition ſehr ſchön; ſie wurde zuerſt durch Huſeland erſucht, der, wie er verſicherte, eine wahre Sehnſucht hatte, die herrliche Stimme dieſer Frau einmal wieder zu hören; alsdann wünſchte Goethe ſelbſt, daß ſie noch einmal ſingen möchte. Er fühlte wohl, wie Huſeland, daß der ganzen Geſellſchaft eine Erholung Bedürfniß ſei, und Frau v. Knebel erfüllte bereitwillig die ausgeſprochenen Wünſche. . . . Nach den Geſängen aber ging es von neuem weiter in der alten Weiſe.

Mehr als eine Anekdote, die von Goethe erzählt ward, iſt mir noch im Gedächtniß. Aber ſie zu erzählen, wage ich nicht; jedesfalles würde das Anmuthigſte und Pikanteſte fehlen: Goethes Augen, Stimme und Geberdenſpiel; denn er erzählte nicht bloß, ſondern er ſtellte alles mimiſch dar. Beſonders kam er wiederholt auf zwei alte Gräfinnen, mit welchen er in Verkehr gebracht worden war. Sie hätten einen unermeßlichen Umfang gehabt und deswegen eine bewunderungswürdige Unbeweglichkeit gezeigt, ſobald ſie einmal Platz genommen. Dabei hätten ſie eine große Geläufigkeit der Zunge behalten und ein endloſes Geſchwätz geführt. Ihre Stimme ſei jungfräulich geweſen, ſei aber oft, wenn ſie lebhaft geworden, oder das Gefühl ihrer Würde an den Tag zu legen für nöthig gehalten, bald in ein artiges Krähen, bald in ein girrendes Zwitſchern

übergegangen. „Mir ſelbſt," ſagte Goethe, „waren die wunderlichen Kugelgeſtalten dieſer Damen am merkwürdigſten. Ich konnte nicht begreifen, wie es einem Menſchen, Mann oder Weib, gelingen könne, es zu einer ſolchen Maſſe zu bringen; auch hätte ich die Dehnbarkeit der menſchlichen Haut nicht für ſo grenzenlos gehalten. Sobald ich aber die Ehre erhielt, einmal mit den edlen Damen zu ſpeiſen, wurde mir alles klar. Wir andern wiſſen doch wahrlich auch, was eſſen und trinken heißt, und ich denke, wir geben unſerer vortrefflichen Wirthin einen ſchlagenden Beweis, aber ein ſolches Eſſen — vom Trinken ſage ich nichts — überſtieg doch meine Vorſtellungen. Jede der beiden Damen nahm z. B. ſechs harte Eier zum Spinat, ſchnitt jedes Ei in der Mitte durch und warf nun das halbe Ei mit ſo großer Leichtigkeit hinunter, wie der Strauß ein halbes Hufeiſen." Übrigens theilte Goethe noch einzelne Bemerkungen der edlen Damen mit über die Wirkungen des Karlsbader Sprudels auf ihren Körper, über die Zeitläufe und über die Geſellſchaften, und einzelne Urtheile über Schriftſteller und Kunſtwerke, die prächtig waren, naiv, drollig, barock, toll. Und ernſthaft ſetzte er alsdann hinzu: es ſei viel Wahres in dieſen Bemerkungen und Urtheilen, und er habe manches von den Damen gelernt.

Noch eine Anekdote mag mitgetheilt werden, weil ſie uns ungemein ergötzte durch die Weiſe, in welcher ſie erzählt wurde. Ich will ſie mit Goethes Worten

wiedergeben; die Weiſe muß freilich ein Jeder hinzudenken.

„In meiner Art auf und ab-wandelnd, war ich ſeit einigen Tagen an einem alten Manne von etwa 78 bis 80 Jahren häufig vorübergegangen, der auf ſein Rohr mit einem goldenen Knopfe geſtützt dieſelbe Straße zog, kommend und gehend. Ich erfuhr, es ſei ein vormaliger hochverdienter General aus einem alten, ſehr vornehmen Geſchlechte. Einige Male hatte ich bemerkt, daß der Alte mich ſcharf anblickte, auch wohl, wenn ich vorüber war, ſtehen blieb und mir nachſchaute. Indeß war mir das nicht auffallend, weil mir dergleichen wohl ſchon begegnet iſt. Nun aber trat ich einmal auf einem Spaziergang etwas zur Seite, um, ich weiß nicht was, genauer anzuſehen. Da kam der Alte freundlich auf mich zu, entblößte das Haupt ein wenig, was ich natürlich anſtändig erwiederte, und redete mich folgendermaßen an: „„Nicht wahr, Sie nennen ſich Herr Goethe?““ — Schon recht. — „„Aus Weimar?““ — Schon recht. — „„Nicht wahr, Sie haben Bücher geſchrieben?““ — O ja. — „„Und Verſe gemacht?““ — Auch. — „„Es ſoll ſchön ſein.““ — Hm! — „„Haben Sie denn viel geſchrieben?““ — Hm! es mag ſo angehen. — „„Iſt das Verſemachen ſchwer?““ — So, ſo! — „„Es kommt wohl halter auf die Laune an? ob man gut gegeſſen und getrunken hat, nicht wahr?““ — Es iſt mir faſt ſo vorgekommen. — „„Na ſchauen S'! da ſollten Sie nicht in Weimar

ſitzen bleiben, ſondern halter nach Wien kommen."" — Hab' auch ſchon daran gedacht. — „Na ſchauen S'! in Wien iſt's gut; es wird gut gegeſſen und getrunken."" — Hm! — „„Und man hält was auf ſolche Leute, die Verſe machen können."" — Hm! — „Ja, dergleichen Leute finden wohl gar — wenn S' ſich gut halten, ſchauen S', und zu leben wiſſen — in den erſten und vornehmſten Häuſern Aufnahme."" — Hm! „„Kommen S' nur! Melden S' ſich bei mir, ich habe Bekanntſchaft, Verwandtſchaft, Einfluß. Schreiben S' nur: Goethe aus Weimar, bekannt von Karlsbad her. Das letzte iſt nothwendig zu meiner Erinnerung, weil ich halter viel im Kopf habe."" — Werde nicht verfehlen. — „„Aber ſagen S' mir doch, was haben S' denn geſchrieben?"" — Mancherlei, von Adam bis Napoleon, vom Ararat bis zum Blocksberg, von der Ceder bis zum Brombeerſtrauch. — „„Es ſoll halter berühmt ſein."" — Hm! Leidlich. — „„Schade, daß ich nichts von Ihnen geleſen und auch früher nichts von Ihnen gehört habe! Sind ſchon neue verbeſſerte Auflagen von Ihren Schriften erſchienen?"" — O ja! Wohl auch. — „„Und es werden wohl noch mehr erſcheinen?"" — Das wollen wir hoffen. — „„Ja, ſchauen S', da kauf' ich Ihre Werke nicht. Ich kaufe halter nur Ausgaben der letzten Hand; ſonſt hat man immer den Ärger, ein ſchlechtes Buch zu beſitzen, oder man muß daſſelbe Buch zum zweiten Male kaufen: darum warte ich, um ſicher zu gehen, immer den Tod

der Autoren ab, ehe ich ihre Werke kaufe. Das ist Grundsatz bei mir, und von diesem Grundsatz kann ich halter auch bei Ihnen nicht abgehen.““ — ‘Hm!“ —

Die Sitzung dauerte bis gegen 1 Uhr. Etwa in der letzten halben Stunde wurde die Unterhaltung matter, ja flau. Endlich sah Goethe nach der Uhr. Wir erhoben uns. Goethe sagte alsdann noch jedem einzelnen einige verbindliche Worte; zu mir sagte er: „Es freuet mich wirklich, Herr Professor, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben. Ich hoffe, das wird weiter führen. Sie werden gewiß oft nach Weimar kommen, alsdann bitte ich, mich zu besuchen. In Jena wird es Ihnen schon gefallen, wenn Sie sich nur erst gewöhnt haben.“ Nach diesen Worten, welche ich so gut, als ich vermochte, beantwortete, wandte er sich ab und ging ein paar Schritte weiter, drehte sich aber sogleich wieder um: „Man muß nichts verschieben. Mit einem neuen Freunde muß man doch auch ein ernstes Wort sprechen, und dazu sind wir heute nicht gekommen. Die Nachwirkung des Bades hat uns auf tolle Dinge gebracht und das ist für alle recht gesund gewesen. Ich reise aber erst übermorgen nach Weimar [?] und habe morgen den Morgen frei. Kommen Sie früh zu mir. Er bestimmte 8 Uhr. Hierauf gingen wir vier Gäste zusammen nach der Stadt zurück, aber in tiefem Schweigen. Am Thore trennten wir uns; Goethe und Riemer gingen um den Graben, Hufeland und ich in die Stadt und nach der Sonne.

251.

1806, 19. August.

Mit Heinrich Luden.

Goethe empfing mich ungemein heiter und freundlich, lobte meine Pünktlichkeit und erinnerte sich mit Vergnügen an den gestrigen Abend. Alsdann ging er ans Fenster. „Es ist ein schöner Tag," sagte er, „warm bei bedecktem Himmel. Ich denke, wir gehen in den Garten." Wir gingen und wandelten auf und ab, kreuz und quer, und ließen uns auch von Zeit zu Zeit etwas nieder. Er fragte mich zuvörderst über die Städte, in welchen ich mich in den letzten Jahren aufgehalten hatte, über Göttingen und über Berlin. Über Göttingen nicht viel; denn er kannte die Anstalten und Einrichtungen selbst genau; unter den gelehrten Männern schien ihn eigentlich nur Blumenbach zu interessiren, und mit Blumenbach war ich nur sehr wenig bekannt geworden. Mehr über Berlin. Er erkundigte sich nach Menschen und Dingen. Ich vermochte über das Meiste Auskunft zu geben; denn ich war mit den bedeutendsten Männern, die damals in Berlin lebten, das Militär ausgenommen, entweder in Verkehr oder doch in Berührung gewesen. Goethe schien mit meiner Auffassung der Dinge und mit meinen Urtheilen über die Menschen keineswegs unzufrieden zu sein.

Er hörte mich ruhig an, ließ zuweilen ein bei-

fälliges „Hm! Hm!“ vernehmen und ſprach ſich auch wohl zuſtimmend aus, bald erläuternd, bald beſtätigend. Damals hatte ich die Gewohnheit, meine ausgeſprochenen Anſichten, Meinungen oder Urtheile mit einem tüchtigen Worte aus dem „Fauſt“ zu bekräftigen; eine Gewohnheit, der ich nicht gänzlich entſagt habe bis dieſen Tag. Ich muß aber bemerken, daß hier nur von dem alten „Fauſt“ die Rede iſt, von dem Fragmente, das ſich noch nicht für eine Tragödie gab, wie er im 7. Bande von Goethes Schriften, Leipzig bei Göſchen 1790, zu finden iſt. Als ich nun einige Male dieſen „Fauſt“ angeführt hatte, ſagte Goethe, den bisherigen Gang des Geſpräches abbrechend:

„Sie ſcheinen ſehr beleſen im „Fauſt“. Hat das wunderliche Gedicht auch Sie ſo ſtark angezogen?“

Ich glaube, Ew. Excellenz, ich würde den „Fauſt“ vom Anfange bis zum Ende herrecitiren können; nur die tolle Wirthſchaft in der Hexenküche dürfte mich in einige Verwirrung bringen.

„Wo und wie haben Sie die Bekanntſchaft gemacht? Doch wohl in Berlin; denn in Göttingen bekümmert man ſich wohl nicht viel um den tractatum de Fausto.“

So arg, Ew. Excellenz, iſt die Philiſterei denn doch in Göttingen nicht, und ich habe wirklich in Göttingen viel Intereſſe für den Fauſt gefunden. Ich ſelbſt hatte ihn aber ſchon vor acht Jahren, als ich in Bremen auf der Schule war, geleſen, aber freilich damals nicht

mit sehr großer Theilnahme. Ich hatte nämlich als Knabe in meinem Geburtsorte ein Puppenspiel gesehen, „der Erzzauberer Dr. Faust“ genannt. Das Ding mochte schlecht genug sei, ergötzte oder ergriff mich jedoch unbeschreiblich. Bald nachher fiel mir das bekannte Volksbuch, das in Köln, denke ich, gedruckt ist, in die Hände, und regte meine Phantasie gewaltig an. Als mir daher in Bremen, etwa im J. 1797 oder 1798, der Goethe'sche „Faust“ vor die Augen kam, griff ich mit beiden Händen zu, fand aber meinen alten Faust nicht wieder. Indeß las ich fleißig in demselben, viele Reime, Kernsprüche enthaltend, blieben mir im Gedächtnisse hängen, und ich warf diesen und jenen häufig in ein Gespräch hinein, oft zu rechter, zuweilen wohl auch zu unrechter Zeit, niemals jedoch verfehlten sie ihre Wirkung auf meine jungen Genossen. Während meines Aufenthaltes in Göttingen, vom J. 1799 an, kamen einige Studirende aus Jena nach dieser Universität. Es waren zum Theil schon reifere Jünglinge. Einige waren Fichte's Zuhörer gewesen; viele hatten Schelling gehört und die Schlegel; auf alle hatte das damalige philosophische und ästhetische Treiben in Jena eingewirkt, und das Theater in Weimar hatten sie nur so oft versäumt, als der leere Beutel Einsprache that. Mehrere von diesen jungen Männern wurden mir befreundet; unter ihnen ein Dr. Winkelmann.

„Winkelmann?“

Ja, Ew. Excellenz, Winkelmann aus Braunschweig,

ein Verwandter des berühmten Winkelmann. Es war eine große derbe Gestalt. Aber auf dem unbehülflichen Rumpf saß ein sehr schöner Kopf.

„Ich glaube ihn gesehen und auch einige Worte mit ihm gesprochen zu haben."

Er rühmte und freute sich dieser Ehre. — Da nun mein häufiges Berufen auf den „Faust" zunächst die Veranlassung zu unserer näheren Bekanntschaft gegeben hatte, so wurde der „Faust" gar oft der Gegenstand unserer Gespräche, unserer Discussionen und Disputationen.

„Wie so? wie kam es denn unter ihnen zu Disputationen?"

Meine Freunde hatten den Kopf voll von allerlei Ansichten und Ideen, die mir nicht immer recht klar und faßlich waren, sprachen dieselben in Worten aus, die mir oft wunderlich vorkamen, schienen aber doch so viel bei diesen Worten zu denken, daß sie unsereinen halb vornehm, halb mitleidig anblickten, so daß man nicht umhin konnte, ein Mal heraus zu fahren und den Selbstseligen entgegen zu treten.

„Ich kenne das! Aber was brachten sie denn über den „Faust" vor, diese Philosophen?"

Genau, Ew. Excellenz, wüßte ich das in der That nicht mehr zu sagen; auch würde ich es vor Ihnen nicht ohne einige Befangenheit aussprechen können.

„Sagen Sie es nur immer ganz unbefangen. Es würde mir doch interessant sein, zu hören, wie von den

plumpen Gewehren, an ihrem treuherzigen Gange und dem bequemen Tragen ihres Körpers sogleich für ein Commando Landmiliz erkannte. Unter einer alten Eiche hielten sie stille, setzten ihre Flinten nieder, und lagerten sich bequem auf dem Rasen, um eine Pfeife zu rauchen. Wilhelm verweilte bey ihnen, und ließ sich mit einem jungen Menschen, der zu Pferde herbeykam, in ein Gespräch ein. Er mußte die Geschichte der beiden Entflohenen, die ihm nur zu sehr bekannt war, leider noch einmal und zwar mit Bemerkungen, die weder dem jungen Paare noch den Eltern sonderlich günstig waren, vernehmen. Zugleich erfuhr er, daß man hieher gekommen sey, die jungen Leute wirklich in Empfang zu nehmen, die in dem benachbarten Städtchen eingehohlt und angehalten worden waren. Nach einiger Zeit sah man von ferne einen Wagen herbeykom-

jungen Leuten die Ideen ihrer Lehrer aufgefaßt werden. Denn dieſe Ideen waren es doch wohl im Grunde, welche ſie ſich in ihrem Kopf und auf ihre Weiſe zurechtgelegt hatten."

Ohne Zweifel. Es waren aber lauter „hohe Intuitionen". Es waren myſtiſche Worte, die aus dem Ungeheuern hervorzukommen und an das Ungeheuere gerichtet zu ſein ſchienen. Sie verwarfen meine Auffaſſung des Einzelnen im „Fauſt", welchem ich den Sinn gab, der in den Worten liegt, und behaupteten, man müſſe ſich zu der Anſchauung des Geiſtes erheben, aus welchem das Einzelne hervorgegangen ſei. In der Anſchauung dieſes Geiſtes aber erkenne man und müſſe man erkennen, daß dieſes Fragment, „Fauſt" genannt, ein Bruchſtück aus einer großen, erhabenen, ja göttlichen Tragödie ſei. In dieſer Tragödie, wenn ſie einſt vollendet erſcheine, werde der Geiſt der ganzen Weltgeſchichte dargeſtellet ſein; ſie werde ein wahres Abbild des Lebens der Menſchheit ſein, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft umfaſſend. In Fauſt ſei die Menſchheit idealiſirt; er ſei der Repräſentant der Menſchheit. Bei ſeinem Auftritt in dem Fragmente habe er ſich ſchon von dem Unendlichen, oder dem Abſoluten, nicht nur losgeriſſen, ſondern er ſei auch ſchon von dem Gefühle des Unglückes dieſer Losreißung durchdrungen. In ihm ſei die Sehnſucht nach der Wiedervereinigung erwacht; aus dieſer Sehnſucht ſei ſein Durſt nach Wiſſen und Erkennen hervorgegangen;

er habe in demſelben nach allen Seiten ausgegriffen, und alle Wiſſenſchaften „durchaus mit heißem Bemühn ſtudirt“. Aber er habe das Unendliche nicht zu erkennen vermocht; denn das Unendliche ſei nicht zu erkennen, ſondern es müſſe angeſchaut und gelebt werden. Deßwegen habe er Zweifel gegen all ſein Wiſſen gefaßt, und all ſein Erkennen für nichts erachtet; er ſei in Verzweifelung gerathen, und habe dieſe Verzweifelung in ſinnlichen Genüſſen zu betäuben geſucht, ohne jemals das Streben nach dem Unendlichen aufzugeben. So ſei er verirrt, ſo zu Schlechtigkeiten und Verbrechen gekommen, zu welchen Mephiſtopheles, die Perſonification des böſen Princips, ihm gerathen, ihn verleitet und unterſtützt habe. Auf dieſem Wege der Verirrung, den übrigens Fauſt ſtets richtig erkenne, wandele derſelbe noch, wo das Fragment abbricht; „er taumele noch von Begierde zu Genuß, und verſchmachte noch im Genuß vor Begierde“. Aber ſchon ekele ihm „vor dem Gefährten, obgleich er denſelben nicht mehr entbehren könne“. Aber er ſei ſchon zu dem Gefühle gekommen, daß dieſer Gefährte „ihn kalt und frech vor ihm ſelbſt erniedrige“. Das ſei ein Beweis, daß er bald zurückkehren werde zu der Wahrheit, zu dem Unendlichen, und daß er alsdann dieſes Unendliche nicht mehr zu erkennen ſuchen, ſondern daß er es anſchauen, daß er es leben, und durch dieſes Leben des Unendlichen oder im Unendlichen ſelig ſein werde. Das ſei der Gang der Menſchheit, das der Geiſt der Weltgeſchichte. —

In diesen oder ähnlichen Worten, welche mir ungefähr dasselbe zu bedeuten schienen, theilten meine Freunde ihre Jenaische Weisheit mit, und dieselben Phrasen habe ich später auch in Berlin häufig genug anhören müssen.

„Haben Sie Schlegel's Vorlesungen beigewohnt?"

Nein, Ew. Excellenz. Ich habe nur einpaar Male hospitirt. Überhaupt bin ich in Berlin nur Fichte's Zuhörer gewesen, und auch nur in den wissenschaftlichen Vorträgen, nicht in den populären.

„Sie scheinen also nicht viel auf Schlegel zu halten, oder sind wohl selbst ein Gegner?"

Keineswegs. Ich verehre Schlegel's Verdienste um die deutsche Literatur auf das Höchste, und bin ihm selbst große Dankbarkeit schuldig; denn ich habe manches von ihm gelernt und bin, was ich noch höher anschlage, oftmals mächtig durch ihn angeregt worden zum Lernen und Denken. Seinen Vorträgen aber konnte ich nicht wohl beiwohnen, weil sie für die Ordnung meiner Zeit unbequem fielen. Auch bedurfte ich des Zuhörens kaum; denn mein Freund Kohlrausch schrieb fleißig und verständig nach und erstattete mir immer getreulich Bericht zu gegenseitiger Besprechung. Und endlich muß ich auch gestehen, daß ich lieber las, was Schlegel geschrieben hatte, als anhörte, was er sagte. Seine Persönlichkeit hatte für mich etwas Störendes. Übrigens habe ich bei den Worten, daß ich in Berlin dieselben Phrasen hätte anhören müssen, die ich in Göttingen angehört hatte, durchaus nicht an Schlegel gedacht.

„Aber Sie haben nicht blos angehört, sondern Sie haben disputirt.“

Nur in Göttingen mit meinen jungen Freunden. In Berlin habe ich die Redensarten nur angehört, habe zugestimmt und zuweilen etwa gelacht.

„Gelacht?“

Versteht sich: in mich hinein.

„Aber eben damit haben Sie stillschweigend das Disputiren fortgesetzt. Sie sind nicht zu der Meinung Ihrer Gegner übergegangen, sondern in der Opposition geblieben. Sie haben Ihre Argumente also fortwährend für stark genug gehalten um die Gegner aus dem Felde zu schlagen. Darf man denn die Gründe nicht kennen, mit welchen Sie gestritten haben?“

In der That, Ew. Excellenz, würde ich kaum im Stande sein, vor Ihnen diese Gründe auszusprechen. Sie waren gar verschieden, heute andere, als gestern, wie der Augenblick sie eingab. Auch waren sie von sehr verschiedener Art.

„Es würde mich doch interessiren, sie kennen zu lernen, wenigstens in der Hauptsache. Auch scheint mir billig, da Sie so gütig gewesen sind, die Meinungen des einen Theiles mitzutheilen, die entgegenstehenden Meinungen auszusprechen. Und thun Sie das nur mit völliger Unbefangenheit; vergessen Sie, daß der Dichter des „Faust“ mit Ihnen spricht.“

Meine Freunde aus Jena waren natürlich sämmtlich große Philosophen. Ich war im ersten Jahre

meines Universitätslebens nicht eben zum Studium der Philosophie angeregt; denn die Lehrer in Göttingen, Buhle und Bouterwek, verstanden es, bei aller Gelehrsamkeit, keineswegs, für dasselbe zu begeistern. Jene Freunde nöthigten mich zu diesem Studium, und ich stürzte mich hinein mit dem feurigsten Eifer. Ich studirte die Schriften von Kant und Fichte, auch alles was von Schelling und Hegel ausging, und las alles, was die Schlegel schrieben und diejenigen, die auf deren Seite standen, wie z. B. die „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" und vieles Andere. Aber zugleich pflegte ich meine alte Liebe für die Geschichte, und Thibaut hatte mich durch seinen anmuthigen Vortrag für die Mathematik gewonnen. So kam es denn, daß ich durch die Intuitionen nicht geblendet wurde, daß ich verlangte, ein Begriff müsse bei dem Worte sein, daß ich Worte verwarf, welche sich einstellten, wenn Begriffe fehlten, wie trefflich sich auch mit denselben streiten ließ. Wir disputirten über alle Gegenstände der Philosophie, zuweilen ich allein gegen mehrere, zuweilen unterstützt von göttingischen Freunden, besonders von einem herrlichen Jüngling Ebers aus Hannover, einem tüchtigen Philologen, Wolf's Schüler, mit welchem ich den Plato las. Unser Streit wurde zuweilen so heftig, daß wir die Freundschaft aufkündigten und grimmig auseinander liefen; aber am folgenden oder am dritten Tage suchten wir uns wieder auf und wandelten mit einander auf der alten Bahn, als wäre

nichts vorgefallen. Bei dieſen Disputationen kamen wir denn auch oft auf den „Fauſt“ zurück, und ich holte bald dieſes, bald jenes Geſchütz aus meinem Arſenal hervor, um den Bau meiner Freunde zu beſchießen.

„Das iſt recht hübſch. Ich hätte kaum geglaubt, daß man es in dieſer Weiſe in Göttingen getrieben habe. Ihre übrigen Disputationen würden uns zu weit führen; was Sie aber gegen die Anſichten Ihrer Freunde vom „Fauſt“ vorgebracht haben, wäre ich wohl begierig der Hauptſache nach zu erfahren. Gelang es Ihnen, den Feind mit Ihrem Geſchütz aus dem Felde zu treiben?“

Nein, Ew. Excellenz; aber ich habe ihn doch zuweilen in ſeinem Lager ſtark beunruhigt. Mehr war nicht zu gewinnen; denn, wer Recht behalten will und hat nur eine Zunge, behält's gewiß. Man verwarf meine argumenta ad hominem, und wandte ſich mit der Behauptung hinweg, ich ſtecke noch in der Sphäre des gemeinen Menſchenverſtandes, und man könne nur mit dem ordentlich disputiren, der ſich zu der Höhe der wahren Philoſophie erhoben habe. Das mußte ich mir denn wohl gefallen laſſen und abwarten, ob der Streit wieder anfangen würde: Gewöhnlich dauerte es nicht lange.

„Nun, ſo fahren Sie doch eine oder die andere Ihrer Batterien vor, damit man ihre Stärke und Tragweite erkenne.“

Wenn Ew. Excellenz es wollen, ſo gehorche ich dem wiederholten Befehl: ich muß aber um Nachſicht und zu erwägen bitten, daß ich Student war. Auch können natürlich nur ein paar Beiſpiele gegeben werden.

„Ganz recht, ganz Recht. Geben Sie nur!“

Meine Freunde hatten, wie geſagt, behauptet: der „Fauſt“ ſei oder werde ſein eine divina tragoedia, in welcher der Geiſt der ganzen Weltgeſchichte dargeſtellt, in welcher das ganze Leben der Menſchheit ſei, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft umfaſſend. Dieſer Behauptung ſtellte ich den Begriff der Tragödie entgegen, wie derſelbe von alten und neuen Philoſophen beſtimmt worden, und behauptete alsdann, eine Darſtellung der Weltgeſchichte könne unmöglich eine Tragödie ſein. Allerdings gab ich gern zu, daß der bis jetzt geltende Begriff von Tragödie zu eng ſein möge. Wie es früher dramatiſche Dichtungen einer gewiſſen Gattung gegeben habe, ehe man den Namen Tragödie gefunden und mit demſelben jene Gattung bezeichnet habe, ſo könnten wohl neue Dichtungen nöthigen, den Begriff der Tragödie zu erweitern. Wie man ihn aber auch faſſen möge, ſo lange es ein Begriff bleibe, eine beſtimmte Dichtungsgattung umfaſſend, ſo lange dieſer Gattung andere Gattungen gegenüber ſtänden, ſo lange könne und dürfe die Weltgeſchichte nicht als Tragödie bearbeitet werden, und eben ſo wenig als Komödie oder als Schäferſpiel. Denn die Weltgeſchichte ſei, der Idee nach, alles, und Tragödien und Komödien ſeien kleine

Theile derſelben. Auch ſcheine mir die Einſchränkung, daß es nicht die Weltgeſchichte ſei, die dargeſtellt werde, ſondern der Geiſt der Weltgeſchichte, oder, wie auch geſagt worden, der Geiſt der Menſchheit, nicht weiter zu führen; denn leiblich erſcheine der Geiſt der Menſchheit doch nicht in dem Fragmente, und werde auch nicht in dem vollendeten „Fauſt“ leiblich erſcheinen können, um in eigener Perſon zu tragiren. Auch begriffe ich nicht, mit wem der Geiſt der Menſchheit, falls er in Perſon erſchiene, tragiren ſollte; ich begriffe nicht, wen man dieſem Geiſte gegenüber oder an die Seite ſtellen könnte. Ich fürchtete daher, demſelben werde nichts übrig bleiben, als endloſe Monologen zu halten, oder ſich einſam in der freien Luft zu ergehen. Und wie denn der Geiſt der Menſchheit, wie er ſich in der Weltgeſchichte offenbare, gedacht werden könne? Wir ſprächen zwar von einer Geſchichte der Menſchheit, und von einem Geiſte der Geſchichte der Menſchheit und philoſophirten über die Menſchheit und ihre Geſchichte, aber wir bezögen dieſe Ausdrücke doch nur auf die Vergangenheit. Von der Zukunft, die ſie auch in die göttliche Tragödie hinein ziehen wollten, gelte noch immer Horazens Wort: futuri temporis exitum caliginosa nocte premit Deus. Die Vergangenheit aber, ſoweit wir dieſelbe geſchichtlich zu erkennen vermögen, ſei ſehr kurz, und doch abſtrahirten wir aus ihr allein das Leben der Menſchheit indem wir aus dem eigenen Geiſte und den eigenen Gefühlen hinzuthäten, was uns

nöthig oder wünſchenswerth zu ſein ſcheine. Es wäre nicht nur möglich, ſondern ſogar wahrſcheinlich, und ich glaubte, wir müßten es wünſchen, daß unſere Nachkommen nach 10000 Jahren die Weltgeſchichte ganz anders auffaßten, als wir, und in ihr, wenn nicht einen ganz anderen Geiſt, doch denſelben Geiſt viel klarer, deutlicher und beſtimmter erkennen würden; es wäre möglich, daß ſie Alles, worin wir es ſo herrlich weit gebracht zu haben glaubten, nur als Anfänge, als kindiſche Verſuche betrachteten und all unſere Weisheit als knabenhafte Thorheit.

„Hm! Hm!“ — (dem Laute nach halb beifällig und halb zweifelnd) —

Eben deßwegen hielte ich nicht für denkbar, daß irgendeinem Menſchen der ungeheuere Gedanke in den Kopf kommen könne, das Leben der Menſchheit, wenn nicht für das Theater, doch jedes Falles in dramatiſcher Weiſe zu bearbeiten, und am wenigſten könnte ich mir dieſes von dem Dichter des „Fauſt“ vorſtellen, in deſſen übrigen Schöpfungen z. B. in meinen Lieblingsgedichten der „Iphigenia“ und dem „Torquato Taſſo“, alles ſo hell und lauter erſcheine, ſo wahr, menſchlich und ſchön, ſo ſcharf und gerundet.

Dieſes letzte Argument ward aber auf eine Weiſe ſchnöde verworfen, welche ich, da ich ein Mal in das Schwatzen hineingekommen bin, nicht unberührt laſſen möchte, weil ſie am beſten zeigen kann, wie es in den Köpfen einiger meiner Freunde ausſah.

„Nun, ich bin begierig!“

Meine Freunde gaben zu, daß der Dichter des „Fauſt“ den Gedanken gar nicht gehabt haben möge, ja vielleicht einen ganz anderen, aber ſie behaupteten, daß er dieſen Gedanken dennoch gegen ſein Wiſſen und ſeinen Willen dem Gedichte zum Grunde gelegt und die ganze Dichtung mit demſelben durchdrungen habe. Sie ſahen nämlich die dichtende Kraft oder den Dichtergeiſt als eine unabhängige, freiwirkende Gewalt an, welche den Menſchen, den man den Dichter zu nennen pflegt, nöthige, zu dichten und ſo zu dichten, wie er eben dichtet. Sie nahmen an, die Dichtung dringe aus dem ſ. g. Dichter hervor, wie etwa der Quell aus dem Felſen. Wie alte Theologen ſich die Inſpiration dachten, als habe der heilige Geiſt den heiligen Schriftſtellern die Hand geführt, damit ſie eben ſchreiben mußten, was ſie geſchrieben haben, kein Jota zu viel und kein Jota zu wenig, ſo dachten ſie ſich den Dichtergeiſt wie eine myſtiſche Macht, die den Menſchen, in welchem ſie wohnt oder welchen ſie erfaßt, nur als Werkzeug gebraucht, um ſich in der Weiſe vor der Welt zu bewähren, in der ſie ſich eben bewähren will. Rhythmus, Metrum, Reim, alles iſt nicht Werk des dichtenden Menſchen, ſondern die Wirkung des dichteriſchen Geiſtes, welchem der Menſch nicht zu widerſtehen vermöge, er möge ſich ſtellen, wie er wolle.

„So? Ei, das iſt ja ganz charmant!“

Meine Gegenbemerkungen, z. B., daß zwar Gott

men, der von einer Bürgerwache mehr lächerlich als fürchterlich umgeben war. Ein unförmlicher Stadtschreiber ritt voraus, und komplimentirte mit dem gegenseitigen Aktuarius (denn das war der junge Mann, mit dem Wilhelm gesprochen hatte) an der Gränze mit großer Gewissenhaftigkeit und wunderlichen Gebärden, wie es etwa Geist und Zauberer, der eine inner- der andere außerhalb des Kreises, bey gefährlichen nächtlichen Operationen thun mögen.

Die Aufmerksamkeit der Zuschauer war indeß auf den Bauerwagen gerichtet, und man betrachtete die armen Verirrten nicht ohne Mitleiden, die auf ein paar Bündeln Stroh bey einander saßen, sich zärtlich anblickten, und die Umstehenden kaum zu bemerken schienen. Zufälligerweise hatte man sich genöthigt gesehen, sie von dem letzten Dorfe auf eine so unschickliche Art fort zu

nach einem alten Sprichworte, ſeine Gaben wunderbar vertheile und ſeinen Freunden vieles im Schlafe gebe, daß ich aber doch, wie hoch ich auch den Dichter ehre, nicht umhin könne, nur Einen Geiſt anzunehmen, der ſich zwar im Dichter anders offenbare als im Bildhauer, im Redner, im Geſchichtſchreiber, der aber doch immer derſelbe bleibe; daß ferner die Dichter gerade bei ihren ſchönſten Werken tüchtige Vorſtudien zu machen gehabt hätten, und namentlich der Dichter des „Fauſt“ für den „Götz“, für die „Iphigenia“, für den „Taſſo“, ja, daß ſich faſt alle Gedichte entweder auf Selbſterlebtes oder auf Überliefertes bezögen, und daß das Studium wie das Erleben bei dem Dichter ganz auf dieſelbe Weiſe vorgehe, wie bei anderen Menſchen; daß manche Dichter ſich Jahre lang mit Entwürfen zu dichteriſchen Schöpfungen herumgetragen, und dieſe Entwürfe, zuerſt ganz im Allgemeinen aufgefaßt, nach und nach ſchärfer geſtaltet, ſelbſt verändert, auch wohl Winke und Belehrung von kritiſchen Freunden erhalten und befolgt hätten, ehe ſie zu der Ausführung geſchritten; daß ſie auch die Darſtellung ſelbſt nicht ſelten überarbeiteten, um den Stoff zu reinigen und die Form zu verbeſſern; die verſchiedenen Ausgaben gäben Zeugniſſe, daß viele Dichter die Muſen um Beiſtand angefleht, viele über die Hinderniſſe geklagt hätten, welche ihnen die Sprache in den Weg lege, und daß es daher offenbar ſei, auch der Dichter habe ſeine Werkſtatt, und er empfinde bei der Arbeit dieſelben Ge-

burtswehen, an welchen andere Sterbliche zu leiden hätten —

„Da haben Sie wohl Recht.“

— Dieſe Gegenbemerkungen wurden als unphiloſophiſch, proſaiſch und gemein zurückgewieſen. Und um mich vollends von der Richtigkeit derſelben zu überzeugen, wurde z. B. folgende Anekdote erzählt. Ew. Excellenz wären ein Mal in einem lebhaften Geſpräche verwickelt geweſen. Sie hätten an einem Tiſche geſeſſen, auf welchem Ihr rechter Arm geruht habe. Während des Geſpräches hätten Sie eine Bleifeder ergriffen und ein Stück Papier, beides mechaniſch; denn Sie hätten gar nicht hingeſehen. Sie hätten angefangen zu zeichnen, die Augen abgewendet und das Geſpräch ununterbrochen fortſetzend. Am Ende hätte ſich ergeben, daß Sie eine recht ſchöne Landſchaft gezeichnet, und darüber ſeien Sie höchſt verwundert geweſen; denn Sie hätten gar nicht gewußt, daß Sie die Bleifeder in der Hand gehalten, vielweniger, daß Sie gemalt hätten. So habe die dichteriſche oder die ſchaffende Kraft in Ihnen ſich Ihrer Hand als bloßen Werkzeugs bedient; denn ſie habe ſich offenbaren müſſen, dieſe Kraft, und habe ſich in dieſem Augenblicke nicht anders offenbaren können.

„So?“

Ein zweites Beiſpiel. Meine Freunde behaupteten, Fauſt ſei, oder ſolle ſein, der Repräſentant der Menſchheit und Mephiſtopheles das perſonificirte Böſe.

Ich leugnete beides. Was Fauſt ſein ſolle, ſagte ich, oder was er einſt ſein werde, wenn die ganze Tragödie vollendet ſei, laſſe ich auf ſich beruhen. Aber in dem Fragment ſei er offenbar nicht Repräſentant der Menſchheit, ſondern ein einzelner. Neben ihm erſchienen ja auch andere Menſchen, wie der ehrliche Wagner, die tapferen Burſchen, Froſch, Brander, Siebel und Conſorten, die lüſterne Frau Marthe und das wunderliebliche Gretchen, welche ſämmtlich doch auch zur Menſchheit gehörten und, ſo zu ſagen, einen Theil der Menſchheit in ſich trügen, wenn auch nur einen ſehr kleinen. Wollte man aber den Fauſt etwa einen Repräſentanten der Menſchheit nennen, wie ein Geſandter, der Repräſentant eines Reiches oder eines Volkes ſei, oder ein Deputirter im engliſchen Parlamente der Repräſentant einer Grafſchaft, einer Stadt, eines Fleckens, ſo fürchtete ich, es würde ihm nicht möglich ſein, ſeinen Vollmachtsbrief vorzuzeigen. Auch ſei es doch ſonderbar, daß das Böſe, welches ſich im Leben der Menſchheit finden möge, hier als Perſon neben dem Repräſentanten der Menſchheit als gehorſamer Diener herlaufe und dergleichen mehr.

„Alles Dieſes läßt ſich hören; es ſind jedoch nur Negationen, was Sie vorbringen oder vorgebracht haben, die nicht weiter führen. Indem Sie aber die Anſichten anderer von dem „Fauſt“ zu widerlegen ſuchten und zu dieſem Zweck den „Fauſt“ abermals und abermals leſen mußten, ſind Sie ohne Zweifel zu einer eigenen

Anſicht von dem wunderlichen Gedicht gekommen, die ſolchen Gründen als Sie aufgeſtellt haben, zu widerſtehen im Stande iſt. Wollen Sie nicht wenigſtens zum Schluſſe unſerer Unterhaltung dieſe Anſicht, die Sie ſelbſt aus der Lectüre des „Fauſt“ gewonnen haben, mittheilen?“

In der That, Ew. Excellenz, habe ich wohl Verſuche gemacht, die Idee, welche der Dichter darzuſtellen unternommen habe, aufzufinden, und aus derſelben das Einzelne in dem Gedichte zu erklären; es hat auch wohl Augenblicke, vielleicht Stunden und Tage gegeben, in welchen ich an die Richtigkeit dieſer Idee geglaubt habe. Aber ſie iſt mir immer wieder, wie man zu ſagen pflegt, unter den Händen zerronnen, und mein Glaube iſt verſchwunden. Daher, wie ich alles Streiten längſt aufgegeben habe, ſo habe ich auch aller Grübelei entſagt. Ich freue mich deſſen, was wir haben, nehme es, wie es vorliegt, und überlaſſe anderen zu ergründen, was vielleicht unergründlich iſt.

„Wie iſt denn das möglich?“

Ich leſe die einzelnen Scenen, und oft, und mache das Büchlein immer mit neuer Luſt wieder auf. Des gelehrten Doctors Selbſtpeinigung, die allerdings bei einem Manne von 54 Jahren etwas auffallend iſt —

„Warum geben Sie ihm denn grade 54 Jahre?“

Auf und ab. Da Fauſt ſich durch den Hexentrank 30 Jahre vom Leibe ſchaffen, und doch wohl, weil er nach gewiſſen Genüſſen lüſtern iſt, nicht als unreifer

Burſche erſcheinen will, ſo dächte ich 54 Jahre wären ungefähr ein angemeſſenes Alter.

„Nun, ich habe Sie unterbrochen, fahren Sie doch fort!“

Des Doctors Selbſtpeinigung erregt mein Mitleid und macht mich beſorgt für den Mann; ſeine weiſen Lehren gewinnen meinen Beifall, ſein Streben nach tieferer Erkenntniß meine Achtung, ſein Gebet im Walde greift tief in meine Bruſt, und ſein Geſpräch mit Gretchen über Religion ſpricht lebendig zu meinem Herzen. Bei allen dieſen Vorgängen nehme ich ihn, wie er eben erſcheint, und ſuche weder den eitlen Hans in der Hexenküche, noch den groben Geſellen im Verkehre mit Mephiſtopheles, oder den argliſtigen Verführer der Margaretha mit ihm, in jenen Vorgängen, in Übereinſtimmung zu bringen. Und auf dieſelbe Weiſe faſſe ich die übrigen Perſonen, wie ſie ſich eben geben, jedes ihrer Worte in dem einfachen Sinne nehmend, den ſie in der Sprache haben.

„Ja; ſo mögen denn die Orakelſprüche, Sentimentalitäten, Schelmereien, Spitzbübereien und Schweinereien auch ihr Intereſſe haben. Aber es iſt ein kleinliches, ein zerhacktes Intereſſe. Ein höheres Intereſſe hat doch der Fauſt, die Idee, welche den Dichter beſeelt hat, und welche das einzelne des Gedichtes zum Ganzen verknüpft, für das Einzelne Geſetz iſt und dem Einzelnen ſeine Bedeutung giebt.“

Darüber könnte freilich der Dichter den beſten Aufſchluß geben.

„Mit dieſem Aufſchlußgeben wäre die ganze Herrlichkeit des Dichters dahin. Der Dichter ſoll doch nicht ſein eigener Erklärer ſein und ſeine Dichtung in alltägliche Proſa ſein zerlegen; damit würde er aufhören Dichter zu ſein. Der Dichter ſtellt ſeine Schöpfung in die Welt hinaus; es iſt die Sache des Leſers, des Äſthetikers, des Kritikers, zu unterſuchen, was er mit ſeiner Schöpfung gewollt hat.“

Ich gebe dieſes alles ſehr gern zu, Ew. Excellenz, aber mir ſcheint doch auch, daß es dem Leſer oder Kritiker unmöglich ſein werde, die Idee der ganzen Schöpfung anders, als aus der ganzen Schöpfung zu gewinnen.

„Aber wir erkennen doch im Torſo den Herkules.“

In tantum, Ew. Excellenz. Wir erkennen in dem ſchön bearbeiteten coloſſalen Block, den ich leider nicht geſehen habe, daß derſelbe der Rumpf einer koloſſalen Statue geweſen ſein müſſe, und wir ſind, ſo zu ſagen, ſtillſchweigend übereingekommen, in dieſer Statue den Herkules zu ſehen, weil wir ſie ſonſt nicht unterzubringen wiſſen. Wenn aber irgend ein Zauberer die Statue wieder herſtellte und ihr den Torſo ohne Fuge und Naht einverleibte: ſo würde ſich doch vielleicht zeigen, daß ſelbſt Winkelmann ſich geirrt habe, und daß der Torſo nicht einem ſitzenden Herkules den Kopf auf die Hand geſtützt und das Auge zum Himmel gerichtet angehöret habe. Ich ſage, das wäre möglich.

„Soll ich etwa an Statt des Torſo die Löwenklaue nennen?“

Wenn uns eine abgeſchnittene Klaue dargeboten würde, alſo ein Fragment eines Löwen, ſo würden wir gewiß erkennen, daß es eine Löwenklaue ſei, aber ich fürchte den Löwen, von welchem ſie abgeſchnitten iſt, würden wir nimmermehr erkennen. Und wenn das Geſchlecht der Löwen ausgeſtorben wäre, und die abgeſchnittene Klaue würde einem großen Kenner der Natur vor die Augen gelegt, ſo würde er gewiß ſogleich behaupten, es ſei die Tatze eines großen und ſtarken Thieres, etwa aus dem Katzengeſchlechte; ob er aber aus dieſer Tatze den Löwen, wie er leibt und lebt, zu conſtruiren im Stande ſein würde, ſcheint mir weniger gewiß. So halte ich für unmöglich, daß Jemand den „Fauſt“ zu leſen vermöchte, ohne den großen und gewaltigen Dichtergeiſt zu erkennen, der, ich möchte ſagen, in jeder Zeile wehet und wirkt, einen Dichtergeiſt, den das Heiligſte durchdrungen und das Gemeinſte ins Auge gefaßt hat, ohne von demſelben beſudelt oder nur berührt zu werden. Aber für unmöglich halte ich, aus dem Fragment einen ganzen „Fauſt“ zu conſtruiren, oder in dem Fragment eine Idee aufzufinden, aus welcher die vorliegenden Scenen ebenſowohl erklärt werden könnten, als was noch an einem Ganzen fehlen mag.

„Und dennoch hat man allgemein einen Mittelpunkt geſucht, aus welchem heraus das einzelne, ſich gegen-

ſeitig ergänzend, erwachſen ſei und ferner erwachſen könnte. Und große Gelehrte und geiſtreiche Männer haben es nicht für zu gering gehalten, ſich nach dieſem Mittelpunkt umzuſehen."

Das zeugt jedes Falles für das allgemeine Bedürfniß eines ſolchen Mittelpunktes.

„Was hat denn aber dieſes Bedürfniß erzeugt? Doch ohne Zweifel das Fragment ſelbſt. Das Einzelne, das Ihnen zu genügen ſcheint, hat andere nicht befriedigt, und doch haben ſie das Büchlein nicht hinweg geworfen, ſondern ſie haben es feſtgehalten, oder es von Neuem und abermals wieder in die Hand genommen. Es muß alſo doch Etwas in dem Büchlein ſein und durch das Büchlein hindurch gehen, das auf den Mittelpunkt hinweiſt, auf die Idee, die in allem und jedem hervortritt."

Ich habe nicht gerade geſagt, Ew. Excellenz, wenigſtens hätte ich nicht ſagen ſollen, das mir das Einzelne genüge, ſondern ich habe nur ſagen wollen, daß ich mich des Vorhandenen freue, und daß ich das tiefere Forſchen darum aufgegeben habe, weil meine Verſuche mißlungen wären, und weil mir auch die Verſuche Anderer mißlungen zu ſein ſchienen. Und dann geſtehe ich auch, daß die beſtändige Erneuerung dieſer Verſuche, den Mittelpunkt oder die Grund-Idee des Fauſt aufzufinden nicht gerade ſo zu erklären ſein dürfte, wie Ew. Excellenz ſie zu erklären geruhet haben.

„Wie wollten Sie dieſelbe denn anders erklären, als aus der poetiſchen Richtung des Einzelnen, welche auf einen nothwendigen Zuſammenhang, alſo auf einen Mittelpunkt, auf eine Grundidee hinweiſt überall?“

Das könnte vielleicht auf mehr, als Eine Weiſe geſchehen. Wenn aber Ew. Excellenz mir verſtatten wollen, nur eins anzuführen, das mit gewirkt haben könnte zu dieſem allgemeinen Eifer in der Erklärung des „Fauſt“, ſo möchte ich mir faſt erlauben, mit Worten aus dem Fauſt zu ſprechen, wenn es auch Hexen- und Teufelsworte ſind:

Aus Eins mach' Zehn,
Und Zwei laß gehn,
Und Drei mach' gleich,
So biſt Du reich.
Und Neun iſt Eins,
Und Zehn iſt keins.

„Wie gehört dieſes Hexeneinmaleins hierher? Was wollen Sie damit ſagen?“

Mit andern Worten:

— Ein vollkommner Widerſpruch
Bleibt gleich geheimnißvoll für Kluge wie für Thoren.

Und je geheimnißvoller der Widerſpruch iſt und je raſcher ſich ein Widerſpruch an den anderen drängt, als ſollten ſie ſich gegenſeitig, wie ergänzen, ſo erklären oder auflöſen, deſto ſtärker und allgemeiner, denke ich, muß das Verlangen werden, wenn der gemeine Ausdruck verſtattet iſt, dahinter zu kommen.

„Im Allgemeinen möchte in dieſer Bemerkung immer einige Wahrheit ſein. Auf den beſonderen Fall aber angewandt, ſcheinen Sie die große Theilnahme, welche der „Fauſt“ gefunden hat, nicht dem Werke ſelbſt, nicht der Macht der Poeſie zuzuſchreiben, ſondern einem myſtiſchen Etwas, das hinter dem „Fauſt“ liegt; die Leſer werden nicht angezogen durch das, was ihnen dargeboten iſt, ſondern durch Etwas, was ſie zu ſuchen veranlaßt werden, und was ſie niemals zu finden vermögen.“

So iſt es nicht gemeint, Ew. Excellenz. Ich habe ja von mir ſelbſt geſagt, daß ich mich des Gegebenen herzlich erfreue, und ich hätte hinzuſetzen können, daß ich des „Fauſt“ erſt recht froh geworden bin, ſeitdem ich mich entſchloſſen habe, das einzelne zu genießen, und das Suchen nach einer Grundidee, nach einem Mittelpunkt, wodurch mir der Genuß verkümmert worden war, gänzlich aufzugeben. Es iſt aber eben die Macht der Poeſie, welche das ergriffene Gemüth überwältigt und den klügelnden Verſtand anreizt, noch einen tieferen Sinn in den Worten und Darſtellungen zu vermuthen: er weiß ſonſt den Eindruck nicht zu erklären; denn er iſt eben nicht poetiſch, der Verſtand. Würden ihm die Widerſprüche in ſchlichter Proſa dargeboten, oder in Reimen ohne Poeſie, ſo würde er die Widerſprüche ohne Weiteres als unvernünftig zur Seite ſchieben.

„Alſo abermals die Widerſprüche? Wollten Sie

bringen, indem die alte Kutsche, in welcher man die Schöne transportirte, zerbrochen war. Sie erbat sich bey dieser Gelegenheit die Gesellschaft ihres Freundes, den man, aus Ueberzeugung, er sey auf einem capitalen Verbrechen betroffen, bis dahin mit Ketten beschwert nebenher gehen lassen. Diese Ketten trugen denn freylich nicht wenig bey, den Anblick der zärtlichen Gruppe interessanter zu machen, besonders weil der junge Mann sie mit vielem Anstand bewegte, indem er wiederholt seiner Geliebten die Hände küßte.

Wir sind sehr unglücklich! rief sie den Umstehenden zu; aber nicht so schuldig wie wir scheinen. So belohnen grausame Menschen treue Liebe, und Eltern, die das Glück ihrer Kinder gänzlich vernachlässigen, reissen sie mit Ungestüm aus den Armen der Freude, die sich ihrer nach langen trüben Tagen bemächtigte!

nicht die Güte haben, den einen oder den anderen dieſer Widerſprüche etwas näher zu bezeichnen, an welchen Sie Anſtoß genommen haben, oder welche Ihnen ſo geheimnißvoll zu ſein ſcheinen, daß Kluge und Thoren ſich zu der Auflöſung aufgefordert fühlen?"

Hätte ich ahnen können, daß mir die Ehre zu Theil werden würde, mit Ew. Excellenz dieſen Morgen ein ſolches Geſpräch zu führen, ſo würde ich den „Fauſt" einmal wieder durchgeleſen haben, um Alles friſch und lebendig aufzufaſſen; denn es iſt mir in der letzten Zeit ſo mancherlei durch den Kopf gegangen, daß eins und das andere im „Fauſt" doch zurückgetreten iſt. Und deßwegen, und weil ich ohnehin doch nur wenig werde vorbringen können, will ich den ganzen wunderlichen Hexenſpuk übergehen, obwohl derſelbe, als dem Glauben einer früheren Zeit angehörend, mit der Welt, in welcher wir leben, in einem ſchneidenden Widerſpruch ſteht. Und auch die Geiſtererſcheinungen will ich übergehen, die nicht minder jenes Geheimnißvolle an ſich haben, das die Seele ſtachelt. Selbſt den prächtigen Geſellen Mephiſtopheles will ich nicht anführen, obwohl er wohl Stoff zu mancher Bemerkung darböte. Dieſer Teufel iſt ſo ſtark von der Cultur beleckt worden, daß er ein recht behaglicher Geſellſchafter zu ſein ſcheint, ſehr verſchieden von dem alten Teufel, der wie ein brüllender Löwe herumlief und die Menſchen zu verſchlingen ſuchte. Nur die Atmoſphäre wird durch ihn, nach Gretchens Bemerkung, etwas

ſchwül gemacht, trotz ſeines freiherrlichen Benehmens. Da er aber nicht Ein Teufel aus vielen iſt, ſondern da er ſich ſelbſt den Teufel nennt und den Gruß der Seinigen als Junker Satan annimmt, ſo muß man erſtaunen, daß der Fürſt der Finſterniß ſich ſoweit herab läßt, den Diener eines ſo unholden Herrn zu machen; man muß ſich wundern, daß er ſein großes Reich ſo lange verlaſſen kann, um ſich um die Seele eines pedantiſchen Magiſters zu bewerben, und man kommt zu dem Schluſſe, daß, wenn der Teufel ſich ſo viele Mühe um jede Seele geben muß, die Hölle unmöglich ſtark bevölkert ſein kann. Doch dieſes ſind nur Einfälle des Augenblickes; ich komme auf den Helden, auf Fauſt ſelbſt.

Fauſt iſt, wie mir ſcheint, am beſten von dem Dichter ſelbſt bezeichnet worden. Mephiſtopheles nennt ihn einen „überſinnlichen, ſinnlichen Freier", allerdings nur in Beziehung auf Gretchen; aber es iſt wahr in Beziehung auf alles, um das er ſich bewirbt, wonach er ſtrebt. In ihm ſind unverkennbar zwei Seelen —

„Hm!" —

Dieſe beiden Seelen, zuſammengewachſene Zwillinge, befinden ſich mit einander in einem unausgleichbaren Kampfe. Die eine, der göttlichen Natur im Menſchen entſprechend, ſtrebt dahin, woher ſie ſtammt, nach dem Göttlichen, nach Wahrheit, Erkenntniß, Licht; die andere, die thieriſche Natur im Menſchen, treibt zu jeglichem ſinnlichen Genuß. Das iſt nun, meine ich, nichts Un-

erhörtes; derſelbe Kampf findet ſich mehr oder minder, verſchieden geſtaltet und geführt, in dem Leben eines jeden Menſchen; das Abweichende und Widerſprechende iſt aber, daß ſonſt die thieriſche Natur wohl in der Jugend von Zeit zu Zeit den Sieg gewinnt, in ſpäteren Jahren aber von der göttlichen überwunden wird, daß in Fauſt hingegen die göttliche Natur ein halbes Jahrhundert vorherrſchend geweſen iſt, und daß alsdann die thieriſche alle Gewalt dergeſtalt ausübt, daß er, der alternde Mann mit erkünſtelter Jugend, oder vielmehr mit einer Hexenjugend, daß

Er taumelt von Begierde zu Genuß,
Und im Genuß verſchmachtet vor Begierde.

Und nur von Zeit zu Zeit erinnern ſeine Worte, im Widerſpruche mit ſeinen Handlungen, daran, daß einſt ein höherer Geiſt in ihm gelebt und gewirkt hat. Im wirklichen Leben iſt das üppige Alter widerwärtig, und ein lockerer Greis eine häßliche Erſcheinung; den Fauſt macht nur die Poeſie erträglich. Das iſt der erſte Widerſpruch. Und andere drängen ſich hervor.

Fauſt tritt auf, nachdem er ſchon Philoſophie, Juriſterei, Medicin und Theologie mit heißem Bemühen ſtudirt hat. Nun macht er die Entdeckung, daß wir Nichts wiſſen können, aber zugleich auch die Entdeckung, daß er weder Gut noch Geld, noch Ehr und Herrlichkeit der Welt hat. Darum mag er ſo nicht länger leben. Aber er weiß auch recht gut,

warum ſein Herz
Sich bang in ſeinen Buſen klemmt,
Warum ein unerklärter Schmerz
Ihm alle Lebensregung hemmt.

Denn er antwortet ſelbſt:

Statt der lebendigen Natur,
Da Gott die Menſchen ſchuf hinein,
Umgiebt in Rauch und Moder nur
Mich Thiergeripp und Todtenbein.

Auch verſchreibt er ſich ſogleich ein Recipe:

Flieh! Auf! Hinaus ins weite Land! —
Denn wenn Natur Dich unterweiſt,
Dann geht die Seelenkraft Dir auf.

Anſtatt aber der eignen Vorſchrift zu folgen, anſtatt ſich von allem Wiſſensqualm zu entladen und in die Natur hinaus zu gehen, ergreift er „das Buch von Noſtradamus eigner Hand“ und fängt an die Geiſter zu beſchwören. Die Erſcheinung bringt ihm nur Schauer, Demüthigung, Verwirrung. In der Fülle der Geſichte aber wird er geſtört durch den ehrlichen Wagner, den trocknen Schleicher. Und wie ſchön und menſchlich weiß er, der Mann der Verzweifelung, „des unerklärten Schmerzes“, der unendlichen Sehnſucht, wie ſchön und menſchlich weiß er den redlichen Forſcher an die einzige Quelle zu verweiſen, aus welcher allein der Menſch ſein heiligſtes Bedürfniß befriedigen kann.

Das Pergament, iſt das der heil'ge Bronnen,
Woraus ein Trunk den Durſt auf ewig ſtillt?
Erquickung haſt Du nicht gewonnen,
Wenn ſie Dir nicht aus eigner Seele quillt.

Er aber verläßt dieſe Quelle und ergiebt ſich dem Teufel.

Bei ſeiner erſten Erſcheinung mit Mephiſtopheles ſpricht er noch eine Sprache, die ſeines früheren Strebens würdig iſt. Er ſtellt ſeine Forderungen ſo hoch, daß man, wenn er auf die Erfüllung beſtände, ſelbſt die Ergebung an den Teufel verzeihen, daß man begreiflich finden würde, wie er geglaubt habe, um einen ſolchen Preis dürfe und müſſe er ſelbſt ſeine Seele verkaufen.

Und was der ganzen Menſchheit zugetheilt iſt,
Will ich in meinem innern Selbſt genießen,
Mit meinem Geiſt das Höchſt' und Tiefſte greifen,
Ihr Wohl und Weh auf meinen Buſen häufen.

Dieſe Worte erregen hohe Erwartung. Sie eröffnen die Ausſicht auf Großes, Gewaltiges, Erhabenes. Mephiſtopheles aber hat den Mann ſchon durchſchauet, das beweiſet die ſchnöde und höhniſche Weisheit, welche er dem Manne zu predigen wagt, der alle Wiſſenſchaften ſtudirt hat. Und wenn Fauſt ihm auch noch ein Mal mit einem ſcheinbar entſchiedenen: „ich will" entgegentritt, ſo läßt er ſich nicht irre machen. Und bald hat er die Freude zu ſehen, daß der Held Vernunft und Wiſſenſchaft vergißt oder verräth, daß er mit der feigen Frage:

Wie fangen wir das an?

allem Wollen entſagt, daß derſelbe ſich mit der Antwort begnügt:

Wir gehen eben fort.

Deßwegen höhnt ihn Mephiſtopheles denn auch noch:

Den ſchlepp' ich durch das wilde Leben,
Durch flache Unbedeutenheit,
Er ſoll mir zappeln, ſtarren, kleben.

Er ſetzt hinzu, als hätte er die Entdeckung gemacht, daß es kaum der Mühe werth geweſen, ſich um dieſe arme Seele zu bewerben, weil ſie ihm doch nicht entgangen ſein würde:

Und hätt' er ſich auch nicht dem Teufel übergeben,
Er müßte doch zu Grunde gehn.

Und in der That, welchen Gewinn hat denn Fauſt, der ſo Großes erſtrebte, ſo Großes wollte, aus dem Bunde mit dem Teufel gezogen? Er hat mit Hülfe deſſelben ein junges, liebes, unſchuldiges Mädchen verführt; das iſt Alles. Und für dieſen Zweck ſind die aufgewandten Mittel etwas groß; denn ein ſolches Bubenſtück iſt ſchon manchem gelungen, ohne daß er einen Bund mit dem Teufel geſchloſſen, einen Hexentrank verſchlungen oder Geſchenke der Hölle angewendet hätte, um dem armen Kinde die Augen zu verblenden. Iſt es daher zu verwundern, daß ſo viele, unbefriedigt von einem ſolchen Reſultate, ſich gleichſam von der Handlung losreißen, eine hohe Idee hinter derſelben ſuchen, jede Scene, ja jedes Wort ſymboliſch nehmen, und es nach der Idee des Ganzen erklären oder deuten?

„Alles, was Sie da vorbringen, kann nichts gelten. In der Poeſie giebt es keine Widerſprüche. Dieſe ſind nur in der wirklichen Welt, nicht in der Welt der Poeſie.

Was der Dichter ſchafft, das muß genommen werden, wie er es geſchaffen hat. So wie er ſeine Welt gemacht hat, ſo iſt ſie. Was der poetiſche Geiſt erzeugt, muß von einem poetiſchen Gemüth empfangen werden. Ein kaltes Analyſiren zerſtört die Poeſie und bringt keine Wirklichkeit hervor. Es bleiben nur Scherben übrig, die zu nichts dienen und nur incommodiren."

Eben deßwegen habe ich alles Räſonniren verworfen, und nehme die Handlung rein und lauter, wie ſie dargeſtellt, und jedes Wort, wie es geſprochen worden iſt.

„Aber Sie nehmen nur immer die einzelnen Scenen, Sprüche, Wörter, und wollen von dem Ganzen nichts wiſſen."

Weil es dem Dichter nicht gefallen hat, uns ein Ganzes zu geben. Wir haben ja nur Bruchſtücke.

„Aber eben weil es Bruchſtücke ſind, müſſen ſie ja zu einem Ganzen gehören, und im Ganzen poetiſch aufgefaßt werden."

Ich geſtehe, daß dazu eine größere poetiſche Empfänglichkeit gehören würde, als deren ich mich rühmen kann. Sollte es dem Dichter gefallen, einmal das Ganze vorzulegen, ſo werde ich gewiß verſuchen, dieſes Ganze in mich aufzunehmen, und die Idee zu erkennen, von welcher er bei ſeiner Schöpfung ausgegangen iſt. Nur würde es mir ſehr wehe thun, wenn irgend Etwas von dieſem Fragmente, das mir ſo wohl bekannt und ſo lieb geworden iſt, in dem Ganzen verloren ginge.

„Wie könnten aber dieſe Bruchſtücke in einem Ganzen verloren gehen, aus welchem ſie herausgenommen ſind? Sie werden in demſelben als organiſche Theile erſcheinen und erſt ihre wahre Bedeutung erhalten.“

Dieſe Äußerung Ew. Excellenz ſcheint zu beweiſen, daß das Ganze ſchon wirklich vorhanden iſt. Alsdann würde ich mich unendlich freuen, wenn es bald erſchiene, und durch die Erſcheinung würde auch allem Streit ein Ende gemacht werden.

„Es iſt vorhanden, noch nicht alles geſchrieben, aber gedichtet. — Nun? Sie ſchweigen? Sie ſehen mich ungläubig an?“

Wie könnte ich wagen, den Worten Ew. Excellenz meinen Glauben zu verſagen? Ich bin nur überraſcht und muß beſchämt meinen Irrthum und meine Schwäche bekennen.

„Wie ſo? — Beichten Sie einmal!“

Da Ew. Excellenz die Gnade gehabt haben, mir ſo lange geneigteſt zuzuhören, daß ich ſelbſt betreten bin über alles, was ich zu ſagen mir erlaubt habe, ſo will ich denn auch ehrlich bekennen, daß ich wirklich oft, weil ich es glaubte, auch behauptet habe, dieſes ſogenannte Fragment gehöre keineswegs einem Ganzen an, aus welchem es als Bruchſtücke, gleichſam zur Probe mitgetheilt wäre und ſei auch nicht im Geiſt eines Ganzen gedichtet, ja es ſei kein dramatiſches Werk, möge man es eine Tragödie nennen oder anders, das irgend eine Idee, irgend einen Gedanken, abgerundet

und vollendet darstellen und zur Anschauung bringen solle, — es sei kein solches dramatisches Werk möglich, in welches diese Bruchstücke dergestalt eingefugt werden könnten, daß sie als organische Theile des Ganzen, ergänzend und ergänzt, erscheinen könnten. Allerdings könnten noch viele Scenen hinzugefügt werden, im Anfang, am Ende, in der Mitte, diese Scenen würden ohne Zweifel von demselben holzen Dichtergeiste Zeugniß geben, der uns aus dem gegenwärtigen „Faust" so gewaltig anspräche, auch möchten sie durch die Namen Faust, Mephistopheles, Gretchen, Wagner mit dem vorliegenden Fragment in Verbindung gebracht werden können und uns bekannte Gestalten zeigen, aber sie würden immer nur an die Handlungen des Fragmentes und aneinander gereihet sein, und niemals würde ein Ganzes entstehen, das sich, wie von innen heraus, wie organisch gebildet, darstellte. Die Gründe, auf welche ich diese Behauptung stützte, liegen in dem, was ich früher gesagt habe, und mir schien die Behauptung auf diesen Gründen allerdings ziemlich festzustehen. Nach dem aber, was Ew. Excellenz so eben zu versichern die Gnade gehabt haben, muß ich allerdings einräumen, daß ich im Irrthume gewesen bin, aber Sie werden mir auch gewiß verzeihen, wenn ich bekenne, daß ich nur durch die Erscheinung des ganzen „Faust" selbst von meinem Irrthum völlig geheilt werden kann.

„Es ist Ihnen nicht zu verargen, daß Sie sehen und nicht glauben wollen. Wie aber haben Sie sich

denn die Entſtehung des „Fauſt“ gedacht? Habe ich Sie recht verſtanden, ſo ſind Sie der Meinung geweſen, und ſind noch der Meinung, daß der Dichter gar nicht gewußt hat, was er wollte, als er die Dichtung begann, ſondern daß er auf das Gerathewohl, daß er in das Blaue hinein gedichtet und ſich nur des Namens „Fauſt“ wie einer Schnur bedient habe, um die einzelnen Perlen aufzuziehen und vor der Zerſtreuung zu bewahren.“

Es bleibt mir nur übrig, Ew. Excellenz einfach und kurz zu erzählen, wie mir durch häufiges Leſen des „Fauſt“ die Sache erſchienen iſt. Der Dichter kannte die Sage vom Fauſt, wohl auch ein Puppenſpiel; zugleich ward er, vielleicht ſehr früh, veranlaßt, ſich in Schriften, die Magie, Alchymie und andere geheime Wiſſenſchaften betreffend, umzuſehen. Hierauf kam er als Student nach Leipzig und ſah in Auerbach's Keller das alte Bild, auf welchem, wie mir erzählt worden iſt, Fauſt auf einem Faſſe reitend den Keller verläßt. Dieſes Bild ergötzte ihn bei ſeinen Kenntniſſen des Fauſt. Nun mag ein wildes Studentengelag in Auerbach's Keller hinzugekommen ſein, von welchem der Dichter Zeuge war, von welchem er jedesfalles unterrichtet wurde. So ward er veranlaßt, einen Scherz zu machen, das Gelag und Fauſts Erſcheinung im Keller zu verbinden und theils wahr und theils ergötzlich darzuſtellen. Die Scene in Auerbach's Keller ſchien mir zu allererſt geſchrieben zu ſein; ſie iſt ſo

Indeß die Umstehenden auf verschiedene Weise ihre Theilnahme zu erkennen gaben, hatten die Gerichte ihre Zeremonien absolvirt, der Wagen ging weiter, und Wilhelm, der an dem Schicksal der Verliebten großen Theil nahm, eilte auf dem Fußpfade voraus, um mit dem Amtmanne, noch ehe der Zug ankäme, Bekanntschaft zu machen. Er erreichte aber kaum das Amthaus, wo alles in Bewegung und zum Empfang der Flüchtlinge bereit war, als ihn der Aktuarius einholte, und durch eine umständliche Erzählung, wie alles gegangen, besonders aber durch ein weitläuftiges Lob seines Pferdes, das er erst gestern vom Juden getauscht, jedes andere Gespräch verhinderte.

Schon hatte man das unglückliche Paar aussen am Garten, der durch eine kleine Pforte mit dem Amthause zusammenhing, abgesetzt, und sie in der Stille hineingeführt.

Der

frisch, so lebendig, so jugendlich, so burschikos, daß ich geschworen haben würde, sie sei in Leipzig von dem Dichter-Studiosus geschrieben oder gedichtet worden. Die zweite Scene, die nach dem Auftritte im Keller gedichtet worden, schien mir der Auftritt zwischen dem Schüler und Mephistopheles. Diese Scene ist gleichfalls so frisch, so lebendig und wahr, daß sie nur aus der unmittelbaren Anschauung des Lebens und Treibens auf der Universität, wie es gewesen, wie es wohl hier und dort auch noch ist, hervorgegangen sein muß. Hat man die Universität nur einige Jahre verlassen, so denkt man kaum noch an das Collegium logicum und an die rastlose Heftschreiberei des Trosses der Studirenden. Das Gespräch mit dem Schüler aber konnte Faust nicht führen, nur Mephistopheles durfte solche höhnende Bezeichnungen der Wissenschaften aussprechen; um daher den Schüler mit dem Mephistopheles zusammen zu bringen, war die Scene zwischen diesem und Faust nothwendig, welche jenem Gespräche vorausgeht. Diese schien mir daher als die dritte der Dichtung, nach der Zeit berechnet. Und nun sind die übrigen nach und nach entstanden, so wie irgend ein Vorgang im Leben den Dichter reizte oder beschäftigte. So mag die Verführung eines Mädchens Veranlassung zu der Schöpfung der lieben, unschuldigen und unglücklichen Margarethe gegeben haben, die ich, trotz ihrer garstigen und rauhen Hände, von welchen sie selbst spricht, schön nennen würde, wenn man sich auf des

Doctors Geſchmack verlaſſen könnte; in dieſem Doctor aber regt ſich, ſeit er den Hexentrank verſchlungen hat, Cupido, und ſpringt hin und wieder, und des Mephiſtopheles ſchnödes Wort

Du ſiehſt mit dieſem Trank im Leibe
Bald Helenen in jedem Weibe,

ſchreckt zurück. Und um aus dem alten Pedanten einen Galan zu machen, der um Margaretha mit Glück freien durfte, war die Hexenküche nothwendig, und um Margaretha ins Garn zu locken, mußte die Nachbarin Martha hereingezogen werden. Zuletzt von Allem ſchien mir der Monolog gedichtet zu ſein, mit welchem Fauſt das Fragment eröffnet; der Hans Lüderlich ſollte zu Ehren gebracht, es ſollte ihm ein Empfehlungsſchreiben an die Welt mitgegeben werden, damit man ihn zuließe, auch in honnete Geſellſchaft.

„Nun, nun, das iſt auch eine Meinung, und eine Meinung, die ſchon beſtritten, vielleicht ſchon widerlegt iſt. Sie gäbe Stoff zu neuen Geſprächen oder zur Fortſetzung des gegenwärtigen. Wir wollen indeß für dieſes Mal abbrechen, und den Gegenſtand nicht wieder aufnehmen, bis die ganze Tragödie vorliegt.“ —

So weit habe ich Goethes Unterhaltung mit mir, wenige Tage nach derſelben, aufgeſchrieben, und hier nur einiges, im Beſondern einzelne Namen, ausgelaſſen, und einige Sätze abgekürzt. Als jetzt eine kleine Pauſe entſtand und ich Goethen beſtimmter ins Angeſicht ſchaute, kam mir vor, als ob ſeine Züge weniger

freundlich ſeien, als früher. Zwar hatte ich auch während des Geſpräches zuweilen bemerkt, daß ſeine Augen ſtark hin und her rollten, aber das war auch am vorigen Abende bei der heiterſten Stimmung der Fall geweſen, und darum hatte ich weder auf dieſes Rollen, noch auf eine Veränderung der Stimme zum Kurzen und Scharfen hin geachtet. Jetzt fiel mir ſein Geſicht etwas auf, und dieſe Bemerkung brachte eine kleine Unruhe in mir hervor. Als er nach einigen Augenblicken von neuem das Wort nahm, zeigte ſein Geſicht abermals eine große Freundlichkeit, aber es war derſelben ein Zug beigemiſcht, den ich weder jetzt zu benennen weiß, noch damals zu deuten wußte. Indeß ſammelte ich mich und faßte den Entſchluß, mich in keiner Weiſe verblüffen zu laſſen, überall beſcheiden nachzugeben, aber auch jedesfalles auf dem Weg fortzuwandeln, den ich einmal eingeſchlagen hatte, oder vielmehr, auf den ich, ohne zu wiſſen wie, gerathen war. Und bald nach dem Beginne des Geſpräches kam mir vor, als habe er die Abſicht, mich einwenig zu neden, um zu verſuchen, ob ich feſt, und wie feſt ich im Sattel ſäße. Das ſchien mir aus den Wendungen ſeiner Fragen und Einwürfe hervor zu gehen, welche letztere mir zuweilen etwas wehe thaten, mir, einem jungen Manne, der ich, wie ich wohl ſagen darf, begeiſtert war für meinen neuen Beruf, und große Dinge erwartete von meiner künftigen akademiſchen Wirkſamkeit. Goethe begann:

„Ja, wir haben lange geplaudert. Und doch ſind wir noch gar nicht auf das gekommen, worüber ich mich mit Ihnen zu unterhalten gedachte, auf Ihr eigenes Vorhaben, auf Ihr Thun und Treiben. Sie wollen alſo — Geſchichte lehren? wollen ein — Hiſtoriker werden? oder vielmehr ſind ein — Hiſtoriker?"

Meine Abſicht iſt allerdings, einen Verſuch zu machen, Geſchichte zu lehren: Ob es mir gelingen werde, Theilnahme zu finden oder zu erregen, iſt eine andere Frage. Übrigens würde das eine unverzeihliche Anmaßung ſein, wenn ich ſagen wollte, ich ſei ein Hiſtoriker, dagegen leugne ich nicht, daß es mein heißeſter Wunſch iſt, einſt dieſen hohen Namen zu verdienen. Und an Fleiß und Anſtrengung ſoll es gewiß nicht fehlen; der Erfolg liegt in Gottes Hand.

„Warum ſollte das Lehren der Geſchichte Ihnen nicht gelingen? Sie haben eine reine, wohlklingende Stimme und gute Manieren; Sie werden gut erzählen und das Erzählen iſt leicht. Und wer hört nicht gern guten Erzählungen zu? Das Kind liebt es, ſich was erzählen zu laſſen, und der Greis hat noch dieſelbe Luſt oder dieſelbe Schwachheit, gleichviel. Und warum wollten Sie ſich gegen den „hohen" Namen eines Hiſtorikers ſperren? Ein jeder, der ſich mit der Historia beſchäftigt, iſt ein Historicus."

Die Worte Ew. Excellenz ſind eben nicht ſehr ermunternd für einen jungen Mann, der entſchloſſen iſt,

ſein Leben der Geſchichte zu widmen, der Forſchung, dem Lehren, der Darſtellung.

„Warum nicht? Ich dächte, ich hätte einen heiteren Glanz auf dieſe heilige Dreieinigkeit geworfen.“

Eine Erzählung, welcher Jung und Alt ein geneigtes Ohr leiht, die Erzählung einer Anekdote nämlich, mag leicht ſein, und doch giebt es nicht viele Menſchen, die eine Anekdote gut zu erzählen wiſſen; die Erzählung großer und complicirter Ereigniſſe und Begebenheiten hingegen, wie ſie im Leben der Völker und Staaten vorkommen, hat denn doch wohl einige Schwierigkeiten, die nicht oft überwunden werden. Wenigſtens wüßte ich nicht, daß es viele große Lehrer der Geſchichte gegeben hätte, d. h. ſolche Lehrer, welche die Gegenſtände der Geſchichte klar und anſchaulich zu entwickeln und ein lebendiges Intereſſe in ihren Zuhörern zu erregen und zu erhalten verſtanden hätten. Und alsdann iſt ja auch die bloße Beſchreibung geſchichtlicher Dinge oder die bloße Erzählung der Begebenheiten nicht die Hauptſache bei dem Lehren der Geſchichte, es ſoll vielmehr durch die Erzählung der Sinn und die Bedeutung der Begebenheiten erkennbar gemacht werden. Was aber das Studium der Geſchichte betrifft, ſo iſt daſſelbe, weil das Feld unermeßlich iſt, gewiß das ſchwierigſte von allen Studien.

„Zu dieſer Meinung ſind Sie wohl zunächſt gekommen, weil Sie ſich am meiſten mit der Geſchichte beſchäftigt haben. Wäre Mephiſtopheles gegenwärtig,

ſo würde er etwa folgenden Knittelreim pathetiſch herdeclamiren:

So war es ſchon in meinen Tagen,
Ein Jeder ſchlägt gar hoch ſich an.
Und, würdeſt Du ſie alle fragen:
Das Wichtigſte hat Er gethan.

Es laſtet ſchwer die ſchwere Laſt,
Die ſelber Du zu tragen haſt,
Und ob ein Andrer ächzt und keucht,
Für Dich iſt ſeine Bürde leicht.*)

Ganz unwahr mag der Spruch nicht ſein; und vielleicht hält darum z. B. jeder Philoſoph ſeine eigenen Gedanken für die richtigſten, ja ſein eigenes Syſtem für das einzig wahre, weil er beides nur mit großer Mühe zu Tage gefördert hat, während er fremde Gedanken bequem vom Blatte abliefet. In Beziehung auf die Geſchichte indeß bin ich doch der Meinung des guten Wagner, daß ſchon die Mittel ſchwer zu erwerben ſind, womit man zu den Quellen ſteigt, und weiß gar wohl, daß die Zahl dieſer Quellen, zu welchen man ſteigen muß, nicht gering iſt. Es iſt doch auch viel vorgearbeitet, viel gethan. Die meiſten Quellen ſind längſt durchforſcht; was ſie an reiner Fluth enthielten, iſt ausgeſchöpft, nur trübes Waſſer zurückgeblieben."

*) Dieſe Verſe ſind wohl nicht ganz richtig, obgleich ich ſie oft ins Gedächtniß zurückgerufen habe. Nur den Reim glaube ich als ächt bezeichnen zu können, und den Sinn gewiß.

Es wäre aber doch möglich, daß die Forscher das Wasser auch zuweilen getrübt hätten, und daß man, würde dasselbe abgeklärt, neue Entdeckungen machen würde. Auch dürfte noch manche Quelle nicht durchforscht und ausgebeutet sein.

„Und wenn Sie nun auch alle Quellen zu klären und zu durchforschen vermöchten, was würden Sie finden? Nichts anderes als eine große Wahrheit, die längst entdeckt ist, und deren Bestätigung man nicht weit zu suchen braucht; die Wahrheit nämlich, daß es zu allen Zeiten und in allen Ländern miserabel gewesen ist. Die Menschen haben sich stets geängstigt und geplagt, sie haben sich unter einander gequält und gemartert, sie haben sich und anderen das bischen Leben sauer gemacht, und die Schönheit der Welt und die Süßigkeit des Daseins, welche die schöne Welt ihnen darbietet, weder zu achten noch zu genießen vermocht. Nur wenigen ist es bequem und erfreulich geworden; die meisten haben wohl, wenn sie das Leben eine Zeit lang mitgemacht hatten, lieber hinausscheiden, als von neuem beginnen mögen. Was ihnen noch etwa einige Anhänglichkeit an des Leben gab oder giebt, das war und ist die Furcht vor dem Sterben. So ist es, so ist es gewesen, so wird es wohl auch bleiben. Das ist nun einmal das Loos der Menschen. Was brauchen wir weiter Zeugniß"?

Ich sah Goethe an; er machte ein sehr ernstes Gesicht. Dennoch antwortete ich halb lachend:

Ich kann unmöglich glauben, daß dieses Ew. Excellenz eigene Meinung sei. Mir kommt vor, Mephistopheles habe abermals gesprochen. (Goethe lächelte.) Wenn auch viele Menschen in alten und neuen Zeiten so gelebt haben mögen, so ist deßwegen ein solches Leben noch nicht das Loos der Menschen, und das Loos der Menschen ist auch nicht das Schicksal der Menschheit.

„Die Menschheit? Das ist ein Abstractum. Es hat von jeher nur Menschen gegeben und wird nur Menschen geben."

Das Wort bezeichnet, denke ich, den Menschengeist, wie derselbe sich in dem gesammten Leben der Menschen entwickelt und offenbart. Das Abstractum muß daher von dem Leben der Menschen abstrahirt werden. Im Leben der einzelnen Menschen kann das Wesen und der Geist nicht erkannt werden, weil es unübersehbar ist; es ist nur zu erkennen im Leben der Völker, in den gesellschaftlichen Verhältnissen der Menschen. Wer den Geist eines Volkes erkennt, wie derselbe sich in dem Leben des Volkes gezeigt hat, der hat das Wesen des Lebens aller Menschen erkannt, die zu diesem Volke gehörten. Und der Gesammtgeist aller Völker ist die Menschheit.

„Es ist mit den Völkern, wie mit den Menschen. Die Völker bestehen so aus Menschen. Auch sie treten ins Leben, wie die Menschen, treiben's, etwas länger, in gleich wunderlicher Weise, und sterben gleichfalls entweder eines gewaltsamen Todes, oder eines Todes

vor Alter und Gebrechlichkeit. Die Gesammtnoth und die Gesammtplage der Menschen ist eben die Noth und die Plage der Völker."

Aber, wie Menschen späteren Menschen, so lassen Völker späteren Völkern etwas zurück, das nicht mit ihnen stirbt.

„Sie lassen etwas zurück? Freilich. Mephistopheles würde vielleicht in seiner Weise sagen:

Was Völker sterbend hinterlassen,
Das ist ein bleicher Schattenschlag:
Du siehst ihn wohl, ihn zu erfassen,
Läufst Du vergeblich Nacht und Tag.

Und vielleicht setzte er gutmüthig warnend hinzu, der Schalk:

Wer immerdar nach Schatten greift,
Kann stets nur leere Lust erlangen;
Wer Schatten stets auf Schatten häuft,
Sieht endlich sich von düstrer Nacht umfangen."

Der Schatten, den ein Volk wirft, es mag blühen oder zu Grunde gehen, fällt zurück, nicht vorwärts; er fällt auf die früheren Völker und nicht auf uns, die späteren Enkel, oder wir müßten uns freiwillig und einfältig zugleich hineinstellen. Was uns ein Volk hinterläßt, wenn es nicht überhaupt ohne Nachlaß verscheidet, ist der Geist seines Lebens. Wir müssen uns nur bemühen, die Erbschaft gehörig zu würdigen und zu benutzen, und uns nicht mit dem Inventario begnügen. Wir müssen die Geschichte des Volkes stu-

diren, und was sie zeigt, verwenden; denn die Geschichte eines Volkes ist das Leben des Volkes.

„Die Geschichte eines Volkes, das Leben des Volkes? Das ist kühn! Wie wenig enthält auch die ausführlichste Geschichte, gegen das Leben eines Volkes gehalten? Und von dem Wenigen, wie Weniges ist wahr? Und von dem Wahren, ist irgend etwas über allem Zweifel hinaus? Bleibt nicht vielmehr alles ungewiß, das Größte, wie das Geringste? Daher scheint doch das Wort von Faust festzustehen:

Die Zeiten der Vergangenheit
Sind uns ein Buch mit sieben Siegeln?"

Gewiß, Ew. Excellenz! so weit hat der Dichter vollkommen Recht; er würde aber Unrecht gehabt haben, wenn er hinzu gesetzt hätte, daß auch nur eins dieser sieben Siegel unlösbar wäre.

„Lösbar sind sie vielleicht; es fehlt aber das Instrument, sie zu sprengen."

Ich möchte doch glauben, daß dieses Instrument nicht fehle. Wir vermögen sogar an jedes geschichtliche Werk, an jede Überlieferung einen dreifachen Hebel anzulegen: die Kenntniß der Zeit, die jener Zeit vorausgegangen ist, von welcher die Überlieferung berichtet; die Kenntniß der Zeit, die jener Zeit nachfolgte und gleichsam ein Product derselben gewesen; und endlich die Wahrheit, die jede Überlieferung theils durch ihr bloßes Dasein, theils durch ihre Eigenthümlichkeiten der Ansicht, der Auffassung, der Darstellung, in sich trägt.

Der Aktuarius nahm über diese schonende Behandlung von Wilhelmen ein aufrichtiges Lob an, ob er gleich eigentlich dadurch nur das vor dem Amthause versammelte Volk necken, und ihm das angenehme Schauspiel einer gedemüthigten Mitbürgerin entziehen wollte.

Der Amtmann, der von solchen außerordentlichen Fällen kein sonderlicher Liebhaber war, weil er meistentheils dabey einen und den andern Fehler machte, und für den besten Willen gewöhnlich von fürstlicher Regierung mit einem derben Verweise belohnt wurde, ging mit schweren Schritten nach der Amtsstube, wohin ihm der Aktuarius, Wilhelm und einige angesehene Bürger folgten.

Zuerst ward die Schöne vorgeführt, die, ohne Frechheit, gelassen und mit Bewußtseyn ihrer selbst hereintrat. Die Art, wie sie gekleidet war und sich überhaupt betrug, zeigte,

Der Stützpunkt für jeden dieser Hebel ist die menschliche Natur, das Gewicht der eigene Geist des Forschers.

„Ihre Ausdrücke erinnern mich daran, daß Sie vorhin sagten, Sie wären von Thibaut für die Mathematik gewonnen worden. Haben Sie sich mit dieser Wissenschaft viel beschäftigt?"

Einige Jahre hindurch nach Zeit und Umständen ziemlich viel. Ich habe sogar selbst ein mathematisches Buch geschrieben, das ich bald, wie einen verlorenen Sohn, in die Welt hinein laufen zu lassen gedenke.

„Um so mehr wundert mich, daß Sie diese erste aller Wissenschaften, in welcher Alles Gewißheit und Wahrheit ist, verlassen haben, um sich auf der Bahn der Geschichte zu versuchen, die bei jedem Schritte schwankt, und in einer Arbeit zu verharren, in welcher Sie, selbst mit drei Hebeln, nichts zu Tage fördern werden, das Ihnen nicht streitig gemacht werden könnte. Gewiß hat Johannes Müller Sie zu dieser Veränderung bestimmt."

Johannes Müller hat allerdings einen großen Einfluß auf mich gehabt. Er hat mich schneller zum Entschlusse gebracht. Aber auch ohne ihn würde ich mich für die Geschichte entschieden haben. Ich habe schon die Ehre gehabt, Ew. Excellenz zu sagen, daß die Geschichte meine erste Liebe gewesen sei, und die erste Liebe hält fest. Auch haben meine Verhältnisse mir nicht verstattet, mich z. B. durch die Beobachtung der Wunderwerke des Himmels zu ergötzen oder zu erbauen,

oder nur auf der Erde mich einer bedeutenden Anwendung meiner theoretischen Kenntnisse zu erfreuen, und bei dem beständigen Verkehren mit Zahlen, Buchstaben und Figuren ist mir, ich muß es gestehen, begegnet, was Mephistopheles dem Schüler bei seiner Gottähnlichkeit weissagt: es ist mir bei aller Wahrheit und Gewißheit recht herzlich bange geworden.

„Giebt denn Ihnen die Geschichte, bei aller Ungewißheit, mehr Befriedigung, als die Wahrheit der Mathematik?"

Freilich! Die Geschichte ist gleich befriedigend für den Geist und das Herz, für den Verstand und das Gemüth, und zugleich regt sie die Phantasie allgewaltig auf und treibt, wie zum Denken, so zum Dichten. Auch wüßte ich nicht, warum eine geschichtliche Wahrheit weniger wahr sein sollte, als eine mathematische.

„Gewiß! nur kommt es darauf an, die Wahrheit herauszubringen. Könnte man die geschichtliche Wahrheit demonstriren, wie die mathematische, so wäre aller Unterschied verschwunden; so lange man das nicht kann, so lange wird wohl ein Unterschied bleiben, nicht zwischen dem, was wirklich wahr ist, sondern zwischen dem, was hier als wahr demonstrirt, dort als wahr angenommen wird. Was wirklich Geschichte ist, das ist auch wirklich wahr.

„Aber nicht alles ist wirklich geschehen, was uns als Geschichte dargeboten wird, und was wirklich ge-

ſchehen, das iſt nicht ſo geſchehen, wie es dargeboten wird, und was ſo geſchehen iſt, das iſt nur ein geringes von dem, was überhaupt geſchehen iſt. — Sie wiſſen ohne Zweifel, warum Sir Walter Raleigh ſeine Geſchichte nicht fortgeſetzt, ſondern das Manuſcript ins Feuer geworfen hat?"

O, ja, Ew. Excellenz! Er that es, wie die Anekdote ſagt —

„Er ſagt es ſelbſt."

Das hab ich nicht gewußt; denn ich muß bekennen, daß ich noch nichts von Sir Walter geleſen habe. Dieſer alſo warf die Handſchrift ins Feuer, weil er Augenzeuge eines Vorganges geweſen war, den andere Augenzeugen, abweichend von einander, auch ganz anders erzählten, als er denſelben ſelbſt wahrgenommen hatte.

„Das iſt uns anderen wohl auch ſchon ebenſo gegangen, und es wird in früheren Tagen nicht anders geweſen ſein."

Mich wundert nur, daß Sir Walter eine beſondere Erfahrung nöthig gehabt hat, um die Entdeckung zu machen, daß verſchiedene Menſchen jeden Gegenſtand verſchieden auffaſſen. Schon das alte Sprichwort: Duo, quum faciunt idem, welches doch gewiß ebenſowohl vom Anſchauen und Erzählen, als vom Handeln gilt, hätte ihm ja die große Wahrheit lehren können, und das Leſen mehrer Geſchichtſchreiber, welche denſelben Gegenſtand darſtellen, hätte dieſelbe beſtätigen

mögen. Also, meine ich, hätte er sein Werk niemals anfangen, oder hätte es auch fortsetzen sollen.

„Sir Walter wußte gewiß längst, was wir alle wissen; er war aber in dem alten Schlendrian fortgegangen. Jetzt nun, als er den Vorfall vor seiner Wohnung mit eigenen Augen angesehen und alsdann die verschiedenen, abweichenden, unwahren Erzählungen vernahm, jetzt trat ihm plötzlich der Gedanke, daß es keine Wahrheit in der Geschichte gebe, in die Seele, und sogleich faßte er in seinem Unmuth den Entschluß, nicht ferner mitzuwirken zur Erhaltung und Verbreitung des Truges, nicht ferner seinen Zeitgenossen von der Welt der Vergangenheit ein falsches, ein lügenhaftes Bild vorzuhalten."

Er muß aber doch, wie mir scheint, eine wunderliche Vorstellung von der Wahrheit der Geschichte gehabt haben; denn es versteht sich ja von selbst, daß der Historiker von den Begebenheiten und Ereignissen früherer Zeiten nichts anderes wissen kann, als was uns überliefert worden ist. Wenn er dieses redlich erforscht und ehrlich wiedergiebt, so, denk' ich, ist er alles Truges frei.

„Aber der Trug bleibt. Er ist nicht Urheber der Lüge, aber der Verbreiter; nicht der Dieb, aber der Hehler. Die Lüge fällt nur auf eure sogenannten Quellen-Schriftsteller zurück."

Wenn diese Schriftsteller ehrlich und redlich aufgezeichnet haben, was sie wahrnahmen oder was zu

ihrer Kenntniß kam, so sind sie ebenso frei von Lug und Trug. Sie konnten nicht mehr geben, als sie hatten.

„Die Lüge bleibt immer; sie ist nur abermals zurückgeworfen, und zurückgeworfen auf die Sache selbst, und wir bekommen stets ein unwahres, ein verzerrtes, ein schiefes und falsches Bild von der früheren Welt. Und besser wäre doch wohl, sich gar nicht um die Vergangenheit zu kümmern, als falsche, also unnütze und verwirrende Vorstellungen von derselben mit uns herumzutragen. Dadurch werden wir nur verführt, auch die Welt, in welcher wir leben, falsch aufzufassen und verkehrt in ihr und auf sie zu wirken."

Das wäre, wenn es so wäre, gewiß sehr schlimm; aber es würde auch zu dem Looſe der Menschen gehören, und wir würden genöthigt sein, es zu tragen. Aber so ist es nicht. Die Abweichungen in den Erzählungen sind keineswegs sofort als falsche Angaben zu bezeichnen; sie entstehen vielmehr meistens daraus, daß der Eine etwas Anderes von dem Vorgange aufgefaßt hat, als der andere. Manches liegt auch in den Worten. Über den Ursprung und den Zusammenhang mögen Irrthümer vorkommen, weil weder jener noch dieser in die Augen fallen, sondern aus allgemeinen Notizen, aus Gerüchten, aus Vermuthungen erschlossen werden müssen. Zuweilen täuschen auch die Sinne, nach der Stellung der Zeugen. Dieser hält für schwarz, was dem Anderen als blau vorkommt und

was dem dritten als grün erscheint. Über die eigentliche Thatsache aber, über das, was zunächst unser Interesse erregen muß, und was für spätere Ereignisse von der größten Bedeutung ist, weil es dieselben erzeugt oder bedingt, pflegen die verschiedenen Zeugen nicht von einander abzuweichen. Napoleons Bülletin mag etwas ganz anderes enthalten, als die österreichischen und russischen Berichte, und die Erzählungen der Officiere und Soldaten in den verschiedenen Heeren mögen vom Bülletin und von den Berichten abweichen, über die Thatsachen, die entscheidend sind und, weil sie entscheidend sind, der Geschichte angehören, über die Thatsachen, daß am 2. December 1805 eine Schlacht zwischen dem französisch-deutschen und dem russisch-österreichischen Heere bei Austerlitz stattgefunden, daß die Franzosen den Sieg gewonnen, daß die Russen sich nach Schlesien zurück gezogen, daß der Kaiser Franz hierauf im französischen Lager mit Napoleon eine Unterredung gehabt habe, daß hierauf zuerst ein Waffenstillstand und weiter ein Friede zu Preßburg abgeschlossen worden — über diese Thatsachen sind alle Nachrichten ebenso einig, als die Bedingungen des Friedens außer allem Zweifel stehen. Und so möchte ich gleichfalls glauben, daß selbst wegen des Ereignisses vor Raleigh's Wohnung die übrigen Augenzeugen mit ihm selbst und unter einander in vielem übereingestimmt haben: Ort, Zeit, Parteien (falls es Parteien gab), Ausgang und Folgen sind ohne Zweifel von allen auf gleiche Weise angegeben. Nun

will ich zwar keineswegs behaupten, daß die übrigen Erſcheinungen, welche bei einem Ereigniß, z. B. bei der Schlacht von Auſterlitz, vorkamen, ohne Bedeutung wären, und daß man deßwegen die Verſchiedenheit der Angaben über dieſelben auf ſich beruhen laſſen könnte, aber einen feſten Anhalt gewähren doch jene Thatſachen unleugbar. Sie ſind die Knochen, das Gerippe des Körpers, in einem beſonderen Falle der Begebenheit, überhaupt der Geſchichte. Die verſchiedenen Angaben über die übrigen Erſcheinungen, unter welchen und in welchen jene feſtſtehenden Thatſachen ſtattfanden, hat der Hiſtoriker zuerſt kritiſch auf ihren wahren Werth zurückzuführen; er hat ſie unter einander und mit den Thatſachen zu vergleichen; er hat ſie, nach ſeinen Kenntniſſen von der Lage und der Natur der Länder, von der Stellung der Völker zu einander, von der früheren und ſpäteren Geſchichte, von dem inneren Zuſtande der Staaten, von den Charakteren und den Geſinnungen der handelnden Menſchen zu prüfen, und alsdann wird die Ungewißheit verſchwinden, und dasjenige wird ſich als die Wahrheit herausſtellen, was er als geeignet zu Nerven, Faſern, Muskeln, Mark und Haut für jenes Gerippe erkennt, um daſſelbe mit ſchaffendem Geiſt und künſtleriſcher Hand als einen lebendigen Leib hinzuſtellen.

„Das wird freilich eine große Operation ſein, aber was der Hiſtoriker nach ſolcher Plage für Wahrheit hält, iſt immer nur für ihn, iſt nur ſubjective

Wahrheit; unbeſtreitbare, objective Wahrheit iſt es nicht."

Fichte beantwortete die Frage des Pilatus: was iſt Wahrheit? — einmal mit folgenden Worten: Wahrheit iſt, was nothwendig ſo gedacht werden muß, wie es gedacht iſt, was ſchlechthin nicht anders gedacht werden kann.

„Nämlich von Fichte oder von mir. Alſo hat ein jeder ſeine eigene Wahrheit. Die mathematiſche Wahrheit aber iſt für Alle dieſelbe."

Fichte erläuterte ſeinen Satz mit mathematiſchen Beiſpielen. Zwei zweimal geſetzt ſei vier, weil es unmöglich ſei, die Sache anders zu denken, ſobald man nur wiſſe, was zwei und was vier. Er habe, ſagte er, das Lachen nicht laſſen können, als ihm zum erſten Male demonſtrirt worden ſei, daß vier Einheiten nicht mehr getrennt, ſondern vereint gedacht, eben vier ſeien; denn das, habe er gemeint, verſtehe ſich ja von ſelbſt und könne gar nicht anders gedacht werden. Und ſo würde alles, was nicht anders gedacht werden könne, nothwendig allgemein als Wahrheit erkannt werden, ſobald es nur allgemein verſtanden würde.

„Da eben liegt es. Der Unterſchied iſt, daß die Mathematik jeden Menſchen zwingen kann, anzuerkennen, daß alle rechte Winkel gleich ſind, daß Sie hingegen in hiſtoriſchen Dingen mich niemals zwingen können, Ihrer Meinung zu ſein."

Nein, aber ich glaube doch, daß ich jeden von der

Wahrheit zu überzeugen im Stande sein würde, der nicht etwa entschlossen wäre, sich nicht überzeugen zu lassen. Und das scheint mir ein Vorzug. Der Mathematiker zwingt die Menschen, die Wahrheit seiner Sätze anzunehmen, er unterwirft die Geister einem gewissen Fatalismus, bei welchem keine Freiheit der Entschließung möglich ist. Der Historiker läßt die Geister frei; er wendet sich an den ganzen Menschen, an Verstand, Herz und Gemüth, und will nur die freie Überzeugung gewinnen.

„Man braucht wahrlich nicht den Widerspruch zu seinem Grundsatze gemacht zu haben, um den Gang der Dinge anders zu denken, als sie uns überliefert oder von irgend einem Historiker dargestellt worden sind oder dargestellt werden können. Und so lange dieses der Fall ist, so lange wird es verstattet sein, die Geschichte des Irrthums zu zeihen, und ihre Überlieferungen als falsch anzusehen."

Es leidet gar keinen Zweifel, daß auch der gelehrteste, redlichste, scharfsinnigste und geistreichste Historiker in Irrthümer verfallen kann, ja daß er in Irrthümer verfallen muß, weil auch er seinen Theil von dem allgemeinen Loose der Menschen zu tragen hat. Das ist aber auch kein Unglück. Lessing verbat sich ja die Wahrheit; er hielt das Suchen nach Wahrheit dem Menschen für zuträglicher, als die Wahrheit selbst. „„Wenn,"" sagt er irgendwo, „„der liebe Gott vor mich hinträte und zu mir spräche: in der rechten Hand halte ich die Wahr-

heit, in der linken den Irrthum: Leſſing, wähle! ſo würde ich antworten: Vater, die Wahrheit iſt für Dich, laß mir den Irrthum.“ Und wenn nun auch ein Hiſtoriker in ſeinem redlichen Irrthume das Geſchehene anders darſtellt, als es geſchehen iſt, welcher Schaden iſt zu fürchten? Das Geſchehene wird dadurch nicht ungeſchehen, daß ein Hiſtoriker es übergeht; es wird dadurch nicht verändert, weder in ſeinem Urſprunge, noch in ſeinem Weſen oder in ſeinen Folgen, daß ein Hiſtoriker es unrichtig ableitet, unrichtig verlaufen und unrichtig wirken läßt, ſondern es behält in der Vergangenheit die Stelle, die es gehabt, nimmt den Raum ein, den es ausgefüllt, und kann den Einfluß auf die ſpätere Zeit nicht verlieren, den es einmal ausgeübt hat. Auch werden die Überlieferungen, welche ein Hiſtoriker unrichtig gedeutet und unrichtig benutzt hat, nicht zerſtört, ſondern ſie liegen unverletzt für und für vor der Welt. Alſo kann ein anderer Hiſtoriker die Geſchichte von Neuem bearbeiten und die Irrthümer des erſten berichtigen; und ſollte er ſelbſt in neue Irrthümer verfallen, ſo mag ein dritter hinzutreten, beide zurechtweiſen und die Wahrheit herſtellen, die er erkannt zu haben glaubt. Auf ſolche Weiſe kommt Leben in das Studium der Geſchichte, Leben in die Geſchichtſchreibung, und der Geiſt findet Gelegenheit, ſich zu üben und zu verſuchen, deſto öfter, je zahlreicher und je abweichender die Überlieferungen und die Bearbeitungen ſind. Überlieferungen hingegen, wie Sir Walter

daß sie ein Mädchen sey, die etwas auf sich halte. Sie fing auch, ohne gefragt zu werden, über ihren Zustand nicht unschicklich zu reden an.

Der Aktuarius gebot ihr zu schweigen, und hielt seine Feder über dem gebrochenen Blatte. Der Amtmann setzte sich in Fassung, sah ihn an, räusperte sich, und fragte das arme Kind, wie ihr Nahme heiße und wie alt sie sey?

Ich bitte Sie, mein Herr, versetzte sie, es muß mir gar wunderbar vorkommen, daß Sie mich um meinen Nahmen und mein Alter fragen, da Sie sehr gut wissen, wie ich heiße, und daß ich so alt wie Ihr ältester Sohn bin. Was Sie von mir wissen wollen, und was Sie wissen müssen, will ich gern ohne Umschweife sagen.

Seit meines Vaters zweiter Heirath werde ich zu Hause nicht zum besten gehalten.

Raleigh sie gewollt zu haben scheint, nämlich eine vollkommene Übereinstimmung aller Zeugen nicht nur über die Hauptthatsachen, sondern auch über alle Umstände, über alle Erscheinungen, unter welchen die Thatsachen geschehen sind, würde den Tod in das Studium und in die Geschichtschreibung bringen, selbst wenn ihr Zeugniß eben so vollständig als einstimmig wäre. Wir hätten alsdann an Einer Überlieferung vollkommen genug, und die seelenvollste Wissenschaft würde zu einem langweiligen Gedächtnißkram hinabsinken, zu einer drückenden Masse von Namen, Zahlen und Notizen. Ein Gipsabdruck, von einer Leiche genommen, hat gewiß die größte Ähnlichkeit mit dem Bau des Gesichtes des Hingeschiedenen, aber es ist eine seelenlose Larve, die uns nimmer das Bild des Mannes gewähren wird, wie er dagestanden hat voll von Leben und Kraft. Viel lieber will ich die Büste besitzen, welche der Künstler mit freiem Geist und freier Hand geschaffen hat, um den Charakter des Mannes, seinen Geist und seinen Willen, ja sein ganzes Leben und Sein hineinzulegen; und es verdrießt mich nicht, daß etwa das Wärzchen fehlt, das jene Larve getreulich aufgenommen hat. So will ich auch in der Geschichtschreibung nicht die nackte, todte, aber treue Wirklichkeit, sondern eine lebensvolle, farbenreiche Welt, welche die unzweifelhaften Thatsachen unverkürzt und unentstellt darbietet, aber mit poetischem Geist aufgefaßt und mit künstlerischer Hand ausgearbeitet.

„Sie machen also den Historiker zum Dichter."

Da ich ſelbſt noch nichts in der Geſchichte geleiſtet habe, Ew. Excellenz, ſo darf ich ja wohl meine Meinung ausſprechen; denn ich rede nicht pro domo mea. Ich glaube wirklich, daß Geſchichte nicht würdig geſchrieben werden könne, ohne eine wahre *ἐνθουσιασμός*, und daß Niemand ein Hiſtoriker ſein könne im ſchönſten Sinne des Wortes, dem die ſchöpferiſche oder dichteriſche Kraft fehlt. Denn er muß ja die Welt der Vergangenheit vor Augen haben, in welcher die Ereigniſſe ſtattfanden, die er darſtellen will, und die er nur in der Anſchauung dieſer Welt darſtellen und in ihrer ganzen und ächten Bedeutung darſtellen kann. Dieſe Welt aber wird ihm nicht zur Anſchauung dargeboten, ſondern er muß ſie ſchaffen, um ſie anſchauen zu können.

„Wenn man auch dieſes zugäbe, ſo würde doch ein großer Unterſchied zwiſchen dem Dichter und dem Hiſtoriker bleiben. Der Dichter ſchafft ſeine Welt frei, nach ſeiner eigenen Idee, und darum kann er ſie vollkommen und vollendet hinſtellen, der Hiſtoriker iſt gebunden; denn er muß ſeine Welt ſo aufbauen, daß die ſämmtlichen Bruchſtücke hineinpaſſen, welche die Geſchichte auf uns gebracht hat. Deßwegen wird er niemals ein vollkommenes Werk liefern können, ſondern immer wird die Mühe des Suchens, des Sammelns, des Flickens und Leimens ſichtbar bleiben.“

Um ſo größer iſt die Aufgabe des Hiſtorikers, um ſo ſchwieriger ſeine Arbeit, um ſo mehr verdient ein gelungenes geſchichtliches Werk Dank, Ehre und Preis.

ein weniger gelungenes Nachsicht und Schonung. Auch darf nicht übersehen werden, daß der Dichter nur seine eigene Idee, so tief und groß, als die Kraft seines Geistes sie zu fassen vermag, darzustellen sucht, der Historiker aber die Idee Gottes, wie sie sich im Leben der Menschen offenbart hat.

„Am Ende steht Ihnen der Historiker über dem Dichter."

Ja nicht, Ew. Excellenz! Ich kann mich überhaupt mit der Stufenleiter, auf welche man die Geister zu stellen pflegt, nicht recht vertragen, und möchte glauben, daß die Bahnen des Geistes nicht unter einander gebaut sind, sondern neben einander fortlaufen. Jedenfalls glaube ich, daß derjenige, der Tüchtiges in der Geschichte leistet, niemanden seine Stelle zu beneiden brauche.

„Wenn ich nun aber aus Ihren Bemerkungen über geschichtliche Forschung und Geschichtschreibung das Resultat ziehe, so scheint doch, mit Schillers Worten, der langen Rede kurzer Sinn zu sein, daß Faust recht habe:

Was man den Geist der Zeiten heißt,
Das ist im Grund der Herren eigner Geist,
In dem die Zeiten sich bespiegeln."

Mit diesem classischen Spruche bin ich vollkommen einverstanden. Wenn uns aber die Herren Geist geben und wäre es auch der eigene, und wenn sie uns in diesem Geiste das Spiegelbild der Zeiten

zeigen, so können wir, denke ich, einigermaßen zufrieden sein.

„Aber nun doch noch eine Frage. Was wollen Sie denn zuletzt mit Ihrer Geschichte, mit allen diesen historischen Wahrheiten, Irrthümern, Dichtungen? Welches ist das endliche Ziel Ihrer Studien und Ihrer Bestrebungen?"

Das ist eine große Frage, Ew. Excellenz, die eine weitläufige Antwort nothwendig macht. In der Kürze wüßte ich sie in der That nicht besser zu beantworten als mit Faust's Worten:

— Was der ganzen Menschheit zugetheilt ist,
Will ich in meinem innern Selbst erkennen.

„Genießen, wollen Sie sagen."

Ew. Excellenz halten's zu Gnaden: ich möchte doch bei dem Erkennen bleiben, und mich mit dem Genusse begnügen, den etwa das Erkennen abwirft. Das Erkannte aber möchte ich alsdann durch Lehre und Schrift mittheilen. Übrigens darf ich wohl nicht hinzufügen, daß ich natürlich nur von meinem Wunsch und Willen gesprochen habe; das Vollbringen liegt nur zum kleinsten Theil in des Menschen Hand. Aber in magnis voluisse sat est.

„Ja, ja. Wir haben nunmehr Stoff zu vielen künftigen Unterhaltungen. Aber es ist schon weit am Tage, wir müssen's dießmal unterbrechen."

Indem ich nun meine Entlassung zu nehmen gedachte, sagte ich ungefähr folgende Worte: Ich kann

nicht aussprechen, mit welchen Gefühlen ich von Ew. Excellenz scheide. Der gestrige Abend hatte mir die Brust mit der heitersten Freude angefüllt, und mit dieser Freude trat ich diesen Morgen bei Ihnen ein. Im Laufe des Gespräches aber ist ein Schatten in diese reine Heiterkeit gefallen, dem ich nicht auszuweichen vermocht habe, und der mich jetzt, da ich Ew. Excellenz verlassen soll, etwas stark zu incommodiren anfängt.

„Wie so, Lieber? Was ist denn das?"

Seit ich die Vocation nach Jena angenommen hatte, hat mich der Gedanke begleitet, daß mir nun auch das Glück beschieden sein möchte, nach welchem ich mich schon lange gesehnt hatte, das Glück, in die Nähe Ew. Excellenz zu kommen, Sie zu sehen, Sie zu sprechen. Und doch vermochte ich die Erfüllung dieses Wunsches nicht ohne große Ängstlichkeit zu denken. Zu meiner Sehnsucht mischte sich, bei meiner Verehrung und Bewunderung des Fürsten der Dichter, ich möchte sagen, eine heilige Scheu. Ich fürchtete, daß ich, wenn mir einmal die Ehre zu theil werden möchte, Ew. Excellenz vorgestellt zu werden, wie ein Berauschter vor Ihnen erscheinen möchte, unbehülflich, hölzern, verwirrt, tölpelhaft. Der gestrige Abend hat mich nun über alle Verlegenheit rasch und glücklich hinweg gerissen, aber ich fürchte, er hat mich zu weit hinweggerissen; ich fürchte, daß ich heute gesprochen habe, wie ich nicht hätte sprechen sollen. Ich bin aber in die Rednerei hinein-

gekommen, ich weiß selbst nicht wie. Ich habe wohl gefühlt, daß ich nicht hätte hinein kommen sollen, da ich aber einmal hinein gekommen war, so vermochte ich mich nicht wieder hinaus zu finden. Was ich Irriges gesagt haben mag, das werden Ew. Excellenz gewiß nicht beachtet haben, aber ich bitte so unterthänig als herzlich, mir auch zu Gnaden zu halten, was etwa Ungebührliches und Ungehöriges vorgekommen ist.

„Ei, lieber Herr Professor, seien Sie darüber ganz ruhig. Wir haben unter vier Augen gesprochen, im Ernst und im Scherz, und ich wüßte nicht, was wir, einer dem anderen, vorzuwerfen oder übel zu nehmen hätten. Unser Gespräch hat mich interessirt und unterhalten, sonst würde es wohl auch nicht so lange gedauert haben. Ich habe in Ihnen einen jungen Mann kennen gelernt, der klar sehen will, der sich nicht durch hohle Worte verwirren und nicht durch Blendwerke irre führen läßt. Sie streben eifrig nach Wahrheit, ohne der Poesie entfremdet zu sein, selbst ihre täuschenden Gebilde mögen Sie wohl leiden. Das ist löblich und gut. In Ihrem wissenschaftlichen Treiben sind Sie auch auf gutem, auf dem rechten Wege. Fahren Sie fort, in der Geschichte zu leben und kühn in die vergangenen Zeiten zu schauen, ungestört von den Wirrungen der Gegenwart. Forschen Sie mit Anstrengung aller Kräfte in den Jahrbüchern der Völker; theilen Sie ehrlich und redlich mit, ohne alle Nebenabsicht, was Sie durch Ihre Forschung als wahr erkannt zu haben glauben, in Wort

und Schrift; in Ihrer Darstellung aber machen Sie sich frei von jedem Vorbilde, und geben Sie namentjede Hämmerung und Verrenkung auf, die an Johannes Müller, der selbst nur ein Nachahmer von Tacitus ist, erinnern könnte; überhaupt fröhnen Sie nicht der Geschmacklosigkeit der Zeit und verachten Sie die Weisheit, die in den s. g. literärischen Blättern altklug verkündigt zu werden pflegt. Schreiben Sie vielmehr klar und einfach, ohne Scheu vor einem poetischen Anflug, und ziehen Sie eine bequeme Entwickelung der geschraubten Kürze vor, die man schlagend zu nennen und hoch zu bewundern pflegt. Sie werden späteren Geschlechtern gefallen, wenn Sie auch den Tadel Ihrer Zeitgenossen zu erdulden haben sollten. Jedenfalls hoffe ich von Ihrer Anstellung in Jena Gutes für Sie selbst und für die Universität. Und nun" (mir die Hand reichend) „leben Sie recht wohl. Auf baldiges Wiedersehen!"

Ich mochte mich 12 bis 16 Schritte entfernt haben, als Goethe mir nachrief: „Herr Professor Luden." — Rasch kehrte ich um, und fragte nach seinen Befehlen. „Ich habe Sie," sagte er „gebeten, mich in Weimar zu besuchen, habe aber vergessen hinzuzusetzen: kehren Sie ja nicht in einem Wirthshause ein, sondern fahren Sie bei mir vor. Es soll immer ein Couvert für Sie bereit gehalten werden, und so oft Sie über Nacht in Weimar bleiben können und wollen, sollen Sie auch ein Bette finden. Und so noch einmal: leben Sie recht wohl!"

252.

1806, 31. Auguſt.

Mit Riemer.

a.

„Das Beſte in den Briefen des Bonifacius ſind die Stellen aus der Bibel, weil es ewig nur Moſaik iſt, was die Leute machen, aber in dem Sinne gut.

Wir haben ja auch unſere Lotterieſprache, und von den Humaniſten, welche römiſch ſchreiben, kann man daſſelbe ſagen.“

b.

„Die beiden erſten Acte der „„Minna von Barnhelm““ ſind ſchön und gut, ſie haben Handlung und Fortſchritt; im dritten ſtockt's. Man weiß nicht, woran es ſich accrochirt; da erſcheint ein retardirender Auftritt zwiſchen dem Wachtmeiſter und Franziska. Man ſieht, Leſſing hat Luſt an den Charakteren ſelbſt gewonnen und ſpielt mit denen, malt ſie zu einzelnen Scenen aus, die als ſolche recht ſchön ſind. Senſation des Stücks bei ſeiner erſten Erſcheinung. Im Tellheim die Anſicht ſeiner Zeit und Welt im Punkt der Ehre, in Minna Leſſing's Verſtand.“

253.

1806, Ende September.

Mit Georg von Reinbeck.

Bei dem Dichterfürſten Goethe glaubte ich keiner fremden Empfehlung zu bedürfen; denn er hatte mehrere meiner Dramen auf die Bühne zu bringen gewürdigt und hatte mir öfter durch Reiſende nach Petersburg freundliche, mich ehrende Grüße geſpendet. Er nahm mich wie einen Bekannten auf, erkundigte ſich nach meinen Zwecken, meinen Arbeiten und erzählte mir von der nicht ungünſtigen Aufnahme meiner Dramen und von ſeiner Abſicht bei der Aufführung meiner, nach Monsieur de Pourceaugnac des Molière bearbeiteten Poſſe „Herr von Hopfenkeim“. Er klagte darüber, daß das deutſche Publicum zu prüde ſei und nicht recht Spaß verſtehe, wodurch der Bühne ein Gebiet verſchloſſen werde, das wenigſtens den Genuß größerer Mannigfaltigkeit geben könne, und, recht behandelt, könne das Grotesk-Komiſche gerade ein Vehikel ſein, ſo manches zur Sprache zu bringen, was in zarterer Behandlung einen zu ernſten Charakter gewinne.

— — — — — — — — — — —

Goethe- und Bertuch hatten keine beſonders hohe Meinung von Klinger's Charakter und erzählten mir manche Anekdote aus ſeinem früheren Leben, die ihn

als einen Phantaſten darſtellt, der bloß durch ein angenommenes faſt brutales Weſen habe Aufſehen erregen wollen.

254.

1806, 18. October.

Über Goethes Heirath.

Mir [Voß] war es rührend, wie Goethe am zweiten [?] Abend nach der Schlacht, als wir um ihn verſammelt waren, der Vulpius für ihre Treue in dieſen unruhigen Tagen dankte und mit den Worten ſchloß: „So Gott will, ſind wir morgen Mittag Mann und Frau."

255.

1806, October.

Mit Voß.

Goethe war mir in den traurigen Tagen ein Gegenſtand des innigſten Mitleidens. Ich habe ihn Thränen vergießen ſehen. „Wer," — rief er aus — „nimmt mir Haus und Hof ab, damit ich in die Ferne ziehen kann?"

Ich hätte einige hübsche Parthien thun können, wenn nicht meine Stiefmutter aus Furcht vor der Ausstattung sie zu vereiteln gewußt hätte. Nun habe ich den jungen Melina kennen lernen, ich habe ihn lieben müssen, und da wir die Hindernisse voraussahen, die unserer Verbindung im Wege stunden, entschlossen wir uns mit einander in der weiten Welt ein Glück zu suchen, das uns zu Hause nicht gewährt schien. Ich habe nichts mitgenommen, als was mein eigen war, wir sind nicht als Diebe und Räuber entflohen, und mein Geliebter verdient nicht, daß er mit Ketten und Banden belegt herumgeschleppt werde. Der Fürst ist gerecht, er wird diese Härte nicht billigen. Wenn wir strafbar sind, so sind wir es nicht auf diese Weise.

Der alte Amtmann kam hierüber doppelt und dreyfach in Verlegenheit. Die gnädig-

256.

1806, 2. November.

Mit Riemer.

„Es iſt ein gräuliches Verfahren, welches die Mineralogen bei der Beſtimmung der Farben beobachten. Nicht nur mengen ſie apparente Farben, chemiſche, und unter dieſen durchſichtige und Erdfarben untereinander, ſondern auch die phyſiſchen miſchen ſie mit chemiſchen wie auf der Palette durcheinander: Morgenroth mit gelblich braun u. dergl.“

257.

1806, November.

Mit Riemer.

„Wenn Paulus ſagt: gehorchet der Obrigkeit, denn ſie iſt Gottes Ordnung, ſo ſpricht dies eine ungeheuere Cultur aus, die wohl auf keinem frühern Wege als dem chriſtlichen erreicht werden konnte: eine Vorſchrift, die, wenn ſie alle Überwundenen jetzt beobachteten, dieſe von allem eigenmächtigen und unbilligen, zu ihrem eigenen Verderben ausſchlagenden Verfahren abhalten würde.“

258.

1806, 6. November.

Mit Riemer.

Angefangen an dem Schema und der Einleitung zur Morphologie, des Abends um acht Uhr.

„Das Gall'ſche Syſtem kann dadurch zu einer Erläuterung, Begründung und Zurechtſtellung gelangen.

Es iſt ein ſonderbarer Einwurf, den man gegen daſſelbe davon hergenommen hat, daß es eine partielle Erklärungsweiſe ſei von Erſcheinungen, die aus dem geſammten organiſchen Weſen ihre Erklärung ſchöpfen. Als wenn nicht alle Wiſſenſchaft in ihrem Urſprunge partiell und einſeitig ſein müßte! Das Buchſtabiren und Syllabiren iſt noch nicht das Leſen, noch weniger Genuß und Anwendung des Geleſenen; es führt doch aber dazu. Eine Würdigung dieſer erſt aufkeimenden Wiſſenſchaft oder dieſer Art des Wiſſens iſt noch viel zu früh."

259.

1806, November.

Mit Riemer.

„Wie die Schalthiere im nächſten Bezug auf den Kalk ſtehen, daß man ſagen kann, ſie ſeien organiſirter Kalk; ſo kann man ſagen, daß diejenigen Inſekten,

welche auf färbenden Pflanzen leben und gleichsam lebendig den Farbestoff derselben darstellen, als die Coccusarten, gleichsam die organisirten Pflanzen sind. Steffens nannte gewisse Käfer in Bezug auf den Blumenstaub, den sie der Blume zuführen, das fliegende Gehirn derselben. Mit demselben Rechte einer witzigen Combination, wenn es weiter nichts wäre, kann man jene Insekten organisirten Farbestoff nennen. Lebendiger Farbestoff, wie Jeder sagen würde und könnte, drückt das Nämliche aus, nur versteckter."

260.

1806, 7. November.

Mit Riemer.

a.

„Die Naturphilosophie construirt zuerst aus dem Lichte die Solidität und die Schwere. Den die Schwere constituirenden Kern des Erdkörpers bilden die Metalle. Demnach müßte man sagen: die Metalle seien das solidirte Licht und Darsteller der Schwere; daher auch ihr übriger Bezug zum Lichte theils durch ihren Glanz, theils durch die Farbe, die sie in ihrem reguliniſchen, krystalliſchen und kalkhaften Zustande bereits haben und noch annehmen."

b.

„Bücher werden jetzt nicht geschrieben, um gelesen zu werden, um sich daraus zu unterrichten und zu belehren, sondern um recensirt zu werden, damit man wieder darüber reden und meinen kann, so in's Unendliche fort.

Seitdem man die Bücher recensirt, liest sie kein Mensch außer dem Recensenten, und der auch so so. Es hat aber jetzt auch selten Jemand etwas Neues, Eigenes, Selbstgedachtes und Unterrichtendes, mit Liebe und Fleiß Ausgearbeitetes zu sagen und mitzutheilen, und so ist Eins des Andern werth."

261.

1806, 9. November.

Mit Christiane Kotzebue geb. Krüger.

Es wird Dich [August v. Kotzebue] von Goethe freuen, daß er kurz nach der Plünderung, wie Krause begraben wurde, auf dem Kirchhofe zu mir kam, mich fragte, wie es mir gegangen, und wünschte, daß ich in sein Haus gekommen wäre. Er sei nicht ausgeplündert, weil er sich eine Sauvegarde, die ihm zwar viel gekostet, ausgebeten. Er habe bis auf den Wein doch das Seinige behalten, und bedauerte mich sehr freundschaftlich über meinen Verlust.

262.

1806, 10. November.

Mit Riemer.

„Qualis rex, talis grex paßt niemals mehr als jetzt, und miles gregarius versteht man jetzt, wovon es ausgeht.

Es bemerkte jemand sehr gut, daß Napoleon in seinem Zimmer wie ein Löwe oder Tiger in seinem Käfig unruhig auf und abgeht und sich dreht."

263.

1806, 18. November.

Mit Riemer.

„Der Freiheitssinn und die Vaterlandsliebe, die man aus den Alten zu schöpfen meint, wird in den meisten Leuten zur Fratze. Was dort aus dem ganzen Zustand der Nation, ihrer Jugend, ihrer Lage zu ändern, ihrer Cultur hervorging, wird bei uns eine ungeschickte Nachahmung. Unser Leben führt uns nicht zur Absonderung und Trennung von andern Völkern, vielmehr zu dem größten Verkehr; unsere bürgerliche Existenz ist nicht die der Alten; wir leben auf der einen Seite viel freier, ungebundener und nicht so einseitig beschränkt als die Alten, auf der andern ohne solche Ansprüche des Staats an uns, daß wir eifersüchtig auf jene

Belohnung zu ſein Urſache und deswegen einen Patricieradel zu ſouteniren hätten. Der ganze Gang unſerer Cultur, der chriſtlichen Religion ſelbſt führt uns zur Mittheilung, Gemeinmachung, Unterwürfigkeit und zu allen geſellſchaftlichen Tugenden, wo man nachgiebt, gefällig iſt, ſelbſt mit Aufopferung der Gefühle und Empfindungen, ja Rechte, die man im rohen Naturzuſtande haben kann. Sich den Obern zu widerſetzen, einem Sieger ſtörrig und widerſpenſtig zu begegnen, darum weil uns Griechiſch und Lateiniſch im Leibe ſteckt, er aber von dieſen Dingen wenig oder nichts verſteht, iſt kindiſch und abgeſchmackt. Das iſt Profeſſorſtolz, wie es Handwerksſtolz, Bauernſtolz und dergleichen giebt, der ſeinen Inhaber ebenſo lächerlich macht, als er ihm ſchadet."

264.

1806, 20. November.

Mit Riemer.

„Der Streit, ob die männliche Schönheit in ihrer Vollkommenheit, oder die weibliche in ihrer Art höher ſtehe, kann nur aus der größern oder geringern Annäherung der männlichen oder der weiblichen Form an die Idee geſchlichtet werden. Nun reicht die männliche aber mehr an die Idee, denn in ihr hört das Reale auf; des Mannes Bildung geht offenbar über die des Weibes hinaus und iſt keineswegs die vorletzte Stufe ꝛc."

265.

1806, November.

Mit Riemer.

a.

„Den Verſtandesphiloſophen begegnet's und muß es begegnen, daß ſie undeutlich aus gar zu großer Liebe zur Deutlichkeit ſchreiben. Indem ſie für jede Enunciation die Quelle oder ihr Acheminement nachweiſen wollen, von dem Orte an, wo ſie ins Räſonnement eingreift, bis zu ihrem Urſprunge, auf welchem Wege wieder anderes acheminirt und einläuft, geht es ihnen, wie dem, der einen Fluß von ſeiner Mündung an aufwärts verfolgt, und ſo immer auf einfallende Bäche und Flüßchen ſtößt, die ſich wieder verzweigen, ſo daß er am Ende ganz vom Wege abkommt und in Diverticulis logirt. Beiſpiele geben Kant, auch Hegel. Ariſtoteles iſt noch mäßig mit ſeinen Denn's und γάρ. Sie weben eigentlich nicht den Teppich, ſondern ſie dröſeln ihn auf und ziehen Faden aus; die Idealphiloſophen ſitzen eigentlich am Stuhl, zetteln an und ſchießen ihr Schiffchen durch. Manchmal reißt wohl ein Faden, oder es entſtehen Neſter, aber im Ganzen giebt's doch einen Teppich."

b.

Es wird bald Poeſie ohne Poeſie geben, eine wahre ἀπάτη, wo die Gegenſtände ἐν κατάχρει, in der Mache

ſind, eine gemachte Poeſie. Die Dichter heißen dann ſo, wie ſchon Moritz ſpaßte, a spissando, densando, vom Dichtmachen, weil ſie Alles zuſammendrängen, und kommen mir dann vor, wie eine Art Wurſtmacher, die in den ſechsfüßigen Darm des Hexameters oder Trimeters ihre Wort- und Sylbenfülle ſtopfen."

c.

„Die Stelle aus Delille's l'Imagination [Chant IV, p. 224.], welche den Eindruck der Verödung von Verſailles ſchildert, iſt poetiſch durch den Gegenſtand, und die rhetoriſch-energiſche Behandlung, welche die Franzoſen ihren Poeſien geben, thut hier gut und iſt an ihrer Stelle. Wie aber da, wo der Mann ſich im Gegenſtand vergreift und dieſen λίχνθος (Farbenkaſten) an unrechten Stellen ausſchmiert!"

d.

„Die Weiber haben das Eigene, daß ſie das Fertige zu ihren Abſichten verarbeiten und verbrauchen. Das Wiſſen, die Erfahrung des Mannes nehmen ſie als ein Fertiges und ſchmücken ſich und anderes damit. Nicht die Raupe zu erziehen, das Cocon abzuhaſpeln, die Seide zu ſpinnen, zu färben und zu appretiren, ſondern ſie zu Blumen zu verſticken oder in ſchon gewebtem Stoffe ſich damit zu putzen, iſt im allegoriſchen Sinne dieſes Bildes ihre Sache. Daher folgen ſie dem Manne nicht in ſeiner Deduction und Conſtruction, ob ſie ihnen ſchon manchmal artig vorkommen kann, ſondern ſie

halten ſich an das Reſultat; und wenn ſie ihm auch folgen, ſo können ſie ihm doch darin nicht nachahmen und es in anderem Falle wieder ſo machen. Der Mann ſchafft und erwirbt, die Frau verwendet's: das iſt auch im intellectuellen Sinne das Geſetz, unter dem beide Naturen ſtehen. Daher muß man einer Frau das Fertige geben; und aus eben dieſer Urſache ſind ſie das wünſchenswertheſte Auditorium für einen Dogmatiker, der nur Geiſt genug hat, das, was er ihnen ſagt, angenehm und ſinnlich ergreifend zu ſagen. Das Poſitive lieben ſie in dieſem Falle, ſolche Unduliſten ſie auch in andern Rückſichten ſein mögen."

e.

Horaz. Sein poetiſches Talent anerkannt nur in Abſicht auf techniſche und Sprachvollkommenheit, d. h. Nachbildung der griechiſchen Metra und der poetiſchen Sprache, nebſt einer furchtbaren Realität ohne alle eigentliche Poeſie, beſonders in den Oden.

266.

1806, 23. November.

Mit Riemer.

Obgleich die Natur einen beſtimmten Etat hat, von dem ſie zweckmäßig ihre Ausgaben beſtreitet, ſo geht die Einnahme doch nicht ſo genau in der Ausgabe auf, daß nicht Etwas übrig bliebe, welches ſie gleichſam zur Zierde verwendet. Die Natur, um zum Menſchen zu

gelangen, führt ein langes Präludium auf von Wesen und Gestalten, denen noch gar sehr viel zum Menschen fehlt. In Jedem aber ist eine Tendenz zu einem Andern, was über ihm ist, ersichtlich. Die Thiere tragen gleichsam das, was hernach die Menschenbildung giebt, recht zierlich und schön geordnet als Schmuck, zusammengepackt in den unverhältnißmäßigen Organen, als da sind Hörner, lange Schweife, Mähnen u. s. w., welches Alles beim Menschen wegfällt, der schmucklos, durch sich selbst schön und in sich selbst schön, vollendet dasteht; der Alles, was er hat, auch ist, wo Gebrauch, Nutzen, Nothwendigkeit und Schönheit alles Eins ist und zu Einem stimmt. Da beim Menschen nichts Überflüssiges ist, so kann er auch nichts entbehren und verlieren, und was er verliert, kann er deswegen auch nicht ersetzen (Haare und Nägel ausgenommen und die geringe Reproductionskraft in Rücksicht auf Haut, Fleisch und Knochen), dagegen bei den Thieren, und je niedriger die Thiere stehen, die Reproductionskraft ebenso wie die Zeugungskraft größer ist. Die Reproductionskraft ist nur eine unabgelöste Zeugung, und umgekehrt."

267.

1806, 26. November.

Mit Riemer.

„Daß der Mensch zu Behauptung seiner Freiheit den Gegensatz des Gegebenen selbst hervorruft, diese Erscheinung zeigt sich auch im Physischen, wo das Auge

ſten Ausputzer ſummten ihm ſchon um den Kopf, und die geläufige Rede des Mädchens hatte ihm den Entwurf des Protokolls gänzlich zerrüttet. Das Übel wurde noch größer, als ſie bey wiederholten ordentlichen Fragen ſich nicht weiter einlaſſen wollte, ſondern ſich auf das, was ſie eben geſagt, ſtandhaft berief.

Ich bin keine Verbrecherin, ſagte ſie. Man hat mich auf Strohbündeln zur Schande hierher geführt; es iſt eine höhere Gerechtigkeit, die uns wieder zu Ehren bringen ſoll.

Der Aktuarius hatte indeſſen immer ihre Worte nachgeſchrieben, und flüſterte dem Amtmanne zu: er ſolle nur weiter gehen, ein förmliches Protokoll würde ſich nachher ſchon verfaſſen laſſen.

Der Alte nahm wieder Muth, und fing nun an, nach den ſüßen Geheimniſſen der Liebe mit dürren Worten und in hergebrachten trockenen Formeln ſich zu erkundigen.

den Gegensatz einer gegebenen Farbe selbst hervorbringt, und mit dem Gegebenen und dem selbst Hervorgebrachten die Totalität abschließt."

268.

1806, 27. November.

Über Friedrich Ludwig Zacharias Werner.

Er [Goethe] hatte . . . eines Abends [bei Frau Schopenhauer] . . . zu einer ausführlichen Erörterung der Gesellschaft die Frage vorgelegt, welchen Sinn der Titel von Werner's Luther, „Weihe der Kraft", wohl haben möchte. Jeder sollte seine Meinung sagen, ob eine geweihte Kraft, oder eine Weihung der Kraft, oder eine Weihung durch die Kraft oder was sonst darunter zu verstehen sei. Seine Absicht ging indeß weniger dahin, jene Worte erklärt zu wissen, als darüber zu scherzen.

269.

1806, 30. November (?).

Mit Karl Ludwig Fernow.

Am Abend desselben Tages, wo ich meinen Brief an Sie [Böttiger] absandte, hatte ich eine sehr interessante Unterhaltung mit Goethe. . . . . Ich kam zufällig mit G. über das Journal- und Zeitungswesen unsers Vaterlandes zu sprechen. Sie wissen, wie G. von jeher

über die Neuigkeitskrämereien der Journale gedacht hat, und er war auch jetzt indignirt über so manche Nachrichten, welche in den letzten Zeiten über Weimar besonders in der „Allgemeinen Zeitung“ gestanden haben, z. B. die Notiz, unsere verwittwete Herzogin und ihre Flucht von Weimar vor der Schlacht, welche hier allgemein gemißbilligt worden, umsomehr, da die Beweggründe zu ihrer Abreise dort völlig falsch angegeben worden, und die andere, daß die Herzogin von Weimar dem gefallenen Prinzen Louis Ferdinand von Preußen einen Lorbeerkranz geweihet habe, woran, wie Sie leicht denken können, kein wahres Wort ist, und andere Indiscretionen mehr, die Ihnen bekannt sind. Er sagte mir, er habe deshalb auch sehr ernstlich an Cotta geschrieben, daß er jetzt besonders, wo Deutschland nur Eine große und heilige Sache habe — die, im Geiste zusammenzuhalten, um in dem allgemeinen Ruin wenigstens das bis jetzt noch unangetastete Palladium unserer Literatur auf's Eifersüchtigste zu bewahren — dergleichen Frivolitäten, welche nur zum Gespött der Schadenfrohen und zum Geklatsche der Müßiggänger dienen, nicht in seinen Blättern hegen und pflegen müsse. Er sagte, nach dem 14. October müsse kein „Freimüthiger“ mehr existiren; besonders müsse man in Sachsen, welches vor vielen andern geschont worden und so günstige Bedingungen für seine fernere Existenz erhalten, jetzt mehr als je zusammenhalten, da Dresden, Leipzig, Jena und Weimar künftig leicht der Hauptsitz

der germanischen Cultur im nördlichen Deutschland bleiben dürften, sowie sie es auch schon früher größtentheils gewesen seien. Alle die Neckereien, welche ehemals in Zeiten der Ruhe und friedlicher Verhältnisse, wenn auch unanständig, doch im Wesentlichen unschädlich gewesen, würden jetzt höchst nachtheilig werden, wenn sie dazu beitragen könnten, daß die Franzosen die einzige Achtung, die sie jetzt noch für die Deutschen haben konnten, verlieren müßten. Es sei also jetzt, wo alles auf der Spitze stehe, eine wahre Verrätherei, mit dem alten Leichtsinne fortzufahren, Orte, welche als ein Sitz der Cultur, und Männer, welche als thätige Beförderer derselben einige Ansprüche auf öffentliche Achtung haben können, unwürdig zu behandeln, und daß der Feind uns um so weniger ehren werde, wenn wir uns selbst so wenig ehren und achten, daß wir nicht besseres zu thun wissen, als vor seinen Augen unsere Blößen aufzudecken. Besonders müsse Weimar und diejenigen in W., welche z. Th. dazu beigetragen, auch selbst in den Augen der Franzosen unsere Literatur achtungswürdig zu machen, jetzt mit gebührender Rücksicht behandelt werden, umsomehr, da der Kaiser Napoleon selbst auf Weimar aufmerksam geworden, sodaß er den berühmten Johannes Müller in einer Unterredung gefragt hat, ob denn W. auch in Deutschland selbst wegen seiner höhern Bildung in demselben Ansehen stehe, wie bei den französischen Gelehrten. Man müsse also auf alle Weise verhüten, daß der, in dessen

Hand jetzt das Schicksal liege, die Achtung, die wir ihm durch ein höheres geistiges Übergewicht abgenöthigt haben, nicht verliere u. s. w.

270.

1806, 2. December.

Mit Niemer.

„Wenn die Natur einen bestimmten Etat für die genera der organischen Wesen hat, demzufolge sie eine starke Ausgabe durch eine Ersparniß wieder compensiren muß, so hat sie ihn wahrscheinlich auch bei den Individuen. Um nur vom Menschen zu reden, so scheinen die starken Ausgaben an gewissen Theilen der Organisation gewisse Schwächen an anderen nach sich zu ziehen. Und auf dieser Lässigkeit, auf dieser Balancirung, scheint es, beruht alle Verschiedenheit der Bildung, und nur auf diesem Wege dürfte Galls Theorie zu begründen sein."

271.

1806, 8. December.

Mit Niemer.

„Es werden die Franzosen nach innen zu genöthigt, sich tugendhaft zu zeigen, ehrlich, honett, rechtschaffen u. s. w. zu sein, da sie nach außen zu als Räuber, Spitzbuben und Mörder zu agiren gezwungen sind. Wir Deutsche waren im Bewußtsein unserer Tugenden

früherhin im Ausdruck freier und loſer, da wir jetzt bei ungebundenen Sitten zu einer Decenz des Ausdrucks ſtreben müſſen."

272.

1806, December.

Mit Riemer.

a.

„Man kann die Phalangen (Wirbel im Rücken und ſonſt) als die Knoten anſehen bei den Pflanzen. Wie die Pflanze von Knoten zu Knoten wächſt, ſo die Organiſation der Thiere. Die Knochen der Arme und Beine ſind auch nichts anderes als größere Knoten oder Phalangen. Von Eins fängt's an, geht im Vorderarm und im Unterſchenkel in zwei, dann in drei, vier, fünf über ꝛc."

b.

„Die Farbe zeigt eine Polarität, ſie oxydirt und desoxydirt, und wird es: beides Erſcheinungen wie bei Magnet und Electricität. Sollte die Farbe nicht eine nur für den Sinn des Auges erfolgende Erſcheinungsweiſe eines und deſſelben Entis ſein, das ſich bald als Magnetismus, bald als Electricität, bald als Chemismus zeigt? Sollte nicht beim Erſcheinen der prismatiſchen Ränder gleichſam eine Oxydation und Desoxydation des Lichtes durch das Medium des brechenden Mittels und auf Anlaß deſſen vorgehen? Daß alſo das Prisma nur für den Sinn des Auges thäte, was

bei dem Galvanismus die beiden Drähte im Waſſer thun, eine Zerſetzung des Lichts hervorbringen. Electricität wird ja ſehr leicht für die tactiſche Empfindung als Galvanismus erregt, warum nicht eben ſo leicht für die Empfindung des Auges durch das prismatiſche Medium als Farbe?"

273.

1806, 11. December.

Mit Riemer.

„Die Nationen laſſen ſich auch mit Pflanzen, ihren Blüthen und Früchten vergleichen. Die untern Stände ſind die Kotyledonen und die daraus ſich entwickelnden erſten Stengelblätter; die höhern Stände und die Kulturen derſelben repräſentiren die fernern Blätter, Blüthen, Früchte.

Hier öffnete ſich ein weites und artiges Feld für die Rungiſche allegoriſch-ſymboliſch-myſtiſche Pflanzenmetamorphoſe."

274.

1806, 13. December.

Mit Riemer.

„Der Krieg iſt in Wahrheit eine Krankheit, wo die Säfte, die zur Geſundheit und Erhaltung dienen, nur verwendet werden, um ein Fremdes, der Natur Ungemäßes, zu nähren."

275.

1806, 15. December.

Mit Riemer.

Von Jean Pauls neueſtem Erziehungsbüchlein ſagte G.: Es komme ihm vor wie ein Züchtling, deſſen Ketten man immer klirren höre, wenn er auch noch ſo leiſe Bewegungen mache. Man höre immer die Catena von Citaten, Excerpten, Collectaneen und ſo fort.

276.

1806, 16. December.

Mit Riemer.

Goethe bemerkte, daß, da er nach Gall die Gabe habe, ſich nur gleichnißweiſe auszudrücken, er nun auch das Verhältniß der Newtoniſchen Lehre zu ſeiner und der frühern in einem Gleichniß darſtellen wolle: er habe dieſes gefunden in den verſchiedenen aſtronomiſchen Syſtemen. Das Newtoniſche verhalte ſich zu dem neueſten ſeinen, wie das Tycho-de-Brahiſche zu dem Kopernikaniſchen.

277.

1806, um 23. December.

Über Geistesgegenwart der Bethmann.

Schauspieldirector Schmidt erzählte Mittags bei Goethe ein Geschichtchen von der Schauspielerin Bethmann bei Aufführung des Don Carlos. Der Darsteller des letzteren, Mattausch, hatte beim Abgang am Schluß des achten Auftritts im zweiten Aufzug den verhängnißvollen Brief fallen lassen und die Bethmann, Eboli, war durch die unter den Zuschauern entstehende Unruhe darauf aufmerksam gemacht worden. Schmidt fährt nun fort:

Bis hierher hatte ich, als ich bald darauf nach Weimar kam und bei Goethe speiste über Tische den Vorfall erzählt und bat ihn nun zu rathen, was die Bethmann wohl in diesem Augenblicke gethan haben möchte; denn er hatte uns vorher auch lange auf den Namen des damals noch anonymen Verfassers von dem Lustspiel „Das Räthsel" [Contessa] rathen lassen. Er stand einige Augenblicke an, und Frau v. Goethe meinte, sie würde gethan haben, als sehe sie den Brief nicht. „Da wären denn freilich Madame wohlfeilen Preises davon gekommen," erwiederte Goethe und forderte mich auf weiter zu erzählen; „denn wer kann errathen," fügte er hinzu, „was eine kluge verständige Schauspielerin in so kritischem, dringendem Augenblick thut!" — Die Bethmann, in demselben Moment, als sie den Brief erblickte, bezeigt die höchste, freudigste Überraschung und stürzt mit der auffallendsten Hast auf den Brief hin,

ergreift ihn begierig, durchfliegt ihn mit vor Hoffnung funkelnden Augen — und wirft ihn endlich mit dem Geſt getäuſchter Erwartung wieder hin, als ſei es ein falſches Papier.

278.

1806, um 23. December.

Über die Aufführung des „Egmont" bei Iffflands Weimarer Gaſtſpiel.

Schmidt war von Wien nach Berlin und Weimar geſandt worden, um bei etwaiger Auflöſung der dortigen Bühnen nach der Schlacht von Jena Schauſpieler anzuwerben und traf Abmachungen mit zweien. Er erzählt dann weiter:

Auch in Bezug auf die andern vorzüglichen Mitglieder unterließ ich jedoch nicht, meinem Auftrag gemäß weitere Schritte zu thun, worüber mir Goethe, als ich vor meiner Abreiſe das letzte Mal bei ihm ſpeiſte, das aus ſeinem Munde mir höchſt erfreuliche Zeugniß gab, daß er meine Schritte, die ihm nicht unbekannt geblieben wären, ganz gebilligt, und daß ich es zu vereinigen gewußt habe, meinen Pflichten ganz treu zu bleiben und doch dem Theater in Weimar nicht nachtheilig zu werden..... Zugleich bedauerte er, daß es nicht möglich geweſen ſei, mich während meines Aufenthalts ſeinen „Egmont" ſehen zu laſſen. Ich hätte dabei abnehmen können, auf welche ſinn- und effectvolle Art Klärchens Erſcheinung am Schluſſe, die er nun beſchrieb, plaſtiſch bewirkt würde. Ich fragte

ihn hierauf, ob das Stück noch mit den Abänderungen in Weimar gegeben würde, wie sie mir von Iffland's Gastspiel her, der 1796 den Egmont als Gast gab, erinnerlich waren. Goethe fragte, worin sie bestanden hätten. Ich erwähnte nur die eine, daß nämlich bei der Unterredung Egmont's im Kerker, im fünften Act, auch Alba im weiten, schwarzen Gewande mit der Kapuze über den Kopf herabgezogen und dem Henkerschwert an der Seite gegenwärtig gewesen sei, und daß dann Egmont bei einem Ausbruch seines Unmuths (es war bei der Rede: „und ich falle ein Opfer seines — Alba's — niedrigen Hasses, seines kleinlichen Neides ꝛc.") noch die Worte hinzugefügt habe: „Ja, ich darf es sagen und wenn Herzog Alba selbst es hören sollte" — womit er Alba die Kapuze herabriß und dieser in seines Nichts durchbohrendem Gefühle dastand. „„Ja."" erwiederte Goethe, „„ich erinnere mich, daß es damals so arrangirt war und zwar von Schiller selbst. In Schiller'sche Stücke hätt' es auch wohl gepaßt, allein das ist mein Genre nicht."" Dies ganz seine eigenen Worte.

279.

1806, 24. December.

Mit Riemer.

Goethe wünschte einmal die Frage: ob ein nützlicher Irrthum, eine nützliche Lüge einer schädlichen Wahrheit

Wilhelmen ſtieg die Röthe ins Geſicht, und die Wangen der artigen Verbrecherin belebten ſich gleichfalls durch die reizende Farbe der Schamhaftigkeit. Sie ſchwieg und ſtockte, bis die Verlegenheit ſelbſt zuletzt ihren Muth zu erhöhen ſchien.

Seyn Sie verſichert, rief ſie aus, daß ich ſtark genug ſeyn würde, die Wahrheit zu bekennen, wenn ich auch gegen mich ſelbſt ſprechen müßte; ſollte ich nun zaudern und ſtocken, da ſie mir Ehre macht? Ja, ich habe ihn von dem Augenblicke an, da ich ſeiner Neigung und ſeiner Treue gewiß war, als meinen Ehemann angeſehen, ich habe ihm alles gerne gegönnt, was die Liebe fordert, und was ein überzeugtes Herz nicht verſagen kann. Machen Sie nun mit mir, was Sie wollen. Wenn ich einen Augenblick zu geſtehen zauderte, ſo war die Furcht, daß mein Bekenntniß für meinen Geliebten ſchlim-

vorzuziehen ſei, in einer Fabel zu behandeln. Ich ſoll ihn daran erinnern, wiewohl ſie in der Iphigenie ſchon durchgeführt ſei. Während Oreſt und Pylades ihre Zwecke durch Lug und Trug zu erreichen ſtreben, ſucht ſie auf ihre Weiſe durch die Wahrheit dahin zu gelangen.

G. habe nur drei Arten, ſein Urtheil zu äußern, indem er lobe, oder ſchweige, oder ſchelte.

280.

1806. 26. und 27. December.

Mit Riemer.

„Haug gehört zu den wiederkäuenden Thieren, wie die Newtonianer ſind, bei denen der Schlund ſich in lauter aufeinanderfolgende Magen zuſammenfaltet. Das Newtoniſche Heu ſchlucken ſie hinunter, aber ſie können's im Magen weder verdauen noch ſonſt los werden. Sie ruminiren es alſo durch alle Magen herauf und können's immer nicht digeriren, da hingegen andere edlere Thiere das ihrem Magen Widerſpenſtige gleich von ſich geben. —

Den Haug müßte man in ein Ragout zerpflücken (discerpiren) und ihn recht zierlich auf einem ſilbernen Teller über einer Lampe à la * * * zurechte machen."

281.

1806, gegen Ende December (?).

Über das Goethe-Bildniß der Caroline Bardua.

. Caroline war jedem dankbar, der ihr sitzen mochte. . . . . Das merkwürdigste war das Bild Goethe's; er war der erste, der ihr saß*) . . . . Goethe erscheint mit noch dunkeln Haaren, in bloßem Hals, einen rothen Mantel [Toga?] um die Schultern geworfen; im grünen Damast des Hintergrundes bildet sich wie zufällig ein Lorbeerkranz um den Kopf. Man sieht wohl, daß es das Bild eines Anfängers ist: der Kopf erscheint etwas kolossal, aber majestätisch wie eines Imperators. Oft hörte man Carolinens Vater den Freunden, welche kamen, das Bild zu sehen, wiederholen, was Goethe gesagt habe: Mit diesem Bilde sei er für die Nachwelt zufrieden.

282.

1806, 30. December.

Bei Iffland's Almanach für's Theater.

Auf meine Bemerkung, daß die Deutschen den Franz Moor nicht los werden könnten, erwiederte G., daß

*) [Aber wahrscheinlich nicht zu dem nachbeschriebenen Bilde; zum ersten scheint er 1805 gesessen zu haben, zu obigem saß er im December 1806.]

Iffland ihn in seiner Jugend gut gespielt habe, und weil er ihn nicht losgeben wolle, ihn nun in das Würdige ziehe, einen Richard aus ihm mache ꝛc. Was es denn aber helfe, Eine grelle Figur abzudämpfen, wenn die übrigen es noch blieben, ja nur stärker hervorträten? Schiller's Intention, als Mann von Genie, sei vielmehr gewesen in diesem fratzenhaften Stücke auch einen fratzenhaften Teufel auftreten zu lassen, der die andern übertrumpfe. — — — Aber nun beschneiden sie ihm die Krallen, und da soll es ein würdiger Hundsfott werden, damit ihn ein würdiger Mann spielen könne."

283.

1806, Ende (?).

Mit Riemer.

„Der Charakter, d. h. die Mischung der ersten menschlichen Grundtriebe, der Selbsterhaltung, der Selbstschätzung ꝛc. ist das, wovon auch die Ausbildung der übrigen Seelenkräfte ausgeht und worauf sie ruht.

Die Franzosen haben diesen Verstand, weil sie diesen Charakter haben; es ist nur dieser Verstand und kein anderer.

Aus ihrem Charakter geht es hervor, daß sie die Welt bezwingen, nicht aus ihrem Verstande; denn ihr Verstand hat schon die Farbe ihres Charakters und

redet blos ihren urſprünglichen Tendenzen und Neigungen das Wort. Das Eigennützige, das Habſüchtige, das Alles ſich Aneignende, Fremdes Ausſchließende, dieſes beſtimmt ſie mehr, als was nicht ſo iſt. Wenn nun eine ganze Nation ſo iſt, muß ſie ja die Welt gewinnen."

284.

1806.

Mit Riemer.

Der Sultan wider Willen. Goethe hatte ſich immer und zumeiſt im Jahre 1806 mit dieſer Geſchichte getragen, für die er eine beſondere Liebe zu haben ſchien. Vier Damen von ganz verſchiedenen Charakteren intereſſiren ſich alle für Einen Mann; jede iſt auf eine eigene Art liebenswürdig, jede findet er, wenn er ſich ihr nähert, ſeinem Zuſtande angemeſſen, allein liebenswürdig und unbegreiflich, wie er eine andere lieben kann u. ſ. w.

285.

1806, Winter auf 1807 und Späteres.

In Geſellſchaft bei Johanna Schopenhauer geb. Troſiener.

a.

Die Geſellſchaft nahm — den 12. November 1806 — einen ganz kleinen Anfang. Wie Fernow, der ſchon

früher die Bekanntschaft der Frau Schopenhauer gemacht hatte, mich gegen Abend dazu abholte, fand ich [Stephan Schütze] Goethe, Meyer und den Kammerrath Ridel (den frühern Erzieher des Erbprinzen [Karl Friedrich]). Ich fühlte mich umsomehr beglückt, hier Goethen vorgestellt zu werden, da ich bisher vergebens darnach gestrebt hatte; denn damals war er lange nicht so zugänglich, wie in späterer Zeit. . . . . Fünf Personen saßen denn also um die Schopenhauer her, die in stiller Geschäftigkeit hinter der Theemaschine ihr Amt als Wirthin verwaltete, während ganz gemächlich wissenschaftliche Gespräche geführt wurden. Die Unterhaltung verbreitete sich über Italien, die italienische Sprache und ihre verschiedenen Dialekte, über welche Fernow nach vielen mit Fleiß angestellten Nachforschungen seine Bemerkungen mittheilte. Man blieb indeß immer nur bei Erfahrungssätzen stehen; auf ästhetische oder philosopische Betrachtungen, auf die ich am meisten begierig war, ließ man sich nicht ein. Um endlich doch auch etwas zu sagen, faßte ich mir ein Herz und äußerte gegen Goethe, da man seines „Egmont" erwähnte, daß die Lichterscheinung Clärchens zuletzt dem Stück erst eine höhere Bedeutung gäbe, indem sie das Verdienst Egmont's um die ganze Nation der Niederländer in seinen Folgen ausspräche. Schiller hatte sich wie bekannt gegen die Erscheinung erklärt. Goethe lobte mich über mein Lob und sagte, daß er das Stück auch nicht ohne die Erscheinung sehen möchte.

. . . . Bei der nächsten Gesellschaft sah ich . . . die Gesellschaft eine ganz andere Gestalt gewinnen. Mehrere Familien . . . . waren noch dazu eingeladen; mit jedem Donnerstag erweiterte sich der Kreis. . . . . Vorlesungen, die gehalten wurden, Gespräche über Werke der Kunst, die man auch öfters aufgelegt fand, wechselten ab mit leichter Unterhaltung über Vorfälle des Tages, über das Theater, über neue Erscheinungen in der Literatur, über bekannte ausgezeichnete Personen, selten über Politik, die man gern vermied, nachdem der Feind ganz Deutschland überzogen hatte. „Man möchte draußen sein," sagte Goethe, „aber es giebt kein Draußen." . . . . . — Goethe war am meisten bemüht, den Krieg von sich abzuhalten und sich das Leben angenehm zu machen. Er dichtete um diese Zeit: „Ich hab' meine Sach' auf nichts gestellt." — Am Sylvesterabend, wo Frau Schopenhauer einen engeren Kreis (wozu ich auch mit gehörte) geschmackvoll bewirthete, war er überaus heiter. Unter anderm erzählte er von dem Erfolge des großen Räthsel, das er in die Welt ausgesandt. Briefe über Briefe kamen mit Auflösungen; es kostete viel Porto, und der Bediente gerieth außer sich. „Lassen wir das noch eine Weile," sagte er. „Es ging vorzüglich nach dem Harze zu, und endlich brach es sich am Brocken." — Dann neckte er die Bardua, die mich mit einem Einfalle malen sollte. Den folgenden Tag, als er wiederkam, saß sie unter dem Tische, weil sie seinen Befehl nicht vollzogen hatte.

Wie sie aber jetzt hervorrauschte, erschreckte sie sein ernstes Gesicht — der Scherz war vorüber.

. . . . . Dann kam von mir ein Lustspiel daran: „Der Dichter und sein Vaterland — als Vorschlag zu einer Todtenfeier für alle Dichter, die gestorben sind und noch sterben werden.“ Es wurde zur Zeit der Jenaischen Schlacht gedruckt und jetzt, vom Krieg umringt, mußte es sein Publikum in Weimar, ja, in diesem Kreise suchen. Fernow brachte es am Neujahrstage zum Vortrag, und Goethe, der es schon kannte, äußerte zuletzt, wo das zu einem Denkmal gesammelte Geld auf den Grabhügel des todtgeglaubten Dichters gelegt wird und er nun plötzlich selbst, es zu empfangen, hervortritt: „Hier will ich dem Autor den Vorschlag thun, daß er einen von den Gesandten der grünen Inseln sagen läßt: Ich muß protestiren; für diesen Fall habe ich keinen Auftrag.“ Gewiß ein köstlicher Einfall, der den Widerspruch — für einen lebenden Dichter nichts zu thun und für den todten Schätze zu einem Denkmale zu sammeln — recht in das hellste Licht setzt. Goethe schickte das Lustspiel auch an Knebel, und die Herzogin Amalia, glorreichen Andenkens, ließ es sich ebenfalls in ihrer Abendgesellschaft vorlesen.

— — — — — — — — — — —

Ein Hauptgegenstand der Betrachtung blieb in diesem Kreise immer Goethe, und gewiß werden es die meisten Leser gern sehen, wenn ich bei ihm noch besonders verweile. Doch dürfen sie nicht zu viel erwarten. Es ist

nicht meine Absicht, hier ein vollständiges Bild von ihm zu entwerfen, wie es mir nach fünfundzwanzigjährigem Verkehr mit ihm vielleicht möglich wäre, sondern nur einzelne Züge von ihm anzuführen, wie sie eben in dieser Gesellschaft zum Vorschein kamen.

Das Merkwürdigste war, ihn fast jedesmal in einer anderen Stimmung zu sehen, sodaß, wer ihn mit einemmale zu fassen glaubte, sich das nächstemal gewiß gestehen mußte, daß er ihm wieder entschlüpft sei. Man hatte bald einen sanft-ruhigen, bald einen verdrießlich-abschreckenden (auch Kummer drückte sich bei ihm gewöhnlich durch Verdrießlichkeit aus), bald einen sich absondernden, schweigsamen, bald einen beredten, ja redseligen, bald einen episch-ruhigen, bald — wiewohl seltener — einen feurig-aufgeregten, begeisterten, bald einen ironisch-scherzenden, schalkhaft-neckenden, bald einen zornig-scheltenden, bald sogar einen übermüthigen Goethe vor sich. Wenn uns ein solcher Wechsel bei ihm in Verwunderung setzt, rührt es nur daher, daß wir die menschliche Natur überhaupt zu wenig kennen. Diese große Verschiedenheit oder Menge von Stimmungen war bei Goethe etwas ganz Natürliches, ja Nothwendiges; denn wie hätte er bei seiner Richtung auf Universalität in so vielerlei Verhältnisse und Gemüthsverfassungen sich mit Leichtigkeit versenken können, wenn seiner Phantasie nicht auch eine große Schmiegsamkeit des Gefühlsystems wäre beigegeben worden, ein wandelbares Mitempfinden, das bei aller Ruhe und Freiheit

doch zum Medium des Auffassens und zur Grundlage einer neuen Schöpfung dienen muß. Eine solche innerliche Beweglichkeit ist aber auch im gewöhnlichen Leben nachwirkend. Goethe übte gewiß eine Herrschaft über sich, wie leicht niemand; dennoch drang ein Nachhall der letzten Stunde oder die Laune des Augenblicks oftmals durch die feste Haltung hindurch, und als Gast, ohne besondere Verpflichtung, ließ er sich hier weit freier gehen als zu Hause, wenn er selbst Gäste empfing. — Es konnte einem ganz ängstlich zu Muthe werden, wenn er verstimmt in die Gesellschaft trat und aus einem Winkel in den andern ging. Wenn er schwieg, wußte man nicht, wer nun reden sollte, wenn nicht etwa Bertuch mit einer Erzählung aushalf. Unter diesen Umständen und da er ohnehin sich gern gegen die Außenwelt verwahrte, muß man es der Wirthin als einen klugen Einfall nachrühmen — wenn es nicht vielleicht auf Meyer's Rath geschah — daß sie nicht weit von der Thüre einen Tisch mit Apparat zum Zeichnen aufgestellt hatte, woran er sich nach Belieben setzen konnte, wenn er eben nicht zum Reden aufgelegt war. Hier brachte er viele Landschaften zu Stande, die, wenn wirkliche Maler auch nichts Besonderes daran fanden, für die Wirthin doch immer ein sehr ehrenwerthes Andenken blieben.

Um so liebenswürdiger war er aber, wenn er gesellig-aufgelegt in einem kleinen Kreise ein leichtes Wechselgespräch unterhielt, worin einer um den andern

sein Scherflein beisteuerte. Gewöhnlicherweise warf er weder mit Witz noch Ideen um sich, ja, er vermied diese sogar, sondern er gefiel sich meist im Ton einer heitern Ironie, die etwas zu loben schien, dessen Unhaltbarkeit sich so von selbst ergeben mußte. So wurde der Tadel zu einem anmuthigen Ergötzen und das Unvollkommene wieder zum Genuß. Schnelle Kreuz- und Quersprünge konnte er in der Unterhaltung nicht leiden. Ich lief öfters damit an, von Einfällen des Augenblicks verleitet, und ich hatte dann immer zu bemerken, daß er sich mit der Hand über das Gesicht fuhr. —

Noch mehr liebte er, etwas ruhig durchzusprechen, wobei andere oft nur beipflichtend und fragend beförderlich waren, während er eigentlich das Gespräch führte und fortsetzte. Höher noch stieg seine Liebenswürdigkeit, wenn er ganz und gar einer epischen Stimmung sich hingab, wenn er z. B. ein römisches Carneval beschrieb oder sonst etwas von Italien erzählte. Hier konnte man stundenlang ihm zuhören und die ganze übrige Gesellschaft darüber vergessen. Die Ruhe, die Klarheit, die Lebendigkeit, der an's Komische hinstreifende halb feierliche Ton, womit er schilderte, und alles deutlich vor Augen stellte, flößte mit dem Reize der Unterhaltung zugleich ein großes Behagen, ein großes Wohlgefallen am Leben ein, wodurch der Blick sich erweiterte und das Herz von einer schönern Welt Besitz nahm. Man erkannte darin das Ziel der Goetheschen Muse, schon dieses Leben in ein anmuthiges Eden zu ver-

me Folgen haben könnte, allein daran Urſache.

Wilhelm faßte, als er ihr Geſtändniß hörte, einen hohen Begriff von den Geſinnungen des Mädchens, indeß ſie die Gerichtsperſonen für eine freche Dirne erkannten, und die gegenwärtigen Bürger Gott dankten, daß dergleichen Fälle in ihren Familien entweder nicht vorgekommen oder nicht bekannt geworden waren.

Wilhelm verſetzte ſeine Mariane in dieſem Augenblicke vor den Richtſtuhl, legte ihr noch ſchönere Worte in den Mund, ließ ihre Aufrichtigkeit noch herzlicher und ihr Bekenntniß noch edler werden. Die heftigſte Leidenſchaft, beiden Liebenden zu helfen, bemächtigte ſich ſeiner. Er verbarg ſie nicht, und bat den zaudernden Amtmann heimlich, er mögte doch der Sache ein Ende machen, es ſey ja alles ſo klar als möglich, und bedürfe keiner weiteren Unterſuchung.

wandeln und den bestmöglichen Gebrauch desselben zur Aufgabe unserer Weisheit zu machen. So angenehm fesselnd indeß auch seine Schilderungen waren, die höchste Glorie umleuchtete ihn erst in Augenblicken der Begeisterung, wenn ein lebhaftes Roth die Wangen überflog, deutlicher der Gedanke auf der erhabnen Stirn hervortrat, himmlischer noch die Strahlen seines Auges glänzten, und sein ganzes Antlitz sich zum Ausdruck einer göttlichen Anschauung verklärte. Es war dieß namentlich der Fall, als er eines Abends Calderon's standhaften Prinzen vorlas (den 22. März 1807). Bei der Scene, wo der Prinz als Geist mit der Fackel in der Nacht dem kommenden Heere voranleuchtet, wurde er so von der Schönheit der Dichtung hingerissen, daß er mit Heftigkeit das Buch auf den Tisch warf, daß es auf die Erde fiel.

Nicht am Großen allein, an jeder neuen Erscheinung von nur einiger Bedeutung nahm er den wärmsten Antheil, sobald in der Kunst nur die Natur, sei es einfach oder durch künstliche Formen, siegreich hindurch drang, und wenn irgend etwas Aufsehen machte, ließ er sich davon erzählen, wobei er fast immer auf Seiten des Volks war, dessen Stimme er gern für ein Zeugnis der unbewußten Natur nahm. Er haßte die Kritiker, die an den Fehlern haften und in der Negation sich herumdrehen. Von ihm konnte man lernen, zu genießen. Er hielt sich an das Schöne eines Kunstwerkes und sagte dann wohl bei einer Eigenheit: „Das

muß man nun dem Künſtler zugeben, er will ſeine Freiheit, will auch ſeinen Spaß haben.“ Wenn nur etwas Freude machte, ging ſeine Nachſicht ſehr weit. Sprach man z. B. von ergötzlichen Scherzen in Clauren'ſchen Luſtſpielen, ſo ließ er ſeine Weiſe und das aus dem Leben Dargeſtellte gern gelten: „es käme wohl nur darauf an,“ ſagte er, „es mehr zu heben.“ Dieß war ein Lieblingsausdruck von ihm, womit er zugleich ſeine eigene Art des Idealiſirens bezeichnete. Recht tolles Treiben in den Weimariſchen Volksſtücken ergötzte ihn vorzugsweiſe, und der Ausſpruch: „es iſt etwas Verruchtes!“ war für dieſen Fall in ſeinem Munde für ein Lob zu achten. Er fügte dann auch wohl hinzu: um zu einer ſolchen Komik zu gelangen, müſſe man von etwas Abſurdem ausgehen. —

Mit Vergnügen ſah man ihn in größerer Bewegung, wenn eben etwas Neues, wie z. B. zur Zeit die erſte Sammlung von Volksliedern oder das Nibelungenlied oder die allemaniſchen Gedichte ſeine Phantaſie ergriffen hatte, und, geſchah es dann, daß er in der erſten Aufregung im Lobe etwas übertrieb, wer hätte ihm das übel deuten ſollen! Es war ſo reinmenſchlich und ſo poetiſch zugleich. Er kam auch bald wieder in ſein voriges Gleichgewicht zurück. Ein Übel entſprang indeß gar oft daraus für einſeitige Verehrer und Bewunderer des Schönen. Sie beriefen ſich nun alle auf Goethe, als ob er ſich gerade für dieſes oder jenes, wie wenn es das Einzige oder Höchſte wäre, erklärt

hätte; jede Partei zählte ihn zu den Ihrigen und machte ihn zu ihrem Anwalt oder gar zum Oberhaupt. Goethe aber blieb an keiner Sache haften; mit allseitiger Empfänglichkeit wanderte er durch eine große Mannigfaltigkeit von bedeutenden Erscheinungen, und mit Recht konnte er daher von sich sagen: „Wenn die Leute glauben, ich wäre noch in Weimar, dann bin ich schon in Erfurt."

Man muß überhaupt nicht glauben, daß Goethe in seinen Ansichten immer fest und entschieden gewesen wäre. Nein! das aber sicherte grade seine Freiheit für die Erkenntniß so verschiedener Dinge, daß er sich immer das weitere vorbehielt, jedes Ding immer wieder, so oder anders, in Betrachtung zog, und das, was ihm für den Augenblick gewiß schien, immer wieder einer neuen Prüfung unterwarf. Sein Zweifeln und Annehmen ging oft bis in das Sonderbare. So sagte er einmal zu mir: „Ich weiß doch nicht, ob nicht die Franzosen (mit ihren klassischen Trauerspielen) auf dem rechten Wege waren." Er sprach vielleicht in seinem eignen Interesse, da er selbst durch seine ruhig-epische Natur die Richtung bekommen hatte, daß er die handelnden Personen in seinen Dramen ohne viel Geräusch ihr Inneres, was allerdings immer die Hauptsache bleibt, in ausführlichen Reden gegen und neben einander sich aussprechen ließ. Daß er auf diese Weise keine theatralische Wirkung hervorbringen konnte, fühlte er nachher gar wohl und sagte: „Ich habe gegen das Theater

geſchrieben." So erwähnte er gelegentlich auch als eines Vortheils der beſondern Kraft, die bei Shakeſpeare in Sprüngen und plötzlichen Übergängen läge. — Ein andermal äußerte er gegen mich: „Es kam doch wohl auf Richelieu an, der franzöſiſchen Kunſt und Literatur eine andere Wendung zu geben." Ich entgegnete: „Sollte ſo etwas wohl von einem einzelnen Menſchen abhängen?" Da ſah er mich mit großen Augen an und ſagte nach einer Pauſe: „Legen Sie mir Münzen aus allen Zeiten vor, ich will ſagen, aus welchem Jahrhunderte ſie ſind." Mir war, als ob ſein Geiſt plötzlich in einer furchtbaren Glorie hervorträte, da ich ihn ſo ſein ganzes Selbſtgefühl, ohne Hehl die Kraft ſeines Genies ausſprechen hörte. — Über Shakeſpeare, bei dem manche alles als klug berechnete Kunſt bewundern, war ſeine Meinung, daß er mit genialem Naturinſtinkt gearbeitet, ſich gleichſam einen Rahmen gezogen und da mit dreiſter Hand ſeine Figuren hineingezeichnet habe. In Calderon ſah er ſchon mehr einen künſtlichen Dichter. Über Werke der bildenden Kunſt äußerte er ſich indeß viel häufiger, als über Werke der Poeſie: mit dieſer war er vermählt, jene blieb immerfort ſeine Geliebte. — Außerdem lag die weite Natur und das ganze Leben zur Betrachtung vor ihm. Zu welchem unbemerkten Punkt in der Erſcheinung man ſich auch im Geſpräche verirren mochte, man traf ihn dort. Ich erwähnte einmal das Belauſchen der Stille bei dem allmähligen Verhallen des Tages. Da hatte er ſchon längſt an

einem ſchwülen Sommerabende draußen auf dem Hügel geſeſſen und auf die Töne hingehorcht, die mit leiſem Athem bis zur ſchweigſamen Mitternacht in der Luft ſich begegnen. — Ein andermal fragte er mich, ob mir auch das Glück zu Theil geworden, zuweilen im Traume zu fliegen, und wie das geſchehe; er möchte gern in der Art und Weiſe auf etwas Allgemeineres kommen. Er fliege im Zimmer oder in einem Saale immer oben im Kreiſe herum. Ich erwiederte: Mein Fliegen ſei unſtät, bald niedriger, bald höher, wohl bis auf das Dach. — Still für mich erkannte ich in ſeiner Art zu fliegen wieder den Charakter der ruhig epiſchen Beſchaulichkeit, aber laut gegen ihn hätte ich doch dieſe Bemerkung nicht machen mögen.

Goethe liebte bei aller Natürlichkeit — in Verbindung mit dem Plaſtiſchen — doch das Förmliche und Feierliche ein wenig. Zum Theil rührte dieß vielleicht auch von der ſtrengen Sitte der alten Zeit her. Wenn er eintrat, ſchritt er, ohne rechts oder links zu ſchauen, mit ſteifer Haltung durch alle Perſonen hindurch geradeswegs auf die Wirthin zu, machte ihr ſein ernſtes Kompliment und verneigte ſich dann mit einer ſanften Verbeugung gegen die Übrigen im Kreiſe herum. Mit kurzen, ſchnell wechſelnden Reden über etwas leicht hinzugleiten, war ihm nicht eigen; eher that er etwas mit der Milde eines halb ausgeſprochenen Wortes ab. Sonſt ſprach er in der Regel etwas langſam, nach den tiefern Tönen zu, mit einer bequemen Würde, die den

Gegenstand von sich entfernt hält und auch gegen persönliche Annäherung sich verwahrt. Dieß Entfernthalten drückte sich auch praktisch häufig in den Worten aus: „das ist nun so!“ — oder: „das wird sich machen lassen!“ — Selbst das Heitere mußte sich oft der Förmlichkeit unterwerfen, wie einmal z. B. bei der Verlosung eines Bildes (d. 10. Februar 1814), wozu erst umständliche Vorbereitungen getroffen wurden, und sein Sohn dann an einem besonderen Tische mitten im Zimmer wie zu Gericht saß. — Einen Auftritt dieser Art gab es eines Abends bei einer Vorlesung, wobei das Feierliche aber beinahe in's Komische umschlug. Goethe hatte nämlich schottische Balladen mitgebracht und erbot sich, eine von ziemlicher Länge selbst vorzutragen, doch so, daß den wiederkehrenden Satz, der bei jedem Verse vorkam, die Frauen immer im Chor dazwischen sprechen sollten. Der pathetische Vortrag begann, die Damen hielten sich bereit und fielen zur rechten Zeit ein, glücklich kam man über den ersten Vers hinaus, aber als dieselben Worte sich zum zweiten- und drittenmal wiederholten, überwältigte die Frau Professorin Reinbeck ein unwillkürliches Lachen. Goethe hielt inne, ließ das Buch sinken und strahlte sie alle mit den feurigen Augen eines donnernden Jupiters an: „Dann lese ich nicht!“ sagte er ganz kurz. Man war nicht wenig erschrocken; aber Johanna Schopenhauer bat vor, gelobte auf's neue Gehorsam und verbürgte sich für die Übrigen. Nun ging es in Gottes Namen

wieder vorwärts — und in der That! sämmtliche Damen auf Kommando das Kinn taktmäßig zugleich bewegen zu sehen, hatte so viel von der Komik an sich, daß die volle Autorität eines Goethe dazu gehörte, die ganze Gesellschaft in dem angeordneten feierlichen Ernste zu erhalten. Eine ähnliche Peinlichkeit erlebte ich an einem musikalischen Abend (d. 31. Dezember 1807), als die Hofräthin Sänger und Sängerinnen vom Theater zu sich eingeladen hatte. Goethe kam von der Lektüre Italienischer Schäfer-Idyllen und befand sich in einer sanften lyrischen Stimmung, in welcher er sich auch mit großer Anmuth über das Gelesene aussprach. Nachdem herrliche Lieder, besonders von Zelter, waren gesungen worden, während Goethe in den Zimmern auf und abging, setzte sich die Gesellschaft an verschiedene Tische. Ich bekam meinen Platz unter den Künstlern und gab mich hier um so lieber lustigen Einfällen hin, als in diesem Kreise sich eine Lachtaube befand, die für Scherze sehr empfänglich und reizbar war. Aber plötzlich — mitten in der Fröhlichkeit — klopfte Goethe auf den Tisch, augenblickliche Stille und Gesang gebietend. Da hätte man sehen sollen, wie das halb ausgesprochene Wort auf den Lippen erstarb, wie die Mienen zuckten und ein Wetterleuchten über die Gesichter fuhr. Lachtaube hatte die erste Stimme — sie kämpfte ritterlich — mit bewunderungswürdiger Fassung rang sie sich auf und die andern folgten ihrem Flug, während manche bitter-süße Thräne über hochgeröthete

Wangen floß. Zum Glück haben Schauspieler sich mehr in der Gewalt als andere Menschen. — Sie blieben nun auf ihrer Hut, und wie Goethe einmal aufgestanden war, schlich einer nach und kam mit der Nachricht zurück: er lacht! was denn die vorige Lust wieder zurückführte. — In muntrer Laune verlor sich Goethe zuweilen in eine bis zum Ermüden anhaltende Scherzhaftigkeit oder in eine Neckerei mit einer und derselben Sache. So plagte er uns einmal einen ganzen Abend (den 19. April 1812), indem er verlangte, daß wir den Inhalt der neuen, uns völlig unbekannten Stücke errathen und angeben sollten, von denen er eben im Theater die Probe gehalten. Trafen auch einzelne Worte zu, wie wenn man zu einer Aufführung Requisite zusammenschleppen sieht und von einem Degen auf einen Offizier, von einem Hirschfänger auf einen Jäger schließt, so wollte doch kein ganzer Zusammenhang entstehen, und wir blieben immerfort auf der Folter der Langenweile. Ob er es selbst nicht fühlt, fragte man sich, welchen Zwang er uns anthut? Aber es gehört nun einmal mit zu den Eigenschaften eines großen Geistes, daß er mit seiner Überlegenheit gegen Andere zuweilen die Grenzen überschreitet, besonders, wenn er durch Huldigung und Unterwerfung schon verwöhnt ist. Wer sich darüber verwundert, kennt die menschliche Natur nicht. — Ein andermal — er kam mit einer Weinlaune, noch halb geputzt, vom Hofe — übte er völligen Übermuth aus, und zwar gegen

Wieland auf eine fast bösliche Weise (den 13. November 1808). Er reizte ihn durch Widerspruch, und man hörte gleich, daß es ihm nicht darum zu thun war, Recht zu behalten, sondern nur, ihn in Harnisch zu setzen. Wieland nahm die Sache ernsthaft, und ärgerte sich denn auch in allem Ernste. Meyer hielt sich zu Goethe als sein treuer Adjutant, und seine zurechtweisenden Worte: „Lieber Wieland, Sie müssen das nicht so nehmen!“ klangen mir verletzend.

Mit wirklichem Zorn trat er eines Abends (den 17. Mai 1808) ein, als ihn Friedrich Schlegel aus seiner Ruhe aufgejagt hatte, wenn ich nicht irre, durch die öffentliche Behauptung, daß in seiner poetischen Gesinnung die Grundsätze von Voltaire anzutreffen wären. Man trachte dahin, meinte er, ihn ganz allmählich herunterzuziehen, ihm etwas und dann wieder etwas zu nehmen u. s. w. „Aber man sollte nur wissen,“ fuhr er fort, „wie sie es in Jena getrieben haben. Da haben sie angereizt, einen Musenalmanach herauszugeben — um ihre eignen Gedichte zu drucken und ein schönes Honorar zu bekommen. Diese Scene hat Falk in seinem Buche über Goethe sehr ausführlich beschrieben, aber so viel aus seiner eigenen Phantasie hinzugedichtet und die einfachen Worte so überschwenglich mit seinen ihm eignen pathetischen Ausdrücken vermischt, daß Goethe darin nicht wieder zu erkennen ist.

b.*)

I. Goethe hatte einen von Runge in Papier ausgeschnittenen Blumenstrauß zur Ansicht in die Abendgesellschaft der Schopenhauer mitgebracht, wodurch letztere bewogen worden war, einen von einer Fuchsie umschlungenen Kastanienzweig auszuschneiden und diesen am 3. December 1806 Goethen vorzulegen. Sie schreibt darüber:

Nun hättest Du [Arthur Schopenhauer] ihn und seine Freude über meine Kunst sehen sollen, wie er es gewahr wurde. Gegen Runge's Bouquet mußte ich freilich zurückstehen, aber meines war in der Art ein erster Versuch; denn die Blumen sind in Lebensgröße. Nun kamen verschiedene, die meine Arbeit für Runge's Arbeit hielten, welche sie früher gesehen hatten, und Goethe rief dann ganz triumphirend, wenn sie lange bewundert hatten: „Nein, die Frau, die kleine Frau hat das gemacht! Solche Streiche macht sie! Sehen Sie einmal, sehen Sie einmal recht, wie hübsch das ist!" Er freute sich darüber wie ein Kind zum Weihnachten. . . . Die übrigen gingen an's Clavier im Nebenzimmer, ich blieb allein bei Goethe an seinem Zeichentische; denn ich kann ihn nicht genug sehen und hören. Nun erzählte er mir von einem Ofenschirme, den ich so machen müßte, machte mir mit ein paar Strichen eine Zeichnung dazu

*) [Die Schilderungen unter b können leider nur in den von Düntzer in brockenhafter, verwirrender Darstellung veröffentlichten, z. Th. unbestimmbaren Bruchstücken von Briefen der Schopenhauer an ihren Sohn wiedergegeben werden.]

Dieſes half ſo viel, daß man das Mädchen abtreten, dafür aber den jungen Menſchen, nachdem man ihm vor der Thüre die Feſſeln abgenommen hatte, hereinkommen ließ. Dieſer ſchien über ſein Schickſal mehr nachdenkend. Seine Antworten waren geſetzter, und wenn er von einer Seite weniger heroiſche Freymüthigkeit zeigte, ſo empfahl er ſich hingegen durch Beſtimmtheit und Ordnung ſeiner Ausſage.

Da auch dieſes Verhör geendiget war, welches mit dem vorigen in allem übereinſtimmte, nur daß er, um das Mädchen zu ſchonen, hartnäckig läugnete, was ſie ſelbſt ſchon bekannt hatte, ließ man auch ſie endlich wieder vortreten, und es entſtand zwiſchen beiden eine Scene, welche ihnen das Herz unſers Freundes gänzlich zu eigen machte.

Was nur in Romanen und Komödien

und will mir auch beim Aufkleben helfen. Hernach verſammelten ſich Meyer, Fernow und Schütze um uns; wir machten einen kleinen Kreis, die Bardua kam dazu, mit welcher heillos umgegangen ward, und der Abend verging unter Scherz und Lachen."

II. [Den 7. (?) December 1806.] Die Frau des Marſchall Lannes kommt hier durch und ſollte bei ihm [Goethe] logiren. Weil ſie ſchon viele Tage erwartet wurde und nicht kam, ſo meinte er, ſie käme gar nicht, aß richtig zu Mittag eine kalte Gänſeleberpaſtete, die für die Dame bereitet war und kam den Abend zu mir. Nun kam die Dame, und die Paſtete war verzehrt, und er war bei mir und mußte fort.

III. Geſtern [19. (?) December] war mein Zirkel kleiner, aber um ſo intereſſanter, obgleich niemand etwas zum Vorleſen mitgebracht hatte. Ich ſchnitt wieder Blumen aus, und Goethe war beſchäftigt, ſie zu einem Ofenſchirme zu ordnen, den er ſelbſt aufkleben will. Dabei erzählte er Anekdoten aller Art. Die Bardua malt jetzt Goethe; ich glaube faſt, er würde mir auch ſitzen, wenn ich ihn darum bäte. Den Muth dazu hätte ich wohl, aber wenn's zur Ausführung käme und er mich dann ſo ernſthaft mit ſeinen durchdringenden Augen anſähe, dann wäre ich in Gefahr, davonlaufen zu müſſen. Alſo laſſe ich es lieber; die Bardua wird mir aber das Bild, welches ſehr ähnlich werden ſoll, copieren. — Letzt ſprach man bei mir vom Latein, wie nothwendig es wäre und wie wenig es jetzt gelernt

würde. Ich ſagte, Du hätteſt es in Deiner Kindheit durchaus nicht lernen können, obgleich Du lebende Sprachen ſehr leicht vollkommen begriffeſt. Goethe ſagte: es wundere ihn nicht; es wäre ungeheuer ſchwer, da hälfe keine Methode, die ganze Kindheit müſſe darauf zugebracht werden. „Wenn zehn Louisd'or auf einem Tiſche liegen, kann man ſie leicht einſtreichen, aber wenn ſie tief in einem alten Brunnen liegen und Steine, Schutt und Gebüſch obendrauf, dann iſt's ein ander Ding; ein Kind kriegt dann wohl mühſam hinein, aber ein Erwachſener muß es bleiben laſſen." Ich ſagte, Du hätteſt Luſt, es noch zu lernen, ich wolle Dir aber abrathen. Dies ſolle ich auch nicht thun, ſagte er; es bliebe doch immer etwas hängen, und wenn Du es noch thun wollteſt, ſo wäre es ſehr gut und nützlich, obgleich Du es zur Vollkommenheit nicht bringen würdeſt.

IV. Er iſt ein unbeſchreibliches Weſen; das Höchſte wie das Kleinſte ergreift er. So ſaß er denn an dieſem Abend [25. December] eine lange Weile im letzten meiner drei . . . Zimmer mit Adele . . . und der jüngſten Conta, einem hübſchen, unbefangenen ſechzehnjährigen Mädchen. Wir ſahen von weitem der lebhaften Converſation zwiſchen den dreien zu, ohne ſie zu verſtehen; zuletzt gingen ſie alle drei hinaus und kamen lange nicht wieder. Goethe war mit den Kindern in Sophie's Zimmer gegangen, hatte ſich dort hingeſetzt und ſich Adele's Herrlichkeiten zeigen laſſen, alles

Stück vor Stück beſehen, die Puppen nach der Reihe tanzen laſſen, und kam nun mit den frohen Kindern und einem ſehr lieben milden Geſichte zurück, wovon kein Menſch einen Begriff hat, der nicht die Gelegenheit hat, ihn zu ſehen, wie ich.

V. Am Abend des 4. [Januar] fing Goethe an von ſeinem herannahenden Alter zu ſprechen mit einer Weichheit des Tones, mit einem ſo edlen Selbſtbewußtſein, daß es uns alle tief rührte. Dabei hielt er mich feſt bei der Hand; er thut das oft und erinnert mich dabei lebhaft an Deinen Vater, der mich dann auch ſo feſthalten konnte.

VI. Am Donnerstag . . . [den 5. Februar] beſtand mein Zirkel faſt nur aus Herren, aber es waren gerade die intereſſanteſten; Frau v. Goethe war die einzige Dame. „Weil wir eben in ſolchem kleinen vertraulichen Zirkel ſind“ — fing er an — „ſo will ich denn eine Naturnothwendigkeit mittheilen; es iſt billig, daß man unter Freunden ſich dergleichen wechſelſeitig mittheilt.“ Und damit fing er aus einem Briefe eine Geſchichte von einer Mamſell, die in die Wochen gekommen war, zu leſen an. Darüber kam die Vardua. „Gerechter Himmel, da kommt die Vardua!“ rief er aus; „nun darf ich nicht weiter leſen.“ „„Es thut nichts,““ ſagte ich; „„die Vardua muß draußen bleiben.““ Das war Waſſer auf ſeine Mühle. Der Vardua kündigte er gleich gravitätiſch an, ſie müſſe draußen bleiben. Den Vertuch, den Sohn, der gewaltig lang iſt, ſtellte er an

die zugemachte Thür, welche die Vardua von außen gewaltig berannte. „Halten Sie Ihren Posten wohl, Vertuch! Denken Sie, Sie sind in Breslau. Es soll Ihr Schade nicht sein; ich will schon so lesen, daß Sie dort so gut hören sollen, wie hier.“ Die Vardua machte einen erbärmlichen Spektakel; er ließ sich nicht stören und verwies sie nur von Zeit zu Zeit mit ein paar Worten zur Ruhe und Geduld. Zuletzt spielte sie aus Leibeskräften auf dem Claviere. „Eine Kriegslist!“ sagte er; „hilft nichts! wir lesen lauter.“ Und so erhob er die Stimme oder ließ sie sinken, nachdem sie accompagnirte, wie in einem Melodram bis ans Ende, wo sie dann feierlich hereingeholt ward. Alles dies ist nichts, aber man muß es sehen. Dieses kleine Intermezzo stimmte uns alle lustiger; es wurde viel den Abend gelacht. Zuletzt aber kam das Gespräch auf die Allemannischen Gedichte [von Hebel]. Meyer, als Schweizer, und Legationsrath Weyland, als Elsasser, sind der Sprache mächtig und lesen manches daraus sehr hübsch vor. Goethe ist die Sprache fremd, er las aber doch sein Lieblingsstück, „Das Gespenst an der Wanderer Straße“, und er las es, wie nur er lesen kann.

VII. Seit ein paar Abenden [vor dem 10. März 1807) liest Goethe selbst bei mir vor, und ihn dabei zu hören und zu sehen ist prächtig. Schlegel hat ihm ein übersetztes Schauspiel von Calderon [„Der standhafte Prinz“] im Manuscripte geschickt; es ist Kling-

klang und Farbenſpiel, aber er lieſt auch den Abend keine drei Seiten: ſein eigner poetiſcher Geiſt wird gleich rege. Dann unterbricht er ſich bei jeder Zeile, und tauſend herrliche Ideen entſtehen und ſtrömen in üppiger Fülle, daß man alles vergißt und den Einzigen anhört.

VIII. Er hat jeden Abend ſeinen „ſtandhaften Prinzen" ſtandhaft geleſen bis geſtern [22. März], wo er ihn zu Ende brachte. Es iſt ein wunderſames Weſen darum, und es ſind wahrlich Dinge darin, die gerade ins Herz dringen, und wo es mir anfängt möglich zu erſcheinen, daß man Calderon neben Shakeſpeare nennt. Aber wie viel Wuſt, Haupt- und Staatsactionen ſind mit hineingewebt, und dann das ganze ſüdliche Weſen, das Farbenſpiel, das Spiel mit Bildern und Tönen, die unſere nördliche Naturen gar nicht anſprechen. Indeſſen iſt es doch ein hoher Genuß, von Goethe dies leſen zu hören; mit ſeiner unbeſchreiblichen Kraft, ſeinem Feuer, ſeiner plaſtiſchen Kunſt reißt er uns alle mit, obgleich er eigentlich nicht kunſtmäßig lieſt. Er iſt viel zu lebhaft, er declamirt, und wenn etwa ein Streit oder gar eine Bataille vorkommt, macht er einen Lärm wie in Drurylane, wenn es dort eine Schlacht gab. Auch ſpielt er jede Rolle, die er lieſt, wenn ſie ihm eben gefällt, ſo gut es ſich im Sitzen thun läßt. Jede ſchöne Stelle macht auf ſein Gemüth den lebhafteſten Eindruck: er erklärt ſie, lieſt ſie zwei-, dreimal, ſagt tauſend Dinge dabei, die noch ſchöner ſind — kurz, es

iſt ein eigenes Weſen, und wehe dem! der es ihm nachthun wollte. Aber es iſt unmöglich, ihm nicht mit innigem Antheile, mit Bewunderung zuzuhören, noch mehr, ihm zuzuſehen; denn wie ſchön dieſes alles ſeinem Geſichte, ſeinem ganzen Weſen läßt, mit wie einer eigenen hohen Grazie er alles dies treibt, davon kann niemand einen Begriff ſich machen. Er hat etwas ſo rein Einfaches, ſo Kindliches. Alles, was ihm gefällt, ſieht er leibhaftig vor ſich; bei jeder Scene denkt er ſich gleich die Decoration und wie das Ganze ausſehen muß.

IX. Zwiſchendurch ſingt die Bardua uns ein Lied von Goethe, von Zelter oder Himmel componirt. Er hat das gern und extert die gute Bardua nicht wenig, wenn ſie undeutlich ausſpricht oder gar die Verſe verwechſelt. Letzt habe ich entdeckt, daß ſein Lied „Ich hab' mein' Sach' auf nichts geſtellt" recht gut zur Melodie „Es gingen drei Burſche zum Thore hinaus" ſich paßt. Darüber hatte er große Freude, und nun muß die Bardua es jeden Abend ſingen.

c.

In der Geſellſchaft im Hauſe der Frau Hofräthin Schopenhauer hatten wir [Reinbeck] das Vergnügen, Bertuch, Riemer, Falk, Fernow und einige Damen zu finden. Zum erſtenmale erſchien die Frau Geheimräthin v. Goethe darin, eine Frau von noch vielem materiellen Reiz, an welcher man Gutmüthigkeit und

einen ſtets gleich heitern Sinn rühmte, wie dies mit Temperamenten der Art gewöhnlich verbunden iſt. Später kam der Geheimrath. Er trat mit einem freundlich gezogenen Hm! Hm! nach allen Seiten grüßend ein und ſah ſich gleich nach einem Stuhle um. Jetzt beſchaute er ſich den Kreis und als ſein Auge auf mich fiel, ſtand er auf und kam auf mich zu. Natürlich erhob ich mich ſogleich. Er bückte ſich feierlich und ſagte: er habe mir ſeinen Dank abzuſtatten. Ich fragte, wodurch ich ſo glücklich geweſen ſei, mir dieſen zu erwerben. „Ich hatte immer den Vorſatz, Rußland einmal zu beſuchen," antwortete er, „Sie haben mich aber vollkommen davon geheilt." „Das würde ich ſehr bedauern," erwiderte ich, „zunächſt für Rußland . . dann aber auch, erlauben Ihre Excellenz, daß ich es ſage, um Ihrer ſelbſt willen" . . Es war von ſeiner Seite eine ſcherzhafte Wendung, mir anzudeuten, daß er meine damals erſchienenen „Flüchtige Bemerkungen auf einer Reiſe über Moskau" ꝛc. geleſen habe, die einiges Aufſehen machten durch die von den gewohnten Lobpreiſungen eines Storch hier und da abweichenden Anſichten und Schilderungen nach einem 14jährigen Aufenthalt in Petersburg . . Goethe war in der beſten Laune von der Welt. Er ſprach viel über Rußland, fragte nach mehreren Bekannten daſelbſt. . Die Converſation wurde allgemein und war ungenirt, und ich dankte meinem lieben Fernow für dieſe reiche Quelle des Genuſſes, die er mir in Weimar eröffnet hatte und

die ich von diesem Abend an nie unbenutzt ließ. Ich machte hier die interessantesten Bekanntschaften. Goethe fehlte selten dabei. . . Da fand sich immer etwas Neues zu berichten oder vorzuzeigen, wozu dann auch Goethe und Meyer hilfreich waren. . . Oft wurde auch vorgelesen, besonders Calderon in der Übersetzung von Schlegel. Die Rollen wurden vertheilt und an den Chören mußten auch die Frauen theilnehmen. Goethe wies sie an, wie sie sprechen sollten, wobei es denn oft belustigenden Widerspruch gab. Im Tragischen gefiel mir Goethes Vortrag nicht, ich fand zuweilen falsches Pathos darin, aber im Komischen war er ganz unvergleichlich. Oft betraf auch die Unterredung die Sprache, und ich erinnere mich noch des Aufwandes von Scharfsinn, für aufgegebene Fremdwörter echt deutsche zu suchen. So schuf Goethe für Balanciren: in der Schwebe, und ich glaube, der Ausdruck, der in den meisten Fällen so treffend ist, trat an diesem Abend zuerst hervor. Der unlängst erlebten Katastrophe wurde fast gar nicht gedacht, und ich erinnere mich nicht, daß Goethe jemals über Politik gesprochen hätte.

— — — — — — — — — — —

Wir besuchten zum letztenmale die Gesellschaft im Schopenhauer'schen Hause und fanden sie zahlreicher als gewöhnlich. Goethe unterhielt sich viel mit mir von meinen Plänen, die damals noch ins Weite gingen und nach dem schönen Italien strebten und man kann

ſich leicht vorſtellen, wie unterhaltend und belehrend ſeine Äußerungen waren. Geleſen wurde dieſen Abend nicht, und wenn dies der Fall war, ſo pflegten Goethe und Meyer, nachdem etwa eingetroffene neue Kunſtblätter beſchaut und beurtheilt waren, auf kleinen Papierblättern mit Bleiſtift zu zeichnen, Goethe gemeiniglich Landſchaften, die er dann wohl in Sepia ausführte. Das geſchah auch diesmal. Ich ſaß am Zeichentiſche Goethe gegenüber. Er hatte ein Blatt vollendet, ſah zu mir herüber und ſchnellte das Blättchen mir zu und ich — ich muß mich ſchon auslachen laſſen — ſtatt es ſogleich einzuſtecken als ein höchſt willkommenes Andenken, war zu ſchüchtern dazu. Ich beſah es und legte es dann wieder zu Goethe hinüber auf den Tiſch. Als er aufgeſtanden war, wollte ich das Verſäumte nachholen, allein das Blättchen war nicht zu finden. Wahrſcheinlich war ein Anderer geſcheidter geweſen und hatte es an ſich genommen. In Hinſicht der Kunſt waren dieſe Zeichnungen nicht eben bedeutend. Auch zeigte ſich in Goethe kein beſonderer muſikaliſcher Sinn, aber ſeine Lieder in Reinhardt'ſchen oder Zelter'ſchen Compoſitionen zu hören, machte ihm auch bei mittelmäßigem Vortrag Vergnügen.

286.

1806 oder 1807.

Mit Luden.

Nach der Schlacht bei Jena erkundigte ich mich bei jeder Gelegenheit, wie es Goethen in den unglücklichen Tagen gegangen wäre, und alle Erkundigungen brachten mich zu dem Glauben, daß auch Er sein Kreuz zu tragen gehabt und den Jammer getheilt hätte, den ein siegreicher Feind, übermüthig und trotzig, wie über die Besiegten, so über die wehrlosen Angehörigen der Besiegten zu bringen pflegt. Etwa vier Wochen nach dem unglücklichen Tage fand ich Goethe bei Knebel. Er war zum ersten Mal wieder in Jena.*) Sein Gesicht war sehr ernst, und seine Haltung bewies, daß auch auf ihm der Druck der Zeit lag. „Der Mann," sagte Knebel, „hat's empfunden." — „Ich habe schon gehört," fügte Goethe zu mir gewendet hinzu, „daß Sie sehr hart mitgenommen sind." Ich konnte mein Schicksal in wenige Worte zusammenfassen und that es. „„Von allem,"" sagte ich, „„was wir während meiner Anwesenheit nach Jena geschafft hatten, und was ich bei meiner Abreise zurückließ, habe ich nicht das Geringste wiedergefunden bei meiner Zurückkunft, einige zerbrochene Kisten, Kasten und Koffer ausgenommen. Ich habe den Schmerz gehabt, meine junge Frau in eine völlig

*) [Ich finde nicht, daß Goethe nach der Schlacht eher, als im Mai 1807 nach Jena gekommen sei.]

vorzugehen pflegt, sah er hier in einer unangenehmen Gerichtsstube vor seinen Augen: den Streit wechselseitiger Großmuth, die Stärke der Liebe im Unglück.

Ist es denn also wahr, sagte er bey sich selbst, daß die schüchterne Zärtlichkeit, die vor dem Auge der Sonne und der Menschen sich verbirgt, und nur in abgesonderter Einsamkeit, in tiefem Geheimnisse zu genießen wagt, wenn sie durch einen feindseligen Zufall hervorgeschleppt wird, sich alsdann muthiger, stärker, tapferer zeigt, als andere brausende und großthuende Leidenschaften?

Zu seinem Troste schloß sich die ganze Handlung noch ziemlich bald. Sie wurden beide in leidliche Verwahrung genommen, und wenn es möglich gewesen wäre, so hätte er noch diesen Abend das Frauenzimmer zu ihren Eltern hinüber gebracht. Denn er setzte sich fest vor, hier ein Mittelsmann zu

brochen und gestört, ich kann die alten nicht fortsetzen und keine neuen beginnen, weil es mir an allem nothwendigen Geräth und Gezeug gebricht. Überhaupt verschwindet das Unglück der einzelnen, der Städte, Gemeinden und Familien, vor dem ungeheueren Unglücke, das auf Deutschland, unserem Vaterlande liegt. Mich drückt und quält lediglich die Zeit der Schmach und Schande, die über uns eingebrochen ist, die uns bevorsteht. Wäre die Schlacht bei Jena gewonnen worden, gern hätte ich jegliches Opfer dargebracht und auch nackt und bloß den fliehenden Feinden nachgejubelt. Und dann: alles was mir genommen worden, kann ersetzt werden. Das beste ist mir doch geblieben, und solange wir selbst sind und die Berge da feststehen und die ewige Sonne scheint, so lange gebe ich nicht verloren weder meine eigene Sache noch die Sache des Vaterlandes.““ Knebel antwortete mit einigen Ausrufungen: „Bravo! So recht!“ und dergleichen; Goethe aber sagte kein Wort und verzog keine Miene. Hierauf lenkte Knebel das Gespräch auf etwas Literarisches; ich aber beurlaubte mich bald.

287.

1807, zu Anfang.

Mit Riemer.

a.

„Weiber verstehen alles à la lettre oder au pied de la lettre, verlangen aber, daß man sie nicht so verstehen soll.“

b.

„Ein Gott kann nur wieder durch einen Gott balancirt werden. Die Kraft soll sich selber einschränken, ist absurd. Sie wird nur wieder durch eine andere Kraft eingeschränkt. Dieses specificirte Wesen kann sich nicht selbst einschränken, sondern das Ganze, welches sich specificirt, schränkt sich eben dadurch selbst ein, aber nicht das Einzelne sich."

c.

„Nur nichts als Profession getrieben! Das ist mir zuwider. Ich will alles, was ich kann, spielend treiben, was mir eben kommt und so lange die Lust daran währt. So hab' ich in meiner Jugend gespielt unbewußt; so will ich's bewußt fortsetzen durch mein übriges Leben. Nützlich? — Nutzen das ist eure Sache. Ihr mögt mich benutzen; aber ich kann mich nicht auf den Kauf oder die Nachfrage einrichten. Was ich kann und verstehe, das werdet ihr benutzen, sobald ihr wollt und Bedürfniß danach habt. Zu einem Instrument gebe ich mich nicht her; und jede Profession ist ein Instrument, oder wollt ihr es vornehmer ausgedrückt, ein Organ."

288.

1807, 14. Januar.

Mit Riemer.

„Die mathematischen Formeln außer ihrer Sphäre, d. h. dem Räumlichen, angewendet, sind völlig starr

und leblos, und ein solches Verfahren höchst ungeschickt. Gleichwohl herrscht in der Welt der von den Mathematikern unterhaltene Wahn, daß in der Mathematik allein das Heil zu finden sei, da sie doch, wie jedes Organ, unzulänglich gegen das All ist. Denn jedes Organ ist specifisch und für das Specifische."

289.

1807, 19. Januar.

Mit Riemer.

Abends „Der Amerikaner" [Lustspiel von Vogel]; Goethe bemerkte, daß er sich zu einer vortrefflichen Oper machen ließe.

290.

1807, 20. Januar.

Mit Riemer.

Nach Goethes Bemerkung gebe ein schmarutzender Tyrann oder tyrannischer Schmarutzer ein gutes Stück.

291.

1807, 3. Februar.

Mit Riemer.

Die Reflexion führt darum so leicht auf's Unrichtige, auf's Falsche, weil sie eine einzelne Erscheinung.

eine Einzelheit, ein Jedesmaliges zur Idee erheben möchte, aus der sie Alles ableite; mit einem Worte, weil es eine partielle Hypothese ist. Z. E. wenn man sagt: „Jeder handle aus Eigennutz.“ — „Die Liebe sei nur Selbstsucht.“ — Als wenn die Natur nicht so eingerichtet wäre, daß die Zwecke des Einzelnen dem Ganzen nicht widersprechen, ja sogar zu seiner Erhaltung dienen; als wenn ohne Motive etwas geschehen könnte, und als wenn diese Motive außerhalb des handelnden Wesens liegen könnten und nicht vielmehr im Innersten desselben; ja, als wenn ich die Wohlfahrt des Andern befördern könnte, ohne daß sie auf mich inundirte, keineswegs mit meinem Verlust, mit meiner Aufopferung, welche nicht immer dazu erfordert wird, und welches nur in gewissen Fällen geschehen kann.

Wäre es wahr, daß Jeder nur aus und zu seinem Vortheil handle, so würde einmal folgen, daß, wenn ich zu meinem Abbruch, Nachtheil, Detriment handelte, ich erst die Wohlfahrt des Andern beförderte, welches absurd ist. Ferner, daß, wenn ich dem Andern Schaden thäte, wenn ich in Zorn gegen ihn aufwallte und ihn schlüge oder dergl., daß ich alsdann zu meinem Vortheil, für mein Interesse handelte, welches ebenso absurd ist. Man unterscheidet hier nicht die Aufwallung, die Regung der Natur, die in jedem Einzelnen den Mittelpunkt vom Ganzen aufschlagen will.“

„Außerordentliche Menschen, wie Napoleon, treten

aus der Moralität heraus. Sie wirken zuletzt wie physische Ursachen, wie Feuer und Wasser."

„Ja schon Jeder, der aus der Subordination heraustritt — denn die ist das Moralische — ist insofern unmoralisch."

„Wer von seinem Verstande zum Schaden Anderer Gebrauch macht, oder diese auch nur dadurch einschränkt, ist insofern unmoralisch."

„Jede Tugend übt Gewalt aus, wie auch jede Idee, die in die Welt tritt, anfangs tyrannisch wirkt."

292.

1807, 11. Februar.

Mit Riemer.

Die Wahlsprüche, bemerkte Goethe, deuteten auf das, was man nicht hat, sondern wonach man strebt. Nec temere nec timide.

Richter in Göttingen hatte ebensowenig auream mediocritatem als Wieland, der sein ganzes Leben in Extremis zubrachte.

293.

1807, 22. Februar.

Mit Riemer.

„Es ist ganz einerlei, auf welcher Seite Ihr zugrunde geht, auf der activen oder passiven," erwiederte

Goethe ſcherzhaft auf die Bemerkung, daß ein kleiner, zeither wilder vorwitziger Knabe auf einmal wie geknickt und umgekehrt erſcheine, ohne krank zu ſein, ſodaß man ihn nicht wiedererkenne.

294.

1807, 1. März.

Mit Riemer.

Kotzebue ſei wie ein Pagliaſſo: wenn er die Leute auf dem Drahte tanzen ſieht, ſo ſagt er: „Was iſt denn das weiter! Das kann ich auch — nämlich auf dem Erdboden. Was ſoll denn das dort heißen? Warum nicht hier? Das kann Ich und noch dazu ***. Das macht mir einmal nach auf eurem Draht!“

295.

1807, 19. März.

Mit Riemer.

a.

„Man wird ſich deſſen, was man hat oder nicht hat, iſt oder nicht iſt, erſt am Gegentheile von dieſem bewußt oder inne.

Darum werden ſo viele Menſchen durch die Erſcheinung eines neuen, fremden Menſchen in der Ge-

ſellſchaft beunruhigt. Er entdeckt ihnen, was ſie nicht haben, und dann haſſen ſie ihn, oder er entdeckt ihnen durch ſein Gegentheil, was ſie haben, und ſo verachten ſie ihn wieder. Iſt er beſonders höflich und galant, ſo iſt er den Groben zuwider; iſt er grob, ſo iſt er den Höflichen und im Grunde allen zuwider; und ſo durch alles durch."

b.

„Die Natur kann zu allem, was ſie machen will, nur in einer Folge gelangen. Sie macht keine Sprünge. Sie könnte z. E. kein Pferd machen, wenn nicht alle übrigen Thiere vorausgingen, auf denen ſie wie auf einer Leiter bis zur Structur des Pferdes heraufſteigt. So iſt immer eines um alles, alles um eines willen da, weil ja eben das Eine auch das Alles iſt. Die Natur, ſo mannichfaltig ſie erſcheint, iſt doch immer ein Eines, eine Einheit, und ſo muß, wenn ſie ſich theilweiſe manifeſtirt, alles Übrige dieſem zur Grundlage dienen, dieſes in dem übrigen Zuſammenhang haben."

296.

1807, 24. März.

Mit Riemer.

„Die Formel der Steigerung läßt ſich auch im Äſthetiſchen und Moraliſchen verwenden.

Die Liebe, wie sie modern erscheint, ist ein Gesteigertes. Es ist nicht mehr das erste einfache Naturbedürfniß und Naturäußerung, sondern ein in sich cohobirtes, gleichsam verdichtetes und so gesteigertes Wesen.

Es ist einfältig diese Art zu verwerfen, weil sie auch noch einfach existirt und existiren kann.

Wenn man in Küche und Keller ein Gesteigertes sucht und darauf ausgeht, warum soll man nicht auch diesen Genuß für die Darstellung oder für das unmittelbare Empfinden steigern dürfen und können?

Jeder Koch macht auf diese Weise seine Brühen und Saucen appetitlicher, daß er sie in sich cohobirt."

297.

1807, 28. März.*)

Mit Riemer.

„In dem, was der Mensch technicirt, nicht bloß in den mechanischen, auch in den plastischen Kunstproduktionen ist die Form nicht wesentlich mit dem Inhalt verbunden, die Form ist dem Stoff nur auf- oder abgedrungen. Die Produktionen der Natur erleiden zwar auch äußere Bedingungen, aber mit Gegenwirkung von innen. Kurz es ist hier ein lebendiges Wirken von außen und innen, wodurch der Stoff die Form erhält.

*) [Wohl so, statt 18. März?]

Die Form des Leuchters ist dem flüssigen Messing aufgenöthigt. Sich selbst überlassen, hätte es sich aus sich und durch die einwirkende Luft geformt.

Man könnte einen Leuchter auch aus Salz gerinnen lassen. Hier würde sich das Salz zwar innerlich krystallisiren, aber nach außen zu wird ihm die Form des Leüchters aufgedrungen!"

298.

1807, Mai (?).

Mit Georg Reinbeck.

Ich machte .... meinen Abschiedsbesuch bei Goethe, den ich so gar liebgewonnen hatte. Er war allein. Ich mußte auf dem Sopha Platz nehmen, und er setzte sich auf einen Stuhl, mir gegenüber. Es war eine gewisse Feierlichkeit, nicht Vornehmigkeit, die ich auch wohl kannte, in seinem Benehmen und mir war's recht schwer um's Herz. Unser Gespräch betraf meine Reise und meinen Aufenthalt in Heidelberg. „Die Natur und die Vergangenheit bieten Ihnen dort viel," sagte er, „ob aber das Leben? Ich weiß nicht, ob Sie mit dem deutschen Universitätswesen bekannt sind? Es ist nicht eben das angenehmste, und in Heidelberg besonders scheint viel Parteiwuth zu herrschen, und die Wissenschaft trennt statt zu vereinigen. Es ist wie mit der Kirche dort. Protestanten und Katholiken sind in einem

werden, und die glückliche und anständige Verbindung beider Liebenden zu befördern.

Er erbat sich von dem Amtmanne die Erlaubniß, mit Melina allein zu reden, welche ihm denn auch ohne Schwierigkeit verstattet wurde.

Gebäude unter dem nämlichen Dache vereinigt, allein in der Mitte iſt zwiſchen beiden eine dicke Mauer. Haben Sie dort Bekannte?" Ich ſagte ihm, daß ich von Dresden aus an Profeſſor Fries und von dem guten Generalſuperintendenten (Voigt) an Heinrich Voß Briefe hätte. „Da ſind Sie gut verſehen," erwiderte er, „grüßen Sie mir den Heinrich, das iſt ein lieber kindlicher Menſch, und grüßen Sie auch den Alten von mir!" Unſer Geſpräch verbreitete ſich über mehreres und auch mit Wehmuth von meiner Seite über meinen achtmonatlichen Aufenthalt in Weimar und das darin Erlebte, wobei ich es für ein wahres Glück ſchätzte, zu einem ſo langen Aufenthalt gleichſam gezwungen worden zu ſein. „Was Sie an Ihrem Aufenthalt hier etwa zu tadeln finden," verſetzte er, „wird Ihnen in der Erinnerung vielleicht noch mehr Genuß gewähren, als was Sie jetzt zu loben haben. Überſtandenes Ungemach hat einen eigenthümlichen Reiz." Ich konnte das aus einer reichen Erfahrung nur beſtätigen. Endlich mußte doch aber an den Aufbruch gedacht werden und ich konnte den Entſchluß dazu nicht finden. Als ich zuletzt faſt gewaltſam aufbrach, verſagte mir das Wort. Ich ſtammelte einiges — ich weiß ſelbſt nicht was. Goethe war ſichtbar bewegt. Er reichte mir die Hand. „Reiſen Sie glücklich," ſagte er, „und vergeſſen Sie uns nicht!" Nie, nie! rief ich, und man wird's natürlich finden, daß ich Wort hielt, und ich habe auch die Freude, daß ich in Weimar nicht ganz vergeſſen wurde.

299.

1807, 11. Mai.

Mit Riemer.

Als über Tisch von Erasmus die Rede war, sagte Goethe: „Erasmus gehöre zu denen, die froh sind, daß sie selbst geschcidt sind, und keinen Beruf finden, andre geschcidt zu machen, — was man ihnen auch nicht verdenken könne."

300

1807, 17. Mai.

Mit Riemer.

Zu Goethe. „Flucht nach Ägypten" diktirt. Goethe äußerte, er habe nie auf Despoten schimpfen hören, als die selbst Despoten gewesen, kleine oder große. Mit Beziehung auf die Jenaische Brandstätte bemerkte er: „Niemals werde ein Fürst oder großer Herr von einer Sache schlechter unterrichtet, als wenn er sich selbst dahin begebe, um sich zu unterrichten." Ferner äußerte er: „Die Franzosen hätten keine Imagination, sonst hätten sie statt der zwanzig Häuser in Jena und Weimar, wenn sie nicht zufällig abgebrannt, sondern von ihnen angezündet sind, die Stadt an allen Ecken angezündet und mit Stumpf und Stiel abgebrannt; das hätte dann anders in die Welt hineingeklungen."

— Er ſagte weiter: „Die Weiber müßten nur lieben oder haſſen; da wären ſie ganz ſcharmant. Die Männer aber müßten weder lieben noch haſſen. So käme alles wieder ins Gleichgewicht.“ „Die Irrthümer des Menſchen machen ihn eigentlich liebenswürdig.“

301.

1807, Mai.

Mit Riemer.

„Die Arzneikunde iſt mehr politiſch als ein anderes. Man muß auf die Krankheit losgehen wie auf einen großen Herrn oder ein hübſches Mädchen, die man be— will, wie ein Diplomat den andern durch einen Pfiff, um ihr etwas abzugewinnen. Nur en tant, daß er pfiffig iſt, iſt er ein guter Arzt.“

302.

1807, 19. Mai.

Mit Riemer.

a.

Geſpräch über Kunſt. „In der Malerei fehle ſchon längſt die Kenntniß des Generalbaſſes, es fehle an einer aufgeſtellten approbirten Theorie, wie es in der Muſik der Fall iſt.“

b.

Als die Rede davon war, daß Napoleon seinen Soldaten den Sold vorenthalte, sagte Goethe: da alle Welt über den Egoismus, der jetzt herrsche, Klage führe, so sei Napoleon gekommen, die Menschen uneigennützig zu machen.

303.

1807, 21. Mai.

Mit Riemer.

Zu Goethe. „Die neue Melusine". Abends zu Frommanns. Über die Eitelkeit. Man mußte sich jetzt in der Gesellschaft einander die Eitelkeit auf. Dadurch gehe die Gesellschaft zu Grunde; denn nun würden die einen bloß passiv, indem sie dächten: wenn ich die angenehme Eigenschaft, die ich besitze, nicht zeigen soll, so will ich thun als hätte ich gar keine. Und nun passen sie den andern auf. Dadurch bemächtigt sich gerade der Schlechteste der Gesellschaft, der dreist genug ist. — „Im Alter schlafe man eigentlich nicht, der Schlaf ziehe sich nur über die Gegenstände des Tags wie eine Art von Flor und lasse sie durchscheinen." So sah Goethe vorige Nacht sein Märchen von der Melusine unter einer Architektur hervorschimmern. Er hielt das im Traume für das Schöne und Rechte und wollte es festhalten; aber wie er erwachte, verschwand der Unsinn. — Die Nachtigallen, bemerkte Büffon, schlagen

nur ſo ſchön während der Begattungszeit. Nachher iſt ihre Stimme rauh und ganz anders, ſo daß man einen andern Vogel zu haben glaubt. Die Griechen kannten daher die Nachtigall als zwei verſchiedene Vögel unter zweierlei Namen, wie Plinius bemerkt. Die Thiere werden erſt vocal in dieſer Zeit, als Hirſche, Auerhahne u. dergl.

304.

1807, 22. Mai.

Mit Riemer.

Elektrometer. Die Luft iſt niemals elektriſch, ſondern der Gegenſtand in ihr wird es durch ſeine Poſition und Berührung mit einem anderen.

305.

1807, 25. Mai.

Mit Riemer.

Nach 4 Uhr von Jena weggefahren. Prächtiger Morgen. Über Lenz und Moritz geſprochen. Lenz hatte einen beſonderen Hang zur Intrigue, auch gegen Goethe trotz ſeiner Anhänglichkeit. Sie hatten zuſammen in Straßburg ſtudirt. — Moritz' italieniſche Reiſe iſt gewiſſermaßen verdorben durch das Beſtreben, es Goethe nachzuthun. Seinen Aufſatz über die Kunſt iſt Goethe durchgegangen.

306.

1807. 27. Mai.

Mit Riemer.

„In der Jugend ſieht man das Detail als Maſſe, die Maſſe als Detail; im Alter umgekehrt.“

307.

1807, etwa Juni.

Mit Riemer.

a.

„Die Welt iſt wie ein Strom, der in ſeinem Bette fortläuft, bald hier bald da zufällig Sandbänke anſetzt und von dieſen wieder zu einem andern Wege genöthigt wird. Das geht Alles ſo hübſch und bequem und nach und nach; dagegen die Waſſerbaumeiſter eine große Noth haben, wenn ſie dieſem Weſen entgegenarbeiten wollen.“

b.

„Man iſt ſehr übel dran, daß man den Aerzten nicht recht vertraut und doch ohne ſie ſich gar nicht zu helfen weiß.“

c.

„Wir ſind nicht darauf eingerichtet, das Leben zu verlaſſen, wenn es nichts mehr werth iſt, und da muß

derjenige immer noch gepriesen werden, der es als erträglich haltbar verspricht."

d.

„Daß die Pfaffen so dumm gewesen, sich ein solches Besitzthum, wie ein Bad, ein Gesundbrunnen ist, entgehen zu lassen und keine Anlagen und Anstalten für Wunderkuren damit zu verbinden, wie beim Teich Bethesda." — „Die Naturlehre war damals völlig getrennt von der Idee; das Ideale war bloß geistlich, christlich, und in der Natur, glaubte man, seien Zauberer, Gnomen, die alle unter dem Teufel standen. Die Welt gehörte dem Teufel, selbst bis auf Luther.

308.

1807, 2. Juni.

Mit Niemer

„Man kann schon einen nicht, geschweige denn viele unter einen Hut bringen, denn jeder setzt ihn sich anders zurecht!" Bei Gelegenheit von einem Apophthegma im Zinkgräf.

309.

1807, 6. Juni.

Mit Niemer.

„Man muß nicht auf die Sachen böse werden; denn das thut den Sachen ganz und gar nichts —

ſagt Marc Aurel. — Alſo indigniren die Menſchen mich dann und wann wohl, aber die Sachen finden mich immer entſchloſſen."

310.

1807, 13. Juni.

Mit Riemer.

Abends mit Goethe ſpazieren. Jugendgeſchichten aus Wetzlar. Gouë, Gotter, v. Born ꝛc. Geheime Ritterorden. Myſtifikationen. Zu der Zeit, wo ganz Deutſchland ſeinen „Götz von Berlichingen" bewunderte, befand ſich Goethe in größter Verlegenheit, wie er das Papier dazu bezahlen ſollte: denn er hatte mit Merck gemeinſchaftlich es drucken laſſen, jener den Druck, er das Papier beſorgt, und hernach in Commiſſion gegeben, aber ſein Lebtag nicht einen Heller dafür eingenommen. Zinkgräf Apophth.: „Wer einen Stein nicht allein erheben mag, der ſoll ihn auch ſelbander liegen laſſen."

311.

1807, 1. Juli.

Mit Riemer.

Als ich in Elnbogen einiges gezeichnet hatte, rieth er mir, Everdingen's Sachen zu ſtudiren, weil ich das Aperçu der Silhouette habe.

312.

1807, 8. Juli.

Mit Riemer.

„Die Kunſt ſtellt eigentlich nicht Begriffe dar, aber die Art, wie ſie darſtellt, iſt ein Begreifen, ein Zuſammenfaſſen des Gemeinſamen und Charakteriſtiſchen, d. h. der Stil.“

313.

1807, 10. Juli.

Mit Riemer.

„Die Götter haben im menſchlichen Körper eine unmögliche Syntheſe geleiſtet: das Thier und den Menſchen zu verbinden. Die Eingeweide kommen alle übereinander zu ſtehen, da ſie bei den Thieren hängen, in der Wampe. Sie hätten auch den Vogeltypus nehmen können; dann,“ ſcherzte er, „legten die Weiber Eier und brüteten ſie aus; dann u. ſ. w.“

314.

1807, 13. Juli.

Mit Riemer.

v. Kleiſt. Deſſen „Amphitryon“. „Der antike Sinn in Behandlung des Amphitryon ging auf Verwirrung der Sinne, auf den Zwieſpalt der Sinne mit

der Überzeugung. Wie im „Miles gloriosus“ [von Plautus] das Eine Mädchen zwei Personen vorstellt, so stellen hier zwei Personen Eine dar. Es ist das Motiv der „Menächmen“ [von Plautus], nur mit dem Bewußtsein des Einen Theils, Molière läßt den Unterschied zwischen Gemahl und Liebhaber vortreten, welches also eigentlich nur ein Gegenstand des Geistes, des Witzes und zarter Weltbemerkung ist. Wie es Fall genommen, wäre nachzusehen. Der gegenwärtige Dichter, Kleist, geht bei den Hauptpersonen auf die Verwirrung des Gefühls hinaus. Höchst wahrscheinlich ist bei den Alten keine Hauptscene zwischen Jupiter und Alkmene vorgekommen, sondern die Hauptmotive fielen zwischen die beiden: Sosias und Amphitryon. Die Situation zwischen Amphitryon und Alkmene enthält eigentlich auch kein dramatisches Motiv.

315.

1807, 14. Juli.

Mit Riemer.

„Das Stück [„Amphitryon“ von Kleist] enthält nichts Geringeres, als eine Deutung der Fabel ins Christliche, in die Überschattung der Maria vom heiligen Geist. So ist's in der Scene zwischen Zeus und Alkmene. Das Ende ist aber klatrig: der wahre Amphitryon muß es sich gefallen lassen, daß ihm Zeus

Vierzehntes Capitel.

Das Gespräch der beiden neuen Bekannten wurde gar bald vertraut und lebhaft. Denn als Wilhelm dem niedergeschlagnen Jüngling sein Verhältniß zu den Eltern des Frauenzimmers entdeckte, sich zum Mittler anbot, und selbst die besten Hoffnungen zeigte, erheiterte sich das traurige und sorgenvolle Gemüth des Gefangnen, er fühlte sich schon wieder befreyt, mit seinen Schwiegereltern versöhnt, und es war nun von künftigem Erwerb und Unterkommen die Rede.

Darüber werden Sie doch nicht in Verlegenheit seyn, versetzte Wilhelm; denn Sie scheinen mir beiderseits von der Natur bestimmt, in dem Stande, den Sie gewählt haben, Ihr Glück zu machen. Eine ange-

dieſe Ehre angethan hat; ſonſt iſt die Situation der Alkmene peinlich und die des Amphitryon zuletzt grauſam.

316.

1807, 22. Juli.

Mit Riemer.

Longus: Bei Gelegenheit von „Daphnis und Chloe“ ward [von Goethe] bemerkt, daß der Autor einen großen Reichthum von Motiven der Paſtoralwelt auf eine höchſt geſchickte Weiſe zuſammengefunden und beſonders das Hauptmotiv der Retardation in der größten Mannigfaltigkeit zu nutzen gewußt.

„Es iſt verwunderlich, daß man die Schriftſteller ſpäterer Zeiten aus Urſachen, die von der Sprache und der Technik hergenommen ſind, gegen die früheren unbedingt zurückſetzt, da doch im dritten Jahrhundert ſo gut ein Genie geboren werden konnte, als im erſten.

Selbſt eine glückliche neue Benutzung ſchon früher von andern gebrauchter Motive ſetzt einen Schriftſteller keineswegs herab, vielmehr gereicht ihm ſolches zur Ehre, wenn er es nur recht macht.

Es iſt jedoch zu bemerken, daß die Schriftſteller einer ſpäteren Zeit gegen die einer früheren in einem gewiſſen Vortheile ſtehen, indem das Bedeutende des menſchlichen Lebens und Treibens ſchon öfter vorge-

bracht und durchgearbeitet worden iſt, und daher einem guten Kopfe eine beſſere Auswahl und eine glücklichere Verbindung möglich wird.“

317.

1807, 23. Juli.

Mit Riemer und Himmel.

„Vocalmuſik heißt ſie, weil man beim (jetzigen) Singen nur die Vocale hört.“

318.

1807, 24. Juli.

Mit Riemer.

a.

„Die Bildung wird zwar von einem Wege (in's Holz) angefangen, aber auf ihm nicht vollendet. Einſeitige Bildung iſt keine Bildung. Man muß zwar von Einem Punkte aus-, aber nach mehreren Seiten hingehen. Es mag gleichviel ſein, ob man ſeine Bildung von der mathematiſchen, oder philologiſchen oder künſtleriſchen Seite her hat, wenn man ſie nur hat; ſie kann aber in dieſen Wiſſenſchaften allein nicht beſtehen. Die Wiſſenſchaften einzeln ſind gleichſam nur die Sinne, mit denen wir den Gegenſtänden Face machen; die Philoſophie oder die Wiſſenſchaft der Wiſſenſchaften iſt der sensus communis. Aber ſo wie es lächerlich wäre,

wenn einer das Sehen durch das Hören, das Hören durch das Sehen compenſiren und erſetzen wollte, ſich bemühte, die Töne zu ſehen ſtatt zu hören: ſo iſt es lächerlich, durch Mathematik die übrigen Erkenntnißarten zu compenſiren und vice versa, ſo in allen übrigen; oder es wird eine Phantaſterei. Daher giebt es jetzt ſo manche Phantaſten, die ohne poſitive Kenntniſſe durch phantaſtiſche Combination deſſen, was von jenen öffentlich verlautet, ſich das Anſehen tiefer Einſicht in das Weſen einer jeden zu geben wiſſen. Exempla sunt odiosa."

b.

„Die ſtoiſche Philoſophie iſt — wie ich ſchon ſonſt bemerkte — eine Philoſophie für die Armen, nämlich beruhend auf dem Abweiſen des Objects als in nostra potestate non situm."

319.

1807, 30. Juli.

Mit Niemer.

Bei Gelegenheit einer [Adam] Müller'ſchen Vorleſung über das ſpaniſche Drama: „Alles Spinoziſtiſche in der poetiſchen Produktion (oder: Was in der poetiſchen Produktion Spinozismus iſt) wird in der kritiſchen Reflexion Machiavellismus."

320.

1807, 1. Auguſt.

Mit Riemer.

Bei Gelegenheit eines geiſtreichen, wiewohl malitiöſen Urtheils über „Corinna“ [der Stael] von Reinhard: Goethe iſt einer von den gutwilligen Leſern, die das Brod des Autors mit der Butter guten Willens überſtreichen und ſo die Lücken zukleben, wenn ſie nicht gar zu groß ſind: „R. ißt das Brod trocken, und da kann er freilich ſonderbare Dinge erzählen von dem, wie es ihm geſchmeckt.“

321.

1807, 2. Auguſt.

Mit Riemer.

a.

Fernow hatte das Bouterweck'ſche Buch über die franzöſiſche Literatur ſchon geſtern den 1. Auguſt gebracht, worin der luſtige Vorſchlag zu einer Tragödie: daß man einer Dame das Herz ihres Geliebten zu eſſen giebt. Mittags nach Tiſche über Bouterwecks Vorſchlag uns luſtig gemacht und das Trauerſpiel ſchematiſiert. Zu einer romantiſchen Tragödie, worin man das Herz eines Liebhabers der Geliebten zu eſſen giebt, entwarf Goethe das Scenario.

b.

„Alle Philoſophie über die Natur bleibt doch nur Anthropomorphismus, d. h. der Menſch, eins mit ſich ſelbſt, theilt allem, was er nicht iſt, dieſe Einheit mit, zieht es in die ſeinige herein, macht es mit ſich ſelbſt eins.

Um die Natur zu erkennen, müßte er ſie ſelbſt ſein. Was er von der Natur ausſpricht, das iſt etwas, d. h. es iſt etwas Reales, es iſt ein Wirkliches, nämlich in Bezug auf ihn. Aber was er ausſpricht, das iſt nicht alles, es iſt nicht die ganze Natur, er ſpricht nicht die Totalität derſelben aus.

Wir mögen an der Natur beobachten, meſſen, rechnen, wägen ꝛc. wie wir wollen, es iſt doch nur unſer Maß und Gewicht, wie der Menſch das Maß der Dinge iſt. Das Maß könnte größer oder kleiner ſein, es ließe ſich mehr oder weniger damit abmeſſen, aber das Stück, das Gewebe, bleibt nach wie vor, was es iſt, und nichts weiter von ihm als ſeine Ausdehnung in Bezug auf den Menſchen iſt durch jene Operation ausgeſprochen. Mit Duodecimal- oder Decimalmaß wird nichts von der ſonſtigen anderweitigen Natur des Dinges ausgeſprochen und verrathen.

Dies zur Verſtändigung und Vereinigung mit denen, welche noch von Dingen an ſich ſprechen. Ob ſie gleich von den Dingen an ſich nichts ſagen können, eben weil es Dinge an ſich, das heißt außer Bezug auf uns und

wir auf sie sind, und sie alles, was wir von den Dingen sagen, für unsere Vorstellungsart halten (wobei nur zu bemerken ist, daß es nicht bloße Vorstellungsart sein kann, sondern das Ding in unserer Vorstellungsart, von ihr bekleidet), so leuchtet doch daraus soviel ein, daß sie mit uns darin einig sind, daß, was der Mensch von den Dingen aussagt, nicht ihre ganze Natur erschöpft, daß sie dieses Ausgesagte nicht nur allein, einzig, sondern noch viel mehr und anderes sind. Und das ist doch wahr; denn man entdeckt täglich mehr Relationen der Dinge zu uns, empfindet ihnen noch immer etwas ab. Das heißt die Dinge sind unendlich. Das wissen wir ja. Mit einem Worte: der Mensch spricht das Objekt nicht ganz aus. Aber was er davon ausspricht, das ist ein reales, wäre es auch nur seine Idiosyncrasie, das heißt der Bezug, den es auf ihn allein hat. Wäre das nicht, wer sollte den Bezug aussprechen? Der Mensch ist in dem Augenblicke, als er das Objekt ausspricht, unter und über ihm, Mensch und Gott in einer Natur vermittelt. Wir sollten nicht von Dingen an sich reden, sondern von dem Einen an sich. Dinge sind nur nach menschlicher Ansicht, die ein verschiedenes und mehreres setzt. Es ist alles nur Eins; aber von diesem Einen an sich zu reden, wer vermag es?

Dinge sind ja selbst nur Verschiedenheiten, durch den Menschen gesetzt und gemacht; und die Verschiedenheiten, die er setzt und macht, wird er ja wohl auch

als ſolche Verſchiedenheiten, nämlich als das, wofür er ſie erkennt, als verſchieden ausſprechen können!"

c.

Über Tiſch: Betrachtungen über die Natur, welche, immer dieſelbe, zu verſchiedenen Sinnen anders rede. „Die Farbe iſt für's Auge, aber ſie iſt nicht bloß für's Auge. Das Blaue z. B. iſt etwas, kein bloßer Name; es iſt ein Chemiſches, es beruht auf der Natur des Körpers. Daher die Farben auch zu fühlen ſein müſſen ꝛc.

322.

1807, 3. Auguſt.

Mit Riemer.

Goethe bemerkte bei der Müller'ſchen Vorleſung über die ſpaniſche Poeſie und ſeinem Lobe von Schlegels Überſetzung des Calderon: „Sie ſei denn doch nur ein ausgeſtopfter Faſan gegen einen wirklichen, aber ein gut ausgeſtopfter." Es iſt dies ein treffender Vergleich für die Wirkung der Überſetzung gegen das Original, zumal der modernen. Bei Voß paßt es nun ausdrücklich; wo es noch die Federn des Alten ſind, dieſelbe Epidermis (im Silbenfall).

323.

1807, 8. Auguſt.

Mit Riemer.

a.

„Es ſind zwei Formeln, in denen ſich die ſämmtliche Oppoſition gegen Napoleon befaſſen und ausſprechen läßt, nämlich: Afterredung (aus Beſſerwiſſenwollen) und Hypochondrie.“

b.

„Wenn ein Weib einmal vom rechten Wege ab iſt, dann geht es auch blindlings und rückſichtslos auf dem böſen fort, und der Mann iſt nichts dagegen, wenn er auf böſen Wegen wandelt; bei ihr aber wirkt dann die bloße Natur.“

324.

1807, Auguſt.

Mit Riemer.

a.

„Die Phänomene, wenn man ſie auch gut apercevirt hat, werden immer wieder dadurch entſtellt und zu Grunde gerichtet, daß man ſie aus der jedesmaligen Philoſophie zu erklären und dieſer zu ſubſumiren ſucht, ſo wie umgekehrt die herrſchende Philoſophie ſich

wieder ſolche phyſiſche Vorſtellungsarten aneignet, die in ihren Kram dienen, z. B. die Naturphiloſophie die Newton'ſche Lehre, damit ſie auch hier alles aus dem Lichte ableiten können."

b.

„Der Mann ſoll gehorchen, das Weib ſoll dienen. Beide ſtreben nach der Herrſchaft. Jener erreicht ſie durch Gehorchen, dieſe durch Dienen. Gehorchen iſt dicto audientem esse; dienen heißt zuvorkommen, Jedes Geſchlecht verlangt von dem andern, was es ſelbſt leiſtet, und erfreut ſich dann erſt: der Mann, wenn ihm das Weib gehorcht (was er ſelbſt thut und thun muß); das Weib, wenn ihr der Mann dient, zuvorkommt, aufmerkſam, galant und wie es heißen mag iſt. So tauſchen ſie in der Liebe ihre Rollen um; der Mann dient, um zu herrſchen, das Weib gehorcht, um zu herrſchen."

325.

1807, 13. Auguſt.

Mit Riemer.

„Die femmes auteurs (und wohl überhaupt) faſſen die Männer nur unter der Form des Liebhabers auf und ſtellen ſie dar; daher alle Helden in weiblichen Schriften die Gartenmanns-Figur machen." — Goethe äußerte: Coquetterie iſt Egoismus in der Form der

Schönheit. Die Weiber ſind rechte Egoiſten, indem man nur in ihr Intereſſe fällt, ſofern ſie uns lieben oder wir ihre Liebhaber machen, oder ſie uns zu Liebhabern wünſchen. Eine ruhige, freie, abſichtsloſe Theilnahme und Beurtheilung fällt ganz außer ihrer Fähigkeit. Sie ſehen alles nicht etwa nur aus ihrem Standpunkt, ſondern in perſönlichem Bezug auf ſich. Die Weiber beſtreben ſich innerlich und äußerlich anmuthig liebenswürdig zu erſcheinen, zu gefallen mit Einem Worte, und wenn wir dasſelbe thun, ſo nennen ſie uns eitel.

326.

1807, 18. Auguſt.

Mit Niemer.

„Der Philiſter negirt nicht nur andere Zuſtände, als der ſeinige iſt, er will auch, daß alle übrigen Menſchen auf ſeine Weiſe exiſtiren ſollen. Er geht zu Fuß und iſt ſein Lebenlang zu Fuß gegangen. Nun ſieht er jemand in einem Wagen fahren. Was das für eine Narrheit iſt, ruft er aus, zu fahren, ſich dahin ſchleppen laſſen von Pferden! Hat der Kerl nicht Beine! wozu ſind denn die Beine anders als zum Gehen? Wenn wir fahren ſollten, würde uns Gott keine Beine gegeben haben! — Was iſt es denn aber auch weiter! Wenn ich mich auf einen Stuhl ſetze und Räder unten anbringe und Pferde vorſpanne, ſo kann

nehme Gestalt, eine wohlklingende Stimme, ein gefühlvolles Herz! können Schauspieler besser ausgestattet seyn? Kann ich Ihnen mit einigen Empfehlungen dienen, so wird es mir viel Freude machen.

Ich danke Ihnen von Herzen, versetzte der andere; aber ich werde wohl schwerlich davon Gebrauch machen können, denn ich denke, wo möglich, nicht auf das Theater zurück zu kehren.

Daran thun Sie sehr übel, sagte Wilhelm nach einer Pause, in welcher er sich von seinem Erstaunen erholt hatte, denn er dachte nicht anders, als daß der Schauspieler, so bald er mit seiner jungen Gattin befreyt worden, das Theater aufsuchen werde. Es schien ihm eben so natürlich und nothwendig, als daß der Frosch das Wasser sucht. Nicht einen Augenblick hatte er daran gezweifelt, und mußte nun zu seinem Erstaunen das Gegentheil erfahren.

ich auch fahren ſo gut wie jener. Das iſt keine Kunſt!

Man wird in philiſterhaften Äußerungen immer finden, daß der Kerl immer zugleich ſeinen eignen Zuſtand ausſpricht, indem er den fremden negirt, und daß er alſo den ſeinigen als allgemein ſein ſollend verlangt. Es iſt der blindeſte Egoismus, der von ſich ſelbſt nichts weiß, und nicht weiß, daß der der andern ebenſoviel Recht hätte, den ſeinigen auszuſchließen, als der ſeinige hat, den der andern."

327.

1807, 28. Auguſt.

Mit Riemer.

A.

„Der böſe Wille, der den Ruf eines bedeutenden Mannes gern vernichten möchte, bringt ſehr oft das Entgegengeſetzte hervor: er macht die Welt aufmerkſam auf eine Perſönlichkeit, und da die Welt, wonicht gerecht, doch gleichgültig iſt, ſo läßt ſie ſich's gefallen nach und nach die guten Eigenſchaften desjenigen gewahr zu werden, den man ihr auf das ſchlimmſte zu zeigen Luſt hatte. Ja, es iſt ſogar im Publikum ein Geiſt des Widerſpruchs, der ſich dem Tadel wie dem Lobe entgegenſetzt, und im ganzen braucht man nur nach Möglichkeit zu ſein, um gelegentlich zu ſeinem Vortheil zu

erſcheinen; wobei es dann hauptſächlich darauf ankommt, daß die Augenblicke nicht allzu kritiſch werden und der böſe Wille nicht die Oberhand habe zur Zeit, wo er vernichten kann."

b.

Zu Bolza; [Gaſthofsbeſitzer in Karlsbad] . . . erzählte Goethe vom Dichter Zachariä, mit dem er in Leipzig, noch als Student gegeſſen, und der ſie junge Leute dort recht lieb gehabt.

328.

1807, 3. September.

Mit Riemer.

Geſpräch über Einrichtungen des Lebens und Verfahrens bei jetzigen politiſchen Umſtänden; was ein junger Menſch zu thun habe. Es iſt weiter nichts, als das geſellſchaftliche Betragen, ausgedehnt auf eine größere Geſellſchaft, auf Franzoſen u. ſ. w.

329.

1807, 19. September.

Mit Riemer.

„Die menſchliche Natur ſcheint eine völlige Reſignation nicht allzulange ertragen zu können. Die Hoffnung

muß wieder eintreten und dann kommt auch sogleich die Thätigkeit wieder, durch welche, wenn man es genau besieht, die Hoffnung in jedem Augenblick realisirt wird."

In diesem Sinn habe er das Vorspiel zu Eröffnung des Theaters geschrieben, wo er Gewalt und Vertilgung, Flucht und Verzweiflung, Macht und Schutz, Friede und wiederherstellende Freude lakonisch vorgeführt habe.

330.

1807, 26. September.

Mit Riemer.

„Vernunftkultur hätten am Ende einzig nur die Frommen; bei den andern (Jakobi ꝛc.) gewinnt zuletzt der Verstand doch die Überhand, daß man das höchste zu irdischen Zwecken benutzt. So eine sinnlich verständige Kultur, wie z. E. Wegwoods, sei auch schätzbar, und schätzbarer als diese. Es seien zu allen Zeiten nur die Individuen, welche für die Wissenschaft gewirkt. Nicht das Zeitalter. Das Zeitalter war's, das den Sokrates durch Gift hinrichtete, das Zeitalter, das Huß verbrannt; die Zeitalter sind immer sich gleich geblieben.

331.

1807, 1. October.

Mit Riemer.

a.

Mit Goethe im Garten; über Motive und über Geſchichte der Philoſophie. „Die Wiſſenſchaften bilden ſich auch aus und im Gegenſatze. Das Zeitalter der Sophiſten forderte den natürlichen Menſchenverſtand und das rechtliche Gefühl des Sokrates. Das Zeitalter der Scholaſtiker einerſeits das Sittliche des Petrarca und in der Phyſik den Forſchungsgeiſt des Roger Baco u. ſ. w.“

b.

„Die norddeutſchen Poeſien, inſonderheit die moraliſchen Lieder, kommen mir vor wie die reformirten Kirchen, die auch ohne Bilder ſind.“

332.

1807, 7. October.

Mit Riemer.

Bei Gelegenheit von Görres dummem Urtheil über Goethe, und daß Tieck, Runge und Jean Paul die einzigen Dichter ſeien: „So lieb' ich ſie aber!“ ſagte G. Noch ward bemerkt, daß einzelne Menſchen einzelne

Organe constituiren und ausmachen: Gehör, Auge, Verstand, Gedächtniß u. s. w.

333.

1807, 13. October.

Mit Riemer.

Früh zu Goethe. Geschrieben über Baco v. Verulam, das Haupt aller Philister, und darum ihnen so auch zu Rechte.

334.

1807, 21. October.

Mit Riemer.

„Die Geschichte der Wissenschaften. ist eine große Fuge, in der die Stimmen der Völker nach und nach zum Vorschein kommen."

335.

1807, October und November.

Mit Riemer.

„Der Mensch ist wie eine Republik oder vielmehr wie ein Kriegsheer: Hand, Fuß und alle Gliedmaßen dienen und helfen zu dem Zwecke, den sich das Haupt vorgesetzt hat, und ermüden nicht, beseelt von der Vor-

ſtellung des Zwecks; darum nennen es auch die Alten das *ἡγεμονικόν*.

Aber das *ἡγεμονικὸν* muß auch die Einſicht haben, und den Soldaten die gehörige Erholung laſſen.

An den Franzoſen ſieht man recht die Zuſammenwirkung von Geiſt und Leib, die ganze Armee iſt ein Menſch, der keine Anſtrengung, keine Ermattung und nichts ſcheut.

Das Ganze iſt ein großer Rieſe, dem vielleicht hie und da ein Finger oder eine Hand verloren geht, oder ein Bein u. ſ. w. abgeſchoſſen wird, das er wie der Fierabras erſetzt, aber den Kopf verliert er nie."

336.

1807, 11. November.

Mit Riemer.

Goethe trug mir eines Morgens, den 11. November 1807 auf der Reiſe nach Jena, die ganze Idee und Tendenz ſeines Gedichts [„Pandora"] ſo umſtändlich und ausführlich vor, daß es mir leid that, ſie nicht auf der Stelle niederſchreiben zu können, ſowohl um ihn künftig daran zu erinnern, als auch um die kleinen anmuthigen Züge und Ausſchmückungen nicht zu verlieren, die einen augenblicklich improviſirten Vortrag vor dem mit Reflexion und Bedenklichkeit abgefaßten auszeichnen.

337.

1807, 24. November.

Mit Riemer.

Goethes Aperçu über die Alchymiſten, welche die drei Ideen — Gott, Tugend und Unſterblichkeit — in der Empirie darſtellen wollen durch den Stein der Weiſen als die prima materia, nämlich vis-à-vis von

Gott,	Gold,
Tugend,	Geſundheit,
Unſterblichkeit,	ewiges Leben,

als die Allmacht: Sana mens in corpore sano.

338

1807, 25. November.

Mit Riemer.

„Was die Menſchen bei ihren Unternehmungen nicht in Anſchlag bringen und nicht bringen können, und was da, wo ihre Größe am herrlichſten erſcheinen ſollte, am auffallendſten waltet — der Zufall nachher von ihnen genannt, — das iſt eben Gott, der hier unmittelbar mit ſeiner Allmacht eintritt und ſich durch das Geringfügigſte verherrlicht."

339.

1807, 26. November.

Mit Riemer.

Goethes Vorſchlag (wahrſcheinlich ſcherzhaft), die Weiber in gewiſſen Fächern des Finanz- und Kammerweſens zu brauchen, wurde von mir verworfen.

340.

1807, 6. December.

Mit Riemer.

„So wie etwas ausgeſprochen wird, ſogleich wird ihm auch widerſprochen, wie der Ton gleich ſein Echo hat.

Seitdem man die dunkeln Empfindungen und Ahnungen des unendlichen Zuſammenhangs der Geiſter- und Körperwelt (Myſtik) allgemeiner und öffentlich auszuſprechen anfängt, iſt Keiner, der nicht das in Worten beſtritte, was er in Empfindung und Ahnung gelebt und geleiſtet hat.

Die ſublimirten Gefühle der Liebe ausgeſprochen erregen den Widerſpruch aller nicht ſo Geſinnten. „Das iſt Überſpannung, krankhaftes Weſen" — heißt es da. Als wenn Überſpannung, Krankheit nicht auch ein Zuſtand der Natur wäre! Die ſogenannte Geſundheit kann nur im Gleichgewicht entgegengeſetzter Kräfte be-

ſtehen, wie das Aufheben derſelben entſteht und beſteht nur aus einem Vorwalten der einen über die andern, ſo daß der Zuſtand hyperſthenisch und aſthenisch heißen würde, wenn man ſthenisch als das Harmoniſche (als die Indifferenz) ſetzen wollte."

341.

1807, 7. December.

Mit Riemer.

Äußerte Goethe: „Jean Paul iſt das perſonificirte Alpdrücken der Zeit."

342.

1808, Januar.

Mit Riemer.

„Durch das jetzt in Deutſchland allgemein verbreitete Intereſſe an Kunſt und Poeſie wird weder für dieſe beiden, noch für die Erſcheinung eines originalen und erſten und einzigen Meiſterwerks etwas gewonnen. Der Kunſt-Genius producirt zu allen Zeiten, in mehr oder minder geſchmeidigem Stoff, wie die Vorwelt Homer, Aeſchylos, Sophokles, Dante, Arioſt, Calderon und Shakeſpeare geſehen hat (die Mitwelt Goethe und Schiller); es iſt nur dies der Unterſchied, daß jetzt auch die Mittelmäßigkeit und die ſecundären Figuren dran

kommen und alle untern Kunſteigenſchaften, die zur Technik gehören. Es wird nun auch im Thale licht, ſtatt daß ſonſt nur die hohen Berggipfel Sonne trugen.

So iſt es auch mit andern Stimmungen des Geiſtes, mit der religiöſen, amouröſen, bellicoſen und andern. In einzelnen Individuen ſind ſie zu allen Zeiten geweſen und noch. Aber allgemein verbreitet nur zu gewiſſen Zeitaltern, und immer ſind ſie der Cometenſchwanz irgend eines in dieſen ausgezeichneten Mannes oder mehrerer, in denen, wie an den Spitzen der Berge, zuerſt dieſe Morgenröthe ſchimmerte. Jede ſolche Stimmung lebt einen Tag, hat ihren Morgen, Mittag, Nachmittag und Abend. So iſt's mit der Kunſt; ſo wird es auch mit der Poeſie werden, die jetzt im Nachmittag iſt." Oder wie G. ſonſt zu ſagen liebte: „es iſt wie eine Krankheit, durch die man hindurch muß."

343.

1808, 8. Januar.

Mit Riemer.

„Es giebt" — äußerte Goethe — „im Menſchen auch ein Dienenwollendes: daher die Chevallerie der Franzoſen, Servage."

Ja, versetzte der andere, ich habe mir vorgenommen, nicht wieder auf das Theater zurück zu kehren, vielmehr eine bürgerliche Bedienung, sie sey auch welche sie wolle, anzunehmen, wenn ich nur eine erhalten kann.

Das ist ein sonderbarer Entschluß, den ich nicht billigen kann; denn ohne besondere Ursache ist es niemals rathsam, die Lebensart, die man ergriffen hat, zu verändern, und überdieß wüßte ich keinen Stand, der so viel Annehmlichkeiten, so viel reizende Aussichten darböte, als den eines Schauspielers.

Man sieht, daß Sie keiner gewesen sind, versetzte jener. —

Darauf sagte Wilhelm: mein Herr, wie selten ist der Mensch mit dem Zustande zufrieden, in dem er sich befindet, er wünscht sich immer den seines Nächsten, aus welchem sich dieser gleichfalls herausſehnt! —

Indeß bleibt doch ein Unterschied, verset-

344.

1808, 10. Januar.

Mit Riemer.

In dem „Machtſpruch“ von Ziegler ſchienen ihm die Helden wie von Därmen gemacht, von ausgeſtopften Därmen, als wären die Gliedmaßen lauter Würſte.

345.

1808, 30. Januar.

Mittag bei Goethe.

a.

„Ich bin Gott darin ähnlich, daß er immer geſchehen läßt, was er nicht will,“ ſagte Goethe über Tiſch, worauf Werner bemerkte, daß Goethe Gott darin ähnlich ſei, daß er auch alles vergäße.

b.*)

Als man ihn [Goethe] einen göttlichen Mann nannte, ſagte er: „Ich habe den Teufel vom Göttlichen! Was hilft's mir, daß man mir nachſagt: das iſt ein göttlicher Mann! wenn man nur nach eigenem Willen

*) [Dieſes Stück hat Riemer zwar vom 1. Februar 1808 datirt, es gehört aber offenbar zum vorigen Stück, wenigſtens dem Zuſammenhang nach.]

thut und mich hintergeht.*) Göttlich heißt den Leuten nur der, der sie gewähren läßt, wie ein jeder Lust hat." Er drückte dies ein ander Mal so aus: „Man hält niemanden für einen Gott, als daß man gegen seine Gesetze handeln will, weil man ihn zu betrügen hofft, weil er von seiner Absolutheit soviel nachläßt, daß man auch absolut sein kann."

346.

1808, 1. Februar.

Mit Riemer.

Mittags allein [mit Goethe]. Über das Trauerspiel Numanzia im Spanischen. Über die Herren, die Goethe als eine Puissance ansehen und besch—n. „Will's Ihnen aber schon sagen." Über Werner. Goethe äußerte hinsichtlich Werners und seiner Rühmerei:

„Nur die ungebildete Seite an uns ist es, von der her wir glücklich sind. Jeder Mensch hat so eine."

347.

1808, 26. Februar.

Mit Riemer.

Mittags sprach Goethe von der Deutlichkeit über andere Menschen, ihre Gesinnungen, was sie thun

*) Es waren beim Theater Eigenmächtigkeiten vorgefallen, worüber man ihn mit jener Schmeichelei begütigen wollte.

wollen und können; alles beruhe darauf und daraus entſtehe die Furchtloſigkeit.

348.

1808, 4. März.

Mit Niemer.

Bei Goethe. Concipirte er einen Brief an Jacobi. Mittags war davon die Rede und über Platonismus und Spinozismus. Über den λόγος oder das Wort als erſtgeweſenes.

349.

1808, 8. März.

Mit Niemer.

Mittags allein. Ermunterung an Goethe, etwas in der Tieckiſchen Liedermanier zu machen aus einer höheren Naturanſchauung. Über Falk; hat nur die mittleren Maximen durch ſich ſelbſt, die höheren bloß aneignungsweiſe.

350.

1808, 9. März.

Mit Niemer.

Nach Tiſche die Steindrücke der Albrecht Dürer'ſchen Federzeichnungen beſehen. Goethe ſagte ſchon neulich, daß er ſich ärgern würde, wenn er geſtorben wäre, ohne ſie zu ſehen.

351.

1808, 10. März.

Mit Riemer.

Mittags Dispute über Goethes paradoxe Maxime, alle öffentlichen Lehranstalten in Deutschland aufzuheben und den Lehrsubjekten freizugeben, Institute, Pensionsanstalten u. dergl. auf ihre Kosten zu errichten.

352.

1808, 15. März.*)

Mit Riemer.

Mittags äußerte Goethe:

Deutsche gehen nicht zu Grunde, so wenig wie die Juden, weil es Individuen sind.

353.

1808, 27. März.

Mittag bei Goethe.

Werner zu Tisch. Gegen Christenthum und Christen apostrophirt, Goethe und ich. Goethe der letzte Heide, Werner der erste und letzte Christ.

---

*) [In Riemer's „Briefe von und an Goethe" S. 322 unterm 1. März aufgeführt.]

354.

1808, 30. März.

In Gesellschaft bei Johanna Schopenhauer.

Goethe theilnehmend und mittheilend, beschrieb Karlsbad, und kam auf die großen Orkane zu sprechen, deren sehr kleine Breite man auf drei- bis vierhundert Schritt berechnet habe. Von Schröder behauptete er, daß er kein wahrer Künstler sei, weil er soviel Kunststücke gemacht und in höchst tragischen Momenten verrückter Späße fähig gewesen sei; ohne Gemüth sei keine wahre Kunst denkbar.

355.

1808, 5. April.

Mit Riemer.

Mittags allein mit ihm [Goethe]. Über Galvanismus, Siderismus, Wünschelruthe ꝛc. Goethe bemerkte: Werner verwechsle die ἀρχαι, mit dem ἔρως.

Er äußerte weiter:

„In der Kultur der Wissenschaften haben die Bibel, Aristoteles und Plato hauptsächlich gewirkt, und auf diese 3 Fundamente kommt man immer wieder zurück. „Neuplatoniker" sagt man, also Rückkehr auf den Plato. Scholastiker, und daß Kant wieder die Scholastik bringe, also Aristoteles. Jetzt Rückkehr zur Bibel.

Man kann aus diesen Elementen nicht heraus, und so ist es lächerlich, wenn die Menschen sagen, die Scholastik kehre wieder, Aristoteles oder Plato."

356.

1808, 6. April.

Mittag bei Goethe.

Mittags Seebeck zu Tische. Über Galvanismus und modernen Mysticismus, bemerkte Seebeck, daß man leicht glauben könne: der Messias könne aus den Tremellen, die bei Gewitterregen zum Vorschein kommen als eine Gallerte, entstehen. Goethe faßte es auf und wollte ein Gedicht Maranatha oder „der Herr kommt" machen.

Goethe bemerkte über die neuesten Ästhetiker, die Schlegels, Ast ꝛc., daß ihr ganzes Urtheil und Absprechen bloß darauf beruhe, daß ein jeder wie im Dominospiel bloß den Stein lobt, an den er seine Zahl anschieben kann.

Er äußerte ferner:

„Engländer haben kein ästhetisch moralisches Urtheil, sprechen von einzelnen Schönheiten. Als wenn für den Dichter etwas schöner wäre als das andere! Was er ausspricht, ist insofern etwas, daß er es ausspricht. Sie meinen, daß er nur etwas sage, wenn er gerade ihr Interesse ausspricht."

357.

1808, 18. April.

In Gesellschaft bei Johanna Schopenhauer.

a.

Am zweiten Osterfeiertage 1808 Abends war ich [Falk] mit Goethe in einer kleinen, auserlesenen Gesellschaft zusammen gewesen.

So ist es ihm eben recht. Auch that er seinem Humor keinen Zwang an, sondern ließ ihm freien Lauf, besonders, als wir auf Theater und die neue Literatur zu sprechen kamen, die er mit politischen Zuständen verglich und seinen Vergleich mit der anmuthigsten und lebendigsten Laune durchführte. Eben hatten wir am vergangenen Sonnabend „Die Piccolomini" gesehen; die nächste Mittwoch sollte nach einer langen Zwischenpause auch der „Wallenstein" darankommen.

„Es ist," sagte Goethe, „mit diesen Stücken wie mit einem ausgelegenen Weine. Je älter sie werden, je mehr Geschmack gewinnt man ihnen ab. Ich nehme mir die Freiheit, Schiller für einen Dichter und sogar für einen großen zu halten, wiewohl die neusten Imperatoren und Dictatoren unserer Literatur versichert haben, er sei keiner. Auch den Wieland wollen sie nicht gelten lassen. Es fragt sich nur, wer dann gelten soll?"

„Kürzlich hat eine Gelehrtenzeitung in einer von

beiden Städten, ich weiß nicht recht, ob in Ingolstadt oder in Landshut, Friedrich Schlegel als den ersten deutschen Dichter und Imperator in der Gelehrtenrepublik förmlich ausgerufen. Gott erhalte Se. Majestät auf Ihrem neuen Throne und schenke demselben eine lange und glückliche Regierung! Bei alle dem möchte man es nicht bergen, daß das Reich dermalen noch von sehr rebellischen Unterthanen umlagert ist, deren wir einige," indem er einen Seitenblick auf mich warf, „sogar in unsrer eigenen Nähe haben."

„Übrigens geht es in der deutschen Gelehrtenrepublik jetzt völlig so bunt zu wie beim Verfall des römischen Reiches, wo zuletzt jeder herrschen wollte, und keiner mehr wußte, wer eigentlich Kaiser war. Die großen Männer leben dermal fast sämmtlich im Exil und jedes verwegene Marktedentergesicht kann Imperator werden, sobald es nur die Gunst der Soldaten und der Armee besitzt, oder sich sonst eines Einflusses zu erfreuen hat. Ein paar Kaiser mehr oder weniger, darauf kommt es in solchen Zeiten gar nicht an. Haben doch einmal im römischen Reiche dreißig Kaiser zugleich regiert, warum sollten wir in unsern gelehrten Staaten der Oberhäupter weniger haben? Wieland und Schiller sind bereits ihres Thrones verlustig erklärt; wie lange mir mein alter Imperatormantel noch auf den Schultern sitzen wird, läßt sich nicht vorausbestimmen; ich weiß es selbst nicht. Doch bin ich entschlossen, wenn es je dahin kommen sollte, der Welt zu zeigen, daß Reich

und Scepter mir nicht ans Herz gewachsen sind, und meine Absetzung mit Geduld zu ertragen; wie denn überhaupt seinen Geschicken in dieser Welt niemand so leicht entgehen mag. Ja, wovon sprachen wir doch gleich? Ha, von Imperatoren! Gut! Novalis war noch keiner, aber mit der Zeit hätte er auch einer werden können. Schade nur, daß er so jung gestorben ist, zumal, da er noch außerdem seiner Zeit den Gefallen gethan und katholisch geworden ist. Sind ja doch schon, wie die Zeitungen besagten, Jungfrauen und Studenten rudelweise zu seinem Grabe gewallfahrtet und haben ihm mit vollen Händen Blumen gestreut. Das nenn' ich einen guten Anfang, und es läßt sich davon schon etwas für die Folge erwarten. Da ich nur wenige Zeitungen lese, so ersuche ich meine anwesenden Freunde, wenn etwas weiter von dieser Art, was von Wichtigkeit, eine Kanonisirung oder dergleichen vorfallen sollte, mich davon sogleich in Kenntniß zu setzen. Ich meinerseits bin damit zufrieden, daß man bei meinen Lebzeiten alles nur erdenkliche Böse von mir sagt; nach meinem Tode sollen sie mich schon in Ruhe lassen, weil der Stoff schon früher erschöpft ist, sodaß ihnen wenig oder nichts übrig bleiben wird. Tieck war auch eine Zeitlang Imperator, aber es währte nicht lange, so verlor er Scepter und Krone. Man sagt, es sei etwas zu Titusartiges in seiner Natur, er sei zu gütig, zu milde gewesen, das Reich aber fodere in seinem jetzigen Zustande Strenge, ja, man möchte wohl sagen, eine fast

barbarische Größe. Nun kamen die Schlegel ans Regiment; da ging's besser! August Schlegel, seines Namens der Erste, und Friedrich Schlegel der Zweite — die beiden regierten mit dem gehörigen Nachdrucke. Es verging kein Tag, wo nicht irgendjemand ins Exil geschickt, oder ein paar Executionen gehalten wurden. So ist's recht! Von dergleichen ist das Volk seit undenklichen Zeiten ein großer Liebhaber gewesen. Vor kurzem hat ein junger Anfänger den Friedrich Schlegel irgendwo als einen deutschen Hercules aufgeführt, der mit seiner Keule im Reiche herumginge und alles todtschlüge, was ihm irgend in den Weg käme. Dafür hat jener muthige Imperator diesen jungen Anfänger seinerseits sogleich in den Adelstand erhoben und ihn ohne weiteres einen Heroen der deutschen Literatur genannt. Das Diplom ist ausgefertigt; Ihr könnt Euch darauf verlassen, ich habe es selber gelesen. Dotationen, Domainen, ganze Fächer in Gelehrtenzeitungen, die sie ihren Freunden zum Recensiren verschaffen, sind auch nicht selten, die Feinde aber werden oft heimlich aus dem Wege geräumt, indem man ihre Schriften beiseite legt und sie lieber gar nicht anzeigt. Da wir nun im Deutschen ein sehr geduldiges Publicum haben, das nichts liest, als was zuvor recensirt ist, so ist diese Sache gar so übel nicht ausgesonnen. Das Beste noch bei der ganzen Sache ist denn aber doch immer das Ungefährliche. Z. B. es legt sich einer jetzt Abends als Imperator gesund und vergnügt zu Bette; des

te Melina, zwiſchen dem ſchlimmen und dem ſchlimmern; Erfahrung, nicht Ungeduld, macht mich ſo handeln. Iſt wohl irgend ein Stückchen Brot kümmerlicher, unſicherer und mühſeliger in der Welt? Beynahe wäre es eben ſo gut, vor den Thüren zu betteln. Was hat man von dem Neide ſeiner Mitgenoſſen, von der Partheylichkeit des Directors, von der veränderlichen Laune des Publikums auszuſtehen? Wahrhaftig, man muß ein Fell haben wie ein Bär, der in Geſellſchaft von Affen und Hunden an der Kette herumgeführt und geprügelt wird, um bey dem Tone eines Dudelſacks vor Kindern und Pöbel zu tanzen.

Wilhelm dachte allerley bey ſich ſelbſt, was er jedoch dem guten Menſchen nicht ins Geſicht ſagen wollte. Er ging alſo nur von ferne mit dem Geſpräch um ihn herum. Jener ließ ſich deſto aufrichtiger und weitläuf-

andern Morgens darauf erwacht er und sieht mit Erstaunen, daß die Krone von seinem Haupte hinweg ist. Ich geb' es zu, es ist ein schlimmer Zufall, aber der Kopf, sofern der Imperator überhaupt einen hatte, sitzt doch noch immer auf derselben Stelle, und das ist, meines Erachtens, baarer Gewinn. Wie häßlich dagegen ist es von den alten Imperatoren zu lesen, wenn sie dutzendweise in der römischen Geschichte erdrosselt und nachher in die Tiber geworfen werden. Ich meinerseits gedenke, wofern ich auch Reich und Scepter verlieren sollte, hier ruhig an der Ilm auf meinem Bette zu sterben. Von unsern Reichsangelegenheiten und besonders von Imperatoren weiter zu sprechen: ein andrer junger Dichter in Jena [A. Bode?] ist auch zu früh gestorben. Imperator konnte der zwar nicht werden, aber Reichsverweser, Major Domus oder so etwas, das wär' ihm nicht entgangen. Wo nicht, so stand ihm noch immer als einem der ersten Heroen in der deutschen Literatur ein Platz offen. Eine Pairskammer zu stiften, wozu Vermögen gehört, wäre überhaupt in der deutschen Literatur kein verwerflicher Gedanke. Hätte jener nur ein paar Jahre länger in Jena gelebt, so könnte er Pair des Reiches geworden sein, ehe er sich umsah. So aber, wie gesagt, starb er zu frühe. Das war übereilt. Man soll sich, wie es der rasche Gang unserer neuesten Literatur fordert, so schnell als möglich mit Erde bedecken. Das ist Grundsatz. Mit der Herausgabe von einigen Sonetten und

ein paar Almanachen ist die Sache noch keineswegs gethan. Die literarischen Freunde des jungen Mannes haben zwar in öffentlichen Blättern versichert, seine Sonetten würden auch lange nach seinem Tode noch fortleben, ich habe mich aber nachher nicht weiter danach erkundigt, kann daher auch nicht sagen, ob es in Erfüllung gegangen ist, oder wie es sich überhaupt mit dieser Sache verhält."

„Als ich noch jung war, hab' ich mir freilich von verständigen Männern sagen lassen, es arbeite oft ein ganzes Zeitalter daran, um einen einzigen tüchtigen großen Maler oder Dichter hervorzubringen, aber das ist lange her. Jetzt geht das Alles viel leichter vonstatten. Unsre jungen Leute wissen das besser einzurichten und springen mit ihrem Zeitalter um, daß es eine Lust ist. Sie arbeiten sich nicht aus dem Zeitalter heraus, wie es eigentlich sein sollte, sondern sie wollen das ganze Zeitalter in sich hineinarbeiten, und wenn ihnen das nicht nach Wunsche glückt, so werden sie über die Maßen verdrießlich und schelten die Gemeinheit eines Publicums, dem in seiner gänzlichen Unschuld eigentlich Alles recht ist. Neulich besuchte mich ein junger Mann, der soeben von Heidelberg zurückkehrte; ich konnte ihn kaum über neunzehn Jahre schätzen. Dieser versicherte mich im vollen Ernste, er habe nunmehr mit sich abgeschlossen, und da er wisse, worauf es eigentlich ankomme, so wolle er künftighin so wenig wie möglich lesen, dagegen aber in gesell-

ſchaftlichen Kreiſen ſeine Weltanſichten ſelbſtſtändig zu entwickeln ſuchen, ohne ſich durch fremde Sprachen, Bücher und Hefte irgend darin hindern zu laſſen. Das iſt ein prächtiger Anfang! Wenn jeder nur erſt wieder von Null ausgeht, da müſſen die Fortſchritte in kurzer Zeit außerordentlich bedeutend werden."

L.

Goethe denkt bald nach Karlsbad zu reiſen. Letzthin war er göttlich bei Mde. Schopenhauer, wo er über Schiller's Cyclus „Wallenſtein" ſprach, welcher heute (21. April) und den Sonnabend gegeben wird. „Freilich" — ſagte er unter anderm — „verlautet jetzt von dem guten Schiller, daß er kein Dichter ſei (dieſes predigt Paſſow ſeinen Primanern, und ſtand zwei Schritte von Goethe), doch wir haben da ſo unſere eigene Meinung darüber." Mit dreimal fauſtiſcher Lauge ſprach er ſcherzend über die poetiſche Anarchie, wo der neueſte Dichter zum größten ausgerufen werde und kam auf die Landshuter Erklärung (von Aſt?), daß Friedrich Schlegel zum Hercules unter den Dichtern proclamirt ſei, und jetzt, anſtatt mit dem Schlegel, mit der Keule herumwandle, an der als Excreſcenz auch ein Äſtchen bemerkbar ſei. Kurz, Goethe documentirte hier ſo ganz ſeine hohe Meiſterſchaft und ließ einmal hell ſehen, wie er über die Alfanzereien der Zeit eigentlich denkt.

c.

Bei Gelegenheit der Recenſion ſeiner Werke in den Heidelberger Jahrbüchern von F. Schlegel ſagte G., er ſei damit zufrieden. Der Recenſent habe ſich viel Mühe gegeben und Alles bedacht und bemerkt. Nur müſſe er (G.) ſelbſt am beſten wiſſen, wo die Zäume hingen. Er verſtehe die Recenſion recht gut, aber gegen ſeine Leſer, d. h. die Leſer ſeiner Werke, habe der Recenſent einen curioſen Stand.

Es ſeien ja dies alles nur Fetzen und Lappen von ſeiner Exiſtenz; da einmal ein alter Hut, und dort ein paar Schuhe, und dort ein Lappen von einem Rock, den er einmal getragen.

Die große Kluft, die durch die Reiſe nach Italien gemacht wird, zwiſchen den italieniſchen und andern Gedichten, könne man freilich nicht verlangen, daß ſie der Recenſent ausfüllen ſolle.

d.

Äußerte Goethe: „Schelme, Halbſchelme ſind wie die doppelfarbigen Mäntel, die man nach Gefallen umkehren kann um immer nach einer Seite zu erſcheinen."

358.

1808, 14. Mai.

Mit Riemer.

Auf mitunter ſehr ſchlechten Wegen nach Franzensbad. Am Brunnen geweſen. Schöne novelliſche Land-

ſchaft mit blauen Bergen. Beſonders Politica beſprochen.

„Europa — äußerte Goethe — war ſonſt eine der ſeltenſten Republiken, die jemals exiſtirt, und ging dadurch zu Grunde, daß ein Theil das ſein wollte, was das Ganze war, nämlich Frankreich wollte Republik werden. — Jetzt nirgends Schutz und Hilfe. Omnia in propatulo.

Sonſt, der Menſch auf ſich allein geſtellt, ſuchte er Hilfe bei anderen: in Burgen, Schlöſſern, bei Freunden. Jetzt, in der öffentlichſten Kommunikation hilflos, und nur durch ſein Inneres zu tröſten und zu helfen.

Sonſt verſchloſſen nach außen, offen nach innen; jetzt offen nach außen, verſchloſſen nach innen."

359.

1808, 15. Mai.

Mit Riemer.

Unterwegs [zwiſchen Franzensbad und Karlsbad] über Liebe. Amor feminarum plerumque officiosus, marium sive masculorum ἐρῶντος. Goethes Geſchichte amoris uxoris suae post expertam fidem. Über Werners Liebe.

360.

1808, 17. Mai.

Mit Riemer.

Nach Tiſche Metra für Goethe. Abends mit ihm den Chodekſchen Weg. Über Pandora: über Systole und Diastole des Weltgeiſtes. „Jene giebt die Specifikation, dieſe das Unendliche. In der Natur ſei das Unmögliche, daß nichts nicht werde: das Leben ſei gleich da.“

361.

1808, 1. Juni.

Mit Riemer.

Über Tiſche von Politicis, — daß Napoleon mit Spanien fertig ſei, daß Rußland es früher mit Polen ebenſo gemacht. Ich meinte, unſere Kritiker würden ihn einen glücklichen Nachahmer ſchelten.

362.

1808, 2. Auguſt.

Mit Riemer.

Abends Armenconcert von Pixis und Holbein gegeben, der declamirte und ſang, Goethes Hochzeitlied und Schillers Glocke. Nicht beſonders. Um 9 Uhr nachhauſe mit Goethe. Darüber geſprochen.

„Hier giebt man — ſagte Goethe — Concerte und Bälle, um wohlthätig zu ſein, und iſt wohlthätig, um mit Ehren ſingen und tanzen zu können. Das iſt die Art von Mittelſalz, womit die moderne Welt ihre Pflicht und Vergnügen zugleich abführt, damit ja alles recht kurmäßig geſchehen möge."

363.

1808, 11. Auguſt.

Mit Riemer.

Mittags allein, mit Goethe. Über München, die dortigen Verhältniſſe. Plan zu einem deutſchen Volksbuche beſprochen.

364.

1808, 13. Auguſt.

Mit Riemer.

„Es geht den Leuten, oder uns, mit den Wiſſenſchaften wie dem Zadig (von Voltaire) mit dem verlaufenen Hund und Pferde, das jedermann an der Beſchreibung erkennt, aber niemand geſehen haben will."

„Ein ähnlicher Fall iſt, daß die Leute auch von dieſer oder jener Sache etwas wollen gehört oder geleſen haben, aber nicht angeben können was und wo."

365.

1808, 20. Auguſt.

Mit Riemer.

Mittags mit Goethe allein zu Tiſch. Über Frau v. d. Recke; ſie ſei ohne Perfectibilität und ſtehen geblieben.

366.

1808, 26. Auguſt.

Mit Riemer.

Mittags allein. Allerlei über der Menſchen Art und Weiſe. Über Werners und Schlegels Pfiffigkeit.

367.

1808, Auguſt (?).

Mit Riemer.

Goethe äußerte in Karlsbad: „Das Ideale im Menſchen, wenn dieſem die Objekte genommen oder verkümmert werden, zieht ſich in ſich, feinert und ſteigert ſich, daß es ſich gleichſam übertrumpft.

Die meiſten Menſchen im Norden haben viel mehr Ideales in ſich, als ſie brauchen können, als ſie verarbeiten können; daher die ſonderbaren Erſcheinungen von Sentimentalität, Religioſität, Myſticismus ꝛc.“

368.

1808, 27. Auguſt.

Mit Riemer.

Über Tiſche vom Charakter. Er ſei, ſagte Goethe, die Tüchtigkeit vis-à-vis von etwas Höherem, das er über ſich erkenne, und ſeine Selbſtſchätzung. Der Charakter ruhe auf der Perſönlichkeit, nicht auf dem Talente.

„Der Charakter iſt eine pſychiſche Gewohnheit, eine Gewohnheit der Seele, und ſeinem Charakter gemäß handeln, heißt ſeinen phyſiſchen und geiſtigen Gewohnheiten gemäß handeln; denn dieſe ſind ihm allein bequem, und nur das Bequeme gehört uns eigentlich an.

Wer nicht nachgiebt, ob er ſchon einſieht, daß der andere Recht hat, heißt ein trotziger Charakter. Es wird ihm aber leichter, nicht nachzugeben (wie es mancher gewohnt iſt, mit der linken Hand alles zu thun, was vielen ſchwer däucht), es iſt ſeine Gewohnheit. Man muß Gewohnheit aber ſo verſtehen: wir können uns eigentlich nichts angewöhnen, nichts was nicht eigentlich ſchon unſer wäre; es iſt nur das Wiederholen des erſten urſprünglichen Thuns, und der Charakter iſt eigentlich vor aller Gewöhnung und Gewohnheit. Er erſcheint uns nur als Gewohnheit; denn wir müſſen etwas wiederkehren ſehen, wenn wir wiſſen ſollen, daß

es da iſt, und dieſe Wiederkehr, dieſes Wiederholen des Erſten und Einen heißen wir Gewohnheit.

Die gewöhnlichen Vorſtellungsarten ſind abſurd. Man ſagt: weil er das und das ſo oft gethan hat, iſt es ihm zur Gewohnheit worden. Dies iſt ein Idem per Idem. Es iſt wie wenn ich ſagte: weil ich den Handſchuh ſo oft aus- und angezogen habe, iſt er weit geworden. Wenn es nicht die Natur des Handſchuhleders wäre, ſich zu dehnen, ſo hätte ich ihn tauſend und abertauſendmal anziehen können, er wäre nicht weiter geworden. Warum wird es denn kein Stahlhandſchuh, oder ein ſteinerner? ich mag ſie noch ſo oft anziehen.

Nein! er hat es gethan, ſo oft und ſo oft, weil er's mußte, weil es ſeine Eigenſchaft iſt; und dieſe Eigenſchaft erſcheint uns als Gewohnheit, weil wir ſie wiederholt ſehen. Charakter iſt alſo Eigenſchaft und Gewohnheit zugleich. Jenes a priori angeſehen; dieſes, a posteriori.

Nimmt man das Willkürliche aus dem Leben und Handeln und Verfahren hinweg, ſo hat man das Beſte hinweggenommen. Sei ich noch ſo weiſe und verſtändig und zweckmäßig: ich muß ſterben wie der Allerunvernünftigſte, wie der Thor. Und ich habe keine Freude davon gehabt, und andern keine damit gemacht."

tiger heraus. — Thäte es nicht Noth, sagte er, daß ein Director jedem Stadtrathe zu Füßen fiele, um nur die Erlaubniß zu haben, vier Wochen zwischen der Messe ein paar Groschen mehr an einem Orte cirkuliren zu lassen. Ich habe den unsrigen, der so weit ein guter Mann war, oft bedauret, wenn er mir gleich zu anderer Zeit Ursache zu Mißvergnügen gab. Ein guter Akteur steigert ihn, die schlechten kann er nicht los werden; und wenn er seine Einnahme einigermaßen der Ausgabe gleich setzen will; so ist es dem Publikum gleich zu viel, das Haus steht leer, und man muß, um nur nicht gar zu Grunde zu gehen, mit Schaden und Kummer spielen. Nein, mein Herr, da Sie sich unsrer, wie Sie sagen, annehmen mögen; so bitte ich Sie, sprechen Sie auf das ernstlichste mit den Eltern meiner Geliebten! Man versorge mich hier, man gebe

369.

1808, 28. Auguſt.

Mit Riemer.

Goethes Geburtstag. Mit ihm über den neueren Roman, beſonders den ſeinigen. Er äußerte:

Seine Idee bei dem neuen Roman „Die Wahlverwandtſchaften“ ſei: ſociale Verhältniſſe und die Conflicte derſelben ſymboliſch gefaßt darzuſtellen.

Abends über das antike Tragiſche und das Romantiſche. „Das antike Tragiſche iſt das menſchlich Tragirte. Das Romantiſche iſt kein natürliches, urſprüngliches, ſondern ein gemachtes, ein geſuchtes, geſteigertes, übertriebenes, bizarres, bis ins Fratzenhafte und Karrikaturartige. Kommt vor wie ein Redoutenweſen, eine Maskerade, grelle Lichter-Beleuchtung. Iſt humoriſtiſch (d. h. ironiſch vergl. Arioſt, Cervantes; daher ans Komiſche grenzend und ſelbſt komiſch) oder wird es augenblicklich, ſobald der Verſtand ſich daran macht, ſonſt iſt es abſurd und phantaſtiſch. Das Antike iſt noch bedingt (wahrſcheinlich, menſchlich), das Moderne willkürlich, unmöglich.

Das antike Magiſche und Zauberiſche hat Stil, das moderne nicht. Das antike Magiſche iſt Natur menſchlich betrachtet, das moderne dagegen ein bloß Gedachtes, Phantaſtiſches.

Das Antike iſt nüchtern, modeſt, gemäßigt, das Moderne ganz zügellos, betrunken. Das Antike er-

ſcheint nur ein idealiſirtes Reales, ein mit Großheit (Stil) und Geſchmack behandeltes Reales; das Romantiſche ein Unwirkliches, Unmögliches, dem durch die Phantaſie nur ein Schein des Wirklichen gegeben wird.

Das Antike iſt plaſtiſch, wahr und reell; das Romantiſche täuſchend wie die Bilder einer Zauberlaterne, wie ein prismatiſches Farbenbild, wie die atmoſphäriſchen Farben. Nämlich eine ganz gemeine Unterlage erhält durch die romantiſche Behandlung einen ſeltſamen wunderbaren Anſtrich, wo der Anſtrich eben Alles iſt und die Unterlage nichts.

Das Romantiſche grenzt ans Komiſche (Hüon und Amanda, Oberon), das Antike ans Ernſte und Würdige.

Das Romantiſche, wo es in der Großheit an das Antike grenzt, wie in den Nibelungen, hat wohl auch Stil, d. h. eine gewiſſe Großheit in der Behandlung, aber keinen Geſchmack. Die ſogenannte romantiſche Poeſie zieht beſonders unſere jungen Leute an, weil ſie der Willkür, der Sinnlichkeit, dem Hange nach Ungebundenheit, kurz der Neigung der Jugend ſchmeichelt. Mit Gewalt ſetzt man Alles durch. Seinem Gegner bietet man Trotz. Die Weiber werden angebetet: Alles wie es die Jugend macht. — —

Alle irdiſche Poeſie iſt immer noch zu charakteriſtiſch, rein objectiv zu ſein, d. h. noch zu individuell, nicht generell genug. Ja, was uns als reines Object vorkommt, iſt ſelbſt noch Individuum. Die Sonne ſelbſt iſt ein Individuum, ob ſie uns gleich als das reinſte Object erſcheint, da ſie mit nichts zu vergleichen iſt.

Alle empirische Poesie, selbst die uns am meisten objectiv erscheint, die griechische oder antike, ist doch nur charakteristisch und individuell, und imponiert uns nur dadurch, durch ihr streng Charakteristisches. Es ist ein erhöhtes Griechenthum, was uns entgegenkommt. Alles was uns imponiren soll, muß Charakter haben. Die Poesie an sich, ohne Charakter, ist nicht empirisch darzustellen.

Das Eigene einer jeden Landes- und Volkspoesie, besonders im Dramatischen, besteht darin, daß sie auf einem Gegensatz beruht, auf einen Gegensatz hinarbeitet, gleichsam vis-à-vis eines Gegensatzes sich in Bezug auf ihn heraushebt.

Das Drama macht bei den Franzosen einen viel stärkeren Gegensatz mit dem Leben, zum Zeichen, daß ihr gewöhnliches Leben ganz davon entfernt ist. Bei den Deutschen weniger, indem sie selbst schon im Leben wenigstens naiv, gemüthlich und poetisch sind."

370.

1808, 30. August.

Mit Riemer.

Um 6 Uhr von Karlsbad weggefahren. Über die Wahlverwandtschaften und was noch zu thun sein möchte. Gegen Mittag in Mariakulm. Über eine Geschichte in Castischem Sinn und Geschmack und höchst moralisch (erste Idee zu dem Gedichte „Das Tagebuch. 1810").

371.

1808, 30. September und folgende Tage.

Bei den Feſten zu Ehren des Kaiſers Napoleon.

Der Herzog berief in dieſen Tagen [29. September] unſern Goethe nach Erfurt, der nach ſeiner eigenthümlichen Sinnesweiſe ſich bisher ganz fern gehalten hatte. Es war mir [Friedrich v. Müller] gelungen, eine bequeme Wohnung in der Nähe des Herzogs aufzufinden, und Goethe blieb mehrere Tage in Erfurt. Das franzöſiſche Theater gewährte ihm unſäglichen Genuß, und es war höchſt intereſſant, ihn nach jeder Vorſtellung noch ſtundenlang bei dem Herzog über die Eigenthümlichkeiten der franzöſiſchen Tragiker und dramatiſchen Künſtler ſprechen zu hören; er war dabei ſtets in der höchſten Aufregung, voll Feuer und hinreißender Beredſamkeit.

— — — — — — — — — — —

Napoleon hatte ſchon mehrmalen den Wunſch blicken laſſen, daß die Herzogin von Weimar ihm und ſeinem kaiſerlichen Gaſt [Alexander I.] einen Ball zu Weimar geben möchte. Der Herzog überlegte hin und her, welche noch weiteren Feſtlichkeiten und Anordnungen ſchicklicherweiſe getroffen werden müßten, wenn ſo hohe Gäſte nach Weimar kämen ..... Der Herzog forderte Goethe auf, auszuſinnen, was etwa am würdigſten zur Verherrlichung der bevorſtehenden merkwürdigen Tage

in Weimar geſchehen könnte. Goethe gab wirklich auch mehre höchſt großartige und impoſante Ideen an; theils aber hätte ihre Ausführung zu viel Zeit erfordert, theils erſchienen ſie inderthat zu gigantiſch. Der Herzog beſchloß daher, ſich außer einem Feſtmahle und Hofballe auf eine große Hirſchjagd am Ettersberg, für den erſten Tag der kaiſerlichen Anweſenheit, und für den andern Tag auf eine andere große Jagd auf den Bergen gegen Jena hin zu beſchränken, da Napoleon gewünſcht hatte, dem Kaiſer Alexander das Schlachtfeld von Jena zu zeigen.

372.

1808, 2. October.

Mit Napoleon.

a.

Bei Frau von der Recke lernte er [Goethe] den Miniſter Maret kennen, auf den er einen außerordentlichen Eindruck machte, und der davon dem Kaiſer erzählte, worauf Napoleon ihn ſogleich am 2. October zu ſich einladen ließ. Die Audienz dauerte faſt eine volle Stunde. Ich [von Müller] hatte Goethe bis ins Vorzimmer begleitet und harrte da ſeiner Rückkehr. Nur Talleyrand, Berthier und Savary waren bei dieſer Audienz gegenwärtig; gleich nach Goethes Eintritt in das kaiſerliche Cabinet kam auch noch der Generalintendant Daru dazu.

Der Kaiſer ſaß an einem großen runden Tiſche

frühſtückend. Zu ſeiner rechten ſtand Talleyrand, zu ſeiner linken Daru, mit dem er ſich zwiſchendurch über die preußiſchen Contributionsangelegenheiten unterhielt. Er winkte Goethe, näher zu kommen, und fragte, nachdem er ihn aufmerkſam betrachtet hatte, nach ſeinem Alter. Als er erfuhr, daß er im ſechzigſten Jahre ſtehe, äußerte er ſeine Verwunderung, ihn noch ſo friſchen Ausſehens zu finden, und ging alsbald zu der Frage nach Goethes Trauerſpielen über, wobei Daru Gelegenheit nahm, ſich näher über ſie auszulaſſen und überhaupt Goethes dichteriſche Werke zu rühmen, namentlich auch ſeine Überſetzung des „Mahomet“ von Voltaire. „Das iſt kein gutes Stück!“ ſagte der Kaiſer und ſetzte umſtändlich auseinander, wie unſchicklich es ſei, daß der Weltüberwinder von ſich ſelbſt eine ſo ungünſtige Schilderung mache. Werther's Leiden verſicherte er ſiebenmal geleſen zu haben*) und machte zum Beweiſe deſſen eine tief eindringende Analyſe dieſes Romans, wobei er jedoch an gewiſſen Stellen eine Vermiſchung der Motive des gekränkten Ehrgeizes mit denen der leidenſchaftlichen Liebe finden wollte. „Das iſt nicht naturgemäß und ſchwächt bei dem Leſer die Vorſtellung von dem übermächtigen Einfluß, den die Liebe auf Werther gehabt. Warum haben Sie das gethan?“

*) Inderthat finden ſich „Werther's Leiden“ in Bourienne's Memoiren unter dem Verzeichniß der wenigen Bücher aufgeführt, die Napoleon mit nach Ägypten nahm.

Goethe fand die weitere Begründung dieſes kaiſerlichen Tadels ſo richtig und ſcharfſinnig, daß er ihn ſpäterhin oftmals gegen mich mit dem Gutachten eines kunſtverſtändigen Kleidermachers verglich, der an einem angeblich ohne Naht gearbeiteten Ärmel ſobald die fein verſteckte Naht entdeckt.

Dem Kaiſer erwiederte er: es habe ihm noch niemand dieſen Vorwurf gemacht, allein er müſſe ihn als ganz richtig anerkennen; einem Dichter dürfte jedoch zu verzeihen ſein, wenn er ſich mitunter eines nicht leicht zu entdeckenden Kunſtgriffs bediene, um eine gewiſſe Wirkung hervorzubringen, die er auf einfachem, natürlichem Wege nicht hervorbringen zu können glaube.

Nun auf das Drama zurückkommend, machte Napoleon mehrfache ſehr bedeutende Bemerkungen, die den Beweis lieferten, daß er die tragiſche Bühne mit der größten Aufmerkſamkeit, gleich einem Criminalrichter, betrachte, und die deutlich genug zeigten, wie tief er das Abweichen des franzöſiſchen Charakters von Natur und Wahrheit empfinde. Auf die Schickſalsſtücke übergehend, mißbilligte er ſie höchlich: „Sie haben einer dunkleren Zeit angehört; was will man jetzt mit dem Schickſal? Die Politik iſt das Schickſal!“

Hierauf ſprach er lange mit Daru über die Contributionsangelegenheiten, während deſſen der Marſchall Soult hereintrat, den der Kaiſer ſcherzend über einige unangenehme Ereigniſſe in Polen anſprach. Auf ein-

mal ſtand Napoleon auf, ging auf Goethe zu und fragte mit gemäßigterer Stimme nach Goethes Familie und ſeinen Verhältniſſen zu den verſchiedenen Perſonen des herzoglichen Hauſes. Die Antworten, die er erhielt, überſetzte er ſich ſogleich nach ſeiner Weiſe in entſchiednere Urtheile. Doch bald wieder auf das Trauerſpiel zurückkommend, ſagte er: „Das Trauerſpiel ſollte die Lehrſchule der Könige und der Völker ſein; das iſt das Höchſte, was der Dichter erreichen kann. Sie z. B. ſollten den Tod Cäſars auf eine vollwürdige Weiſe, großartiger als Voltaire, ſchreiben. Das könnte die ſchönſte Aufgabe Ihres Lebens werden. Man müßte der Welt zeigen, wie Cäſar ſie beglückt haben würde, wie alles ganz anders geworden wäre, wenn man ihm Zeit gelaſſen hätte, ſeine hochſinnigen Pläne auszuführen. Kommen Sie nach Paris! Ich fordere es durchaus von Ihnen. Dort giebt es größere Weltanſchauung, dort werden Sie überreichen Stoff für Ihre Dichtungen finden.“*)

Jedesmal, wenn er über etwas ſich ausgeſprochen hatte, ſetzte er hinzu: „Qu'en dit Monsieur Goet?“

Als nun Goethe endlich abtrat, hörte man den Kaiſer bedeutſam zu Berthier und Daru ſagen: „Voilà un homme!“

---

*) [Von den Worten „Doch bald wieder auf das Trauerſpiel zurückkommend“ an iſt das Geſpräch irrthümlich hier aufgeführt und fand unzweifelhaft am 6. October ſtatt.]

Goethe beobachtete lange ein tiefes Schweigen über den Hergang bei dieser Audienz, sei es, weil es überhaupt in seinem Charakter lag, sich über wichtige, ihn persönlich betreffende Vorgänge nicht leicht auszusprechen, sei es aus Bescheidenheit und Delicatesse. Daß aber Napoleons Äußerungen ihm einen mächtigen Eindruck hinterließen, konnte man ihm sehr bald abmerken, obschon er selbst den Fragen seines Fürsten nach dem Inhalte der Unterredung auf geschickte Weise auszuweichen verstand. Die Einladung nach Paris insbesondere beschäftigte ihn noch geraume Zeit recht lebhaft: er fragte mich mehrmalen nach dem ohngefähren Betrag des Aufwandes, den sie wohl erfordern würde, nach den verschiedenen, für ihn nöthigen Einrichtungen in Paris, Zeitabtheilungen u. s. w. Späterhin mochte ihn wohl die Erwägung so mancher nicht zu beseitigenden Unbequemlichkeiten in Paris von dem Vorhaben abgebracht haben.

b.

Napoléon leitete das Gespräch über „Werther" mit den Worten ein: „Je n'aime pas la fin de votre roman!" worauf Goethe erwiederte: „Je ne croyais pas, que Votre Majesté aimât que les romans aient une fin."

373.

1808, 6. October.

Mit Napoleon.

a.

Auf dem Hofball zu Weimar hatte Napoleon gleich anfangs mit Goethe ſich unterhalten und ſpäter wiederholt.

Der Kaiſer ſprach während des Balles noch einmal mit Goethe und drückte ihm ſein lebhaftes Intereſſe an Veredlung der tragiſchen Kunſt aus. Er wiederholte dabei, daß man das Trauerſpiel nicht nur für die würdigſte Schule der Fürſten und Staatsmänner achten müſſe, ſondern daß es in gewiſſer Hinſicht ſelbſt weit über der Geſchichte ſtehe.

b.

During the ball, Napoleon talked at great length with Goethe and Wieland. Speaking of ancient and modern literature, Napoleon touched on Shakespeare, whom he was too French to comprehend, and said to Goethe: „Je suis étonné qu'un grand esprit, comme vous, n'aime pas les genres tranchés.“ Goethe might have replied that grands esprits have almost universally been the very reverse of tranchés in their tastes, but of course it was not for him to controvert the Emperor. After speaking magniloquently of tragedy, Napoleon told him he ought to write a

mir einen kleinen Schreiber- oder Einnehmer-Dienst, und ich will mich glücklich schätzen.

Nachdem sie noch einige Worte gewechselt hatten, schied Wilhelm mit dem Versprechen, Morgen ganz früh die Eltern anzugehen und zu sehen, was er ausrichten könne. Kaum war er allein, so mußte er sich in folgenden Ausrufungen Luft machen: unglücklicher Melina, nicht in deinem Stande, sondern in dir liegt das armselige, über das du nicht Herr werden kannst! Welcher Mensch in der Welt, der ohne innern Beruf ein Handwerk, eine Kunst oder irgend eine Lebensart ergriffe, müßte nicht wie du seinen Zustand unerträglich finden? Wer mit einem Talente zu einem Talente gebohren ist, findet in demselben sein schönstes Daseyn! Nichts ist auf der Erde ohne Beschwerlichkeit, nur der innre Trieb, die Luft, die Liebe

Death of Caesar, but in a grander style than the tragedy of Voltaire. „Ce travail pourrait devenir la principale tâche de votre vie. Dans cette tragédie il faudrait montrer au monde, comme César aurait pu faire le bonheur de l'humanité, si on lui avait laissé le temps d'executer ses vastes plans.“ One cannot help thinking of Goethe's early scheme to write Julius Caesar, and how entirely opposed it would have been opposed to the genre tranché so admired by Napoleon.

A proposition more acceptable than that of writing tragedies at his age, was that of accompanying Napoleon to Paris, „Venez à Paris! je l'exige de vous. Là vous trouverez des matières immenses pour vos créations poétiques.“

374.

1808, 15. October.

Mit Riemer.

. . Goethe. Mit ihm in den Garten und dann auf ſeinem Zimmer. Über die Erfurter Sachen. Daß er den Kaiſer geſprochen. Wolle es aufſchreiben, was er mit ihm geſprochen. Er hat ihm gleichſam das Tippelchen auf das J. geſetzt.

375.

1808, 7. November.

Mit Riemer.

Mittags allein mit Goethe. Über die Hagen'sche Liedersammlung, Mathissons lyrische Blumenlese, Mangel an Objectivität der deutschen Dichter.

376.

1808, 9. November.

Mit Riemer.

Mittags mit Goethe allein zu Tisch. Über die Nibelungen als ein von Grund aus tüchtiges Gedicht.

377.

1808, 16. November.

Vortrag der Damen.

Am Mittwoch hat uns Goethe seine Reflexionen über das alte Gedicht [das Nibelungenlied], was er uns vorliest, mitgetheilt. Seine Gedanken schienen mir [Henriette v. Knebel] so frisch und richtig. So glaubt er auch, daß in den damaligen Zeiten eigentlich das wahre Heidenthum gewesen wäre, ob sie gleich kirchliche Gebräuche hatten; denn Homer hätte mit den Göttern in Verbindung gestanden, aber in diesen Leuten findet sich keine Spur von irgend einem himmlischen Reflect.

378.

1808, 25. November.

Mit Riemer.

Über Wolff's Meinung von Homer u. dergl. Äußerte Goethe:

„Schon faſt ſeit einem Jahrhundert wirken Humaniora nicht mehr auf das Gemüth deſſen, der ſie treibt, und es iſt ein rechtes Glück, daß die Natur dazwiſchen getreten iſt, das Intereſſe an ſich gezogen und uns von ihrer Seite den Weg zur Humanität geöffnet hat.

Daß die Humaniora nicht die Sitten bilden! Es iſt keineswegs nöthig, daß alle Menſchen Humaniora treiben. Die Kenntniſſe, hiſtoriſch, antiquariſch belletriſtiſch und artiſtiſch, die aus dem Alterthum kommen und dazu gehören, ſind ſchon ſo divulgirt, daß ſie nicht unmittelbar an den Alten abſtrahirt zu werden brauchen, es müßte denn einer ſein Leben hineinſtecken wollen. Dann aber wird dieſe Kultur doch nur wieder eine einſeitige, die vor jeder anderen einſeitigen nichts voraus hat, ja noch obenein nachſteht, indem ſie nicht produktiv werden und ſein kann."

379.

1808, 27. November.

Mit Riemer.

Einladung [Riemer's] von Demoiſelle Jagemann. Anfrage bei Goethe. Genehmigung von ihm. Von ihm

inſtruirt [über ſein Verhalten bei den Verhandlungen bezüglich der Zerwürfniſſe in Bühnenangelegenheiten].

380.

1808, 1. December.

Über die Zerwürfniſſe bei der Bühnenleitung.

Nach Tiſche mit Goethe, der Geh. Räthin; die Theaterangelegenheiten beſprochen. Goethes Vorſchlag. Einwendungen dagegen und Offens. Stillgeſchwiegen.

381.

1808, 2. December.

Über die Zerwürfniſſe bei der Bühnenleitung.

Über Theaterangelegenheiten und der Geh. Räthin Vorſchlag von gänzlicher Separation der Oper vom Schauſpiel und Drama überhaupt, auch des Perſonals.

382.

1808, 3. December.

Beim Abendeſſen.

Um 5 Uhr war [W. v.] Humboldt angekommen und logirte mit Theodor [ſeinem Sohn] bei uns .... Abends Humboldt und Theodor zu Tiſch. Über das Theater, Muſik, römiſche Angelegenheiten. Gegen das Sprechen zur Muſik erklärte ſich G. ſo: „Muſik ſei die reine Unvernunft, und die Sprache habe es nur mit der

Vernunft zu thun." Es war den 3. December 1808 abends. Humboldt speiste mit und es war viel vom Theater, Musik u. dergl. die Rede. Schiller hatte besonders den Tic bei Musik sprechen zu lassen, z. B. die Jungfrau von Orleans. Goethen war das immer zuwider, wie er oft genug äußerte.

. . . Ferner: „Licht, wie es mit der Finsterniß die Farbe wirkt, ist ein schönes Symbol der Seele, welche mit der Materie den Körper bildend belebt. So wie der Purpurglanz der Abendwolke schwindet und das Grau des Stoffes zurückbleibt, so ist das Sterben des Menschen. Es ist ein Entweichen, ein Erblassen des Seelenlichtes, das aus dem Stoffe weicht. Daher sehe ich keinen Todten. Alle meine gestorbenen Freunde sind mir so verblichen und verschwunden, und das Scheinbild von ihnen bleibt mir noch im Auge."

383.

1808, 7. December.

Über Frauen.

Nach Tisch kam die Elsermann. Streit mit ihr über die Weiber und ihre Einbildung von sich.

(G.) „Weiber haben keine Ironie, können nicht von sich selbst lassen. Daher ihre sogenannte größere Treue, weil sie sich selbst nicht überwinden können, und sie können es nicht, weil sie bedürftiger, abhängiger sind als die Männer."

384.

1808, 8. December.

Mit Riemer.

Als von Schubert's Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft und deren Heiligkeit die Rede war, bemerkte G.: „solche Naturen wie Schubert seien gleichsam die Moll-Töne der Natur; das Heilige spräche sich aber auch in Dur-Tönen aus."

385.

1808, 9. December.

Mit Riemer.

Von Tischbein in Hamburg sagte Goethe: er sei ein rückschreitender Jehovah; erst habe er Menschen gemalt, nun mache er Thiere.

386.

1808, 14. December.

Mit Friedrich v. Müller.

Bei Goethe. „Ich studire," sprach er, „jetzt die ältere französische Literatur ganz gründlich wieder, um ein ernstes Wort mit den Franzosen reden zu können. Welche unendliche Cultur," rief er, „ist schon an ihnen vorübergegangen zu einer Zeit, wo wir Deutsche noch

ungeschlachte Burschen waren. Deutschland ist nichts, aber jeder einzelne Deutsche ist viel, und doch bilden sich letztere gerade das Umgekehrte ein. Verpflanzt und zerstreut wie die Juden in alle Welt müssen die Deutschen werden, um die Masse des Guten ganz und zum Heile aller Nationen zu entwickeln, die in ihnen liegt."

Hierauf kam er auf J. H. Voß zu sprechen, dessen Charakter sich erst später „versteinert" habe. „Für seine Angriffe in der Recension über „des Knaben Wunderhorn"" [Morgenblatt 1808 Nr. 283 f.] will ich ihn auch noch einst auf den Blocksberg citiren."

Zum Behufe der geschichtlichen Ausarbeitung über die Farbenlehre studirte Goethe die Zeitgeschichte aller einschlagenden großen Schriftsteller. Wie er jene ansah, davon gab er mir eine Probe durch die Einleitung zu Roger Baco's Leben (geb. 1214). „Auf so heiterm Grunde," setzte er hinzu, „lasse ich nun die Figur selbst hervortreten. Welch eine Welt von Herrlichkeit liegt in den Wissenschaften! Wie immer reicher findet man sie! Wie viel Klügeres, Größeres, Edleres hat gelebt, und wir Zeitlinge bilden uns ein, allein klug zu sein. Ein Volk, das ein „Morgenblatt", eine „elegante Zeitung", einen „Freimüthigen" hat, ist schon rein verloren. Wie hundertmal besser ist die so verschriene Romanlectüre, die doch eine ungeheuer weite, wenngleich nicht solide Bildung hervorgebracht hat!"

387.

1808, 18. December.

Mit Gerhard v. Kügelgen.

Kügelgen, der (vom 8. December 1808) mehrere Wochen in Weimar sich aufhielt, um Wieland und Goethe zu malen, bildete in dieser Zeit einen sehr schönen Abschnitt. . . . . Seine Bilder gefielen fast allgemein durch ihr lebhaftes (etwas buntes) Colorit und durch den Ausdruck weit geöffneter strahlender Augen, wodurch er sie zu idealisiren strebte. Von Freund Meyer erfuhr ich [St. Schütze] aber unter der Hand, daß er und Goethe über das Verdienstliche seiner Leistungen dem Publicum gegenüber ganz anderer Meinung waren und in den theatralischen Reizen nicht die rechte Kraft des natürlichen Lebens fanden; sie hielten jedoch mit ihrem Urtheil an sich. Einer eigenen Scene wohnte ich (den 18. December 1808) in der Gesellschaft [bei Johanna Schopenhauer] mit bei, wie Kügelgen Goethen modellirte und, um keine Langeweile auf seinem Gesichte zu sehen, einen Streit mit ihm über die griechische Malerei eröffnete. Daran that er sehr übel. Goethe konnte nicht einmal einen einzelnen Widerspruch gern ertragen, und Disputiren ist ein fortwährendes Widersprechen. Es kreuzten sich daher so viele verdrießliche und zornige Züge durch das Gesicht, daß es ganz den Charakter einer ruhigen Übereinstimmung verlor und wohl nur noch wenig zum Mo-

delliren dienen konnte. Aber was den Inhalt des Gesprächs betraf, da mußte ich in der Stille Kügelgen beipflichten, der es bezweifelte, daß die Griechen in der Malerei die höchste Vollkommenheit und schon den Gipfel der spätern Kunst erreicht hätten. Goethe glaubte daran, weil die Griechen überhaupt so vollkommen gewesen.

388.

1808, kurz vor Weihnachten.

Mit Ludwig Achim v. Arnim.

Goethe hat den Arnim unendlich freundlich in Weimar aufgenommen, ihm von seiner, des Herzogs und der Großfürstin Seite gedankt für den „Einsiedler" und ihm wörtlich erklärt: es sei ihm und andern nie ein so lebendiges Blatt erschienen; sie bedauerten alle, daß es aufhöre und hofften, daß mit der Zeit gewiß eine zweite Auflage erscheinen werden. Gegen Voß giebt er ihm in allem gänzlich recht und bedauert nur, daß er ihm irgendje geantwortet.

389.

1808, 31. December und vorher.

Mittag bei Goethe.

a.

Brief von Frommann. Um 1 Uhr kam er selbst, mit ihr, Steffens und seiner Frau. Werneburg und

Werner ſpeiſten mit. Nach Tiſche recitirte Werner ſein altes Quodlibet aus Polen. Dann ein paar Sonette aus Italien. Das zweite nicht zu Ende, denn als er den Mond mit einer hostia verglich, ſo wurde Goethe furios und grob und ſagte, er ſolle was beſſeres machen. Er turnirte es ſpaßhaft, aber kam immer wieder darauf zurück, daß es dumm ſei. Steffens und Frommann ſtimmten ein und tadelten die Sache noch mehr. Werner war geduldig als ein Märtyrer.

b.

Goethe war [Ende December] nach Jena gekommen; ich [Steffens] ſah ihn nach ſieben Jahren zum erſten Male wieder und ſeine Gegenwart ergriff mich tief. Er begleitete mich nach der Mineraliensammlung, die noch immer unter der Direction des Profeſſors Lenz bedeutende Schätze in ſich ſchloß .... Goethe war bekanntlich ein geognoſtiſcher Dilettant; ſeine wiederholten Reiſen verlockten ihn zu mancherlei Unterſuchungen, und unſere Unterredung ſchweifte bald von der Mineralogie nach anderen naturwiſſenſchaftlichen Gegenſtänden hin. Einige optiſche Unterſuchungen wurden behandelt, ſeine Anſicht von der Metamorphoſe der Knochen beſchäftigten uns, und er beklagte ſich mit Heftigkeit über die Art, wie einige Naturforſcher ſein Vertrauen mißbraucht und mitgetheilte Entdeckungen, ohne ihn zu nennen, als eigene bekannt gemacht hatten. Ich war ganz in die frühere ſchöne Zeit verſetzt. Goethe ward immer heiterer, liebenswürdiger, und ich genoß

helfen uns Hinderniſſe überwinden, Wege bahnen, und uns aus dem engen Kreiſe, worin ſich andere kümmerlich abängſtigen, emporheben. Dir ſind die Breter nichts als Breter, und die Rollen, was einem Schulknaben ſein Penſum iſt. Die Zuſchauer ſiehſt du an, wie ſie ſich ſelbſt an Werkeltagen vorkommen. Dir könnte es alſo freylich einerley ſeyn, hinter einem Pult über liniirten Büchern zu ſitzen, Zinſen einzutragen und Reſte herauszuſtochern. Du fühlſt nicht das zuſammenbrennende, zuſammentreffende Ganze, das allein durch den Geiſt erfunden, begriffen und ausgeführt wird, du fühlſt nicht, daß in den Menſchen ein beſſerer Funke lebt, der, wenn er keine Nahrung erhält, wenn er nicht geregt wird, von der Aſche täglicher Bedürfniſſe und Gleichgültigkeit tiefer bedeckt, und doch ſo ſpät und faſt nie erſtickt wird. Du fühlſt in deiner Seele kei-

ein Glück, welches mir seit langen Jahren fremd geworden war. Goethe lud mich und meine Frau mit der Frommann'schen Familie nach Weimar ein. Wir fanden bei Tafel außer Goethes Frau, Meyer und Riemer nur Werner. Goethe war sehr heiter; das Gespräch drehte sich um mancherlei Gegenstände, und die unbefangenen geistreichen Äußerungen des berühmten Wirthes erheiterten uns alle. Auch mit den Frauen wußte er sich auf liebenswürdige Weise zu unterhalten.

Endlich wandte er sich an Werner, der bis jetzt wenig theil an den Gesprächen genommen hatte. „Nun, Werner," sagte er auf seine ruhige, doch fast gebieterische Weise, „haben Sie nichts, womit Sie uns unterhalten, keine Gedichte, die Sie uns vorlesen können?" Werner griff eilig in die Tasche, und die zerknitterten schmutzigen Papiere lagen in solcher Menge vor ihm, daß ich erschrak und diese Aufforderung Goethes, die das unbefangene und interessante Gespräch völlig zu unterdrücken drohte, keineswegs billigte. Werner fing nun an, eine Anzahl von Sonetten uns auf seine abscheuliche Weise vorzudeclamiren. Endlich zog doch eines meine Aufmerksamkeit auf sich. Der Inhalt des Sonetts war der köstliche Anblick des vollen Mondes, wie er in dem klaren italienischen Himmel schwamm. Er verglich ihn mit einer Hostie. Dieser schiefe Vergleich empörte mich, und auch auf Goethe machte er einen widerwärtigen Eindruck; er wandte sich an mich. „Nun, Steffens," fragte er äußerlich ruhig, indem er

einen geheimen Ingrimm zu verbergen ſuchte, „was ſagen Sie dazu?“ „„Herr Werner,““ antwortete ich, „„hatte vor einigen Tagen die Güte, mir ein Sonett vorzuleſen, in welchem er ſich darüber beklagte, daß er zu ſpät, zu alt nach Italien gekommen wäre; ich glaube einzuſehen, daß er recht hat. Ich bin zu ſehr Naturforſcher, um eine ſolche Umtauſchung zu wünſchen. Das geheimnißvolle Symbol unſer Religion hat ebenſoviel durch einen ſolchen falſchen Vergleich verloren, wie der Mond.““ Goethe ließ ſich nun völlig gehen und ſprach ſich in eine Heftigkeit hinein, wie ich ſie nie erlebt hatte. „Ich haſſe“ — rief er — „dieſe ſchiefe Religioſität; glauben Sie nicht, daß ich ſie irgendwie unterſtützen werde. Auf der Bühne ſoll ſie ſich, in welcher Geſtalt ſie auch erſcheint, wenigſtens hier, nie hören laſſen.“ Nachdem er auf dieſe Weiſe ſich eine zeitlang und immer lauter ausgeſprochen hatte, beruhigte er ſich. „Sie haben mir meine Mahlzeit verdorben,“ ſagte er ernſthaft; „Sie wiſſen ja, daß ſolche Ungereimtheiten mir unausſtehlich ſind. Sie haben mich verlockt, zu vergeſſen, was ich den Damen ſchuldig bin.“ — Er faßte ſich nun ganz, wandte ſich entſchuldigend zu den Frauen, fing ein gleichgültiges Geſpräch an, erhob ſich aber bald, entfernte ſich und man ſah es ihm wohl an, daß er tief verletzt war und in der Einſamkeit Beruhigung ſuchte. Werner war wie vernichtet.

Geſpräche vom 17. Mai und 13. November 1808 finden ſich verwebt in Nr. 285.

390.

1808 Ende oder 1809 Anfang.

Über Thereſe aus dem Winkel.

Rügelgen .... ſagt, ... daß Goethe mit ſeltner Wärme von ihr [als Malerin und Harfeniſtin] ſprach und den Zweifler anſchalt.

391.

1809, Januar.

Mit Johann Gottfried Gruber.

„Gott ſei Dank!“ ſagte neulich Goethe, „daß es unter den Weimariſchen Gelehrten doch mehr Heiden, als Neuchriſten giebt.“

392.

1809, Januar.

Über Martin Friedrich Arendt.

In einem benachbarten Gaſthofe einlogirt, ſpeiſte er faſt jeden Mittag an Goethes Tiſche, unterhielt uns mit ſeinen Reiſeabenteuern, antiquariſchen Recherchen u. ſ. w., ohne in das doppelte Spiel ſeiner Luft- und Speiſeröhre eine Pauſe zu bringen, oder der andern den geringſten Abbruch zu thun. Es ſchmeckte dieſem Ausgehungerten jederzeit ſo vortrefflich, daß er einesmals, nachdem er mit Hammelbraten und Gurkenſalat zuerſt den Teller, dann den Magen reichlich ge-

füllt hatte, nun auch die köſtliche Brühe von Gurkenſaft und Öl und Eſſig nicht wollte umkommen laſſen. Den Teller ſchon mit beiden Händen zu den Lippen erhoben, um ihn auszuſchlürfen, fiel es ihm doch noch ein, für dieſe ſtudenticoſe Manier um Erlaubniß zu bitten. G. mit unnachahmlicher Bonhommie, Ruhe und Treuherzigkeit hieß ihn, „ſich ja nur nicht zu geniren,“ indem er, während jener ſchlürfte, das Leckere einer ſolchen Miſchung von Bratenbrühe und Gurkenſaft rühmend auseinanderſetzte und ſo den Genießer ermuthigte, ſich ganz zwanglos dem Behagen des erquicklichen Trankes hinzugeben.

Dieſe ungeſchlachte Rohheit ... discreditirte ihn jedoch bei G. ſo wenig, daß dieſer die Sache nur luſtig nahm und wie eine naturhiſtoriſche Merkwürdigkeit aus der Diätetik der Vierfüßer anſah.

393.

1809, 20. Februar.

Mittag bei Goethe.

Goethe äußerte über Tiſch: „Der reine wahre Despotismus entwickelt ſich aus dem Freiheitsſinne; ja er iſt ſelbſt der Freiheitsſinn mit dem Gelingen. Der Freiheitsſinn ſtrebt ins Unbedingte, er will herrſchen, ohne daß er's immer im Stande iſt und werden kann. Nun kommt bei einem das Gelingen hinzu, und ſo iſt der Despot fertig. — Aus der Sklaverei geht nur der

eigentliche dominus hervor, niemals der Despot oder wie er auch heißt der Tyrann."

Ferner äußerte Goethe über den Witz:

„Der Witz setzt immer ein Publikum voraus. Darum kann man den Witz auch nicht bei sich behalten. Für sich allein ist man nicht witzig. Alle andern Empfindungen genießt man für sich allein: Liebe, Hoffnung ꝛc. — Der Witz wird immer für ein Anzeichen eines kalten Gemüths gehalten: er ist nur das eines besonnenen, freien, schwebenden, das sich von den Gegenständen losmachen kann. (Daher sagt man, daß er niemandes, auch des Freundes, nicht schone.)

Der Witz gehört unter den Spieltrieb. Das Spiel offenbart die große Freiheit des Geistes. Das Spiel will nicht die Realität, sondern den Schein. Der Schein ist mit der Idee nahe verwandt. Er ist gleichsam das Bild, das Gemälde von der Idee. Ja er ist die Idee selbst mit dem Minimo von Realität verkörpert oder daran offenbart."

394.

1809 26. Februar.

In Gesellschaft bei Johanna Schopenhauer.

Abends zu Mad. Schopenhauer, Goethe sehr lustig und spaßhaft über Blaubarts Märchen.

Am Tage vorher war die Oper „Blaubart" von Grétry gegeben worden.

395.

1809, 28. (?) Februar.

Mit Falk.

„Es ist Alles," sagte er ein ander Mal, am 29. [so!] Februar 1809, in demselben Sinne, „in den Wissenschaften zu weitsichtig geworden. Auf unsern Katheedern werden die einzelnen Fächer planmäßig zu halbjährigen Vorlesungen mit Gewalt auseinandergezogen. Die Reihe von wirklichen Erfindungen ist gering, besonders, wenn man sie durch ein paar Jahrhunderte im Zusammenhange betrachtet. Das Meiste, was getrieben wird, ist doch nur Wiederholung von dem, was dieser oder jener berühmte Vorgänger gesagt hat. Von einem selbstständigen Wissen ist kaum die Rede. Man treibt die jungen Leute heerdenweise in Stuben und Hörsäle zusammen und speist sie in Ermangelung wirklicher Gegenstände mit Citaten und Worten ab. Die Anschauung, die oft dem Lehrer selbst fehlt, mögen sich die Schüler hinterdrein verschaffen! Es gehört eben nicht viel dazu, um einzusehen, daß dies ein völlig verfehlter Weg ist. Besitzt nun der Professor vollends gar einen gelehrten Apparat, so wird es dadurch nicht besser, sondern nur noch schlimmer. Des Dünkels ist nun gar kein Ende. Jeder Färber an seinem Kessel, jeder Apotheker an seinem Destillirkolben muß sich sofort des breitern von ihm belehren lassen. Die armen Teufel von Praktikern, ich kann

nicht sagen, wie sie mich dauern, daß sie in solche Hände gefallen sind! Da saß ehemals so ein alter Färber in Heilbronn, der war klüger als sie alle! Dafür haben sie ihn aber auch tüchtig ausgelacht. Was gäbe ich darum, wenn der alte Meister noch in der Welt wäre, die er, aber die ihn nicht erkannte, und meine Farbenlehre erlebt hätte. Dem hatte sein Kessel geholfen. Der wußte, worauf es ankam."

„Wenn ich die Summe von dem Wissenswerthen in so mancher Wissenschaft, mit der ich mich mein ganzes Leben hindurch beschäftigt habe, aufschreiben wollte, das Manuscript würde so klein ausfallen, daß Sie es in einem Briefcouvert nach Hause tragen könnten. Es herrscht bei uns der Gebrauch, daß man die Wissenschaften entweder ums Brot verbauern läßt, oder sie auf den Kathedern förmlich zersetzt, so daß uns Deutschen nur zwischen einer seichten Popularphilosophie und einem unverständlichen Gallimathias transcendentaler Redensarten gleichsam die Wahl gelassen ist. Das Capitel von der Elektricität ist noch das, was in neuerer Zeit nach meinem Sinne am vorzüglichsten bearbeitet ist."

„Die „„Elemente"" des Euklides stehen noch immer als ein unübertroffenes Muster eines guten Lehrvortrages da; sie zeigen uns in der größten Einfachheit und nothwendigen Abstufung ihrer Probleme, wie Eingang und Zutritt zu allen Wissenschaften beschaffen sein sollten."

„Wie ungeheure Summen haben nicht die Fabrikherrn bloß durch falsche Ansichten in der Chemie verloren. Selbst die technischen Künste sind beiweitem nicht, wie sie sollten, vorgerückt. Diese Bücher- und Stubengelehrsamkeit, dies Klugwerden und Klugmachen aus nachgeschriebenen Heften ist auch die alleinige Ursache, daß die Zahl der wahrhaft nützlichen Entdeckungen durch alle Jahrhunderte so gering ist. Wahrlich, wenn heute, wo wir den 29. [so!] Februar 1809 schreiben, der altehrwürdige englische Mönch Baco — mit dem Kanzler Verulam keineswegs zu verwechseln —, nachdem so manche Jahrhunderte hinter seinen wissenschaftlichen Bestrebungen abgelaufen sind, von den Todten zurück zu mir in mein Studirzimmer käme und mich höflich ersuchte, ihm mit den Entdeckungen, die seitdem in Künsten und Wissenschaften erfolgt, bekannt zu machen, ich würde mit einiger Beschämung vor ihm dastehen und im Grunde nicht so recht wissen, was ich dem guten Alten antworten sollte. Fiele es mir etwa ein, ihm ein Sonnenmikroskop vorzulegen, so würde er mir bald mit einer Stelle in seinen Schriften dienen, wo er dieser Erfindung nicht blos ahnend vorgriff, sondern derselben auch durch wahrhaft praktische Winke den Weg bahnte. Führte uns unser Gespräch auf die Entdeckung der Uhren, so würde er vielleicht, wenn ich ihm eine vorzeigte, gelassen fortfahren: Es ist das rechte! Es kommt mir indessen nicht unerwartet. Ich habe es ebenfalls voraus-

geſehen. Von der Möglichkeit ſolcher Maſchinen könnt ihr Seite 504 in meinen Schriften das Nöthige nachleſen, wo ich ſie ebenfalls, wie das Sonnenmikroſkop und die Camera obscura, ausführlicher behandelt habe. Zuletzt, nach völliger Durchmuſterung aller neuer Erfindungen, müßte ich vielleicht erwarten, daß ſich der tiefſinnige Kloſterbruder mit folgenden Worten von mir verabſchiedete: Beſonderes iſt es eben nicht, was ihr da im Laufe ſo vieler Jahrhunderte geleiſtet habt. Rührt euch beſſer! Ich will mich nun wieder ſchlafen legen und nach vier Jahrhunderten wiederkommen und zuſehen, ob auch ihr ſchlaft, oder ob ihr in dieſem oder jenem Stücke weiter fortgeſchritten ſeid! — Bei uns Deutſchen," ſetzte Goethe hinzu, „geht Alles ſein langſam vonſtatten. Als ich vor nunmehr zwanzig Jahren die erſte Idee von der Metamorphoſe der Pflanzen aufſtellte, wußte man bei Beurtheilung dieſer Schrift nichts weiter als die einfache Behandlung im Vortrag eines wiſſenſchaftlichen Gegenſtandes herauszuheben, die jungen Leuten allenfalls zum Muſter dienen könne. Von der Gültigkeit eines Grundgeſetzes, auf deſſen Entwickelung doch hier eben alles ankam, und das, im Fall es ſich bewährte, durch die ganze Natur die mannichfaltigſte Anwendung erlaubte, vernahm ich kein Wort. Das macht, es ſtand nichts davon im Linné, den ſie ausſchreiben und ſodann ihren Schülern vortragen. Man ſieht aus allem, der Menſch iſt zum Glauben und nicht zum Schauen ge-

macht. Wie lange wird es dauern, ſo werden ſie auch an mich glauben und mir dies und jenes nachſprechen! Ich wollte aber lieber, ſie behaupteten ihr Recht und öffneten die Augen ſelbſt, damit ſie ſähen, was vor ihnen liegt; ſo aber ſchelten ſie nur auf alles, was beſſere Augen hat als ſie, und nehmen es ſogar übel, wenn man ſie in ihren Katheder-Anſichten der Blödſichtigkeit beſchuldigt. Von der Farbenlehre, die mit der Metamorphoſe der Pflanzen auf einem und demſelben Principe beruht, gilt dieſes eben auch. Sie werden ſich aber die Reſultate derſelben auch ſchon aneignen; man muß ihnen nur Zeit laſſen, und beſonders es nicht übel nehmen, wenn ſie einen, wie es mir jetzt in der Metamorphoſe der Pflanzen häufig genug begegnet, ohne zu nennen, ausſchreiben und fremdes Eigenthum für das ihre ausgeben. Was den Mönch Baco betrifft, ſo darf uns dieſe außerordentliche Erſcheinung nicht Wunder nehmen. Wir wiſſen ja, daß ſich in England ſehr früh große Keime von Civiliſation zeigten. Die Eroberung dieſer Inſel durch die Römer möchte wohl dazu den erſten Grund gelegt haben. Dergleichen verwiſcht ſich doch nicht ſo leicht, wie man wohl glaubt. Späterhin machte auch das Chriſtenthum ebenfalls daſelbſt, und das ſchon frühe, die bedeutendſten Fortſchritte. Der heilige Bonifacius iſt nicht nur mit einem Evangelienbuche, ſondern auch mit dem Winkelmaß in der Hand, und von allen Baukünſten begleitet, von dort her zu uns herüber nach Thüringen

ne Kraft ihn aufzublaſen, in deinem eignen Herzen keinen Reichthum, um dem erweckten Nahrung zu geben. Der Hunger treibt dich, die Unbequemlichkeiten ſind dir zuwider, und es iſt dir verborgen, daß in jedem Stande dieſe Feinde lauren, die nur mit Freudigkeit und Gleichmuth zu überwinden ſind. Du thuſt wohl, dich in jene Gränzen einer gemeinen Stelle zu ſehnen; denn welche würdeſt du wohl ausfüllen, die Geiſt und Muth verlangt? Gieb einem Soldaten, einem Staatsmanne, einem Geiſtlichen deine Geſinnungen, und mit eben ſo viel Recht wird er ſich über das Kümmerliche ſeines Standes beſchweren können. Ja, hat es nicht ſogar Menſchen gegeben, die von allem Lebensgefühl ſo ganz verlaſſen waren, daß ſie das ganze Leben und Weſen der Sterblichen für ein Nichts, für ein kummervolles und ſtaubgleiches Daſeyn erklärt haben? Regten ſich

gekommen. Baco lebte zu einer Zeit, wo der Bürgerstand durch die Magna charta bereits große Vorrechte in England erlangt hatte. Die erlangte Freiheit der Meere, die Jury oder die Geschwornengerichte vollendeten diesen heitern Anfang. Es war fast unmöglich, daß bei so günstigen Umständen die Wissenschaften zurückbleiben und nicht auch einen freien Aufschwung nehmen sollten. Im Baco nahmen sie denselben wirklich. Dieser sinnige Mönch, ebensoweit vom Aberglauben, als vom Unglauben entfernt, hat Alles in der Idee, nur nicht in der Wirklichkeit gehabt. Die ganze Magie der Natur ist ihm, im schönsten Sinne des Worts, aufgegangen. Er sah alles, was kommen mußte, die Sonnenmikroskope, die Uhren, die Camera obscura, die Projectionen des Schattens; kurz, aus der Erscheinung des einzigen Mannes könnte man abnehmen, was für Fortschritte das Volk, zu dem er gehörte, im Gebiete der Erfindungen, Künste und Wissenschaften zu machen berufen war. Strebt aber nur immer weiter fort," fügte Goethe begeistert hinzu, „junges deutsches Volk, und werdet nicht müde, es auf dem Wege, wo wir es angefangen haben, glücklich fortzusetzen! Ergebt euch dabei keiner Manier, keinem einseitigen Wesen irgend einer Art, unter welchen Namen es auch unter euch auftrete! Wißt, verfälscht ist alles, was uns von der Natur trennt; der Weg der Natur aber ist derselbe, auf dem ihr Baco, Homer und Shakspeare nothwendig begegnen müßt. Es ist

überall noch viel zu thun! Seht nur mit eigenen Augen und hört mit eigenen Ohren! Übrigens laßt es euch nicht kümmern, wenn sie euch anfeinden! Auch uns ist es, weil wir lebten, nicht besser gegangen. In der Mitte von Thüringen, auf dem festen Lande haben wir unser Schiff gezimmert: nun sind die Fluthen gekommen und haben es von dannen getragen. Noch jetzt wird mancher, der die flache Gegend kennt, worin wir uns bewegten, nicht glauben, daß die Fluthen wirklich den Berg hinan gestiegen sind; und doch sind sie da. Verschmäht auch nie, in euer Streben die Einwirkung von gleichgesinnten Freunden aufzunehmen, sowie ich auch auf der andern Seite angelegentlich rathe, ebenfalls nach meinem Beispiele, keine Stunde mit Menschen zu verlieren, zu denen ihr nicht gehört oder die nicht zu euch gehören; denn solches fördert wenig, kann uns aber im Leben gar manches Ärgerniß zufügen, und am Ende ist denn doch alles vergeblich gewesen. Im ersten Bande von „Herder's Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" sind viele Ideen, die mir gehören, besonders im Anfange. Diese Gegenstände wurden von uns damals gemeinschaftlich durchgesprochen. Dazu kam, daß ich mich zu sinnlichen Betrachtungen der Natur geneigter fühlte, als Herder, der immer schnell am Ziele sein wollte und die Idee ergriff, wo ich kaum noch einigermaßen mit der Anschauung zu Stande war, wiewohl wir gerade durch diese wechselseitige Aufregung uns gegenseitig förderten."

396.

1809, 5. März.

Mit Riemer.

a.

„Den franzöſiſchen Edelmann, den ältern oder Ritter, zeichnet für mich am beſten der Graf von Foix. Die Deutſchen, als Götz, Frunsperg u. ſ. w., erſcheinen mir immer als Bürger und Philiſter dagegen.“

b.

„Sehr angenehm iſt für mich die Sitte der doppelten Namen, die ſonſt jemand führte, wovon der eine gerade der gewöhnliche war, als Carteſius für Des Cartes, Parmeggiano für Mazzoli u. ſ. w. Wir haben die Sitte nur in Ekel-, Spitz- und Schimpfnamen.“

c.

Goethe bemerkte: „Beſtändiger Ernſt hat zum Vortheil, daß er dann und wann auch recht luſtig wird und ſo zu einem Gipfel kommt. Beſtändige Luſtigkeit kann dem Fall nicht entgehen, daß ſie auch manchmal in Verzweiflung und Mißmuth geräth.

Eine ſtille ernſthafte Frau iſt übel daran mit einem luſtigen Manne. Ein ernſthafter Mann nicht ſo mit einer luſtigen Frau.“

Ich ſagte dazu: „So dankt er Gott, daß Er nicht nöthig hat, luſtig zu ſein.“ Iſt im Grunde Goethes und der Vulpia eigenes Verhältniß zu einander.

d.

„Intentionelle Brezeln" nannte ich .. beim Nachtiſch ſolche, die geholt werden ſollten und noch immer unterwegs blieben. Dies brachte Goethen darauf, das auch „intentionelles Geld" zu nennen, das Napoleon den Jenenſern für die abgebrannten Häuſer angewieſen und doch gar nicht zurande und zuſtande kommen wollte.

e.

Nach Tiſch.

Manier.	Stil.
Maxime des Künſtler-Indiv.	Maxime der Kunſt.
In den Gebilden der Natur erſcheint zuerſt das Individuelle, d. h. man ſieht zuerſt das Individuum, und der Charakter, das Allgemeine, die Idee erſcheint erſt darauf.	In den Darſtellungen der Kunſt iſt das Allgemeine, das Charakteriſtiſche, das Ideale das erſte, und erſcheint, und das Individuelle füllt es gleichſam nur aus.

f.

„Skepticism, Kantiſcher, oder Kriticism, konnte nur aus den Religionsſecten entſtehen, aus dem Proteſtantism, wo jeder ſich rechtgab und dem andern nicht, ohne zu wiſſen, daß ſie alle bloß ſubjectiv urtheilten.

397.

1809, 10. März.

Mit Riemer.

„Die Charakterzüge der christlichen Religion, wie sie sich als römisch-katholisches Individuum entwickelt, deuten sich so zu sagen praeformirt in den Charakteren der einzelnen Apostel an; die Liebe in Johannes, der Glaube in Jakobus, der Fanatismus und Verfolgungswuth in Petrus, der Zweifel in Thomas, der Geiz in Judas Ischarioth, woran sie auch wie dieser gescheitert, durch die Reformation, denn vorzüglich der Geiz der römische Curie schlug dem Fasse den Boden aus."

398.

1809, 11. März.

Mit Riemer.

a.

Äußerte Goethe: Je schlechter Land desto bessere Patrioten. Das sehe man an den jetzigen Preußen (Märkern), sonst an den Schweizern.

b.

Aus Goethes Munde notirt: Die poetische Gerechtigkeit sei eine Absurdität. Das allein Tragische ist das injustum und praematurum. Napoleon sehe dies ein, und daß er selbst das Fatum spiele.

399.

1809, 21. März.

Mit Riemer.

Bei Gelegenheit der Deutung, die man von der Apokalypse noch heutzutage auf Napoleon mache, äußerte Goethe:

„Sein Märchen komme ihm gerade so vor wie die Offenbarung S. Johannis." Schubert hatte es gedeutet, andere anders: Es fühlt ein Jeder, daß noch etwas drin steckt, er weiß nur nicht was.

Er bemerkte ferner:

Anglomanie der Franzosen von jeher, sobald sie Friede mit den Engländern hatten. Zeigt sich in der Anhänglichkeit ans Newton'sche System und sonst.

Voltaire suchte auch die Gunst anderer Nationen; er sei wie ein Virtuos auf der Violine, dessen Sprache überall hinreicht, der sich überall kann hören lassen, während besonders die deutschen Dichter nur wie Maler und Bildhauer auf ihr Zimmer und Haus eingeschränkt sind.

400.

1809, 23. März.

Mit Riemer.

Mittags mit Goethe allein. Er bemerkte:

Die Materie habe ebensoviel Lust zu verharren

als ſich zu verändern, und auf dieſem Gleichgewicht beruhe die Möglichkeit der Welt, indem Gott nur mit Wenigem den Ausſchlag zu geben brauche.

401.

1809, 1. April.

Mit Riemer.

Über Tiſche bemerkte Goethe:

Seine Schrift über die Farbenlehre komme ihm vor wie eine Purganz, die bei den Leuten das Innere rege macht. (Oken, Werneburg und Rühl.) Mitunter gehe dann auch ein Bandwurm ab.

402.

1809, 8. April.

Mit Riemer.

Mittags allein. Geiſtreiche Bemerkungen von Goethe über die Geſchichte der Wiſſenſchaften und ſonſt.

Wie in Rom außer den Römern noch ein Volk von Statuen, ſo ſei außer dieſer realen Welt noch eine Welt des Wahns viel mächtiger beinahe, in der die meiſten leben.

403.

1809, 10. Mai.

Mit Riemer.

Mittags bei Goethe. Über Roman-Motive. Les illustres Françaises endigen mit einer wunderbaren

Geschichte, auf Sympathie beruhend. — Geschichte eines, der ein Mädchen liebt, die ihn auf alle Weise kuechtet, und die er hernach im Bordell findet. Rache an ihr durch Wiedervergeltung.

404.

1809, 13. Mai.

Mit Riemer.

Bei Goethe. Kam Hendrich dazu. Alte Geschichten. Als wir allein, erzählte Goethe seine Laboranten- und alchemischen Studien im 22. Jahre.

405.

1809, 30. Mai.

Mit Riemer.

a.

Früh zu Goethe; Wahlverwandtschaften. Über Tisch von dem Roman, über die Weiber und sonstiges. Goethe bemerkte:

„Weiber scheinen keiner Ideen fähig, — kommen mir sämmtlich vor wie die Franzosen, — nehmen überhaupt von den Männern mehr als daß sie geben," und äußerte sich

„über das servire, was in ihrer Liebe liegt." In Bezug auf das Theater und die Schriftsteller bemerkte er über das Publikum:

„Daß es hernach urtheilt, wozu es vorher doch keinen Rath gegeben hat und geben kann, selbst wenn der Autor sie beirathig machen wollte, adjuvante Deo."

b.

„Sollen, Wollen, Können — diese drei Dinge gehören in aller Kunst zusammen, damit etwas gemacht werde. Häufig findet sich im Leben nur eins von diesen dreien oder zwei, als

Sollen und Wollen, aber nicht können;
Sollen und Können, aber nicht wollen;
Wollen und Können, aber nicht sollen;

d. h.
es will einer, was er soll, aber er kann's nicht machen;
es kann einer, was er soll, aber er will's nicht;
es will und kann einer, aber er weiß nicht, was er soll."

406.

1809, Anfang Juni.

Über „Johanna Sebus".

Gestern [4. Juni] war ich [Luise Seidler] bei Seebecks, wo sie mir beifolgendes ganz neue Gedicht von ihm [Goethe] gab. Es hat ihm die Geschichte ein Maire von dem dortigen Orte, mit dem er correspondirt, geschrieben, und sie hat Goethe so gefallen, daß er sie niedergeschrieben und sie so als Volkssage zu verewigen wünscht. Es sind nur wenige Exemplare gedruckt, die er meistens dem Maire zum Vertheilen geschickt hat.

. . . . . Den Namen hat er im Gedicht verändert, weil ihm Hannchen nicht gefallen, und Johanna wegen der von Orleans zu pathetisch gewesen wäre.

407.

1809, 4. Juni.

Abends bei Frommanns.

a.

Goethe, der mir [L. Seidler] bisher scharfblickend und manchmal mich durchmusternd gegenüber gesessen hatte, kam zu mir, setzte sich neben mich und frug mich nach diesem und jenem, unter anderem auch nach den Bildern von C . . . .*) Endlich kamen wir auf Trackendorf, wo ich ihn um Aufträge bat, die er aber nicht gab, indem er selbst in den nächsten Tagen herkomme, und nur Silvien nebst herzlichen Empfehlungen sagen ließ, daß er schon den vorigen Tag imbegriff gewesen, sie zu besuchen, aber abgehalten worden wäre. Schon lange hatte ich auf die Gelegenheit gewartet, von Dir [Pauline Gotter] zu sprechen; da bot sie sich endlich. Ich bedauerte Silvien, wie sie so allein sei, und sagte, daß ihre Freundinnen sie doch alle besuchen sollten, um ihre Einsamkeit zu erleichtern. „Pauline Gotter wird auch wahrscheinlich kommen." — „„So!"" sagte Goethe. „„Was macht sie denn Gutes? Ist sie noch immer so munter, so närrisch? Macht sie den Menschen noch

*) Name nicht zu entziffern.

lebendig in deiner Seele die Gestalten würkender Menschen, wärmte deine Brust ein theilnehmendes Feuer, verbreitete sich über deine ganze Gestalt die Stimmung, die aus dem innersten kommt, wären die Töne deiner Kehle, die Worte deiner Lippen lieblich anzuhören, fühltest du dich genug in dir selbst, so würdest du dir gewiß Ort und Gelegenheit aufsuchen, dich in andern fühlen zu können.

Unter solchen Worten und Gedanken hatte sich unser Freund ausgekleidet, und stieg mit einem Gefühle des innigsten Behagens zu Bette. Ein ganzer Roman, was er an der Stelle des Unwürdigen morgenden Tages thun würde, entwickelte sich in seiner Seele, angenehme Phantasien begleiteten ihn in das Reich des Schlafes sanft hinüber, und überließen ihn dort ihren Geschwistern, den Träumen, die ihn mit offenen Armen

immer viel zu ſchaffen? Das iſt ſo ihre Sache.““ — „Ach ja!“ ſagte ich; „ſie macht das ganze Haus, wo ſie iſt, lebendig, und das iſt ſehr angenehm.“ — „„Kommt ſie denn nicht bald nach Weimar? Iſt ſie nicht gerne da? Es iſt gar ein hübſches Mädchen, und ſieht doch ihrem Vater ſo ähnlich, der zwar grade nicht häßlich, aber doch gar nicht hübſch war. Aber was verſchönert die Weiblichkeit nicht!““

b.

Äußerung Goethes: „De Mortuis. Die Menſchen ſollten nur bewundern, daß ein Menſch noch Tugenden hat. Die Fehler verſtehen ſich von ſelbſt“.

408.

1809, 9. Juni.

Mit Riemer.

Äußerte Goethe: „Sich ſubordiniren iſt keine Kunſt; aber in abſteigender Linie, in der Deſcendenz, etwas über ſich erkennen, was unter einem ſteht.

Das Alterthum ſetzen wir gern über uns; aber die Nachkommen nicht. Nur ein Vater neidet ſeinem Sohne nicht das Talent.“

409.

1809, 14. (?) Juni.

Mit Falk.

Ein ander Mal, es war im Sommer 1809, wo ich Goethe Nachmittags beſuchte, fand ich ihn bei milder

Witterung wieder in seinem Garten sitzend. Kaaz, der Landschaftsmaler, den Goethe ausnehmend schätzte, war soeben da gewesen. Er saß vor einem kleinen Gartentische; vor ihm auf demselben stand ein langgehalstes Zuckerglas, worin sich eine kleine lebendige Schlange munter bewegte, die er mit einem Federkiele fütterte und täglich Betrachtungen über sie anstellte. Er behauptete, daß sie ihn bereits kenne und mit dem Kopfe näher zum Rande des Glases komme, sobald sie seiner ansichtig würde. „Die herrlich verständigen Augen!“ fuhr er fort. „Mit diesem Kopfe ist freilich manches unterwegs, aber, weil es das unbeholfene Ringeln des Körpers nun einmal nicht zuläßt, wenig genug angekommen. Hände und Füße ist die Natur diesem länglich ineinandergeschobenen Organismus schuldig geblieben, wiewohl dieser Kopf und diese Augen beides wohl verdient hätten; wie sie denn überhaupt manches schuldig bleibt, was sie für den Augenblick fallen läßt, aber späterhin doch wieder unter günstigen Umständen aufnimmt. Das Skelet von manchem Seethiere zeigt uns deutlich, daß sie schon damals, als sie dasselbe verfaßte, mit dem Gedanken einer höhern Gattung von Landthieren umging. Gar oft muß sie in einem hinderlichen Elemente sich mit einem Fischschwanze abfinden, wo sie gern ein paar Hinterfüße in den Kauf gegeben hätte, ja, wo man sogar die Ansätze dazu bereits im Skelet bemerkt hat.“

Neben dem Glase mit der Schlange lagen einige

Cocons von eingesponnenen Raupen, deren Durchbruch Goethe nächstens erwartete. Es zeigte sich in ihnen eine der Hand fühlbare, besondere Regsamkeit. Goethe nahm sie vom Tische, betrachtete sie noch einmal scharf und aufmerksam und sagte sodann zu seinem Knaben: „Trage sie herein; heute kommen sie schwerlich! Die Tageszeit ist zu weit vorgerückt!“ Es war Nachmittag um 4 Uhr. In diesen Augenblicken kam auch Frau v. Goethe in den Garten hereingetreten. Goethe nahm dem Knaben die Cocons aus der Hand und legte sie wieder auf den Tisch. „„Wie herrlich der Feigenbaum in Blüthen und Laub steht!““ rief Frau v. Goethe uns schon von Weitem zu, indem sie durch den Mittelgang des Gartens auf uns zukam. Nachdem sie mich darauf begrüßt und meinen Gegengruß empfangen hatte, fragte sie mich gleich, ob ich auch wohl den schönen Feigenbaum schon in der Nähe gesehen und bewundert hätte. „„Wir wollen ja nicht vergessen,““ so richtete sie in dem nämlichen Augenblicke an Goethe selber das Wort, „„ihn diesen Winter einlegen zu lassen!““ Goethe lächelte und sagte zu mir: „Lassen Sie sich ja, und das auf der Stelle, den Feigenbaum zeigen, sonst haben wir den ganzen Abend keine Ruhe. Er ist aber auch wirklich sehenswerth, und verdient, daß man ihn prächtig hält und mit aller Vorsicht behandelt.“ „„Wie heißt doch die ausländische Pflanze,““ fing Frau v. Goethe wieder an, „„die uns neulich ein Mann von Jena herüberbrachte?““ „Etwa die große Nieswurz?“ „„Recht!

Sie kommt ebenfalls trefflich fort.““ „Das freut mich! Am Ende können wir noch ein zweites Anticyra hieſiges Ortes anlegen!“ „„Da ſeh' ich, liegen auch die Cocons. Haben Sie noch nichts bemerkt?““ „Ich hatte ſie für dich zurückgelegt. Ich bitt' Euch,“ indem er ſie aufs Neue in die Hand nahm und an ſein Ohr hielt, „wie das klopft, wie das hüpft und ins Leben hinaus will! Wundervoll möcht' ich ſie nennen, dieſe Übergänge der Natur, wenn nicht das Wunderbare in der Natur eben das Allgewöhnliche wäre. Übrigens wollen wir auch unſerm Freunde hier das Schauſpiel nicht vorenthalten. Morgen oder übermorgen kann es ſein, daß der Vogel da iſt, und zwar ein ſo ſchöner und anmuthiger, wie Ihr wohl ſelten geſehen habt. Ich kenne die Raupe und beſcheide Euch morgen Nachmittag um dieſelbe Stunde in den Garten hierher, wenn Ihr etwas ſehen wollt, was noch merkwürdiger iſt als das Allermerkwürdigſte, was Kotzebue in ſeinem merkwürdigſten Lebensjahre auf ſeiner weiten Reiſe bis Tobolsk irgend geſehen hat. Indeß laßt uns die Schachtel hier, worin ſich unſere noch unbekannte, ſchöne Sylphide befindet und ſich aufs prächtigſte zu morgen anlegt, in irgend ein ſonniges Fenſter des Gartenhauſes ſtellen! So! Hier ſtehſt du, gutes, artiges Kind! Niemand wird dich in dieſem Winkel daran hindern, deine Toilette fertig zu machen!“ „„Aber wie möchte ich nur,“ hub Frau v. Goethe wieder aufs Neue an, indem ſie einen Seitenblick auf die Schlange

richtete, „„ein so garstiges Ding um mich leiden, wie dieses, oder es gar mit eignen Händen groß füttern? Es ist ein so unangenehmes Thier. Mir graut jedes Mal, wenn ich es nur ansehe.““ „Schweig Du!“ gab ihr Goethe zur Antwort, wiewohl er von Natur ruhig, diese muntere Lebendigkeit nicht ungern in seiner Umgebung hatte. „Ja!“ indem er das Gespräch zu mir herübertrug, „wenn die Schlange ihr nur den Gefallen erzeugte, sich einzuspinnen und ein schöner Sommervogel zu werden, da würde von dem greulichen Wesen gleich nicht weiter die Rede sein. Aber, liebes Kind, wir können nicht alle Sommervögel und nicht alle mit Blüthen und Früchten geschmückte Feigenbäume sein. Arme Schlange! Sie vernachlässigen dich! Sie sollten sich deiner besser annehmen! Wie sie mich ansieht! Wie sie den Kopf emporstreckt! Ist es nicht, als ob sie merkte, daß ich Gutes von ihr mit Euch spreche! Armes Ding! Wie das drinnen steckt und nicht herauskann, so gern es auch wollte! Ich meine zwiefach: einmal im Zuckerglas und sodann in dem Hauptfutteral, das ihr die Natur gab.“ Als er dies gesagt, fing er an, seinen Reisstift und das Zeichenpapier, worauf er bisher einzelne Striche zu einer phantastischen Landschaft zusammengezogen hatte, ohne sich dadurch beim Sprechen im geringsten irre machen zu lassen, ebenfalls bei Seite zu legen. Der Bediente brachte Wasser, und indem er sich die Hände wusch, sagte er: „Um noch ein Mal auf Maler Raaz zurückzukommen,

dem Sie bei Ihrem Eintritte begegnet haben müſſen, ſo iſt er mir eine recht angenehme, ja liebliche Erſcheinung. Er macht es hier in Weimar gerade ſo, wie er es in der Villa Borgheſe machte. So oft ich ihn ſehe, iſt es mir, als ob er ein Stück von dem ſeligen far niente des römiſchen Kunſthimmels in meine Geſellſchaft mitbrächte! Ich will mir doch noch, weil er da iſt, ein kleines Stammbuch aus meinen Zeichnungen anordnen. Wir ſprechen überhaupt viel zu viel. Wir ſollten weniger ſprechen und mehr zeichnen. Ich meinerſeits möchte mir das Reden ganz abgewöhnen und wie die bildende Natur in lauter Zeichnungen fortſprechen. Jener Feigenbaum, dieſe kleine Schlange, der Cocon, der dort vor dem Fenſter liegt und ſeine Zukunft ruhig erwartet, alles das ſind inhaltſchwere Signaturen; ja, wer nur ihre Bedeutung recht zu entziffern vermöchte, der würde alles Geſchriebenen und alles Geſprochenen bald zu entbehren im Stande ſein! Je mehr ich darüber nachdenke, es iſt etwas ſo unnützes, ſo Müßiges, ich möchte faſt ſagen Geckenhaftes im Reden, daß man vor dem ſtillen Ernſte der Natur und ihrem Schweigen erſchrickt, ſobald man ſich ihr vor einer einſamen Felſenwand oder in der Einöde eines alten Berges geſammelt entgegenſtellt!“

„Ich habe hier eine Menge Blumen und Pflanzengewächſe,“ indem er auf ſeine phantaſtiſche Zeichnung wies, „wunderlich genug auf dem Papier zuſammengebracht. Dieſe Geſpenſter könnten noch toller, noch

phantaſtiſcher ſein, ſo iſt es doch die Frage, ob ſie nicht auch irgendwo ſo vorhanden ſind.“

„Die Seele muſicirt, indem ſie zeichnet, ein Stück von ihrem innerſten Weſen heraus, und eigentlich ſind es die höchſten Geheimniſſe der Schöpfung, die, was ihre Grundanlagen betrifft, gänzlich auf Zeichnen und Plaſtik beruht, welche ſie dadurch ausplaudert. Die Combinationen in dieſem Felde ſind ſo unendlich, daß ſelbſt der Humor eine Stelle darin gefunden hat. Ich will nur die Schmarozerpflanzen nehmen; wie viel Phantaſtiſches, Poſſenhaftes, Vogelmäßiges iſt nicht allein in den flüchtigen Schriftzügen derſelben enthalten! Wie Schmetterlinge ſetzt ſich ihr fliegender Same an dieſen oder jenen Baum an und zehrt an ihm, bis das Gewächs groß wird. So in die Rinde eingeſäet, eingewachſen finden wir den ſogenannten viscus, woraus Vogelleim bereitet wird, zunächſt als Geſträuch am Birnbaum. Hier, nicht zufrieden damit, daß er ſich als Gaſt um denſelben herum ſchlingt, muß ihm der Birnbaum ſogar ſein Holz machen.“

„Das Moos auf den Bäumen, das auch nur paraſitiſch daſitzt, gehört ebendahin. Ich beſitze ſehr ſchöne Präparate über die Geſchlechter, die nichts für ſich in der Natur übernehmen, ſondern ſich in allen Stücken nur auf bereits Vorhandenes einlaſſen. Ich will ſie Ihnen bei Gelegenheit vorzeigen. Sie mögen mich daran erinnern. Das Würzhafte gewiſſer Stauden, die auch zu den Paraſiten gehören, läßt ſich aus der

Steigerung der Säfte recht gut erklären, da dieſelben nicht nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur mit einem roh irdiſchen, ſondern mit einem bereits gebildeten Stoffe ihren erſten Anfang machen.“

„Kein Apfel wächſt mitten am Stamme, wo Alles rauh und holzig iſt. Es gehört ſchon eine lange Reihe von Jahren und die ſorgſamſte Vorbereitung dazu, ſo ein Apfelgewächs in einen tragbaren, weinichten Baum zu verwandeln, der allererſt Blüthen und ſodann auch Früchte hervortreibt. Jeder Apfel iſt eine kugelförmige, compacte Maſſe und fordert als ſolche beides, eine große Concentration und auch zugleich eine außerordentliche Veredelung und Verfeinerung der Säfte, die ihm von allen Seiten zufließen. Man denke ſich die Natur, wie ſie gleichſam vor einem Spieltiſche ſteht und unaufhörlich au double! ruft, d. h. mit dem bereits Gewonnenen durch alle Reiche ihres Wirkens glücklich, ja bis ins Unendliche wieder fortſpielt. Stein, Thier, Pflanze, alles wird nach einigen ſolchen Glückswürfen beſtändig von neuem wieder aufgeſetzt, und wer weiß, ob nicht auch der ganze Menſch wieder nur ein Wurf nach einem höhern Ziele iſt?“

Während dieſer angenehmen Unterhaltung war der Abend herbeigekommen, und weil es im Garten zu kühl wurde, gingen wir herauf in die Wohnzimmer. Späterhin ſtanden wir an einem Fenſter. Der Himmel war mit Sternen beſät. Die durch die freiere Gartenumgebung angeklungenen Saiten in Goethes Seele

zitterten noch immer fort und konnten auch zu Abend nicht aus ihren Schwingungen kommen. „Es ist Alles so ungeheuer," sagte er zu mir, „daß an kein Aufhören von irgend einer Seite zu denken ist. Oder meinen Sie, daß selbst die Sonne, die doch Alles verschafft, schon mit der Schöpfung ihres eigenen Planetensystems völlig zu Rande wäre, und daß sonach die Erden und Monde bildende Kraft in ihr entweder ausgegangen sei, oder doch unthätig und völlig nutzlos daliege? Ich glaube dies keineswegs. Mir ist es sogar höchst wahrscheinlich, daß hinter Mercur, der an sich schon klein genug ausgefallen ist, einst noch ein kleinerer Stern als dieser zum Vorschein kommen wird. Man sieht freilich schon aus der Stellung der Planeten, daß die Projectionskraft der Sonne merklich abnimmt, weil die größten Massen im Systeme auch die größte Entfernung einnehmen. Eben auf diesem Wege aber kann es, fortgeschlossen, dahin kommen, daß wegen Schwächung der Projectionskraft irgend ein versuchter Planetenwurf irgend einmal verunglückte. Kann die Sonne sodann den jungen Planeten nicht wie die vorigen gehörig von sich absondern und ausstoßen, so wird sich vielleicht, wie beim Saturn, ein Ring um sie legen, der uns armen Erdenbewohnern, weil er aus irdischen Bestandtheilen zusammengesetzt ist, ein böses Spiel machen dürfte. Und nicht nur für uns, sondern auch für alle übrigen Planeten unseres Systems würde die Schattennähe eines solchen Ringes wenig Erfreuliches bewirken.

Die milden Einflüsse von Licht und Wärme müßten natürlich dadurch verringert werden, und alle Organisationen, deren Entwickelung ihr Werk ist, die einen mehr, die andern weniger sich dadurch gehemmt fühlen."

„Nach dieser Betrachtung könnten die Sonnenflecke allerdings einige Unruhe für die Zukunft erwecken. So viel ist gewiß, daß wenigstens in dem ganzen uns bekannt gewordenen Bildungsübergang und Gesetz unsers Planeten nichts enthalten ist, was der Formation eines Sonnenringes entgegenstände, wiewohl sich freilich für eine solche Entwickelung keine Zeit angeben läßt."

[Was Riemer „Mittheilungen" I, 27 gegen diese Erzählung, sowie sonst gegen Berichte Falk's vorbringt, hat von deren Aufnahme hier nicht abhalten dürfen.]

410.

1809, 23. Juni.

Mit Riemer.

Goethes Poesien [meinte er selbst] seien gleichsam Häufungen vorübergehender und vorübergegangener Zustände. Aus solchen Bälgen machen sich die Leute nun Schuhe, Kleider u. s. w. und tragen sie ab. — So hatte sich eine kleine Schauspielerin „Des Schäfers Klage" und „Amor als Schütz" angeeignet und sang es nun, als hätte sie's für sich gemacht. — Er selbst sagte einmal: seine Sachen wären nur Bruchstücke aus ehemaligen Existenzen: da einmal ein alter abgelegter Hut, ein Paar Stiefeln u. dergl.

aufnahmen, und das ruhende Haupt unſers Freundes mit dem Vorbilde des Himmels umgaben.

Am frühen Morgen war er ſchon wieder erwacht, und dachte ſeiner vorſtehenden Unterhandlung nach. Er kehrte in das Haus der verlaßnen Eltern zurück, wo man ihn mit Verwundrung aufnahm. Er trug ſein Anbringen beſcheiden vor, und fand gar bald mehr und weniger Schwierigkeiten, als er ſich vermuthet hatte. Geſchehen war es einmal, und wenn gleich außerordentlich ſtrenge und harte Leute ſich gegen das Vergangene und Nichtzuändernde mit Gewalt zu ſetzen, und das Übel dadurch zu vermehren pflegen, ſo hat dagegen das Geſchehene auf die Gemüther der meiſten eine unwiderſtehliche Gewalt, und was unmöglich ſchien, nimmt ſogleich, als es geſchehen iſt, neben dem Gemeinen ſeinen Platz ein. Es war alſo bald

411.

1809, 28. Juni.

Mit Riemer.

a.

Kotzebue sei wie einer, der auf dem Seile tanzt: es schnelle ihn empor, und er betupfe es doch, das sei nicht zu läugnen; er betupfe doch das Publicum, wenn es ihn auch wieder fahren lasse, und er komme immer wieder darauf zurück; er habe sich doch auf dem Seil erhalten von seinem ersten bis zum letzten Stück, wenn er auch manchmal mit der Balancirstange auf die Erde gestoßen. Andere wären doch heruntergefallen. Iffland sei viel zu schwer aufgetreten. Goethe habe Wernern dazu verhelfen wollen, er sei aber zu ungeschickt gewesen.

b.

„Seltsam, daß man im Physischen, besonders in der Farbenlehre, durch Experimente darzuthun und zu beweisen denkt, was vorher schon das Auge im vollkommensten Sinn aufgefaßt — etwas durch geringere Mittel, als das Organ selbst ist, wofür eigentlich die Phänomene gemacht sind; denn wenn das Experiment aufs Höchste gebracht wird, so muß es identisch ausfallen mit dem Organ selbst. Z. E. das Auge ist schon chromatisch, die achromatischen Gläser bringen nur das Identische mit dem Auge hervor. Mit Einem Worte: die Sinne selbst schon sind die eigentlichen Experimen-

tirer, Prüfer und Bewährer der Phänomene, indem die Phänomene das, was ſie ſind, nur für die reſpectiven Sinne ſind. — Der Menſch iſt der größte und gemeinſte phyſikaliſche Apparat."

c

„Die obtrectatores machen, daß man ſich ewig defenſiv verhalten muß. Man hat nichts von ihnen, man wird nicht gefördert. Ihre Liebe gewinnt man doch nicht und man muß ewig wie vor Feinden auf der Hut ſein. Solche Menſchen ſind wie die, welche einem Fieberkranken ewig zurufen, er habe das Fieber, er zittre, er friere, ihn überfalle jählings Hitze, — ohne daß ein einziger auch nur das geringſte anwendet, ihn davon zu befreien.

412.

1809, 9. Juli.

Mit Riemer und Karl Friedrich Kaaz.

Mittags mit Goethe und Kaaz allein zu Tiſche.

Nach Tiſch. Goethe äußerte: „Die Willkür des Genies läßt ſich gar nicht beſtimmen und abmeſſen. Genie kann im Schönen und Vollkommenen verbleiben, oder darüber hinausgehen ins Abſurde.

Man könnte ein ſolches Genie, das innerhalb des Schönen bleibt, ein moraliſches nennen, weil es eben das thut, was das moraliſche Weſen thut, innerhalb der Pflicht oder des moraliſchen Geſetzes zu verbleiben.

Die andern, insofern unmoralische, wohlgemerkt! nicht unsittliche. Es ist das tertium comparationis hier nur dies, daß beide in einem gewissen Maße, auf einer gewissen Mitte bestehen.

Und so wie die Menschen gewöhnlich mehr sittliche Ungeheuer bewundern und anstaunen als wahrhaft Sittliche, so auch mehr das extravagante Genie, das sich im Absurden gefällt, als das, welches im Schönen verbleibt."

413.

1809, 20. Juli.

Mittag bei Goethe.

Mittags Kaaz und Falk, der seine Wette, daß der österreichische Kaiser Wien behalten werde, sehr drollig erzählt. Die Franzosen, bemerkte Falk, seien fast keiner Ideen fähig, sie thäten auch nichts um einer Idee willen, diese zu realisiren, und gleichen in diesem Stück den Weibern, die sich nie zum Allgemeinen erheben, sondern vom Einzelnen und für das Einzelne handeln.

So bemerkte auch Goethe: ein Franzose handle nie aus reinem Antrieb, um der Sache willen, er hänge ihr immer noch einen Schwanz von Absehen dabei an, entweder um bei Hof, beim Kaiser, beim Publicum, bei den Frauen u. dergl. zu gewinnen.

„Die Weiber sind überhaupt Franzosen, und was die Franzosen unter den Männern sind, das sind die Weiber unter den Menschen überhaupt. Man kann

alſo in dieſem Sinne die Franzoſen die Weiber von Europa nennen. — Die Weiber überhaupt ſind Franzoſen."

414.

1809, 23. Juli.

Mit Luiſe Seidler und Silvie v. Ziegeſar.

Am Sonntag habe ich [L. Seidler] Dich [P. Gotter] herzlich an meine Stelle in den botaniſchen Garten gewünſcht, wo Silvie in Entzücken ſchwamm und alles aufbot, Goethe recht gut zu unterhalten, wobei ich es nur ſehr ſeltſam fand, als ſie anfing ihm zu erzählen, wie ſie neulich nachts die — Wanzen ſo geplagt hätten, daß ſie ganz zerſtochen geweſen wäre, u. ſ. w. Ich verſteckte bei dieſer Affaire mein Geſicht ins Schnupftuch; dies bemerkte der Geheimrath (Silvie und ich ſaßen an ſeiner Seite auf einer Bank) und frug, ob ich auch Märtyrerin davon geweſen wäre? Da ſagte Silvie: „Ich glaube, Luiſe ſchämt ſich, daß ich das erzählt habe," und lachte entſetzlich darüber. Sie wurde aber beſtraft; denn Goethe ſagte: „„Da darf ich keine Nacht in Drackendorf zubringen; denn mich ſpüren die Thiere und wenn ich noch ſo weit bin.““ Silvien wurde nun angſt; ſie verſicherte weitläufig, wie ſie alles hätte reinigen laſſen u. ſ. w. — Ich möchte wiſſen, ob Goethe dergleichen naive Geſpräche auch ſehr gefielen!

415.

1809, um 24. Juli.

Mit Riemer.

a.

„Das Symboliſche iſt oft repräſentativ, z. E. in „Wallenſtein's Lager“ iſt der Bauer mit den Würfeln eine ſymboliſche Figur und zugleich eine repräſentative; denn er ſtellt die ganze Klaſſe vor.“

b.

„Motiviren bedeutete in dem bisherigen Verſtande, von dramatiſchen Handlungen, das Individualiſiren derſelben bis ins Unendliche, ſodaß, wenn etwas bloß allgemein angedeutet war, nämlich ein Mögliches, es ſogleich hieß: die Handlung wäre nicht motivirt genug, z. B. der Haß zwiſchen zwei Brüdern. Aber das ganze Verlangen iſt lächerlich; denn zuletzt muß doch etwas bloß zugegeben werden, weil es irgendwo wirklich iſt und folglich auch möglich ſein kann. Warum alſo nicht gleich anfangs?“

416.

1809, 24. Juli.

Mit Riemer.

a.

„Die ſittlichen Symbole in den Naturwiſſenſchaften (z. B. das der „Wahlverwandtſchaft“ vom großen Berg-

mann erfunden und gebraucht) ſind geiſtreicher und laſſen ſich eher mit Poeſie, ja mit Societät verbinden, als alle übrigen, die ja auch, ſelbſt die mathematiſchen, nur anthropomorphiſch ſind, nur daß jene dem Gemüth, dieſe dem Verſtande angehören.

Es iſt ſeltſam (singulier), daß eine ſo geiſtreiche Nation, wie die franzöſiſche, ſich mit ſolchen mathematiſchen, wie die des Carteſius ſind, mit ſolchen Figuren, als ſeine Wirbel vorſtellen, hat befaſſen mögen, die ſo unbegreiflich, als irgendein anderes der geoffenbarten Religion auch ſind. Aber es ſcheint ſo, daß wenn man ſich des Unbegreiflichen in irgend einem Falle abthut und es nicht anerkennen will, man zur Genugthuung in eine andre unbegreifliche Vorſtellungsart verfällt, wie z. B. die Carteſianiſche und Newtoniſche ſind."

b.

Goethe führte die Anekdote von Iſaak Voſſius an, von dem Jakob I. von England geſagt haben ſoll: „Das iſt mir ein kurioſer Pfaffe! der glaubt an alles, nur nicht an die Bibel."

c.

„Gewiß nur der am empfindlichſten geweſen iſt, kann der kälteſte und härteſte werden; denn er muß ſich mit einem harten Panzer umgeben, um ſich vor den unſanften Berührungen zu ſichern; und oft wird ihm ſelbſt dieſer Panzer zur Laſt."

417.

Jena, 2. August.

Mit Riemer.

a.

Über Tisch Goethes Hypothese, daß die Leidensgeschichte Jesu nach dem Vorbild gewöhnlicher Hinrichtungen gemeiner Übelthäter von poetischen Erzählern nachgedichtet worden. Sie ist wie ein Bild nach Gang und Ordnung und konnte deswegen zu Bildern wieder werden.

b.

Das was wir am Homer so bewundern und schätzen, sei gerade das Werk der Grammatiker, die es ins Enge zogen. Sonst sei das Cyklische gerade das Poetische, und würde, wenn Er sich nicht ins Geschlossene gezogen, von ihm arborirt werden. Über Polarität des Glaubens und Hoffens.

418.

1809, Anfang August.

Mit Riemer.

„Die griechische Mythologie, sonst ein Wirrwarr, ist nur als Entwickelung der möglichen Kunstmotive, die in einem Gegenstande lagen, anzusehen."

419.

1809, 13. Auguſt.

Mit Riemer.

Goethe äußerte: „daß die Männer zum Dienen, die Weiber zu Müttern gezogen werden müßten. Das jetzige Unglück der Welt rühre doch meiſt davon her, daß ſich alles zu Herren gebildet habe. Dies ſei vom Mittelſtand ausgegangen (vom Kaufmann, der reich, vom Bürger, der ſich gebildet). Der Adel ſei von jeher dienſtpflichtig geweſen. Und der erſte Staatsdiener, wie Joſeph II. ſchon geſagt, ſei der Fürſt."

420.

1809, 15. Auguſt.

Abend bei Griesbachs.

Zum Abend waren Goethe, der ſich eben in Jena aufhielt, und Knebel geladen. [Wieland mit zwei Töchtern war ſchon zu Mittag dageweſen und geblieben.] Die Unterhaltung beim Thee war angenehm; Goethe führte meiſtens das Wort. Er ſprach über einige alte Reiſebeſchreibungen, die er eben geleſen, und zwar mit großer Lebendigkeit und Anſchaulichkeit. Es iſt eine Wonne, zu ſehen und zu hören, wie der Mann alles gleich von der eigentlich intereſſanten, von der menſchlichen Seite auffaßt und wiedergiebt. Aber beim Eſſen ging erſt recht meine [?] Luſt an. Die Wirthin, wie ſie denn immer treulich für mich ſorgt, gab mir den Platz

zwischen Wieland und seiner Tochter, Goethen gerade gegenüber. Da wollt' ich nun, Du [Abeken] hättest gesehen und gehört, wie heiter, ja wie ausgelassen lustig Goethe war; denn beschreiben läßt sich so etwas nicht, aber nie habe ich einen jungen Mann gesehen, der ein Gespräch auch über unbedeutende Dinge mit solcher Lebhaftigkeit und Gewandtheit geführt hätte, als dieser nunmehr sechzigjährige Goethe. Er, Wieland und Knebel sind Freunde aus alter Zeit, auf Du und Du; so war das Gespräch vertraulich und zwanglos. Unter anderem kam es auf einige Weimarische Schauspielerinnen, an deren einer die jüngeren Frauenzimmer allerlei auszusetzen hatten, besonders in Hinsicht auf das Äußere, die Gestalt. Goethe nahm ihre Partie und wußte so komisch darzuthun, wie, wenn man an dem Körper hier ein weniges wegnähme, dort ansetzte u. s. w., eine gar stattliche Gestalt zutage kommen würde, daß der alte Wieland nicht aus dem Lachen kam, wiederholt Goethen um Quartier bat, endlich niederkauerte und die Serviette sich über den Kopf zog und gegen den Mund drückte.

421.

1809, 18. August.

Mit Riemer.

n.

Bemerkung Goethes: Menschen, die ihr Gleiches lieben und aufsuchen, und wieder solche, die ihr Gegentheil lieben und diesem nachgehen.

b.

„Die Menſchen ſind immer bei beſchränkten Mitteln noch beſchränkter als die Mittel, die ihnen zu Gebote ſtehen, deswegen man ſich immer gefallen laſſen muß, daß, wenn man mit Andern und durch Andere zu wirken hat, immer das Minimum von Effect hervorgebracht wird.

Es geht im Kleinen wie im Großen. Folge! Das Einzige, wodurch alles gemacht wird und ohne das nichts gemacht werden kann, warum läßt ſie ſich ſo ſelten halten? Warum ſo wenig durch ſich ſelbſt und Andere hervorbringen?"

422.

1809, 24. Auguſt.

Mit Riemer.

Vorgeleſen aus Halem's Geſchichte Peters des Großen. Äußerung Goethes:

„Was haben die Deutſchen an ihrer ſcharmanten Preßfreiheit gehabt? als daß jeder über den andern ſoviel Schlechtes und Niederträchtiges ſagen konnte, als ihm beliebte."

423.

1809, 25. Auguſt.

Mittag bei Frommanns.

Mittags mit Goethe und Knebel bei Frommanns. Äußerte Goethe: „Man braucht nicht alle Geſetze aus-

ausgemacht, daß der Herr Melina die Tochter heirathen sollte, dagegen sollte sie wegen ihrer Unart kein Heirathsgut mitnehmen und versprechen, das Vermächtniß einer Tante, noch einige Jahre, gegen geringe Interessen, in des Vaters Händen zu lassen. Der zweyte Punkt, wegen einer bürgerlichen Versorgung fand schon größere Schwierigkeiten. Man wollte das ungerathene Kind nicht vor Augen sehen, man wollte die Verbindung eines hergelaufenen Menschen mit einer so angesehenen Familie, welche sogar mit einem Superintendenten verwandt war, sich durch die Gegenwart nicht beständig aufrücken lassen, man konnte eben so wenig hoffen, daß die fürstlichen Collegien ihm eine Stelle anvertrauen würden. Beide Eltern waren gleich stark dagegen, und Wilhelm, der sehr eifrig dafür sprach, weil er dem Menschen, den er geringschätzte, die Rückkehr auf das

zuſprechen, weil ſie ſich von ſelbſt verſtehen. Es exiſtirt kein Geſetz, daß man nicht auf die Schloßtreppe — ſoll. Wer es ſich aber einfallen ließe, den nähme man bei den Ohren. Strafen wir nicht auch unſere Kinder, ohne daß ein Geſetz für jeden Fall da iſt? und werden wir nicht alle im Leben durch Schaden klug?"

424.

1809, 29. Auguſt.

Mit Riemer.

Bei Goethe. Aus Schlegel's Vorleſungen vorgeleſen. Was A. W. Schlegel am Äſchylus tadelte, daß ſein Chor meiſt die Hauptperſon iſt, findet Goethe ebenſo zu loben und als das rechte. Zu den Supplices hat er früher das dritte Stück der Trilogie erfunden und im Kopfe ausgeführt, aber nichts aufgeſchrieben.

„Das iſt eben das Vortreffliche, daß aus der Maſſe des Chors (der Danaiden), der übereinſtimmt iſt, eine, die Hermione, als der Gegenſatz, heraustritt."

425.

1809, Sommer.

Mit Clemens Brentano.

In Jena fand ich Goethe beim Mittagseſſen; ich trank ein Glas Wein mit ihm und er gab mir ein Stück Käſe dazu. Er war ſehr freundlich und ſprach mit ungemeiner Hochachtung von der „Einſiedlerzeitung"

und dem „Wintergarten“; die Erzählung von der Engländerin nannte er ganz vortrefflich, aber die Nelſons-Romanzen ſchienen ihm, wie die meiſten Arnim'ſchen Verſe, unklar, ungeſellig und zum Traum geneigt; er bediente ſich dabei des Ausdrucks: „Wenn wir, die wir ihn kennen, lieben und hochſchätzen, von dieſer unangenehmen Empfindung gepeinigt werden, wie darf er ſich betrüben, daß andere ihn aus ſolchem nicht kennen, lieben und hochſchätzen lernen werden.“

426.

1809, 6. September.

Mit Riemer.

Nach Tiſche Schlegel's Vorleſungen über Euripides. Goethe bemerkte: Warum difficilis in perfecto mora ſei? Die Kunſt laſſe ſich allerdings mit einem Conus oder einer Pyramide vergleichen, deren oberſte Spitze durch ein Individuum gebildet werde (z. E. Raffael). Nun gehe die Kunſt nicht zurück oder abwärts, aber die Nachfolger blieben aus Bequemlichkeit nur unter derſelben zurück, weil ſie ſich nicht mehr beſtreben möchten, ſondern ſich mit dem Machen begnügten, wie ja alles Publicum nur auf's Machen ſehe. Raffael ſelbſt, wenn er älter geworden, würde Euripidiſch geworden ſein, wohin er ſich in ſpäteren Sachen neige. Beiſpiele an den Darſtellungen des Bethlehemitiſchen Kindermords.

427.

1809, 25. September.

Mit Riemer.

„So wie am Ende ein großes Individuum den Wissenschaften Face machen muß, so ist es am Ende auch nur das Individuum, welches originäre, primäre Vorstellungen hat, das eigentlich Schätzbare und das, was zählt. Die Andern erhalten ihre Vorstellungen nur als Reflex, als Wiederschein. Sie kleiden sich in gewisse Vorstellungen, wissenschaftliche oder sittliche, wie in Modetrachten."

428.

1809, 26. September.

Mit Riemer.

„Es ist eine eigene Sache, wenn der Sohn ein Metier ergreift, das eigentlich das Metier des Vaters nicht ist; doch mag es auch sein Gutes haben. Wenn einerseits eine Trennung zu entstehen scheint, so entsteht von der andern [Seite] eine Vereinigung, weil denn doch zuletzt alles Vernünftige und Verständige zusammentreffen muß. Im Grunde bin ich von Jugend her der Rechtsgelahrtheit näher verwandt als der Farbenlehre, und wenn man es genau besieht, so ist es ganz einerlei, an welchen Gegenständen man seine Thätigkeit üben, an welchen man seinen Scharfsinn versuchen mag."

429.

1809, September.

Mit Riemer.

„Die mittleren, d. h. die indifferenten Zustände sind für einen Gott oder für ein Thier. Die Extreme Haß und Liebe, Sieg oder Tod, Herrschaft oder Unterwerfung sind nur für Menschen. Solon wollte durchaus keine Neutralität oder Unparteilichkeit (Unparteiischheit), denn sie ist nur eine versteckte Oberherrschaft."

430.

1809, 6. October.

Mit Riemer.

Mittags bei Goethe. Über den komischen Roman und dessen Motive, den er vorhat.

431.

1809, 16. October.

Mit Riemer.

a.

1755 nach dem Erdbeben von Lissabon fing Goethe als ein Kind von 6 Jahren das erste Mal an still für sich an Gott zu zweifeln, da er so etwas zulassen könne und nicht, wie schon im Alten Testament, wenigstens Weiber und Kinder verschone.

b.

Junge Gänschen sehen so altklug aus, besonders um die Augen, so vielgelebt, und werden doch mit jedem Tage wie größer, so dümmer. (Auf einem Spaziergange gemeinschaftlich bemerkt.)

432.

1809, 2. November.

Über Aloys Ludwig Hirt.

„Seine Art zu disputiren war, daß er die ihm widersprechende Meinung des andern zu seinen Prämissen machte und seine Conclusionen daraus zog."

433.

1809, 2. bis 4. November.

Mit Adam Oehlenschläger.

Goethe empfing mich höflich, aber kalt und beinahe fremd. Hatten so viele andere nachherige Ereignisse „das Andenken guter Stunden", das mir so theuer und unvergeßlich war, in seiner Seele ausgelöscht? .... Freilich suchte ich den Schmerz zu unterdrücken, auch hoffte ich, wenn ich Goethe meinen „Correggio" vorgelesen hätte, daß das alte Verhältniß wieder eintreten sollte. Aber daraus ward nichts! Als ich ihm durch Riemer sagen ließ, ich hätte eine neue Tragödie geschrieben, die ich ihm vorzulesen wünschte, ließ er mir sagen: Ich möchte ihm das Manuscript geben, er wolle

es gern ſelbſt leſen. — Ich ſagte: „Er kann es nicht ſelbſt leſen, ich habe nur eine ſchlecht geſchriebene Kladde bei mir, voll umgeſchriebener Worte und Veränderungen.“ Doch gab ich Riemer das Manuſcript. Er brachte mir es zurück und ſagte, Goethe könne es freilich nicht leſen. Das ſchmerzte mich, doch ſuchte ich mich aufrecht zu halten und guter Dinge zu ſein. Goethe lud mich höflich zweimal zu Tiſche, und da war ich keck und ſatiriſch, weil ich nicht kindlich und herzlich ſein konnte. Unter anderm recitirte ich einpaar Epigramme, die ich nie habe drucken laſſen, auf einpaar bekannte Schriftſteller. Goethe ſagte hier wieder gemüthlich: „So etwas ſollt Ihr nicht machen! Wer Wein machen kann, ſoll keinen Eſſig machen.“ Ich: „„Haben Sie denn keinen Eſſig gemacht, Herr Geheimrath?““ Goethe: „Teufel noch einmal! weil ich es gemacht habe, iſt es darum recht?“ Ich: „„Nein! Indeß wo Wein gemacht wird, fallen viele Trauben ab, die zum Wein nichts taugen, ſie können aber einen guten Weineſſig geben; und Eſſig iſt gut gegen Fäulniß!““

434.

1809, 6. November.

Mit Oehlenſchläger.

So nahmen wir einen kalten Abſchied. Das war mir aber in meiner tiefſten Seele zuwider; denn keinen Mann in der Welt liebte und ſchätzte ich mehr, wie

Goethe, und nun sollte ich ihn vielleicht nie mehr im Leben sehen! Die Postpferde waren um fünf Uhr den nächsten Morgen bestellt. Die Uhr war halb elf des Abends; ich saß in meiner Stube betrübt allein, das Haupt an die Hand gelehnt, Thränen im Auge. Da ergriff mich ein unbezwingbares Sehnen, ihn noch zuguterletzt an mein Herz zu drücken, aber zugleich rührte sich auch in meiner Brust der Stolz gekränkter Ehre und ich wollte nicht in Demuth vor ihm erscheinen.

Ich lief nach Goethes Hause und sah noch Licht; ich ging zu Riemer auf sein Zimmer und sagte: „Lieber Freund, kann ich nicht Goethe einen Augenblick sprechen? Ich möchte ihm gern noch ein Lebewohl sagen." Riemer wunderte sich, weil er mich aber in Gemüthsbewegung sah und alles wußte, antwortete er: „„Ich will es ihm sagen; ich will sehen, ob er noch nicht zu Bette ist."" — Er kam zurück und bat mich einzutreten, indem er sich selber entfernte. — Da stand der Verfasser [von] „Götz von Berlichingen" und „Hermann und Dorothea" im Nachtkamisol und zog seine Uhr auf, um zu Bett zu gehen. Als er mich sah, sagte er freundlich: „„Nun, mein Bester! Sie kommen ja wie der Nicodemus."" — „Herr Geheimrath!" sprach ich, „erlauben Sie, daß ich dem Dichter Goethe auf ewig Lebewohl sage." — „„Nun, leben Sie wohl, mein Kind!"" versetzte er herzlich. „Nichts mehr! Nichts mehr!" rief ich gerührt und verließ schnell das Zimmer.

435.

1809, 13. November.

Mit Niemer.

Bei Gelegenheit des Theaters, und was dabei vorgeht, ſcheinbar ohne Goethes Wiſſen, ſagte er, daß er mehr davon wiſſe, als Gott ſelbſt, der ſich um ſolchen Dreck nicht bekümmere.

436.

1809, 17. November.

Mit Niemer.

Gegen Abend zu Goethe. Über Calderon, da er ihn dieſen Abend bei der Herzogin vorleſen wollte.

Unendliche Produktivität des Calderon, und Leichtigkeit des Guſſes (wie wenn man Bleiſoldaten oder Kugeln gieße). — Lopez ſchrieb nur für's Volk und wollte nur dafür ſchreiben. — Shakeſpearen verſteht man erſt, wenn man Ben Johnſon geleſen. Deſſen Lear noch ganz romantiſch, von Shakeſpeare in's Tragiſche gehoben. Seinen Baſtard in „König Johann" habe Shakeſpeare zum Narren gemacht, zwar mit Genie. Das Pragmatiſchſte in der Welt ſei Shakeſpeares „Coriolan," wie alles, was er ſpäter gemacht; das Dramatiſchſte ſein „Macbeth".

437.

1809, 21. November.

Mit Niemer.

Bei Goethe. Über die Wirkungen des neuen Romans. Zuſtand der Deutſchen vor Einfall der

Franzoſen, daß jedes Individuum ſich auf ſeine Art ausbilden konnte.

438.

1809, 23. November.

Mit Riemer.

Mittags allein mit Goethe. Über neue Motive zu dem Roman der „Wanderjahre“. Gegen Abend unten. Neue Geſchichte dazu erfunden, von dem katholiſchen Weltgeiſtlichen, der das Wunder der Ähnlichkeit eines Kindes mit einem vermeintlichen Vater durch andere wunderbare und ſpaßhafte Erzählungen und Geſchichten der Art beſtätigt. Verzeichnis der Autographen angefangen. Seltener Druckfehler:

Statt: Ringellocken voll junger Silſen
Ringellocken voll Ungeziefer.

439.

1809, 24. November.

Mit Riemer.

Mittags allein. Über die Weiber, weibliche Schälle, die Humboldt und Bohn. Zur Charakteriſtik derſelben ꝛc. Merkwürdige Reflexion Goethes über ſich ſelbſt:

Daß er das Ideelle unter einer weiblichen Form oder unter der Form des Weibes concipirt. Wie ein Mann ſei, das wiſſe er ja nicht. Den Mann zu ſchildern ſei ihm nur biographiſch möglich, es müſſe etwas Hiſtoriſches zum Grunde liegen.

440.

1809, 25. November.

Mit Riemer.

Mittags allein mit Goethe. Romanmotive. Goethes Vorſatz, ſeine Recenſionen zu ſammeln und herauszugeben, mit einem Anhang verſpäteter (als über Iffland's Theater-Kalender, Naturdichter Hiller ꝛc.) und neue dazu zu machen (um die Heidelberger zu ſchinden).

441.

1809, 29. November.

Mit Riemer.

Goethe war bei [Oberconſiſtorialrath] Günther geweſen und bemerkte:

„Wenn ſie beide [er und Günther] zuſammen kämen, das komme ihm immer ſo vor, als wenn ein paar indiſche Götter ſich ſo einander beſuchen und etwas von einander haben wollen.“

Es war wegen einer Begräbnißſtelle für die Goreſche Familie.

442.

1809, 6. und 10. December.

Mit Riemer.

Unter andern Philiſterkritiken über die „Wahlverwandtſchaften“ war auch die, daß man keinen Kampf des Sittlichen mit der Neigung ſehe.

Theater nicht gönnte, und überzeugt war, daß er eines solchen Glückes nicht werth sey, konnte mit allen seinen Argumenten nichts ausrichten. Hätte er die geheimen Triebfedern gekannt, so würde er sich die Mühe gar nicht gegeben haben, die Eltern überreden zu wollen. Denn der Vater, der seine Tochter gerne bey sich behalten hätte, haßte den jungen Menschen, weil seine Frau selbst ein Auge auf ihn geworfen hatte, und diese konnte in ihrer Stieftochter eine glückliche Nebenbuhlerin nicht vor Augen leiden. Und so mußte Melina wider seinen Willen mit seiner jungen Braut, die schon größere Lust bezeigte, die Welt zu sehen, und sich der Welt sehen zu lassen, nach einigen Tagen abreisen, um bey irgend einer Gesellschaft ein Unterkommen zu finden.

Dieſer Kampf iſt aber hinter die Scene verlegt, und man ſieht, daß er vorgegangen ſein müſſe. Die Menſchen betragen ſich wie vornehme Leute, die bei allem innern Zwieſpalt doch das äußere Decorum behaupten.

Der Kampf des Sittlichen eignet ſich niemals zu einer äſthetiſchen Darſtellung. Denn entweder ſiegt das Sittliche, oder es wird überwunden. Im erſtern Fall weiß man nicht, was und warum es dargeſtellt worden; im andern iſt es ſchmählich, das mit anzuſehen; denn am Ende muß doch irgend ein Moment dem Sinnlichen das Übergewicht über das Sittliche geben, und eben dieſes Moment giebt der Zuſchauer gerade nicht zu, ſondern verlangt ein noch ſchlagenderes, das der Dritte immer wieder eludirt, je ſittlicher er ſelbſt iſt.

In ſolchen Darſtellungen muß ſtets das Sinnliche Herr werden; aber beſtraft durch das Schickſal, d. h. durch die ſittliche Natur, die ſich durch den Tod ihre Freiheit ſalvirt.

So muß der Werther ſich erſchießen, nachdem er die Sinnlichkeit Herr über ſich werden laſſen. So muß Ottilie *exequiren*, und Eduard desgleichen, nachdem ſie ihrer Neigung freien Lauf gelaſſen. Nun feiert erſt das Sittliche ſeinen Triumph.

443.

1809, 12. December.

Mit Wilhelm Grimm.

a.

Nachts um 3 Uhr reiſte ich von Naumburg ab, kam .... [den 11. December] Mittags um 3 Uhr allhier an. Ich zog mich gleich an und ließ mich nach Goethes Haus führen, das ſehr nett und ſchön da ſteht. Er war aber krank, vorher bedeutend krank geweſen und jetzt in der Beſſerung, daß er mich nicht annehmen konnte, alſo gab ich Arnim's Brief ab. Ich ging dann zu der Dame Schopenhauer, die hier die Honneurs macht, und überreichte meinen Brief; wohin bald Goethes Bedienter kam und mir ſagte, Herr Doctor Riemer, Goethes Sekretär, werde mich in die Comödie abholen. Das geſchah dann und wir gingen in Goethes Loge, die unter der fürſtlichen iſt .... Goethes Bedienter bat mich, den andern Tag erſt auf die Bibliothek zu gehen und dann um 12 Uhr zu dem Geheimen Rath zu kommen. Auf der Bibliothek wurde ich artig genug empfangen und um 12 Uhr ging ich dann hin .... Hier mußt' ich einige Zeit warten, darauf trat er ſelbſt hinein, ganz ſchwarz angezogen mit den beiden Orden und ein wenig gepudert. Ich hatte nun ſein Bild oft geſehen und wußte es auswendig, und dennoch, wie wurde ich überraſcht über die Hoheit, Vollendung, Einfachheit und Güte dieſes Angeſichts. Er hieß mich

ſehr freundlich ſitzen und fing freundlich an zu reden; was er geſagt, ſag' ich Dir mündlich wieder, aufſchreiben kann ich es nicht: er ſprach von dem Nibelungenlied, von der nordiſchen Poeſie, von einem Isländer Ar[e]ndt, der eben dageweſen und ein vollſtändiges Manuſcript der Edda Sæmundina gehabt, aber höchſt bizarr und ungenießbar und ſtarr geweſen, von Oehlenſchläger, von den alten Romanen, er leſe eben den „Simpliciſſimus", und dergleichen, und ich mußte ihm meine Überſetzung der „Kämpe Viſer" geben. Ich blieb faſt eine Stunde da, er ſprach ſo freundlich und gut, daß ich dann immer nicht daran dachte, welch ein großer Mann es ſei, als ich aber weg war oder wenn er ſtill war, da fiel es [mir] immer ein, und wie gütig er ſein müſſe und wenig ſtolz, daß er mit einem ſo geringen Menſchen, dem er doch eigentlich nichts zu ſagen habe, reden möge.

b.

Vorleſung des „Simpliciſſimus". Goethe ſagte von ihm: er ſei in der Anlage tüchtiger und lieblicher als der „Gilblas". Nur können ſie kein Ende finden, Verleger und Publicum, daher es zuletzt Collectiv werde.

444.

1809, 13. December.

Mittag bei Goethe.

Tags darauf wurde ich [W. Grimm] zum Mittagseſſen bei ihm eingeladen. Seine Frau, die ſehr gemein

ausſieht, ein recht hübſches Mädchen, deſſen Namen ich wieder vergeſſen, die er aber, däucht mir, als ſeine Nichte vorſtellte, und Riemer waren da. Es war ungemein ſplendid: Gänſeleberpaſteten, Haſen u. dergl. Gerichte. Er war noch freundlicher, ſprach recht viel und invitirte mich immer zum Trinken, indem er an die Bouteille zeigte und leis brummte, was er überhaupt viel thut; es war ſehr guter Rothwein und er trank fleißig, beſſer noch die Frau. Er ſagte unter andern, daß er das Bild der Bettine von Louis [Grimm] erhalten, und lobte es dabei ſehr: es ſei eine ſehr zarte Nadel darin, recht ähnlich und überhaupt ſchön componirt und gehalten, und habe ihm viel Freude gemacht. Ich ſagte, daß Bettine ſelbſt nach Berlin geſchrieben, daß es nicht ganz ähnlich. Er antwortete: „Ja, es iſt ein liebes Kind; wer kann ſie wohl malen! wenn noch Lukas Kranach lebte, der war auf ſo etwas eingerichtet.“ Der Tiſch dauerte von 1 bis halb 4 Uhr, wo er aufſtand und ein Compliment machte, worauf ich mit Riemer wegging.

b.

Kleiner Unterſchied. „Wer Chriſti Fleiſch und Blut genießt, iſt ein cultivirter Menſch; wer Chriſten-Fleiſch und Blut genießt, ein wilder Barbar.“

445.

1809, 17. December.

Bei Anwesenheit Grimm's u. a.

a.

Viele Damen, auch Grimm und Hagen ..... Goethes Bemerkung, bei Gelegenheit des „Simplicissimus": daß so wie die guten Werke und das Verdienstliche derselben aufhören, dafür sogleich die Sentimentalität bei den Protestanten eintrete.

b.

Bei den Weibern zählt einer wenigstens mit, wiegt er auch nicht mit. Sie schätzen die Courmacher nach der Zahl, nicht nach dem Gewichte.

446.

1809, 27. December.

Mit Riemer.

„Wenn wir nicht so ehrliche rechtschaffene Leute wären, so möchten wir wohl (auch) solche Schelme sein wie ihr."

Das ist ohngefähr das Apophthegma aller der sogenannten Patrioten, die um der Lumpe willen sich für diese aufopfern.

Wer über den Egoismus, Selbstsucht u. s. w. klagt, Dinge, die dem Egoismus des dunkeln großen Haufens

entgegenſtehen, iſt in dem Fall, daß er den Egoismus der Geſcheidten beneidet, weil Gott weiß was ihn abhält, ebenſo geſcheidt zu ſein."

447.

1809, 31. December.

Mit Riemer.

„Das Publicum, beſonders das deutſche, iſt eine närriſche Carricatur des Demos. Es bildet ſich wirklich ein, eine Art von Inſtanz, von Senat auszumachen und im Leben und Leſen dieſes oder jenes wegvotiren zu können, was ihm nicht gefällt. Dagegen iſt kein Mittel als ein ſtilles Ausharren."

448.

1809 (?).

Über die „Wahlverwandtſchaften".

a.

Das Werk wird von den einen zu übermäßig gelobt, von den andern vielleicht zu ſcharf getadelt, auch gehört es von Einer Seite unter die beſten, von der andern unter die tadelnswürdigſten Producte ſeines genialiſchen, aber das Publicum gar zu ſehr verachtenden Urhebers. Das Buch muß (wie Goethe ſelbſt ſagt) dreimal geleſen werden, und ich zweifle nicht, wenn Du [Charlotte Geßner geb. Wieland] es zum dritten Mal, folglich mit ganz ruhiger Beſonnenheit geleſen haſt,

ſo wird Dein eignes Urtheil mit dem meinigen ziemlich zuſammenſtimmen.

b.

„Ich kann dieſes Buch durchaus nicht billigen, Herr von Goethe; es iſt wirklich unmoraliſch, und ich empfehle es keinem Frauenzimmer.“

Darauf hat Goethe eine Weile ganz ernſthaft geſchwiegen und endlich mit vieler Innigkeit geſagt: „„Das thut mir leid, es iſt doch mein beſtes Buch. Glauben Sie nicht, daß es die Grille eines alten Mannes iſt — ja, man liebt das Kind am meiſten, welches aus der letzten Ehe, aus der ſpäteſten Zeit unſerer Zeugungskraft ſtammt. Aber Sie thun mir und dem Buche Unrecht. Das Geſetz in dem Buche iſt wahr, das Buch iſt nicht unmoraliſch, Sie müſſen's nur vom größeren Geſichtspuncte betrachten; der gewöhnliche moraliſche Maßſtab kann bei ſolchem Verhältniß ſehr unmoraliſch auftreten.““

c.

„Ob die „„Wahlverwandtſchaften““ wahr ſind, ob ſie auf Thatſächlichem beruhen? Jede Dichtung, die nicht übertreibt, iſt wahr, und alles, was einen dauernden, tiefen Eindruck macht, iſt nicht übertrieben. Übrigens ſoll es den Menſchen gleichgültig ſein; der bloßen Neugierde muß man nicht redeſtehen. Das Benutzen der Erlebniſſe iſt mir immer alles geweſen; das Erfinden aus der Luft war nie meine Sache: ich habe die Welt ſtets für genialer gehalten, als mein Genie.“

449.

1809 (?).

Mit Friedrich v. Müller.

Einſt, als in den erſten Jahren nach der Schlacht von Jena die große Freimüthigkeit des Herzogs in ſeinen politiſchen Urtheilen und Äußerungen und ſeine fortwährend höchſt unverhehlte Anhänglichkeit an die Krone Preußen ernſthafte Beſorgniſſe erregten, beruhigte mich Goethe mit den Worten: „Sei'n wir unbeſorgt! Der Herzog gehört zu den Urdämonen, deren granitartiger Charakter ſich niemals beugt, und die gleichwohl nicht untergehen können. Er wird ſtets aus allen Gefahren unverſehrt hervorgehen. Das weiß er recht gut ſelbſt, und darum kann er ſo vieles wagen und verſuchen, was jeden andern längſt zugrunde gerichtet hätte."

450.

1809 (?).

Über Heinrich v. Kleiſt und Gotthold Leſſing.

Einſt kam das Geſpräch auf Kleiſt und deſſen „Käthchen von Heilbronn". Goethe tadelt an ihm die nordiſche Schärfe des Hypochonders; es ſei einem gereiften Verſtande unmöglich, in die Gewaltſamkeit ſolcher Motive, wie er ſich ihrer als Dichter bediene, mit Vergnügen einzugehen. Auch in ſeinem „Kohlhaas", artig erzählt und geiſtreich zuſammengeſtellt, wie er ſei,

komme doch alles gar zu ungefüg. Es gehöre ein großer Geist des Widerspruches dazu, um einen so einzelnen Fall mit so durchgeführter, gründlicher Hypochondrie im Wettlaufe geltend zu machen. Es gebe ein Unschönes in der Natur, ein Beängstigendes, mit dem sich die Dichtkunst bei noch so kunstreicher Behandlung weder befassen, noch aussöhnen könne. Und wieder kam er zurück auf die Heiterkeit, auf die Anmuth, auf die fröhlich bedeutsame Lebensbetrachtung italienischer Novellen, mit denen er sich damals, je trüber die Zeit um ihn aussah, desto angelegentlicher beschäftigte.

Dabei brachte er in Erinnerung, daß die heitersten jener Erzählungen ebenfalls einem trüben Zeitraume, wo die Pest regierte, ihr Dasein verdankten. „Ich habe ein Recht," fuhr er nach einer Pause fort, „Kleist zu tadeln, weil ich ihn geliebt und gehoben habe; aber sei es nun, daß seine Ausbildung, wie es jetzt bei vielen der Fall ist, durch die Zeit gestört wurde, oder was sonst für eine Ursache zum Grunde liege; genug, er hält nicht, was er zugesagt. Sein Hypochonder ist gar zu arg; er richtet ihn als Menschen und Dichter zugrunde. Sie wissen, welche Mühe und Proben ich es mir kosten ließ, seinen „Wasserkrug" auf's hiesige Theater zu bringen. Daß es dennoch nicht glückte, lag einzig in dem Umstande, daß es dem übrigens geistreichen und humoristischen Stoffe an einer rasch durchgeführten Handlung fehlt.

Mir aber den Fall deſſelben zuzuſchreiben, ja, mir ſogar, wie es im Werke geweſen iſt, eine Ausſoderung deßwegen nach Weimar ſchicken zu wollen, deutet, wie Schiller ſagt, auf eine ſchwere Verirrung der Natur, die den Grund ihrer Entſchuldigung allein in einer zu großen Reizbarkeit der Nerven oder in Krankheit finden kann. Das „Käthchen von Heilbronn", fuhr er fort, indem er ſich zu mir wandte, „da ich Ihre gute Geſinnung für Kleiſt kenne, ſollen Sie leſen und mir die Hauptmotive davon wiedererzählen. Nach dieſem erſt will ich einmal mit mir zurathe gehen, ob ich es auch leſen kann. Beim Leſen ſeiner „Penthesilea" bin ich neulich gar zu übel weggekommen. Die Tragödie grenzt in einigen Stellen völlig an das Hochkomiſche, z. B. wo die Amazone mit Einer Bruſt auf dem Theater erſcheint und das Publicum verſichert, daß alle ihre Gefühle ſich in die zweite, noch übriggebliebene Hälfte geflüchtet hätten, ein Motiv, das auf einem neapolitaniſchen Volkstheater im Munde einer Colombine, einem ausgelaſſenen Polichinell gegenüber, keine üble Wirkung auf das Publicum hervorbringen müßte, wofern ein ſolcher Witz nicht auch dort durch das ihm beigeſellte widerwärtige Bild Gefahr lieſe, ſich einem allgemeinem Mißfallen auszuſetzen."

Von Leſſing's Verdienſt, Talent und Scharfſinn, und wie derſelbe allem höhern dramatiſchen Beſtreben in Deutſchland, Friedrich dem Großen, Voltaire, Gottſched und allen Verehrern des franzöſiſchen

Funfzehntes Capitel.

Glückliche Jugend! glückliche Zeiten des ersten Liebesbedürfnisses! Der Mensch ist dann wie ein Kind, das sich am Echo stundenlang ergötzt, die Unkosten des Gespräches allein trägt, und mit der Unterhaltung wohl zufrieden ist, wenn der unsichtbare Gegenmann auch nur die letzten Sylben der ausgerufenen Worte wiederholt.

So war Wilhelm in den frühern, besonders aber in den spätern Zeiten seiner Leidenschaft für Marianen, als er den ganzen Reichthum seines Gefühls auf sie hinübertrug, und sich dabey als einen Bettler ansah, der von ihren Almosen lebte. Und wie uns eine Gegend reizender, ja allein reizend vorkommt, wenn sie von der Sonne beschie-

Theaters gegenüber, in ſeiner „Hamburgiſchen Dramaturgie“ die Bahn brach und zugleich durch Einführung des Shakeſpeare eine neue Periode begründete, die mit dem künftigen Aufſchwunge unſerer Literatur auf's innigſte zuſammenhing, ſprach Goethe mit der größten Anerkennung. Als Expoſition habe vielleicht die ganze neue dramatiſche Kunſt nichts ſo Unvergleichliches aufzuweiſen, als die erſten beiden Aufzüge der „Minna von Barnhelm“, wo Schärfe des Charakters, urſprünglich deutſche Sitte mit einem raſchen Gange in der Handlung auf's innigſte verbunden ſei. Nachher ſinke freilich das Stück und vermöge kaum nach dem einmal angelegten Plane ſich in ſolcher Höhe zu behaupten; das könne aber dies Lob weder ſchmälern, noch ſollte man es deßhalb zurücknehmen. In der „Emilie Galotti“ ſei ebenfalls das Motiv meiſterhaft und zugleich höchſt charakteriſtiſch, daß der Kammerherr dem Prinzen Emilie Galotti ſicher auf ſeinem Wege zugeführt haben würde; daß aber der Prinz dadurch, daß er in die Kirche geht und in den Handel hineinpfuſcht, dem Marinelli und ſich ſelber das Spiel verdirbt. Nicht minder ſchön ſei die Art, wie Leſſing das Schickſal in der „Emilie Galotti“ einführt. Ein Billet, das der Prinz an ſeine ehemalige Geliebte, die Gräfin Orſina, ſchrieb, und worin er ſich ihren Beſuch auf morgen verbittet, wird eben dadurch, daß es zufällig liegen blieb — wenn Zufall, wie die Gräfin ſelbſt ſogleich hinzuſetzt, in ſolchen Dingen nicht Gottes-

läſterung genannt werden müßte — die gelegentliche Urſache, daß die gefürchtete Nebenbuhlerin, weil man ihr nicht abgeſagt, gerade in demſelben Augenblicke ankommt, wo Graf Apiani erſchoſſen, die Braut in das Luſtſchloß des Fürſten durch Marinelli eingeführt und ſo dem Mörder ihres Bräutigams in die Hände geliefert wird. „Dieß ſind Züge einer Meiſterhand, welche hinlänglich beurkunden, wie tiefe Blicke Leſſing in das Weſen der dramatiſchen Kunſt vergönnt waren. Auch ſeid verſichert, wir wiſſen recht wohl, was wir ihm und ſeinesgleichen, insbeſondere Winckelmann, ſchuldig ſind."

451.

1809 (?).

Über Johann Wilhelm Ritter.

Dr. Wilhelm Ritter ſtarb 23. Januar 1810 zu München; der geiſtvolle Phyſiker, von welchem Goethe ſagte: „Im Vergleich mit dieſem Ritter ſind wir andern nur Knappen."

452.

1810, 13. Januar.

Mittag bei Goethe.

Mittags Falk zu Tiſch. Über den Charakter des Coriolan und ſeine Behandlung von Plutarch an bis auf Shakeſpeare. Über Reichardt. In ſeinen Briefen über Wien hatte ſich Reichardt gerühmt, er habe nie

einen verdorbenen Magen gehabt. Goethe machte augenblicklich das Bonmot: „Darum hat er auch alle Nationen ſo beſchmauſen können.“

453.

1810, 14. Januar.

Mittag bei Goethe.

Mittags unter uns. Goethe hatte in früherer Zeit ein Monodrama intentionirt: Nero, wie er vor dem Volke agirt und wie er während dieſer Zeit die Nachricht von einer Verſchwörung erhält. Goethe äußerte über Tiſch: „Es iſt Höflichkeit und Vornehmen eigen, jemanden mettre à son aise; und ich weiß es, daß mich jemand auf meinen Chapitre bringt. Aber Todfeindſchaft kann daraus entſtehen, wenn man es thut und ſich gegen mich berühmt, daß man mich auf meine Schnurre gebracht habe, ſobald ich mit Gutmüthigkeit mich geäußert und gehen gelaſſen habe. Weil es eine falſche Superiorität des andern und eine Gemüthloſigkeit desſelben verräth.“

454.

1810, 15. Januar.

Mit Riemer.

Verſtand und Vernunft ſind ein formelles Vermögen: das Herz liefert den Gehalt, den Stoff.

Wenn man die Männer als Verſtand und Ver-

nunft anſehen kann, ſo ſind ſie Form; die Weiber, als Herz, ſind Stoff."

455.

1810, 16. Januar.

Mit Riemer.

Mittags allein .... Über Tiſch äußerte Goethe: „Alles Ideelle, ſobald es vom Realen gefordert wird, zehrt am Ende dieſes und ſich ſelbſt auf. So der Kredit (Papiergeld) das Silber und ſich ſelbſt." Anlaß und Beleg hierzu gab das Papiergeld im Öſterreichiſchen.

456.

1810, Mitte Februar (?).

Mit Riemer.

Goethe kam ſich in den letzten vier Wochen (wo die Feſtivitäten der fürſtlichen Geburtstage beſchäftigten), vor, wie der Prophet Habakuk, der ſeinen Schnittern (den Setzern an der Farbenlehre), den Brei bringen wollte, und den der Engel beim Schopf nahm und zu Daniel in die Löwengrube trug.

457.

1810, 24. Februar.

Bei der Aufführung von Werner's „Vierundzwanzigſtem Februar".

Goethe hatte mit beſonderer Vorliebe den „Vierundzwanzigſten Februar" in Scene geſetzt. Haide

(Kunz Kuruth), die Wolff (Trude) und ihr Gatte (Kurt) waren so ausgezeichnet, als ob diese Rollen vom Dichter eigens für sie geschrieben wären. . . . . Goethe kam, was höchst selten geschah, nach der Aufführung auf die Bühne, um den Darstellern seine Zufriedenheit persönlich auszusprechen. Seine Züge drückten ein stolzes Bewußtsein aus, als er sagte: „Nun sind wir da angekommen, wohin ich Euch haben wollte: Natur und Kunst sind jetzt auf das engste miteinander verbunden."

458.

1810, Februar (?).

Mit Falk.

In einem Gespräche über Literatur kam auch die Rede auf Kotzebue und dessen „Merkwürdigstes Lebensjahr". Abgesehen von den Abenteuern der Reise und dem harten Schicksale des Mannes, das Theilnahme fodere und verdiene, sei es, wie Goethe versicherte, kaum möglich, bei einem von allen Seiten so reich vorliegenden Stoffe, etwas an sich Gehaltloseres zu Tage zu fördern. „Ich bin gewiß, wenn einer von uns im Frühling über die Wiesen von Oberweimar herauf nach Belvedere geht, daß ihm tausendmal Merkwürdigeres in der Natur zum Wiedererzählen oder zum Aufzeichnen in sein Tagebuch begegnet, als dem Kotzebue auf seiner ganzen Reise bis an's Ende der Welt zugestoßen ist. Und das macht blos, weil er

von Natur nicht vermögend ist, aus sich und seinem Zustande heraus in irgend eine tiefere Betrachtung einzugehen. Kommt er wohin, so läßt ihn Himmel und Erde, Luft und Wasser, Thier- und Pflanzenreich völlig unbekümmert; überall findet er nur sich selbst, sein Wirken und sein Treiben wieder, und wenn es in Tobolsk wäre, so ist man gewiß damit beschäftigt, entweder seine Stücke zu übersetzen, einzustudiren, zu spielen oder wenigstens eine Probe davon zu halten. Übrigens bin ich keineswegs ungerecht gegen sein ausgezeichnetes Talent für alles, was Technik betrifft. Nach Verlauf von hundert Jahren wird sich's schon zeigen, daß mit Kotzebue wirklich eine Form geboren wurde. Schade nur, daß durchaus Charakter und Gehalt mangelt. Vor wenig Wochen habe ich seinen „Verbannten Amor" gesehen, und diese Vorstellung hat mir ein besonderes Vergnügen gemacht; das Stück ist mehr als geistvoll, es sind sogar Züge von Genie darin. Dasselbe gilt von den „Beiden Klingsbergen", die ich für eine seiner gelungensten dramatischen Arbeiten halte, wie ihm denn überhaupt die Darstellung der Libertinage weit besser, als die einer schönen Natur zu glücken pflegt. Die Verderbtheit der höhern Stände ist das Element, worin Kotzebue sich selbst übertrifft. Auch seine „Corsen" sind mit großem Geschicke gearbeitet, und die Handlung ist wie aus einem Guß. Sie sind beim Publicum beliebt, und das mit völligem Rechte. Versteht sich, daß man

nach dem Inhalte, wie immer, nicht beſonders fragen darf. Übrigens ſind techniſche Vorzüge dieſer Art bei uns Deutſchen noch keineswegs ſo häufig, daß man ſie nicht in Anſchlag bringen oder gar verächtlich darüber wegſehen ſollte. Könnte Kotzebue ſich innerhalb des ihm von Natur angewieſenen Kreiſes halten, ſo würde ich der erſte ſein, der ihn gegen ungerechte Vorwürfe in Schutz nähme, — wir haben kein Recht, irgend Jemandem Dinge abzufodern, die er von Natur aus nicht zu leiſten im Stande iſt — aber ſo miſcht er ſich in tauſend Dinge, wovon er kein Wort verſteht. Er will die Oberflächlichkeit eines Weltmannes in die Wiſſenſchaften übertragen, was die Deutſchen, und zwar mit Recht, für etwas völlig Unerlaubtes zu halten pflegen. Indeß auch dieſe Unart möchte ihm noch hingehen, wenn er nur nicht dabei in eine faſt unerhörte Eitelkeit verfiele. Ob dieſe, oder die Naivetät, womit er ſie an den Tag legt, größer iſt, will ich nicht unterſuchen. Er kann nun einmal nichts Berühmtes um, über oder neben ſich leiden, und wenn es ein Land, und wenn es eine Stadt, und wenn es eine Statue wäre. In ſeiner „Reiſe nach Italien“ hat er dem Laokoon, der mediceiſchen Venus und den armen Italienern ſelbſt alles nur erdenkliche Böſe nachgeſagt. Ich bin gewiß, beſonders was Italien betrifft, er hätte es weit leidlicher gefunden, wenn es nur nicht vor ihm ſo berühmt geweſen wäre. Aber da ſitzt der Knoten! Zur Hälfte iſt er ein Schelm, zur andern Hälfte aber,

besonders da, wo es die Philosophie oder die Kunst betrifft, ist er ehrlich genug, kann aber nichts dafür daß er sich und andern, wo davon die Rede ist, jedesmal und zwar mit dem erheblichsten Anstande irgend etwas weismacht."

459.

1810, Februar (?).

Über Abeken's Besprechung der „Wahlverwandtschaften".

Ihr Brief, lieber Abeken, hat mir [Gries] eine sehr angenehme Überraschung gemacht. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr es mich freut, Sie als den Verfasser eines Aufsatzes kennen zu lernen, der unstreitig unter allem, was über die „Wahlverwandtschaften" geschrieben worden ist, bei weitem den ersten Platz einnimmt. Das will nicht viel sagen, meinen Sie vielleicht, denn das übrige ist freilich nicht weit her. So lassen Sie sich denn an der Versicherung des großen Meisters genügen, der Ihnen das Zeugniß giebt, daß Sie den rechten Fleck getroffen haben.

Goethe hatte Ihren Aufsatz schon im Morgenblatt [Nr. 19] gelesen und gleich damals seine große Zufriedenheit darüber geäußert. Dies brachte Riemern auf den Gedanken, ihn hier von Frommann nachdrucken zu lassen, um, wie er sagte, Goethen eine angenehme Überraschung zu machen. Es gehe fast kein Tag hin, wo Goethen oder ihm nicht etwas über die „Wahlverwandtschaften" gesagt oder geschrieben werde, und

meiſtens ſehr abgeſchmacktes Zeug. Um nun nicht immer daſſelbe wiederholen zu müſſen, habe er dieſen Nachdruck veranſtaltet. So geht nun Ihr Aufſatz, der durch des Meiſters Siegel und Unterſchrift gleichſam Geſetzeskraft erhalten hat und völlig wie eine interpretatio authentica anzuſehen iſt, in alle Welt, um die Heiden zu belehren, wozu der Himmel ſein Gedeihen gebe. Goethe und Riemer verſchicken und vertheilen ihn an alle Freunde und Bekannte. So ſind auch mir einige Exemplare zu Theil geworden, die ich denn auch meinerſeits auf Proſelytenmacherei ausgeſchickt habe.

Was nun den Verfaſſer anbetrifft, ſo war Riemer auf den Gedanken gekommen, es ſei kein andrer als Schelling. Er hatte dies auch Goethen und andern ziemlich plauſibel zu machen gewußt; doch muß ich geſtehen, daß ich dieſe Meinung mehr aus äußern als aus innern Gründen, immer beſtritten habe. Mir iſt es nun viel lieber, daß Sie es ſind; ſo giebt es doch, außer Schelling, noch Einen in Deutſchland, der ſo etwas hervorbringen kann.

Da ich mich hauptſächlich mit Frommann über dieſen Punkt oft ſehr lebhaft geſtritten hatte, ſo konnte ich mir den Triumph nicht verſagen, ihm Ihren Brief noch ganz brühwarm zu überſchicken. Dadurch haben denn auch die andern das Geheimniß erfahren, und Goethe beſonders hat mehrmals ſeine Freude darüber bezeigt. Sie haben nun keinen kleinen Stein bei ihm im Brete.

460.

1810, 21. März.

Mit Riemer.

Äußerte Goethe: „Das Musikkönnen — musikalisch sein — wird darum so geschätzt, weil es dem Menschen mit der falschen Idee schmeichelt, das, was uns Vergnügen macht, selbstthätig zu beherrschen, sich nicht bloß leidend zu verhalten. In der Rücksicht thut schon das Lesen vis-à-vis der Poesie viel. Wer nicht lesen kann, ist schon passiver und empfänglicher."

461.

1810, 23. März.

Mit Riemer

Bemerkte Goethe: „Der Despotismus befördert die Autokratie eines jeden, indem er von oben bis unten hinab es einem jeden in die Schuhe schiebt."

462.

1810, 31. März.

Mit Riemer.

„Die ersten Menschen in der Revolution, als Lafayette u. a., waren noch eitel und wollten noch, daß die Menge etwas auf sie halten sollte, Napoleon hat ihnen gezeigt, daß gar nichts daranliege. Und das ist das Ungeheure, welches die Menschen noch nicht klein kriegen können, daß nämlich auch der Gegensatz von jenem existire."

nen wird, so war auch alles in seinen Augen verschönert und verherrlicht, was sie umgab, was sie berührte.

Wie oft stand er auf dem Theater hinter den Wänden, wozu er sich das Privilegium von dem Direktor erbeten hatte! Dann war freylich die perspektivische Magie verschwunden, aber die viel mächtigere Zauberey der Liebe fing erst an zu wirken. Stundenlang konnte er am schmutzigen Lichtwagen stehen, den Qualm der Unschlitt-Lampen einziehen, nach der Geliebten hinaus-blicken, und, wenn sie wieder hereintrat und ihn freundlich ansah, sich in Wonne verloren dicht an dem Balken- und Latten-Gerippe, in einen paradiesischen Zustand versetzt fühlen. Die ausgestopften Lämmchen, die Wasserfälle von Zindel, die pappenen Rosenstöcke und die einseitigen Strohhütten erregten in ihm liebliche dichterische Bilder uralter Schä-

463.

1810, März und April.

Mit Pauline Gotter u. a.

a.

Von Goethe wird es Sie [Schelling] freuen zu hören, daß er recht heiter und gesund ist; den ganzen Winter war zwar sein Befinden ziemlich abwechselnd, und er hat Theater und Gesellschaft wenig besucht, die Aussicht nach Karlsbad zu kommen, scheint aber schon jetzt im Vorgefühl genesend auf ihn zu wirken. In Weimar sah ich ihn zuerst wieder und habe ihn ganz gegen mich gefunden, wie ich ihn verlassen hatte: liebevoll und herzlich. Beinah sein erstes Wort war Theilnahme an dem Verlust der Lieben, und auf eine so zarte innige Weise, wie ich es von ihm erwarten konnte; dieser Beweis seiner Freundschaft hat mich mehr erfreut, als alles Liebe und Freundliche, was er mir je gesagt hat. Ihnen, werther Freund, dankt er herzlich für Ihr Andenken und hat mir die schönsten Grüße an Sie aufgetragen. Seit dem März hält er sich in Jena auf und hat die Optik beendigt, die nun diese Messe in zwei Theilen erscheint, wie Sie wissen, und nun eilt er so bald wie möglich nach Karlsbad. Auf die nächsten Tage hatte er sich bei uns angemeldet, um mit Silvie und mir recht spazieren zu gehn; ich werde mich freuen, wenn er worthält; seine Gegenwart ist das einzige, was mich wahrhaft aufregt und erfreut. Schon einige-

mal war er hier: das erſte Mal ganz unter uns von der ausgelaſſenſten Laune; die Gewalt ſeines Feuers und ſeiner Lebhaftigkeit habe ich wohl in einzelnen Momenten, aber nie ſo anhaltend, wie damals, geſehen; er vergaß ſich ganz, ließ ſeine ganze Stimme ertönen und ſchlug immer mit den Händen auf den Tiſch, daß die Lichter umherfuhren; es war eine wahre, unbedingte Luſtigkeit. Seine Begeiſterung machte den wunderlichſten Contraſt mit Hendrich's Proſa und Riemer's Phlegma, die ihn begleitet hatten. Herrliche Dinge ſagte er uns über den „Vierundzwanzigſten Februar" und ſeine Entſtehung; er hat auch von Werner die Wirkung des Segens verlangt, aber ſein Genie hat ihm bei dieſer Aufgabe verſagt. Goethe hat indeß ſelbſt den Plan dazu gemacht, aber bloß zu ſeinem augenblicklichen Vergnügen, wie er meint.

b.

„Der Vierundzwanzigſte Februar oder die Wirkung des Fluches" iſt ganz recht die Geſchichte der Ermordung des rückkehrenden Sohnes durch die Eltern, und das Werner'ſche Stück ohne alle Myſtik, was in Weimar aufgeführt worden iſt, das grauſenerregendſte und ſchauderhafteſte, was es geben muß, aber das beſte nach Goethes Meinung, was Werner in ſeinem Leben gemacht hätte, oder machen würde. Goethe hat ihm die Aufgabe gegeben und ſtreng eingeſchärft, all ſein verruchtes Zeug diesmal wegzulaſſen, ſein ganzes Talent

aufzubieten und etwas ordentliches zuſtande zu bringen; das ganze Stück dürfe nur aus drei Perſonen beſtehen. Werner hat gebeten und gefleht, wenigſtens ein Kind, eine Katze, einen Hund auf's Theater zu bringen, aber durchaus nicht; endlich hat er doch ohne ſein Wiſſen eine Dohle angebracht.

464.

1810, 26. April.

Mit Riemer.

a.

„Das Vortreffliche, die Tugend, das Ausnehmende macht die Ausnahme, nicht die Regel, in der Welt."

b.

„Bei den Anſtalten zu einem Feſte vergißt man oft den einzuladen, dem zu Ehren es angeſtellt wird."

465.

1810, 27. April.

Mit Riemer.

Mittags mit Goethe über moraliſche Erzählungen in Stanzen; Inhalt, Form, Reime. Goethe äußerte: „Den Menſchen iſt nur mit Gewalt oder Liſt etwas abzugewinnen. Mit Liebe auch, ſagt man; aber das heißt auf Sonnenſchein warten, und das Leben braucht jede Minute."

466.

1810, 29. April.

Mit Riemer.

Mit Goethe ſpazieren in Wedel's Garten, wo wir die Frommann und Emmy trafen. Weiber im Garten Blumen pflückend kamen Goethen vor wie ſentimentale Ziegen.

467.

1810, April und vorher (?).

Mit Franz Paſſow.

Sie wiſſen wohl, daß die bewegliche und geſchwätzige Madame Schopenhauer alle Winter gewiſſe Repräſentationsthees hält, die ſehr langweilig ſind, beſonders ſeit Fernows Tod; zu denen ſich aber alles Gebildete oder Bildung vorgebende drängt, weil Goethe häufig dort zu ſehen war. Als ich nach Weimar kam, beſuchte ich denn dieſe Dame auch; ſie lud mich zu ihren Thees, und ich beſuchte ſie den ganzen Winter, aller Langenweile zum Trotz, weil ich Goethe dort zu ſehn und ihn zuweilen ſprechen und erzählen zu hören mich erfreute, ſelbſt wenig Theil nehmend, weil der ewig mit aufgeſperrtem Maul lachende und jachternde frivole Ton des Thees nicht in mein Fach gehört. Als im Herbſt darauf (1808) die Thees wieder angehen ſollten, kommt die Schopenhauer zu meiner Luiſe, und nach einigen Umſchweifen eröffnet ſie ihr: ſie bedaure gar ſehr, mich

nicht wieder zu ihren Thees laden zu können, denn Goethe habe ihr erklärt, er würde in keine Gesellschaft kommen, wo er mich wisse, und aus ihren Thees ein für allemal wegbleiben, wenn ich käme. Was die Schopenhauer bei diesem Zumuthen hätte thun sollen, will ich nicht urgiren, dafür ist sie Madame Schopenhauer. Zugleich bat sie um Gottes Willen, Luise möchte verhindern, daß ich Goethen nicht zur Rede setzte ꝛc., die ganze Sache solle unter uns bleiben. Das versprach Luise gleich in meinem Namen, weil sie über meine Meinung keinen Augenblick im Zweifel war, und verbat die Thees fortan auch für sich. Als ich zu Hause kam, erfuhr ich die wunderliche Geschichte, und sie kränkte mich tiefer als ich damals selbst glaubte, weil ich das Verfahren immer unedel fand, und Goethe Leute um sich duldete, mit denen ich mich in aller Rücksicht vergleichen durfte. Aber ich war lange gewohnt, Goethen nicht nach dem Gesetz zu denken, das uns andern Erdensöhnen unsern Werth oder Unwerth streng zumißt: weil ich in so vieler Hinsicht den Außerordentlichen bewunderte, so gestand ihm mein Gefühl, alle persönliche Kränkung unterdrückend, auch hier, wiewohl mit einigem Widerstreben, das Recht anders zu verfahren, als die gewöhnlichen Zweifüßler, die die Frucht der Erde essen, ruhig zu. Ihn zur Rede zu setzen, wäre mir auch ohne die gegebene Zusage nicht eingefallen: ich glaubte, ihm mißfalle etwas an mir, das er vielleicht selbst nicht aussprechen könnte, und daß er das so bestimmt und

entſchieden ausſprach, konnte ich ſeiner herrſchenden Natur gerade nicht verargen. Hinfort auf Discretion hoffend, zog ich mich, um ihn nirgends durch Zuſammentreffen mit mir zu verletzen, ganz auf mich ſelbſt und auf 2, 3 vertraute, bewährte Freunde zurück, von aller guten Geſellſchaft ohnehin durch dieß Pröbchen aus der beſten zurückgeſchreckt. Ich verſchloß die Sache übrigens in mir, und erzählte ſie niemandem, als Schulzen, und — wo ich nicht irre — dem guten, mir von Kindheit auf befreundeten Plüskow; ſelbſt Abeken weiß ſie von mir noch nicht. In dieſer Paſſivität und gänzlichen Zurückgezogenheit, wodurch ich die Verehrung, die ich gegen Goethe bewahrte, jetzt am richtigſten auszudrücken glaubte, vergingen ungefähr anderthalb Jahre. Im vorigen Jahre kam ein alter Freund meines Vaters, der auch mir ſchon ſeit längerer Zeit wohl wollte, der Oberſt von Hinzenſtern, vormaliger Gouverneur des Prinzen Bernhard, nach Weimar und ließ ſich hier nieder. Dieſer vortreffliche Mann wurde einer der wenigen, mit denen ich umging, der mich näher kennen lernte, und mich lieb gewann. Er wünſchte, daß ich mehr Theil nehmen möchte am geſelligen Leben, was ich ablehnte, ohne doch mich berechtigt zu fühlen, ihm den Grund zu ſagen. Vor einigen Wochen kommt er zu mir, als ich gerade aus bin, und zwiſchen ihm und meiner Luiſe entſpinnt ſich ein Geſpräch über mein verſchloſſenes und zurückgezogenes Leben. Da er ſich ſo gar liebevoll über mich äußerte, fühlt Luiſe ſich ge-

trieben, ihm zu eröffnen, was wir als Geheimniß behandelt hatten, und ſie erzählt ihm den ganzen Hergang. Hintzenſtern iſt außer ſich, kann dergleichen von Goethe nicht begreifen, und hält alles für Erfindung der Schopenhauer, beſchließt indeß der Sache auf den Grund zu kommen, es koſte was es wolle. Er horcht hie und da auf, und hat die Freude zu ſehn, daß das, was uns als Geheimniß übergeben, und von uns mit der äußerſten Schonung behandelt war, in allen adligen Häuſern längſt bekannte und angenommene Sache war (ob durch das Goetheſche Haus, ob durch die Schopenhauer verbreitet, weiß ich nicht, verlang es auch nicht zu wiſſen), und dazu weiß man auch den Grund jenes meines Bannes, den die Schopenhauer nicht zu wiſſen ſich gegen uns geſtellt hatte: „Goethe ſei deshalb aufgebracht auf mich, weil ich öffentlich in der Schule ſeine Gedichte getadelt und auf ſie geſchimpft habe.“ Hintzenſtern ſagte mir, wie weit er in ſeinen Nachforſchungen gediehen war. Als dieſer ſchöne Grund aber hervorkam, da weiß ich nicht, ob ich das höchſt lächerliche oder das ganz nichtswürdige einer ſolchen Lüge am ſtärkſten fühlte. Mir ſtieg das Blut aber auch vor Freude zu Kopf, daß der Grund nicht in mir ſelbſt, daß er ganz außer mir, daß er in einer Unmöglichkeit lag. Denn daß ich anders, als mit höchſter Liebe von einem Goetheiſchen Gedicht ſprechen könnte, iſt pure Unmöglichkeit. Ich ſagte Hintzenſtern, ſoviel ich wußte und konnte, und ſoviel es zu meiner vollſten Recht-

fertigung bedurfte; und das war mit wenig Worten gethan, denn Hinzenstern kennt mich. Nun aber versprach er, alles dran zu setzen, Goethen über seinen Irrthum aufzuklären: er fühlte sich und mich und alles Recht und alle Sitte gekränkt, und das könnte der wohlbesonnene, aber tief und starkfühlende unermüdliche Mann nicht so mit ansehn. Er mußte alles Mißverständniß lösen; Einsiedel und einige andere riethen ihm zaghaft ab, aber er ließ sich nichts einreden. Im Vertrauen auf Goethes rechten Sinn und auf die gute, reine Sache, für die er sprach, ging er zu Goethe, erzählte ihm die ganze Sache, wie man mich in steter Unwissenheit mit der Hauptsache erhalten habe, wie ich die ganze Sache aus ruhigem Selbstgefühl, nicht aus schuldigem Bewußtsein auf sich habe beruhen lassen, wie er den ganzen Vorgang erfahren habe, und wie sehr unrecht mir geschehen sei. So wie Hinzenstern erwartet hatte, nahm Goethe die Sache, äußerte sich freundlich über mich, und wie sehr es ihn freue, ein solches Mißverständniß so, und durch einen solchen Mann gelöst zu sehn, und versprach ihm, mir zu zeigen, daß ihn nichts mehr von mir entferne. Hinzenstern kam ganz außer sich vor Freude angelaufen, und da ich nicht zu Hause war, erzählte er Luisen, wie gut sich Goethe gezeigt und geäußert habe. So verging wieder eine Zeit von 8 Tagen; endlich am letzten Mittwoch ließ Goethe mich und Luise zu Tisch bitten. Es war sonst niemand geladen, und er ließ es sich recht sichtbar

angelegen ſein, mir auf jede Weiſe auf's deutlichſte zu zeigen, daß keine Spur der alten Mißſtimmung und Entfremdung in ihm übrig ſei. Die drei Stunden, die wir mit ihm zubrachten, waren mir freilich in mancher Rückſicht peinlich: es war mir alles ſo fremd und neu und unerwartet: aber es iſt auch wieder ein gar ſüßes Gefühl, ſich von einem immerwährend bewunderten und verehrten Manne nach ſo langer Zwiſchenzeit nicht mehr verkannt zu ſehn, zu ſehn, wie der einzig verehrte Mann es ſich ſelbſt angelegen ſein läßt, jede Spur natürlicher Scheu durch Freundlichkeit und Milde und Hervorſuchen ſolcher Dinge, die mir die nächſten, liebſten ſein mußten, wegzutilgen. So zähl ich dieſe drei Stunden auch wieder den ſchönſten meines Lebens bei. Ich kehrte heitrer, als ich gehofft hatte, recht innerlich befriedigt und in ſchöner Genüge wieder heim, nun auch der ganzen Zwiſchenzeit, obgleich ſie mir erſt jetzt recht dumpf und bänglich erſcheint, nicht mehr zürnend. Geſtern Nachmittag bin ich wieder allein bei ihm geweſen und habe ihm meinen Perſius gebracht, von dem ich ihm ſchon am Mittwoch allerlei hatte ſagen und erzählen müſſen. Er ſprach ganz herrlich über das Alterthum: es wird in ſeinem Munde jedes Wort ſo bedeutend, und was er ſagt, iſt ſo unausſprechlich wahr, daß man es ſelbſt ſchon, nur nicht ſo klar, gedacht zu haben glaubt. Aber, lieber Voß, da ſchreib ich Ihnen im Strom der Freude lauter Sachen hin, die Sie eben ſo gut und beſſer wie ich wiſſen. Morgen geht Goethe

nach Jena auf eine ganze Zeit; aber er hat mir ſelbſt den Anlaß und die Erlaubniß gegeben, ihm dorthin zu ſchreiben, und in den Oſterferien marſchir ich ſelbſt nach Jena, und ſeh ihn dort wieder, und den alten biedern, energiſchen Knebel, der mir herzlich wohl will.

468.

1810, 5. Mai.

Mit Riemer.

Die Humanität ſei jetzt gegen die Despotie zu richten, wie ſonſt gegen die Barbaren; das Soldatenleben annehmlich zu ſchildern, und ſo daß der Soldat fühle: das Unglück nur werde ihm befohlen; wo er allein ſtehe, müſſe er als Menſch handeln.

469.

1810, 12. Mai.

Mit Riemer.

Goethe äußerte: „Die Menſchen ſind wie das rothe Meer; der Stab hat ſie kaum auseinander gehalten, gleich hinterher fließen ſie wieder zuſammen.“

470.

1810, vor 16. Mai.

Mit Knebel.

Das Verdienſt der ſchönen menſchlichen Rede, wie mir Goethe jüngſt ſehr ſchön darthat, übertrifft weit

ſerwelkt. Sogar die in der Nähe häßlich erſcheinenden Tänzerinnen waren ihm nicht immer zuwider, weil ſie auf Einem Brete mit ſeiner Vielgeliebten ſtanden. Und ſo iſt es gewiß, daß Liebe, die Roſenlauben, Myrthenwäldchen und Mondſchein erſt beleben muß, auch ſogar Hobelſpänen und Papierſchnitzeln einen Anſchein belebter Naturen geben kann. Sie iſt eine ſo ſtarke Würze, daß ſelbſt ſchaale und ekle Brühen davon ſchmackhaft werden.

Solch einer Würze bedurfte es freylich, um jenen Zuſtand leidlich, ja in der Folge angenehm zu machen, in welchem er gewöhnlich ihre Stube, ja gelegentlich ſie ſelbſt antraf.

In einem feinen Bürgerhauſe erzogen, war Ordnung und Reinlichkeit das Element, worin er athmete, und indem er von ſeines Vaters Prunkliebe einen Theil geerbt hatte,

das des Gesanges. Es ist ihm nicht zu vergleichen; seine Abwechslungen und Mannigfaltigkeiten sind für das Gemüth unzählig. Ja, der Gesang selbst muß auf die simple Sprache zurückkehren, wenn er höchst bedeutungsvoll und rührend werden soll; dies haben auch schon alle große Componisten bemerkt.

471

1810, 18. Mai.

Mit Riemer.

Auf dem Wege von Hof nach Franzensbrunn besprachen wir Heroische-, Reise-, Liebes-Motive und Charakteristische, einen gewissen Zustand bezeichnende; sodann in Bezug auf seine noch abzufassende Biographie folgendes: „Es giebt eine ironische Ansicht des Lebens im höheren Sinne, wodurch die Biographie sich über das Leben erhebt, eine superstitiose Ansicht, wodurch sie sich wieder gegen das Leben zurückzieht. — Auf jene Weise wird dem Verstand und der Vernunft, auf diese der Sinnlichkeit und Phantasie geschmeichelt, und es muß zuletzt, wohlbehandelt, eine befriedigende Totalität hervortreten."

472.

1810, 27. Mai.

Mit Riemer.

Goethe bemerkte: „Ein deutscher Autor, besonders ein theatralischer, soll alles um Gottes willen thun; das bodenloseste Handwerk von der Welt."

473.

1810, Mai oder ſpäter (?).

Mit Riemer.

a.

Metamorphoſe. „Der Grund von allem iſt phyſiologiſch. — Es giebt ein phyſiologiſch Pathologiſches, z. B. in allen Übergängen der organiſchen Natur, die aus einer Stufe der Metamorphoſe in die andre tritt. Dieſe iſt wohl zu unterſcheiden vom eigentlichen morboſen Zuſtande. Wirkung des Äußern bringt Retardationen hervor, welche oft pathologiſch im erſten Sinne ſind. Sie können aber auch jenen morboſen Zuſtand hervorbringen und durch eine umgekehrte Reihe von Metamorphoſen das Weſen umbringen."

b.

„Jeder, der eine Confeſſion ſchreibt, iſt in einem gefährlichen Falle, lamentabel zu werden, weil man nur das Morboſe, das Sündige, bekennt und niemals ſeine Tugenden berichten ſoll. — Das Übel macht eine Geſchichte und das Gute keine."

474.

1810, 21. Juni.

Mit Riemer.

„Der Menſch kommt moraliter ebenſo nackt auf die Welt als physice, obgleich ſpäter in dieſem Sinne.

Daher ist er (seine Seele) in der Jugend so empfindlich gegen die äußere Witterung, ob er sich gleich nach und nach daran bis auf einen gewissen Grad gewöhnt.

475.

1810, 26. Juni.

Mit Niemer.

„Alles Leiden hat etwas Göttliches; denn insofern es Leiden ist, muß es noch ertragen werden können, obgleich schwer und mit Mühe. Für eine Natur, die darunter erliegt oder es gar nicht fühlt, ist es kein Leiden mehr."

476.

1810, 27. Juni.

Mit Niemer.

„Man hört so oft über weitverbreitete Immoralität in unserer Zeit klagen, und doch wüßte ich nicht, daß irgend Einer, der Lust hätte, moralisch zu sein, verhindert würde, es nur um so mehr und mit destomehr Ehre zu sein."

477.

1810, Juli.

Mit Körner.

Mit Goethen habe ich in Karlsbad über Schiller's Werke gesprochen. Ich fand bei ihm zwar Wärme für

Schiller, aber keine Neigung, ſich mit der Herausgabe der Werke zu befaſſen. Auch zur Fortſetzung des „Demetrius“ ſchien er keine Luſt zu haben: es wären, meinte er, noch nicht zwei Acte fertig, alſo über die Hälfte noch zu machen. Auf meinen Vorſchlag, daß ich bei der Herausgabe der Werke alles Mühſame beſorgen wolle und er nur die Direction des Ganzen übernehmen möchte, erwiederte er, daß dies ſehr thunlich ſein würde, wenn wir an Einem Orte wohnten, aber durch Briefe laſſe es ſich nicht machen. Weiter bin ich nicht mit ihm gekommen und habe mir bloß vorbehalten, ihm noch den Plan zur Billigung vorzulegen. Den Aufſatz über Schiller's ſchriftſtelleriſche Eigenthümlichkeit lehnte er unter der Äußerung ab, daß ihn dies zu weit führen und zu viel Zeit koſten würde, die er jetzt zu mehreren angeſtrengten Arbeiten nöthig habe.

478.

1810, 2. Juli.

Mit Riemer.

Goethe äußerte: „Die Weiber möchten auf der einen Seite lieben und auf der andern geliebt werden und ſo beide Pole ihres Magneten beſchäftigen. Wir wiſſen es; ſie thun es unbewußt.“

479.

1810, 3. Juli.

Mit Riemer.

Abends nach Tiſche. Nihil contra Deum, nisi Deus ipse.

Ein herrliches Dictum, von unendlicher Anwendung. Gott begegnet ſich immer ſelbſt; Gott im Menſchen ſich ſelbſt wieder im Menſchen. Daher keiner Urſache hat, ſich gegen den größten gering zu achten. Denn wenn der größte ins Waſſer fällt und nicht ſchwimmen kann, ſo zieht ihn der ärmſte Hallore heraus. — Napoleon, der den ganzen Continent erobert, findet es nicht unter ſich, ſich mit einem Deutſchen über die Poeſie und die tragiſche Kunſt zu unterhalten, einen artis peritum zu conſultiren. — So göttlich iſt die Welt eingerichtet, daß jeder an ſeiner Stelle, an ſeinem Ort, zu ſeiner Zeit alles übrige gleichwägt (balancirt).

480.

1810, 6. Juli.

Bei Körners.

[Riemer] Abends zu Körners, die Zelter'ſche noch ungedruckte Melodien vortrugen. Wo Goethe war.

„Vergnügungen (Bälle, Concerte ꝛc.) zum Beſten der Armen kommen mir vor wie eine Ökonomie, wo man mit dem Abgange des Eßbaren noch die Schweine füttert."

481.

1810, 11. Juli.

Mit Riemer.

Abends beſuchte mich Goethe.

„Lieben heißt leiden. Man kann ſich nur gezwungen (natura) dazu entſchließen, d. h. man muß es nur, man will es nicht.

In der Jugend und Liebe macht man die frais von allem und hält die Weiber frei in Witz, Geiſt und Liebenswürdigkeit.“

482.

1810, 13. Juli.

Mit Riemer.

a.

Über die doppelte Art von Überſetzungen der Alten und Neuen; die freien nach dem Genius und Bedürfniß des Volks, für das überſetzt wird, und die getreuen nach dem Genius des Volks, aus deſſen Sprache überſetzt wird. — „Nicht alle Menſchen ſollen wie Frauen und Kinder tractirt werden.“

b.

„Wenn das Publikum ein gutes Stück zwanzigmal wiederholt ſehen möchte, ſo würde der Autor nicht genöthigt ſein, ſich in zwanzig neuen Stücken zu wiederholen.“

483.

1810, Juli (?).

Mit Riemer.

a.

(Unſer größter Poet habe nur Geſchmack, behauptete Jemand.) —

„Geſchmack iſt überhaupt der Charakter des neueſten Zeitraums — ich möchte es nicht ableugnen, ſo wenig wie bei Raphael: denn dieſer braucht früher erfundene Motive als die rechten und wahren, aber mit dem höchſten Geſchmack, und ſtatt des Religiöſen (doch) nur des poſitiv Religiöſen) hat er die Weisheit oder die Einſicht in Welt und Menſchheit, und wenn er Erfindung hat, ſo hat er ſie auf dieſer Seite, d. h. Entdeckung."

b.

„Nur das Kunſtwerk regt die Betrachtung auf; der hiſtoriſche Fall, wenn er gegenwärtig iſt, oder die That, nur Haß und Liebe, Abneigung und Zuneigung, Beifall und Tadel. Erſt im Spiegel der Kunſt kommen wir zu einer ruhigen Betrachtung und zu einer Nutzanwendung."

c.

„Predigt der Dichter die Moral, ſo iſt er noch ſchlimmer dran als der Prediger, weil er blos zu einem didaktiſchen Behuf eine Fabel erfinden müßte oder einkleiden."

d.

„Die Menſchen ſind nur ſo lange productiv in Poeſie und Kunſt, als ſie noch religiös ſind; dann werden ſie blos nachahmend und wiederholend; wie wir auf das Alterthum, deſſen Monumente alle Glaubensſachen waren und von uns nur aus und um Phantaſterei und phantaſtiſch nachgemacht werden."

e.

Äußerungen Goethes: „Der Dilettantismus negirt den Meiſter." „Die Meiſterſchaft gilt für Egoismus."

484.

1810, 28. Juli.

Mit Riemer.

Mittags mit Goethe allein. Über Voltaire. Über die Methode, wie er die Tonlehre abhandeln will, vom Ohr und der Kehle als Subjectivem ausgehend.

485.

1810, 29. Juli.

Mit Riemer.

„Methode iſt das, was dem Subject angehört, denn das Object iſt ja bekannt. Methode läßt ſich nicht überliefern. Es muß ein Individuum ſich finden, dem die gleiche Methode Bedürfniß iſt. Eigentlich haben

nur Dichter und Künſtler Methode, indem ihnen daran liegt, mit etwas fertig zu werden und es vor ſich hinzuſtellen."

486.

1810, 5. Auguſt.

Mit Riemer.

„Der Menſch kann nicht lange im bewußten Zuſtande oder im Bewußtſein verharren; er muß ſich wieder in's Unbewußtſein flüchten, denn darin lebt ſeine Wurzel."

487.

1810, 9. Auguſt.

Mit Riemer.

„Gott nur iſt moraliſch, kein Menſch iſt es vis à vis von ſich; man iſt es nur gegen Andere, denn Niemand kann ſich ſelbſt ſubordiniren. Gott erzeigt uns die Ehre, uns für Etwas gelten zu laſſen, und nur im Fall der höchſten Noth ſich der Subordinirung zu entziehen, um ſich ſelbſt zu erhalten."

488.

1810, 13. Auguſt.

Mit Riemer.

a.

„Es kommt mir nichts ſo theuer vor, als das, wofür ich mich ſelbſt hingeben muß."

b.

„Die Eitelkeit ist ohngefähr das, was beim Essen der gute Appetit ist: das Wohlschmecken, das Innewerden des Genusses. Ohne diesen frißt man sich nur voll wie das Thier."

489.

1810, August.

Mit Riemer.

a.

„Die ganze Welt ist voll armer Teufel, denen mehr oder weniger — angst ist. Andere, die den Zustand kennen, sehen geduldig zu, wie sie sich dabei geberden. Es sagt keiner dem andern: das und das ist dein Zustand, und so mußt du's machen." „Es verräth keiner dem andern die Handgriffe einer Kunst oder eines Handwerks, geschweige denn die vom Leben." „Handgriff ist ein Compendium, d. h. mit dem wenigsten Aufwand das Zweckmäßige, das Beabsichtigte zu leisten ist der kürzeste Weg, die gerade Linie zum Rechten, zum Effect."

b.

„Die Weiber wissen niemals, worüber eigentlich die Männer sich nicht vertragen können. Weil sie eben wie die Juden kein Point d'honneur haben und zuletzt immer noch transigiren."

„Wenn die Weiber Hypochonder sind, so werden sie

wußte er, in den Knabenjahren, sein Zimmer, das er als sein kleines Reich ansah, stattlich auszustaffiren. Seine Bettvorhänge waren in große Falten aufgezogen und mit Quasten befestigt, wie man Thronen vorzustellen pflegt, er hatte sich einen Teppich in die Mitte des Zimmers, und einen feinern auf den Tisch anzuschaffen gewußt, seine Bücher und Geräthschaften legte und stellte er fast mechanisch so, daß ein niederländischer Mahler gute Gruppen zu seinen Still-Leben hätte heraus nehmen können. Eine weiße Mütze hatte er wie einen Turban zurecht gebunden, und die Ermel seines Schlafrocks nach orientalischen Costüme kurz stutzen lassen. Doch gab er hiervon die Ursache an, daß die langen weiten Ermel ihn im Schreiben hinderten. Wenn er Abends ganz allein war, und nicht mehr fürchten durfte, gestört zu werden, trug er gewöhnlich eine seidene

immer nur die Objecte ſchelten, niemals ſich. Ein Mann hingegen kann mit ſich ſelbſt unzufrieden ſein und die Objecte zu ſehr erheben."

490.

1810, 26. Auguſt.

Mit Riemer.

„Frau v. Eybenberg iſt umringt von Verehrern und trägt dieſe dafür auf den Händen."

491.

1810, 28. Auguſt.

Mit Riemer.

„Das egoiſtiſche Zeitalter kennt keine Ehre; denn die Ehre braucht andere Leute, die ſie doch vorausſetzt, der Egoiſt ſetzt nur ſich."

492.

1810, 30. Auguſt.

Mit Riemer.

Bei Goethe. Bemerkte er: „Die Neigung zu einer Sache, das iſt ja eben der Sinn dafür."

493.

1810, 1. September.

Mit Riemer.

„Eigentlich iſt es nur des Menſchen, gerecht zu ſein und Gerechtigkeit zu üben, denn die Götter laſſen alle

gewähren, ihre Sonne ſcheinen über Gerechte und Ungerechte; der Menſch allein geht nach Würdigkeit, nach Verdienſt aus. Es ſoll Niemand genießen was beſſer iſt als er; er muß erſt deſſelben werth, d. h. ihm gleich ſein."

494.

1810, 6. September.

Mittag in Teplitz.

Goethe über Tiſch ſehr treffende Bonmots.

„Wer die Weiber haßt, iſt im Grunde galanter gegen ſie, als wer ſie liebt; denn jener hält ſie für unüberwindlich, dieſer hofft noch mit ihnen fertig zu werden."

„Wenn ich die Weiber von Eitelkeit reden und ſie ſich oder uns vorwerfen höre, ſo möchte ich immer ausrufen: Vater, vergieb ihnen, ſie wiſſen nicht was ſie thun."

495.

1810, 13. September.

Mit Riemer.

Friedrich's Gemälde in Dresden waren es, welche Goethe zu folgender Reflexion veranlaßten: „Die Menſchen halten ſich mit ihren Neigungen an's Lebendige. Die Jugend bildet ſich wieder an der Jugend. — Die Claude's ſind durch die in Italien reiſenden

Engländer wieder heraufgebracht und der Sinn dafür auf kurze Zeit geweckt worden."

496.

1810, 17. September.

Auf der Galerie in Dresden.

Eines Morgens, während ich [Luiſe Seidler] auf der Galerie arbeitete, erſcholl die Kunde: Er iſt da! Er iſt auf der Galerie! „Ich habe ihn geſehen!" rief Frommann, „ich habe ihn geſprochen; er iſt in beſter Laune." Die Schwägerin [Betty Weſſelhöft] meinte: „„Ich weiß nicht, ob es nöthig iſt, ihm entgegenzugehen? Ich denke, wir warten ihn hier ab."" Dieſe Meinung drang durch. Aber als die imponirende Geſtalt des Dichterfürſten .... am äußerſten Ende der Galerie ſichtbar wurde, da flog ſie ihm doch ſchnell entgegen.

Ich blieb allein, überraſcht, verdutzt zurück. In kindiſcher Verlegenheit darüber, daß mir der Moment entſchlüpft war, ihn auch ſogleich zu begrüßen, flüchtete ich mich in eine Fenſtervertiefung. Hier hörte ich, wie Goethe näher kam und an meiner Staffelei ſtehen blieb. „Das iſt ja eine allerliebſte Arbeit, dieſe heilige Cäcilia nach Carlo Dolce!" hörte ich ihn ſagen; „wer hat ſie gemacht?" Man nannte ihm meinen Namen. Als er ihn erfahren hatte, ſchaute er um die Ecke und ſah mich in meinem Verſteck ſtehen. Ich fühlte das Blut in meine Wangen ſteigen, als er mir liebreich die Hand

bot. In väterlich-wohlwollendem Tone drückte er ſeine Freude aus, mir hier zu begegnen und ein Talent, von welchem er früher nie etwas gewußt, an mir zu finden. „Wo wohnen Sie, mein Kind?“ fragte er weiter. „„In der Oſtraallee neben dem botaniſchen Garten,““ erwiederte ich. „Da werde ich Sie beſuchen; wir wollen zuſammen den botaniſchen Garten beſehen und dieſe herrlichen Auguſtabende recht genießen. Auch kann ich Ihnen noch manches zeigen: es giebt Privatſammlungen hier, die Sie gewiß noch nicht kennen. Nur wünſchte ich nicht, daß davon geſprochen wird,“ fügte er hinzu...

497.

1810, 18. bis 24. September.

Mit Luiſe Seidler.

Als meine Nachbarin bemerkte, daß Goethe ſpäter oft in der Galerie auf- und niederwandelte und mit mir über Gemälde ſprach, bat ſie mich, ihn gelegentlich über die Bedeutung einer Schnecke zu fragen, welche im Vordergrunde einer . . . . „„Verkündigung““ von Mantegna angebracht war. Ich benutzte einen günſtigen Augenblick dazu, als der Dichter am nächſten Morgen wie gewöhnlich die Galerie beſuchte. „Dieſe Schnecke iſt ein Zierrath, meine Freundin, welchen die Laune des Malers hier angebracht hat. (Ich hole Sie heute mit dem Wagen ab, wir fahren zuſammen ſpazieren!)“ flüſterte er mir dazwiſchen in aller Schnelligkeit zu;

dann fuhr er in seinem vorigen Tone fort: „Die Maler haben oft solche Phantasien und Einfälle, denen nicht immer eine tiefere Beziehung zum Grunde liegt.“ Er beendete nun seine Belehrung, als sei jene Einschaltung gar nicht gemacht worden.

Gegen Abend kam wirklich der Wagen; Goethe und Seebeck saßen darin; wir fuhren an dem herrlichen Augustabend durch Dresdens reizende Umgegend. So geschah es mehrmals; ich erlebte köstlichste Stunden....

Goethes Abschied von Dresden wurde mir erleichtert durch seine Einladung, ihn im Winter in seinem Hause zu besuchen. Er wollte mir erlauben, ihn zu malen, um mich dadurch als Portraitmalerin bekannt zu machen. Auch wünschte er, daß ich ihm meine Arbeiten zuschicke, damit er sie den Weimarischen Fürstlichkeiten zeige.

498.

1810, 18. September.

Bei Körners.

Goethe war auch in Karlsbad und ich [Emma Körner] war äußerst begierig, ihn nach mehreren Jahren wieder zu sehen; die erste Zusammenkunft mit ihm entzückte mich indessen nicht, da er immer etwas steifes hat, ehe man genauer mit ihm bekannt wird, und obgleich er meine Eltern nun doch schon so lange kennt, konnten wir es doch während unsers ganzen Aufenthalts in Karlsbad nicht dahin bringen, mit ihm auf

einen zutraulichern Ton zu kommen, aber bei einem Aufenthalt von 14 Tagen, den er nach vollendeter Badecur in Dresden machte, hat er uns reichlich für dieſe Förmlichkeit entſchädigt, indem er ein ganz andrer Menſch war, als wir ihn früher geſehn, und ſeine Art, ſich über ſo manche Gegenſtände mitzutheilen, uns unendlichen Genuß gewährt hat. Er nimmt großes Intereſſe an Muſik, und unſre kleine Singakademie machte ihm ſehr viel Freude. Dresden hat ihm ſo wohl gefallen, daß er uns verſprochen, künftiges Jahr wieder hier durchzugehn und dann einen längern Aufenthalt zu machen; er hatte uns auch eingeladen, ihn dieſen Winter in Weimar zu beſuchen, was aber bei den Vater ſeinen Geſchäften leider ganz unmöglich iſt.

499.

1810, September.

Mit Riemer.

„Jedes Kunſtwerk motivirt nur durch causas proximas, nicht durch remotas oder remotissimas, weil es ſich iſoliren muß. Das Motiviren, das ins Detail geht, haben die Engländer aufgebracht."

500.

1810, 27. (?) September.

Mit Samuel Gottlob Friſch.

Chevenix behauptete, die Oryktognoſie ſei in Freiberg nur als Kunſt betrieben worden. Faſt mit ihm

übereinſtimmend äußerte ſich Goethe gegen den Verfaſſer dieſer Schrift . . . . . „Werner's Oryktognoſie," ſagte er, „iſt mehr eine Kunſt, als eine Wiſſenſchaft, wird von ihm mehr nach einem feinen Tact geübt, als durch Belehrung auf andere übergetragen."

501.

1810, 1. October.

Mit Riemer.

„Der Unterſchied zwiſchen alter und neuer Kunſt iſt kein ſolcher, wie ihn die Herren Unterſcheider von Antik und Romantiſch machen, ſondern die neue Kunſt iſt nur eine limitirte alte, eines Unzulänglichen in Form und Stoff. Hier tritt die Sehnſucht ein ſtatt der Befriedigung. Auf die Befriedigung kann jedoch eine neue Sehnſucht (nach der Fortdauer, Wiederkehr ꝛc.) eintreten, aber die Sehnſucht nach dem Genuß iſt ein Anderes als die ohne allen Genuß."

502.

1810, 2. October.

Mit Knebel.

Ich ſchrieb kaum geſtern dieſe letzte Zeile, als Goethe mit lautem Geräuſch meine Treppe heraufkam und zu mir hereintrat. Er kommt mit friſchem Geiſt und Muth und hat mancherlei Neues geſehen. Gerne er-

zählte er von der Österreichischen Kaiserin, wie sie lieblich sei, wohlunterrichtet, durchaus ohne Leidenschaft, aber voll gutem Geist, jedem nach seiner Art ihr Wohlwollen zu bezeugen, und immer heiter im Geiste und voll Gunst gegen jedermann. Sie habe zwei Lehrer gehabt, die sie vorzüglich wohl unterrichtet hätten und ihr die Geschichte und andre Wissenschaften als Schulunterricht gaben, wovon sie sich viele Hefte mit Fleiß aufgehoben. In der Geschichte sei sie durchaus bewandert, und über Montesquieu und andere Schriften spräche sie, als wenn sie solche gestern gelesen hätte und raisonnirte selbst nach ihrer kaiserlichen Art sehr wohl darüber. Von des Königs in Holland gutem Verstand, großer Unterrichtung und menschenfreundlichem Wesen erzählten sie [so!] mir nur weniges, weil Goethe sogleich wieder nach Weimar abfuhr. Ich hatte gestern vielen Besuch von denen, die Goethe nur einen Augenblick sprechen wollten und unter andern von dem Schuldirector Niethammer aus München, der ein feiner Mann ist und dessen Nachrichten von den bayerischen Unterrichtsanstalten denen, die Goethe von der jetzt in Böhmen aufblühenden Cultur uns gab, so schnurstracks zuwiderliefen. Dieser erzählte nämlich, daß man in Böhmen und vorzüglich in Prag sich sehr zu cultiviren anfange und dies vorzüglich durch Anstiften einiger Privatpersonen von Vermögen. Diese hätten unter anderm eine große Zeichenschule in Prag gestiftet, die ausgebreiteten Nutzen verschaffe; aber auch alle Wissen-

schaften und feinern Künste fingen an, daselbst emporzukommen, und sie hätten einige ganz vorzügliche Menschen hiezu, worunter er unter andern einen jungen Mann Bolzano nannte, dessen Bekanntschaft er in Karlsbad gemacht, und der eben jetzt ein kleines Werkchen von sehr vorzüglichem Werthe und Geist herausgegeben habe. Das macht doch Freude! — Goethe denkt etwa in vierzehn Tagen wieder hier zu sein, um dann länger zu verbleiben. — In Dresden war er sehr vergnügt und beschäftigte sich sehr mit den dortigen Schätzen der Kunst. Auch die Gegend hat viel Angenehmliches.

503.

1810, October.

Über Böttiger.

Die Großfürstin [Maria Pawlowna] fragt ihn [Goethe] über seinen Aufenthalt in Dresden und setzt hinzu: „Da werden Sie ja wohl auch Ihren Freund Böttiger“ (sie ahndete nichts Arges) „gesehen haben.“ „„Nein!““ antwortete Goethe mit stolz zurückgeworfenem Kopf, „„er hat sich wohl nicht genommen, mir unter das Auge zu treten.““ Ich [Böttiger] weiß dies von jemand, der bei dieser Unterredung gegenwärtig war.

504.

1810, 23. October.

Mit Riemer.

Aeußerung Goethes: „Doppelte Anſicht der litterariſchen Productionen, moraliſch und äſthetiſch, nach ihren Wirkungen, und nach ihrem Kunſtwerth. Gewirkt hat das ſchlechteſte Werk ſo gut als das beſte, der Werther, der Siegwart, der Meſſias, Geßners Idyllen, der ſchlechteſte Roman wie der beſte; aber ſie ſind nicht alle — Kunſtwerke."

505.

1810, 26. October und vorher.

Mit Charlotte v. Schiller u. a.

Der Meiſter [Goethe] iſt gar galant und freundlich und ich freue mich, daß die Großfürſtin ſich mit ihm viel unterhält. Sie hat auch eine Freude jetzt, ſich über Kunſt mitzutheilen, über Geſchichte, und wir haben einige recht ſchöne Abende erlebt.

Am 26. October, wo großer Ball war und der Meiſter mit ſeinem Sohn erſchien (der Kammeraſſeſſor geworden), entſtand eine höchſt komiſche Situation. . . . Man meldete ſeinen Wagen vor dem Souper und ich nahm ſeine Einladung an, mit nach Hauſe zu fahren. Als wir auf die Treppe kommen, ſagte er, ich möchte verzeihen, wenn er langſam ginge; denn er habe ſeit Mittags Schmerzen von neuen Schuhen, die er ſich in

Schärpe um den Leib, und er soll manchmal einen Dolch, den er sich aus einer alten Rüstkammer zugeeignet, in den Gürtel gesteckt, und so die ihm zugetheilten tragischen Rollen memorirt und probirt, ja in eben dem Zimmer sein Gebet kniend auf dem Teppich verrichtet haben.

Wie glücklich pries er daher in früheren Zeiten den Schauspieler, den er im Besitz so mancher majestätischen Kleider, Rüstungen und Waffen, und in steter Übung eines edlen Betragens sah, dessen Geist einen Spiegel des herrlichsten und prächtigsten, was die Welt an Verhältnissen, Gesinnungen und Leidenschaften hervorgebracht, darzustellen schien. Eben so dachte sich Wilhelm auch das häusliche Leben eines Schauspielers als eine Reihe von würdigen Handlungen und Beschäftigungen, davon die Erscheinung auf dem Theater die äusserste Spitze sey. Etwa wie

Dresden habe machen lassen. Daß er gerade mich erwählte, mit ihm nach Hause zu fahren, die auch an demselben Übel durch Pariser Schuhe litt, war aber recht lustig, und wir haben recht darüber gelacht.

506.

1810, 31. October.

Mit Riemer.

Als ich Goethe zur Fortsetzung der Pandora ermunterte, sagte er: Wenn er seine Schätze heben wolle, so versänken sie immer wieder zurück und er sähe die glühenden Kohlen gar nicht mehr, die sich ihm verlöschten.

507

1810, 5. November.

Mit Riemer.

Aus einem Gespräch mit Goethe. Tyrannentödter in der deutschen Literatur, zu einer Zeit, wo es gar keine Tyrannen gab, wo unter die Fürsten das Bestreben nach Humanität gekommen war. — Aus der Wäßrigkeit und Breite ging man zuerst zur Concinnität (Gedrängtheit) über. Ramler, Haller. Lessing war zuerst noch weitschweifig. Diese Schritte gegen sich selbst machte auch Goethe; nur ist aus dieser Periode wenig von ihm übrig; blos die Lieder bei Breitkopf, die Laune des Verliebten und die Mitschuldigen.

Nach dieſer Syſtole war er der erſte, der ſich wieder diaſtoliſirte im Götz ꝛc.

508.

1810, 10. November.

Mit Falk.

Es war am 10. November 1810, als Goethe nicht längſt von Teplitz zurückgekommen war. Folgende nähere Umſtände über ſeinen dortigen Aufenthalt habe ich damals wörtlich, wie er ſie mir mittheilte, niedergeſchrieben.

Er wohnte daſelbſt in dem nämlichen Hauſe, wo ſich auch der König von Holland einmiethete. Goethe wollte ſogleich ausziehen und die ganze Etage räumen, der König aber litt es nicht, ſondern erklärte, daß er auf keinen Fall Gebrauch davon machen würde.

Goethes Urtheil über den König von Holland, den er von nun an zum öftern ſah, und mit dem er, nur durch die Thür eines Schlafzimmers von ihm getrennt, eine Zeitlang in Teplitz zubrachte, bin ich im Stande, da ich dies noch an demſelben Abende ſchreibe, aus treuem Gedächtniß wiederzugeben.

„Ludwig," ſagte Goethe, „iſt die geborene Güte und Leutſeligkeit, ſowie ſein Bruder Napoleon die geborene Macht und Gewalt iſt. Sonderbar überhaupt ſind die Eigenſchaften unter dieſen Brüdern gemiſcht und vertheilt, die doch als Zweige einer und derſelben Familie angehören. Lucian z. B. verſchmähte ein

Königreich und beschäftigte sich zu Rom mit der Kunst. Mit dem sanften Ludwig scheint die Niederlegung eines zweiten Königreiches in so stürmischen Zeiten, wie die unsrigen, geboren zu sein. Milde und Herzensgüte bezeichnen jeden seiner Schritte. Sonach ist es keineswegs Eigensinn, wie man gemeint hat, der ihn zu dieser auffallenden Handlung, seinem Bruder gegenüber, verleitete; im Gegentheil ist Ludwig einer der sanftmüthigsten, friedfertigsten Charaktere, die ich im Laufe meines Lebens kennen lernte; nur, was freilich eben daraus folgt, daß ihn alles Ungerechte, Ungesetzmäßige, Unbarmherzige in tiefster Seele verletzt und ihm gleichsam von Natur zuwider ist. Irgend ein Thier gequält, ein Pferd gemißhandelt, oder ein Kind leiden zu sehen, erträgt er nicht; man sieht es seinen Geberden, seinem ganzen Benehmen in solchen Lagen an, es empört sein Inneres; es macht ihn unglücklich, wenn in seiner Gegenwart etwas Rohes geschieht, ja, wenn er auch nur davon erzählen hört. Vorfallende Unschicklichkeiten in Beziehung auf seine Person vergiebt er weit leichter. Eine schöne Seele, eine überall ruhige Fassung des Gemüthes, im Hintergrunde Gott ohne die geringste religiöse Schwärmerei — das sind die ersten, die wesentlichsten Grundzüge zu Ludwigs Charakter, die dabei zugleich einen Theil eines ganz unverfälschten Wesens ausmachen, das nicht etwa anerzogen, angelernt, sondern dieser schönen Natur ganz eigenthümlich ist. Wie ein glänzender Silberfaden zieht sich die Religion durch alle

ſeine Geſpräche und Urtheile; ſie erheitert gleichſam den dunkeln Grund ſeiner oft etwas ſchwermüthigen Lebensbetrachtung. Was irgend in der Weltgeſchichte ſein ſchönes ſittliches Weſen ſchmerzlich berührt, erhält ſogleich eine ſanfte Abweiſung. Er verwirft daraus alles, was nach ſeinem Gefühle nicht recht und wider die göttliche Vorſchrift iſt. Hieraus entſteht nothwendig die Beſchränkung ſeines Urtheils in manchem Stücke, die aber durch die Ruhe eines ſchönen Gemüthes unter allen noch ſo trübſeligen Umſtänden reichlich aufgewogen wird. Die Zeit iſt nach ſeiner Meinung heftig verworren und ſehr böſe, aber daraus folgt keineswegs, daß ſie immer ſo bleiben werde. Man darf in ſeiner Gegenwart keine Maxime ausſprechen, die irgend einer ſeiner chriſtlich moraliſchen Anſichten zuwiderlautet oder ſie gar aufhebt, ſonſt wird er ſtill, wortkarg, oder wendet ſich, jedoch ohne Streit und Widerſpruch, aus dem Geſpräche. Als er nach Teplitz kam, fühlte er ſich ſo ſchwach, daß man ihn führen mußte; in der Folge ging es aber beſſer. Wie es einem ſo zart und empfindlich geſtimmten Weſen gelingen konnte, den ſchweren Kampf zwiſchen Holland und ſeinem eiſernen Bruder durchzukämpfen, ohne daß das Gewebe ſeiner Nerven zerriß und er ſelber zugrunde ging, iſt mir noch immer ein Räthſel. Es iſt bewundernswürdig, daß die Macht der Idee ihn ſo über den widerwärtigen Umſtänden emporgehalten hat. Was er als Oberhaupt einer berühmten Nation dieſer, was er ſich ſelbſt ſchuldig

zu ſein glaubte, nachdem er ſich deſſen einmal als König von Holland bewußt geworden war, verfolgte er auch gegen Frankreich und gegen ſeinen Bruder mit demjenigen ſtrengen und ſittlichen Ernſte, der ſeiner Natur eigen iſt. Von dem Augenblicke an, wo Napoleon von der Schelde, von dem Rheine, von der Maaß nur noch wie von den Adern des großen franzöſiſchen Staatskörpers ſprach und das Blut, was die tapfern Vorfahren unter Philipp dem Zweiten, um Holländer zu ſein, ſo heldenmüthig verſpritzt hatten, gar nicht weiter in Anſchlag brachte, blieb ihm nichts anderes übrig, als einen Thron zu verlaſſen, den er nicht länger glaubte auch nur mit einiger Würde behaupten zu können. Es iſt dieſes ſonach kein Schritt, der, um Aufſehen zu erregen, von ihm gethan wurde, ſondern alles, was in dieſer Sache öffentlich geſchehen iſt, geht vielmehr aus der innerſten Überzeugung eines Weſens hervor, dem die Ruhe und der Friede eines guten Gewiſſens das ſchätzbarſte Kleinod auf Erden ſind und mehr als der Beſitz eines Thrones gelten. Hiezu kommt noch eine äußerſt liebliche Erſcheinung, die beſonders ſeinem Umgange eine große Annehmlichkeit ertheilt. Man bemerkt nämlich weder Philoſophie, noch Grundſätze, noch irgend etwas dergleichen in ſeiner Unterhaltung, was von irgend einer Seite ſcharf und verletzend für die anders Geſinnten hervortritt; es iſt vielmehr die reine, gütige Natur ſelbſt, die vor uns ſteht und, ihren angeborenen ſanften Trieben gemäß, heitere Geſtändniſſe

ablegt. Grundsätze haben noch Logik und lassen Streit, Zweifel und Auslegungen zu, das echte Gewissen aber kennt blos Gefühle und geht geradewegs auf den Gegenstand zu, den es liebend zu umfassen gedenkt und, wenn es ihn umfaßt, auch nie wieder losläßt. Wie die unschuldige Herde auf der Wiese diejenigen Blumen und Kräuter, welche ihr der Instinkt als giftige ankündigt, oder als schädlich verbietet, nicht mit Füßen zerstampft, oder sie voll Unmuth und Ingrimm zerstört, sondern ruhig stehen läßt, weitergeht und blos das nimmt, was ihr eigentlich zur Nahrung dient und ihrer sanften, friedfertigen Natur gemäß ist, ebenso betrachte ich die Neigungen und Abneigungen einer wahrhaft sittlich schönen Natur, vor welcher alle jene in Schulen angelernte Künste nothwendig beschämt in den Hintergrund zurücktreten müssen.

Ich kann sagen, daß, wo ich in meinem Leben das Glück hatte, einer solchen wahrhaft sittlichen Erscheinung zu begegnen, sie mich ausnehmend anzog und erbaute, wie ich denn auch in dieser Zeit meinen Freunden in Teplitz sehr oft zu sagen pflegte: man verläßt den König von Holland nie, ohne daß man sich besser fühlt. Mit großer Seelenerhebung gestand ich es mir selbst, wenn ich ihn so ein paar Stunden gesehen und gehört hatte: wenn dieses anmuthig zarte und beinahe frauenhaft entwickelte Wesen in so großen, ungeheuern Weltverhältnissen das konnte, sollteſt du als Privatmann in beschränkten Kreisen nicht dasselbe

leiſten können, oder wenigſtens Muth und Faſſung aus ſeinem Beiſpiel zu ſchöpfen im Stande ſein? Es läßt ſich ſchon ahnen, daß ein aller ſittlichen Anerkennungen ſo fähiges und ſchönes Gemüth auch vor dem Charakter aller nordiſchen Völker und ihres Thuns und Laſſens eine gleichſam angeborene Ehrfurcht in ſich trägt, daher zeigen ſich im Könige von Holland ſtille Anneigungen zu Preußen und Sachſen. Man möchte wohl mit dem Schickſale rechten, wofern nicht andere und tiefere Pläne deſſelben im Hintergrunde der Zeit liegen, die wir nicht zu errathen im Stande ſind, daß es gerade ſeinen Bruder und nicht ihn zum Könige von Weſtfalen machte.

Ernſt mit Sitte verbunden, beide ohne die geringſte Strenge, Frömmigkeit ohne allen Stolz und Dünkel, ohne irgend eine trübe Beimiſchung von Furcht und Aberglauben, grundredlich und grundgütig zugleich — ſollte man nicht glauben, daß dieſer Charakter gänzlich dazu geeignet war, mit Allem, was der deutſche Charakter Vortreffliches oder Schätzenswerthes an ſich trägt, eine innige Verbindung, ja Durchdringung einzugehen? Aber auch in ſolchem an ſich ſo erwünſchten Falle würde ſchwerlich ſo viele angeborene Herzensgüte, wenigſtens auf keine Weiſe mit Beibehaltung von Ludwigs Verhältniß zur franzöſiſchen Nation, ſich auf die Länge frei und ſelbſtändig behauptet haben, und es würde nur allzubald wiederum ebenſo wie in Holland gegangen ſein. Sein Reich iſt nicht von dieſer Welt und noch weniger von dieſer Zeit. —

In den Umgebungen des Königs begegnete ich einem Doctor, deſſen Anſichten oft etwas ſchroff, um nicht zu ſagen katholiſch beſchränkt waren. Er ſprach ſogar manchmal von der allein ſeligmachenden katholiſchen Kirche, was aber der König im Geſpräche nie aufnahm, der, wie geſagt, ebenſo mild als ernſt und menſchlich in ſeinen Anſichten, ſich keiner Einſeitigkeit hingab. Ich ſuchte meine Faſſung in ſolchen Fällen ſo viel nur immer möglich beizubehalten; einmal aber, da er wieder einige faſt capuzinermäßige Tiraden, wie ſie jetzt gäng und gäbe ſind, über die Gefährlichkeit der Bücher und des Buchhandels vorbrachte, konnte ich nicht umhin, ihm mit der Behauptung zu dienen: das gefährlichſte aller Bücher in weltgeſchichtlicher Hinſicht, wenn durchaus einmal von Gefährlichkeit die Rede ſein ſollte, ſei doch wohl unſtreitig die Bibel, weil wohl leicht kein anderes Buch ſo viel Gutes und Böſes, als dieſes, im Menſchengeſchlechte zur Entwickelung gebracht habe. Als dieſe Rede heraus war, erſchrak ich einwenig vor ihrem Inhalte; denn ich dachte nicht anders, als die Pulvermine würde nun nach beiden Seiten in die Luft fliegen. Zum Glück aber kam es doch anders, als ich erwartete. Zwar ſah ich den Doctor vor Schrecken und Zorn bei dieſen Worten bald erbleichen, bald wieder roth werden, der König aber faßte ſich mit gewohnter Milde und Freundlichkeit und ſagte bloß ſcherzweiſe: „„Cela perce quelquefois que Monsieur de Goethe est hérétique.““

Zu Amſterdam fühlte ſich der König ſo ſehr als

Holländer, daß es ihn, wenigstens so lange er in dieser Stadt lebte, sehr verdroß, daß die Großen daselbst häufig ihre Muttersprache vernachlässigten und fast nichts als Französisch sprachen. „„Wenn Ihr nicht Holländisch sprechen wollt,““ sagte er zu Einigen von ihnen halb im Ernste und halb im Scherze, „„wie mögt Ihr nur glauben, daß sich irgend Jemand sonst in der Welt die Mühe geben wird, es zu sprechen?““

509.

1810, 13. November.

Mit Riemer.

Mittags mit Goethe allein gegessen. Über die Aufführung und Besetzung von Faust.

Beides wurde nachher von mir und Wolff noch näher verabredet und das Taschenexemplar danach eingerichtet, wenigstens zum Theil.

510.

1810, 14. November.

Mit Riemer.

„Die Vollkommenheit der Technik, könnte man beinahe sagen, schließt die Kunst aus in allem, was zum Lebensgenuß, zum Comfort ꝛc. gehört, weil sie auf das Mathematische, d. h. auf das Nothwendige geht.“

511.

1810, 15.*) November.

Mit Riemer.

Bei Gelegenheit von Philippus Neri, der in seiner Jugend sich ein paar Brustrippen zerbrochen, wodurch das Herz zu viel Spielraum bekommen, weswegen er auch immer an Herzklopfen gelitten, bemerkte Goethe: „Es sei ein Wahn, was man von einem großen Herzen behaupte; die ärgsten Lumpe hätten immer die größten Herzen gehabt. Das eigentliche Leben sei in den Adern, außenhin, und das Herz nur, wie bei den Röhrenfahrten, der Punkt, von wo aus die Richtung bestimmt wird."

512.

1810, Mitte November.

Mit Riemer.

„Das Lebendige schon muß man schätzen. Alle Literatur, italienische, französische, deutsche, ist wie eine Gestaltung aus dem Wasser zu Mollusken, Polypen u dgl., bis endlich einmal ein Mensch entsteht.

Haug ist ja auch etwas, ein Mensch, wer kann leugnen, daß er einen Einfall habe? Lieber Gott! was sind wir denn alle? ꝛc."

*) Wohl so, statt 13.?

ein Silber, das vom Läuter-Feuer lange herum getrieben worden, endlich farbig schön vor den Augen des Arbeiters erscheint, und ihm zugleich andeutet, daß das Metall nunmehr von allen fremden Zusätzen gereiniget sey.

Wie sehr stutzte er daher Anfangs, wenn er sich bey seiner Geliebten befand, und durch den glücklichen Nebel, der ihn umgab, neben aus auf Tische, Stühle und Boden sah. Die Trümmer eines augenblicklichen, leichten und falschen Putzes lagen wie das glänzende Kleid eines abgeschuppten Fisches zerstreut in wilder Unordnung durch einander. Die Werkzeuge menschlicher Reinlichkeit, als Kämme, Seife, Tücher und Pomade waren mit den Spuren ihrer Bestimmung gleichfalls nicht versteckt. Musik, Rollen und Schuhe, Wäsche und italienische Blumen, Etuis, Haarnadeln, Schminktöpfchen und Bänder, Bü-

513.

1810, November.

Mit Riemer.

a.

„Unſere Kunſtrichter werden transſcendent, da ſie blos das Transſcendentelle wollen ſollten; ſie ſprechen immer das aus, was ſie verſchweigen ſollten, wie es der Künſtler (Iffland) ja ſelbſt macht, der das, woraus er etwas thue, verſchweigt. Sie hängen immer die Ringe an Zeus' Ruhebette auf. Mir kommen ſie vor wie die katholiſchen Prieſter, die überall das Meßopfer bringen. Dieſe Art von Äſthetik iſt nicht productiv; denn man kann nicht mehr darüber hinaus."

b.

„Die jetzige Generation entdeckt immer, was die alte (vorhergehende) ſchon vergeſſen hat."

514.

1810, 4. December.

Mit Riemer.

Inter coenam. Als von dem Eigenſinn und der Eigenwilligkeit der jetzigen jungen Künſtler die Rede war, als: Weißer, Friedrich, Kleiſt, bemerkte Goethe:

„Sie meinen, außer dem Rechten gäbe es noch ein Rechtes, ein anderes Rechtes, das hätten ſie. Wie wenn es außer dem Schwarzen in der Schreibe noch eins gebe, und da ſchießen ſie denn ins Blaue."

515.

1810, December (?).

Mit Niemer.

„Vegetabile Geiſter und animale Geiſter, etwa wie Pflanzen und Thiere, Weiber und Männer, jene die gleichſam einen Boden verlangen, in dem ſie ſich befeſtigen und ihre Nahrung daraus ziehen, irgend eine Wiſſenſchaft, andere die herumgehen und alles genießen und zu ihrem Nutzen verwenden, wie die Poeten. —

Poet und Künſtler — jenes iſt genus, dieſes species; Dichter ein Univerſelleres, zugleich Philoſoph."

516.

1810, 24. December.

Mit Niemer.

a.

„Alles muß man lernen: die Verachtung der andern, die uns als eine Maske begegnet, eine wohlbekannte, doch befremdlich; denn man muß lieben, was uns haßt, das vortreffliche haßt, — eben weil es nur ein Irrthum iſt." (Cf. die Artikel Görres.)

b.

„Da die Rede die Sinne und das innere Vorſtellungsvermögen vertreten muß, ſo muß ſie auch zu dieſen reden und der Ausdruck ſinnlich und repräſentativ ſein."

c.

„Geduld, Hoffnung, Glaube, Liebe, alle dieſe Tugenden ſind die Vernunft acta, in Ausübung, ſie ſind die ausgeübte Vernunft.“

517.

1810, Ende December.

Mit Pauline Gotter.

Wir waren einen Tag in Weimar. Er [Goethe] beſuchte uns gleich; dann ging ich mit ihm in's Theater, wo uns ein ſchlechtes Stück völlige Freiheit ließ, uns nach einer ſo langen Trennung recht angelegentlich zu unterhalten. Er ſchrieb früher: die Zeit und die Abweſenheit hätten nichts an ihm und ſeinen Geſinnungen verändert, und ich fand es auch wahr: er ſchien ebenſo herzlich, ebenſo liebevoll, wie ſonſt, was mich innig freute, wenn auch die lebhaftern Verſicherungen ſeiner Zuneigung mich ſtets beſchämen; denn ich fühle recht gut, daß ich ſie mehr dem zufälligen Zuſammentreffen der Umſtände, als mir ſelbſt zu verdanken habe. Ich habe Goethen von Ihnen, werther Freund [Schelling]! Grüße gebracht, die er ſchönſtens erwiederte; er freute ſich ſehr, daß ich ihm ſagen konnte, Sie hätten ſich mit ſeiner Farbenlehre dieſen Sommer beſchäftigt, und er äußerte ſehr lebhaft den Wunſch, einmal mündlich mit Ihnen darüber ſprechen zu können. Künftige Woche haben wir die frohe Ausſicht, ihn ganz in unſere Nähe

zu bekommen: er bringt vierzehn Tage in Jena zu, um an Hackert's Leben fleißig zu arbeiten, das die Oſtermeſſe erſcheinen ſoll. Er hat von Dresden aus Compoſitionen zu ſeinem „Fauſt“ erhalten, mit denen er ſehr zufrieden iſt: die Hexenküche und den Spaziergang vorſtellend.

518.

1810 (?).

Mit Falk.

Der ſchwer beleidigte Kaiſer [Napoleon] verſtattete zwar dem Herzoge die Rückkehr in ſeine Staaten, aber nicht ohne das höchſte Mißtrauen in ihn zu ſetzen, ſodaß der edle, offne deutſche Mann von dieſem Augenblicke an von allen Seiten mit Horchern, ſogar an ſeiner Tafel umſtellt war. Da mich um dieſe Zeit meine Geſchäfte oftmals nach Berlin und Erfurt führten, gaben mir die dortigen höhern Behörden nicht ſelten Bemerkungen anzuhören, von denen ich gewiß war, daß man ſie als Reſultate der dort gehaltenen geheimen Polizeiregiſter dem Kaiſer vorlegte, und die ich eben deshalb dem Herzoge nicht verſchweigen durfte. Mit wörtlicher Treue, wie ich ſie empfangen hatte, ſetzte ich ſie ſchriftlich auf, um ſie höhern Orts zu übergeben. Bei dieſer Gelegenheit hat Goethe eine ſo ſchöne perſönliche Anhänglichkeit für den Herzog an den Tag gelegt, daß ich mir ein Gewiſſen daraus machen würde, dem deutſchen Publicum dies ſchöne Blatt aus der Lebensgeſchichte ſeines großen Dichters vorzuenthalten.

Es geſchah um dieſe Zeit häufig genug, wenn ich Goethe beſuchte, daß die bedenklichen Zeitumſtände — in welche ich ſelbſt damals, nicht aber zum Unglück, ſondern, wofür ich Gott herzlich danke, zum Segen des Landes, das ich bewohnte, handelnd verflochten war — mit männlicher Umſicht von uns nach allen Seiten durchgeſprochen wurden. So kam denn auch diesmal, als ich Goethe nach meiner Zurückkunft von Erfurt in ſeinem Garten beſuchte, die Rede auf die Beſchwerden der franzöſiſchen Regierung. Ich theilte ſie ihm Punkt für Punkt und ſo mit, wie ſie auch nach dieſem der Herzog unverändert geleſen hat. Es ſei bekannt, hieß es unter anderm in dieſer Schrift, daß der Herzog von Weimar dem feindlichen General Blücher, der ſich zu Hamburg mit ſeinen Officieren nach der Niederlage von Lübeck in der größten Verlegenheit befunden, 4000 Thaler auf Wechſel vorgeſchoſſen habe. Ebenſo wiſſe jedermann, daß ein preußiſcher Officier, der Hauptmann v. Ende, . . . als Hofmarſchall bei der Frau Großfürſtin angeſtellt ſei. Es ſei nicht zu leugnen, daß die Anſtellung ſo vieler preußiſcher Officiere ſowohl im Militär- als Civilfach, deren Geſinnungen bekanntlich nicht die beſten ſeien, für Frankreich etwas Beunruhigendes mit ſich führe. Schwerlich werde es der Kaiſer billigen, oder jemals zugeben, daß man mitten im Herzen des Rheinbundes gleichſam eine ſtillſchweigende Verſchwörung wider ihn anlege. Sogar zum Hofmeiſter ſeines Sohnes, des Prinzen Bernhard, habe

man einen ehemaligen preußischen Officier, den Herrn von Rühle . . . gewählt; Herr von Müffling, ebenfalls gedienter Officier und Sohn des preußischen Generals dieses Namens, . . . sei mit großem Gehalte in Weimar als Präsident eines Landescollegiums angestellt; der Herzog stehe mit demselben in einem vertrauten persönlichen Umgange, und es sei natürlich, daß alle solche Verbindungen nur dazu dienten, einen ohnehin schlecht genug verheimlichten Groll gegen Frankreich zu nähren. Es scheine, daß man gleichsam alles absichtlich hervorsuche, um den Zorn des Kaisers, der doch manches von Weimar zu vergessen habe, aufs Neue zu reizen und herauszufordern. Unvorsichtig wenigstens seien die Schritte des Herzogs in einem hohen Grade, wenn man ihnen auch nicht geradewegs eine böse Absicht unterlegen wolle. So habe derselbe auch den Herzog von Braunschweig, den Todfeind Frankreichs, nebst Herrn v. Müffling, nach dem Gefechte von Lübeck zu Braunschweig auf seinem Durchmarsch besucht.

„Genug!“ fiel mir Goethe, als ich bis dahin gelesen hatte, mit flammendem Gesichte ins Wort. „Was wollen sie denn, diese Franzosen? Sind sie Menschen? Warum verlangen sie geradeweg das Unmenschliche? Was hat der Herzog gethan, was nicht lobens- und rühmenswerth ist? Seit wann ist es denn ein Verbrechen, seinen Freunden und alten Waffencameraden im Unglück treu zu bleiben? Ist denn eines edeln Mannes Gedächtniß so gar nichts in euern Augen?

Warum muthet man dem Herzoge zu, die schönsten Erinnerungen seines Lebens, den siebenjährigen Krieg, das Andenken an Friedrich den Großen, der sein Oheim war, kurz alles Ruhmwürdige des uralten deutschen Zustandes, woran er selbst so thätig Antheil nahm, und wofür er noch zuletzt Krone und Scepter auf's Spiel setzte, den neuen Herren zu gefallen, wie ein verrechnetes Exempel plötzlich über Nacht mit einem nassen Schwamme von der Tafel seines Gedächtnisses hinwegzustreichen? Steht denn euer Kaiserthum von gestern schon auf so festen Füßen, daß ihr keine, gar keine Wechsel des menschlichen Schicksales in Zukunft zu befürchten habt? Von Natur zu gelassener Betrachtung der Dinge aufgelegt, werde ich doch grimmig, sobald ich sehe, daß man dem Menschen das Unmögliche abfodert. Daß der Herzog verwundete, ihres Soldes beraubte preußische Officiere unterstützte, daß er dem heldenmüthigen Blücher nach dem Gefecht von Lübeck einen Vorschuß von 4000 Thalern machte, das wollt ihr eine Verschwörung nennen? Setzen wir den Fall, daß heute oder morgen Unglück bei eurer großen Armee einträte: was würde wohl ein General oder ein Feldmarschall in den Augen des Kaisers werth sein, der gerade so handelte, wie unser Herzog in dem vorliegenden Falle wirklich gehandelt hat? Ich sage euch, der Herzog soll so handeln, wie er handelt! Er muß so handeln! Er thäte sehr Unrecht, wenn er je anders handelte! Ja, und müßte er darüber Land und Leute,

Krone und Scepter verlieren, wie ſein Vorfahr, der unglückliche Johann, ſo ſoll und darf er doch um keine Hand breit von dieſer edeln Sinnesart und dem, was ihm Menſchen- und Fürſtenpflicht in ſolchen Fällen vorſchreibt, abweichen. Unglück! Was iſt Unglück? Das iſt Unglück, wenn ſich ein Fürſt dergleichen von Fremden in ſeinem eigenen Hauſe muß gefallen laſſen. Und wenn es auch dahin mit ihm käme, wohin es mit jenem Johann einſt gekommen iſt, daß beides, ſein Fall und ſein Unglück, gewiß wäre, ſo ſoll uns auch das nicht irre machen, ſondern mit einem Stecken in der Hand wollen wir unſern Herrn, wie jener Lukas Cranach den ſeinigen, ins Elend begleiten und treu an ſeiner Seite aushalten. Die Kinder und Frauen, wenn ſie uns in den Dörfern begegnen, werden weinend die Augen aufſchlagen und zueinander ſprechen: das iſt der alte Goethe und der ehemalige Herzog von Weimar, den der franzöſiſche Kaiſer ſeines Thrones entſetzt hat, weil er ſeinen Freunden ſo treu im Unglück war; weil er den Herzog von Braunſchweig, ſeinen Oheim, auf dem Todbette beſuchte; weil er ſeine alten Waffenkameraden und Zeltbrüder nicht wollte verhungern laſſen!" Hier rollten ihm die Thränen ſtromweiſe von beiden Backen herunter; alsdann fuhr er nach einer Pauſe, und ſobald er wieder einige Faſſung geſammelt, fort: „Ich will ums Brot ſingen! Ich will ein Bänkelſänger werden, und unſer Unglück in Liedern verfaſſen! Ich will in alle Dörfer und in

alle Schulen ziehen, wo irgend der Name Goethe bekannt iſt; die Schande der Deutſchen will ich beſingen, und die Kinder ſollen mein Schandlied auswendig lernen, bis ſie Männer werden, und damit meinen Herrn wieder auf den Thron herauf- und euch von dem euern herunterſingen! Ja, ſpottet nur des Geſetzes, ihr werdet doch zuletzt an ihm zu Schanden werden! Komm an, Franzos! Hier oder nirgend iſt der Ort mit dir anzubinden! Wenn du dieſes Gefühl dem Deutſchen nimmſt oder es mit Füßen trittſt, was eins iſt, ſo wirſt du dieſem Volke bald ſelbſt unter die Füße kommen! Ihr ſeht, ich zittre an Händen und Füßen. Ich bin lange nicht ſo bewegt geweſen. Gebt mir dieſen Bericht! Oder nein, nehmt ihn ſelbſt! Werft ihn ins Feuer! Verbrennt ihn! Und wenn Ihr ihn verbrannt habt, ſammelt die Aſche und werft ſie ins Waſſer! Laßt es ſieden, brodeln und kochen! Ich ſelbſt will Holz dazu herbeitragen, bis alles zerſtiebt iſt, bis jeder Punkt in Rauch und Dunſt davonfliegt, ſodaß auch nicht ein Stäubchen davon auf deutſchem Grund und Boden übrig bleibt! Und ſo müſſen wir es auch einſt mit dieſen übermüthigen Fremden machen, wenn es je beſſer mit Deutſchland werden ſoll."

Ich brauche kein Wort zu dieſem wahrhaft männlichen Geſpräche hinzuzuſetzen, das ebenſo ehrend für Goethe, als für den Herzog iſt.

Als ich Goethe beim Abſchied umarmte, ſtanden auch mir die Augen voll Thränen.

Quellen.

225. Mittheilungen über Goethe und Schiller in Briefen von H. Voß. Hrsgg. von A. Voß. Heidelberg 1834. S. 59 f. (Aus Brief an Niemeyer v. 12. Aug. 1805.) — **226.** Aus K. L. v. Knebels Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette. Hrsgg. von H. Düntzer. Jena 1858. S. 216. (Aus Henriettens Brief v. 2. Febr. 1805.) — **227.** Archiv für Literaturgeschichte. Hrsgg. von Schnorr v. Carolsfeld. XI. Band. S. 117 ff. (Aus Voßens Brief an Solger v. 24. Febr. 1805.) — **228.** Mittheilungen über Goethe. Von F. W. Riemer. II. Band. Berlin 1841. S. 696. — **229.** Ebenda. — **230.** Wie 225. S. 60 ff.

231. Aus dem Tagebuche eines alten Schauspielers. Von E. Genast. I. Theil. 7. Kapitel. — **232.** a) Wie 225. S. 64 f. — b) Wie 227. S. 125. (Aus Voßens Brief an Solger v. 22. Mai 1805.) — **233.** Aus Schleiermacher's Leben. In Briefen. II. Band. Berlin 1858. S. 35 f. (Aus Briefen Schleiermachers an Henriette Herz a) v. 15. Aug. und b) v. 23. Aug. 1805.) — **234.** Weimarer Sonntagsblatt. III. Jahrgang. Weimar 1857. S. 294. (Aus Aufsatz von R. Abeken.) — **235.** Briefe von und an Goethe. Desgleichen Aphorismen und Brocardica. Hrsgg. von F. W. Riemer. Leipzig 1846. S. 287. — **236.** Johannes-Album ꝛc. hrsgg. v. F. Müller. Chemnitz 1857. II. Theil. S. 365 ff. (Nach der Autobiographie des Predigers Waitz.) — **237.** Reisenovellen v. H. Laube. 2. Aufl. IX. Theil. Mannheim 1847. S. 19 f. (Vielleicht

ther und Strohhüte, keines verschmähte die Nachbarschaft des andern, alle waren durch ein gemeinschaftliches Element, durch Puder und Staub, vereinigt. Jedoch da Wilhelm in ihrer Gegenwart wenig von allem andern bemerkte, ja vielmehr ihm alles, was ihr gehörte, sie berührt hatte, lieb werden mußte; so fand er zuletzt in dieser verworrnen Wirthschaft einen Reiz, den er in seiner stattlichen Prunkordnung niemals empfunden hatte. Es war ihm — wenn er hier ihre Schnürbrust wegnahm, um zum Klavier zu kommen, dort ihre Röcke aufs Bette legte, um sich setzen zu können, wenn sie selbst mit unbefangener Freymüthigkeit manches Natürliche, das man sonst gegen einen andern aus Anstand zu verheimlichen pflegt, vor ihm nicht zu verbergen suchte — es war ihm, sag' ich, als wenn er ihr mit jedem Augenblicke näher würde, als wenn eine Gemeinschaft zwi-

nach Niederſchrift von F. A. Wolf.) — **238.** Wie 234. — **239.** Zur Erinnerung an F. L. W. Meyer. II. Theil. Braunſchweig 1847. S. 82. (Aus Brief von Gries aus d. J. 1839.) — **240.** Zwei Bekehrte. Zacharias Werner und Sophie von Schardt. Von H. Düntzer. Leipzig 1873. S. 404 ff.

241. Wie 225. S. 683. — **242.** Ebenda S. 697. — **243.** Wie 226. S. 242 f. (Aus Henriettens Brief v. 27. Jan. 1806.) — **244.** Ebenda S. 243. (Desgleichen.) — **245.** Wie 225. S. 674. — **246.** Wie 225. S. 288. — **247.** Ebenda S. 288 f. — **248.** a) A. Oehlenſchläger's Selbſtbiographie. II. Bändchen. Breslau 1839. S. 26 f. — b) Was ich erlebte ꝛc. von H. Steffens. V. Band. Breslau 1842. S. 161 f. — c) Mittheilungen über Goethe. Von F. W. Riemer. I. Band. Breslau 1841. S. 415 f. — **249.** Wie 225. S. 697. — **250.** Rückblicke in mein Leben. Aus dem Nachlaſſe von H. Luden. Jena 1847. S. 13—20.

251. Ebenda S. 21—74. — **252.** a) Wie 248. S. 289. — b) Wie 243. S. 663. — **253.** Reiſeplaudereien. Von G. Reinbeck. II. Band. Stuttgart 1837. S. 1. — **254.** Wie 234. S. 384. (Aus Brief von H. Voß an M. Abeken v. 26. Apr. 1807.) — **255.** F. A. L. Freiherr v. Seckendorff in ſeinen literariſchen Beziehungen ꝛc. von G. Scheidel. Nürnberg 1885. S. 25. (Aus Brief von H. Voß v. 6. Dec. 1806.) — **256.** Wie 235. S. 289. — **257.** Ebenda S. 290. — **258.** Ebenda. — **259.** Ebenda S. 291. — **260.** Ebenda.

261. Auguſt von Kotzebue ꝛc. von W. v. Kotzebue. Dresden 1881. S. 70 f. — **262.** Wie 235. S. 292. — **263.** Ebenda. S. 293 f. — **264.** Ebenda S. 295. — **265.** Ebenda a—d. S. 294 ff. — e) Wie 228. S. 643 f. — **266.** Wie 235. S. 298 f. — **267.** Wie 228. S. 697 f. — **268.** Weimars Album zur vierten Säcularfeier der Buchdruckerkunſt am 24. Juni 1840. Weimar. S. 200. — **269.** Aus Brief von Fernow an Böttiger v. 7. Jan. 1807 (nach der Handſchrift auf der K. Bibliothek zu Dresden.) — **270.** Wie 235. S. 299.

271. Goethe, Weimar und Jena im Jahre 1806 ꝛc. hrsgg. von Rich. und Rob. Keil. Leipzig 1882. S. 153. — **272.** Wie 235. S. 299—302. — **273.** Deutsche Revue. Hrsgg. von R. Fleischer. 1886. Mai. Berlin und Breslau. S. 165. — **274.** Wie 235. S. 307. — **275.** Wie 273. S. 166. — **276.** Wie 228. S. 698. — **277.** Erinnerungen eines weimarischen Veteranen. Von H. Schmidt. Leipzig 1856. S. 137 f. — **278.** Ebenda. S. 160 f. — **279.** Wie 235. S. 307. — **280.** Wie 228. S. 281 f.

281. Morgenblatt 1862. Stuttgart und München. S. 650. — **282.** Wie 235. S. 307 f. — **283.** Ebenda S. 308. — **284.** Wie 228. S. 638. — **285.** a) Wie 268. S. 186 ff. u. 190 ff. — b) Westermann's Illustrirte Deutsche Monatshefte. December 1868. Braunschweig. S. 261—268. — c) Wie 253. — **286.** Wie 250. S. 102 ff. — **287.** Wie 273. S. 166. — **288.** Wie 235. S. 309. — **289.** Deutsche Revue 1886. Januar. S. 61. — **290.** Ebenda.

291. Wie 235. S. 309 ff. — **292.** Wie 289. S. 61. — **293.** Wie 228. S. 698. — **294.** Ebenda S. 698 f. — **295.** a) Wie 273. S. 166. — b) Wie 235. S. 311. — **296.** Wie 273. S. 166 f. — **297.** Ebenda S. 161. — **298.** Wie 253. — **299.** Wie 289. S. 63. — **300.** Ebenda.

301. Wie 228. S. 699. — **302.** a) Wie 289. S. 63. — b) Wie 228. S. 699. — **303.** Wie 289. S. 63 f. — **304.** Ebenda S. 64. — **305.** Ebenda. — **306.** Ebenda. — **307.** a—c) Wie 235. S. 312 f. — d) Wie 228. S. 700. — **308.** Wie 289. S. 64. — **309.** Wie 228. S. 700. — **310.** Wie 289. S. 64.

311. Wie 228. S. 700. — **312.** Ebenda. — **313.** Ebenda S. 700 f. — **314.** Ebenda S. 660. — **315.** Ebenda. — **316.** Ebenda S. 642 f. — **317.** Wie 289. S. 65. — **318.** a) Wie 235. S. 313 f. — b) Wie 228. S. 701. — **319.** Wie 289. S. 65. — **320.** Ebenda.

321. a) Wie 289. S. 65. — b) Wie 273. S. 167 f. — c) Wie 228. S. 702. — **322.** Wie 289. S. 65. — **323.** Wie

228. S. 701 f. — **324.** a) Wie 273. S. 168. — b) Wie 235. S. 316 f. — **325.** Wie 289. S. 65. — **326.** Wie 273. S. 168. — **327.** a) Wie 228. S. 702. — b) Wie 289. S. 66. — **328.** Wie 228. S. 702 f. — **329.** Wie 235. S. 318. — **330.** Wie 289. S. 66.

331. a) Wie 289. S. 66. — b) Wie 235. S. 318. — **332.** Wie 228. S. 703. — **333.** Wie 289. S. 66. — **334.** Ebenda. — **335.** Wie 235. S. 318 f. — **336.** Wie 228. S. 596. — **337.** Ebenda S. 703. — **338.** Wie 235. S. 319. — **339.** Wie 228. S. 703. — **340.** Wie 235. S. 320.

341. Wie 289. S. 67. — **342.** Wie 235. S. 320 f. — **343.** Deutsche Revue. 1886. October. S. 20. — **344.** Wie 235. S. 322. — **345.** a) Wie 343. S. 21. — b) Wie 228. S. 704. — **346.** Wie 343. S. 22. — **347.** Ebenda. — **348.** Ebenda S. 23. — **349.** Ebenda. — **350.** Ebenda.

351. Wie 343. S. 23. — **352.** Ebenda. — **353.** Ebenda S. 24. — **354.** Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler F. v. Müller. Hrsgg. von Burkhardt. Stuttgart 1870. S. 3. — **355.** Wie 343. S. 24. — **356.** Ebenda S. 24 f. — **357.** a) Goethe aus näherm persönlichem Umgang dargestellt von J. Falk. Leipzig 1832. S. 97—105. — b) Archiv für Literaturgeschichte. XV. Band. S. 447 f. — c) Wie 235. S. 322 f. — d) Wie 343. S. 25. — **358.** Ebenda S. 26. — **359.** Ebenda. — **360.** Ebenda S. 27.

361. Wie 343. S. 27. — **362.** Ebenda. — **363.** Ebenda S. 30. — **364.** Wie 228. S. 705. — **365.** Wie 343. S. 30. — **366.** Ebenda. — **367.** Ebenda S. 31. — **368.** Ebenda — **369.** Ebenda S. 32. — **370.** Ebenda S. 33.

371. Erinnerungen aus den Kriegszeiten von 1806—1813. Von J. v. Müller. Braunschweig 1851. S. 237. 243. — **372.** a) Ebenda S. 237—241. — b) Brief an F. Brun geb. Münter hrsgg. von F. v. Matthison. II, 312. (Nach einer Mittheilung des Fürsten Talleyrand an Bonstetten.) — **373.** a) Wie

371. S. 253. — b) The Life and Works of Goethe. By G. H. Lewes. II. vol. book the VII, chapt. 2. — **374.** Wie 343. S. 34. — **375.** Ebenda. — **376.** Ebenda. — **377.** Wie 226. S. 353. (Aus Brief Henriettens v. 19. November 1808.) — **378.** Wie 343. S. 35. — **379.** Ebenda. — **380.** Ebenda S. 36.

381. Wie 343. S. 36. — **382.** Ebenda S. 36 f. — **383.** Ebenda S. 37. — **384.** Wie 235. S. 326. — **385.** Ebenda; auch wie 228. S. 677. — **386.** Wie 354. S. 3 f. — **387.** Wie 268. S. 199 f. — **388.** Johann Georg Zimmer. Hrsgg. von W. B. Zimmer. Frankfurt a. M. 1888. S. 190. (Aus Brief Cl. Brentano's.) — **389.** a) Wie 343. S. 38. — b) Was ich erlebte ꝛc. von H. Steffens. VI. Band. Breslau 1842. S. 251—255. — **390.** Aus Brief K. A. Böttiger's an F. Rochlitz v. 4. Febr. 1809. (Handschrift auf der K. Leihbibliothek zu Dresden.)

391. Christian Gottfried Schütz. Hrsgg. von F. K. J. Schütz. I. Band. Halle 1834. S. 148. (Aus Brief Gruber's v. 29. Jan. 1809. — **392.** Wie 248 c S. 411 ff. — **393.** Deutsche Revue. 1887. Januar. S. 13 f. — **394.** Ebenda. — **395.** Wie 357 a. S. 28—37. — **396.** a—d u. f) Wie 228. S. 706. — e) Wie 293. S. 15. — **397.** Ebenda. — **398.** Ebenda. — **399.** Ebenda S. 16. — **400.** Ebenda.

401. Wie 393. S. 16. — **402.** Ebenda S. 17. — **403.** Ebenda S. 18. — **404.** Ebenda. — **405.** a) Ebenda S. 19. — b) Wie 228. S. 708. — **406.** a) Im neuen Reich. 1875. I, 722. (Aus Brief der L. Seidler an P. Gotter v. 4. Juni 1809.) — **407.** a) Ebenda S. 727. (Desgl. v. 6. Juni.) — b) Deutsche Revue. 1887. Februar. S. 173. — **408.** Ebenda S. 174. — **409.** Wie 357 a) S. 37—47. — **410.** Wie 228. S. 708 f.

411. a) u. b) Wie 228. S. 709. — b) Wie 407 b. S. 175. — **412.** Ebenda S. 175 f. — **413.** Ebenda S. 176. — **414.** Wie 406 a. S. 724. (Aus Brief der L. Seidler an P. Gotter v.

28. Juli 1809.) — **415.** Wie 228. S. 710. — **416.** a) Ebenda. — b u. c) Wie 407 b. S. 178. — **417.** Ebenda S. 179. — **418.** Wie 235. S. 327. — **419.** Wie 407 b. S. 181. — **420.** Wie 234. S. 383. (Aus Brief eines Ungenannten an M. Abeken.)

421. a) Wie 407 b. S. 181. — b. Wie 235. S. 328. — **422.** Deutsche Revue. 1887. März. S. 279. — **423.** Ebenda. — **424.** Ebenda S. 280. — **425.** Joseph von Görres Gesammelte Briefe. Zweiter Band. Freundesbriefe. (Von 1802 bis 1821.) Hrsgg. von F. Binder. München 1874. S. 77. (Aus Brief von Cl. Brentano an Görres aus Anfang 1810.) — **426.** Wie 422. S. 281. — **427.** Wie 235. S. 329. — **428.** Ebenda S. 329 f. — **429.** Ebenda S. 330. — **430.** Wie 422. S. 283.

431. a) Wie 422. S. 283. — b) Wie 228. S. 712. — **432.** Ebenda S. 677 f. — **433.** Wie 248 a. S. 170 f. — **434.** Ebenda S. 171 f. — **435.** Wie 422. S. 284. — **436.** Ebenda S. 285. — **437.** Ebenda. — **438.** Ebenda. — **439.** Ebenda. — **440.** Ebenda.

441. Wie 422. S. 286. — **442.** Ebenda. — **443.** a) Briefwechsel zwischen Jacob und Wilhelm Grimm aus der Jugendzeit. Hrsgg. von H. Grimm und G. Hinrichs. Weimar 1881. S. 202 f. (Aus W. Grimm's Brief v. 13. Feb. 1809.) — b) Wie 422. S. 287. — **444.** a) Wie 443 a. — b) Wie 422. S. 287. — **445.** Ebenda. — **446.** Wie 235. S. 330. — **447.** Ebenda S. 331. — **448.** a) Die Grenzboten. XXIX. Jahrg. Nr. 20. Ausgegeben d. 13. Mai 1870. S. 260. (Aus Wieland's Brief an seine Tochter Charlotte Geßner v. 10. Jan. 1810.) — b u. c) Wie 237. S. 35 f. — **449.** Goethe in seiner ethischen Eigenthümlichkeit von K. v. Müller. Weimar 1832. S. 25. — **450.** Wie 347 a. S. 120—123.

451. Wie 425. S. 80. Anmerkung. — **452.** Deutsche Revue. 1887. Juli. S. 55. — **453.** Ebenda S. 56. — **454.** Wie 228.

S. 713. — **455.** Wie 452. S. 56. — **456.** Ebenda S. 58. — **457.** Wie 231. — **458.** Wie 357 a. S. 173—176. — **459.** Brief von F. D. Gries an K. Abeken v. 23. März 1810 nach der Handschrift auf der K. Bibliothek zu Dresden. — **460.** Wie 452. S. 60.

461. Wie 452. S. 60. — **462.** Wie 228. S. 713. — **463.** Aus Schelling's Leben. In Briefen. Zweiter Band. Leipzig 1870. a) S. 208 f. (Aus Brief von Pauline Gotter v. 12. Mai 1810.) — b) S. 214. (Aus Brief ebenderselben v. 17. Juni 1810.) — **464.** a) Wie 235. S. 331. — b) Wie 228. S. 713. — **465.** Wie 452. S. 60. — **466.** Ebenda S. 61. — **467.** Franz Passow's Leben und Briefe. Hrsgg. von A. Wachler. Erste Hälfte. Breslau 1839. S. 111 f. (Aus Brief Passow's an H. Voß.) — **468.** Wie 235. S. 232. — **469.** Wie 452. S. 62. — **470.** Wie 226. S. 454 (Aus Brief Knebel's v. 29. Mai 1810.)

471. Wie 228. S. 714. — **472.** Wie 452. S. 63. — **473.** Wie 228. S. 714. — **474.** Wie 452. S. 63. — **475.** Ebenda S. 64. — **476.** Wie 228. S. 332. — **477.** Charlotte von Schiller und ihre Freunde. Dritter Band. Stuttgart 1865. S. 57 f. (Aus Brief Körner's v. 5. Aug. 1810.) — **478.** Deutsche Revue. 1887. October. S. 39. — **479.** Ebenda S. 40. — **480.** Ebenda.

481. Wie 478. S. 40. — **482.** Wie 235. S. 332 f. — **483.** a—c) Ebenda S. 333. — d u. e) Wie 478. S. 41. — **484.** Ebenda. — **485.** Wie 235. S. 334. — **486.** Ebenda S. 335. — **487.** Ebenda. — **488.** Wie 478. S. 42. — **489.** Ebenda. — **490.** Ebenda S. 43.

491. Wie 235. S. 335. — **492.** Wie 478. S. 43. — **493.** Wie 235. S. 335. — **494.** Wie 478. S. 43. — **495.** Wie 228. S. 715. — **496.** Erinnerungen und Leben der Malerin Louise Seidler, von H. Uhde. 2. umgearb. Aufl. Berlin 1875. S. 49 ff. — **497.** Ebenda S. 51 f. — **498.** Deutsche Rundschau. Hrsgg. von J. Rodenberg. IV. Jahrg.

Heft 10. Juli 1878. Berlin. (Aus Brief v. Emma Körner v. 20. Nov. 1810.) — **499.** Wie 235. S. 336. — **500.** Lebensbeschreibung Abraham Gottlob Werner's von Samuel Gottlob Frisch. Leipzig 1825. S. 78 f.

501. Wie 235. S. 337. — **502.** Wie 226. S. 494 f. (Aus Knebel's Brief v. 3. Oct. 1810.) — **503.** Aus Brief von Böttiger an Rochlitz v. 11. Nov. 1810 nach der Handschrift auf der K. Bibliothek zu Dresden. — **504.** Wie 478. S. 45. — **505.** Charlotte von Schiller und ihre Freunde. I. Band. Stuttgart. 1860. S. 552. (Aus Charlottens Brief an die Erbprinzeß von Mecklenburg-Schwerin v. 26. Oct. 1810.) — **506.** Wie 235. S. 338. — **507.** Wie 478. S. 45 f. — **508.** Wie 357 a. S. 163—172. — **509.** Wie 478. S. 45. — **510.** Wie 235. S. 338.

511. Wie 235. S. 339. — **512.** Ebenda. — **513.** Ebenda. S. 338. — **514.** Wie 478. S. 46. — **515.** Ebenda. — **516.** Ebenda S. 47. — **517.** Wie 463. S. 241. (Aus Brief von Pauline Gotter v. 27. Dec. 1810.) — **518.** Wie 357 a. S. 113—120.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Anhang

an

Goethes Werke.

Abtheilung

für

Geſpräche.

3. Band.

Leipzig.

F. W. v. Biedermann

1889.

Goethes Geſpräche.

Herausgeber

Woldemar Freiherr von Biedermann.

3. Band:

1811—1818.

Leipzig.
F. W. v. Biedermann.
1889.

ſchen ihnen durch unſichtbare Bande befeſtigt würde.

Nicht eben ſo leicht konnte er die Aufführung der übrigen Schauſpieler, die er bey ſeinen erſten Beſuchen manchmal bey ihr antraf, mit ſeinen Begriffen vereinigen. Geſchäftig im Müſſiggange ſchienen ſie an ihren Beruf und Zweck am wenigſten zu denken, über den poetiſchen Werth eines Stücks hörte er ſie niemals reden, und weder richtig noch unrichtig darüber urtheilen; es war immer nur die Frage: was wird das Stück machen? Iſt es ein Zugſtück? Wie lange wird es ſpielen? Wie oft kann es wohl gegeben werden? und was Fragen und Bemerkungen dieſer Art mehr waren. Dann ging es gewöhnlich auf den Director los, daß er mit der Gage zu karg, und beſonders gegen den einen und den andern ungerecht ſey, dann auf das Publikum, daß es mit ſeinem

79 A
(2 Ex.)

Landes-
Bibliothek
Weimar

Inhalt.

		Seite
519.	1811 (?). Über „Aus meinem Leben“	1
520.	1811, Mitte Januar (?). Mit Charl. v. Schiller	1
521.	1811, 20. Januar. Mit Riemer	2
522.	1811, 10. März. Mit Riemer	3
523.	1811, 30. März. Mit Riemer	3
524.	1811, April oder Mai (?). Mit Charl. v. Schiller	3
525.	1811, 3. Mai. Mit Sulpiz Boiſſerée	4
526.	1811, 4. Mai. Mit Boiſſerée	6
527.	1811, 6. Mai. Mit Boiſſerée u. a.	9
528.	1811, 7. Mai. Mit Boiſſerée	10
529.	1811, 8. Mai. Mit Boiſſerée	12
530.	1811, 9. Mai. Mit Boiſſerée	14
531.	1811, 10. Mai. Mit Boiſſerée	15
532.	1811, 11. Mai. Mit Boiſſerée am Hof	16
533.	1811, 12. Mai. Mit Boiſſerée	18
534.	1811, 16. Mai. Mit Riemer	19
535.	1811, 24. Mai. Mit Riemer	19
536.	1811, 29. Mai. Mit Riemer	20
537.	1811, 2. Juni. Mit Riemer	20
538.	1811, Juni (?). Mit Riemer	20
539.	1811, 20. Juni. Mit Riemer	21
540.	1811, 27. Juni. Mit Riemer	21
541.	1811, 29. Juni. Mit Riemer	22
542.	1811, 4. Juli. Mit Charl. v. Schiller und Caroline v. Wolzogen	22

Seite
543. 1811, 7. Juli. Mit Riemer 23
544. 1811, 9. Juli. Mit Riemer 24
545. 1811, 20. Juli. Mit Riemer 24
546. 1811, 30. Juli. Mit Charl. v. Schiller 24
547. 1811, Juli (?). Mit Riemer 25
548. 1811, Juli (?). Mit Pauline Gotter 25
549. 1811, 1. Auguſt. Mit Riemer 26
550. 1811, 6. Auguſt. Mit Riemer 26
551. 1811, etwa 7. Auguſt. Mit Legationsſecretär Lefebure. 26
552. 1811, erſte Hälfte September. Mit Bettine von Arnim geb. Brentano 28
553. 1811, 5. October. Mit Wilh. Dorow 29
554. 1811, 3. November. Mit Henriette v. Knebel . . . 31
555. 1811. Mit Riemer 31
556. 1811, 11. December. Mit Riemer 32
557. 1811, 21. December. Mit Riemer 32
558. 1811, 28. December. Mit Riemer 33
559. 1811, 29. December. Mit Riemer 33
560. 1811 (?). Mit A. Genaſt 33
561. 1812, Anfang (?). Über Calderon's „Der ſtandhafte Prinz" 35
562. 1812, nach Mitte Januar. Mit Charl. v. Schiller . . 35
563. 1812, 9. Februar. Mit Charlotte v. Schiller und Tinette v. Reitzenſtein 37
564. 1812, Anfang April (?). Über Schelling's „Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen" (von Jacobi). 38
565. 1812, Juli. Mit Friedrich Graf zu Stolberg . . . 38
566. 1812, Mitte September (?). Mit Luden 39
567. 1812, 23. October. Mit Frdr. v. Müller 44
568. 1812, November. Mit Riemer 46
569. 1812, Ende November. Mit v. Knebel 47
570. 1812, 12. December. Mit Riemer 49
571. 1812, 16. December. Mit v. Müller 49
572. 1813, 25. Januar. Mit Riemer 51
573. 1813, 25. Januar. Mit Jacobi 52
574. 1813, 1. Februar. Mit Riemer 74

Seite

575. 1813, Februar. Mit Luiſe Seidler 74
576. 1813, um 22. April. Bei Gottfried Körner . . . 76
577. 1813, April (?). Mit Sara Baronin v. Grottfuß geb. Meyer 77
578. 1813, 24. April. Im Hauſe Gerhard's v. Kügelgen. 77
579. 1813, um 24. April. Mit der Familie v. Kügelgen. 80
580. 1813, 7. Juni. Mit Niemer 81
581. 1813, Juli. Mit Frz. v. Schwanenfeld 81
582. 1813, Juli (?). Mit Stephan Schütze 88
583. 1813, 21. Juli. Mit Niemer 91
584. 1813, Ende October. Mit Frdr. Bar. de la Motte Fouqué 91
585. 1813, 26. October. Mit Niemer 95
586. 1813, 14. November. Mit Niemer 95
587. 1813, 20. November. Mit Niemer 96
588. 1813, 24. November. Mit Dietr. Georg Kieſer . . 96
589. 1813, 24. November. Mit Niemer 96
590. 1813, November. Mit Luden 97
591. 1813, 30. November. Mit Bar. de la Motte Fouqué. 108
592. 1813, Ende November oder Anfang December. Mit Luiſe Seidler 109
593. 1813, 2. December. Mit Bar. de la Motte Fouqué. 110
594. 1813, kurz nach 2. December. Mit Bar. de la Motte Fouqué 116
595. 1813, zwiſchen 5. und 21. December. Mit Frdr. Rochlitz und deſſen Familie 117
596. 1813, 24. December (?). Mit Niemer 121
597. 1813, Ende December. Mit Eduard Genaſt . . . 121
598. 1813, (?). Mit Arthur Schopenhauer 122
599. 1814, 5. Januar. Mit Niemer 123
600. 1814, 13. Februar. Mit Niemer 123
601. 1814, 26. März. Mit Niemer 124
602. 1814, 27. März und nahebei 125
603. 1814, März. Mit Niemer 126
604. 1814, 4. April. Mit Niemer 126
605. 1814, 9. April. Mit Niemer 127

Seite

606. 1814, 16. April. Mit Riemer 127
607. 1814, 27. April. Mit Riemer 128
608. 1814, 3. Mai. Mit Riemer. 128
609. 1814, 19. Mai. Mit Riemer 128
610. 1814, 29. Mai. Bei Goethe in Berka 129
611. 1814, 30. Mai. Bei Goethe in Berka 130
612. 1814, Mai (?). Mit Karl Eberwein 132
613. 1814, 9. Juni. In Berka 134
614. 1814, Mitte Juni. Mit Frdr. Aug. Wolf 135
615. 1814, 22. Juli. Mit Riemer 138
616. 1814, August. Mit Philippine Lade 138
617. 1814, 8. August. Mit . . . de l'Aspée 140
618. 1814, 9. August. In de l'Aspée's Schule . . . 141
619. 1814, August. Mit de l'Aspée's Schülerinnen . . 142
620. 1814, zwischen 24. September und 9. October. In Heidelberg 144
621. 1814, 10. October. Über Georg Moller 159
622. 1814, zwischen 20. und 25. October. Mit K. Cäsar v. Leonhard 160
623. 1814, Ende (?). Mit C. Genast 166
624. 1814 (?). Mit Gustav Molike 168
625. 1815, Januar (?). Bei den Proben der „Zenobia" von Calderon 169
626. 1815, 15. Januar. Über „Zenobia" 172
627. 1815, 18. April. Mit v. Müller und Meyer . . 173
628. 1815, 12. Mai. Mit v. Müller und Heinrich Karl Friedrich Peucer 177
629. 1815, Mai (?). Über den „Kehbock" von Kotzebue . 180
630. 1815, 27. Juli. Bei Rector Jochem 180
631. 1815, 2. August. Mit S. Boisserée 182
632. 1815, 3. August. Mit Boisserée 188
633. 1815, 4. August. Mit Boisserée 194
634. 1815, 5. August. Mit Boisserée 197
635. 1815, 6. (?) August. Mit Boisserée 200
636. 1815, 7. (?) August. Bei Goethe 201
637. 1815, 8. August. Mit Boisserée 205

Seite

638. 1815, 11. Auguſt. Mit Boiſſerée 209
639. 1815, 12. Auguſt. Mit Boiſſerée 213
640. 1815, 14. Auguſt. Mit Boiſſerée 214
641. 1815, 19. Auguſt. Mit Boiſſerée 215
642. 1815, 25. Auguſt. Mit Boiſſerée 216
643. 1815, 28. Auguſt. Geburtstagfeier in der Gerbermühle bei Frankfurt 216
644. 1815, 29. Auguſt. Mit Boiſſerée 218
645. 1815, 30. Auguſt. Mit Auguſt und Theodor Neſtner. 219
646. 1815, 5. September. Mit Boiſſerées 226
647. 1815, 8. September. Mit Boiſſerées 227
648. 1815, 10. September. Mit Sulp. Boiſſerée . . . 228
649. 1815, 11. September. Mit Boiſſerée 229
650. 1815, 13. September. Mit Boiſſerée 231
651. 1815, 15. September. Mit Boiſſerée 332
652. 1815, 16. September. Mit Boiſſerée 234
653. 1815, 16. September. Abend bei v. Willemers . . 234
654. 1815, 17. September. Bei v. Willemers 235
655. 1815, 18. September. Mit Boiſſerée 237
656. 1815, 19. September. Mit Boiſſerée und Moller . 237
657. 1815, 20. September. Mit Boiſſerée und Anton Thibaut 239
658. 1815, 21. September. Mittag bei Boiſſerée . . . 241
659. 1815, 24. (?) September. Mittag bei Boiſſerée . . 242
660. 1815, 29. September. In Boiſſerée's Gemäldeſammlung 242
661. 1815, letztes Drittel im September. Mit Georg Friedr. Creuzer 243
662. 1815, letztes Drittel im September. Mit Wilh. Grimm. 244
663. 1815, letztes Drittel im September. Mit Louis Grimm 245
664. 1815, 1. October. Mit Boiſſerée 245
665. 1815, 2. October. Mit Boiſſerée 246
666. 1815, 3. October. Mit Boiſſerée 246
667. 1815, 4. October. Bei K. Chriſtn. Gmelin . . . 252
668. 1815, 5. October. Mit Boiſſerée 253

Seite

669. 1815, 6. October. Mit Boisserée 254
670. 1815, 7. October. Mit Boisserée 255
671. 1815, 8. October. Mit Boisserée 256
672. 1815 (?). Mit Riemer 258
673. 1815 (?). Mit v. Knebel 259
674. 1815 (?). Mit Beate Lortzing geb. Elsermann . . 259
675. 1815 (?). Über Dur und Moll 260
676. 1815, 1815 Ende oder 1816 Anfang. Bei Aufführung von „Des Epimenides Erwachen" 261
677. 1816, zwischen 28. Januar und 11. Februar. Mit Joh. Gottfr. Schadow 262
678. 1816, 7. Februar. Mit Schadow 262
679. 1816, Mai (?). Mit E. Genast 263
680. 1816, Ende Juli oder Anfang August. Mit Frdr. Krug v. Nidda 265
681. 1816, 29. August. Mit Riemer 268
682. 1816, September und später. Mit Heinr. Franke u. a. 268
683. 1816, 8. October. Über Moritz Graf O'Donell . . 269
684. 1816, 25. October. Mit Georg Ticknor und Eduard Everett 269
685. 1816, 30. November. Mit v. Müller und Meyer . 272
686. 1816, 26. December. Mit v. Müller 272
687. 1817, Januar (?). In der Probe zum „Schutzgeist" von Kotzebue 273
688. 1817, 2. (?) Februar. Mit Julie Gräfin v. Egloffstein. 275
689. 1817, 7. Februar und vorher. Mit Franke . . . 276
690. 1817, 14. März. Mit Riemer 277
691. 1817, März. Mit A. Genast 277
692. 1817, 25. März. Mit E. Genast 278
693. 1817, Mitte April. Mit Riemer 279
694. 1817, 30. April bis 5. Mai. In der Frommann'schen Familie 281
695. 1817, Mitte (?). Mit Riemer 282
696. 1817, 22. August. Mit Riemer 282
697. 1817, zwischen 22. März und 28. August. Mit Frdr. Wilh. Grimmer 283

Seite

698. 1817. Mit Samuel Ferjentjék 285
699. 1817, 13. October. Mit v. Müller 287
700. 1817, 14. October. Mit Luise Jul. v. Lengefeld geb. v. Wurm 287
701. 1817, 20. October. Mit Victor Cousin 288
702. 1817, November. Mit Karl Aug. Varnhagen v. Ense. 291
703. 1817, November oder December. Über Wartburgfestreden 294
704. 1817, Anfang December. Mittag bei Frommanns . 294
705. 1817, gegen Mitte December. Über den Studenten Rüdiger 295
706. 1817, 12. December. Mit Riemer 296
707. 1817. Mit Ferd. Joh. Wit gen. v. Dörring . . . 296
708. 1817 (?). Mit Jenaischen Burschen 297
709. 1818, 16. Februar. Mit Riemer 298
710. 1818, Februar. Mit v. Knebel 299
711. 1818, 27. Februar. Mit v. Müller und Julie Gräfin v. Egloffstein 299
712. 1818, 5. März. Mit v. Müller 300
713. 1818, 6. März. Mit v. Müller und Julie v. Egloffstein. 300
714. 1818, Erste Hälfte März. Mit Julie Gräfin v. Egloffstein 302
715. 1818, Erste Hälfte März. Mit Caroline Gräfin v. Egloffstein 303
716. 1818, April. Mit Caroline Gräfin v. Egloffstein . 303
717. 1818, 29. April. In Dornburg 303
718. 1818, Anfang Juni. Mit v. Knebel u. a. 311
719. 1818, Juni. Mit Riemer 312
720. 1818, 7. Juli. Mit Wilhelm Gerhard 312
721. 1818, 13. Juli. Mit v. Müller und Julie v. Egloffstein 314
722. 1818, 18. Juli. Mit v. Müller und Julie v. Egloffstein. 314
723. 1818, 6. August. In Gesellschaft bei Fürst Joseph Schwarzenberg 315
724. 1818, Ende (?). Über „Die Welt als Wille und Vorstellung“ von Arthur Schopenhauer 316

519.

1811 (?).

Über „Aus meinem Leben".

Was Sie [Böttiger] über Goethes Leben II. sagen, stimmt fast gänzlich mit meinem [Rochlitzens] Urtheil zusammen — auch in Ansehung jener Stellen über den Katholicismus. Sie ist meiner Einsicht nach nicht einmal durchgehends wahr, und daß sie eben jetzt, eben von diesem Manne, eben so dreist und überraschend ausgesprochen worden, muß von vielen und auf Schwache von sehr üblen Folgen sein. Goethen war, wie ich gewiß weiß, schon vor dem Druck manche Vorstellung über diese Stelle gemacht worden, er hat sie alle zurückgewiesen, weil, wer einmal mit einem solchen Buche auftrete, auch alle seine Ansichten und Überzeugungen ohne Rücksicht auf irgendetwas außer der Sache selbst herausſagen müsse — jenes sei aber wirklich seine Überzeugung.

520.

1811, Mitte Januar (?).

Mit Charlotte v. Schiller.

Diese [Brüder Boisserée] hab' ich auch kennen lernen; sie sind jetzt in Heidelberg. Sie haben eine

Beyfall selten den rechten Mann belohne, daß das deutsche Theater sich täglich verbessere, daß der Schauspieler nach seinen Verdiensten immer mehr geehrt werde, und nicht genug geehrt werden könne. Dann sprach man viel von Kaffeehäusern und Weingärten, und was daselbst vorgefallen, wieviel irgend ein Camerad Schulden habe und Abzug leiden müsse, von Disproportion der wöchentlichen Gage, von Cabalen einer Gegenparthey, wobey denn doch zuletzt die große und verdiente Aufmerksamkeit des Publikums wieder in Betracht kam, und der Einfluß des Theaters auf die Bildung einer Nation und der Welt nicht vergessen wurde.

Alle diese Dinge, die Wilhelmen sonst schon manche unruhige Stunde gemacht hatten, kamen ihm gegenwärtig wieder ins Gedächtniß, als ihn sein Pferd langsam nach Hause trug, und er die verschiedenen Vor-

ganze Sammlung Madonnenbilder vom Anfang der Schulen und kaufen, was sie können, und sammeln in dieser Idee fort, die Fortschritte der Kunst zu beurkunden. Diese wollten herkommen mit ihren Schätzen, und der Meister [Goethe] hat durch Minister Reinhard, dessen Theilnehmer sie bei seinem Gut [Apollinarisberg] sind, diese Herkunft (unter uns gesagt) nicht zustande bringen lassen. Er erzählt' es mir, der Meister nämlich, und freut sich darüber. Da sagte ich: mir ist's auch nicht unlieb; denn ich bin auch entübrigt, diesen Herren eine Artigkeit zu erzeigen. Da entgegnete der Meister: „Liebes Kind! Eure Artigkeiten, nimm es mir nicht übel, kenne ich schon. Da nehmt Ihr einen alten Topf, füllt ihn mit Colonialwaaren und setzt die Fremden da herum und glaubt alles gethan zu haben, während wir andern wirklich artig sein müssen."

521.

1811, 20. Januar.

Mit Riemer.

„Das Zurückführen der Wirkung auf die Ursache ist bloß ein historisches; z. B. die Wirkung, daß ein Mensch getödtet worden, auf die Ursache der losgefeuerten Büchse."

522.

1811, 10. März.

Mit Niemer.

„Der Egoiſt“ ſollte ein Roman werden, deſſen Motive Goethe mir erzählte den 10. März 1811. Der Sinn war: daß die Meiſterſchaft für Egoismus gelte. Er hat wenigſtens dieſen Gedanken aufbewahrt in Bd. XLIX, 74 [Maximen und Reflexionen, III. Abtheilung].

523.

1811, 30. März.

Mit Niemer.

Abends „Schweizerfamilie“; ſpielte Demoiſelle **** „wie eine, die den furor uterinus hat und das Heimweh dazu, entzückte aber alle Männer.“

524.

1811, April oder Mai (?).

Mit Charlotte v. Schiller.

Unſer Meiſter [Goethe] iſt wohl jetzt, doch hatte er den Katarrh. Er iſt heiter und freundlich und beſucht Frau v. Stein alle Morgen. Über Karl [v. Schiller] hat er ſich recht gefreut und mir ſo viel Gutes geſagt. Er ſpricht recht mit Behagen von ihm und freut ſich, daß unſre Söhne keine falſchen Anſprüche haben und

mit Ernſt und Eifer ihrer Bildung nachſtreben, und daß wir ſie ſo erzogen haben, daß ſie nur den Werth ihrer Väter fühlen, um ihnen nachzuſtreben und nicht, darauf zu ruhen und ſich zu ſtützen. — Vor 14 Tagen war er bei der Hoheit [Großfürſtin Maria Paulowna] zum Thee und hat mit Ihrer Frau Mutter [Herzogin Luiſe] ſo intereſſant geſprochen, und ich hörte und ſprach auch mit, weil mich der gute Zufall, wie ſie vom Tarok aufſtand, ihr nahe brachte. Er hat über ſeine Lieblingsideen, Bildung und Entſtehung der Erde, geſprochen und prächtige Sachen geſagt.

525.

1811, 3. Mai.

Mit Sulpiz Boiſſerée.

Ich komme eben von Goethe, der mich recht kalt und ſteif empfing; ich ließ mich nicht irre machen und war wieder gebunden und nicht unterthänig. Der alte Herr ließ mich eine Weile warten, dann kam er mit gepudertem Kopf, ſeine Ordensbänder am Rock; die Anrede war ſo ſteif vornehm, als möglich. Ich brachte ihm eine Menge Grüße; „recht ſchön!“ ſagte er. Wir kamen gleich auf die Zeichnungen, das Kupferſtichweſen, die Schwierigkeiten, den Verlag mit Cotta und alle die äußern Dinge. „Ja, ja! ſchön! hem, hem!“ Darauf kamen wir an das Werk ſelbſt, an das Schickſal der alten Kunſt und ihre Geſchichte. Ich hatte mir einmal

vorgenommen, der Vornehmigkeit ebenſo vornehm zu begegnen, ſprach von der hohen Schönheit und Vortrefflichkeit der Kunſt im Dom ſo kurz als möglich, verwies ihn darauf, daß er ſich durch die Zeichnungen ja ſelbſt davon überzeugt haben würde — er machte bei allem ein Geſicht, als wenn er mich freſſen wollte. Erſt als wir von der alten Malerei ſprachen, thaute er etwas auf; bei dem Lob der neugriechiſchen Kunſt lächelte er; er fragte nach Eick, bekannte, daß er noch nichts von ihm geſehen hatte, fragte nach den Malern zwiſchen ihm und Dürer und nach Dürer's Zeitgenoſſen in den Niederlanden; daß wir gerade ſo ſchöne Bilder hätten, weil überhaupt die Kunſt in Niederland viel edler und gefälliger, als im übrigen Deutſchland geweſen, leuchtete ihm ein. Ich war in allen Stücken ſo billig, wie Du [Melchior Boiſſerée] mich kennſt, aber auch ſo beſtimmt und frei wie möglich und ließ mich gar nicht irre machen durch ſeine Stummheit oder ſein „Ja, ja! ſchön! merkwürdig!“ Ich gab großmüthig meine Gedanken über den Gang der Malerei durch die Einwirkung von Eick zum beſten, jedoch mit aller Vorſicht, zugleich aber ließ ich nicht undeutlich merken, daß man eben bei der noch ganz friſchen Entdeckung, die wir das Glück gehabt zu machen, ſeine Gedanken noch nicht gerne ausſpreche; ich gab ſie auch nur in allgemeinen Zügen. Das ließ er ſich alles ſehr wohl und behaglich einlaufen. Endlich war von Reinhard die Rede; das Geſpräch führte zu unſerem gemeinſchaft-

lichen Besitz von Apollinarisberg, von seinen Verhältnissen zur Regierung, zu seiner Frau, sodaß ziemlich das Wesentlichste berührt wurde; das machte den alten Herrn freundlicher, das Lächeln wurde häufiger, er lud mich auf morgen zu Tisch, erinnerte mich noch zum Erbprinzen zu gehen; ich müßte den Herrschaften die Zeichnungen zeigen; er wolle alles schon einleiten.

Ich kündigte ihm Cornelius' Zeichnungen an; das gefiel ihm (ich schickte sie ihm nach Tisch); ich wollte ihm nur mit ein paar Worten sagen, daß sie in altdeutschem Stil seien, aber er wurde abgerufen: es kam ein anderer Besuch, er gab mir einen oder zwei Finger, — recht weiß ich es nicht mehr — aber ich denke, wir werden es bald zur ganzen Hand bringen. Als ich durch's Vorzimmer ging, sah ich ein kleines, dünnes, schwarz gekleidetes Herrchen in seidenen Strümpfen mit ganz gebücktem Rücken zu ihm hereinwandeln.

526.

1811, 4. Mai.

Mit Boisserée u. a.

Mit dem alten Herrn geht mir's vortrefflich: bekam ich auch den ersten Tag nur einen Finger, den andern hatte ich schon den ganzen Arm. Vorgestern, als ich eintrat, hatte er die Zeichnungen von Cornelius vor sich. „Da sehen Sie einmal, Meyer!" sagte er zu diesem, der auch hereinkam, „die alten Zeiten stehen

leibhaftig wieder auf." Der alte kritliche Fuchs murmelte (ganz wie Tieck ihn nachmacht, ohne die geringste Übertreibung); er mußte der Arbeit Beifall geben, konnte aber den Tadel über das auch angenommene Fehlerhafte in der altdeutschen Zeichnung nicht verbeißen. Goethe gab das zu, ließ es aber als ganz unbedeutend liegen und lobte mehr, als ich erwartet hatte. Sogar der Blocksberg gefiel ihm; die Bewegung des Arms, wo Faust ihn der Gretchen bietet, und die Scene in Auerbachs Keller nannte er besonders gute Einfälle. Vor der Technik hatte Meyer alle Achtung, freute sich, daß der junge Mann sich so heraufgearbeitet habe. Ich gab zu verstehen, daß Cornelius sich über seinen Beifall doppelt freuen würde, weil er bei dem schlechten Licht, worin sich manche Nachahmer des Alten gesetzt, gefürchtet, diese Art allein würde ihm schon nachtheilig sein. Gäbe nun aber Goethe etwas dergleichen Lob, so wäre das umsomehr werth, weil man dabei von der höchsten Unbefangenheit überzeugt sei, und daher könne er auch mit um so besserem Nachdruck und Erfolg die wirklichen Fehler rügen.

Bei Tisch kam die Rede auf allerlei: auf Lezay, auf Reinhard; sie haben der Prinzeß Stephanie ihre Zeichnungen gezeigt; Reinhard hat mir etwas davon verrathen. Ich fragte ihn nach dem „Diego" von Kettenburg; „das ist ein Schillerus redivivus," antwortete er, „eine Stimme aus dem Grabe, ganz ohne Kraft und Mark." Je weiter wir in's Essen und

Trinken kamen, deſto mehr thaute er auf. Nach Tiſch wurde auf dem Flügel geſpielt; ein Baron Oliva von Wien, Kapellmeiſter, wenn ich recht gehört, trug einiges vor; es war das kleine höfliche Männchen von Tags zuvor. In dem Muſikſaal hingen Runge's Arabesken, oder ſymboliſche allegoriſche Darſtellungen von Morgen, Mittag, Abend und Nacht. Goethe merkte, daß ich ſie aufmerkſam betrachtete, griff mich in den Arm und ſagte: „Was! kennen Sie das noch nicht? Da ſehen Sie einmal, was das für Zeug iſt! Zum Raſendwerden! Schön und toll zugleich.“ Ich antwortete: Ja, ganz wie die Beethovenſche Muſik, die der da ſpielt; wie unſere ganze Zeit. „Freilich,“ ſagte er, „das will alles umfaſſen und verliert ſich darüber immer in's Elementariſche, doch noch mit unendlichen Schönheiten im einzelnen. Da ſehen Sie nur! was für Teufelszeug! und hier wieder, was da der Kerl für Anmuth und Herrlichkeit hervorgebracht! Aber der arme Teufel hat's auch nicht ausgehalten; er iſt ſchon hin. Es iſt nicht anders möglich: wer ſo auf der Kippe ſteht, muß ſterben oder verrückt werden; da iſt keine Gnade.“ Ich ſchreibe Dir dieſes Geſpräch nur, um Dir die Vertraulichkeit und den Eifer des alten Herrn zu ſchildern; Du kannſt denken, daß es viel mannigfaltiger war und ſehr vieles dabei wechſelſeitig zur Rede kam. . . . . Nachher kamen wir auf die Philoſophie, auf Deutſchland, auf unſere Ausſichten, auf deutſche Bildung zu ſprechen. Er ſagte: „Sie glauben

nicht: für uns Alte iſt es zum Tollwerden, wenn wir da ſo um uns herum die Welt müſſen vermodern und in die Elemente zurückkehren ſehen, daß — weiß Gott wann? — ein Neues daraus erſtehe.“ Und doch, ſagte ich, iſt es noch der einzige Troſt, daß wir Jungen, als Leichenträger, gleichſam das Beſſere, was in der Peſt noch übrig bleibt, die alten Schätze der Bildung, zu retten ſuchen und mit der Zeit, vielleicht erſt in unſern Enkeln die Schulmeiſter und ſo auch die Herren der jungen Völker werden, die uns einſt beherrſchen ſollen; alle anderen Hoffnungen und Beſtrebungen ſind leer. „Was Sie da ausſprechen, das iſt das Rechte,“ ſagte er, „aber die Dinge ſo anzuſehen, dazu gehört Charakter; denn zur Reſignation gehört Charakter.“ — Es iſt natürlich nicht möglich, ſolche Geſpräche in ihrer ganzen Folge wiederzugeben, zumal nicht in der Eile, in der ich ſchreiben muß.

527.

1811, 6. Mai.

Mit Boiſſerée u. a.

Heute war ich von elf Uhr an wieder bei ihm bis ſpät Nachmittags. Er hatte den Baumeiſter Stieler gebeten, der mir ein Porteſeuille mit der neugriechiſchen Kloſterkirche von Paulinzell hier in der Nähe vorlegte; ich holte meine neugriechiſchen Sachen, das gefiel dem alten Herrn alles ſehr wohl. Wir ſprachen ſehr viel

und ausſchließend über das alte Bauweſen; Meyer und Riemer waren recht fleißig dabei nach ihrer Art. Das Bauweſen, beſonders die Grundriſſe von den kölniſchen Thürmen, die zufällig zwiſchen den neugriechiſchen Kirchen gelegen, hatten die ganze Aufmerkſamkeit von Goethe auf ſich gezogen, und als ich fortgehen wollte, ſagte er mir (was ich eben ſelbſt fordern wollte): „Hören Sie! wir müſſen die Sache einmal recht mit Ernſt betreiben: ich will morgen um elf Uhr zu Ihnen kommen, daß wir einmal allein ſprechen können; wir müſſen die Zeit nutzen, ſo lange wir beiſammen ſind; mündlich und die Zeichnungen zur Hand verſteht man ſich erſt recht.“ Du kannſt Dir denken, daß ich nun ganz offenherzig und ehrlich mit Freuden- und Ehrenbezeugungen herausrückte, die ihm ſehr angenehm ſein mußten; indeſſen lehnte ich es ab, daß er zu mir käme: ich ſchicke mein großes Porteſeuille morgen zu ihm.

528.

1811, 7. Mai.

Mit Boiſſerée.

Alle Einwendungen des Alten gegen die eigene vaterländiſche Erfindung der gothiſchen Baukunſt verſtummen, und alles, was er wegen dem Straßburger Münſter zu ſagen hatte, ließ er bald fallen. Er brummte am Dienstag, als ich bei ihm mit den Zeichnungen allein war, wie ein angeſchoſſener Bär; man

ſah, wie er in ſich kämpfte und mit ſich zu Gericht ging, ſo Großes je verkannt zu haben.

Die Vergleichung mit dem Straßburger Münſter führte uns vor allem auf die Thürme; je tiefer wir da in die Unterſuchung kamen, deſto höher ſtieg ſein Erſtaunen. Am meiſten äußerte ſich das an der Vorhalle und ihren ungeheuern, reich gegliederten innern Pfeilern; denen hatte er in der kleinen Geſtalt des ganzen Riſſes keinen Verſtand abgewinnen können: jetzt, wo ich ſie ihm groß vorlegte und von allem Rechenſchaft gab, drangen ſie ihm die lebhafteſte Bewunderung ab, und es freute mich, daß er ſich von ſelbſt gerade hier an das dickſte, verwickeltſte Ende machte, worin ſo tiefe Schönheit und Geiſt verborgen liegt, und wozu ich noch immer ſo wenige Menſchen habe bewegen können. Da ſieht man doch, wo der rechte Sinn zu Hauſe iſt. Selbſt die ſchöne Roſe am Straßburger Münſter hat er zwar nicht aufgegeben, wiewohl das zum Theil Widerſtrebende mit den ſpitzen, dreieckigen Geſtalten des Ganzen eingeſtanden, und daß er dem großen Fenſter, als unſerer Domkirche angemeſſener, für dieſe durchaus den Vorzug einräume, wie er das runde Rad zu dem übrigen Bau von Straßburg ziemender halte.

fälle, die ihm begegnet waren, überlegte. Die Bewegung, welche durch die Flucht eines Mädchens in eine gute Bürgerfamilie, ja in ein ganzes Städtchen gekommen war, hatte er mit Augen gesehen, die Scenen auf der Landstraße und im Amthause, die Gesinnungen Melinas, und was sonst noch vorgegangen war, stellten sich ihm wieder dar, und brachten seinen lebhaften, vordringenden Geist in eine Art von sorglicher Unruhe, die er nicht lange ertrug, sondern seinem Pferde die Sporen gab und nach der Stadt zueilte.

Allein auch auf diesem Wege rannte er nur neuen Unannehmlichkeiten entgegen. Werner, sein Freund und vermuthlicher Schwager, wartete auf ihn, um ein ernsthaftes, bedeutendes und unerwartetes Gespräch mit ihm anzufangen.

Werner war einer von den geprüften, in ihrem Daseyn bestimmten Leuten, die man

529.

1811, 8. Mai.

Mit Boiſſerée.

a.

Am Mittwoch fand ich ihn Morgens im Garten; wir ſprachen über Cornelius; er hatte ihm geſchrieben und ihn recht gelobt, ihm aber zu verſtehen gegeben, daß er bei altdeutſchem Geiſt, Tracht u. ſ. w. mehr Freiheit in der Behandlung ſelber wünſche und hatte ihn an Dürer's Gebetbuch verwieſen. Er fragte, ob ich dem nicht Beifall gäbe? Du kannſt denken, daß das ganz willig geſchah, ich aber meinen Tadel über vieles andere von Dürer bündig hinzufügte. Ich bemerkte ihm dabei: er würde wohl an meiner ganzen Denkart, ſo ſehr ich mich auch in das deutſche Alterthum vertieft, eine redliche Unbefangenheit wahrgenommen haben, und da leugne ich denn recht viele Widerwärtigkeiten von unſerm handfeſten Meiſter Dürer durchaus nicht, und wir ſeien über das, wie über manches andere ähnlicher Art oft mit Schlegel uneins geweſen, der bei ſeinem regen, eifrigen Sinn für das Beſſere gerade da, wo es vergraben und verkannt iſt, nie der Sünde einer ungewöhnlichen Einſeitigkeit entgehen könne.

b.

Nachmittags nach Tiſch ſaßen wir allein: er lobte recht mit aller Wärme und allem Gewicht meine Arbeit.

Ich hatte das erhebende Gefühl des Siegs einer großen, schönen Sache über die Vorurtheile eines der geistreichsten Menschen, mit dem ich in diesen Tagen recht eigentlich einen Kampf hatte bestehen müssen; ich hätte ihn gewiß nicht errungen, wäre ich nicht durch so genaue Bekanntschaft mit meinem Gegner, mit dessen Gesinnungen ich besonders durch Reinhard sehr vertraut war, gar trefflich vorbereitet gewesen. Ich gewann hauptsächlich dadurch, — was auch meiner eigenen innersten Neigung und Überzeugung am gemäßesten ist — daß ich rein die Sache wirken ließ und immer nur auf die Gelegenheit bedacht war, wann ich sie am besten wirken lassen konnte; er äußerte sich auch ganz demgemäß über das Werk. „Ja, was Teufel! man weiß da, woran man sich zu halten hat: die Gründlichkeit und Beharrlichkeit, womit die Sache bis in's Kleinste verfolgt ist, zeigt, daß es lediglich nur um die reine Wahrheit und nicht darum zu thun, zu wirken, um Aufsehen zu erregen." Ich fühlte die uns im Leben so selten beschiedene Freude, einen der ersten Geister von einem Irrthum zurückkehren zu sehen, wodurch er an sich selber untreu geworden war; es konnte keinen wohlthätigern wahren Beifall für mich geben; ich sagte ihm, wie ich es erkenne, wie hoch ich den Beifall schätze, von ihm, der diese Kunst gewissermaßen ein für allemal abgefertigt gehabt, wie sehr mich eine so ernste, wahrhafte Erkenntniß meines Strebens in der Sache entschädige, für den oft schmerzhaften, nie aber

das Herz erfreuenden, leider unentbehrlichen Beifall der großen Welt, zumeiſt der Fürſten, die gewöhnlich jedem Hanswurſt und Schauſpieler denſelben ſchenken.

Ich ſprach, wie eben meine Stimmung mir es eingab; ich weiß nicht, wie ich die Worte ſetzte, ſie mußten meine Bewegung kundgeben; denn der Alte wurde ganz gerührt davon, drückte mir die Hand und fiel mir um den Hals; das Waſſer ſtand ihm in den Augen.

530.

1811, 9. Mai.

Mit Boiſſerée.

Geſtern aß ich wieder bei ihm — denn ich eſſe nun alle Tage mit ihm — und ich brachte die Rede auf die Schlegel. Er hatte ſich in den erſten Tagen freundlich nach Friedrich bei mir erkundigt, über unſere Verhältniſſe mit ihm, und hatte ſich recht gut, aber kurz über ihn geäußert; jetzt wollte ich einmal näher wiſſen, wie er dachte. Da kam nun leider eine ſchwache Seite zum Vorſchein: gemiſchter Neid und Stolz des furchtſamen Alters. Er ſchalt ſie unredlich, und alles was ich mit Mäßigung, doch mit Beſtimmtheit in Rückſicht Friedrichs, an den ich mich hauptſächlich hielt, dagegen wandte, diente nur dazu, um ihm Erklärungen zu entlocken, die zwar zum Theil gegründet und mit dem, was man jedem, der Schlegel nicht genauer kennt, einräumen muß, zuſammenſtimmen, indeſſen blieb eine

Menge und das Hauptſächlichſte übrig, was ſich lediglich auf Perſönlichkeiten ſtützen kann. Alle kleinen Kränkungen: Novalis, das Stillſchweigen von Auguſt Wilhelm über „Die natürliche Tochter“ u. ſ. w. wurden angerechnet und jedes, worin ſie die Anerkennung ſeines Werthes an den Tag gelegt, als Abſicht ausgelegt: ſie hätten ihn mehr aus Klugheit, als aus Achtung — den einzigen von den Alten — noch beſtehen laſſen; alles ſei Abſicht. Er ſagte: wenn er ganz in meine Anſicht einginge, die ſich bei Friedrich mit allem Schein von Unredlichkeit ganz gut vertrüge, ohne ſie im geringſten zuzugeben, ſei das einzige, was er da ſagen könne, doch immer: wer zuviel unternimmt, muß am Ende ein Schelm werden, mag er ſonſt ſo redlich ſein, wie er will. Und damit ließ ich es eben gut ſein. In dem ganzen Geſpräch ſetzte er mein Treiben mit dem Dom, als ein redliches, jenem entgegen, und ich verſtand erſt noch mehr, was er am Tag vorher gemeint hatte.

531.

1811, 10. Mai.

Mit Boiſſerée.

Heute vor Tiſch haben wir die Zeichnungen wieder bei der Hand gehabt; Quaglio's Blätter waren geſtern angekommen. Die Säulen ſind recht ſchön geworden, und die Straßburger Originalriſſe wurden zuerſt aufgemacht. Die Augen öffnen ſich dem Alten immer

mehr und mehr; wir ſprachen wieder recht viel, und bei Tiſch äußerte er: es ſei ihm leid, daß er die Abreiſe nicht aufſchieben könne; er ſehe wohl, die Sache wolle ergründet ſein und werde immer wichtiger, je mehr man hineinkomme. Er reiſt am Sonntag; morgen früh haben wir große Ausſtellung bei Hof. Goethe will, ich ſoll Kupferſtiche, Straßburger Originalriſſe, neugriechiſche Gebäude — alles mit hinnehmen; um es bequem zu haben, verlangte ich, daß er Anſtalten zu einer ruhigen Ausſtellung treffen ſolle. Du [Bertram] kannſt Dir denken, daß ihm das zugleich auch ganz recht iſt. Und ſo ſind denn ſchon Baumeiſter, Ebeniſt, Caſtellan und allerlei Volks beſtellt, um uns morgen die Sachen vorher zu ordnen, damit der Geheimerath, Excellenz, und meine Wenigkeit unſere Erklärungen in Ruhe von uns geben und die hohen Herrſchaften ſchönſtens belehren können.

532.

1811, 11. Mai.

Mit Boiſſerée am Hof.

Am Samstag hatten wir unſere große Ausſtellung bei Hofe. . . . . Goethe in ſeiner Hofuniform half mir redlich zu dieſer ganzen Einrichtung mit eigener Hand und war höchſt glücklich, daß die Sache ſich ſo gut machte. Wir waren kaum mit unſeren Anſtalten fertig, als die Herzogin hereintrat; ſie hatte ein Frühſtück zurichten, auch viele Perſonen dazu einladen laſſen.

Da kamen nach und nach die Großfürſtin, mehrere Damen und einige Herren vom Hofe, worunter ſich auch Wieland fand, dem ich vorgeſtellt wurde; dann ſpäter der Herzog mit dem Herzog von Coburg, der Erbprinz und der Prinz von Coburg, etwa 25 bis 30 Perſonen. Es war ein rechtes Glück, daß ich mich auf dieſen Wirrwarr vorgeſehen und die Zeichnungen vertheilt hatte; ich mußte unaufhörlich Red und Antwort geben, und Goethe half von ſeiner Seite da, wo ich nicht ſein konnte, ſo gut, als er es vermochte; denn ſeine Würde machte ihn in dieſer Umgebung etwas ſteif und vielleicht verlegen. Er nöthigte mich auch, meine neugriechiſchen Architekturzeichnungen und was ich ſonſt noch von Kupferſtichen hatte, alles herauszukramen und gab den fürſtlichen Perſonen immer kurze Winke, wie merkwürdig und wichtig das alles ſei.

— — — — — — — — — — —

Cornelius' Zeichnungen, die den Beſchluß gemacht, hatten allgemein gefallen; ich benutzte dies, um den Alten wegen einem öffentlichen Urtheil anzugehen, welches mir doch mit der Hauptzweck war, worauf Cornelius es angelegt. Ich ließ den alten Herrn das Gewicht ſeines Einfluſſes fühlen, und wie er dadurch den jungen Mann, der nach Italien gehen wolle, unterſtützen könne. „Ja, warum nicht?" war die Antwort; „Zeigen Sie nun erſt einmal die Blätter in Leipzig, vielleicht findet ſich da ein Verleger, und ich will meinerſeits auch gern etwas dafür thun." Ebenſo be-

reitwillig zeigte er ſich, als ich nach Tiſch von meiner eigenen Unternehmung ſprach und ihm den zweideutigen Ruf in's Gedächtniß rief, worin er ſich durch Unterdrückung ſeiner Rede über den Straßburger Münſter [von 1773, die damals in Goethes Werke nicht aufgenommen war] geſetzt habe; es ſtehe ihm ſo gut an, daß er in ſeinem Alter für alles von Bedeutung, ſei es auch ſeiner bisherigen Anſicht fremd, doch immer jugendlich empfänglich geblieben, und es habe ohne Unterſchied aller Welt Freude gemacht, als das noch zuletzt ſo ſchön bei den Dürer'ſchen Randzeichnungen offenbar geworden. Das gefiel ihm; wir kamen in ein längeres Geſpräch darüber, und er verſprach alles. Einige Tage vorher hatte er mir ſchon einmal geſagt: bei den Dürer'ſchen Zeichnungen habe er recht erfahren, daß es gut ſei, wenn man alt würde, hätte er doch ſonſt den Dürer gar nicht eigentlich kennen gelernt.

Die Anwendung auf die Baukunſt ſprach er nicht aus, aber er hat mir in jedem Stück nur zu ſehr gezeigt, wie es ihm auch hier wieder lieb war, daß er alt geworden, weil er ſonſt das altdeutſche Bauweſen nie recht kennen gelernt hätte.

533.

1811, 12. Mai.

Mit Boiſſerée.

Er [Goethe] gab mir Sonntags noch ſeine Rathſchläge zu meinem Werk: ich ſollte doch ja das kleinere

hiſtoriſche auch gleich anfangen, damit auf das erſte Heft des Doms unmittelbar dieſes folgen und ſo jenes erläutern, ſtützen, ſeine Stelle im Ganzen anzeigen könne — gerade ſo, wie ich ihm mein Vorhaben in dem erſten Brief geſchrieben habe. Über die Art zu ſchreiben und das Ganze zu behandeln konnte ich ihn nicht recht zum Sprechen bringen; er meinte, das würde ſich alles ſchon von ſelbſt finden, ich ſollte nur mein Weſen ſo forttreiben, fleißig reiſen und mich durch die Anſchauung immer tiefer in die Sache hineinſetzen, da könne ja das, worauf es eigentlich ankomme, am Ende nicht fehlen.

L. B. Weimar

534.

1811, 16. Mai.

Mit Riemer.

„Sinnliche Abſtracta der Kunſt z. B. Des Grieux et Manon l'Escaut [von Prévot d'Exiles], idealiſche Abſtracta z. B. „Alarcos" ꝛc."

535.

1811, 24. Mai.

Mit Riemer.

„Unſer ganzes Kunſtſtück beſteht darin, daß wir unſere Exiſtenz aufgeben, um zu exiſtiren. — Das Thier iſt von kurzer Exiſtenz. Beim Menſchen wiederholen ſich ſeine Zuſtände."

536.

1811, 29. Mai.

Mit Riemer.

„Wenn die Männer ſich mit den Weibern ſchleppen, wie Stolberg mit der ***, Werner mit der ***†), ſo werden ſie ſo gleichſam abgeſponnen wie ein Wocken.“

537.

1811, 2. Juni.

Mit Riemer.

Daß der größte Theil der Geſchichte nichts weiter, als ein Klatſch ſei, bemerkte Goethe bei Gelegenheit von Plutarch's Schrift de malignitate Herodoti.

538.

1811, Juni (?).

Mit Riemer.

a.

„Die Geſchichte iſt ein Mährchen im Anfang, auf ihm ſchwimmt ein Factum, wie auf dem Waſſer, bis das Waſſer verſchwindet.“

b.

„Zufälle nennt man in der Natur, was beim Menſchen Freiheit heißen würde, nämlich Ereigniſſe eines Nothwendigen in Abſicht der Folgen, aber willkürlich in Abſicht der Zeit.“

†) [Sophie v. Schardt?]

c.

„Die dramatiſchen Einheiten heißen weiter nichts, als einen großen Gehalt mit Wahrſcheinlichkeit unter wenige Perſonen austheilen und darſtellen.

So hat Racine den Gehalt des Tacitus in griechiſche Form gebracht.“

d.

„Mit thätigen Menſchen fährt man immer beſſer gegenwärtig als abweſend; denn ſie kehren entfernt meiſtens die Seite hervor, die uns entgegenſteht; in der Nähe jedoch findet ſich bald, inwiefern man ſich vereinigen kann.“

539.

1811, 20. Juni.

Mit Niemer.

„Ernſt in beſchränkter Sphäre, auf kleine enge Gegenſtände gerichtet, iſt Fanatismus oder Pedantismus. In einer gewiſſen Höhe angeſehen, erſcheint er uns lächerlich, und dies iſt in der That das beſte Mittel, uns davon herzuſtellen.“

540.

1811, 27. Juni.

Mit Niemer.

„Zu der Zeit liebt ſich's am beſten, wenn man noch denkt, daß man allein liebt und noch kein Menſch ſo geliebt hat und lieben werde.“

gewöhnlich kalte Leute zu nennen pflegt, weil sie bey Anlässen weder schnell noch sichtlich auflodern; auch war sein Umgang mit Wilhelmen ein anhaltender Zwist, wodurch sich ihre Liebe aber nur desto fester knüpfte: denn ungeachtet ihrer verschiedenen Denkungsart fand jeder seine Rechnung bey dem andern. Werner that sich darauf etwas zu gute, daß er dem vortrefflichen, obgleich gelegentlich ausschweifenden Geist Wilhelms mit unter Zügel und Gebiß anzulegen schien, und Wilhelm fühlte oft einen herrlichen Triumph, wenn er seinen bedächtlichen Freund in warmer Aufwallung mit sich fortnahm. So übte sich einer an dem andern, sie wurden gewohnt sich täglich zu sehen, und man hätte sagen sollen, das Verlangen einander zu finden, sich mit einander zu besprechen, sey durch die Unmöglichkeit, einander verständlich zu werden, vermehrt worden. Im

Grun-

541.

1811, 29. Juni.

Mit Riemer.

„Über die verſchiedenen Syſteme bei den Inſekten, wo eins das andere aufzehrt und ſich ins andere verwandelt. So auch im Menſchen. Im Kinde die Vernunft ſchon, auf eine andere Weiſe; dann der Verſtand, bei eintretender Pubertät; dann der Ehrgeiz; dann der Nutzen; zuletzt wieder die Vernunft, aber nicht bei allen Menſchen, denn viele bleiben beim Nutzen ſtehen."

542.

1811, 4. Juli.

Mit Charlotte v. Schiller und Caroline v. Wolzogen.

Am Sonntag Nachmittag haben wir ... in Jena .. unſern Meiſter [Goethe] beſucht..... Der Meiſter war gar gut, freundlich, mittheilend und ernſthaft geſtimmt mitunter, wie ich es gerne habe. Er iſt mit der Welt nicht in Frieden, ſcheint es, und ſagt, er wolle ein indiſcher Einſiedler werden, wie die waren, die Apollonius von Tyana aufſuchte. Er ſieht wohl aus, und keine Abſpannung iſt in ſeinen Zügen ſichtbar. Eine Beilage will ich hinzufügen von ſeinem Propos über Ofen; Sie [Erbprinzeß von Mecklenburg-Schwerin] müſſen es wiſſen und Sich krank oder geſund lachen.....

Beilage.

„Eine der Ideen in der neuen Naturlehre iſt, daß der Mund nur ein verlängerter Darm iſt.“

Alsdann erklärt der Meiſter, daß Oken den ſüßeſten Laut in der Natur einen Ton nenne, den wir nicht gern hören laſſen wollen. Es ſagt der Meiſter: „Nun ſollte ein Liebender nach dieſer Theorie ſagen: Deine Stimme tönt mir ſo ſüß wie ein . . . . .

Bei einer wohlbeſetzten Tafel würde der Philoſoph ſagen: Gebt euch nicht die Mühe, zu eſſen, ſondern tragt gleich die Speiſen dahin, wo ſie durch euch hingelangen.

Die Thiere ſind Schleimbläschen im Licht. Die Pflanzen ſind Schleimbläschen im Dunkel.“

543.

1811, 7. Juli.

Mit Riemer.

„Beide Geſchlechter beſitzen eine Grauſamkeit gegen einander, die ſich vielleicht in jedem Individuum zu Zeiten regt, ohne gerade ausgelaſſen werden zu können: bei den Männern die Grauſamkeit der Wolluſt, bei den Weibern die des Undanks, der Unempfindlichkeit, des Quälens u. a. m.“

544.

1811, 9. Juli.

Mit Riemer.

„Ein Menſch, der eitel iſt, kann nie ganz roh ſein; denn er wünſcht zu gefallen und ſo accommodirt er ſich andern.“

545.

1811, 20. Juli.

Mit Riemer.

„Das Unzulängliche iſt productiv. Ich ſchrieb meine „Iphigenia“ aus einem Studium der griechiſchen Sachen, das aber unzulänglich war. Wenn es erſchöpfend geweſen wäre, ſo wäre das Stück ungeſchrieben geblieben.“

Über die Productivität ohne Urtheil, Luſt zur Erfindung, Märchen zu erſinnen. „Kann auch hypochondriſch ſein. Hängt auch mit dem Charakter zuſammen und fließt auf ihn ein.“

546.

1811, 30. Juli.

Mit Charlotte v. Schiller.

Obgleich der Brief nicht ſo ſchnell fort ſoll, ſo wird er doch geſchrieben, weil des Meiſters zärtlicher Gruß auf dem Papier ſtehen ſoll, und heute noch. Dieſen Morgen kam er zu mir und war gar freundlich und mild und mittheilend. Er fragte nach Ihnen,

meine gnädigſte Prinzeß [Caroline von Mecklenburg-Schwerin], recht theilnehmend; da ſagte ich ihm, daß ich Ihnen etwas aus den Memoires [„Aus meinem Leben“] vertraut hätte. Da war er recht weich und ſagte mit aller Tiefe und Güte ſeines Gemüths, ich ſollte Ihnen von ihm viel Herzliches ſagen. Ich ſage es gerade ſo, wie er es geſagt hat. Ich habe neulich wieder den kleinen Kunſtroman in den „Propyläen“ geleſen: „Sammler“. So etwas Graziöſes und Heiteres und Verſtändiges in dieſer Art giebt es nicht wieder. Das ſagte ich ihm; das freut ihn ſehr, und ich fühlte, daß es ihn bewegte und freute. Caroline und ich ſollen zu ihm kommen und die Zeichnungen aus dem „Fauſt“ [von Rauwerk und Ratzeburg] ſehen, die, wie ich höre, meine allergnädigſte Prinzeß Sich aneignen will.

547.

1811, Juli (?).

Mit Riemer.

„Wer keine Liebe fühlt, muß ſchmeicheln lernen, ſonſt kommt er nicht aus“ (XLIX, 62), bemerkte G., als vom Charakter der Juden die Rede war.

548.

1811, Juli (?).

Mit Pauline Gotter.

Der alte Herr war diesmal nicht lange in unſerer Nähe und ziemlich griesgrämig, wie man ſagt. Uns

hat er ſich zwar nicht ſo gezeigt, ſondern immer wie billig ſeine Sonntagslaune angelegt. Er pflegt aber auch oft zu ſagen: „Deine Gegenwart, liebes Kind, verjüngt mich um zwanzig Jahr!“ und das iſt immer Muſik für mein Ohr.

549.

1811, 1. Auguſt.

Mit Riemer.

„Man ſpricht ja immer nur die Erfahrung identiſch aus. Was man erfährt, das iſt ja eben die Erfahrung und weiter nichts dahinter. Doppelbild z. E., das iſt ja eben, daß ich zwei Bilder ſehe.“

550.

1811, 6. Auguſt.

Mit Riemer.

„Es wird Einem nichts erlaubt, man muß es nur ſich ſelber erlauben; dann laſſen ſich's die Andern gefallen oder nicht.“ (Vgl. XLIX, 62.)

551.

1811, etwa 7. Auguſt.

Mit Legationsſecretär Lefebure.

Avec M. Goethe elle [la conversation] prit sur le champ un vol plus élevé; il embrassa toute la littérature allemande, passée et présente, il y marcha

à pas de géant, peignant tout à grands traits, d'une manière rapide, mais avec une touche si vigoureuse et des couleurs si vives, que je ne pouvais assez m'étonner; il parla de ses ouvrages peu et avec modestie, beaucoup des chef d'oeuvres en tout genre de la France, des grands hommes qui l'avaient honorée, du bonheur de sa langue, des beaux génies qui l'avaient maniée, des littérateurs présents, de leur caractère et de celui de leurs productions; enfin, j'étais un Français qui était allé pour rendre hommage au plus beau génie de l'Allemagne, et je m'apperçus bientôt que M. Goethe me faisait en Allemagne les honneurs de la France. Il est impossible, d'allier plus d'esprit, plus de modestie et de cette urbanité qui jette sur la science un vernis si aimable. Je lui disais en parlant de notre littérature que nous étions enfermés dans des bornes étroites dont nous ne voulions pas sortir, que nous restions obstinément dans les mêmes routes, ce que ne faisaient point les autres peuples. Il me répondit avec une politesse infinie, qu'il ne trouvait pas que les Français eussent de la répugnance à sortir de leurs routes, mais seulement qu'ils étaient plus judicieux que leurs voisins lorsqu'il était question de s'enouvrir de nouvelles. Son oeil est plein de feu, mais d'un feu doux, sa conversation riche et abondante, son expression toujours pittoresque et sa pensée rarement ordinaire.

552.

1811, erſte Hälfte September.

Mit Bettine v. Arnim, geb. Brentano.

So liebte er wohl ein Geſpräch ungebührlich lang auszudehnen, eine Bemerkung immer zu wiederholen, oder wieder darauf zurückzukommen, wenn er merkte, daß einer ſich dabei langweilte, der übrigens nicht Urſache hatte, den bereits Unterrichteten zu ſpielen oder das Air eines Schnellfaſſenden anzunehmen. Auch bediente er ſich dieſes oder eines ähnlichen Manoeuvres, wenn er nicht Luſt hatte auf etwas einzugehen, um den Zudringlichen ablaufen zu laſſen.

Bettine mußte dies erfahren, als ſie im Herbſt des Jahres 1811 bei ihren abendlichen Beſuchen ihm gern von ihrer Liebe oder was ſonſt . . . vorgeſchwatzt hätte. Er kam ihr beſtändig dadurch in die Quere, daß er ſie auf den Kometen, der damals wunderſchön am Abendhimmel ſtehend in ſeiner völligen Größe und Pracht zu ſehen war, aufmerkſam machte und dazu ein Fernrohr nach dem andern herbeiholte und ſich des Breitern über dieſes Meteor erging. Da war nicht anzukommen: Das Meteor mit ſeinem langen Schweife wehrte dieſe wiederkehrende Fliege, die ſich ihm gern auf den Schooß geſetzt hätte, dieſes alte, damals ſchon verheirathete Kind wie mit einer Ruthe ab.

553.

1811, 5. October.

Mit Wilhelm Dorow.

Im Jahre 1811 machte der Herausgeber dieſer „Denkſchriften und Briefe“ die perſönliche Bekanntſchaft von Goethe, bei dem er durch Briefe von Fr. Aug. Wolf und Joh. Fried. Reichardt eingeführt wurde. Erſterer ſandte ein Prachtexemplar ſeiner Überſetzung der „Wolken“ des Ariſtophanes mit. Goethe ließ lange auf ſich warten, erſchien endlich höchſt elegant gekleidet, mit dem Ehrenlegionsorden im Knopfloche, miniſteriell, und nachdem die erſten Höflichkeitsbezeigungen vorüber waren und man ſich geſetzt hatte, legte er die Briefe uneröffnet beiſeite, blätterte in den „Wolken“, ſchlug auf und ſagte: „Ein ſehr ſchönes Format! ein ſehr ſchönes Papier! ja, auch ein ſehr ſchöner Druck! Das iſt ein vortreffliches Werk.“ Hiermit legte er das vortreffliche Werk beiſeite und ſah den Überbringer mit großen Augen an. Dieſer, über Goethes Art und Weiſe erzürnt, entgegnete: „Wenn Ew. Excellenz nach ſolchem Maßſtabe die Trefflichkeit eines Buchs beurtheilen, ſo wäre dieſes traurig für Ihre eigenen Werke; denn Herr Cotta hat dazu ſchlechtes Papier, ſchlechten Druck und ein ſchlechtes Format, ähnlich den mediciniſchen Recepten genommen.“ Goethes Geſicht veränderte ſich ſichtbar in freundlichere Züge; er fing an, über Wolf ſehr lobend zu ſprechen, Reichardt

zu erwähnen vermied er, doch ergoß er ſich in theilnehmende Äußerungen über deſſen vortreffliche Frau und liebenswürdige Familie und fragte, ob ich ſchon Wieland geſprochen hätte, der durch den Umſturz mit dem Wagen ſehr leidend ſei. Auf ein Ja und auf die Bemerkung, daß Wolf jenem gleichfalls ein Exemplar der „Wolken" geſendet habe, wurde Goethes Geſicht wieder ſehr verdrießlich. „Hat Wieland das Buch freundlich aufgenommen?" fragte Goethe heftig. Da kein Grund vorhanden war, Wieland's Äußerungen zu verſchweigen, ſo erwiderte ich: „Der freundliche, ſanfte Mann, der ſchmerzensvoll im Lehnſtuhl ſaß, blätterte nicht, wie Ew. Excellenz, ruhig, ſondern mit großer Bewegung das Buch durch — doch ſchien ſich dieſes nur auf die Anmerkungen zu beziehen — legte das Buch fort und ſagte ſehr bewegt: „„Ich glaube viel, ſehr viel Gutes über Ariſtophanes und gerade über ſeine „Wolken" geſagt zu haben, doch nirgend bin ich genannt, nirgend iſt meiner erwähnt."" Ich entſchuldigte Wolf mit der Verſicherung, daß er wenig oder gar keine deutſchen Bücher leſe und er dieſes gewiß aus Unkenntniß alſo gethan habe. „„Ja,"" rief der kranke Mann mit funkelnden Augen aus, „„ja, darin liegt eben der Stolz! Der da in Berlin und der hier in Weimar, die glauben beide hoch oben auf dem Olymp zu ſitzen und halten alles Lebende für Gewürm, was kaum werth iſt, zu ihren Füßen zu kriechen."" Dieſes erzählte ich einfach und ſehr ruhig an Goethe, welcher darauf lächelnd

fragte, ob ich den Mann wohl kenne, den Wieland gemeint? Auf meine Versicherung in einem noch etwas gereizten Tone, daß dieses wohl keinem Menschen auf Erden zweifelhaft sein könne, reichte mir Goethe die Hand und hieß mich herzlich willkommen. Dieses war der Beginn meiner Bekanntschaft mit Goethe; ich blieb acht Tage in Weimar, sahe ihn noch öfters in seinem Hause und in spätern Jahren, wenn ich durch Weimar kam, fand ich bei ihm stets eine freundliche Aufnahme.

554.

1811, 3. November.

Mit Henriette v. Knebel.

Ich hatte gestern mit Goethe eine artige Unterredung, worin er mir sagte, daß er sich nie in seinem Leben eines zufälligen Glückes habe rühmen können, und daß er solches auch im Spiel erfahren, wo ihn das Glück durchaus fliehe.

555.

1811.

Mit Riemer.

a.

„Wie etwas als ein unveränderliches Factum vor der Einbildungskraft steht, so daß man mit allem Willen und Widerwillen doch nichts daran ändert: so läßt man

Grunde aber gingen sie doch, weil sie beide gute Menschen waren, neben einander, mit einander nach Einem Ziel, und konnten niemals begreifen, warum denn keiner den andern auf seine Gesinnung reduciren könne.

Werner bemerkte seit einiger Zeit, daß Wilhelms Besuche seltner wurden, daß er in Lieblingsmaterien kurz und zerstreut abbrach, daß er sich nicht mehr in lebhafte Ausbildung seltsamer Vorstellungen vertiefte, an welcher sich freylich ein freyes, in der Gegenwart des Freundes Ruhe und Zufriedenheit findendes Gemüth am sichersten erkennen läßt. Der pünktliche und bedächtige Werner suchte anfangs den Fehler in seinem eignen Betragen, bis ihn einige Stadtgespräche auf die rechte Spur brachten, und einige Unvorsichtigkeiten Wilhelms ihn der Gewißheit näher führten. Er ließ sich auf eine Untersuchung ein, und entdeckte gar bald,

ſich auch in einer Dichterfabel das Apprehenſive gefallen, wie man ſich in der Geſchichte nach einigen Jahren die Hinrichtung eines alten Königs und die Krönung eines neuen Kaiſers gefallen läßt. Das Gedichtete behauptet ſein Recht wie das Geſchehene."

(Bei Gelegenheit der „Wahlverwandtſchaften".)

b.

„Gegen die Kritik kann man ſich weder ſchützen noch wehren; man muß ihr zum Trutz handeln, und das läßt ſie ſich nach und nach gefallen." (XLIX, 62.)

556.

1811, 11. December.

Mit Riemer.

„In dem ungeheuren Leben der Welt, d. h. in der Wirklichwerdung der Ideen Gottes (denn das iſt die wahre Wirklichkeit), fällt als ein Peculium für unſere Perſönlichkeit ab: das Affirmiren und Negiren, das Vorurtheil und die Apprehenſion, der Haß und die Liebe; und darin beſteht das Zeitliche, und Gott hat auf dieſe Perturbation mitgerechnet und läßt uns gleichſam darin gebahren."

557.

1811, 21. December.

Mit Riemer.

„Die Deutschen haben so eine Art von Sonntags-Poesie, eine Poesie, die ganz alltägliche Gestalten mit etwas besseren Worten bekleidet, wo denn auch die Kleider die Leute machen sollen.“

558.

1811, 28. December.

Mit Riemer.

„Die Menschen denken nur ausweichend!“

559.

1811, 29. December.

Mit Riemer.

„Größere Menschen haben nur ein größeres Volumen; Tugenden und Fehler haben sie mit den mindesten gemein, nur in größerer Quantität. Das Verhältniß kann dasselbe sein.“

560.

1811 (?).

Mit A. Genast.

Bei einer andern Gelegenheit, wo „Die neue Frauenschule“ von Kotzebue gegeben werden sollte, ein Stück

von drei Acten, worin die Handlung nur unter drei Personen stattfindet, legte er [Goethe] die drei Rollen in die Hände von Anfängern. Als er mir dieselben zur Vertheilung übergab, bemerkte ich ihm, daß das Stück verloren sei, wenn nicht das Wolff'sche Ehepaar und die Lortzing die Träger des Ganzen wären. „Ei was!" sagte er mürrisch, „ich weiß, was ich thue. Man muß den jungen Leuten Vertrauen beweisen; denn nur so kann etwas aus ihnen werden." „„Aber hier nicht, Excellenz!"" erwiederte ich. „„Das Gelingen hängt hier einzig und allein von einer trefflichen Darstellung ab, und diese ist nur zu erwarten, wenn Ew. Excellenz die Rollen den Genannten übertragen. Das Stück, das ohnehin kein Meisterwerk ist, kann nur durch solche tüchtige Kräfte über seine Mittelmäßigkeit gehoben werden, und statt den jungen Leuten zu nützen, schaden Sie ihnen nur. Indessen haben Ew. Excellenz zu befehlen; ich habe nur meiner Pflicht gemäß meine Ansicht ausgesprochen."" Nachdem Goethe mehrere Male mit heftigen Schritten im Zimmer auf- und abgegangen war, blieb er plötzlich vor mir stehen, mich mit seinen wunderbaren Glanzaugen anblickend, und sagte: „Den einmal hingeschriebenen Namen auf einer Rolle wieder ausstreichen, wenn das Mitglied nicht abgegangen oder gestorben ist, das thue ich nicht; das wißt Ihr. So laßt denn die Titelblätter der Rollen nochmals schreiben, damit ich sie für die Wolffs und Madame Lortzing signiren kann." So geschah es.

561.

1812, Anfang (?).

Über Calderon's „Der ſtandhafte Prinz".

Das aufgeführte Stück wurde in der gebildeten Geſellſchaft viel beſprochen, wobei denn auch die Bedeutung deſſelben für das Chriſtenthum nicht unberührt bleiben konnte. Ein geiſtreicher junger Gelehrter [Johann Schulze?] ließ ſogar eine Broſchüre darüber erſcheinen, in welcher er die chriſtlichen Tiefen dieſes Dramas aufſchloß. Dieſe Äußerungen über das dramatiſche Werk wurden von Goethe mit Befremden aufgenommen. Aus einem Geſpräch, welches er mit mehreren Perſonen darüber geführt hatte, welche dieſe religiöſe Bedeutung hervorgehoben hatten, hörte ich [Friedrich Schubart], daß er gegen dieſelben ſeine Verwunderung darüber ausgeſprochen habe, daß man auf dieſen ſtofflichen Inhalt ſo viel Gewicht lege. Er habe in dem ſtandhaften Prinzen, den man für einen chriſtlichen Märtyrer ausgeben wolle, nichts anderes geſehen, als einen chriſtlichen Regulus.

562.

1812, Mitte Januar.

Mit Charlotte v. Schiller u. a.

Vor vierzehn Tagen ungefähr lebte ich noch ganz fremd und entfremdet mit dem Meiſter und liebte ihn,

wie man die Natur liebt, ohne zu begreifen, daß sie einen ansieht, wenn wir sie segnen. Unsre Freundin St(ein) gerieth auf die Gedanken, alle Papiere, die Sie [Erbprinzeß Caroline von Mecklenburg-Schwerin] auch sehen möchten oder sahen, zu zeigen. Ich durchblickte dieses wunderbare menschliche Wesen und klagte über das Schicksal unserer Freundin und lebte recht in der Vergangenheit mit ihr, und es war, als schlösse sich mein Herz mit den leisesten Fäden an das ihre an, und ich gelobte ihr, sie nie zu verlassen, und meine Liebe solle ihr folgen bis ins Grab. Ich komme von dem Lesen in eine Gesellschaft zu Fr. v. R., die ihn mit der dicken Hälfte bat, und er fing an so von der Vergangenheit zu sprechen, erzählte plötzlich von Sachen, die ich eben gelesen, von denen er historisch in den Briefen sprach, weil er eine Reise beschrieb, von der Familie Ihrer Frau Großmutter zum Beispiel*), daß es mich unaussprechlich wunderte. Ich hatte ihm die hübsche Art erzählt, wie Henriette [v. Knebel] über sein Leben geschrieben. Ich gehe, um meinen Mantel umzunehmen; da kommt er, faßt mich bei der Hand, dankt noch einmal für die Mittheilung, sagt, daß es ihm wohl sei, mit jemandem zu sein, der seine Sprache verstehe, wie ich, die ich ihn so lange kenne, daß wir uns nie fremd, noch fern sein könnten, und sagte noch: „wissen Sie noch, wie lange wir schon von einander wußten, wie Sie noch da über den Bergen waren, über Kochberg hinaus?“ (In diesem Augenblick hätte er ge-

wiß auch die alte treue Freundin erkannt.) Ich wurde so weich, daß die Thränen mir kamen, und fühlte auch, daß ich ihn nicht verlieren kann. Aber dieſe ſonderbare Stimmung gerade da, wo ich ſo recht in ihm lebte, ſeine Verhältniſſe zu Fr. v. St. fühlte, das iſt mir lieb und tröſtlich; denn die Seelen kennen eine Sprache, die nie verſtummt, wenn ſie rein einſt klang. Zeit der Zeit ſah ich ihn in dieſer Woche öfter, auf der Redoute am Sonntag, und immer war er gleich freundlich und gemüthlich.

563.

1812, 9. Februar.

Mit Charlotte v. Schiller und Tinette v. Reißenſtein.

Den vorigen Sonntag war die feierliche Einführung des [franzöſiſchen] Herrn Geſandten [de St. Aignan]. . . . . Es war Souper ſtatt des Hofdiner, und der Meiſter ſowie die Höheren blieben. Der Meiſter war geſprächig und hat mir [Charlotte] und Tinette vom Tempel der Diana von Epheſus erzählt, der daſſelbe Verhältniß wie der Saal hatte, die Säulen nämlich in der Breite; ihre Höhe war aber ſtatt zwanzig ſechzig Fuß. . . . . Der Meiſter iſt ſehr erweckt und freut ſich, daß Mr. de St. Aignan ſo gebildet iſt und ſehr ſchöne Sachen über die franzöſiſche Literatur ſprechen ſoll. . . . Die ſchöne Marſchallin [Lannes], die einſt

bei ihm logirte, hatte ihm ein prächtig Tintenfaß geschickt durch die Gelegenheit.

564.

1812, Anfang April (?).

Über Schelling's „Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen" (von Jacobi)

Welche Sensation erregt Ihr Buch, bester Schelling! In Jena hat es eine solche Bewegung in die Gemüther gebracht, daß seit seiner Erscheinung an nichts anderes gedacht, von nichts anderem geredet und nur für und wider gefochten und gestritten wird. Der größte Theil schlägt sich mit Feuer und Flamme zu Ihrer Fahne, und nur wenige ergreifen Jacobi's Partei. Auch Goethe soll sich freuen, daß die Wahrheit siegt. Neulich hat er als Tischgespräch scherzhaft geäußert: Ihren Gott begriff' er zwar nicht, aber der Gott, der sich mit dem alten Jacobi und seinen beiden Schwestern amüsiren könnte, müßte doch ein kläglicher Gott sein.

565.

1812, Juli.

Mit Friedrich Graf zu Stolberg.

In Karlsbad empfahl und lieh mir Goethe den ersten Theil von Jacobi's Schrift, auf daß ich Hamann's Briefe lesen möchte, von denen Goethe mit Bewunderung

ſprach, wie ſie es auch verdienen. Aber iſt es nicht ſonderbar, daß Goethe mich damit bekannt machen mußte und ſie ſo anprieſ?

566.

1812, Mitte September (?).

Mit Luden.

An dem Tage nun, da ich . . . mit Goethe in Knebel's Garten ging, lag mir gewiß kaum ein Gedanke ferner, als der Gedanke an den Herzog Bernhard [den Großen von Weimar]. Kaum aber hatten wir einige Schritte gemacht, ſo fing Goethe an: „Es iſt mir lieb, Sie einmal allein zu ſprechen. Ich hätte längſt gern über eine Sache mit Ihnen geredet, die auch mich einſt beſchäftigt hat, und wir wollen den Augenblick benutzen. Wie ſteht es mit Ihrer Biographie des Herzogs Bernhard?“ — Sind Ew. Excellenz auch mit dieſer Sache bekannt? — „Wie ſollte ich nicht? Freilich!“ — Leider ſteht es nicht gut, oder vielmehr es ſteht gar nicht. — „Wie ſo?“ — Und nun begann ein freundliches Geſpräch, in welchem Goethe anfangs der Fragende und ich der Antwortende war, welches aber bald in eine wahre Converſation überging. Ich will indeß, um die Weitläufigkeit des Geſprächs zu vermeiden, lieber zuſammenſtellen, was im Weſentlichen geſagt worden iſt. Ich

will nicht läugnen, ſagte ich, daß ich den Vorſchlag des Herrn [Staatsminiſter] v. Voigt gern annahm und daß ich nicht ohne Liebe ans Werk ging. Der Herzog war mir in der Geſchichte des dreißigjährigen Krieges immer als eine glänzende Heldengeſtalt entgegengetreten und mit Luſt und Freude hatte ich wie in Tagen des Sieges ſo in Tagen des Unglücks auf den jungen Fürſten des Vaterlandes hingeblickt. Deßwegen faßte ich die Hoffnung, er werde eingerahmt und aus dem großen Gemälde herausgenommen, mit einer Umgebung, die als würdiger Hintergrund ihn nur noch mehr heben mußte, ſich in einer ſolchen Weiſe darſtellen laſſen, daß er als Held des Glaubens und des Vaterlandes ein Muſter und Beiſpiel ſein könnte für Hohe und für Geringe. Sowie ich aber den Verſuch machte, fielen von allen Seiten — wenn das anders nicht falſch geſprochen iſt — Schatten auf mein Bild, die mir das Licht verſchoben oder verdarben. Wie ich ihn auch ſtellen mochte, er bekam weder Schnitt noch Farbe. Zwar blieb er ein ausgezeichneter Kriegsfürſt, tüchtig, einſichtig, tapfer und kühn; zwar war er auch ein frommer Mann und bewahrte ſtets ein tiefes Ehrgefühl und eine hohe fürſtliche Geſinnung; aber ein bloßes Aufzählen ſeiner Thaten und Fahrten gewährte mir kein hinlängliches Intereſſe; als bloßen Soldaten konnte und mochte ich ihn nicht darſtellen. Er ſtand allerdings nicht niedriger, als alle Übrigen, die in dieſem unglückſeligſten aller Kriege, in dieſem

heillosen Heuchelkriege hervorragten, aber auch eben nicht höher. Denn ein Heuchelkrieg war es, und wenn man auch das Bild der Religion auf dieser Seite wie auf jener vor sich her trug, so galt es doch nur um irdische Interessen, die man durch religiöse Mittel zu fördern suchte. Gustav Adolf's Haupt hat man mit einem Heiligenschein zu umgeben gesucht und diesen Schein hat noch niemand unter den Protestanten zu zerstören oder zu verwerfen gewagt; da er so früh seinen Tod fand, so ist er als „ein Kämpfer des Herrn" gefallen und die Wahrheit ist von der Geschichte entfernt geblieben. Dem Herzog Bernhard ist dieser Heiligenschein zu gute gekommen: es war genug, daß er an der Seite dieses Kämpfers des Herrn gestanden hatte; niemand fragte nach der eigentlichen Natur der Verbindung beider Fürsten, und das Herzogthum Franken wurde kaum beachtet. Selbst sein Anschließen an Frankreich, das doch eben nicht für den Protestantismus besonders enthusiasmirt war, hat eben deßwegen seine Lobredner gefunden. Mit Einem Worte: mir kam vor, als müsse der Herzog seine Stellung in der Geschichte des dreißigjährigen Krieges behalten; wenigstens traute ich mir nicht, eine Biographie desselben zu schreiben.

Was Goethe sagte, lief auf Folgendes hinaus: „Wir sind ganz einig; Ihre Geschichte ist in diesem Falle die meinige. Ich bin fast in derselben Weise wie Sie zu dem Versuche einer Biographie des Herzogs

daß Wilhelm vor einiger Zeit eine Schauspielerin öffentlich besucht, mit ihr auf dem Theater gesprochen und sie nach Hause gebracht habe; er wäre trostlos gewesen, wenn ihm auch die nächtlichen Zusammenkünfte bekannt geworden wären; denn er hörte, daß Mariane ein verführerisches Mädchen sey, die seinen Freund wahrscheinlich ums Geld bringe, und sich noch nebenher von dem unwürdigsten Liebhaber unterhalten lasse.

Sobald er seinen Verdacht so viel möglich zur Gewißheit erhoben, beschloß er einen Angriff auf Wilhelmen, und war mit allen Anstalten völlig in Bereitschaft, als dieser eben verdrießlich und verstimmt von seiner Reise zurückkam.

Werner trug ihm noch denselbigen Abend alles, was er wußte, erst gelassen, dann mit dem dringenden Ernste einer wohldenkenden Freundschaft vor, ließ keinen Zug unbestimmt,

bewogen worden; auch habe ich in der That den Willen gehabt, das Buch zu schreiben, und die Hoffnung, es werde sich etwas Erfreuliches und Heiteres machen lassen. Aber ich erkannte bald, daß es schwer, wenn nicht unmöglich sein würde, dem Helden eine bestimmte anständige Physiognomie zu geben. Zwar bin ich auf das Kirchliche und Politische nicht eingegangen: das Kirchliche gehört der Zeit an: es war der Firniß, mit welchem man Leidenschaften und Bestrebungen überstrich, um andere und sich selbst zu täuschen. Auf jener Seite wie auf dieser hat es Glaubenshelden gegeben; auf jener Seite wie auf dieser hat man sich selbst eingebildet und sich von anderen vorsagen lassen, Kämpfer des Herrn zu sein. Das Politische aber habe ich zur Seite geschoben: es gab keine andere Politik, als die Lust zu rauben, zu plündern, zu erobern. Das Reich war dahin und bestand nur noch in einer verblaßten überlieferten Vorstellung. Welcher Fürst bekümmerte sich um den Kaiser und das Reich anders, als indem er seinem Vortheile nachlief? Die Gedanken Vaterland und Nationalität waren dem Zeitalter fremd und sind den späteren Zeiten fremd geblieben, wie sie denn auch wohl früher selten wirksam gewesen sein mögen. Darum ist niemandem zum Vorwurf zu machen, daß er nicht vaterländisch oder national handelte; es ist niemandem zu verdenken, daß er sich nach allen Seiten wandte, um die Stellung zu erhalten, in welcher er größeren Einfluß gewinnen konnte, und kein Geschenk zurückwies,

das er zu beſitzen wünſchte, gleichviel ob es ihm vom Norden her geboten ward, oder vom Süden. Deßwegen glaubte ich auch, den Herzog Bernhard nur als Heerführer und Held beachten und ihn in jedem Verhältniß aufnehmen zu müſſen, in welchem ich ihn fand und wie ich ihn fand, ohne die Gründe zu beurtheilen, die ihn in dieſes Verhältniß gebracht haben mochten. Aber ſelbſt in dieſer Beſchränkung, in welcher doch keine ungebührlichen Anforderungen gemacht wurden, gerieth ich in Verlegenheit. Von dem Früheren kann, da der Herzog noch ſo jung und untergeordnet war, keine Rede ſein, aber der Tag bei Lützen war ſchön und könnte wohl Begeiſterung erregen. Sie haben recht: Guſtav Adolf verdankte den Heiligenſchein ſeinem Tod in dieſer Schlacht. Hätte er länger gelebt, ſo möchte allerdings das Urtheil, ich will nicht ſagen der Geſchichte, ſondern der Geſchichtſchreiber anders geworden ſein; denn er würde ſich wahrſcheinlich in ſo wirre Dinge verſtrickt haben, daß es ihm weder möglich geweſen wäre, ſeinem Weſen getreu zu bleiben, noch den Schein zu retten. Wenn, wie der König im Anfange der Schlacht, ſo der Herzog im Augenblicke des Sieges, als Wallenſtein ſchon auf dem Rückzug oder auf der Flucht war, gefallen wäre, ſo würde auch er mit dem Heiligenſchein in der Geſchichte ſtehen; er würde wie ein Held ohnegleichen gefeiert werden, der ſchnell der Sache ein Ende gemacht und all das Unglück abgewendet haben würde, das ſpäter über die Welt gekommen iſt; denn die

Menſchen ſind gar ſehr geneigt, einem jungen Manne, der raſch aus dem Leben hinweggeriſſen wird, alle Hoffnungen als Erfüllung anzurechnen. Und ein Götze iſt ihnen immer Bedürfniß. Aber was iſt mit Nördlingen anzufangen? Eine Gardine iſt nicht niederzulaſſen, ein Schleier nicht darüber zu werfen. Und wenn auch der Dichter noch wohl einen Ausweg fände, ſo kommt ihr Hiſtoriker mit dem, was Ihr Wahrheit nennt, und treibt des Dichters Werk auseinander. Und ſo habe ich mich denn zurückgezogen und die Sache aufgegeben, wie Sie."

Inzwiſchen war Knebel herzugekommen, und durch ihn wurde dem Geſpräch eine andere Wendung gegeben.

567.

1812, 23. October

Mit Friedrich v. Müller.

Am 23. October 1812 wollte Goethe mit mir einen Beſuch bei dem franzöſiſchen Geſandten Baron v. St. Aignan abſtatten. Wir trafen ihn aber nicht zu Hauſe. Im Heimgehen kamen wir auf ſeine Kupferſtichſammlungen zu ſprechen, wie er denn auserleſene Blätter daraus alle Sonntags Morgen jenem kunſtliebenden Freunde und mir vorzuzeigen und zu erläutern pflegte. „Mir iſt der Beſitz nöthig," äußerte er, „um den richtigen Begriff der Objecte zu bekommen. Frei von den

Täuſchungen, die die Begierde nach einem Gegenſtand unterhält, läßt erſt der Beſitz mich ruhig und unbefangen urtheilen. Und ſo liebe ich den Beſitz, nicht der beſeſſnen Sache, ſondern meiner Bildung wegen und weil er mich ruhiger und dadurch glücklicher macht. Auch die Fehler einer Sache lehrt mich erſt der Beſitz, und wenn ich z. B. einen ſchlechten Abdruck für einen guten kaufe, ſo gewinne ich unendlich an Einſicht und Erfahrung. Einſt verkaufte mir ein bekannter Kunſtkenner eine angebliche Antike, die er innerlich für ein modernes Product hielt; es fand ſich aber, daß es eine wirkliche Antike war; ſo erſchien er beſtraft, ich aber für meinen guten Glauben belohnt."

Wir ſetzten das Geſpräch in Goethes Garten fort und es fiel bald auf die neueſte Literatur. Die meiſten neuen Schriften, die man mir ſendet, ſagte er, ſtelle ich hin und leſe ſie erſt nach einigen Jahren. Dann habe ich das geläutertere Urtheil der Zeitgenoſſen und das Werk ſelbſt zugleich vor mir.

„Tieck, Arnim und Conſorten haben ganz recht, daß ſie aus früheren Zeiten herrliche Motive hervorziehen und geltend machen. Aber ſie verwäſſern und verſauern ſie nur gewaltig und laſſen oft gerade das Beſte weg. Soll ich alle ihre Thorheiten mitſchlucken? Es hat mich genug gekoſtet, zu werden wie ich bin; ſoll ich mich immer von Neuem beſchmutzen, um dieſe Thoren aus dem Schlamm zu ziehen, worein ſie ſich muthwillig ſtürzen? Oehlenſchläger war wüthend, weil ich

ſeinen Correggio nicht aufführen ließ. Zwar hatte ich Wanda aufgenommen, — aber muß man denn zehn dumme Streiche machen, weil man einen gemacht hat?"

568.

1812, November.

Mit Riemer.

a.

„Die Welt iſt größer und kleiner als man denkt. — Wer ſich bewegt, berührt die Welt, und wer ruht, den berührt ſie; deswegen müſſen wir immer bereit ſein, zu berühren oder berührt zu werden. — —

Wir können uns jetzt alle als Strandbewohner anſehen und täglich erwarten, daß einer vor unſerer Hüttenthür, wo nicht mit ſeiner Exiſtenz, doch mit ſeinen Hoffnungen ſcheitert. —

Die Weltgeſchichte ſammelt auf unſere Koſten ſehr große Schätze."

b.

„Wer die Technik nicht verſteht, kann über poetiſche Produkte nicht ſchreiben. Die Figuren der Poeſie ſind ja keine hiſtoriſchen Perſonen, die man als nothwendige zu beurtheilen hätte, wie man ja ein hiſtoriſches Bild nicht moraliſch als eine wirkliche Handlung beurtheilen darf." —

569.

1812, Ende November.

An v. Knebel.

Knebel's in Jena ſtudirender Sohn hatte mit einem andern Studenten, einem vom Herzog unterſtützten Grafen, Ehrenhändel gehabt und war deshalb in Arreſt gekommen, was Knebel ihm angeblich feindſelig geſinnten Perſonen zur Laſt legte. Er erzählt nun weiter:

Ich .... lief zu Goethe. Er beſann ſich eine Weile, weil er ſagte: dieſem ſchlechten Volke ſei nicht zu trauen. Er dictirte mir endlich einen Brief an den Herzog, den er mit dem ſeinigen begleiten wollte.... Des andern Morgens, als Karl ſeiner Mutter ſagen ließ, er erwarte von ihr ſeine Erlöſung, konnte ich ſie nicht mehr halten; ſie heulte, ſie ſchrie, ſie wolle ihr Kind erretten. Ich mußte ihr erlauben, nach Weimar zu fahren. Der Herzog empfing ſie auf's Gutmüthigſte und Gnädigſte. Sie fuhr gegen Mittag hier ab, und Abends um 6 Uhr war ſie ſchon wieder zurück mit dem Befehl, den Karl loszulaſſen, wie auch den Grafen. Die Freude hätteſt Du [Henriette] ſehen ſollen! Selbſt Goethe war wie ein Kind vor Freude. ....

Du wirſt vielleicht glauben, meine Liebe, ich hätte Dir heute nichts als unglückliche Geſchichten zu erzählen. Es iſt aber doch nicht ganz ſo. Mit Recht ſagte Goethe: „Gebt nur acht, Kinder! Wo zuweilen das Unglück

hereinzukommen droht, da drehet ſich oft etwas zum Glück!“ So iſt es in der That auch hier. Der Herzog hat nicht allein, als meine Frau in Weimar bei ihm war, vieles ſich nach unſern Umſtänden mit großer Güte erkundigt, ſondern auch ihr verſprochen, für meinen Karl, wenn es Zeit ſein würde, zu ſorgen. Überhaupt ſcheint er, wie mir auch Goethe verſichert hat, ſehr geneigt für uns zu denken. . . . . Als er [Karl] aus dem Gefängniß kam, gab er mir die [poetiſchen] Zeilen, die Du hier beigelegt finden wirſt, und den andern Tag verfertigte er in der Freude ſeines Herzens noch mehrere, von denen er noch ein paar hier beigelegt hat. Goethe hat ſie geſehen und hat große Freude darüber gehabt. Auch nahm er ihn nun alle Morgen zu ſich, dictirte ihm Briefe und dergleichen, um ihn fertiger im Schreiben zu machen. Dieſes Zutrauen erweckte den jungen Menſchen. Er wollte ihn auch in ſeinem Gefängniß beſuchen. Überhaupt kann ich nicht ſagen, welche Liebe und welche zarte Sorgfalt Goethe bei dieſer Gelegenheit und während ſeines ganzen Hierſeins — geſtern [25. November] iſt er wieder abgereiſt — für mich und die Meinigen bezeugt hat. Er hat auch vorzüglich meinen jähen Eifer zurückzuhalten geſucht, wofür ich ihm danken muß.

570.

1812, 12. December.

Mit Riemer.

„Die Deutſchen haben von jeher die Art, daß ſie es beſſer wiſſen wollen als der, deſſen Handwerk es iſt, daß ſie es beſſer verſtehen als der, der ſein Leben damit zugebracht."

571.

1812, 16. December.

Mit v. Müller u. a.

Alles verkündet Dich,
Nahſt Du im Morgenlicht,
Eilet die Sonne hervor.
Zeigſt Du im Garten Dich
Biſt Roſe der Roſen. Du,
Lilie der Lilien zuſammt.
Neigſt Du am Tage Dich,
Drehn die Geſtirne all'
Im Kreis ſich um Dich,
Kehrt die Nacht, o wär' ſie da,
Überſtrahlſt Du des Mondes
Lieblich einladenden Glanz.
Ladend und lieblich biſt Du,
Sonne, Blume, Mond und Sterne
Huldigen nur Dir.
Tagſchaft Du, Nachtſchaft mir,
Leben und Ewigkeit iſt's.

So ohngefähr, aber gewiß noch viel ſchöner, als ich es im Gedächtniß behielt, war das Lied, welches Goethe

mir heute von Dem. Engels zur Guitarre ſingen ließ. Er hatte es nach „Namen, ich nenne Dich nicht*) ꝛc.“ gedichtet, weil ihm dieſer Text mit ſeinen ewigen Negationen und Verheimlichungen zu unlyriſch, ja verhaßt war.

Die heutige Bedeckung des Aldebarans, jenes ſchönen Fixſternes im Zeichen des Widders, durch den Mond hatte ihn ſehr feierlich und heiter geſtimmt. Es war, als ob ihm ſelbſt etwas höchſt Bedeutendes widerführe. Da war er denn zu Anerkennung jedes Ausgezeichneten doppelt geſtimmt. Er rühmte Riemer's Tüchtigkeit, der ein für allemal nichts, „bloß um die Sache abzufertigen“ thue. So ſtrich er auch Zelters Großheit und männliche Faſſung im tiefſten Schmerz bei dem Selbſtmord ſeines Sohnes**), frei von aller kleinlichen *Sentimentalität, nngemein heraus.*

„Die Aſtronomie,“ äußerte er, „iſt mir deßwegen ſo werth, weil ſie die einzige aller Wiſſenſchaften iſt, die auf allgemein anerkannten, unbeſtreitbaren Baſen ruht, mithin mit voller Sicherheit immer weiter durch die Unendlichkeit fortſchreitet. Getrennt durch Länder und Meere theilen die Aſtronomen, dieſe geſelligſten aller Einſiedler, ſich ihre Elemente mit und können darauf wie auf Felſen fortbauen.“

Er kam ſodann auf A. v. Steigentesch's Angriff

*) Richtiger: Namen nennen Dich nicht (Lied v. W. Uetzen).
**) Stiefſohn J. Fr. Zelters.

gegen deutsche Literatur im Schlegel'schen Museum*) zu sprechen, der ihn sehr indignirte. Schlegel ist gegen besseres Wissen bloß durch Steigentesch's lockre Tafel dazu verführt worden, diesen verruchten Aufsatz aufzunehmen. Die bessern Wiener wissen das recht gut. So heiter hatte ihn jene astronomische Erscheinung gestimmt, daß er den Gedanken faßte, die musikalischen Vereine, die bekanntlich früher der Neid der Jagemann gestört hatte, für den Sonntag Morgen wieder aufzunehmen. Sein ganzes Herz schien daran zu hängen.

572.

1813, 25. Januar.

Mit Riemer.

„Es ist unglaublich, was die Deutschen sich durch das Journal- und Tagsblattverzetteln für Schaden thun: denn das Gute, was dadurch gefördert wird, muß gleich vom Mittelmäßigen und Schlechten verschlungen werden. Das edelste Ganggestein, das, wenn es vom Gebirge sich ablöst, gleich in Bächen und Flüssen fortgeschwemmt wird, muß wie das schlechteste abgerundet und zuletzt unter Sand und Schutt vergraben werden."

*) Jahrg. 1812 3. Heft in dem Aufsatze: Ein Wort über deutsche Literatur und deutsche Sprache. S. 197—221.

und gab seinem Freunde alle die Bitterkeiten zu kosten, die ruhige Menschen an Liebende mit tugendhafter Schadenfreude so freygebig auszuspenden pflegen. Aber wie man sich denken kann, richtete er wenig aus. Wilhelm versetzte mit inniger Bewegung, doch mit großer Sicherheit: du kennst das Mädchen nicht, der Schein ist vielleicht nicht zu ihrem Vortheil, aber ich bin ihrer Treue und Tugend so gewiß als meiner Liebe.

Werner beharrte auf seiner Anklage, und erbot sich zu Beweisen und Zeugen. Wilhelm verwarf sie, und entfernte sich von seinem Freunde verdrießlich und erschüttert, wie einer, dem ein ungeschickter Zahnarzt einen schadhaft festsitzenden Zahn gefaßt und vergebens daran gerückt hat.

Höchst unbehaglich fand sich Wilhelm, das schöne Bild Mariannens erst durch die Grillen der Reise, dann durch Werners Un-

573.

1813, 25. Januar.

Mit Gott.

a.

Montag den 25. Januar . . . war Wieland's Begräbnißtag. . . . . Ich fühlte mich zu tief erschüttert, als daß ich diesem Leichenzuge hätte beiwohnen können. Auch war ich auf Nachmittag zu Goethe beschieden, für dessen Gesundheit wir mehr, als jemals unter diesen Umständen zu fürchten hatten. Er war ebenfalls durch diesen Todesfall äußerst bewegt. . . . Als unter anderm zufällig auch die Rede auf seine „Natürliche Tochter" kam, von welcher *gestern . . . eine Vorlesung* gehalten wurde, fragte ich ihn, ob wir bald eine Fortsetzung derselben erwarten dürften. Goethe schwieg eine Weile, alsdann gab er zur Antwort: „Ich wüßte in der That nicht, wo die äußeren Umstände zur Fortsetzung oder gar zur Vollendung derselben herkommen sollten. Ich habe es meinerseits sehr zu bereuen, auf Schillers Zureden von meinem alten Grundsatze abgegangen zu sein. Dadurch, daß ich die bloße Exposition dieses Gedichtes habe drucken lassen — denn für mehr kann ich das selbst nicht ansprechen, was im Publicum davon vorhanden ist — habe ich mir alle Freude an meiner Arbeit gleichsam imvoraus hinweggenommen. Die verkehrten Urtheile, die ich auf diesem Wege erfahren

konnte, mußten dann auch das Ihrige dazu beitragen. Kurz, ich bin ſelber ſo völlig von dieſer Arbeit zurück, daß ich damit umgehe, auch ſogar den Entwurf des Ganzen unter meinen Papieren zu zerſtören, damit nach meinem Tode kein Unberufener kommt, der es auf eine ungeſchickte Art fortſetzt."

Ich bemerkte, um Goethes Mißmuth etwas zu mildern, was Herder ehemals zu mir von dieſer Tragödie geſagt hatte, und führte zu dem Ende ſeine eigenen Worte an. Er nannte ſie die köſtlichſte, gereifteſte und ſinnigſte Frucht eines tiefen, nachdenkenden Geiſtes, der die ungeheuern Begebenheiten dieſer Zeit ſtill in ſeinem Buſen getragen und zu höheren Anſichten entwickelt hätte, zu deren Aufnahme die Menge freilich gegenwärtig kaum fähig wäre. „Wenn dem ſo iſt," fiel mir Goethe ins Wort, „ſo laßt mich das Obengeſagte wiederholen: wo ſollen wir die Zeitumſtände zur Fortſetzung eines ſolchen Gedichtes hernehmen? Was jener geheimnißvolle Schrank verberge, was ich mit dem ganzen Gedichte, was ich mit dem Zurücktreten der Fürſtentochter in den Privatſtand bezweckte — darüber wollen wir uns in keine nähere Erklärung einlaſſen; der Torſo ſelbſt und die Zeit, wenn der finſtere Parteigeiſt, der ſie nach tauſend Richtungen bewegt, ihr wieder einige Ruhe der Betrachtung geſtattet, mag für uns antworten!" — „„Gerade von dieſen Punkten aus war es,"" fiel ich ihm ins Wort, „„wo Herder eine ſinnreiche Fortſetzung und Entwickelung des allerdings

mehr epiſchen als dramatiſchen Stoffes erwartete. Die Stelle beſonders, wo Eugenie ſo unſchuldig mit ihrem Schmucke ſpielt, indeß ein ungeheures Schickſal, das ſie in einen andern Welttheil wirft, ſchon dicht hinter ihr ſteht, verglich Herder ſehr anmuthig mit einem Gedicht der griechiſchen Anthologie, wo ein Kind unter einem ſchroff herabhängenden Felſen, der jeden Augenblick den Einſturz droht, ruhig entſchlafen iſt. Im Ganzen aber — wie er zugleich bei dieſer Gelegenheit hinzuſetzte — iſt der Silberbleiſtift von Goethe für das heutige Publicum zu zart; die Striche, die derſelbe zieht, ſind zu fein, zu unkenntlich, ich möchte faſt ſagen, zu ätheriſch. Das an ſo arge Vergröberungen gewöhnte Auge kann ſie eben deßhalb zu keinem Charakterbild zuſammenfaſſen. Die jetzige literariſche Welt, unbekümmert um richtige Zeichnung und Charakter, will durchaus mit einem reichergiebigen Farbenquaſt bedient ſein!"" — „Das hat der Alte gut und recht aufgefaßt!" äußerte Goethe bei dieſen Worten. „„Indeß,"" nahm ich die Rede wieder von Neuem auf und fuhr fort: „„Herder wünſchte nichts angelegentlicher als die Beendigung eines Werkes, das er eben wegen ſeiner Einfalt und Zartheit und der Perlenebne ſeiner Diction, wie er es nannte, mit keinem jener Produkte vertauſchen möchte, die, in Farben ſchwimmend, die Ungewißheit ihrer Umriſſe nur allzuoft durch ein glänzendes Colorit verbergen." Goethe meinte hierauf, er wollte ſelbſt, es wäre ſo und Herder's Wunſch damals in Erfüllung

übergegangen; „nun aber," wie er ſogleich hinzuſetzte, „iſt es für uns beide zu ſpät, ich werde dieſes Gedicht ſo wenig vollenden, als es Herder jemals leſen wird."

Unbemerkt lenkte ſich das Geſpräch von hier aus wieder auf Wieland, „dem," wie Goethe bemerkte, „es allein gegeben war, dem Publicum theilweiſe ſeine Werke im „Teutſchen Merkur" vorzulegen, ohne daß er durch die verkehrten Urtheile der Menge, mit denen er ſich dadurch in Berührung ſetzte, je die Freude an ſeiner Arbeit verlor. Er änderte ſie auch wohl dem Publicum zu Gefallen ab, welches ich da, wo das Werk aus einem Guſſe iſt, am wenigſten gutheißen kann. — „Um uns der trüben Gedanken in dieſen Tagen zu entheben, haben wir kürzlich wieder den „„Pervonte"" zur Hand genommen. Die Plaſtik, der Muthwille dieſes Gedichtes ſind einzig, muſterhaft, ja völlig unſchätzbar. In dieſem und ähnlichen Produkten iſt es ſeine eigentliche Natur, ich möchte ſogar ſagen, aufs allerbeſte, was uns Vergnügen macht. Der unvergleichliche Humor, den er beſaß, war, ſobald er über ihn kam, von einer ſolchen Ausgelaſſenheit, daß er mit ſeinem Herrn und Gebieter hinging, wohin er nur wollte. Mochte ſich derſelbe über Sittenlehre, Welt und geſelligen Anſtand tauſenderlei weis machen, und ſich und andern ſeines Gleichen unverbrüchliche Regeln und Geſetze darüber in Menge vorſchreiben, ſie wurden alle nicht gehalten, ſobald er ins Feuer, oder vielmehr, ſobald das Feuer

über ihn kam. Und da war er eben recht, und das, was er immer hätte ſein ſollen, eine ſchöne, höchſt anmuthige Natur. Ich erinnere mich noch der Vorleſung eines der erſten Märchen aus „„Tauſend und eine Nacht““ [„„das Wintermärchen““], das er in Verſen bearbeitete, und worin das „„Fiſche! Fiſche! thut ihr eure Pflicht““ vorkommt. In dieſem erſten Entwurfe war alles ſo curios, ſo allerliebſt toll, närriſch, phantaſtiſch, daß ich auch nicht die Änderung der kleinſten Zeile davon mir würde geſtattet haben. Wie ſollte das aber Wieland über ſein Herz bringen, der Kritik, womit er ſich und andere ſein Lebelang plagte, ein ſolches Opfer darzubringen? In der rechten Ausgabe mußte das Tolle verſtändig, das Närriſche klug, das Berauſchte nüchtern werden. Ich möchte Sie wohl aufmuntern, dergleichen Gedichte wie „„Pervonte““ und andere öfters in Geſellſchaft vorzuleſen. Es fordert indeſſen einige Vorbereitung: Wieland's Verſe wollen mit einer prächtigen Lebendigkeit vorgetragen ſein, wenn man ſich einer augenblicklichen Wirkung davon verſichern will. Es iſt ein unvergleichliches Naturell, was in ihm vorherrſcht: alles Fluß, alles Geiſt, alles Geſchmack! Eine heitre Ebene ohne den geringſten Anſtoß, wodurch ſich die Ader eines komiſchen Witzes nach allen Richtungen ergießt und, je nachdem die Capricen ſind, wovon ſein Genius befallen wird, auch ſogar ſeinen eigenen Urheber nicht verſchont. Keine, auch nicht die entfernteſte Spur von jener bedachtſam müh-

ſeligen Technik, die einem die beſten Ideen und Gefühle durch einen verkünſtelten Vortrag zuwidermacht, oder wohl gar auf immer verleidet. Eben dieſe hohe Natürlichkeit iſt der Grund, warum ich den Shakeſpeare, wenn ich mich wahrhaft ergötzen will, jedesmal in der Wieland'ſchen Überſetzung leſe. Den Reim behandelte Wieland mit einer großen Meiſterſchaft: ich glaube, wenn man ihm einen ganzen Setzkaſten voll Wörter auf ſein Schreibepult hingeworfen hätte, er wäre damit zu Rande gekommen, ſie zu einem lieblichen Gedichte zu ordnen. Von der neuen Schule und der Anſicht, womit ſie ſich Wieland und ſeinen Schriften gegenüberſtellte und ſeinen wohlverdienten, vieljährigen Ruhm dadurch in Schatten zu bringen hoffte, möchte ich lieber ganz geſchwiegen haben. Sie hatten es freilich ſo übel nicht vor; ſie wollten einen falſchen Enthuſiasmus auf die Bahn bringen, und dabei mußte ihnen freilich Wieland's Verſpottung alles Enthuſiaſtiſchen ſehr ungelegen in den Weg kommen. Laßt aber nur ein paar Jahrzehnte vergangen ſein, ſo wird aller dieſer Schattenſeiten, die man ſo gefliſſentlich in Wieland aufzudecken ſuchte, nur ſehr wenig gedacht werden, er ſelber aber wird als humoriſtiſcher, geſchmackvoller Dichter denjenigen heitern Platz im Jahrhunderte behaupten, worauf er von Natur die gerechteſten Anſprüche beſitzt. — Selbſt eine urſprünglich enthuſiaſtiſche Natur, wie ſich aus den „Sympathien eines Chriſten“, ſowie aus einigen andern Jugendprodukten Wieland's zur Genüge

abnehmen läßt, lebte er gleichsam in beständiger Furcht vor einem Rückfalle und hatte sich dagegen die verständige Kritik als Präservativ verschrieben. Schon die oftwillige Rücklehr zu den nämlichen Gegenständen seines Spottes erweist diese Behauptung. Die höhern Anforderungen seiner Seele wollen sich nun einmal nicht abweisen lassen, und es trifft sich recht oft, wo er den Platonismus, oder irgend eine andere sogenannte Schwärmerei verspotten will, daß er beide recht schön, ja mit der Glut einer liebenswürdigen Begeisterung darstellt. Alles unterwarf er dem Verstande, und besonders einem ihrer Lieblingszweige, der Kritik. Auf diesem Wege gelangt man freilich zu keinem Resultate. Dies sieht man deutlich auch an Wieland's letztem Werke, den von ihm übersetzten Briefen des Cicero. Dieselben enthalten die höchste Verdeutlichung des damaligen Zustandes der Welt, die sich zwischen den Anhängern des Cäsar und Brutus getheilt hatte; sie lesen sich mit derselben Frische, wie eine Zeitung aus Rom, indeß sie uns über die Hauptsache, worauf eigentlich alles ankommt, in völliger Ungewißheit lassen. Das macht, es war Wieland in allen Stücken weniger um einen festen Standpunkt als um eine geistreiche Debatte zu thun. Zuweilen berichtigt er den Text in einer Note, würde es aber auch nicht übel nehmen, wenn jemand aufträte und wieder durch eine neue Note seine Note berichtigte. Übrigens muß man Wieland deswegen nicht gram werden: denn gerade diese Unent-

ſchiedenheit iſt es, welche den Scherz zuläſſig macht, indeß der Ernſt immer nur Eine Seite umfaßt und an dieſer mit Ausſchließung aller heitern Nebenbeziehungen feſthält. Die beſten und anmuthigſten ſeiner Produkte ſind auf dieſem Wege entſtanden und würden ohne dieſe ſeine Launenhaftigkeit gar nicht einmal denkbar ſein. Dieſelbe Eigenſchaft, die ihn in der Proſa zuweilen beſchwerlich macht, iſt es, die ihn in der Poeſie höchſt liebenswürdig erſcheinen läßt: Charaktere, wie Muſarion, haben ihre ganze eigenthümliche Liebenswürdigkeit auf eben dieſem Wege erhalten."

Als Goethe hörte, daß ich geſtern Wieland im Tode geſehen und mir dadurch einen ſchlimmen Abend und eine noch ſchlimmere Nacht bereitet hatte, wurde ich darüber tüchtig von ihm ausgeſcholten. „Warum," ſagte er, „ſoll ich mir die lieblichen Eindrücke von den Geſichtszügen meiner Freunde und Freundinnen durch die Entſtellungen einer Maske zerſtören laſſen? Es wird ja dadurch etwas Fremdartiges, ja völlig Unwahres meiner Einbildungskraft aufgedrungen. Ich habe mich wohl in Acht genommen, weder Herder, Schiller, noch die verwittwete Frau Herzogin Amalia im Sarge zu ſehen. Der Tod iſt ein ſehr mittelmäßiger Portraitmaler. Ich meinerſeits will ein ſeelenvolleres Bild, als ſeine Masken, von meinen ſämmtlichen Freunden im Gedächtniß aufbewahren. Alſo bitte ich es Euch, wenn es dahin kommen ſollte, auch einmal mit mir zu halten. Auch will ich es nicht ver-

fehlen, eben das iſt es, was mir an Schillers Hingang ſo ausnehmend gefällt. Unangemeldet und ohne Aufſehen zu machen kam er nach Weimar, und ohne Aufſehen zu machen iſt er auch wieder von hinnen gegangen. Die Paraden im Tode ſind nicht das, was ich liebe. Zwar iſt das Ausſtellen der Leichen eine uralte, gute Gewohnheit und ſogar nöthig fürs Volk und die öffentliche Sicherheit. Es beruht etwas darauf für die Geſellſchaft, nicht nur, daß man weiß, daß ein Menſch, ſondern auch wie er geſtorben iſt. Deßhalb, daß man überhaupt ſtirbt, läßt ſich niemand ein graues Haar wachſen; aber jedem von uns muß daran gelegen ſein, daß kein Leben früher, als der Naturlauf es gebietet, ſei es von geldgierigen Erben oder auf eine andere, jedesmal unbeliebige Weiſe den Kreiſen, worin es ſich bewegt, unterſchlagen werde.

Mitten in dieſer Unterhaltung war Auguſt v. Goethe hereingetreten, der heute ſeines Vaters Stelle verſehen und Wieland's Begräbniſſe zu Osmanſtädt in ſeinem Namen und Auftrage mit beigewohnt hatte. Aus ſeinem Munde vernahmen wir ſogleich nähere Umſtände dieſer Beſtattung. Goethe lobte die getroffenen Einrichtungen; beſonders auch, daß einige von der Regierung, andere von der Kammer, gleichſam aus der Mitte beider Collegien, bei dieſer Feierlichkeit zugegen geweſen waren. „Es iſt die letzte Ehre," fügte er hinzu, „die wir ihm und uns ſelbſt zu erzeigen imſtande ſind. Allemal zeugt es von einem würdigen Sinne, wenn man ſolche

Anläſſe gehörig benutzt; und wenn ſonſt nichts, ſo legen wir dadurch vor der Welt wenigſtens ein Zeugniß ab, daß wir nicht unwerth ſind, ein ſo ſeltenes Talent eine lange Reihe von Jahren hindurch in unſerer Mitte beſeſſen zu haben." Sein Sohn mußte ihm darauf die Begräbnisſtelle, den Ort im Garten, den Stein, alles aufs Genaueſte bezeichnen. Auch vernahm er es nicht ungern, daß über fünfhundert Menſchen aus den umliegenden Dörfern ſich heute unaufgefordert bei Wieland's Grabe eingefunden hatten.

b.

An Wieland's Begräbnißtage . . . . bemerkte ich eine ſo feierliche Stimmung in Goethes Weſen, wie man ſie ſelten an ihm zu ſehen gewohnt iſt. Es war etwas ſo Weiches, ich möchte faſt ſagen, Wehmüthiges in ihm: ſeine Augen glänzten häufig, ſelbſt ſein Ausdruck, ſeine Stimme waren anders als ſonſt. Dies mochte auch wohl der Grund ſein, daß unſere Unterhaltung diesmal eine Richtung ins Überſinnliche nahm, was Goethe in der Regel, wo nicht verſchmäht, doch lieber von ſich ablehnt; völlig aus Grundſatz, wie mich dünkt, indem er, ſeinen angebornen Neigungen gemäß, ſich lieber auf die Gegenwart und die lieblichen Erſcheinungen beſchränkt, welche Kunſt und Natur in den uns zugänglichen Kreiſen dem Auge und der Betrachtung darbieten. Unſer abgeſchiedener Freund war natürlich der Hauptinhalt unſers Geſpräches. Ohne

freundlichkeit in seiner Seele getrübt und beynahe entstellt zu sehen. Er griff zum sichersten Mittel, ihm die völlige Klarheit und Schönheit wieder herzustellen, indem er Nachts auf den gewöhnlichen Wegen zu ihr hineilte. Sie empfing ihn mit lebhafter Freude; denn er war bey seiner Ankunft vorbey geritten, sie hatte ihn diese Nacht erwartet, und es läßt sich denken, daß alle Zweifel bald aus seinem Herzen vertrieben wurden. Ja ihre Zärtlichkeit schloß sein ganzes Vertrauen wieder auf, und er erzählte ihr, wie sehr sich das Publikum, wie sehr sich sein Freund an ihr versündiget.

Mancherley lebhafte Gespräche führten sie auf die ersten Zeiten ihrer Bekanntschaft, deren Erinnerung eine der schönsten Unterhaltungen zweyer Liebenden bleibt. Die ersten Schritte, die uns in den Irrgarten der Liebe bringen, sind so angenehm, die ersten Aus-

im Gange deſſelben beſonders auszuweichen, fragte ich bei irgend einem Anlaſſe, wo Goethe die Fortdauer nach dem Tode, wie etwas, das ſich von ſelbſt verſtehe, vorausſetzte: „Und was glauben Sie wohl, daß Wieland's Seele in dieſen Augenblicken vornehmen möchte?“ — „„Nichts Kleines, nichts Unwürdiges, nichts mit der ſittlichen Größe, die er ſein ganzes Leben hindurch behauptete, Unverträgliches,““ war die Antwort. „„Aber, um nicht mißverſtanden zu werden, da ich ſelber von dieſen Dingen ſpreche, müßte ich wohl etwas weiter ausholen. Es iſt etwas um ein achtzig Jahre hindurch ſo würdig und ehrenvoll geführtes Leben; es iſt etwas um die Erlangung ſo geiſtig zarter Geſinnungen, wie ſie in Wieland's Seele ſo angenehm vorherrſchten; es iſt etwas um dieſen Fleiß, um dieſe eiſerne Beharrlichkeit und Ausdauer, worin er uns Alle miteinander übertraf!““ — „Möchten Sie ihm wohl einen Platz bei ſeinem Cicero anweiſen, mit dem er ſich noch bis an den Tod ſo fröhlich beſchäftigte?“ — „„Stört mich nicht, wenn ich dem Gange meiner Ideen eine vollſtändige und ruhige Entwickelung geben ſoll! Von Untergang ſolcher hohen Seelenkräfte kann in der Natur niemals und unter keinen Umſtänden die Rede ſein; ſo verſchwenderiſch behandelt ſie ihre Capitalien nie. Wieland's Seele iſt von Natur ein Schatz, ein wahres Kleinod. Dazu kommt, daß ſein langes Leben dieſe geiſtig ſchönen Anlagen nicht verringert, ſondern vergrößert hat. Noch einmal: bedenkt mir ſorgſam dieſen

Umſtand! Raffael war kaum in den Dreißigen, Kepler kaum einige Vierzig, als beide ihrem Leben plötzlich ein Ende machten, indeß Wieland —“ „Wie?“ fiel ich hier Goethe mit einigem Erſtaunen ins Wort, „ſprechen Sie doch vom Sterben, als ob es ein Act von Selbſtſtändigkeit wäre?“ — „Das erlaube ich mir öfters,“ gab er mir zur Antwort, „und wenn es Ihnen anders gefällt, ſo will ich Ihnen darüber auch von Grund aus, weil es mir in dieſem Augenblicke erlaubt iſt, meine Gedanken ſagen.“

Ich bat ihn dringend, mir dieſelben nicht vorzuenthalten. „Sie wiſſen längſt,“ hub er an, „daß Ideen, die eines feſten Fundaments in der Sinnenwelt entbehren, bei all' ihrem übrigen Werthe für mich keine Überzeugung mit ſich führen, weil ich der Natur gegenüber wiſſen, nicht aber bloß vermuthen und glauben will. Was nun die perſönliche Fortdauer unſerer Seele nach dem Tode betrifft, ſo iſt es damit auf meinem Wege alſo beſchaffen. Sie ſteht keineswegs mit den vieljährigen Beobachtungen, die ich über die Beſchaffenheit unſerer und aller Weſen in der Natur angeſtellt, im Widerſpruch; im Gegentheil, ſie geht ſogar aus denſelben mit neuer Beweiskraft hervor. Wie viel aber, oder wie wenig von dieſer Perſönlichkeit übrigens verdient, daß es fortdauere, iſt eine andere Frage und ein Punkt, den wir Gott überlaſſen müſſen. Vorläufig will ich nur dieſes zuerſt bemerken: ich nehme verſchiedene Claſſen und Rangordnungen der letzten Urbeſtandtheile aller

Wesen an, gleichsam der Anfangspunkte aller Erscheinungen in der Natur, die ich Seelen nennen möchte, weil von ihnen die Beseelung des Ganzen ausgeht, oder noch lieber Monaden — lassen Sie uns immer diesen Leibnitzischen Ausdruck beibehalten! Die Einfachheit des einfachsten Wesens auszudrücken, möchte es kaum einen bessern geben. — Nun sind einige von diesen Monaden oder Anfangspunkten, wie uns die Erfahrung zeigt, so klein, so geringfügig, daß sie sich höchstens nur zu einem untergeordneten Dienst und Dasein eignen; andere dagegen sind gar stark und gewaltig. Die letzten pflegen daher alles, was sich ihnen naht, in ihren Kreis zu reißen und in ein ihnen Angehöriges, d. h. in einen Leib, in eine Pflanze, in ein Thier, oder noch höher herauf, in einen Stern zu verwandeln. Sie setzen dies so lange fort, bis die kleine oder große Welt, deren Intention geistig in ihnen liegt, auch nach Außen leiblich zum Vorschein kommt. Nur die letzten möchte ich eigentlich Seelen nennen. Es folgt hieraus, daß es Weltmonaden, Weltseelen, wie Ameisenmonaden, Ameisenseelen giebt, und daß beide in ihrem Ursprunge, wo nicht völlig eins, doch im Urwesen verwandt sind. — Jede Sonne, jeder Planet trägt in sich eine höhere Intention, einen höhern Auftrag, vermöge dessen seine Entwicklungen ebenso regelmäßig und nach demselben Gesetze, wie die Entwickelungen eines Rosenstockes durch Blatt, Stil und Krone, zu Stande kommen müssen. Mögen Sie dies eine Idee

oder eine Monade nennen, wie Sie wollen, ich habe auch nichts dawider; genug, daß dieſe Intention unſichtbar und früher, als die ſichtbare Entwickelung aus ihr in der Natur, vorhanden iſt. Die Larven der Mittelzuſtände, welche dieſe Idee in den Übergängen vernimmt, dürfen uns dabei nicht irre machen. Es iſt immer nur dieſelbe Metamorphoſe oder Verwandlungsfähigkeit der Natur, die aus dem Blatte eine Blume, eine Roſe, aus dem Ei eine Raupe und aus der Raupe einen Schmetterling heraufführt. Übrigens gehorchen die niedern Monaden einer höhern, weil ſie eben gehorchen müſſen, nicht aber, daß es ihnen beſonders zum Vergnügen gereichte. Es geht dieſes auch im Ganzen ſehr natürlich zu. Betrachten wir z. B. dieſe Hand. Sie enthält Theile, welche der Hauptmonas, die ſie gleich bei ihrer Entſtehung unauflöslich an ſich zu knüpfen wußte, jeden Augenblick zu Dienſten ſtehen. Ich kann dieſes oder jenes Muſikſtück vermittelſt derſelben abſpielen; ich kann meine Finger, wie ich will, auf den Taſten eines Claviers umherfliegen laſſen. So verſchaffen ſie mir allerdings einen geiſtig ſchönen Genuß; ſie ſelbſt aber ſind taub, nur die Hauptmonas hört. Ich darf alſo vorausſetzen, daß meiner Hand oder meinen Fingern wenig oder gar nichts an meinem Clavierſpiele gelegen iſt. Das Monadenſpiel, wodurch ich mir ein Ergötzen bereite, kommt meinen Untergebenen wenig zugute, außer, daß ich ſie vielleicht ein wenig ermüde. Wie weit beſſer ſtände es um ihr

Sinnenvergnügen, könnten ſie, wozu allerdings eine Anlage in ihnen vorhanden iſt, anſtatt auf den Taſten meines Claviers müßig herumzuſtiegen, lieber als emſige Bienen auf den Wieſen umherſchwärmen, auf einem Baume ſitzen oder ſich an deſſen Blüthenzweigen ergötzen. Der Moment des Todes, der darum auch ſehr gut eine Auflöſung heißt, iſt eben der, wo die regierende Hauptmonas alle ihre bisherigen Untergebenen ihres treuen Dienſtes entläßt. Wie das Entſtehen, ſo betrachte ich auch das Vergehen als einen ſelbſtſtändigen Act dieſer nach ihrem eigentlichen Weſen uns völlig unbekannten Hauptmonas. — Alle Monaden aber ſind von Natur ſo unverwüſtlich, daß ſie ihre Thätigkeit im Moment der Auflöſung ſelbſt nicht einſtellen oder verlieren, ſondern noch in demſelben Augenblicke wieder fortſetzen. So ſcheiden ſie nur aus den alten Verhältniſſen, um auf der Stelle wieder neue einzugehen. Bei dieſem Wechſel kommt Alles darauf an, wie mächtig die Intention ſei, die in dieſer oder jener Monas enthalten iſt. Die Monas einer gebildeten Menſchenſeele und die eines Bibers, eines Vogels, oder eines Fiſches, das macht einen gewaltigen Unterſchied. Und da ſtehen wir wieder an den Rangordnungen der Seelen, die wir gezwungen ſind anzunehmen, ſobald wir uns die Erſcheinungen der Natur nur einigermaßen erklären wollen. Swedenborg hat dies auf ſeine Weiſe verſucht und bedient ſich zur Darſtellung ſeiner Ideen eines Bildes, das nicht glücklicher gewählt ſein kann. Er vergleicht

nämlich den Aufenthalt, worin ſich die Seelen befinden, mit einem in drei Hauptgemächer eingetheilten Raume, in deſſen Mitte ein großer befindlich iſt. Nun wollen wir annehmen, daß aus dieſen verſchiedenen Gemächern ſich auch verſchiedene Creaturen, z. B. Fiſche, Vögel, Hunde, Katzen, in den großen Saal begeben; eine freilich ſehr gemengte Geſellſchaft! Was wird davon die unmittelbare Folge ſein? Das Vergnügen, beiſammen zu ſein, wird bald genug aufhören; aus den einander ſo heftig entgegengeſetzten Neigungen wird ſich ein eben ſo heftiger Krieg entſpinnen; am Ende wird ſich das Gleiche zum Gleichen, die Fiſche zu den Fiſchen, die Vögel zu den Vögeln, die Hunde zu den Hunden, die Katzen zu den Katzen geſellen, und jede von dieſen beſondern Gattungen wird auch, wo möglich, ein beſonderes Gemach einzunehmen ſuchen. Da haben wir völlig die Geſchichte von unſern Monaden nach ihrem irdiſchen Ableben. Jede Monade geht, wo ſie hingehört, ins Waſſer, in die Luft, in die Erde, ins Feuer, in die Sterne; ja, der geheime Zug, der ſie dahin führt, enthält zugleich das Geheimniß ihrer zukünftigen Beſtimmung. An eine Vernichtung iſt gar nicht zu denken; aber von irgend einer mächtigen und dabei gemeinen Monas unterwegs angehalten und ihr untergeordnet zu werden, dieſe Gefahr hat allerdings etwas Bedenkliches, und die Furcht davor wüßte ich auf dem Wege einer bloßen Naturbetrachtung meinestheils nicht ganz zu beſeitigen."

Indem ließ ſich ein Hund auf der Straße mit ſeinem Gebell zu wiederholten Malen vernehmen. Goethe, der von Natur eine Antipathie wider alle Hunde beſitzt, fuhr mit Heftigkeit ans Fenſter und rief ihm entgegen: „Stelle dich wie du willſt, Larve, mich ſollſt du doch nicht unterkriegen!“ Höchſt befremdend für den, der den Zuſammenhang Goetheſcher Ideen nicht kennt; für den aber, der damit bekannt iſt, ein humoriſtiſcher Einfall, der eben am rechten Orte war.

„„Dies niedrige Weltgeſindel,““ nahm er nach einer Pauſe und etwas beruhigter wieder das Wort, „„pflegt ſich über die Maßen breit zu machen; es iſt ein wahres Monadenpack, womit wir in dieſem Planetenwinkel zuſammengerathen ſind, und möchte wenig Ehre von dieſer Geſellſchaft, wenn ſie auf andern Planeten davon hörten, für uns zu erwarten ſein.““

Ich fragte weiter: ob er wohl glaube, daß die Übergänge aus dieſen Zuſtänden für die Monaden ſelbſt mit Bewußtſein verbunden wären? Worauf Goethe erwiderte: „„Daß es einen allgemeinen hiſtoriſchen Überblick, ſowie daß es höhere Naturen, als wir ſelbſt, unter den Monaden geben könne, will ich nicht in Abrede ſein. Die Intention einer Weltmonade kann und wird manches aus dem dunkeln Schooße ihrer Erinnerung hervorbringen, das wie Weiſſagung ausſieht und doch im Grunde nur dunkle Erinnerung eines abgelaufenen Zuſtandes, folglich Gedächtniß iſt; völlig wie das menſchliche Genie die Geſetztafeln über die Ent-

ſtehung des Weltalls entdeckte, nicht durch trockne Anſtrengung, ſondern durch einen ins Dunkel fallenden Blitz der Erinnerung, weil es bei deren Abfaſſung ſelbſt zugegen war. Es würde vermeſſen ſein, ſolchen Aufblitzen im Gedächtniß höherer Geiſter ein Ziel zu ſetzen, oder den Grad, in welchem ſich dieſe Erleuchtung halten müßte, zu beſtimmen. So im Allgemeinen und hiſtoriſch gefaßt, finde ich in der Fortdauer von Perſönlichkeit einer Weltmonas durchaus nichts Undenkbares. — Was uns ſelbſt zunächſt betrifft, ſo ſcheint es faſt, als ob die von uns früher durchgegangenen Zuſtände dieſes Planeten im Ganzen zu unbedeutend und zu mittelmäßig ſeien, als daß vieles daraus in den Augen der Natur einer zweiten Erinnerung werth geweſen wäre. Selbſt unſer jetziger Zuſtand möchte einer großen Auswahl bedürfen, und unſere Hauptmonas wird ihn wohl ebenfalls künftig einmal ſummariſch, d. h. in einigen großen hiſtoriſchen Hauptpunkten zuſammenfaſſen.““

— — — — — — — — — —

„„Wollen wir uns einmal auf Vermuthungen einlaſſen,““ ſetzte Goethe hierauf ſeine Betrachtungen weiter fort, „„ſo ſehe ich wirklich nicht ab, was die Monade, welcher wir Wieland's Erſcheinung auf unſerm Planeten verdanken, abhalten ſollte, in ihrem neuen Zuſtande die höchſten Verbindungen dieſes Weltalls einzugehen. Durch ihren Fleiß, durch ihren Eifer, durch ihren Geiſt, womit ſie ſo viele weltgeſchichtliche Zuſtände in ſich auf-

nahm, iſt ſie zu allem berechtigt. Ich würde mich ſo wenig wundern, daß ich es ſogar meinen Anſichten völlig gemäß finden müßte, wenn ich einſt dieſem Wieland als einer Weltmonade, als einem Stern erſter Größe, nach Jahrtauſenden wieder begegnete und ſähe und Zeuge davon wäre, wie er mit ſeinem lieblichen Lichte alles, was ihm irgend nahe käme, erquickte und aufheiterte. Wahrlich, das nebelartige Weſen irgend eines Kometen in Licht und Klarheit zu verfaſſen, das wäre wohl für die Monas unſers Wieland's eine erfreuliche Aufgabe zu nennen, wie denn überhaupt, ſobald man die Ewigkeit dieſes Weltzuſtandes denkt, ſich für Monaden durchaus keine andre Beſtimmung annehmen läßt, als daß ſie ewig auch ihrerſeits an den Freuden der Götter als ſelig mitſchaffende Kräfte Theil nehmen. Das Werden der Schöpfung iſt ihnen anvertraut. Gerufen oder ungerufen, ſie kommen von ſelbſt auf allen Wegen, von allen Bergen, aus allen Meeren, von allen Sternen; wer mag ſie aufhalten? Ich bin gewiß, wie Sie mich hier ſehen, ſchon tauſendmal dageweſen und hoffe wohl noch tauſendmal wiederzukommen.““ — „Um Verzeihung,“ fiel ich ihm hier ins Wort: „ich weiß nicht, ob ich eine Wiederkunft ohne Bewußtſein eine Wiederkunft nennen möchte! Denn wieder kommt nur derjenige, welcher weiß, daß er zuvor dageweſen iſt. Auch Ihnen ſind bei Betrachtungen der Natur glänzende Erinnerungen und Lichtpunkte aus Weltzuſtänden aufgegangen, bei welchen

Ihre Monas vielleicht ſelbſtthätig zugegen war; aber alles dieſes ſteht doch nur auf einem Vielleicht; ich wollte doch lieber, daß wir über ſo wichtige Dinge eine größere Gewißheit zu erlangen imſtande wären, als die wir uns durch Ahnungen und jene Blitze des Genius verſchaffen, welche zuweilen den dunkeln Abgrund der Schöpfung erleuchten. Sollten wir unſerm Ziele nicht näher gelangen, wenn wir eine liebende Hauptmonas im Mittelpunkte der Schöpfung vorausſetzten, die ſich aller untergeordneten Monaden dieſes ganzen Weltalls auf dieſelbe Art und Weiſe bediente, wie ſich unſre Seele der ihr zum Dienſte untergebenen geringern Monaden bedient?" — „„Ich habe gegen dieſe Vorſtellung, als Glauben betrachtet, nichts,"" gab Goethe hierauf zur Antwort, „„nur pflege ich auf Ideen, denen keine ſinnliche Wahrnehmung zu Grunde liegt, keinen ausſchließenden Werth zu legen. Ja, wenn wir unſer Gehirn und den Zuſammenhang deſſelben mit dem Uranus und die tauſendfältigen einander durchkreuzenden Fäden kennten, worauf der Gedanke hin und her läuft! So aber werden wir der Gedankenblitze immer dann erſt inne, wann ſie einſchlagen. Wir kennen nur Ganglien, Gehirnknoten; vom Weſen des Gehirns ſelbſt wiſſen wir ſoviel als gar nichts. Was wollen wir denn alſo von Gott wiſſen? Man hat es Diderot ſehr verdacht, daß er irgendwo geſagt: wenn Gott noch nicht iſt, ſo wird er vielleicht noch. Gar wohl laſſen ſich aber nach meinen Anſichten von der Natur und ihren

sichten so reizend, daß man sie gar zu gern in sein Gedächtniß zurück ruft. Jeder Theil sucht einen Vorzug vor dem andern zu behalten; er habe früher, uneigennütziger geliebt, und jedes wünscht in diesem Wettstreite lieber überwunden zu werden, als zu überwinden.

Wilhelm wiederholte Marianen, was sie schon so oft gehört hatte, daß sie bald seine Aufmerksamkeit von dem Schauspiel ab und auf sich allein gezogen habe, daß ihre Gestalt, ihr Spiel, ihre Stimme ihn gefesselt, wie er zuletzt nur die Stücke, in denen sie gespielt, besucht habe, wie er endlich aufs Theater geschlichen sey, oft, ohne von ihr bemerkt zu werden, neben ihr gestanden habe; dann sprach er mit Entzücken von dem glücklichen Abende, an dem er eine Gelegenheit gefunden, ihr eine Gefälligkeit zu erzeigen, und ein Gespräch einzuleiten.

Geſetzen Planeten denken, aus welchen die höhern Monaden bereits ihren Abzug genommen, oder wo ihnen das Wort noch gar nicht vergönnt iſt. Es gehört eine Conſtellation dazu, die nicht alle Tage zu haben iſt, daß das Waſſer weicht und daß die Erde trocken wird. So gut wie es Menſchenplaneten giebt, kann es auch Fiſchplaneten und Vogelplaneten geben. Ich habe in einer unſerer früheren Unterhaltungen den Menſchen das erſte Geſpräch genannt, das die Natur mit Gott hält. Ich zweifle gar nicht, daß dies Geſpräch auf andern Planeten viel höher, tiefer und verſtändiger gehalten werden kann. Uns gehen vor der Hand tauſend Kenntniſſe dazu ab. Das Erſte gleich, was uns mangelt, iſt die Selbſtkenntniß; nach dieſer kommen alle übrigen. Streng genommen kann ich von Gott doch weiter nichts wiſſen, als wozu mich der ziemlich beſchränkte Geſichtskreis von ſinnlichen Wahrnehmungen auf dieſem Planeten berechtigt, und das iſt in allen Stücken wenig genug. Damit iſt aber keineswegs geſagt, daß durch dieſe Beſchränkung unſerer Naturbetrachtungen auch dem Glauben Schranken geſetzt wären. Im Gegentheil kann, bei der Unmittelbarkeit göttlicher Gefühle in uns, der Fall gar leicht eintreten, daß das Wiſſen als Stückwerk beſonders auf einem Planeten erſcheinen muß, der, aus ſeinem ganzen Zuſammenhange mit der Sonne herausgeriſſen, alle und jede Betrachtung unvollkommen läßt, die eben darum erſt durch den Glauben ihre vollſtändige Ergänzung erhält. Schon

bei Gelegenheit der Farbenlehre habe ich bemerkt, daß es Urphänomene giebt, die wir in ihrer göttlichen Einfalt durch unnütze Verſuche nicht ſtören und beeinträchtigen, ſondern der Vernunft und dem Glauben übergeben ſollen. Verſuchen wir von beiden Seiten muthig vorzudringen, nur halten wir zugleich die Grenzen ſtreng auseinander! Beweiſen wir nicht, was durchaus nicht zu beweiſen iſt! Wir werden ſonſt nur früh oder ſpät in unſerm ſogenannten Wiſſenswerk unſere eigne Mangelhaftigkeit bei der Nachwelt zur Schau tragen. Wo das Wiſſen genügt, bedürfen wir freilich des Glaubens nicht, wo aber das Wiſſen ſeine Kraft nicht bewährt oder ungenügend erſcheint, ſollen wir auch dem Glauben ſeine Rechte nicht ſtreitig machen. Sobald man nur von dem Grundſatz ausgeht, daß Wiſſen und Glauben nicht dazu da ſind, um einander aufzuheben, ſondern um einander zu ergänzen, ſo wird ſchon überall das Rechte ausgemittelt werden.""

Es war ſpät geworden, als ich heute Goethe verließ. Er küßte mir die Stirn beim Abſchiede, was ſonſt nie ſeine Gewohnheit iſt. Ich wollte im Dunkeln die Treppe heruntergehen; aber er litt es nicht, ſondern hielt mich feſt beim Arme, bis er jemand geklingelt, der mir leuchten mußte. Noch in der Thür warnte er mich, daß ich auf meiner Hut ſein und mich vor der rauhen Nachtluft in Acht nehmen ſollte. Weichmüthiger, als bei Wieland's Tode, habe ich Goethe nie zuvor geſehen und ſah ihn auch nachher nie wieder ſo.

Sein heutiges Gespräch enthält übrigens den Schlüssel zu manchen ebenso paradoxen, als liebenswürdigen Seiten seines so oft mißverstandenen Charakters.

574.

1813, 1. Februar.

Mit Riemer.

Bei Aufführung der Oper „Agnese" [von Paer]: „Das Ungeheuere in der Cultur ist dies, daß wir unser Publicum wider seinen Willen und zu unserm Schaden zur Ironie erheben, indem wir seine Leidenschaften reinigen dadurch, daß wir Alles zur Anschauung bringen, selbst den Wahnsinn und die Irrenhäuser und Narrenhospitäler. Denn was kann von dem allen das Resultat sein, als daß es dieses sonst für das Gefühl und die Empfindung so Zerreißende auch nur als einen Zustand kennen lernt, als ein Pathologisches, dem gegenüber es sich besser, erhabener fühlt, und mit dem es zuletzt spielen lernt." —

575.

1813, Februar.

Mit Luise Seidler.

Von Goethe kann ich Dir [Pauline Schelling] bessere Nachrichten geben. Ich fand ihn kürzlich in Weimar wieder ganz den alten, lebenskräftig, voll Feuer

und des beſten Humors. Ein Geſpräch über Fouqué's Werke, wo er einmal recht aus ſich herausging (wir waren ganz allein, da ſich die Damen durch ein Schläfchen vom Balle erholten), wünſchte ich Dir hier ſo lebendig herzaubern zu können, als es wohl noch in meiner Seele ſteht, aber ich es nicht wiedergeben mag noch kann, weil es, ſo zerſtückt, ein Nichts werden würde und doch ein ſo göttliches Ganzes ausmacht. Daß er ihn eben nicht liebt und achtet und daß er ſich beſonders „über die vielen zerknickten, verbogenen und verzogenen Wahlverwandtſchaften, die immer als neue Ragouts von der Grundlage der ſeinigen von dieſen neueren Schriftſtellern uns aufgetiſcht würden", ereiferte, laß Dir nur ganz kurz geſagt ſein und entre nous, ſowie dies ganze herrliche Geſpräch ein freundliches Entre nous war, das er hundertmal abbrach und doch immer wieder anfing mit tauſend: „Sei ſtill!" — „'s iſt gut!" — „Laß mir dies Fieber, dieſe Rötheln der Zeit ruhen! Ich werde ſie auch noch überleben" — wieder unterbrach und dabei ſo liebenswürdig war, daß ich dem Himmel für dieſe Stunden ewig dankbar ſein werde. Fouqué's „Zauberring" und „Undine" ergötzt uns jetzt unendlich, und dies gab die Urſache dieſes Geſprächs, aber daß ich ſo viel Freude an jenen Werken habe, kümmert mich trotz jener hohen Gegenmeinungen nicht; denn der alte Meiſter meinte ja auch ſo freundlich: was erfreute, wäre ja gut, und es gehöre eine höhere Einſicht der Dinge, oder ein ganzes Naturkind

zu ſein dazu, es anders zu finden und nicht von der reichen Phantaſie und den vielen glücklich vertheilten Pointen beſtochen zu werden. Überhaupt gehöre es ja zum Geiſte der Zeit, über die wir ja nicht hinauskönnten.

576.

1813, um 22. April.

Bei Gottfried Körner.

Auch Goethe kam [nach Dresden] und beſuchte mehrmals das ihm befreundete Körner'ſche Haus. Ich [Arndt] hatte ihn in zwanzig Jahren nicht geſehen; er erſchien immer noch in ſeiner ſtattlichen Schöne, aber der große Mann machte keinen erfreulichen Eindruck. Ihm war's beklommen und er hatte weder Hoffnung noch Freude an den neuen Dingen. Der junge Körner war da, freiwilliger Jäger bei den Lützowern; der Vater ſprach ſich begeiſtert und hoffnungsreich aus, da erwiderte Goethe ihm gleichſam erzürnt: „Schüttelt nur an Euren Ketten; der Mann iſt Euch zu groß, Ihr werdet ſie nicht zerbrechen."

[In „Meine Wanderungen ꝛc. mit dem Reichsfreiherrn Friedrich v. Stein von E. M. Arndt" erzählt dieſer die Äußerung Goethes mit der Anrede: „O ihr Guten! ſchüttelt ꝛc."]

577.

1813, April (?).

Mit Sara Baronin v. Grotthuß geb. Meyer.

Eine Freundin Goethes, Frau v. Grotthuß, ſtellte ihm einmal ſehr beweglich vor, daß man dem armen Manne [Böttiger] doch eigentlich unrecht thue, wie er doch außerordentliche Kenntniſſe aller Art beſitze und alles ſo leicht und nutzbar zu behandeln wiſſe. Lange ließ Goethe auf ſich einreden und hörte die z. Th. triftigen Gründe ruhig an; endlich aber brach er ungeduldig aus: „Liebes Kind! es iſt ganz wahr: er brauchte gar kein Lump zu ſein, wenn er nicht durchaus wollte.“

578.

1813, 24. April.

Im Hauſe Gerhard's v. Kügelgen.

Goethe war . . am Morgen des Einzuges der Monarchen [Preußens und Rußlands in Dresden] ganz zutraulich bei uns eingetreten, und da er den Vater, der ihn anderwärts ſuchte, nicht zu Hauſe fand, hatte er die Mutter um Erlaubniß gebeten, bei ihr bleiben zu dürfen, um aus ihren Fenſtern und vom Straßengedränge unbeläſtigt den erwarteten Einzug mit anzuſehen. Er werde in keiner Weiſe ſtören, hatte er hinzugeſetzt, wolle ſich ganz ſtill verhalten und bitte, keinerlei Notiz von ihm zu nehmen.

Die Mutter glaubte zu verſtehen, daß er ſelbſt unbeläſtigt ſein wolle, Sie überließ ihm daher ein Fenſter, ſetzte ſich mit ihrer Arbeit an ein anderes und drängte ſich ihm mit keiner Unterhaltung auf. Da ſtand er denn, der prachtvoll hohe Mann in ſeinem langen Überrock und blickte, die Hände auf dem Rücken, behaglich auf das bunte Gewühl des drängenden Volkes nieder. Er ſah ſehr heiter aus und meine [Wilhelms v. Kügelgen] Mutter glaubte es ihm abzufühlen, wie dankbar er ihr für die Schonung ſei, mit der ſie ihn gewähren ließ; denn ſie wußte, wie ſehr der ſeltene Gaſt bis dahin von der bewundernden Zudringlichkeit ſchöngeiſteriſcher Damen beläſtigt und gequält geweſen. Er pflegte ſonſt immer von großer Cortege umgeben zu ſein, und da er ſo allein gekommen, nahm meine Mutter an, daß es ihm gelungen, ſich vielleicht vom Gedränge begünſtigt, aus ſeiner anbetenden Umgebung wegzuſtehlen und hierher zu retten, um die feierlichen Eindrücke eines geſchichtlichen Ereigniſſes ungeſtörter in ſich aufzunehmen. Sie rief daher auch mich hinweg, der ich dem großen Manne immer näher rückte und ihn anſtarrte wie einer, der zum erſten Male in ſeinem Leben einen Walfiſch oder Elephanten ſieht. Er aber zog mich an ſich, legte die Hand auf meine Schulter und fragte mich dies und jenes, unter anderm auch, ob ich mich darauf freue, den Kaiſer von Rußland zu ſehen. Ich ſagte: ja, ich freute mich darauf, weil er mein Pathe wäre; und allerdings hatte ich bis jetzt in

dieſer glücklichen Illuſion gelebt, bloß weil ich eben auch Alexander hieß. Meine Mutter gab indeß ſogleich die nöthige Aufklärung, und Goethe fragte nun manches über Rußland. So war ſie dennoch mit ihm ins Geſpräch gekommen.

Indem ward heftig an der Klingel geriſſen. Ich ſprang fort, um die Thür zu öffnen, und herein drang eine unbekannte Dame, groß und ſtattlich wie ein Kachelofen und nicht weniger erhitzt. Mit Haſt rief ſie mich an: „Iſt Goethe hier?“ — Goethe! Das war kurz und gut. Die Fremde gab ihm gegen mich, den fremden Knaben, weiter kein Epitheton, und kaum hatte ich die Zeit, mein einfaches Ja herauszubringen, als ſie auch ſchon, mich faſt überſegelnd, unangemeldet und ohne üblichen Salutſchuß wie ein majeſtätiſcher Dreidecker in dem Zimmer meiner Mutter einlief. Mit offnen Armen auf ihren Götzen zuſchreitend, rief ſie: „Goethe! ach Goethe, wie habe ich Sie geſucht! Und war denn das recht, mich ſo in Angſt zu ſetzen?“ Sie überſchüttete ihn nun mit Freudenbezeugungen und Vorwürfen.

Unterdeſſen hatte ſich der Dichter langſam umgewendet. Alles Wohlwollen war aus ſeinem Geſichte verſchwunden, und er ſah düſter und verſteinert aus wie eine Rolandsſäule. Auf meine Mutter zeigend, ſagte er in ſehr prägnanter Weiſe: „„Da iſt auch Frau v. Kügelgen.““ Die Dame machte eine leichte Verbeugung, wandte dann aber ihrem Freunde, deſſen üble Laune ſie nicht bemerkte, ihre Breitſeiten wieder zu und

gab ihm eine volle Ladung nach der andern von Freudenbezeugungen, daß sie ihn glücklich geentert, betheuernd, sie werde sich diesen Morgen nicht wieder von ihm lösen. Jener war in sichtliches Mißbehagen versetzt. ... Er knöpfte seinen Oberrock bis ans Kinn zu, und da mein Vater eintrat und die Aufmerksamkeit der Dame, die ihn kannte, für einen Augenblick in Anspruch nahm, war Goethe fort.

579.

1813, um 24. April.

Mit der Familie v. Kügelgen.

Während seines damaligen Aufenthaltes in Dresden habe ich [Wilhelm v. K.] den großen Dichter noch öfter anzustaunen Gelegenheit gehabt und zwar stets mit einer Ehrfurcht, die sein königliches Wesen ganz von selbst hervorrief. Er schenkte meinen Eltern einen Mittag und außerdem erinnere ich mich, daß wir die Rüstkammer mit einander besehen haben. . . . . .

Goethe sah die Rüstkammer noch in ihrem alten Graus und freute sich daran. Noch sehe ich seine majestätische Gestalt mit der lebendigsten Theilnahme unter den gespenstigen Harnischen herumwandeln, welche wie lebendige Recken auf prachtvoll geschnitzten Streitrossen sitzend in den niedrigen Räumen des alten Locals fast riesengroß erschienen. Einer besonders imposanten Gestalt nahm Goethe den von Edelsteinen funkelnden Commandostab aus der Eisenfaust, wog ihn in der Hand

und zeigte ihm uns Kindern. „Was meint Ihr?“ — ſagte er — „Mit ſolchem Scepter zu commandiren, muß eine Luſt ſein, wenn man ein Kerl danach iſt.“

580.

1813, 7. Juni.

Mit Riemer.

„Die wenigſten Menſchen lieben an dem andern das was er iſt, nur das was ſie ihm leihen, ſich, ihre Vorſtellung von ihm, lieben ſie.“

„Der Haß gleicht einer Krankheit, dem Miſerere, wo man vorn heraus giebt, was eigentlich hinten weggehen ſollte.“

581.

1813, Juli.

Mit Franz v. Schwanenfeld.

Es war in den letzten Tagen des Monats Juni im Jahre 1813 nach Abſchluß des Waffenſtillſtandes, als der Huſarenrittmeiſter v. S. fröhlich und wohlgemuth in Teplitz einzog, um hier ein lahmes Bein und ein faſt erblindetes Auge inſoweit wiederherzuſtellen, daß er noch zu einem neuen Feldzuge tauglich wäre. Die Stadt war überfüllt mit Gäſten; kaum fand er ein Unterkommen in dem Gartenhauſe der Töpferſchenke, halb über, halb unter der Erde, ein kleines Stübchen mit dem Fenſter nach dem Garten. . . . .

Es war an einem ſchönen Sommermorgen, als der

Mariane dagegen wollte nicht Wort haben, daß sie ihn so lange nicht bemerkt hätte; sie behauptete, ihn schon auf dem Spaziergange gesehen zu haben, und bezeichnete ihm zum Beweis das Kleid, das er am selbigen Tage angehabt; sie behauptete, daß er ihr damals vor allen andern gefallen, und daß sie seine Bekanntschaft gewünscht habe.

Wie gern glaubte Wilhelm das alles! wie gern ließ er sich überreden, daß sie zu ihm, als er sich ihr genähert, durch einen unwiderstehlichen Zug hingeführt worden, daß sie absichtlich zwischen die Coulissen neben ihn getreten sey, um ihn näher zu sehen, und Bekanntschaft mit ihm zu machen, und daß sie zuletzt, da seine Zurückhaltung und Blödigkeit nicht zu überwinden gewesen, ihm selbst Gelegenheit gegeben, und ihn gleichsam genöthigt habe, ein Glas Limonade herbeyzuholen.

Rittmeiſter einen ihm ganz unbekannten ſchönen alten Mann auf der Gartenbank vor ſeinem kleinen Fenſter ſitzen ſah. Ein Bedienter brachte einen Krug mit Waſſer, legte ein Buch auf den Tiſch und entfernte ſich. Der Unbekannte ſchenkte ſich ein, trank und überließ ſich, wie es ſchien, ſeinen Gedanken; denn er hielt das Buch in der Hand ohne zu leſen. Unverwandt blickte er in die Nebelgebilde, nach dem durchbrechenden blauen Äther des Himmels. Unſer Huſar ſah dies mehrere Tage ſehr gleichgültig an, ohne daß es ihm irgend einfiel, von dem Treiben des fremden Mannes Notiz zu nehmen. Doch endlich verdroß es ihn, das wenige Licht ſeiner Stube alle Morgen durch die Figur verdunkelt zu ſehen. Er betrachtete den Mann näher: der ſchöne Kopf, die edlen Züge, ein gewiſſes Etwas in der ganzen Erſcheinung zog ihn an; er konnte dem innern Drange nicht widerſtehen, er mußte gut oder übel mit dem Alten Bekanntſchaft machen, öffnete demnach ſein Fenſter und ſagte ihm den freundlichſten guten Morgen. Doch dieſer, von einem Schnauzbart aus düſterm Kellerloche gebotene Gutemorgen ſprach nicht an. Ein Ehrfurcht gebietender, ſtreng verweiſender, beinahe verächtlicher Blick war die Antwort auf die kühne Anrede. Störe mich in meinem Nachdenken nicht, du Maulwurf! ſchien er ſagen zu wollen. Doch der Rittmeiſter ließ ſich nicht abſchrecken durch die zürnende Miene, ſondern verſuchte ſogleich im Geiſt eines wahren Huſaren einen neuen Angriff.

„Sind Sie Hypochonder?“ erſcholl es abermals aus dem kleinen Fenſter zu den Füßen des großen Unbekannten, und als auf dieſe Frage nur ein halber Blick und keine Antwort erfolgte, wurde dieſelbe Phraſe mit donnernder Stimme in ziemlich herausforderndem Tone wiederholt. Nun endlich entfuhr den Lippen des Mannes ein Laut. „„Sonderbar!““ war das einzige Wort, welches unwillkürlich und gleichſam wie zu ſich ſelbſt geſprochen ſeiner Bruſt entfuhr, — und der Rittmeiſter erwiderte lächelnd die geflügelten Worte: „Ja wohl ſonderbar! Sie ſind krank und ſitzen hier im kalten Morgennebel, trinken Ihren Brunnen allein, ſtill und ſtumm. Da wollt' ich lieber Tinte in Geſellſchaft ſaufen und würde eher geſunden. Wiſſen Sie wohl, daß ich große Luſt hätte, mit Ihnen Händel anzufangen?“ Die Augen des Fremden gingen groß auf und durchbohrten faſt den Redenden. „Wenn Sie mit Ihrem Heldengeſicht mir nur nicht ſo ungeheuer gefielen!“ dabei überſtrömte ein mildes, unbeſchreibliches, doch göttliches Lächeln des edelſten Selbſtgefühls das ſchöne Antlitz. „Bei ſolchem Gebrauche der Cur müſſen Sie ja krank werden, wenn Sie es nicht ſchon ſind.“

Das Geſicht des Unbekannten wurde inzwiſchen immer freundlicher, und der Rittmeiſter, wie durch eine magnetiſche Kraft zu ihm hingezogen, kroch auf allen Vieren aus ſeinem kleinen Fenſter heraus, ſtellte ſich vor ihn hin und redete ihn alſo an: „In meinem

Leben habe ich mich schon einmal schlagen müssen, weil ich nicht begreifen konnte oder wollte, wie man so ein Philister sein könnte, eine Flasche Champagner allein zu trinken; was fang' ich aber mit Ihnen an, der mir seit drei Tagen Sonne und Licht raubt, vor meinem Fenster sitzt, allein seinen Brunnen trinkt und kein freundliches Wort für mich hat? König, geh mir aus der Sonne! ist nicht genug gesagt; ich will philosophischer sein, als Diogenes: stehen Sie auf, geben Sie mir Ihren Arm, wir wollen miteinander promeniren; ich will Ihnen Geschichten erzählen — Geschichten von schönen Mädchen, vernagelten Kanonen, Feldherren, Überfällen, unmenschlich tugendhaften Frauen — und wenn der Teufel der Hypochondrie Sie nicht bald verläßt, so soll er mich dafür holen."

Das edle Antlitz des Fremden nahm den freundlichsten Ausdruck von Wohlgefallen an; er lächelte, reichte seinen Arm und sagte: „Lassen Sie uns gehen! — Sie sind Offizier?"

Rittmeister. Ja, ja! ich bin einer und gehöre zu den Truppen, welche keinen Feldprediger brauchen, um in den Himmel zu kommen.

Unbekannter. Also Husar? Das wird den Großherzog*) von Weimar recht interessiren. Sie haben die Schlachten von Großgörschen und Bautzen mitgemacht?

---

*) [Damals noch Herzog.]

Rittm. Ja wohl! — Doch laſſen wir das! Darüber möchte man ſelbſt Hypochonder werden. Sprechen wir lieber von anderen Dingen und miſchen wir wie Goethe Wahrheit und Dichtung in unſere Unterhaltung.

Unb. Kennen Sie Goethe?

Rittm. Ob ich ihn kenne! Ich liebe ihn zärtlich, ich weiß ihn halb auswendig. Sein Taſſo iſt mein ſteter Begleiter.

Unb. Was halten Sie von ſeinem Werther?

Rittm. Ach! das wag' ich nicht zu ſagen.

Unb. Nun, — doch genieren Sie ſich nicht um meinetwillen.

Rittm. Werther iſt meiner Anſicht nach ein wahrer Lumpenkerl. Solche Charaktere ſind meiner Natur ſo ſchnurſtracks zuwider, daß ich mir gar kein Urtheil anmaßen will. Ich habe die Leiden geleſen und fortgelegt; das verſtehſt du nicht — dachte ich.

Unb. Da gefallen Ihnen „Die Räuber" von Schiller wohl beſſer?

Rittm. Allerdings! Schiller iſt der Mann der Soldaten: er erweckt in der Bruſt uns den Muth und feuert die Seele zu Thaten an. — Doch das nützt Ihnen nichts! — Haben Sie das ſchöne blonde Mädchen dem Salon des Schloßgartens gegenüber „Zur Stadt Dresden" geſehen? Ein himmliſches Geſchöpf. Der alte Prinz de Ligne hielt ihr in zarter Jugend Vorleſungen über die Kunſt zu lieben und, wie es ſcheint,

nicht ohne Nutzen. Die ganze anwesende Männerwelt liegt schmachtend zu ihren Füßen. — Haben Sie nicht auch schon sehnsüchtige Liebesseufzer nach ihrem Fenster ausgestoßen? Ja, ja! jetzt fällt mir's ein: Sie standen gestern mit einem kleinen dicken Forstmann am bekannten Eisengitter und lugten hinüber nach der holdblühenden Blondine. — Nicht wahr?

Unb. Wir hatten unsere Promenade beendigt und waren im Begriff, nach Hause zu gehen. Aber, wo waren denn Sie?

Rittm. Ich? Ich faullenzte im Hauptquartier, wie so viele anderswo.

Unb. Sie scherzen.

Rittm. Vielleicht, — vielleicht auch nicht. Die Wahrheit liegt in der Mitte. Ich kann Ihre Frage auch umgekehrt beantworten: ich recognoscirte den Feind und suchte seine Hauptstellung zu umgehen.

Unb. Bravo! Sehr gut! Und der Feind?

Rittm. Der Feind, Herr Hypochonder, der brauchte seine allerliebsten Sammetpatschen, um jeden Überfall abzuwehren, bis endlich Chamade geblasen wurde. Verstehen Sie den Ausdruck?

Unb. Nicht ganz! Allein der Großherzog —

Rittm. Ich bitte, lassen wir den in seinem Athen an der Ilm mit Goethe lustwandeln; der Großherzog schlägt nicht mehr unsere Schlachten, und das Ideal meines Feldherrn hab' ich auch bei Lützen den ganzen Tag vergebens gesucht. Ich hatte die unvermuthete

Ankunft von vier Cavallerieregimentern auf dem Schlachtfelde zu melden. Ich eilte zu allen Befehlshabern, aber keiner wollte befehlen: der eine klagte über Rücken- und Seitenſchmerzen ob des erhaltenen Prellſchuſſes; der andere meinte, er beobachte bloß: der dritte fluchte ruſſiſch auf die Preußen, und der vierte war nicht in der Laune fröhlich zu ſein. Das Corps des Vicekönigs drängte ihn, ſo entledigte er ſich denn ſeiner Wuth durch einige kräftige Flüche und eine allgemeine Einladung. „Wer den Karren in den Dr— geſchoben hat, kann ihn auch herausziehen" — war des Helden kräftiger Beſcheid. So eilte ich denn, enttäuſcht von meinen Idealen, trauernd über das mit Todten bedeckte Schlachtfeld und erreichte noch zeitig genug mein Regiment, um bei der unglücklichen Cavallerieattaque, die man morgens und nicht abends hätte unternehmen ſollen, wie alle Übrigen in den verdammten Graben zu fallen und in einen chaotiſchen Wirrwarr zu gerathen. — Sehen Sie! das nennt man eine Schlacht mitmachen.

Und. Das Bild, welches Sie mir da geben, iſt in der That neu. Ich danke Ihnen, Herr Doctor Huſar; jetzt muß ich ins Bad, aber morgen hoffe ich eine große Portion von Ihren Mixturen einzunehmen und vielleicht noch einen Freund mitzubringen, der gern dergleichen zu ſich nimmt. Sie erlauben doch? Oder wollen Sie ſich noch mit mir ſchlagen?

Rittm. Umarmen möcht' ich Sie.

Der Unbekannte drückte dem Rittmeiſter ſehr freundlich die Hand, ſagte „Auf Wiederſehen!“ und ging.

Am folgenden Morgen, als die Strahlen der Sonne kaum den Schläfer erweckt hatten, klopfte man ſchon an ſein Fenſter und rief: „Herr Doctor, der Hypochonder iſt da. Heraus, heraus!“ In möglichſter Eile beendete der Rittmeiſter ſeine Toilette, ſchlüpfte behende zum Fenſter heraus, faßte den neu erworbenen, nun ſchon alten Freund unter den Arm und begann neue Erzählungen von Liebe und Krieg.

Eine Stunde mochte ſo vergangen ſein, da kam ein Fremder in den Garten, den der Rittmeiſter ſeinem Ausſehen nach für einen Forſtmann oder Gutspächter hielt, grüßte mit einem Guten Morgen und redete den Hypochonder mit einem „Da bin ich!“ wie einen alten Bekannten an. Dieſer wandte ſich zu dem Rittmeiſter und ſagte, gleichſam ihn dem Fremden vorſtellend: „Mein gütiger Doctor.“

Weiter wird dann erzählt, wie Rittmeiſter v. Schwanenfeld noch einige Tage mit Goethe und Herzog Karl Auguſt verkehrte, ohne dieſelben zu kennen, bis er durch einen Freund Aufklärung erhielt.

582.

1813, Juli (?).

Mit Stephan Schütze.

Da ich gleich nach meiner Ankunft in Teplitz erfuhr, daß ſich Goethe dort befinde, unterließ ich nicht, zu ihm

zu gehen. — Am andern Tage ſaß ich mit ihm im Wagen; wir fuhren nach Bilin zu. Ich wußte ſchon, daß bei ihm, wie die Gegenſtände, auch die Stimmungen wechſeln; eins bedingt das andere. Heute hatte er ſeinen Sinn auf das Steinreich gerichtet. Bei Karlsbad kletterte er oft ſtundenlang in den Bergen umher und ſchlug mit ſeinem Hammer an alle Felſen, von wo er gewöhnlich eine reiche Beute mit zurückbrachte, die er dann nach den kleinſten Abartungen und Verſchiedenheiten in die Reihe der übrigen auf dem Tiſche umherliegenden Steine einſchichtete, bei welcher Gelegenheit ich denn einmal ausrief: O, daß das menſchliche Leben ſo kurz iſt! — „Laſſen Sie das gut ſein!“ erwiderte er.

Jetzt war er um vulkaniſche Steine bemüht, und als wir die Straße weit genug hinauf waren, ließ er halten und ſagte: „Wenn ich heute einen Eiſenſtengel finde, ſollt Ihr einen guten Tag haben.“ Darauf ging er mit dem Kutſcher und dem Hammer nach einem Orte, wo viele Steine lagen und hämmerte da gewaltig. Er kam nicht ganz befriedigt zurück, hatte jedoch manches erbeutet, das in ſein Cabinet paßte. — Nachher wurde das Geſpräch lebhafter und wiſſenſchaftlicher. Ich betrachtete mit ihm die Kindheit des Menſchengeſchlechts in der hebräiſchen Sprache, deren Fügung und Behelf in den Mitteln mit Hinſicht auf die falſchen Auslegungen ſeinen Geiſt nicht wenig befriedigte. Darauf ging er zu den Manichäern über, auf die wunderbare

Erſcheinung der chriſtlichen Religion überhaupt, auf ihre Verbreitung, und endlich auf Luther's Bibelüberſetzung. Ich bemerkte, daß Einfachheit in Sprache und Geſinnung damals Luthern ſelbſt wohl Ähnlichkeit mit den Apoſteln und dem bibliſchen Geiſte gegeben und dadurch eine ſolche Verdeutſchung möglich gemacht hätte. Da fing er an, Luthers Rieſenwerk anzuſtaunen und zu bewundern, und merkwürdig war mir ſeine Äußerung: „Nur das Zarte unterſtehe ich mich hin und wieder beſſer zu machen.“

Das nächſte Mal war auf der Spazierfahrt ſein Sinn auf die Pflanzenwelt gerichtet. Er ergötzte ſich an der Lieblichkeit der mit Bäumen beſtanzten Kornfluren im Angeſicht des Erzgebirges, auf das er gar nicht zu achten ſchien. — Das Geſpräch kam nach manchen Wendungen auf die Überſchwenglichen, die durch Tendenzen immer höher und höher ſteigen wollen und, ſtatt den Gegenſtand darzuſtellen, ihn und ihre eigne Kraft überflögen. Hier gerieth Goethe in ſolchen Eifer, daß er ſich der ſtärkſten Ausdrücke bediente, ſodaß ſelbſt der Kutſcher ſich öfters nach ihm umſah. Er ſchalt ſie Träumer und Schwindler, und als ich äußerte, daß ihrer Poeſie der Körper fehle, ſagte er: „Da haben Sie das rechte Wort getroffen. Zum Henker, wir wiſſen denn doch auch, was dazugehört!“ ſetzte er im gerechten Zorn hinzu und ergoß ſich nun auch über die Unredlichen, die bei ihren Behauptungen noch beſonders von politiſchen Rückſichten ſich bewegen ließen, und die

nicht einmal parteiisch ehrlich wären. — „Fahre noch weiter, bis die Sonne untergeht!“ rief Goethe seinem Kutscher zu, und so wurden mir denn die genußreichsten Stunden zutheil.

583.

1813, 21. Juli.

Mit Riemer.

„Es ist ganz eigen, daß die Menschen sich in Mißbräuchen so sehr gefallen, und daß man nicht leicht ein Mittel gelten läßt, wodurch das Übel von Grund aus gehoben würde.“

584.

1813, Ende October.

Mit Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

Die für das rechte Rheinufer siegreich entscheidende Leipziger Schlacht hatte uns bei Verfolgung des Feindes in die Nähe von Weimar geführt. Ich nahm Urlaub zu einem Ritt hinein, um meinem Dichterheros meine Verehrung zu bezeigen.

Da stand ich nun wiederum vor dem einfach schönen Hause. Etwa zehn Jahre waren darüber vergangen. Und welch ein Decennium! Auch für mich: welch eine völlige Umwandlung!

Auch im Hause freilich sah es gar anders aus: eine starke österreichische Einquartirung hatte noth-

Unter diesem liebevollen Wettstreit, den sie durch alle kleine Umstände ihres kurzen Romans verfolgten, vergingen ihnen die Stunden sehr schnell, und Wilhelm verließ völlig beruhigt seine Geliebte, mit dem festen Vorsatze, sein Vorhaben unverzüglich ins Werk zu richten.

gedrungen alle vorderen Zimmer in Beſchlag genommen; Ordonnanzen rannten auf und ab. Das ſchöne muſiviſche Salve, vor dem Eingange zu den Gemächern den Boden ſchmückend, war im Staube der geſtiefelten Tritte faſt unſichtbar geworden. Mich befiel eine ſeltſame Wehmuth.

Dennoch ſchritt ich im ziemlich kecken Bewußtſein mannigfach errungener Selbſtſtändigkeit dem mir noch aus jenem erſten Beſuch wohl erinnerlichen, würdig ausſehenden Kammerdiener nach, der mir ſogleich auf meine erſte beſcheidene Anfrage verſicherte, ich ſei willkommen. Er ging nach einem Hinterzimmer, wohin der edle Hausherr zurückgedrängt war, und in einem kleinen Vorgemach beſchied mich mein freundlich vorhinein gehender Begleiter, einpaar Augenblicke zu warten.

— — — — — — — — — — —

Unverſehens ging die Zimmerthüre leiſe auf, und hervorblickte das noch ganz unvergeſſene Apollo-Antlitz, apolliniſcher noch, weil in häuslicher Bequemlichkeit die Halsbinde fortgeblieben war, und ſo die Heroenphyſiognomie ſich noch idealer hervorhob. „Treten Sie näher!“ ſprach die wohllautende Stimme. . . . . Voll tiefſter Ehrerbietung mich neigend, trat ich über die Schwelle.

Goethe winkte mir ſogleich, mich zu ſetzen, indem er mir gegenüber platznahm. Und ich hub meinen Spruch — möglich, daß die Stimme des ſechsund-

dreißigjährigen Kriegsmannes nicht ohne alle Bebung blieb — etwa folgendermaßen an: „„Ich komme, Ew. Excellenz für etwas zu danken, das Ihnen muthmaßlich schon längst vergessen ist: für meine gastlich huldreiche Aufnahme in Ihrem Hause vor nun etwa zehn Jahren.““ Und nun berührte ich noch einige nähere, jedoch nur äußerliche Umstände von damals, fest entschlossen, wenn Goethe nichts Literarisches anrege, auch meinerseits nicht im Mindesten irgend einen Schritt deshalb fürder zu thun, sondern mich bald nach einfach geselliger Sitte wiederum zu empfehlen. Er aber sagte voll unbeschreiblicher Anmuth des Blickes und der Stimme: „Meinen Sie denn, daß ich Sie aus den Augen verloren hätte seitdem?“

Es durchfuhr mich wie ein elektrischer Strahl, aber sanft, und ich fühlte mich neubelebt. Nun folgten ehrende Worte, vollkommen dichterisch anerkennende für mich und auch für meine . . . Gattin, Caroline Baronin de la Motte Fouqué, und am Schluß der holden Rede fügte er hinzu: „Während meines letzten Badeaufenthaltes in Karlsbad waren Sie beide mit Ihren Dichtungen mir gar liebe Gefährten.“

Was ich ihm antwortete hieß etwa so: „„Ich hoffe, Ew. Excellenz sieht klar in mich herein und sieht demzufolge, was ich nicht aussprechen kann; aber es ist ein Gipfelpunkt meines Lebens.““ Sein freundliches Auge bestätigte mir's: ja, er hatte in der That in mich hereingesehen und er war in diesem Augenblicke zu-

frieden mit mir. Nun aber drängte uns der Moment auch auf die äußerliche Geſtaltung der Zeit, und wir beſprachen uns darüber, ſoweit es die Umſtände vergönnten, mich nach dem Bivouac wieder hinausrufend, ihn an ohne Zweifel weit mannigfach wichtigeres und höheres Schaffen. Zunächſt äußerte ich meine Zufriedenheit, daß nun die Dichterwohnung wieder bald der wackern, aber freilich ſehr überfüllenden Gäſte werde entledigt ſein. „Wiſſen Sie das ſo gewiß?“ fragte Goethe, „und woher?“ — „„Weil niemand von uns Kriegern jetzt Muße hat, in der Verfolgung des beſiegten Weltbeſiegers zu weilen.““ — „Beſiegt? Wird er ſich nicht vorerſt noch bei Erfurt ſtemmen?“ — „„Das wünſch' ich, aber ich hoff' es kaum.““ — „Schlagen Sie ſeinen Widerſtand dort ſo leicht an?“ — „„Ich ſchlage nichts leicht an, was Napoleon thut oder läßt, und eine Schlacht um Erfurt würde manchen Kopf koſten, ſehr möglich unter anderen den meinigen mit; aber derweil er dort mit uns bataillirte, würden ihm andere große Heerhaufen den Rückzug vollends verrennen, und es wäre dann völlig aus mit ihm. Ich aber halte ihn für einen viel zu großen Feldherrn, als daß er ſolches nicht unermeßlich klarer einſehen ſollte, als ich.““ — „Alſo?“ — „„Alſo er wird eilen, an und über den Rhein zu kommen ſo gut es gehen will, oder ſo ſchlimm.““

Goethe ſah nachdenklich eine Zeit lang vor ſich nieder und ſprach alsdann mit tiefernſtem Blicke: „So

wäre er denn alſo wirklich ſchon vollſtändig geſchehen, der entſcheidende Schlag? Deſto beſſer."

Beim Abſchiede mich aus der Thür geleitend, reichte er mir gütig die Hand mit den Worten: „Der Krieg bringt viel Störendes, aber auch Schönes: ſo, daß Sie jetzt zu mir kamen. Gutes Glück mit Ihnen! Und laſſen Sie mich von Ihnen hören, wenn's ſein kann."

585.

1813, 26. October.

Mit Riemer.

„Geſchmack iſt ein Euphemismus. Deutſche haben keinen Geſchmack, weil ſie keinen Euphemismus haben und zu derb ſind. Es kann keine Sprache euphemiſtiſch ſein und werden, als die, in der man diplomatiſirt."

586.

1813, 14. November.

Mit Riemer.

„Die ganze Geſchichte mit dem Genie iſt, daß die Menſchen einmal einem geſtatten, was ſie ſich unter einander ſelbſt nicht geſtatten, nämlich daß einmal einer ganz ſein darf was er will und Luſt hat."

587.

1813, 20. November.

Mit Riemer.

„Die Griechen waren Freunde der Freiheit, ja! aber ein jeder nur ſeiner eigenen: daher ſtak in jedem Griechen ein Tyrannos, dem es nur an Gelegenheit fehlte, ſich zu entwickeln.“

588.

1813, 24. November.

Mit Dietrich Georg Kieſer.

Bei Goethe war ich eben eine halbe Stunde. Er redete mit mir ſehr brav, wünſchte, ich möchte in Weimar bleiben, ſtatt mitzuziehen [als Freiwilliger] und bot mir ſeine ernſte Mitwirkung an in meinen hieſigen öffentlichen Geſchäften.

589.

1813, 24. November.

Mit Riemer.

„Bei den Deutſchen wird das Ideelle gleich ſentimental, zumal bei dem Troß der ordinären Autoren und Autorinnen.“

590.

1813, November.

Mit Luden.

Im Monat November 1813 befand ich mich in Weimar, um mit Bertuch, welcher den Verlag meiner „Nemesis“ übernommen hatte, die nöthigen Verabredungen zu treffen. Bertuch wünſchte, daß ich mit den Herren geheimen Räthen Voigt und Goethe über unſer Unternehmen ſprechen möchte; er ſelbſt zwar hatte ſchon beiden Miniſtern angezeigt, was im Werke war, und keiner von beiden hatte eine Bedenklichkeit geäußert, indeß hielt er dafür, daß es doch angemeſſen wäre, daß ich auch mit ihnen darüber ſpräche, damit ſie bei möglichen Schwierigkeiten ſich nicht ungeneigt beweiſen, ſondern uns nöthigenfalls ſoweit als möglich vertreten möchten. Ich konnte oder wollte nicht recht begreifen, wie mir jemals nach der Befreiung Deutſchlands von dem Joche der Fremden eine ſolche Protection nöthig werden könnte, gab aber Bertuch's größerer Erfahrung nach. Alſo ging ich noch vor Mittag zu dem geheimen Rath Voigt. . . . . Ich blieb ſo lange bei dem alten guten Herrn, daß ich vor Tiſche nicht mehr zu Goethe gehen konnte. Bertuch ließ anfragen, wann Se. Excellenz mich wohl empfangen könnte. „Sogleich nach Tiſche; etwa um 3 Uhr“ — war die Antwort. Bei meinem Eintritt — und es war das erſte Mal, daß ich ihm in Weimar meine Aufwartung machte — kam

Goethe mir entgegen, reichte mir die Hand und ſagte mir in der verbindlichſten Weiſe höchſt freundliche Worte. Aber er erleichterte mir nicht, wie Herr v. Voigt gethan hatte, das Anbringen meines Anliegens, vielmehr ſprachen wir von gewöhnlichen Dingen, jedoch bald auch von den jüngſten Ereigniſſen. An dieſes Geſpräch knüpfte ich dann an: er würde, ſagte ich, ſchon von Bertuch gehört haben, daß ich die Abſicht hätte, eine politiſche Zeitſchrift im Induſtriecomptoir herauszugeben. „Ja," antwortete Goethe, „Bertuch hat mir davon geſprochen. Wie aber ſind Sie auf dieſen Gedanken gekommen?" Ich erzählte ihm mein Abenteuer mit Herrn v. Grolmann.*) „Freilich!" ſagte Goethe, „bei der gegenwärtigen Aufregung, um — nicht — zu ſagen — Begeiſterung, finde ich das natürlich genug. Haben Sie denn ſchon mit Bertuch abgeſchloſſen, und ſteht Ihr Entſchluß unwiderruflich feſt?" „„Die Ankündigung,"" erwiderte ich, „„iſt ſchon in der Druckerei und wird in wenigen Tagen ausgegeben werden, wenn nicht etwa auf Seiten des hohen Miniſteriums eine Bedenklichkeit obwaltet. Ebendeßwegen,"" ſetzte ich hinzu, „„möchte ich das Unternehmen der Protection Ew. Excellenz empfehlen."" — Goethe ſchwieg wohl eine Minute lang; ſein Geſicht wurde ſehr ernſt. Alsdann hob

*) [Dabei hatte der damalige Major, ſpäter General v. Grolmann Luden das Vorhaben, als Freiwilliger einzutreten, ausgeredet und ihn aufgefordert, vielmehr mit Wort und Schrift dem Vaterlande zu dienen.]

er an und ſagte ungefähr folgendes. „Ich habe ſchon vor Jahren offen zu Ihnen geſprochen, auf Ihre Discretion rechnend; das will ich auch jetzt thun, Herr Hofrath. Als öffentlicher Beamter habe ich gegen die Herausgabe einer Zeitſchrift nichts einzuwenden: unſere Regierung würde ſich auch gewiß in dieſer Zeit hartem Tadel ausſetzen, wenn ſie ſich erlaubte, einem ſolchen Unternehmen entgegenzutreten. Wir haben ja — die Freiheit mit vielem Blute ruhmvoll erkämpft: was ſollte uns die Freiheit, wenn wir ſie nicht benutzen. Und gewiß ſind wir am geneigteſten ſie durch Wort und Schrift zu benutzen, auch ſchon darum, weil dieſes der bequemſte Modus iſt. Alſo wird die herzogliche Regierung Ihnen und Bertuch ohne Zweifel vollkommen freie Hand laſſen. Eine Protection zwar kann Ihnen niemand verſprechen und niemand gewähren: ein jeder bleibt billig für ſeine Handlungen verantwortlich. Sie werden jedoch wohl auch keiner Protection bedürfen, und ſollten Sie ſich jemals verleiten laſſen, über die Schnur hinauszugehen, ſo wird Bertuch, der ſich auf ſolche Dinge verſteht, Sie ſchon an die Schranke mit der Inſchrift Noli me tangere freundlich erinnern. — Hätten Sie mich aber, ehe Sie ſich verbindlich gemacht hatten, vertraulich um meine Meinung gefragt, ſo würde ich Ihnen gewiß das ganze Unternehmen widerrathen und Sie aufgefordert haben, bei Ihren gelehrten geſchichtlichen Arbeiten zu bleiben, oder vielmehr, da Sie ſich ſchon in politica eingelaſſen, und ſogar ein Hand-

buch der Staatsweisheit geschrieben haben, zu Ihren gelehrten geschichtlichen Arbeiten zurückzukehren, die Welt Ihren Gang gehen zu lassen und sich nicht in die Zwiste der Könige zu mischen, in welchen doch niemals auf Ihre und meine Stimme gehört werden wird."

Diese Worte überraschten mich sehr; ich fühlte mich auf das Tiefste verletzt. Indeß suchte ich mich so gut als möglich zu fassen, konnte aber nicht umhin etwas zu erwidern. „„Ich muß gestehen, daß es mir fast lieb ist, Ew. Excellenz Meinung nicht früher und nicht vertraulich eingeholt zu haben; denn wie hoch ich auch jedes Wort Ew. Excellenz verehre, und wie glücklich ich sein würde, mit Ihnen zusammenzustimmen, so fürchte ich doch, daß ich diesmal den Rath Ew. Excellenz nicht befolgt haben würde; denn gerade das, daß der deutsche Michel bisher nur für sich selbst gesorgt, sein eigenes Steckenpferd geritten, alsdann seinen Klos gegessen und sich behaglich den Mund abgewischt hat, unbekümmert um das gemeine Wesen, um Vaterland und Volk — gerade dieses ist es ja, was Schimpf, Schande und unermeßliches Unglück über Deutschland gebracht hat, und all diese Schande und all dieses Unglück wird von Neuem über uns kommen, wenn wir zurückkehren zu der alten faulen Weise und gleichgültig aussprechen, was vor einem halben Jahre, als ich eben durch eine Gasse in Jena ging, ein ehrsamer Bürger seinem Nachbar zurief: Ja, Herr Nachbar, wie sollte es gehen? Gut! Die Franzosen sind fort, die Stuben

ſind geſcheuert, nun mögen die Ruſſen kommen, wenn ſie wollen. —"" Und nun ſprach ich einige Minuten fort: von der großen Entſcheidung vor unſern Augen, von der Erhebung des deutſchen Volkes, von den Proklamationen der Fürſten, von Vaterland, von Freiheit, von der Nothwendigkeit, gerade jetzt eine beſſere Zukunft zu begründen, und von der heiligen Pflicht eines jeden guten Menſchen, nach ſeiner Stellung und nach ſeinen Kräften mitzuwirken zur Benutzung dieſer großen Tage des neuen Heiles.

Goethe ſaß ruhig. Endlich hob er mit einem leichten Lächeln die rechte Hand. Ich ſchwieg. Sogleich fing Goethe mit einer ungemein ſanften Stimme, die zuweilen etwas bewegt zu werden ſchien, zu reden an, und ſprach ohne Unterbrechung ziemlich lange. Von dem, was er ſagte, vermag ich indeß nur einzelnes mitzutheilen, kann aber nicht unbemerkt laſſen, daß ich mehr als Ein Mal auf das Tiefſte ergriffen wurde, z. Th. allerdings durch ſeine Worte, weit mehr noch durch ſeine Weiſe, durch den Ton ſeiner Stimme, den Ausdruck ſeines Geſichtes, die Bewegung ſeiner Hände. „Ich habe Ihnen," ſagte Goethe, „ruhig zugehört und recht gern; Sie aber ſind in einigen Eifer hineingerathen und dies iſt eben nicht nöthig geweſen, da Sie gewiß ſelbſt nicht glauben, daß Sie mir etwas Neues, daß Sie mir etwas geſagt haben, was mir unbekannt geweſen wäre. Ich ſpreche über ſolche Dinge ſehr, ſehr ungern, und Sie dürfen überzeugt ſein, daß ich meine

Sechszehntes Capitel.

Was zu seiner Abreise nöthig war, hatten Vater und Mutter besorgt, nur einige Kleinigkeiten, die an der Equipage fehlten, verzögerten seinen Aufbruch um einige Tage. Wilhelm benutzte diese Zeit, um an Marianen einen Brief zu schreiben, wodurch er die Angelegenheit endlich zur Sprache bringen wollte, über welche sie sich mit ihm zu unterhalten bisher immer vermieden hatte. Folgendermaßen lautete der Brief:

»Unter der lieben Hülle der Nacht, die mich sonst in deinen Armen bedeckte, sitze ich und denke und schreibe an dich, und was ich sinne und treibe, ist nur um deinetwillen. O Mariane! mir, dem glücklichsten unter den Männern, ist es wie

guten Gründe habe. Ich würde mich auch mit Ihnen nicht in ein ſolches Geſpräch eingelaſſen haben, wenn von etwas Geſchehenem, von einem facto, oder auch von einer einzelnen Handlung, die erſt geſchehen ſoll, die Rede wäre. Es gilt aber um etwas anderes: Sie wollen in dieſer wunderlichen und furchtbaren Zeit ein Journal herausgeben, ein politiſches Journal; Sie gedenken, daſſelbe gegen Napoleon zu richten und gegen die Franzoſen. Aber, glauben Sie mir: Sie mögen ſich ſtellen, wie Sie wollen, ſo werden Sie auf dieſer Bahn bald ermüden; Sie werden bald daran erinnert werden, daß die Windroſe viele Strahlen hat. Alsdann werden Sie an die Throne ſtoßen und wenn auch nicht denen, welche auf denſelben ſitzen, doch denen mißfallen, welche dieſelben umgeben. Sie werden alles gegen ſich haben, was groß und vornehm in der Welt iſt; denn Sie werden die Hütten vertreten gegen die Paläſte und die Sache der Schwachen führen gegen die Hand der Starken. Zugleich werden Sie von Gleichen Widerſpruch erfahren theils über Grundſätze, theils über Thatſachen. Sie werden ſich vertheidigen und, wie ich hoffen will, glücklich, und dadurch werden Sie neue Feindſchaft wider ſich erwecken. Mit Einem Worte: Sie werden in mannigfaltige Händel verwickelt werden. Mit den Gleichen dürften Sie vielleicht fertig werden; wen Sie nicht überwinden, den können Sie ignoriren, und manchem geſchieht mit Verachtung zu viele Ehre. Aber anders iſt es mit den Mächtigen und Großen: mit denſelben iſt nicht gut Kirſchen zu

eſſen; Sie wiſſen aus welchen Gründen: den Waffen derſelben hat man nichts einzuſetzen. — Da ich dieſes alles ganz klar vorausſehe, ſo bin ich allerdings bedenklich. Ich möchte unſerm fürſtlichen Hauſe, für welches auch Sie fromme Wünſche hegen, keine Unannehmlichkeiten bereitet, ich möchte unſer Gouvernement, das nicht über hunderttauſend Bayonette zu verfügen hat, in keine verdrießlichen Verhandlungen verwickelt ſehen; ich möchte von der Univerſität, deren Mitglied Sie ſind, jeden Nachtheil abwenden; ich denke endlich — warum ſollte ich es nicht ſagen? — auch an meine Ruhe und Ihr Wohl."

Hier trat eine Pauſe ein. Ich ſchwieg ſtill, weil ich, was ich etwa zu ſagen vermocht hätte, nicht zu ſagen wagte, und weil ich auch dieſem Manne gegenüber in der That ſehr bewegt war. Bald fuhr Goethe fort:

„Glauben Sie ja nicht, daß ich gleichgültig wäre gegen die großen Ideen Freiheit, Volk, Vaterland. Nein! dieſe Ideen ſind in uns; ſie ſind ein Theil unſers Weſens, und niemand vermag ſie von ſich zu werfen. Auch liegt mir Deutſchland warm am Herzen; ich habe oft einen bittern Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutſche Volk, das ſo achtbar im Einzelnen und ſo miſerabel im Ganzen iſt. Eine Vergleichung des deutſchen Volkes mit andern Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weiſe hinwegzukommen ſuche, und in der Wiſſen-

schaft und in der Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber hinwegzuheben vermag; denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität. Aber der Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören. In derselben Weise tröstet auch nur der Gedanke an Deutschlands Zukunft; ich halte ihn so fest, als Sie, diesen Glauben. Ja, das deutsche Volk verspricht eine Zukunft, hat eine Zukunft. Das Schicksal der Deutschen ist — mit Napoleon zu reden — noch nicht erfüllt. Hätten sie keine andere Aufgabe zu erfüllen gehabt, als das römische Reich zu zerbrechen und eine neue Welt zu schaffen und zu ordnen, sie würden längst zu Grunde gegangen sein; da sie aber fortbestanden sind, und in solcher Kraft und Tüchtigkeit, so müssen sie nach meinem Glauben noch eine große Zukunft haben, eine Bestimmung, welche umsoviel größer sein wird, denn jenes gewaltige Werk der Zerstörung des römischen Reiches und der Gestaltung des Mittelalters, als ihre Bildung jetzt höher steht. Aber die Zeit, die Gelegenheit, vermag ein menschliches Auge nicht vorauszusehen und menschliche Kraft nicht zu beschleunigen oder herbeizuführen. Uns einzelnen bleibt inzwischen nur übrig, einem jeden nach seinen Talenten, seiner Neigung und seiner Stellung, die Bildung des Volkes zu mehren,

zu ſtärken und durch daſſelbe zu verbreiten nach allen Seiten und wie nach unten, ſo auch, und vorzugsweiſe, nach oben, damit es nicht zurückbleibe hinter den andern Völkern, ſondern wenigſtens hierin voranſtehe, damit der Geiſt nicht verkümmere, ſondern friſch und heiter bleibe, damit es nicht verzage, nicht kleinmüthig werde, ſondern fähig bleibe zu jeglicher großen That, wenn der Tag des Ruhmes anbricht. — Aber wir haben es jetzt nicht mit der Zukunft zu thun, nicht mit unſern Wünſchen, unſern Hoffnungen, unſerm Glauben, und auch nicht mit den Schickſalen, die uns und unſerm Vaterlande bevorſtehen mögen, ſondern wir ſprechen von der Gegenwart, von den Verhältniſſen, unter welchen Sie Ihre Zeitſchrift beginnen wollen. Nun ſagen Sie zwar: die Entſcheidung iſt gefallen. Freilich! Aber dieſe Entſcheidung iſt doch im beſten Falle erſt der Anfang vom Ende. Noch ſind zwei Fälle möglich: entweder der Gewaltige beſiegt ſeine Feinde alleſammt noch einmal, oder er wird von ihnen beſiegt. Ein Abkommen halte ich kaum für möglich, und wüßte man es auch zuſtande zu bringen, ſo würde es nichts helfen: wir wären auf der alten Stelle. Setzen wir nun den erſten Fall: Napoleon beſiegt ſeine Feinde; — unmöglich! ſagen Sie? So ſicher ſind wir nicht. Indeß halte ich es ſelbſt nicht für wahrſcheinlich. Wir wollen alſo den Fall fallen laſſen und ihn für unmöglich erklären. Es bliebe mithin nur der Fall übrig, daß Napoleon beſiegt würde, gänzlich beſiegt. Nun? und

was ſoll nun werden? Sie ſprechen von dem Erwachen, von der Erhebung des deutſchen Volks und meinen, dieſes Volk werde ſich nicht wieder entreißen laſſen, was es errungen und mit Gut und Blut theuer erkauft hat, nämlich die Freiheit. Iſt denn wirklich das Volk erwacht? Weiß es, was es will? Haben Sie das prächtige Wort vergeſſen, das der ehrliche Philiſter in Jena ſeinem Nachbar in ſeiner Freude zurief, als er ſeine Stuben geſcheuert ſah und nun nach dem Abzuge der Franzoſen die Ruſſen bequemlich empfangen konnte? Der Schlaf iſt zu tief geweſen, als daß auch die ſtärkſte Rüttelung ſo ſchnell zur Beſinnung zurückzuführen vermöchte. Und iſt denn jede Bewegung eine Erhebung? Erhebt ſich, wer gewaltſam aufgeſtöbert wird? Wir ſprechen nicht von den Tauſenden gebildeter Jünglinge und Männer, wir ſprechen von der Menge, den Millionen. Und was iſt denn errungen oder gewonnen worden? Sie ſagen: die Freiheit; vielleicht würden wir es aber Befreiung nennen — nämlich Befreiung nicht vom Joche der Fremden, ſondern von Einem fremden Joche. Es iſt wahr: Franzoſen ſehe ich nicht mehr und nicht mehr Italiener, dafür aber ſehe ich Koſaken, Baſchkiren, Kroaten, Magyaren, Kaſſuben, Samländer, braune und andere Huſaren. Wir haben uns ſeit einer langen Zeit gewöhnt, unſern Blick nur nach Weſten zu richten und alle Gefahr nur von dorther zu erwarten, aber die Erde dehnt ſich auch noch weithin nach Morgen

aus. Selbſt wenn wir all das Volk vor unſern Augen ſehen, fällt uns keine Beſorgniß ein, und ſchöne Frauen haben Roß und Mann umarmt. Laſſen Sie mich nicht mehr ſagen. Sie zwar berufen ſich auf die vortrefflichen Proclamationen fremder Herren und einheimiſcher. Ja, ja! Ein Pferd, ein Pferd! Ein Königreich für ein Pferd!“

Als ich auf dieſes Wort etwas erwiderte, entſtand ein Geſpräch, in welchem Goethes Worte immer beſtimmter, ſchärfer und ich möchte ſagen individueller wurden. Aber ich trage Bedenken niederzuſchreiben, was geſprochen worden iſt. Auch wüßte ich nicht, wozu es dienen ſollte. Nur das Eine will ich bemerken, daß ich in dieſer Stunde auf das Innigſte überzeugt worden bin, daß diejenigen im ärgſten Irrthum ſind, welche Goethe beſchuldigen, er habe keine Vaterlandsliebe gehabt, keine deutſche Geſinnung, keinen Glauben an unſer Volk, kein Gefühl für Deutſchlands Ehre oder Schande, Glück oder Unglück. Sein Schweigen bei den großen Ereigniſſen und den wirren Verhandlungen dieſer Zeit war lediglich eine ſchmerzvolle Reſignation, zu welcher er ſich in ſeiner Stellung und bei ſeiner genauen Kenntniß von den Menſchen und von den Dingen wohl entſchließen mußte.

Als ich endlich aufbrach, waren meine Augen mit Thränen angefüllt. Ich faßte Goethes beide Hände, weiß aber durchaus nicht, was ich geſagt, und ebenſowenig, was Goethe geantwortet hat. Gewiß iſt, er

war sehr herzlich. Als ich schon aus der Thüre getreten war, wandte ich mich noch einmal zurück: „„Bei meinem Eintritt hatte ich die Absicht, Ew. Excellenz noch eine Bitte vorzutragen; ich habe es aber unterlassen und will es auch jetzt nicht thun: ich wollte Ew. Excellenz bitten, mein Journal doch mit einigen, wenigstens mit Einem Beitrag zu beehren.““ — „Ich danke Ihnen,“ fiel Goethe ein, „daß Sie es nicht gethan haben; ungern hätte ich es Ihnen abgeschlagen, aber ich hätte es Ihnen abschlagen müssen, und Sie wissen nunmehr warum.

591.

1813, 30. November.

Mit Baron de la Motte Fouqué.

Im Spätherbst kam ich kränkelnd vom Heere zurück. . . . . In Weimar gedachte ich einen Rasttag oder zwei zu halten. Als ich am Abende meiner Ankunft zu Goethe ging, fand ich Herrn v. Müller bei ihm, den jetzigen Kanzler.

„Man hatte Sie mir unter so lauderwelschem Namen angemeldet,“ sagte Goethe, „daß ich schon Lust hatte, den Fremdling mit höflicher Entschuldigung abweisen zu lassen; endlich ward doch beschlossen, den preußischen Rittmeister in Augenschein zu nehmen, und nun ist es mir lieb.“

Goethe hatte auf einem Tische neben sich unter-

ſchiedliche Marmorplatten, wohlgeſchliffen, von mannigfacher Farbe liegen, und meinen Blick dorthin begleitend ſagte er: „Bruchſtücke aus der Marmorbekleidung des Delphiſchen Tempels. Das ſind nun ſo meine Reliquien“ — ſetzte er leiſe lächelnd, wohl nicht ohne abſichtliche Beziehung, hinzu.

Als ich mich empfahl, äußerte er gütig, er hoffe mich während der Zeit meines Verweilens öfter wiederzuſehen.

592.

1813, Ende November oder Anfang December.

Mit Luiſe Seidler.

Von Goethe kann ich Dir [Pauline Schelling] wenig Erfreuliches mittheilen; dieſe unruhigen Zeiten haben ſeine Behaglichkeit geſtört und das empfindet er übel und ſoll es auch wiederum empfinden laſſen. Ich war neulich auch Mittags bei ihm und empfand es doch auch etwas, ob er gleich die Güte ſelbſt war und mir drei herrliche Stunden mit der Mittheilung einiger Mappen Handzeichnungen und alter herrlicher Kupferſtiche ſchenkte; denn er war weniger lebhaft, als ſonſt. Auch meinte er: man müſſe ſich auf alle Art zerſtreuen und er arrangire jetzt ſeine Kupferſtiche nach den Schulen; das ſei Opium für die jetzige Zeit. Nimm dies, wie Du willſt: mir war es leid, daß er für die jetzige Zeit, die freilich laſtenvoll, aber doch überall

groß und herrlich ist, Opium will. Auch meinte er: es sei unrecht, von den Studirenden und Professoren, mit in den Kampf ziehen zu wollen, da jetzt schon so viel geschehe, dadurch Wissenschaften gestört ꝛc. würden. — Übrigens ließ er sich nicht weiter über die Sachen aus: aber daß er nicht dafür enthusiasmirt ist, beweist er doch auch, indem er seinem Sohn verweigert, sich unter die Freiwilligen zu stellen, der es wünscht und in kein gutes Licht durch sein Bleiben gestellt wird.

593.

1813, 2. December.

Mit Baron de la Motte Fouqué.

Zwei Tage darauf traf ich mit Goethe bei der verehrten Schriftstellerin Johanna Schopenhauer zusammen im heiter erlesenen Kreise, zum Abendessen eingeladen. Tags vorher hatte ich einer Aufführung des „Egmont" beigewohnt, ohne den Dichter dieses mir vorzüglich theuern Meisterwerkes unter den Zuschauern zu erblicken. Hatte er mir ja auch gleich am ersten Abend geäußert, er gedenke nicht hinzugehen, mir aber den Besuch sehr empfohlen mit dem Beisatze: „Sie werden viel Gutes sehn, wenn ich auch die Aufführung nicht unbedingt loben kann."

— — — — — — — — — — —

Ich begab mich in das Haus der Madame Schopenhauer.

Wer die Anmuth und feine Gaſtlichkeit, welche dort unter der Leitung der edlen Herrin waltete, je erfuhr, mag ſich von ſelbſt denken, wie ein Abend, ganz nach Goethes Sinn eingerichtet, dort verfließen mochte; andren läßt es ſich eben nicht eigentlich wiedergeben. Goethe beſtand darauf, ich müder Kriegsmann müſſe den Platz auf dem Sopha einnehmen, und ſetzte ſich in einen bequemen Lehnſtuhl neben mich. Der Meiſter zeigte ſich in all ſeiner Milde und Huld. Bald kam das Geſpräch auf die geſtrige Aufführung des „Egmont". Ich rühmte die Darſtellung des Clärchen durch Madame Wolff in dem Sinne, wie ich es nachher durch ein in Weimar noch zurückgelaſſenes Gedicht alſo ausſprach

Egmont's Liebchen, Egmont's Clärchen,
Wunderſam geſtaltet Kind:
Leicht und roſig wie ein Märchen,
Ach! und doch ſo tief geſinnt.

Egmont's Heldin, Egmont's Fahne,
Schürend heil'ge Freiheitsgluth,
Dann im Todfall, gleich dem Schwane
Sinkend in die dunkle Fluth.

Egmont's Göttin, Egmont's Sonne!
Ja, auch mir nach heißer Schlacht
Ward zutheil die Heldenwonne,
Dich zu ſchau'n in Deiner Pracht.

Goethe hat ſich ſpäterhin über dieſe Verſe ſehr zufrieden geäußert, als richtig die drei Phaſen ſeines Clärchens bezeichnend, und erwiederte mir auch meine damaligen Mittheilungen: allerdings könne jene Geſtaltung

einem Bräutigam, der ahndungsvoll, welch' eine neue Welt ſich in ihm und durch ihn entwickeln wird, auf den feſtlichen Teppichen ſteht, und, während der heiligen Zeremonien, ſich gedankenvoll lüſtern, vor die geheimnißreichen Vorhänge verſetzt, woher ihm die Lieblichkeit der Liebe entgegen ſäuſelt.

Ich habe über mich gewonnen, dich in einigen Tagen nicht zu ſehen, es war leicht in Hoffnung einer ſolchen Entſchädigung, ewig mit dir zu ſeyn, ganz der deinige zu bleiben! Soll ich wiederholen was ich wünſche? und doch iſt es nöthig; denn es ſcheint, als habeſt du mich bisher nicht verſtanden.

Wie oft habe ich mit leiſen Tönen der Treue, die, weil ſie alles zu halten wünſcht, wenig zu ſagen wagt, an deinem Herzen geforſcht nach dem Verlangen einer ewi-

der Liebe, des Heroismus und der Verklärung nie schöner dargestellt werden, als durch die von mir mit so vielem Recht bewunderte Künstlerin.

Indem ich nun während des heitern Gespräches über „Egmont" vorzüglich auch die letzte Erscheinung Clärchens als tröstende Freiheitsgöttin hervorgehoben hatte, sagte Goethe lächelnd: „Ja, und stellen Sie sich vor, just das wollte man mir früher abdisputiren, wenigstens für die theatralische Darstellung. Und sogar mein lieber Schiller war mit dabei und ließ als damaliger Lenker der hiesigen Schauspiele die Erscheinung bei der Aufführung auch wirklich fort."

„„Wie war denn das möglich?"" fragte ich staunend. „„Konnte er denn irgend andres an die Stelle setzen? Denn so ganz im Hinabsinken erlöschen konnte doch nun einmal der Schluß nicht."" — „Ei nun!" entgegnete Goethe, „er ließ den Alba während der Publication des Urtheils verlarvt zugegen sein; Egmont aber riß ihm die Larve ab, sagte ihm viele harte Dinge, und dann erst ging es zum Tode."

„„Ew. Excellenz konnte das unmöglich mit ansehn —"" sagte ich. — „Zufällig war ich damals just in Ilmenau," erwiderte er; „aber Sie haben recht, mitangesehn hätte ich es auf keine Weise." . . . . .

Während andrer Gespräche kam der Meister auch auf seinen . . Elisabeths-Epilog zum „Essex" und sagte: „Den kann unser Gast noch nie vernommen haben, und ich fühle mich gestimmt, ihn zu sprechen." . . . . Goethe

ſprach ſeine Dichtung wie ein donnernder Jupiter aus. . . . .

Als es zum Abendeſſen ging, ſagte Goethe zu den jüngeren Damen, mit denen ich mich juſt unterhielt, lächelnd: „Ihr Mädchen, laßt mir für heute den Kriegsmann!“ und führte mich freundlich neben ſich an den Tiſch. Unter manchem geiſtreich frohen Hin- und Herſprechen in dem edlen Kreiſe fragte mich endlich auch der Meiſter: was mir denn die Muſe während des Feldzuges beſcheert habe und ob ich nicht eins oder das andere davon mittheilen wolle; „denn allein ſind Sie doch gewißlich nicht von ihr gelaſſen worden,“ ſetzte er gütig hinzu.

Mir kamen zuerſt einpaar Zeilen in den Sinn, welche mir nach der verlornen Schlacht bei Dresden Tröſtung gebracht hatten, in dem ſchmerzlichen Augenblicke, wo ich erfuhr, es gehe mit uns nach Böhmen zurück, ja, wo ſogar das Gerücht von einem geſchloſſenen Waffenſtillſtande rannen wollte. Meine Jäger hatten von beidem nichts vernommen und freuten ſich in mannigfacher Jugendluſtigkeit und Schäkerei des anmuthig bequemen Beiwachtplatzes auf grünendem Waldhügel, Holz reichlich darbietend für Koch- und Lagerfeuer, ein friſcher Bach zur Erquickung nahe für Mann und Roß. Der Kriegsmann im Felde iſt oft kindlich leicht erfreut, aber diesmal ſchnitt mir die Fröhlichkeit meiner Jünglinge tief elegiſch durch die Seele. Sie wiſſen's nicht! Nur allzubald werden ſie's erfahren,

die lieben, frischen, jetzt noch so keck schlagenden Herzen! Und ich stellte mich schlafend . . . . , meine wehmuthfeuchten Augen zu verbergen. Denn jetzt Waffenstillstand und Friede — was konnte das anders heißen, als Europa auf's Neue gekettet in Napoleon's Band und alle die schönen Opfer umsonst verblutet! — Ich schilderte das zum Eingange und sprach dann die folgenden Reime, vor denen sich damals mein Haupt wiederum kräftig emporgerichtet hatte.

Herr Gott, Dein Wille soll ergehn!
Ich armes Menschenkind,
Ich kann ihn leider nicht verstehn,
Ich bin zu blöd' und blind.

Doch heb' ich zu Dir auf in Müh'
Das schmerzgeschlag'ne Haupt
Und denke spat, und denke früh:
Dort schaut, wer diesseits glaubt.

Alle zeigten sich ergriffen und sprachen es aus; nur Goethe nicht. Der sah still und wortlos vor sich nieder. Darauf gedachte ich des raschen und frohen Kriegsumschwungs, zwei Tage nachher durch die Kulmer Schlacht in Verbindung der andern, von allwärts erwachenden Jubelkunden und sprach folgendes Lied hin:

Der Sieg schwang seine goldnen Flügel
Durch's Kampfesthal,
Und wie Altäre stehn die Hügel
In seinem Strahl.

Der hohen Berge Gipfel wallen
Von Opferpracht,
Derweil noch einzle Donner schallen,
Echo der Schlacht.

Lang' habt Ihr, schwer und kühn gerungen
Manch heißen Tag:
Nun ist's, ihr Brüder, ist's gelungen,
Der Sieg ist wach.

Herüber tönt's von Schlesiens Höhen,
Her aus der Mark,
Wie Preußens, Schwedens Banner wehen
An Ehren stark:

Wie flüchtig scheue Franzosenhaufen
Von deutschem Herd
Entherzet zittern, wanken, laufen
Vor deutschem Schwert.

Könnt fassen Ihr den reichen Segen
Von nah und fern?
Bist Du nicht fast davor erlegen
Du Volk des Herrn?

Vor Dem durchbebt Dich heil'ges Zittern,
Der kann und will:
Knie nieder unter Fruchtgewittern,
Und bete still.

„Schön!" sagte der Meister diesmal tief ernst, „sehr schön!" worauf er dann sogleich ganz freundlich hinzusetzte: „Und um so erquicklicher, als das erstere beinah etwas penible zu nennen war." — Ich ließ mir durch den Nachsatz den Vordersatz nicht verkümmern und dachte nur eben an seine Reliquien aus dem Delphischen Heidentempel.

594.

1813, kurz nach 2. December.

Mit Baron de la Motte Fouque.

So ließ ich mich denn eines Vormittags zum Abſchiedsbeſuch bei Goethe melden und fand ſehr gütigen Empfang. Der Meiſter kam auf einen vor kurzem an's Licht getretenen, franzöſiſchen Roman zu ſprechen, „Marie“ geheißen, verfaßt durch Ludwig Buonaparte, ehemaligen König von Holland, und ließ günſtige Worte darüber vernehmen. Ich, ſo eben aus dem Felde Heimkehrender, hatte natürlich noch nichts davon geſehn, äußerte jedoch, meine Frau bewahre ein eigenes Intereſſe an franzöſiſcher Literatur, und ich könne ihr überhaupt nicht leicht Erfreulicheres mitbringen, als ein Dichtwerk von Goethe empfohlen. „Nur Dichtwerk“ — entgegnete der Meiſter langſam; „damit legen Sie denn doch wohl einen etwas zu hohen Maßſtab an. Nicht als Dichter müſſen Sie es meſſen wollen, aber als ein intereſſantes Buch muß man es in der That gelten laſſen.“ Er fuhr jedoch fort, ſich ſelbſt herunterzuhandeln, und es blieb endlich vom Lobe nicht viel mehr übrig, als Theilnahme an der edlen Perſönlichkeit, mit welcher Goethe in Karlsbad Zimmer an Zimmer gewohnt hatte und in nähere Bekanntſchaft zu ihm getreten war.

Dadurch aber hatte ſich das Geſpräch auf die neuere franzöſiſche Literatur überhaupt gewendet, welche damals

noch nicht den grellen Gegenſatz von Claſſiſchem und Romantiſchem in ſich hervorgebracht hatte, wie heutzutage; vielmehr mochte noch im Ganzen um das Jahr dreizehn von ihr gelten, was in den Zeiten Ludwigs XIV. von ihr gegolten hatte. Somit ſagte Goethe denn auch unter anderm: „Sehen Sie, ein Hauptunterſchied zwiſchen der franzöſiſchen und deutſchen Literatur liegt darin, daß man dort entweder als zur anerkannten Richtung gehörig abſolut da iſt, unerſchütterlich, oder, weil eben nicht zu den Gültigen gerechnet, gar nicht vorhanden iſt; bei uns hingegen kann ich in dieſer Ecke der Stube ſtehn und Sie mir diagonal entgegengeſtellt in jener, und wir ſind und bleiben alle beide da.“

Heiter dachte ich an die Delphiſchen Marmortäflein und mein penibles Gedicht und nahm in der allerzufriedenſten und allerdankbarſten Stimmung Abſchied, wobei denn noch ausdrücklich ausgemacht ward, ich ſolle dem Meiſter meine künftigen poetiſchen Productionen, ſowie ſie an's Licht träten, einſenden.

595.

1813, zwiſchen 5. und 21. December.

Mit Friedrich Rochlitz und deſſen Familie.

a.

Jetzt nach Weimar! denn da erquickte man mich auch unmittelbar thätig; niemand aber that das mehr, oder vielmehr: niemand that das ſo ächt human, ganz

würdig, vertraulich und meiner Weiſe ſich bequemend, als der Mann, den Tauſende dazu gar nicht fähig glauben, weil Tauſende über ihn urtheilen, ohne ihn nahe zu kennen — Goethen mein' ich. . . . . Ich hatte Goethen einige Tage vor meiner Reiſe geſchrieben — nichts, als ich komme mit Frau und Kindern — ich will mich erholen — laſſen Sie mich was Gutes vom Theater und, kann es ſein, etwas von Ihren Kunſtſachen ſehen, womit ich jenen Zweck am Schönſten zu erreichen gedenke. . . . .

Als ich den erſten Morgen [den 6. December] zu ihm kam, arrangirte er mit ebenſoviel Feinheit und Vertrauen, als ſelbſt mit Sorge gegen Frau und Kinder unſre Zeit im Ganzen für unſern Aufenthalt. Die Reſidenzer . . . gleich zu ſtimmen, gab er uns den zweiten Tag ein ſchönes und leckeres Mahl, dem aber niemand beiwohnen ſollte, als die wir wünſchten; und deren waren wenige. Dann ward das Theater geordnet: ich wünſchte freilich den „Taſſo“ oder die „Iphigenia“, aber die vielen Ruſſen in Weimar und auch die meiſten der Preußen, die vom Erfurter Belagerungscorps zum Schauſpiel herüberkamen, haben dazu nicht Ruhe, nicht Bildung, nicht Geſchmack; auch ſind jene Werke eben jetzt wirklich nicht an der Zeit und nur für die, die allenfalls ſtundenlang darüber hinaus können. So wurde denn außer manchem ſchönen Muſikaliſchen vornehmlich „Götz von Berlichingen“, in zwei Abende vertheilt, aufgetiſcht, und ſo, daß ich nie vollendetere

theatraliſche Darſtellungen geſehen habe. (Goethe ließ die Hauptperſonen erſt kommen, wohnte den Proben lenkend und anfeuernd bei ꝛc.) . . . Die neue Goetheſche Umarbeitung von „Romeo und Julie“ war auch angeſetzt und eingerichtet, wurde aber leider durch einen unglücklichen Zufall unmöglich gemacht. Damit wir übrigens alles recht bequem und vortheilhaft ſähen, überließ Goethe uns ſeine Loge und kam dahin ſelbſt nur, uns zuweilen zu beſuchen.

Noch ſchöner und von allem Scheinen entfernter war folgendes. Schon jenen erſten Morgen that er mir den Vorſchlag: „Dies Zimmer laſſe ich jeden Morgen und dann den Tag über für Sie heizen; niemand darf ſonſt hinein. Jeden Morgen ſorge ich dafür, daß Sie wenigſtens auf einige Stunden angenehme Beſchäftigungen mit Kunſtſachen vorbereitet finden. Kommen Sie nun, oder kommen Sie nicht — wie es eben Ihre Stimmung will. Kommen Sie — mein Diener wird mir's ſagen, und kann ich, ſo komme auch ich; wir beſchäftigen uns gemeinſchaftlich, ſprechen darüber ꝛc. Kann ich nicht, ſo werden Sie mich entſchuldigen.“ — Und das hielt er pünktlich und fehlte nicht einen einzigen Tag; ich aber mußte deren drei wegbleiben, und auch das war ihm nicht befremdlich. Handzeichnungen guter, alter und neuer Meiſter waren es vornehmlich, womit wir uns unterhielten und worüber wir zuweilen wacker ſtritten. (Auch hier ſahe ich: was weiß der Mann nicht alles! und wie weiß er, was andern

wohl auch bekannt, durch Weitausgreifen und Zuſammenſtellen des Entfernten neu und lehrreicher und ſchön anregend zu machen!) — Übrigens gab er uns noch vor dem Abſchiede ein großes, herrliches muſikaliſches Feſt in ſeinem Hauſe, wo ich auch mehrere ganz neu von ihm gedichtete unvergleichliche Stücke, die nicht gedruckt ſind und jetzt nicht gedruckt werden ſollen, kennen lernte.

b.

Ein gewiſſes großes, höchſt unerwartetes Welterei̇gniß war der Gegenſtand eines langen, ſehr ernſten und eindringlichen Geſprächs geweſen. Der Referent [Rochlitz], von dieſem Geſpräche endlich angegriffen, konnte nicht unterlaſſen — ohne alle Abſicht, bloß weil er ſich angegriffen fühlte — auszurufen: „Ich dächte: genug für heute! Und laſſen Sie uns nur noch Gott die Ehre geben und ſeine moraliſche Weltregierung laut anerkennen!“ Beide Sprechende waren im Zimmer auf- und abgegangen. Hier blieb Goethe plötzlich ſtehen und ſagte mit feierlichem Tone: „„Anerkennen? ſie? Wer muß das nicht! Ich aber ſchweigend.““ — „Schweigend? Eben das?“ — „„Wer kann es ausreden außer allenfalls für ſich ſelbſt? für andere wer? Und wenn er weiß, daß er es nicht kann, ſo iſt's ihm nicht erlaubt.““

596.

1813, 24. December (?).

Mit Riemer.

„Eigentlich iſt das, was nicht gefällt, das Rechte: die neuere Kunſt verdirbt, weil ſie gefallen will.“ (Bei Gelegenheit der Kataſtrophe der Nibelungen.)

597.

1813, Ende December (?).

Mit Eduard Genaſt.

Eines Tages hatte ich im Auftrag meines Vaters eine Beſtellung bei Goethe zu machen. In ſeinem Hauſe angelangt, wurde ich in den Salon, wo der alte Flügel ſtand, geführt; Goethe kam. Als mein Botendienſt zu Ende war, wollte ich mich unterthänigſt empfehlen; er aber hielt mich zurück und ſagte: „Dein Vater hat mir mitgetheilt, daß Du bei Eberwein Singeſtunde hätteſt und Dich ſehr fleißig zeigteſt; er iſt aber mit Deiner Neigung nicht einverſtanden, und Du ſollſt Conditor bleiben.“ — „„Ja, Excellenz, das will er, aber ich habe zu große Luſt zum Theater,““ erwiderte ich. — „Was ſingſt Du, und was haſt Du bis jetzt ſtudirt?“ — „„Verſchiedene Lieder von Ew. Excellenz, von Ehlers, Moltke und Reichardt componirt; dann habe ich auch den Osmin und Maſſeru eingeübt.““ — „Nun ſo ſing mir etwas vor, daß ich Deine Stimme

gen Verbindung. Verstanden hast du mich gewiß, denn in deinem Herzen muß eben der Wunsch keimen; vernommen hast du mich in jedem Kusse, in der anschmiegenden Ruhe jener glücklichen Abende. Da lernt ich deine Bescheidenheit kennen, und wie vermehrte sich meine Liebe! Wo eine andere sich künstlich betragen hätte, um durch überflüssigen Sonnenschein einen Entschluß in dem Herzen ihres Liebhabers zur Reife zu bringen, eine Erklärung hervor zu locken, und ein Versprechen zu befestigen, eben da ziehst du dich zurück, schließest die halbgeöffnete Brust deines Geliebten wieder zu, und suchst durch eine anscheinende Gleichgültigkeit deine Beystimmung zu verbergen; aber ich verstehe dich! Welch ein Elender müßte ich seyn, wenn ich an diesen Zeichen die reine, uneigennützige, nur für den Freund besorgte

höre." — Keck genug ſang ich ihm das Lied „Willkommen und Abſchied" und „Wer ein Liebchen hat gefunden" [aus der Oper „Belmonte und Conſtanze"]. — „Das letztere war nicht ohne Humor und Deine Stimme iſt für Deine Jahre gut, aber zu dem erſtern fehlt Dir bis jetzt noch das Verſtändniß, was mit der Zeit wohl kommen dürfte," ſagte er. Freundlich entließ er mich und überglücklich eilte ich nach Hauſe.

598.

1813 (?).

Mit Arthur Schopenhauer.

a.

Dieſer Goethe war ſo ganz Realiſt, daß es ihm durchaus nicht zu Sinn wollte, daß die Objecte als ſolche nur da ſeien, inſofern ſie von dem erkennenden Subject vorgeſtellt werden. „Was!" ſagte er mir einſt, mit ſeinen Jupiteraugen mich anblickend, „das Licht ſollte nur da ſein, inſofern Sie es ſehen? Nein! Sie wären nicht da, wenn das Licht Sie nicht ſähe."

b.

Wie er [— Goethe —] übrigens von Schopenhauer dachte, zeigt auch eine in dem, beiden Familien nah befreundeten Frommann'ſchen Hauſe zu Jena erhaltene Anekdote, nach welcher Goethe zu den am Theetiſche über Schopenhauer, der in mürriſcher Abſonderung am

Fenſter ſtand, lächernden Mädchen geſagt haben ſoll: „Kinderchen, laßt mir den dort in Ruhe! der wächſt uns allen noch einmal über den Kopf.“

599.

1814, 5. Januar.

Mit Riemer.

„Die Deutſchen ſind wiederkäuende Thiere,“ ſagte G. bei Gelegenheit der Zeitſchrift Nemeſis und des Unwillens, den Jemand bei dieſem Titel geäußert.

600.

1814, 13. Februar.

Mit Riemer.

a.

„Wir ſind nicht glücklich durch unſere Tugenden, ſondern durch unſere Fehler und Schwachheiten. Wer da meint, daß er durch die Erfüllung einer Tugend glücklich ſei, irrt ſich. Es iſt die Eitelkeit, die ihm noch beiwohnt, eine ſolche Tugend auszuüben. Sie muß ſich von ſelbſt verſtehen. Dann macht aber das Gefühl derſelben nicht mehr glücklich, ſo wenig wie Gleichgültigkeit einerlei mit Intereſſe iſt.“

b.

„Lächerlicher Irrthum, daß wir glauben, wir ſollten in andern Welten erſt leiſten, was bereits dort gegen-

wärtig ſchon geleiſtet wird, etwa wie wenn Ameiſen hofften, einſt Bienen zu werden, da die Bienen bereits ſind und aus ſich ſelbſt ſich fortpflanzen."

601.

1814, 26. März.

Mit Riemer.

a.

„Die Poeſie hat den Nachtheil vis à vis der bildenden Kunſt, daß ſie nicht *ἐπαύξητον* iſt; daher Werke von größerem Athem rhapſodienweiſe vorgetragen werden müſſen (auch ſo verlangt werden), ſo daß, wenn ein Ganzes auch vorhanden wäre (z. B. Homer), er in Rhapſodien zerlegt werden würde, um ihn zu genießen."

(Bei Gelegenheit von „W. Meiſters" Lectüre, die wir zuſammen vorhatten.)

b.

„Die Menſchen ſind nur ſo lange productiv (in Poeſie und Kunſt), als ſie noch religiös ſind; dann werden ſie bloß nachahmend und wiederholend, wie wir vis à vis des Alterthums, deſſen inventa alle Glaubensſachen waren, von uns aber nur, aus und um Phantaſterei, phantaſtiſch nachgeahmt werden."

c.

„Die Menge der Dichter iſt es, die die Dichtkunſt herunterbringt in Anſehen und Wirkung."

602.

1814, 27. März und nahebei.

Mit Riemer.

a.

„Alle Menſchen, die Imagination haben, gehen ins Steile, ſo die erſten Landſchaftsmaler des 16. Seculi. — Scylla und Charybdis liegen nicht ſo nahe; aber der Poet mußte ins Steile gehen und ſie näher bringen, um Effect zu machen.“

b.

„Die Natur iſt etwas Incommenſurables, und wer ſich mit der Natur abgiebt, verſucht die Quadratur des Cirkels. Nun fragt ſich's nur, wo man den Bruch hinwirft ins gis?“

(Bei Gelegenheit von Heims geognoſtiſchen Anſichten.)

c.

„Die Zahlen ſind, wie unſere armen Worte, nur Verſuche, die Erſcheinungen zu faſſen und auszudrücken, ewig unzureichende Annäherungen.“

d.

„Die Natur macht unſer Auge nur ad hunc actum achromatiſch. So iſt's mit allem. Wir haben Menſchenverſtand nur ad hunc actum ꝛc.“

c.

Werner's Ganglehre nannte G. ein Klaſſen der Erde, und ſtellte ſich die Sache vor wie die jungen Raben, die zu freſſen haben wollen.

603.

1814, März.

Mit Riemer.

„Es giebt vegetabile Geiſter und animale Geiſter, ohngefähr wie Pflanzen und Thiere, oder Weiber und Männer. Jene verlangen gleichſam einen Boden, in dem ſie ſich befeſtigen und ihre Nahrung daraus ziehen (irgend eine Wiſſenſchaft); andere, die frei herumgehen (*Περιπατοῦντες*), alles genießen und zu ihrem Nutzen verwenden: Poeten und Künſtler."

604.

1814, 4. April.

Mit Riemer.

Merkwürdige Äußerung Goethes über ſich ſelbſt bei Gelegenheit des „Meiſter": daß nur die Jugend die Varietät und Specification, das Alter aber die genera, ja die familias habe; an ſich und Tizian gezeigt, der zuletzt den Sammt nur ſymboliſch malte. — Artige Anekdote, daß jemand ein beſtelltes Bild nicht für fertig anerkennen wollte, weil er das Specifiſche darin vermißte.

Goethe ſei in ſeiner „Natürlichen Tochter“, in der „Pandora“ ins Generiſche gegangen, im „Meiſter“ ſei noch die Varietät. Das Naturgemäße daran: Die Natur ſei ſtreng in Generibus und familiis, und nur in der species erlaube ſie ſich Varietäten. Daß es gelben und weißen Crocus gebe, das ſei eben ihr Spaß: oben und höher hinaus müſſe ſie's wohl bleiben laſſen.

Dies iſt daſſelbe, was er anderswo ſo ausdrückte, daß die höhern Organiſationen weniger Freiheit hätten, ſondern viel bedingter und eingeſchränkter wären; die Vernunft laſſe die wenigſte Freiheit zu und ſei despotiſch.

605.

1814, 9. April.

Mit Riemer.

Intereſſantes Geſpräch über die Neigungen der Eltern, die man in ſich verſpürt: wir tauſchten unſere Selbſterfahrungen gegeneinander aus.

606.

1814, 16. April.

Mit Riemer.

G. ſprach von der Franzoſen gutem Betragen in ſeinem Hauſe, zumal Denon's in Betreff ſeiner Kunſtſachen. Ich bemerkte dagegen: man habe das Gefühl gehabt, wie wenn einen ein Löwe leckt, daß, ſobald er Blut ſpürte, er einen zerreißen könnte.

607.

1814, 27. April.

Mit Riemer.

Daß die Weiber, die in der Jugend Charakter haben, wenn die Liebhaber ſich verlieren, Schälke werden, an Beiſpielen nachgewieſen.

608.

1814, 3. Mai.

Mit Riemer.

„Hypochondriſch ſein heißt nichts anders, als ins Subject verſinken. Wenn ich die Objecte aufgebe, kann ich nicht glauben, daß ſie mich für ein Object gelten laſſen; und ich gebe ſie auf, weil ich glaube, ſie hielten mich für kein Object.“

609.

1814, 19. Mai.

Mit Riemer.

Uber der Frau v. Staël neueſtes Werk: Sur la litérature allemande.

G. war mit ihrem Urtheil über ſeine Sachen unzufrieden, da ſie ihm nicht nachkommen könne und ſeine Sachen fragmentariſch erſchienen.

Übrigens komme ihm das Ganze doch vor, als wie eine Maria Magdalena oder andere, die im Angeſicht der heiligen Dreieinigkeit unter ihrem Mantel die

Deutſchen als brave Leute, doch arme Sünder, einſchwärzen wolle. Von dem Dudelſack der Religion, der angeſtimmt worden, damit die von H.... zu N..... Gewordenen ihren Menuet noch anſtändig tanzen könnten u. dergl. mehr.

610.

1814, 29. Mai.

Bei Goethe in Berka.

Wir [F. v. Müller und Riemer] tafelten lange bei Goethe. Er ſchien mir ſehr angegriffen durch den Gedanken an das bevorſtehende Duell ſeines Sohnes. Seine Unzufriedenheit über der Frau von Staël Urtheile über ſeine Werke brach lebhaft hervor. Sie habe Mignon bloß als Epiſode beurtheilt, da doch das ganze Werk dieſes Charakters wegen geſchrieben ſei. Meiſter müſſe nothwendig ſo gährend, ſchwankend und biegſam erſcheinen, damit die andern Charaktere ſich an und um ihn entfalten könnten, weßhalb auch Schiller ihn mit Gil Blas verglichen habe. Er ſei wie eine Bohnenſtange, an dem ſich der zarte Epheu hinaufranke. Die Staël habe alle ſeine, Goethes, Productionen abgeriſſen und iſolirt betrachtet, ohne Ahnung ihres inneren Zuſammenhangs, ihrer Geneſis. Daher ſei ihre Kritik über Schiller ſo viel beſſer, weil deſſen allmähliche Ausbildung in der chronologiſchen Folge ſeiner Stücke klar vorliege.

Riemer mußte den für Halle entworfenen Prolog und das Lobſpiel auf Reil vorleſen. Auch von dem unternommenen Stück zu des Königs von Preußen Empfang in Berlin wurde geſprochen.

611.

1814, 30. Mai.

Bei Goethe in Berka.

Unter häßlichem Regenwetter fuhr ich [v. Müller] nach Weimar, um nach Goethes Wunſch das bevorſtehende Duell ſeines Sohnes mit Rittmeiſter v. Werthern auf ſchickliche Weiſe zu verhindern. Es gelang durch Herrn v. Gersdorfs eifrige Mitwirkung, und dieſer fuhr ſelbſt mit mir nach Berka zurück. Nach einem heitern Mittagsmahle gingen wir im Vorſaale auf und ab, in welchem der große ausführliche Plan von Rom aufgehängt war.

Goethe animirte mich ſehr zu einer Reiſe nach Italien. Vieſter habe ſie einſt in drei Monaten gemacht. Plötzlich blieb er vor jenem Abbilde Roms ſinnend ſtehen und zeigte auf Ponte molle, über welchen man, von Norden herkommend, in die ewige Roma einzieht. „Euch darf ich's wohl geſtehen," ſagte er, — „ſeit ich über den Ponte molle heimwärts fuhr, habe ich keinen rein glücklichen Tag mehr gehabt." Und dabei waltete tiefe Rührung über ſeinen Zügen! „Ich lebte," fuhr er fort, „zehn Monate lang zu Rom ein zweites akademiſches Freiheitsleben; die vornehmere Geſellſchaft

ganz vermeidend, weil ich dieſe ja zu Hauſe ſchon habe.“ Im Fortlauf des Geſprächs erzählte er von einer ſeltſamen Unterredung mit Lord Briſtol, der ihm den durch ſeinen Werther angerichteten Schaden vorwarf. „Wie viel tauſend Schlachtopfer fallen nicht dem engliſchen Handelsſyſtem zu Gefallen,“ entgegnete ich noch derber; „warum ſoll ich nicht auch einmal das Recht haben, meinem Syſtem einige Opfer zu weihen?“

Als er darauf ein herrliches Blatt von Iſrael von Mecheln (1504), den Tanz der Herodias vorſtellend, uns zeigte, ſetzte er hinzu: „Der Menſch mache ſich nur irgend eine würdige Gewohnheit zu eigen, an der er ſich die Luſt in heitern Tagen erhöhen und in trüben Tagen aufrichten kann. Er gewöhne ſich z. B. täglich in der Bibel oder im Homer zu leſen, oder Medaillen oder ſchöne Bilder zu ſchauen, oder gute Muſik zu hören. Aber es muß etwas Treffliches, Würdiges ſein, woran er ſich ſo gewöhnt, damit ihm ſtets und in jeder Lage der Reſpect dafür bleibe.“

Wir machten hierauf einen ſehr angenehmen Spaziergang vom Bade durch die ſtillen Wieſengründe bis zur Kohlenhütte vor dem Orte gegen Saalborn zu. Dort ſetzten wir uns auf Bauhölzer und ſchwelgten im reinſten ländlichen Naturgenuſſe. Dann tranken wir Thee in der Hütte am Fluſſe. Goethe ſchilderte mit heiterſter Laune den verſtorbenen D. Bucholz, der ſich von der kaiſerlichen Akademie der Naturforſcher den Namen Plinius Secundus ausbat. „Aber es heißt

Liebe nicht erkennen wollte! Vertraue mir und sey ruhig. Wir gehören einander an, und keins von beiden verläßt oder verliert etwas, wenn wir für einander leben.

Nimm sie hin, diese Hand! feyerlich noch dieß überflüssige Zeichen. Alle Freuden der Liebe haben wir empfunden, aber es sind neue Seligkeiten in dem bestätigten Gedanken der Dauer. Frage nicht wie? Sorge nicht! Das Schicksal sorgt für die Liebe, und um so gewisser, da Liebe genügsam ist.

Mein Herz hat schon lange meiner Eltern Haus verlassen, es ist bey dir, wie mein Geist auf der Bühne schwebt. O meine Geliebte! ist wohl einem Menschen so gewährt, seine Wünsche zu verbinden, wie mir? Kein Schlaf kömmt in meine Augen, und wie eine ewige Morgenröthe

ja Niemand von der Sippſchaft alſo.“ ward ihm erwidert.

Beim Abendeſſen erzählte ich erſt meine Poſener Abenteuer mit Herrn v. Studnitz, dann die zu Kropſtädt in Napoleons Bivouac, im October 1806 und ſchilderte hierauf des Miniſters von Frankenberg poſſierliche Individualität, wie Goethe die des Fürſten Kaunitz. Man habe z. B. dem letzteren nie vom Tode reden dürfen, und das Ableben des Kaiſers Joſeph ſei ihm nur dadurch hinterbracht worden, daß ſein Secretär ihm ſagte: „Joſeph II. unterſchreibt nicht mehr.“ Kaunitz hatte eine alte kränkliche Schweſter, der er öfters die beſten Speiſen und beſonders Früchte von ſeiner Tafel zuſandte. Dieß ſetzte er lange fort, als ſie ſchon verſtorben war. Goethe hielt Frankenbergs Zerſtreuung und karikirtes Weſen urſprünglich für abſichtlich angenommene Maske.

612.

1814, Mai (?).

Mit Karl Eberwein.

Im Jahre 1814 bat ich auf Wolff's Anregung Goethe, mir zu erlauben, ſein Monodram „Proſerpina“ zu componiren. . . . . In wenig Wochen ſchon, am 4. April, ſchrieb ich die Ouverture als Schlußſtein des Ganzen. Nach Vollendung derſelben ritt ich nach Berka an der Ilm, wo eben Goethe im Edelhof ſein Hauptquartier aufgeſchlagen hatte. Mit Vergnügen vernahm er die Löſung meiner Aufgabe und beſtimmte

einen andern Tag, an dem ich mich mit der Partitur zu einer Probe bei ihm einfinden möchte.

— — — — — — — — — — —

Mit „Proſerpina“ an dem von Goethe beſtimmten Tage angelangt, ließ er ſich wegen dringender Geſchäfte entſchuldigen, daß er mich nicht ſogleich empfangen könne; ich möchte indeß promeniren und mich zum Mittageſſen wieder bei ihm einfinden. . . . . .

Der Geheimrath war allein; die Geheimräthin divertirte ſich mit der Ulrich [nachmals verehel. Riemer] in der Reſidenz. Die beliebten Ilmforellen und Spargel, nach den Regeln engliſcher Kochkunſt zubereitet, zierten das Mahl. Es befremdete mich, daß der Geheimrath ſeine Lieblingsſpeiſen nicht mit dem bekannten Wohlbehagen genoß. Die Mittheilungen über die Wirkſamkeit des Theaters und was ſich ſonſt ſeit ſeiner Entfernung in Weimar ereignet, gewannen ihm höchſtens ein beifälliges Lächeln ab. Einige Fragen, die er leichthin an mich richtete, wurden ebenſo von mir beantwortet. Meine Gedanken beſchäftigten ſich allein mit „Proſerpina“. So ſaßen wir, jeder auf eigne Weiſe in ſich verſunken, wie es Künſtlern in ſolcher Situation zu geſchehen pflegt, als ſich der Geheimrath erhob. Er führte mich in ein anderes Gemach, wo ein Pianoforte mich erwartete. Einen Seſſel, den ich ihm anbot, lehnte er ab. Groß und erhaben ſtellte er ſich mir zur Seite, blickte in die Partitur und half mir während der Ouverture beim

Umwenden der Blätter. Hierauf declamirte der vierundſechzigjährige Dichter „Proſerpina“ mit einer gewaltigen Tiefe der Empfindung, ſodaß es mir bald warm bald kalt wurde. Wenn er an geeigneter Stelle in Leidenſchaft gerieth, mußte ich, noch nicht die Hälfte ſeiner Jahre zählend, mich zuſammennehmen, damit er mich, den Componiſten, nicht überflügele. Der Unterſchied der Jahre hielt ihn nicht ab, mir entgegenzukommen, nachzugeben und gefällig zu ſein. Bei ſo inniger Vereinigung der Poeſie mit der Muſik konnte der Erfolg für mich nicht zweifelhaft ſein. Am Schluß erklärte ſich der Meiſter mit der Behandlung ſeines Gedichts, ſowie der Muſik vollſtändig einverſtanden. „Proſerpina“, fügte er hinzu, wolle er in einer Weiſe in Scene ſetzen, wie man noch nichts Ähnliches geſehen habe.

613.

1814, 9. Juni.

In Berka.

Ich [v. Müller] fuhr mit Riemer und Meyer, der ſehr intereſſante Mittheilungen über die Verhältniſſe der Schweiz machte, nach Berka, wo ſich Goethe mit Wolf aufhielt. Da das Wetter ſich beſſer zeigte, wandelten wir bis 6 Uhr Abends am Badehauſe auf und ab und ſpeiſten dann unter einem Zelte. . . . . Dann waren die mancherlei Märchen von Napoleons Krankheit und Thorheiten Gegenſtand der Unterhaltung, welche auf

der Fahrt nach Elba ſich ereignet haben ſollten, worüber Goethe ergrimmte und die Behauptung hinzufügte, Keller werde nie die Wahrheit erzählt haben, außer ſeinem Kaiſer; „ſo wenig wie ich jemals meine Unterredung mit Napoleon aufrichtig mitgetheilt habe, um nicht zahlloſe Klatſchereien zu erregen.“

614.

1814, um Mitte Juni.

Mit Friedrich Auguſt Wolf u. a.

F. A. Wolf, deſſen Gelehrſamkeit und kritiſchen Scharfſinn er [Goethe] überaus ſchätzte und bewunderte, wie an ſeinen geiſtreichen Einfällen und eigenthümlichen Witzen großes Vergnügen fand, hatte doch beſonders zwei Untugenden an ſich, die Goethen ſehr zuwider ſein mußten, obgleich er ſie ſo lange als möglich ohne weiteres ertrug: Widerſpruchsgeiſt, der manchmal ſoweit ging, daß er ſich ſelbſt widerſprach — und Ungeduld — die aus Mangel an irgend einem Sachintereſſe herrührte; denn von Natur und bildender Kunſt verſtand er rein nichts und ſchien jene nur, inſofern ſie eß-, trink- und ſonſt genießbar iſt, zu ſchätzen, letztere aber nur als Haus und Zimmer verzierend und meublirend anzuerkennen. Daß nun im erſten Falle auch ihm widerſprochen, ſeine Argumente perſiflirt oder durch Paradoxien übertrumpft wurden, ſodaß am Ende die Sache durch Übertreibung von beiden Seiten lächerlich

wurde und der Streit noch ziemlich gut in Spaß und Scherz ſich auflöſte, davon war ich ſelbſt Zeuge, und Goethe erzählt mit großer Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe die Gegenſtände ihrer Debatten in ſeinen „Tag- und Jahresheften“ und in den Briefen an Zelter.

Eine ebenſo heitere Geduldsprobe hatte Goethe ſeinem Freunde bei einem Beſuch in Berka bereitet. Goethe arbeitete eben an ſeinem „Epimenides“ und ließ zum Behuf ſeines gegenſtändlichen und anſchaulichen Dichtens, das zur Anfertigung eines opernartigen Dramas des muſikaliſchen Elements bedurfte, von dem dortigen ausgezeichneten Pianiſten und Organiſten, dem Badeinſpektor Schütz, ſich mehrere Muſikſtücke, meiſt Bach'ſche Sonaten vortragen, die er mit ganz beſonderem Ausdruck und ungemeiner Fertigkeit wiederzugeben verſtand. Unter denſelben war auch eine, die wir nur mit dem Namen „das Trompeterſtückchen“ bezeichneten, und deren eigentliche Benennung ich nicht näher anzugeben weiß. Genug — es war eine wunderbare, die Imagination anſprechende einfache Melodie, eine Fanfare, die aber durch Variationen ſo ins Weite, ja Endloſe getrieben wurde, daß man den Trompeter nicht nur bald nah, bald fern zu hören, ſondern ihn auch ins Feld reitend, bald auf einer Anhöhe haltend, bald nach allen vier Weltgegenden ſich wendend und dann wieder umkehrend zu ſehen glaubte, und ſich wirklich Sinn und Gemüth nicht erſättigen konnte.

Nun war den Mittag über Tiſche ſchon viel von antiker und moderner Muſik die Rede geweſen, wobei Wolf, wie vorauszuſehen, die Partie der Alten nahm, viel von den antiken Silbenmaßen ſprach, nach Tiſche auch die Theorie der Trochäen vortrug und ſie durch Beiſpiele aus dem Äſchylus erläuterte. Nun ſetzte er ſich auch ans Clavier und ſpielte und ſang „antike Muſik", — wie er ſagte — mußte aber, da ein neuer Streit entſtand, darin nachgeben, „daß er im Takte noch moderniſire".

Nach dem Abendeſſen mußte der Organiſt ſpielen und nach mehreren Sonaten kam auch das Trompeterſtückchen dran. Der Tag war heiß geweſen, man hatte lange im Freien geſeſſen, viel und vielerlei geſprochen; das Zimmer war klein und noch dazu im Manſard und wir Hausgenoſſen ſämmtlich zugegen. Das Stück war einmal durchgeſpielt; Goethe machte ſeine Bemerkungen darüber; Wolf ſchien nicht eben ſonderlich erbaut, und ſich vielmehr nach Ruhe umzuſehen. Da forderte Goethe den Muſiker zu einem Dacapo auf, und nachdem dieſes geleiſtet war, zu nochmaligem, als gelte es einen muſikaliſchen Schlaftrunk, und wieder zu nochmaligem; ja er würde nach dieſem fortgefahren haben, nun aber riß Wolfen die Geduld, er brach in Verwünſchungen des Stücks aus und, Schläfrigkeit vorſchützend, entfernte er ſich eiligſt.

615.

1814, 22. Juli.

Mit Riemer.

„Die Wirklichkeit hat nur Eine Geſtalt, die Hoffnung iſt vielgeſtaltet.“

616.

1814, Auguſt.

Mit Philippine Lade.

Freundlich und bereitwillig erzählte mir [Maria Belli-Gontard] am 26. Juni 1820 Fräulein Philippine Lade ſelbſt folgendes über ihre Bekanntſchaft mit dem großen Dichter. Sie war zu Beſuch bei den beide Töchtern des Vergraths Cramer in Wiesbaden und die drei jungen Mädchen allein im Zimmer, ſcherzend und plaudernd. Plötzlich geht die Thüre des Nebenzimmers auf und in derſelben ſteht ein ſchöner alter Herr. „Ei!“ ſprach er — „das iſt ja eine hübſche junge Geſellſchaft; es war da eine Stimme, die mich anzog.“ — Darauf erkundigte er ſich bei der einen der beiden Schweſtern, ob ſie ſänge, und auf ihre bejahende Antwort erſuchte er ſie um ein Lied. Auch die zweite mußte ſingen, Fräulein Lade aber antwortete, daß ſie nicht muſikaliſch ſei. „Das iſt die Stimme!“ rief Goethe ſogleich nach dieſen Worten und dann fragte er: „Kennen Sie die Werke Goethes?“ — „„Nein!““ antwortete ſie: „„die ziehen mich nicht an.““ — „So!

Welchen Schriftsteller lieben Sie denn besonders?“ — „„Schiller!““ rief Fräulein Lade; „„den liebe ich über alles. Ich kann das Meiste von ihm auswendig.““ — „Hoho!“ meinte Goethe; „dann declamiren Sie mir einmal etwas — z. B. den Anfang der „„Braut von Messina““.“ Fräulein Lade erröthete betroffen, begann aber „Nicht eigne Wahl“ — und sprach den ganzen Monolog ohne Anstoß. Goethe klatschte Beifall und bat sie dann noch um den „Taucher“.

Nachdem sie auch die Ballade gesprochen, bemerkte Goethe: ihre Bewegungen mit den Armen seien zu heftig gewesen, bei einer Ballade passe sich das nicht. Sie mußte wiederholen und dabei eine Stuhllehne festhalten; bei den Hauptscenen jedoch wackelte der Stuhl gewaltig.

An dem Tage mußte Fräulein Lade stets an Goethes Seite bleiben und bei Tische neben ihm sitzen, wodurch sie natürlich, obwohl noch im Alter des Backfisch, ein Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit wurde.

Goethe beschäftigte sich von da an viel mit Fräulein Lade. Es war im Jahre 1814; er gebrauchte die Cur in Wiesbaden und hatte seinen eigenen Wagen bei sich. Täglich fuhr er mit ihr spazieren und nahm sie mit ins Theater. Dann mußte sie ihm ihre Meinung sagen, wenn ihr etwas gefiel oder mißfiel, und weshalb, wobei Goethe es sich dann angelegen sein ließ, ihren Geschmack zu läutern und zu bilden. Natürlich gewann er dadurch an dem jungen Mädchen eine en-

thusiastische Verehrerin. — Auf einer Landpartie nach Jörgenborn bei Schlangenbad mußte Fräulein Lade wieder neben ihm im Wagen sitzen, und da sie später eine Skizze nach der Natur machte, wünschte er diese zu sehen und fing an zu kritisiren. „„Ach! Sie können alles besser machen, als ich!““ rief Fräulein Lade, nahm ihm das Blatt aus der Hand und zerriß es, wahrscheinlich ein wenig gereizt. „„Aber eins kann ich, was Sie nicht können!““ und damit lief Sie rasch einen steilen Weinberg hinan — Goethe ihr nach. Auf der Höhe aber stolperte er und fiel an dem steilen Abhang zu Boden. Mit beiden Händen klammerte er sich an, bis auf des jungen Mädchens Geschrei einige Herren von der Gesellschaft herbeieilten und ihn aus seiner gefährlichen Lage befreiten. Fräulein Lade zerfloß in Thränen, Goethe aber lachte und suchte sie zu beruhigen.

Beim Abschied nahm Goethe dem Secretär Lade das Versprechen ab; ihn mit seiner Tochter in Weimar zu besuchen. Fräulein Lade hat Goethe nicht wiedergesehen.

617.

1814, 8. August.

Mit ... de l'Aspée.

Soeben werde ich zum zweiten Male zu Geheimrath Goethe gerufen. Ich freute mich außerordentlich, daß er sagte, es wäre ihm lieb, wenn er meine Schule besuchen dürfte. Er kommt morgen oder übermorgen. Er fragte,

ob ich ſelbſt bei Peſtalozzi geweſen. Sonſt konnte ich nicht viel über die Methode mit ihm reden, aber in meiner Schule, wenn er die facta nicht abſprechen kann, muß es gehen; auch ſuchte ich gar nicht, mit ihm über die Methode zu reden, bevor er in meiner Schule war.

618.

1814, 9. Auguſt.

In de l'Aspée's Schule.

Soeben, 9. Auguſt, läßt ſich Goethe melden; es iſt halb elf Uhr. Wie freue ich mich! Wenn mir's nur gelingt, daß ich auch vom Guten Gutes, vom Großen Großes ſagen kann. Gott helfe mir! Jetzt ſetze ich zwei Stühle. Er kommt! Adieu! — Er iſt ſoeben und, wie ich glaube, mit großer Zufriedenheit weg. Er blieb bis 1 Uhr. In der Grammatik fragte er manches ſelbſt; beſonders intereſſirte ihn die Kopfalgebra und überhaupt das Kopfrechnen, aber über alles ein Examen über deutſche Sprache. Ich aber fürchtete, das Ganze erſcheine ihm als Prunk. (Um zu verhüten, daß die frappanten Reſultate dem Uneingeweihten als Auswendiggelerntes und mechaniſch Eingeübtes erſcheinen, forderte de l'Aspée jeden Fremden und ſo auch Goethe zum Selbſtexaminiren auf). Als er erfreut ſagte, (berichtet der wackere Pädagoge weiter) ich möchte doch ſelbſt fortfahren, nahm ich eine neue Sprachſeite, von der meine Kinder noch nie

steigt deine Liebe und dein Glück vor mir auf und ab.

Kaum daß ich mich halte, nicht auffahre, zu dir hineene und mir deine Einwilligung erzwinge, und gleich morgen frühe weiter in die Welt nach meinem Ziele hinstrebe. — Nein, ich will mich bezwingen! ich will nicht unbesonnen thörigte, verwegene Schritte thun; mein Plan ist entworfen, und ich will ihn ruhig ausführen.

Ich bin mit Director Serlo bekannt, meine Reise geht gerade zu ihm, er hat vor einem Jahre oft seinen Leuten etwas von meiner Lebhaftigkeit und Freude am Theater gewünscht, und ich werde ihm gewiß willkommen seyn; denn bey eurer Truppe möchte ich aus mehr als einer Ursache nicht eintreten, auch spielt Serlo so weit von hier, daß ich anfangs meinen Schritt verbergen kann. Einen leidlichen

etwas gehört hatten, was ſie ſelbſt auch laut vor ihm bekannten. Vorerſt muß ich ſagen, daß ſie mir ſelbſt neu war. Aber alles gelingt mir nur mit den Kindern und zwar dann am allerbeſten, wenn ich mich in einem für die Methode entſcheidenden Augenblick dazu auffordere oder dazu aufgefordert werde. . . . . Weil mir dieſes ſchon ſo oft, wie ich glaube, gelungen iſt, fürchtete ich mich auch nicht vor Goethe, und die Kinder zeigten ſich ſo kräftig und ſelbſtſtändig, daß ſich Goethes Gefallen an der Sache zunehmend zeigte. Soeben erfahre ich, daß Goethe zum zweiten Mal kommen will, ſo gut habe es ihm gefallen. Er hat wenig geredet, aber viel über den Gang gefragt. Überhaupt halten die meiſten Leute anfangs nichts auf den Gang, ſobald ſie aber die Kraft geſehen haben, wollen ſie nun dieſen wiſſen. Mit ihm waren Oberbergrath Cramer und Fräulein v. Hertling hier. — Goethe ſandte dann zur Vertheilung unter die Zöglinge eine Anzahl Exemplare von „Hermann und Dorothea“ als Zeichen ſeiner Zufriedenheit mit ihnen.

619.

1814, Auguſt.

Mit de l'Aspée's Schülerinnen.

Bekanntlich hatte de l'Aspée, einer der beſten Schüler Peſtalozzi's, in Wiesbaden eine Elementarſchule gegründet, welche ich [D. St. geb. Cramer] mit mehreren

meiner Gespielinnen besuchte. Um den Namenstag unseres hochverehrten und innig geliebten Lehrers zu feiern, hatten wir einmal einige Zeilen aufgesetzt, in denen wir ihm unsere Glückwünsche darzubringen gedachten. Da taucht plötzlich in uns der Gedanke auf, daß Goethe sich vielleicht bewegen ließe, unsere Zeilen in Verse umzusetzen. Schüchtern naht sich die Kinderschaar dem großen Manne und trägt ihm ihr Anlegen vor, indem sie ihm die niedergeschriebenen Sätze übergiebt. Darauf erwiderte Goethe zuerst mit einem gelinden Verweise, daß wir ihm ein zu kleines Stück Papier gebracht hätten; man müsse, fügt er hinzu, stets auf einem großen Stück Papier beginnen, der kleine Raum beenge auch die Gedanken. Nachdem wir hierauf ein größeres Blatt herbeigebracht, schrieb Goethe, während wir ihm staunend zuschauten, in kurzer Zeit auf dasselbe einige Strophen, die den Inhalt unserer Worte genau wiedergaben. Noch heute sehe ich im Geiste den großen Mann, wie er erst einzelne Worte in angemessenen Zwischenräumen niederschrieb und dann, die Silben mit der Federspitze zählend, die Lücken allmählich ausfüllte, zuletzt zeichnete er unter die Verse eine aufgehende Sonne und schrieb auf ihre Strahlen unsere Namen, die er sich von uns nennen ließ.

620.

1814, zwiſchen 24. September und 9. October.

In Heidelberg.

a.

Nun laß mich Dir [Dr. Schmitz] von Goethe erzählen; daß er volle vierzehn Tage bei uns [den Brüdern Boiſſerée] gewohnt hat, wirſt Du wiſſen, daß wir aber durch dieſen längern Umgang, der in jeder Hinſicht ſehr lehrreich und erfreulich für uns war, ſein ganzes Vertrauen erworben und ein ſehr enges Verhältniß mit ihm geknüpft haben, weißt Du noch nicht. Es iſt die Rede davon, über unſere Sammlung, über unſer Bemühen um das altdeutſche Bauweſen, und über die Art und Weiſe, wie wir dazu gekommen, eine eigene kleine Schrift zu ſchreiben. „Ei der Teufel“ (ſagte er mir mehrmal), „die Welt weiß noch nicht, was Ihr habt, und was Ihr wollt, wir wollen's ihr ſagen, und wir wollen ihr, weil ſie es doch nun einmal nicht anders verlangt, die goldenen Äpfel in ſilbernen Schalen bringen; wenn ich nach Haus komme, mache ich ein Schema, das ſchicke ich Euch, damit Ihr Eure Bemerkungen dazu machen und ſehen könnt, was für Materialien mir allenfalls noch abgehen, die ſchickt Ihr mir, die Redaction behalte ich, und es müßte ſeltſam zugehen, wenn wir nicht etwas recht Schönes zu Stande brächten; es iſt ſchwer, ſo was zu ſchreiben, aber ich weiß den Weg ins Holz, laßt mich nur machen, um Oſtern komme ich wieder,

dann bringe ich es mit, und ist's Euch recht, so lassen wir es bei Riehr und Zimmer drucken."

Ich theile Dir hier nur das Resultat, und zwar recht in Bausch und Bogen mit; denn sonst hätte ich Dir so viel zu schreiben, daß ich nicht fertig würde. Du kannst Dir nun das Übrige ziemlich denken. Um recht zu begreifen, welchen gewaltigen Eindruck unsere Bilder auf den alten, rüstigen Freund gemacht haben, mußt Du wissen, daß er nie einen Johann van Eyck, und überhaupt außer Cranach und wenige Dürer keine altdeutschen Bilder gesehen hatte. „Ach Kinder," rief er fast alle Tage aus, „was sind wir dumm, was sind wir dumm! wir bilden uns ein, unsere Großmutter sei nicht auch schön gewesen; das waren andere Kerle als wir, ja Schwernoth! die wollen wir gelten lassen, die wollen wir loben und abermals loben! Die verdienen, daß Fürsten und Kaiserinnen, daß alle Nationen kommen, und ihnen huldigen!" — Jeden Tag, nur einige, wo wir uns mit dem Bauwesen beschäftigten, ausgenommen, war er morgens um acht Uhr im Bildersaal und wich nicht von der Stelle, bis zur Mittagszeit, da wurde dann alles besprochen, und mußten wir ihm alles Geschichtliche und unsere Ansichten und Bemerkungen sagen, wogegen wir die seinigen hörten. Er war mit unsrer ruhigen, philosophisch-kritischen Betrachtung der Kunstgeschichte sehr zufrieden, und ich kann sagen, daß ich über den Gang der Kunstgeschichte recht viel von ihm gelernt habe. So wie wir jetzt mit einander stehen,

denke ich noch manches von dem alten Meister zu lernen, besonders im Schreiben; ich habe schon mit ihm darüber gesprochen, und ich werde ihm nächstens den Entwurf zu einer Abhandlung schicken, damit er mir seine Bemerkungen macht.

b.

Wie Goethe sich in die farbenprächtige und wahrheitsvolle Idealwelt dieser altdeutschen Bilder [der Boisserée'schen Sammlung], in die überraschende Ursprünglichkeit ihrer Gedanken hineinlebte und über die empfangenen Eindrücke sich äußerte, ist für den alten Herrn im hohen Grade charakteristisch. Er betrachtete die Bilder nicht wie sie eins neben dem andern an der Wand hingen, er ließ sich immer nur eins, abgesondert von den andern, auf die Staffelei stellen und studirte es, indem er es behaglich genoß und seine Schönheiten, unverkümmert durch fremdartige Eindrücke von außen, sei es der Bilder oder Menschenwelt, in sich aufnahm. Er verhielt sich dabei still, bis er des Gesehenen, seines Inhalts und seiner tieferen Beziehungen Herr zu sein glaubte, und fand er dann Anlaß, Personen, die er liebte und schätzte, gegenüber seinen Empfindungen Ausdruck zu geben, so geschah es in einer Weise, die alle Hörer zwang. — Es war vor dem Bilde der Anbetung der heiligen drei Könige [von Johann Schwarz?], das damals für einen Van Eyck galt, da sagte er: „Das ist lauter Wahrheit und Natur; man kann von der

Ruine zum Bilde und umgekehrt vom Bilde zur Schloßruine wandern und fände ſich hier wie dort in gleich ernſter Art angeregt und gehoben." — „Da hat man nun," äußerte er ein ander Mal, „auf ſeine alten Tage ſich mühſam von der Jugend, welche das Alter zu ſtürzen kommt, ſeines eignen Beſtehens wegen abgeſperrt, und hat ſich, um ſich gleichmäßig zu erhalten, vor allen Eindrücken neuer und ſtörender Art zu hüten geſucht, und nun tritt da mit einem Male vor mich hin eine ganz neue und bisher mir ganz unbekannte Welt von Farben und Geſtalten, die mich aus dem alten Gleiſe meiner Anſchauungen und Empfindungen herauszwingt — eine neue, ewige Jugend; und wollte ich auch hier etwas ſagen, es würde dieſe oder jene Hand aus dem Bilde herausgreifen, um mir einen Schlag ins Geſicht zu verſetzen, und der wäre mir wohl gebührend." . . . . . — „Wie ganz anders muß zu Eyck's Zeit," ſagte er, „das Kunſtleben und die Kunſtliebe geblüht haben! Jetzt verſchlingt der ſchlechte Luxus alles." Und vor dem Bilde des Todes der Maria, das man für einen Jan Schoorel hielt, bemerkte er treffend: „aus dem ſchlägt uns die Wahrheit wie mit Fäuſten entgegen!" — Die Bezeichnung „byzantiniſch-niederrheiniſch", welche Goethe auf dieſe Bilder, namentlich das der heiligen Veronica anwandte, war nur eine unglückliche, keineswegs eine ſolche, wie man hat behaupten wollen, die ihn verhindert hätte, das Richtige zu erkennen; er nannte eben byzantiniſch, was eine ſpätere,

kaum weitere Schulsprache mit „romantisch“ glaubte benennen zu müssen, und mit den bestimmtesten Worten sprach er es ebenso mündlich aus, wie er es schriftlich im 1. Heft von „Kunst und Alterthum“ wiederholt gethan hat, daß in diesen Kölnischen und andern niederrheinischen Bildern eine Kunstentwickelung von solcher Selbständigkeit und so sehr von ächt deutschem Sinn und Ursprung gegeben sei, daß wir nicht nöthig hätten, italienischen oder andern fremdländischen Einfluß anzunehmen. In jenen geweihten Augenblicken, wo er vor den Bildern saß, ließ Goethe sich nur ungern durch Besuche stören, denen er ein tieferes Interesse daran nicht zutraute, und wie schätzbar die Personen ihm sonst auch sein mochten, er suchte sich ihrer auf irgend eine zulässige Art zu entledigen. Wenige Tage nach seiner ersten Ankunft (es wird am 26. September gewesen sein), ließ Frau v. Humboldt sich bei den Boisserées melden, als eben Goethe in der Sammlung vor dem Bilde des heiligen Lukas, der die Madonna mit dem Kinde malt [von van Eyck], saß. „„Es steht Ihnen eine Überraschung bevor,““ sagte Bertram, als er zu Goethe ins Zimmer trat. „Eine Überraschung? Herr! Sie wissen, wie sehr ich die Überraschungen liebe. Wer ist es?“ „„Frau v. Humboldt!““ „F—r—a—u v—o—n H—u—m—b—o—l—dt? Sie möge kommen!“ Und dabei veränderte sich Goethes Gesicht von oben bis unten, indem es die langweiligste Grimasse annahm, Frau v. Humboldt öffnete die Thüre, und

die Arme ausbreitend rief sie: „„Goethe!““ Dieser erhob sich ruhig von seinem Sessel, bat sie, sich neben ihn zu setzen. „Wissen Sie, wie man Salmen fängt?“ fragte er. „„Nein!““ erwiderte ganz verwundert über solchen Empfang Frau v. Humboldt. „Mit einem Wehr fängt man sie,“ fuhr er fort. „Sehen Sie! solch ein Wehr haben diese Herren“ (auf Boisserées zeigend) „mir gestellt, und sie haben mich gefangen. Ich bitte Sie; machen Sie sich schnell auf und davon, daß es Ihnen nicht geht, wie mir. Ich bin nun einmal gefangen und muß hier sitzen bleiben und anschauen, aber das wäre nichts für Sie. Machen Sie also, machen Sie, daß Sie fortkommen.“ — Frau v. Humboldt, die nicht gekommen war, Bilder anzuschauen, sondern in dem großen Mann einen alten Bekannten zu begrüßen und mit ihm zu plaudern, sah sich wider ihren Willen gleichsam zur Thür hinausgeschoben und entfernte sich, worauf Goethe zu seinen Freunden sagte: „Nun, kommen Sie! Jetzt soll uns nichts mehr stören.“ Doch verschmähte es Goethe nicht, die Huldigung der geistreichen Frau bei gelegenerer Zeit anzunehmen, als er in den nächstfolgenden Tagen zweimal bei ihr in Abendgesellschaft erschien.

Wiederholt war Goethe auch im Hause bei Voß, dem Übersetzer des Homer, den er vor vielen hochschätzte. Die schlichte Gutmüthigkeit der Hausfrau des berühmten Professors gab Anlaß zu manchem launigen Scherz. Goethe folgte ihr überall hin willig, als sie ihn bei

seinem ersten Besuch an allen Orten und Enden ihres Hauses herumführte und ihm auch das unbedeutendste Winkelchen, zuletzt selbst den Gänsestall unter der Treppe zeigte. „„Sie sind ja nun einmal ein Mann, der in allen Dingen Bescheid weiß,““ sagte sie, als er das nächste Mal wiederkam, „„und so mögen Sie denn auch einen Streit schlichten, der zwischen mir und meinem Mann über ein Stück Camelot entstanden ist.““ „Nun, so bringen Sie das Zeug her!“ rief Goethe. Sie brachte es, indem sie bemerkte: „„Mein Mann will einen Schlafrock daraus haben und ich einen Vorhang für sein Büchergestell; ich halte das letztere für nöthiger, weil die Bücher durch den Staub zu Grunde gehn.““ „Ei was!“ erwiderte Goethe, „was zanken Sie sich darum! Theilen Sie das Stück und machen Sie Ihrem Mann statt des Rocks nur ein Camelotjäckle, und aus dem andern Stück können Sie ein Vorhängle für die Bücher machen.“

Bald darauf kam Voß zu den Boisserées, als sich gerade Goethe im Bildersaal befand. Man meldete diesem seine Ankunft. „Laßt ihn nur herein!“ rief Goethe; „dem will ich sein Camelot anstreichen!“ Als Voß eingetreten war, begann Goethe mit ihm angesichts der Bilder über den Unterschied der bildenden und dichtenden Kunst zu sprechen, wobei gar manches geistreiche und treffende Wort gewechselt wurde, und zwar soll, was Goethe bei dieser Gelegenheit über Wesen und Zweck der bildenden Kunst sagte, über alle Beschreibung

köſtlich geweſen ſein. Er erkannte halb im Scherz, halb im Ernſt der bildenden Kunſt den Vorzug zu, indem er fortfuhr: „Ich bin ein großer Freund von Homer, das wiſſen Sie, und von Ihnen kann ich ein Gleiches ſagen. Wenn Sie nun heute damit zu mir kommen, ſo bin ich es auch zufrieden und höre es abermals an, wenn Sie aber das dritte Mal kommen, ſo ſage ich: Laufen Sie zum Teufel! Schenkt man Ihnen aber einen ächten Raphael, oder auch nur eine gute Copie eines ſolchen, ſo hängen Sie das Bild gewiß dahin, wo Sie es alle Tage ſehen können, und Sie werden es, ſooft Sie davortreten, mit immer neuem Vergnügen betrachten. Das iſt der Unterſchied der Poeſie und der bildenden Kunſt, daß dieſe auf ſolche Weiſe immer neu, friſch und lebendig vor unſre Sinne tritt.“ Voß wußte hierauf nichts zu antworten. „Wäre ich an ſeiner Stelle geweſen,“ ſagte Goethe, indem er dies erzählte, „ich würde ſchon gewußt haben, was ich antworten ſoll.“

c.

Bertram ..... wußte auch ſonſt wohl gar manches luſtige Geſchichtlein von Goethe ... zu erzählen, das dem Gedächtniß erhalten zu werden verdient ..... Jeden Abend, erzählte Bertram, ließ Goethe ſeinen Bedienten zu ſich auf die Stube kommen, um Rechnung mit ihm abzuhalten über alle Ausgaben des Tags, die größten wie die kleinſten, und für den folgenden Tag

Unterhalt finde ich da gleich, ich sehe mich in dem Publiko um, lerne die Gesellschaft kennen, und hole dich nach.

Mariane du siehst, was ich über mich gewinnen kann, um dich gewiß zu haben; denn dich so lange nicht zu sehen, dich in der weiten Welt zu wissen! recht lebhaft darf ich mir's nicht denken. Wenn ich mir dann aber wieder deine Liebe vorstelle, die mich vor allem sichert, wenn du meine Bitte nicht verschmähst, ehe wir uns scheiden, und du mir deine Hand vor dem Priester reichst; so werde ich ruhig gehen. Es ist nur eine Formel unter uns, aber eine so schöne Formel, der Seegen des Himmels zu dem Seegen der Erde. In der Nachbarschaft, im ritterschaftlichen, geht es leicht und heimlich an.

Für den Anfang habe ich Geld genug, wir wollen theilen, es wird für uns beide

den vorläufigen Etat im Ausgabebuch feſtzuſtellen. Als Bertram über dieſe haushälteriſche, dem Materiellen zugewendete Sorgfalt des Dichters ſeine Verwunderung äußerte, ſagte Goethe: „Wenn die Proſa abgethan iſt, kann die Poeſie um ſo luſtiger gedeihen. Man muß ſich das Unangenehme vom Halſe ſchaffen, um angenehm leben zu können, und der Schlaf bekommt nur um ſo beſſer.“

— — — — — — — — — — —

Aus den früheren Mittheilungen wiſſen wir, daß Goethe in Heidelberg allmorgendlich die Schloßruine beſuchte. Dorthin wünſchte er gleich am andern Tage nach ſeiner Ankunft [25. September] geführt zu werden, doch ſo, daß es kein Aufſehen errege, da man ihm, wie er vernommen, ſchon überall auflaure. Die Boiſſerées verſprachen ihn durch den Thibaut'ſchen Garten dorthin zu bringen, was auch geſchah. Sie begleiteten ihn ein Stück Weges hinauf und ließen ihn dann allein, wie es ſein Wunſch war. Inzwiſchen hatte oben auf der Bank ſchon ein anderer Gaſt platzgenommen; dies war Schwarz, der Geheime Kirchenrath und Verfaſſer des bekannten Werkes über die Erziehungslehre, der zufälligerweiſe erfahren hatte, daß Goethe in Heidelberg ſei und früh die Schloßruine beſuchen wolle. Er war ihm auf dieſe Weiſe zuvorgekommen, und als Goethe erſchien, redete er denſelben auch ſogleich an und pries ſich glücklich, ihn endlich zu ſehen und fragen zu können, was er denn eigentlich mit dem „Wilhelm Meiſter“

beabsichtigt habe; er habe ihn gewiß für ein Erziehungsinstitut geschrieben. Goethe, der dem unzeitigen Frager nicht ausweichen konnte, fügte sich in das Unvermeidliche, indem er erwiderte: „Das habe ich bisher selbst nicht gewußt, doch nun leuchtet es mir vollkommen ein; ja, ja! ich habe den „„Wilhelm Meister““ für ein Erziehungsinstitut geschrieben, und ich bitte Sie, dies ja überall in der Welt bekannt zu machen.“ — Schwarz war entzückt über die neue Entdeckung und lief sogleich in ganz Heidelberg umher, um seinen Bekannten mitzutheilen, daß Goethe nun wisse, warum er den „Wilhelm Meister“ geschrieben habe.

Goethe pflegte in Heidelberg die Sonnenuntergänge von der Höhe einer Pfarrei herab zu beobachten und bei dieser Gelegenheit seinen Gefühlen im Anblick des erhabenen Naturschauspiels dem ihn begleitenden Freunde Sulpiz Boisserée gegenüber in der ergreifendsten Weise Ausdruck zu geben. Man wußte das in der Stadt. Als nun eines Abends Goethe wieder einmal mit seinem Freunde die Höhe hinanstieg, um die Sonne untergehen zu sehen, hatten ein paar Frauenzimmer, die ihn dabei zu belauschen wünschten, sich hinter das Gebüsch versteckt. Goethe bemerkte sie, that aber nicht, als ob dies der Fall sei, und als er oben angekommen war, begann er einen so abschreckenden Sermon über das Altwerden der Sonne, die anfange, fahl und bleich auszusehen, daß es nicht lange dauerte, und die Gestalten hinter dem Busch waren verschwunden. Nie

war, erzählte Sulpiz ſpäter ſeinen Bekannten, Goethe größer, ſeelenvoller in ſeinen Betrachtungen, als an dieſem herrlichen Abende, nachdem die unberufenen Lauſcherinnen ſich entfernt hatten.

Wir wiſſen aus Goethes eignen Bekenntniſſen, daß er jede Maske, auch die des liberaliſtiſchen Indifferentismus annehmen konnte, um ſich dahinter gegen Pedantismus und Dünkel zu ſchützen. „Es kommt nur auf mich an," ſagte er eines Tags bei den Boiſſerées, „mit jeder Geſellſchaft, wie ſie auch ſei, in guter Art fertig zu werden. Vermuthe ich in ihr einfältige und dumme Leute, ſo ſtelle ich mir vor, daß es lauter geiſtreiche ſeien, dann erhebe ich ſie zu mir und zwinge ſie, auch ihren Geiſt leuchten zu laſſen; und umgekehrt, wenn ich zu jemandem komme, der ſich einbildet, mehr zu ſein und zu wiſſen, als die andern Menſchenkinder, dann denke ich mir das Gegentheil und behandle ihn auch ſo, indem ich ihn beſchäme und nöthige, ſeine Naſe nicht mehr ſo hoch zu tragen.

Goethe ſuchte alles, was in Leben und Dichtung ihm entgegentrat, möglichſt unter dem äſthetiſchen Geſichtspunkt zu faſſen. „Wenn etwas auch nicht ſchön iſt," pflegte er zu ſagen, „ſo müſſen wir doch ſoviel Phantaſie haben, es ſchön zu finden."

Zudringlichkeit und Hochmuth waren ihm ſo verhaßt, als Geſpreiztheit und Ziererei. Als Frau v. Humboldt in geſelligem Kreiſe ihn fragte, ob ſie ihm nicht ihr Töchterlein vorführen dürfe, die gerade etwas

declamiren wollte, brummte er ein verdrießliches „Ja!“ Die Kleine trat auf und declamirte mit vieler Selbstgefälligkeit Stücke aus der „Jungfrau von Orleans“ und „Maria Stuart“. Goethe ſaß dabei, mürriſchen Geſichts vor ſich hinſehend, ohne ein Wort zu ſagen. Als ſie fort waren, rief er: „Welche Unverſchämtheit! wäre dieſer kleine Balg nicht werth, daß man ihm die Ruthe applicirte? Stellt ſie ſich ſo keck vor mich hin und declamirt mir dieſe Geſchichten vor!“

Einſt war Goethe zu Voß eingeladen. Als ſie bei Tiſch ſaßen, wird Voß herausgerufen, und führt verabredetermaßen einen jungen Dichter, Kunz mit Namen, der für Almanachs gearbeitet hatte, herein, ſtellt ihn vor und ſetzt ihn neben Goethe. Dieſer Kunz war, ich weiß nicht mehr aus welchem kleinen Staate. Goethe ergriff das Wort und ſagte: „Nun, Ihr Fürſt iſt ein ſtrenger Herr: es ſoll ſchwer halten, dort einen Paß zu bekommen. Könnten Sie mir wohl einen ſolchen zeigen?“ „„O ja wohl! Sehr gern!““ Und damit holte Kunz aus der Seitentaſche ſeines Rockes den Paß. „Bitte, leihen Sie mir ihn bis morgen!“ ſprach Goethe; „es iſt doch ein merkwürdiges Stück; das muß ich ein wenig ſorgfältiger mir anſchauen.“ Wer war glücklicher, als der junge Dichter? Er ſah ſich ſchon bei Goethe, eingeladen von ihm und ſeines Schutzes theilhaftig. „Wiſſen Sie,“ ſagte Goethe ſpäter zu einigen ſeiner Gäſte, die ſich über dieſe Paßliebhaberei wunderten, „warum ich mir das Papier geben ließ?

Ich ſah aus Kunz's andrer Rocktaſche ein Packet Gedichte gucken, und lieber wollte ich den Paß leſen, als die."

Goethe las ſehr gut, aber ſelten vor; es war daher großer Jubel im Hauſe bei den Boiſſerées, als er ihnen ankündigte, daß er in der nächſten Abendgeſellſchaft etwas von ſich vorleſen wolle. Melchior meldete dies Bertram mit dem Bedeuten, daß er dabei erſcheinen müſſe. Bertram antwortete: „„Laßt mich nur machen!"" und begab ſich zu Goethe, indem er ſagte: „„Muß ich heut Abend erſcheinen?"" „Muß ich heut Abend erſcheinen — was heißt das?" fragte dieſer. „„Ich muß Ihnen geſtehen, Herr Geheimrath,"" erwiderte Bertram, „„daß Sie mir keinen größeren Poſſen ſpielen können, als wenn Sie etwas vorleſen: ich habe keine Ruhe dazu, es mit anzuhören."" „Gehen Sie ohne Gewiſſensbiſſe in pace!" antwortete Goethe, indem er die Arme zu einem Kreuze übereinander legte.

Der Profeſſor des Civil- und Criminalrechts Chriſtoph Reinhard Martin in Heidelberg hatte einen ſchönen Garten, wohin Goethe öfter kam, als er ſich in jener Stadt aufhielt. Sie ſaßen beide im Gartenhauſe; Martin klagte, daß man die ſchönen hohen Waldbäume in der Nähe ſeines ländlichen Sitzes auf Befehl der Regierung habe abſchlagen laſſen und hielt letzterer gerade keine Lobrede. „Wie lange dauert es denn," fragte Goethe, bis die Bäume wieder herangewachſen ſind?" „„Ja, eben das iſt's! Mindeſtens zwanzig

bis fünfundzwanzig Jahre.““ antwortete Martin. „Nun!“ ſagte Goethe, „dann haben Sie ja noch lange Zeit, um ſich wieder zu ärgern.“

d.

Du [Frh. v. Truchſeß] forderſt einen Jubelbrief über Goethe, aber den kann ich nun nicht mehr ſchreiben, da die Jubelperiode vorüber iſt und der Jubelſenior fern. Das hätte unter ſeinen Augen geſchehen müſſen. Goethe iſt volle vierzehn Tage bei uns geweſen und hat bei den Brüdern Boiſſerée, eigentlich wohl bei ihren Gemälden gewohnt. Sein erſter Beſuch war bei meinen Eltern, und er kam ſo freundlich und zutraulich wie in den erſten Jenaer Zeiten. Am folgenden Tage gingen die Schmauſereien an, und wenn ſo was im Gang iſt, hört es nicht auf. Auch wir Profeſſoren nebſt einem Anhange von Beamten, Ärzten u. ſ. w. gaben ihm einen gemeinſchaftlichen Schmaus im Karlsberge. So hat ihn denn jeder nach Herzensluſt ſehn können; genoſſen haben ihn nur wenige; denn beim Eſſen und Trinken, beſonders wo Waſſer herumſtehn, iſt Goethe ein Mann wie unſereins. Nur zweimal kam ich dazu, ein trauliches Wort mit ihm zu ſprechen, und ſah zu meiner Freude, daß er mir und meinem Treiben noch hold iſt. Beſonders herzlich war er gegen mich, als ich ihm am Tage vor ſeiner Abreiſe [alſo 8. October] einen Morgenbeſuch machte. Wir ſprachen viel über Calderon. Auch er iſt entzückt

von Gries' Überſetzung; auch er bewundert mehr das wollüſtige Farbenſpiel, als die Charakteriſtik Calderon's, in der er weit unter Shakeſpeare ſtehe. In den Intriguenſtücken ſei er beſonders Meiſter, und hier müſſe der Deutſche noch recht bei ihm in die Schule gehn.

Daß die Heidelberger über Goethe entzückt ſind, verſteht ſich. Alt und jung preiſt ſeine Leutſeligkeit, und jeder verwahrt ſorgfältig die ihm zugeworfenen Geiſtesbrocken, wenn ſie auch noch ſo mager ſind. Sogar mein College Moſer, der aus einem deutſchen Barbier ein lateiniſcher Profeſſor der Medicin geworden, iſt ſeines Geſpräches gewürdigt. „Wir haben über den „„Fauſt““ geſprochen," ſagte er mir. „„Und ich mit ihm über die Feldmäuſe,““ antwortete ich ganz ernſthaft. Ein anderer, ein Mann von Geſchmack und äſthetiſcher Bildung, fing an über den Barbarismus zu radotiren, womit die Handſchuchsheimer den ſchönen Heiligenberg niedergeholzt hätten. „Beruhigen Sie ſich," ſagte Goethe; „in einigen Jahren iſt er wieder grün, und dann hat Ihr Ärger volle 22 Jahre Ruhe; denn ſo lange muß er nach forſtlichen Regeln ſchon grün bleiben." Der Philiſter guckte Goethen an und ſchien an ſeinem Geſchmacke ganz irre zu werden. — Daß Goethe ſich mit manchen zu ſeiner Gemüthsergötzung unterhalten hat, ahndet mancher nicht. Andere dienten dazu, ſeinen Schatz von Menſchenkenntniß zu erweitern, oder ſeine Phantaſie mit irgend einer Perſonage für ein zukünftiges Faſtnachtsſpiel zu bereichern.

621.

1814, 10. October.

Über Georg Moller.

Die Sache mit Moller macht ſich ganz gut: vor allem weicht der neu aufgefundene Riß [des Kölner Dom] nur ganz wenig von dem alten Kupferſtich ab, das Wichtigſte aber iſt, daß er wie der Kupferſtich ſelber von dem bereits ausgeführten Theil weſentlich abweicht, und daß alle Abweichungen vom Riß an dem Gebäude wahre Verbeſſerungen ſind, die der Meiſter während dem Bau angebracht hat. Moller bietet mir [Sulpiz Boiſſerée] an, den Riß zur Veränderung meiner Hauptfaçade zu benutzen, und fragt mich, wann ich deshalb hierher kommen wolle. Sonſt aber hat ihm der Himmel in den Sinn gegeben, dieſen ganzen 13½ Fuß langen Riß ſo, wie er iſt, ſtechen und als Supplement zu meinem Werk erſcheinen zu laſſen. Goethe lachte von Herzen, als ich ihm dieſe Botſchaft brachte. „Nun Gott ſei Dank!“ ſagte er, „daß der Kerl doch bloß abſurd und nicht boshaft iſt; ich fürchtete, er würde mit ſeinem Riß hinter dem Berg halten und nachher chicaniren wollen. Jetzt iſt mir ein ſchwerer Stein vom Herzen. Laſſen Sie ihn nur machen und beſtärken Sie ihn nur in ſeinem Vorſatz; wer wird ihm denn einen ſo ungeheuern, ſo ſchwer verſtändlichen halben Riß abkaufen wollen.“

622.

1814, zwiſchen 20. und 25. October.

Mit Karl Cäſar Ritter von Leonhard.

a.

Es konnte nicht fehlen, daß beim Durchmuſtern meiner [Mineralien-] Sammlung im einzelnen, als die Kalkſpathgattung zur Anſchauung gebracht wurde, auch die ſo vielfach angefochtene und dennoch ſo kraftgeiſtige und ſchöpferiſche Farbenlehre zur Sprache kam und die großen Forſchungen, welche der Gegner Newton's angeſtellt. Hatte Goethe ſich einmal eines Gegenſtandes bemächtigt, ſo verſtand er dieſen gleichſam auf's Neue zu ſchaffen. Seine einfachen, lichtgebenden Worte hatten den eigenthümlichſten Reiz; mit Entzücken hörte ich ihm zu. Wie wahr, was Jean Paul ſagt: „Goethe iſt der klarſte Mann von Europa.“

Seine Beredſamkeit, ſein Feuer waren die eines Jünglings, aber zugleich großartige Ruhe, welche ihm den Glanz einer Würde verliehen, deren er nicht zu bedürfen ſchien. Anmuthiger Ernſt mit dem Ausdruck von Wohlredenheit ſchwebte um die freien Lippen, als er mir erklärte, wie alle Farbenerſcheinungen daher rührten, daß das Licht entweder durch ein trübes Mittel geſehen werde, ohne daß ſich hinter einem beleuchteten trüben Mittel die Finſterniß als Hintergrund befinde,

oder daß man durch ein weiß erleuchtetes Trübe in die Finsterniß des unermeßlichen Raumes schaue. Geschehe das erste, so erscheine das Licht bei geringer Trübung des Mittels gelb und gehe mit zunehmender Trübung des Mittels ins Gelbrothe und Rothe über. So sehe man die Sonne, wenn dieselbe ihren erhabensten Stand erreicht, ungefähr weiß, obwohl auch hier in's Gelbe spielend; immer gelber aber erscheine sie, je tiefer sie sich senkt, je dichter mithin jener Theil des Dunstkreises wird, welchen die Strahlen der Sonne zu durchschreiten haben, bis sie endlich roth untergeht. Im andern Falle stelle sich der unermeßliche Raum, wenn die Trübe dicht, blaulich dar; ist sie weniger dicht, so nehme die Bläue an Tiefe zu, verliere sich in's Violblaue und endlich in's tiefste Schwarzblau.

Die prismatischen Versuche wurden angestellt und erläutert; Goethe schloß mit den Worten: „Daß meine Ansichten über die Farbenlehre gute Wirkung gethan, freut mich. Die Herren mögen sich gebärden wie sie wollen, aus der Geschichte der Physik bringen sie mein Buch wenigstens nicht heraus."

b.

Die Hanauer Gesellschaftsbühne hatte sich ganz besonders durch Iffland's Theilnahme, durch sein wohlwollendes Urtheil einigen Ruf erworben. Zu meinem Erstaunen sprach Goethe in Wiesbaden sehr entschieden

hinreichen; ehe das verzehrt ist, wird der Himmel weiter helfen.

Ja, Liebste, es ist mir gar nicht bange. Was mit so viel Fröhlichkeit begonnen wird, muß ein glückliches Ende erreichen. Ich habe nie gezweifelt, daß man sein Fortkommen in der Welt finden könne, wenn es einem Ernst ist, und ich fühle Muth genug für zwey, ja für mehrere einen reichlichen Unterhalt zu gewinnen. Die Welt ist undankbar, sagen viele, ich habe noch nicht gefunden, daß sie undankbar sey, wenn man auf die rechte Art etwas für sie zu thun weiß. Mir glüht die ganze Seele bey dem Gedanken, endlich einmal aufzutreten und den Menschen in das Herz hinein zu reden, was sie sich so lange zu hören sehnen. Wie tausendmal ist es freylich mir, der ich von der Herrlichkeit des Theaters so eingenommen bin,

den Wunsch aus: ich möge während seiner Anwesenheit auf einen dramatischen Abend bedacht sein. Vergebens meine besorglichen Mienen, meine bescheidenen Einreden; umsonst die Vorstellungen, den gegenwärtigen Verfall des Privattheaters betreffend. Offen und ehrlich gestand ich: die erste Liebhaberin sei längst vermählt und eine glückliche Mutter — zärtlicher Vater und naiver Bursche wären Hand in Hand mit den reitenden hessischen Jägern gen Frankreich gezogen —, der Charakterspieler und Darsteller alter Gecken treulos und flüchtig ohne Urlaub auf unbestimmte Zeit verreist — unter den jetzt Wirkenden fehle gar manchem noch die nöthige Bretersicherheit — es dürfte schwer werden, das fast gescheiterte Wrack wieder zum Segeln zu bringen — alles vergebens! Goethe beharrte auf seinem Begehren.

. . . . . Wir schritten zu Wiederholungen: „Die Brandschatzung" [von Kotzebue], Contessa's „Räthsel" und Theodor Körner's „Vetter aus Bremen", das liebliche Spiel der Laune, kamen an die Reihe.

Der Tag erschien, an dessen Abend wir vor Goethe auftreten sollten. . . . . Gern sei's gestanden: ich fühlte kein großes Vertrauen zu mir, . . . und dennoch betrat ich die Bretter mit freudigem Gefühl. Vorher, von mir gesprochen, ein Prolog, an den Patriarchen deutscher Literatur gerichtet, an unsern erhabenen Zuhörer. Folgende Stanze ist aus dieser Eröffnungsrede entnommen:

Da thut's ſo wohl, inmitten uns zu ſchonen
Den Sänger, der der Felſeln uns entwöhnt
Und ein Prometheus ſinnig, ſonder Grauen,
Den deutſchen Geiſt erleuchtet und verſchönt.
Du ſelbſt luſtwandelnd auf der Griechen Auen,
Haſt Braga mit Apollo ausgeſöhnt
Und wirſt zum Lohne für Dein hohes Streben
Willkommen ſtets in ihrem Kreiſe leben.

Ein glücklicher Zufall wollte, daß des heldenmüthigen Jünglings „Spiel in Verſen" für Goethe neu war, und daß gerade in dieſer Darſtellung dem Dichter ſein Recht widerfuhr. Bei der mit gebührendem Pathos vorgetragenen Rede des Pachters Veit:

Ich hab' ſchon mein Wort gegeben;
Der Vetter aus Bremen trifft heute noch ein.
Es bleibt nun mein liebſter Wunſch im Leben:
Mein Eidam muß ein Schulmeiſter ſein.
Die Leute haben ſeit ewigen Zeiten
Das Scepter in der Schule geführt,
Nun kann ich's doch wirklich nicht dulden noch leiden,
Daß unſre Familie den Ruhm verliert. —

lachte Goethe ſo herzlich, wie ich ihn je lachen hörte; er erklärte die Poſſe für allerliebſt, neckiſch und komiſch. Das Ganze wurde nicht verdorben, ſondern leidlich zu Ende geführt.

Die Spielenden hatte ich mit meines Gaſtes Bewilligung zu einem Abendbrode eingeladen. Immer lebendiger und mittheilender wurde Goethe, immer beſtimmter und ſchärfer die Rede. Seine Laune war unerſchöpflich, er hinreißend und liebenswürdig. Mit

Luſt ließ er ſich gehen und warf zuletzt mit Witzworten und Scherzen um ſich.

„Seht, liebe Kinder!“ — ſo ſagte er unter anderm — „Ihr befandet Euch dem Ziele ganz nahe; könnte ich acht Tage bleiben: noch eine Leſe- und eine Spielprobe, und Ihr ſolltet ſehen! — Dann müßte jede Scene ſo gegeben werden, als dürfte es eben nicht anders ſein, und die Zuſchauer glauben, ſie ſelbſt würden es gerade ſo und nicht anders gemacht haben.“

Wie dankbar, wie beglückt war der aufmerkſame Hörerkreis für die ſo nachſichtsvolle Äußerung! Wie fühlten wir uns ergriffen von Goethes Liebenswürdigkeit! Die geiſtvolle Munterkeit durchſtrömte die ganze Geſellſchaft; der heitere Genius des überragenden Meiſters beherrſchte die Gemüther ſeiner Jünger.

Mit Wärme wurde bei dieſer Gelegenheit der Wunſch ausgeſprochen: wir möchten daran denken, Schiller's Glocke über unſere kleine Bühne gehen zu laſſen; die Darſtellung in Weimar ſei von beſter Wirkung geweſen. Ohne die mindeſte Änderung hatte man dem trefflichen Werke dramatiſches Leben verliehen, indem nach Maßgabe der Perſönlichkeiten die einzelnen Stellen unter die geſammte Geſellſchaft vertheilt wurden; Meiſter und Geſellen erhielten ſo eine Art Individualität. — Später erfolgte die zugeſagte Überſendung einer Abſchrift der dramatiſirten Glocke.

.....Mein Gaſt erſtaunte, wie er nach ſeiner Taſchenuhr ſehend bemerkte, daß Mitternacht längſt vorüber.

c.

Auf dem nächſten Morgenſpaziergang gefiel es dem Weimar'ſchen Heros von mir die Geſchichte der Hanauer Privatbühne zu verlangen, von ihrem erſten Entſtehen an bis zu den glanzvollen Tagen, wo Iffland mit uns auftrat. Gerechten Anſtand nahm ich, meinen verehrten Gaſt mit ſolchen Kleinigkeiten zu unterhalten, aber es half nichts! Er wiederholte ſeinen Wunſch, ich mußte erzählen; mit Theilnahme achtete Goethe auf alles, was ich vorbrachte.

— — — — — — — — — — —

Leſeproben ließ ich mir ſehr angelegen ſein, obwohl Spielproben meinen Leutchen für weit ergötzlicher galten.

„Recht!“ unterbrach mich Goethe; „damit muß man's ernſt nehmen, findet die Sache auch oft nichts weniger, als ungetheilten Beifall. Ich, der ich veranlaßt wurde, mit tieferem Blick in's Innere des Theaterweſens zu dringen, laſſe mich nie irren. Mir gelten Leſeproben für unerläßlich, damit Ausſchweifungen vermieden, die Rollen nicht verfehlt, nicht ohne Leben, mit ächter Laune vorgetragen werden, mit Bewußtſein und Beſonnenheit, nicht allzu feurig und ungeſtüm, auch das Stoßende, Harte und Verrenkte in der Sprache vermieden werde; ebenſo der Schwulſt, zu dem ſich junge Schauſpieler ſo gern verlocken laſſen, obwohl er dem ganzen Weſen theatraliſcher Darſtellungen durch-

aus fremd iſt und ungeziemend. Leſeproben ſind für die meiſten unerläßlich, um vom Geiſt ihrer Rollen durchdrungen zu werden, um die Herzensſprache hören zu laſſen, nicht das Auswendiggelernte; um mit Kraft und Nachdruck reden zu können, ohne den Mund voll zu nehmen, ohne jene fürchterliche Deutlichkeit in der Ausſprache, die durch Mark und Bein geht. Bei Leſeproben kann man auf ſolche Fehler aufmerkſam machen und Unarten verbannen."

623.

1814, Ende (?).

Mit Ed. Genaſt.

Er [Goethe] liebte . . muſikaliſche Unterhaltung, die in früherer Zeit unter Eberwein's Leitung viel ausgedehnter ſtattfand. Seit dieſe größern muſikaliſchen Aufführungen in ſeinem Hauſe aufgehört, begnügte er ſich mit Liedern. Meiſt wurde dann der Kammerſänger Moltke, der eine Menge Gedichte von ihm componirt hatte, herbeigerufen. Auch ich hatte einſt die Freude, zu dieſem Zwecke zu ihm beordert zu werden; wahrſcheinlich wollte er ſich überzeugen, ob ich Fortſchritte im Vortrag, der bei ihm die Hauptſache war, gemacht habe. Ich ſang ihm zuerſt „Jägers Abendlied" von Reichardt componirt. Er ſaß dabei im Lehnſtuhl und bedeckte ſich mit der Hand die Augen. Gegen Ende des Liedes ſprang er auf und rief: „Das Lied ſingſt Du

ſchlecht!“ Dann ging er vor ſich hinſummend eine Weile im Zimmer auf und ab und fuhr dann fort, indem er vor mich hintrat und mich mit ſeinen wunderſchönen Augen anblitzte: „Der erſte Vers ſowie der dritte müſſen markig, mit einer Art Wildheit vorgetragen werden, der zweite und vierte weicher; denn da tritt eine andere Empfindung ein. Siehſt Du ſo!“ (indem er ſcharf markirte:) „da ramm! da ramm! da ramm! da ramm!“ Dabei bezeichnete er zugleich mit beiden Armen auf- und abfahrend das Tempo und ſang dies „da ramm!“ in einem tiefen Tone. Ich wußte nun, was er wollte, und auf ſein Verlangen wiederholte ich das Lied. Er war zufrieden und ſagte: „So iſt es beſſer! Nach und nach wird es Dir ſchon klar werden, wie man ſolche Strophenlieder vorzutragen hat.“ Nachdem ich ihm nun „Zwiſchen Weizen und Korn“ und „Da droben auf jenem Berge“ vorgeſungen, bat ich um die Vergünſtigung, ihm „Willkommen und Abſchied“ wieder einmal ſingen zu dürfen, wobei ich bemerkte, daß ich das Lied ſeit längerer Zeit fleißig ſtudirt habe. Mit einem freundlichen Kopfnicken gewährte er mir meine Bitte. Die Scene von Lauchſtädt [ein zärtliches Erlebniß Genaſt's] trat lebendig vor meine Seele; ich trug das Lied mit wachſender Empfindung vor, und diesmal ſang ich dem Meiſter mehr zudank.

624.

1814 (?).

Mit Guſtav Moltke.

Mitunter waren wir Schauſpielerkinder von unſerer mütterlichen Freundin, Frau v. Goethe, recht zahlreich eingeladen; dann ging's natürlich nicht allzu ruhig her. So trat einſtmals, als die prächtige Frau in ihrer großen Gutmüthigkeit dem Kinderlärm nicht zu ſteuern vermochte, der empörte alte Diener zornfunkelnd herein und ſchrie: der Geheimberath könne den verfluchtigen Spectakel nicht länger ertragen. Kurze Zeit blieb's ruhig, ſobald uns aber der Cerberus aus den Augen war, wurde luſtig weiter ſpectakelt.

Plötzlich aber trat die allgefürchtete Excellenz in langen Hausrock ſelber herein, in gemeſſenem Schritt, voll majeſtätiſcher Haltung, die Hände auf dem Rücken. Raſch flüchteten wir Kinder zu unſerer guten Fee, die mich kleinen Unband liebreich umſchloß. Da aber der gefürchtete Herr beim Anblick dieſer komiſchen Gruppe nur lächelnd mit dem Finger drohte und gar nicht ſchalt, fing ich muthwilliges Bürſchchen an zu kichern. Der Geſtrenge ſetzte ſich und rief: „Kleiner Molke!" (das t in meinem Namen war ihm eine grauſame Härte) „komm einmal her zu mir." Etwas zaghaft ging ich zu ihm, er aber nahm mich freundlich auf ſein Knie und fragte: „Was habt ihr kleinen Kobolde denn eigentlich getrieben? Weshalb der ſtörende Lärm?"

Sogleich bekam ich wieder Courage und ſagte, wir hätten getanzt und geſungen, im Garten Haſchemännchen geſpielt, wären dabei tüchtig herumgeſprungen, an der Laube emporgeklettert und hätten den Herlitzchenbaum geplündert. — „Was! meine Herlitzchen, die ich ſelbſt ſo gern genieße, haſt du kleiner Schlingel mir ſtibitzt? J, das iſt ja recht ſchön!“ — Mit einem wohlwollenden Backenſtreich entließ mich der geſtrenge Herr.

625.

1815, Januar (?).

Bei den Proben der „Zenobia“ von Calderon.

Bei der erſten Theaterprobe zur „Zenobia“ ſollte Unzelmann, welcher den Soldaten ſpielte, das Unglück treffen, Goethes Zorn zu erregen. Er war einer der fleißigſten Schauſpieler und ein Liebling Goethes, aber er gehörte auch zu denen, die ſich durch ein Zorneswort des Meiſters nicht einſchüchtern ließen. Bei jener Probe nun trat Unzelmann mit der Rolle in der Hand auf die Scene und las dieſelbe ab. Sogleich ertönte mächtig Goethes Stimme aus ſeiner Loge, die ſich im Hintergrund des Parterre befand: „Ich bin es nicht gewohnt, daß man ſeine Aufgaben ablieſt!“ Unzelmann entſchuldigte ſich mit dem Bemerken, daß ſeine Frau ſeit mehreren Tagen krank darniederliege und er deshalb nicht zum Lernen hätte kommen können. „Ei was!“ rief Goethe: „der Tag hat vierundzwanzig

Stunden, die Nacht mit eingerechnet.“ Unzelmann trat bis in das Proſcenium vor und ſagte: „„Ew. Excellenz haben vollkommen recht: der Tag hat vierundzwanzig Stunden, die Nacht mit eingerechnet. Aber ebenſogut wie der Staatsmann und Dichter der Nachtruhe bedarf, ebenſogut bedarf ihrer der arme Schauſpieler, der öfters Poſſen reißen muß, wenn ihm das Herz blutet. Ew. Excellenz wiſſen, daß ich ſtets meiner Pflicht nachkomme, aber in ſolchem Falle bin ich wohl zu entſchuldigen.““ Dieſe kühne Rede erregte allgemeines Erſtaunen und jeder ſtand erwartungsvoll, was nun kommen würde. Nach einer Pauſe rief Goethe mit kräftiger Stimme: „Die Antwort paßt! Weiter!“

In dieſer Probe ſollte noch ein Unglücklicher an die Reihe kommen, und dieſer Unglückliche war ich [Eduard Genaſt]. Ich ſpielte den Hauptmann der Zenobia, der den Aurelianus gefangen zu nehmen und nur wenige Worte zu ſprechen hat. Mit großer Sicherheit trat ich aus der vierten Couliſſe heraus und ſchritt mit Würde, um die Heldenthat, die Gefangennahme des Aurelianus, zu vollbringen. Da ertönte es: „Schlecht! So nimmt man keinen Kaiſer gefangen. Noch einmal!“ Ich kam alſo noch einmal, dann zum dritten, vierten und fünften Mal, und immer blieb der Ausſpruch derſelbe, nur daß er bei jeder Wiederholung markiger wurde. Ganz zerknirſcht wagte ich endlich die beſcheidene Frage: „„Excellenz, wie ſoll ich's denn nur machen?““ — „Anders!“ war die belehrende Antwort.

Ja, das war leicht gesagt, aber wie? Mein Herr Papa, der seinen Sitz rechts im Proscenium hatte, warf mir schon längst ingrimmige Blicke zu; ja, der hatte gut werfen, ich hätte mich lieber selbst hinauswerfen mögen, um der Qual und Schande zu entgehen. So trat ich denn den schauerlichen Gang zum sechsten Mal an, um dem Willen Goethes nachzukommen und es „anders" zu machen, aber es blieb beim alten. Da rief der Gewaltige: „Ich werde es Dir vormachen." Nach einer Weile betrat er in seinem langen blauen Radmantel, den Hut halb schräg auf seinem Jupiterhaupte, die Bühne. Er nahm mir das Schwert aus der Hand, stellte mich als Zuschauer in den Vordergrund der Bühne und kam nun mit einem martialischen Gesicht und — ich kann's nicht anders bezeichnen — mit Hahnenschritten im raschesten Tempo auf den Aurelianus losgestürzt, das Schwert drohend über dessen Haupt schwingend. Das war allerdings ganz anders, wie ich es gemacht hatte, aber ich wußte nun, wie er es wollte und ahmte ihm treu nach. Da kniff er mich mit dem Zeige- und Mittelfinger, wie seine Art war, wenn er seine Zufriedenheit zu erkennen geben wollte, in die Backe, daß ich hätte laut aufschreien mögen, und ging dann wieder hinab in seine Loge. Mein Vater wandte sich mit einem sarkastisch-freundlichen Lächeln gegen mich und flüsterte mir über die Achsel zu: „„Ich breche Dir den Hals, wenn Du es so machst!"" Ich stand da, wie gewisse Thiere am

bang durch die Seele gegangen, wenn ich die elendesten gesehen habe sich einbilden, sie könnten uns ein großes treffliches Wort ans Herz reden. Ein Ton, der durch die Fistel gezwungen wird, klingt viel besser und reiner; es ist unerhört, wie sich diese Bursche in ihrer groben Ungeschicklichkeit versündigen.

Das Theater hat oft einen Streit mit der Kanzel gehabt, sie sollten, dünkt mich, nicht mit einander hadern. Wie sehr wäre zu wünschen, daß an beiden Orten nur durch edle Menschen Gott und Natur verherrlicht würden! Es sind keine Träume, meine Liebste. Wie ich an deinem Herzen habe fühlen können, daß du in Liebe bist; so ergreife ich auch den glänzenden Gedanken und sage — ich wills nicht aussagen, aber hoffen will ich, daß wir einst als ein Paar gute Geister den Menschen

Berge, der Papa aber fuhr fort: „„Wenn wir nach Hauſe kommen, werde ich Dir ſchon erklären, wie es Goethe meint.““

Bei der Hauptprobe ſollte Goethe nochmals in Harniſch gebracht werden. Sein Princip war, dieſe gleichſam als die erſte Vorſtellung zu betrachten, darum durfte kein Unberufener während der Handlung auf der Scene ſtehen, oder auch nur den Kopf aus der Couliſſe ſtecken. Letzteres Verbrechen ließ ſich in dieſer Probe ein äſthetiſcher Maſchiniſt mit einem gewaltig dicken Schädel zu ſchulden kommen. Sogleich donnerte Goethe herauf: „Herr G'naſt! Schaffen Sie mir den ungehörigen Kopf aus der erſten Couliſſe rechts, der mit unanſtändiger Neugier ſich in den Rahmen meines Bildes drängt.“

626.

1815, 31. Januar.

Über „Zenobia“.

In Weimar bei Goethe nach der Vorſtellung der „Großen Zenobia“ des Calderon (30. Januar). Goethe ſehr freundlich und geſprächig. Er legte beſonders Gewicht auf den guten Humor, womit das Verhältniß zwiſchen Zenobia und Decius durchgeführt worden. — Calderon ein großer Dichter; nur eine gewiſſe freche Rhetorik müſſe man ihm zugeſtehen. — „Der ſtandhafte Prinz“ ſtandhaft nicht ſowohl für den Glauben, als für Portugals Größe und Ehre.

627.

1815, 18. April.

Mit v. Müller und Meyer.

Ich begab mich heute zu Goethe, um ihm die mir anvertrauten Zeichnungen der Prinzeß Julie vorzulegen. Dort traf ich auch den Hofrath Meyer. Zunächst legte ich die Zeichnungen vor, zu welchen der Zauberring die Sujets geliefert hatte. Nach einem sorgsamen Überblick äußerte sich Goethe: „Nun, das holde Kind soll höchlich gelobt sein. So viel reine Intention, so liebliche Anordnung, so zierlich nette Ausführung und so viel Freiheit in der Bewegung verrathen ein herrliches Naturell, das auf dem Wege der vollständigsten Ausbildung schon weit genug vorgeschritten ist.“ Ja ja, fügte Meyer hinzu, es ist gar erfreulich, ein so hübsches Talent sich aus sich selbst heraus entwickeln zu sehen. Nur Studium der Perspective wäre noch zu wünschen und einige theoretische Aufklärung über Beleuchtung und Schatten. „Das ist's,“ sprach Goethe, „aber kein Buch und selbst keine Intuition der Meisterwerke kann diesem Mangel abhelfen; es wäre erforderlich sich mündlich zu verständigen, zwei, drei ihr klar entwickelte Grundbegriffe würden Wunder thun und ihr schnell das Verständniß öffnen, worauf es noch ankommt, um auch die letzte Stufe der künstlerischen Ausbildung noch erklimmen zu können. Doch solche Offenbarung muß der Zufall herbeiführen, er ist ja immer

ſchönen Naturen günſtig.“ Meyer: Und ſo muß man auch bei einem ſo ſinnigen Gemüthe nicht viel hofmeiſtern wollen. Ich möchte wohl ſagen, der beſte Rath für ſie ſei, ſich ihrer innern Eingebung recht frei zu überlaſſen. Kenntniß der Anatomie und ganz probefeſte Zeichnung von ihr zu fordern, wäre thöricht; aber wundern mag man ſich wohl, daß dem ohngeachtet die Proportionen ihrer Figuren und Gruppen auch dem ſchärfern Blick ſo wenig Anſtoß geben. Goethe: Sehen Sie nur, wie hübſch Bertha und Otto am Bache componirt ſind. Dieß zierlich reine Mädchengeſicht, dieſe allerliebſte Wendung des Köpfchens und Oberleibs kann nur aus einer reinen Mädchenphantaſie entſprungen ſein. Wie weit iſt ſie nicht vorgerückt, ſeit wir zum letzten Male Proben ihres Talentes ſahen. Die Stufe der Flaxmanniſchen Umriſſe hat ſie ſchon glücklich überſchritten, und es richtig geahndet, wie jene bedeutſam leeren Räume auszuſchütten wären. Sie darf zu jener niedern Stufe nicht wieder zurückkehren wollen und ſie kann es auch nicht, ſo wenig als ein Kind wieder in Mutterleib zurück kann. Auf dem Bilde, wo dem alten Ritter von fern das holde Paar zueilt, hat ſie zwar noch à la Flaxmann die mittleren Räume ganz leer gelaſſen, aber man ſieht deutlich, daß ſie nur verſchmähte, etwas minder Bedeutſames hinzuzufügen und wohl richtig ahnen mochte, was eigentlich noch hingehöre. Es iſt etwas ſo anmuthig Jungfräuliches in dieſen Zeichnungen, ſo viel Einfachheit und Verachtung

überflüſſiger Zierrath. Gerade ſo viel örtliche Unterlage als nöthig war zu individualiſiren. Wie ſauber ſind z. B. das gothiſche Fenſter und die Blätterranken gezeichnet, wo Bertha ſich herausbiegt. Ich kenne den Zauberring nicht und werde ihn niemals leſen, denn das iſt mir verboten von meinem Obern; aber dieſes Bild hat Zauberreiz genug für mich, um es auch ganz iſolirt zu verſtehen und zu lieben. Sehen Sie den Brief hier unten, wie artig arglos angebracht, und das ſpähende Mädchenauge verräth doch hinlänglich, was ſie ſo ſehnend ſuche. Welch kräftigen Druckes hat der Bleiſtift der Zeichnerin dem Auge des Otto gegeben, wi. er vor Frau Minnetroſt kniet; ei ei, das ſchöne Kind muß doch auch wohl verliebte Augen ſchon in anmuthiger Nähe geſehen haben, weil ſie dem Jüngling hier ſo glühende Liebesblicke einhauchen konnte. Wie rein iſt die Seele, die ſich auf Bertha's betendem Antlitz ſpiegelt! Aber der Türke hinter ihr iſt auch ſchon ein ganz zahmer Türke geworden."

Ich holte nun auch die mir anvertrauten Landſchaftszeichnungen herbei, und es iſt ſchwer auszuſprechen, wie viel heitern Genuß ſie den beiden Kunſtfreunden gewährten. Vorzüglich rühmten ſie das ruhige tiefe Gemüth und die innigſte Anſchauung des äußerlich Bedeutenden, ſodann die freie Behandlung ſchwieriger Gegenſtände und die Liebe und reinliche Sorgfalt, mit der auch das kleinſte Detail behandelt ſei. Goethe: Hier, dieß kleine Blatt, ſo ſcheinbar unvollendet, ſo

herausgehoben, wie aus einem größern Ganzen; gleichsam ein Anklang, Probestückchen, es ist fürwahr mir das Erste und Liebste. Macht es denn wohl Friedrich je besser? Meyer: Und noch dazu lange nicht so anmuthig. Goethe: Seht nur doch diesen Faltenwurf an der sitzenden, lesenden weiblichen Figur, diese anmuthige Behandlung des Untertheils; sollte man nicht glauben, unser holdes Kind habe den Andreas del Sarto studirt? Wahrlich! wenn hier nicht das glücklichste Naturell sich ankündet, so giebt es niemals eins. Und wie großartig sind diese Felsenpartien behandelt, jene Linde, wie durchsichtig und üppig! In dieser Müllerin mit dem Kinde ist die individuellste Natur erlauscht und hier der isolirten ländlichen Hütte, die uns so stumm beredt in die freundlich kleine Thür einzutreten ladet, fehlt nur noch rechts etwas, mehr Freiheit des Blicks, etwas mehr Keckheit in der Begrenzung, um ganz vortrefflich zu sein. Sprecht nur, alter Herr (zu Meyer). Ihr hocherleuchteter Kritiker, wo ist denn sonst noch etwas zu tadeln? Was möchte man denn im geringsten anders wünschen. Meyer: Es ist eben alles recht, heiter und lieblich gedacht, und reinlich und zart ausgeführt, wie es einem wohlthun mag, es anzuschauen. Man sieht, ihr Instinct leitet sie ganz richtig und so soll sie ihm nur immer folgen und sich mehr und mehr an Mannichfaltigem versuchen, da sie des Einzelnen schon so Herrin ist. Goethe: Hat denn Scherer jemals so artige Figuren, so runde nette Com-

poſitionen gemacht? Was an Rambergen Gutes iſt, das ſieht man in ihren Zeichnungen wohl hier und da durchblitzen, aber von ſeinen Fehlern finde ich nichts. Nun mit einem Worte ſchreiben Sie dem ſchönen lieben Kinde, es ſolle gar hoch gelobt ſein, und es ſei nur dies bitter und ſtreng an ihr zu tadeln, daß ſie uns ſo fern ſei und ſo fern bleiben zu wollen Miene mache.

Aber ſogleich gebe ich die freundlichen Zeichnungen nicht zurück, Ihr müßt ſie ſchon einige Tage unter meinem Dache laſſen, daß ich ſie ſehe und wieder ſehe und mich recht heimlich ihrer freue.

628.

1815, 12. Mai.

Mit v. Müller und Heinrich Karl Friedrich Peucer.

Ich kam Nachmittags 4½ Uhr zu ihm und traf Peucern an. Nach einigen Myſtificationen und humoriſtiſchen Ausfällen über die tragiſche Kunde von v. Müſſlings Unfall in Lüttich, womit — wie er ſagte — ich ihm vorgeſtern den Theaterſpaß verſalzen hätte, lenkte ſich bald das Geſpräch auf die bekannte Wiener Achtserklärung gegen Napoleon vom 13. März d. J. Goethe äußerte, er hoffe, Gentz habe als ein ſchlauer Fuchs das Volk dadurch nur elektriſiren wollen und den kecken Ausruf zum Reizmittel gebraucht, wohl wiſſend übrigens, daß es mit dieſem Bann ganz dieſelbe Bewandtniß

habe, wie mit dem vom Vatican herabgeſchleuderten. Die deutſche Hypochondrie müſſe von Zeit zu Zeit durch ſolche Theater-Coups aufgeregt werden und ſelbſt falſche Siegesnachrichten ſeien oft dazu ſehr dienlich, indem ſie über die momentane Gefahr den Schleier der Hoffnung würfen.

Er nahm hiervon Gelegenheit von ſeinen in der Campagne 1792 und bei Main; das Jahr darauf beſtandenen Gefahren zu erzählen, insbeſondere von der famoſen Kanonade bei Valmy, wie da die Pferde, gleich Sturm umregten Fichten, ſchnaubend hin- und hergeſchwankt hätten, und wie ihm insbeſondere das zarte Geſichtchen des Standard-Junkers von Bechtolsheim gar ſeltſam contraſtirend erſchienen ſei. Rechts und links hätten die Kanonenkugeln den Koth der Straße den Pferden zugeſpritzt; doch das ſei alles einerlei und nichts bedeutend, wenn man ſich einmal der Gefahr geweiht habe.

Die naive Erzählung einer von ihm veranlaßten venetianiſchen Juſtizverhandlung (ad lauden), herbeigeführt durch eine Excurſion über die Fideicommiſſe, ſtach ſehr lieblich gegen jene Kriegsſcene ab. Goethe hat doch eine ganz eigne Art zu beobachten und zu ſehen, Alles gruppirt ſich ihm gleich wie von ſelbſt und wird dramatiſch. Auch ſagte er im vollen Selbſtgefühl: „Wenn ich meine Augen ordentlich aufthue, dann ſehe ich wohl auch was irgend zu ſehen iſt.“

Die Erinnerung an ſeine nahe Abreiſe nach Wies-

baden entlockte ihm manche hübſche Darſtellung ſeines dortigen geologiſirend politiſchen Lebens. Naſſau's Länder und Staaten wurden hoch geprieſen, und von einem reizenden jungen Mädchen [Philippine Lade], der Tochter eines Secretärs bei irgend einem Departement zu Wiesbaden, erzählt, die die höchſten Anlagen zur Declamation und zum theatraliſchen Spiel beſitze. Sie habe ihm den Waſſertaucher vordeclamirt, aber mit zu viel Malerei und Geſticulation; darauf habe er ſie ſtatt aller Kritik gebeten, es noch einmal zu thun, aber hinter einem Stuhle ſtehend und deſſen Lehne mit beiden Händen feſthaltend. Das ſchöne Kind habe bald Abſicht und Wohlthat dieſer Bitte empfunden und lebhaft dafür gedankt. Verwechsle man doch nicht, fuhr er fort, epiſche Darſtellung mit lyriſcher oder dramatiſcher.

„Wenn Maria Stuart ſich dem bezaubernden Eindruck des Naturgenuſſes hingibt, „„laßt mich der neuen Freiheit genießen,"" dann" — rief er aus — „gebraucht Eure Glieder und macht damit, was Ihr wollt und könnt; aber wenn Ihr erzählt oder bloß beſchreibt, dann muß das Individuum verſchwinden und nur ſtarr und ruhig das Objective ſprechen, wiewohl in die Stimme aller mögliche Wechſel und Gewalt gelegt werden mag."

Solche Anklänge brachten das Geſpräch bald auf Julie v. Egloffſtein, die Goethe eine incalculable Größe nannte. Er habe ihr, durch den heilloſen Lavater in

alle Myſterien eingeweiht, bald angeſehen, daß ſie ſehr ſchön leſen müſſe und daher gefürchtet, er werde verleſen ſein, wenn er ſie höre.

629.

1815, Mai (?).

Über den „Rehbock“ von Kotzebue.

Der „Rehbock“ gefällt Goethe ſehr; er hält ihn für eines Deiner beſten Luſtſpiele. Bei den Proben iſt er immer gegenwärtig geweſen und hat ſich bald todtgelacht. Er ſchob auch ſeine Reiſe in das Bad auf, um es erſt ſpielen zu ſehen. Da die Damen zum Theil die Naſe gerümpft, ſo, höre ich, hat er ihnen ſeine Meinung darüber geſagt.

630.

1815, 27. Juli.

Bei Hector Rochem.

Herr v. Stein und Goethe ſind vierundzwanzig Stunden länger [in Köln] geblieben und haben auch mir, begleitet von Wallraf und Maler Fuchs, einen anderthalbſtündigen Beſuch geſchenkt. Goethe raiſonnirte beſtändig und predigte dem Miniſter vor. Von den alten Bildern ſagten beide, daß ſie überaus ſchön und mein Manuſcript [aus dem fünfzehnten Jahrhundert] etwas Künſtliches wäre. Bei nichts indeſſen verweilten

ſie ſo, wie auf dem andern Zimmer bei einem Raphael. Sie nahmen Stühle, ſtanden wieder auf, ſetzten ſich wieder; Goethe ſchüttelte den Kopf und ſagte endlich, dies wäre ein königliches Bild — und dies alles in Gegenwart von Wallraf und Fuchs. Beim Weggehen ſprach Goethe viel vom Verdienſte, das ich mir durch die Rettung dieſer alten Werke gemacht hätte, und welches von oben belohnt werden müßte. . . . . Herr Goedeke, ein Kaufmann von hier, der ſie in ſeinem Wagen herumfahren ließ und mein Nachbar iſt, ſagte mir nachher, daß Goethe ſich geäußert hätte, die Sammlung des Herrn Boiſſerée überträfe die meinige nur in der Menge und ich hätte mit ſehr großer Auswahl und Sachkenntniß geſammelt!!! . . . . Ich meinerſeits ließ es auch nicht an Complimenten fehlen. Ich äußerte ſehr lebhaft: es ſei mein Stolz und mein Glück, zwei Männer zu beſitzen, von denen ich mit einem der berühmteſten Claſſiker ſagen dürfte: Unus ſufficit orbi — ein Compliment, welches Goethe faſt außer ſich brachte. Dieſer letzte iſt zwar ein ſchon alter, aber geſetzter, feſter, ſinniger, ſublimer Mann. . . . . Goethe lobte unſer Beſtreben in der Herausgabe des „Taſchenbuchs [für Freunde altdeutſcher Zeit und Kunſt“] und ſagte: „Nun das iſt brav! Das heißt doch etwas gethan. Es fängt an zu tagen, und Sie haben das Verdienſt, die Nebel zu durchbrechen. Fahren Sie fort! ꝛc.“ Ich hätte mich beinahe erkühnt, ihn um einen Beitrag zu bitten. Beim Abſchied verſprachen ſie, im Zurückkommen wieder bei

erſcheinen werden, ihre Herzen aufzuſchlieſſen, ihre Gemüther zu berühren, und ihnen himmliſche Genüſſe zu bereiten, ſo gewiß mir an deinem Buſen Freuden gewährt waren, die immer himmliſch genennt werden müſſen, weil wir uns in jenen Augenblicken aus uns ſelbſt gerückt, über uns ſelbſt erhaben fühlen.

Ich kann nicht ſchließen, ich habe ſchon zu viel geſagt, und weiß nicht, ob ich dir ſchon alles geſagt habe, alles was dich angeht; denn die Bewegung des Rades, das ſich in meinem Herzen dreht, ſind keine Worte vermögend auszudrücken.

Nimm dieſes Blatt indeß, meine Liebe, ich habe es wieder durchgeleſen und finde, daß ich von vorne anfangen ſollte, doch enthält es alles, was du zu wiſſen nöthig haſt, was dir Vorbereitung iſt, wenn ich bald mit Fröhlichkeit der ſüßen Liebe an

mit anzusprechen. Nur ein Theil verarge ich ihnen: sie waren so unhöflich mit ihren beschmutzten Stiefeln auf meine seidenen Stühle zu steigen, um die Bilder, besonders die Gesangennehmung in der Nähe zu betrachten.

631.

1815, 2. August.

Mit S. Boisserée.

Mittags kam ich [in Wiesbaden] zu Goethe; es war ein fröhlicher, herzlicher Empfang. Stein hatte ihn ersucht, an Hardenberg ein Memoire zu schreiben über die Kunst und die antiquarischen Angelegenheiten; darüber wollte er mich berathen. Er ging gleich darauf ein, daß es geradezu, ohne Steins Veranlassung zu erwähnen, geschehen müsse, um dem nächsten Parteiwesen zu entgehen. Ich erzählte ihm, wie er bei Hardenberg gut angeschrieben sei, nach den Äußerungen von Jordan, im Hauptquartier, über sein politisches Benehmen. Goethe ging gleich weiter, meinte, er könne ja das Memoire zugleich an Metternich schicken, er sei ihm ohnehin noch den Dank für den Orden schuldig. Hauptgrundsatz soll darin sein, daß die Kunstwerke und Alterthümer viel verbreitet würden, jede Stadt die ihrigen behalte und wieder bekomme, aber daß dabei geltend zu machen sei, daß ein Mittelpunkt gegeben werde, wovon aus über das Ganze gewacht würde. „Laßt Düsseldorf wieder etwas haben, wie es in seinen Sälen auf-

geſtellt war, wozu Alles in München? Laßt Köln, Bonn, ja Andernach etwas haben! Das iſt ſchön und ein großes Beiſpiel, daß die Preußen den Petrus nach Köln zurückgeben. So ſtellt auch der Ingenieurgeneral Rauch alle römiſchen Alterthümer, die bei Köln gefunden werden, in ſeinem Hauſe auf, mit dem feſten Willen, daß ſie in Köln bleiben ſollen." Vom Dommerk, von Cornelius, deſſen Fauſt, von Ruſchewich ſehr ſchön geſtochen, er bekommen habe, ſoll geſprochen werden: von Allem, was Einzelne gethan, und was nun zu erwarten, wenn die Unterſtützung der Regierung zu Hülfe komme. „Gebt nur den Malern und Kunſtbefliſſenen zu leben und zu thun, ſo werden ſich ſchon von ſelber Schüler bilden. Mit allen Zeichenſchulen iſt es doch nichts, es läuft am Ende nur auf Handwerk und Fabrik hinaus; ich weiß ja, wie es uns in Weimar geht: ich hüte mich wohl, das Jedem zu ſagen, aber du lieber Gott, die Zeichenſchule iſt nur dazu da, daß die Leute die Kinder aus dem Hauſe kriegen, und für die Kinder iſt ſie nur da, daß ſie daran vorbei gehen! Ich will ſie auch wahrhaftig nicht daran hindern, ich weiß, was zu einer eigentlichen Kunſtakademie gehört, aber das ſind ganz andere Forderungen, als man machen kann."

Ich ſprach ihm von einer deutſchen Geſellſchaft für Alterthum und Kunſt, wo es auf's Sammeln ankomme, und das Bedürfniß der Gemeinſchaft am natürlichſten ſei, und wodurch am erſten dergleichen Zuſammenwirken zu Stande zu bringen wäre. Aber freilich müßte es

geſchehen, ohne alle äußere Anſtalt von Seiten der Regierung; nur Freiheit und Begünſtigung bedürfe man, es müſſe ſich von ſelbſt machen, da ſein, ehe davon geſprochen würde.

Goethe ging auf Alles ein, erinnerte mich an das, was er von der engliſchen Geſellſchaft der Naturforſcher in der Farbenlehre erzählt hat u. ſ. w. Von der Farbenlehre waren wir auf den Magnetismus gekommen; ich hatte ihm von Scheiver erzählt, von Reefs Bekanntſchaft mit Major Meyer, und den Papieren der Frau v. R. „Er haſſe dieſes Treiben, weil die Menſchen es zu weit führen, und doch ſicherlich nie dahinter kommen, darum bekümmere er ſich auch gar nicht darum, und wolle nichts davon wiſſen. Er ehre und erkenne die Erfahrung an, damit ſei es aber auch abgethan. Es bedürfe, meinte er, fünfzig Jahre, ehe die Farbenlehre anerkannt werden könne, ſie ſei nur für die jungen, unbefangenen Menſchen, mit den andern ſei nichts anzufangen; die ſäßen bis an den Hals in ihrem Syſtem, und ſei ihnen unbequem, ſich einmal auch nur zum Verſuch heraus zu bemühen. Darum ſei er auch von Herzen grob geweſen; das gefalle doch wenigſtens der Jugend, die dächte: Ei, der Alte weiß doch ſonſt auch Beſcheid und kennt ſeinen Vortheil, er wird doch nicht ins Blaue hinein ſchelten und verrückt ſein, ſondern er muß einen Hinterhalt, Grund und Boden haben, wir wollen das doch näher betrachten und beleuchten. So kommen ſie allmählich in die

Sache hinein; hätte ich es aber gelinder gemacht, ſo würden mich die jungen Kerls eben ſo wenig gehört und gelten gelaſſen haben. Ich habe mir meine Blockhäuſer in die Phyſik hinein gebaut, ſo bei der Farbenlehre, ſo bei der Metamorphoſe der Pflanzen. Da kann mir keiner vorbei, ohne daß ich darauf ſchieße; um das Übrige bekümmere ich mich nicht. Jene Lehren habe ich auf Urphänomene gegründet, da bin ich ſchon zu Hauſe. Was hätte und müßte man alles herausfördern können, wenn man vierzig bis fünfzig Jahre alles was von außen herkömmt, bei Seite laſſen könnte. Was möchte daraus geworden ſein, wenn ich mit wenigen Freunden vor dreißig Jahren nach Amerika gegangen wäre und von Kant u. ſ. w. nichts gehört hätte? Was hat nicht der Winterl (in Peſt) in der Chemie geleiſtet, weil er vierzig Jahre lang Lavoiſier und alle neuen Entdeckungen und Fortſchritte rein bei Seite gelaſſen. Erlebt hat er freilich die Anerkennung ſeines Verdienſtes nicht, aber jetzt, da er acht Jahre todt iſt, kömmt es allgemein dazu. Es iſt eine große Entdeckung von ihm, daß es keine reine Säure, keine Baſe gebe, ſondern daß man eines für das andere ſetzen könne. Die Chemie rückt jetzt mit großen, gewaltigen Schritten nach durch Berzelius, Strohmeier, Göttling, Döbereiner. Letzterer ein junger Mann in den Dreißigen, in Jena, hat Winterl in ſeinem Compendium große Ehre erwieſen; das will etwas ſagen von einem jungen Mann in den Dreißigen, der kann es durchſetzen."

Dann kam er auf die verſchiedene Begabung der Menſchen; wie viele Talente und Genies bleiben durch Verhältniſſe unentwickelt und zurückgehalten; wie viel Dummköpfe dagegen werden durch Verhältniſſe, Erziehung und Künſtelei in die Höhe auf Catheder u. ſ. w. gehoben.

Ich meinte, die menſchlichen Gaben ſeien faſt in allen Zeiten gleich, aber die Zeiten ſeien ungleich, und die Menſchen unter ſich ungleich, und die Verhältniſſe. Goethe ſagte: ein alter Hofgärtner [J. H. Seidel] in Dresden habe von ſelbſt die Metamorphoſe der Pflanzen gefunden, und habe ihm dann mit Freuden davon erzählt, wie er gemerkt, daß er auch etwas davon wiſſe.

Goethe: Wunderliche Bedingtheit des Menſchen auf ſeine Vorſtellungsart, wie Kant ſehr richtig mit Antinomie der Vorſtellungsart ausdrükt; ſo muß es mir mit Gewalt abgenöthigt werden, wenn ich etwas für vulkaniſch halten ſoll, ich kann nicht aus meinem Neptunismus heraus; das iſt mir am auffallendſten geweſen am Laacher See und zu Mennig; ſehen Sie, das hat mich ſo ruhig gelaſſen, daß ich, wie Abt Spangenberg, hätte ſagen mögen: Wir wünſchen der lieben Gemeinde unſere Ruhe und unſern Frieden! Da iſt mir nun Alles ſo allmählich erſchienen, das Loch mit ſeinen gelinden Hügeln und Buchenhainen; und warum ſollte denn das Waſſer nicht auch löcherige Steine machen können, wie die Bimsſteine und die Mennigerſteine? Daß das Gewäſſer, ehe es ſich geſetzt, zuletzt noch einmal große Bewegung

gemacht, wie im ersten Anfang, warum das nicht? Es möchte dem Vulkanismus schwerer fallen, die Meniniger-steine als Lava durchzuführen, und vollständig zu erklären, wie sie geflossen und dahin gekommen. Ja, wenn von Vulkanen die Rede, wie bei Nemi in Italien, da bin ich genöthigt, überzeugt und überwältigt, da glaube ich, und wenn ich einmal einen Vulkan anerkenne und vertheidige, dann will es auch was heißen; so in Böhmen, da habe ich bewiesen, wie ich mich eines Vulkans annehmen kann; aber hier hat Hamilton mehr gesehen, als zu sehen war, und dem hat dann der elende Delue, der gar nichts davon versteht, nachgeschwatzt. Diese Antinomie der Vorstellungsart ist es nun, warum wir Menschen nie aufs Reine kommen können mit einem gewissen Maß von Wissen, sondern immer alte Wahrheiten und Irrthümer, auf eine neue Weise aussprechen; darum wir über viele Dinge uns nie ganz verständlich machen können, und ich daher oft zu mir sagen muß: darüber und darüber kann ich nur mit Gott reden, wie das in der Natur ist, und das; was geht es nun weiter die Welt an. Sie faßt entweder meine Vorstellungsart, oder nicht, und im letztern Falle hilft mir alle Menschheit nichts. Darum, über viele Dinge kann ich nur mit Gott reden.

Dann kamen wir auf die Geschichte von Goethes Ring mit dem Serapiskopf, worunter die Zahl IN! steht. Er hatte dem Ring lange nachgestellt, konnte

ihn lange nicht haben; im März war er unwohl, ein Freund kömmt: rathen Sie ein Ungeheueres! — „Der jüngste Tag.“ — Nein. — „Napoleon iſt entflohen.“ — Ja! Den andern Tag kam der Ring. Felix omen: Napoleon interiit.

632.

1815, 3. Auguſt.

Mit Boiſſerée.

Spaziergang von halb eilf Uhr bis Mittag, mit Goethe, vor dem Kurſaal, dann Eſſen daſelbſt. Nach Tiſch ſpazierten wir am Teich, hinter dem Kurſaal, luſtige Leute ſegeln auf einem Boote.

Es muß nun ein Schema entworfen werden über den Bericht.

Die Geſellſchaft kommt wieder zur Sprache, und daß ich ganz beſonders ſeit vorigem Jahr meine Gedanken darauf gerichtet, und ihn in meinem Sinn zum Präſidenten gemacht habe. Gneiſenau frug mich früher, warum ich mich immer zurückgehalten? Aus Mangel an Autorität und des wahren Augenblicks. Jetzt iſt er da, die Sache macht ſich ganz von ſelbſt, es ſind natürliche Forderungen. Übertreibungen einerſeits, Armuth andererſeits.

Der ganze Rhein von Baſel herunter muß ins Spiel gezogen werden, das Elſaß, das Straßburger Münſter mit ſeinem erhaltenen Werk und ſeiner Dotation, dagegen der Kölner Dom ganz verarmt iſt.

Goethe will seine Werke neu herausgeben, in zwanzig Bänden. Zwei Bände Gedichte, statt einem. Er spricht über seine Arbeiten. Die italienische Reise; Einseitigkeit; sein Haß gegen das Deutsche; die gothische Architektur; gegen das Klima u. s. w. ist darin ausgesprochen. Er hat vollständige Tagebücher und alle Briefe von den Freunden zurückerhalten, damit einen vollkommenen Kalender mit Rechnungen, Trinkgelder ꝛc. zu Stande gebracht. Sicilien wurde kurz vor ihm von Variels, der es beschreiben wollte, und andern bereist; Riedesels Buch führte er mit sich, da hatte er nicht die geringste Berichtigung zu machen. Alles ist aus dem Leben, und der Eindruck des Lebens, was er in seinen Briefen niedergelegt hat; das macht sich nun einmal hübsch. Neapel ebenfalls, unendlich heiter. Rom immer mühselig, ernsthaft; dabei nimmt er die Anleitung von Winckelmanns Geschichte immer zur Richtschnur auf seinen Wegen.

Die Reise ist meist ausgearbeitet, aber vorher muß noch der vierte Band von Dichtung und Wahrheit ausgeführt werden, wozu auch viel daliegt; dieser geht, bis der Verfasser nach Weimar kömmt.

Seine neueste Arbeit ist der Divan. Aneignung des Orientalismus; Napoleon, unsere Zeit, bieten reichen Stoff dazu. Timur, Dschengis-Chan, Naturkräften ähnlich, in einem Menschen erscheinend. Die Freiheit der Form ist abgerissen, einzeln; und doch bringt er von den Alten mehr Bildung und Bildlichkeit mit. Das

iſt gerade das Einzige, was den Orientalen abgeht, die Bilder. Goethe ſagt: „In ſo weit ſei er ſo eitel und übertrieben, zu ſagen, daß er darüber ſtehe, und das Alte und Neue verbinde.“

Er las mir eine ſinnreiche Introduction, eine Expoſition des ganzen Orientalismus und ſeines eigenen Verhaltens dazu vor. Dieß letztere zuerſt anfangend, von dem Gegenſatz der Zeit, und Troſt ſuchend im Orient. Talismane, Amulete, Abraxas, Siegelring der Araber. Hafiz, der Korankundige, wurde zum Eigennamen des Dichters; Goethes Gedicht an ihn vergleicht ſich mit ihm, weil er ſich die Bibel angeeignet, wie das göttliche Angeſicht ſich auf das Tuch abgedrückt hat.

Gedicht an Diez, Orientaliſt in Berlin, Herausgeber des Buchs Kabus, und einer Schrift über die Tulpen, von ihm mit Gold beſchrieben.

An alle Orientaliſten ſollen ſolche Lobgedichte folgen.

Ich erzählte ihm von Paläſtina, vom Grab der Maria, von der Verehrung der Mohamedaner dafür. Hadrian ließ die Statuen von Adonis und Venus auf die Geburtsſtätte Jeſu ſtellen. Goethe bemerkte, bei den Mohamedanern ſei Maria die heilige Frau im höhern Paradies; dort auch vier Thiere. Ich meinte, wohl in Bezug auf die vier Flüſſe?

Später klagte er über Unredlichkeit der Schlegel und Tiecks „In den höchſten Dingen perſiren und daneben Abſichten haben und gemein ſein, das iſt

ſchändlich. Ach, und wenn Ihr nur wüßtet, wie es zugegangen. Wenn ich mit der italieniſchen Reiſe fertig bin, werde ich es ihnen einmal recht klar und grell aufdecken. Komme ich ja dann ſchon in die letzten achtziger Jahre und in den Anfang der neunziger, wo das ganze Treiben ſchon begann. Schiller war ein ganz Anderer, er war der letzte Edelmann, möchte man ſagen, unter den deutſchen Schriftſtellern: sans tâche et sans reproche. Im Spinoza können wir es gleich nachſchlagen, was es iſt bei dieſen Herren: es iſt der Neid. Dieſen und das Böſe nennt er die Traurigkeit, und alles Liebe und Gute die Freude. Man müßte nur ſagen mit allem Gleichmuth: wir ſind betrübt über der Herren ihre Traurigkeit! Zu den Menſchen habe ich immer eine wahre Wuth gehabt; im dritten Band findet ſich davon ſchon der Anfang, aber im vierten wird es ſich erſt recht zeigen."

„Ich führe," ſagte Goethe weiter, „die Ethik von Spinoza immer bei mir; er hat die Mathematik in die Ethik gebracht, ſo ich in die Farbenlehre, das heißt: da ſteht nichts im Hinterſatz, was nicht im Vorderſatz ſchon begründet iſt."

Dann kommt er auf den Fauſt; der erſte Theil iſt geſchloſſen mit Gretchens Tod, nun muß es par ricochet noch einmal anfangen; das ſei recht ſchwer, dazu habe jetzt der Maler eine andere Hand, einen andern Pinſel, was er jetzt zu produciren vermöchte, würde nicht mit dem Frühern zuſammen gehen. Ich erwiderte: Er

deinen Busen zurückkehre. Ich komme mir vor wie ein Gefangener, der in einem Kerker lauschend seine Fesseln abfeilt; ich sage gute Nacht meinen sorglos schlafenden Eltern. — Lebe wohl, Geliebte! Lebe wohl! Für dießmal schließ ich; die Augen sind mir zwey, dreymal zugefallen, es ist schon tief in der Nacht.»

---

dürfe ſich keine Skrupel darüber machen, ein anderer vermöchte ſich in einen andern zu verſetzen, wie viel eher doch der Meiſter in ſeine frühern Werke. — Goethe: „ich gebe es gerne zu, Vieles iſt auch ſchon fertig.“ — Ich frage nach dem Ende. — Goethe: „das ſage ich nicht, darf es nicht ſagen, aber es iſt auch ſchon fertig, und ſehr gut und grandios gerathen, aus der beſten Zeit.“ — Ich denke mir, der Teufel behalte Unrecht. — Goethe: „Fauſt macht im Anfang dem Teufel eine Bedingung, woraus Alles folgt.“ — Fauſt bringt mich dazu, wie ich von Napoleon denke und gedacht habe. Der Menſch, der Gewalt über ſich ſelbſt hat und behauptet, leiſtet das Schwerſte und Größte. Das iſt in den Geheimniſſen ſo ſchön ausgeſprochen. Es war dann die Rede von den vielen Irrthümern in der Welt — und wieder von den glücklichen Blicken in der Wiſſenſchaft — er ſei überzeugt, es laſſe ſich Alles auf feſte Principien bringen, wie die Mathematik.

„Alles iſt Metamorphoſe im Leben, bei den Pflanzen und bei den Thieren, bis zum Menſchen und bei dieſem auch. Je vollkommener, je weniger Fähigkeit aus einer Form in die andere überzugehen.“ — „Ach Gott, es iſt Alles ſo einfach und immer daſſelbe, es iſt wahrhaftig keine Kunſt unſer Herrgott zu ſein, es gehört nur ein einziger Gedanke dazu, wenn die Schöpfung da iſt. Was vorher war, geht mich nichts an. Aber ſo einfach und ſo leicht der Gedanke iſt, ſo ſchwer laſſen

es ſich die Menſchen werden, Alles zu zerſtückeln. — Ich meine, wie ſollte das Zerſtückelte auch anders als wieder ſelbſt zerſtückeln? Die Thorheit der indiſchen Büßer, wie ſie die Einſiedelei ſuchen, iſt nur ein Beweis, wie die Menſchen immer, wenn ſie etwas von der Wahrheit gemerkt, dann gleich wieder den irrigen Weg dahin einſchlagen, das iſt nun ſo die Welt."

Das Geſpräch fing eigentlich mit der Mineralogie an, wovon er mir Leonhards nächſt erſcheinendes Werk empfohlen.

Die Geheimniſſe, ſagte Goethe, habe er zu groß angefangen, wie ſo Vieles. — Die zwölf Ritter ſollten die zwölf Religionen ſein, und alles ſich nachher abſichtlich durcheinander wirren, das Wirkliche als Mährchen und dieß umgekehrt, als die Wirklichkeit erſcheinen.

Nachmittags: Von der Eitelkeit, Freude am Daſein, am Richtigen. Goethe: „Es iſt kein ſo großes Übel als gemeinhin daraus gemacht wird; nicht ſo ernſt zu nehmen, daß es erſt wichtig wird, wie heut zu Tage geſchieht." — Er will in die Geſellſchaft der verrückten Hofräthe aufgenommen werden. Er meint, der Spaß ſei ganz allerliebſt; das hätte Behrisch ganz ähnlich geſetzen. Aber man müſſe ihm ein gutes ob ins Diplom geben, ob varietatem scientiarum?

[Die Aufnahme in Dr. Ehrmann's „Orden der verrückten Hofräthe" erfolgte unter Angabe des Grundes, der mit ob angeführt wurde; bei Goethe: ob orientalium occidentalem.]

633.

1815, 4. Auguſt.

Mit Boiſſerée.

Heute habe ich den Bericht über deutſche Alterthümer, Kunſt und Wiſſenſchaft, am Rhein angefangen. Der Allgütige gebe ſein Gedeihen zu dieſer Arbeit! Goethe hat auch angefangen, und wie er ſich ausdrückt: hat der heilige Geiſt ihm offenbart, daß wir die Entwürfe hier fertig machen, darum wir noch acht Tage hier bleiben müſſen; in Frankfurt nähmen ſie ihn in Anſpruch und dann käme ich zu Willemer, ſo gebe es Wahlverwandtſchaften. Wir beſprachen die Verhältniſſe der Frankfurter Freunde, das wurde ihm nun immer mehr und mehr recht. Er verſicherte mich, Stein ſei uns ſehr gewogen und geneigt; er, Goethe, habe die größte und Haupttheilnahme für uns, in moraliſcher, artiſtiſcher, politiſcher, ökonomiſcher und aller Rückſichten. Er wiſſe es und fühle es recht vollkommen, was ich ihm ſage, daß er durchaus von unſerer Sammlung reden müſſe, weil er ſie geſehen, ſonſt urtheilten die Menſchen, ſein Schweigen ſei ein Mißbilligen oder Nichtachten. Darum ſei es ſo gut, daß ſich alles mache, und ſich zeige, wie alles reif ſei; er las mir dieß alles vor. Nach Tiſch beſprach er die Fortſetzung des Divan, das Roſenöl; — „Behandelt die Weiber mit Nachſicht;“ — Spiel in den Locken; Hans Adams Geburt; — der Talbend; — Freude der Freigebigkeit. Verſprechungen

des Liebhabers. Alle Pracht des Orients hat doch am Ende nichts Höheres wie die liebenden Herzen — Stol; der Armuth des Liebenden, und viele andere herrliche, prächtige und anmuthige Dinge. Ich sage Goethe, daß es mich an Faust erinnere, wegen der Großartigkeit und Kühnheit, und doch wieder in der Natürlichkeit und Einfachheit der Sache und in der Form und Sprache, was ihm dann ganz recht und lieb war.

Morgens. Goethe: was er näher kennen möchte, wäre das Verhältniß und der Weg der neuen katholisch gewordenen Protestanten. — Ich meine, die Philosophie der Geschichte der Menschheit (Herder, Müller), die Zeit der Gegenwart, die welthistorische Richtung, haben es gethan. Stolberg ist der Heros unter ihnen. — Goethe: Ja, es sei die Fülle der Menschheit in ihm; das Gemüth des Großen, das Naturell; selbst das Kindermachen, die eigentliche Fülle des Menschlichen (ein Poet sei er gerade deswegen nie gewesen). — Ich: Aber nun sei von der andern Seite das Übel, daß er keine Kritik habe, die Tradition stützen wolle, durch Gelehrsamkeit und Historie. — Goethe: „Ei, das ist gegen alle Überlieferung, diese nimmt man entweder an, und dann gibt man von vorn herein etwas zu, oder man nimmt sie gar nicht an und ist ein rechter kritischer Philister. Auf jenem Mittelweg aber verdirbt man es mit allen; und es ist ein Beweis, daß er von dieser Seite noch nicht einmal mit sich fertig ist. Die Protestanten dagegen fühlen das Leere, und wollen

nun einen Myſticismus machen, da ja gerade der Myſticismus entſtehen muß. Dummes, abſurdes Volk, verſtehen ja nicht einmal, wie denn die Meſſe geworden iſt, und es iſt gerade als könne man eine Meſſe machen! So der Schubart, der erbärmliche, mit ſeinem hübſchen Talent, hübſchen aperçus, ſpielt nun mit dem Tode, ſucht ſein Heil in der Verweſung, da er freilich ſelbſt ſchon halb verweſt iſt, das heißt, buchſtäblich die Schwindſucht hat. Da möchte man des Teufels werden: es iſt aber gut, ich laſſe ſie machen, es geht zu Grunde, und das iſt recht."

Ich: und es iſt ihnen mit dem Chriſtenthum, wenn man's beim Licht betrachtet, doch nicht recht ernſt, es läuft am Ende doch immer wieder auf alles und eines und eines und alles hinaus. Dagegen ich mir den Dualismus für unentbehrlich halte, daß dem Geiſt und Leib ſein Recht widerfahre, und die Einheit als Ziel und Höchſtes immer gefordert, verlangt werde! Wovon hier auf der Erde nicht die Rede ſein kann, als wenn Gott ſelbſt kömmt. Sie aber wollen dem Herrn Chriſtus auf die Spur kommen und ſelbſt Chriſtuſſe machen. Goethe: „Ja, recht, das iſt: ſie ſelbſt wollen ein kleiner Herr Chriſtus ſein: ſie ließen den Leib als ſolchen gelten, würden ihn auch zu ehren wiſſen." — Dieß Alles kam zur Sprache, bei Gelegenheit eines neuen dünnen Büchleins: über das Abendmahl, welches in Gießen erſchienen, und das ihm der hier badende Verfaſſer gegeben.

634.

1815, 5. Auguſt.

Mit Boiſſerée.

Morgens.

Goethe klagt, daß er zur Großfürſtin von Oldenburg ſoll: „Sie haben nichts von mir, und ich nichts von ihnen, den Herrſchaften.“ Ich vergleiche die fürſtlichen Perſonen und die vornehme Welt mit Gewäſſer, welches um uns herum anſchwillt, ein Strom im See werden kann, worauf man ſchifft und ſegelt, ſich aber auch wieder verlaufen kann. Man muß ihm nicht trauen, iſt und bleibt Waſſer — Goethe: „Nun, zu hypochondriſch muß man ſie nicht nehmen, aber ſo als Naturkräfte.“ — Goethe ſpeiſt bei der Großfürſtin.

Nachmittags.

Staatsrath Süvern von Berlin kömmt an; Goethe veranlaßt mich, zu ihm zu gehen. Er iſt mit dem ganzen kölniſchen Schulweſen und Univerſitätswünſchen von amtswegen bekannt. Er ſagte unter anderem, Preußens Lage fordere große Feſtungen und Burgen, auch in geiſtiger Hinſicht, nicht nur zum Schutz, ſondern auch zur Anziehung und dadurch zu allgemeinerer Wirkung.

Abends war ich mit Goethe und Oberbergrath Cramer auf dem Geisberg, es wurde oben gezecht in der Schenke. Der Wirth heißt Haſtings; ein ſchöner,

freundlicher, blonder Aufwärter bediente uns. Ein Schwager von Cramer aus Hanau kam nach, das Töchterchen des alten Oberbergraths, etwa sechzehn Jahre alt, führte ihn zu uns, ein ganz einfaches, frisches Kind. Goethe neckte sie mit ihrer großen Pestalozzi'schen Rechenkunst, erzählte uns von der Schule hier, und ließ dem Mädchen keine Ruhe, bis sie sich selbst eine algebraische Aufgabe, aber in Zahlen gab, und die Auflösung machte. Es war eine verwickelte Aufgabe, drei unbekannte Zahlen, von denen nur die Verhältnisse unter sich angegeben waren. Mir wurde ganz schwindelig bei der Auflösung; vorerst war es einmal nicht möglich zu folgen; dann aber die Bestimmtheit, die Förmlichkeit, womit das Kind die trockenen Dinge aussprach, die man sonst nur in den mathematischen Hörsälen zu hören kriegt, und wie sich dieß arme Köpfchen was darauf zu gut that, mit den hohlen Zahlen und Verhältnissen herum zu wirthschaften, wie es gar selbst mit über diese Kunst sprach und vernünftelte, warum es Elementarunterricht genannt werde, da es doch, wie Goethe bemerkte, ganz darüber hinausginge, weil jeder alles selbst finde und erfinde: endlich über Buchstaben-Rechnungen, Gleichungen u. s. w. Das Alles, mit der festen, schulmeisterlichen Haltung, setzte mich wahrhaft in Schrecken. Gewitter am Himmel. Auf dem Rückweg Gespräch über orientalische Poesie. Hafiz ein anderer Voltaire. Ich bedaure die Orientalen, sie haben keine Musik und keine Bilder und nur Schrift

zur Verzierung; und die Baukunſt iſt bloßes Bedürfniß, ein elend Ding, ohne eigentlichen Kunſtwerth.

Als wir im Dunkel gegen zehn Uhr nach Hauſe kamen, klagte Goethe ſeinen Jammer über dieß Peſtalozzi'ſche Weſen. Wie das ganz vortrefflich nach ſeinem erſten Zweck und Beſtimmung geweſen, wo Peſtalozzi nur die geringe Volksklaſſe im Sinne gehabt, die armen Menſchen, die in einzelnen Hütten in der Schweiz wohnen, und die Kinder nicht in Schulen ſchicken können. Aber wie es das Verderblichſte von der Welt werde, ſo bald es aus den erſten Elementen hinaus gehe, auf Sprache, Kunſt und alles Wiſſen und Können angewandt werde, welches nothwendig ein Überliefertes vorausſetze, und wo man nicht mit unbekannten Größen, leeren Zahlen und Formen zu Werk gehen könne. Und nun gar dazu der Dünkel, den dieſes verfluchte Erziehungsweſen errege; da ſollte ich nur einmal die Dreiſtigkeit der kleinen Buben hier in der Schule ſehen, die vor keinem Fremden erſchrecken, ſondern ihn in Schrecken ſetzen! Da falle aller Reſpekt, alles weg, was die Menſchen unter einander zu Menſchen macht. „Was wäre denn aus mir geworden," ſagte er, „wenn ich nicht immer genöthigt geweſen wäre, Reſpekt vor andern zu haben. Und dieſe Menſchen mit ihrer Verrücktheit und Wuth, alles auf das einzelne Individuum zu reduciren, und lauter Götter der Selbſtſtändigkeit zu ſein; dieſe wollen ein Volk bilden und den wilden Schaaren widerſtehen, wenn dieſe einmal ſich der

elementariſchen Handhaben des Verſtandes bemächtigt haben, welches nun gerade durch Peſtalozzi unendlich erleichtert iſt. Wo ſind da religiöſe, wo moraliſche und philoſophiſche Maximen, die allein ſchützen könnten?“ Er fühlte recht eigentlich einen Drang, mir über alles dieſes ſein Herz auszuſchütten, und ich ſelbſt war von all dieſem voll, es ſprach mich gleich an, wie eine Meldung des jüngſten Tages, und die Furcht vor den Ruſſen war mir beim Namen Sievers, den Cramer als einen der ſchärfſten Prüfer und größten Rühmer der hieſigen Schule genannt hatte, in ihrer ganzen Macht aufgeſtiegen. — So führten wir uns wechſelſeitig in das Geſpräch hinein, und Goethe bat mich wiederholt um Gotteswillen, nicht in die Schule zu gehen, ich würde zu ſehr erſchrecken. Cramer hatte mir ſchon vor ſeiner Rückkehr geſagt, daß ihn das Peſtalozzi'ſche Weſen außerordentlich intereſſire und er immer davon ſpreche. Des Abends erzählte ich ihm, bei Gelegenheit der Ruſſen, noch das Verhältniß von Kaiſer Alexander und der Krüdener.

635.

1815, 6. (?) Auguſt.

Mit Boiſſerée.

Vormittags war ich bei Goethe, er fragte nach Reinhard, da kamen wir auf das Reimarus'ſche Theeweſen, und daß ich darin geweſen. Ich erzählte ihm

in einem kurzen Abriß meine Lebensgeſchichte; unſer Verhältniß zur Familie; wie ich und Bertram zuerſt allein waren, dann bald auch Melchior mit uns hielt, und die Pariſer Reiſe Hauptangelegenheit und Vereinigungspunkt wurde. Dann von Schlegel's Vorleſungen in Paris und Köln, von unſerem Kriegsſtand gegen die ganze Stadt und alle Welt. Das gefiel ihm ſehr, ich müſſe es ihm einmal ausführlicher erzählen. Am meiſten fiel ihm auf, daß ich zwei Jahre in dem Hamburger Theewaſſer gelebt. — „Nun da gehört doch eine gute Natur dazu, das zu überleben." — Und noch mehr die Gnade Gottes, ſagte ich. Er, Goethe, habe das auf alle intereſſante Menſchen erpichte Raimarus'ſche Weſen immer gemieden, an Jakobi genug gehabt; dafür hätten ſie ihn auch ſchöne gehaßt, ihn einen ſcharfſinnigen Menſchen genannt, der dann und wann gute Einfälle habe.

636.

1815, 7. (?) Auguſt.

Bei Goethe.

Nachmittags als Goethe von Biberich zurückkam, erſchien ein altes Männchen in grünem Rock und grünſeidner Weſte mit ſchwarzgeſchnittenem Sammt, Forſtmeiſter von Frankfurt, ein alter Schulkamerad von ihm [Kehr]. Er war unendlich freundlich gegen ihn, ließ ihm zu trinken bringen; nach einigen luſtigen Reden

Siebzehntes Capitel.

Der Tag wollte nicht endigen, als Wilhelm, seinen Brief schön gefaltet in der Tasche, sich zu Marianen hinsehnte, auch war es kaum düster geworden, als er sich wider seine Gewohnheit nach ihrer Wohnung hinschlich. Sein Plan war: sich auf die Nacht anzumelden, seine Geliebte auf kurze Zeit wieder zu verlassen, ihr, eh' er wegginge, den Brief in die Hand zu drücken, und bey seiner Rückkehr in tiefer Nacht ihre Antwort, ihre Einwilligung zu erhalten, oder durch die Macht seiner Liebkosungen zu erzwingen. Er flog in ihre Arme, und konnte sich an ihrem Busen kaum wieder fassen. Die Lebhaftigkeit seiner Empfindungen verbarg ihm anfangs, daß sie nicht wie sonst mit Herzlichkeit ant-

und Fragen über andere alte, bekannte Schulkameraden kam Cramer, und nun ging das Geſpräch mit dieſem und mit mir fort; das alte Männchen blieb immer ruhig ſitzen, lange, lange Zeit, und trank ſein Gläschen und wir nahmen immer Rückſicht auf ihn, ohne uns weiter um ihn zu bekümmern. Seltſam war es, daß Goethe weder Cramer noch mir, als wir verſchiedentlich fragten, wer der Mann ſei? den Namen nicht nannte, ſondern jedesmal freundlich ſagte: „Es iſt ein alter Schulkamerad von mir, der kömmt noch alle Jahre nach Wiesbaden und iſt ſchon 74 Jahre alt.“

Nachher Geſpräch über den Divan. Entſtehen. Lob des Weins. Freyheit gegen das Geſetz. Die Perle. — Unwillen über die Deutſchen; ihre Neuerungsſucht und Zerſtreuung. — Geſpräch über die bloße Kunſt der Poeſie, bei dem bloßen Talent der Sprache: wie weit es in dieſer bloßen Phraſeologie gebracht werden könne; er rühmte den Major Luck, es iſt auch ein diffuſes Weſen in ihm, aber da thut ihm das Sonett Gewalt an, und zwingt ihn zur Einheit. Darum gibt's nicht leicht beſſere Sonette als die ſeinigen, auch in Rückſicht der Gedanken. Ein Spottgedicht hat er gegen die Arndt'ſche Dreieinigkeit gemacht, von Wellington, Blücher und unſerm Herrgott; aber das nicht als Sonett. Eine Strophe, die er Goethe bloß in einem Briefe mitgetheilt, als geheimes Einſchiebſel, nur für Vertraute, iſt ſehr artig. Es lautet ohngefähr: Gott iſt der großen Schrift nicht werth, dieweil er nicht

freiwilliger Jäger geworden, das Schießgewehr auf die Schulter genommen hat und in den Landsturm ausgezogen iſt. — „Die Einheit des Gedankens, die lebendige Gliederung durch den Gegenſatz zur Identität, das iſt es, was allen Kunſtwerken zu Grunde liegen muß. Das iſt, was die Franzoſen mechaniſch ergriffen haben in ihrem Schauſpiel, und was Shakeſpeare nicht hat, und warum ſeine Stücke in dieſer Hinſicht bei aller Poeſie nichts taugen.“ Ich ſagte, wie ſeit einigen Jahren ich auf dieſe innere Geſetzmäßigkeit und poetiſche Gliederung gekommen, und ſehr bald den Dingen anſehe, wo es fehle, es ſei immer faſt inſtinktmäßige Forderung bei mir, und mir auch ſo gleichſam inſtinktmäßig entſtanden, auf dem Weg der Muſik. So z. B. innere Nothwendigkeit des Allegro, Adagio und Rondo, das Muthige, Traurige und Freudige. — Sonntag am 6. Abends las mir Goethe wieder einen Theil aus ſeinem Divan vor, worunter das ſchönſte „Adam und Eva“ war, wie der Schöpfer ſie macht und ſeine Freude an ihnen hat. Er legt dem Adam die Eva an die Seite, und möchte dabei ſtehen bleiben. Ein Bildchen, eine Idylle von der ſchönſten, reinſten Naivität, und wieder der höchſten Größe; es machte mir den Eindruck wie das beſte plaſtiſche Werk der Griechen. Dann las er, wie Jeſus das Evangelium gebracht und wieder mit zum Himmel genommen hat. Aber was die Jünger, jeder auf ſeine Art, davon behalten, verſtanden und mißverſtanden, iſt ſo viel, daß die Menſchen genug

daran haben für immer zu ihrem Bedarf. — Liebes-
gedichte. Was ich verlange iſt nur wenig; aber für die
Geliebte alle Schätze. Ein prachtvolles Stück [im Buch
Suleika], worin alle Herrlichkeit und der ganze Handel des
Orients vorkömmt; wo alle Elemente, alle Kräfte der
Natur und Menſchen in Bewegung geſetzt werden, um
der Geliebten Geſchenke zu bringen; die aber doch nichts
ſind gegen die Freuden der Liebe. Die Feueranbeter
der alten Parſen. Ein ſolcher ſtirbt und ſpricht ſeine
Lehre als Vermächtniß aus. Verehrung der Sonne
durch Ordnung und Reinlichkeit, damit ſie ſich nicht
betrübe den Schmutz und Wüſtenei der Menſchen und
der Erde zu ſehen. (Stiftung, eine Gaſſe zu reinigen,
damit die Sonne mit Freuden hinein ſcheine.) In dem-
ſelben Bezug, Ackerbau. (Auf ähnliche humane Weiſe
erklärt Goethe ſich die Verehrung der Kuh, als nütz-
lichſtes Hausthier, und des goldenen Kalbes, und ſie
alſo nicht gar ſo abſurd und abgeſchmackt, als es aus-
ſehe.) Verehrung des Feuers als irdiſche Sonne. Ich
erzähle, wie die Symbolik des Lichts mit ſo großem
Geiſt in den chriſtlichen Gottesdienſt aufgenommen ſei;
am Charſamſtag Symbolik der ganzen Schöpfung:
Waſſer, Licht u. ſ. w.

Später waren wir bei Hügel; er erzählte von der
Künſtlerleben der italieniſchen Sängerin, die den Wiener
Bankier Ratorp geheirathet hat. Der Bankier machte
bankerott, die Frau ging wieder aufs Theater, und der
größte Triumph ihres Lebens war der Beifall, der ihr

hier zum erstenmal wieder gezollt wurde. Aller Reichthum, alle Pracht der Zwischenjahre war ihr nichts dagegen. Ihr Vater war Einnehmer von Monte pietà in Rom gewesen, und kam herunter; ihr großes Talent wurde in einem Concert erkannt, dieß entscheidet sie, um ihrem Vater damit zu helfen, sich gleich bei der Gesellschaft anwerben zu lassen. In Florenz schenkte ihr beim ersten Auftreten ein Musikfreund für sein Billet statt einem Scudo hundert Zechinen, so entzückte sie; das war ihr erstes Glück und so ging es fort; sie blieb immer brav gegen ihre Eltern. Nach ihrem zweiten Auftreten lebte sie nur noch wenige Jahre.

637.

1815, 8. August.

Mit Boisserée.

Dienstag den 8. abends liest Goethe wieder Stücke aus dem Divan. „Der Schenke." Kuß auf die Stirne. Eifersucht. Das Mädchen sei eine böse ermüdende Liebhaberei für den alten Freund. Das Ganze als ein edles, freies pädagogisches Verhältniß, als Liebe und Ehrfurcht der Jugend gegen das Alter; vorzüglich schön ausgesprochen in einem Gedicht: die kürzeste Nacht, wo Morgenroth und Abendroth zugleich am Himmel sind. Astronomie. Ethik. Ein anderes Gedicht bezieht sich auf den schönen, jungen, blonden Kellner auf dem Geisberg. Dann wieder eins auf die kleine Paulus in

Heidelberg, mit ſeinem Schwänchen von Pfirſichen, Kirſchwaſſer und Mandeln.

Er macht mir die Confeſſion, daß ihm die Gedichte auf einmal und ganz in den Sinn kämen, wenn ſie recht wären; dann müßte er ſie aber gleich aufſchreiben, ſonſt finde er ſie nie wieder; darum hüte er ſich auf den Spaziergängen etwas auszudenken. Es ſei ein Unglück, wenn er es nicht ganz im Gedächtniß behalte, ſobald er ſich beſinnen müßte, würde es nicht wieder gut, auch ändere er ſelten etwas; ebenſo ſei es ein Unglück, wenn er Gedichte träume, das ſei meiſt ein verlorenes. Ein italieniſcher Poet (Petrarca ſ. Willen) habe ſich aus dieſem Grund ein ledernes Wamms machen laſſen, worauf er im Bett habe ſchreiben können. Italieniſche Reiſe. Goethes Freude an der Architektur, ſeine rein perſönliche Leidenſchaft für Palladio, bis ins graſſeſte nichts als Palladio und Palladio. Freilich lebt er in Vicenza und Venedig in ſeinen Werken und Wirkſamkeit noch im lebendigen Andenken. Wuth und Haß gegen die gothiſche Architektur; er läßt dieſe Stelle wegen mir weg, daß ich ſehe, welch ein braver Kerl er ſei. Die Menſchen wie ſie aber wären, würden ſo etwas gleich mißverſtehen. Am Ende mache es ſich auch in der Compoſition beſſer, wenn es wegbleibe; ſonſt freilich laſſe er alles wie es ſei, weil die Tagebücher ſo vollſtändig ſeien.

Er führt das Geſpräch weiter; was die Verhältniſſe mit Fürſten theuer und werth mache, ſei das Beſtändige

und Beharrliche darin, wenn einmal ein Vertrauen entſtanden; ſo zwiſchen ihm und dem Herzog. Durch allen Wechſel der Verhältniſſe und Geſinnungen durch habe der Herzog ihn immer denſelben gefunden; geſehen, daß er einen braven, ehrlichen Menſchen an ihm habe, und ſo ſei der Herzog noch jetzt wie in ihrem Freundſchaftsverhältniß: er habe ihm kürzlich einen Brief geſchrieben, ein Reſultat ſeiner Lectüre während langer Unpäßlichkeit, ganz wie aus jener Zeit ſo herzlich.

Timurs Winterfeldzug. Parallelſtück zu Napoleons Moskowitiſchem Feldzug. Kriegsrath. Der Winter tritt redend auf gegen Mars; Fluch oder Verheißung; groß, gewaltig. Haß des Kreuzes. Schirin hat ein Kreuz von Bernſtein gekauft, ohne es zu kennen; ihr Liebhaber Cosken findet es an ihrer Bruſt, ſchilt gegen die weſtlich nordiſche Narrheit u. ſ. w. Zu bitter, hart und einſeitig, ich rathe, es zu verwerfen. Goethe: Er wolle es ſeinem Sohn zum aufheben geben, dem gebe er alle ſeine Gedichte, die er verwerfe; er habe eine Menge, beſonders perſönliche und zeitliche. Es ſei nicht leicht eine Begebenheit, worüber er ſich nicht in einem Gedicht ausgeſprochen. So habe er ſeinen Ärger, Kummer und Verdruß über die Angelegenheiten des Tages, Politik u. ſ. w. gewöhnlich in einem Gedicht ausgelaſſen, es ſei eine Art Bedürfniß und Herzenserleichterung, Seelen p. Er ſchaffe ſich ſo die Dinge vom Halſe, wenn er ſie in ein Gedicht bringe. Sonſt

habe er dergleichen immer verbrannt; aber ſein Sohn verehre alles von ihm mit Pietät, da laſſe er ihm den Spaß.

Napoleon hat ihm imponirt, er habe den größten Verſtand, den je die Welt geſehen. Darn habe ihn präſentirt in demſelben Saal der Statthalterei in Erfurt, wo er in ſeiner Jugend mit Schiller, dem Herzog und dem Coadjutor Dalberg ſo viele Späße getrieben, und frohe Stunden erlebt. Da ſei noch Berthier geweſen und Soult und andere, denen er alle zugleich Audienz gegeben; ſie habe mehr als eine Stunde, ja zwei gedauert; er habe immer abwechſelnd von Geſchäften mit jenen, dann wieder mit ihm geſprochen. (Goethe ſcheint nicht gemerkt zu haben, oder nicht bemerken wollen, daß dies alles angelegt geweſen, um ihm zu imponiren; wie ich mir's auslege.) Darn habe ihn präſentirt mit dem Bemerken, er habe Mahomet überſetzt, da habe Napoleon geſagt: Mahomet est une mauvaise pièce. Dann habe er es entwickelt, und ſo richtig, als es nur zu verlangen. Goethe bemerkte: „Ei, er der ein anderer Mahomet war, mußte ſich wohl darauf verſtehen.“ Ich ſprach von Oſtentation, und wie er den armen Müller bethört. Die Oſtentation warf er weg, mit Müller das war ein ander Verhältniß, weil er eben der arme Müller war. Napoleon habe ſehr viel und trefflich über Tragödie mit ihm geſprochen, wo der Refrain immer geweſen: qu'en dit Mr. Goethe. Napoleon habe ihn, was doch etwas ſagen wolle, zum

Lachen gebracht; so daß er sich darob entschuldigen zu müssen geglaubt; wisse nun aber nicht mehr zu sagen, was es denn eigentlich betroffen.

638.

1815, 11. August.

Mit Boisserée.

Freitag den 11. morgens sechs Uhr sind wir nach Mainz gefahren. Wir sahen auf der Höhe das Rheingau bis Bingen. Goethe: „Was muß das für eine Gewalt gewesen sein, was muß eine Zeit dazu gehört haben, ehe nur das Wasser da zum Durchbruch gekommen; das hat da gewiß lang als See gestanden, wie der Bodensee. Und nicht allein die Berge haben gehindert, sondern auch das Meer, ehe seine Gewässer abgenommen.“ Wir kamen nun so auf das Allgemeine, die italienischen Gebirge, die griechischen, die palästinischen, alles ist Kalkgebirge, bis im Sinai wieder der Granit erscheint. Ich fragte nach einem Buch, das eine Übersicht der Gebirgsbildung auf der ganzen Erde gibt, und ob Ebel es gäbe? Ja gewissermaßen, auf jeden Fall lerne man viel, es sei ein trefflich Buch; doch fehle etwas, welches auf eine seltsame Weise entstehe und häufig vorkomme. Der Mann suche nämlich etwas zu erklären, was sich nicht erklären lasse, was man zugeben müsse; bis auf den Punkt sei er ganz charmant, aber durch dies falsche Bemühen verderbe er

ſeine Sache. Es ſei damit wie bei der Muſik, wo man nie eine reine Oktave kriege, ſondern in der zweiten immer ein neuer Ton ſich bilde, ein neunter Theil, den man nicht als einen für ſich ſtehenden annehmen könne, darum als Bruch in die ganze vertheile. Dieſer Bruch ſei es, der einem überall in der Geologie und in der ganzen Natur begegne. Wolle man ihn rein auflöſen, ſo gehe es nicht, ſo verwirre man das Ganze, man müſſe wiſſen, daß da noch etwas Unauflösbares ſei, und es als ſolches zugeben, dann komme man durch.

Dann erzählte er mir von Butte's Zahlenlehre. Herr Butte (derſelbe, den die franzöſiſchen Blätter zum Beſten gehabt), war in Wiesbaden am letzten Tag bei ihm geweſen, und hatte ihm ſein Weltſyſtem erklärt. Er ſagte: wenn man einmal ſolch Spiel zugäbe, und zugeben müſſe man es doch, ſo ſei das äußerſt ſcharfſinnig und hübſch, unter anderem beſonders die Verrückung der Klimate merkwürdig; ſie folgten nicht den Zonen, die unſere Mathematik beſchrieben, ſondern biegen ſich ein u. ſ. w. Die Durchführung ins Einzelne gefiel ihm ſehr, nur klagte er, daß der Mann etwas cyniſches habe; daß er nicht einmal ein reinliches Manuſcript und Karten, ſondern beides beſchmutzt und befleckt bei ſich führe.

Nach acht Uhr ſind wir in Mainz in den drei Reichskronen. Unſer erſter Gang war zu Profeſſor Lehne; er zeigte uns ſeine Gemäldeſammlung. Er

beſitzt auch römiſche Alterthümer, ſchön und klar geordnet, innerer Zuſammenhang; das meiſte Grabſteine von Kriegsleuten aus den verſchiedenſten Theilen von Europa. Die römiſche Herrſchaft wirkte hier ganz auf dieſelbe Weiſe, wie die franzöſiſche.

Goethes Vorliebe für das Römiſche wurde ſpäter ausgeſprochen; er habe gewiß ſchon einmal unter Hadrian gelebt. Alles Römiſche ziehe ihn unwillkürlich an. Dieſer große Verſtand, dieſe Ordnung in allen Dingen, ſage ihm zu, das griechiſche nicht ſo. Ich ſei gewiß auch ſchon einmal da geweſen im 15. Jahrhundert. Ich lehne es ab und ſpaße über dieſen Wahn, wenigſtens müſſe es noch früher geweſen ſein. Doch ſei mir der Gedanke nicht neu, ich habe ſchon Wallraf im Jahr 1811, als die Helwig in Köln geweſen, damit aufgezogen, daß ſeine Verliebtheiten in die Stadt und in die Agrippina die Folgen einer alten Liebſchaft zu dieſer Kaiſerin ſein müßten, die jetzt nach der Seelenwanderung unbewußt in ihm wieder erwache. Endlich ſei mir über mich ſelbſt ſchon dergleichen Wahn durch den Kopf gefahren, als ich im vorigen Sommer die Geburtsſtadt von Eyck beſucht und zugleich die meines Vaters, nur zwei Stunden davon. Die Großmutter väterlicher Seite und der Großonkel ſtammen von Tongern, die Großmutter mütterlicher Seite von Köln; wer könne wiſſen was da für Blutsverwandtſchaft und Zuſammenhang mit Meiſter Eyck und dem Baumeiſter des Doms ſich denken ließe! Ich ſchäme mich aber

wortete; doch konnte sie einen ängstlichen Zustand nicht lange verbergen, sie schützte eine Krankheit, eine Unpäßlichkeit vor, sie beklagte sich über Kopfweh, sie wollte sich auf den Vorschlag, daß er heute Nacht wieder kommen wolle, nicht einlassen. Er ahndete nichts Böses, drang nicht weiter in sie; fühlte aber, daß es nicht die Stunde sey, ihr seinen Brief zu übergeben. Er behielt ihn bey sich, und da verschiedene ihrer Bewegungen und Reden ihn auf eine höfliche Weise wegzugehen nöthigten, ergriff er im Taumel seiner ungenügsamen Liebe eines ihrer Halstücher, steckte es in die Tasche, und verließ wider Willen ihre Lippen und ihre Thüre. Er schlich nach Hause, konnte aber auch da nicht lange bleiben, kleidete sich um, und suchte wieder die freye Luft.

Als er einige Straßen auf und abgegangen war, begegnete ihm ein Unbekannter, der

dessen, als närrischer, abergläubischer Einbildung, und hätte es noch keinem erzählt; aber als eine Schwachheit gestehe ich es gern und lasse es gelten. „Ja nun,“ sagte Goethe, „lobe ich Euch; Ihr seid geschreckter als Ihr wißt. So hat doch Eure Sache Zug und Schick, und durch die Zuziehung der Ahnen kommt es immer noch besser ins klare.“ Ich neckte ihn darüber und wir lachten fröhlich über dies geheime Gespräch, das wir am Tisch führten. Professor Lehne holte uns ab in die Gemäldesammlung des Grafen Kesselstädt und zu Kaufmann Memminger, wo wir schöne Rheinlandschaften von Kaspar Schneider sahen. Nachher gingen wir in den Dom, der halb mit Brettern verschlagen war, worin Getreide lag.

Nach Tisch spazierten wir nach Zahlbach, der Grabstätte römischer Krieger, wo über dreißig Gräber an einen Hügel angelehnt gefunden wurden, hinter jedem der Aschenkrug. In Zahlbach kehrten wir in einem Weingarten ein. Professor Lehne hielt mir vor, daß es nichts sei mit der gothischen Architektur, daß sie nur die Frucht der verfallenen römischen und griechischen sei. Er sprach überlaut, weil er taub ist, gerade darum hörte ich es geduldig und ruhig an. Preußische Officiere saßen in der nächsten Laube. Goethe hatte seine Freude über den Spaß. Auf dem Rückweg fanden wir eine schlecht gebaute Kirche im Dorfe, ganz neu im byzantinischen Geschmack, von einem französischen Ingenieur; das machte sich nun gut, neben der römischen Wasserleitung

und zu dem Gespräch im Weingarten; Goethe neckte mich damit.

Nachher machte ich mit Goethe noch einen Spaziergang die Bleiche herab, nach Hause. Ich erzählte ihm von unserem ersten Bild, von der Großmutter, wie sie allein Freude daran gehabt; von Schlegel und allen ersten Geschichten der Sammlung; antwortete auf seine Frage, warum wir zuerst nach Heidelberg gegangen und erzählte von meiner Reise im Jahre 1808. Vor Schlafengehen betrachteten wir noch leuchtendes Holz, das Goethe aus Wiesbaden mitgebracht hatte.

639.

1815, 12. August.

Mit Boisserée.

Samstag morgens um sieben Uhr sind wir nach Frankfurt abgefahren. Auf der Höhe bei Höchst wurde still gehalten, wegen der prächtigen, reichen Aussicht, die im schönsten Sonnenlicht vor uns lag. Unsern Wunsch nach Weimar zu ziehen, lehnte Goethe ab, er sagte: da ist es zu nüchtern für euch, das Theater kein Ersatz für das schaureiche, mannichfaltig bewegte Leben, welches ihr von Köln her gewöhnt seid. Ich wende ein, daß wir dieses auch in Heidelberg entbehren, und erwähne, wie mich die großen Kirchenfeste u. s. w. an das erinnern, was in Köln zum Theil noch übrig geblieben, von würdigen, kirchlichen und volksmäßigen Einrichtungen und schildere nun, wie es ehemals gewesen,

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.

3-598-50924-3
FN. 18654800

Processionen, Gottestracht, Zünfte, Altäre, Gemälde auf denselben, Veränderung der Kirchen. Zierath und Ausschmückung derselben. Realität im Alten, modernes Wesen nur auf den Schein. Die Form allein entscheidet hier nicht. Kirchenmusik. Liebhaber bemühten sich um dieselbe. Kreuzbeleuchtung in der Charwoche wie in Rom. Messe; vortreffliches Thema, Einheit darin, und gibt doch zu den mannichfaltigsten Compositionen Anlaß. Goethe: ja einigemale im Jahr lasse man sich wohl eine Messe gefallen; aber das immer Einerlei leuchte ihm doch nicht ein. Aber in Köln in dem Dreikönigsfest und der Übertragung des Rathhausbildes in den Dom, im Dom selber, da sei doch ein Leben; sie in Weimar müßten sich behelfen mit der Gelehrsamkeit, stoppelten den Tempel von Ephesus mit aller Mühe auf dem Papier zusammen, und den Wagen des Alexanders, und am Ende sei es doch nur für wenige Einzelne.

Ankunft in Frankfurt. Ich stieg im Schwanen ab, Goethe fuhr weiter auf die Gerbermühle hinaus. Bis Montag wollte er wieder in die Stadt kommen.

640.

1815, 14. August.

Mit Boisserée.

Montag früh um acht Uhr kam Goethe mit Willemer zu mir in den Schwanen. Wir gingen zusammen zu Schlossers. Nachher fuhr ich mit Goethe nach der

Gerbermühle. . . . . Bei Schlossers hatten wir ein schrecklich altdeutsches neudeutsches Gepinsel von einem jungen Maler in Wien gesehen. Goethe hatte mich auf die Seite gerufen, mir die Bildchen vorgehalten, eine heilige Familie, und eine Jägergeschichte, wahre Nürnberger oder Spaaer Nistelmalerei. „Da freut euch eurer Früchte," sagte er. Gott bewahre uns vor solchen Freunden, denn mit unsern Feinden wollen wir schon fertig werden, erwiderte ich. Diese Neckerei setzte uns in lustige Laune.

Ich übergab ihm den Entwurf, er soll wo möglich Maximen und Principien aussprechen, für alles was gemacht werden soll ꝛc. Er gab allem seinen Beifall, wir sind überhaupt einig. Nur wegen der Frankfurter Angelegenheiten, Bibliothekbau u. dergl. scheut er sich ins einzelne gezogen zu werden; er hat überhaupt ein großes Vorurtheil gegen den freistädtischen Staat.

Goethe führte mich zu einem steinernen Heiligenhäuschen bei der Mühle, um es zu verehren, weil es, obwohl einfach, so meisterhaft gemacht, und von Basalt wäre. Auf dem Wappen daran ist ein Ring à jour gefaßt. Die Jahreszahl 1508.

641.

1815, 19. August.

Mit Boisserée.

Goethe hatte meine Schrift mehreremale durchgelesen; will dieselbe gleich ausführen, doch schiebe es

sich noch etwas in die Länge; es mache sich aber artig, müsse eine Composition werden in rhetorischer Kunst.

642.

1815, 25. August.

Mit Boisserée.

Goethe ist mit meinen Beschreibungen sehr zufrieden. „Sie sind gut," sagte er, „und was noch mehr ist, sie sind recht; denn, was mir immer die Hauptsache, der Ton ist getroffen; dabei sind sie mit Neigung und frommem Sinn geschrieben, ich würde sie vielleicht nicht so gut machen, weil mir der letztere fehlt." Meinen Zweifel wegen der Weitläufigkeit benahm er mir; der Gegenstand verlange sie, so sei auch die ausführliche Beschreibung des brokatnen Tuches in der Verkündigung, worüber ich mich selbst beklage, nur insofern ein Fehler, als es ein Fehler im Bilde sei, es sei aber kein Fehler; dadurch komme ja die wahre Charakteristik in die Darstellung. Doch wollten wir die Dinge noch einmal lesen, und noch näher darüber sprechen.

643.

1815, 28. August.

Geburtstagsfeier in der Gerbermühle bei Frankfurt.

Morgens hatte Frau Hollweg in einem Boot Musik machen lassen, sehr schöne Harmonieen. Es war so eingerichtet, daß sie anfing, als Goethe eben aufstand.

„Ei, ei," sagte er, etwas ängstlich und bedenklich, „da kommen ja gar Musikanten;" doch fand er sich bald zurecht, weil die Musik sehr gut war. Dann gab's ein Mißverständniß, mit einem Dukaten, den der Alte durch seinen Bedienten Karl an die Musikanten schickte. Sie wollten und konnten natürlich nichts nehmen, es war das Theaterorchester, und fanden sich dadurch beleidigt.

Willemer eröffnete den Tisch mit einer passenden Anrede und Anspielung auf Freimaurersitte, und brachte Goethes Gesundheit aus, mit Wein aus seinem Geburtsjahr (1749) es war 1748er Rheinwein. Durchgehend herrschte eine muntere Stimmung. Dann kam ein Brief vom Consistorium an Geheimerath Willemer, mit dem gedruckten Erlaubnißschein zur Haustaufe eines an diesem Tag geborenen, unehelichen Sohns Wolfgang. Ein zweiter Brief kam in Knittelversen, von einem Meistersänger Christian, darin war eine kurze Wiederholung von Goethes Biographie, soweit sie jetzt gedruckt ist, mit den Namen aller seiner Mädchen in den Reimen, aber ohne den seinigen. Goethe merkte es gleich; beide Späße waren von Dr. Ehrmann.

Ich legte die heilige Barbara von Eyck mit meinen darunter versteckten Versen in Goethes Schlafzimmer; zur Linken des Bildchens einen schönen Eichenzweig, zur Rechten einen großen Lorbeer, unten, wo beide sich kreuzten, einen dreischüssigen Kleezweig, dieß faßte das Ganze angenehm ein. Vor Tisch hatte ich ihm auf

seinem Zimmer schon Glück gewünscht, und gesagt, daß ich ihm was mitgebracht. Ich fand ihn da gerade bei der Denkschrift beschäftigt, wir umarmten uns herzlich, und als ich meine Freude zu erkennen gab, gerade an diesem Tag hier mit ihm zusammen zu sein, sagte er: Ja es ist recht schön und ominös." Das kleine Geschenk und den Vers nahm er nun mit Rührung auf; es entfuhr mir die auf mich selbst störend wirkende Entschuldigung: es seien die ersten Verse, die ich gemacht. „Nun," sagte er, „sie sind gut gedacht, das übrige wird schon kommen." Dann las er mir seine Denkschrift von Köln vor. Es muthete mich an, wie ein Kapitel aus seinem Leben. Ich solle in diesen Tagen zu ihm heraus kommen, da wolle er mir alles noch einmal rascher in die Feder sagen, man sehe dann am besten, wo es noch fehle. Er wollte nicht, daß ich weggehe; ich blieb den Abend draußen; er las uns von seinen orientalischen Gedichten. Es herrschte eine heitere, freundliche Stimmung in dem kleinen Kreis.

644.

1815, 29. August.

Mit Boisserée.

Goethe . . . scheint entschieden, das Memoire drucken zu lassen, und so beides an Hardenberg und Metternich mit besonderen Briefen zu schicken. Ich lege ihm auf seine gestrige Vorlesung diesen Wunsch vor. Er will von mir haben, was wir über unsere

Sammlung gesagt haben wollen. Ich beschließe nun zu bleiben und ein Quartier in der Stadt zu nehmen; er ist damit sehr zufrieden.

645.

1815, 30. August.

Mit August und Theodor Kestner.

Mittwoch den 30. August 1815 war einer meiner merkwürdigsten Tage. Von Bruder Theodor hörte ich, daß Goethe wahrscheinlich noch in Frankfurt sei und auf der sogenannten Gerbermühle bei Oberrad auf dem Wege nach Offenbach bei einem Freunde, dem Dr. Willemer, wohne. Es blieb nun, da er so entfernt von der Stadt und sein Hereinkommen unbestimmt war, nichts übrig, als ihn zu besuchen. Ich richtete daher mein Augenmerk auf einen Freund Christian Schlosser, den ich mich freute mit Rom wiederzusehen, und hoffte bei ihm Hülfe zu Ausführung meines Plans zu finden. Ich traf ihn [illegible] seiner Wohnstube mit einem gewissen Dr. Seebeck, einem Physiker und Optiker. . . . . Um 4 Uhr war der Wagen da und wir fuhren nach Oberrad, wo wir an dem, nach der Gerbermühle führenden Wege zur Linken ausstiegen und an dem Main heraus sehr bald bei der Gerbermühle ankamen.

Der Bediente empfing uns an der Hausthür. Wir baten, dem Herrn Geheimen Rath aufwarten zu dürfen.

Der Bediente kehrte zurück mit der Nachricht: „es wird Ihro Excellenz viel Ehre sein.“ Durch eine dunkle Treppe wurden wir in seine Wohnstube geführt, die für eine Gartenwohnung sehr groß und lang war. Er kam uns von der entgegengesetzten Seite entgegen und schien im Nebenzimmer sich angekleidet zu haben. Sein Anstand war würdig mit Absicht, aber sein Benehmen sehr freundlich, ja zuvorkommend; er half selbst die Stühle zusammenholen, indem er uns zum Sitzen nöthigte. Vorher fragte er, wer von uns beiden der Dr. Kestner aus Frankfurt sei.

Ich machte die Introduction damit, daß ich eines Briefes erwähnte, der mir von Frau von Beaulieu an ihn mitgegeben sei, den ich aber unglücklicherweise verloren habe. Sehr verbindlich erwiderte er darauf, daß ich auch ohne diesen mich eines freundlichen Empfangs habe versichert halten können. Dann richtete ich ihm eine Empfehlung meiner Mutter aus, indem ich mir Hoffnung gemacht, ihn in Wiesbaden anzutreffen. Er fragte nach ihrem Befinden und ob meine Geschwister noch vollzählig wären, indem er freundlich hinzufügte, daß unser seliger Vater ihm unsere sämmtlichen Silhouetten geschickt habe, als wir noch böse Buben gewesen, und daß er uns daher schon alle kenne. Dann kam die Rede auf Silhouetten, und er äußerte [sein Bedauern], daß diese ehemals gangbare Art, sich ein Andenken zu geben, so ganz abgekommen sei; denn es wäre doch ein treuer Schatten des Freundes gewesen.

nach einen gewissen Gasthofe fragte; Wilhelm erbot sich, ihm das Haus zu zeigen; der Fremde erkundigte sich nach dem Nahmen der Straße, nach den Besitzern verschiedener großer Gebäude, vor denen sie vorbey gingen, sodann nach einigen Polizey-Einrichtungen der Stadt, und sie waren in einem ganz interessanten Gespräche begriffen, als sie am Thore des Wirthshauses ankamen. Der Fremde nöthigte seinen Führer hinein zu treten, und ein Glas Punsch mit ihm zu trinken, zugleich gab er seinen Nahmen an und seinen Geburtsort, auch die Geschäfte, die ihn hierher gebracht hätten, und ersuchte Wilhelmen um ein gleiches Vertrauen. Dieser verschwieg eben so wenig seinen Nahmen, als seine Wohnung.

Sind Sie nicht ein Enkel des alten Meisters, der die schöne Kunstsammlung besaß? fragte der Fremde.

Nach einem kurzen Geſpräch verſchiedenen Inhalts nöthigte er uns darauf in den Garten. Beim Hinabſteigen in denſelben wurde die Kränklichkeit ſeiner körperlichen Bewegungen ſichtbar. Dieſes ſchien ihm unangenehm; denn er nöthigte uns ſehr angelegentlich, als wir zu ſeinen beiden Seiten ihn aus der Stubenthür begleiteten, die Treppe hinabzugehen, indem er folgen werde.

Der Garten beſtand in einem Bosquet, an dem Main gelegen, und hier kamen wir zuerſt durch einen Schattengang an einen freien Platz nah am Fluſſe, wo wir einen Kaufherrn, Herrn Nicolaus Schmidt aus Frankfurt antrafen, den Goethe bewillkommnete und „Du" nannte; er wird ein Jugendbekannter von ihm ſein. Hier blieb er einige Augenblicke ſtehen und wies uns weiter zur Geſellſchaft der Damen auf einem andern Platz, die zum Theil zur Willemer'ſchen Familie gehörten, zum Theil zum Beſuch da waren.

Nachdem wir hier vorgeſtellt waren, kam Goethe uns nach und nahm ſich ſo unſerer Unterhaltung an, wie es dem gebührt, der Beſuch bekommt. Er war dabei körperlich in einer beſtändigen Beweglichkeit und Unruhe, aber ohne ſchnelle Bewegungen. Anfangs theilte dann und wann eine Dame das Geſpräch; doch hörte dieſes bald auf und er ging zwiſchen uns auf dem, von Bäumen umgebenen Platze, der nach dem Wege zu eine freie Seite hatte, auf und ab, oder, blieb er eine Weile ſtehn, ſo wiegte er doch den Oberkörper

auf den Füßen und lehnte sich zuweilen an. Die Hände hatte er meistens eingesteckt, entweder in die Tasche seines dunkelblauen Überrocks, der ihm schon wenigstens neun bis zehn Monate gedient hatte, oder in den Busen.

Während Theodor mit einem andern Herrn redend auf und ab ging, wurde mir das Gespräch mit Goethe etwa eine halbe Stunde allein zutheil. Es lenkte sich dieses auf Frau von Beaulieu und ihre Töchter [erster Ehe, Gräfinnen v. Egloffstein], von denen er mit vielem Interesse sprach, aber stets mit voller Besonnenheit und einer großen Abgemessenheit. Er verbreitete sich mit gerechtem Lobe über das Talent der Comtesse Julie Egloffstein und äußerte, sie leiste alles, was man ohne höhere Leitung eines solchen hübschen Talentes erwarten könne. Ich erwiderte, daß ich die Wohlthätigkeit der Einwirkung eines geschickten Lehrers nicht verkenne, aber daß uns die Höhe der Kunst des fünfzehnten Jahrhunderts und früher beweise, daß in den wesentlichsten Theilen der Darstellung schon etwas Großes geleistet werden könne ohne völlige Correctheit der Zeichnung, und daß diese ohne die Kraft der Darstellung, die in jener Zeit geherrscht habe, für sich allein nach meinem Ermessen keinen großen Werth habe; ich führte den Masaccio an. Er billigte meine Erhebung jener Kunstepoche, aber wollte, den vorliegenden Fall betreffend, doch nicht davon abgehn, daß mehr Studium in der Zeichnung erforderlich sei, und hörte mit vieler

Freundlichkeit, daß es schon länger unter ihre Lieblingsideen gehört habe, in Weimar unter seiner Einwirkung sich in der Kunst zu üben. Ich erzählte, daß sie neuerlich manche Portraits mit großem Glück gemacht habe. Er fragte: „Alle mit Bleistift?“ Ich bejahte es, und er rühmte ihre Geschicklichkeit, den Bleistift zu behandeln. Doch kam mir vor, als ob er gewünscht hätte, sie möge auch in andern Manieren Portraits machen.

Als im Gespräch eine Stille eintrat, erwähnte ich Christian Schlosser und meine Freude, ihn seit meinem Leben mit ihm in Rom zum ersten Mal wiedergesehen zu haben. Er lobte ihn und seinen beharrlichen Eifer in seinen Wissenschaften und seiner Ausbildung. Ich erwähnte Overbeck's schöne Zeichnung. Auch er lobte die Composition und die große Sauberkeit ihrer Ausführung; ich stimmte ein, doch setzte ich hinzu, daß zwar eine Reminiscenz des Raphael in dem ähnlichen Bilde aus dem Palast Borghese unverkennbar sei*), aber dennoch in der Composition mehreres Eigenthümliche bleibe. „Kann man denn anders,“ erwiderte er, „als in den schönen Gedanken Raphael's fallen?“ Er hörte dann mit Interesse von mir, daß ich Overbeck aus seiner früheren Zeit kenne und er mir persönlich den angenehmsten Eindruck gemacht habe. Dann fragte er

*) [Wohl lo sposalizio sowie Overbeck's Geschichte Josephs gemeint.]

nach seiner Ausbildung und hörte von seinem Geburtsorte Lübeck — wo er bei der brennendsten Begierde zur Kunst eine sehr mittelmäßige Anweisung gehabt — von wo er nach Wien unter Füger's Leitung gekommen. Dann fragte er, ob nicht ein Verwandter des Overbeck Künstler gewesen; ich sagte ihm, daß sein Vater der bekannte Dichter gewesen, welches ihm neu war. Als ich diesen an einigen kleinen Gedichten bezeichnete, schien er zu glauben, ich wolle ihn herabsetzen und erwähnte mit einem Lobe, welches nicht gar sehr erhebt, die Overbeck'schen Gedichte; er nannte sie „gar brave Gedichte", welche eine lobenswerthe moralische Tendenz hätten und wies dabei auf die Zeit hin, in welcher sie entstanden. Bei Gelegenheit des Overbeck erzählte ich, daß dieser mir in seinen Briefen aus Wien einen gewissen Pforr als einen sehr talentvollen Freund erwähnt, der gleichfalls das historische Fach zu dem seinigen genommen. Goethe ergriff diesen Namen und lobte sehr einige Zeichnungen von ihm zum „Götz von Berlichingen", die sehr originell und kräftig und von vieler Erfindung wären. Leider sei dieser junge Mann gestorben. Die Rede kam dann auf Cornelius, von welchem Schlosser eine Zeichnung hat. Auch diesen lobte Goethe, aber mehr schien ihm Pforr am Herzen zu liegen.

An allen diesen drei Künstlern lobte er das Studium der alten Meister und erhob die höhere Leitung, die an ihrer Ausbildung bemerkbar sei. Als hierauf die Rede auf Riepenhausens fiel, die ich als meine Freunde

erwähnte, ſchien er ſie gegen die andern herabſetzen zu wollen, und ſagte, es ſei noch immer das ungewöhnliche Talent, dem kein anderes vorgeſetzt werden könne, an ihnen bemerkbar, aber ihre früheren Arbeiten hätten mehr verſprochen, als ſie nachher erfüllt; es fehle an der Ausbildung nach großen Muſtern. Ich konnte leider nicht widerſprechen und hob aus allen Kräften ihre ökonomiſch beſchränkte Lage hervor, die ſie ſtets gedrückt habe, weshalb ſie ein großes Stück ihres Lebens ſchon hätten verlieren müſſen; bloß ihrer Hände Arbeit hätte ſie ernähren müſſen, und ſie hätten während meines Dortſeins die elendeſten Aufträge anzunehmen nicht ausſchlagen können, da ſie niemals ſo glücklich geweſen wären, eine Penſion zu erhalten oder einen Mäcen zu finden. Er hörte mich, wie es ſchien, mit Theilnahme, aber doch nicht ſo lebhaft an, daß er ihnen einen Mäcen verſchaffen wird.

Während dieſes Geſprächs machte ich die Bemerkung, wie in unſeren Zeiten ein Talent zur bildenden Kunſt eine doppelte Hülfe bedürfe, da ein jedes mit der Zeit zu kämpfen habe, welche der Kunſt ungünſtig zu ſein ſcheine, und berührte das Problem, daß in der guten Zeit, worin die Kunſt geblüht habe, ſelbſt mittelmäßige Talente etwas Gutes hervorgebracht hätten, ſie mochten wollen oder nicht, als: Lorenzo di Credi und ſelbſt Perugino. „Ja!“ antwortete er mit einem Lächeln der Zuſtimmung, „die Fluth trägt das Schiff, aber wer wird es ſelbſt tragen können? Es iſt dergleichen ge-

ſchehen — die Argonauten haben es ſelbſt getragen — aber nur gar wenigen iſt dieſes gegeben."

Er fragte nach Sartorius und ſeiner Frau und hörte mit Theilnahme, daß ihre Geſundheit leide, und gebrauchte mehrere freundliche Ausdrücke bei ihnen. Ich bedauerte, ihm nichts Specielles von ihnen beiden ſagen zu können, weil ich erſt in der Nacht in Göttingen angekommen und früh weitergereiſt war.

Der Abſchied war, wie andre Leute von Lebensart ſich dabei benehmen, mit einigen verbindlichen Äußerungen über die gemachte Bekanntſchaft, welchen er noch hinzufügte, daß er den Herrn Doctor noch bei ſich zu ſehen hoffe, um zu hören, daß ich in Wiesbaden wohl angekommen ſei.

646.

1815, 5. September.

Mit Boiſſerée.

Goethe beſucht mich morgens mit Dr. Seebeck. Findet die Steinmetzordnung auf meinem Tiſch; ich erzähle ihm davon. Nachmittags begegne ich Goethe auf der Zeil, ſpreche vom Graf Solms [der im Auftrag des Miniſter Freiherrn v. Stein mit Boiſſerée über die Unterſtützung der Kunſtbeſtrebungen der Brüder verhandelt hatte], da ſagte er: „Ei! das iſt gut, ſo macht ſich ja Eure Sache von ſelbſt, und Ihr braucht mich nicht einmal. Wenn Ihr mich aus dem Spiel

laſſen könnt, wäre mir's lieb." Ich wehre ſehr dagegen, ſage, daß er ſelbſt dem Grafen erſt einen Anhalt gebe, daß dieſer mir gezeigt, wie lieb ihm das ſei. Mit Goethe bei Gnaita. Der junge Maler Ludwig Grimm zeigt ſeine Zeichnungen, Frau von Savigny iſt ſeine Beſchützerin; übertriebenes Lob eines ſchönen Talents. Goethe ſagt: „Jeden Sommer wachſen Roſen, die Talente ſind immer da, wenn ſie nur entwickelt würden." Ich als ein guter Jeſuitenprovinzial würde dem jungen Mann aufgeben, ein Jahr lang keiner Frau ſeine Zeichnungen zu zeigen. Goethe ſagte mir, daß er ein Quartier in der Stadt wünſche. Ich ſehe die Wohnung bei Lindheimer für ihn an. Nachmittag bin ich wieder auf der Mühle. Ich trage ihm die Sache wegen dem Quartier vor, und ſpreche mit Willemer, daß er es ihm in ſeinem Haus verſchaffe. Wir haben eine weitläufige Unterhandlung darüber. Goethe ganz gerührt, freundlich.

647.

1815, 8. September.

Mit Boiſſerée.

Den 8. iſt Goethe in die Stadt in Willemers Haus gezogen; ich komme abends um ſechs Uhr zu ihm. Er ſteht am Fenſter, bewundert die Pracht braſilianiſcher Trockenhäute, er rief dabei aus: „was das für ein Glanz und eine Farbe iſt!" Dadurch kommen wir

auf die Farbenlehre. Goethe: „Es findet sich überall ein Haken, ein Kreuz in aller Expansion und Contradiktion, überall dasselbe, alles nur Metamorphose.“ Ja in der Naturansicht lasse ich mir den Pantheismus schon gefallen; weiß wohl, daß man damit am weitsten ausreicht. Goethe: „die Natur ist so, daß die Dreieinigkeit sie nicht besser machen könnte. Es ist eine Orgel, auf der unser Herrgott spielt, und der Teufel tritt die Bälge dazu.“

648.

1815, 10. September.

Mit Boisserée.

Sonntag den 10. abends bei Goethe. Feuerwerk in der Schwimmschule auf dem Main. Meine erste Kunstliebhaberei war Rubens in der Düsseldorfer Gallerie. Ich lese den Ardinghello. Gespräch über Heinse; Zügellosigkeit des Genies; über Stil; Wieland gerühmt. Ich äußere wieder den Wunsch, den Winter in Weimar zuzubringen, um mir bei meinen schriftstellerischen Versuchen Rath zu holen. Er räth abermals ab. Seine Heiden machen es ihm, der er doch selbst ein Heide sei, oft zu arg; das sei nichts für mich; ich würde bloß auf ihn reducirt sein, das sei zu wenig, weil er mich nicht oft genug in freier, vertraulicher Ruhe sehen könne. Er zeigt mir das Werklein, es ist schon fingerdick angewachsen, er hat dem Herzog

ſchon davon geſchrieben. Ich frage nach dem Titel, ob: Von Kunſt und Bildung am Rhein; er meint: Von Kunſt und Alterthum im ſüdweſtlichen Deutſchland! Ich will gern den Rhein genannt haben, es iſt bezeichnender, charakteriſtiſcher. Ja, meint er, da müſſe auch der Meyer [Main?] nicht vergeſſen werden u. ſ. w. Er wünſcht noch Zuſätze zu meinem Entwurf. Goethe ſagt, er habe ſich oft gefragt, warum er ſich mit ſo vielerlei Dingen abgegeben? Habe doch ſo entſchiedene Anlage und Neigung zum Dichten, warum er nicht allein dabei geblieben? warum er ſich auch in die Wiſſenſchaften gewagt, und es ihm keine Ruhe gelaſſen, ſelbſt in Italien nicht. Ich meinte, er habe ſeinem Zeitalter die Schuld und Buße bezahlen müſſen; er ſtimmt ein.

649.

1815, 11. September.

Mit Boiſſerée.

Begegnet mir Goethe in der Fahrgaſſe, maulaffend. Er nimmt mich mit, wir gehen in das Münſter, ins Conklave u. ſ. w. Der üble geringe Eindruck des Gebäudes in der Jugend wird ihm begreiflich. Wir wandern durch die Meſſe am Main; alle Landſchaften werden bedacht, die ihre Produkte und Waaren hieher ſenden. Freude, daß die Welt, das Leben für Bedürfniſſe ſich immer gleich bleiben. Ein Troſt für die Seelen-

wanderer. Wir kamen endlich zum Krahnen. Goethe fragte nach allen Kisten und Fässern, was darin sei; wandte sich an einen jungen Schiffer, der war von Linz, sprach ganz kölnisch; wir wanderten unter die Bäume, wo der Wein gelegt zu werden pflegt, und dann nach Hause.

Es kommt die Rede auf die Zeichnungen von Cornelius, Overbeck und andern bei Wenner, die ich sehen soll, da fehle an allen etwas. Im jetzigen Zustand der Kunst sei bei vielem Verdienst und Vorzügen große Verkehrtheit; die Bilder von Maler Friedrich können eben so gut auf den Kopf gesehen werden. Goethes Wuth gegen dergleichen; wie er sie ehemals ausgelassen, mit Zerschlagen der Bilder an der Tischecke, Zerschießen der Bücher u. s. w.; er habe sich da nicht erwehren können, mit einem Ingrimm zu rufen: das soll nicht aufkommen! und so habe er irgend eine Handlung daran üben müssen, um seinen Muth zu kühlen. Ich erinnere an Jakobi, Woldemar u. s. w. Goethe: „Ja deßwegen haben die Hamburger, die Reimarus und Consorten, mich nie leiden können, immer nur gesagt, ich sei ein scharfsinniger Mensch, habe dann und wann gute Einfälle.“ Der Reimarus'sche Theetisch sei im Privatisiren ein Stichwort der Weimarer Heiden. Ich bemerke, es seien in Frankfurt viele Kunstsammlungen, mehr als ich gedacht, und bei so viel Leben, Handel und Bewegung ließe sich da wohl auch eine schöne Wirksamkeit für uns denken. Goethe meinte dagegen,

Ja, ich bins, ich war zehn Jahre als der Großvater starb, und es schmerzte mich lebhaft, die schönen Sachen verkaufen zu sehen.

Ihr Vater hat eine große Summe Geldes dafür erhalten.

Sie wissen also davon?

O ja, ich habe diesen Schatz noch in Ihrem Hause gesehen. Ihr Großvater war nicht blos ein Sammler, er verstand sich auf die Kunst, er war in einer frühern glücklichen Zeit in Italien gewesen, und hatte Schätze von dort mit zurück gebracht, welche jetzt um keinen Preis mehr zu haben wären. Er besaß treffliche Gemählde von den besten Meistern, man traute kaum seinen Augen, wenn man seine Handzeichnungen durchsah; unter seinen Marmorn waren einige unschätzbare Fragmente; von Bronzen besaß er eine sehr instructive Suite; so hatte er auch seine Münzen für Kunst und Geschichte zweck-

wir müßten durchaus nach Köln, auch ließe ſich in ſolchen Dingen allein mit einer monarchiſchen Regierung was rechtes ausrichten.

Er zeigt mir ſeine Anſicht der altdeutſchen Kunſt und Behandlung derſelben, in einem Beiſpiel an der Darbringung im Tempel von Eyck. Hier iſt die Tradition Unterlage, wirkt gleichſam als Folie, in dem Gemüthlichen, Natürlichen und Vernünftigen, welches alles mit der höchſten Fertigkeit und Talent in Nachahmung der Natur und Behandlung der Farbe verbunden iſt. Das Bild befriedigt die Forderung des Natürlichen, Gemüthlichen, Vernünftigen; die Tradition tritt zurück und dient als bloße Folie.

650.

1815, 13. September.

Mit Boiſſerée.

Mittwoch den 13. morgens um ſieben Uhr läßt mich Goethe wecken, und zu ſich rufen. Er rief mir zu: „Ich muß Euch wecken aus Eurem Sündenſchlaf, hab' Euch was zu ſagen. Wir gehen nach Heidelberg, der Herzog kommt hin; er will am 20. in Karlsruhe, Freitag am 22. in Heidelberg ſein. Wir gehen Montags ab, bleiben Dienſtag in Darmſtadt, ſind Mittwoch in Heidelberg.“ Er hatte eine rechte Freude, mir ſeinen Entſchluß anzukündigen.

651.

1815, 15. September.

Mit Boiſſerée.

Morgens war ich noch mit Goethe bei Serrand. Im Herausfahren war er dankbar dafür, daß ich ihn dahin geführt habe. Er ſagte: ſo einzelne bedeutende Werke ſind einem auf einmal mehr, als ſonſt hundert andere; es war ihm das liebſte und lehrreichſte in Frankfurt. In Hobbema, in Paul Veroneſe, in Rubens erſcheint die Selbſtändigkeit der Kunſt; wo der Kunſt der Gegenſtand gleichgültig, ſie rein abſolut wird, der Gegenſtand nur der Träger iſt, da iſt die höchſte Höhe; das erſcheint auch im Wouvermann bei Brentano. Schon oft war dies Princip zwiſchen uns zur Sprache gekommen, zuerſt und am auffallendſten am 7. draußen auf der Mühle; nachmittags als von der Beſchreibung der Reiſe der drei Könige von Hemmelink die Rede war. Sie ſei nicht recht; man müſſe ſie nicht mit der Verkündigung, ſondern mit den drei Königen anfangen, welche auf den Bergen den Stern beobachten, und die andern Darſtellungen epiſodiſch mitnehmen. Sonſt ſei die ganze Art meiner Beſchreibung gut, nur würde er ſie nicht ſo machen, weil er eine ganz andere Anſicht der Kunſt habe. Auf meine Frage, worin dieſe Verſchiedenheit beſtehe? wollte er anfangs nicht heraus. Es ſei eine Antinomie der Vorſtellungsart, da helfe alles nichts, ſich darüber zu verſtehen wäre vergebens.

Wir hingen am Gegenſtand, und müſſen daran hängen, das ſei recht, das gehöre zur ganzen Anſicht, aber es ſei nicht das Höchſte. Der Spielmann ſei noch irgend anders begraben. Ich erwiderte, daß ich nicht begriffen, was er meine; ich glaube ſehr, daß es einen Punkt gebe, worin wir zuſammen kämen, und brauche das Gleichniß von einem Spitzbogen oder Parabel; einerſeits ſetzte ich den Gegenſtand, die Bedeutung, andererſeits die Form, die Regel, das freie Spiel der Kunſt, mit dem Gegenſtand. Ich finde das Höchſte nur in der Vereinigung von beiden; in Raphael zum Beiſpiel und in den ſchönſten antiken Werken. Er mußte ſich damit zufrieden ſtellen, wollte aber nicht recht zugeben, daß es mir Ernſt ſei. Wir kamen wieder auf den Pantheismus, ich brachte es darauf mit einigen Neckereien, wegen dem Abſtrahiren vom Gegenſtand, und ſo waren wir bald im allgemeinen. Er ſagte mir, in Beziehung auf meine Arbeiten, auf mein Treiben und Vorhaben, es gehe mir wie dem Seebeck; wir ſäßen im Fegefeuer, und dächten nicht, daß uns nur eine papierene Wand vom Himmel trenne. Hätten wir nur den Muth, dieſe durchzuſchlagen, ſo wäre uns geholfen. Im vorigen Jahr hatte er mir geſagt, er hätte Freunde, die treffliche Arbeiten machten, er ſelbſt hätte ihnen Vorſchub gethan, ihnen ſeine Hefte gegeben u. ſ. w., aber ſie könnten nie zur Ausführung kommen, da wäre immer etwas woran es fehle, ſie würden nie fertig; das ſchien er diesmal zu verſchiedenenmalen auch von

Seebeck zu ſagen. Merkwürdige Erfahrung, ſagt Goethe, habe er gemacht an den Zeichnungen bei Wenner; keine behage ihm, und da ſei doch der Gegenſtand nicht Schuld, denn ſie ſeien aus allen Zeiten. Er habe ſich gefragt und gefunden, der Grund liege darin, daß ſie alle nicht unmittelbar aus erſter Quelle entſtanden ſeien.

Goethe hatte der Frau Willemer ein Blatt des Gingko biloba als Sinnbild der Freundſchaft aus der Stadt geſchickt. Man weiß nicht, ob es eins iſt, das ſich in zwei Theile theilt, oder zwei, die ſich in eins verbinden.

652.

1815, 16. September.

Mit Boiſſerée.

Goethe lieſt mir, was er von den Steinmetzen geſchrieben. Die Kölner Reiſe. Wallraf. Die Kapelle von Fuchs. Von uns. Vom Dom. Ausbau deſſelben. Kononikus Pick. Von Frankfurt hat er ein dickes Paket, will aber nichts leſen laſſen; das müſſe ſich erſt ordnen, liege noch zu wild durcheinander.

653.

1815, 16. September.

Abends bei v. Willemers.

Abends ſingt Marianne Willemer mit ganz beſonderem Affekt und Rührung: „der Gott und die Ba-

jadere". Dann: „kennſt du das Land" und mehreres andere, ausdrucksvoller als ich es je von ihr gehört. Die kleine Frau bemerkte, und Goethe beſtätigte, daß die Zeit während der Muſik unendlich langſam gehe; die größten Compoſitionen drängten ſich in einen kurzen Zeitraum zuſammen, und ſcheine einem bei dem größten Intereſſe, eine lange Zeit verfloſſen. Nach Tiſch lieſt Goethe den Siebenſchläfer, den Todtentanz, das Sonett: „Am jüngſten Tag, wenn die Poſaunen ſchallen."

654.

1815, 17. September.

Bei v. Willemers.

Sonntag den 18.*) zahlreicher Mittagstiſch im großen Saal. Goethe erzählt von der ſchönen Müllerstochter in der Nonnenmühle bei Wiesbaden, mit der ihn Frau Panſa bekannt gemacht hat, als ein Gegenſtück zu ſeiner Dorothea. Reinlichkeit, Wohlhabenheit, Schönheit, Derbheit. Sie ſpielt Klavier, die Brüder ſind zugleich Fuhrleute, eine alte Mutter ſteht dem Haus vor. Eine alte Muhme iſt der Apotheker aus „Hermann und Dorothea" und recht gut. Sie hat noch eine Zahl kleiner Geſchwiſter. Nachmittags kömmt Herr Mieg, früherer Hofmeiſter der Familie. Goethe hatte eine Apprehenſion, ſchon als der Mann herein

*) [Irrig.]

trat, und ihm als ein Freund des Hauſes angekündigt wird. Abends Geſang. Marianne ſingt wieder „der Gott und die Bajadere“. Goethe wollte dies anfangs nicht; es bezog ſich dieſes auf ein Geſpräch, das ich kurz vorher mit ihm geführt, daß es faſt ihre eigene Geſchichte ſei, ſo daß er wünſchte, ſie ſollte es nimmer ſingen. Nachher ſingt ſie hübſche Volkslieder; dann aus „Don Juan“: „Gieb mir die Hand mein Leben“, als Arie. Goethe nennt ſie einen kleinen Don Juan; wirklich war ihr Geſang ſo verführeriſch geweſen, daß wir alle in lautes Lachen ausbrachen und ſie, den Kopf in die Noten verſteckt, ſich nicht erholen konnte.

Die luſtige Stimmung ſetzte ſich auch beim Abendeſſen fort, die Frauen brachten allerlei Späße vor, wozu die Gegenwart des Herrn Mieg Anlaß gab; es waren meiſt Erinnerungen ihrer italieniſchen Reiſe. Dann wurde, weil wir auf der Mühle waren, viel Scherz getrieben mit der Anſpielung auf die Müllerin, und auf den Müllersknecht: an dem iſt nichts zu verderben. Man bat Goethe wegen Herrn Mieg darum, noch etwas zu leſen, und die kleine Müllerin ſchmückte ſich mit ihrem Turban und einem türkiſchen Shawl, den Goethe ihr geſchenkt hatte. Es wurde viel geleſen, auch viele Liebesgedichte an Juſſuph und Suleika. Der Todtentanz wurde geſagt und anderes. Willemer ſchlief ein und wurde darum geſoppt. Wir blieben deßhalb deſto länger zuſammen, bis ein Uhr. Es war eine ſchöne Mondſcheinnacht. Goethe will mich in ſeinem Zimmer

noch bei ſich behalten; wir ſchwatzen, dann fällt ihm ein, mir den Verſuch mit den farbigen Schatten zu zeigen, wir treten mit einem Wachslicht auf den Balkon und werden am Fenſter durch die kleine Frau belauſcht.

655.

1815, 18. September.

Mit Boiſſerée.

Nachmittags fuhr ich mit Goethe durch den Wald nach Darmſtadt, ſchöne Lichter ſpielen an den Baumſtämmen und auf dem Raſen. Wir kamen von dem Geſang der Willemer auf Muſik, auf Mozart zu ſprechen. Dann las er mir ein Lied eines Freiwilligen, ſehr hübſch, naiv und ironiſch zugleich, durch eine gewiſſe Selbſtgefälligkeit. Es kommt in die neue Ausgabe, hinter „Vanitas Vanitatum“ zu ſtehen.

656.

1815, 19. September.

Mit Boiſſerée und Moller.

Den 20. September*) kommen wir nach Darmſtadt, es iſt hell und kalt. Am andern Morgen acht Uhr gehen wir ins Muſeum, Goethe zu den Naturalien, ich zu den Gemälden und Statuen; dann beſchäftigten uns noch Smeathons Leuchtthürme bis halb zwei Uhr; da

*) [Jedenfalls den 18.]

geht Goethe nach Hof. Als Goethe zurück kam, gingen wir zusammen zu Moller. Im Gehen erzählt er mir die Entstehung des Lingham. Es sei ein unendlicher Geist und Weisheit in den indischen Sagen; er verehre sie sehr hoch. Aber nur müßte er ihre Bilder nicht dabei sehen, die verdürben gleich die Phantasie bis zum Verfluchen!

Bei Moller sahen wir den Straßburger und den Freiburger Münster und sein kleines Werk, sein Theater und seine Kirche. An dieser entwickelte Goethe seine Grundsätze über Architektur. Alles müsse in drei Theile fallen; das Gesetz der Säulenordnung auf das Ganze angewandt werden. denn es käme wesentlicher darauf an, daß das Ganze harmonisch, als daß das Einzelne immer streng nach der hergebrachten Schnur und Regel sei.

Beim Nachtessen war Primavesi, er sprach abgeschmacktes Zeug über Dekorationen, rühmte seinen Mondschein mit künstlichem Mond, und will auch eine künstliche Sonne auf's Theater bringen: eine Glaskugel mit altem Rheinwein gefüllt, weil keine gefärbte Flüssigkeit so prächtig, klar u. s. w. sei. Ironie half nichts gegen ihn. Goethe erzählte von Mondschein in Rom, ohne allen Mond, in einer sehr schönen Dekoration. Man wählt dazu Architektur mit krausem mannigfaltig verziertem Umriß, ganz dunkel auf dem Himmel abgeschnitten, davor eine Mauer und niedrige Gebäulichkeiten ganz hell wie von Mondschein beleuchtet.

657.

1815, 20. September.

Mit Boiſſerée und Anton Thibaut.

Mittwoch den 21.*) fuhren wir nach Heidelberg. Unſer Geſpräch führte uns auf die Antike. Goethe wünſchte ſich in einem Statuenſaal zu wohnen und zu ſchlafen, um unter den Göttergeſtalten zu erwachen. Ich habe mir zuerſt die Büſten in phyſiognomiſcher Rückſicht angeſehen, die der Götter, ſowie der Perſonen; überall herrſcht dieſelbe Großheit der Naturanſichten; ich meine, die Griechen hätten keine Anatomie getrieben in der Kunſt, ſondern bloß durch die Oberfläche mit ihrem glücklich ſcharfen Auge den ganzen Körperbau durchgeſehen. Goethe ſagte ausdrücklich das Gegentheil; es wäre auch ohne Anatomie nicht möglich. Ich ſprach dann auch meine Verehrung aus über die Einheit und das glückliche Maßhalten in allen ihren Werken. Goethe ſagte darauf: „Ja, in Allem, auch in ihrem Theater; nehmen wir Calderon, Shakeſpeare dagegen; dieſem Letztern fehlt die Einheit; er war von ſeiner Zeit abhängig, ſo gut wie Jeder, die Schlegel mögen ſagen was ſie wollen. Shakeſpeare iſt mehr epiſch und philoſophiſch als dramatiſch.“ Goethe hat „Romeo und Julie“ für die Bühne abgeändert; er gibt mir eine weitläufige Beſchreibung der Endſcene; von dem Theatereffekt der Lampe in der Gruft über der Leiche u. ſ. w.

*) [Mittwoch war der 20.]

Cornelius' Zeichnung hatte uns darauf gebracht, worin dieſe Handlung ganz verfehlt iſt.

Dann kamen wir auf den „Fauſt", die Fortſetzung deſſelben. Über Goethes Werke überhaupt. Meiſters Wanderungen. Novellen. Auf die beſtimmte Zahl der verſchiedenen möglichen Liebesverwicklungen.

Ich brachte das Geſpräch auf ſeine Naturanſichten, auf die verſprochene Formenlehre. Die Metamorphoſe iſt in Allem, auch in den Thieren. Der Kopf iſt nichts anderes, wie ein Wirbelbein. Dieſen Gedanken hat ihm Oken geſtohlen, als er denſelben abends bei Fromanns ausſprach, und ihn auf der Stelle in einer ſchon in der Druckerei befindlichen Abhandlung oder Programm eingerückt. — Goethe ſprach den Wunſch aus: jetzt, da wir einmal auf dem Weg ſind, ſollten wir nur ſofort nach München und Italien fahren. Wir kamen zu Mittag nach Heidelberg.

Thibaut bekennt, daß er Unrecht gehabt in Vertheidigung von Görres, im vorigen Jahr. Goethe erwidert uns darauf: „Ja, lehrt mich die Welt nicht kennen. Ich habe gleich, als der Enthuſiasmus los ging, den Fluch des Biſchofs Arnulphus über alles deutſche politiſche Gerede ausgeſprochen, und mir dadurch die Qual vom Halſe gehalten. Wie ſie mir nur davon anfingen, hub ich gleich an: ich verfluche euch u. ſ. w. Da waren ſie bald ſtill und ließen mich ungeſchoren."

mäßig gesammelt, seine wenigen geschnittenen Steine verdienten alles Lob; auch war das Ganze gut aufgestellt, wenn gleich die Zimmer und Säle des alten Hauses nicht symmetrisch gebaut waren.

Sie können denken, was wir Kinder verloren, als alle die Sachen herunter genommen und eingepackt wurden. Es waren die ersten traurigen Zeiten meines Lebens. Ich weiß noch, wie leer uns die Zimmer vorkamen, als wir die Gegenstände nach und nach verschwinden sahen, die uns von Jugend auf unterhalten hatten, und die wir eben so unveränderlich hielten, als das Haus und die Stadt selbst.

Wenn ich nicht irre, so gab Ihr Vater das gelöste Capital in die Handlung eines Nachbars, mit dem er eine Art Gesellschafts-Handel einging?

Ganz richtig! und ihre gesellschaftlichen

658.

1815, 21. September.

Mittag bei Boiſſerées.

Donnerstag den 22.*) mittags, waren Creuzer und Daub bei uns zum Eſſen. Goethe erzählte von den neugriechiſchen Dichtungen von etwa fünfzig Jahren her. Die Helden ſeien meiſt unabhängige Seeräuber und in den Gebirgen Landräuber, oder Familien auf kleinen Inſeln, es ſeien meiſt dramatiſche Romanzen. Alle Elemente, lyriſche, dramatiſch-epiſche, ſeien in Einer Form. Der Geiſt derſelben ſei der nordiſche, ſchottiſche mit dem ſüdlichen und altmythologiſchen verbunden. Das Geſpräch eines Adlers mit dem abgeſchlagenen Haupt eines Räuberanführers, welches er auf die Felshöhe getragen. Charon, ein Reiter, welcher die Seelen der Geſtorbenen hinten an den Schweif ſeines Roſſes bindet, die der Kinder an den Sattel hängt. Ein Pferd, welches ſeinen erſchlagenen Herrn beklagt und mit der Huſe ſcharrt. Ein Bräutigam, der auf der Überfahrt zur Braut in einem ſiegreichen Gefecht mit den Türken bleibt, und wünſcht, es ſolle der Braut verſchwiegen werden.

*) [Donnerstag war der 21.]

659.

1815, 23. (?) September.

Mittag bei Boiſſerées.

Mittags, als wir bei Tiſche ſaßen, kömmt Willemer unverhofft. Ich hatte ihm, weil der Herzog noch immer erwartet wurde, geſchrieben, am Montag zu kommen. Nachdem wir eine kurze Weile geſeſſen und uns von der erſten Überraſchung erholt hatten, ſprang Goethe plötzlich auf, ich folgte ihm in ſein Zimmer, er ſagte: „Wir können doch nicht eſſen, während die Frauen im Gaſthof warten.“ Das gibt ein Precipicio von der erſten Sorte! Ich ging zu den Frauen, und erſt als ich ſie brachte, ſetzte Goethe ſich wieder zu Tiſche.

660.

1815, 29. September.

In Boiſſerée's Gemäldeſammlung.

Als während des zweiten Aufenthaltes Goethes in Heidelberg der Großherzog von Weimar dorthin kam und zum Beſuch der Sammlung bei den Boiſſerées ſich melden ließ, ſagte Goethe zu dieſen: „den überlaſſen Sie nur mir! Haben Sie nicht ein recht altes aber merkwürdiges Bild?“ Es wurde eins aus der Rumpelkammer herbeigeholt; das hing Goethe gerade über der Thür des Bilderſaals auf. Als der Großherzog erſchien, unterhielt ſich Goethe mit ihm über

die Sammlung, rühmte beſonders die geſchichtliche Folge und Überſicht und machte dann, um dies mit Beiſpielen zu belegen, zunächſt auf das alte Bild über der Thür aufmerkſam. Aber während er noch ſprach, war der Großherzog mit einem Mal zur Thür hinaus, man wußte nicht wie. „Das Bild hat ſeine Wirkung gethan," ſagte Goethe, der dem Fürſten nachgeeilt war, als er zu den Freunden zurückkam.

[In S. Boiſſerée's Tagebuch ſteht am 29. September: „Ankunft des Herzogs von Weimar. Die Thurmriſſe werden in Goethes Zimmer aufgehängt."]

661.

1815, letztes Drittel im September.

Mit Georg Friedrich Creuzer.

Eines Nachmittags begegneten wir [G. Parthey und Genoſſen] Creuzern oben auf dem Schloſſe und begleiteten ihn durch einpaar Gänge. Er hielt ein Blatt des wunderbaren chineſiſchen oder japaniſchen Baumes Gingko biloba in der Hand, von dem ein Stämmchen im Schloßgarten ſteht. Dabei theilte er uns mit: er habe, als Goethe 1815 Heidelberg beſuchte, mit dieſem bei einem Spaziergange im Schloſſe ein langes und intereſſantes Geſpräch über die ſymboliſche Deutung und Sinnigkeit der helleniſchen mythologiſchen Perſonen und Erzählungen geführt; er habe verſucht, Goethen auseinanderzuſetzen, wie jede helleniſche Geſtalt doppelt anzuſehen ſei, weil hinter der bloßen

Realität ein höheres Symbol verborgen liege. Die einfachen Fälle seien bekannt genug: Ares als Kriegsgott bedeute auch den Krieg, Hebe als die Jugendgöttin auch die Jugend; es gebe aber entferntere Anwendungen davon: der Fluß, in dem die Jungfrauen baden, empfange gewissermaßen ihre Erstlinge, so habe es geschehen können, daß ein verwegener Liebhaber als Flußgott die Sache in buchstäbliche Erfüllung gebracht. Dies dürfe aber nicht bloß als eine Personification der Zustände betrachtet werden, sondern dieser Doppelsinn sei allen antiken Mythen immanent, wenngleich nicht immer leicht herauszufinden. Den Glaubenden genügte das stricte Wortverständniß, den Wissenden ward der höhere Sinn in geheimen Weihen aufgeschlossen. — Goethe ging auf diese Erörterungen mit dem regsten Eifer ein, als sie gerade bei dem Gingko biloba stillstanden; er pflückte ein Blatt und sagte: „Also ungefähr wie dieses Blatt: eins und doppelt."

662.

1815, letztes Drittel im September.

Mit Wilhelm Grimm.

Goethe . . . wohnt bei Boisserées und schreibt über die Gemälde; außerdem gibt er sich mit persischen Sachen ab, hat ein Päckchen Gedichte in Hafis' Geschmack gemacht, liest und erklärt die [chinesische Erzählung] Haoh Kioh Tschwen und lernt bei Paulus arabisch. Er

war so gnädig einpaarmal dazusein, als wir die Bilder besahen und kam auf einmal zu mir und fragte nach unsern literarischen Arbeiten. Ich sagte ihm dann Verschiedenes, unter andern auch, daß das mannigfache Leben der Sagen, ihr Hin- und Herströmen, ihre Vereinigung und Trennung ein besonderes Augenmerk sei. „Ja!" antwortete er, „was kann die Kritik anders sein, als die Beobachtung der verschiedenen Wirkungen der Zeit" — was ganz meine Meinung auch ist. Creuzer hat mir gesagt, daß ihn (Goethe) besonders die Prosaübersetzung der Edda gefreut; er redet noch immer von einer ähnlichen Arbeit beim Homer.

663.

1815, letztes Drittel im September.

Mit Louis Grimm.

Der Lui (Louis Grimm, jüngerer Bruder, Maler) hat es aus natürlichem Gefühl ebenso gemacht [d. h. sich gegen Goethe zurückhaltend benommen], und zu dem ist er [Goethe] auch gekommen, hat ihn über die Rheinreise gefragt und dergl., recht liebreich.

664.

1815, 1. October.

Mit Boisserée.

Goethe . . . klagte über die Vogelnestergewölbe in Henry VII. chapel in Salisbury Chathedral, und über

den unſinnigen Bücherluxus in England. Ein botaniſches Werk, bloß von Tannen handelnd, koſtet achtzig Guineen.

665.

1815, 2. October.

Mit Boiſſerée.

Goethe . . . ſagte mir: „An Euerm Domriß iſt mir ein Licht aufgegangen; ich habe aperçus gehabt. Ich glaube jetzt das ganze Geheimniß der Architektur heraus zu haben.“

666.

1815, 3. October.

Mit Boiſſerée.

Dienſtag morgens um ſechs Uhr fuhr ich mit Goethe nach Karlsruhe. Goethe fing gleich damit an, er habe dem Domriß was abgeſehen. Der Domriß habe ihm ganz neue Aufſchlüſſe über die Architektur gegeben. Er habe nie mit dieſer Kunſt recht fertig werden können. Mit den Farben ſei es ihm auch ſo gegangen, bis er ſie in phyſiologiſche, phyſiſche und chemiſche eingetheilt habe; jetzt hoffe er, mit der Architektur auch fertig zu werden; nur das Verhältniß zur Natur ſei ihm noch nicht recht klar. Ich ſprach meine Meinung aus, daß Naturnachahmung zu Grunde liege, aber nicht gerade unmittelbare, daß alle größere Architektur von den Höhlen

ausgegangen, daß zu unterſcheiden ſei zwiſchen häuslicher und heiliger Architektur, zwiſchen Architektur des Bedürfniſſes und der einer höhern Beſtimmung. Goethe ſagte, er begreife jetzt erſt recht, warum ich den Dom von Köln ſo vorgezogen, da ſehe er, wie alles Andere dagegen verſchwinde, er finde ein Princip darin und mit der größten Conſequenz durchgeführt. Ich frage vergebens, daß er es ausſpreche. Es ſei noch nicht Zeit, ich würde es ſchon erfahren. Ich äußerte, daß ich ſehr begierig darauf ſei, und ob es mit dem zuſammen ſtimmte, was ich darüber dächte; verſchweige aber auch mein Geheimniß, ſo ſehr ich mich auch gedrungen fühlte, es ihm zu offenbaren. Doch ein Schweigen gebiert das andere. Er ſagte, er habe den Herzog in Mannheim, im Hinblick auf den Dom, ſchön damit geſchoren, bei den engliſchen Werken. Ich ſprach von des Herzogs Anlage eines gothiſchen Orangeriehauſes, und was mir der Baumeiſter Stieler dabei von des Herzogs eigener Erfindung geſagt; ſo kamen wir auf den Herzog und zur Rekapitulation der letzten Tage, wie ſich alles gedrängt, daß der Herzog durchaus auf dieſer Reiſe nach Karlsruhe beſtanden habe. Dann kamen wir auf die Willemers. Er lobte die Frauen und bedauerte, daß Willemer mit ſeinem ſtrebenden, unruhigen Geiſt ſich nicht auf ein beſtimmtes Fach, auf eine Liebhaberei geworfen habe. Die Verhältniſſe mit Frauen allein können doch das Leben nicht ausfüllen, und führen zu gar zu viel Verwicklungen, Qualen

und Leiden, die uns aufreiben, oder zur vollkommenen Leere. Doch sehr zu rühmen und zu ehren sei die Macht des sittlichen Princips bei diesem Mann, dieses allein habe ihn in der Höhe gehalten, in der Verwirrung von Verhältnissen, in die er sich gestürzt. So ist die Rettung der kleinen, liebenswürdigen Frau ein großes sittliches Gut. Wenn die Menschen bei so viel Verirrung edel bleiben und gut, so müssen wir uns schon Herbigkeit und Schroffheit gefallen lassen. Es ist ein Wunder, daß Willemer nach allem, was er getrieben und erlebt, noch ein solcher Mann ist und solch ein Haus hat. Gegen die gewöhnlichen, ja gemeinen kaufmännischen und Geldverhältnisse kämpfte sein unbezwingbares, edleres Wesen.

Alte Erinnerungen: wie oft Goethe den Pfad durch die Gerbermühle gegangen nach Offenbach zur Schönemann. Liebesgeschichte. Seine Lieder an Lilli. Braut und Bräutigam. Wie sie allmählich von einander entfernt worden durch einen Dritten, ohne es selbst zu wissen. Religionsverhältnisse waren erster Anlaß, sie ist reformirt, er lutherisch. Sie sind unglücklich, wie die Kinder, die ein Leid haben, und es sich wechselseitig klagen und nicht wissen warum. Dorville, ein Pfarrer, ist im Spiel. Sie hat ihm den größten Theil ihrer höhern Bildung zu danken. Vorher Gleichgültigkeit gegen die Welt, wie es sich bei Mädchen in einem reichen Kaufmannshaus, die alle Tage von Gesellschaft umgeben sind von frühester Jugend her, leicht einfinden

muß, wenn sie nicht selbst flach und leer sind. — Er spricht von seiner Verlegenheit wegen dieser Geliebten, die Lebensbeschreibung fortzusetzen; ich suche sie ihm auszureden. Vor vierzig Jahren reiste er auch nach Karlsruhe; er werde da Jung Stilling wieder sehen, dem er seitdem nicht begegnete. Die Schönemann müßte auch da sein. — Lebensbeschreibung, Composition. — Ich erinnere an sein Gedicht von der Schöpfung, das er dieser Tage gemacht hat, worin nur ein Gedanke verkehrt war, und die ganze Composition gestört und verdorben hat. Er fand's nachher und warf ihn heraus. Er hatte mir versprochen, dies als ein merkwürdiges Beispiel ausführlich vorzulegen, wie es bei der Composition oft auf ein einzelnes Wort ankomme. Doch nun wollte er den falschen Vers nicht sagen, sondern hielt sich im Allgemeinen. Das Gedicht ist sehr dunkel und metaphysisch. Nach der Handlung der Schöpfung fühlt sich Gott zum erstenmal einsam! — Dies gibt mir dann Anlaß von seinen Naturansichten zu reden, und von seinem Vorhaben ein Naturgedicht zu schreiben. Er verwirft es jetzt. Man ist zu sehr gebunden. Besser einzelne Gedanken, wie die Gedichte des Divan, die man nachher in ein Ganzes ordnet. Ich muntere ihn dazu auf. Er geht darauf ein, und sagt: „Ja, einen Anlaß muß man doch zu Allem haben, und so wollen wir von Heidelberg gleich zwei Buch Baseler Papier mitnehmen, darauf schreibe ich so gerne, die lassen wir in einzelne Blätter schneiden.“ Ich bitte

mir aus, ſie ihm ſchenken zu dürfen. Er erzählt mir von ſeiner philoſophiſchen Entwicklung. Philoſophiſches Denken; ohne eigentliches philoſophiſches Syſtem. Spinoza hat zuerſt großen und immer bleibenden Einfluß auf ihn geübt. Dann Baco's kleines Traktätchen, de Idolis; *Eidólwn*, von den Trugbildern und Geſpenſtern. Aller Irrthum in der Welt komme von ſolchen *Eidólwn* (ich glaube, er nimmt deren zwölf hauptſächliche an). Dieſe Anſicht half Goethe ſehr, ſagte ihm ganz beſonders zu. Überall ſuchte er nun nach dem Eidolon, wenn er irgend Widerſprüche fand, oder Verſtockung der Menſchen gegen die Wahrheit, und immer war ein Eidol da. War ihm etwas widerwärtig, ſtieß man gegen die allgemeine Meinung, ſo dachte er bald, das wird wieder ein Eidol ſein, und kümmerte ſich nicht weiter. So reiſte er nach Italien; da beſonders wurde er immer von philoſophiſchen Gedanken verfolgt, und kam er auf die Idee der Metamorphoſe. Als er nachher Schiller in Jena ſah, theilte er ihm dieſe Anſicht der Dinge mit, da rief Schiller gleich: Ei, das iſt eine Idee! Goethe mit ſeiner naiven Sinnlichkeit ſagte immer, ich weiß nicht, was eine Idee iſt, ich ſehe es wirklich in allen Pflanzen u. ſ. w. Nun wollte er ſich doch auch mit der Sprache und dem Syſtem dieſer Männer bekannt machen, ſo kam er durch Schiller an die Kantiſche Philoſophie, die er ſich von Reinhold in Privatſtunden vortragen ließ u. ſ. w.

Ich erzählte dagegen von unſerer philoſophiſchen

Speculationen sind ihnen wohl geglückt; sie haben in diesen zwölf Jahren ihr Vermögen sehr vermehrt, und sind beide nur desto heftiger auf den Erwerb gestellt; auch hat der alte Werner einen Sohn, der sich viel besser zu diesem Handwerke schickt, als ich.

Es thut mir leid, daß dieser Ort eine solche Zierde verloren hat, als das Cabinet Ihres Großvaters war. Ich sah es noch kurz vorher, ehe es verkauft wurde, und ich darf wohl sagen, ich war Ursache, daß der Kauf zu Stande kam. Ein reicher Edelmann, ein großer Liebhaber, der aber bey so einem wichtigen Handel sich nicht allein auf sein eigen Urtheil verließ, hatte mich hierher geschickt, und verlangte meinen Rath. Sechs Tage besah ich das Cabinet, und am siebenten rieth ich meinem Freunde, die ganze geforderte Summe ohne Anstand zu bezahlen. Sie waren als ein munterer Knabe oft um

Bildung, überhaupt von unserer Bildung durch Schlegel; unsere Geschichte wieder von einer andern Seite, von der literarischen. Von der Architektur; meine Ansicht der Geschichte der christlichen Architektur von den ältesten Zeiten. Mosaik. Liturgie ꝛc. ꝛc. Dann breche ich ab oder bleibe stehen, weil ich mein Geheimniß nicht verrathen will, sondern verspreche nur, daß es sich schön und sehr einfach machen wird. So sind wir dann an den Wünschen für die Zukunft angelangt. Goethe meint, von Frankfurt aus müsse man immer den Rhein auf- und abwärts fahren und so sein Wesen treiben.

Wir kamen nach Karlsruhe. Mittags-Essen auf dem Zimmer. Vertraulichkeiten. Unwillkürliche Eröffnung von einem Herzensverhältniß von meiner Seite. Nachher gehen wir zum alten Jung Stilling; werden von der Frau nicht erkannt, und von ihm kalt aufgenommen. Er muß morgen mit Elberfeldern nach Baden fahren. Anstalten zum Thee sind gemacht, wir werden nur von der Frau dazu eingeladen, diese ist nun die theilnehmendere. Er stichelt auf den Geheimerath. Goethe auf den Bischof; der Alte wirft sein schwarzes Käppchen weg. Goethe zwingt's ihm wieder auf. Dann müssen wir in die Studierstube, wo noch alle Geburtstagskränze und Geschenke: kleine schlechte Zeichnungen, Kupferstiche, Porträte von Minister Stein, Kaiser Alexander, Lavater u. s. w., alles durcheinander lag. Goethe, der so herzlich und jugendlich wie möglich, war

tief gekränkt durch diesen Empfang; am meisten aber durch die Äußerung Jungs: „Ei, die Vorsehung führt uns schon wieder zusammen!“

667.

1815, 4. October

Bei Karl Christian Gmelin.

Gegen Abend besuchten wir [Goethe und Boisserée den Geheimen Hofrath] Gmelin und fanden bei ihm die Vallisneria spiralis, das merkwürdige, gewissermaßen sich selbst bewegende Wasserpflänzchen, das er von Montpellier mitgebracht. Herr Sensburg kam, blieb aber nicht lang; dann Oberforsträthin Lattrop und andere Frauen, und Hebel. Dieser ward von der Lattrop, einer Niedersächsin, zum Hersagen von einem Gedichte genöthigt. Der freundliche Mann muß endlich nachgeben, und übersetzt jeden Vers ins Hochdeutsche. Goethe ward grimmig darüber; man sollte doch dem Dichter die Ehre anthun, seine Sprache zu lernen. Die Niedersächsin wird, da sie noch wiederbellt, schön mit ihrem Niedersächsisch und dem Norden geschoren. Goethe lobt das Oberländische, sagt noch etwas, sich auf ein Liebchen beziehendes Elsaßisches her.

668.

1815, 5. October.

Mit Boisserée.

Jungs laſſen noch zum Abend einladen, als wir eben fort wollen. Wir freuen uns im Wagen zu ſein und zu rekapituliren. Rühmen die Muſchelſammlung und die ganz neue Anſchauung, und lachen mitunter auch. Dann wachen bei Goethe alte Erinnerungen auf; gerade vor vierzig Jahren ließ ihn der Herzog von Heidelberg nach Frankfurt durch Stafette holen. Wenn er jetzt gerade vom Miniſter Stein zurück in Frankfurt wäre, und es ihm einfiele, wäre er im Stande, es zu wiederholen, da er ohnehin verlangt, Goethe ſolle nach Frankfurt kommen. Vor Tiſch ſchon rühmte er, daß er wohl gethan nach Köln zu gehen, ſich von dem Herzog influenziren zu laſſen. Er laſſe ſich ohnehin leicht beſtimmen, und vom Herzog gern; denn der beſtimme ihn immer zu etwas Gutem und Glücklichem, aber einige Perſonen ſeien, die einen ganz unheilbringenden Einfluß auf ihn hätten. Lange habe er es nicht gemerkt; immer, wenn ſie ihm erſchienen, ſei ihm auch ganz unabhängig von ihnen irgend etwas Trauriges oder Unglückliches begegnet. Alle entſchiedenen Naturen ſeien ihm Glück bringend, ſo auch Napoleon. Ich drang näher in ihn, ob dergleichen Unglücksboten etwa in der Nähe wären? Nein, ſagte er, aber, wenn es einmal der Fall ſein würde, verſpreche er mir's zu

ſagen. Ich ſpreche vom Aberglauben; wie man ſich bei aller Anerkennung des Geheimnißvollen im Leben davor zu hüten habe. Und er war einig, daß man nur ſo viel darauf geben müſſe, um Ehrfurcht vor der uns umgebenden geheimnißvollen Macht in allem zu haben und zu behalten, welches eine Hauptgrundlage wahrer Weisheit ſei.

Unterwegs kamen wird ann auf die „Wahlverwandtſchaften" zu ſprechen. Er legte Gewicht darauf, wie raſch und unaufhaltſam er die Kataſtrophe herbeigeführt. Die Sterne waren aufgegangen; er ſprach von ſeinem Verhältniß zur Ottilie, wie er ſie lieb gehabt, und wie ſie ihn unglücklich gemacht. Er wurde zuletzt faſt räthſelhaft ahndungsvoll in ſeinen Reden.

Dazwiſchen ſagte er dann wohl einen heitern Vers. So kamen wir müde, gereizt, halb ahndungsvoll, halb ſchläfrig, im ſchönſten Sternenlicht, bei ſcharfer Kälte nach Heidelberg.

669.

1815, 6. October.

Mit Boiſſerées.

Freitag den 6. morgens will Goethe plötzlich fort, er ſagte mir: „Ich mache mein Teſtament." Wir bereden ihn mit großer Mühe, noch einen Tag auszuruhen, und übermorgen zu reiſen. Die Jagemann hat ihn mit den andern Damen gedrängt, er ſoll nach Mannheim kommen, zu Tableaux und Attituden. Er fürchtet

den Herzog. Er ist sehr angegriffen, hat nicht gut geschlafen, muß flüchten. Er gibt mir einen Theil seiner Gedichte zum lesen für Melchior und Bertram.

670.

1815, 7. October.

Mit Boisserée.

Goethe ist früh morgens unruhig, fürchtet eine Krankheit, will schon zu Mittag fort. Ich biete mich ihm zur Begleitung an, und bereite mich vor, ihm bis Weimar zu folgen. Trauriger, schwerer Abschied.

Im Wagen erholt sich der Alte allmählich. Die Sicherheit nicht mehr vom Herzog oder der Jagemann erreicht zu werden, beruhigt ihn sichtbar. Gespräch darüber. Deutsche Politik, Verhältnisse; die Forderungen des Adels und der Bürger hält er nicht für gefährlich. Ständische Verfassung; es sei keine Umwälzung zu befürchten, wenn nur die Fürsten halbwegs ihren Vortheil kennen, und einigermaßen den gerechten Wünschen entgegen kommen wollten. Die heftigen Volksmänner seien nichts weniger als beliebt. Aristokratismus im eigentlichen Sinne sei das einzige und rechte. Er spricht seine Freude darüber aus, daß ich mich in nichts verwickelt habe, trotz der vielen Lockungen und Gelegenheiten.

Goethe hat immer eine Scheu vor allen politischen Dingen gehabt. War auch einmal in einer Art Verschwörung durch seinen Herrn, damals, als man die

Übermacht Friedrichs des Großen fürchtete. Es bestand eine geheime Verbindung bei dem alten Fürsten von Dessau; der Kronprinz von Preußen war darin. Nachher wurde dieselbe Veranlassung zum Fürstenbund, obwohl es anfangs gegen Preußen ging. Herr von Dohm erhielt noch vor einiger Zeit, zur Geschichte des Fürstenbundes, Aufschlüsse hierüber von Goethe.

Neukatholiken. Spottgedicht auf sie. Kinderspiel. Messe. Katholiken und Protestanten friedlich durcheinander in einer Stadt. Auf einem Speicher hing ein Seil, das mußte statt der Glocke dienen, daran zogen sie um die Wette und schrieen: bim bam. Und so wiederholten sie ohne Schonen die sämmtlichen heiligen Funktionen.*) Soll in die neue Ausgabe der Gedichte kommen; ich billigte es, er schien noch Zweifel zu haben.

Abends in Neckarelz. Kaltes Zimmer. Goethe war munter, vergaß die Kälte, indem er mir von seinen orientalischen Liebesgedichten vorlas. Wir schliefen in einer Stube. Es ist ihm lieb, daß ich bei ihm bin, er hatte wirklich eine Krankheit befürchtet.

671.

1815, 8. October.

Mit Boisserée.

Sonntag morgens fuhren wir von Neckarelz die Höhe hinauf. Kalkgebirge. Goethe erkannte die fränkische

*) [„Pfaffenspiel."]

Mainregion daran. Der Bediente fand Verſteinerungen und Ammonshörner. Wir begegneten zwiſchen Oberſchaſlenz und Buchen dem Maler Jagemann, der zu ſeiner Schweſter nach Mannheim reiſte; er ſagte, der junge Bertuch ſei krank und von den Ärzten aufgegeben.

Noth, die der Herzog mit der Familie Jagemann hat. Die Schweſter derſelben, Frau von Dankelmann, mit ihren Kindern iſt ihm auch auf dem Hals. Den Dankelmann hat man in Eiſenach einſperren müſſen. Nun hat der Herzog, außer ſeinen eigenen Kindern, zugleich noch für dieſe zu ſorgen, im Ganzen für acht. Gutes Benehmen des herzoglichen Hauſes gegen die Jagemann und dieſe Kinder. Der Erbprinz beſucht ſie und ſpielt mit dieſen kleinen Geſchwiſtern. Doch iſt die unvermeidliche Spannung eines ſolchen Verhältniſſes fühlbar. Großfürſtin Maria; Lob derſelben; edle Weiſe ſich zu beſchäftigen. Goethe ſteht ſehr gut mit ihr; Meyer iſt ihr Vertrauter. Sie hat ihre Freude an der Kunſt; iſt ſehr zart, nicht glücklich.

Die Großfürſtin Catharina iſt ganz anders; durchaus politiſch in Allem. Sie ſagte in Wiesbaden noch: die Kunſt mache ihr keinen Eindruck, hätte kein Intereſſe für ſie; am meiſten noch die Architektur, weil man da eine Menge Menſchen beſchäftigen, und dem Staat Glanz und Würde geben könne. In Buchen begegneten wir Herrn v. Türk von Yverdun mit Familie und mehreren Kindern, wahrſcheinlich auch Zöglingen, einen

ganzen Schweizer Poſtwagen voll, neun oder zehn Perſonen. Er hatte in der Schweiz ein Erziehungshaus und wird nun von Preußen als Oberſchulrath nach Frankfurt a. d. O. berufen.

Goethes Klagelieder über das heutige Erziehungsweſen. Verſuchen, Taſten und Wandern nach der wahren Erziehungsart! Liebesgeſchichten wechſelſeitig. Deutſche mögen gern die naiven, ruhigen, nicht die leidenſchaftlichen Frauen. In Hardtheim Mittageſſen. Ein junges, friſches Mädchen bedient uns, iſt nicht ſchön, hat aber verliebte Augen. Der Alte ſieht ſie immer an. Kuß. — Abends im Dunkel nach Würzburg. Im Pfälziſchen Hof Verwirrung mit der Türk'ſchen Familie; man ſondert uns wieder von ihr. Große gewaltige Räume, wie eine Abtei. Es iſt das alte Schönborn'ſche Haus.

672.

1815 (?).

Mit Riemer.*)

a.

„Die Sittenlehrer irren ſich, wenn ſie in jedem Alter denſelben Grad der Beſcheidenheit verlangen.

*) [Die Datirung der Äußerungen a und b vom 15. Juli und vom 21. Auguſt 1815 iſt falſch, dafern ſie in Gegenwart von Riemer gefallen ſein ſollen; deshalb ſind ſie allgemein unter 1815 in Frage geſtellt.]

Anders der Jüngling, der in seine Kräfte gerechtes Mißtrauen setzt; anders der Mann, der sie geprüft und gezeigt hat."

b.

„Die Neigung zu einer Sache, das ist ja eben der Sinn dafür."

c.

„Es giebt zwei Welten: wenn die eine zürnt, so fragt die andere nichts danach." —

673.

1815 (?).

Mit v. Knebel.

Was meine von Ihnen [Böttiger] über Verdienst belobten Gedichte selbst betrifft, so darf ich Ihnen sagen, daß . . . . ihnen von unserm Goethe, — der wahrlich nicht verschwenderisch in seinem Lobe gegen Dichter zu sein pflegt — das Zeugniß gegeben worden ist: meine Gedichte würden bleiben, da sie ein allgemeines menschliches Interesse hätten.

674.

1815 (?).

Mit Beate Lorsing geb. Elsermann.

Einstmals trat er [Goethe] herein und zeigte seiner Frau ein kleines Etui mit den Worten: „Sieh, liebes

Kind, was mir meine liebe Freundin, die Geheimräthin Willemer, für eine allerliebste Neuigkeit zum Andenken überſandt hat.“ Es war eine goldne Schnalle, woran ſeine Orden im kleinſten Format mit venetianiſchen Kettchen befeſtigt waren. Madame Lortzing, die neben der Geheimräthin ſaß und ein großer Liebling Goethes war, fragte ganz unbefangen, welcher ihm der liebſte von allen Orden ſei.‘ Keinem andern hätte ich [F. Genaſt] ſolche Dreiſtigkeit rathen mögen; denn er liebte es gar nicht, um ſeine Gedanken befragt zu werden und noch [illegible] in ſolchem difficilen Fall, aber bei ihr machte [illegible] und erwiderte: „Kleine Neugier! [illegible] müſſen“ — und wies auf die Ehrenlegion.

675.

1815 (?).

Über Dur und Moll.

„Der Grund des ſogenannten Moll liegt innerhalb der Tonmonade ſelbſt. Dies iſt mir aus der Seele geſprochen. Zur nähern Entwickelung bahnt vielleicht folgendes den nähern Weg: dehnt ſich die Tonmonade aus, ſo entſpringt das Dur; zieht ſie ſich zuſammen, ſo entſteht das Moll. Dieſe Entſtehung habe ich in der Tabelle, wo die Töne als eine Reihe betrachtet ſind, durch Steigen und Fallen ausgedrückt. Beide Formeln laſſen ſich dadurch vereinigen, daß man den

mich herum; Sie erklärten mir die Gegenstände der Gemählde, und wußten überhaupt das Cabinet recht gut auszulegen.

Ich erinnere mich einer solchen Person, aber in Ihnen hätte ich sie nicht wieder erkannt.

Es ist auch schon eine Zeit, in der wir uns mehr oder weniger verändern. Sie hatten, wenn ich mich recht erinnere, ein Lieblings-Bild darunter, von dem Sie mich gar nicht weglassen wollten.

Ganz richtig, es stellte die Geschichte vor, wie der kranke Königssohn sich über die Braut seines Vaters in Liebe verzehrt.

Es war eben nicht das beste Gemählde, nicht gut zusammengesetzt, von keiner sonderlichen Farbe, und die Ausführung durchaus manierirt.

Das verstand ich nicht, und versteh es noch nicht; der Gegenstand ist es, der

unvernehmlichen tiefſten Ton als innigſtes Centrum der Monade, den unvernehmbaren höchſten als Peripherie derſelben annimmt."

676.

1815 oder 1816.

Bei Aufführung von „Des Epimenides Erwachen."

Für die Ausſtattung hinſichtlich der Decoration, Maſchinerie und Coſtüme war das Möglichſte gethan. Neue Uniformen hatte man für die Armeen der Preußen, Ruſſen und Engländer machen laſſen. . . . Goethe überwachte das Ganze mit unermüdlichem Eifer und war bei den Proben äußerſt ſorgſam, beſonders was die Gruppirung betraf. Alle Augenblicke donnerte er ein „Halt!" den Darſtellenden zu; dann hieß es: „Madame Eberwein, gut!" — „Madame Unzelmann mehr vor!" — „Herr Wolff! den Kopf mehr lauernd nach rechts gebogen! ſonſt gut!" — „Herr Oels, ſehr gut!" — „Der Daraufſolgende ſchlecht!" und nun begann die Auseinanderſetzung. Es war eine Eigenheit Goethes, den Schauſpieler, mit dem er unzufrieden war, niemals bei ſeinem Namen zu nennen; man konnte dies nun nehmen, wie man wollte: als Rückſicht oder Kränkung.

— — — — — — — — — — —

Bei dem Siegerzug trat zuerſt Blücher mit der preußiſchen Armee auf, dann Schwarzenberg an der Spitze der Öſterreicher, dann Wittgenſtein mit den

Russen und endlich kam Wellington mit den Engländern. Jede dieser Armeen bestand außer den Feldmarschällen und einigen Adjutanten aus zehn Mann Statisten. . . . . Das Ganze war nach unsern Verhältnissen würdig in Scene gesetzt und machte sich gut. Goethes Ausspruch über Comparserie war: „Die Wirklichkeit, die aus Hunderttausenden besteht, kann auf einem so engen Raume, wie die Bühne bietet, doch nicht verkörpert werden; ob man da zehn oder hundert Mann erscheinen läßt, bleibt sich gleich; man möge sich die andern dazu denken!"

677.

1816, zwischen 26. Januar und 11. Februar.

Mit Johann Gottfried Schadow.

Es ist nicht lange her, daß ich in Weimar war wegen dem in Rostock zu errichtenden Denkmale des Helden Blücher. — Herr v. Goethe ist mir recht liebreich und milde vorgekommen, und behandelt er Gegenstände der Kunst mit einer Aufmerksamkeit, wie sie mir auch noch nicht vorgekommen.

678.

1816, 7. Februar.

Mit Schadow.

Auch für das zweite Basrelief [zum Blücherdenkmal] mußte ich eine andere Zeichnung machen und

damit am Mittwoch zu Herrn v. Goethe gehen. Bei dieſer Gelegenheit zeigte mir derſelbe Landſchaften von Kniep, Entwürfe zu Theaterdecorationen; auch ſtellte er den Apparat auf, durch welchen man die Farbenerſcheinungen wahrnahm, die für mich neu waren und an die [akuſtiſchen] Experimente des Chladni erinnerte, welche Herr v. Goethe den Parallelismus ſeiner Farbenlehre nannte.'

679.

1816, Mai (?).

Mit E. Genaſt.

„König Lear" ſollte gegeben werden, aber der Schauſpieler, der gewöhnlich den Grafen Kent ſpielte, war krank geworden und ich mußte für ihn eintreten... Weder Goethe noch mein Vater nahmen ſich beim Studium meiner an. Ei was! dachte ich: du willſt den beiden Herren beweiſen, daß du ebenfalls auf eignen Füßen ſtehen kannſt. Ich kam in die Probe, bei welcher der Meiſter gegenwärtig war, und hatte meine Rolle ſo gelernt, daß mir auch nicht ein Jota fehlte. Nach meiner Anſicht machte ich die Sache gut und erwartete ein „Nicht übel!" oder „Gut!" von des Meiſters Lippen zu hören, aber weder ein „Schlecht!" noch „Gut" drang an mein Ohr. Ganz ſchlecht konnte meine Leiſtung nicht ſein; das ſagte mir die zufriedene Miene der Vaters. Ohne jegliche Bemerkung von Goethe.

über mein Spiel ging die Probe vorüber, worin nur zur Beluſtigung aller ein kleines Intermezzo vorkam.

Der Schauſpieler nämlich, welcher den Haushofmeiſter vorſtellte [Lortzing] und eben kein Licht war, trat bei den Schmähungen, welche Kent ihm zuſchleuderte, ganz entrüſtet vor und ſagte: „„Aber Ew. Excellenz! ich kann mir doch vor dem ganzen Publikum von einem ſo jungen Menſchen nicht ſolche Dinge ſagen laſſen.““ Eine Pauſe entſtand, in der ſich alle lächelnd anſahen und die Goethe mit folgenden Worten unterbrach: „Dieſer Einwurf hat allerdings, wenn man ihn vom menſchlichen Standpunkt aus betrachtet, etwas für ſich; wir wollen es überlegen. Einſtweilen fahre man fort!“ Der Arme hatte wegen dieſer Dummheit lange Zeit zu leiden.

Den andern Tag wurde ich zu Sr. Excellenz beſchieden. „Nun, ſiehſt Du, mein Sohn!“ ſagte er, „geſtern haſt Du mir bewieſen, daß Du Talent für das Charakterfach haſt. Einen guten Liebhaber wirſt Du in Deinem Leben nie abgeben; denn Dein Organ entbehrt aller Weiche die dazu gehört, aber Rollen wie Wallenſtein und Götz möchten Dir, wenn Du in Deinem Fleiß und Eifer nicht ermüdeſt, in ſpätern Jahren gar nicht übel anſtehen.“ Er entließ mich ſehr wohlwollend, und ich eilte freudig gehoben davon.

680.

1816, Ende Juli oder Anfang Auguſt.

Mit Friedrich Krug von Nidda.

Ein Meerfels von der Sonne beglänzt, von Zeit und Stürmen ungebrochen, erſchien er [Goethe] eines Tages in unſerer Verſammlung [in Tennſtädt], und die Würde und Sicherheit ſeiner Haltung, die milde Klarheit ſeines Blicks, die ſeine geiſtvolle Unterhaltung begleitete, ermuthigten mich, ihm nahe zu treten, um die Vergünſtigung zu erlangen, ihn auch in ſeinem Hauſe zu ſehen. Er empfig mich galant, als ich ihm bald darauf meine Aufwartung machte, und leitete das Geſpräch mit den Worten ein, daß es ihm lieb ſei, mich kennen zu lernen — eine Phraſe, die vielleicht mehr als dieſes war, da meine Erſchöpfung ihn unwillkürlich weich geſtimmt ... haben mochte. ... Er rühmte die wohlthuende Stille des Badeorts wie den Gehalt ſeiner Quelle, kam von den phyſiſchen auf die geiſtigen Eigenthümlichkeiten des Lebens, wo dann die Unterhaltung vom Kreisamtmann Juſt, dem Brunnenarzt [Schmidt] und andern Ausgezeichneten zuletzt auch auf Novalis überging, der einſt, um ſich als praktiſcher Juriſt zu bilden, bei hieſigem Juſtizamt hospitirte und währenddem das ſchöne Verhältniß mit Fräulein Sophie v. Kühn ſchürzte..... — Auf meine Frage: mit welcher poetiſchen Darſtellung er während ſeiner Badecur ſich zu beſchäftigen gedenke, nannte er mir die Zuſammenſtellung ſeiner Werke, die

bald darauf auch in zwanzig Bänden bei Cotta erſchien; und als ich ihm zu ſoviel Trefflichem Glück gewünſcht, womit er den deutſchen Parnaß bereits beſchenkt, verſetzte er mit Beſcheidenheit des erſten Verdienſtes: „Man ehrt mich zu hoch! Ich habe mit meiner Zeit gelebt und verkehrt, und einer hat ſich an dem andern erhoben. Den Vorderen ſind wir auf die Schultern geſtiegen, ſahen hierdurch vielleicht etwas weiter, als ſie, und ſo geſtaltete ſich manche neue Erſcheinung.“ — Jetzt fiel ihm auch ein, meine Namenschiffre ſchon unter poetiſchen Verſuchen geſehen und einiges nicht ohne Antheil geleſen zu haben; ja, als ich ihm meine Liebe zur Kunſt geſtand und meine damals neueſte Arbeit (Florian's „Gonſalvo von Cordova“ in deutſche Octaven umzubilden) nannte, ließ er ſich meine Kühnheit gern gefallen, ihm einen Probegeſang zur Durchſicht mitzutheilen, verheißend, mir ſein Endurtheil auf keinen Fall verhehlen zu wollen. Nach angehender Dichter Art, ihr Liebſtes ſtets am Herzen zu tragen, überreichte ich ihm auch ſofort mein Gedicht, empfahl mich jedoch ſchon den nächſten Moment, nachdem mir noch die Erlaubniß zutheil geworden war, bald ungemeldet wiederzukommen, eine Vergünſtigung, die ich ſpäterhin mit wahrem poetiſchen Heißhunger nützte.

Ein ungemein artiger Gegenbeſuch, der mich nach wenigen Tagen beglückte — wie Goethe überhaupt, weit minder förmlich, als in Weimar, faſt jedem Ge-

bildeten diese Ehre erwies — gab mir noch mehr Gelegenheit, als bei der ersten Unterredung, den Dichterfürsten vom Weltmanne zu trennen, und als er mit nur zu schonendem Urtheil über meine Stanzen zuletzt mit der erhebenden Äußerung schloß: „Sie haben Octaven darunter, um die man Sie beneiden könnte“ — war meiner Idee zufolge mein Glück gemacht, und rasch entschied ich mich ihm meine Arbeit zuzueignen, was einige Monate später auch geschah und mir einen schriftlichen Dank des Gefeierten einbrachte. . . . .

Es würde mir leicht sein, aus meinem späteren Zusammensein mit Goethe noch manches Ansprechende auszuheben, wozu theils Erinnerungen seiner italienischen Reisen, Streiflichter seines geologischen und naturhistorischen Wissens und Ansichten über die Literargeschichte des Tages mehr als genügenden Vorwurf boten, sowie nicht minder manch Beherzigenswerthes über den weisen Gebrauch der Trope, zumal in der Stanzenform, mir Stoff zu weiterem Nachdenken lieh; doch um mich kurz zu fassen, sei nur das Resultat seines Wohlwollens in den einfachen Scheidegruß gefaßt, mich fernerhin den Musen zu widmen, die mich gewiß nicht verstoßen würden, sofern ich mich Ihnen ganz hingeben wolle.

681.

1816, 29. Auguſt.

Mit Riemer.

„Die lieben Deutſchen kenn' ich ſchon; erſt ſchweigen ſie, dann mäkeln ſie, dann beſeitigen ſie, dann beſtehlen und verſchweigen ſie."

682.

1816, September und ſpäter.

Mit Heinrich Franke u. a.

Bald nach Wiedereröffnung der Bühne war mir das Glück zutheil geworden, Goethe durch Vulpius, und zwar auf dem Theater vorgeſtellt zu werden. Nachdem er mich jungen, im ſiebzehnten Lebensjahre ſtehenden Menſchen einige Secunden ſtillſchweigend betrachtet hatte, ſagte er mit wohlwollender Miene: „Hm, hm! Wir ſind noch ſehr jung und müſſen noch viel lernen. Es iſt ein ſchwerer Beruf, den Sie ſich wählen, das junge Volk begreift das aber nicht. Nun, wir wollen ſehen, wie die Sache ſich macht."

Bald darauf theilte in ſeinem Auftrage der Regiſſeur Genaſt mir mit: Excellenz wünſche, daß ich neben meinen rhetoriſchen und mimiſchen Studien mich auch im Tanzen und Fechten fortbilden, den Proben und Vorſtellungen aber zunächſt nur als Zuſchauer beiwohnen, die Bühne ſpäter erſt als Statiſt, dann aber, wenn ich einigermaßen an das Lampenlicht gewöhnt ſei, in kleineren Rollen betreten ſolle.

So fehlte ich denn von jetzt an in keiner Probe, die zwar von Goethe nicht immer, aber doch häufig geleitet wurden. . . . . Ein namhafter Theil der Bühnenmitglieder war in der Goethe'schen Schule aufgewachsen oder unter seiner Leitung schon so lange thätig, daß er mit jener sich vertraut gemacht hatte: daher richteten sich Goethes Bemerkungen über Auffassungen, Betonungen und Gesten meist an die jüngeren Elemente, ohne indeß gegebenen Falles Anstand zu nehmen, auch die älteren zu Wiederholungen und Änderungen zu veranlassen, dann aber immer in einer sehr schonenden Form. Besonders lenkte er seine Aufmerksamkeit auf ein gutes Ensemble und eine der Situation entsprechende Gruppirung. „Das ist ein Durcheinander, aber kein Bild!" äußerte er manchmal.

683.

1816, 8. October.

Über Moritz Graf O'Donell.

Goethe sagt . . von ihm, daß er keinen liebenswürdigeren Menschen kenne.

684.

1816, 25. October.

Mit Georg Ticknor und Eduard Everett.

We sent our letters to Goethe this morning, and he returned for answer the message that he would

be happy to see us at eleven o'clock. We went punctually, and he was ready to receive us. He is something above the middle size, large but not gross, with gray hair, a dark, ruddy complexion, and full, rich, black eyes, which, though dimmed by age, are still very expressive. His whole countenance is old; and though his features are quiet and composed they bear decided traces of the tumult of early feeling and passion. Taken together, his person is not only respectable, but imposing. In his manners, he is simple. He received us without ceremony, but with care and elegance, and made no German compliments. The conversation, of course, rested in his hands, and was various. He spoke naturally of Wolf, as one of our letters was from him, — said, he was a very great man, had delivered thirtysix different courses of lectures on different subjects connected with the study of antiquity, possessed the most remarkable memory he had ever known, and in genius and critical skill surpassed all the scholars of his time. In alluding to his last publication he said he had written his „Life of Bentley" with uncommon talent, because in doing it he had exhibited and defended his own character, and in all he said showed that he had high admiration and regard for him.

Of Lord Byron, he spoke with interest and discrimination, — said that his poetry showed great

mich an einem Gemählde reizt, nicht die Kunst.

Da schien Ihr Großvater anders zu denken; denn der größte Theil seiner Sammlung bestand aus trefflichen Sachen, in denen man immer das Verdienst ihres Meisters bewunderte, sie mochten vorstellen was sie wollten; auch hing dieses Bild in dem äussersten Vorsaale, zum Zeichen, daß er es wenig schätzte.

Da war es eben, wo wir Kinder immer spielen durften, und wo dieses Bild einen unauslöschlichen Eindruck auf mich machte, den mir selbst Ihre Kritik, die ich übrigens verehre, nicht auslöschen könnte, wenn wir auch jetzt vor dem Bilde stünden. Wie jammerte mich, wie jammert mich noch ein Jüngling, der die süßen Triebe, das schönste Erbtheil, das uns die Natur gab, in sich verschließen, und das Feuer, das ihn und ande-

knowledge of human nature and great talent in description; „Lara“, he thougt, „bordered on the kingdom of spectres; and of his late separation from his wife, that, in its circumstances and the mistery in which it is involved, it is so poetical, that if Lord Byron had invented it he could hardly have had a more fortunate subject for his genius.“ All this he said in a quiet, simple manner, which would have surprised me much, if I had known him only through his books; and it made me feel how bitter must have been Jean Paul's disappointment, who came to him expecting to find in his conversation the characteristics of „Werther“ and „Faust“. Once his genius kindled, and in spite of himself he grew almost fervent as he deplored the want of extemporary eloquence in Germany, and said what I never heard before, but which is eminently true, that the English is kept a much more living language by its influence. „Here“, he said, „we have no eloquence — our preaching is a monotonous, middling declamation, — public debate we have not at all, and if a little inspiration sometimes comes to us in our lecture-rooms, it is out of place, for eloquence does not teach.“ We remained with him nearly an hour, and when we came away he accompanied us as far as the parlor door with the same simplicity with which he received us, without any German congratulations.

685.

1816, 30. November.

Mit v. Müller und Meyer.

Ich [v. Müller] traf Goethe ſehr heiter, ruhig und gemüthlich. Eben waren die Monatstabellen der Zeichenakademie eingegangen, was Gelegenheit gab, über die Wichtigkeit periodiſch wiederkehrender Überſichten zu ſprechen. Goethe fand einen Knaben wegen Unarten ausgeſtrichen, Meyer erläuterte den Sachverhalt; er ſelbſt habe den Unterlehrern in Goethens Namen nachgelaſſen, ein halbes Dutzend todt zu ſchlagen. Bei Anpreiſung der Vortheile, die jedem gebildeten Menſchen das Zeichnen gewähre, ſprach Goethe das gewichtige und doch ſehr einfache Wort: „Es entwickelt und nöthigt zur Aufmerkſamkeit und das iſt ja doch das Höchſte aller Fertigkeiten und Tugenden.“ Er erzählte, daß er täglich um 7 Uhr aus dem Bette zu dictiren anfange, erſt Briefe, dann nach dem Aufſtehen aus ſeinem Leben. So halte ich mich von der Welt zurückgezogen, um geſund zu bleiben und finde mich ſo meinen Obliegenheiten noch gewachſen.

686.

1816, 26. December.

Mit v. Müller.

Auf kurze Zeit beſuchte ich Goetzen, der heute ſchlaffer als ſonſt war. Die Preßvergehen wollte er bloß polizeilich geahndet haben.

687.

1817, Januar (?).

In der Probe zum „Schutzgeist" von Kotzebue.

Mit besonderem Interesse leitete Goethe die Proben der Körner'schen Trauerspiele „Rosamunde", welches am 14. September, und „Zriny", welches am 12. October 1816 zum ersten Male gegeben wurde. Nächstdem war es „Der Schutzgeist" von Kotzebue, zum ersten Male am 1. Februar 1817 gegeben, der seine Thätigkeit sehr in Anspruch nahm. Auf der Probe dazu wurde ihm eigentlich wenig recht gemacht, besonders war es der Schauspieler Deny, mit dem er sich diesmal nicht verständigen konnte. Deny hatte im Hintergrunde zu erscheinen, einige Worte in die Coulisse zurückzurufen und dann die Schwelle einer nach hinten offenen Halle zu überschreiten, um in die vordere Scene zu treten. Als er seinen Auftritt in der geschilderten Weise ausgeführt, erklang Goethes Stimme: „Das macht sich nicht gut! Sie treten zu rasch in die Erscheinung; das Publikum muß erst auf Sie aufmerksam werden, damit Ihre Worte ihm nicht entgehen. Überschreiten Sie deshalb erst mit dem rechten Fuß die Schwelle, dann wenden Sie sich zurück und rufen die Worte!" Deny wiederholte nun seinen Auftritt, verfiel aber, der Schwelle nahe gekommen, in einen trippelnden Schritt, um den Augenblick des Überschreitens richtig zu treffen. Wieder ertönte aus der Parterreloge

ein: „So geht das nicht!“ worauf Deny entgegnete: „„Es iſt ſchwer, Excellenz, gerade mit dem richtigen Fuße an die Schwelle zu kommen; wenn ich es ſo machen ſoll, wie Excellenz wollen, ſo muß ich die Schritte genau abmeſſen und zählen.““ — „Gut, thun Sie es!“ war die Antwort. — Deny nahm nun zunächſt die angegebene Stellung über der Schwelle ein und zählte dann von da ab die Schritte bis zu einem Punkte hinter der Couliſſe, der gezeichnet wurde. Darauf ging er halblaut zählend, von neuem vor und löſte das Problem zu des Meiſters Zufriedenheit.

In derſelben Probe war es, wo Goethe nochmals mit Bewegungen Deny's nicht einverſtanden war. Vielleicht hatte dieſer ſich über das Vorhergegangene etwas geärgert: er traf trotz mehrfacher Verſuche die Meinung Goethes nicht und äußerte, er wiſſe nicht, wie er es machen ſolle. „Nun warten Sie! ich werde es Ihnen zeigen,“ — erwiderte Goethe und kam auf die Bühne. Ich war in hohem Grade geſpannt. Der Meiſter trat an Deny's Stelle und frug zunächſt den Souffleur nach den Worten. Dann begann er: „Alſo ſehen Sie! wenn Sie ſagen“ — (zum Souffleur:) „wie waren doch die Worte? — Kann nicht verſtehen! — Nun ja! Sie treten dabei einen Schritt vor — So! dann — wie ſagen Sie jetzt? Na, laſſen Sie nur! Vormachen kann ich es Ihnen nicht;“ — wobei ein Lächeln über ſein Geſicht flog — „ihr Schauſpieler verſteht das beſſer. Aber ich will es Ihnen noch einmal er-

klären.“ Deny ſprach nun, Goethe begleitete die Worte mit einigen Bewegungen und die Scene verlief endlich zu ſeiner Zufriedenheit.

688.

1817, 2. (?) Februar.

Mit Julie Gräfin v. Egloffſtein.

Gräfin Julie erzählt von lebenden Bildern, die bei Hofe vorgeſtellt wurden und zwar in den Thüren des Geſellſchaftsſaals, und fährt fort:

Von all dieſen [Bildern] ſollen die in meiner Thüre ſich am beſten ausgenommen haben. Ohne zu wiſſen, daß ich ſie arrangirt, haben mir's die Menſchen verſichert, und ich glaube es auch, weil ich klugerweiſe für ſchärfere Beleuchtung und eine dunkle Hinterwand geſorgt hatte. In meiner Thüre erſchienen folgende Bilder: die Gräfin Fritſch als Circe — Herr v. Könneritz, als junger Prophet, mit einem Engel — und die Poeſie, alſo meine eigene werthe Perſon. Da aber dieſe gerade zuerſt erſcheinen mußte, und niemand hatte, der ſie zu drapiren verſtand, ſo erbarmte der alte Goethe ſich der armen Poeſie . . . und zog und zerrte und zupfte ſolange an meinem Mantel herum, bis er endlich, entzückt über ſein eigen Werk, „Schön! ſchön! wunderſchön!“ ausrief und mir verſicherte: es ſei jammerſchade, daß ich mich nicht ſelbſt ſehen und zeichnen könne. . . . . .

Es wäre ſehr eitel von mir und langweilig für

Euch, wenn ich erzählen wollte, was für außerordentliche Artigkeiten mir von allen Seiten zuſtrömten, als ich nach beendigten Vorſtellungen im Ballkleid in den Zimmern der Hoheit erſchien. . . . . Goethe allein hat mich getadelt, aber das Wunderbarſte iſt, daß dieſer Tadel mich gefreut hat, ſtatt mich zu ſchmerzen, weil er artiger war, als jemals ein Lob geweſen. Meine Feder ſträubt ſich, ihn hier niederzuſchreiben, da er aber in Beaulieu'ſcher Manier geſagt iſt, ſo wird es dieſem nicht ſchwer fallen, ihn zu errathen.

689.

1817, 7. Februar und vorher.

Mit Franke.

Im Februar 1817 wünſchte Goethe meine Mitwirkung in „Paläophron und Neoterpe", welches am 7. in ſeinem Hauſe aufgeführt werde ſollte. . . . . Goethe ſelbſt leitete die beiden Proben und war dabei von einer außerordentlichen Liebenswürdigkeit. Er hatte Zeichnungen zur Hand, die genau Maske und Coſtüme jedes einzelnen angaben. Mich belehrte er über Haltung, Gang und Mimik und meinte, im Coſtüme und mit der Maske werde die Sache ſich gut machen. Die Vorſtellung in Gegenwart mehrerer fürſtlichen und vieler andern diſtingnirten Perſonen verlief günſtig. Nach derſelben blieben wir Mitwirkenden zum Thee. Ich ſtand beſcheiden an der Wand, als mir Goethe, den

ich im Geſpräch mit dem Kanzler v. Müller ſah, winkte und mir ſagte: „Nun, wir ſind zufrieden! Es war zwar nur eine kleine Rolle, die Ihnen zugetheilt worden, aber auch die kleinſte hat ihre Wichtigkeit. — Eigentliche Nebenrollen," fuhr er mehr gegen Müller gewendet fort, „gibt es nicht; ſie ſind nothwendige Theile eines Ganzen."

690.

1817, 14. März.

Mit Riemer.

„Die Menſchen können nichts mäßig thun; ſie müſſen ſich immer auf Eine Seite legen."

691.

1817, März.

Mit A. Genaſt.

Nachdem Anton Genaſt auf Betrieb der Frau v. Heygendorff genöthigt geweſen war, ſeine Entlaſſung als Hofſchauſpieler zu nehmen, ging er zu Goethe, ſich zu verabſchieden.

Goethe empfing ihn mit den Worten: „Alter Freund! es thut mir leid, daß die Sache ſich ſo geſtaltet hat und wir in geſchäftlicher Beziehung ſcheiden ſollen; doch Ihr ſelbſt ſeid ja damit einverſtanden. Wo ich Eures Raths bedarf, werde ich ihn nach wie vor in Anſpruch nehmen." Mein [Eduard Genaſt's] Vater erwiderte: „„Ew. Excellenz wiſſen, wie treu ich Ihnen

ergeben bin, darum brauche ich Ihnen nicht erſt die Verſicherung auszuſprechen, wie ſchmerzlich mir es iſt, nicht ferner in Ihrer Nähe weilen zu dürfen. Aber was meine Stellung beim Theater anlangt, ſo kann ich nur ſagen, daß ich mich herzlich darüber freue, dieſer nun enthoben zu ſein; denn nur Ew. Excellenz Wohlwollen und freundliche Nachſicht haben mir in den letzten Jahren meine Laſt erleichtert, die man mir von anderer Seite her möglichſt erſchwert hat. Meine Entlaſſung, fürchte ich, iſt nur die Expoſition des Ganzen, was man vorhat, und wenn mich meine Beobachtungen nicht trügen, ſo werden mir Ew. Excellenz bald nachfolgen.““ Goethe ſah den kühnen Sprecher mit einem ſtolzen Blick an und erwiderte: „Glaubt Ihr nicht, daß der Capitän, der die Kraft ſeines Schiffes kennt, es ohne ſeinen alten Steuermann regieren wird?“ — „„Ganz gewiß, Ew. Excellenz,““ war die Antwort meines Vaters; „„aber man wird Ihnen das Steuerruder aus der Hand zu nehmen wiſſen.““ Ohne ein Wort hierauf zu erwidern, entließ Goethe mit einem kurzen Kopfnicken meinen Vater.

692.

1817, 25. März.

Mit E. Genaſt.

Goethe weilte ſeit Anfang März in Jena und da die Mißſtimmung zwiſchen ihm und meinem Vater

längſt verſchwunden war, fuhren wir hin, um ihm Lebewohl zu ſagen [da auch Eduard Genaſt Weimar verließ]. Beim Abſchied ſtürzten mir die Augen, obgleich ich wußte, daß er ſolche ſentimentale Scenen gar nicht liebte; aber auch er wurde warm. Indem er mich in ſeinen Arm nahm und ich ſeine liebe Hand mit Küſſen bedeckte, ſagte er: „Gott behüte Dich, Eduard! Bleibe ſtets auf der Bahn des Rechten ſowohl im Leben, wie in der Kunſt, ſo wird ſich Deine Zukunft gut geſtalten.“ Hierauf nahm er ein Buch von ſeinem Schreibtiſch und übergab es mir als Andenken — ... ſeine Gedichte, erſter und zweiter Band, bei Cotta 1815 erſchienen.

693.

1817, Mitte April.

Mit Riemer.

Eine der größten Neuigkeiten unſerer Stadt iſt, daß Goethe, des leidigen Theaterweſens und Unweſens müde, die Direction des Theaters niedergelegt hat; er wird ſich ſelbſt, ſeinen Freunden und Verehrern, den Künſten und Wiſſenſchaften in verjüngter Kraft leben, da jene theatraliſche Zwangherrſchaft ihm nicht mehr ſeine beſten Stunden raubt, indem er für all ſeine Müh doch nur Undank einernten konnte. Über ſeinen Entſchluß fand ich unſern, ſonſt in hieſigen Dingen ſo an ſich haltenden Goethe vor ein paar Tagen abends

. . . sehr animirt. Er sagte im Verlaufe des Gesprächs: „Schauspieler und Publicum sind in gleicher Confusion und man macht sie immermehr zur Natur der Kunst. In die Fremde mußte man gehen, um des Guten froh zu werden, was man hier besaß und nun zerstört. Ein Bedürfniß für das Beste habe ich nie wahrgenommen, der Drang zum Schlechten bricht aber überall durch, und ich bin dieser Theatertournuren satt. Bei so viel Verdruß auch noch Schande, dazu verweigere ich mich, und die geringste Nachgiebigkeit hierin untergräbt alle Arbeit, bis das Ganze fällt. Habe ich das Publicum determinirt behandelt, als ich seinen Geschmack auf eine höhere Stufe bringen wollte, muß ich auch determinirt auftreten, wo man mich hemmt, das Gute zu realisiren. Ist's damit vorbei, hat sich kein anderer Sinn festgesetzt, als der, daß man nur das Neue will, wie niedrig es stehen möge — nun, wohl dem, der sich loslösen kann von einem Fuhrwerk, das bergab stürzt. Ich aber kann's und will wenigstens fort von einem Wege, auf welchem die rechte Höhe unerreichbar ist — bei dem Theater besonders deshalb, weil den jetzigen Schauspielern überhaupt für das Leben und die Kunst der Ernst und die tüchtige Auffassungsgabe mangeln. Es ist ein weibisch Volk und ein Weiberregiment ihnen das Zuträglichste."

re erwärmen und beleben sollte, in seinem Busen verbergen muß, so daß sein Innerstes unter ungeheuren Schmerzen verzehrt wird. Wie bedaure ich die Unglückliche, die sich einem andern widmen soll, wenn ihr Herz schon den würdigen Gegenstand eines wahren und reinen Verlangens gefunden hat.

Diese Gefühle sind freylich sehr weit von jenen Betrachtungen entfernt, unter denen ein Kunstliebhaber die Werke großer Meister anzusehen pflegt; wahrscheinlich würde Ihnen aber, wenn das Cabinet ein Eigenthum Ihres Hauses geblieben wäre, nach und nach der Sinn für die Werke selbst aufgegangen seyn, so daß Sie nicht immer nur sich selbst und Ihre Neigung in den Kunstwerken gesehen hätten.

Gewiß that mir der Verkauf des Cabinettes gleich sehr leid, und ich habe es auch in reifern Jahren öfters vermißt; wenn ich

694.

1817, 30. April bis 5. Mai.

In der Frommann'ſchen Familie.

Geſtern [5. Mai] früh ſteigt Goethe mit den Tanten [Eliſabeth Weſſelhöft und Wittwe Bohn geb. Weſſelhöft] in ihrem Garten herum und ſie ſprechen über die Stuttgarter Geſchichten, daß dieſer König ihnen auch nichts recht macht, man ihm Pasquillgemälde geſchickt hat ꝛc. Da ſagt die Bohn: „Ich begreife nicht, wie es kommt, daß die Menſchen doch auch mit niemand zufrieden ſind!“ Da ſteht er ſtill und ſagt: „„Ja, wißt ihr Kinderchen, woher das kommt? weil ſie mit ſich zu ſehr zufrieden ſind. Ihr Lieben, denkt's weiter nach!““ .... Aber wie hab' ich [Johanna Frommann geb. Weſſelhöft] Dich [Friedrich Frommann] Mittwoch [30. April] hergewünſcht, wo Goethe ſo ganz offen war, ſo heiter, daß er zuletzt halb 11 um Verzeihung bat, daß er uns ſo lange aufgehalten habe. Italien, Moritz, Merck, die Zeit von 1772 bis 1800 kamen auf's Tapet. Zuletzt kam's auf Preßfreiheitzwangscenſurexemplare, wie dasjenige betitelt wurde, was die Cenſoren, die nicht mehr cenſiren, noch haben möchten. . . — Um dieſelbe Zeit erzählte er einmal, wie ein halliſcher Renommiſt in Kanonen und mit Stürmer ins Berliner Theater kommt und, als einiger Spectakel entſteht, auf die Bank ſteigt und ruft: Schauderhafter Plebs, ſei ſtille! worauf alles ſtill wird.

695.

1817, Mitte (?).

Mit Riemer.

a.

„Der Patriotismus verdirbt die Geſchichte," pflegte Goethe zu ſagen; „Juden, Griechen und Römer haben ihre und die Geſchichte der andern Völker verdorben, nicht unparteiiſch vorgetragen. Die Deutſchen thun es auch, ſo ihre eigene, als die Geſchichte der Ausländer."

b.

„Gutem Willen eines jeden will ich gerne nachhelfen; wo ich aber Mißwollen fühle, bin ich auf meiner Hut, um mich nicht unverſehens als Mitſchuldigen zu ertappen."

c.

„Dieſe Italiener ſind ſeltſame Perſonen; hohle Enkomiaſten in ihren öffentlichen Vorträgen, heimliche Detractoren wenn ſich Gelegenheit findet."

696.

1817, 22. Auguſt.

Mit Riemer.

„Pfaffen und Schulleute quälen unendlich. Die Reformation ſoll durch hunderterlei Schriften verherr-

licht werden; Maler und Kupferſtecher gewinnen auch, was dabei. Ich fürchte nur, durch alle dieſe Bemühungen kommt die Sache ſo ins Klare, daß die Figuren ihren poetiſchen, mythologiſchen Anſtrich verlieren; denn unter uns geſagt, iſt an der ganzen Sache nichts intereſſant als Luthers Charakter, und auch das Einzige, was der Menge eigentlich imponirt. Alles Übrige iſt ein verworrener Handel, wie er uns noch täglich zur Laſt fällt."

697.

1817, zwiſchen 22. März und 8. Auguſt.

Mit Friedrich Wilhelm Krummacher.

Voran ſtehe die Begegnung mit unſerm Dichterfürſten Goethe. Es war im Jahre 1817, als ich mit dieſem in heroiſcher Geſtalt vor mir ſtehenden Manne eine längere freundliche Unterhaltung hatte. — Als damaliger Student machte ich vom Turnplatze aus in meinem Turnergewande einen einſamen Spaziergang dem Berge zu, welcher „die Goethesruhe" genannt wurde, und erblickte am Fuße deſſelben die Equipage der Excellenz. Obwohl ich dieſelbe öfter ſchon von ferne erblickt hatte, war es mir doch intereſſant, ihn im Vorbeigehen näher anzuſchauen und ihm meinen Gruß zu entbieten. Letzteres geſchah in aller Ehrerbietung, aber vorbeigehen ſollte ich nicht. „So eilig?" war die freundliche Anrede. Ich blieb ſtehen, die ſchwarzroth-

goldene Burschenschaftsmütze in der Hand. „Bedecken Sie sich;“ hieß es. „Sie kommen vom Turnplatz?“ Auf meine bejahende Antwort erwiderte er: „Die Turnerei halte ich werth; denn sie stärkt und erfrischt nicht nur den jugendlichen Körper, sondern ermuthigt und kräftigt auch Seele und Geist gegen Verweichlichung.“ Darauf fragte er nach meinem Namen und als ich ihm denselben nannte, sagte er mir: „Ihr Name ist mir wohlbekannt. Ist vielleicht der Verfasser der Parabeln Ihnen verwandt?“. Und als ich erwiderte: „„Derselbe ist mein Vater, Excellenz!““ da sprach er das mich hoch erfreuende Urtheil: „Diese tiefen Dichtungen sind nach Inhalt und Form klassisch und überstrahlen die Herder'schen. — Was studiren Sie?“ fragte er weiter. „„Theologie, Excellenz.““ Er: „Da werden Sie sehr viel zu studiren haben. Gefällt es Ihnen denn in Jena?“ — „„Natur und Wissenschaft bieten vieles, aber auch unsere Verbindung, die Burschenschaft, die von einem patriotisch-sittlichen Geist durchweht ist.““ Er: „Aber herrschen in derselben nicht auch extreme Richtungen?“ Ich: „„Es mag das bei einzelnen der Fall sein, aber sie haben durchaus keine gefährliche Tendenz.““ Er: Also die Natur gefällt Ihnen hier? Sie gefällt auch mir. Schauen Sie nur das Panorama an, welches von diesem Hügel sich darstellt als ein harmonisches Ganze: dort im Thale die Stadt mit der Saale, rings von Bergen umgeben, und südwärts die Burg, romantisch hervorragend. Sie thun wohl,

wenn Sie ſich neben der Wiſſenſchaft der Natur erfreuen. Wenn Sie aber an Ihren Vater ſchreiben, ſo bitte ich, ihn von mir hochachtungsvoll zu grüßen.“ — „„Das wird meinem Vater,““ erwiderte ich. „„ein werthvoller Gruß ſein, für den ich auch Ew. Excellenz herzlich danke.““ — Darauf reichte er mir mit den Worten: „Ich wünſche Ihren Studien den beſten Erfolg!“ die Hand, und ſo nahm ich von dem freundlichen Herrn Abſchied.

698.

1817.

Mit Samuel Ferjentſék.

Eines Tages war Ferjentſék . . zu einem geſelligen Cirkel bei Knebel eingeladen. Er wurde veranlaßt Goethes Ballade „Der Sänger“ (in der Compoſition F. J. Reichardt's) zu ſingen. . . . . Der Sänger war noch in der erſten Strophe, da trat Goethe ein. Er ſtellte ſich unten an's Clavier und ſah unverwandt den Sänger an. Nach dem Liede ging er heiter auf ihn zu, reichte ihm die Hand und ſagte: „Sie haben mir eine angenehme Stunde bereitet.“ Er fragte ihn darauf, aus welcher Gegend Ungarns er ſei und als er hörte, er ſei aus den Bergſtädten, bemerkte er ſogleich: „Ei da müſſen Sie ſich auch für Mineralogie intereſſiren! Wir haben hier eine Mineralogiſche Geſellſchaft; Sie müſſen Mitglied werden.“ Nach einiger

Zeit erhielt F. auch zu seiner großen Verwunderung ein . . Diplom.

— — — — — — — — — — —

Goethe sprach von der Aufführung einer Oper, die an demselben Tage in Weimar stattfinden sollte und rieth Ferjentjék auf das Lebhafteste, diese Aufführung sich nicht entgehen zu lassen. . . . . Ferjentjék war auch sogleich entschlossen nach Weimar zu gehn. Bevor er sich aber noch von Goethe empfahl, trat dieser an das Fenster und sagte, nachdem er einige Zeit hinausgesehen: „Ich rieth Ihnen vorhin, nach Weimar zu gehn, nun rathe ich Ihnen ab: es kommt ein Gewitter." — Ferjentjék bemerkte: es sei ja doch der schönste Tag mit Sonnenschein und blauem Himmel. Goethe blieb bei seiner Meinung und Ferjentjék empfahl sich, ganz erstaunt über diese, wie ihm schien unbegründete Prophezeihung. Er glaubte nicht daran und blieb bei seinem Vorsatze, ging . . . nach Weimar und wurde von einem greulichen Gewitter überfallen, dabei naß bis auf die Haut.

Bei einem nächsten Besuche gestand F. denn seinen Unglauben und wie er dafür bestraft worden sei. . . . Er sagte unter anderm: „Ja, ihr jungen Leute, Ihr glaubt uns nicht! Wenn ich aber so jung wäre wie Sie, da wüßte ich, was ich thäte: ich würfe mich ganz auf die Meteorologie, da wäre noch etwas zu erreichen!"

699.

1817, 13. October.

Mit v. Müller.

Nachmittag beſuchte ich Goethen, der ſehr artig und mittheilend war, nachdem ich vier Wochen getrotzt hatte. Er zeigte mir die „Krönung der Maria“ und*) die Wunder des Hieronymus von (Fieſole) herausgegeben mit Beſchreibung von Schlegel. Dann legte er des jungen Kaufmann ſchönes römiſches Stammbuch vor und gab mir die Modelle der Schweizergebirge. Sehr ſchön und gemüthlich ſprach er über Hofrath Meyers Aufenthalt in Heidelberg, über den Kaſtengeiſt der Jenaiſchen Akademiker und Graf Rhedens Perſönlichkeit.**)

700.

1817, 14. October.

Mit Luiſe Juliane von Lengefeld geb. von Wurmb.

Als ich neulich in die Stadt gehen will, ſteht mir Goethe im Wege auf der Schütte [vor dem Schloſſe zu Rudolſtadt]. Er war recht freundlich und ſagte, er könne mir eigentlich nicht ſagen, wo er herkomme noch wo er hingehe, er würde Dich [Charlotte v. Schiller]

*) Irrthümlich: Es heißt: oder die Wunder des heiligen Dominicus nach J. v. Fieſole, gez. von W. Ternite.

**) Wahrſcheinlich Graf Riedern, der aus Goethe — Zelters Briefwechſel bekannt iſt.

aber bald ſehen und Dir es ſagen, daß Du mir es ſchreiben ſollteſt. Es freute mich ihn zu ſehen; er ſah ſo gut und ordentlich hübſch aus. Ich vermuthe, er hat die großen Köpfe bei uns [Abgüſſe der Coloſſe vom Monte Cavallo in Rom] geſehen.*)

701.

1817, 20. October.

Mit Victor Couſin.

Il [Goethe] me reçut dans une galerie ornée de bustes, où nous nous promenâmes. Sa démarche est calme et lente comme son parler; mais à quelques gestes rares et forts qui lui échappent, on sent que l'intérieur est plus animé que l'extérieur. Sa conversation, d'abord assez froide, s'anima peu à peu; il parut ne pas trop s'y déplaire; j'ai joui quelques instants de Goethe se développant avec plaisir. Il marchait et s'arrêtait pour m'examiner ou pour se recueillir et marquer toujours plus profondément sa pensée, chercher une expression, plus exacte ou donner un exemple et des détails. Le geste rare, mais pittoresque, et l'habitude générale grave et imposante. Nous restâmes ensemble à peu près une heure. Il n'a mis en avant aucun paradoxe, et il ne m'a dit que des choses neuves. Son imagination perçait de temps en temps; beaucoup d'esprit dans le détail et

*) [Die Vermuthung war zutreffend.]

le développement; un vrai génie dans le corps de l'idée le qui me parait caractériser son esprit, c'est l'étendue.

Notre entretien commença assez mal. Je lui exposai l'état de la philosophie en France et mes projets. Ils n'étaient pas tout à fait de plaire au Voltaire de l'Allemagne, à l'admirateur de Diderot, et il m'insinua doucement que la France ne s'occuperait jamais sérieusement de philosophie. Je lui répondis qu'au contraire la philosophie était dans l'essence même du génie français, témoin tant de philosophes illustres qu'a produits la France depuis Descartes jusqu'à M. Royer-Collard. Goethe m'eut tout l'air de ne connaitre ni l'un ni l'autre. Il me dit alors qu'il croyait bien qu'il y aurait toujours en France des individus d'élite qui étudieraient la philosophie, mais qu'il doutait fort qu'ils pussent communiquer leur gout à un public nombreux. Il me cita l'exemple de son ami M. de Villers dont il déplora la perte. — „Monsieur," lui répliquai-je, „M. de Villers était émigré et il ne connaissait pas la France nouvelle. Moi, je suis un enfant de la révolution, je suis libéral comme tous mes camarades, et bien résolu à ne reculer devant aucune difficulté. J'ai d'ailleurs la ferme conviction que j'ai raison, et que le matérialisme et l'athéisme du XVIIIe siècle sont des erreurs funestes, incompatibles avec les sentiments et les moeurs d'un peuple

libre." — Ce ton de jeune homme, qui dans ces préoccupations oublie à qui il parle, aurait irrité Voltaire: il fit sourire Goethe, et l'intéressa même car tout ce qui avait la moindre apparence de caractère et de nouveauté, en mal ou en bien, excitait son attention. — „„Eh bien,"" me dit il, „„puisque vous aimez la philosophie, et que vous voulez connaitre la philosophie allemande, je puis vous en parler, car je l'ai vue naitre et se développer."" Là-dessus il passa en revue tous les philosophes distingués qui étaient sortis d'Iéna et de Saxe-Weimar: Reinhold, Fichte, Schelling, Hegel, Herder, Schiller, Wieland, qui était aussi philosophe à sa manière. „„J'ai tout vu en Allemagne, depuis la raison jusqu'au mysticisme. J'ai assisté à toutes les révolutions. Il y a quelques mois, je me suis mis à relire Kant; rien n'est si claire depuis que l'on a tiré toutes les conséquences de tous ses principes. Le système de Kant n'est pas détruit. Ce système, ou plutot cette méthode, consiste à distinguer le sujet de l'objet, le moi qui juge de la chose jugée avec cette réflexion que c'est toujours moi qui juge. Ainsi les sujets ou principes du jugement étant différents, il est tout simple que les jugements le soient. La méthode de Kant est un principe d'humanité et de tolérance. — La philosophie allemande,"" me dit-il encore, „„c'est la manifestation des diverses qualités de l'esprit. Nous avons vu paraitre tour à tour

aber bedenke, daß es gleichsam so seyn mußte, um eine Liebhaberey, um ein Talent in mir zu entwickeln, die weit mehr auf mein Leben wirken sollten, als jene leblosen Bilder je gethan hätten; so bescheide ich mich denn gern, und verehre das Schicksal das mein Bestes und eines jeden Bestes einzuleiten weiß.

Leider höre ich schon wieder das Wort Schicksal von einem jungen Manne aussprechen, der sich eben in einem Alter befindet, wo man gewöhnlich seinen lebhaften Neigungen den Willen höherer Wesen unterzuschieben pflegt.

So glauben Sie kein Schicksal? Keine Macht, die über uns waltet, und alles zu unserm Besten lenkt?

Es ist hier die Rede nicht von meinem Glauben, noch der Ort auszulegen, wie ich mir Dinge, die uns allen unbegreiflich sind,

la raison, l'imagination, le sentiment, l'enthousiasme.'"

Il m'a beaucoup entretenu de physique. Selon lui, la physique de M. Biot, qui venait de paraitre, a deux parties écrites dans deux systèmes differents, dont un esprit exercé saisit aisément l'opposition perpetuelle. Il m'a parlé avec vivacité contre le système atomistique.

Je ne puis qu'indiquer ici les points principaux de notre conversation. Il m'est impossible de donner une idée du charme de la parole de Goethe: tout est individuel, et cependant tout à la magie de l'infini: le précision et l'étendue, la netteté et la force, l'abondance et la simplicité, et une grâce indéfinissable sont dans son langage. Il finit par me subjuguer, et je l'écoutais avec délices. Il passait sans efforts d'une idée à une autre, répandant sur chacune une lumière vaste et douce qui m'éclairait et m'enchantait. Son esprit se développait devant moi avec la pureté, la facilité, l'éclat temperé et l'énergique simplicité de celui d'Homère.

702.

1817, November.

Mit Karl August Varnhagen von Ense.

Ich mußte, als ich Goethen vor mir hatte, alles fahren laſſen, was die langjährige, tiefgenährte Be-

kanntſchaft mit dem Dichter mir einflößen gekonnt, um nur mit dem neubekannten wirkſamen Menſchen beſchäftigt zu ſein, der mild, freundlich, treuherzig, anmuthig, geiſtvoll, kraftreich, mir das Bild eines ganzen Menſchen — wenn dieſer geringe Ausdruck der hohen Bedeutung fähig iſt — in vollſtändig ausgebreiteter, großartiger, ſchöner Lebensentwickelung vergegenwärtigte. Das ſeltene Glück — hier wohl unverdient, doch nicht unwürdig empfangen — einer ſo milden und biedern Aufnahme, als ſei ich ein alter Freund, der längſt erwartet worden, mußte mich umſomehr überraſchen, als ich die ſcheue Zurückhaltung, die ihm ſonſt vorgeworfen worden, in den ſchriftlichen Berührungen, die ich mit ihm gehabt, nicht ganz hatte vermiſſen können. Nach der erſten Begrüßung, wobei er mir die Hand reichte, ſprachen wir gleich ſehr vertraut, und bald nachher hielt er inne, hielt mir ſeine Hand hin und rief mit Innigkeit: „Sie müſſen mir nochmal die Hand geben!“ — Vergebens würde ich . . den Gang, den Inhalt, oder auch nur die Art des alsbald lebhaften Geſprächs zu ſchildern ſuchen; es war wie ein Stück Leben, in tauſend Wellen fließend, ein Gefühl im Ganzen wirkend, ohne die einzelnen Bezüge geſondert feſthalten zu laſſen; jedes Wort eine Blüthe am Zweige des Baumes, aus der tiefen dunkeln Wurzel her, aber ſelber doch nur als luſtigheitres Gebild des Augenblickes erſchloſſen. Wie jenen helleniſchen Fremden zu Athen, die nach mehreren mit Plato verlebten Tagen ihn erſuchten, ſie

nun auch zu ſeinem berühmten Namensvetter, dem Philoſophen, zu führen, ſo ging es faſt mir, der ich in täuſchender Beſinnung leicht dieſen herrlichen Mann hätte bitten können, mir nun auch Bekanntſchaft des ihm gleichnamigen Schriftſtellers zu verſchaffen. Ich blieb auf Goethes wiederholtes Anmahnen den ganzen Abend bei ihm, bis Mitternacht ſogar; ſein Sohn und deſſen neuvermählte Gattin waren die einzigen Mitgenoſſen eines Theils dieſer Stunden. Schwer würde ich einige beſondere Sprüche aus dem lebendigen Ganzen ausſondern; die feſteſten, kräftigſten Äußerungen, die feinſten erfreulichſten Wendungen, voll Geſtalt im Hervorkommen, zerfloſſen mir unter den Händen, wenn ich ſie dem Gedächtniß zum Behalten und Überliefern einprägen wollte. Wir ſprachen über alles, Goethe mit ungewöhnlichem — er ſagt' es ſelbſt — Zutrauen von Dingen, die ſeine Denkart ſonſt lieber unerörtert laſſen mag; auch über den Geiſt und die Richtung der Entwickelung der Gegenwart, über die Geſtalten der nächſten Vergangenheit, Napoleon, Franzoſen, Deutſchland, Preußen. Wie freut' ich mich des unerſchütterlichen Vertrauens, das ich trotz aller Zwiſchendinge ſtets in unſres vaterländiſchen Dichters Vaterlandstreue geſetzt! Wie gerecht, einſichtig und unſchuldig waren ſeine Äußerungen in dieſer Hinſicht, von wahrem Geſchichtsgefühl, ſo des Augenblicks, wie der Jahrhunderte beſeelt! Er ſieht nur früh und ſchnell die Dinge ſo, wie die meiſten erſt ſpät ſie ſehen; er hat vieles ſchon

durchgearbeitet und beſeitigt, womit wir uns noch plagen, und wir verlangen, er ſolle unſre Kindereien mitmachen, weil wir ſie noch als Ernſt nehmen!

703.

1817, November oder December.

Über Wartburgfeſtreden.

Von [des Studenten] Rödiger's Rede ſagte ſogar Goethe neulich: „Ja, einpaar Ungeſchicklichkeiten ꝛc. abgerechnet, iſt ſie ſogar in ſich gut.“ Am meiſten wird Fries' Rede getadelt und für einen Profeſſor ungeſchickt und unklug genannt, wie ſeine Erklärung.

704.

1817, Anfang December.

Mittag bei Frommanns.

a.

Wir haben einen ſchönen Mittag mit Goethe gehabt. Wir ſaßen von 1 Uhr an nur bis 4½ bei Tiſche! Der alte Herr ſchwazte ſo ſchön. Du [Friedrich Johann Frommann] weißt, ich [Johanna Frommann] bring' ihn nicht auf ſolche Dinge, aber er kam von ſelbſt auf R.'s Rede. Du wärſt zufrieden geweſen mit dem, was er ſagte, aber nachſagen kann man's beſſer mal mündlich, als ſchriftlich, nicht weil's verfänglich wäre, ſondern weil einem kaum gefällt, was man ihm nachſagt, viel weniger nachſchreibt. Auch über

andres denkt er wie wir. Überhaupt über die Jugend und ihren mitunter unartigen Muthwillen iſt keiner erbittert oder erboſt, als Leute mit böſem Gewiſſen oder Stumpfe, wenn ſie auch getadelt wird.

b.

Goethe aß den Mittag auch bei uns, und wie [der Unterſuchungscommiſſar] G. fort war, äußerte er, daß er noch ſitzen bleiben wolle und wurde nun ſo geſprächig und liebenswürdig, wie ich ihn nie geſehn. Er kam nämlich auf die Wartburggeſchichte, und nun erklärte er ſich ſo, daß ich ganz aus den Wolken fiel. Unter andern ſagte er ungefähr: ob es etwas Schöneres geben könne, als wenn die Jugend aus allen Weltgegenden zuſammenkäme, um ſich feſter für das Gute zu verbünden mit dem Entſchluſſe, in jeder Lage ihres Lebens alle ihre Kräfte aufzuwenden ꝛc.

705.

1817, gegen Mitte December.

Über den Studenten Rödiger.*)

R. iſt neulich bei Goethe geweſen und hat ihn ſtumm und kalt gefunden; er hat immer von Politik anfangen wollen, G. aber immer gleich abgebrochen.

*) Wenigſtens höchſt wahrſcheinlich iſt unter dem „R." Rödiger zu verſtehen, obwohl auch ein Burſchenſchafter Riemann als Redner beim Wartburgfeſte aufgetreten war.

Nun war es wunderbar, wie G. von ihm erzählte, daß er sich hätte zurückhalten müssen; er hätte dem R. um den Hals fallen, ihn tüchtig küssen und sagen mögen: „Lieber Junge, sei nur nicht so dumm!“ Die Mutter nannte R.'s Augen lebendig; das war G. lange nicht genug. Er sagte auch: er thäte jetzt nichts als niederschlagende Pülverchen einrühren, damit sie nur seinen lieben jungen Leuten nichts thäten, seinen lieben Brauseköpfen.

706

1817, 12. December.

Mit Riemer.

„Wenn die Deutschen anfangen, einen Gedanken oder ein Wollen, oder wie man's nennen mag, zu wiederholen, so können sie nicht fertig werden, sie singen immer unisono wie die protestantische Kirche ihre Choräle.“

707.

1817.

Mit Ferdinand Johannes Wit gen. von Dörring.

Mit jedem Augenblicke peinlicher ward für Goethe die Geschwätzigkeit und Prahlerei des bekannten Wit. v. Dörring, der ihm 1817 in Weimar einen Besuch machte. Goethe erhob sich von dem Sopha, wo er neben ihm gesessen und sagte: „Sie rühmen sich in Ihrem Buche, mein Bester, wie Sie das Talent hätten,

jeden bei der ersten Zusammenkunft für sich einzunehmen. Damit mir das nun nicht widerfährt, leben Sie wohl!" So sprechend, entfernte er sich in ein anderes Zimmer.

Von eben jenem Manne sagte er ein andermal, als er ihn bei seinem Hause vorbeigehen sah, zu einem Freunde: „Es thut mir ordentlich wehe, wenn ich den Menschen so frei herumlaufen sehe. Man sollte ihn wieder festsetzen; denn er hat eine solche Virtuosität im Gefangensitzen, daß er nur im Prison seinen Beruf erfüllt."

708.

1817 (?).

Mit Jenaischen Burschen.

Man denke aber von dem frommen Ernste der damaligen Jenenser Jugend nicht zu hoch. Das „frisch, frei und fröhlich" wog immer noch gegen das Schlußwort ihrer Devise stark bei derselben vor. Wohl war alles, was an's Gemeine gränzte, aus ihrem Kreise verbannt, doch hatten neben ernsten Exercitien der aus unserer Mitte gebildeten und von Officieren des Freiheitskampfes befehligten „Wehrschaft" und der „edlen Turnerei", die alten Commerse, „Paukereien", ob diese auch seltener, burlesken Schaustellungen auf dem Marktplatze, und was deß mehr noch, ihren „flotten" Fortgang, ja, neben den höchst feierlichen Bundesversammlungen ging sogar nach wie vor auch die altbergebrachte

Lichtenhainer „Hofhaltung“ mit ihrem biertapferen Herzog Thus, ihren Hofchargen und „Kanonenorden“ her, eine Poſſe, an der ſich ſogar Goethe einmal auf einem Spaziergange vorübergehend ergötzte. Überhaupt ward uns öfter die Freude, der hohen Geſtalt dieſes Dichterheros zu begegnen. Auf dem Turnplatz verweilte er einmal, nachdem er aus ſeinem, von zwei weißen Schimmeln gezogenen Wagen geſtiegen, länger in unſerer Mitte, und ich meine heute noch die ſonore Stimme zu vernehmen, mit der er angeſichts der Schwingungen eines beſonders geübten Turners am Reck ſeine Bewunderung in dem Ausruf kund gab: „Ich bin erſtaunt! Einer Weidengerte gleicht der junge Mann!“ Eine einſt an ihn mit der Bitte abgeordnete Deputation, daß er uns Vorleſungen über Literatur oder Äſthetik halten möge, wurde auf das Wohlwollendſte von ihm aufgenommen und nach einer längeren, die Studien der einzelnen Deputirten betreffenden traulichen Unterhaltung mit der Verſicherung entlaſſen, er werde „zu gelegener Zeit“ (dieſe Zeit aber trat nimmer ein) mit Freuden unſerem Wunſche willfahren.

709.

1818, 16. Februar.

Mit Niemer.

„Rath und That muß freilich jeder bei ſich ſelber ſuchen.“

710.

1818, Februar.

Mit v. Knebel.

Jetzt macht alles Verſe, doch Goethe meint, es ſei niemals weniger Poeſie in der Welt geweſen, als eben jetzt.

711.

1818, 27. Februar.

Mit v. Müller und Julie Gräfin v. Egloffſtein.

Abends 7¾ Uhr holte ich Julie zu Goethen ab. Wir waren erſt ganz allein mit dem alten Herrn und Ottilie und da war er ganz allerliebſt. Julie legte ihre Zeichenbücher vor, die er ſehr humoriſtiſch kritiſirte. Es iſt unerlaubt, ja unverſchämt, ſo viel Schönes zu machen, ohne einen Begriff davon zu haben; ſie ſolle Perſpective ſtudiren, und vorzüglich ſchalt er die ſklaviſche Treue im Zeichnen nach der Natur. Dann ſoupirten wir unten in dem neueingerichteten Zimmer, während Goethe eine allerliebſte Liebesgeſchichte von Karlsbad erzählte, und das Geſtändniß ablegte, daß er ſich mit ältern Damen gar nicht gern befaſſe. Darauf zeigte er uns merkwürdige Handſchriften aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges und aus dem brandenburgiſchen Hauſe, welche in einer Foliantenkapſel gar zierlich und nett eingeſchachtelt waren.

712.

1818, 5. März.

Mit v. Müller.

Heute beſuchte ich Goethen, der ſehr genial [Profeſſor] Frieſen das Skelet eines Tigers nannte und ſeine Vorahndungen des Unheils aus der Wartburgfeier erzählte. „Quiconque rassemble le peuple, l'émeut," rief er mehrmals aus. „Gegen Voigt ſaß mir die Mißbilligung der Erlaubniß zur Wartburgfeier ſchon auf den Lippen; ich habe ſie aber verſchluckt, um mich nicht zu compromittiren ohne Erfolg. Ich habe im 22. Jahre den Egmont geſchrieben und bin ſeitdem nicht ſtille geſtanden, ſondern dieſe Anſichten über Volksbewegung immer fort mit mir ſich durchleben laſſen. Nun weiß ich wohl, woran ich bin; meint ihr, der Egmont ſei nur ein . . . . geweſen, der mir entſchlüpft, oder man müſſe mich erſt trepaniren, um den Splitter aus dem Gehirn zu ziehen?"

713.

1818, 6. März.

Mit v. Müller und Julie v. Egloffſtein.

Goethe öffnete uns ſeine Zimmer, als ich bei Ottilien den Abend zubrachte. Er war höchſt liebenswürdig in ſeinem weißen Flausrock und ſchaukelte uns gleichſam hin und her im ſanften Auf- und Nieder-

einigermaßen denkbar zu machen suche; hier ist nur die Frage, welche Vorstellungsart zu unserm Besten gereicht. Das Gewebe dieser Welt ist aus Nothwendigkeit und Zufall gebildet, die Vernunft des Menschen stellt sich zwischen beide, und weiß sie zu beherrschen, sie behandelt das Nothwendige als den Grund ihres Daseyns, das Zufällige weiß sie zu lenken, zu leiten und zu nutzen, und nur, indem sie fest und unerschütterlich steht, verdient der Mensch ein Gott der Erde genannt zu werden. Wehe dem, der sich von Jugend auf gewöhnt, in dem Nothwendigen etwas Willkürliches finden zu wollen, der dem Zufälligen eine Art von Vernunft zuschreiben möchte, welcher zu folgen sogar eine Religion sey. Heißt das etwas weiter, als seinem eignem Verstande entsagen, und seinen Neigungen unbedingten Raum geben? Wir bilden uns ein, fromm zu seyn, indem wir ohne

wegen ſeines Geſprächs. Nachdem er eine Mappe der intereſſanteſten Kupferſtiche mit uns durchblättert und viel Gewichtiges darüber geſagt hatte, kamen wir plötzlich von der Kunſt auf die Natur zu ſprechen.

Von Wiesbaden äußerte er, daß das Leben dort zu leicht, zu heiter ſei, als daß man nicht verwöhnt würde fürs übrige Leben. Er möge daher nicht zu oft hinreiſen; Karlsbad ſtöre das innere Gleichgewicht ſchon weit weniger. Oft beſtimme die kleinſte Zufälligkeit die dauerndſten Verhältniſſe im Leben, und am meiſten wirkten Berge auf die Verſchiedenheit der Sitten und Charaktere, weit mehr als Klima und Sprache. Viel Scharfſinniges und faſt Fabelhaftes erzählte er von ſeinen Wolkenſtudien. An die freundliche Einladung zu ihm nach Jena „auf ſeine Tanne“ knüpfte er die intereſſanteſten Äußerungen über das Leben und Treiben der Jenaiſchen Profeſſoren, das ihn ewig friſch und in ſteter Fortbildung erhalte.

„Seht liebe Kinder, was wäre ich denn, wenn ich nicht immer mit klugen Leuten umgegangen wäre und von ihnen gelernt hätte? Nichts aus Büchern, ſondern durch lebendigen Ideen-Tauſch, durch heitere Geſelligkeit müßt Ihr lernen.“

Als die Richtigkeit ſeiner Anſicht, daß Profeſſoren mehr als andere Geſchäftsleute zu thun hätten, beſtritten und ich z. B. hingeſtellt wurde, nach Belieben bei der Nachbarſchaft zu weilen, ſagte Goethe, ein Kanzler müßte eigentlich gar keine Nachbarſchaft haben

und von Staatswegen eine Brandmauer vor seinen Fenstern aufgeführt werden. Nun da verdiene ich ja wohl den Dank des Staates, entgegnete Julie, daß durch eine neuere Vorrichtung an meinem Zeichenfester wenigstens zum Theil solch eine Brandmauer aufgeführt worden ist. „Ja wohl," sagte Goethe, „einen dreifachen Dank, des Kanzlers Augen, des Staats und Ihrer (Julien v. Egloffstein) eigenen Augen wegen. Ob das der Kanzler wohl auch gewissenhaft niederschreiben wird?"

714.

1818, erste Hälfte März.

Mit Julie Gräfin v. Egloffstein.

Außerdem noch habe ich auf Goethes Wunsch und Geheiß ein neues Studium begonnen — die Perspective nämlich, und zwar beim hiesigen Theatermaler, der die bequemste Methode haben soll, es den Leuten beizubringen, und zwar in kurzer Zeit. Ich scheute die neuen Kosten und sträubte mich; Goethe meinte, ich sei nur zwei Zoll breit vom wahren Weg entfernt und könne nur durch die Kenntniß der Perspective dahin gelangen; sechs bis acht Stunden wären hinreichend dazu. — Müller ließ heimlich den neuen Lehrer kommen und sandte ihn mir sodann unvermuthet über den Hals.

715.

1818, erſte Hälfte März.

Mit Caroline Gräfin v. Egloffſtein.

Goethe geht morgen wirklich ſchon wieder, weil er ſich die Angſt um Ottiliens Niederkunft erſparen will.... Goethe läßt ſich von mir vorſingen und ſcheint ſehr zufrieden; er hat neue Lieder, von Zelter neu componirt, die ich ihm vorſpielen und bekannt machen muß.

716.

1818, April.

Mit Caroline Gräfin v. Egloffſtein.

Wir haben bis jetzt unſere Muſenſcherze vor Goethe heimlich gehalten, weil er die dichtenden Frauen haßt und wir von ihm geliebt ſein wollen; allein er weiß es nun und — unparteiiſch wie die Liebe iſt — findet er den Muſenverein geiſtreich und wohlgethan!? — O, unparteiiſcher Mann! Er hat ſich ſogar über meine Kritik der Schriftſteller höchlichſt ergötzt.

717.

1818, 29. April.

In Dornburg.

a.

Der ſchönſte Sommermorgen begünſtigte die Fahrt, die ich [Caroline Freifrau v. Egloffſtein] mit einigen

Vermögen jedes Sinnliche zu veredeln und den todteſten Stoff durch Vermählung mit der geiſtigen Idee zu beleben, iſt die ſicherſte Bürgſchaft unſers überirdiſchen Urſprungs, und wie ſehr wir auch durch tauſend und abertauſend Erſcheinungen dieſer Erde angezogen und gefeſſelt werden, ſo zwingt uns doch eine innige Sehnſucht den Blick immer wieder zum Himmel zu erheben, weil ein unerklärbares tiefes Gefühl uns die Überzeugung gibt, daß wir Bürger jener Welten ſind, die ſo geheimnißvoll über uns leuchten und wir einſt dahin zurückkehren werden. Die Religion ſoll Frieden zwiſchen den Geſetzen jenes geiſtigen Reiches und der Sinnlichkeit des Menſchen ſtiften; die Moral war nur ein Verſuch dies zu bewirken, ſie iſt jedoch ſchlaff und knechtiſch geworden, als man ſie dem ſchwankenden Calculo einer bloßen Glückſeligkeitstheorie unterwerfen wollte. Kant hat ſich ein unſterbliches Verdienſt erworben, indem er die Moral in ihrer höchſten Bedeutung aufgefaßt und dargeſtellt hat. Sie ſollte den Charakter der Roheit mildern, der nur nach eigenen Geſetzen leben, in fremde Kreiſe nach Willkür eingreifen will. Dieſer Rohheit und Willkür Schranken zu ſetzen, wurden Staatsvereine geſchloſſen, und alle poſitiven Geſetze ſind nur ein mangelhafter Verſuch, die Selbſthülfe der Individuen gegeneinander zu verhüten. — Wenn man das Treiben der Menſchen ſeit Jahrtauſenden überſchaut, ſo erkennt man darin einige, unter mannigfachen Verbrämungen ſich wiederholende Formeln,

die mit Zauberkraft auf ganze Nationen wie auf die Einzelnen eingewirkt, und als das untrügliche Zeichen einer höheren, alles leitenden Macht betrachtet werden müssen."

Diese Äußerungen prägten sich meinem Gedächtniß so kräftig ein, daß ich sie bei der Rückkehr nach Weimar niederschreiben konnte.

b.

Wir [v. Müller u. a.] fuhren bei heiterster Frühlingssonne gegen 8 Uhr Morgens von Weimar aus nach Dornburg.

— — — — — — — — — — —

Gegen 11 Uhr langten wir an. . . . . Eilig durchflogen wir die Zimmer rechts und links . . . . und fixirten uns dann sofort an das Eckfenster im Zimmer der Frau Großherzogin Louise, damit unsere eifrige Zeichnerin von hier aus einen Theil der Gegend, vom alten Schlosse gegen die Brücke hinab, aufnehmen könne. Wir mochten so etwa eine halbe Stunde am offenen Fenster gesessen haben, als durch den kleinen Garten unter dem Fenster ein stattlicher Mann ernst und feierlich aus den Gebüschen heranschritt.

Es war Goethe, der hochverehrte Meister, den ein Brief von mir gestern Abend von unserer Hierherreise benachrichtigt und zu uns eingeladen hatte! — Jubelnd flogen wir ihm entgegen, und sein heiteres Auge lohnte unserer herzlichen Bewillkommnung. Alsobald mußte

das Zeichnen fortgeſetzt werden, mit der zärtlichſten Sorgfalt machte er auf alle kleinen Vortheile in Aufnahme und Behandlung des Gegenſtandes aufmerkſam und förderte ſo das begonnene Werk zum allerheiterſten, bald lobend, bald ſcheltend. „Ach! wärſt Du mein Töchterchen, rief er ſcherzend aus, wie wollt ich Dich einſperren, bis Du Dein Talent völlig und folgerecht entwickelt hätteſt! Kein Stutzer ſollte Dir nahen, kein Heer von Freundinnen Dich umlagern, Convenienz und geſellige Anſprüche Dich nimmer umgarnen; aber copiren müßteſt Du mir von früh bis in die Nacht, in ſyſtematiſcher Folge, und dann erſt, wenn hierin genug geſchehen, componiren und ſelbſtſtändig ſchaffen. Nach Jahresfriſt ließe ich Dich erſt wieder aus meinem Käfig ausfliegen, und weidete mich dann am Triumphe Deiner Erſcheinung.“ Unſre Zeichnerin zeigte aber keine ſonderliche Luſt, ſich einer ſolchen Kunſtdiät zu unterwerfen, obwohl ſie mit der munterſten Laune den alten Meiſter beſchwor, ihr ſeine ſtrengen Lehren auch auf ihrem gewohnten Lebensgange nicht zu verſagen. Er ſchüttelte ſkeptiſch den Kopf, vermeinend: ſolche hübſche Kinder horchten gar freundlich auf die Lehren der alten Murrköpfe, weil ſie ſich ſtillſchweigend den Troſt gäben, nur ſo viel davon zu befolgen, als ihnen gerade beliebte. „Willſt Du aber, mein Engelchen,“ fuhr er fort, „hierin wirklich eine Ausnahme machen, ſo fordere ich zur Probe dreißig Copien von Everdingens in Kupfer geſtochenen kleinen Land-

ſchaften, die ich Dir zum Beginn eines folgerechten Porteſeuille geben werde und ſetze Dir ſechzig Tage unerſtreckliche Friſt."

Die Freundin ſchrie hoch auf über die gewaltige Aufgabe; aber Goethe blieb unerbittlich und ſetzte wie ein wahrer Imperator hinzu: „wie Du es ausführſt, das iſt Deine Sache; genug, ich fordere es und weiche kein Haar breit von meinem Gebote ab."

So verſtrich unter Scherzen und Neckereien der Reſt des Vormittags; unterdeſſen war im zierlichen Saale das kleine Mittagsmahl aufgetiſcht und das fröhliche Quartett ließ ſich nicht lange mahnen. . . . .

Doch bald nahm das Geſpräch eine höhere Richtung. In ſolcher Naturherrlichkeit, in ſolchem Freiheitgefühl von allem Zwang der Convenienz ſchließt der edlere Menſch ſein Inneres willig auf und verſchmäht es, die ſtrenge Maske der Gleichgültigkeit vor ſich zu halten, die im täglichen Leben den Andrang der läſtigen Menge abzuhalten beſtimmt iſt. So auch unſer Goethe! Er, dem über die heiligſten und wichtigſten Anliegen der Menſchheit ſo ſelten ein entſchiedenes Wort abzugewinnen iſt, ſprach diesmal über Religion, ſittliche Ausbildung und letzten Zweck der Staatsanſtalten mit einer Klarheit und Wärme, wie wir ſie noch nie an ihm in gleichem Grade gefunden hatten. „Das Vermögen, jedes Sinnliche zu veredeln und auch den todteſten Stoff durch Vermählung mit der Idee zu beleben," ſagte er, „iſt die ſchönſte Bürgſchaft unſres

überſinnlichen Urſprungs. Der Menſch, wie ſehr ihn auch die Erde anzieht mit ihren tauſend und abertauſend Erſcheinungen, hebt doch den Blick forſchend und ſehnend zum Himmel auf, der ſich in unermeßnen Räumen über ihn wölbt, weil er es tief und klar in ſich fühlt, daß er ein Bürger jenes geiſtigen Reiches ſei, woran wir den Glauben nicht abzulehnen noch aufzugeben vermögen. In dieſer Ahnung liegt das Geheimniß des ewigen Fortſtrebens nach einem unbekannten Ziele; es iſt gleichſam der Hebel unſres Forſchens und Sinnens, das zarte Band zwiſchen Poeſie und Wirklichkeit.

Die Moral iſt ein ewiger Friedensverſuch zwiſchen unſern perſönlichen Anforderungen und den Geſetzen jenes unſichtbaren Reiches; ſie war gegen Ende des letzten Jahrhunderts ſchlaff und knechtiſch geworden, als man ſie dem ſchwankenden Calcul einer bloßen Glückſeligkeits-Theorie unterwerfen wollte; Kant faßte ſie zuerſt in ihrer überſinnlichen Bedeutung auf, und wie überſtreng er ſie auch in ſeinem kategoriſchen Imperativ ausprägen wollte, ſo hat er doch das unſterbliche Verdienſt, uns von jener Weichlichkeit, in die wir verſunken waren, zurückgebracht zu haben. Der Charakter der Rohheit iſt es, nur nach eignen Geſetzen leben, in fremde Kreiſe willkürlich übergreifen zu wollen. Darum wird der Staatsverein geſchloſſen, ſolcher Rohheit und Willkür abzuhelfen, und alles Recht und alle poſitiven Geſetze ſind wiederum nur

ein ewiger Verſuch, die Selbſthülfe der Individuen gegen einander abzuwehren.

Wenn man das Treiben und Thun der Menſchen ſeit Jahrtauſenden überblickt, ſo laſſen ſich einige allgemeine Formeln erkennen, die je und immer eine Zauberkraft über ganze Nationen, wie über die Einzelnen ausgeübt haben, und dieſe Formeln, ewig wiederkehrend, ewig unter tauſend bunten Verbrämungen dieſelben, ſind die geheimnißvolle Mitgabe einer höhern Macht ins Leben. Wohl überſetzt ſich jeder dieſe Formeln in die ihm eigenthümliche Sprache, paßt ſie auf mannichfache Weiſe ſeinen beengten individuellen Zuſtänden an und miſcht dadurch oft ſo viel Unlauteres darunter, daß ſie kaum mehr in ihrer urſprünglichen Bedeutung zu erkennen ſind. Aber dieſe letztere taucht doch immer unverſehens wieder auf, bald in dieſem, bald in jenem Volke, und der aufmerkſame Forſcher ſetzt ſich aus ſolchen Formeln eine Art Alphabet des Weltgeiſtes zuſammen."

Wir lauſchten aufmerkſam jedem Worte, das dem theuren Munde beredt entquoll, und waren möglichſt bemüht, durch Gegenrede und Einwurf immer lebendigere Äußerungen hervorzulocken. Es war als ob vor Goethes innerem Auge die großen Umriſſe der Weltgeſchichte vorübergingen, die ſein gewaltiger Geiſt in ihre einfachſten Elemente aufzulöſen bemüht war. Mit jeder neuen Äußerung nahm ſein ganzes Weſen etwas Feierlicheres an, ich möchte ſagen, etwas Pro-

Überlegung hinschlendern, uns durch angenehme Zufälle determiniren lassen, und endlich dem Resultate eines solchen schwankenden Lebens den Nahmen einer göttlichen Führung geben.

Waren Sie niemals in dem Falle, daß ein kleiner Umstand Sie veranlaßte, einen gewissen Weg einzuschlagen, auf welchem bald eine gefällige Gelegenheit Ihnen entgegen kam, und eine Reihe von unerwarteten Vorfällen Sie endlich ans Ziel brachte, das Sie selbst noch kaum ins Auge gefaßt hatten? Sollte das nicht Ergebenheit in das Schicksal, Zutrauen zu einer solchen Leitung einflößen? —

Mit diesen Gesinnungen könnte kein Mädchen ihre Tugend, niemand sein Geld im Beutel behalten; denn es giebt Anlässe genug, beides los zu werden. Ich kann mich nur über den Menschen freuen, der weiß,

phetiſches. Dichtung und Wahrheit verſchmolzen ſich in einander und die höhere Ruhe des Weiſen leuchtete aus ſeinen Zügen. Dabei war er kindlich mild und theilnehmend, weit geduldiger als ſonſt in Beantwortung unſerer Fragen und Einwürfe, und ſeine Gedanken ſchienen wie in einem reinen ungetrübten Äther gleichſam auf und nieder zu wogen.

Doch nur allzuraſch entſchlüpften ſo köſtliche Stunden. „Laßt mich, Kinder, ſprach er plötzlich vom Sitze aufſtehend, laßt mich einſam zu meinen Steinen dort unten eilen; denn nach ſolchem Geſpräch geziemt dem alten Merlin ſich mit den Urelementen wieder zu befreunden.“ Wir ſahen ihm lange und frohbewegt nach, als er in ſeinen lichtgrauen Mantel gehüllt feierlich ins Thal hinabſtieg, bald bei dieſem, bald bei jenem Geſtein, oder auch bei einzelnen Pflanzen verweilend, und die erſtern mit ſeinem mineralogiſchen Hammer prüfend. Schon fielen längere Schatten von den Bergen, in denen er uns wie eine geiſterhafte Erſcheinung allmählich entſchwand.

718.

1818, Anfang Juni.

Mit v. Knebel u. a.

Knebel iſt ganz der alte wieder. Ich [Johanna Frommann] wollte, Du [Friedrich Johann Fr.] hätteſt gehört, wie er ſchalt, daß Goethe (der damals leidend

war), ſo viel arbeite und den Geiſt anſtrenge; Schillern hätte der Geiſt auch aufgefreſſen. Goethe ſagte wieder: „Dann arbeite ich am meiſten, wenn ich mich beſchäftigen darf, wie ich mag.“ — Man bedauerte ihn, daß er keine Geſellſchaft habe, aber die intruders wären ihm verhaßt.

719.

1818, Juni.

Mit Riemer.

„Der Menſch iſt wohl ein ſeltſames Weſen! Seitdem ich weiß, wie es mit dem Kaleidoſcop zugeht (das Dr. Seebeck uns erklärt hatte), intereſſirt mich's nicht mehr. Der liebe Gott könnte uns recht in Verlegenheit ſetzen, wenn er uns die Geheimniſſe der Natur ſämmtlich offenbarte: wir wüßten vor Unantheilnahme und langer Weile nicht was wir anfangen ſollten.“

720.

1818, 7. Juli.

Mit Wilhelm Gerhard.

Es traf ſich nun glücklicherweiſe, daß Goethe der fürſtlichen Taufe wegen ſich eben hier [in Weimar] befand, und da ich durch Bertuch erfuhr, es ſei eben die Stunde (11 Uhr), wo er Freunde zu ſprechen pflege, ſo wollte ich nicht verſäumen, ihm meine Aufwartung zu machen.

Ich wurde ſogleich vorgelaſſen und mit herablaſſender Freundlichkeit empfangen. Viele, die Goethe perſönlich geſprochen haben, finden ſich durch eine gewiſſe feierliche Würde und einen Anſtrich von Hofetiquette verletzt, den ſie Stolz nennen, der aber dieſen ausgezeichneten Mann ſehr gut kleidet, weil das Wahrhaftmenſchliche auch durch dieſe Abgemeſſenheit leuchtet. Ich wenigſtens habe nicht das Geringſte in ſeinem Weſen gefunden, was nicht weit mehr zu ihm hingezogen, als von ihm abgeſtoßen hätte. Ich mußte ihm viel von der Abſicht meiner Reiſe nach England, von dem Gange des britiſchen Handels, ihren Manufacturen, der Natur engliſcher und deutſcher Wolle, dem Rückzoll auf Druckwaaren Erklärendes ſagen, und alles ſchien ihm in naturhiſtoriſcher Hinſicht intereſſant. Er wünſchte ſogar bei meiner Rückkehr Muſter meines Einkaufs zu ſehen. Wir kamen dann auf die Dichtkunſt zu ſprechen. Er ſagte mir viel Schmeichelhaftes über meine Maskenzüge und geſtand die Schwierigkeiten ein, die es mir in Leipzig machen müſſe, ſolche Feſte zu arrangiren, da es dort nicht wie in Weimar den Adel und einen Fürſten gibt, dem zu Ehren ſich jener beeifere, allegoriſche Darſtellungen zu arrangiren. Ich kam auf orientaliſche Literatur und Joſeph v. Hammer zu ſprechen; er geſtand mir ein, daß er den „Divan“ des Hafis bearbeite und ſchien es gern zu hören, daß die perſiſche Dichtkunſt durch ihre Bilder von Edelſteinen und Blumen mir lieb und ich der Meinung ſei,

ein neuer Stern aus dem Morgenlande würde künftigen Geſchlechtern durch die noch lange nicht genug zu Tage geförderten Schätze indiſcher und perſiſcher Poeſie glänzend aufgehen. Wegen einer beabſichtigten Bearbeitung der „Sakontala“ für die Bühne war er ganz meiner Anſicht, den indiſchen Himmel des ſiebenten Actes zu ſtreichen und einen andern Schluß dafür zu machen; und weil ich den Einwurf, man könne mich deshalb verketzern, äußerte, tröſtete er mich mit der Bemerkung: ein Dichter habe völlige Freiheit, das umzumodeln, was nicht für ſeine Zeit paſſe.

721.

1818, 13. Juli.

Mit v. Müller und Julie v. Egloffſtein.

Goethe ſchilderte uns ſehr lange Amerika und die dortige Coloniſirung, ſo daß Julie v. Egloffſtein nicht übel Luſt verſpürte, dahin auszuwandern.

722.

1818, 18. Juli.

Mit v. Müller und Julie v. Egloffſtein.

Ich [v. Müller] war zu Goethe gegangen, um mich von ihm zu verabſchieden, da er am nächſten Tage nach Carlsbad reiſte. Julie v. Egloffſtein brachte Goethes Geſundheit aus, was diesmal geduldet wurde, obwohl er es nicht leiden mag.

723.

1818, 6. Auguſt.

In Geſellſchaft bei Fürſt Joſeph Schwarzenberg.

Soeben war eine recht intereſſante Scene beim Fürſten Joſeph Schwarzenberg, wo wir in zahlreicher Geſellſchaft zu Mittag gegeſſen hatten. Die Gräfin B[ombelles] ſang außerordentlich ſchön und entzückte uns alle, als die Thüre ſich öffnete und die Catalani hereintrat. Die Gräfin wollte nun durchaus nicht weiterſingen; die Catalani beſtand darauf mit recht liebenswürdiger Manier. Es ging alſo vorwärts; die ſchöne Gräfin gewann ihre Zuhörer immer mehr und mehr. Unter andern war Goethe gegenwärtig und ganz hingeriſſen. Er ſagte das erſte hübſche Wort ſeitdem er in Karlsbad iſt: „Wir ſind dieſen Tönen näher verwandt; es iſt das deutſche Herz, das uns entgegenklingt.“ Die Gräfin, ſelbſt gerührt durch den Eindruck, den ſie machte, ſang nun bezaubernd und ſtimmte endlich, von ihrem Manne auf dem Clavier begleitet, „Kennſt du das Land — —“ an. Die ganze Geſellſchaft wurde lebhaft ergriffen. Goethe hatte Thränen in den Augen. Jetzt begann die Catalani ſich unheimlich zu fühlen; ſie wurde blaß und behauptete, es werde ihr übel .... Auf einmal lenkte ſich nun das Intereſſe auf ihre Seite, obgleich eine unverkennbare Anwandlung von Eiferſucht der Grund ihres Leidens war. Die Gräfin, von allen Herren

und Damen unterſtützt (nur der Feldmarſchall, Goethe und ich blieben neutral) beſtimmte ſie, ihre Stimme zu erheben. Sie ſang eine italieniſche Romanze, aber ſchwach, faſt nüchtern und höchſt bewegt.

724.

1818, Ende (?).

Über „Die Welt als Wille und Vorſtellung" von Arthur Schopenhauer.

Nun laß uns von Deinem Werke reden! .... Goethe empfing es mit großer Freude, zerſchnitt gleich das ganze dicke Buch in zwei Theile und fing augenblicklich an, darin zu leſen. Nach einer Stunde ſandte er mir [Adele Schopenhauer] beiliegenden Zettel*) und ließ ſie ſagen: Er danke Dir ſehr und glaube, daß das ganze Buch gut ſei. Weil er immer das Glück habe, in Büchern die bedeutendſten Stellen aufzuſchlagen, ſo habe er denn die bezeichneten Seiten geleſen und große Freude daran gehabt. Darum ſende er die Nummern, daß Du nachſehen könneſt, was er meine. Bald gedenkt er Dir ſelber weitläufiger ſeine Herzensmeinung zu ſchreiben; bis dahin ſolle ich Dir dies melden. Wenige Tage darauf ſagte mir Ottilie: der Vater ſitze über dem Buche und leſe es mit einem Eifer, wie ſie noch nie an ihm geſehen. Er äußerte gegen ſie: auf ein ganzes

*) Er enthält die Notiz: „pag. 320, 321, 440, 441. Goethe." (3. Aufl. S. 261 f. und 360 f.)

Jahr habe er nun eine Freude; denn nun leſe er es von Anfang zu Ende und denke wohl ſoviel Zeit dazu zu bedürfen. Dann ſprach er mit mir und meinte: es ſei ihm eine groſſe Freude, daß Du noch an ihm hingeſt, da Ihr euch doch eigentlich über die Farbenlehre vereineinigt hättet, indem Dein Weg von dem ſeinen abginge. In dieſem Buche gefalle ihm vorzüglich die Klarheit der Darſtellung und der Schreibart, obſchon Deine Sprache von der der andern abweiche und man ſich erſt gewöhnen müſſe, die Dinge ſo zu nennen, wie Du es verlangſt; habe man aber einmal dieſen Vortheil erlangt und wiſſe, daß Pferd nicht Pferd, ſondern cavallo, und Gott etwa dio oder anders heiſſe, dann leſe man bequem und leicht. Auch gefalle ihm die ganze Eintheilung gar wohl, nur ließ ihm das ungraziöſe Format keine Ruh, und er bildete ſich glücklich ein, das Werk beſtehe in zwei Theilen.

Quellen.

519. (Aus Brief v. F. Rochlitz an K. A. Böttiger v. 14. Nov. 1812 nach der Handschrift auf der k. Bibliothek zu Dresden. — **520.** Charlotte v. Schiller und ihre Freunde. I. Band. Stuttgart, 1860. S. 562. (Aus Brief an die Erbprinzeß von Mecklenburg-Schwerin v. 22. Jan. 1811.)

521. Mittheilungen über Goethe. Von F. W. Riemer. II. Band. Berlin 1841. S. 715. — **522.** Ebenda S. 622. — **523.** Ebenda S. 715. — **524.** Wie 520. S. 578 f. (Aus Brief an die Erbprinz. v. Mecklenburg-Schw. ohne Datum.) — **525.** Sulpiz Boisserée. I. Band. S. 111 f. (Aus Brief an Melchior Boisserée v. 3. Mai 1811.) — **526.** Ebenda S. 113 ff. (Aus Brief an denselben v. 6. Mai 1811.) — **527.** Ebenda S. 115. (Ebendaher.) — **528.** Ebenda S. 117. (Aus Brief an Bertram v. 10. Mai 1811.) — **529.** a) Ebenda S. 117 f. (Ebendaher). — b) Ebenda S. 118 f. (Aus Boisserée's Tagebuch.) — **530.** Ebenda S. 119 f. (Aus Brief an Bertram v. 10. Mai 1811.)

531. Wie 525. S. 120. (Aus Brief an Bertram v. 10. Mai 1811.) — **532.** Ebenda S. 121 ff. (Aus Brief an Melchior B. v. 15. Mai 1811.) — **533.** Ebenda S. 124. (Ebendaher.) — **534.** Wie 521. S. 716. — **535.** Ebenda. — **536.** Ebenda. — **537.** Briefe von und an Goethe ꝛc. Hrsgg. von F. W. Riemer. Leipzig 1846. S. 340. — **538.** Ebenda S. 341 f. — **539.** Ebenda S. 341. — **540.** Ebenda S. 342.

541. Wie 537. S. 341 f. — **542.** Wie 520. S. 589 ff. (Aus Brief an die Erbprinzeß von Mecklenburg-Schw. v. 18. Jul. 1811.) — **543.** Wie 537. S. 342. — **544.** Ebenda. — **545.** Wie 521. S. 716. — **546.** Wie 520. S. 591. (Aus Brief an die Erbprinzeß v. Mecklenburg-Schw. v. 30. Jul. 1811.) — **547.** Wie 537. S. 343. — **548.** Aus Schelling's Leben. II. Band. Leipzig 1870. S. 264. (Aus Brief von Pauline Gotter v. 7. Sept. 1811.) — **549.** Wie 537. S. 343. — **550.** Ebenda.

551. Briefwechsel zwischen Goethe und Reinhard. Stuttgart und Tübingen, 1850. S. 113 f. (Aus Reinhard's Brief v. 7. Spt. 1811, worin Stelle aus Brief Lefebure's an Reinhard.) — **552.** Mittheilungen über Goethe. Von F. W. Riemer. I. Band. Breslau, 1841. S. 264 f. — **553.** Denkschriften und Briefe zur Charakteristik der Welt und Litteratur. IV. Band. Berlin, 1840. S. 163 ff. — **554.** Aus K. L. v. Knebel's Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette. Hrsgg. von H. Düntzer. Jena 1858. S. 576 f. (Aus Knebel's Brief v. 31. October 1811.) — **555.** Wie 537. S. 344. — **556.** Ebenda. — **557.** Ebenda S. 344 f. — **558.** Wie 521. S. 717. — **559.** Wie 537. S. 345. — **560.** Aus dem Tagebuche eines alten Schauspielers. Von E. Genast. Leipzig 1862. I. Theil. 7. Capitel.

561. Archiv für Litteraturgeschichte hrsgg. von F. Schnorr v. Carolsfeld. IV. Band. Leipzig, 1875. S. 462 f. (Aus F. Schubart's Erinnerungen an Goethe.) — **562.** Wie 520. S. 618 f. (Aus Brief an die Erbprinzeß v. Mecklenburg-Schw. v. 5. Fbr. 1812. — **563.** Ebenda S. 623. Aus Brief an dieselbe v. 12. dess. Mon.) — **564.** Wie 548. S. 309. (Aus Brief von Pauline Gotter v. 16. Apr. 1812.) — **565.** Friedrich Leopold Graf zu Stolberg seit seiner Rückkehr zur katholischen Kirche ꝛc. dargestellt von J. Janssen. Freiburg i. B. 1877. S. 216. (Aus Brief Friedrichs an seinen Bruder Christian v. 12. Aug. 1812.) — **566.** Rückblicke in mein Leben. Aus dem Nachlasse von H. Luden. Jena, 1847. S. 108–113. —

567. Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich v. Müller. Hrsgg. v. C. A. H. Burkhardt. Stuttgart, 1870. S. 4 f. — **568.** Wie 537. S. 345. — **569.** Wie 554. S. 635 f. (Aus Knebels Brief v. 26. Nov. 1812. — **570.** Wie 537. S. 346.

571. Wie 567. S. 6 ff. — **572.** Wie 537. S. 346 f. — **573.** Goethe aus näherm persönlichen Umgang dargestellt von J. Falk. Leipzig, 1832. a) S. 151—163. b) 50—64. — **574.** Wie 537. S. 347. — **575.** Erinnerungen und Leben der Malerin Louise Seidler, von H. Uhde. 2. umgearb. Aufl. Berlin 1875. S. 87 f. — **576.** Erinnerungen aus dem äußern Leben von E. M. Arndt. Leipzig 1840. S. 195 f. — **577.** Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften von K. A. Varnhagen v. Ense. I. Band. Mannheim 1837. S. 482. — **578.** Jugenderinnerungen eines alten Mannes (Wilhelm v. Kügelgen). 3. Aufl. Berlin 1871. S. 139 ff. — **579.** Ebenda. S. 143. — **580.** Wie 537. S. 347 f.

581. Aus den Denkwürdigkeiten eines alten Soldaten. Von Franz v. Schwanenfeld. Breslau 1862. S. 4—11. — **582.** Schiller und Goethe. Reliquien, Charakterzüge und Anekdoten. Gesammelt und hrsgg. v. H. Döring. Leipzig 1852. S. 148 ff. — **583.** Wie 537. S. 348. — **584.** Goethe und Einer seiner Bewunderer, von Friedrich Baron de la Motte Fouqué. Berlin 1840. S. 19—24. — **585.** Wie 537. S. 348. — **586.** Ebenda. — **587.** Ebenda S. 348 f. — **588.** Wie 575. S. 98 f. — **589.** Wie 537. S. 349. — **590.** Wie 567. S. 113—123.

591. Wie 585. S. 24 f. — **592.** Wie 575. S. 98 f. — **593.** Wie 584. S. 25—31. — **594.** Ebenda S. 32 f. — **595.** a) Goethes Briefwechsel mit F. Rochlitz. Herausgeber W. Frh. v. Biedermann. Leipzig 1887. S. 453 f. b) Jahrbücher der Literatur. Sechzigster Band. 1832, October, November, December. Wien. S. 231. — **596.** Wie 537. S. 349. — **597.** Wie 560. I. Theil. 9. Capitel. — **598.** Schopenhauer's Leben von W. Gwinner. 2. umgearbeitete und vielfach ver-

was ihm und andern nütze ist, und seine Willkür zu beschränken arbeitet. Jeder hat sein eigen Glück unter den Händen, wie der Künstler eine rohe Materie, die er zu einer Gestalt umbilden will. Aber es ist mit dieser Kunst wie mit allen, nur die Fähigkeit dazu wird uns angeboren, sie will gelernt und sorgfältig ausgeübt seyn.

Dieses und mehreres wurde noch unter ihnen abgehandelt; endlich trennten sie sich, ohne daß sie einander sonderlich überzeugt zu haben schienen, doch bestimmten sie auf den folgenden Tag einen Ort der Zusammenkunft.

Wilhelm ging noch einige Straßen auf und nieder; er hörte Clarinetten, Waldhörner und Fagotte, es schwoll sein Busen. Durchreisende Spielleute machten eine angenehme Nachtmusik. Er sprach mit ihnen, und um ein Stück Geld folgten sie ihm zu Marianens Wohnung. Hohe Bäume zierten den

mehrte Aufl. Leipzig 1878. S. 140. 143. — **599.** Wie 537. S. 349 f. — **600.** Ebenda S. 350.

601. Wie 537. S. 351 f. — **602.** Ebenda S. 353 f. — **603.** Ebenda S. 352. — **604.** Wie 521. S. 717 f. — **605.** Ebenda S. 718. — **606.** Wie 537. S. 354. — **607.** Ebenda. — **608.** Wie 521. S. 718 f. — **609.** Wie 537. S. 354 f. — **610.** Wie 567. S. 8 f.

611. Wie 567. S. 9 ff. — **612.** Weimarer Sonntagsblatt. II. Jahrg. Weimar 1856. S. 226 f. (Aus: Erinnerungen eines Weimarischen Musikers von K. Eberwein.) — **613.** Wie 567. S. 11. — **614.** Mittheilungen über Goethe. Von F. W. Riemer. I. Band. Berlin 1841. S. 265 ff. — **615.** Wie 537. S. 355. — **616.** Didaskalia. Belletristisches Beiblatt des Frankfurter Journals. Nr. 201. Freitag, den 22. Juli 1870. — **617.** Zur Biographie Pestalozzi's, von H. Morf. IV. Theil. Winterthur 1889. — **618.** Ebenda. — **619.** Monatsschrift für rheinisch-westfälische Geschichtsforschung und Alterthumskunde. Hrsgg. von R. Pick. I. Jahrg. 1875. S. 287. (Aus: Persönliche Erinnerungen an Goethes Aufenthalt in Wiesbaden, von D. St. geb. Cramer.) — **620.** a) Wie 525. S. 233 f. (Aus Brief an Schmitz v. 24. Oct. 1814.) — b) Morgenblatt zur Bayerischen Zeitung Nr. 195, Sonnabend, 18. Juli 1863. Nr. 196 u. 197, Montag d. 20. Juli 1863. (Aus Bertram's Unterhaltungen.) — c) Morgenblatt der Bayerischen Zeitung. Nr. 17 u. 18. Montag, 18. Januar 1864. (Aus Bertram's Unterhaltungen.) — d) Briefe von Heinrich Voß an Christian v. Truchseß. Hrsgg. von A. Voß. Heidelberg 1834 S. 60 ff. (Aus Brief v. 30. Oct. 1814.)

621. Wie 525. S. 226. (Aus Brief an Melchior Boisserée v. 10. Oct. 1814. — **622.** Aus unserer Zeit in meinem Leben. Von K. C. v. Leonhard. I. Band. Stuttgart 1844. S. 443—450. — **623.** Wie 560. 12. Capitel. — **624.** Vor den Coulissen. Originalblätter von Celebritäten des Theaters und der Musik. Hrsgg. von J. Lewinsky. II. Band. Berlin

1882. S. 155 f. (Aus H. Moltke's Beitrag: Goethe-Reminiscenzen.) — **625.** Wie 560. 13. Capitel. — **626.** Weimarer Sonntagsblatt. III. Jahrg. Weimar 1857. S. 462. — **627.** Wie 567. S. 12 ff. — **628.** Ebenda S. 15 f. — **629.** Auguſt von Kotzebue. Urtheile der Zeitgenoſſen und der Gegenwart. Zuſammengeſtellt von W. v. Kotzebue. Dresden 1881. S. 71. — **630.** Goethes Beziehungen zu Köln von H. Düntzer. Leipzig 1885. S. 108 f.

631. Wie 525. S. 249—252. (Aus Boiſſerée's Tagebuch.) — **632.** Ebenda S. 253 bis 256. — **633.** Ebenda S. 256 ff. — **634.** Ebenda S. 258 ff. — **635.** Ebenda S. 261. — **636.** Ebenda S. 261 ff. — **637.** Ebenda S. 263 ff. — **638.** Ebenda S. 266 ff. — **639.** Ebenda S. 268 f. — **640.** Ebenda S. 269.

641. Wie 525. S. 270. (Aus Boiſſerée's Tagebuch.) — **642.** Ebenda S. 270 f. — **643.** Ebenda S. 271 f. — **644.** Ebenda S. 273. — **645.** Nach der Handſchrift des Tagebuchs von Auguſt Neſtner, gütigſt mitgetheilt von Herrn Georg Neſtner. (Im Auszug in: Die Gegenwart. Band XIII. Nr. 26. Berlin, den 29. Juni 1878.) — **646.** Wie 525. S. 274 f. (Aus Boiſſerées Tagebuch.) — **647.** Ebenda S. 275. — **648.** Ebenda S. 275 f. — **649.** Ebenda S. 276 f. — **650.** Ebenda S. 277.

651. Wie 525. S. 277 ff. — **652.** Ebenda S. 279. — **653.** Ebenda S. 280. — **654.** Ebenda S. 280 f. — **655.** Ebenda S. 281. — **656.** Ebenda S. 281 f. — **657.** Ebenda S. 282 f. — **658.** Ebenda S. 283 f. — **659.** Ebenda S. 284. — **660.** Morgenblatt der Bayeriſchen Morgenzeitung 1863. Nr. 196 u. 197. S. 681. (Aus Bertram's Unterhaltungen.)

661. Jugenderinnerungen von G. Parthey. Handſchrift für Freunde, II. Theil. S. 362 f. — **662.** Goethe-Jahrbuch. Hrsgg. von L. Geiger. I. Band. Frankfurt a. M. 1880. S. 339. (Aus Brief Jakob Grimm's an ſeinen Bruder Wilhelm v. 14. Oct. 1815.) — **663.** Ebenda S. 340. (Aus Brief v. 20. Nov. 1815. —

664. Wie 525. S. 284. — **665.** Ebenda. — **666.** Ebenda S. 284—288. — **667.** Ebenda S. 288. — **668.** Ebenda S. 288 f. — **669.** Ebenda S. 289. — **670.** Ebenda S. 289 f.

671. Wie 525. S. 290 f. — **672.** Wie 537. S. 355. — **673.** K. L. v. Knebel's literariſcher Nachlaß und Briefwechſel. Hrsgg. von K. A. Varnhagen v. Enſe und Th. Mundt. III. Band. Leipzig 1840. S. 70. (Aus Brief an Böttiger v. 10. Mai 1820.) — **674.** Wie 560. I. Theil. 12. Capitel. — **675.** Morgenblatt für gebildete Leſer. 1858. Nr. 22. S. 521. (Später in: Aus Goethes Freundeskreiſe. Von H. Düntzer. Braunſchweig 1868. S. 535.) — **676.** Wie 560. I. Theil, 15. Capitel. — **677.** Wie 662. S. 341. (Aus Schadow's Brief an Böttiger v. 28. Apr. 1816. — **678.** Kunſt-Werke und Kunſt-Anſichten von J. G. Schadow. Berlin 1849. S. 150. — **679.** Wie 560. I. Theil, 14. Capitel. — **680.** Goethe in Tennſtädt und mit Krug v. Nidda. Theilnehmenden . . . zugeſtellt von W. Frh. v. Biedermann. Dresden 1873. (Später in: Goethe-Forſchungen von W. Frh. v. Biedermann. Frankfurt a. M. 1879. S. 289—293.)

681. Wie 521. S. 719. — **682.** Vor den Couliſſen. Hrsgg. von J. Lewinsky. Berlin 1881. S. 277 f. (Aus H. Franke's Beitrag: Aus der Goethezeit.) — **683.** Briefe von Schiller's Gattin an einen vertrauten Freund. Hrsgg. von H. Düntzer. Leipzig 1856. S. 310. (Aus Brief v. 9. Oct. 1816.) — **684.** Life, Letters and Journals of G. Ticknor. Vol. I. Boston 1876. (Aus Tagebuch unterm 25. Oct. 1816.) — **685.** Wie 567. S. 16 f. — **686.** Ebenda S. 17. — **687.** Wie 682. S. 279. f. (Ebendaraus) — **688.** Mittheilungen über Goethe und ſeinen Freundeskreis aus bisher unveröffentlichten Aufzeichnungen des Gräflich Egloffſtein'ſchen Familien-Archivs zu Arklitten. Hrsgg. von J. Dembowski. Lyck 1889. S. 6. (Aus Brief von Gräfin Julie Egloffſtein an Freifrau v. Beaulieu. v. 4. Fbr. 1817.) — **689.** Wie 682. S. 281. (Ebendaraus.) — **690.** Wie 521. S. 719, ingleichen wie 537. S. 356.

691. Wie 560. I. Theil, 18. Capitel. — **692.** Ebenda. — **693.** Berühmte Schriftſteller der Deutſchen. I. Band. Berlin 1854. S. 38 f. (Aus Brief Riemer's v. 5. Mai 1817.) — **694.** Das Frommann'ſche Haus und ſeine Freunde. Von F. J. Frommann. 2. verm. Aufl. Jena 1872. S. 52 f. — **695.** a) Wie 537. S. 356. — b) u. c) Wie 521. S. 719. — **696.** Wie 537. S. 357. — **697.** Quellwaſſer fürs deutſche Haus. III. Jahrg. 1878. Nr. 13. S. 158. (Aus: Intereſſante Begegnungen v. F. W. Krummacher.) — **698.** Chronik des Wiener Goethe-Vereins. 4. Jahrg. 1889. Nr. 2. S. 7 f. (Aus Schröer's Aufſatz: Goethe und ein Candidat der Theologie aus Ungarn.) — **699.** Wie 567. S. 17. — **700.** Charlotte v. Schiller und ihre Freunde. II. Band. Stuttgart 1862. S. 27. (Aus Brief von Frau v. Lengefeld an Charlotte.)

701. Fragments et souvenirs par V. Cousin. 3me edit. Paris 1857. S. 152—155. — **702.** Wie 577. S. 427 ff. — **703.** Wie 694. S. 148. (Aus Briefen von Johanna Frommann.) — **704.** Ebenda. — **705.** Ebenda S. 149. — **706.** Wie 537. S. 358. — **707.** Wie 582. S. 150 f. — **708.** Friedrich Wilhelm Krummacher. Eine Selbſtbiographie. Berlin 1869. S. 55 f. — **709.** Wie 521. S. 719. — **710.** Charlotte von Schiller und ihre Freunde. III. Band. Berlin 1865. S. 392. (Aus v. Knebel's Brief v. 24. Febr. 1818.)

711. Wie 567. S. 18. — **712.** Ebenda. — **713.** Ebenda S. 19. — **714.** Wie 688. S. 9. — **715.** Ebenda. — **716.** Ebenda. — **717.** a) Ebenda. S. 10. — b) Wie 567. S. 20 ff. — **718.** Wie 694. S. 153. (Aus Brief der Johanna Frommann v. 15. Juni 1818.) — **719.** Wie 537. S. 358. — **720.** Goethe und Leipzig. Von W. Frh. v. Biedermann. II. Theil. Leipzig 1865. S. 309 ff. (Nach Gerhard's Tagebuch.)

721. Wie 567. S. 25. — **722.** Ebenda. — **723.** Aus dem Nachlaſſe Friedrichs von Gentz. I. Band. Wien 1867. S. 52. (Aus Brief Gentzens an v. Pilat v. 6. Aug. 1818.) — **724.** Schopenhauer's Leben von W. Gwinner. Leipzig 1878. S. 189 f.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Anhang

an

Goethes Werke.

Abtheilung

für

Geſpräche.

4. Band.

Leipzig.

F. W. v. Biedermann

1889.

Goethes Gespräche.

Herausgeber

Woldemar Freiherr von Biedermann.

4. Band:

1819—1823.

Leipzig.
F. W. v. Biedermann.
1889.

19 A 378 : 4
(2.Ex.)

Landes-
Bibliothek
Weimar

Inhalt.

		Seite
725.	1819, 27. Januar. Mit v. Müller	1
726.	1819, 1. Februar. Mit v. Müller	1
727.	1819, 24. Februar. Mit v. Müller u. a.	1
728.	1819, 7. März. Mit v. Müller	2
729.	1819, 16. (?) März. Mit Julie Grfn. Egloffstein	2
730.	1819, 18. März. Mit Christn. Gottfr. Nees v. Esenbeck und v. Müller	5
731.	1819, 28. März. Mit v. Müller	6
732.	1819, 30. März. Mit v. Müller	7
733.	1819, 19. April. Mit v. Müller u. a.	7
734.	1819, 24. April. Gesellschaft bei Goethe	8
735.	1819, 25. April. Mit v. Müller und Julie Grfn. Egloffstein	9
736.	1819, 28. April. Gesellschaft bei Goethe	10
737.	1819, 6. Mai. Mit v. Müller	11
738.	1819, 10. Mai. Mit v. Müller, Meyer und Cogswell.	11
739.	1819, 12. Mai. Mit v. Müller u. a.	12
740.	1819, 7. Juni. Mit v. Müller.	12
741.	1819, 14. Juni. Mit v. Müller und Meyer	13
742.	1819, 15. (?) Juni. Mit v. Müller	14
743.	1819, 16. Juni. Mit v. Müller u. a.	15
744.	1819, 18. (?) Juni. Mit Fritz v. Stein	16
745.	1819, 9. August. Mit v. Müller und Julie Grfn. Egloffstein	16
746.	1819, 14. October. Mit v. Müller u. a.	17

Seite
747. 1819, 31. October. Mit v. Müller 17
748. 1819, November. Mit Bernh. v. Beskow 17
749. 1820, 8. Februar. Mit v. Müller 18
750. 1820, 25. Februar. Bei Goethe 18
751. 1820, März. Bei Goethe 19
752. 1820, um Mitte April (?). Mit Joh. Chrstn. Lobe . 21
753. 1820, 26. April. Mit Jos. Sebast. Grüner . . . 32
754. 1820, 28. Mai. Mit Grüner 34
755. 1820, Mitte Juli. Mit Lobe 41
756. 1820, 24. August. Mit v. Both 61
757. 1820, 24. August. Abend bei Knebels 62
758. 1820, Ende September. Mit Frdr. Förster und dessen Gattin 68
759. 1820, 9. October. Mit C. F. v. Weltzien . . . 69
760. 1820, Ende November und Anfang December. Mit Joh. Gottlob v. Quandt 72
761. 1821, 22. Januar. Mit v. Müller 76
762. 1821, 9. Februar. Mit v. Müller und Meyer . . 78
763. 1821, 20. Februar. Mit v. Müller und Clemens Wenceslaus Coudray 80
764. 1821, 18. Mai. Mit v. Müller und Riemer . . 82
765. 1821, 8. Juni. Mit v. Müller 84
766. 1821, um Mitte Juli. Mit Ed. Genast und Julius Christian Koch 89
767. 1821, 21. Juli. Mit Gustav Carus 91
768. 1821, 28. Juli. Mit Grüner 96
769. 1821, 29. Juli. Mit Grüner 99
770. 1821, 25. August. Mit Grüner 99
771. 1821, 26. August. Mit Grüner 100
772. 1821, 27. August. In Hartenberg 103
773. 1821, 28. August. In Hartenberg 104
774. 1821, 30. August. Mit Grüner 106
775. 1821, 31. August. Mit Grüner und Frh. v. Stein. 116
776. 1821, 1. September. Mit Grüner 116
777. 1821, 2. September. Mit Grüner 119
778. 1821, 4. September. Mit Grüner 121

Platz vor ihrem Hause, darunter stellte er seine Sänger, er selbst ruhte auf einer Bank in einiger Entfernung, und überließ sich ganz den schwebenden Tönen, die in der labenden Nacht um ihn säuselten. Unter den holden Sternen hingestreckt war ihm sein Daseyn wie ein goldner Traum. — Sie hört auch diese Flöten, sagte er in seinem Herzen; sie fühlt, wessen Andenken, wessen Liebe die Nacht wohlklingend macht, auch in der Entfernung sind wir durch diese Melodien zusammen gebunden, wie in jeder Entfernung durch die feinste Stimmung der Liebe. Ach zwey liebende Herzen, sie sind wie zwey Magnetuhren, was in der einen sich regt, muß auch die andere mit bewegen, denn es ist nur Eins, was in beiden wirkt, Eine Kraft, die sie durchgeht. Kann ich in ihren Armen eine Möglichkeit fühlen, mich von ihr zu trennen? und doch, ich werde fern von

Seite

779. 1821, 5. September. Bei d. Prämienvertheilung im Gymnasium zu Eger 123
780. 1821, 5. September. Mit Grüner 124
781. 1821, 6. September. Mit Grüner 127
782. 1821, 12. September. Mit Grüner u. deſſ. Söhnen. 129
783. 1821, Ende October bis Jahresſchluß (?). Mit und über Ludwig Rellſtab 131
784. 1821, 4. November. Mit Felix Mendelsſohn u. a. 135
785. 1821, kurz nach dem 4. November. Mit Mendelsſohn u. a. 137
786. 1821, nach 6. November. Mit Mendelsſohn u. a. . 145
787. 1821, 10. November. Mit Mendelsſohn u. a. . . 151
788. 1822, 22. Mai. Mit v. Müller u. a. 152
789. 1822, 11. Juni. Mit v. Müller u. Aug. v. Goethe. 155
790. 1822, 18. Juni. Mit Grüner 158
791. 1822, 30. Juni. Mit Grüner 159
792. 1822, 24. Juli. Mit Grüner 160
793. 1822, 25. Juli. Mit Grüner 161
794. 1822, 26. Juli. Mit Grüner u. a. 162
795. 1822, 27. Juli. Mit Karl Huß und Grüner . . 164
796. 1822, 28. Juli. Mit Grüner 166
797. 1822, 29. Juli. Mit Grüner 168
798. 1822, 30. Juli. Mit Grüner, Graf Kaspar Sternberg, Freiherrn Johann Jakob Berzelius und Emanuel Pohl 169
799. 1822, 31. Juli. Mit Grüner u. deſſen Söhnen . . 171
800. 1822, 1. Auguſt. Mit Grüner 174
801. 1822, 2. Auguſt. Mit Grüner u. a. 174
802. 1822, 3. Auguſt. Mit Grüner u. Ignaz Löhl . . 176
803. 1822, 4. u. 5. Auguſt. In Falkenau u. Hartenberg. 178
804. 1822, 6. Auguſt. Mit Wenzel Johann Tomaſchek . 179
805. 1822, 6. Auguſt Abends. Mit Grüner 186
806. 1822, 7. Auguſt. Mit Ant. Martius u. a. . . . 187
807. 1822, 8. Auguſt. Mit Grüner 189
808. 1822, 10. Auguſt. Mit Grüner 190
809. 1822, 11. Auguſt. Mit Grüner 191

		Seite
810. 1822, 12. August.	Mit Grüner	192
811. 1822, 13. August.	Bei Wolfg. Kasp. Fikentscher	193
812. 1822, 18. August.	Bei Fikentscher	194
813. 1822, 19. August.	Mit Grüner	194
814. 1822, 21. August.	Mit Grüner	197
815. 1822, 22. August.	Mit Grüner u. dessen Gattin	198
816. 1822, 23. August.	Mit Grüner	199
817. 1822, 24. August.	Mit Grüner	199
818. 1822, 25. August.	Mit Grüner	200
819. 1822, 26. August.	Mittag bei Grüner	201
820. 1822, 21. September.	Mit Friedr. Soret u. Meyer	202
821. 1822, 22. September.	Abend bei Goethe	202
822. 1822, Herbst.	Mit d. Familie Mendelssohn Bartholdy	203
823. 1822, 3. December.	Abend bei Goethe	205
824. 1822, 17. December.	Mit Soret	206
825. 1822, ungefähr.	Mit Ida Melos u. a.	206
826. 1823, 3. Februar.	Mit v. Müller	208
827. 1823, 23. Februar.	Während Goethes Krankheit	210
828. 1823, 24. Februar.	Während Goethes Krankheit	211
829. 1823, 25. Februar.	Während Goethes Krankheit	212
830. 1823, 26. Februar.	Während Goethes Krankheit	214
831. 1823, 1. März.	Während Goethes Genesung	215
832. 1823, Mitte März.	Mit Charl. v. Schiller	216
833. 1823, 16. März.	Mit v. Müller	217
834. 1823, 21. März.	Mit v. Müller	218
835. 1823, 30. März.	Mit Niels Lauritz Höyen	218
836. 1823, 31. März.	Mit v. Müller u. Riemer	220
837. 1823, 2. April.	Mit Soret	224
838. 1823, 4. April.	Mit Soret u. Coudray	224
839. 1823, 7. April.	Mit v. Müller	225
840. 1823, 12. April.	Mit Soret	225
841. 1823, 14. April.	Mit Soret und Gräfin Caroline Egloffstein	226
842. 1823, 21. April.	Mit v. Müller	227
843. 1823, 27. April.	Mit Soret, Coudray u. Meyer	227

Seite

844. 1823, 27. April. Mit v. Müller 228
845. 1823, 7. Mai. Mit Soret 228
846. 1823, 13. Mai. Mit Soret 229
847. 1823, 15. Mai. Mit v. Müller 229
848. 1823, 2. Juni. Mit Soret, v. Müller, Riemer u. Meyer 229
849. 1823, 10. Juni. Mit Joh. Peter Eckermann . . . 231
850. 1823, 11. Juni. Mit Eckermann 234
851. 1823, 16. Juni. Mit Eckermann 236
852. 1823, 19. Juni. Mit Eckermann 237
853. 1823, 29. Juni nebst Nachträglichem. Mit Grüner. 238
854. 1823, 1. Juli. Mit Grüner 243
855. 1823, 12. Juli. Mit Grüner und Jerôme König v. Westfalen 244
856. 1823, 13. Juli. Mit Grüner und dessen Gattin . 245
857. 1823, Mitte August. Mit K. Joh. Braun Ritter v. Braunthal 246
858. 1823, 20. August. Mit Grüner 249
859. 1823, 21. August. Mit Grüner u. C. E. Var. v. Luxring 249
860. 1823, 23. August. Mit Grüner 250
861. 1823, 24. August. Mit Grüner, sodann Meyer . . 253
862. 1823, 25. August. Mit Grüner. 254
863. 1823, Anfang September (?). Mit Marie Rehberg geb. Höpfner u. deren Gatten Aug. Wilh. Rehberg . 255
864. 1823, 6. September. Mit Grüner u. Graf Auersperg. 258
865. 1823, 8. September. Mit Grüner 259
866. 1823, 13. September. Mit v. Müller 260
867 1823, 15. September. Mit Eckermann 261
868. 1823, 17. September. Mit Eckermann 263
869. 1823, 17. u. 18. September. Mit v. Müller und Meyer 269
870. 1823, 21. September. Mit v. Müller 270
871. 1823, 23. September. Mit v. Müller 270
872. 1823, 24. September. Mit v. Müller und Friedr. Wilh. K. Umbreit 272

Seite

873. 1823, 25. September. Mit v. Müller 273
874. 1823, 26. September. Mit v. Müller, Caroline Gräfin Egloffſtein, Meyer u. Coudray 278
875. 1823, 27. September. Mit v. Müller u. Caroline Grfn. Egloffſtein 279
876. 1823, 29. September. Mit v. Müller, Meyer, Riemer u. Chriſtph. Frdr. Ludw. Schultz 280
877. 1823, September oder October. Mit Rellſtab . . 282
878. 1823, 2. October. Mit Eckermann 283
879. 1823, 2. October. Abend bei Goethe. 283
880. 1823, 3. October. Mit v. Müller, Karl Frdr. Graf Reinhard u. Karl v. Reinhard 287
881. 1823, 4. October. Mit v. Müller 288
882. 1823, 5. October. Mit v. Müller 288
883. 1823, 11. October. Mit v. Müller 289
884. 1823, 12. October. Mit v. Müller u. Caroline Grfn. Egloffſtein 290
885. 1823, 14. October. Thee bei Goethe 290
886. 1823, 19. October. Mittag bei Goethe 292
887. 1823, 19. October. Mit v. Müller u. Riemer . . 294
888. 1823, 21. October. Mit Eckermann 295
889. 1823, 25. October. Mit Eckermann 297
890. 1823, 27. October. Mit Eckermann 300
891. 1823, 28. October. Concert bei Goethe 302
892. 1823, 29. October. Mit Eckermann 303
893. 1823, 3. November. Mit Eckermann 306
894. 1823, Anfang November. Mit v. Müller 310
895. 1823, 4. November. Abend bei Goethe 310
896. 1823, 5. November. Beim Abſchied von Marie Szymanowska geb. Wolowska 312
897. 1823, 10. November. Mit Eckermann 314
898. 1823, 11. November. Abend bei Goethe 316
899. 1823, 14. November. Mit Eckermann u. a. . . . 316
900. 1823, 16. November. Mit Eckermann 320
901. 1823, 16. November. Mit Soret 323
902. 1823, 19. November. Mit Eckermann 323

Seite

903. 1823, 23. November. Mit v. Müller 324
904. 1823, 24. November. Mit Eckermann 324
905. 1823, 28. November. Mit Soret 326
906. 1823, 1. December. Mit Eckermann u. K. Frdr. Zelter 326
907. 1823, 4. December. Mittag bei Goethe 328
908. 1823, 5. December. Mit Soret 330
909. 1823, 7. December. Mit Soret 331
910. 1823, 15. December. Mit v. Müller 331
911. 1823, 21. December. Mit Soret u. a. 332
912. 1823, 29. December. Mit v. Müller 333
913. 1823, 30. December. Mit Soret 334
914. 1823, 31. December. Mit Soret 338

Anhang zeitlich nicht genau bestimmbarer Gespräche.

915. Erzählungen von Falk 340
916. Mit Frau Dutitre 356
917. Mit Knebel 358
918. Im Hause von Frdr. Sigism. Voigt 359

725.

1819, 27. Januar.

Mit v. Müller.

„Gebet, gebet, gebet zum erſten, zweiten und dritten!“ rief Goethe bei Beſprechung der neuen Finanzeinrichtung aus.

726.

1819, 1. Februar.

Mit v. Müller.

Goethe ſagte: „Der dritte und vierte Theil des Don Quixote iſt zuerſt von einem Andern und dann erſt ſpäter von Cervantes ſelbſt geſchrieben. Er hatte den guten Tact gehabt, mit jenen zwei Theilen enden zu wollen, denn die wahren Motive ſind damit erſchöpft. So lange ſich der Held Illuſionen macht, iſt er romantiſch, ſobald er bloß geſoppt und myſtificirt wird, hört das wahre Intereſſe auf.“

727.

1819, 24. Februar.

Mit v. Müller u. a.

Ich ging um 8 Uhr zu Goethe. Es wurde aus dem Divan vorgeleſen, den Goethe zum Vehikel ſeines

politiſchen Glaubensbekenntniſſes und mancher, wie er es nennt, Eſelsbohrereien zu brauchen ſcheint. Unter andern kam das Geſpräch auf den Hof Herzog Karls von Würtemberg, deſſen geſchmackvollem Glanz Goethe, ſowie dem Muſikdirector Zomelli Lob ſpendete. Über unſern neuen Capellmeiſter Hummel äußerte Goethe: es ſei ihm eben Ernſt mit ſeiner Kunſt, wie das ſein muß, wenn irgend ein Menſch ſeine Stelle ausfüllen will.

728.

1819, 7. März.

Mit v. Müller.

Goethe erzählte mir ſehr heiter von dem Entſtehen des Kloſters im Park (30. Januar 1777) und von dem abendlichen Fiſcherſpiel in Tiefurt.

729.

1819, 16. (?) März.

Mit Julie Gräfin v. Egloffſtein u. a.

Nach einem Concert, das unſere Erwartungen nicht hinlänglich befriedigte, fuhren wir zu Goethens. Der alte Herr empfing uns ganz beſonders zärtlich und entwickelte, als wir bald darauf mit ihm am traulichen Eßtiſch ſaßen, ſeine ganze Liebenswürdigkeit in Scherz und Ernſt auf's Allerreizendſte. O, wie hinreißend, wie unwiderſtehlich iſt der Mann, wenn er in heitrer

Gemüthlichkeit sich zwischen seinen Kindern und Freunden bewegt — bald das Größte und Höchste in's Gespräch verflechtend, bald sich scherzhaft wieder zu dem Kleinsten und Unbedeutendsten herabneigend und jedem einen neuen Werth, eine neue Bedeutung verleihend.

Anfangs drehte sich die Unterhaltung um die Begebenheiten des Tags — es wurden einige Worte über das Concert gesagt — dann erzählte Goethe, welchen herrlichen Schatz alter Brochuren aus dem sechzehnten Jahrhundert er in Jena aufgefunden hätte, die von der Bluthochzeit und mehreren interessanten Begebenheiten aus früherer Zeit handelten und mit den allerwunderlichsten Holzschnitten verziert seien und damals statt Zeitungen gedient hätten. Natürlich drang sich mir hier der Wunsch auf, zu erfahren, seit wann eigentlich die Zeitungen eingeführt und eine bestimmte Ordnung und Form darin beobachtet würde, und wie es die Menschen vordem gehalten hätten, und Goethe befriedigte ihn auf alle Weise. Er erzählte mir nämlich, wie die Kaufleute mit ihren Speculationen stets die politischen Ereignisse als Hebel oder Hemmketten betrachtet und sich deshalb untereinander in Briefen Nachricht darüber ertheilt hätten. Diese Briefe seien zu weiterer Mittheilung späterhin gedruckt worden, aber lange Zeit sei hingegangen, ehe man auf den Einfall gekommen wäre, eine fortlaufende Reihe von Tagesblättern einzusetzen und damit auch ohne besondere Erscheinungen oder Erlebnisse in der politischen Welt fortzufahren. — Dieser

Gegenſtand leitete uns dann weiter zurück in die entfernteſten Zeiten der erwachenden Cultur zu der Erfindung der Schrift überhaupt, und ich warf Goethe die Frage auf, wie Homer ſeine Werke eigentlich geſchrieben habe.

„Dieſe Frage, mein liebes Engelchen!“ ſagte er, „kann nur durch weitläufige Erzählungen beantwortet, oder vielmehr verneint werden.“ Nun ſetzte er uns auseinander, daß Homer aller Vermuthung nach gar nicht exiſtirt und folglich gar nicht geſchrieben habe. Die Welt ſei geneigt in allem die Perſönlichkeit zu lieben, und deshalb ſchreibe ſie einem einzigen ſo große Gabe zu, wahrſcheinlich aber hätten mehrere aufeinanderfolgende Dichter jene Geſänge zuſtande gebracht — und durch mündliche Überlieferung weiter befördert, bis dann endlich einer auf den geſcheidten Gedanken gekommen ſei, ſie aneinander zu reihen und zu re(digiren), dem denn auch der größte Ruhm gebühre.

Während dieſem Geſpräch, das eigentlich mehr zwiſchen Goethe und mir ſtattfand, hatten die Übrigen die heiterſten Witze untereinander über den jungen [Franz] Nicolovius gemacht, und Goethe nahm ſich ſeines Großneffens endlich mit Lebhaftigkeit an, mich auffordernd, ihn jenen beiden Damen, die ſich um ihn ſtritten — Linchen [Gräfin Egloffſtein] und Ottilien nämlich — abſpenſtig zu machen; er ſelbſt gab mir darauf die beſten Anſchläge an die Hand, wie ich die

ihr seyn, werde einen Heilort für unsere Liebe suchen, und werde sie immer mit mir haben.

Wie oft ist mirs geschehen, daß ich abwesend von ihr, in Gedanken an sie verloren, ein Buch, ein Kleid oder sonst etwas berührte, und glaubte ihre Hand zu fühlen, so ganz war ich mit ihrer Gegenwart umkleidet. Und jener Augenblicke mich zu erinnern, die das Licht des Tages wie das Auge des kalten Zuschauers fliehen, die zu geniessen Götter den schmerzlosen Zustand der reinen Seligkeit zu verlassen sich entschließen dürften. — Mich zu erinnern? — Als wenn man den Rausch des Taumelkelchs in der Erinnerung erneuern könnte, der unsere Sinne an himmlischen Stricken gebunden aus aller ihrer Fassung reißt. — Und ihre Gestalt — — Er verlor sich im Andenken an sie, seine Ruhe ging in Verlangen über, er umfaßte einen Baum, kühlte seine heiße

Wan-

Aufmerkſamkeit dieſes höchſt originellen und ſchweigſamen jungen Menſchen auf mich lenken könnte, und forderte zuletzt ſeinen Sohn auf, ſich mit mir zu verbünden, indem ja dem Mephiſtopheles nichts unmöglich ſei, was Liſt und Bosheit verlange. Linchen meinte, ich könne es immerhin verſuchen; denn es würde mir nichts helfen, indem noch keiner ſie und mich zugleich geliebt habe, als einmal ein Narr. „Ei, Kinder, ſeht!“ — rief Goethe, — „auch ich liebe Euch beide zugleich, und ſo könnt Ihr Euch denn rühmen, daß Euch nicht nur ein Narr, ſondern auch ein geſcheidter Mann auf gleiche Weiſe geliebt.“

730.

1819, 18. März.

Mit Chriſtian Gottfried Nees v. Eſenbeck und v. Müller.

Heute Abend traf ich [v. M.] bei Goethe den Präſidenten Nees v. Eſenbeck aus Bonn, einen kleinen und hagern, muntern und anſprechenden Mann, der von dem Dünkel der modernen Naturforſcher ganz frei ſchien. Goethes verbindliches und freundliches Weſen gegen ihn war höchſt behaglich. Er las ihm und uns aus dem perſiſchen Buche Kabus Unterricht an ſeinen Sohn vor, wie man ſich als Regent und Particulier in allen Lebensverhältniſſen zu betragen habe.

731.

1819, 28. März.

Mit v. Müller.

Goethe war besonders liebenswürdig. Er sprach von Hammers Assassinengeschichte, über den Unterschied zwischen Chronik und Memoiren, und betonte den Mangel des Gefühls vom Werthe der Gegenwart, die Jedes nur los zu werden trachte, um darüber hinaus zu kommen; das sei die Ursache, daß man jetzt so wenig aufzeichne. Dann sprach er von der Religion. Zuversicht und Ergebung sind die ächten Grundlagen jeder bessern Religion, und die Unterordnung unter einen höheren, die Ereignisse ordnenden Willen, den wir nicht begreifen, eben weil er höher als unsere Vernunft und unser Verstand ist. Der Islam und die reformirte Religion sind sich hierin am ähnlichsten. Alle Gesetze und Sittenregeln lassen sich auf eine zurückführen, auf die Wahrheit. Fehler der Individualität als solcher gäbe die moralische Weltordnung jedem zu und nach; darüber möge jeder mit sich selbst fertig werden und bestrafe sich auch selbst dafür; aber wo man über die Grenzen der Individualität herausgreife, frevelnd, störend, unwahr, da verhänge die Nemesis früh oder spät angemessene Strafe. So sei in Kotzebue's Tod eine gewisse nothwendige Folge einer höhern Weltordnung erkennbar.

732.

1819, 30. März.

Mit v. Müller.

Abends war ich bei Goethe, der ſehr ernſt war und faſt bloß von dem leidigen Zuſtande der Jenaiſchen Dinge*) ſprach. Man müßte jetzt nur von einem Tag zum andern leben; niemand ſei der Sache mehr gewachſen.

733.

1819, 19. April.

Mit v. Müller u. a.

„Jedes Ding," ſprach Goethe, „jede Beſchäftigung verlangt eine eigene Form, eine Formel, die, das Unweſentliche ausſchließend, den Hauptbegriff ſcharf umgränzt." Viele empfänden das Richtige, möchten es gern darſtellen, könnten aber nicht zur paſſenden Form gelangen.

Wie anmuthig ſcherzte der herrliche Mann mit Ulrike [v. Pogwiſch], der er gewiſſer techniſcher oder Coterie-Wörter Bedeutung anſchaulich machen wollte, z. B. Kategorien, caput mortuum. Sie müſſe dergleichen verſtehen, aber nie ſelbſt ausſprechen.

Dann theilte er Anekdoten von ſeinem früheren Leben in Ilmenau mit; erzählte von den tollen Späßen

*) In Folge der Ermordung Kotzebue's.

mit dem Glasmann Glaſer, der durch alle vier Elemente von Goethen geängſtigt und für ſein Handbieten zu vorheriger nächtlicher Perturbation beſtraft wird. Er erzählte von Einſiedels gottloſem Wegziehen des Tiſchtuches mit allen Abendſpeiſen und ſeiner Flucht. Aber ſobald die Sonne kam, war Gottesfriede; Niemand durfte ſich mehr am Andern rächen. Er erinnerte an v. Seebachs Wort beim Plumpſackſpiel zu Wilhelmsthal: Schlagt doch zu! ſo gut wird es Euch nicht leicht wieder, Euern Fürſten und Herrn prügeln zu dürfen — fand er ganz ſublim und grandios. Damals ritt letzterer täglich ein raſches bequemes Pferd, Poeſie genannt. „O, es waren nicht ſchlechte Zeiten!“ rief er wehmüthig aus. Dann kam ein bitteres Urtheil über den Stand des Weimariſchen Theaters. Als einſt die Göchhauſen Graff ungerecht getadelt, habe er ihr geſagt: „Fräulein, Sie werden lange faulen, wenn Graff noch der Stolz unſerer Bühne ſein wird.“

734.

1819, 24. April.

Geſellſchaft bei Goethe.

Heute war große Abendgeſellſchaft bei Goethe, die Gräfin Henckel, Line (v. Egloffſtein), Adele (Schopenhauer), Coudray und Tieck waren anweſend. Goethe ſprach über die Eigenthümlichkeit der deutſchen Sprüchwörter bei den verſchiedenen Nationen; die griechiſchen

gingen alle aus unmittelbarſter, ſpeciellſter Anſchauung hervor, z. B. der Storch im Hauſe; die deutſchen ſeien ſtets derb, tüchtig, ſittlich, bezeichnend.

Dann ſprach er über die Kunſt zu ſehen. „Man erblickt nur, was man ſchon weiß und verſteht. Oft ſieht man lange Jahre nicht, was reifere Kenntniß und Bildung an dem täglich vor uns liegenden Gegenſtande erſt gewähren läßt. Nur eine papierne Scheidewand trennt uns öfters von unſern wichtigſten Zielen, wir dürften ſie keck einſtoßen und es wäre geſchehen. Die Erziehung iſt nichts anders als die Kunſt zu lehren, wie man über eingebildete oder doch leicht beſiegbare Schwierigkeiten hinauskommt."

735.

1819, 25. April.

Mit v. Müller und Julie Gräfin Egloffſtein.

Abends war ich mit Julie v. Egloffſtein bei Goethe, der ihr Talent mit Roux*) verglich, welcher aus den Landſchaften nie ein Bild habe machen können. Sehr ſchön war ſeine Erzählung, wie er einſt auf beſtem Wege geweſen ſei ſich in Fräulein v. Melliſh zu verlieben. Nachdem er der kühnlich von Julie mit der Ölmalerei eingegangenen Ehe Lob geſpendet, erzählte er uns von ſeinen Schweizer Reiſen, von dem Berner

*) Jakob Roux, Maler in Jena

Arzt Schuppmüller*), glaube ich, der mit ſeinem hellen, ſcharfen Auge den Leuten jede Krankheit angeſehen, gleichſam in Lunge und Leber hineingeguckt habe. Auch ſprach er von ſeinem einſtigen Vorhaben, in Italien für immer zu bleiben und das Leben in Rom Tag für Tag in großen Gemälden zu ſchildern. „Die Natur iſt eine Gans, man muß ſie erſt zu etwas machen. Bekenne Dich nur," ſagte er zu Julie, „für einen armen Hund und ſtehle, wo Du kannſt, aus fremden Bildern, ſelbſt vom Altare." Julie geſtützt auf den einen Arm, war ganz Auge und Ohr für Goethe, ihr Auge ſchwamm im innigſten Behagen und wendete ſich dann freundlich zu mir, gleichſam fragend, ob ich auch Alles recht mit fühle. Es war ein himmliſcher Abend.

736.

1819, 28. April.

Geſellſchaft bei Goethe.

Abends war große Geſellſchaft bei Goethe. Er erzählte der Line v. Egloffſtein, wie er nur noch bei Gewährung**) ſeltner, ſittlicher oder äſthetiſcher Trefflichkeit weinen könne, nie mehr aus Mitleid oder aus eigner Noth.

*) Jedenfalls Michel Schuppach.

**) [Erwähnung?]

737.

1819, 6. Mai.

Mit v. Müller.

Ich war noch ſpät bei Goethe, dem ich ſein Anliegen wegen der Münzcabinetsſchlüſſel erledigte und der ſehr heiter und intereſſant war. Er fürchte ſich nicht vor der Arbeit des Ordnens im Münzcabinet, man müſſe nur in Alles Methode bringen und die Sachen nicht zu transſcendent nehmen. Bei allen Geſchichten iſt die Form der Behandlung die Hauptſache. Hierauf ſprach er von den Fortſchritten der Oſteologie und vergleichenden Anatomie in Jena, welche bald die menſchliche Anatomie faſt entbehrlich machen werde. Er halte die verſchiedenen Muſeen klüglich auseinander; nach ſeinem Tode werde man wahrſcheinlich durch Vereinigung derſelben Alles verderben und eine Art Akademie bilden, wo dann gleich alles Dumme und Abſurde hervortrete.

738.

1819, 10. Mai.

Mit v. Müller, Meyer und Joſeph Green Cogswell.

Bei Goethe, der ſehr heiter war, traf ich einen intereſſanten jungen Amerikaner aus Boſton, Namens Cogswell*), der ſchon drei Jahre in Europa umhergereiſt war. Die Unterhaltung drehte ſich lange um Lord

*) [zweifellos ſo, ſtatt Boxwell].

Byron, den Goethe für den einzigen großen Dichter jetziger Zeit erklärte. „Wären wir zwanzig Jahre jünger," ſprach Goethe zu Meyer, „ſo ſegelten wir noch nach Nordamerika." Und wenn's dreißig Jahre wären, ſo könnte es auch nichts ſchaden, ſagte dieſer trocken.

739.

1819, 12. Mai.

Mit v. Müller u. a.

Bei Goethe war es heute munterer als gewöhnlich. Er erzählte von dem Venetianer Schauſpieler, der die Böſewichte ſo trefflich ſpielte, daß Niemand mit ihm umgehen wollte und das Publicum einſt, als er erſtochen werden ſollte, rief: tira, tira. Juliens Ölbild lobte Goethe ſehr.

740.

1819, 7. Juni.

Mit v. Müller.

Heute Abend war ich bei Goethe, der ſich in den Finger ſchnitt und ihn bloß feſt zuband, um ihn prima intentione zu heilen. Goethe kam hierauf auf Jenas Univerſitätsverhältniſſe zu ſprechen und geſtand zu, daß Voigt's Schwäche gegen Eichſtädt großentheils den Ruin von Jena herbeigeführt habe. „Man muß ſtets die Gunſt vertheilen," ſagte er, „ſonſt windet man das Ruder ſich ſelbſt aus der Hand." Er führte dabei an,

er habe 22 Jahre lang dem Theater vorgeſtanden, ohne ſich eine Schwäche gegen eine Actriſe zu verſtatten, deren mehrere, beſonders Euphroſyne und die Wolff, es ihm doch ſehr nahe gelegt. Wer aber die Luſt des Herrſchens ein Mal empfunden, dürfe nicht leichtſinnig den Stützpunkt durch Favoritſchaften aufgeben. Auf Jena zurückkommend, ſpendete er Renner und Döbereiner großes Lob.

741.

1819, 14. Juni.

Mit v. Müller und Meyer.

Abends war ich mit Meyer bei Goethe. Er war ſehr geſprächig und mittheilend. Die wunderliche Kephalideiſche*) Biographie, Friedr. Heinrich Jacobi's Leichenrede gaben Stoff zur Unterhaltung. „Jacobi's Schriften," ſagte Goethe, „ſind nichts für mich; ich kann mich wohl in entgegengeſetzte Syſteme hinein denken, aber nicht in halb zu, halb abfällige, dunkelnde, nebelnde." Dagegen lobte er Jacobi's perſönliche Liebenswürdigkeit, Anmuth, Offenheit.

Von Raupachs „Lorenz und Cäcilie" urtheilte er ungünſtig; es ſei Talent und Ahndung des Rechten vorhanden, auch einzelne Schönheiten; aber durchaus nichts Rechtes, nichts Haltbares, nichts Darſtellbares im Ganzen. Die Fabel des Stücks ſchien ihm zu unbe-

*) Aug. Guil. Kephalides, Reiſe durch Italien und Sicilien, Leipzig 1818, 2. B.

deutend. Von Müllners „Albaneserin" urtheilte er insofern besser, als dieses Stück auf den Brettern Effect machen werde, weil es mit Kunst zusammengesetzt sei, wie wohl verflochten und wunderlich genug.

742.

1819, 15. (?) Juni.

Mit v. Müller.

Nein, beste Line [Gräfin Egloffstein], ich schreibe Ihnen nicht, wie große Neigung ich auch gestern dazu hatte; — denn ich weiß aus einer verdrießlichen Pyrmonter Erfahrung, daß Sie mir nicht antworten. Nein: ich habe Ihre lieben Schriftzüge noch nicht erblickt, das allerliebste Reisejournal nicht gelesen, die wahrhaft humoristisch plastische Schilderung des groben Postmeisters und seiner rachesüchtigen Ehegefährtin nicht vernommen, unsern verehrten Herrn und Meister durch eine ganz kurze Relation daraus nicht in die allerheiterste und theilnehmende Stimmung versetzt; es ist nicht ein Wort wahr, daß er zu mir gesagt: „Die närr'schen Kinder! Wenn man sie hier um sich hat, sind sie taciturn und zurückhaltend und albern bescheiden mit ihren Talenten, und wenn sie weg sind, vernimmt man erst, was sie für allerliebste Federn führen. Das hat ja ordentlich Humor, Composition, naive Benutzung der Motive, Anfang und Ende; das hebt ja die Objecte klar, lebendig, anschaulich hervor,

Wange an der Rinde, und die Winde der Nacht saugten begierig den Hauch auf, der aus dem reinen Busen bewegt hervordrang. Er fühlte nach dem Halstuch, das er von ihr mitgenommen hatte, es war vergessen, es steckte im vorigen Kleide. Seine Lippen lechzten, seine Glieder zitterten vor Verlangen.

Die Musik hörte auf, und es war ihm, als wär' er aus dem Elemente gefallen, in dem seine Empfindungen bisher empor getragen wurden. Seine Unruhe vermehrte sich, da seine Gefühle nicht mehr von den sanften Tönen genährt und gelindert wurden. Er setzte sich auf ihre Schwelle nieder, und war schon mehr beruhigt. Er küßte den messingenen Ring, womit man an ihre Thüre pochte, er küßte die Schwelle, über die ihre Füße aus und ein gingen, und erwärmte sie durch das Feuer seiner Brust. Dann saß er wieder eine Weile stille, und dachte sie hin-

in unſerm Sinn und Stil, gerade wie wir ſelbſt es gern machen möchten. Fort, fort damit! Der alte Merlin könnte faſt eine Anwandlung von Sehnſucht bekommen und ſich einbilden, die Line hielte noch etwas auf ſeinen alten Kopf, und das wäre doch ſehr eingebildet."

743.

1819, 16. Juni.

Mit v. Müller u. a.

Ich eilte . . zu Goethe, wo unter andern auch Frau v. Stein und v. Schiller waren. Anfangs ſchien Goethe taciturn und marode. Aber bald gelang es mir Leben zu erwecken. Ich erzählte von Voigts Vorleſung über Ludwig von Thüringen. Bei Erwähnung einiger Thorheiten verſchiedener Perſönlichkeiten machte Goethe die Bemerkung, es gäbe gemauerte*) Thorheiten, flüſſige Thorheiten und unſcheinbare Thorheiten; erſtere fielen am meiſten ins Auge.

Die Okeniade gab reichen Stoff. Wir ſcherzten über das, was die Studioſen am 18. Juni vornehmen könnten. Als Alle hinweg waren, ſcherzte Goethe noch lange darüber; das Schlimmſte ſei, wenn man ſich zu Extremen zwingen laſſe. Man müſſe das Extrem

*) Jedenfalls bezieht ſich das auf die Baukunſt einiger weimariſchen Perſönlichkeiten und die nicht vortheilhaft ſich auszeichnenden weimariſchen Gebäude.

auch extrem behandeln, frei, grandios, impoſant. Man hätte Oken das Gehalt laſſen, aber ihn exiliren ſollen.

744.

1819, 18. (?) Juni.

Mit Fritz von Stein.

Der Freiherr v. Stein hatte im Sommer 1819 bei einem Beſuche der Weimariſchen Verwandten ... den Rauch'ſchen Entwurf [zum Blücher-Denkmal für Breslau] für Goethe mitgenommen, und dieſer hatte in einem Vortrage über die Skizze verſchiedene Ausſtellungen laut werden laſſen, welche Stein dem Urheber derſelben nicht vorenthalten mochte. Er .... zählt die weſentlichen Bemängelungen dahin auf: „Man ſieht den Körper nicht genug durch die Bekleidung durch; der Waffenrock (die Litewka) iſt nicht genug ſichtbar; der Falten des Mantels iſt eine zu große Menge und Laſt; er iſt nicht genug als Militär bezeichnet und als Feldherr.“ .... Daß Goethe ſich übrigens Blücher ganz anders vorſtelle, deutet Stein nur mit einer leiſen Hinweiſung auf den Schadow'ſchen Blücher in Roſtock hin.

745.

1819, 9. Auguſt.

Mit v. Müller und Julie Gräfin Egloffſtein.

Von 4—6 Uhr war ich mit Julie v. Egloffſtein bei Goethe. Er zeigte mir das Portefeuille der Harz-

zeichnungen von Kraus. Julie erhielt Wiener Kreide von ihm zum Geschenk. Goethe entschuldigte sich, daß er mir das Münster'sche Pereat nicht erzählt habe: seine Maxime sei nicht zu hetzen, wo es doch zu nichts helfe. Vergebens erwartete ich seine Aufforderung Abends zu bleiben.

746.

1819, 14. October

Mit v. Müller u. a.

Fahrt mit Line und Ottilie nach Jena zu Goethe. Interessante Erzählung von Goethens Mutter. Abendgespräch mit Goethe von der Conception kolossaler Statuen.

747.

1819, 31. October.

Mit v. Müller.

Bei Besprechung der politischen Ereignisse erinnerte Goethe: Die Mächte hätten in Kohlen geschlagen, die nun an Orte hingesprungen, wo man sie nicht haben wollte.

748.

1819, November.

Mit Bernhard v. Beskow.

Deutschland ist und bleibt auf ewig das wahre Vaterland meines Geistes und meines Herzens .....

Schon vor einigen und zwanzig Jahren durchglühte mich dieſe Vorliebe ſo kräftig, daß Goethe mich einmal im Scherze „einen Allemand enragé" nannte und mir rieth nach England zu reiſen, wo man mich mit dem Gruß empfangen würde: No German nonsense swells my British heart — (ein Vers aus einer eben damals erſchienenen Satire: Pursuits of literature).

749.

1820, 8. Februar.

Mit v. Müller.

Nachmittag bei Goethe, der feierlicher als ſonſt geſtimmt ſchien. Ein Theater, ſagte er unter andern, müſſe man nur mit Folge beſuchen und beurtheilen.

750.

1820, 25. Februar.

Bei Goethe.

Ich [v. Müller] war mit Schweitzer, Frommann Julie und Lina v. Egloffſtein bei Goethe. Er zeigte mir eine ſilberne Taufſchüſſel von Friedrich dem Rothbart und kam dann auf Byron zu ſprechen, gegen den er ſich vielleicht in einem halben Jahre erklären werde, übrigens „Vampyr" als Byrons beſtes Product erklärte. Er erzählte uns auch aus der Zeit ſeiner Theaterregentſchaft; es ſei eine Art Zigeunerwirthſchaft und müſſe

als ſolche extraordinario modo gehandhabt werden. Schröder habe immer nur die gewöhnlichen Lebensregeln darauf anwenden wollen.

751.

1820, März.

Bei Goethe.

Den andern Tag [nach der Verlobung Eduard Genaſt's mit Chriſtine Böhler] empfing uns Goethe im Kreiſe ſeiner Familie, zu dem noch einige Freunde ſeines Hauſes gezogen waren. Meine Schwägerin [Doris Böhler] hatte während unſerer Reiſe [von Leipzig nach Weimar] das große Wort geführt und in muthwilliger Laune geäußert, was ſie alles mit Goethe über ſeine Werke zu ſprechen gedächte, als wir aber die Treppe zu ihm hinaufgingen, wurde ſie ganz kleinlaut und flüſterte mir zu, daß ſie gewaltige Kopfſchmerzen hätte und lieber wieder umkehren wolle; ich hielt ſie jedoch feſt. . . . . Goethe trat uns mit liebenswürdiger Freundlichkeit entgegen. . . . . Nachdem ich meine Braut ihre Mutter und Schweſter ihm, ſeiner geiſtreichen Schwiegertochter und den andern Herrſchaften, die mir alle bekannt waren, vorgeſtellt, nahmen wir Platz, wobei Goethe meiner Braut den ihrigen an ſeiner Seite anwies. Goethe war kein Freund von langem Sitzen, nachdem einige Erfriſchungen herumgereicht waren, ſtand er auf und trat mit meiner Braut ans Fenſter, wo

L. B. Weimar

er sich lange mit ihr unterhielt, und ich bedauerte nur, daß die Schicklichkeit es nicht erlaubte, mich zu ihnen zu gesellen, um der Unterredung beizuwohnen. Frau v. Pogwisch, die Mutter der Schwiegertochter des Hauses . . . knüpfte mit mir ein Gespräch an, wobei meine Augen immer nach den Fenstern schielten, wo er und sie standen, um zu sehen, welchen Eindruck Christine auf Goethe mache. Es mußte ein günstiger sein; denn seine Züge wurden immer wohlwollender und seine Augen immer lebhafter, was das beste Zeugniß seiner Zufriedenheit war. Dann sprach er mit meiner Schwiegermutter, meinem Vater und mir, wobei er sagte: „Du kannst Dich glücklich schätzen, dieses liebenswürdige Mädchen, das durch seine geistige Capacität und ihr edles weibliches Wesen mein ganzes Wohlwollen erworben hat, ins künftige die Deinige zu nennen. Nun möchte ich auch mit ihrer Schwester, von deren neckischer Laune mir Dein Vater so manches erzählt hat, einige Worte sprechen, aber ich kann der Kleinen nicht habhaft werden."

Ja, die war in alle Ecken gekrochen, um nur aus der Nähe Goethe's zu kommen, solchen Respect hatte ihr seine Persönlichkeit eingeflößt. Ein Mädchen, das durch Witz und Munterkeit die Männerwelt bezauberte, war hier zum schüchternen Kinde geworden; ihre Schüchternheit verschwand jedoch nach und nach, als Goethe sie so freundlich ansprach, und bald lugte ihr glückliches Naturell hervor, an dem Goethe sich höchlich

ergötzte; denn er ſagte zu mir: „Auch die Kleine iſt allerliebſt.“ Hierauf forderte er meine Braut auf, ihm etwas zu recitiren; bereitwillig declamirte ſie ihm einige ſeiner Gedichte und die Rede der Prinzeſſin aus „Taſſo“. Als ſie geendet hatte, nickte er mit dem Kopfe und ſagte: „Brav, mein Kind! Sinnig und charakteriſtiſch vorgetragen! Ich wünſchte mir wohl das Vergnügen, Sie auf der Bühne zu ſehen.“

752.

1820, um Mitte April (?).

Mit Johann Chriſtian Lobe.

Ich hatte mich mit der Bitte um ein Empfehlungsſchreiben an Zelter ſchriftlich an Goethe gewendet, da ich den Muth nicht fand, mein Geſuch mündlich vorzubringen, er ließ mir aber ſagen, daß ich den andern Tag um 12 Uhr zu ihm kommen möge, da er mich zu ſprechen wünſche.

. . . . Ich beginne . . meine Erzählung gleich mit dem Momente, als ich mit dem ſtärkſten Herzſchlag, den ich je in meinem Leben gehabt, und mit einem vom dichteſten Nebel der Befangenheit umflorten Kopfe vor dem Dichterfürſten ſtand. Er durchſchaute meinen miſerablen Zuſtand mit dem erſten Blick und begann, um einen ſprechfähigen Menſchen aus mir zu machen, mit gewinnendſter Freundlichkeit zu fragen, wann ich abzureiſen gedenke. Ich wußte, daß er nach Karlsbad

reiſen werde und hatte deshalb mein Geſuch lange vor den Theaterferien eingereicht, in denen ich erſt Urlaub erhalten konnte. Dies war der Gedanke, den ich ihm zu erwiedern hatte, den ich aber ſo verwirrt vorbrachte, daß ich fürchten mußte, er werde mich als unzurechnungsfähig ſogleich entlaſſen. Aber er war in einer ſeiner liebevollſten Stimmungen und fuhr ſogleich fort: „Ein Brief an Zelter geht morgen ab; ich werde Ihrer darin gedenken und Sie mögen bei ihm einſprechen, wann Sie können, er wird Sie freundlich aufnehmen. Indeſſen habe ich Sie ſprechen wollen, um den Zweck Ihrer Reiſe näher kennen zu lernen, ſodann auch, um Ihnen einige Aufträge zu ertheilen. Sagen Sie mir zunächſt, was Sie von einem Beſuch bei Zelter hoffen und wünſchen.“

Dieſe ſo nachſichtsvolle Rede fing an, eine beruhigende Wirkung auf mich zu machen; es tauchte allmählich etwas Faſſung in mir auf und ich erwiderte mit weniger gedrückter Stimme und Redeweiſe, daß ich vor allem den Wunſch hege, einer Aufführung oder wenigſtens einer Probe der Singakademie beiwohnen zu dürfen, über deren trefflichе Leiſtungen ſoviel Rühmliches verlaute. „Ich konnte mir's denken,“ bemerkte Goethe, „allein das iſt nicht ſo leicht, und meine Empfehlungen haben nicht jederzeit den gewünſchten Erfolg gehabt. Ob es gleich Zelter nicht an Bereitwilligkeit fehlt, ſo ſtehen doch die Umſtände nicht ganz in ſeiner Gewalt. Indeß: Sie ſind jung, und die Jugend

hat Glück." — Ach, nicht jede! klagte es in meinem Innern, ohne daß ich dem Gedanken Ausdruck zu geben gewagt hätte. Goethe las ihn offenbar in meinem Geſicht; denn er fuhr ſogleich fort: „Oder glauben Sie an den Ausſpruch nicht?"

Ich hatte ſoviel Muth gewonnen, um die Erwiderung zu wagen, daß der Gedanke wahr ſein müſſe, da Excellenz ihn ausſpreche; aber alles habe ſeine Ausnahmen, und mir komme es zuweilen vor, als gehöre ich zu derartigen Ausnahmen. Da nahm ſein Geſicht einen ernſtern Ausdruck an, und er bemerkte: „Eine ſolche Äußerung höre ich von keinem Menſchen gern, am allerwenigſten von jungen Leuten, die noch gar nicht wiſſen, was zu ihrem Glück dienen kann. Zudem deutet ſie auf hohe Anſprüche und auf Verzagtheit zugleich; damit verbittert man ſich das Leben und ſchwächt den guten Muth zum Handeln."

In der Gefahr kommt mir die Faſſung. Dieſe Wendung des Geſprächs war für mich, der ich Goethe vergötterte, eine große Gefahr. Ich fühlte, daß ich ſie durch eine gute Antwort beſeitigen müſſe, und erwiderte deshalb ſogleich mit einer ehrfurchtsvoll dankbaren Miene, indem ich zum erſten Mal den Kopf hob und ihm offen in ſein Jupiterauge blickte: Verzeihen Ew. Excellenz meine Bemerkung. Die Lehre ſchon, deren Sie mich würdigen, muß ich ja als ein Glück erkennen; denn ſie wird mir zeitlebens im Gedächtniß bleiben; ich werde mich derſelben dadurch würdig zu machen

ſuchen, daß ich ſie ſtets mit gutem Rath zu befolgen trachten will.

Bei dieſer Antwort nahmen ſeine Züge wieder den früheren freundlichen Ausdruck an, und er entgegnete beruhigend: „Halten Sie dieſen Entſchluß feſt, und Sie werden gut dabei fahren. Und da Sie guten Rath annehmen, ſo will ich Ihnen mittheilen, worin meine Aufträge beſtehen, wovon Sie jedoch keine Mittheilung an andere machen wollen. Ich wünſche nach Ihrer Rückkehr von Berlin ein getreuliches Referat über die dortigen Zuſtände von Ihnen zu vernehmen: über das öffentliche Leben ſoviel Sie es zu beobachten Gelegenheit finden; über die Perſonen, mit denen Sie etwa in Berührung kommen; namentlich über Theater und Muſik. Ich erhalte zwar von Zelter gute Schilderungen, aber er iſt alt und Berliner, Sie ſind jung und Weimaraner. — Haben Sie ſchon früher Reiſen gemacht?“ — Es iſt meine erſte, Excellenz! erwiderte ich, und ich würde auch dieſe nicht unternehmen können, wenn ich nicht hoffen dürfte, auf der Berliner Bühne in den Zwiſchenacten als Virtuos mich produciren und durch das Honorar die Reiſekoſten gewinnen zu können. — „Gut!“ ſagte er; „ſo werden die Eindrücke um ſo friſcher auf Sie wirken. Laſſen Sie ſich nicht durch ihre Neuheit übermannen und zur Überſchätzung verleiten! Beobachten Sie mit Unbefangenheit, legen Sie den Dingen nichts von dem Ihrigen bei und unter. Sie werden hoffentlich Wolffs dort beſuchen; merken

ter ihren Vorhängen, im weißen Nachtkleide mit dem rothen Band um den Kopf, in süßer Ruhe, und dachte sich selbst so nahe zu ihr hin, daß ihm vorkam, sie müßte nun von ihm träumen. Seine Gedanken waren lieblich, wie die Geister der Dämmerung; Ruhe und Verlangen wechselten in ihm, die Liebe lief mit schaudernder Hand tausendfältig über alle Saiten seiner Seele, es war, als wenn der Gesang der Sphären über ihm stille stünde, um die leisen Melodien seines Herzens zu belauschen.

Hätte er den Hauptschlüssel bey sich gehabt, der ihm sonst Marianens Thüre öffnete, er würde sich nicht gehalten haben, würde ins Heiligthum der Liebe eingedrungen seyn. Doch er entfernte sich langsam, schwankte halb träumend unter den Bäumen hin, wollte nach Hause, und ward immer wieder umgewendet; endlich als er's über sich vermoch-

Sie, wie es diesen in Berlin gefällt und wie sie in Berlin gefallen. Sie finden ferner zu der Zeit der Ferien Unzelmann dort gastirend; ich wünsche zu erfahren, wie er von dem Berliner Publicum aufgenommen wird."

Nicht ohne einigen Stolz auf dieses Vertrauen, das mir der verehrte große Mann zeigte, versprach ich, das Geforderte zu erfüllen, soweit es meine Kräfte nur irgend gestatten würden. — „Es wird gut sein," fuhr Goethe fort, „wenn Sie sich vorläufig ein möglichst ausführliches Schema aller der Dinge notiren, denen Sie Ihre Aufmerksamkeit zuwenden wollen, mit Hauptrubriken und Unterfragen. Schreiben Sie z. B. unter „„Theater"" als specielle Fragen: Stück? Dichter? Schauspieler? Aufnahme des Publicums? Wirkung, auf mich? Und da Sie mir geschrieben, daß Sie in Gesellschaft zweier Kameraden reisen, auch: Wirkung auf diese? u. s. w. Sie entgehen damit der Gefahr, Umstände zu übersehen, Ihre Beobachtungen erhalten Vollständigkeit u. s. w. führen Sie über dies, wie dort, auch unterwegs ein genaues Tagebuch, worin Sie alles, auch das scheinbar Geringfügige aufzeichnen. Es giebt nichts, über das sich nicht interessante Beobachtungen anstellen ließen. Gewöhnen Sie sich also, über jede Erscheinung eine Betrachtung oder mehrere zu machen, und wo Ihnen solche nicht im Augenblicke kommen wollen, da schreiben Sie wenigstens in Ihr Tagebuch: Hier sind Betrachtungen anzustellen! —

Was der Geist heute nicht, giebt er morgen oder später."

— — — — — — — — — — —

„Ich sehe" — begann er weiter — „aus Ihrem Schreiben, daß Sie sich mit mancherlei Gegenständen beschäftigen, für welche die Musiker sich in der Regel nicht interessiren." — Ich wagte darauf den Einwurf, daß dies vielleicht in frühern Zeiten seltener der Fall gewesen, daß aber in neuerer Zeit gerade die Musiker nach vielseitiger Bildung strebten, wie ja unter anderm schon die vielen Componisten und Virtuosen bewiesen, die auch mit der Feder nicht ungeschickt umzugehen wüßten; ich nannte Reichardt, Zelter, A. E. Müller, unsern frühern Capellmeister, K. M. v. Weber u. a. m.

„Nun gut! Auch Sie haben, wie ich merke, Versuche der Art gemacht, ohne studirt zu haben; denn Sie sind, wenn ich nicht irre, 1811 in der Capelle angestellt worden. Wie alt waren Sie damals?" — Vierzehn Jahre, Ew. Excellenz! — „Also aus der Schule in die Capelle!" — Ach, und wie aus der Schule, Excellenz! Ich würde erröthen müssen, wenn ich sagen sollte, was ich in der Schule gelernt, oder vielmehr nicht gelernt habe. — „Ihr Schreiben an mich war gut abgefaßt; wie haben Sie Ihren Stil gebildet?" — Excellenz, wie Franklin es mit dem Addisonschen „„Zuschauer"", habe ich es mit einigen Ihrer Werke gemacht: sie gelesen, den Inhalt gemerkt, nach einiger Zeit diesen in eigenen Ausdrücken nachgeschrieben, das

Geſchriebene dann mit Ihrer Schrift verglichen und ſo in das Weſen Ihres Stils einzudringen geſucht. — „Nicht übel! Und welche Werke von mir haben Sie auf dieſe Weiſe durch- und nachgearbeitet?“ — Zuerſt den ganzen „„Werther.““ — „Nun,“ ſagte Goethe, „da haben Sie eben keine glückliche Wahl getroffen. Stil und Ausdrucksweiſe dieſer Production haben ein eigenthümliches Gepräge, das nicht wohl nachzuahmen iſt und auch nicht nachgeahmt werden ſoll.“ — Ich habe auch die „„Propyläen““ und die „„Wahlverwandtſchaften,““ dann Wieland's „„Agathon,““ Schiller's proſaiſche Aufſätze und mehrere andere Werke auf dieſelbe Weiſe nachgeſchrieben. —

„So mag's gehen,“ ſagte Goethe, „und ich muß Ihren Fleiß loben.“ — Sie ſind alſo auch, wie ich vernommen, mit der Compoſition einer Oper beſchäftigt? Von wem iſt der Text?“ — Schüchtern und halblaut ſagte ich, daß ich mir ihn ſelbſt habe machen müſſen, da ich niemand gefunden, der mir einen hätte liefern wollen. — „Und Sie ſind damit zuſtande gekommen?“ — Ich bin bereits mit der Compoſition deſſelben beſchäftigt. — „So werden wir ja wohl ſpäter Gelegenheit finden, den Verſuch kennen zu lernen. Aber haben Sie ſich nicht zuviel aufgebürdet? Die Compoſition einer Oper verlangt einen großen Fonds von Kraft und Ausdauer, ſollte nicht ein gut Theil davon ſchon bei Verfertigung des Textes verzehrt worden ſein? Fühlen Sie bei der Compoſition keinen Abgang der-

ſelben?“ — Meine Luſt iſt groß, erwiderte ich, arbeiten mein Glück, und obwohl ich von Jugend auf kränklich war, kann ich mir doch große Arbeitspenſa zumuthen. Zudem, fügte ich lächelnd hinzu, hat der Text wohl meine Geduld, aber keine beſondere geiſtige Kraft in Anſpruch genommen. Ich habe mir die dramatiſchen Handwerksgriffe zu abſtrahiren geſucht und danach einen Text gemacht; die poetiſche Kraft konnte nichts dabei thun; denn die beſitze ich nicht. — „Auf alle Fälle,“ ſagte Goethe freundlich, „haben Sie viel Willenskraft gezeigt, wenn Sie das Unternehmen fort- und zu Ende führen. Werden Sie in Berlin etwas von Ihrer Compoſition produciren?“ — Die beiden Stücke die ich vorzutragen wünſche, wenn ich zu Gehör komme, ſind von meiner Compoſition.

„Und wie ſteht es mit Ihren Hoffnungen auf Erfolg? Sagen Sie mir das offen.“ — Der tiefe Menſchendurchdringer wollte aus meiner Antwort erfahren, welche Art von Künſtlernatur vor ihm ſtehe, ob eine arrogante oder eine verzagte. Ich hatte mich indeſſen nicht lange zu beſinnen; ich kannte mich, oder glaubte mich wenigſtens zu kennen und ſprach mich ganz ohne Rückhalt aus. Was meine Compoſitionsverſuche betrifft, ſagte ich, ſo glaube ich während der Arbeit und kurz nach ihrer Vollendung, daß ich etwas ganz Ausgezeichnetes zu Tage gefördert habe; bald nachher kommt ſie mir jedoch ſehr ſchwach vor und dann verſinke ich in eine troſtloſe Stimmung und zweifle an

allem Talent. Nach einiger Zeit wachen Drang und Hoffnung, den nächsten Versuch vollkommener zu machen, wieder auf, es wiederholt sich das frühere Spiel und so — setzte ich seufzend hinzu — ist es mir mit allen meinen Versuchen ohne Ausnahme ergangen. — „Das," sagte Goethe, „ist im Ganzen kein übles Zeichen. Wer mit seinen Productionen stets zufrieden ist, wird nicht weit kommen. Allein man kann auch zu weit gehen und durch höhere Forderungen an sich, als man im Augenblick practisch zu erfüllen die Kraft hat, den schaffenden Geist ängstlich machen und paralysiren."

Goethe lenkte hierauf das Gespräch wieder auf Zelter und fragte dann, was ich von seinen Compositionen halte. Das wäre für manchen eine verfängliche Frage gewesen; denn bekannt war, wie viel Goethe auf seinen Freund hielt. Ich kannte aber Goethe aus seinen Schriften hinlänglich, um zu wissen, daß er aus den Meinungen anderer ihre Anschauungsweise kennen lernen wollte und jede mit großer Toleranz gelten ließ, wenn sie nicht geradezu abgeschmackt war. Ich fand daher gar kein Bedenken, die meinige unverhohlen auszusprechen und bemerkte: Ich kenne von Zelter nur seine Liedercompositionen; in der geistigen Auffassung erscheinen sie mir bedeutend und treffend ausgedrückt, aber ihre Form ist antiquirt. „Erklären Sie mir das näher!" versetzte Goethe. — Unsere Musiksprache, fuhr ich fort, ist seit Haydn und Mozart eine blühendere, sprechendere und anmuthigere geworden. Die Melodie

iſt bei Zelter immer characteriſtiſch declamirt, accentuirt und rhythmiſirt, aber ſeine Tonfiguren — Nächſtverwandte der Schulze'ſchen und Reichardt'ſchen — ſind jetzt veraltet. Dies fällt bei einfachen Singmelodien, die ſich beſonders dem Volkston nahe halten, nicht auf, aber es tritt ſtark hervor beim Accompagnement. Das Zelter'ſche iſt ſelten etwas mehr, als die nöthige Erfüllung der Harmonie und die Ergänzung und Ausgleichung des rhythmiſchen Fluſſes. Die Neueren haben es in ihren beſſern Werken zur Mitſprache des Gefühls erhoben. Wenn Excellenz den Verſuch machen wollen, Baß und Mittelſtimme manches Zelter'ſchen Liedes ohne die Melodie ſpielen zu laſſen, ſo werden Sie kaum etwas von einer mit dem Gefühl ſympathiſirenden Regung vernehmen; daſſelbe Experiment mit einem Mozart'ſchen, Weber'ſchen, Beethoven'ſchen Liede angeſtellt, zeigt etwas anderes: da fühlt man oft ſchon Leben und Regung des bezüglichen Gefühls auch ohne die Melodie, und doch iſt dieſes erſt ein Lallen. Die Muſik wird hoffentlich dahin gelangen, daß jede Nebenſtimme einen Beitrag, ſei er auch gering, zu dem Ausdruck des Gefühls liefert.

Ich war ins Feuer gekommen und erſchrack jetzt faſt über meine lange Rede. Doch hatte mir Goethe mit etwas geneigtem Haupte und nachdenklichem Blick aufmerkſam und, wie ich mir ſchmeichle, nicht ohne Intereſſe zugehört, blieb auch, nachdem ich innehielt, einen Augenblick ſinnend ſtehen. Plötzlich ging er an den

Flügel, der in dem Empfangszimmer ſtand, öffnete ihn und ſagte: „Machen Sie mir das vorgeſchlagene Experiment gleich ſelbſt! Was man deducirt, muß man, wenn's wahr und klar iſt, auch durch Thatſachen erhärten können.“ — Ich ſpielte zuerſt das Accompagnement eines Zelter'ſchen Liedes, dann, wenn ich mich recht erinnere, das zu Klärchens aus „Egmont“: „Trommeln und Pfeifen“, und endlich die Melodien zu beiden. „Gut!“ ſagte Goethe, nachdem ich geendet, „die Welt bleibt nun einmal nicht ſtillſtehen, wenn uns ihr Weiterſchreiten auch zuweilen aus der Gewohnheit reißt und uns unbequem wird; denn ich will Ihnen nicht verhehlen, daß mich Ihre Beiſpiele nicht ſo getroffen haben, als ich von Ihrem neuen Princip erwartete, das auch gelten mag, wenn es die Muſik überhaupt erfüllen kann. Aber darin liegt für euch Jüngere eben der gefährliche Dämon: Ihr ſeid ſchnell fertig mit der Creirung neuer Ideale, und wie ſteht's mit der Ausführung? Ihre Forderung, daß jede Stimme etwas ſagen ſoll, klingt ganz gut, ja, man ſollte meinen, ſie müßte ſchon längſt jedem Componiſten bekannt geweſen und von ihm ausgeübt worden ſein, da ſie dem Verſtande ſo nahe liegt; aber ob das muſikaliſche Kunſtwerk die Durchführung dieſes Grundſatzes vertragen könne, und ob dadurch nicht andere Nachtheile für den Genuß an der Muſik entſtehen, das iſt eine andere Frage, und Sie werden wohl thun, wenn Sie dieſelbe fleißig nicht bloß durchdenken, ſondern auch

durcherperimentiren. Es giebt Schwächen in allen Künſten der Idee nach, die aber in der Praxis beibehalten werden müſſen, weil man durch Beſeitigung derſelben der Natur zu nahe kommt, und die Kunſt unkünſtleriſch wird."

Dieſen Gedanken verſtand ich nicht; ich wagte daher zu ſagen: Wenn mich Excellenz doch würdigen wollten, dieſen Ausſpruch durch einige erklärende Worte meinem Verſtändniß näher zu bringen! — „Es findet ſich wohl ſpäter einmal Gelegenheit," verſetzte Goethe; „einſtweilen denken Sie ſelber darüber nach. Nichts übt den Geiſt mehr, als das Bemühen, Räthſelhaftes zu ergründen: man kommt dabei auf Dinge, die man auf gebahntem Wege nach einem klaren Ziele nicht gefunden haben würde." Und indem er eine freundliche Kopfbewegung machte, die mir ſagte, daß ich entlaſſen ſei, ſetzte er noch hinzu: „Vergeſſen Sie nicht, mich nach Ihrer Rückkehr von Berlin zu beſuchen."

Ich verſprach's, drückte meinen innigſten Dank für ſeine Güte ehrfurchtsvoll aus und empfahl mich.

753.

1820, 26. April.

Mit Joſeph Sebaſtian Grüner.

Am 26. April 1820 kam Goethe nach Eger und ſchickte ſeinen Reiſepaß zur Vidimirung nach Karlsbad auf das Egerer Polizeiamt, welches ich damals als

Magiſtratsrath zu verwalten hatte. . . . . Da ich den großen Mann aus ſeinen Werken kannte, glaubte ich ihm meine Ehrfurcht darbringen zu ſollen, und ließ mich durch ſeinen Bedienten Stadelmann melden. Ich wurde ſogleich vorgelaſſen, und nachdem ich Goethen mit großer Ehrerbietung den vidimirten Reiſepaß überreicht hatte, richtete er an mich verſchiedene Fragen, die auf den Kammerberg, und auf die Kleidertracht, Sprache und Geſchichte des Egerlandes Bezug hatten. In Betreff des Kammerberges erzählte ich, daß der Kreishauptmann Baron Erben zu Elbogen Einleitung getroffen habe, um mit einem Verſuchsſchachte niederzugehen, wozu auf der Fläche des zu Straßenſchotter ausgegrabenen großen Raumes, ehemals Zwergloch genannt, der Ort angewieſen wurde, und bemerkte, daß ich, falls Se. Excellenz es wünſche, das Reſultat dieſer Nachforſchung über das, was in der Tiefe gefunden worden, vorlegen könne.

In Betreff des Egerlandes und ſeiner Bewohner bemerkte ich, daß ich ſeit meiner Anſtellung als Magiſtrats- und Criminalrath zu Eger, nämlich ſeit 1807, mich mit den älteſten Landeseingeborenen über ihre Sitten und Gebräuche, ihre Haus- und Landwirthſchaft beſprochen, auch die Pfarrer und Schullehrer hierüber vernommen, und darüber ein eigenes Werkchen verfaßt hätte. Müßte ich nicht befürchten, ſagte ich, die koſtbare Zeit damit zu rauben, ſo würde ich mir die Freiheit nehmen, dieſe Zuſammenſtellung zum Durchblättern anzubieten.

„Sie machen mir damit viel Vergnügen," erwiderte Goethe, „und es war löblich von Ihnen, so zu verfahren; denn wenn man in Ihrem Wirkungskreise auf seine Untergebenen erfolgreich und wohlthätig wirken will, so ist es zweckmäßig, sich zu bestreben, sie näher kennen zu lernen. Wie Sie wissen," äußerte er weiter, „reise ich nach Karlsbad, daher behalte ich mir vor, auf der Rückreise das Nähere mit Ihnen zu besprechen. Erhalten Sie mich in freundlichem Andenken," — worauf Goethe von meinen herzlichen Wünschen begleitet nach Karlsbad abfuhr.

Goethes Persönlichkeit machte auf mich einen unbeschreiblich tiefen und angenehmen Eindruck; seine Gestalt, der Ton seiner Stimme, sein freundlich sich herabneigendes Benehmen, das zugleich Zutrauen und Ehrfurcht einflößte, weckten in mir eine wahre Sehnsucht nach dem baldigen Erscheinen des Tages seiner Rückkehr.

754.

1820, 28. Mai.

Mit Grüner.

Am 28. Mai 1820 traf Goethe wieder in Eger, von Karlsbad kommend, ein . . . und ließ mich durch seinen Bedienten Stadelmann zu sich einladen. Sein äußerst freundliches Entgegenkommen begeisterte mich noch mehr für den großen Mann; er begrüßte mich

te, ging, und an der Ecke noch einmal zurück sah, kam es ihm vor, als wenn Marianens Thüre sich öffnete, und eine dunkle Gestalt sich heraus bewegte. Er war zu weit, um deutlich zu sehen, und eh er sich faßte und recht aufsah, hatte sich die Erscheinung schon in der Nacht verloren, nur ganz weit glaubte er sie wieder an einem weißen Hause vorbey streifen zu sehen. Er stund und blinzte, und ehe er sich ermannte und nacheilte, war das Phantom verschwunden. Wohin soll' er ihm folgen? Welche Straße hatte den Menschen aufgenommen, wenn es einer war?

Wie einer, dem der Blitz die Gegend in einem Winkel erhellte, gleich darauf mit geblendeten Augen die vorigen Gestalten, den Zusammenhang der Pfade in der Finsterniß vergebens sucht, so war's vor seinen Augen, so war's in seinem Herzen. Und wie ein Gespenst der Mitternacht, das ungeheure

mit den Worten: „Was hat uns der problematiſche Kammerberg gebracht? Was machen die Egerländer? Wir haben viel, lieber Freund, und über manches uns zu beſprechen.“

— — — — — — — — — — —

Goethe fuhr dann mit Grüner nach dem Kammerberg.

Auf Goethes, deſſen Wißbegierde bewunderungswürdig war, Fragen konnte man mit den Antworten in keine Verlegenheit kommen, weil ſie ſo geſtellt waren, daß man ſie vollkommen nach Verhältniß des Standes und Wirkungskreiſes beantworten konnte. Mir war es um ſo leichter, ihm die gewünſchten Aufklärungen über das Egerland zu geben, weil ich ſeit dem Jahre 1807 als Magiſtrats- und Criminalrath in Eger diente, und in dieſer Zeit das Stadtarchiv und auf jenes Bezug nehmende Bücher und Correſpondenzen durchforſcht hatte.

Hinſichtlich der Stadt Eger erzählte ich ihm, daß das Kaſtell mit dem Römerthurm wahrſcheinlich zur Entſtehung derſelben Anlaß gegeben habe, da in deſſen Nähe ein Gäßchen noch immer die Amöney-Gaſſe heißt, welches die Wohnungen der Miniſterialen in ſich begriffen hatte, weil ferner alle Chroniken übereinſtimmen, daß auf dem Johannesplatze die alte Pfarrkirche ſtand, und das alte Rathhaus, das umbaute ſogenannte Wagnerhaus Nr. 258, in der Nähe der Burg war.

Ferner trug ich in Kürze vor, daß Eger als eine in der Pfalz gelegene deutſche Reichsſtadt angeſehen

wurde, die einen freien Adler im Wappen führte, welcher aber, weil Kaiser Ludwig der Baier die Stadt 1315 an König Johann von Böhmen verpfändete, verlarcerirt, d. h. mit breiten weißen und rothen Streifen bis an den Hals, mit etwas herausragenden Flügeln, umgeben wurde, welches Stadtwappen noch heutigen Tages besteht. Die Stadt gab sich ihre eignen Gesetze, Zoll- und Schröderordnung, der Senat bestand aus 100 Mitgliedern, wovon 67 aus der bürgerlichen Gemeinde, welche nur bei außerordentlichen Anlässen, z. B. bei Ausschreibung öffentlicher Abgaben zusammenberufen wurden. Sie hatte ihr Arsenal und Militär, schrieb Kloh-, Bern- und Umgeldsteuer aus, bezog Brücken- und Pflasterzoll, die Trankſteuer, Mauth und das Stempelgefälle. Wenn die Kaiser oder Könige Geldaushülfe zu Kriegen brauchten, so wurden an Stadt und Kreis Postulate gestellt, über welche auf dem Egerer Landtage, bei welchem k. k. Commissarien erschienen, verhandelt wurde.

Diese Rechte hat Kaiser Joseph II. von der Gemeinde mit Geld abgelöst, hat auch den Magistrat anders eingerichtet, welcher von da an bis auf die neueste Zeit aus sechs aus der politischen, judiciellen und Criminalgesetzgebung geprüften Räthen, einem geprüften Bürgermeister und zwei Secretären bestand.

Das Egerland für sich genommen verursachte dem Criminalamte wenige Geschäfte; denn dasselbe lieferte seit 1807 nur drei angesessene Bauern als Verbrecher.

Der Eine hatte im Trunke einem Menschen die Bierkanne an den Kopf und damit todtgeschlagen; der andere hatte zu Pfingsten, wo junge Burschen zum Scherz geräuchertes Fleisch aus den Rauchfängen stehlen, andere Dinge diebisch mitgenommen; der dritte endlich hatte einen Bauernhof vorsätzlich in Brand gesteckt und zwar aus folgender Veranlassung. Er hatte sich einen lebenslänglichen Auszug oder Unterhalt bedungen, dieses Recht aber nicht bücherlich eintragen lassen. Der neue Besitzer seines Hauses gerieth in Schulden, dasselbe wurde im Executionswege verkauft, und der Käufer, der den an die Gläubiger verwiesenen ganzen Kaufschilling zu bezahlen hatte, weigerte sich den Auszug ihm zu verabfolgen. Nach vergeblichen Bitten um Ausfolgung des Auszuges und in große Noth gerathen, drohte der unglückliche Auszügler mit Brandlegung, führte die Drohung aus, und wurde zu lebenslangem schweren Kerker verurtheilt. Er zeigte große Reue über sein Verbrechen, und starb schon im ersten Jahre seiner Haft.

Goethe sagte: „Es ist ein wackeres abgeschlossenes Völkchen. Ich habe die Egerländer wegen ihrer beibehaltenen Kleidertracht, die ich in früheren Jahren wahrnahm, lieb gewonnen. Sie haben mit den Altenburgern viele Ähnlichkeit. Ihr Manuscript über ihre Gebräuche wird mich daher sehr unterhalten, doch wünschte ich Ihre Meinung zu hören, wie es kommt, daß bei der angeführten Population so wenige Ver-

brechen verübt werden, was doch auffallend merkwürdig ist."

Meinem Dafürhalten nach, erwiderte ich, dürfte die Ursache theils in der Erziehung, theils in ihren Gebräuchen zu suchen sein; denn die Jugend wird zur Schule, zur Gottesfurcht und zur Arbeitsamkeit angehalten. Der Egerländer ist ein guter Christ, ein treuer Unterthan und Ehemann, ein sorgsamer, arbeitsamer Hausvater, und so haben die Kinder stets gute Beispiele vor Augen. Insbesondere glaube ich, daß ein Vorgang bei den Leichenbegängnissen auf sie einen tiefen und nachhaltigen Eindruck hervorbringt. Der Verstorbene bleibt nämlich in offenem Sarge in seiner Wohnstube ausgesetzt, um denselben stehen seine Angehörigen und Verwandte, auch Freunde und Nachbarn. Zu Häupten des Verblichenen hält der sogenannte Procurator, Leichenbitter, eine Anrede. Vor Allen stellt er Betrachtungen über die Vergänglichkeit des Lebens, auf den Todten hinweisend, an, und bemerkt, daß dieser nach dem Willen Gottes das Irdische habe verlassen müssen. Er muntert die Angehörigen zur Gottesfurcht, Eintracht und Arbeitsamkeit auf, nimmt im Namen des Verblichenen von Allen einen rührenden Abschied, bittet alle um Verzeihung, wenn er wissentlich oder unwissentlich jemanden beleidigt hätte, und fordert zur Versöhnung auf mit der nachdrücklichen Versicherung, daß, wenn sie bei ihren Handlungen und Unternehmungen immer Gott vor Augen haben, sie sich in jener

Welt wiederſehen werden. Der Anblick der Leiche, dieſe Anrede, alle Nebenumſtände wirken außerordentlich auf die Umſtehenden. Ich ſelbſt muß geſtehen, daß ich als unbetheiligter Zuſchauer gar oft zu Thränen gerührt worden bin. Der Eindruck iſt bleibend, und die Hinweiſung auf dieſen Vorgang genügt zumeiſt, einen Verirrten wieder auf den rechten Weg zu bringen.

Goethe, der mir aufmerkſam zugehört hatte, ſagte: „Sie haben recht! dieſer Vorgang muß auf den Landmann einen grenzenloſen Eindruck machen.“

Inzwiſchen waren wir an dem Kammerberg angelangt. Goethe ſtand mit verſchränkten Armen geraume Zeit unbeweglich, in tiefe Gedanken und Betrachtungen verſunken; endlich ſagte er: „Ich kann dieſem Hügel noch nichts Beſtimmtes abgewinnen.“

Verzeihen Ew. Excellenz, verſetzte ich, wenn ich, obwohl kein Naturforſcher, meine Anſicht auszudrücken wage. Ich bin der Meinung, daß dieſer Hügel durch einen Vulkanausbruch nicht entſtanden iſt, ſondern daß die Geſteine, wie ſie jetzt daliegen, durch ein unterirdiſches Feuer gebrannt wurden.

Ich brachte von der Anhöhe aus den oberſten Straten einige kleine, kaum zwei Loth ſchwere abgeſonderte Stückchen Lava, dann aus der nämlichen Linie der Straten, nur viel tiefer, große mehrere Pfund ſchwere Stücke und bemerkte:

Wenn der Ausfluß von oben aus dem Krater ge-

ſchehen wäre, ſo hätten ſich nach phyſikaliſchen Geſetzen die ſchwereren Stücke früher lagern müſſen; überdies ſind die Kanten wie die feinſten Nadeln ſpitzig, ſie hätten ſich bei der geringſten Bewegung abſtumpfen müſſen.

Goethe lächelte. „Freundchen," ſagte er, „wir ſind nicht ſo geſchwind damit fertig. Dieſer Kammerberg wird ſo lange problematiſch bleiben, bis er nicht von der Sohle des mir gezeigten feinen Glimmerſandes aufwärts gegen den vermeintlichen Krater bis zu Tage durchfahren ſein wird."

Goethe beſah den Verſuchsſchacht, beſtieg die Anhöhe, und betrachtete die Gegend und den Hügel aufmerkſam, worauf wir nach Eger zurückfuhren. Die von mir übergebenen Lavaſtücke wurden ſchichtenweiſe angemerkt, in Kiſten nebſt Anderem gepackt, und zur Überſendung nach Weimar dem damaligen Pächter der Franzensbader Mineralwäſſer, Hecht, empfohlen.

Vor der Abreiſe beſchenkte Goethe mich mit ſeinem am 1. Juli 1817 zu Jena geſchriebenen Werkchen, betitelt: „Zur Kenntniß der böhmiſchen Gebirge," und ſchrieb auf das Titelblatt:

„Herren Polizeirath Grüner zum freundlichen Andenken

Eger, am 28. Mai 1820.

Goethe."

755.

1820, Mitte Juli.

Mit Lobe.

Ich hatte nach Goethes Rath nicht allein auf der Reiſe, ſondern auch in Berlin ein Tagebuch geführt, glaubte gehörig vorbereitet zu ſein, und freute mich auf die Unterredung mit dem außerordentlichen Manne. Als aber der Tag kam, an welchem ich ihn ſprechen ſollte, überfiel mich mein altes Übel, die Schüchternheit, und ſtieg, je näher die Stunde rückte, in erſchreckenden Graden. . . . . Aber auch diesmal verſcheuchte der Zauber des Empfangs meine peinliche Verlegenheit. Ohne auf eine Eintrittsformel von meiner Seite zu warten, begann Goethe ſogleich: „Ich habe gute Nachrichten über Ihr Auftreten in Berlin erhalten. Zelter ſpricht ſich ſehr anerkennend über Ihre Leiſtungen als Virtuos und Componiſt aus und findet den Beifall, den Sie gefunden, vollkommen gerechtfertigt. Ich gratulire.“ Und als ich auf dieſe gütige Rede mit Nichts als einer ſtummen Verbeugung zu antworten wußte, fuhr er mit der Frage fort, wie es mir zu Muthe geweſen, als ich vor dem fremden Publikum der großen Stadt erſchienen.

Ich erwiderte, daß ich den ganzen Tag und bis zum Heraustreten auf die Bühne die ſchrecklichſte Angſt empfunden habe, als aber das Orcheſter das Tutti begonnen, mir der Muth plötzlich gekommen ſei wie den Soldaten in der Schlacht.

„Ja", ſagte er lächelnd, „die Natur reagirt nicht blos gegen die leibliche Krankheit, ſondern auch gegen die geiſtigen Schwächen; ſie ſendet in der ſteigenden Gefahr ſtärkenden Muth. Die Kriegshelden mögen beſonders davon zu erzählen wiſſen. Wie war Zelter?" fragte er.

Ich erzählte, daß ich mich eines außerordentlich freundlichen Empfangs von ihm zu erfreuen gehabt habe, wie freilich mit Excellenz gütiger Empfehlung zu erwarten geweſen. Doch ſei mir in Berlin Angſt vor dem Beſuch gemacht worden; der — etwas derben Natur des Mannes wegen.

„Ja," ſagte Goethe, „er hat ſich bei den Berlinern in Reſpect zu ſetzen gewußt; er wird ſeine Gründe gehabt haben. Das Völkchen beſitzt viel Selbſtvertrauen, iſt mit Witz und Ironie geſegnet und nicht ſparſam mit dieſen Gaben. Haben Sie dieſe Erfahrung auch gemacht?"

Ich bemerkte, daß mich meine Unbedeutendheit davor geſchützt; denn außer einigen gutmüthigen Witzen hätte ich nichts dergleichen wahrgenommen, im Gegentheil überall freundliches Entgegenkommen gefunden.

„Ein Zeichen," ſagte Goethe, „daß Sie mit Beſcheidenheit aufgetreten ſind. Berichten Sie mir zuerſt, welche Stücke Sie in Berlin geſehen." Er ſetzte ſich und bedeutete mir, daſſelbe zu thun, woraus ich mit geheimer Freude ſchloß, daß er zu einer längern Unter-

haltung geneigt sei. Erst nach wiederholter Einladung nahm ich gegenüber auf einem Stuhle Platz.

Ich nannte „Ferdinand Cortez", „Emilia Galotti", „Deodata" von Kotzebue, mit Chören, Liedern u. s. w. von Anselm Weber, „Die Zauberflöte", worin Unzelmann den Papageno gegeben, „Die Entführung aus dem Serail", Unzelmann als Pedrillo, „Die falsche Prima Donna" und „Das letzte Mittel". Auch dem Concert eines Klaviervirtuosen habe ich beigewohnt.

„Wie sind Ihnen die Schauspieler und Sänger im Verhältniß zu den unserigen erschienen?"

Ich habe, erwiderte ich, im Ganzen keinen Unterschied gefunden. In den Stücken, die ich gesehen, waren die Fächer alle mit geschickten Leuten besetzt, eine hervorragende Größe, als welche mir Iffland in seinen Gastdarstellungen bei uns erschienen ist, befand sich nicht darunter. Doch glaube ich eine Eigenschaft der Berliner Künstler hervorheben zu müssen, deren Mangel an den unserigen mir durch den Vergleich mit jenen erst aufgefallen ist.

„Welche?" fragte Goethe.

Mehr Plastik in den Stellungen und Bewegungen aller dortigen Darsteller. Der Anblick der von ausgezeichneten Tänzern ausgeführten großen Ballete mag wohl günstigen Einfluß ausüben.

„So ist es," sagte Goethe. „Da aber dieses Bildungsmittel für äußere anmuthige Repräsentation nur an wenigen Bühnen vorhanden sein kann, so sollten

alle, welche ſich der Schauſpielkunſt widmen wollen, vorher tüchtige Tänzer, Fechter werden, vor allem ſich im Zeichnen und Malen üben."

Ich bemerkte dazu, daß mir der Mangel jener Plaſtik an unſerm Unzelmann, als ich ihn mit den Berliner Schauſpielern habe agiren ſehen, ganz vorzüglich und faſt widerwärtig, beſonders ſein watſchelnder Gang, aufgefallen ſei, daß ich dagegen an Wolff dieſen Abfall nicht bemerkt, und er ſich in dieſer Hinſicht in Berlin wohl gebeſſert habe.

„Das letztere iſt ein Irrthum," ſagte Goethe, „Wolff war von Haus aus eine noble Natur und er brachte edle und anmuthige Körperhaltung ſchon mit, als er bei uns die Bühne betrat. Zudem zog ihn ſein ernſtes Weſen mehr zum Tragiſchen. Der Komiker, und zu ſolchem beſitzt Unzelmann allein Talent, iſt mehr auf groteskes Figurenſpiel angewieſen. Welche Vorſtellung", fragte er darauf, „hat Ihnen am beſten gefallen?"

Dem Muſiker, verſetzte ich, „Ferdinand Cortez."

„Erzählen Sie mir davon", ſagte Goethe.

Ich muß mir zu bemerken erlauben, daß es die erſte Vorſtellung war, die ich in Berlin ſah. Den mächtigen Eindruck kann ich Euer Excellenz freilich nicht beſchreiben. Alles war mir neu, und Alles erſchien in einer Größe und Vortrefflichkeit, die ich bis dahin nicht geahnt hatte.

„Begreifen Sie darunter auch die Ausführenden,

Schrecken erzeugt, in folgenden Augenblicken der Faſſung für ein Kind des Schreckens gehalten wird, und die fürchterliche Erſcheinung Zweifel ohne Ende in der Seele zurück läßt; ſo war auch Wilhelm in der größten Unruhe, als er an einen Eckſtein gelehnt, die Helle des Morgens und das Geſchrey der Hähne nicht achtete, bis die frühen Gewerbe lebendig zu werden anfingen, und ihn nach Hauſe trieben.

Er hatte, wie er zurück kam, das unerwartete Blendwerk mit den triftigſten Gründen beynahe aus der Seele vertrieben; doch die ſchöne Stimmung der Nacht, an die er jetzt auch nur wie an eine Erſcheinung zurück dachte, war auch dahin. Sein Herz zu letzen, ein Siegel ſeinem wiederkehrenden Glauben aufzudrücken, nahm er das Halstuch aus der vorigen Taſche. Das Rauſchen eines Zettels, der herausfiel, zog ihm das

oder nur die reichere und glänzendere äußere Ausstattung?" fragte Goethe.

Bei uns, erwiderte ich, sind die Hauptfächer besser besetzt. Unser Bassist Stromeier und unsre Sängerin Frau v. Heigendorff stehen im Gesange, letztere auch im Spiel höher. Den Schmelz unseres Tenoristen Moltke habe ich ebenfalls nicht wiedergefunden. Unser Orchester darf sich wohl auch mit jedem andern in der exacten Ausführung messen. Aber die numerische Stärke der Berliner, verbunden mit der vortrefflichen Ausführung unter Spontini, der sein Werk selbst dirigirte, ergriffen mich wunderbar. Das Orchester war mit dreißig Violinen, zehn Celli, sieben Contrabässen, sechs Klarinetten u. s. w. besetzt. Als Spontini erschien, in dem überfüllten Hause eine lautlose Stille eintrat, und auf einen Wink des Kommandostabes die ganze Orchestermasse mit dem Thema der Ouvertüre in kriegerischen Enthusiasmus ausbrach, stürzten mir die Thränen aus den Augen, ja ich schluchzte so, daß ich das Taschentuch vor das Gesicht halten und den Kopf hinter die Brüstung der Gallerie zurückziehen mußte, da die Nebensitzenden verwundert auf mich sahen.

Goethe lächelte und sagte: „Solcher Natur sollten alle vor der Bühne sein, dann würde sich der Künstler seiner gelungenen Mühen freuen. Das Glück jener Stunden zeigt sich jetzt noch in Ihren Augen."

Ich schlug bei diesen Worten des Dichterfürsten die Augen beschämt zu Boden; denn ich hatte hastig und

mit verstärkter Stimme gesprochen, und glaubte in seinen Worten und Mienen eine leise Ironie über meine Darstellung zu bemerken.

Goethe mochte wohl errathen, was in mir vorging; denn er fuhr mit Freundlichkeit fort: „Es ist das beneidenswerthe Glück der Jugend, die Eindrücke in aller Frische und Kraft zu empfangen und zu genießen. Bei zunehmender kritischer Erkenntniß versiegt allgemach die Quelle jener ungetrübten Freuden. Jeder Mensch ist ein Adam; denn jeder wird einmal aus dem Paradiese — der warmen Gefühle vertrieben."

Mit Ausnahme der wenigen Glücklichen, wagte ich, mich ehrfurchtsvoll vor Goethe verbeugend, hinzuzusetzen, die Weisheit sammelten und sich doch die Gefühle der Jugend ungeschwächt erhalten.

Ich hätte diese meine jugendliche plumpe Äußerung gegenüber dem größten und gefeiertsten Geiste des Jahrhunderts gern in das Meer der vergessenen Dummheiten versenkt; da sie aber Veranlassung giebt, einen kleinen Beitrag zur Charakteristik dieses außerordentlichen und auch jetzt noch in mancher Beziehung verkannten Mannes zu liefern, so habe ich sie nicht verschweigen wollen. Goethe ließ mein albernes Compliment an sich vorübergehen, ohne durch Wort oder Miene Mißfallen kund zu geben, ... und fragte, als hätte er es gar nicht vernommen, was ich über die theatralische Darstellung der Oper weiter zu berichten wisse.

Ich schilderte ihm ausführlich die Pracht der De-

corationen, den Reichthum, die geſchickten und anmuthigen Evolutionen des eingewebten Ballets, die der Natur treu nachgeahmte Anordnung und Ausführung des Sceniſchen, den Zug z. B. der Krieger des Cortez bei Nacht über das Gebirge, Fußvolk, Reiterei, Artillerie u. ſ. w.

Goethe hörte aufmerkſam zu, ſeine ſinnenden Augen ſchienen auf die fernen Gegenſtände ſelbſt zu ſehen, und ſeine freundlichen Züge drückten Freude an den bunten Bildern aus, die meine Schilderungen an ſeiner Einbildungskraft vorüber führten.

Als ich geendet hatte, äußerte er: „Ja, das iſt der Vortheil reicher Mittel, daß die Intentionen der ſchaffenden Künſtler die würdige Ausführung finden können, während bei einer kleinen Bühne die Phantaſie des Anordners überall durch knappen Raum beſchränkt wird, mit einem Dutzend Soldaten große Schlachten, Volksſcenen, mit gewendeten und umgeflickten Gewändern neue Coſtüme, mit einer vorhandenen vaterländiſchen Walddecoration die Pracht einer tropiſchen Vegetation darſtellen muß. Indeſſen die Sache hat auch ihre Nachtheile. Was hat Ihnen an Spontini's Muſik vorzüglich gefallen?“

Ich erwiderte, daß mich zunächſt die außerordentliche Kraft, die ſüdliche Gluth, Wahrheit und Plaſtik des Ausdrucks mächtig ergriffen habe.

„Was verſtehen ſie unter Plaſtik des muſikaliſchen Ausdrucks?“ fragte Goethe.

Den bestimmten Anschlag und das Festhalten eines jeden Gefühls im Ganzen und jeder Regung im Einzelnen, erwiderte ich. Ist z. B. die Zärtlichkeit zu schildern, so ist sogleich mit dem ersten Takte die Zärtlichkeit da, und so lange diese Empfindung dauert, ist jede Note und jeder Klang, sind Zeichnung und Colorit, Melodie und Begleitung ohne das Hereinschimmern einer andern Gemüthsfarbe vorhanden. Tritt kriegerischer Muth auf, so verkünden ihn die ersten Töne und Klänge auf's Bestimmteste und Schärfste. Und so fließt nirgends etwas Unbestimmtes ein, jedes ist ganz, was es seiner Natur nach sein soll und muß.

„Ich habe das bei der „„Vestalin““ allerdings auch empfunden," sagte Goethe.

Zu dieser Plastik, fuhr ich fort, trägt außerordentlich viel bei die Kürze, Gedrängtheit und Einfachheit der Construction aller einzelnen Gedanken, sowie der ganzen Form. Es sind die einfachsten, die man sich denken kann.

„Das mag sein," sagte Goethe. „Gleichwohl kann ich nicht läugnen, daß die Musik zur „„Vestalin““ mir zu geräuschvoll erscheint, und mich bald ermüdet. Empfinden Sie das nicht auch bei seiner Musik?"

In den ersten Proben, versetzte ich, kam mir das Gefühl. Es verschwand aber bald, und jetzt erscheint mir die Instrumentation nicht mehr zu geräuschvoll, sondern nur als ein saftiges und blühendes Colorit.

Auch Mozart's Muſik wurde im Anfang für überladen erklärt, was doch jetzt niemand mehr findet.

„Es muß doch aber eine Grenze geben," ſagte Goethe, „über die hinaus man nicht gehen kann, ohne dem Ohr unerträglich zu werden."

Die giebt es ganz gewiß, verſetzte ich, allein daß ein großer Theil der Hörer jetzt ſchon die Spontiniſche Muſik verträgt, dürfte beweiſen, daß ſie dieſe Grenze noch nicht überſchritten hat.

„Es mag ſo ſein," ſagte Goethe; „doch fahren Sie fort in Ihrem Referat. Was haben Sie mir von „„Emilia Galotti"" zu berichten?"

Das war eine ſchreckliche Vorſtellung für mich, verſetzte ich.

„Wie das?" fragte Goethe.

Das Publikum, fuhr ich fort, führte zu dem Trauerſpiel auf der Bühne ein Luſtſpiel auf, das mir das Herz zerriß. Es gaſtirte ein Wiener Schauſpieler als Marinelli. Er ſchien die Rolle nicht ſchlecht zu ſpielen; allein er ſprach im Wiener Dialect und dazu auch, als habe er — den Schnupfen. Kaum hatte er angefangen zu ſprechen, ſo wurde das Auditorium unruhig; bald fing man an zu ſcharren, zu lachen, und dies wiederholte und ſteigerte ſich bei jedem Auftreten des Unglücklichen, ſo daß er zuweilen durch den Rumor gänzlich unterbrochen wurde. Kam von den mitſpielenden Perſonen eine Äußerung auf Marinelli vor, die auf den Gaſt bezogen werden konnte, ſo geſchah's vom

Publikum. So bei den Worten der Gräfin „Armer Sünder!“ wo ein allgemeines Gelächter und Bravorufen ausbrach. Der Arme fiel dann gänzlich aus seiner Rolle, schlug die Augen wehmüthig beschämt zu Boden und faltete wie um Mitleid bittend die Hände. Ich konnte das Elend nicht mit ansehen, verließ das Schauspielhaus und fragte mich verwundert, ob ich in Berlin im königlichen Schauspielhause gewesen sei!

„Nun ja,“ sagte Goethe, „und weil wir die Rohheit und Rücksichtslosigkeit der Menge kennen, und um solche Scandale zu vermeiden, alle Mißfallensbezeigungen bei uns nicht dulden, wirft man uns Beschränkung der Freiheit vor. Der ausbleibende Applaus ist Demüthigung genug für den Künstler.“

Hier fuhr ich etwas keck mit der Bemerkung heraus, daß, wenn ich zu befehlen hätte, auch keinerlei Art von Beifallzeichen gegeben werden dürfe; denn es werde alle Illusion und Stimmung, in welche mich Dichter und Darsteller versetzt, durch das Händeklatschen und Bravorufen zerrissen. Auch auf den Schauspieler äußere es einen nachtheiligen Einfluß; denn er müsse, um den Applaus hervorzurufen, Mittel anwenden, die oft mehr auf die Masse der Zuschauer berechnet seien, als aus dem Wesen der Rolle hervorgehen. Die meist outrirten Abgänge zeigen das.

Der letztere Grund schien Goethe zu gefallen; er nickte beifällig mit dem Haupte. Doch bemerkte er dazu: „Es wäre wohl gut, wenn diese Sitte von Haus

aus nicht bestünde; da sie aber einmal vorhanden, so ist sie nicht mehr ohne Nachtheil zu beseitigen. Der Schauspieler ist daran gewöhnt und bedarf ihrer als Sporn; er würde ohne Hoffnung auf diesen hörbaren Lohn ermatten."

Übrigens, setzte ich hinzu, habe ich bei dieser Gelegenheit bemerken können, in welcher Achtung Wolff bei den Berlinern steht. Er spielte den Grafen Appiani. Mochte der Tumult noch so arg sein, sobald Wolff erschien, trat allgemeine Stille ein, und rauschender Applaus erschallte bei seinem Abgange.

„Das," sagte Goethe, „söhnt mich einigermaßen wieder mit den Berlinern aus. Die Gewalt einer edlen Natur ist freilich groß. Und ich habe noch keinen zweiten Schauspieler gesehen, der durchgängig sich eine solche Würde in allen seinen Rollen bewahrt hätte, als Wolff. Selbst in der Darstellung der gemeinsten Charaktere schimmerte bei aller Wahrheit der ihm angeborene Adel seines Wesens durch. Sprachen Sie nicht auch von „„Deodata""?" frug Goethe weiter. „Welchen Eindruck machte das Kotzebue'sche Ritterstück auf Sie?"

Einen dramatischen Genuß habe ich davon ganz und gar nicht gehabt. Da aber Ew. Excellenz verlangt haben, daß ich meine Gedanken unverhohlen ausspreche, so muß ich zu meiner Schande gestehen, daß mir an diesem Abende die Bedeutungslosigkeit des Stückes fast willkommen war; denn da mich kein Interesse an die

Handlung feſſelte, konnte ich meine ganze Aufmerkſamkeit auf die Scenerie richten, deren Pracht noch weit über die im Cortez hinausging. Es war kein dramatiſcher, aber ein vollkommener Panoramengenuß. Eine Mondſcheinſcene im Walde z. B. war von einer Vortrefflichkeit, daß ich ganz und gar nur Auge war und kaum weiß, was dabei auf der Scene vorgegangen iſt. Die Eroberung und Verbrennung einer Burg erſchien mir als das Vollkommenſte, was die Bühne zu leiſten fähig ſei. Ich wäre daher auch nicht im Stande, Ew. Excellenz eine Relation des Inhaltes dieſes Schauſpiels zu geben.

„Ich finde das ſehr natürlich,“ äußerte Goethe, „aber auch ſehr bedauerlich. Die guten Leute bedenken nicht, wohin die übermäßige äußere Pracht zuletzt unausbleiblich führen muß: das Intereſſe für den Inhalt wird geſchwächt und das Intereſſe für den äußeren Sinn an deſſen Stelle geſetzt. Doch es wird ſicherlich auch wieder eine Reaction eintreten. Ich werde es freilich nicht erleben, vielleicht Sie nicht. Erſt müſſen die Decorationsmaler und Maſchiniſten dem Publicum nichts Neues mehr bieten können, das Publicum von dem Prunk bis zum Ekel überſättigt ſein, dann wird man zur Beſinnung kommen und das jetzt zurückgedrängte Ächte wieder hervorgeholt, auch gutes Neues hinzugeſchaffen werden.“

Kommt es ſo, wie Ew. Excellenz ſagen, bemerkte ich, ſo bleibt doch die Lectüre für jeden übrig, der

sich nicht in den Pfuhl des Gemeinen mit stürzen will.

„Ja," sagte Goethe, „die Buchdruckerkunst ist ein Factor, von dem ein zweiter Theil der Welt- und Kunstgeschichte datirt, welcher von dem ersten ganz verschieden ist; daher wir auch mit Folgerungen aus dem ersten auf den zweiten Theil nicht mehr auskommen."

Dieser Gedanke überraschte mich durch seine für mich gänzliche Neuheit. Ich erwartete gespannt eine Erörterung desselben. Leider ging Goethe gleich zu weiteren Fragen über die andern von mir genannten Stücke über, und ich konnte nichts thun, als die neue Ansicht in mir festhalten, um sie gelegentlich selbst weiter zu untersuchen.

„Wie war," fragte Goethe, „die Musik, von Anselm Weber zu „„Deodata""?"

Sie schien mir, antwortete ich, dem Sujet angemessen und durchaus in dem Totalton des Ritterthums gehalten zu sein.

„Danach," sagte Goethe, „wäre ja Weber unter die größten Componisten zu zählen. Nichts setzt eine stärkere Phantasie und Dichtungskraft voraus, als den Schein eines dem Stoff entsprechenden Totaltones über ein ganzes Werk zu verbreiten."

Ich habe jedoch, sagte ich, bei dieser Gelegenheit die Bemerkung gemacht, daß diese große Eigenschaft einem Kunstwerke unter gewissen Umständen ohne

alles Verdienst von Seiten des Künstlers eingeprägt werden kann.

„Wie das?“ fragte Goethe.

Anselm Weber's Stil, wenn ich nicht lieber sagen soll Manier, erwiderte ich, ist eine Nachahmung des Gluck'schen, Reichardt'schen, überhaupt der älteren Meister. Seine Musik zu dem Ritterstücke scheint aus dem glücklichen Umstande hervorgegangen zu sein, daß seine künstlerische Subjectivität mit dem Gegenstande zusammentraf. Seine Manier hat von Haus aus etwas Alterthümliches. Er würde der modernsten Handlung denselben musikalischen Totalton geben müssen und sich keineswegs in einen andern umstimmen können.

„Das mag wohl sein,“ sagte Goethe. „Und was haben Sie von dem „„Letzten Mittel““ [von Frau v. Weißenthurn] zu berichten?“

Fast etwas Ähnliches, erwiderte ich, wie von der Weber'schen Musik. Es war die vollkommenste theatralische Vorstellung, die ich in meinem Leben gesehen habe, bis auf die kleinste Rolle vollkommen. Obwohl ich nun außer Wolff keinen der anderen Mitspieler jemals gesehen hatte, so kann ich doch nicht annehmen, daß alle gleich große Schauspieler sein sollten. Ich glaube daher annehmen zu müssen, daß ein besonders günstiger Zufall jeder Rolle die dafür geeignetste äußerliche Persönlichkeit sowohl als auch die innere Subjectivität zugetheilt habe, wodurch eine seltene Natürlichkeit durchgängig in das Ganze kam.

Tuch von den Lippen; er hob auf und las:

»So hab ich dich lieb, kleiner Narre, was war dir auch gestern? Heute Nacht komm ich zu dir. Ich glaube wohl, daß dir's leid thut, von hier wegzugehen; aber habe Geduld, auf die Messe komm ich dir nach. Höre, thu mir nicht wieder die schwarz- grün- braune Jacke an, du siehst drin aus wie die Hexe von Endor. Hab' ich dir nicht das weiße Neglige darum geschickt, daß ich ein weißes Schäfchen in meinen Armen haben will. Schick mir deine Zettel immer durch die alte Sibylle, die hat der Teufel selbst zur Iris bestellt.«

„Das ist eine gute Bemerkung," sagte Goethe. „Solche glückliche Zufälle giebt es allerdings, nur gehören sie leider unter die seltenen Ausnahmen."

Obwohl ich an Goethe noch keine Ermattung des Interesses an der Unterhaltung spürte, besorgte ich doch schon längere Zeit, ihn zu langweilen; ich bemühte mich daher, meine Referate immer kürzer zu machen und überging deshalb manches. Als er nach der „Zauberflöte" fragte, bemerkte ich darüber und über „Die Entführung aus dem Serail" blos, daß in diesen beiden Opern theatralische Ausstattung wie Spiel und Gesang ungleich schlechter als bei uns ausgefallen seien. Unzelmann, der in ersterer als Papageno, in letzterer als Pedrillo gastirt, habe keinen besondern Erfolg errungen. Auch sei das Orchester weit geringer besetzt gewesen, als bei der Spontinischen Oper. Beide Werke seien gegen die anderen Vorstellungen, die ich gesehen, auf's Äußerste abgefallen. Das Ärgste aber, was mir in künstlerischer Hinsicht vorgekommen, habe ich in dem Conzert eines Claviervirtuosen erlebt.

Hier verlangte Goethe eine ausführliche Schilderung, um sich, wie er sagte, den Zustand genau vergegenwärtigen zu können.

Ich schalte hier ein, daß ich Goethe die Namen der bei dem Conzert Betheiligten nannte, sie aber aus Gründen, die man billigen wird, hier verschweige. Daß das Concert, begann ich, von keiner berühmten Künstlerautorität ausging, wußte ich. Der Concertgeber ist

ein außer Berlin ganz unbekannter Claviertehrer schon in vorgerückten Jahren. Das Local war ein länglicher, schmaler Saal, dessen eine Hälfte das Orchester, die andre Hälfte ein nicht sehr zahlreiches und wie mir schien auch nicht sehr gewähltes Auditorium einnahm. Das Erste, was mir unangenehm auffiel, war ein nonchalantes, fast geringschätzendes Benehmen des Dirigenten (ein königlicher, jetzt verstorbener Musikdirector). Wie ein Pfau stolz vor dem Publicum hin- und herschreitend, präludirte er auf seiner Violine wohl eine Viertelstunde ganz laut. Nach der ziemlich mittelmäßig ausgeführten Ouvertüre trat eine Dilettanten-Sängerin vor in einer solchen Angst, daß die Notenpartie in ihren Händen sichtbar zitterte. Obgleich ihre Stimme nicht übel war, so vermochte das arme Wesen doch keinen Ton natürlich hervorzubringen. Sie tremolirte durchgängig und so auffallend, daß es zuweilen in förmliches Meckern überging. Sie mochte sonst eine den Berlinern bekannte achtbare Person sein; denn das Publicum ließ sich die Production gefallen und applaudirte sogar ein wenig am Schlusse. Ich habe in meinem Leben keinen komischeren Vortrag gehört, und nur das Mitleid mit der Armen hat meine Lachmuskeln in Ruhe gehalten. Hierauf setzte sich der Concertgeber selbst an den Flügel und das Tutti zu einem Hummelschen Concert begann. Nach ungefähr 20 oder 30 Takten des ersten Solo's war er mit dem Orchester so vollständig zerfallen, daß — aufgehört und vom Solo

an noch einmal begonnen werden mußte. Mir fuhr der Schreck in alle Glieder, und ich glaubte, der Virtuos müßte vor Scham in Ohnmacht sinken. Aber nichts weniger. Er blieb ruhig, als sei das eine ganz natürliche Sache, kam auch ohne ein zweites solches Unglück durch, aber fast immer in Zwiespalt des Tempos mit dem Orchester. Und wie viel Noten er fallen gelassen oder falsch gegriffen, weiß ich nicht zu sagen. Als habe ein neckischer Kobold die Anordnung des Concerts behufs immer komischerer Steigerung übernommen, trat nun ein alter Bretschist mit Variationen auf. Hier triumphirte endlich die Komik. Der Mann arbeitete die nichtswürdige altmodische Composition mit einem solchen Aufwand äußerer burlesker Mimik und Gesticulation ab, daß ein ironisch donnernder Beifallssturm am Ende dieser Production gar nicht aufhören wollte, worüber der Alte sehr glücklich zu sein schien. Im zweiten Theil trat die Sängerin und nach ihr der Concertgeber in ähnlicher Weise wieder auf. Doch ich fürchte Excellenz zu langweilen, und —

„Nein," fiel Goethe ein, „fahren Sie fort! Kam denn gar keine gute Production zum Vorschein?"

Ein Virtuos machte eine schöne Ausnahme, und zwar auf meinem Instrumente. Er war ein ausgezeichneter Künstler.

„Nun," sagte Goethe, „da wünsche ich zu erfahren, in welchem Verhältniß Sie ihn zu sich gefunden haben."

Dieſe Frage that mir außerordentlich wohl; denn ich konnte daraus entnehmen, daß mir Goethe Selbſtkenntniß und Ehrlichkeit zutraute.

Ich antwortete nach meiner innerſten Überzeugung: In dem Firleſanz der Finger mag ich etwas mehr leiſten können, in ſchönem Ton, mannigfaltigſter Nüancirung, Schattirung und ſcharf ausgeprägtem Gefühlsausdrucke iſt er mir unendlich überlegen, und hat meine Abneigung gegen mein Virtuoſenthum nur noch mehr geſteigert. Es iſt ein qualvoller Zuſtand, zu wiſſen und zu fühlen, wie ein Tonſtück vorgetragen werden ſollte, und dann doch etwas ganz anderes Mattes zum Vorſchein zu bringen.

„Machen Sie nicht zu große Anſprüche an ſich und täuſchen ſich ſelbſt?“ fragte Goethe. — Ich bitte um Verzeihung, Excellenz, erwiderte ich; von Täuſchung kann nicht die Rede ſein, wenn man an Andern bemerkt, daß ſie haben, was einem fehlt. — „Wenn Sie glauben, ſich richtig zu beurtheilen, ſo würde ich rathen, eine Thätigkeit aufzugeben, die Ihnen keine Befriedigung gewähren will.“ — Wenn es auf mich ankäme, erwiderte ich, ſo hätte ich das längſt gethan. Zunächſt hätte ich ſtudirt.

„Hm!“ ſagte Goethe, „das alte Lied vom falſchen Platze!“ — Ich erſchrack. — „Nein, nein!“ ſagte Goethe, der es bemerkte, gütig, „ich meine es im Ernſt. Die Welt ſähe anders aus, wenn ein jeder in ſein ihm zuſagendes Element käme. Das ſoll nun einmal nicht

sein. Nur Wenigen fällt dieses Loos." Goethe sprach noch einige Gedanken dazu aus, die ich indessen bei mir behalten will. Er äußerte sodann: „Ist Ihnen auf der Reise hin und zurück, sowie in Berlin selbst noch Bemerkenswerthes vorgekommen?" Wenig, erwiderte ich, und wohl kaum Etwas, das werth wäre, vor Ew. Excellenz angeführt zu werden. — „Erzählen Sie," sagte Goethe, „was Ihnen aufgefallen ist. Es giebt nichts Unbedeutendes in der Welt. Es kommt nur auf die Anschauungsweise an." — Ich bemerkte, daß mich Kriegsgeschichten sehr interessirten, und daß ich auf der Hinreise mehrfache Gelegenheit gefunden, pikante Specialitäten über die Kriege von 1806 und 1813 aus dem Munde von Augenzeugen zu erfahren. Goethe ließ sich die Erzählung mehrerer solcher Fälle gefallen. Ich übergehe sie hier, da sie nicht in diese Blätter gehören. Endlich frug er mich, ob ich Neigung zum Soldatenstande gehabt oder noch habe.

Niemals, erwiderte ich; im Gegentheil ist es mir unbegreiflich, wie irgend ein Mensch Lust dazu haben kann; Kriegsgeschichten dagegen lese und höre ich mit großer Begierde. Goethe äußerte dazu: „So kann einem also eine Sache zugleich widerwärtig und angenehm sein: widerwärtig, wenn man sie selbst unternehmen soll, angenehm, wenn man sie an anderen wahrnimmt. Wer diese Doppelgabe am ausgebreitetsten besitzt, ist der Glücklichste in dieser Welt. Er kann

niemals ohne Intereſſe ſein, folglich niemals Langeweile empfinden.“

Es wurde mir bei dieſer Rede plötzlich klar, was mir bisher nur dunkel vorgeſchwebt hatte, woher nämlich der ungeheure Reichthum Goethes an ſentenziöſen Gedanken rühre. Jedenfalls aus ſeiner von Jugend auf angenommenen Gewohnheit, über jede, auch die geringfügigſte Erſcheinung Betrachtungen anzuſtellen und irgend einen Allgemeingedanken daraus zu abſtrahiren. Daher die Unzahl von Betrachtungen in ſeinen Schriften, von denen wir glauben, wir hätten ſie ebenſo gut finden können, weil ſie ſo natürlich und überzeugend erſcheinen. Daß wir ſie aber, einmal geleſen, niemals wieder aus dem Gedächtniß verlieren, liegt in einem zweiten Grundſatz, den er ſich gegeben: jedem Gedanken die klarſte, anmuthigſte, gefälligſte Form zu verleihen. Nun verſtand ich auch recht den Rath, den er mir in der erſten Unterredung gegeben: über alles, was mir vorkomme, Betrachtungen anzuſtellen! Ja wenn er zu dieſem Rathe auch ſeinen wunderbar hellen, durchdringenden Blick und ſcharfſinnigen Geiſt hätte mittheilen können! Es erklären ſich aus dieſen Abſtraktionen von jedem einzelnen concreten Falle aber auch die ſcheinbaren Widerſprüche, denen wir zuweilen in ſeinen Schriften begegnen.

Das Geſpräch hatte bereits ſo lange gedauert, und noch war mir's nicht gelungen, Goethe an die räthſelhafte Äußerung zu erinnern, die er mir am Ende ſeiner

erſten Unterredung zum eigenen Weiterbedenken auf den Weg gegeben. Aber auch heute ſollte ich nicht darüber zur Aufklärung kommen.

Denn eben, als ich darauf zu kommen mir das Herz faſſen wollte, trat der Diener ein und meldete, daß — ſervirt ſei, worauf mich Goethe freundlich entließ. —

756.

1820, 24. Auguſt.

Mit Karl Friedrich v. Both.

Mein erſter Gang war zu Knebel, der mich mit großer Freundlichkeit aufnahm, uns [v. Both und Gattin] auf den Nachmittag und Abend zu ſich einlud, mich nach der Univerſitätsbibliothek begleitete und dort den Doctor, nachmaligen Legationsrath Weller aufforderte, mich zu Goethe zu führen. Wir fanden den letzteren in dem vor dem alten Gartenhäuschen im botaniſchen Garten, welches er damals bewohnte, befindlichen Baumgange auf und ab wandelnd, indem der am Morgen herabſtrömende Regen einigen Sonnenblicken gewichen war. Nachdem Dr. Weller den Auftrag Knebel's, mich vorzuſtellen, ausgerichtet und ſich entfernt hatte, ſetzte Goethe mit mir den Spaziergang unter den Bäumen fort. Ich hatte manches von dem kalten, zurückhaltenden Weſen Goethes gehört und geleſen, und war deshalb zuerſt etwas befangen; ſehr bald verließ mich aber

dieſe Befangenheit, da Goethe mir zu meiner angenehmſten Überraſchung mit großer Freundlichkeit, Milde und Offenheit entgegenkam. Unſer Geſpräch drehte ſich zunächſt um das Blücherdenkmal in Roſtock und wurde dann auf die uns viel zu früh entriſſene Erbgroßherzogin Caroline Luiſe gelenkt, von deren Lobe die beredten Lippen des Greiſes überſtrömten. Nach etwa einer halben Stunde empfahl ich mich.

757.

1820, 24. Auguſt.

Abend bei Knebels.

Herr und Frau v. Knebel empfingen uns (v. Both und Frau) ſehr freundlich in einem kleinen Salon, deſſen Thüren nach dem Garten hin geöffnet waren und den Blick in eine hübſche Anlage gewährten..... Nachdem der Kaffee eingenommen war, ... gingſt Du [Both] mit Herrn v. Knebel in den Garten; Frau v. Knebel und ich [Frau v. Both] blieben aber noch im Zimmer, weil der Regen am Morgen den Garten ſehr naß gemacht hatte, und wir der Sonne Zeit laſſen wollten, ihn noch erſt etwas aufzutrocknen. Wir vertrieben uns alſo die Zeit einſtweilen mit Muſik und anderer Unterhaltung. ... Endlich konnten auch wir in den Garten gehn, und hier gelang es mir, das Geſpräch auf Goethe zu bringen, deſſen mir von Frau v. Knebel angekündigter Beſuch ich mit großer Freudigkeit, aber auch mit einigem Herz-

klopfen erwartete. . . . „Er ist außerordentlich liebenswürdig, wenn er in guter Laune ist," sagte Frau v. Knebel; „doch ist er auch zuweilen verstimmt und dann sehr einsilbig, wo man dann etwas unbehaglich mit ihm ist; doch ist dies nicht gerade oft der Fall." Sie kam dann auf Goethes verstorbene Frau, die sie sehr lobte. Ich sagte ihr, daß ich früher kein so günstiges Urtheil über sie gehört hätte. „Die Frau ist sehr beneidet worden," antwortete sie, „und deshalb viel angefeindet und verleumdet." Sie sagte mir nun, daß diese Frau einen vortrefflichen Charakter, das beste Herz gehabt habe, daß sie alle der Überzeugung wären, daß Goethe nach seiner Eigenthümlichkeit nie eine passendere Frau für sich hätte finden könne, wie ihr ganzes Leben nur ihm geweiht gewesen sei, wie sie ihm gegenüber nie an sich selbst gedacht, sondern immer nur bemüht gewesen sei, es ihm angenehm und behaglich zu machen. „Dabei hatte sie" — sagte Frau v. Knebel — „eine sehr heitere Laune, verstand es, ihn aufzumuntern und kannte ihn so genau, daß sie immer wußte, welchen Ton sie anschlagen mußte, um wohlthuend auf ihn einzuwirken. Sie war keine sehr ausgebildete Frau," fügte sie hinzu, „aber sie hatte sehr vielen natürlichen hellen Verstand. Goethe hat uns oft gesagt, daß, wenn er mit einer Sache in seinem Geiste beschäftigt wäre und die Ideen zu stark ihn drängten, er dann manchmal zu weit käme und sich selbst nicht mehr zurechtfinden könne, wie er dann zu ihr ginge, ihr einfach die Sache vorlege und oft er-

ſtaunen müßte, wie ſie mit ihrem einfachen natürlichen Scharfblicke immer gleich das Richtige herauszufinden wiſſe und er ihr in dieſer Beziehung ſchon manches verdanke.“ Frau v. Knebel ſagte mir auch, wie tief er ihren Tod empfunden hätte und wie er auch jetzt noch immer ihren Verluſt nicht verſchmerzen könne.

— — — — — — — — — — — —

Über dieſen Geſprächen waren wir wieder in den Salon zurückgekehrt, ſtanden am Piano und hatten die Abſicht, noch etwas zu muſiciren, als ich meinen Blick zur Seite wendend, eine hohe Geſtalt in der Gartenthür ſtehen ſah. Ich konnte nicht zweifeln, daß es Goethe ſei, und alles Blut ſchoß mir ſo zu Herzen, daß ich ſelber fühlte, wie ich ganz bleich wurde. Frau v. Knebel, die meinem Blicke gefolgt war, ging nun Goethe entgegen und bewillkommte ihn. Ich wurde ihm vorgeſtellt, und da er wohl bemerken mochte, daß ich ſehr befangen war, ſo richtete er gleich einige freundliche Fragen an mich, die mich leichter über dieſen erſten Augenblick des Zuſammenſeins mit ihm hinwegbrachten, als ich es gedacht hatte. Bald nachher kamſt Du mit Herrn v. Knebel aus dem Garten zurück und er ließ ſich nun in ein Geſpräch mit Euch ein.

— — — — — — — — — — — —

In der Mitte des Salons ſtand ein runder Tiſch mit Schreibmaterialien; an dieſem nahmen wir Platz, wir beiden neben Goethe, und das Geſpräch drehte ſich zuerſt um allgemeine Dinge. Bald darauf gingſt Du

mit Herrn v. Knebel weg, um den Präſidenten v. Ziegeſar aufzuſuchen, mit dem Du noch zu ſprechen hatteſt, und Herr v. Knebel begleitete Dich, um Herrn v. Ziegeſar einzuladen, den Abend dort zuzubringen. Frau v. Knebel hatte ſich ſchon früher, wahrſcheinlich in häuslichen Geſchäften, entfernt, und ſo ſaß ich nun tête à tête mit dem großen Goethe. Mir wurde wieder etwas beklommen zu Muthe, doch führte Goethes freundliche Rede mich bald hierüber weg. Er erkundigte ſich nach unſerm Leben, meinen Beſchäftigungen, und dann kam das Geſpräch auf die Reiſe, die wir gemacht hatten, wobei er eine große Vorliebe für einige Partien des Harzes zeigte, den er früher öfter bereiſt hatte. Wir plauderten bald ganz harmlos miteinander, und als im Laufe des Geſprächs auch die Rede auf den Dom in Magdeburg kam und das ſchöne Grabmal in demſelben, lobte Goethe es als ausgezeichnetes Kunſtwerk, ſprach über die Einzelheiten deſſelben und pries die ſchöne Lage der Hauptfigur. Ich mußte ihm geſtehen, daß ich zwar die Schönheit deſſelben im Allgemeinen auch bewundert hätte, daß ich aber, an dem Tage mich unwohl fühlend und ermüdet von der Reiſe, dem Kunſtwerke in ſeinen einzelnen Theilen die Aufmerkſamkeit nicht geſchenkt hätte, die es gewiß verdiene. „Ich will es Ihnen aufzeichnen, dann wird es Ihnen wieder mehr in's Gedächtniß zurückkehren," ſprach Goethe; „es iſt zu ſchön, als daß es aus Ihrer Erinnerung ſcheiden dürfte." Goethe nahm hierauf ein Blatt

Papier vom Tiſche und eine Feder zeichnete das Grabmal hin und erklärte mir nun die einzelnen Theile deſſelben. Dann gab er mir die kleine Zeichnung — der er ſpäter den Namen eines Buches, das er mir zu leſen empfohlen hatte („Olfrid und Liſena" von Hagen), beifügte — und ſagte: „Behalten Sie es zu meinem Andenken." .... Als ſpäter die Rede auf Lectüre kam, empfahl er mir mehrere Schriften und machte mir das Compliment, daß ich eine ſehr gute Vorleſerin ſein müßte, da ich eine ſo klare deutliche Ausſprache habe. Ich hatte nämlich ſchon vorher erfahren, daß er nicht ganz ſcharf mehr höre, und meine Sprache darnach eingerichtet, und dies mochte mir jenes Compliment verſchafft haben.

Nach dieſem kamſt Du mit Herrn v. Knebel und dem Präſidenten v. Ziegeſar, einem hohen, ſtattlichen Manne, zurück; auch Frau v. Knebel erſchien wieder, um den neuen Gaſt zu bewillkommnen. Wir ſetzten uns alle wieder an den runden Tiſch, wo das Geſpräch ſich ausſchließlich den neuern Erſcheinungen in der Literatur zuwandte. .... Es wurde über Hebel's alemanniſche Gedichte geſprochen, die von Goethe ſehr belobt wurden, dann über plattdeutſche Gedichte und über die plattdeutſche Sprache überhaupt, für die Goethe ſich zu intereſſiren ſchien. Außerdem wurden noch manche neue Schriften, deren Namen ich vergeſſen habe, beurtheilt; etwas Genaueres weiß ich aber nicht darüber zu ſagen.

So ging der Abend rasch vorüber und da das Wetter schön geworden war, so gingen wir noch in den Garten; doch waren wir noch nicht lange dort, als wir benachrichtigt wurden, daß das Essen unserer harre. Wir stiegen nun, ich von Goethe geführt, in den zweiten Stock, wo die Tafel servirt war. Ich saß wieder neben Goethe, während Du weiter unten bei Frau v. Knebel placirt wurdest. Während der Dauer der Mahlzeit wurden keine ernsten Gespräche mehr geführt; die Unterhaltung war heiter und scherzhaft. Goethe schien einiges Vergnügen daran zu finden, mich zu necken und da ich über die Blödigkeit weggekommen war, so erlaubte ich mir, ihn auch ein wenig dafür zu bezahlen. Als Herr v. Ziegesar ihm sagte: „„Excellenz necken die junge Dame aber auch nicht wenig.““ gab er lachend zur Antwort: „Nun, sie bleibt mir eben auch nichts schuldig.“ Und in Wahrheit; ich habe es später selbst nicht begreifen können, woher ich den Muth bekommen hatte, dem großen Goethe seine Neckereien zurückzugeben, ich war aber heiter gestimmt und fühlte mich sehr angeregt, und da kann man denn manches thun, was in gewöhnlicher Stimmung unmöglich sein würde. Als wir gegen 12 Uhr vom Tische aufstanden, konnte ich gewiß aus aufrichtigem Herzen der Frau v. Knebel meinen herzlichsten Dank sagen für den herrlichen Abend, den ihre Güte uns bereitet hatte, und die gutherzige Frau war selber sehr erfreut, daß der Goethe, wie sie sagte, so prächtig gewesen sei. „„Daher freute es

mich,"" fügte sie hinzu, „„daß Sie ihn so gesehen haben; er ist nicht immer so, aber heute ist er einmal in seiner resigsten Laune."" Und gewiß, er war so liebenswürdig wie möglich . . . .

Als wir uns gleich darauf empfehlen wollten, erbot sich Goethe, uns in seinem Wagen, der schon vor der Thüre hielt, nach unserem Hotel zu bringen; dies wurde natürlich mit Dank angenommen, und wir bestiegen mit ihm eine Droschke, worin Du Deinen Platz bei dem Kutscher nahmst, und ich mich bei Goethe in den Hauptsitz setzen mußte. So brachte er uns nach unserm Hotel, wo wir an der Thür Abschied von ihm nahmen.

758.

1820, Ende September.

Mit Friedrich Förster und dessen Gattin.

Auf einem ersten Ausfluge mit meiner jungen Frau (Laura geb. Gedike) nach Thüringen im Herbst 1832*), erfuhr ich in Jena, daß Goethe für den Monat September eine Gartenwohnung in dem botanischen Garten der Universität bezogen habe. Ich versäumte nicht, mich und meine Laura bei ihm anzumelden, und wir wurden in herzlichster Weise willkommen geheißen. — Goethe bot meiner Frau seinen Arm zu einem Spaziergang durch den Garten, und obschon sie kurz vorher geäußert, sie würde mehr Muth haben, dem Kaiser

*) [Selbstverständlich falsch.]

Napoleon oder Alexander sich vorstellen zu lassen, als Goethe, gewann sie doch bei dessen entgegenkommender Freundlichkeit vollkommene Unbefangenheit und richtete die von ihrem Lehrer Zelter an den Freund ihr aufgetragenen Grüße bestens aus. „Ich möchte" — sagte Goethe auf diesem Spaziergange — „der jungen Freundin gern ein Sträußchen verehren, aber leider ist, wie Sie sehen, schon alles verblüht." — „„Dort unten"" — rief Laura, Goethe mit sich fortziehend — „„seh' ich ja noch eine wunderschöne Blume in herrlichster Blüthe."" Goethe folgte; er ging festen Schrittes darauf zu. „So kann man denn doch" — rief er — „seinem ärgsten Feinde nicht entgehen! Das ist die Tabakspflanze, die eine gar schöne Blüthe treibt, deren Blätter aber, wo sie in Rauch aufgehen, das sicherste Mittel sind, mich zu vertreiben." Dennoch entschloß er sich, diese Tabaksblüthe zu brechen; auch fanden sich noch einige Astern und Immergrün, sodaß er meiner Frau ein ganz hübsches Sträußchen geben konnte, wie er dabei sagte: „Mit Vorbehalt, es im Frühling durch ein besseres zu ersetzen."

759.

1820, 9. October.

Mit C. E. v. Welpien.

Soeben komme ich von Goethe und muß noch ganz warm es Dir [v. Seidlitz] sogleich erzählen. . . . . Diesen hatte ich in Weimar anzutreffen geglaubt, er

befindet ſich aber noch immer, der ſchönen Witterung wegen, in ſeinem Sommeraufenthalt zu Jena. Heute Morgen vor 9 Uhr ging ich zu ihm, von Sivers . . . bis an die Thüre begleitet. Ich zitterte unterwegs am ganzen Leibe, im Gefühl, daß ich zum größten und berühmteſten Manne ging, den ich ja bisher geſehen, und für den ich keine paſſende Materie zur Unterhaltung wußte, den man außerdem mir als ſtolz und patzig verſchrieen hatte. Goethes Wohnung in Jena, am botaniſchen Garten gelegen, iſt nichts weniger als hübſch, ſondern ſieht ſehr ſchofelig von außen aus, dagegen ſein Haus in Weimar ſehr geſchmackvoll eingerichtet ſein ſoll. Ich faßte mir endlich ein Herz, ging hinein und ließ mich anmelden. Ich wurde ſogleich vorgelaſſen. . . . Goethe hält ſich gewöhnlich in einem Zimmer eine Treppe hoch auf, welches blau angeſtrichen und mit vielen Kupferſtichen behängt iſt. Im Zimmer ſelbſt ſieht es ziemlich liederlich aus: alle Tiſche und Fenſter liegen voll Kalender, Bücher ꝛc. Nebenan ſtößt eine Schlafkammer, wie es ſcheint, in welche ich mich beim Weggehen verirrte, von Goethe aber freundlich zurechtgewieſen wurde.

Obgleich es noch früh war und Goethe Vormittags nie ausgehen ſoll, ſo fand ich ihn doch ganz in Gala in ſeinem Zimmer allein auf- und niedergehen. Er hatte einen ſchwarzen feinen Frack an, worauf der große Stern der Ehrenlegion*) prangte, ſchwarze Pan-

*) [Irrig: des Falkenordens.]

talons nebſt Stiefeln, eine weiße Weſte und ſehr feine Manſchetten, ſodaß ich noch immer nicht begreifen kann, wie ein Mann in ſeinem Alter ſich zu Hauſe ſolchen Zwang anthut. Sein Geſicht hat ungeachtet der tiefen Furchen und Runzeln, welche 72 Lebensjahre hineingegraben haben, einen außerordentlichen Ausdruck, den ich aber ganz anders fand, als ich ihn erwartete: nichts von Arroganz, nichts von Menſchenverachtung, ſondern etwas ganz Unnennbares, wie es Männern eigen zu ſein pflegt, die durch vielfältige Erfahrungen und Schickſale und gleichſam im Kampf durch das Leben gegangen ſind und nun im Gefühl ihrer wohlerhaltenen Integrität mit beneidenswerther Gemüthsruhe der Zukunft entgegenſehn. In dieſen Ausdruck miſcht ſich bei Goethe ein unverkennbarer Zug von Herzensgüte und zugleich ein anderer von beſiegter ehemaliger Leidenſchaftlichkeit, welche noch in dem unſtäten Weſen ſeines Blicks ſich offenbart. Sein großes helles Auge heftete er während des Geſprächs oft auf mich, ſowie ich aber aufblickte und ſeinem Blicke begegnete, wandte er dieſen gleich ab und ließ ihn unſtät herumſchweifen. Dieſem Ganzen verleiht das graue Haar einen noch größern Zauber.

Ich wurde gegen meine Erwartung freundlich und human aufgenommen. Wir ſprachen ſtehenden Fußes zuerſt von Klinger, dann von meiner Reiſe und dem herrlichen Rhein, wo beſonders Goethe ſeine große Bewunderung des Doms zu Köln ausſprach; zuletzt von

der Univerſität Jena. Ich brachte auch den Gruß von Morgenſtern an, worauf Goethe mit einem, ich möchte ſagen ſchalkhaften Lächeln dankte, ohne etwas zu erwiedern. Als ich aber Kurt Sprengel's Gruß überbrachte, ergoß er ſich in ein faſt ungeſtümes Lob dieſes großen Mannes, den er ſeinen lieben Freund und den ehrwürdigſten unter den mediciniſchen deutſchen Gelehrten nannte.

Nach 15—20 Minuten empfahl ich mich.

760.

1820, Ende November und Anfang December.

Mit Johann Gottlob v. Quandt.

Bei der Rückkehr von meiner zweiten Reiſe nach Italien mit meiner Frau . . erforderte es Anſtandspflicht und Drang des Herzens, Goethe zu beſuchen, und meine Frau ward durch Frau Hofräthin Schopenhauer bei Frau Geheimer Kammerräthin v. Goethe geb. Freiin v. Pogwiſch eingeführt, die durch ihren lebhaften Geiſt und Liebe zu ihrem Schwiegervater geeignet war, ſein Alter zu erheitern. . . . . .

Während der kurzen Zeit unſeres Aufenthaltes in Weimar hatten wir täglich Gelegenheit, Goethe zu ſehen. — Rauch war unlängſt dageweſen, um Goethe zu modelliren und die ſoeben erſt beendete Arbeit ſtand noch in Goethes Hauſe auf dem Stativ, um geformt zu werden. Ich ſprach den Wunſch aus, das Modell

zu ſehn, und Goethe beſchied mich den andern Morgen zu ſich. Mit ihm ſein eigenes Bildniß von der Hand eines ſolchen Künſtlers zu betrachten, gehört zu den bedeutendſten Momenten meines Lebens.

Goethe bediente ſich des ſcherzhaften Ausdrucks, daß ihm die Natur einen Nickſang gegeben, wodurch die rechte Seite des Stirnbeins etwas eingedrückt war und das rechte Auge tiefer, als das linke ſtand. Aus dieſer Anomalie conſtruirte er die Bildung ſeines Geſichtes und ſprach als Phyſiolog, als Künſtler, als Poet, als ein univerſeller Geiſt. Noch insbeſondere belehrend war, was Goethe darüber ſagte, wie der Künſtler ſich an die Wirklichkeit zu halten habe und dieſe nicht abſichtlich ändern dürfe, zumal bei Bildniſſen. Dieſe Aſymmetrie am Schädel eines ſo geiſtvollen Mannes kann uns keinen Zweifel daran einflößen, daß das Gehirn die Werkſtätte der Seele iſt; denn es war eine äußere, wahrſcheinlich bei der Geburt entſtandene Ungleichheit, und der Natur fehlt es bei den, ihr zu Gebote ſtehenden unberechenbaren Möglichkeiten nicht an Compenſationen, wodurch die Wirkungen von Bildungsſtörungen aufgehoben werden, wenn ſie ihre Zwecke durchſetzen will. Ohne Zweifel hatten ſich die Hemiſphären intenſiv und quantitativ einander gleich ausgebildet, ſodaß die Verſchiedenheit wohl bloß in einer höheren und tieferen Lage der beiden Theile des großen Gehirns beſtand und die Unebenmäßigkeit nur die Schädelform betraf. — Was ich hier geſagt habe,

ſprach Goethe auf ſeine unnachahmliche Weiſe mit wenigen gehaltvollen Worten aus, ſodaß ich, ſolche nicht genau aufgezeichnet zu haben, überaus bedauern muß.

Um dieſe Eigenheit in der Schädelbildung zu verbergen, hat Rauch den Kopf der Büſte gewendet, obwohl dieſe Bewegung nicht in Goethes Art lag, der jedem angeſichts in's Angeſicht ſchaute . . . . . Rauch hatte dieſe Arbeit aus eigenem Antriebe unternommen, und ich bat Goethe um die Erlaubniß, bei dem Meiſter nach dem Modelle ſein Bildniß für mich in Marmor beſtellen zu dürfen, was er ſehr gern bewilligte, und ſo habe ich das Glück, die Originalbüſte zu beſitzen, welche nachmals gewiß tauſendfach in allen Arten von Material vervielfältigt worden iſt.

Goethe hatte ſich vorgenommen, uns eine Aufmerkſamkeit zu erweiſen und eine zahlreiche Geſellſchaft einzuladen, was unſere Freunde ihm auszureden ſuchten, wovon er ſich aber nicht abbringen ließ. Wie vorauszuſehn, war dieſe Ehre kein Vergnügen; denn Unterhaltung findet doch nur dann ſtatt, wenn ein Gegenſtand des Geſprächs alle gleich ſehr intereſſirt, was bei gemiſchten Geſellſchaften nicht möglich iſt. Die Damen, welche um den Theetiſch der Frau Geheimen Kammerräthin v. Goethe einen Kranz bildeten, hatten das beſte Loos, und die Herren ſtanden einzeln oder paarweiſe im Salon umher. Goethe ſelbſt ſchien eine Unbefriedigung bei dieſer Art von Unter-

Wilhelm Meisters

Lehrjahre.

Zweytes Buch.

haltung zu fühlen, und ich kann versichern, daß er einige Male tief Athem holte, was einem Stöhnen sehr ähnlich war, und nach solchen Zuständen ist Goethe sehr oft und sehr falsch von Touristen beurtheilt worden, welche ich mit Bettlern vergleichen möchte, die von Haus zu Haus gehen und wie diese ein Almosen, so einen geistreichen Einfall davonzutragen hoffen. Goethe war ein großer Geist, aber kein Bonmots sprudelndes Witzkoboldchen. Die Kraft seines Genies glich den Strömungen des Galvanismus, aber nicht der Electricität, die sich in Blitzen und Schlägen entladet, und so ist wohl selten ein Mann von großem Gehalt zugleich homme de salon, unerachtet Goethes Stil, zumal in „Wilhelm Meister" und in den „Wahlverwandtschaften", den Ton der guten Gesellschaft sehr richtig trifft.

Auch ich mochte ein ermüdetes Ansehen bekommen haben und Goethe sagte daher zu mir, daß er glaube, die Betrachtung seiner Medaillensammlung werde mich erfreuen. In Begleitung des Hofrath Meyer ging ich, von Goethe dahingeführt, in das an den Salon grenzende Cabinet, in welches er selbst von Zeit zu Zeit zurückkehrte, da er sich der Gesellschaft nicht völlig entziehen konnte. Und so verfloß auch dieser Abend sehr genußreich und belehrend für mich.

761.

1821, 22. Januar.

Mit v. Müller.

Als ich eintrat, heftete Goethe eben Correcturbögen zuſammen. Doch nicht von Meiſters Wanderjahren? ſagte ich, aufgeregt durch einen Artikel der Frankfurter Zeitung. „Und warum nicht?“ erwiderte Goethe, und ſo kam ich bald darüber zur Gewißheit, ohne meine Zweifel zu verrathen. Dieß gab zu näherem Geſpräch über Wilhelm Meiſter Anlaß, den Goethe jetzt nach langen, langen Jahren erſt mit Überſprung des erſten Theils wieder geleſen. Schon vor ſeiner italieniſchen Reiſe ſei er größtentheils fertig geweſen. Es mache ihm Freude und Beruhigung zu finden, daß der ganze Roman durchaus ſymboliſch ſei, daß hinter den vorgeſchobenen Perſonen durchaus etwas Allgemeines, Höheres verborgen liege. Lange ſei das Buch mißverſtanden worden, ſogar anſtößig geweſen. „Die guten Deutſchen,“ äußerte er, „brauchen immer gehörige Zeit, bis ſie ein vom Gewöhnlichen abweichendes Werk verdaut, ſich zurecht geſchoben, genüglich reflectirt hätten. Erſt in ihren Unglückstagen zu Memel hat die mir früher nicht ſonderlich wohlwollende Königin Louiſe von Preußen den W. Meiſter liebgewonnen und immer wieder geleſen. Sie mochte wohl finden, daß er tief genug in der Bruſt und gerade da anklopfte, wo der wahre menſchliche Schmerz und die wahre Luſt,

wo eigentliches Leid und Freude wohnen. Noch ohnlängſt hat mir die Herzogin von Cumberland verſichert, daß die Königin durch die Thränen, die ſie über jene Stelle in Mignon's Lied:

Wer nie ſein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf ſeinem Bette weinend ſaß,
Der kennt Euch nicht, ihr himmliſchen Mächte.

vergoß, ſich ungemein erleichtert gefunden habe. Bei jetziger Wiederleſung meines Romans hätte ich faſt zu mir ſelbſt — wie einſt zu Arioſto der Cardinal von Eſte — ſagen mögen: Meiſter Ludwig, wo Henker, habt Ihr all' das tolle Zeug hergenommen? Der „„Meiſter"" belegt, in welcher entſetzlichen Einſamkeit er verfaßt worden, bei meinem ſtets auf's allgemeinſte gerichteten Streben. Wilhelm iſt freilich ein armer Hund, aber nur an ſolchen laſſen ſich das Wechſelſpiel des Lebens und die tauſend verſchiedenen Lebensaufgaben recht deutlich zeigen, nicht an ſchon abgeſchloſſenen feſten Charakteren."

Goethe war ſehr unzufrieden, daß ich nicht Tags vorher an Riedels*) Grab geſprochen, ich hätte alles Bedenken beſeitigen, noch im letzten Augenblicke mich zum Improviſiren entſchließen, den Mantel wie eine Verhüllung abwerfen und frei und ergreifend vortreten und ſprechen müſſen; da würden leicht unvertilgbare

*) Geh. Kammer-Rath in Weimar: Cornel. Joh. Rudolph.

Eindrücke hervorzurufen geweſen ſein. „Doch“ ſagte er, „man muß auch regrets im Leben haben.“

Von den vielfältigen auswärtigen Mittheilungen, die er täglich erhalte, äußerte er: „Ja, es leben gar viele feine, tüchtige und Treffliches erſtrebende Menſchen in Deutſchland umher, die ſo manches, was ich früher nur angedeutet, verarbeitet und weiter gefördert haben, wenn gleich in ihrem, wenn gleich oft in ganz anderem Sinn. Man erkennt dann oft den eignen Samen kaum wieder, aber was gut daran war, wuchert fort und bricht ſich Bahn durch alle Hemmungen.“

762.

1821, 9. Februar.

Mit v. Müller und Meyer.

Nachdem im Stadthaus dieſen Abend ein Tauſendkünſtler ſeinen Hocuspocus uns mit bewundernswürdiger Zierlichkeit und Geſchicklichkeit vorgemacht, beſuchte ich Goethen und traf den alten Meyer bei ihm an. Die Erzählung des eben Geſehenen machte ihm Freude.

„Um das Unmögliche bis auf einen gewiſſen Grad möglich zu machen,“ ſagte er, „muß ſich der Menſch nur keck mit raſtloſem Streben an das ſcheinbar Unmögliche machen. Sah ich doch voriges Jahr in Dornburg einen Indianer ſich einen Ellen langen Degen in den Schlund hinein ſtecken, wozu mehrjähriges tägliches Fortprobiren ihn geführt hatte.“

Er zeigte mir einen herrlichen Kupferſtich von Martin Lunghi, eben aus Mailand gekommen, die Hochzeit der Maria von Raſael vorſtellend. Das Bild hängt in der Brera zu Mailand, in Öl gemalt und iſt aus Raſaels mittlerer Periode, ſchon in Verwandtſchaft mit der Schule zu Athen. Darauf ward von den Tableaux aus Fauſt erzählt, die eine hieſige Geſellſchaft unter Lieber's, Holdermann's und Schwerdgeburth's Direction dermalen von Zeit zu Zeit im Alexanderhof*) darſtelle.

Das Geſpräch lenkte ſich auf des preußiſchen Juſtizminiſters Kircheiſen Jubelfeſt und auf die zu Ehren deſſelben geſchlagene Medaille. Goethe erzählte, wie er Kircheiſen vor mehr als 20 Jahren einſt in Karlsbad als liebenswürdigen Geſellſchafter kennen gelernt, und wie er ihm ſo klar als tüchtig, ſo wohlwollend als heiter, faſt ſanguiniſch erſchienen ſei. „Eine ſchöne, muntere Polin," ſetzte er hinzu, „zog mich damals gewaltig an, ſo daß meine Freunde, und darunter auch Kircheiſen, um meiner froh zu werden, ſich genöthigt ſahen, ſie auch in ihre Kreiſe zu ziehen. Bei ihrer Ankunft mit mehreren Landsmänninen blieb ſie von der Menge ganz unbemerkt, faſt wie ein Aſchenbrödel; ich entdeckte ſie und ihren vorzüglichen Werth gar bald, und ſuchte ſie wie eine Kaſtanie aus der Aſche hervor. Wir wurden uns lieber und lieber; es war ein aller-

*) Jetzt „Ruſſiſcher Hof".

liebſter ſarmatiſcher Hanswurſt, voll Verſtand, Laune, Frohſinn. Als aber eine gewiſſe polniſche Fürſtin anlangte, ſagte ſie mir plötzlich: Nun muß ich mich der Verhältniſſe wegen ganz zu dieſer halten, und wir werden uns wohl nicht mehr allein ſehen und ſprechen dürfen. Das ſoll ganz von Ihnen abhängen, erwiederte ich. Darauf iſt ſie mir denn auch in der That nur noch in größern Cirkeln und zwar gegen ihre bisherige Art, immer höchſt prächtig geſchmückt, ſichtbar worden, und wir haben nie mehr Worte gewechſelt."

Ich ging gegen 10 Uhr mit Meyer weg, obgleich Goethe mich durchaus halten wollte und dringend ein „Minimum von Jenaiſchem Zwiebad" zu genießen anbot. Aber ich war müde und von katarrhaliſchem Zuſtand geplagt, dem die gewaltige Hitze in Goethes kleinem Zimmer ſchlecht zuſagte.

„So werde ich mich denn einſam mit der Mitternacht befreunden müſſen," ſagte er zum Abſchied, und es that mir in der That weh, ihn zu verlaſſen.

763.

1821, 20. Februar.

Mit v. Müller und Clemens Wenceslaus Coudray.

Abends nach 8 Uhr traf ich Coudray bei Goethe. Das Geſpräch kam von dem für morgen angekündeten Trauerſpiel „Cäſars Tod" auf die Erfurter

Periode im Jahre 1808, die Goethe ſehr lebhaft ſchildern half.

Nach Coudray's Weggang ſprachen wir von Knebel's Lucrez, und Goethe erzählte, wie er, um ihn von der vorgehabten polemiſirenden Vorrede abzubringen, brieflich die unverfänglichen Geſichtspunkte aufgeſtellt habe, um Knebeln dabei feſt zu halten und ihn productiv und poſitiv zu machen, wie jedoch jener gleich in der erſten Antwort abgeſprungen und ſich keineswegs mit Heiterkeit der Aufforderung gefügt habe, daher am Gelingen derſelben faſt zu zweifeln ſei.

Auf die religiöſen Anſichten des Lucrez dürfe man ſich nämlich gar nicht einlaſſen; ſeine Natur-Anſchauung dagegen ſei grandios, geiſtreich, erhaben; dieſe ſei zu preiſen —; wie er hingegen über die letzten Gründe der Dinge gedacht, gleichgültig. Es habe ſchon damals eine gewaltige Furcht vor dem Zuſtande nach dem Tode in den Köpfen der Menſchen geſpukt, ähnlich dem Fegfeuer-Glauben bigotter Katholiken; Lucrez ſei dadurch ergrimmt, in das Extrem verfallen, von dieſer Furcht durch ſeine Vernichtungslehre mit einem Male heilen zu wollen. Man ſpüre durch das ganze Lehrgedicht einen finſtern, ingrimmiſchen Geiſt wandeln, der ſich durchaus über die Erbärmlichkeit ſeiner Zeitgenoſſen erheben wolle. So ſei es immer geweſen, auch bei Spinoza und andern Ketzern. Wären die Menſchen en masse nicht ſo erbärmlich, ſo hätten die Philoſophen nicht nöthig, im Gegenſatz ſo abſurd zu ſein! Lucrez

komme ihm in ſeinen abſtrusen Lehrſätzen immer wie Friedrich II. vor, als dieſer in der Schlacht von Collin ſeinen Grenadieren, die eine Batterie zu attaquiren zauderten, zurief: Ihr Hunde, wollt Ihr denn ewig leben?

Ich pries den Zufall, der ihn zum Briefwechſel über dieſe Vorrede verleitet habe. Da antwortete er: „was thut man denn Bedeutendes, ohne durch einzelnen Anlaß aufgeregt zu ſein? Die Gelegenheiten ſind die wahren Muſen, ſie rütteln uns auf aus Träumereien und man muß es ihnen durchaus danken. Knebel hatte leider keine Collectionen über Lucrez, keine Acten, darum werde es ihm ſchwer, jetzt productiv und poſitiv zu ſein. Da habe ich ganz anders geſammelt, Stöße von Excerpten und Notizen über jeden Lieblingsgegenſtand.“

764.

1821, 18. Mai.

Mit v. Müller und Riemer.

Abends von 7—9 Uhr. — Ich traf Riemern bei Goethe an, im vordern Gemach Kupferſtich-Mappen aufgeſchlagen.

Die neue weimariſche Pinakothek gab zuerſt Unterhaltungsſtoff. Der Maler Caſpar von Crayer, gemalt von van Dyck, wie er die Laute mit höchſter Anmuth, und doch mit Würde und Ernſt im Blicke ſpielt, iſt

eins der ſchönſten Steinbilder.*) Wir kamen auf des Raths Kraus Harzgegenden. „Er that alles mit Liebe, was er that," ſagte Goethe, „war anſchmiegſam, feinſinnig wie keiner. Damals bei jenem Streifzug in die Harzgebirge holte ich einſt, auf von Trebra's Schultern geſtiegen, ein merkwürdig Mineral mit vieler Gefahr von ſeiner Bildungsſtätte, vom Felſen, herab; „wir müſſen erſt noch berühmt werden, ehe wir den Hals brechen, darum hat es jetzt keine Gefahr," ſagte ich ſcherzend zu Trebra. Ich beſitze noch eine kleine polirte Marmorplatte aus jenen Gegenden mit der von Trebra aufgeſetzten Inſchrift jener Worte. Ja, wenn man in der Jugend nicht tolle Streiche machte, und mitunter einen Buckel voll Schläge mit wegnähme, was wollte man denn im Alter für Betrachtungsſtoff haben?"

Die Sammlung von Caricaturen auf Napoleon zu ſehen, lehnte er ab, „ich darf mir dergleichen, mir widrige Eindrücke, nicht erlauben, denn in meinem Alter ſtellt ſich das Gemüth, wenn es angegriffen wird, nicht ſo ſchnell wieder her, wie bei Euch Jüngern. Ich muß daher mich nur mit ruhigen, gründlichen Eindrücken umgeben."

*) Steinbilder, weil H. Müller dieſes u. a. Stücke der weimariſchen Sammlung lithographirte; das van Dyk'ſche Original iſt eine Ölſkizze auf Papier; ſ. Katalog des Gr. Muſeums, Weimar 1869 S. 54.

Darauf kamen wir auf seinen Berliner Prolog, den er mir jedoch wegen Mangels an reinlicher Abschrift nicht zeigen wollte, und auf die Unart eines Prager Naturforschers Purkinje, der Goethes Farbenlehre predigt, ohne ihm nur zu citiren, so daß Goethe sich jetzt in der Morphologie den Spaß macht, sich selbst bei Kritik jenes Werks zu allegiren. „Man muß gar nicht leben, sich nicht mittheilen wollen, wenn man sich solche Plagiate nicht ruhig gefallen lassen will. Der größte Virtuos im Aneignen fremder Federn war Bertuch, der sogar den armen Batsch, als dieser ein neues System der Naturgeschichte schrieb, zwang sich gefallen zu lassen, daß Bertuch ankündigte: da er selbst nicht Zeit habe, werde Batsch seine (Bertuch's) Ideen dem Publicum vorlegen. Dafür aber hat die Nemesis ihn auch gestraft, daß jenes Unternehmen, wegen Mangels aller Methode mißlungen, und ihm ein baarer Schade von mehreren tausend Thalern geworden ist."

765.

1821, 8. Juni.

Mit v. Müller.

Ich traf ihn gegen 6 Uhr Abends ganz allein und gerieth, als ich ihm des edlen, verstorbenen Senators Merkel in Nürnberg Lebensabriß von Roth in München mittheilte und einige Stellen daraus zur Empfehlung

vorlas, alsobald in argen und mißlichen Streit mit ihm.

Der Verfasser hatte nämlich, bei Erwähnung von Merkels heterodoxem Freunde Cnopf, geoffenbarte und natürliche Religion in schroffen Gegensatz gestellt, was Goethe zum allerhöchsten mißbilligte. „Hier sieht man den Schelm, der nicht ehrlich herausgeht mit der wahren Farbe," rief er aus; „das sind die verdammten Rednerkünste, die Alles bemänteln, über Alles hingleiten wollen, ohne das Rechte und Wahre herauszusprechen. Was hat denn der christlichen Religion den Sieg über alle andern verschafft, wodurch ist sie die Herrin der Welt geworden und verdient es zu sein, als weil sie die Wahrheiten der natürlichen Religion in sich aufgenommen? Wo ist denn da der Gegensatz? Die Grenzen fließen ja in einander."

Nun analysirte er Roth's ganze Phrase, ihre Halbheit und Unrichtigkeit bitter rügend, und ließ mich gewaltig bereuen, gerade diese Stelle hervorgehoben zu haben, was auch eigentlich gar nicht in meiner Absicht gelegen hatte, da ich nur eine andere weit treffendere nicht gleich finden konnte.

Das Gespräch ging auf Röhr und den Rationalismus über. Goethe tadelte heftig, daß das Publicum an den sentimentalen Faseleien eines Schulze, an der Nullität eines .... weit mehr Geschmack finde, als an Röhr's klarer Gediegenheit und aufgeklärter Consequenz. Das hänge aber mit der Sinnlichkeit, die jeder

geſchmeichelt verlange, zuſammen. Vernünftig ſein und blos vernünftig handeln aber wolle niemand. Als ich beklagte, daß Röhr nicht eine kleine Doſis Phantaſie mehr habe, und das Gemüth mehr anſpreche, behauptete er heftig, dieſes ſei mit Röhr's ſtreng abgeſchloſſener Individualität unvereinbar, und wenn man ihm nur einen Tropfen Phantaſie, wie aus dem Wunderfläſchchen des heiligen Remigius, womit Frankreichs Könige geſalbt würden, auf's Haupt träufeln könnte, ſo würde er eben ein ganz anderer Mann ſein. Wie ſich einmal der geiſtige Organismus des Menſchen gebildet, darüber könne er nicht hinaus; die Natur ſchaffe nichts Ganzes in den Individuen, während der Charakter der Gattung freilich ein Ganzes ſei, und man die verſchiedenen menſchlichen Eigenſchaften eigentlich nicht zerſplittert denken dürfe. Die Brünette könne nun einmal nicht zugleich blond ſein, weil es ſonſt kein Individuum wäre. Alle Geiſtliche, die nicht wahre Rationaliſten ſeien, betrügen ſich ſelbſt oder andere. Das Wort „Betrug" wollte ich nicht zugeſtehen; er gab es endlich preis, ohne jedoch den Sinn desſelben aufzugeben, und ich fühlte abermals, wie ſchwer es halte, mit ihm bei der Schärfe und vollendeten Klarheit aller ſeiner Begriffe und Redewendungen zu disputiren.

Er zeigte mir hierauf illuminirte Bilder von kölniſchen gemalten Fenſtern in der Kirche des heiligen Humbert, wir kamen aber bald wieder auf philoſophiſche

Gegenſtände, auf die ſchöne Zeit der Herzogin Mutter und auf ſein Verhältniß zu Wieland und Herder zu ſprechen.

Über die Urſachen ſeiner Spannung mit Herdern, den er drei Jahre lang in der letzten Zeit nicht ſah, theilte er Vertraulichſtes mit, unter feierlichſtem Handſchlag.

In Jena trafen ſie ſich dann einmal wieder. Goethe beſuchte Herdern zuerſt. Sie ſprachen lange und doch — ſetzte er hinzu — getraue ich mir den Ausgang dieſes Geſprächs nicht zu offenbaren. Herdern ſelbſt muß man vieles wegen ſeiner ſteten Kränklichkeit zu gute halten; leider hatte er die Reizbarkeit und Bitterkeit im Urtheil, die ihm von Jugend auf angeklebt, in's Alter hinüber getragen. Aber Unarten, die in der Jugend ſo gar intereſſant und am Manne noch erträglich ſind, werden ganz unleidlich, wenn man ſie in's Alter hinüber nimmt. Je mehr man Herdern geliebt, je mehr habe man ſich von ihm entfernt, entfernt halten müſſen, um ihn nicht todt zu ſchlagen.

Wieland's Unarten ſind ganz anders und oft wahrhaft liebenswürdig geweſen. Einſiedel, den zuweilen auch ein grandioſer Sinn angewandelt, habe einſt, als ich mich über Wieland's unleidliche Willkür im Urtheil beklagte, ein trefflich Wort geſprochen. Wenn man Wieland ſelten ſieht, ſagte er, muß man ſich über ihn ärgern, ſieht man ihn täglich, ſo findet man erſt Harmonie in ſeinem Weſen und erſtaunt über den Umfang

deſſen, was man von ihm Treffliches hört und lernt. Böttiger war eigentlich der böſe Dämon unter jenen Männern, der alles Unheil anzettelte.

„Die Herzogin Mutter war es, die ſich höchſt gemäßigt bei allem dieſen benommen, die entgegengeſetzten Geiſter immer freundlich auseinander gehalten und mir nie den geringſten Stoff zu einer Klage gegeben hat. Sie war ein allerliebſtes, vortreffliches, aber indefinibles Weſen. Inzwiſchen" — ſetzte er hinzu — „nun das oft gebrauchte Gleichniß, daß wir zu nah aneinander ſtehende Bäume geweſen, beizubehalten, — wenn jene Verſtimmungen mich hinderten an Ausbreitung, ſo trieben ſie mich deſto mehr in die Höhe: ich blieb mir getreu und lebte auf meine Weiſe. Jeder von uns hätte eines eignen, abgeſchloſſenen Kreiſes für ſich bedurft: in einer großen Stadt, z. B. in Berlin hätten wir ihn gefunden, während wir uns hier oft durchkreuzten. Und ſo war ich ſtets und werde es bleiben, ſo lange ich lebe und darüber hinaus hoffe ich auch noch auf die Sterne; ich habe mir ſo einige auserſehen, auf denen ich meine Späße noch fortzutreiben gedenke."

Wir ſprangen über auf die „Wahlverwandtſchaften" und auf die „Wanderjahre." „Ich begreife wohl," ſagte er, „daß den Leſern Vieles räthſelhaft blieb, daß ſie ſich nach einem zweiten Theile ſehnten; aber da ja Wilhelm ſo Vieles ſchon in den Lehrjahren gelernt, ſo muß er ja auf der Wanderſchaft deſto mehr Fremdes

an ſich vorübergehen laſſen; die Meiſterjahre ſind ohnehin noch ſchwieriger und das Schlimmſte in der Trilogie. Alles iſt ja nur ſymboliſch zu nehmen und überall ſteckt noch etwas anderes dahinter. Jede Löſung eines Problems iſt ein neues Problem.“ Dann ſprach er von Fräulein Caſpers in Wien, die ihn durch Struve habe grüßen laſſen, und daß ſie eines jener lieblichen, aber neutralen adiaphoren weiblichen Weſen ſei, die, mit geringer Sinnlichkeit ausgeſtattet, um ſo ſicherer durch die Welt gehen, weil ſie eben nicht mehr anreizen, als daß man gerne bei ihnen verweilt.

766.

1821, um Mitte Juli.

Mit Ed. Genaſt und Julius Chriſtian Koch.

Da wir [Genaſt und Frau] einige Tage im Theater [zu Lauchſtädt, wo die Leipziger Schauſpieler Vorſtellungen gaben] nicht beſchäftigt waren, ſo benutzten wir die Gelegenheit, unſerm lieben Vater in Weimar einen Beſuch abzuſtatten, und Freund Koch, unſer trefflicher Komiker, der ein großes Verlangen trug, Goethe kennen zu lernen, wozu ich ihm ſichere Ausſicht gemacht, ſchloß ſich unſerer Partie an. . . . . Den andern Tag ließ ich bei Goethe anfragen, ob ich ihm einen Leipziger Schauſpieler vorſtellen dürfte. Mein Geſuch wurde gewährt und ich nebſt meinem Freunde nach Wunſch empfangen.

Im Geſpräche fragte Goethe, welchem Fach Koch ſich gewidmet, und als dieſer erwidert hatte, daß er hauptſächlich im Luſtſpiel und der Poſſe wirke, bemerkte Goethe: „Nun, das iſt eine ganz ſchätzenswerthe Aufgabe, andern Menſchen heitere Stunden zu bereiten!“ Dann wandte er ſich zu mir und fragte, was jetzt meine Beſchäftigung im Schauſpiel wäre. Ich ſagte ihm, daß ich wohl noch hier und da ernſtere Liebhaber ſpiele, der Hofrath Küſtner mir aber zumeiſt Charakterrollen übertrüge, und ſo hätte ich denn vor kurzem den König Philipp in „Don Carlos“ mit Erfolg gegeben, wozu ich ein treffliches Vorbild an dem Schauſpieler Kühne von Hamburg gehabt, der in dieſer Rolle ganz unvergleichlich ſei und den ich darin ſogar noch über Eßlair ſtelle. „Ich habe ſchon viel Gutes von dieſem Manne gehört, und er ſoll ein ganz tüchtiger Charakteriſtiker ſein, mit einem kräftig ſchönen Organ und entſprechender Perſönlichkeit,“ ſagte Goethe. Dann fragte er nach meiner Frau, ob ſie mitgekommen ſei, was ich bejahte, aber ſogleich hinzufügte, daß ſie ſich nicht mit der nöthigen Toilette verſehen, um Sr. Excellenz aufwarten zu können. „Ei was!“ rief er; „ſie iſt mir in jedem Coſtüme willkommen.“

Abends kamen wir ſeinem Verlangen nach, und er begrüßte ſie mit großer Herzlichkeit.

767.

1821. 21. Juli.

Mit Guſtav Carus.

Unter all dieſen Betrachtungen war indeß 11 Uhr herangekommen, ja, vorübergegangen, und ich eilte nun, Goethes Wohnung aufzufinden. Gleich beim Eintritt in das mäßig große, im einfach antiken Stil gebaute Haus deuteten die breiten, ſehr allmählich ſich hebenden Treppen, ſowie die Verzierung der Treppenruhe mit dem Hunde der Diana und dem jungen Faun von Belvedere die Neigungen des Beſitzers an. Weiter oben fiel die Gruppe der Dioskuren angenehm in die Augen, und am Fußboden empfing den in den Vorſaal Eintretenden blau ausgelegt ein einladendes Salve. Der Vorſaal ſelbſt war mit Kupferſtichen und Büſten auf das Reichſte verziert und öffnete ſich gegen die Rückſeite des Hauſes durch eine zweite Büſtenhalle auf den luſtig umrankten Altan und auf die zum Garten hinabführende Treppe. In ein anderes Zimmer geführt, ſah ich mich auf's Neue von Kunſtwerken und Alterthümern umgeben: ſchön geſchliffene Schalen von Chalcedon ſtanden auf Marmortiſchen umher; über dem Sopha verdeckten halb und halb grüne Vorhänge eine große Nachbildung des unter dem Namen der Aldobrandiniſchen Hochzeit bekannten alten Wandgemäldes, und außerdem forderte die Wahl der unter Glas und Rahmen bewahrten Kunſtwerke, meiſtens Gegenſtände

alter Geschichte nachbildend, zu aufmerksamer Betrachtung auf.

Endlich kündigte ein rüstiger Schritt durch die anstoßenden Zimmer den werthen Mann selbst an. Einfach im blauen Zeugoberrock gekleidet, gestiefelt, in kurzem, etwas gepuderten Haar, mit den bekannten von Rauch herrlich aufgefaßten Gesichtszügen, in gerader kräftiger Haltung schritt er auf mich zu und führte mich zum Sopha. Die zweiundsiebzig Jahre haben auf Goethe wenig Eindruck gemacht; der arcus senilis in der Hornhaut beider Augen beginnt zwar, sich zu bilden, aber ohne dem Feuer des Auges zu schaden. Überhaupt ist das Auge an ihm vorzüglich sprechend, und mir erschien darin zumeist die ganze Weichheit des Dichtergemüths, welche sein übriger ablehnender Anstand nur mit Mühe zurückzuhalten und gegen das Eindringen und Belästigen der Welt zu schützen scheint; doch auch das ganze Feuer des hochbegabten Sehers leuchtete in einzelnen Momenten des weitern mehr erwärmten Gesprächs mit fast dämonischer Gewalt aus den schnell aufgeschlagenen Augen.

So saß ich denn nun ihm gegenüber! Die Erscheinung eines Menschen, welchem ich selbst einen so großen Einfluß auf meine Entwickelung zugestehen mußte, war mir plötzlich nahe gerückt, und ich war umsomehr bemüht, diese merkwürdige Gegenwart genau zu beachten und zu erfassen. Die gewöhnlichen einleitenden Gespräche waren bald beseitigt: ich erzählte

von meinen neuen Arbeiten über die Ur-Theile des Knochengerüstes und konnte ihm die Bestätigung seiner frühern Vermuthung über das Dasein von sechs Kopfwirbeln mittheilen. Zur schnellern Darlegung des Ganzen ersuchte ich um Bleistift und Papier; wir gingen in ein zweites Zimmer, und wie ich nun den Typus des Fischkopfes in seiner Gesetzmäßigkeit schematisch entwickelte, unterbrach er mich oft durch beifällige Ausrufungen und freudiges Kopfnicken. „Ja, ja! Die Sache ist in guten Händen," sagte er; „da haben uns der Spix und Bojanus so etwas hergedunkelt! Nun, nun! Ja, ja!"*)

Der Diener brachte eine Collation. Es war mir ein rührendes Verhältniß, Goethe zu sehen, wie er mir den Wein eingoß und ein Brod mit mir theilte, selbst von der einen Hälfte genießend und mir die andere reichend. — Dabei sprach er von meinen beiden Bildern, die ich ihm vor einem Jahre durch Frommann gesendet hatte, erzählte, wie ihm das eine (das Haus auf der Brockenspitze) längere Zeit seiner Bedeutung nach räthselhaft geblieben, wie nur später erst eine dritte Person**) ihm den Aufschluß darüber gegeben, und wie diese Dinge überhaupt wohl in Ehren gehalten würden. Dann ließ er sein Portefeuille über vergleichende Ana-

*) Mit diesen, auf eigenthümlich gutmüthige Weise betonten Worten pflegte er überhaupt alle Pausen des Gesprächs zu beleben.

**) Der Großherzog, wie Frommann mir sagte.

tomie bringen und zeigte seine frühern Arbeiten. Späterhin kamen wir auf das Bedeutungsvolle in der Form der Felsen und Gebirge für Bestimmung der Art des Gesteins, ja, für die gesammte Bildung der Erdoberfläche; und auch in diesen Ideen war er völlig einheimisch, ja, er hatte dafür gesammelt, wie eine zweite wohlgefüllte Mappe mit Felsenzeichnungen vom Harz und andern Orten deutlich bewies.

Merkwürdig waren mir, als ich jetzt kurze Zeit im Zimmer allein blieb, die Anordnungen und Ausschmückungen desselben. Außer einem hohen Gestelle mit gewaltigen Mappen für Kupferstiche in ihrer geschichtlichen Folge, interessirte mich ein, mit Schubkästen behufs der Aufbewahrung einer Münzsammlung versehener Schrank. Der Aufsatz desselben trug nämlich unter Glas eine ansehnliche Menge antiker Götterbildchen, Larven, Faunen u. s. w., unter welchen ein ganz kleiner goldener Napoleon, in das glockenförmig verschlossene Ende einer Barometerröhre gestellt, sich sonderbar genug ausnahm. Auch sonst aber wollte noch manches beachtet sein. So beschäftigte mich ein alterthümliches wunderliches Schloß, welches mit seinem Schlüssel am Fenstergewände hing; so forderten auch hier manche Kupferstiche zur Betrachtung auf; ja, selbst die Einrichtung der Zimmerthür war bemerkenswerth, da sie nicht in Angeln sich bewegte, sondern aus dem Thürgewände hervor- und zurückgeschoben werden mußte.

Erſtes Capitel.

Jeder, der, mit lebhaften Kräften, vor unſern Augen, eine Abſicht zu erreichen ſtrebt, kann, wir mögen ſeinen Zweck loben oder tadeln, ſich unſre Theilnahme verſprechen; ſobald aber die Sache entſchieden iſt, wenden wir unſer Auge ſogleich von ihm weg; alles was geendigt, was abgethan da liegt, kann unſre Aufmerkſamkeit keineswegs feſſeln, beſonders wenn wir ſchon frühe der Unternehmung einen übeln Ausgang prophezeiht haben.

Deswegen ſollen unſre Leſer nicht umſtändlich mit dem Jammer und der Noth unſers verunglückten Freundes unterhalten

Zuletzt noch sprachen wir über entoptische Farben, und es brachte ihn dies darauf, karlsbader Glasbecher mit gelber durchsichtiger Malerei herbeibringen zu lassen, an denen er mich die fast wunderbar scheinenden Verwandlungen von Gelb in Blau und Roth in Grün — je nachdem die Beleuchtung auf eine oder die andere Weise geleitet wurde, wahrnehmen ließ.*) Äußerungen über die ungünstige Aufnahme so mancher seiner wissenschaftlichen Arbeiten konnte er hierbei doch nicht ganz unterdrücken. — Gegen 1 Uhr entfernte ich mich endlich, in aller Hinsicht erfreut und erwärmt.

Spätere Nachschrift.

Seit jenem Morgen des 21. Juli sind nun mehr als vier Decennien vorübergegangen, und immer noch steht mir die einfach schöne Gestalt des werthen Mannes, ganz in der Art, wie ich sie sah und wie der treffliche Rauch als Statuetten sie bald nachher ausgeführt hatte, vor der Seele. Ich hätte ihn damals länger sehen sollen! Er wollte mich zu Tisch behalten, ein paar Tage in seiner Nähe: welche vermehrte und liebe Er-

*) Ich hatte damals sehr den Wunsch, solchen Glasbecher zu erlangen, allein der verehrte Mann sagte mir, dergleichen wären jetzt nicht mehr zu haben, aber versprach mir einen Ersatz dafür. In Wahrheit sendete er mir später einen hübschen kleinen Apparat, in welchem sich über schwarz und weißem Felde schwachfarbige Glasplättchen hin- und herschieben lassen und das Phänomen vortrefflich zeigen.

innerungen würde ich mir bereitet haben! Aber so ist die Jugend! Mit Hast treibt sie meist fernen Zielen zu und vieles Große, zu spät Erkannte geht ihr darüber verloren.

768.

1821, 28. Juli.

Mit Grüner.

Sobald Goethe [in Eger] angekommen, meldete es mir sein Bedienter Stadelmann und brachte eine Einladung zum Besuche. Beim Eintritte empfing mich Goethe auf eine Art, die sich nicht beschreiben läßt, es war etwas Herzliches und doch Imponirendes darin, zugleich Liebe und Ehrfurcht einflößend. Nachdem er mir zum Willkommen die Hand gereicht, sagte er: „Sehen Sie, Freundchen, ich habe mich über die böhmischen feststehenden Gebirge wieder herüber gemacht, ich reise zwar nach Marienbad, allein ich komme wieder nach Eger, um dann länger hier zu bleiben."

Er wies mir einen Sitz neben sich auf dem Sopha an, und fragte mich dann, wie lange ich diene, ob während meiner Dienstzeit Vorfallenheiten von bedeutender Wichtigkeit sich zugetragen hätten, und dergleichen. Ich hatte mich für einen solchen Fall gefaßt gemacht und meine wichtigsten Zeugnisse mitgenommen, um beweisen zu können, daß er sein Zutrauen nicht einem Beamten von so ganz gewöhnlichem Schlage schenke.

Ich überreichte ihm daher dieſe Zeugniſſe mit dem Bemerken, daß aus ſelben, wenn er die Güte haben wollte, ſie zu durchblicken, nicht unintereſſante Begebenheiten zu erſehen ſein dürften.

Er nahm dieſe Zeugniſſe mit den Worten an: „Ihr offenes, freundliches Benehmen und das, was ich von Ihnen Gutes eingeholt habe, hat mir ein beſonderes Vertrauen eingeflößt. Sie ſind in allem gut unterrichtet, worüber ich belehrt ſein will. Ihre Zeugniſſe, die Sie mir anvertrauen, bringe ich von Marienbad wieder mit.“ — Er ſah ſie flüchtig durch und ſagte dann: „Über den Inhalt derſelben werden Sie mir bei meiner Rückkunft Auskunft zu geben nicht ermangeln, beſonders über die Räubergeſchichte.“

Als ich bei unſerem ferneren Beiſammenſein bemerkte, daß ich mir ſeine Farbenlehre nicht eigen machen könnte, und ſo vieles in ihr ſchon darum nicht verſtünde, weil die Experimente koſtſpielige Inſtrumente erfordern, ſagte er:

„Da ſind Sie nicht der Einzige; dieſe Lehre hat viele Widerſacher gefunden. Die Inſtrumente haben mich über zweitauſend Gulden gekoſtet. Ich lebte in der Beruhigung, daß vielleicht einmal nach funfzig Jahren jemand mein Buch in die Hände bekommen und ſagen würde: hat ſich der auch auf dieſes Feld gewagt! Wenn er es ſtudiren und in das Innere eindringen wollte, ſo würde er den durch ein Löchlein eines verſchloſſenen Fenſters auf ein Glasprisma

fallenden Sonnenſtrahl lächerlich und die Newton'ſche Lehre ungrundhaltig finden. Indeß habe ich doch auch ſchon bei meinem Lebzeiten das Vergnügen, daß man in Berlin in meine Lehre eingeht, zu welchem Ende ich auch meine Inſtrumente dahin geſchickt habe. Die Urſache der Entſtehung werden Sie geleſen haben. Ich habe noch das Blättchen Papier, auf welches im Zelte bei Mainz es geregnet hat. Seit dieſer Zeit habe ich mich ernſtlich mit dieſer Lehre beſchäftigt. Unſer Verſtand iſt noch ſo beſchränkt, daß wir gewiſſe Gegenſtände bloß a posteriori annehmen und darauf bauen müſſen; ſo verhält es ſich mit der Sonne, ſo auch mit unſern Augen: wir wiſſen es, daß wir ſie haben, wir bemerken die Wirkungen, und kein Menſch wird ergründen können, wie dieſe hervorgebracht werden, und woraus die Sonne beſtehe. Alle die Schreibereien darüber ſind grundloſe Hypotheſen."

Die Lehre, ſagte ich hierauf, daß, wenn dunkle Gegenſtände im Hintergrunde ſind, die Luft uns blau erſcheint, war mir ganz neu; daher iſt mir auch jetzt erſt verſtändlich geworden, wenn Chateaubriand anführt, daß er die Luft im Oriente, wo Kreidengebirge im Hintergrunde ſind, gelblich gefunden habe.

Goethe erwiederte: „Damit kann man ſich manches Späßchen machen, weil ſich viele das Phänomen nicht zu erklären wiſſen, was Sie gelegentlich ſelbſt in Anwendung bringen können; denn wenn Sie einen weißen Gegenſtand in tiefes Waſſer legen, ſo wird das Waſſer

eine gelbliche Farbe annehmen, während es ſonſt überall dunkel bleibt. Am beſten dürfte es ſich mit einer weißen glänzenden Blechplatte bewähren. Ich habe Gläſer, wenn Sie ſelbe auf ein ſchwarzes Tuch legen, ſo ſtellen ſie ſich dem Auge vollkommen blau dar. Legen Sie ſelbe auf weißes Papier, ſo ſind ſie gelb. Solche Gläſer ſollen Sie von mir haben."

769.

1821, 29. Juli.

Mit Grüner.

Da zur Abfahrt nach Marienbad ſchon Alles vorbereitet war, ſo empfahl ich mich unter Glückwünſchen, und Goethe reiſte mit der Zuſicherung ab, er werde bei der Rückkunft in Eger länger verweilen und meiner freundlich gedenken.

770.

1821, 25. Auguſt.

Mit Grüner.

Auf dem Wege dahin [— nach Franzensbad —] trug ich ihm, wie ich ſchon vor der Abfahrt gethan, die Einladung nach Hartenberg von Seite des Appellationspräſidenten Herrn Grafen Joſeph von Auersperg vor, und ſchilderte das Vergnügen, welches er durch die Annahme dieſem ausgezeichneten Staatsdiener und Schriftſteller machen würde. Goethe erkundigte

ſich näher über die Lage Hartenbergs, über die Familienverhältniſſe, und darüber kamen wir in Franzensbrunn an. Er nahm die Quellen, den Park, Kurſaal, kurz Alles in Augenſchein, und lobte beſonders die ſchönen Anlagen, die große Reinlichkeit, die überall vorherrſche, die ſeit ſeiner letzten Anweſenheit durchgeführten zweckmäßigen Verſchönerungen, ſtellte Vergleichungen zwiſchen ſonſt und jetzt an, worauf wir nach Eger zurückfuhren. Ich machte Goethe auf das morgige Feſt aufmerkſam, zu welchem alle dem Egerſchen Patronat unterſtehenden Pfarrer mit ihren Kirchenkindern, unter Vortragung ihrer Fahnen und mit Muſik, von früh 7 Uhr an kommen.

771.

1821, 26. Auguſt.

Mit Grüner.

Das St. Vincenzfeſt iſt zugleich ein Ernte-Dankſagungsfeſt. Der Einzug der Pfarrer mit ihren Kirchkindern von ſo verſchiedenen Stadtthoren her, die Märſche, die auf Blasinſtrumenten größtentheils von Egerländer Bauernburſchen ausgeführt wurden, das Wogen ſo vieler tauſend Menſchen auf dem Ringe, unter denen Goethe, ſie aufmerkſam betrachtend, mit mir umherwandelte, unterhielt ihn ſehr, und er ſagte:

„Es iſt ein ſtämmig robuſtes Volk von geſundem

Aussehen. So viel ich bemerke, haben die Egerländer weiße gesunde Zähne, dunkelbraune Haare, doch wenig Waden."

Wir verfügten uns dann in die mit Menschen angefüllte Hauptkirche zu St. Niklas, aus welcher die Procession, der Dechant das in Gold gefaßte und mit Edelsteinen geschmückte Haupt des heiligen Vincenz auf einem rothsammtenen goldgestickten Kissen tragend, von allen Pfarrern im größten Ornate, von den bürgerlichen uniformirten Schützen, von den Zünften mit ihren Fahnen und vielem Volke begleitet, ausging.

Nachdem alles vorüber, sagte Goethe zu mir: „Wenn Sie nichts Besseres zu thun haben, so wünschte ich, daß Sie mich Nachmittags nach Liebenstein begleiten," — welche Einladung ich mit Vergnügen annahm. Die Herrschaft Liebenstein, dem Grafen Zedtwitz gehörig, ist ein Kronlehengut. Es befindet sich dort ein altes in geschichtlicher Beziehung merkwürdiges Ritterschloß. Goethe mochte diese Excursion gewählt haben, weil westlich, dem Kammerberg gegenüber, sich der hohe Plattenberg erhebt, um hier vielleicht einigen näheren Aufschluß über jenen zu erhalten.

Der Weg dahin war äußerst schlecht, große mit Wasser gefüllte Löcher, deren Tiefe man kaum berechnen konnte, hinderten die Fahrt. Ich war um seine Person sehr besorgt, rief immer dem Kutscher zu, behutsam zu fahren; allein Goethe sagte:

„Sie ſehen, daß der Menſch die Sache beſſer verſteht wie wir. Wenn ihn Napoleon gekannt hätte, er würde ihn zu ſeinem Leibkutſcher gemacht haben. Sie ſehen, er fährt ſehr behutſam mitten in die großen Löcher hinein, daher kann er nicht umwerfen."

Da ich keine Ängſtlichkeit an ihm bemerkte, ſo war ich um ſo aufgeheiterter. Plötzlich ſtieg Goethe aus dem Wagen, machte ſeine Betrachtungen über einen Stein, und ich hörte ihn ſprechen: „Nun, wie kommſt du daher?" welche Frage er wiederholte. Mir kam dieſe Frage, da ich von der Mineralogie nichts verſtand, nahezu lächerlich vor; ich dachte, wie kann einen ſo gelehrten Mann, ſo ein Stein intereſſiren, den ich nicht mit dem Fuße ſtoße, und deren Tauſende zu finden ſein werden; allein Stadelmann mußte ihn mitnehmen, und nach der Hand erfuhr ich, daß dieſer Stein ein Feldſpath-Zwillingskryſtall war. Ich nahm mir nun vor, Steine, welche von dem gewöhnlichen Äußern abweichen, bei meinen Geſchäftsreiſen gelegentlich aufzuſuchen, und ſie an Goethe zu ſenden, weil ich ſah, daß er für dieſen Zweig der Naturwiſſenſchaft eine große Vorliebe habe. Er hatte ſich auch eine breite lange Tafel von weichem Holze machen laſſen, welche er in dem Zimmer Nr. 1 im Gaſthofe zur goldenen Sonne in Eger aufſtellte, und auf welche die aus Marienbad mitgebrachten wie auch die in der Umgegend geſammelten Mineralien gelegt wurden. Goethe machte über ſie ſeine Betrachtungen, ordnete die Ge-

steine und stellte Zuten zusammen, die er zur Versendung bestimmte.

Die Zeit der morgigen Abfahrt nach Hartenstein wurde bestimmt.

772.

1821, 27. August.

In Hartenberg.

Ich [Grüner] hatte dem Grafen Auersperg von der beiläufigen Ankunft Goethes mit dem Bemerken Nachricht gegeben, daß der 28. August der Geburtstag Goethes sei.

— — — — — — — — — — —

Für Goethe war ein gut meublirtes Zimmer mit allen nöthigen Bedürfnissen, ein zweites für seinen Bedienten vorgerichtet, die Aussicht ging auf die nördlich am Abhange des Schloßberges angebrachten Anlagen. Bei der Ankunft Goethes kam der Graf ihm entgegen, und drückte seine hohe Freude über die Ehre aus, die ihm durch die Anwesenheit Seiner Excellenz zu Theil werde. Lange, sehr lange habe er den Wunsch gehegt, den Mann, dessen Werke er studire, persönlich kennen zu lernen, und dergleichen mehr, was Goethe artig erwiederte.

Als Goethe in das für ihn bestimmte Gemach trat, winkte er mir ihm zu folgen. Er war von der Reise etwas ermüdet, und nach kurzer Zeit sagte er: „Freundchen, machen Sie mich mit der Hausordnung bekannt,

damit ich nicht störe, weil ich sehe, daß Sie hier wie zu Hause sind."

Euere Excellenz, erwiderte ich, der Wille und ausdrücklichste Wunsch des Grafen ist, daß, so lange Eure Excellenz hier verweilen, Sie Herr des Schlosses sind und Ihnen Alles zu Gebote stehe.

Auf wiederholtes Andringen gab ich Aufschluß über die Lebensweise und Beschäftigung des Grafen, worüber Goethe um so mehr erfreut war, als dieses seinen Zuständen, wie er sich ausdrückte, ganz angemessen sei.

Vor dem Souper wurde plötzlich der Abhang des ganzen im Norden liegende Berges hell, und es wurde unter Vivatruf und Böllersalven ein nicht unbedeutendes Feuerwerk abgebrannt. Im Tempel des Ruhmes zeigte sich eine Schrift mit großen Buchstaben, besagend: „Zu Goethe's zweiundsiebzigstem Geburtstage." Goethe, nicht ahnend, daß dieser für ganz Deutschland merkwürdige Tag, auch im böhmischen Mittelgebirge so herzlich theilnehmend gefeiert werden sollte, war höchst freudig überrascht und tief gerührt, als von allen Seiten so herzliche Glückwünsche dargebracht wurden.

773.

1821, 28. August.

In Hartenberg.

Am 28. August früh besah Goethe vom Schloßballone aus die Gegend. Die Aussicht ist wunderschön,

werden, die ihn befielen, als er seine Hoffnungen und Wünsche, auf eine so unerwartete Weise, zerstört sah. Wir überspringen vielmehr einige Jahre, und suchen ihn erst da wieder auf, wo wir ihn in einer Art von Thätigkeit und Genuß zu finden hoffen, wenn wir vorher nur kürzlich so viel, als zum Zusammenhang der Geschichte nöthig ist, vorgetragen haben.

Die Pest, oder ein böses Fieber rasen in einem gesunden, vollsaftigen Körper, den sie anfallen, schneller und heftiger, und so ward der arme Wilhelm unvermuthet von einem unglücklichen Schicksale überwältigt, daß in Einem Augenblicke sein ganzes Wesen zerrüttet war. Wie wenn von ohngefähr unter der Zurüstung ein Feuerwerk in Brand geräth, und die künstlich gebohrten und gefüllten Hülsen, die, nach einem gewissen Plane geordnet und abgebrannt, prächtig abwech-

Goethe konnte sich lange nicht von ihr trennen; dann besuchte er die Anlagen, besonders diejenige, von der aus er durch Beleuchtung und Feuerwerk erfreut worden war. Der Sitz, wo Goethe dort von Bergsteigen ausruhte, hat den Namen „Goethes Ruhe" empfangen und behalten. Hierauf nahm er die ansehnliche Bibliothek und Mineraliensammlung des Grafen in Augenschein.

Der Graf hatte ein feierliches Mittagsmahl veranstaltet, und hierzu den Kreishauptmann Baron Erben und andere angesehene Personen eingeladen. Beim Mahle herrschte Heiterkeit und Frohsinn. Goethe in seiner gewöhnlichen Art wollte immer in naturwissenschaftlicher Beziehung und sonst belehrt werden, und unterhielt sich mit dem Grafen und Kreishauptmann sehr angenehm. Als es aber zu Toasten kam, und Graf Auersperg ihm einen Kranz von Eichenlaub unter Musik und Trompetenschall überreichte, während alle Gäste glückwünschend sich erhoben, und die Toaste nicht allein auf sein langes Wohlergehen, sondern auch auf das des Großherzogs ausgebracht wurden, der sich ein deutsches Athen in so großen Zierden der deutschen Nation zu erziehen wußte, war Goethe äußerst bewegt und gerührt, und dankend äußerte er sich bloß, daß die so gastfreundschaftlich freundliche Aufnahme in Hartenberg ihm unvergeßlich sein werde.

774.

1821, 30. August.

Mit Grüner.

Die Juden bewohnten im vierzehnten Jahrhunderte einen großen Theil der Stadt Eger, namentlich die Juden-, Bruder- und Rosengasse. In der Brudergasse befand sich ihre damals sehr berühmte Synagoge; den Eger'schen Chroniken zufolge soll in Deutschland bloß hier eine hohe Judenschule sich befunden haben. Als nun in dem gedachten Jahrhunderte die Klagen der Egerer Kaufleute über Bedrückung der Juden immer häufiger wurden, und als eines Tages ein Barfüßer Mönch das Leiden Christi mit den glühendsten Farben schilderte und die Juden als die Urheber alles Unheils darstellte, sprang, dadurch gereizt, ein Kriegsmann zum Hochaltare, ergriff dort ein Crucifix und schrie: Wer ein guter Christ ist, der folge mir nach!

Und es folgte ihm aus der Kirche der fanatische Pöbel, außen gesellte sich Gesindel jeglicher Art dazu, die Judenhäuser wurden geplündert, alle Juden wurden bis auf einen einzigen ermordet, der sich in einen Schornstein versteckt haben soll und nach hergestellter Ruhe als Bürger von Eger anerkannt wurde. Die meisten Juden sollen in das schmale Gäßchen zwischen der Juden- und Brudergasse geschleppt und ermordet worden, und aus dem Gäßchen, das noch heute zu Tage die Mordgasse heißt, das Blut wie ein Bach

herabgeflossen sein. Der damals regierende römische König Karl IV. ließ hierüber eine Untersuchung eintreten, in deren Folge der Rath von Eger zu einer sehr namhaften Geldbuße verurtheilt ward. . . . . Unter Kaiser Siegmund wurde die obgedachte Synagoge in eine katholische Kirche verwandelt. Diese nun besichtigte Goethe. Von außen fand man im Gemäuer einen Opferstock mit nicht mehr lesbarer hebräischer Inschrift. Im Innern der Kirche ist an einer in ihrer Mitte stehenden Granitsäule gleichfalls eine hebräische Inschrift angebracht.

Mir lag daran, Goethes Meinung über die Juden zu erfahren. Was ich aber auch vorbringen mochte, er blieb in Betrachtung der alten Inschriften vertieft, und äußerte sich nicht mit Bestimmtheit in Betreff der Juden.

Wir gingen nun in die alte Burg, in welcher die zu einem Bankett geladenen vornehmsten Anhänger Wallensteins niedergemacht worden sind. Goethe blieb vor der ehemaligen Zugbrücke stehen, und betrachtete den sogenannten schwarzen Thurm. Dann sagte er:

„Dieses großartige Werk wollen wir nun auch von Innen betrachten. Das Gestein ist wahrscheinlich vom Kammerberge. Sehen Sie, wie kunstreich die Steine behauen, und um der Witterung zu widerstehen, zusammengesetzt sind. Sie haben beinahe die Form wie einige unsere losen Feldkrystalle bei Elbogen. Wir müssen ihm (dem Thurm) etwas abgewinnen, um Ver-

gleichung mit dem Vorkommen im Kammerberge anstellen zu können."

Es wurden dann auch einige abgehauene Stücke mitgenommen. Die Schloßkapelle wurde von außen betrachtet, und es wurden an der Westseite Tragsteine bei und zu einem Fenster wahrgenommen, welches zur Hälfte von unten vermauert ist, und offenbar ehemals eine Thüre bildete. Zu dieser Thüre mußte ein auf jenen Tragsteinen ruhender Zugang von dem Schloßgebäude geführt haben, der den hohen Herrschaften diente, für welche allein auch die Emporkirche in der Kapelle bestimmt und eingerichtet gewesen sein mag.

An der Südseite beim Eingange befindet sich ein in Granit gehauenes Kreuz. Gegen Norden erblickt man in der Mauer Höhlungen, welche aus der Zeit der schwedischen und der französischen Belagerung stammen. In das Innere führen einige Stufen hinab. Auf runden massiven Granitsäulen ruht das obere Gewölbe. Dieser untere Theil scheint für das Volk bestimmt gewesen zu sein. An der nördlichen Seite gelangt man über eine schmale Granittreppe in den oberen Theil. Goethe bewunderte die Bauart, die Capitäler der marmornen Säulen, sie waren bei jeder Säule verschieden, nur dürfe man, meinte er, auf die zweite Schule, in welcher eine männliche und weibliche Figur angebracht ist, ein Frauenzimmer nicht aufmerksam machen. Vorzüglich erregte jene gewundene mit Vertiefungen versehene Säule, in dem Raume, wo

gegen Osten ein Altar errichtet gewesen sein mag, seine Aufmerksamkeit und Beobachtung. Goethe stieg auch zum Dachboden hinauf, und labte sich an der freien Aussicht in das schöne Egerthal gegen Osten und Westen. Als wir zu den Schloßruinen kamen, erzählte ich Goethe, daß die Erbprinzessin von Oldenburg, geborene Großfürstin von Rußland*), indem sie die Stauden mit rothen Beeren betrachtete, ausgerufen habe: Sehen Sie, hier sproßt das Blut der Ermordeten aus.

Goethe äußerte hierauf: „Sie hatte Geist, doch führte dieser sie in ihren Äußerungen oft zu weit. So hat sie zu Weimar in der Bibliothek, als der Bibliothekar ihr malebarische Dokumente vorzeigte, und auf ihr Verlangen, den Inhalt zu wissen, denselben nicht anzugeben vermochte, weil er die Sprache nicht verstehe, ausgerufen: Ein Bibliothekar und versteht nicht malebarisch! als ob ein Bibliothekar, bemerkte Goethe, alle Sprachen der Welt verstehen sollte. Sie werden," sagte er dann, „über Manches, was hier vorging, aus Ihren Archivschätzen Aufschluß geben können."

Es ist wohl Einiges vorfindig, erwiderte ich, und wenn Eure Excellenz erlauben, so will ich es im Zusammenhange mit Hofrath Försters Geschichte Wallensteins kurz vortragen.

Goethe sprach: „An Ort und Stelle hat die Erzählung einer wichtigen Begebenheit stets mehr Interesse. Lassen Sie hören."

*) Als Königin von Würtemberg von der Erde geschieden.

Nachdem ich meine Erzählung von der Eger'schen Mordnacht beendet hatte, sagte Goethe: „Sie sehen, die Sache gewinnt hier mehr an Interesse. Es wäre zu wünschen, daß Sie für die Fremden einen Wegweiser drucken ließen; denn Wallenstein spielt in der Geschichte eine wichtige Rolle. Hier an Ort und Stelle hat jeder freien Spielraum, sich den Platz zu denken, wo Graf Terzky sich heldenmüthig vertheidigte und fiel. Die noch stehenden Tragsteine lassen auf den ehemaligen Umfang des Saales schließen. Die Marmorsäulen an den Fenstern zeigen etwas Großartiges an, allein Schade, daß für die Erhaltung nicht gesorgt wird."

An der zweiten Säule werden Eure Excellenz einen freien Adler mit gesenktem Flügel bemerken. Dieser dürfte, fügte ich hinzu, aus der Zeit stammen, als Eger zu den freien Reichsstädten gezählt wurde, wozu sie unter Kaiser Friedrich Barbarossa erhoben worden war, als er das Beilager mit Adelheid, einer Tochter des Markgrafen von Vohburg, hier feierte.

„Natürlich stützt sich das alles, was Sie mir sagten, auf Urkunden?" bemerkte Goethe.

Ich habe das Archiv, sagte ich, und alle auf die Entstehung der Urkunden bezüglichen Correspondenz-Vortragsbücher durchgelesen und es wäre zu weitläufig, Sie in Bezug dieses Gegenstandes (der Ermordung Wallensteins nämlich und seiner vornehmsten Genossen) damit zu ermüden.

Goethe erwiderte: „Es ist an dem genug, was Sie mir sagten, und Jeder würde sich damit begnügen. Solche Geschichtsumstände müssen auch ganz kurz abgefaßt sein."

Ich darauf: Einiges war mir dennoch sehr von Bedeutung, was ich erst aufgefunden habe. Als erwiesen wird angenommen, daß Wallenstein am 25. Februar 1634 hier erstochen wurde. Nun fand ich in der Correspondenz, dem sogenannten Copialbuche, daß am 26. Februar 1836 an den Gouverneur zu Theusing geschrieben und er ersucht wurde, Victualien jeder Art nach Eger zu senden, weil wegen Anwesenheit Wallensteins und seines Hofstaates hier und in der Umgegend Alles aufgezehrt werde. Ich prüfte genau, ob vielleicht ein Schreibfehler unterlaufen sei; allein es finden sich vor und nach jener Zuschrift Ersuchsschreiben wegen anderer Gegenstände vom 26. Februar 1634 vor, daher konnte kein Irrthum hinsichtlich des 26. Februar vorgefallen sein. Es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß man die Ermordung Wallensteins verheimlichen wollte, und daß militärischer Seits auf die Ausfertigung jenes Gesuchsschreiben an den Gouvenem zu Theusing Rücksicht genommen worden sei.

Goethe fragte: „Wodurch ist denn sicher gestellt, daß Wallenstein am 25. Februar 1634 erstochen worden? Wenn, wie Sie sagen, in dieser Zuschrift ausdrücklich erwähnt wird, daß er an diesem Tage noch gelebt habe, so konnte er erst am 26. Februar ermordet worden sein.

Nachdem hierauf Grüner ausführlich dargelegt, wie er eine städtische Urkunde gefunden, in welcher der 25. Februar als Tag der Ermordung Wallensteins und seiner Offiziere angegeben sei, berichtet er weiter:

Goethe sagte: „Dieses Actenstück ist auf jeden Fall wichtig; denn es giebt über die Zeit und den Ort der Handlung Aufschluß."

Indem er nun unter freundlicher Begrüßung nach dem Gasthofe zur Sonne zum Mittagsmahle ging, wo er auf seinem Zimmer Nr. 1 speiste, lud er mich für den Nachmittag zu einem Spaziergang in das Egerthal ein, was ich natürlich mit Vergnügen annahm.

Das Egerthal hatte für Goethe einen besonderen Reiz, er lobte die rein gehaltenen Wege, die Baumpflanzung, die angelegten Alleen. Gleich bei der sogenannten Wenzelsburg gegenüber den alten Schloßruinen verweilte er einige Zeit, die Felsengruppen betrachtend. Ich machte ihn aufmerksam, daß ehemals ein Kastell den Berg krönte, welches durch eine lederne Brücke mit der Burg in Verbindung stand, und daß ich ein Ölgemälde vom Jahre 1495 besitze, auf welchem dieses Kastell und die Stadt in ihrem damaligen Aussehen dargestellt ist.

„Man wird wohl den Standpunkt ausmitteln können, von welchem es aufgenommen ist," sagte Goethe.

Ich antwortete: Ich besitze zwei derlei Bilder, worauf angemerkt ist, wie Eger von der Westseite und von der Ostseite ausgesehen hat. Die Bilder sollen nach

einem Holzſchnitte ausgeführt worden ſein, der ſich an einem Altare in der St. Niklaskirche befunden haben ſoll. Der Maler iſt Stadler angemerkt. Dieſe Malerfamilie exiſtirt noch und ich beſitze von Stadler und ſeinen Nachkommen einige Ölgemälde.

„Von welchem Genre?“ fragte Goethe.

Der alte Stadler, antwortete ich, hat einiges Architektoniſche geliefert, auch war ihm die Lehre der Perſpective nicht fremd. Der Sohn hat ſich auf Landſchaftmalerei gelegt, und würde Gutes zu leiſten im Stande geweſen ſein, wenn er nicht um das tägliche Brod hätte malen müſſen. Überhaupt wurde die Malerei in Eger zunftmäßig betrieben; es gab Lehrjungen, Geſellen, Meiſter, welche ihre Heiligenbilder nach den entfernteſten Gegenden Deutſchlands, beſonders in Klöſtern und an Wallfahrtsörtern abſetzten. Dieſer Erwerbszweig iſt beinahe gänzlich erloſchen. Die Wallfahrtsbilder wurden in Packeten zu 100 auch 1000 Stücken verſendet. Darunter befinden ſich die ſogenannten Winterheiligen; es waren Bruſtbilder; warum ſie aber dieſen Namen erhalten haben, vermag ich nicht zu ſagen. Die ſogenannten geſtochenen Bilder gaben einen beſonderen Handelszweig. Eure Excellenz werden ſich überzeugen, wie mühſam und wie für die Augen angreifend die Arbeit bei dieſen geſtochenen Bildern iſt, die meiſt von Frauenzimmern verrichtet wurde. Je mühſamer ſie aber geſtochen waren, deſto fleißiger war auch das in der Mitte befindliche Bildchen gemalt.

Dieſer ſonſt bedeutende Erwerbs- und Handelszweig iſt gänzlich eingegangen, weil derſelbe die Concurrenz mit den durch Maſchinen gepreßten Bildern nicht aushalten konnte. Einer meiner Mitſchüler bekam häufig von ſeinem Vater, einem Bilderhändler, den Auftrag, auf mehrere Tauſend ſolcher Bilder die Namen der Heiligen mit goldenen Buchſtaben zu ſchreiben. Um raſcher fertig zu werden, bat er mich, ihm zu helfen. Da wir einen ſo großen Vorrath von Heiligen haben, ſo gerieth ich nicht in Verlegenheit, welchen Namen ich den Bildchen geben ſollte. Wenn der Heilige etwas jünger ausſah, ſchrieb ich gewöhnlich Johannes darunter.

„Sie toller Chriſt," ſagte Goethe lächelnd, „wie haben Sie ſich das Recht Ihrer Geiſtlichkeit anmaßen können?"

Ich dachte, war meine Antwort, daß es auf die Namen nicht ankomme, und daß die Heiligen bei Gott einen gleichen Wirkungskreis haben; nur Schade, daß Deutſchland ſo wenig im Himmel vertreten iſt, denn die Italiener ſollen dort die meiſten Plätze eingenommen haben.

„Es ſind auch in Italien die meiſten Geiſtlichen," ſagte Goethe, „und dieſe Herren glauben auf einer Stufe zum Himmel höher zu ſtehen. Sie haben keinen Begriff, mein Lieber, wie die Kinder dort ſchon für den Prieſterſtand erzogen werden; denn dort können Sie Kinder auf der Gaſſe als Dominikaner, Franziskaner, Jeſuiten, Nonnen angekleidet ſehen."

selnde Feuer-Bilder in die Luft zeichnen sollten, nunmehr unordentlich und gefährlich durch einander zischen und sausen; so gingen auch jetzt in seinem Busen Glück und Hoffnung, Wollust und Freuden, Wirkliches und Geträumtes auf einmal scheiternd durch einander. In solchen wüsten Augenblicken erstarrt der Freund, der zur Rettung hinzu eilt, und dem, den es trift, ist es eine Wohlthat, daß ihn die Sinne verlassen.

Tage des lauten, ewig wiederkehrenden und mit Vorsatz erneuerten Schmerzens folgten darauf; doch sind auch diese für eine Gnade der Natur zu achten. In solchen Stunden hatte Wilhelm seine Geliebte noch nicht ganz verloren; seine Schmerzen waren unermüdet erneurte Versuche, das Glück, das ihm aus der Seele entfloh, noch fest zu halten, die Möglichkeit desselben in der Vorstellung wieder zu erhaschen, seinen auf im-

Es mögen aber, ſagte ich, dennoch nicht die beſten Sitten in Rom herrſchen; denn wenn ich dem Boccaccio trauen darf, ſo ſoll ſich ein Jude deßhalb haben taufen laſſen, weil, wie er behauptete, die chriſtliche Religion göttlichen Urſprungs ſein müſſe, ſonſt hätte ſie wegen der ſchlechten Sitten in Rom längſt gänzlich verdrängt und ausgetilgt worden ſein müſſen. Doch Eure Excellenz können auch hierüber den beſten Aufſchluß geben.

Goethe erwiederte: „Ich kann freilich nicht billigen, daß die Geiſtlichkeit in Rom ſich ſo ſehr mit weltlichen Dingen befaßt, aber um dergleichen habe ich mich nicht gekümmert, ſondern bin mehr meiner Leidenſchaft, Kunſtgegenſtände dort genauer zu betrachten und mich auszubilden, nachgegangen, wobei ich auch einen tüchtigen Künſtler und Kenner an der Seite hatte. Bei jedem Tritte in Rom ſtößt man auf Gegenſtände, die zu ernſten und angenehmen Betrachtungen Anlaß geben. Wir haben daher von der Geiſtlichkeit und den Cardinälen nur diejenigen beſucht, in deren Paläſten Kunſtgegenſtände zu ſehen waren. Was nun Ihre Malerzunft betrifft, ſo wurde zwar die Kunſt herabgewürdigt, auf der andern Seite hatte es doch wieder das Gute, daß die Malerei ſo viele Theilnehmer fand, und unter dieſen mancher Geniale ſich aus dem gewöhnlich Schlechten erhob und Gutes lieferte."

775.

1821, 31. August.

Mit Grüner und Frh. v. Stein.

a.

Das Gespräch fiel auf Blücher. Goethe lobte seine Geistesgegenwart, seine persönlich Bravour, seine Art das Zutrauen und die Liebe seiner Soldaten zu gewinnen, dann seine Reden. Baron Stein aus Breslau gab über die aufzustellende Statue des Helden und über die Hemmungsursachen Aufschluß.

b.

Goethe war der ägyptischen Form [des von Rauch für das Denkmal vorgeschlagenen Fußgestells] nicht geneigt und hätte lieber ein würfelförmiges, als ein Fußgestell konischer Form gesehen; wenn aber letztere gewählt sei, so stünde das von Langhans vorgeschlagene Gesims in größerer Harmonie mit dem Untersatz, als das Schinkel'sche griechische.

776.

1821, 1. September.

Mit Grüner.

Ich stellte diese Herren [Professoren des Gymnasiums] Goethe vor. Er unterhielt sich einige Zeit mit ihnen über das Schulwesen, und nahm ihre Einladung, die Gymnasialprüfung mit seiner Gegenwart zu beehren, an.

Nach ihrem Weggange erkundigte er sich über ihre Conduite, und ich konnte mit dem besten Gewissen das beste Zeugniß geben. Eure Excellenz, sagte ich dann, dürfen sich keinen Begriff von einem ansehnlichen Gebäude machen, es ist so alt und winkelig, daß es eines Um- oder vielmehr Neubaues bedarf, welcher auch beantragt ist.

Darauf Goethe: „Das macht nichts zur Sache! ich habe verschiedene alte Gebäude kennen gelernt, in welchen gut unterrichtet wurde; es kömmt nur hauptsächlich auf die Lehrer an."

Nachmittags fuhren wir zu dem alten Schulgebäude. Die in das erste Stockwerk führende Treppe war sehr schmal und unbequem, der Gang nach dem Prüfungszimmer sehr dunkel. Nach Goethes Empfang wurde von dem Humanitätsprofessor die Prüfung über die griechischen Autoren vorgenommen. Goethe, dem die griechische Chrestomathie überreicht worden war, schien sehr aufmerksam bis zu Ende zuzuhören. Als ich ihn darauf in seine Wohnung begleitete, sagte er: „Dieser Professor ist seinem Fache sehr gewachsen; ich wünschte aber, daß er die Schüler mehr sprechen ließe."

Ich erwiederte: Wahrscheinlich hat er es wegen der Anwesenheit Eurer Excellenz gethan, er ist aber sonst ein sehr geachteter, von seinen Schülern sehr geliebter Mann, der, wie man zu sagen pflegt, Kopf und Herz auf dem rechten Flecke hat, und von dem sie immer mit Achtung sprechen.

Goethe: „Da wollen wir ihn loben.“

Abends wurde über den Zusammenhang der österreichischen Provinzen, über die Verwaltung derselben, besonders über Ungarn gesprochen.

Goethe sagte: „Es gehört eine geistreiche, kluge und energische Regierung dazu, um so verschiedenartige Völkerstämme in Frieden zusammen zu halten; hiezu mag auch die heilige Allianz beitragen. Nur Schade, daß es in Ungarn, in diesem so großen und gesegneten Königreiche mit der Geistes- und Bodenkultur nicht vorwärts gehen will.“

Darauf ich: Man sagt, daß die Städte in Ungarn viele Verbesserungen ihres Commerzes wegen wünschten und mit den königlichen Propositionen einverstanden wären; auch der hohe Adel zeige sich geneigt dazu, um bei Hofe, wie man zu sagen pflegt, ein Bild sich einzulegen, und dadurch hohe Ehrenstellen und Orden zu erhalten; da aber eine Unzahl Edelleute unter dem Bauernstande und auf dem Landtag sich befindet, solle es dem hohen Adel leicht fallen, diese Bauernedelleute insgeheim aufzustacheln, daß sie sich jeder Neuerung widersetzen, wäre dieselbe auch noch so gut und nützlich, damit ja nichts an der längst schon verrotteten Constitution geändert werde.

Goethe: „Da jeder König von Ungarn die Aufrechthaltung der Constitution beschwört, so läßt sich auch das Gute und Nützliche leider mit Gewalt ihnen nicht aufdringen. Es dürften aber doch einmal Zeiten

kommen, wo, wie unter Kaiser Joseph, das für das Land Nützliche mit Gewalt aufgedrungen werden wird."

In Folge der Fragen Goethes setzte ich ihm den Geschäftsgang beim Magistrate und Criminalamte, sowie den Instanzenzug auseinander, worauf er sagte: „Wie ich mich überzeuge, so greift es bei Ihnen gut zusammen."

777.

1821, 2. September.

Mit Grüner.

Auf dem Wege dahin [— nach Franzensbad —] betrachtete Goethe den Wolkenlauf. „Sehen Sie" sagte er, „wie sich jene gegen Osten wieder auflösen"; er gab der Wolke auch einen Namen, den ich wieder vergessen habe. Kann man, fragte ich, schon bestimmte Resultate aus dem Wolkenlaufe ziehen?

Goethe antwortete: „Bisher hat sich bloß der Engländer Howard darauf gelegt; ich glaube, daß, wenn die Beobachtungen durch viele Jahre ernstlich fortgesetzt werden, auch dieser Sache etwas abzugewinnen sei."

Wir kamen zur Louisenquelle, an deren nordöstlichen Seite die Sprudelquelle in einen kleinen Ständer gefaßt ist. Sprudelquelle wurde sie wegen des gewaltigen Aufwallens des Gases genannt.

Sehen Eure Excellenz, sagte ich, wie geistreich der kleine Mann neben Marie Luise steht.

„Geiſtreich," erwiederte Goethe, „war er wohl in hohem Grade, wenn er nur auch in Grenzen wie hier geblieben wäre."

Ein bayriſcher Gelehrter, erzählte ich, hat nach Anblick der Louiſen- und Sprudelquelle ein hübſches lateiniſches Gedicht auf Marie Louiſe und Napoleon verfaßt, welches ich, wenn Eure Excellenz erlauben, nach unſerer Zurückkunft zur Einſicht vorlegen werde. Mit dieſer Louiſenquelle hat es übrigens eine beſondere Bewandtniß. Zum Baue der Faſſung derſelben wurden Sachverſtändige aus Prag und Bilin herbeigezogen, welche längere Zeit damit ſich beſchäftigten, und den Stadtrenten einen Koſtenaufwand von 18000 Gulden zufügten. Allein dieſe Herren waren noch auf dem Rückwege, ſo ſtürzte das Gebäude zuſammen, dennoch mußten die Renten 300 Gulden Diäten an ſie bezahlen. Der hieſige Zimmermeiſter hat unter Leitung des ärariſchen Straßencommiſſars die Faſſung ſchnell und mit wenigen Koſten bewerkſtelligt, und den Sprudel oder die Napoleonsquelle von der Louiſenquelle getrennt. Dieſe Vorbedeutung iſt in Wirklichkeit übergegangen.

Darauf Goethe: „Nach der Schlacht von Leipzig fiel ohne bekannte Veranlaſſung ſein Bild vom Nagel in meinem Zimmer herab; was ſagen Sie dazu?"

Wenn wir noch, antwortete ich, in den finſteren abergläubiſchen Zeiten leben möchten, ſo würden wir es für ein Zeichen des Himmels halten müſſen, da ſonſt

der Geburt und dem Tode großer Männer ſolche Zeichen vorangingen, und wer möchte Napoleon nicht unter die größten Männer zählen, die je die Erde getragen hat. Wenn ich hier die Sprudelquelle neben der Louiſenquelle anſehe, denke ich mir Napoleon getrennt von ſeinem Sohne auf der Inſel Helena, wie er hier eingeengt innerlich lebt, ohne die Grenzen überſchreiten zu können. Nur ein großer Geiſt vermag in ſolcher Lage ſtandhaft zu bleiben. Indeß ſeine Haft ſollte ihn unſchädlich machen, Millionen Menſchen ſind durch ihn geopfert worden.

Goethe: „Laſſen wir gute Wirkungen von dieſer Sprudel- oder wie Sie meinen Napoleonsquelle für die Menſchheit hervorbringen.“

Hierauf fuhren wir nach Eger zurück.

778.

1821, 4. September.

Mit Grüner.

Auf Goethes Befragen [über den bevorſtehenden Jahrmarkt zu Eger] ſagte ich ihm, daß nur Kaufleute aus den benachbarten Städtchen und Marktflecken mit hier immer zu kaufenden Waaren, meiſt für das Landvolk beſtimmt, hierher kommen, und daß der Jahrmarkt ſehr lebhaft werden werde. Von der ſchleſiſchen Grenze kommen Leinwandhändler, welche Garn und Leinwand zum Bleichen mitnehmen. Auch Eiſenwaren aus Steyermark treffen ein.

„Wenn man mir," ſagte Goethe, „einen Stoß von Waaren zum Kaufe vorlegt, ſo pflege ich jene Stücke, welche mir bei dem erſten Anblicke die für mich paſſendſten ſcheinen, auf die Seite zu legen, die anderen ſehe ich nicht mehr an. Ich habe dann nur unter wenigen Stücken zu wählen, und komme früher zum Entſchluſſe, während bei der Anſicht ſo vieler Stücke dieſer oft ſchwankend wird."

Das, erwiederte ich, habe ich bei ſehr vielen Menſchen ſchon bemerkt, ſie wiſſen vor beſtändigem Wählen am Ende nicht mehr, was ſie wählen ſollen, und verlaſſen, ohne etwas zu kaufen, den Kaufladen.

Goethe ſtand am Fenſter und betrachtete ein neugebautes Haus. „Der Mann," ſagte er, „hat das Haus niedlich hergeſtellt, es verräth, daß er ſchon manches Gute geſehen haben mag; doch die zwei geſchnitzten angeſtrichenen Heiligen paſſen nicht zum Ganzen."

Er iſt ſelbſt Baumeiſter, erläuterte ich, und mußte im Innern mit dem Raume äußerſt geizen, um eine bequeme Treppe zu erzielen. Um den Hausfrieden zu erhalten, mußte er ſeiner Ehehälfte nachgeben und beide Heilige anmachen.

„Nun, da wollen wir dem guten Manne ſie laſſen" ſagte Goethe.

779.

1821, 5. September.

Bei der Prämienvertheilung im Gymnaſium zu Eger.

Bevor wir uns zu der ſogenannten Klaſſenverleſung begaben, ſagte Goethe: „Ich ſollte den Leopoldsorden zu dieſer Feierlichkeit mitnehmen, allein ich ließ ihn zu Hauſe, weil ich, wie Sie wahrgenommen haben, keinen Orden trage; nur den Stern des Falkenordens hat man mir an einen Frack angenäht, welchen ich nur bei beſonderen Anläſſen trage.“

Nachdem wir im Saale des Schulgebäudes den von einem Rhetor*) vorgetragenen Prolog gehört hatten, ſtellte der Vicedirector des Gymnaſiums an Goethe die Bitte, das erſte Prämium einem der Abiturienten zu verleihen, weil dies auf dieſen vorzüglichen Schüler einen bleibenden, ihn im Guten feſthaltenden Eindruck machen werde. Goethe nahm das übertragene Amt mit Vergnügen an, ſagte dem Schüler bei Überreichung des Prämiums aufmunternde Worte, hieß ihn näher zu ſich treten, ermahnte ihn zur Beharrlichkeit im Fleiße und in den guten Sitten, ſchrieb ſeinen Namen in das Prämienbuch ein, gab ihm zur Erinnerung ein Goldſtück, und entließ ihn mit den freundlichſten Worten, ſagend, daß es ihm angenehm

*) Soviel wie auf den gelehrten Schulen in Deutſchland Primaner.

ſein würde, wenn er ihm ſonſt in ſeiner Laufbahn förderlich werden könnte, und daß er ſich nur an ihn wenden möchte.*)

780.

1821, 5. September.

Mit Grüner.

Goethe forderte mich dann auf, ihn in das Egerthal zu begleiten. Meinem Vorſchlage zufolge gingen wir zum Mühlthore hinaus. Ich ſtieg beim erſten Thore links den Felſen hinauf, um einige an der Ecke der Schloßruinen eingemauerte ſchwarze Steine zu betrachten, und berichtete, daß es die nämliche Steinart ſei, woraus der ſogenannte ſchwarze Römerthurm erbaut iſt.

„Dieſe Burg iſt jedenfalls viel ſpäter gebaut,**)" ſagte Goethe; „es werden noch einige vorräthige Steine davon umhergelegen ſein, die man zum Thurmbau benutzen wollte, allein nicht mehr hiezu brauchen konnte

Der Weg führte in Windungen zwiſchen den Gärten, in welchen die Tuchmacher ihre Tuchrahmen aufgeſtellt haben. Davon nahm Goethe Veranlaſſung

*) Dieſer Abiturient hieß Georg Schmied, war der Sohn eines armen Taglöhners, erhielt ſich durch Ertheilung von Privatunterricht und durch Koſtlage, und iſt jetzt [1853] Dr. der Medicin in Wien.

**) Sc. als der ſchwarze Thurm.

mer abgeschiedenen Freuden ein kurzes Nachleben zu verschaffen. Wie man einen Körper, so lange die Verwesung dauert, nicht ganz todt nennen kann, so lange die Kräfte, die vergebens nach ihren alten Bestimmungen zu wirken suchen, an der Zerstörung der Theile, die sie sonst belebten, sich abarbeiten; nur dann, wenn sich alles an einander aufgerieben hat, wenn wir das Ganze in gleichgültigen Staub zerlegt sehen, dann entsteht in uns das erbärmliche, leere Gefühl des Todes, nur durch den Athem des Ewiglebenden zu erquicken.

In einem so neuen, ganzen, lieblichen Gemüthe war viel zu zerreissen, zu zerstören, zu ertödten, und die schnellheilende Kraft der Jugend gab selbst der Gewalt des Schmerzens neue Nahrung und Heftigkeit. Der Streich hatte sein ganzes Daseyn an der Wurzel getroffen. Werner, aus Noth

zu Fragen über die Anzahl der Tuchmacher zu Eger, über die Tucherzeugung und über den Absatz der Tuche. Ich befriedigte seine Wißbegierde und fügte hinzu, daß ehemals die hiesige Tuchmacherzunft sehr bedeutend gewesen sein müsse; denn aus den Chroniken gehe hervor, daß die Egerer Tuchmacher das Raubschloß Graslitz mit gestürmt, und vom Thurme den goldenen Stern erbeutet hatten, welcher dann dem ehemaligen alten Rathhausthurm aufgesetzt wurde. Für diese That wurde den Tuchmachern die damals große Auszeichnung zu Theil, bei ihren öffentlichen Aufzügen sich der Trompeter bedienen zu dürfen. Die Tuchknappen hielten auch zu gewissen Zeiten den Laternentanz; worin dieser bestand, konnte ich nirgends auffinden. Sie mußten, wenn sie diesen Tanz halten wollten, um Bewilligung ansuchen, welche ihnen nicht immer vom Rathe ertheilt wurde. Es muß ein ganz besonderer Tanz gewesen sein, da sie sich bei Anwesenheit höchster Herrschaften damit produciren mußten. Jedenfalls dürfte er interessanter gewesen sein als unsere Walzer und Galopps, denn es wird mir immer unwohl, wenn ich dieses wüthend schnelle Drehen, dieses zwecklose, der Gesundheit schädliche Toben und Rasen ohne alle Kunst und Grazie ansehen muß.

Darauf Goethe: „Lassen wir sie austoben, sie werden bald zur Kunst zurückkehren und eine Menuette zierlich wieder aufführen. In höheren Cirkeln wird die Tanzkunst ohnedies fortwährend cultivirt."

Als ich ihn Abends in Folge ſeiner Einladung beſuchte, erkundigte er ſich näher über die Lage des Schülers, dem er das erſte Präminm überreicht hatte. Ich ſagte ihm, daß derſelbe der Sohn eines armen Taglöhners ſei, und ſeinen Lebensunterhalt hier durch Kofttage und Ertheilung von Privatunterricht gefunden habe. So würden von den hieſigen Bürgern und Klöſtern viele arme Schüler unterhalten. Gar mancher derſelben ſei nachher zu hohen Ehrenſtellen gelangt.

„Die Egerer ſollen dieſerwegen gelobt werden," ſagte Goethe, nahm ein für die Ertheilung des Unterrichtes in den Gymnaſien vorgeſchriebenes Lehrbuch der Geſchichte zur Hand, blätterte es durch und äußerte: „Nun ſehen Sie, wie geſchickt das Geſchichtsbuch für die Jugend eingerichtet iſt. Die Marginalanmerkungen ſind gut, und die Application der aus der Geſchichte herausgehobenen Facta zur Belehrung der Jugend iſt zweckmäßig; es iſt nichts dagegen zu ſagen."

Dann ging er die deutſche Chreſtomathie durch. Da ſein Name ſo ſelten darin vorkömmt, ſo war ich begierig, ob nicht in ſeinen Mienen einiger Unmuth zu leſen ſein werde. Er aber legte das Buch ganz unbefangen weg, und ſagte nach einer Pauſe:

„Als Muſter für die Jugend bin ich weniger als Gellert, Lichtwer, Hagedorn zu gebrauchen."

781.

1821, 6. September.

Mit Grüner.

Goethe war mit meinem Vorſchlage einverſtanden, jenſeits des Fluſſes im Egerthale bis zum Jägerhaus, Siechenhaus genannt, zu gehen, um dort eine angenehme Ausſicht zu gewinnen. Ich hatte die Vorkehrung getroffen, daß ein mit bequemen Sitzen verſehenes Schiff uns am Fluſſe dort erwarte. Goethe war von der äußerſt ſchönen Ausſicht angenehm überraſcht. Um ſich in der ganzen Umgegend zu orientiren, mußte ich ihm über die entfernteſten Ortſchaften, die ſein Blick erreichen konnte, Aufſchluß geben.

Er war äußerſt vergnügt und aufgeheitert. Im Herabſteigen vom Berge zum Fluſſe ſagte ich, daß dieſe Gegend für mich um ſo mehr Reiz habe, als ſie mich an meine Kinder- und Schuljahre erinnere. Im Sommer wurde hier an Recreationstagen gewöhnlich gebadet. Am jenſeitigen Ufer hatten wir Stufen angebracht, um von da in das Waſſer zu ſpringen. Dort, bei dem vierten Strauch habe ich einen unterſinkenden Schüler glücklich noch bei den Haaren erwiſcht und herausgezogen. Bloß ein ſchmaler Streif iſt tief, herwärts iſt das Waſſer ſeicht und der Boden ſandig; hätte der Fluß eine gleich breite Tiefe gehabt, ſo hätte er mich mit hinabgezogen.

Beim Einſteigen in das Schiff ſagte Goethe: „Das

haben Sie gut gemacht, Sie ſollen gelobt werden; man ruht dabei aus und kann die Gegend bei der langſamen Fahrt von beiden Seiten beobachten.“

Der Abend war unvergleichlich ſchön. Ich überließ den großen Dichter ſeinen Betrachtungen. Beim Ausſteigen bei der Stadt, als ich ihn ſo heiter fand, ſagte ich: Horaz hat wohl unrecht gehabt, als er über den Erfinder der Schifffahrt loszog.

Goethe antwortete: „Er hat nur das Meer gemeint, dem er ſich anvertraut hat; mit uns wäre er ſchon ruhig gefahren.“

Als dann die Rede auf den wunderthätigen Fürſten Hohenlohe und auf die Erklärung des Stadtmagiſtrates von Bamberg gegen denſelben kam, äußerte Goethe:

„Bei einem nervenſchwachen Menſchen kann ein derlei feſter Glaube zu einer frommen und moraliſch guten Perſon allerdings eine erwünſchte Wirkung hervorbringen, wenn dieſe über ihn fromme Worte ausſpricht und den Segen ertheilt; allein es drängen ſich Menſchen mit chroniſchen Übeln hinzu, und machen ein ſchlimmes Spiel.“

Ich bemerkte: Selbſt von hier ſind einige Podagriſten dahin gewandert, die natürlich bei wieder eingetretenen Schmerzen verlacht wurden.

782.

1821, 12. September.

Mit Grüner und deſſen Söhnen.

Goethe kam zu mir, ſich zu beurlauben. Was die Leiche des Knaben, von welcher er in ſeinem Tagebuche ſpricht, betrifft, hatte es folgende Bewandtniß. Dieſer Knabe war das Kind des Sonnenwirthes, in deſſen Gaſthof Goethe wohnte. Die Magd ſtellte den Knaben in eine im Hofe ſtehende Kutſche, und glaubte denſelben in voller Sicherheit. Aber der Kutſchenſchlag war nicht feſt geſchloſſen, der Knabe ſtürzte heraus und zwar auf den Kopf, ſo daß er gleich nach dem Sturze ſtarb. Ich erzählte Goethe, daß zwei junge, aber ſchon erwachſene Mädchen vermißt würden. Die eine derſelben war eine Waiſe, gut erzogen; wegen Mangel an Arbeit wurde ſie tiefſinnig, falſche Scham hielt ſie ab, um Unterſtützung zu bitten. Sie irrte in den Wäldern umher, und wurde endlich im Egerfluſſe, bis an die Bruſt im Waſſer wahrgenommen. Sie wurde zur Aufſicht und Heilung ihres Gemüthes übergeben, auch wurde für ſie eine Sammlung zur Deckung ihrer nächſten Bedürfniſſe eingeleitet. In Betreff der zweiten der beiden Vermißten, wurde ermittelt, daß ſie ſich wegen der Untreue ihres Geliebten im Egerfluſſe ertränkt habe.

Goethe unterhielt ſich mit meinen Söhnen auf eine äußerſt liebreiche Art. Der älteſte Sohn Joſeph, ſowie

der zweite Ignaz hatten ihre Prüfungen mit Auszeichnung bestanden, und weil der erstere eine Rede im Prüfungssaale vorgetragen hatte, ließ er sie sich von ihm recitiren. Er bezeigte seinen Beifall und beschenkte beide.

Wie gewöhnlich verweilte er dann bei meinem Mosaikkasten. „Freundchen," sagte er, „Sie wissen nicht, welchen großen Schatz Sie hier besitzen. Dieser Kasten ist in Florenz zur Zeit der Medicis verfertigt. Man wollte dort eine Kapelle mit Mosaik verzieren, die Steine waren hierzu bereits größtentheils vorhanden, allein der Tod vereitelte die Ausführung. Wer nun einen aus diesen Steinen verfertigten Mosaik-Tisch oder Kasten besitzt, kann sich glücklich schätzen. Die Italiener nennen diese mühsame Tischlermosaik und künstliche Arbeit Artesia. Wenn Sie mir die Mittelstücke dieser Mosaikarbeit überlassen, so würde ich Ihnen nicht allein dreihundert Thaler geben, sondern auch die Theile, an denen die Mosaik angebracht ist, herstellen und den ganzen Kasten Ihnen lassen."

Ich aber, weil ich mich hierzu nicht gleich entschließen, auch seinen Antrag nicht platterdings abschlagen wollte, leitete das Gespräch auf meine Ölgemälde.

„Sie haben mitunter gute Sachen," sagte er, „besonders der Kopf über der Thüre ist aus einer sehr guten italienischen Schule."

Mit diesem Kopfe, sagte ich, hat es eine besondere

Verwandtniß. Ich war Bevollmächtigter des Herrn Appellationspräſidenten Grafen Joſeph Auersperg, Beſitzers der Herrſchaft Hartenſtein. So oft ich in das Zimmer des Grafen trat, zog dieſer Kopf meine ganze Aufmerkſamkeit auf ſich. Als ich einmal nach Hauſe fahren wollte, fand ich in der Kutſche ein Kiſtchen. Ich eilte mit der Anfrage zurück zu dem Grafen, was damit zu geſchehen habe. Mir ward die Antwort: „Es iſt der Kopf, welchen Sie zu Hauſe mit Muße betrachten mögen, hier laſſe ich Ihnen keine Zeit dazu, weil wir ſtets wichtigere Geſchäfte zu beſprechen haben.“ Nach eingeholter Erkundigung hatte die Frau Gräfin Mutter den Kopf nebſt einigen anderen Gemälden ſehr theuer in Italien erkauft.

783.

1821, Ende October bis Jahresſchluß (?).

Mit und über Ludwig Rellſtab.

Durch meinen Brief von Zelter war ich in näheren Zuſammenhang mit ihm [Goethe] gekommen, war oft bei ſeiner Schwiegertochter aufgenommen. Ich hatte ihm bei Überreichung des Schreibens geſprochen, allein er war mehr in ſeiner vornehmen Abſonderung geblieben, wiewohl er ſich ganz freundlich mit mir unterhalten hatte. Er fragte manches über Berlin, über Zelter, auch über andere Zuſtände, behandelte aber doch die Gegenſtände der Unterredung mehr wie ein

Fürſt, der von ſeiner einſamen Höhe auch von dem, was in der Welt vorgeht, Notiz nimmt. Es wurde kein ruhig dahinfließendes Geſpräch mit ihm, ſondern nur ein Fragen, dem man die geiſtige Überlegenheit wohl anmerkte, aus welchem jedoch nichts hervorging, das einem einſamen Gedankenreſultat angehörte. Ich war mithin nicht ſo befriedigt, wie ich hoffte, mußte jedoch nach Verhältniß ſeiner Stellung immer dankbar für die Zeit bleiben, die er mir widmete.

Indeſſen war ein junger Poet, der einige Kraft in ſich fühlte, doch ſo leicht nicht von ſeinem Vorſatze abzubringen. Ich ließ . . . eine ſaubere Abſchrift einiger meiner Gedichte anfertigen und überſandte ſie ihm mit einem Briefe. Dieſer Schritt mißlang indeſſen ganz; ich bekam nach einiger Zeit die Gedichte durch Frau v. Goethe zurückgeſandt mit einem Briefe, worin ſie bedauerte, daß ſie dasjenige, was ich mir als höchſte Hoffnung des Lebens hingeſtellt habe, für eine geſcheiterte halten müſſe, indem ihr Schwiegervater ſich grundſätzlich nicht mehr in dieſe Art von Verbindungen einlaſſe, deren gewiſſenhafte Erfüllung ihm ſein hohes Alter verbiete. Natürlich war ich ſehr traurig darüber, doch im Grunde war die Art der Zurückweiſung eine wohlverdiente; denn ich hatte in meinem Schreiben geſagt: ſein Wort würde ich als eine unbedingte Entſcheidung hinnehmen, daß mein dichteriſcher Beruf ein verfehlter ſei, falls er nicht ſeine (Goethes) Zuſtimmung erwerben könne. Allein dies war eigentlich eine Un-

wahrheit: ich fühlte mich in meinem dichterischen Leben und Treiben schon so fest, daß mich nichts hätte davon zurückhalten können. Mochte nun die Zurückweisung eine begründete sein oder nicht, fortarbeiten wollte, mußte ich; meine Zusendung wäre eine Überschätzung meiner Kräfte gewesen, es geschah mir Recht, daß keine Folge sich daran knüpfte.

Nichtsdestoweniger blieb ich im Hause der Frau v. Goethe ein ungehinderter Besucher und empfing die mehrfältigen Einladungen von Goethe selbst zu Soireen sehr freudig, weil er sich in diesen ganz als sei nichts vorgefallen unterhaltend und wohlwollend äußerte. Hier hatte ich denn nun Gelegenheit, ihn vielfältig zu beobachten. Seine edle Persönlichkeit, das Haupt voller Ausdruck und wahrer Würde, das reiche, schneeweiße Haar, die Freundlichkeit seiner Physiognomie, wenn er eine heitere Mittheilung machte, griff jeden an das Herz. Mit mir sprach er häufig von Musik, selten über etwas anderes. Er begann damit, eine freundliche Anerkennung meiner Wirksamkeit seiner Schwiegertochter gegenüber anzudeuten und dankte mir für die Art und Weise, wie ich mein Talent, ihr zum Gesang zu begleiten, in Thätigkeit gesetzt hatte. Dann sprachen wir öfters von Beethoven, den er persönlich kannte, und stolz darauf war, Manuscripte von ihm zu besitzen. Er zog bei diesem Anlaß den ... Geheimrath Schmidt heran, der uns eine Beethoven'sche Sonate vorspielen mußte. Von seiner Liebhaberei an Bach'schen Fugen

ſprach er ebenfalls mehrmals; es iſt auch der Name des Mannes genannt worden — es war ein Organiſt des benachbarten Städtchens Berka [Schütz] — der ihm nach Zelter's Empfehlung viele von den Fugen Bach's vorſpielte. Es mag ſein, daß dieſe Zuſtände der Muſik ihn beſonders reizten, allein er hätte doch einer ganz andern Muſikausbildung bedurft, um ein wahres Verſtändniß der ächten, großen Fugen Bach's zu haben, welches nur die Sache des mit allen Studien Vertrauten iſt, die zu dieſem ſchwierigſten Gipfel in der Kunſt führen. Zwiſchen dieſe Geſpräche miſchten ſich mehr mit der Geſellſchaft im Ganzen an andere, über Malerei z. B., ein, worin oft viel Seltſames, aber auch viel Gutes gehört wurde.

Unterſchied ſich auf dieſe Weiſe Goethes Unterhaltung ſehr von der eingehenden Tieck's und Jean Paul's, und konnte ich nicht ſagen, daß ich, wie bei dieſen Männern, eine durchgreifende, in's Innerſte der Literatur eingreifende Bekanntſchaft gemacht, ſo blieb mir doch von jedem Abend, den ich auf ſolche Weiſe mit zehn bis zwölf Gäſten in ſeinem Hauſe zubrachte, irgend etwas ſehr Merkwürdiges zurück. Beachtenswerth iſt mir beſonders eins geweſen: die Art und Weiſe, wie er Frau v. Arnim (Bettina), welche eines Abends von Frankfurt a. M. auf der Durchreiſe in Weimar eintraf und gerade an einem Geſellſchaftsabend Goethe ſprechen wollte, aufnahm. Es entſtand eine kleine Unruhe: ein Diener trat herein, Goethe wurde

sein Vertrauter, griff voll Eifer zu Feuer und Schwert, um einer verhaßten Leidenschaft, dem Ungeheuer, ins innerste Leben zu dringen. Die Gelegenheit war so glücklich, das Zeugniß so bey der Hand, und wieviel Geschichten und Erzählungen wußt' er nicht zu nutzen. Er trieb's mit solcher Heftigkeit und Grausamkeit Schritt vor Schritt, ließ dem Freunde nicht das Labsal des mindesten augenblicklichen Betruges, vertrat ihm jeden Schlupfwinkel, in welchen er sich vor der Verzweiflung hätte retten können, daß die Natur, die ihren Liebling nicht wollte zu Grunde gehen lassen, ihn mit Krankheit anfiel, um ihm von der andern Seite Luft zu machen.

Ein lebhaftes Fieber mit seinem Gefolge, den Arzeneyen, der Überspannung und der Mattigkeit; dabey die Bemühungen der Familie, die Liebe der Mitgebohrnen, die durch

hinausgerufen. Er ging offenbar ungern; nach einiger Zeit kehrte er in Begleitung zweier Damen zurück, die den Abend in der Gesellschaft verweilten, und von denen eine als Frau v. Arnim vorgestellt wurde. Allein es geschah sehr obenhin, und Goethe unterhielt sich auch wenig mit ihr. Irre ich nicht, so war es der nämliche Abend, wo Zelter zugegen war; indessen mag es auch ein anderer gewesen sein. Was ich nachmals durch dritte Hand von den geheimen Unterhandlungen hörte, die beim Hinausrufen Goethes gepflogen wurden, war seltsamster Art. Frau v. Arnim war in der ernstesten Spannung mit Goethe; sie hatte ihn durch diesen Besuch nur versöhnen wollen. Er dagegen mochte sie gar nicht in seinem Hause sehen, und die Zulassung war nur in einem Augenblick erwirkt worden, wo sie ihn überrascht hatte.*)

784.

1821, 4. November.

Mit Felix Mendelssohn u. a.

Jetzt hört alle auf! Heute ist Dienstag. Sonntag kam die Sonne von Weimar, Goethe, an. Am Sonntag gingen wir [Felix und Zelter] in die Kirche.... Nachher ging ich nach dem „„Elefanten"", wo ich Lukas Cranach's Haus zeichnete. Nach zwei Stunden

*) [Rellstab's weitere Erzählung von einem Besuch der Mara war, als voraussetzlich völlig auf Irrthum beruhend, auszulassen.]

kam Professor Zelter: Goethe ist da! Der alte Herr ist da! Gleich waren wir die Treppe hinunter in Goethes Haus. Er war im Garten und er kam eben um eine Ecke herum; ist dies nicht sonderbar, lieber Vater! ebenso ging es auch Dir. Er ist sehr freundlich, doch alle Bildnisse von ihm finde ich nicht ähnlich. — Er sah sich seine Sammlung von Versteinerungen an, welche der Sohn geordnet, und sagte immer: „„Hm! Hm! Ich bin recht zufrieden.““ Nachher ging ich noch eine halbe Stunde im Garten mit ihm und Professor Zelter. Dann zu Tisch. Man hält ihn nicht für einen Dreiundsiebziger, sondern für einen Fünfziger. Nach Tisch bat sich Fräulein Ulrike, die Schwester der Frau v. Goethe, einen Kuß aus, und ich machte es ebenso. Jeden Morgen erhalte ich vom Autor des „„Faust““ und des „„Werther““ einen Kuß und jeden Nachmittag vom Vater und Freund Goethe zwei Küsse. Bedenkt! . . . . Nachmittags spielte ich Goethe über zwei Stunden vor, theils Fugen von Bach, theils phantasirte ich. Den Abend spielte man Whist, und Zelter, der zuerst mitspielte, sagte: „„Whist heißt: Du sollst das Maul halten!““ Ein Kraftausdruck! Den Abend aßen wir alle zusammen, auch sogar Goethe, der sonst niemals zu Abend ißt. Nun, meine liebe hustende Fanny! Gestern früh brachte ich Deine Lieder der Frau v. Goethe, die eine hübsche Stimme hat; sie wird sie dem alten Herrn vorsingen. Ich sagte es auch schon, daß Du sie gemacht hättest und fragte, ob er sie wohl

hören wollte. Er sagte: „Ja, ja! Sehr gerne!“ Der Frau v. Goethe gefallen sie besonders. Ein gutes Omen. Heute oder morgen soll er sie hören.

785.

1821, kurz nach dem 4. November.

Mit Mendelssohn u. a.

In den Gesellschaftszimmern Goethes befand sich ein vortrefflicher Streicher'scher Flügel, den ihm Rochlitz besorgt hatte. Dort fanden wir uns am Abend des Tages alle wieder zusammen; denn Goethe hatte eine größere Gesellschaft geladen, um seine Weimarischen Freunde, insbesondere die musikalischen, mit dem staunenswürdigen Talente des Kindes, von dem ihm Zelter den Tag über viel erzählt, auch früher schon manches geschrieben, bekannt zu machen. Unter den Geladenen befand sich auch der Weimarische Regierungsrath Schmidt, der, ein leidenschaftlicher Verehrer Beethoven's, dessen Sonaten sämmtlich mit Feuer und Fertigkeit spielte und sie zum größten Theil auswendig wußte; außerdem, wenn ich mich richtig erinnere, der Musikdirector Eberwein mit seiner Gattin, einer ausgezeichneten Sängerin, Herr v. Knebel, Froriep u. a.

Zelter war, als wir andern schon versammelt waren, noch nicht zugegen, wohl aber Felix Mendelssohn, der sich scherzend wie am Morgen mit den Damen des Hauses unterhielt. Zelter wohnte in einem der, an

den Gesellschaftssaal stoßenden Zimmer; von dorther trat er ein. . . . . Jetzt erst erschien Goethe selbst; er kam aus seinem Arbeitszimmer. Gewöhnlich pflegte er, wenigstens habe ich es so bemerkt, erst abzuwarten, daß die Gesellschaft versammelt sei, bevor er sich zeigte; so lange verwalteten sein Sohn und dessen Gattin die Pflichten der Wirthe auf die einnehmendste Art. — Eine gewisse Feierlichkeit war von dem Eintreten des Dichters in den Kreis seiner Gäste kaum zu trennen; denn fast immer befanden sich in demselben einige, die ihn zum ersten Mal sahen, oder ihm doch nur selten nahe getreten waren, und selbst für die, welche nähern oder nächsten Umgang mit ihm pflogen, blieb das Gefühl der Verehrung ihm gegenüber das vorherrschende. Sein ganzes Wesen prägte sich auch in der äußern Erscheinung so aus, daß diese Empfindung die erste, die überwiegende, die bleibende sein mußte. Sein ernster langsamer Gang, die kraftvollen Züge, welche vielmehr die Stärke, als die Schwäche des Alters ausdrückten, die hohe Stirn, das weiße, reiche Haar, endlich die tiefe Stimme und die langsame Redeweise — alles vereinigte sich gerade zu diesem Eindruck. Er stellte sich denn auch an diesem Abend her: eine plötzliche Stille trat ein, als der Dichtergreis die Thür öffnete; jedes Auge wandte sich zu ihm; er wurde mit stummer Verbeugung begrüßt. Sein „Guten Abend!" richtete sich an alle, doch vorzugsweise ging er auf Zelter zu und schüttelte ihm vertraulich die Hand. Es ist all-

bekannt, daß beide auf dem brüderlichen Fuß des Du in der Unterredung ſtanden. Felix Mendelsſohn ſchaute mit blitzenden Augen zu dem ſchneeigen Haupt des hohen Dichters hinauf; dieſer aber nahm ihn mit beiden Händen freundlich beim Kopf und ſagte: „Jetzt ſollſt Du uns auch etwas vorſpielen!“ Zelter nickte ſein Ja dazu.

Goethe trat nun zu uns andern. Eine kurze Unterredung bei der erſten Vorſtellung abgerechnet, hatte ich [Rellſtab] ihn — obgleich ich mich ſchon über zwei Monate in Weimar befand — noch nicht weiter geſehen. . . . . Nach einigen freundlichen Äußerungen gegen mich über die Beziehungen, in die ich zu ſeinem Sohne und ſeiner Schwiegertochter getreten, in deren Hauſe ich ſeither mehrfach aus- und eingegangen war, und wo namentlich Muſik — Frau v. Goethe ſang ſehr angenehm — uns öfters beſchäftigt hatte, lenkte der Dichter das Wort auf Felix Mendelsſohn: „Mein Freund Zelter hat mir da ſeinen kleinen Schüler mitgebracht, den Sie gewiß ſchon kennen.“ Ich bejahte es; Goethe fuhr fort: „Von ſeinen muſikaliſchen Anlagen ſoll er uns erſt eine Probe geben, aber auch nach jeder andern Seite iſt er außerordentlich begabt. Man hat die Lehre von den Temperamenten: jeder Menſch trägt alle vier in ſich, nur in verſchiedenen Miſchungsverhältniſſen; bei dieſem Knaben würde ich annehmen, daß er vom Phlegma das irgend möglichſte Minimum, von dem Gegenſatz das Maximum beſitze.“

Es gehört nicht hierher, wäre mir auch kaum möglich, das fernere Gespräch, welches sich hieran knüpfte, genauer zu entwickeln. Der Flügel war geöffnet worden, die Lichte auf das Pult gestellt. Felix Mendelssohn sollte spielen. Er fragte Zelter, gegen den er durchaus kindliche Hingebung und Vertrauen zeigte: „Was soll ich spielen?“ „„Nun, was Du kannst!““ antwortete dieser in dem obenhin streifenden Tone, dessen sich alle erinnern werden, die ihn näher gekannt; „„was Dir nicht zu schwer ist.““ .... Es wurde endlich festgesetzt, daß er frei phantasiren solle und er bat Zelter um ein Thema. „„Kennst Du das Lied: Ich träumte einst von Hannchen ꝛc.?““ fragte ihn dieser. (Diese Worte sind nicht die richtigen; ich habe das Lied musikalisch, wie seinen Wortlaut vergessen; doch war dies ungefähr der Sinn der ersten Zeile ...) Felix verneinte. „„So will ich es Dir einmal vorspielen.““

Zelter setzte sich an den Flügel und spielte mit seinen steifen Händen (er hatte mehre gelähmte Finger) ein sehr einfaches Lied in G-Dur in Triolenbewegung.... Felix spielte es einmal ganz nach und brachte dann, indem er die Triolenfigur in beiden Händen unisono einigemal übte, gewissermaßen seine Finger in das Geleise der Hauptfigur, damit sie sich ganz unwillkürlich darin bewegen möchten. Jetzt begann er, aber sogleich im wildesten Allegro. Aus der sanften Melodie wurde eine aufbrausende Figur, die er bald im Baß, bald in der Oberstimme nahm, sie mit schönen Gegensätzen

durchführte, genug: eine im feurigſten Fluß fortſtrömende Phantaſie gab. . . . . Mit einem ihm ſchon damals eigenen richtigen Takt dehnte der junge Künſtler ſein Spiel nicht ſo lange aus; deſto größer war der Eindruck geweſen. Ein überraſchtes gefeſſeltes Schweigen herrſchte, als er die Hände nach einem energiſch aufſchnellenden Schlußaccord von der Claviatur nahm und ſie nunmehr ruhen ließ.

Zelter war der erſte, der die Stille in ſeiner ſchon oben erwähnten fahrläſſig humoriſtiſchen Weiſe unterbrach, indem er laut ſagte: „„Na, Du haſt wohl vom Kobold oder Drachen geträumt! Das ging ja über Stock und Block!““ . . . . . Das Spiel hatte, wie es nicht anders ſein konnte, die höchſte Bewunderung aller erregt, und namentlich war Goethe ſelbſt von wärmſter Freude erfüllt. Er herzte den kleinen Künſtler, in deſſen kindlichen Zügen ſich Glück, Stolz und Verlegenheit zugleich malten, indem er ihm den Kopf zwiſchen die Hände nahm, ihn freundlich derb ſtreichelte und ſcherzend ſprach: „Aber damit kommſt Du nicht durch! Du mußt noch mehr ſpielen, bevor wir Dich ganz anerkennen.“ — „Was ſoll ich denn ſpielen“ — fragte Felix — „Herr Profeſſor?“ — er pflegte Zelter bei dieſem Titel zu nennen — „was ſoll ich noch ſpielen?“

. . . . Goethe war ein großer Freund der Bachſchen Fugen; . . . es wurde alſo auch Felix Mendelsſohn die Aufforderung geſtellt, eine Fuge des hohen

Altmeisters zu spielen. Zelter wählte sie aus dem Notenheft der Bach'schen Fugen, welches herbeigebracht wurde, und der Knabe spielte dieselbe völlig unvorbereitet mit vollendeter Sicherheit. . . . . Goethes Freude wuchs bei dem erstaunungswürdigen Spiel des Knaben. Unter anderm forderte er Felix auf, ihm eine Menuett zu spielen. „Soll ich Ihnen die schönste, die es in der ganzen Welt giebt, spielen?" — „Nun, und welche wäre das?" — Er spielte die Menuett aus „Don Juan". Goethe blieb fortdauernd lauschend am Instrument stehen; die Freude glänzte in seinen Zügen. Er wünschte nach der Menuett auch die Ouverture der Oper; doch diese schlug der Spieler rund ab mit der Behauptung, sie lasse sich nicht spielen, wie sie geschrieben stehe, und abändern dürfe man nichts daran. Dagegen erbot er sich die Ouverture zum „Figaro" zu spielen. Er begann sie mit einer Leichtigkeit der Hand, mit einer Sicherheit, Rundung und Klarheit in den Passagen, wie ich sie nie wieder gehört. . . . . Goethe wurde immer heiterer, immer freundlicher, ja, er trieb Scherz und Neckerei mit dem geist- und lebensvollen Knaben. „Bis jetzt" — sprach er — „hast Du mir nur Stücke gespielt, die Du kanntest, jetzt wollen wir einmal sehen, ob Du auch etwas spielen kannst, was Du noch nicht kennst. Ich werde Dich einmal auf die Probe stellen."

Er ging hinaus, ... kam nach einigen Minuten wieder in's Zimmer und hatte mehrere Blätter ge-

ſchriebener Noten mitgebracht. „Da habe ich einiges aus meiner Manuſcriptenſammlung geholt; nun wollen wir Dich prüfen. Wirſt Du das hier ſpielen können?“ Er legte ein Blatt mit klar, aber klein geſchriebenen Noten auf das Pult; es war Mozart's Handſchrift.... Der junge Künſtler ſpielte mit vollſter Sicherheit, ohne nur den kleinſten Fehler zu machen, das nicht leicht zu leſende Manuſcript vom Blatt; .... das Stück klang, als wiſſe es der Spieler ſeit Jahr und Tag auswendig, ſo ſicher, ſo klar, ſo abgewogen im Vortrag.

Goethe blieb, da alles Beifall ſpendete, bei ſeinem heiteren Ton. „Das iſt noch nichts!“ rief er; „das könnten auch andere leſen. Jetzt will ich Dir aber etwas geben, dabei wirſt Du ſtecken bleiben. Nun gieb acht!“ Mit dieſem ſcherzenden Ton langte er ein anderes Blatt hervor und legte es auf's Pult. Das ſah in der That ſehr ſeltſam aus: man wußte kaum, ob es Noten waren, oder nur ein liniirtes, mit Dinte beſpritztes, an unzähligen Stellen verwiſchtes Blatt. Felix Mendelsſohn lachte verwundert laut auf. „Wie iſt das geſchrieben! Wie ſoll man das leſen?“ rief er aus. Doch plötzlich wurde er ernſthaft; denn indem Goethe die Frage ausſprach: „Nun rathe einmal, wer das geſchrieben?“ rief Zelter ſchon: ... „„Das hat ja Beethoven geſchrieben! Der ſchreibt immer wie mit einem Beſenſtiel und mit dem Ärmel über die friſchen Noten gewiſcht. Ich habe viele Manuſcripte von ihm: die ſind leicht zu kennen.““ .... Bei dieſem Namen

aber war . . . Felix Mendelssohn plötzlich ernsthaft geworden, mehr als ernsthaft; ein heiliges Staunen verrieth sich in seinen Zügen. Goethe betrachtete ihn mit forschenden, freudestrahlenden Blicken. Der Knabe hielt das Auge unverwandt auf das Manuscript gespannt und leuchtende Überraschung überflog seine Züge, wie sich aus dem Chaos ausgestrichener, frisch verwischter, über- und zwischengeschriebener Noten und Worte ein hoher Gedanke der Schönheit, der tiefen, edeln Erfindung hervorrang. Das alles währte aber nur Secunden; denn Goethe wollte die Prüfung scharf stellen, dem Spieler keine Zeit zur Vorbereitung lassen. „Siehst Du!" rief er; „sagt' ich's Dir nicht, Du würdest stecken bleiben? Jetzt versuche! Zeige, was Du kannst!"

Felix begann sofort zu spielen. Es war ein einfaches Lied; deutlich geschrieben, eine kinderleichte, gar keine Aufgabe, selbst für einen mittlern Spieler, so aber gehörte doch dazu, um aus den zehn und zwanzig ausgestrichenen, halb und ganz verwischten Noten und Stellen die gültigen herauszufinden, eine Schnelligkeit und Sicherheit des Überblicks, wie sie wenige erringen werden. . . . Einmal spielte er es so durch, im Allgemeinen richtig, aber doch einzeln innehaltend, manchen Fehlgriff unter einem raschen „Nein, so!" verbessernd; dann rief er: „Jetzt will ich es Ihnen vorspielen!" Und dieses zweite Mal fehlte auch nicht eine Note; die Singstimme sang er theils, theils spielte er sie

Mangel und Bedürfnisse sich erst recht fühlbar macht, waren so viele Zerstreuungen eines veränderten Zustandes, und eine kümmerliche Unterhaltung. Erst als er wieder besser wurde, das heißt, als seine Kräfte erschöpft waren, sah Wilhelm, mit Entsetzen, in den qualvollen Abgrund eines dürren Elendes hinab, wie man in den ausgebrannten hohlen Becher eines Vulkans hinunter blickt.

Nunmehr machte er sich selbst die bittersten Vorwürfe, daß er, nach so großem Verlust, noch einen schmerzlosen, ruhigen, gleichgültigen Augenblick haben könne. Er verachtete sein eigen Herz, und sehnte sich nach dem Labsal des Jammers und der Thränen.

Um diese wieder in sich zu erwecken, brachte er vor sein Andenken alle Scenen des vergangnen Glücks. Mit der größten Lebhaftigkeit mahlte er sie sich aus, strebte

mit. . . . . Mit dieſem Probeſtück ließ es Goethe genug ſein. Daß der junge Spieler wiederum das reichſte Lob erntete, welches ſich bei Goethe in den neckenden Scherz verſteckte: hier habe er doch geſtockt und ſei nicht ganz ſicher geweſen — darf ich kaum hinzufügen.

. . . . . Der Dichtergreis weiſſagte dem muſikaliſchen Wunderknaben die größte Zukunft; er ſprach mit vollem, warmem Glauben davon zu mir, an den er ſich in dieſer Beziehung öfters wandte. Seine ächte künſtleriſche Freude über die vielverheißende Erſcheinung loderte immer wieder in friſchen Flammen auf. Entſchieden war der Knabe ſein Liebling geworden.

786.

1821, nach 6. November.

Mit Mendelsſohn u. a.

Es war Anfangs November im Jahre 1821, als drei Mitglieder der Weimariſchen Capelle, darunter auch der Schreiber dieſer Zeilen [Lobe], zu dem Herrn Geheimen Rath v. Goethe beſtellt, von dem Diener in das bekannte Zimmer, vorn heraus nach dem ſogenannten Plan liegend, eingeführt wurden. Drei Pulte ſtanden an der Seite des geöffneten Flügels für uns bereit. Auf demſelben lag ein Convolut geſchriebener Notenhefte. Neugierig, wie ich in Sachen der Muſik immer war und noch bin, blätterte ich darin

und las: Studien im doppelten Contrapunkt; ein anderes Heft war überschrieben: Fugen; ein drittes: Kanons. Dann kam: Quartett für Clavier mit Begleitung von Violine, Viola und Cello. Auf allen Heften stand der Name Felix Mendelssohn-Bartholdy. Die Noten waren mit fester zierlicher Hand geschrieben, und, soviel ich bei schnellem Überblick bemerken konnte, zeigte die Mache einen tüchtig ausgebildeten Künstler. Der Name Mendelssohn als Musiker war uns unbekannt.

Während wir unsere Instrumente in die Hand nahmen und vorläufig in Stimmung mit dem Clavier setzten, trat ein langer Mann herein: .... es war der Professor Zelter, der bekannte Director der Berliner Singakademie. Er begrüßte uns freundlich und mich als „alten Bekannten". — „Ich bin vorausgegangen, meine Herren," begann er dann, „um vorläufig eine Bitte an Sie zu richten. Sie werden einen zwölfjährigen Knaben kennen lernen, meinen Schüler, Felix Mendelssohn-Bartholdy. Seine Fertigkeit als Clavierspieler, mehr wohl noch sein Compositionstalent werden Sie wahrscheinlich in einigen Enthusiasmus versetzen. Nun ist aber der Junge eine eigene Natur: alles Dilettantengejauchze um ihn herum berührt ihn nicht, auf das Urtheil der Musiker aber lauscht er begierig, nimmt jedes für blanke ächte Münze; denn der junge Kielindiewelt ist natürlich noch zu unerfahren, um wohlwollende Aufmunterung von verdienter Anerkennung immer ge-

hörig unterſcheiden zu können. Darum, meine Herren, wenn Sie zu einem Lobgeſang angeregt werden ſollten, was ich immer zugleich wünſche und fürchte, ſo führen Sie ihn in mäßigem Tempo, nicht zu geräuſchvoll inſtrumentirt und in C-Dur, der ungefärbteſten Tonart, auf. Bisher habe ich ihn vor Eitelkeit und Selbſtüberſchätzung bewahrt, dieſen vermaledeiten Feinden alles künſtleriſchen Fortſchreitens."

Ehe wir noch etwas auf dieſe einigermaßen ſonderbare Anrede erwidern konnten, kam er hereingeſprungen, der Felix. . . . . Mit Felix war auch Goethe eingetreten, der unſre ehrfurchtsvolle Verbeugung freundlich grüßend erwiederte. „„Mein Freund" — ſagte er auf Zelter deutend — „hat da einen kleinen Berliner mitgebracht, der uns dieſer Tage große Überraſchung als Virtuoſe bereitete; nun ſollen wir ihn auch noch als Componiſten kennen lernen, wozu ich Ihre Beihülfe erbitte. So laß uns denn hören, mein Kind, was Dein junger Kopf producirt hat."" Bei dieſen Worten ſtrich Goethe dem Knaben über die langen Locken. — Alſobald lief dieſer zu den Noten, legte die Stimmen für uns auf die Pulte, die Principalſtimme auf den Flügel und nahm eilig Platz auf dem Seſſel. Zelter ſtellte ſich hinter Felix zum Umwenden, Goethe einige Schritte ſeitwärts, die Hand auf den Rücken. Der kleine Componiſt warf einen feurigen Blick auf uns, wir legten die Bogen an, eine Bewegung von ihm und das Spiel begann.

.... Goethe hörte alle Sätze mit der gespanntesten Aufmerksamkeit an, ohne besondere Bemerkungen zu machen, als etwa nach dem einen Satz ein „„Gut!““, nach dem andern ein „„Brav!““, welches er mit einem freundlich beifälligen Nicken begleitete. Zelter's Ermahnung eingedenk, zeigten auch wir dem Knaben, dessen Antlitz im Verfolg des Vortrags sich immer höher röthete, unsern Beifall nur durch erfreute Mienen. Als der letzte Satz zu Ende, sprang Felix von seinem Sitz auf und blickte alle der Reihe nach mit fragendem Blick an; er mochte nun etwas über sein Werk hören wollen. Goethe aber nahm, wahrscheinlich von Zelter gestimmt, das Wort und sagte zu Felix: „„Recht brav, mein Sohn! Die Mienen dieser Herren““ — auf uns deutend — „„sprechen deutlich genug aus, daß ihnen Dein Product recht gut gefallen hat. Nun geh' hinunter in den Garten — man erwartet Dich — und erhole und kühle Dich ab; denn Du brennst ja lichterloh.““ Ohne Weiteres sprang der Knabe zur Thüre hinaus.

Als wir unsere Blicke fragend auf Goethe richteten, ob wir entlassen seien, sagte er: „„Verweilen Sie noch ein wenig, meine Herren! Mein Freund und ich wünschen Ihre Ansicht über des Knaben Composition zu vernehmen.““ Es entspann sich nun eine längere Unterhaltung. .... Goethe bedauerte, daß wir den Kleinen heute nur im Quartettspiel kennen gelernt hätten. „„Die musikalischen Wunderkinder““ — sagte

er — „„ſind zwar hinſichtlich der techniſchen Fertigkeit heutzutage keine Seltenheit mehr, was aber dieſer kleine Mann im Phantaſiren und Primaviſtaſpielen vermag, grenzt an's Wunderbare, und ich habe es bei ſo jungen Jahren nicht für möglich gehalten."" — „Und Du haſt doch den Mozart in ſeinem ſiebenten Jahre in Frankfurt mit angehört," ſagte Zelter. „„Ja!"" erwiderte Goethe, „„damals zählte ich ſelbſt erſt zwölf Jahre und war allerdings wie alle Welt höchlich erſtaunt über die außerordentliche Fertigkeit deſſelben; was aber Dein Schüler jetzt ſchon leiſtet, mag ſich zum damaligen Mozart verhalten, wie die ausgebildete Sprache eines Erwachſenen zu dem Lallen eines Kindes."" — „Allerdings," ſagte Zelter lächelnd, „was das Fingergeſchlecht betrifft, ſo ſpielt der Felix die Concerte, mit denen Mozart die Welt ſeiner Zeit in Erſtaunen ſetzte, als leichte Spielerei friſch vom Blatte weg, ohne eine einzige Note ſitzen zu laſſen. Aber das können jetzt viele andere noch. Bei mir handelt ſich's um das ſchaffende Talent des Knaben, und" — ſich an uns wendend — „was meinen die Herren zu ſeiner Quartettcompoſition?"

„Es wurde von unſerer Seite mit voller Überzeugung ausgeſprochen, daß Felix viel ſelbſtſtändigere Gedanken producire, als Mozart in denſelben Jahren, der damals noch nichts anderes, als gewandte Nachahmungen des Vorhandenen geliefert habe. Hiernach ſollte man ſchließen dürfen, daß die Welt mit dieſem

Knaben einen zweiten Mozart in verbeſſerter Auflage erhalten werde und um ſo ſicherer, als er von blühender Geſundheit ſtrotze und alle äußeren Umſtände ihm ſo günſtig wären. — „„Möchte es ſo ſein!““ ſagte Goethe. „„Wer aber kann ſagen, wie ein Geiſt ſich in der Folge entwickeln mag? Wir haben ſchon ſo manches vielverſprechende Talent falſche Wege einſchlagen und unſere großen Erwartungen täuſchen ſehen. Indeß davor wird dieſen jungen Geiſt der Lehrer bewahren, den ihm das gute Glück in Zelter zugefügt hat.““ — „Ich nehme es wohl ernſt mit dem Jungen und halte ihn neben ſeinen eigenen freien Arbeiten immer bei der Stange der ſtrengen contrapunctiſchen Studien; allein wie lange kann das noch dauern, ſo entläuft er meiner Zucht, — ich kann ihn ja eigentlich jetzt ſchon nichts Weſentliches mehr lehren — und einmal frei, wird ſich's erſt zeigen, wohin ſeine eigentliche Richtung geht.“ — „„Ja, und überhaupt““ — ſagte Goethe — „„iſt es mit dem Einfluß des Lehrers eine problematiſche Sache. Das, was den Künſtler groß und eigenthümlich macht, kann er nur aus ſich ſelbſt ſchaffen. Welchen Lehrern danken denn Raphael, Michel Angelo, Haydn, Mozart und alle ausgezeichneten Meiſter ihre unſterblichen Schöpfungen?““ „Freilich!“ bemerkte Zelter; „es haben viele angefangen wie Mozart, aber noch iſt ihm keiner nachgekommen.“

787.

1821, 10. November.

Mit Mendelsſohn u. a.

Alle Nachmittage macht Goethe das Streicheriſche Inſtrument mit den Worten auf: „Ich habe Dich [Felix] heute noch gar nicht gehört: mache mir ein wenig Lärm vor!“ Und dann pflegt er ſich neben mich zu ſetzen, und wenn ich fertig bin (ich phantaſire gewöhnlich), ſo bitte ich mir einen Kuß aus oder nehme mir einen. Von ſeiner Güte und Freundlichkeit macht Ihr Euch gar keinen Begriff, ebenſo von dem Reichthum, den der Polarſtern der Poeten an Mineralien, Büſten, Kupferſtichen, kleinen Statuen, großen Handzeichnungen hat. Daß ſeine Figur impoſant iſt, kann ich nicht finden; er iſt eben nicht viel größer, als der Vater; doch ſeine Haltung, ſeine Sprache, ſein Name, die ſind impoſant. Einen ungeheuren Klang der Stimme hat er, und ſchreien kann er wie 10000 Streiter. Sein Haar iſt noch nicht weiß, ſein Gang iſt feſt, ſeine Rede ſanft. Dienſtag wollte Zelter nach Jena und von da nach Leipzig abreiſen. Sonnabend war Adele Schopenhauer, die Tochter, bei uns und wider Gewohnheit blieb Goethe den ganzen Abend. Die Rede kam auf unſere Abreiſe und Adele beſchloß, daß wir alle hingehn und uns Profeſſor Zelter zu Füßen werfen ſollten und um ein paar Tage Aufſchub flehen. Er wurde in die Stube geſchleppt und nun brach Goethe mit

ſeiner Donnerſtimme los, ſchalt Profeſſor Zelter, daß er uns mit nach dem alten Neſt nehmen wollte, befahl ihm ſtill zu ſchweigen, ohne Widerrede zu gehorchen, uns hier zu laſſen, allein nach Jena zu gehn und wiederzukommen, und ſchloß ihn ſo von allen Seiten ein, daß er alles nach Goethes Willen thun wird. Nun wurde Goethe von allen beſtürmt, man küßte ihm Mund und Hand, und wer da nicht ankommen konnte, der ſtreichelte ihn und küßte ihm die Schultern, und wäre er nicht zu Hauſe geweſen, ich glaube, wir hätten ihn zu Hauſe begleitet wie das römiſche Volk den Cicero nach der erſten Catilinariſchen Rede.

— — — — — — — — — — —

Nicht wahr: wenn Goethe zu mir ſagt: „Mein Kleiner, morgen iſt Geſellſchaft, da mußt auch Du uns vorſpielen!“ da kann ich nicht ſagen: Nein? „Ach, wer bringt die ſchönen Tage“ [componirt von Fanny Mendelsſohn] hat Goethe gehört und ſagte zu mir: „Höre mal! das Lied iſt ſehr hübſch.“

788.

1822, 22. Mai.

Mit v. Müller u. a.

Ich ging Nachmittags zu ihm [Goethe] und traf ihn beſchäftigt mit Riemer, die Holzdrücke des Triumphzugs des Mantegna zu ordnen, über welchen er einen Aufſatz drucken laſſen will. Er erzählte mir von

Coudray's Mittheilungen über die Pläne zu den neuen Schulgebäuden hier und zu Eisenach, lebhaft theilnehmend, als an einem höchst würdigen, sinnvollen Unternehmen.

„Habt nur Glauben daran, so wird das Geld dazu nicht fehlen. Wie wäre Francke in Halle zu seinem Waisenhause, wie Falk hier zu seinem jetzigen Gebäude gekommen ohne Glauben? Haben sie nicht aus allen Ecken dazu zusammen geklaubt?"

Bald entspann sich großer Meinungsstreit über die griechischen Angelegenheiten.

Er führte gegen mich die Sätze durch, daß der Krieg nur den Untergang der einzelnen Christen in der Türkei beschleunigen werde, daß Konstantinopel doch nicht zerstört, keinem unserer Potentaten aber ohne Gefahr, dessen Weltherrschaft dadurch zu begründen, überlassen werden könne.

Wollte man aber einen minder mächtigen Staat oder eine Republik dort gründen, so würden die größeren Mächte dort fortwährend um Steigerung ihres Einflusses sich bemühen, und eine ebenso unselige Gewaltenzersplitterung hervortreten, als z. B. jetzt zu Mainz.

Dabei erzählte er die merkwürdige Expedition des Dogen Dandolo von Venedig zu Anfang des 13. Jahrhunderts nach Konstantinopel mit französischen Rittern, die es auch wirklich eroberten.

v. Henning, der ehemalige Referendar zu Erfurt,

hatte Goethen von Berlin gemeldet, daß er so eben im großen akademischen Hörsale über seine Farbenlehre zu lesen anfange, was Goethen große Freude macht, und wozu er selbst einigen Apparat mitgetheilt hat.

Auf mein Verwundern, daß Henning als Jurist sich dieser Wissenschaft jetzt widme, sagte er ganz lakonisch: „Er hat eben aus dem Studium der Gesetze nichts weiter als die Einsicht in den üblen Zustand der Menschen gewinnen können, und sich darum zur Natur gewendet."

Des Großherzogs freundlichen Besuch diesen Morgen rühmte Goethe dankbarlichst; der Fürst habe vieles schon Geschehene hinsichtlich auf die Jenaischen Museen belobt, anderes noch erst zu Unternehmende gebilligt, manches Neue angeregt, sich durchgehends gnädig, förderlich, innerlich zufrieden erwiesen.

Wegen des gewünschten Portraits von Kolbe für die Jenaische Bibliothek sei es jetzt klüger zu pausiren; gegen ein Vorurtheil müsse man nie auf der Stelle ankämpfen; mit der Zeit werde sich Alles leichter machen. Er bat mich mit Kolben im Nebenzimmer wegen Ankaufs seines jetzt in der Arbeit begriffenen Portraits zu sprechen, was denn auch gleich geschah.

Mit Freude vernahm ich, daß er mir den neuen Band aus seinem Leben, den Feldzug von 1792 und 1793 betreffend, schenken wolle; „der Großherzog ist recht zufrieden damit"; sagte er; „es handelt sich zwar nicht geradezu um ihn, aber so oft er vorkommt, so fällt

wieder in sie hinein, und wenn er sich zur möglichsten Höhe hinauf gearbeitet hatte, wenn ihm der Sonnenschein voriger Tage wieder die Glieder zu beleben, den Busen zu heben schien, sah er rückwärts auf den schrecklichen Abgrund, labte sein Auge an der zerschmetternden Tiefe, warf sich hinunter, und erzwang von der Natur die bittersten Schmerzen. Mit so wiederholter Grausamkeit zerriß er sich selbst, denn die Jugend, die so reich an eingehüllten Kräften ist, weiß nicht, was sie verschleudert, wenn sie dem Schmerz, den ein Verlust erregt, noch so viele erzwungene Leiden zugesellt, als wollte sie dem Verlornen dadurch noch erst einen rechten Werth geben. Auch war er so überzeugt, daß dieser Verlust der Einzige, der erste und letzte sey, den er in seinem Leben empfinden könne, daß er jeden Trost verabscheute, der ihm diese Leiden als endlich vorzustellen unternahm.

immer, wie aus einem Spiegel, ein intereſſantes Bild von ihm zurück."

So hatten wir etwa bis 7 Uhr geſchwatzt; Riemer war eben geſchieden, als Gräfin Julie v. Egloffſtein ſich anmelden ließ.

„Ja, wenn ſie es auf Gefahr der böſen Geſellſchaft, in der ſie mich findet, wagen will; doch kann ich es ihr freilich nicht zumuthen," ließ er ironiſch antworten, und empfing ſie mit tauſend Scherzen und Neckereien. „Es geht mir ſchlecht" ſagte Goethe, „denn ich bin weder verliebt, noch iſt jemand in mich verliebt."

789.

1822, 11. Juni.

Mit v. Müller und Auguſt v. Goethe.

Gegen 7 Uhr Abends ging ich zu ihm, und zwar zuerſt in den Garten. Ich traf zuerſt den Sohn, der ſich in einer Laube mit ſeinem kleinen Walther behaglich niedergelaſſen hatte. Bald erſchien auf dem grünumrankten Balkon der alte Herr, und ließ es ſich gefallen herabzuſteigen, da er wohl merkte, daß es mir im Garten beſſer gefallen möchte. Wir wandelten erſt auf und nieder, von meinem Reiſeprojecte an den Rhein ſprechend, dann von dem wunderſchönen Sommer, den Goethe nur in Rom noch anhaltender erlebt zu haben ſich erinnerte. Als wir uns auf die freundliche Bank, nah am Gartenhauſe, niederließen, wo wir einſt

vor zwei Jahren, am Vorabend einer Abreiſe Goethes nach Böhmen mit Line Egloffſtein ſo traulich geſeſſen hatten, kam das Geſpräch gar bald auf Howard den Quäker und auf ſeine neueſte Schrift über die Londoner Witterung, die Goethe ungemein lobte. „Sein von ihm ſelbſt aufgeſetztes Leben habe ich für die Morphologie überſetzt; er ſpricht darin lange nicht ſo duckmäuſerig als ein Herrnhuter, ſondern heiter und froh. Chriſt, wie er einmal iſt, lebt und webt er ganz in dieſer Lehre, knüpft alle ſeine Hoffnungen für die Zukunft und für dieſe Welt hieran, und das Alles ſo folgerecht, ſo friedlich, ſo verſtändig, daß man, während man ihn lieſt, wohl gleichen Glauben haben zu können wünſchen möchte; wiewohl auch in der That viel Wahres in dem liegt, was er ſagt. Er will, die Nationen ſollen ſich wie die Glieder einer Gemeinde betrachten, ſich wechſelſeits anerkennen."

„Ich habe," fügte Goethe hinzu, „kürzlich einem Freunde geſchrieben: Die Nationen ſind an ſich wohl einig über und unter einander, aber uneins in ihrem eignen Körper. Andere mögen das anders ausdrücken; ich habe mir den Spaß gemacht, es ſo zu geben." Wir wandelten nun wieder umher, ärgerlich über den dichten Rauch, den uns ein plötzlicher Weſtwind von den Brauhäuſern her zuſandte. — Bezüglich auf Walter Scott ſagte Goethe: „Ein Buch, das große Wirkung gehabt, kann eigentlich gar nicht mehr beurtheilt werden. Die Kritik iſt überhaupt eine bloße

Angewohnheit der Modernen. Was will das heißen? Man leſe ein Buch und laſſe es auf ſich einwirken, gebe ſich dieſer Einwirkung hin, ſo wird man zum richtigen Urtheil darüber kommen."

Die von mir aus Wettin mitgebrachten Mineralien gaben zu geognoſtiſchen Geſprächen Anlaß. „Ich habe," ſagte er, „gar keine Meinung mehr, ſeit die meiſten Meinungen der Gelehrten ſo abſurd in dieſer Materie ſind: ewige Oppoſition, ewiges nicht Anerkennen deſſen, was mühſam erforſcht iſt; jede Anſchauung will man ſogleich tödten und in bloße Begriffe auflöſen. Ach, die Menſchen ſind gar zu albern, niederträchtig und methodiſch abſurd; man muß ſo lange leben als ich, um ſie ganz verachten zu lernen." Roscoe hat ſein neues Werk „Illuſtrations"*) Goethen überſchickt. Lady Morgan iſt ihm verhaßt. — „Die Conſtitutionen ſind wie die Kuhpocken, ſie führen über einmal graſſirende Krankheiten leichter hinweg, wenn man ſie zeitig einimpft." Ich erzählte aus Ariſtophanes' Fröſchen und tadelte ſeinen übertriebenen Cynismus. Goethe meinte, man müſſe ihn wie den Caſperle betrachten und läßlich nehmen. Meyers Abreiſe nach Wiesbaden gab Goethen Anlaß, großen Schmerz über wankende Geſundheit dieſes alten Freundes kund zu geben. „Es iſt entſetzlich für ſolche tüchtige, treffliche Männer beſorgt ſein zu müſſen, und die Eſperanza ſetzt ſich nur auf den Rand der Urne."

*) Mrs. Roscoe, Floral Illustrations.

In der letzten halben Stunde ward Goethe immer in ſich gekehrter, abbrechender, er ſchien körperlich zu leiden, der beſorgte Sohn mahnte mit Recht an den Rückzug und ſo ſchied ich um $8^1/_2$ Uhr ganz bedenklich und betrübt.

790.

1822, 18. Juni.

Mit Grüner.

Der [in Dölitz bei Eger gefundene] Mammuthszahn machte auf Goethe einen beſonderen Eindruck. Der Schmelz des Zahnes war ſo friſch, als ob er ſoeben aus der Kinnlade des lebenden Thieres geriſſen worden wäre. Ich erwähnte, daß, weil ich zum ſammelnden Mitgliede des böhmiſchen Muſeums ernannt ſei, ich dieſem den Zahn übermitteln werde.

„Seien Sie mit der Abſendung nicht eilig," ſagte Goethe; „wir müſſen dem Zahne noch etwas abgewinnen; verwahren Sie ihn bis zu meiner Rückkunft von Marienbad," — was ich zuſagte.

Er blätterte wohlgefällig in meinem Manuſcripte über die Sitten der Egerländer, und bezeigte Freude über die colorirten Zeichnungen. Auch erſuchte er mich, für ihn Wein in Karlsbad zu beſorgen, und reiſte nach Marienbad ab.

791.

1822, 30. Juni.

Mit Grüner.

Goethe zeigte Freude über meine Ankunft [in Marienbad] und nahm mein Manuſcript mit den Worten: „Jetzt habe ich Zeit, es ſo durchzuleſen, daß ich mit Ihnen hierüber in Eger gründlicher ſprechen und meine Anſicht mittheilen kann. Ihre Arbeit intereſſirt mich ſehr. Sie verweilen doch bei uns?“

Ich erwiederte, daß meine Geſchäfte mir dieſes große Vergnügen rauben, indem ich heute wieder in Eger eintreffen müſſe.

„Seien Sie mein Gaſt“ ſagte Goethe, „ich habe den Profeſſor Zauper aus Pilſen kennen gelernt. Der Mann hat Kenntniſſe, er gefällt mir ſehr wohl, ich habe ihm auch Aufmunterndes geſagt.“

Ich drückte meine Bewunderung der aus der Umgegend von Marienbad geſammelten Mineralien aus.

Darauf Goethe: „Nicht wahr, mein Stadelmann hat ſchon viel Gutes zuſammengeſchleppt, die Gegend iſt ſehr intereſſant, auch iſt er am Fundorte der Augiten geweſen, und wie Sie ſehen, habe ich eine ſchöne Suite ihres Vorkommens am Wolfsberge beiſammen. Es gibt viel zu ordnen und zu ſchreiben, das wollen wir für Eger vorbehalten, und Sie, Freund, dabei in Anſpruch nehmen.“

Sowohl beim Spaziergange als bei der Tafel war Goethe ſehr heiter und wir mit ihm.

792.

1822, 24. Juli.

Mit Grüner.

Goethe kam Nachmittags um 4 Uhr in Eger an. Der Bediente Stadelmann ſuchte mich auf und fand mich am Egerfluſſe mit der aus demſelben zu Tage geförderten Heideneiche beſchäftigt.

— — — — — — — — — — —

Ich traf Anordnung wegen Bewachung des Eichenſtammes, konnte aber der Einladung Goethes, ihn zu beſuchen, erſt um acht Uhr entſprechen. Der Empfang war wie gewöhnlich ſehr freundlich.

„Mein Stadelmann," ſagte Goethe „hat mir Ihre heroiſche Unternehmung erzählt, was hat Sie dazu verleitet? was halten Sie von dieſer Eiche?"

Ich erzählte Veranlaſſung und Hergang, und fügte bei, daß mir dieſe Eiche ſehr problematiſch bleibe; denn ich wiſſe nicht zu erklären, auf welche Art die muſchelförmige Aushöhlung auf der Oberfläche des ſo harten Stammes, dann die in den feinſten Zwiſchenräumen befindlichen ſehr dünnen eiſenartigen Blättchen entſtanden ſeien.

Goethe erwiederte: „Morgen, wenn Sie Zeit haben, wollen wir ſehen, was wir dieſer Heideneiche abgewinnen können."

793.

1822, 25. Juli.

Mit Grüner.

Goethe fuhr allein zur Eiche, weil ich nach Oberlohma verreiſen mußte, und erſt gegen Abend zurückkommen konnte.

Bei meinem Eintritte ſagte Goethe: „Ich habe die wunderſame Eiche beſichtigt, und ich wünſchte, daß ſie bis zur Ankunft des Grafen Sternberg unberührt liegen bliebe; denn ich bin mit mir ſelbſt noch nicht einig. Hier haben Sie einen an Sie gerichteten Brief vom Grafen; er will den 30. kommen.“

Graf Sternberg aviſirte mich, daß auch Dr. Pohl der Braſilianer und der berühmte Chemiker Berzelius bei Goethe ihre Aufwartung machen würden. Goethe ſah ſehr gut aus, war heiter, weßwegen ich ſagte, Marienbad habe ihm vortrefflich angeſchlagen. Er aber erwiederte:

„Ich befinde mich ſehr wohl; es mag ſein, daß, obſchon man 2000 Fuß*) über der Meeresfläche reinere Luft einathmet, doch die fortdauernde Bewegung und die Reiſe mich in dieſen Zuſtand verſetzt haben. So gut ich dort die Anſtalt getroffen habe, ſo dürfte dennoch die Verordnung, welche fremden Ärzten in Badeörtern die Praxis unterſagt, einen nachtheiligen Einfluß auf die böhmiſchen Bäder nehmen; denn der Kranke

*) [Selbſtverſtändlich nicht Klafter.]

ſchließt ſich ſo gern an ſeinen Arzt an. Dr. . . . . [Struve?] in . . . [Dresden?] hatte alle Jahre gegen 1000 Stück Dukaten von Karlsbad weggeführt, und nun kurirt er mit künſtlich erzeugten Mineralwäſſern. Die Natur hat uns Winke gegeben, dieſe müſſe man befolgen, und die noch abgängigen Beſtandtheile bei den Mineralwäſſern durch Kunſt ergänzen. Es wird ſich auch dieſe Anſicht wieder ändern, eben ſo wie man davon zurückkommen wird, daß man die Aufſchriften bei den neuen Häuſern mit lateiniſchen oder gothiſchen Buchſtaben ſchreiben läßt, z. B. „Zum weißen Schwan", „Zum goldenen Lamm" u. ſ. w.: Denn es wird bald ein Hauseigenthümer von einem Künſtler ſich einen ſchönen Schwan, wie er aus gutgemachtem Schilf hervorkommt, als Aushängeſchild malen laſſen, und dies wird wieder Nachahmung finden; ſchlecht gemalte läßt man ohnedies nicht aushängen, und gut gemalte geben den Kutſchern und Fremden ſchon von weitem einen Anhaltepunkt. Um mein Gedächtniß zu prüfen, bin ich ganz Karlsbad auf- und abgegangen, und es freut mich alle Aushängeſchilder der Reihe nach recitiren zu können."

794.

1822, 26. Juli.

Mit Grüner u. a.

Um 2 Uhr des Nachmittags fuhren wir nach Pograth zu den Eiſengruben, eine Stunde ſüdlich von

Eger. Von da wurde ein ſeltener vorzüglicher Eiſenſtein mit weißem Überzuge, innen bläulich, dann in großen ſchweren Klumpen vereiſendes Holz mitgenommen. . . . .

Vom Ölberge ging Goethe zu Fuße nach den Thongruben hinab, weil ich ihn aufmerkſam gemacht hatte, daß bloß der hier gefundene Thon zur Verfertigung der Flaſchen tauge, in denen das Mineralwaſſer von Marienbad und Franzensbad verſendet wird. Er erkundigte ſich in den Thongruben über die Art der Flaſchenfabrikation, und nahm von den verſchiedenen Sorten Thon Stücke mit. Über die Entſtehung des Thons äußerte er ſich, daß derſelbe wahrſcheinlich von dem von den Gebirgen herabgeſchwemmten verwitterten Thonſchiefer herrühren dürfte, weil ſich die Mächtigkeit dieſes Thons nach der Lage der Berge richte, indem er am Fuße eine, aufwärts aber nur eine halbe Klafter tief liege.

Hierauf beſtieg Goethe die Anhöhe, um den alten Thurm zu beſichtigen, der von Weitem die Aufmerkſamkeit auf ſich zieht. „Die Bauart iſt lobenswürdig“, ſagte Goethe, „ſie ſcheint in die Zeit der Römer oder Markomannen zu fallen; die Steine ſind ſo gut untereinander verbunden, daß man auch auf der Nordweſtſeite keine Spur einer Zerſtörung, oder Aushöhlung des Mergels wahrnehmen kann.“

795.

1822, 27. Juli.

Mit Karl Huß und Grüner.

Der Scharfrichter Huß . . . brachte vor Tiſch einen ſehr ſchönen Bleiſpath von Bleiſtadtl mit ſtarken deutlichen Kryſtallen; es kommen dort beſonders ſchöne kryſtalliſirte Braunbleierze vor.

„Sie ſollen hierüber gelobt werden, Herr Huß," ſagte Goethe, „wir wollen ſehen, was für Sie wieder zu thun ſei."

Darauf Goethe zu mir: „Den Fundort des Mammuthszahns wünſchte ich in Augenſchein zu nehmen, könnten Sie mich nach Tiſche nach Dölitz begleiten?"

Ich bejahte die Frage mit Vergnügen, und gleich nach Tiſche wurde dahin gefahren. Von Dölitz aus erblickte man öſtlich Maria Kulm, nördlich Franzensbad, weſtlich den Kammerbühl, und ſüdlich den Fundort der Heideneiche und die Stadt Eger, dann den Kranz der Gebirge, welche das Egerthal einſchließen. Goethe betrachtete aufmerkſam die ganze Gegend, dann fragte er mich, ob die durch das Thal getrennten Dörfer jenſeits auch Kalkgruben beſitzen, und ob dort ein ähnlicher Kalkſtein und Mergel wie hier zu Tage gefördert werde? Ich konnte dieſe Frage mit dem Beiſatze bejahen, daß ich auch von jenen Dörfern Kalkſtein und Mergel zu Hauſe hätte.

Zweytes Capitel.

Gewöhnt, auf diese Weise sich selbst zu quälen, griff er nun auch das übrige, was ihm nach der Liebe und mit der Liebe die größten Freuden und Hoffnungen gegeben hatte, sein Talent als Dichter und Schauspieler, mit hämischer Kritik von allen Seiten an. Er sah in seinen Arbeiten nichts als eine geistlose Nachahmung einiger hergebrachten Formen, ohne innern Werth; er wollte darin nur steife Schulexercitien erkennen, denen es an jedem Funken von Naturell, Wahrheit und Begeisterung fehle. In seinen Gedichten fand er nur ein monotones Sylbenmaaß, in welchem, durch einen armseligen Reim zusammen gehalten, ganz gemeine Gedanken und Empfindungen sich hinschleppten, und

so

„Das iſt klug von Ihnen, Sie erſparen mir den Hinweg.“

Es wurden nun von Mergel und Kalkſtein Exemplare eingepackt, und da die Luft rauh geworden war, auch Goethe ſagte, daß ſein linkes Auge ſich entzünde, ſo wurde das Zeichen zum Abfahren gegeben. Bevor er in die Kutſche ſtieg, ging er zu den Schnittern, betrachtete ihre Schleifſteine, und wollte wiſſen, woher dieſelben ſtammen. Die Schnitter konnten aber keine andere Antwort geben, als daß ſie die Schleifſteine auf dem Egerer Markt gekauft hätten.

Nach der Ankunft in Eger wurden die Exemplare auf die mehrerwähnte große Tafel gelegt. Zur Vergleichung brachte ich auch die von mir bei den Dörfern Dirſchnitz, Oberndorf, Trebendorf geſammelten Exemplare, die ihm ſehr willkommen waren.

„Ich empfehle Ihnen“, ſagte Goethe, „dieſe Kalkbrüche öfter zu unterſuchen, und dabei die Arbeiter aufmerkſam zu machen, daß ſie jene Kalkſteine, oder den Mergel, in welchen Pflanzen- oder andere Abdrücke, Muſcheln, Schnecken vorkommen ſollten, für Sie auf die Seite legen möchten; denn das iſt von großer Bedeutung. Wenn Sie mir nicht ſo kräftig verſicherten, daß der Mammuthzahn hier gefunden worden ſei, ſo würde ich dieſen Fundort bezweifeln.“

Ich antwortete: Die Familie Kriegelſtein, welche dieſes Gut beſaß, hat die Kalkgruben betrieben, und den Zahn als eine dort aufgefundene Merkwürdigkeit

bewahrt. Ich würde Nachgrabungen eingeleitet haben, aber der vorige Eigenthümer war verstorben, und weder der jetzige Besitzer noch sonst jemand konnte mir Aufklärung geben; denn wie Eure Excellenz sahen, ist die Oberfläche durchaus zu Feldern zugerichtet, daher konnte ich nichts veranlassen.

„Es wäre freilich gut gewesen," sagte Goethe, „denn Sie waren wahrscheinlich der Meinung, wo der Zahn war, könnten sich auch andere Gliedmassen finden."

Ich übergab Goethe, wie ich schon manchmal gethan, einige in früheren Zeiten von mir verfaßte kleine Gedichte, die sich nicht alle für die Öffentlichkeit eignen, die ihn aber zum Lachen und zu dem Ausrufe brachten: „Wo haben Sie die Sachen her, das ist etwas für unseren Serenissimum."

796.

1822, 28. Juli.

Mit Grüner.

Nach der Rückkehr von meiner Geschäftsreise nach Franzensbad brachte ich Goethe Abends aus den Rossenreuther Steinbrüchen ein Stück Gneuß, worauf Granit gelagert und mit diesem zu einem Gestein verbunden war. Sehen Eure Excellenz, sagte ich, hier haben sich Vulkan und Neptun innigst verbunden. Ich kann mich daher nicht überzeugen, daß der Granit ein vulkanisches Produkt sei. Wenn es mir als Neuling zustände, so würde ich meine Ansicht hierüber aussprechen.

„Ihr Juriſten", erwiederte Goethe, „habt ein eigenes Feld, ihr hört und prüft beide Theile, ehe die Entſcheidung folgt; auch in der Naturwiſſenſchaft muß man die verſchiedenen Anſichten, meiſt Hypotheſen, gelaſſen anhören, prüfen, und ſeine Meinung beſcheiden äußern. Laſſen Sie hören, auf welche Art Sie den Vulkan von Ihrem Geſtein wegbringen."

Ich halte, ſagte ich, dieſen Granit für einen Abkömmling vom Gebirge, daher für einen jüngern. Jener auf den Bergen zerbröckelt ſich, das Waſſer hat ihn herabgeſchwemmt, zu einer Zeit, als der feinkörnige Granit ſich wagerecht lagerte, jedoch nicht zur feſten Gneußmaſſe gebildet war. Der am Gipfel der Berge zerbröckelte hat eine braune, ochergelbe Farbe und ſcheint von eiſenhaltigem Waſſer bedeckt und geſchwängert worden zu ſein. Das eiſenhaltige Waſſer war nun bei jenem Granit, den ich den jüngeren nenne, das Verbindungsmittel, als er auf dem Gneuß erſtarrte. Zum Beweiſe könnte ich anführen, daß man große Blöcke Granit findet, welche ochergelbe, das ganze Geſtein durchziehende Ringe haben, die doch von keinem Vulkan oder feuerflüſſigem Zuſtande herrühren können.

Darauf Goethe: „Mich freut es, daß Sie in dieſe Wiſſenſchaft ſo kräftig eindringen und daran Vergnügen finden. Wir wollen an Ort und Stelle Ihre Anſicht näher prüfen. Bei dieſer Gelegenheit muß ich Ihnen doch ein Späßchen erzählen, welches unſer Großherzog

mit unſerem Lenz*) ſich gemacht hat. Profeſſor Lenz in Jena feierte ſein Dienſtjubiläum. Der Großherzog, der wußte, daß Lenz, wie ſein Lehrer Werner, ein eifriger Neptuniſt war, ließ eine Torte in Form eines ausgebrannten Vulkans machen und die goldene Ehrenverdienſt-Medaille hineinlegen. „„Nun, lieber Lenz, werden Sie doch dem Vulkane einen günſtigen Blick zuwerfen?““ Nicht wahr, das war artig?“ ſchloß Goethe.

797.

1822, 29. Juli.

Mit Grüner.

Ich beſuchte Goethe um halb ein Uhr. Er lenkte das Geſpräch auf die Heideneiche, auf die Koſten, welche ihr Herausſchaffen aus dem Fluſſe verurſachte, und ſtellte Betrachtungen an, wie viele Jahrhunderte nothwendig waren, um ſie in ihren gegenwärtigen Zuſtand zu verſetzen. „Ich bin begierig“, ſagte er, „was Graf Sternberg dazu ſagen wird.“

Goethe war auf dem Kammerbühl geweſen, und hatte von da neue Suiten Schlacken mitgebracht, die auf die große Tafel gelegt wurden. Sie war ganz mit Steinen belegt, dieſe waren jedoch noch nicht geordnet. Ich begann, ſie nach der Himmelsgegend und nach dem Fundorte zu ordnen, und weil die Zeit nahte, zu welcher Goethe zu Mittag zu ſpeiſen pflegte, wollte

*) Director des Jenaer Mineralienkabinets und Profeſſor.

ich mich empfehlen. Allein er wünſchte, daß ich mit dem begonnenen Geſchäfte fortfahren möchte. Auch lud er mich für den nächſten Tag zu Tiſch, weil er, wie erwähnt, den Grafen Sternberg erwartete.

798.

1822, 30. Juli.

Mit Grüner, Graf Kaspar Sternberg, Freiherrn Johann Jakob Berzelius und Emanuel Pohl.

Um 12 Uhr Mittags kam Graf Sternberg im Gaſthofe zur Sonne an. Goethe ging ihm bis zur Hälfte der Treppe entgegen, ſie umarmten ſich wie alte Bekannte und Freunde. Bald darauf brachte eine zweit: Kutſche den berühmten Chemiker Berzelius aus Stockholm und den Dr. Pohl, der durch fünf Jahre in Braſilien auf kaiſerliche Koſten naturwiſſenſchaftliche Gegenſtände geſammelt hatte. Goethe benützte das zweite Zimmer zum Empfange. Nie hatte ich ihn in ſolcher Haltung und mit einem ſolchen Benehmen geſehen. Es war eine eigene Art, mit der er die beiden ihm fremden Gelehrten empfing. Es war eine Freundlichkeit, die zwar nicht mit Stolz gepaart, aber ſo beſchaffen war, daß ſie Ehrfurcht gebot; man mußte das ſehen, beſchreiben kann man es nicht. Nach der etwas ceremoniöſen Bewillkommnung öffnete Goethe die Thüre zu dem Zimmer, in welchem die große Tafel mit den

geordneten Mineralien ſich befand. Nun wurde das Geſpräch allgemein bis zum Mittagsmahle.

Bei Tiſche machte Goethe die Herren auf meine Manuſcripte aufmerkſam und ſagte manches zu meinem Lobe, theils vielleicht um mich noch mehr aufzumuntern, theils um den Gäſten begreiflich zu machen, warum er mir ſeine Gunſt zuwende und ein Plätzchen unter ſo ausgezeichneten Männern gönne. Auch erzählte er ihnen von der Heideneiche und mit welchen Anſtrengungen ich ſie aus dem Fluſſe habe heben laſſen. Graf Sternberg theilte darauf mit, daß man in ſeinem Kohlenbergwerke auf einen aufrecht ſtehenden verkohlten Stamm geſtoßen ſei, den er erſt vorſichtig rings umgraben und zu Tage fördern laſſen müſſe, um ſeine Betrachtungen über ihn anſtellen zu können.

Hierauf wurde auf den Kammerbühl gefahren, über welchen Goethe bei jeder Gelegenheit die Meinung anderer Naturforſcher hören wollte, weil er über ihn mit ſich nicht einig werden konnte. Nachdem Berzelius die große Öffnung auf dem Kammerbühl beſichtigt hatte, äußerte er: Dieſer Vulkan gleicht ganz genau jenem in der Auvergne. Als er nun auf die Regelmäßigkeit der Straten aufmerkſam gemacht wurde, ſprach er ſeine Meinung dahin aus, daß der herrſchende Weſtwind auf ſie Einfluß genommen haben möge, weil ſie von Weſten nach Oſten gelagert wären.

Ich blickte Goethe bedenklich an, weil ich mich ſchon früher ausgeſprochen hatte, daß nach phyſikaliſchen Geſetzen ſich dieſe Lagerung nicht deutlich erklären laſſe, weil Klumpen vom vorgeblichen Krater gegen hundert Schritte entfernt waren, die nicht ſo leicht durch den Weſtwind hatten herabgetrieben werden können. Geſetzt, es wäre geſchehen, ſo hätten die herabgetriebenen Schlacken einen Eindruck auf die tiefer liegenden Schlacken machen, und deren feine Spitzen, die Nadeln vergleichbar ſind, abſtumpfen müſſen. Waren ſie noch in ganz oder halb flüſſigem Zuſtande, ſo hatte das Lagern dieſer oft über vierzig Pfund ſchweren Baſaltklumpen eine Vertiefung auf den unteren Straten hervorgebracht, was doch bei der genanſten oft wiederholten Beſichtigung nicht wahrgenommen werden konnte

Goethe hörte bloß zu ohne eine Meinung abzugeben. Später äußerte er ſich gegen den Grafen Sternberg, daß, ſo lange der Hügel nicht von der Sohle bis zu dem vorgeblichen Krater durchfahren ſei, er problematiſch bleiben werde.

799.

1822, 31. Juli.

Mit Grüner und deſſen Söhnen.

Nach der Abfahrt der . . Herren ſagte Goethe: „Sie verweilen doch noch einige Zeit bei mir und erzählen das Vorgefallene.“

Ich ſetzte nun meine Hypotheſe über die Einwanderung der Boyer in Böhmen ſo auseinander, wie ich ſie dem Grafen Sternberg und dem Dr. Pohl vorgetragen hatte, um auch ſeine Meinung zu vernehmen.

Goethe ſagte: „Man will aber dieſen ganzen Zug der Boyer, als von Livius erdichtet, behaupten.“

Ich kenne dieſe Behauptung, entgegnete ich. Es wird nämlich eingewendet, daß die Zeitrechnung nicht genau übereinſtimme, und daß kein anderer Schriftſteller davon Erwähnung mache, folglich müſſe Livius die Einwanderung erdichtet haben. Die Einwanderung nach Italien ſoll unter Bellovesos geſchehen ſein. Wie viele geſchichtliche Begebenheiten beruhen nicht in Bezug auf ihre Glaubwürdigkeit auf dem Zeugniſſe eines einzigen Schriftſtellers? Ich ſehe keinen Grund ein, warum Livius gerade dieſe Einwanderung erdichtet haben ſoll. Wenn daher Eure Excellenz nichts dawider haben, ſo laſſe ich meinen Sigoves mit ſeinem Boyern hier in Eger einige Zeit verweilen und dann ungeſtört weiter nach Böhmen ziehen.

Darauf Goethe: „Bleiben Sie bei Ihrer Anſicht; denn ſie macht Ihnen Vergnügen. Was haben wir davon, wenn Schriftſteller und Geſchichtsforſcher den Heldenmuth eines Scävola oder Regulus in Zweifel ziehen und für eine Fabel erklären wollen? Erzählen Sie mir doch auch, was dieſe Herren über die ſonderbare Eiche ſagten.“

Nachdem ich dem Geheiße Goethes nachgekommen

war, äußerte er: „Darüber ſind wir nun abermals nicht belehrt, wir müſſen Zuflucht zu der von Ihnen aufgegriffenen Sage nehmen, bis wir eines Beſſeren belehrt werden.“

Goethe hatte eine beſondere Vorliebe für meinen Sohn Ignaz, weil, wie er ſagte, der Knabe ihn mit ſeinen großen Augen ſo freundlich anblicke, und weil er herzhaft auf alle Fragen Antwort gebe. Manchmal forderte Goethe ihn auf, etwas zu erzählen, z. B. ſagte er einſt: „Erzähle mir etwas von einer Katze.“ Der Knabe war nicht verlegen, und fragte: Von was für einer Katze, von einer weißen oder ſchwarzen? — „Erzähle mir von einer weißen.“ — Der Knabe ließ nun die Katze durch einen Teich nach einer Inſel ſchwimmen, dort Mäuſe fangen, und wieder zurückſchwimmen, aber am Ufer von einem Jäger erſchoſſen werden.

„Sehen Sie, Freund“ ſagte Goethe, „der hilft ſich wie mancher, der ſeinen Gegenſtand nicht mehr gehörig entwickeln kann, ſeinen Helden umkommen läßt.“

Ich führe dies darum an, um darzuthun, daß Goethe mit Kindern kindlich ſein konnte. Es war von dem mit dem Grafen Sternberg und dem Dr. Pohl eingenommenen Mittagsmahle eine Torte übrig geblieben, die ſchickte Goethe ſeinem „Natzl“*), wie er ſich ausdrückte.

*) Abkürzung für Ignaz.

800.

1822, 1. Auguſt.

Mit Grüner.

Das Geſpräch zwiſchen Goethe und mir fiel auf „Werther's Leiden“ und auf die erſtaunliche Senſation, welche dieſes Werk, kaum daß es erſchienen war, in ganz Deutſchland hervorbrachte. Goethe ſagte: „Man kann den Leuten doch nicht Alles recht machen; man wollte mir zur Laſt legen, daß ſich einige Studenten erſchoſſen hätten. In Wien wurde über Werther ein Feuerwerk gegeben, es war eine allgemeine Stille, und nach einer langen Pauſe fiel ein Piſtolenſchuß. Das Neue reizt.“

Als dann die Rede auf die Volksdichter kam, zählte Goethe Bäuerle unter die beſſeren.

Auf meinen Vorſchlag wurde die Reiſe über Falkenau nach Hartenberg für den 3. Auguſt feſtgeſetzt.

801.

1822, 2. Auguſt.

Mit Grüner u. a.

Goethe beſah meine Bibliothek, hielt ſich einige Zeit bei meinen franzöſiſchen und engliſchen Werken auf, nahm manchen Band heraus, um die Auflage zu beſehen; endlich nahm er auch einen Band von ſeinen Werken. Es war der erſte Theil, betitelt: „Theater

so benahm er sich auch jede Aussicht, jede Lust, die ihn von dieser Seite noch allenfalls hätte wieder aufrichten können.

Seinem Schauspieler-Talente ging es nicht besser. Er schalt sich, daß er nicht früher die Eitelkeit entdeckt, die allein dieser Anmaßung zum Grunde gelegen. Seine Figur, sein Gang, seine Bewegung und Deklamation mußten herhalten, und so sprach er sich jede Art von Vorzug, jedes Verdienst, das ihn über das Gemeine empor gehoben hätte, entscheidend ab, und vermehrte seine stumme Verzweiflung dadurch auf den höchsten Grad. Denn, wenn es hart ist, der Liebe eines Weibes zu entsagen, so ist die Empfindung nicht weniger schmerzlich, von dem Umgange der Musen sich los zu reissen, sich ihrer Gemeinschaft auf immer unwürdig zu erklären, und auf den schönsten und nächsten Beyfall, der unsrer Person, unserm Be-

von Goethe", enthaltend: Fauſt, die Laune des Verliebten und die natürliche Tochter. Wien, gedruckt bei Anton Strauß, 1810, in Commiſſion bei Geiſtiger. Da es ein Nachdruck war, befürchtete ich, Goethe werde ſich etwas bitter äußern. Er aber betrachtete die Umriſſe, die ſtatt der Kupferſtiche beigegeben waren, und ſagte, nachdem er noch einige Bände angeſehen hatte, daß dieſe Auflage unter die guten zu zählen ſei, — ohne eine Miene zu machen, daß der Nachdruck ihm unangenehm wäre. Dann verweilte er längere Zeit bei meiner ſchon erwähnten Moſaik.

Nachmittags beſuchten wir den Prior im Dominikanerkloſter, um die Bibliothek und das Mineralien- und Conchylienkabinet zu beſehen. Goethe fand beide unbedeutend. Die Bibliothek enthielt meiſt Werke theologiſchen Inhaltes. Ich machte ihn bloß auf ein Manuſcript des Priors Wilhelm aufmerkſam, der zur Zeit, als Stadt und Gebiet Eger im Jahre 1565 zum proteſtantiſchen Bekenntniſſe übertrat, allein im Kloſter ſich erhielt, den Predigten der Prädicanten beiwohnte, und Alles aufzeichnete, was ſie wider den Papſt und die katholiſche Religion predigten, dieſes dem Biſchofe von Regensburg anzeigte, und ſich dadurch manche Verfolgung zuzog, bis endlich auf Andringen des Biſchofs den Lutheranern zu Eger durch ein kaiſerliches Reſcript Einhalt gethan wurde.

Goethe ſagte: „Gegenſeitige Schimpfereien waren damals im Schwange, und entzweiten die Gemüther

noch mehr, und der kräftige Luther, wie Sie wissen, hatte doch bedeutende Anhaltspunkte."

Ich sprach meine Ansicht dahin aus, daß, wenn die katholischen Regenten gleich zu Anfang kräftig eingeschritten wären und einige Mißbräuche abgestellt hätten, die Umwälzung nicht in so großem Umfange stattgefunden, der dreißigjährige Krieg Deutschland nicht so tiefe Wunden geschlagen haben würde.

„Sie können recht haben," entgegnete Goethe, „allein ich sage Ihnen, daß die Lehre bei Ihnen besser ausgedacht ist, und mehr zum Ganzen zusammengreift als bei uns. Wir haben gute Prediger, sie werden aber wenig besucht; in jeder bedeutenden Stadt fängt man an, neue Grundsätze aufstellen zu wollen. Wenn wir nur ein Original hätten!"

802.

1822, 3. August.

Mit Grüner und Ignaz Löbl.

Goethe sehnte sich sehr, den Grafen Auersperg, mit welchem er Briefe gewechselt hatte, wieder zu sehen und sich seines Umganges zu erfreuen.

Meinen Vorschlag, in Falkenau zu verweilen und die Mineraliensammlung des Bergmeisters und Justitiars Löbl zu besehen, der auch über die ganze Umgegend gründlichen Aufschluß geben könne, nahm Goethe an. Ich hatte Herrn Löbl zuvor von der Ankunft des

berühmten Mannes Nachricht gegeben und von ihm die Zusicherung erhalten, daß er Alles aufbieten werde, demselben den Aufenthalt angenehm zu machen.

Goethe wurde dann von diesem meinem Freunde, der wegen seiner Biederkeit und Kenntnisse in allgemeiner Achtung stand, liebe- und ehrfurchtsvoll aufgenommen, besah mit Vergnügen die reichhaltige schöne Sammlung, und erkundigte sich nach dem Vorkommen des einen oder anderen Minerals.

Es begann zu dunkeln, und damit der Abend so angenehm als möglich vergehe, veranlaßte ich Lößl, Seiner Excellenz auserlesene Früchte des Dichtervereins, dessen Mitglied er war, besonders Gedichte Firnsteins vorzulegen. Diese Gedichte hatten auf mich einen um so tieferen Eindruck gemacht, als ich wußte, daß Firnstein nicht studirt hatte, Alles aus sich selbst schöpfte, und was seinen Körperbau betrifft, von der Natur leider nur allzustiefmütterlich behandelt worden war.

Goethe blätterte mehrere Hefte durch, bezeigte sein Wohlgefallen, und ersuchte, ihm Abschrift von einigen der Gedichte Firnsteins, die er bezeichnet habe, zu übermitteln.

— — — — — — — — — —

Goethe ersuchte Lößl, Firnstein zu rathen, daß er hauptsächlich seine Begrenzung, die ihn umgebenden Gegenstände, zur Dichtung wählen möge, weil diese dadurch an Interesse gewinne.

803.

1822, 4. und 5. Auguſt

In Falkenau und Hartenberg.

Da Goethe Firnſtein zu ſehen wünſchte, wurde die Veranſtaltung getroffen, daß dieſer den anderen Tag, wo wir den Steg über die Eger zu Fuße paſſiren mußten, am Ende des Weges in ſeinem kleinen Wägelchen ſitzend von Goethe geſehen werden mochte. Wehmüthig betrachtete Goethe die zuſammengeſchrumpfte Figur Firnſteins mit den verdrehten Gliedern, und munterte ihn auf; worauf wir wieder in die Kutſche ſtiegen. Der Anblick des armen Krüppels hatte Goethe ſichtlich verſtimmt, endlich ſagte er zu mir: „Haben Sie ſeinen Kopf betrachtet, nicht wahr, die Natur hat erſetzt, was ihm am übrigen Körper abgeht?“

Auf der Fahrt nach Hartenberg ſtieg Goethe einige Male auf den Anhöhen aus, und beſah die freundliche Gegend; auch wurden manchen Quarzklumpen die Köpfe abgeſchlagen.

Sonntags den 4. Auguſt trafen wir gegen Mittag in Hartenberg ein, wo Goethe ſehnſuchtsvoll erwartet und liebevollſt aufgenommen wurde. Als nach Tiſche das Mineralienkabinet des Grafen wegen des anſehnlichen Zuwachſes, den daſſelbe ſeit der letzten Anweſenheit Goethes erhalten hatte, in Augenſchein genommen wurde, beſchenkte jener ihn mit einem mächtigen Bleiſpath, kryſtalliſirtes Braunbleierz, für deſſen Aufbewah-

rung ein eigenes Käſtchen verfertigt worden war. Goethe war den ganzen Abend überaus heiter, und ſicherte am 5. Auguſt nach dem Frühſtücke dem Grafen auf deſſen freundſchaftliches Andringen vor der Abfahrt zu, im Sommer des nächſten Jahres wieder nach Hartenberg zu kommen. Auf der Rückfahrt von da nach Eger zeigte er ſich beſtändig wegen Conſervirung ſeines Bleiſpaths beſorgt, und rühmte die vorzüglichen ſcientifiſchen Eigenſchaften des Grafen.

804.

1822, 6. Auguſt.

Mit Wenzel Johann Tomaſchek.

Um 8 Uhr Morgens machte ich mich auf den Weg zur goldnen Sonne, wo Goethe während ſeines Aufenthaltes (in Eger) gewöhnlich wohnte. Mit Beklommenheit näherte ich mich der Thüre ſeines Wohnzimmers und horchte, ob nicht vielleicht jemand ſchon bei ihm ſei. Kein Laut, kein Tritt ließ ſich vernehmen, die tiefſte Stille herrſchte im Zimmer und doch hatte ich den Muth nicht, an die Thüre zu klopfen; denn es kreuzten ſich unzählige Anekdoten über Goethes Stolz und Unfreundlichkeit in meinem Kopfe, die mich für einen Augenblick eingeſchüchtert hatten. Endlich dachte ich bei mir: Was kann Dir geſchehen? Nur Muth gefaßt! Und ich klopfte ganz manierlich, worauf eine ſtarke Stimme ſich mit „Draußen bleiben!“ hören ließ;

Ich blieb an der Thür ſtehen, den Erfolg abwartend, auf den ich nun um ſo begieriger wurde. Es dauerte aber gar nicht lange, als ſich die Thüre öffnete und ein junger Mann mit den Worten heraustrat: „Der Herr Geheime Rath erwartet Sie.“

Goethe ſtand in der Mitte des Zimmers, von dichteriſcher Majeſtät umſtrahlt; er entſchuldigte ſich und ſetzte ſchmunzelnd hinzu, daß er ſich in einer lebensgefährlichen Lage, in den Händen des Bartſcheerers befunden. Er war, ohne noch zu wiſſen, wer ich ſei, überaus freundlich und widerlegte ſo alle Lügen, die über ihn ſo häufig verlauteten. Als ich mich ihm ſpäter nannte, wurde er ſogar herzlich, äußerte ſich über meine Auffaſſung ſeiner Gedichte in Ausdrücken, die ich hier zu wiederholen nicht wage. . . . Ich ſah, daß Goethe nicht angezogen ſei und vielleicht den Vormittag noch etwas zu thun habe, worauf ich mich mit dem Verſprechen von ihm empfahl, ihn, ſeinem Wunſche gemäß, des Nachmittags*) auf längere Zeit zu beſuchen.

Kaum konnte ich den Augenblick erwarten, der mich zu Goethe führte. Ich traf dort den Magiſtratsrath Grüner. . . . Goethe, ſehr aufgeweckt und munter, bot uns Sitze an, die Worte an mich im Scherz richtend: „Lieber Tomaſchek! Sie müſſen ſich auf das Kanapee ſetzen; denn Sie ſind heute unſer Erzbiſchof.“ Ich proteſtirte gegen eine ſolche Würde; doch es half nichts,

*) [Wohl ſpäter an demſelben Morgen: ſ. unten.]

ich mußte folgen. Als wir eine Weile ſchon ſaßen, brachte der Kellner eine ſtattliche Flaſche mit ſüßem ungariſchen Wein gefüllt und einen Teller mit Preßburger Zwieback. Es entſpann ſich ein für mich intereſſantes Geſpräch über die ſchöne Kunſt, wobei Goethe über ihre Formen die herrlichſten Anſichten entwickelte, deren ich mich oft noch mit Entzücken erinnere. Im Verfolge des Geſpräches kamen wir auch auf „Wilhelm Meiſter's Lehrjahre" zu ſprechen, wobei ich mir zu bemerken erlaubte, daß ich bei der ſeligſten Wonne, in die mich dieſer Roman, ſo oft ich ihn las, ſtets verſetzte, dennoch nicht in's Reine damit gekommen ſei, ob die Capitel darin dem Romane ihr Daſein verdanken, oder ob der Roman aus deſſen Fragmenten entſtand. Goethe ſchmunzelte und ſtellte die Frage an mich, wie ich auf die Idee gekommen? Ich rechtfertigte ſie durch die lockere Haltung der Capitel untereinander, vorzüglich wies ich auf das ſechſte Buch hin mit der Ueberſchrift „Bekenntniſſe einer ſchönen Seele", das mit dem übrigen in gar keiner Verbindung zu ſtehen ſcheint, worauf Goethe mir entgegnete: „Da ich Sie mit Ihrer Idee am rechten Wege finde, will ich Sie vollends zum Ziele führen. Ich hatte die Capitel oder Fragmente, wie Sie es nennen, allerdings einzeln geſchrieben und ſie auch einzeln nach und nach durch Zeitſchriften veröffentlicht*); doch wer kennt nicht das Loos der Zeit-

*) [Demnach war auch von den „Wanderjahren" die Rede geweſen.]

ſchriften! Und ſo glaube ich nicht, daß ſich jemand darüber aufhalten könnte, das früher Zerſtreute nun beiſammen, aneinandergereiht, als einen Roman vor ſich zu ſehen; ich wenigſtens bedaure nicht, die Mühe darauf verwendet zu haben."

Es kam manches noch zur Sprache, ehe der Abend verging, ja es wurde ſogar mineralogiſirt, wobei der Magiſtratsrath Grüner herhalten mußte; ich aber hörte zu und pauſirte. Goethe, mein Stillleben gewahrend, machte wieder einen ſchnellen Übergang zur Kunſt, indem er mich fragte, ob es mir nicht möglich wäre, ihm einige ſeiner, von mir componirten Lieder vorzutragen, hinzuſetzend, daß ſelbſt der geübteſte Sänger ein Lied doch nicht ſo zu beleben wiſſe, als deſſen Tondichter; auch meinte er, daß es nicht ſo ſehr auf die Schönheit des Singorgans dabei ankomme, als vielmehr auf die jedesmalige, an gehöriger Stelle angebrachte Betonung, wodurch erſt das Lied ſeine volle Wirkung thue. Ich ſchlug ihm vor, die Wohnung des Advocaten Frank, der ein gutes Fortepiano hatte, zu beſuchen, und verſprach, ihn ſelbſt . . . dahin abzuholen.*) Goethe

*) [Tomaſchek ſchreibt: „am folgenden Tage nach 10 Uhr Vormittags dahin abzuholen." Dieſe Zeitangabe ſteht jedoch mit Goethes Tagebuchaufzeichnung, ſowie mit Grüner's Erzählung über den Verkehr mit Goethe in Widerſpruch. Einklang iſt nur dadurch herzuſtellen, daß man den Verkehr mit Tomaſchek als an Einem Tage, den 6. Auguſt, erfolgt annimmt, und nicht am folgenden Tag, ſondern am Nachmittag des 6. Auguſt die muſikaliſche Production ſtattfinden läßt.]

wurde durch meine Bereitwilligkeit so herzlich, daß ich kein Bedenken trug, ihn zu bitten, mein kleines Stammbuch, das ich deshalb mithatte, nur mit ein paar Worten zu verherrlichen, wozu er gleich zwei Blättchen sich wählte. . . . . .

Ich säumte nicht, mich . . . zur bestimmten Zeit bei ihm einzufinden, um ihn nach dem verabredeten Orte zu begleiten. Nach wechselseitigen Begrüßungen nahm jeder von dem kleinen Publikum seinen Platz ein; es bestand aus Frank und seinem Sohn, dann dem Rath Grüner und dem Apotheker v. Helly aus Prag. . . . Goethe setzte sich nächst dem Fortepiano mir gerade gegenüber; wahrscheinlich wollte er sehen, ob meine Geberdensprache mit Wort und Ton stets im Einklange stehe.

Durch die Gegenwart des Dichters begeistert, begann ich mit dem „Haidenröslein", das ihn sehr anzusprechen schien, worauf dann die übrigen Lieder folgten, als: „Wer kauft Liebesgötter?" — „Nachgefühl", — „Mailied", — „An die Entfernte", — „Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg", — „Rastlose Liebe", — „Frühzeitiger Frühling", — „Trost in Thränen", wobei er tiefe Rührung nicht bergen konnte; vielleicht gab ein trauriges, dem Dichter einst begegnetes Ereigniß zu diesem letztern Liede die Veranlassung, daß er jetzt noch so sehr sich dabei aufgeregt fühlte. Dem folgten noch: „Am Flusse", — „Wanderers Nachtlied", — „Schäfers Klagelied", — „An dem See", — „Jägers Abendlied", — „Mignons Sehnsucht". Die wenigen Worte

— „Sie haben das Gedicht verstanden", — die Goethe nach Anhören des letztgenannten Liedes zu mir sprach, sagten mir deutlich, daß er mit meiner Auffassung des Liedes ganz zufrieden war, indem er noch weiter bemerkte: „Ich kann nicht begreifen, wie Beethoven und Spohr das Lied gänzlich mißverstehen konnten, als sie es durchcomponirten; die in jeder Strophe auf derselben Stelle vorkommenden gleichen Unterscheidungszeichen wären, sollte ich glauben, für den Tondichter hinreichend, ihm anzuzeigen, daß ich von ihm bloß ein Lied erwarte. Mignon kann wohl ihrem Wesen nach ein Lied, aber keine Arie singen." — Nun trat eine Pause ein, während Goethe einige Ölgemälde von Frank's zweitem Sohn betrachtete und sich über das Talent des jungen Malers lobend äußerte.

Nachdem Goethe sich wieder gesetzt, nahm ich zum Schlusse noch die drei ihm gewidmeten Balladen vor, nämlich: den „Erlkönig", — „König von Thule" — und „den Fischer". — Goethe empfahl sich allen Anwesenden und wandte sich zu mir mit den Worten: „Ihnen, lieber Tomaschek, werde ich heute erst des Nachmittags (?) danken, bis Sie sich ihr Stammbuchblättchen abholen werden." Die Neugierde, wie der große Mann mein Blättchen bedacht, ließen mich nicht säumen, gleich nach Tisch dahin zu gehen. Ich traf ihn herumklaubend unter seinen Mineralien, die er mit Rath Grüner in der Umgegend von Eger gesammelt hatte. Goethe war diesmal noch viel freundlicher, als

tragen, unſrer Stimme öffentlich gegeben wird, Verzicht zu thun.

Auf dieſe Weiſe hatte ſich unſer Freund völlig reſignirt, und ſich zugleich mit großen Eifer den Handelsgeſchäften gewidmet. Zum Erſtaunen ſeines Freundes und zur größten Zufriedenheit ſeines Vaters war niemand auf dem Comtoir und der Börſe, im Laden und Gewölbe thätiger, als er; Correſpondenz und Rechnungen, und was ihm aufgetragen wurde, beſorgte und verrichtete er mit größter Fleiß und Eifer. Freylich nicht mit dem heitern Fleiße, der zugleich dem Geſchäftigen Belohnung iſt, wenn wir dasjenige, wozu wir geboren ſind, mit Ordnung und Folge verrichten, ſondern mit dem ſtillen Fleiße der Pflicht, der den beſten Vorſatz zum Grunde hat, der durch Überzeugung genährt und durch ein innres Selbſtgefühl belohnt wird; der aber doch oft, ſelbſt dann, wenn ihm das

gewöhnlich; er nahm mich bei der Hand und dankte mir für die musikalische Ausstattung seiner Gedichte mit sehr wenigen, aber um so innigeren Worten, die ich zeitlebens im Gedächtnisse aufbewahren werde. Er nahm die zwei von ihm beschriebenen Blättchen und gab sie mir, indem er lächelnd bemerkte: „Da habe ich Ihnen etwas Diplomatisches*) zur Erinnerung an unser Zusammentreffen gemacht; es soll mich freuen, wenn Sie beim Anblicke dieser Zeilen sich dessen erinnern. Übrigens hoffe ich, daß wir uns noch im Leben wiedersehen werden." Ich dankte für das herrliche Andenken, empfahl mich und verließ innig gerührt seine Wohnung. Nicht übergehen darf ich das Gedicht hier, das Goethe auf den zwei Blättchen für mein Stammbuch schrieb.

Das Diplomatische daran, wie er sich im Scherz ausdrückte, bestehet darin, daß, wenn man die Überschrift der Rückseite vom Gedicht im Zusammenhange lesen will, man beide Blättchen scharf nebeneinander legen muß. Dasselbe muß geschehen, ehe man zum Lesen der inneren Überschrift vom Gedicht schreitet. Die äußere Überschrift lautet:

Für innige	Theilnahme
an meinen	Gesängen
dank	bar
zu freundlichem	Erinnern
genußreicher	Stunden
Eger, d. 6. August	1822.

*) [Problematisches?]

Die innere Überschrift lautet:

Liebeschmerzlicher unmittelbar | Zwie-Gesang nach dem Scheiden.

Nun folgen die zwei ersten Strophen des Gedichts „Kolsharfen".

805.

1822, 6. August Abends.

Mit Grüner.

Compositeur Tomaschek befand sich auf Besuch bei dem Advocaten Frank in Eger. Nach vorgängiger Rücksprache mit mir, beehrte Goethe ihn mit einem Besuche. Tomaschek sang einige Lieder Goethes, die er in Musik gesetzt hatte, namentlich den Erlkönig, die Müllerin, und andere, und begleitete sich dazu auf dem Pianoforte. Goethe empfahl sich unter Beifallsbezeigung.

Zu Hause sprach dann Goethe viel von musikalischen Compositionen, besonders von jenen Zelters, seines ältesten Freundes, wie er ihn nannte. Diesen sollten Sie kennen, sagte er, ich wünschte mir eine solche Laune. Ich muß Ihnen doch etwas von ihm vorlesen.

Nun las Goethe einen Brief Zelters vor, worin erzählt war, wie er einen tüchtigen Compositeur in Sachsen . . . [Peter Mortimer] besuchte, den er in den armseligsten Umständen traf; dann folgte eine Schilderung des Besuches Zelters in Herrnhut. Wenn

auch der Brief weniger witzig, weniger mit drolligen Einfällen versehen gewesen wäre, so hätte schon das bloße Vorlesen Goethes dafür einnehmen und einen angenehmen Eindruck hervorbringen müssen; denn er konnte sich dabei so ganz in die Stimmung seines Freundes versetzen und demgemäß die Stimme modu-liren; kurz er hatte einen vortrefflichen, mir noch nie-mals vorgekommenen Vortrag.

Lächelnd fragte er: „Nun, was sagen Sie dazu?"

Ich antwortete, daß der Brief verdiente, in Druck zu erscheinen.

„Wir wollen sehen," sagte Goethe, „es müßte natürlich vieles cassirt werden." Dann sprach er über Tomaschek's Verdienste und lobte dessen kunstreiche Compositionen, „doch," fügte er hinzu, „wünschte ich ihm mehr Gemüthliches; der Eingang zum „„Erlkönig"" will mich nicht ansprechen."

806.

1822, 7. August.

Mit Anton Martius u. a.

a.

Herr Pastor Martius in Schönberg bei Franzens-bad wird häufig von Kurgästen wegen seines ansehn-lichen Mineralienkabinets besucht. Er ist ein sehr kenntnißreicher, äußerst gefälliger Mann. Die Aus-sicht von Schönberg über das Egerland erfreute Goethe

ſehr und gab zur Recapitulation der Touren Anlaß, die er in dieſem Ländchen gemacht hatte. Wir trafen unter andern Perſonen den Präſidenten von Stettin, mit welchem Goethe ſich unterhielt. Herr Paſtor Martius, der ſich durch den Beſuch höchſt geehrt fühlte, überreichte Goethe einige Rauchtopaſe, Amethyſte und Granate aus der Nachbarſchaft, die er dankend freundlichſt annahm.

b.

Goethe . . fand 1822 bei ihm mancherlei, was ſeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm, ſowohl an phyſikaliſchen Inſtrumenten, wie an naturwiſſenſchaftlichen Gegenſtänden, unter letzteren namentlich eine Folge von Mineralien vom Kammerbühl, über welche er äußerte, daß dieſe ſehr wiſſenſchaftliche Zuſammenſtellung mehr ſage, als alles, was über den Kammerbühl geſchrieben worden ſei; ferner eine Sammlung engliſcher Steinkohlen, die er noch nicht ſo ſchön geſehen zu haben verſicherte; endlich einen gewaltigen Meteorſtein von beinahe fünf Centnern Gewicht. Auch eine zahme Ringelnatter zog Goethe ſehr an; ſie war ſo an Martius gewöhnt, daß ſie auf ſeinen Ruf herbeikam, ſich um ſeinen Hals legte, ſein Geſicht ſtreichelte und dem Zuge ſeiner Feder mit dem Kopfe folgte, wenn er ſchrieb. Goethe konnte ihr keine Vertraulichkeit abgewinnen und bewunderte daher umſomehr das Geſchick des Pfarrers, ſich mit Thieren zu verſtändigen. . . .

Goethe frug Martius, was er von der, damals von einigen Naturkundigen aufgestellten Behauptung halte, daß der Granit im Vogtlande geschichtet vorkomme, worauf der genannte Geistliche eine, bei Gelegenheit eines Straßenbaues in Schönberg entblößte merkwürdige Stelle nachweisen konnte, an welcher deutlich zu erkennen war, wie ein streckenweise parallel mit Gneisschichten streichender Granitgang den Gneis durchbrochen hatte, so daß zugleich einleuchtete einerseits, wie die Annahme eines geschichteten Vorkommens entstehen konnte, und andererseits, wie irrig sie war. Goethe ersuchte Martius, ihm eine genaue Beschreibung dieses lehrreichen Lagerverhältnisses nach Weimar zu schicken....

Goethe wurde während seines Verweilens in Schönberg noch durch Ausbruch eines heftigen Gewitters entzückt. „Wie freue ich mich," rief er aus, „den Donner über dem vogtländischen Granit zu hören!"

807.

1822, 8. August.

Mit Grüner.

Als ich Goethe Abends besuchte, kam er wieder auf seinen Lieblingsgegenstand, die Farbenlehre. Er erörterte die Mühe, den Kostenaufwand, welche er beharrlich auf diesen Gegenstand verwendete, und sagte ganz gelassen: Er sei allein auf der Erde, der sagen könne er habe Wahrheit. Nachdem Goethe noch Einiges

hinzugefügt, sagte er: „Ich muß Ihnen doch die vortreffliche Ode Manzoni's auf den Tod Napoleon's vorlesen; ich habe versucht, so gut ich konnte, sie deutsch wieder zu geben."

Welch' ein Lesen! Er war wie in einem verklärten Zustande, dabei ganz ergriffen, das Feuer blitzte aus seinen Augen, die richtigste Betonung eines jeden Wortes und Ausdruckes ergriffen auch mich, und wie er zu Ende war, folgte eine Pause. Wir sahen einander an, ich konnte in seinem Antlitze, und er mochte in dem meinigen Begeisterung lesen. „Sie sollen sie morgen haben," sagte er endlich; „nicht wahr, Manzoni ist ein großer Dichter?"

Ich wünschte, versetzte ich, daß er beim Vortrage dieser Ode zugegen gewesen wäre; wenn er auch nicht deutsch verstehen möchte, würde er doch durch den begeisterten Vortrag Eurer Excellenz sich gewiß ausgezeichnet belohnt gefühlt haben.

808.

1822, 10. August.

Mit Grüner.

Ich erzählte Goethe von der berühmten chemischen Fabrik meines Freundes Fikentscher zu Redwitz, und sagte, daß dieser es sich zur größten Freude machen würde, mit einem Besuche beehrt zu werden. Goethe ließ sich um so mehr geneigt finden, diese Reise zu

unternehmen, als er Hoffnung hatte, Gläſer für das Naturalienkabinet zu Jena in Fikentſcher's Glasfabrik beſtellen zu können.

Da ich die mehrerwähnte Eiche auf ſtarke Bretter zerſcheiden ließ, welche noch auf der Sägemühle beim Mühlthore lagen, wünſchte Goethe zu ſehen, wie die Eiche innerlich durchaus beſchaffen ſei, und ſo wurde der im Tagebuch bemerkte Spaziergang unternommen. Goethe fand die Bretter durchaus geſund und von der bereits beſchriebenen Farbe; es wurde wieder ein Stückchen mitgenommen.

809.

1822, 11. Auguſt.

Mit Grüner.

Mit Goethe um 12½ Uhr nach Waldſaſſen gefahren, dort geſpeiſt, die Kirche, dann die Stellagen der ehemaligen Bibliothek beſehen. Es befinden ſich über den Fächern dieſer ehemaligen Bibliothek allegoriſch ſein ſollende Schnitzwerke, z. B. über dem Fache der philoſophiſchen Schriftſteller ein Kopf mit einem Kropf und mit Warzen im Geſichte, die scriptores profani hatten gebundene Hände u. ſ. w. Während wir unſere Betrachtungen darüber anſtellten, kamen Fremde von anſehnlichem Äußern. „Geben Sie Acht, Freund", ſagte Goethe, „es ſind Preußen, die wollen immer Alles beſſer wiſſen als andere Leute."

Goethe zog ſich mit mir zurück, um aufmerkſam zuzuhören. Als ſie nun zu expliciren und debattiren anfingen, ſah mich Goethe, der die Arme übereinander geſchlagen hatte, warnend an, als ob ich aufmerken und mich durch ſie belehren laſſen ſollte, und ging dann. „Als wir allein waren, fragte er lächelnd: Nicht wahr, jetzt haben Sie alles weg?“

Auf der Heimfahrt nach Eger ſprach er abermals von den Widerſachern, welche gegen ſeine Farbenlehre aufgetreten waren. „Die Leute,“ ſagte er, „wollen ſich über Licht und Auge in Zergliederungen a priori einlaſſen, allein unſer Verſtand iſt beſchränkt, wir kennen nichts als die Wirkungen, daher habe ich Licht und Auge vorausgeſetzt.“

810.

1822, 12. Auguſt.

Mit Grüner.

Wie ich ſchon erwähnte, hatte ich für Goethe Mineralien aus der Umgegend geſammelt, und es hatte mir ſtets beſonderes Vergnügen gewährt, wenn er, mich aufmunternd, ſie annahm. Als ich heute von meinen Berufsgeſchäften nach Hauſe kam, fand ich Goethe in meinem Bilderzimmer. Nach kurzem Geſpräche wurde mein Arbeitszimmer geöffnet, und Goethe zeigte auf einen mit vierzehn Schubkäſten verſehenen Schrank, den er zu meiner Überraſchung verfertigen und während

meiner Abweſenheit, weil er meine Amtsſtunden kannte, hatte aufſtellen laſſen.

„Nun weihe ich Sie in die Mineralogie ein,“ ſagte er lächelnd, „und von nun an werden Sie mir nicht mehr ſo viel zutragen.“

Er hatte mehrere Schubkäſten mit Mineralien gefüllt, die ich ſchon kannte. Aber wie hätte ich je denken ſollen, daß auch ſeine Vorausſagung in Erfüllung gehen werde, da ich ſo ausgezeichnet behandelt worden und zur Dankbarkeit ſo ſehr verpflichtet war.

811.

1822, 13. Auguſt.

Bei Wolfgang Kaspar Fikentſcher.

Die Fabrik des Herrn Fikentſcher [in Redwitz] iſt wegen ihrer Ausdehnung, inneren Einrichtung, wegen ihrer ausgezeichneten chemiſchen Produkte und wegen des großen Abſatzes berühmt. Goethe ließ ſich von allem unterrichten, beſuchte auch die Glashütte, und beſtellte Gläſer für das Naturalienkabinet zu Jena. Die Glasfabrik wird bloß für die gläſernen Retorten betrieben. Goethe ließ ſich Gläſer fertigen, welche, wenn auf einen dunklen Gegenſtand gelegt, blau, über einen weißen aber gelb ausſahen, und das gab ihm abermals Anlaß zur Erörterung ſeiner Farbenlehre. Er war heiter, unterhielt ſich ſehr gut.

812.

1822, 18. Auguſt.

Bei Fikentſcher.

Goethe zeigte ſich über unſere [Grüner's und Frau] Ankunft [in Redtwitz] ſehr erfreut, lobte das Großartige der Fabrik, die freundliche Aufnahme, welche er, wie er ſagte, meinem freundlichen Vorſchlage zu verdanken habe. „Die Felſengruppen zu Alexanderbad", fuhr er fort, „empfehle ich Ihrer aufmerkſamen Betrachtung, denn ſie ſind auch ein problematiſcher Gegenſtand. Ich habe verſucht, ihnen etwas abzugewinnen," — und hierauf ſetzte er mir ſeine Anſicht auseinander.

813.

1822, 19. Auguſt.

Mit Grüner.

Ich kam Vormittags zu Goethe, der mir ... [einen für den Kurfürſten Maximilian von Bayern beſtimmt geweſenen] alterthümlichen Becher zeigte und mich erſuchte, ihm Schiller's dreißigjährigen Krieg zum Leſen zu leihen. Firnſtein's Leben und Gedichte intereſſiren Goethe ſehr. Die jammervolle Geſtalt Firnſtein's ſcheint auf ihn einen tiefen Eindruck gemacht zu haben; er lobte ihn und ſagte: „Dieſem Manne muß man trachten, auf die Beine zu helfen." — Ich brachte dann Schiller's dreißigjährigen Krieg und empfahl mich wieder.

schönste Bewußtseyn die Krone reicht, einen vordringenden Seufzer kaum zu ersticken vermag.

Auf diese Weise hatte Wilhelm eine Zeitlang sehr emsig fortgelebt und sich überzeugt, daß jene harte Prüfung vom Schicksale zu seinem Besten veranstaltet worden. Er war froh, auf dem Wege des Lebens sich bey Zeiten, obgleich unfreundlich genug, gewarnt zu sehen, anstatt daß andere später und schwerer die Mißgriffe büßen, wozu sie ein jugendlicher Dünkel verleitet hat. Denn gewöhnlich wehrt sich der Mensch so lange als er kann, den Thoren, den er im Busen hegt, zu verabschieden, einen Hauptirrthum zu bekennen, und eine Wahrheit einzugestehen, die ihn zur Verzweiflung bringt.

So entschlossen er war, seinen liebsten Vorstellungen zu entsagen, so war doch einige Zeit nöthig, um ihn von seinem Unglücke

Als ich Abends zu Goethe kam, bemerkte ich, daß ihm Zähren über die Wangen herabrollten. Ich fragte erſtaunt: Excellenz, was iſt Ihnen geſchehen?

„Nichts, Freundchen," erwiederte er, „ich bedaure nur, daß ich mit einem ſolchen Manne, der ſo etwas ſchreiben konnte, einige Zeit im Mißverſtändniſſe leben konnte. Schiller wohnte drei Häuſer von mir, und wir beſuchten uns nicht, weil ich, von Italien zurückkommend, vorwärts gedrungen war, und die durch Schiller veranlaßten Räubergeſchichten nicht ertragen konnte. Vom Jahre 1797 bis 1805 beſuchten wir uns wöchentlich zwei- bis dreimal, ſchrieben uns auch gegenſeitig. Schiller hatte die Gabe, daß er über ſeine Sachen, die er in Arbeit hatte, über Plan, Eintheilung ſprechen konnte, was aber mir nicht eigen war. Da er manches nicht gehörig motivirte, ſo gab es Dispute. Als er mir ſein vortreffliches Werk, Wilhelm Tell, brachte, machte ich ihn aufmerkſam, wie es komme, daß der Landvogt Geßler auf den Einfall geräth, Tell ſolle den Apfel von des Knaben Kopf ſchießen, und bemerkte, daß das nicht gehörig motivirt ſei. Schiller war hierüber etwas unwillig; allein ungefähr den dritten Tag brachte er die Scene mit dem Knaben des Tell, der behauptete, ſein Vater könne mit dem Pfeile jeden Apfel vom Baume ſchießen. Sehen Sie, Freund, jetzt iſt eine Veranlaſſung dazu, ſo macht es ſich herrlich."

„Schiller," fuhr Goethe fort, „war in Stuttgart geboren, in der Militär-Akademie erzogen, ſchrieb dort

die Räuber, entſprang, wurde in Mannheim gut aufgenommen, von Württemberg requirirt, ſuchte Aſyl im Thüringer Walde auf einem Landgute, wie Luther auf der Wartburg, heirathete, kam nach Dresden, Jena, dann nach Weimar. Er hatte ein Leiden im Unterleibe, und ich glaubte, daß er kaum noch ein Jahr leben würde. In jenem leidenden Zuſtande hatte er eine Apprehenſion gegen die Menſchen. Als ich ihn während deſſelben beſuchte, wurde angeklopft. Schiller ſprang haſtig auf, öffnete die Thüre und als ein junger, nicht unanſehnlicher Chirurg aus Berlin fragte, ob er die große Ehre und das Vergnügen hätte, den berühmten Schiller zu ſprechen, ſagte dieſer haſtig: Ich bin Schiller, heute können Sie ihn nicht ſprechen, — ſchob den Fremden zur Thüre hinaus und machte ſie zu."

„Es iſt oft läſtig", ſetzte Goethe bei, „ſich durch ſo viele Beſuche die Zeit rauben zu ſehen." Darauf ging er auf Firnſtein über und ſagte: „Wenn Firnſtein noch einige Gedichte nach meinem Rathe gemacht haben wird, ſo will ich ihn gerne einführen und die Einleitung zum Drucke treffen, denn er iſt in körperlicher Hinſicht ein äußerſt bedauerungswürdiger Menſch."

814.

1822, 21. Auguſt.

Mit Grüner.

„Sie kommen mir eben willkommen,“ rief mir Goethe beim Eintreten zu, „wir müſſen doch auch von unſerer Sammlung dem Prager Muſeum etwas zuſchicken, daher wollen wir die Sachen nach den Fundörtern verzeichnen und numeriren.“

Ich zeigte mich dazu höchſt bereitwillig. Während der Beſchäftigung kam das Geſpräch auf die richtige Benutzung der Zeit, worüber Goethe ſich ſo ausließ:

„Man ſagt immer, die Lebenszeit iſt kurz, allein der Menſch kann viel leiſten, wenn er ſie recht zu benützen weiß. Ich habe keinen Tabak geraucht, nicht Schach geſpielt, kurz nichts betrieben, was die Zeit rauben könnte. Ich habe immer die Menſchen bedauert, welche nicht wiſſen, wie ſie die Zeit zubringen oder benützen können. Für mich war es freilich gut; denn mein Sohn führte die ganze Hausordnung, er iſt ſehr ökonomiſch. Ich muß ſelbſt Verſendungen rücklings machen, kann aber meinen Geſchäften obliegen.“

815.

1822, 22. Auguſt.

Mit Grüner und deſſen Gattin.

„Heute komme ich," ſagte Goethe, meine Frau begrüßend, „Sie zu beläſtigen. Ich möchte gerne noch ein Stück Kattun mit nach Hauſe bringen, und weil die Frauen ihren eigenen Guſto haben, und auch wiſſen, was für ſie modern, ſchicklich iſt, ſo nehme ich Ihre Güte in Anſpruch." — Es wurde nach gemeinſamer Wahl ein Stück gekauft.

Goethe beſah meine Mineralien und freute ſich des Anwuchſes. Meine Ölgemälde und Kupferſtiche prüfte er ſorgfältig und ſagte: „Sie haben einige gute Stücke aus der altdeutſchen und italieniſchen Schule, dieſe halten Sie werth, beſonders aber, wie ich Ihnen ſchon bemerkte, Ihren florentiner Moſailſchrank," — bei dem er wieder einige Zeit verweilte.

„Bei Betrachtung der Bilder," fuhr Goethe dann fort, „muß man vorerſt fragen, was wollte der Künſtler mit dieſem Bilde ſagen? Man muß die Idee des Künſtlers ſich eigen zu machen ſtreben, und nicht kleine in Eile hingeworfene Verzeichniſſe aufſuchen und hierauf ſein Urtheil gründen."

Als ich Goethe des Abends beſuchte, kam das Geſpräch auf Wieland. Goethe ſagte: „Der Unerſetzliche war in Rom und Griechenland zu Hauſe. Er hat ſich ſeinen Tod ſelbſt zugezogen. Er war bei Hof in

Weimar. Da es Winter war, auch viel Schnee fiel, ſo erſuchte ich ihn warnend, er möchte die Nacht in Weimar zubringen, allein es half nichts, er ging in Schuhen und ſeidenen Strümpfen durch den Schnee nach ſeinem Osmannſtädt, verkühlte ſich und ſtarb."

816.

1822, 23. Auguſt.

Mit Grüner.

Da ich vorausſah, daß meine Amtsgeſchäfte in Hartenberg Sonnabend beendigt ſein würden, antwortete ich auf Goethes Frage: „Am Sonnabende beſehen wir doch wieder das Vincenzi-Feſt?" bejahend und ſetzte hinzu: Und für den Nachmittag würde ich die Fahrt nach der Veſte Seeberg vorſchlagen, wo die Drahtmühlen und die romantiſche Gegend Eure Excellenz intereſſiren dürften.

Goethe ſtimmte bei.

817.

1822, 24. Auguſt.

Mit Grüner.

Der Blitz ſchlug in den Dachſtuhl des Bachmeyerſchen Hauſes ein, und fuhr durch das Gebälke in die Stube im zweiten Stockwerke. In der Oberdecke der Stube erblickte man die Öffnung, konnte aber keine

Spur entdecken, wohin sich dann der Blitz gewendet habe. Die Hausbewohner wollten behaupten, daß, weil das Bett gerade unter der Öffnung, durch welche der Blitz gefahren, stand, die Bettfedern die Materie des Blitzes aufgelöst haben müßten. Sie fügten noch bei, daß sie kein Beispiel wüßten, daß Jemand im Bette vom Blitze getroffen worden wäre.

Ich bemerkte zu Goethe: Sollte es Grund haben, daß, wie Seneca sagt, die vom Blitze Getödteten niemals auf dem Gesichte liegend, sondern gegen das Firmament sehend angetroffen werden? Goethe erwiederte, daß er die Erfahrung noch nicht gemacht habe.

818.

1822, 25. August.

Mit Grüner.

Wir stiegen zu Seeberg in der alten Veste ab.....

Goethe besichtigte die Drahtmühlen, und weil sie wegen des Sonntags nicht im Gange waren, ließ er sich die Manipulation erklären, erkundigte sich auch nach der Menge der Erzeugung und nach der Größe des Absatzes.

... Die sogenannte Schwedenschanze leitete das Gespräch auf den dreißigjährigen Krieg und auf Wallenstein.

Grüner schloß eine Darlegung seiner geschichtlichen Forschungen mit den Worten:

Doch . . . ich komme wieder auf meine Lieblingsgegenstände, ohne zu bedenken, daß ich Eurer Excellenz läſtig fallen könne.

Darauf Goethe: „Ihr Beſtreben iſt löblich, ſollte aber die Luſt zur Mineralogie dieſem Eifer nicht einigen Abbruch thun?“

Allerdings, antwortete ich, aber bei meinen mineralogiſchen Excurſionen genieße ich ein doppeltes Vergnügen, weil ich weiß, was an dieſem oder jenem Orte ſich einſt Merkwürdiges zugetragen hat.

819.

1822, 26. Auguſt.

Mittag bei Grüner.

Zu dieſem Mittagsmahle lud ich auch den hoffnungsvollen Sohn des Phyſikatsarztes Dr. Köſtler ein, und machte Goethe auf die Fortſchritte deſſelben in den Studien aufmerkſam. Die Aufmunterung, welche Goethe dem jungen Manne zu Theil werden ließ, machte auf dieſen einen bleibenden Eindruck.

Das Geſpräch drehte ſich meiſt um die Studien, und kam dann auch auf die jetzige deutſche Orthographie. „Laßt ihr mich mit eueren Schreibfehlern gehen,“ ſagte Goethe, „ich mache in jedem Brief Schreibfehler und keine Comma. Ich dictire meiſtens und ſehe nicht nach. Sollte ich aber alle Briefe beantworten, ſo müßte ich ein eigenes Comptoir noch haben.“

820.

1822, 21. September.

Mit Friedrich Soret und Meyer.

Diesen Abend bei Goethe mit Hofrath Meyer. Die Unterhaltung drehte sich hauptsächlich um Mineralogie, Chemie und Physik. Die Phänomene der Polarisation des Lichts schienen ihn besonders zu interessiren. Er zeigte mir verschiedene Vorrichtungen, größtentheils nach seinen eigenen Angaben construirt, und äußerte den Wunsch, mit mir einige Experimente zu machen.

Goethe ward im Laufe des Gesprächs immer freier und mittheilender. Ich blieb länger als eine Stunde, und er sagte mir beim Abschiede viel Gutes.

Seine Gestalt ist noch schön zu nennen, seine Stirn und Augen sind besonders majestätisch. Er ist groß und wohlgebaut und von so rüstigem Ansehen, daß man nicht wohl begreift, wie er sich schon seit Jahren hat für zu alt erklären können, um noch in Gesellschaft und an Hof zu gehen.

821.

1822, 24. September.

Abend bei Goethe.

Den Abend bei Goethe zugebracht mit Meyer, Goethes Sohn, Frau von Goethe und seinem Arzt Rehbein. Goethe war heute besonders lebhaft. Er zeigte

mir [Soret] prächtige Lithographien (von Strixner nach Gemälden der Boisserée'schen Sammlung) aus Stuttgart, etwas so Vollkommenes in dieser Art, wie ich noch nicht gesehen. Darauf sprachen wir über wissenschaftliche Dinge, besonders über die Fortschritte der Chemie. Das Jod und das Chlor beschäftigten Goethe vorzugsweise; er sprach über diese Substanzen mit einem Erstaunen, als ob ihn die neuen Entdeckungen der Chemie ganz unvermuthet überrascht hätten. Er ließ sich etwas Jod hereinbringen und verflüchtete es vor unsern Augen an der Flamme einer Wachskerze, wobei er nicht verfehlte, uns den violetten Dunst bewundern zu lassen, als freudige Bestätigung eines Gesetzes seiner Theorie der Farben.

822.

1822, Herbst.

Mit der Familie Mendelssohn-Bartholdy.

a.

Goethe, der Vornehme, Hohe, Ministerielle, um den Würde, Ruhm, Dichterglanz, Genie und Superiorität jeder Gattung eine blendende Strahlenkrone bilden, vor dem gemeine Sterbliche erbangen, ist so gütig, mild, freundlich, ja, väterlich gegen den Knaben, daß ich (Lea Mendelssohn geb. Salomon) nur mit dem innigsten Dank und freudiger Rührung mir diese beglückenden Bilder zurückrufen kann. Stundenlang sprach er mit

meinem Mann über Felix, herzlich lud er ihn ein, wieder längere Zeit bei ihm zu wohnen, mit sichtlichem Wohlgefallen ruhten seine Blicke auf ihm, und sein Ernst verwandelte sich in Heiterkeit, wenn er nach seinem Sinn phantasirt hatte. Da er gewöhnliche Musik nicht liebt, war sein Piano seit Felix' Abwesenheit unberührt geblieben, und er öffnete es ihm mit den Worten: „Komm und wecke mir all die geflügelten Geister, die lange darin geschlummert." Und ein ander Mal: „Du bist mein David! Sollte ich krank und traurig werden, so banne die bösen Träume durch Dein Spiel; ich werde auch nie wie Saul den Speer nach Dir werfen. . . . ." Auch gegen Fanny war er sehr gütig und herablassend: sie mußte ihm viel Bach spielen und seine von ihr componirten Lieder gefielen ihm außerordentlich, sowie ihn überhaupt erfreut, sich in Musik gesetzt zu sehen.

b.

Eines Abends erbat er [Goethe] sich von Felix eine Fuge von Bach, welche die junge Frau v. Goethe ihm bezeichnete. Felix wußte sie nicht auswendig, nur das Thema war ihm bekannt, und dies führte er nun in einem langen fugirten Satz durch. Goethe war entzückt, ging zu der Mutter, drückte ihr mit vieler Wärme die Hände und rief aus: „Es ist ein himmlischer, kostbarer Knabe! Schicken Sie ihn mir recht bald wieder, daß ich mich an ihm erquicke."

völlig zu überzeugen. Endlich aber hatte er jede Hoffnung der Liebe, des poetischen Hervorbringens und der persönlichen Darstellung, mit triftigen Gründen, so ganz in sich vernichtet, daß er Muth faßte, alle Spuren seiner Thorheit, alles, was ihn irgend noch daran erinnern könnte, völlig auszulöschen. Er hatte daher an einem kühlen Abende ein Kaminfeuer angezündet, und holte ein Reliquienkästchen hervor, in welchem sich hunderterley Kleinigkeiten fanden, die er in bedeutenden Augenblicken von Marianen erhalten, oder derselben geraubt hatte. Jede vertrocknete Blume erinnerte ihn an die Zeit, da sie noch frisch in ihren Haaren blühte, jedes Zettelchen an die glückliche Stunde, wozu sie ihn dadurch einlud, jede Schleife an den lieblichen Ruheplatz seines Hauptes, ihren schönen Busen. Mußte nicht auf diese Weise jede Empfindung, die er schon lange

823.

1822, 3. December.

Abend bei Goethe.

Bei Goethe in einer Abendgesellschaft. Die Herren Riemer, Coudray, Meyer, Goethes Sohn und Frau von Goethe waren unter den Anwesenden.

Die Studenten in Jena sind in Aufstand begriffen; man hat eine Compagnie Artillerie hingeschickt, um sie zu beruhigen. Riemer las eine Sammlung von Liedern, die man ihnen verboten und die dadurch Anlaß oder Vorwand der Revolte gegeben. Alle diese Lieder erhielten beim Vorlesen entschiedenen Beifall, besonders wegen des Talents, das darin sichtbar; Goethe selbst fand sie gut und versprach sie mir [Soret] zur ruhigen Durchsicht.

Nachdem wir darauf eine Zeit lang Kupferstiche und kostbare Bücher betrachtet hatten, machte Goethe uns die Freude, das Gedicht „Charon" zu lesen. Die klare, deutliche und energische Art mußte ich bewundern, womit Goethe das Gedicht vortrug. Nie habe ich eine so schöne Deklamation gehört. Welches Feuer! Welche Blicke! Und welche Stimme, abwechselnd donnernd und dann wieder sanft und milde! Vielleicht entwickelte er an einigen Stellen zu viele Kraft für den kleinen Raum, in dem wir uns befanden; aber doch war in seinem Vortrage nichts, was man hätte hinwegwünschen mögen.

Goethe sprach darauf über Litteratur und seine Werke, sowie über Frau von Staël und Verwandtes. Er beschäftigt sich gegenwärtig mit der Übersetzung und Zusammenstellung der Fragmente vom „Phaëthon" des Euripides. Er hat diese Arbeit bereits vor einem Jahre angefangen und in diesen Tagen wieder vorgenommen.

824.

1822, 17. December.

Mit Soret.

Abends bei Goethe. Er war sehr heiter und behandelte das Thema, daß die Thorheiten der Väter für ihre Kinder verloren seien, mit vielem Geist. Die Nachforschungen, die man jetzt zur Entdeckung von Salzquellen anstellt, interessirten ihn sichtbar. Er schalt auf die Dummheit gewisser Unternehmer, welche die äußern Spuren und die Lage und Folge der Schichten, unter denen Steinsalz liegt und durch die der Bohrer gehen muß, ganz außer Acht lassen, und die, ohne den rechten Fleck zu wissen und zu finden, immer ein einziges Bohrloch an einer und derselben Stelle auf's Gerathewohl hartnäckig verfolgen.

825.

1822 ungefähr.

Mit Ida Melos u. a.

Als Jugendgespielen der Enkel des Dichters, Wolfgang und Walther, waren die drei Töchter des Melos-

schen Hauses gar vielfach in Goethes Hause, wie die beiden Knaben fast täglich zu ihnen herüber kamen. Goethe selbst, bis an sein Lebensende ein Kinderfreund, war allezeit gar liebevoll gegen seine Enkel und deren Gespielinnen; wenn ihm das kleine Volk über seinem Haupte zu viel Lärm machte, so schickte er ihnen als einzige Mahnung zur Ruhe eine Schachtel voll köstlicher Frankfurter Süßigkeiten, um welche sie Lotto spielen möchten; öfter auch warf er die Süßigkeiten aus den Fenstern seines Arbeitszimmers in den Garten hinab, wobei Ida die bevorzugte war. Oder er stand, in seinen langen grauen Hausrock gekleidet, die Arme auf dem Rücken, im Garten und sah den spielenden Kindern zu, wobei, schreibt Frau Freiligrath, die Enkel gar manchmal, wenn unsere Bälle höher flogen, oder unsere Reifen einen schöneren Bogen beschrieben, einen kleinen Tadel erhielten, wie: „Ei, die Mädchen beschämen Euch. Die Mädchen machen's besser." Wolfgang lief sehr viel ungenirt beim Apapa ein und aus, und ich, als damals unzertrennliche Gefährtin, mit ihm, doch nie schien dieser über die Störung ungehalten oder ungeduldig, und immer hatte er ein paar freundliche Worte für uns. Einmal — es ist mir unvergeßlich und auch unerklärlich — gab er uns Geld und den Auftrag, von den längsten Zwiebelreihen, die wir finden könnten, einzukaufen und ihm zu bringen. Es war Zwiebelmarkt und eine ungeheure Menge dieser beliebten Südfrucht vor Goethes Hause ausgeboten. Wir durchliefen

die Reihen der ländlichen Verkäufer und Verkäuferinnen und wählten die schönsten und längsten der Zwiebelrespen, beluden uns damit und schleppten sie zu Goethe, der uns nun befahl, sie an einer Schnur über seinem Schreibtisch zu befestigen. . . . . Ein andermal, als Goethe in unserer Gegenwart seinen Rock wechselte und ich mich bemühte, ihm dabei behülflich zu sein, erhielt ich das Compliment: „Von so schönen Händen bin ich lange nicht bedient worden."

826.

1823, 3. Februar.

Mit v. Müller.

Ich traf ihn gegen 6 Uhr Abends ganz allein; nur sein kleiner Enkel blätterte in Bilderbüchern und ward bei seinem lebhaften Wesen und öftern Fragen von dem alten Herrn auf's geduldigste von Zeit zu Zeit beschwichtigt, endlich aber durch allerlei Persuasion vermocht, sich auf das Bett im Cabinet schlafen zu legen.

Die wichtige Tagesneuigkeit des Krieges mit Spanien gab unserm Gespräch die erste Unterlage. Goethe hält sich überzeugt, daß zu Verona bereits ein fester Plan der Unterstützung Frankreichs durch Nachrücken der Armeen verabredet sei, daß man Spanien, es koste was es wolle, bezwingen werde, und daß viel ernsthaftere Maßregeln, als man sich irgend träumen lasse, ehestens zum Vorschein kommen würden. Die Opposition der

Württemberger gegen Öſterreichs Allgewalt erſcheint ihm abſurd, wie jede Oppoſition, die nicht zugleich etwas Poſitives anſtrebe.

„Hätte ich das Unglück in der Oppoſition ſein zu müſſen, ich würde lieber Aufruhr und Revolution machen, als mich im finſtern Kreiſe ewigen Tadels des Beſtehenden herumtreiben. Ich habe nie im Leben mich gegen den übermächtigen Strom der Menge oder des herrſchenden Princips in feindliche, nutzloſe Oppoſition ſtellen mögen; lieber habe ich mich in mein eigenes Schneckenhaus zurückgezogen und da nach Belieben gehauſet. Zu was das ewige Opponiren und übellaunige Kritiſiren und Regiren führt, ſehen wir an Knebeln: es hat ihn zum unzufriedenſten, unglücklichſten Menſchen gemacht; ſein Inneres, gleich einem Krebs, ganz unterfreſſen; nicht zwei Tage kann man mit ihm in Frieden leben, weil er alles angreift, was einem lieb iſt.“

Wir kamen auf die Landtagswahlen und auf die Glieder des Regierungscollegiums zu ſprechen, die ich ihm nach ihrer Individualität ſchildern mußte. Riemer's gegenwärtige Verſtimmung gab Anlaß ſich über ihn auszuſprechen. „Er hat mehr Talent und Wiſſen,“ bemerkte Goethe, „als er nach dem Maße ſeiner Charakterſtärke ertragen kann.“

Ich ſuchte Goethen vorſichtig dahin zu bringen, daß er zu Riemer's Ermuthigung durch freundliche Attention beitragen möge, was denn auch ſeine gute Wirkung hatte. Da kam er auf eine förmliche Theorie der Un-

zufriedenheit. „Was wir in uns nähren, das wächst; das iſt ein ewiges Naturgeſetz. Es gibt ein Organ des Mißwollens, der Unzufriedenheit in uns, wie es eines der Oppoſition, der Zweifelſucht gibt. Je mehr wir ihm Nahrung zuführen, es üben, je mächtiger wird es, bis es ſich zuletzt aus einem Organ in ein krankhaftes Geſchwür umwandelt und verderblich um ſich frißt. Dann ſetzt ſich Reue, Vorwurf und andere Abſurdität daran, wir werden ungerecht gegen andere und gegen uns ſelbſt. Die Freude am fremden und eignen Gelingen und Vollbringen geht verloren; aus Verzweiflung ſuchen wir zuletzt den Grund alles Übels außer uns, ſtatt es in unſrer Verkehrtheit zu finden. Man nehme doch jeden Menſchen, jedes Ereigniß in ſeinem eigentlichen Sinne, gehe aus ſich heraus, um deſto freier wieder bei ſich einzukehren.“

Gegen 8 Uhr verließ ich ihn, und gerne, ſchien es, hätte er noch länger mich bei ſich behalten.

827.

1823, 23. Februar.

Während Goethes Krankheit.

Ach, liebe Julie, ich [Caroline Freifrau v. Egloffſtein geb. v. Aufſeß] bin recht betrübt. Die Worte, ſo er [Goethe] Dir zum Abſchied gab, ſind wahrſcheinlich die letzten, ſo er niederſchrieb. Es iſt mir höchſt erfreulich, daß mein Großvaterſtuhl der einzige iſt, in

dem er gerne ſitzt. Der Großherzog und Frau v. Stein haben ihm welche geſchickt, aber keiner behagt ihm, und er ſagte noch heute: „Die gute Oberkammerherrin baut ſich eine Stufe im Himmel durch die Wohlthat, ſo ſie uns erweiſt.“ Ottilie pflegt ihn und wacht die Nächte. . . . . Sie muß ihn unterhalten und wie in geſunden Tagen ihm erzählen. So beklagt er, daß er Stroganow, welcher ſich in Konſtantinopel ſo brav benahm, nicht geſehen habe. Kurz, obgleich er ſich ſehr krank fühlt, ſo iſt er dennoch gefaßt wie immer und betrachtet das Treiben der Ärzte, als wären es Experimente, die ſie an einem Fremden machen. „Probirt nur immer!“ ſagt er; „der Tod ſteht in allen Ecken und breitet ſeine Arme nach mir aus, aber laßt Euch nicht ſtören!“

828.

1823, 24. Februar.

Während Goethes Krankheit.

Eben komme ich [v. Müller] von Goethes Krankenbette, wo ich vier Stunden in großer Spannung zubrachte. Es ſcheint eine Kriſis eingetreten, die wieder Hoffnung ſchöpfen läßt; das Bewußtſein iſt wieder ganz frei, das Athemholen ruhig, die Schmerzen minder, die Todeskälte in den Händen beginnt zu weichen und deutet auf eine ruhige Nacht. Welche merkwürdige Äußerungen that er, wie klar beurtheilt er ſeine Krank-

heit, wie die eines Fremden, und wie liebevoll, wie graziös spricht er noch immer mit seinen Familiengenossen, wie humoristisch, ja ironisch mit den Ärzten! „Der Tod steht in allen Ecken um mich," sprach er ganz heiter diesen Morgen, und diesen Abend: „Es ist ein Hinderniß in mir zu leben, wie zu sterben; mich soll nur wundern, wie es werden wird." Wenn er morgen überlebt, ist er gerettet — glaubt man.

829.

1823, 25.*) Februar.

Während Goethes Krankheit.

Der heutige Tag war in bezug auf Goethe noch sehr beunruhigend, indem diesen Mittag die Besserung nicht erfolgte, wie gestern. In einem Anfall von Schwäche sagte er zu seiner Schwiegertochter: „Ich fühle, daß der Moment gekommen, wo in mir der Kampf zwischen Leben und Tod beginnt."

Doch hatte der Kranke am Abend sein volles geistiges Bewußtsein und zeigte schon wieder einigen scherzhaften Übermuth. „Ihr seid zu furchtsam mit Euern Mitteln," sagte er zu Riehbein, „Ihr schont mich zu sehr! Wenn man einen Kranken vor sich hat, wie ich es bin, so muß man ein wenig Napoleonisch mit ihm zu Werke

*) [Die Angabe des 24. als Monatstag dürfte irrig, dagegen die des Wochentags — Dienstag — richtig sein.]

geben.“ Er trank darauf eine Taſſe eines Decocts von Arnica, welche geſtern, im gefährlichſten Moment von Huſchke angewendet, die glückliche Kriſis bewirkt hatte. Goethe machte eine graziöſe Beſchreibung dieſer Pflanze und erhob ihre energiſchen Wirkungen in den Himmel. Man ſagte ihm, daß die Ärzte nicht hätten zugeben wollen, daß der Großherzog ihn ſehe. „Wäre ich der Großherzog,“ rief Goethe, „ſo würde ich viel gefragt und mich viel um Euch bekümmert haben!“

In einem Augenblick, wo er ſich beſſer befand und wo ſeine Bruſt freier zu ſein ſchien, ſprach er mit Leichtigkeit und klarem Geiſte, worauf Rehbein einem der Naheſtehenden in's Ohr flüſterte: „Eine beſſere Reſpiration pflegt eine beſſere Inſpiration mit ſich zu führen.“ Goethe, der es gehört, rief darauf mit großer Heiterkeit: „Das weiß ich längſt; aber dieſe Wahrheit paßt nicht auf Euch, Ihr Schelm!“

Goethe ſaß aufrecht in ſeinem Bette der offenen Thür ſeines Arbeitszimmers gegenüber, wo ſeine nähern Freunde verſammelt waren, ohne daß er es wußte. Seine Züge ſchienen mir [Soret] wenig verändert; ſeine Stimme war rein und deutlich, doch war darin ein feierlicher Ton, wie der eines Sterbenden. „Ihr ſcheint zu glauben,“ ſagte er zu ſeinen Kindern, „daß ich beſſer bin; aber ihr betrügt euch.“ Man ſuchte ihm jedoch ſeine Apprehenſionen ſcherzend auszureden, welches er ſich denn auch gefallen zu laſſen ſchien.

830.

1823, 26.*) Februar.

Während Goethes Krankheit.

Goethe hat ſich Rechenſchaft ablegen laſſen über das Verfahren, das man bisher mit ihm beobachtet, auch hat er die Liſten der Perſonen geleſen, die ſich bisher nach ſeinem Befinden erkundigt und deren Zahl täglich ſehr groß war. Er empfing darauf den Großherzog und ſchien ſpäter von dem Beſuch nicht angegriffen. . . . Goethe hat heute das erſte Mal nach einem ſeiner Freunde verlangt, nämlich nach ſeinem älteſten Freunde Meyer. Er wollte ihm eine ſeltene Medaille zeigen, die er aus Böhmen erhalten hat und worüber er entzückt iſt.

Ich [Soret] kam um zwölf Uhr, und da Goethe hörte, daß ich dort war, ließ er mich in ſeine Nähe rufen. Er reichte mir die Hand, indem er mir ſagte: „Sie ſehen in mir einen vom Tode Erſtandenen.“ Er beauftragte mich ſodann, Ihrer kaiſerlichen Hoheit für die Theilnahme zu danken, die ſie ihm während ſeiner Krankheit bewieſen. „Meine Geneſung wird ſehr langſam ſein,“ fügte er darauf hinzu, „aber den Herren Ärzten bleibt doch nichtsdeſtoweniger die Ehre, ein kleines Wunder an mir gethan zu haben.“

Nach ein paar Minuten zog ich mich zurück. Seine Farbe iſt gut, allein er iſt ſehr abgemagert und athmet

*) [Hier ebenſo Mittwoch, alſo der 26., die richtige Angabe.]

getödtet glaubte, ſich wieder zu bewegen anfangen? Mußte nicht die Leidenſchaft, über die er, abgeſchieden von ſeiner Geliebten, Herr geworden war, in der Gegenwart dieſer Kleinigkeiten wieder mächtig werden? Denn wir merken erſt, wie traurig und unangenehm ein trüber Tag iſt, wenn ein einziger, durchdringender Sonnenblick uns den aufmunternden Glanz einer heitern Stunde darſtellt.

Nicht ohne Bewegung ſah er daher dieſe ſo lange bewahrten Heiligthümer nach einander in Rauch und Flamme vor ſich aufgehen. Einigemal hielt er zaudernd inne, und hatte noch eine Perlenſchnur und ein flohrnes Halstuch übrig, als er ſich entſchloß, mit den dichteriſchen Verſuchen ſeiner Jugend das abnehmende Feuer wieder aufzufriſchen.

Bis jetzt hatte er alles ſorgfältig aufgehoben, was ihm, von der frühſten Entwick-

noch mit einiger Beſchwerde. Es kam mir vor, als würde ihm das Sprechen ſchwieriger als geſtern. Die Geſchwulſt des linken Armes iſt ſehr ſichtbar; er hält die Augen geſchloſſen und öffnet ſie nur, wenn er ſpricht.

831.

1823, 1. März.

Während Goethes Geneſung.

Imaginez vous [Julie Gräfin Egloffſtein] que j'ai [Sore:] passé plus d'une heure dans la chambre de Monsieur de Goethe, assis vis-à-vis de lui et ayant Mad. de Goethe à gauche et M. Riemer à droite. Quel changement prodigieux s'est encore opéré depuis trois jours dans sa physiognomie et dans sa voix! Il s'est levé seul, il a marché devant moi, ses yeux sont presque toujours ouverts, il parle volontiers, il mange avec appetit sa soupe, il lit ses lettres, il agit des deux mains, tant l'enflure a diminué. Enfin Stadelmann m'a dit que ses pieds sont moins enflés qu'ordinairement le matin lorsqu'il se porte bien. Ce n'est pas tout; pour la première fois on a pris le thé comme de coutume sur la grande table. Mad. de Goethe a detaché de son bonnet un noeud de rubans roses qu'elle a fixé en signe de triomphe à la theière; cette action a fait sourire le convalescent. Comme il doit être doux de revenir à la vie lorsqu'on

voit le bonheur briller sur les traits de tous ceux qui vous environnent! Une collection de pierres fausses a été mise sous nos yeux; pendant que nous étions occupés à les admirer . . . j'en laisse tomber une que disparait sous le bureau; tout se met en mouvement pour la retrouver; je m'empare d'une lumière et je me couche sous ta table avec tant de bonheur que je mets le feu à ma perruque. Nouvelle confusion, odeur détestable. L'excellent M. de Goethe n'avait pas l'air d'en être faché ni dérangé. Honteux de ma sottise je prends mon chapeau et je fais la révérence, non sans me répandre en excuser.

832.

1823, Mitte März.

Mit Charlotte v. Schiller.

Ich war dieſe Woche bei ihm [Goethe] und fand ihn an ſeinem großen Tiſch ſitzen mit allerhand Papieren umgeben, denn er arbeitet wieder. Er iſt ſehr mager geworden, doch ſieht er nicht krank aus; ſeine Hände ſind auch mager. Er tritt feſt auf und kam uns entgegen. Seine Stimme iſt kräftig und er war ſo liebenswürdig, theilnehmend und mittheilend, daß es einem recht wohl that.

Er lobte die conſequente Behandlung ſeiner Ärzte und ſagte, daß ſie vierzehn Tage auf einem Mittel be-

harrt hätten; von dem, was um ihn herum vorgegangen, wußte er nichts. Auch dem Sohn hat er gesagt, daß der Kampf des Lebens mit dem Tode beginne, und er wolle sehen, wer den Kampf bestehe. Doch das ist alles in dem Fieberzustand gesprochen worden.

833.

1823, 16. März.

Mit v. Müller.

Ich war von 5—6½ Uhr bei Goethe, der anfangs matt, nachher sehr heiter war. Er sprach unter anderm sehr geistreich und anschaulich über die drei Hauptursachen der französischen Revolution, welche Weber*) aufgestellt, und gesellte ihnen eine vierte zu: Antoinettens gänzliche Vernachlässigung aller Etiquette. „Wenn man einmal mehrere Millionen aufwendet an einem Hof, um gewisse Formen als Schranken gegen die Menge zu haben, so ist es thöricht und lächerlich, wenn man solche selbst wieder über den Haufen wirft."

*) Joseph Weber: Mémoires concernant la Reine Antoinette. Publié par Berville et Barrière. Paris 1822.

834.

1823, 21. März.

Mit v. Müller.

Ich war Abends zwei Stunden ganz allein bei Goethe. Die heutigen Dramatiker müſſen die Schillerſchen Trauerſpiele ganz anders ſehen und hören, wie unſereines, ſonſt könnten ſie unmöglich ſelbſt ſo verwirrtes, abſurdes Zeug ſchreiben. Zuletzt erzählte er noch ſehr gemüthlich und klar die Flucht Louis XVI. nach Varennes.

835.

1823, 30. März.

Mit Niels Lauritz Höyen.

Ich ſpazirte in dem herzoglichen Garten; endlich ſchlug die Uhr $10^{3}/_{4}$ und nun begab ich mich zu Goethe. . . . . Ich wurde zuerſt in ein Cabinet geführt, durch deſſen offene Thür ich in die anſtoßenden Zimmer hineinſah. Das Ganze war elegant, aber keineswegs prächtig eingerichtet: hübſche Teppiche auf dem Fußboden; die Thüren in die Wand hineinzuſchieben; die Wände waren decorirt mit einer Menge ſchöner Zeichnungen und Gemälde. . . . . Aber ich kam nicht dazu, dies alles recht zu betrachten, weil Goethe nun eintrat. Der Diener, welcher ihm folgte, ſetzte zwei Stühle hin und entfernte ſich wieder. Ich war alſo nun allein mit Goethe, und wir ſetzten

uns. . . . . Er bewegte ſich mit Leichtigkeit; in ſeiner ſchlanken feſten Haltung war keine Spur von einer kürzlich überſtandenen Krankheit zu finden; ſein Geſicht war ernſt und doch milde, die Geſichtsfarbe bräunlich; alle Züge verkündeten den Greis, aber ohne Schwäche. Seine Augen waren mir beſonders merkwürdig: das Weiße darin fing an, gelb zu werden, auch hatten die Runzeln des Alters ſich ſtark um die Augenlider geſammelt, aber die Pupille beſaß noch die ſchöne braune Farbe unverdunkelt; ſie funkelte faſt. Die Stimme war etwas leiſe, aber äußerſt weich und leicht fließend. Es ward mir ſehr ſchwer zu reden: ich wollte ſo gerne recht genießen, mir recht ſein Bild einprägen, es war mir daher ganz unmöglich zu verſuchen, eine ordentliche Unterhaltung anzuknüpfen, und ſo ward das Ganze, obwohl eigentlich keine Pauſe ſtattfand, mehr eine Reihe von Fragen, Antworten und aphoriſtiſchen Äußerungen. Goethe fragte nach Carus, von dem ich einen Brief überbracht, beklagte Tieck's Schickſal und daß dieſer „herrliche" Mann faſt beſtändig leidend ſein ſollte; fragte, wohin ich nun zu reiſen gedächte, womit Oehlenſchläger ſich beſchäftigte; ſprach von den unzähligen Schwierigkeiten, welche mit meinem Studium verbunden ſeien, und meinte, daß es für Einen Mann faſt unmöglich ſei, die neuere Kunſtgeſchichte zu liefern. Ich beantwortete ſeine Fragen kurz: einige Male folgte auf meine Antworten ein „Hm, hm!" „Ja, ja!" aber ganz leiſe. Seine Stimme klang feſt und war immer von

gleichmäßigem Tone; nur ein Mal erhob sie sich, als wir von Carus redeten. Ich äußerte, daß es mir fast unbegreiflich sei, wie dieser Mann außer zur Erfüllung seiner Pflichten und Vollendung literarischer Arbeiten noch Zeit erübrigen könne, sich auch mit der Malerei zu beschäftigen. Goethe antwortete, daß es auch ihm außerordentlich vorkomme, „doch" — setzte er hinzu, und nun hob seine Stimme sich — „der, welcher das Leben recht zu benutzen versteht, vermag wirklich sehr viel auszurichten." Es schien mir, daß er selbst, indem er dies sagte, sich seines eigenen thatenreichen Lebens bewußt war. — Der Diener kam unterdessen und zog die Thüren zusammen, da jemand (Ottilie v. Goethe) eine Musikstunde haben sollte. Ich wollte mich empfehlen, aber Goethe bat mich zu bleiben und kurz darauf tönte eine herrliche Sopranstimme von Zeit zu Zeit in's Zimmer herein. Endlich wünschte Goethe mir „alles mögliche Glück", und lud mich ein, ihn wieder zu besuchen, wenn ich auf meiner Rückreise nach Weimar kommen sollte.

836.

1823, 31. März.

Mit v. Müller und Riemer.

Heute war ich von 6—9¼ Uhr bei ihm, mit Riemer, anfangs auch mit Meyer.

Einer der interessantesten, behaglichsten und gemüthlichsten Abende unter vielen! Goethe war durchaus

heiter, gemäßigt, mittheilend, lehrreich, keine Pique, keine Ironie, nichts Leidenſchaftliches oder Abſtoßendes.

Er theilte uns ſeine Recenſion über Varnhagen's Biographien von Graf Schulenburg, Graf Bückeburg und Theodor von Neuhof mit. „Weltmärchen" nannte er ſie. Dann auch ſeine Antwort an den Überſetzer und Traveſtirer ſeiner Lebensbeſchreibung in Paris, Mſr. Vitry.*)

Der Eingang iſt beſonders glücklich, nach kurzer Entſchuldigung der langen Zögerung ſogleich in die Mitte des Gegenſtandes ſich verſetzend und bei aller Billigung des jenſeitigen Verfahrens doch nicht ohne Ironie und kleine Seitenhiebe. Dann las er uns ſeine Einleitung und Analyſe der von Helvig'ſchen Überſetzung ſchwediſcher Romanzen von Tegnér nach alten Sagen und eine ſolche Romanze ſelbſt, „die Königswahl", pathetiſch vor, die von überaus großer Naivetät und Anmuth iſt.

Die Geſpräche über den Kölniſchen Carneval leiteten auf Herrn v. Haxthauſen daſelbſt, der viele neugriechiſche Lieder beſitzt, aber aus Unentſchloſſenheit nicht herausgibt.

„Nichts iſt verderblicher, als ſich immer feilen und beſſern zu wollen, nie zum Abſchluß kommen; das hindert alle Production."

*) Mémoires de Goethe, trad. de l'allemand par Aubert François, Jean Philib. de Vitry. Paris 1823. 2 vol.

Durch Gedankenassociation brachte ich das Gespräch auf den verstorbenen Geh. Reg. Rath Hetzer und seine Geschäftsreste und dann ging es auf Geh. Rath v. Fritschden Vater, über.

Goethe rühmte, daß dieser stets redlich gegen ihn gewesen, obgleich sein, Goethes Treiben und Wesen ihm durchaus nicht habe zusagen können. Aber er habe doch Goethes reinen Willen, uneigennütziges Streben und tüchtige Leistungen anerkannt. Seine Gegenwart, seine Äußerlichkeit sei nicht gerade erfreulich gewesen, vielmehr scheinbar starr, ja hart; er habe nichts Behagliches oder Feines in seinen Formen gehabt, aber viel Energie des Willens, viel Verstand, wie schon aus seinen zwei Söhnen sich schließen lasse, die denn doch selbstständig genug auf eignen Füßen ständen.

Riemer bemerkte, daß es ein großer Irrthum sei, das Wissen und den Charakter von einander zu trennen; eins sei erst durch das andere etwas, durch den Charakter trete jenes erst recht hervor; man könne allenfalls ohne Wissen, aber nicht ohne Charakter leben. „Ja wohl", versetzte Goethe, „der Charakter ersetzt nicht das Wissen, aber er supplirt es. Mir ist in allen Geschäften und Lebensverwickelungen das Absolute meines Charakters sehr zu statten gekommen; ich konnte Vierteljahre lang schweigen und dulden, wie ein Hund, aber meinen Zweck immer festhalten; trat ich dann mit der Ausführung hervor, so drängte ich unbedingt mit aller Kraft zum Ziele, mochte fallen rechts oder links, was

da wollte. Aber wie bin ich oft verläſtert worden; bei meinen edelſten Handlungen am meiſten. Doch das Geſchrei der Leute kümmerte mich nichts. Die Kinder und ihr Benehmen gegen mich waren oft mein Barometer hinſichtlich der Geſinnungen der Eltern. Ich nahm alle Zuſtände der Perſonen, meine Collegen z. B. durchaus real, als gegebene, einmal fixirte Naturweſen, die nicht anders handeln können als ſie handeln, und ordnete hiernach meine Verhältniſſe zu ihnen. Dabei ſuchte ich ringsum mich ſelbſt richtig zu ſehen. In die Kriegscommiſſion trat ich nur, um den Finanzen durch die Kriegscaſſe aufzuhelfen, weil da am erſten Erſparniſſe zu machen waren.

Der Ilmenauer Bergbau würde ſich wohl gehalten haben, wäre er nicht iſolirt da geſtanden; hätte er ſich an ein Harzer oder Freiberger Bergweſen anſchließen können.

Einen Parvenu wie mich konnte bloß die entſchiedenſte Uneigennützigkeit aufrecht erhalten. Ich hatte von vielen Seiten Anmahnungen zum Gegentheil; aber ich habe meinen ſchriftſtelleriſchen Erwerb und zwei Drittel meines väterlichen Vermögens hier zugeſetzt und erſt mit 1200 Thaler, dann mit 1800 Thaler bis 1815 gedient."

Riemer ſagte: „„Ach wie glücklich ſind Sie, daß Sie immer ſo real im Leben ſtehen konnten; ich komme mit aller Anſtrengung nie hinein in's Leben, geſchweige durch.""

837.

1823, 2.*) April.

Mit Soret

Ich brachte Goethe von ſeiten Ihrer kaiſerlichen Hoheit [Maria Paulowna, Erbgroßherzogin von Sachſen] eine Nummer des franzöſiſchen Modejournals, worin von einer Überſetzung ſeiner Werke die Rede war. Wir ſprachen bei dieſer Gelegenheit über „Rameau's Neffen", wovon das Original lange verloren geweſen. Verſchiedene Deutſche glauben, daß jenes Original nie exiſtirt habe und daß alles Goethes eigene Erfindung ſei. Goethe aber verſichert, daß es ihm durchaus unmöglich geweſen ſein würde, Diderot's geiſtreiche Darſtellung und Schreibart nachzuahmen, und daß der deutſche „Rameau" nichts weiter ſei als eine ſehr treue Überſetzung.

838.

1823, 4. April.

Mit Soret und Coudray.

Einen Theil des Abends bei Goethe zugebracht in Geſellſchaft des Herrn Oberbaudirektors Coudray. Wir ſprachen über das Theater und die Verbeſſerungen, die dabei ſeit einiger Zeit eingetreten ſind. „Ich bemerke

*) [Über die von der Vorlage abweichende Datirung der Geſpräche mit Soret bis 6. Mai 1823 ſ. Anmerkung zum 25. und 26. Februar 1823.]

lung seines Geistes an, aus der Feder geflossen war. Noch lagen seine Schriften in Bündel gebunden auf dem Boden des Koffers, wohin er sie gepackt hatte, als er sie auf seiner Flucht mitzunehmen hoffte. Wie ganz anders eröffnete er sie jetzt, als er sie damals zusammen band!

Wenn wir einen Brief, den wir unter gewissen Umständen geschrieben und gesiegelt haben, der aber den Freund, an den er gerichtet war, nicht antrift, sondern wieder zu uns zurück gebracht wird, nach einiger Zeit eröffnen, überfällt uns eine sonderbare Empfindung, indem wir unser eignes Siegel erbrechen, und uns mit unsern veränderten Selbst wie mit einer dritten Person unterhalten. Ein ähnliches Gefühl ergriff mit Heftigkeit unsern Freund, als er das erste Paquet eröffnete, die zertheilten Hefte ins Feuer warf, die eben gewaltsam aufloderten,

es ohne hinzugehen," sagte Goethe lachend. „Noch vor zwei Monaten kamen meine Kinder des Abends immer mißvergnügt nach Hause; sie waren nie mit dem Plaisir zufrieden, das man ihnen hatte bereiten wollen. Aber jetzt hat sich das Blatt gewendet; sie kommen mit freudeglänzenden Gesichtern, weil sie doch einmal sich recht hätten satt weinen können. Gestern haben sie diese „„Wonne der Thränen"" einem Drama von Kotzebue zu verdanken gehabt."

839.

1823, 7. April.

Mit v. Müller.

Nachmittags besuchte ich Goethen, den ich zum ersten Male wieder im vordern Zimmer traf. Wir unterhielten uns über [des Generalsuperintendent] Röhr letzte [Oster-] Festpredigt: quilibet habet suos manes, was Goethe übersetzte: „Jeden plagt sein Dämon." (Zur unrechten Zeit nämlich.) Wir sprachen über Rationalismus überhaupt, und wie er mit dem, was die geläutertste Philosophie aufstelle und annehme, ganz zusammentreffe.

840.

1823, 13. April.

Mit Sorel.

Abends mit Goethe allein. Wir sprachen über Litteratur, Lord Byron, dessen „Sardanapal" und „Wer-

ner". Sodann kamen wir auf den „Fauſt", über den Goethe oft und gern redet. Er möchte, daß man ihn in's Franzöſiſche überſetzte, und zwar im Charakter der Zeit des Marot. Er betrachtet ihn als die Quelle, aus der Byron die Stimmung zu ſeinem „Manfred" geſchöpft. Goethe findet, daß Byron in ſeinen beiden letzten Tragödien entſchiedene Fortſchritte gemacht, indem er darin weniger düſter und miſanthropiſch erſcheint. Wir ſprachen ſodann über den Text der „Zauberflöte", wovon Goethe die Fortſetzung gemacht, aber noch keinen Komponiſten gefunden hat, um den Gegenſtand gehörig zu behandeln. Er giebt zu, daß der bekannte erſte Theil voller Unwahrſcheinlichkeiten und Späße ſei, die nicht jeder zurechtzulegen und zu würdigen wiſſe; aber man müſſe doch auf alle Fälle dem Autor zugeſtehen, daß er im hohen Grade die Kunſt verſtanden habe, durch Kontraſte zu wirken und große theatraliſche Effekte herbeizuführen.

841.

1823, 14. April.

Mit Soret und Gräfin Caroline Egloffſtein.

Abends bei Goethe mit Gräfin Caroline Egloffſtein. Goethe ſcherzte über die deutſchen Almanache und andere periodiſche Erſcheinungen, alle von lächerlicher Sentimentalität durchdrungen, die an der Ordnung des Tages zu ſein ſcheine. Die Gräfin bemerkte, daß die

deutſchen Romanſchreiber den Anfang gemacht, den Geſchmack ihrer zahlreichen Leſer zu verderben, und daß nun wiederum die Leſer die Romanſchreiber verdürben, die, um für ihre Manuſkripte einen Verleger zu finden, ſich jetzt ihrerſeits dem herrſchenden ſchlechten Geſchmack des Publikums bequemen müßten.

842.

1823, 21. April.

Mit v. Müller

Goethe ſprach über die philoſophiſchen Syſteme Kant's, Reinhold's, Fichte's und Schelling's, und bemerkte, daß durch des letztern zweizüngelnde Ausdrücke über religiöſe Gegenſtände große Verwirrung entſtanden ſei, und die rationelle Theologie um ein halbes Jahrhundert zurückgebracht worden wäre.

843.

1823, 27. April

Mit Soret, Coudray und Meyer.

Ich fand Coudray und Meyer bei Goethe. Man ſprach über verſchiedene Dinge. „Die großherzogliche Bibliothek," ſagte Goethe unter anderm, „beſitzt einen Globus, der unter der Regierung Karl's V. von einem Spanier verfertigt worden. Es finden ſich auf ihm einige merkwürdige Inſchriften, wie z. B. die folgende

„Die Chineſen ſind ein Volk, das ſehr viel Ähnlichkeit mit den Deutſchen hat.' In älteren Zeiten," fuhr Goethe fort, „waren auf den Landkarten die afrikaniſchen Wüſten mit Abbildungen wilder Thiere bezeichnet. Heutzutage aber thut man dergleichen nicht; vielmehr ziehen die Geographen vor, uns carte blanche zu laſſen."

844.

1823, 27. April.

Mit v. Müller.

Die Krankheit der Großherzogin gab Goethe Veranlaſſung zur Beurtheilung derſelben. Sie trage nie nach, ſagte er, ſpreche ſtets ihre Meinung aus, ſei es Beifall, ſei es Mißbilligung; ohne Reue und ohne Gewiſſensverletzung geht ſie durch das Leben.

845.

1823, 7. Mai.

Mit Soret.

Abends bei Goethe. Er ſuchte mir einen Begriff ſeiner Farbenlehre zu geben. Das Licht, ſagte er, ſei keineswegs eine Zuſammenſetzung verſchiedener Farben; auch könne das Licht allein keine Farben hervorbringen, vielmehr gehöre immer dazu eine gewiſſe Modifikation und Miſchung von Licht und Schatten.

846.

1823, 13. Mai.

Mit Soret.

Ich fand Goethe beſchäftigt, ſeine kleinen Gedichtchen und Blättchen an Perſonen zuſammenzuſuchen. „In frühern Zeiten," ſagte er, „wo ich leichtſinniger mit meinen Sachen umging und Abſchriften zu nehmen unterließ, ſind Hunderte ſolcher Gedichte verloren gegangen."

847.

1823, 15. Mai.

Mit v. Müller.

„Wer keinen Geiſt hat," äußerte Goethe bei Beſprechung der Nachdrucksfrage, „glaubt nicht an Geiſter und ſomit auch nicht an geiſtiges Eigenthum der Schriftſteller."

848.

1823, 2. Juni.

Mit Soret, v. Müller, Riemer und Meyer.

Der Kanzler, Riemer und Meyer waren bei Goethe. Man ſprach über die Gedichte von Béranger, und Goethe kommentirte und paraphraſirte einige derſelben mit großer Originalität und guter Laune.

Sodann war von Phyſik und Meteorologie die Rede. Goethe iſt im Begriff die Theorie einer Witte-

rungslehre auszuarbeiten, wobei er das Steigen und Fallen des Barometers gänzlich den Wirkungen des Erdballs und dessen Anziehung und Entlassung der Atmosphäre zuschreiben wird.

„Die Herren Gelehrten und namentlich die Herren Mathematiker," fuhr Goethe fort, „werden nicht verfehlen, meine Ideen durchaus lächerlich zu finden; oder auch sie werden noch besser thun, sie werden sie vornehmerweise völlig ignoriren. Wissen Sie aber warum? Weil sie sagen, ich sei kein Mann vom Fache."

Der Kastengeist der Gelehrten, erwiederte ich, wäre wohl zu verzeihen. Wenn sich in ihre Theorien einige Irrthümer eingeschlichen haben und darin fortgeschleppt werden, so muß man die Ursache darin suchen, daß sie dergleichen zu einer Zeit als Dogmen überliefert bekommen haben, wo sie selber noch auf den Schulbänken saßen.

„Das ist's eben!" rief Goethe. „Eure Gelehrten machen es wie unsere weimarischen Buchbinder. Das Meisterstück, das man von ihnen verlangt, um in die Gilde aufgenommen zu werden, ist keineswegs ein hübscher Einband nach dem neuesten Geschmack. Nein, weit entfernt! es muß noch immer eine dicke Bibel in Folio geliefert werden, ganz wie sie vor zwei bis drei Jahrhunderten Mode war, mit plumpen Deckeln und in starkem Leder. Die Aufgabe ist eine Absurdität. Aber es würde dem armen Handwerker schlecht gehen, wenn er behaupten wollte, seine Examinatoren wären dumme Leute."

849.

1823, 10. Juni.

Mit Johann Peter Eckermann.

Vor wenigen Tagen bin ich hier angekommen; heute war ich zuerſt bei Goethe. Der Empfang ſeinerſeits war überaus herzlich, und der Eindruck ſeiner Perſon auf mich der Art, daß ich dieſen Tag zu den glücklichſten meines Lebens rechne.

Er hatte mir geſtern, als ich anfragen ließ, dieſen Mittag zwölf Uhr als die Zeit beſtimmt, wo ich ihm willkommen ſein würde. Ich ging alſo zur gedachten Stunde hin und fand den Bedienten auch bereits meiner wartend und ſich anſchickend mich hinaufzuführen.

— — — — — — — — — — —

Es währte nicht lange, ſo kam Goethe, in einem blauen Oberrock und in Schuhen; eine erhabene Geſtalt! Der Eindruck war überraſchend. Doch verſcheuchte er ſogleich jede Befangenheit durch die freundlichſten Worte. Wir ſetzten uns auf das Sopha. Ich war glücklich verwirrt in ſeinem Anblick und ſeiner Nähe, ich wußte ihm wenig oder nichts zu ſagen.

Er fing ſogleich an, von meinem Manuſkript [„Beiträge zur Poeſie“] zu reden. „Ich komme eben von Ihnen her,“ ſagte er; „ich habe den ganzen Morgen in Ihrer Schrift geleſen; ſie bedarf keiner Empfehlung, ſie empfiehlt ſich ſelber.“ Er lobte darauf die Klarheit der Darſtellung und den Fluß der Gedanken, und daß

alles auf gutem Fundament ruhe und wohl durchdacht sei. „Ich will es schnell befördern," fügte er hinzu; „heute noch schreibe ich an Cotta mit der reitenden Post, und morgen schicke ich das Packet mit der fahrenden nach." Ich dankte ihm dafür mit Worten und Blicken.

Wir sprachen darauf über meine fernere Reise. Ich sagte ihm, daß mein eigentliches Ziel die Rheingegend sei, wo ich an einem passenden Ort zu verweilen und etwas Neues zu schreiben gedenke. Zunächst jedoch wollte ich von hier nach Jena gehen, um dort die Antwort des Herrn von Cotta zu erwarten.

Goethe fragte mich, ob ich in Jena schon Bekannte habe; ich erwiederte, daß ich mit Herrn von Knebel in Berührung zu kommen hoffe, worauf er versprach, mir einen Brief mitzugeben, damit ich einer desto besseren Aufnahme gewiß sei.

„Nun, nun," sagte er dann, „wenn Sie in Jena sind, so sind wir ja nahe beieinander und können zueinander und können uns schreiben, wenn etwas vorfällt."

Wir saßen lange beisammen, in ruhiger liebevoller Stimmung. Ich drückte seine Knie, ich vergaß das Reden über seinem Anblick, ich konnte mich an ihm nicht satt sehen. Das Gesicht so kräftig und braun und voller Falten, und jede Falte voller Ausdruck. Und in allem solche Biederkeit und Festigkeit, und solche Ruhe und Größe! Er sprach langsam und bequem, so

wie man ſich wohl einen bejahrten Monarchen denkt, wenn er redet. Man ſah ihm an, daß er in ſich ſelber ruht und über Lob und Tadel erhaben iſt. Es war mir bei ihm unbeſchreiblich wohl; ich fühlte mich beruhigt, ſo wie es jemand ſein mag, der nach vieler Mühe und langem Hoffen endlich ſeine liebſten Wünſche befriedigt ſieht.

Er kam ſodann auf meinen Brief, und daß ich recht habe, daß, wenn man eine Sache mit Klarheit zu behandeln vermöge, man auch zu vielen andern Dingen tauglich ſei.

„Man kann nicht wiſſen, wie ſich das dreht und wendet," ſagte er dann; „ich habe manchen hübſchen Freund in Berlin, da habe ich denn dieſer Tage Ihrer gedacht."

Dabei lächelte er liebevoll in ſich. Er machte mich ſodann aufmerkſam, was ich in dieſen Tagen in Weimar alles noch ſehen müſſe, und daß er den Herrn Sekretär Kräuter bitten wolle, mich herumzuführen. Vor allem aber ſolle ich ja nicht verſäumen, das Theater zu beſuchen. Er fragte mich darauf, wo ich logire, und ſagte, daß er mich noch einmal zu ſehen wünſche und zu einer paſſenden Stunde ſenden wolle.

Mit Liebe ſchieden wir auseinander; ich im hohen Grade glücklich, denn aus jedem ſeiner Worte ſprach Wohlwollen, und ich fühlte, daß er es überaus gut mit mir im Sinn habe.

850.

1823, 11. Juni.

Mit Eckermann.

Diesen Morgen erhielt ich abermals eine Einladung zu Goethe, und zwar mittels einer von ihm beschriebenen Karte. Ich war darauf wieder ein Stündchen bei ihm. Er erschien mir heute ein ganz anderer als gestern, er zeigte sich in allen Dingen rasch und entschieden wie ein Jüngling.

Er brachte zwei dicke Bücher, als er zu mir hereintrat. „Es ist nicht gut," sagte er, „daß Sie so rasch vorübergehen, vielmehr wird es besser sein, daß wir einander etwas näher kommen. Ich wünsche Sie mehr zu sehen und zu sprechen. Da aber das Allgemeine so groß ist, so habe ich sogleich auf etwas Besonderes gedacht, daß als ein Tertium einen Verbindungs- und Besprechungspunkt abgebe. Sie finden in diesen beiden Bänden die „Frankfurter gelehrten Anzeigen" der Jahre 1772 und 1773, und zwar sind auch darin fast alle meine damals geschriebenen kleinen Recensionen. Diese sind nicht gezeichnet, doch da Sie meine Art und Denkungsweise kennen, so werden Sie sie schon aus den übrigen herausfinden. Ich möchte nun, daß Sie diese Jugendarbeiten etwas näher betrachteten und mir sagten, was Sie davon denken. Ich möchte wissen, ob sie werth sind, in eine künftige Ausgabe meiner Werke aufgenommen zu werden. Mir selber stehen diese Sachen

als Werner hereintrat, sich über die lebhafte Flamme verwunderte, und fragte, was hier vorgehe?

Ich gebe einen Beweis, sagte Wilhelm, daß es mir ernst sey, ein Handwerk aufzugeben, wozu ich nicht geboren ward; und mit diesen Worten warf er das zweyte Paquet in das Feuer. Werner wollte ihn abhalten, allein es war geschehen.

Ich sehe nicht ein, wie du zu diesem Extrem kommst, sagte dieser. Warum sollen denn nun diese Arbeiten, wenn sie nicht vortrefflich sind, gar vernichtet werden?

Weil ein Gedicht entweder vortrefflich seyn, oder gar nicht existiren soll. Weil jeder, der keine Anlage hat, das Beste zu leisten, sich der Kunst enthalten, und sich vor jeder Verführung dazu ernstlich in Acht nehmen sollte. Denn freylich regt sich in jedem Menschen ein gewisses unbestimmtes

viel zu weit ab, ich habe darüber kein Urtheil. Ihr Jüngeren aber müßt wiſſen, ob ſie für euch Werth haben und inwiefern ſie bei dem jetzigen Standpunkte der Literatur noch zu gebrauchen. Ich habe bereits Abſchriften nehmen laſſen, die Sie dann ſpäter haben ſollen, um ſie mit dem Original zu vergleichen. Demnächſt, bei einer ſorgfältigen Redaction, würde ſich denn auch finden, ob man nicht gut thue, hier und da eine Kleinigkeit auszulaſſen oder nachzuhelfen, ohne im ganzen dem Character zu ſchaden."

Ich antwortete ihm, daß ich ſehr gern mich an dieſen Gegenſtänden verſuchen wolle, und daß ich dabei weiter nichts wünſche, als daß es mir gelingen möge, ganz in ſeinem Sinne zu handeln.

„Sowie Sie hineinkommen," erwiederte er, „werden Sie finden, daß Sie der Sache vollkommen gewachſen ſind; es wird Ihnen von der Hand gehen."

Er eröffnete mir darauf, daß er in etwa acht Tagen nach Marienbad abzureiſen gedenke, und daß es ihm lieb ſein würde, wenn ich bis dahin noch in Weimar bliebe, damit wir uns während der Zeit mitunter ſehen und ſprechen und perſönlich näher kommen möchten.

„Auch wünſche ich," fügte er hinzu, „daß Sie in Jena nicht bloß wenige Tage oder Wochen verweilten, ſondern daß Sie ſich für den ganzen Sommer dort häuslich einrichteten, bis ich gegen den Herbſt von Marienbad zurückkomme. Ich habe bereits geſtern wegen

einer Wohnung und dergleichen geschrieben, damit Ihnen alles bequem und angenehm werde.

„Sie finden dort die verschiedenartigsten Quellen und Hülfsmittel für weitere Studien, auch einen sehr gebildeten geselligen Umgang; und überdies ist die Gegend so mannigfaltig, daß Sie wohl fünfzig verschiedene Spaziergänge machen können, die alle angenehm und fast alle zu ungestörtem Nachdenken geeignet sind. Sie werden Muße und Gelegenheit finden, in der Zeit für sich selbst manches Neue zu schreiben und nebenbei auch meine Zwecke zu fördern."

Ich fand gegen so gute Vorschläge nichts zu erinnern und willigte in alles mit Freuden. Als ich ging, war er besonders liebevoll; auch bestimmte er auf übermorgen eine abermalige Stunde zu einer fernern Unterredung.

851.

1823, 16. Juni.

Mit Eckermann.

Ich war in diesen Tagen wiederholt bei Goethe. Heute sprachen wir größtentheils von Geschäften. Ich äußerte mich auch über seine Frankfurter Recensionen, die ich Nachklänge seiner akademischen Jahre nannte, welcher Ausspruch ihm zu gefallen schien, indem er den Standpunkt bezeichne, aus welchem man jene jugendlichen Arbeiten zu betrachten habe.

Er gab mir ſodann die erſten elf Hefte von „Kunſt und Alterthum“, damit ich ſie neben den Frankfurter Recenſionen als eine zweite Arbeit nach Jena mit hinübernehme.

„Ich wünſche nämlich,“ ſagte er, „daß Sie dieſe Hefte gut ſtudirten und nicht allein ein allgemeines Inhaltsverzeichniß darüber machten, ſondern auch aufſetzten, welche Gegenſtände nicht als abgeſchloſſen zu betrachten ſind, damit es mir vor die Augen trete, welche Fäden ich wieder aufzunehmen und weiter fortzuſpinnen habe. Es wird mir dieſes eine große Erleichterung ſein, und Sie ſelber werden davon den Gewinn haben, daß Sie auf dieſem praktiſchen Wege den Inhalt aller einzelnen Aufſätze weit ſchärfer anſehen und in ſich aufnehmen, als es bei einem gewöhnlichen Leſen nach perſönlicher Neigung zu geſchehen pflegt.“

Ich fand dies alles gut und richtig, und ſagte, daß ich auch dieſe Arbeit gern übernehmen wolle.

852.

1823, 19. Juni.

Mit Eckermann.

Ich wollte heute eigentlich ſchon in Jena ſein, Goethe ſagte aber geſtern wünſchend und bittend, daß ich doch noch bis Sonntag bleiben und dann mit der Poſt fahren möchte. Er gab mir geſtern die Empfeh-

lungsbriefe und auch einen für die Familie Frommann. „Es wird Ihnen in diesem Kreise gefallen," sagte er, „ich habe dort schöne Abende verlebt. Auch Jean Paul, Tieck, die Schlegel, und was in Deutschland sonst Namen hat, ist dort gewesen und hat dort gern verkehrt, und noch jetzt ist es der Vereinigungspunkt vieler Gelehrten und Künstler und sonst angesehener Personen. In einigen Wochen schreiben Sie mir nach Marienbad, damit ich erfahre, wie es Ihnen geht und wie es Ihnen in Jena gefällt. Auch habe ich meinem Sohn gesagt, daß er Sie während meiner Abwesenheit drüben einmal besuche."

Ich fühlte mich Goethen für so viele Sorgfalt sehr dankbar, und es that mir wohl, aus allem zu sehen, daß er mich zu den Seinigen zählt und mich als solchen will gehalten haben.

853.

1823, 29. Juni nebst Nachträglichem.

Mit Grüner.

Goethe ging mir liebevoll, mich herzlich grüßend, entgegen. Auf die verschiedenen Fragen, was ich Neues im Gebiete wahrgenommen, aufgefunden und allenfalls getauscht habe, antwortete ich:

Wenn Eure Excellenz erlauben, so werde ich morgen Rechenschaft hierüber ablegen, worauf ich mich so sehr gefreut habe. Eure Excellenz haben uns aber während

der ſchweren Krankheit in außerordentliche Ängſten verſetzt, und wir können es dem Herrn Sohne nicht genug danken, daß er uns von der eintretenden Geneſung in Kenntniß geſetzt hat.

Darauf Goethe: „Ich habe meinem Sohne ausdrücklich dazu den Auftrag gegeben, weil ich von Ihrer Theilnahme überzeugt war. Übrigens muß ich Ihnen ſagen, daß ich ſeit dreißig Jahren mit niemandem auf einem ſo vertraulichen Fuße ſtehe, als mit Ihnen. In Weimar bin ich nicht für jeden zugänglich; ich kann mir die Zeit nicht rauben laſſen, und man mag mich für ſtolz gehalten haben. Gerne aber laſſe ich jene vor, welche ein Ränzchen aus Italien und Sicilien mitbringen, um wahrzunehmen, was ſeit meinem dortigen Aufenthalte ſich geändert hat.“

Wenn ich mich nicht eines ſo erhebenden Ausſpruches Goethes in Betreff meiner erfreuen könnte, ſo würde ich ſchwerlich folgendes mit ihm geführte Geſpräch, das der Zeitfolge nach einen andern Platz finden müßte, hier einſchalten.

„Jeder Menſch,“ ſagte Goethe zu mir, „hat eigene Zuſtände. Da wir ſo vertraut ſind, ſo laſſen Sie hören, wo Sie Ihre Studien, wahrſcheinlich in Prag, vollendet haben, welcher Studienplan auf der Prager Univerſität vorgeſchrieben war, und welche Profeſſoren nach dieſem vortrugen. Es wird mir Alles angenehm ſein, was Sie mir aus Ihren Erlebniſſen erzählen wollen.

In der folgenden Mittheilung über seine Gymnasialzeit zu Eger erwähnte Grüner der vorzüglichen erzieherischen Thätigkeit eines Exjesuiten Grassold.

Darauf Goethe: „Wer kann in Abrede stellen, daß die Jesuiten große Gelehrte hatten, es ist löblich, daß Sie sich seiner so dankbar erinnern. Es wäre zu wünschen, daß diesen so lobenswürdigen Fußtapfen so manche Professoren folgen möchten. Wie viele Jahre mußten Sie im Gymnasium zubringen, bevor Sie bei der Universität aufgenommen wurden?"

Nach Beantwortung dieser Frage erzählt Grüner seine Begegnisse auf der Universität in Prag und erwähnt dabei den Professor Meißner, der Ästhetik, sowie römische und griechische Literatur gelesen habe, worauf

Goethe bemerkte: „Wenn ich nicht irre, hat Meißner den Ruf nach Prag durch die Herausgabe seines „„Alcibiades"" erhalten. Er war in der römischen und griechischen Geschichte sehr bewandert, und hatte als Schriftsteller sich ein großes Publicum erworben. Wie waren Sie sonst mit ihm zufrieden?"

Bei Beantwortung dieser Frage erzählte Grüner Beweise der Zuneigung der Studenten gelegentlich seines Abgangs nach Fulda, wobei

Goethe sagte: „In Fulda, so wie ich hörte, hat Meißner mit seiner Familie traurige Schicksale erlebt," — und forderte mich auf, weiter zu erzählen.

So fuhr ich denn fort: Der gute ehrwürdige Exjesuit Widra war Professor der Mathematik. Im

zweiten Semester der Logik*) erhielt der Director der philosophischen Fakultät Auftrag, die Stipendisten früher als die übrigen Hörer der Philosophie prüfen zu lassen. Da ich ein kleines Stipendium genoß, wurde ich auch dazu vorgeladen. Weil aber die bestimmte Prüfungszeit einige Wochen früher als die gewöhnliche angeordnet war, so war ich noch nicht gänzlich vorbereitet. Theils mußte ich, um mir besseren Unterhalt zu verschaffen, viele Zeit auf das Unterrichten von Kindern verwenden, theils war ich überzeugt gewesen, noch hinlängliche Zeit zu haben, um mich zur Prüfung gehörig vorzubereiten. Indeß ging es nicht wohl an, sie aufzuschieben und so unterzog ich mich ihr. Professor Widra sah in den Katalog, und da ich im ersten Semester gut von ihm klassificirt worden war, er vielleicht durch meine Prüfung Ehre vor dem Director einlegen wollte, gab er mir ein bedeutendes Problem zu lösen. Als er wahrnahm, daß ich auf der Tafel einen ganz falschen Ansatz machte, löschte er ihn mit dem Schwamm aus, sagte zu mir ganz leise: Etiam nihil didicisti, und gab mir einige leichte Fragen, die ich gut beantworten konnte.

Goethe lächelte, notirte sich etwas und später las ich in seinen gedruckten Aphorismen: Ein Professor

*) Der erste Jahrgang des philosophischen Kursus pflegte auf den österreichischen Hochschulen Logik, der zweite Physik genannt zu werden.

ſagte zu ſeinem Schüler etiam nihil didicisti und ließ ihn für einen guten laufen.

Nachdem ich, ſagte ich in meiner Erzählung fortfahrend, meine Lage und das Nachtheilige überdacht hatte, was durch eine ſchlechte Klaſſe für mich hätte entſtehen können, faßte ich den ernſtlichen Vorſatz, nie wieder anders als vollkommen vorbereitet zu einer Prüfung zu gehen. Mögen Eure Excellenz es nicht für Eitelkeit anrechnen, wenn ich anführe, daß ich den gefaßten Entſchluß ſtrenge gehalten, und auch von dieſer Zeit an ſtets durchaus Vorzugsklaſſen, ſelbſt bei den Prüfungen vor dem Appellationsgerichte, erworben habe.

Darauf Goethe: „Der Menſch kann Unglaubliches leiſten, wenn er die Zeit einzutheilen und recht zu benutzen weiß. Ich erfreue mich an Ihren offenen Confeſſionen. Laſſen Sie daher von Ihren Zuſtänden, Erlebniſſen noch Weiteres hören.“

Im weiteren Verfolg erwähnt Grüner ſeine Reiſen als Student und wie er von Frankfurt a. M. enttäuſcht geweſen ſei, worauf

Goethe ſagte: „Im Jahre 1801 werden Sie nach Ihrer vorgefaßten Vorſtellung Frankfurt freilich nicht günſtig haben beurtheilen können. In wiſſenſchaftlicher Hinſicht war Frankfurt von keiner Bedeutung.“

Am Schluſſe ſeiner Reiſeberichte bemerkte Grüner, daß er dabei Entbehrungen und Anſtrengungen mit Leichtigkeit ertragen habe.

Darauf Goethe: „Sie haben mit Ihrem Körper ſchwere Proben verſucht, und da Sie dieſe ohne nach-

theilige Folgen überſtanden haben, ſo muß Ihnen eine lange geſunde Lebensdauer wohl in ſicherer Ausſicht ſtehen."

854.

1823, 1. Juli.

Mit Grüner.

Beim Einſteigen in den Wagen [zu einer Spazierfahrt nach dem Siech- oder Jägerhaus] wäre ich auf Goethes Wink zur rechten Hand zu ſitzen gekommen, daher ſetzte ich mich ſo auf den Rückſitz, daß ich ihn nicht genirte. Aber ich mußte neben ihm Platz nehmen und nach einer Weile erzählte er mir folgende Anekdote:

„Unter dem Könige Ludwig XIV. von Frankreich rühmten die Hofleute einen Chevalier als den feinſtartigen Mann in Frankreich. Laden Sie ihn zu einer Jagdpartie ein, befahl der König, ich will mich überzeugen. Als dieſer Chevalier unter den gewöhnlichen Ceremonien vorgeſtellt war, gab der König ihm mit der Hand ein Zeichen, er möge ſich in ſeinen Wagen ſetzen. Obſchon er zur rechten Hand des Königs zu ſitzen kam, ſo ſprang er doch gleich in den Wagen zu dem angewieſenen Sitz; denn er nahm die Deutung des Königs als Befehl."

855.

1823, 12. Juli.

Mit Grüner und Jerôme König von Weſtfalen.

Ich fand Goethe äußerſt aufgeheitert, ſehr gut und lebhaft ausſehend, und erlaubte mir daher die Bemerkung, daß die Kur in Marienbad ihm vortrefflich anſchlage.

Goethe erwiederte: „Der Kur wegen reiſe ich nicht in die Badeörter, ich lebe hier ſehr angenehm, die reine Luft und der Umgang mit liebenswürdigen Perſonen erheitern meine Tage. Unter andern ſollen Sie auch die liebenswürdige polniſche Gräfin Ludovica*), eine Virtuoſin auf dem Fortepiano, hier kennen lernen. Nun, Freund, was haben Sie Gutes, Neues mitgebracht?“

Ich las nun die diktirte Relation über meine mineralogiſche Excurſion, mehrere Bogen ſtark, vor, und war kaum noch zu Ende, als der Bediente den ehemaligen König von Weſtfalen meldete, und dieſer ſogleich trippelnd eintrat. Ich entfernte mich ſofort in das Nebenzimmer, hörte ihn aber noch ſagen: „Je suis bien faché,“ worüber? konnte ich nicht mehr vernehmen, vielleicht ſchloß ich aus ſeiner Miene richtig: Deßhalb, weil Goethe ſich zurückgezogen und ihn nicht beſucht habe. Goethe war im gewohnten Schlafrocke, hatte nicht Zeit ſich in ein anderes Gewand zu werfen,

*) Gemeint iſt Marie Szymanowska.

Verlangen, dasjenige was er sieht, nachzuahmen; aber dieses Verlangen beweist gar nicht, daß auch in uns die Kraft wohne, mit dem, was wir unternehmen, zu Stande zu kommen. Sieh nur die Knaben an, wie sie jedesmal, so oft Seiltänzer in der Stadt gewesen, auf allen Planken und Balken hin und wieder gehen und balanciren, bis ein anderer Reiz sie wieder zu einem ähnlichen Spiele hinzieht. Hast du es nicht in dem Zirkel unsrer Freunde bemerkt? So oft sich ein Virtuose hören läßt, finden sich immer einige, die sogleich dasselbe Instrument zu lernen anfangen. Wie viele irren auf diesem Wege herum; glücklich wer den Fehlschluß von seinen Wünschen auf seine Kräfte bald gewahr wird!

Werner widersprach; die Unterredung ward lebhaft, und Wilhelm konnte nicht ohne Bewegung die Argumente, mit denen

und ſchien etwas überraſcht zu ſein, verlor aber, ſoviel ich noch im Weggehen bemerken konnte, nicht im Geringſten ſeine Haltung.

Ich ließ in Goethes Wohnung mein Manuſcript zurück.

856.

1823, 13. Juli.

Mit Grüner und deſſen Gattin.

Als ich ihn [Goethe] wieder, diesmal meine Frau mitbringend, beſuchte, fand ich ihn mit meinem Manuſcripte und mit der geognoſtiſchen Karte beſchäftigt.

„Sie werden böſe auf mich ſein" ſagte er zu meiner Frau, daß „Ihnen ſo viele Steine in das Haus gebracht werden."

Die ſchönen Steine habe ich zwar gerne, erwiederte ſie, aber er bringt ſo manche nach Hauſe, die ſo gemein ausſehen, und wenn er beim Auspacken nur die polirten Tiſche verſchonen möchte.

„Machen Sie ſich nichts daraus", ſagte Goethe, „ich habe auch manche Fuhre zur Verbeſſerung der Wege wieder hinausgeſchafft, die Sache läutert ſich und macht uns Vergnügen, wenn wir eines Beſſeren belehrt werden; er weiß die Sache gehörig anzugreifen und durchzuführen; der Aufſatz, den er mir übergeben hat, macht mir vieles Vergnügen. Ich habe ſo eben einige große Klumpen Bergkryſtall von einem

Juden eingehandelt, wovon ich Ihnen (mir hinlangend) einen übergebe."

Es war ein Klumpen von mehreren Pfunden, der in Rauchtopas schon überzugehen schien.

857.

1823, Mitte August.

Mit Karl Johann Braun Ritter v. Braunthal.

In Marienbad angekommen und in Klinger's Hotel mit Wagen und Pferd eingestellt, machte ich sofort ein wenig Toilette und begab mich auf den Weg. Ich stieg wallenden Blutes die Höhe — gradus ad Parnassum — hinan, wo Goethe thronte, wie überall, wo er wohnte. Von meinen „Werken" hatte ich nichts bei mir, als mein Tagebuch, ein Heft von zwölf Bogen, dessen Hälfte meine seltsame Autobiographie enthielt, während das Übrige aus Aphorismen über Goethe, Shakespeare u. a. bestand. Dieses Tagebuch sollte meine Visitenkarte vorstellen. Und so geschah es auch.

Ich trat mit heiliger Scheu in das kleine, von dem großen Manne bewohnte Haus ein und präsentirte mich seinem Secretär. Er ließ mich freundlich an, nahm mein Tagebuch . . . entgegen, bestellte mich auf den nächsten Tag um dieselbe Stunde (zwölf) und wünschte mir einen Guten-Morgen. . . . . .

Gegen zwölf stand ich im Vorzimmer von Goethes Wohnung . . . . Eine Viertelstunde . . mochte hin-

geſchwunden ſein, als der Secretär eintrat und mich mit den Worten begrüßte: „Wollen Sie ſich in den Salon begeben! Der Herr Geheimrath wünſcht Sie zu ſprechen.“ . . . Hier . . . . . that ſich die eine der zwei Seitenthüren auf und ich befand mich nur ein paar Schritte weit vor dem leibhaftigen Jupiter Olympicus in einem weißflanellenen Schlafrocke.

— — — — — — — — — — —

Er faßte mich in's Auge wie die königliche Boa Conſtrictor ein Reh; nur zermalmte er mich nicht, ſondern ſchritt langſam dem Diwan zu, . . . mich mit ſanfter Handbewegung einladend, ihm zu folgen und dann . . . an ſeiner Seite mich niederzulaſſen. . . . . Und nun an ſeiner, an Goethes Seite vernahm ich, immer noch halb träumend, mit einmal kräftige und zugleich melodiſche Töne wie Orgelklänge. Er begann mildernſt das Geſpräch und dabei empfand ich durch alle Glieder einen wohlthätigen Schlag, der davon herrührte, daß der herrliche Dichtergreis meine Hand, meine vor Entzücken und Verehrung zitternde Hand ſanft erfaßte und mit ſeinen beiden Händen weich umrahmte, wobei er, den Blick auf mich ruhen laſſend, alſo ſprach:

„Ich habe Ihr Tagebuch durchblättert und werde noch bis zu Ihrer Abreiſe von Marienbad darin weiter leſen; ich fand des Annehmlichen und Zukunftsverheißenden bereits manches. Ihren da und dort ausgeſprochenen Vorſatz, die Heimath [Öſterreich] zu verlaſſen, will ich nicht gutheißen. Sie haben ein ſchönes,

ein großes Vaterland, wo sich viel des Fördernden für Phantasie und Gemüth findet, vieles, das, richtig geschätzt und mit Eifer verwendet, zu erfreulichem Gedeihen, zu allseitig Wünschenswerthem zu führen vermag. Die scharfe Denkerluft Deutschlands dürfte wenigstens in Ihrer jetzigen Blüthezeit auf Ihr reizbares Wesen nachtheilig wirken, Versprechendes im Keime vernichten. Und so meine ich denn, mein junger Freund! Sie kehren heim, nehmen vielverheißend Begonnenes mit Besonnenheit auf, setzen fort und streben, Jugendliches zu Mannhaftem zu steigern, sich in sich selbst ergänzend. Haben Sie dann das eine oder das andere Werk zum Abschluß gebracht, so senden Sie es mir nach Weimar. Ich liebe jugendliches Streben auf diesem Gebiete und wende mich nur von dem sich überstürzenden ab. . . ."

So sprach Goethe zu mir. Mir waren mittlerweile die Augen feucht geworden, und nun begann ich, mir ein Herz fassend, meinen Entschluß zu begründen. Er hörte mir ruhig zu, ohne mich zu unterbrechen, immer meinen Blick und meine Hand festhaltend; dann aber nahm er wieder das Wort und seine Rede ward zu einem Strom flüssigen Goldes der — Wahrheit. Ich preßte hingerissen meine Lippen auf seine Rechte, erhob mich und schied von dem Herrlichen mit der feierlichen Zusage, ihm Folge zu leisten. — Und ich habe Wort gehalten.

858.

1823, 20. Auguſt.

Mit Grüner.

Goethes Blick [bei der Fahrt von Marienbad nach Eger] war meiſtens nach oben gerichtet, er blieb wiederholt dabei, daß man auch dem Wolkenzuge durch häufige und genaue Beobachtung in verſchiedenen Ländern, etwas abgewinnen könne. Schäfer und Hirten, die immer im Freien ſich bewegen, wären dabei nicht außer Spiel zu laſſen. Die Gegend, wo der Menilith bei Grottenſee, Königswarther Herrſchaft, vorkömmt, und welchen Profeſſor Zippe den ſchaalichten Opal nannte, faßte er ſcharf ins Auge und ſagte: Den wollen wir auch noch beſuchen.

859.

1823, 21. Auguſt.

Mit Grüner und C. E. Baron v. Knorring.

Herr von Knorring, ein junger Mann von etwa zwanzig Jahren, war ein anmuthiger Geſellſchafter. Von den verſchiedenen witzigen Geſprächen habe ich bloß angemerkt, daß Herr von Knorring erzählte, er habe, als er durch die Stadt Dux fuhr, bei dem Thore auf einer Tafel geſchrieben gefunden: „Hier iſt verboten betteln zu gehen und Tabak zu rauchen.“

Der Schuhmacher Braunholder war zugleich Lichter-

zieher. Die Aufschrift über seinem Laden war: „Braun holder Licht erzieher."

In Riga gibt es ein Schild mit der Aufschrift: „Ach Jesu."

Goethe erzählte: „Ein Nadelmacher hatte zum Hausschild: „„Das gequälte Herz."" das gequälte Herz war mit Nadeln durchstochen."

860.

1823, 23. August.

Mit Grüner.

Nach eingenommenem Gabelfrühstück und mitgenommenem Proviant fuhren wir früh neun Uhr nach Booden, um den Rehberg zu untersuchen. Goethe blieb auf der Höhe sitzen, und schlürfte aus einer vergoldeten Pilgrimschale von Silber den hineingegossenen Rheinwein. Ich ging um den Rehberg herum, und weil ich auf der West-, der Ost- und der Nordseite Thonschiefer fand, so berichtete ich, daß der Berg aus Thonschiefer bestehe.

„Haben Sie ihn auch auf der Südseite untersucht?" fragte Goethe, und als ich mit Nein antwortete, sagte er: „Ihr jungen Leute laßt euch durch Leidenschaft öfters zu Fehlschlüssen verleiten. Kann denn gegen Süden und im Innern nicht etwas Anderes als Thonschiefer sein? Es kann nicht der Schluß gezogen werden, daß, weil am Fuße des Berges südlich dieses und nördlich jenes Gestein vorkömmt, die ganze Unterlage des Berges

daraus besteht; denn es mag etwas dazwischen liegen. Ebenfalls ist nicht richtig, daß weil mich das Mädchen den ersten und dritten Tag geküßt hat, sie den zweiten Tag nicht auch einen anderen geküßt haben kann. Die Leidenschaft verleitet gewöhnlich den Menschen zu solchen Schlüssen."

Er trank aus der Pilgrimsschale, ich mußte mich zu ihm setzen und seinen Wein, seinen Proviant mit verzehren helfen. Verweilen Eure Excellenz, sagte ich, hier noch, ich werde den Berg auch gegen Süden untersuchen, eilte von ihm weg, und kam sofort mit schöneren Basalten als vom Kammerbühle zurück; denn der Olivin in den Basaltschlacken war viel frischer und größer.

„Woher, Freund, haben Sie diese schönen Schlacken?" fragte Goethe, erhob sich in diesem Momente rasch wie ein Jüngling und sagte: „das müssen wir an Ort und Stelle untersuchen."

Im Dorfe Booden am Fahrwege sind große Klumpen dieses porösen Basalts entblößt. Ein kleiner Hügel ist mit verschiedenen Schlacken bedeckt; es wurde in der Mitte desselben eine Vertiefung wahrgenommen, die schon größtentheils ausgefüllt ist. Die Einwohner sagten uns, daß dort eine große Vertiefung und in ihr auf der Sohle Wasser sich befunden habe. Nach und nach wäre sie durch das Hineinwerfen der Schlacken ausgefüllt worden.

Goethe war eifrig, dem großen Klumpen Basalt

etwas abzugewinnen; ich zerſchlug, ſammelte verſchiedene Schlacken, die alle vorſichtig eingepackt und von mir und dem Diener nach der Höhe hinaufgetragen wurden.

„Wir haben", ſagte Goethe, „eine wichtige Entdeckung in dieſer Gegend gemacht, die zu weiteren Nachforſchungen dienen wird."

Dann gingen wir in nördlicher Richtung den Berg abwärts auf das Dorf Albenreuth zu, wo auf den Feldern glänzende zertrümmerte Baſalthornblende, nahe am Dorfe hohe Schichten von vulkaniſchem Sande mit poröſen Baſaltſtückchen und Hornblende entdeckt wurden.

Als wir den ſchönen Fund nach der Heimkunft auspackten, ſagte Goethe: „Morgen gibt es zu ordnen und zu verzeichnen. Sie bleiben doch noch bei mir, wir wollen noch Manches beſprechen."

Nachdem er das Oberkleid mit dem Schlafrock vertauſcht hatte, mußte ich mich zu ihm ſetzen, und er ſprach: „Wir haben heute unſer Tagewerk vollbracht, und wollen nun ausruhen; dieſe merkwürdige Gegend wünſchte ich doch mit Ihnen noch einmal zu beſuchen, wenn es Ihre Geſchäfte zulaſſen. Wir haben den in der Nähe öſtlich liegenden Tillenberg, wo die edlen Granaten vorkommen, noch nicht beſucht, und der ſüdlich von uns gelegene Berg, Hochwald genannt, dürfte nebſt den ſchönen Andaluſiten noch andere Ausbeute liefern. Ihre Gebirgskarte hat mich zu dem abermaligen Beſuche beſtimmt; denn ich glaube, daß die

Gebirgsformation gegen Westen aus anderem Gestein, als jene gegen Süden bestehe; die Thäler dazwischen und die äußere Form dieser Gebirge dürften meine Meinung bestärken. Finden wir bei der Trennung derselben Spalten Wasserrisse, so kommen wir bald ins Reine, auch den Bach dürfen wir nicht unbeachtet lassen, denn Regengüsse führen manches hinab, was wir brauchen, und uns daran erfreuen können."

861.

1823, 24. August.

Mit Grüner, sodann Meyer.

Die Kleidertracht der Egerländer bildete in meiner Abhandlung eine eigene Abtheilung. Ich hatte die älteste und die neueste Tracht bildlich dargestellt, um zu vergleichen, ob und in wiefern der allgemein herrschende Luxus auch auf sie eingewirkt habe. Zugleich gab ich den Stoff und das Ellenmaß bestimmt an, wobei ich die ältesten und die jüngsten Bauernschneider zu Rathe gezogen hatte.

„Das hat sein Gutes"; sagte Goethe, „man kann in der Folge wahrnehmen, ob und in wiefern der Luxus auf sie eingewirkt hat. Es wäre interessant, solche Aufzeichnungen auch von anderen Völkern zu haben."

Abends kam Hofrath Meyer. „Einer meiner ältesten Freunde," sagte Goethe, „dem ich in Beurtheilung von Kunstwerken viel zu verdanken habe."

Hofrath Meyer, ein anſpruchsloſer Mann, der im Dialekte den gebornen Schweizer noch etwas verrieth, ſchien bei dieſer Äußerung Goethes in Verlegenheit zu gerathen. Goethe lenkte aber das Geſpräch ſogleich auf die früheren Zeiten, auf Italien, auf Rom, wo Hofrath Meyer ſich insbeſondere ausgebildet hatte. Von dem Geſpräche zwiſchen Goethe und Meyer habe ich nur folgende Äußerung Goethes aufgezeichnet:

„Neue Erfindungen können und werden geſchehen, allein es kann nichts Neues ausgedacht werden, was auf den ſittlichen Menſchen Bezug hat. Es iſt alles ſchon gedacht, geſagt worden, was wir höchſtens unter andern Formen und Ausdrücken wiedergeben können. Man komme über die Orientalen, da findet man erſtaunliche Sachen."

862.

1823, 25. Auguſt.

Mit Grüner.

a.

Als Hofrath Meyer Abſchied genommen hatte, ſagte Goethe: „Den Tod dieſes Mannes wünſche ich nicht zu überleben. Er iſt ein gediegener tüchtiger, nicht zu erſetzender Mann. Ich bin an ihn gewöhnt, und er bleibt öfters bei mir bis Nachts ein Uhr."

Die Zuſammenkunft in Hartenberg bei dem Grafen Auersperg wurde beſprochen.

er sich selbst so oft gequält hatte, gegen seinen Freund wiederholen. Werner behauptete, es sey nicht vernünftig, ein Talent, zu dem man nur einigermaßen Neigung und Geschick habe, deswegen, weil man es niemals in der größten Vollkommenheit ausüben werde, ganz aufzugeben. Es finde sich ja so manche leere Zeit, die man dadurch ausfüllen, und nach und nach etwas hervorbringen könne, wodurch wir uns und andern ein Vergnügen bereiten.

Unser Freund, der hierin ganz anderer Meynung war, fiel ihm sogleich ein, und sagte mit großer Lebhaftigkeit:

Wie sehr irrst du, lieber Freund, wenn du glaubst, daß ein Werk, dessen erste Vorstellung die ganze Seele füllen muß, in unterbrochenen, zusammen gegeizten Stunden könne hervorgebracht werden. Nein, der Dichter muß ganz sich, ganz in seinen ge-

b.

Ich hatte Goethe zwar vorgeschlagen, den 28. August abermals in Hartenberg, wie es der Graf [Auersperg] so sehr wünschte, zu verleben, allein er war nicht dazu zu bewegen, schützte seine nothwendige Anwesenheit in Karlsbad vor.

863.

1823, Anfang September (?).

Mit Marie Nebberg geb. Höpfner und ihrem Gatten August Wilhelm Nebberg.

Gern möchte ich . . . recht viel vom Gespräch mit Goethe erzählen können, aber es geht aus vielen Gründen nicht. Am Morgen, da ich bei ihm allein war, blieb natürlich die Unterhaltung in der Sphäre der Gewöhnlichkeit; ich hatte mich so gut in meinen Basenmantel*) eingemummt, daß ihm gar kein Zweifel aufsteigen konnte, als habe ich je eine Zeile von ihm gelesen, ja, ob ich überhaupt lesen und schreiben könne, blieb ungewiß. „Ach, sage Sie mer doch, Ihr Excellenz, ob Se sich wieder recht gut befinde? Ach, wie wird sich mein Herr Vetter freie! Und viele, viele Leit werde sich freie. Is es denn wahr, daß Sie sich selbst curirt

*) [Frau Nebberg hatte sich als Verwandte des Geheimenrath Götz in Rüdesheim, bei welchem Goethe 1814 gewohnt, eingeführt.]

habe? Die Leit habe sagt, die Docter hätte Sie nicht sjund mache könne."

Er kam nicht aus dem Lächeln über die komische Base, zog sie immer wieder auf's Kanapee und sagte, ob sie denn heute nicht in Karlsbad bleiben wolle. „Ach nein, Ihr Ex.! Sehn Se, ich reis' mit einem alten Herrn, der hat absolut nich herkwollt; aber ich hab'n soviel kbitt, bis ers kthan hatt. Wer wolle nach Prag; das soll e schöne Stadt sein, und zu Dresde soviel schöne Bilder ꝛc." — Was war auf solches Zeug zu antworten und was konnte man so einer Base sagen?

Den Nachmittag hätte ich nun gar zu gern mir meinen Pardon allein geholt und ihn womöglich in die alte Zeit zurückgeführt, zu meinem Vater und Merck u. s. w., aber Rehberg wollte doch auch sein Theil von ihm haben und blieb „als verwünschter Dritter" dabei sitzen. Ich war nach meiner üblen Gewohnheit auf Reisen halb taub, und so entging mir vieles, was er mit R. über allerlei literarische Gegenstände und über Göttingen sprach. Er hat eine Herausgabe seiner Correspondenz mit Schiller vor, wovon ihn aber doch noch, wie er sagte, die Furcht abhielte, manchen unter den Lebendigen zu verletzen und Anstoß zu geben, was ihm Rehberg auszureden und ihn zu bewegen suchte, seine Correspondenz der Welt baldmöglichst zu schenken. Die Geschichte seines Lebens, sagte er, sei geschlossen. Ich brachte ihn doch noch auf Darmstadt und Merck, wobei er ein

Wort aussprach, was das ganze Leben Rehberg's bezeichnete und mir mit einem Blitzstrahl den Punkt erleuchtete, um den sich sein ganzes Schicksal gedreht hat. Ach! — konnte ich nicht umhin im Stillen zu seufzen — wer das R. vor 30 Jahren zugerufen hätte! Und wenn er's hätte befolgen können! Aber hier erkannte ich meinen Dichter, an dem ich vor allem den gesunden Menschenverstand bewundert habe, womit er immer den Nagel auf den Kopf trifft.

Überhaupt ist es nicht möglich, sich etwas Einfacheres, Natürlicheres, als sein Gespräch zu denken. Er ist sich seiner innern Kraft und Vollendung auf's Vollkommenste bewußt und läßt sich darum nur so ganz ruhig gehen. Sein Anstand ist vornehm, imposant, ohne eine Spur von Aufgeblasenheit, ohne die Steifheit, deren ihn so manche angeklagt haben. Manchmal geht seine Natürlichkeit in Naivetät über, und das steht ihm ganz bezaubernd. Im Laufe des Gesprächs erinnerte ich ihn einmal, daß er gesagt habe: Gott segne die Pedanten, da sie soviel Nützliches beschicken! „Ja," sagte er freundlich, „das schickt sich wohl für mich, die Partie der Pedanten zu übernehmen, da ich selbst einer bin." — Wenn man ihm etwas Verbindliches sagt, so zieht ein freundliches Lächeln über sein Gesicht, was ohne Worte zu sagen scheint: ich danke für Deine gute Absicht. — Die wenigen gütigen Zeilen, die er mir ins Reisestammbuch schrieb, habe ich Ihnen, glaub' ich, schon mitgetheilt.

Beim Abſchied nahm er noch zwei Steine aus ſeiner Mineraliensammlung und gab ſie mir mit den Worten: „Ich muß Ihnen doch auch ein Andenken ſchenken! Da ſind ein paar Steine; aber ich nenne ſie nicht. Fragen Sie nur den erſten beſten Mineralogen darnach.“ — Auf meine Frage ſagte mir Hausmann: der eine heiße Pyroxène — der Feuergaſt, der andere Amphibole — die Zweideutige. Da hatte ich alſo meine gnädige Strafe.

864.

1823, 6. September.

Mit Grüner und Graf Auersperg.

Grüner hatte von dem 1816 und 1817 herrſchenden Nothſtand geſprochen und dabei erwähnt, daß die Erzgebirger trotzdem nicht in Eger verblieben waren, wo ihnen Erwerb verſchafft wurde.

„Allerdings“ — ſagte Goethe — „hängen die Gebirgsbewohner mit ganzer Seele an ihrer Heimat. Wenn ich nicht irre, iſt unter Ludwig XIV. unter den ſchwerſten Strafen das Blaſen einer Schalmei verboten worden, weil in den Schweizerregimentern die Leute dadurch zu ſehr an ihre Heimat erinnert wurden, und viele an Heimweh dahinſtarben. Der Fall, den Sie uns mittheilten, iſt ſehr merkwürdig und hätte öffentlich zur Warnung bekannt gemacht werden ſollen.“

865.

1823, 8. September.

Mit Grüner.

Beim Eintritte begrüßte mich Goethe freundlich mit: „Glück auf! Nun laſſen Sie, mein Guter, Ihre neuen Acquiſitionen ſehen. Man würde Ihnen ans Herz greifen, wenn ich mir davon etwas wählen wollte.“

Für Eure Excellenz, ſagte ich, ſteht Alles zu Dienſten; denn ich habe Ihnen ja Alles zu verdanken.

Darauf Goethe: „Ich will Sie nicht beunruhigen, denn künftig ließen Sie vielleicht Ihre vorzüglichſten Stücke mir nicht mehr ſehen.“

Da er indeß die ſchön kryſtalliſirten Andaluſiten lobte, ſuchte ich einen vorzüglichen für ihn aus, den er wohlgefällig mit den Worten annahm: „Jemand anderem würden Sie ihn gewiß nicht ſo bereitwillig ohne reichlichen Erſatz gegeben haben; nicht wahr, mein Lieber?“

Bei Euer Excellenz ſagte ich, gereicht es mir nur zum Vergnügen, und ich ſchätze mich glücklich, in den Stand geſetzt zu ſein, nun etwas Annehmbares anbieten zu können, aber, wie geſagt, es bemächtigt ſich meiner eine ſo unendliche Leidenſchaft des Geizes, daß ich ihr kaum widerſtehen kann; ich möchte nur immer ſchöne Mineralien acquiriren, und, wenn ich tauſche, fällt es mir ſchwer, ſehr ſchwer, mich von ſchönen Stufen zu trennen, und dennoch muß ich es thun,

weil der Freund dann gezwungen iſt, mir auch ſchöne Sachen dafür zu liefern.

„Sie ſind ſchon auf dem rechten Wege," ſagte Goethe, „ſo muß es kommen. Fahren Sie nur ſo fort, wo Ihre Arme noch nicht hinreichen, werde ich meine z. B. nach England, Chile, Sicilien ausſtrecken."

Während des in Goethes Tagebuche angemerkten Spazierganges richtete ſein Auge ſich bald auf das ſchöne Egerthal, bald auf die Wolken, denen, wie er ſich oft äußerte, etwas abzugewinnen ſei.

Bei meinem Abendbeſuche erkundigte er ſich über die Ceremonie bei Einführung eines Pfarrers, über die Anzahl der zum Eger'ſchen Magiſtrate gehörigen Patronate und über die Obliegenheit eines Patrons. Ich gab die erforderliche Auskunft.

866.

1823, 13. September.

Mit v. Müller.

Als ich Abends 7 Uhr bei ihm [Goethe] eintraf, lenkte ſich das Geſpräch gar bald auf Rehbein's Braut [Katharina v. Gravenegg], die dieſer heimzuholen gerade jenen Abend nach Eger abgereiſt war. Dieſe ſchöne Gelegenheit ergriff der alte Herr auf's Schlauſte, ſein eignes Glaubensbekenntniß auszuſprechen. Er lobte nämlich die Braut über alle Maaßen, nannte es aber doch einen dummen Streich, daß Rehbein ſich ſo raſch

verehelichte. „Sie wissen“, sagte er, „wie ich alles Extemporiren hasse, vollends eine Verlobung oder Heirath aus dem Stegreife war mir von jeher ein wahrer Greuel. Eine Liebe wohl kann im Nu entstehen, und jede ächte Neigung muß irgend einmal gleich dem Blitze plötzlich aufgeflammt sein, aber wer wird sich denn gleich heirathen, wenn man liebt? Liebe ist etwas Ideelles, Heirathen etwas Reelles, und nie verwechselt man ungestraft das Ideelle mit dem Reellen. Solch ein wichtiger Lebensschritt will allseitig überlegt sein und längere Zeit hindurch, ob auch alle individuelle Beziehungen, wenigstens die meisten, zusammen passen. Übrigens ist Riehbein's Heirathsgeschichte so wunderbar, daß offenbar die Dämonen sich hineingemischt haben, und da hütete ich mich dagegen zu sprechen, ob ich gleich innerlich wüthend war.“

867.

1823, 15. September.

Mit Eckermann.

Nach einem beiderseitigen fröhlichen Begrüßen fing Goethe sogleich an über meine Angelegenheit zu reden.

„Ich muß gerade herausſagen,“ begann er, „ich wünsche, daß Sie diesen Winter bei mir in Weimar bleiben.“ Dies waren seine ersten Worte, dann ging er näher ein und fuhr fort: „In der Poesie und Kritik steht es mit Ihnen auf's beste, Sie haben darin ein

natürliches Fundament; das iſt Ihr Metier, woran Sie ſich zu halten haben und welches Ihnen auch ſehr bald eine tüchtige Exiſtenz zuwege bringen wird. Nun iſt aber noch manches, was nicht eigentlich zum Fache gehört und was Sie doch auch wiſſen müſſen. Es kommt aber darauf an, daß Sie hierbei nicht lange Zeit verlieren, ſondern ſchnell darüber hinwegkommen. Das ſollen Sie nun dieſen Winter bei uns in Weimar, und Sie ſollen ſich wundern, wie weit Sie Oſtern ſein werden. Sie ſollen von allem das beſte haben, weil die beſten Hilfsmittel in meinen Händen ſind. Dann ſtehen Sie für's Leben feſt und kommen zum Behagen und können überall mit Zuverſicht auftreten."

Ich freute mich dieſer Vorſchläge und ſagte, daß ich mich ganz ſeinen Anſichten und Wünſchen überlaſſen wolle.

„Für eine Wohnung in meiner Nähe," fuhr Goethe fort, „werde ich ſorgen; Sie ſollen den ganzen Winter keinen unbedeutenden Moment haben. Es iſt in Weimar noch viel Gutes beiſammen, und Sie werden nach und nach in den höhern Kreiſen eine Geſellſchaft finden, die den beſten aller großen Städte gleichkommt. Auch ſind mit mir perſönlich ganz vorzügliche Männer verbunden, deren Bekanntſchaft Sie nach und nach machen werden und deren Umgang Ihnen im hohen Grade lehrreich und nützlich ſein wird."

Goethe nannte mir verſchiedene angeſehene Namen und bezeichnete mit wenigen Worten die beſondern Verdienſte jedes einzelnen.

„Wo finden Sie“, fuhr er fort, „auf einem ſo engen Fleck noch ſo viel Gutes? Auch beſitzen wir eine ausgeſuchte Bibliothek und ein Theater, was den beſten anderer deutſchen Städte in den Hauptſachen keineswegs nachſteht. Ich wiederhole daher: bleiben Sie bei uns, und nicht bloß dieſen Winter, wählen Sie Weimar zu Ihrem Wohnort. Es gehen von dort die Thore und Straßen nach allen Enden der Welt. Im Sommer machen Sie Reiſen und ſehen nach und nach, was Sie zu ſehen wünſchen. Ich bin ſeit funfzig Jahren dort, und wo bin ich nicht überall geweſen! Aber ich bin immer gern nach Weimar zurückgekehrt.“

868.

1823, 17. September.

Mit Eckermann.

Geſtern morgen, vor Goethes Abreiſe [von Jena] nach Weimar, war ich ſo glücklich, wieder ein Stündchen bei ihm zu ſein. Und da führte er ein höchſt bedeutendes Geſpräch, was für mich ganz unſchätzbar iſt und mir auf mein ganzes Leben wohlthut. Alle jungen Dichter in Deutſchland müßten es wiſſen, es könnte ihnen helfen.

Er leitete das Geſpräch ein, indem er mich fragte, ob ich dieſen Sommer keine Gedichte gemacht. Ich antwortete ihm, daß ich zwar einige gemacht, daß es mir aber imganzen dazu an Behagen gefehlt. „Nehmen Sie ſich in Acht,“ ſagte er darauf, „vor einer großen

Arbeit! Das iſt's eben, woran unſere Beſten leiden, gerade diejenigen, in denen das meiſte Talent und das tüchtigſte Streben vorhanden. Ich habe auch daran gelitten und weiß, was es mir geſchadet hat. Was iſt da nicht alles in den Brunnen gefallen! Wenn ich alles gemacht hätte, was ich recht gut hätte machen können, es würden keine hundert Bände reichen.

Die Gegenwart will ihre Rechte; was ſich täglich im Dichter von Gedanken und Empfindungen aufdrängt, das will und ſoll ausgeſprochen ſein. Hat man aber ein größeres Werk im Kopfe, ſo kann nichts daneben aufkommen, ſo werden alle Gedanken zurückgewieſen, und man iſt für die Behaglichkeit des Lebens ſelbſt ſo lange verloren. Welche Anſtrengung und Verwendung von Geiſteskraft gehört nicht dazu, um nur ein großes Ganzes in ſich zu ordnen und abzurunden, und welche Kräfte und welche ruhige ungeſtörte Lage im Leben, um es dann in einem Fluß gehörig auszuſprechen! Hat man ſich nun im ganzen vergriffen, ſo iſt alle Mühe verloren; iſt man ferner bei einem ſo umfangreichen Gegenſtande in einzelnen Theilen nicht völlig Herr ſeines Stoffes, ſo wird das Ganze ſtellenweiſe mangelhaft werden, und man wird geſcholten; und aus allem entſpringt für den Dichter ſtatt Belohnung und Freude für ſo viele Mühe und Aufopferung nichts als Unbehagen und Lähmung der Kräfte. Faßt dagegen der Dichter täglich die Gegenwart auf, und behandelt er immer gleich in friſcher Stimmung, was ſich ihm dar-

liebten Gegenständen leben. Er, der vom Himmel innerlich auf das köstlichste begabt ist, der einen, sich immer selbst vermehrenden Schatz im Busen bewahrt, er muß auch von aussen ungestört mit seinen Schätzen in der stillen Glückseligkeit leben, die ein Reicher vergebens mit aufgehäuften Gütern um sich hervorzubringen sucht. Sieh die Menschen an, wie sie nach Glück und Vergnügen rennen! Ihre Wünsche, ihre Mühe, ihr Geld jagen rastlos, und wornach? Nach dem, was der Dichter von der Natur erhalten hat, nach dem Genuß der Welt, nach dem Mitgefühl seiner selbst in andern, nach einem harmonischen Zusammenseyn mit vielen oft unvereinbaren Dingen.

Was beunruhiget die Menschen, als daß sie ihre Begriffe nicht mit den Sachen verbinden können, daß der Genuß sich ihnen unter den Händen wegstiehlt, daß das ge-

bietet, ſo macht er ſicher immer etwas Gutes, und gelingt ihm auch einmal etwas nicht, ſo iſt nichts daran verloren.

Da iſt der Auguſt Hagen in Königsberg ein herrliches Talent! Haben Sie ſeine ‚Olfried und Liſena‘ geleſen? Da ſind Stellen darin, wie ſie nicht beſſer ſein können: die Zuſtände an der Oſtſee, und was ſonſt in dortige Lokalität hineinſchlägt, alles meiſterhaft. Aber es ſind nur ſchöne Stellen, als Ganzes will es niemand behagen. Und welche Mühe und welche Kräfte hat er daran verwendet, ja er hat ſich faſt daran erſchöpft! Jetzt hat er ein Trauerſpiel gemacht!“

Dabei lächelte Goethe und hielt einen Augenblick inne. Ich nahm das Wort und ſagte, daß, wenn ich nicht irre, er Hagen in „Kunſt und Alterthum“ gerathen, nur kleine Gegenſtände zu behandeln. „Freilich habe ich das,“ erwiederte Goethe; „aber thut man denn was wir Alten ſagen? Jeder glaubt, er müſſe es doch ſelber am beſten wiſſen, und dabei geht mancher verloren, und mancher hat lange daran zu irren. Es iſt aber jetzt keine Zeit mehr zum Irren, dazu ſind wir Alten geweſen; und was hätte uns all unſer Suchen und Irren geholfen, wenn ihr jüngern Leute wieder dieſelbigen Wege laufen wolltet? Da kämen wir ja nie weiter! Uns Alten rechnet man den Irrthum zu gute, weil wir die Wege nicht gebahnt fanden; wer aber ſpäter in die Welt eintritt, von dem verlangt man mehr, der ſoll nicht abermals irren und ſuchen, ſondern

er ſoll den Rath der Alten nutzen und gleich auf gutem Wege fortſchreiten. Es ſoll nicht genügen, daß man Schritte thue, die einſt zum Ziele führen, ſondern jeder Schritt ſoll Ziel ſein und als Schritt gelten.

Tragen Sie dieſe Worte bei ſich herum und ſehen Sie zu, was Sie davon mit ſich vereinigen können. Es iſt mir eigentlich um Sie nicht bange, aber ich helfe Ihnen durch mein Zureden vielleicht ſchnell über eine Periode hinweg, die Ihrer jetzigen Lage nicht gemäß iſt. Machen Sie vor der Hand, wie geſagt, immer nur kleine Gegenſtände, immer alles friſchweg, was ſich Ihnen täglich darbietet, ſo werden Sie in der Regel immer etwas Gutes leiſten, und jeder Tag wird Ihnen Freude bringen. Geben Sie es zunächſt in die Taſchenbücher, in die Zeitſchriften; aber fügen Sie ſich nie fremden Anforderungen, ſondern machen Sie es immer nach Ihrem eigenen Sinn. Die Welt iſt ſo groß und reich und das Leben ſo mannigfaltig, daß es an Anläſſen zu Gedichten nie fehlen wird. Aber es müſſen alles Gelegenheitsgedichte ſein, das heißt, die Wirklichkeit muß die Veranlaſſung und den Stoff dazu hergeben. Allgemein und poetiſch wird ein ſpecieller Fall eben dadurch, daß ihn der Dichter behandelt. Alle meine Gedichte ſind Gelegenheitsgedichte, ſie ſind durch die Wirklichkeit angeregt und haben darin Grund und Boden. Von Gedichten aus der Luft gegriffen halte ich nichts.

Man ſage nicht, daß es der Wirklichkeit an poe-

tiſchem Intereſſe fehle; denn eben darin bewährt ſich ja der Dichter, daß er geiſtreich genug ſei, einem gewöhnlichen Gegenſtande eine intereſſante Seite abzugewinnen. Die Wirklichkeit ſoll die Motive hergeben, die auszuſprechenden Punkte, den eigentlichen Kern; aber ein ſchönes belebtes Ganzes daraus zu bilden, iſt Sache des Dichters. Sie kennen den Fürnſtein, den ſogenannten Naturdichter: er hat ein Gedicht gemacht über den Hopfenbau, es läßt ſich nicht artiger machen. Jetzt habe ich ihm Handwerkslieder aufgegeben, beſonders ein Weberlied, und ich bin gewiß, daß es ihm gelingen wird: denn er hat von Jugend auf unter ſolchen Leuten gelebt, er kennt den Gegenſtand durch und durch, er wird Herr ſeines Stoffes ſein. Und das iſt eben der Vortheil bei kleinen Sachen, daß man nur ſolche Gegenſtände zu wählen braucht und wählen wird, die man kennt, von denen man Herr iſt. Bei einem großen dichteriſchen Werke geht das aber nicht, da läßt ſich nicht ausweichen: alles, was zur Verknüpfung des Ganzen gehört und in den Plan hinein mit verflochten iſt, muß dargeſtellt werden und zwar mit getroffener Wahrheit. Bei der Jugend aber iſt die Kenntniß der Dinge noch einſeitig: ein großes Werk aber erfordert Vielſeitigkeit, und daran ſcheitert man."

Ich ſagte Goethen, daß ich im Willen gehabt, ein großes Gedicht über die Jahreszeiten zu machen und die Beſchäftigungen und Beluſtigungen aller Stände hineinzuverflechten. „Hier iſt derſelbige Fall," ſagte

Goethe darauf „es kann Ihnen vieles daran gelingen, aber manches, was Sie vielleicht noch nicht gehörig durchforscht haben und kennen, gelingt Ihnen nicht. Es gelingt Ihnen vielleicht der Fischer, aber der Jäger vielleicht nicht. Geräth aber am Ganzen etwas nicht, so ist es als Ganzes mangelhaft, so gut einzelne Partien auch sein mögen, und Sie haben nichts Vollendetes geleistet. Stellen Sie aber blos die einzelnen Partien für sich selbständig dar, denen Sie gewachsen sind, so machen Sie sicher etwas Gutes. Besonders warne ich vor eigenen großen Erfindungen; denn da will man eine Ansicht der Dinge geben, und die ist in der Jugend selten reif. Ferner, Charaktere und Ansichten lösen sich als Seiten des Dichters von ihm ab und berauben ihn für fernere Productionen der Fülle. Und endlich, welche Zeit geht nicht an der Erfindung und innern Anordnung und Verknüpfung verloren, worauf uns niemand etwas zu gute thut, vorausgesetzt daß wir überall mit unserer Arbeit zu stande kommen. Bei einem gegebenen Stoff hingegen ist alles anders und leichter. Da werden Facta und Charaktere überliefert, und der Dichter hat nur die Belebung des Ganzen. Auch bewahrt er dabei seine eigene Fülle, denn er braucht nur wenig von dem Seinigen hinzu zu thun; auch ist der Verlust von Zeit und Kräften beiweitem geringer, denn er hat nur die Mühe der Ausführung. Ja ich rathe sogar zu schon bearbeiteten Gegenständen. Wie oft ist nicht die Iphigenie gemacht,

und doch ſind alle verſchieden; denn jeder ſieht und ſtellt die Sachen anders, eben nach ſeiner Weiſe.

Aber laſſen Sie vorderhand alles Große zur Seite. Sie haben lange genug geſtrebt, es iſt Zeit, daß Sie zur Heiterkeit des Lebens gelangen, und dazu eben iſt die Bearbeitung kleiner Gegenſtände das beſte Mittel."

Wir waren bei dieſem Geſpräch in ſeiner Stube auf- und abgegangen; ich konnte immer nur zuſtimmen, denn ich fühlte die Wahrheit eines jeden Wortes in meinem ganzen Weſen.

869.

1823, 17. und 18. September.

Mit v. Müller und Meyer.

Geſtern und vorgeſtern brachte ich die Abende nebſt Ottilie bei ihm [Goethe] zu, ganz in alter Gemüthlichkeit, und übergab ihm auch Ihre [der Gräfin Julie Egloffſtein] Zeichnung, die den lauteſten Beifall erntete. Er nannte ſie „höchſt congruent und verſtändig"; Meyer lobte ganz beſonders die kräftigen und ſcharfen Züge um Hals, Kinn und Backen. Ich ſoll Ihnen „einſtweilen" die ſchönſten Dankſagungen ausſprechen, bis er ſelbſt Zeit gewinne, „etwas Freundliches von ſich zu geben". Sie glauben nicht, liebſte Julinde, wie herzlich er Ihnen zugethan iſt und wie ich mich daran ergötze! Eheſter Tage ſollen Ihre „Wun-

der" — wie er ſie nennt — gefertigt werden, über deren Verlangen er weidlich lachte. Recht artig iſt es, daß ſich in Karlsbad mein Abenteuer mit dem Fürſten von Hohenzollern und ſeiner Schweſter (von dem Waſſerfall bei Baden her) auf Goethen übertragen und fortgeſponnen hat, und daß jene ſeine Bekanntſchaft und er wieder umgewandt die ihrige lediglich durch Reminiscenzen aus meiner Erzählung machte. Goethe war nachher nochmals bei ihnen und rühmt beſonders die Anmuth und den feinen milden Sinn der Prinzeß Julia.

870.

1823, 21. September.

Mit v. Müller.

Sonntags, den 21. September war ich nach dem Hofe ein Stündchen bei ihm, wurde aber bald abgerufen. Wir ſprachen von dem nun wirklich zu Paris aufgefundenen Original-Manuſcript von Rameau's Neffen, deſſen Authenticität zu bezeugen, Goethe durch den Verleger in einem ſehr ſchmeichelhaften und klug geſtellten Schreiben aufgefordert worden.

871.

1823, 23. September.

Mit v. Müller.

Ich war kaum gegen 6 Uhr in Goethes Zimmer getreten, zunächſt um Profeſſor Umbreit für morgen

anzumelden, als der alte Herr seinen leidenschaftlichen Zorn über unser neues Judengesetz*), welches die Heirath zwischen beiden Glaubensverwandten gestattet, ausgoß. Er ahndete die schlimmsten und grellsten Folgen davon, behauptet, wenn der Generalsuperintendent Charakter habe, müsse er lieber seine Stelle niederlegen als eine Jüdin in der Kirche im Namen der heiligen Dreifaltigkeit trauen. Alle sittlichen Gefühle in den Familien, die doch durchaus auf den religiösen ruhten, würden durch ein solch scandalöses Gesetz untergraben. Dieser sein Unmuth, sich nach dem heitern Aufenthalt in Marienbad wieder hier eingeengt zu befinden, machte sich den ganzen Abend vielfach bemerkbar. Als ich ihn zu täglichen Spazierfahrten antrieb, sagte er: „Mit wem soll ich fahren, ohne Langeweile zu empfinden? Die Stael hat einst ganz richtig zu mir gesagt: Il vous faut de la séduction. Ja ich bin wohl und heiter heimgekehrt, drei Monate lang habe ich mich glücklich gefühlt, von einem Interesse zum andern, von einem Magnet zum andern gezogen, fast wie ein Ball hin und her geschaukelt, aber nun — ruht der Ball wieder in der Ecke und ich muß mich den Winter durch in meiner Dachshöhle vergraben, und zusehen, wie ich mich durchflicke." Wie schmerzlich ist es doch, solch eines Mannes innere Zerrissenheit zu gewahren, zu sehen, wie das verlorene Gleichgewicht seiner Seele sich durch seine Wissen-

*) Vom 20 Juni 1823. Nachtrag vom 6. Mai 1833 im weimarischen Regierungsblatt.

schaft, keine Kunst wieder herstellen läßt, ohne die gewaltigsten Kämpfe, und wie die reichsten Lebenserfahrungen, die hellste Würdigung der Weltverhältnisse ihn davor nicht schützen konnten. Was in seinem Judencifer recht merkwürdig war, ist die tiefe Achtung vor der positiven Religion, vor den bestehenden Staats-Einrichtungen, die trotz seiner Freidenkerei überall durchblickte. „Wollen wir denn überall im Absurden vorausgehen, alles Fratzenhafte zuerst probiren?" sagte er unter andern.

872.

1823, 24. September.

Mit v. Müller und Friedrich Wilhelm Karl Umbreit.

Um 1 Uhr führte ich Professor Umbreit zu Goethe. Fast eine Stunde lang war er freundlich, mild und aufgeschlossen, indem er viele der Heidelberger Lehrer und den Zustand der Naturwissenschaften, Philologie ꝛc. die Revue passiren ließ. Paulus Tochter, Frau von Schlegel, habe eigentlich einen sehr guten Charakter, äußerte er mit Wärme, ihr Eigensinn sei nur unentwickelter Charakter, den die Eltern nicht verstanden hätten aus sich herauszuführen, in andere hinüber, zu Verarbeitung ihrer Kraft zu leiten.

Den Diwan werde er nur innerlich, d. h. insofern fortsetzen, daß er einzelne Bücher, z. B. das des Paradieses, erweitere und verstärke. Bei den unge-

heuren Schwierigkeiten des Erlernens dieſer arabiſchen Sprache habe er ſeine Kenntniß von ihr mehr erobert durch Überfall, als regelmäßig erworben. Weiter dürfe er jetzt nicht mehr gehen, ohne verführt zu werden. Wenn er zuweilen noch in dieſes Land, in dieſe Zuſtände hineinſchaue, ſo werde ihm ganz wunderlich zu Muthe. Umbreit benahm ſich vortrefflich, lebendig, ohne alle Verlegenheit und doch beſcheiden. Wegſcheider's Dogmatik und Kapp's Chriſtus und Sokrates lobte er ſehr. Goethe bemerkte, es ſei doch in wiſſenſchaftlicher Hinſicht eine höchſt intereſſante Zeit, in der wir lebten, Alles habe ſich unglaublich umgeſtaltet und aufgehellt, und eine Freude ſei es zu ſehen, wie jedes Fach ſo viel würdiger behandelt werde. Dies ſei zunächſt Verdienſt der Philoſophie, die, trotz der vielen abgeſchmackten Syſteme, Alles mit neuer Lebenskraft durchdrungen habe. Umbreit ging hochentzückt hinweg.

873.

1823, 25. September.

Mit v. Müller.

a.

Ohne allen Anlaß meinerſeits rief er kurz, nachdem ich eingetreten war, aus: „Es iſt doch recht abſurd, daß Julie dieſen Winter nicht hier iſt! Sie weiß gar nicht, wie viel ſie mir entzieht und wie viel ich dadurch

entbehre, ſo wenig, als ſie weiß, wie ich ſie liebe und wie oft ich mich im Geiſte mit ihr beſchäftige. Ihnen kann ich das wohl ſagen, obgleich wir in dieſem Punkt Rivals ſind; denn ich traue Ihnen zu, daß Sie gleich ſehr betrübt über ihre Abweſenheit ſind." Als ich hierauf ihm die Gründe entwickelte, die Ihre [der Gräfin Julie Egloffſtein] jetzige Abweſenheit motivirten, erwiederte er: „Sie hat ganz Recht, das begreife ich wohl und habe mir längſt im Stillen alles das, was Sie mir jetzt ſagen, ſelbſt combinirt und enträthſelt, aber nur noch viel lebhafter und paſſionirter, als Sie es ausſprechen, ja, während der Krankheit der Großherzogin habe ich beſtändig mit wegen Julien gezittert, und noch jetzt werde ich wüthend, wenn ich mir die Möglichkeit denke, daß eine für Julia's Zukunft ſo höchſt paſſende und wichtige Perſpektive [Hofdame zu werden] verloren gehen könnte. Glaubt mir nur, daß der alte Merlin in ſeiner Dachshöhle ſich manche ſtille Stunde mit ſolchen Abweſenden beſchäftigt, die für ihn eine actio in distans haben (d. h. eine unmittelbare Wirkung in die Ferne). Andere erfreuen mich bloß durch ihre Gegenwart, durch ihre ſichtliche Erſcheinung, ſind aber rein nichts für mich, wenn ich ſie nicht vor mir ſehe. Mit jenen aber kann ich mich unſichtbar unterhalten und darunter gehört Julie. Ich weiß zu gut, daß ſie mir durch keine andere jemals erſetzt werden kann, und eben darum bin ich ſo betrübt, daß ſie mir gerade dieſen Winter fehlt." Und dabei war er ſo ge-

wünschte zu spät kommt, und daß alles erreichte und erlangte auf ihr Herz nicht die Wirkung thut, welche die Begierde uns in der Ferne ahnden läßt. Gleichsam wie einen Gott hat das Schicksal den Dichter über dieses alles hinüber gesetzt. Er sieht das Gewirre der Leidenschaften, Familien und Reiche sich zwecklos bewegen, er sieht die unauflöslichen Räzel der Mißverständnisse, denen oft nur ein einsylbiges Wort zur Entwicklung fehlt, unsäglich verderbliche Verwirrungen verursachen. Er fühlt das Traurige und das Freudige jedes Menschenschicksals mit. Wenn der Weltmensch in einer abzehrenden Melancholie über großen Verlust seine Tage hinschleicht, oder in ausgelassener Freude seinem Schicksale entgegen geht, so schreitet die empfängliche leichtbewegliche Seele des Dichters, wie die wandelnde Sonne, von Nacht zu Tag fort, und

müthlich, ſo vertraulich, als ich ihn lange nicht geſunden in dieſen Tagen.

Er erzählte mir viel von Marienbad, beſonders von der Gräfin Szymanowska, die ſo wunderſchön Klavier ſpielt, und ſagte von ihr, ſie ſei ſo ſchön und ſo liebenswürdig, daß man trotz ihrer zauberiſchen Töne froh ſei, wenn ſie aufhöre, um ſie nur ſprechen zu hören, und wieder umgekehrt wünſche, ſie möge nur wieder ſpielen, weil ihr Sprechen ſo ſehr aufrege, daß man nur Ruhe bei ihrem Spiel wiederzufinden hoffen könne. Er ſagte: ohne alle Einleitung ſei er ſo ſchnell mit ihr bekannt geworden, wie man in einer milden reinen Luft ſich alſobald heimiſch fühle. Darauf holte er aus ſeinem Gartenzimmer ihre Handſchrift, aus der er ihren Charakter demonſtrirte und las mir dann im höchſten Pathos ſein Gedicht an ſie vor: drei wunderſchöne Stanzen. Wie ſtrengte ich mich an, ſie zu behalten! aber nur ohngefähr giebt die Anlage ſie wieder.

Dagegen lautet das kleine Gedicht, was er ihrer Schweſter, Fräulein Wodzeli*) in's Stammbuch ſchrieb, wörtlich alſo: (ſie glaubt nämlich wegen ihres öfteren Seitenſchmerzes bald zu ſterben, und ein geiſtreicher junger Pole**) hatte ihr ſcherzweiſe ein Teſtament aufgeſetzt, worin ihre einzelnen Tugenden an ſoviel verſchiedene Freunde legirt wurden)

*) [Richtig: Wolowska.]

**) [Irrig; es war Graf Roſtoptſchin.]

„Wohl hat Dein Testament jedwedem Reiz bedacht,
Mit dem Natur so herrlich Dich vollendet,
Und jedem Freund ein reiches Theil vermacht,
Großmüthig jede Tugend ausgezeichnet;
Doch wenn Du Glückliche zu machen trachtest,
So wär's nur der, dem Du Dich ganz vermachtest."

Sie sehen also, daß seine Leidenschaft für Ulrike Levezow wenigstens nicht exclusiv ist und daß ich Recht habe zu behaupten, nicht dieses einzelne Individuum, sondern das gesteigerte Bedürfniß seiner Seele überhaupt nach Mittheilung und Mitgefühl habe seinen jetzigen Gemüthszustand herbeigeführt.

Die rohe und lieblose Sinnesweise seines Sohnes und Ulrikens [v. Pogwisch] schroffe Einseitigkeit und gehaltlose Naivetät sind freilich nicht gemacht, eine solche Krisis sanft und schonend vorüberzuführen, und die arme Ottilie ist seit seiner Ankunft beständig krank und für ihn so gut wie unsichtbar. Daher macht ihn der grelle Contrast gegen sein heiteres Badeleben mitunter höchst verstimmt und niedergebeugt, wo ihm denn jede äußere Anforderung peinlich wird. In solcher Stimmung trafen ihn gestern leider Tante [Freifrau v. Egloffstein] und Auguste [Gräfin Egloffstein], und wurden sehr bewegt dadurch. Aber das ist nur momentan; mir ist es noch immer gelungen, ihn gesprächig zu machen. Nur vom Sohne her droht alles Übel, da der verrückte Patron gegen den Vater den Piquirten spielt und sogar Ottilien mit sich nach Berlin nehmen will, wodurch alsdann erst alles verloren gehen könnte.

b.

Von 5—8 Uhr weilte ich bei Goethe, deſſen Unterhaltung höchſt intereſſant, vertraulich, gemüthsvoll war. Er ſprach über Cuvier's Lobrede*) auf Haüy, worin vorkommt „Le ciel est entièrement soumis à la Géometrie.“ Goethe belächelte dieſe Phraſe ſehr, da die Mathematiker ja nicht einmal die vis centripeda noch erklären könnten.

Darauf theilte er die Gedichte auf Madame Szymanowska, die Virtuoſin, und auf ihre Schweſter mit. Jene ſei wie die Luft, ſo umflicßend, ſo alsbald zu ſetzend, ſo überall, ſo leicht und gleichſam körperlos. Er zeigte mir ihre Handſchrift.

Als ich Knebel's briefliche Aufreizung, ihm Werner'ſche Sonette abzulocken, vorlas**) und en espion von Erfurt handelte, gelang dieſe offene Kriegsliſt vortrefflich, und er verſprach ſie vorzuſuchen. Er kam dabei auf den einſtigen Wettkampf mit Werner, bei Gelegenheit des 24. Februar, Fluch und Segen in zwei kleinen Dramas durchzuführen. Gozzi habe behauptet, es gäbe nur 36 Motive zu einem Trauerſpiel.

*) Cuvier, Baron Georges, Eloge historique de M. Haüy, Paris, Mus. hist. nat., Mém. X. 1823 p. 1—35; Paris, Acad. Sci., Mém. VIII, 1829 (Hist.) p. 145—177. Alſo an zwei Stellen.

**) Brief v. 23. Sept. 1823: Sehen Sie doch, daß Sie von Goethe einige der guten Sonette von dem wirklichen Werner herausbringen.

Nachdem er Ottilien Lob geſpendet, bemerkte er: Die Freundinnen theilen ſich in zwei Claſſen, in ſolche die action à distance haben, und in ſolche, die nur in Gegenwart etwas ſind. Mit jenen unterhalte ich mich oft lange im Geiſte, dieſe ſind mir rein nichts, wenn ich ſie nicht vor mir ſehe.

Als ich über die Virtuoſin Szymanowska einige Querfragen that, äußerte er ſanft ſcheltend: „Ach der Kanzler macht mir oft unverſehens Verdruß.“

Den ganzen Abend war keine Spur von Unmuth oder Verſtimmung in ihm zu finden; nur war es a tempo, als ich ging, denn er fing an zu ermüden.

874.

1823, 26. September.

Mit v. Müller, Caroline Gräfin Egloffſtein, Meyer und Coudray.

Von 6—9 Uhr war ich mit Line und Meyer bei ihm. Ich brachte bald die Lalla Rookh'ſchen Bilder*) auf's Tapet, damit er ſie Linen zeigte, und dies gab Gelegenheit zu den heiterſten Scherzen und Geſprächen, beſonders über die Peris.

Zuletzt holte er ſeine Diwan-Manuſcripte und las uns zwei herrliche Gedichte zu Ergänzung des „Para-

*) Die lebenden Bilder und pantom. Darſtellung bei dem Feſtſpiel Lalla-Rookh auf dem Schloß in Berlin 27. Jan. 1821. Nach der Natur von Wilhelm Henſel 1823.

dieſes" vor. Eine Huri ſteht Wache an der Pforte des Himmels, will den Dichter nicht einlaſſen, weil ſie ihn für verdächtig hält und fordert Beweiſe für ſeine Glaubenskämpfe. Da antwortet er ihr:

„Mach nicht ſo viel Federleſen,
Laß mich zu der Pforte ein,
Denn ich bin Menſch geweſen
Und das heißt ein Kämpfer ſein."

Dann zeigte er ihr die Wunden, die Schickſal und Leidenſchaft ſeinem Herzen geſchlagen, und wie er dennoch dabei froh, fromm und dankbar geblieben; ſie läßt ihn ein und er zählt nun an ihren Roſenfingern die Ewigkeiten. „So habe ich den Britten (Moore) zu überbieten geſucht." Wir waren Beide, Line und ich, innig gerührt von der Wärme ſeines Vortrags. Als Line weg war, kam Coudray und gab uns einen gedrängten Ab- und Umriß ſeines Berliner Lebens und der dortigen Regſamkeit in Kunſt und Wiſſenſchaft, Technik, Lebensannehmlichkeit ꝛc., ſo daß die Luſt, ſolche Wunder auch zu ſehen, lebhaft erwachte.

875.

1823, 27. September.

Mit v. Müller und Caroline Gräfin Egloffſtein.

Von 7—8½ Uhr war ich mit Line bei Goethe. Ich führte die Wiedererzählung des Abenteuers mit der Prinzeß von Hohenzollern und der Bekanntſchaft mit

Mad. Szymanowska herbei; es fand ſich, daß Line ſie von Petersburg her kannte und liebte, was dem alten Herrn vielen Spaß machte. Nachher ergoß er ſich noch im Lob des Landlebens, weil man dort ganz aus ſich heraustrete, ganz frei außer ſich lebe, was zu Hauſe niemals vorkomme. Dabei verglich er ſich mit einem Gärtner, der eine Menge ſchöner Blumen beſitze, ihrer aber dann erſt recht gewahr und froh werde, wenn jemand einen Strauß von ihm fordere.

So mache ihm die Poeſie erſt wieder Vergnügen, wenn er eine Nöthigung zu einem Gelegenheits-Gedicht erhalte.

Von einem jungen trefflichen Polen ſprach er auch, der ſehr reich ſei und ihm wohl zehn Tauſend geben könnte, wenn er ihm einigermaßen den Kopf zurechtſetze. Dieſer habe ihm von einem polniſchen Trauerſpiel erzählt, das, nach den Motiven zu urtheilen, ungemein anziehend ſein müſſe. Er verſprach ſolche bei erſter Gelegenheit uns mitzutheilen.

876.

1823, 29. September.

Mit v. Müller, Meyer, Riemer und Chriſtoph Friedrich Ludwig Schultz.

Von 7—11½ Uhr war ich bei Goethe; auch Meyer, Riemer, Staatsrath Schultz von Berlin waren anweſend. Letzterer erſchien als ein gar feiner verſtän-

diger, in ſich gefaßter Mann, deſſen edle Phyſiognomie auf körperliche Leiden und Tiefe der Reflexion deuteten. Eine Mappe Kupferſtiche aus Rafael's Zeit ward durchgeſehen. Nach dem Souper, — das erſte wieder nach langer Zeit — zeigte Goethe drei herrliche, bronzene Medaillen aus dem 15. Jahrhundert. Auf der einen wird ein Neſt von jungen Adlern zerfleiſcht, oben thront ein großer Adler; die Umſchrift lautet: „Liberalitas augusta.“ Goethe beſitzt an 2000 ſolcher bronzenen Medaillen, von denen er viele mit einem Speciesthaler bezahlte. Erſt durch die Überſetzung von Cellini kam er auf die Idee, Medaillen der Päpſte und ihrer Zeit zu ſammeln. Von Martin V. an beſitzt er eine vollſtändige Folge aller Köpfe. Die Ordnung derſelben veranlaßte ihn, über die Kunſt und Schwierigkeit zu ſprechen, Briefe, Aufſätze, Merkwürdigkeiten jeder Art gehörig zu reponiren, und wie man außerdem ſeines Beſitzes nie froh werde. Die ſchöne Gonzaga, deren Bild im hieſigen Muſeum hängt, ſei an einen Trivulzio*) zu Mantua, circa im Jahre 1500, verheirathet geweſen. Als er den Schenkiſchen**) Terzinen über Canova's Tod Lob ſpendete, bemerkte er: „Terzinen müſſen immer einen großen, reichen Stoff zur Unterlage haben, wenn ſie gefallen ſollen.“

*) Ein Irrthum, vergl. v. Jahn. Katalog des weimar. Muſeums 1. Ausg. pag. 26.

**) Ed. v. Schenk. Beſonders erſchienen. München, 2. Aufl. 1823. Canova † 12. Oct. 1822 zu Venedig.

Nach Tiſche ſprachen Riemer und Goethe über die Tropen und deren Durchführung. Die neuern Pedanten verlangen letztere bis zum äußerſten Punkt; Goethe ſpringt gerne ab, wie ja auch die Phantaſie es thut, häuft daran mehrere, um eine durch die andere zu erklären. Riemer erläuterte an Beiſpielen aus dem gemeinen Sprachgebrauch, wie man ohne Vermiſchung der Tropen gar nicht fortkommen könne, z. B. etwas in Werk ſetzen.

877.

1823, September oder October.

Mit Nellſtab.

a.

Als ich 1823 wieder durch Weimar kam, hatte ich ein ähnliches [Geſpräch] mit ihm [Goethe], das mir hauptſächlich Fragen über den Erfolg meiner Studien in Heidelberg, den alten Voß, der dort lebte, den ich aber nie geſehen, über Kreuzer's Richtungen u. ſ. w. vorlegte; auch der Verhältniſſe Stolberg's gedachte er, Voß gegenüber, und nannte deſſen ganze Stellung zu ihm eine falſche von jeher.

b.

Auch ſah ich Goethe wieder und hatte das ausführlichſte Geſpräch mit ihm, was ich überhaupt gehabt. Es mochte ihm zu bequemer Zeit fallen; denn er wollte

eben ein wenig ausfahren und erwartete im Zimmer den Wagen. Ich ſehe ihn noch vor mir im grauen großen Mantel, das weiße, ſchneeig gekrönte Haupt, die ernſte und doch wohlwollende Miene. Er fragte nach meinen Studien, was ich zunächſt vorzunehmen gedenke, erkundigte ſich nach den Koryphäen in Bonn, Heidelberg, behandelte alle Verhältniſſe friſch, in kurzer Munterkeit, und ſchied endlich, indem er mir die beſten Grüße an Zelter und die ſonſtigen Berliner Freunde auftrug.

878.

1823, 2. October.

Mit Eckermann.

Dieſen Vormittag war ich . . bei Goethe. Er freute ſich über meine Ankunft und war überaus gut und liebenswürdig. Als ich gehen wollte, ſagte er, daß er mich doch zuvor mit dem Staatsrath Schultz bekannt machen wolle. Er führte mich in das angrenzende Zimmer, wo ich den gedachten Herrn mit Betrachtung von Kunſtwerken beſchäftigt fand, und wo er mich ihm vorſtellte und uns dann zu weiterm Geſpräch allein ließ.

879.

1823, 2. October.

Abend bei Goethe.

Von 5—11 Uhr [v. Müller] bei Goethe.

Beim Eintreten gleich beſchwichtigte er meinen Groll

über Nichteinladung zum heutigen Mittag, wo Reinhard's Geburtstag bei ihm gefeiert wurde, auf die freundlichste Weise. Dadurch fiel bald das Gespräch auf seine Geselligkeit überhaupt und ich sprach sehr offen über die deßfallsigen Wünsche seiner Freunde und der Fürstlichkeiten.

Goethe nahm meine Aufrichtigkeit sehr gut auf und entwickelte seine Gegengründe, die hauptsächlich auf Frau v. H. (Heygendorff) hinausliefen und die ich nicht zu erkennen vermochte. Seine Äußerungen über Reinhard waren rührend, „ich lasse ihn so bald nicht fort, ich klammere mich an ihn an."

Schultz spielte, Ottilie sang, Soret kam, Goethe mineralogisirte mit ihm lange und sprach nachher sehr poetisch darüber. Es gebe wohl verschiedene Ansichten in den Wissenschaften; aber sie würden oft nur durch eine papierne Scheidewand veranlaßt, die leicht mit dem Ellbogen durchzustoßen sei. Bald ließ er mich wieder allein zu ihm in die Ecke des blauen Zimmers setzen und knüpfte das Gespräch über Organisation seiner Winter-Geselligkeit wieder an.

„Seht, wenn es mir wieder wohl unter Euch werden soll diesen Winter, so darf es mir nicht an munterer Gesellschaft, nicht an heiteren Anregungen fehlen, nachdem ich zu Marienbad deren in so reicher Fülle empfunden habe. Sollte es nicht möglich sein, daß eine ein für allemal gebetene Gesellschaft, sich täglich, bald in größerer, bald in kleinerer Zahl, in meinem Hause

mit leiſen Übergängen ſtimmt ſeine Harfe zu Freude und Leid. Eingeboren auf den Grund ſeines Herzens wächſt die ſchöne Blume der Weisheit hervor, und wenn die andern wachend träumen, und von ungeheuren Vorſtellungen aus allen ihren Sinnen geängſtiget werden, ſo lebt er den Traum des Lebens als ein wachender, und das ſeltenſte, was geſchieht, iſt ihm zugleich Vergangenheit und Zukunft. Und ſo iſt der Dichter zugleich Lehrer, Wahrſager, Freund der Götter und der Menſchen. Wie! willſt du, daß er zu einem kümmerlichen Gewerbe herunter ſteige, er, der wie ein Vogel gebaut iſt, um die Welt zu überſchweben, auf hohen Gipfeln zu niſten, und ſeine Nahrung von Knospen und Früchten, einen Zweig mit dem andern leicht verwechſelnd, zu nehmen, der ſollte zugleich wie der Stier am Pfluge ziehen, wie der Hund ſich auf eine Fährte gewöhnen,

zuſammen fände? Jeder käme und bliebe nach Belieben, könnte nach Herzensluſt Gäſte mitbringen. Die Zimmer ſollten von ſieben Uhr an immer geöffnet, erleuchtet, Thee und Zubehör reichlich bereit ſein. Man triebe Muſik, ſpielte, läſe vor, ſchwatzte, Alles nach Neigung und Gutfinden. Ich ſelbſt erſchiene und verſchwände wieder, wie der Geiſt es mir eingäbe. Und bliebe ich auch mitunter ganz weg, ſo dürfte dies keine Störung machen. Es kommt nur darauf an, daß eine unſerer angeſehenſten Frauen, gleichſam als Patronin dieſes geſelligen Vereins aufträte und Niemand würde ſich beſſer dazu eignen, als Frau von Fritſch. So wäre denn ein ewiger Thee organiſirt, wie die ewige Lampe in gewiſſen Capellen brennt. Helft mir, ich bitte Euch, dieſe vorläufigen Ideen und Pläne fördern und ausbilden."

Hierauf erfolgte vertraulichſte Mittheilung ſeiner Verhältniſſe zu Levezows. „Es iſt eben ein Hang," der mir noch viel zu ſchaffen machen wird, aber ich werde darüber hinauskommen. Iffland könnte ein charmantes Stück daraus fertigen, ein alter Onkel, der ſeine junge Nichte allzuheftig liebt."

Nach einer Weile fing er an meine und Riemer's allzugroße Gelindigkeit in der Kritik des Schenk'ſchen Gedichts auf Canova zu tadeln. Es ſei kein Funke ächten poetiſchen Geiſtes darinnen, nur Rhetorik, ja ſogar falſche, verderbliche Motive. Unſre eignen Productionen ſeien ganz gut, in der Kritik aber bewieſen wir uns nicht als ſeine ächten Schüler. Man müſſe

nur das Beſte preiſen. Man müſſe ſich ſtets die ſchwerſten Aufgaben machen und in Dichtungen nur auf reiche, gehaltvolle Motive eingehen.

Dann zeigte er mir eine Menge Landſchaftszeichnungen von 1810 aus ſeinem Jenaiſchen Aufenthalte vor, und klagte, daß er ſeitdem nicht mehr zu zeichnen vermocht und dadurch unendlich an Selbſtbefriedigung verloren habe. Je ſchwerer die Zunge ihm wurde, je geiſtreichere und humoriſtiſchere Ideen drängten ſich hervor. Wir gingen in's Eßzimmer, wo die andern ſehr luſtig waren. Er machte allerliebſte Scherze über ungeknüpft herunter hängende Mützenbänder; kam dann auf Byron, pries ſeinen „Cain" und vorzüglich die Todſchlag-Scene. „Byron allein laſſe ich neben mir gelten! Walter Scott iſt nichts neben ihm."

„Die Perſer [vielmehr Araber] hatten im fünften Jahrhundert nur ſieben Dichter, die ſie gelten ließen, und unter den verworfenen waren mehrere Canaillen, die beſſer als ich waren."

Als er merkte, daß Ulrike ſchläfrig war, ergrimmte er ſcherzhaft, daß ſeine perſiſche Literaturgeſchichte an ihr und dem übrigen jungen Volke verſchwendet ſei und jagte ſie mit komiſcher Heftigkeit alle fort.

Seit lange hatte ich Goethe nicht ſo überreich an Witz, Humor, Gemüthlichkeit und Phantaſie gefunden. Dazu gehörte auch die zarteſte Erzählung von ſeiner Schönheit in Marienbad und von der Bekanntſchaft mit der hübſchen Regensburgerin, die v. Helldorf anbetete.

880.

1823, 3. October.

Mit v. Müller, Karl Friedrich Graf Reinhard und Karl v. Reinhard.

Mit Reinhard jun. war ich bei Goethe von 5 Uhr an. Er ſchien anfangs einſilbiger, abgeſpannter, doch gelang es mir ihn belebter zu machen. Wilbrand von Gießen, der die ſchöne Höhenkarte herausgegeben, war bei ihm geweſen, Hennings aus Berlin war annoncirt. Der alte Reinhard kam von Belvedere. Goethe war anfangs auch gegen ihn ſtill und unmittheilend, und ſchien mir ſehr Dank zu wiſſen, als ich politiſche Geſpräche herbeiführte, die Reinhard zu vertraulichſten Mittheilungen über ſeine Stellung zu Châteaubriand und dem franzöſiſchen Gouvernement überhaupt veranlaßten. Er ſprach mit liebenswürdiger Wärme und Geradheit, berührte ſeine drei Gefangenſchaften und ſein trübſeliges Verhältniß zu Talleyrand im Jahre 1814 und 1815 als Kanzleichef. La Besnardière ſei damals ſehr eiferſüchtig auf ihn geweſen. Er erzählte von der Malice Talleyrand's, als er ihm einen Journalartikel gegen Châteaubriand auftrug, der aber hoffentlich zu viel Seelengröße habe, um es nachzutragen.

„In Frankfurt," fuhr er fort, „bin ich eigentlich gleich Null, darum habe ich mir bisher die Freiheit des Wortes und des Urtheils erhalten. — In jetziger Zeit muß man feſtſtehen auf ſeiner Baſis und auf

geprüften Maximen, nicht transigiren, nicht combiniren, ſonſt zieht man ſich bald jede Erniedrigung und Ohrfeigen zu, und geht nur um ſo ſicherer und ſchimpflicher unter."

So ſprach der vielgeprüfte, würdevolle Mann, im Bewußtſein innerer Selbſtändigkeit und ging eben ſo heiter auf einen Tadel von Byrons Erde und Himmel über.

881

1823, 4. October.

Mit v. Müller.

Von 5 Uhr Nachmittags bei Goethe. Er war noch immer abgeſpannt und weniger mittheilend, ſelbſt gegen Reinhard.

Schultz war krank. Goethe widerſetzte ſich keineswegs Reinhard's Abreiſe für nächſten Montag, aber als er weggegangen war, bat er mich, ſie zu verhindern. Ich mußte ihm dann noch ganz ſpät „die Tante"*) referiren und erntete Beifall.

882.

1823, 5. October.

Mit v. Müller.

Um 9 Uhr Morgens kündigte ich ihm den glücklichen Erfolg meiner Negotiation an, was ihn ſehr

*) Die Voſſiſche Zeitung.

freute. Ich nahm Gelegenheit, den „ewigen Thee" wieder anzuregen, und fand mit Schrecken, daß er faſt alles vergeſſen, was er mir Donnerſtags Abends darüber geſagt hatte. Um 12 Uhr zeigte er mir die herrlichen Bilder des Himalaya-Gebirges. Er begehrte „die Tante" von mir, die ich ſogleich verſchaffte.

883.

1823, 11. October.

Mit v. Müller.

Von $7^1/_2$—9 Uhr Abends war ich ganz allein bei Goethe. Wir ſprachen über Reinhard, Zach, die Herzogin Mutter von Gotha, Herzog Ernſt, Frau v. Buchwald, Gotter, Prinz Auguſt und von v. Grimm. Letzterer habe ein ganz diplomatiſches Anſehen gehabt, doch nicht die feierliche Repräſentation eines Geſandten, ſondern die zuſammengenommene Haltung eines Legationsrathes, die Schultern und den Kopf etwas vorwärts, was ihm recht gut geſtanden. Er ſprach über die ſchnelle, nur achttägige Bearbeitung des „Clavigo", über „Stella", deren früherer Schluß durchaus keiner geweſen, nicht conſequent, nicht haltbar, eigentlich nur ein Niederfallen des Vorhangs. Goethe war zwar herzlich und mittheilend, jedoch innerlich gedrückt, ſichtbar leidend. Seine ganze Haltung gab mir den Begriff eines unbefriedigten großartigen Strebens, einer gewiſſen inneren Deſperation.

884.

1823, 12. October.

Mit v. Müller und Caroline Gräfin Egloffſtein.

Von $5^1/_2$—$6^1/_2$ war ich mit Line v. Egloffſtein bei Goethe. Er ſprach über Byrons „Cain“ und „Himmel und Erde“. Letzteres Stück referirte er unvergleichlich mit vieler Laune und Humor. Es ſei viel faßlicher, klarer als das erſte, was gar zu tief gedacht, zu bitter ſei, wiewohl erhaben, kühn, ergreifend. Nichts gotteslaſterlicher übrigens als die alte Dogmatik ſelbſt, die einen zornigen, wüthenden, ungerechten, parteiiſchen Gott vorſpiegle.

„Thomas Moore hat mir nichts zu Dank gemacht; von Walter Scott habe ich zwei Romane geleſen und weiß nun, was er will und machen kann. Er würde mich immerfort amüſiren, aber ich kann nichts aus ihm lernen. Ich habe nur Zeit für das Vortrefflichſte.“ „Die Roſe von Jericho“, die er ſehr lobte, und nicht zu verborgen gelobt haben wollte, verſprach er denn doch Linen zu borgen, wenn ſie ihm eine freundliche Hand geben und ſie nicht weiter verleihen wolle.

885.

1823, 14. October.

Thee bei Goethe.

Dieſen Abend war ich [Eckermann] bei Goethe das erſte Mal zu einem großen Thee. Ich war der erſte

am Platz und freute mich über die hell erleuchteten Zimmer, die bei offenen Thüren eins ins andere führten. In einem der letzten fand ich Goethe, der mir sehr heiter entgegenkam. Er trug auf schwarzem Anzug seinen Stern, welches ihn so wohl kleidete. Wir waren noch eine Weile allein und gingen in das sogenannte Deckenzimmer, wo das über einem rothen Kanapee hängende Gemälde der Aldobrandinischen Hochzeit mich besonders anzog. Das Bild war, bei zur Seite geschobenen grünen Vorhängen, in voller Beleuchtung mir vor Augen, und ich freute mich, es in Ruhe zu betrachten.

„Ja," sagte Goethe, „die Alten hatten nicht allein große Intentionen, sondern es kam bei ihnen auch zur Erscheinung. Dagegen haben wir Neuern auch wohl große Intentionen, allein wir sind selten fähig, es so kräftig und lebensfrisch hervorzubringen, als wir es dachten." . . . . Die Zimmer füllten sich nach und nach, und es ward in allen sehr munter und lebendig. Auch einige hübsche junge Ausländer waren gegenwärtig, mit denen Goethe französisch sprach.

Goethe selbst erschien in der Gesellschaft sehr liebenswürdig. Er ging bald zu diesem, bald zu jenem und schien immer lieber zu hören und seine Gäste reden zu lassen, als selber viel zu reden. Frau von Goethe kam oft und hängte und schmiegte sich an ihn und küßte ihn. Ich hatte ihm vor kurzem gesagt, daß mir das Theater so große Freude mache und daß es mich sehr

aufheitere, indem ich mich bloß dem Eindruck der Stücke hingebe, ohne darüber viel zu denken. Dies schien ihm recht und für meinen gegenwärtigen Zustand passend zu sein.

Er trat mit Frau von Goethe zu mir heran. „Das ist meine Schwiegertochter," sagte er; „kennt Ihr beiden euch schon?" Wir sagten ihm, daß wir soeben unsere Bekanntschaft gemacht. „Das ist auch so ein Theaterkind wie du, Ottilie," sagte er dann, und wir freuten uns miteinander über unsere beiderseitige Neigung. „Meine Tochter," fügte er hinzu, „versäumt keinen Abend." — „„So lange gute heitere Stücke gegeben werden,"" erwiederte ich, „„lasse ich es gelten, allein bei schlechten Stücken muß man auch etwas aushalten."" — „Das ist eben recht," erwiederte Goethe, „daß man nicht fort kann und gezwungen ist, auch das Schlechte zu hören und zu sehen. Da wird man recht von Haß gegen das Schlechte durchdrungen und kommt dadurch zu einer desto bessern Einsicht des Guten. Beim Lesen ist das nicht so; da wirft man das Buch aus den Händen, wenn es einem nicht gefällt, aber im Theater muß man aushalten."

886.

1823, 19. October.

Mittag bei Goethe.

Diesen Mittag war ich [Eckermann] das erste Mal bei Goethe zu Tische. Es waren außer ihm nur Frau

v. Goethe, Fräulein Ulrike [v Pogwiſch] und der kleine Walther gegenwärtig und wir waren alſo bequem unter uns. Goethe zeigte ſich ganz als Familienvater: er legte alle Gerichte vor, tranchirte gebratenes Geflügel und zwar mit beſonderm Geſchick, und verfehlte auch nicht mitunter einzuſchenken. Wir andern ſchwatzten munteres Zeug über Theater, junge Engländer und andere Vorkommniſſe des Tages; beſonders war Fräulein Ulrike ſehr heiter und im hohen Grade unterhaltend. Goethe war imganzen ſtill, indem er nur von Zeit zu Zeit als Zwiſchenbemerkung mit etwas Bedeutendem hervorkam. Dabei blickte er hin und wieder in die Zeitungen und theilte uns einige Stellen mit, beſonders über die Fortſchritte der Griechen.

Es kam dann zur Sprache, daß ich noch engliſch lernen müſſe, wozu Goethe dringend rieth, beſonders des Lord Byron wegen, deſſen Perſönlichkeit von ſolcher Eminenz, wie ſie nicht dageweſen und wohl ſchwerlich wiederkommen werde. Man ging die hieſigen Lehrer durch, fand aber keinen von einer durchaus guten Ausſprache, weshalb man es für beſſer hielt, ſich an junge Engländer zu halten.

Nach Tiſche zeigte Goethe mir einige Experimente in Bezug auf die Farbenlehre. Der Gegenſtand war mir jedoch durchaus fremd, ich verſtand ſo wenig das Phänomen als das, was er darüber ſagte.

887.

1823, 19. October.

Mit v. Müller und Riemer.

Zwiſchen dem Hof war ich bei Goethe. Anfangs war er einſilbig, dann, als Riemer gekommen, ſehr lebhaft. Es wurde von Rumpach's Pedantismus in der Kritik und den drei erſten Acten ſeines „verfehlten Ziels" geſprochen.

Das Geſpräch über die von Hermann zuſammengeſtellten Fragmente der Euripideiſchen Niobe gab Anlaß, daß Goethe deſſen „Bacchen" für ſein liebſtes Stück erklärte. „Euripides hat ſeine Naturphiloſophie von Anaxagoras," ſagte er. Auch gab er eine geniale Charakteriſtik der Kirchengeſchichte, die ein Product des Irrthums und der Gewalt ſei.

Die Lehre von der Gottheit Chriſti, decretirt durch das Concilium von Nicäa, ſei dem Deſpotismus ſehr förderlich, ja Bedürfniß geweſen.

Reinhard's Geſchenk des Tibull leitete auf ein ſehr ernſthaftes Geſpräch über das „Ecce jacet Tibullus" und über den Glauben an perſönliche Fortdauer. Goethe ſprach ſich beſtimmt aus. Es ſei einem denkenden Weſen durchaus unmöglich, ſich ein Nichtſein, ein Aufhören des Denkens und Lebens zu denken; in ſo fern trage jeder den Beweis der Unſterblichkeit in ſich ſelbſt und ganz unwillkürlich. Aber ſobald man objectiv aus ſich heraustreten wolle, ſobald man dog-

oder vielleicht gar an die Kette geschlossen einen Meyerhof durch sein Bellen sichern?

Werner hatte, wie man sich denken kann, mit Verwunderung zugehört. Wenn nur auch die Menschen, fiel er ihm ein, wie die Vögel gemacht wären, und ohne daß sie spinnen und weben, holdselige Tage in beständigem Genuß zubringen könnten. Wenn sie nur auch bey Ankunft des Winters sich so leicht in ferne Gegenden begäben, dem Mangel auszuweichen, und sich vor dem Froste zu sichern.

So haben die Dichter in Zeiten gelebt, wo das Ehrwürdige mehr erkannt ward, rief Wilhelm aus, und so sollten sie immer leben. Genugsam in ihrem Innersten ausgestattet bedurften sie wenig von aussen; die Gabe, schöne Empfindungen, herrliche Bilder den Menschen in süßen, sich an jeden Gegenstand anschmiegenden, Worten und Melodien mit-

matiſch eine perſönliche Fortdauer nachweiſen, begreifen wolle, jene innere Wahrnehmung philiſterhaft ausſtaffire, ſo verliere man ſich in Widerſprüche. Der Menſch ſei aber demohngeachtet ſtets getrieben, das Unmögliche vereinigen zu wollen. Faſt alle Geſetze ſeien Syntheſen des Unmöglichen; z. B. das Inſtitut der Ehe. Und doch ſei es gut, daß dem ſo ſei, es werde dadurch das Möglichſte erſtrebt, daß man das Unmögliche poſtulire.

888.

1823, 21. October.

Mit Eckermann.

Ich war dieſen Abend bei Goethe. Wir ſprachen über die „Pandora“. Ich fragte ihn, ob man dieſe Dichtung wohl als ein Ganzes anſehen könne, oder ob noch etwas weiteres davon exiſtire. Er ſagte, es ſei weiter nichts vorhanden, er habe es nicht weiter gemacht, und zwar deswegen nicht, weil der Zuſchnitt des erſten Theils ſo groß geworden, daß er ſpäter einen zweiten nicht habe durchführen können. Auch wäre das Geſchriebene recht gut als ein Ganzes zu betrachten, weshalb er ſich auch dabei beruhigt habe.

Ich ſagte ihm, daß ich bei dieſer ſchweren Dichtung erſt nach und nach zum Verſtändniß durchgedrungen, nachdem ich ſie ſo oft geleſen, daß ich ſie nun faſt auswendig wiſſe. Darüber lächelte Goethe. „Das

glaube ich wohl," sagte er, „es ist alles als wie ineinander gekeilt."

Ich sagte ihm, daß ich wegen dieses Gedichts nicht ganz mit Schubarth zufrieden, der darin alles das vereinigt finden wolle, was im „Werther", „Wilhelm Meister", „Faust" und „Wahlverwandtschaften" einzeln ausgesprochen sei, wodurch doch die Sache sehr unfaßlich und schwer werde.

„Schubarth," sagte Goethe, „geht oft ein wenig tief; doch ist er sehr tüchtig, es ist bei ihm alles prägnant."

Wir sprachen über Uhland. „Wo ich große Wirkungen sehe," sagte Goethe, „pflege ich auch große Ursachen vorauszusetzen, und bei der so sehr verbreiteten Popularität, die Uhland genießt, muß also wohl etwas Vorzügliches an ihm sei. Übrigens habe ich über seine ‚Gedichte' kaum ein Urtheil. Ich nahm den Band mit der besten Absicht zu Händen, allein ich stieß von vornherein gleich auf so viele schwache und trübselige Gedichte, daß mir das Weiterlesen verleidet wurde. Ich griff dann nach seinen Balladen, wo ich denn freilich ein vorzügliches Talent gewahr wurde und recht gut sah, daß sein Ruhm einigen Grund hat."

Ich fragte darauf Goethe um seine Meinung hinsichtlich der Verse zur deutschen Tragödie. „Man wird sich in Deutschland," antwortete er, „schwerlich darüber vereinigen. Jeder macht's wie er eben will und wie es dem Gegenstande einigermaßen gemäß ist. Der

ſechsfüßige Jambus wäre freilich am würdigſten, allein er iſt für uns Deutſche zu lang; wir ſind wegen der mangelnden Beiwörter gewöhnlich ſchon mit fünf Füßen fertig. Die Engländer reichen wegen ihrer vielen einſilbigen Wörter mit noch weniger."

Goethe zeigte mir darauf einige Kupferwerke und ſprach dann über die altdeutſche Baukunſt, und daß er mir manches der Art nach und nach vorlegen wolle.

„Man ſieht in den Werken der altdeutſchen Baukunſt," ſagte er, „die Blüthe eines außerordentlichen Zuſtandes. Wem eine ſolche Blüthe unmittelbar entgegentritt, der kann nichts als anſtaunen; wer aber in das geheime innere Leben der Pflanze hineinſieht, in das Regen der Kräfte und wie ſich die Blüthe nach und nach entwickelt, der ſieht die Sache mit ganz andern Augen; der weiß, was er ſieht. — Ich will dafür ſorgen, daß Sie im Laufe dieſes Winters in dieſem wichtigen Gegenſtande einige Einſicht erlangen, damit, wenn Sie nächſten Sommer an den Rhein gehen, es Ihnen beim Straßburger Münſter und Kölner Dom zu gute komme."

889.

1823, 25. October.

Mit Eckermann.

In der Dämmerung war ich ein halbes Stündchen bei Goethe. Er ſaß auf einem hölzernen Lehnſtuhl

vor ſeinem Arbeitstiſche; ich fand ihn in einer wunderbar ſanften Stimmung, wie einer, der von himmliſchem Frieden ganz erfüllt iſt, oder wie einer, der an ein ſüßes Glück denkt, das er genoſſen hat und das ihm wieder in aller Fülle vor der Seele ſchwebt. Stadelmann mußte mir einen Stuhl in ſeine Nähe ſetzen.

Wir ſprachen ſodann vom Theater, welches zu meinen Hauptintereſſen dieſes Winters gehört. Raupach's „Erdenmacht" war das letzte geweſen, was ich geſehen. Ich gab mein Urtheil darüber: daß das Stück nicht zur Erſcheinung gekommen wie es im Geiſte des Dichters gelegen, daß mehr die Idee vorherrſche, als das Leben, daß es mehr lyriſch als dramatiſch ſei, daß dasjenige, was durch fünf Akte hindurchgeſponnen und hindurchgezogen wird, weit beſſer in zweien oder dreien wäre zu geben geweſen. Goethe fügte hinzu, daß die Idee des Ganzen ſich um Ariſtokratie und Demokratie drehe, und daß dieſes kein allgemein menſchliches Intereſſe habe.

Ich lobte dagegen, was ich von Kotzebue geſehen, nämlich ſeine „Verwandtſchaften" und die „Verſöhnung". Ich lobte daran den friſchen Blick ins wirkliche Leben, den glücklichen Griff für die intereſſanten Seiten deſſelben, und die mitunter ſehr kernige wahre Darſtellung. Goethe ſtimmte mir bei. „Was zwanzig Jahre ſich erhält," ſagte er, „und die Neigung des Volks hat, das muß ſchon etwas ſein. Wenn er in ſeinem Kreiſe blieb und nicht über ſein Vermögen

hinausging, ſo machte Kotzebue in der Regel etwas Gutes. Es ging ihm wie Chodowiecky: die bürgerlichen Scenen gelangen auch dieſem vollkommen, wollte er aber römiſche oder griechiſche Helden zeichnen, ſo ward es nichts."

Goethe nannte mir noch einige gute Stücke von Kotzebue, beſonders „Die beiden Klingsberge". „Es iſt nicht zu leugnen," fügte er hinzu, „er hat ſich im Leben umgethan und die Augen offen gehabt."

„Geiſt und irgend Poeſie," fuhr Goethe fort, „kann man den neuern tragiſchen Dichtern nicht abſprechen; allein den meiſten fehlt das Vermögen der leichten lebendigen Darſtellung; ſie ſtreben nach etwas, das über ihre Kräfte hinausgeht, und ich möchte ſie in dieſer Hinſicht forcirte Talente nennen."

„„Ich zweifle,"" ſagte ich, „„daß ſolche Dichter ein Stück in Proſa ſchreiben können, und bin der Meinung, daß dies der wahre Probierſtein ihres Talents ſein würde."" Goethe ſtimmte mir bei und fügte hinzu, daß die Verſe den poetiſchen Sinn ſteigerten oder wohl gar hervorlockten.

Wir ſprachen darauf dies und jenes über vorhabende Arbeiten. Es war die Rede von ſeiner „Reiſe über Frankfurt und Stuttgart nach der Schweiz", die er in drei Heften liegen hat und die er mir zuſenden will, damit ich die Einzelheiten leſe und Vorſchläge thue, wie daraus ein Ganzes zu machen. „Sie werden ſehen," ſagte er, „es iſt alles nur ſo hingeſchrieben

wie es der Augenblick gab; an einen Plan und eine künſtleriſche Rundung iſt dabei gar nicht gedacht, es iſt als wenn man einen Eimer Waſſer ausgieſst."

890.

1823, 27. October.

Mit Eckermann.

Heute früh wurde ich bei Goethe auf dieſen Abend zum Thee und Concert eingeladen. Der Bediente zeigte mir die Liſte der zu invitirenden Perſonen, woraus ich ſah, daß die Geſellſchaft ſehr zahlreich und glänzend ſein würde. Er ſagte, es ſei eine junge Polin angekommen, die etwas auf dem Flügel ſpielen werd.... Nachher wurde der Theaterzettel gebracht: „Die Schachmaſchine" [von H. Beck] ſollte gegeben werden. Das Stück war mir unbekannt, meine Wirthin aber ergoß ſich darüber in ein ſolches Lob, daß ein großes Verlangen ſich meiner bemächtigte, es zu ſehen. Überdies befand ich mich den Tag über nicht zum beſten, und es ward mir immer mehr, als paſſe ich beſſer in eine luſtige Komödie als in eine ſo gute Geſellſchaft.

Gegen Abend, eine Stunde vor dem Theater, ging ich zu Goethe. Es war im Hauſe ſchon alles lebendig; ich hörte im Vorbeigehen in dem größern Zimmer den Flügel ſtimmen, als Vorbereitung zu der muſikaliſchen Unterhaltung.

Ich traf Goethe in ſeinem Zimmer allein; er war

bereits festlich angezogen, ich schien ihm gelegen. „Nun bleiben Sie gleich hier," sagte er, „wir wollen uns so lange unterhalten, bis die übrigen auch kommen." Ich dachte, da kommst du doch nicht los, da wirst du doch bleiben müssen; es ist dir zwar jetzt mit Goethen allein sehr angenehm, doch wenn erst die vielen fremden Herren und Damen erscheinen, da wirst du dich nicht in deinem Elemente fühlen.

Ich ging mit Goethe im Zimmer auf und ab. Es dauerte nicht lange, so war das Theater der Gegenstand unsers Gesprächs, und ich hatte Gelegenheit zu wiederholen, daß es mir die Quelle eines immer neuen Vergnügens sei, zumal da ich in früherer Zeit so gut wie gar nichts gesehen und jetzt fast alle Stücke auf mich eine ganz frische Wirkung ausübten. „„Ja,"" fügte ich hinzu, „„es ist mit mir so arg, daß es mich heute sogar in Unruhe und Zwiespalt gebracht hat, obgleich mir bei Ihnen eine so bedeutende Abendunterhaltung bevorsteht.""

„Wissen Sie was," sagte Goethe darauf, indem er stillstand und mich groß und freundlich ansah, „gehen Sie hin! Geniren Sie sich nicht! Ist Ihnen das heitere Stück diesen Abend vielleicht bequemer, Ihren Zuständen angemessener, so gehen Sie hin. Bei mir haben Sie Musik, das werden Sie noch öfter haben." — „„Ja,"" sagte ich, „„so will ich hingehen: es wird mir überdies vielleicht besser sein, daß ich lache."" — „Nun," sagte Goethe, „so bleiben Sie bis gegen

ſechs Uhr bei mir, da können wir noch ein Wörtchen reden."

Stadelmann brachte zwei Wachslichter, die er auf Goethes Arbeitstiſch ſtellte. Goethe erſuchte mich, vor den Lichtern Platz zu nehmen, er wolle mir etwas zu leſen geben. Und was legte er mir vor? Sein neueſtes, liebſtes Gedicht, ſeine „Elegie von Marienbad".

— — — — — — — — — — —

Als ich ausgeleſen, trat Goethe wieder zu mir heran. „Gelt," ſagte er, „da habe ich Euch etwas Gutes gezeigt? In einigen Tagen ſollen Sie mir darüber weisſagen." Es war mir ſehr lieb, daß Goethe durch dieſe Worte ein augenblickliches Urtheil meinerſeits ablehnte, denn ohnehin war der Eindruck zu neu und zu ſchnell vorübergehend, als daß ich etwas Gehöriges darüber hätte ſagen können.

Goethe verſprach, bei ruhiger Stunde es mir abermals vorzulegen. Es war indeß die Zeit des Theaters herangekommen, und ich ſchied unter herzlichem Händedrücken.

891.

1823, 28. October.

Concert bei Goethe.

Heute war Concert bei Goethe. Ein Quartett von der Compoſition des Prinzen Louis Ferdinand und geſpielt von Mad. Szymanowska gab Goethen zu den

intereſſanteſten Bemerkungen Anlaß. Er faßte, wie wohl ganz ſchüchtern, den Gedanken, daß die Künſtlerin ein öffentliches Concert geben ſollte, und forderte Schmidt, Coudray und mich [v. Müller] auf, es auf alle Weiſe zu befördern.

892.

1823, 29. October.

Mit Eckermann.

Dieſen Abend zur Zeit des Lichtanzündens ging ich zu Goethe. Ich fand ihn ſehr friſchen aufgeweckten Geiſtes, ſeine Augen funkelten im Wiederſchein des Lichts, ſein ganzer Ausdruck war Heiterkeit, Kraft und Jugend. Er fing ſogleich von den Gedichten, die ich ihm geſtern zugeſchickt, zu reden an, indem er mit mir in ſeinem Zimmer auf- und abging.

„Ich begreife jetzt," begann er, „wie Sie in Jena gegen mich äußern konnten, Sie wollten ein Gedicht über die Jahreszeiten machen. Ich rathe jetzt dazu; fangen Sie gleich mit dem Winter an. Sie ſcheinen für natürliche Gegenſtände beſondern Sinn und Blick zu haben.

„Nur zwei Worte will ich Ihnen über die Gedichte ſagen. Sie ſtehen jetzt auf dem Punkt, wo Sie nothwendig zum eigentlich Hohen und Schweren der Kunſt durchbrechen müſſen, zur Auffaſſung des Individuellen; Sie müſſen mit Gewalt, damit Sie aus der Idee herauskommen; Sie haben das Talent und ſind ſo

weit vorgeſchritten, jetzt müſſen Sie. Sie ſind dieſer Tage in Tiefurt geweſen, das möchte ich Ihnen zunächſt zu einer ſolchen Aufgabe machen. Sie können vielleicht noch drei- bis viermal hingehen und Tiefurt betrachten, ehe Sie ihm die charakteriſtiſche Seite abgewinnen und alle Motive beiſammen haben; doch ſcheuen Sie die Mühe nicht, ſtudiren Sie alles wohl und ſtellen Sie es dar; der Gegenſtand verdient es. Ich ſelbſt hätte es längſt gemacht; allein ich kann es nicht, ich habe jene bedeutenden Zuſtände ſelbſt mit durchlebt, ich bin zu ſehr darin befangen, ſodaß die Einzelheiten ſich mir in zu großer Fülle aufdrängen. Sie aber kommen als Fremder und laſſen ſich vom Kaſtellan das Vergangene erzählen und ſehen nur das Gegenwärtige, Hervorſtechende, Bedeutende."

Ich verſprach, mich daran zu verſuchen, obgleich ich nicht leugnen könne, daß es eine Aufgabe ſei, die mir ſehr fern ſtehe und die ich für ſehr ſchwierig halte.

„Ich weiß wohl," ſagte Goethe, „daß es ſchwer iſt, aber die Auffaſſung und Darſtellung des Beſondern iſt auch das eigentliche Leben der Kunſt.

„Und dann, ſo lange man ſich im allgemeinen hält, kann es uns jeder nachmachen; aber das Beſondere macht uns niemand nach. Warum? Weil es die andern nicht erlebt haben. Auch braucht man nicht zu fürchten, daß das Beſondere keinen Anklang finde. Jeder Charakter, ſo eigenthümlich er ſein möge, und jedes Darzuſtellende, vom Stein herauf bis zum

zutheilen, bezauberte von jeher die Welt, und war für den Begabten ein reichliches Erbtheil. An der Könige Höfen, an den Tischen der Reichen, vor den Thüren der Verliebten horchte man auf sie, indem sich das Ohr und die Seele für alles andere verschloß; wie man sich selig preist und entzückt stille steht, wenn aus den Gebüschen, durch die man wandelt, die Stimme der Nachtigall gewaltig rührend hervordringt! Sie fanden eine gastfreye Welt, und ihr niedrig scheinender Stand erhöhte sie nur desto mehr; der Held lauschte ihren Gesängen, und der Überwinder der Welt huldigte einem Dichter, weil er fühlte, daß, ohne diesen, sein ungeheures Daseyn nur wie ein Sturmwind vorüberfahren würde; der Liebende wünschte sein Verlangen und seinen Genuß so tausendfach und so harmonisch zu fühlen, als ihn die beseelte Lippe zu schildern verstand, und

Menſchen, hat Allgemeinheit; denn alles wiederholt ſich, und es giebt kein Ding in der Welt, das nur einmal da wäre.

„Auf dieſer Stufe der individuellen Darſtellung,“ fuhr Goethe fort, „beginnt dann zugleich dasjenige, was man Kompoſition nennt.“

Dieſes war mir nicht ſogleich klar, doch enthielt ich mich, danach zu fragen. Vielleicht, dachte ich, meint er damit die künſtleriſche Verſchmelzung des Idealen mit dem Realen, die Vereinigung von dem, was außer uns befindlich, mit dem, was innerlich uns angeboren. Doch vielleicht meinte er auch etwas Anderes. Goethe fuhr fort:

„Und dann ſetzen Sie unter jedes Gedicht immer das Datum, wann Sie es gemacht haben.“ Ich ſah ihn fragend an, warum das ſo wichtig. „Es gilt dann,“ fügte er hinzu, „zugleich als Tagebuch Ihrer Zuſtände. Und das iſt nichts Geringes. Ich habe es ſeit Jahren gethan, und ſehe ein was das heißen will.“

Es war indes die Zeit des Theaters herangekommen, und ich verließ Goethe. „Sie gehen nun nach Finnland!“ rief er mir ſcherzend nach. Es ward nämlich gegeben: „Johann von Finnland“ von der Frau von Weißenthurn.

893.

1823, 3. November.

Mit Eckermann.

Ich ging gegen 5 zu Goethe. Als ich hinaufkam, hörte ich in dem größern Zimmer ſehr laut und munter reden und ſcherzen. Der Bediente ſagte mir, die junge polniſche Dame ſei dort zu Tiſche geweſen und die Geſellſchaft noch beiſammen. Ich wollte wieder gehen, allein er ſagte, er habe den Befehl, mich zu melden; auch wäre es ſeinem Herrn vielleicht lieb, weil es ſchon ſpät ſei. Ich ließ ihn daher gewähren und wartete ein Weilchen, wo denn Goethe ſehr heiter herauskam und mit mir gegenüber in ſein Zimmer ging. Mein Beſuch ſchien ihm angenehm zu ſein. Er ließ ſogleich eine Flaſche Wein bringen, wovon er mir einſchenkte und auch ſich ſelber gelegentlich.

„Ehe ich es vergeſſe," ſagte er dann, indem er auf dem Tiſche etwas ſuchte, „hier haben Sie ein Billet ins Concert. Madame Szymanowska wird morgen Abend im Saale des Stadthauſes ein öffentliches Concert geben; das dürfen Sie ja nicht verſäumen." Ich ſagte ihm, daß ich meine Thorheit von neulich nicht zum zweitenmal begehen würde. Sie ſoll ſehr gut geſpielt haben, fügte ich hinzu. „Ganz vortrefflich!" ſagte Goethe. „„Wohl ſo gut wie Hummel?"" fragte ich. „Sie müſſen bedenken," ſagte Goethe, „daß ſie nicht allein eine große Virtuoſin, ſondern zugleich

ein ſchönes Weib iſt; da kommt es uns denn vor als ob alles anmuthiger wäre; ſie hat eine meiſterhafte Fertigkeit, man muß erſtaunen!“ — „„Aber auch in der Kraft groß?““ fragte ich. „Ja, auch in der Kraft,“ ſagte Goethe, „und das iſt eben das Merkwürdigſte an ihr, weil man das ſonſt bei Frauenzimmern gewöhnlich nicht findet.“ Ich ſagte, daß ich mich ſehr freue, ſie nun doch noch zu hören.

Secretär Kräuter trat herein und referirte in Bibliotheksangelegenheiten. Als er gegangen war, lobte Goethe ſeine große Tüchtigkeit und Zuverläſſigkeit in Geſchäften.

Ich brachte ſodann das Geſpräch auf die im Jahre 1797 über Frankfurt und Stuttgart gemachte Reiſe in die Schweiz, wovon er mir die Manuſcripte in drei Heften dieſer Tage mitgetheilt und die ich bereits fleißig ſtudirt hatte. Ich erwähnte, wie er damals mit Meyer ſo viel über die Gegenſtände der bildenden Kunſt nachgedacht.

„Ja,“ ſagte Goethe, „was iſt auch wichtiger als die Gegenſtände, und was iſt die ganze Kunſtlehre ohne ſie! Alles Talent iſt verſchwendet, wenn der Gegenſtand nichts taugt. Und eben weil dem neuern Künſtler die würdigen Gegenſtände fehlen, ſo hapert es auch ſo mit aller Kunſt der neuern Zeit. Darunter leiden wir alle; ich habe auch meine Modernität nicht verleugnen können

Die wenigſten Künſtler,“ fuhr er fort, „ſind über

dieſen Punkt im Klaren und wiſſen, was zu ihrem Frieden dient. Da malen ſie z. B. meinen ‚Fiſcher‘ und bedenken nicht, daß ſich das gar nicht malen laſſe. Es iſt ja in dieſer Ballade bloß das Gefühl des Waſſers ausgedrückt, das Anmuthige, was uns im Sommer lockt, uns zu baden; weiter liegt nichts darin, und wie läßt ſich das malen!“

Ich erwähnte ferner, daß ich mich freue, wie er auf jener Reiſe an allem Intereſſe genommen und alles aufgefaßt habe: Geſtalt und Lage der Gebirge und ihre Steinarten; Boden, Flüſſe, Wolken, Luft, Wind und Wetter; dann Städte und ihre Entſtehung und ſucceſſive Bildung; Baukunſt, Malerei, Theater; ſtädtiſche Einrichtung und Verwaltung; Gewerbe, Ökonomie, Straßenbau; Menſchenraſſe, Lebensart, Eigenheiten; dann wieder Politik und Kriegsangelegenheiten, und ſo noch hundert andere Dinge.

Goethe antwortete: „Aber Sie finden kein Wort über Muſik, und zwar deswegen nicht, weil das nicht in meinem Kreiſe lag. Jeder muß wiſſen, worauf er bei einer Reiſe zu ſehen hat und was ſeine Sache iſt.“

Der Herr Kanzler trat herein. Er ſprach einiges mit Goethe und äußerte ſich dann gegen mich ſehr wohlwollend und mit vieler Einſicht über meine kleine Schrift, die er in dieſen Tagen geleſen. Er ging dann bald wieder zu den Damen hinüber, wo, wie ich hörte, der Flügel geſpielt wurde.

Als er gegangen war, ſprach Goethe ſehr gut über

ihn und ſagte dann: „Alle dieſe vortrefflichen Menſchen, zu denen Sie nun ein angenehmes Verhältniß haben, das iſt es, was ich eine Heimat nenne, zu der man immer gern wieder zurückkehrt.“

Ich erwiderte ihm, daß ich bereits den wohlthätigen Einfluß meines hieſigen Aufenthalts zu ſpüren beginne, daß ich aus meinen bisherigen ideellen und theoretiſchen Richtungen nach und nach herauskomme und immer mehr den Werth des augenblicklichen Zuſtandes zu ſchätzen wiſſe.

„Das müßte ſchlimm ſein,“ ſagte Goethe, „wenn Sie das nicht ſollten. Beharren Sie nur dabei und halten Sie immer an der Gegenwart feſt. Jeder Zuſtand, ja jeder Augenblick iſt von unendlichem Werth, denn er iſt der Repräſentant einer ganzen Ewigkeit.“

Es trat eine kleine Pauſe ein; dann brachte ich das Geſpräch auf Tiefurt, und in welcher Art es etwa darzuſtellen. „„Es iſt ein mannigfaltiger Gegenſtand,““ ſagte ich, „„und ſchwer, ihm eine durchgreifende Form zu geben. Am bequemſten wäre es mir, ihn in Proſa zu behandeln.““

„Dazu,“ ſagte Goethe, „iſt der Gegenſtand nicht bedeutend genug. Die ſogenannte didaktiſch-beſchreibende Form würde zwar im ganzen die zu wählende ſein; allein auch ſie iſt nicht durchgreifend paſſend. Am beſten iſt es, Sie ſtellen den Gegenſtand in zehn bis zwölf kleinen einzelnen Gedichten dar, in Reimen, aber in mannigfaltigen Versarten und Formen, ſo wie es

die verſchiedenen Seiten und Anſichten verlangen, wodurch denn das Ganze wird umſchrieben und beleuchtet ſein.“ Dieſen Rath ergriff ich als zweckmäßig. „Ja, was hindert Sie, dabei auch einmal dramatiſch zu verfahren und ein Geſpräch etwa mit dem Gärtner führen zu laſſen? Und durch dieſe Zerſtückelung macht man es ſich leicht und kann beſſer das Charakteriſtiſche der verſchiedenen Seiten des Gegenſtandes ausdrücken. Ein umfaſſendes größeres Ganzes dagegen iſt immer ſchwierig, und man bringt ſelten etwas Vollendetes zuſtande.“

894.

1823, Anfang November.

Mit v. Müller.

„Wenn Julie [Gräfin Egloffſtein] nur eine Tagereiſe entfernt wäre,“ ſagte Goethe, „ſo müßte man ſie mit Courierpferden holen; denn ſo etwas hört ſie ſo leicht nicht wieder“ [wie das Clavierſpiel der Szymanowska].

895.

1823, 4. November.

Abend bei Goethe.

Heute endlich, nach vielen Bemühungen und ſich durchkreuzenden Hinderniſſen kam das öffentliche Concert der Mad. Szymanowska zu Stande. Noch wenig

Stunden vorher wäre das Unternehmen faſt aus Mangel eines guten Inſtrumentes geſcheitert, hätte nicht die Frau Großfürſtin ſelbſt das Ihrige großmüthig dargeliehen. Nach dem Concert ſoupirten wir [v. Müller u. a.] mit Egloffſteins bei Goethe, der von der liebenswürdigſten Gemüthlichkeit war. Als unter mancherlei ausgebrachten Toaſten auch einer der Erinnerung geweiht wurde, brach er mit Heftigkeit in die Worte aus:

„Ich ſtatuire keine Erinnerung in Eurem Sinne, das iſt nur eine unbeholfene Art ſich auszudrücken. Was uns irgend Großes, Schönes, Bedeutendes begegnet, muß nicht erſt von Außen her wieder er — innert, gleichſam er — jagt werden, es muß ſich vielmehr gleich vom Anfang her in unſer Inneres verweben, mit ihm eins werden, ein neueres beſſeres Ich in uns erzeugen und ſo ewig bildend in uns fortleben und ſchaffen. Es giebt kein Vergangenes, das man zurückſehnen dürfte, es giebt nur ein ewig Neues, das ſich aus den erweiterten Elementen des Vergangenen geſtaltet und die ächte Sehnſucht muß ſtets productiv ſein, ein neues Beſſeres erſchaffen.“ „Und,“ ſetzte er mit großer Rührung hinzu, — „haben wir dies nicht alle in dieſen Tagen an uns ſelbſt erfahren? Fühlen wir uns nicht alle insgeſammt durch dieſe liebenswürdige, edle Erſcheinung, die uns jetzt wieder verlaſſen will, im Innerſten erfriſcht, verbeſſert, erweitert? Nein, ſie kann uns nicht entſchwinden, ſie iſt in unſer innerſtes Selbſt übergegangen, ſie lebt in uns

mit uns fort und fange ſie es auch an, wie ſie wolle, mir zu entfliehen, ich halte ſie immerdar feſt in mir.“

896.

1823, 5. November.

Beim Abſchied von Marie Szymanowska geb. Wolowska.

Als ich [v. Müller] Nachmittags zu Goethe kam, traf ich ihn noch mit Mad. Szymanowska zu Tiſche ſitzend; ſie hatte eben an die ganze Familie bis zu dem kleinen Wolf herab, ihrem Liebling, die zierlichſten kleinen Abſchiedsgeſchenke, zum Theil eigner Hände Arbeit, ausgetheilt, und der alte Herr war in der wunderbarſten Stimmung. Er wollte heiter und humoriſtiſch ſein, und überall blickte der tiefſte Schmerz des Abſchieds durch.

Unentſchieden ging er nach Tiſche hin und her, verſchwand, kam und ging wieder. Dann zeichnete er ſich in das Stammbuch der Caſimira [Wolowska] ein.

„Rappelezmoi au souvenir de tout le monde, moi aussi je demanderai à tout le monde des nouvelles de vous.“

Um 5 Uhr war ſie zur Abſchiedsaudienz bei der Frau Großfürſtin beſtellt, wo ſie, der Hoftrauer entſprechend, ganz ſchwarz gekleidet erſchien, was für Goethe den Eindruck noch erhöhte. Der Wagen fuhr

vor und ohne daß er es bemerkte, war sie verschwunden. Es schien zweifelhaft, ob sie noch einmal wieder käme.

Da trat das Menschliche in Goethen recht unverhüllt hervor; er bat mich aufs Dringendste zu bewirken, daß sie nochmals wieder erscheinen, nicht ohne Abschied scheiden möchte. Einige Stunden später führten der Sohn und ich sie und ihre Schwester zu ihm.

„„Ich scheide reich und getröstet von Ihnen,““ — sagte sie zu ihm, — „„Sie haben mir den Glauben an mich selbst bestätigt, ich fühle mich besser und würdiger, da Sie mich achten. Nichts von Abschied, nichts von Dank; lassen Sie uns vom Wiedersehen träumen. O, daß ich doch schon viel älter wäre und hätte einen Enkel bald zu hoffen, er müßte Wolf heißen, und das erste Wort, das ich ihn stammeln lehrte, wäre Ihr theurer Name.““ „Comment,“ erwiederte Goethe, „vos compatriotes ont eu tant de peine à chasser les loups de chez eux, et vous voulez les y reconduire?“ Aber alle Anstrengung des Humors half nicht aus, die hervorbrechenden Thränen zurückzuhalten, sprachlos schloß er sie und ihre Schwester in seine Arme und sein Blick begleitete sie noch lange, als sie durch die lange offene Reihe der Gemächer entschwand.

„Dieser holden Frau habe ich viel zu danken,“ sagte er mir später, „ihre Bekanntschaft und ihr wundervolles Talent haben mich zuerst mir selbst wiedergegeben.“

897.

1823, 10. November.

Mit Eckermann.

Goethe befindet ſich ſeit einigen Tagen nicht zum beſten; eine heftige Erkältung ſcheint in ihm zu ſtecken. Er huſtet viel, obgleich laut und kräftig; doch ſcheint der Huſten ſchmerzlich zu ſein, denn er faßt dabei gewöhnlich mit der Hand nach der Seite des Herzens.

Ich war dieſen Abend vor dem Theater ein halbes Stündchen bei ihm. Er ſaß in einem Lehnſtuhl, mit dem Rücken in ein Kiſſen geſenkt; das Reden ſchien ihm ſchwer zu werden.

Nachdem wir einiges geſprochen, wünſchte er, daß ich ein Gedicht leſen möchte, womit er ein neues jetzt im Werke begriffenes Heft von „Kunſt und Alterthum“ eröffnet [„Des Paria Gebet“ — „Legende“ — „Des Paria Dank“]. Er blieb in ſeinem Stuhle ſitzen und bezeichnete mir den Ort, wo es lag. Ich nahm ein Licht und ſetzte mich ein wenig entfernt von ihm an ſeinen Schreibtiſch, um es zu leſen. . . . . .

Ich ſprach darauf mit Goethe ſowohl über den Gegenſtand als die Behandlung, wo mir denn durch einige ſeiner Andeutungen manches lebendiger entgegentrat.

„Freilich,“ ſagte er darauf, „die Behandlung iſt ſehr knapp, und man muß gut eindringen, wenn man es recht beſitzen will. Es kommt mir ſelber vor wie

ſelbſt der Reiche konnte ſeine Beſitzthümer, ſeine Abgötter nicht mit eigenen Augen ſo koſtbar ſehen, als ſie ihm vom Glanze des, allen Werth fühlenden und erhöhenden Geiſtes beleuchtet erſchienen. Ja, wer hat, wenn du willſt, Götter gebildet, uns zu ihnen erhoben, ſie zu uns herniedergebracht, als der Dichter?

Mein Freund, verſetzte Werner nach einigem Nachdenken, ich habe ſchon oft bedauert, daß du das, was du ſo lebhaft fühlſt, mit Gewalt aus deiner Seele zu verbannen ſtrebſt. Ich müßte mich ſehr irren, wenn du nicht beſſer thäteſt, dir ſelbſt einigermaßen nachzugeben, als dich durch die Widerſprüche eines ſo harten Entſagens aufzureiben, und dir mit der Einen unſchuldigen Freude den Genuß aller übrigen zu entziehen.

Darf ich dir's geſtehen, mein Freund, verſetzte der andre, und wirſt du mich nicht lä-

eine aus Stahldrähten geſchmiedete Damascenerklinge. Ich habe aber auch den Gegenſtand vierzig Jahre mit mir herumgetragen, ſodaß er denn freilich Zeit hatte, ſich von allem Ungehörigen zu läutern."

„„Es wird Wirkung thun,"" ſagte ich, „„wenn es beim Publicum hervortritt.""

„Ach, das Publicum!" ſeufzte Goethe.

„„Sollte es nicht gut ſein,"" ſagte ich, „„wenn man dem Verſtändniß zu Hilfe käme und es machte wie bei der Erklärung eines Gemäldes, wo man durch Vorführung der vorhergegangenen Momente das wirklich Gegenwärtige zu beleben ſucht?""

„Ich bin nicht der Meinung," ſagte Goethe. „Mit Gemälden iſt es ein anderes; weil aber ein Gedicht gleichfalls aus Worten beſteht, ſo hebt ein Wort das andere auf."

Goethe ſcheint mir hierdurch ſehr treffend die Klippe angedeutet zu haben, woran Ausleger von Gedichten gewöhnlich ſcheitern. Es fragt ſich aber, ob es nicht möglich ſei, eine ſolche Klippe zu vermeiden und einem Gedichte dennoch durch Worte zu Hilfe zu kommen, ohne das Zarte ſeines innern Lebens im mindeſten zu verletzen.

Als ich ging, wünſchte er, daß ich die Bogen von „Kunſt und Alterthum" mit nach Hauſe nehme, um das Gedicht ferner zu betrachten; desgleichen die „Öſtlichen Roſen" von Rückert, von welchem Dichter er viel zu halten und die beſten Erwartungen zu hegen ſcheint.

898.

1823, 11. November.

Abend bei Goethe.

Kleine Abendgesellschaft bei Goethe, der seit längerer Zeit wieder leidend ist. Seine Füße hatte er in eine wollene Decke gewickelt, die ihn seit dem Feldzuge in der Champagne überallhin begleitet. Bei Gelegenheit dieser Decke erzählte er uns [Soret u. a.] eine Anekdote aus dem Jahre 1806, wo die Franzosen Jena okkupirt hatten und der Kaplan eines französischen Regiments Behänge zum Schmuck seines Altars requirirte. „Man hatte ihm ein Stück glänzend karmoisinrothes Zeug geliefert," sagte Goethe, „das ihm aber noch nicht gut genug war. Er beschwerte sich darüber bei mir. Schicken Sie mir jenes Zeug, antwortete ich ihm, ich will sehen, ob ich Ihnen etwas Besseres verschaffen kann. Indessen hatten wir auf unserm Theater ein neues Stück zu geben, und ich benutzte den prächtigen rothen Stoff, um damit meine Schauspieler herauszuputzen. Was aber meinen Kaplan betraf, so erhielt er weiter nichts: er ward vergessen, und er hat sehen müssen, wie er sich selber half."

899.

1823, 14. November.

Mit Eckermann u. a.

Gegen Abend sendete Goethe mir eine Einladung, ihn zu besuchen; Humboldt sei am Hofe, und ich würde

ihm daher um ſo willkommener ſein. Ich fand ihn noch wie vor einigen Tagen in ſeinem Lehnſtuhl ſitzend; er reichte mir freundlich die Hand, indem er mit himmliſcher Sanftmuth einige Worte ſprach. Ein großer Ofenſchirm ſtand ihm zur Seite und gab ihm zugleich Schatten vor den Lichtern, die weiterhin auf dem Tiſche ſtanden. Auch der Herr Kanzler trat herein und geſellte ſich zu uns. Wir ſetzten uns in Goethes Nähe und führten leichte Geſpräche, damit er ſich nur zuhörend verhalten könnte. Bald kam auch der Arzt, Hofrath Rehbein. Er fand Goethes Puls, wie er ſich ausdrückte, ganz munter und leichtfertig, worüber wir uns freuten und Goethe einige Scherze machte. „Wenn nur der Schmerz von der Seite des Herzens weg wäre!“ klagte er dann. Rehbein ſchlug vor, ihm ein Pflaſter dahin zu legen; wir ſprachen über die guten Wirkungen eines ſolchen Mittels, und Goethe ließ ſich dazu geneigt finden. Rehbein brachte das Geſpräch auf Marienbad, wodurch bei Goethe angenehme Erinnerungen erweckt zu werden ſchienen. Man machte Pläne, nächſten Sommer wieder hinzugehen, und bemerkte, daß auch der Großherzog nicht fehlen würde, durch welche Ausſichten Goethe in die heiterſte Stimmung verſetzt wurde. Auch ſprach man über Madame Szymanowska und gedachte der Tage, wo ſie hier war und die Männer ſich um ihre Gunſt bewarben.

Als Rehbein gegangen war, las der Kanzler die

Indiſchen Gedichte. Goethe ſprach derweilen mit mir über ſeine „Elegie von Marienbad“.

Um acht Uhr ging der Kanzler; ich wollte auch gehen, Goethe bat mich aber, noch ein wenig zu bleiben. Ich ſetzte mich wieder. Das Geſpräch kam auf das Theater, und daß morgen der „Wallenſtein“ würde gegeben werden. Dies gab Gelegenheit, über Schiller zu reden.

„„Es geht mir mit Schiller eigen,““ ſagte ich; „„einige Scenen ſeiner großen Theaterſtücke leſe ich mit wahrer Liebe und Bewunderung, dann aber komme ich auf Verſtöße gegen die Wahrheit der Natur, und ich kann nicht weiter. Selbſt mit dem ‚Wallenſtein‘ geht es mir nicht anders. Ich kann nicht umhin zu glauben, daß Schillers philoſophiſche Richtung ſeiner Poeſie geſchadet hat; denn durch ſie kam er dahin, die Idee höher zu halten als alle Natur, ja die Natur dadurch zu vernichten. Was er ſich denken konnte, mußte geſchehen, es mochte nun der Natur gemäß oder ihr zuwider ſein.“

„Es iſt betrübend,“ ſagte Goethe, „wenn man ſieht, wie ein ſo außerordentlich begabter Menſch ſich mit philoſophiſchen Denkweiſen herumquälte, die ihm nichts helfen konnten. Humboldt hat mir Briefe mitgebracht, die Schiller in der unſeligen Zeit jener Speculationen an ihn geſchrieben. Man ſieht daraus, wie er ſich damals mit der Intention plagte, die ſentimentale Poeſie von der naiven ganz frei zu machen. Aber

nun konnte er für jene Dichtart keinen Boden finden, und dies brachte ihn in unſägliche Verwirrung. Und als ob," fügte Goethe lächelnd hinzu, „die ſentimentale Poeſie ohne einen naiven Grund, aus welchem ſie gleichſam hervorwächſt, nur irgend beſtehen könnte!

Es war nicht Schiller's Sache," fuhr Goethe fort, „mit einer gewiſſen Bewußtloſigkeit und gleichſam inſtinktmäßig zu verfahren, vielmehr mußte er über jedes, was er that, reflektiren; woher es auch kam, daß er über ſeine poetiſchen Vorſätze nicht unterlaſſen konnte ſehr viel hin- und herzureden, ſodaß er alle ſeine ſpätern Stücke Scene für Scene mit mir durchgeſprochen hat.

„Dagegen war es ganz gegen meine Natur, über das, was ich von poetiſchen Plänen vorhatte, mit irgend jemand zu reden, ſelbſt nicht mit Schiller. Ich trug alles ſtill mit mir herum, und niemand erfuhr in der Regel etwas, als bis es vollendet war Als ich Schillern meinen ‚Hermann und Dorothea'*) fertig vorlegte, war er verwundert; denn ich hatte ihm vorher mit keiner Silbe geſagt, daß ich dergleichen vorhatte. Aber ich bin neugierig, was Sie morgen zum ‚Wallenſtein' ſagen werden. Sie werden große Geſtalten ſehen, und das Stück wird auf Sie einen Eindruck machen, wie Sie es ſich wahrſcheinlich nicht vermuthen."

*) [Irrig: das geſchah mit der „Natürlichen Tochter."]

900.

1823, 16. November.

Mit Eckermann.

Abends bei Goethe. Er ſaß noch in ſeinem Lehnſtuhl und ſchien ein wenig ſchwach. Seine erſte Frage war nach dem ‚Wallenſtein'. Ich gab ihm Rechenſchaft von dem Eindruck, den das Stück von der Bühne herunter auf mich gemacht; er hörte es mit ſichtbarer Freude. . . . .

Eingedenk ſeines Verſprechens, mir ſeine ‚Elegie von Marienbad' zu einer paſſenden Stunde abermals zu zeigen, ſtand Goethe auf, ſtellte ein Licht auf ſeinen Schreibtiſch und gab mir das Gedicht. Ich war glücklich, es abermals vor Augen zu haben. Goethe ſetzte ſich wieder in Ruhe und überließ mich einer ungeſtörten Betrachtung.

Nachdem ich eine Weile geleſen, wollte ich ihm etwas darüber ſagen; es kam mir aber vor als ob er ſchlief. Ich benutzte daher den günſtigen Augenblick und las es aber- und abermals und hatte dabei einen ſeltenen Genuß. Die jugendlichſte Gluth der Liebe, gemildert durch die ſittliche Höhe des Geiſtes, das erſchien mir im allgemeinen als des Gedichts durchgreifender Charakter. Übrigens kam es mir vor, als ſeien die ausgeſprochenen Gefühle ſtärker, als wir ſie in andern Gedichten Goethes anzutreffen gewohnt ſind, und ich ſchloß daraus auf einen Einfluß von Byron, welches Goethe auch nicht ablehnte.

„Sie ſehen das Product eines höchſt leidenſchaftlichen Zuſtandes," fügte er hinzu; „als ich darin befangen war, hätte ich ihn um alles in der Welt nicht entbehren mögen, und jetzt möchte ich um keinen Preis wieder hineingerathen.

Ich ſchrieb das Gedicht, unmittelbar als ich von Marienbad abreiſte und ich mich noch im vollen friſchen Gefühle des Erlebten befand. Morgens acht Uhr auf der erſten Station ſchrieb ich die erſte Strophe, und ſo dichtete ich im Wagen fort und ſchrieb von Station zu Station das im Gedächtniß Gefaßte nieder, ſodaß es Abends fertig auf dem Papiere ſtand. Es hat daher eine gewiſſe Unmittelbarkeit und iſt wie aus einem Guſſe, welches dem Ganzen zu gute kommen mag."

„„Zugleich,"" ſagte ich, „„hat es in ſeiner ganzen Art viel Eigenthümliches, ſodaß es an keins Ihrer andern Gedichte erinnert.""

„Das mag daher kommen," ſagte Goethe: „ich ſetzte auf die Gegenwart, ſo wie man eine bedeutende Summe auf eine Karte ſetzt, und ſuchte ſie ohne Übertreibung ſo hoch zu ſteigern als möglich."

Dieſe Äußerung erſchien mir ſehr wichtig, indem ſie Goethes Verfahren ans Licht ſetzt und uns ſeine allgemein bewunderte Mannigfaltigkeit erklärlich macht.

Es war indeß gegen neun Uhr geworden; Goethe bat mich, ſeinen Bedienten Stadelmann zu rufen, welches ich that.

Er ließ ſich darauf von dieſem das verordnete

Pflaſter auf die Bruſt zur Seite des Herzens legen. Ich ſtellte mich derweil ans Fenſter. Hinter meinem Rücken hörte ich nun, wie er gegen Stadelmann klagte, daß ſein Übel ſich gar nicht beſſern wolle, und daß es einen bleibenden Charakter annehme. Als die Operation vorbei war, ſetzte ich mich noch ein wenig zu ihm. Er klagte nun auch gegen mich, daß er ſeit einigen Nächten gar nicht geſchlafen habe, und daß auch zum Eſſen gar keine Neigung vorhanden. „Der Winter geht nun ſo hin," ſagte er, „ich kann nichts thun, ich kann nichts zuſammenbringen, der Geiſt hat gar keine Kraft." Ich ſuchte ihn zu beruhigen, indem ich ihn bat, nur nicht ſo viel an ſeine Arbeiten zu denken, und daß ja dieſer Zuſtand hoffentlich bald vorübergehen werde. „Ach," ſagte er darauf, „ungeduldig bin ich auch nicht, ich habe ſchon zu viel ſolcher Zuſtände durchlebt und habe ſchon gelernt zu leiden und zu dulden." Er ſaß in einem Schlafrock von weißem Flanell, über ſeine Knie und Füße eine wollene Decke gelegt und gewickelt. „Ich werde gar nicht zu Bett gehen," ſagte er, „ich werde ſo auf meinem Stuhl die Nacht ſitzen bleiben, denn zum rechten Schlaf komme ich doch nicht."

Es war indeß Zeit geworden, er reichte mir ſeine liebe Hand und ich ging.

901.

1823, 16. November.

Mit Soret.

Goethe iſt immer noch nicht beſſer. Die Frau Großfürſtin ſchickte ihm dieſen Abend durch mich einige ſehr ſchöne Medaillen, deren Betrachtung ihm vielleicht einige Zerſtreuung und Aufheiterung gewähren möchte. Goethe war über dieſe zarte Aufmerkſamkeit ſeiner hohen Fürſtin ſichtbar erfreut. Er klagte mir darauf, daß er denſelbigen Schmerz an der Seite des Herzens fühle, wie er ſeiner ſchweren Krankheit vom vorigen Winter vorangegangen. „Ich kann nicht arbeiten," ſagte er, „ich kann nicht leſen, und ſelbſt das Denken gelingt mir nur in glücklichen Augenblicken der Erleichterung."

902.

1823, 19. November.

Mit Eckermann.

Geſtern ging ich in Sorgen umher. Es ward außer ſeiner Familie niemand zu ihm gelaſſen.

Heute gegen Abend ging ich hin und wurde auch angenommen. Ich fand ihn noch in ſeinem Lehnſtuhl ſitzen, er ſchien dem Äußern nach noch ganz wie ich ihn am Sonntag verlaſſen, doch war er heitern Geiſtes.

Wir ſprachen beſonders über Zauper und die ſehr ungleichen Wirkungen, die aus dem Studium der Literatur der Alten hervorgehen.

903.

1823, 23. November.

Mit v. Müller.

Als ich heute Mittag Goethe beſuchte, und ihm von dem gehäſſigen Benehmen der Würzburger gegen Heine und deſſen orthopädiſche Anſtalt erzählte, ſagte er:

„Das iſt die alte Erfahrung; ſobald ſich etwas Bedeutendes hervorthut, alſobald erſcheint als Gegenſatz die Gemeinheit, die Oppoſition. Laſſen wir ſie gewähren, ſie werden das Gute doch nicht unterdrücken. — Bei mir iſt an keine Beſſerung zu denken, ſo lange ich, wie ſchon ſeit vielen Tagen nicht im Bette ſchlafen kann. Die Krankheit iſt eben auch ein abſolutes Übel. Welch ein Zuſtand! welch eine Qual, ohne Morgen und Abend, ohne Thätigkeit, ohne klare Idee! Aber beſucht mich nur immer Mittags ein wenig, damit man doch noch denken möge, zuſammen zu gehören."

904.

1823, 24. November.

Mit Eckermann.

Sonnabend und Sonntag ſtudirte ich die Gedichte [von Graf Platen]. Dieſen Morgen ſchrieb ich meine

cherlich finden, wenn ich dir bekenne, daß jene Bilder mich noch immer verfolgen, so sehr ich sie fliehe, und daß, wenn ich mein Herz untersuche, alle frühen Wünsche fest, ja noch fester als sonst darin haften? Doch was bleibt mir Unglücklichen gegenwärtig übrig? Ach wer mir vorausgesagt hätte, daß die Arme meines Geistes sobald zerschmettert werden sollten, mit denen ich ins Unendliche griff, und mit denen ich doch gewiß ein Großes zu umfassen hoffte. Wer mir das vorausgesagt hätte, würde mich zur Verzweiflung gebracht haben. Und noch jetzt, da das Gericht über mich ergangen ist, jetzt, da ich die verloren habe, die anstatt einer Gottheit mich zu meinen Wünschen hinüber führen sollte, was bleibt mir übrig, als mich den bittersten Schmerzen zu überlassen? O mein Bruder, fuhr er fort, ich leugne nicht, sie war mir bey meinen heimlichen Anschlä-

gen

Ansicht darüber und schickte sie Goethen zu; denn ich hatte erfahren, daß er seit einigen Tagen niemand vor sich lasse, indem der Arzt ihm alles Reden verboten.

Heute gegen Abend ließ er mich dennoch rufen. Als ich zu ihm hineintrat, fand ich einen Stuhl bereits in seine Nähe gesetzt; er reichte mir seine Hand entgegen und war äußerst liebevoll und gut. Er fing sogleich an über meine kleine Recension zu reden. „Ich habe mich sehr darüber gefreut," sagte er; „Sie haben eine schöne Gabe. Ich will Ihnen etwas sagen," fuhr er dann fort, „wenn Ihnen vielleicht von andern Orten her literarische Anträge gemacht werden sollten, so lehnen Sie solche ab oder sagen es mir wenigstens zuvor; denn da Sie einmal mit mir verbunden sind, so möchte ich nicht gern, daß Sie auch zu andern ein Verhältniß hätten."

Ich antwortete, daß ich mich bloß zu ihm halten wolle, und daß es mir auch vorderhand um anderweitige Verbindungen durchaus nicht zu thun sei.

Das war ihm lieb, und er sagte darauf, daß wir diesen Winter noch manche hübsche Arbeit miteinander machen wollten.

Wir kamen dann auf die ‚Ghaselen' selbst zu sprechen, und Goethe freute sich über die Vollendung dieser Gedichte, und daß unsere neueste Literatur doch manches Tüchtige hervorbringe.

„Ihnen," fuhr er dann fort, „möchte ich unsere neuesten Talente zu einem besonderen Studium und

Augenmerk empfehlen. Ich möchte, daß Sie sich von allem, was in unserer Literatur Bedeutendes hervortritt, in Kenntniß setzten und mir das Verdienstliche vor Augen brächten, damit wir in den Heften von ‚Kunst und Alterthum' darüber reden und das Gute, Edle und Tüchtige mit Anerkennung erwähnen könnten. Denn mit dem besten Willen komme ich bei meinem hohen Alter und bei meinen tausendfachen Obliegenheiten ohne anderweitige Hilfe nicht dazu."

Ich versprach dieses zu thun, indem ich mich zugleich freute zu sehen, daß unsere neuesten Schriftsteller und Dichter Goethen mehr am Herzen liegen, als ich mir gedacht hatte.

905.

1823, 28. November.

Mit Soret.

Der erste Theil von Meyers ‚Kunstgeschichte', der soeben erschienen, scheint Goethe sehr angenehm zu beschäftigen. Er sprach darüber heute in Ausdrücken des höchsten Lobes.

906.

1823, 1. December.

Mit Eckermann und Karl Friedrich Zelter.

Heute ward ich bei Goethe zu Tische geladen. Ich fand Zelter bei ihm sitzen, als ich hereintrat. Sie

kamen mir einige Schritte entgegen und gaben mir die Hände. „Hier," ſagte Goethe, „haben wir meinen Freund Zelter. Sie machen an ihm eine gute Bekanntſchaft; ich werde Sie bald einmal nach Berlin ſchicken, da ſollen Sie denn von ihm auf das beſte gepflegt werden." — ‚In Berlin mag es gut ſein,' ſagte ich. „„Ja,"" ſagte Zelter lachend, „„es läßt ſich darin viel lernen und verlernen.""

Wir ſetzten uns und führten allerlei Geſpräche. Ich fragte nach Schubarth. „„Er beſucht mich wenigſtens alle acht Tage,"" ſagte Zelter. „„Er hat ſich verheirathet, iſt aber ohne Anſtellung, weil er es in Berlin mit den Philologen verdorben.""

Zelter fragte mich darauf, ob ich Immermann kenne. ‚Seinen Namen,' ſagte ich, ‚habe ich bereits ſehr oft nennen hören, doch von ſeinen Schriften kenne ich bis jetzt nichts.' „„Ich habe ſeine Bekanntſchaft zu Münſter gemacht,"" ſagte Zelter; „„es iſt ein ſehr hoffnungsvoller junger Mann, und es wäre ihm zu wünſchen, daß ſeine Anſtellung ihm für ſeine Kunſt mehr Zeit ließe.""

Goethe lobte gleichfalls ſein Talent. „Wir wollen ſehen," ſagte er, „wie er ſich entwickelt; ob er ſich bequemen mag, ſeinen Geſchmack zu reinigen und hinſichtlich der Form die anerkannt beſten Muſter zur Richtſchnur zu nehmen. Sein originelles Streben hat zwar ſein Gutes, allein es führt gar zu leicht in die Irre."

Der kleine Walter kam geſprungen und machte ſich

an Zelter und seinen Großpapa mit vielen Fragen. „Wenn du kommst, unruhiger Geist," sagte Goethe, „so verdirbst du gleich jedes Gespräch." Übrigens liebte er den Knaben und war unermüdet, ihm alles zu Willen zu thun.

907.

1823, 4. December.

Mittag bei Goethe.

Diesen Morgen brachte mir [Eckermann] Secretär Kräuter eine Einladung bei Goethe zu Tische. Dabei gab er mir von Goethe den Wink, Zeltern doch ein Exemplar meiner ‚Beiträge zur Poesie' zu verehren. Ich that so und brachte es ihm ins Wirthshaus.

— — — — — — — — — — —

Darauf um 2 Uhr kam ich zu Tische. Ich fand Zelter bereits bei Goethe sitzen und Kupferstiche italienischer Gegenden betrachten. Frau von Goethe trat herein, und wir gingen zu Tische. Fräulein Ulrike war heute abwesend, desgleichen der junge Goethe, welcher bloß hereinkam, um guten Tag zu sagen, und dann wieder an Hof ging.

Die Tischgespräche waren heute besonders mannigfaltig. Sehr viel originelle Anekdoten wurden erzählt, sowohl von Zelter als Goethe, welche alle dahin gingen, die Eigenschaften ihres gemeinschaftlichen Freundes Friedrich August Wolf zu Berlin ins Licht zu setzen.

Dann ward über die Nibelungen viel geſprochen, dann über Lord Byron und ſeinen zu hoffenden Beſuch in Weimar, woran Frau von Goethe beſonders theilnahm. Das Rochusfeſt zu Bingen war ferner ein ſehr heiterer Gegenſtand, wobei Zelter ſich beſonders zweier ſchöner Mädchen erinnerte, deren Liebenswürdigkeit ſich ihm tief eingeprägt hatte und deren Andenken ihn noch heute zu beglücken ſchien. Das geſellige Lied ‚Kriegsglück' von Goethe ward darauf ſehr heiter beſprochen. Zelter war unerſchöpflich in Anekdoten von bleſſirten Soldaten und ſchönen Frauen, welche alle dahin gingen, um die Wahrheit des Gedichts zu beweiſen. Goethe ſelber ſagte, er habe nach ſolchen Realitäten nicht weit zu gehen brauchen, er habe alles in Weimar perſönlich erlebt. Frau von Goethe aber hielt immerwährend ein heiteres Widerſpiel, indem ſie nicht zugeben wollte, daß die Frauen ſo wären als das „garſtige" Gedicht ſie ſchildere.

Und ſo vergingen denn auch heute die Stunden bei Tiſche ſehr angenehm.

Als ich darauf ſpäter mit Goethe allein war, fragte er mich über Zelter. „Nun," ſagte er, „wie gefällt er Ihnen?" Ich ſprach über das durchaus Wohlthätige ſeiner Perſönlichkeit. „Er kann," fügte Goethe hinzu, „bei der erſten Bekanntſchaft etwas ſehr derb, ja mitunter ſogar etwas roh erſcheinen. Allein das iſt nur äußerlich. Ich kenne kaum jemand, der zugleich ſo zart wäre wie Zelter. Und dabei muß man nicht

vergeſſen, daß er über ein halbes Jahrhundert in Berlin zugebracht hat. Es lebt aber, wie ich an allem merke, dort ein ſo verwegener Menſchenſchlag beiſammen, daß man mit der Delikateſſe nicht weit reicht, ſondern daß man Haare auf den Zähnen haben und mitunter etwas grob ſein muß, um ſich über Waſſer zu halten."

908.

1823, 5. December.

Mit Soret.

Ich brachte Goethe einige Mineralien, beſonders ein Stück thonigen Ocker, den Dechamps zu Cormayan gefunden und wovon Herr Maſſot viel Rühmens macht. Wie ſehr aber war Goethe erſtaunt, als er in dieſer Farbe ganz dieſelbe erkannte, die Angelika Kauffmann zu den Fleiſchpartien ihrer Gemälde zu benutzen pflegte! „Sie ſchätzte das Wenige, das ſie davon beſaß," ſagte er, „nach dem Gewicht des Goldes. Der Ort indeß, wo es herſtammte und wo es zu finden, war ihr unbekannt." Goethe meinte gegen ſeine Tochter, ich behandle ihn wie einen Sultan, dem man täglich neue Geſchenke bringe. „„Er behandelt Sie vielmehr wie ein Kind!"" erwiderte Frau von Goethe; worüber er ſich denn nicht enthalten konnte zu lächeln.

909.

1823, 7. December.

Mit Soret.

Ich fragte Goethe, wie er ſich heute befinde. „Nicht ganz ſo ſchlecht als Napoleon auf ſeiner Inſel," war die ſeufzende Antwort. Der ſich ſehr in die Länge ziehende krankhafte Zuſtand ſcheint denn doch nach und nach ſehr auf ihn zu wirken.

910.

1823, 15. December

Mit v. Müller.

Heute war ich eine Stunde bei Goethe, der ziemlich munter war. Er war etwas ärgerlich über die Recenſion des Concerts der Madame Szymanowska im Berliner Blatt*), und kam, an die Geſchwiſter denkend, darauf, uns von dem Entſtehen ſeiner ‚Geſchwiſter' zu erzählen. „Ich entwarf ſie auf einer kleinen Reiſe nach Thalbürgel, wo ich den Großherzog beſuchte. In wenig Tagen waren ſie fertig; es reut mich, daß ich damals nicht ein Dutzend ähnlicher Stücke hingeworfen habe, aber ich gerieth bald auf die ‚Iphigenie' und ward viel ernſter. Die ‚Geſchwiſter' führte ich dann auf einem kleinen Privattheater mit Dem. Kotzebue (Madame Gildemeiſter) ſelbſt auf, nicht ohne

*) Berliner Nachrichten 1823. Nr. 149.

wechſelſeitige Neigung.' Sie war anmuthig, naiv, weit mehr als ihre Tochter, die etwas kurz Angebundenes hat. Der nachmalige Staatsrath Kotzebue machte in ‚Stella' den Poſtillon." Beim Weggehen bat Goethe mich mit ſeinen Freunden zu verabreden, daß jeder abwechſelnd an den Abenden allein ihn aufſuche, weil das Hin- und Herreden Mehrerer ihn betäube oder zu ſehr aufrege.

911.

1823, 21. December.

Mit Soret u. a.

Goethes gute Laune war heute wieder glänzend. Wir haben den kürzeſten Tag erreicht, und die Hoffnung, jetzt mit jeder Woche die Tage wieder bedeutend zunehmen zu ſehen, ſcheint auf ſeine Stimmung den günſtigſten Einfluß auszuüben. „Heute feiern wir die Wiedergeburt der Sonne!" rief er mir froh entgegen, als ich dieſen Vormittag bei ihm eintrat. Ich höre, daß er jedes Jahr die Wochen vor dem kürzeſten Tage in deprimirter Stimmung zu verbringen und zu verſeufzen pflegt.

Frau von Goethe trat herein, um ihren Schwiegerpapa zu benachrichtigen, daß ſie nach Berlin zu reiſen im Begriff ſei, um dort mit ihrer nächſtens zurückkommenden Mutter zuſammenzutreffen.

Als Frau von Goethe gegangen war, ſcherzte Goethe mit mir über die lebendige Einbildungskraft, welche die

Jugend characteriſire. „Ich bin zu alt,“ ſagte er, „um ihr zu widerſprechen und ihr begreiflich zu machen, daß die Freude, ihre Mutter dort oder hier zuerſt wiederzuſehen, ganz dieſelbige ſein würde. Dieſe Winterreiſe iſt viel Mühe um Nichts; aber ein ſolches Nichts iſt der Jugend oft unendlich viel. Und im ganzen genommen, was thut's! Man muß oft etwas Tolles unternehmen, um nur wieder eine Zeit lang leben zu können. In meiner Jugend habe ich es nicht beſſer gemacht, und doch bin ich noch ziemlich mit heiler Haut davongekommen.“

912.

1823, 29. December.

Mit v. Müller.

Ich fand heute Goethe allein. Nach Beſichtigung einiger Kupferſtiche ſprach er über Hamann und ſeine Briefe an Jacobi. „Hamann war ſeiner Zeit der hellſte Kopf; er wußte wohl, was er wollte. Aber er hielt immer bibliſche Sprüche und Stellen aus den Alten vor wie Masken, und iſt dadurch vielen dunkel und myſtiſch erſchienen. Mir iſt die populäre Philoſophie ſtets widerlich geweſen, deshalb neigte ich mich leichter zu Kant hin, der jene vernichtet hat. Aber mit ſeiner Kritik der Vernunft habe ich mich nie tief eingelaſſen.“

913.

1823, 30. December.

Mit Soret.

Abends mit Goethe allein, in allerlei Gesprächen. Er sagte mir, daß er die Absicht habe, seine ‚Reise in die Schweiz vom Jahre 1797' in seine Werke aufzunehmen. Sodann war die Rede vom ‚Werther', den er nicht wieder gelesen habe als einmal, ungefähr zehn Jahre nach seinem Erscheinen. Auch mit seinen andern Schriften habe er es so gemacht. Wir sprachen darauf von Übersetzungen, wobei er mir sagte, daß es ihm sehr schwer werde, englische Gedichte in deutschen Versen wiederzugeben. „Wenn man die schlagenden einsilbigen Worte der Engländer," sagte er, „mit vielsilbigen oder zusammengesetzten deutschen ausdrücken will, so ist gleich alle Kraft und Wirkung verloren." Von seinem ‚Rameau', sagte er, daß er die Übersetzung in vier Wochen gemacht und alles diktirt habe.

Wir sprachen sodann über Naturwissenschaften, insbesondere über die Kleingeisterei, womit diese und jene Gelehrten sich um die Priorität streiten. „Ich habe durch nichts die Menschen besser kennen gelernt," sagte Goethe, „als durch meine wissenschaftlichen Bestrebungen. Ich habe es mich viel kosten lassen und es ist mit manchen Leiden verknüpft gewesen; aber ich freue mich dennoch, die Erfahrung gemacht zu haben."

„„In den Wissenschaften,"" bemerkte ich, „„scheint auf

gen der Kloben, an den eine Strickleiter befestigt ist; gefährlich hoffend schwebt der Abentheurer in der Luft, das Eisen bricht, und er liegt zerschmettert am Fuße seiner Wünsche. Es ist auch nun für mich kein Trost, keine Hofnung mehr! Ich werde, rief er aus, indem er aufsprang, von diesen unglückseligen Papieren keines übrig lassen. Er faßte abermals ein Paar Hefte an, riß sie auf und warf sie ins Feuer. Werner wollte ihn abhalten, aber vergebens. Laß mich! rief Wilhelm, was sollen diese elenden Blätter? Für mich sind sie weder Stufe noch Aufmunterung mehr. Sollen sie übrig bleiben, um mich bis ans Ende meines Lebens zu peinigen? Sollen sie vielleicht einmal der Welt zum Gespötte dienen, anstatt Mitleiden und Schauer zu erregen? Weh über mich und über mein Schicksal! Nun verstehe ich erst die Klagen der Dichter, der aus

eine beſondere Weiſe der Egoismus der Menſchen angeregt zu werden; und wenn dieſer einmal in Bewegung geſetzt iſt, ſo pflegen ſehr bald alle Schwächen des Charakters zum Vorſchein zu kommen.“"

„Die Fragen der Wiſſenſchaft,“ verſetzte Goethe, „ſind ſehr häufig Fragen der Exiſtenz. Eine einzige Entdeckung kann einen Mann berühmt machen und ſein bürgerliches Glück begründen. Deshalb herrſcht auch in den Wiſſenſchaften dieſe große Strenge und dieſes Feſthalten und dieſe Eiferſucht auf das Aperçu eines andern. Im Reich der Äſthetik dagegen iſt alles weit läßlicher; die Gedanken ſind mehr oder weniger ein angeborenes Eigenthum aller Menſchen, wobei alles auf die Behandlung und Ausführung ankommt und billigerweiſe wenig Neid ſtattfindet. Ein einziger Gedanke kann das Fundament zu hundert Epigrammen hergeben, und es fragt ſich bloß, welcher Poet denn nun dieſen Gedanken auf die wirkſamſte und ſchönſte Weiſe zu verſinnlichen gewußt habe. Bei der Wiſſenſchaft aber iſt die Behandlung null, und alle Wirkung liegt im Aperçu. Es iſt dabei wenig Allgemeines und Subjectives, ſondern die einzelnen Manifeſtationen der Naturgeſetze liegen alle ſphinxartig, ſtarr, feſt und ſtumm außer uns da. Jedes wahrgenommene neue Phänomen iſt eine Entdeckung, jede Entdeckung ein Eigenthum. Taſte aber nur einer das Eigenthum an, und der Menſch mit ſeinen Leidenſchaften wird ſogleich da ſein.

Es wird aber", fuhr Goethe fort, „in den Wiſſenſchaften auch zugleich dasjenige als Eigenthum angeſehen, was man auf Akademien überliefert erhalten und gelernt hat. Kommt nun einer, der etwas Neues bringt, das mit unſerm Credo, das wir ſeit Jahren nachbeten und wiederum andern überliefern, in Widerſpruch ſteht und es wohl gar zu ſtürzen droht, ſo regt man alle Leidenſchaften gegen ihn auf und ſucht ihn auf alle Weiſe zu unterdrücken. Man ſträubt ſich dagegen, wie man nur kann; man thut als höre man nicht, als verſtände man nicht; man ſpricht darüber mit Geringſchätzung, als wäre es gar nicht der Mühe werth es nur anzuſehen und zu unterſuchen; und ſo kann eine neue Wahrheit lange warten, bis ſie ſich Bahn macht. Ein Franzoſe ſagte zu einem meiner Freunde in Bezug auf meine Farbenlehre: Wir haben funfzig Jahre lang gearbeitet, um das Reich Newtons zu gründen und zu befeſtigen; es werden andere funfzig Jahre nöthig ſein, um es zu ſtürzen.

„Die mathematiſche Gilde hat meinen Namen in der Wiſſenſchaft ſo verdächtig zu machen geſucht, daß man ſich ſcheut, ihn nur zu nennen. Es kam mir vor einiger Zeit eine Broſchüre in die Hand, worin Gegenſtände der Farbenlehre behandelt waren, und zwar ſchien der Verfaſſer ganz durchdrungen von meiner Lehre zu ſein und hatte alles auf dieſelben Fundamente gebaut und zurückgeführt. Ich las die Schrift mit großer Freude; allein zu meiner nicht geringen Über-

raſchung mußte ich ſehen, daß der Verfaſſer mich nicht einmal genannt hatte. Später ward mir das Räthſel gelöſt. Ein gemeinſchaftlicher Freund beſuchte mich und geſtand mir, der talentreiche junge Verfaſſer habe durch jene Schrift ſeinen Ruf zu gründen geſucht und habe mit Recht gefürchtet, ſich bei der gelehrten Welt zu ſchaden, wenn er es gewagt hätte, ſeine vorgetragenen Anſichten durch meinen Namen zu ſtützen. Die kleine Schrift machte Glück, und der geiſtreiche junge Verfaſſer hat ſich mir ſpäter perſönlich vorgeſtellt und ſich entſchuldigt."

„„Der Fall erſcheint mir um ſo merkwürdiger,"" verſetzte ich, „„da man in allen andern Dingen auf Ihre Autorität ſtolz zu ſein Urſache hat und jedermann ſich glücklich ſchätzt, in Ihrer Zuſtimmung vor der Welt einen mächtigen Schutz zu finden. Bei Ihrer Farbenlehre ſcheint mir das Schlimme zu ſein, daß Sie es dabei nicht bloß mit dem berühmten, von allen anerkannten Newton, ſondern auch mit ſeinen in der ganzen Welt verbreiteten Schülern zu thun haben, die ihrem Meiſter anhängen und deren Zahl Legion iſt. Geſetzt auch daß Sie am Ende recht behalten, ſo werden Sie gewiß noch eine geraume Zeit mit Ihrer neuen Lehre allein ſtehen.""

„Ich bin es gewohnt und bin darauf gefaßt," erwiederte Goethe. „Aber ſagen Sie ſelbſt," fuhr er fort, „konnte ich nicht ſtolz ſein, wenn ich mir ſeit zwanzig Jahren geſtehen mußte, daß der große Newton und alle

Mathematiker und erhabenen Rechner mit ihm in Bezug auf die Farbenlehre sich in einem entschiedenen Irrthum befänden, und daß ich unter Millionen der einzige sei, der in diesem großen Naturgegenstande allein das Rechte wisse? Mit diesem Gefühl der Superiorität war es mir denn möglich, die stupide Anmaßlichkeit meiner Gegner zu ertragen. Man suchte mich und meine Lehre auf alle Weise anzufeinden und meine Ideen lächerlich zu machen, aber ich hatte nichtsdestoweniger über mein vollendetes Werk eine große Freude. Alle Angriffe meiner Gegner dienten mir nur, um die Menschen in ihrer Schwäche zu sehen."

Während Goethe so mit einer Kraft und einem Reichthum des Ausdrucks sprach, wie ich in ganzer Wahrheit wiederzugeben nicht im Stande bin, glänzten seine Augen von einem außerordentlichen Feuer. Man sah darin den Ausdruck des Triumphs, während ein ironisches Lächeln um seine Lippen spielte. Die Züge seines schönen Gesichts waren imposanter als je.

914.

1823, 31. December.

Mit Soret.

Bei Goethe zu Tische, in mancherlei Gesprächen. Er zeigte mir ein Portefeuille mit Handzeichnungen, unter denen besonders die Anfänge von Heinrich Füeßli merkwürdig.

Wir ſprachen ſodann über religiöſe Dinge und den Mißbrauch des göttlichen Namens.

„Die Leute traktiren ihn,“ ſagte Goethe, „als wäre das unbegreifliche, gar nicht auszudenkende höchſte Weſen nicht viel mehr als ihresgleichen. Sie würden ſonſt nicht ſagen: der Herr Gott, der liebe Gott, der gute Gott. Er wird ihnen, beſonders den Geiſtlichen, die ihn täglich im Munde führen, zu einer Phraſe, zu einem bloßen Namen, wobei ſie ſich auch gar nichts denken. Wären ſie aber durchdrungen von ſeiner Größe, ſie würden verſtummen und ihn vor Verehrung nicht nennen mögen.“

Anhang

zeitlich nicht genau beſtimmbarer Geſpräche.

915.

Erzählungen von Falk.

II.

Merkwürdig iſt mir immer ein Wort, das Goethe einmal im Geſpräch über unſern gemeinſchaftlichen edeln Freund, den Maler und Kunſtkenner Meyer ſagte, und das man vielleicht mit noch größerm Rechte auf ihn ſelber anwenden könnte. „Wir alle,“ hub er an, ſoviel wir unſer ſind, Wieland, Herder, Schiller, haben uns von der Welt doch irgend etwas und von irgend einer Seite weismachen laſſen, und ebendeshalb können

wir auch noch einmal wiederkommen; ſie wird es wenigſtens nicht übelnehmen. Dergleichen aber konnte ich an Meyer, ſolange ich ihn kenne, niemals wahrnehmen. Er iſt ſo klar und in allen Stücken ſo ruhig, ſo grundverſtändig, ſieht, was er ſieht, ſo durch und durch, ſo ohne alle Beimiſchung irgend einer Leidenſchaft oder eines trüben Parteigeiſtes, daß das Zuunterſt (dessous) der Karten, was die Natur hier mit uns ſpielt, ihm unmöglich verborgen bleiben konnte. Ebendeshalb iſt aber auch für ſeinen Geiſt an keine Wiederkunft hieſigen Orts zu denken; denn die Natur liebt nun einmal nicht, daß man ihr gleichſam unaufgefordert ſo tief in die Karten blickt, und wenn auch deshalb von Zeit zu Zeit einer kommt, der ihr eins und das andere von ihren Geheimniſſen ablauſcht, ſo ſind auch wieder ſchon zehn andere da, die es geſchäftig zudecken."

b.

Wie er ſelbſt einmal im Geſpräche mit mir ſehr ſchön bemerkte: in der Reihe ſo mannigfaltiger Producte, wodurch die ſchaffenden Kräfte der Natur ſichtbar würden, ſei der Menſch gleichſam das erſte Geſpräch, das die Natur mit Gott halte, ebenſo könnte man von ihm ſelbſt ſagen, daß bei ſeinem eigenſinnigen Beharren im Reiche der Erfahrung er gleichſam das letzte Product der plaſtiſchen Natur darſtelle, das mit ihren Geheimniſſen zugleich die zwei Richtungen ausplaudere,

die von Ewigkeit in ihr verborgen liegen, und die trotz allen ſcheinbaren Gegenſätzen doch erſt beide zuſammen die eine wahrhafte, ganze und vollſtändige Welt und Natur ausmachen.

c.

Treu der Natur hingegeben, wie Goethe war, liebte er es auch, mit geheimnißvollen Einleitungen und Andeutungen über ihr Wirken und ihre Producte zu ſprechen. So führte er mich einſt zu ſeiner Naturaliensammlung und ſagte ſodann, indem er mir ein Stück Granit in die Hand gab, das ſich durch höchſt ſeltſame Übergänge auszeichnete: „Da, nehmen Sie den alten Stein zum Andenken von mir! Wenn ich je ein älteres Geſetz in der Natur auffinde, als das iſt, welches ſich in dieſem Producte darlegt, ſo will ich Ihnen auch ein Exemplar davon verehren und dieſes hier zurücknehmen. Bis jetzt kenne ich keins, bezweifle auch ſehr, daß mir je etwas Ähnliches, geſchweige denn Beſſeres von dieſer Art zu Geſichte kommen wird. Betrachten Sie mir ja fleißig dieſe Übergänge, worauf am Ende alles in der Natur ankommt. Etwas, wie Sie ſehen, iſt da, was einander aufſucht, durchdringt und, wenn es eins iſt, wieder einem Dritten die Entſtehung giebt. Glauben Sie nur: hier iſt ein Stück von der älteſten Urkunde des Menſchengeſchlechts. Den Zuſammenhang aber müſſen Sie ſelbſt entdecken. Wer es nicht findet, dem hilft es auch nichts, wenn man es

ihm ſagt. Unſere Naturforſcher lieben ein wenig das Ausführliche. Sie zählen uns den ganzen Beſtand der Welt in lauter beſondern Theilen zu und haben glücklich für jeden beſondern Theil auch einen beſondern Namen. Das iſt Thonerde! Das iſt Kieſelerde! Das iſt dies und das iſt das! Was bin ich nun aber dadurch gebeſſert, wenn ich auch alle dieſe Benennungen innehabe? Mir fällt immer, wenn ich dergleichen höre, die alte Lesart aus Fauſt ein:

Encheirisin naturae nennt's die Chemie;
Bohrt ſich ſelber Eſel und weiß nicht wie!

Was helfen mir denn die Theile? was ihre Namen? Wiſſen will ich, was jeden einzelnen Theil im Univerſum ſo hoch begeiſtigt, daß er den andern aufſucht, ihm entweder dient oder ihn beherrſcht, je nachdem das allen ein- und aufgeborne Vernunftgeſetz in einem höhern oder geringern Grade den zu dieſer, jenen zu jener Rolle befähigt. Aber gerade in dieſen Punkten herrſcht überall das tiefſte Stillſchweigen."

d.

Ein treuer Beobachter der Natur, wie Goethe überall iſt, macht es ihm keine geringe Freude, wenn er unter ſeinen Münzen auf ein Geſicht ſtößt, deſſen Züge dem Inhalte einzelner Handlungen, wie ſie uns die Geſchichte von dieſen oder jenen Perſonen meldete, gleichſam zur Auslegung dienen.

e.

Der kleinſte Gegenſtand konnte ihm . . . merkwürdig werden. Vollends organiſche Überbleibſel aus einer zum Theil untergegangenen Vorwelt. Wer ſich bei ihm für immer empfehlen wollte, brauchte ihm nur eins dergleichen von ſeinen Reiſen mitzubringen: die Pratze eines Seebären oder Bibers, der Zahn eines Löwen, das ſeltſam geringelte Horn einer Gemſe, eines Steinbocks, oder irgend einer andern, von dem jetzigen Zuſtande zum Theil oder ganz abweichenden Bildung konnte ihn tage- ja wochenlang durch wiederholte Betrachtung glücklich machen. Es war nicht anders in dem Augenblicke, wo er eines ſolchen Schatzes theilhaftig wurde, als ob er einen Brief von einem Freunde aus einem ganz entfernten Welttheile erhalten hätte; er eilte ſodann in der Freude ſeines Herzens, mit der größten Liebenswürdigkeit den Inhalt deſſelben, auf den er ſich trefflich verſtand, auch andern mitzutheilen. Zugleich ſtellte er den Grundſatz auf, daß die Natur gelegentlich und gleichſam wider Willen manches von ihren Geheimniſſen ausplaudere. Geſagt ſei alles irgendeinmal, nur nicht auf der nämlichen Stelle, wo wir es vermutheten; wir müſſen es eben hier und da aus allen Winkeln, wo ſie es habe fallen laſſen, zuſammenſuchen. Daher das Räthſelhafte, Sibylliniſche, Unzuſammenhängende in unſerer Naturbetrachtung! Sie ſei ein Buch von dem ungeheuerſten, ſeltſamſten In-

halte, wovon man aber annehmen könne, daß gar viele Blätter desſelben auf dem Jupiter, auf dem Uranus und andern Planeten zerſtreut umherlägen. Zu einem Ganzen zu gelangen, ſei ſchwer, wo nicht völlig unmöglich. An dieſer Aufgabe müßten eben darum alle Syſteme ſcheitern.

f.

Wie Goethe . . . alles An- und Eingelernte nicht liebte, ſo behauptete er auch, alle Philoſophie müſſe geliebt und gelebt werden, wenn ſie für das Leben Bedeutſamkeit gewinnen wolle. „Lebt man denn aber überhaupt noch in dieſem Zeitalter?“ fügte er hinzu, „der Stoiker, der Platoniker, der Epikuräer, jeder muß auf ſeine Weiſe mit der Welt fertig werden; das iſt ja eben die Aufgabe des Lebens, die keinem, zu welcher Schule er ſich auch zähle, erlaſſen wird. Die Philoſophen können uns ihrerſeits nichts, als Lebensformen darbieten. Wie dieſe nun für uns paſſen, ob wir, unſrer Natur oder unſern Anlagen nach, ihnen den erforderlichen Gehalt zu geben imſtande ſind, das iſt unſre Sache. Wir müſſen uns prüfen und alles, was wir von Außen in uns hereinnehmen, wie Nahrungsmittel auf das Sorgſamſte unterſuchen; ſonſt gehen entweder wir an der Philoſophie oder die Philoſophie geht an uns zugrunde.

Die ſtrenge Mäßigkeit, z. B. Kant's, forderte eine Philoſophie, die dieſen ſeinen angebornen Neigungen

Noth weise gewordnen Traurigen. Wie lange hielt ich mich für unzerstörbar, für unverwundlich, und ach! nun seh ich, daß ein tiefer früher Schade nicht wieder auswachsen, sich nicht wieder herstellen kann; ich fühle, daß ich ihn mit ins Grab nehmen muß. Nein! keinen Tag des Lebens soll der Schmerz von mir weichen, der mich noch zuletzt umbringt, und auch ihr Andenken soll bey mir bleiben, mit mir leben und sterben, das Andenken der Unwürdigen — ach, mein Freund! wenn ich von Herzen reden soll — der gewiß nicht ganz Unwürdigen! Ihr Stand, ihre Schicksale haben sie tausendmal bey mir entschuldigt. Ich bin zu grausam gewesen, du hast mich in deine Kälte, in deine Härte unbarmherzig eingeweiht, meine zerrütteten Sinne gefangen gehalten und mich verhindert, das für sie und für mich zu thun, was ich uns beiden schuldig war.

gemäß war. Leſet ſein Leben, und Ihr werdet bald finden, wie artig er ſeinem Stoicismus, der eigentlich mit den geſellſchaftlichen Verhältniſſen einen ſchneidenden Gegenſatz bildete, die Schärfe nahm, ihn zurechtlegte und mit der Welt ins Gleichgewicht ſetzte. Jedes Individuum hat vermittelſt ſeiner Neigungen ein Recht zu Grundſätzen, die es als Individuum nicht aufheben. Hier oder nirgends wird wohl der Urſprung aller Philoſophie zu ſuchen ſein. Zeno und die Stoiker waren längſt in Rom vorhanden, eh' ihre Schriften dahin kamen. Dieſelbe rauhe Denkart der Römer, die ihnen zu großen Helden- und Waffenthaten den Weg bahnte und ſie allen Schmerz, jede Aufopferung verachten lehrte, mußte auch Grundſätzen, die gleichverwandte Forderungen an die Natur des Menſchen aufſtellten, bei ihnen ein geneigtes und williges Gehör verſchaffen. Es gelingt jedem Syſteme, ſogar dem Cynismus, ſobald nur der rechte Held darin auftritt, mit der Welt fertig zu werden. Nur das Angelernte der menſchlichen Natur ſcheitert meiſt am Widerſpruche; das ihr Angeborne weiß ſich überall Eingang zu verſchaffen und beſiegt ſogar nicht ſelten mit dem glücklichſten Erfolge ſeinen Gegenſatz. Es iſt ſonach kein Wunder, daß die zarte Natur von Wieland ſich der ariſtippiſchen Philoſophie zuneigt, ſowie auf der andern Seite ſeine ſo entſchiedene Abneigung gegen Diogenes und allen Cynismus aus der nämlichen Urſache ſich ſehr befriedigend erklären läßt. Ein Sinn, mit dem

die Zierlichkeit aller Formen, wie bei Wieland, geboren iſt, kann unmöglich an einer beſtändigen Verletzung derſelben als Syſtem Wohlgefallen finden. Erſt müſſen wir im Einklange mit uns ſelbſt ſein, ehe wir Disharmonien, die von außen auf uns zudringen, wo nicht zu heben, doch wenigſtens einigermaßen auszugleichen imſtande ſind. Ich behaupte, daß ſogar Elektiker in der Philoſophie geboren werden, und wo der Elekticismus aus der innern Natur des Menſchen hervorgeht, iſt er ebenfalls gut und ich werde ihm nie einen Vorwurf machen. Wie oft giebt es Menſchen, die ihren angebornen Neigungen nach halb Stoiker und halb Epikuräer ſind! Es wird mich daher auch keineswegs befremden, wenn dieſe die Grundſätze beider Syſteme in ſich aufnehmen, ja ſie miteinander möglichſt zu vereinigen ſuchen. Etwas anderes iſt diejenige Geiſtloſigkeit, die aus Mangel an aller eigenen innern Beſtimmung wie Dohlen, alles zu Neſte trägt, was ihr von irgend einer Seite zufällig dargeboten wird, und ſich eben dadurch als ein urſprünglich Todtes außer aller Beziehung mit einem lebensvollen Ganzen ſetzt. Alle dieſe Philoſophien taugen in der Welt nichts; denn weil ſie aus keinen Reſultaten hervorgehen, ſo führen ſie auch zu keinem Reſultate.

Von der Popularphiloſophie bin ich ebenſo wenig ein Liebhaber. Es giebt ein Myſterium ſo gut in der Philoſophie wie in der Religion. Damit ſoll man das Volk billig verſchonen, am wenigſten aber daſſelbe

in Unterſuchung ſolcher Stoffe gleichſam mit Gewalt hereinziehen. Epikur ſagt irgendwo: das iſt recht, eben weil ſich das Volk daran ärgert. Noch läßt ſich das Ende von jenen unerfreulichen Geiſtesverirrungen ſchwerlich ab- und vorausſehen, die ſeit der Reformation dadurch bei uns entſtanden, daß man die Myſterien derſelben dem Volke preisgab und ſie ebendadurch der Spitzfindigkeit aller einſeitigen Verſtandesurtheile bloßſtellte. Das Maß des gemeinen Menſchenverſtandes iſt wahrlich nicht ſo groß, daß man ihm eine ſolche ungeheure Aufgabe zumuthen könnte, es zum Schiedsrichter in ſolchen Dingen zu erwählen. Die Myſterien, beſonders die Dogmen der chriſtlichen Religion, eignen ſich zu Gegenſtänden der tiefſten Philoſophie, und nur eine poſitive Einkleidung iſt es, die ſie von dieſen unterſcheidet. Deshalb wird auch häufig genug, je nachdem man ſeinen Standpunkt nimmt, die Theologie eine verirrte Metaphyſik, oder Metaphyſik eine verirrte platoniſche Theologie genannt. Beide aber ſtehen zu hoch, als daß der Verſtand in ſeiner gewöhnlichen Sphäre ihr Kleinod zu erlangen ſich ſchmeicheln dürfte. Die Aufklärung deſſelben beſchränkt ſich zuvörderſt auf einen ſehr engen praktiſchen Wirkungskreis. Das Volk aber begnügt ſich meiſt damit, einigen recht lauten Vorſprechern das, was es von ihnen gehört hat, ebenſo laut wieder nachzuſprechen. Dadurch werden dann freilich die ſeltſamſten Erſcheinungen herbeigeführt, und die Anmaßungen nehmen kein Ende. Ein aufgeklärter,

ziemlich roher Menſch verſpottet oft in ſeiner Seichtigkeit einen Gegenſtand, vor dem ſich ein Jacobi, ein Kant, die man billig zu den erſten Zierden der Nation rechnet, mit Ehrfurcht verneigen würden. Die Reſultate der Philoſophie, der Politik und der Religion ſollen billig dem Volke zugute kommen, das Volk ſelbſt aber ſoll man weder zu Philoſophen, noch zu Prieſtern, noch zu Politikern erheben wollen. Es taugt nichts! Gewiß! ſuchte man, was geliebt, gelebt und gelehrt werden ſoll, beſſer im Proteſtantismus auseinander zu halten, legte man ſich über die Myſterien ein unverbrüchliches, ehrerbietiges Stillſchweigen auf, ohne die Dogmen mit verdrießlicher Anmaßung, nach dieſer oder jener Linie verkünſtelt, irgend jemandem widerwillen aufzunöthigen, oder ſie wohl gar durch unzeitigen Spott, oder vorwitziges Ableugnen bei der Menge zu entehren und in Gefahr zu bringen, ſo wollte ich ſelbſt der erſte ſein, der die Kirche meiner Religionsverwandten mit ehrlichem Herzen beſuchte und ſich dem allgemeinen praktiſchen Bekenntniß eines Glaubens, der ſich unmittelbar an das Thätige knüpfte, mit vergnüglicher Erbauung unterordnete."

g.

Ein andermal verglich er die Profeſſoren und ihre mit Citaten und Noten überfüllten Abhandlungen, wo ſie rechts und links abſchweifen und die Hauptſache vergeſſen machen, mit Zughunden, die, wenn ſie kaum

ein paarmal angezogen hätten, auch ſchon wieder ein Bein zu allerlei bedenklichen Verrichtungen aufhöben, ſodaß man mit den Beſtien gar nicht vom Flecke komme, ſondern über Wegſtunden tagelang zubringe.

h.

„Da ſitzt das Ungethüm mit langen Ärmeln da und bohrt mir Eſel, daß ich noch ſo ein alter Narr bin und mich über die Welt ärgere, als ob ich nicht wüßte, wie es mit ihr beſtellt, und daß alles in und auf ihr mit D— verſiegelt iſt!“ Mit dieſen Worten empfing mich Goethe, als ich eines Nachmittags in ſeinen Garten trat und ihn in einer weißen Sommerweſte unter den grünen Bäumen auf einem ſchattigen Raſenplätzchen ſitzen fand. Es war Freitag; Sonnabend ſollte Theater ſein, und eben hatte ein Schauſpieler, der ſpielen ſollte, abgeſagt, wodurch denn freilich das ganze morgende Stück zerriſſen wurde. Die ſpäte Meldung war's beſonders, die Goethe verdroß, dem nun freilich die Sache mit derſelben Haſt über den Hals kam, wie ſie ſich der Schauſpieler von dem ſeinen herunterſchaffte. Wie bekannt, muß nämlich jede Direction dafür ſorgen, erſtlich, daß regelmäßig geſpielt, und ſodann, daß das Publicum womöglich mit lauter vortrefflichen Sachen unterhalten wird.

„Solche Avanien“ — hub Goethe an, indem er noch immer grimmig ein Glas rothen Wein einſchenkte und mich zugleich nöthigte, neben ihm auf einem Garten-

ſitze Platz zu nehmen, „muß ich mir nun von Leuten gefallen laſſen, die, wenn ſie zu dem einen Thore von Weimar hereinkommen, ſich ſchon wieder nach dem andern umſehen, wo ſie wieder herauswollen. Dafür bin ich nun funfzig Jahr*) ein beliebter Schriftſteller der Nation geweſen, die Ihr die deutſche zu nennen beliebt, habe zwanzig oder dreißig Jahre als Geheimerath zu Weimar Sitz und Stimme gehabt**), um mir amende ſolche Geſellen über den Kopf wachſen zu laſſen. Zum Teufel auch! Daß ich noch in meinem Alter eine ſolche Tragikomödie ſpielen und darin die Hauptperſon abgeben ſollte, hätte ich mir zeitlebens nicht träumen laſſen. Ihr werdet mir freilich ſagen, daß es mit dem ganzen Theaterweſen imgrunde nichts als D—ck iſt; denn Ihr habt tief genug hinter den Vorhang geguckt, und daß ich daher wohl thun würde, den ganzen Bettel ſobald als möglich fahren zu laſſen; aber ich werde Euch zur Antwort geben: die Schanze, die ein tüchtiger General vertheidigt, iſt auch D—ck, aber er darf ſie doch nicht ſchimpflich im Stiche laſſen, wenn er nicht ſeine eigne Ehre in den D—ck treten will. Deshalb wollen wir ihm keine beſondere Prädilection für den D—ck beilegen und ſo hoff' ich denn, werdet Ihr mich auch in dieſem Punkte freiſprechen."

„„Die gerechtere Nachwelt —"" nahm ich das

*) [Keine genaue Zahl: 1823 war Goethe nicht mehr Leiter der Bühne.]

**) [Genau genommen alſo 1796 oder 1806!]

Wort, aber Goethe, ohne abzuwarten, was ich eigentlich von der Nachwelt ſagen wollte, entgegnete mir mit ungemeiner Haſtigkeit: „Ich will nichts davon hören, weder von dem Publicum, noch von der Nachwelt, noch von der Gerechtigkeit, wie ſie es nennen, die ſie einſt meinem Beſtreben widerfahren laſſen. Ich verwünſche den „Taſſo“ blos deshalb, weil man ſagt, daß er auf die Nachwelt kommen wird; ich verwünſche die „Iphigenie“, mit einem Worte, ich verwünſche alles, was dieſem Publicum irgend an mir gefällt. Ich weiß, daß es dem Tag, und daß der Tag ihm angehört; aber ich will nun einmal nicht für den Tag leben. Eben deshalb ſoll mir auch dieſer Kotzebue vom Leibe bleiben*), weil ich feſt entſchloſſen bin, auch nicht eine Stunde mit Menſchen zu verlieren, von denen ich weiß, daß ſie nicht zu mir, und daß ich nicht zu ihnen gehöre. Ja, wenn ich es nur je dahin noch bringen könnte, daß ich ein Werk verfaßte — aber ich bin zu alt dazu — daß die Deutſchen mich ſo ein funfzig, oder hundert Jahre hintereinander recht gründlich verwünſchten und aller Orten und Enden mir nichts als Übels nachſagten; das ſollte mich außermaßen ergötzen. Es müßte ein prächtiges Product ſein, was ſolche Effecte bei einem von Natur völlig gleichgültigen Publicum wie das unſere hervorbrächte. Es iſt doch wenigſtens Charakter im Haß, und wenn wir nur erſt

*) [Das klingt wie aus 1802.]

wieder anfingen und in irgend etwas, ſei es; was es wolle, einen gründlichen Charakter bezeigten, ſo wären wir auch wieder halb auf dem Wege ein Volk zu werden. Im Grunde verſtehen die meiſten unter uns weder zu haſſen, noch zu lieben. Sie mögen mich nicht! Das matte Wort! Ich mag ſie auch nicht! Ich habe es ihnen nie recht zudanke gemacht! Vollends, wenn mein Walpurgisſack nach meinem Tode ſich einmal eröffnen und alle bis dahin verſchloſſenen ſtygiſchen Plagegeiſter, wie ſie mich geplagt, ſo auch zur Plage für andere wieder loslaſſen ſollte; oder wenn ſie in der Fortſetzung von „Fauſt“ etwa zufällig an die Stelle kämen, wo der Teufel ſelbſt Gnad' und Erbarmen vor Gott findet; das, denke ich doch, vergeben ſie mir ſobald nicht! Dreißig Jahre haben ſie ſich nun faſt mit den Beſenſtielen des Blocksberges und den Katzengeſprächen in der Hexenküche, die im „Fauſt“ vorkommen, herumgeplagt*), und es hat mit dem Interpretiren und dem Allegoriſiren dieſes dramatiſch-humoriſtiſchen Unſinns nie ſo recht fortgewollt. Wahrlich, man ſollte ſich in ſeiner Jugend öfter den Spaß machen und ihnen ſolche Brocken, wie den Brocken, hinwerfen! Nahm doch ſelbſt die geiſtreiche Frau v. Stael es übel, daß ich in dem Engelgeſang Gott-Vater gegenüber den Teufel ſo gutmüthig gehalten hätte! ſie wollte ihn durchaus

*) [Das wäre alſo nach der Hexenküche berechnet 1829, nach dem Blocksberg 1838 von Goethe geſprochen worden!]

grimmiger. Was ſoll es nun werden, wenn ſie ihm auf einer noch höhern Staffel und vielleicht gar einmal im Himmel wiederbegegnet!"

„„Um Verzeihung!"" nahm ich hier das Wort: „„Sie ſprachen vorhin von einem Walpurgisſacke; es iſt das erſte Wort, was ich heute darüber aus Ihrem Munde höre. Darf ich wiſſen, was es mit demſelben eigentlich für ein Bewenden hat?"" — „Der Walpurgisſack" — gab mir Goethe mit dem angenommenen feierlichen Ernſte eines Höllenrichters zur Antwort — „iſt eine Art von infernaliſchem Schlauch, Behältniß, Sack, oder wie Ihr's ſonſt nennen wollt, urſprünglich zur Aufnahme einiger Gedichte beſtimmt, die auf Hexenſcenen im „Fauſt", wo nicht auf dem Blocksberg ſelbſt einen nähern Bezug hatten. Nach dieſem, wie es zu gehen pflegt, erweiterte ſich dieſe Beſtimmung ungefähr ſo, wie die Hölle auch von Anfang herein nur Einen Aufenthalt hatte, ſpäterhin aber die Limbuſſe und das Fegefeuer als Unterabtheilungen in ſich aufnahm. Jedes Papier, daß in meinen Walpurgisſack herunterfällt, fällt in die Hölle; und aus der Hölle, wie Ihr wißt, giebt's keine Erlöſung. Ja, wenn es mir einmal einfällt, wozu ich eben heute nicht übel gelaunt bin, und ich nehme mich ſelbſt beim Schopf und werfe mich in den Walpurgisſack. Bei meinem Eid! was da unten ſteckt, das ſteckt unten und kommt nicht wieder an den Tag, und wenn ich es ſelbſt wäre! So ſtreng, ſollt Ihr wiſſen, halte ich über meinen Walpurgisſack und die hölliſche

Conſtitution, die ich ihm gegeben habe. Es brennt da unten ein unverlöſchliches Fegefeuer, was, wenn es um ſich greift, weder Freund noch Feind verſchont. Ich wenigſtens will niemand rathen, ihm allzunahe zu kommen: ich fürchte mich ſelbſt davor."

i.

Von Leſſing's Verdienſt, Talent und Scharfſinn, und wie derſelbe allem höhern Beſtreben in Deutſchland, Friedrich dem Großen, Voltaire, Gottſched und allen Verehrern des franzöſiſchen Theaters gegenüber in ſeiner „Hamburgiſchen Dramaturgie" die Bahn brach und zugleich durch Einführung des Shakſpeare eine neue Periode begründete, die mit dem künftigen Aufſchwunge unſerer Litteratur auf's Innigſte zuſammenhing, ſprach Goethe mit der größten Anerkennung. Als Expoſition habe vielleicht die ganze neue dramatiſche Kunſt nichts ſo Unvergleichliches aufzuweiſen, als die erſten beiden Aufzüge der „Minna von Barnhelm", wo Schärfe des Charakters, urſprünglich deutſche Sitte mit einem raſchen Gange in der Handlung auf's Innigſte verbunden ſei. Nachher ſinke freilich das Stück und vermöge kaum nach dem einmal angelegten Plane ſich in ſolcher Höhe zu behaupten; das könne aber dies Lob weder ſchmälern, noch ſolle man es deshalb zurücknehmen. In der „Emilia Galotti" ſei ebenfalls das Motiv meiſterhaft und zugleich höchſt charakteriſtiſch, daß der Kammerherr dem Prinzen Emilia Galotti

Wer weiß, in welchen Zuſtand ich ſie verſetzt habe, und erſt nach und nach fällt mir's auf's Gewiſſen, in welcher Verzweiflung, in welcher Hülfloſigkeit ich ſie verließ. War's nicht möglich, daß ſie ſich entſchuldigen konnte? War's nicht möglich? Wieviel Mißverſtändniſſe können die Welt verwirren, wieviel Umſtände können dem größten Fehler Vergebung erflehen? — Wie oft denke ich mir ſie, in der Stille für ſich ſitzend, auf ihren Ellenbogen geſtützt. — Das iſt, ſagt ſie, die Treue, die Liebe, die er mir zuſchwur! Mit dieſem unſanften Schlag das ſchöne Leben zu endigen, das uns verband! — Er brach in einen Strom von Thränen aus, indem er ſich mit dem Geſichte auf den Tiſch warf, und die übergebliebenen Papiere benetzte.

Werner ſtand in der größten Verlegenheit dabey. Er hatte ſich dieſes raſche Auf-

ſicher auf ſeinem Wege zugeführt haben würde, daß aber der Prinz dadurch, daß er in die Kirche geht und in den Handel hineinpfuſcht, dem Marinelli und ſich ſelber das Spiel verdirbt. Nicht immerdar ſchön ſei die Art, wie Leſſing das Schickſal in der „Emilia Galotti“ einführt. Ein Billet, das der Prinz an ſeine ehemalige Geliebte, die Gräfin Orſina, ſchrieb, und worin er ſich ihren Beſuch auf morgen verbittet, wird eben dadurch daß es zufällig liegen blieb, — wenn Zufall, wie die Gräfin ſelbſt ſogleich hinzuſetzt, in ſolchen Dingen nicht Gotteslästerung genannt werden müßte — die gelegentliche Urſache, daß die gefürchtete Nebenbuhlerin, weil man ihr nicht abgeſagt, gerade in demſelben Augenblicke ankommt, wo Graf Appiani erſchoſſen, die Braut in das Luſtſchloß des Fürſten durch Marinelli eingeführt und ſo dem Mörder ihres Bräutigams in die Hände geliefert wird. „Dies ſind Züge einer Meiſterhand, welche hinlänglich beurkunden, wie tiefe Blicke Leſſing in das Weſen der dramatiſchen Kunſt vergönnt waren. Auch ſeid verſichert: wir wiſſen recht wohl, was wir ihm und ſeinesgleichen, insbeſondere Winckelmann ſchuldig ſind.“

k.

Bekanntlich war Klinger Goethes Landsmann. Eines Morgens (ſo erzählte mir einſt, als von Klinger, ſeinen Schriften, ſeinem Aufenthalte in Weimar und ſeinem Abgange nach Petersburg die Rede war, ein Freund)

ſei Klinger zu Goethe gekommen, habe ein groß Packet mit Manuſcripten aus der Taſche gezogen und ihm daraus vorgeleſen. Eine Weile habe er's ausgehalten, dann aber ſei er mit dem Ausruf: „Was für verfluchtes Zeug iſt's, was Du da wieder einmal geſchrieben haſt! Das halte der Teufel aus!" von ſeinem Stuhle aufgeſprungen und davongelaufen. Dadurch aber habe Klinger ſich nicht im Geringſten irre machen oder aus ſeiner Faſſung bringen laſſen, ſondern, nachdem er ganz ruhig aufgeſtanden und das Manuſcript in die Taſche geſteckt, habe er weiter nichts geſagt, als: „„Kurios! Das iſt nun ſchon der zweite, mit dem mir das heute begegnet iſt!"" Wieland verſicherte, in ſolchem Falle würde er ſchwerlich ſo gleichgültig geblieben ſein. Goethe nahm mit großer Gelaſſenheit das Wort und ſagte: „Ich auch nicht! Aber daraus ſeht Ihr eben, daß der Klinger durchaus zu einem Generale geboren iſt, weil er eine ſo verteufelte Contenance hat. Ich habe es Euch ſchon damals vorausgeſagt."

916.

Mit Frau Dutitre*).

Die Ihnen [dem Herausgeber] gewordene Mittheilung meiner [des Freiherrn v. Czettritz-Neuhauß] ge-

*) [Obſchon in der nachſtehenden Mittheilung eines Neunzigjährigen Irrthümer unterlaufen, ſo giebt ſie doch eine quellenmäßige Nachricht über den bekannten Beſuch der Berliner Bäckersfrau.]

nauen Bekanntſchaft mit Herrn v. Goethe iſt nicht ganz richtig, da meine äußere Stellung zu der ſeinigen ſo verſchieden war und Herr v. Goethe ſtolz und abſtoßender Natur war. Von dem Spätjahre 1798 bis 1808 habe allerdings dieſen Dichterfürſt öfter geſehen, da der damalige Herzog Karl Auguſt mir ein gnädiger Herr war, ſodaß, wenn in Weimar, derſelbe mich öfterer zu ſeinen kleinen Soupers befahl, bei welchen Goethe nie fehlte. . . . . .

Doch . . . erlaube ich mir Ihnen eine Erzählung des Herrn v. Goethe, die er allerliebſt humoriſtiſch vortrug, in meiner trocknen Manier mittheilen.

Bei einem ſo kleinen Souper, zu welchem ich befohlen, kam Goethe ſpät, und der Herzog rufte ihm zu: „Warum ſo ſpät? Aber es muß Dir heute etwas beſonderes begegnet ſein: das leſe ich auf Deinem Geſicht.“ . . . Worauf derſelbe Nachſtehendes mittheilt.

Eine reiche Bürgerfrau aus Berlin, enthuſiaſtiſche Verehrerin Goethes, entſchloß ſich, die damals lange Reiſe bei ſchlechten Wegen nach Weimar zu unternehmen, um den großen Mann wie Dichter von Angeſicht zu ſehen. Glücklich an Ort und Stelle angekommen, läßt ſie ſich bei Goethe melden und bittet um Audienz, die ihr abgeſchlagen wird. Troſtlos und voller Schmerz läuft ſie zu dem Geheimrath v. Müller, intimen Freund Goethes — wie ſie deſſen Bekannte geweſen, berührte Goethe in ſeinem Vortrage nicht — und bittet um deſſen Vermittlung, der er ſich unterzieht, und dieſen

endlich dahin bringt, ihm zu ſagen: Laß Deine Clientin wiſſen, daß ich ſie morgen früh 11 Uhr empfangen will. Spät Abends erhält die Supplicantin dieſe ſie beglückende Nachricht, welche ihr eine ſchlafloſe Nacht macht, ſowie ſie mit frühem Morgen ſich ſchon in höchſten Glanz wirft und ihr der Zeiger der Stadtuhr eine ſäumige Schnecke dünkt. Endlich zeigt er ¾ auf 11, und ſie eilt nach der Wohnung des großen Mannes, wo ſie von einem Diener empfangen und in den Empfangſalon eingeführt wird. . . . Im höchſten Grade aufgeregt, durchmißt die gute Frau den Saal auf und ab, bis endlich der Erſehnte erſcheint, ſie auf ihn zuſtürzt, auf die Knie wirft und pathetiſch declamirt:

Feſt gemauert in der Erde
Steht das Haus aus Thon gebrannt*)!

worauf Goethe ihr ſagt: Es freut mich, daß Sie meinen Freund Schiller ehren! — und fortgeht.

917.

Mit Knebel.

Knebel las einſt in ſeinem . . . Gartenhauſe einem jungen Manne mehrere Stellen aus ſeinem damals noch ungedruckten Lucrez vor zum Behuf etwaiger Verbeſſerungen. Er ward indeß durch das Eintreten mehrerer Perſonen aus ſeiner nächſten Umgebung oft unterbrochen. Bei einem abermaligen Pochen an die

*) [Ob abſichtlich falſch?]

Thür ſeines Zimmers ſtieg ſein Unmuth auf's Höchſte. „Herein!“ rief er; „Herein in's Teufels Namen, wer Du auch biſt!“ Die Thür öffnete ſich und — Goethe trat ein. Knebel, ſichtbar verlegen, entſchuldigte ſich, daß er wohl zu laut gerufen. Goethe aber, wie es ſeine Gewohnheit war, die Hände kreuzweis auf dem Rücken, trat mit ruhiger Würde näher und ſagte lächelnd: „„Ich kenne Deine Art.““

918.

Im Hauſe von Friedrich Sigismund Voigt

Einmal erzählte der alte Herr uns, er habe heute den Beſuch eines recht hübſchen Mädchens gehabt, das ihm ein gar ſonderbares Anliegen vorgetragen habe. Dieſes Mädchen und deren Schweſter, die ich (Theodor Voigt) beide gut kannte, . . . waren die Töchter eines alten Sonderlings, Dr. Hogel (Philoſoph). In den zwanziger Jahren ſtarb ihr Vater, . . . bei welchem früher auch Studenten und unter dieſen wohl auch Ungarn gewohnt hatten. Die Mädchen hatten wenig oder gar keinen Umgang in der Stadt. Eines Tages alſo, ſo erzählte uns Goethe, habe eine der beiden um Einlaß bei ihm gebeten, indem ſie ſchüchtern einen Brief überreicht und um einen gütigen Rath vom geſcheidteſten Mann des Landes gebeten habe. Der Brief wäre von einem ungariſchen Geiſtlichen gekommen, welcher darin geſchrieben: vor zwölf oder fünfzehn

Jahren habe er im Hauſe des Herrn Dr. Hogel gewohnt und ſchon damals Fräulein Hogel feſt in ſein Herz geſchloſſen, allein er habe ihr nicht eher näher treten wollen, bis er eine gute Stellung erlangt hätte. Jetzt ſei er nun wohlbeſtallter Geiſtlicher, und wenn ſie ſich ſeiner noch erinnere, ſo hielte er hiermit um ihre Hand an. Fräulein Hogel konnte ſich beim beſten Willen nicht auf dieſen Bewerber beſinnen; er, Goethe, habe ihr aber geſagt: der Brief gefiele ihm wohl, und wenn ſie jemand ſo viele Jahre in ſeinem Herzen herumgetragen habe, ſo würde ſie ſich ſicher ganz behaglich darin finden. Sie ſollte nur getroſt zu den Verwandten nach Wien reiſen, woſelbſt die Hochzeit ſtattfinden ſollte.

Wirklich that ſie, wie ihr gerathen und längere Zeit nachher ſoll ein Dankſchreiben gekommen ſein mit der Bemerkung, daß ſie glücklich verheirathet und ihre Schweſter bei ihr ſei.

Quellen.

725. Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich v. Müller. Hrsgg. von C. A. H. Burkhardt. Stuttgart 1870. S. 25. — **726.** Ebenda S. 25 f. — **727.** Ebenda S. 26. — **728.** Ebenda. — **729.** Mittheilungen über Goethe und seinen Freundeskreis aus bisher unveröffentlichten Quellen des Gräflich Egloffstein'schen Familien-Archivs zu Arklitten, Hrsgg. von J. Tembowski. Lyck, 1889. S. 12 f. — **730.** Wie 725. S. 26 f.

731. Wie 725. S. 27. — **732.** Ebenda S. 28. — **733.** Ebenda S. 28. — **734.** Ebenda S. 29. — **735.** Ebenda S. 30. — **736.** Ebenda. — **737.** Ebenda. — **738.** Ebenda S. 30 f. — **739.** Ebenda S. 31. — **740.** Ebenda.

741. Wie 725. S. 32. — **742.** Wie 729. S. 13 f. — **743.** Wie 725. S. 32 f. — **744.** Christian Daniel Rauch. Von Friedrich und Karl Eggers. II. Band, 1. Hälfte. Berlin 1877. S. 94 f. — **745.** Wie 725. S. 33. — **746.** Ebenda. — **747.** Ebenda. — **748.** Briefe an Ludwig Tieck. Ausgewählt u. hrsgg. von K. v. Holtei. Breslau 1864. — **749.** Wie 725. S. 34. — **750.** Ebenda.

751. Aus dem Tagebuche eines alten Schauspielers. Von Eduard Genast. II. Theil. 9. Capitel. — **752.** Aus dem Leben eines Musikers. Von J. C. Lobe. Leipzig 1859. S. 81—96. — **753.** Briefwechsel und mündlicher Verkehr zwischen Goethe und dem Rathe Grüner. Leipzig 1853. S. 1 ff. —

754. Ebenda S. 4—9. — **755.** Wie 752. S. 116—141. — **756.** Weimarer Sonntagsblatt. III. Jahrgang. S. 233 f. — **757.** Ebenda S. 234 ff. — **758.** Kunst und Leben. Aus Friedrich Förster's Nachlaß. Hrsgg von H. Klette. Berlin 1873. S. 168 f. — **759.** Briefe auf einer Reise in Deutschland in den Jahren 1821 und 1822 geschrieben von C. E. v. Weltzien. Hrsgg. von E. v. Seidlitz. Dorpat 1874. — **760.** Europa. Redigirt von E. Steger. 1870. Nr. 20. S. 625 ff.

761. Wie 725. S. 25 ff. — **762.** Ebenda S. 37 f. — **763.** Ebenda S. 38 ff. — **764.** Ebenda S. 40 f. — **765.** Ebenda S. 41—44. — **766.** Wie 751. II. Theil. 10. Capitel. — **767.** Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten von C. G. Carus. II. Theil. Leipzig 1865. S. 10 ff. — **768.** Wie 753. S. 17 ff. — **769.** Ebenda S. 20. — **770.** Ebenda S. 20 f.

771. Wie 753. S. 21 ff. — **772.** Ebenda S. 24 ff. — **773.** Ebenda S. 26. — **774.** Ebenda S. 27 f. — **775.** a) Ebenda S. 38 f. — b) Wie 744. S. 99. — **776.** Wie 753. S. 39. — **777.** Ebenda S. 41 ff. — **778.** Ebenda S. 44 f. — **779.** Ebenda S. 45 f. — **780.** Ebenda S. 46 ff.

781. Wie 753. S. 48 ff. — **782.** Ebenda S. 50 ff. — **783.** Aus meinem Leben. L. Rellstab. II. Band. Berlin 1861. S. 131—134. — **784.** Goethe und Felix Mendelssohn Bartholdy. Von Dr. K. Mendelssohn Bartholdy. Leipzig 1871. (Aus Brief von Felix M. B. an seine Eltern v. 6. Nov. 1821.) — **785.** Wie 783. S. 136—148. — **786.** Die Gartenlaube. Jahrg. 1867. Leipzig. S. 4 ff. (Ein Quartett bei Goethe. Von Prof. J. C. Lobe.) — **787.** Wie 784. S. 14 ff. (Aus Brief von F. M. B. v. 14. Nov. 1821.) — **788.** Wie 725. S. 45 ff. — **789.** Ebenda S. 47 ff. — **790.** Wie 753. S. 74.

791. Wie 753. S. 75 f. — **792.** Ebenda S. 76 ff. — **793.** Ebenda S. 78 ff. — **794.** Ebenda S. 80 ff. — **795.** Ebenda S. 83—86. — **796.** Ebenda S. 87 f. — **797.** Ebenda S.

88 f. — **798.** Ebenda S. 89—92. — **799.** Ebenda S. 92 ff. — **800.** Ebenda S. 96 f.

801. Wie 753. S. 97 ff. — **802.** Ebenda S. 99—102. — **803.** Ebenda S. 102 f. — **804.** Libuſſa. Jahrbuch für 1850. Hrsgg. v. P. A. Klar. IX. Jahrg. Prag. S. 327—332. — **805.** Wie 753. S. 103 f. — **806.** a) Ebenda S. 104 f. — b) Goethe und das ſächſiſche Erzgebirge. Von W. Frh. v. Biedermann. Stuttgart 1877. S. 247 ff. (Nach Briefen von A. Martius an den Verfaſſer.) — **807.** Wie 753. S. 105 f. — **808.** Ebenda S. 106. — **809.** Ebenda S. 107. — **810.** Ebenda S. 108.

811. Wie 753. S. 110 f. — **812.** Ebenda S. 111 — **813.** Ebenda S. 112 ff. — **814.** Ebenda S. 114 f. — **815.** Ebenda S. 115 f. — **816.** Ebenda S. 116. — **817.** Ebenda S. 117. — **818.** Ebenda S. 117 ff. — **819.** Ebenda S. 119 f. — **820.** Geſpräche mit Goethe in den letzten Jahren ſeines Lebens. Von J. P. Eckermann. III. Theil.

821. Wie 820. — **822.** Wie 784. S. 21. (Aus Brief von Felixens Mutter.) — **823.** Wie 820. — **824.** Ebenda. — **825.** Ferdinand Freiligrath. Ein Dichterleben in Briefen. Von W. Buchner. I. Band. Lahr 1882. S. 364 f. — **826.** Wie 725. S. 49 f. — **827.** Wie 729. S. 16. (Aus Brief der Freifrau v. Egloffſtein an Gräfin Julie Egloffſtein v. 23. Jbr. 1823.) — **828.** Ebenda S. 14 f. (Aus Brief v. Müller's an Frfr. v. Beaulieu v. 24. Jbr. 1823.) — **829.** Wie 820 unterm 24. Jbr. 1823. — **830.** Ebenda unterm 25. Jbr. 1823.

831. Wie 729. S. 17. (Aus Brief Soret's an Gräfin Caroline Egloffſtein v. 1. März 1823.) — **832.** Charlotte von Schiller und ihre Freunde. I. Band. Stuttgart 1860. S. 407. (Aus Brief an Frau v. Humboldt v. 22. März 1823.) — **833.** Wie 725. S. 50 f. — **834.** Ebenda S. 51. — **835.** Hamburger Nachrichten. Nr. 150. Hamburg, den 26. Juni 1872. (Nach Brief Hoyen's in ſeinem von J. L. Uſſing herausgegebenen Leben, deſſen däniſches Original nicht rechtzeitig

zu erlangen war.) — **836.** Wie 725. S. 51 ff. — **837.** Wie 820 unterm 3. Apr. 1824. — **838.** Ebenda unterm 3. Apr. 1823. — **839.** Wie 725. S. 53. — **840.** Wie 820

841. Wie 820 unterm 15. Apr. 1823. — **842.** Wie 725. S. 53 f. — **843.** Wie 820 unterm 26. Apr. 1823. — **844.** Wie 725. S. 54. — **845.** Wie 820 unterm 6. Mai 1823. — **846.** Ebenda. — **847.** Wie 725. S. 54. — **848.** Wie 820. — **849.** Geſpräche mit Goethe in den letzten Jahren ſeines Lebens. Von J. P. Eckermann. I. Theil. — **850.** Ebenda.

851. Wie 849. — **852.** Ebenda. — **853.** Wie 753. S. 132—149. — **854.** Ebenda S. 152 f. — **855.** Ebenda S. 155. — **856.** Ebenda S. 155 f. — **857.** Der Wanderer. (Zeitſchrift.) 1864. Nr. 78. — **858.** Wie 753. S. 162. — **859.** Ebenda S. 163. — **860.** Ebenda S. 165 ff.

861. Wie 753. S. 168. — **862.** Ebenda a) S. 169. — b) S. 173. — **863.** Goethe-Jahrbuch. Hrsgg. von L. Geiger. VI. Band. Frankfurt a. M. 1885. S. 347 ff. (Aus Brief der Frau Rehberg v. 30. Nov. 1823.) — **864.** Wie 753. S. 177. — **865.** Ebenda S. 178 f. — **866.** Wie 729. S. 18 f. (Aus Brief v. Müller's an Gräfin Julie Egloffſtein v. 13. Spt. 1823.) — **867.** Wie 849. — **868.** Ebenda. — **869.** Wie 729. S. 19. (Aus v. Müllers Brief v. 13. Spt.) — **870.** Wie 725. S. 57.

871. Wie 725. S. 57 f. — **872.** Ebenda S. 58 f. — **873.** a) Wie 729. S. 19 f. (Aus v. Müller's Brief an Gräfin Julie Egloffſtein v. 25. Spt. 1823.) — b) Wie 725. S. 59 f. — **874.** Ebenda S. 60 f. — **875.** Ebenda S. 61 f. — **876.** Ebenda S. 62 f. — **877.** Wie 783. a) S. 134. — b) S. 197. — **878.** Wie 849. — **879.** Wie 725. S. 63 ff. — **880.** Ebenda S. 65 f.

881. Wie 725. S. 66. — **882.** Ebenda. — **883.** Ebenda S. 68 f. — **884.** Ebenda S. 69. — **885.** Wie 849. — **886.** Ebenda. — **887.** Wie 725. S. 70 f. — **888.** Wie 849. — **889.** Ebenda. — **890.** Ebenda.

lodern der Leidenſchaft nicht vermuthet. Etlichemal wollte er ſeinem Freunde in die Rede fallen, etlichemal das Geſpräch wo anders hinlenken, vergebens! er widerſtand dem Strome nicht. Auch hier übernahm die ausdauernde Freundſchaft wieder ihr Amt. Er ließ den heftigſten Anfall des Schmerzens vorüber, indem er, durch ſeine ſtille Gegenwart, eine aufrichtige reine Theilnehmung am beſten ſehen ließ, und ſo blieben ſie dieſen Abend; Wilhelm ins ſtille Nachgefühl des Schmerzens verſenkt, und der andere erſchreckt durch den neuen Ausbruch einer Leidenſchaft, die er lange bemeiſtert und durch guten Rath und eifriges Zureden überwältigt zu haben glaubte.

891. Wie 725. S. 71. — **892.** Wie 849. — **893.** Ebenda. — **894.** Wie 729. S. 24. (Aus v. Müller's Brief v. 3. Nov. 1823 an Gräfin Julie Egloffstein.) — **895.** Wie 725. S. 72. — **896.** Ebenda S. 72 ff. — **897.** Wie 849. — **898.** Wie 820. — **899.** Wie 849. — **900.** Ebenda.

901. Wie 820. — **902.** Wie 849. — **903.** Wie 725. S. 75. — **904.** Wie 849. — **905.** Wie 820. — **906.** Wie 849. — **907.** Wie 849. — **908.** Wie 820. — **909.** Ebenda. — **910.** Wie 725. S. 77.

911. Wie 820. — **912.** Wie 725. S. 78. — **913.** Wie 820. — **914.** Ebenda. — **915.** Goethe aus näherem perſönlichen Umgange dargeſtellt . . . von Joh. Falk. Leipzig 1832. a) S. 19 f. — b) S. 23. — c) S. 26 ff. — d) S. 48. — e) S. 48 f. — f) S. 79—84. — g) S. 88. — h) S. 88—94. — i) S. 123 ff. — **916.** Aus Brief des Freiherrn v. Czettritz-Neuhauß an den Herausgeber vom 21. Mai 1862. — **917.** Schiller und Goethe. Reliquien, Characterzüge und Anecdoten. Geſammelt u. hrsgg. von H. Döring. Leipzig 1852. S. 153. — **918.** Goethe-Jahrbuch. VII. Band. 1886. S. 157.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Anhang

zu

Goethes Werke.

Abtheilung

für

Gespräche.

5. Band.

Leipzig.
F. W. v. Biedermann.
1890.

Goethes Gespräche.

Herausgeber

Woldemar Freiherr von Biedermann.

---

5. Band:

1824—1826.

Leipzig.
F. W. v. Biedermann.
1890.

19 A 376 : 5
(2. Loc.)

Landes-
Bibliothek
Weimar

Inhalt.

		Seite
919.	1824, 2. Januar. Mittag bei Goethe u. mit Eckermann	1
920.	1824, 4. Januar. Mit Eckermann	8
921.	1824, 9. Januar. Mit v. Müller	14
922.	1824, 27. Januar. Mit Eckermann	16
923.	1824, 14. Februar. Mit v. Müller	19
924.	1824, 15. Februar. Mit Eckermann	20
925.	1824, 22. Februar. Mit Eckermann u. Aug. v. Goethe.	21
926.	1824, 24. Februar. Mit Eckermann	23
927.	1824, 25. Februar. Mit Eckermann	27
928.	1824, 26. Februar. Mit Eckermann	34
929.	1824, 28. Februar. Mit Eckermann	41
930.	1824, 29. Februar. Mit Eckermann	43
931.	1824, Ende Februar und Anfang März. Mit Meyer.	45
932.	1824, 8. März. Mit v. Müller u. Riemer	47
933.	1824, 16. März. Mit v. Müller u. Soret	49
934.	1824, 22. März. Mit Eckermann	51
935.	1824, 24. März. Mit v. Müller	55
936.	1824, 30. März. Mit Eckermann	57
937.	1824, 3. April. Mit v. Müller u. Riemer	62
938.	1824, 14. April. Mit Eckermann u. a.	64
939.	1824, 19. April. Mittag bei Goethe	67
940.	1824, 21. April. Mit v. Müller u. F. A. Wolf	69
941.	1824, 2. Mai. Mit Eckermann	70
942.	1824, 5. Mai. Mit Eckermann	76

Seite

943. 1824, 6. Mai. Mit Eckermann 80
944. 1824, 18. Mai. Mit Eckermann u. Riemer . . . 82
945. 1824, 26. Mai. Mit Eckermann 87
946. 1824, 31. Mai. Mit Meyer 88
947. 1824, 6. Juni. Mit v. Müller u. Riemer . . . 89
948. 1824, 13. Juni. Mit v. Müller u. Riemer . . . 93
949. 1824, 22. Juni. Mit der Großherzogin Luiſe v. Sachſen u. Chriſtian Rauch 93
950. 1824, 30. Juni. Mit v. Müller, Coudray, Riemer u. Meyer 94
951. 1824, Ende Juni oder Anfang Juli. Mit v. Müller. 96
952. 1824, 11. Juli. Mit Riemer 98
953. 1824, 30. Juli. Mit Riemer 99
954. 1824, Anfang Auguſt. Mit Eckermann 99
955. 1824, einige Tage vor 16. Auguſt. Mit Eckermann. 100
956. 1824, 11. October. Mit v. Müller u. Riemer . . 101
957. 1824, 14. October. Mit v. Müller 102
958. 1824, 16. October. Mit v. Müller 103
959. 1824, 23. October. Mit v. Müller 103
960. 1824, 9. November. Mit Eckermann 104
961. 1824, 18. November. Mit v. Müller 106
962. 1824, 24. November. Mit Eckermann 108
963. 1824, 25. November. Mit v. Müller 111
964. 1824, 3. December. Mit Eckermann u. v. Müller . 112
965. 1824, 9. December. Mit Eckermann, Coudray u. Riemer 117
966. 1824, 9. December. Mit v. Müller 118
967. 1824, 17. December. Mit v. Müller u. Eckermann. 119
968. 1824, December. Mit v. Müller 121
969. 1824, Ende December? Über neugriechiſche Lieder . 121
970. 1825, 10. Januar. Mit Eckermann und einem engliſchen Ingenieurofficier H. 122
971. 1825, 18. Januar. Mit Eckermann, Wilh. Rehbein u. Riemer 127
972. 1825, 26. Januar. Mit v. Müller 139
973. 1825, 24. Februar. Mit Eckermann 142

Seite
974. 1825, 9. März. Mit v. Müller 150
975. 1825, 21. März. Mit v. Müller 151
976. 1825, 22. März. Mit Eckermann 151
977. 1825, 22. März. Mit v. Müller 158
978. 1825, kurz nach dem 22. März. Über den Theaterbrand 159
979. 1825, 24. März. Mittag bei Goethe 159
980. 1825, 27. März. Mittag bei Goethe 161
981. 1825, 27. März. Mit George Harry Calvert . . 167
982. 1825, 4. April. Mit v. Müller 169
983. 1825, 10. April. Mit Eckermann 170
984. 1825, 14. April. Mit Eckermann 170
985. 1825, 16. April. Mit Eckermann u. Joh. Wilh. Ed. d'Alton 173
986. 1825, 27. April. Mit Eckermann 174
987. 1825, 28. April. Mit Cousin 178
988. 1825, 1. Mai. Mit Eckermann 183
989. 1825, 12. Mai. Mit Eckermann 201
990. 1825, zwischen 26. u. 29. Mai. Mit Meyer . . 204
991. 1825, 28. Mai. Mit v. Müller u. Meyer . . . 205
992. 1825, Mai (?). Mit Dorow 208
993. 1825, 1. Juni. Mit v. Müller 210
994. 1825, 5. Juni. Mit Eckermann 211
995. 1825, 11. Juni. Mit Eckermann 215
996. 1825, 13. Juni. Mit v. Müller 217
997. 1825, 15. Juni. Mit v. Müller 219
998. 1825, 18. Juni. Mit v. Müller 219
999. 1825, August (?). Über das Regierungsjubiläum des Großherzogs Karl August 220
1000. 1825, 1. September. Mit Grüner 220
1001. 1825, 2. September. Mit Grüner 221
1002. 1825, 3. September. Mit Großherzog Karl August. 222
1003. 1825, 3. September. Mit Grüner 223
1004. 1825, 4. September. Mit Grüner 224
1005. 1825, 5. September. Mit Grüner 227
1006. 1825, 6. September. Mit Grüner 229

Seite

1007. 1825, 7. September. Mit Grüner 229
1008. 1825, 4. October. Mit Aleſſandro Poerio . . . 232
1009. 1825, 15. October. Mit Eckermann 232
1010. 1825, 6. November. Mit Ernſt Förſter 236
1011. 1825, 6. November. Mit einem Jugendfreund . . 240
1012. 1825, 9. November. Mittag bei Goethe 241
1013. 1825, 13. November. Mittag bei Goethe 246
1014. 1825, 14. November. Mit E. Förſter 252
1015. 1825, 6. December. Mit v. Müller 253
1016. 1825, 25. December. Mit Eckermann 253
1017. 1825, 29. December. Mit v. Müller 260
1018. 1825, 30. December. Mit v. Müller 260
1019. 1825. Mit F. Förſter 261
1020. 1826, 5. Januar. Mit v. Müller 263
1021. 1826, 29. Januar. Mit Eckermann 264
1022. 1826, 12. Februar. Mit Aleſſandro Poerio . . . 270
1023. 1826, 13. Februar. Abend bei Ottilie v. Goethe . 271
1024. 1826, 16. Februar. Mit Eckermann 271
1025. 1826, 26. März. Mittag bei Goethe 275
1026. 1826, Frühjahr. Mit Joh. Gottlob v. Quandt . . 276
1027. 1826, 1. Mai. Mit v. Müller u. a. 280
1028. 1826, 15. Mai. Mit Eckermann 282
1029. 1826, 17. Mai. Vormittag. Mit S. Boiſſerée . 282
1030. 1826, 17. Mai. Nachmittag. Mit v. Müller und Boiſſerée 283
1031. 1826, 18. Mai. Mit Boiſſerée 285
1032. 1826, 19. Mai. Mit Boiſſerée 285
1033. 1826, 20. Mai. Mit Boiſſerée 286
1034. 1826, 21. Mai. Mit Boiſſerée 287
1035. 1826, 22. Mai. Mit Boiſſerée 288
1036. 1826, 23. Mai. Mit Boiſſerée 288
1037. 1826, 24. Mai. Mit Boiſſerée und v. Müller . . 289
1038. 1826, 25 (?). Mai. Mit Boiſſerée 290
1039. 1826, 27. Mai. Mit Boiſſerée 290
1040. 1826, 28. Mai. Mit Boiſſerée 290
1041. 1826, 31. Mai. Mit Boiſſerée u. a. 291

Drittes Capitel.

Nach solchen Rückfällen pflegte Wilhelm meist nur desto eifriger sich den Geschäften und der Thätigkeit zu widmen, und es war der beste Weg, dem Labyrinthe, das ihn wieder anzulocken suchte, zu entfliehen. Seine gute Art, sich gegen Fremde zu betragen, seine Leichtigkeit, fast in allen lebenden Sprachen Correspondenz zu führen, gaben seinem Vater und dessen Handelsfreunde immer mehr Hoffnung, und trösteten sie über die Krankheit, deren Ursache ihnen nicht bekannt geworden war, und über die Pause, die ihren Plan unterbrochen hatte. Man beschloß Wilhelms Abreise zum zweytenmal, und wir finden ihn auf seinem Pferde, den Mantelsack hinter sich, erheitert durch freye Luft

Seite

1042. 1826, 1. Juni. Mit Boisserée 291
1043. 1826, 1. Juni. Mit Eckermann 292
1044. 1826, 2. Juni. Mit Boisserée 293
1045. 1826, 3. Juni. Mit Boisserée 293
1046. 1826, 18. Juni. Mit v. Müller 293
1047. 1826, 19. Juni. Mit v. Müller 295
1048. 1826, 20 (?). Juni. Mit Peerlo 296
1049. 1826, 24. Juni. Mit v. Müller u. a. 296
1050. 1826, 28. Juni. Mit v. Müller 298
1051. 1826, Juli, sowie früher. Mit Frdr. Preller . 299
1052. 1826, 4. August. Mit Riemer 301
1053. 1826, um Jahresmitte (?). Mit R. Heinr. Ritter v. Lang 302
1054. 1826, 14. September. Mit Herm. Fürst v. Pückler. 302
1055. 1826, Sommer. Mit Eckermann 309
1056. 1826, 23. September. Mit Joh. K. Ldw. v. Schorn. 310
1057. 1826, 29. September. Mit Frz. Grillparzer u. a. . 311
1058. 1826, 1. October. Mittag bei Goethe 313
1059. 1826, 2. October. Mit Grillparzer 315
1060. 1826, 3. October. Mit Grillparzer 317
1061. 1826, 8. November. Mit Eckermann 318
1062. 1826, 29. November. Mit Eckermann 320
1063. 1826, 11. December. Mit Eckermann 324
1064. 1826, 13. December. Mit Eckermann u. a. . . . 325
1065. 1826, 20. December. Mit Eckermann 328
1066. 1826, 27. December. Mit Eckermann 333
1067. 1826, December (?). Mit Eckermann 337
1068. 1826 oder 1827. Gesellschaft bei Goethe 338

919.

1824, 2. Januar.

Mittag bei Goethe und mit Eckermann.

Bei Goethe zu Tiſche, in heitern Geſprächen. Eine junge Schönheit der weimariſchen Geſellſchaft kam zur Erwähnung, wobei einer der Anweſenden bemerkte, daß er faſt auf dem Punkte ſtehe, ſie zu lieben, obgleich ihr Verſtand nicht eben glänzend zu nennen.

„Bah!“ ſagte Goethe lachend, „als ob die Liebe etwas mit dem Verſtande zu thun hätte! Wir lieben an einem jungen Frauenzimmer ganz andere Dinge als den Verſtand. Wir lieben an ihr das Schöne, das Jugendliche, das Neckiſche, das Zutrauliche, den Charakter, ihre Fehler, ihre Capricen, und Gott weiß was alles Unausſprechliche ſonſt; aber wir lieben nicht ihren Verſtand. Ihren Verſtand achten wir, wenn er glänzend iſt, und ein Mädchen kann dadurch in unſern Augen unendlich an Werth gewinnen. Auch mag der Verſtand gut ſein, uns zu feſſeln, wenn wir bereits lieben; allein der Verſtand iſt nicht dasjenige, was fähig wäre uns zu entzünden und eine Leidenſchaft zu erwecken.“

Man fand an Goethes Worten viel Wahres und Überzeugendes und war sehr bereit, den Gegenstand ebenfalls von dieser Seite zu betrachten.

Nach Tische und als die übrigen gegangen waren, blieb ich bei Goethe sitzen und verhandelte mit ihm noch mancherlei Gutes.

Wir sprachen über die englische Literatur, über die Größe Shakespeares, und welch einen ungünstigen Stand alle englischen dramatischen Schriftsteller gehabt, die nach jenem poetischen Riesen gekommen.

„Ein dramatisches Talent," fuhr Goethe fort, „wenn es bedeutend war, konnte nicht umhin von Shakespeare Notiz zu nehmen, ja es konnte nicht umhin ihn zu studiren. Studirte es ihn aber, so mußte ihm bewußt werden, daß Shakespeare die ganze Menschennatur nach allen Richtungen hin und in allen Tiefen und Höhen bereits erschöpft habe, und daß im Grunde für ihn, den Nachkömmling, nichts mehr zu thun übrigbleibe. Und woher hätte einer den Muth nehmen sollen, nur die Feder anzusetzen, wenn er sich solcher bereits vorhandener unergründlicher und unerreichbarer Vortrefflichkeiten in ernster anerkennender Seele bewußt war!

„Da hatte ich es freilich vor funfzig Jahren in meinem lieben Deutschland besser. Ich konnte mich sehr bald mit dem Vorhandenen abfinden, es konnte mir nicht lange imponiren und mich nicht sehr aufhalten. Ich ließ die deutsche Literatur und das Studium derselben sehr bald hinter mir und wendete

mich zum Leben und zur Production. So nach und nach vorschreitend, ging ich in meiner natürlichen Entwickelung fort und bildete mich nach und nach zu den Productionen heran, die mir von Epoche zu Epoche gelangen. Und meine Idee vom Vortrefflichen war auf jeder meiner Lebens- und Entwickelungsstufen nie viel größer, als was ich auch auf jeder Stufe zu machen im Stande war. Wäre ich aber als Engländer geboren, und wären alle jene vielfältigen Meisterwerke bei meinem ersten jugendlichen Erwachen mit all ihrer Gewalt auf mich eingedrungen, es hätte mich überwältigt, und ich hätte nicht gewußt, was ich hätte thun wollen. Ich hätte nicht so leichten frischen, Muthes vorschreiten können, sondern mich sicher erst lange besinnen und umsehen müssen, um irgendwo einen neuen Ausweg zu finden."

Ich lenkte das Gespräch auf Shakespeare zurück. „„Wenn man ihn,"" sagte ich, „„aus der englischen Literatur gewissermaßen herausreißt und als einen einzelnen nach Deutschland versetzt und betrachtet, so kann man nicht umhin seine riesenhafte Größe als ein Wunder anzustaunen. Sucht man ihn aber in seiner Heimath auf, versetzt man sich auf den Boden seines Landes und in die Atmosphäre des Jahrhunderts, in dem er lebte, studirt man ferner seine Mitlebenden und unmittelbaren Nachfolger, athmet man die Kraft, die uns aus Ben Jonson, Massinger, Marlow und Beaumont und Fletcher anweht, so bleibt zwar Shakespeare immer

noch eine gewaltig hervorragende Größe, aber man kommt doch zu der Überzeugung, daß viele Wunder ſeines Geiſtes einigermaßen zugänglich werden, und daß vieles von ihm in der kräftigen productiven Luft ſeines Jahrhunderts und ſeiner Zeit lag.““

„Sie haben vollkommen recht,“ erwiederte Goethe. „Es iſt mit Shakeſpeare wie mit den Gebirgen der Schweiz. Verpflanzen Sie den Montblanc unmittelbar in die große Ebene der Lüneburger Haide, und Sie werden vor Erſtaunen über ſeine Größe keine Worte finden. Beſuchen Sie ihn aber in ſeiner rieſigen Heimath, kommen Sie zu ihm über ſeine großen Nachbarn: die Jungfrau, das Finſteraarhorn, den Eiger, das Wetterhorn, den Gotthard und Monte-Roſa, ſo wird zwar der Montblanc immer ein Rieſe bleiben, allein er wird uns nicht mehr in ein ſolches Erſtaunen ſetzen.

Wer übrigens nicht glauben will,“ fuhr Goethe fort, „daß vieles von der Größe Shakeſpeares ſeiner großen kräftigen Zeit angehört, der ſtelle ſich nur die Frage, ob er denn eine ſolche ſtaunenerregende Erſcheinung in dem heutigen England von 1824, in dieſen ſchlechten Tagen kritiſirender und zerſplitternder Journale für möglich halte. Jenes ungeſtörte, unſchuldige, nachtwandleriſche Schaffen, wodurch allein etwas Großes gedeihen kann, iſt gar nicht mehr möglich. Unſere jetzigen Talente liegen alle auf dem Präſentirteller der Öffentlichkeit. Die täglich

an funfzig verſchiedenen Orten erſcheinenden kritiſchen Blätter und der dadurch im Publicum bewirkte Klatſch laſſen nichts Geſundes aufkommen. Wer ſich heutzutage nicht ganz davon zurückhält und ſich nicht mit Gewalt iſolirt, iſt verloren. Es kommt zwar durch das ſchlechte, größtentheils negative äſthetiſirende und kritiſirende Zeitungsweſen eine Art Halbkultur in die Maſſen, allein dem hervorbringenden Talent iſt es ein böſer Nebel, ein fallendes Gift, das den Baum ſeiner Schöpfungskraft zerſtört vom grünen Schmuck der Blätter bis in das tiefſte Mark und die verborgenſte Faſer.

Und dann, wie zahm und ſchwach iſt ſeit den lumpigen paar hundert Jahren nicht das Leben ſelber geworden! Wo kommt uns noch eine originelle Natur unverhüllt entgegen! Und wo hat einer die Kraft, wahr zu ſein und ſich zu zeigen wie er iſt! Das wirkt aber zurück auf den Poeten, der alles in ſich ſelber finden ſoll, während von außen ihn alles im Stich läßt."

Das Geſpräch wendete ſich auf den ‚Werther'. „Das iſt auch ſo ein Geſchöpf," ſagte Goethe, „das ich gleich dem Pelikan mit dem Blute meines eigenen Herzens gefüttert habe. Es iſt darin ſo viel Innerliches aus meiner eigenen Bruſt, ſo viel von Empfindungen und Gedanken, um damit wohl einen Roman von zehn ſolcher Bändchen auszuſtatten. Übrigens habe ich das Buch, wie ich ſchon öfter geſagt, ſeit ſeinem Erſcheinen nur ein einziges mal wieder geleſen und mich gehütet,

es abermals zu thun. Es ſind lauter Brandraketen! Es wird mir unheimlich dabei, und ich fürchte den pathologiſchen Zuſtand wieder durchzuempfinden, aus dem es hervorging."

Ich erinnerte an ſein Geſpräch mit Napoleon, das ich aus der Skizze kenne, die unter ſeinen ungedruckten Papieren vorhanden und die ich ihn wiederholt erſucht habe weiter auszuführen. „„Napoleon,"" ſagte ich, „„bezeichnet gegen Sie im ‚Werther' eine Stelle, die ihm einer ſcharfen Prüfung gegenüber nicht Stich zu halten ſcheint, welches Sie ihm auch zugeben. Ich möchte ſehr gern wiſſen, welche Stelle er gemeint hat."" — „Rathen Sie!" ſagte Goethe mit einem geheimnißvollen Lächeln. — „„Nun,"" ſagte ich, „„ich dächte faſt, es wäre die, wo Lotte Werthern die Piſtolen ſchickt, ohne gegen Albert ein Wort zu ſagen und ohne ihm ihre Ahnungen und Befürchtungen mitzutheilen. Sie haben ſich zwar alle Mühe gegeben, dieſes Schweigen zu motivieren, allein es ſcheint doch alles gegen die dringende Nothwendigkeit, wo es das Leben des Freundes galt, nicht Stich zu halten."" — „Ihre Bemerkung," erwiderte Goethe, „iſt freilich nicht ſchlecht. Ob aber Napoleon dieſelbe Stelle gemeint hat oder eine andere, halte ich für gut nicht zu verrathen. Aber wie geſagt, Ihre Beobachtung iſt ebenſo richtig wie die ſeinige."

Ich brachte zur Erwähnung, ob denn die große Wirkung, die der ‚Werther' bei ſeinem Erſcheinen gemacht, wirklich in der Zeit gelegen. „„Ich kann mich,""

ſagte ich, „„nicht zu dieſer allgemein verbreiteten Anſicht bekennen. Der ‚Werther‘ hat Epoche gemacht, weil er erſchien, nicht weil er in einer gewiſſen Zeit erſchien. Es liegt in jeder Zeit ſo viel unausgeſprochenes Leiden, ſo viel heimliche Unzufriedenheit und Lebensüberdruß, und in einzelnen Menſchen ſo viele Mißverhältniſſe zur Welt, ſo viele Conflicte ihrer Natur mit bürgerlichen Einrichtungen, daß der ‚Werther‘ Epoche machen würde und wenn er erſt heute erſchiene.““

„Sie haben wohl recht,“ erwiederte Goethe, „weßhalb denn auch das Buch auf ein gewiſſes Jünglingsalter noch heute wirkt wie damals. Auch hätte ich kaum nöthig gehabt, meinen eigenen jugendlichen Trübſinn aus allgemeinen Einflüſſen meiner Zeit und aus der Lectüre einzelner engliſcher Autoren herzuleiten. Es waren vielmehr individuelle, nahe liegende Verhältniſſe, die mir auf die Nägel brannten und mir zu ſchaffen machten, und die mich in jenen Gemüthszuſtand brachten, aus dem der ‚Werther‘ hervorging. Ich hatte gelebt, geliebt und ſehr viel gelitten! Das war es.

Die vielbeſprochene Wertherzeit gehört, wenn man es näher betrachtet, freilich nicht dem Gange der Weltkultur an, ſondern dem Lebensgange jedes einzelnen, der mit angeborenem freien Naturſinn ſich in die beſchränkenden Formen einer veralteten Welt finden und ſchicken lernen ſoll. Gehindertes Glück, gehemmte Thätigkeit, unbefriedigte Wünſche ſind nicht Gebrechen einer beſonderen Zeit, ſondern jedes einzelnen Menſchen,

und es müßte ſchlimm ſein, wenn nicht jeder einmal in ſeinem Leben eine Epoche haben ſollte, wo ihm der ‚Werther‘ käme als wäre er bloß für ihn geſchrieben.“

920.

1824, 4. Januar.

Mit Eckermann.

Heute nach Tiſche ging Goethe mit mir das Portefeuille von Raſael durch. Er beſchäftigt ſich mit Raſael ſehr oft, um ſich immerfort im Verkehr mit dem Beſten zu erhalten und ſich immerfort zu üben, die Gedanken eines hohen Menſchen nachzudenken. Dabei macht es ihm Freude, mich in ähnliche Dinge einzuführen.

Hernach ſprachen wir über den ‚Divan‘, beſonders über das ‚Buch des Unmuths‘, worin manches ausgeſchüttet, was er gegen ſeine Feinde auf dem Herzen hatte.

„Ich habe mich übrigens ſehr mäßig gehalten,“ fügte er hinzu; „wenn ich alles hätte ausſprechen wollen, was mich wurmte und mir zu ſchaffen machte, ſo hätten die wenigen Seiten wohl zu einem ganzen Bande anwachſen können. Man war im Grunde nie mit mir zufrieden und wollte mich immer anders, als es Gott gefallen hatte mich zu machen. Auch war man ſelten mit dem zufrieden, was ich hervorbrachte. Wenn ich mich Jahr und Tag mit ganzer Seele ab-

und Bewegung, dem Gebirge ſich nähern, wo er einige Aufträge ausrichten ſollte.

Er durchſtrich langſam Thäler und Berge mit der Empfindung des größten Vergnügens. Überhangende Felſen, rauſchende Waſſerbäche, bewachſene Wände, tiefe Gründe ſah er hier zum erſtenmal, und doch hatten ſeine frühſten Jugendträume ſchon in ſolchen Gegenden geſchwebt. Er fühlte ſich bey dieſem Anblicke wieder verjüngt, alle erduldete Schmerzen waren aus ſeiner Seele weggewaſchen, und mit völliger Heiterkeit ſagte er ſich Stellen aus verſchiedenen Gedichten, beſonders aus dem Paſtor fido vor, die an dieſen einſamen Plätzen ſchaarenweis ſeinem Gedächtniſſe zuflossen. Auch erinnerte er ſich mancher Stellen aus ſeinen eigenen Liedern, die er mit einer beſondern Zufriedenheit rezitirte. Er belebte die Welt, die vor ihm lag, mit allen Geſtalten der Vergangenheit, und

gemüht hatte, der Welt mit einem neuen Werke etwas zu Liebe zu thun, so verlangte sie, daß ich mich noch obendrein bei ihr bedanken sollte, daß sie es nur erträglich fand. Lobte man mich, so sollte ich das nicht in freudigem Selbstgefühl als einen schuldigen Tribut hinnehmen, sondern man erwartete von mir irgend eine ablehnende bescheidene Phrase, worin ich demüthig den völligen Unwerth meiner Person und meines Werkes an den Tag lege. Das aber widerstrebte meiner Natur, und ich hätte müssen ein elender Lump sein, wenn ich so hätte heucheln und lügen wollen. Da ich nun aber stark genug war, mich in ganzer Wahrheit so zu zeigen wie ich fühlte, so galt ich für stolz und gelte noch so bis auf den heutigen Tag. In religiösen Dingen, in wissenschaftlichen und politischen, überall machte es mir zu schaffen, daß ich nicht heuchelte, und daß ich den Muth hatte, mich auszusprechen wie ich empfand.

Ich glaubte an Gott und die Natur und an den Sieg des Edeln über das Schlechte; aber das war den frommen Seelen nicht genug, ich sollte auch glauben, daß Drei Eins sei und Eins Drei. Das aber widerstrebte dem Wahrheitsgefühl meiner Seele; auch sah ich nicht ein, daß mir damit auch nur im mindesten wäre geholfen gewesen.

Ferner bekam es mir schlecht, daß ich einsah, die Newton'sche Lehre vom Licht und der Farbe sei ein Irrthum, und daß ich den Muth hatte, dem allge-

meinen Credo zu widerſprechen. Ich erkannte das Licht in ſeiner Reinheit und Wahrheit, und ich hielt es meines Amtes, dafür zu ſtreiten. Jene Partei aber trachtete in allem Ernſt, das Licht zu verfinſtern, denn ſie behauptete, das Schattige ſei ein Theil des Lichtes. Es klingt abſurd, wenn ich es ſo ausſpreche, aber doch iſt es ſo; denn man ſagte: die Farben, welche doch ein Schattiges und Durchſchattetes ſind, ſeien das Licht ſelber, oder, was auf eins hinauskommt, ſie ſeien des Lichtes bald ſo und bald ſo gebrochene Strahlen."

Goethe ſchwieg, während auf ſeinem bedeutenden Geſicht ein ironiſches Lächeln verbreitet war. Er fuhr fort:

„Und nun gar in politiſchen Dingen! Was ich da für Noth und was ich da zu leiden gehabt, mag ich gar nicht ſagen. Kennen Sie meine ‚Aufgeregten'?"

„„Erſt geſtern,"" erwiederte ich, „„habe ich wegen der neuen Ausgabe Ihrer Werke das Stück geleſen und von Herzen bedauert, daß es unvollendet geblieben. Aber wie es auch iſt, ſo wird ſich jeder Wohldenkende zu Ihrer Geſinnung bekennen.""

„Ich ſchrieb es zur Zeit der franzöſiſchen Revolution," fuhr Goethe fort, „und man kann es gewiſſermaßen als mein politiſches Glaubensbekenntniß jener Zeit anſehen. Als Repräſentanten des Adels hatte ich die Gräfin hingeſtellt und mit den Worten, die ich ihr in den Mund gelegt, ausgeſprochen, wie der Adel eigentlich denken ſoll. Die Gräfin kommt ſoeben aus Paris

zurück, ſie iſt dort Zeuge der revolutionären Vorgänge geweſen und hat daraus für ſich ſelbſt keine ſchlechte Lehre gezogen. Sie hat ſich überzeugt, daß das Volk wohl zu drücken, aber nicht zu unterdrücken iſt, und daß die revolutionären Aufſtände der untern Klaſſen eine Folge der Ungerechtigkeit der Großen ſind. Jede Handlung, die mir unbillig ſcheint, ſagt ſie, will ich künftig ſtreng vermeiden, auch werde ich über ſolche Handlungen anderer in der Geſellſchaft und bei Hofe meine Meinung laut ſagen. Zu keiner Ungerechtigkeit will ich mehr ſchweigen und wenn ich auch unter dem Namen einer Demokratin verſchrien werden ſollte!

Ich dächte," fuhr Goethe fort, „dieſe Geſinnung wäre durchaus reſpectabel. Sie war damals die meinige und iſt es noch jetzt. Zum Lohne dafür aber belegte man mich mit allerlei Titeln, die ich nicht wiederholen mag."

„„Man braucht nur den ‚Egmont' zu leſen,"" verſetzte ich, „„um zu erfahren, wie Sie denken. Ich kenne kein deutſches Stück, wo der Freiheit des Volks mehr das Wort geredet würde als in dieſem.""

„Man beliebt einmal," erwiderte Goethe, „mich nicht ſo ſehen zu wollen wie ich bin, und wendet die Blicke von allem hinweg, was mich in meinem wahren Lichte zeigen könnte. Dagegen hat Schiller, der, unter uns, weit mehr ein Ariſtokrat war als ich, der aber weit mehr bedachte, was er ſagte, als ich, das merk-

würdige Glück, als besonderer Freund des Volks zu gelten. Ich gönne es ihm von Herzen und tröste mich damit, daß es andern vor mir nicht besser gegangen.

Es ist wahr, ich konnte kein Freund der französischen Revolution sein; denn ihre Greuel standen mir zu nahe und empörten mich täglich und stündlich, während ihre wohlthätigen Folgen damals noch nicht zu ersehen waren. Auch konnte ich nicht gleichgültig dabei sein, daß man in Deutschland künstlicherweise ähnliche Scenen herbeizuführen trachtete, die in Frankreich Folge einer großen Nothwendigkeit waren. Ebenso wenig aber war ich ein Freund herrischer Willkür. Auch war ich vollkommen überzeugt, daß irgend eine große Revolution nie Schuld des Volks ist, sondern der Regierung. Revolutionen sind ganz unmöglich, sobald die Regierungen fortwährend gerecht und fortwährend wach sind, sodaß sie ihnen durch zeitgemäße Verbesserungen entgegenkommen und sich nicht so lange sträuben, bis das Nothwendige von unten her erzwungen wird. Weil ich nun aber die Revolutionen haßte, so nannte man mich einen Freund des Bestehenden. Das ist aber ein sehr zweideutiger Titel, den ich mir verbitten möchte. Wenn das Bestehende alles vortrefflich, gut und gerecht wäre, so hätte ich gar nichts dawider; da aber neben vielem Guten zugleich viel Schlechtes, Ungerechtes und Unvollkommenes besteht, so heißt ein Freund des Bestehenden oft nicht

viel weniger als ein Freund des Veralteten und Schlechten.

Die Zeit aber ist in ewigem Fortschreiten begriffen, und die menschlichen Dinge haben alle funfzig Jahre eine andere Gestalt, sodaß eine Einrichtung, die im Jahre 1800 eine Vollkommenheit war, schon im Jahre 1850 vielleicht ein Gebrechen ist. Und wiederum ist für eine Nation nur das gut, was aus ihrem eigenen Kern und ihrem eigenen allgemeinen Bedürfniß hervorgegangen, ohne Nachäffung einer andern; denn was dem einen Volk auf einer gewissen Altersstufe eine wohlthätige Nahrung sein kann, erweist sich vielleicht für ein anderes als ein Gift. Alle Versuche, irgend eine ausländische Neuerung einzuführen, wozu das Bedürfniß nicht im tiefen Kern der eigenen Nation wurzelt, sind daher thöricht und alle beabsichtigten Revolutionen solcher Art ohne Erfolg; denn sie sind ohne Gott, der sich von solchen Pfuschereien zurückhält. Ist aber ein wirkliches Bedürfniß zu einer großen Reform in einem Volke vorhanden, so ist Gott mit ihm und sie gelingt. Er war sichtbar mit Christus und seinen ersten Anhängern; denn die Erscheinung der neuen Lehre der Liebe war den Völkern ein Bedürfniß; er war ebenso sichtbar mit Luther; denn die Reinigung jener durch Pfaffenwesen verunstalteten Lehre war es nicht weniger. Beide genannten großen Kräfte aber waren nicht Freunde des Bestehenden; vielmehr waren beide lebhaft durch-

drungen, daß der alte Sauerteig ausgekehrt werden müſſe, und daß es nicht ferner im Unwahren, Ungerechten und Mangelhaften ſo fortgehen und bleiben könne."

921.

1824, 9. Januar.

Mit v. Müller.

Von 6½ bis gegen 9 Uhr — etwas zu lang — war ich bei Goethe, der ſich in der Hinterſtube aufhielt. Mein Bemühen für die Frau Szymanowska einen Empfehlungsbrief an Humboldt zu erhalten, war vergeblich. Endlich, meinte er, müſſe man ſchreiben: „Da Sie zu den Naturforſchern gehören, die Alles durch Vulcane erzeugt halten, ſo ſende ich Ihnen einen weiblichen Vulcan, der Alles vollends verſengt und verbrennt, was noch übrig iſt."

Ich war zu Mittag bei ihm, bloß Ulrike und Walther ſpeiſten mit.

Die Jenaiſchen Jubiläumsfeſtlichkeiten und Gedichte auf Lenz gaben den nächſten Stoff zum Geſpräch. Er fand viele Freude an dem handſchriftlichen Gedicht eines Studenten aus Gotha: der Dichter habe ſich den Überblick ſeines ganzen reichen Gegenſtandes verſchafft, und nur ſo könne man etwas Tüchtiges leiſten.

Vom künftigen Jubelfeſte des Großherzogs, 3. September 1825, ſprachen wir viel, da mir daran gelegen war ſeine Ideen zu erforſchen. Ich ſchlug Medaille, Triumphbogen, Verſammlung von Deputirten aus allen

Ortſchaften vor. Zur Medaille, wenn das Bild des Fürſten darauf geprägt werden ſollte, meinte er, bedürfe es durchaus der Einwilligung des Großherzogs ſelbſt. Überraſchung dürfe ohnehin bei einem Fürſten nicht ſtatuirt werden.

Die Idee des Triumphbogens am Eingange des Schloßhofes ſprach ihn ſehr an, Repräſentanten des Landes aber ſeien langweilig, wenn nicht ſchöne Repräſentantinnen dazu kämen.

Nach Tiſche ſprachen wir wohl noch anderthalb Stunden ſtehend. Er war ſehr gemüthlich und heiter. Der Zuſtand der Mineralogie ſei jetzt gar zu wunderbar. Leonhard und andere, die früher auf rechtem Wege gewandelt, hätten ſich ſelbſt zu überbieten geſucht und verirrt. Mit Recht nenne man die phyſikaliſchen Wiſſenſchaften die „exacten“, weil man die Irrthümer darin klar nachweiſen könne. Im Äſthetiſchen, wo alles vom Gefühl abhänge, ſei dies freilich nicht möglich. „Fürs Äſthetiſche bin ich eigentlich geboren, doch jetzt zu alt dazu, wende ich mich den Naturſtudien immer mehr zu.“

Er zeigte ein ſchönes, dem Großherzoge verehrtes, antikes Schild, etwa aus dem ſechzehnten Jahrhundert, und ein ſcherzhaftes Collectivgedicht von Tiefurter Genoſſen aus den Jahren 1780 an den damals mit ihm zu Ilmenau hauſenden Herzog, das er jetzt erſt aufgefunden und dem Erbgroßherzog zum 2. Februar zu verehren willens ſei. Eine zierliche Dedication im

Lapidarſtyl, eine erklärende Einleitung, ein Verzeichniß der verſchiedenen Verfaſſer, gleichſam einen Theaterzettel; zum Schluſſe hatte er ſinnig dazu geſchrieben, das Ganze elegant in dunkelrothes Maroquin-Papier mit grünſeidenen Schleifen einbinden laſſen. Viel erzählte er dann von „Alonzo et la révolution d'Espagne“*), hiſtoriſcher Roman in vier Bänden à la Walter Scott, woraus er nun ſeit vierzehn Tagen viel Aufklärung über die innern Zuſtände Spaniens geſchöpft. Er lobte die Darſtellungsweiſe höchlich; mir rieth er ab, meine Zeit daran zu wenden und erweckte doch immer die Luſt dazu von Neuem. Als ich ihn über die Schicklichkeit eines beſonderen Gedichts für die engliſchen Dichtergeſtalten zum nahen Maskenballe befrug, billigte er meine Scrupel und ſchlug Mittheilung an Riemer zur Aufnahme in ſein größeres Gedicht vor. Er ſei ſelbſt geneigt, wenn ein ſchönes Kind ihn darum begrüße, einige anonyme Verſe zu ſpenden.

Lange war er nicht ſo redſelig, ſo gemüthlich mittheilend, ſo ruhig heiter geweſen.

922.

1824, 27. Januar.

Mit Edermann.

Goethe ſprach mit mir über die Fortſetzung ſeiner Lebensgeſchichte, mit deren Ausarbeitung er ſich gegen-

*) [Salvandy's Roman heißt: Alonzo ou L'Espagne.]

wärtig beſchäftigt. Es kam zur Erwähnung, daß dieſe Epoche ſeines ſpäteren Lebens nicht die Ausführlichkeit des Details haben könne wie die Jugendepoche von ‚Wahrheit und Dichtung‘.

„Ich muß,“ ſagte Goethe, „dieſe ſpäteren Jahre mehr als Annalen behandeln; es kann darin weniger mein Leben als meine Thätigkeit zur Erſcheinung kommen. Überhaupt iſt die bedeutendſte Epoche eines Individuums die der Entwickelung, welche ſich in meinem Fall mit den ausführlichen Bänden von ‚Wahrheit und Dichtung‘ abſchließt. Später beginnt der Konflikt mit der Welt, und dieſer hat nur inſofern Intereſſe als etwas dabei herauskommt. Und dann, das Leben eines deutſchen Gelehrten, was iſt es? Was in meinem Falle daran etwa Gutes ſein möchte, iſt nicht mitzutheilen, und das Mittheilbare iſt nicht der Mühe werth. Und wo ſind denn die Zuhörer, denen man mit einigem Behagen erzählen möchte?

Wenn ich auf mein früheres und mittleres Leben zurückblicke, und nun in meinem Alter bedenke, wie wenige noch von denen übrig ſind, die mit mir jung waren, ſo fällt mir immer der Sommeraufenthalt in einem Bade ein. Sowie man ankommt, ſchließt man Bekanntſchaften und Freundſchaften mit ſolchen, die ſchon eine Zeit lang dort waren und die in den nächſten Wochen wieder abgehen. Der Verluſt iſt ſchmerzlich. Nun hält man ſich an die zweite Generation, mit der

man eine gute Weile fortlebt und ſich auf das innigſte verbindet. Aber auch dieſe geht und läßt uns einſam mit der dritten, die nahe vor unſerer Abreiſe ankommt und mit der man auch gar nichts zu thun hat.

Man hat mich immer als einen vom Glück beſonders Begünſtigten geprieſen; auch will ich mich nicht beklagen und den Gang meines Lebens nicht ſchelten. Allein imgrunde iſt es nichts als Mühe und Arbeit geweſen, und ich kann wohl ſagen, daß ich in meinen fünfundſiebzig Jahren keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt. Es war das ewige Wälzen eines Steins, der immer von Neuem gehoben ſein wollte. Meine Annalen werden es deutlich machen, was hiermit geſagt iſt. Der Anſprüche an meine Thätigkeit, ſowohl von außen als innen, waren zu viele.

Mein eigentliches Glück war mein poetiſches Sinnen und Schaffen. Allein wie ſehr war dieſes durch meine äußere Stellung geſtört, beſchränkt und gehindert! Hätte ich mich mehr vom öffentlichen und geſchäftlichen Wirken und Treiben zurückhalten und mehr in der Einſamkeit leben können, ich wäre glücklicher geweſen und würde als Dichter weit mehr gemacht haben. So aber ſollte ſich bald nach meinem ‚Götz' und ‚Werther' an mir das Wort eines Weiſen bewähren, welcher ſagte: wenn man der Welt etwas zu Liebe gethan habe, ſo wiſſe ſie dafür zu ſorgen, daß man es nicht zum zweitenmal thue.

Ein weitverbreiteter Name, eine hohe Stellung im

jeder Schritt in die Zukunft war ihm voll Ahndung wichtiger Handlungen und merkwürdiger Begebenheiten.

Mehrere Menschen, die, auf einander folgend, hinter ihm herkamen, an ihm mit einem Gruße vorbeygingen, und den Weg ins Gebirge, durch steile Fußpfade, eilig fortsetzten, unterbrachen einigemal seine stille Unterhaltung, ohne daß er jedoch aufmerksam auf sie geworden wäre. Endlich gesellte sich ein gesprächiger Gefährte zu ihm, und erzählte die Ursache der starken Pilgerschaft.

Zu Hochdorf, sagte er, wird heute Abend eine Comödie gegeben, wozu sich die ganze Nachbarschaft versammlet.

Wie, rief Wilhelm, in diesen einsamen Gebirgen, zwischen diesen undurchdringlichen Wäldern hat die Schauspielkunst einen Weg gefunden, und sich einen Tempel aufgebaut? und ich muß zu ihrem Feste wallfahrten?

Leben ſind gute Dinge. Allein mit all meinem Namen und Stande habe ich es nicht weiter gebracht, als daß ich, um nicht zu verletzen, zu der Meinung anderer ſchweige. Dieſes würde nun in der That ein ſehr ſchlechter Spaß ſein, wenn ich dabei nicht den Vortheil hätte, daß ich erfahre, wie die andern denken, aber ſie nicht, wie ich."

923.

1824, 14. Februar.

Mit v. Müller.

Als ich heute mit Goethe über die zahmen Xenien in ſeinem neueſten Hefte „Kunſt und Alterthum" ſprach, äußerte er: „Ich gebe gern von Zeit zu Zeit eine Partie ſolcher Reimſprüche aus; jeder kann nach eigener Luſt eine Erfahrung, einen Lebenszuſtand hineinlegen oder daran knüpfen. Sie kommen mir oft in der wunderbarſten Anwendung wieder zurück und bilden ſich lebendig immer weiter aus. Hat man doch auch aus der Bibel, aus Horaz und Virgil Denkſprüche auf faſt alle Ereigniſſe des Lebens!

Wir kamen auf die Paria's-Gedichte zu ſprechen und auf den ewigen Hang der Menſchen zu Unterſcheidung der Kaſten. „Jeder Menſch," ſagte er, „ſchlägt die Vortheile der Geburt blos deßwegen ſo hoch an, weil ſie etwas Unbeſtreitbares ſind. Alles was man erwirbt, leiſtet, durch Anſtrengung verdient, bleibt da-

gegen ewig von der Verschiedenheit der Urtheile und Ansichten abhängig. Eine Aussöhnung hierüber ist vergeblich, macht das Übel nur schlimmer, wie es z. B. die Bürger mit dem Luxus einer Hoftafel nicht versöhnt, wenn man einige aus ihrer Mitte zuweilen daran Theil nehmen läßt."

Das Gespräch wandte sich auf Napoleon und Goethes Gespräch mit ihm, zu dessen Niederschreibung ich ihn lebhaft antrieb. Er meinte, ich solle doch nur erst meine eigenen Memoires aus jener Zeit niederschreiben, recht gegenständlich, ohne alle subjective Einmischung; das werde auch ihn dann zu Darstellungen aus jener Zeit aufregen.

924.

1824, 15. Februar.

Mit Eckermann.

Heute vor Tisch hatte Goethe mich zu einer Spazierfahrt einladen lassen. Ich fand ihn frühstückend, als ich zu ihm ins Zimmer trat; er schien sehr heiterer Stimmung.

„Ich habe einen angenehmen Besuch gehabt," sagte er mir freudig entgegen; „ein sehr hoffnungsvoller junger Mann, Meyer aus Westfalen, ist vorhin bei mir gewesen. Er hat Gedichte gemacht, die sehr viel erwarten lassen. Er ist erst achtzehn Jahre alt und schon unglaublich weit.

Ich freue mich," ſagte Goethe darauf lachend, „daß ich jetzt nicht achtzehn Jahre alt bin. Als ich achtzehn war, war Deutſchland auch erſt achtzehn, da ließ ſich noch etwas machen; aber jetzt wird unglaublich viel gefordert, und es ſind alle Wege verrannt. Deutſchland ſelbſt ſteht in allen Fächern ſo hoch, daß wir kaum alles überſehen können, und nun ſollen wir noch Griechen und Lateiner ſein, und Engländer und Franzoſen dazu! Ja obendrein hat man die Verrücktheit, auch nach dem Orient zu weiſen, und da muß denn ein junger Menſch ganz konfus werden.

Ich habe ihm zum Troſt meine koloſſale Juno gezeigt, als ein Symbol, daß er bei den Griechen verharren und dort Beruhigung finden möge. Er iſt ein prächtiger junger Menſch! Wenn er ſich vor Zerſplitterung in Acht nimmt, ſo kann etwas aus ihm werden. Aber, wie geſagt, ich danke dem Himmel, daß ich jetzt, in dieſer durchaus gemachten Zeit, nicht jung bin. Ich würde nicht zu bleiben wiſſen. Ja ſelbſt wenn ich nach Amerika flüchten wollte, ich käme zu ſpät, denn auch dort wäre es ſchon zu helle."

923.

1824, 22. Februar.

Mit Eckermann und Auguſt v. Goethe.

Zu Tiſche mit Goethe und ſeinem Sohn. . . . .

Nach Tiſche legte Goethe uns kolorirte Zeichnungen italieniſcher Gegenden vor, beſonders des nördlichen

Italien mit den Gebirgen der angrenzenden Schweiz und dem Lago Maggiore. Die Borromäiſchen Inſeln ſpiegelten ſich im Waſſer, man ſah am Ufer Fahrzeuge und Fiſchergeräth, wobei Goethe bemerklich machte, daß dies der See aus ſeinen ‚Wanderjahren‘ ſei. Nordweſtlich, in der Richtung nach dem Monte-Roſa, ſtand das den See begrenzende Vorgebirge in dunkeln blauſchwarzen Maſſen, ſo wie es kurz nach Sonnenuntergang zu ſein pflegt.

Ich machte die Bemerkung, daß mir, als einem in der Ebene Geborenen, die düſtere Erhabenheit ſolcher Maſſen ein unheimliches Gefühl errege, und daß ich keineswegs Luſt verſpüre, in ſolchen Schluchten zu wandern.

„Dieſes Gefühl,“ ſagte Goethe, „iſt in der Ordnung. Denn imgrunde iſt dem Menſchen nur der Zuſtand gemäß, worin und wofür er geboren worden. Wen nicht große Zwecke in die Fremde treiben, der bleibt weit glücklicher zu Hauſe. Die Schweiz machte anfänglich auf mich ſo großen Eindruck, daß ich dadurch verwirrt und beunruhigt wurde; erſt bei wiederholtem Aufenthalt, erſt in ſpäteren Jahren, wo ich die Gebirge blos in mineralogiſcher Hinſicht betrachtete, konnte ich mich ruhig mit ihnen befaſſen.“

Wir beſahen darauf eine große Folge von Kupferſtichen nach Gemälden neuer Künſtler aus einer franzöſiſchen Galerie. Die Erfindung in dieſen Bildern war faſt durchgehends ſchwach, ſodaß wir unter vierzig

Stücken kaum vier bis fünf gute fanden. Dieſe guten waren: ein Mädchen, das ſich einen Liebesbrief ſchreiben läßt; eine Frau in einem maison à vendre, das niemand kaufen will; ein Fiſchfang; Muſikanten vor einem Muttergottesbilde. Auch eine Landſchaft in Pouſſins Manier war nicht übel, wobei Goethe ſich folgendermaßen äußerte: „Solche Künſtler," ſagte er, „haben den allgemeinen Begriff von Pouſſins Landſchaften aufgefaßt, und mit dieſem Begriff wirken ſie fort. Man kann ihre Bilder nicht gut und nicht ſchlecht nennen. Sie ſind nicht ſchlecht, weil überall ein tüchtiges Muſter hindurchblickt; aber man kann ſie nicht gut heißen, weil den Künſtlern gewöhnlich Pouſſins große Perſönlichkeit fehlt. Es iſt unter den Poeten nicht anders, und es giebt deren, die ſich z. B. in Shakeſpeare's großer Manier ſehr unzulänglich ausnehmen würden."

Zum Schluß Rauch's Modell zu Goethes Statue, für Frankfurt beſtimmt, lange betrachtet und beſprochen.

926.

1824, 24. Februar.

Mit Eckermann.

Heute um 1 Uhr zu Goethe. Er legte mir Manuſcripte vor, die er für das erſte Heft des fünften Bandes von ‚Kunſt und Alterthum' diktirt hatte. Zu meiner Beurtheilung des deutſchen ‚Paria' fand ich von ihm einen Anhang gemacht, ſowohl in Bezug auf das

franzöſiſche Trauerſpiel als ſeine eigene lyriſche Trilogie, wodurch denn dieſer Gegenſtand gewiſſermaßen in ſich geſchloſſen war.

„Es iſt gut,“ ſagte Goethe, „daß Sie bei Gelegenheit Ihrer Recenſion ſich die indiſchen Zuſtände zu eigen gemacht haben; denn wir behalten von unſern Studien am Ende doch nur das, was wir praktiſch anwenden.“

Ich gab ihm recht und ſagte, daß ich bei meinem Aufenthalt auf der Akademie dieſe Erfahrung gemacht, indem ich von den Vorträgen der Lehrer nur das behalten, zu deſſen Anwendung eine praktiſche Richtung in mir gelegen; dagegen hätte ich alles, was nicht ſpäter bei mir zur Ausübung gekommen, durchaus vergeſſen. „„Ich habe,““ ſagte ich, „„bei Heeren alte und neue Geſchichte gehört, aber ich weiß davon kein Wort mehr. Würde ich aber jetzt einen Punkt der Geſchichte in der Abſicht ſtudiren, um ihn etwa dramatiſch darzuſtellen, ſo würde ich ſolche Studien mir ſicher für immer zu eigen machen.““

„Überall,“ ſagte Goethe, „treibt man auf Akademien viel zu viel und gar zu viel Unnützes. Auch dehnen die einzelnen Lehrer ihre Fächer zu weit aus, bei weitem über die Bedürfniſſe der Hörer. In früherer Zeit wurde Chemie und Botanik als zur Arzneikunde gehörig vorgetragen, und der Mediciner hatte daran genug. Jetzt aber ſind Chemie und Botanik eigene unüberſehbare Wiſſenſchaften geworden, deren jede ein

ganzes Menſchenleben erfordert, und man will ſie dem Mediciner mit zumuthen! Daraus aber kann nichts werden; das eine wird über das andere unterlaſſen und vergeſſen. Wer klug iſt, lehnt daher alle zerſtreuende Anforderungen ab und beſchränkt ſich auf Ein Fach und wird tüchtig in Einem."

Darauf zeigte mir Goethe eine kurze Kritik, die er über Byron's ‚Kain' geſchrieben und die ich mit großem Intereſſe las.

„Man ſieht," ſagte er, „wie einem freien Geiſte wie Byron die Unzulänglichkeit der kirchlichen Dogmen zu ſchaffen gemacht, und wie er ſich durch ein ſolches Stück von einer ihm aufgedrungenen Lehre zu befreien geſucht. Die engliſche Geiſtlichkeit wird es ihm freilich nicht Dank wiſſen; mich ſoll aber wundern, ob er nicht in Darſtellung nachbarlicher bibliſcher Gegenſtände fortſchreiten wird, und ob er ſich ein Sujet wie den Untergang von Sodom und Gomorrha wird entgehen laſſen."

Nach dieſen literariſchen Betrachtungen lenkte Goethe mein Intereſſe auf die bildende Kunſt, indem er mir einen antiken geſchnittenen Stein zeigte, von welchem er ſchon tags vorher mit Bewunderung geſprochen. Ich war entzückt bei der Betrachtung der Naivetät des dargeſtellten Gegenſtandes. Ich ſah einen Mann, der ein ſchweres Gefäß von der Schulter genommen, um einen Knaben daraus trinken zu laſſen. Dieſem aber iſt es noch nicht bequem, noch nicht mundrecht genug, das

Getränk will nicht fließen, und indem er seine beiden Händchen an das Gefäß legt, blickt er zu dem Manne hinauf und scheint ihn zu bitten, es noch ein wenig zu neigen.

„Nun, wie gefällt Ihnen das?“ sagte Goethe. „Wir Neuern,“ fuhr er fort, „fühlen wohl die große Schönheit eines solchen rein natürlichen, rein naiven Motivs, wir haben auch wohl die Kenntniß und den Begriff, wie es zu machen wäre; allein wir machen es nicht, der Verstand herrscht vor, und es fehlt immer diese entzückende Anmuth.“

Wir betrachteten darauf eine Medaille von Brandt in Berlin, den jungen Theseus darstellend, wie er die Waffen seines Vaters unter dem Steine hervornimmt. Die Stellung der Figur hatte viel Löbliches, jedoch vermißten wir eine genugsame Anstrengung der Glieder gegen die Last des Steins. Auch erschien es keineswegs gut gedacht, daß der Jüngling schon in der einen Hand die Waffen hält, während er noch mit der andern den Stein hebt; denn nach der Natur der Sache wird er zuerst den schweren Stein zur Seite werfen und dann die Waffen aufnehmen. „Dagegen,“ sagte Goethe, „will ich Ihnen eine antike Gemme zeigen, worauf derselbe Gegenstand von einem Alten behandelt ist.“

Er ließ von Stadelmann einen Kasten herbeiholen, worin sich einige hundert Abdrücke antiker Gemmen fanden, die er bei Gelegenheit seiner italienischen Reise sich aus Rom mitgebracht. Da sah ich nun denselbigen

Gegenſtand von einem alten Griechen behandelt, und zwar wie anders! Der Jüngling ſtemmt ſich mit aller Anſtrengung gegen den Stein, auch iſt er einer ſolchen Laſt gewachſen, denn man ſieht das Gewicht ſchon überwunden und den Stein bereits zu dem Punkt gehoben, um ſehr bald zur Seite geworfen zu werden. Seine ganze Körperkraft wendet der junge Held gegen die ſchwere Maſſe, und nur ſeine Blicke richtet er niederwärts auf die unten vor ihm liegenden Waffen.

Wir freuten uns der großen Naturwahrheit dieſer Behandlung.

„Meyer pflegt immer zu ſagen," fiel Goethe lachend ein, „wenn nur das Denken nicht ſo ſchwer wäre! — Das Schlimme aber iſt," fuhr er heiter fort, „daß alles Denken zum Denken nichts hilft; man muß von Natur richtig ſein, ſodaß die guten Einfälle immer wie freie Kinder Gottes vor uns daſtehen und uns zurufen: da ſind wir!"

927.

1824, 25. Februar.

Mit Eckermann.

Goethe zeigte mir heute zwei höchſt merkwürdige Gedichte [eine der unterdrückten Elegien und das Tagebuch], beide in hohem Grade ſittlich in ihrer Tendenz, in einzelnen Motiven jedoch ſo ohne allen Rückhalt natürlich und wahr, daß die Welt dergleichen unſittlich

zu nennen pflegt, weshalb er sie denn auch geheim hielt und an eine öffentliche Mittheilung nicht dachte.

„Könnten Geist und höhere Bildung," sagte er, „ein Gemeingut werden, so hätte der Dichter ein gutes Spiel; er könnte immer durchaus wahr sein und brauchte sich nicht zu scheuen, das Beste zu sagen. So aber muß er sich immer in einem gewissen Niveau halten; er hat zu bedenken, daß seine Werke in die Hände einer gemischten Welt kommen, und er hat daher Ursache, sich in Acht zu nehmen, daß er der Mehrzahl guter Menschen durch eine zu große Offenheit kein Ärgerniß gebe. Und dann ist die Zeit ein wunderlich Ding. Sie ist ein Tyrann, der seine Launen hat und der zu dem, was einer sagt und thut, in jedem Jahrhundert ein ander Gesicht macht. Was den alten Griechen zu sagen erlaubt war, will uns zu sagen nicht mehr anstehen, und was Shakespeare's kräftigen Mitmenschen durchaus anmuthete, kann der Engländer von 1820 nicht mehr ertragen, sodaß in der neuesten Zeit ein Family-Shakspeare ein gefühltes Bedürfniß wird."

„„Auch liegt sehr vieles in der Form,"" fügte ich hinzu. „„Das eine jener beiden Gedichte, in dem Ton und Versmaß der Alten, hat weit weniger Zurückstoßendes. Einzelne Motive sind allerdings an sich widerwärtig, allein die Behandlung wirft über das Ganze so viel Großheit und Würde, daß es uns wird als hörten wir einen kräftigen Alten und als wären wir in die Zeit griechischer Heroen zurückversetzt. Das

Sie werden sich noch mehr wundern, sagte der andere, wenn Sie hören, durch wen das Stück aufgeführt wird. Es ist eine große Fabrik in dem Orte, die viel Leute ernährt. Der Unternehmer, der so zu sagen von aller menschlichen Gesellschaft entfernt lebt, weiß seine Arbeiter im Winter nicht besser zu beschäftigen, als daß er sie veranlaßt hat, Comödie zu spielen. Er leidet keine Karten unter ihnen, und wünscht sie auch sonst von rohen Sitten abzuhalten. So bringen sie die langen Abende zu, und heute, da des Alten Geburtstag ist, geben sie ihm zu Ehren eine besondere Festlichkeit.

Wilhelm kam zu Hochdorf an, wo er übernachten sollte, und stieg bey der Fabrik ab, deren Unternehmer auch als Schuldner auf seiner Liste stand.

Als er seinen Nahmen nannte, rief der Alte verwundert aus: ey, mein Herr, sind

andere Gedicht dagegen, in dem Ton und der Versart von Meister Arioſt, iſt weit verfänglicher. Es behandelt ein Abenteuer von heute, in der Sprache von heute, und indem es dadurch ohne alle Umhüllung ganz in unſere Gegenwart hereintritt, erſcheinen die einzelnen Kühnheiten bei weitem verwegener.“

„Sie haben recht,“ ſagte Goethe, „es liegen in den verſchiedenen poetiſchen Formen geheimnißvolle große Wirkungen. Wenn man den Inhalt meiner Römiſchen Elegien‘ in den Ton und in die Versart von Byron's ‚Don Juan‘ übertragen wollte, ſo müßte ſich das Geſagte ganz verrucht ausnehmen.“

Die franzöſiſchen Zeitungen wurden gebracht. Der beendigte Feldzug der Franzoſen in Spanien unter dem Herzog von Angoulême hatte für Goethe großes Intereſſe. „Ich muß die Bourbons wegen dieſes Schrittes durchaus loben,“ ſagte er, „denn erſt hierdurch gewinnen ſie ihren Thron, indem ſie die Armee gewinnen. Und das iſt erreicht. Der Soldat kehrt mit Treue für ſeinen König zurück, denn er hat aus ſeinen eigenen Siegen ſowie aus den Niederlagen der vielköpfig befehligten Spanier die Überzeugung gewonnen, was für ein Unterſchied es ſei, einem einzelnen gehorchen oder vielen. Die Armee hat den alten Ruhm behauptet, und an den Tag gelegt, daß ſie fortwährend in ſich ſelber brav ſei und daß ſie auch ohne Napoleon zu ſiegen vermöge.“

Goethe wendete darauf ſeine Gedanken in der Ge-

ſchichte rückwärts und ſprach ſehr viel über die preußiſche Armee im ſiebenjährigen Kriege, die durch Friedrich den Großen an ein beſtändiges Siegen gewöhnt und dadurch verwöhnt worden, ſodaß ſie in ſpäterer Zeit aus zu großem Selbſtvertrauen ſo viele Schlachten verloren. Alle einzelnen Details waren ihm gegenwärtig, und ich hatte ſein glückliches Gedächtniß zu bewundern.

„Ich habe den großen Vortheil," fuhr er fort, „daß ich zu einer Zeit geboren wurde, wo die größten Weltbegebenheiten an die Tagesordnung kamen und ſich durch mein langes Leben fortſetzten, ſodaß ich vom ſiebenjährigen Kriege, ſodann von der Trennung Amerikas von England, ferner von der franzöſiſchen Revolution, und endlich von der ganzen Napoleoniſchen Zeit bis zum Untergange des Helden und den folgenden Ereigniſſen lebendiger Zeuge war. Hierdurch bin ich zu ganz andern Reſultaten und Einſichten gekommen, als allen denen möglich ſein wird, die jetzt geboren werden und die ſich jene großen Begebenheiten durch Bücher aneignen müſſen, die ſie nicht verſtehen.

Was uns die nächſten Jahre bringen werden, iſt durchaus nicht vorherzuſagen; doch ich fürchte, wir kommen ſo bald nicht zur Ruhe. Es iſt der Welt nicht gegeben, ſich zu beſcheiden: den Großen nicht, daß kein Mißbrauch der Gewalt ſtattfinde, und der Maſſe nicht, daß ſie in Erwartung allmählicher Verbeſſerungen mit einem mäßigen Zuſtande ſich begnüge. Könnte man die Menſchheit vollkommen machen, ſo

wäre auch ein vollkommener Zuſtand denkbar; ſo aber wird es ewig herüber- und hinüberſchwanken, der eine Theil wird leiden, während der andere ſich wohlbefindet. Egoismus und Neid werden als böſe Dämonen immer ihr Spiel treiben, und der Kampf der Parteien wird kein Ende haben. Das Vernünftigſte iſt immer, daß jeder ſein Metier treibe, wozu er geboren iſt und was er gelernt hat, und daß er den andern nicht hindere, das ſeinige zu thun. Der Schuſter bleibe bei ſeinem Leiſten, der Bauer hinter dem Pfluge, und der Fürſt wiſſe zu regieren. Denn dies iſt auch ein Metier, das gelernt ſein will, und das ſich niemand anmaßen ſoll, der es nicht verſteht."

Goethe kam darauf wieder auf die franzöſiſchen Zeitungen. „Die Liberalen," ſagte er, „mögen reden; denn wenn ſie vernünftig ſind, hört man ihnen gern zu, allein den Royaliſten, in deren Händen die ausübende Gewalt iſt, ſteht das Reden ſchlecht, ſie müſſen handeln. Mögen ſie Truppen marſchiren laſſen, und köpfen und hängen, das iſt recht, allein in öffentlichen Blättern Meinungen bekämpfen und ihre Maßregeln rechtfertigen, das will ihnen nicht kleiden. Gäbe es ein Publikum von Königen, da möchten ſie reden.

„In dem, was ich ſelber zu thun und zu treiben hatte," fuhr Goethe fort, „habe ich mich immer als Royaliſt behauptet. Die andern habe ich ſchwatzen laſſen, und ich habe gethan was ich für gut fand. Ich überſah meine Sache und wußte wohin ich wollte. Hatte ich

als einzelner einen Fehler begangen, ſo konnte ich ihn wieder gut machen, hätte ich ihn aber zu dreien und mehrern begangen, ſo wäre ein Gutmachen unmöglich geweſen, denn unter vielen iſt zu vielerlei Meinung."

Darauf bei Tiſche war Goethe von der heiterſten Laune. Er zeigte mir das Stammbuch der Frau von Spiegel, worein er ſehr ſchöne Verſe geſchrieben. Es war ein Platz für ihn zwei Jahre lang offen gelaſſen, und er war nun froh, daß es ihm gelungen, ein altes Verſprechen endlich zu erfüllen. Nachdem ich das Gedicht an Frau von Spiegel geleſen, blätterte ich in dem Buche weiter, wobei ich auf manchen bedeutenden Namen ſtieß. Gleich auf der nächſten Seite ſtand ein Gedicht von Tiedge, ganz in der Geſinnung und dem Tone ſeiner „Urania" geſchrieben. „In einer Anwandlung von Verwegenheit," ſagte Goethe, „war ich im Begriff einige Verſe darunterzuſetzen; es freut mich aber, daß ich es unterlaſſen, denn es iſt nicht das erſte Mal, daß ich durch rückhaltloſe Äußerungen gute Menſchen zurückgeſtoßen und die Wirkung meiner beſten Sachen verdorben habe.

Indeſſen," fuhr Goethe fort, „habe ich von Tiedge's ‚Urania' nicht wenig auszuſtehen gehabt; denn es gab eine Zeit, wo nichts geſungen und nichts deklamirt wurde, als die ‚Urania'. Wo man hinkam, fand man die ‚Urania' auf allen Tiſchen; die ‚Urania' und die Unſterblichkeit war der Gegenſtand jeder Unterhaltung.

Ich möchte keineswegs das Glück entbehren, an eine künftige Fortdauer zu glauben, ja ich möchte mit Lorenzo von Medici ſagen, daß alle diejenigen auch für dieſes Leben todt ſind, die kein anderes hoffen; allein ſolche unbegreifliche Dinge liegen zu fern, um ein Gegenſtand täglicher Betrachtung und gedankenzerſtörender Speculation zu ſein. Und ferner: wer eine Fortdauer glaubt, der ſei glücklich imſtillen, aber er hat nicht Urſache ſich darauf etwas einzubilden. Bei Gelegenheit von Tiedge's ‚Urania' indeß machte ich die Bemerkung, daß, eben wie der Adel, ſo auch die Frommen eine gewiſſe Ariſtokratie bilden. Ich fand dumme Weiber, die ſtolz waren, weil ſie mit Tiedge an Unſterblichkeit glaubten, und ich mußte es leiden, daß manche mich über dieſen Punkt auf eine ſehr dünkelhafte Weiſe examinirte. Ich ärgerte ſie aber, indem ich ſagte: es könne mir ganz recht ſein, wenn nach Ablauf dieſes Lebens uns ein abermaliges beglücke; allein ich wolle mir ausbitten, daß mir drüben niemand von denen begegne, die hier daran geglaubt hätten; denn ſonſt würde meine Plage erſt recht angehen! Die Frommen würden um mich herumkommen und ſagen: Haben wir nicht recht gehabt? Haben wir es nicht vorhergeſagt? Iſt es nicht eingetroffen? Und damit würde denn auch drüben der Langeweile kein Ende ſein.

Die Beſchäftigung mit Unſterblichkeitsideen," fuhr Goethe fort, „iſt für vornehme Stände und beſonders

für Frauenzimmer, die nichts zu thun haben. Ein tüchtiger Menſch aber, der ſchon hier etwas Ordentliches zu ſein gedenkt und der daher täglich zu ſtreben, zu kämpfen und zu wirken hat, läßt die künftige Welt auf ſich beruhen und iſt thätig und nützlich in dieſer. Ferner ſind Unſterblichkeitsgedanken für ſolche, die in Hinſicht auf Glück hier nicht zum beſten weggekommen ſind, und ich wollte wetten: wenn der gute Tiedge ein beſſeres Geſchick hätte, ſo hätte er auch beſſere Gedanken."

928.

1824, 26. Februar.

Mit Eckermann.

Mit Goethe zu Tiſche. — Nachdem gegeſſen und abgeräumt war, ließ er durch Stadelmann große Portefeuilles mit Kupferſtichen herbeiſchleppen. Auf den Mappen hatte ſich einiger Staub geſammelt, und da keine paſſenden Tücher zum Abwiſchen in der Nähe waren, ſo ward Goethe unwillig und ſchalt ſeinen Diener. „Ich erinnere dich zum letzten Mal," ſagte er; „denn gehſt du nicht noch heute, die oft verlangten Tücher zu kaufen, ſo gehe ich morgen ſelbſt, und du ſollſt ſehen, daß ich Wort halte!" Stadelmann ging.

„Ich hatte einmal einen ähnlichen Fall mit dem Schauſpieler Becker," fuhr Goethe gegen mich heiter fort, „der ſich weigerte, einen Reiter im ‚Wallen-

ſtein' zu ſpielen. Ich ließ ihm aber ſagen, wenn er die Rolle nicht ſpielen wolle, ſo würde ich ſie ſelber ſpielen. Das wirkte; denn ſie kannten mich beim Theater und wußten, daß ich in ſolchen Dingen keinen Spaß verſtand, und daß ich verrückt genug war, mein Wort zu halten und das Tollſte zu thun."

„„Und würden Sie im Ernſt die Rolle geſpielt haben?"" fragte ich.

„Ja," ſagte Goethe, „ich hätte ſie geſpielt und würde den Herrn Becker heruntergeſpielt haben, denn ich kannte die Rolle beſſer als er."

Wir öffneten darauf die Mappen und ſchritten zur Betrachtung der Kupfer und Zeichnungen. Goethe verfährt hierbei inbezug auf mich ſehr ſorgfältig, und ich fühle, daß es ſeine Abſicht iſt, mich in der Kunſtbetrachtung auf eine höhere Stufe der Einſicht zu bringen. Nur das in ſeiner Art durchaus Vollendete zeigt er mir und macht mir des Künſtlers Intention und Verdienſt deutlich, damit ich erreichen möge, die Gedanken der Beſten nachzudenken und den Beſten gleich zu empfinden. „Dadurch," ſagte er heute, „bildet ſich das, was wir Geſchmack nennen. Denn den Geſchmack kann man nicht am Mittelgut bilden, ſondern nur am Allervorzüglichſten. Ich zeige Ihnen daher nur das Beſte, und wenn Sie ſich darin befeſtigen, ſo haben Sie einen Maßſtab für das übrige, das Sie nicht überſchätzen, aber doch ſchätzen werden. Und ich zeige Ihnen das Beſte in jeder Gattung, damit Sie

ſehen, daß keine Gattung gering zu achten, ſondern daß jede erfreulich iſt, ſobald ein großes Talent darin den Gipfel erreichte. Dieſes Bild eines franzöſiſchen Künſtlers z. B. iſt galant wie kein anderes und daher ein Muſterſtück ſeiner Art."

Goethe reichte mir das Blatt, und ich ſah es mit Freuden. In einem reizenden Zimmer eines Sommerpalais, wo man durch offene Fenſter und Thüren die Ausſicht in den Garten hat, ſieht man eine Gruppe der anmuthigſten Perſonen. Eine ſitzende ſchöne Frau von etwa dreißig Jahren hält ein Notenbuch, woraus ſie ſoeben geſungen zu haben ſcheint. Etwas tiefer, an ihrer Seite ſitzend, lehnt ſich ein junges Mädchen von etwa funfzehn. Rückwärts am offenen Fenſter ſteht eine andere junge Dame, ſie hält eine Laute und ſcheint noch Töne zu greifen. In dieſem Augenblick iſt ein junger Herr hereingetreten, auf den die Blicke der Frauen ſich richten; er ſcheint die muſikaliſche Unterhaltung unterbrochen zu haben, und indem er mit einer leichten Verbeugung vor ihnen ſteht, macht er den Eindruck, als ſagte er entſchuldigende Worte, die von den Frauen mit Wohlgefallen gehört werden.

„Das, dächte ich," ſagte Goethe, „wäre ſo galant wie irgend ein Stück von Calderon, und Sie haben nun in dieſer Art das Vorzüglichſte geſehen Was aber ſagen Sie hierzu?"

Mit dieſen Worten reichte er mir einige radirte Blätter des berühmten Thiermalers Roos, lauter Schafe,

und dieſe Thiere in allen ihren Lagen und Zuſtänden. Das Einfältige der Phyſiognomien, das Häßliche, Struppige der Haare, alles mit der äußerſten Wahrheit, als wäre es die Natur ſelber.

„Mir wird immer bange," ſagte Goethe, „wenn ich dieſe Thiere anſehe. Das Beſchränkte, Dumpfe, Träumende, Gähnende ihres Zuſtandes zieht mich in das Mitgefühl desſelben hinein; man fürchtet, zum Thier zu werden, und möchte faſt glauben, der Künſtler ſei ſelber eins geweſen. Auf jeden Fall bleibt es im hohen Grade erſtaunenswürdig, wie er ſich in die Seele dieſer Geſchöpfe hat hineindenken und hineinempfinden können, um den innern Character in der äußern Hülle mit ſolcher Wahrheit durchblicken zu laſſen. Man ſieht aber, was ein großes Talent machen kann, wenn es bei Gegenſtänden bleibt, die ſeiner Natur analog ſind."

„„Hat denn dieſer Künſtler,"" ſagte ich, „„nicht auch Hunde, Katzen und Raubthiere mit einer ähnlichen Wahrheit gebildet? Ja hat er, bei der großen Gabe ſich in einen fremden Zuſtand hineinzufühlen, nicht auch menſchliche Charactere mit einer gleichen Treue behandelt?""

„Nein!" ſagte Goethe, „alles das lag außer ſeinem Kreiſe; dagegen die frommen grasfreſſenden Thiere, wie Schafe, Ziegen, Kühe und dergleichen, ward er nicht müde ewig zu wiederholen; dies war ſeines Talents eigentliche Region, aus der er auch zeitlebens nicht herausging. Und daran that er wohl. Das Mitgefühl

der Zuſtände dieſer Thiere war ihm angeboren, die Kenntniß ihres Pſychologiſchen war ihm gegeben, und ſo hatte er denn auch für deren Körperliches ein ſo glückliches Auge. Andere Geſchöpfe dagegen waren ihm vielleicht nicht ſo durchſichtig, und es fehlte ihm daher zu ihrer Darſtellung ſowohl Beruf als Trieb."

Durch dieſe Äußerung Goethes ward manches Analoge in mir aufgeregt, das mir wieder lebhaft vor die Seele trat. So hatte er mir vor einiger Zeit geſagt, daß dem echten Dichter die Kenntniß der Welt angeboren ſei, und daß er zu ihrer Darſtellung keineswegs vieler Erfahrung und einer großen Empirie bedürfe. „Ich ſchrieb meinen ‚Götz von Berlichingen'," ſagte er, „als junger Menſch von zweiundzwanzig und erſtaunte zehn Jahre ſpäter über die Wahrheit meiner Darſtellung. Erlebt und geſehen hatte ich bekanntlich dergleichen nicht, und ich mußte alſo die Kenntniß mannigfaltiger menſchlicher Zuſtände durch Anticipation beſitzen. Überhaupt hatte ich nur Freude an der Darſtellung meiner innern Welt, ehe ich die äußere kannte. Als ich nachher in der Wirklichkeit fand, daß die Welt ſo war, wie ich ſie mir gedacht hatte, war ſie mir verdrießlich, und ich hatte keine Luſt mehr, ſie darzuſtellen. Ja ich möchte ſagen: hätte ich mit Darſtellung der Welt ſo lange gewartet, bis ich ſie kannte, ſo wäre meine Darſtellung Perſiflage geworden."

„Es liegt in den Charakteren," ſagte er ein andermal, „eine gewiſſe Nothwendigkeit, eine gewiſſe Conſe-

Sie der Sohn des braven Mannes, dem ich so viel Dank und bis jetzt noch Geld schuldig bin? Ihr Herr Vater hat so viel Geduld mit mir gehabt, daß ich ein Böſewicht seyn müßte, wenn ich nicht eilig und fröhlich bezahlte. Sie kommen eben zur rechten Zeit, um zu sehen, daß es mir Ernſt iſt.

Er rief ſeine Frau herbey, welche eben ſo erfreut war, den jungen Mann zu ſehen; ſie verſicherte, daß er ſeinem Vater gleiche, und bedauerte, daß ſie ihn wegen der vielen Fremden die Nacht nicht beherbergen könne.

Das Geſchäft war klar und bald berichtigt, Wilhelm ſteckte ein Röllchen Gold in die Taſche, und wünſchte, daß ſeine übrigen Geſchäfte auch ſo leicht gehen möchten.

Die Stunde des Schauſpiels kam heran, man erwartete nur noch den Oberforſtmeiſter, der endlich auch anlangte, mit einigen Jägern eintrat, und mit der größten Verehrung empfangen wurde.

quenz, vermöge welcher bei diesem oder jenem Grundzuge eines Characters gewisse secundäre Züge stattfinden. Dieses lehrt die Empirie genugsam, es kann aber auch einzelnen Individuen die Kenntniß davon angeboren sein. Ob bei mir Angeborenes und Erfahrung sich vereinige, will ich nicht untersuchen; aber soviel weiß ich: wenn ich jemand eine Viertelstunde gesprochen habe, so will ich ihn zwei Stunden reden lassen."

So hatte Goethe von Lord Byron gesagt, daß ihm die Welt durchsichtig sei, und daß ihm ihre Darstellung durch Anticipation möglich. Ich äußerte darauf einige Zweifel, ob es Byron z. B. gelingen möchte, eine untergeordnete thierische Natur darzustellen, indem seine Individualität mir zu gewaltsam erscheine, um sich solchen Gegenständen mit Liebe hinzugeben. Goethe gab dieses zu und erwiderte, daß die Anticipation sich überall nur so weit erstrecke, als die Gegenstände dem Talent analog seien, und wir wurden einig, daß in dem Verhältniß, wie die Anticipation beschränkt oder umfassend sei, das darstellende Talent selbst von größerm oder geringerm Umfange befunden werde.

„„Wenn Euer Excellenz behaupten," sagte ich darauf, „„daß dem Dichter die Welt angeboren sei, so haben Sie wohl nur die Welt des Innern dabei im Sinne, aber nicht die empirische Welt der Erscheinung und Convenienz; und wenn also dem Dichter eine wahre Darstellung derselben gelingen soll, so muß doch wohl die Erforschung des Wirklichen hinzukommen?""

„Allerdings," erwiederte Goethe, „es iſt ſo. Die Region der Liebe, des Haſſes, der Hoffnung, der Verzweiflung, und wie die Zuſtände und Leidenſchaften der Seele heißen, iſt dem Dichter angeboren, und ihre Darſtellung gelingt ihm. Es iſt aber nicht angeboren, wie man Gericht hält, oder wie man im Parlament oder bei einer Kaiſerkrönung verfährt; und um nicht gegen die Wahrheit ſolcher Dinge zu verſtoßen, muß der Dichter ſie aus Erfahrung oder Überlieferung ſich aneignen. So konnte ich im ‚Fauſt' den düſtern Zuſtand des Lebensüberdruſſes im Helden ſowie die Liebesempfindungen Gretchens recht gut durch Anticipation in meiner Macht haben; allein um z. B. zu ſagen:

Wie traurig ſteigt die unvollkommne Scheibe
Des ſpäten Monds mit feuchter Glut heran*) —

bedurfte es einiger Beobachtung der Natur."

„„Es iſt aber,"" ſagte ich, „„im ganzen ‚Fauſt' keine Zeile, die nicht von ſorgfältiger Durchforſchung der Welt und des Lebens unverkennbare Spuren trüge, und man wird keineswegs erinnert, als ſei Ihnen das alles, ohne die reichſte Erfahrung, nur ſo geſchenkt worden.""

„Mag ſein," antwortete Goethe; „allein hätte ich nicht die Welt durch Anticipation bereits in mir getragen, ich wäre mit ſehenden Augen blind geblieben,

*) [Im „Fauſt" I, 3852 ſteht aber:
Des rothen Monds mit ſpater Gluth heran.]

und alle Erforschung und Erfahrung wäre nichts gewesen als ein ganz todtes und vergebliches Bemühen. Das Licht ist da, und die Farben umgeben uns; allein trügen wir kein Licht und keine Farben im eigenen Auge, so würden wir auch außer uns dergleichen nicht wahrnehmen."

929.

1824, 28. Februar.

Mit Eckermann.

„Es giebt vortreffliche Menschen," sagte Goethe, „die nichts aus dem Stegreife, nichts obenhin zu thun vermögen, sondern deren Natur es verlangt, ihre jedesmaligen Gegenstände mit Ruhe tief zu durchdringen. Solche Talente machen uns oft ungeduldig, indem man selten von ihnen erlangt, was man augenblicklich wünscht; allein auf diesem Wege wird das Höchste geleistet."

Ich brachte das Gespräch auf Ramberg. „Das ist freilich ein Künstler ganz anderer Art," sagte Goethe, „ein höchst erfreuliches Talent, und zwar ein improvisirendes, das nicht seinesgleichen hat. Er verlangte einst in Dresden von mir eine Aufgabe. Ich gab ihm den Agamemnon, wie er, von Troja in seine Heimat zurückkehrend, vom Wagen steigt, und wie es ihm unheimlich wird, die Schwelle seines Hauses zu betreten. Sie werden zugeben, daß dies ein Gegenstand der aller-

ſchwierigſten Sorte iſt, der bei einem andern Künſtler die reiflichſte Überlegung würde erfordert haben. Ich hatte aber kaum das Wort ausgeſprochen, als Ramberg ſchon an zu zeichnen fing, und zwar mußte ich bewundern, wie er den Gegenſtand ſogleich richtig auffaßte. Ich kann nicht leugnen, ich möchte einige Blätter von Ramberg's Hand beſitzen."

Wir ſprachen ſodann über andere Künſtler, die in ihren Werken leichtſinnig verfahren und zuletzt in Manier zu Grunde gehen.

„Die Manier," ſagte Goethe, „will immer fertig ſein und hat keinen Genuß an der Arbeit. Das echte, wahrhaft große Talent aber findet ſein höchſtes Glück in der Ausführung. Roos iſt unermüdlich in emſiger Zeichnung der Haare und Wolle ſeiner Ziegen und Schafe, und man ſieht an dem unendlichen Detail, daß er während der Arbeit die reinſte Seligkeit genoß und nicht daran dachte, fertig zu werden.

Geringern Talenten genügt nicht die Kunſt als ſolche; ſie haben während der Ausführung immer nur den Gewinn vor Augen, den ſie durch ein fertiges Werk zu erreichen hoffen. Bei ſo weltlichen Zwecken und Richtungen aber kann nichts Großes zuſtande kommen."

930.

1824, 29. Februar.

Mit Eckermann.

Ich ging um 12 Uhr zu Goethe, der mich vor Tische zu einer Spazierfahrt hatte einladen lassen. Ich fand ihn frühstückend, als ich zu ihm hereintrat, und setzte mich ihm gegenüber, indem ich das Gespräch auf die Arbeiten brachte, die uns gemeinschaftlich in Bezug auf die neue Ausgabe seiner Werke beschäftigen. Ich redete ihm zu, sowohl seine ‚Götter, Helden und Wieland' als auch seine ‚Briefe des Pastors' in diese neue Edition mit aufzunehmen.

„Ich habe," sagte Goethe, „auf meinem jetzigen Standpunkte über jene jugendlichen Productionen eigentlich kein Urtheil. Da mögt ihr Jüngern entscheiden. Ich will indeß jene Anfänge nicht schelten: ich war freilich noch dunkel und strebte in bewußtlosem Drange vor mir hin, aber ich hatte ein Gefühl des Rechten, eine Wünschelruthe, die mir anzeigte, wo Gold war."

Ich machte bemerklich, daß dieses bei jedem großen Talent der Fall sein müsse, indem es sonst bei seinem Erwachen in der gemischten Welt nicht das Rechte ergreifen und das Verkehrte vermeiden würde.

Es war indeß angespannt, und wir fuhren den Weg nach Jena hinaus. Wir sprachen verschiedene Dinge, Goethe erwähnte die neuen französischen Zeitungen.

„Die Constitution in Frankreich," sagte er, „bei einem Volke, das so viele verdorbene Elemente in sich hat, ruht auf ganz anderm Fundamente als die in England. Es ist in Frankreich alles durch Bestechungen zu erreichen, ja die ganze französische Revolution ist durch Bestechungen geleitet worden."

Darauf erzählte mir Goethe die Nachricht von dem Tode Eugen Napoleons, Herzogs von Leuchtenberg, die diesen Morgen eingegangen, welcher Fall ihn tief zu betrüben schien. „Er war einer von den großen Characteren," sagte Goethe, „die immer seltener werden, und die Welt ist abermals um einen bedeutenden Menschen ärmer. Ich kannte ihn persönlich; noch vorigen Sommer war ich mit ihm in Marienbad zusammen. Er war ein schöner Mann von etwa zweiundvierzig Jahren, aber er schien älter zu sein, und das war kein Wunder, wenn man bedenkt, was er ausgestanden und wie in seinem Leben sich ein Feldzug und eine große That auf die andere drängte. Er theilte mir in Marienbad einen Plan mit, über dessen Ausführung er viel mit mir verhandelte. Er ging nämlich damit um, den Rhein mit der Donau durch einen Kanal zu vereinigen. Ein riesenhaftes Unternehmen, wenn man die widerstrebende Localität bedenkt. Aber jemandem, der unter Napoleon gedient und mit ihm die Welt erschüttert hat, erscheint nichts unmöglich. Karl der Große hatte schon denselbigen Plan und ließ auch mit der Arbeit anfangen; allein

das Unternehmen gerieth bald ins Stocken: der Sand wollte nicht Stich halten, die Erdmaſſen fielen von beiden Seiten immer wieder zuſammen."

931.

1824, Ende Februar und Anfang März.

Mit Meyer.

Dank für Ihre [Rauch's] mir ſehr werthe Zuſchrift vom 26. des vergangenen Monats, welche ich dem Herrn Staatsminiſter v. Goethe mitgetheilt und von demſelben Auftrag erhalten habe, Ihnen zu melden: das Gipsmodell zu einer ſitzenden, ihn darſtellenden Statue ſei glücklich bei ihm angelangt und habe ihn ſehr erfreut. Auch mir iſt das Anſchauen dieſes Modells vergönnt worden, noch ehe Ihr vorgedachter Brief angekommen war, und wir glaubten beide übereinſtimmend: mit dem Werk, als Entwurf zu einer in Lebensgröße oder drüber auszuführenden Statue könne man ganz wohl zufrieden ſein, ja, es ſei für gelungen zu achten; es wäre indeſſen zu wünſchen, daß man ſich über die etwa vorzunehmenden Abänderungen, ehe die Ausführung im Großen ſtattfindet, noch mündlich beſprechen könnte; denn im ſchriftlichen Verkehr iſt es theils ſchwer, ſich gehörig deutlich zu machen, theils ſpricht ſich jeder Vorſchlag als Meinung, ich möchte ſagen dictatoriſch aus, Herr Staatsminiſter v. Goethe aber, und wofern auch mir erlaubt ſein ſollte mitzu-

ſprechen, möchten bloß gemeinſchaftlich berathend mit Ihnen übereinkommen, hier ſei indeſſen antwortend auf Ihre freundliche, gütige Zuſchrift über einiges unmaßgeblich ſich geäußert.

Das von Ihnen geſchehene Ablehnen des wirklichen gegenwärtigen Coſtümes iſt allen Beifalls würdig. Was wäre da Befriedigendes zu leiſten? Und was ließe ſich auch bei der ſorgfältigſten Ausarbeitung in Marmor auf dieſem Wege hoffen? — Ich bediene mich der eigenen Worte des Herrn Staatsminiſters v. Goethe: „Wie das Coſtüme, ſo würde auch die Statue ſelbſt in wenigen Jahren veralten.“ — Die antike Bekleidungsweiſe, welche Sie . . für das Modell gewählt haben, iſt ohne allen Zweifel die beſte. Ein Bild dieſer Art kann für alle Zeiten, rückwärts und vorwärts, gelten, und alſo möchte . . . das überſendete Modell als Fundament für die im Großen auszuführende Statue einſtweilen angenommen werden. Eine völlige Umbildung ſcheint uns nicht verlangt werden zu dürfen. Das ruhige Sitzen iſt ganz angemeſſen, und in dieſem Sinne wird künftig von ſelbſt das heftige Zurückgehen des linken Arms gemildert, der angezogene rechte Fuß mehr vorwärts gebracht werden; dieſes letztere gewährt auch für den Faltenwurf um die Kniee den Vortheil größerer Flächen, ruhigerer Maſſen . . . . .

In Beziehung auf den Vorſchlag von einer Statue oder vielmehr Gruppe, wo der Dichter auf reichem Throne ſitzt, neben ihm eine in den Saiten ſeiner Leier

ſpielende Pſyche, will ich mich abermals mit Herrn v. Goethes eigenen Worten erklären, indem dieſelben auch meine Anſicht und, wie ich aus Ihrem Briefe entnehme, die Ihrige ebenfalls ausdrücken; er ſagte nämlich: „Der Vorſchlag mit der Pſyche ſcheint zu dem Runden keineswegs geeignet. In einem kleinen Relief würde es als artiger Gedanke erheitern.“

932.

1824, 8. März.

Mit v. Müller und Riemer.

Ich traf ihn um 4 Uhr ganz alleine und ſehr gemüthlich. Zuerſt zeigte er mir ſein neu zuſammengebrachtes Münzcabinet ephemerer und erloſchener Souverainetäten, Iturbidens Wappen mit einem Adler auf dem Cactus, ſchöne kleine Münzen von Columbia.

Das Geſpräch fiel auf Selbſtkenntniß. „Ich behaupte, der Menſch kann ſich nie ſelbſt kennen lernen, ſich nie rein als Object betrachten. Andre kennen mich beſſer als ich mich ſelbſt. Nur meine Bezüge zur Außenwelt kann ich kennen und richtig würdigen lernen, darauf ſollte man ſich beſchränken. Mit allem Streben nach Selbſtkenntniß, das die Prieſter, das die Moral uns predigen, kommen wir nicht weiter im Leben, gelangen weder zu Reſultaten noch zu wahrer innerer Beſſerung. Doch will ich dieſe Anſicht nicht eben für ein

Evangelium ausgeben. Was ſind travers? Falſche Stellungen zur Außenwelt. Wer hat ſie nicht? Jede Lebensſtufe hat die ihr eignen."

Riemer kam ſpäterhin zu uns. Ich erzählte, Schmidt ſei von Mad. Milder höchſteingenommen, ſie überſteige Alles, was ſeine Phantaſie ſich von einer vollkommenen Sängerin gedacht.

„Ganz natürlich", ſagte Goethe; „denn die Phantaſie kann ſich nie eine Vortrefflichkeit ſo vollkommen denken, als ſie im Individuum wirklich erſcheint. Nur vager, neblicht, unbeſtimmter, grenzenloſer denkt ſie ſich die Phantaſie. Aber niemals in der characteriſtiſchen Vollſtändigkeit der Wirklichkeit. Es erregt mir daher immer Schmerz, wenn man ein wirkliches Kunſt- oder Naturgebilde mit der Vorſtellung vergleicht, die man ſich davon gemacht hatte, und dadurch ſich den reinen Genuß des erſtern verkümmert. Vermag doch unſere Einbildungskraft nicht einmal das Bild eines wirklich geſehenen, ſchönen Gegenſtandes getreu wiederzugeben; immer wird die Vorſtellung etwas Neblichtes, Verſchwimmendes enthalten."

Auf meine Klage, daß dieſe Beſchränkung unſrer Natur uns ſo viel Herrliches entziehe, erwiderte er: „Ei, das iſt ja ein Glück, was würden wir anfangen, wenn alle die unzähligen Empfindungen, die uns z. B. ein Hummelſches Spiel giebt, uns fortwährend blieben? dann würden ja auch die vergangenen Schmerzen immerfort uns peinigen. Seien wir froh, daß für das Gute,

Die Gesellschaft wurde nunmehr ins Schauspielhaus geführt, wozu man eine Scheune eingerichtet hatte, die gleich am Garten lag. Haus und Theater waren, ohne sonderlichen Geschmack, munter und artig genug angelegt. Einer von den Mahlern, die auf der Fabrik arbeiteten, hatte bey dem Theater in der Residenz gehandlangt, und hatte nun Wald, Straße und Zimmer, freylich etwas roh, hingestellt. Das Stück hatten sie von einer herumziehenden Truppe geborgt, und nach ihrer eigenen Weise zurecht geschnitten. So wie es war, unterhielt es. Die Intrigue, daß zwey Liebhaber ein Mädchen ihrem Vormunde und wechselsweise sich selbst entreissen wollen, brachte allerley interessante Situationen hervor. Es war das erste Stück, das unser Freund nach einer so langen Zeit wieder sah; er machte mancherley Betrachtungen; es war voller

Angenehme doch immer noch ziemlich viele Reproductionskraft in uns wohnt.

Das Gespräch fiel wieder auf Alonzo, dessen Pietät und milde Religiosität, ohne Frömmelei, er ungemein hervorhob. Der Frau v. Helvig neueste Uebersetzung schwedischer Gedichte fand ebenfalls seinen großen Beifall, und dann ward Byron's ‚Kain' und ‚Sündfluth' abermals analysirt. „Ich begreife recht, wie ein so großes Genie sich nach so vielen herrlichen Productionen überall emuyiren konnte und daher die griechischen Angelegenheiten nur als einen neuen Zeitvertreib leidenschaftlich ergriff."

Zugleich bat er mich, ihm einen Artikel aus dem Moniteur über ‚Kain' zu übersetzen, um seine eignen Aeußerungen über dieses Werk in Kunst und Alterthum „zu retouchiren". „So oft die Franzosen," setzte er hinzu, „ihre Philisterei aufgeben und wo sie es thun, stehen sie weit über uns im kritischen Urtheil und in der Auffassung origineller Geisteswerke. Interessant ist alles, was uns interessirt."

933.

1824, 16. März.

Mit v. Müller und Soret.

Von 5—7 Uhr war ich bei ihm erst allein, dann mit Soret.

Das Gespräch fiel auf Kirmsens Abgang von der Theater-Intendanz.

„Ei nun," ſagte er, „Kirms hat ſich in einer Zeit Verdienſte erworben, wo es noch galt zu ſparen, mit Wenigem viel zu machen. Ich hatte keinen Heller für meine Direction, ich wendete noch viel Geld daran, die Actenis herauszufüttern und genoß das Vorrecht eines Souverains, generens zu ſein nach Herzensluſt. Ja wir ſind aus einer alten, andern Zeit her und brauchen uns ihrer nicht zu ſchämen.

Heute war ich nach langer Zeit wieder in meinem Parkgarten; gerne würde ich öfter dort verweilen, wenn es nur nicht zu viel Appreheuſion gäbe. Die alten ſelbſtgepflanzten Bäume, die alten Erinnerungen machen mir aber ganz unheimliche Eindrücke. Drei*) ganze Jahre habe ich förmlich dort gewohnt, und bin oft nach der Redoute des Nachts im Tabarro hinausgelaufen. Nie habe ich meine Naturſtudien ſo innig als dort getrieben, die Natur mit ganz andern Augen geſchaut und ſie in jeder Stunde des Tags und der Nacht belauſcht."

Wir kamen auf ſeine Ilmenauer Bergbaurede zu ſprechen und meine Analyſe derſelben an Soret machte ihm Luſt, ſie ſelbſt wieder zu leſen, wiewohl er meinte, daß ich wohl in meine Darlegung vieles aus dem neunzehnten Jahrhundert hineingetragen habe.

„Ich kam höchſt unwiſſend in allen Naturſtudien nach Weimar, und erſt das Bedürfniß, dem Herzog bei

*) In Wahrheit 2 Jahre. (Schr.)

ſeinen mancherlei Unternehmungen, Bauten, Anlagen, praktiſche Rathſchläge geben zu können, trieb mich zum Studium der Natur.

Ilmenau hat mir viele Zeit, Mühe und Geld gekoſtet, dafür habe ich aber auch etwas dabei gelernt und mir eine Anſchauung der Natur erworben, die ich um keinen Preis umtauſchen möchte. Mit allen Naturlehrern und Schriftſtellern getraue ich mir es aufzunehmen; ſie ſcheuen mich auch alle, wenn ſie ſchon oft nicht meiner Meinung ſind."

934.

1824, 22. März.

Mit Edermann.

Mit Goethe vor Tiſche nach ſeinem Garten gefahren.

— — — — — — — — — — —

Die Luft war ſommerartig, angenehm; es wehte ein ſehr linder Südweſtwind. Einzelne kleine Gewitterwolken zogen am heitern Himmel herüber; ſehr hoch bemerkte man ſich auflöſende Cirrusſtreifen. Wir betrachteten die Wolken genau und ſahen, daß ſich die ziehenden geballten der untern Region gleichfalls auflöſten, woraus Goethe ſchloß, daß das Barometer im Steigen begriffen ſein müſſe.

Goethe ſprach darauf ſehr viel über das Steigen und Fallen des Barometers, welches er die „Waſſer-

bejahung" und „Waſſerverneinung" nannte. Er ſprach über das Ein- und Ausathmen der Erde nach ewigen Geſetzen, über eine mögliche Sündfluth bei fortwährender Waſſerbejahung. Ferner: daß jeder Ort ſeine eigene Atmoſphäre habe, daß jedoch in den Barometerſtänden von Europa eine große Gleichheit ſtattfinde. Die Natur ſei incommenſurabel, und bei den großen Irregularitäten ſei es ſehr ſchwer, das Geſetzliche zu finden.

Während er mich ſo über höhere Dinge belehrte, gingen wir in dem breiten Sandwege des Gartens auf und ab. Wir traten in die Nähe des Hauſes, das er ſeinem Diener aufzuſchließen befahl, um mir ſpäter das Innere zu zeigen. Die weißabgetünchten Außenſeiten ſah ich ganz mit Roſenſtöcken umgeben, die, von Spalieren gehalten, ſich bis zum Dache hinaufgerankt hatten. Ich ging um das Haus herum und bemerkte zu meinem beſondern Intereſſe an den Wänden in den Zweigen des Roſengebüſches eine große Zahl mannigfaltiger Vogelneſter, die ſich vom vorigen Sommer her erhalten hatten und jetzt bei mangelndem Laube den Blicken freiſtanden, beſonders Neſter der Hänflinge und verſchiedener Art Grasmücken, wie ſie höher oder niedriger zu bauen Neigung haben.

Goethe führte mich darauf in das Innere des Hauſes, das ich vorigen Sommer zu ſehen verſäumt hatte. Unten fand ich nur ein wohnbares Zimmer, an deſſen Wänden einige Karten und Kupferſtiche hingen,

desgleichen ein farbiges Porträt Goethes in Lebensgröße, und zwar von Meyer gemalt bald nach der Zurückkunft beider Freunde aus Italien. Goethe erscheint hier im kräftigen mittlern Mannesalter, sehr braun und etwas stark. Der Ausdruck des wenig belebten Gesichts ist sehr ernst; man glaubt einen Mann zu sehen, dem die Last künftiger Thaten auf der Seele liegt.

Wir gingen die Treppe hinauf in die obern Zimmer; ich fand deren drei und ein Kabinettchen, aber alle sehr klein und ohne eigentliche Bequemlichkeit. Goethe sagte, daß er in frühern Jahren hier eine ganze Zeit mit Freuden gewohnt und sehr ruhig gearbeitet habe.

Die Temperatur dieser Zimmer war etwas kühl, und wir trachteten wieder nach der milden Wärme im Freien. In dem Hauptwege in der Mittagssonne auf- und abgehend, kam das Gespräch auf die neueste Literatur, auf Schelling und unter andern auch auf einige neue Schauspiele von Platen.

Bald jedoch kehrte unsere Aufmerksamkeit auf die uns umgebende nächste Natur zurück. Die Kaiserkronen und Lilien sproßten schon mächtig, auch kamen die Maiven zu beiden Seiten des Weges schon grünend hervor.

Der obere Theil des Gartens, am Abhange des Hügels, liegt als Wiese mit einzelnen zerstreut stehenden Obstbäumen. Wege schlängeln sich hinauf, längs der Höhe hin und wieder herunter, welches einige

Neigung in mir erregte, mich oben umzuſehen. Goethe ſchritt, dieſe Wege hinanſteigend, mir raſch voran, und ich freute mich über ſeine Rüſtigkeit.

Oben an der Hecke fanden wir eine Pfauhenne, die vom fürſtlichen Park herübergekommen zu ſein ſchien; wobei Goethe mir ſagte, daß er in Sommertagen die Pfauen durch ein beliebtes Futter herüberzulocken und herzugewöhnen pflege.

An der andern Seite den ſich ſchlängelnden Weg herabkommend, fand ich von Gebüſch umgeben einen Stein mit den eingehauenen Verſen des bekannten Gedichts:

Hier im Stillen gedachte der Liebende ſeiner Geliebten —

und ich hatte das Gefühl, daß ich mich an einer klaſſiſchen Stelle befinde.

Ganz nahe dabei kamen wir auf eine Baumgruppe halbwüchſiger Eichen, Tannen, Birken und Buchen. Unter den Tannen fand ich ein herabgeworfenes Gewölle eines Raubvogels; ich zeigte es Goethen, der mir erwiederte, daß er dergleichen an dieſer Stelle häufig gefunden, woraus ich ſchloß, daß dieſe Tannen ein beliebter Aufenthalt einiger Eulen ſein mögen, die in dieſer Gegend häufig gefunden werden.

Wir traten um die Baumgruppe herum und befanden uns wieder an dem Hauptwege in der Nähe des Hauſes. Die ſoeben umſchrittenen Eichen, Tannen, Birken und Buchen, wie ſie untermiſcht ſtehen, bilden hier einen Halbkreis, den innern Raum grottenartig

überwölbend, worin wir uns auf kleinen Stühlen ſetzten, die einen runden Tiſch umgaben. Die Sonne war ſo mächtig, daß der geringe Schatten dieſer blätterloſen Bäume bereits als eine Wohlthat empfunden ward. „Bei großer Sommerhitze," ſagte Goethe, „weiß ich keine beſſere Zuflucht als dieſe Stelle. Ich habe die Bäume vor vierzig Jahren alle eigenhändig gepflanzt, ich habe die Freude gehabt, ſie heranwachſen zu ſehen, und genieße nun ſchon ſeit geraumer Zeit die Erquickung ihres Schattens. Das Laub dieſer Eichen und Buchen iſt der mächtigſten Sonne undurchdringlich; ich ſitze hier gern an warmen Sommertagen nach Tiſche, wo denn auf dieſen Wieſen und auf dem ganzen Park umher oft eine Stille herrſcht, von der die Alten ſagen würden: daß der Pan ſchlafe."

Indeſſen hörten wir es in der Stadt zwei Uhr ſchlagen und fuhren zurück.

935.

1824, 24. März

Mit v. Müller

„Es iſt doch beſſer ſchlechtes Wetter, als gar keines," ſoll Prinz Auguſt von Gotha einſt geſagt haben. Dies war heute ein Haupttext der Goethe'ſchen Unterhaltung.

Er ſagte, dieſer Spruch falle ihm immer ein, wenn er ſich über etwas Unvollkommenes ärgere.

So über die ſchlechte Außenſeite der hieſigen Bibliothek. Nie habe er ein Wort darüber verloren, ob er wohl kaum zweifle, daß es ihm leicht geweſen ſein würde, den Fürſten zur Abhülfe des Übelſtandes zu vermögen.

Schon Schiller habe 1802 an Humboldt geſchrieben: „wenn Goethe nur einen Funken Glauben hätte, ſo würden manche Sachen hier ſich beſſern laſſen ꝛc.“

Viel wurde über die Jubelfeier des Großherzogs geſprochen, beſonders über die zu ſchlagende Medaille; Goethes Neigung zum Regiren und ſeine ungläubige Neutralität traten wieder recht entſchieden hervor. Eine untergehende Sonne über einem Meere, ſagte er mit der Legende: „Auch im Untergehen bleibt ſie dieſelbe“ (nach Nonnus)*), wäre ein für allemal das großartigſte Symbol, aber wer wollte dazu rathen?

Überhaupt war er heute in jener bitter humoriſtiſchen Stimmung und ſophiſtiſchen Widerſpruchsart, die man ſo ungern zuweilen an ihm wahrnimmt. Über Gruithuſens Behauptung im Monde eine Feſtung entdeckt zu haben, gerieth er ganz außer ſich.

„Den Unſinn verbreitet, offenbare Irrthümer als

*) Von Nonnus iſt der gemeinte Pentameter:

ΛΥΟΜΕΝΟΣ ΓΑΡ, ΟΜΩΣ ΗΛΙΟΣ ΕΣΤΙΝ ΕΤΙ

nicht, ſondern er ſteht in der im Jahre 1817 erſchienenen, Goethe gewidmeten Schrift des ſpätern Grafen Uwarow: Nonnus von Panopolis der Dichter (St. Petersburg 1817). Wieder gedruckt in den Études de Philologie et de Critique 1843 pag. 169 sq.

baare Wahrheit ausgegeben zu ſehen, iſt das Schrecklichſte, was einem Vernünftigen begegnen kann. So iſt aber die liebe Menſchheit. Indeß muß ſie Gott wohl nicht anders haben wollen, ſonſt hätte er anders mit ihr angefangen."

936.

1824, 30. März.

Mit Ekermann.

Abends bei Goethe. Ich war allein mit ihm. Wir ſprachen vielerlei und tranken eine Flaſche Wein dazu. Wir ſprachen über das franzöſiſche Theater im Gegenſatze zum deutſchen.

„Es wird ſchwer halten," ſagte Goethe, „daß das deutſche Publicum zu einer Art von reinem Urtheil komme, wie man es etwa in Italien und Frankreich findet. Und zwar iſt uns beſonders hinderlich, daß auf unſern Bühnen alles durcheinander gegeben wird. An derſelbigen Stelle, wo wir geſtern den ‚Hamlet' ſahen, ſehen wir heute den ‚Staberle', und wo uns morgen die ‚Zauberflöte' entzückt, ſollen wir übermorgen an den Späßen des ‚Neuen Sonntagskinds' Gefallen finden. Dadurch entſteht beim Publicum eine Confuſion im Urtheil, eine Vermengung der verſchiedenen Gattungen, die es nie gehörig ſchätzen und begreifen lernt. Und dann hat jeder ſeine individuellen Forderungen und ſeine perſönlichen Wünſche, mit denen

er ſich wieder nach der Stelle wendet, wo er ſie realiſirt fand. An demſelbigen Baum, wo er heute Feigen gepflückt, will er ſie morgen wieder pflücken, und er würde ein ſehr verdrießliches Geſicht machen, wenn etwa über Nacht Schlehen gewachſen wären. Iſt aber jemand Freund von Schlehen, der wendet ſich an die Dornen.

Schiller hatte den guten Gedanken, ein eigenes Haus für die Tragödie zu bauen, auch jede Woche ein Stück bloß für Männer zu geben. Allein dies ſetzte eine ſehr große Reſidenz voraus und war in unſern kleinen Verhältniſſen nicht zu realiſiren."

Wir ſprachen über die Stücke von Iffland und Kotzebue, die Goethe in ihrer Art ſehr hoch ſchätzte. „Eben aus dem gedachten Fehler," ſagte er, „daß niemand die Gattungen gehörig unterſcheidet, ſind die Stücke jener Männer oft ſehr ungerechterweiſe getadelt worden. Man kann aber lange warten, ehe ein paar ſo populäre Talente wiederkommen."

Ich lobte Iffland's „Hageſtolzen", die mir von der Bühne herunter ſehr wohl gefallen hatten. „Es iſt ohne Frage Iffland's beſtes Stück," ſagte Goethe; „es iſt das einzige, wo er aus der Proſa ins Idelle geht."

Er erzählte mir darauf von einem Stück, welches er mit Schiller als Fortſetzung der „Hageſtolzen" gemacht, aber nicht geſchrieben, ſondern blos geſprächsweiſe gemacht. Goethe entwickelte mir die Handlung

Handlung, aber ohne Schilderung wahrer Charactere. Es gefiel und ergötzte. So sind die Anfänge aller Schauspielkunst. Der rohe Mensch ist zufrieden, wenn er nur etwas vorgehen sieht; der gebildete will empfinden, und Nachdenken ist nur dem ganz ausgebildeten angenehm.

Den Schauspielern hätte er hie und da gerne nachgeholfen; denn es fehlte nur wenig, so hätten sie um vieles besser seyn können.

In seinen stillen Betrachtungen störte ihn der Tabacksdampf, der immer stärker und stärker wurde. Der Oberforstmeister hatte bald nach Anfang des Stücks seine Pfeife angezündet, und nach und nach nahmen sich mehrere diese Freyheit heraus. Auch machten die großen Hunde dieses Herrn schlimme Auftritte. Man hatte sie zwar ausgesperrt; allein sie fanden bald den Weg zur Hinter-

Scene für Scene; es war ſehr artig und heiter, und ich hatte daran große Freude.

Goethe ſprach darauf über einige neue Schauſpiele von Platen. „Man ſieht," ſagte er, „an dieſen Stücken die Einwirkung Calderons. Sie ſind durchaus geiſtreich und in gewiſſer Hinſicht vollendet, allein es fehlt ihnen ein ſpecifiſches Gewicht, eine gewiſſe Schwere des Gehalts. Sie ſind nicht der Art, um im Gemüth des Leſers ein tiefes und nachwirkendes Intereſſe zu erregen, vielmehr berühren ſie die Saiten unſers Innern nur leicht und vorübereilend. Sie gleichen dem Kork, der auf dem Waſſer ſchwimmend keinen Eindruck macht, ſondern von der Oberfläche ſehr leicht getragen wird. Der Deutſche verlangt einen gewiſſen Ernſt, eine gewiſſe Größe der Geſinnung, eine gewiſſe Fülle des Innern, weshalb denn auch Schiller von allen ſo hoch gehalten wird. Ich zweifle nun keineswegs an Platens ſehr tüchtigem Character, allein das kommt, wahrſcheinlich aus einer abweichenden Kunſtanſicht, hier nicht zur Erſcheinung. Er entwickelt eine reiche Bildung, Geiſt, treffenden Witz und ſehr viele künſtleriſche Vollendung, allein damit iſt es, beſonders bei uns Deutſchen, nicht gethan.

Überhaupt: der perſönliche Character des Schriftſtellers bringt ſeine Bedeutung beim Publicum hervor, nicht die Künſte ſeines Talents. Napoleon ſagte von Corneille: ‚S'il vivait, je le ferais Prince' — und er las ihn nicht. Den Racine las er, aber von dieſem

ſagte er es nicht. Deshalb ſteht auch der Lafontaine bei den Franzoſen in ſo hoher Achtung, nicht ſeines poetiſchen Verdienſtes wegen, ſondern wegen der Großheit ſeines Characters, der aus ſeinen Schriften hervorgeht."

Wir kamen ſodann auf die ‚Wahlverwandtſchaften' zu reden, und Goethe erzählte mir von einem durchreiſenden Engländer, der ſich ſcheiden laſſen wolle, wenn er nach England zurückkäme. Er lachte über ſolche Thorheit und erwähnte mehrere Beiſpiele von Geſchiedenen, die nachher doch nicht hätten voneinander laſſen können.

„Der ſelige Reinhard in Dresden," ſagte er, „wunderte ſich oft über mich, daß ich in Bezug auf die Ehe ſo ſtrenge Grundſätze habe, während ich doch in allen übrigen Dingen ſo läßlich denke."

Dieſe Äußerung Goethes war mir aus dem Grunde merkwürdig, weil ſie ganz entſchieden an den Tag legt, wie er es mit jenem ſo oft gemißdeuteten Romane eigentlich gemeint hat.

Wir ſprachen darauf über Tieck und deſſen perſönliche Stellung zu Goethe.

„Ich bin Tieck herzlich gut," ſagte Goethe, „und er iſt auch im ganzen ſehr gut gegen mich geſinnt; allein es iſt in ſeinem Verhältniß zu mir doch etwas, wie es nicht ſein ſollte. Und zwar bin ich daran nicht ſchuld, und er iſt es auch nicht, ſondern es hat ſeine Urſachen anderer Art.

Als nämlich die Schlegel anfingen bedeutend zu werden, war ich ihnen zu mächtig, und um mich zu balanciren, mußten ſie ſich nach einem Talent umſehen, das ſie mir entgegenſtellten. Ein ſolches fanden ſie in Tieck, und damit er mir gegenüber in den Augen des Publicums genugſam bedeutend erſcheine, ſo mußten ſie mehr aus ihm machen, als er war. Dieſes ſchadete unſerm Verhältniß; denn Tieck kam dadurch zu mir, ohne es ſich eigentlich bewußt zu werden, in eine ſchiefe Stellung.

Tieck iſt ein Talent von hoher Bedeutung, und es kann ſeine außerordentlichen Verdienſte niemand beſſer erkennen als ich ſelber; allein wenn man ihn über ihn ſelbſt erheben und mir gleichſtellen will, ſo iſt man im Irrthum. Ich kann dieſes gerade herausſagen, denn was geht es mich an, ich habe mich nicht gemacht. Es wäre ebenſo, wenn ich mich mit Shakeſpeare vergleichen wollte, der ſich auch nicht gemacht hat und der doch ein Weſen höherer Art iſt, zu dem ich hinaufblicke und das ich zu verehren habe."

Goethe war dieſen Abend beſonders kräftig, heiter und aufgelegt. Er holte ein Manuſcript ungedruckter Gedichte herbei, woraus er mir vorlas. Es war ein Genuß ganz einziger Art, ihm zuzuhören, denn nicht allein daß die originelle Kraft und Friſche der Gedichte mich in hohem Grade anregte, ſondern Goethe zeigte ſich auch beim Vorleſen von einer mir bisher unbekannten, höchſt bedeutenden Seite. Welche Mannig-

faltigkeit und Kraft der Stimme! Welcher Ausdruck und welches Leben des großen Gesichts voller Falten! Und welche Augen!

937.

1824, 3. April.

Mit v. Müller und Riemer.

Von $6^1/_2$—$8^1/_2$ war ich mit Riemer bei ihm. Er dankte sehr für Mittheilungen interessanter Pariser Blätter, verbat sie sich aber doch, weil sie ihn zu sehr zerstreuten und gleichwohl nicht genug förderten. Quatremère de Quincy, sagte er, hat im richtigen Gefühl, daß die gewöhnliche Nachahmungstheorie falsch sei, eine Formel gesucht, aber die richtige nicht gefunden.

Die Nachahmung der Natur durch die Kunst ist um so glücklicher, je tiefer das Object in den Künstler eingedrungen und je größer und tüchtiger seine Individualität selbst ist. Ehe man andern etwas darstellt, muß man den Gegenstand erst in sich selbst neu producirt haben.

Darauf kam er auf Geh. Rath Wolf zu sprechen. „Dieser Freund ist," äußerte er, „oft der unverträglichste, unleidlichste aller Sterblichen durch sein ewiges Regiren, deßhalb bin ich so oft mit ihm zerfallen. Wenn er kommt, ist es als wenn ein beißiger Hund, ein reißendes Ungethüm ins Haus träte. Ich kann wohl auch

beſtialiſch ſein und verſtehe mich gar ſehr darauf; aber es iſt doch verdrießlich, die rauhe Seite herauskehren zu müſſen. Oft hatte ich etwas von ihm gelernt; wenn ich es nach zwei Tagen wieder vorbrachte, behandelte er es wie die größte Abſurdität. Einſt war ich mit ihm im Bade zu Teunſtedt, als mein Geburtstag herannahte, da betrog ich ihn um einen ganzen Tag im Kalender und machte, daß er am 27. Auguſt abreiſte; denn mir war Angſt, er würde mir an meinem Geburtstage ableugnen, daß ich geboren ſei.“ Bitter klagte er über den geſtörten häuslichen Frieden durch Ulrikens höchſt bedenklichen Unfall. Doch wer nicht verzweifeln kann, muß nicht leben; nur feige ſich ergeben, ſei ihm das Verhaßteſte. „Ich will nicht hoffen und fürchten, wie ein gemeiner Philiſter,“ ſetzte er hinzu; „daher iſt das Geſchwätz der Ärzte und ihr Tröſten mir am allermeiſten zuwider.“

Klinger's Erklärung*) in den öffentlichen Blättern gegen Glower zu Gunſten Goethes freute ihn ſehr. Er verglich ſie mit Hutten's Schrift „Epistolae obscurorum virorum“ zu Gunſten Reuchlin's. Großes Lob ſpendete er Wieland's ſchönen Billets, die er mir leſen zu laſſen verſprach.

*) Sie bezieht ſich auf die pſeudonyme Schrift „Goethe als Menſch und Schriftſteller“. Eine Erklärung Klinger's ſteht z. B. in der Abendzeitung 1824 Nr. 81.

938.

1824, 14. April.

Mit Eckermann u. a.

Um 1 Uhr mit Goethe ſpazieren gefahren. Wir ſprachen über den Stil verſchiedener Schriftſteller.

„Den Deutſchen," ſagte Goethe, „iſt imganzen die philoſophiſche Speculation hinderlich, die in ihren Stil oft ein unſinnliches, unfaßliches, breites und ausdröſelndes Weſen hineinbringt. Je näher ſie ſich gewiſſen philoſophiſchen Schulen hingegeben, deſto ſchlechter ſchreiben ſie. Diejenigen Deutſchen aber, die als Geſchäfts- und Lebensmenſchen blos aufs Praktiſche gehen, ſchreiben am beſten. So iſt Schiller's Stil am prächtigſten und wirkſamſten, ſobald er nicht philoſophirt, wie ich noch heute an ſeinen höchſt bedeutenden Briefen geſehen, mit denen ich mich gerade beſchäftige.

Gleicherweiſe giebt es unter deutſchen Frauenzimmern geniale Weſen, die einen ganz vortrefflichen Stil ſchreiben, ſodaß ſie ſogar manche unſerer geprieſenen Schriftſteller darin übertreffen.

Die Engländer ſchreiben in der Regel alle gut, als geborene Redner und als praktiſche, auf das Reale gerichtete Menſchen.

Die Franzoſen verleugnen ihren allgemeinen Character auch in ihrem Stil nicht. Sie ſind geſelliger Natur und vergeſſen als ſolche nie das Publicum, zu dem ſie reden; ſie bemühen ſich klar zu ſein, um

ihren Leſer zu überzeugen, und anmuthig, um ihm zu gefallen.

Im ganzen iſt der Stil eines Schriftſtellers ein treuer Abdruck ſeines Innern: will jemand einen klaren Stil ſchreiben, ſo ſei es ihm zuvor klar in ſeiner Seele; und will jemand einen großartigen Stil ſchreiben, ſo habe er einen großartigen Character."

Goethe ſprach darauf über ſeine Gegner, und daß dieſes Geſchlecht nie ausſterbe. „Ihre Zahl iſt Legion," ſagte er, „doch iſt es nicht unmöglich, ſie einigermaßen zu klaſſificiren.

Zuerſt nenne ich meine Gegner aus Dummheit; es ſind ſolche, die mich nicht verſtanden und die mich tadelten ohne mich zu kennen. Die anſehnliche Maſſe hat mir in meinem Leben viele Langeweile gemacht; doch es ſoll ihnen verziehen ſein, denn ſie wußten nicht was ſie thaten.

Eine zweite große Menge bilden ſodann meine Neider. Dieſe Leute gönnen mir das Glück und die ehrenvolle Stellung nicht, die ich durch mein Talent mir erworben. Sie zerren an meinem Ruhm und hätten mich gern vernichtet. Wäre ich unglücklich und elend, ſo würden ſie aufhören.

Ferner kommt eine große Anzahl derer, die aus Mangel an eigenem Succeß meine Gegner geworden. Es ſind begabte Talente darunter, allein ſie können mir nicht verzeihen, daß ich ſie verdunkele.

Viertens nenne ich meine Gegner aus Gründen;

denn da ich ein Menſch bin und als ſolcher menſchliche Fehler und Schwächen habe, ſo können auch meine Schriften davon nicht frei ſein. Da es mir aber mit meiner Bildung ernſt war und ich an meiner Veredlung unabläſſig arbeitete, ſo war ich im beſtändigen Fortſtreben begriffen, und es ereignete ſich oft, daß ſie mich wegen eines Fehlers tadelten, den ich längſt abgelegt hatte. Dieſe Guten haben mich am wenigſten verletzt; ſie ſchoſſen nach mir, wenn ich ſchon meilenweit von ihnen entfernt war. Überhaupt war ein abgemachtes Werk mir ziemlich gleichgültig; ich beſaßte mich nicht weiter damit und dachte ſogleich an etwas Neues.

Eine fernere große Maſſe zeigte ſich als meine Gegner aus abweichender Denkungsweiſe und verſchiedenen Anſichten. Man ſagt von den Blättern eines Baumes, daß deren kaum zwei vollkommen gleich befunden werden, und ſo möchten ſich auch unter tauſend Menſchen kaum zwei finden, die in ihrer Geſinnungs- und Denkungsweiſe vollkommen harmoniren. Setze ich dieſes voraus, ſo ſollte ich mich billig weniger darüber wundern, daß die Zahl meiner Widerſacher ſo groß iſt, als vielmehr darüber, daß ich noch ſo viele Freunde und Anhänger habe. Meine ganze Zeit wich von mir ab, denn ſie war ganz in ſubjectiver Richtung begriffen, während ich in meinem objectiven Beſtreben im Nachtheile und völlig allein ſtand.

Schiller hatte in dieſer Hinſicht vor mir große

Avantagen. Ein wohlmeinender General gab mir daher einſt nicht undeutlich zu verſtehen, ich möchte es doch machen wie Schiller. Darauf ſetzte ich ihm Schiller's Verdienſte erſt recht auseinander; denn ich kannte ſie doch beſſer als er. Ich ging auf meinem Wege ruhig fort, ohne mich um den Succeß weiter zu bekümmern, und von allen meinen Gegnern nahm ich ſo wenige Notiz als möglich."

Wir fuhren zurück und waren darauf bei Tiſche ſehr heiter. Frau von Goethe erzählte viel von Berlin, woher ſie vor kurzem gekommen; ſie ſprach mit beſonderer Wärme von der Herzogin von Cumberland, die ihr viel Freundliches erwieſen. Goethe erinnerte ſich dieſer Fürſtin, die als ſehr junge Prinzeß eine Zeitlang bei ſeiner Mutter gewohnt, mit beſonderer Neigung.

939.

1824, 19. April

Mittag bei Goethe.

Der größte Philologe unſerer Zeit, Friedrich Auguſt Wolf aus Berlin, iſt hier, auf ſeiner Durchreiſe nach dem ſüdlichen Frankreich begriffen. Goethe gab ihm zu Ehren heute ein Diner, wobei von weimariſchen Freunden Generalſuperintendent Röhr, Kanzler von Müller, Oberbaudirector Coudray, Profeſſor Riemer und Hofrath Rehbein außer mir [Eckermann] anweſend

waren. Über Tiſche ging es äußerſt heiter zu: Wolf gab manchen geiſtreichen Einfall zum beſten; Goethe, in der anmuthigſten Laune, ſpielte immer den Gegner. „Ich kann mit Wolf nicht anders auskommen," ſagte Goethe mir ſpäter, „als daß ich immer als Mephiſtopheles gegen ihn agire. Auch geht er ſonſt mit ſeinen innern Schätzen nicht hervor."

Die geiſtreichen Scherze über Tiſche waren zu flüchtig und zu ſehr die Frucht des Augenblicks, als daß man ſich ihrer hätte bemächtigen können. Wolf war in witzigen und ſchlagenden Antworten und Wendungen ſehr groß, doch kam es mir vor, als ob Goethe dennoch eine gewiſſe Superiorität über ihn behauptet hätte.

b.

Heute waren Geheimer Rath Wolf, Röhr, Coudray und Rehbein zum Diner bei Goethe. Letzterer war heiter und ironiſch, während Wolf weit ſanfter, doch voll beißender Wortſpiele war. Als Wolf das Berliner Theater tadelte, ſagte Goethe: „Zu den Kirſchen muß man nur Kinder und Sperlinge ſchicken."

c.

Grade am zweiten Feſttage, wo mir [F. A. Wolf] Goethe eine große Mittagsgeſellſchaft eingeladen hatte, gerieth er, der mit Reden zu aller Erſtaunen unerſchöpflich war, über Ihre [Varnhagen v. Enſe's „Biographiſchen] Denkmale", die man in Weimar noch

thüre herein, liefen auf das Theater, rannten wider die Acteurs, und gesellten sich endlich durch einen Sprung über das Orchester zu ihrem Herrn, der den ersten Platz im Parterr eingenommen hatte.

Zum Nachspiel ward ein Opfer dargebracht. Ein Portrait, das den Alten in seinem Bräutigamskleide vorstellte, stand auf einem Altar mit Kränzen behangen. Alle Schauspieler huldigten ihm in demuthsvollen Stellungen. Das jüngste Kind trat, weiß gekleidet, hervor, und hielt eine Rede in Versen, wodurch die ganze Familie und sogar der Oberforstmeister, der sich dabey an seine Kinder erinnerte, zu Thränen bewegt wurde. So endigte sich das Stück, und Wilhelm konnte nicht umhin, das Theater zu besteigen, die Actricen in der Nähe zu besehen, sie wegen ihres Spiels zu loben, und ihnen auf die Zukunft einigen Rath zu geben.

wenig zu kennen ſchien und pries ſie ſo aus dem Buſch, daß der Superintendent Röhr neben mir blaß und erſchrocken ward, ſie noch nicht geſehen zu haben. . . . In gewiſſer Hinſicht, ſagte Goethe, hätten Sie etwas Ultra-Plutarchiſches damit geliefert; das Plutarchiſche Parallele zöge ſich ohnehin durch die drei gewaltigen Kerle [Graf Bückeburg, Graf Schulenburg und Baron Neuhof] fein durch. Auch Stil und Ausdruck wurden hochbelobt, und beſonders gefiel ihm die letzte Periode des Schlußſtücks. Aber das alles iſt blos Einzelheit: er konnte nicht aufhören zu preiſen, und billig hätten Ihnen gegen 4 Uhr den 19. April die Ohren tüchtig klingen ſollen. Nach geſchloſſenem Panegyrikus bekam denn auch Ihr lieber Nachbar Stredfuß einige laudes über ſeine Überſetzungen und auch die kleinern eignen Gedichte.

940.

1824, 21. April.

Mit v. Müller und Wolf.

Mit Wolf machte ich Beſuch bei Goethe, der heute ſehr launig war und Wolfen ironiſirte. „Ihr Diätfehler iſt gar nicht ſchuld an Ihrem Übelſein; es iſt ein bloßer Ausfluß Ihrer Höflichkeit, weil Sie zu Hofe geweſen und den Großherzog nicht herab zu ſich in den Schloßhof beſtellt haben. Überhaupt geht die Krankheit dem Menſchen gar nichts an, er muß ſie ignoriren, nur die Geſundheit verdient remarquirt zu werden.“

941.

1824, 2. Mai.

Mit Eckermann.

Goethe machte mir Vorwürfe, daß ich eine hieſige angeſehene Familie nicht beſucht. „Sie hätten," ſagte er, „im Laufe des Winters dort manchen genußreichen Abend verleben, auch die Bekanntſchaft manches bedeutenden Fremden dort machen können; das iſt Ihnen nun, Gott weiß durch welche Grille, alles verloren gegangen."

„„Bei meiner erregbaren Natur,"" antwortete ich, „„und bei meiner Dispoſition, vielſeitig Intereſſe zu nehmen und in fremde Zuſtände einzugehen, hätte mir nichts läſtiger und verderblicher ſein können als eine zu große Fülle neuer Eindrücke. Ich bin nicht zu Geſellſchaften erzogen und nicht darin hergekommen. Meine frühern Lebenszuſtände waren der Art, daß es mir iſt als hätte ich erſt ſeit der kurzen Zeit zu leben angefangen, die ich in Ihrer Nähe bin. Nun iſt mir alles neu. Jeder Theaterabend, jede Unterredung mit Ihnen macht in meinem Innern Epoche. Was an anders cultivirten und anders gewöhnten Perſonen gleichgültig vorübergeht, iſt bei mir im höchſten Grade wirkſam, und da die Begier mich zu belehren groß iſt, ſo ergreift meine Seele alles mit einer gewiſſen Energie und ſaugt daraus ſo viele Nahrung als möglich. Bei ſolcher Lage meines Innern hatte ich daher im Laufe des letzten

Winters am Theater und dem Verkehr mit Ihnen vollkommen genug, und ich hätte mich nicht neuen Bekanntſchaften und anderm Umgange hingeben können, ohne mich im Innerſten zu zerſtören.““

„Ihr ſeid ein wunderlicher Chriſt,“ ſagte Goethe lachend; „thut was Ihr wollt, ich will Euch gewähren laſſen.“

„„Und dann,““ fuhr ich fort, „„trage ich in die Geſellſchaft gewöhnlich meine perſönlichen Neigungen und Abneigungen und ein gewiſſes Bedürfniß zu lieben und geliebt zu werden. Ich ſuche eine Perſönlichkeit, die meiner eigenen Natur gemäß ſei; dieſer möchte ich mich gern hingeben und mit den andern nichts zu thun haben.“

„Dieſe Ihre Naturtendenz,“ erwiederte Goethe, „iſt freilich nicht geſelliger Art; allein was wäre alle Bildung, wenn wir unſere natürlichen Richtungen nicht wollten zu überwinden ſuchen! Es iſt eine große Thorheit, zu verlangen, daß die Menſchen zu uns harmoniren ſollen. Ich habe es nie gethan. Ich habe einen Menſchen immer nur als ein für ſich beſtehendes Individuum angeſehen, das ich zu erforſchen und das ich in ſeiner Eigenthümlichkeit kennen zu lernen trachtete, wovon ich aber durchaus keine weitere Sympathie verlangte. Dadurch habe ich es nun dahin gebracht, mit jedem Menſchen umgehen zu können, und dadurch allein entſteht die Kenntniß mannigfaltiger Charactere ſowie die nöthige Gewandtheit im Leben. Denn gerade bei widerſtrebenden

Naturen muß man ſich zuſammennehmen, um mit ihnen durchzukommen, und dadurch werden alle die verſchiedenen Seiten in uns angeregt und zur Entwickelung und Ausbildung gebracht, ſodaß man ſich denn bald jedem Vis-à-vis gewachſen fühlt. So ſollen Sie es auch machen. Sie haben dazu mehr Anlage, als Sie ſelber glauben; und das hilft nun einmal nichts: Sie müſſen in die große Welt hinein, Sie mögen ſich ſtellen wie Sie wollen."

Ich merkte mir dieſe guten Worte und nahm mir vor, ſoviel wie möglich danach zu handeln.

Gegen Abend hatte Goethe mich zu einer Spazierfahrt einladen laſſen. Unſer Weg ging durch Oberweimar über die Hügel, wo man gegen Weſten die Anſicht des Parks hat. Die Bäume blühten, die Birken waren ſchon belaubt und die Wieſen durchaus ein grüner Teppich, über welche die ſinkende Sonne herſtreifte. Wir ſuchten maleriſche Gruppen und konnten die Augen nicht genug aufthun. Es ward bemerkt, daß weißblühende Bäume nicht zu malen, weil ſie kein Bild machen, ſowie daß grünende Birken nicht im Vordergrunde eines Bildes zu gebrauchen, indem das ſchwache Laub dem weißen Stamme nicht das Gleichgewicht zu halten vermöge; es bilde keine großen Partien, die man durch mächtige Licht- und Schattenmaſſen herausheben könne. „Ruysdael," ſagte Goethe, „hat daher nie belaubte Birken in den Vordergrund geſtellt, ſondern bloße Birkenſtämme, abgebrochene, die kein Laub

haben. Ein ſolcher Stamm paßt vortrefflich in den Vordergrund; denn ſeine helle Geſtalt tritt auf das mächtigſte heraus."

Wir, ſprachen ſodann, nach flüchtiger Berührung anderer Gegenſtände, über die falſche Tendenz ſolcher Künſtler, welche die Religion zur Kunſt machen wollen, während ihnen die Kunſt Religion ſein ſollte. „Die Religion," ſagte Goethe, „ſteht in demſelbigen Verhältniß zur Kunſt wie jedes andere höhere Lebensintereſſe auch. Sie iſt blos als Stoff zu betrachten, der mit allen übrigen Lebensſtoffen gleiche Rechte hat. Auch ſind Glaube und Unglaube durchaus nicht diejenigen Organe, mit welchen ein Kunſtwerk aufzufaſſen iſt, vielmehr gehören dazu ganz andere menſchliche Kräfte und Fähigkeiten. Die Kunſt aber ſoll für diejenigen Organe bilden, mit denen wir ſie auffaſſen; thut ſie das nicht, ſo verfehlt ſie ihren Zweck und geht ohne die eigentliche Wirkung an uns vorüber. Ein religiöſer Stoff kann indeß gleichfalls ein guter Gegenſtand für die Kunſt ſein, jedoch nur in dem Falle, wenn er allgemein menſchlich iſt. Deshalb iſt eine Jungfrau mit dem Kinde ein durchaus guter Gegenſtand, der hundertmal behandelt worden und immer gern wieder geſehen wird."

Wir waren indeß um das Gehölz, das Webicht, gefahren und bogen in der Nähe von Tiefurt in den Weg nach Weimar zurück, wo wir die untergehende Sonne im Anblick hatten. Goethe war eine Weile in

Gedanken verloren, dann ſprach er zu mir die Worte eines Alten:

Untergehend ſogar iſt's immer dieſelbige Sonne.

„Wenn einer fünfundſiebzig Jahre alt iſt," fuhr er darauf mit großer Heiterkeit fort, „kann es nicht fehlen, daß er mitunter an den Tod denke. Mich läßt dieſer Gedanke in völliger Ruhe, denn ich habe die feſte Überzeugung, daß unſer Geiſt ein Weſen iſt ganz unzerſtörbarer Natur, es iſt ein fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit, es iſt der Sonne ähnlich, die blos unſern irdiſchen Augen unterzugehen ſcheint, die aber eigentlich nie untergeht, ſondern unaufhörlich fortleuchtet."

Die Sonne war indeß hinter dem Ettersberge hinabgegangen; wir ſpürten in dem Gehölz einige Abendkühle und fuhren deſto raſcher in Weimar hinein und an ſeinem Hauſe vor. Goethe bat mich, noch ein wenig mit hinaufzukommen, welches ich that. Er war in äußerſt guter, liebenswürdiger Stimmung. Er ſprach darauf beſonders viel über die Farbenlehre, über ſeine verſtockten Gegner, und daß er das Bewußtſein habe, in dieſer Wiſſenſchaft etwas geleiſtet zu haben.

„Um Epoche in der Welt zu machen," ſagte er bei dieſer Gelegenheit, „dazu gehören bekanntlich zwei Dinge: erſtens daß man ein guter Kopf ſei, und zweitens daß man eine große Erbſchaft thue. Napoleon erbte die franzöſiſche Revolution, Friedrich der Große den ſchleſiſchen Krieg, Luther die Finſterniß der Pfaffen, und mir iſt der Irrthum der Newton'ſchen Lehre zutheil

geworden. Die gegenwärtige Generation hat zwar keine Ahnung, was hierin von mir geleiſtet worden; doch künftige Zeiten werden geſtehen, daß mir keineswegs eine ſchlechte Erbſchaft zugefallen."

Goethe hatte mir heute früh ein Convolut Papiere in Bezug auf das Theater zugeſendet; beſonders fand ich darin zerſtreute einzelne Bemerkungen, die Regeln und Studien enthaltend, die er mit Wolff und Grüner durchgemacht, um ſie zu tüchtigen Schauſpielern zu bilden. Ich fand dieſe Einzelheiten von Bedeutung und für junge Schauſpieler in hohem Grade lehrreich, weshalb ich mir vornahm, ſie zuſammenzuſtellen und daraus eine Art von Theaterkatechismus zu bilden. Goethe billigte dieſes Vorhaben, und wir ſprachen die Angelegenheit weiter durch. Dies gab Veranlaſſung, einiger bedeutender Schauſpieler zu gedenken, die aus ſeiner Schule hervorgegangen, und ich fragte bei dieſer Gelegenheit unter andern auch nach der Frau von Heygendorff. „Ich mag auf ſie gewirkt haben," ſagte Goethe, „allein meine eigentliche Schülerin iſt ſie nicht. Sie war auf den Brettern wie geboren und gleich in allem ſicher und entſchieden, gewandt und fertig wie die Ente auf dem Waſſer. Sie bedurfte meiner Lehre nicht, ſie that inſtinktmäßig das Rechte, vielleicht ohne es ſelber zu wiſſen."

Wir ſprachen darauf über die manchen Jahre ſeiner Theaterleitung, und welche unendliche Zeit er damit für ſein ſchriftſtelleriſches Wirken verloren. „Freilich,"

ſagte Goethe, „ich hätte indeß manches gute Stück ſchreiben können, doch wenn ich es recht bedenke, gereut es mich nicht. Ich habe all mein Wirken und Leiſten immer nur ſymboliſch angeſehen, und es iſt mir im Grunde ziemlich gleichgültig geweſen, ob ich Töpfe machte oder Schüſſeln.“

942.

1824, 5. Mai.

Mit Eckermann.

Die Papiere, welche die Studien enthalten, die Goethe mit den Schauſpielern Wolff und Grüner gemacht, haben mich dieſe Tage lebhaft beſchäftigt, und es iſt mir gelungen, dieſe höchſt zerſtückelten Notizen in eine Art Form zu bringen, ſodaß daraus etwas entſtanden iſt, das wohl für den Anfang eines Katechismus für Schauſpieler gelten könnte.

Ich ſprach heute mit Goethe über dieſe Arbeit, und wir gingen die einzelnen Gegenſtände durch. Beſonders wichtig wollte uns erſcheinen, was über die Ausſprache und Ablegung von Provinzialismen angedeutet worden.

„Ich habe in meiner langen Praxis,“ ſagte Goethe, „Anfänger aus allen Gegenden Deutſchlands kennen gelernt. Die Ausſprache der Norddeutſchen ließ im ganzen wenig zu wünſchen übrig; ſie iſt rein und kann in mancher Hinſicht als muſterhaft gelten. Dagegen

habe ich mit geborenen Schwaben, Öſterreichern und Sachſen oft meine Noth gehabt. Auch Eingeborene unſerer lieben Stadt Weimar haben mir viel zu ſchaffen gemacht. Bei dieſen entſtehen die lächerlichſten Mißgriffe daraus, daß ſie in den hieſigen Schulen nicht angehalten werden, das B vom P und das D vom T durch eine markirte Ausſprache ſtark zu unterſcheiden. Man ſollte kaum glauben, daß ſie B, P, D und T überhaupt für vier verſchiedene Buchſtaben halten, denn ſie ſprechen nur immer von einem weichen und einem harten B und von einem weichen und einem harten D und ſcheinen dadurch ſtillſchweigend anzudeuten, daß P und T gar nicht exiſtiren. Aus einem ſolchen Munde klingt denn Pein wie Bein, Paß wie Baß, und Teckel wie Deckel."

„„Ein hieſiger Schauſpieler,"" verſetzte ich, „„der das T und D gleichfalls nicht gehörig unterſchied, machte in dieſen Tagen einen Fehler ähnlicher Art, der ſehr auffallend erſchien. Er ſpielte einen Liebhaber, der ſich eine kleine Untreue hatte zu Schulden kommen laſſen, worüber ihm das erzürnte junge Frauenzimmer allerlei heftige Vorwürfe macht. Ungeduldig, hatte er zuletzt auszurufen: ‚O ende!' Er konnte aber das T vom D nicht unterſcheiden und rief: ‚O ente!' (O Ente!), welches denn ein allgemeines Lachen erregte.""

„Der Fall iſt ſehr artig," erwiederte Goethe, „und verdiente wohl in unſern Theaterkatechismus mit aufgenommen zu werden."

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50924-3
GOETHE,J.W. FN. 18655/481

Die übrigen Geschäfte unsers Freundes, die er nach und nach in größeren und kleineren Gebirgsorten verrichtete, liefen nicht alle so glücklich, noch so vergnügt ab. Manche Schuldner baten um Aufschub, manche waren unhöflich, manche leugneten. Nach seinem Auftrage sollte er einige verklagen; er mußte einen Advokaten aufsuchen, diesen instruiren, sich vor Gericht stellen, und was dergleichen verdrießliche Geschäfte noch mehr waren.

Eben so schlimm erging es ihm, wenn man ihm eine Ehre erzeigen wollte. Nur wenig Leute fand er, die ihn einigermaßen unterrichten konnten; wenige, mit denen er in ein nützliches Handelsverhältniß zu kommen hoffte. Da nun auch unglücklicherweise Regentage einfielen, und eine Reise zu Pferd in diesen Gegenden mit unerträglichen Beschwerden verknüpft war; so dankte er dem

„„Eine hieſige junge Sängerin,““ fuhr ich fort, „„die das T vom D gleichfalls nicht unterſcheiden konnte, hatte neulich zu ſagen: ‚Ich will dich den Eingeweihten übergeben.‘ Da ſie aber das T wie D ſprach, ſo klang es als ſagte ſie: ‚Ich will Dich den Eingeweiden übergeben.‘

So hatte neulich,““ fuhr ich fort, „„ein hieſiger Schauſpieler, der eine Bedientenrolle ſpielte, einem Fremden zu ſagen: ‚Mein Herr iſt nicht zu Haus, er ſitzt im Rathe.‘ Da er aber das T vom D nicht unterſchied, ſo klang es als ſagte er: ‚Mein Herr iſt nicht zu Haus, er ſitzt im Rade.‘““

„Auch dieſe Fälle,“ ſagte Goethe, „ſind nicht ſchlecht, und wir wollen ſie uns merken. So wenn einer das P und B nicht unterſcheidet und ausrufen ſoll: ‚Packe ihn an!‘ aber ſtatt deſſen ruft: ‚Backe ihn an!‘ ſo iſt es abermals lächerlich. Gleicherweiſe,“ fuhr Goethe fort, „wird hier das Ü häufig wie I ausgeſprochen, wodurch nicht weniger die ſchändlichſten Mißverſtändniſſe veranlaßt werden. So habe ich nicht ſelten ſtatt Küſtenbewohner — Kiſtenbewohner, ſtatt Thürſtück — Thierſtück, ſtatt gründlich — grindlich, ſtatt Trübe — Triebe, und ſtatt Ihr müßt — Ihr mißt vernehmen müſſen, nicht ohne Anwandlung von einigem Lachen.“

„„Dieſer Art,““ verſetzte ich, „„iſt mir neulich im Theater ein ſehr ſpaßhafter Fall vorgekommen, wo eine Dame in einer mißlichen Lage einem Manne folgen

ſoll, den ſie vorher nie geſehen. Sie hatte zu ſagen: ‚Ich kenne dich zwar nicht, aber ich ſetze mein ganzes Vertrauen in den Edelmuth deiner Züge.‘ Da ſie aber das U wie J ſprach, ſo ſagte ſie: ‚Ich kenne dich zwar nicht, aber ich ſetze mein ganzes Vertrauen in den Edelmuth deiner Ziege.‘ Es entſtand ein großes Gelächter.““

„Dieſer Fall iſt abermals gar nicht ſchlecht,“ erwiederte Goethe, „und wir wollen ihn uns gleichfalls merken. So auch,“ fuhr er fort, „wird hier das G und K häufig miteinander verwechſelt und ſtatt G — K und ſtatt K — G geſprochen, wahrſcheinlich abermals aus der Ungewißheit, ob ein Buchſtabe weich oder hart ſei, eine Folge der hier ſo beliebten Lehre. Sie werden im hieſigen Theater wahrſcheinlich ſehr oft Kartenhaus für Gartenhaus, Kaſſe für Gaſſe, klauben für glauben, bekränzen für begrenzen, und Kunſt für Gunſt bereits gehört haben oder noch künftig hören.“

„„Etwas Ähnliches,““ erwiederte ich, „„iſt mir allerdings vorgekommen. Ein hieſiger Schauſpieler hatte zu ſagen: ‚Dein Gram geht mir zu Herzen.‘ Er ſprach aber das G wie K und ſagte ſehr deutlich: ‚Dein Kram geht mir zu Herzen.‘““

„Dergleichen Verwechſelungen von G und K,“ verſetzte Goethe, „hören wir übrigens nicht blos von Schauſpielern, ſondern auch wohl von ſehr gelehrten Theologen. Mir paſſirte einſt perſönlich ein Fall der Art, den ich Ihnen doch erzählen will.

Als ich nämlich vor einigen Jahren mich einige

Zeit in Jena aufhielt und im Gasthof Zur Tanne logirte, ließ sich eines Morgens ein Studiosus der Theologie bei mir melden. Nachdem er sich eine Weile mit mir ganz hübsch unterhalten, rückte er beim Abschiede gegen mich mit einem Anliegen ganz eigener Art hervor. Er bat mich nämlich, ihm doch am nächsten Sonntage zu erlauben, statt meiner predigen zu dürfen. Ich merkte sogleich, woher der Wind wehte, und daß der hoffnungsvolle Jüngling einer von denen sei, die das G und K verwechseln. Ich erwiederte ihm also mit aller Freundlichkeit, daß ich ihm in dieser Angelegenheit zwar persönlich nicht helfen könne, daß er aber sicher seinen Zweck erreichen würde, wenn er die Güte haben wolle, sich an den Herrn Archidiakonus Koethe zu wenden."

943.

1824, 6. Mai.

Mit Eckermann.

Als ich im vorigen Sommer nach Weimar kam, war es, wie gesagt, nicht meine Absicht, hier zu bleiben, ich wollte vielmehr blos Goethe's persönliche Bekanntschaft machen und dann an den Rhein gehen, wo ich an einem passenden Orte längere Zeit zu verweilen gedachte.

Gleichwohl ward ich in Weimar durch Goethe's besonderes Wohlwollen gefesselt; auch gestaltete sich mein

Verhältniß zu ihm immer mehr zu einem praktiſchen, indem er mich immer tiefer in ſein Intereſſe zog und mir als Vorbereitung einer vollſtändigen Ausgabe ſeiner Werke manche nicht unwichtige Arbeit übertrug.

So ſtellte ich im Laufe dieſes Winters unter anderm verſchiedene Abtheilungen ‚Zahmer Xenien' aus den konfuſeſten Convoluten zuſammen, redigirte einen Band neuer Gedichte ſowie den erwähnten Theaterkatechismus und eine ſkizzirte Abhandlung über den Dilettantismus in den verſchiedenen Künſten.

Jener Vorſatz, den Rhein zu ſehen, war indeß in mir beſtändig wach geblieben, und damit ich nicht ferner den Stachel einer unbefriedigten Sehnſucht in mir tragen möchte, ſo rieth Goethe ſelber dazu, einige Monate dieſes Sommers auf einen Beſuch jener Gegenden zu verwenden.

Es war jedoch ſein ganz entſchiedener Wunſch, daß ich nach Weimar zurückkehren möchte. Er führte an, daß es nicht gut ſei, kaum geknüpfte Verhältniſſe wieder zu zerreißen, und daß alles im Leben, wenn es gedeihen wolle, eine Folge haben müſſe. Er ließ dabei nicht undeutlich merken, daß er mich in Verbindung mit Riemer dazu auserſehen, ihn nicht allein bei der bevorſtehenden neuen Ausgabe ſeiner Werke thätigſt zu unterſtützen, ſondern auch jenes Geſchäft mit gedachtem Freunde allein zu übernehmen, im Fall er bei ſeinem hohen Alter abgerufen werden ſollte.

Er zeigte mir dieſen Morgen große Convolute ſeiner

Correſpondenz, die er im ſogenannten Büſtenzimmer hatte auseinanderlegen laſſen. „Es ſind dies alle Briefe,“ ſagte er, „die ſeit Anno 1780 von den bedeutendſten Männern der Nation an mich eingegangen; es ſteckt darin ein wahrer Schatz von Ideen, und es ſoll ihre öffentliche Mittheilung Euch künftig vorbehalten ſein. Ich laſſe jetzt einen Schrank machen, wohinein dieſe Briefe nebſt meinem übrigen literariſchen Nachlaſſe gelegt werden. Das ſollen Sie erſt alles in Ordnung und beieinander ſehen, bevor Sie Ihre Reiſe antreten, damit ich ruhig ſei und eine Sorge weniger habe.“

Er eröffnete mir ſodann, daß er dieſen Sommer Marienbad abermals zu beſuchen gedenke, daß er jedoch erſt Ende Juli gehen könne, wovon er mir alle Gründe zutraulich entdeckte. Er äußerte den Wunſch, daß ich noch vor ſeiner Abreiſe zurück ſein möchte, um mich vorher noch zu ſprechen.

944.

1824, 18. Mai.

Mit Eckermann und Riemer.

Abends bei Goethe in Geſellſchaft mit Riemer. Goethe unterhielt uns von einem engliſchen Gedicht [von Scaſe], das die Geologie zum Gegenſtande hat. Er machte uns davon erzählungsweiſe eine improviſirte Überſetzung mit ſo vielem Geiſt, Einbildungskraft und

guter Laune, daß jede Einzelheit lebendig vor Augen trat, als wäre alles eine im Moment entſtehende Erfindung von ihm ſelber. Man ſah den Helden des Gedichts, den König Coal, in glänzendem Audienzſaal auf ſeinem Throne ſitzen, ſeine Gemahlin Pyrites an ſeiner Seite, in Erwartung der Großen des Reichs. Nach ihrer Rangordnung eintretend, erſchienen nach und nach und wurden dem Könige vorgeſtellt: Herzog Granit, Marquis Schiefer, Gräfin Porphyry, und ſo die übrigen, die alle mit einigen treffenden Beiwörtern und Späßen characteriſirt wurden. Es tritt ferner ein: Sir Lorenz Urkalk, ein Mann von großen Beſitzungen und bei Hofe wohlgelitten. Er entſchuldigt ſeine Mutter, die Lady Marmor, weil ihre Wohnung etwas entfernt ſei; übrigens wäre ſie eine Dame von großer Cul[illegible] und Polirfähigkeit. Daß ſie heute nicht bei Hof erſcheine, hätte übrigens wohl ſeinen Grund in [illegible] Intrigue, in welche ſie ſich mit Canova eingelaſſen, [illegible]r ihr ſehr ſchön thue. Tuffſtein, mit Eidechſen und Fiſchen ſein Haar verziert, ſchien etwas betrunken. Hans Mergel und Jakob Thon kommen erſt gegen das Ende; letzterer der Königin beſonders lieb, weil er ihr eine Muſchelſammlung verſprochen. Und ſo ging die Darſtellung in dem heiterſten Tone eine ganze Weile fort; doch war das Detail zu groß, als daß ich mir den weitern Verlauf hätte merken können.

„Ein ſolches Gedicht," ſagte Goethe, „iſt ganz

darauf berechnet, die Weltleute zu amüſiren, indem es zugleich eine Menge nützlicher Kenntniſſe verbreitet, die eigentlich niemand fehlen ſollten. Es wird dadurch in höhern Kreiſen der Geſchmack für die Wiſſenſchaft angeregt, und man weiß immer nicht, wieviel Gutes in der Folge aus einem ſo unterhaltenden Halbſcherz entſtehen kann. Mancher gute Kopf wird vielleicht veranlaßt, im Kreiſe ſeines perſönlichen Bereichs ſelber zu beobachten; und ſolche individuelle Wahrnehmungen aus der uns umgebenden nächſten Natur ſind oft um ſo ſchätzbarer, je weniger der Beobachtende ein eigentlicher Mann vom Fache war."

„„Sie ſcheinen alſo andeuten zu wollen," verſetzte ich, „daß man um ſo ſchlechter beobachte, je mehr man wiſſe?""

„Wenn das überlieferte Wiſſen mit Irrthümern verbunden," erwiederte Goethe, „allerdings! Sobald man in der Wiſſenſchaft einer gewiſſen beſchränkten Confeſſion angehört, iſt ſogleich jede unbefangene treue Auffaſſung dahin. Der entſchiedene Vulkaniſt wird immer nur durch die Brille des Vulkaniſten ſehen, ſowie der Neptuniſt und der Bekenner der neueſten Hebungstheorie durch die ſeinige. Die Weltanſchauung aller ſolcher in einer einzigen ausſchließenden Richtung befangenen Theoretiker hat ihre Unſchuld verloren, und die Objecte erſcheinen nicht mehr in ihrer natürlichen Reinheit. Geben ſodann dieſe Gelehrten von ihren Wahrnehmungen Rechenſchaft, ſo erhalten wir unge-

achtet der höchſten perſönlichen Wahrheitsliebe des einzelnen dennoch keineswegs die Wahrheit der Objecte, ſondern wir empfangen die Gegenſtände immer nur mit dem Geſchmack einer ſehr ſtarken ſubjectiven Beimiſchung.

Weit entfernt aber bin ich, zu behaupten, daß ein unbefangenes rechtes Wiſſen der Beobachtung hinderlich wäre, vielmehr behält die alte Wahrheit ihr Recht, daß wir eigentlich nur Augen und Ohren für das haben, was wir kennen. Der Muſiker vom Fach hört beim Zuſammenſpiel des Orcheſters jedes Inſtrument und jeden einzelnen Ton heraus, während der Nichtkenner in der maſſenhaften Wirkung des Ganzen befangen iſt. So ſieht ferner der bloß genießende Menſch nur die anmuthige Fläche einer grünen oder blumigen Wieſe, während dem beobachtenden Botaniker ein unendliches Detail der verſchiedenartigſten einzelnen Pflänzchen und Gräſer in die Augen fällt.

Doch hat alles ſein Maaß und Ziel, und wie es ſchon in meinem ‚Götz‘ heißt, daß das Söhnlein vor lauter Gelehrſamkeit ſeinen eigenen Vater nicht erkennt, ſo ſtoßen wir auch in der Wiſſenſchaft auf Leute, die vor lauter Gelehrſamkeit und Hypotheſen nicht mehr zum Sehen und Hören kommen. Es geht bei ſolchen Leuten alles raſch nach innen; ſie ſind von dem, was ſie in ſich herumwälzen, ſo occupiert, daß es ihnen geht wie einem Menſchen in Leidenſchaft, der in der Straße ſeinen liebſten Freunden vorbeirennt, ohne ſie zu ſehen.

Es gehört zur Naturbeobachtung eine gewiſſe ruhige Reinheit des Innern, das von gar nichts geſtört und präoccupiert iſt. Dem Kinde entgeht der Käfer an der Blume nicht, es hat alle ſeine Sinne für ein einziges einfaches Intereſſe beiſammen, und es fällt ihm durchaus nicht ein, daß zu gleicher Zeit etwa auch in der Bildung der Wolken ſich etwas Merkwürdiges ereignen könne, um ſeine Blicke zugleich auch dorthin zu wenden."

„„Da könnten alſo,"" erwiederte ich, „„die Kinder und ihresgleichen recht gute Handlanger in der Wiſſenſchaft abgeben.""

„Wollte Gott," fiel Goethe ein, „wir wären alle nichts weiter als gute Handlanger! Eben weil wir mehr ſein wollen und überall einen großen Apparat von Philoſophie und Hypotheſen mit uns herumführen, verderben wir es."

Es entſtand eine Pauſe im Geſpräch, die Riemer unterbrach, indem er den Lord Byron und deſſen Tod zur Erwähnung brachte. Goethe machte darauf eine glänzende Auseinanderſetzung ſeiner Schriften und war voll des höchſten Lobes und der reinſten Anerkennung. „Übrigens," fuhr er fort, „obgleich Byron ſo jung geſtorben iſt, ſo hat doch die Literatur hinſichtlich einer gehinderten weitern Ausdehnung nicht weſentlich verloren. Byron konnte gewiſſermaßen nicht weiter gehen. Er hatte den Gipfel ſeiner ſchöpferiſchen Kraft erreicht, und was er auch in der Folge noch gemacht haben würde, ſo hätte er doch die ſeinem Talent ge-

zogenen Grenzen nicht erweitern können. In dem unbegreiflichen Gedicht seines ‚Jüngsten Gerichts' hat er das Äußerste gethan, was er zu thun fähig war."

Das Gespräch lenkte sich sodann auf den italienischen Dichter Torquato Tasso, und wie sich dieser zu Lord Byron verhalte; wo denn Goethe die große Überlegenheit des Engländers an Geist, Welt und productiver Kraft nicht verhehlen konnte. „Man darf," fügte er hinzu, „beide Dichter nicht miteinander vergleichen, ohne den einen durch den andern zu vernichten. Byron ist der brennende Dornstrauch, der die heilige Zeder des Libanon in Asche legt. Das große Epos des Italieners hat seinen Ruhm durch Jahrhunderte behauptet; aber mit einer einzigen Zeile des ‚Don Juan' könnte man das ganze ‚Befreite Jerusalem' vergiften."

945.

1824, 26. Mai.

Mit Eckermann.

Ich nahm heute Abschied von Goethe, um meine Lieben in Hannover und sodann den Rhein zu besuchen. . . . Goethe war sehr herzlich und schloß mich in seine Arme. „Wenn Sie in Hannover bei Rehbergs," sagte er, „vielleicht meine alte Jugendfreundin Charlotte Kestner sehen, so sagen Sie ihr Gutes von mir. In Frankfurt werde ich Sie meinen Freunden Willemers, dem Grafen Reinhard und Schlossers em-

Himmel, als er sich dem flachen Lande wieder näherte, und am Fuße des Gebirges, in einer schönen und fruchtbaren Ebene, an einem sanften Flusse, im Sonnenscheine, ein heiteres Landstädtchen liegen sah, in welchem er zwar keine Geschäfte hatte, aber eben deswegen sich entschloß, ein Paar Tage daselbst zu verweilen, um sich und seinem Pferde, das von dem schlimmen Wege sehr gelitten hatte, einige Erholung zu verschaffen.

pfehlen. Auch in Heidelberg und Bonn finden Sie Freunde, die mir treu ergeben ſind und bei denen Sie die beſte Aufnahme finden werden. Ich hatte vor, dieſen Sommer wieder einige Zeit in Marienbad zuzubringen, doch werde ich nicht eher gehen, als bis Sie zurück ſind."

946.

1824, 31. Mai.

Mit Meyer.

Herr Staatsminiſter v. Goethe grüßt freundlichſt und freut ſich, Sie [Rauch] zu ſehen und mit Ihnen das Erforderliche wegen der Statue zu überlegen. Er wird zuverläſſig noch den ganzen Monat Junius, wahrſcheinlich noch einen Theil des Julius in Weimar zubringen; doch läßt ſich dieſes letztere nicht geradezu als gewiß verſichern, indem zufällige Ereigniſſe auf ſeine Entſchlüſſe wirken können. Nochmals hat er mir ſeine große Zufriedenheit zu erkennen gegeben darüber, daß Sie die Bemerkungen, welche ich Ihnen letzthin in Betreff des Gypsmodells für die ſitzende Statue freimüthig mitgetheilt, wohl aufgenommen haben, und ich antwortete darauf mit einem Vers von Wieland:

Den guten Tänzern iſt gut geigen.

947.

1824, 6. Juni.

Mit v. Müller und Riemer.

Am Pfingsttage, 6. Juni, besuchte ich ihn Nachmittags nach Hoftafel. Er saß im Hemdärmel und trank mit Riemer. Ersteres war Ursache, daß er Gräfin Line Egloffstein nicht annahm. „Sie möge doch, sagte er zu Ottilien, des Abends zu mir kommen, nicht wenn Freunde da sind, mit denen ich tiefsinnig oder erhaben bin.“ Nicht leicht habe ich ihn geistreicher und lebhafter gesehen.

Einige Anecdoten, die ich von Kirchnern*) in Frankfurt erzählte, brachten das Gespräch auf Humor.

„Nur, wer kein Gewissen oder keine Verantwortung hat, sagte er, kann humoristisch sein. Musaeus konnte es sein, der seine Schule schlecht genug versah, und sich um Nichts und um Niemand bekümmerte. Freilich humoristische Augenblicke hat wohl Jeder; aber es kommt darauf an, ob der Humor eine beharrliche Stimmung ist, die durchs ganze Leben geht.“

„„Wahrscheinlich deßwegen,““ sagte ich „„weil dem Humoristen mehr an seiner Stimmung, als an dem Gegenstand gelegen ist; weil er jene unendlich höher, als diese, anschlägt.““ „Ganz recht commentirt,“ erwiederte er, „und sogar ganz in meinem Sinne.“

*) Anton Kirchner, Pfarrer, der Geschichtsschreiber Frankfurts.

„Wieland z. B. hatte Humor, weil er ein Skeptiker war und den Skeptikern iſt es mit Nichts ein großer Ernſt. Wieland hielt ſich niemandem reſponſabel, nicht ſeiner Familie, nicht ſeinem Fürſten und handelte auch ſo. Wem es aber bitterer Ernſt iſt mit dem Leben, der kann kein Humoriſt ſein. Wer unterſteht ſich denn Humor zu haben, wenn er die Unzahl von Verantwortlichkeiten gegen ſich ſelbſt und Andere erwägt, die auf ihm laſten? Wenn er mit Ernſt gewiſſe beſtimmte Zwecke erreichen will? Unter den großen Staatsmännern hat bloß der Herzog von Oſſuna Humor gehabt, aber aus Menſchenverachtung. Doch damit will ich den Humoriſten keine Vorwürfe machen. Muß man denn gerade ein Gewiſſen haben? Wer fordert es denn?"

Ich führte an, daß irgend ein Schriftſteller geſagt habe, der Humor ſei nichts anders als der Witz des Herzens.

Goethe ergrimmte auf's Heftigſte über die Redensart „Nichts anders".

„So." ſchrie er, „ſagte einſt Cicero:

Die Freundſchaft iſt nichts anderes als ꝛc. O du Eſel, du einfältiger Burſche, du heilloſer Kerl, der nach Griechenland läuft, um Weisheit zu holen und nichts Klügeres als jene unſinnige Phraſe herausbringt. ‚Nichts anderes'! Lauter Negation, lauter Herabſetzung! Ich werde gleich wüthend, wenn ich dergleichen höre. Nie konnte ich vor Matthiſſon*) Achtung

*) Ein entſchiedener Irrthum. Das Gedicht iſt von W. Uetzen.

haben, wegen des absurden Liedes: ‚Namen, ich*) nenne dich nicht‘.

Und ‚Witz des Herzens‘, welcher Unsinn Ich weiß nicht, was Herz ist und will ihm Witz beilegen! Dergleichen Phrasen streifen an meinem Ohre vorüber wie zerplatzte Luftblasen; der Verstand findet absolut nichts darin; das ist hohles Zeug.“

Es dauerte lange, ehe er sich beruhigte und dabei strömten die schlagendsten Einfälle aus seinem Munde.

Weber's**) Vorlesung über die „Braut von Korinth“ gefiel ihm, „doch,“ fügte er hinzu, „habe ich nicht aus Phlegons von Tralles, eines Freigelassenen Kaiser Hadrians, Tractat von wunderbaren Dingen, sondern wo anders her das Sujet genommen, es aber meist vom Stoffartigen entkleidet. Philämon hieß die Braut.

Die Gegensätze der heidnischen und christlichen Religion bieten allerdings eine reiche Fundgrube für die Poesie.“

Darauf auf den Dichter Immermann kommend, bemerkte er: „Ich lasse Immermann gewähren und kann

*) Richtiger:

Namen nennen Dich nicht,
Dich bilden Griffel und Pinsel
Sterblicher Künstler nicht nach.

**) Wilh. Ernst Weber, Vorlesungen zur Ästhetik, vornehmlich in Bezug auf Goethe und Schiller. Hannover 1831. pag. 193—201; Die Geschichte der Braut von Korinth aus einem antiken Actenstücke vorgelesen im Museum zu Frankfurt a. M. am 23. April 1824.

ihn mir nicht recht construiren. Wie kann ich über ein erst Werdendes, Problematisches urtheilen? habe ich nicht mit meinen eigenen Werken genug zu thun? Und Sie wissen, daß ich ein fortwährend Werdendes statuire."

So fuhr er lange im Tone der Orakelsprüche fort, z. B.

„Gegen einen Grundsatz statuire ich keine Erfahrung. Ich leugne sie geradezu."

„Alles Tragische beruht auf einem unausgleichbaren Gegensatz. So wie Ausgleichung eintritt oder möglich wird, schwindet das Tragische."

„Kirchner's Kopf paßt nicht zu seinem Rumpf und Leib. Schleppte er nicht am letztern eine so große Last herum, so würde er noch viel mehr Teufelszeug machen, noch viel lebendiger sein. Er ist ein kluger Schelm, der klügste in Frankfurt. Dort herrscht der krasseste Geldstolz, die Köpfe sind dumpf, beschränkt und düster. Da taucht nun auf einmal so ein Lichtkopf wie Kirchner auf! Ich will wetten, oder vielmehr de credulitate schwören, er schickt zu Michaelis keine weitern Frankfurter nach Jena."

„Meine Freunde theile ich in Hoffer und Verzweifler. An der Spitze der erstern: der Kanzler, der letztern: Meyer. Dieser steht so hoch im Verzweifeln, daß er wieder zu hoffen anfängt." (Riemer nannte ihn: „Auszweifler".)

948.

1824, 13. Juni.

Mit v. Müller und Riemer.

Nach Hofe war ich bei Goethe mit Riemer. Er ſprach von Rouſſeau's Botanique und des Großherzogs Losſagen vom Handel mit Buchhändler Jügel wegen der Raſaeliſchen Tapeten.

„Wenn man für einen Fürſten handelt und ſpricht, muß man ſein wie ein Scharfrichter, ſeine Befehle raſch, ſtreng, glattweg vollziehen."

Über Byron's Tod äußerte er, daß er gerade zu rechter Zeit erfolgt ſei. Sein griechiſches Unternehmen hat etwas Unreines gehabt und hätte nie gut endigen können.

„Es iſt eben ein Unglück, daß ſo ideenreiche Geiſter ihr Ideal durchaus verwirklichen, ins Leben einführen wollen. Das geht nun einmal nicht, das Ideal und die gemeine Wirklichkeit müſſen ſtreng geſchieden bleiben."

949.

1824, 22. Juni.

Mit der Großherzogin Luiſe v. Sachſen und Chriſtian Rauch.

Morgens wurde ich durch Goethe der verſtändigen und geiſtreichen regierenden Frau Großherzogin vorgeſtellt. Goethe ſprach bei dieſer Gelegenheit ſeinen

vollkommenſten Beifall über die Aufriſſe und Pläne des von Schinkel in Berlin zu erbauenden großen Kunſtmuſeums umſtändlich und deutlich aus.

950

1824, 30. Juni.

Mit v. Müller, Coudray, Riemer und Meyer.

Heute war ich mit Coudray, ſpäter mit Riemer, endlich noch mit Meyer, der vor ſeiner Karlsbader Reiſe Abſchied nehmen wollte, bei Goethe. Nie ſah ich ihn geiſtreicher, lebhafter, humoriſtiſcher, offner. Er forderte mich auf die Gedichte zum Pentazonium*) herbeizuſchaffen, die Motive zu den fünf Zonen zu ſchematiſiren. Über das „vir semisecularis“ müßte Eichſtädt conſultirt werden, keine jüngern Philologen; nur fünfzigjährige mindeſtens ſind hier patres curiae. „Im Geiſtreichen“ ſagte er, „raſch vorwärts, im Conventionellen, Poſitiven, Recipirten aber vielfach umgefragt, umgeſchaut, ja ſelbſt pedantiſch!“

Riemer wollte nun gleich eine Disputation halten, ob es Pente oder Pentazonium oder gar Penta oder Heptaſolium heiße.

Coudray hatte eine „brillante“ Idee, die Loge Amalia möge zur Jubelfeier des Großherzogs Carl Auguſt Preisaufgaben für Maler ſtellen. Goethe ex-

*) Pentazonium Vinariense dem dritten September 1825 gewidm., von Coudray gez., geſt. von Schwerdgeburth.

temporirte sofort ein Programm; „aber," sagte er, „die sächsische Geschichte hat nur zwei große Momente als brauchbare Motive: 1) Kurfürst Friedrich der Weise lehnt die Kaiserwürde ab, und 2) Herzog Bernhard ergreift nach Gustav Adolfs Tode das Commando." In der Entwicklung dieser Motive, die nur beide zusammen den Gegenstand erschöpfen, war Goethe bewundernswürdig. Welche Gegenwart aller Anschauungen, und welche Abstractionen! Bei Aburtheilung einiger Maler, Schadow, Rolbe, Macco, Hartmann, kam das Gespräch auf Rahls Gemälde im grünen Zimmer des Großherzogs, das Goethe, obwohl Carl August es getadelt, doch für das beste halte.

Das katholische Regulativ*) gab Goethen Gelegenheit grelle Ausfälle über die Mysterien der christlichen Religion, vorzüglich über die immaculata conceptio S. Mariae, da Mutter Anna schon immaculata concipirt haben soll. —

Dann kritisirte er die lettres Romaines**), deren Verfasser in Rom nie gewesen sei; sie seien eine Parteischrift, die alles Ideale ins Gemeine herabziehe und alle Symbole ihres höhern Sinnes entkleide. „Jede Idee verliert, wenn sie real wird, ihre Würde."

*) Gesetz über die Verhältnisse der kathol. Kirchen und Schulen vom 7. November 1823. Weimarisches Reg.-Blatt Nr. 16 von 1823.

**) Jedenfalls sind die Tablettes Romaines cont. des faits, des anecdotes et des observations sur les moeurs etc. par un Français; Paris, Février 1824 gemeint.

Nach Meyer's und Coudray's Weggang kam das Gespräch auf Spanien. Goethe entwickelte in großen characteristischen Umrissen die ältere Geschichte Spaniens, den langen Kampf mit den Mauren, die daraus entstandene Isolirung und Opposition der einzelnen Provinzen, und wie nothwendig alle Bewohner sich aufreiben mußten. Dem Buche Spanien und die Revolution ertheilte er großes Lob. „Der jetzige Zustand der Welt — Klarheit in allen Verhältnissen — ist dem Individuum sehr förderlich, wenn es sich auf sich selbst beschränken will; will es aber eingreifen in die bewegten Räder des Weltganges, glaubt es als ein Theil des Ganzen selbstthätig nach eigenen Ideen wirken, schaffen oder hemmen zu müssen, so geht es um so leichter zu Grunde. Ich meines Theils möchte in keiner andern Zeit gelebt haben. Man muß nur sich auf sich selbst zurückziehen, das Rechte still in angewiesenen Kreisen thun; wer will einem dann etwas anhaben?

951.

1824, Ende Juni oder Anfang Juli.

Mit v. Müller.

„Ich spreche nicht gern von Julie" [Gräfin Egloffstein], sagte er [Goethe] mir jüngst, „ich empfinde im Stillen zu viel über ihr Wegleiden und über den zögernden Gang ihrer Hofanstellung. Wir können uns doch nicht rühmen, eine vorzüglichere Person ihrer Art

kennen gelernt zu haben. Aber wenn ſie klug, wenn ſie nicht dunkel über ſich ſelbſt wäre, ſo käme ſie unverweilt zurück. Das allein könnte und müßte der Sache ſchnell ein Ende machen. Ihre Erſcheinung würde das alte Intereſſe der Fürſtlichkeiten an ihr raſch beleben, und der zarteſte und doch der wirkſamſte ſtillſchweigende Vorwurf für ſie ſein. Und glauben Sie mir: Fürſten tröſten ſich leicht wegen Abweſender, aber nur ſehr ſchwer laſſen ſie Anweſende, für die ſie ſich intereſſiren, unbefriedigt. Was ſoll ihr, Juliens, längeres Wegbleiben heißen? Es hat keinen vernünftigen Sinn. Es ſieht einer Boutade, einem Ertrotzenwollen durch Wegbleiben ähnlich. Es ſchadet ihr offenbar bei den Herrſchaften, die ſie ſehr ungern vermiſſen. Sie gehört zu uns: hier iſt ihre Stelle. Was will ſie in den Wäldern, in den Teichen? — Frau v. Eſchwege*) wird nicht gehen, bis Julie kommt, dann aber gewiß in kürzeſter Zeit. Glauben Sie, der Großherzog würde Julie ein zweites Mal wegreiſen laſſen, ohne ihr die Stelle einzuräumen? Das iſt undenkbar. Kurz! ſprecht mir nicht mehr davon, ich ärgere mich zu ſehr. Es war unrecht ſchon, daß ſie das erſte Mal wegging, viel unrechter, ja abgeſchmackt iſt es, daß ſie ſo lange wegbleibt, als jene nicht das Feld von ſelbſt räumt; das heißt ja, ihr ſelbſt den Wechſelbrief verlängern. Schwatzt mir nicht von Delicateſſen, von unangenehmer

*) [An deren Stelle Julie Egloffſtein treten ſollte.]

Viertes Capitel.

Als er in einem Wirthshause auf dem Markte abtrat, ging es darin sehr lustig, wenigstens sehr lebhaft zu. Eine große Gesellschaft Seiltänzer, Springer und Gaukler, die einen starken Mann bey sich hatten, waren mit Weib und Kindern eingezogen, und machten, indem sie sich auf eine öffentliche Erscheinung bereiteten, einen Unfug über den andern. Bald stritten sie mit dem Wirthe, bald unter sich selbst, und wenn ihr Zank unleidlich war, so waren die Aussserungen ihres Vergnügens ganz und gar unerträglich. Unschlüssig, ob er gehen oder bleiben sollte, stand er unter dem Thore, und sah den Arbeitern zu, die auf dem Platze ein Gerüst aufzuschlagen anfingen.

Empfindung beim Wiederkommen vor erreichtem Ziel, von gekränktem Ehrgefühl! Das iſt für Philiſterſeelen allenfalls, nicht aber Juliens würdig. Wer den Zweck will, muß die Mittel wollen, ſich über kleine Unannehmlichkeiten hinwegſetzen und grandios genug denken, ſich ſelbſt und der Macht ſeiner Perſönlichkeit zu vertrauen."

— — — — — — — — — — —

Und wie wird Goethe ſich freuen, wenn Sie ſeinem — Rathe, darf ich nicht ſagen; denn Sie wiſſen, daß er ſtets im Munde führt: „Die Menſchen laſſen ſich ja nicht rathen" — aber: Winke, Wunſche, gefolgt ſind.

952.

1824, 11. Juli.

Mit Riemer.

„Seit ‚Ourica' [Roman der Herzogin v. Duras] habe ich alles abgelehnt. Man wollte mir auch einen Poete Delavigne aufdringen und deſſen Gedicht*) L'école des vieillards; ich improviſirte dagegen folgendes:

Was reimt der Junge, der Franzos,
Uns alte Herren zu bekehren?
Die Zeit iſt wie der Teufel los,
Die weiß allein uns zu bekehren.

Und ſo hoff' ich denn auch dieſes Gedicht los zu ſein, da ich die Materie beſſer zu verſtehen glaube, als der Gelbſchnabel von Verfaſſer."

*) [Luſtſpiel.]

953.

1824, 30. Juli.

Mit Riemer.

Im Anſchluß an den Brief an Knebel vom 30. Juli 1824 über die altengliſchen Schauſpiele im 1. Bande von Shakeſpeare's Vorſchule von Tieck, namentlich „Arden von Feversham", den Goethe als Werk Shakeſpeare's anſpricht:

„Es iſt der ganze rein treue Ernſt des Auffaſſens und ‚Wiedergebens ohne Spur von Rückſicht auf den Effect, vollkommen dramatiſch, ganz untheatraliſch. — Mir erſcheint Shakeſpeare in jeder Zeile, und zwar der junge, dem es zu thun iſt, ſich ſelbſt von den Tiefen der Menſchheit Rechenſchaft zu geben, dem aber die eigentliche Bretterbühne ſo gut wie null iſt. Dieſer Umſtand ſcheint mir durch alle ſeine Stücke durchzugehen."

954.

1824, Anfang Auguſt.

Mit Eckermann.

Seit etwa acht Tagen bin ich von meiner Rheinreiſe zurück. Goethe äußerte bei meiner Ankunft eine lebhafte Freude, und ich meinerſeits war nicht weniger glücklich, wieder bei ihm zu ſein. Er hatte ſehr viel zu reden und mitzutheilen, ſodaß ich die erſten Tage wenig von ſeiner Seite kam. Seine frühere Abſicht, nach Marienbad zu gehen, hat er aufgegeben, er will dieſen Sommer gar keine Reiſe machen. „Nun, da Sie

wieder hier sind," sagte er gestern, „kann es noch einen recht hübschen August für mich geben."

Vor einigen Tagen communicirte er mir die Anfänge einer Fortsetzung von ‚Wahrheit und Dichtung', ein auf Quartblättern geschriebenes Heft, kaum von der Stärke eines Fingers. Einiges ist ausgeführt, das meiste jedoch nur in Andeutungen enthalten. Doch ist bereits eine Abtheilung in fünf Bücher gemacht, und die schematisirten Blätter sind so zusammengelegt, daß man bei einigem Studium den Inhalt des Ganzen wohl übersehen kann. . . . . .

Um nun bei Goethe für die unterbrochene und seit Jahren ruhende Arbeit neue Lust und Liebe zu erregen, habe ich diese Angelegenheit nicht allein sogleich mündlich mit ihm besprochen, sondern ich habe ihm auch heute . . . Notizen zugehen lassen, damit es ihm vor die Augen trete, was vollendet ist und welche Stellen noch einer Ausführung und anderweiten Anordnung bedürfen.

955.

1824, einige Tage vor 16. August.

Mit Eckermann.

Der Verkehr mit Goethe war in diesen Tagen sehr reichhaltig, ich jedoch mit andern Dingen zu beschäftigt, als daß es mir möglich gewesen, etwas Bedeutendes aus der Fülle seiner Gespräche niederzuschreiben.

Nur folgende Einzelheiten finden ſich in meinem Tagebuche notirt, wovon ich die Verbindung und die Anläſſe vergeſſen, aus denen ſie hervorgegangen:

„Menſchen ſind ſchwimmende Töpfe, die ſich aneinander ſtoßen.“

„Am Morgen ſind wir am klügſten, aber auch am ſorglichſten; denn auch die Sorge iſt eine Klugheit, wiewohl nur eine paſſive. Die Dummheit weiß von keiner Sorge.“

„Man muß keine Jugendfehler ins Alter hineinnehmen, denn das Alter führt ſeine eigenen Mängel mit ſich.“

„Das Hofleben gleicht einer Muſik, wo jeder ſeine Takte und Pauſen halten muß.“

„Die Hofleute müßten vor Langeweile umkommen wenn ſie ihre Zeit nicht durch Ceremonie auszufüllen wüßten.“

„Es iſt nicht gut, einem Fürſten zu rathen, auch in der geringfügigſten Sache abzudanken.“

„Wer Schauſpieler bilden will, muß unendliche Geduld haben.“

956.

1824, 11. October.

Mit v. Müller und Riemer.

Bei Goethe fand ich Riemer, der mit ihm arbeitete. Sei es die unwillkommene Störung, ſei es die Auf-

regung durch des kleinen Walthers Unfall, der den Arm gebrochen, und meine übelangebrachte Tröſtung, kurz Goethe war ſehr heftig, widerſtrebend. In Politicis überſpränge ich oft alle Grenzen und ſpräche gar zu leichtſinnig ab. Gemüthlich ſprach er nur über Raumer's Geſchichte der Hohenſtaufen, an welchem er gerade das Nüchterne, das Freihalten von allen philoſophiſchen Anſichten lobte. Und doch wenn man die vier Bände durchleſen, habe man nichts gewonnen als die Überzeugung, daß es damals noch ſchlechter als jetzt hergegangen. Die Weltgeſchichte ſei eigentlich nur ein Gewebe von Unſinn für den höhern Denker, und wenig aus ihr zu lernen: „Ich ziehe Raumern hundertmal dem Johannes v. Müller vor.“

Das Geiſtreichſte, was er ſagte, war, daß er die jetzigen Griechenkämpfe als ein Analogon und Surrogat der Kreuzzüge anſehe, wie dieſe auch jene zur Schwächung der Macht der Osmanen überhaupt höchſt heilſam ſeien.

957.

1824, 14. October.

Mit v. Müller.

Nach Tiſche war ich kurz bei Goethe, der über Graf Reinhard bemerkte: Ihm ſei wie einem, der ſtets mit einem Neſſe auf dem Rücken durch das Leben gehe.

958.

1824, 16. October.

Mit v. Müller.

Goethe zeigte ſich mir höchſt unzufrieden mit dem Bilde*) vor der neuen Ausgabe des Werther, ohne jenes doch vorzuzeigen. Ich habe die Idee gehabt, mich nach einem alten Bilde von Kraus graviren zu laſſen, damit die Leute doch ſehen, wie ein Verfaſſer ſolch tollen Zeugs ungefähr beantlitzt geweſen.

959.

1824, 23. October.

Mit v. Müller.

Goethe ſcherzte viel, und ſchrieb unter anderm in ein engliſches Dictionnaire Ottiliens:

Dicke Bücher, vieles Wiſſen,
Ach, was werd' ich lernen müſſen!
Will's nicht in den Kopf mir gehen,
Mag es nur im Buche ſtehen.

Dann zeigte er uns ſein erſtes Manuſcript, den „Gottfried von Berlichingen", das ſehr reinlich, faſt ohne alle Correcturen war, und ſprach dann von der geheimen Tendenz des deutſchen Fürſtenbundes gegen Friedrich II. Anmaßungen, während dieſer ſelbſt dazu anzutreiben vermocht wurde. Der Kronprinz ſei im Geheimniß geweſen, und von dem alten Fürſten von Deſſau die Idee ausgegangen.

*) Geſtochen von Schule.

960.

1824, 9. November.

Mit Eckermann.

Abends bei Goethe. Wir ſprachen über Klopſtock und Herder, und ich hörte ihm gerne zu, wie er die großen Verdienſte dieſer Männer gegen mich auseinanderſetzte.

„Unſere Literatur," ſagte er, „wäre ohne dieſe gewaltigen Vorgänger das nicht geworden, was ſie jetzt iſt. Mit ihrem Auftreten waren ſie der Zeit voran und haben ſie gleichſam nach ſich geriſſen; jetzt aber iſt die Zeit ihnen vorangeeilt, und ſie, die einſt ſo nothwendig und wichtig waren, haben jetzt aufgehört Mittel zu ſein. Ein junger Menſch, der heutzutage ſeine Kultur aus Klopſtock und Herder ziehen wollte, würde ſehr zurückbleiben."

Wir ſprachen über Klopſtock's ‚Meſſias' und ſeine ‚Oden' und gedachten ihrer Verdienſte und Mängel. Wir waren einig, daß Klopſtock zur Anſchauung und Auffaſſung der ſinnlichen Welt und Zeichnung von Characteren keine Richtung und Anlage gehabt, und daß ihm alſo das Weſentlichſte zu einem epiſchen und dramatiſchen Dichter, ja man könnte ſagen zu einem Dichter überhaupt, gefehlt habe.

„Mir fällt hier jene Ode ein," ſagte Goethe, „wo er die deutſche Muſe mit der britiſchen einen Wettlauf machen läßt; und in der That, wenn man bedenkt, was

es für ein Bild giebt, wenn die beiden Mädchen miteinander laufen und die Beine werfen und den Staub mit ihren Füßen erregen, so muß man wohl annehmen, der gute Klopstock habe nicht lebendig vor Augen gehabt und sich nicht sinnlich ausgebildet, was er machte; denn sonst hätte er sich unmöglich so vergreifen können."

Ich fragte Goethe, wie er in der Jugend zu Klopstock gestanden, und wie er ihn in jener Zeit angesehen.

„Ich verehrte ihn," sagte Goethe, „mit der Pietät, die mir eigen war; ich betrachtete ihn wie meinen Oheim. Ich hatte Ehrfurcht vor dem, was er machte, und es fiel mir nicht ein, darüber denken und daran etwas aussetzen zu wollen. Sein Vortreffliches ließ ich auf mich wirken und ging übrigens meinen eigenen Weg."

Wir kamen auf Herder zurück, und ich fragte Goethe, was er für das beste seiner Werke halte. „Seine ‚Ideen zur Geschichte der Menschheit'," antwortete Goethe, „sind unstreitig das vorzüglichste. Später warf er sich auf die negative Seite, und da war er nicht erfreulich."

„„Bei der großen Bedeutung Herders,"" versetzte ich, „„kann ich nicht mit ihm vereinigen, wie er in gewissen Dingen so wenig Urtheil zu haben schien. Ich kann ihm z. B. nicht vergeben, daß er, zumal bei dem damaligen Stande der deutschen Literatur, das Manu-

ſcript des ‚Götz von Berlichingen‘ ohne Würdigung ſeines Guten mit ſpöttelnden Anmerkungen zurückſandte. Es mußte ihm doch für gewiſſe Gegenſtände an allen Organen fehlen.““

„In dieſer Hinſicht war es arg mit Herder,“ erwiederte Goethe; „ja wenn er als Geiſt in dieſem Augenblick hier gegenwärtig wäre,“ fügte er lebhaft hinzu, „er würde uns nicht verſtehen.“

„„Dagegen muß ich den Merck loben,““ ſagte ich, „„daß er Sie trieb, den ‚Götz‘ drucken zu laſſen.““

„Das war freilich ein wunderlicher bedeutender Menſch,“ erwiederte Goethe. ‚Laß das Zeug drucken!‘ ſagte er; ‚es taugt zwar nichts, aber laß es nur drucken!‘ Er war nicht für das Umarbeiten, und er hatte recht; denn es wäre wohl anders geworden, aber nicht beſſer.“

961.

1824, 18. November.

Mit v. Müller.

Nachmittags von 4 bis 5 Uhr weilte ich bei Goethen. Ein Frankfurter, Herr Fellner, wurde angemeldet und abgeſchlagen. „Man muß den Leuten abgewöhnen, einen unangemeldet zu überfallen, man bekommt doch immer andere fremde Gedanken durch ſolche Beſuche, muß ſich in ihre Zuſtände hineindenken. Ich will keine fremden Gedanken, ich habe an meinen eigenen genug, kann mit dieſen nicht fertig werden.“

Darauf theilt er den ausgeſonnenen Plan zu Regulirung der vom Großherzog vergönnten öftern Benutzung der neuen Kunſt- und Bücherſchätze auf der Bibliothek mit. Nach einem gewiſſen Turnus ſollen acht bis neun Familienhäupter, jedes alle drei bis ſechs Wochen, eine Karte erhalten, auf welche ſie dann mit einer beliebig gewählten Geſellſchaft zwei Vormittagsſtunden, des Montags oder Donnerſtags, die ausgelegten literariſchen Neuigkeiten beſchauen mögen.

Goethe war heute ausnehmend mild, ruhig, innerlich heiter.

Er kam bald wieder auf Lord Byron zu ſprechen. „Byron," ſagte er, „ſtellt den alten Pope blos deßhalb ſo hoch, um an ihm eine unbezwingliche Mauer zum Hinterhalt zu haben. Gegen Pope iſt Byron ein Rieſe, gegen Shakeſpeare aber freilich wieder nur ein Zwerg geweſen. Die Ode auf den Tod des Generals Moore iſt eine der ſchönſten Dichtungen Byrons. Shelley muß ein armſeliger Wicht ſein, wenn er dieß nicht gefühlt hat, überhaupt ſcheine Byron viel zu gut gegen ihn geweſen. Daß Byron bei dem Gefangenen von Chillon Ugolino zum Vorbild genommen, iſt durchaus nicht zu tadeln, die ganze Natur gehört dem Dichter an; nun aber wird jede geniale Kunſtſchöpfung auch ein Theil der Natur, und mithin kann der ſpätere Dichter ſie ſo gut benutzen wie jede andere Naturerſcheinung.

Mad. Louiſe Belloc hat ſehr Unrecht, wenn ſie

Ein Mädchen, das Rosen und andere Blumen herumtrug, bot ihm ihren Korb dar, und er kaufte sich einen schönen Strauß, den er mit Liebhaberey anders band und mit Zufriedenheit betrachtete, als das Fenster eines, an der Seite des Platzes stehenden, andern Gasthauses sich aufthat, und ein wohlgebildetes Frauenzimmer sich an demselben zeigte. Er konnte ohngeachtet der Entfernung bemerken, daß eine angenehme Heiterkeit ihr Gesicht belebte. Ihre blonden Haare fielen nachlässig aufgelößt um ihren Nacken, sie schien sich nach dem Fremden umzusehen. Einige Zeit darauf trat ein junger Mensch, der eine Frisirschürze umgegürtet, und ein weißes Jäckchen an hatte, aus der Thüre jenes Hauses, ging auf Wilhelmen los, begrüßte ihn und sagte, das Frauenzimmer am Fenster läßt Sie fragen, ob Sie ihr nicht einen Theil der schönen Blumen abtreten

wol-

Thomas Moore der Byron'schen Lorbeerkrone würdig hält. Höchstens in einem Ragout dürfte Moore einzelne Lorbeerblätter genießen. An einem so herrlichen Gedicht, wie das Byron'sche auf General Moore, zehre ich einen ganzen Monat lang und verlange nach nichts anderem. Wäre Byron am Leben geblieben, er würde für Griechenland noch ein Lykurg oder Solon geworden sein.

Lord Stratfords Abreise von Konstantinopel ist sehr bedeutungsreich, ohne Zweifel ein Symptom, daß die Engländer die griechische Sache für gewonnen halten. Aus Europa kann man aber nun einmal die Türken doch nicht treiben, da keine christliche Macht Konstantinopel besitzen darf, ohne Herr der Welt zu werden, aber beschneiden, reduciren kann man die türkische Macht in Europa, so weit als die griechischen Kaiser in den letzten zwei Jahrhunderten."

962.

1824, 24. November.

Mit Eckermann.

Ich besuchte Goethe abends vor dem Theater und fand ihn sehr wohl und heiter. Er erkundigte sich nach den hier anwesenden jungen Engländern, und ich sagte ihm, daß ich die Absicht habe, mit Herrn Doolan eine deutsche Übersetzung des Plutarch zu lesen. Dies führte das Gespräch auf die römische und griechische

Geſchichte, und Goethe äußerte ſich darüber folgendermaßen:

„Die römiſche Geſchichte,“ ſagte er, „iſt für uns eigentlich nicht mehr an der Zeit. Wir ſind zu human geworden, als daß uns die Triumphe des Cäſar nicht widerſtehen ſollten. So auch die griechiſche Geſchichte bietet wenig Erfreuliches. Wo ſich dieſes Volk gegen äußere Feinde wendet, iſt es zwar groß und glänzend, allein die Zerſtückelung der Staaten und der ewige Krieg im Innern, wo der eine Grieche die Waffen gegen den andern kehrt, iſt auch deſto unerträglicher. Zudem iſt die Geſchichte unſerer eigenen Tage durchaus groß und bedeutend; die Schlachten von Leipzig und Waterloo ragen ſo gewaltig hervor, daß jene von Marathon und ähnliche andere nachgerade verdunkelt werden. Auch ſind unſere einzelnen Helden nicht zurückgeblieben: die franzöſiſchen Marſchälle und Blücher und Wellington ſind denen des Alterthums völlig an die Seite zu ſetzen.“

Das Geſpräch wendete ſich auf die neueſte franzöſiſche Literatur und der Franzoſen täglich zunehmendes Intereſſe an deutſchen Werken.

„Die Franzoſen,“ ſagte Goethe, „thun ſehr wohl, daß ſie anfangen unſere Schriftſteller zu ſtudiren und zu überſetzen; denn beſchränkt in der Form und beſchränkt in den Motiven wie ſie ſind, bleibt ihnen kein anderes Mittel, als ſich nach außen zu wenden. Man mag uns Deutſchen eine gewiſſe Formloſigkeit vor-

werfen, allein wir ſind ihnen doch an Stoff überlegen. Die Theaterſtücke von Kotzebue und Iffland ſind ſo reich an Motiven, daß ſie ſehr lange daran werden zu pflücken haben, bis alles verbraucht ſein wird. Beſonders aber iſt ihnen unſere philoſophiſche Idealität willkommen; denn jedes Ideelle iſt dienlich zu revolutionären Zwecken.

„Die Franzoſen," fuhr Goethe fort, „haben Verſtand und Geiſt, aber kein Fundament und keine Pietät. Was ihnen im Augenblick dient, was ihrer Partei zu gute kommen kann, iſt ihnen das Rechte. Sie loben uns daher auch nie aus Anerkennung unſerer Verdienſte, ſondern nur wenn ſie durch unſere Anſichten ihre Partei verſtärken können."

Wir ſprachen darauf über unſere eigene Literatur, und was einigen unſerer neueſten jungen Dichter hinderlich.

„Der Mehrzahl unſerer jungen Poeten," ſagte Goethe, „fehlt weiter nichts, als daß ihre Subjectivität nicht bedeutend iſt, und daß ſie im Objectiven den Stoff nicht zu finden wiſſen. Im höchſten Falle finden ſie einen Stoff, der ihnen ähnlich iſt, der ihrem Subjecte zuſagt; den Stoff aber um ſein ſelbſt willen, weil er ein poetiſcher iſt, auch dann zu ergreifen, wenn er dem Subject widerwärtig wäre, daran iſt nicht zu denken.

Aber, wie geſagt, wären es nur bedeutende Perſonagen, die durch große Studien und Lebensver-

hältniſſe gebildet würden, ſo möchte es, wenigſtens um unſere jungen Dichter lyriſcher Art, dennoch ſehr gut ſtehen."

963.

1824, 25. November.

Mit v. Müller.

Von 4—5½ Uhr war ich ganz allein bei Goethe Er ſprach von Walter Scott, der durch ſeine Schriftſtellerei an 80,000 Pfund gewann, aber ſich ſelbſt und ſeinen wahren Ruhm dafür verkauft habe; denn im Grunde ſei er doch zum Pfuſcher geworden; denn ſeine meiſten Romane ſeien nicht viel werth, doch immer noch viel zu gut fürs Publicum. — Den Schrittſchuh-Almanach*) mit Gedichten von Klopſtock, Cramer u. ſ. w., meinte er, verſtehe jetzt kein Menſch mehr recht. Klopſtock war doch immer ſehr vornehmthueriſch, ſteif und ungelenk in ſeinen Dichtungen, und über ‚Fiesco,' bei Gelegenheit der Bearbeitung von Ancelot äußerte er, es ſei ein wildes Stück, das den Todeskeim gleich in ſich getragen habe. Dieſe Verſchwörungsgeſchichten alle, die den frühern Dichtern im Kragen ſtaken, ſind im Grunde nichts als revolutionäre Schwärmereien, gewöhnlich iſt der Ermordete gerade der Beſte oder Unentbehrlichſte."

*) Der Eislauf . . . Taſchenbuch. Nürnberg 1825.

die Nase für Kraft hat, wie die Oberlippe so kräftig aufschwillt, und das Kinn so strebend ist und mit den Knochen der Kinnlade so schön zusammenfließt! Die Partie um die Augen, die Stirn ist in diesem kolossalen Bilde fast dieselbige geblieben, alles übrige ist schwächer und älter. Doch damit will ich das neue Werk nicht schelten, das im ganzen sehr verdienstlich und sehr zu loben ist."

Goethe erkundigte sich sodann, wie ich in diesen Tagen gelebt, und was ich gedacht und getrieben. Ich sagte ihm, daß mir eine Aufforderung zugekommen, unter sehr vortheilhaften Bedingungen für ein englisches Journal monatliche Berichte über die neuesten Erzeugnisse deutscher schöner Prosa einzureichen, und daß ich sehr geneigt sei, das Anerbieten anzunehmen.

Goethes Gesicht, das bisher so freundlich gewesen, zog sich bei diesen Worten ganz verdrießlich, und ich konnte in jeder seiner Mienen die Mißbilligung meines Vorhabens lesen.

„Ich wollte," sagte er, „Ihre Freunde hätten Sie in Ruhe gelassen. Was wollen Sie sich mit Dingen befassen, die nicht in Ihrem Wege liegen und die den Richtungen Ihrer Natur ganz zuwider sind? Wir haben Gold-, Silber- und Papiergeld, und jedes hat seinen Werth und seinen Kurs, aber um jedes zu würdigen, muß man den Kurs kennen. Mit der Literatur ist es nicht anders. Sie wissen wohl die Metalle zu schätzen, aber nicht das Papiergeld, Sie sind darin nicht her-

gekommen, und da wird Ihre Kritik ungerecht sein und Sie werden die Sachen vernichten. Wollen Sie aber gerecht sein und jedes in seiner Art anerkennen und gelten lassen, so müssen Sie sich zuvor mit unserer mittlern Literatur ins Gleichgewicht setzen und sich zu keinen geringen Studien bequemen. Sie müssen zurückgehen und sehen, was die Schlegel gewollt und geleistet, und dann alle neuesten Autoren: Franz Horn, Hoffmann, Clauren u. s. w., alle müssen Sie lesen. Und das ist nicht genug. Auch alle Zeitschriften, vom ‚Morgenblatt' bis zur ‚Abendzeitung', müssen Sie halten, damit Sie von allem Neuhervortretenden sogleich in Kenntniß sind, und damit verderben Sie Ihre schönsten Stunden und Tage. Und dann: alle neuen Bücher, die Sie einigermaßen gründlich anzeigen wollen, müssen Sie doch auch nicht blos durchblättern, sondern sogar studiren. Wie würde Ihnen das munden! Und endlich, wenn Sie das Schlechte schlecht finden, dürfen Sie es nicht einmal sagen, wenn Sie sich nicht der Gefahr aussetzen wollen, mit aller Welt in Krieg zu gerathen.

Nein, wie gesagt, schreiben Sie das Anerbieten ab, es liegt nicht in Ihrem Wege. Überhaupt hüten Sie sich vor Zersplitterung und halten Sie Ihre Kräfte zusammen. Wäre ich vor dreißig Jahren so klug gewesen, ich würde ganz andere Dinge gemacht haben. Was habe ich mit Schiller an den ‚Horen' und ‚Musenalmanachen' nicht für Zeit verschwendet!

Gerade in dieſen Tagen, bei Durchſicht unſerer Briefe iſt mir alles recht lebendig geworden, und ich kann nicht ohne Verdruß an jene Unternehmungen zurückdenken, wobei die Welt uns mißbrauchte und die für uns ſelbſt ganz ohne Folge waren. Das Talent glaubt freilich, es könne das auch, was es andere Leute thun ſieht; allein es iſt nicht ſo, und es wird ſeine faux-frais bereuen. Was haben wir davon, wenn unſere Haare auf eine Nacht gewickelt ſind? Wir haben Papier in den Haaren, das iſt alles, und am andern Abend ſind ſie doch wieder ſchlicht.

„Es kommt darauf an," fuhr Goethe fort, „daß Sie ſich ein Kapital bilden, das nie ausgeht. Dieſes werden Sie erlangen in dem begonnenen Studium der engliſchen Sprache und Literatur. Halten Sie ſich dazu und benutzen Sie die treffliche Gelegenheit der jungen Engländer zu jeder Stunde. Die alten Sprachen ſind Ihnen in der Jugend größtentheils entgangen, deßhalb ſuchen Sie in der Literatur einer ſo tüchtigen Nation wie die Engländer einen Halt! Zudem iſt ja unſere eigene Literatur größtentheils aus der ihrigen hergekommen. Unſere Romane, unſere Trauerſpiele, woher haben wir ſie denn, als von Goldſmith, Fielding und Shakeſpeare? Und noch heutzutage, wo wollen Sie denn in Deutſchland drei literariſche Helden finden, die dem Lord Byron, Moore und Walter Scott an die Seite zu ſetzen wären? Alſo noch einmal, befeſtigen Sie ſich im Engliſchen, halten Sie

Ihre Kräfte zu etwas Tüchtigem zusammen, und lassen Sie alles fahren, was für Sie keine Folge hat und Ihnen nicht gemäß ist!"

Ich freute mich, daß ich Goethe zu reden gebracht, und war in meinem Innern vollkommen beruhigt und entschlossen, nach seinem Rath in alle Wege zu handeln.

Herr Kanzler von Müller ließ sich melden und setzte sich zu uns. Und so kam' das Gespräch wieder auf die vor uns stehende Büste des Dante und dessen Leben und Werke. Besonders ward der Dunkelheit jener Dichtungen gedacht, wie seine eigenen Landsleute ihn nie verstanden, und daß es einem Ausländer um so mehr unmöglich sei, solche Finsternisse zu durchdringen. „Ihnen," wendete sich Goethe freundlich zu mir, „soll das Studium dieses Dichters von Ihrem Beichtvater hiermit durchaus verboten sein."

Goethe bemerkte ferner, daß der schwere Reim an jener Unverständlichkeit vorzüglich mit schuld sei. Übrigens sprach Goethe von Dante mit aller Ehrfurcht, wobei es mir merkwürdig war, daß ihm das Wort Talent nicht genügte, sondern daß er ihn eine Natur nannte, als womit er ein Umfassenderes, Ahnungsvolleres, tiefer und weiter um sich Blickendes ausdrücken zu wollen schien.

965.

1824, 9. December.

Mit Eckermann, Coudray und Riemer.

Ich ging gegen Abend zu Goethe. Er reichte mir freundlich die Hand entgegen und begrüßte mich mit dem Lobe meines Gedichts zu Schellhorns Jubiläum. Ich brachte ihm dagegen die Nachricht, daß ich geschrieben und das englische Anerbieten abgelehnt habe.

„Gottlob," sagte er, „daß Sie wieder frei und in Ruhe sind. Nun will ich Sie gleich noch vor etwas warnen. Es werden die Componisten kommen und eine Oper haben wollen; aber da seien Sie gleichfalls nur standhaft und lehnen Sie ab; denn das ist auch eine Sache, die zu nichts führt und womit man seine Zeit verdirbt."

Goethe erzählte mir darauf, daß er dem Verfasser des ‚Paria' durch Rees von Esenbeck den Comödienzettel nach Bonn geschickt habe, woraus der Dichter sehen möge, daß sein Stück hier gegeben worden. „Das Leben ist kurz," fügte er hinzu, „man muß sich einander einen Spaß zu machen suchen."

Die Berliner Zeitungen lagen vor ihm, und er erzählte mir von der großen Wasserfluth in Petersburg. Er gab mir das Blatt, daß ich es lesen möchte. Er sprach dann über die schlechte Lage von Petersburg und lachte beifällig über eine Äußerung Rousseaus, welcher gesagt habe, daß man ein Erdbeben dadurch

wollen? — Sie ſtehn ihr alle zu Dienſten, verſetzte Wilhelm, indem er dem leichten Boten das Bouquet überreichte, und zugleich der Schönen ein Kompliment machte, welches ſie mit einem freundlichen Gegengruß erwiederte, und ſich vom Fenſter zurückzog.

Nachdenkend über dieſes artige Abentheuer ging er nach ſeinem Zimmer die Treppe hinauf, als ein junges Geſchöpf ihm entgegen ſprang, das ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Ein kurzes ſeidnes Weſtchen mit geſchlitzten ſpaniſchen Ermeln, knappe, lange Beinkleider mit Puffen ſtanden dem Kinde gar artig. Lange ſchwarze Haare waren in Locken und Zöpfen um den Kopf gekräuſelt und gewunden. Er ſah die Geſtalt mit Verwunderung an, und konnte nicht mit ſich einig werden, ob er ſie für einen Knaben oder für ein Mädchen erklären ſollte. Doch entſchied er ſich bald für das letzte, und hielt

nicht verhindern könne, daß man in die Nähe eines feuerſpeienden Berges eine Stadt baue. „Die Natur geht ihren Gang," ſagte er, „und dasjenige, was uns als Ausnahme erſcheint, iſt in der Regel."

Wir gedachten darauf der großen Stürme, die an allen Küſten gewüthet, ſowie der übrigen gewaltſamen Naturäußerungen, welche die Zeitungen gemeldet, und ich fragte Goethe, ob man wohl wiſſe, wie dergleichen zuſammenhänge. „Das weiß niemand," antwortete Goethe, „man hat kaum bei ſich von ſolchen geheimen Dingen eine Ahnung, viel weniger könnte man es ausſprechen."

Oberbaudirector Coudray ließ ſich melden, deßgleichen Profeſſor Riemer; beide geſellten ſich zu uns, und ſo wurde denn die Waſſersnoth von Petersburg abermals durchgeſprochen, wobei Coudray uns durch Zeichnung des Plans jener Stadt die Einwirkungen der Newa und übrige Lokalität deutlich machte.

966.

1824, 9. December.

Mit v. Müller.

Goethe fiel gegen alle Vergleichungen heftig aus; denn „man macht ſie nur aus Bequemlichkeit, um ſich ein ſelbſtändiges Urtheil zu erſparen."

967.

1824, 17. December.

Mit v. Müller und Eckermann.

Ich traf Goethe bei der Lectüre der neuen Überſetzung von ‚Tauſend und Einer Nacht' von Habicht, v. Hagen und Schall, die er ſehr lobte und, da ſie aus dem Urtext, der franzöſiſchen vorzieht.

„Dieſe Märchen," ſagte er, „müſſen mir über die trüben Tage weghelfen; iſt es doch, als ob das Bewußtſein, in wenig Tagen der Sonne wieder näher zu kommen, uns ſchon jetzt erwärmte."

Ich brachte ihm von Gagern merkwürdige Handſchriften. Er holte ähnliche herbei in großer Zahl. Eckermann trat ein, das Geſpräch kam auf Byron's Conversations. „Ich leſe ſie nun zum zweiten Male, ich möchte ſie nicht miſſen und doch laſſen ſie einen peniblen Eindruck zurück. Wie viel Geklatſche oft nur um eine elende Kleinigkeit; welche Empfindlichkeit über jedes alberne Urtheil der Journaliſten, welch' ein wüſtes Leben mit Hunden, Affen, Pfauen, Pferden; alles ohne Folge und Zuſammenhang.

Nur über Anſchauungen urtheilt Byron vortrefflich und klar, Reflexion iſt nicht ſeine Sache, ſeine Urtheile und Combinationen ſind dann oft die eines Kindes.

Wie viel zu geduldig läßt er ſich Plagiate vorwerfen, ſcharmutzirt nur zu ſeiner Vertheidigung, ſtatt mit ſchwerem Geſchütz die Gegner niederzudonnern.

Gehört nicht Alles, was die Vor- und Mitwelt geleiſtet, dem Dichter von Rechtswegen an? Warum ſoll er ſich ſcheuen, Blumen zu nehmen, wo er ſie findet? Nur durch Aneignung fremder Schätze entſteht ein Großes. Hab' ich nicht auch im Mephiſtopheles den Hiob und ein Shakeſpeare-Lied mir angeeignet? Byron war meiſt unbewußt ein großer Dichter, ſelten wurde er ſeiner ſelbſt froh."

Das Taſchenbuch für Öſterreichiſche Geſchichte von Hormayr mit Graf Sternbergs Bild führte das Geſpräch auf Böhmen. „Dort war eine große Cultur im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert einheimiſch, ehe man im übrigen Deutſchland daran dachte. Prag mit ſeinen 40,000 Studenten, welch' eine Erſcheinung! Aus allen Winkeln Deutſchlands und aus der Schweiz waren Lehrer hingegangen, die jeder gleich ſeine Zuhörerſchaar mitbrachte. Jedermann dürſtete nach griechiſcher und lateiniſcher Kenntniß. Man räumte den Profeſſoren die größten Rechte und Freiheiten ein; als man ſie nun ſpäterhin beſchränken wollte, wurden ſie wild und zogen aus. Damals wurde Leipzig durch ſolch eine ausgewanderte Schaar emporgehoben, der man das Paulinum einräumte. Ja, die Geſchichte läßt ganz wunderſame Phänomene hervortreten, je nachdem man ſie aus einem beſtimmten Kreispunkte betrachtet.

Und doch kann eigentlich Niemand aus der Geſchichte etwas lernen, denn ſie enthält ja nur eine Maſſe von Thorheiten und Schlechtigkeiten."

Er war im schönsten Zuge, allgemeine Ansichten und Betrachtungen aus der innern Fülle seines Geistes hervorströmen zu lassen, und dabei höchst mild und treuherzig.

968.

1824, December.

Mit v. Müller.

An einem Decemberabend 1824 sagte Goethe bezüglich auf Klinger: „Alte Freunde muß man nicht wiedersehen, man versteht sich nicht mehr mit ihnen, jeder hat eine andere Sprache bekommen.

Wem es Ernst um seine innere Cultur ist, hüte sich davor; denn der alsdann hervortretende Mißklang kann nur störend auf uns einwirken und man trübt sich das reine Bild des frühern Verhältnisses."

969.

1824, Ende December (?).

Über neugriechische Lieder.

Goethe hat die kleinste Meinung von den bewußten Griechenliedern. „Schlagt ihn todt! Schlagt ihn todt! Lorbern her! Blut! Blut!" sagte er, „das ist noch keine Poesie." Ob er gerecht ist, kann ich nicht beurtheilen, da ich die Sachen nicht kenne; gegen den Übersetzer [Fauriel?] aber war er es nicht.

970.

1825, 10. Januar.

Mit Eckermann und einem engliſchen Ingenieuroffizier H.

Bei ſeinem großen Intereſſe für die engliſche Nation hatte Goethe mich erſucht, die hier anweſenden jungen Engländer ihm nach und nach vorzuſtellen. Heute um fünf Uhr erwartete er mich mit dem engliſchen Ingenieuroffizier Herrn H., von welchem ich ihm vorläufig viel Gutes hatte ſagen können. Wir gingen alſo zur beſtimmten Stunde hin und wurden durch den Bedienten in ein angenehm erwärmtes Zimmer geführt, wo Goethe in der Regel nachmittags und abends zu ſein pflegt. Drei Lichter brannten auf dem Tiſche; aber Goethe war nicht darin, wir hörten ihn in dem anſtoßenden Saale ſprechen. . . . . .

Nachdem wir einige Minuten gewartet hatten, trat Goethe zu uns herein und begrüßte uns freundlich. „Ich darf Sie geradezu in deutſcher Sprache anreden," wendete er ſich an Herrn H.; „denn ich höre, Sie ſind im Deutſchen ſchon recht bewandert." Dieſer erwiederte hierauf mit wenigem freundlich, und Goethe bat uns darauf, Platz zu nehmen.

Die Perſönlichkeit des Herrn H. mußte auf Goethe einen guten Eindruck machen, denn ſeine große Liebenswürdigkeit und heitere Milde zeigte ſich dem Fremden gegenüber heute in ihrer wahren Schönheit. „Sie

haben wohlgethan," ſagte er, „daß Sie, um deutſch zu lernen, zu uns herübergekommen ſind, wo Sie nicht allein die Sprache leicht und ſchnell gewinnen, ſondern auch die Elemente, worauf ſie ruht, unſern Boden, Klima, Lebensart, Sitten, geſellſchaftlichen Verkehr, Verfaſſung und dergleichen mit nach England im Geiſte hinübernehmen."

„„Das Intereſſe für die deutſche Sprache,"" erwiederte Herr H., „„iſt jetzt in England groß und wird täglich allgemeiner, ſodaß jetzt faſt kein junger Engländer von guter Familie iſt, der nicht deutſch lernte.""

„Wir Deutſchen," verſetzte Goethe freundlich, „haben es jedoch Ihrer Nation in dieſer Hinſicht um ein halbes Jahrhundert zuvorgethan. Ich beſchäftige mich ſeit fünfzig Jahren mit der engliſchen Sprache und Literatur, ſodaß ich Ihre Schriftſteller und das Leben und die Einrichtung Ihres Landes ſehr gut kenne. Käme ich nach England hinüber, ich würde kein Fremder ſein.

Aber, wie geſagt, Ihre jungen Landsleute thun wohl, daß ſie jetzt zu uns kommen und auch unſere Sprache lernen; denn nicht allein daß unſere eigene Literatur es an ſich verdient, ſondern es iſt auch nicht zu leugnen, daß wenn einer jetzt das Deutſche gut verſteht, er viele andere Sprachen entbehren kann. Von der franzöſiſchen rede ich nicht, ſie iſt die Sprache des Umgangs und ganz beſonders auf Reiſen unentbehrlich, weil ſie jeder verſteht und man ſich in allen Ländern mit ihr ſtatt eines guten Dolmetſchers aus-

helfen kann. Was aber das Griechiſche, Lateiniſche, Italieniſche und Spaniſche betrifft, ſo können wir die vorzüglichſten Werke dieſer Nationen in ſo guten deutſchen Überſetzungen leſen, daß wir ohne ganz beſondere Zwecke nicht Urſache haben, auf die mühſame Erlernung jener Sprachen viele Zeit zu verwenden. Es liegt in der deutſchen Natur, alles Ausländiſche in ſeiner Art zu würdigen und ſich fremder Eigenthümlichkeit zu bequemen. Dieſes und die große Fügſamkeit unſerer Sprache macht denn die deutſchen Überſetzungen durchaus treu und vollkommen.

Nun iſt wohl nicht zu leugnen, daß man im allgemeinen mit einer guten Überſetzung ſehr weit kommt. Alexander der Große konnte kein Latein, aber [illegible]ero in der franzöſiſchen Überſetzung ebenſo gut als wir andern in der Urſprache."

Dann das Geſpräch auf das Theater wendend, fragte Goethe Herrn H., ob er es viel beſuche. „„Ich beſuche das Theater jeden Abend,"" antwortete dieſer, „„und ich finde, daß der Gewinn für das Verſtehen der Sprache ſehr groß iſt."" — „Es iſt merkwürdig," erwiederte Goethe, „daß das Ohr und überall das Vermögen des Verſtehens dem des Sprechens vorauseilt, ſodaß einer bald ſehr gut alles verſtehen, aber keineswegs alles ausdrücken kann." — „„Ich finde täglich,"" entgegnete Herr H., „„daß dieſe Bemerkung ſehr wahr iſt; denn ich verſtehe ſehr gut alles, was geſprochen wird, auch ſehr gut alles, was ich leſe, ja ich fühle

ſogar, wenn einer im Deutſchen ſich nicht richtig ausdrückt. Allein wenn ich ſpreche, ſo ſtockt es, und ich weiß nicht recht zu ſagen was ich möchte. Eine leichte Converſation bei Hofe, ein Spaß mit den Damen, eine Unterhaltung beim Tanz und dergleichen gelingt mir ſchon. Will ich aber im Deutſchen über einen höhern Gegenſtand meine Meinung hervorbringen, will ich etwas Eigenthümliches und Geiſtreiches ſagen, ſo ſtockt es und ich kann nicht fort.““ — „Da tröſten und beruhigen Sie ſich nur,“ erwiederte Goethe; „denn dergleichen Ungewöhnliches auszudrücken wird uns wohl in unſerer eigenen Mutterſprache ſchwer.“

Goethe fragte darauf Herrn H., was er von deutſcher Literatur geleſen habe. „„Ich habe den ‚Egmont‘ geleſen,““ antwortete dieſer, „„und habe an dem Buche ſo viele Freude gehabt, daß ich dreimal zu ihm zurückgekehrt bin. So auch hat ‚Torquato Taſſo‘ mir vielen Genuß gewährt. Jetzt leſe ich den ‚Fauſt‘; ich finde aber, daß er ein wenig ſchwer iſt.““ Goethe lachte bei dieſen letzten Worten. „Freilich,“ ſagte er, „würde ich Ihnen zum ‚Fauſt‘ noch nicht gerathen haben. Es iſt tolles Zeug und geht über alle gewöhnlichen Empfindungen hinaus. Aber da Sie es von ſelbſt gethan haben, ohne mich zu fragen, ſo mögen Sie ſehen, wie Sie durchkommen. Fauſt iſt ein ſo ſeltſames Individuum, daß nur wenige Menſchen ſeine innern Zuſtände nachempfinden können. So der Character des Mephiſtopheles iſt durch die Ironie und als lebendiges

Reſultat einer großen Weltbetrachtung wieder etwas ſehr Schweres. Doch ſehen Sie zu, was für Lichter ſich Ihnen dabei aufthun. Der ‚Taſſo‘ dagegen ſteht dem allgemeinen Menſchengefühl bei weitem näher, auch iſt das Ausführliche ſeiner Form einem leichtern Verſtändniß günſtig.“ — „„Dennoch,““ erwiederte Herr H., „„hält man in Deutſchland den ‚Taſſo‘ für ſchwer, ſodaß man ſich wunderte, als ich ſagte, daß ich ihn leſe.““ — „Die Hauptſache beim ‚Taſſo‘,“ ſagte Goethe, „iſt die, daß man kein Kind mehr ſei und gute Geſellſchaft nicht entbehrt habe. Ein junger Mann von guter Familie mit hinreichendem Geiſt und Zartſinn und genugſamer äußern Bildung, wie ſie aus dem Umgange mit vollendeten Menſchen der höhern und höchſten Stände hervorgeht, wird den ‚Taſſo‘ nicht ſchwer finden.“

Das Geſpräch lenkte ſich auf den ‚Egmont‘, und Goethe ſagte darüber folgendes: „Ich ſchrieb den ‚Egmont‘ im Jahre 1775, alſo vor fünfzig Jahren. Ich hielt mich ſehr treu an die Geſchichte und ſtrebte nach möglichſter Wahrheit. Als ich darauf zehn Jahre ſpäter in Rom war, las ich in den Zeitungen, daß die geſchilderten revolutionären Scenen in den Niederlanden ſich buchſtäblich wiederholten. Ich ſah daraus, daß die Welt immer dieſelbige bleibt, und daß meine Darſtellung einiges Leben haben mußte.“

Unter dieſen und ähnlichen Geſprächen war die Zeit des Theaters herangekommen, und wir ſtanden auf und wurden von Goethe freundlich entlaſſen.

Im Nachhausegehen fragte ich Herrn H., wie ihm Goethe gefallen. „„Ich habe nie einen Mann gesehen,““ antwortete dieser, „„der bei aller liebevollen Milde so viel angeborene Würde besäße. Er ist immer groß, er mag sich stellen und sich herablassen wie er wolle.““

971.

1825, 18. Januar.

Mit Eckermann, Wilhelm Rehbein und Riemer.

Ich ging heute um 5 Uhr zu Goethe, den ich in einigen Tagen nicht gesehen hatte, und verlebte mit ihm einen schönen Abend. Ich fand ihn in seiner Arbeitsstube in der Dämmerung sitzend, in Gesprächen mit seinem Sohn und dem Hofrath Rehbein, seinem Arzt. Ich setzte mich zu ihnen an den Tisch. Wir sprachen noch eine Weile in der Dämmerung; dann ward Licht gebracht, und ich hatte die Freude, Goethe vollkommen frisch und heiter vor mir zu sehen.

Er erkundigte sich, wie gewöhnlich, theilnehmend nach dem, was mir in diesen Tagen Neues begegnet, und ich erzählte ihm, daß ich die Bekanntschaft einer Dichterin*) gemacht habe. Ich konnte zugleich ihr nicht gewöhnliches Talent rühmen, und Goethe, der einige ihrer Produkte gleichfalls kannte, stimmte in dieses Lob mit ein. „Eins von ihren Gedichten," sagte er, „wo sie eine Gegend ihrer Heimath beschreibt, ist von einem höchst eigenthümlichen Character. Sie hat eine

*) [Agnes Franz?]

sie auf, da sie bey ihm vorbey kam, bot ihr einen guten Tag, und fragte sie, wem sie angehöre? ob er schon leicht sehen konnte, daß sie ein Glied der springenden und tanzenden Gesellschaft seyn müsse. Mit einem scharfen, schwarzen Seitenblick sah sie ihn an, indem sie sich von ihm losmachte, und in die Küche lief, ohne zu antworten.

Als er die Treppe hinauf kam, fand er auf dem weiten Vorsaale zwey Mannspersonen, die sich im Fechten übten, oder vielmehr ihre Geschicklichkeit an einander zu versuchen schienen. Der eine war offenbar von der Gesellschaft, die sich im Hause befand, der andere hatte ein weniger wildes Ansehn. Wilhelm sah ihnen zu, und hatte Ursache, sie beide zu bewundern, und als nicht lange darauf der schwarzbärtige nervige Streiter den Kampfplatz verließ, bot der andere, mit vieler Artigkeit, Wilhelmen das Rappier an.

gute Richtung auf äußere Gegenstände, auch fehlt es ihr nicht an guten innern Eigenschaften. Freilich wäre auch manches an ihr auszusetzen, wir wollen sie jedoch gehen lassen und sie auf dem Wege nicht irren, den das Talent ihr zeigen wird."

Das Gespräch kam nun auf die Dichterinnen im allgemeinen, und der Hofrath Rehbein bemerkte, daß das poetische Talent der Frauenzimmer ihm oft als eine Art von geistigem Geschlechtstriebe vorkomme. „Da hören Sie nur," sagte Goethe lachend, indem er mich ansah, „geistigen Geschlechtstrieb! — wie der Arzt das zurechtlegt!" — „„Ich weiß nicht, ob ich mich recht ausdrücke,"" fuhr dieser fort, „„aber es ist so etwas. Gewöhnlich haben diese Wesen das Glück der Liebe nicht genossen, und sie suchen nun in geistigen Richtungen Ersatz. Wären sie zu rechter Zeit verheirathet und hätten sie Kinder geboren, sie würden an poetische Productionen nicht gedacht haben.""

„Ich will nicht untersuchen," sagte Goethe, „inwiefern Sie in diesem Falle recht haben; aber bei Frauenzimmertalenten anderer Art habe ich immer gefunden, daß sie mit der Ehe aufhörten. Ich habe Mädchen gekannt, die vortrefflich zeichneten, aber sobald sie Frauen und Mütter wurden, war es aus; sie hatten mit den Kindern zu thun und nahmen keinen Griffel mehr in die Hand.

Doch unsere Dichterinnen," fuhr er sehr lebhaft fort, „möchten immer dichten und schreiben so viel sie

wollten, wenn nur unſere Männer nicht wie die Weiber ſchrieben! Aber das iſt es, was mir nicht gefällt. Man ſehe doch nur unſere Zeitſchriften und Taſchenbücher, wie das alles ſo ſchwach iſt und immer ſchwächer wird! Wenn man jetzt ein Kapitel des ‚Cellini‘ im ‚Morgenblatt‘ abdrucken ließe, wie würde ſich das ausnehmen!

Unterdeſſen,“ fuhr er heiter fort, „wollen wir es gut ſein laſſen und uns unſers kräftigen Mädchens in Halle [Thereſe Albertine Luiſe v. Jakob] freuen, die uns mit männlichem Geiſte in die ſerbiſche Welt einführt. Die Gedichte ſind vortrefflich! Es ſind einige darunter, die ſich dem ‚Hohen Liede‘ an die Seite ſetzen laſſen, und das will etwas heißen. Ich habe den Aufſatz über dieſe Gedichte beendigt, und er iſt auch bereits abgedruckt.“ Mit dieſen Worten reichte er mir die erſten vier Aushängebogen eines neuen Heftes von ‚Kunſt und Alterthum‘ zu, wo ich dieſen Aufſatz fand. „Ich habe die einzelnen Gedichte ihrem Hauptinhalte nach mit kurzen Worten characteriſirt, und Sie werden ſich über die köſtlichen Motive freuen. Rehbein iſt ja auch der Poeſie nicht unkundig, wenigſtens was den Gehalt und Stoff betrifft, und er hört vielleicht gern mit zu, wenn Sie dieſe Stelle vorleſen.“

Ich las den Inhalt der einzelnen Gedichte langſam.

— — — — — — — — — — —

Ich bemerkte, daß dieſe bloßen Motive ſo viel Leben in mir anregten, als läſe ich die Gedichte ſelbſt, und daß ich daher nach dem Ausgeführten gar kein Verlangen trage.

„Sie haben ganz recht," sagte Goethe, „es ist so. Aber Sie sehen daraus die große Wichtigkeit der Motive, die niemand begreifen will. Unsere Frauenzimmer haben davon nun vollends keine Ahnung. Dies Gedicht ist schön, sagen sie, und denken dabei blos an die Empfindungen, an die Worte, an die Verse. Daß aber die wahre Kraft und Wirkung eines Gedichts in der Situation, in den Motiven besteht, daran denkt niemand. Und aus diesem Grunde werden denn auch Tausende von Gedichten gemacht, wo das Motiv durchaus null ist und die blos durch Empfindungen und klingende Verse eine Art von Existenz vorspiegeln. Überhaupt haben die Dilettanten und besonders die Frauen von der Poesie sehr schwache Begriffe. Sie glauben gewöhnlich, wenn sie nur das Technische losshätten, so hätten sie das Wesen und wären gemachte Leute; allein sie sind sehr in der Irre."

Professor Riemer ließ sich melden; Hofrath Rehbein empfahl sich. Riemer setzte sich zu uns. Das Gespräch über die Motive der serbischen Liebesgedichte ging fort. Riemer kannte schon, wovon die Rede war, und er machte die Bemerkung, daß man nach den obigen Inhaltsandeutungen nicht allein Gedichte machen könne, sondern daß auch jene Motive, ohne sie aus dem Serbischen gekannt zu haben, von deutscher Seite schon wären gebraucht und gebildet worden. Er gedachte hierauf einiger Gedichte von sich selber, so wie mir während dem Lesen schon

einige Gedichte von Goethe eingefallen waren, die ich erwähnte.

„Die Welt bleibt immer dieſelbe," ſagte Goethe, „die Zuſtände wiederholen ſich; das eine Volk lebt, liebt und empfindet wie das andere, warum ſollte denn der eine Poet nicht wie der andere dichten? Die Situationen des Lebens ſind ſich gleich, warum ſollten denn die Situationen der Gedichte ſich nicht gleich ſein?"

„Und eben dieſe Gleichheit des Lebens und der Empfindungen," ſagte Riemer, „macht es ja, daß wir imſtande ſind, die Poeſie anderer Völker zu verſtehen. Wäre dieſes nicht, ſo würden wir ja bei ausländiſchen Gedichten nie wiſſen, wovon die Rede iſt."

„„Wir ſind daher,"" nahm ich das Wort. „„immer die Gelehrten höchſt ſeltſam vorgekommen, welche die Meinung zu haben ſcheinen, das Dichten geſchehe nicht vom Leben zum Gedicht, ſondern vom Buche zum Gedicht. Sie ſagen immer: das hat er dort her, und das dort! Finden ſie z. B. beim Shakeſpeare Stellen, die bei den Alten auch vorkommen, ſo ſoll er es auch von den Alten haben! So giebt es unter andern beim Shakeſpeare eine Situation, wo man beim Anblick eines ſchönen Mädchens die Eltern glücklich preiſt, die ſie Tochter nennen, und den Jüngling glücklich, der ſie als Braut heimführen wird. Und weil nun beim Homer daſſelbige vorkommt, ſo ſoll es der Shakeſpeare auch vom Homer haben! Wie wunderlich! Als ob man nach ſolchen Dingen ſo weit zu gehen brauchte, und

als ob man dergleichen nicht täglich vor Augen hätte und empfände und ausspräche!"

„Ach ja," sagte Goethe, „das ist höchst lächerlich."

„„So auch,"" fuhr ich fort, „„zeigt selbst Lord Byron sich nicht klüger, wenn er Ihren ‚Faust' zerstückelt und der Meinung ist, als hätten Sie dieses hier her und jenes dort.""

„Ich habe," sagte Goethe, „alle jene von Lord Byron angeführten Herrlichkeiten größtentheils nicht einmal gelesen, viel weniger habe ich daran gedacht, als ich den ‚Faust' machte. Aber Lord Byron ist nur groß, wenn er dichtet; sobald er reflectirt, ist er ein Kind. So weiß er sich auch gegen dergleichen ihn selbst betreffende unverständige Angriffe seiner eigenen Nation nicht zu helfen; er hätte sich stärker dagegen ausdrücken sollen. Was da ist, das ist mein — hätte er sagen sollen, und ob ich es aus dem Leben oder aus dem Buche genommen, das ist gleichviel; es kam blos darauf an, daß ich es recht gebrauchte! Walter Scott benutzte eine Scene meines ‚Egmont', und er hatte ein Recht dazu, und weil es mit Verstand geschah, so ist er zu loben So auch hat er den Character meiner Mignon in einem seiner Romane nachgebildet; ob aber mit ebenso viel Weisheit, ist eine andere Frage. Lord Byron's verwandelter Teufel ist ein fortgesetzter Mephistopheles, und das ist recht. Hätte er aus origineller Grille ausweichen wollen, er hätte es schlechter machen müssen. So singt mein

Mephistopheles ein Lied von Shakespeare, und warum sollte er das nicht? Warum sollte ich mir die Mühe geben, ein eigenes zu erfinden, wenn das von Shakespeare eben recht war und eben das sagte, was es sollte? Hat daher auch die Exposition meines ‚Faust' mit der des ‚Hiob' einige Ähnlichkeit, so ist das wiederum ganz recht, und ich bin deswegen eher zu loben als zu tadeln."

Goethe war in der besten Laune. Er ließ eine Flasche Wein kommen, wovon er Riemern und mir einschenkte; er selbst trank Marienbader Wasser. Der Abend schien bestimmt zu sein, mit Riemern das Manuscript seiner fortgesetzten Selbstbiographie durchzugehen, um vielleicht hinsichtlich des Ausdrucks hin und wieder noch einiges zu verbessern. „Eckermann bleibt wohl bei uns und hört mit zu," sagte Goethe, welches mir sehr lieb war zu vernehmen. Und so legte er denn Riemern das Manuscript vor, der mit dem Jahre 1795 zu lesen anfing.

In Goethen . . war die geschilderte Lebensepoche rege, er schwelgte in Erinnerungen und ergänzte bei Erwähnung einzelner Personen und Vorfälle das Geschriebene durch detaillirte mündliche Erzählung. Es war ein köstlicher Abend! Der bedeutendsten mitlebenden Männer ward wiederholt gedacht; zu Schillern jedoch, der dieser Epoche von 1795 bis 1800 am engsten verflochten war, kehrte das Gespräch immer von neuem zurück. Das Theater war ein Gegenstand ihres ge-

meinſamen Wirkens geweſen; ſo auch fallen Goethes vorzüglichſte Werke in jene Zeit: der ‚Wilhelm Meiſter‘ wird beendigt, ‚Hermann und Dorothea‘ gleich hinterher entworfen und geſchrieben, ‚Cellini‘ überſetzt für die ‚Horen‘, die ‚Xenien‘ gemeinſchaftlich gedichtet für ‚Schillers Muſenalmanach‘. An täglichen Berührungspunkten war kein Mangel. Dieſes alles kam nun dieſen Abend zur Sprache, und es fehlte Goethen nicht an Anlaß zu den intereſſanteſten Äußerungen.

„‚Hermann und Dorothea‘“, ſagte er unter anderm, „iſt faſt das einzige meiner größern Gedichte, das mir noch Freude macht; ich kann es nie ohne innigen Antheil leſen. Beſonders lieb iſt es mir in der lateiniſchen Überſetzung; es kommt mir da vornehmer vor, als wäre es, der Form nach, zu ſeinem Urſprunge zurückgekehrt.“

Auch vom ‚Wilhelm Meiſter‘ war wiederholt die Rede. „Schiller,“ ſagte er, „tadelte die Einflechtung des Tragiſchen, als welches nicht in den Roman gehöre. Er hatte jedoch unrecht, wie wir alle wiſſen. In ſeinen Briefen an mich ſind über den ‚Wilhelm Meiſter‘ die bedeutendſten Anſichten und Äußerungen. Es gehört dieſes Werk übrigens zu den incalculabelſten Productionen, wozu mir faſt ſelbſt der Schlüſſel fehlt. Man ſucht einen Mittelpunkt, und das iſt ſchwer und nicht einmal gut. Ich ſollte meinen: ein reiches mannigfaltiges Leben, das unſern Augen vorübergeht, wäre auch an ſich etwas ohne ausgeſprochene Tendenz, die

doch blos für den Begriff ist. Will man aber dergleichen durchaus, so halte man sich an die Worte Friedrich's, die er am Ende an unsern Helden richtet, indem er sagt: ‚Du kommst mir vor wie Saul, der Sohn Kis, der ausging, seines Vaters Eselinnen zu suchen, und ein Königreich fand.' Hieran halte man sich; denn im Grunde scheint doch das Ganze nichts anderes sagen zu wollen, als daß der Mensch trotz aller Dummheiten und Verwirrungen, von einer höhern Hand geleitet, doch zum glücklichen Ziele gelange."

Der großen Cultur der mittlern Stände ward darauf gedacht, die sich seit den letzten funfzig Jahren über Deutschland verbreitet, und Goethe schrieb die Verdienste hierum weniger Lessing zu als Herder und Wieland. „Lessing," sagte er, „war der höchste Verstand, und nur ein ebenso großer konnte von ihm wahrhaft lernen. Dem Halbvermögen war er gefährlich." Er nannte einen Journalisten, der sich nach Lessing gebildet und am Ende des vorigen Jahrhunderts eine Rolle, aber keine edle gespielt habe, weil er seinem großen Vorgänger so weit nachgestanden.

„Wielanden," sagte Goethe, „verdankt das ganze obere Deutschland seinen Stil. Es hat viel von ihm gelernt, und die Fähigkeit, sich gehörig auszudrücken, ist nicht das geringste."

Bei Erwähnung der ‚Xenien' rühmte Goethe besonders die von Schiller, die er scharf und schlagend nannte, dagegen seine eigenen unschuldig und geringe.

„Den ‚Thierkreis'", ſagte er, „welcher von Schiller iſt, leſe ich ſtets mit Bewunderung. Die guten Wirkungen, die ſie zu ihrer Zeit auf die deutſche Literatur ausübten, ſind gar nicht zu berechnen. Viele Perſonen wurden bei dieſer Gelegenheit genannt, gegen welche die ‚Xenien' gerichtet waren; ihre Namen ſind jedoch meinem Gedächtniß entgangen.

Nachdem nun ſo, von dieſen und hundert andern intereſſanten Äußerungen und Einflechtungen Goethes unterbrochen, das gedachte Manuſcript bis zu Ende des Jahres 1800 vorgeleſen und beſprochen war, legte Goethe die Papiere an die Seite und ließ an einem Ende des großen Tiſches, an dem wir ſaßen, decken und ein kleines Abendeſſen bringen. Wir ließen es uns wohl ſein; Goethe ſelbſt rührte aber keinen Biſſen an, wie ich ihn denn nie abends habe eſſen ſehen. Er ſaß bei uns, ſchenkte uns ein, putzte die Lichter und erquickte uns überdieß geiſtig mit den herrlichſten Worten. Das Andenken Schiller's war in ihm ſo lebendig, daß die Geſpräche dieſer letzten Hälfte des Abends nur ihm gewidmet waren.

Riemer erinnerte an Schiller's Perſönlichkeit. „Der Bau ſeiner Glieder, ſein Gang auf der Straße, jede ſeiner Bewegungen,'" ſagte er, „war ſtolz, nur die Augen waren ſanft.'" — „Ja," ſagte Goethe, „alles übrige an ihm war ſtolz und großartig, aber ſeine Augen waren ſanft. Und wie ſein Körper war ſein Talent. Er griff in einen großen Gegenſtand kühn

hinein und betrachtete und wendete ihn hin und her, und ſah ihn ſo an und ſo, und handhabte ihn ſo und ſo. Er ſah ſeinen Gegenſtand gleichſam nur von außen an, eine ſtille Entwickelung aus dem Innern war nicht ſeine Sache. Sein Talent war mehr deſultoriſch. Deßhalb war er auch nie entſchieden und konnte nie fertig werden; er wechſelte oft noch eine Rolle kurz vor der Probe. Und wie er überall kühn zu Werke ging, ſo war er auch nicht für vieles Motiviren. Ich weiß, was ich mit ihm beim ‚Tell‘ für Noth hatte, wo er geradezu den Geßler einen Apfel vom Baum brechen und vom Kopf des Knaben ſchießen laſſen wollte. Dies war nun ganz gegen meine Natur, und ich überredete ihn, dieſe Grauſamkeit doch wenigſtens dadurch zu motiviren, daß er Tells Knaben mit der Geſchicklichkeit ſeines Vaters gegen den Landvogt großthun laſſe, indem er ſagt, daß er wohl auf hundert Schritte einen Apfel vom Baume ſchieße. Schiller wollte anfänglich nicht daran, aber er gab doch endlich meinen Vorſtellungen und Bitten nach und machte es ſo, wie ich ihm gerathen.

Daß ich dagegen oft zu viel motivirte, entfernte meine Stücke vom Theater. Meine ‚Eugenie‘ iſt eine Kette von lauter Motiven, und dies kann auf der Bühne kein Glück machen.

Schiller's Talent war recht für's Theater geſchaffen. Mit jedem Stücke ſchritt er vor und ward er vollendeter; doch war es wunderlich, daß ihm noch

Wenn Sie einen Schüler, versetzte dieser, in die Lehre nehmen wollen, so bin ich wohl zufrieden, mit Ihnen einige Gänge zu wagen. Sie fochten zusammen, und obgleich der Fremde dem Ankömmling weit überlegen war, so war er doch höflich genug zu versichern, daß alles nur auf Übung ankomme, und wirklich hatte Wilhelm auch gezeigt, daß er früher von einem guten und gründlichen deutschen Fechtmeister unterrichtet worden war.

Ihre Unterhaltung ward durch das Getöse unterbrochen, mit welchem die bunte Gesellschaft aus dem Wirthshause auszog, um die Stadt von ihrem Schauspiel zu benachrichtigen, und auf ihre Künste begierig zu machen. Einem Tambour folgte der Entrepreneur zu Pferde, hinter ihm eine Tänzerin auf einem ähnlichen Gerippe, die ein Kind vor sich hielt, das mit Bändern und Flin-

von den ‚Räubern‘ her ein gewiſſer Sinn für das Grauſame anklebte, der ſelbſt in ſeiner ſchönſten Zeit ihn nie ganz verlaſſen wollte. So erinnere ich mich noch recht wohl, daß er im ‚Egmont‘ in der Gefängnißſcene, wo dieſem das Urtheil vorgeleſen wird, den Alba in einer Maske und in einen Mantel gehüllt im Hintergrunde erſcheinen ließ, um ſich an dem Effect zu weiden, den das Todesurtheil auf Egmont haben würde. Hierdurch ſollte ſich der Alba als unerſättlich in Rache und Schadenfreude darſtellen. Ich proteſtirte jedoch, und die Figur blieb weg. Er war ein wunderlicher großer Menſch.

Alle acht Tage war er ein anderer und ein vollendeterer; jedesmal wenn ich ihn wiederſah, erſchien er mir vorgeſchritten in Beleſenheit, Gelehrſamkeit und Urtheil. Seine Briefe ſind das ſchönſte Andenken, das ich von ihm beſitze, und ſie gehören mit zu dem Vortrefflichſten, was er geſchrieben. Seinen letzten Brief bewahre ich als ein Heiligthum unter meinen Schätzen.“ Goethe ſtand auf und holte ihn. „Da ſehen und leſen Sie,“ ſagte er, indem er mir ihn zureichte.

Der Brief war ſchön und mit kühner Hand geſchrieben. Er enthielt ein Urtheil über Goethes Anmerkungen zu ‚Rameaus Neffen‘, welche die franzöſiſche Literatur jener Zeit darſtellen, und die er Schillern in Manuſcript zur Anſicht mitgetheilt hatte. Ich las den Brief Riemern vor. „Sie ſehen,“ ſagte Goethe, „wie ſein Urtheil treffend und beiſammen iſt, und wie die

Handschrift durchaus keine Spur irgend einer Schwäche verräth. Er war ein prächtiger Mensch, und bei völligen Kräften ist er von uns gegangen. Dieser Brief ist vom 24. April 1805 — Schiller starb am 9. Mai."

Wir betrachteten den Brief wechselsweise und freuten uns des klaren Ausdrucks wie der schönen Handschrift, und Goethe widmete seinem Freunde noch manches Wort eines liebevollen Andenkens, bis es spät gegen elf Uhr geworden war und wir gingen.

972.

1825, 26. Januar.

Mit v. Müller.

Ich traf ihn in den vordern Zimmern und brachte ihm Hiob*) zum Geschenk von Umbreit. „Es ist ein schwer zu verstehendes Buch, man wird nie darüber einig werden; einige setzen es sogar vor Moses. Ich habe meine eigenen Gedanken darüber, die ich aber nicht aufdringen will."

Von mir an die Herausgabe der Fortsetzung vom ‚Diwan' erinnert, erwiederte er, sie müsse bis zur Herausgabe seiner sämmtlichen Werke verschoben bleiben, die er durchaus noch bei Lebzeiten besorgen und daher Be-

*) Übersetzung und Auslegung von Fr. W. Umbreit. Heidelberg 1824.

dacht nehmen müsse, daß täglich etwas zu diesem Zwecke Förderliches geschehe und geleistet werde.

Seine ‚zahmen Xenien' lagen im Manuscript vor ihm. In einer derselben kommt vor: ‚Auch den Verdruß müsse man sich zu Nutze machen, denn er sei ja auch ein Theil und zwar ein großer des Lebens.'

Er commentirte viel hierüber, entfernte sich dann und ließ mich nach einer kleinen Weile ins hintere Zimmer rufen, da es ihm um diese Abendzeit in dem kleinen stillen Raume wohnlicher sei. Und auch mir war es so. Ich las ihm aus einem Briefe des Grafen Reinhard vor, worin eine Stelle über Jacobi vorkommt.

Dies gab zu den herrlichsten Schilderungen von Jacobi's Persönlichkeit und zu höchst wichtigen Aufschlüssen über ihn und sein Verhältniß zu Goethe Anlaß, die ich immer noch mehr durch Vorlesung anschlagender Stellen aus Jacobi's Briefsammlung hervorzurufen bemüht war.

„Die Speculation, die metaphysische," sagte er, „ist Jacobi's Unglück geworden: war er doch eigentlich nicht dazu geboren noch erzogen. Ihm haben die Naturwissenschaften gemangelt, und mit dem bischen Moral allein läßt sich doch keine große Weltansicht fassen. Er war mehr zu einem liebenswürdigen, feinen Hof- und Weltmann geboren, zumal bei unverkennbarer Eitelkeit, die man ihm jedoch nicht verargen muß. Es kommt nur darauf an, ob sie sich nach außen oder

nach innen richtet. Von ſtattlicher Figur, edler Haltung, feinen Manieren und würdigem Ernſt, wüßte ich nicht leicht mir eine liebenswürdigere Erſcheinung zu denken als eben Jacobi.

Ihm ſtarb aber ſeine heitere, lebensfrohe, tüchtige Gattin, die eine echt niederländiſche Figur, wie wir ſie in Rubens beſten Geſtaltungen finden, viel zu früh.

Bei ſeinem Bedürfniß nach weiblicher Pflege und Anregung fiel er dann bald unter die Tutel ſeiner Schweſtern, die ſich die Herrſchaft über ihn anmaßten und ihn verweichlichten. Die jüngere, klar, voll Verſtand und Character, aber auch voll Einſeitigkeit und bitterer Schärfe, iſt für ihn und andere zu einem wahren Reibeiſen geworden."

Wir kamen auf den Hofrath Wilhelm Müller aus Deſſau zu ſprechen, der uns dieſer Tage beſucht hatte. „Es iſt mir eine unangenehme Perſonnage, ſagte er, fuſſiſant, überdieß Brillen tragend, was mir das Allerunleidlichſte iſt. Frau von Varnhagen und die Arnim haben mir Müllers Gattin ganz richtig geſchildert, die wirklich recht liebenswürdig iſt. Die Arnim iſt übrigens jetzt ſelten mehr redlich, ſondern erzſchelmiſch. Was ſie in früheren Jahren ſehr gut gekleidet, die halb Mignon- halb Gurli-Maske, nimmt ſie jetzt nur als Gaukelei vor, um ihre Liſt und Schelmerei zu verbergen. Das italieniſche Blut in ihr hat freilich die Mignon auf's lebhafteſte auffaſſen müſſen. Solche problematiſche Charactere aber intereſſiren mich immer, um ſo mehr,

je ſchwieriger es mir wird, ſie zu erklären und zu entziffern.

Ich muß geſtehen, ich wüßte auch nichts mit der ewigen Seligkeit anzufangen, wenn ſie mir nicht neue Aufgaben und Schwierigkeiten zu beſiegen böte. Aber dafür iſt wohl geſorgt, wir dürfen nur die Planeten und Sonnen anblicken, da wird es auch Nüſſe genug zu knacken geben."

Seine Monita zu meinem Brief an den König von Bayern wollte er auch heute nicht kund geben.

„Mit der Farbenlehre iſt es wie mit dem Whiſtſpiel; man lernt nie aus, muß es aber beſtändig ſpielen, um weiter zu kommen. Es läßt ſich nur darin thun, nicht überliefern, nicht lehren.

Jede Hoffnung iſt eigentlich eine gute That."

973.

1825, 24. Februar.

Mit Eckermann.

„Wäre es meine Sache noch, dem Theater vorzuſtehen," ſagte Goethe dieſen Abend, „ich würde Byron's Dogen von Venedig' auf die Bühne bringen. Freilich iſt das Stück zu lang und es müßte gekürzt werden; aber man müßte nichts daran ſchneiden und ſtreichen, ſondern es ſo machen: man müßte den Inhalt jeder Scene in ſich aufnehmen und ihn blos kürzer wiedergeben. Dadurch würde das Stück zuſammengehen, ohne

daß man ihm durch Änderungen ſchadete, und es würde an kräftiger Wirkung durchaus gewinnen, ohne im weſentlichen von ſeinem Schönen etwas einzubüßen."

Dieſe Äußerung Goethes gab mir eine neue Anſicht, wie man beim Theater in hundert ähnlichen Fällen zu verfahren habe, und ich war über dieſe Maxime, die freilich einen guten Kopf, ja einen Poeten vorausſetzt, der ſeine Sache verſteht, höchſt erfreut.

Wir ſprachen über Lord Byron weiter, und ich erwähnte, wie er in ſeinen Converſationen mit Medwin es als etwas höchſt Schwieriges und Undankbares ausgeſprochen habe, für das Theater zu ſchreiben. „Es kommt darauf an," ſagte Goethe, „daß der Dichter die Bahn zu treffen wiſſe, die der Geſchmack und das Intereſſe des Publicums genommen hat. Fällt die Richtung des Talents mit der des Publicums zuſammen, ſo iſt alles gewonnen. Dieſe Bahn hat Houwald mit ſeinem ‚Bilde' getroffen, daher der allgemeine Beifall. Lord Byron wäre vielleicht nicht ſo glücklich geweſen, inſofern ſeine Richtungen von der des Publicums abwichen. Denn es fragt ſich hierbei keineswegs, wie groß der Poet ſei; vielmehr kann ein ſolcher, der mit ſeiner Perſönlichkeit aus dem allgemeinen Publicum wenig hervorragt, oft eben dadurch die allgemeinſte Gunſt gewinnen."

Wir ſetzten das Geſpräch über Lord Byron fort, und Goethe bewunderte ſein außerordentliches Talent.

„Dasjenige, was ich die Erfindung nenne," sagte er, „ist mir bei keinem Menschen in der Welt größer vorgekommen als bei ihm. Die Art und Weise, wie er einen dramatischen Knoten löst, ist stets über alle Erwartung und immer besser als man es sich dachte." — „„Mir geht es mit Shakespeare so,"" erwiederte ich, „„namentlich mit dem Falstaff, wenn er sich festgelogen hat und ich mich frage, was ich ihn thun lassen würde, um sich wieder loszuhelfen, wo denn freilich Shakespeare alle meine Gedanken bei weitem übertrifft. Daß aber Sie ein Gleiches von Lord Byron sagen, ist wohl das höchste Lob, das diesem zu theil werden kann. Jedoch,"" fügte ich hinzu, „„steht der Poet, der Anfang und Ende klar übersieht, gegen den befangenen Leser bei weitem im Vortheil.""

Goethe gab mir recht und lachte dann über Lord Byron, daß er, der sich im Leben nie gefügt und der nie nach einem Gesetz gefragt, sich endlich dem dümmsten Gesetz der drei Einheiten unterworfen habe. „Er hat den Grund dieses Gesetzes so wenig verstanden," sagte er, „als die übrige Welt. Das Faßliche ist der Grund, und die drei Einheiten sind nur insofern gut, als dieses durch sie erreicht wird. Sind sie aber dem Faßlichen hinderlich, so ist es immer unverständig, sie als Gesetz betrachten und befolgen zu wollen. Selbst die Griechen, von denen diese Regel ausging, haben sie nicht immer befolgt; im ‚Phaëthon' des Euripides und in andern Stücken wechselt der Ort, und man sieht also, daß die

gute Darſtellung ihres Gegenſtandes ihnen mehr galt als der blinde Reſpect vor einem Geſetz, das an ſich nie viel zu bedeuten hatte. Die Shakeſpeare'ſchen Stücke gehen über die Einheit der Zeit und des Orts ſo weit hinaus als nur möglich; aber ſie ſind faßlich, es iſt nichts faßlicher als ſie, und deshalb würden auch die Griechen ſie untadelig finden. Die franzöſiſchen Dichter haben dem Geſetz der drei Einheiten am ſtrengſten Folge zu leiſten geſucht, aber ſie ſündigen gegen das Faßliche, indem ſie ein dramatiſches Geſetz nicht dramatiſch löſen, ſondern durch Erzählung."

— — — — — — — — — — —

Goethe fuhr über Lord Byron zu reden fort. „Seinem ſtets ins Unbegrenzte ſtrebenden Naturell," ſagte er, „ſteht jedoch die Einſchränkung, die er ſich durch Beobachtung der drei Einheiten auflegte, ſehr wohl. Hätte er ſich doch auch im Sittlichen ſo zu begrenzen gewußt! Daß er dieſes nicht konnte, war ſein Verderben, und es läßt ſich ſehr wohl ſagen, daß er an ſeiner Zügelloſigkeit zu Grunde gegangen iſt.

Er war gar zu dunkel über ſich ſelbſt. Er lebte immer leidenſchaftlich in den Tag hin und wußte und bedachte nicht, was er that. Sich ſelber alles erlaubend und an andern nichts billigend, mußte er es mit ſich ſelbſt verderben und die Welt gegen ſich aufregen. Mit ſeinen ‚English Bards and Scotch Reviewers' verletzte

er gleich anfänglich die vorzüglichsten Literatoren. Um nachher nur zu leben, mußte er einen Schritt zurücktreten. In seinen folgenden Werken ging er in Opposition und Mißbilligung fort; Staat und Kirche blieben nicht unangetastet. Dieses rücksichtslose Hinwirken trieb ihn aus England und hätte ihn mit der Zeit auch aus Europa getrieben. Es war ihm überall zu enge, und bei der grenzenlosesten persönlichen Freiheit fühlte er sich beklommen; die Welt war ihm ein Gefängniß. Sein Gehen nach Griechenland war kein freiwilliger Entschluß, sein Mißverhältniß mit der Welt trieb ihn dazu. Daß er sich vom Herkömmlichen, Patriotischen lossagte, hat nicht allein einen so vorzüglichen Menschen persönlich zu Grunde gerichtet, sondern sein revolutionärer Sinn und die damit verbundene beständige Agitation des Gemüths hat auch sein Talent nicht zur gehörigen Entwickelung kommen lassen. Auch ist die ewige Opposition und Mißbilligung seinen vortrefflichen Werken selbst, so wie sie daliegen, höchst schädlich. Denn nicht allein daß das Unbehagen des Dichters sich dem Leser mittheilt, sondern auch alles opponirende Wirken geht auf das Negative hinaus, und das Negative ist nichts. Wenn ich das Schlechte schlecht nenne, was ist da viel gewonnen? Nenne ich aber gar das Gute schlecht, so ist viel geschadet. Wer recht wirken will, muß nie schelten, sich um das Verkehrte gar nicht bekümmern, sondern nur immer das Gute thun. Denn es kommt nicht darauf an, daß eingerissen, sondern daß

etwas aufgebaut werde, woran die Menſchheit reine Freude empfinde."

Ich erquickte mich an dieſen herrlichen Worten und freute mich der köſtlichen Maxime.

„Lord Byron," fuhr Goethe fort, „iſt zu betrachten: als Menſch, als Engländer, und als großes Talent. Seine guten Eigenſchaften ſind vorzüglich vom Menſchen herzuleiten; ſeine ſchlimmen, daß er ein Engländer und ein Peer von England war; und ſein Talent iſt incommenſurabel.

Alle Engländer ſind als ſolche ohne eigentliche Reflexion; die Zerſtreuung und der Parteigeiſt laſſen ſie zu keiner ruhigen Ausbildung kommen. Aber ſie ſind groß als praktiſche Menſchen.

So konnte Lord Byron nie zum Nachdenken über ſich ſelbſt gelangen; deswegen auch ſeine Reflexionen überhaupt ihm nicht gelingen wollen, wie ſein Symbolum: Viel Geld und keine Obrigkeit! beweiſt, weil durchaus vieles Geld die Obrigkeit paralyſirt.

Aber alles, was er produciren mag, gelingt ihm, und man kann wirklich ſagen, daß ſich bei ihm die Inſpiration an die Stelle der Reflexion ſetzt. Er mußte immer dichten, und da war denn alles, was vom Menſchen, beſonders vom Herzen ausging, vortrefflich. Zu ſeinen Sachen kam er wie die Weiber zu ſchönen Kindern: ſie denken nicht daran und wiſſen nicht wie.

Er iſt ein großes Talent, ein geborenes, und die

tern wohl herausgeputzt war. Darauf kam die übrige Truppe zu Fuß, wovon einige auf ihren Schultern Kinder, in abentheuerlichen Stellungen, leicht und bequem daher trugen, unter denen die junge, schwarzköpfige, düstere Gestalt Wilhelms Aufmerksamkeit aufs neue erregte.

Pagliasso lief unter der andringenden Menge drollig hin und her, und theilte mit sehr begreiflichen Späßen, indem er bald ein Mädchen küßte, bald einen Knaben pritschte, seine Zettel aus, und erweckte unter dem Volke eine unüberwindliche Begierde, ihn näher kennen zu lernen.

In den gedruckten Anzeigen waren die mannichfaltigen Künste der Gesellschaft, besonders eines Monsieur Narciß und der Demoiselle Landrinette herausgestrichen, welche beide, als Hauptpersonen, die Klugheit gehabt hatten, sich von dem Zuge zu ent-

eigentlich poetiſche Kraft iſt mir bei niemand größer vorgekommen als bei ihm. In Auffaſſung des Äußern und klarem Durchblick vergangener Zuſtände iſt er ebenſo groß als Shakeſpeare. Aber Shakeſpeare iſt als reines Individuum überwiegend. Dieſes fühlte Byron ſehr wohl, deshalb ſpricht er vom Shakeſpeare nicht viel, obgleich er ganze Stellen von ihm auswendig weiß. Er hätte ihn gern verleugnet; denn Shakeſpeare's Heiterkeit iſt ihm im Wege: er fühlt, daß er nicht dagegen aufkann. Pope verleugnet er nicht, weil er ihn nicht zu fürchten hatte. Er nennt und achtet ihn vielmehr wo er kann; denn er weiß ſehr wohl, daß Pope nur eine Wand gegen ihn iſt."

Goethe ſchien über Byron unerſchöpflich, und ich konnte nicht ſatt werden ihm zuzuhören. Nach einigen kleinen Zwiſchengeſprächen fuhr er fort:

„Der hohe Stand als engliſcher Peer war Byron ſehr nachtheilig; denn jedes Talent iſt durch die Außenwelt genirt, geſchweige eins bei ſo hoher Geburt und ſo großem Vermögen. Ein gewiſſer mittler Zuſtand iſt dem Talent bei weitem zuträglicher, weshalb wir denn auch alle großen Künſtler und Poeten in den mittlern Ständen finden. Byron's Hang zum Unbegrenzten hätte ihm bei einer geringern Geburt und niederm Vermögen bei weitem nicht ſo gefährlich werden können; ſo aber ſtand es in ſeiner Macht, jede Anwandlung in Ausführung zu bringen, und das verſtrickte ihn in unzählige Händel. Und wie ſollte

ferner dem, der selbst aus so hohem Stande war, irgend ein Stand imponiren und Rücksicht einflößen? Er sprach aus, was sich in ihm regte, und das brachte ihn mit der Welt in einen unauflöslichen Conflict.

Man bemerkt mit Verwunderung," fuhr Goethe fort, „welcher große Theil des Lebens eines vornehmen reichen Engländers in Entführungen und Duellen zugebracht wird. Lord Byron erzählt selbst, daß sein Vater drei Frauen entführt habe. Da sei einer einmal ein vernünftiger Sohn!

Er lebte eigentlich immer im Naturzustande, und bei seiner Art zu sein mußte ihm täglich das Bedürfniß der Nothwehr vorschweben. Deßwegen sein ewiges Pistolenschießen. Er mußte jeden Augenblick erwarten, herausgefordert zu werden.

Er konnte nicht allein leben. Deßwegen war er trotz aller seiner Wunderlichkeiten gegen seine Gesellschaft höchst nachsichtig. Er las das herrliche Gedicht über den Tod des Generals Moore einen Abend vor, und seine edeln Freunde wissen nicht, was sie daraus machen sollen. Das rührt ihn nicht, und er steckt es wieder ein. Als Poet beweist er sich wirklich wie ein Lamm. Ein anderer hätte sie dem Teufel übergeben!"

974.

1825, 9. März.

Mit v. Müller.

Goethe, der sehr freundlich war, sprach heute über die gefährliche Zerstreuung durch Tageslectüre: „der Mensch nimmt am Ende doch nur an, was ihm gemäß ist.“

975.

1825, 21. März.

Mit v. Müller.

Heute Nachmittag gab mir Goethe seinen Wunsch zu erkennen, mich und Riemern zu Executoren seines literarischen Nachlasses zu machen.

976.

1825, 22. März.

Mit Eckermann.

Nach Erzählung des Theaterbrandes in der Nacht vom 21. zum 22. März berichtet Eckermann:

Ich ging nach Hause, um ein wenig zu ruhen, dann im Laufe des Vormittags zu Goethe.

Der Bediente sagte mir, er sei unwohl und im Bette. Doch ließ Goethe mich in seine Nähe rufen. Er streckte mir seine Hand entgegen. „Wir haben alle verloren,“ sagte er, „allein was ist zu thun! Mein Wölfchen kam diesen Morgen früh an mein Bette; er

faßte meine Hand, und indem er mich mit großen Augen anſah, ſagte er: ‚So geht's den Menſchen!‘ Was läßt ſich weiter ſagen als dieſes Wort meines lieben Wolf, womit er mich zu tröſten ſuchte. Der Schauplatz meiner faſt dreißigjährigen liebevollen Mühe liegt in Schutt und Trümmer. Allein, wie Wolf ſagt, ſo geht's den Menſchen! Ich habe die ganze Nacht wenig geſchlafen; ich ſah aus meinen vordern Fenſtern die Flamme unaufhörlich gegen den Himmel ſteigen. Sie mögen denken, daß mir mancher Gedanke an die alten Zeiten, an meine vieljährigen Wirkungen mit Schiller und an das Herankommen und Wachſen manches lieben Zöglings durch die Seele gegangen iſt, und daß ich nicht ohne einige innere Bewegung davongekommen bin. Ich denke mich daher heute auch ganz weislich zu Bette zu halten.“

Ich lobte ihn wegen ſeiner Vorſicht. Doch ſchien er mir nicht im geringſten ſchwach und angegriffen, vielmehr ganz behaglich und heiterer Seele. Es ſchien mir vielmehr dieſes im Bette Liegen eine alte Kriegsliſt zu ſein, die er bei irgend einem außerordentlichen Ereigniß anzuwenden pflegt, wo er den Zudrang vieler Beſuche fürchtet.

Goethe bat mich, auf einem Stuhle vor ſeinem Bette Platz zu nehmen und ein wenig dazubleiben. „Ich habe viel an Euch gedacht und Euch bedauert,“ ſagte er. „Was wollt Ihr nun mit Euern Abenden anfangen!“

„„Sie wissen,““ erwiederte ich, „„wie leidenschaftlich ich das Theater liebe. Als ich vor zwei Jahren hieher kam, kannte ich außer drei bis vier Stücken, die ich in Hannover gesehen, so gut wie gar nichts. Nun war mir alles neu, Personal wie Stücke; und da ich nun nach Ihrem Rath mich ganz den Eindrücken der Gegenstände hingab, ohne darüber viel zu denken und reflectiren zu wollen, so kann ich in Wahrheit sagen, daß ich diese beiden Winter im Theater die harmlosesten, lieblichsten Stunden verlebt habe, die mir je zutheil geworden. Auch war ich in das Theater so vernarrt, daß ich nicht allein keine Vorstellung versäumte, sondern mir auch Zutritt zu den Proben verschaffte; ja, auch damit noch nicht zufrieden, konnte ich wohl am Tage, wenn ich im Vorbeigehen zufällig die Thüren offen fand, mich halbe Stunden lang auf die leeren Bänke des Parterre setzen und mir Scenen imaginiren, die man etwa jetzt spielen könnte.““

„Ihr seid eben ein verrückter Mensch,“ erwiederte Goethe lachend; „aber so hab' ich's gerne. Wollte Gott, das ganze Publicum bestände aus solchen Kindern! Und im Grunde habt Ihr recht, es ist was. Wer nicht ganz verwöhnt und hinlänglich jung ist, findet nicht leicht einen Ort, wo es ihm so wohl sein könnte als im Theater. Man macht an Euch gar keine Ansprüche, Ihr braucht den Mund nicht aufzuthun, wenn Ihr nicht wollt; vielmehr sitzt Ihr im völligen Behagen wie ein König und laßt Euch alles bequem vorführen

und Euch Geist und Sinne tractiren, wie Ihr es nur wünschen könnt. Da ist Poesie, da ist Malerei, da ist Gesang und Musik, da ist Schauspielkunst, und was nicht noch alles! Wenn alle diese Künste und Reize von Jugend und Schönheit an einem einzigen Abend, und zwar auf bedeutender Stufe, zusammenwirken, so giebt es ein Fest, das mit keinem andern zu vergleichen. Wäre aber auch einiges schlecht und nur einiges gut, so ist es immer noch mehr, als ob man zum Fenster hinaussähe oder in irgend einer geschlossenen Gesellschaft beim Dampf von Cigarren eine Partie Whist spielte. Das weimarische Theater ist, wie Sie fühlen, noch keineswegs zu verachten; es ist immer noch ein alter Stamm aus unserer besten Zeit da, dem sich neuere frische Talente zugebildet haben, und wir können immer noch etwas produciren, das reizt und gefällt und wenigstens den Schein eines Ganzen bietet."

„„Ich hätte es vor zwanzig, dreißig Jahren sehen mögen!"" versetzte ich.

„Das war freilich eine Zeit," erwiederte Goethe, „die uns mit großen Avantagen zu Hilfe kam. Denken Sie sich, daß die langweilige Periode des französischen Geschmacks damals noch nicht gar lange vorbei und das Publicum noch keineswegs überreizt war, daß Shakespeare noch in seiner ersten Frische wirkte, daß die Opern von Mozart jung, und endlich daß die Schiller'schen Stücke erst von Jahr zu Jahr hier entstanden und auf dem weimarischen Theater, durch ihn

ſelber einſtudirt, in ihrer erſten Glorie gegeben wurden — und Sie können ſich vorſtellen, daß mit ſolchen Gerichten Alte und Junge zu tractiren waren, und daß wir immer ein dankbares Publicum hatten."

„„Ältere Perſonen,"" bemerkte ich, „„die jene Zeit erlebt haben, können mir nicht genug rühmen, auf welcher Höhe das weimariſche Theater damals geſtanden."

„Ich will nicht leugnen," erwiederte Goethe, „es war etwas. Die Hauptſache aber war dieſes, daß der Großherzog mir die Hände durchaus frei ließ, und ich ſchalten und machen konnte wie ich wollte. Ich ſah nicht auf prächtige Decorationen und eine glänzende Garderobe, aber ich ſah auf gute Stücke. Von der Tragödie bis zur Poſſe, mir war jedes Genre recht; aber ein Stück mußte etwas ſein, um Gnade zu finden. Es mußte groß und tüchtig, heiter und graziös, auf alle Fälle aber geſund ſein und einen gewiſſen Kern haben. Alles Krankhafte, Schwache, Weinerliche und Sentimentale, ſowie alles Schreckliche, Greuelhafte und die gute Sitte Verletzende war ein für allemal ausgeſchloſſen; ich hätte gefürchtet, Schauſpieler und Publicum damit zu verderben.

Durch die guten Stücke aber hob ich die Schauſpieler; denn das Studium des Vortrefflichen und die fortwährende Ausübung des Vortrefflichen mußte nothwendig aus einem Menſchen, den die Natur nicht im Stich gelaſſen, etwas machen. Auch war ich mit den Schauſpielern in beſtändiger perſönlicher Berüh-

rung. Ich leitete die Leſeproben und machte jedem ſeine Rolle deutlich; ich war bei den Hauptproben gegenwärtig und beſprach mit ihnen, wie etwas beſſer zu thun; ich fehlte nicht bei den Vorſtellungen und bemerkte am andern Tage alles, was mir nicht recht erſchienen.

Dadurch brachte ich ſie in ihrer Kunſt weiter. Aber ich ſuchte auch den ganzen Stand in der äußern Achtung zu heben, indem ich die Beſten und Hoffnungsvollſten in meine Kreiſe zog und dadurch der Welt zeigte, daß ich ſie eines geſelligen Verkehrs mit mir werth achtete. Hierdurch geſchah aber, daß auch die übrige höhere weimariſche Geſellſchaft hinter mir nicht zurückblieb und daß Schauſpieler und Schauſpielerinnen in die beſten Zirkel bald einen ehrenvollen Zutritt gewannen. Durch alles mußte für ſie eine große innere wie äußere Cultur hervorgehen. Mein Schüler Wolff in Berlin ſowie unſer Durand ſind Leute von dem feinſten geſelligen Tact; Herr Ols und Graff haben hinreichende höhere Bildung, um der beſten Geſellſchaft Ehre zu machen.

Schiller verfuhr in demſelbigen Sinne wie ich. Er verkehrte mit Schauſpielern und Schauſpielerinnen ſehr viel. Er war gleich mir bei allen Proben gegenwärtig, und nach jeder gelungenen Vorſtellung von einem ſeiner Stücke pflegte er ſie zu ſich einzuladen und ſich mit ihnen einen guten Tag zu machen. Man freute ſich gemeinſam an dem, was gelungen, und beſprach ſich über das, was etwa das nächſte Mal beſſer

zu thun sei. Aber schon als Schiller bei uns eintrat, fand er Schauspieler wie Publicum bereits im hohen Grade gebildet vor, und es ist nicht zu leugnen, daß es dem raschen Erfolg seiner Stücke zugute kam."

Es machte mir viel Freude, Goethe so ausführlich über einen Gegenstand sprechen zu hören, der für mich immer ein großes Interesse hatte und der besonders durch das Unglück dieser Nacht bei mir obenauf war.

„„Der heutige Brand des Hauses,"" sagte ich, „„an welchem Sie und Schiller eine lange Reihe von Jahren so viel Gutes gewirkt, beschließt gewissermaßen auch äußerlich eine große Epoche, die für Weimar so bald nicht zurückkommen dürfte. Sie müssen doch in jener Zeit bei Ihrer Leitung des Theaters und bei dem außerordentlichen Erfolge, den es hatte, viel Freude erlebt haben!""

„Auch nicht geringe Last und Noth!" erwiederte Goethe mit einem Seufzer.

„„Es mag schwer sein,"" sagte ich, „„ein so vielköpfiges Wesen in gehöriger Ordnung zu halten.""

„Sehr viel," erwiederte Goethe, „ist zu erreichen durch Strenge, mehr durch Liebe, das meiste aber durch Einsicht und eine unparteiische Gerechtigkeit, bei der kein Ansehen der Person gilt.

Ich hatte mich vor zwei Feinden zu hüten, die mir hätten gefährlich werden können. Das eine war meine leidenschaftliche Liebe des Talents, die leicht in den Fall kommen konnte, mich parteiisch zu machen;

das andere will ich nicht aussprechen, aber Sie werden es errathen. Es fehlte bei unserm Theater nicht an Frauenzimmern, die schön und jung und dabei von großer Anmuth der Seele waren. Ich fühlte mich zu mancher leidenschaftlich hingezogen, auch fehlte es nicht, daß man mir auf halbem Wege entgegenkam. Allein ich faßte mich und sagte: Nicht weiter! Ich kannte meine Stellung und wußte, was ich ihr schuldig war. Ich stand hier nicht als Privatmann, sondern als Chef einer Anstalt, deren Gedeihen mir mehr galt als mein augenblickliches Glück. Hätte ich mich in irgend einen Liebeshandel eingelassen, so würde ich geworden sein wie ein Compaß, der unmöglich recht zeigen kann, wenn er einen einwirkenden Magnet an seiner Seite hat.

Dadurch aber, daß ich mich durchaus rein erhielt und immer Herr meiner selbst blieb, blieb ich auch Herr des Theaters, und es fehlte mir nie die nöthige Achtung, ohne welche Autorität bald dahin ist."

Dieses Bekenntniß Goethes war mir sehr merkwürdig. Ich hatte bereits von andern etwas Ähnliches über ihn vernommen und freute mich, jetzt aus seinem eigenen Munde die Bestätigung zu hören. Ich liebte ihn mehr als je und verließ ihn mit einem herzlichen Händedruck.

halten, sich dadurch ein vornehmeres Ansehn zu geben, und größre Neugier zu erwecken.

Während des Zuges hatte sich auch die schöne Nachbarin wieder am Fenster sehen lassen, und Wilhelm hatte nicht verfehlt, sich bey seinem Gesellschafter nach ihr zu erkundigen. Dieser, den wir einstweilen Laertes nennen wollen, erbot sich, Wilhelmen zu ihr hinüber zu begleiten. Ich und das Frauenzimmer, sagte er lächelnd, sind ein paar Trümmer einer Schauspielergesellschaft, die vor kurzem hier scheiterte. Die Anmuth des Orts hat uns bewogen, einige Zeit hier zu bleiben, und unsre wenige gesammelte Baarschaft in Ruhe zu verzehren, indeß ein Freund ausgezogen ist, ein Unterkommen für sich und uns zu suchen.

Laertes begleitete sogleich seinen neuen Bekannten zu Philinens Thüre, wo er ihn einen Augenblick stehen ließ, um in einem

977.

1825, 22. März.

Mit v. Müller.

Nach dem Theaterbrande beſuchte ich Goethen, der ſehr angegriffen war. „Die Brandſtätte iſt das Grab meiner Erinnerungen. Aber," ſetzte er hinzu, „nur durch friſche Thätigkeit ſind die Widerwärtigkeiten zu überwinden, und ich will deßhalb noch heute mit Riemer eine Seſſion halten."

978.

1825, kurz nach dem 22. März.

Über den Theaterbrand.

Für die Stimmung Goethes in jenen Tagen giebt eine Äußerung Meyer's Licht, der zum Kanzler Müller ſagte: Ich begreife nicht, warum Goethe ſich ſo außerordentlich um das Theater betrübt. Ich habe mich aber nie vermeſſen, ihm meine Anſichten und Empfindlichkeiten aufdringen zu wollen, ſonſt wären wir wohl auch nicht ſo gute Freunde geblieben. Ich habe das Hinwegſetzen über unabwendliche Ereigniſſe gerade in Goethes Schule gelernt, und nun wird er ſeiner Lehre ſelbſt untreu. Was will er mit „traurigen Vorzeichen für das Jubeljahr"?

979.

1825, 24. März.

Mittag bei Goethe.

[Eckermann] bei Goethe zu Tische. Der Verlust des Theaters bildete fast den ausschließlichen Gegenstand des Gesprächs. Frau von Goethe und Fräulein Ulrike lebten in Erinnerung glücklicher Stunden, die sie in dem alten Hause genossen. Sie hatten sich aus dem Schutt einige Reliquien gesucht, die sie für unschätzbar hielten; es war aber am Ende weiter nichts als einige Steine und angebrannte Stücke einer Tapete. Aber diese Stücke sollten gerade von der Stelle sein, wo sie auf dem Balcon ihre Plätze gehabt!

„Die Hauptsache ist," sagte Goethe, „daß man sich schnell fasse und sich so schnell als möglich wieder einrichte. Ich würde schon in nächster Woche wieder spielen lassen, im Fürstenhause, oder im großen Saale des Stadthauses, gleichviel. Nur darf keine zu lange Pause eintreten, damit das Publicum für seine langweiligen Abende sich nicht erst andere Ressourcen suche."

„„Aber von Decorationen ist ja so gut wie gar nichts gerettet!"" bemerkte man.

„Es bedarf keiner vielen Decorationen," erwiederte Goethe. „Auch bedarf es keiner großen Stücke. Auch ist gar nicht nöthig, daß man ein Ganzes gebe, noch weniger ein großes Ganzes. Die Hauptsache ist, daß

man Sachen wählt, bei denen kein großer Ortswechsel stattfindet. Irgend ein einactiges Lustspiel, oder eine einactige Posse oder Operette. Dann irgend eine Arie, irgend ein Duett, irgend ein Finale einer beliebten Oper — und Ihr werdet schon ganz passabel zufrieden sein. Es ist nur daß der April leidlich vorübergehe, im Mai habt Ihr schon die Sänger des Waldes.

Indessen," fuhr Goethe fort, „werdet Ihr das Schauspiel haben, im Laufe der Sommermonate ein neues Haus hervorsteigen zu sehen. Dieser Brand ist mir sehr merkwürdig. Ich will Euch nur verrathen, daß ich die langen Abendstunden des Winters mich mit Coudray beschäftigt habe, den Riß eines für Weimar passenden neuen schönen Theaters zu machen. Wir hatten uns von einigen der vorzüglichsten deutschen Theater Grund- und Durchschnittsrisse kommen lassen, und indem wir daraus das Beste benutzten und das uns fehlerhaft Scheinende vermieden, haben wir einen Riß zustande gebracht, der sich wird können sehen lassen. Sobald der Großherzog ihn genehmigt, kann mit dem Bau begonnen werden, und es ist keine Kleinigkeit, daß dieses Unheil uns sehr merkwürdigerweise so durchaus vorbereitet findet."

Wir begrüßten diese Nachricht Goethes mit großer Freude.

„In dem alten Hause," fuhr Goethe fort, „war für den Adel gesorgt durch den Balcon und für die dienende Classe und jungen Handwerker durch die

Galerie. Die große Zahl des wohlhabenden und vornehmen Mittelstandes aber war oft übel daran; denn wenn bei gewissen Stücken das Parterre durch die Studenten eingenommen war, so wußten jene nicht wohin. Die paar kleinen Logen hinter dem Parterre und die wenigen Bänke des Parquets waren nicht hinreichend. Jetzt haben wir besser gesorgt. Wir lassen eine ganze Reihe Logen um das Parterre laufen und bringen zwischen Balcon und Galerie noch eine Reihe Logen zweiten Ranges. Dadurch gewinnen wir sehr viel Platz, ohne das Haus sonderlich zu vergrößern."

Wir freuten uns dieser Nachricht und lobten Goethe, daß er es so gut mit dem Theater und Publicum im Sinne habe.

980.

1825, 27. März.

Mittag bei Goethe.

[Eckermann] bei Goethe zu Tische in größerer Gesellschaft. Er zeigte uns den Riß des neuen Theaters. Es war so, wie er uns vor einigen Tagen gesagt hatte: der Riß versprach sowohl für das Äußere als das Innere ein sehr schönes Haus.

Es ward bemerkt, daß ein so hübsches Theater auch schöne Decorationen und bessere Anzüge als bisher verlange. Auch war man der Meinung, daß auch das Personal anfange nach und nach lückenhaft zu werden,

und daß ſowohl für das Schauſpiel als die Oper einige ausgezeichnete junge Mitglieder müßten engagirt werden. Zugleich aber verhehlte man ſich nicht, daß alles dieſes mit einem bedeutenden Koſtenaufwande verbunden ſei, wozu die bisherigen Mittel der Kaſſe nicht reichen dürften.

„Ich weiß recht gut," fiel Goethe ein, „man wird unter dem Vorwande, die Kaſſe zu ſchonen, einige Perſönchen engagiren, die nicht viel koſten. Aber man denke nur nicht, mit ſolchen Maßregeln der Kaſſe zu nützen. Nichts ſchadet der Kaſſe mehr, als in ſolchen weſentlichen Dingen ſparen zu wollen. Man muß daran denken, jeden Abend ein volles Haus zu bekommen. Und da thut ein junger Sänger, eine junge Sängerin, ein tüchtiger Held und eine tüchtige junge Heldin von ausgezeichnetem Talent und einiger Schönheit ſehr viel. Ja, ſtände ich noch an der Spitze der Leitung, ich würde jetzt zum Beſten der Kaſſe noch einen Schritt weiter gehen, und ihr ſolltet erfahren, daß mir das nöthige Geld nicht ausbliebe."

Man fragte Goethe, was er zu thun im Sinne habe.

„Ein ganz einfaches Mittel würde ich anwenden," erwiederte er. „Ich würde auch die Sonntage ſpielen laſſen. Dadurch hätte ich die Einnahme von wenigſtens vierzig Theaterabenden mehr, und es müßte ſchlimm ſein, wenn die Kaſſe dabei nicht jährlich zehn- bis funfzehntauſend Thaler gewinnen ſollte."

Dieſen Ausgang fand man ſehr praktiſch. Es kam zur Erwähnung, daß die große arbeitende Claſſe, die an den Wochentagen gewöhnlich bis ſpät in die Nacht beſchäftigt ſei, den Sonntag als einzigen Erholungstag habe, wo ſie denn das edlere Vergnügen des Schauſpiels dem Tanz und Bier in einer Dorfſchenke ſicher vorziehen würde. Auch war man der Meinung, daß ſämmtliche Pächter und Gutsbeſitzer ſowie die Beamten und wohlhabenden Einwohner der kleinen Städte in der Umgegend den Sonntag als einen erwünſchten Tag anſehen würden, um in das weimariſche Theater zu fahren. Auch ſei bisher der Sonntagabend in Weimar für jeden, der nicht an Hof gehe oder nicht Mitglied eines glücklichen Familienkreiſes oder einer geſchloſſenen Geſellſchaft ſei, ſehr ſchlimm und langweilig; denn der einzelne wiſſe nicht wohin. Und doch mache man Anſprüche, als müſſe am Abend eines Sonntags ſich irgend ein Ort finden laſſen, wo es einem wohl ſei und man die Plage der Woche vergeſſe.

Goethes Gedanke, auch die Sonntage ſpielen zu laſſen, wie es in den übrigen deutſchen Städten üblich, fand alſo die vollkommenſte Zuſtimmung und ward als ein ſehr glücklicher begrüßt. Nur erhob ſich ein leiſer Zweifel, ob es auch dem Hofe recht ſein würde.

„Der weimariſche Hof," erwiederte Goethe, „iſt zu gut und weiſe, als daß er eine Maßregel hindern ſollte, die zum Wohl der Stadt und einer bedeutenden Anſtalt gereicht. Der Hof wird gewiß gern das kleine

Opfer bringen und ſeine Sonntags-Soiréen auf einen andern Tag verlegen. Wäre dies aber nicht annehmlich, ſo gäbe es ja für die Sonntage Stücke genug, die der Hof ohnedies nicht gern ſieht, die aber für das eigentliche Volk durchaus geeignet ſind und ganz trefflich die Kaſſe füllen."

Das Geſpräch wendete ſich auf die Schauſpieler, und es ward über den Gebrauch und Mißbrauch ihrer Kräfte ſehr viel hin und wieder geredet.

„Ich habe in meiner langen Praxis," ſagte Goethe, „als Hauptſache gefunden, daß man nie ein Stück oder gar eine Oper einſtudiren laſſen ſolle, wovon man nicht einen guten Succeß auf Jahre hin mit einiger Beſtimmtheit vorausſieht. Niemand bedenkt hinreichend das Aufgebot von Kräften, die das Einſtudiren eines fünfactigen Stückes oder gar einer Oper von gleicher Länge in Anſpruch nimmt. Ja, ihr Lieben, es gehört viel dazu, ehe ein Sänger eine Partie durch alle Scenen und Acte durchaus inne habe, und ſehr viel, ehe die Chöre gehen, wie ſie gehen müſſen. Es kann mich gelegentlich ein Grauen überfallen, wenn ich höre, wie leichtſinnig man oft den Befehl zum Einſtudiren einer Oper giebt, von deren Succeß man eigentlich nichts weiß und wovon man nur durch einige ſehr unſichere Zeitungsnachrichten gehört hat. Da wir in Deutſchland ſchon ganz leidliche Poſten beſitzen, ja ſogar anfangen Schnellpoſten zu bekommen, ſo würde ich bei der Nachricht von irgend einer auswärts gegebenen

und gepriesenen neuen Oper den Regisseur oder ein anderes zuverlässiges Mitglied der Bühne an Ort und Stelle schicken, damit er sich durch seine persönliche Gegenwart bei einer wirklichen Aufführung überzeuge, inwiefern die gepriesene neue Oper gut und tüchtig, und inwiefern unsere Kräfte dazu hinreichen oder nicht. Die Kosten einer solchen Reise kommen gar nicht in Betracht im Vergleich der enormen Vortheile, die dadurch erreicht, und der unseligen Mißgriffe, die dadurch verhütet werden.

Und dann: ist einmal ein gutes Stück oder eine gute Oper einstudirt, so soll man sie in kurzen Zwischenpausen so lange hintereinander geben, als sie irgend zieht und irgend das Haus füllt. Dasselbe gilt von einem guten ältern Stück oder einer guten ältern Oper, die vielleicht seit Jahr und Tag geruht hat und nun gleichfalls eines nicht geringen erneuten Studiums bedurfte, um wieder mit Succeß gegeben werden zu können. Eine solche Vorstellung soll man in kurzen Zwischenpausen gleichfalls so oft wiederholen, als das Publicum irgend sein Interesse daran zu erkennen giebt. Die Sucht, immer etwas Neues haben und ein mit unsaglicher Mühe einstudirtes gutes Stück oder Oper nur einmal, höchstens zweimal sehen zu wollen, oder auch zwischen solchen Wiederholungen lange Zeiträume von sechs bis acht Wochen verstreichen zu lassen, wo denn immer wieder ein neues Studium nöthig wird, ist ein wahrer Verderb des Theaters und ein Mißbrauch

der Kräfte des ausübenden Personals, der gar nicht zu verzeihen ist."

Goethe schien diese Angelegenheit so wichtig zu halten und sie schien ihm so sehr am Herzen zu liegen, daß er darüber in eine Wärme gerieth, wie sie ihn bei seiner großen Ruhe selten anwandelt.

„In Italien," fuhr Goethe fort, „giebt man eine und dieselbige Oper vier bis sechs Wochen lang jeden Abend, und die italienischen großen Kinder verlangen darin keineswegs eine Änderung. Der gebildete Pariser sieht die klassischen Stücke seiner großen Dichter so oft, daß er sie auswendig weiß und für die Betonung einer jeden Silbe ein geübtes Ohr hat. Hier in Weimar hat man mir wohl die Ehre erzeigt meine ‚Iphigenie' und meinen ‚Tasso' zu geben; allein wie oft? Kaum alle drei bis vier Jahre einmal. Das Publicum findet sie langweilig. Sehr begreiflich! Die Schauspieler sind nicht geübt, die Stücke zu spielen, und das Publicum ist nicht geübt, sie zu hören. Würden die Schauspieler durch öftere Wiederholung sich in ihre Rollen so hineinspielen, daß die Darstellung ein Leben gewönne, als wäre es nicht eingelernt, sondern als entquölle alles aus ihrem eigenen Herzen, so würde das Publicum sicher auch nicht ohne Interesse und ohne Empfindung bleiben.

Ich hatte wirklich einmal den Wahn, als sei es möglich, ein deutsches Theater zu bilden. Ja ich hatte den Wahn, als könne ich selber dazu beitragen und als

könne ich zu einem ſolchen Bau einige Grundſteine legen. Ich ſchrieb meine ‚Iphigenie‘ und meinen ‚Taſſo‘ und dachte in kindiſcher Hoffnung, ſo würde es gehen. Allein es regte ſich nicht und rührte ſich nicht und blieb alles wie zuvor. Hätte ich Wirkung gemacht und Beifall gefunden, ſo würde ich euch ein ganzes Dutzend Stücke wie die ‚Iphigenie‘ und den ‚Taſſo‘ geſchrieben haben. An Stoff war kein Mangel. Allein, wie geſagt, es fehlten die Schauſpieler, um dergleichen mit Geiſt und Leben darzuſtellen, und es fehlte das Publicum, dergleichen mit Empfindung zu hören und aufzunehmen.“

981.

1825, 27. März.

Mit George Henry Calvert.

Ich hörte im „Erbprinzen“, daß Goethe um 2 Uhr ſpeiſe, wartete alſo bis ein Viertel auf vier und ging dann nach ſeinem Hauſe am Frauenplatze. Ich hatte kein Einführungsſchreiben und zog deshalb die Klingel mit ſehr geringem Vertrauen. Der Diener meldete, der Herr Geheimrath ſei noch bei Tiſche. Ich wanderte in den Park und gegen vier Uhr klingelte ich zum zweiten Male an Goethes Hauſe. Der Diener fragte nach meinem Namen und ich gab ihm meine Karte, auf die ich unter den Namen geſchrieben hatte: aus Waſhington, Amerika. Er kam bald zurück und ließ mich eintreten . . . . Der Diener öffnete mir die

benachbarten Laden Zuckerwerk zu holen. Sie werden mir es gewiß danken, sagte er, indem er zurück kam, daß ich Ihnen diese artige Bekanntschaft verschaffe.

Das Frauenzimmer kam ihnen auf ein paar leichten Pantöffelchen mit hohen Absätzen aus der Stube entgegen getreten. Sie hatte eine schwarze Mantille über ein weißes Negligee geworfen, das, eben weil es nicht ganz reinlich war, ihr ein häusliches und bequemes Ansehn gab; ihr kurzes Röckchen ließ die niedlichsten Füße von der Welt sehen.

Seyn Sie mir willkommen! rief sie Wilhelmen zu, und nehmen Sie meinen Dank für die schönen Blumen. Sie führte ihn mit der einen Hand ins Zimmer, indem sie mit der andern den Strauß an die Brust drückte. Als sie sich niedergesetzt hatten, und in gleichgültigen Gesprächen begriffen waren,

Thür und mitten im Zimmer ſtand Goethe groß, aufrecht, majeſtätiſch, den Kopf leicht vorgebogen und die großen leuchtenden Augen auf den Eintretenden gerichtet.

Im Jahr 1825 ſah man Amerikaner ſelten ſoweit im Innern Deutſchlands. Goethe war höchſt wahrſcheinlich ſein ganzes Leben lang nicht mit einem halben Dutzend zuſammengetroffen, und die Anmeldung eines ſolchen für einige müßige Augenblicke nach Tiſche mochte für ihn, dieſen immer und überall Beobachtenden, etwas Pikantes haben. Seine Haltung und ſein Ausdruck, als ich eintrat, waren die eines Naturforſchers, der mit einiger Spannung das überſeeiſche Phänomen erwartet. . . . . Er empfing mich mit herzlicher Freundlichkeit, trat mir entgegen und forderte mich auf, neben ihm auf dem Sopha Platz zu nehmen. Nach wenigen Minuten fühlte ich mich ganz behaglich. Er fragte mich, wie lange ich in Europa ſei, auf welchem Wege ich gekommen und nach der Seereiſe. Als er vernommen, daß ich ſeit fünfviertel Jahren in Göttingen ſtudirt, erkundigte er ſich theilnehmend nach einigen Profeſſoren, namentlich nach Blumenbach und Sartorius.

— — — — — — — — — — —

Und in dieſer Unterredung mit dem Erſten der Lehrer, dem Weiſeſten der Weiſen, in einer Unterredung mit Goethe — hunderte der beſten und größten Männer würden heute einen Finger, ja, eine Hand drum geben,

könnten ſie ſich dadurch eine ſolche erkaufen — belehrte nicht Goethe mich, ſondern ich belehrte Goethe. . . . Ich will kurz erzählen, wie das kam.

Es war eben die Nachricht von der Wahl John Quincy Adam's zum Präſidenten der Vereinigten Staaten in Deutſchland angelangt. Goethe erwähnte ſie und wünſchte ſich über die Art und Form einer ſolchen Wahl zu unterrichten. Ich gab ihm die gewünſchte Auskunft, und als ich bemerkte, daß das Volk nicht direct wähle, ſondern eine kleine Anzahl Wahlmänner ernenne, brauchte ich den Ausdruck: der Volkswille werde ſo gleichſam gereinigt oder durchgeſiebt. Das Wort gefiel ihm.

982.

1825, 4. April.

Mit v. Müller.

Heute war ich ein Stündchen bei Goethe, der Naglern einen Belocifer-Character nannte und an dem Plane der Errichtung eines orthopädiſchen Inſtitutes großen Antheil nahm. Über die (Jubel-) Medaille ſprach er ſich noch nicht aus. Er zeigt mir Fragmente von ‚Taſſo', die aus dem Theaterbrande herſtammten, und äußerte: „Ich bin faſt nicht mehr communicabel nach außen, nur daß mein Inneres etwas werth iſt, tröſtet mich noch."

983.

1825, 10. April.

Mit Eckermann.

Bei Goethe zu Tiſche. „Ich habe Euch die gute Nachricht zu vermelden," ſagte er, „daß der Großherzog unſern Riß des neuen Theaters genehmigt hat, und daß mit Legung des Grundes ungeſäumt begonnen wird."

Ich war über dieſe Eröffnung ſehr froh.

„Wir hatten mit allerlei Gegenwirkungen zu kämpfen," fuhr Goethe fort, „allein wir ſind zuletzt glücklich durchgedrungen. Wir haben dabei ſehr viel dem Geheimrath Schweitzer zu verdanken, der, wie ſich von ihm erwarten ließ, mit tüchtiger Geſinnung treu auf unſerer Seite ſtand. Der Riß iſt vom Großherzog eigenhändig unterſchrieben und erleidet nunmehr keine weitere Änderung. Freuet euch alſo; denn ihr bekommt ein ſehr gutes Theater."

984.

1825, 14. April.

Mit Eckermann.

Abends bei Goethe. Da unſere Geſpräche über Theater und Theaterleitung einmal an der Zeit waren, ſo fragte ich ihn, nach welchen Maximen er bei der Wahl eines neues Mitgliedes verfahren.

„Ich könnte es kaum ſagen," erwiederte Goethe. „Ich verfuhr ſehr verſchieden. Ging dem neuen Schauſpieler ein bedeutender Ruf voran, ſo ließ ich ihn ſpielen und ſah, wie er ſich zu den andern paſſe, ob ſeine Art und Weiſe unſer Enſemble nicht ſtöre, und ob durch ihn überhaupt bei uns eine Lücke ausgefüllt werde. War es aber ein junger Menſch, der zuvor noch keine Bühne betreten, ſo ſah ich zunächſt auf ſeine Perſönlichkeit, ob ihm etwas für ſich Einnehmendes, Anziehendes innwohne, und vor allen Dingen, ob er ſich in der Gewalt habe; denn ein Schauſpieler, der keine Selbſtbeherrſchung beſitzt und ſich einem Fremden gegenüber nicht ſo zeigen kann, wie er es für ſich am günſtigſten hält, hat überhaupt wenig Talent. Sein ganzes Metier verlangt ja ein fortwährendes Verleugnen ſeiner ſelbſt und ein fortwährendes Eingehen und Leben in einer fremden Maske. —

Wenn mir nun ſein Äußeres und ſein Benehmen gefiel, ſo ließ ich ihn leſen, um ſowohl die Kraft und den Umfang ſeines Organs als auch die Fähigkeiten ſeiner Seele zu erfahren. Ich gab ihm etwas Erhabenes eines großen Dichters, um zu ſehen, ob er das wirklich Große zu empfinden und auszudrücken fähig; dann etwas Leidenſchaftliches, Wildes, um ſeine Kraft zu prüfen. Dann ging ich wohl zu etwas klar Verſtändigem, Geiſtreichem, Ironiſchem, Witzigem über, um zu ſehen, wie er ſich bei ſolchen Dingen benehme, und ob er hinlängliche Freiheit des Geiſtes beſitze. Dann

gab ich ihm etwas, worin der Schmerz eines verwundeten Herzens, das Leiden einer großen Seele dargestellt war, damit ich erführe, ob er auch den Ausdruck des Rührenden in seiner Gewalt habe.

Genügte er mir nun in allen diesen mannigfaltigen Richtungen, so hatte ich gegründete Hoffnung, aus ihm einen sehr bedeutenden Schauspieler zu machen. War er in einigen Richtungen entschieden besser als in andern, so merkte ich mir das Fach, für welches er sich vorzugsweise eigne. Auch kannte ich jetzt seine schwachen Seiten und suchte bei ihm vor allem dahin zu wirken, daß er diese stärke und ausbilde. Bemerkte ich Fehler des Dialects und sogenannte Provinzialismen, so drang ich darauf, daß er sie ablege, und empfahl ihm zu geselligem Umgange und freundlicher Übung ein Mitglied der Bühne, das davon durchaus frei war. Dann fragte ich ihn, ob er tanzen und fechten könne, und wenn dieses nicht der Fall, so übergab ich ihn auf einige Zeit dem Tanz- und Fechtmeister.

War er nun so weit, um auftreten zu können, so gab ich ihm zunächst solche Rollen, die seiner Individualität gemäß waren, und ich verlangte vorläufig nichts weiter, als daß er sich selber spiele. Erschien er mir nun etwas zu feuriger Natur, so gab ich ihm phlegmatische, erschien er mir aber zu ruhig und langsam, so gab ich ihm feurige, rasche Charactere, damit er lerne sich selber abzulegen und in eine fremde Persönlichkeit einzugehen."

Die Unterhaltung wendete ſich auf die Beſetzung von Stücken, wobei Goethe unter anderm Folgendes ausſprach, welches mir merkwürdig erſchien.

„Es iſt ein großer Irrthum,“ ſagte er, „wenn man denkt, ein mittelmäßiges Stück auch mit mittelmäßigen Schauſpielern beſetzen zu können. Ein Stück zweiten, dritten Ranges kann durch Beſetzung mit Kräften erſten Ranges unglaublich gehoben und wirklich zu etwas Gutem werden. Wenn ich aber ein Stück zweiten, dritten Ranges auch mit Schauſpielern zweiten, dritten Ranges beſetze, ſo wundere man ſich nicht, wenn die Wirkung vollkommen null iſt.

Schauſpieler ſecundärer Art ſind ganz vortrefflich in großen Stücken. Sie wirken dann wie in einem Gemälde, wo die Figuren im Halbſchatten ganz herrliche Dienſte thun, um diejenigen, welche das volle Licht haben, noch mächtiger erſcheinen zu laſſen.“

985.

1825, 16. April.

Mit Eckermann und Joſeph Wilhelm Eduard d'Alton.

Bei Goethe zu Tiſche mit d'Alton.

— — — — — — — — — — —

D'Alton ſprach über die Nagethiere und die Bildungen und Modificationen ihrer Scelette, und Goethe konnte nicht ſatt werden immer noch mehr einzelne Facta zu vernehmen.

986.

1825, 27. April.

Mit Eckermann.

Gegen Abend bei Goethe, der mich zu einer Spazierfahrt in den untern Garten hatte einladen laſſen. „Ehe wir fahren," ſagte er, „will ich Ihnen doch einen Brief von Zelter geben, den ich geſtern erhalten und worin er auch unſere Theaterangelegenheit berührt."

„‚Daß Du der Mann nicht biſt,'" ſchreibt Zelter unter anderm, „‚dem Volk in Weimar ein Theater zu bauen, hätte ich Dir ſchon eher angeſehen. Wer ſich grün macht, den freſſen die Ziegen. Das möchten nur auch andere Hoheiten bedenken, die den Wein in der Gohre pfropfen wollen. Freunde, wir haben's erlebt, ja erleben es.'"

Goethe ſah mich an, und wir lachten. „Zelter iſt brav und tüchtig," ſagte er, „aber er kommt mitunter in den Fall, mich nicht ganz zu verſtehen und meinen Worten eine falſche Auslegung zu geben.

Ich habe dem Volk und deſſen Bildung mein ganzes Leben gewidmet, warum ſollte ich ihm nicht auch ein Theater bauen! Allein hier in Weimar, in dieſer kleinen Reſidenz, die, wie man ſcherzhafterweiſe ſagt, zehntauſend Poeten und einige Einwohner hat, wie kann da viel von Volk die Rede ſein — und nun gar von einem Volkstheater! Weimar wird ohne Zweifel einmal eine recht große Stadt werden, allein wir

können immer noch einige Jahrhunderte warten, bis das weimarische Volk eine hinlängliche Masse bildet, um ein Theater bauen und erhalten zu können." ....

Goethe ließ seine Blicke umherschweifen, bald an den Wolken, bald über das Grün hin, das überall an den Seiten des Weges und auf der Wiese wie an Büschen und Hecken mächtig hervorquoll. „Ein warmer Gewitterregen, wie der Abend es verspricht," sagte er, „und der Frühling wird in der ganzen Pracht und Fülle abermals wieder da sein."

Indessen ward das Gewölk drohender, man hörte ein dumpfes Donnern, auch einige Tropfen fielen, und Goethe fand es gerathen, wieder in die Stadt zurückzufahren. „Wenn Sie nichts vorhaben," sagte er, als wir an seiner Wohnung abstiegen, „so gehen Sie wohl mit hinauf und bleiben noch ein Stündchen bei mir." Welches denn mit großer Freude von mir geschah.

Zelters Brief lag noch auf dem Tische. „Es ist wunderlich, gar wunderlich," sagte Goethe, „wie leicht man zu der öffentlichen Meinung in eine falsche Stellung geräth! Ich wüßte nicht, daß ich je etwas gegen das Volk gesündigt, aber ich soll nun ein für allemal kein Freund des Volkes sein. Freilich bin ich kein Freund des revolutionären Pöbels, der auf Raub, Mord und Brand ausgeht und hinter dem falschen Schilde des öffentlichen Wohles nur die gemeinsten egoistischen Zwecke im Auge hat. Ich bin kein Freund solcher Leute, ebenso wenig als ich ein Freund eines Ludwig

des Funfzehnten bin. Ich haſſe jeden gewaltſamen Umſturz, weil dabei ebenſo viel Gutes vernichtet als gewonnen wird. Ich haſſe die, welche ihn ausführen, wie die, welche dazu Urſache geben. Aber bin ich darum kein Freund des Volkes? Denkt denn jeder rechtlich geſinnte Mann etwa anders?

Sie wiſſen, wie ſehr ich mich über jede Verbeſſerung freue, welche die Zukunft uns etwa in Ausſicht ſtellt. Aber, wie geſagt, jedes Gewaltſame, Sprunghafte iſt mir in der Seele zuwider, denn es iſt nicht naturgemäß.

Ich bin ein Freund der Pflanze, ich liebe die Roſe als das Vollkommenſte, was unſere deutſche Natur als Blume gewähren kann, aber ich bin nicht Thor genug, um zu verlangen, daß mein Garten ſie mir ſchon jetzt, Ende April, gewähren ſoll. Ich bin zufrieden, wenn ich jetzt die erſten grünen Blätter finde, zufrieden, wenn ich ſehe wie ein Blatt nach dem andern den Stengel von Woche zu Woche weiter bildet; ich freue mich, wenn ich im Mai die Knospe ſehe, und bin glücklich, wenn endlich der Juni mir die Roſe ſelbſt in aller Pracht und in allem Duft entgegenreicht. Kann aber jemand die Zeit nicht erwarten, der wende ſich an die Treibhäuſer.

Nun heißt es wieder, ich ſei ein Fürſtendiener, ich ſei ein Fürſtenknecht. Als ob damit etwas geſagt wäre! Diene ich denn etwa einem Tyrannen? einem Despoten? Diene ich denn etwa einem ſolchen, der auf

Koſten des Volkes nur ſeinen eigenen Lüſten lebt? Solche Fürſten und ſolche Zeiten liegen gottlob längſt hinter uns. Ich bin dem Großherzog ſeit einem halben Jahrhundert auf das innigſte verbunden und habe ein halbes Jahrhundert mit ihm geſtrebt und gearbeitet; aber lügen müßte ich, wenn ich ſagen wollte, ich wüßte einen einzigen Tag, wo der Großherzog nicht daran gedacht hätte etwas zu thun und auszuführen, das dem Lande zum Wohle gereichte, und das geeignet wäre den Zuſtand des einzelnen zu verbeſſern. Für ſich perſönlich, was hatte er denn von ſeinem Fürſtenſtande als Laſt und Mühe! Iſt ſeine Wohnung, ſeine Kleidung und ſeine Tafel etwa beſſer beſtellt, als die eines wohlhabenden Privatmannes? Man gehe nur in unſere Seeſtädte und man wird Küche und Keller eines angeſehenen Kaufmanns beſſer beſtellt finden, als die ſeinigen.

Wir werden," fuhr Goethe fort, „dieſen Herbſt den Tag feiern, an welchem der Großherzog ſeit funfzig Jahren regiert und geherrſcht hat. Allein, wenn ich es recht bedenke, dieſes ſein Herrſchen was war es weiter als ein beſtändiges Dienen! Was war es als ein Dienen in Erreichung großer Zwecke, ein Dienen zum Wohl ſeines Volkes! Soll ich denn alſo mit Gewalt ein Fürſtenknecht ſein, ſo iſt es wenigſtens mein Troſt, daß ich doch nur der Knecht eines ſolchen bin, der ſelber ein Knecht des allgemeinen Beſten iſt."

denen sie eine reizende Wendung zu geben wußte, schüttete ihr Laertes gebrannte Mandeln in den Schooß, von denen sie sogleich zu naschen anfing. Sehn Sie, welch ein Kind dieser junge Mensch ist! rief sie aus, er wird Sie überreden wollen, daß ich eine große Freundin von solchen Näschereyen sey, und er ist's, der nicht leben kann, ohne irgend etwas Leckeres zu genießen.

Lassen Sie uns nur gestehn, versetzte Laertes, daß wir hierin, wie in mehrerem, einander gern Gesellschaft leisten. Zum Beyspiel, sagte er, es ist heute ein sehr schöner Tag, ich dächte wir führen spatzieren und nähmen unser Mittagsmahl auf der Mühle. — Recht gern, sagte Philine, wir müssen unserm neuen Bekannten eine kleine Veränderung machen. Laertes sprang fort, denn er ging niemals, und Wilhelm wollte einen Augenblick nach Hause, um seine Haare, die

989.

1825, 28. April.

Mit Couſin.

Je suis allé à onze heures chez Goethe. On me dit que M. le ministre de Goethe était malade. Je remis au domestique la lettre de M. Hegel, et me retirai. J'avais déja fait la moitié de la rue, quand je vis accourir le domestique, qui me dit que M. de Goethe désirait me voir. Je repris donc le bel escalier orné de plâtres et de petites statues; puis on m'introduisit dans cette galerie où, il y a huit ans, j'avais eu le plaisir de faire plusieurs tours avec Goethe, et de cette galerie dans le cabinet, où l'on me dit que Goethe allait venir..... La porte de la galerie s'ouvrit, et je vis un vieillard, que je reconnus sur-le-champ. Il avait une cravate de couleur nouée négligemment, un pantalon de drap gris, une redingote bleue, et la tête nue. Quelle tête! large, haute, imposante comme celle de Jupiter Olympien. Il s'avança lentement et doucement, me montra un sopha, et s'y assit avec moi.

A chaque mot qu'il prononçait, il toussait, sa voix tremblait. En l'écoutant, je le regardais fixement, et je pus juger des ravages que huit années avaient faits sur cette grande et forte figure. Chaque parole lui coûtait; il avait l'air de souffrir; je le lui dis. „Non; je ne souffre pas trop; mais l'âge!

Il faut seulement que je prenne des précautions, que je ne me livre à rien trop longtemps, et me tienne en équilibre pour pouvoir suffire aux occupations dont je suis capable encore."

Je lui demandai ses commissions pour Paris, où on commençait à s'interresser à la littérature allemande, où on traduisait Schiller et Goethe. Je voulais l'amener à me parler de l'état de la littérature en France et prendre ses conseils; mais voici tout ce qu'il me dit: „Oui, tant de traductions prouvent un désir du mieux, et on ne peut nier qu'il n'y ait de la bonne volonté en France. . . Oui, je le sais; mais je n'ai pas lu ces traductions; comme je vous disais, je dois me tenir en équilibre, et me refuser à des lectures qui mes plairaient. Dans ma jeunesse, je me livrais à tout ce qui m'interraissait; maintenant, il faut que je m'abstienne, et me borne à quelques objets. . . . On a traduit Faust littéralement? Je le conçois pourtant; pour s'améliorer la langue française n'a besoin que de reculer de quelques siècles et de revenir à Marot. . . Oui, la langue de Marot. . . Il faut prendre quelques libertés; peu à peu on s'y habitue."

On comprend tout ce que j'aurais eu à lui répondre, moi qui trouve insupportable l'archaisme de M. Courier, toutes les fois que la passion ne vient pas l'animer et le rajeunir, et qui préfère incomparablement la prose simple et mâle du XVIIe siècle

à la langue souple et gracieuse, il est vrai, mais déjà maniérée du XVIe. Mais ne voulant pas contredire l'illustre vieillard, et voyant que je n'en pourrais tirer d'avantage sur la France, je changeai de sujet: „Du moins“ — lui dis-je — „je suis heureux que, parmi les choses dont vous pouvez vous occuper, vous ayez mis la nouvelle littérature italienne et mon ami Manzoni.“ — „Ah! Manzoni!“ (en levant les yeux et avec un accent réfléchi) „c'est un jeune homme bien intéressant. Il a commencé à s'écarter des règles reçues, et surtout de l'unité de lieu. Mais les anciennistes,“ dit-il en souriant lui-même de son mot, „ne veulent pas cela. . . Oui, on lui en a voulu, et cependant il ne s'en est écarté qu'avec mesure, et cela me plait. C'est très bien commencé. D'ailleurs, ces querelles dureront toujours, et il n'y a pas de mal; il faut que chacun fasse à sa manière. Oui, j'ai reçu Adelchi. J'en ai même fait un extrait que je publierai peut-être, si j'en ai l'occasion. Je l'ai bien étudié. Il y a de très belles choses. Je n'aime pas à m'arrêter aux particularités, c'est toujours l'ensemble qu'il faut voir; mais, tenez, vous rappelez-vous ce soldat lombard chez qui se réunissent les conjurés, et qui ne songe qu'à sa propre élévation? Comme il arrange tout pour lui!“ Ici Goethe, fatigué et toujours toussant, quoique paraissant s'intéresser à la conversation, accompagna le peu de mots qu'il pou-

vait prononcer de regards et de gestes, comme pour me faire entendre ce qu'il me pouvait exprimer. „Comme il fait servir les desseins de tout le monde à son but! Et ensuite, à la cour de Charlemagne, comme il à l'air de protéger ceux qu'il a trahis! Oui, Manzoni se tient à l'histoire et aux personnages réels qu'elle fournit; mais il les élève jusqu'à nous par les caractères qu'il leur donne; il leur prête nos sentiments humains, libéraux même, et il a raison. Nous ne pouvons nous intéresser qu'à ce qui nous ressemble un peu, et non aux Lombards ou Longobards et à la cour de Charlemagne, qui serait aussi un peu trop rude. Voyez Adelchi, c'est un caractère de l'invention de Manzoni."

Là-dessus je lui dis avec un peu d'émotion: „„Les sentiments d'Adelchi mourant sont ceux de Manzoni lui-même. Manzoni, qui est toujours un poëte lyrique, s'est peint dans Adelchi."" — „Oui, vraiment? Il y a longtemps que j'avais connu son âme et sa maniere de sentir dans ses *Inni sacri*. C'est un catholique naïf et vertueux."

Je lui exprimai ma reconnaisance, comme ami de Manzoni, de ce qu'il avait eu la bonté de le défendre contre la critique du *Quarterly Review*. Il me répondit, avec un accent vrai et profond: „J'en fais grand cas, j'en fais grand cas! Adelchi est un plus grand sujet; mais le comte de Carmagnola a

bien de la profondeur. Et la partie lyrique en est si belle que ce méchant critique anglais l'a louée et même traduite."

Je lui appris que Manzoni faisait un roman où il serait plus fidèle à l'histoire que Walter Scott, et appliquerait à la rigueur son système historique. „Et quel en est le sujet?" „„Le seizième siècle à Milan."" — „Le seizième siècle à Milan! Manzoni est Milanais, il aura bien étudié ce siècle. Si vous voyez Manzoni, dites-lui combien je l'estime et je l'aime."

Goethe était si fatigué qu'en conscience je ne voulus pas prolonguer l'entretien. Je me levai, et lui demandai ses ordres pour Paris. Il me dit que pour le moment il n'avait aucune commission à me donner. „Mais croyez," dit-il en me regardant avec ses yeux calmes et pénétrants, „que je m'intéresse bien à vous; et quand vous serez à Paris, donnez-moi de vos nouvelles." Là-dessus il inclina doucement sa noble tête, et je sortis.

Le soir, quand je dis à Mme de Schw[eitzer], que j'avais vu Goethe le matin, elle en fut bien surprise, et m'apprit que la veille Goethe avait été saigné, et que le médecin lui avait commandé de ne recevoir personne pendant plusieurs jours. M. le chancelier de Muller, l'un des habitués de la maison de Goethe, qui y avait dîné, me dit que Goethe lui avait parlé de moi avec bonté, et qu'il n'avait pas voulu me laisser quitter Weimar sans me voir.

988.

1825, 1. Mai.

Mit Eckermann u. a.

Bei Goethe zu Tiſche. Es iſt zu denken, daß der veränderte Theaterbau das erſte war, das zwiſchen uns zur Sprache kam. Ich hatte, wie geſagt, gefürchtet, daß die höchſt unerwartete Maßregel Goethe tief verletzen würde. Allein keine Spur! Ich fand ihn in der mildeſten, heiterſten Stimmung, durchaus über jede kleine Empfindlichkeit erhaben.

„Man hatte," ſagte er, „dem Großherzog von ſeiten des Koſtenpunktes und großer Erſparungen, die bei dem veränderten Bauplan zu machen, beizukommen geſucht, und es iſt ihnen gelungen. Mir kann es ganz recht ſein. Ein neues Theater iſt am Ende doch immer nur ein neuer Scheiterhaufen, den irgend ein Ungefähr über kurz oder lang wieder in Brand ſteckt. Damit tröſte ich mich. Übrigens ein bischen mehr oder weniger, ein bischen auf oder ab iſt nicht der Rede werth. Ihr werdet immerhin ein ganz leidliches Haus bekommen, wenn auch nicht gerade ſo, wie ich es mir gewünſcht und gedacht hatte. Ihr werdet hineingehen, und ich werde auch hineingehen, und es wird am Ende alles ganz artig ausfallen.

„Der Großherzog," fuhr Goethe fort, „äußerte gegen mich die Meinung, ein Theater brauche keineswegs ein architectoniſches Prachtwerk zu ſein; wogegen

im ganzen freilich nichts einzuwenden. Er meinte ferner, es sei doch immer nur ein Haus, das den Zweck habe, Geld zu verdienen. Diese Ansicht klingt beim ersten Anhören etwas materiell, allein es fehlt ihr, recht bedacht, auch keineswegs eine höhere Seite; denn will ein Theater nicht blos zu seinen Kosten kommen, sondern obendrein noch Geld erübrigen und Geld verdienen, so muß eben alles durchaus ganz vortrefflich sein. Es muß die beste Leitung an der Spitze haben, die Schauspieler müssen durchweg zu den besten gehören, und man muß fortwährend so gute Stücke geben, daß nie die Anziehungskraft ausgehe, welche dazu gehört, um jeden Abend ein volles Haus zu machen. Das ist aber mit wenigen Worten sehr viel gesagt, und fast das Unmögliche."

„„Die Ansicht des Großherzogs,"" sagte ich, „„mit dem Theater Geld verdienen zu wollen, scheint also eine durchaus praktische zu sein, indem in ihr eine Nöthigung liegt, sich fortwährend auf der Höhe des Vortrefflichen zu erhalten.""

„Shakespeare und Molière," erwiederte Goethe, „hatten auch keine andere. Beide wollten auch vor allen Dingen mit ihren Theatern Geld verdienen. Damit sie aber diesen ihren Hauptzweck erreichten, mußten sie dahin trachten, daß fortwährend alles im besten Stande und neben dem alten Guten immer von Zeit zu Zeit etwas tüchtiges Neues da sei, das reize und anlocke. Das Verbot des ‚Tartuffe' war für

Molière ein Donnerschlag — aber nicht sowohl für den Poeten als für den Director Molière, der für das Wohl einer bedeutenden Truppe zu sorgen hatte, und der sehen mußte, wie er für sich und die Seinigen Brot schaffte.

Nichts," fuhr Goethe fort, „ist für das Wohl eines Theaters gefährlicher, als wenn die Direction so gestellt ist, daß eine größere oder geringere Einnahme der Kasse sie persönlich nicht weiter berührt und sie in der sorglosen Gewißheit hinleben kann, daß dasjenige, was im Laufe des Jahres an der Einnahme der Theaterkasse gefehlt hat, am Ende desselben aus irgend einer andern Quelle ersetzt wird. Es liegt einmal in der menschlichen Natur, daß sie leicht erschlafft, wenn persönliche Vortheile oder Nachtheile sie nicht nöthigen. Nun ist zwar nicht zu verlangen, daß ein Theater in einer Stadt wie Weimar sich selbst erhalten solle und daß kein jährlicher Zuschuß aus der fürstlichen Kasse nöthig sei, allein es hat doch alles sein Ziel und seine Grenze, und einige tausend Thaler jährlich mehr oder weniger sind doch keineswegs eine gleichgültige Sache, besonders da die geringere Einnahme und das Schlechterwerden des Theaters natürliche Gefährten sind, und also nicht blos das Geld verloren geht, sondern die Ehre zugleich.

Wäre ich der Großherzog, so würde ich künftig, bei einer etwa eintretenden Veränderung der Direction, als jährlichen Zuschuß ein für allemal eine feste Summe

bestimmen; ich würde etwa den Durchschnitt der Zuschüsse der letzten zehn Jahre ermitteln lassen und danach eine Summe ermäßigen, die zu einer anständigen Erhaltung als hinreichend zu achten wäre. Mit dieser Summe müßte man haushalten. Dann würde ich aber einen Schritt weiter gehen und sagen; wenn der Director mit seinen Regisseuren durch eine kluge und energische Leitung es dahin bringt, daß die Kasse am Ende des Jahres einen Überschuß hat, so soll von diesem Überschuß dem Director, den Regisseuren und den vorzüglichsten Mitgliedern der Bühne eine Remuneration zutheil werden. Da solltet Ihr einmal sehen, wie es sich regen, und wie die Anstalt aus dem Halbschlafe, in welchen sie nach und nach gerathen muß, erwachen würde.

Unsere Theatergesetze," fuhr Goethe fort, „haben zwar allerlei Strafbestimmungen, allein sie haben kein einziges Gesetz, das auf Ermunterung und Belohnung ausgezeichneter Verdienste ginge. Dies ist ein großer Mangel; denn wenn mir bei jedem Versehen ein Abzug von meiner Gage in Aussicht steht, so muß mir auch eine Ermunterung in Aussicht stehen, wenn ich mehr thue, als man eigentlich von mir verlangen kann. Dadurch aber, daß alle mehr thun als zu erwarten und zu verlangen, kommt ein Theater in die Höhe."

Frau von Goethe und Fräulein Ulrike traten herein; beide wegen des schönen Wetters sehr anmuthig sommerhaft gekleidet. Die Unterhaltung über Tische war leicht und heiter. Man sprach über allerlei Vergnügungs-

partien der vergangenen Woche sowie über Aussichten ähnlicher Art für die nächste.

„Wenn wir die schönen Abende behalten,'" sagte Frau von Goethe, „so hätte ich große Lust, in diesen Tagen im Park beim Gesang der Nachtigallen einen Thee zu geben. Was sagen Sie, lieber Vater?'" — „Das könnte sehr artig sein!" erwiederte Goethe. — „Und Sie, Eckermann,'" sagte Frau von Goethe, „wie steht's mit Ihnen? Darf man Sie einladen?'" — „Aber Ottilie!" fiel Fräulein Ulrike ein, „wie kannst du nur den Doctor einladen! Er kommt ja doch nicht: und wenn er kommt, so sitzt er wie auf Kohlen, und man sieht es ihm an, daß seine Seele wo anders ist und daß er je eher je lieber wieder fort möchte." — „„Wenn ich ehrlich sagen soll,"" erwiederte ich, „„so streife ich freilich lieber mit Doolan im Felde umher. Thee und Theegesellschaft und Theegespräch widerstrebt meiner Natur so sehr, daß es mir schon unheimlich wird, wenn ich nur daran denke.""" — „Aber, Eckermann,'" sagte Frau von Goethe, „bei einem Thee im Park sind Sie ja im Freien und ganz in Ihrem Element.'" — „„Im Gegentheil,"" sagte ich. „„Wenn ich der Natur so nahe bin, daß ich alle Düfte wittere und doch nicht eigentlich hinein kann, so wird es mir ungeduldig wie einer Ente, die man in die Nähe des Wassers bringt, aber am Hineintauchen hindert.""" — „Sie könnten auch sagen," bemerkte Goethe lachend, „es würde Ihnen zu Sinne wie einem Pferde, das seinen Kopf zum Stalle

von der Reise noch verworren aussahen, in Ordnung bringen zu lassen. Das können Sie hier, sagte sie, rief ihren kleinen Diener, nöthigte Wilhelmen auf die artigste Weise, seinen Rock auszuziehn, ihren Pudermantel anzulegen, und sich in ihrer Gegenwart frisiren zu lassen. Man muß ja keine Zeit versäumen, sagte sie, man weiß nicht, wie lange man beysammen bleibt.

Der Knabe, mehr trotzig und unwillig als ungeschickt, benahm sich nicht zum Besten, rauste Wilhelmen, und schien so bald nicht fertig werden zu wollen. Philine verwies ihm einigemal seine Unart, stieß ihn endlich ungeduldig hinweg, und jagte ihn zur Thüre hinaus. Nun übernahm sie selbst die Bemühung, und kräuselte die Haare unsers Freundes mit großer Leichtigkeit und Zierlichkeit, ob sie gleich auch nicht zu eilen schien, und bald dieses bald jenes an

hinausſtreckt und auf einer gedehnten Weideſläche vor ſich andere Pferde frei umherjagen ſieht. Es riecht zwar alle Wonne und Freiheit der friſchen Natur, aber es kann nicht hinein. Doch laßt nur den Eckermann! er iſt wie er iſt, und Ihr macht ihn nicht anders. Aber ſagen Sie, mein Allerbeſter, was treiben Sie denn mit Ihrem Doolan die ſchönen langen Nachmittage im freien Felde?" — „„Wir ſuchen irgend ein einſames Thal,"" ſagte ich, „„und ſchießen mit Pfeil und Bogen."" — „Hm!" ſagte Goethe, „das mag kein ſchlechtes Vergnügen ſein." — „„Es iſt herrlich,"" ſagte ich, „„um die Gebrechen des Winters los zu werden."" — „Wie aber in aller Welt," ſagte Goethe, „ſind Sie hier in Weimar zu Pfeil und Bogen gekommen?" — „„Zu den Pfeilen,"" erwiederte ich, „„habe ich mir in dem Feldzuge von 1814 ein Modell aus Brabant mitgebracht. Das Schießen mit Pfeil und Bogen iſt dort allgemein. . . . . Ich war damals für das Bogenſchießen ſo begeiſtert, daß ich dachte, es ſei etwas Großes, es in Deutſchland einzuführen, und ich war ſo dumm, daß ich glaubte, es ſei möglich. Ich handelte wiederholt auf einen Bogen; allein unter zwanzig Franken war keiner zu haben, und wie ſollte ich armer Feldjäger ſo viel Geld auftreiben! Ich beſchränkte mich daher auf einen Pfeil, als das Wichtigere und Künſtlichere, den ich in einer Fabrik zu Brüſſel für einen Franken kaufte und neben einer Zeichnung als meine einzige Eroberung mit in meine Heimat brachte.""

„Das sieht Ihnen ähnlich," erwiederte Goethe. „Aber denken Sie nur nicht, man könnte etwas Natürliches und Schönes populär machen. Zum wenigsten will es Zeit haben und verlangt verzweifelte Künste. Aber ich kann mir denken, es mag schön sein dieses Brabanter Schießen. Unser deutsches Kegelbahnvergnügen erscheint dagegen roh und ordinär und hat sehr viel vom Philister."

„„Das Schöne beim Bogenschießen ist,"" erwiederte ich, „„daß es den Körper gleichmäßig entwickelt und die Kräfte gleichmäßig in Anspruch nimmt. Da ist der linke Arm, der den Bogen hinaushält, straff, stark und ohne Wanken; da ist der rechte, der mit dem Pfeil die Sehne zieht und nicht weniger kräftig sein muß. Zugleich beide Füße und Schenkel strack zum Boden gestreckt, dem Oberkörper als feste Basis. Das zielende Auge, die Muskeln des Halses und Nackens, alles in hoher Spannung und Thätigkeit. Und nun das Gefühl und die Freude, wenn der Pfeil hinauszischt und im erwünschten Ziele steckt! Ich kenne keine körperliche Übung, die nur irgend damit zu vergleichen.""

„Es wäre etwas für unsere Turnanstalten," versetzte Goethe. „Und da sollte es mich nicht wundern, wenn wir nach zwanzig Jahren in Deutschland tüchtige Bogenschützen zu Tausenden hätten. Überhaupt mit einer erwachsenen Generation ist nie viel zu machen, in körperlichen Dingen wie in geistigen, in Dingen des

Geſchmacks wie des Characters; ſeid aber klug und fangt in den Schulen an, und es wird gehen."

„„Aber unſere deutſchen Turnlehrer,"" erwiederte ich, „„wiſſen mit Pfeil und Bogen nicht umzugehen.""

„Nun," antwortete Goethe, „da mögen ſich einige Turnanſtalten vereinigen und einen tüchtigen Schützen aus Flandern oder Brabant kommen laſſen. Oder ſie mögen auch einige hübſche wohlgewachſene junge Turner nach Brabant ſchicken, daß ſie ſich dort zu guten Schützen ausbilden und auch lernen, wie man die Bogen ſchnitze und die Pfeile mache. Dieſe könnten dann in deutſchen Turnanſtalten als Lehrer eintreten, als wandernde Lehrer, die ſich bald bei dieſer Anſtalt eine Zeit lang aufhielten und bald bei einer andern.

Ich bin," fuhr Goethe fort, „den deutſchen Turnübungen durchaus nicht abgeneigt. Um ſo mehr hat es mir leid gethan, daß ſich ſehr bald allerlei Politiſches dabei einſchlich, ſodaß die Behörden ſich genöthigt ſahen, ſie zu beſchränken oder wohl gar zu verbieten und aufzuheben. Dadurch iſt nun das Kind mit dem Bade verſchüttet. Aber ich hoffe, daß man die Turnanſtalten wieder herſtelle, denn unſere deutſche Jugend bedarf es, beſonders die ſtudirende, der bei dem vielen geiſtigen und gelehrten Treiben alles körperliche Gleichgewicht fehlt und ſomit jede nöthige Thatkraft zugleich. Aber ſagen Sie mir noch etwas von Ihrem Pfeil und Bogen. Alſo einen Pfeil haben Sie ſich aus Brabant mitgebracht? Ich möchte ihn ſehen."

„„Er ist längst verloren,““ erwiederte ich. „„Aber ich hatte ihn so gut in Gedanken, daß es mir gelungen ist ihn wieder herzustellen, und zwar statt des einen ein ganzes Dutzend. Das war aber gar nicht so leicht als ich mir dachte. . . . . Das Schwierigste und Künstlichste war aber jetzt noch zu thun, nämlich den Pfeil zu befiedern. Was habe ich da gepfuscht und für Mißgriffe gethan, ehe es mir gelang und ich es darin zu einiger Geschicklichkeit brachte!““

„Nicht wahr,“ sagte Goethe, „die Federn werden nicht in den Schaft eingelassen, sondern aufgeleimt?“

„„Sie werden aufgeleimt,““ erwiederte ich; „„aber das muß so fest, zierlich und gut geschehen, daß es aussieht als wären sie mit dem Schafte eins und aus ihm hervorgewachsen. . . . . Zwar sind die abgezogenen Fahnen der Schwungfedern jedes großen Vogels gut, doch habe ich die rothen Flügelfedern des Pfaus, die großen Federn des Truthahns, besonders aber die starken und prächtigen von Adler und Trappe als die vorzüglichsten gefunden.““

„Ich höre dieses alles mit großem Interesse,“ sagte Goethe. „Wer Sie nicht kennt, sollte kaum glauben, daß Ihre Richtungen so lebendig wären. Aber sagen Sie mir nun auch, wie Sie zu einem Bogen gekommen.“

„„Ich habe mir selber einige gemacht,““ erwiederte ich, „„aber dabei anfänglich auch wieder ganz entsetzlich

gepfuscht. . . . . Man rieth mir darauf, einen Stamm zu nehmen, der stark genug sei um ihn schlachten zu können und zwar zu vier Theilen.""

„Schlachten?" fragte Goethe, „was ist das?"

„„Es ist ein Kunstausdruck der Wagner,"" erwiederte ich, „„und heißt soviel als spalten, und zwar wird dabei ein Keil durch den Stamm der Länge nach von einem Ende bis zum andern durchgetrieben. War nun der Stamm gerade gewachsen, ich meine: strebte die Faser in gerader Richtung aufwärts, so werden auch die geschlachteten Stücke gerade sein und sich durchaus zum Bogen eignen. War aber der Stamm gewunden, so werden die geschlachteten Stücke, indem der Keil der Faser nachgeht, eine gekrümmte, gewundene Richtung haben und zum Bogen nicht zu gebrauchen sein.""

„Wie wäre es aber," sagte Goethe, „wenn man einen solchen Stamm mit der Säge in vier Theile schnitte? da bekäme man doch auf jeden Fall gerade Stücke."

„„Man würde,"" erwiederte ich, „„bei einem Stamm mit etwas gewundener Richtung die Faser durchschneiden, und das würde die Theile zu einem Bogen durchaus unbrauchbar machen.""

„Ich begreife," sagte Goethe, „ein Bogen mit durchschnittener Faser würde brechen. Doch erzählen Sie weiter, die Sache interessirt mich."

„„Ich machte also,"" fuhr ich fort, „„meinen zweiten Bogen aus einem Stück geschlachteter Esche.""

Dann setzt Eckermann auseinander, welch' großer Unterschied zwischen demselben Holz von verschiedenen Stämmen ist je nach dem Orte, an dem sie gewachsen.

„Sie können denken," sagte Goethe „daß Ihre Beobachtungen für mich, der sich ein halbes Leben mit dem Wachsthum der Pflanzen und Bäume beschäftigt hat, von besonderm Interesse sind. Doch erzählen Sie weiter! Sie machten also wahrscheinlich darauf einen Bogen von der zähen Esche."

„„Ich that so,"" erwiederte ich, „„und zwar nahm ich ein gutgeschlachtetes Stück von der Winterseite, wo ich auch eine ziemlich feine Faser fand. Auch war der Bogen weich im Aufziehen und von guter Schnellkraft. Allein nachdem er einige Monate in Gebrauch gewesen, zeigte sich bereits eine merkliche Krümmung, und es war deutlich, daß die Spannkraft nicht Stich halte. Ich machte dann Versuche mit dem Stamm einer jungen Eiche, welches auch ganz gutes Holz war, wobei ich aber nach einiger Zeit denselbigen Fehler fand; dann mit dem Stamm der Walnuß, welches besser, und zuletzt mit dem Stamme des feinblätterigen Ahorns, des sogenannten Maßholder, welches das beste war und nichts weiter zu wünschen übrig ließ.""

„Ich kenne das Holz," erwiederte Goethe; „man findet es auch häufig in Hecken. Ich kann mir denken, daß es gut ist. Doch habe ich selten einen jungen Stamm gefunden, der ohne Äste war, und Sie bedürfen doch wohl zum Bogen ein Holz, das ganz frei von Ästen ist?"

„„Ein junger Stamm,““ erwiederte ich, „„iſt freilich nicht ohne Äſte; doch wenn man ihn zum Baume aufzieht, ſo werden ihm die Äſte genommen, oder wenn er im Dickicht aufwächſt, ſo verlieren ſie ſich mit der Zeit von ſelber. . . . . Man wird daher auf jeden Fall ſicher gehen, wenn man bei einer aus ſolchem Stamm geſägten Bohle ſich gleichfalls an die Außenſeite hält und einige Zoll von demjenigen Stück ſich abſchneiden läßt, was zunächſt unter der Rinde war, alſo den Splint und was ihm folgt, welches überhaupt das jüngſte, zäheſte und zu einem Bogen das tauglichſte Holz iſt.““

„Ich meinte,“ verſetzte Goethe, „das Holz zu einem Bogen dürfte nicht geſägt, ſondern müßte geſpalten oder, wie Sie es nennen, geſchlachtet werden.“

„„Wenn es ſich ſchlachten läßt,““ erwiederte ich, „„allerdings. Die Eſche, die Eiche, auch wohl die Walnuß läßt ſich ſchlachten, weil es Holz von grober Faſer iſt. Der Maßholder aber nicht; denn es iſt ein Holz von ſo feiner, feſt ineinandergewachſener Faſer, daß es ſich in der Faſerrichtung durchaus nicht trennt, ſondern herüber und hinüber reißt, ganz gegen alle Faſer und alle natürlich gewachſene Richtung. Das Holz des Maßholder muß daher mit der Säge getrennt werden, und zwar ohne alle Gefahr für die Kraft des Bogens.““

„Hm! Hm!“ ſagte Goethe. „Sie ſind übrigens durch Ihre Bogentendenz zu ganz hübſchen Kenntniſſen gekommen, und zwar zu lebendigen, die man nur auf

praktiſchem Wege erlangt. Das iſt aber immer der Vortheil irgend einer leidenſchaftlichen Richtung, daß ſie uns in das Innere der Dinge treibt. Auch iſt das Suchen und Irren gut, denn durch Suchen und Irren lernt man. Und zwar lernt man nicht blos die Sache, ſondern den ganzen Umfang. Was wüßte ich von der Pflanze und der Farbe, wenn man meine Theorie mir fertig überliefert und ich beides auswendig gelernt hätte! Aber daß ich eben alles ſelber ſuchen und finden und auch gelegentlich irren mußte, dadurch kann ich ſagen, daß ich von beiden Dingen etwas weiß, und zwar mehr als auf dem Papiere ſteht. Aber ſagen Sie mir noch eins von Ihrem Bogen. Ich habe ſchottiſche geſehen, die bis zu den Spitzen hinaus ganz gerade, andere dagegen, deren Spitzen gekrümmt waren. Welche halten Sie für die beſten?"

„„Ich halte dafür,"" erwiederte ich, „„daß bei einem Bogen mit rückwärts geſchweiften Enden die Federkraft bei weitem mächtiger iſt. Anfangs machte ich ſie gerade, weil ich nicht verſtand die Enden zu biegen. Nachdem ich aber gelernt damit umzugehen, mache ich die Enden geſchweift, und ich finde, daß der Bogen dadurch nicht allein ein ſchöneres Anſehen, ſondern auch eine größere Gewalt erlangt.""

„Nicht wahr," ſagte Goethe, „man bewirkt die Krümmung durch Hitze?"

„„Durch feuchte Hitze,"" erwiederte ich. . . . .

„Wiſſen Sie was?" verſetzte Goethe mit einem ge-

heimnißvollen Lächeln. „Ich glaube, ich habe etwas für Sie, das Ihnen nicht unlieb wäre. Was dächten Sie, wenn wir zusammen hinuntergingen und ich Ihnen einen echten Baschkirenbogen in die Hände legte!"

„„Einen Baschkirenbogen?"" rief ich voll Begeisterung. „„und einen echten?""

„Ja, närrischer Kerl, einen echten!" sagte Goethe. „Kommen Sie nur."

Wir gingen hinab in den Garten. Goethe öffnete das untere Zimmer eines kleinen Nebengebäudes, das auf den Tischen und an den Wänden umher mit Seltenheiten und Merkwürdigkeiten aller Art vollgepfropft erschien. Ich überlief alle diese Schätze nur flüchtig, meine Augen suchten den Bogen. „Hier haben Sie ihn," sagte Goethe, indem er ihn in einem Winkel aus einem Haufen von allerlei seltsamen Geräthschaften hervornahm. „Ich sehe, er ist noch in demselbigen Stande, wie er im Jahre 1814 von einem Baschkirenhäuptling mir verehrt wurde. Nun, was sagen Sie?"

Ich war voller Freude, die liebe Waffe in meinen Händen zu halten. Es schien alles unversehrt und auch die Sehne noch vollkommen brauchbar. Ich probirte ihn in meinen Händen und fand ihn auch noch von leidlicher Schnellkraft. „„Es ist ein guter Bogen,"" sagte ich. „„Besonders aber gefällt mir die Form, die mir künftig als Modell dienen soll.""

„Von welchem Holz, denken Sie, ist er gemacht?" sagte Goethe.

„„Er ist, wie Sie sehen,““ erwiederte ich, „„mit seiner Birkenschale so überdeckt, daß von dem Holz wenig sichtbar und nur die gekrümmten Enden frei geblieben. Und auch diese sind durch die Zeit so angebräunt, daß man nicht recht sehen kann, was es ist. Auf den ersten Anblick sieht es aus wie junge Eiche, und dann wieder wie Nußbaum. Ich denke, es ist Nußbaum, oder ein Holz, das dem ähnlich. Ahorn oder Maßholder ist es nicht. Es ist ein Holz von grober Faser, auch sehe ich Merkmale, daß es geschlachtet worden.““

„Wie wäre es,“ sagte Goethe, „wenn Sie ihn einmal probirten! Hier haben Sie auch einen Pfeil. Doch hüten Sie sich vor der eisernen Spitze, sie könnte vergiftet sein.“

Wir gingen wieder in den Garten, und ich spannte den Bogen. „Nun wohin?“ sagte Goethe. — „„Ich dächte, erst einmal in die Luft,““ erwiederte ich. — „Nur zu!“ sagte Goethe. Ich schoß hoch gegen die sonnigen Wolken in blauer Luft. Der Pfeil hielt sich gut, dann bog er sich und sauste wieder herab und fuhr in die Erde. „Nun lassen Sie mich einmal,“ sagte Goethe. Ich war glücklich, daß er auch schießen wollte. Ich gab ihm den Bogen und holte den Pfeil. Goethe schob die Kerbe des Pfeiles in die Senne, auch faßte er den Bogen richtig, doch dauerte es ein Weilchen, bis er damit zurechtkam. Nun zielte er nach oben und zog die Senne. Er stand da wie der Apoll, mit unverwüstlicher innerer Jugend, doch alt an Körper. Der

ihrer Arbeit auszusetzen hatte, indem sie nicht vermeiden konnte mit ihren Knieen die seinigen zu berühren, und Strauß und Busen so nahe an seine Lippen zu bringen, daß er mehr als einmal in Versuchung gesetzt ward, einen Kuß darauf zu drücken.

Als Wilhelm mit einem kleinen Pudermesser seine Stirne gereinigt hatte, sagte sie zu ihm: stecken Sie es ein, und gedenken Sie meiner dabey. Es war ein artiges Messer; der Griff von eingelegten Stahl zeigte die freundlichen Worte: gedenkt mein. Wilhelm steckte es zu sich, dankte ihr, und bat um die Erlaubniß, ihr ein kleines Gegengeschenk machen zu dürfen.

Nun war man fertig geworden. Laertes hatte die Kutsche gebracht, und nun begann eine sehr lustige Fahrt. Philine warf jedem Armen, der sie anbettelte, etwas zum Schlage hinaus, indem sie ihm zugleich ein munteres und freundliches Wort zurief.

Pfeil erreichte nur eine sehr mäßige Höhe und senkte sich wieder zur Erde. Ich lief und holte den Pfeil. „Noch einmal!“ sagte Goethe. Er zielte jetzt in horizontaler Richtung den sandigen Weg des Gartens hinab. Der Pfeil hielt sich etwa dreißig Schritte ziemlich gut, dann senkte er sich und schwirrte am Boden hin .... Ich brachte ihm den Pfeil zurück. Er bat mich, auch einmal in horizontaler Richtung zu schießen, und gab mir zum Ziel einen Fleck im Fensterladen seines Arbeitszimmers. Ich schoß. Der Pfeil war nicht weit vom Ziele, aber so tief in das weiche Holz gefahren, daß es mir nicht gelang, ihn wieder herauszubringen. „Lassen Sie ihn stecken,“ sagte Goethe, „er soll mir einige Tage als eine Erinnerung an unsere Späße dienen.“

Wir gingen bei dem schönen Wetter im Garten auf und ab; dann setzten wir uns auf eine Bank, mit dem Rücken gegen das junge Laub einer dicken Hecke. Wir sprachen über den Bogen des Odysseus, über die Helden des Homer, dann über die griechischen Tragiker, und endlich über die vielverbreitete Meinung, daß das griechische Theater durch Euripides in Verfall gerathen. Goethe war dieser Meinung keineswegs.

„Überhaupt,“ sagte er, „bin ich nicht der Ansicht, daß eine Kunst durch irgend einen einzigen Mann in Verfall gerathen könne. Es muß dabei sehr vieles zusammenwirken, was aber nicht so leicht zu sagen. Die tragische Kunst der Griechen konnte so wenig durch

Euripides in Verfall gerathen, als die bildende Kunst durch irgend einen großen Bildhauer, der neben Phidias lebte, aber geringer war; denn die Zeit, wenn sie groß ist, geht auf dem Wege des Bessern fort, und das Geringere bleibt ohne Folge.

Was war aber die Zeit des Euripides für eine große Zeit! Es war nicht die Zeit eines rückschreitenden, sondern die Zeit eines vorschreitenden Geschmacks. Die Bildhauerei hatte ihren höchsten Gipfel noch nicht erreicht, und die Malerei war noch im frühern Werden. Hatten die Stücke des Euripides, gegen die des Sophokles gehalten, große Fehler, so war damit nicht gesagt, daß die nachkommenden Dichter diese Fehler nachahmen und an diesen Fehlern zu Grunde gehen mußten. Hatten sie aber große Tugenden, so daß man einige sogar den Stücken des Sophokles vorziehen mochte, warum strebten denn die nachkommenden Dichter nicht diesen Tugenden nach, und warum wurden sie denn nicht wenigstens so groß als Euripides selber?

Erschien aber nach den bekannten drei großen Tragikern dennoch kein ebenso großer vierter, fünfter und sechster, so ist das freilich eine Sache, die nicht so leicht zu beantworten ist, worüber man jedoch seine Vermuthungen haben und der man wohl einigermaßen nahe kommen kann.

Der Mensch ist ein einfaches Wesen. Und wie reich, mannigfaltig und unergründlich er auch sein mag, so ist doch der Kreis seiner Zustände bald durchlaufen.

Wären es Umstände gewesen wie bei uns armen Deutschen, wo Lessing zwei bis drei, ich selber drei bis vier, und Schiller fünf bis sechs passable Theaterstücke geschrieben, so wäre auch wohl noch für einen vierten, fünften und sechsten tragischen Poeten Raum gewesen.

Allein bei den Griechen und dieser Fülle ihrer Production, wo jeder der drei Großen über hundert oder nahe an hundert Stücke geschrieben hatte und die tragischen Sujets des Homer und der Heldensage zum Theil drei- bis viermal behandelt waren, bei solcher Fülle des Vorhandenen, sage ich, kann man wohl annehmen, daß Stoff und Gehalt nach und nach erschöpft war, und ein auf die drei großen folgender Dichter nicht mehr recht wußte, wo hinaus.

Und im Grunde wozu auch? War es denn nicht endlich für eine Weile genug? Und war das von Äschylos, Sophokles und Euripides Hervorgebrachte nicht der Art und Tiefe, daß man es hören und immer wieder hören konnte, ohne es trivial zu machen und zu tödten? Sind doch diese auf uns gekommenen wenigen grandiosen Trümmer schon von solchem Umfang und solcher Bedeutung, daß wir armen Europäer uns bereits seit Jahrhunderten damit beschäftigen und noch einige Jahrhunderte daran werden zu zehren und zu thun haben."

989.

1825, 12. Mai.

Mit Eckermann.

Goethe ſprach mit hoher Begeiſterung über Menander. „Nächſt dem Sophokles," ſagte er, „kenne ich keinen, der mir ſo lieb wäre. Er iſt durchaus rein, edel, groß und heiter; ſeine Anmuth iſt unerreichbar. Daß wir ſo wenig von ihm beſitzen, iſt allerdings zu bedauern, allein auch das wenige iſt unſchätzbar und für begabte Menſchen viel daraus zu lernen.

„Es kommt nur immer darauf an," fuhr Goethe fort, „daß derjenige, von dem wir lernen wollen, unſerer Natur gemäß ſei. So hat z. B. Calderon, ſo groß er iſt und ſo ſehr ich ihn bewundere, auf mich gar keinen Einfluß gehabt, weder im Guten noch im Schlimmen. Schillern aber wäre er gefährlich geweſen, er wäre an ihm irre geworden, und es iſt daher ein Glück, daß Calderon erſt nach ſeinem Tode in Deutſchland in allgemeine Aufnahme gekommen. Calderon iſt unendlich groß im Techniſchen und Theatraliſchen, Schiller dagegen weit tüchtiger, ernſter und größer im Wollen, und es wäre daher ſchade geweſen, von ſolchen Tugenden vielleicht etwas einzubüßen, ohne doch die Größe Calderon's in anderer Hinſicht zu erreichen."

Wir kamen auf Molière. „Molière," ſagte Goethe, „iſt ſo groß, daß man immer von neuem erſtaunt, wenn man ihn wieder lieſt. Er iſt ein Mann für ſich,

seine Stücke grenzen ans Tragische, sie sind apprehensiv, und niemand hat den Muth, es ihm nachzuthun. Sein ‚Geiziger', wo das Laster zwischen Vater und Sohn alle Pietät aufhebt, ist besonders groß und im hohen Sinne tragisch. Wenn man aber in einer deutschen Bearbeitung aus dem Sohn einen Verwandten macht, so wird es schwach und will nicht viel mehr heißen. Man fürchtet, das Laster in seiner wahren Natur erscheinen zu sehen, allein was wird es da, und was ist denn überall tragisch wirksam als das Unerträgliche?

Ich lese von Molière alle Jahre einige Stücke, so wie ich auch von Zeit zu Zeit die Kupfer nach den großen italienischen Meistern betrachte; denn wir kleinen Menschen sind nicht fähig, die Größe solcher Dinge in uns zu bewahren, und wir müssen daher von Zeit zu Zeit immer dahin zurückkehren, um solche Eindrücke in uns anzufrischen.

Man spricht immer von Originalität, allein was will das sagen! Sowie wir geboren werden, fängt die Welt an auf uns zu wirken, und das geht so fort bis ans Ende. Und überall: was können wir denn unser Eigenes nennen als die Energie, die Kraft, das Wollen! Wenn ich sagen könnte, was ich alles großen Vorgängern und Mitlebenden schuldig geworden bin, so bliebe nicht viel übrig.

Hierbei aber ist es keineswegs gleichgültig, in welcher Epoche unseres Lebens der Einfluß einer fremden bedeutenden Persönlichkeit stattfindet.

Daß Lessing, Winckelmann und Kant älter waren als ich, und die beiden erstern auf meine Jugend, der letztere auf mein Alter wirkte, war für mich von großer Bedeutung.

Ferner daß Schiller so viel jünger war und im frischesten Streben begriffen, da ich an der Welt müde zu werden begann; ingleichen daß die Gebrüder von Humboldt und Schlegel unter meinen Augen aufzutreten anfingen, war von der größten Wichtigkeit. Es sind mir daher unnennbare Vortheile entstanden."

Nach solchen Äußerungen über die Einflüsse bedeutender Personen auf ihn kam das Gespräch auf die Wirkungen, die er auf andere gehabt, und ich erwähnte Bürger, bei welchem es mir problematisch erscheine, daß bei ihm, als einem reinen Naturtalent, gar keine Spur einer Einwirkung von Goethes Seite wahrzunehmen.

„Bürger," sagte Goethe, „hatte zu mir wohl eine Verwandtschaft als Talent, allein der Baum seiner sittlichen Cultur wurzelte in einem ganz andern Boden und hatte eine ganz andere Richtung. Und jeder geht in der aufsteigenden Linie seiner Ausbildung fort, so wie er angefangen. Ein Mann aber, der in seinem dreißigsten Jahre ein Gedicht wie die „Frau Schnips" schreiben konnte, mußte wohl in einer Bahn gehen, die von der meinigen ein wenig ablag. Auch hatte er durch sein bedeutendes Talent sich ein Publicum gewonnen, dem er völlig genügte, und er hatte daher

keine Urſache, ſich nach den Eigenſchaften eines Mitſtrebenden umzuthun, der ihn weiter nichts anging.

Überall," fuhr Goethe fort, „lernt man nur von dem, den man liebt. Solche Geſinnungen finden ſich nun wohl gegen mich bei jetzt heranwachſenden jungen Talenten, allein ich fand ſie ſehr ſpärlich unter gleichzeitigen. Ja ich wüßte kaum einen einzigen Mann von Bedeutung zu nennen, dem ich durchaus recht geweſen wäre. Gleich an meinem ‚Werther' tadelten ſie ſo viel, daß, wenn ich jede geſcholtene Stelle hätte tilgen wollen, von dem ganzen Buche keine einzige Zeile geblieben wäre. Allein aller Tadel ſchadete mir nichts; denn ſolche ſubjective Urtheile einzelner, obgleich bedeutender Männer ſtellten ſich durch die Maſſe wieder ins Gleiche. Wer aber nicht eine Million Leſer erwartet, ſollte keine Zeile ſchreiben.

Nun ſtreitet ſich das Publicum ſeit zwanzig Jahren, wer größer ſei: Schiller oder ich, und ſie ſollten ſich freuen, daß überall einpaar Kerle da ſind, worüber ſie ſtreiten können."

990.

1825, zwiſchen 26. und 29. Mai.

Mit Meyer.

Wenn Herr Brandt ſeinem Werk [der Medaille zum Jubiläum des Großherzogs], welches ihm alle Ehre macht, ſeinen Namen beiſetzen will, ſo wünſcht

Herr Staatsminiſter v. Goethe (und ich halte es auch für die ſchicklichſte Stelle), daß derſelbe auf dem Abſchnitt der Schulter des Bildniſſes angebracht werde.

— — — — — — — — — — —

Herr St. M. v. Goethe iſt gegenwärtig bei ziemlichem Wohlbefinden, und die ſchöne Arbeit des Herrn Brandt hat ihn gleich in die nöthige Stimmung verſetzt an den Revers zu denken und uns ſeinen Vorſchlag dazu mitzutheilen. Dieſer iſt ungefähr folgender. Der Zodiakus bildet auf der Kehrſeite einen Kreis wie der Blätterkranz auf der Vorderſeite der Medaille; der Raum oder die Abtheilung, worin die Wage iſt, ſteht oben; hinter oder in demſelben Andeutung des Sonnenbildes, und im mittlern runden Feld, welches der Zodiakus umſchließt, kommen zwei oder drei Worte zu ſtehen.

991.

1825, 28. Mai.

Mit v. Müller und Meyer.

Abends von 6—8½ Uhr war ich mit Meyern bei ihm. Anfangs ſchien er weniger aufgelegt, wurde aber immer mittheilender und zuletzt recht gemüthlich. Erſt ſprachen wir lange über die Gothaiſche Gemälde-Gallerie; Meyer beſchrieb ein Paar vorzügliche Bilder von Correggio (namentlich von dem Knaben mit einem Vogel), die ich ganz überſehen hatte.

Der Berliner Probeabdruck der Jubiläumsmedaille ward vorgezeigt; herrlich gerathen! Goethe holte treffliche Medaillen von Benvenuto Cellini herbei, um durch Vergleich die Schönheit des Berliner Entwurfs noch mehr darzuthun. Als Meyer weg war, sagte er: „Wir sind zu kühn in dieser Sache gewesen, mehr als billig, wir mögen nur Gott danken, daß es so glücklich abläuft.“ Nun zeigte er mir schöne Hamburger Steindrücke, was er eine Stunde früher abgelehnt hatte. Louis Devrient und ein zahmer Blücher waren darunter.

Das Gespräch verbreitete sich über die Belagerung von Navarino, über geistige Ähnlichkeit zwischen Frau von Stael und Byron, über die Mémoires sur Mad. de Pompadour, aus denen er mancherlei erzählte, über Gagern und den rechten Gesichtspunkt zu seiner und seiner Schriften Würdigung, über die durchgefallene Emancipationsbill in England, über Rehbein's Tüchtigkeit, der sich von der Jenaischen Naturphilosophie gerade genug angeeignet, um sich ein höheres Urtheil zu bilden und seinen Kopf aufzuhellen, über des alten, verstorbenen Stark practischen Tiefblick, über Goethes tödtliche Krankheit im Jahre 1800, die blos aus einem Brownianischen zurückgetriebenen Katarrh entstanden, über Reil's Gutachten hinsichtlich seiner Nierenkrämpfe, ebenfalls aus katarrhalischem Stoff hergeleitet, über Aufhebung des Sclavenhandels, wodurch eine gewaltigere Zusammenfassung der afrikanischen Völker und

Vertreibung der Europäer von Afrika's Küsten drohen dürfte, über die Wichtigkeit des Besitzes der jonischen Inseln aus der venetianischen Erbschaft, über die großen Pläne des ägyptischen Vicekönigs, über Alexander Humboldt's gescheiterte Hoffnung zu politischer Wichtigkeit. „Er ließ" — sagte Goethe — „die Republik hinter sich, als er nach Amerika zog, und fand einen Dictator, als er wiederkehrte, der ihn geringschätzig frug: Sie beschäftigten sich mit Botanik? Ich weiß, daß auch meine Frau sie treibt." Das National-Institut, das Humboldt aufs Grandioseste hatte mit einrichten helfen, war während dem ganz umgemodelt worden.

Endlich kam Goethe auf Cicero, von dem ihm die erste Rede, die er, erst 27 Jahre alt, zu Defension eines des Mordes angeklagten Landmannes und gegen einen Günstling Sylla's hielt, heute Morgen wieder in die Hand gefallen war. Er characterisirte sie aufs lebendigste nach der Keckheit, Selbschnabeligkeit, Petulanz, die darin herrsche und doch schon mit großem Verstand und Umsicht gepaart sei. Ehe die römische Republik ausgeartet, fuhr er fort, als Jahrhunderte lang kein Ehebruch vorgekommen, gegen den Vatermord gar kein Gesetz nöthig geschienen ꝛc., sei es doch übrigens so langweilig und nüchtern hergegangen, daß kein honneter Mensch sich dort gelebt zu haben wünschen möchte. Die zwölf Tafeln waren eine elende Compilation. Ich kann mich jetzt mit allem diesen Zeug und Detail nicht mehr abgeben, aber ich weiß wohl, was

Sie waren kaum auf der Mühle angekommen, und hatten ein Essen bestellt, als eine Musik vor dem Hause sich hören ließ. Es waren Bergleute, die, zu Zitter und Triangel, mit lebhaften und grellen Stimmen, verschiedene artige Lieder vortrugen. Es dauerte nicht lange, so hatte eine herbeyströmende Menge einen Kreis um sie geschlossen, und die Gesellschaft nickte ihnen ihren Beyfall aus den Fenstern zu. Als sie diese Aufmerksamkeit gesehen, erweiterten sie ihren Kreis, und schienen sich zu ihren wichtigsten Stückchen vorzubereiten. Nach einer Pause trat ein Bergmann mit einer Hacke hervor, und stellte, indeß die andern eine ernsthafte Melodie spielten, die Handlung des Schürfens vor.

Es währte nicht lange, so trat ein Bauer aus der Menge, und gab jenem pantomimisch drohend zu verstehen, daß er sich von

an jedem dieſer Staaten war und halte die Hauptumriſſe aller jener Zuſtände feſt in mir.

Den Beſchluß machte meine Ankündigung der Gräfin Rapp. Es war ſchon ganz dunkel geworden, als ich von Goethen ſchied, der lange nicht ſo mild und redſelig geweſen war.

992.

1825, Mai (?).

Mit Dorow.

In Weimar ward Dorow mit einem ſplendiden Frühſtück bei Goethe regalirt; die Aufnahme war ſehr freundlich, und er ſagte, als Dorow ſeine Verſetzung in den Ruheſtand erzählte: „Jetzt ſind Sie in Ihren Lebensverhältniſſen dahin gelangt, wohin man zu kommen ſtreben muß, wenn man in einem Fache etwas Tüchtiges leiſten will: Sie haben Unabhängigkeit erlangt. Ein großes Glück! ein Gut, welches wenigen Menſchen zutheil wird.“ — Jetzt, nachdem Reichardt todt, brachte Goethe das Geſpräch ſelbſt auf denſelben, ließ ſich viel von ſeinen letzten Tagen, ſeinem Tode erzählen, und ſchien beſonders an Karl v. Raumer, dem Mineralogen, Intereſſe zu nehmen. Dorow empfand große Freude über die Wärme, mit welcher Goethe von Reichardt ſprach. Auf Dorow's Äußerung, daß er nicht begriffe, wie man die Compoſitionen des alten plumpen Zelter, denen Zartheit und Phantaſie

fehlen, den Reichardt'ſchen vorziehen könne, und daß man wohl nur das Gefühl, den guten Geſchmack preisgebe, um Parteileidenſchaft und Haß zu befriedigen, machte Goethe ein ſehr unfreundliches Geſicht und ſagte: „Reichardt war ein ſehr reich begabter Mann: ſeine Compoſitionen meiner Lieder ſind das Unvergleichlichſte, was ich in dieſer Art kenne. Ich habe in Giebichenſtein mit Ihrem Onkel ſehr glückliche Tage verbracht. Möge es ſeiner vortrefflichen Wittwe wohlgehen!"

Darauf kam Goethe auf Spontini und meinte, Reichardt's Abneigung gegen Mann und ſeine Werke käme aus einer zu großen Freundſchaft für Cherubini, und äußerte ſich tadelnd, daß D. dieſen „Heros in der Muſik" nicht genauer kennen gelernt und nun nicht imſtande ſei, ihm mehr von demſelben zu erzählen; denn „wird man von einer ſolchen großen Perſönlichkeit auch durch ſeine Eitelkeit und andere kleine Thorheiten entfernt, ſo muß man ſich doch für ſehr beglückt halten, mit einem ſolchen Mann in Einem Zeitalter geboren zu ſein, und um wie viel begünſtigter, mit ihm in Einer Stadt zu leben und einen ſolchen Geiſt in der Nähe wirken und ſchaffen zu ſehen."

Goethe holte das Heft mit den Steindrücken von den Externſteinen in Weſtfalen hervor, ließ ſich alles auf's Genaueſte beſchreiben und fand namentlich das Bildwerk, die Kreuzesabnahme, von ſehr großem Intereſſe; ihm ſei etwas Ähnliches von alter Bildhauerarbeit in Deutſchland nicht vorgekommen. „Ich werde

meine Ansichten darüber aussprechen und Ihnen das Heft senden."

Goethe wünschte zur Reise nach Italien Glück und reiche Ausbeute, und als er von der Einladung des Papstes und dem eigenhändigen Schreiben desselben an Dorow hörte, veranlaßte er diesen auf das Dringendste, den Brief zu holen. D. that es, und es war merkwürdig, mit welch' eigenthümlicher Aufmerksamkeit Goethe das Schreiben besah, um- und wieder umkehrte, und es nicht genugsam betrachten konnte. Er ergoß sich in Lobeserhebungen nicht allein über den vortrefflichen Stil, sondern besonders über den liebevollen Inhalt in so würdigen Ausdrücken. Goethes stets ernste, unwandelbare Züge, seine Augen waren förmlich leuchtend geworden, und mit großer Zufriedenheit zeigte er noch an D. eine kleine Anticagliensammlung und bat, solche doch zu vermehren.

993.

1825, 1. Juni.

Mit v. Müller.

Von 6—8½ Uhr weilte ich bei Goethe allein.

Er zeigte die Leybold'sche Skizze zum „Charon", die ganz herrlich gerathen, in brauner Sepia, die Goethen große Freude bereitete. Er sagte über Capitän Parry's Werk „die letzten Lebenstage Byron's", daß es das Interessanteste unter allem Erschienenen sei.

Byron sei aus Verdruß und Ingrimm über die schlechte Wirthschaft in Griechenland gestorben. Er hätte gleich vor Missolunghi umkehren sollen.

Ich las Reinhard's Brief vor; seine Cantate auf die Krönungsfeier gefiel Goethe sehr. An dem Studium der Meteorologie verzweifelte er.

Goethe war im Ganzen sehr munter und wohlwollend. Dem Gefühl der Ordnung und geregelten Thätigkeit spendete er großes Lob.

994.

1825, 5. Juni.

Mit Eckermann.

Goethe erzählte mir, daß Preller bei ihm gewesen und Abschied genommen, um auf einige Jahre nach Italien zu gehen.

„Als Reisesegen," sagte Goethe, „habe ich ihm gerathen, sich nicht verwirren zu lassen, sich besonders an Poussin und Claude Lorrain zu halten und vor allem die Werke dieser beiden Großen zu studiren, damit ihm deutlich werde, wie sie die Natur angesehen und zum Ausdruck ihrer künstlerischen Anschauungen und Empfindungen gebraucht haben.

Preller ist ein bedeutendes Talent, und mir ist für ihn nicht bange. Er erscheint mir übrigens von sehr ernstem Character, und ich bin fast gewiß, daß er sich eher zu Poussin als zu Claude Lorrain neigen

wird. Doch habe ich ihm den letztern zu besonderm Studium empfohlen, und zwar nicht ohne Grund; denn es ist mit der Ausbildung des Künstlers wie mit der Ausbildung jedes andern Talents. Unsere Stärken bilden sich gewissermaßen von selber, aber diejenigen Keime und Anlagen unserer Natur, die nicht unsere tägliche Richtung und nicht so mächtig sind, wollen eine besondere Pflege, damit sie gleichfalls zu Stärken werden.

So können einem jungen Sänger, wie ich schon oft gesagt, gewisse Töne angeboren sein, die ganz vortrefflich sind und die nichts weiter zu wünschen übrig lassen; andere Töne seiner Stimme aber können weniger stark, rein und voll befunden werden. Aber eben diese muß er durch besondere Übung dahin zu bringen suchen, daß sie den andern gleich werden.

Ich bin gewiß, daß Preller'n einst das Ernste, Großartige, vielleicht auch das Wilde ganz vortrefflich gelingen wird; ob er aber im Heitern, Anmuthigen und Lieblichen gleich glücklich sein werde, ist eine andere Frage, und deßhalb habe ich ihm den Claude Lorrain ganz besonders ans Herz gelegt, damit er sich durch Studium dasjenige aneigne, was vielleicht nicht in der eigentlichen Richtung seines Naturells liegt.

Sodann war noch eins, worauf ich ihn aufmerksam gemacht. Ich habe bisher viele Studien nach der Natur von ihm gesehen. Sie waren vortrefflich und mit Energie und Leben aufgefaßt, aber es waren alles

nur Einzelheiten, womit ſpäter bei eigenen Erfindungen wenig zu machen iſt. Ich habe ihm nun gerathen, künftig in der Natur nie einen einzelnen Gegenſtand allein herauszuzeichnen, wie einen einzelnen Baum, einen einzelnen Steinhaufen, eine einzelne Hütte, ſondern immer zugleich einigen Hintergrund, und einige Umgebung mit. Und zwar aus folgenden Urſachen. Wir ſehen in der Natur nie etwas als Einzelheit, ſondern wir ſehen alles in Verbindung mit etwas anderm, das vor ihm, neben ihm, hinter ihm, unter ihm und über ihm ſich befindet. Auch fällt uns wohl ein einzelner Gegenſtand als beſonders maleriſch auf, es iſt aber nicht der Gegenſtand allein, der dieſe Wirkung hervorbringt, ſondern es iſt die Verbindung, in der wir ihn ſehen, mit dem, was neben, hinter und über ihm iſt, und welches alles zu jener Wirkung beiträgt.

So kann ich bei einem Spaziergange auf eine Eiche ſtoßen, deren maleriſcher Effect mich überraſcht. Zeichne ich ſie aber allein heraus, ſo wird ſie vielleicht gar nicht mehr erſcheinen was ſie war, weil dasjenige fehlt, was zu ihrem maleriſchen Effect in der Natur beitrug und ihn ſteigerte. So kann ferner ein Stück Wald ſchön ſein, weil gerade dieſer Himmel, dieſes Licht und dieſer Stand der Sonne einwirkt. Laſſe ich aber in meiner Zeichnung dieſes alles hinweg, ſo wird ſie vielleicht ohne alle Kraft als etwas Gleichgültiges daſtehen, dem der eigentliche Zauber fehlt.

Und dann noch dieſes. Es iſt in der Natur nichts ſchön, was nicht naturgeſetzlich als wahr motivirt wäre. Damit aber jene Naturwahrheit auch im Bilde wahr erſcheine, ſo muß ſie durch Hinſtellung der einwirkenden Dinge begründet werden.

Ich treffe an einem Bache wohlgeformte Steine, deren der Luft ausgeſetzte Stellen mit grünem Moos maleriſch überzogen ſind. Es iſt aber nicht die Feuchtigkeit des Waſſers allein, was dieſe Moosbildung verurſachte, ſondern es iſt etwa ein nördlicher Abhang oder ſchattende Bäume und Gebüſch, was an dieſer Stelle des Baches auf jene Bildung einwirkte. Laſſe ich aber dieſe einwirkenden Urſachen in meinem Bilde hinweg, ſo wird es ohne Wahrheit ſein und ohne die eigentliche überzeugende Kraft.

So hat der Stand eines Baumes, die Art des Bodens unter ihm, andere Bäume hinter und neben ihm, einen großen Einfluß auf ſeine Bildung. Eine Eiche, die auf der windigen weſtlichen Spitze eines felſigen Hügels ſteht, wird eine ganz andere Form erlangen, als eine andere, die unten im weichen Boden eines geſchützten Thales grünt. Beide können in ihrer Art ſchön ſein, aber ſie werden einen ſehr verſchiedenen Character haben und können daher in einer künſtleriſch erfundenen Landſchaft wiederum nur für einen ſolchen Stand gebraucht werden, wie ſie ihn in der Natur hatten. Und deßhalb iſt dem Künſtler die mitgezeichnete Umgebung, wodurch der

jedesmalige Stand ausgedrückt worden, von großer Bedeutung.

Wiederum aber würde es thöricht sein, allerlei prosaische Zufälligkeiten mitzeichnen zu wollen, die so wenig auf die Form und Bildung des Hauptgegenstandes, als auf dessen augenblickliche malerische Erscheinung Einfluß hatten.

Von allen diesen kleinen Andeutungen habe ich Preller'n die Hauptsachen mitgetheilt, und ich bin gewiß, daß es bei ihm als einem geborenen Talent Wurzel schlagen und gedeihen werde."

995.

1825, 11. Juni.

Mit Eckermann.

Goethe sprach heute bei Tische sehr viel von dem Buche des Majors Parry über Lord Byron. Er lobte es durchaus und bemerkte, daß Lord Byron in dieser Darstellung weit vollkommener und weit klarer über sich und seine Vorsätze erscheine, als in allem, was bisher über ihn geschrieben worden.

„Der Major Parry," fuhr Goethe fort, „muß gleichfalls ein sehr bedeutender, ja ein hoher Mensch sein, daß er seinen Freund so rein hat auffassen und so vollkommen hat darstellen können. Eine Äußerung seines Buchs ist mir besonders lieb und erwünscht gewesen, sie ist eines alten Griechen, eines Plutarch

würdig. ‚Dem edeln Lord‘, sagt Parry, fehlten alle jene Tugenden, die den Bürgerstand zieren, und welche sich anzueignen er durch Geburt, durch Erziehung und Lebensweise gehindert war. Nun sind aber seine ungünstigen Beurtheiler sämmtlich aus der Mittelclasse, die denn freilich tadelnd bedauern, dasjenige an ihm zu vermissen, was sie an sich selber zu schätzen Ursache haben. Die wackern Leute bedenken nicht, daß er an seiner hohen Stelle Verdienste besaß, von denen sie sich keinen Begriff machen können.‘ Nun, wie gefällt Ihnen das?“ sagte Goethe; „nicht wahr, so etwas hört man nicht alle Tage?“

„„Ich freue mich,““ sagte ich, „„eine Ansicht öffentlich ausgesprochen zu wissen, wodurch alle kleinlichen Tadler und Herunterzieher eines höherstehenden Menschen ein für allemal durchaus gelähmt und geschlagen worden.““

Wir sprachen darauf über welthistorische Gegenstände in Bezug auf die Poesie, und zwar inwiefern die Geschichte des einen Volks für den Dichter günstiger sein könne als die eines andern.

„Der Poet,“ sagte Goethe, „soll das Besondere ergreifen, und er wird, wenn dieses nur etwas Gesundes ist, darin ein Allgemeines darstellen. Die englische Geschichte ist vortrefflich zu poetischer Darstellung, weil sie etwas Tüchtiges, Gesundes und daher Allgemeines ist, das sich wiederholt. Die französische Geschichte dagegen ist nicht für die Poesie; denn sie stellt eine Lebensepoche dar, die nicht wiederkommt. Die Literatur

dieſes Volks, inſofern ſie auf jene Epoche gegründet iſt, ſteht daher als ein Beſonderes da, das mit der Zeit veralten wird." —

„Die jetzige Epoche der franzöſiſchen Literatur," ſagte Goethe ſpäter, „iſt gar nicht zu beurtheilen. Das eindringende Deutſche bringt darin eine große Gährung hervor, und erſt nach zwanzig Jahren wird man ſehen, was dies für ein Reſultat giebt."

Wir ſprachen darauf über Äſthetiker, welche das Weſen der Poeſie und des Dichters durch abſtracte Definitionen auszudrücken ſich abmühen, ohne jedoch zu einem klaren Reſultat zu kommen.

„Was iſt da viel zu definiren!" ſagte Goethe. „Lebendiges Gefühl der Zuſtände und Fähigkeit es auszudrücken macht den Poeten."

996.

1825, 13. Juni.

Mit v. Müller.

Nachmittags macht er [Goethe] mit mir eine Spazierfahrt nach Belvedere. Es war ſeine erſte ſeit ſieben bis acht Monaten, und der Wunſch meinen neuen Wagen zu erproben, gab die Veranlaſſung.

Das herrliche, milde Wetter, nicht allzuheiß, that ihm ſehr wohl. Wir ſtiegen aus, wandelten in den Alleen umher und ſetzten uns dann geraume Zeit in das ſchattige Rondell hinter dem Schloſſe. Die fer-

hier hinwegbegeben solle. Die Gesellschaft war darüber verwundert, und erkannte erst den, in einen Bauer verkleideten, Bergmann, als er den Mund aufthat, und in einer Art von Rezitativ den andern schalt, daß er wage, auf seinem Acker zu handthieren. Jener kam nicht aus der Fassung, sondern fing an, den Landmann zu belehren, daß er Recht habe hier einzuschlagen, und gab ihm dabey die ersten Begriffe vom Bergbau. Der Bauer, der die fremde Terminologie nicht verstand, that allerley alberne Fragen, worüber die Zuschauer, die sich klüger fühlten, ein herzliches Gelächter aufschlugen. Der Bergmann suchte ihn zu rectificiren, und bewies ihm den Vortheil, der zuletzt auch auf ihn fließe, wenn die unterirrdischen Schätze des Landes herausgewühlt würden. Der Bauer, der jenem zuerst mit Schlägen gedroht hatte, ließ sich nach und nach be-

bischen Lieder, Fräulein v. Jacob, mein Türkheimischer Brief gaben Stoff zur Unterhaltung.

„Ungemein viel," sagte er, „kommt bei solcher Übersetzung fremder Volkslieder auf Beibehaltung der Wortstellung des Originals an. Ich kann eben so wenig serbisch als persisch, aber ich habe mir doch durch Ansicht der Originale die Wortstellung abstrahirt."

Er frug mich nach Sicherheits-Cautelen bei Verlagsverträgen für den Fall, daß der Buchhändler Concurs mache.

Vom Wahnsinn gab er die einfache Definition, daß er darin bestehe, wenn man von der wahren Beschaffenheit der Gegenstände und Verhältnisse, mit denen man es zu thun habe, weder Kenntniß habe, noch nehmen wolle, diese Beschaffenheit hartnäckig ignorire.

Ich reizte ihn sehr lebhaft an, doch noch eine Schilderung des Tiefurter Lebens zur Zeit der Herzogin-Mutter zu entwerfen.

„Es wäre nicht allzuschwer," erwiederte er, „man dürfte nur die Zustände ganz treu so schildern, wie sie sich dem poetischen Auge in der Erinnerung darstellen, Dichtung und Wahrheit, ohne daß Erdichtung dabei wäre."

Reiselust und Reisepläne erwachten in ihm. Heimgekehrt, mußte ich noch ein halb Stündchen bei ihm weilen. Ich erzählte ihm die Motive aus den ‚Beiden Freunden' von Friedrich v. Fouqué.

997.

1825, 15. Juni.

Mit v. Müller.

Abermalige Spazierfahrt mit Goethe nach Belvedere. Wir stießen umherwandelnd in eine große Gesellschaft bei Völkel.

Wir besichtigten die Winterhäuser, die ihn veranlaßten, den früheren französischen Gartenformen Lob zu spenden, wenigstens für große Schlösser. „Die geräumigen Laubdächer, Berceaux, Quinconces, lassen doch eine zahlreiche Gesellschaft sich anständig entwickeln und vereinen, während man in unsern englischen Anlagen, die ich naturspäßige nennen möchte, allerwärts an einander stößt, sich hemmt oder verliert."

998.

1825, 18. Juni.

Mit v. Müller.

Abends war ich bei ihm von 7 bis 8 Uhr. Er sprach über den Hang der neuen Zeit zum Mysticismus, weil man dabei weniger gründlich zu lernen pflege; sonst habe man viel sein müssen, um etwas zu scheinen. Die Faseleien von einem Vor-Noachidischen Zeitalter könnten doch nie zu etwas führen. Aber leider huldigten selbst diejenigen dem falschen Zeitgeiste, die weit höher stünden. Er behalte sich jedoch noch vor, sie derb zu geißeln.

999.

1825, August (?).

Über das Regierungsjubiläum des Großherzogs Karl August.

Er [Goethe] hatte vermuthen können, daß ein großer Theil der Fremden ihn kennen zu lernen wünschen möchte. Um dieses sowohl den Fremden, als sich selbst zu erleichtern und zugleich das hohe Fest, wie er immer zu thun pflegte, auf eigenthümliche Weise zu feiern, hatte er schon früher erklärt, daß er am Abend des ersten Festtags offenes Haus geben werde; daran, daß man mit ihm diesen Jubeltag begehe, werde er seine Freunde erkennen.

1000.

1825, 1. September.

Mit Grüner.

Am 1. September 1825 Abend $^1/_2$8 Uhr langten wir [Grüner nebst seinem Sohn Joseph] in Weimar an und stiegen bei dem Hofrathe und Leibarzte Sr. Königlichen Hoheit Dr. Rehbein ab, der . . . mich sogleich zu Goethe, der mich bei sich wohnen haben wollte, führte. . . . . Mich empfing er äußerst liebreich, küssend, wies mir sein eignes, zweites Zimmer mit der Entschuldigung an, daß, weil er zur Feier des Festes eine Soirée für die fremden Gäste gebe, und dazu die ganze Etage bedürfe, ich mich mit seinem Studirzimmer, die

Aussicht auf den Garten, begnügen möge, „welche Ihnen," fügte er hinzu, „nicht unangenehm sein dürfte."

„Sie haben sich," sagte er dann, „doch bei Bergrath Lenz in Jena sehen lassen?"

Ich antwortete, daß ich demselben ein Kistchen mit Mineralien gebracht hätte, worüber Goethe erfreut war. Als ich ferner erzählte, Lenz habe mich zu einem Mineralienschrank geführt, woran ein Täfelchen mit meinem Namen in vergoldeten Buchstaben angebracht war, sagte Goethe:

„Lenz weiß alles zum Vortheile des Cabinets einzuleiten; seine Haupteigenschaft ist, er will immer haben und nichts ablassen, nichts geben."

1001.

1825, 2. September.

Mit Grüner.

Nach Tisch fuhr Goethe mit Hofrath Meyer und mir durch alle Straßen der niedlichen, reinlichen, mit Blumengewinden, Fahnen und Inschriften geschmückten Stadt, und machte mich auf die Wohnungen Schiller's, Herder's und auf andere merkwürdige Gegenstände aufmerksam. Schiller's Haus war mit einer Lyra geziert. Der Wagen war aufgeschlagen, damit ich alles besser sehen und mich orientiren könne. Goethe ließ von außen um die Stadt fahren, und machte mich auf seinen Garten mit den Worten aufmerksam: „Dort

an der Ilm sehen Sie meinen Garten, man hat ihn schöner und angenehmer beschrieben, als er wirklich ist."

1002.

1825, 3. September.

Mit Großherzog Karl August.

Das Zusammentreffen des Großherzogs an seinem Jubiläumstage mit Goethe war der Moment, der den Gefeierten sichtbar am meisten erschütterte. Mit beiden Händen hatte der Großherzog Goethes Hände ergriffen, der vor Rührung nicht zu Worte kommen konnte und endlich nur sagte: „Bis zum letzten Hauch beisammen!" Der Großherzog zeigte bald wieder Fassung und ich hörte: „„O, achtzehn Jahre und Ilmenau!"" Es folgten Erinnerungen an jene Vergangenheit und in höchster Lebendigkeit schloß der Großherzog seine erste Rede mit der Wendung: „„Gedenken wir aber dankbar besonders daran, daß uns auch heut noch erfüllt ist, was uns einst in Tiefurt vorgesungen wurde:

Nur Luft und Licht
Und Freundeslieb'!
Ermüde nicht,
Wem dies noch blieb.""

„Dies Dreifache gab mir, was ich gegeben," antwortete Goethe, den die innerste Bewegung noch nicht verlassen hatte, als ihn der Großherzog umarmte und dann zu einem Fenster hinzog, wo beide leise sprachen,

sodaß nur die letzten Worte des Großherzogs zu vernehmen waren: „„Ich werd' es ja noch erleben.““ Wie man später erfuhr, so bezogen sich diese Worte auf die Jubelfeier der Ankunft Goethes in Weimar, über welche der Großherzog an diesem Tage eine Bestimmung traf.

1003.

1825, 3. September.*)

Mit Grüner.

[Es] führte Goethe mich in seine Mineraliensammlung mit den Worten: „Nun können Sie von meinen Doubletten einige Ihrer Lücken ergänzen," wozu er einen Tisch für mich herrichten ließ. Nun war ich in meinem Elemente, vergaß alle Feierlichkeiten, kümmerte mich nicht um die auf allen Straßen von Tribünen ertönende Musik. Goethe freute sich über meinen Eifer.

Nach einiger Zeit trat Goethe wieder in das Zimmer.

„Lassen Sie sich nicht stören!" sagte er. „Es freut mich, daß Sie Einiges gefunden haben, packen Sie es nur sorgfältig ein, wozu ich den Stadelmann schicken werde." Einige Momente später sagte Goethe: „Der Großherzog weiß, daß Sie hier sind, es ist nothwendig, daß Sie bei der großen Audienz erscheinen und vorgestellt werden.

*) [Nach der ungenauen Erzählung Grüner's würden die Vorgänge vom 3. September schon Tags zuvor stattgefunden haben.]

Er befahl, sogleich seinen Gallawagen anzuspannen, in welchem ich nach Hofe fahren sollte. Ich mußte seinen Degen, seinen Chapeaubas, seine Schuhschnallen benutzen. Als die Kammerjungfer mir die großherzogliche goldne Medaille an meinen schwarzen Frack befestigen sollte, bezeichnete er ihr die Stelle, wo sie angebracht werden müsse. Er bemerkte: „Auf das rothe Band können Sie sich etwas zu Gute thun, denn ich habe es von Napoleon erhalten. Nun, so, so ist's recht," sagte er, als ich völlig ausstaffirt war, „jetzt fahren Sie in Gottes Namen!"

1004.

1825, 4. September.*)

Mit Grüner.

Die Soirée [vom 3. September bei Goethe] dauerte bis nach Mitternacht. Da Goethe an eine streng regelmäßige Lebensweise gewöhnt war, befand er sich am nächsten Tage leidend. Bei einem so alten Schiffe, sagte er, müsse man besondere Vorsicht anwenden.

Als ich aus der öffentlichen Bibliothek zurückkam, waren meine Effecten in ein anderes Zimmer in der ersten Etage gebracht. Goethe führte mich mit den Worten dahin: „Nun haben Sie Gelegenheit, meine Sachen anzusehen."

*) [Nach Grüner's Darstellung wäre das vom Vormittag Erzählte am 3. September vorgegangen.]

Ich befand mich in der Mitte von Natur- und Kunſtſchätzen. Er machte mich auf die Seltenheiten, die er aus Herculanum und Pompeji, aus Sicilien, überhaupt von ſeinen Reiſen mitgebracht hatte, aufmerkſam und erklärte ſie mir. Ich mußte den umfaſſenden Reichthum ſeines Wiſſens, ſeinen Kunſtſinn und ſein Kunſturtheil, ganz beſonders aber auch ſein bei einem ſo hohen Alter doppelt merkwürdiges Gedächtniß bewundern.

„Ich beſitze," ſagte Goethe unteranderm, „ſeit dem funfzehnten Jahrhunderte bis jetzt die Münzen aller Päpſte. Es dient zur Geſchichte der Kunſt. Ich kenne alle Graveurs. Die griechiſche Prägung vor und zu Alexander's Zeit iſt noch nicht erreicht. Die Ägypter lieferten den Griechen nur Stoff zur Verfeinerung."

Am 4. September früh wohnte ich der Predigt des Generalſuperintendenten Röhr bei, welche im Druck erſchienen iſt. Es wurde eine Cantate von Hummel geſungen. Nach meiner Rückkunft forderte Goethe mich bei Tiſch auf, den Inhalt der Predigt zu erzählen, was ich zu ſeiner Zufriedenheit zu thun imſtande war, da ich aufmerkſam zugehört und die Eintheilung genau dem Gedächtniſſe eingeprägt hatte.

Herr Nicolovius aus Berlin war mit zu Tiſche, ein junger jovialer wißbegieriger Mann. Das Geſpräch kam auch auf das Altarblatt von Cranach in der Hauptkirche, Luther'n vorſtellend, wie er die Hand auf die Bibel legt. Die Figur iſt kräftig, alles Übrige

aber wenig zu loben. Nicolovius ſagte, es gehöre in eine alte Rüſtkammer. Goethe rügte den unpaſſenden Ausdruck, und empfahl, ein Bild immer ſo anzuſehen, als wenn der Maler es beſſer als der Beſchauer verſtanden habe, ſonſt werde man immer nur tadeln.

Goethe wünſchte Aufklärung über die Waiſenanſtalten in Öſterreich, welche ich umſtändlich zu geben vermochte. „Nun müſſen Sie aber auch," ſagte Goethe, „Einſicht in unſer Criminalverfahren und in unſere Strafanſtalten nehmen und Falk beſuchen, der die Obſorge über verwahrloſte Kinder verbrecheriſcher Eltern führt. Es iſt der nämliche Falk, welcher Ihnen als Satyriker bekannt ſein wird. Er lebt jetzt für die ihm anvertrauten Kinder, beurtheilt ihre Fähigkeiten, geiſtigen Anlagen und körperliche Beſchaffenheit, wonach er jeden einzelnen, wozu er zu verwenden wäre, in Antrag bringt. Ich werde die Einleitung treffen, daß man Ihnen überall die gehörige Aufklärung gebe. Bei Falk werden Sie ſich in ſein großes ſchwarzes Buch einſchreiben müſſen."

Goethe war ſehr heiter, und das Geſpräch kam darauf, daß manche Meiſter in ihren Gemälden wunderliche chronologiſche Fehler begingen. Ich erzählte, daß in der Wohnung des Generalgroßmeiſters der Kreuzherren mit dem rothen Stern zu Prag ein ſehr ſchönes Gemälde ſich befinde, Maria mit dem Jeſuskinde; Maria hält in der rechten Hand das Ordenskreuz der Kreuzherren. In Worms ließ ein Maler

die Beſchneidung Jeſu mit der Brille vornehmen. Nicolovius wußte mehrere Inſchriften anzuführen, welche Heiterkeit verbreiteten.

Da ich ſagte, ich wünſche das Theater zu beſuchen, antwortete Goethe: „Gehen Sie, Freundchen, Sie werden ſich gut unterhalten.“ — Es wurden „Die beiden Britten“ [von Blum] und „Die Humoriſtenſtreiche“*) gegeben.

Nach der Rückkunft aus dem Theater forderte Goethe mich auf, ihm den weſentlichen Inhalt der beiden Stücke zu erzählen. Nachdem ich es gethan und das vortreffliche Spiel der Schauſpieler Durand und [La]Roche hervorgehoben und zergliedert hatte, ſagte er: „Sie haben recht, ſie machen ihre Sache gut.“ — Bei meinem Scheiden machte er mich auf die morgige Feierlichkeit aufmerkſam.

Dieſe Feierlichkeit war die Einweihung der neuerbauten großartigen Bürgerſchule, welche in Gegenwart des Hofes am Vormittage des 5. September vorgenommen wurde.

1005.

1825, 5. September.

Mit Grüner.

Goethe . . . hat . . . mich . . aufmerkſam gemacht, daß „Torquato Taſſo“ gegeben werde, worauf ich ant-

*) [Vielmehr: „Humoriſtiſche Studien“ von Lebrun.]

sänftigen, und sie schieden als gute Freunde von einander; besonders aber zog sich der Bergmann auf die honorabelste Art aus diesem Streite.

Wir haben, sagte Wilhelm bey Tische, an diesem kleinen Dialog das lebhafteste Beyspiel, wie nützlich allen Ständen das Theater seyn könnte, wie vielen Vortheil der Staat selbst daraus ziehen müßte, wenn man die Handlungen, Gewerbe und Unternehmungen der Menschen von ihrer guten, lobenswürdigen Seite und in dem Gesichtspunkte auf das Theater brächte, aus welchem sie der Staat selbst ehren und schützen muß. Jetzt stellen wir nur die lächerliche Seite der Menschen dar; der Lustspieldichter ist gleichsam nur ein hämischer Controlleur, der auf die Fehler seiner Mitbürger überall ein wachsames Auge hat, und froh zu seyn scheint, wenn er ihnen eins anhängen kann.

wortete, daß es längst mein sehnlicher Wunsch gewesen, dieses Meisterstück aufführen zu sehen.

Goethe antwortete: „Da Sie sich schon in höheren Cirkeln bewegt haben, was dieses Stück zur gründlichen Beurtheilung erfordert, so dürfte es bei Ihnen einen guten Eindruck hervorbringen."

Torquato Tasso wurde vortrefflich gegeben, und besonders zeichneten sich Durand und die Jagemann aus. Unter Goethes Werken war Tasso stets mein Lieblingsstück. Durch Vortrag, Geberdespiel und Characterdarstellung wurde mir so Manches lebhaft vorgeführt, was man bei dem aufmerksamsten Lesen und Studiren sich nicht versinnlichen kann, und ich wurde wahrhaft begeistert. In dieser Stimmung trat ich nun gleich nach dem Theater in Goethes Zimmer ein. Er grüßte mich freundlich mit den Worten: „Wie haben Sie sich unterhalten?" Durch den Anblick des Schöpfers eines so großen Werkes noch mehr begeistert, zog es mich, ihm den höchsten Grad der Verehrung zu bezeigen; denn war er nicht ein Souverain im Reiche der Geister? Er aber gestattete es nicht, und ich konnte nur hervorbringen: Ich danke Eurer Excellenz für den unaussprechlich hohen Genuß, den mir dieses Meisterwerk bereitet hat! Auf ferneres Befragen sagte ich: Es wurde vortrefflich gegeben, es paßte Alles, das Costüm, die Decorationen zum Ganzen. Es gehört ein hoher Grad von Bildung und Talent dazu, sich in die Charactere so einzustudiren. Euer Excellenz mögen gewiß früher

auf die Darstellung dieser Schauspieler Einfluß genommen haben.

„In früherer Zeit," antwortete Goethe, „als ich die Direction führte, hatte ich freilich viel mit diesen Leutchen zu thun, Zeitaufwand, auch manchen Verdruß gehabt. Mich freut es, daß Sie sich so gut unterhalten haben."

Nachdem ich auseinander gesetzt, wie einzelne Scenen gegeben worden, sagte er: „die Rollen waren gut vertheilt, die Direction soll gelobt werden. „Beim Abschiede sagte er: „Gehen Sie mir morgen früh nicht aus, ich habe etwas Wichtiges mit Ihnen vor."

1006.

1825, 6. September.

Mit Grüner.

Am 6. September früh mußte ich einem Maler sitzen, welchen er, um mich zu portraitiren, bestellt hatte. „Ich habe eine Sammlung von Bildnissen guter Freunde, worunter ich auch Sie zähle", sagte Goethe. Nachdem der Maler den Umriß in brauner Kreide fertig hatte, wurden Mineralien, Büsten, Antiken besehen.

1007.

1825, 7. September.

Mit Grüner.

Am 7. September früh ließ Goethe für meinen Sohn Joseph, der bei Rehbein wohnte, ein Frühstück

bereiten, bei welchem auch seine Enkel Wolfgang und Walther erschienen.

„Sehen Sie meinem Wolf in die Augen," sagte Goethe, „es spricht so etwas heraus, daß ich meinen sollte, er werde ein Dichter. Mein Sohn hat keine Anlage dazu, wohl aber ist er auf seinem Platz als Kammerrath. Er versieht auch meine ganze Wirthschaft, um die ich mich nicht zu kümmern brauche. Meine Enkel machen mir viele Freude, sie werden gut erzogen, meine Schwiegertochter ist eine einsichtsvolle, in Sprachen geübte, im Umgange in höheren Cirkeln gewandte, unterrichtete Hausfrau. Sie dürften sich selbst bei der Soirée überzeugt haben, wie sie jeden Gast empfangen und sich bemüht hat, jeden nach Möglichkeit zu unterhalten."

Ich bewunderte, antwortete ich, ihren edlen Anstand, ihr einnehmendes Wesen, und ihre Sprachkenntnisse.

„Nun müssen Sie auch," sagte Goethe, „die Sammlung meines Sohnes im Gartenhause ansehen, welches er sich für seine Passion für Petrefacte ganz eingeräumt hat."

Nach Besichtigung der Sammlung sagte Goethe zu seinem Sohne: „Heraus mit deinen Doubletten! Grüner muß sich auch in dieses Fach einstudiren, er kann Dir auch manche Beiträge liefern."

Ich machte aufmerksam auf die Altsattler so verschiedenartigen Blätterabdrücke, und verschiedenartiges petrificirtes Holz, auf die versteinerten Süßwasser-

schneckten bei Libnitz im Elbogner Kreise, und sicherte Zusendungen zu. Der junge Goethe versprach, mir ein Verzeichniß seiner Doubletten und die entbehrlichsten davon zu geben.

Hierauf führte mich Goethe zu seinen Münz-, Antiken- und Kupferstichsammlungen. Ich staunte über den Reichthum an Münzen und Antiken, und über Goethes Gedächtniß; denn er kannte die berühmten Steinschneider alle mit Namen, wußte über die Veranlassung zu den Medaillen, und über den Lebenslauf der berühmten Männer, auf deren Ehre sie geschlagen worden, manche Anekdote zu erzählen. Die Kupferstiche bewahrte er in mehreren großen Portefeuilles auf. Unter anderem legte er mir die Schlacht Constantin's in großen Blättern vor, machte mich, mit dem Finger hin- und herweisend, auf die Vertheilung und Gruppirung der Figuren, auf die richtige Zeichnung der Menschen und Pferde aufmerksam und sagte: „Setzen Sie! dazu gehört Geist und Talent, um ein solches Bild zu entwerfen und so glücklich auszuführen."

Unter dieser belehrenden herrlichen Unterhaltung verstrich die Zeit, bis man endlich das Mittagsmahl ansagte. Indem wir uns anschickten, uns zu demselben zu begeben, erlaubte ich mir die Bemerkung, es sei schade, daß diese häuslichen Schätze nicht öffentlich bekannt würden. „Das lassen wir gut sein," antwortete Goethe, „bei der Beschreibung müßte ich dabei sein, was mir zu viele Zeit rauben würde."

1008.

1825, 4. October.

Mit Alessandro Poerio.

Ho passeggiato con lui pel giardino per circa tre quarti d'ora. Mi ha parlato di diverse cose. Si è informato d'Alfieri, dell' Albany, di altre cose relative all' Italia: È attempato, ma robusto; cammina diritto e con bastante celerità, l'occhio è aquilino e brilla ancora di tutto lo splendore della gioventù.

— — — — — — — — — — —

A me ha detto di Byron essere una mente straordinaria, una vita essere nelle sue opere e per ciò dovere essere immortali. „Ahimè!“ — soggiunse „quando gli scrissi alcuni versi d'incitamento, non sapea, che doveano essere versi di congedo.“

1009.

1825, 15. October.

Mit Eckermann.

Ich fand Goethe diesen Abend in besonders hoher Stimmung und hatte die Freude, aus seinem Munde abermals manches Bedeutende zu hören. Wir sprachen über den Zustand der neuesten Literatur, wo denn Goethe sich folgendermaßen äußerte.

„Mangel an Character der einzelnen forschenden und schreibenden Individuen,“ sagte er, „ist die Quelle alles Übels unserer neuesten Literatur.

Besonders in der Kritik zeigt dieser Mangel sich zum Nachtheile der Welt, indem er entweder Falsches für Wahres verbreitet, oder durch ein ärmliches Wahre uns um etwas Großes bringt, das uns besser wäre.

Bisher glaubte die Welt an den Heldensinn einer Lucretia, eines Mucius Scävola, und ließ sich dadurch erwärmen und begeistern. Jetzt aber kommt die historische Kritik und sagt, daß jene Personen nie gelebt haben, sondern als Fictionen und Fabeln anzusehen sind, die der große Sinn der Römer erdichtete. Was sollen wir aber mit einer so ärmlichen Wahrheit! Und wenn die Römer groß genug waren, so etwas zu erdichten, so sollten wir wenigstens groß genug sein, daran zu glauben.

So hatte ich bisher immer meine Freude an einem großen Factum des dreizehnten Jahrhunderts, wo Kaiser Friedrich II. mit dem Papste zu thun hatte und das nördliche Deutschland allen feindlichen Einfällen offen stand. Asiatische Horden kamen auch wirklich herein und waren schon bis Schlesien vorgedrungen, aber der Herzog von Liegnitz setzte sie durch eine große Niederlage in Schrecken. Dann wendeten sie sich nach Mähren, aber hier wurden sie vom Grafen Sternberg geschlagen. Diese Tapfern lebten daher bis jetzt immer in mir als große Retter der deutschen Nation. Nun aber kommt die historische Kritik und sagt, daß jene Helden sich ganz unnütz aufgeopfert hätten, indem das asiatische Heer bereits zurückgerufen gewesen und von

selbst zurückgegangen sein würde. Dadurch ist nun ein großes vaterländisches Factum gelähmt und zernichtet, und es wird einem ganz abscheulich zu Muthe."

Nach diesen Äußerungen über historische Kritiker sprach Goethe über Forscher und Literatoren anderer Art.

„Ich hätte die Erbärmlichkeit der Menschen und wie wenig es ihnen um wahrhaft große Zwecke zu thun ist, nie so kennen gelernt," sagte er, „wenn ich mich nicht durch meine naturwissenschaftlichen Bestrebungen an ihnen versucht hätte. Da aber sah ich, daß den meisten die Wissenschaft nur etwas ist, insofern sie davon leben, und daß sie sogar den Irrthum vergöttern, wenn sie davon ihre Existenz haben.

Und in der schönen Literatur ist es nicht besser. Auch dort sind große Zwecke und echter Sinn für das Wahre und Tüchtige und dessen Verbreitung sehr seltene Erscheinungen. Einer hegt und trägt den andern, weil er von ihm wieder gehegt und getragen wird, und das wahrhaft Große ist ihnen widerwärtig und sie möchten es gern aus der Welt schaffen, damit sie selber nur etwas zu bedeuten hätten. So ist die Masse, und einzelne Hervorragende sind nicht viel besser.

„*** [W. v. Schlegel] hätte bei seinem großen Talent, bei seiner weltumfassenden Gelehrsamkeit der Nation viel sein können. Aber so hat seine Charakterlosigkeit die Nationum außerordentliche Wirkungen und ihn selbst um die Achtung der Nation gebracht.

Ein Mann wie Leſſing thäte uns noth. Denn wodurch iſt dieſer ſo groß als durch ſeinen Character, durch ſein Feſthalten! So kluge, ſo gebildete Menſchen giebt es viele, aber wo iſt ein ſolcher Character!

Viele ſind geiſtreich genug und voller Kenntniſſe, allein ſie ſind zugleich voller Eitelkeit, und um ſich von der kurzſichtigen Maſſe als witzige Köpfe bewundern zu laſſen, haben ſie keine Scham und Scheu und iſt ihnen nichts heilig.

Die Frau von Genlis hat daher vollkommen recht, wenn ſie ſich gegen die Freiheiten und Frechheiten von Voltaire auflehnte; denn im Grunde, ſo geiſtreich alles ſein mag, iſt der Welt doch nichts damit gedient; es läßt ſich nichts darauf gründen. Ja es kann ſogar von der größten Schädlichkeit ſein, indem es die Menſchen verwirrt und ihnen den nöthigen Halt nimmt.

Und dann, was wiſſen wir denn, und wie weit reichen wir denn mit all unſerm Witze!

Der Menſch iſt nicht geboren, die Probleme der Welt zu löſen, wohl aber zu ſuchen, wo das Problem angeht, und ſich ſodann in der Grenze des Begreiflichen zu halten.

Die Handlungen des Univerſums zu meſſen, reichen ſeine Fähigkeiten nicht hin, und in das Weltall Vernunft bringen zu wollen, iſt bei ſeinem kleinen Standpunkte ein ſehr vergebliches Beſtreben. Die Vernunft

des Menſchen und die Vernunft der Gottheit ſind zwei ſehr verſchiedene Dinge.

Sobald wir dem Menſchen die Freiheit zugeſtehen, iſt es um die Allwiſſenheit Gottes gethan; denn ſobald die Gottheit weiß, was ich thun werde, bin ich gezwungen, zu handeln wie ſie es weiß.

Dieſes führe ich nur an als ein Zeichen, wie wenig wir wiſſen, und daß an göttlichen Geheimniſſen nicht gut zu rühren iſt.

Auch ſollen wir höhere Maximen nur ausſprechen, inſofern ſie der Welt zu gute kommen; andere ſollen wir bei uns behalten, aber ſie mögen und werden auf das, was wir thun, wie der milde Schein einer verborgenen Sonne ihren Glanz breiten."

1910.

1825, 6. November.

Mit Ernſt Förſter.

Am 5. November kam ich in Weimar an, meldete mich am 6. früh ſchriftlich und mit Überſendung des d'Alton'ſchen Briefes bei Goethe und erhielt die Einladung, um 12 Uhr bei ihm zu ſein. Ich nahm eine von mir gefertigte Zeichnung nach dem Frescogemälde der Theologie, das ich mit Hermann und einem andern Schüler von Cornelius ausgeführt, zu mir und ging über die geweihte Schwelle. Mit einer namenloſen Empfindung, gemiſcht aus höchſter Freude und hoch-

gesteigerter Angst, die selbst durch das Salve des Eingangs nur wenig gemindert wurde, trat ich in das große Empfangszimmer. Wußte ich doch, daß der erhabene Dichter des „Faust" zugleich der kühle Beurtheiler des Cornelius'schen Faust war, der diesen mit dem von Retzsch, ja fast mit dem von Delacroix auf Eine Stufe gestellt, und der an den Nibelungen meines großen Meisters nur „den alterthümlich tapfern Sinn und die unglaubliche technische Fertigkeit" zu rühmen gewußt! Und doch war er der große, von tausend und abertausend Zungen gepriesene und von mir in tiefster Ehrfurcht bewunderte Dichterfürst. Ich hatte erwartet, ihn auf einem Stuhle, wie den König auf einem Throne, sitzend zu finden und war darauf gefaßt, in bescheidener Stellung an der Thür stehen bleiben zu müssen. Wie war ich überrascht und plötzlich aller Sorgen ledig, als er mit offenen Armen mir entgegenkam, mich mit beiden Händen erfaßte und auf das Herzlichste willkommen hieß. Nach den Vorfragen über d'Alton's Befinden ging er sogleich auf die Kunstunternehmung in Bonn über und war hocherfreut, daß ich meine Antwort mit einer Zeichnung begleiten konnte. . . . .

Ich setzte ihm nun den von Cornelius angeregten, von der preußischen Regierung genehmigten Plan, die Universitätsaula in Bonn mit historischen Darstellungen der vier Facultäten — Theologie, Philosophie, Jurisprudenz und Medicin — in Fresco auszuschmücken, auseinander, berichtete, wie mit der Theologie der An-

Sollte es nicht eine angenehme und würdige Arbeit für einen Staatsmann seyn, den natürlichen, wechselseitigen Einfluß aller Stände zu überschauen, und einen Dichter, der Humor genug hätte, bey seinen Arbeiten zu leiten? Ich bin überzeugt, es könnten auf diesem Wege manche sehr unterhaltende, zugleich nützliche und lustige Stücke ersonnen werden.

So viel ich, sagte Laertes, überall wo ich herumgeschwärmt bin, habe bemerken können, weiß man nur zu verbieten, zu hindern und abzulehnen; selten aber zu gebieten, zu befördern und zu belohnen. Man läßt alles in der Welt gehn, bis es schädlich wird, dann zürnt man und schlägt drein.

Laßt mir den Staat und die Staatsleute weg, sagte Philine, ich kann mir sie nicht anders als in Perücken vorstellen, und eine Perücke, es mag sie aufhaben wer da will,

fang gemacht worden, die Cornelius dem Maler Karl Hermann aus Dresden übertragen, wobei er mich und noch einen seiner Schüler jenem als Gehülfen beigegeben in der Art, daß uns in der Ausführung einzelner Gruppen eine Art Selbständigkeit gewahrt blieb, ein Umstand, den Goethe mit einem fragenden „So?“ anhörte. Darauf gab ich, zuweilen von Goethe durch ein „Hm!“ oder „So, so!“ unterbrochen, die Erklärung der Zeichnung, wie die allegorische Figur auf dem Postament in der Mitte die Theologie vorstellt mit den Genien des Forschens und Glaubens, wie neben ihr gleich Säulen die Evangelisten ständen, an die sich in zwei Reihen sitzend die Kirchenväter anschlossen, die ich, wie alle dargestellten Personen, namentlich bezeichnen mußte. Dann zeigte ich auf die hervorragenden Erscheinungen in der älteren Kirchengeschichte, auf Sectirer, auf Ordensstifter, die Repräsentanten der Hierarchie (Gregor VII. und Innocenz III.), auf die scholastischen Theologen und den frommen Thomas a Kempis; dann auf der andern Seite auf die Verbreiter des Christenthums, auf die Vertreter der Kirchenreformation von Petrus Waldus, Huß und Wiklef bis auf Luther und seine Zeit- und Kampfgenossen, und die Theologen des 17. Jahrhunderts. Endlich machte ich auf die beiden Gruppen im Vordergrunde aufmerksam, in welchen die Richtung der Gegenwart auf eine Ausgleichung katholischer Gläubigkeit und protestantischen Forscherſinns ausgesprochen sein sollte, wozu

der alte Herr die allerfreundlichſte, aber auch allerungläubigſte Miene machte.

„Ein rühmliches Unternehmen,“ ſagte nun Goethe, „und mit Eifer und ernſtem Studium angefaßt. Man wird ſich um die Kirchengeſchichte bekümmern müſſen, um Sie zu verſtehen. Ich habe aber noch mehr Bedenken.“ Und damit wandte er ſich, um im Saal auf- und abgehend weiter zu ſprechen. „Die Allegorie iſt in der bildenden Kunſt nicht zu entbehren, ſowenig, wie in der Dichtkunſt; es fragt ſich aber doch, ob ſie hier an der rechten Stelle, oder wenigſtens, ob ſie in der rechten Form aufgeführt iſt. Iſt ſie farbig, d. h. mit dem Schein des wirklichen Lebens dargeſtellt?“ Und als ich dies bejahte, fuhr er fort: „Das würde mich ſtören. Eine Marmorgruppe an dieſem Platze würde den Gedanken ausſprechen, ohne in Conflict zu gerathen mit der Geſellſchaft wirklicher Perſonen, die ſie umgeben. Auch bei der Gegenwart habe ich einige Scrupel. Das Werdende entzieht ſich der unbefangenen Wahrnehmung; nur das Gewordene fällt in die verläßlichere Anſchauung: die Gruppe der ausgeſöhnten Confeſſionen gleicht mehr einem frommen Wunſche, als einer Thatſache.“

Wohl über eine Stunde war im Sehen, Sprechen und Hören vergangen, als Goethe das Zeichen der eingetretenen Eßzeit und damit der Beſuch ſein Ende erhielt. Freundlich reichte er mir zum Abſchied die Hand und fügte hinzu: „Morgen erlebe ich mein

funfzigjähriges Dienſtjubiläum: ich weiß nicht, was die Freunde vorhaben, und will es denn in aller Beſcheidenheit erwarten. Ich werde mich freuen, Sie unter ihnen zu ſehen."

1011.

1825, 6. November.

Mit einem Jugendfreund [Joh. Jak. Rieſe?].

Am 7. November 1775 iſt Goethe nach Weimar gekommen, und als nun der Morgen des 7. Novembers zum funfzigſten Mal wiedergekehrt war ſeit jenem Tage der Ankunft, ſah man von allen Seiten her die Freunde und Verehrer Goethes . . . zu deſſen Hauſe ſich begeben, und kaum vermochte dies alle zuſtrömenden zu faſſen. Die erſten Morgenſtunden hatte man ihn dem Kreiſe ſeiner nächſten Familienglieder überlaſſen und war hier nur ein alter Schulfreund Goethes zugegen, der, obwohl auch in den Siebzigen, noch ein Jahr älter, als Goethe, von Frankfurt a. M. hergereiſt war.

— — — — — — — — — — —

Der Frankfurter, den ich oben erwähnte und der mit mir in demſelben Gaſthofe wohnte, erzählte mir: er habe bereits am 6. November Abends in dem Arbeitszimmer Goethes ganz allein mit dieſem ſeinen Jugendbekannten — denn „Freund" dürfe er zu ſagen ſich nicht unterſtehen — eine unvergeßliche Stunde

zugebracht, und Goethe ſei in ſehr bewegter Stimmung geweſen. . . . . Dieſer Freund ſagte mir auch, Goethe habe dem folgenden Tage mit Beklommenheit entgegengeſehen und geäußert: „er wird mir viel des Guten bringen, mich aber auch für lange Zeit mit beſchwerlicher Unruhe überhäufen; denn es dürfte vieles zu beantworten ſein, und daß es gehörig geſchehe, bin ich mir und andern ſchuldig, obwohl es mich verſtört in meinem ſtillemſigen Schaffen.“

1012.

1825, 9. November.

Mittag bei Goethe.

Für den 9. November war ich [Förſter] von Goethe zu Mittag geladen. „Ich hoffe,“ ſagte er mir beim Eintritt, „Sie heute mit den Männern bekannt zu machen, die bei uns die Kunſt repräſentiren.“ Und in der That war bald eine zahlreiche und höchſt intereſſante Geſellſchaft verſammelt. Goethe ſtellte mich dem Oberbaurath Coudray vor, der den Gedanken des Großherzogs in Betreff der Fresken [die in Weimar ausgeführt werden ſollten] begierig auffaßte und, von Goethe lebhaft ſecundirt, alsbald die neue Begräbnißhalle als den Ort bezeichnete, wo der Malerei eine bedeutſame Thätigkeit angewieſen werden könne.

Man ſetzte ſich nach angewieſenen Plätzen zu Tiſch. Der meinige war zwiſchen Oberbaurath Coudray und

Hofrath Heinrich Meyer, bekannt bei den Künſtlern unter dem Namen „Kunſchtmeyer“, den ihm ſeine alemanniſch-ſchweizeriſche Ausſprache zugezogen. Weiter links ſaß Goethes Schwiegertochter Ottilie, mir gegenüber ihre reizende Schweſter, eine junge Dame voll Geiſt und Lebendigkeit im Geſpräch, zwiſchen Goethe Vater und Sohn. Kein Wort und keine Miene des Mannes konnte mir entgehen, der heute mir bald wie der olympiſche Zeus, bald wie der Muſengott erſchien, der alle Herzen feſſelte und alle Gedanken entfeſſelte.

Er lenkte zuerſt das Geſpräch auf den Maler Asmus Carſtens, und als ich das Entzücken nicht zurückhielt, das mir deſſen Zeichnungen eingeflößt, die ich in der großherzoglichen Kunſtſammlung geſehen, ſagte er: „Es geht alles ſeinen geordneten Gang, und ſo war es gewiß von guter Vorbedeutung, daß dieſer Genius, mit dem man ſo gern die neue Epoche deutſcher Kunſt beginnt, ſich vor allem an die Dichter und Denker des claſſiſchen Alterthums gehalten hat.“ — „Das hat ihn auch“ — fiel der Hofrath ein — „vor der unglücklichen Nachahmung der altdeutſchen Manier bewahrt, die ſeine Nachfolger ſich zur angelegentlichen Pflicht gemacht haben.“ — „„Und doch““ — bemerkte ich — „„ward er angefeindet, wie ſeine Nachfolger, ja, er blieb unbekannt im Vaterlande und erſt Cornelius wußte das Herz des Volkes zu treffen, indem er ihm den „Fauſt“ vor Augen ſtellte.““

Goethe nahm die Bemerkung ſichtbar wohlgefällig auf, doch fügte er hinzu: Cornelius habe recht gethan, die in ſeinem „Fauſt“ gebrauchten, der altdeutſchen Kunſt entlehnten Formen zu verlaſſen, um ſich in ſeinen jetzigen mythologiſchen Aufgaben freier bewegen zu können. Da Cornelius ſich ſelbſt einmal gegen mich dahin geäußert, daß der Stil durch den Gegenſtand bedingt ſei, und daß er Fauſt und Nibelungen auch jetzt in keiner andern Ausdrucksweiſe wiedergeben würde, als früher, ſo theilte ich dieſe Äußerung mit. Aber Eckermann fiel mir ins Wort: „Dieſe Anſicht ſcheint auf Verwechslung der dichtenden und bildenden Kunſt zu beruhen. Bei der unmittelbaren Einwirkung der letztern auf die Sinne machen ſich doch ſicher andere Geſetze geltend, als wenn nur Phantaſie und Vorſtellungsvermögen beſchäftigt werden.“ — „Es iſt ein Unterſchied,“ bemerkte Goethe; „doch muß ich hier Cornelius beiſtimmen; denn auch ich hätte „„Iphigenie““ und „„Taſſo““ nicht im Stil von „„Fauſt““ und „„Götz““ ſchreiben können, ſo wenig wie umgekehrt.“

Das Geſpräch wurde auf eine — vielleicht nur für mich — überraſchende Weiſe unterbrochen. An dem einen Ende der Tafel wurde es unruhig; man räuſperte ſich, gab ein leichtes Zeichen am Glas, und ein vierſtimmiger Geſang ward angeſtimmt. Es gehörte die ſchöne Sitte, das Mahl mit Geſängen zu würzen — wie mir Eckermann vertraute — zu Goethes beſonderen Tafelfreuden bei feſtlichen Gelegenheiten, und ſo folgte

auch heute nach jedem Gange ein Geſang. Unter andern war das Lied angeſtimmt worden:

Mich ergreift, ich weiß nicht wie?
Himmliſches Behagen;

nach Beendigung deſſelben hub Goethe an: „Man ſchreibt ſonſt den Gerüchen die beſondere Kraft zu, Erinnerungen zu wecken: Muſik und Geſang wirken ebenſo nachdrücklich in der gleichen Richtung. So ſteht jetzt lebhaft der Abend vor mir, für welchen ich das Lied, das man eben ſang, gedichtet habe. Es war vor der Abreiſe unſeres Erbprinzen nach Paris, als ein Freundeskreis um ihn verſammelt war. Schiller hatte für denſelben Abend ſein bekanntes Lied an den Erbprinzen geſchrieben, das wir nach der Rheinweinliedmelodie ſangen; und nun ſteht der Abend, Schiller, der Kreis der Freunde, der Abſchied — alles bis auf den kleinſten Zug vor meiner Seele.“

— — — — — — — — — — —

Bisher hatte er [Meyer] die feindliche Stellung, die er der neuen deutſchen Kunſt gegenüber eingenommen, wenn auch nicht aufgedeckt, doch behauptet. Ich weiß nicht: mochte ihm der Gedanke gekommen ſein, daß doch nicht alle, die der neuen Fahne folgten, zu den verhaßten Nazarenern gehören dürften — mochten die letztern Mittheilungen ihn milder geſtimmt haben — kurz, als jetzt der Champagner eingeſchenkt wurde, Goethe das Glas erhob und gegen mich gewendet ſagte: „Laſſen Sie uns auf das Wohl Ihres Meiſters und

einen ſegensreichen Erfolg ſeines Wirkens anſtoßen!" — und nun Eckermann und mehrere Naheſitzende dem gegebenen Beiſpiele folgten, und da Goethe hinzufügte: „Grüßen Sie Ihren Meiſter herzlich von mir und ſagen Sie ihm, daß mich alles gefreut habe, was ich durch Sie von ihm und ſeiner Schule erfahren" — wandte ſich auch Meyer mit ſeinem Glaſe zu mir, ſtieß an und fügte — wie mir ſchien, in einem andern, als dem bisher gebrauchten trocknen und harten Tone — hinzu: „„Sagen Sie's Ihrem Meiſter, daß ich mit Ihnen hier auf ſein Wohl ein Glas Champagner geleert; 's iſt ernſtlich gemeint."" . . . Und ſo hatte es den Anſchein, als ob es der Rede und Widerrede gelungen ſei, Vorurtheile zu zerſtreuen, wo ſie am feſteſten Fuß gefaßt.

Nach dem Deſſert ſetzte ſich Hummel ans Inſtrument und gab dem kleinen Feſte mit einer heitern und reichen Phantaſie einen glänzenden Schluß.

Schon über Tiſche hatte es mich vielfach beſchäftigt, wie ich mich wohl für ſo viel auszeichnende Güte dankbar beweiſen könnte, und ſo war ich auf den Gedanken gekommen, die Enkel Goethes zu zeichnen. Ich wandte mich deshalb an Frau Ottilie v. Goethe und fand für meinen Antrag die freundlichſte Aufnahme; ſchon am nächſten Morgen konnte ich die Arbeit beginnen.

1013.

1825, 13. November.

Mittag bei Goethe.

Am 13. November war ich [Förſter] wieder zu Goethe an den Mittagtiſch geladen. Diesmal war außer mir kein Fremder zugegen, als Oberbaurath Coudray und Eckermann. Er hatte mich bitten laſſen, die Zeichnung der Theologie wieder mitzubringen, und noch einmal mußte ich vor der kleinen Verſammlung über das Ganze wie über jeden kleinſten Theil ausführlich Rechenſchaft geben. Die Scene ſteht noch vor mir in heiterer Erinnerung. Coudray mochte mehr das Ganze überſchauen, während Eckermann zwiſchen jedem Strich den Stein der Weiſen zu ſuchen ſchien. Frau Ottilie, die mit den Knaben herzugetreten war, wußte auf die liebenswürdigſte Weiſe durch Fragen meine Beredſamkeit zu reizen, und Goethe in beſonders behaglicher und höchſt gemüthlicher Stimmung gab dem Geſpräche mit Wort und Blick die Richtung und theilte, wie der Geber alles Guten aus ſonnenumglänztem Wolkenſitz, mit würdevoller Freundlichkeit Belehrung und Lob aus.

Coudray bekümmerte ſich viel um das Techniſche der Frescomalerei, die ja damals erſt wieder durch Cornelius in Deutſchland in Übung gebracht worden. Eckermann äußerte ſich ſehr erfreut darüber, daß von einem ſo kleinen Blatt, wie meine Zeichnung, ſoviel zu lernen

ſei, und frug, ob uns wohl überall Bildniſſe zu Gebote geſtanden hätten, was denn freilich, namentlich in Betreff der Evangeliſten und Kirchenväter, verneint werden mußte. Bei hiſtoriſchen Gemälden, meinte er, komme doch ſehr viel auf die hiſtoriſche Wahrheit an, weshalb er denn auch eine große Scheu vor Anachronismen und dergleichen Fehler habe. An die Zuſammenſtellung von Heiligen aus verſchiedenen Jahrhunderten habe man ſich allerdings gewöhnt durch die Altargemälde, aber die Reformatoren in Einen Raum zu verſammeln mit den Apoſteln und Kirchenvätern, komme ihm doch gewagt vor, mehr aber noch, daß man durch die Arkaden des Saales ins Freie und zugleich auf Rom, auf das Siebengebirg bei Bonn und auf Wittenberg ſehe. Aber Goethe fiel ihm ins Wort und ſagte: „Die Herren in Düſſeldorf ſcheinen ſich an den Ausſpruch Schiller's zu halten: Die Kunſt iſt eine Fabel! Und ſie haben nicht ganz Unrecht: es würde uns wenig von der Kunſt übrig bleiben, wenn wir ausſchließen wollten, was ſich nicht faſſen und begreifen läßt wie das tägliche Leben."

Frau Ottilie lenkte jetzt durch eine neue Betrachtung unter dem Beifall des alten Herrn das Geſpräch auf eine andere Seite. „„Sonſt bei Gemälden"" — ſagte ſie — „„bin ich gewöhnt, die dargeſtellten Perſonen in Beziehung aufeinander zu ſehen, unmittelbar oder wenigſtens mittelbar. Hier ſind ſo viele Männer in Einem Raum verſammelt, hier und da ſehe ich zwei, drei, vier zu einer Gruppe vereinigt, aber jede ſteht

erregt in meinen Fingern eine krampfhafte Bewegung; ich möchte sie gleich dem ehrwürdigen Herrn herunter nehmen, in der Stube herumspringen und den Kahlkopf auslachen.

Mit einigen lebhaften Gesängen, welche sie sehr schön vortrug, schnitt Philine das Gespräch ab, und trieb zu einer schnellen Rückfahrt, damit man die Künste der Seiltänzer am Abende zu sehen nicht versäumen möchte. Drollig bis zur Ausgelassenheit, setzte sie ihre Freygebigkeit gegen die Armen auf dem Heimwege fort, indem sie zuletzt, da ihr und ihren Reisegefährten das Geld ausging, einem Mädchen ihren Strohhut und einem alten Weibe ihr Halstuch zum Schlage hinaus warf.

Philine lud beide Begleiter zu sich in ihre Wohnung, weil man, wie sie sagte, aus ihren Fenstern das öffentliche Schauspiel

für ſich; ſie leſen und ſprechen, ohne ſich um den Nachbar zu bekümmern — und doch ſtört es mich nicht; ich finde es ganz natürlich. Das Bild kommt mir vor wie eine Bibliothek, in der Evangeliſten und Kirchenväter, Proteſtanten und Katholiken mit ihrem ganzen geiſtigen Gehalt, gut eingebunden, friedlich neben einander ſtehen und ohne ſich gegenſeitig in ihren Gedanken zu unterbrechen.“ „Nun,“ meinte Goethe, „das läßt ſich hören! Und wenn es ſich denn einmal um Gedanken handelt in dem Bilde, ſo habe ich auch noch eine Frage an unſern jungen Freund. Sie haben mir“ — wandte er ſich an mich — „Auskunft gegeben über die beiden Genien zuſeiten der allegoriſchen Mittelfigur. Ich ſehe, daß ſie Tafeln in ihren Händen haben. Bei den Evangeliſten, den Kirchenvätern, bei Luther iſt über den Inhalt der Bücher, die ſie halten, kein Zweifel, aber was bedeuten die Tafeln ohne Inſchrift in den Händen der geflügelten Knaben?“ — „Es ſind, wenn ich mich von meinem Beſuch in Bonn her recht erinnere,“ nahm Eckermann das Wort, „Sprüche darauf geſchrieben; doch weiß ich nicht mehr, welche?“

„„An den Tafeln““ — ſagte ich — „„hängt ein Stück luſtiger Künſtlergeſchichte. Die Genien ſollen die beiden Elemente der Theologie, Glauben und Forſchen, repräſentiren. Um das deutlicher zu bezeichnen, hatte ihnen Hermann Tafeln in die Hand gegeben und Bibelſprüche darauf geſchrieben. Auf der einen ſtand „Selig, die nicht ſehen und doch glauben,“

auf der andern „Prüfet alles und das Beste behaltet.“ Ich weiß nicht, ob von katholischer oder protestantischer Seite deshalb eine Mittheilung ans Ministerium nach Berlin gemacht worden war, kurz, Hermann bekam — ich glaube durch das Universitätscuratorium — den Auftrag, die Sprüche zu löschen. Er weigerte sich, weil, wie Ew. Excellenz eben auch bemerkten, es unverständlich, ja lächerlich herauskäme, wenn die Jungen leere Tafeln hielten. Man ließ es geschehen, bis vor kurzem der Besuch des Königs von Preußen in Bonn angekündigt wurde. Daß er, in die Aula zu gehen, gebeten werden müßte, unterlag bei den Häupiern der Hochschule keinem Zweifel, aber die bedenklichen Sprüche durfte er nicht finden. Der Auftrag, sie zu löschen, wurde wiederholt. Vergebens! Ich kann meine eignen Gedanken nicht vernichten oder verstümmeln! — sagte Hermann. Täglich wurde nachgesehen: die Sprüche standen wie in Erz gegossen. Endlich am Tage der erwarteten Ankunft des Königs kam ganz früh schon Professor d'Alton, und da er die Sprüche noch vorfand, stellte er ein Entweder-oder, das mich zu einem raschen Entschlusse brachte. Wir können den König nicht zu Ihnen führen, sagte unser besorgter Freund, wenn er nicht sieht, daß sein durch das Ministerium ausgesprochener Wille von Ihnen respectirt wird. — Hermann blieb unbeweglich. Der Moment war peinlich. Die Herren alle meinten es so gut mit uns, und andrerseits war am Besuch des Königs soviel

gelegen; auch wußte ich recht gut, daß Cornelius die Festigkeit in diesem Falle nicht gutheißen würde. Ich sah Hermann fragend an. Ich kann es nicht thun! sagte er. Das gab mir den Pinsel in die Hand, und die Sprüche waren verschwunden. Eine Stunde danach trat, begleitet von dem Curator und den Professoren der Universität, Friedrich Wilhelm III. ein und widmete der Betrachtung unsres Bildes etwa fünf bis sechs Minuten. Die gefährlichen Täfelchen schien er gar nicht zu bemerken, sonst hätte er wohl auch, wie Ew. Excellenz gefragt: Warum steht nichts darauf?""

Die Geschichte schien Goethe zu belustigen. „Und doch" — sagte er — „sind wir so oft genöthigt, das Gute fahren zu lassen, um das Bessere zu retten." — Inzwischen hatte ich meine Mappe mit verschiedenen Bildnissen aufgeschlagen, und Goethe betrachtete sie mit psychologischem und ästhetischem Interesse. Unter diesen sah er plötzlich die Bildnisse seiner Enkel. Es war eine Überraschung (wir hatten ja hinter seinem Rücken operirt) und zwar eine gelungene; denn er hatte eine herzliche Freude daran, die sich steigerte, als ich ihn bat, die Zeichnung gütig von mir anzunehmen.

Ich hatte bisher Goethe zuerst mir allein gegenüber gesehen, dann in festlicher, fast feierlicher Versammlung; dann wiederum als freundlichen Wirth unter zahlreichen Freunden und Verehrern; heute sollte ich ihn im trauten Familienkreise kennen lernen. Überall und immer derselbe, war mir's doch, als ob

jedesmal der Nachdruck auf einem andern Zug seines Characters läge. Heute war er die Heiterkeit und gute Laune selbst und ließ sich ganz gehen. Mehr als bei dem festlichen Mahl zog er seinen Sohn ins Gespräch; gegen die Schwiegertochter war er voll zarter Aufmerksamkeit, und mit ihrer Schwester sprach er am liebsten im Tone des leichten, reizenden Humors; äußerst liebreich war er gegen die Enkel. Mich veranlaßte er, vom Leben und Character der Bevölkerung des Niederrheins, ganz besonders aber von den Carnevalslustbarkeiten in Köln und Düsseldorf zu erzählen; dann lenkte er auf Bayern über, von dem er „nach den Mittheilungen seiner Freunde", im Gegensatz gegen die lebhaften Rheinlande wenig für die Kunst erwartete. „Inzwischen," sagte er, „viel kann ein Fürst mit energischem Wollen erreichen." Endlich kam er auf sein Lieblingsthema: die Farben, deren Anwendung, Zusammenstellung, Stärke, Mischung, Behandlung und selbst auf die verschiedenen Farbstoffe.

Nach Tische führte er mich noch zu verschiedenen seiner Sammlungen, namentlich den schönen antiken und mittelalterlichen Münzen. Plötzlich sagte er: „Ich will Sie doch noch was zeigen!" (wirklich, so hat er's gesagt!) und damit zog er aus einem Fach einige Blätter Radirungen nach Zeichnungen von Carstens. Ich weiß nicht: hatte er mir damit eine Freude machen oder bloß wissen wollen, was ich dazu sagen würde; sie blieben nicht lange Gegenstand der

Unterhaltung, da ich sie zu wenig in Übereinstimmung mit den Originalen fand.

Ich wollte nun Abschied nehmen, da aber Goethe hörte, daß ich den folgenden Tag noch in Weimar bleiben und erst am 15. abreisen würde, forderte er mich auf das Freundlichste auf, ihn noch einmal zu besuchen.

1014.

1825, 14. November.

Mit E. Förster.

Das that ich dann am 14. und ward von ihm mit der gleichen Herzlichkeit wie bisher empfangen. Es schien bei ihm Bedürfniß, dem Besuchenden entweder eine Freude zu machen, oder einen wo möglich sichtbaren Stoff der Unterhaltung zu bieten, und so hatte er denn eine Anzahl sehr kunstreicher Papierausschneidereien von der Hand des Fräulein Adele Schopenhauer bereitgelegt und ging sie einzeln unter Beachtung jeder Kleinigkeit daran mit mir durch.

Unvergeßlich ist mir der Abschied, bei dem ich noch einmal die ganze Größe des Glücks empfand, in die unmittelbare Nähe dieses Genius gekommen zu sein. Als wäre er der Beschenkte, Bereicherte, sprach er zu mir; er forderte mich auf, ihm von Zeit zu Zeit zu schreiben, und indem er mir wie bei dem ersten Willkommen, aber noch viel herzlicher, meine Hand mit beiden Händen faßte, gab er mir nebst vielen freundlichen Grüßen seinen väterlichen Reisesegen.

1015.

1825, 6. December.

Mit v. Müller.

Er tadelte mich, daß ich immer zu viel Argumente für eine Sache brächte, nicht lediglich auf das Eine, was gerade Noth sei, hinwirke.

„Die Geschäfte müssen abstract, nicht menschlich mit Neigung oder Abneigung, Leidenschaft, Gunst behandelt werden, dann setzt man mehr und schneller durch. Auch keine Recriminationen, keine Vorwürfe über Vergangenes, nun doch nicht zu Änderndes. Jeder Tag bestehe für sich, wie kann man leben, wenn man nicht jeden Abend sich und andern ein Absolutorium ertheilt? Ihr dürft mir das nicht übel nehmen. Wenn ich einmal reden soll, muß ich meine Paradoxa frei aussprechen dürfen; Ihr werdet sie ohnehin nicht mehr lange von mir hören." Rauch's seltsamer Brief [vom 30. November, über die Umgestaltung der Jubiläumsmünze] hatte zu all diesem die Veranlassung gegeben.

1016.

1825, 25. December.

Mit Eckermann.

Ich ging diesen Abend um 6 Uhr zu Goethe, den ich allein fand, und mit dem ich einige schöne Stunden verlebte.

„Mein Gemüth," sagte er, „war diese Zeit her durch vieles beläſtigt; es war mir von allen Seiten her ſo viel Gutes geſchehen, daß ich vor lauter Dankſagungen nicht zum eigentlichen Leben kommen konnte. Die Privilegien wegen des Verlags meiner Werke gingen nach und nach von den Höfen ein, und weil die Verhältniſſe bei jedem anders waren, ſo verlangte auch jeder Fall eine eigene Erwiederung. Nun kamen die Anträge unzähliger Buchhändler, die auch bedacht, behandelt und beantwortet ſein wollten. Dann, mein Jubiläum brachte mir ſo tauſendfältiges Gute, daß ich mit den Dankſagungsbriefen noch jetzt nicht fertig bin. Man will doch nicht hohl und allgemein ſein, ſondern jedem doch gern etwas Schickliches und Gehöriges ſagen Jetzt aber werde ich nach und nach frei, und ich fühle mich wieder zu Unterhaltungen aufgelegt.

Ich habe in dieſen Tagen eine Bemerkung gemacht, die ich Ihnen doch mittheilen will. Alles, was wir thun, hat eine Folge. Aber das Kluge und Rechte bringt nicht immer etwas Günſtiges, und das Verkehrte nicht immer etwas Ungünſtiges hervor, vielmehr wirkt es oftmals ganz im Gegentheil. Ich machte vor einiger Zeit, eben bei jenen Unterhandlungen mit Buchhändlern, einen Fehler, und es that mir leid, daß ich ihn gemacht hatte. Jetzt aber haben ſich die Umſtände ſo geändert, daß ich einen großen Fehler begangen haben würde, wenn ich jenen nicht gemacht hätte. Dergleichen wiederholt ſich im

Leben häufig, und Weltmenschen, welche dieses wissen, sieht man daher mit einer großen Frechheit und Dreistigkeit zu Werke gehen."

Ich merkte mir diese Beobachtung, die mir neu war. Ich brachte sodann das Gespräch auf einige seiner Werke, und wir kamen auch auf die Elegie ‚Alexis und Dora'.

„An diesem Gedicht," sagte Goethe, „tadelten die Menschen den starken leidenschaftlichen Schluß und verlangten, daß die Elegie sanft und ruhig ausgehen solle, ohne jene eifersüchtige Aufwallung; allein ich konnte nicht einsehen, daß jene Menschen recht hätten. Die Eifersucht liegt hier so nahe und ist so in der Sache, daß dem Gedicht etwas fehlen würde, wenn sie nicht da wäre. Ich habe selbst einen jungen Menschen gekannt, der in leidenschaftlicher Liebe zu einem schnell gewonnenen Mädchen ausrief: Aber wird sie es nicht einem andern ebenso machen wie mir?"

Ich stimmte Goethen vollkommen bei und erwähnte sodann der eigenthümlichen Zustände dieser Elegie, wo in so kleinem Raum mit wenig Zügen alles so wohl gezeichnet sei, daß man die häusliche Umgebung und das ganze Leben der handelnden Personen darin zu erblicken glaube. Das Dargestellte erscheint so wahr, sagte ich, als ob Sie nach einem wirklich Erlebten gearbeitet hätten.

„Es ist mir lieb," antwortete Goethe, „wenn es Ihnen so erscheint. Es giebt indeß wenige Menschen,

die eine Phantasie für die Wahrheit des Realen besitzen, vielmehr ergehen sie sich gern in seltsamen Ländern und Zuständen, wovon sie gar keine Begriffe haben und die ihre Phantasie ihnen wunderlich genug ausbilden mag.

Und dann giebt es wieder andere, die durchaus am Realen kleben und, weil es ihnen an aller Poesie fehlt, daran gar zu enge Forderungen machen. So verlangten z. B. einige bei dieser Elegie, daß ich dem Alexis hätte einen Bedienten beigeben sollen, um sein Bündelchen zu tragen; die Menschen bedenken aber nicht, daß alles Poetische und Idyllische jenes Zustandes dadurch wäre gestört worden."

Von ‚Alexis und Dora' lenkte sich das Gespräch auf den ‚Wilhelm Meister'.

„Es giebt wunderliche Kritiker," fuhr Goethe fort. „An diesem Roman tadelten sie, daß der Held sich zu viel in schlechter Gesellschaft befinde. Dadurch aber, daß ich die sogenannte schlechte Gesellschaft als Gefäß betrachtete, um das, was ich von der guten zu sagen hatte, darin niederzulegen, gewann ich einen poetischen Körper und einen mannigfaltigen dazu. Hätte ich aber die gute Gesellschaft wieder durch sogenannte gute Gesellschaft zeichnen wollen, so hätte niemand das Buch lesen mögen.

Den anscheinenden Geringfügigkeiten des ‚Wilhelm Meister' liegt immer etwas Höheres zum Grunde, und es kommt bloß darauf an, daß man Augen, Welt-

kenntniß und Übersicht genug besitze, um im Kleinen das Größere wahrzunehmen. Andern mag das gezeichnete Leben als Leben genügen."

Goethe zeigte mir darauf ein höchst bedeutendes englisches Werk, welches in Kupfern den ganzen Shakespeare darstellte. Jede Seite umfaßte in sechs kleinen Bildern ein besonderes Stück mit einigen untergeschriebenen Versen, sodaß der Hauptbegriff und die bedeutendsten Situationen des jedesmaligen Werks dadurch vor die Augen traten. Alle die unsterblichen Trauerspiele und Lustspiele gingen auf solche Weise gleich Maskenzügen dem Geiste vorüber.

„Man erschrickt," sagte Goethe, „wenn man diese Bilderchen durchsieht. Da wird man erst gewahr, wie unendlich reich und groß Shakespeare ist! Da ist doch kein Motiv des Menschenlebens, das er nicht dargestellt und ausgesprochen hätte. Und alles mit welcher Leichtigkeit und Freiheit!

Man kann über Shakespeare gar nicht reden, es ist alles unzulänglich. Ich habe in meinem ‚Wilhelm Meister' an ihm herumgetupft; allein das will nicht viel heißen. Er ist kein Theaterdichter, an die Bühne hat er nie gedacht, sie war seinem großen Geiste viel zu enge; ja selbst die ganze sichtbare Welt war ihm zu enge.

Er ist gar zu reich und zu gewaltig. Eine productive Natur darf alle Jahre nur ein Stück von ihm lesen, wenn sie nicht an ihm zu Grunde gehen will.

beſſer als im andern Wirthshauſe ſehen könne.

Als ſie ankamen, fanden ſie das Gerüſt aufgeſchlagen, und den Hintergrund mit aufgehängten Teppichen geziert. Die Schwungbreter waren ſchon gelegt, das Schlappſeil an die Pfoſten befeſtigt, und das ſtraffe Seil über die Böcke gezogen. Der Platz war ziemlich mit Volk gefüllt, und die Fenſter mit Zuſchauern einiger Art beſetzt.

Pagliaß bereitete erſt die Verſammlung mit einigen Albernheiten, worüber die Zuſchauer immer zu lachen pflegen, zur Aufmerkſamkeit und guten Laune vor. Einige Kinder, deren Körper die ſeltſamſten Verrenkungen darſtellten, erregten bald Verwunderung, bald Grauſen, und Wilhelm konnte ſich des tiefen Mitleidens nicht enthalten, als er das Kind, an dem er beym erſten Anblicke Theil genommen, mit einiger Mühe

Ich that wohl, daß ich durch meinen ‚Götz von Berlichingen' und ‚Egmont' ihn mir vom Halse schaffte, und Byron that sehr wohl, daß er vor ihm nicht zu großen Respect hatte und seine eigenen Wege ging. Wie viel treffliche Deutsche sind nicht an ihm zu Grunde gegangen, an ihm und Calderon!

Shakespeare," fuhr Goethe fort, „giebt uns in silbernen Schalen goldene Äpfel. Wir bekommen nun wohl durch das Studium seiner Stücke die silberne Schale, allein wir haben nur Kartoffeln hineinzuthun, das ist das Schlimme!"

Ich lachte und freute mich des herrlichen Gleichnisses.

Goethe las mir darauf einen Brief von Zelter über eine Darstellung des ‚Macbeth' in Berlin, wo die Musik mit dem großen Geiste und Character des Stücks nicht hatte Schritt halten können, und worüber nun Zelter sich in verschiedenen Andeutungen ausläßt. Durch Goethes Vorlesen gewann der Brief sein volles Leben wieder, und Goethe hielt oft inne, um sich mit mir über das Treffende einzelner Stellen zu freuen.

„‚Macbeth'," sagte Goethe bei dieser Gelegenheit, „halte ich für Shakespeare's bestes Theaterstück; es ist darin der meiste Verstand in Bezug auf die Bühne. Wollen Sie aber seinen freien Geist erkennen, so lesen Sie ‚Troilus und Cressida', wo er den Stoff der ‚Ilias' auf seine Weise behandelt."

Das Gespräch wendete sich auf Byron, und zwar

wie er gegen Shakespeare's unschuldige Heiterkeit im Nachtheil stehe, und wie er durch sein vielfältiges negatives Wirken sich so häufigen und meistentheils nicht ungerechten Tadel zugezogen habe. „Hätte Byron Gelegenheit gehabt," sagte Goethe, „sich alles dessen, was von Opposition in ihm war, durch wiederholte derbe Äußerungen im Parlament zu entledigen, so würde er als Poet weit reiner dastehen. So aber, da er im Parlament kaum zum Reden gekommen ist, hat er alles, was er gegen seine Nation auf dem Herzen hatte, bei sich behalten, und es ist ihm, um sich davon zu befreien, kein anderes Mittel geblieben, als es poetisch zu verarbeiten und auszusprechen. Einen großen Theil der negativen Wirkungen Byron's möchte ich daher verhaltene Parlamentsreden nennen, und ich glaube sie dadurch nicht unpassend bezeichnet zu haben."

Wir sprachen darauf über Platen, dessen negative Richtung gleichfalls nicht gebilligt wurde. „Es ist nicht zu leugnen," sagte Goethe, „er besitzt manche glänzende Eigenschaften: allein ihm fehlt — die Liebe. Er liebt so wenig seine Leser und seine Mitpoeten als sich selber, und so kommt man in den Fall, auch auf ihn den Spruch des Apostels anzuwenden: ‚Und wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle.' Noch in diesen Tagen habe ich Gedichte von Platen gelesen und sein reiches

Talent nicht verkennen können. Allein, wie gesagt, die Liebe fehlt ihm, und so wird er auch nie so wirken, als er hätte müssen. Man wird ihn fürchten, und er wird der Gott derer sein, die gern wie er negativ wären, aber nicht wie er das Talent haben."

1017.

1825, 29. December.

Mit v. Müller.

Bei Gelegenheit politischer Erörterungen äußerte Goethe: „Die Menschen werfen sich im Politischen wie auf dem Krankenlager von einer Seite zur andern, in der Meinung besser zu liegen."

1018.

1825, 30. December.

Mit v. Müller.

Goethe erzählte: „Ohngefähr ums Jahr 1780 befand ich mich einstmal im Winter mit Seckendorff und Einsiedel zu Thalbürgel auf der Jagd, wo wir uns gar weidlich ergötzten. Der Neujahrstag nahte heran, wir sollten billig nach Weimar zurückkehren. Doch die Lust noch einige Tage ungestörte Freiheit zu genießen, überwog, und am Vorabend beschlossen wir, statt persönlich, poetische Glückwünsche an die vertrautesten Personen des Hofes und der Stadt durch einen Eilboten

abzusenden, der sie am frühen Morgen des ersten Januar austheilen sollte. Sogleich machten wir uns ans Werk und brachten die halbe Nacht damit zu, bald sinnreich gelehrte, bald humoristische, mitunter auch ironisch gewürzte Verse zu verfassen.

Leider sind diese launigen Denkblätter jener harmlosen Zeit nicht mehr zusammen zu bringen; nur erinnere ich mich folgende Verse an Fräulein v. Göchhausen adressirt zu haben:

Der Kauz, der auf Minerven's Schilde sitzt,
Kann Göttern wohl und Menschen nützen;
Die Musen haben Dich so treu beschützt,
Nun magst Du ihnen wieder nützen."

1019.

1825.

Mit C. Förster.

„Da hat mir" — sagte Goethe — „ein junger Maler aus Berlin, dessen Name ihn schon zu Anstrengungen für eine bedeutende Zukunft auffordert — er unterzeichnet sich Lessing — eine Landschaft mit einer Staffage zugesandt, welche ein entschiedenes Talent verräth, für poetische Erfindung wie für Composition und Ausführung, und dennoch befinde ich mich mit dem Künstler ebensowenig wie mit seinem Gemälde in Übereinstimmung. Weshalb verlassen wir unsere enge Studirzelle oder den lärmenden Gesellschaftssaal und eilen aus dem dumpfen Gewühle der Stadt vor

das Thor hinaus ins Freie? Wir ſuchen Erholung, Erheiterung, wollen einen friſchen Athemzug thun. Wohin führt uns nun aber Ihr Berliner Maler? In eine Winterlandſchaft, und nicht etwa in eine jener heitern holländiſchen, wo wir Damen und Herren ſich luſtig auf ſpiegelglatter Eisfläche ſchlittſchuhlaufend umhertummeln ſehen — o! ich ſelbſt war zu meiner Zeit ein tüchtiger Schlittſchuhläufer — nein! hier führt uns der Maler in eine Winterlandſchaft, in welcher ihm Eis und Schnee nicht genug zu ſein ſcheint; er überbietet, oder wir können ſagen: er überwintert den Winter noch durch die widerwärtigſten Zugaben. Da ſehen Sie einen, in warmen Tagen uns mit einem kühlen Labetrunk verſorgenden Brunnen, aus deſſen Löwen- oder Drachenrachen das feſtgefrorene Waſſer wie eine Zunge von Eis heraushängt, feſt an den Boden angefroren. Dann weiter: dunkle Tannen, deren Zweige unter der Laſt des Schnees brechen; ich ſehe ſie lieber auf dem Weihnachtstiſche mit hellen Lichtern beſteckt, von frohen Kindergeſichtern umgeben. Und nun die Staffage: ein Zug von Mönchen, noch dazu Barfüßer, im Schnee, giebt einem abgeſchiedenen Bruder, der im Sarge liegend auf ſchwarzbehangener Bahre nach der Gruft in einem verfallenen Kloſter getragen wird, das Geleit. Das ſind lauter Negationen des Lebens und „„der freundlichen Gewohnheit des Daſeins““ — um mich meiner eignen Worte zu bedienen. Zuerſt alſo die erſtorbene Natur, Winter-

landſchaft: den Winter ſtatuire ich nicht; dann Mönche, Flüchtlinge aus dem Leben, lebendig Begrabene: Mönche ſtatuire ich nicht; dann ein Kloſter, zwar ein verfallenes, allein ein Kloſter ſtatuire ich nicht; und nun zuletzt, nun vollends noch ein Todter, den Tod aber ſtatuire ich nicht." — Als ich mir erlaubte an den berühmten Friedhof Ruysdael's in der Dresdner Galerie zu erinnern und beſcheidentlich fragte: ob nicht auch die elegiſche Stimmung in der Landſchaftsmalerei eine Berechtigung habe? entgegnete Goethe: „Zuverläſſig! allein dann laßt die Marmortafeln der Gräber durch den Zauber der Mondbeleuchtung uns in eine wohlthuend rührende Stimmung verſetzen, und die grünbelaubten Bäume und Gras und Blumen vergeſſen machen, daß wir uns auf einem Todtenacker befinden!"

1020.

1826, 5. Januar.

Mit v. Müller.

Goethe machte mir Schwierigkeiten wegen des beabſichtigten Abdrucks ſeines Dankbriefes nach Jena [für die Beglückwünſchungen der Univerſität bei ſeinem Dienſtjubiläum]. „Ich weiß, was ich kann und nicht kann und will nur das, was ich kann."

1021.

1826, 29. Januar.

Mit Eckermann.

Der erſte deutſche Improviſator, Dr. Wolff aus Hamburg, iſt ſeit mehreren Tagen hier. . . . . Ich ſprach Dr. Wolff geſtern Abend, nachdem er mittags vor Goethe improviſirt hatte. Er war ſehr beglückt und äußerte, daß dieſe Stunde in ſeinem Leben Epoche machen würde, indem Goethe ihn mit wenigen Worten auf eine ganz neue Bahn gebracht und in dem, was er an ihm getadelt, den Nagel auf den Kopf getroffen hätte.

Dieſen Abend nun, als ich bei Goethe war, kam das Geſpräch ſogleich auf Wolff. „„Dr. Wolff iſt ſehr glücklich,““ ſagte ich, „„daß Euer Excellenz ihm einen guten Rath gegeben.““

„Ich bin aufrichtig gegen ihn geweſen,“ ſagte Goethe, „und wenn meine Worte auf ihn gewirkt und ihn angeregt haben, ſo iſt das ein ſehr gutes Zeichen. Er iſt ein entſchiedenes Talent, daran iſt kein Zweifel, allein er leidet an der allgemeinen Krankheit der jetzigen Zeit, an der Subjectivität, und davon möchte ich ihn heilen. Ich gab ihm eine Aufgabe, um ihn zu verſuchen. Schildern Sie mir, ſagte ich, Ihre Rückkehr nach Hamburg. Dazu war er nun ſogleich bereit und fing auf der Stelle in wohlklingenden Verſen zu ſprechen an. Ich mußte ihn bewundern,

allein ich konnte ihn nicht loben. Nicht die Rückkehr nach Hamburg ſchilderte er mir, ſondern nur die Empfindungen der Rückkehr eines Sohnes zu Eltern, Anverwandten und Freunden, und ſein Gedicht konnte ebenſo gut für eine Rückkehr nach Merſeburg und Jena als für eine Rückkehr nach Hamburg gelten. Was iſt aber Hamburg für eine ausgezeichnete, eigenartige Stadt, und welch' ein reiches Feld für die ſpeciellſten Schilderungen bot ſich ihm dar, wenn er das Object gehörig zu ergreifen gewußt und gewagt hätte!"

Ich bemerkte, daß das Publicum an ſolcher ſubjectiven Richtung ſchuld ſei, indem es allen Gefühlsſachen einen entſchiedenen Beifall ſchenke.

„Mag ſein," ſagte Goethe; „allein wenn man dem Publicum das Beſſere giebt, ſo iſt es noch zufriedener. Ich bin gewiß, wenn es einem improviſirenden Talent wie Wolff gelänge, das Leben großer Städte, wie Rom, Neapel, Wien, Hamburg und London mit aller treffenden Wahrheit zu ſchildern, und ſo lebendig, daß ſie glaubten, es mit eigenen Augen zu ſehen, er würde alles entzücken und hinreißen. Wenn er zum Objectiven durchbricht, ſo iſt er geborgen; es liegt in ihm, denn er iſt nicht ohne Phantaſie. Nur muß er ſich ſchnell entſchließen und es zu ergreifen wagen."

„„Ich fürchte,"" ſagte ich. „„daß dieſes ſchwerer iſt als man glaubt; denn es erfordert eine Umwandlung der ganzen Denkweiſe. Gelingt es ihm, ſo wird auf

jeden Fall ein augenblicklicher Stillstand in der Production eintreten, und es wird eine lange Übung erfordern, bis ihm auch das Objective geläufig und zur zweiten Natur werde.""

„Freilich," erwiederte Goethe, „ist dieser Überschritt ungeheuer; aber er muß nur Muth haben und sich schnell entschließen. Es ist damit wie beim Baden die Scheu vor dem Wasser: man muß nur rasch hineinspringen und das Element wird unser sein.

Wenn einer singen lernen will," fuhr Goethe fort, „sind ihm alle diejenigen Töne, die in seiner Kehle liegen, natürlich und leicht; die andern aber, die nicht in seiner Kehle liegen, sind ihm anfänglich äußerst schwer. Um aber ein Sänger zu werden, muß er sie überwinden; denn sie müssen ihm alle zu Gebote stehen. Ebenso ist es mit einem Dichter. solange er bloß seine wenigen subjectiven Empfindungen ausspricht, ist er noch keiner zu nennen, aber sobald er die Welt sich anzueignen und auszusprechen weiß, ist er ein Poet. Und dann ist er unerschöpflich und kann immer neu sein, wogegen aber eine subjective Natur ihr bißchen Inneres bald ausgesprochen hat und zuletzt in Manier zu Grunde geht.

Man spricht immer vom Studium der Alten, allein was will das anders sagen als: Richte dich auf die wirkliche Welt und suche sie auszusprechen; denn das thaten die Alten auch, da sie lebten."

Goethe stand auf und ging im Zimmer auf und ab.

während ich, wie er es gern hat, auf meinem Stuhle am Tische sitzen blieb. Er stand einen Augenblick am Ofen, dann aber, wie einer, der etwas bedacht hat, trat er zu mir heran, und den Finger an den Mund gelegt, sagte er folgendes:

„Ich will Ihnen etwas entdecken, und Sie werden es in Ihrem Leben vielfach bestätigt finden. Alle im Rückschreiten und in der Auflösung begriffenen Epochen sind subjectiv, dagegen aber haben alle vorschreitenden Epochen eine objective Richtung. Unsere ganze jetzige Zeit ist eine rückschreitende, denn sie ist eine subjective. Dieses sehen Sie nicht bloß an der Poesie, sondern auch an der Malerei und vielem andern. Jedes tüchtige Bestreben dagegen wendet sich aus dem Innern hinaus auf die Welt, wie Sie an allen großen Epochen sehen, die wirklich im Streben und Vorschreiten begriffen und alle objectiver Natur waren."

Die ausgesprochenen Worte gaben Anlaß zu der geistreichsten Unterhaltung, wobei besonders der großen Zeit des funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts gedacht wurde.

Das Gespräch lenkte sich sodann auf das Theater und das Schwache, Empfindsame und Trübselige der neuern Erscheinungen. „„Ich tröste und stärke mich jetzt an Molière,"" sagte ich. „„Seinen ‚Geizigen' habe ich übersetzt und beschäftige mich nun mit seinem ‚Arzt wider Willen'. Was ist doch Molière für ein großer, reiner Mensch!"" — „Ja," sagte Goethe, „reiner

die sonderbaren Stellungen hervorbringen sah. Doch bald erregten die lustigen Springer ein lebhaftes Vergnügen, wenn sie erst einzeln, dann hinter einander und zuletzt alle zusammen sich vorwärts und rückwärts in der Luft überschlugen. Ein lautes Händeklatschen und Jauchzen erscholl aus der ganzen Versammlung.

Nun aber ward die Aufmerksamkeit auf einen andern Gegenstand gewendet. Die Kinder, eins nach dem andern, mußten das Seil betreten, und zwar die Lehrlinge zuerst, damit sie durch ihre Übungen das Schauspiel verlängerten, und die Schwierigkeit der Kunst ins Licht setzten. Es zeigten sich auch einige Männer und erwachsene Frauenspersonen mit ziemlicher Geschicklichkeit; allein es war noch nicht Monsieur Narciß, noch nicht Demoiselle Landrinette.

Endlich traten auch diese aus einer Art

von

Mensch, das ist das eigentliche Wort, was man von ihm sagen kann; es ist an ihm nichts verbogen und verbildet. Und nun diese Großheit! Er beherrschte die Sitten seiner Zeit, wogegen aber unsere Iffland und Kotzebue sich von den Sitten der ihrigen beherrschen ließen und darin beschränkt und befangen waren. Molière züchtigte die Menschen, indem er sie in ihrer Wahrheit zeichnete."

„„Ich möchte etwas darum geben,"" sagte ich. „„wenn ich die Molière'schen Stücke in ihrer ganzen Reinheit auf der Bühne sehen könnte, allein dem Publicum, wie ich es kenne, muß dergleichen viel zu stark und natürlich sein. Sollte diese Überverfeinerung nicht von der sogenannten idealen Literatur gewisser Autoren herrühren?""

„Nein," sagte Goethe, „sie kommt aus der Gesellschaft selbst. Und dann, was thun unsere jungen Mädchen im Theater? Sie gehören gar nicht hinein, sie gehören ins Kloster, und das Theater ist bloß für Männer und Frauen, die mit menschlichen Dingen bekannt sind. Als Molière schrieb, waren die Mädchen im Kloster, und er hatte auf sie gar keine Rücksicht zu nehmen.

Da wir nun aber unsere jungen Mädchen schwerlich hinausbringen und man nicht aufhören wird, Stücke zu geben, die schwach und eben darum diesen recht sind, so seid klug und macht es wie ich und geht nicht hinein.

Ich habe am Theater nur ſo lange ein wahrhaftes Intereſſe gehabt, als ich dabei praktiſch einwirken konnte. Es war meine Freude, die Anſtalt auf eine höhere Stufe zu bringen, und ich nahm bei den Vorſtellungen weniger Antheil an den Stücken, als daß ich darauf ſah, ob die Schauſpieler ihre Sachen recht machten oder nicht. Was ich zu tadeln hatte, ſchickte ich am andern Morgen dem Regiſſeur auf einem Zettel, und ich konnte gewiß ſein, bei der nächſten Vorſtellung die Fehler vermieden zu ſehen. Nun aber, wo ich beim Theater nicht mehr praktiſch einwirken kann, habe ich auch keinen Beruf mehr hineinzugehen. Ich müßte das Mangelhafte geſchehen laſſen, ohne es verbeſſern zu können, und das iſt nicht meine Sache.

Mit dem Leſen von Stücken geht es mir nicht beſſer. Die jungen deutſchen Dichter ſchicken mir immerfort Trauerſpiele; allein was ſoll ich damit? Ich habe die deutſchen Stücke immer nur in der Abſicht geleſen, ob ich ſie könnte ſpielen laſſen; übrigens waren ſie mir gleichgültig. Und was ſoll ich nun in meiner jetzigen Lage mit den Stücken dieſer jungen Leute? Für mich ſelbſt gewinne ich nichts, indem ich leſe, wie man es nicht hätte machen ſollen, und den jungen Dichtern kann ich nicht nützen bei einer Sache, die ſchon gethan iſt. Schickten ſie mir ſtatt ihrer gedruckten Stücke den Plan zu einem Stück, ſo könnte ich wenigſtens ſagen, mache es, oder mache es nicht,

oder mache es ſo, oder mache es anders, und dabei wäre doch einiger Sinn und Nutzen.

Das ganze Unheil entſteht daher, daß die poetiſche Cultur in Deutſchland ſich ſo ſehr verbreitet hat, daß niemand mehr einen ſchlechten Vers macht. Die jungen Dichter, die mir ihre Werke ſenden, ſind nicht geringer als ihre Vorgänger, und da ſie nun jene ſo hoch geprieſen ſehen, ſo begreifen ſie nicht, warum man ſie nicht auch preiſt. Und doch darf man zu ihrer Aufmunterung nichts thun, eben weil es ſolcher Talente jetzt zu Hunderten giebt und man das Überflüſſige nicht befördern ſoll, während noch ſo viel Nützliches zu thun iſt. Wäre ein einzelner, der über alle hervorragte, ſo wäre es gut; denn der Welt kann nur mit dem Außerordentlichen gedient ſein."

1022.

1826, 12. Februar.

Mit Aleſſandro Poerio.

Dopo un poco viene il Venerando [Goethe], s'informa con bontà della mia salute. Io tengo il mio manoscritto [ſeiner Überſetzung der „Iphigenie"] nelle mani. Non oso parlargliene, ma egli volge il discorso su di ciò. Gli do il manoscritto. Domanda, se ho tradotta tutta la tragedia; rispondo di sì. Dice, che mi renderà lo scritto, dopo averlo letto. Io lo prego di ritenirlo, e con molta bontà me ne rin-

grazia. Indi si parla del verso sciolto italiano, del quale fa molto elogio, specialmente per la soavità de' modi nel passaggio da un verso all' altro. Si alza per darmi una tragedia nuova a leggere. Essa è italiana, scritta dal Sr. Tedaldi-Fores e pubblicata in Milano nel 1825. [Beatrice Tenda.] Mi dice di leggerla e di dirgliene il mio parere. Indi si parla di Manzoni &c. Non vuol parlare italiano; dice: „Non mi seducete! È lungo tempo, che non ho parlato questa lingua.“ — Mi congeda dipoi. Domani debbo visitarlo a mezzogiorno.

1023.

1826, 13. Februar.

Abend bei Ottilie v. Goethe.

Egli [Goethe] (caso rarissimo!) apparve in società, fu ilare e molto mi [l'Poerio] dilettai di alcuni suoi giudizj. Ebbe la bontà di dirmi, in presenza di varie dame, ch'era contento della mi traduzione, per quanto fino allora ne avea letto.

1024.

1826, 16. Februar.

Mit Eckermann.

Ich ging diesen Abend um 7 Uhr zu Goethe, den ich in seinem Zimmer allein fand. Ich setzte mich zu ihm an den Tisch, indem ich ihm die Nachricht brachte,

daß ich gestern, bei seiner Durchreise nach Petersburg, den Herzog von Wellington im Gasthofe gesehen.

„Nun," sagte Goethe belebt, „wie war er? Erzählen Sie mir von ihm. Sieht er aus wie sein Portrait?"

„„Ja,"" sagte ich, „„aber besser, besonderer. Wenn man einen Blick in sein Gesicht gethan hat, so sind alle seine Portraits vernichtet. Und man braucht ihn nur ein einziges Mal anzusehen, um ihn nie wieder zu vergessen, ein solcher Eindruck geht von ihm aus. Sein Auge ist braun und vom heitersten Glanze, man fühlt die Wirkung seines Blicks. Sein Mund ist sprechend, auch wenn er geschlossen ist. Er sieht aus wie einer, der vieles gedacht und das Größte gelebt hat, und der nun die Welt mit großer Heiterkeit und Ruhe behandelt und den nichts mehr anficht. Hart und zäh erschien er mir wie eine damascener Klinge. Er ist seinem Aussehen nach hoch in den Funfzigen, von gerader Haltung, schlank, nicht sehr groß und eher etwas mager als stark. Ich sah ihn, wie er in den Wagen steigen und wieder abfahren wollte. Sein Gruß, wie er durch die Reihen der Menschen ging und mit sehr weniger Verneigung den Finger an den Hut legte, hatte etwas ungemein Freundliches.""

Goethe hörte meiner Beschreibung mit sichtbarem Interesse zu. „Da haben Sie einen Helden mehr gesehen," sagte er, „und das will immer etwas heißen."

Wir kamen auf Napoleon, und ich bedauerte, daß ich den nicht gesehen. „Freilich," sagte Goethe, „das war auch der Mühe werth. Dieses Compendium der Welt!" — „„Er sah wohl nach etwas aus?"" fragte ich. — „Er war es," antwortete Goethe, „und man sah ihm an, daß er es war: das war alles."

Ich hatte für Goethe ein sehr merkwürdiges Gedicht mitgebracht, wovon ich ihm einige Abende vorher schon erzählt hatte, ein Gedicht von ihm selbst, dessen er sich jedoch nicht mehr erinnerte, so tief lag es in der Zeit zurück. Zu Anfang des Jahres 1766 in den ‚Sichtbaren', einer damals in Frankfurt erschienenen Zeitschrift, abgedruckt, war es durch einen alten Diener Goethes mit nach Weimar gebracht worden, durch dessen Nachkommen es in meine Hände gelangt war. Ohne Zweifel das älteste aller von Goethe bekannten Gedichte. Es hatte die Höllenfahrt Christi zum Gegenstand. . . . . .

Ich legte Goethen das ganz vergilbte, kaum noch zusammenhängende Zeitungsblatt vor, und da er es mit Augen sah, erinnerte er sich des Gedichts wieder. „Es ist möglich," sagte er, „daß das Fräulein von Klettenberg mich dazu veranlaßt hat; es steht in der Überschrift: auf Verlangen entworfen, und ich wüßte nicht, wer von meinen Freunden einen solchen Gegenstand anders hätte verlangen können. Es fehlte mir damals an Stoff, und ich war glücklich, wenn ich nur etwas hatte, das ich besingen konnte. Nach dieser

Tage fiel mir ein Gedicht aus jener Zeit in die Hände, das ich in engliſcher Sprache geſchrieben, und worin ich mich über den Mangel an poetiſchen Gegenſtänden beklage. Wir Deutſchen ſind auch wirklich ſchlimm daran: unſere Urgeſchichte liegt zu ſehr im Dunkel, und die ſpätere hat aus Mangel eines einzigen Regentenhauſes kein allgemeines nationales Intereſſe. Klopſtock verſuchte ſich am Hermann, allein der Gegenſtand liegt zu entfernt, niemand hat dazu ein Verhältniß, niemand weiß, was er damit machen ſoll, und ſeine Darſtellung iſt daher ohne Wirkung und Popularität geblieben. Ich that einen glücklichen Griff mit meinem ‚Götz von Berlichingen‘; das war doch Bein von meinem Bein und Fleiſch von meinem Fleiſch, und es war ſchon etwas damit zu machen.

Beim ‚Werther‘ und ‚Fauſt‘ mußte ich dagegen wieder in meinen eigenen Buſen greifen, denn das Überlieferte war nicht weit her. Das Teufels- und Hexenweſen machte ich nur einmal; ich war froh, mein nordiſches Erbtheil verzehrt zu haben, und wandte mich zu den Tiſchen der Griechen. Hätte ich aber ſo deutlich wie jetzt gewußt, wie viel Vortreffliches ſeit Jahrhunderten und Jahrtauſenden da iſt, ich hätte keine Zeile geſchrieben, ſondern etwas anderes gethan.“

1025.

1826, 26. März.

Mittag bei Goethe.

Goethe war heute bei Tiſche in der heiterſten, herzlichſten Stimmung. Ein ihm ſehr werthes Blatt war ihm heute zugekommen, nämlich Lord Byron's Handſchrift der Dedication ſeines ‚Sardanapal'. Er zeigte ſie uns zum Nachtiſch, indem er zugleich ſeine Tochter quälte, ihm Byron's Brief aus Genua wiederzugeben. „Du ſiehſt, liebes Kind," ſagte er, „ich habe jetzt alles beiſammen, was auf mein Verhältniß zu Byron Bezug hat, ſelbſt dieſes merkwürdige Blatt gelangt heute wunderbarerweiſe zu mir, und es fehlt mir nun weiter nichts als jener Brief."

Die liebenswürdige Verehrerin von Byron wollte aber den Brief nicht wieder entbehren. „„Sie haben ihn mir einmal geſchenkt, lieber Vater,"" ſagte ſie, „„und ich gebe ihn nicht zurück; und wenn Sie denn einmal wollen, daß das Gleiche zum Gleichen ſoll, ſo geben Sie mir lieber dieſes köſtliche Blatt von heute noch dazu, und ich verwahre ſodann alles miteinander."" Das wollte Goethe noch weniger, und der anmuthige Streit ging noch eine Weile fort, bis er ſich in ein allgemeines munteres Geſpräch auflöſte.

Nachdem wir vom Tiſche aufgeſtanden und die Frauen hinaufgegangen waren, blieb ich [Eckermann] mit Goethe allein. Er holte aus ſeiner Arbeitsſtube

ein rothes Portefeuille, womit er mit mir ans Fenſter trat und es auseinanderlegte. „Sehen Sie,“ ſagte er, „hier habe ich alles beiſammen, was auf mein Verhältniß zu Lord Byron Bezug hat. Hier iſt ſein Brief aus Livorno, dies iſt ein Abdruck ſeiner Dedication, dies mein Gedicht, hier das, was ich zu Medwin's Converſationen geſchrieben; nun fehlt mir bloß ſein Brief aus Genua; aber ſie will ihn nicht hergeben.“

Goethe ſagte mir ſodann von einer freundlichen Aufforderung, die in Bezug auf Lord Byron heute aus England an ihn ergangen und die ihn ſehr angenehm berührt habe. Sein Geiſt war bei dieſer Gelegenheit ganz von Byron voll, und er ergoß ſich über ihn, ſeine Werke und ſein Talent in tauſend intereſſanten Äußerungen.

„Die Engländer,“ ſagte er unter anderm, „mögen auch von Byron halten, was ſie wollen, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß ſie keinen Poeten aufzuweiſen haben, der ihm zu vergleichen wäre. Er iſt anders als alle übrigen und meiſtentheils größer.“

1826.

1826, Frühjahr.

Mit Johann Gottlob von Quandt.

Als einen Beweis von Goethes richtigem Takt muß ich noch anführen, daß er in keinem Briefe des Un-

glücks, welches ich hatte, beide Beine zu brechen, erwähnt. Ich litt an der unzweckmäßigen chirurgischen Behandlung drei Jahre unaussprechlich. . . . . Jedesmal hatte ich einen Kampf zu bestehen, wenn mich jemand bedauerte; denn das vergebliche Mitleid weckt nur besiegte Schmerzen. . . . . Selbst das Mitleid, welches ein Freund fühlt, kann den Unglücklichen nicht freuen; denn es ist das Leiden des andern, was uns doch kein Vergnügen machen kann. Das wußte Goethe sehr wohl. Einer Weimaranerin, die mich in Dresden besucht hatte, und ihm meinen Zustand ausführlich beschreiben wollte, fiel er ins Wort: „Verderben Sie meine Phantasie nicht! Quandt steht in seiner vollen Kraft und Thätigkeit vor mir."

Unsere Freundin theilte mir diese Äußerung schriftlich mit, die mich erfreute; denn ich erkannte daraus, daß in Goethe ein Bild von mir stand, das ihm lieb war. Dies brachte den Vorsatz zur Reise, Goethe zu besuchen, sobald es mein Zustand mir erlauben würde, was freilich erst nach zwei Jahren geschehen konnte. Als ich nun soweit als möglich hergestellt und, obwohl kein Schnellläufer geworden, aber doch wie sonst wieder rührig war, so führte ich mein Vorhaben aus.

Goethe hatte mich zu sehen nicht erwartet. Als ich mich bei ihm melden ließ, führte mich der Diener in das große Empfangszimmer, und Goethe trat aus seinem Cabinet in der ihm eigenthümlichen geraden Haltung, beide Hände in die weiten Ärmel des grauen

von Zelt, hinter aufgespannten rothen Vorhängen hervor, und erfüllten durch ihre angenehme Gestalt und zierlichen Putz die bisher glücklich genährte Hoffnung der Zuschauer. Er, ein munteres Bürschchen von mittlerer Größe, schwarzen Augen und einem starken Haarzopf; sie, nicht weniger niedlich doch stark gebildet; beide zeigten sich nach einander auf dem Seile mit leichten Bewegungen, Sprüngen und seltsamen Posituren. Ihre Leichtigkeit, seine Verwegenheit, die Genauigkeit, womit beide ihre Kunststücke ausführten, erhöhten mit jedem Schritt und Sprung das allgemeine Vergnügen. Der Anstand, womit sie sich betrugen, die anscheinende Bemühungen der andern um sie, gaben ihnen das Ansehn, als wenn sie Herr und Meister der ganzen Truppe wären, und jedermann hielt sie des Ranges werth.

Die Begeisterung des Volks theilte sich

Oberrockes gesteckt, vor mich hin. Ich sagte ihm, daß ich das Ziel meiner Reise, Weimar, und den Zweck, ihn nach langer Zeit wiederzusehen, erreicht hätte und sehr bald nach Dresden zurückkehren würde. Es schien ihn dies Wiedersehen zu erfreuen und er lud mich neben sich auf das Sopha ein.

Das Gespräch war heiter und bestand in Fragen und Antworten über Dresdener Zustände und Personen, ohne jedoch etwas von Bedeutung zu berühren, woher es kommen mag, daß ich mich der Gegenstände unserer Unterhaltung [1870] nicht mehr erinnere. . . . .

Als ich ging, lud mich Goethe auf morgen zu Mittag ein. Die Gesellschaft, welche ich bei ihm fand, bestand aus den Herren Hofrath Meyer, Geh. Rath Riemer und dem Kanzler v. Müller — alles mir längst bekannte und wohlwollende Männer. Die Unterhaltung war vielseitig, anregend und heiter, Goethe selbst bei der besten Laune. Unter andern wurde eine damals noch wenig bekannte und vielleicht jetzt sogar noch nicht genug gewürdigte Schrift besprochen, in welcher der geistliche Autor die Nothlüge als ein Paroli gegen unbescheidene Fragen in Schutz nimmt. Goethe, dessen ganzes Wesen durch und durch Wahrheit war, erklärte sich unbedingt gegen jede Ausflucht, und dennoch ist es ungewiß, ob die Redensart „mit Hochachtung verbleibend", deren er sich am Schluß seiner Briefe zu bedienen pflegte, stets im strengsten Sinne für wahr gehalten werden kann. Man sprach noch in

Ernſt und Scherz darüber, ob dies Sagen der Wahrheit nicht bis zum Verrath gehen könne und ſich immer mit den Pflichten gegen uns und andere vertrüge, jedoch blieb die Hauptfrage, wie es bei heiteren Tiſchgeſprächen gewöhnlich geſchieht, unentſchieden.

Unter anderm erwähnte Goethe: „Ihre Madame T[evrient?] war auch vor kurzem hier und hat mir eine Romanze vorgeſungen — nun, man muß ſagen, daß der Componiſt das Pferdegetrappel vortrefflich ausgedrückt hat. Es iſt nicht zu läugnen, daß in der von ſehr vielen bewunderten Compoſition das Schauerliche bis zum Gräßlichen getrieben wird, zumal wenn die Sängerin die Abſicht hat ſich hören zu laſſen.“

Gegen das Ende der Mahlzeit kam die Rede auf den Grafen L[oeben?], mit welchem ich einen literariſchen Strauß gekämpft hatte, und Goethe, der im beſten Zuge war und dabei eine Flaſche Bordeaux leerte, ſprach ſich ſehr lebhaft über dieſen Herrn aus, auf den er zürnte, weil derſelbe ihm Kupferſtiche zu ſchenken verſprochen und nicht Wort gehalten hatte. Endlich holte Goethe Athem und ſagte ſcherzend: „Habe ich mich doch einmal wieder geärgert! Das iſt gut; denn eine Bewegung bekommt mir wohl.“ — Wir blieben noch eine Weile beiſammen, bis die, welche Goethes gewohnte Lebensweiſe kannten, zum Abſchied aufbrachen.

1027.

1826, 1. Mai.

Mit v. Müller u. a.

Abends war ich einige Stunden bei Goethe, der noch unbaß, doch schon besser war. Später kam Coudray hinzu, dann Huschke. Goethe sprach über den Gebrauch des Thees. „Er wirkt stets wie Gift auf mich," sagte er, „und doch was sollten die Frauen ohne ihn anfangen? Das Theemachen ist eine Art Function, eine eingebildete Thätigkeit, besonders in England." Und da sitzen sie gar behaglich umher, und sind weiß, und sind schön, und sind lang, und da müssen wir sie schon sitzen lassen."

Ich frug, ob er Seidel's literarisches Geschenk „Charinomos"*) gelesen habe? „Keineswegs, nichts ist mir hohler und fataler wie ästhetische Theorien. Ich bin zu alt, um noch neue Theorien in meinen Kopf zu bringen. Ein Lied, eine Erzählung, irgend etwas Producirtes — das lese ich wohl und gerne, wenn es gut ist; das beseelt um mich herum. Auch Urtheile sind etwas Geschaffenes, Thätiges und vor allen lobe ich mir meine Globisten, aber was ein Anderer denkt, wie kann mich das kümmern? Ich kann doch nicht wie er denken, weil ich Ich und nicht

*) Seidel, C., Beiträge zur allgemeinen Theorie und Geschichte der schönen Künste. Magdeb. 1825.

Er bin. Wie können ſich nur die Leute einbilden, daß mich ihr Denken intereſſiren könnte; z. B. Couſin?"

Wir ſprachen von Knebel's Engelerſcheinung und von dem jungen Kupferſtecher Schütz. Bei Schwerdgeburth könne er ſchon etwas lernen, meinte Goethe. Schwerdgeburth's erſte Compoſition*) in Öl zum Jubiläo ſei total verunglückt, obwohl gut gemeint, und im einzelnen ſogar trefflich. — „Ich kann oft gar nicht begreifen, wenn ich die vielen ſchlechten dramatiſchen Productionen ſehe, was die Verfaſſer, wenn ſie auch nur Iffländiſche oder Kotzebue'ſche Stücke vor Augen hatten, ſich dabei gedacht oder was und wie ſie ſolche angeſchaut haben mögen, wie es ihnen nur irgend möglich vorkommen kann, daß ihre eignen Erzeugniſſe den geringſten Werth hätten." Im Ganzen war er heut ſehr mild und freundlich.

*) Unter einer Eiche ſitzt Goethe auf einer Anhöhe in antikem Coſtüm und beſingt das Jubelfeſt des Karl Auguſt. Die Portraits der großherzogl. Familie treten als Nebelbilder hervor. Verſchiedene Geſtalten kommen den Berg herauf und bringen auf die verſchiedenſte Weiſe ihre Huldigungen dar: In der Ferne iſt das weimariſche Schloß mit ſeiner Umgebung ſichtbar. Als Schwerdgeburth die Compoſition Goethen überreichte, ſprach ſich letzterer wohlwollend aus und ſagte ſehr bezeichnend: „Sie haben mich zu hoch geſtellt." Übrigens bemerkte mir perſönlich unſer hochverehrter Profeſſor Schwerdgeburth: „„Ich bin froh, daß dieſes Machwerk verſchwunden iſt. Die Idee war eine gut gemeinte, aber eine verunglückte und meinen Kräften nicht angemeſſen.""

1028.

1826, 15. Mai.

Mit Eckermann.

Ich sprach mit Goethe über Stephan Schütze, über den er sich sehr wohlwollend äußerte.

„In den Tagen meines krankhaften Zustandes von voriger Woche," sagte er, „habe ich seine ‚Heitern Stunden' gelesen. Ich habe an dem Buche große Freude gehabt. Hätte Schütze in England gelebt, er würde Epoche gemacht haben; denn ihm fehlte bei seiner Gabe der Beobachtung und Darstellung weiter nichts, als der Anblick eines bedeutenden Lebens."

1029.

1826, 17. Mai Vormittag.

Mit S. Boisserée.

Morgens halb 3 Uhr bin ich in Weimar angekommen. Nachdem ich im Gasthof zum Elefanten bis um 9 Uhr geschlafen hatte, schrieb ich ein Briefchen an Goethe; er ließ mich sogleich kommen.

Es war 11 Uhr; ich fand ihn in seinem Arbeitszimmer; er empfing mich mit Thränen in den Augen recht herzlich. Er sieht gut aus, ist aber etwas matt im Gespräch, dann und wann sein Gehör etwas schwächer; auch fehlt wohl einmal das Gedächtniß für die kurz vergangenen Dinge. Er liest den Globe mit

vielem Antheil; überhaupt nimmt ihn die Gegenwart sehr in Anspruch, die Händel von Voß [mit Creuzer] u. s. w. . . . . .

Wir aßen zusammen im großen Vorzimmer; es war seit vierzehn Tagen zum ersten Mal, daß der alte Herr wieder vorne speiste. Vor vierzehn Tagen ist seine Schwiegertochter vom Pferde gestürzt, hat sich das ganze Gesicht zerschellt, das Knie verletzt und eine Muskel verrenkt; sie muß noch das Bett hüten. Der Alte hat sie seit dieser Zeit noch nicht gesehen. Das macht denn keine kleine Störung für ihn, indem die junge Frau ihm haushält und für seine geselligen Erheiterungen sorgt. Unter diesen Umständen bin ich um so willkommener; die kleinen Schwierigkeiten waren bald überwunden, und wir leben schon auf demselben Fuß wie vor elf Jahren. Bei Tisch war die Schwester von Frau v. Goethe, Fräulein Ulrike v. Pogwisch.

1030.

1826, 17. Mai, Nachmittag.

Mit v. Müller und Boisserée.

Am 17. Mai traf ich Sulpice Boisserée bei Goethe, dessen Besuch ihn sehr erfreute.

Ottilie konnte sich noch nicht sehen lassen, ein unglücklicher Fall hatte ihr Gesicht getroffen, und Goethe hatte sich bis jetzt selbst noch immer gescheut, ihr entstelltes Antlitz zu sehen; „Denn," sagte er, „ich werde

ſolche häßliche Eindrücke nicht wieder los, ſie verderben mir für immer die Erinnerung.

Ich bin hinſichtlich meines ſinnlichen Auffaſſungsvermögens ſo ſeltſam geartet, daß ich alle Umriſſe und Formen aufs ſchärfſte und beſtimmteſte in der Erinnerung behalte, dabei aber durch Mißgeſtaltungen und Mängel mich aufs lebhafteſte afficirt finde. Der ſchönſte koſtbarſte Kupferſtich, wenn er einen Flecken oder Bruch bekommt, iſt mir ſofort unleidlich. Wie könnte ich mich aber über dieſe oft freilich peinliche Eigenthümlichkeit ärgern, da ſie mit andern erfreulichen Eigenſchaften meiner Natur innigſt zuſammenhängt? Denn ohne jenes ſcharfe Auffaſſungs- und Eindrucksvermögen könnte ich ja auch nicht meine Geſtalten ſo lebendig und ſcharf individualiſirt hervorbringen. Dieſe Leichtigkeit und Präciſion der Auffaſſung hat mich früher lange Jahre hindurch zu dem Wahne verführt, ich hätte Beruf und Talent zum Zeichnen und Malen; erſt ſpät gewahrte ich, daß es mir an dem Vermögen fehlte, in gleichem Grade die empfangenen Eindrücke nach außen wiederzugeben."

Ich entgegnete, daß ihn wohl auch das Schwierige und Zeitraubende der mechaniſchen und techniſchen Erforderniſſe abgeſchreckt haben könne; allein dies läugnete er, indem er behauptete: wozu wahres Talent vorhanden, da bahne es ſich auch zu entſprechender Entfaltung ſeinen Weg, und finde trotz aller Hinderniſſe die rechten Mittel dazu.

1031.

1826, 18. Mai.

Mit Boiſſerée.

Den 18. Morgens gegen halb 11 Uhr war ich ſchon beim Alten. Er hatte nach der Anzeige eine große Meinung von der Zeitſchrift Le Catholique; ich meinte, es ſei „Der Katholik“, an welchem Görres mitarbeitet, und welches Journal ich erſt jetzt in Frankfurt kennen lernte. Er ſagte: „Nein! es kommt in Paris heraus, es iſt eine franzöſiſche Zeitſchrift“ — und fand endlich den Proſpectus. Nun ſah ich, daß das Journal von Eckſtein iſt, und machte ihm eine Schilderung von demſelben. Nachher kam er auf Carové; Reinhard hätte ihn auf ſein neueſtes Product, „von der allein ſeligmachenden Kirche“ aufmerkſam gemacht. Er ſagte: „Nun ja! das ſieht Reinhard ähnlich, der ſich immer gerne noch vom Reimarus'ſchen Theetiſch her ſo mit halbem Zeuge und mit halben Menſchen befaßt, wähnend, dadurch dem Wahren und Rechten, dem Ganzen und Ächten im Guten wie im Schlimmen auf die Spur zu kommen.“ Ich mußte ihm auch nun eine Beſchreibung von Carové machen.

1032.

1826, 19. Mai.

Mit Boiſſerée.

Vor Tiſche zeigte mir der Alte ſeine Portraitſammlung von Schmeller [der Zeichnungen von Goethes

Freunden für dieſen beſorgte]; ich mußte mich ſetzen, er hielt mir ſtehend jedes Blatt vor. Wir aßen zu Mittag in dem kleinen, an den Saal anſtoßenden Zimmer.

Lebhaftes Geſpräch über die Symboliker. Der alte Herr iſt im Zorn gegen Schorn. „Ich bin ein Plaſtiker," ſagte er, auf die Büſte der Juno Ludoviſi im Saal zeigend, „habe geſucht, mir die Welt und die Natur klar zu machen, und nun kommen die Kerls, machen einen Dunſt, zeigen mir die Dinge bald in der Ferne, bald in einer erdrückenden Nähe wie Ombres Chinoises; das hole der Teufel!" Ich äußere meine Meinung, daß ich auch keineswegs mit der Anſicht und Manier von Creuzer und Görres zufrieden ſei, und daß ich mit dem erſtern darüber oft geſprochen, aber ich könne auch der trocknen, breiten, hölzernen Anſicht von Voß nicht beiſtimmen, und durchaus könne ich nicht leiden, daß man wegen Verſchiedenheit der Meinungen die Perſonen verketzere und verleumde, wie Voß es gethan; ich will Freiheit der Meinung. Dann ging Goethe ſoweit zu behaupten, Perſonen laſſen ſich nicht von der Sache trennen.

1033.

1826, 20. Mai.

Mit Boiſſerée.

Um 11 Uhr bin ich wieder bei Goethe. Das Läſtern geht wieder an: Paris, das deutſche und franzöſiſche

Parteiweſen, Fürſtenlaunen, Geſchmackverderbniß, Albernheiten aller Art, Pfaffenkram in Frankreich und aufklärériſche Verketzerungsſucht in Deutſchland, Philhellenismus als Deckmantel für anderes Parteiweſen u. ſ. w. Mit allen dieſen mocquanten Reden komme ich mir zuletzt wie auf dem Blocksberge vor. Ich ſage es dem Alten; er meint: „Ei nun! wir kommen noch nicht herunter, ſolange wir die Welt noch nicht ganz durchgeſprochen haben, müſſen wir auf dieſem ſaubern Geſpräch über die Geſellſchaft verweilen.“

1034.

1826, 21. Mai.

Mit Boiſſerée.

Nachher ſah ich bei Goethe die Skizzen von Gérard's Portraits. Er fand die Manier befriedigend, bewunderte die Mannigfaltigkeit der Stellungen u. ſ. w. Als ich meine Bemerkungen gegen dieſe gar zu oberflächliche und etwas rohe Manier von Radirung machte, erwiederte Goethe: „Du lieber Gott! ihr guten Kinder!“ (wie denn das in allen dieſen Tagen immer ſeine Ausrufungen ſind), „wir in unſerer weimariſchen Beſcheidenheit begnügen uns mit ſolchen Dingen. Ihr ſeid vornehm und ſchwer zu befriedigen.“ — Dann kam Bröndſted's Werk über Griechenland zur Sprache — es lag gerade die erſte Lieferung da —; dann

den Zuschauern an den Fenstern mit, die Damen sahen unverwandt nach Narcissen, die Herrn nach Landrinetten. Das Volk jauchzte, und das feinere Publikum enthielt sich nicht des Klatschens, kaum daß man noch über Pagliassen lachte. Wenige nur schlichen sich weg, als einige von der Truppe, um Geld zu sammlen, sich mit zinnernen Tellern durch die Menge drängten.

Sie haben ihre Sache, dünkt mich, gut gemacht, sagte Wilhelm zu Philinen, die bey ihm am Fenster lag, ich bewundere ihren Verstand, womit sie auch geringe Kunststückchen, nach und nach und zur rechten Zeit angebracht, gelten zu machen wußten, und wie sie aus der Ungeschicklichkeit ihrer Kinder und aus der Virtuosität ihrer Besten ein Ganzes zusammen arbeiteten, das erst unsre Aufmerksamkeit erregte, und dann uns auf das angenehmste unterhielt.

die äginetiſchen Bilder und die parthenoniſchen. Er klagte, daß er nichts davon geſehen habe, als einpaar Basreliefs vom Parthenon und von Phigalia.

1035.

1826, 22. Mai.

Mit Boiſſerée.

Am Montag den 22. war ich wieder bei Goethe. Wir ſprachen wieder über die pantheiſtiſche Pflanze (Briophyllum), das lebendigſte Bild der Morphologie.

— — — — — — — — — — —

Goethe zeigte uns nachher das Tagebuch des Herzogs Bernhard aus Amerika. Dann brachte er ſein eigenes Tagebuch von der erſten italieniſchen Reiſe zum Vorſchein, von muſterhafter Gleichmäßigkeit. . . . Coquetterie des Alten bei dieſer Gelegenheit.

1036.

1826, 23. Mai.

Mit Boiſſerée.

Am andern Morgen . . . . machte mich Goethe aufmerkſam auf die Maske der Meduſa aus der Villa Rondanini, die ihm der König von Bayern in einem alten Abguß geſchenkt hat. Sie lag auf einem Modellirtiſchchen. Sie macht den eigenen Eindruck von einem Sterbenden, deſſen Ausdruck zwiſchen ungeheuerm Schmerz, Wahnſinn und Wuth ſchwebend iſt; man

ſieht ein von leiblichem und geiſtigem Schmerz überwältigtes, kräftiges weibliches Weſen mit vieler Naturwahrheit dargeſtellt. Goethe meinte: bei aller Wahrheit ſeien die Augen und der Mund übermäßig groß und zwar nicht durch den Ausdruck, ſondern aus Abſicht, um den Character zu ſteigern. — Ob es wahr iſt? . . . .

Den Nachmittag brachte ich . . . dann bei dem Alten zu. Er erzählte von einem indiſchen Roman, „Pandurang Hari", von einem Engländer, der lange in Indien geweſen; es ſei ſehr intereſſant als Schilderung des Lebens in Indien.

1037.

1826, 24. Mai.

Mit Boiſſerée und v. Müller.

Nach dem dritten Act [des „Wilhelm Tell"] ging ich zu Goethe. Der Kanzler erzählte viel von dem alten Staatsrath K., der Humboldt's Geldgeſchäfte beſorgte; dieſer wußte ſehr umſtändlich anzugeben, wie ein Zufall Humboldt beſtimmte, die Reiſe nach Amerika zu unternehmen: Geldgeſchichten und dergleichen gemeines Zeug verflechten ſich hinein. Wir beide verſtummten vor dem gläubigen Erzähler. „Elendes Volk! Bemüht ſich alles Höhere und Edle herabzuziehn! Da ſoll man einem Kerl wie dem K. glauben, daß ein Zufall zu Humboldt's Reiſe Veranlaſſung gegeben!"

1038.

1826, 25. (?) Mai.

Mit Boiſſerée.

Mit dem Alten kam ich in ein Geſpräch über die Forſchungen von Humboldt, Buch, Cuvier. Wunderliche Anſichten über Vulkane u. ſ. w.; gewaltſame Entſtehung vieler Berge als Erddruſen. Dann kamen wir auch auf die Schlegel. Goethe ſagte: „Es iſt etwas Unredliches in den übertriebenen Anſichten und Vorſtellungen dieſer Leute, und manche ſind bloß durch Verhältniſſe gezwungen, mehr oder weniger einzuſtimmen, oder ſie werden dadurch abgeſtumpft in der Neigung zur freien Forſchung. So auch Humboldt und Cuvier in ihrem Verhältniß zu den Franzoſen.“

1039.

1826, 27. Mai.

Mit Boiſſerée.

Abends beim Alten; Kupferſtiche durchgeſehen: Mantegna's Triumphzug; venetianiſche Schule; Martyrien. Die gar zu realiſtiſche theatraliſche Darſtellung derſelben ebenſo ſehr Schuld der Maler, als der Pfaffen.

1040.

1826, 28. Mai.

Mit Boiſſerée.

Abends lieſt mir Goethe ein Stück aus den „Bakchen“ von Euripides, das er überſetzt hat.

1041.

1826, 31. Mai.

Mit Boiſſerée u. a.

Abends beim Alten. Frau v. Könneritz iſt da. Entoptiſche Gläſer. Kupferſtiche nach Giuglio Romano liegen auf dem Tiſch, darunter eine höchſt merkwürdige und phantaſtiſche Behandlung der Kreuzigung: man ſieht nur die Spitze des Calvarienbergs, wo Chriſtus auf dem Kreuze ſitzt; Lanzen und Waffen erheben ſich überall um ihn herum, Anſtalten werden gemacht zu dem grauſamen Werk, die Schächer ſind ſchon aufgerichtet. Es iſt eine furchtbare ſchreckenvolle Scene. — Präludium vor der Abreiſe; der Alte will nichts davon hören, bittet mich zu bleiben, ich kann aber nicht nachgeben, da ich ſchon einmal aufgeſchoben und meine Zeit abgelaufen iſt.

1042.

1826, 1. Juni.

Mit Boiſſerée.

a.

Bei Goethe wieder Kupferſtiche von älteren Italienern durchgeſehen. Ich erzählte ihm die Fata bei der erſten Dampfſchifffahrt auf dem Rhein im Jahr 1824, und mußte dieſe Reiſeabenteuer, die Goethe ſehr unterhalten, bei Tiſche wiederholen.

b.

Ich hatte die größte Mühe, mich von dem Alten loszureißen; obschon ich die Abreise dreimal verschoben hatte, so bat er mich doch wiederholt, ich möchte bleiben. „Wir kommen so jung nicht mehr zusammen! Sie glauben nicht, wie wohlthätig Ihr Besuch mir ist; es wird immer besser, je länger Sie da sind. Verweilen Sie noch; überlegen Sie es!“ Mit diesen und andern herzlichen Ausdrücken setzte er mir zu, als ich ihm am Donnerstag Abend versicherte, daß die entscheidende Lage unserer Verhältnisse mich zur Rückkehr nach Frankfurt nöthigte.

1043.

1826, 1. Juni.

Mit Eckermann.

Goethe sprach über den ‚Globe‘. „Die Mitarbeiter,“ sagte er, „sind Leute von Welt, heiter, klar, kühn bis zum äußersten Grade. In ihrem Tadel sind sie fein und galant, wogegen aber die deutschen Gelehrten immer glauben, daß sie den sogleich hassen müssen, der nicht so denkt wie sie. Ich zähle den ‚Globe‘ zu den interessantesten Zeitschriften und könnte ihn nicht entbehren.“

1044.

1826, 2. Juni.

Mit Boisserée.

Als ich . . . zu ihm kam, ergab er sich mit den Worten: „Ich traue Ihnen zu, lieber Sulpiz, daß Sie nicht anders können."

1045

1826, 3. Juni.

Mit Boisserée.

Der Abschied endlich war so herzlich wie der Empfang; die Thränen traten dem herrlichen Greis in die Augen, und ich riß mich schnell aus seinen Armen. . . . .

Der alte Freund hatte mir beim Abschied ein Päckchen mit der Weisung übergeben, dasselbe erst in Stuttgart zu eröffnen; . . ich . . . fand darin mehrere Medaillen, darunter die seinige in Gold.

1046.

1826, 18. Juni.

Mit v. Müller.

Von 6 bis 9 Uhr Abends war ich bei ihm ganz allein. Er machte mir den Vorwurf, daß von Hoff's Gabe zum 7. November „Fiedler's Portrait" nicht mit angezeigt worden sei. Ich antwortete: Goethe sei selbst schuld, ich habe ja gar nicht gewußt, wessen Bild es

ſei und von wem? Er ſprach über der Gräfin Julie Portrait des Bracebridgiſchen Ehepaares, und wie ſie ſich dabei in die verruchte Manier der Nazarener verirrt, kalt, trocken, flach, ohne gehörige Rundung und Schatten, mit übler Farben-Wahl gemalt habe.

Der Irrthum jener Schule beſtehe darin, daß ſie ihre Muſter in der Periode vor dem Culminationspunkt der Malerei aufſuche, vermeinend, daß ſie dabei hiſtoriſch aſcendiren könne.

„Die Mathematik," ſagte er, als ich von Peſtalozzi's Selbſtgeſtändniſſen erzählte, „die Mathematik ſteht ganz falſch im Rufe, untrügliche Schlüſſe zu liefern. Ihre ganze Sicherheit iſt weiter nichts als Identität. Zweimal zwei iſt nicht vier, ſondern es iſt eben zweimal zwei, und das nennen wir abkürzend vier. Vier iſt aber durchaus nichts Neues. Und ſo geht es immer fort bei ihren Folgerungen, nur daß man in den höhern Formeln die Identität aus den Augen verliert.

Die Pythagoräer, die Platoniker meinten Wunder, was in den Zahlen alles ſtecke, die Religion ſelbſt; aber Gott muß ganz anderswo geſucht werden."

Als ich ihm ein ſcharfes Witzwort (Riemer's?) eines unſrer Freunde mittheilte, wurde er ganz aufgebracht und zornig. „Durch ſolche böswillige und indiscrete Dichteleien macht man ſich nur Feinde und verbittert Laune und Exiſtenz ſich ſelbſt. Ich wollte mich doch lieber aufhängen, als ewig negiren, ewig in der Oppoſition ſein, ewig ſchlußfertig auf die Mängel

und Gebrechen meiner Mitlebenden, Nächſtlebenden lauern. Ihr ſeid noch gewaltig jung und leichtſinnig, wenn ihr ſo etwas billigen könnt. Das iſt ein alter Sauerteig, der den Character inficirt hat und aus der Revolutionszeit ſtammt.“ In ſolcher Heftigkeit ward Goethe immer beredter, immer geiſtreicher, immer aufrichtiger und dabei wohlmeinender in der Richtung ſeiner Ausſprüche, ſo daß es mir ganz lieb war, durch jene Mittheilung ſeine Exploſion provocirt zu haben.

1047.

1826, 19. Juni.

Mit v. Müller.

Zwiſchen dem Hofe war ich bei ihm. Wir unterhielten uns über die Medaillen-Angelegenheit, ſodann über die griechiſchen Succeſſe. Seit acht Tagen habe er ſich ungemein mit Reiſebeſchreibungen, Karten und Kriegsgeſchichten von Griechenland beſchäftigt; daß ſie einen Dictator erwählt, ſei ganz recht. Er kam auf die Reſidenz des Königs von Audh*), der die ſieben Seen der perſiſchen Sprache herausgegeben, ſprach über Tartuffe und deſſen geniale Expoſition, den Goethe erſt in dieſen Tagen wieder geleſen. Nebenbei ſpielte

*) Abul Sefer Moinſedin (1765—1827), Schah von Audh, unter dem Titel: Haft Kulzum oder die ſieben Meere; das vollſtändigſte Wörterbuch der perſiſchen Sprache.

Wolf mit einem Papier, das er zerriß und auf dem sich die allerliebsten kleinen Verse fanden:

„Erinner' ich mich doch spät und früh
Des lieblichsten Gesichts;
Sie denkt an mich, ich denk' an sie,
Und beiden hilft es nichts."

1048.

1826, 20. (?) Juni.

Mit Poerio.

Goethe empfing ihn ... sehr freundlich, rieth ihm, sich noch einige Zeit in Dresden und München aufzuhalten und forderte ihn auf, ihm aus einer oder andern dieser Städte zu schreiben.

1049.

1826, 24. Juni.

Mit v. Müller u. a.

Herrlicher Sommerabend! Ich war im Garten bei Goethe. Die Stadtmusici spielten trefflich auf. Der neue Arzt Vogel, Riemer und Coudray waren da, später der Sohn und die Frau Oberkammerherrin. Als „einsam bin ich, nicht alleine" aus Preciosa von Weber gespielt wurde, war Goethe höchst unzufrieden: „Solche reichliche, sentimentale Melodien deprimiren mich; ich bedarf kräftiger, frischer Töne, mich zusammen zu raffen, zu sammeln. Napoleon, der ein Tyrann

war, soll sanfte Musik geliebt haben; ich vermuthlich, weil ich kein Tyrann bin, liebe die rauschenden, lebhaften, heitern. Der Mensch sehnt sich ewig nach dem, was er nicht ist."

Als ich die „Galoppka" einen Todtentanz für die Damen genannt hatte, hielt er mir halb ernst, halb scherzhaft einen langen Strafsermon. Ebenso als ich von Salvandy's Diatriben gegen die Minister sprach.

Die Langbein'schen Gedichte*) auf Haydn und Mozart lobte er zwar, setzte aber hinzu, es sei alles, nur keine Poesie.

Als ich von der Behauptung des Journals des Débats sprach, daß eine Melodie aus dem Freischütz Motive aus Rousseau's Musik enthalte, schalt er lebhaft alles solches Nachgrübeln von Parallelstellen. Es sei ja alles, was gedichtet, argumentirt, gesprochen werde, allerdings schon dagewesen, aber wie könne denn eine Lectüre, eine Conversation, ein Zusammenleben bestehen, wenn man immer opponiren wolle: Das habe ich ja schon im Aristoteles, Homer und dergl. gelesen. Kurz, er war ziemlich negirend, ironisch, widersprechend.

*) Nämlich: Joseph Haydn, gefeiert am Tage seiner Geburt den 31. März 1826. Mozart zu seiner Todtenfeier, 5. Dec. 1824. Beide im IV. Band der Langb. Schriften.

Das Volk hatte sich nach und nach verlaufen, und der Platz war leer geworden, indeß Philine und Laertes über die Gestalt und die Geschicklichkeit Narcissens und Landrinettens in Streit geriethen, und sich wechselsweise neckten. Wilhelm sah das wunderbare Kind auf der Straße bey andern spielenden Kindern stehen, machte Philinen darauf aufmerksam, die sogleich, nach ihrer lebhaften Art, dem Kinde rief und winkte, und da es nicht kommen wollte, singend die Treppe hinunter klapperte und es heraufführte.

Hier ist das Räthsel, rief sie, als sie das Kind zur Thüre herein zog. Es blieb am Eingange stehen, eben als wenn es gleich wieder hinaus schlüpfen wollte, legte die rechte Hand vor die Brust, die linke vor die Stirn, und bückte sich tief. Fürchte dich nicht, liebe Kleine, sagte Wilhelm, indem er

1050.

1826, 28. Juni.

Mit v. Müller.

Von 7—9 Uhr war ich heute bei Goethe allein, der ziemlich heiter und gesprächig, doch nicht so festhaltend an den Gegenständen und mittheilend war, wie in ganz guten Stunden. Er sprach vom Nekrolog der Fr. v. Krüdener. „So ein Leben ist wie Hobelspäne; kaum ein Häufchen Asche ist daraus zu gewinnen zum Seifensieden.“ Doch rieth er mir „Valerie“ zu lesen.

Er zeigte einen schönen Abguß einer Karsten'schen kleinen Statue, wahrscheinlich Andromache, und theilte jene herrliche Stelle über Herder's Tod*) aus der Chronik von 1803 mit. Heute zeigte er auch weit größere Theilnahme an den Griechen wie sonst, und sprach über Parry's letzte Tage Byron's. Ich erzählte von Rudolstädter Gemälden, von Tells Reise nach Karlsbad und Dresden und von Scheidler's methodologischer Encyklopädie der Philosophie. Goethe äußerte sich sehr günstig über ihn; mein Versuch aber, eine nähere Erläuterung seines letzten heftigen Ausfalls gegen den Orakelspruch: „Kenne Dich selbst“, zu erhalten, schlug fehl.

„Ich kann mich,“ erwiederte er, „darüber jetzt nicht

*) Goethe's Werke „Tag- und Jahreshefte“.

herauslaſſen, aber ich hätte meinen Satz allerdings freundlicher und acceptabler ausdrücken können.“ *)

Als die Rede auf die irländiſchen reichen Pfründen der proteſtantiſchen Geiſtlichkeit kam, die man jetzt zu ſchmälern beantrage, äußerte er: „die dunkeln Köpfe! Als ob man der Geiſtlichkeit etwas nehmen könnte! Als ob es nicht ganz einerlei ſei, wer etwas hat, wie viel wackere Männer giebt es, die noch mehr haben, uns Bettlern kommt das nur viel vor.“

1051.

1826, Juli ſowie früher.

Mit Friedrich Preller.

Von Goethe ging ich niemals weg, ohne eine Anregung oder eine gute Lehre mit nach Hauſe zu bringen. Da ich von Zeit zu Zeit die in der Natur gefertigten Blätter, die farbigen ſowohl als die mit Blei gezeichneten, dem alten Herrn vorlegte, kam ich einmal an einem Vormittage mit meiner Mappe zu ihm. Er ſetzte ſich an ſeinen gewöhnlichen Platz am großen Tiſch, nahm mir die Mappe ab, ließ mich neben ſich ſetzen und ſah ruhig Blatt für Blatt durch, ohne einen andern Laut, als das gewöhnliche, ſehr hörbare Hm! Beim letzten Blatt räuſperte er ſich

*) Vergl. die beiden Gedichte Goethes gegen „Erkenne Dich ſelbſt“: „Erkenne Dich — Was ſoll das heißen“ und „Erkenne Dich, was hab ich da für Lohn.“

sehr stark, daß ich einen Schreck bekam, und begann folgendermaßen: „Ich sehe mit wahrer Freude, daß Ihnen die Natur am Herzen liegt, doch damit Sie sich mit ihrem Wesen im Ganzen vertraut machen können, will ich Ihnen einen Rath geben. In der ganzen Natur ist kein Product, heiße es wie es wolle, ohne irgend eine Beziehung zu einem andern in seiner Nähe stehenden. Um Ihnen ein durchaus deutliches Beispiel zu geben, merken Sie genau auf beisammen stehende Bäume oder geringere Pflanzen. Die, welche dicht beisammen sind, entwickeln sich ganz anders, als solche, welche größeren Raum zwischen sich haben. Auch der Boden, auf welchem sich die Pflanze entwickelt, ist von höchster Bedeutung, daher muß der angehende Künstler auch nach dieser Seite hin die Augen wohl aufthun. Ich sehe, daß Sie die Gegenstände alle scharf characterisiren, es sind aber herausgerissene Einzelheiten. Zeichnen oder malen Sie niemals irgend einen Gegenstand allein, sondern fügen Sie stets seine nächste Nachbarschaft bei, und wenn das oft auch nur mit ein paar Strichen geschieht: in kurzer Zeit werden Sie schon bemerken, wie sich Ihre Kenntniß der Natur erweitert hat. In der Farbengebung ist es nun nichts andres: mit dem einen wird Ihnen auch das andre klar werden." — Wie sehr Goethe hierin recht hatte, habe ich durch mein ganzes Leben erfahren.

„Ihre Natur" — sagte er ein ander mal, „neigt vorzugsweise zum Wilden und Sterilen hin und wird

Sie daher an Pouſſin weiſen, aber um nicht einſeitig zu werden, muß man auch das ſich anzueignen ſuchen, was nicht in unſerer Natur liegt. Vergeſſen Sie daher neben dem Naturſtudium auch den andern großen Meiſter, den Claude Lorrain, nicht. Sie werden von allen lernen; dafür bürgt mir Ihr Streben."

Und wieder ein ander mal, als ich mich vor der Abreiſe nach Italien von ihm verabſchiedete: „Sie kommen in ein Land, wo die Schönheit deutlicher, verſtändlicher iſt, als bei uns. Aber fürs erſte iſt Ihnen alles fremd. Haben Sie die Augen offen, und befleißigen Sie ſich, immer klar in dem zu ſein, was Sie wollen! Möge es Ihnen gut gehen!" Und damit reichte er mir die Hand zum Lebewohl.

1052.

1826, 4. Auguſt.

Mit Riemer.

Zelter klagt in einem Brief an Goethe, daß ſich ſein (Stief-) Sohn zu früh von ihm ablöſe. Da fiel mir ein, daß ſich die Welt wohl auch zu früh von Gott abgelöſt habe. Goethe lachte und fuhr fort: „Das wäre das Losreißen, der Abfall von Gott, den unſre Philoſophen und Theologen neuerdings wieder abhandelten." Und ſo badinirten wir einiges.

1053.

1826, um Jahresmitte?

Mit Karl Heinrich Ritter v. Lang.

Auf der Rückreise ging's . . . nach Weimar, wo ich mich vom Teufel verblenden ließ, mich bei seinem alten Faust, dem Herrn v. Goethe, in einem, mit unterthänigsten Kratzfüßen nicht sparsamen Briefstein anzumelden. Ich war angenommen um halb eins.

Ein langer, alter, eiskalter, steifer Reichsstadtsyndicus trat mir entgegen in einem Schlafrock, winkte mir wie der steinerne Gast, mich niederzusetzen, blieb tonlos in allen Seiten, die ich bei ihm anschlagen wollte, stimmte bei allem, was ich ihm vom Streben des Kronprinzen von Bayern sagte, zu und brach dann in die Worte aus: „Sagen Sie mir: ohne Zweifel werden Sie auch in Ihrem Ansbacher Bezirk eine Brandversicherungsanstalt haben?" Antwort: Ja wohl! — Nun erging die Einladung, alles im kleinsten Detail zu erzählen, wie es bei eintretenden wirklichen Bränden gehalten werde. Ich erwiederte ihm: es komme darauf an, ob der Brand wieder gelöscht werde, oder Ort oder Haus wirklich abbrenne. „Wollen wir, wenn ich bitten darf, den Ort ganz und gar abbrennen lassen." Ich blies also mein Feuer an und ließ alles verzehren, die Spritzen vergeblich sausen, die Herren Landrichter vergeblich brausen, rücke andern Tags mit meinem Augenscheine aus, lasse den Schaden einschätzen, von der

Schatzung ſoviel als möglich herunterknickern, dann neue Schönheitsbauriſſe machen, die in München Jahr und Tag liegen bleiben, während die armen Abgebrannten in Baracken und Kellern ſchmachten und zahle dann in zwei, drei Jahren das abgehandelte Entſchädigungsſümmlein heraus. Das hörte der alte Fauſt mit an und ſagte: „Ich danke Ihnen.“ Dann fing er weiter an: „Wie ſtark iſt denn die Menſchenzahl von ſo einem Rezatkreis bei Ihnen?“ Ich ſagte: Etwas über 500000 Seelen. — „So! ſo!“ ſprach er; „Hm, hm! Das iſt ſchon etwas.“ (Freilich mehr, als das Doppelte vom ganzen Großherzogthum Weimar.) Ich ſagte: Jetzt, da ich die Ehre habe, bei Ihnen zu ſein, iſt dort eine Seele weniger. Ich will mich aber auch wieder dahin aufmachen und mich empfehlen. — Darauf gab er mir die Hand, dankte mir für die Ehre meines Beſuchs und geleitete mich zur Thür. Es war mir, als wenn ich mich beim Feuerlöſchen erkältet hätte.

1054.

1826, 14. September.

Mit Hermann Fürſt v. Pückler.

Dieſen Abend ſtattete ich Goethe meinen Beſuch ab. Er empfing mich in einer dämmernd erleuchteten Stube, deren clair obscur nicht ohne einige künſtleriſche Coquetterie arrangirt war. Auch nahm ſich

der ſchöne Greis mit ſeinem Jupiterantlitz gar ſtattlich aus. Das Alter hat ihn nur verändert, kaum geſchwächt; er iſt vielleicht weniger lebhaft als ſonſt, aber deſto gleicher und milder, und ſeine Unterhaltung mehr von erhabener Ruhe, als jenem blitzenden Feuer durchdrungen, das ihn ehemals bei aller Grandezza wohl zuweilen überraſchte. Ich freute mich herzlich über ſeine gute Geſundheit und äußerte ſcherzend, wie froh es mich mache, unſern Geiſterkönig immer gleich majeſtätiſch und wohlauf zu finden. „O! Sie ſind zu gnädig," ſagte er mit ſeiner immer noch nicht verwiſchten ſüddeutſchen Weiſe und lächelte norddeutſch, ſatyriſch dazu, „mir einen ſolchen Namen zu geben." Nein! erwiederte ich, wahrlich aus vollem Herzen: nicht nur König, ſondern ſogar Despot; denn Sie reißen ja ganz Europa gewaltſam mit ſich fort. Er verbeugte ſich höflich und befrug mich nun über einige Dinge, die meinen früheren Aufenthalt in Weimar betrafen, ſagte mir dann auch viel Gütiges über Muskau und mein dortiges Streben, mild äußernd, wie verdienſtlich er es überall finde, den Schönheitsſinn zu erwecken, es ſei auf welche Art es wolle, wie aus dem Schönen dann immer auch das Gute und alles Edle ſich mannigfach von ſelbſt entwickelt, und gab mir zuletzt ſogar auf meine Bitte, uns dort einmal zu beſuchen, einige aufmunternde Hoffnung. Du [Lucie Fürſtin Pückler?] kannſt Dir vorſtellen, Liebſte, mit welchem Empreſſement ich dies aufgriff, wenn es gleich

nur eine façon de parler ſein mochte. Im fernern Verlauf des Geſprächs kamen wir auf Sir Walter Scott. Goethe war eben nicht ſehr enthuſiasmirt für den großen Unbekannten eingenommen. Er zweifle gar nicht, ſagte er, daß er ſeine Romane ſchreibe, wie die alten Maler mit ihren Schülern gemeinſchaftlich gemalt hätten, nämlich: er gäbe Plan und Hauptgedanken, das Skelett der Scenen an, laſſe aber die Schüler dann ausführen und retouchire nur zuletzt. Es ſchien faſt, als wäre er der Meinung, daß es gar nicht der Mühe werth ſei, für einen Mann von Walter Scott's Eminenz, ſeine Zeit zu ſoviel faſtidieuſen Details herzugeben.*) „Hätte ich" — ſetzte er hinzu — „mich zu bloßem Gewinnſuchen verſtehen mögen, ich hätte früher mit Lenz und andern, ja ich wollte noch jetzt Dinge anonym in die Welt ſchicken, über welche die Leute nicht wenig erſtaunen und ſich den Kopf über den Autor zerbrechen ſollten; aber am Ende würden es doch nur Fabrikarbeiten bleiben."

Ich äußerte ſpäter, daß es wohlthuend für die Deutſchen ſei, zu ſehen, wie jetzt unſere Literatur die fremden Nationen gleichſam erobere und hierbei — fuhr ich fort — wird unſer Napoleon kein Waterloo erleben. „Gewiß!" erwiederte er, mein etwas fades Compliment überhörend, „ganz abgeſehen von unſern

*) Sir Walter's officielle Erklärung, daß alle jene Schriften von ihm allein ſeien, war damals noch nicht gegeben.

eignen Productionen, stehen wir schon durch das Aufnehmen und völlige Aneignen des Fremden auf einer sehr hohen Stufe der Bildung. Die andern Nationen werden bald schon deshalb deutsch lernen, weil sie inne werden müssen, daß sie sich damit das Lernen fast aller andern Sprachen gewissermaßen ersparen können; denn von welcher besitzen wir nicht die gediegensten Werke in vortrefflichen deutschen Übersetzungen? Die alten Classiker, die Meisterwerke des neueren Europas, indische und morgenländische Literatur — hat sie nicht alle der Reichthum und die Vielseitigkeit der deutschen Sprache, wie der treue deutsche Fleiß und tief in sie eindringende Genius besser wiedergegeben, als es in andern Sprachen der Fall ist? Frankreich" — fuhr er fort — „hat gar viel seines einstigen Übergewichts in der Literatur dem Umstande zu verdanken gehabt, daß es am frühesten aus dem Griechischen und Lateinischen leidliche Übersetzungen lieferte; aber wie vollständig hat Deutschland es seitdem übertroffen!"

Im politischen Felde schien er nicht viel auf die so beliebten Constitutionstheorien zu geben. Ich vertheidigte mich und meine Meinung indeß ziemlich warm. Er kam hier auf seine Lieblingsidee, die er mehrmals wiederholte, nämlich daß jeder nur darum bekümmert sein solle, in seiner speciellen Sphäre, groß oder klein, recht treu und mit Liebe fortzuwirken, so werde der allgemeine Segen auch unter keiner Regierungsform

ausbleiben. Er für seine Person habe es nicht anders gemacht, und ich mache es in Muskau ja ebenfalls so — setzte er gutmüthig hinzu — unbekümmert, was andere Interessen geböten. Ich meinte nun freilich mit aller Bescheidenheit, daß, so wahr und herrlich dieser Grundsatz sei, ich doch glaube, eine constitutionelle Regierungsform müsse ihn eben erst recht ins Leben rufen, weil sie offenbar in jedem Individuum die Überzeugung größerer Sicherheit für Person und Eigenthum, folglich die freudigste Thatkraft und zugleich damit die zuverlässigste Vaterlandsliebe begründe, hierdurch aber dem stillen Wirken in eines jeden Kreise eben eine weit solidere, allgemeine Basis gegeben werde, und führte endlich, vielleicht ungeschickt, England als Beleg für meine Behauptung an. Er erwiederte gleich: das Beispiel sei nicht zum besten gewählt; denn in keinem Lande herrsche eben Egoismus mehr vor, kein Volk sei vielleicht wesentlich inhumaner in politischen und Privatverhältnissen;*) nicht von außen herein durch Regierungsform käme das Heil, sondern von innen heraus durch weise Beschränkung und bescheidene Thätigkeit eines jeden in seinem Kreise. Dies bleibe immer die Hauptsache zum menschlichen Glück und sei am leichtesten und einfachsten zu erlangen.

*) Hier habe ich meinen Freund fast in Verdacht, daß er Goethen nur seine eigene Meinung in den Mund gelegt hat. — A. d. H. [d. h. Pückler's selbst.]

auf sie los ging. Sie sah ihn mit unsicherm Blick an, und trat einige Schritte näher.

Wie nennst du dich? fragte er. — Sie heißen mich Mignon. — Wie viel Jahre hast du? — Es hat sie niemand gezählt. — Wer war dein Vater? — Der große Teufel ist todt. —

Nun das ist wunderlich genug! rief Philine aus. Man fragte sie noch einiges; sie brachte ihre Antworten in einem gebrochnen Deutsch und mit einer sonderbar feyerlichen Art vor, dabey legte sie jedesmal die Hände an Brust und Haupt, und neigte sich tief.

Wilhelm konnte sie nicht genug ansehen. Seine Augen und sein Herz wurden unwiderstehlich von dem geheimnißvollen Zustande dieses Wesens angezogen. Er schätzte sie zwölf bis dreyzehn Jahre; ihr Körper war gut gebaut, nur daß ihre Glieder einen stärkern Wuchs versprachen, oder einen zurück-

Von Lord Byron redete er nachher mit vieler Liebe, faſt wie ein Vater von ſeinem Sohne, was meinem hohen Enthuſiasmus für dieſen großen Dichter ſehr wohl that. Er widerſprach unter andern auch der albernen Behauptung, daß „Manfred“ eine Nachbetung ſeines „Fauſt“ ſei; doch ſei es ihm allerdings als etwas Intereſſantes aufgefallen, daß Byron unbewußt ſich derſelben Maske des Mephiſtopheles wie er bedient habe, obgleich freilich Byron ſie ganz anders ſpielen laſſe. Er bedauerte es ſehr, den Lord nie perſönlich kennen gelernt zu haben, und er tadelte ſtreng und gewiß mit dem höchſten Rechte die engliſche Nation, daß ſie ihren großen Landsmann ſo kleinlich beurtheilte und im Allgemeinen ſo wenig verſtanden habe. Doch hierüber hat ſich Goethe ſo genügend und ſchon öffentlich ausgeſprochen, daß ich nichts weiter hinzuzufügen brauche.

Ich erwähnte zuletzt der Aufführung des „Fauſt“ auf einem Privattheater zu Berlin mit Muſik vom Fürſten Radzivil und lobte den ergreifenden Effect einiger Theile dieſer Darſtellung. „Nun!“ ſagte Goethe gravitätiſch, „es iſt ein eigenes Unternehmen, aber alle Anſichten und Verſuche ſind zu ehren.“

Ich grolle meinem ſchlechten Gedächtniß, daß ich mich nicht mehr aus unſrer ziemlich belebten Unterhaltung eben erinnern kann. Mit hoher Ehrfurcht und Liebe verließ ich den großen Mann.

1955.

1826, Sommer.

Mit Eckermann.

Nach Vollendung der „Helena“ hatte Goethe ſich im vergangenen Sommer zur Fortſetzung der ‚Wanderjahre‘ gewendet. Von dem Vorrücken dieſer Arbeit erzählte er mir oft. „Um den vorhandenen Stoff beſſer zu benutzen,“ ſagte er mir eines Tages, „habe ich den erſten Theil ganz aufgelöſt und werde nun ſo durch Vermiſchung des Alten und Neuen zwei Theile bilden. Ich laſſe nun das Gedruckte ganz abſchreiben; die Stellen, wo ich neues auszuführen habe, ſind angemerkt, und wenn der Schreibende an ein ſolches Zeichen kommt, ſo dictire ich weiter und bin auf dieſe Weiſe genöthigt, die Arbeit nicht in Stocken gerathen zu laſſen.“

Eines andern Tags ſagte er mir ſo: „Das Gedruckte der ‚Wanderjahre‘ iſt nun ganz abgeſchrieben; die Stellen, die ich noch neu zu machen habe, ſind mit blauem Papier ausgefüllt, ſodaß ich ſinnlich vor Augen habe, was noch zu thun iſt. Sowie ich nun vorrücke, verſchwinden die blauen Stellen immer mehr, und ich habe daran meine Freude.“

1056.

1826, 23. September.

Mit Johann Karl Ludwig v. Schorn.

Goethe war . . über den Tod des hiesigen Bibliothekars Güldenapfel sehr betrübt, daher hielt es der Kanzler [v. Müller] für besser, erst am Samstag zu ihm zu gehen. Ich zähle die halbe Stunde, die ich bei ihm war, zu den schönsten meines Lebens und werde nie vergessen, wie er uns, mitten in der Stube stehend, empfing, wie grandios er aussah. Er scheint sehr wohl zu sein, bis auf ein kleines Pflaster, das er noch am Halse trägt. Ich sagte ihm gleich Empfehlungen von Dir [Boisserée]; er erkundigte sich nach Deiner Gesundheit und äußerte sich über die schöne Aufstellung Eurer Bilder in dem gegenwärtigen Verhältniß. Dann kam das Gespräch auf Martius und England, wo ich ihm viel von den Elgin'schen Marmoren und den Cartons zu Hamptoncourt [von Rafael] erzählen mußte. Als wir dann von den Carstens'schen Handzeichnungen redeten und ich die Herausgabe von Umrissen danach wünschte, besonders für Künstler, meinte er: „Nun, sie haben ja dort Mosen und die Propheten, da brauchen sie dergleichen nicht.“ Dadurch geriethen wir auf die Münchner Zustände und Sammlungen; er zeigte mir durch diese Veranlassung seine hübschen Bronzen; auch die Nachbildung von Leybold's Zeichnung mußte ich sehen und sein Büstencabinet, aus

welchem er von mir Abſchied nahm, weil andere ſchon auf Audienz warteten. Er hatte etwas ſehr Mildes und Freundliches und das Majeſtätiſche ſeines Geſichts und ſeiner Augen imponirte dadurch umſomehr, daß es zugleich Zutrauen und Wohlwollen einflößte.

1057.

1826, 29. September.

Mit Franz Grillparzer u. a.

Endlich kam ich nach Weimar und kehrte in dem damals in ganz Deutſchland bekannten Gaſthofe „zum Eleſanten", gleichſam dem Vorzimmer zu Weimars lebender Walhalla, ein. Von da ſandte ich den Kellner mit einer Karte zu Goethe und ließ anfragen, ob ich ihm aufwarten dürfe. Der Kellner brachte die Antwort zurück: Der Herr Geheimrath habe Gäſte bei ſich und könne mich daher jetzt nicht ſehen. Er erwarte mich für den Abend zum Thee. . . . . .

Gegen Abend ging ich zu Goethe. Ich fand im Salon eine ziemlich große Geſellſchaft, die des noch nicht ſichtbar gewordenen Herrn Geheimraths wartete. Da ſich darunter — und das waren eben die Gäſte, die Goethe Mittags bei ſich hatte — ein Hofrath Jakob . . . mit ſeiner ebenſo jungen als ſchönen, und ebenſo ſchönen als gebildeten Tochter befand, derſelben, die ſich ſpäter unter dem Namen Talvj einen literariſchen Ruf gemacht hat, ſo verlor

ſich bald meine Bangigkeit, und ich vergaß im Geſpräche mit dem liebenswürdigen Mädchen beinahe, daß ich bei Goethe war. Endlich öffnete ſich eine Seitenthüre, und — er ſelbſt trat ein. Schwarz gekleidet, den Ordensſtern auf der Bruſt, gerader, beinahe ſteifer Haltung, trat er unter uns, wie ein Audienz gebender Monarch. Er ſprach mit dieſem und jenem ein paar Worte, und kam endlich auch zu mir, der ich an der entgegengeſetzten Seite des Zimmers ſtand. Er fragte mich, ob bei uns die italieniſche Literatur ſehr betrieben werde? Ich ſagte ihm der Wahrheit gemäß, die italieniſche Sprache ſei allerdings ſehr verbreitet, da alle Angeſtellten ſie vorſchriftsmäßig erlernen müßten; die italieniſche Literatur dagegen werde völlig vernachläſſigt, und man wende ſich aus Modeton vielmehr der engliſchen zu, welche bei aller Vortrefflichkeit doch eine Beimiſchung von Derbheit habe, die für den gegenwärtigen Zuſtand der deutſchen Kultur, vornehmlich der poetiſchen, mir nichts weniger als förderlich ſcheine. Ob ihm dieſe meine Äußerung gefallen habe oder nicht, kann ich nicht wiſſen, glaube aber faſt letzteres, da gerade damals die Zeit ſeines Briefwechſels mit Lord Byron war. Er entfernte ſich von mir, ſprach mit andern, kam wieder zu mir zurück, redete, ich weiß nicht mehr von was, entfernte ſich endlich, und wir waren entlaſſen.

Ich geſtehe, daß ich mit einer höchſt unangenehmen Empfindung in mein Gaſthaus zurückkehrte. Nicht als

wäre meine Eitelkeit beleidigt geweſen, Goethe hatte mich im Gegentheil freundlicher und aufmerkſamer behandelt, als ich vorausſetzte; aber das Ideal meiner Jugend, den Dichter des „Fauſt", „Clavigo" und „Egmont" als ſteifen Miniſter zu ſehen, der ſeinen Gäſten den Thee geſegnete, ließ mich aus all' meinen Himmeln herabfallen. Wenn er mir Grobheiten geſagt und mich zur Thüre hinausgeworfen hätte, wäre es mir faſt lieber geweſen. Ich bereute faſt, nach Weimar gegangen zu ſein.

1058.

1826, 1. October.

Mittag bei Goethe.

Während wir den Beſuch einzelner Merkwürdigkeiten Weimars [am 30. September] verabredeten, und Kanzler Müller, der meine [Grillparzer's] Herabſtimmung bemerkt haben mochte, mir verſicherte, die Steifheit Goethes ſei nichts als eigne Verlegenheit, ſo oft er mit einem Fremden das erſtemal zuſammentreffe, trat der Kellner ein und brachte eine Karte mit der Einladung zum Mittagmahl bei Goethe für den nächſtfolgenden Tag. Ich mußte daher meinen Aufenthalt verlängern, und beſtellte die bereits für morgen beſprochenen Pferde ab.

Endlich kam der verhängnißvolle Tag mit ſeiner Mittagsſtunde, und ich ging zu Goethe. Die außer

mir geladenen Gäſte waren ſchon verſammelt, und zwar ausſchließlich Herren, da die liebenswürdige Talvj ſchon am Morgen nach jenem Theeabende mit ihrem Vater abgereiſt, und Goethes Schwiegertochter, die mir mit ihrer früh geſchiedenen Tochter ſpäter ſo werth geworden iſt, damals von Weimar abweſend war. Als ich im Zimmer vorſchritt, kam mir Goethe entgegen und war ſo liebenswürdig und warm, als er neulich ſteif und kalt geweſen war. Das Innerſte meines Weſens begann ſich zu bewegen. Als es aber zu Tiſch ging, und der Mann, der mir die Verkörperung der deutſchen Poeſie, der mir in der Entfernung und dem unermeßlichen Abſtande beinahe zu einer mythiſchen Perſon geworden war, meine Hand ergriff, um mich ins Speiſezimmer zu führen, da kam einmal wieder der Knabe zum Vorſchein und ich brach in Thränen aus. Goethe gab ſich alle Mühe, um meine Albernheit zu masquiren. Ich ſaß bei Tiſch an ſeiner Seite, und er war ſo heiter und geſprächig, als man ihn, nach ſpäterer Verſicherung der Gäſte, ſeit langem nicht geſehen hatte. Das von ihm belebte Geſpräch ward allgemein. Goethe wandte ſich aber auch oft einzeln zu mir. Was er aber ſprach, außer einem guten Spaß über Müllner's Mitternachtsblatt, weiß ich nicht mehr. Ich habe leider über dieſe Reiſe nichts aufgeſchrieben. . . . . Von dem Tiſch-Ereigniſſe iſt mir nur noch als characteriſtiſch erinnerlich, daß ich im Eifer des Geſpräches nach löblicher Gewohnheit

in dem neben mir liegenden Brod krümelte und dadurch unschöne Brosamen erzeugte. Da tippte denn Goethe mit dem Finger auf jedes einzelne und legte sie auf ein regelmäßiges Häufchen zusammen. Spät erst bemerkte ich es und unterließ dann meine Handarbeit.

Beim Abschied forderte mich Goethe auf, des nächsten Vormittags zu kommen, um mich zeichnen zu lassen. Er hatte nämlich die Gewohnheit, alle jene von seinen Besuchern, die ihn interessirten, von einem eigens dazu bestellten Zeichner in schwarzer Kreide portraitiren zu lassen. Diese Bildnisse wurden in einen Rahmen, der zu diesem Zwecke im Besuchzimmer hing, eingefügt und allwöchentlich der Reihe nach gewechselt. Mir wurde auch diese Ehre zu Theil.

1059.

1826, 2. October.

Mit Grillparzer.

Als ich mich des andern Vormittags einstellte, war der Maler noch nicht gekommen. Man wies mich daher zu Goethe, der in seinem Hausgärtchen auf und nieder ging. Nun wurde mir die Ursache seiner steifen Körperhaltung gegenüber von Fremden klar. Das Alter war nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Wie er so im Gärtchen hinschritt, bemerkte man wohl ein gedrücktes Vorneigen des Oberleibes mit Kopf und

Nacken. Das wollte er nun vor Fremden verbergen, und daher jenes gezwungene Emporrichten, das eine unangenehme Wirkung machte. Sein Anblick in dieser natürlichen Stellung, mit einem langen Hausrock bekleidet, ein kleines Schirmkäppchen auf den weißen Haaren, hatte etwas unendlich Rührendes. Er sah halb wie ein König aus und halb wie ein Vater. Wir sprachen im Auf- und Niedergehen.

Er erwähnte meiner „Sappho", die er zu billigen schien, worin er freilich sich selbst lobte; denn ich hatte so ziemlich mit seinem Kalbe gepflügt. Als ich meine vereinzelte Stellung in Wien beklagte, sagte er, was wir seitdem gedruckt von ihm gelesen haben, daß der Mensch nur in Gesellschaft Gleicher oder Ähnlicher wirken könne. Wenn Er und Schiller das geworden wären, als was die Welt sie anerkennt, verdankten sie es großentheils dieser fördernden und sich ergänzenden Wechselwirkung. Inzwischen kam der Maler. Wir gingen ins Haus, und ich wurde gezeichnet. Goethe war in sein Zimmer gegangen, von wo er von Zeit zu Zeit herauskam und sich von den Fortschritten des Bildes überzeugte, mit dem er nach der Vollendung zufrieden war. Nach Verabschiedung des Malers ließ Goethe durch seinen Sohn mehrere Schaustücke von seinen Schätzen herbeibringen.

Da war sein Briefwechsel mit Lord Byron; alles, was sich auf seine Bekanntschaft mit der Kaiserin und dem Kaiser von Österreich in Karlsbad bezog; endlich

das kaiſerlich öſterreichiſche Privilegium gegen den Nachdruck für ſeine geſammelten Werke. Auf letzteres ſchien er große Stücke zu halten, entweder weil ihm die conſervative Haltung Öſterreichs gefiel, oder, im Abſtich der ſonſtigen literariſchen Vorgänge in dieſem Lande, als Curioſum. Dieſe Schätze waren halb orientaliſch, jedes Zuſammengehörige einzeln in ein ſeidnes Tuch eingeſchlagen, und Goethe benahm ſich ihnen gegenüber mit einer Art Ehrfurcht. Endlich wurde ich aufs Liebevollſte entlaſſen.

Im Laufe des Tages forderte mich Kanzler Müller auf, gegen Abend Goethe zu beſuchen. Ich würde ihn allein treffen und mein Beſuch ihm durchaus nicht unangenehm ſein. Erſt ſpäter fiel mir auf, daß Müller das nicht ohne Goethes Vorwiſſen geſagt haben konnte.

Nun begab ſich meine zweite Weimar'ſche Dummheit. Ich fürchtete mich, mit Goethe einen ganzen Abend allein zu ſein, und ging, nach manchem Wanken und Schwanken, nicht hin.

1060.

1826, 3. October.

Mit Grillparzer.

Als ich am vierten Tage meines Aufenthaltes von Goethe Abſchied nahm, war er freundlich, aber abgekühlt. Er wunderte ſich, daß ich ſchon ſo früh Weimar verlaſſe, und fügte hinzu, daß, wenn ich ſpäter von

gehaltenen ankündigten. Ihre Bildung war nicht regelmäßig aber auffallend; ihre Stirne geheimnißvoll, ihre Nase ausserordentlich schön, und der Mund, ob er schon für ihr Alter zu sehr geschlossen schien, und sie manchmal mit den Lippen nach einer Seite zuckte, noch immer treuherzig und reizend genug. Ihre bräunliche Gesichtsfarbe konnte man durch die Schminke kaum erkennen. Diese Gestalt prägte sich Wilhelmen sehr tief ein; er sah sie noch immer an, schwieg und vergaß der Gegenwärtigen über seinen Betrachtungen. Philine weckte ihn aus seinem Halbtraume, indem sie dem Kinde etwas übriggebliebenes Zuckerwerk reichte, und ihm ein Zeichen gab, sich zu entfernen. Es machte seinen Bückling, wie oben, und fuhr blitzschnell zur Thüre hinaus.

Die Zeit kam nunmehr herbey, daß unsere neue Bekannten sich für diesen Abend

mir Nachricht geben wolle, es ſie ſämmtlich erfreuen werde. Alſo „ſie“ in vielfacher Zahl, nicht ihn. Er iſt mir auch in der Folge nicht gerecht geworden, in ſofern ich mich nämlich denn doch, trotz allem Abſtande, für den beſten halte, der nach ihm und Schiller gekommen iſt. Daß das alles meine Liebe und Ehrfurcht für ihn nicht vermindert hat, brauche ich wohl nicht zu ſagen.

Am Tage meiner Abreiſe gab mir das ſämmtliche Weimar einen Abſchiedsſchmaus im Schützenhauſe, zu dem Goethe auch ſeinen Sohn hinausgeſchickt hatte.

1961.

1826, 8. November.

Mit Eckermann.

Goethe ſprach heute abermals mit Bewunderung über Lord Byron. „Ich habe,“ ſagte er, „ſeinen ‚Deformed Transformed‘ wieder geleſen und muß ſagen, daß ſein Talent mir immer größer vorkommt. Sein Teufel iſt aus meinem Mephiſtopheles hervorgegangen, aber es iſt keine Nachahmung, es iſt alles durchaus originell und neu, und alles knapp, tüchtig und geiſtreich. Es iſt keine Stelle darin, die ſchwach wäre, nicht ſo viel Platz um den Knopf einer Nadel hinzuſetzen, wo man nicht auf Erfindung und Geiſt träfe. Ihm iſt nichts im Wege als das Hypochondriſche und Negative, und er wäre ſo groß wie Shakeſpeare und

die Alten." Ich wunderte mich. „Ja," sagte Goethe, „Sie können es mir glauben, ich habe ihn von neuem studirt und muß ihm dies immer mehr zugestehn."

In einem frühern Gespräche äußerte Goethe: Lord Byron habe zu viel Empirie. Ich verstand nicht recht, was er damit sagen wollte, doch enthielt ich mich ihn zu fragen und dachte der Sache im stillen nach. Es war aber durch Nachdenken nichts zu gewinnen, und ich mußte warten, bis meine vorschreitende Cultur oder ein glücklicher Umstand mir das Geheimniß aufschließen möchte. Ein solcher führte sich dadurch herbei, daß abends im Theater eine treffliche Vorstellung des ‚Macbeth' auf mich wirkte und ich tags darauf die Werke des Lord Byron in die Hände nahm, um seinen ‚Beppo' zu lesen. Nun wollte dieses Gedicht auf den ‚Macbeth' mir nicht munden, und je weiter ich las, je mehr ging es mir auf, was Goethe bei jener Äußerung sich mochte gedacht haben.

Im ‚Macbeth' hatte ein Geist auf mich gewirkt, der, groß, gewaltig und erhaben wie er war, von niemand hatte ausgehen können als von Shakespeare selbst. Es war das Angeborene einer höher und tiefer begabten Natur, welche eben das Individuum, das sie besaß, vor allen auszeichnete und dadurch zum großen Dichter machte. Dasjenige, was zu diesem Stück die Welt und Erfahrung gegeben, war dem poetischen Geiste untergeordnet und diente nur, um diesen reden und vorwalten zu lassen. Der große Dichter herrschte und

hob uns an ſeine Seite hinauf zu der Höhe ſeiner Anſicht.

Beim Leſen des ‚Beppo‘ dagegen empfand ich das Vorherrſchen einer verruchten empiriſchen Welt, der ſich der Geiſt, der ſie uns vor die Sinne führt, gewiſſermaßen aſſociirt hatte. Nicht mehr der angeborene größere und reinere Sinn eines hochbegabten Dichters begegnete mir, ſondern des Dichters Denkungsweiſe ſchien durch ein häufiges Leben mit der Welt von gleichem Schlage geworden zu ſein. Er erſchien in gleichem Niveau mit allen vornehmen geiſtreichen Weltleuten, vor denen er ſich durch nichts auszeichnete als durch ſein großes Talent der Darſtellung, ſodaß er denn auch als ihr redendes Organ betrachtet werden konnte.

Und ſo empfand ich denn beim Leſen des ‚Beppo‘: Lord Byron habe zu viel Empirie, und zwar nicht weil er zu viel wirkliches Leben uns vor die Augen führte, ſondern weil ſeine höhere poetiſche Natur zu ſchweigen, ja von einer empiriſchen Denkungsweiſe ausgetrieben zu ſein ſchien.

1062.

1826, 29. November.,

Mit Eckermann.

Lord Byron's ‚Deformed Transformed‘ hatte ich nun auch geleſen und ſprach mit Goethe darüber nach Tiſche.

„Nicht wahr," ſagte er, „die erſten Scenen ſind groß und zwar poetiſch groß. Das übrige, wo es auseinander und zur Belagerung Roms geht, will ich nicht als poetiſch rühmen, allein man muß geſtehen, daß es geiſtreich iſt."

„„Im höchſten Grade,"" ſagte ich: „„aber es iſt keine Kunſt geiſtreich zu ſein, wenn man vor nichts Reſpect hat.""

Goethe lachte. „Sie haben nicht ganz unrecht," ſagte er; „man muß freilich zugeben, daß der Poet mehr ſagt als man möchte; er ſagt die Wahrheit, allein es wird einem nicht wohl dabei, und man ſähe lieber, daß er den Mund hielte. Es giebt Dinge in der Welt, die der Dichter beſſer überhüllt als aufdeckt; doch dies iſt eben Byron's Character, und man würde ihn vernichten, wenn man ihn anders wollte."

„„Ja,"" ſagte ich, „„im höchſten Grade geiſtreich iſt er. Wie trefflich iſt z. B. dieſe Stelle:

The Devil speaks truth much oftener than he's deemed,
He hath an ignorant audience.""

„Das iſt freilich ebenſo groß und frei als mein Mephiſtopheles irgend etwas geſagt hat.

Da wir vom Mephiſtopheles reden," fuhr Goethe fort, „ſo will ich Ihnen doch etwas zeigen, was Coudray von Paris mitgebracht hat. Was ſagen Sie dazu?"

Er legte mir einen Steindruck vor, die Scene darſtellend, wo Fauſt und Mephiſtopheles, um Gretchen

aus dem Kerker zu befreien, in der Nacht auf zwei Pferden an einem Hochgerichte vorbeisausen. Faust reitet ein schwarzes, das im gestrecktesten Galopp ausgreift und sich sowie sein Reiter vor den Gespenstern unter dem Galgen zu fürchten scheint. Sie reiten so schnell, daß Faust Mühe hat, sich zu halten; die stark entgegenwirkende Luft hat seine Mütze entführt, die, von dem Sturmriemen am Halse gehalten, weit hinter ihm herfliegt. Er hat sein furchtsam fragendes Gesicht dem Mephistopheles zugewendet und lauscht auf dessen Worte. Dieser sitzt ruhig, unangefochten, wie ein höheres Wesen. Er reitet kein lebendiges Pferd; denn er liebt nicht das Lebendige. Auch hat er es nicht vonnöthen; denn schon sein Wollen bewegt ihn in der gewünschtesten Schnelle. Er hat blos ein Pferd, weil er einmal reitend gedacht werden muß, und da genügte es ihm, ein blos noch in der Haut zusammenhängendes Gerippe vom ersten besten Anger aufzuraffen. Es ist heller Farbe und scheint in der Dunkelheit der Nacht zu phosphoresciren. Es ist weder gezügelt noch gesattelt, es geht ohne das. Der überirdische Reiter sitzt leicht und nachlässig, im Gespräch zu Faust gewendet; das entgegenwirkende Element der Luft ist für ihn nicht da; er wie sein Pferd empfinden nichts, es wird ihnen kein Haar bewegt.

Wir hatten an dieser geistreichen Composition große Freude. „Da muß man doch gestehen," sagte Goethe, „daß man es sich selbst nicht so vollkommen gedacht

hat. Hier haben Sie ein anderes Blatt, was ſagen Sie zu dieſem?"

Die wilde Trinkſcene in Auerbach's Keller ſah ich dargeſtellt und zwar, als Quinteſſenz des Ganzen, den bedeutendſten Moment, wo der verſchüttete Wein als Flamme auflodert und die Beſtialität der Trinkenden ſich auf die verſchiedenſte Weiſe kundgiebt. Alles iſt Leidenſchaft und Bewegung, und nur Mephiſtopheles bleibt in der gewohnten heitern Ruhe. Das wilde Fluchen und Schreien und das gezückte Meſſer des ihm zunächſt Stehenden ſind ihm nichts. Er hat ſich auf eine Tiſchecke geſetzt und baumelt mit den Beinen; ſein aufgehobener Finger iſt genug, um Flamme und Leidenſchaft zu dämpfen.

Je mehr man dieſes treffliche Bild betrachtete, deſto mehr fand man den großen Verſtand des Künſtlers, der keine Figur der andern gleich machte und in jeder eine andere Stufe der Handlung darſtellte.

„Herr Delacroix," ſagte Goethe, „iſt ein großes Talent, das gerade am ‚Fauſt' die rechte Nahrung gefunden hat. Die Franzoſen tadeln an ihm ſeine Wildheit, allein hier kommt ſie ihm recht zuſtatten. Er wird, wie man hofft, den ganzen ‚Fauſt' durchführen, und ich freue mich beſonders auf die Hexenküche und die Brockenſcenen. Man ſieht ihm an, daß er das Leben recht durchgemacht hat, wozu ihm denn eine Stadt wie Paris die beſte Gelegenheit geboten."

Ich machte bemerklich, daß ſolche Bilder zum beſſern Verſtehen des Gedichts ſehr viel beitrügen. „Das iſt keine Frage," ſagte Goethe; „denn die vollkommenere Einbildungskraft eines ſolchen Künſtlers zwingt uns, die Situationen ſo gut zu denken, wie er ſie ſelber gedacht hat. Und wenn ich nun geſtehen muß, daß Herr Delacroix meine eigene Vorſtellung bei Scenen übertroffen hat, die ich ſelber gemacht habe, um wie viel mehr werden nicht die Leſer alles lebendig und über ihre Imagination hinausgehend finden!"

1063.

1826, 11. December.

Mit Eckermann.

Ich fand Goethe in einer ſehr heiter aufgeregten Stimmung. „Alexander von Humboldt iſt dieſen Morgen einige Stunden bei mir geweſen," ſagte er mir ſehr belebt entgegen. „Was iſt das für ein Mann! Ich kenne ihn ſo lange und doch bin ich vonneuem über ihn in Erſtaunen. Man kann ſagen, er hat an Kenntniſſen und lebendigem Wiſſen nicht ſeinesgleichen. Und eine Vielſeitigkeit, wie ſie mir gleichfalls noch nicht vorgekommen iſt! Wohin man rührt, er iſt überall zu Hauſe und überſchüttet uns mit geiſtigen Schätzen. Er gleicht einem Brunnen mit vielen Röhren, wo man überall nur Gefäße unterzuhalten braucht und wo es uns immer erquicklich und unerſchöpflich

entgegenſtrömt. Er wird einige Tage hier bleiben, und ich fühle ſchon, es wird mir ſein als hätte ich Jahre verlebt."

1064.

1826, 13. December.

Mit Eckermann u. a.

Über Tiſche lobten die Frauen ein Portrait eines jungen Malers. „Und was bewundernswürdig iſt," fügten ſie hinzu, „er hat alles von ſelbſt gelernt." Dieſes merkte man denn auch beſonders an den Händen, die nicht richtig und kunſtmäßig gezeichnet waren.

„Man ſieht," ſagte Goethe, „der junge Mann hat Talent, allein daß er alles von ſelbſt gelernt hat, deswegen ſoll man ihn nicht loben, ſondern ſchelten. Ein Talent wird nicht geboren, um ſich ſelbſt überlaſſen zu bleiben, ſondern ſich zur Kunſt und guten Meiſtern zu wenden, die denn etwas aus ihm machen. Ich habe dieſer Tage einen Brief von Mozart geleſen, wo er einem Baron, der ihm Compoſitionen zugeſendet hatte, etwa folgendes ſchreibt: ‚Euch Dilettanten muß man ſchelten; denn es finden bei euch gewöhnlich zwei Dinge ſtatt: entweder ihr habt keine eigene Gedanken, und da nehmt ihr fremde; oder wenn ihr eigene Gedanken habt, ſo wißt ihr nicht damit umzugehen.' Iſt das nicht himmliſch? Und gilt dieſes große Wort, was Mozart von der Muſik ſagt, nicht von allen übrigen Künſten?"

Goethe fuhr fort: „Lenardo da Vinci ſagt: Wenn in euerm Sohne nicht der Sinn ſteckt, dasjenige, was er zeichnet, durch kräftige Schattirung ſo herauszuheben, daß man es mit Händen greifen möchte, ſo hat er kein Talent.

Und ferner ſagt Lenardo da Vinci: Wenn euer Sohn Perſpective und Anatomie völlig inne hat, ſo thut ihn zu einem guten Meiſter.

Und jetzt,“ ſagte Goethe, „verſtehen unſere jungen Künſtler beides kaum, wenn ſie ihre Meiſter verlaſſen. So ſehr haben ſich die Zeiten geändert.

Unſern jungen Malern,“ fuhr Goethe fort, „fehlt es an Gemüth und Geiſt; ihre Erfindungen ſagen nichts und wirken nichts; ſie malen Schwerter, die nicht hauen, und Pfeile, die nicht treffen, und es dringt ſich mir oft auf, als wäre aller Geiſt aus der Welt verſchwunden.“

„„Und doch,““ verſetzte ich, „„ſollte man glauben, daß die großen kriegeriſchen Ereigniſſe der letzten Jahre den Geiſt aufgeregt hätten.““

„Mehr Wollen,“ ſagte Goethe, „haben ſie aufgeregt als Geiſt, und mehr politiſchen Geiſt als künſtleriſchen, und alle Naivetät und Sinnlichkeit iſt dagegen gänzlich verloren gegangen. Wie will aber ein Maler ohne dieſe beiden großen Erforderniſſe etwas machen, woran man Freude haben könnte!“

Ich ſagte, daß ich dieſer Tage in ſeiner ‚Italieniſchen Reiſe‘ von einem Bilde Correggio's geleſen, welches

eine Entwöhnung darstellt, wo das Kind Christus auf dem Schoße der Maria zwischen der Mutterbrust und einer hingereichten Birne in Zweifel kommt und nicht weiß, welches von beiden es wählen soll.

„Ja,“ sagte Goethe, „das ist ein Bildchen! Da ist Geist, Naivetät, Sinnlichkeit, alles beieinander. Und der heilige Gegenstand ist allgemein menschlich geworden und gilt als Symbol für eine Lebensstufe, die wir alle durchmachen. Ein solches Bild ist ewig, weil es in die früheſten Zeiten der Menschheit zurück- und in die künftigſten vorwärtsgreift. Wollte man dagegen den Christus malen, wie er die Kindlein zu sich kommen läßt, so wäre das ein Bild, welches gar nichts zu sagen hätte, wenigstens nichts von Bedeutung.

Ich habe nun,“ fuhr Goethe fort, „der deutschen Malerei über funfzig Jahre zugesehen, ja nicht blos zugesehen, sondern auch von meiner Seite einzuwirken gesucht, und kann jetzt so viel sagen, daß so wie alles jetzt steht, wenig zu erwarten ist. Es muß ein großes Talent kommen, welches sich alles Gute der Zeit sogleich aneignet und dadurch alles übertrifft. Die Mittel sind alle da, und die Wege gezeigt und gebahnt. Haben wir doch jetzt sogar auch die Phidiasse vor Augen, woran in unserer Jugend nicht zu denken war. Es fehlt jetzt, wie gesagt, weiter nichts als ein großes Talent, und dieses, hoffe ich, wird kommen; es liegt vielleicht schon in der Wiege und Sie können seinen Glanz noch erleben.“

trennen sollten, und redeten vorher noch eine Spatzierfahrt auf den morgenden Tag ab. Sie wollten abermals an einem andern Orte, auf einem benachbarten Jägerhause, ihr Mittagsmahl einnehmen. Wilhelm sprach diesen Abend noch manches zu Philinens Lobe, worauf Laertes nur kurz und leichtsinnig antwortete.

Den andern Morgen, als sie sich abermals eine Stunde im Fechten geübt hatten, gingen sie nach Philinens Gasthofe, vor welchem sie die bestellte Kutsche schon hatten anfahren sehen. Aber wie verwundert war Wilhelm, als die Kutsche verschwunden, und wie noch mehr, als Philine nicht zu Hause anzutreffen war. Sie hatte sich, so erzählte man, mit ein paar Fremden, die diesen Morgen angekommen waren, in den Wagen gesetzt, und war mit ihnen davon gefahren. Unser Freund, der sich in ihrer Gesellschaft

1065.

1826, 20. December.

Mit Eckermann.

Ich erzählte Goethen nach Tiſche, daß ich eine Entdeckung gemacht, die mir viele Freude gewähre. Ich hätte nämlich an einer brennenden Wachskerze bemerkt, daß der durchſichtige untere Theil der Flamme daſſelbe Phänomen zeige, als wodurch der blaue Himmel entſtehe, indem nämlich die Finſterniß durch ein erleuchtetes Trübe geſehen werde.

Ich fragte Goethe, ob er dieſes Phänomen der Kerze kenne und in ſeiner ‚Farbenlehre‘ aufgenommen habe. „Ohne Zweifel,“ ſagte er. Er nahm einen Band der ‚Farbenlehre‘ herunter und las mir die Paragraphen, wo ich denn alles beſchrieben fand, wie ich es geſehen. „Es iſt mir ſehr lieb,“ ſagte er, „daß Ihnen dieſes Phänomen aufgegangen iſt, ohne es aus meiner ‚Farbenlehre‘ zu kennen; denn nun haben Sie es begriffen und können ſagen, daß Sie es beſitzen. Auch haben Sie dadurch einen Standpunkt gefaßt, von welchem aus Sie zu den übrigen Phänomenen weiter gehen werden. Ich will Ihnen jetzt ſogleich ein neues zeigen.“

Es mochte etwa 4 Uhr ſein; es war ein bedeckter Himmel und im erſten Anfangen der Dämmerung. Goethe zündete ein Licht an und ging damit in die Nähe des Fenſters zu einem Tiſche. Er ſetzte das

Licht auf einen weißen Bogen Papier und ſtellte ein Stäbchen darauf, ſo daß der Schein des Kerzenlichts vom Stäbchen aus einen Schatten warf nach dem Lichte des Tages zu. „Nun," ſagte Goethe, „was ſagen Sie zu dieſem Schatten?" — „„Der Schatten iſt blau,"" antwortete ich. — „Da hätten Sie alſo das Blaue wieder," ſagte Goethe; „aber auf dieſer andern Seite des Stäbchens nach der Kerze zu, was ſehen Sie da?" — „„Auch einen Schatten."" — „Aber von welcher Farbe?" — „„Der Schatten iſt ein röthliches Gelb,"" antwortete ich; „„doch wie entſteht dieſes doppelte Phänomen?"" — „Das iſt nun Ihre Sache," ſagte Goethe; „ſehen Sie zu, daß Sie es herausbringen. Zu finden iſt es, aber es iſt ſchwer. Sehen Sie nicht früher in meiner ‚Farbenlehre' nach, als bis Sie die Hoffnung aufgegeben haben, es ſelber herauszubringen." Ich verſprach dieſes mit vieler Freude.

„Das Phänomen am untern Theile der Kerze," fuhr Goethe fort, „wo ein durchſichtiges Helle vor die Finſterniß tritt und die blaue Farbe hervorbringt, will ich Ihnen jetzt in vergrößertem Maße zeigen." Er nahm einen Löffel, goß Spiritus hinein und zündete ihn an. Da entſtand denn wieder ein durchſichtiges Helle, wodurch die Finſterniß blau erſchien. Wendete ich den brennenden Spiritus vor die Dunkelheit der Nacht, ſo nahm die Bläue an Kräftigkeit zu; hielt ich ihn gegen das Helle, ſo ſchwächte ſie ſich oder verſchwand gänzlich.

Ich hatte meine Freude an dem Phänomen. „Ja," sagte Goethe, „das ist eben das Große bei der Natur, daß sie so einfach ist, und daß sie ihre größten Erscheinungen immer im Kleinen wiederholt. Dasselbe Gesetz, wodurch der Himmel blau ist, sieht man ebenfalls an dem untern Theil einer brennenden Kerze, am brennenden Spiritus, sowie an dem erleuchteten Rauch, der von einem Dorfe aufsteigt, hinter welchem ein dunkles Gebirge liegt."

„„Aber wie erklären die Schüler von Newton dieses höchst einfache Phänomen?"" fragte ich.

„Das müssen Sie gar nicht wissen," antwortete Goethe. „Es ist gar zu dumm, und man glaubt nicht, welchen Schaden es einem guten Kopfe thut, wenn er sich mit etwas Dummem befaßt. Bekümmern Sie sich gar nicht um die Newtonianer, lassen Sie sich die reine Lehre genügen, und Sie werden sich gut dabei stehen."

„„Die Beschäftigung mit dem Verkehrten,"" sagte ich, „„ist vielleicht in diesem Fall ebenso unangenehm und schädlich, als wenn man ein schlechtes Trauerspiel in sich aufnehmen sollte, um es nach allen seinen Theilen zu beleuchten und in seiner Blöße darzustellen.""

„Es ist ganz dasselbe," sagte Goethe, „und man soll sich ohne Noth nicht damit befassen. Ich ehre die Mathematik als die erhabenste und nützlichste Wissenschaft, solange man sie da anwendet, wo sie am Platze ist, allein ich kann nicht loben, daß man sie bei Dingen

mißbrauchen will, die gar nicht in ihrem Bereich liegen und wo die edle Wiſſenſchaft ſogleich als Unſinn erſcheint. Und als ob alles nur dann exiſtirte, wenn es ſich mathematiſch beweiſen läßt! Es wäre doch thöricht, wenn jemand nicht an die Liebe ſeines Mädchens glauben wollte, weil ſie ihm ſolche nicht mathematiſch beweiſen kann! Ihre Mitgift kann ſie ihm mathematiſch beweiſen, aber nicht ihre Liebe. Haben doch auch die Mathematiker nicht die Metamorphoſe der Pflanze erfunden! Ich habe dieſes ohne die Mathematik vollbracht, und die Mathematiker haben es müſſen gelten laſſen. Um die Phänomene der Farbenlehre zu begreifen, gehört weiter nichts als ein reines Anſchauen und ein geſunder Kopf; allein beides iſt freilich ſeltener als man glauben ſollte."

„„Wie ſtehen denn die jetzigen Franzoſen und Engländer zur Farbenlehre?"" fragte ich.

„Beide Nationen," antwortete Goethe, „haben ihre Avantagen und ihre Nachtheile. Bei den Engländern iſt es gut, daß ſie alles praktiſch machen; aber ſie ſind Pedanten. Die Franzoſen ſind gute Köpfe, aber es ſoll bei ihnen alles poſitiv ſein, und wenn es nicht ſo iſt, ſo machen ſie es ſo Doch ſind ſie in der Farbenlehre auf gutem Wege, und einer ihrer Beſten kommt nahe heran. Er ſagt: die Farbe ſei den Dingen angeſchaffen; denn wie es in der Natur ein Säurendes gebe, ſo gebe es auch ein Färbendes. Damit ſind nun freilich die Phänomene nicht erklärt, allein er ſpielt

doch den Gegenſtand in die Natur hinein und befreit ihn von der Einſchränkung der Mathematik."

Die Berliner Zeitungen wurden gebracht, und Goethe ſetzte ſich, ſie zu leſen. Er reichte auch mir ein Blatt, und ich fand in den Theaternachrichten, daß man dort im Opernhauſe und königlichen Theater ebenſo ſchlechte Stücke gebe als hier.

„Wie ſoll dies auch anders ſein," ſagte Goethe. „Es iſt freilich keine Frage, daß man nicht mit Hilfe der guten engliſchen, franzöſiſchen und ſpaniſchen Stücke ein ſo gutes Repertoire zuſammenbringen ſollte, um jeden Abend ein gutes Stück geben zu können, allein wo iſt das Bedürfniß in der Nation, immer ein gutes Stück zu ſehen? Die Zeit, in welcher Äſchylus, Sophokles und Euripides ſchrieben, war freilich eine ganz andere: ſie hatte den Geiſt hinter ſich und wollte nur immer das wirklich Größte und Beſte. Aber in unſerer ſchlechten Zeit, wo iſt denn da das Bedürfniß für das Beſte? Wo ſind die Organe, es aufzunehmen?

Und dann," fuhr Goethe fort, „man will etwas Neues! In Berlin wie in Paris, das Publicum iſt überall daſſelbe! Eine Unzahl neuer Stücke wird jede Woche in Paris geſchrieben und auf die Theater gebracht, und man muß immer fünf bis ſechs durchaus ſchlechte aushalten, ehe man durch ein gutes entſchädigt wird.

Das einzige Mittel, um jetzt ein deutſches Theater oben zu halten, ſind Gaſtrollen. Hätte ich jetzt noch

die Leitung, so sollte der ganze Winter mit trefflichen Gastspielern besetzt sein. Dadurch würden nicht allein alle guten Stücke immer wieder zum Vorschein kommen, sondern das Interesse würde auch mehr von den Stücken ab auf das Spiel gelenkt; man könnte vergleichen und urtheilen, das Publicum gewönne an Einsichten, und unsere eigenen Schauspieler würden durch das bedeutende Spiel eines ausgezeichneten Gastes immer in Anregung und Nacheiferung erhalten. Wie gesagt: Gastrollen und immer Gastrollen, und Ihr solltet über den Nutzen erstaunen, der daraus für Theater und Publicum hervorgehen würde.

Ich sehe die Zeit kommen, wo ein gescheiter, der Sache gewachsener Kopf vier Theater zugleich übernehmen und sie hin und her mit Gastrollen versehen wird, und ich bin gewiß, daß er sich besser bei diesen vieren stehen wird, als wenn er nur ein einziges hätte."

1066.

1826, 27. December.

Mit Eckermann.

Dem Phänomen des blauen und gelben Schattens hatte ich nun zu Hause fleißig nachgedacht, und wiewohl es mir lange ein Räthsel blieb, so ging mir doch bei fortgesetztem Beobachten ein Licht auf, und ich ward nach und nach überzeugt, das Phänomen begriffen zu haben.

Heute bei Tiſche ſagte ich Goethen, daß ich das Räthſel gelöſt. „Es wäre viel," ſagte Goethe; „nach Tiſche ſollen Sie es mir machen." — „„Ich will es lieber ſchreiben,"" ſagte ich; „„denn zu einer mündlichen Auseinanderſetzung fehlen mir leicht die richtigen Worte." — „Sie mögen es ſpäter ſchreiben," ſagte Goethe, „aber heute ſollen Sie es mir erſt vor meinen Augen machen und mir mündlich demonſtriren, damit ich ſehe, ob Sie im rechten ſind."

Nach Tiſche, wo es völlig hell war, fragte Goethe: „Können Sie jetzt das Experiment machen?" — „„Nein,"" ſagte ich. „Warum nicht?" fragte Goethe. „„Es iſt noch zu hell,"" antwortete ich; „„es muß erſt ein wenig Dämmerung eintreten, damit das Kerzenlicht einen entſchiedenen Schatten werfe; doch muß es noch hellgenug ſein, damit das Tageslicht dieſen erleuchten könne."" — „Hm!" ſagte Goethe, „das iſt nicht unrecht."

Der Anfang der Abenddämmerung trat endlich ein, und ich ſagte Goethen, daß es jetzt Zeit ſei. Er zündete die Wachskerze an und gab mir ein Blatt weißes Papier und ein Stäbchen. „Nun experimentiren und dociren Sie!" ſagte er.

Ich ſtellte das Licht auf den Tiſch in die Nähe des Fenſters, legte das Blatt Papier in die Nähe des Lichts, und als ich das Stäbchen auf die Mitte des Papiers zwiſchen Tages- und Kerzenlicht ſetzte, war das Phänomen in vollkommener Schönheit da. Der Schatten

nach dem Lichte zu zeigte ſich entſchieden gelb, der andere nach dem Fenſter zu vollkommen blau.

„Nun," ſagte Goethe, „wie entſteht zunächſt der blaue Schatten?" — „„Ehe ich dieſes erkläre,"" ſagte ich, „„will ich das Grundgeſetz ausſprechen, aus dem ich beide Erſcheinungen ableite.

Licht und Finſterniß"", ſagte ich, „„ſind keine Farben, ſondern ſie ſind zwei Extreme, in deren Mitte die Farben liegen und entſtehen, und zwar durch eine Modification von beiden.

Den Extremen Licht und Finſterniß zunächſt entſtehen die beiden Farben gelb und blau: die gelbe an der Grenze des Lichts, indem ich dieſes durch ein getrübtes, die blaue an der Grenze der Finſterniß, indem ich dieſe durch ein erleuchtetes Durchſichtige betrachte.

Kommen wir nun,"" fuhr ich fort, „„zu unſerm Phänomen, ſo ſehen wir, daß das Stäbchen vermöge der Gewalt des Kerzenlichts einen entſchiedenen Schatten wirft. Dieſer Schatten würde als ſchwarze Finſterniß erſcheinen, wenn ich die Läden ſchlöſſe und das Tageslicht abſperrte. Nun aber dringt durch die offenen Fenſter das Tageslicht frei herein und bildet ein erhelltes Medium, durch welches ich die Finſterniß des Schattens ſehe, und ſo entſteht denn, dem Geſetz gemäß, die blaue Farbe."" Goethe lachte. „Das wäre der blaue," ſagte er; „wie aber erklären Sie den gelben Schatten?"

„„Aus dem Geſetz des getrübten Lichts,““ antwortete ich. „„Die brennende Kerze wirft auf das weiße Papier ein Licht, das ſchon einen leiſen Hauch vom Gelblichen hat. Der einwirkende Tag aber hat ſo viele Gewalt, um vom Stäbchen aus nach dem Kerzenlichte zu einen ſchwachen Schatten zu werfen, der, ſo weit er reicht, das Licht trübt, und ſo entſteht, dem Geſetz gemäß, die gelbe Farbe. Schwäche ich die Trübe, indem ich den Schatten dem Lichte möglichſt nahe bringe, ſo zeigt ſich ein reines Hellgelb; verſtärke ich aber die Trübe, indem ich den Schatten möglichſt vom Lichte entferne, ſo verdunkelt ſich das Gelbe bis zum Röthlichen, ja Rothen.““

Goethe lachte wieder, und zwar ſehr geheimnißvoll. „„Nun,““ ſagte ich, „„habe ich recht?““ — „Sie haben das Phänomen recht gut geſehen und recht hübſch ausgeſprochen,“ antwortete Goethe, „aber Sie haben es nicht erklärt. Ihre Erklärung iſt geſcheit, ja ſogar geiſtreich, aber ſie iſt nicht die richtige.“

„„Nun ſo helfen Sie mir,““ ſagte ich, „„und löſen Sie mir das Räthſel, denn ich bin nun im höchſten Grade ungeduldig.““ — „Sie ſollen es erfahren,“ ſagte Goethe, „aber nicht heute und nicht auf dieſem Wege. Ich will Ihnen nächſtens ein anderes Phänomen zeigen, durch welches Ihnen das Geſetz augenſcheinlich werden ſoll. Sie ſind nahe heran, und weiter iſt in dieſer Richtung nicht zu gelangen. Haben Sie aber das neue Geſetz begriffen, ſo ſind Sie in eine ganz andere Region

eingeführt und über sehr vieles hinaus. Kommen Sie einmal am Mittag bei heiterm Himmel ein Stündchen früher zu Tische, so will ich Ihnen ein deutlicher Phänomen zeigen, durch welches Sie dasselbe Gesetz, welches diesem zum Grunde liegt, sogleich begreifen sollen.

Es ist mir sehr lieb," fuhr er fort, „daß Sie für die Farbe dieses Interesse haben; es wird Ihnen eine Quelle von unbeschreiblichen Freuden werden."

Nachdem ich Goethe am Abend verlassen, konnte ich den Gedanken an das Phänomen nicht aus dem Kopfe bringen, sodaß ich sogar im Traume damit zu thun hatte. Aber auch in diesem Zustande sah ich nicht klarer und kam der Lösung des Räthsels um keinen Schritt näher.

1067.

1826, December (?).

Mit Eckermann.

„Mit meinen naturwissenschaftlichen Heften," sagte Goethe vor einiger Zeit, „gehe ich auch langsam fort. Nicht weil ich glaube, die Wissenschaft noch jetzt bedeutend fördern zu können, sondern der vielen angenehmen Verbindungen wegen, die ich dadurch unterhalte. Die Beschäftigung mit der Natur ist die unschuldigste. In ästhetischer Hinsicht ist jetzt an gar keine Verbindung und Correspondenz zu denken. Da wollen sie

eine angenehme Unterhaltung verſprochen hatte, konnte ſeinen Verdruß nicht verbergen. Dagegen lachte Laertes, und rief: ſo gefällt ſie mir! das ſieht ihr ganz ähnlich! Laſſen Sie uns nur gerade nach dem Jagdhauſe gehen, ſie mag ſeyn, wo ſie will, wir wollen ihretwegen unſere Promenade nicht verſäumen.

Als Wilhelm unterweges dieſe Inconſequenz des Betragens zu tadeln fortfuhr, ſagte Laertes: ich kann nicht inconſequent finden, wenn jemand ſeinem Character treu bleibt. Wenn ſie ſich etwas vornimmt oder jemanden etwas verſpricht, ſo geſchieht es nur unter der ſtillſchweigenden Bedingung, daß es ihr auch bequem ſeyn werde, den Vorſatz auszuführen oder ihr Verſprechen zu halten. Sie verſchenkt gern, aber man muß immer bereit ſeyn, ihr das Geſchenkte wieder zu geben.

wiſſen, welche Stadt am Rhein bei meinem ‚Hermann und Dorothea‘ gemeint ſei. Als ob es nicht beſſer wäre, ſich jede beliebige zu denken. Man will Wahrheit, man will Wirklichkeit und verdirbt dadurch die Poeſie.“

1068.

1826, oder 1827?

Gartengeſellſchaft bei Goethe.

Das zweite Mal ſah ich [ein reiſender Engländer] Goethen in ſeinem Garten bei einer Soirée. Da wir zu einer früheren Stunde eingeladen waren, ſo hatten wir das Glück, die Geſellſchaft des deutſchen Dichterfürſten ſchon vorher zu genießen in ſeinem häuslichen Kreiſe. In einem blauen Fracke und ſchwarzem Strohhute, ging er mit einem Freunde umher. Nachdem ſich alle geſetzt hatten, kam auch er zum traulichen Kreiſe und gab ſeinen Theil zur Unterhaltung. . . . . Ich fand, daß er ſehr lebendig beim Sprechen war und über jede Unterbrechung ungeduldig zu werden ſchien. „Mein lieber Engel!“ ſagte er zu einem Freunde, der ihm eine wirkliche oder ſcheinbare Unrichtigkeit zu corrigiren wagte, „Du biſt ſehr gut, doch laß mich erzählen.“

Quellen.

919. Geſpräche mit Goethe in den letzten Jahren ſeines Lebens. Von J. P. Eckermann. III. Band. — **920.** Ebenda.

921. Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich v. Müller. Hrsgg. von C. A. H. Burkhardt. Stuttgart 1870. S. 78. — **922.** Wie 919. — **923.** Wie 921. S. 78 ff. — **924.** Geſpräche mit Goethe ꝛc. Von J. P. Eckermann. I. Band. — **925.** Ebenda. — **926.** Ebenda. — **927.** Ebenda. — **928.** Ebenda. — **929.** Ebenda. — **930.** Ebenda.

931. Rauch und Goethe. Urkundliche Mittheilungen von K. Eggers. Berlin 1889. S. 57 f. — **932.** Wie 921. S. 81 f. — **933.** Ebenda S. 82 f. — **934.** Wie 924. — **935.** Wie 921. S. 83 f. — **936.** Wie 924. — **937.** Wie 921. S. 85 f. — **938.** Wie 924. — **939.** a) Ebenda. — b) Wie 921. S. 86. — c) Denkſchriften und Briefe zur Charakteriſtik der Welt und Literatur. [Hrsgg. von Dorow.] II. Band. Berlin 1838. S. 27 f. (Aus Brief Wolf's an Varnhagen v. Enſe v. 23. Mai 1824.) — **940.** Wie 921. S. 86.

941. Wie 924. — **942.** Wie 919. — **943.** Wie 924. — **944.** Wie 919. — **945.** Ebenda. — **946.** Wie 931. S. 69. — **947.** Wie 921. S. 87 ff. — **948.** Ebenda S. 89 f. — **949.** Wie 931. S. 73. — **950.** Wie 921. S. 90 f.

951. Mittheilungen über Goethe und ſeinen Freundeskreis aus bisher unveröffentlichten Aufzeichnungen des Gräflich Egloff-

reinischen Familien-Archivs zu Arkliten. Hrsgg. von Dembowski. Lyck 1889. S. 25. (Aus Brief v. Müller's an Gräfin Julie Egloffstein.) — **952.** Mittheilungen über Goethe. Von F. W. Riemer. II. Band. Berlin 1841. S. 657 f. — **953.** Ebenda S. 653 f. — **954.** Wie 924. — **955.** Ebenda. — **956.** Wie 921. S. 92. — **957.** Ebenda. — **958.** Ebenda. — **959.** Ebenda S. 92 f. — **960.** Wie 924.

961. Wie 921. S. 93 f. — **962.** Wie 924. — **963.** Wie 921. S. 94 f. — **964.** Wie 924. — **965.** Ebenda. — **966.** Wie 921. S. 95. — **967.** Ebenda S. 95 f. — **968.** Ebenda S. 97. — **969.** Über Goethes „Klaggesang von der edlen Frauen des Asan Aga." Von F. Miklosich. Wien 1883. S. 62. — **970.** Wie 924.

971. Wie 924. — **972.** Wie 921. S. 97 ff. — **973.** Wie 924. — **974.** Wie 921. S. 99. — **975.** Ebenda. — **976.** Wie 919. — **977.** Wie 921. S. 99. — **978.** Ebenda S. 99 f. — **979.** Wie 919. — **980.** Wie 919.

981. Goethe-Schiller-Museum. Hrsgg. von A. Diezmann. Leipzig 1858. S. 120 ff. (Nach Putnam's Monthly, September 1856. Das englische Original war nicht zu erlangen.) — **982.** Wie 921. S. 100. — **983.** Wie 919. — **984.** Ebenda. — **985.** Ebenda. — **986.** Ebenda. — **987.** Fragments et souvenirs par M. V. Cousin. 3. edition. Paris 1857. S. 155—160. — **988.** Wie 919. — **989.** Wie 924. — **990.** Wie 931. S. 188 f.

991. Wie 921. S. 100 ff. — **992.** Erlebtes aus den Jahren 1790—1827 von W. Dorow. IV. Theil. Leipzig 1845. S. 346 f. — **993.** Wie 921. S. 102. —, **994.** Wie 919. — **995.** Wie 924. — **996.** Wie 921. S. 102 f. — **997.** Ebenda S. 103. — **998.** Ebenda S. 104. — **999.** Berühmte Schriftsteller der Deutschen. I. Band. Berlin 1854. S. 42. — **1000.** Briefwechsel und mündlicher Verkehr zwischen Goethe und dem Rathe Grüner. Leipzig 1853. S. 205.

1001. Wie 1000. S. 206 f. — **1002.** Wie 999. S. 46. — **1003.** Wie 1000. S. 207 f. — **1004.** Ebenda S. 210 f. — **1005.** Ebenda. S. 213 f. — **1006.** Ebenda S. 214. — **1007.** Ebenda. S. 215 ff. — **1008.** Archiv für Literaturgeschichte hrsgg. von F. Schnorr v. Carolsfeld. XI. Band. Leipzig 1862. S. 388 f. — **1009.** Wie 924. — **1010.** Die Gartenlaube. Jahrg. 1864. Leipzig S. 421.

1011. Wie 999. S. 60 f. — **1012.** Wie 1010. S. 423 f. — **1013.** Ebenda S. 424 f. — **1014.** Ebenda S. 425. — **1015.** Wie 921. S. 104. — **1016.** Wie 924. — **1017.** Wie 921. S. 104. — **1018.** Ebenda S. 105. — **1019.** Kunst und Leben. Aus Friedrich Förster's Nachlaß. Hrsgg. v. H. Kletke. Berlin 1873. S. 184 ff. — **1020.** Wie 921. S. 105.

1021. Wie 924. — **1022.** Wie 1010. S. 392. — **1023.** Ebenda S. 393. — **1024.** Wie 924. — **1025.** Ebenda. — **1026.** Europa. Redigirt von F. Steger. 1870. Nr. 20. Sp. 628 ff. (Aus „Meine Berührungen mit Goethe. J. G. v. Quandt.") — **1027.** Wie 921. S. 106 ff. — **1028.** Wie 924. — **1029.** Sulpiz Boisserée. I. Band. Stuttgart 1862. S. 171 f. — **1030.** Wie 921. S. 107 f.

1031. Wie 1029. S. 472. — **1032.** Ebenda S. 473. — **1033.** Ebenda S. 474. — **1034.** Ebenda S. 474 f. — **1035.** Ebenda S. 475 f. — **1036.** Ebenda S. 476. — **1037.** Ebenda S. 476 f. — **1038.** Ebenda S. 477. — **1039.** Ebenda. — **1040.** Ebenda S. 478.

1041. Wie 1029. S. 479 f. — **1042.** Ebenda S. 480 f. — **1043.** Wie 924. — **1044.** Wie 1029. S. 481. — **1045.** Ebenda. — **1046.** Wie 921. S. 108 f. — **1047.** Ebenda S. 109. — **1048.** Wie 1008. S. 394. — **1049.** Wie 921. S. 109 f. — **1050.** Ebenda S. 110 f.

1051. Friedrich Preller. Ein Lebensbild von C. Roquette. Frankfurt a. M. 1883. S. 28 f. — **1052.** Wie 952. S. 721 f. — **1053.** Memoiren des Karl Heinrich Ritters v. Lang.

II. Theil. Braunſchweig 1842. S. 342 ff. — **1054.** Briefe eines Verſtorbenen. Ein fragmentariſches Tagebuch ꝛc. 2. Aufl. III. Theil. Stuttgart 1836. S. 13—17. — **1055.** Wie 921. Unterm 15. Januar 1827. — **1056.** Wie 1029. S. 488 f. — **1057.** Grillparzer's Sämmtliche Werke. X. Band. Stuttgart 1872. S. 166—176. (Aus Grillparzer's Selbſtbiographie.) — **1058.** Ebenda. — **1059.** Ebenda. — **1060.** Ebenda.

1061. Wie 924. — **1062.** Ebenda. — **1063.** Ebenda. — **1064.** Ebenda. — **1065.** Ebenda. — **1066.** Ebenda. — **1067.** Ebenda zu Ende des Jahres 1826. — **1068.** Allgemeine Moden-Zeitung. Hrsgg. von J. A. Bergk. Leipzig 1828. Nr. 16. Sp. 127. (In dem Aufſatz v. A. Diezmann: Beſuch eines Engländers bei Goethe. Aus dem Engliſchen.)

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Anhang

an

Goethes Werke.

Abtheilung

für

Gespräche.

6. Band.

Leipzig.

F. W. v. Biedermann.

1890.

Goethes Gespräche.

Herausgeber

Woldemar Freiherr von Biedermann.

6. Band:

1827 und 1828.

Leipzig.
F. W. v. Biedermann.
1890.

19 1 378 : 6
(2,5)

Landes-
Bibliothek
Weimar

Inhalt.

		Seite
1069.	1827, 3. Januar. Mit Eckermann	1
1070.	1827, 4. Januar. Mit Eckermann	2
1071.	1827, 12. Januar. Abendgesellschaft bei Goethe	6
1072.	1827, 15. Januar. Mit Eckermann	8
1073.	1827, 17. Januar. Mittag bei Goethe	13
1074.	1827, 18. Januar. Mit Eckermann	21
1075.	1827, 21. Januar. Mit Eckermann	30
1076.	1827, 29. Januar. Mit Eckermann und Soret	35
1077.	1827, 31. Januar. Mit Eckermann	43
1078.	1827, 1. Februar. Mit Eckermann	50
1079.	1827, 7. Februar. Mit Eckermann	60
1080.	1827, 16. Februar. Mit Eckermann	61
1081.	1827, 21. Februar. Mit Eckermann	62
1082.	1827, 1. März. Mit Eckermann	64
1083.	1827, 1. März. Mit v. Müller	64
1084.	1827, Anfang März(?). Mit Auguste Sutorius	65
1085.	1827, 21. März. Mit Eckermann	66
1086.	1827, 28. März. Mit Eckermann	66
1087.	1827, 1. April. Mit Eckermann	82
1088.	1827, 11. April. Mit Eckermann u. a.	90
1089.	1827, 18. April. Mit Eckermann u. a.	102
1090.	1827, 24. April. Gesellschaft bei Goethe	113
1091.	1827, 25. April. Mit Eckermann u. a.	114
1092.	1827, Ende April oder Anfang Mai. Mit Jean Jacq. Ant. Ampère und Alb. Stapfer	115

Dieß iſt ein ſeltſamer Character, verſetzte Wilhelm.

Nichts weniger als ſeltſam, nur daß ſie keine Heuchlerin iſt. Ich liebe ſie deswegen, ja ich bin ihr Freund, weil ſie mir das Geſchlecht ſo rein darſtellt, das ich zu haſſen ſo viel Urſache habe. Sie iſt mir die wahre Eva, die Stammmutter des weiblichen Geſchlechts; ſo ſind alle, nur wollen ſie es nicht Wort haben.

Unter mancherley Geſprächen, in welchen Laertes ſeinen Haß gegen das weibliche Geſchlecht ſehr lebhaft ausdruckte, ohne jedoch die Urſache davon anzugeben, waren ſie in den Wald gekommen, in welchen Wilhelm ſehr verſtimmt eintrat, weil die Auſſerungen des Laertes ihm die Erinnerung an ſein Verhältniß zu Marianen wieder lebendig gemacht hatten. Sie fanden nicht weit von einer beſchatteten Quelle, unter herrlichen al-

Seite

1093. 1827, 3. Mai. Mit Eckermann 118
1094. 1827, 4. Mai. Mittag bei Goethe und nachher . . 125
1095. 1827, Anfang Mai (?). Mit K. v. Holtei u. a. . 127
1096. 1827, 6. Mai. Mit Mor. Oppenheim 131
1097. 1827, 6. Mai. Mittag bei Goethe 131
1098. 1827, 15. Mai. Mit v. Holtei 137
1099. 1827, Ende Mai oder Anfang Juni (?). Mit E. Genast u. a. 138
1100. 1827, Mitte Juni. Mit Graf Sternberg 139
1101. 1827, 20. Juni. Mittag bei Goethe 140
1102. 1827, 5. Juli. Mit Eckermann u. a. 147
1103. 1827, 9. Juli. Mit Eckermann 154
1104. 1827, 15. Juli. Mit Eckermann 159
1105. 1827, 16. Juli. Mit v. Müller 162
1106. 1827, 18. Juli. Mit Eckermann 165
1107. 1827, 21. Juli. Mit Eckermann 166
1108. 1827, 25. Juli. Mit Eckermann 169
1109. 1827, 31. Juli. Mit v. Müller 171
1110. 1827, 8. August. Mit v. Müller 171
1111. 1827, 9. August. Mit v. Müller 171
1112. 1827, 12. August. Mit v. Müller 172
1113. 1827, 23. August. Mit v. Müller u. a. 173
1114. 1827, 25. August. Mit Gust. Parthey 175
1115. 1827, 28. August. Mit Ed. Gans 179
1116. 1827, 28. August. Mit Parthey 182
1117. 1827, 29. August. Mittag bei Goethe 183
1118. 1827, 30. August. Mittag bei Goethe 188
1119. 1827, 31. August (?). Mittag bei Goethe 194
1120. 1827, 5. September. Mit Wasil. Andrejew. Schukowsky. Gerh. v. Reutern und v. Müller 196
1121. 1827, 6. September. Mit Schukowsky, v. Reuter und v. Müller 197
1122. 1827, 7. September. Mit v. Müller 198
1123. 1827, 8. (?) September. Mit Wilh. Zahn . . . 199
1124. 1827, 11. September. Mit v. Müller und Zahn . 206
1125. 1827, 13. September. Beim Armbrustschützenverein. 206

Seite

1126. 1827, 8.—18. September. Mit Zahn u. a. 208
1127. 1827, 24. September. Mit Eckermann 210
1128. 1827, 26. September. Mit Eckermann 214
1129. 1827, 27. September. Mit Eckermann 225
1130. 1827, 1. October. Mit Eckermann 226
1131. 1827, 7. October. Mit Eckermann 227
1132. 1827, 8. October. Mit Eckermann 237
1133. 1827, 18. October. Abendgesellschaft bei Goethe . 253
1134. 1827, October. Mit Joh. Andr. Stumpff . . . 254
1135. 1827, 18. November. Mit Gust. Stickel 256
1136. 1827. Mit Joh. K. Bertr. Stüve u. a. 258
1137. 1827. Mit Förster nebst Familie u. a. 259
1138. 1827. Mit Joh. K. Ulr. Bähr und Otto Wagner. 262
1139. 1827. Mit Riemer 263
1140. 1827 oder 1828. Mit v. Müller u. a. 263
1141. 1828, Januar oder Februar. Mit K. v. Holtei . 265
1142. 1828, Anfang März (?). Mit Johanna Schopenhauer 267
1143. 1828, 6. März. Mit v. Müller u. Meyer . . . 268
1144. 1828, 11. März. Mit Eckermann 271
1145. 1828, 12. März. Mit Eckermann 287
1146. 1828, 16. Mai. Mit Soret 299
1147. 1828, 6. Juni. Mit Soret 300
1148. 1828, 15. Juni. Mittag bei Goethe 301
1149. 1828, 7. Juli. Mit K. Aug. Christn. Sckell . . . 304
1150. 1828, die nächsten Tage nach 7. Juli. Mit Sckell. 305
1151. 1828, nach Mitte Juli. Mit Barbier Schmidt u. Sckell 308
1152. 1828, Juli oder August. Mit Leipziger Studenten der Theologie 309
1153. 1828, Juli oder August. Mit G. Frdr. Krauße u. Sckell 310
1154. 1828, Juli oder August. Mit Eckermann u. a. . 313
1155. 1828, 2. August. Mit Frommanns, Frau v. Löw geb. Gräfin Diede zum Fürstenstein und Luise v. Löw 314

Seite

1156. 1828, 17. Auguſt. Mit Riemer 317
1157. 1828, nach Mitte Auguſt. Mit Schell 318
1158. 1828, 31. Auguſt. Mit Conſt. Kraukling . . . 320
1159. 1828, 5. September. Mit Ernſt Schuchardt und Chrſtn. Ernſt Frdr. Weller 322
1160. 1828, 11. September. Mit Eckermann 323
1161. 1828, 1. October. Mit Frdr. Wilh. Hönninghaus. 328
1162. 1828, 3. October. Mit Eckermann und Ottilie v. Goethe 330
1163. 1828, 6. October. Mittag bei Goethe 335
1164. 1828, 9. October. Mit Eckermann und Ottilie v. Goethe 340
1165. 1828, 10. October. Mittag bei Goethe 344
1166. 1828, 11. October. Mit Guſt. Frdr. Wiggers u. Familie 344
1167. 1828, 11. October. Mittag bei Goethe, zuvor mit Eckermann 347
1168. 1828, 20. October. Mittag bei Goethe 352
1169. 1828, 22. October. Mit Eckermann 354
1170. 1828, 18. November. Mit Eckermann 355
1171. 1828, 22. November. Mit Riemer 356
1172. 1828, 3. December. Mit Soret 356
1173. 1828, 16. December. Mit Eckermann 358
1174. 1828. Mit Apollonius v. Maltitz 368

1069.

1827, 3. Januar.

Mit Eckermann.

Heute bei Tiſche ſprachen wir über Cannings treffliche Rede für Portugal.

„Es giebt Leute,“ ſagte Goethe, „die dieſe Rede grob nennen; aber dieſe Leute wiſſen nicht was ſie wollen, es liegt in ihnen eine Sucht, alles Große zu frondiren. Es iſt keine Oppoſition, ſondern eine bloße Frondation. Sie müſſen etwas Großes haben, das ſie haſſen können. Als Napoleon noch in der Welt war, haßten ſie den, und ſie hatten an ihm eine gute Ableitung. Sodann als es mit dieſem aus war, frondirten ſie die heilige Allianz, und doch iſt nie etwas Größeres und für die Menſchheit Wohlthätigeres erfunden worden. Jetzt kommt die Reihe an Canning. Seine Rede für Portugal iſt das Product eines großen Bewußtſeins. Er fühlt ſehr gut den Umfang ſeiner Gewalt und die Größe ſeiner Stellung, und er hat recht, daß er ſpricht wie er ſich empfindet. Aber das können dieſe Sansculotten nicht begreifen, und was uns andern groß erſcheint, erſcheint ihnen grob. Das Große iſt ihnen unbequem, ſie haben keine Ader, es zu verehren; ſie können es nicht dulden.“

1070.

1827, 4. Januar.

Mit Eckermann.

Goethe lobte ſehr die Gedichte von Victor Hugo. „Er iſt ein entſchiedenes Talent," ſagte er, „auf den die deutſche Literatur Einfluß gehabt. Seine poetiſche Jugend iſt ihm leider durch die Pedanterie der klaſſiſchen Partei verkümmert; doch jetzt hat er den ‚Globe' auf ſeiner Seite, und ſo hat er gewonnen Spiel. Ich möchte ihn mit Manzoni vergleichen. Er hat viel Objectives und erſcheint mir vollkommen ſo bedeutend als die Herren de Lamartine und Delavigne. Wenn ich ihn recht betrachte, ſo ſehe ich wohl, wo er und andere friſche Talente ſeinesgleichen herkommen. Von Chateaubriand kommen ſie her, der freilich ein ſehr bedeutendes rhetoriſch-poetiſches Talent iſt. Damit Sie nun aber ſehen, in welcher Art Victor Hugo ſchreibt, ſo leſen Sie nur dies Gedicht über Napoleon: ‚Les deux îles.'"

Goethe legte mir das Buch vor und ſtellte ſich an den Ofen. Ich las. „Hat er nicht treffliche Bilder?" ſagte Goethe, „und hat er ſeinen Gegenſtand nicht mit ſehr freiem Geiſte behandelt?" Er trat wieder zu mir. „Sehen Sie nur dieſe Stelle, wie ſchön ſie iſt!" Er las die Stelle von der Wetterwolke, aus der den Helden der Blitz von unten hinauf trifft. „Das iſt ſchön! Denn das Bild iſt wahr, welches man in Gebirgen finden wird, wo man oft die Gewitter unter

ſich hat und wo die Blitze von unten nach oben ſchlagen."

„„Ich lobe an den Franzoſen,"" ſagte ich, „„daß ihre Poeſie nie den feſten Boden der Realität verläßt. Man kann die Gedichte in Proſa überſetzen und ihr Weſentliches wird bleiben.""

„Das kommt daher," ſagte Goethe: „die franzöſiſchen Dichter haben Kenntniſſe; dagegen denken die deutſchen Narren, ſie verlören ihr Talent, wenn ſie ſich um Kenntniſſe bemühten, obgleich jedes Talent ſich durch Kenntniſſe nähren muß und nur dadurch erſt zum Gebrauch ſeiner Kräfte gelangt. Doch wir wollen ſie gehen laſſen, man hilft ihnen doch nicht, und das wahrhafte Talent findet ſchon ſeinen Weg. Die vielen jungen Dichter, die jetzt ihr Weſen treiben, ſind gar keine rechten Talente; ſie beurkunden weiter nichts als ein Unvermögen, das durch die Höhe der deutſchen Literatur zur Productivität angereizt worden.

Daß die Franzoſen," fuhr Goethe fort, „aus der Pedanterie zu einer freiern Art in der Poeſie hervorgehen, iſt nicht zu verwundern. Diderot und ihm ähnliche Geiſter haben ſchon vor der Revolution dieſe Bahn zu brechen geſucht. Die Revolution ſelbſt ſodann ſowie die Zeit unter Napoleon ſind der Sache günſtig geweſen. Denn wenn auch die kriegeriſchen Jahre kein eigentlich poetiſches Intereſſe aufkommen ließen und alſo für den Augenblick den Muſen zuwider waren, ſo haben ſich doch in dieſer Zeit eine

Menge freier Geiſter gebildet, die nun im Frieden zur Beſinnung kommen und als bedeutende Talente hervortreten."

Ich fragte Goethe, ob die Partei der Claſſiker auch dem trefflichen Béranger entgegen geweſen. „Das Genre, worin Béranger dichtet," ſagte Goethe, „iſt ein älteres, herkömmliches, woran man gewöhnt war; doch hat auch er ſich in manchen Dingen freier bewegt als ſeine Vorgänger und iſt deshalb von der pedantiſchen Partei angefeindet worden."

Das Geſpräch lenkte ſich auf die Malerei und auf den Schaden der alterthümelnden Schule. „Sie prätendiren kein Kenner zu ſein," ſagte Goethe, „und doch will ich Ihnen ein Bild vorlegen, an welchem Ihnen, obgleich es von einem unſerer beſten jetzt lebenden deutſchen Maler gemacht worden, dennoch die bedeutendſten Verſtöße gegen die erſten Geſetze der Kunſt ſogleich in die Augen fallen ſollen. Sie werden ſehen, das einzelne iſt hübſch gemacht, aber es wird Ihnen bei dem Ganzen nicht wohl werden, und Sie werden nicht wiſſen was Sie daraus machen ſollen. Und zwar dieſes nicht, weil der Meiſter des Bildes kein hinreichendes Talent iſt, ſondern weil ſein Geiſt, der das Talent leiten ſoll, ebenſo verfinſtert iſt wie die Köpfe der übrigen alterthümelnden Maler, ſodaß er die vollkommenen Meiſter ignorirt und zu den unvollkommenen Vorgängern zurückgeht und dieſe zum Muſter nimmt.

Raphael und ſeine Zeitgenoſſen waren aus einer

beſchränkten Manier zur Natur und Freiheit durchgebrochen. Und ſtatt daß jetzige Künſtler Gott danken und dieſe Avantagen benutzen und auf dem trefflichen Wege fortgehen ſollten, kehren ſie wieder zur Beſchränktheit zurück. Es iſt zu arg, und man kann dieſe Verfinſterung der Köpfe kaum begreifen. Und weil ſie nun auf dieſem Wege in der Kunſt ſelbſt keine Stütze haben, ſo ſuchen ſie ſolche in der Religion und Partei; denn ohne beides würden ſie in ihrer Schwäche gar nicht beſtehen können.

Es geht," fuhr Goethe fort, „durch die ganze Kunſt eine Filiation. Sieht man einen großen Meiſter, ſo findet man immer, daß er das Gute ſeiner Vorgänger benutzte, und daß eben dieſes ihn groß machte. Männer wie Raphael wachſen nicht aus dem Boden. Sie fußten auf der Antike und dem Beſten, was vor ihnen gemacht worden. Hätten ſie die Avantagen ihrer Zeit nicht benutzt, ſo würde wenig von ihnen zu ſagen ſein."

Das Geſpräch lenkte ſich auf die altdeutſche Poeſie; ich erinnerte an Fleming. „Fleming," ſagte Goethe, „iſt ein recht hübſches Talent, ein wenig proſaiſch, bürgerlich; er kann jetzt nichts mehr helfen. Es iſt eigen," fuhr er fort, „ich habe doch ſo mancherlei gemacht, und doch iſt keins von allen meinen Gedichten, das im lutheriſchen Geſangbuch ſtehen könnte." Ich lachte und gab ihm recht, indem ich mir ſagte, daß in dieſer wunderlichen Äußerung mehr liege, als es den Anſchein habe.

1071.

1827, 12. Januar.

Abendgeſellſchaft bei Goethe.

Ich [Eckermann] fand eine muſikaliſche Abendunterhaltung bei Goethe, die ihm von der Familie Eberwein nebſt einigen Mitgliedern des Orcheſters gewährt wurde. Unter den wenigen Zuhörern waren: der Generalſuperintendent Röhr, Hofrath Vogel und einige Damen. Goethe hatte gewünſcht, das Quartett eines berühmten jungen Componiſten zu hören, welches man zunächſt ausführte. Der zwölfjährige Karl Eberwein ſpielte den Flügel zu Goethes großer Zufriedenheit und in der That trefflich, ſodaß denn das Quartett in jeder Hinſicht gut executirt vorüberging.

„Es iſt wunderlich," ſagte Goethe, „wohin die aufs höchſte geſteigerte Technik und Mechanik die neueſten Componiſten führt; ihre Arbeiten bleiben keine Muſik mehr, ſie gehen über das Niveau der menſchlichen Empfindungen hinaus und man kann ſolchen Sachen aus eigenem Geiſt und Herzen nichts mehr unterlegen. Wie iſt es Ihnen? Mir bleibt alles in den Ohren hängen." Ich ſagte, daß es mir in dieſem Falle nicht beſſer gehe. „Doch das Allegro," fuhr Goethe fort, „hatte Character. Dieſes ewige Wirbeln und Drehen führte mir die Hexentänze des Blocksbergs vor Augen, und ich fand alſo doch eine Anſchauung, die ich der wunderlichen Muſik ſupponiren konnte."

Nach einer Pauſe, während welcher man ſich unterhielt und einige Erfriſchungen nahm, erſuchte Goethe Madame Eberwein um den Vortrag einiger Lieder. Sie ſang zunächſt nach Zelter's Compoſition das ſchöne Lied ‚Um Mitternacht', welches den tiefſten Eindruck machte. „Das Lied bleibt ſchön," ſagte Goethe, „ſo oft man es auch hört. Es hat in der Melodie etwas Ewiges, Unverwüſtliches." Hierauf folgten einige Lieder aus der ‚Fiſcherin', von Max Eberwein componirt. Der ‚Erlkönig' erhielt entſchiedenen Beifall; ſodann die Arie: ‚Ich hab's geſagt der guten Mutter', erregte die allgemeine Äußerung: dieſe Compoſition erſcheine ſo gut getroffen, daß niemand ſie ſich anders denken könne. Goethe ſelbſt war im hohen Grade befriedigt.

Zum Schluß des ſchönen Abends ſang Madame Eberwein auf Goethes Wunſch einige Lieder des ‚Divan' nach den bekannten Compoſitionen ihres Gatten. Die Stelle: ‚Juſſufs Reize möcht' ich borgen', gefiel Goethen ganz beſonders. „Eberwein," ſagte er zu mir, „übertrifft ſich mitunter ſelber." Er bat ſodann noch um das Lied: ‚Ach um deine feuchten Schwingen', welches gleichfalls die tiefſten Empfindungen anzuregen geeignet war.

Nachdem die Geſellſchaft gegangen, blieb ich noch einige Augenblicke mit Goethe allein. „Ich habe," ſagte er, „dieſen Abend die Bemerkung gemacht, daß dieſe Lieder des ‚Divan' gar kein Verhältniß mehr zu mir haben. Sowohl was darin orientaliſch als was

ten Bäumen, Philinen allein, an einem steinernen Tische, sitzen. Sie sang ihnen ein lustiges Liedchen entgegen, und als Laertes nach ihrer Gesellschaft fragte, rief sie aus: ich habe sie schön angeführt, ich habe sie zum Besten gehabt, wie sie es verdienten. Schon unterwegs setzte ich ihre Freygebigkeit auf die Probe, und da ich bemerkte, daß sie von den kargen Näschern waren, nahm ich mir gleich vor, sie zu bestrafen. Nach unsrer Ankunft fragten sie den Kellner, was zu haben sey? der mit der gewöhnlichen Geläufigkeit seiner Zunge alles, was da war, und mehr als da war, hererzählte. Ich sah ihre Verlegenheit, sie blickten einander an, stotterten, und fragten nach dem Preist. Was bedenken Sie sich lange, rief ich aus, die Tafel ist das Geschäft eines Frauenzimmers, lassen Sie mich dafür sorgen. Ich fing darauf an, ein unsinniges Mittagmahl zu be-

darin leidenschaftlich ist, hat aufgehört in mir fortzuleben; es ist wie eine abgestreifte Schlangenhaut am Wege liegen geblieben. Dagegen das Lied ‚Um Mitternacht' hat sein Verhältniß zu mir nicht verloren, es ist von mir noch ein lebendiger Theil und lebt mit mir fort.

Es geht mir übrigens öfter mit meinen Sachen so, daß sie mir gänzlich fremd werden. Ich las dieser Tage etwas Französisches und dachte im Lesen: der Mann spricht gescheidt genug, du würdest es selbst nicht anders sagen. Und als ich es genau besehe, ist es eine übersetzte Stelle aus meinen eigenen Schriften."

1072.

1827, 15. Januar.

Mit Eckermann.

Vor mehrern Wochen hörte ich . . von seinem Secretär, daß er an einer neuen Novelle arbeite; ich hielt mich daher abends von Besuchen zurück und begnügte mich, ihn bloß alle acht Tage bei Tische zu sehen.

Diese Novelle war nun seit einiger Zeit vollendet, und er legte mir diesen Abend die ersten Bogen zur Ansicht vor.

Ich war beglückt und las bis zu der bedeutenden Stelle, wo alle um den todten Tiger herumstehen und der Wärtel die Nachricht bringt, daß der Löwe oben an der Ruine sich in die Sonne gelegt habe.

Während des Leſens hatte ich die außerordentliche Deutlichkeit zu bewundern, womit alle Gegenſtände bis auf die kleinſte Localität vor die Augen gebracht waren. Der Auszug zur Jagd, die Zeichnungen der alten Schloßruine, der Jahrmarkt, der Feldweg zur Ruine, alles trat entſchieden vor die Anſchauung, ſodaß man genöthigt war, ſich das Dargeſtellte gerade ſo zu denken wie der Dichter es gewollt hatte. Zugleich war alles mit einer ſolchen Sicherheit, Beſonnenheit und Herrſchaft geſchrieben, daß man vom Künftigen nichts vorausahnen und keine Zeile weiter blicken konnte als man las.

„„Euer Excellenz,““ ſagte ich, „„müſſen nach einem ſehr beſtimmten Schema gearbeitet haben.““

„Allerdings habe ich das,“ antwortete Goethe; „ich wollte das Sujet ſchon vor dreißig Jahren ausführen, und ſeit der Zeit trage ich es im Kopfe. Nun ging es mir mit der Arbeit wunderlich. Damals, gleich nach ‚Hermann und Dorothea‘, wollte ich den Gegenſtand in epiſcher Form und Hexametern behandeln und hatte auch zu dieſem Zwecke ein ausführliches Schema entworfen. Als ich nun jetzt das Sujet wieder vornehme, um es zu ſchreiben, kann ich jenes alte Schema nicht finden und bin alſo genöthigt, ein neues zu machen und zwar ganz gemäß der veränderten Form, die ich jetzt dem Gegenſtande zu geben willens war. Nun aber nach vollendeter Arbeit findet ſich jenes ältere Schema wieder, und ich freue mich nun, daß ich

es nicht früher in Händen gehabt, denn es würde mich nur verwirrt haben. Die Handlung und der Gang der Entwickelung war zwar unverändert, allein im Detail war es doch ein ganz anderes; es war ganz für eine epische Behandlung in Hexametern gedacht und würde also für diese prosaische Darstellung gar nicht anwendbar gewesen sein."

Das Gespräch lenkte sich auf den Inhalt. „„Eine schöne Situation,"" sagte ich, „„ist die, wo Honorio der Fürstin gegenüber am todt ausgestreckten Tiger steht, die klagende, weinende Frau mit dem Knaben herzugekommen ist, und auch der Fürst mit dem Jagdgefolge zu der seltsamen Gruppe soeben herbeieilt. Das müßte ein treffliches Bild machen, und ich möchte es gemalt sehen.""

„Gewiß," sagte Goethe, „das wäre ein schönes Bild; — doch," fuhr er nach einigem Bedenken fort, „der Gegenstand wäre fast zu reich und der Figuren zu viele, sodaß die Gruppirung und Vertheilung von Licht und Schatten dem Künstler sehr schwer werden würde. Allein den frühern Moment, wo Honorio auf dem Tiger kniet und die Fürstin am Pferde gegenübersteht, habe ich mir wohl als Bild gedacht; und das wäre zu machen." Ich empfand, daß Goethe recht hatte, und fügte hinzu, daß ja dieser Moment auch eigentlich der Kern der ganzen Situation sei, worauf alles ankomme.

Noch hatte ich an dem Gelesenen zu bemerken, daß

dieſe Novelle von allen übrigen der ‚Wanderjahre‘ einen ganz verſchiedenen Character trage, indem darin alles Darſtellung des Äußern, alles real ſei. „Sie haben recht,“ ſagte Goethe, „Innerliches finden Sie in dem Geleſenen faſt gar nicht, und in meinen übrigen Sachen iſt davon faſt zu viel.“

„„Nun bin ich neugierig zu erfahren,““ ſagte ich, „„wie man ſich des Löwen bemeiſtern wird; daß dieſes auf eine ganz andere Weiſe geſchehen werde, ahne ich faſt, doch das Wie iſt mir gänzlich verborgen.““ — „Es wäre auch nicht gut, wenn Sie es ahnten,“ ſagte Goethe, „und ich will es Ihnen heute nicht verrathen. Donnerstag Abend gebe ich Ihnen das Ende; bis dahin liegt der Löwe in der Sonne.“

Ich brachte das Geſpräch auf den zweiten Theil des ‚Fauſt‘, insbeſondere auf die ‚Claſſiſche Walpurgisnacht‘, die nur noch in der Skizze dalag, und wovon Goethe mir vor einiger Zeit geſagt hatte, daß er ſie als Skizze wolle drucken laſſen. Nun hatte ich mir vorgenommen, Goethen zu rathen, dieſes nicht zu thun; denn ich fürchtete, ſie möchte, einmal gedruckt, für immer unausgeführt bleiben. Goethe mußte in der Zwiſchenzeit das bedacht haben, denn er kam mir ſogleich entgegen, indem er ſagte, daß er entſchloſſen ſei, jene Skizze nicht drucken zu laſſen. „„Das iſt mir ſehr lieb,““ ſagte ich, „„denn nun habe ich doch die Hoffnung, daß Sie ſie ausführen werden.““ — „In einem Vierteljahre,“ ſagte er, „wäre es gethan, allein

woher will die Ruhe kommen! Der Tag macht gar zu viele Anſprüche an mich; es hält ſchwer, mich ſo ſehr abzuſondern und zu iſoliren. Dieſen Morgen war der Erbgroßherzog bei mir, auf morgen Mittag hat ſich die Großherzogin melden laſſen. Ich habe ſolche Beſuche als eine hohe Gnade zu ſchätzen, ſie verſchönern mein Leben; allein ſie nehmen doch mein Inneres in Anſpruch, ich muß doch bedenken, was ich dieſen hohen Perſonen immer Neues vorlegen und wie ich ſie würdig unterhalten will."

„„Und doch,"" ſagte ich, „„haben Sie vorigen Winter die ‚Helena' vollendet, und Sie waren doch nicht weniger geſtört als jetzt.““ — „Freilich," ſagte Goethe, „es geht auch, und muß auch gehen, allein es iſt ſchwer." — „„Es iſt nur gut,"" ſagte ich, „„daß Sie ein ſo ausführliches Schema haben.““ — „Das Schema iſt wohl da," ſagte Goethe, „allein das Schwierigſte iſt noch zu thun; und bei der Ausführung hängt doch alles gar zu ſehr vom Glück ab. Die ‚Claſſiſche Walpurgisnacht' muß in Reimen geſchrieben werden, und doch muß alles einen antiken Character tragen. Eine ſolche Versart zu finden, iſt nicht leicht. Und nun den Dialog!" — „„Iſt denn der nicht im Schema mit erfunden?““ ſagte ich. — „Wohl das Was," antwortete Goethe, „aber nicht das Wie. Und dann bedenken Sie nur, was alles in jener tollen Nacht zur Sprache kommt! Fauſts Rede an die Proſerpina, um dieſe zu bewegen, daß ſie die Helena herausgiebt; was muß

das nicht für eine Rede ſein, da die Proſerpina ſelbſt zu Thränen davon gerührt wird! Dieſes alles iſt nicht leicht zu machen und hängt ſehr viel vom Glück ab, ja faſt ganz von der Stimmung und Kraft des Augenblicks."

1073.

1827, 17. Januar.

Mittag bei Goethe.

In der letzten Zeit, wo Goethe ſich mitunter nicht ganz wohl befand, hatten wir in ſeiner nach dem Garten gehenden Arbeitsſtube gegeſſen. Heute war wieder in dem ſogenannten Urbino-Zimmer gedeckt, welches ich [Eckermann] als ein gutes Zeichen nahm. Als ich hereintrat, fand ich Goethe und ſeinen Sohn; beide bewillkommneten mich freundlich in ihrer naiven liebevollen Art; Goethe ſelbſt ſchien in der heiterſten Stimmung, wie dieſes an ſeinem höchſt belebten Geſicht zu bemerken war. Durch die offene Thür des angrenzenden ſogenannten Deckenzimmers ſah ich, über einen großen Kupferſtich gebogen, den Herrn Kanzler von Müller; er trat bald zu uns herein, und ich freute mich, ihn als angenehme Tiſchgeſellſchaft zu begrüßen. Frau von Goethe wurde noch erwartet, doch ſetzten wir uns vorläufig zu Tiſche. Es ward mit Bewunderung von dem Kupferſtich geſprochen, und Goethe erzählte mir, es ſei ein Werk des berühmten Gérard in

Paris, womit dieſer ihm in den letzten Tagen ein Geſchenk gemacht. „Gehen Sie geſchwind hin,“ fügte er hinzu, „und nehmen Sie noch ein paar Augen voll, ehe die Suppe kommt.“

Ich that nach ſeinem Wunſche und meiner Neigung; ich freute mich an dem Anblick des bewundernswürdigen Werks, nicht weniger an der Unterſchrift des Malers, wodurch er es Goethen als einen Beweis ſeiner Achtung zueignet. Ich konnte jedoch nicht lange betrachten, Frau von Goethe trat herein, und ich eilte nach meinem Platz zurück. „Nicht wahr,“ ſagte Goethe, „das iſt etwas Großes? Man kann es tage- und wochenlang ſtudiren, ehe man die reichen Gedanken und Vollkommenheiten alle herausfindet. Dieſes,“ ſagte er, „ſoll Ihnen auf andere Tage vorbehalten bleiben.“

Wir waren bei Tiſche ſehr heiter. Der Kanzler theilte einen Brief eines bedeutenden Mannes aus Paris [Saint-Aignan] mit, der zur Zeit der franzöſiſchen Occupation als Geſandter hier einen ſchweren Poſten behauptet und von jener Zeit her mit Weimar ein freundliches Verhältniß fortgeſetzt hatte. Er gedachte des Großherzogs und Goethes und pries Weimar glücklich, wo das Genie mit der höchſten Gewalt ein ſo vertrautes Verhältniß haben könne.

Frau von Goethe brachte in die Unterhaltung große Anmuth. Es war von einigen Anſchaffungen die Rede, womit ſie den jungen Goethe neckte, und wozu dieſer ſich nicht verſtehen wollte. „Man muß den ſchönen

Frauen nicht gar zu viel angewöhnen," ſagte Goethe, „denn ſie gehen leicht ins Grenzenloſe. Napoleon erhielt noch auf Elba Rechnungen von Putzmacherinnen, die er bezahlen ſollte. Doch mochte er in ſolchen Dingen leicht zu wenig thun als zu viel. Früher in den Tuilerien wurden einſt in ſeinem Beiſein ſeiner Gemahlin von einem Modehändler koſtbare Sachen präſentirt. Als Napoleon aber keine Miene machte, etwas zu kaufen, gab ihm der Mann zu verſtehen, daß er doch wenig in dieſer Hinſicht für ſeine Gemahlin thue. Hierauf ſagte Napoleon kein Wort, aber er ſah ihn mit einem ſolchen Blick an, daß der Mann ſeine Sachen ſogleich zuſammenpackte und ſich nie wieder ſehen ließ." — „„That er dieſes als Conſul?"" fragte Frau von Goethe. — „Wahrſcheinlich als Kaiſer," antwortete Goethe, „denn ſonſt wäre ſein Blick wohl nicht ſo furchtbar geweſen. Aber ich muß über den Mann lachen, dem der Blick in die Glieder fuhr und der ſich wahrſcheinlich ſchon geköpft oder erſchoſſen ſah."

Wir waren in der heiterſten Laune und ſprachen über Napoleon weiter fort. „„Ich möchte,"" ſagte der junge Goethe, „„alle ſeine Thaten in herrlichen Gemälden oder Kupferſtichen beſitzen und damit ein großes Zimmer dekoriren."" — „Das müßte ſehr groß ſein," erwiederte Goethe, „und doch würden die Bilder nicht hineingehen, ſo groß ſind ſeine Thaten."

Der Kanzler brachte Ludens ‚Geſchichte der Deutſchen' ins Geſpräch, und ich hatte zu bewundern, mit welcher

Gewandtheit und Eindringlichkeit der junge Goethe dasjenige, was öffentliche Blätter an dem Buche zu tadeln gefunden, aus der Zeit, in der es geschrieben, und den nationalen Empfindungen und Rücksichten, die dabei in dem Verfasser gelebt, herzuleiten wußte. Es ergab sich, daß Napoleons Kriege erst jene des Cäsar aufgeschlossen. „Früher," sagte Goethe, „war Cäsar's Buch freilich nicht viel mehr als ein bloßes Exercitium gelehrter Schulen."

Von der altdeutschen Zeit kam das Gespräch auf die gothische. Es war von einem Bücherschrank die Rede, der einen gothischen Character habe; sodann kam man auf den neuesten Geschmack, ganze Zimmer in altdeutscher und gothischer Art einzurichten und in einer solchen Umgebung einer veralteten Zeit zu wohnen.

„In einem Hause," sagte Goethe, „wo so viele Zimmer sind, daß man einige derselben leer stehen läßt und im ganzen Jahre vielleicht nur drei-, viermal hineinkommt, mag eine solche Liebhaberei hingehen und man mag auch ein gothisches Zimmer haben, sowie ich es ganz hübsch finde, daß Madame Panckoucke in Paris ein chinesisches hat, allein sein Wohnzimmer mit so fremder und veralteter Umgebung auszustaffiren, kann ich gar nicht loben. Es ist immer eine Art von Maskerade, die auf die Länge in keiner Hinsicht wohlthun kann, vielmehr auf den Menschen, der sich damit befaßt, einen nachtheiligen Einfluß haben muß; denn so

etwas ſteht im Widerſpruch mit dem lebendigen Tage, in welchen wir geſetzt ſind, und wie es aus einer leeren und hohlen Geſinnungs- und Denkungsweiſe hervorgeht, ſo wird es darin beſtärken. Es mag wohl einer an einem luſtigen Winterabend als Türke zur Maskerade gehen, allein was würden wir von einem Menſchen halten, der ein ganzes Jahr ſich in einer ſolchen Maske zeigen wollte? Wir würden von ihm denken, daß er entweder ſchon verrückt ſei, oder daß er doch die größte Anlage habe, es ſehr bald zu werden."

Wir fanden Goethes Worte über einen ſo ſehr ins Leben eingreifenden Gegenſtand durchaus überzeugend, und da keiner der Anweſenden etwas davon als leiſen Vorwurf auf ſich ſelbſt beziehen konnte, ſo fühlten wir ihre Wahrheit in der heiterſten Stimmung.

Das Geſpräch lenkte ſich auf das Theater, und Goethe neckte mich, daß ich am letzten Montag Abend es ihm geopfert. „Er iſt nun drei Jahre hier," ſagte er, zu den übrigen gewendet, „und dies iſt der erſte Abend, wo er mir zuliebe im Theater gefehlt hat; ich muß ihm das hoch anrechnen. Ich hatte ihn eingeladen, und er hatte verſprochen zu kommen, aber doch zweifelte ich, daß er Wort halten würde, beſonders als es halb ſieben ſchlug und er noch nicht da war. Ja ich hätte mich ſogar gefreut, wenn er nicht gekommen wäre; ich hätte doch ſagen können: Da iſt ein ganz verrückter Menſch, dem das Theater über ſeine liebſten

ſtellen, wozu noch manches durch Boten aus der Nachbarſchaft geholt werden ſollte. Der Kellner, den ich durch ein paar ſchiefe Mäuler zum Vertrauten gemacht hatte, half mir endlich, und ſo haben wir ſie durch die Vorſtellung eines herrlichen Gaſtmahls dergeſtalt geängſtigt, daß ſie ſich kurz und gut zu einem Spaziergange in den Wald entſchloſſen, von dem ſie wohl ſchwerlich zurück kommen werden. Ich habe eine Viertelſtunde auf meine eigene Hand gelacht, und werde lachen, ſo oft ich an die Geſichter denke. Bey Tiſche erinnerte ſie Laertes an ähnliche Fälle; ſie kamen in den Gang, luſtige Geſchichten, Mißverſtändniſſe und Prellereyen zu erzählen.

Ein junger Mann, von ihrer Bekanntſchaft aus der Stadt, kam mit einem Buche durch den Wald geſchlichen, ſetzte ſich zu ihnen, und rühmte den ſchönen Platz. Er

Freunde geht und der ſich durch nichts von ſeiner hartnäckigen Neigung abwenden läßt. Aber ich habe Sie auch entſchädigt! Nicht wahr? Habe ich Ihnen nicht ſchöne Sachen vorgelegt?" Goethe zielte mit dieſen Worten auf die neue Novelle.

Wir ſprachen ſodann über Schiller's ‚Fiesco', der am letzten Sonnabend war gegeben worden. „„Ich habe das Stück zum erſten Male geſehen,"" ſagte ich, „„und es hat mich nun ſehr beſchäftigt, ob man nicht die ganz rohen Scenen mildern könnte; allein ich finde, daß ſich wenig daran thun läßt, ohne den Character des Ganzen zu verletzen.""

„Sie haben ganz recht, es geht nicht," erwiederte Goethe. „Schiller hat ſehr oft mit mir darüber geſprochen, denn er ſelbſt konnte ſeine erſten Stücke nicht leiden, und er ließ ſie, während wir am Theater waren, nie ſpielen. Nun fehlte es uns aber an Stücken, und wir hätten gern jene drei gewaltſamen Erſtlinge dem Repertoire gewonnen. Es wollte aber nicht gehen, es war alles zu ſehr miteinander verwachſen, ſodaß Schiller ſelbſt an dem Unternehmen verzweifelte und ſich genöthigt ſah, ſeinen Vorſatz aufzugeben und die Stücke zu laſſen wie ſie waren."

„„Es iſt ſchade darum,"" ſagte ich; „„denn trotz aller Roheiten ſind ſie mir doch tauſendmal lieber als die ſchwachen, weichen, forcirten und unnatürlichen Stücke einiger unſerer neueſten Tragiker. Bei Schiller ſpricht doch immer ein grandioſer Geiſt und Character.""

„Das wollte ich meinen," sagte Goethe. „Schiller mochte sich stellen wie er wollte, er konnte gar nichts machen, was nicht immer bei weitem größer herauskam als das Beste dieser Neuern; ja wenn Schiller sich die Nägel beschnitt, war er größer als diese Herren."

Wir lachten und freuten uns des gewaltigen Gleichnisses.

„Aber ich habe doch Personen gekannt," fuhr Goethe fort, „die sich über die ersten Stücke Schiller's gar nicht zufrieden geben konnten. Eines Sommers in einem Bade ging ich durch einen eingeschlossenen sehr schmalen Weg, der zu einer Mühle führte. Es begegnete mir der Fürst *** [Putiatin], und da in demselben Augenblicke einige mit Mehlsäcken beladene Maulthiere auf uns zukamen, so mußten wir ausweichen und in ein kleines Haus treten. Hier, in einem engen Stübchen, geriethen wir nach Art dieses Fürsten sogleich in tiefe Gespräche über göttliche und menschliche Dinge; wir kamen auch auf Schiller's ‚Räuber', und der Fürst äußerte sich folgendermaßen: ‚Wäre ich Gott gewesen', sagte er, ‚im Begriff die Welt zu erschaffen, und ich hätte in dem Augenblick vorausgesehen, das Schiller's ‚Räuber' darin würden geschrieben werden, ich hätte die Welt nicht erschaffen.'" Wir mußten lachen. „Was sagen Sie dazu?" sagte Goethe; „das war doch eine Abneigung, die ein wenig weit ging und die man sich kaum erklären konnte."

„„Von dieser Abneigung,"" versetzte ich, „„haben da-

L. B. Weimar

gegen unſere jungen Leute, beſonders unſere Studenten, gar nichts. Die trefflichſten, reifſten Stücke von Schiller und andern können gegeben werden, und man ſieht von jungen Leuten und Studirenden wenige oder gar keine im Theater; aber man gebe Schiller's ‚Räuber' oder Schiller's ‚Fiesco', und das Haus iſt faſt allein von Studenten gefüllt.'" — „Das war," verſetzte Goethe, „vor funfzig Jahren wie jetzt und wird wahrſcheinlich nach funfzig Jahren nicht anders ſein. Was ein junger Menſch geſchrieben hat, wird auch wieder am beſten von jungen Leuten genoſſen werden. Und dann denke man nicht, daß die Welt ſo ſehr in der Cultur und gutem Geſchmack vorſchritte, daß ſelbſt die Jugend ſchon über eine ſolche rohere Epoche hinaus wäre! Wenn auch die Welt im ganzen vorſchreitet, die Jugend muß doch immer wieder von vorn anfangen und als Individuum die Epochen der Weltcultur durchmachen. Mich irritirt das nicht mehr, und ich habe längſt einen Vers darauf gemacht, der ſo lautet:

Johannisfeuer ſei unverwehrt,
Die Freude nie verloren!
Beſen werden immer ſtumpf gekehrt
Und Jungens immer geboren.

Ich brauche nur zum Fenſter hinauszuſehen, um in ſtraßenkehrenden Beſen und herumlaufenden Kindern die Symbole der ſich ewig abnutzenden und immer ſich verjüngenden Welt beſtändig vor Augen zu haben. Kinderſpiele und Jugendvergnügungen erhalten ſich da-

her und pflanzen ſich von Jahrhundert zu Jahrhundert fort; denn ſo abſurd ſie auch einem reifern Alter erſcheinen mögen, Kinder bleiben doch immer Kinder und ſind ſich zu allen Zeiten ähnlich. Deshalb ſoll man auch die Johannisfeuer nicht verbieten und den lieben Kindern die Freude daran nicht verderben."

Unter ſolchen und ähnlichen heitern Unterhaltungen gingen die Stunden des Tiſches ſchnell vorüber. Wir jüngern Leute gingen ſodann hinauf in die obern Zimmer, während der Kanzler bei Goethe blieb.

1074.

1827, 18. Januar.

Mit Eckermann.

Auf dieſen Abend hatte Goethe mir den Schluß der Novelle verſprochen. Ich ging halb ſieben Uhr zu ihm und fand ihn in ſeiner traulichen Arbeitsſtube allein. Ich ſetzte mich zu ihm an den Tiſch, und nachdem wir die nächſten Tagesereigniſſe beſprochen hatten, ſtand Goethe auf und gab mir die erwünſchten letzten Bogen. „Da leſen Sie den Schluß," ſagte er. Ich begann. Goethe ging derweile im Zimmer auf und ab und ſtand abwechſelnd am Ofen. Ich las wie gewöhnlich leiſe für mich.

— — — — — — — — — — —

Nicht ohne Rührung hatte ich die Handlung des Schluſſes leſen können. Doch wußte ich nicht, was ich

ſagen ſollte, ich war überraſcht, aber nicht befriedigt. Es war mir als wäre der Ausgang zu einſam, zu ideal, zu lyriſch, und als hätten wenigſtens einige der übrigen Figuren wieder hervortreten und, das Ganze abſchließend, dem Ende mehr Breite geben ſollen.

Goethe merkte, daß ich einen Zweifel im Herzen hatte, und ſuchte mich ins Gleiche zu bringen. „Hätte ich," ſagte er, „einige der übrigen Figuren am Ende wieder hervortreten laſſen, ſo wäre der Schluß proſaiſch geworden. Und was ſollten ſie handeln und ſagen, da alles abgethan war? Der Fürſt mit den Seinigen iſt in die Stadt geritten, wo ſeine Hilfe nöthig ſein wird; Honorio, ſobald er hört, daß der Löwe oben in Sicherheit iſt, wird mit ſeinen Jägern folgen; der Mann aber wird ſehr bald mit dem eiſernen Käfig aus der Stadt da ſein und den Löwen darin zurückführen. Dieſes ſind alles Dinge, die man vorausſieht und die deshalb nicht geſagt und ausgeführt werden müſſen. Thäte man es, ſo würde man proſaiſch werden.

Aber ein ideeller, ja lyriſcher Schluß war nöthig und mußte folgen; denn nach der pathetiſchen Rede des Mannes, die ſchon poetiſche Proſa iſt, mußte eine Steigerung kommen, ich mußte zur lyriſchen Poeſie, ja zum Liede ſelbſt übergehen.

Um für den Gang dieſer Novelle ein Gleichniß zu haben," fuhr Goethe fort, „ſo denken Sie ſich aus der Wurzel hervorſchießend ein grünes Gewächs, das eine Weile aus einem ſtarken Stengel kräftige grüne

Blätter nach den Seiten austreibt und zuletzt mit einer Blume endet. Die Blume war unerwartet, überraſchend, aber ſie mußte kommen; ja das grüne Blätterwerk war nur für ſie da und wäre ohne ſie nicht der Mühe werth geweſen."

Bei dieſen Worten athmete ich leicht auf, es fiel mir wie Schuppen vom Auge, und eine Ahnung von der Trefflichkeit dieſer wunderbaren Compoſition fing an ſich in mir zu regen.

Goethe fuhr fort: „Zu zeigen, wie das Unbändige, Unüberwindliche oft beſſer durch Liebe und Frömmigkeit als durch Gewalt bezwungen werde, war die Aufgabe dieſer Novelle, und dieſes ſchöne Ziel, welches ſich im Kinde und Löwen darſtellt, reizte mich zur Ausführung. Dies iſt das Ideelle, dies die Blume. Und das grüne Blätterwerk der durchaus realen Expoſition iſt nur dieſerwegen da und nur dieſerwegen etwas werth. Denn was ſoll das Reale an ſich? Wir haben Freude daran, wenn es mit Wahrheit dargeſtellt iſt, ja es kann uns auch von gewiſſen Dingen eine deutlichere Erkenntniß geben; aber der eigentliche Gewinn für unſere höhere Natur liegt doch allein im Idealen, das aus dem Herzen des Dichters hervorging."

Wie ſehr Goethe recht hatte, empfand ich lebhaft, da der Schluß ſeiner Novelle noch in mir fortwirkte und eine Stimmung von Frömmigkeit in mir hervorgebracht hatte, wie ich ſie lange nicht in dem Grade

empfunden. Wie rein und innig, dachte ich bei mir ſelbſt, müſſen doch in einem ſo hohen Alter noch die Gefühle des Dichters ſein, daß er etwas ſo Schönes hat machen können! Ich enthielt mich nicht, mich darüber gegen Goethe auszuſprechen, ſowie überhaupt mich zu freuen, daß dieſe in ihrer Art einzige Production doch nun exiſtire.

„Es iſt mir lieb," ſagte Goethe, „wenn Sie zufrieden ſind, und ich freue mich nun ſelbſt, daß ich einen Gegenſtand, den ich ſeit dreißig Jahren in mir herumgetragen, nun endlich los bin. Schiller und Humboldt, denen ich damals mein Vorhaben mittheilte, riethen mir ab, weil ſie nicht wiſſen konnten, was in der Sache lag, und weil nur der Dichter allein weiß, welche Reize er ſeinem Gegenſtande zu geben fähig iſt. Man ſoll daher nie jemand fragen, wenn man etwas ſchreiben will. Hätte Schiller mich vor ſeinem ‚Wallenſtein' gefragt, ob er ihn ſchreiben ſolle, ich hätte ihm ſicherlich abgerathen; denn ich hätte nie denken können, daß aus ſolchem Gegenſtande überall ein ſo treffliches Theaterſtück wäre zu machen geweſen. Schiller war gegen eine Behandlung meines Gegenſtandes in Hexametern, wie ich es damals gleich nach ‚Hermann und Dorothea' willens war; er rieth zu den achtzeiligen Stanzen. Sie ſehen aber wohl, daß ich mit der Proſa letzt am beſten gefahren bin. Denn es kam ſehr auf genaue Zeichnung der Localität an, wobei man doch in ſolchen Reimen wäre genirt geweſen. Und dann

ließ ſich auch der anfänglich ganz reale und am Schluß ganz ideelle Character der Novelle in Proſa am beſten geben, ſowie ſich auch die Liederchen jetzt gar hübſch ausnehmen, welches doch ſo wenig in Hexametern als in den achtzeiligen Reimen möglich geweſen wäre."

Die übrigen einzelnen Erzählungen und Novellen der ‚Wanderjahre' kamen zur Sprache, und es ward bemerkt, daß jede ſich von der andern durch einen beſondern Character und Ton unterſcheide.

„Woher dieſes entſtanden," ſagte Goethe, „will ich Ihnen erklären. Ich ging dabei zu Werke wie ein Maler, der bei gewiſſen Gegenſtänden gewiſſe Farben vermeidet und gewiſſe andere dagegen vorwalten läßt. Er wird z. B. bei einer Morgenlandſchaft viel Blau auf ſeine Palette ſetzen, aber wenig Gelb. Malt er dagegen einen Abend, ſo wird er viel Gelb nehmen und die blaue Farbe faſt ganz fehlen laſſen. Auf eine ähnliche Weiſe verfuhr ich bei meinen verſchiedenartigen ſchriftſtelleriſchen Productionen, und wenn man ihnen einen verſchiedenen Character zugeſteht, ſo mag es daher rühren."

Ich dachte bei mir, daß dies eine höchſt kluge Maxime ſei, und freute mich, daß Goethe ſie ausgeſprochen.

Sodann hatte ich, vorzüglich bei dieſer letzten Novelle, noch das Detail zu bewundern, womit beſonders das Landſchaftliche dargeſtellt war.

„Ich habe," ſagte Goethe, „niemals die Natur

poetiſcher Zwecke wegen betrachtet. Aber weil mein früheres Landſchaftszeichnen und dann mein ſpäteres Naturforſchen mich zu einem beſtändigen genauen Anſehen der natürlichen Gegenſtände trieb, ſo habe ich die Natur bis in ihre kleinſten Details nach und nach auswendig gelernt, dergeſtalt, daß, wenn ich als Poet etwas brauche, es mir zu Gebote ſteht und ich nicht leicht gegen die Wahrheit fehle. In Schillern lag dieſes Naturbetrachten nicht. Was in ſeinem ‚Tell' von ſchweizer Localität iſt, habe ich ihm alles erzählt; aber er war ein ſo bewundernswürdiger Geiſt, daß er ſelbſt nach ſolchen Erzählungen etwas machen konnte, das Realität hatte."

Das Geſpräch lenkte ſich nun ganz auf Schiller, und Goethe fuhr folgendermaßen fort:

„Schiller's eigentliche Productivität lag im Idealen, und es läßt ſich ſagen, daß er ſo wenig in der deutſchen als einer andern Literatur ſeinesgleichen hat. Von Lord Byron hat er noch das meiſte; doch dieſer iſt ihm an Welt überlegen. Ich hätte gern geſehen, daß Schiller den Lord Byron erlebt hätte, und da hätt' es mich wundern ſollen, was er zu einem ſo verwandten Geiſte würde geſagt haben. Ob wohl Byron bei Schiller's Leben ſchon etwas publicirt hat?"

Ich zweifelte, konnte es aber nicht mit Gewißheit ſagen. Goethe nahm daher das ‚Converſations-Lexicon' und las den Artikel über Byron vor, wobei er nicht fehlen ließ, manche flüchtige Bemerkung einzuſchalten.

Es fand ſich, daß Lord Byron vor 1807 nichts hatte drucken laſſen, und daß alſo Schiller nichts von ihm geſehen.

„Durch alle Werke Schiller's," fuhr Goethe fort, „geht die Idee von Freiheit, und dieſe Idee nahm eine andere Geſtalt an, ſowie Schiller in ſeiner Cultur weiter ging und ſelbſt ein anderer wurde. In ſeiner Jugend war es die phyſiſche Freiheit, die ihm zu ſchaffen machte und die in ſeine Dichtungen überging, in ſeinem ſpätern Leben die ideelle.

Es iſt mit der Freiheit ein wunderlich Ding, und jeder hat leicht genug, wenn er ſich nur zu begnügen und zu finden weiß. Und was hilft uns ein Überfluß von Freiheit, die wir nicht gebrauchen können! Sehen Sie dieſes Zimmer und dieſe angrenzende Kammer, in der Sie durch die offene Thür mein Bette ſehen, beide ſind nicht groß, ſie ſind ohnedies durch vielerlei Bedarf, Bücher, Manuſcripte und Kunſtſachen eingeengt, aber ſie ſind mir genug, ich habe den ganzen Winter darin gewohnt und meine vordern Zimmer faſt nicht betreten. Was habe ich nun von meinem geräumigen Hauſe gehabt und von der Freiheit, von einem Zimmer ins andere zu gehen, da ich nicht das Bedürfniß hatte, ſie zu benutzen!

Hat einer nur ſo viel Freiheit, um geſund zu leben und ſein Gewerbe zu treiben, ſo hat er genug, und ſo viel hat leicht ein jeder. Und dann ſind wir alle nur frei unter gewiſſen Bedingungen, die wir er-

machte ſie auf das Rieſeln der Quelle, auf die Bewegung der Zweige, auf die einfallenden Lichter und auf den Geſang der Vögel aufmerkſam. Philine ſang ein Liedchen vom Kuckuk, welches dem Ankömmling nicht zu behagen ſchien; er empfahl ſich bald.

Wenn ich nur nichts mehr von Natur und Naturſcenen hören ſollte, rief Philine aus, als er weg war, es iſt nichts unerträglicher, als ſich das Vergnügen vorrechnen zu laſſen, das man genießt. Wenn ſchön Wetter iſt, geht man ſpatzieren, wie man tanzt, wenn aufgeſpielt wird. Wer mag aber nur einen Augenblick an die Muſik, wer an's ſchöne Wetter denken? Der Tänzer intereſſirt uns, nicht die Violine, und in ein paar ſchöne ſchwarze Augen zu ſehen, thut einem paar blauen Augen gar zu wohl. Was ſollen dagegen Quellen und Brunnen, und alte morſche Linden! Sie ſah, indem ſie ſo ſprach,

füllen müſſen. Der Bürger iſt ſo frei wie der Adelige, ſobald er ſich in den Grenzen hält, die ihm von Gott durch ſeinen Stand, worin er geboren, angewieſen. Der Adelige iſt ſo frei wie der Fürſt; denn wenn er bei Hofe nur das wenige Ceremoniell beobachtet, ſo darf er ſich als ſeinesgleichen fühlen. Nicht das macht frei, daß wir nichts über uns anerkennen wollen, ſondern eben, daß wir etwas verehren, das über uns iſt; denn indem wir es verehren, heben wir uns zu ihm hinauf und legen durch unſere Anerkennung an den Tag, daß wir ſelber das Höhere in uns tragen und werth ſind, ſeinesgleichen zu ſein. Ich bin bei meinen Reiſen oft auf norddeutſche Kaufleute geſtoßen, welche glaubten meinesgleichen zu ſein, wenn ſie ſich roh zu mir an den Tiſch ſetzten. Dadurch waren ſie es nicht; allein ſie wären es geweſen, wenn ſie mich hätten zu ſchätzen und zu behandeln gewußt.

Daß nun dieſe phyſiſche Freiheit Schillern in ſeiner Jugend ſo viel zu ſchaffen machte, lag zwar theils in der Natur ſeines Geiſtes, größerntheils aber ſchrieb es ſich von dem Drucke her, den er in der Militärſchule hatte leiden müſſen.

Dann aber in ſeinem reifern Leben, wo er der phyſiſchen Freiheit genug hatte, ging er zur ideellen über, und ich möchte faſt ſagen, daß dieſe Idee ihn getödtet hat; denn er machte dadurch Anforderungen an ſeine phyſiſche Natur, die für ſeine Kräfte zu gewaltſam waren.

Der Großherzog bestimmte Schillern bei seiner Hierherkunft einen Gehalt von jährlich tausend Thalern und erbot sich, ihm das Doppelte zu geben, im Fall er durch Krankheit verhindert sein sollte zu arbeiten. Schiller lehnte dieses letzte Anerbieten ab und machte nie davon Gebrauch. ‚Ich habe das Talent,‘ sagte er, ‚und muß mir selber helfen können.‘ Nun aber, bei seiner vergrößerten Familie in den letzten Jahren, mußte er der Existenz wegen jährlich zwei Stücke schreiben, und um dieses zu vollbringen, trieb er sich, auch an solchen Tagen und Wochen zu arbeiten, in denen er nicht wohl war; sein Talent sollte ihm zu jeder Stunde gehorchen und zu Gebote stehen.

Schiller hat nie viel getrunken, er war sehr mäßig; aber in solchen Augenblicken körperlicher Schwäche suchte er seine Kräfte durch etwas Liqueur oder ähnliches Spirituoses zu steigern. Dies aber zehrte an seiner Gesundheit und war auch den Productionen selbst schädlich; denn was gescheite Köpfe an seinen Sachen aussetzen, leite ich aus dieser Quelle her. Alle solche Stellen, von denen sie sagen, daß sie nicht just sind, möchte ich pathologische Stellen nennen, indem er sie nämlich an solchen Tagen geschrieben hat, wo es ihm an Kräften fehlte, um die rechten und wahren Motive zu finden. Ich habe vor dem kategorischen Imperativ allen Respect, ich weiß wie viel Gutes aus ihm hervorgehen kann, allein man muß es damit nicht zu

weit treiben, denn ſonſt führt dieſe Idee der ideellen Freiheit ſicher zu nichts Gutem."

Unter dieſen intereſſanten Äußerungen und ähnlichen Geſprächen über Lord Byron und berühmte deutſche Literatoren, von denen Schiller geſagt, daß Kotzebue ihm lieber, weil er doch etwas hervorbringe, waren die Abendſtunden ſchnell vorübergegangen, und Goethe gab mir die Novelle mit, um ſie für mich zu Hauſe nochmals in der Stille zu betrachten.

1075.

1827, 21. Januar.

Mit Eckermann.

Ich ging dieſen Abend halb acht zu Goethe und blieb ein Stündchen bei ihm. Er zeigte mir einen Band neuer franzöſiſcher Gedichte der Demoiſelle Gay und ſprach darüber mit großem Lobe. „Die Franzoſen," ſagte er, „machen ſich heraus, und es iſt der Mühe werth, daß man ſich nach ihnen umſieht. Ich bin mit Fleiß darüber her, mir von dem Stande der neueſten franzöſiſchen Literatur einen Begriff zu machen und, wenn es glückt, mich auch darüber auszuſprechen. Es iſt mir höchſt intereſſant zu ſehen, daß diejenigen Elemente bei ihnen erſt anfangen zu wirken, die bei uns längſt durchgegangen ſind. Das mittlere Talent iſt freilich immer in der Zeit befangen und muß ſich aus denjenigen Elementen nähren, die in ihr liegen. Es

iſt bei ihnen bis auf die neueſte Frömmigkeit alles dasſelbige wie bei uns, nur daß es bei ihnen ein wenig galanter und geiſtreicher zum Vorſchein kommt."

„„Was ſagen aber Euer Excellenz zu Béranger und dem Verfaſſer der Stücke der Clara Gazul? [Mérimée]""

„Dieſe nehme ich aus," ſagte Goethe, „das ſind große Talente, die ein Fundament in ſich ſelber haben und ſich von der Geſinnungsweiſe des Tages frei erhalten." — „„Dieſes zu hören iſt mir ſehr lieb," ſagte ich, „„denn ich hatte über dieſe beiden ungefähr dieſelbige Empfindung.""

Das Geſpräch wendete ſich von der franzöſiſchen Literatur auf die deutſche. „Da will ich Ihnen doch etwas zeigen," ſagte Goethe, „das für Sie Intereſſe haben wird. Reichen Sie mir doch einen der Bände, die vor Ihnen liegen. Solger iſt Ihnen bekannt?" — „„Allerdings," ſagte ich, „„ich habe ihn ſogar lieb. Ich beſitze ſeine Überſetzung des Sophokles, und ſowohl dieſe als die Vorrede dazu gaben mir längſt von ihm eine hohe Meinung."" — „Sie wiſſen, er iſt vor mehrern Jahren geſtorben," ſagte Goethe, „und man hat jetzt eine Sammlung ſeiner nachgelaſſenen Schriften und Briefe herausgegeben. In ſeinen philoſophiſchen Unterſuchungen, die er in der Form der Platoniſchen Dialoge giebt, iſt er nicht ſo glücklich, aber ſeine Briefe ſind vortrefflich. In einem derſelben ſchreibt er an Tieck über die ‚Wahlverwandtſchaften', und dieſen muß

ich Ihnen vorleſen, denn es iſt nicht leicht etwas Beſſeres über jenen Roman geſagt worden."

Goethe las mir die treffliche Abhandlung vor, und wir beſprachen ſie punktweiſe, indem wir die von einem großen Character zeugenden Anſichten und die Conſequenz ſeiner Ableitungen und Folgerungen bewunderten. Obgleich Solger zugeſtand, daß das Factum in den ‚Wahlverwandtſchaften' aus der Natur aller Charactere hervorgehe, ſo tadelte er doch den Character des Eduard.

„Ich kann ihm nicht verdenken," ſagte Goethe, „daß er den Eduard nicht leiden mag, ich mag ihn ſelber nicht leiden, aber ich mußte ihn ſo machen, um das Factum hervorzubringen. Er hat übrigens viele Wahrheit; denn man findet in den höhern Ständen Leute genug, bei denen ganz wie bei ihm der Eigenſinn an die Stelle des Characters tritt."

Hoch vor allen ſtellte Solger den Architekten; denn wenn alle übrigen Perſonen des Romans ſich liebend und ſchwach zeigten, ſo ſei er der einzige, der ſich ſtark und frei erhalte. Und eben das Schöne an ſeiner Natur ſei nicht ſowohl dieſes, daß er in die Verirrungen der übrigen Charactere nicht hineingerathe, ſondern daß der Dichter ihn ſo groß gemacht, daß er nicht hineingerathen könne.

Wir freuten uns über dieſes Wort. „Das iſt freilich ſehr ſchön," ſagte Goethe. — „„Ich habe,"" ſagte ich, „„den Character des Architekten auch immer ſehr

bedeutend und liebenswürdig gefunden, allein daß er eben deswegen ſo vortrefflich ſei, daß er vermöge ſeiner Natur in jene Verwickelungen der Liebe nicht hineingerathen könne, daran habe ich freilich nicht gedacht.“ — „Wundern Sie ſich darum nicht,“ ſagte Goethe; „denn ich habe ſelber nicht daran gedacht, als ich ihn machte. Aber Solger hat recht, es liegt allerdings in ihm.

Dieſer Aufſatz,“ fuhr Goethe fort, „iſt ſchon im Jahre 1809 geſchrieben, und es hätte mich damals freuen können, ein ſo gutes Wort über die ‚Wahlverwandtſchaften‘ zu hören, während man in jener Zeit und ſpäter mir eben nicht viel Angenehmes über jenen Roman erzeigte.

Solger hat, wie ich aus dieſen Briefen ſehe, viel Liebe zu mir gehabt; er beklagt ſich in einem derſelben, daß ich ihm auf den ‚Sophokles‘, den er mir zugeſendet, nicht einmal geantwortet. Lieber Gott — aber wie das bei mir geht! Es iſt nicht zu verwundern. Ich habe große Herren gekannt, denen man viel zuſendete. Dieſe machten ſich gewiſſe Formulare und Redensarten, womit ſie jedes erwiderten, und ſo ſchrieben ſie Briefe zu Hunderten, die ſich alle gleich und alle Phraſe waren. In mir aber lag dieſes nie. Wenn ich nicht jemand etwas Beſonderes und Gehöriges ſagen konnte, wie es in der jedesmaligen Sache lag, ſo ſchrieb ich lieber gar nicht. Oberflächliche Redensarten hielt ich für unwürdig, und ſo iſt es denn ge-

kommen, daß ich manchem wackern Manne, dem ich gern geſchrieben hätte, nicht antworten konnte. Sie ſehen ja ſelbſt, wie das bei mir geht und welche Zuſendungen von allen Ecken und Enden täglich bei mir einlaufen, und müſſen geſtehen, daß dazu mehr als ein Menſchenleben gehören würde, wenn man alles nur flüchtig erwiedern wollte. Aber um Solger thut es mir leid; er iſt gar zu vortrefflich und hätte vor vielen andern etwas Freundliches verdient."

Ich brachte das Geſpräch auf die Novelle, die ich nun zu Hauſe wiederholt geleſen und betrachtet hatte. „„Der ganze Anfang,"" ſagte ich, „„iſt nichts als Expoſition, aber es iſt darin nichts vorgeführt als das Nothwendige, und das Nothwendige mit Anmuth, ſodaß man nicht glaubt, es ſei eines Andern wegen da, ſondern es wolle bloß für ſich ſelber ſein und für ſich ſelber gelten.""

„Es iſt mir lieb," ſagte Goethe, „wenn Sie dieſes ſo finden. Doch eins muß ich noch thun. Nach den Geſetzen einer guten Expoſition nämlich muß ich die Beſitzer der Thiere ſchon vorn auftreten laſſen. Wenn die Fürſtin und der Oheim an der Bude vorbeireiten, müſſen die Leute heraustreten und die Fürſtin bitten, auch ihre Bude mit einem Beſuch zu beglücken." — „„Gewiß,"" ſagte ich, „„Sie haben recht; denn da alles übrige in der Expoſition angedeutet iſt, ſo müſſen es auch dieſe Leute werden, und es liegt ganz in der Sache, da ſie ſich gewöhnlich an der Caſſe aufhalten,

daß ſie die Fürſtin nicht ſo unangefochten werden vorbereiten laſſen.“ — „Sie ſehen,“ ſagte Goethe, „daß man an einer ſolchen Arbeit, wenn ſie auch ſchon im ganzen fertig daliegt, im einzelnen noch immer zu thun hat.“

Goethe erzählte mir ſodann von einem Ausländer, der in dieſer Zeit ihn hin und wieder beſucht und davon geſprochen, wie er dieſes und jenes von ſeinen Werken überſetzen wolle. „Er iſt ein guter Menſch,“ ſagte Goethe, „doch in literariſcher Hinſicht bezeigt er ſich als ein wahrer Dilettant; denn er kann noch kein Deutſch und ſpricht ſchon von Überſetzungen, die er machen, und von Portraits, die er ihnen will vordrucken laſſen. Das iſt aber eben das Weſen der Dilettanten, daß ſie die Schwierigkeiten nicht kennen, die in einer Sache liegen, und daß ſie immer etwas unternehmen wollen, wozu ſie keine Kräfte haben.“

1076.

1827, 29. Januar.

Mit Eckermann und Soret.

Begleitet von dem Manuſcript der Novelle und einer Ausgabe des Béranger ging ich gegen ſieben Uhr zu Goethe. Ich fand Herrn Soret bei ihm in Geſprächen über die neue franzöſiſche Literatur. Ich hörte mit Intereſſe zu, und es kam zur Sprache, daß die neueſten Talente hinſichtlich guter Verſe ſehr viel von

Delille gelernt. Da Herrn Soret, als einem geborenen Genfer, das Deutſche nicht ganz geläufig war, Goethe aber im Franzöſiſchen ſich ziemlich bequem ausdrückt, ſo ging die Unterhaltung franzöſiſch und nur an ſolchen Stellen deutſch, wo ich mich in das Geſpräch miſchte. Ich zog den Béranger aus der Taſche und überreichte ihn Goethe, der dieſe trefflichen Lieder vonneuem zu leſen wünſchte. Das den Gedichten vorſtehende Portrait fand Herr Soret nicht ähnlich. Goethe freute ſich, die zierliche Ausgabe in Händen zu halten. „Dieſe Lieder," ſagte er, „ſind vollkommen und als das Beſte in ihrer Art anzuſehen, beſonders wenn man ſich das Gejodel des Refrains hinzudenkt, denn ſonſt ſind ſie als Lieder faſt zu ernſt, zu geiſtreich, zu epigrammatiſch. Ich werde durch Béranger immer an den Horaz und Hafis erinnert, die beide auch über ihrer Zeit ſtanden und die Sittenverderbniß ſpottend und ſpielend zur Sprache brachten. Béranger hat zu ſeiner Umgebung dieſelbige Stellung. Weil er aber aus niederm Stande heraufgekommen, ſo iſt ihm das Liederliche und Gemeine nicht allzu verhaßt, und er behandelt es noch mit einer gewiſſen Neigung."

Viel Ähnliches ward noch über Béranger und andere neuere Franzoſen hin- und hergeſprochen, bis Herr Soret an den Hof ging und ich mit Goethe allein blieb.

Ein verſiegeltes Paket lag auf dem Tiſche. Goethe legte ſeine Hand darauf. „Was iſt das?" ſagte er. „Es iſt die ‚Helena', die an Cotta zum Druck abgeht."

Ich empfand bei dieſen Worten mehr als ich ſagen konnte, ich fühlte die Bedeutung des Augenblicks; denn wie bei einem neuerbauten Schiff, das zuerſt in die See geht und wovon man nicht weiß, welche Schickſale es erleben wird, ſo iſt es auch mit dem Gedankenwerk eines großen Meiſters, das zuerſt in die Welt hinaustritt, um für viele Zeiten zu wirken und mannigfaltige Schickſale zu erzeugen und zu erleben.

„Ich habe," ſagte Goethe, „bis jetzt immer noch Kleinigkeiten daran zu thun und nachzuhelfen gefunden. Endlich aber muß es genug ſein, und ich bin nun froh, daß es zur Poſt geht und ich mich mit befreiter Seele zu etwas anderm wenden kann. Es mag nun ſeine Schickſale erleben! Was mich tröſtet, iſt, daß die Cultur in Deutſchland doch jetzt unglaublich hoch ſteht und man alſo nicht zu fürchten hat, daß eine ſolche Production lange unverſtanden und ohne Wirkung bleiben werde."

„„Es ſteckt ein ganzes Alterthum darin,"" ſagte ich. — „Ja," ſagte Goethe, „die Philologen werden daran zu thun finden." — „„Für den antiken Theil,"" ſagte ich, „„fürchte ich nicht; denn es iſt da das große Detail, die gründlichſte Entfaltung des Einzelnen, wo jedes geradezu das ſagt, was es ſagen ſoll. Allein der moderne, romantiſche Theil iſt ſehr ſchwer; denn eine halbe Weltgeſchichte ſteckt dahinter; die Behandlung iſt bei ſo großem Stoff nur andeutend und macht ſehr große Anſprüche an den Leſer."" — „Aber doch," ſagte

Wilhelmen, der ihr gegenüber saß, mit einem Blick in die Augen, dem er nicht wehren konnte, wenigstens bis an die Thüre seines Herzens vorzudringen.

Sie haben Recht, versetzte er mit einiger Verlegenheit, der Mensch ist dem Menschen das Interessanteste, und sollte ihn vielleicht ganz allein interessiren. Alles andere, was uns umgiebt, ist entweder nur Element, in dem wir leben, oder Werkzeug, dessen wir uns bedienen. Jemehr wir uns dabey aufhalten, jemehr wir darauf merken und Theil daran nehmen, desto schwächer wird das Gefühl unsers eignen Werthes und das Gefühl der Gesellschaft. Die Menschen, die einen großen Werth auf Gärten, Gebäude, Kleider, Schmuck oder irgend ein Besitzthum legen, sind weniger gesellig und gefällig; sie verlieren die Menschen aus den Augen, welche zu erfreuen und zu versammlen nur sehr

Goethe, „iſt alles ſinnlich und wird, auf dem Theater gedacht, jedem gut in die Augen fallen. Und mehr habe ich nicht gewollt. Wenn es nur ſo iſt, daß die Menge der Zuſchauer Freude an der Erſcheinung hat; dem Eingeweihten wird zugleich der höhere Sinn nicht entgehen, wie es ja auch bei der ‚Zauberflöte' und andern Dingen der Fall iſt."

„„Es wird,"" ſagte ich, „„auf der Bühne einen ungewohnten Eindruck machen, daß ein Stück als Tragödie anfängt und als Oper endigt. Doch es gehört etwas dazu, die Großheit dieſer Perſonen darzuſtellen und die erhabenen Reden und Verſe zu ſprechen."" — „Der erſte Theil," ſagte Goethe, „erfordert die erſten Künſtler der Tragödie, ſowie nachher im Theile der Oper die Rollen mit den erſten Sängern und Sängerinnen beſetzt werden müſſen. Die Rolle der Helena kann nicht von einer, ſondern ſie muß von zwei großen Künſtlerinnen geſpielt werden; denn es iſt ein ſeltener Fall, daß eine Sängerin zugleich als tragiſche Künſtlerin von hinlänglicher Bedeutung iſt."

„„Das Ganze,"" ſagte ich, „„wird zu großer Pracht und Mannigfaltigkeit in Decorationen und Garderobe Anlaß geben, und ich kann nicht leugnen, ich freue mich darauf, es auf der Bühne zu ſehen. Wenn nur ein recht großer Componiſt ſich daran machte!"" — „Es müßte einer ſein," ſagte Goethe, „der wie Meyerbeer lange in Italien gelebt hat, ſodaß er ſeine deutſche Natur mit der italieniſchen Art und Weiſe verbände.

Doch das wird ſich ſchon finden, und ich habe keinen Zweifel; ich freue mich nur, daß ich es los bin. Auf den Gedanken, daß der Chor nicht wieder in die Unterwelt hinab will, ſondern auf der heitern Oberfläche der Erde ſich den Elementen zuwirft, thue ich mir wirklich etwas zu gute." — „„Es iſt eine neue Art von Unſterblichkeit,"" ſagte ich.

„Nun," fuhr Goethe fort, „wie ſteht es mit der Novelle?" — „„Ich habe ſie mitgebracht,"" ſagte ich. „„Nachdem ich ſie nochmals geleſen, finde ich, daß Euer Excellenz die intendirte Änderung nicht machen dürfen. Es thut gar gute Wirkung, wenn die Leute beim getödteten Tiger zuerſt als durchaus fremde neue Weſen mit ihren abweichenden wunderlichen Kleidungen und Manieren hervortreten und ſich als Beſitzer der Thiere ankündigen. Brächten Sie ſie aber ſchon früher, in der Expoſition, ſo würde dieſe Wirkung gänzlich geſchwächt, ja vernichtet werden."

„Sie haben recht," ſagte Goethe, „ich muß es laſſen wie es iſt. Ohne Frage, Sie haben ganz recht. Es muß auch beim erſten Entwurf in mir gelegen haben, die Leute nicht früher zu bringen, eben weil ich ſie ausgelaſſen. Dieſe intendirte Änderung war eine Forderung des Verſtandes, und ich wäre dadurch bald zu einem Fehler verleitet worden. Es iſt aber dieſes ein merkwürdiger äſthetiſcher Fall, daß man von einer Regel abweichen muß, um keinen Fehler zu begehen."

Es kam ſodann zur Sprache, welchen Titel man

der Novelle geben ſolle; wir thaten manche Vorſchläge, einige waren gut für den Anfang, andere gut für das Ende, doch fand ſich keiner, der für das Ganze paſſend und alſo der rechte geweſen wäre. „Wiſſen Sie was,“ ſagte Goethe, „wir wollen es die ‚Novelle‘ nennen; denn was iſt eine Novelle anders als eine ſich ereignete unerhörte Begebenheit. Dies iſt der eigentliche Begriff, und ſo vieles, was in Deutſchland unter dem Titel Novelle geht, iſt gar keine Novelle, ſondern bloß Erzählung oder was Sie ſonſt wollen. In jenem urſprünglichen Sinne einer unerhörten Begebenheit kommt auch die Novelle in den ‚Wahlverwandtſchaften‘ vor.“

„„Wenn man es recht bedenkt,““ ſagte ich, „„ſo entſteht doch ein Gedicht immer ohne Titel und iſt ohne Titel das was es iſt, ſodaß man alſo glauben ſollte, der Titel gehöre gar nicht zur Sache.““ — „Er gehört auch nicht dazu,“ ſagte Goethe; „die alten Gedichte hatten gar keine Titel, es iſt dies ein Gebrauch der Neuern, von denen auch die Gedichte der Alten erſt in einer ſpätern Zeit Titel erhalten haben. Doch dieſer Gebrauch iſt von der Nothwendigkeit herbeigeführt, bei einer ausgebreiteten Literatur die Sachen zu nennen und von einander zu unterſcheiden.

„Hier,“ ſagte Goethe, „haben Sie etwas Neues; leſen Sie!“ Mit dieſen Worten reichte er mir eine Überſetzung eines ſerbiſchen Gedichts von Herrn Gerhard. Ich las mit großem Vergnügen, denn das Gedicht war ſehr ſchön und die Überſetzung ſo einfach

und klar, daß man im Anſchauen des Gegenſtandes nie geſtört wurde. Das Gedicht führte den Titel: ‚Die Gefängnisſchlüſſel'*). Ich ſage hier nichts von dem Gang der Handlung; der Schluß indes kam mir abgeriſſen und ein wenig unbefriedigend vor.

„Das iſt," ſagte Goethe, „eben das Schöne; denn dadurch läßt es einen Stachel im Herzen zurück, und die Phantaſie des Leſers iſt angeregt, ſich ſelbſt alle Möglichkeiten auszubilden, die nun folgen können. Der Schluß hinterläßt den Stoff zu einem ganzen Trauerſpiele, allein er iſt von der Art, wie ſchon vieles dageweſen iſt. Dagegen das im Gedicht Dargeſtellte iſt das eigentlich Neue und Schöne, und der Dichter verfuhr ſehr weiſe, daß er nur dieſes ausbildete und das andere dem Leſer überließ. Ich theilte das Gedicht gern in ‚Kunſt und Alterthum' mit, allein es iſt zu lang; dagegen habe ich mir dieſe drei gereimten von Gerhard ausgebeten, die ich im nächſten Heft werde abdrucken laſſen. Was ſagen Sie zu dieſem? Hören Sie."

Goethe las nun zuerſt das Lied vom Alten, der ein junges Mädchen liebt, ſodann das Trinklied der Weiber, und zuletzt das energiſche: ‚Tanz' uns vor, Theodor'**). Jedes las er in einem andern Tone und andern Schwunge, vortrefflich, ſodaß man nicht leicht etwas Vollkommneres hören konnte.

*) Genau: Die Kerkerſchlüſſel.

**) Abgedruckt in ‚Kunſt u. Alterthum' VI. 1.

Wir mußten Herrn Gerhard loben, daß er die jedesmaligen Versarten und Refrains durchaus glücklich und im Character gewählt und alles leicht und vollkommen ausgeführt hatte, sodaß man nicht wußte wie er es hätte besser machen sollen. „Da sieht man," sagte Goethe, „was bei einem solchen Talent wie Gerhard die große technische Übung thut. Und dann kommt ihm zugute, daß er kein eigentlich gelehrtes Metier, sondern ein solches treibt, das ihn täglich aufs praktische Leben weist. Auch hat er die vielen Reisen in England und andern Ländern gemacht, wodurch er denn bei seinem auf das Reale gehenden Sinn über unsere gelehrten jungen Dichter manche Avantagen hat. Wenn er sich immer an gute Überlieferungen hält und nur diese bearbeitet, so wird er nicht leicht etwas Schlechtes machen. Alle eigenen Erfindungen dagegen erfordern sehr viel und sind eine schwere Sache."

Hieran knüpften sich manche Betrachtungen über die Productionen unserer neuesten jungen Dichter, und es ward bemerkt, daß fast keiner von ihnen mit einer guten Prosa aufgetreten.

„Die Sache ist sehr einfach," sagte Goethe. „Um Prosa zu schreiben, muß man etwas zu sagen haben; wer aber nichts zu sagen hat, der kann doch Verse und Reime machen, wo denn ein Wort das andere giebt und zuletzt etwas herauskommt, das zwar nichts ist, aber doch aussieht als wäre es was."

1077.

1827, 31. Januar.

Mit Eckermann.

Bei Goethe zu Tiſche. „In dieſen Tagen, ſeit ich Sie nicht geſehen," ſagte er, „habe ich vieles und mancherlei geleſen, beſonders auch einen chineſiſchen Roman, [engliſch als: Chinese Courtship] der mich noch beſchäftigt und der mir imhohen Grade merkwürdig erſcheint." — „„Chineſiſchen Roman?"" ſagte ich. „„Der muß wohl recht fremdartig ausſehen."" — „Nicht ſo ſehr als man glauben ſollte," ſagte Goethe. „Die Menſchen denken,' handeln und empfinden faſt ebenſo wie wir, und man fühlt ſich ſehr bald als ihresgleichen, nur daß bei ihnen alles klarer, reinlicher und ſittlicher zugeht. Es iſt bei ihnen alles verſtändig, bürgerlich, ohne große Leidenſchaft und poetiſchen Schwung und hat dadurch viele Ähnlichkeit mit meinem ‚Hermann und Dorothea' ſowie mit den engliſchen Romanen des Richardſon. Es unterſcheidet ſich aber wieder dadurch, daß bei ihnen die äußere Natur neben den menſchlichen Figuren immer mitlebt. Die Goldfiſche in den Teichen hört man immer plätſchern, die Vögel auf den Zweigen ſingen immerfort, der Tag iſt immer heiter und ſonnig, die Nacht immer klar; vom Mond iſt viel die Rede, allein er verändert die Landſchaft nicht, ſein Schein iſt ſo helle gedacht, wie der Tag ſelber. Und das Innere der Häuſer ſo nett und zierlich wie ihre Bilder.

z. B.: ‚Ich hörte die lieblichen Mädchen lachen, und als ich sie zu Gesichte bekam, saßen sie auf seinen Rohrstühlen.‘ Da haben Sie gleich die allerliebste Situation, denn Rohrstühle kann man sich gar nicht ohne die größte Leichtigkeit und Zierlichkeit denken. Und nun eine Unzahl von Legenden, die immer in der Erzählung nebenher gehen und gleichsam sprichwörtlich angewendet werden. z. B. von einem Mädchen, das so leicht und zierlich von Füßen war, daß sie auf einer Blume balanciren konnte, ohne die Blume zu knicken. Und von einem jungen Manne, der sich so sittlich und brav hielt, daß er in seinem dreißigsten Jahre die Ehre hatte, mit dem Kaiser zu reden. Und ferner von Liebespaaren, die in einem langen Umgange sich so enthaltsam bewiesen, daß, als sie einst genöthigt waren eine Nacht in einem Zimmer miteinander zuzubringen, sie in Gesprächen die Stunden durchwachten, ohne sich zu berühren. Und so unzählige von Legenden, die alle auf das Sittliche und Schickliche gehen. Aber eben durch diese strenge Mäßigung in allem hat sich denn auch das chinesische Reich seit Jahrtausenden erhalten und wird dadurch ferner bestehen.

„Einen höchst merkwürdigen Gegensatz zu diesem chinesischen Roman,“ fuhr Goethe fort, „habe ich an den Liedern von Béranger, denen fast allen ein unsittlicher, liederlicher Stoff zum Grunde liegt und die mir im hohen Grade zuwider sein würden, wenn nicht ein so großes Talent wie Béranger die Gegenstände

behandelt hätte, wodurch sie denn erträglich, ja sogar anmuthig werden. Aber sagen Sie selbst, ist es nicht höchst merkwürdig, daß die Stoffe des chinesischen Dichters so durchaus sittlich, und diejenigen des jetzigen ersten Dichters von Frankreich ganz das Gegentheil sind?"

„„Ein solches Talent wie Béranger,"" sagte ich, „„würde an sittlichen Stoffen nichts zu thun finden."" — „Sie haben recht," sagte Goethe; „eben an den Verkehrtheiten der Zeit offenbart und entwickelt Béranger seine bessere Natur." — „„Aber,"" sagte ich, „„ist denn dieser chinesische Roman vielleicht einer ihrer vorzüglichsten?" — „Keineswegs," sagte Goethe; „die Chinesen haben deren zu Tausenden und hatten ihrer schon, als unsere Vorfahren noch in den Wäldern lebten.

Ich sehe immer mehr," fuhr Goethe fort, „daß die Poesie ein Gemeingut der Menschheit ist, und daß sie überall und zu allen Zeiten in Hunderten und aber Hunderten von Menschen hervortritt. Einer macht es ein wenig besser als der andere und schwimmt ein wenig länger oben als der andere, das ist alles. Der Herr von Matthisson muß daher nicht denken, er wäre es, und ich muß nicht denken, ich wäre es, sondern jeder muß sich eben sagen, daß es mit der poetischen Gabe keine so seltene Sache sei, und daß niemand eben besondere Ursache habe, sich viel darauf einzubilden, wenn er ein gutes Gedicht macht. Aber freilich wenn

wir Deutſchen nicht aus dem engen Kreiſe unſerer eigenen Umgebung hinausblicken, ſo kommen wir gar zu leicht in dieſen pedantiſchen Dünkel. Ich ſehe mich daher gern bei fremden Nationen um und rathe jedem, es auch ſeinerſeits zu thun. Nationalliteratur will jetzt nicht viel ſagen; die Epoche der Weltliteratur iſt an der Zeit, und jeder muß jetzt dazu wirken, dieſe Epoche zu beſchleunigen. Aber auch bei ſolcher Schätzung des Ausländiſchen dürfen wir nicht bei etwas Beſonderm haften bleiben und dieſes für muſterhaft anſehen wollen. Wir müſſen nicht denken, das Chineſiſche wäre es, oder das Serbiſche, oder Calderon, oder die Nibelungen; ſondern im Bedürfniß von etwas Muſterhaftem müſſen wir immer zu den alten Griechen zurückgehen, in deren Werken ſtets der ſchöne Menſch dargeſtellt iſt. Alles übrige müſſen wir nur hiſtoriſch betrachten und das Gute, ſo weit es gehen will, uns daraus aneignen."

Ich freute mich, Goethe in einer Folge über einen ſo wichtigen Gegenſtand reden zu hören. Das Geklingel vorbeifahrender Schlitten lockte uns zum Fenſter; denn wir erwarteten, daß der große Zug, der dieſen Morgen nach Belvedere vorbeiging, wieder zurückkommen würde. Goethe ſetzte indes ſeine lehrreichen Äußerungen fort. Von Alexander Manzoni war die Rede, und er erzählte mir, daß Graf Reinhard Herrn Manzoni vor nicht langer Zeit in Paris geſehen, wo er als ein junger Autor von Namen in der Geſellſchaft wohl aufgenommen geweſen ſei, und daß er jetzt wieder in der

Nähe von Mailand auf seinem Landgute mit einer jungen Familie und seiner Mutter glücklich lebe.

„Manzoni," fuhr Goethe fort, „fehlt weiter nichts, als daß er selbst nicht weiß, welch ein guter Poet er ist und welche Rechte ihm als solchem zustehen. Er hat gar zu viel Respect vor der Geschichte und fügt aus diesem Grunde seinen Stücken immer gern einige Auseinandersetzungen hinzu, in denen er nachweist, wie treu er den Einzelheiten der Geschichte geblieben. Nun mögen seine Facta historisch sein, aber seine Charactere sind es doch nicht, so wenig es mein Thoas und meine Iphigenia sind. Kein Dichter hat je die historischen Charactere gekannt, die er darstellte, hätte er sie aber gekannt, so hätte er sie schwerlich so gebrauchen können. Der Dichter muß wissen, welche Wirkungen er hervorbringen will, und danach die Natur seiner Charactere einrichten. Hätte ich den Egmont so machen wollen, wie ihn die Geschichte meldet, als Vater von einem Dutzend Kinder, so würde sein leichtsinniges Handeln sehr absurd erschienen sein. Ich mußte also einen andern Egmont haben, wie er besser mit seinen Handlungen und meinen dichterischen Absichten in Harmonie stände; und dies ist, wie Klärchen sagt, mein Egmont.

Und wozu wären denn die Poeten, wenn sie bloß die Geschichte eines Historikers wiederholen wollten! Der Dichter muß weiter gehen und uns womöglich etwas Höheres und Besseres geben. Die Charactere

wenigen glückt. Sehn wir es nicht auch auf dem Theater? Ein guter Schauspieler macht uns bald eine elende, unschickliche Dekoration vergessen, dahingegen das schönste Theater den Mangel an guten Schauspielern erst recht fühlbar macht.

Nach Tische setzte Philine sich in das beschattete hohe Gras. Ihre beiden Freunde mußten ihr Blumen in Menge herbeyschaffen. Sie wand sich einen vollen Kranz, und setzte ihn auf; sie sah unglaublich reizend aus. Die Blumen reichten noch zu einem andern hin, auch den flocht sie, indem sich beide Männer neben sie setzten. Als er unter allerley Scherz und Anspielungen fertig geworden war, drückte sie ihn Wilhelmen mit der größten Anmuth aufs Haupt, und rückte ihn mehr als einmal anders, bis er recht zu sitzen schien. Und ich werde, wie es scheint, leer ausgehen? sagte Laertes.

des Sophokles tragen alle etwas von der hohen Seele des großen Dichters, sowie Charactere des Shakespeare von der seinigen. Und so ist es recht, und so soll man es machen. Ja Shakespeare geht noch weiter und macht seine Römer zu Engländern, und zwar wieder mit Recht; denn sonst hätte ihn seine Nation nicht verstanden.

Darin," fuhr Goethe fort, „waren nun wieder die Griechen groß, daß sie weniger auf die Treue eines historischen Factums gingen, als darauf wie es der Dichter behandelte. Zum Glück haben wir jetzt an den ‚Philoktetен' ein herrliches Beispiel, welches Sujet alle drei großen Tragiker behandelt haben, und Sophokles zuletzt und am besten. Dieses Dichters treffliches Stück ist glücklicherweise ganz auf uns gekommen; dagegen von den ‚Philoktetен' des Äschylus und Euripides hat man Bruchstücke aufgefunden, aus denen hinreichend zu sehen ist, wie sie ihren Gegenstand behandelt haben. Wollte es meine Zeit mir erlauben, so würde ich diese Stücke restauriren, sowie ich es mit dem ‚Phaethon' des Euripides gethan, und es sollte mir keine unangenehme und unnütze Arbeit sein.

Bei diesem Sujet war die Aufgabe ganz einfach: nämlich den Philoktet nebst dem Bogen von der Insel Lemnos zu holen. Aber die Art, wie dieses geschieht, das war nun die Sache der Dichter, und darin konnte jeder die Kraft seiner Erfindung zeigen und einer es dem andern zuvorthun. Der Ulyß soll ihn holen, aber soll er vom Philoktet erkannt werden oder nicht, und

wodurch ſoll er unkenntlich ſein? Soll der Ulyß allein gehen, oder ſoll er Begleiter haben, und wer ſoll ihn begleiten? Beim Äſchylus iſt der Gefährte unbekannt, beim Euripides iſt es der Diomed, beim Sophokles der Sohn des Achill. Ferner, in welchem Zuſtande ſoll man den Philoktet finden? Soll die Inſel bewohnt ſein oder nicht, und wenn bewohnt, ſoll ſich eine mitleidige Seele ſeiner angenommen haben oder nicht? Und ſo hundert andere Dinge, die alle in der Willkür der Dichter lagen und in deren Wahl oder Nichtwahl der eine vor dem andern ſeine höhere Weisheit zeigen konnte. Hierin liegt's, und ſo ſollten es die jetzigen Dichter auch machen, und nicht immer fragen, ob ein Sujet ſchon behandelt worden oder nicht, wo ſie denn immer in Süden und Norden nach unerhörten Begebenheiten ſuchen, die oft barbariſch genug ſind, und die dann auch bloß als Begebenheiten wirken. Aber freilich, ein einfaches Sujet durch eine meiſterhafte Behandlung zu etwas zu machen, erfordert Geiſt und großes Talent, und daran fehlt es."

Vorbeifahrende Schlitten zogen uns wieder ans Fenſter; der erwartete Zug von Belvedere war es aber wieder nicht. Wir ſprachen und ſcherzten unbedeutende Dinge hin und her; dann fragte ich Goethe, wie es mit der Novelle ſtehe.

„Ich habe ſie dieſer Tage ruhen laſſen," ſagte er, „aber eins muß doch noch in der Expoſition geſchehen. Der Löwe nämlich muß brüllen, wenn die Fürſtin an

der Bude vorbeireitet; wobei ich denn einige gute Reflexionen über die Furchtbarkeit des gewaltigen Thiers anstellen lassen kann."

„„Dieser Gedanke ist sehr glücklich,"" sagte ich; „„denn dadurch entsteht eine Exposition, die nicht allein an sich, an ihrer Stelle, gut und nothwendig ist, sondern wodurch auch alles Folgende eine größere Wirkung gewinnt. Bis jetzt erschien der Löwe fast zu sanft, indem er gar keine Spuren von Wildheit zeigte. Dadurch aber, daß er brüllt, läßt er uns wenigstens seine Furchtbarkeit ahnen, und wenn er sodann später sanft der Flöte des Knaben folgt, so wird dieses eine desto größere Wirkung thun.""

„Diese Art, zu ändern und zu bessern," sagte Goethe, „ist nun die rechte, wo man ein noch Unvollkommenes durch fortgesetzte Erfindungen zum Vollendeten steigert. Aber ein Gemachtes immer wieder neu zu machen und weiter zu treiben, wie z. B. Walter Scott mit meiner Mignon gethan, die er außer ihren übrigen Eigenheiten noch taubstumm sein läßt, diese Art, zu ändern, kann ich nicht loben."

1078.

1827, 1. Februar.

Mit Eckermann.

Goethe erzählte mir von einem Besuch des Kronprinzen von Preußen in Begleitung des Großherzogs. „Auch die Prinzen Karl und Wilhelm von Preußen,"

ſagte er, „waren dieſen Morgen bei mir. Der Kronprinz blieb mit dem Großherzog gegen drei Stunden, und es kam mancherlei zur Sprache, welches mir von dem Geiſt, Geſchmack, den Kenntniſſen und der Denkweiſe dieſes jungen Fürſten eine hohe Meinung gab.“

Goethe hatte einen Band der ‚Farbenlehre‘ vor ſich liegen. „Ich bin,“ ſagte er, „Ihnen noch immer eine Antwort wegen des Phänomens der farbigen Schatten ſchuldig. Da dieſes aber vieles vorausſetzt und mit vielem andern zuſammenhängt, ſo will ich Ihnen auch heute keine aus dem Ganzen herausgeriſſene Erklärung geben, vielmehr habe ich gedacht, daß es gut ſein würde, wenn wir die Abende, die wir zuſammenkommen, die ganze ‚Farbenlehre‘ miteinander durchleſen. Dadurch haben wir immer einen ſoliden Gegenſtand der Unterhaltung, und Sie ſelbſt werden ſich die ganze Lehre zu eigen machen, ſodaß Sie kaum merken, wie Sie dazu kommen. Das Überlieferte fängt bei Ihnen an zu leben und wieder productiv zu werden, wodurch ich denn vorausſehe, daß dieſe Wiſſenſchaft ſehr bald Ihr Eigenthum ſein wird. Nun leſen Sie den erſten Abſchnitt.“

Mit dieſen Worten legte Goethe mir das aufgeſchlagene Buch vor. Ich fühlte mich ſehr beglückt durch die gute Abſicht, die er mit mir hatte. Ich las von den phyſiologiſchen Farben die erſten Paragraphen.

„Sie ſehen,“ ſagte Goethe, „es iſt nichts außer uns, was nicht zugleich in uns wäre, und wie die

äußere Welt ihre Farben hat, so hat sie auch das Auge. Da es nun bei dieser Wissenschaft ganz vorzüglich auf scharfe Sonderung des Objectiven vom Subjectiven ankommt, so habe ich billig mit den Farben, die dem Auge gehören, den Anfang gemacht, damit wir bei allen Wahrnehmungen immer wohl unterscheiden, ob die Farbe auch wirklich außer uns existire, oder ob es eine bloße Scheinfarbe sei, die sich das Auge selbst erzeugt hat. Ich denke also, daß ich den Vortrag dieser Wissenschaft beim rechten Ende angefaßt habe, indem ich zunächst das Organ berichtige, durch welches alle Wahrnehmungen und Beobachtungen geschehen müssen."

Ich las weiter bis zu den interessanten Paragraphen von den geforderten Farben, wo gelehrt wird, daß das Auge das Bedürfniß des Wechsels habe, indem es nie gern bei derselbigen Farbe verweile, sondern sogleich eine andere fordere und zwar so lebhaft, daß es sich solche selbst erzeuge, wenn es sie nicht wirklich vorfinde.

Dieses brachte ein großes Gesetz zur Sprache, das durch die ganze Natür geht und worauf alles Leben und alle Freude des Lebens beruht. „Es ist dieses," sagte Goethe, „nicht allein mit allen andern Sinnen so, sondern auch mit unserm höhern geistigen Wesen; aber weil das Auge ein so vorzüglicher Sinn ist, so tritt dieses Gesetz des geforderten Wechsels so auffallend bei den Farben hervor und wird uns bei ihnen so vor allen deutlich bewußt. Wir haben Tänze, die uns im

hohen Grade wohlgefallen, weil Dur und Moll in ihnen wechselt, wogegen aber Tänze aus bloßem Dur oder bloßem Moll sogleich ermüden."

„„Dasselbe Gesetz,"" sagte ich, „„scheint einem guten Stil zum Grunde zu liegen, bei welchem wir gern einen Klang vermeiden, der soeben gehört wurde. Auch beim Theater wäre mit diesem Gesetz viel zu machen, wenn man es gut anzuwenden wüßte. Stücke, besonders Trauerspiele, in denen ein einziger Ton ohne Wechsel durchgeht, haben etwas Lästiges und Ermüdendes, und wenn nun das Orchester bei einem traurigen Stück auch in den Zwischenacten traurige, niederschlagende Musik hören läßt, so wird man von einem unerträglichen Gefühl gepeinigt, dem man gern auf alle Weise entfliehen möchte.""

„Vielleicht," sagte Goethe, „beruhen auch die eingeflochtenen heitern Scenen in den Shakespeare'schen Trauerspielen auf diesem Gesetz des geforderten Wechsels; allein auf die höhere Tragödie der Griechen scheint es nicht anwendbar, vielmehr geht bei dieser ein gewisser Grundton durch das Ganze."

„„Die griechische Tragödie,"" sagte ich, „„ist auch nicht von solcher Länge, daß sie bei einem durchgehenden gleichen Ton ermüden könnte, und dann wechseln auch Chöre und Dialog, und der erhabene Sinn ist von solcher Art, daß er nicht lästig werden kann, indem immer eine gewisse tüchtige Realität zum Grunde liegt, die stets heiterer Natur ist.""

„Sie mögen recht haben," sagte Goethe, „und es wäre wohl der Mühe werth, zu untersuchen, inwiefern auch die griechische Tragödie dem allgemeinen Gesetze des geforderten Wechsels unterworfen ist. Aber Sie sehen, wie alles aneinanderhängt, und wie sogar ein Gesetz der Farbenlehre auf eine Untersuchung der griechischen Tragödie führen kann. Nur muß man sich hüten, es mit einem solchen Gesetz zu weit treiben und es als Grundlage für vieles andere machen zu wollen, vielmehr geht man sicherer, wenn man es immer nur als ein Analogon, als ein Beispiel gebraucht und anwendet."

Wir sprachen über die Art, wie Goethe seine Farbenlehre vorgetragen, daß er nämlich dabei alles aus großen Urgesetzen abgeleitet und die einzelnen Erscheinungen immer darauf zurückgeführt habe, woraus denn das Faßliche und ein großer Gewinn für den Geist hervorgehe.

„Dieses mag sein," sagte Goethe, „und Sie mögen mich deshalb loben, aber diese Methode erfordert denn auch Schüler, die nicht in der Zerstreuung leben und die fähig sind, die Sache wieder im Grunde aufzufassen. Es sind einige recht hübsche Leute in meiner Farbenlehre heraufgekommen, allein das Unglück ist, sie bleiben nicht auf geradem Wege, sondern ehe ich es mir versehe, weichen sie ab und gehen einer Idee nach, statt das Object immer gehörig im Auge zu behalten. Aber ein guter Kopf, dem es zugleich um

die Wahrheit zu thun wäre, könnte noch immer viel leisten."

Wir sprachen von Professoren, die, nachdem das Bessere gefunden, immer noch die Newton'sche Lehre vortragen. „Dies ist nicht zu verwundern," sagte Goethe; „solche Leute gehen im Irrthum fort, weil sie ihm ihre Existenz verdanken. Sie müßten umlernen, und das wäre eine sehr unbequeme Sache." — „„Aber,"" sagte ich, „„wie können ihre Experimente die Wahrheit beweisen, da der Grund ihrer Lehre falsch ist?"" — „Sie beweisen auch die Wahrheit nicht," sagte Goethe, „und das ist auch keineswegs ihre Absicht, sondern es liegt ihnen bloß daran, ihre Meinung zu beweisen. Deshalb verbergen sie auch alle solche Experimente, wodurch die Wahrheit an den Tag kommen und die Unhaltbarkeit ihrer Lehre sich darlegen könnte.

Und dann, um von den Schülern zu reden, welchem von ihnen wäre es denn um die Wahrheit zu thun? Das sind auch Leute wie andere und völlig zufrieden, wenn sie über die Sache empirisch mitschwatzen können. Das ist alles. Die Menschen sind überhaupt eigener Natur: sobald ein See zugefroren ist, sind sie gleich zu Hunderten darauf und amusiren sich auf der glatten Oberfläche, aber wem fällt es ein, zu untersuchen, wie tief er ist und welche Arten von Fischen unter dem Eise hin- und herschwimmen? Niebuhr hat jetzt einen Handelstractat zwischen Rom und Karthago entdeckt aus einer sehr frühen Zeit, woraus es erwiesen ist,

daß alle Geschichten des Livius vom frühen Zustande des römischen Volks nichts als Fabeln sind, indem aus jenem Tractat ersichtlich, daß Rom schon sehr früh in einem weit höhern Zustande der Cultur sich befunden, als aus dem Livius hervorgeht. Aber wenn Sie nun glauben, daß dieser entdeckte Tractat in der bisherigen Lehrart der römischen Geschichte eine große Reform hervorbringen werde, so sind Sie im Irrthum. Denken Sie nur immer an den gefrorenen See; so sind die Leute, ich habe sie kennen gelernt, so sind sie und nicht anders."

„„Aber doch,"" sagte ich, „„kann Sie es nicht gereuen, daß Sie die ‚Farbenlehre' geschrieben; denn nicht allein daß Sie dadurch ein festes Gebäude dieser trefflichen Wissenschaft gegründet, sondern Sie haben auch darin ein Muster wissenschaftlicher Behandlung aufgestellt, woran man sich bei Behandlung ähnlicher Gegenstände immer halten kann.""

„Es gereut mich auch keineswegs," sagte Goethe, „obgleich ich die Mühe eines halben Lebens hineingestellt habe. Ich hätte vielleicht ein halb Dutzend Trauerspiele mehr geschrieben, das ist alles, und dazu werden sich noch Leute genug nach mir finden.

Aber Sie haben recht, ich denke auch, die Behandlung wäre gut; es ist Methode darin. In derselbigen Art habe ich auch eine Tonlehre geschrieben, sowie auch meine ‚Metamorphose der Pflanzen' auf derselbigen Anschauungs- und Ableitungsweise beruht.

Mit meiner ‚Metamorphose der Pflanzen' ging es mir eigen; ich kam dazu wie Herschel zu seinen Entdeckungen. Herschel nämlich war so arm, daß er sich kein Fernrohr anschaffen konnte, sondern daß er genöthigt war sich selber eins zu machen. Aber dies war sein Glück; denn dieses selbstfabricirte war besser als alle andern, und er machte damit seine großen Entdeckungen. In die Botanik war ich auf empirischem Wege hereingekommen. Nun weiß ich noch recht gut, daß mir bei der Bildung der Geschlechter die Lehre zu weitläufig wurde, als daß ich den Muth hatte, sie zu fassen. Das trieb mich an, der Sache auf eigenem Wege nachzuspüren und dasjenige zu finden, was allen Pflanzen ohne Unterschied gemein wäre, und so entdeckte ich das Gesetz der Metamorphose.

Der Botanik nun im einzelnen weiter nachzugehen, liegt gar nicht in meinem Wege, das überlasse ich andern, die es mir auch darin weit zuvorthun. Mir lag bloß daran, die einzelnen Erscheinungen auf ein allgemeines Grundgesetz zurückzuführen.

So auch hat die Mineralogie nur in einer doppelten Hinsicht Interesse für mich gehabt: zunächst nämlich ihres großen praktischen Nutzens wegen, und dann um darin ein Document über die Bildung der Urwelt zu finden, wozu die Werner'sche Lehre Hoffnung machte. Seit man nun aber nach des trefflichen Mannes Tode in dieser Wissenschaft das Oberste zu unterst kehrt, gehe ich in diesem Fache öffentlich nicht weiter

Mit nichten, versetzte Philine. Ihr sollt Euch keinesweges beklagen. Sie nahm ihren Kranz vom Haupte, und setzte ihn Laertes auf.

Wären wir Nebenbuhler, sagte dieser, so würden wir sehr heftig streiten können, welchen von beiden du am meisten begünstigst.

Da wär't ihr rechte Thoren, versetzte sie, indem sie sich zu ihm hinüberbog, und ihm den Mund zum Kuß reichte; sich aber sogleich umwendete, ihren Arm um Wilhelmen schlang, und einen lebhaften Kuß auf seine Lippen drückte. Welcher schmeckt am besten? fragte sie neckisch.

Wunderlich! rief Laertes. Es scheint als wenn so etwas niemals nach Wermuth schmekken könne.

So wenig, sagte Philine, als irgend eine Gabe, die jemand ohne Neid und Eigensinn genießt. Nun hätte ich, rief sie aus, noch

mit, ſondern halte mich im ſtillen in meiner Überzeugung fort.

In der „Farbenlehre“ ſteht mir nun noch die Entwickelung des Regenbogens bevor, woran ich zunächſt gehen werde. Es iſt dieſes eine äußerſt ſchwierige Aufgabe, die ich jedoch zu löſen hoffe. Es iſt mir aus dieſem Grunde lieb, jetzt mit Ihnen die „Farbenlehre“ wieder durchzugehen, wodurch ſich denn, zumal bei Ihrem Intereſſe für die Sache, alles wieder anfriſcht.

Ich habe mich,“ fuhr Goethe fort, „in den Naturwiſſenſchaften ziemlich nach allen Seiten hin verſucht; jedoch gingen meine Richtungen immer nur auf ſolche Gegenſtände, die mich irdiſch umgaben und die unmittelbar durch die Sinne wahrgenommen werden konnten; weshalb ich mich denn auch nie mit Aſtronomie beſchäftigt habe, weil hierbei die Sinne nicht mehr ausreichen, ſondern weil man hier ſchon zu Inſtrumenten, Berechnungen und Mechanik ſeine Zuflucht nehmen muß, die ein eigenes Leben erfordern und die nicht meine Sachen waren.

Wenn ich aber in denen Gegenſtänden, die in meinem Wege lagen, etwas geleiſtet, ſo kam mir dabei zugute, daß mein Leben in eine Zeit fiel, die an großen Entdeckungen in der Natur reicher war als irgend eine andere. Schon als Kind begegnete mir Franklin's Lehre von der Elektricität, welches Geſetz er damals ſoeben gefunden hatte. Und ſo folgte durch mein ganzes

Leben, bis zu dieſer Stunde, eine große Entdeckung der andern; wodurch ich denn nicht allein früh auf die Natur hingeleitet, ſondern auch ſpäter immerfort in der bedeutendſten Anregung erhalten wurde.

Jetzt werden Vorſchritte gethan, auch auf den Wegen, die ich einleitete, wie ich ſie nicht ahnen konnte, und es iſt mir wie einem, der der Morgenröthe entgegengeht und über den Glanz der Sonne erſtaunt, wenn dieſe hervorleuchtet."

Unter den Deutſchen nannte Goethe bei dieſer Gelegenheit die Namen Carus, d'Alton, Meyer in Königsberg mit Bewunderung.

„Wenn nur die Menſchen," fuhr Goethe fort, „das Rechte, nachdem es gefunden, nicht wieder umkehrten und verdüſterten, ſo wäre ich zufrieden; denn es thäte der Menſchheit ein Poſitives noth, das man ihr von Generation zu Generation überlieferte, und es wäre doch gut, wenn das Poſitive zugleich das Rechte und Wahre wäre. In dieſer Hinſicht ſollte es mich freuen, wenn man in den Naturwiſſenſchaften aufs Reine käme und ſodann im Rechten beharrte, und nicht wieder tranſcendirte, nachdem im Faßlichen alles gethan worden. Aber die Menſchen können keine Ruhe halten, und ehe man es ſich verſieht, iſt die Verwirrung wieder oben auf.

So rütteln ſie jetzt an den fünf Büchern Moſes, und wenn die vernichtende Kritik irgend ſchädlich iſt, ſo iſt ſie es in Religionsſachen; denn hierbei beruht

alles auf dem Glauben, zu welchem man nicht zurückkehren kann, wenn man ihn einmal verloren hat.

In der Poesie ist die vernichtende Kritik nicht so schädlich. Wolf hat den Homer zerstört, doch dem Gedicht hat er nichts anhaben können; denn dieses Gedicht hat die Wunderkraft wie die Helden Walhalla's, die sich des Morgens in Stücke hauen und Mittags sich wieder mit heilen Gliedern zu Tische setzen."

Goethe war in der besten Laune, und ich war glücklich, ihn abermals über so bedeutende Dinge reden zu hören. „Wir wollen uns nur," sagte er, „im stillen auf dem rechten Wege forthalten und die übrigen gehen lassen; das ist das Beste."

1079.

1827, 7. Februar.

Mit Eckermann.

Goethe schalt heute auf gewisse Kritiker, die nicht mit Lessing zufrieden sind und an ihn ungehörige Forderungen machen.

„Wenn man," sagte er, „die Stücke von Lessing mit denen der Alten vergleicht und sie schlecht und miserabel findet, was soll man da sagen! Bedauert doch den außerordentlichen Menschen, daß er in einer so erbärmlichen Zeit leben mußte, die ihm keine bessern Stoffe gab, als in seinen Stücken verarbeitet sind! Bedauert ihn doch, daß er in seiner ‚Minna von

Barnhelm' an den Händeln der Sachſen und Preußen theilnehmen mußte, weil er nichts Beſſeres fand! Auch daß er immerfort polemiſch wirkte und wirken mußte, lag in der Schlechtigkeit ſeiner Zeit. In der ‚Emilia Galotti' hatte er ſeine Piquen auf die Fürſten, im ‚Nathan' auf die Pfaffen."

1080.

1827, 16. Februar.

Mit Eckermann.

Ich erzählte Goethen, daß ich in dieſen Tagen Winckelmann's Schrift ‚Über die Nachahmung griechiſcher Kunſtwerke' geleſen, wobei ich geſtand, daß es mir oft vorgekommen als ſei Winckelmann damals noch nicht völlig klar über ſeine Gegenſtände geweſen.

„Sie haben allerdings recht," ſagte Goethe, „man trifft ihn mitunter in einem gewiſſen Taſten; allein, was das Große iſt, ſein Taſten weiſt immer auf etwas hin; er iſt dem Columbus ähnlich, als er die Neue Welt zwar noch nicht entdeckt hatte, aber ſie doch ſchon ahnungsvoll im Sinne trug. Man lernt nichts, wenn man ihn lieſt, aber man wird etwas.

Meyer iſt nun weiter geſchritten und hat die Kenntniß der Kunſt auf ihren Gipfel gebracht. Seine Kunſtgeſchichte' iſt ein ewiges Werk, allein er wäre das nicht geworden, wenn er ſich nicht in der Jugend an Winckelmann hinaufgebildet hätte und auf deſſen

Wege fortgegangen wäre. Da ſieht man abermals, was ein großer Vorgänger thut, und was es heißt, wenn man ſich dieſen gehörig zunutze macht."

1081.

1827, 21. Februar.

Mit Eckermann.

Bei Goethe zu Tiſche. Er ſprach viel und mit Bewunderung über Alexander von Humboldt, deſſen Werk über Cuba und Columbien er zu leſen angefangen, und deſſen Anſichten über das Project eines Durchſtiches der Landenge von Panama für ihn ein ganz beſonderes Intereſſe zu haben ſchienen. „Humboldt," ſagte Goethe, „hat mit großer Sachkenntniß noch andere Punkte angegeben, wo man mit Benutzung einiger in den Mexikaniſchen Meerbuſen fließenden Ströme vielleicht noch vortheilhafter zum Ziele käme als bei Panama. Dies iſt nun alles der Zukunft und einem großen Unternehmungsgeiſte vorbehalten. So viel iſt aber gewiß, gelänge ein Durchſtich der Art, daß man mit Schiffen von jeder Ladung und jeder Größe durch ſolchen Kanal aus dem Mexikaniſchen Meerbuſen in den Stillen Ocean fahren könnte, ſo würden daraus für die ganze civiliſirte und nicht-civiliſirte Menſchheit ganz unberechenbare Reſultate hervorgehen. Wundern ſollte es mich aber, wenn die Vereinigten Staaten es ſich ſollten entgehen laſſen,

ein ſolches Werk in ihre Hände zu bekommen. Es iſt vorauszuſehen, daß dieſer jugendliche Staat, bei ſeiner entſchiedenen Tendenz nach Weſten, in dreißig bis vierzig Jahren auch die großen Landſtrecken jenſeit der Felſengebirge in Beſitz genommen und bevölkert haben wird. Es iſt ferner vorauszuſehen, daß an dieſer ganzen Küſte des Stillen Oceans, wo die Natur bereits die geräumigſten und ſicherſten Häfen gebildet hat, nach und nach ſehr bedeutende Handelsſtädte entſtehen werden, zur Vermittelung eines großen Verkehrs zwiſchen China nebſt Oſtindien und den Vereinigten Staaten. In ſolchem Falle wäre es aber nicht bloß wünſchenswerth, ſondern faſt nothwendig, daß ſowohl Handels- als Kriegsſchiffe zwiſchen der nordamerikaniſchen weſtlichen und öſtlichen Küſte eine raſchere Verbindung unterhielten, als es bisher durch die langweilige, widerwärtige und koſtſpielige Fahrt um das Cap-Horn möglich geweſen. Ich wiederhole alſo: es iſt für die Vereinigten Staaten durchaus unerläßlich, daß ſie ſich eine Durchfahrt aus dem Mexikaniſchen Meerbuſen in den Stillen Ocean bewerkſtelligen, und ich bin gewiß, daß ſie es erreichen.

Dieſes möchte ich erleben; aber ich werde es nicht. Zweitens möchte ich erleben, eine Verbindung der Donau mit dem Rhein hergeſtellt zu ſehen. Aber dieſes Unternehmen iſt gleichfalls ſo rieſenhaft, daß ich an der Ausführung zweifle, zumal in Erwägung unſerer deutſchen Mittel. Und endlich drittens möchte ich die

Engländer im Beſitz eines Kanals von Suez ſehen. Dieſe drei großen Dinge möchte ich erleben, und es wäre wohl der Mühe werth, ihnen zu Liebe es noch einige funfzig Jahre auszuhalten."

1082.

1827, 1. März.

Mit Eckermann.

Bei Goethe zu Tiſche. Er erzählte mir, daß er eine Sendung vom Grafen Sternberg und Jauper erhalten, die ihm Freude mache. Sodann verhandelten wir viel über die Farbenlehre, über die ſubjectiven prismatiſchen Verſuche, und über die Geſetze, nach denen der Regenbogen ſich bildet. Er freute ſich über meine fortwährend ſich vergrößernde Theilnahme an dieſen ſchwierigen Gegenſtänden.

1083.

1827, 1. März.

Mit v. Müller.

Bei dem großen Lob, das er Vogel*) ſpendete, ſagte er: Die neuern Künſtler verſtehen gar kein Bild mehr zu machen, ſie haben das Falſche, Unnatürliche zum Maxim erhoben. Man probire einmal, ſchneide ſolch ein Bild in der Mitte durch und man wird das

*) C. Vogel v. Vogelſtein.

obere Theil vielleicht recht brav gemalt finden, treu — lebendig, aber das untere Theil wird dann in seiner ganzen Nichtigkeit hervortreten. Als ob nicht jeder Theil zum Ganzen passen müßte, um ein Ganzes zu gestalten.

1084.

1827, Anfang März (?).

Mit Auguste Sutorius.

Auguste Sutorius, die einige Zeit in Weimar gewesen, . . hatte, als sie ihm vorgestellt wurde, in eine garstige Fußangel getreten. Der Berliner Hofschauspieler Krüger, zum Besuch in Weimar anwesend, hatte sich die Erlaubniß erbeten, die junge, talentvolle Schauspielerin bei Goethe einzuführen, und dieser empfing sie denn nun in seiner feierlichen Visitenmanier, in welche sich die Schülerin des Wiener Theatertons schwer zu finden wußte. . . . . Krüger . . . kam auf den unglücklichen Gedanken, einzuwerfen: Demoiselle Sutorius hat auch schon die Sophie in den „Mitschuldigen“ . . . . gespielt, worauf die, in der Literatur völlig Unbewanderte mit lebhaftestem Widerwillen erwiedert: „„Ach, ich bitt', Herr Krüger! reden Sie mir nicht von dem grauslichen Stück; das ist mir meine zuwiderste Rolle.““ Und Goethe — während Krüger auf eine Öffnung in der Diele rechnet, durch die er zu Kellertiefen versinken möchte — spricht mit antiker Ruhe: „Nun, nun! das ist ja schön.“

1085.

1827, 21. März.

Mit Edermann.

Goethe zeigte mir ein Büchelchen von Hinrichs über das Weſen der antiken Tragödie. „Ich habe es mit großem Intereſſe geleſen," ſagte er. „Hinrichs hat beſonders den ‚Ödip' und die ‚Antigone' von Sophokles als Grundlage genommen, um daran ſeine Anſichten zu entwickeln. Es iſt ſehr merkwürdig, und ich will es Ihnen mitgeben, damit Sie es auch leſen und wir darüber ſprechen können. Ich bin nun keineswegs ſeiner Meinung; aber es iſt im hohen Grade lehrreich, zu ſehen wie ein ſo durch und durch philoſophiſch gebildeter Menſch von dem eigenthümlichen Standpunkt ſeiner Schule aus ein dichteriſches Kunſtwerk anſieht. Ich will heute nichts weiter ſagen, um Ihnen nicht vorzugreifen. Leſen Sie nur, und Sie werden ſehen, daß man dabei zu allerlei Gedanken kommt."

1086.

1827, 28. März.

Mit Edermann.

Ich brachte Goethen das Buch von Hinrichs zurück, das ich indes eifrig geleſen. Auch hatte ich ſämmtliche Stücke des Sophokles abermals durchge-

nommen, um im vollkommenen Beſitz des Gegenſtandes zu ſein.

„Nun,“ ſagte Goethe, „wie haben Sie ihn gefunden? Nicht wahr, er geht den Dingen zu Leibe.“

„„Ganz wunderlich,““ ſagte ich, „„geht es mir mit dieſem Buche. Es hat keins ſo viele Gedanken in mir angeregt als dieſes, und doch bin ich mit keinem ſo oft in Widerſpruch gerathen, als gerade mit dieſem.““

„Das iſt's eben!“ ſagte Goethe. „Das Gleiche läßt uns in Ruhe; aber der Widerſpruch iſt es, der uns productiv macht.“

„„Seine Intentionen,““ ſagte ich, „„ſind mir im hohen Grade reſpectabel erſchienen; auch haftet er keineswegs an der Oberfläche der Dinge. Allein er verliert ſich oft ſo ſehr im Feinen und Innerlichen der Verhältniſſe, und zwar auf ſo ſubjective Weiſe, daß er darüber die wahre Anſchauung des Gegenſtandes im Einzelnen wie die Überſicht des Ganzen verliert, und man in den Fall kommt, ſich und den Gegenſtänden Gewalt anthun zu müſſen, um ſo zu denken wie er. Auch iſt es mir oft vorgekommen als wären meine Organe zu grob, um die ungewöhnliche Subtilität ſeiner Unterſcheidungen aufzufaſſen.““

„Wären Sie philoſophiſch präparirt wie er,“ ſagte Goethe, „ſo würde es beſſer gehen. Wenn ich aber ehrlich ſagen ſoll, ſo thut es mir leid, daß ein ohne Zweifel kräftig geborener Menſch von der norddeutſchen See-

Luſt, eine Stunde zu tanzen, und dann müſſen wir wohl wieder nach unſern Springern ſehen.

Man ging nach dem Hauſe, und fand Muſik daſelbſt. Philine, die eine gute Tänzerin war, belebte ihre beiden Geſellſchafter. Wilhelm war nicht ungeſchickt, allein es fehlte ihm an einer künſtlichen Übung. Seine beiden Freunde nahmen ſich vor, ihn zu unterrichten.

Man verſpätete ſich. Die Seiltänzer hatten ihre Künſte ſchon zu produziren angefangen. Auf dem Platze hatten ſich viele Zuſchauer eingefunden, doch war unſern Freunden, als ſie ausſtiegen, ein Getümmel merkwürdig, das eine große Anzahl Menſchen nach dem Thore des Gaſthofes, in welchem Wilhelm eingekehrt war, hingezogen hatte. Wilhelm ſprang hinüber, um zu ſehen, was es ſey, und mit Entſetzen erblickte

küſte wie Hinrichs durch die Hegel'ſche Philoſophie ſo zugerichtet worden, daß ein unbefangenes natürliches Anſchauen und Denken bei ihm ausgetrieben, und eine künſtliche und ſchwerfällige Art und Weiſe ſowohl des Denkens wie des Ausdrucks ihm nach und nach angebildet worden, ſodaß wir in ſeinem Buche auf Stellen gerathen, wo unſer Verſtand durchaus ſtillſteht und man nicht mehr weiß, was man lieſt."

„„Das iſt mir nicht beſſer gegangen,"" ſagte ich. „„Doch habe ich mich gefreut auch auf Stellen zu ſtoßen, die mir durchaus menſchlich und klar erſchienen ſind, wie z. B. ſeine Relation der Fabel des Ödip.""

„Hierbei," ſagte Goethe, „mußte er ſich freilich ſcharf an der Sache halten. Es giebt aber in ſeinem Buche nicht wenige Stellen, bei denen der Gedanke nicht rückt und fortſchreitet und wobei ſich die dunkele Sprache immer auf demſelbigen Fleck und immer in demſelbigen Kreiſe bewegt, völlig ſo wie das Einmaleins der Hexe in meinem ‚Fauſt'. Geben Sie mir doch einmal das Buch. Von ſeiner ſechſten Vorleſung, über den Chor, habe ich ſoviel wie gar nichts verſtanden. Was ſagen Sie z. B. zu dieſem, welches nahe am Ende ſteht:

‚Dieſe Wirklichkeit (nämlich des Volkslebens) iſt als die wahre Bedeutung derſelben deshalb auch allein nur ihre wahrhafte Wirklichkeit, die zugleich als ſich ſelber die Wahrheit und Gewißheit, darum die allge-

mein geiſtige Gewißheit ausmacht, welche Gewißheit zugleich die verſöhnende Gewißheit des Chors iſt, ſodaß allein in dieſer Gewißheit, die ſich als das Reſultat der geſammten Bewegung der tragiſchen Handlung erwieſen, der Chor erſt wahrhaft dem allgemeinen Volksbewußtſein gemäß ſich verhält und als ſolcher nicht bloß das Volk mehr vorſtellt, ſondern ſelbſt an und für ſich daſſelbe ſeiner Gewißheit nach iſt.'

Ich dächte, wir hätten genug! Was ſollen erſt die Engländer und Franzoſen von der Sprache unſerer Philoſophen denken, wenn wir Deutſchen ſie ſelber nicht verſtehen."

„„Und trotz alledem,"" ſagte ich, „„ſind wir darüber einig, daß dem Buche ein edles Wollen zu Grunde liege, und daß es die Eigenſchaft habe, Gedanken zu erregen.""

„Seine Idee von Familie und Staat," ſagte Goethe, „und daraus hervorgehen könnenden tragiſchen Conflicten iſt allerdings gut und fruchtbar, doch kann ich nicht zugeben, daß ſie für die tragiſche Kunſt die beſte oder gar die einzig richtige ſei.

Freilich leben wir alle in Familien und im Staat, und es trifft uns nicht leicht ein tragiſches Schickſal, das uns nicht als Glieder von beiden träfe. Doch können wir auch ganz gut tragiſche Perſonen ſein, und wären wir bloße Familien- oder wären wir bloße Staatsglieder. Denn es kommt im Grunde bloß auf

den Conflict an, der keine Auflösung zuläßt, und dieser kann entstehen aus dem Widerspruche welcher Verhältnisse er wolle, wenn er nur einen echten Naturgrund hinter sich hat und nur ein echt tragischer ist. So geht der Ajas zu Grunde an dem Dämon verletzten Ehrgefühls, und der Herkules an dem Dämon liebender Eifersucht. In beiden Fällen ist nicht der geringste Conflict von Familienpietät und Staatstugend vorhanden, welches doch nach Hinrichs die Elemente der griechischen Tragödie sein sollen."

„„Man sieht deutlich,"" sagte ich, „„daß er bei dieser Theorie blos die Antigone im Sinne hatte. Auch scheint er bloß den Character und die Handlungsweise dieser Heldin vor Augen gehabt zu haben, als er die Behauptung hinstellte, daß die Familienpietät am reinsten im Weibe erscheine und am allerreinsten in der Schwester, und daß die Schwester nur den Bruder ganz rein und geschlechtslos lieben könne.""

„Ich dächte," erwiederte Goethe, „daß die Liebe von Schwester zur Schwester noch reiner und geschlechtloser wäre! Wir müßten denn nicht wissen, daß unzählige Fälle vorgekommen sind, wo zwischen Schwester und Bruder, bekannter- und unbekannterweise, die sinnlichste Neigung stattgefunden.

Überhaupt," fuhr Goethe fort, „werden Sie bemerkt haben, daß Hinrichs bei Betrachtung der griechischen Tragödie ganz von der Idee ausgeht, und daß er sich auch den Sophokles als einen solchen denkt,

der bei Erfindung und Anordnung ſeiner Stücke gleichfalls von einer Idee ausging und danach ſeine Charactere und deren Geſchlecht und Stand beſtimmte. Sophokles ging aber bei ſeinen Stücken keineswegs von einer Idee aus, vielmehr ergriff er irgend eine längſt fertige Sage ſeines Volks, worin bereits eine gute Idee vorhanden, und dachte nur darauf, dieſe für das Theater ſo gut und wirkſam als möglich darzuſtellen. Den Ajas wollen die Atreiden auch nicht beerdigen laſſen, aber ſo wie in der ‚Antigone' die Schweſter für den Bruder ſtrebt, ſo ſtrebt im ‚Ajas' der Bruder für den Bruder. Daß ſich des unbeerdigten Polyneikes die Schweſter und des gefallenen Ajas der Bruder annimmt, iſt zufällig und gehört nicht der Erfindung des Dichters, ſondern der Überlieferung, welcher der Dichter folgte und folgen mußte."

„„Auch was er über die Handlungsweiſe des Kreon ſagt,"" verſetzte ich, „„ſcheint ebenſo wenig Stich zu halten. Er ſucht durchzuführen, daß dieſer bei dem Verbot der Beerdigung des Polyneikes aus reiner Staatstugend handle, und da nun Kreon nicht blos ein Mann, ſondern auch ein Fürſt iſt, ſo ſtellt er den Satz auf, daß, da der Mann die tragiſche Macht des Staates vorſtelle, dieſes kein anderer ſein könne als derjenige, welcher die Perſönlichkeit des Staates ſelber ſei, nämlich der Fürſt, und daß von allen Perſonen der Mann als Fürſt diejenige Perſon ſei, welche die ſittlichſte Staatstugend übe.""

„Das ſind Behauptungen," erwiederte Goethe mit einigem Lächeln, „an die wohl niemand glauben wird. Kreon handelt auch keineswegs aus Staatstugend, ſondern aus Haß gegen den Todten. Wenn Polyneikes ſein väterliches Erbtheil, woraus man ihn gewaltſam vertrieben, wieder zu erobern ſuchte, ſo lag darin keineswegs ein ſo unerhörtes Vergehen gegen den Staat, daß ſein Tod nicht genug geweſen wäre und daß es noch der Beſtrafung des unſchuldigen Leichnams bedurft hätte.

Man ſollte überhaupt nie eine Handlungsweiſe eine Staatstugend nennen, die gegen die Tugend im allgemeinen geht. Wenn Kreon den Polyneikes zu beerdigen verbietet und durch den verweſenden Leichnam nicht bloß die Luft verpeſtet, ſondern auch Urſache iſt, daß Hunde und Raubvögel die abgeriſſenen Stücke des Todten umherſchleppen und damit ſogar die Altäre beſudeln, ſo iſt eine ſolche Menſchen und Götter beleidigende Handlungsweiſe keineswegs eine Staatstugend, ſondern vielmehr ein Staatsverbrechen. Auch hat er das ganze Stück gegen ſich: er hat die Älteſten des Staats, welche den Chor bilden, gegen ſich; er hat das Volk im allgemeinen gegen ſich; er hat den Teireſias gegen ſich; er hat ſeine eigene Familie gegen ſich. Er aber hört nicht, ſondern frevelt eigenſinnig fort, bis er alle die Seinigen zu Grunde gerichtet hat und er ſelber am Ende nur noch ein Schatten iſt."

„„Und doch,““ ſagte ich, „„wenn man ihn reden hört, ſo ſollte man glauben, daß er einiges Recht habe.““

„Das iſt's eben,“ erwiederte Goethe, „worin Sophokles ein Meiſter iſt, und worin überhaupt das Leben des Dramatiſchen beſteht. Seine Charactere beſitzen alle eine ſolche Redegabe und wiſſen die Motive ihrer Handlungsweiſe ſo überzeugend darzulegen, daß der Zuhörer faſt immer auf der Seite deſſen iſt, der zuletzt geſprochen hat.

Man ſieht, er hat in ſeiner Jugend eine ſehr tüchtige rhetoriſche Bildung genoſſen, wodurch er denn geübt worden, alle in einer Sache liegenden Gründe und Scheingründe aufzuſuchen. Doch verleitete ihn dieſe ſeine große Fähigkeit auch zu Fehlern, indem er mitunter in den Fall kam, zu weit zu gehen.

So kommt in der ‚Antigone‘ eine Stelle vor, die mir immer als ein Flecken erſcheint, und worum ich vieles geben möchte, wenn ein tüchtiger Philologe uns bewieſe, ſie wäre eingeſchoben und unecht.

Nachdem nämlich die Heldin im Laufe des Stückes die herrlichſten Gründe für ihre Handlung ausgeſprochen und den Edelmuth der reinſten Seele entwickelt hat, bringt ſie zuletzt, als ſie zum Tode geht, ein Motiv vor, das ganz ſchlecht iſt und faſt ans Komiſche ſtreift.

Sie ſagt, daß ſie das, was ſie für ihren Bruder gethan, wenn ſie Mutter geweſen wäre, nicht für ihre

geſtorbenen Kinder und nicht für ihren geſtorbenen Gatten gethan haben würde; denn, ſagt ſie, wäre mir ein Gatte geſtorben, ſo hätte ich einen andern genommen, und wären mir Kinder geſtorben, ſo hätte ich mir von dem neuen Gatten andere Kinder zeugen laſſen. Allein mit meinem Bruder iſt es ein anderes: einen Bruder kann ich nicht wiederbekommen; denn da mein Vater und meine Mutter todt ſind, ſo iſt niemand da, der ihn zeugen könnte.

Dies iſt wenigſtens der nackte Sinn dieſer Stelle, die nach meinem Gefühl in dem Munde einer zum Tode gehenden Heldin die tragiſche Stimmung ſtört, und die mir überhaupt ſehr geſucht und gar zu ſehr als ein dialektiſches Calcul erſcheint. Wie geſagt, ich möchte ſehr gern, daß ein guter Philologe uns bewieſe, die Stelle ſei unecht."

Wir ſprachen darauf über Sophokles weiter, und daß er bei ſeinen Stücken weniger eine ſittliche Tendenz vor Augen gehabt, als eine tüchtige Behandlung ſeines jedesmaligen Gegenſtandes, beſonders mit Rückſicht auf theatraliſche Wirkung.

„Ich habe nichts dawider," ſagte Goethe, „daß ein dramatiſcher Dichter eine ſittliche Wirkung vor Augen habe, allein wenn es ſich darum handelt, ſeinen Gegenſtand klar und wirkſam vor den Augen des Zuſchauers vorüberzuführen, ſo können ihm dabei ſeine ſittlichen Endzwecke wenig helfen, und er muß vielmehr ein großes Vermögen der Darſtellung und Kenntniß der Bretter

beſitzen, um zu wiſſen, was zu thun und zu laſſen. Liegt im Gegenſtande ein ſittliche Wirkung, ſo wird ſie auch hervorgehen, und hätte der Dichter weiter nichts im Auge als ſeines Gegenſtandes wirkſame und kunſtgemäße Behandlung. Hat ein Poet den hohen Gehalt der Seele wie Sophokles, ſo wird ſeine Wirkung immer ſittlich ſein, er mag ſich ſtellen wie er wolle. Übrigens kannte er die Bretter und verſtand ſein Metier wie einer."

„„Wie ſehr er das Theater kannte,"" verſetzte ich, „„und wie ſehr er eine theatraliſche Wirkung im Auge hatte, ſieht man an ſeinem ‚Philoktet' und der großen Ähnlichkeit, die dieſes Stück in der Anordnung und dem Gange der Handlung mit dem ‚Ödip in Kolonos' hat.

In beiden Stücken ſehen wir den Helden in einem hilfloſen Zuſtande, beide alt und an körperlichen Gebrechen leidend. Der Ödip hat als Stütze die führende Tochter zur Seite, der Philoktet den Bogen. Nun geht die Ähnlichkeit weiter. Beide hat man in ihrem Leiden verſtoßen, aber nachdem das Orakel über beide ausgeſagt, daß nur mit ihrer Hülfe der Sieg erlangt werden könne, ſo ſucht man beider wieder habhaft zu werden. Zum Philoktet kommt der Odyſſeus, zum Ödip der Kreon. Beide beginnen ihre Reden mit Liſt und ſüßen Worten, als aber dieſe nichts fruchten, ſo brauchen ſie Gewalt, und wir ſehen den Philoktet des Bogens und den Ödip der Tochter beraubt.""

„Solche Gewaltthätigkeiten," ſagte Goethe, „gaben Anlaß zu trefflichen Wechſelreden, und ſolche hilfloſe Zuſtände erregten die Gemüther des hörenden und ſchauenden Volkes, weshalb denn ſolche Situationen vom Dichter, dem es um Wirkung auf ſein Publicum zu thun war, gern herbeigeführt wurden. Um dieſe Wirkung beim Ödip zu verſtärken, läßt ihn Sophokles als ſchwachen Greis auftreten, da er doch allen Umſtänden nach noch ein Mann in ſeiner beſten Blüthe ſein mußte. Aber in ſo rüſtigem Alter konnte ihn der Dichter in dieſem Stück nicht gebrauchen; er hätte keine Wirkung gethan, und er machte ihn daher zu einem ſchwachen hilfsbedürftigen Greiſe."

„„Die Ähnlichkeit mit dem Philoktet,"" fuhr ich fort, „„geht weiter. Beide Helden des Stückes ſind nicht handelnd, ſondern duldend. Dagegen hat jeder dieſer paſſiven Helden der handelnden Figuren zwei gegen ſich: der Ödip den Kreon und Polyneikes, der Philoktet den Neoptolemos und Odyß. Und zwei ſolcher gegenwirkenden Figuren waren nöthig, um den Gegenſtand von allen Seiten zur Sprache zu bringen, und um auch für das Stück ſelbſt die gehörige Fülle und Körperlichkeit zu gewinnen.""

„Sie könnten noch hinzufügen," nahm Goethe das Wort, „daß beide Stücke auch darin Ähnlichkeit haben, daß wir in beiden die höchſt wirkſame Situation eines freudigen Wechſels ſehen, indem dem einen Helden in ſeiner Troſtloſigkeit die geliebte Tochter, und dem

andern der nicht weniger geliebte Bogen zurückgegeben wird."

Auch sind die versöhnenden Ausgänge beider Stücke sich ähnlich, indem beide Helden aus ihren Leiden Erlösung erlangen: der Ödip, indem er selig entrückt wird, der Philoktet aber, indem wir durch Götterspruch seine Heilung vor Ilion durch den Äsculap voraussehen."

Wenn wir übrigens," fuhr Goethe fort, „für unsere modernen Zwecke lernen wollen uns auf dem Theater zu benehmen, so wäre Molière der Mann, an den wir uns zu wenden hätten.

Kennen Sie seinen ‚Malade imaginaire'? Es ist darin eine Scene, die mir, so oft ich das Stück lese, immer als Symbol einer vollkommenen Bretterkenntniß erscheint. Ich meine die Scene, wo der eingebildete Kranke seine kleine Tochter Louison befragt, ob nicht in dem Zimmer ihrer ältern Schwester ein junger Mann gewesen.

Nun hätte ein anderer, der das Metier nicht so gut verstand wie Molière, die kleine Louison das Factum sogleich ganz einfach erzählen lassen, und es wäre gethan gewesen.

Was bringt aber Molière durch allerlei retardirende Motive in diese Examination für Leben und Wirkung, indem er die kleine Louison zuerst thun läßt als verstehe sie ihren Vater nicht; dann leugnet, daß sie etwas wisse; dann, von der Ruthe bedroht, wie

er, als er sich durch's Volk drängte, den Herrn der Seiltänzergesellschaft, der das interessante Kind bey den Haaren aus dem Hause zu schleppen bemüht war, und mit einem Peitschenstiel unbarmherzig auf den kleinen Körper losschlug.

Wilhelm fuhr wie ein Blitz auf den Mann zu, und faßte ihn bey der Brust. Laß das Kind los! schrie er wie ein Rasender, oder einer von uns bleibt hier auf der Stelle. Er faßte zugleich den Kerl mit einer Gewalt, die nur der Zorn geben kann, bey der Kehle, daß dieser zu ersticken glaubte, das Kind losließ, und sich gegen den Angreifenden zu vertheidigen suchte. Einige Leute, die mit dem Kinde Mitleiden fühlten, aber Streit anzufangen nicht gewagt hatten, fielen dem Seiltänzer sogleich in die Arme, entwaffneten ihn, und drohten ihm mit vielen Schimpfreden. Dieser, der sich

jetzt

todt hinfällt; dann, als der Vater in Verzweiflung ausbricht, aus ihrer fingirten Ohnmacht wieder schelmisch-heiter aufspringt, und zuletzt nach und nach alles gesteht.

Diese meine Andeutung giebt Ihnen von dem Leben jenes Auftritts nur den allermagersten Begriff; aber lesen Sie die Scene selbst und durchdringen Sie sich von ihrem theatralischen Werthe, und Sie werden gestehen, daß darin mehr praktische Lehre enthalten als in sämmtlichen Theorien.

Ich kenne und liebe Molière," fuhr Goethe fort, „seit meiner Jugend und habe während meines ganzen Lebens von ihm gelernt. Ich unterlasse nicht, jährlich von ihm einige Stücke zu lesen, um mich immer im Verkehr des Vortrefflichen zu erhalten. Es ist nicht bloß das vollendete künstlerische Verfahren, was mich an ihm entzückt, sondern vorzüglich auch das liebenswürdige Naturell, das hochgebildete Innere des Dichters. Es ist in ihm eine Grazie und ein Tact für das Schickliche und ein Ton des feinen Umgangs, wie es seine angeborene schöne Natur nur im täglichen Verkehr mit den vorzüglichsten Menschen seines Jahrhunderts erreichen konnte. Von Menander kenne ich nur die wenigen Bruchstücke, aber diese geben mir von ihm gleichfalls eine so hohe Idee, daß ich diesen großen Griechen für den einzigen Menschen halte, der mit Molière wäre zu vergleichen gewesen."

„„Ich bin glücklich,"" erwiederte ich, „„Sie so gut

über Molière reden zu hören. Das klingt freilich ein wenig anders als Herr von Schlegel! Ich habe noch in dieſen Tagen in ſeinen ‚Vorleſungen über dramatiſche Poeſie‘ mit großem Widerwillen verſchluckt was er über Molière ſagt. Er behandelt ihn, wie Sie wiſſen, ganz von oben herab, als einen gemeinen Poſſenreißer, der die gute Geſellſchaft nur aus der Ferne geſehen und deſſen Gewerbe es geweſen zur Ergötzung ſeines Herrn allerlei Schwänke zu erfinden. In ſolchen niedrig-luſtigen Schwänken ſei er noch am glücklichſten geweſen, doch habe er das Beſte geſtohlen. Zu der höhern Gattung des Luſtſpiels habe er ſich zwingen müſſen, und es ſei ihm nie damit gelungen.“

„Einem Menſchen wie Schlegel,“ erwiederte Goethe, „iſt freilich eine ſo tüchtige Natur wie Molière ein wahrer Dorn im Auge; er fühlt, daß er von ihm keine Ader hat, er kann ihn nicht ausſtehen. Der ‚Miſanthrop‘, den ich, als eins meiner liebſten Stücke in der Welt, immer wieder leſe, iſt ihm zuwider; den ‚Tartuffe‘ lobt er gezwungenerweiſe ein bischen, aber er ſetzt ihn ſogleich wieder herab, ſo viel er nur kann. Daß Molière die Affectationen gelehrter Frauen lächerlich macht, kann Schlegel ihm nicht verzeihen; er fühlt wahrſcheinlich, wie einer meiner Freunde bemerkte, daß er ihn ſelbſt lächerlich gemacht haben würde, wenn er mit ihm gelebt hätte.

Es iſt nicht zu leugnen,“ fuhr Goethe fort, „Schlegel weiß unendlich viel, und man erſchrickt faſt

über ſeine außerordentlichen Kenntniſſe und ſeine große Beleſenheit, allein damit iſt es nicht gethan. Alle Gelehrſamkeit iſt noch kein Urtheil. Seine Kritik iſt durchaus einſeitig, indem er faſt bei allen Theaterſtücken bloß das Skelett der Fabel und Anordnung vor Augen hat und immer nur kleine Ähnlichkeiten mit großen Vorgängern nachweiſt, ohne ſich im mindeſten darum zu bekümmern, was der Autor uns von anmuthigem Leben und Bildung einer hohen Seele entgegenbringt. Was helfen aber alle Künſte des Talents, wenn aus einem Theaterſtücke uns nicht eine liebenswürdige oder große Perſönlichkeit des Autors entgegenkommt, dieſes Einzige, was in die Cultur des Volkes übergeht!

In der Art und Weiſe wie Schlegel das franzöſiſche Theater behandelt, finde ich das Recept zu einem ſchlechten Recenſenten, dem jedes Organ für die Verehrung des Vortrefflichen mangelt, und der über eine tüchtige Natur und einen großen Character hingeht als wäre es Spreu und Stoppel."

„„Den Shakeſpeare und Calderon dagegen,"" verſetzte ich, „„behandelt er gerecht und ſogar mit entſchiedener Neigung.""

„Beide," erwiederte Goethe, „ſind freilich der Art, daß man über ſie nicht Gutes genug ſagen kann, wiewohl ich mich auch nicht wundern würde, wenn Schlegel ſie gleichfalls ganz ſchmählich herabgeſetzt hätte. So iſt er auch gegen Äſchylus und Sophokles gerecht,

allein dies ſcheint nicht ſowohl zu geſchehen weil er von ihrem ganz außerordentlichen Werthe lebendig durchdrungen wäre, als weil es bei den Philologen herkömmlich iſt, beide ſehr hoch zu ſtellen; denn im Grunde reicht doch Schlegels eigenes Perſönchen nicht hin, ſo hohe Naturen zu begreifen und gehörig zu ſchätzen. Wäre dies, ſo müßte er auch gegen Euripides gerecht ſein und auch gegen dieſen ganz anders zu Werke gehen als er gethan. Von dieſem weiß er aber, daß die Philologen ihn nicht eben ſonderlich hoch halten, und er verſpürt daher kein geringes Behagen, daß es ihm, auf ſo große Autorität hin, vergönnt iſt, über dieſen großen Alten ganz ſchändlich herzufallen und ihn zu ſchulmeiſtern wie er kann.

Ich habe nichts dawider, daß Euripides ſeine Fehler habe; allein er war von Sophokles und Äſchylus doch immerhin ein ſehr ehrenwerther Mitſtreiter. Wenn er nicht den hohen Ernſt und die ſtrenge Kunſtvollendung ſeiner beiden Vorgänger beſaß und dagegen als Theaterdichter die Dinge ein wenig läßlicher und menſchlicher tractirte, ſo kannte er wahrſcheinlich ſeine Athenienſer hinreichend, um zu wiſſen, daß der von ihm angeſtimmte Ton für ſeine Zeitgenoſſen eben der rechte ſei. Ein Dichter aber, den Sokrates ſeinen Freund nannte, den Ariſtoteles hochſtellte, den Menander bewunderte und um den Sophokles und die Stadt Athen bei der Nachricht von ſeinem Tode Trauerkleider anlegte, mußte doch wohl in der That etwas ſein. Wenn

ein moderner Menſch wie Schlegel an einem ſo großen Alten Fehler zu rügen hätte, ſo ſollte es billig nicht anders geſchehen als auf den Knien."

1087.

1827, 1. April.

Mit Eckermann.

Abends bei Goethe. Ich ſprach mit ihm über die geſtrige Vorſtellung ſeiner ‚Iphigenie', worin Herr Krüger vom königlichen Theater zu Berlin den Oreſt ſpielte und zwar zu großem Beifall.

„Das Stück," ſagte Goethe, „hat ſeine Schwierigkeiten. Es iſt reich an innerm Leben, aber arm an äußerm. Daß aber das innere Leben hervorgekehrt werde, darin liegt's. Es iſt voll der wirkſamſten Mittel, die aus den mannigfaltigſten Greueln hervorwachſen, die dem Stücke zu Grunde liegen. Das gedruckte Wort iſt freilich nur ein matter Widerſchein von dem Leben, das in mir bei der Erfindung rege war. Aber der Schauſpieler muß uns zu dieſer erſten Gluth, die den Dichter ſeinem Sujet gegenüber beſeelte, wieder zurückbringen. Wir wollen von der Meerluft friſch angewehte, kraftvolle Griechen und Helden ſehen, die, von mannigfaltigen Übeln und Gefahren geängſtigt und bedrängt, ſtark herausreden, was ihnen das Herz im Buſen gebietet, aber wir wollen keine ſchwächlich empfindenden Schauſpieler, die ihre Rollen nur ſo

obenhin auswendig gelernt haben, am wenigſten aber ſolche, die ihre Rollen nicht einmal können.

Ich muß geſtehen, es hat mir noch nie gelingen wollen, eine vollendete Aufführung meiner „Iphigenie“ zu erleben. Das war auch die Urſache, warum ich geſtern nicht hineinging. Denn ich leide entſetzlich, wenn ich mich mit dieſen Geſpenſtern herumſchlagen muß, die nicht ſo zur Erſcheinung kommen wie ſie ſollten.“

„„Mit dem Oreſt, wie Herr Krüger ihn gab,““ ſagte ich, „„würden Sie wahrſcheinlich zufrieden geweſen ſein. Sein Spiel hatte eine Deutlichkeit, daß nichts begreiflicher, nichts faßlicher war als ſeine Rolle. Es drang ſich alles ein, und ich werde ſeine Bewegungen und Worte nicht vergeſſen.

Dasjenige, was in dieſer Rolle der exaltirten Anſchauung, der Viſion gehört, trat durch ſeine körperlichen Bewegungen und den veränderten abwechſelnden Ton ſeiner Stimme ſo aus ſeinem Innern heraus, daß man es mit leiblichen Augen zu ſehen glaubte. Beim Anblick dieſes Oreſt hätte Schiller die Furien ſicher nicht vermißt; ſie waren hinter ihm her, ſie waren um ihn herum.

Die bedeutende Stelle, wo Oreſt, aus ſeiner Ermattung erwachend, ſich in die Unterwelt verſetzt glaubt, gelang zu hohem Erſtaunen. Man ſah die Reihen der Ahnherren in Geſprächen wandeln, man ſah Oreſt ſich ihnen geſellen, ſie befragen und ſich an ſie an-

ſchließen. Man fühlte ſich ſelbſt verſetzt und in die Mitte dieſer Seligen mit aufgenommen: ſo rein und tief war die Empfindung des Künſtlers und ſo groß ſein Vermögen, das Unfaßlichſte uns vor die Augen zu bringen.""

„Ihr ſeid doch noch Leute, auf die ſich wirken läßt!" erwiederte Goethe lachend. „Aber fahren Sie fort und ſagen Sie weiter. Er ſcheint alſo wirklich gut geweſen zu ſein und ſeine körperlichen Mittel von Bedeutung?"

„„Sein Organ,"" ſagte ich, „„war rein und wohltönend, auch viel geübt und dadurch der höchſten Biegſamkeit und Mannigfaltigkeit fähig. Phyſiſche Kraft und körperliche Gewandtheit ſtanden ihm ſodann bei Ausführung aller Schwierigkeiten zur Seite; es ſchien, daß er es ſein Leben lang an der mannigfaltigſten körperlichen Ausbildung und Übung nicht hatte fehlen laſſen.""

„Ein Schauſpieler," ſagte Goethe, „ſollte eigentlich auch bei einem Bildhauer und Maler in die Lehre gehen. So iſt ihm, um einen griechiſchen Helden darzuſtellen, durchaus nöthig, daß er die auf uns gekommenen antiken Bildwerke wohl ſtudirt und ſich die ungeſuchte Grazie ihres Sitzens, Stehens und Gehens wohl eingeprägt habe.

Auch iſt es mit dem Körperlichen noch nicht gethan. Er muß auch durch ein fleißiges Studium der beſten alten und neuen Schriftſteller ſeinem Geiſte eine

große Ausbildung geben, welches ihm denn nicht blos zum Verſtändniß ſeiner Rolle zu gute kommen, ſondern auch ſeinem ganzen Weſen und ſeiner Haltung einen höhern Anſtrich geben wird. Doch erzählen Sie weiter! Was war denn noch ſonſt Gutes an ihm zu bemerken?"

„„Es ſchien mir,"" ſagte ich, „„als habe ihm eine große Liebe für ſeinen Gegenſtand beigewohnt. Er hatte durch ein emſiges Studium ſich alles einzeln klar gemacht, ſodaß er in ſeinem Helden mit großer Freiheit lebte und webte, und nichts übrig blieb, was nicht durchaus wäre das Seinige geworden. Hieraus entſtand denn ein richtiger Ausdruck und eine richtige Betonung jedes einzelnen Wortes, und eine ſolche Sicherheit, daß für ihn der Souffleur eine ganz überflüſſige Perſon war.""

„Das freut mich," ſagte Goethe, „und ſo iſt es recht. Nichts iſt ſchrecklicher, als wenn die Schauſpieler nicht Herr ihrer Rolle ſind und bei jedem neuen Satze nach dem Souffleur horchen müſſen, wodurch ihr Spiel ſogleich null iſt und ſogleich ohne alle Kraft und Leben. Wenn bei einem Stück wie meine ‚Iphigenie' die Schauſpieler in ihren Rollen nicht durchaus feſt ſind, ſo iſt es beſſer, die Aufführung zu unterlaſſen. Denn das Stück kann blos Erfolg haben, wenn alles ſicher, raſch und lebendig geht.

Nun, nun, es iſt mir lieb, daß es mit Krügern ſo gut abgelaufen. Zelter hatte mir ihn empfohlen

und es wäre mir fatal geweſen, wenn es mit ihm nicht ſo gut gegangen wäre wie es iſt. Ich werde ihm auch meinerſeits einen kleinen Spaß machen und ihm ein hübſch eingebundenes Exemplar der ‚Iphigenie‘ zum Andenken verehren mit einigen eingeſchriebenen Verſen in Bezug auf ſein Spiel.“

Das Geſpräch lenkte ſich auf die ‚Antigone‘ von Sophokles, auf die darin waltende hohe Sittlichkeit und endlich auf die Frage: wie das Sittliche in die Welt gekommen.

„Durch Gott ſelber,“ erwiederte Goethe, „wie alles andere Gute. Es iſt kein Product menſchlicher Reflexion, ſondern es iſt angeſchaffene und angeborene ſchöne Natur. Es iſt mehr oder weniger den Menſchen im allgemeinen angeſchaffen, im hohen Grade aber einzelnen ganz vorzüglich begabten Gemüthern. Dieſe haben durch große Thaten oder Lehren ihr göttliches Innere offenbart, welches ſodann durch die Schönheit ſeiner Erſcheinung die Liebe der Menſchen ergriff und zur Verehrung und Nacheiferung gewaltig fortzog.

Der Werth des Sittlich-Schönen und Guten aber konnte durch Erfahrung und Weisheit zum Bewußtſein gelangen, indem das Schlechte ſich in ſeinen Folgen als ein ſolches erwies, welches das Glück des Einzelnen wie des Ganzen zerſtörte, dagegen das Edle und Rechte als ein ſolches, welches das beſondere und allgemeine Glück herbeiführte und befeſtigte. So konnte das Sittlich-Schöne zur Lehre werden und ſich als

ein Ausgesprochenes über ganze Völkerschaften verbreiten."

„„Ich las neulich irgendwo die Meinung ausgesprochen,"" versetzte ich, „„die griechische Tragödie habe sich die Schönheit des Sittlichen zum besondern Gegenstande gemacht.""

„Nicht sowohl das Sittliche," erwiederte Goethe, „als das Rein-Menschliche in seinem ganzen Umfange, besonders aber in den Richtungen, wo es, mit einer rohen Macht und Satzung in Conflict gerathend, tragischer Natur werden konnte. In dieser Region lag denn freilich auch das Sittliche, als ein Haupttheil der menschlichen Natur.

Das Sittliche der ‚Antigone' ist übrigens nicht von Sophokles erfunden, sondern es lag im Sujet, welches aber Sophokles um so lieber wählen mochte, als es neben der sittlichen Schönheit so viel Dramatisch-Wirksames in sich hatte."

Goethe sprach sodann über den Character des Kreon und der Ismene und über die Nothwendigkeit dieser beiden Figuren zur Entwickelung der schönen Seele der Heldin.

„Alles Edle," sagte er, „ist an sich stiller Natur und scheint zu schlafen, bis es durch Widerspruch geweckt und herausgefordert wird. Ein solcher Widerspruch ist Kreon, welcher theils der Antigone wegen da ist, damit sich ihre edle Natur und das Recht, was auf ihrer Seite liegt, an ihm hervorkehre, theils aber

jetzt nur auf die Waffen seines Mundes reduzirt sah, fing gräßlich zu drohen und zu fluchen an, die faule unnütze Kreatur wolle ihre Schuldigkeit nicht thun; sie verweigere den Eiertanz zu tanzen, den er dem Publiko versprochen habe; er wolle sie todtschlagen, und es solle ihn niemand daran hindern. Er suchte sich los zu machen, um das Kind, das sich unter der Menge verkrochen hatte, aufzusuchen. Wilhelm hielt ihn zurück, und rief: du sollst nicht eher dieses Geschöpf weder sehen noch berühren, bis du vor Gericht Rechenschaft giebst, wo du es gestohlen hast; ich werde dich auf's äusserste treiben, du sollst mir nicht entgehen. Diese Rede, welche Wilhelm in der Hitze, ohne Gedanken und Absicht, aus einem dunklen Gefühl, oder wenn man will, aus Inspiration ausgesprochen hatte, brachte den wüthenden Menschen auf einmal zur Ruhe. Er rief: was hab'

um sein selbst willen, damit sein unseliger Irrthum uns als ein Hassenswürdiges erscheine.

Da aber Sophokles uns das hohe Innere seiner Heldin auch vor der That zeigen wollte, so mußte noch ein anderer Widerspruch da sein, woran sich ihr Character entwickeln konnte, und das ist die Schwester Ismene. In dieser hat der Dichter uns nebenbei ein schönes Maß des Gewöhnlichen gegeben, woran uns die ein solches Maß weit übersteigende Höhe der Antigone desto auffallender sichtbar wird.“

Das Gespräch wendete sich auf dramatische Schriftsteller im allgemeinen, und welche bedeutende Wirkung auf die große Masse des Volks von ihnen ausgehe und ausgehen könne.

„Ein großer dramatischer Dichter,“ sagte Goethe, „wenn er zugleich productiv ist und ihm eine mächtige edle Gesinnung beiwohnt, die alle seine Werke durchdringt, kann erreichen, daß die Seele seiner Stücke zur Seele des Volks wird. Ich dächte, das wäre etwas, das wohl der Mühe werth wäre. Von Corneille ging eine Wirkung aus, die fähig war Heldenseelen zu bilden. Das war etwas für Napoleon, der ein Heldenvolk nöthig hatte; weshalb er denn von Corneille sagte, daß, wenn er noch lebte, er ihn zum Fürsten machen würde. Ein dramatischer Dichter, der seine Bestimmung kennt, soll daher unablässig an seiner höhern Entwickelung arbeiten, damit die Wirkung, die von ihm auf das Volk ausgeht, eine wohlthätige und edle sei.

Man ſtudire nicht die Mitgeborenen und Mitſtrebenden, ſondern große Menſchen der Vorzeit, deren Werke ſeit Jahrhunderten gleichen Werth und gleiches Anſehen behalten haben. Ein wirklich hochbegabter Menſch wird das Bedürfniß dazu ohnedies in ſich fühlen, und gerade dieſes Bedürfniß des Umgangs mit großen Vorgängern iſt das Zeichen einer höhern Anlage. Man ſtudire Molière, man ſtudire Shakeſpeare, aber vor allen Dingen die alten Griechen und immer die Griechen."

„„Für hochbegabte Naturen,"" bemerkte ich, „„mag das Studium der Schriften des Alterthums allerdings ganz unſchätzbar ſein: allein im allgemeinen ſcheint es auf den perſönlichen Character wenig Einfluß auszuüben. Wenn das wäre, ſo müßten ja alle Philologen und Theologen die vortrefflichſten Menſchen ſein. Dies iſt aber keineswegs der Fall, und es ſind ſolche Kenner der griechiſchen und lateiniſchen Schriften des Alterthums eben tüchtige Leute oder auch arme Wichte, je nach den guten oder ſchlechten Eigenſchaften, die Gott in ihre Natur gelegt oder die ſie von Vater und Mutter mitbrachten.""

„Dagegen iſt nichts zu erinnern," erwiederte Goethe; „aber damit iſt durchaus nicht geſagt, daß das Studium der Schriften des Alterthums für die Bildung eines Characters überall ohne Wirkung wäre. Ein Lump bleibt freilich ein Lump, und eine kleinliche Natur wird durch einen ſelbſt täglichen Verkehr mit der Groß-

heit antiker Gesinnung um keinen Zoll größer werden. Allein ein edler Mensch, in dessen Seele Gott die Fähigkeit künftiger Charactergröße und Geisteshoheit gelegt, wird durch die Bekanntschaft und den vertraulichen Umgang mit den erhabenen Naturen griechischer und römischer Vorzeit sich auf das herrlichste entwickeln und mit jedem Tage zusehends zu ähnlicher Größe heranwachsen."

1088.

1827, 11. April

Mit Eckermann u. a.

Ich ging diesen Mittag um 1 Uhr zu Goethe, der mich vor Tische zu einer Spazierfahrt hatte einladen lassen. Wir fuhren die Straße nach Erfurt. Das Wetter war sehr schön, die Kornfelder zu beiden Seiten des Wegs erquickten das Auge mit dem lebhaftesten Grün; Goethe schien in seinen Empfindungen heiter und jung wie der beginnende Lenz, in seinen Worten aber alt an Weisheit.

„Ich sage immer und wiederhole es," begann er, „die Welt könnte nicht bestehen, wenn sie nicht so einfach wäre. Dieser elende Boden wird nun schon tausend Jahre bebaut, und seine Kräfte sind immer dieselbigen. Ein wenig Regen, ein wenig Sonne, und es wird jeden Frühling wieder grün, und so fort." Ich fand auf diese Worte nichts zu erwiedern und

hinzuzuſetzen. Goethe ließ ſeine Blicke über die grünenden Felder ſchweifen, ſodann aber wieder zu mir gewendet, fuhr er über andere Dinge folgendermaßen fort:

„Ich habe in dieſen Tagen eine wunderliche Lectüre gehabt, nämlich die ‚Briefe Jacobi's und ſeiner Freunde'. Dies iſt ein höchſt merkwürdiges Buch, und Sie müſſen es leſen, nicht um etwas daraus zu lernen, ſondern um in den Zuſtand damaliger Cultur und Literatur hineinzublicken, von dem man keinen Begriff hat. Man ſieht lauter gewiſſermaßen bedeutende Menſchen, aber keine Spur von gleicher Richtung und gemeinſamem Intereſſe, ſondern jeder rund abgeſchloſſen für ſich und ſeinen eigenen Weg gehend, ohne im geringſten an den Beſtrebungen des andern theilzunehmen. Sie ſind mir vorgekommen wie die Billardkugeln, die auf der grünen Decke blind durcheinander laufen, ohne voneinander zu wiſſen, und die, ſobald ſie ſich berühren, nur deſto weiter auseinanderfahren."

Ich lachte über das treffende Gleichniß. Ich erkundigte mich nach den correſpondirenden Perſonen, und Goethe nannte ſie mir, indem er mir über jeden etwas Beſonderes ſagte.

„Jacobi war eigentlich ein geborener Diplomat, ein ſchöner Mann von ſchlankem Wuchs, feinen vornehmen Weſens, der als Geſandter ganz an ſeinem Platz geweſen wäre. Zum Poeten und Philoſophen fehlte ihm etwas, um beides zu ſein.

Sein Verhältniß zu mir war eigener Art. Er

hatte mich persönlich lieb, ohne an meinen Bestrebungen theilzunehmen oder sie wohl gar zu billigen. Es bedurfte daher der Freundschaft, um uns aneinanderzuhalten. Dagegen war mein Verhältniß mit Schiller so einzig, weil wir das herrlichste Bindungsmittel in unsern gemeinsamen Bestrebungen fanden und es für uns keiner sogenannten besondern Freundschaft weiter bedurfte."

Ich fragte nach Lessing, ob auch dieser in den Briefen vorkomme. „Nein," sagte Goethe, „aber Herder und Wieland.

Herdern war es nicht wohl bei den Verbindungen; er stand zu hoch, als daß ihm das hohle Wesen auf die Länge nicht hätte lästig werden sollen, sowie auch Hamann diese Leute mit überlegenem Geiste behandelte.

Wieland, wie immer, erscheint auch in diesen Briefen durchaus heiter und wie zu Hause. An keiner andern Meinung hängend, war er gewandt genug, um in alles einzugehen. Er war einem Rohre ähnlich, das der Wind der Meinungen hin- und herbewegte, das aber auf seinem Wurzelchen immer fest blieb.

Mein persönliches Verhältniß zu Wieland war immer sehr gut, besonders in der frühern Zeit, wo er mir allein gehörte. Seine kleinen Erzählungen hat er auf meine Anregung geschrieben. Als aber Herder nach Weimar kam, wurde Wieland mir ungetreu; Herder nahm ihn mir weg, denn dieses Mannes persönliche Anziehungskraft war sehr groß."

Der Wagen wendete ſich zum Rückwege. Wir ſahen gegen Oſten vielfaches Regengewölk, das ſich ineinanderſchob. „„Dieſe Wolken,““ ſagte ich, „„ſind doch ſo weit gebildet, daß ſie jeden Augenblick als Regen niederzugehen drohen. Wäre es möglich, daß ſie ſich wieder auflöſten, wenn das Barometer ſtiege?““ — „Ja,“ ſagte Goethe, „dieſe Wolken würden ſogleich von oben herein verzehrt und aufgeſponnen werden wie ein Rocken. So ſtark iſt mein Glauben an das Barometer. Ja, ich ſage immer und behaupte: wäre in jener Nacht der großen Überſchwemmung von Petersburg das Barometer geſtiegen, die Welle hätte nicht herangekonnt.

Mein Sohn glaubt beim Wetter an den Einfluß des Mondes, und Sie glauben vielleicht auch daran, und ich verdenke es euch nicht; denn der Mond erſcheint als ein zu bedeutendes Geſtirn, als daß man ihm nicht eine entſchiedene Einwirkung auf unſere Erde zuſchreiben ſollte, allein die Veränderung des Wetters, der höhere oder tiefere Stand des Barometers rührt nicht vom Mondwechſel her, ſondern iſt rein tellurisch.

Ich denke mir die Erde mit ihrem Dunſtkreiſe gleichnißweiſe als ein großes lebendiges Weſen, das im ewigen Ein- und Ausathmen begriffen iſt. Athmet die Erde ein, ſo zieht ſie den Dunſtkreis an ſich, ſodaß er in die Nähe ihrer Oberfläche herankommt und ſich verdichtet bis zu Wolken und Regen. Dieſen Zuſtand nenne ich die Waſſerbejahung; dauerte er über alle Ordnung fort, ſo würde er die Erde erſäufen. Dies

aber giebt ſie nicht zu, ſie athmet wieder aus und entläßt die Waſſerdünſte nach oben, wo ſie ſich in den ganzen Raum der hohen Atmoſphäre ausbreiten und ſich dergeſtalt verdünnen, daß nicht allein die Sonne glänzend herdurchgeht, ſondern auch ſogar die ewige Finſterniß des unendlichen Raums als friſches Blau herdurchgeſehen wird. Dieſen Zuſtand der Atmoſphäre nenne ich die Waſſerverneinung. Denn wie bei dem entgegengeſetzten nicht allein häufiges Waſſer von oben kommt, ſondern auch die Feuchtigkeit der Erde nicht verdunſten und abtrocknen will, ſo kommt dagegen bei dieſem Zuſtande nicht allein keine Feuchtigkeit von oben, ſondern auch die Näſſe der Erde ſelbſt verfliegt und geht aufwärts, ſodaß bei einer Dauer über alle Ordnung hinaus die Erde auch ohne Sonnenſchein zu vertrocknen und zu verdörren Gefahr liefe."

So ſprach Goethe über dieſen wichtigen Gegenſtand, und ich hörte ihm mit großer Aufmerkſamkeit zu.

„Die Sache iſt ſehr einfach," fuhr er fort, „und ſo am Einfachen, Durchgreifenden halte ich mich und gehe ihm nach, ohne mich durch einzelne Abweichungen irreleiten zu laſſen. Hohes Barometer: Trockenheit, Oſtwind; tiefes Barometer: Näſſe, Weſtwind; dies iſt das herrſchende Geſetz, woran ich mich halte. Weht aber einmal bei hohem Barometer und Oſtwind ein naſſer Nebel her, oder haben wir blauen Himmel bei Weſtwind, ſo kümmert mich dieſes nicht und macht meinen Glauben an das herrſchende Geſetz nicht irre,

ſondern ich ſehe daraus blos, daß auch manches Mitwirkende exiſtirt, dem man nicht ſogleich beikommen kann.

Ich will Ihnen etwas ſagen, woran Sie ſich im Leben halten mögen. Es giebt in der Natur ein Zugängliches und Unzugängliches. Dieſes unterſcheide und bedenke man wohl und habe Reſpect. Es iſt uns ſchon geholfen, wenn wir es überall nur wiſſen, wiewohl es immer ſehr ſchwer bleibt, zu ſehen wo das eine aufhört und das andere beginnt. Wer es nicht weiß, quält ſich vielleicht lebenslänglich am Unzugänglichen ab, ohne je der Wahrheit nahe zu kommen. Wer es aber weiß und klug iſt, wird ſich am Zugänglichen halten, und indem er in dieſer Region nach allen Seiten geht und ſich befeſtigt, wird er ſogar auf dieſem Wege dem Unzugänglichen etwas abgewinnen können, wiewohl er hier doch zuletzt geſtehen wird, daß manchen Dingen nur bis zu einem gewiſſen Grade beizukommen iſt und die Natur immer etwas Problematiſches hinter ſich behalte, welches zu ergründen die menſchlichen Fähigkeiten nicht hinreichen."

Unter dieſen Worten waren wir wieder in die Stadt hereingefahren. Das Geſpräch lenkte ſich auf unbedeutende Gegenſtände, wobei jene hohen Anſichten noch eine Weile in meinem Innern fortleben konnten.

Wir waren zu früh zurückgekehrt, um ſogleich an Tiſch zu gehen, und Goethe zeigte mir vorher noch

eine Landſchaft von Rubens, und zwar einen Sommerabend. Links im Vordergrunde ſah man Feldarbeiter nach Hauſe gehen; in der Mitte des Bildes folgte eine Heerde Schafe ihrem Hirten dem Dorfe zu: rechts tiefer im Bilde ſtand ein Heuwagen, um welchen Arbeiter mit Aufladen beſchäftigt waren, abgeſpannte Pferde graſten nebenbei; ſodann abſeits in Wieſen und Gebüſch zerſtreut weideten mehrere Stuten mit ihren Fohlen, denen man anſah, daß ſie auch in der Nacht draußen bleiben würden. Verſchiedene Dörfer und eine Stadt ſchloſſen den hellen Horizont des Bildes, worin man den Begriff von Thätigkeit und Ruhe auf das anmuthigſte ausgedrückt fand.

Das Ganze ſchien mir mit ſolcher Wahrheit zuſammenzuhängen und das Einzelne lag mir mit ſolcher Treue vor Augen, daß ich die Meinung äußerte: Rubens habe dieſes Bild wohl ganz nach der Natur abgeſchrieben.

„Keineswegs!“ ſagte Goethe, „ein ſo vollkommenes Bild iſt niemals in der Natur geſehen worden, ſondern wir verdanken dieſe Compoſition dem poetiſchen Geiſte des Malers. Aber der große Rubens hatte ein ſo außerordentliches Gedächtniß, daß er die ganze Natur im Kopfe trug und ſie ihm in ihren Einzelheiten immer zu Befehl war. Daher kommt dieſe Wahrheit des Ganzen und Einzelnen, ſodaß wir glauben, alles ſei eine reine Kopie nach der Natur. Jetzt wird eine ſolche Landſchaft gar nicht mehr gemacht, dieſe Art zu em-

pfinden und die Natur zu ſehen iſt ganz verſchwunden, es mangelt unſern Malern an Poeſie.

Und dann ſind unſere jungen Talente ſich ſelber überlaſſen, es fehlen die lebendigen Meiſter, die ſie in die Geheimniſſe der Kunſt einführen. Zwar iſt auch von den Todten etwas zu lernen, allein dieſes iſt, wie es ſich zeigt, mehr ein Abſehen von Einzelheiten als ein Eindringen in eines Meiſters tiefere Art zu denken und zu verfahren."

Frau und Herr von Goethe traten herein, und wir ſetzten uns zu Tiſche. Die Geſpräche wechſelten über heitere Gegenſtände des Tages: Theater, Bälle und Hof, flüchtig hin und her. Bald aber waren wir wieder auf ernſtere Dinge gerathen, und wir ſahen uns in einem Geſpräch über Religionslehren in England tief befangen.

„Ihr müßtet wie ich," ſagte Goethe, „ſeit funfzig Jahren die Kirchengeſchichte ſtudirt haben, um zu begreifen, wie das alles zuſammenhängt. Dagegen iſt es höchſt merkwürdig, mit welchen Lehren die Mohammedaner ihre Erziehung beginnen. Als Grundlage in der Religion befeſtigen ſie ihre Jugend zunächſt in der Überzeugung, daß dem Menſchen nichts begegnen könne, als was ihm von einer alles leitenden Gottheit längſt beſtimmt worden; und ſomit ſind ſie denn für ihr ganzes Leben ausgerüſtet und beruhigt und bedürfen kaum eines Weitern.

Ich will nicht unterſuchen, was an dieſer Lehre

ich mit der unnützen Kreatur zu schaffen! Zahlen Sie mir, was mich ihre Kleider kosten, und Sie mögen sie behalten, wir wollen diesen Abend noch einig werden. Er eilte darauf, die unterbrochene Vorstellung fortzusetzen, und die Unruhe des Publikums durch einige bedeutende Kunststücke zu befriedigen.

Wilhelm suchte nunmehr, da es stille geworden war, nach dem Kinde, das sich aber nirgends fand. Einige wollten es auf dem Boden, andere auf den Dächern der benachbarten Häuser gesehen haben. Nachdem man es aller Orten gesucht hatte, mußte man sich beruhigen, und abwarten, ob es nicht von selbst wieder herbey kommen wolle.

Indeß war Narciß nach Hause gekommen, welchen Wilhelm über die Schicksale und die Herkunft des Kindes befragte. Dieser wußte nichts davon, denn er war nicht

Wahres oder Falſches, Nützliches oder Schädliches ſein mag, aber im Grunde liegt von dieſem Glauben doch etwas in uns allen, auch ohne daß es uns gelehrt worden. Die Kugel, auf der mein Name nicht geſchrieben ſteht, wird mich nicht treffen, ſagt der Soldat in der Schlacht; und wie ſollte er ohne dieſe Zuverſicht in den dringendſten Gefahren Muth und Heiterkeit behalten! Die Lehre des chriſtlichen Glaubens: Kein Sperling fällt vom Dache ohne den Willen eures Vaters, iſt aus derſelbigen Quelle hervorgegangen und deutet auf eine Vorſehung, die das Kleinſte im Auge behält und ohne deren Willen und Zulaſſen nichts geſchehen kann.

Sodann ihren Unterricht in der Philoſophie beginnen die Mohammedaner mit der Lehre: daß nichts exiſtire, wovon ſich nicht das Gegentheil ſagen laſſe, und ſo üben ſie den Geiſt der Jugend, indem ſie ihre Aufgaben darin beſtehen laſſen, von jeder aufgeſtellten Behauptung die entgegengeſetzte Meinung zu finden und auszuſprechen, woraus eine große Gewandtheit im Denken und Reden hervorgehen muß.

Nun aber, nachdem von jedem aufgeſtellten Satze das Gegentheil behauptet worden, entſteht der Zweifel, welches denn von beiden das eigentlich Wahre ſei. Im Zweifel aber iſt kein Verharren, ſondern er treibt den Geiſt zu näherer Unterſuchung und Prüfung, woraus denn, wenn dieſe auf eine vollkommene Weiſe geſchieht, die Gewißheit hervorgeht, welches das

Ziel ist, worin der Mensch seine völlige Beruhigung findet.

Sie sehen, daß dieser Lehre nichts fehlt, und daß wir mit allen unsern Systemen nicht weiter sind, und daß überhaupt niemand weiter gelangen kann."

„„Ich werde dadurch,"" sagte ich, „„an die Griechen erinnert, deren philosophische Erziehungsweise eine ähnliche gewesen sein muß, wie uns dieses ihre Tragödie beweist, deren Wesen im Verlauf der Handlung auch ganz und gar auf dem Widerspruch beruht, indem niemand der redenden Personen etwas behaupten kann, wovon der andere nicht ebenso klug das Gegentheil zu sagen wüßte.""

„Sie haben vollkommen recht," sagte Goethe; „auch fehlt der Zweifel nicht, welcher im Zuschauer oder Leser erweckt wird, sowie wir denn am Schluß durch das Schicksal zur Gewißheit gelangen, welches sich an das Sittliche anschließt und dessen Partei führt."

Wir standen von Tische auf, und Goethe nahm mich mit hinab in den Garten, um unsere Gespräche fortzusetzen.

„„An Lessing,"" sagte ich, „„ist es merkwürdig, daß er in seinen theoretischen Schriften, z. B. im ‚Laokoon', nie geradezu auf Resultate losgeht, sondern uns immer erst jenen philosophischen Weg durch Meinung, Gegenmeinung und Zweifel herumführt, ehe er uns endlich zu einer Art von Gewißheit gelangen läßt. Wir sehen mehr die Operation des Denkens und Findens, als

daß wir große Ansichten und große Wahrheiten erhielten, die unser eigenes Denken anzuregen und uns selbst productiv zu machen geeignet wären.“

„Sie haben wohl recht,“ sagte Goethe. „Lessing soll selbst einmal geäußert haben, daß, wenn Gott ihm die Wahrheit geben wolle, er sich dieses Geschenk verbitten, vielmehr die Mühe vorziehen würde, sie selber zu suchen.

Jenes philosophische System der Mohammedaner ist ein artiger Maßstab, den man an sich und andere anlegen kann, um zu erfahren, auf welcher Stufe geistiger Tugend man denn eigentlich stehe.

Lessing hält sich, seiner polemischen Natur nach, am liebsten in der Region der Widersprüche und Zweifel auf; das Unterscheiden ist seine Sache, und dabei kam ihm sein großer Verstand auf das herrlichste zustatten. Mich selbst werden Sie dagegen ganz anders finden: ich habe mich nie auf Widersprüche eingelassen, die Zweifel habe ich in meinem Innern auszugleichen gesucht, und nur die gefundenen Resultate habe ich ausgesprochen.“

Ich fragte Goethe, welchen der neuern Philosophen er für den vorzüglichsten halte.

„Kant,“ sagte er, „ist der vorzüglichste, ohne allen Zweifel. Er ist auch derjenige, dessen Lehre sich fortwirkend erwiesen hat und die in unsere deutsche Cultur am tiefsten eingedrungen ist. Er hat auch auf Sie gewirkt, ohne daß Sie ihn gelesen haben. Jetzt brauchen

Sie ihn nicht mehr, denn was er Ihnen geben konnte, besitzen Sie schon. Wenn Sie einmal später etwas von ihm lesen wollen, so empfehle ich Ihnen seine ‚Kritik der Urtheilskraft', worin er die Rhetorik vortrefflich, die Poesie leidlich, die bildende Kunst aber unzulänglich behandelt hat."

„„Haben Euer Excellenz je zu Kant ein persönliches Verhältniß gehabt?"" fragte ich.

„Nein," sagte Goethe. „Kant hat nie von mir Notiz genommen, wiewohl ich aus eigener Natur einen ähnlichen Weg ging als er. Meine ‚Metamorphose der Pflanzen' habe ich geschrieben, ehe ich etwas von Kant wußte, und doch ist sie ganz im Sinne seiner Lehre. Die Unterscheidung des Subjects vom Object, und ferner die Ansicht, daß jedes Geschöpf um sein selbst willen existirt, und nicht etwa der Korkbaum gewachsen ist, damit wir unsere Flaschen pfropfen können, dieses hatte Kant mit mir gemein, und ich freute mich, ihm hierin zu begegnen. Später schrieb ich die Lehre vom Versuch, welche als Kritik von Subject und Object und als Vermittelung von beiden anzusehen ist.

Schiller pflegte mir immer das Studium der Kant'schen Philosophie zu widerrathen. Er sagte gewöhnlich, Kant könne mir nichts geben. Er selbst studirte ihn dagegen eifrig, und ich habe ihn auch studirt und zwar nicht ohne Gewinn."

Unter diesen Gesprächen gingen wir im Garten auf und ab. Die Wolken hatten sich indes verdichtet und

es fing an zu tröpfeln, sodaß wir genöthigt waren uns in das Haus zurückzuziehen, wo wir denn unsere Unterhaltungen noch eine Weile fortsetzten.

1089.

1827, 18. April.

Mit Eckermann u. a.

Mit Goethe vor Tische spazieren gefahren eine Strecke die Straße nach Erfurt hinaus. Es begegnete uns allerhand Frachtfuhrwerk mit Waaren für die Leipziger Messe. Auch einige Züge Koppelpferde, worunter sehr schöne Thiere.

„Ich muß über die Ästhetiker lachen," sagte Goethe, „welche sich abquälen, dasjenige Unaussprechliche, wofür wir den Ausdruck schön gebrauchen, durch einige abstracte Worte in einen Begriff zu bringen. Das Schöne ist ein Urphänomen, das zwar nie selber zur Erscheinung kommt, dessen Abglanz aber in tausend verschiedenen Äußerungen des schaffenden Geistes sichtbar wird und so mannigfaltig und so verschiedenartig ist als die Natur selber."

„„Ich habe oft aussprechen hören,"" sagte ich, „„die Natur sei immer schön; sie sei die Verzweiflung des Künstlers, indem er selten fähig sei, sie ganz zu erreichen.""

„Ich weiß wohl," erwiederte Goethe, „daß die Natur oft einen unerreichbaren Zauber entfaltet; allein

ich bin keineswegs der Meinung, daß sie in allen ihren Äußerungen schön sei. Ihre Intensionen sind zwar immer gut, allein die Bedingungen sind es nicht, die dazu gehören, sie stets vollkommen zur Erscheinung gelangen zu lassen.

So ist die Eiche ein Baum, der sehr schön sein kann. Doch wie viel günstige Umstände müssen zusammentreffen, ehe es der Natur einmal gelingt, ihn wahrhaft schön hervorzubringen! Wächst die Eiche im Dickicht des Waldes heran, von bedeutenden Nachbarstämmen umgeben, so wird ihre Tendenz immer nach oben gehen, immer nach freier Luft und Licht. Nach den Seiten hin wird sie nur wenige schwache Äste treiben, und auch diese werden im Laufe des Jahrhunderts wieder verkümmern und abfallen. Hat sie aber endlich erreicht, sich mit ihrem Gipfel oben im Freien zu fühlen, so wird sie sich beruhigen und nun anfangen sich nach den Seiten hin auszubreiten und eine Krone zu bilden. Allein sie ist auf dieser Stufe bereits über ihr mittleres Alter hinaus, ihr vieljähriger Trieb nach oben hat ihre frischesten Kräfte hingenommen, und ihr Bestreben, sich jetzt noch nach der Breite hin mächtig zu erweisen, wird nicht mehr den rechten Erfolg haben. Hoch, stark und schlankstämmig wird sie nach vollendetem Wuchse dastehen, doch ohne ein solches Verhältniß zwischen Stamm und Krone, um in der That schön zu sein.

Wächst hinwieder die Eiche an feuchten, sumpfigen

Orten und iſt der Boden zu nahrhaft, ſo wird ſie, bei gehörigem Raum, frühzeitig viele Äſte und Zweige nach allen Seiten treiben; es werden jedoch die widerſtrebenden, retardirenden Einwirkungen fehlen, das Knorrige, Eigenſinnige, Zackige wird ſich nicht entwickeln, und aus einiger Ferne geſehen wird der Baum ein ſchwaches, lindenartiges Anſehen gewinnen, und er wird nicht ſchön ſein, wenigſtens nicht als Eiche.

Wächſt ſie endlich an bergigen Abhängen, auf dürftigem, ſteinigtem Erdreich, ſo wird ſie zwar im Übermaß zackig und knorrig erſcheinen, allein es wird ihr an freier Entwickelung fehlen, ſie wird in ihrem Wuchs frühzeitig kümmern und ſtocken, und ſie wird nie erreichen, daß man von ihr ſage: es walte in ihr etwas, das fähig ſei uns in Erſtaunen zu ſetzen."

Ich freute mich dieſer guten Worte. „„Sehr ſchöne Eichen,"" ſagte ich, „„habe ich geſehen, als ich vor einigen Jahren von Göttingen aus mitunter kleine Touren ins Weſerthal machte. Beſonders mächtig fand ich ſie im Solling in der Gegend von Höxter.""

„Ein ſandiger oder mit Sand gemiſchter Boden," fuhr Goethe fort, „wo ihr nach allen Richtungen hin mächtige Wurzeln zu treiben vergönnt iſt, ſcheint ihr am günſtigſten zu ſein. Und dann will ſie einen Stand, der ihr gehörigen Raum gewährt, alle Einwirkungen von Licht und Sonne und Regen und Wind von allen Seiten her in ſich aufzunehmen. Im behaglichen Schutz vor Wind und Wetter herangewachſen, wird aus ihr

nichts; aber ein hundertjähriger Kampf mit den Elementen macht sie stark und mächtig, sodaß nach vollendetem Wuchs ihre Gegenwart uns Erstaunen und Bewunderung einflößt."

„„Könnte man nicht aus diesen Ihren Andeutungen,"" versetzte ich, „„ein Resultat ziehen und sagen: ein Geschöpf sei dann schön, wenn es zu dem Gipfel seiner natürlichen Entwickelung gelangt sei?""

„Recht wohl," erwiederte Goethe; „doch müßte man zuvor aussprechen, was man unter dem Gipfel der natürlichen Entwickelung wolle verstanden haben."

„„Ich würde damit,"" erwiederte ich, „„diejenige Periode des Wachsthums bezeichnen, wo der Character, der diesem oder jenem Geschöpf eigenthümlich ist, vollkommen ausgeprägt erscheint.""

„In diesem Sinne," erwiederte Goethe, „wäre nichts dagegen einzuwenden, besonders wenn man noch hinzufügte, daß zu solchem vollkommen ausgeprägten Character zugleich gehöre, daß der Bau der verschiedenen Glieder eines Geschöpfes dessen Naturbestimmung angemessen und also zweckmäßig sei.

„So wäre z. B. ein mannbares Mädchen, dessen Naturbestimmung ist, Kinder zu gebären und Kinder zu säugen, nicht schön ohne gehörige Breite des Beckens und ohne gehörige Fülle der Brüste. Doch wäre auch ein Zuviel nicht schön, denn das würde über das Zweckmäßige hinausgehen.

Warum konnten wir vorhin einige der Reitpferde,

die uns begegneten, ſchön nennen, als eben wegen der Zweckmäßigkeit ihres Baues? Es war nicht blos das Zierliche, Leichte, Graziöſe ihrer Bewegungen, ſondern noch etwas mehr, worüber ein guter Reiter und Pferdekenner reden müßte und wovon wir andern blos den allgemeinen Eindruck empfinden."

„„Könnte man nicht auch,"" ſagte ich, „„einen Karrengaul ſchön nennen, wie uns vorhin einige ſehr ſtarke vor den Frachtwagen der Brabanter Fuhrleute begegneten?""

„Allerdings," erwiederte Goethe; „und warum nicht? Ein Maler fände an dem ſtark ausgeprägten Character, an dem mächtigen Ausdruck von Knochen, Sehnen und Muskeln eines ſolchen Thieres wahrſcheinlich noch ein weit mannigfaltigeres Spiel von allerlei Schönheiten als an dem mildern, egalern Character eines zierlichen Reitpferdes.

Die Hauptſache iſt immer," fuhr Goethe fort, „daß die Raſſe rein und der Menſch nicht ſeine verſtümmelnde Hand angelegt hat. Ein Pferd, dem Schweif und Mähne abgeſchnitten, ein Hund mit geſtutzten Ohren, ein Baum, dem man die mächtigſten Zweige genommen und das übrige kugelförmig geſchnitzelt hat, und über alles eine Jungfrau, deren Leib von Jugend auf durch Schnürbrüſte verdorben und entſtellt worden, alles dieſes ſind Dinge, von denen ſich der gute Geſchmack abwendet und die blos in dem Schönheitskatechismus der Philiſter ihre Stelle haben."

Unter diesen und ähnlichen Gesprächen waren wir wieder zurückgekehrt. Wir machten vor Tische noch einige Gänge im Hausgarten. Das Wetter war sehr schön; die Frühlingssonne fing an mächtig zu werden und an Büschen und Hecken schon allerlei Laub und Blüthen hervorzulocken. Goethe war voller Gedanken und Hoffnungen eines genußreichen Sommers.

Darauf bei Tische waren wir sehr heiter. Der junge Goethe hatte die „Helena“ seines Vaters gelesen und sprach darüber mit vieler Einsicht eines natürlichen Verstandes. Über den im antiken Sinne gedichteten Theil ließ er eine entschiedene Freude blicken, während ihm die opernartige romantische Hälfte, wie man merken konnte, beim Lesen nicht lebendig geworden.

„Du hast imgrunde recht, und es ist ein eigenes Ding,“ sagte Goethe. „Man kann zwar nicht sagen, daß das Vernünftige immer schön sei; allein das Schöne ist doch immer vernünftig, oder wenigstens es sollte so sein. Der antike Theil gefällt dir aus dem Grunde, weil er faßlich ist, weil du die einzelnen Theile übersehen und du meiner Vernunft mit der deinigen beikommen kannst. In der zweiten Hälfte ist zwar auch allerlei Verstand und Vernunft gebraucht und verarbeitet worden, allein es ist schwer und erfordert einiges Studium, ehe man den Dingen beikommt und ehe man mit eigener Vernunft die Vernunft des Autors wieder herausfindet.“

lange bey der Gesellschaft; erzählte dagegen mit großer Leichtigkeit und vielem Leichtsinne seine eigenen Schicksale. Als ihm Wilhelm zu dem großen Beyfall Glück wünschte, dessen er sich zu erfreuen hatte, äusserte er sich sehr gleichgültig darüber. Wir sind gewohnt, sagte er, daß man über uns lacht, und unsre Künste bewundert; aber wir werden durch den ausserordentlichen Beyfall um nichts gebessert. Der Entrepreneur zahlt uns, und mag sehen, wie er zurechte kömmt. Er beurlaubte sich darauf, und wollte sich eilig entfernen.

Auf die Frage, wo er so schnell hin wolle? lächelte der junge Mensch, und gestand, daß seine Figur und Talente ihm einen solidern Beyfall zugezogen, als der des großen Publikums sey. Er habe von einigen Frauenzimmern Botschaft erhalten, die sehr eifrig verlangten, ihn näher kennen zu lernen, und

Goethe ſprach darauf mit allerlei Lob und Anerkennung über die Gedichte der Madame Taſtu, mit deren Lectüre er ſich in dieſen Tagen beſchäftigt.

Als die übrigen gingen und ich mich auch anſchickte zu gehen, bat er mich, noch einwenig zu bleiben. Er ließ ein Porteſeuille mit Kupferſtichen und Radirungen niederländiſcher Meiſter herbeibringen.

„Ich will Sie doch," ſagte er, „zum Nachtiſch noch mit etwas Gutem tractiren." Mit dieſen Worten legte er mir ein Blatt vor, eine Landſchaft von Rubens. „Sie haben," ſagte er, „dieſes Bild zwar ſchon bei mir geſehen; allein man kann etwas Vortreffliches nicht oft genug betrachten, und diesmal handelt es ſich noch dazu um etwas ganz Beſonderes. Möchten Sie mir wohl ſagen, was Sie ſehen?"

„„Nun,"" ſagte ich, „„wenn ich von der Tiefe anfange, ſo haben wir im äußerſten Hintergrunde einen ſehr hellen Himmel, wie eben nach Sonnenuntergang. Dann gleichfalls in der äußerſten Ferne ein Dorf und eine Stadt in der Helle des Abendlichtes. In der Mitte des Bildes ſodann einen Weg, worauf eine Heerde Schafe dem Dorfe zueilt. Rechts im Bilde allerlei Heuhaufen und einen Wagen, der ſoeben vollgeladen worden. Angeſchirrte Pferde graſen in der Nähe. Ferner, ſeitwärts in Gebüſchen zerſtreut, mehrere weidende Stuten mit ihren Fohlen, die das Anſehen haben als würden ſie in der Nacht draußen bleiben. Sodann näher dem Vordergrunde zu eine Gruppe

großer Bäume und zuletzt, ganz im Vordergrunde links verschiedene nach Hause gehende Arbeiter."

„Gut," sagte Goethe, „das wäre wohl alles. Aber die Hauptsache fehlt noch. Alle diese Dinge, die wir dargestellt sehen; die Heerde Schafe, der Wagen mit Heu, die Pferde, die nach Hause gehenden Feldarbeiter, von welcher Seite sind sie beleuchtet?"

„„Sie haben das Licht,"" sagte ich, „„auf der uns zugekehrten Seite und werfen die Schatten in das Bild hinein. Besonders die nach Hause gehenden Feldarbeiter im Vordergrunde sind sehr im Hellen, welches einen trefflichen Effect thut."

„Wodurch hat aber Rubens diese schöne Wirkung hervorgebracht?"

„„Dadurch,"" antwortete ich, „„daß er diese hellen Figuren auf einem dunkeln Grunde erscheinen läßt."

„Aber dieser dunkle Grund," erwiederte Goethe, „wodurch entsteht er?"

„„Es ist der mächtige Schatten,"" sagte ich, „„den die Baumgruppe den Figuren entgegenwirft. — Aber wie,"" fuhr ich mit Überraschung fort, „„die Figuren werfen den Schatten in das Bild hinein, die Baumgruppe dagegen wirft den Schatten dem Beschauer entgegen! Da haben wir ja das Licht von zwei entgegengesetzten Seiten, welches aber ja gegen alle Natur ist!""

„Das ist eben der Punkt," erwiederte Goethe mit einigem Lächeln. „Das ist es, wodurch Rubens sich groß erweist und an den Tag legt, daß er mit freiem

Geiſte über der Natur ſteht und ſie ſeinen höhern Zwecken gemäß tractirt. Das doppelte Licht iſt allerdings gewaltſam, und Sie können immerhin ſagen, es ſei gegen die Natur, allein wenn es gegen die Natur iſt, ſo ſage ich zugleich, es ſei höher als die Natur, ſo ſage ich, es ſei der kühne Griff des Meiſters, wodurch er auf geniale Weiſe an den Tag legt, daß die Kunſt der natürlichen Nothwendigkeit nicht durchaus unterworfen iſt, ſondern ihre eigenen Geſetze hat.

Der Künſtler," fuhr Goethe fort, „muß freilich die Natur im einzelnen treu und fromm nachbilden, er darf in dem Knochenbau und der Lage von Sehnen und Muskeln eines Thieres nicht willkürlich ändern, ſodaß dadurch der eigenthümliche Character verletzt würde; denn das hieße die Natur vernichten, allein in den höhern Regionen des künſtleriſchen Verfahrens, wodurch ein Bild zum eigentlichen Bilde wird, hat er ein freieres Spiel, und er darf hier ſogar zu Fictionen ſchreiten, wie Rubens in dieſer Landſchaft mit dem doppelten Lichte gethan.

Der Künſtler hat zur Natur ein zwiefaches Verhältniß: er iſt ihr Herr und ihr Sklave zugleich. Er iſt ihr Sklave, inſofern er mit irdiſchen Mitteln wirken muß, um verſtanden zu werden, ihr Herr aber, inſofern er dieſe irdiſchen Mittel ſeinen höhern Intenſionen unterwirft und ihnen dienſtbar macht.

Der Künſtler will zur Welt durch ein Ganzes ſprechen; dieſes Ganze aber findet er nicht in der Natur,

ſondern es iſt die Frucht ſeines eigenen Geiſtes oder, wenn Sie wollen, des Anwehens eines befruchtenden göttlichen Odems.

Betrachten wir dieſe Landſchaft von Rubens nur ſo obenhin, ſo kommt uns alles ſo natürlich vor, als ſei es nur geradezu von der Natur abgeſchrieben. Es iſt aber nicht ſo. Ein ſo ſchönes Bild iſt nie in der Natur geſehen worden, ebenſo wenig als eine Landſchaft von Pouſſin oder Claude Lorrain, die uns auch ſehr natürlich erſcheint, die wir aber gleichfalls in der Wirklichkeit vergebens ſuchen."

„„Ließen ſich nicht auch,"" ſagte ich, „„ähnliche kühne Züge künſtleriſcher Fiction wie dieſes doppelte Licht von Rubens in der Literatur finden?""

„Da brauchten wir nicht eben weit zu gehen," erwiederte Goethe nach einigem Nachdenken. „Ich könnte ſie Ihnen im Shakeſpeare zu Dutzenden nachweiſen. Nehmen Sie nur den ‚Macbeth'. Als die Lady ihren Gemahl zur That begeiſtern will, ſagt ſie:

Ich habe Kinder aufgeſäugt —

Ob dieſes wahr iſt oder nicht, kommt gar nicht darauf an, aber die Lady ſagt es, und ſie muß es ſagen, um ihrer Rede dadurch Nachdruck zu geben. Im ſpätern Verlauf des Stückes aber, als Macduff die Nachricht von dem Untergange der Seinen erfährt, ruft er im wilden Grimme aus:

Er hat keine Kinder!

Dieſe Worte des Macduff kommen alſo mit denen der Lady in Widerſpruch, aber das kümmert Shakeſpeare nicht. Ihm kommt es auf die Kraft der jedesmaligen Rede an, und ſo wie die Lady zum höchſten Nachdruck ihrer Worte ſagen mußte: ‚Ich habe Kinder aufgeſäugt‘, ſo mußte auch zu ebendieſem Zwecke Macduff ſagen: ‚Er hat keine Kinder!‘

„Überall,“ fuhr Goethe fort, „ſollen wir es mit dem Pinſelſtriche eines Malers oder dem Worte eines Dichters nicht ſo genau und kleinlich nehmen: vielmehr ſollen wir ein Kunſtwerk, das mit kühnem und freiem Geiſte gemacht worden, auch womöglich mit ebenſolchem Geiſte wieder anſchauen und genießen.

So wäre es thöricht, wenn man aus den Worten des Macbeth:

Gebier mir keine Töchter —

den Schluß ziehen wollte, die Lady ſei ein ganz jugendliches Weſen, das noch nicht geboren habe. Und ebenſo thöricht wäre es, wenn man weiter gehen und verlangen wollte, die Lady müſſe auf der Bühne als eine ſolche ſehr jugendliche Perſon dargeſtellt werden.

Shakeſpeare läßt den Macbeth dieſe Worte keineswegs ſagen, um damit die Jugend der Lady zu beweiſen, ſondern dieſe Worte, wie die vorhin angeführten der Lady und des Macduff, ſind bloß rhetoriſcher Zwecke wegen da und wollen weiter nichts beweiſen, als daß der Dichter ſeine Perſonen jedesmal das reden läßt, was eben an dieſer Stelle gehörig, wirkſam und

gut ist, ohne sich viel und ängstlich zu bekümmern und zu calculiren, ob diese Worte vielleicht mit einer andern Stelle in scheinbaren Widerspruch gerathen möchten.

Überhaupt hat Shakespeare bei seinen Stücken schwerlich daran gedacht, daß sie als gedruckte Buchstaben vorliegen würden, die man überzählen und gegeneinander vergleichen und berechnen möchte; vielmehr hatte er die Bühne vor Augen, als er schrieb; er sah seine Stücke als ein Bewegliches, Lebendiges an, das von den Brettern herab den Augen und Ohren rasch vorüberfließen würde, das man nicht fest halten und im einzelnen bekritteln könnte, und wobei es bloß darauf ankam, immer nur im gegenwärtigen Moment wirksam und bedeutend zu sein."

1090.

1827, 24. April.

Gesellschaft bei Goethe.

August Wilhelm Schlegel ist hier. Goethe machte mit ihm vor Tische eine Spazierfahrt ums Webicht und gab ihm zu Ehren diesen Abend einen großen Thee, wobei auch Schlegel's Reisegefährte Herr Dr. Lassen gegenwärtig. Alles in Weimar, was irgend Namen und Rang hatte, war dazu eingeladen, sodaß das Getreibe in Goethes Zimmer groß war. Herr von Schlegel war ganz von Damen umringt, denen

er aufgerollte ſchmale Streifen mit indiſchen Götterbildern vorzeigte ſowie den ganzen Text von zwei großen indiſchen Gedichten, von denen außer ihm ſelbſt und Dr. Laſſen wahrſcheinlich niemand etwas verſtand. Schlegel war höchſt ſauber angezogen und höchſt jugendlichen, blühenden Anſehens, ſodaß einige der Anweſenden behaupten wollten, er ſcheine nicht unerfahren in Anwendung koſmetiſcher Mittel.

Goethe zog mich [Eckermann] in ein Fenſter. „Nun, wie gefällt er Ihnen?“ — „Noch ganz ſo wie ſonſt,“ erwiederte ich. — „Er iſt freilich in vieler Hinſicht kein Mann,“ fuhr Goethe fort, „aber doch kann man ihm ſeiner vielſeitigen gelehrten Kenntniſſe und ſeiner großen Verdienſte wegen ſchon etwas zugute halten.“

1091.

1827, 25. April.

Mit Eckermann u. a.

Bei Goethe zu Tiſche mit Herrn Dr. Laſſen. Schlegel war heute abermals an Hof zur Tafel gezogen. Herr Laſſen entwickelte große Kenntniſſe der indiſchen Poeſie, die Goethen höchſt willkommen zu ſein ſchienen, um ſein eigenes immerhin nur ſehr lückenhaftes Wiſſen in dieſen Dingen zu ergänzen.

Ich war abends wieder einige Augenblicke bei Goethe. Er erzählte mir, daß Schlegel in der Dämme-

rung bei ihm geweſen, und daß er mit ihm ein höchſt bedeutendes Geſpräch über literariſche und hiſtoriſche Gegenſtände geführt, das für ihn ſehr belehrend geweſen. „Nur muß man," fügte er hinzu, „keine Trauben von den Dornen und keine Feigen von den Diſteln verlangen; übrigens iſt alles ganz vortrefflich."

1092.

1827, Ende April oder Anfang Mai.

Mit Jean Jacques Antoine Ampère und Albert Stapfer.

Nous sommes arrivés à Weimar à deux heures. Nous avions, en cette ville, deux visites intéressantes à faire. On ne peut passer par Weimar sans aller présenter l'hommage de son admiration au célèbre Goethe, le Nestor de la littérature allemande, et sans chercher à entendre le pianiste admirable Hummel. Ce dernier, pour lequel nous avions aussi une lettre de recommandation, était parti pour enchanter les oreilles autrichiennes, et nous espérons bien le retrouver à Vienne. Nous avons été d'autant plus contrariés de cette absence, que nous comptions beaucoup sur M. Hummel, auquel nous étions recommandés d'une manière pressante, pour nous introduire, nous et notre lettre, près de l'auteur de Werther, qu'on dit très-defiant. Cependant, M. Goethe voulut bien répondre au domestique que j'envoyai

chez lui pour savoir s'il consentait à nous recevoir, qu'il nous attendait à cinq heures. Sa maison est située derrière le parc du grand-duc. Un joli perron conduit à une vaste antichambre, d'où un large escalier, qui se divise après quelques marches, et aboutit d'abord à l'appartement de fille de M. Goethe et du mari de cette dame, vous laisse à la porte qui ouvre le logement de l'auteur de Werther. Sur le seuil de cette porte, une mosaïque fort bien travaillée présente d'abord aux visiteurs et aux amis le mot „Salve"; on traverse un cabinet garni d'un grand nombre de bustes et d'antiques, et, en suivant une assez longue galerie, on arrive dans la bibliotheque qui tient à la chambre à coucher du grand homme. Cette bibliothèque paraît lui servir de cabinet de travail; c'est là que nous avons été reçus avec une politesse germanique, c'est à dire peu démonstrative, mais qui ne manquait pas d'un certain air de cordialité et de bonté. M. Goethe a passé en revue un certain nombre de nos hommes de lettres les plus remarquables. Il nous a fait un grand éloge de l'ermite de la Chaussée-d'Antin [Jouy], „dont l'ermitage ne pouvait pas être une solitude, car il était connu et recherché de toute l'Europe." En parlant de l'imitation française de quelques-uns de ses propres ouvrages, il nous a dit qu'il concevait peu comment M. Duval avait pu mettre au théâtre le drame du Tasse. Il nous a assuré qu'en écrivant

la pièce allemande, il ne l'avait pas destinée à la représentation, ne la jugeant pas susceptible d'un effet dramatique, et que c'était par la faveur particulière qu'on attachait en Allemagne à ses ouvrages, qu'on avait voulu représenter celui-ci. Beaucoup d'éloges pour Casimir Delavigne, pour Scribe; une approbation marquée pour le vaudeville intitulé „La mère au bal et la fille à la maison", ont terminé cette séance. Goethe, qui paraît âgé de soixante ans (il en a soixante-treize), ne semble pas trop éloigné de l'idée de venir un jour visiter la France; il se tient au courant de toutes les nouveautés de ce pays par la lecture du „Globe", journal qu'il paraît affectionner. „On dit ce journal un peu lourd; c'est peut-être à cause de cela que nous l'aimons, nous autres Germains, qu'on n'accuse pas d'être légers." Il a semblé surtout partager les opinions du rédacteur des articles de musique dans cette feuille. Goethe parle français avec un peu de difficulté, mais cependant avec correction; on ne s'aperçait de cette difficulté que par l'intervalle qu'il met entre chaque mot; elle n'est d'ailleurs pas sans une espèce de charme, et donne même souvent de la valeur à ce qu'il dit. Sa taille est moyenne, plutôt grande que petite; sa figure est noble et parfois très-expressive, son habitude sérieuse; il a le nez prononcé, la bouche presque entièrement dégarnie de dents, mais sa complexion paraît robuste.

er fürchte, mit den Besuchen, die er abzulegen habe, vor Mitternacht kaum fertig zu werden. Er fuhr fort mit der größten Aufrichtigkeit seine Abentheuer zu erzählen, und hätte die Namen, Straßen und Häuser angezeigt, wenn nicht Wilhelm eine solche Indiscretion abgelehnt und ihn höflich entlassen hätte.

Laertes hatte indessen Landrinetten unterhalten, und versicherte, sie sey vollkommen würdig, ein Weib zu seyn und zu bleiben.

Nun ging die Unterhandlung mit dem Entrepreneur wegen des Kindes an, das unserm Freunde für dreyßig Thaler überlassen wurde, gegen welche der schwarzbärtige heftige Italiener seine Ansprüche völlig abtrat; von der Herkunft des Kindes aber weiter nichts bekennen wollte, als daß er solches nach dem Tode seines Bruders, den man, wegen seiner ausserordentlichen Geschicklich-

1093.

1827, 3. Mai.

Mit Eckermann.

Die höchſt gelungene Überſetzung der dramatiſchen Werke Goethes von Stapfer hat in dem zu Paris erſcheinenden ‚Globe' des vorigen Jahres durch Herrn J. J. Ampère eine Beurtheilung gefunden, die nicht weniger vortrefflich iſt, und die Goethen ſo angenehm berührte, daß er ſehr oft darauf zurückkam und ſich ſehr oft mit großer Anerkennung darüber ausließ.

„Der Standpunkt des Herrn Ampère," ſagte er, „iſt ein ſehr hoher. Wenn deutſche Recenſenten bei ähnlichen Anläſſen gern von der Philoſophie ausgehen und bei Betrachtung und Beſprechung eines dichteriſchen Erzeugniſſes auf eine Weiſe verfahren, daß dasjenige, was ſie zu deſſen Aufklärung beibringen, nur Philoſophen ihrer eigenen Schule zugänglich, für andere Leute aber weit dunkler iſt als das Werk, das ſie erläutern wollen, ſelber, ſo benimmt ſich dagegen Herr Ampère durchaus praktiſch und menſchlich. Als einer, der das Metier aus dem Grunde kennt, zeigt er die Verwandtſchaft des Erzeugten mit dem Erzeuger und beurtheilt die verſchiedenen poetiſchen Productionen als verſchiedene Früchte verſchiedener Lebensepochen des Dichters.

Er hat den abwechſelnden Gang meiner irdiſchen Laufbahn und meiner Seelenzuſtände im tiefſten ſtudirt

und ſogar die Fähigkeit gehabt, das zu ſehen, was ich nicht ausgeſprochen und was ſozuſagen nur zwiſchen den Zeilen zu leſen war. Wie richtig hat er bemerkt, daß ich in den erſten zehn Jahren meines weimariſchen Dienſt- und Hoflebens ſo gut wie gar nichts gemacht, daß die Verzweiflung mich nach Italien getrieben, und daß ich dort, mit neuer Luſt zum Schaffen, die Geſchichte des Taſſo ergriffen, um mich in Behandlung dieſes angemeſſenen Stoffs von demjenigen freizumachen, was mir noch aus meinen weimariſchen Eindrücken und Erinnerungen Schmerzliches und Läſtiges anklebte. Sehr treffend nennt er daher auch den ‚Taſſo‘ einen geſteigerten ‚Werther‘.

Sodann über den ‚Fauſt‘ äußert er ſich nicht weniger geiſtreich, indem er nicht bloß das düſtere, unbefriedigte Streben der Hauptfigur, ſondern auch den Hohn und die herbe Ironie des Mephiſtopheles als Theile meines eigenen Weſens bezeichnet.“

In dieſer und ähnlicher anerkennender Weiſe ſprach Goethe über Herrn Ampère ſehr oft; wir faßten für ihn ein entſchiedenes Intereſſe, wir ſuchten uns ſeine Perſönlichkeit klar zu machen, und wenn uns dieſes auch nicht gelingen konnte, ſo waren wir doch darüber einig, daß es ein Mann von mittlern Jahren ſein müſſe, um die Wechſelwirkung von Leben und Dichten ſo aus dem Grunde zu verſtehen.

Sehr überraſcht waren wir daher, als Herr Ampère vor einigen Tagen in Weimar eintraf und ſich

uns als ein lebensfroher Jüngling von einigen zwanzig Jahren darstellte; und nicht weniger überrascht waren wir, als er gegen uns im Laufe eines weitern Verkehrs äußerte, daß sämmtliche Mitarbeiter des ‚Globe', dessen Weisheit, Mäßigung und hohe Bildungsstufe wir oft bewundert, lauter junge Leute wären wie er.

„„Ich begreife wohl,"" sagte ich, „„daß einer jung sein kann, um Bedeutendes zu produciren und, gleich Mérimée, im zwanzigsten Jahre treffliche Stücke zu schreiben; allein daß einem bei ähnlich jungen Jahren eine solche Übersicht und so tiefe Einblicke zu Gebote stehen, um eine solche Höhe des Urtheils zu besitzen wie die Herren des ‚Globe', das ist mir durchaus etwas Neues.""

„Ihnen in Ihrer Heide," erwiederte Goethe, „ist es freilich nicht so leicht geworden, und auch wir andern im mittlern Deutschland haben unser bischen Weisheit schwer genug erkaufen müssen. Denn wir führen doch im Grunde alle ein isolirtes armseliges Leben! Aus dem eigentlichen Volke kommt uns sehr wenig Cultur entgegen, und unsere sämmtliche Talente und guten Köpfe sind über ganz Deutschland ausgesäet. Da sitzt einer in Wien, ein anderer in Berlin, ein anderer in Königsberg, ein anderer in Bonn oder Düsseldorf, alle durch fünfzig bis hundert Meilen von einander getrennt, sodaß persönliche Berührungen und ein persönlicher Austausch von Gedanken zu den Seltenheiten gehört. Was dies aber wäre, empfinde ich, wenn

Männer wie Alexander von Humboldt hier durchkommen und mich in dem, was ich suche und mir zu wissen nöthig, in einem einzigen Tage weiter bringen, als ich sonst auf meinem einsamen Wege in Jahren nicht erreicht hätte.

Nun aber denken Sie sich eine Stadt wie Paris, wo die vorzüglichsten Köpfe eines großen Reichs auf einem einzigen Fleck beisammen sind und in täglichem Verkehr, Kampf und Wetteifer sich gegenseitig belehren und steigern, wo das Beste aus allen Reichen der Natur und Kunst des ganzen Erdbodens der täglichen Anschauung offen steht; diese Weltstadt denken Sie sich, wo jeder Gang über eine Brücke oder einen Platz an eine große Vergangenheit erinnert, und wo an jeder Straßenecke ein Stück Geschichte sich entwickelt hat! Und zu diesem allen denken Sie sich nicht das Paris einer dumpfen geistlosen Zeit, sondern das Paris des neunzehnten Jahrhunderts, in welchem seit drei Menschenaltern durch Männer wie Molière, Voltaire, Diderot und ihresgleichen eine solche Fülle von Geist in Curs gesetzt ist, wie sie sich auf der ganzen Erde auf einem einzigen Fleck nicht zum zweitenmale findet, und Sie werden begreifen, daß ein guter Kopf wie Ampère, in solcher Fülle aufgewachsen, in seinem vierundzwanzigsten Jahre wohl etwas sein kann.

Sie sagten doch vorhin," fuhr Goethe fort, „Sie könnten sich sehr wohl denken, daß einer in seinem zwanzigsten Jahre so gute Stücke schreiben könne wie

Mérimée. Ich habe gar nichts dawider, und bin auch imganzen recht wohl Ihrer Meinung, daß eine jugendlich-tüchtige Production leichter sei als ein jugendlich-tüchtiges Urtheil. Allein in Deutschland soll einer es wohl bleiben lassen, so jung wie Mérimée etwas so Reifes hervorzubringen, als er in den Stücken seiner ‚Clara Gazul' gethan. Es ist wahr, Schiller war recht jung, als er seine ‚Räuber', seine ‚Cabale und Liebe' und seinen ‚Fiesco' schrieb; allein wenn wir aufrichtig sein wollen, so sind doch alle diese Stücke mehr Äußerungen eines außergewöhnlichen Talents, als daß sie von großer Bildungsreife des Autors zeugten. Daran ist aber nicht Schiller schuld, sondern der Culturzustand seiner Nation und die große Schwierigkeit, die wir alle erfahren, uns auf einsamem Wege durchzuhelfen.

Nehmen Sie dagegen Béranger. Er ist der Sohn armer Ältern, der Abkömmling eines armen Schneiders, dann armer Buchdruckerlehrling, dann mit kleinem Gehalte angestellt in irgend einem Bureau, er hat nie eine gelehrte Schule, nie eine Universität besucht, und doch sind seine Lieder so voll reifer Bildung, so voll Grazie, so voll Geist und feinster Ironie und von einer solchen Kunstvollendung und meisterhaften Behandlung der Sprache, daß er nicht bloß die Bewunderung von Frankreich, sondern des ganzen gebildeten Europa ist.

Denken Sie sich aber diesen selben Béranger, anstatt in Paris geboren und in dieser Weltstadt herangekommen, als den Sohn eines armen Schneiders zu

Jena oder Weimar, und laſſen Sie ihn ſeine Laufbahn an gedachten kleinen Orten gleich kümmerlich fortſetzen, und fragen Sie ſich, welche Früchte dieſer ſelbe Baum, in einem ſolchen Boden und in einer ſolchen Atmoſphäre aufgewachſen, wohl würde getragen haben.

Alſo, mein Guter, ich wiederhole: es kommt darauf an, daß in einer Nation viel Geiſt und tüchtige Bildung in Curs ſei, wenn ein Talent ſich ſchnell und freudig entwickeln ſoll.

Wir bewundern die Tragödien der alten Griechen; allein recht beſehen ſollten wir mehr die Zeit und die Nation bewundern, in der ſie möglich waren, als die einzelnen Verfaſſer; denn wenn auch dieſe Stücke unter ſich ein wenig verſchieden, und wenn auch der eine dieſer Poeten ein wenig größer und vollendeter erſcheint als der andere, ſo trägt doch, im Großen und Ganzen betrachtet, alles nur einen einzigen durchgehenden Character. Dies iſt der Character des Großartigen, des Tüchtigen, des Geſunden, des Menſchlich-Vollendeten, der hohen Lebensweisheit, der erhabenen Denkungsweiſe, der reinkräftigen Anſchauung, und welche Eigenſchaften man noch ſonſt aufzählen könnte. Finden ſich nun aber alle dieſe Eigenſchaften nicht bloß in den auf uns gekommenen dramatiſchen, ſondern auch in den lyriſchen und epiſchen Werken; finden wir ſie ferner bei den Philoſophen, Rhetoren und Geſchichtſchreibern, und in gleich hohem Grade in den auf uns gekommenen Werken der bildenden Kunſt, ſo muß man

ſich wohl überzeugen, daß ſolche Eigenſchaften nicht bloß einzelnen Perſonen anhafteten, ſondern daß ſie der Nation und der ganzen Zeit angehörten und in ihr in Curs waren.

Nehmen Sie Burns. Wodurch iſt er groß, als daß die alten Lieder ſeiner Vorfahren im Munde des Volks lebten, daß ſie ihm ſozuſagen bei der Wiege geſungen wurden, daß er als Knabe unter ihnen heranwuchs und die hohe Vortrefflichkeit dieſer Muſter ſich ihm ſo einlebte, daß er darin eine lebendige Baſis hatte, worauf er weiter ſchreiten konnte. Und ferner, wodurch iſt er groß, als daß ſeine eigenen Lieder in ſeinem Volke ſogleich empfängliche Ohren fanden, daß ſie ihm alſobald im Felde von Schnittern und Binderinnen entgegenklangen, und er in der Schenke von heitern Geſellen damit begrüßt wurde. Da konnte es freilich etwas werden!

Wie ärmlich ſieht es dagegen bei uns Deutſchen aus! Was lebte denn in meiner Jugend von unſern nicht weniger bedeutenden alten Liedern im eigentlichen Volke? Herder und ſeine Nachfolger mußten erſt anfangen ſie zu ſammeln und der Vergeſſenheit zu entreißen, dann hatte man ſie doch meiſtens gedruckt in Bibliotheken. Und ſpäter, was haben nicht Bürger und Voß für Lieder gedichtet! Wer wollte ſagen, daß ſie geringer und weniger volksthümlich wären als die des vortrefflichen Burns! Allein was iſt davon lebendig geworden, ſodaß es uns aus dem Volke wieder

entgegenklänge? Sie ſind geſchrieben und gedruckt worden und ſtehen in Bibliotheken, ganz gemäß dem allgemeinen Loſe deutſcher Dichter. Von meinen eigenen Liedern was lebt denn? Es wird wohl eins und das andere einmal von einem hübſchen Mädchen am Klaviere geſungen, allein im eigentlichen Volke iſt alles ſtille. Mit welchen Empfindungen muß ich der Zeit gedenken, wo italieniſche Fiſcher mir Stellen des ‚Taſſo' ſangen!

Wir Deutſchen ſind von geſtern. Wir haben zwar ſeit einem Jahrhundert ganz tüchtig cultivirt, allein es können noch einpaar Jahrhunderte hingehen, ehe bei unſern Landsleuten ſo viel Geiſt und höhere Cultur eindringe und allgemein werde, daß ſie gleich den Griechen der Schönheit huldigen, daß ſie ſich für ein hübſches Lied begeiſtern, und daß man von ihnen wird ſagen können, es ſei lange her, daß ſie Barbaren geweſen."

1094.

1827, 4. Mai.

Mittag bei Goethe und nachher.

Zu Ehren Ampère's und ſeines Freundes Stapfer großes Diner bei Goethe. Die Unterhaltung war laut, heiter und bunt durcheinander. Ampère erzählte Goethen viel von Mérimée, Alfred de Vigny und andern bedeutenden Talenten. Auch ward ſehr viel über Béranger geſprochen, deſſen unvergleichliche Lieder Goethe

täglich in Gedanken hat. Es kam zur Erwähnung, ob Béranger's heitere Liebeslieder vor ſeinen politiſchen den Vorzug verdienten, wobei Goethe ſeine Meinung dahin entwickelte, daß im allgemeinen ein rein poetiſcher Stoff einem politiſchen ſo ſehr voranſtehe als die reine ewige Naturwahrheit der Parteianſicht.

Übrigens", fuhr er fort, „hat Béranger in ſeinen politiſchen Gedichten ſich als Wohlthäter ſeiner Nation erwieſen. Nach der Invaſion der Alliirten fanden die Franzoſen in ihm das beſte Organ ihrer gedrückten Gefühle. Er richtete ſie auf durch vielfache Erinnerungen an den Ruhm der Waffen unter dem Kaiſer, deſſen Andenken noch in jeder Hütte lebendig, und deſſen große Eigenſchaften der Dichter liebt, ohne jedoch eine Fortſetzung ſeiner despotiſchen Herrſchaft zu wünſchen. Jetzt, unter den Bourbonen, ſcheint es ihm nicht zu behagen. Es iſt freilich ein ſchwach gewordenes Geſchlecht! Und der jetzige Franzoſe will auf dem Throne große Eigenſchaften, obgleich er gern ſelber mitherrſcht und ſelber gern ein Wort mitredet."

Nach Tiſch verbreitete ſich die Geſellſchaft im Garten, und Goethe winkte mir zu einer Spazierfahrt um das Gehölz auf dem Wege nach Tiefurt.

Er war im Wagen ſehr gut und liebevoll. Er freute ſich, daß mit Ampère ein ſo hübſches Verhältniß angeknüpft worden, wovon er ſich für die Anerkennung und Verbreitung der deutſchen Literatur in Frankreich die ſchönſten Folgen verſpreche.

„Ampère," fügte er hinzu, „ſteht freilich in ſeiner Bildung ſo hoch, daß die nationalen Vorurtheile, Apprehenſionen und Bornirtheiten vieler ſeiner Landsleute weit hinter ihm liegen und er ſeinem Geiſte nach weit mehr ein Weltbürger iſt, als ein Bürger von Paris. Ich ſehe übrigens die Zeit kommen, wo er in Frankreich Tauſende haben wird, die ihm gleich denken."

1095.

1827, Anfang Mai (?)*.)

Mit Karl von Holtei u. a.

Während ich nun mit mir ſelbſt capitulirte, wie ich mich bei Goethe einführen und wie ich am beſten vermeiden könnte, eine gar zu alberne Figur zu machen, erinnerte ich mich plötzlich, daß ich ihm ſchon früher einige meiner verſificirten Verſuche zugeſendet, und daß er mir durch unſern Wolff, ſein ehemaliges theatraliſches Schooskind, einige majeſtätiſch-huldreiche Floskeln über das kleine Versſpiel „Die Farben" hatte zuſtellen laſſen. Er hatte, von meinen Arbeiten mit jenem redend, den bezeichnenden Ausdruck gebraucht: „Dieſer

*) [Nach Holtei's Erzählung in Verbindung mit Oppenheim's Brief im Goethe-Jahrbuch VI, 144 wäre der 4. Mai zu ſetzen; indeſſen ſtimmt dies nicht mit Eckermann's wohl zuverläſſigerer Angabe. Wiederum paßt jedoch Goethes Frage nach den „Globiſten" nicht mit Ampère's damaliger Anweſenheit in Weimar. Vielleicht giebt einſt Goethes Tagebuch, das zu benutzen mir verſagt iſt, zuverläſſige Auskunft.]

keit, den großen Teufel genannt, zu sich genommen habe.

Der andere Morgen ging meist mit Aufsuchen des Kindes hin. Vergebens durchkroch man alle Winkel des Hauses und der Nachbarschaft; es war verschwunden, und man fürchtete, es mögte in ein Wasser gesprungen seyn, oder sich sonst ein Leid angethan haben.

Philinens Reize konnten die Unruhe unsers Freundes nicht ableiten. Er brachte einen traurigen nachdenklichen Tag zu. Auch des Abends, da Springer und Tänzer alle ihre Kräfte aufboten, um sich dem Publiko auf's Beste zu empfehlen, konnte sein Gemüth nicht erheitert und zerstreut werden.

Durch den Zulauf aus benachbarten Ortschaften hatte die Anzahl der Menschen ausserordentlich zugenommen, und so wälzte sich auch der Schneeball des Beyfalls zu einer

Mensch ist so eine Art von Improvisator auf dem Papiere; es scheint ihm sehr leicht zu werden, aber er sollte sich's nicht so leicht machen!" — Vielleicht, dacht' ich, giebt das den Anknüpfungspunkt für ein Gespräch; denn meine Angst, daß er nicht reden werde, (man hatte mir in Weimar zugeflüstert, er gäbe bisweilen, wenn er übler Laune sei, dergleichen stumme Audienzen!) war fürchterlich. . . . .

Es schlug 11 Uhr, als ich [wie vorbeschieden] im Empfangzimmer stand, und ich blieb, nachdem der Diener mich hineingeschoben, einige Minuten mir selbst überlassen. . . . .

„Nun, so ist es mir denn lieb, daß ich Sie auch einmal zu sehen bekomme!" Mit diesen Worten trat er ein und nahm, nachdem er mich zum Sitzen genöthigt, neben mir Platz. Verbindliche und möglichst schön gestellte Redensarten von meiner Seite schienen keinen Eindruck zu machen, wenigstens lockten sie keine Erwiederung hervor. Er führte den in Wohlgeruch gebadeten Zipfel seines weißen Tuches von Zeit zu Zeit an die Nase und ließ mich sprechen. Drei- oder viermal erneute ich den Angriff, immer prallt' ich wie von einer steinernen Mauer wieder ab. Je geistreicher ich zu sein mir Mühe gab, desto abgeschmackter mag ich ihm wohl geschienen haben; denn es dämmerte in mir selbst so etwas vom Bewußtsein eigener Gebrechlichkeit auf. Ein guter Geist gab mir die Erinnerung ein, daß ich in Paris den Duval'schen „Tasso"

ſpielen ſehen; den macht' ich zu meinem Zauberſtabe, — und, ſiehe da! der Fels gab Waſſer. „Aus Paris kommen Sie? Und was machen unſre Freunde, die Globiſten?“ (Mitarbeiter an dem Journal Le Globe.) Auf dieſe Frage wußt' ich freilich verzweifelt wenig zu antworten, aber da ſie andere Fragen erzeugte, in deren Beantwortung ich beſſer beſtand, ſo kam doch bald einiges Leben in die einſame Stunde. Ich fühlte wieder Grund und Boden unter meinen Füßen. Je mehr ich mich gehen ließ, meinem natürlichen Weſen getreu, ohne weitere Anſprüche auf zarten Ausdruck, deſto lebendiger wurde der alte Herr. Einige Male that er, als ob er lachen wollte, und als ich ihm erzählte, daß ein franzöſiſcher Kritiker nach Aufführung des Duval'ſchen „Taſſo“ geſchrieben hätte: M. Alexandre Duval, en estropiant le „Tasse“ de Schiller, da lachte er wirklich. So wurde denn aus den zehn Minuten, die ich mir als längſte Audienzfriſt geträumt hatte, eine raſch genug durchplauderte Stunde. Als es zwölf Uhr ſchlug, erhob er ſich und ſprach: „Wenn der Prophet nicht zum Berge kommt, ſo muß der Berg zum Propheten kommen: da ich nicht mehr zu Hofe gehe, ſo erweiſen die höchſten Herrſchaften mir die Gnade; alſo will es ſich ziemen, dieſelben zu empfangen.“ Dabei gab er mir ein Entlaſſungszeichen, welches ich, da ich nun erſt in Zug gekommen war, wahrſcheinlich mit ſehr unzufriedener oder betrübter Miene aufnahm. Als ich ſchon an der Ausgangsthüre ſtand, rief er, als

ob er bemerkt hätte, wie schwer mir das Scheiden wurde, mich noch einmal zurück und sagte: „Wollen Sie mit uns speisen, so werden Sie um 2 Uhr willkommen sein.“

— — — — — — — — — — —

Goethes Schwiegertochter Ottilie war unpäßlich; statt ihrer erschien deren Schwester Fräulein Ulrike v. Pogwisch bei Tafel. Außer August v. Goethe waren noch einpaar Herren zugegen — meines Bedünkens der Kanzler v. Müller und Professor Riemer. Der Alte sprach viel und trank nicht wenig. Die Unterhaltung war lebhaft, ungezwungen und ohne Prätension. Das Dessert stand noch nicht auf dem Tische, als ich mich schon vollkommen eingebürgert sah. Ich redete was mir in den Sinn kam, ohne Bedenken, ob es in Goethes Kram taugte oder nicht. Dies Verfahren beobachtete ich bei späterem Aufenthalte, wo ich häufig auch in größerer Gesellschaft dort speisete, unerschütterlich und kam damit am besten fort; denn ob ich mir gleich bisweilen — wie man sich auszudrücken pflegt — das Maul verbrannte, entging ich doch dem Vorwurf der Ziererei, den so viele in ähnlicher Lage auf sich geladen haben. — Gegen Ende der Tafel traten die Enkel Walther und Wolf, zwei muntere Knaben, ein und gaben, vom Großvater aufgefordert, allerlei Schwänke zum besten. Unter andern sangen sie auch einige Lieder aus meinen auf der Bühne gegebenen Stücken. Der Alte sagte dann, indem er ihnen

Näſchereien reichte: „Nun, ſeht Euch einmal dieſen Mann an! Das iſt der, welcher das dumme Zeug gemacht hat.“

1096.

1827, 6. Mai.

Mit Moritz Oppenheim.

Heute ließ er mich zum zweiten Male zu ſich bitten, wobei ich ihm auch meine zwei Bilder vorſtellte, denen er wirklich eine ſehr lange Aufmerkſamkeit ſchenkte, mir nur Schmeichelhaftes darüber ſagte und ſich dann ausbat, ſie ein bischen bei ihm ſtehen zu laſſen, weil — wie er ſich ausdrückte — Sachen, über die man lange gedacht und gearbeitet hat, auch lange Zeit betrachtet werden müſſen.

1097.

1827, 6. Mai.

Mittag bei Goethe.

Abermalige Tiſchgeſellſchaft bei Goethe, wobei dieſelbigen Perſonen zugegen ſind wie vorgeſtern. Man ſprach ſehr viel über die ‚Helena‘ und den ‚Taſſo‘. Goethe erzählte uns darauf, wie er im Jahre 1797 den Plan gehabt, die Sage vom Tell als epiſches Gedicht in Hexametern zu behandeln.

„Ich beſuchte,“ ſagte er, „im gedachten Jahre noch einmal die kleinen Cantone um den Vierwaldſtätterſee,

und dieſe reizende, herrliche und großartige Natur machte auf mich abermals einen ſolchen Eindruck, daß es mich anlockte, die Abwechſelung und Fülle einer ſo unvergleichlichen Landſchaft in einem Gedicht darzuſtellen. Um aber in meine Darſtellung mehr Reiz, Intereſſe und Leben zu bringen, hielt ich es gut, den höchſt bedeutenden Grund und Boden mit ebenſo bedeutenden menſchlichen Figuren zu ſtaffiren, wo denn die Sage vom Tell mir als ſehr erwünſcht zuſtatten kam.

Den Tell dachte ich mir als einen urkräftigen, in ſich ſelbſt zufriedenen, kindlich-unbewußten Heldenmenſchen, der als Laſtträger die Cantone durchwandert, überall gekannt und geliebt iſt, überall hülfreich, übrigens ruhig ſein Gewerbe treibend, für Weib und Kind ſorgend, und ſich nicht kümmernd wer Herr oder Knecht ſei.

Den Geßler dachte ich mir dagegen zwar als einen Tyrannen, aber als einen von der behaglichen Sorte, der gelegentlich Gutes thut, wenn es ihm Spaß macht, und gelegentlich Schlechtes thut, wenn es ihm Spaß macht, und dem übrigens das Volk und deſſen Wohl und Wehe ſo völlig gleichgültige Dinge ſind, als ob ſie gar nicht exiſtirten.

Das Höhere und Beſſere der menſchlichen Natur dagegen, die Liebe zum heimathlichen Boden, das Gefühl der Freiheit und Sicherheit unter dem Schutze vaterländiſcher Geſetze, das Gefühl ferner der Schmach,

ſich von einem fremden Wüſtling unterjocht und gelegentlich mißhandelt zu ſehen, und endlich die zum Entſchluß reifende Willenskraft, ein ſo verhaßtes Joch abzuwerfen — alles dieſes Höhere und Gute hatte ich den bekannten edlen Männern Walther Fürſt, Stauffacher, Winkelried und andern zugetheilt, und dieſes waren meine eigentlichen Helden, meine mit Bewußtſein handelnden höhern Kräfte, während der Tell und Geßler zwar auch gelegentlich handelnd auftraten, aber imganzen mehr Figuren paſſiver Natur waren.

Von dieſem ſchönen Gegenſtande war ich ganz voll, und ich ſummte dazu ſchon gelegentlich meine Hexameter. Ich ſah den See im ruhigen Mondſchein, erleuchtete Nebel in den Tiefen der Gebirge. Ich ſah ihn im Glanze der lieblichſten Morgenſonne, ein Jauchzen und Leben in Wald und Wieſen. Dann ſtellte ich einen Sturm dar, einen Gewitterſturm, der ſich aus den Schluchten auf den See wirft. Auch fehlte es nicht an nächtlicher Stille und an heimlichen Zuſammenkünften über Brücken und Stegen.

Von allem dieſen erzählte ich Schillern, in deſſen Seele ſich meine Landſchaften und meine handelnden Figuren zu einem Drama bildeten. Und da ich andere Dinge zu thun hatte und die Ausführung meines Vorſatzes ſich immer weiter verſchob, ſo trat ich meinen Gegenſtand Schillern völlig ab, der denn darauf ſein bewundernswürdiges Gedicht ſchrieb."

Wir freuten uns dieſer Mittheilung, die allen

intereſſant zu hören war. Ich machte bemerklich, daß es mir vorkomme, als ob die in Terzinen geſchriebene prächtige Beſchreibung des Sonnenaufgangs in der erſten Scene vom zweiten Theile des ‚Fauſt‘ aus der Erinnerung jener Natureindrücke des Vierwaldſtätterſees entſtanden ſein möchte.

„Ich will es nicht leugnen,“ ſagte Goethe, „daß dieſe Anſchauungen dort herrühren, ja ich hätte ohne die friſchen Eindrücke jener wundervollen Natur den Inhalt der Terzinen gar nicht denken können. Das iſt aber auch alles, was ich aus dem Gebiete meiner Tell-Localitäten mir gemünzt habe. Das übrige ließ ich Schillern, der denn auch davon, wie wir wiſſen, den ſchönſten Gebrauch gemacht.“

Das Geſpräch wendete ſich auf den ‚Taſſo‘, und welche Idee Goethe darin zur Anſchauung zu bringen geſucht.

„Idee?“ ſagte Goethe — „das ich nicht wüßte! Ich hatte das Leben Taſſo's, ich hatte mein eigenes Leben, und indem ich zwei ſo wunderliche Figuren mit ihren Eigenheiten zuſammenwarf, entſtand mir das Bild des Taſſo, dem ich als proſaiſchen Contraſt den Antonio entgegenſtellte, wozu es mir auch nicht an Vorbildern fehlte. Die weitern Hof-, Lebens- und Liebesverhältniſſe waren übrigens in Weimar wie in Ferrara, und ich kann mit Recht von meiner Darſtellung ſagen: ſie iſt Bein von meinem Bein und Fleiſch von meinem Fleiſch.

Die Deutſchen ſind übrigens wunderliche Leute! Sie machen ſich durch ihre tiefen Gedanken und Ideen, die ſie überall ſuchen und überall hineinlegen, das Leben ſchwerer als billig. Ei, ſo habt doch endlich einmal die Courage, euch den Eindrücken hinzugeben, euch ergötzen zu laſſen, euch rühren zu laſſen, euch erheben zu laſſen, ja euch belehren und zu etwas Großem entflammen und ermuthigen zu laſſen; aber denkt nur nicht immer, es wäre alles eitel, wenn es nicht irgend abſtracter Gedanke und Idee wäre!

Da kommen ſie und fragen, welche Idee ich in meinem ‚Fauſt' zu verkörpern geſucht. Als ob ich das ſelber wüßte und ausſprechen könnte! Vom Himmel durch die Welt zur Hölle, das wäre zur Noth etwas; aber das iſt keine Idee, ſondern Gang der Handlung. Und ferner, daß der Teufel die Wette verliert, und daß ein aus ſchweren Verirrungen immerfort zum Beſſern aufſtrebender Menſch zu erlöſen ſei, das iſt zwar ein wirkſamer, manches erklärender guter Gedanke, aber es iſt keine Idee, die dem Ganzen und jeder einzelnen Scene im beſondern zu Grunde liege. Es hätte auch in der That ein ſchönes Ding werden müſſen, wenn ich ein ſo reiches, buntes und ſo höchſt mannigfaltiges Leben, wie ich es im ‚Fauſt' zur Anſchauung gebracht, auf die magere Schnur einer einzigen durchgehenden Idee hätte reihen wollen!

Es war im ganzen," fuhr Goethe fort, „nicht meine Art, als Poet nach Verkörperung von etwas

Abſtractem zu ſtreben. Ich empfing in meinem Innern Eindrücke, und zwar Eindrücke ſinnlicher, lebensvoller, lieblicher, bunter, hundertfältiger Art, wie eine rege Einbildungskraft es mir darbot, und ich hatte als Poet weiter nichts zu thun, als ſolche Anſchauungen und Eindrücke in mir künſtleriſch zu runden und auszubilden und durch eine lebendige Darſtellung ſo zum Vorſchein zu bringen, daß andere dieſelbigen Eindrücke erhielten, wenn ſie mein Dargeſtelltes hörten oder laſen.

Wollte ich jedoch einmal als Poet irgend eine Idee darſtellen, ſo that ich es in kleinen Gedichten, wo eine entſchiedene Einheit herrſchen konnte und welches zu überſehen war, wie z. B. ‚Die Metamorphoſe der Thiere‘, die ‚der Pflanzen‘, das Gedicht ‚Vermächtniß‘, und viele andere. Das einzige Product von größerm Umfang, wo ich mir bewußt bin nach Darſtellung einer durchgreifenden Idee gearbeitet zu haben, wären etwa meine ‚Wahlverwandtſchaften‘. Der Roman iſt dadurch für den Verſtand faßlich geworden, aber ich will nicht ſagen, daß er dadurch beſſer geworden wäre! Vielmehr bin ich der Meinung: je incommenſurabler und für den Verſtand unfaßlicher eine poetiſche Production, deſto beſſer.“

1098.

1827, 13. Mai.

Mit v. Holtei.

Irgend ein unangenehmer Zufall, eine kleine Familienſcene, machte ihn verdrüßlich, und er ſprach dieſen Verdruß zum höchſten Erſtaunen des Hofes und der ganzen Stadt dadurch aus, daß er urplötzlich vom raſchſten Entſchluſſe getrieben ſeine Wohnung mied und das kleine Gartenhaus am Park bezog. Mit dieſem, ſeinen Verehrern völlig unerklärlichen Wechſel des gewohnten Aufenthaltes war denn auch der Wille, allein und ungeſtört zu bleiben, ausgeſprochen, und ich würde Weimar verlaſſen haben, ohne ihn noch einmal zu ſehen, wenn nicht Eckermann in ſeiner unerſchöpflichen Gutmüthigkeit mir ein Abſchiedsſtündchen vermittelt hätte. Hab' ich mir's nur eingebildet, oder hatte der unerforſchliche Greis im ländlichen Häuschen andere Formen angenommen, — mir erſchien er, als ich mich dort einfand, zugänglicher, wie in den ſtädtiſchen Räumen, milder, mittheilender. Als ich ihm das Erſtaunen ſchilderte, in welches dieſe ſeine Überſiedelung Weimar verſetzt habe, ſagte er mit einem faſt wehmüthigen Ausdrucke: „Wir haben hier in dieſem Gartenhäuschen tüchtige Jahre verlebt, und weil es denn mit uns ſich auch dem Abſchluſſe nähert, ſo mag ſich die Schlange in den Schwanz beißen, damit es ende, wo es begonnen."

ungeheuren Größe. Der Sprung über die Degen und durch das Faß mit papiernen Böden machte eine große Sensation. Der starke Mann ließ zum allgemeinen Grausen, Entsetzen und Erstaunen, indem er sich mit dem Kopf und den Füßen auf ein Paar auseinander geschobene Stühle legte, auf seinen hohlschwebenden Leib einen Ambos heben und auf demselben, von einigen wackern Schmiedegesellen, ein Hufeisen fertig schmieden.

Auch war die sogenannte Herkules-Stärke, da eine Reihe Männer auf den Schultern einer ersten Reihe stehend, abermals Frauen und Jünglinge trägt, so daß zuletzt eine lebendige Pyramide entsteht, deren Spitze ein Kind auf den Kopf gestellt, als Knopf und Wetterfahne ziert, in diesen Gegenden noch nie gesehen worden, und endigte würdig das ganze Schauspiel. Narciß und Lan-

1099.

1827, Ende Mai oder Anfang Juni (?).

Mit Ed. Genoſt u. a.

Auf dem Rückwege [von Caſſel] hielt ich mich einige Tage bei meinem Vater auf, dem Goethe bereits zu wiſſen gethan, daß wir bei ihm zu Mittag eſſen ſollten. Ich hatte ihn faſt zwei Jahre nicht geſehen und fand ihn ſehr wohl auf; bei Tafel war er äußerſt heiter. Er liebte es, mit Schauſpielern über das Theater zu ſprechen, und ſo mußte ich ihm von meinen jüngſten Kunſtreiſen alles erzählen, was ich Anerkennungswerthes bemerkt und getroffen. Außer dieſem zog ihn mein Zuſammenſein in Breslau mit Baron Ferdinand v. L. an, den er . . . zu Anfang dieſes Jahrhunderts hatte kennen lernen. Ich erzählte ihm viele Anecdoten, die L. geliefert, und namentlich das Selbſtgeſpräch in und unter dem Bett [unter das er ſich gelegt hatte, um ſich ſelbſt für Betrunkenheit zu beſtrafen] ſetzte Goethes Lachmuskeln außerordentlich in Thätigkeit. Er erzählte nun auch ſeinerſeits, auf welche Weiſe er in Lauchſtädt die Bekanntſchaft dieſes Originals gemacht. Auf einem einſamen Spaziergange durch die Felder war ihm auf einem Rain ein langer Mann im Militärrock mit verſchränkten Armen begegnet, dicht vor ihm ſtehen geblieben und hatte ſtatt der üblichen Begrüßung eine Strophe aus dem Lied der Parzen nicht ohne Geſchick recitirt. „„Das iſt unter allen Schöpfungen die ſchönſte,

womit Ew. Excellenz die Welt beglückt haben. Weder Taſſo noch Arioſt haben Ähnliches geſchrieben, und ſelbſt Schiller, den ich ſo hoch verehre, läßt öfter ſeiner Phantaſie in ſeinen Dichtungen zu freien Spielraum, wodurch er die Wahrheit hier und da beeinträchtigt, aber Ew. Excellenz halten in beiden das richtige Maaß. Ich habe die Ehre, Ew. Excellenz in mir den Baron Ferdinand v. L. vorzuſtellen.“ — „So ſprach der Mann,“ fuhr Goethe fort, „und ich wandelte längere Zeit mit ihm in der ſchattigen Lindenallee auf und ab, mich an ſeinem Urtheil über die alten und neuen Dichter ergötzend.“ . . . .

Beim Abſchied drückte er mir die Hand und fügte hinzu: „Grüße herzlichſt Dein liebes Weib, und mag Dich Dein Weg bald wieder über Weimar führen!“

1100.

1827, Mitte Juni.

Mit Graf Sternberg.

Freund Goethe hat mich mit gewohnter Freundlichkeit aufgenommen. Sein Geiſt iſt noch wunderbar geſund und friſch und zwingt den etwas hinfälligen Körper durch geiſtige Gewalt noch feſtzuhalten. Er ſprach mit mir gleich von unſerem Monatsblatt [der Geſellſchaft des vaterländiſchen Muſeums in Böhmen], lobt das Unternehmen und wünſcht ſoviel wie möglich die älteren Hajek'ſchen Sagen, wie Horimir und Semir,

in ſelbem erſcheinen zu ſehen, um uns an die ſerbiſche Literatur anzuſchließen. Er hat ſich hierüber im erſten Hefte des ſechſten Bandes „über Kunſt und Alterthum“ p. 197 ausgeſprochen, welches er mir mit folgenden eingeſchriebenen Worten zuſchickte:

Wenn mit jugendlichen Schauern
Wir bekränzte Wege gehn,
Iſt die Welt doch gar ſo ſchön;
Aber wenn bei höhern Jahren
Sich ein Edler uns geſellt,
O, wie herrlich iſt die Welt!

Laſſe die angezeigte Stelle Palacky leſen; ſie wird ihm Vergnügen machen. Der Aufſatz von Dobrovsky, Was die guten Schriftſteller für Böhmen geleiſtet hat ihn auch beſonders angeſprochen; er findet es ſehr verſtändig, daß wir uns auf Böhmen einſchließen, wodurch ſich unſere Zeitſchrift von allen unterſcheidet, die alles aufnehmen und eben dadurch ſich unter ſich gar nicht unterſcheiden, als inſoferne ſie beſſere oder ſchlechtere Mitarbeiter haben; die Poeſie aber ſei weltbürgerlich und umſomehr intereſſant, als ſie ſich national zeigt.

1101.

1827, 20. Juni.

Mittag bei Goethe.

a.

Der Familientiſch zu fünf Converts ſtand gedeckt, die Zimmer waren leer und kühl, welches bei der

großen Hitze sehr wohl that. Ich [Eckermann] trat in das geräumige an den Speisesaal angrenzende Zimmer, worin der gewirkte Fußteppich liegt und die kolossale Büste der Juno steht. Ich war nicht lange allein auf- und abgegangen, als Goethe, aus seinem Arbeitszimmer kommend, hereintrat und mich in seiner herzlichen Art liebevoll begrüßte und anredete. Er setzte sich auf einen Stuhl am Fenster. „Nehmen Sie sich auch ein Stühlchen," sagte er, „und setzen Sie sich zu mir; wir wollen ein wenig reden, bis die übrigen kommen. Es ist mir lieb, daß Sie doch auch den Grafen Sternberg bei mir haben kennen gelernt; er ist wieder abgereist, und ich bin nun ganz wieder in der gewohnten Thätigkeit und Ruhe."

„„Die Persönlichkeit des Grafen,"" sagte ich „„ist mir sehr bedeutend erschienen, nicht weniger seine großen Kenntnisse; denn das Gespräch mochte sich lenken wohin es wollte, er war überall zu Hause und sprach über alles gründlich und umsichtig mit großer Leichtigkeit.""

„Ja," sagte Goethe, „er ist ein höchst bedeutender Mann, und sein Wirkungskreis und seine Verbindungen in Deutschland sind groß. Als Botaniker ist er durch seine ‚Flora subterranea' in ganz Europa bekannt; so auch ist er als Mineraloge von großer Bedeutung. Kennen Sie seine Geschichte?" — „„Nein,"" sagte ich, „aber ich möchte gern etwas über ihn erfahren. Ich sah ihn als Grafen und Weltmann, zugleich als viel-

jetzigen tiefen Gelehrten: dieſes iſt mir ein Problem, das ich gern möchte gelöſt ſehen.““ Goethe erzählte mir darauf, wie der Graf, als Jüngling zum geiſtlichen Stande beſtimmt, in Rom ſeine Studien begonnen, darauf aber, nachdem Öſterreich gewiſſe Vergünſtigungen zurückgenommen, nach Neapel gegangen ſei. Und ſo erzählte Goethe weiter, gründlich, intereſſant und bedeutend, ein merkwürdiges Leben, der Art, daß es die ‚Wanderjahre‘ zieren würde, das ich aber hier zu wiederholen mich nicht geſchickt fühle. Ich war höchſt glücklich, ihm zuzuhören, und dankte ihm mit meiner ganzen Seele. Das Geſpräch lenkte ſich nun auf die böhmiſchen Schulen und ihre großen Vorzüge, beſonders in Bezug auf eine gründliche äſthetiſche Bildung.

Herr und Frau von Goethe und Fräulein Ulrike von Pogwiſch waren indeſſen auch hereingekommen, und wir ſetzten uns zu Tiſche. Die Geſpräche wechſelten heiter und mannigfaltig, beſonders aber waren die Frömmler einiger norddeutſchen Städte ein oft wiederkehrender Gegenſtand. Es ward bemerkt, daß dieſe pietiſtiſchen Abſonderungen ganze Familien miteinander uneins gemacht und zerſprengt hätten. Ich konnte einen ähnlichen Fall erzählen, wo ich faſt einen trefflichen Freund verloren, weil es ihm nicht gelingen wollen, mich zu ſeiner Meinung zu bekehren. „„Dieſer,““ ſagte ich, „„war ganz von dem Glauben durchdrungen, daß alles Verdienſt und alle gute Werke nichts ſeien, und

daß der Menſch bloß durch die Gnade Chriſti ein gutes Verhältniß zur Gottheit gewinnen könne.“ — „„Etwas Ähnliches,““ ſagte Frau von Goethe, „„hat auch eine Freundin zu mir geſagt, aber ich weiß noch immer nicht, was es mit dieſen guten Werken und dieſer Gnade für eine Bewandtniß hat.““

„So wie alle dieſe Dinge,“ ſagte Goethe, „heutigentags in der Welt in Curs und Geſpräch ſind, iſt es nichts als ein Mantſch, und vielleicht niemand von Euch weiß wo es herkommt. Ich will es Euch ſagen. Die Lehre von den guten Werken, daß nämlich der Menſch durch Gutesthun, Vermächtniſſe und milde Stiftungen eine Sünde abverdienen und ſich überhaupt in der Gnade Gottes dadurch heben könne, iſt katholiſch. Die Reformatoren aber, aus Oppoſition, verwarfen dieſe Lehre und ſetzten dafür an die Stelle, daß der Menſch einzig und allein trachten müſſe, die Verdienſte Chriſti zu erkennen und ſich ſeiner Gnaden theilhaftig zu machen, welches denn freilich auch zu guten Werken führe. So iſt es; aber heutigentags wird alles durcheinandergemengt und verwechſelt, und niemand weiß woher die Dinge kommen.“

Ich bemerkte mehr in Gedanken, als daß ich es ausſprach, daß die verſchiedene Meinung in Religionsſachen doch von jeher die Menſchen entzweit und zu Feinden gemacht habe, ja daß ſogar der erſte Mord durch eine Abweichung in der Verehrung Gottes herbeigeführt ſei. Ich ſagte, daß ich dieſer Tage Byron's

‚Kain' geleſen und beſonders den dritten Act und die Motivirung des Todtſchlags bewundert habe.

„Nicht wahr," ſagte Goethe, „das iſt vortrefflich motivirt! Es iſt von ſo einziger Schönheit, daß es in der Welt nicht zum zweitenmal vorhanden iſt."

„„Der ‚Kain'," ſagte ich, „„war doch anfänglich in England verboten, jetzt aber lieſt ihn jedermann, und die reiſenden jungen Engländer führen gewöhnlich einen kompleten Byron mit ſich.""

„Es iſt auch Thorheit," ſagte Goethe: „denn im Grunde ſteht im ganzen ‚Kain' doch nichts, als was die engliſchen Biſchöfe ſelber lehren."

Der Kanzler ließ ſich melden und trat herein und ſetzte ſich zu uns an den Tiſch. So kamen auch Goethes Enkel, Walter und Wolfgang, nacheinander geſprungen. Wolf ſchmiegte ſich an den Kanzler. „Hole dem Herrn Kanzler," ſagte Goethe, „dein Stammbuch und zeige ihm deine Prinzeß und was Dir der Graf Sternberg geſchrieben." Wolf ſprang hinauf und kam bald mit dem Buche zurück. Der Kanzler betrachtete das Portrait der Prinzeß mit beigeſchriebenen Verſen von Goethe. Er durchblätterte das Buch ferner und traf auf Zelter's Inſchrift und las laut heraus: Lerne gehorchen!

„Das iſt doch das einzige vernünftige Wort," ſagte Goethe lachend, „was im ganzen Buche ſteht. Ja, Zelter iſt immer grandios und tüchtig! Ich gehe jetzt mit Riemer ſeine Briefe durch, die ganz unſchätzbare Sachen enthalten. Beſonders ſind die Briefe, die er

mir auf Reiſen geſchrieben, von vorzüglichem Werth; denn da hat er als tüchtiger Baumeiſter und Muſikus den Vortheil, daß es ihm nie an bedeutenden Gegenſtänden des Urtheils fehlt. Sowie er in eine Stadt eintritt, ſtehen die Gebäude vor ihm und ſagen ihm, was ſie Verdienſtliches und Mangelhaftes an ſich tragen. Sodann ziehen die Muſikvereine ihn ſogleich in ihre Mitte und zeigen ſich dem Meiſter in ihren Tugenden und Schwächen. Wenn ein Geſchwindſchreiber ſeine Geſpräche mit ſeinen muſikaliſchen Schülern aufgeſchrieben hätte, ſo beſäßen wir etwas ganz Einziges in ſeiner Art. Denn in dieſen Dingen iſt Zelter genial und groß und trifft immer den Nagel auf den Kopf."

b.

Ich [v. Müller] traf ihn mit ſeinen Kindern und Enkeln auch Eckermann noch bei Tiſche, höchſt milde und munter, vergnügt und mittheilend. Er erwähnte Gall's Verlangen nach einem Abguß ſeines Kopfes; verweigerte die Mittheilung ſeines Briefes an Gries [mit dem Danke des Großherzogs für die Widmung der Überſetzung von Arioſt's ‚Raſendem Roland']: nicht als ob vor mir Geheimes darin, ſondern weil ihm ſo viel Unangenehmes im langen Leben aus Mittheilung der Briefe entſtanden ſei, daß er ſich ſolches wie eine üble Angewöhnung abzugewöhnen trachte.

Bei Durchſicht von Stammbuchs-Inſchriften kam er auf Sternberg und deſſen oft verhehlte Gemüthlichkeit. „Man kömmt mit ihm ſtets weiter.“

Schützen's Plattheit gegen Haug verglich Goethe mit der „Platitude in Ampère's Brief“. Ich vertheidigte Letztern gar ſehr. „Das Übel kommt immer daher,“ erwiederte Goethe, „daß die Leute, beſonders die Fremden, das Naive des Augenblicks nicht zu würdigen wiſſen durch Wiedererzählung es zur Plattheit umprägen. Überhaupt iſt es immer gefährlich zum Publicum von der Gegenwart zu ſprechen.“

Dann kam das ſeltſame Schickſal von Goethes Gedicht*) an ſeines Enkels Walther Geburtstag im Jahr 1818 zur Sprache, das er anonym übergab und das ſehr geſcholten wurde.

Nachher durchblätterten wir viele Mappen mit Zeichnungen und Kupferſtichen.

„Freiheit,“ ſagte Goethe unter anderm, „iſt nichts als die Möglichkeit, unter allen Bedingungen das Vernünftige zu thun. Das Abſolute ſteht noch über dem Vernünftigen. Darum handeln Souveräns oft unvernünftig, um ſich in der abſoluten Freiheit zu erhalten.“

*) Wiegenlied dem jungen Mineralogen.

1102

1827, 5. Juli.

Mit Eckermann u. a.

Heute gegen Abend begegnete Goethe mir am Park von einer Spazierfahrt zurückkommend. Im Vorbeifahren winkte er mir mit der Hand, daß ich ihn besuchen möchte. Ich wendete daher sogleich um nach seinem Hause, wo ich den Oberbaudirector Coudray fand. Goethe stieg aus, und wir gingen mit ihm die Treppen hinauf. Wir setzten uns in dem sogenannten Junozimmer um einen runden Tisch. Wir hatten nicht lange geredet, als auch der Kanzler hereintrat und sich zu uns gesellte. Das Gespräch wendete sich um politische Gegenstände: Wellington's Gesandtschaft nach Petersburg und deren wahrscheinliche Folgen, Kapodistrias, die verzögerte Befreiung Griechenlands, die Beschränkung der Türken auf Konstantinopel, und dergleichen. Auch frühere Zeiten unter Napoleon kamen zur Sprache, besonders aber über den Herzog von Enghien und sein unvorsichtiges revolutionäres Betragen ward viel geredet.

Sodann kam man auf friedlichere Dinge, und Wieland's Grab zu Osmannstedt war ein vielbesprochener Gegenstand unserer Unterhaltung. Oberbaudirector Coudray erzählte, daß er mit einer eisernen Einfassung des Grabes beschäftigt sei. Er gab uns von seiner Intention eine deutliche Idee, indem er die Form des

drinette ließen sich in Tragsesseln auf den Schultern der übrigen durch die vornehmsten Straßen der Stadt unter lautem Freudengeschrey des Volks tragen. Man warf ihnen Bänder, Blumensträuße und seidene Tücher zu, und drängte sich, sie ins Gesicht zu fassen. Jedermann schien glücklich zu seyn, sie anzusehn, und von ihnen eines Blicks gewürdigt zu werden.

Welcher Schauspieler, welcher Schriftsteller, ja welcher Mensch überhaupt würde sich nicht auf dem Gipfel seiner Wünsche sehen, wenn er durch irgend ein edles Wort oder eine gute That einen so allgemeinen Eindruk hervorbrächte? Welche köstliche Empfindung müßte es seyn, wenn man gute, edle, der Menschheit würdige Gefühle eben so schnell durch einen elektrischen Schlag ausbreiten, ein solches Entzücken unter dem Volke erregen könnte, als diese Leute durch

eiſernen Gitterwerks auf ein Stück Papier vor unſern Augen hinzeichnete.

Als der Kanzler und Coudray gingen, bat Goethe mich, noch ein wenig bei ihm zu bleiben. „Da ich in Jahrtauſenden lebe," ſagte er, „ſo kommt es mir immer wunderlich vor, wenn ich von Statuen und Monumenten höre. Ich kann nicht an eine Bildſäule denken, die einem verdienten Manne geſetzt wird, ohne ſie im Geiſte ſchon von künftigen Kriegern umgeworfen und zerſchlagen zu ſehen. Coudray's Eiſenſtäbe um das Wieland'ſche Grab ſehe ich ſchon als Hufeiſen unter den Pferdefüßen einer künftigen Cavallerie blinken, und ich kann noch dazu ſagen, daß ich bereits einen ähnlichen Fall in Frankfurt erlebt habe. Das Wieland'ſche Grab liegt überdies viel zu nahe an der Ilm; der Fluß braucht in ſeiner raſchen Biegung kaum einhundert Jahre am Ufer fortzuzehren, und er wird die Toten erreicht haben."

Wir ſcherzten mit gutem Humor über die entſetzliche Unbeſtändigkeit der irdiſchen Dinge und nahmen ſodann Coudray's Zeichnung wieder zur Hand und freuten uns an den zarten und kräftigen Zügen der engliſchen Bleifeder, die dem Zeichner ſo zuwillen geweſen war, daß der Gedanke unmittelbar ohne den geringſten Verluſt auf dem Papiere ſtand.

Dies führte das Geſpräch auf Handzeichnungen, und Goethe zeigte mir eine ganz vortreffliche eines italieniſchen Meiſters, den Knaben Jeſus darſtellend

im Tempel unter den Schriftgelehrten. Daneben zeigte er mir einen Kupferstich, der nach dem ausgeführten Bilde gemacht war, und man konnte viele Betrachtungen anstellen, die alle zugunsten der Handzeichnung hinausliefen.

„Ich bin in dieser Zeit so glücklich gewesen," sagte Goethe, „viele treffliche Handzeichnungen berühmter Meister um ein Billiges zu kaufen. Solche Zeichnungen sind unschätzbar, nicht allein weil sie die rein geistige Intention des Künstlers geben, sondern auch weil sie uns unmittelbar in die Stimmung versetzen, in welcher der Künstler sich in dem Augenblick des Schaffens befand. Aus dieser Zeichnung des Jesusknaben im Tempel blickt aus allen Zügen große Klarheit und heitere stille Entschiedenheit im Gemüthe des Künstlers, welche wohlthätige Stimmung in uns übergeht, sowie wir das Bild betrachten. Zudem hat die bildende Kunst den großen Vortheil, daß sie rein objectiver Natur ist und uns zu sich herannöthigt, ohne unsere Empfindungen heftig anzuregen. Ein solches Werk steht da und spricht entweder gar nicht, oder auf eine ganz entschiedene Weise. Ein Gedicht dagegen macht einen weit vagern Eindruck: es erregt die Empfindungen, und bei jedem andere, nach der Natur und Fähigkeit des Hörers."

„„Ich habe,"" sagte ich, „„dieser Tage den trefflichen englischen Roman ‚Roderik Random' von Smollet gelesen; dieser kam dem Eindruck einer guten Handzeich-

nung ſehr nahe. Eine unmittelbare Darſtellung, keine Spur von einer Hinneigung zum Sentimentalen, ſondern das wirkliche Leben ſteht vor uns wie es iſt, oft widerwärtig und abſcheulich genug, aber im ganzen immer heitern Eindrucks wegen der ganz entſchiedenen Realität.““

„Ich habe den ‚Roderik Random‘ oft rühmen hören,“ ſagte Goethe, „und glaube was Sie mir von ihm erwähnen, doch ich habe ihn nie geleſen. Kennen Sie den ‚Raſſelas‘ von Johnſon? Leſen Sie ihn doch auch einmal und ſagen Sie mir, wie Sie ihn finden.“ Ich verſprach dieſes zu thun.

„„Auch in Lord Byron,““ ſagte ich, „„finde ich häufig Darſtellungen, die ganz unmittelbar daſtehen und uns rein den Gegenſtand geben, ohne unſer inneres Sentiment auf eine andere Weiſe anzuregen, als es eine unmittelbare Handzeichnung eines guten Malers thut. Beſonders der ‚Don Juan‘ iſt an ſolchen Stellen reich.““

„Ja,“ ſagte Goethe, „darin iſt Lord Byron groß; ſeine Darſtellungen haben eine ſo leicht hingeworfene Realität, als wären ſie improviſirt. Von ‚Don Juan‘ kenne ich wenig; allein aus ſeinen andern Gedichten ſind mir ſolche Stellen im Gedächtniß, beſonders Seeſtücke, wo hin und wieder ein Segel hinausblickt, ganz unſchätzbar, ſodaß man ſogar die Waſſerluft mit zu empfinden glaubt.“

„„In ſeinem ‚Don Juan‘,““ ſagte ich, „„habe ich be-

ſonders die Darſtellung der Stadt London bewundert, die man aus ſeinen leichten Verſen heraus mit Augen zu ſehen wähnt. Und dabei macht er ſich keineswegs viele Skrupel, ob ein Gegenſtand poetiſch ſei oder nicht, ſondern er ergreift und gebraucht alles wie es ihm vorkommt, bis auf die gekräuſelten Perrücken vor den Fenſtern der Haarſchneider und bis auf die Männer, welche die Straßenlaternen mit Öl verſehen."

„Unſere deutſchen Äſthetiker," ſagte Goethe, „reden zwar viel von poetiſchen und unpoetiſchen Gegenſtänden, und ſie mögen auch in gewiſſer Hinſicht nicht ganz unrecht haben; allein im Grunde bleibt kein realer Gegenſtand unpoetiſch, ſobald der Dichter ihn gehörig zu gebrauchen weiß."

„„Sehr wahr!"" ſagte ich, „„und ich möchte wohl, daß dieſe Anſicht zur allgemeinen Maxime würde.""

Wir ſprachen darauf über die ‚Beiden Foscari', wobei ich die Bemerkung machte, daß Byron ganz vortreffliche Frauen zeichne.

„Seine Frauen," ſagte Goethe, „ſind gut. Es iſt aber auch das einzige Gefäß, was uns Neuern noch geblieben iſt, um unſere Idealität hineinzugießen. Mit den Männern iſt nichts zu thun. Im Achill und Odyſſeus, dem Tapferſten und Klügſten, hat der Homer alles vorweggenommen."

„„Übrigens,"" fuhr ich fort, „„haben die ‚Foscari' wegen der durchgehenden Folterqualen etwas Apprehen-

ſives, und man begreift kaum, wie Byron im Innern dieſes peinlichen Gegenſtandes ſo lange leben konnte, um das Stück zu machen“"

„Dergleichen war ganz Byron's Element,“ ſagte Goethe; „er war ein ewiger Selbſtquäler, ſolche Gegenſtände waren daher ſeine Lieblingsthemata, wie Sie aus allen ſeinen Sachen ſehen, unter denen faſt nicht ein einziges heiteres Sujet iſt. Aber nicht wahr, die Darſtellung iſt auch bei den ‚Foscari‘ zu loben?“

„„Sie iſt vortrefflich,““ ſagte ich; „„jedes Wort iſt ſtark, bedeutend und zum Ziele führend, ſowie ich überhaupt bis jetzt in Byron noch keine matte Zeile gefunden habe. Es iſt mir immer als ſähe ich ihn aus den Meereswellen kommen, friſch und durchdrungen von ſchöpferiſchen Urkräften.““ — „Sie haben ganz recht,“ ſagte Goethe, „es iſt ſo.“ — „„Je mehr ich ihn leſe,““ fuhr ich fort, „„je mehr bewundere ich die Größe ſeines Talents, und Sie haben ganz recht gethan, ihm in der ‚Helena‘ das unſterbliche Denkmal der Liebe zu ſetzen.““

„Ich konnte als Repräſentanten der neueſten poetiſchen Zeit,“ ſagte Goethe, „niemand gebrauchen als ihn, der ohne Frage als das größte Talent des Jahrhunderts anzuſehen iſt. Und dann: Byron iſt nicht antik und iſt nicht romantiſch, ſondern er iſt wie der gegenwärtige Tag ſelbſt. Einen ſolchen mußte ich haben. Auch paßte er übrigens ganz wegen ſeines unbefriedigten Naturells und ſeiner kriegeriſchen Tendenz, woran er

in Miſſolunghi zu Grunde ging. Eine Abhandlung über Byron zu ſchreiben, iſt nicht bequem und räthlich, aber gelegentlich ihn zu ehren und auf ihn im einzelnen hinzuweiſen, werde ich auch in der Folge nicht unterlaſſen."

Da die ‚Helena' einmal zu Sprache gebracht war, ſo redete Goethe darüber weiter. „Ich hatte den Schluß," ſagte er, „früher ganz anders im Sinne, ich hatte ihn mir auf verſchiedene Weiſe ausgebildet und einmal auch recht gut; aber ich will es Euch nicht ververrathen. Dann brachte mir die Zeit dieſes mit Lord Byron und Miſſolunghi, und ich ließ gern alles übrige fahren. Aber haben Sie bemerkt, der Chor fällt bei dem Trauergeſang ganz aus der Rolle? Er iſt früher und durchgehends antik gehalten oder verleugnet doch nie ſeine Mädchennatur, hier aber wird er mit einem Mal ernſt und hoch reflectirend und ſpricht Dinge aus, woran er nie gedacht hat und auch nie hat denken können."

„„Allerdings,"" ſagte ich, „„habe ich dieſes bemerkt; allein ſeitdem ich Rubens' Landſchaft mit den doppelten Schatten geſehen, und ſeitdem der Begriff der Fictionen mir aufgegangen iſt, kann mich dergleichen nicht irremachen. Solche kleine Widerſprüche können bei einer dadurch erreichten höhern Schönheit nicht in Betracht kommen. Das Lied mußte nun einmal geſungen werden, und da kein anderer Chor gegenwärtig war, ſo mußten es die Mädchen ſingen.""

„Mich ſoll nur wundern," ſagte Goethe lachend, „was die deutſchen Kritiker dazu ſagen werden; ob ſie werden Freiheit und Kühnheit genug haben, darüber hinwegzukommen. Den Franzoſen wird der Verſtand im Wege ſein, und ſie werden nicht bedenken, daß die Phantaſie ihre eigenen Geſetze hat, denen der Verſtand nicht beikommen kann und ſoll. Wenn durch die Phantaſie nicht Dinge entſtänden, die für den Verſtand ewig problematiſch bleiben, ſo wäre überhaupt zu der Phantaſie nicht viel. Dies iſt es, wodurch ſich die Poeſie von der Proſa unterſcheidet, bei welcher der Verſtand immer zu Hauſe iſt und ſein mag und ſoll."

Ich freute mich dieſes bedeutenden Worts und merkte es mir. Darauf ſchickte ich mich an zum Gehen, denn es war gegen zehn Uhr geworden. Wir ſaßen ohne Licht, die helle Sommernacht leuchtete aus Norden über den Ettersberg herüber.

1103.

1827, 9. Juli

Mit Eckermann.

Ich fand Goethe allein, in Betrachtung der Gipspaſten nach dem Stoſch'ſchen Kabinet. „Man iſt in Berlin ſo freundlich geweſen," ſagte er, „mir dieſe ganze Sammlung zur Anſicht herzuſenden; ich kenne die ſchönen Sachen ſchon dem größten Theile nach,

hier aber ſehe ich ſie in der belehrenden Folge, wie Winckelmann ſie geordnet hat; auch benutze ich ſeine Beſchreibung und ſehe ſeine Meinung nach in Fällen, wo ich ſelber zweifle."

Wir hatten nicht lange geredet, als der Kanzler hereintrat und ſich zu uns ſetzte. Er erzählte uns Nachrichten aus öffentlichen Blättern, unter andern von einem Wärter einer Menagerie, der aus Gelüſte nach Löwenfleiſch einen Löwen getödtet und ſich ein gutes Stück davon zubereitet habe. „Mich wundert," ſagte Goethe, „daß er nicht einen Affen genommen hat, welches ein gar zarter ſchmackhafter Biſſen ſein ſoll." Wir ſprachen über die Häßlichkeit dieſer Beſtien, und daß ſie deſto unangenehmer, je ähnlicher die Raſſe dem Menſchen ſei. „„„Ich begreife nicht,"" ſagte der Kanzler, „„„wie fürſtliche Perſonen ſolche Thiere in ihrer Nähe dulden, ja vielleicht gar Gefallen daran finden können."" — „Fürſtliche Perſonen," ſagte Goethe, „werden ſo viel mit widerwärtigen Menſchen geplagt, daß ſie die widerwärtigern Thiere als ein Heilmittel gegen dergleichen unangenehme Eindrücke betrachten. Uns andern ſind Affen und Geſchrei der Papageien mit Recht widerwärtig, weil wir dieſe Thiere hier in einer Umgebung ſehen, für die ſie nicht gemacht ſind; wären wir aber in dem Falle, auf Elefanten unter Palmen zu reiten, ſo würden wir in einem ſolchen Element Affen und Papageien ganz gehörig, ja vielleicht gar erfreulich finden. Aber, wie geſagt, die Fürſten haben recht,

etwas Widerwärtiges mit etwas noch Widerwärtigerm zu vertreiben." — „„Hierbei,"" ſagte ich, „„fällt mir ein Vers ein, den Sie vielleicht ſelber nicht mehr wiſſen:

„Wollen die Menſchen Beſtien ſein,
So bringt nur Thiere zur Stube herein:
Das Widerwärtige wird ſich mindern;
Wir ſind eben alle von Adams Kindern'.""

Goethe lachte. „Ja," ſagte er, „es iſt ſo. Eine Roheit kann nur durch eine andere ausgetrieben werden, die noch gewaltiger iſt. Ich erinnere mich eines Falles aus meiner frühern Zeit, wo es unter den Adeligen hin und wieder noch recht beſtialiſche Herren gab, daß bei Tafel in einer vorzüglichen Geſellſchaft und in Anweſenheit von Frauen ein reicher Edelmann ſehr maſſive Reden führte zur Unbequemlichkeit und zum Ärgerniß aller, die ihn hören mußten. Mit Worten war gegen ihn nichts auszurichten. Ein entſchloſſener anſehnlicher Herr, der ihm gegenüberſaß, wählte daher ein anderes Mittel, indem er ſehr laut eine grobe Unanſtändigkeit beging, worüber alle erſchraken und jener Grobian mit, ſodaß er ſich gedämpft fühlte und nicht wieder den Mund aufthat. Das Geſpräch nahm von dieſem Augenblick an eine anmuthige heitere Wendung zur Freude aller Anweſenden, und man wußte jenem entſchloſſenen Herrn für ſeine unerhörte Kühnheit vielen Dank in Erwägung der trefflichen Wirkung, die ſie gethan hatte."

Nachdem wir uns an dieſer heitern Anekdote er-

götzt hatten, brachte der Kanzler das Gespräch auf die neuesten Zustände zwischen der Oppositions- und der ministeriellen Partei zu Paris, indem er eine kräftige Rede fast wörtlich recitirte, die ein äußerst kühner Demokrat zu seiner Vertheidigung vor Gericht gegen die Minister gehalten. Wir hatten Gelegenheit, das glückliche Gedächtniß des Kanzlers abermals zu bewundern. Über jene Angelegenheit und besonders das einschränkende Preßgesetz ward zwischen Goethe und dem Kanzler viel hin und wieder gesprochen; es war ein reichhaltiges Thema, wobei sich Goethe wie immer als milder Aristokrat erwies, jener Freund aber wie bisher scheinbar auf der Seite des Volks festhielt.

„Mir ist für die Franzosen in keiner Hinsicht bange," sagte Goethe; „sie stehen auf einer solchen Höhe welthistorischer Ansicht, daß der Geist auf keine Weise mehr zu unterdrücken ist. Das einschränkende Gesetz wird nur wohlthätig wirken, zumal da die Einschränkungen nichts Wesentliches betreffen, sondern nur gegen Persönlichkeiten gehen. Eine Opposition, die keine Grenzen hat, wird platt. Die Einschränkung aber nöthigt sie geistreich zu sein, und dies ist ein sehr großer Vortheil. Direct und grob seine Meinung herauszusagen, mag nur entschuldigt werden können und gut sein, wenn man durchaus recht hat. Eine Partei aber hat nicht durchaus recht, eben weil sie Partei ist, und ihr steht daher die indirecte Weise wohl, worin die Franzosen von je große Muster waren.

ihre körperliche Geschicklichkeit gethan haben; wenn man der Menge das Mitgefühl alles Menschlichen geben, wenn man sie mit der Vorstellung des Glücks und Unglücks, der Weisheit und Thorheit, ja des Unsinns und der Albernheit entzünden, erschüttern, und ihr stockendes Innere in freye, lebhafte und reine Bewegung setzen könnte! So sprach unser Freund, und da weder Philine noch Laertes gestimmt schienen, einen solchen Diskurs fortzusetzen, unterhielt er sich allein mit diesen Lieblingsbetrachtungen, als er bis spät in die Nacht um die Stadt spazierte, und seinen alten Wunsch, das Gute, Edle, Große durch das Schauspiel zu versinnlichen, wieder einmal mit aller Lebhaftigkeit und aller Freyheit einer losgebundenen Einbildungskraft verfolgte.

Zu meinem Diener ſage ich geradezu: Hans, zieh mir die Stiefel aus! Das verſteht er. Bin ich aber mit einem Freunde und ich wünſche von ihm dieſen Dienſt, ſo kann ich mich nicht ſo direct ausdrücken, ſondern ich muß auf eine anmuthige, freundliche Wendung ſinnen, wodurch ich ihn zu dieſem Liebesdienſt bewege. Die Nöthigung regt den Geiſt auf, und aus dieſem Grunde, wie geſagt, iſt mir die Einſchränkung der Preßfreiheit ſogar lieb. Die Franzoſen haben bisher immer den Ruhm gehabt, die geiſtreichſte Nation zu ſein, und ſie verdienen es zu bleiben. Wir Deutſchen fallen mit unſerer Meinung gern gerade heraus und haben es im Indirecten noch nicht ſehr weit gebracht.

Die Pariſer Parteien," fuhr Goethe fort, „könnten noch größer ſein als ſie ſind, wenn ſie noch liberaler und freier wären und ſich gegenſeitig noch mehr zugeſtänden als ſie thun. Sie ſtehen auf einer höhern Stufe welthiſtoriſcher Anſicht als die Engländer, deren Parlament gegeneinander wirkende gewaltige Kräfte ſind, die ſich paralyſiren, und wo die große Einſicht eines einzelnen Mühe hat durchzudringen, wie wir an Canning und den vielen Quengeleien ſehen, die man dieſem großen Staatsmanne macht."

Wir ſtanden auf, um zu gehen. Goethe aber war ſo voller Leben, daß das Geſpräch noch eine Weile ſtehend fortgeſetzt wurde. Dann entließ er uns liebevoll und ich begleitete den Kanzler nach ſeiner Wohnung. Es war ein ſchöner Abend, und wir ſprachen

im Gehen viel über Goethe. Besonders aber wiederholten wir uns gern jenes Wort, daß eine Opposition ohne Einschränkung platt werde.

1104.

1827, 15. Juli.

Mit Eckermann.

Ich ging diesen Abend nach 8 Uhr zu Goethe, den ich soeben aus seinem Garten zurückgekehrt fand. „Sehen Sie nur, was da liegt!“ sagte er; „ein Roman in drei Bänden, und zwar von wem? von Manzoni!“ Ich betrachtete die Bücher, die sehr schön eingebunden waren und eine Inschrift an Goethe enthielten. „„Manzoni ist fleißig,““ sagte ich. — „Ja, das regt sich,“ sagte Goethe. — „„Ich kenne nichts von Manzoni,““ sagte ich, „„als seine Ode auf Napoleon, die ich dieser Tage in Ihrer Übersetzung abermals gelesen und im hohen Grade bewundert habe. Jede Strophe ist ein Bild!““ — „Sie haben recht,“ sagte Goethe, „die Ode ist vortrefflich. Aber finden Sie, daß in Deutschland einer davon redet? Es ist so gut als ob sie gar nicht da wäre, und doch ist sie das beste Gedicht, was über diesen Gegenstand gemacht worden.“

Goethe fuhr fort die englischen Zeitungen zu lesen, in welcher Beschäftigung ich ihn beim Hereintreten gefunden. Ich nahm einen Band von Carlyle's Über-

setzung deutscher Romane in die Hände, und zwar den Theil, welcher Musäus und Fouqué enthielt. Der mit unserer Literatur sehr vertraute Engländer hatte den übersetzten Werken selbst immer eine Einleitung, das Leben und eine Kritik des Dichters enthaltend, vorangehen lassen. Ich las die Einleitung zu Fouqué und konnte zu meiner Freude die Bemerkung machen, daß das Leben mit Geist und vieler Gründlichkeit geschrieben, und der kritische Standpunkt, aus welchem dieser beliebte Schriftsteller zu betrachten, mit großem Verstand und vieler ruhiger milder Einsicht in poetische Verdienste bezeichnet war. Bald vergleicht der geistreiche Engländer unsern Fouqué mit der Stimme eines Sängers, die zwar keinen großen Umfang habe und nur wenige Töne enthalte, aber die wenigen gut und vom schönsten Wohlklange; dann, um seine Meinung ferner auszudrücken, nimmt er ein Gleichniß aus kirchlichen Verhältnissen her, indem er sagt, daß Fouqué an der poetischen Kirche zwar nicht die Stelle eines Bischofs oder eines andern Geistlichen von ersten Range bekleide, vielmehr mit den Functionen eines Kaplans sich begnüge, in diesem mittlern Amte aber sich sehr wohl ausnehme.

Während ich dieses gelesen, hatte Goethe sich in seine hintern Zimmer zurückgezogen. Er sendete mir seinen Bedienten mit der Einladung, ein wenig nachzukommen, welches ich that. „Setzen Sie sich noch ein wenig zu mir," sagte er, „daß wir noch einige Worte

untereinander reden. Da ist auch eine Übersetzung des Sophokles [vom Thudichum] angekommen, sie liest sich gut und scheint sehr brav zu sein; ich will sie doch einmal mit Solger vergleichen. Nun, was sagen Sie zu Carlyle?" Ich erzählte ihm, was ich über Fouqué gelesen. „Ist das nicht sehr artig?" sagte Goethe; „ja, überm Meere giebt es auch gescheite Leute, die uns kennen und zu würdigen wissen.

Indessen," fuhr Goethe fort, „fehlt es in andern Fächern uns Deutschen auch nicht an guten Köpfen. Ich habe in den Berliner Jahrbüchern die Recension eines Historikers über Schlosser gelesen, die sehr groß ist. Sie ist Heinrich Leo unterschrieben, von welchem ich noch nichts gehört habe und nach welchem wir uns doch erkundigen müssen. Er steht höher als die Franzosen, welches in geschichtlicher Hinsicht doch etwas heißen will. Jene haften zu sehr am Realen und können das Ideelle nicht zu Kopf bringen, dieses aber besitzt der Deutsche in ganzer Freiheit. Über das indische Kastenwesen hat er die trefflichsten Ansichten. Man spricht immer viel von Aristokratie und Demokratie, die Sache ist ganz einfach diese: In der Jugend, wo wir nichts besitzen oder doch den ruhigen Besitz nicht zu schätzen wissen, sind wir Demokraten; sind wir aber in einem langen Leben zu Eigenthum gekommen, so wünschen wir dieses nicht allein gesichert, sondern wir wünschen auch, daß unsere Kinder und Enkel das Erworbene ruhig genießen mögen. Deshalb sind wir

im Alter immer Aristokraten ohne Ausnahme, wenn wir auch in der Jugend uns zu andern Gesinnungen hinneigten. Leo spricht über diesen Punkt mit großem Geiste.

Im ästhetischen Fache sieht es freilich bei uns am schwächsten aus, und wir können lange warten, bis wir auf einen Mann wie Carlyle stoßen. Es ist aber sehr artig, daß wir jetzt, bei dem engen Verkehr zwischen Franzosen, Engländern und Deutschen, in den Fall kommen, uns einander zu corrigiren. Das ist der große Nutzen, der bei einer Weltliteratur herauskommt und der sich immer mehr zeigen wird. Carlyle hat das Leben von Schiller geschrieben und ihn überall so beurtheilt, wie ihn nicht leicht ein Deutscher beurtheilen wird. Dagegen sind wir über Shakespeare und Byron im Klaren und wissen deren Verdienste vielleicht besser zu schätzen als die Engländer selber."

1105.

1827, 16. Juli.

Mit v. Müller.

a.

Erst diesen Abend fand ich die rechte Stunde, Goethen nach einem langen Zweigespräch über „Helena" Ihre [der Freifrau v. Beaulieu] inhaltsreichen, geistvollen Worte*) zu zeigen. Er war ungemein davon

*) Nicht aufzufinden.

erbaut, überrascht, ergriffen. „Curios! Diese Analyse fängt genial genug von hinten an, überspringt keck und frei den ganzen ersten Theil, trifft geradezu den wichtigsten Punkt und schafft sich im Analysiren und Reproduciren alsobald ein neues, höchst dichterisches und erhabenes Wesen. Curios, curios! aber sehr geistreich, sehr liebenswürdig. Besonders ist das „„Greifen des Feuers als Spielzeug"" und die Andeutung, „„das Gewand bleibt in den Händen der Kraft."" höchst originell und zart ausgesprochen. — Nun, ein solcher Leser entschädigt für tausend alberne Dunst- und Plattköpfe. Aber sie ist auch aus unserer guten Zeit, hat unsere ganze Bildungsperiode mit durchgemacht, und da müßte es schlimm sein, wenn Kraft und Schönheit in einem solchen Individuum vereint nicht ein besseres und höheres Urtheil als alle Immermanne, Tiecke und Raupachs unserer neuen Zeit haben wollte. Ja, wenn diese Frau sich nicht so sehr in der Welt verschlossen hätte — da hättet Ihr erst sehen sollen, zu welchem Gipfel weibliche Kraft aufzusteigen vermag."

b.

Goethe bemerkte: der letzte Chor in der Helena sei bloß darum weit ausgeführter als die übrigen, weil ja jede Symphonie mit einem Uni aller Instrumente brillant zu endigen strebe.

Auf Faust zu reden kommend, sagte er: bei aller

Muße und Abtrennung von der Welt getrau' er ſich noch jetzt denſelben in drei Monaten zu beenden.

Dann ſprachen wir von Immermann's Recenſion der Kleiſt'ſchen Schriften, die er ſehr tadelte. „Die Herren ſchaffen und künſteln ſich neue Theorien, um ihre Mittelmäßigkeit für bedeutend ausgeben zu können. Wir wollen ſie gewähren laſſen, unſern Weg ſtill fortgehen und nach einigen Jahrhunderten noch von uns reden laſſen.

Von der Hegel'ſchen Philoſophie mag ich gar nichts wiſſen, wiewohl Hegel ſelbſt mir ziemlich zuſagt. So viel Philoſophie als ich bis zu meinem ſeligen Ende brauche, habe ich noch allenfalls, eigentlich brauche ich gar keine. Couſin hat mir nichts Widerſtrebendes, aber er begreift nicht, daß es wohl eklektiſche Philoſophen, aber keine eklektiſche Philoſophie geben kann. Die Sache iſt ſo gewaltig ſchwer, ſonſt hätten die guten Menſchen ſich nicht ſeit Jahrtauſenden ſo damit abgequält. Und ſie werden es nie ganz treffen. Gott hat das nicht gewollt, ſonſt müßte er ſie anders machen. Jeder muß ſelbſt zuſehen, wie er ſich durchhilft.

Es wird viel über die Methode des Zeitgebrauchs geſprochen. Sonſt hatte ich einen gewiſſen Cyclus von fünf oder ſieben Tagen, worin ich die Beſchäftigungen vertheilte; da konnte ich unglaublich viel leiſten."

Von Klopſtock ſagte er: „er war klein, beleibt, zier-

lich, ſehr diplomatiſchen Anſtandes, von noblen Sitten, etwas ans Pedantiſche ſtreifend, aber geiſtreichern Blickes, als alle ſeine Bilder."

1106.

1827, 18. Juli.

Mit Eckermann.

„Ich habe Ihnen zu verkündigen," war heute Goethes erſtes Wort bei Tiſche, „daß Manzoni's Roman [I promessi sposi] alles überflügelt, was wir in dieſer Art kennen. Ich brauche Ihnen nichts weiter zu ſagen, als daß das Innere, alles was aus der Seele des Dichters kommt, durchaus vollkommen iſt, und daß das Äußere, alle Zeichnung von Localitäten und dergleichen, gegen die großen innern Eigenſchaften um kein Haar zurückſteht. Das will etwas heißen." Ich war verwundert und erfreut, dieſes zu hören. „Der Eindruck beim Leſen," fuhr Goethe fort, „iſt der Art, daß man immer von der Rührung in die Bewunderung fällt und von der Bewunderung wieder in die Rührung, ſodaß man aus einer von dieſen beiden großen Wirkungen gar nicht herauskommt. Ich dächte, höher könnte man es nicht treiben. In dieſem Roman ſieht man erſt recht, was Manzoni iſt. Hier kommt ſein vollendetes Inneres zum Vorſchein, welches er bei ſeinen dramatiſchen Sachen zu entwickeln keine Gelegenheit hatte. Ich will nun gleich hinterher den

besten Roman von Walter Scott lesen, etwa den ‚Waverley', den ich noch nicht kenne, und ich werde sehen, wie Manzoni sich gegen diesen großen englischen Schriftsteller ausnehmen wird. Manzoni's innere Bildung erscheint hier auf einer solchen Höhe, daß ihm schwerlich etwas gleichkommen kann; sie beglückt uns als eine durchaus reife Frucht. Und eine Klarheit in der Behandlung und Darstellung des Einzelnen wie der italienische Himmel selber!" — „„Sind auch Spuren von Sentimentalität in ihm?"" fragte ich. — „Durchaus nicht," antwortete Goethe. „Er hat Sentiment, aber er ist ohne alle Sentimentalität; die Zustände sind männlich und rein empfunden. Ich will heute nichts weiter sagen, ich bin noch im ersten Bande, bald aber sollen Sie mehr hören."

1107.

1827, 21. Juli.

Mit Edermann.

Als ich diesen Abend zu Goethe ins Zimmer trat, fand ich ihn im Lesen von Manzoni's Roman. „Ich bin schon im dritten Bande," sagte er, indem er das Buch an die Seite legte, „und komme dabei zu vielen neuen Gedanken. Sie wissen, Aristoteles sagt vom Trauerspiele, es müsse Furcht erregen, wenn es gut sein solle. Es gilt dieses jedoch nicht bloß von der Tragödie, sondern auch von mancher andern Dichtung.

Sie finden es in meinem ‚Gott und die Bajadere‘, Sie finden es in jedem guten Luſtſpiele und zwar bei der Verwickelung, ja Sie finden es ſogar in den ‚Sieben Mädchen in Uniform‘ [von Angely], indem wir doch immer nicht wiſſen können, wie der Spaß für die guten Dinger abläuft. Dieſe Furcht nun kann doppelter Art ſein: ſie kann beſtehen in Angſt, oder ſie kann auch beſtehen in Bangigkeit. Dieſe letztere Empfindung wird in uns rege, wenn wir ein moraliſches Übel auf die handelnden Perſonen heranrücken und ſich über ſie verbreiten ſehen, wie z. B. in den ‚Wahlverwandtſchaften‘. Die Angſt aber entſteht im Leſer oder Zuſchauer, wenn die handelnden Perſonen von einer phyſiſchen Gefahr bedroht werden, z. B. in den ‚Galeerenſclaven‘ [von Th. Hell] und im ‚Freiſchütz‘; ja in der Scene der Wolfsſchlucht bleibt es nicht einmal bei der Angſt, ſondern es erfolgt eine totale Vernichtung in allen, die es ſehen.

Von dieſer Angſt nun macht Manzoni Gebrauch und zwar mit wunderbarem Glück, indem er ſie in Rührung auflöſt und uns durch dieſe Empfindung zur Bewunderung führt. Das Gefühl der Angſt iſt ſtoffartig und wird in jedem Leſer entſtehen; die Bewunderung aber entſpringt aus der Einſicht, wie vortrefflich der Autor ſich in jedem Falle benahm, und nur der Kenner wird mit dieſer Empfindung beglückt werden. Was ſagen Sie zu dieſer Äſthetik? Wäre ich jünger, ſo würde ich nach dieſer Theorie etwas

Fünftes Capitel.

Des andern Tages, als die Seiltänzer mit großem Geräuſch abgezogen waren, fand ſich Mignon ſogleich wieder ein, und trat hinzu, als Wilhelm und Laertes ihre Fechtübungen auf dem Saale fortſetzten. Wo haſt du geſteckt? fragte Wilhelm freundlich, du haſt uns viel Sorge gemacht. Das Kind antwortete nichts, und ſah ihn an. Du biſt nun unſer, rief Laertes, wir haben dich gekauft. — Was haſt du bezahlt? fragte das Kind ganz trocken. — Hundert Dukaten, verſetzte Laertes, wenn du ſie wieder giebſt, kannſt du frey ſeyn. — Das iſt wohl viel? fragte das Kind. — O ja, du magſt dich nur gut aufführen. — Ich will dienen, verſetzte ſie.

ſchreiben, wenn auch nicht ein Werk von ſolchem Umfange wie dieſes von Manzoni.

Ich bin nun wirklich ſehr begierig, was die Herren vom ‚Globe' zu dieſem Roman ſagen werden; ſie ſind geſcheidt genug, um das Vortreffliche daran zu erkennen; auch iſt die ganze Tendenz des Werks ein rechtes Waſſer auf die Mühle dieſer Liberalen, wiewohl ſich Manzoni ſehr mäßig gehalten hat. Doch nehmen die Franzoſen ſelten ein Werk mit ſo reiner Neigung auf wie wir; ſie bequemen ſich nicht gern zu dem Standpunkte des Autors, ſondern ſie finden ſelbſt bei dem Beſten immer leicht etwas, das nicht nach ihrem Sinne iſt und das der Autor hätte ſollen anders machen."

Goethe erzählte mir ſodann einige Stellen des Romans, um mir eine Probe zu geben, mit welchem Geiſte er geſchrieben. „Es kommen," fuhr er ſodann fort, „Manzoni vorzüglich vier Dinge zu ſtatten, die zu der großen Vortrefflichkeit ſeines Werks beitragen. Zunächſt, daß er ein ausgezeichneter Hiſtoriker iſt, wodurch denn ſeine Dichtung die große Würde und Tüchtigkeit bekommen hat, die ſie über alles dasjenige weit hinaushebt, was man gewöhnlich ſich unter Roman vorſtellt. Zweitens iſt ihm die katholiſche Religion vortheilhaft, aus der viele Verhältniſſe poetiſcher Art hervorgehen, die er als Proteſtant nicht gehabt haben würde; ſowie es drittens ſeinem Werke zugute kommt, daß der Autor in revolutionären Reibungen viel ge-

litten, die, wenn er auch persönlich nicht darin verflochten gewesen, doch seine Freunde getroffen und theils zu Grunde gerichtet haben. Und endlich viertens ist es diesem Romane günstig, daß die Handlung in der reizenden Gegend am Comersee vorgeht, deren Eindrücke sich dem Dichter von Jugend auf eingeprägt haben und die er also in- und auswendig kennt. Daher entspringt nun auch ein großes Hauptverdienst des Werks, nämlich die Deutlichkeit und das bewundernswürdige Detail in Zeichnung der Localität.

1108.

1827, 25. Juli.

Mit Eckermann.

Goethe hat in diesen Tagen einen Brief von Walter Scott erhalten, der ihm große Freude machte. Er zeigte ihn mir heute, und da ihm die englische Handschrift etwas sehr unleserlich vorkam, so bat er mich, ihm den Inhalt zu übersetzen. Es scheint, daß Goethe dem berühmten englischen Dichter zuerst geschrieben hatte und daß dieser Brief darauf eine Erwiederung ist.

Goethe hatte, wie gesagt, über diesen Brief große Freude. Er war übrigens der Meinung, als enthalte er zu viel Ehrenvolles für ihn, als daß er nicht sehr vieles davon auf Rechnung der Höflichkeit eines Mannes von Rang und hoher Weltbildung zu setzen habe.

Er erwähnte ſodann die gute und herzliche Art, womit Walter Scott ſeine Familienverhältniſſe zur Sprache bringe, welche ihn als Zeichen eines brüderlichen Vertrauens im hohen Grade beglücke.

„Ich bin nun wirklich,“ fuhr er fort, „auf ſein ‚Leben Napoleons‘ begierig, welches er mir ankündigt. Ich höre ſo viel Widerſprechendes und Leidenſchaftliches über das Buch, daß ich im voraus gewiß bin, es wird auf jeden Fall ſehr bedeutend ſein.“

Ich fragte nach Lockhart, und ob er ſich ſeiner noch erinnere.

„Noch ſehr wohl,“ erwiederte Goethe. „Seine Perſönlichkeit macht einen entſchiedenen Eindruck, ſodaß man ihn ſo bald nicht wieder vergißt. Er ſoll, wie ich von reiſenden Engländern und meiner Schwiegertochter höre, ein junger Mann ſein, von dem man in der Literatur gute Dinge erwartet.

Übrigens wundere ich mich faſt, daß Walter Scott kein Wort über Carlyle ſagt, der doch eine ſo entſchiedene Richtung auf das Deutſche hat, daß er ihm ſicher bekannt ſein muß.

An Carlyle iſt es bewundernswürdig, daß er bei Beurtheilung unſerer deutſchen Schriftſteller beſonders den geiſtigen und ſittlichen Kern als das eigentlich Wirkſame im Auge hat. Carlyle iſt eine moraliſche Macht von großer Bedeutung. Es iſt in ihm viel Zukunft vorhanden, und es iſt gar nicht abzuſehen, was er alles leiſten und wirken wird.“

1109.

1827, 31. Juli.

Mit v. Müller u. a.

Den 31. Juli war ich mit Pölchau von Berlin bei Goethe, der ſein großes Intereſſe an der Logierſchen Erfindung*) einer neuen einfachern Muſiklehre zu erkennen gab. Die Maler, ſagte er, bedürften auch einer Logik.

1110.

1827, 8. Auguſt.

Mit v. Müller.

Abends traf ich Goethen zu Bett, an Erkältung kränkelnd, doch munter. Ich erzählte ihm vom Staatsrath Turgeniew, er viel vom Globe. „Was iſt die Feindſeligkeit anders als ein Herausheben der ſchwachen Seiten?“

1111.

1827, 9. Auguſt.

Mit v. Müller.

Heute fand ich ihn wohler. Als wir über Duelle ſprachen, äußerte er: „Was kommt auf ein Menſchenleben an? Eine einzige Schlacht rafft Tauſende weg.

*) Logier, Joh. Bernh., Syſtem der Muſikwiſſenſchaft. Berlin 1827.

Es iſt wichtiger, daß das Princip des Ehrenpunkts, eine gewiſſe Garantie gegen rohe Thätlichkeiten, lebendig erhalten werde.

Die Geſetze verjähren ja alle in mehr oder weniger Jahren, das iſt bekannt. Der praktiſche Juriſt muß ſich über die einzelnen Fälle geſchickt und mit Wohlwollen hinauszuhelfen ſuchen."

1112.

1827, 12. Auguſt.

Mit v. Müller.

Zwiſchen dem Hof war ich lange bei ihm. Er ſprach heute viel über Farbenlehre und Naturſtudium. Lehren, überliefern laſſe ſich jene gar nicht, man müſſe ſie ſelbſt machen, durch unmittelbares Anſchauen und Reflectiren. Es gelte ein Thun, kein Theoretiſiren.

Sodann ſprach er viel über Canning's Tod. „Man heftet ſich klügelnd bei ſolchen großen, folgereichen Vorfällen an die Einzelnheiten vermeintlicher Urſachen. Darin liegt es nicht; es mußte ſo kommen, wenn auch das Einzelne anders geſchehen wäre." Dieſer Glaube an eine ſpecielle Vorſehung trat auch ſchon einſt in ſeinem Parkgarten klar hervor, als er mir des Hofraths Vogel ärztliche Hülfe zu ſuchen anrieth. „Unſer Leben kann ſicherlich durch die Ärzte um keinen Tag verlängert werden, wir leben ſo lange es Gott be-

ſtimmt hat; aber es iſt ein großer Unterſchied, ob wir jämmerlich, wie arme Hunde leben, oder wohl und friſch, und darauf vermag ein kluger Arzt viel."

1113.

1827, 23. Auguſt.

Mit v. Müller u. a.

Ich traf ihn mit ſeinem Sohn und Töpfern bei Tiſche. Tagebücher der Jenaiſchen Bibliotheksmänner wurden vorgezeigt und deren ausnehmender Nutzen, wie überhaupt der Tagebücher und Agenda, geprieſen. „Wir ſchätzen ohnehin die Gegenwart zu wenig," ſagte er, „thun die meiſten Dinge nur frohnweiſe ab, um ihrer los zu werden. Eine tägliche Überſicht des Geleiſteten und Erlebten macht erſt, daß man ſeines Thuns gewahr und froh werde, ſie führt zur Gewiſſenhaftigkeit. Was iſt die Tugend anderes als das wahrhaft Paſſende in jedem Zuſtande? Fehler und Irrthümer treten bei ſolcher täglichen Buchführung von ſelbſt hervor, die Beleuchtung des Vergangenen wuchert für die Zukunft. Wir lernen den Moment würdigen, wenn wir ihn alſobald zu einem hiſtoriſchen machen."

Das Geſpräch kam auf die Sängerin Sonntag und nahm die heiterſte und humoriſtiſchſte Wendung. Er ſprach von ſeinem Gedicht auf ſie, das ihr noch verborgen, nur durch ein zweites könne es producibel werden. Sie beſitze ein wahrhaft characteriſtiſches

Profil, eigensinnige Selbstständigkeit und grandiose Festhaltung an Ideen ausdrückend, fast Proserpinenartig; aber nur einmal, bei einer raschen Wendung des Gesichts, als sie etwas widersprechen zu müssen glaubte, sei dieses Profil hervorgetreten. „Und gerade deßhalb achte und liebe ich sie," versicherte er, „nicht der sentimentalen oder graziös-naiven Mienen wegen, die sie sich antrillirt."

Witz auf Witz entquoll den beredten Lippen, heiterste und pikanteste Ausfälle nach allen Seiten. „Ich wirke nun 50 Jahre in meinen öffentlichen Geschäften nach meiner Weise, als Mensch, nicht kanzleimäßig, nicht so direct und folglich etwas minder platt. Ich suche jeden Untergebenen frei im gemessenen Kreise sich bewegen zu lassen, damit er auch fühle, daß er ein Mensch sei. Es kommt Alles auf den Geist an, den man einem öffentlichen Wesen einhaucht und auf Folge."

Dann sprach er von Zelter's herrlichem Bilde von Pegas und wir fuhren aus.

Gelegentlich des Eckendahl'schen Namens, bemerkte er: „die Sachsen, vornehmlich die Ostfriesen, hatten von jeher mehr Cultur als die südlichern Deutschen. Was ist Cultur anderes als ein höherer Begriff von politischen und militärischen Verhältnissen? Auf die Kunst sich in der Welt zu betragen und nach Erfordern dreinzuschlagen, kommt es bei den Nationen an."

Als er auf die Frau Großfürstin zu sprechen kam, äußerte er, wie er sie ganz vorzüglich wegen ihrer

entſchiedenen praktiſchen Richtung, großen Aufmerkſamkeit auf alles und vorurtheilsfreien Auffaſſung der menſchlichen Zuſtände verehre. Immer ſei ſie gegen ihn dieſelbe, gerade da wieder anknüpfend, wo ſie zuletzt mit ihm zu irgend einem Punkte gelangt ſei.

1114.

1827, 25. Auguſt.

Mit Guſtav Parthey.

Nach einem beträchtlichen Umwege gelangte ich endlich an das Haus und ſtieg die flachen Treppen, die ich aus Zelter's Beſchreibung ſchon kannte, nicht ohne Herzklopfen hinan. Oben fand ich einen Diener, der mich in einen geräumigen Saal führte und Zelter's Brief nebſt meiner Karte nach Goethes Zimmer trug. Nicht lange war ich allein, da öffnete ſich die Thür und er trat mit freundlich ernſter Miene herein. Wir ſetzten uns und er begann: „Mein Freund Zelter ſchreibt mir, daß Sie den Orient beſucht haben; von wo aus haben Sie die Reiſe begonnen?“ — Zunächſt von Malta aus, nachdem ich vorher Italien und Sicilien geſehn. — „Bleiben wir vorläufig bei Malta ſtehn. Dieſer dürre Kalkfelſen zwiſchen Sicilien und Afrika muß einen eigenthümlichen Character haben.“

Hierüber konnte ich nun ausführlich berichten, da ich in Malta zwei Monate auf eine Schiffsgelegenheit nach Alexandrien warten mußte. Die merkwürdig feſte

Lage von Lavaletta mit ihren vielen trefflichen Häfen, die seltene Fruchtbarkeit im Innern, die eigenthümliche Seesalzbereitung, die Mischung der Sprache aus italienischen und arabischen Elementen, der klägliche Fall des Malteserordens im Jahre 1798 — das alles wurde mit größtem Bedachte, aber in der eingehendsten Weise besprochen. Überall trafen seine Fragen den Punkt, worauf es ankam, und eine große, ruhige Weltanschauung leuchtete aus den einzelnen Bemerkungen. Wohl hatte ich mir aus Zelter's Gesprächen einen gewaltigen Goethe construirt, aber die Wirklichkeit übertraf alles Gedachte und Eingebildete. Der sonore Baß seiner Stimme hatte noch mit 78 Jahren eine ungemeine Weichheit und war der feinsten Modulationen fähig. Bei aller innerlichen Freude über mein Glück ließ ich mich nicht von unnöthiger Redseligkeit hinreißen. . . Auch wußte ich wohl, daß es für das größte Laster gilt, einen Besuch, und besonders einen ersten Besuch, über die Gebühr zu verlängern. Daher wartete ich bei jedem schicklichen Abschnitte auf ein Zeichen zum Aufbruche und auf den vornehmen Entlassungsbückling. Aber es kam ganz anders und über alle meine Erwartung.

Das Gespräch über Malta ging seinen ununterbrochenen Gang; manchmal kam es mir wie ein Examen vor. In Lavaletta hatte ich täglich mehrere Stunden auf der öffentlichen Bibliothek zugebracht und mich etwas in der Literatur umgesehn. Der gelehrte Biblio-

thekar Dr. Bellanti war mein erſter Lehrer im Arabiſchen und machte mich auf die wichtigſten Werke aufmerkſam; daher konnte ich über das meiſte guten Beſcheid geben und beſtrebte mich, der klaren Präciſion der Fragen auch in den Antworten nahe zu kommen. — Endlich erhob ſich Goethe und ich ſchickte mich zum Abſchiede an. „Wir haben“ — ſagte er mit der größten Freundlichkeit — „noch ſo viel über Ihre orientaliſche Reiſe zu ſprechen, daß ich Sie bitte, ſolange Sie bei uns verweilen, alle Tage bei mir zu Mittag zu eſſen. Wenn Sie heute um 2 Uhr ſich einfinden wollen, ſo wird mir dies ſehr angenehm ſein.“

. . . . Ich . . . . war zur beſtimmten Zeit wieder bei Goethe; ich fand ſeinen Sohn, den Kammerjunker, und deſſen Frau, den Kunſt-Meyer und Dr. Eckermann, die . . Räthe Töpfer und Conta. Frau v. Goethe machte die angenehmſte Wirthin und wies mir meinen Platz zwiſchen ihrem Manne und ihrem Schwiegervater an. Anfangs drehte ſich das Geſpräch um Tagesneuigkeiten und Alltagsgeſchichten, die der Kammerjunker mit großer Emphaſe vortrug. Der alte Herr hielt ſich ſtill, und wenn er zuweilen einen Brocken mit hineinwarf, ſo zeigte ſich immer der richtigſte geſunde Menſchenverſtand und die praktiſche Lebensweisheit einer ruhigen Überlegung. Er fragte mich nach den Berliner Zuſtänden, nach ſeinem Freunde Zelter, nach dem Theater und andern gleichgültigen Dingen.

Von dem Augenblicke an merkte sie genau, was der Kellner den beiden Freunden für Dienste zu leisten hatte, und litt schon des andern Tages nicht mehr, daß er ins Zimmer kam. Sie wollte alles selbst thun, und machte auch ihre Geschäfte zwar langsam und mit unter unbehülflich, doch genau und mit großer Sorgfalt.

Sie stellte sich oft an ein Gefäß mit Wasser, und wusch ihr Gesicht mit so großer Emsigkeit und Heftigkeit, daß sie sich fast die Backen aufrieb, und Laertes erfuhr durch Fragen und Necken, daß sie die Schminke von ihren Wangen auf alle Weise los zu werden suche, und über dem Eifer, womit sie es that, die Röthe, die sie durchs Reiben hervorgebracht hatte, für die hartnäckigste Schminke halte. Man bedeutete sie, und sie ließ ab, und nachdem sie wieder zur Ruhe gekommen war, zeigte sich eine schöne brau-

Gegen das Ende der Mahlzeit ſagte er mir: „Mit welchem Schiffe haben Sie Ihre Reiſe von Malta fortgeſetzt?“ Ich erwiederte, daß im Anfange des Herbſtes die dalmatiniſchen Fahrzeuge, welche nach Ägypten gehn, um Korn zu holen, gern in Malta anlegen, um engliſche Manufacturwaaren einzunehmen, die nicht bloß nach Ägypten, ſondern auch nach den oſtindiſchen Beſitzungen der Engländer verführt werden. Auf einer ſolchen Brigg aus Raguſa hätte ich die Fahrt in zehn Tagen zurückgelegt. — Nun war das Reiſegeſpräch wieder in Gang gebracht und wurde von ihm im Fluſſe erhalten. Man ſah, daß er ſich vorgeſetzt hatte, von den Ereigniſſen meiner levantiniſchen Wanderung ganz nach der Reihe und Schritt vor Schritt Kenntniß zu nehmen. Einzelne deſultoriſche Fragen ſeines Sohnes, der bald von den Moſcheen in Konſtantinopel, bald von den Pyramiden bei Memphis etwas wiſſen wollte, machten den alten Herrn gar nicht irre, und da ich ſeine Abſicht bald merkte, ſo kehrte ich immer gleich in die rechte Ordnung zurück. . . . . .

Die großartigen Unternehmungen des Paſcha Mehmed Ali, des kühnen Regenerators von Ägypten, fanden Goethes vollſte Anerkennung, wogegen der Kammerjunker ſich an der mörderiſchen Vertilgung der Mamlucken auf der Citadelle von Kairo ergötzte. — Dann ging es in bequemer Niljahrt bis zur Kataraкte von Wadi-Halfa und auf Kameelen bis nach Dongola, wo das

ſüdliche Kreuz hochaufgerichtet am nächtlichen Firmamente leuchtet, und wo die von . . Ehrenberg erbaute Citadelle der ſüdlichſte Punkt (+ 18° N. Br.) meiner Wanderung war.

Das Mahl verlängerte ſich auf dieſe Weiſe bis 6 Uhr, wo wir nilabwärts bis zur reizenden windſtillen Nilinſel Philä mit ihren zierlichen Tempeln und der unvergleichlichen Pracht ihres Abendhimmels zurückgekehrt waren. Beim Abſchied bat ich um die Vergunſt, morgen und übermorgen nicht kommen zu dürfen, weil ich nach Jena hinüberfahren wollte, um die dortige Bibliothek kennen zu lernen, aber am 28ſten würde ich nicht verfehlen, meinen Glückwunſch zu dem feſtlichen Tage darzubringen. . . . . .

Der alte Herr trug mir einen herzlichen Gruß an ſeinen Freund Knebel auf, an dem ich „einen ganz jungen Mann von 83 Jahren“ finden werde, der zwar ſchon von 1763—73 in Potsdam als Officier geſtanden, aber kürzlich erſt ſich verheirathet habe und Vater von zwei muntern Knaben ſei.

1115.

1827, 28. Auguſt.

Mit Eduard Gans.

Gans war am Vormittage in Goethes Haus gekommen, als gerade König Ludwig I. von Bayern eingetroffen war, um ſelbſt Goethen das Großkreuz des Michaelsordens zu überbringen, und hatte ſich bei der dadurch entſtandenen Aufregung und bei der

großen Zahl zum Geburtstage aufwartender Personen unbemerkt wieder entfernt, war aber auf Veranlassung v. Müller's nachher nochmals zu Goethe gegangen.

Ich wurde ohne die geringste Schwierigkeit angenommen, und da alle Gratulanten sich bereits entfernt hatten, so wurde mir das Glück zutheil, mich mit Goethe ungefähr eine halbe Stunde lang in einem kleinen Cabinette unterhalten zu dürfen. Das Gespräch betraf die Berliner Universität, die Neigung für philosophische Studien auf derselben, die Wirksamkeit, welche Hegel fortwährend daselbst ausübe, und endlich die ‚Jahrbücher [für wissenschaftliche Kritik]', welche Goethe zu interessiren schienen. Er meinte, wenn die Philosophie es sich zur Pflicht mache, auch auf die Sachen und Gegenstände, welche sie behandeln, Rücksicht zu nehmen, so dürfte sie um so wirksamer werden, je mehr sie freilich auch mit den Empirikern zu thun bekomme; nur werde immer die Frage entstehen, ob es zugleich möglich sei, ein großer Forscher und Beobachter und auch ein bedeutender Verallgemeinerer und Zusammenfasser zu sein. Es zeige sich namentlich jetzt an Cuvier und Geoffroy de St. Hilaire, daß diese Eigenschaften in der Regel ganz verschiedenen Menschen zutheil würden. Er traue Hegel zwar sehr viele Kenntnisse in der Natur wie in der Geschichte zu, ob aber seine philosophischen Gedanken sich nicht immer nach den neuen Entdeckungen, die man doch stets machen würde, modificiren müßten, und dadurch

ſelber ihr Kategoriſches verlören, könne er zu fragen doch nicht unterlaſſen. Ich erwiederte, daß eine Philoſophie ja gar nicht darauf Anſpruch mache, für alle Zeiten eine Gedankenpreſſe zu ſein, daß ſie nur ihre Zeit vorſtellen und daß mit den neuen Schritten, welche die Geſchichte und die mit ihr gehenden Entdeckungen machen würden, ſie auch bereit ſei, ihr Typiſches in flüſſige Entwickelung zu verwandeln. Dieſe Beſcheidenheit des philoſophiſchen Bewußtſeins ſchien Goethe zu gefallen, und er kam nunmehr auf die ‚Jahrbücher'. Ihm mißfiel eine gewiſſe Schwerfälligkeit und Weitläuftigkeit, welche in den einzelnen Abhandlungen läge; er tadelte meine Recenſion über Savigny's ‚Geſchichte des römiſchen Rechts im Mittelalter' aus dem Geſichtspunkte, daß ich den Autor nöthigen wollte, etwas anderes zu thun, als er im Sinne habe, aber mit dem Brechen der Anonymität war er ganz einverſtanden und hoffte, indem er mich entließ, die ‚Jahrbücher' würden realiſiren, was die ‚Jenaer Literaturzeitung' einmal verſprochen habe. „Was mich betrifft," ſagte er, „ſo will ich ſehr gern den Antheil nehmen, den meine Beſchäftigungen mir geſtatten." Vor meinem Weggehn lud er mich für alle folgenden Tage, die ich noch in Weimar ſein würde, zum Mittageſſen ein.

1116.

1827, 28. Auguſt.

Mit Parthey.

Ich hatte verſprochen, den Kanzler v. Müller gegen 2 Uhr von Goethes Hauſe zu dem großen Feſtmahle abzuholen. Da ich . . . etwas zu früh kam, ſo fand ich Goethen allein. Er knüpfte gleich ein Geſpräch an, nicht über meine Reiſen, ſondern erkundigte ſich nach der Stellung, die Hegel in Berlin einnähme. Ich . . . erwiederte in möglichſter Kürze, daß Hegel perſönlich der höchſten Achtung genieße, daß die Schwerfälligkeit ſeines Vortrags anfangs viele abgeſchreckt, daß man ſich aber bald überzeugt habe, die Verworrenheit ſei nur an der Oberfläche, und unter der herben Schale liege der ſüße Kern eines ganz fertigen, in ſeiner Conſequenz ſtaunenswerthen philoſophiſchen Gebäudes. Er erging ſich nun im Allgemeinen über die Philoſophie und ſagte: „Kant iſt der erſte geweſen, der ein ordentliches Fundament gelegt. Auf dieſem Grunde hat man denn in verſchiedenen Richtungen weiter gebaut: Schelling hat das Object, die unendliche Breite der Natur, vorangeſtellt: Fichte faßte vorzugsweiſe das Subject auf: daher ſtammt ſein Ich und Nicht-Ich, womit man in ſpeculativer Hinſicht nicht viel anfangen kann. Seine Subjectivität kömmt aber auf einer andern Seite herrlich zum Vorſchein, nämlich in ſeinem Patriotismus. Wie groß ſind die Reden an die deutſche Nation! Da

war es an der Stelle, das Subject hervorzuheben. Wo Object und Subject sich berühren, da ist Leben; wenn Hegel mit seiner Identitätsphilosophie sich mitten zwischen Object und Subject hineinstellt und diesen Platz behauptet, so wollen wir ihn loben."

Inzwischen hatten Müller, der Kammerjunker v. Goethe und Hofrath Riemer sich eingefunden. . . . . Meine freudige Überraschung war nicht gering, als Goethe mir beim Abschiede sagte: „Wir sind mit Ihrer Reise noch lange nicht fertig; Sie kommen doch morgen Mittag?"

1117.

1827, 29. August.

Mittag bei Goethe.

a.

Ich [Gans] fand alle Gäste schon versammelt; es waren meist diejenigen, die an dem vorigen Tage als Dichter und Anordner des Festes aufgetreten waren. Goethe war im großen Costume, mit allen seinen Orden angethan, und von Frauen nur seine Schwiegertochter und ihre Schwester Fräulein v. Pogwisch gegenwärtig. Als man zu Tisch gehen wollte, nahm Goethe Herrn Dr. Parthey aus Berlin und mich bei der Hand, führte uns zur Tafel, setzte sich zwischen uns und meinte, daß er sich mit Absicht den Platz zwischen den Berlinern vorbehalten habe, die so gütig gewesen wären,

geſtern an ſeinem Feſte zu erſcheinen. In der Nähe eines ſolchen monumentalen Rieſenwerks, wie mein Nachbar war, bedurfte es erſt einiger Zeit, um mich von Erſtaunen, Befangenheit und anderen erſtarrenden Momenten und Einflüſſen zu erholen; nach und nach thaute ich auf, endlich fühlte ich mich warm und heimiſch, und glaubte nun nicht allein Beſcheid auf die an mich gethanen Fragen geben zu müſſen, ſondern wohl auch bisweilen, freilich verſchämt und nicht recht ſicher, mit etwas mir Angehörigem hervorzutreten. Das Geſpräch wandte ſich an dieſem Tage auf Perſonen, namentlich auf ſolche, die Goethe nahe befreundet waren. Er ſprach mit höchſter Anerkennung und Liebe von Zelter, deſſen Portrait er vor wenigen Tagen erhalten hatte; er fragte nach deſſen Schüler Felix Mendelsſohn-Bartholdy und prophezeite dieſem große Erfolge; endlich redete er auch von Schiller und namentlich von deſſen Stücke ‚Maria Stuart'. Auf meine Bemerkung, daß ich die Rolle des Leiceſter eigentlich niemals hätte gut ſpielen ſehen, und daß ſie ſelbſt Wolff, den ich als Schauſpieler ſonſt ſehr verehrte, nur mittelmäßig gegeben, erwiederte Goethe, daß dieſe Rolle ein vorzüglich gut durchdachter Character ſei, daß überhaupt ‚Maria Stuart' zu den beſten Schiller'ſchen Arbeiten gehöre, und daß ihm wohl mancher Schauſpieler vorgekommen wäre, der die Rolle des Leiceſter recht treffend geſpielt habe.

Als einige Anweſende die Rede auf das geſtrige

Erſcheinen des Königs von Bayern und auf das Erhebende eines ſolchen Beſuches brachten, meinte Goethe ſich zu mir wendend: „Nun, wenn ich mich auch rückſichtlich Preußens nicht einer ſolchen Ehre zu erfreuen habe, ſo bin ich doch Ihrem Vaterlande den größten Dank für den Schutz ſchuldig, den es mir in Beziehung auf mein Eigenthum, das heißt auf die Herausgabe meiner Werke, gewährt hat.“ Er forderte nunmehr ſeinen Sohn auf, die Urkunde zu holen, in welcher das förmliche Privilegium ausgefertigt ſich befand, und die von Sr. Majeſtät dem Könige und dem Generalpoſtmeiſter v. Nagler unterſchrieben war. Er hielt dieſes Privilegium in einer prächtigen Rolle verwahrt und ſagte uns, indem er ſie öffnete: „Sehen Sie, das iſt der beſte Orden!“ — Hierauf wurde noch mancherlei über Nachdruck verhandelt, wie wünſchenswerth ein allgemeines Geſetz gegen dieſe offene Wunde aller Autoren ſei, und woher es käme, daß nur beſtimmte Länder, wie z. B. Preußen, der Ehre theilhaftig ſeien, ihn in der Geſetzgebung als Unrecht bezeichnet zu haben. — Nachdem die Tafel aufgehoben war, ſagte mir Goethe im Weggehen: „Wenn Sie morgen*) noch in Weimar ſind, ſo kommen Sie und eſſen Sie mit uns en famille!“

*) [Sieh jedoch die Fußanmerkung zu Nr. 1119.]

b.

Bei Goethe hatte ſich zu Mittag eine zahlreichere Geſellſchaft eingefunden, die auf die anmuthigſte Weiſe durch Frau v. Goethe und ihre jüngere Schweſter, Fräulein Ulrike v. Pogwiſch belebt wurde. . . . . Außerdem waren anweſend: Conſiſtorialdirector Peucer, Baurath Coudray, Profeſſor Gans aus Berlin, Hofrath Riemer, Regierungsrath Töpfer, Dr. Eckermann. Goethe gab uns beiden Berlinern, dem Profeſſor Gans und mir [Parthey], die Ehrenplätze an ſeiner Seite und zeigte ſich überaus heiter.

Es war viel von dem franzöſiſchen Journal Le Globe die Rede, in welchem einige jüngere franzöſiſche Talente den ſchwachen Verſuch machten, der deutſchen Literatur, die ſie meiſt nur aus Überſetzungen kannten, gerecht zu werden und beſonders Goethes Verdienſte zu würdigen. Gans that ſich ein wenig darauf zugute, daß er der erſte geweſen, der auf den Globe in Deutſchland aufmerkſam gemacht. Goethe ſprach einige goldne Worte über Literatur im Allgemeinen: wie jeder Schriftſteller unbewußt und unbeirrt ſeinen Stein zu dem Gebäude herbeiſchleppe; wenn man es dann im Ganzen beſchaue, ſo käme jeder nur inſofern zur Geltung, als er ſeinen Platz richtig ausfülle.

Das Geſpräch war ſtets ein allgemein belebtes, ſodaß von meinen Reiſen nicht noch beſonders die Rede ſein konnte. Dies war mir auch recht lieb;

denn so glücklich es mich machte, Goethen allein oder auch einem kleinen Kreise die Bilder des fernen Ostens vorzuführen, so widerstand es meinem Gefühle, an einer großen Tafel die wohlfeile Rolle des amüsanten Erzählers zu spielen. — Gar zu artig war es, daß, als Eckermann wegen seines häufigen Theaterbesuches und wegen seiner Neigung zu einer jungen Schauspielerin aufgezogen wurde, Goethe selbst an diesen Neckereien in der gutmüthigsten Weise theilnahm.

— — — — — — — — — —

Goethe fragte, ob ich zu Wasser von Ägypten nach Syrien gegangen, oder zu Lande den Spuren des neuen Alexander gefolgt sei. Ich erwiederte, daß eine ruhige Meerfahrt von drei Tagen mich von Damiette nach Akre gebracht. Die Lage von Jerusalem auf zerschnittenem Hügellande, mit der ernsten Bergkette am Todten Meere als Hintergrund, erregte Goethes ganze Aufmerksamkeit. Ich bedauerte nun in meinem Herzen, den Plan von Jerusalem in Halle bei Gesenius gelassen zu haben, indessen war mir die Sache so gegenwärtig, daß ich auf Goethes klare und präcise Fragen gute Auskunft geben konnte und zuletzt hoffen durfte, ihm ein anschauliches Bild jener welthistorischen Örtlichkeit gegeben zu haben. An die von mir besuchten syrischen Küstenstädte Jaffa, Akre, Tyrus, Sidon, Beirut knüpften sich überall die schönsten historischen Erinnerungen, und im Innern des Landes waren Tiberias, Bethlehem, Nazareth, endlich das

ne, obgleich nur von wenigem Roth erhöhte Gesichtsfarbe.

Durch die frevelhaften Reize Philinens, durch die geheimnißvolle Gegenwart des Kindes, mehr als er sich selbst gestehen durfte, unterhalten, brachte Wilhelm verschiedene Tage in dieser sonderbaren Gesellschaft zu, und rechtfertigte sich bey sich selbst durch eine fleißige Übung in der Fecht- und Tanz-Kunst, wozu er so leicht nicht wieder Gelegenheit zu finden glaubte.

Nicht wenig verwundert, und gewissermaßen erfreut war er, als er eines Tages Herrn und Frau Melina ankommen sah, welche, gleich nach dem ersten frohen Gruße, sich nach der Directrice und den übrigen Schauspielern erkundigten, und mit großem Schrecken vernahmen, daß jene sich schon lange entfernt habe, und diese bis auf wenige zerstreut seyen.

grüne Damaskus in der gelben Wüste nicht weniger merkwürdig.

Dies Gespräch zog sich wieder bis gegen 6 Uhr hin; die Gesellschaft bewegte sich ungezwungen im Saale auf und ab; ich wartete auf einen schicklichen Moment, um mit dankerfülltem Herzen Abschied zu nehmen; aber wer beschreibt mein freudiges Erstaunen, als Goethe auf mich zu kam und mich auch zu morgen Mittag einlud, „weil wir ja noch so manches zu besprechen haben."

1118.

1827, 30. August.

Mittag bei Goethe.

a.

Der Mittag bei Goethe wurde ganz en famille zugebracht; denn außer seinem Sohne, seiner Schwiegertochter und Fräulein v. Pogwisch war nur noch der Kanzler v. Müller zugegen, dessen freie offene Natur, große Geistesschärfe und eminente Geschäftsthätigkeit bei Goethe die vollste Anerkennung fanden. Der ehrwürdige Patriarch war in der heitersten Laune und strahlte wie eine Sonne Behagen aus.

— — — — — — — — — — —

Meine orientalische Reise wurde nun in Beirut wieder aufgenommen; wir segelten nach Larneka in Cypern hinüber, dann bei Rhodus, Samos, Chios vorbei, an Kleinasien entlang bis Smyrna. Goethe ver-

weilte lange bei den weitläufigen Ruinen von Epheſus in der einſt ſo fruchtbaren, jetzt verſumpften und menſchenleeren Ebene des Kayſtros. Das Konſtantinopel an Schönheit der Lage mit Neapel wetteifere, iſt bekannt; es ſchien ihm zu gefallen, daß ich für Neapel wegen des Veſuv und des offenen Meeres den Vorzug in Anſpruch nahm. Sehr wunderbar kam es ihm vor, daß ich auf der Rückfahrt von Konſtantinopel nach Smyrna an der Küſte von Troja neun Tage lang in Froſt und Schneegeſtöber vor Anker gelegen. Aber es mochte im Alterthume manchmal nicht anders geweſen ſein: glaubte doch Odyſſeus ſelbſt in einer ſtürmiſchen Nacht unter den Mauern von Ilion zu erfrieren. (Odyſſ. XIV, 462—506.)

Inzwiſchen ging das Tiſchgeſpräch hin und her, aber Goethe kam immer wieder auf meine Reiſe zurück und ließ nicht eher ab, als bis ich nach einer ſehr ſtürmiſchen Winterfahrt von ſechsundzwanzig Tagen aus dem Hafen von Smyrna durch den Archipel um das Kap Matapan herum endlich in den Hafen von Trieſt glücklich eingelaufen war.

Später erkundigte er ſich nach Nicolai: wann er geſtorben und wie ich mit ihm verwandt ſei? Ich erwiederte: Nicolai ſei 1811 im 77. Jahre geſtorben; daß er in ſolchem Alter ſeine ſieben Geſchwiſter überlebt, ſei nicht zu verwundern, daß ihm aber auch ſeine Frau und acht Kinder vorangegangen, aus denen nur meine Schweſter und ich, als die Kinder ſeiner älteſten

Tochter übrig geblieben, das sei wohl ein hartes Loos zu nennen.

Walter Scott's Romane standen in jenen Jahren in ihrer höchsten Blüthe und wurden vom Lesepublicum verschlungen. Der Kammerjunker äußerte sich sehr energisch gegen diesen Autor, daß er doch gar zu viel schreibe und dafür von dem Verleger ein ganz übermäßiges Honorar erhalte. „Lieber Sohn!" sagte Goethe, „wenn Du ihm seine Vielschreiberei vorhalten wolltest, die denn doch mehr Kern hat, als unsere modernen deutschen Romane, so würde er Dir ganz ruhig seine mit Banknoten gefüllte Brieftasche vorhalten."

Müller machte der Frau v. Goethe scherzhaft den Krieg, daß sie ihre beiden Söhne nach der damaligen medicinischen Theorie allzumäßig erzöge, und Goethe schien ihm in seiner Ansicht beizupflichten. „Da ist neulich der Wolfgang zu mir gekommen, nachdem er eben gefrühstückt hatte; ich fragte ihn, ob er noch ein Stück Brod wolle, und das hat der Knabe denn auch mit einer wahren Andacht verzehrt."

Nach Tische wurde im ungezwungensten Gespräche beim Kaffee auf- und abspazirt. . . . . Bei dieser Gelegenheit wurde des unerschrockenen Benehmens der Herzogin Amalie*) gedacht. Müller erzählte darüber, daß sie nach der unglücklichen Schlacht von Jena furchtlos in Weimar geblieben sei und Napoleon's

*) [Irrig: Louise.]

Beſuch abgewartet habe. Dieſer kam denn auch und fuhr ſie mit den Worten an: „Wie konnte Ihr Sohn*) ſo toll ſein, mir den Krieg machen zu wollen?“ — Sire, entgegnete ſie ruhig, ich bin überzeugt, daß Sie ihn verachten würden, wenn er anders gehandelt hätte. Das wirkte, und von nun an behandelte Napoleon ſie mit der höchſten Auszeichnung. — Goethe hörte dieſer Erzählung mit großer Aufmerkſamkeit zu, ſodaß man aus ſeinen Mienen ſchließen durfte, ſie ſei ihm noch nicht bekannt geweſen; aber er ſagte nichts.

Das Geſpräch hatte ſich wie gewöhnlich bis 6 Uhr fortgeſponnen. Endlich mußte doch Abſchied genommen werden, bei dem es mir unmöglich war, die Überfülle freudiger Gefühle in die geeigneten Worte zu faſſen. Als Goethe vernahm, daß ich über Dresden nach Berlin zurückginge, gab er mir die herzlichſten Grüße an Frau v. d. Recke und an ſeinen alten Freund Zelter mit.

b.

Ich [v. Müller] hatte mich ſelbſt heute bei Goethe zu Mittag eingeladen und fand noch Parthey von Berlin, den Enkel Nicolai's. Dieſer erzählte uns ſeine Audienz beim Paſcha von Ägypten, dem er ein beſſeres Zeugniß gab als andere Berichterſtatter. Goethe war damit ſehr einverſtanden, da er den Paſcha immer aus freierem Geſichtspunkte betrachtet hatte.'

*) [Alſo: Gemahl.]

Ich referirte darauf wie Se. M. der König von Bayern mich gestern Abend vor dem Theater zu einem Besuch im Schiller'schen Hause mitgenommen habe, wie er über die engen Räume, die Schiller bewohnt, gewehklagt und geäußert habe: hätte ich nur damals schon freie Hand gehabt, ich hätte ihm Villa di Malta in Rom eingeräumt und dort, dem Capitol gegenüber, hätte er die Geschichte des Untergangs von Rom schreiben sollen.

Allein Goethe meinte, Italien würde Schillern nicht zugesagt, ihn eher erdrückt, als gehoben haben. Seine Individualität sei durchaus nicht nach außen, nicht realistisch gewesen. Habe er doch nicht einmal die Schweiz besucht.

Goethe kam sodann auf die vielerlei Fragen und Singularitäten, die der König ihm vorgelegt, zu sprechen. Auf manche derselben habe er ausweichend, zweideutig antworten zu müssen geglaubt und geradezu erklärt, er mache es wie in der Normandie, wo, wenn man den Geistlichen frage, ob er in die Kirche gehe? immer erwiedert werde: „C'en est le chemin."

Auch darüber, warum man Goethen den letzten Heiden genannt, habe der König gesprochen, worauf Goethe geäußert: man müsse sich doch den Rücken frei halten und so lehne er sich an die Griechen. Übrigens sei es ihm unschätzbar den König persönlich gesehen zu haben; denn nun erst könne er sich dies merkwürdige, viel bewegliche Individuum auf dem Throne allmälich

erklären und conſtruiren. In derſelben Zeit zu leben und dieſe Individualität, die mit aller Energie ſeines Willens ſo mächtig auf die Zeitgeſtaltung einwirke, nicht durchſchaut zu haben, würde unerſetzlicher Verluſt geweſen ſein.

Über des Königs Abſchiedsworte an die junge Mad. Nidel „Geſunde Kinder, leichte Wochen“ wurde viel geſtritten. Goethe meinte, das ſei ein Majeſtätsrecht von natürlichen Dingen natürlich zu ſprechen.

Nach Tiſche wurde Goethe immer aufgeregter und herzlicher; es ſei nichts Kleines, ſagte er, einen ſo großen Eindruck, wie die Erſcheinung des Königs, zu verarbeiten, ihn innerlich auszugleichen. Es koſte Mühe dabei aufrecht zu bleiben und nicht zu ſchwindeln. Und es komme ja doch darauf an, ſich dieſe Erſcheinung innerlich anzubilden, das Bedeutende davon klar und rein ſich zu entwickeln. Auch ſinne er noch auf etwas, wie er dem König ſich dankbar erweiſen möge. Das ſei aber ſehr ſchwer, ja direct ganz unthunlich. Ich möge dazu helfen, erfinden, combiniren. Darauf ſchlug ich eine neue römiſche Elegie vor. Er lobte den Gedanken, meinte aber, er werde ihn nicht auszuführen vermögen; habe er doch auch beim Abſchied der Prinzeß Marie*) nichts hervorbringen können, wie immer, wenn ſein Gefühl zu mächtig aufgeregt ſei. „Aus Norden“ ſetzte er hinzu, „habe ich kürzlich die ſchönſten und

*) Prinzeſſin v. S.-Weimar, verm. 1827 26. Mai mit Prinz Karl von Preußen.

zarteſten Äußerungen über meine ‚Trilogie‘ und über ‚Helena‘ vernommen. Jene hat man ‚mit der Perlenſchrift der Thränen geſchrieben‘ genannt.

Wir ſprachen dann über des Großherzogs Äußerungen über ‚Helena.‘ „Wie ſchade,“ äußerte Goethe, „daß dieſer großſinnige Fürſt auf der Stufe franzöſiſcher materieller Bildung in Rückſicht auf Poeſie ſtehen geblieben iſt.“

1119.

1827, 31. Auguſt (?).*)

Mittag bei Goethe.

Den andern Tag erſchien [Gans] ich ebenfalls zur gehörigen Zeit und fand dieſes Mal Goethe in einem Überrocke, wie er von Rauch dargeſtellt worden iſt, auf einem Kanapee ſeines größeren Zimmers ſitzend, und ihm gegenüber den Hofrath Meyer aus Stäfa, der der weimariſchen Kunſtakademie vorſtand und als Künſtler wie als Archäolog hinreichend bekannt iſt. Beide ſaßen lange, ohne ein Wort mit einander zu wechſeln und auch ich wagte es nicht, ſie zum Geſpräche zu bewegen. Einige Töne wurden zwar von der einen wie von der andern Seite vorgebracht, aber

*) [Nach Ganſens Darſtellung wäre der 30. Auguſt zu ſetzen, was aber mit den Berichten Parthey's und v. Müller's in Widerſpruch ſtehen würde. Vielleicht giebt Goethes Tagebuch — das für ‚Goethes Geſpräche‘ jetzt unzugänglich iſt — einmal Aufſchluß.]

ohne daß dieſe die Bedeutung gehabt hätten, eine Unterredung zu eröffnen. Endlich fragte Meyer nach den Fortſchritten, den der Bau des Muſeums in Berlin mache und rechnete nunmehr Goethen weitläufig vor, was wir in Sculpturen und in Gemälden beſäßen. Es kann was recht Ordentliches werden, ſagte er, und die Anordnung und Aufſtellung, die man vorhat, gefällt mir auch. Jetzt erſchien Goethes Sohn, die Schwiegertochter, Fräulein v. Pogwiſch und Herr Eckermann. Der Umſtand, daß mehrere Male bei Tiſche Engländer angemeldet wurden, die im „Erbprinzen" abgeſtiegen waren, und Frau v. Goethe die Aufwartung machen wollten, brachte das Hauptgeſpräch auf England. Ich mußte von meinem Aufenthalt daſelbſt erzählen; Sitten und Eigenthümlichkeiten der Engländer wurden geſchildert, und da Canning gerade vor einem halben Monat geſtorben war, ſo gab ſein Leben und ſein Ende Veranlaſſung, ihn mit Pitt und deſſen Vater, Lord Chatham, zu vergleichen. Goethe ſprach von dem älteren Pitt mit Bewunderung und meinte, es ſei doch in dieſen alten engliſchen Staatsmännern mehr Lebenskraft und Ausdauer, wie in den jetzigen geweſen. Ob dieſes nun in den Perſonen, oder eigentlicher in den Verhältniſſen liege, wurde jetzt beſprochen, und ich war der Meinung, daß die Leitung der heutigen Angelegenheiten ungleich ſchwieriger und verwickelter, als zur Zeit des amerikaniſchen Freiheitskrieges war, daß es alſo nicht wunderbar erſcheinen

dürfe, wenn Canning's Lebenskraft durch gebieterische Umstände und durch nicht zu vermeidende Intriguen gebrochen worden sei. Obgleich Goethe selbst mir nicht uneingeschränkt eingenommen für die Engländer zu sein schien, so lobte er doch die Zartheit ihrer Formen, namentlich in ihrem Umgange. . . So habe z. B. ein Engländer seinen „Torquato Tasso" ins Englische übersetzt, und weil er ihm nicht zumuthen wollte, ein Manuscript durchzusehen, so habe er dasselbe in Einem Exemplare drucken lassen und ihm, damit er seine Bemerkung machen könne, überreicht. — Auch Lord Byron's wurde Erwähnung gethan und über ihn dasjenige gesagt, was schon aus andern Berichten hinreichend bekannt ist.

Die Tafel wurde rasch aufgehoben, und ich fuhr, nachdem ich mich bei Goethe beurlaubt hatte, nach Jena zurück.

1120.

1827, 5. September.

Mit Wassilj Andrejewitsch Schukowsky, Gerhard v. Reutern und v. Müller.

Diesen Morgen war Goethe durch Schukowsky's und v. Reuter's Besuch so freundlich bewegt, daß ich ihn fast nie liebenswürdiger, milder und mittheilender gesehen. Was er diesen Freunden nur irgend Angenehmes, Inniges, Förderndes an Urtheil, Wink, Beifall, Liebe zuwenden konnte, holte er hervor oder sprach

es aus. Reuter's Zeichnungen hatten wir schon vorher durchgesehen. Er bewunderte besonders die Schärfe seiner Auffassung und Umrisse. Er schien sich wie in einer neuen, lang ersehnten, frischen Lebensatmosphäre zu befinden, während er mit Reuter von Kunst- und Natur-Darstellung sprach. Froh, daß ich die werthen Freunde zu längerem Hierbleiben beredet hatte, äußerte er: „Meine Zeit ist so eingerichtet, daß für Freunde immer genug da ist."

1121.

1827, 6. September.

Mit Schukowsky, v. Reutern und v. Müller.

Als Schukowsky, Reuter und ich Goethen gegen Abend besuchten, fanden wir ihn abgespannt, matt und leidend, so daß wir nicht lange verweilten. Doch äußerte er launig, als von der Sucht mancher sein wollenden Kenner, alle Bilder für Copien zu erklären, gesprochen wurde: „So haben sie uns ja auch manche alte Pergamente wie mit dem Besen ausgekehrt und weggefegt. Ich will immer lieber eine Copie für ein Original gelten lassen, als umgekehrt. Bilde ich mich doch in jenem Glauben an dem Bilde herauf. Nun laßt sie immerhin gewähren; Sonne, Mond und Sterne müssen sie uns doch lassen und können sie nicht zu Copien machen. Und daran haben wir im Nothfalle

Das junge Paar hatte sich nach ihrer Verbindung, zu der, wie wir wissen, Wilhelm behülflich gewesen, an einigen Orten nach Engagement umgesehen, keines gefunden, und war endlich in dieses Städtchen gewiesen worden, wo einige Personen, die ihnen unterwegs begegneten, ein gutes Theater gesehen haben wollten.

Philinen wollte Madam Melina, und Herr Melina dem lebhaften Laertes, als sie Bekanntschaft machten, keinesweges gefallen. Sie wünschten die neuen Ankömmlinge gleich wieder los zu seyn, und Wilhelm konnte ihnen keine günstige Gesinnungen beybringen, ob er ihnen gleich wiederholt versicherte, daß es recht gute Leute seyen.

Eigentlich war auch das bisherige lustige Leben unsrer drey Abentheurer durch die Erweiterung der Gesellschaft auf mehr als eine Weise gestört; denn Melina fing im Wirths-

genug. Wer es ernſt und fleißig treibt, wird daran genug finden. Man laſſe ſich nur nicht irren, ſuche vielmehr das eigne Urtheil immer mehr zu beſtätigen, in ſich zu befeſtigen."

1122.

1827, 7. September.

Mit v. Müller.

Viel zu kalt meiner Meinung nach, nahm Goethe Schukowsky's herrliches Abſchiedsgedicht auf, wiewohl er etwas Orientaliſches, Tiefes, Prieſterliches darin anerkannte. Er war heute ein ganz anderer wie vorgeſtern. Meyer's Nähe mochte einwirken, vor dem er ſich gleichſam ſcheut, Gefühl zu zeigen. Dieſer kam mir heute recht mephiſtophetiſch vor, ſo kalt, ſo weltverachtend, ſo liebtos. Das Gedicht*) über Weimar, welches der König von Bayern mir aus Fulda überſchickt hatte, ſchalt Goethe als zu ſubjectiv; es ſei gar nicht poetiſch, die Vergangenheit ſo tragiſch zu behandeln, ſtatt reinen Genuſſes und Anerkennung der Gegenwart, und jene erſt todtzuſchlagen, um ſie beſingen zu können. Vielmehr müſſe man die Vergangenheit, ſo wie in den römiſchen Elegien, behandeln. Graf Löben habe auch einmal ihm, Goethen, zum Geburts-

*) Nachruf an Weimar:

Träume her aus einem ſchönern Leben u. ſ. w.

unter dem 3. Sept. an Müller geſandt.

tag vorgesungen, wie er ihn erst nach seinem Tode recht loben wolle. Weil die Menschen die Gegenwart nicht zu würdigen, zu beleben wüßten, schmachteten sie so nach einer bessern Zukunft, coquettirten sie so mit der Vergangenheit. Auch Schukowsky hätte weit mehr aufs Object hingewiesen werden müssen.

Darauf las ich ihm meine Antwort an den König vor, mit der der Großherzog und die Großherzogin sehr zufrieden gewesen waren. Sie schien ihm jedoch nicht ganz zu behagen; doch wollte er in kein Detail eingehen, entschuldigend, daß er heut zu müd' und schlaff zur Kritik sei. „Ihr macht schöne Verse ohne die Verskunst; ihr haltet passende Reden ohne die Rhetorik studirt zu haben. Das geht wohl recht gut eine Zeit lang, aber zuletzt reicht es doch nicht aus."

Er versprach, ein andermal sich näher auszusprechen.

1123.

1827, 8. (?) September.

Mit Wilhelm Zahn.

Es war am 7. September 1827 und ich noch ein junger unbekannter Mann, als ich auf der Reise nach Berlin durch Weimar kam. Mein ganzes Denken drehte sich um Goethe, und ich beschloß, dem Gefeierten meine Aufwartung zu machen. Aber es war nicht ganz leicht, zu ihm zu gelangen. Tag für Tag von Besuchen

bestürmt, hielt er sich etwas abgeschlossen. Der Maler und Dichter August Kopisch, der Entdecker der blauen Grotte zu Capri, erzählte mir, wie er dem Dichterfürsten einen langen Brief geschrieben und darin um eine Audienz gebeten, aber keine Antwort erhalten habe. Ein anderer meiner Bekannten — mir fällt der Name nicht gleich bei — hatte sich bis ins Haus gewagt und war dann schüchtern auf den Hof geschlichen, um nach einem dienstbaren Geiste zu spähen; aber er traf nur zwei Knaben, die Enkel des Dichters, die wild umherrannten und einen großen Lärm trieben. Da öffnete sich plötzlich ein Fenster und der Erschnte lehnte heraus. Mit blitzenden Augen und einer Löwenstimme, rief er herunter: „Wollt ihr Lümmel [!?] endlich Ruhe halten!“ Schrie's und warf klirrend das Fenster zu. Die Knaben wurden still, und mein Freund rannte erschreckt davon. — Diese unglücklichen Geschichtchen konnten mich nicht abschrecken und ich machte mich getrost auf den Weg, obwohl ich weder einen Namen noch die geringste Empfehlung aufzuweisen hatte. . . . . Auf dem Flure trat mir ein Diener entgegen, dem ich meinen Namen nannte: „Zahn, Maler und Architekt.“ „„Maler und Architekt,““ wiederholte mechanisch der Diener, indem er mich zweifelhaft musterte. „Sagen Sie Sr. Excellenz: Aus Italien kommend.“ „„Aus Italien kommend,““ wiederholte jener und entfernte sich, worauf er alsbald zurückkehrte und mich bat, ihm zu folgen. . . . Wir stiegen eine schöne breite Treppe hinan; . . . mein

Führer öffnete, ließ mich eintreten und ich befand mich in einem ſtattlichen Empfangzimmer. . . . .

Nach wenigen Augenblicken trat Goethe ein. Es iſt eine tauſendmal gebrauchte Phraſe, daß der Dichter an Erſcheinung und Weſen dem griechiſchen Götterkönig geglichen, aber niemand konnte leugnen, daß der Mann, der jetzt vor mir ſtand, ſeines Gleichen ſuchte. Das Alter ließ die hohe, kräftige, Ehrfurcht gebietende Geſtalt nur noch herrlicher erſcheinen. Unter der gewaltigen Stirn blitzten zwei große braune Augen, und das bronzefarbige Antlitz trug den Stempel der Hoheit und Genialität. Er hieß mich ihm gegenüber Platz nehmen und fragte mit ſeiner ausdrucksvollen, volltönenden Stimme, die jedoch zuweilen den Frankfurter Dialekt anklingen ließ: „Waren alſo in Italien?“ „Drei Jahre, Excellenz.“ „Haben vielleicht auch die unterirdiſchen Stätten bei Neapel beſucht?“ „Das war der eigentliche Zweck meiner Reiſe. Ich hatte mich in einem antiken Hauſe zu Pompeji behaglich eingerichtet, und während zweier Sommer geſchahen alle Ausgrabungen unter meinen Augen.“ „Freut mich! Höre das gern“ — ſagte Goethe, der eine gedrungene Redeweiſe liebte und gern die Pronomina wegließ. Er rückte mit ſeinem Stuhle mir näher und fuhr dann lebhaft fort: „Habe den Akademien zu Wien und Berlin mehrere Male gerathen, junge Künſtler zum Studium der antiken Malereien nach jenen unterirdiſchen Herrlichkeiten zu ſchicken; um ſo ſchöner, wenn

Sie das auf eigene Hand gethan. Ja, ja! das Antike muß jedem Künſtler das Vorbild bleiben. — Doch vergeſſen wir das Beſte nicht! Haben wohl einige Zeichnungen in Ihrem Reiſekoffer?" „Ich habe die ſchönſten der antiken Wandgemälde meiſt gleich nach der Entdeckung durchgezeichnet und farbig nachzubilden geſucht. Wünſchen Excellenz vielleicht einige davon zu ſehen?"" „O gewiß, gewiß!" fiel Goethe ein; „mit freudigem Danke. — Kommen Sie nur zum Eſſen wieder. Speiſe gegen zwei Uhr. Werden noch einige Kunſtfreunde finden. Sehne mich ordentlich nach Ihren Bildern. Auf Wiederſehen, mein junger Freund!" Und er bot mir ſeine Hand, während er die meinige freundlich drückte.

Als ich mich zur beſtimmten Stunde wieder einſtellte, durchſchritt ich eine Reihe von Zimmern, die alle mit demſelben Kunſtgeſchmack ausgeſtattet waren, und trat in den Speiſeſalon, wo ich Goethe und ſeine anderen Gäſte ſchon anweſend fand. Da war der Oberbaudirector Coudray, der Kanzler von Müller und der Leibarzt Vogel. . . . . Ferner ſah ich den Profeſſor Riemer, Eckermann und Hofrath Meyer. Alle Gäſte und Goethe ſelber waren im Frack. . . . . Ich ſaß zwiſchen Goethe und Fräulein Ulrike v. Pogwiſch, einem Liebling des Dichters; denn er richtete häufig das Wort an ſie und nahm ihre Gegenreden mit offenbarem Wohlgefallen auf. Uns gegenüber ſaß Frau Ottilie, die Schwiegertochter des Dichters und die

Schweſter von Ulrike. Ich fand die Speiſen äußerſt wohlſchmeckend und den Wein mindeſtens ebenſo gut. Vor jedem Gaſte ſtand eine Flaſche Roth- oder Weißwein. Ich wollte mir einen klaren Kopf für den Nachtiſch erhalten, weshalb ich Waſſer unter meinen Wein goß. Goethe bemerkte es und äußerte tadelnd: „Wo haben Sie denn dieſe üble Sitte gelernt?“ Die Unterhaltung war eine allgemeine, lebendige und nie ſtockende. Goethe leitete ſie meiſterhaft ohne aber jemanden zu beſchränken. Um ihn ſaßen ſeine lebenden Lexika, die er bei Gelegenheit aufrief; denn er mochte ſich nicht ſelber mit dem Ballaſt der bloßen Stubengelehrſamkeit beſchweren. Riemer vertrat die Philologie, Meyer die Kunſtgeſchichte und Eckermann entrollte ſich als ein endloſer Citatenknäuel für jedes beliebige Fach. Dazwiſchen lauſchte er mit eingezogenem Athem den Worten des Meiſters, die er wie Orakelſprüche ſofort auswendig zu lernen ſchien. Meyer dagegen, den man wegen ſeiner ſchweizeriſchen Mundart den „Kunſchtmeyer“ nannte, verweilte auf dem Antlitze ſeines alten Jugendfreundes mit rührenden Blicken, die ebenſoviel Zärtlichkeit wie Bewunderung ausdrückten. . . . . Das Geſpräch verweilte beſonders bei Italien und ſeinen Kunſtſchätzen. Goethe wußte auch mir die ſchüchterne ungelenke Zunge zu löſen und veranlaßte mich, von meinen Studien im Vatican zu erzählen. Alle erinnerten ſich mit Entzücken an Rom und prieſen mit Begeiſterung ſeine Herrlichkeit. Nur Fräulein Ulrike

glaubte ihrer proteſtantiſchen Entrüſtung gegen den Papſt und ſeine Regierung Luft machen zu müſſen. Der alte Goethe ſchmunzelte überlegen und reichte der Eiferin einen Zahnſtocher hinüber. „Räche Dich, meine Tochter, mit dieſem hier!“ ſprach er launig, wobei ich nicht weiß, ob er bei Überreichung dieſer ſeltſamen Waffe eine Anſpielung auf meinen Namen im Sinne hatte. Goethe hatte eine ganze Flaſche geleert und ſchenkte ſich noch aus der zweiten ein Glas ein, während man uns ſchon den Kaffee reichte. Dann erhoben wir uns. Es wurden Tiſche zuſammengeſchoben und darüber weiße Tücher gebreitet, worauf ich meine Zeichnungen entrollte und erklärte. Namentlich gefielen: Leda mit dem Neſt, daraus Kaſtor, Pollux und Helena herausgucken; Achilles und Briſeïs; die Vermählung der Paſithea mit dem Gotte des Schlafs; der thronende Jupiter und der thronende Bacchus — lauter farbige Durchzeichnungen von Pompejaniſchen Wandgemälden, die man unter einer 30 Fuß tiefen Aſche wieder an die Oberwelt gezogen hatte. Goethe betrachtete jedes Gemälde mit Liebe und Inbrunſt und machte dazu die feinſinnigſten, ſchlagendſten Bemerkungen. Sie waren mir Beweis, wie tief dieſer Genius in das Weſen der Kunſt und in die Geheimniſſe des Helleniſchen Geiſtes eingedrungen. Plötzlich erklangen hinter uns ſtraffe Schritte und als ich mich wandte, erblickte ich einen unterſetzten Mann in Feldmütze und kurzem, grünſammtnem Jagdrock mit goldenen Schnüren

besetzt. Es war der Großherzog, wie ihn Schwerdgeburth in diesem Costüm und in einem Wagen fahrend so trefflich abgebildet hat. Er war durch den Garten gekommen und durch die Hinterthür eingetreten, von der er stets den Schlüssel hatte. Goethe begrüßte ihn mit den characteristischen Worten: „Kommen recht zum Gastmahl, königliche Hoheit!“ Karl August hatte eine kurze Meerschaumpfeife in der Hand, aus der er, wo's irgend anging, beständig paffte, aber jetzt ließ er sie ausgehen; denn Goethe verabscheute den Tabak. Auch gab er seinem alten Duzbruder heute das Höflichkeits-Sie. . . . . .

Es war meine Absicht, am nächsten Tage abzureisen, aber Goethe drang in mich, mindestens noch vierzehn Tage zu verweilen und ihn täglich zu besuchen. Der Großherzog lud mich für den folgenden Tag zum Essen, doch Goethe erklärte statt meiner: „Nein, Mittags gehört Zahn mir!“ Und Karl August widersprach nicht. Die meisten der Anwesenden hatten sich schon empfohlen bis auf Coudray, Eckermann und Frau Ottilie. Auch ich wollte gehen, aber Goethe hielt mich zurück und meinte: „Habe noch Appetit. Sollen uns noch ein paar Bilder zeigen.“ Er hatte sich inzwischen des Fracks entledigt und den bequemen Hausrock hervorgesucht. Dann setzte er sich in einen Armstuhl, die andern umstanden ihn, und die unterdeß hereingekommenen Enkel Walther und Wolfgang schmiegten sich an den Großpapa, während ich die

Zeichnungen wies. Goethes Bewunderung erregten vorzugsweise: „Das Opfer der Iphigenia“ und „Hercules, von einem Genius geführt, findet seinen Sohn Telephos wieder, wie ihn eine Hirschkuh säugt.“ Er versank in stille Andacht und brach dann in die Worte aus: „Ja, die Alten sind auf jedem Gebiete der heiligen Kunst unerreichbar! Sehen Sie, meine Herren, ich glaube auch etwas geleistet zu haben, aber gegen einen der großen Attischen Dichter, wie Äschylos und Sophokles, bin ich doch gar nichts.“

1124.

1827, 11. September.

Mit v. Müller und Zahn.

Nachmittag traf ich den Künstler Zahn, der eben aus Pompeji kam, bei Goethe an. Seine Durchzeichnungen Pompejanischer Wandgemälde lagen auf dem Fußboden des Salons ausgebreitet. Goethe schwelgte in ihrem Anschauen. „Ich erbaue mich daran,“ sagte er; „denn ich nenn' es erbauen, wenn man zu dem, was man für das Rechte hält, die Bestätigung und die Belege findet.“

1125.

1827, 13. September.

Beim Armbrustschützenverein.

Heute war Dejeuner im Armbrust-Schützenverein. Goethe ließ seinen Dankestoast durch seinen Sohn aus-

bringen, welcher auch ſeine ſilberne Medaille von Voyy zum Geſchenk übergeben mußte und ſpäterhin durch Stiftung einer ſchönen Armbruſt von 1731 ein gar paſſendes gemüthliches Impromptu machte.

Ich [v. Müller] ſaß neben dem alten Herrn. „Ich bin eben im Mittelalter," ſagte er, „indem ich Luden's Geſchichte desſelben leſe, und ſo kommt mir die lebendige Anſchauung einer ſolchen Tradition der Vorzeit, wie dieſes Armbruſtſchießen eben recht. Ihr Neuern mit Eurem Centraliſiren, wie wäret Ihr wohl im Stande, einem Inſtitut ſo viel Lebenskraft einzuhauchen, wie dieſe Corporation ſeit Jahrhunderten bewährt hat?"

Auf der ſinnreich verzierten Torte ſtand:

„Ein ewiger Frühling biſt Du uns beglückend,
Ringsum die Welt mit Deinen Gaben ſchmückend."

Bei Tiſche, zu dem auch ich wieder geladen war, blieb Goethe fortwährend ſehr munter. Als Zahn erzählte, daß man erſt etwa den achten Theil vom Pompeji ausgegraben und noch reiche Ernte, aber erſt nach vielen Jahren zu gewärtigen habe, meinte Goethe: „Ei nun, um verſtändig und klug zu werden, haben wir ſchon jetzt genug, wenn wir nur wollten."

Unter die ihm verhaßte Jean Paul'ſche Einſchrift der Frau von Spiegel in Walther's Stammbuch: „Der Menſch hat eine*) Minute zum Lächeln, eine zum

*) Ungenau; es heißt dritthalb.

hause (er hatte in eben demselben, in welchem Philine wohnte, Platz gefunden) gleich zu markten und zu quängeln an. Er wollte für weniges Geld besseres Quartier, reichlichere Mahlzeit und promptere Bedienung haben. In kurzer Zeit machten Wirth und Kellner verdrießliche Gesichter, und wenn die andern, um froh zu leben, sich alles gefallen ließen, und nur geschwind bezahlten, um nicht länger an das zu denken, was schon verzehrt war; so mußte die Mahlzeit, die Melina regelmäßig sogleich berichtigte, jederzeit von vorn wieder durchgenommen werden, so daß Philine ihn, ohne Umstände, ein wiederkäuendes Thier nannte.

Noch verhaßter war Madam Melina dem lustigen Mädchen. Diese junge Frau war nicht ohne Bildung, doch fehlte es ihr gänzlich an Geist und Seele. Sie deklamirte nicht übel, und wollte immer deklamiren;

Seufzen, eine halbe nur zum Lieben; denn in Mitte*) derſelben ſtirbt er," ſchrieb er perſiflirend:

„Ihrer ſechzig hat die Stunde,
Mehr**) als tauſend hat der Tag;
Söhnchen, werde dir die Kunde,
Was man alles leiſten mag."

1126.

1827, 8. bis 18. September.

Mit Zahn u. a.

Nach dem ausdrücklichen Willen Goethes kam ich an den folgenden Tagen wieder, und jedesmal mußte ich nach dem Eſſen meine Zeichnungen zum beſten geben. Als ich dies am vierten Tage unterließ, fragte Goethe: „Wo bleiben denn Ihre Bilder?" „„Excellenz haben jetzt alles geſehen, was ich beſitze, und bereits zu wiederholten Malen."" „Ach!" entgegnete er, „was man alle Tage ſehen ſollte, kann man doch wenigſtens zwei- oder dreimal ſehen;" worauf ich meine Mappe von neuem öffnen mußte.

An einem Tage, als ich wieder bei Goethe ſpeiſte, erſchien eine Armbruſtſchützengilde, welche ſchon ſeit dreihundert Jahren in Weimar beſteht, und lud die Excellenz, wie ſie's alljährlich zu thun pflegte, feierlichſt zu ihrem Feſte ein. Goethe hatte dieſe Einladung bisher immer ausgeſchlagen, aber diesmal nahm

*) Goethes Werke: in dieſer Minute.
**) Goethes Werke XV. 103: über tauſend.

er ſie nach einigem Beſinnen an, was allgemein überraſchte. „Gut!“ erklärte er: „werde kommen, aber Zahn muß mit.“ Goethe war immer ein Glückskind; auch bei dieſem Feſte traf er mit der Armbruſt das Centrum, worauf wir uns auf dem Schützenplatze zu einem brillanten Frühſtück niederſetzten. Goethe war überaus heiter und lud zu einem ſolennen Diner ein. Eine große Geſellſchaft war verſammelt, und der edle Wein floß in Strömen. Mit innigem Behagen ſah er einen nach dem andern matt werden und kläglich abfallen. Ihm allein konnte der Wein nichts anhaben. . . . .

Folgen ein paar ganz unwahrſcheinliche Geſchichtchen über Goethes Trinken.

Die ſchönſten Stunden, die ich mit Goethe verlebte, waren einige Abende, an denen wir ganz allein waren. Dann führte er mich in das Allerheiligſte, in ſein überaus ſchlicht meublirtes Arbeitszimmer, das aber eine gewählte Handbibliothek enthielt. Eine größere war in einem beſonderen Saale aufgeſtellt. Dann ſah ich den großen Mann auch im Schlafrock. Wir aßen kalten Braten, tranken dazu eine Flaſche nach der andern und zuweilen wurde es Mitternacht und darüber, ehe Goethe mich entließ, obwohl er ſonſt zwiſchen 9 und 10 Uhr zu Bett zu gehen pflegte. Er war unerſchöpflich in Fragen und wußte das Beſte und Geheimſte aus mir herauszulocken, ſodaß ich oft über mich ſelbſt in Verwunderung gerieth. In dieſen koſt-

baren Stunden verſenkte er ſich in die goldenen Erinnerungen ſeines goldenen Lebens und ließ mich ganz in ſein großes, ſchönes Herz blicken. Dieſes Herz war ebenſo groß wie ſein Geiſt. Es kannte nicht den Schatten von Neid, ſondern es umfaßte die ganze Menſchheit mit warmem Wohlwollen, und es hat Hunderten mit Rath und That ausgeholfen, aber immer in der Stille, im Verborgenen.

1127.

1827, 24. September.

Mit Eckermann.

Mit Goethe nach Berka. Bald nach acht Uhr fuhren wir ab; der Morgen war ſehr ſchön. Die Straße geht anfänglich bergan, und da wir in der Natur nichts zu betrachten fanden, ſo ſprach Goethe von literariſchen Dingen. Ein bekannter deutſcher Dichter [Streckfuß?] war dieſer Tage durch Weimar gegangen und hatte Goethen ſein Stammbuch gegeben. „Was darin für ſchwaches Zeug ſteht, glauben Sie nicht," ſagte Goethe. „Die Poeten ſchreiben alle, als wären ſie krank und die ganze Welt ein Lazareth. Alle ſprechen ſie von den Leiden und dem Jammer der Erde und von den Freuden des Jenſeits, und unzufrieden wie ſchon alle ſind, hetzt einer den andern in noch größere Unzufriedenheit hinein. Das iſt ein wahrer Mißbrauch der Poeſie, die uns doch eigentlich dazu gegeben iſt,

um die kleinen Zwiste des Lebens auszugleichen und den Menschen mit der Welt und seinem Zustande zufrieden zu machen. Aber die jetzige Generation fürchtet sich vor aller ächten Kraft, und nur bei der Schwäche ist es ihr gemüthlich und poetisch zu Sinne.

Ich habe ein gutes Wort gefunden," fuhr Goethe fort, „um diese Herren zu ärgern. Ich will ihre Poesie die Lazareth-Poesie nennen, dagegen die ächt tyrtäische diejenige, die nicht bloß Schlachtlieder singt, sondern auch den Menschen mit Muth ausrüstet, die Kämpfe des Lebens zu bestehen."

Goethes Worte erhielten meine ganze Zustimmung.

Im Wagen zu unsern Füßen lag ein aus Binsen geflochtener Korb mit zwei Handgriffen, der meine Aufmerksamkeit erregte. „Ich habe ihn," sagte Goethe, „aus Marienbad mitgebracht, wo man solche Körbe in allen Größen hat, und ich bin so an ihn gewöhnt, daß ich nicht reisen kann, ohne ihn bei mir zu führen. Sie sehen, wenn er leer ist, legt er sich zusammen und nimmt wenig Raum ein; gefüllt dehnt er sich nach allen Seiten aus und faßt mehr als man denken sollte. Er ist weich und biegsam, und dabei so zähe und stark, daß man die schwersten Sachen darin fortbringen kann."

„„Er sieht sehr malerisch und sogar antik aus,"" sagte ich.

„Sie haben recht," sagte Goethe, „er kommt der Antike nahe, denn er ist nicht allein so vernünftig und

zweckmäßig als möglich, ſondern er hat auch dabei die einfachſte, gefälligſte Form, ſodaß man alſo ſagen kann: er ſteht auf dem höchſten Punkt der Vollendung. Auf meinen mineralogiſchen Excurſionen in den böhmiſchen Gebirgen iſt er mir beſonders zu ſtatten gekommen. Jetzt enthält er unſer Frühſtück. Hätte ich einen Hammer mit, ſo möchte es auch heute nicht an Gelegenheit fehlen, hin und wieder ein Stückchen abzuſchlagen und ihn mit Steinen gefüllt zurückzubringen."

Wir waren auf die Höhe gekommen und hatten die freie Ausſicht auf die Hügel, hinter denen Berka liegt. Ein wenig links ſahen wir in das Thal, das nach Hetſchburg führt und wo auf der andern Seite der Ilm ein Berg vorliegt, der uns ſeine Schattenſeite zukehrte und wegen der vorſchwebenden Dünſte des Ilmthals meinen Augen blau erſchien. Ich blickte durch mein Glas auf dieſelbige Stelle, und das Blau verringerte ſich auffallend. Ich machte Goethen dieſe Bemerkung. „„Da ſieht man doch,"" ſagte ich, „„wie auch bei den rein objectiven Farben das Subject eine große Rolle ſpielt. Ein ſchwaches Auge befördert die Trübe, dagegen ein geſchärftes treibt ſie fort oder macht ſie wenigſtens geringer.""

„Ihre Bemerkung iſt vollkommen richtig," ſagte Goethe; „durch ein gutes Fernrohr kann man ſogar das Blau der fernſten Gebirge verſchwinden machen. Ja, das Subject iſt bei allen Erſcheinungen wichtiger als man denkt. Schon Wieland wußte dieſes ſehr gut,

denn er pflegte gewöhnlich zu ſagen: Man könnte die Leute wohl amuſiren, wenn ſie nur amuſabel wären.“ Wir lachten über den heitern Geiſt dieſer Worte.

Wir waren indes das kleine Thal hinabgefahren, wo die Straße über eine hölzerne mit einem Dach überbaute Brücke geht, unter welcher das nach Hetſchburg hinabfließende Regenwetter ſich ein Bette gebildet hat, das jetzt trocken lag. Chauſſeearbeiter waren beſchäftigt, an den Seiten der Brücke einige aus röthlichem Sandſtein gehauene Steine zu errichten, die Goethes Aufmerkſamkeit auf ſich zogen. Etwa eine Wurfsweite über die Brücke hinaus, wo die Straße ſich ſacht an den Hügel hinanhebt, der den Reiſenden von Berka trennt, ließ Goethe halten. „Wir wollen hier ein wenig ausſteigen,“ ſagte er, „und ſehen, ob ein kleines Frühſtück in freier Luft uns ſchmecken wird.“ Wir ſtiegen aus und ſahen uns um. Der Bediente breitete eine Serviette über einen viereckigen Steinhaufen, wie ſie an den Chauſſeen zu liegen pflegen, und holte aus dem Wagen den aus Binſen geflochtenen Korb, aus welchem er neben friſchen Semmeln gebratene Rebhühner und ſaure Gurken auftiſchte. Goethe ſchnitt ein Rebhuhn durch und gab mir die eine Hälfte. Ich aß indem ich ſtand und herumging; Goethe hatte ſich dabei auf die Ecke eines Steinhaufens geſetzt. Die Kälte der Steine, woran noch der nächtliche Thau hängt, kann ihm unmöglich gut ſein, dachte ich und machte meine Beſorgniß bemerk-

lich; Goethe aber verſicherte, daß es ihm durchaus nicht ſchade, wodurch ich mich denn beruhigt fühlte und es als ein neues Zeichen anſah, wie kräftig er ſich in ſeinem Innern empfinden müſſe. Der Bediente hatte indes auch eine Flaſche Wein aus dem Wagen geholt, wovon er uns einſchenkte. „Unſer Freund Schütze,“ ſagte Goethe, „hat nicht unrecht, wenn er jede Woche eine Ausflucht aufs Land macht; wir wollen ihn uns zum Muſter nehmen, und wenn das Wetter ſich nur einigermaßen hält, ſo ſoll dies auch unſere letzte Partie nicht geweſen ſein.“ Ich freute mich dieſer Verſicherung.

Ich verlebte darauf mit Goethe, theils in Berka, theils in Tonndorf, einen höchſt merkwürdigen Tag. Er war in den geiſtreichſten Mittheilungen unerſchöpflich; auch über den zweiten Theil des ‚Fauſt‘, woran er damals ernſtlich zu arbeiten anfing, äußerte er viele Gedanken, und ich bedauere deshalb um ſo mehr, daß in meinem Tagebuche ſich nichts weiter notirt findet als dieſe Einleitung.

1128.

1827, 26. September.

Mit Eckermann.

Goethe hatte mich auf dieſen Morgen zu einer Spazierfahrt nach der Hottelſtedter Ecke, der weſtlichſten Höhe des Ettersbergs, und von da nach dem Jagdſchloß

Ettersburg einladen laſſen. Der Tag war überaus ſchön, und wir fuhren zeitig zum Jakobsthore hinaus. Hinter Lützendorf, wo es ſtark bergan geht und wir nur Schritt fahren konnten, hatten wir zu allerlei Beobachtungen Gelegenheit. Goethe bemerkte rechts in den Hecken hinter dem Kammergut eine Menge Vögel und fragte mich, ob es Lerchen wären. — Du Großer und Lieber, dachte ich, der du die ganze Natur wie wenig andere durchforſcht haſt, in der Ornithologie ſcheinſt du ein Kind zu ſein!

„„Es ſind Ammern und Sperlinge,“ erwiederte ich, „„auch wohl einige verſpätete Grasmücken, die nach abgewarteter Mauſer aus dem Dickicht des Ettersbergs herab in die Gärten und Felder kommen und ſich zum Fortzuge anſchicken, aber Lerchen ſind es nicht. Es iſt nicht in der Natur der Lerche, ſich auf Büſche zu ſetzen. Die Feld- oder Himmelslerche ſteigt in die Luft aufwärts und geht wieder zur Erde herab, zieht auch wohl im Herbſt ſchaarenweiſe durch die Luft hin und wirft ſich wiederum auf irgend ein Stoppelfeld nieder, aber ſie geht nicht auf Hecken und Gebüſche. Die Baumlerche dagegen liebt den Gipfel hoher Bäume, von wo aus ſie ſingend in die Luft ſteigt und wieder auf ihren Baumgipfel herabfällt. Dann giebt es noch eine andere Lerche, die man in einſamen Gegenden an der Mittagsſeite von Waldblößen antrifft und die einen ſehr weichen, flötenartigen, doch etwas melancholiſchen Geſang hat; ſie hält ſich nicht am Ettersberge auf,

der ihr zu lebhaft und zu nahe von Menſchen umwohnt iſt; aber auch ſie geht nicht in Gebüſche.““

„Hm!“ ſagte Goethe, „Sie ſcheinen in dieſen Dingen nicht eben ein Neuling zu ſein.“

„„Ich habe das Fach von Jugend auf mit Liebe getrieben,““ erwiederte ich, „„und immer Augen und Ohren dafür offen gehabt. Der ganze Wald des Ettersbergs hat wenige Stellen, die ich nicht zu wiederholten malen durchſtreift bin. Wenn ich jetzt einen einzigen Ton höre, ſo getraue ich mir zu ſagen, von welchem Vogel er kommt. Auch bin ich ſo weit, daß wenn man mir irgend einen Vogel bringt, der in der Gefangenſchaft durch verkehrte Behandlung das Gefieder verloren hat, ich mir getraue, ihn ſehr bald vollkommen geſund und wohlbefiedert wiederherzuſtellen.““

„Das zeigt allerdings,“ erwiederte Goethe, „daß Sie in dieſen Dingen bereits vieles durchgemacht haben. Ich möchte Ihnen rathen, das Studium ernſtlich fortzutreiben; es muß bei Ihrer entſchiedenen Richtung zu ſehr guten Reſultaten führen. Aber ſagen Sie mir etwas über die Mauſer. Sie ſprachen vorhin von verſpäteten Grasmücken, die nach vollendeter Mauſer aus dem Dickicht des Ettersbergs in die Felder herabgekommen. Iſt denn die Mauſer an eine gewiſſe Epoche gebunden, und mauſern ſich alle Vögel zugleich?“

„„Bei den meiſten Vögeln,““ erwiederte ich, „„tritt ſie ſogleich nach vollendeter Brütezeit ein, das heißt, ſobald die Jungen des letzten Geheckes ſo weit ſind,

daß ſie ſich ſelber helfen können. Nun fragt es ſich aber, ob der Vogel von dieſem Zeitpunkte des fertigen letzten Geheckes bis zu dem ſeines Wegzugs zur Mauſer noch den gehörigen Raum hat. Hat er ihn, ſo mauſert er ſich hier und zieht mit friſchem Gefieder fort. Hat er ihn nicht, ſo zieht er mit ſeinem alten Gefieder fort und mauſert ſich ſpäter im warmen Süden. Denn die Vögel kommen im Frühling nicht zu gleicher Zeit zu uns, auch ziehen ſie im Herbſt nicht zu gleicher Zeit fort. Und dieſes rührt daher, daß die eine Art ſich aus einiger Kälte und rauhem Wetter weniger macht und ſie mehr ertragen kann als die andere. Ein Vogel aber, der früh bei uns ankommt, zieht ſpät weg, und ein Vogel, der ſpät bei uns ankommt, zieht früh weg.

So iſt ſchon unter den Grasmücken, die doch zu einem Geſchlecht gehören, ein großer Unterſchied. Die klappernde Grasmücke, oder das Müllerchen, läßt ſich ſchon Ende März bei uns hören; vierzehn Tage ſpäter kommt die ſchwarzköpfige, oder der Mönch; ſodann etwa nach einer Woche die Nachtigall; und erſt ganz zu Ende April oder Anfang Mai die graue. Alle dieſe Vögel mauſern ſich im Auguſt bei uns, ſo auch die Jungen ihres erſten Geheckes; weshalb man denn Ende Auguſt junge Mönche fängt, die ſchon das ſchwarze Köpfchen haben. Die Jungen des letzten Geheckes aber ziehen mit ihrem erſten Gefieder fort und mauſern ſich ſpäter in ſüdlichen Ländern; aus welchem Grunde man denn

allein man merkte bald, daß es nur eine Wortdeklamation war, die auf einzelne Stellen lastete, und die Empfindung des Ganzen nicht ausdruckte. Bey diesem allen war sie nicht leicht jemanden, besonders Männern, unangenehm. Vielmehr schrieben ihr diejenigen, die mit ihr umgingen, gewöhnlich einen schönen Verstand zu; denn sie war, was ich mit Einem Worte eine Anempfinderinn nennen möchte; sie wußte einem Freunde, um dessen Achtung ihr zu thun war, mit einer besondern Aufmerksamkeit zu schmeicheln, in seine Ideen so lange als möglich einzugehen; so bald sie aber ganz über ihren Horizont waren, mit Extase eine solche neue Erscheinung aufzunehmen. Sie verstand zu sprechen und zu schweigen, und ob sie gleich kein tückisches Gemüth hatte, mit großer Vorsicht aufzupassen, wo des andern schwache Seite seyn möchte.

Anfang September junge Mönche fangen kann, und zwar junge Männchen, die noch das rothe Köpfchen haben wie ihre Mutter.““

„Iſt denn die graue Grasmücke,“ fragte Goethe, „der ſpäteſte bei uns ankommende Vogel, oder kommen andere noch ſpäter?“

„„Der ſogenannte gelbe Spottvogel und der prächtige goldgelbe Pirol,““ erwiederte ich, „„kommen erſt gegen Pfingſten. Beide ziehen nach vollendeter Brütezeit, gegen die Mitte Auguſt, ſchon wieder fort und mauſern ſich mit ihren Jungen im Süden. Hat man ſie im Käfig, ſo mauſern ſie ſich bei uns im Winter, weshalb denn dieſe Vögel ſehr ſchwer durchzubringen ſind. Sie verlangen ſehr viel Wärme. Hängt man ſie aber in die Nähe des Ofens, ſo verkümmern ſie aus Mangel an fruchtbarer Luft; bringt man ſie dagegen in die Nähe des Fenſters, ſo verkümmern ſie in der Kälte der langen Nächte.““

„Man hält dafür,“ ſagte Goethe, „daß die Mauſer eine Krankheit oder wenigſtens von körperlicher Schwäche begleitet ſei.“

„„Das möchte ich nicht ſagen,““ erwiederte ich. „„Es iſt ein Zuſtand geſteigerter Productivität, der in freier Luft herrlich vonſtatten geht, ohne die geringſte Beſchwerde, ja bei einigermaßen kräftigen Individuen auch vollkommen gut im Zimmer. Ich habe Grasmücken gehabt, die während der ganzen Mauſer ihren Geſang nicht ausſetzten, ein Zeichen, daß es ihnen durchaus

wohl war. Zeigt ſich aber ein Vogel im Zimmer während der Mauſer kränklich, ſo iſt daraus zu ſchließen, daß er mit dem Futter oder friſcher Luft und Waſſer nicht gehörig behandelt worden. Iſt er im Zimmer im Laufe der Zeit aus Mangel an Luft und Freiheit ſo ſchwach geworden, das ihm die productive Kraft fehlt, um in die Mauſer zu kommen, ſo bringe man ihn an die fruchtbare friſche Luft, und die Mauſer wird ſogleich auf das beſte vonſtatten gehen. Bei einem Vogel in freier Wildniß dagegen verläuft ſie ſich ſo ſanft und ſo allmählich, daß er es kaum gewahr wird.““

„Aber doch ſchienen Sie vorhin anzudeuten,“ verſetzte Goethe, „daß die Grasmücken ſich während der Mauſer in das Dickicht der Wälder ziehen.“

„„Sie bedürfen während dieſer Zeit,““ erwiederte ich, „„allerdings einiges Schutzes. Zwar verfährt die Natur auch in dieſem Falle mit ſolcher Weisheit und Mäßigung, daß ein Vogel während der Mauſer nie mit einem Male ſo viele Federn verliert, daß er unfähig würde, ſo gut zu fliegen, als die Erreichung ſeines Futters es verlangt. Allein es kann doch kommen, daß er z. B. mit einem Male die vierte, fünfte und ſechſte Schwungfeder des linken und die vierte, fünfte und ſechſte Schwungfeder des rechten Flügels verliert, wobei er zwar immer noch ganz gut fliegen kann, allein nicht ſo gut, um dem verfolgenden Raubvogel, beſonders aber dem ſehr ſchnellen und gewandten Baumfalken

zu entgehen, und da kommt ihm denn ein buſchiges Dickicht ſehr zu ſtatten.““

„Das läßt ſich hören,“ erwiederte Goethe. „Schreitet aber die Mauſer,“ fuhr er fort, „an beiden Flügeln gleichmäßig und gewiſſermaßen ſymmetriſch vor?“

„„So weit meine Beobachtungen reichen, allerdings,““ erwiederte ich. „„Und das iſt ſehr wohlthätig. Denn verlöre ein Vogel z. B. drei Schwungfedern des linken Flügels und nicht zugleich dieſelben Federn des rechten, ſo würde den Flügeln alles Gleichgewicht fehlen und der Vogel würde ſich und ſeine Bewegung nicht mehr in gehöriger Gewalt haben. Er würde ſein wie ein Schiff, dem an der einen Seite die Segel zu ſchwer und an der andern zu leicht ſind.““

„Ich ſehe,“ erwiederte Goethe, „man mag in die Natur eindringen von welcher Seite man wolle, man kommt immer auf einige Weisheit.“

Wir waren indes immerfort mühſam bergan gefahren und waren nun nach und nach oben, am Rande der Fichten. Wir kamen an einer Stelle vorbei, wo Steine gebrochen waren und ein Haufen lag. Goethe ließ halten und bat mich, abzuſteigen und ein wenig nachzuſehen, ob ich nichts von Verſteinerungen entdecke. Ich fand einige Muſcheln, auch einige zerbrochene Ammonshörner, die ich ihm zureichte, indem ich mich wieder einſetzte. Wir fuhren weiter.

„Immer die alte Geſchichte!“ ſagte Goethe. „Immer der alte Meeresboden! Wenn man von dieſer Höhe auf

Weimar hinabblickt und auf die mancherlei Dörfer umher, so kommt es einem vor wie ein Wunder, wenn man sich sagt, daß es eine Zeit gegeben, wo in dem weiten Thale dort unten die Walfische ihr Spiel getrieben. Und doch ist es so, wenigstens höchst wahrscheinlich. Die Möve aber, die damals über dem Meere flog, das diesen Berg bedeckte, hat sicher nicht daran gedacht, daß wir beide heute hier fahren würden. Und wer weiß, ob nach vielen Jahrtausenden die Möve nicht abermals über diesen Berg fliegt."

Wir waren jetzt oben auf der Höhe und fuhren rasch weiter. Rechts an unserer Seite hatten wir Eichen und Buchen und anderes Laubholz. Weimar war rückwärts nicht mehr zu sehen. Wir waren auf der westlichsten Höhe angelangt, das breite Thal der Unstrut mit vielen Dörfern und kleinen Städten lag in der heitersten Morgensonne vor uns.

„Hier ist gut sein!" sagte Goethe, indem er halten ließ. „Ich dächte, wir versuchten, wie in dieser guten Luft uns etwa ein kleines Frühstück behagen möchte."

Wir stiegen aus und gingen auf trockenem Boden am Fuß halbwüchsiger, von vielen Stürmen verkrüppelter Eichen einige Minuten auf und ab, während Friedrich das mitgenommene Frühstück auspackte und auf einer Rasenerhöhung ausbreitete. . . . Wir setzten uns mit dem Rücken nach den Eichen zu, sodaß wir während des Frühstücks die weite Aussicht über das halbe Thüringen immer vor uns hatten. Wir verzehrten

indes ein Paar gebratene Rebhühner mit frischem Weißbrot und tranken dazu eine Flasche sehr guten Wein, und zwar aus einer biegsamen feinen goldenen Schale, die Goethe in einem gelben Lederfutteral bei solchen Ausflügen gewöhnlich bei sich führt.

„Ich war sehr oft an dieser Stelle," sagte er, „und dachte in spätern Jahren sehr oft, es würde das letzte Mal sein, daß ich von hier aus die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeiten überblickte. Allein es hält immer noch einmal zusammen, und ich hoffe, daß es auch heute nicht das letzte Mal ist, daß wir beide uns hier einen guten Tag machen. Wir wollen künftig öfter hierherkommen. Man verschrumpft in dem engen Hauswesen. Hier fühlt man sich groß und frei wie die große Natur, die man vor Augen hat, und wie man eigentlich immer sein sollte.

„Ich übersehe von hier aus," fuhr Goethe fort, „eine Menge Punkte, an die sich die reichsten Erinnerungen eines langen Lebens knüpfen. Was habe ich nicht drüben in den Bergen von Ilmenau in meiner Jugend alles durchgemacht! Dann dort unten im lieben Erfurt wie manches gute Abenteuer erlebt! Auch in Gotha war ich in frühester Zeit oft und gerne; doch seit langen Jahren so gut wie gar nicht."

„„Seit ich in Weimar bin,"" bemerkte ich, „„erinnere ich mich nicht, daß Sie dort waren.""

„Das hat so seine Bewandtniß," erwiederte Goethe lachend. „Ich bin dort nicht zum besten angeschrieben.

Ich will Ihnen davon eine Geſchichte erzählen. Als die Mutter des jetzt regierenden Herrn noch in hübſcher Jugend war, befand ich mich dort ſehr oft. Ich ſaß eines Abends bei ihr allein am Theetiſch, als die beiden zehn- und zwölfjährigen Prinzen, zwei hübſche blondlockige Knaben, hereinſprangen und zu uns an den Tiſch kamen. Übermüthig wie ich ſein konnte, fuhr ich den beiden Prinzen mit meinen Händen in die Haare, mit den Worten: Nun, ihr Semmelköpfe, was macht ihr? Die Buben ſahen mich mit großen Augen an, im höchſten Erſtaunen über meine Kühnheit — und haben es mir ſpäter nie vergeſſen!

Ich will nun juſt eben nicht damit prahlen, aber es war ſo und lag tief in meiner Natur: ich hatte vor der bloßen Fürſtlichkeit als ſolcher, wenn nicht zugleich eine tüchtige Menſchennatur und ein tüchtiger Menſchenwerth dahinterſteckte, nie viel Reſpect. Ja es war mir ſelber ſo wohl in meiner Haut und ich fühlte mich ſelber ſo vornehm, daß, wenn man mich zum Fürſten gemacht hätte, ich es nicht eben ſonderlich merkwürdig gefunden haben würde. Als man mir das Adelsdiplom gab, glaubten viele, wie ich mich dadurch möchte erhoben fühlen. Allein, unter uns, es war mir nichts, gar nichts! Wir Frankfurter Patricier hielten uns immer dem Adel gleich, und als ich das Diplom in Händen hielt, hatte ich in meinen Gedanken eben nichts weiter als was ich längſt beſeſſen."

Wir thaten noch einen guten Trunk aus der gol-

denen Schale und fuhren dann um die nördliche Seite des Ettersberges herum nach dem Jagdschlosse Ettersburg. Goethe ließ sämmtliche Zimmer aufschließen, die mit heitern Tapeten und Bildern behängt waren. In dem westlichen Eckzimmer des ersten Stockes sagte er mir, daß Schiller dort einige Zeit gewohnt. „Wir haben überhaupt," fuhr er fort, „in frühester Zeit hier manchen guten Tag gehabt und manchen guten Tag verthan. Wir waren alle jung und voll Übermuth, und es fehlte uns im Sommer nicht an allerlei improvisirtem Komödienspiel und im Winter nicht an allerlei Tanz und Schlittenfahrten mit Fackeln."

Wir gingen wieder ins Freie, und Goethe führte mich in westlicher Richtung einen Fußweg ins Holz.

„Ich will Ihnen doch auch die Buche zeigen," sagte er, „worin wir vor funfzig Jahren unsere Namen geschnitten. — Aber wie hat sich das verändert, und wie ist das alles herangewachsen! — Das wäre denn der Baum! Sie sehen, er ist noch in der vollsten Pracht. Auch unsere Namen sind noch zu spüren, doch so verquollen und verwachsen, daß sie kaum noch herauszubringen. Damals stand diese Buche auf einem freien trockenen Platz. Es war durchaus sonnig und anmuthig umher, und wir spielten hier an schönen Sommertagen unsere improvisirten Possen. Jetzt ist es hier feucht und unfreundlich. Was sonst nur niederes Gebüsch war, ist indes zu schattigen Bäumen herangewachsen, sodaß man die

prächtige Buche unſerer Jugend kaum noch aus dem Dickicht herausfindet."

Wir gingen wieder nach dem Schloſſe, und nachdem wir noch die ziemlich reiche Waffenſammlung beſehen, fuhren wir nach Weimar zurück.

1129.

1827, 27. September.

Mit Eckermann.

Nachmittags einen Augenblick bei Goethe, wo ich Herrn Geheimrath Streckfuß aus Berlin kennen lernte, der dieſen Vormittag mit ihm eine Spazierfahrt gemacht und dann zu Tiſche geblieben war. Als Streckfuß ging, begleitete ich ihn und machte noch einen Gang durch den Park. Bei meiner Zurückkunft über den Markt begegnete ich dem Kanzler und Raupach, mit denen ich in den Elefanten ging. Abends wieder bei Goethe, der mit mir ein neues Heft von „Kunſt und Alterthum" beſprach, desgleichen zwölf Blätter Bleiſtiftumriſſe, in welchen die Gebrüder Riepenhauſen die Gemälde Polygnot's in der Lesche zu Delphi nach einer Beſchreibung des Pauſanias wiederherzuſtellen verſucht; ein Unternehmen, welches Goethe nicht genug anzuerkennen wußte.

1130.

1827, 1. October.

Mit Eckermann.

Im Theater „Das Bild“ von Houwald. Ich ſah zwei Acte und ging dann zu Goethe, der mir die zweite Scene ſeines neuen ‚Fauſt‘ vorlas.

„Ich habe in dem Kaiſer,“ ſagte er, „einen Fürſten darzuſtellen geſucht, der alle möglichen Eigenſchaften hat ſein Land zu verlieren, welches ihm denn auch ſpäter wirklich gelingt.

Das Wohl des Reichs und ſeiner Unterthanen macht ihm keine Sorge; er denkt nur an ſich und wie er ſich von Tag zu Tag mit etwas Neuem amuſire. Das Land iſt ohne Recht und Gerechtigkeit, der Richter ſelber mitſchuldig und auf der Seite der Verbrecher, die unerhörteſten Frevel geſchehen ungehindert und ungeſtraft. Das Heer iſt ohne Sold, ohne Disciplin und ſtreift raubend umher, um ſich ſeinen Sold ſelber zu verſchaffen und ſich ſelber zu helfen wie es kann. Die Staatskaſſe iſt ohne Geld und ohne Hoffnung weiterer Zuflüſſe. Im eigenen Haushalte des Kaiſers ſieht es nicht beſſer aus: es fehlt in Küche und Keller. Der Marſchall, der von Tag zu Tag nicht mehr Rath zu ſchaffen weiß, iſt bereits in den Händen wuchernder Juden, denen alles verpfändet iſt, ſodaß auf den kaiſerlichen Tiſch vorweggegeſſenes Brot kommt.

Der Staatsrath will Sr. Majeſtät über alle dieſe

Gebrechen Vorstellungen thun und ihre Abhilfe berathen; allein der gnädigste Herr ist sehr ungeneigt, solchen unangenehmen Dingen sein hohes Ohr zu leihen; er möchte sich lieber amusiren. Hier ist nun das wahre Element für Mephisto, der den bisherigen Narren schnell beseitigt und als neuer Narr und Rathgeber sogleich an der Seite des Kaisers ist."

Goethe las die Scene und das Zwischen-Gemurmel der Menge ganz vortrefflich, und ich hatte einen sehr guten Abend.

1131.

1827, 7. October.

Mit Eckermann.

Diesen Morgen bei sehr schönem Wetter befand ich mich mit Goethe bereits vor acht Uhr im Wagen und auf dem Wege nach Jena, wo er bis morgen Abend zu verweilen die Absicht hatte.

Dort zeitig angekommen, fuhren wir zunächst am Botanischen Garten vor, wo Goethe alle Sträuche und Gewächse in Augenschein nahm und alles in schönster Ordnung und im besten Gedeihen fand. Wir besahen ferner das Mineralogische Cabinet und einige andere naturwissenschaftliche Sammlungen und fuhren darauf zu Herrn von Knebel, der uns zu Tische erwartete.

Knebel, im höchsten Alter, eilte Goethen halb stolpernd an der Thür entgegen, um ihn in seine Arme

Sechstes Capitel.

Melina hatte sich indessen nach den Trümmern der vorigen Direction genau erkundigt. Sowohl Dekorationen als Garderobe waren an einige Handelsleute versetzt, und ein Notarius hatte den Auftrag von der Directrice erhalten, unter gewissen Bedingungen, wenn sich Liebhaber fänden, in den Verkauf aus freyer Hand zu willigen. Melina wollte die Sachen besehen, und zog Wilhelmen mit sich. Dieser empfand, als man ihnen die Zimmer eröffnete, eine gewisse Neigung dazu, die er sich jedoch selbst nicht gestand. In so einem schlechten Zustande auch die geklecksten Dekorationen waren, so wenig scheinbar auch türkische und heidnische Kleider, alte Karikatur-Röcke für Männer und Frauen, Kutten

zu ſchließen. Darauf bei Tiſche ging alles ſehr herzlich und munter zu; von Geſprächen jedoch entwickelte ſich nichts von einiger Bedeutung. Die beiden alten Freunde hatten genug am beiderſeitigen menſchlich nahen Beiſammenſein.

Nach Tiſche machten wir eine Spazierfahrt in ſüdlicher Richtung an der Saale hinauf. Ich kannte dieſe reizende Gegend bereits aus früherer Zeit, doch wirkte alles wieder ſo friſch, als hätte ich es vorher nie geſehen.

Als wir uns wieder in den Straßen von Jena befanden, ließ Goethe an einem Bach hinaufſahren und an einem Hauſe halten, das äußerlich eben kein bedeutendes Anſehen hatte.

„Hier hat Voß gewohnt," ſagte er, „und ich will Sie doch auch auf dieſem klaſſiſchen Boden einführen." Wir durchſchritten das Haus und traten in den Garten. Von Blumen und anderer Art ſeiner Cultur war wenig zu ſpüren, wir gingen auf Raſen unter lauter Obſtbäumen. „Das war etwas für Erneſtinen," ſagte Goethe, „die auch hier ihre trefflichen Eutiner Äpfel nicht vergeſſen konnte, und die ſie mir rühmte als etwas ohnegleichen. Es waren aber die Äpfel ihrer Kindheit geweſen — darin lag's! Ich habe übrigens hier mit Voß und ſeiner trefflichen Erneſtine manchen ſchönen Tag gehabt und gedenke der alten Zeit ſehr gern. Ein Mann wie Voß wird übrigens ſo bald nicht wieder kommen. Es haben wenig andere auf

die höhere deutsche Cultur einen solchen Einfluß gehabt als er. Es war an ihm alles gesund und derb, weshalb er auch zu den Griechen kein künstliches, sondern ein rein natürliches Verhältniß hatte, woraus denn für uns andern die herrlichsten Früchte erwachsen sind. Wer von seinem Werthe durchdrungen ist wie ich, weiß gar nicht, wie er sein Andenken würdig genug ehren soll."

Es war indes gegen sechs Uhr geworden, und Goethe fand es an der Zeit, in unser Nachtquartier zu gehen, das er im Gasthof Zum Bären hatte bestellen lassen.

Man gab uns ein geräumiges Zimmer nebst einem Alkoven mit zwei Betten. Die Sonne war noch nicht lange hinab, der Abendschein lag auf unsern Fenstern, und es war uns gemüthlich, noch eine Zeit lang ohne Licht zu sitzen.

Goethe lenkte das Gespräch auf Voß zurück. „Er war mir sehr werth," sagte er, „und ich hätte ihn gern der Akademie und mir erhalten. Allein die Vortheile, die man ihm von Heidelberg her anbot, waren zu bedeutend, als daß wir bei unsern geringen Mitteln sie hätten aufwiegen können. Ich mußte ihn mit schmerzlicher Resignation ziehen lassen.

Ein Glück für mich war es indes," fuhr Goethe fort, „daß ich Schillern hatte; denn so verschieden unsere beiderseitigen Naturen auch waren, so gingen doch unsere Richtungen auf Eins; welches denn unser

Verhältniß ſo innig machte, daß im Grunde keiner ohne den andern leben konnte."

Goethe erzählte mir darauf von ſeinem Freunde einige Anekdoten, die mir ſehr characteriſtiſch erſchienen.

„Schiller war, wie ſich bei ſeinem großartigen Character denken läßt," ſagte er, „ein entſchiedener Feind aller hohlen Ehrenbezeigungen und aller faden Vergötterung, die man mit ihm trieb oder treiben wollte. Als Kotzebue vorhatte, eine öffentliche Demonſtration zu ſeinem Ruhme zu veranſtalten, war es ihm ſo zuwider, daß er vor innerm Ekel darüber faſt krank wurde. Ebenſo war es ihm zuwider, wenn ein Fremder ſich bei ihm melden ließ. Wenn er augenblicklich behindert war, ihn zu ſehen, und er ihn etwa auf den Nachmittag vier Uhr beſtellte, ſo war in der Regel anzunehmen, daß er um die beſtimmte Stunde vor lauter Apprehenſion krank war. Auch konnte er in ſolchen Fällen gelegentlich ſehr ungeduldig und auch wohl grob werden. Ich war Zeuge, wie er einſt einen fremden Chirurgus, der, um ihm ſeinen Beſuch zu machen, bei ihm unangemeldet eintrat, ſehr heftig anfuhr, ſodaß der arme Menſch, ganz verblüfft, nicht wußte wie ſchnell er ſich ſollte zurückziehen.

Wir waren, wie geſagt und wie wir alle wiſſen," fuhr Goethe fort, „bei aller Gleichheit unſerer Richtungen Naturen ſehr verſchiedener Art, und zwar nicht bloß in geiſtigen Dingen, ſondern auch in phyſiſchen.

Eine Luft, die Schillern wohlthätig war, wirkte auf mich wie Gift. Ich beſuchte ihn eines Tags, und da ich ihn nicht zu Hauſe fand und ſeine Frau mir ſagte, daß er bald zurückkommen würde, ſo ſetzte ich mich an ſeinen Arbeitstiſch, um mir dieſes und jenes zu notiren. Ich hatte aber nicht lange geſeſſen, als ich von einem heimlichen Übelbefinden mich überſchlichen fühlte, welches ſich nach und nach ſteigerte, ſodaß ich endlich einer Ohnmacht nahe war. Ich wußte anfänglich nicht, welcher Urſache ich dieſen elenden mir ganz ungewöhnlichen Zuſtand zuſchreiben ſollte, bis ich endlich bemerkte, daß aus einer Schieblade neben mir ein ſehr fataler Geruch ſtrömte. Als ich ſie öffnete, fand ich zu meinem Erſtaunen, daß ſie voll fauler Äpfel war. Ich trat ſogleich an ein Fenſter und ſchöpfte friſche Luft, worauf ich mich denn augenblicklich wiederhergeſtellt fühlte. Indes war ſeine Frau wieder hereingetreten, die mir ſagte, daß die Schieblade immer mit faulen Äpfeln gefüllt ſein müſſe, indem dieſer Geruch Schillern wohlthue und er ohne ihn nicht leben und arbeiten könne.

Morgen früh," fuhr Goethe fort, „will ich Ihnen auch zeigen, wo Schiller hier in Jena gewohnt hat."

Es war indes Licht gebracht, wir nahmen ein kleines Abendeſſen und ſaßen nachher noch eine Weile in allerlei Erinnerungen und Geſprächen.

Ich erzählte Goethen einen merkwürdigen Traum

aus meinen Knabenjahren, der am andern Morgen buchstäblich in Erfüllung ging.

— — — — — — — — — — —

„Dieses Ihr Knabenereigniß," sagte Goethe, „ist allerdings höchst merkwürdig. Aber dergleichen liegt sehr wohl in der Natur, wenn wir auch dazu noch nicht den rechten Schlüssel haben. Wir wandeln alle in Geheimnissen. Wir sind von einer Atmosphäre umgeben, von der wir noch gar nicht wissen, was sich alles in ihr regt und wie es mit unserm Geiste in Verbindung steht. So viel ist wohl gewiß, daß in besondern Zuständen die Fühlfäden unserer Seele über ihre körperlichen Grenzen hinausreichen können und ihr ein Vorgefühl, ja auch ein wirklicher Blick in die nächste Zukunft gestattet ist."

„„Etwas Ähnliches,"" erwiederte ich. „„habe ich erst neulich erlebt, wo ich von einem Spaziergange auf der Erfurter Chaussee zurückkam und ich etwa zehn Minuten vor Weimar den geistigen Eindruck hatte, wie an der Ecke des Theaters mir eine Person begegnete, die ich seit Jahr und Tag nicht gesehen und an die ich sehr lange ebenso wenig gedacht. Es beunruhigte mich, zu denken, daß sie mir begegnen könnte, und mein Erstaunen war daher nicht gering, als sie mir, sowie ich um die Ecke biegen wollte, wirklich an derselbigen Stelle so entgegentrat, wie ich es vor etwa zehn Minuten im Geiste gesehen hatte.""

„Das ist gleichfalls sehr merkwürdig und mehr als

Zufall," erwiederte Goethe. „Wie gesagt, wir tappen alle in Geheimnissen und Wundern. Auch kann eine Seele auf die andere durch bloße stille Gegenwart entschieden einwirken, wovon ich mehrere Beispiele erzählen könnte. Es ist mir sehr oft passirt, daß wenn ich mit einem guten Bekannten ging und lebhaft an etwas dachte, dieser über das, was ich im Sinne hatte, sogleich an zu reden fing. So habe ich einen Mann gekannt, der, ohne ein Wort zu sagen, durch bloße Geistesgewalt eine in heitern Gesprächen begriffene Gesellschaft plötzlich stillzumachen imstande war. Ja er konnte auch eine Verstimmung hineinbringen, sodaß es allen unheimlich wurde.

Wir haben alle etwas von electrischen und magnetischen Kräften in uns und üben wie der Magnet selber eine anziehende und abstoßende Gewalt aus, je nachdem wir mit etwas Gleichem oder Ungleichem in Berührung kommen. Es ist möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß wenn ein junges Mädchen in einem dunkeln Zimmer sich, ohne es zu wissen, mit einem Manne befände, der die Absicht hätte sie zu ermorden, sie von seiner ihr unbewußten Gegenwart ein unheimliches Gefühl hätte, und daß eine Angst über sie käme, die sie zum Zimmer hinaus und zu ihren Hausgenossen triebe."

„„Ich kenne eine Opernscene,"" entgegnete ich, „„worin zwei Liebende, die lange Zeit durch große Entfernung getrennt waren, sich, ohne es zu wissen, in einem

dunkeln Zimmer zusammen befinden. Sie sind aber nicht lange beisammen, so fängt die magnetische Kraft an zu wirken: eins ahnt des andern Nähe, sie werden unwillkürlich zueinander hingezogen, und es dauert nicht lange, so liegt das junge Mädchen in den Armen des Jünglings.""

„Unter Liebenden," versetzte Goethe, „ist diese magnetische Kraft besonders stark und wirkt sogar sehr in die Ferne. Ich habe in meinen Jünglingsjahren Fälle genug erlebt, wo auf einsamen Spaziergängen ein mächtiges Verlangen nach einem geliebten Mädchen mich überfiel und ich so lange an sie dachte, bis sie mir wirklich entgegenkam. ‚Es wurde mir in meinem Stübchen unruhig,' sagte sie, ‚ich konnte mir nicht helfen, ich mußte hierher.'

So erinnere ich mich eines Falles aus den ersten Jahren meines Hierseins, wo ich sehr bald wieder in leidenschaftliche Zustände gerathen war. Ich hatte eine größere Reise gemacht und war schon seit einigen Tagen zurückgekehrt, aber durch Hofverhältnisse, die mich spät bis in die Nacht hielten, immer behindert gewesen, die Geliebte [Frau v. Stein?] zu besuchen. Auch hatte unsere Neigung bereits die Aufmerksamkeit der Leute auf sich gezogen, und ich trug daher Scheu, am offenen Tage hinzugehen, um das Gerede nicht zu vergrößern. Am vierten oder fünften Abend aber konnte ich es nicht länger aushalten, und ich war auf dem Wege zu ihr und stand vor ihrem Hause, ehe ich es dachte. Ich

ging leiſe die Treppe hinauf und war im Begriff in ihr Zimmer zu treten, als ich an verſchiedenen Stimmen hörte, daß ſie nicht allein war. Ich ging unbemerkt wieder hinab und war ſchnell wieder in den dunkeln Straßen, die damals noch keine Beleuchtung hatten. Unmuthig und leidenſchaftlich durchſtreifte ich die Stadt in allen Richtungen wohl eine Stunde lang, und immer einmal wieder vor ihrem Hauſe vorbei, voll ſehnſüchtiger Gedanken an die Geliebte. Ich war endlich auf dem Punkte, wieder in mein einſames Zimmer zurückzukehren, als ich noch einmal an ihrem Hauſe vorbeiging und bemerkte, daß ſie kein Licht mehr hatte. Sie wird ausgegangen ſein, ſagte ich zu mir ſelber; aber wohin in dieſer Dunkelheit der Nacht? und wo ſoll ich ihr begegnen? Ich ging abermals durch mehrere Straßen, es begegneten mir viele Menſchen, und ich war oft getäuſcht, indem ich ihre Geſtalt und ihre Größe zu ſehen glaubte, aber bei näherm Hinzukommen immer fand, daß ſie es nicht war. Ich glaubte ſchon damals feſt an eine gegenſeitige Einwirkung, und daß ich durch ein mächtiges Verlangen ſie herbeiführen könne. Auch glaubte ich mich unſichtbar von höhern Weſen umgeben, die ich anflehte, ihre Schritte zu mir oder die meinigen zu ihr zu lenken. Aber was biſt du für ein Thor! ſagte ich dann wieder zu mir ſelber; noch einmal es verſuchen und noch einmal zu ihr gehen wollteſt du nicht, und jetzt verlangſt du Zeichen und Wunder!

Indeſſen war ich an der Eſplanade hinuntergegangen und bis an das kleine Haus gekommen, das in ſpätern Jahren Schiller bewohnte, als es mich anwandelte umzukehren und zurück nach dem Palais und von dort eine kleine Straße rechts zu gehen. Ich hatte kaum hundert Schritte in dieſer Richtung gethan, als ich eine weibliche Geſtalt mir entgegenkommen ſah, die der erſehnten vollkommen gleich war. Die Straße war nur von dem ſchwachen Licht ein wenig dämmerig, das hin und wieder durch ein Fenſter drang, und da mich dieſen Abend eine ſcheinbare Ähnlichkeit ſchon oft getäuſcht hatte, ſo fühlte ich nicht den Muth, ſie aufs ungewiſſe anzureden. Wir gingen dicht aneinander vorbei, ſodaß unſere Arme ſich berührten; ich ſtand ſtill und blickte mich um, ſie auch. ‚Sind Sie es?‘ ſagte ſie, und ich erkannte ihre liebe Stimme. ‚Endlich!‘ ſagte ich und war beglückt bis zu Thränen. Unſere Hände ergriffen ſich. ‚Nun,‘ ſagte ich, ‚meine Hoffnung hat mich nicht betrogen. Mit dem größten Verlangen habe ich Sie geſucht, mein Gefühl ſagte mir, daß ich Sie ſicher finden würde, und nun bin ich glücklich und danke Gott, daß es wahr geworden.‘ ‚Aber, Sie Böſer,‘ ſagte ſie, ‚warum ſind Sie nicht gekommen? Ich erfuhr heute zufällig, daß Sie ſchon ſeit drei Tagen zurück, und habe den ganzen Nachmittag geweint, weil ich dachte, Sie hätten mich vergeſſen. Dann vor einer Stunde ergriff mich ein Verlangen und eine Unruhe nach Ihnen, ich kann es nicht ſagen. Es waren ein

paar Freundinnen bei mir, deren Besuch mir eine Ewigkeit dauerte. Endlich als sie fort waren, griff ich unwillkürlich nach meinem Hut und Mäntelchen, es trieb mich, in die Luft zu gehen, in die Dunkelheit hinaus, ich wußte nicht wohin. Dabei lagen Sie mir immer im Sinn, und es war mir nicht anders als müßten Sie mir begegnen.' Indem sie so aus treuem Herzen sprach, hielten wir unsere Hände noch immer gefaßt und drückten uns und gaben uns zu verstehen, daß die Abwesenheit unsere Liebe nicht erkaltet. Ich begleitete sie bis vor die Thür, bis in ihr Haus. Sie ging auf der finstern Treppe mir voran, wobei sie meine Hand hielt und mich ihr gewissermaßen nachzog. Mein Glück war unbeschreiblich, sowohl über das endliche Wiedersehen als auch darüber, daß mein Glaube mich nicht betrogen und mein Gefühl von einer unsichtbaren Einwirkung mich nicht getäuscht hatte."

Goethe war in der liebevollsten Stimmung, ich hätte ihm noch Stunden lang zuhören mögen. Allein er schien nach und nach müde zu werden, und so gingen wir denn in unserm Alkoven sehr bald zu Bette.

1132.

1827, 8. October.

Mit Eckermann.

Wir standen frühzeitig auf. Während des Ankleidens erzählte Goethe mir einen Traum der vorigen

für Zauberer, Juden und Pfaffen seyn mochten; so konnt' er sich doch der Empfindung nicht erwehren, daß er die glücklichsten Augenblicke seines Lebens in der Nähe eines ähnlichen Trödelkrams gefunden hatte. Hätte Melina in sein Herz sehen können, so würde er ihm eifriger zugesetzt haben, eine Summe Geldes auf die Befreyung, Aufstellung und neue Belebung dieser zerstreuten Glieder zu einem schönen Ganzen herzugeben. Welch ein glücklicher Mensch, rief Melina aus, könnte ich seyn, wenn ich nur zwey hundert Thaler besäße, um zum Anfange den Besitz dieser ersten theatralischen Bedürfnisse zu erlangen. Wie bald wollt' ich ein kleines Schauspiel beysammen haben, das uns in dieser Stadt, in dieser Gegend gewiß sogleich ernähren sollte. Wilhelm schwieg, und beide verließen nachdenklich die wieder eingesperrten Schätze.

Nacht, wo er sich nach Göttingen versetzt gesehen und mit dortigen Professoren seiner Bekanntschaft allerlei gute Unterhaltung gehabt.

Wir tranken einige Tassen Kaffee und fuhren sodann an dem Gebäude vor, welches die naturwissenschaftlichen Sammlungen enthält. Wir besahen das Anatomische Cabinet, allerlei Skelette von Thieren und Urthieren, auch Skelette von Menschen früherer Jahrhunderte, bei welchen Goethe die Bemerkung machte, daß ihre Zähne eine sehr moralische Rasse andeuteten.

Er ließ darauf nach der Sternwarte fahren, wo Herr Dr. Schrön uns die bedeutendsten Instrumente vorzeigte und erklärte. Auch das anstoßende Meteorologische Cabinet ward mit besonderm Interesse betrachtet, und Goethe lobte Herrn Dr. Schrön wegen der in allen diesen Dingen herrschenden großen Ordnung.

Wir gingen sodann in den Garten hinab, wo Goethe auf einem Steintisch in einer Laube ein kleines Frühstück hatte arrangiren lassen. „Sie wissen wohl kaum," sagte er, „an welcher merkwürdigen Stelle wir uns eigentlich befinden. Hier hat Schiller gewohnt. In dieser Laube, auf diesen jetzt fast zusammengebrochenen Bänken haben wir oft an diesem alten Steintisch gesessen und manches gute und große Wort miteinander gewechselt. Er war damals noch in den Dreißigen, ich selber noch in den Vierzigen, beide noch

in vollſtem Aufſtreben, und es war etwas. Das geht alles hin und vorüber; ich bin auch nicht mehr der ich geweſen, aber die alte Erde hält Stich, und Luft und Waſſer und Boden ſind noch immer dieſelbigen.

Gehen Sie doch nachher einmal mit Schrön hinauf und laſſen ſich von ihm in der Manſarde die Zimmer zeigen, die Schiller bewohnt hat." . . . . .

Es war indeß Mittag geworden. Wir ſaßen wieder im Wagen. „Ich dächte," ſagte Goethe, „wir führen nicht zu Tiſche nach dem Bären, ſondern genöſſen den herrlichen Tag im Freien. Ich dächte, wir gingen nach Burgau. Wein haben wir bei uns, und dort finden wir auf jeden Fall einen guten Fiſch, den man entweder ſieden oder braten mag."

Wir thaten ſo, und es war gar herrlich. Wir fuhren an den Ufern der Saale hinauf, an Gebüſchen und Krümmungen vorbei, den anmuthigſten Weg, wie ich ihn vorhin aus Schiller's Manſarde geſehen. Wir waren ſehr bald in Burgau. Wir ſtiegen in dem kleinen Gaſthofe ab, nahe am Fluß und an der Brücke, wo es hinüber nach Lobeda geht, welches Städtchen wir, über Wieſen hin, nahe vor Augen hatten.

In dem kleinen Gaſthofe war es ſo wie Goethe geſagt. Die Wirthin entſchuldigte, daß ſie auf nichts eingerichtet ſei, daß es uns aber an einer Suppe und einem guten Fiſch nicht fehlen ſolle.

Wir promenirten indeß im Sonnenſchein auf der Brücke hin und her und freuten uns des Fluſſes, der

durch Flößer belebt war, die auf zuſammengebundenen fichtenen Bohlen von Zeit zu Zeit unter der Brücke hinglitten und bei ihrem mühſamen naſſen Geſchäft überaus heiter und laut waren.

Wir aßen unſern Fiſch im Freien und blieben ſodann noch bei einer Flaſche Wein ſitzen und hatten allerlei gute Unterhaltung.

Ein kleiner Falke flog vorbei, der in ſeinem Flug und ſeiner Geſtalt große Ähnlichkeit mit dem Kuckuck hatte.

„Es gab eine Zeit," ſagte Goethe, „wo das Studium der Naturgeſchichte noch ſo weit zurück war, daß man die Meinung allgemein verbreitet fand, der Kuckuck ſei nur im Sommer ein Kuckuck, im Winter aber ein Raubvogel."

„„Dieſe Anſicht,"" erwiederte ich, „„exiſtirt im Volke auch jetzt noch. Ja man dichtet dem guten Vogel auch an, daß, ſobald er völlig ausgewachſen ſei, er ſeine eigenen Eltern verſchlucke. Und ſo gebraucht man ihn denn als ein Gleichniß des ſchändlichſten Undanks. Ich kenne noch im gegenwärtigen Augenblick Leute, die ſich dieſe Abſurditäten durchaus nicht wollen ausreden laſſen, und die daran ſo feſt hängen wie an irgend einem Artikel ihres chriſtlichen Glaubens.""

„Soviel ich weiß," ſagte Goethe, „claſſificirt man den Kuckuck zu den Spechten."

„„Man thut ſo mitunter,"" erwiederte ich, „„wahrſcheinlich aus dem Grunde, weil zwei Zehen ſeiner

ſchwachen Füße eine Richtung nach hinten haben. Ich möchte ihn aber nicht dahin ſtellen. Er hat für die Lebensart der Spechte ſo wenig den ſtarken Schnabel, der fähig wäre irgend eine abgeſtorbene Baumrinde zu brechen, als die ſcharfen, ſehr ſtarken Schwanzfedern, die geeignet wären ihn bei einer ſolchen Operation zu ſtützen. Auch fehlen ſeinen Zehen die zum Anhalten nöthigen ſcharfen Krallen, und ich halte daher ſeine kleinen Füße nicht für wirkliche Kletterfüße, ſondern nur für ſcheinbare.“

„Die Herren Ornithologen,“ verſetzte Goethe, „ſind wahrſcheinlich froh, wenn ſie irgend einen eigenthümlichen Vogel nur einigermaßen ſchicklich untergebracht haben, wogegen aber die Natur ihr freies Spiel treibt und ſich um die von beſchränkten Menſchen gemachten Fächer wenig kümmert.“

„So wird die Nachtigall,“ fuhr ich fort, „zu den Grasmücken gezählt, während ſie in der Energie ihres Naturells, ihren Bewegungen und ihrer Lebensweiſe weit mehr Ähnlichkeit mit den Droſſeln hat. Aber auch zu den Droſſeln möchte ich ſie nicht zählen. Sie iſt ein Vogel, der zwiſchen beiden ſteht, ein Vogel für ſich, ſo wie auch der Kuckuck ein Vogel für ſich iſt mit ſo ſcharf ausgeſprochener Individualität wie einer.“

„Alles, was ich über den Kuckuck gehört habe,“ ſagte Goethe, „giebt mir für dieſen merkwürdigen Vogel ein großes Intereſſe. Er iſt eine höchſt problematiſche Natur, ein offenbares Geheimniß, das aber nichtsdeſto-

weniger ſchwer zu löſen, weil es ſo offenbar iſt. Und bei wie vielen Dingen finden wir uns nicht in demſelbigen Falle! Wir ſtecken in lauter Wundern, und das Letzte und Beſte der Dinge iſt uns verſchloſſen. Nehmen wir nur die Bienen. Wir ſehen ſie nach Honig fliegen, ſtundenweit und zwar immer einmal in einer andern Richtung. Jetzt fliegen ſie wochenlang weſtlich nach einem Felde von blühendem Rübſamen, dann ebenſo lange nördlich nach blühender Heide, dann wieder in einer andern Richtung nach der Blüthe des Buchweizens, dann irgendwohin auf ein blühendes Kleefeld und endlich wieder in einer andern Richtung nach blühenden Linden. Wer hat ihnen aber geſagt: Jetzt fliegt dorthin, da giebt es etwas für euch! Und dann wieder dort, da giebt es etwas Neues! Und wer führt ſie zurück nach ihrem Dorf und ihrer Zelle? Sie gehen wie an einem unſichtbaren Gängelbande hierhin und dorthin; was es aber eigentlich ſei, wiſſen wir nicht. Ebenſo die Lerche. Sie ſteigt ſingend auf über einem Halmenfeld, ſie ſchwebt über einem Meere von Halmen, das der Wind hin- und herwiegt und wo die eine Welle ausſieht wie die andere; ſie fährt wieder hinab zu ihren Jungen und trifft, ohne zu fehlen, den kleinen Fleck, wo ſie ihr Neſt hat. Alle dieſe äußern Dinge liegen klar vor uns wie der Tag, aber ihr inneres geiſtiges Band iſt uns verſchloſſen."

„„Mit dem Kuckuck,"" ſagte ich, „„iſt es nicht anders. Wir wiſſen von ihm, daß er nicht ſelber brütet, ſondern

sein Ei in das Nest irgend eines andern Vogels legt. Wir wissen ferner, daß er es legt: in das Nest der Grasmücke, der gelben Bachstelze, des Mönchs, ferner in das Nest des Braunelle, in das Nest des Rothkehlchens und in das Nest des Zaunkönigs. Dieses wissen wir. Auch wissen wir gleichfalls, daß dieses alles Insektenvögel sind und es sein müssen, weil der Kuckuck selber ein Insektenvogel ist und der junge Kuckuck von einem Samen fressenden Vogel nicht könnte erzogen werden? Woran aber erkennt der Kuckuck, daß dieses alles auch wirklich Insektenvögel sind, da doch alle diese Genannten sowohl in ihrer Gestalt als in ihrer Farbe von einander so äußerst abweichen, und auch in ihrer Stimme und in ihren Locktönen so äußerst abweichen? Und ferner, wie kommt es, daß der Kuckuck sein Ei und sein zartes Junges Nestern anvertrauen kann, die in Hinsicht auf Structur und Temperatur, auf Trockenheit und Feuchte so verschieden sind wie nur immer möglich? Das Nest der Grasmücke ist von dürren Grashälmchen und einigen Pferdehaaren so leicht gebaut, daß jede Kälte eindringt und jeder Luftzug hindurchweht, auch von oben offen und ohne Schutz; aber der junge Kuckuck gedeiht darin vortrefflich. Das Nest des Zaunkönigs dagegen ist äußerlich von Moos, Halmen und Blättern dicht und fest gebaut und innen mit allerlei Wolle und Federn sorgfältig ausgefüttert, sodaß kein Lüftchen hindurchdringen kann; auch ist es oben gedeckt und gewölbt und nur

eine kleine Öffnung zum Hinein- und Hinausſchlüpfen des ſehr kleinen Vogels gelaſſen. Man ſollte denken, es müßte in heißen Junitagen in ſolcher geſchloſſenen Höhle eine Hitze zum Erſticken ſein. Allein der junge Kuckuck gedeiht darin aufs beſte. Und wiederum wie anders iſt das Neſt der gelben Bachſtelze! Der Vogel lebt am Waſſer, an Bächen und in allerlei Naſſem. Er baut ſein Neſt auf feuchten Triften, in einem Büſchel von Binſen. Er ſcharrt ein Loch in die feuchte Erde und legt es dürftig mit einigen Grashälmchen aus, ſodaß der junge Kuckuck durchaus im Feuchten und Kühlen gebrütet wird und heranwachſen muß. Und dennoch gedeiht er wiederum vortrefflich. Was iſt das aber für ein Vogel, für den im zarteſten Kindesalter Feuchtes und Trockenes, Hitze und Kälte, Abweichungen, die für jeden andern Vogel tödtlich wären, durchaus gleichgültige Dinge ſind! Und wie weiß der alte Kuckuck, daß ſie es ſind, da er doch ſelber im erwachſenen Alter für Näſſe und Kälte ſo ſehr empfindlich iſt?""

„Wir ſtehen hier," erwiederte Goethe, „eben vor einem Geheimniß. Aber ſagen Sie mir doch, wenn Sie es beobachtet haben, wie bringt der Kuckuck ſein Ei in das Neſt des Zaunkönigs, da es doch nur eine ſo geringe Öffnung hat, daß er nicht hineinkommen und er ſich nicht ſelber daraufſetzen kann?"

„„Er legt es auf irgend eine trockene Stelle,"" erwiederte ich, „„und bringt es mit dem Schnabel hinein.

Auch glaube ich, daß er nicht bloß beim Zaunkönig, sondern auch bei den übrigen Nestern so thut. Denn auch die Nester der andern Insektenvögel, wenn sie auch oben offen, sind doch so klein oder so nahe von Zweigen umgeben, daß der große langschwänzige Kuckuck sich nicht daraufsetzen könnte. Dies ist sehr wohl zu denken. Allein wie es kommen mag, daß der Kuckuck ein so außerordentlich kleines Ei legt, ja so klein als wäre es das Ei eines kleinen Insektenvogels, das ist ein neues Räthsel, das man im stillen bewundert, ohne es lösen zu können. Das Ei des Kuckucks ist nur um ein weniges größer als das der Grasmücke, und es darf im Grunde nicht größer sein, wenn die kleinen Insektenvögel es brüten sollen. Dies ist durchaus gut und vernünftig. Allein daß die Natur, um im speciellen Falle weise zu sein, von einem durchgehenden großen Gesetz abweicht, wonach vom Kolibri bis zum Strauß zwischen der Größe des Eies und der Größe des Vogels ein entschiedenes Verhältniß stattfindet, dieses willkürliche Verfahren, sage ich, ist durchaus geeignet uns zu überraschen und uns in Erstaunen zu setzen.""

„Es setzt uns allerdings in Erstaunen," erwiederte Goethe, „weil unser Standpunkt zu klein ist, als daß wir es übersehen könnten. Wäre uns mehr eröffnet, so würden wir auch diese scheinbaren Abweichungen wahrscheinlich im Umfange des Gesetzes finden. Doch fahren Sie fort und sagen Sie mir mehr. Weiß man denn nicht, wie viele Eier der Kuckuck legen mag?"

„„Wer darüber etwas mit Bestimmtheit sagen wollte,““ antwortete ich, „„wäre ein großer Thor. Der Vogel ist sehr flüchtig, er ist bald hier und bald dort. Man findet von ihm in einem einzigen Nest immer nur ein einziges Ei. Er legt sicherlich mehrere; allein wer weiß wo sie hingerathen, und wer kann ihm nachkommen! Gesetzt aber, er legte fünf Eier, und diese würden alle fünf glücklich ausgebrütet und von liebevollen Pflegeeltern herangezogen, so hat man wiederum zu bewundern, daß die Natur sich entschließen mag, für fünf junge Kuckucke wenigstens funfzig Junge unserer besten Singvögel zu opfern.“

„In dergleichen Dingen,“ erwiederte Goethe, „pflegt die Natur auch in andern Fällen nicht eben scrupulös zu sein. Sie hat einen großen Etat von Leben zu vergeuden, und sie thut es gelegentlich ohne sonderliches Bedenken. Wie aber kommt es, daß für einen einzigen jungen Kuckuck so viele junge Singvögel verloren gehen?“

„„Zunächst,““ erwiederte ich, „„geht die erste Brut verloren. Denn im Fall auch die Eier des Singvogels neben dem Kuckucksei, wie es wohl geschieht, mit ausgebrütet würden, so haben doch die Eltern über den entstandenen größern Vogel eine solche Freude und für ihn eine solche Zärtlichkeit, daß sie nur an ihn denken und nur ihn füttern, worüber denn ihre eigenen kleinen Jungen zu Grunde gehen und aus dem Neste verschwinden. Auch ist der junge Kuckuck immer begierig

und bedarf ſo viel Nahrung, als die kleinen Inſektenvögel nur immer herbeiſchleppen können. Es dauert ſehr lange, ehe er ſeine vollſtändige Größe und ſein vollſtändiges Gefieder erreicht und ehe er fähig iſt, das Neſt zu verlaſſen und ſich zum Gipfel eines Baumes zu erheben. Iſt er aber auch längſt ausgeflogen, ſo verlangt er doch noch fortwährend gefüttert zu werden, ſodaß der ganze Sommer darüber hingeht und die liebevollen Pflegeeltern ihrem großen Kinde immer nachziehen und an eine zweite Brut nicht denken. Aus dieſem Grunde gehen denn über einen einzigen jungen Kuckuck ſo viele andere junge Vögel verloren.“

„Das iſt ſehr überzeugend,“ erwiederte Goethe. „Doch ſagen Sie mir, wird denn der junge Kuckuck, ſobald er ausgeflogen iſt, auch von andern Vögeln gefüttert, die ihn nicht gebrütet haben? Es iſt mir als hätte ich dergleichen gehört.“

„Es iſt ſo,“ antwortete ich. „Sobald der junge Kuckuck ſein niederes Neſt verlaſſen und ſeinen Sitz etwa in dem Gipfel einer hohen Eiche genommen hat, läßt er einen lauten Ton hören, welcher ſagt, daß er da ſei. Nun kommen alle kleinen Vögel der Nachbarſchaft, die ihn gehört haben, herbei, um ihn zu begrüßen. Es kommt die Grasmücke, es kommt der Mönch, die gelbe Bachſtelze fliegt hinauf, ja der Zaunkönig, deſſen Naturell es iſt, beſtändig in niedern Hecken und dichten Gebüſchen zu ſchlüpfen, überwindet ſeine Natur und erhebt ſich dem geliebten Ankömmling ent-

Melina hatte von dieser Zeit an keinen andern Diskurs als Projecte und Vorschläge, wie man ein Theater einrichten, und dabey seinen Vortheil finden könnte. Er suchte Philinen und Laertes zu interessiren, und man that Wilhelmen Vorschläge, Geld herzuschießen, und Sicherheit dagegen anzunehmen. Diesem fiel aber erst bey dieser Gelegenheit recht auf, daß er hier so lange nicht hätte verweilen sollen; er entschuldigte sich, und wollte Anstalten, machen, seine Reise fortzusetzen.

Indessen war ihm Mignons Gestalt und Wesen immer reizender geworden. In allem seinem Thun und Lassen hatte das Kind etwas sonderbares. Es ging die Treppe weder auf noch ab, sondern sprang; es stieg auf den Geländern der Gänge weg, und eh' man sich's versah, saß es oben auf dem Schranke, und blieb eine Weile ruhig. Auch

gegen zum Gipfel der hohen Eiche. Das Paar aber, das ihn erzogen hat, iſt mit dem Füttern treuer, während die übrigen nur gelegentlich mit einem guten Biſſen herzufliegen.““

„Es ſcheint alſo,“ ſagte Goethe, „zwiſchen dem jungen Kuckuck und den kleinen Inſektenvögeln eine große Liebe zu beſtehen.“

„„Die Liebe der kleinen Inſektenvögel zum jungen Kuckuck,““ erwiederte ich, „„iſt ſo groß, daß wenn man einem Neſte nahe kommt, in welchem ein junger Kuckuck gehegt wird, die kleinen Pflegeeltern vor Schreck und Furcht und Sorge nicht wiſſen wie ſie ſich gebärden ſollen. Beſonders der Mönch drückt eine große Verzweiflung aus, ſodaß er faſt wie in Krämpfen am Boden flattert.““

„Merkwürdig genug,“ erwiederte Goethe, „aber es läßt ſich denken. Allein etwas ſehr problematiſch erſcheint mir, daß z. B. ein Grasmückenpaar, das im Begriff iſt die eigenen Eier zu brüten, dem alten Kuckuck erlaubt, ihrem Neſte nahe zu kommen und ſein Ei hineinzulegen.“

„„Das iſt freilich ſehr räthſelhaft,““ erwiederte ich; „„doch nicht ſo ganz. Denn eben dadurch, daß alle kleinen Inſektenvögel den ausgeflogenen Kuckuck füttern, und daß ihn alſo auch die füttern, die ihn nicht gebrütet haben, dadurch entſteht und erhält ſich zwiſchen beiden eine Art Verwandtſchaft, ſodaß ſie ſich fortwährend kennen und als Glieder einer einzigen großen

Familie betrachten. Ja es kann sogar kommen, daß derselbige Kuckuck, den ein paar Grasmücken im vorigen Jahre ausgebrütet und erzogen haben, ihnen in diesem Jahre sein Ei bringt.““

„Das läßt sich allerdings hören,“ erwiederte Goethe, „so wenig man es auch begreift. Ein Wunder aber bleibt es mir immer, daß der junge Kuckuck auch von solchen Vögeln gefüttert wird, die ihn nicht gebrütet und erzogen.“

„„Es ist freilich ein Wunder,““ erwiederte ich; „„doch giebt es wohl etwas Analoges. Ja ich ahne in dieser Richtung sogar ein großes Gesetz, das tief durch die ganze Natur geht.

Ich hatte einen jungen Hänfling gefangen, der schon zu groß war, um sich von Menschen füttern zu lassen, aber noch zu jung, um allein zu fressen. Ich gab mir mit ihm einen halben Tag viel Mühe; da er aber durchaus nichts annehmen wollte, so setzte ich ihn zu einem alten Hänfling hinein, einem guten Sänger, den ich schon seit Jahr und Tag im Käfig gehabt und der außen vor meinem Fenster hing. Ich dachte: wenn der Junge sieht wie der Alte frißt, so wird er vielleicht auch ans Futter gehen und es ihm nachmachen. Er that aber nicht so, sondern er öffnete seinen Schnabel gegen den Alten und bewegte mit bittenden Tönen die Flügel gegen ihn, worauf denn der alte Hänfling sich seiner sogleich erbarmte und ihn als Kind annahm und ihn fütterte, als wäre es sein eigenes.

Ferner brachte man mir eine graue Grasmücke und drei Junge, die ich zuſammen in einen großen Käfig that, und die die Alte fütterte. Am andern Tage brachte man mir zwei bereits ausgeflogene junge Nachtigallen, die ich auch zu der Grasmücke that und die von ihr gleichfalls adoptirt und gefüttert wurden. Darauf nach einigen Tagen ſetzte ich noch ein Neſt mit beinahe flüggen jungen Müllerchen hinein, und ferner noch ein Neſt mit fünf jungen Plattmönchen. Dieſe alle nahm die Grasmücke an und fütterte ſie und ſorgte für ſie als treue Mutter. Sie hatte immer den Schnabel voll Ameiſeneier und war bald in der einen Ecke des geräumigen Käfigs und bald in der andern, und wo nur immer eine hungrige Kehle ſich öffnete, da war ſie da. Ja noch mehr! Auch das eine indeß herangewachſene Junge der Grasmücke fing an einige der Kleineren zu füttern, zwar noch ſpielend und etwas kinderhaft, aber doch ſchon mit entſchiedenem Triebe, es der trefflichen Mutter nachzuthun.“

„Da ſtehen wir allerdings vor etwas Göttlichem,“ ſagte Goethe, „das mich in ein freudiges Erſtaunen ſetzt. Wäre es wirklich daß dieſes Füttern eines Fremden als etwas Allgemein-Geſetzliches durch die Natur ginge, ſo wäre damit manches Räthſel gelöſt, und man könnte mit Überzeugung ſagen, daß Gott ſich der verwaiſten jungen Raben erbarme, die ihn anrufen.“

„„Etwas Allgemein-Geſetzliches,““ erwiederte ich, „ſcheint es allerdings zu ſein; denn ich habe auch im

wilden Zuſtande dieſes hilfreiche Füttern und dieſes Erbarmen gegen Verlaſſene beobachtet.

Ich hatte im vorigen Sommer in der Nähe von Tiefurt zwei junge Zaunkönige gefangen, die wahrſcheinlich erſt ganz kürzlich ihr Neſt verlaſſen hatten, denn ſie ſaßen in einem Buſch auf einem Zweige nebſt ſieben Geſchwiſtern in einer Reihe und ließen ſich von ihren Alten füttern. Ich nahm die jungen Vögel in mein ſeidenes Taſchentuch und ging in der Richtung nach Weimar bis ans Schießhaus, dann rechts nach der Wieſe an der Ilm hinunter und an dem Badeplatz vorüber, und dann wieder links in das kleine Gehölz. Hier, dachte ich, haſt du Ruhe, um einmal nach deinen Zaunkönigen zu ſehen. Als ich aber das Tuch öffnete, entſchlüpften ſie mir beide und waren ſogleich im Gebüſch und Graſe verſchwunden, ſodaß mein Suchen nach ihnen vergebens war. Am dritten Tage kam ich zufällig wieder an dieſelbige Stelle, und da ich die Locktöne eines Rothkehlchen hörte, ſo vermuthete ich ein Neſt in der Nähe, welches ich nach einigem Umherſpähen auch wirklich fand. Wie groß war aber mein Erſtaunen, als ich in dieſem Neſt neben beinahe flüggen jungen Rothkehlchen auch meine beiden jungen Zaunkönige fand, die ſich hier ganz gemüthlich untergethan hatten und ſich von den alten Rothkehlchen füttern ließen. Ich war im hohen Grade glücklich über dieſen höchſt merkwürdigen Fund. Da ihr ſo klug ſeid, dachte ich bei mir ſelber, und euch ſo hübſch habt zu

helfen gewußt, und da auch die guten Rothkehlchen ſich euerer ſo hilfreich angenommen, ſo bin ich weit entfernt ſo gaſtfreundliche Verhältniſſe zu ſtören, im Gegentheil wünſche ich euch das allerbeſte Gedeihen.""

„Das iſt eine der beſten ornithologiſchen Geſchichten, die mir je zu Ohren gekommen," ſagte Goethe. „Stoßen Sie an, Sie ſollen leben, und Ihre glücklichen Beobachtungen mit! Wer das hört und nicht an Gott glaubt, dem helfen nicht Moſes und die Propheten. Das iſt es nun, was ich die Allgegenwart Gottes nenne, der einen Theil ſeiner unendlichen Liebe überall verbreitet und eingepflanzt hat und ſchon im Thiere dasjenige als Knospe andeutet, was im edeln Menſchen zur ſchönſten Blüthe kommt. Fahren Sie ja in Ihren Studien und Ihren Beobachtungen fort! Sie ſcheinen darin ein beſonderes Glück zu haben und können noch ferner zu ganz unſchätzbaren Reſultaten kommen."

Indeß wir nun ſo an unſerm Tiſche in freier Natur uns über gute und tiefe Dinge unterhielten, neigte ſich die Sonne den Gipfeln der weſtlichen Hügel zu, und Goethe fand es an der Zeit, unſern Rückweg anzutreten. Wir fuhren raſch durch Jena, und nachdem wir im Bären bezahlt und noch einen kurzen Beſuch bei Frommann's gemacht, ging es im ſcharfen Trabe nach Weimar.

1133.

1827, 18. October.

Abendgesellschaft bei Goethe.

Hegel ist hier, den Goethe persönlich sehr hoch schätzt, wenn auch einige seiner Philosophie entsprossenen Früchte ihm nicht sonderlich munden wollen. Goethe gab ihm zu Ehren diesen Abend einen Thee, wobei auch Zelter gegenwärtig, der aber noch diese Nacht wieder abzureisen im Sinne hatte.

Man sprach sehr viel über Hamann, wobei besonders Hegel das Wort führte und über jenen außerordentlichen Geist so gründliche Ansichten entwickelte, wie sie nur aus dem ernstesten und gewissenhaftesten Studium des Gegenstandes hervorgehen konnten.

Sodann wendete sich das Gespräch auf das Wesen der Dialektik. „„Es ist im Grunde nichts weiter,““ sagte Hegel, „„als der geregelte, methodisch ausgebildete Widerspruchsgeist, der jedem Menschen inwohnt, und welche Gabe sich groß erweist in Unterscheidung des Wahren vom Falschen.““

„Wenn nur,“ fiel Goethe ein, „solche geistige Künste und Gewandtheiten nicht häufig gemißbraucht und dazu verwendet würden, um das Falsche wahr und das Wahre falsch zu machen!“

„„Dergleichen geschieht wohl,““ erwiederte Hegel; „„aber nur von Leuten, die geistig krank sind.““

„Da lobe ich mir,“ sagte Goethe, „das Studium

der Natur, das eine ſolche Krankheit nicht aufkommen läßt! Denn hier haben wir es mit dem unendlich und ewig Wahren zu thun, das jeden, der nicht durchaus rein und ehrlich bei Beobachtung und Behandlung ſeines Gegenſtandes verfährt, ſogleich als unzulänglich verwirft. Auch bin ich gewiß, daß mancher dialektiſch Kranke im Studium der Natur eine wohlthätige Heilung finden könnte."

Wir waren noch im beſten Geſpräch und in der heiterſten Unterhaltung, als Zelter aufſtand und, ohne ein Wort zu ſagen, hinausging. Wir wußten, es that ihm leid von Goethen Abſchied zu nehmen, und daß er dieſen zarten Ausweg wähle, um über einen ſchmerzlichen Moment hinwegzukommen.

1134.

1827, October.

Mit Johann Andreas Stumpff.

Als ich Goethe im October des Jahres 1827 einen zweiten Beſuch abzuſtatten die Ehre hatte, ſo empfing er mich als einen Freund und ſagte mir, daß es ihm ſehr angenehm ſein würde, wenn ich ihn jeden Abend beſuchen wolle, ſo lange ich in Weimar verharren würde. Dies war mir ſehr erwünſcht; ich mußte ihm viel von London, beſonders von den dort lebenden Künſtlern, Bildhauern und Malern erzählen und die Namen der vorzüglichſten nennen, welche er ſich notirte. Unter

anderem fragte mich Goethe: „Womit beschäftigen Sie sich denn in Ihren Erholungsstunden in London?“ Über diese Frage war ich etwas verlegen, doch ich antwortete rasch: Dann reite ich mein Steckenpferd. Goethe schien verwundert über meine Antwort und fragte: „Darf man wohl wissen, was das Ihrige ist?“ Ich bat um die Erlaubniß bemerken zu dürfen, daß man in keinem Lande der Welt mehr darauf bedacht sei mit Maschinen zu arbeiten, als in England, und daß diejenigen, die sich solche anschaffen und im Gange erhalten könnten, sich große Reichthümer erwerben könnten; ich habe mir deshalb, da Tausende darauf bedacht sind, auf diese Art ihr Glück zu machen, und da deshalb fast nichts als Maschinen vor Augen sehe, vor kurzem die Dampfmaschine zum Gegenstand eines Gedichts ‚Der Kampf der Elemente‘ gemacht. Goethe schien erstaunt zu sein und wünschte diesen poetischen Versuch zu sehen. Ich überreichte denselben am folgenden Tage. Goethe ersuchte mich, das Gedicht selbst zu lesen; er stand neben mir ganz aufrecht, mit voller Aufmerksamkeit zuhorchend, ich las daher ohne Furcht und hob die kräftigsten Stellen hervor, Goethe klopfte mich mehrere Male auf den Arm und sagte: „Gut, gut! Das ist brav! Haben Sie die Güte mir das Gedicht zu lassen;“ und fügte hinzu: „Haben Sie mehr solche Verse geschrieben?“ O ja, Excellenz! — antwortete ich — aber ich habe sie niemandem gezeigt aus Furcht, man möchte darüber spötteln. „Nein,

mein Freund!“ ſagte Goethe; „ſchicken Sie mir Ihre Verſuche zu: es liegt ein unbebautes Feld in Ihrer Bruſt, und es iſt Pflicht, ſolches zu bebauen. — Da ich Sie, mein werther Landsmann, in den Zirkel meiner Freunde aufgenommen, ſo werde ich Ihnen einen Maler auf den Hals ſchicken und Ihr Bild meinem Stammbuch einverleiben, welches aus den Portraits meiner Freunde zuſammengeſetzt iſt, die ich nicht ſelten muſtere, um ſo im Geiſte alle, die mir auf Erden ſchätzbar waren, die Dahingeſchiedenen und die durch große Entfernungen Getrennten, zu ſehen.“*)

1135.

1827, 18. November.

Mit Guſtav Stickel

Es war damals Brauch, daß die an der Univerſität ſich Habilitirenden ihre Inauguraldiſſertation den Herren Miniſtern in Weimar perſönlich überreichten. So that ich es auch mit der meinigen über die erhabene Theophonie, den hochfliegenden Hymnus in Habakuks drittem Capitel. Ein Brief von Knebel an Goethe begleitete mich. Auf meine Anmeldung brachte der Bediente die Antwort, Se. Excellenz ſei mit ſeiner mineralogiſchen Sammlung beſchäftigt. Ich gab meinen

*) [Von Stumpff's in Nr. 5 des „Chaos“ von 1831 abgedrucktem Gedicht „Der Kampf der Elemente“ hat Goethe die Zeilen 4, 10, 19, 20 und 27 abgeändert.]

Brief, den ich eigenhändig abzugeben gedacht hatte, an den Diener ab und wurde nun zu Goethe hinauf beſchieden. . . . . Da öffnete ſich die Thür und der Dichterfürſt trat in ruhiger Würde herein. Eine geborene Majeſtät, wenn auch nicht von ſo hoher Geſtalt, wie ſie ſich von dem geiſtig Großen meine jugendliche Phantaſie gebildet hatte. Unwillkürlich verneigte ich mich ſo tief, wie ſonſt noch vor keinem Sterblichen; eine innere Gewalt beugte mich nieder.

Nachdem Goethe mich auf dem Sopha neben ſich hatte niederſetzen laſſen, knüpfte er eine Unterhaltung an, aus der mir nur erinnerlich iſt, daß ich meiner Beſorgniß Ausdruck gab wegen der damaligen Zeitſtrömung und der Tendenzen in der theologiſchen Welt. Es begann die Reaction gegen den herrſchenden Rationalismus. Man hatte in Halle die Vorleſungen von Geſenius und Wegſcheider behorchen laſſen, auf Grund von ſtudentiſchen Collegienheften wurden die beiden zu amtlicher Verantwortung gezogen, und die Gefahr, daß ſie vom akademiſchen Lehrſtuhl verdrängt werden ſollten, ſchien ſo bedrohlich, daß in Jena Schott und Baumgarten-Cruſius, wenn ich nicht irre, von Berlin aus Schleiermacher und noch andere Profeſſoren von anderwärts zum Schutz und zur Vertheidigung einer freiern Theologie in Brochuren ſich vernehmen ließen. Unter dem Eindruck ſolcher Vorgänge waren mir jene Beſorgniſſe auf die Lippen gekommen. — „Laſſen Sie das gut ſein!“ hob Goethe an; „Der Menſch.

hatte Wilhelm bemerkt, daß es für jeden eine besondere Art von Gruß hatte. Ihn grüßte sie, seit einiger Zeit, mit über die Brust geschlagenen Armen. Manche Tage war sie ganz stumm, zu Zeiten antwortete sie mehr auf verschiedene Fragen, immer sonderbar, doch so, daß man nicht unterscheiden konnte, ob es Witz oder Unkenntniß der Sprache war, indem sie ein gebrochnes mit französisch und italienisch durchflochtenes Deutsch sprach. In seinem Dienste war das Kind unermüdet, und früh mit der Sonne auf; es verlor sich dagegen Abends zeitig, schlief in einer Kammer auf der nackten Erde, und war durch nichts zu bewegen, ein Bette oder einen Strohsack anzunehmen. Er fand sie oft, daß sie sich wusch. Auch ihre Kleider waren reinlich, obgleich alles fast doppelt und dreyfach an ihr geflickt war. Man sagte Wilhelmen auch, daß sie alle Morgen

der einer guten Sache dient, wohnt in einer festen Burg."

Hiernach erzählte er von dem Religionsunterricht, den er in seiner Jugend erhalten habe in den starren dogmatischen Formeln, die keinem guten Kopf zusagen und befriedigen konnten. „Da habe ich" — fügte er hinzu — erst gar manche Schale brechen müssen, bis ich zum Kern durchgedrungen bin." — Als er mich dann entließ, lud er mich ein, künftig bei meiner Anwesenheit in Weimar in seinem „Hause einzusprechen."

1136.

1827.

Mit Johann Karl Bertram Stüve u. a.

Als mich [F. J. Frommann] 1827 mein Universitätsfreund Stüve, damals noch Advocat in Osnabrück, besucht hatte, begleitete ich ihn bei seiner Rückreise bis Weimar und frug Vormittag bei Goethe an, wann ich mit ihm kommen dürfte. Er bestellte uns um 3 Uhr. Da fanden wir ihn im langen Zimmer, vor dessen Thüre Salve eingelegt ist, am Tische, auf dem die Weinflasche und Gläser standen. Er schenkte ein und fing nun an zu fragen (denn Osnabrück interessirte ihn, weil er es ja aus Möser kannte) nach der Stadtverfassung, Handel und Gewerben, bäuerlichen Verhältnissen, Ackerbau, Geognosie u. s. w. Je prompter und bündiger nun auf alles die Antworten des jungen

Mannes erfolgten, deſto eifriger frug der alte Herr drauflos. Es war eine Luſt, die beiden zu hören und anzuſehen, wie ſie ſich gegenüberſaßen. Endlich kam er wieder auf den Anfang zurück und ſagte: „Alſo Sie ſind Advocat, d. h. einer der aus jeder Sache etwas zu machen weiß?“ — „„Entſchuldigen Excellenz —““ — „Recht ſo! ein Advocat darf nie etwas zugeben.“

1137.

1827.

Mit Förſter nebſt Familie u. a.

Ich fand Goethe an den Augen leidend; er trug bei Tage einen Schirm von grüner Seide, um ſich gegen blendendes Sonnenlicht zu ſchützen, was die Weinranken im kleinen Garten an ſeinem Hauſe in der Stadt nur ſpärlich durch die kleinen Fenſterſcheiben ſeines Arbeitszimmers einfallen ließen. Am Abend ſchützte er ſich gegen das Lampenlicht durch einen vorgeſetzten Schirm. Er zeigte uns einige Schirme, welche kunſtgeübte Hände der Freundinnen nach den von ihm getuſchten Zeichnungen in dunkles Pergament radirt hatten. Es waren Mondſcheinlandſchaften, und er war ſo gütig, meiner Frau, welche ihm durch Vortrag mehrerer ſeiner, von Zelter neuerdings componirten Lieder die Abende verkürzte, zwei von ihm getuſchte Landſchaften griechiſcher Tempel bei Mondbeleuchtung zu ſchenken. Von jenen Compoſitionen gefielen ihm zumeiſt zwei Lieder: „Ich

ging im Walde so für mich hin“ und „Um Mitternacht ging ich nicht eben gerne.“ Als meine Frau das erste Lied unter der, in Zelter's Liederhefte befindlichen Überschrift „Auch mein Sinn“ citirte, erklärte Goethe: er erinnere sich keines seiner Gedichte mit dieser Überschrift. Als er darauf in dem gedruckten Hefte sein Lied fand, bemerkte er lächend: „Da hat mein guter Zelter, wie er es öfter gethan, mein Lied umgetauft; der ihm von mir gegebene Name heißt: „Gefunden.“ “

Bei diesem Besuche stellte ich Goethen meinen Pflegesohn, den zu der Zeit für ein musikalisches Wunderkind geltenden, sieben Jahr alten Karl Eckert vor, der sich später als Liedercomponist, als Begleiter der Gräfin Sonntag-Rossi, als Director der kaiserlichen Oper in Wien und als Hofkapellmeister in Stuttgart einen ehrenvollen Ruf erworben hat. Der Knabe, welcher bereits in seinem fünften Jahre freie Phantasien auf dem Flügel spielte, hatte den „Erlkönig“ componirt, und meine Frau sang die Romanze von dem Knaben begleitet eines Nachmittags in dem bei Goethe versammelten Freundeskreise vor. Goethe belobte den Knaben, unterhielt sich eingehend mit ihm, fragte ihn, ob er andere Compositionen kenne und welche ihm vorzüglich gefalle. Damals war die geniale, weltberühmte Composition Schubert's noch nicht vorhanden.*) Mein kleiner

*) Doch! Schon seit 1816.

Componiſt ſagte: er kenne nur die Compoſitionen von Reichardt und Leonhard Klein, die ihm aber nicht gefallen wollten, weil ſie den Erlkönig ſo ſehr grauſlich ſingen ließen. Wenn, meinte er, der Erlkönig ſo tief brumme, dann würde der Knabe ſich fürchten; der Erlkönig müſſe den Knaben durch ſeinen Geſang zu verlocken ſuchen. Goethe äußerte ſich hiermit einverſtanden und ſagte zu Hummel, welcher dem Knaben mit Aufmerkſamkeit und Theilnahme zugehört hatte: „Meinen Sie nicht, lieber Hummel, daß der Knabe das Richtige getroffen hat?“ Der Kapellmeiſter ſprach ſich zuſtimmend aus, wie er ſich überhaupt liebevoll und anerkennend über das Talent des jungen Componiſten äußerte. „Wir müſſen ſchon zugeben, daß der Knabe das Richtige getroffen hat,“ bemerkte Goethe, und ihm freundlich die Wange ſtreichelnd fügte er hinzu: „Du mußt ja am beſten wiſſen, wie ſo einem Bürſchchen, das der Vater zur Nachtzeit vor ſich auf dem Pferde in den Armen hält, zumuthe iſt, wenn der Erlkönig ihn verlockt. Außerdem aber müſſen wir auch zugeben, daß der Erlkönig als ein Geiſterkönig jede beliebige Stimme annehmen und nach ſeinem Gefallen erſt ſanft und einſchmeichelnd, und dann wieder drohend und zornig ſingen kann.“

Hummel forderte den Knaben auf, mit ihm vierhändig auf dem Flügel zu phantaſiren, wo ſie abwechſelnd Themas angaben. Goethe hörte mit lebhaftem Antheil zu, und nachdem er dem Knaben aufmunternd

geſagt: er möge gute Freundſchaft mit Zelter und ſeinem jungen Freunde Felix Mendelsſohn halten, äußerte er gegen Hummel die bedeutſamen Worte: „Urſprüngliches Talent, das iſt Waſſer auf meine Mühle.“

1138.

1827.

Mit Johann Karl Ulrich Bähr und Otto Wagner.

Im Jahre 1827 kamen mit einem Empfehlungsſchreiben von Tieck die beiden jungen Maler Bähr und Wagner auf einer Reiſe nach Italien begriffen nach Weimar. Zu beſcheiden, um perſönlich Goethe behelligen zu wollen, gedachten ſie eigentlich Tieck's Schreiben, dem noch ein Päckchen beigefügt war, einfach abzugeben, wurden aber von einem jungen Manne — vielleicht Eckermann — genöthigt, ſich melden zu laſſen. Goethe empfing ſie in ſeinem Gartenhaus freundlich und wandte das Geſpräch gleich auf Dresdner Kunſtverhältniſſe; er äußerte ſich günſtig über die Schule Matthäi's, unter dem ſich Bähr zum Geſchichtsmaler gebildet hatte, und frug dann, ob es gegründet ſei, daß die Sixtiniſche Madonna durch Palmaroli's Reſtauration verdorben worden ſei. Bähr erwiederte: „Ew. Excellenz können ſich darüber beruhigen; Matthäi hat ſchon dafür geſorgt, daß es nicht geſchah.“ Er ſetzte hierauf auseinander, wie allerdings Palmaroli's Art,

die Farben tupfweiſe aufzuſetzen, eine ſtörende Wirkung hervorbrächte, doch habe Matthäi dieſes Verfahren nicht geduldet, und wenn ſchon die an der Madonna erneuerten Stellen erkennbar ſeien, ſo ſeien ſie doch nicht häßlich, wie es die vorher in dem Gemälde befindlichen ſchwarzen Flecken geweſen.

Beim Abſchied war Bähr ſo bewegt, daß er die ihm gereichte Hand Goethes küßte. Dieſer legte dann ſeine Hände den Künſtlern auf's Haupt, ſie zur Reiſe ſegnend.

1139.

1827.

Mit Riemer.

„Der Geiſt des Wirklichen iſt das wahre Ideelle."

1140.

1827 oder 1828*).

Mit v. Müller u. a.

Nach Tiſche traf ich bei Goethe Profeſſor Heinroth von Leipzig, Frommann, Vogel, Riemer und Zahn, der zugleich Abſchied nahm. Nach kurzer Friſt fuhr

*) [Dieſes Stück aus „Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich v. Müller" iſt ein unerklärtes Räthſel. Das Datum, unter welchem es ſteht — 16. Auguſt 1828 — iſt falſch, da Goethe damals in Dornburg war und an dieſem Tage nicht mit v. Müller zuſammentraf; die darin erwähnte Verabſchiedung Zahn's weiſt auf Mitte September 1827; die Erwähnung von

ich mit Goethe spazieren, gegen Süßenborn zu. Ich unterhielt ihn von Carlyle's Aufsatz über den Character seiner Schriften. Er erzählte wie er diesem wackern Mann kürzlich ein „Schwänchen“ überschickt, nämlich seine Taschenausgabe, den Faust, die Medaille, Kupferstich, eine eiserne Busennadel für die Frau ꝛc. Diese Art Menschen, sagte er, wie wir auch an Bracebridges [in Bracebridge-Hall von W. Irving] sehen, führen ein viel innigeres, zusammengenommeneres Leben, als wir in unserer Zerstreuung; sie sind wie mitten im Weltmeere auf einem engen Kahn vereint, unbekümmert um das Getobe und Gebrause um sie her.

Von Bonstetten hatte Goethe kürzlich einen herzlichen Brief bekommen, den er mir zu zeigen versprach.

Als wir bei einem neuen Gebäude vorüber fuhren, das ihm mißfiel, äußerte er: „Meine Lehre ist von jeher diese: Fehler kann man begehen, wie man will, nur baue man sie nicht auf. Kein Beichtvater kann von solchen Bausünden jemals absolviren.“

Ein Student aus Berlin, nach Paris reisend, war bei ihm diesen Nachmittag eingesprochen und sofort angenommen worden. „Ich sehe solche Leute gern, man

Carlyle's Aufsatz aber auf Anfang 1828. Der Herausgeber der „Unterhaltungen“, Herr Dr. Burkhardt, erinnert sich auch bei der unterm 16. August 1828 aufgeführten eine Berichtigung vorgenommen zu haben, war aber nicht imstande, Näheres anzugeben, da er die Handschrift seines Buchs dem Goethe-Archiv überlassen hatte. Von Seiten dieses Archivs wurde mir die Mittheilung des berichtigten Datums verweigert.]

thut dabei einen Blick in die weite Welt hinaus und hat die behagliche Empfindung, nicht selbst reisen zu müssen."

Darauf Manzoni's gedenkend: „Wäre ich jünger, so hätte ich sogleich die Sposi promessi à la Cellini bearbeitet. Beim Übersetzen muß man sich nur ja nicht in unmittelbaren Kampf mit der fremden Sprache einlassen. Man muß bis an das Unübersetzbare herangehen und dieses respectiren; denn darin liegt eben der Werth und der Character einer jeden Sprache."

Und als ich ihm von Graf Reinhard's Reise nach Norwegen erzählte, rief er aus: „Welche Verwegenheit für einen Mann seines Alters! Doch was einer ausführen kann, das darf er auch unternehmen."

1141.

1828, Januar oder Februar.

Mit Karl von Holtei.

a.

So begab es sich denn, daß er [Goethe] mich einmal nach dem Mittagsessen in eine Fensterbrüstung manoeuvrirte und in seiner eigenthümlichen unbeschreiblichen Manier also sprach: „Nun, Sie haben sich ja bisher [beim Vorlesen von Dramen] recht brav gehalten, wie ich hörte. Sie müssen sich nicht wundern, daß ich Sie noch nicht gebeten habe, mir Ihre Sachen vorzumachen; ich habe Gründe dazu. Ihnen wird nicht fremd sein, daß wir zu unserer

Zeit uns auch mit dergleichen beschäftigt und viel darüber gedacht haben; nun hat man sich denn seine Ansichten über Declamation, Recitation, theatralischen Vortrag und besonders über die scharfen Unterscheidungen, die den Vorleser von Darsteller trennen, festgestellt, und da kommen denn die jungen Leute und werfen das alles über den Haufen. Nun, das ist ja recht schön! aber von uns Alten könnt Ihr nicht verlangen, daß wir sogleich ohne weiteres nachgeben sollen. Also ich sehe nur zwei Auswege: entweder Sie gewinnen mich für Ihre Künste — dann zwingen Sie mich, auf's neue darüber zu denken, und das würde mich stören; denn wir haben noch viel zu thun; oder es gelingt Ihnen nicht, mich irre zu machen und Sie befriedigen mich nicht — dann hätten wir beide keine Freude davon. Also denk ich, es sei besser, es bleibt, wie es ist. — Nun, wie gefällt es Ihnen in Weimar? Nicht wahr, es stickt (sic!) viel Bildung in dem Orte? Wir haben denn auch wohl das unsere dazu gethan."

„„Ew. Excellenz!"" sagte ich fest; denn jetzt wollte ich doch etwas Positives mitnehmen: „„ich soll morgen, die zu ‚Faust' gehörige ‚Helena' vorlesen: ich habe mir zwar alle Mühe damit gegeben, aber alles verstehe ich doch nicht. Möchten Sie mir nicht z. B. erklären, was eigentlich damit gemeint sei, wenn Faust an Helena's Seite die Landgebiete an einzelne Heerführer vertheilt? Ob eine bestimmte Andeutung. —"" Er

ließ mich nicht ausreden, sondern unterbrach mich sehr freundlich: „Ja, ja, ihr guten Kinder! wenn Ihr nur nicht so dumm wäret!“ Hierauf ließ er mich stehen.

b.

Seine [Goethes] Pietät für Schiller war eine so innerlich tiefe, daß man davon wahrhaft ergriffen werden mußte. Ich hatte, als über ‚Egmont‘ gesprochen wurde, einst die Bearbeitung, die Schiller für's Theater unternommen, zu tadeln gewagt und mein Erstaunen geäußert, daß sie noch immer auf der Weimarischen Bühne gelte. Den Blick des Alten werd' ich nie vergessen, mit dem er mich anblitzte und fast grimmig sagte: „Was wißt Ihr, Kinder! Das hat unser großer Freund besser verstanden, als wir.“

1142.

1828, Anfang März(?).

Mit Johanna Schopenhauer geb. Trosiener.

Hier, caro amico [v. Holtei] das Opus der Voigt [Lebensgeschichte der Caroline Kummerfeld geb. Schulz]... Die darin vorkommenden Geschichten sind toll genug; „Stella“ verbürgt sich für die Wahrheit derselben, und ich, die ich die kleine, alte, sehr rechtliche Heldin noch persönlich gekannt habe, möchte es ebenfalls thun. Goethe hat mir erzählt, daß sie damals wirklich Furore ge-

ganz früh in die Messe gehe, wohin er ihr einmal folgte, und sie in der Ecke der Kirche mit dem Rosenkranze knien und andächtig beten sah. Sie bemerkte ihn nicht, er ging nach Hause, machte sich vielerley Gedanken über diese Gestalt, und konnte sich bey ihr nichts bestimmtes denken.

Neues Andringen Melinas um eine Summe Geldes, zur Auslösung der mehr erwähnten Theatergeräthschaften, bestimmte Wilhelmen noch mehr, an seine Abreise zu denken. Er wollte den Seinigen, die lange nichts von ihm gehört hatten, noch mit dem heutigen Posttage schreiben, er fing auch wirklich einen Brief an Wernern an, und war mit Erzählung seiner Abenteuer, wobey er, ohne es selbst zu bemerken, sich mehrmal von der Wahrheit entfernt hatte, schon ziemlich weit gekommen, als er, zu seinem Verdruß, auf der hintern Seite des Briefblatts schon eini-

macht, und wie er als Student zum Sterben in ſie verliebt geweſen und ſich im Leipziger Parterre die Hände faſt wund geklatſcht habe, wenn ſie in dem Weiße'ſchen Trauerſpiel als Julia auftrat und in der Scene, ehe ſie den Trank nimmt, die Ottern und Schlangen und Kröten von ihrem weißatlaßnen Reifrock herunterſchlenkerte, die ſie in ihrer Phantaſie daran heraufkriechen ſah.

1143.

1828, 6. März.

Mit v. Müller und Meyer.

Ich traf gegen 4 Uhr Hofrath Meyer bei Goethe an. Letzterer war ſehr munter, ja aufgeregt; wie ein Gewitter bei heiterm Himmel ſuchte er ſich ſeiner Kraftfülle durch geiſtige Blitze und Donnerſchläge zu entledigen. Knebeln über Meteorologie conſultiren, äußerte Goethe, heiße den Barometer über den Barometer befragen. Voltaire habe geſagt, die Erde ſei eine alte Coquette, die ſich jung zu machen ſtrebe. Die Atmoſphäre ſei auch ſo eine Coquette, die eine zeitlang geregelten Gang affectire, aber bald ſich dem erſten beſten Wind preis gebe.

Daß man über Wellington's Omnipotenz als Premier-Miniſter jetzt ſchelte, ſei abſurd; man ſollte froh ſein, daß er endlich ſeinen rechten Platz eingenommen; wer Indien und Napoleon beſiegt habe, möge

wohl mit Recht über eine lumpige Inſel herrſchen. Wer die höchſte Gewalt beſitze, habe Recht, ehrfurchtsvoll müſſe man ſich vor ihm beugen. „Ich bin nicht ſo alt geworden, um mich um die Weltgeſchichte zu bekümmern, die das Abſurdeſte iſt, was es giebt; ob dieſer oder jener ſtirbt, dieſes oder jenes Volk untergeht iſt mir einerlei; ich wäre ein Thor, mich darum zu bekümmern.

Wenn Alexander Humboldt und die andern Plutoniſten mir's zu toll machen, werde ich ſie ſchändlich blamiren; ſchon zimmere ich Xenien genug im Stillen gegen ſie; die Nachwelt ſoll wiſſen, daß doch wenigſtens ein geſcheidter Mann in unſerm Zeitalter gelebt hat, der jene Abſurditäten durchſchaute. Ich finde immer mehr, daß man es mit der Minorität, die ſtets die geſcheidtere iſt, halten muß."

Als Meyer fragte, was es denn eigentlich heißen wolle, Plutoniſt oder Neptuniſt, ſagte Goethe: „O danket Gott, daß Ihr nichts davon wißt, ich kann es auch nicht ſagen, man könnte ſchon wahnſinnig werden, es nur auseinander zu ſetzen. Ohnehin bedeutet ſolch' ein Parteiname ſpäterhin nichts mehr, löſt ſich in Rauch auf; die Leute wiſſen ſchon jetzt nicht mehr, was ſie damit bezeichnen wollen. Ihr müßt verzeihen, wenn ich grob bin, ich ſchreibe jetzt eben in den Wanderjahren an der Rolle des Jarno, da ſpiele ich eine Weile auch im Leben den Grobian fort.

Was ſoll es nur hier in Weimar mit dem Wit-

Döring werden? Man wird es schon bereuen, ihn hier zu haben; in seinen Memoiren ist kein Funke Geist. Er ist zum steten Gefängniß von der Natur bestimmt; darin spielt er seine Streiche. Wär' ich Fürst, ich ließ ihn gleich wieder verhaften, damit er in sein Element zurück käme. Gesehen und gesprochen hab' ich ihn wohl einmal, warum nicht? als Phänomen; aber ich wäre ein Lump, wenn ich ihn zum zweiten Male sähe.

Der Großherzog ergötzt sich an seinem Hiersein, um einmal wieder sich an einer Gefahr zu laben, um einmal wieder einen zahmen Wolf zu haben, der unter seinen Hunden und Schafen herum renommire.

Der Kerl hat meine Abschiedsformel an ihn: „Sie haben selbst drucken lassen, daß Sie verführerisch seien und daß man sich nicht zu viel mit Ihnen einlassen müsse," günstig für sich gedeutet; das macht mir Spaß. Nun er erregt doch; darauf kommt Alles an, sei es durch Haß oder Liebe. Man muß nur immer sorgen erregt zu werden, um gegen die Depression anzukämpfen. Das ist auch bei jetziger deprimirender Witterung der beste medicinische Rath. Wer mit mir umgehen will, muß zuweilen auch meine Grobianslaune zugeben, ertragen, wie eines andern Schwachheit oder Steckenpferd. Der alte Meyer ist klug, sehr klug; aber er geht nur nicht heraus, widerspricht mir nicht, das ist fatal. Ich bin sicher, im Innern ist er noch zehnmal zum

Schimpfen geneigter als ich und hält mich noch für ein ſchwaches Licht. Er ſollte nur aufpoltern und donnern, das gäbe ein prächtiges Schauſpiel."

1144.

1828, 11. März.

Mit Eckermann.

Ich bin ſeit mehreren Wochen nicht ganz wohl. Ich ſchlafe ſchlecht, und zwar in den unruhigſten Träumen vom Abend bis zum Morgen, wo ich mich in ſehr verſchiedenartigen Zuſtänden ſehe, allerlei Geſpräche mit bekannten und unbekannten Perſonen führe, mich herumſtreite und zanke, und zwar alles ſo lebendig, daß ich mir jeder Einzelheit am andern Morgen noch deutlich bewußt bin. Dieſes Traumleben aber zehrt von den Kräften meines Gehirns, ſodaß ich mich am Tage ſchlaff und abgeſpannt fühle, zu jeder geiſtigen Thätigkeit ohne Luſt und Gedanken.

Ich hatte Goethen wiederholt meinen Zuſtand geklagt, und er hatte mich wiederholt getrieben, mich doch meinem Arzte zu vertrauen. „Was Euch fehlt," ſagte er, „iſt gewiß nicht der Mühe werth, wahrſcheinlich nichts als eine kleine Stockung, die durch einige Gläſer Mineralwaſſer oder ein wenig Salz zu heben iſt. Aber laßt es nicht länger ſo fortſchleudern, ſondern thut dazu!"

Goethe mochte ganz recht haben, und ich ſagte mir

ſelber, daß er recht habe; allein jene Unentſchloſſenheit und Unluſt wirkte auch in dieſem Falle, und ich ließ wiederum unruhige Nächte und ſchlechte Tage verſtreichen, ohne das mindeſte zur Abſtellung meines Übels zu thun.

Als ich nun heute nach Tiſche abermals nicht ganz frei und heiter vor Goethe erſchien, riß ihm die Geduld, und er konnte nicht umhin mich ironiſch anzulächeln und mich ein wenig zu verhöhnen.

„Ihr ſeid der zweite Shandy," ſagte er, „der Vater jenes berühmten Triſtram, den ein halbes Leben eine knarrende Thür ärgerte und der nicht zu dem Entſchluß kommen konnte, ſeinen täglichen Verdruß durch ein paar Tropfen Öl zu beſeitigen.

Aber ſo iſt's mit uns allen! Des Menſchen Verdüſterungen und Erleuchtungen machen ſein Schickſal! Es thäte uns noth, daß der Dämon uns täglich am Gängelbande führte und uns ſagte und triebe, was immer zu thun ſei. Aber der gute Geiſt verläßt uns, und wir ſind ſchlaff und tappen im Dunkeln.

Da war Napoleon ein Kerl! Immer erleuchtet, immer klar und entſchieden, und zu jeder Stunde mit der hinreichenden Energie begabt, um das, was er als vortheilhaft und nothwendig erkannt hatte, ſogleich ins Werk zu ſetzen. Sein Leben war das Schreiten eines Halbgottes von Schlacht zu Schlacht und von Sieg zu Sieg. Von ihm könnte man ſehr wohl ſagen, daß er ſich in dem Zuſtande einer fortwährenden Erleuchtung

erfunden; weshalb auch sein Geschick ein so glänzendes war, wie es die Welt vor ihm nicht sah und vielleicht auch nach ihm nicht sehen wird.

Ja, ja, mein Guter, das war ein Kerl, dem wir es freilich nicht nachmachen können!"

Goethe schritt im Zimmer auf und ab. Ich hatte mich an den Tisch gesetzt, der zwar bereits abgeräumt war, aber auf dem sich noch einige Reste Wein befanden nebst einigem Biskuit und Früchten.

Goethe schenkte mir ein und nöthigte mich, von beiden etwas zu genießen. „Sie haben zwar verschmäht," sagte er, „diesen Mittag unser Gast zu sein, doch dürfte ein Glas von diesem Geschenk lieber Freunde Ihnen ganz wohl thun!"

Ich ließ mir so gute Dinge gefallen, während Goethe fortfuhr im Zimmer auf- und abzugehen und aufgeregten Geistes vor sich hin zu brummen und von Zeit zu Zeit unverständliche Worte herauszustoßen.

Das, was er soeben über Napoleon gesagt, lag mir im Sinn, und ich suchte das Gespräch auf jenen Gegenstand zurückzuführen.

„„Doch scheint es mir,"" begann ich, „„daß Napoleon sich besonders in dem Zustande jener fortwährenden Erleuchtung befunden, als er noch jung und in aufstrebender Kraft war, wo wir denn auch einen göttlichen Schutz und ein beständiges Glück ihm zur Seite sehen. In spätern Jahren dagegen scheint ihn jene

Erleuchtung verlassen zu haben sowie sein Glück und sein guter Stern.“

„Was wollt Ihr!“ erwiederte Goethe. „Ich habe auch meine Liebeslieder und meinen ‚Werther‘ nicht zum zweiten Mal gemacht. Jene göttliche Erleuchtung, wodurch das Außerordentliche entsteht, werden wir immer mit der Jugend und der Productivität im Bunde finden, wie denn Napoleon einer der productivsten Menschen war, die je gelebt haben.

Ja, ja, mein Guter, man braucht nicht bloß Gedichte und Schauspiele zu machen, um productiv zu sein, es gibt auch eine Productivität der Thaten, und die in manchen Fällen noch um ein Bedeutendes höher steht. Selbst der Arzt muß productiv sein, wenn er wahrhaft heilen will; ist er es nicht, so wird ihm nur hin und wieder wie durch Zufall etwas gelingen, imganzen aber wird er nur Pfuscherei machen.“

„„Sie scheinen,““ versetzte ich, „„in diesem Falle Productivität zu nennen, was man sonst Genie nannte.““

„Beides sind auch sehr nahe liegende Dinge,“ erwiederte Goethe. „Denn was ist Genie anders als jene productive Kraft, wodurch Thaten entstehen, die vor Gott und der Natur sich zeigen können, und die eben deswegen Folge haben und von Dauer sind? Alle Werke Mozarts sind dieser Art; es liegt in ihnen eine zeugende Kraft, die von Geschlecht zu Geschlecht

fortwirkt und ſobald nicht erſchöpft und verzehrt ſein dürfte. Von andern großen Componiſten und Künſtlern gilt daſſelbe. Wie haben nicht Phidias und Raphael auf nachfolgende Jahrhunderte gewirkt, und wie nicht Dürer und Holbein! Derjenige, der zuerſt die Formen und Verhältniſſe der altdeutſchen Baukunſt erfand, ſodaß im Laufe der Zeit ein Straßburger Münſter und ein Kölner Dom möglich wurde, war auch ein Genie; denn ſeine Gedanken haben fortwährend productive Kraft behalten und wirken bis auf die heutige Stunde. Luther war ein Genie ſehr bedeutender Art! er wirkt nun ſchon manchen guten Tag, und die Zahl der Tage, wo er in ferneren Jahrhunderten aufhören wird productiv zu ſein, iſt nicht abzuſehen. Leſſing wollte den hohen Titel eines Genies ablehnen, allein ſeine dauernden Wirkungen zeugen wider ihn ſelber. Dagegen haben wir in der Literatur andere und zwar bedeutende Namen, die, als ſie lebten, für große Genies gehalten wurden, deren Wirken aber mit ihrem Leben endete, und die alſo weniger waren, als ſie und andere dachten; denn, wie geſagt, es gibt kein Genie ohne productiv fortwirkende Kraft, und ferner, es kommt dabei gar nicht auf das Geſchäft, die Kunſt und das Metier an, das einer treibt, es iſt alles daſſelbige. Ob einer ſich in der Wiſſenſchaft genial erweiſt, wie Oken und Humboldt, oder im Krieg und der Staatsverwaltung wie Friedrich, Peter der Große und Napoleon, oder ob einer ein Lied macht wie Béranger, es iſt alles gleich

und kommt bloß darauf an, ob der Gedanke, das Aperçu, die That lebendig sei und fortzuleben vermöge.

Und dann muß ich noch sagen: nicht die Masse der Erzeugnisse und Thaten, die von jemand ausgehen, deutet auf einen productiven Menschen. Wir haben in der Literatur Poeten, die für sehr productiv gehalten werden, weil von ihnen ein Band Gedichte nach dem andern erschienen ist. Nach meinem Begriffe aber sind diese Leute durchaus unproductiv zu nennen, denn was sie machten, ist ohne Leben und Dauer. Goldsmith dagegen hat so wenige Gedichte gemacht, daß ihre Zahl nicht der Rede werth, allein dennoch muß ich ihn als Poeten für durchaus productiv erklären, und zwar eben deswegen, weil das wenige, was er machte, ein innwohnendes Leben hat, das sich zu erhalten weiß."

Es entstand eine Pause, während welcher Goethe fortfuhr im Zimmer auf- und abzugehen. Ich war indes begierig, über diesen wichtigen Punkt noch etwas weiteres zu hören, und suchte daher Goethen wieder in Anregung zu bringen.

„Liegt denn," sagte ich, „diese geniale Productivität bloß im Geiste eines bedeutenden Menschen, oder liegt sie auch im Körper?"

„Wenigstens," erwiderte Goethe, „hat der Körper darauf den größten Einfluß. Es gab zwar eine Zeit, wo man in Deutschland sich ein Genie als klein,

ſchwach, wohl gar buckelig dachte, allein ich lobe mir ein Genie, das den gehörigen Körper hat.

Wenn man von Napoleon geſagt, er ſei ein Menſch aus Granit, ſo gilt dieſes beſonders auch von ſeinem Körper. Was hat ſich der nicht alles zugemuthet und zumuthen können! Von dem brennenden Sande der Syriſchen Wüſte bis zu den Schneefeldern von Moskau, welche Unſumme von Märſchen, Schlachten und nächtlichen Bivouacs liegt da nicht in der Mitte! Und welche Strapazen und körperliche Entbehrungen hat er dabei nicht aushalten müſſen! Wenig Schlaf, wenig Nahrung, und dabei immer in der höchſten geiſtigen Thätigkeit! Bei der fürchterlichen Anſtrengung und Aufregung des 18. Brumaire ward es Mitternacht, und er hatte den ganzen Tag noch nichts genoſſen, und ohne nun an ſeine körperliche Stärkung zu denken, fühlte er ſich Kraft genug, um noch tief in der Nacht die bekannte Proclamation an das franzöſiſche Volk zu entwerfen! Wenn man erwägt, was der alles durchgemacht und ausgeſtanden, ſo ſollte man denken, es wäre in ſeinem vierzigſten Jahre kein heiles Stück mehr an ihm geweſen; allein er ſtand in jenem Alter noch auf den Füßen eines vollkommenen Helden.

Aber Sie haben ganz recht: der eigentliche Glanzpunkt ſeiner Thaten fällt in die Zeit ſeiner Jugend. Und es wollte etwas heißen, daß einer aus dunkler Herkunft und in einer Zeit, die alle Capacitäten in Bewegung ſetzte, ſich ſo herausmachte, um in ſeinem

ge Verse geschrieben fand, die er für Madam Melina aus seiner Schreibtafel zu copiren angefangen hatte. Unwillig zerriß er das Blatt und verschob die Wiederholung seines Bekenntnisses auf den nächsten Posttag.

ſiebenundzwanzigſten Jahre der Abgott einer Nation von dreißig Millionen zu ſein! Ja, ja, mein Guter, man muß jung ſein, um große Dinge zu thun. Und Napoleon iſt nicht der einzige."

„„Sein Bruder Lucian,"" bemerkte ich, „„war auch ſchon früh ſehr hohen Dingen gewachſen. Wir ſehen ihn als Präſidenten der Fünfhundert und darauf als Miniſter des Innern im kaum vollendeten fünfundzwanzigſten Jahre.""

„Was wollen Sie mit Lucian?" fiel Goethe ein. „Die Geſchichte bietet uns der tüchtigſten Leute zu Hunderten, die ſowohl im Cabinet als im Felde in noch jugendlichem Alter den bedeutendſten Dingen mit großem Ruhme vorſtanden."

Wäre ich ein Fürſt," fuhr er lebhaft fort, „ſo würde ich zu meinen erſten Stellen nie Leute nehmen, die bloß durch Geburt und Ancienneität nach und nach heraufgekommen ſind und nun in ihrem Alter in gewohntem Geleiſe langſam gemächlich fortgehen, wobei denn freilich nicht viel Geſchrittes zu Tage kommt. Junge Männer wollte ich haben — aber es müßten Capacitäten ſein, mit Klarheit und Energie ausgerüſtet, und dabei vom beſten Wollen und edelſten Character. Da wäre es eine Luſt zu herrſchen und ſein Volk vorwärts zu bringen! Aber wo iſt ein Fürſt, dem es ſo wohl würde und der ſo gut bedient wäre!

Große Hoffnung ſetze ich auf den jetzigen Kronprinzen von Preußen. Nach allem, was ich von ihm

kenne und höre, iſt er ein ſehr bedeutender Menſch, und das gehört dazu, um wieder tüchtige und talentvolle Leute zu erkennen und zu wählen; denn man ſage was man will: das Gleiche kann nur vom Gleichen erkannt werden, und nur ein Fürſt, der ſelber große Fähigkeiten beſitzt, wird wiederum große Fähigkeiten in ſeinen Unterthanen und Dienern gehörig erkennen und ſchätzen. Dem Talente offene Bahn! war der bekannte Spruch Napoleons, der freilich in der Wahl ſeiner Leute einen ganz beſondern Takt hatte, der jede bedeutende Kraft an die Stelle zu ſetzen wußte, wo ſie in ihrer eigentlichen Sphäre erſchien, und der daher auch in ſeinem Leben bei allen großen Unternehmungen bedient war wie kaum ein anderer."

Goethe gefiel mir dieſen Abend ganz beſonders. Das Edelſte ſeiner Natur ſchien in ihm rege zu ſein; dabei war der Klang ſeiner Stimme und das Feuer ſeiner Augen von ſolcher Kraft, als wäre er von einem friſchen Auflodern ſeiner beſten Jugend durchglüht. Merkwürdig war es mir, daß er, der ſelbſt in ſo hohen Jahren noch einem bedeutenden Poſten vorſtand, ſo ganz entſchieden der Jugend das Wort redete und die erſten Stellen im Staat, wenn auch nicht von Jünglingen, doch von Männern in noch jugendlichem Alter beſetzt haben wollte. Ich konnte nicht umhin einige hochſtehende deutſche Männer zu erwähnen, denen im hohen Alter die nöthige Energie und jugendliche Beweglichkeit zum Betriebe der bedeutendſten

und mannigfaltigſten Geſchäfte doch keineswegs zu fehlen ſcheine.

„Solche Männer und ihresgleichen,“ erwiederte Goethe, „ſind geniale Naturen, mit denen es eine eigene Bewandtniß hat; ſie erleben eine wiederholte Pubertät, während andere Leute nur einmal jung ſind.

Jede Entelechie nämlich iſt ein Stück Ewigkeit, und die paar Jahre, die ſie mit dem irdiſchen Körper verbunden iſt, machen ſie nicht alt. Iſt dieſe Entelechie geringer Art, ſo wird ſie während ihrer körperlichen Verdüſterung wenig Herrſchaft ausüben, vielmehr wird der Körper vorherrſchen, und wie er altert, wird ſie ihn nicht halten und hindern. Iſt aber die Entelechie mächtiger Art, wie es bei allen genialen Naturen der Fall iſt, ſo wird ſie bei ihrer belebenden Durchdringung des Körpers nicht allein auf deſſen Organiſation kräftigend und veredelnd einwirken, ſondern ſie wird auch, bei ihrer geiſtigen Übermacht, ihr Vorrecht einer ewigen Jugend fortwährend geltend zu machen ſuchen. Daher kommt es denn, daß wir bei vorzüglich begabten Menſchen auch während ihres Alters immer noch friſche Epochen beſonderer Productivität wahrnehmen; es ſcheint bei ihnen immer einmal wieder eine temporäre Verjüngung einzutreten, und das iſt es, was ich eine wiederholte Pubertät nennen möchte.

Aber jung iſt jung, und wie mächtig auch eine Entelechie ſich erweiſe, ſie wird doch über das Körperliche nie ganz Herr werden, und es iſt ein gewaltiger

Unterſchied, ob ſie an ihm einen Alliirten oder einen Gegner findet.

Ich hatte in meinem Leben eine Zeit, wo ich täglich einen gedruckten Bogen von mir fordern konnte, und es gelang mir mit Leichtigkeit. Meine ‚Geſchwiſter' habe ich in drei Tagen geſchrieben, meinen ‚Clavigo', wie Sie wiſſen, in acht. Jetzt ſoll ich dergleichen wohl bleiben laſſen; und doch kann ich über Mangel an Productivität ſelbſt in meinem hohen Alter mich keineswegs beklagen. Was mir aber in meinen jungen Jahren täglich und unter allen Umſtänden gelang, gelingt mir jetzt nur periodenweiſe und unter gewiſſen günſtigen Bedingungen. Als mich vor zehn, zwölf Jahren, in der glücklichen Zeit nach dem Befreiungskriege, die Gedichte des ‚Divan' in ihrer Gewalt hatten, war ich productiv genug, um oft in einem Tage zwei bis drei zu machen; und auf freiem Felde, im Wagen oder im Gaſthof, es war mir alles gleich. Jetzt, am zweiten Theil meines ‚Fauſt' kann ich nur in den frühen Stunden des Tags arbeiten, wo ich mich vom Schlaf erquickt und geſtärkt fühle und die Fratzen des täglichen Lebens mich noch nicht verwirrt haben. Und doch, was iſt es, das ich ausführe! Im allerglücklichſten Falle eine geſchriebene Seite, in der Regel aber nur ſoviel als man auf den Raum einer Handbreit ſchreiben könnte, und oft, bei unproductiver Stimmung, noch weniger."

„Giebt es denn im allgemeinen," ſagte ich, „kein

Mittel, um eine productive Stimmung hervorzubringen oder, wenn ſie nicht mächtig genug wäre, ſie zu ſteigern?“

„Um dieſen Punkt,“ erwiederte Goethe, „ſteht es gar wunderlich, und wäre darüber allerlei zu denken und zu ſagen.

Jede Productivität höchſter Art, jedes bedeutende Aperçu, jede Erfindung, jeder große Gedanke, der Früchte bringt und Folge hat, ſteht in niemandes Gewalt und iſt über aller irdiſchen Macht erhaben. Dergleichen hat der Menſch als unverhoffte Geſchenke von oben, als reine Kinder Gottes zu betrachten, die er mit freudigem Dank zu empfangen und zu verehren hat. Es iſt dem Dämoniſchen verwandt, das übermächtig mit ihm thut wie es beliebt, und dem er ſich bewußtlos hingiebt, während er glaubt, er handle aus eigenem Antriebe. In ſolchen Fällen iſt der Menſch oftmals als ein Werkzeug einer höhern Weltregierung zu betrachten, als ein würdig befundenes Gefäß zur Aufnahme eines göttlichen Einfluſſes. Ich ſage dies, indem ich erwäge, wie oft ein einziger Gedanke ganzen Jahrhunderten eine andere Geſtalt gab, und wie einzelne Menſchen durch das, was von ihnen ausging, ihrem Zeitalter ein Gepräge aufdrückten, das noch in nachfolgenden Geſchlechtern kenntlich blieb und wohlthätig fortwirkte.

Sodann aber giebt es eine Productivität anderer Art, die ſchon eher irdiſchen Einflüſſen unterworfen iſt

und die der Menſch ſchon mehr in ſeiner Gewalt hat, obgleich er auch hier immer noch ſich vor etwas Göttlichem zu beugen Urſache findet. In dieſe Region zähle ich alles zur Ausführung eines Plans Gehörige, alle Mittelglieder einer Gedankenkette, deren Endpunkte bereits leuchtend daſtehen; ich zähle dahin alles dasjenige, was den ſichtbaren Leib und Körper eines Kunſtwerks ausmacht.

So kam Shakeſpearen der erſte Gedanke zu ſeinem „Hamlet“, wo ſich ihm der Geiſt des Ganzen als unerwarteter Eindruck vor die Seele ſtellte, und er die einzelnen Situationen, Charactere und Ausgang des Ganzen in erhöhter Stimmung überſah, als ein reines Geſchenk von oben, worauf er keinen unmittelbaren Einfluß gehabt hatte, obgleich die Möglichkeit, ein ſolches Aperçu zu haben, immer einen Geiſt wie den ſeinigen vorausſetzte. Die ſpätere Ausführung der einzelnen Scenen aber und die Wechſelreden der Perſonen hatte er vollkommen in ſeiner Gewalt, ſodaß er ſie täglich und ſtündlich machen und daran wochenlang fortarbeiten konnte, wie es ihm nur beliebte. Und zwar ſehen wir an allem, was er ausführte, immer die gleiche Kraft der Production, und wir kommen in allen ſeinen Stücken nirgends auf eine Stelle, von der man ſagen könnte, ſie ſei nicht in der rechten Stimmung und nicht mit dem vollkommenſten Vermögen geſchrieben. Indem wir ihn leſen, erhalten wir von ihm den Eindruck eines geiſtig

wie körperlich durchaus und ſtets geſunden kräftigen Menſchen.

Geſetzt aber, eines dramatiſchen Dichters körperliche Konſtitution wäre nicht ſo feſt und vortrefflich, und er wäre vielmehr häufigen Kränklichkeiten und Schwächlichkeiten unterworfen, ſo würde die zur täglichen Ausführung ſeiner Scenen nöthige Productivität ſicher ſehr häufig ſtocken und oft wohl tagelang gänzlich mangeln. Wollte er nun, etwa durch geiſtige Getränke, die mangelnde Productivität herbeinöthigen und die unzulängliche dadurch ſteigern, ſo würde das allenfalls auch wohl angehen, allein man würde es allen Scenen, die er auf ſolche Weiſe gewiſſermaſſen forcirt hätte, zu ihrem großen Nachtheil anmerken.

Mein Rath iſt daher, nichts zu forciren und alle unproductiven Tage und Stunden lieber zu vertändeln und zu verſchlafen, als in ſolchen Tagen etwas machen zu wollen, woran man ſpäter keine Freude hat."

„Sie ſprechen," erwiederte ich, „etwas aus, was ich ſelber ſehr oft erfahren und empfunden und was man ſicher als durchaus wahr und richtig zu verehren hat. Aber doch will mir ſcheinen, als ob wohl jemand durch natürliche Mittel ſeine productive Stimmung ſteigern könnte, ohne ſie gerade zu forciren. Ich war in meinem Leben ſehr oft in dem Fall, bei gewiſſen complicirten Zuſtänden zu keinem rechten Entſchluß kommen zu können. Trank ich aber in ſolchen Fällen einige Gläſer Wein, ſo war es mir klar, was zu thun

ſei, und ich war auf der Stelle entſchieden. Das Faſſen eines Entſchluſſes iſt aber doch auch eine Art Productivität, und wenn nun einige Gläſer Wein dieſe Tugend bewirkten, ſo dürfte ein ſolches Mittel doch nicht ganz zu verwerfen ſein.“

„Ihrer Bemerkung,“ erwiederte Goethe, „will ich nicht widerſprechen; was ich aber vorhin ſagte, hat auch ſeine Richtigkeit; woraus wir denn ſehen, daß die Wahrheit wohl einem Diamant zu vergleichen wäre, deſſen Strahlen nicht nach einer Seite gehen, ſondern nach vielen. Da Sie übrigens meinen ‚Diwan‘ ſo gut kennen, ſo wiſſen Sie, daß ich ſelber geſagt habe:

Wenn man getrunken hat,
Weiß man das Rechte,

und daß ich Ihnen alſo vollkommen beiſtimme. Es liegen im Wein allerdings productivmachende Kräfte ſehr bedeutender Art, aber es kommt dabei alles auf Zuſtände und Zeit und Stunde an, und was dem einen nützt, ſchadet dem andern. Es liegen ferner productivmachende Kräfte in der Ruhe und im Schlaf; ſie liegen aber auch in der Bewegung. Es liegen ſolche Kräfte im Waſſer und ganz beſonders in der Atmoſphäre. Die friſche Luft des freien Feldes iſt der eigentliche Ort, wo wir hingehören; es iſt als ob der Geiſt Gottes dort den Menſchen unmittelbar anwehte und eine göttliche Kraft ihren Einfluß ausübte. Lord Byron, der täglich mehrere Stunden im Freien lebte, bald zu Pferde am Strande des Meeres reitend, bald im Boote

ſegelnd oder rudernd, dann ſich im Meere badend und ſeine Körperkraft im Schwimmen übend, war einer der productivſten Menſchen, die je gelebt haben."

Goethe hatte ſich mir gegenübergeſetzt, und wir ſprachen noch über allerlei Dinge. Dann verweilten wir wieder bei Lord Byron, und es kamen die mancherlei Unfälle zur Erwähnung, die ſein ſpäteres Leben getrübt, bis zuletzt ein zwar edles Wollen, aber ein unſeliges Geſchick ihn nach Griechenland geführt und vollends zu Grunde gerichtet.

„Überhaupt," fuhr Goethe fort, „werden Sie finden, daß im mittlern Leben eines Menſchen häufig eine Wendung eintritt, und daß, wie ihn in ſeiner Jugend alles begünſtigte und alles ihm glückte, nun mit einem Mal alles ganz anders wird, und ein Unfall und ein Mißgeſchick ſich auf das andere häuft.

Wiſſen Sie aber, wie ich es mir denke? — Der Menſch muß wieder ruinirt werden! Jeder außerordentliche Menſch hat eine gewiſſe Sendung, die er zu vollführen berufen iſt. Hat er ſie vollbracht, ſo iſt er auf Erden in dieſer Geſtalt nicht weiter von nöthen, und die Vorſehung verwendet ihn wieder zu etwas anderm. Da aber hienieden alles auf natürlichem Wege geſchieht, ſo ſtellen ihm die Dämonen ein Bein nach dem andern, bis er zuletzt unterliegt. So ging es Napoleon und vielen andern: Mozart ſtarb in ſeinem ſechsunddreißigſten Jahre, Raphael in gleichem Alter, Byron nur um weniges älter. Alle aber hatten

Siebentes Capitel.

Unſre Geſellſchaft befand ſich abermals beyſammen, und Philine, die auf jedes Pferd, das vorbey kam, auf jeden Wagen, der anfuhr, äuſſerſt aufmerkſam war, rief mit groſſer Lebhaftigkeit: unſer Pedant! da kommt unſer allerliebſter Pedant! Wen mag er bey ſich haben? Sie rief und winkte zum Fenſter hinaus, und der Wagen hielt ſtille.

Ein kümmerlich armer Teufel, den man an ſeinem verſchabten, graulich-braunem Rocke und an ſeinen übelconditionirten Unterkleidern für einen Magiſter, wie ſie auf Akademien zu vermodern pflegen, hätte halten ſollen, ſtieg aus dem Wagen, und entblößte, indem er Philinen zu grüßen den Hut abthat, eine übelgepuderte, aber übri-

Natur, wie es etwa an der Küſte des Mittelländiſchen Meeres im ſüdlichen Spanien oder Frankreich oder in der Nähe von Genua ſein möchte. Wir hatten mittags an einer luſtigen Tafel gezecht, und ich ging mit andern, etwas jüngern Leuten, um eine weitere Nachmittagspartie zu machen. Wir waren durch buſchige angenehme Niederungen geſchlendert, als wir uns mit einem Male im Meere auf der kleinſten Inſel ſahen, auf einem herausragenden Felsſtück, wo kaum fünf bis ſechs Menſchen Platz hatten und wo man ſich nicht rühren konnte ohne Furcht, ins Waſſer zu gleiten. Rückwärts, wo wir hergekommen waren, erblickte man nichts als die See, vor uns aber lag die Küſte in der Entfernung einer Viertelſtunde auf das einladendſte ausgebreitet. Das Ufer war an einigen Stellen flach, an andern felſig und mäßig erhöht, und man erblickte zwiſchen grünen Lauben und weißen Zelten ein Gewimmel luſtiger Menſchen in hellfarbigen Kleidern, die ſich bei ſchöner Muſik, die aus den Zelten herübertönte, einen guten Tag machten. „Da iſt nun weiter nichts zu thun," ſagte einer zum andern, „wir müſſen uns entkleiden und hinüberſchwimmen." — „Ihr habt gut reden," ſagte ich, „ihr ſeid jung und ſchön und überdies gute Schwimmer. Ich aber ſchwimme ſchlecht und es fehlt mir die anſehnliche Geſtalt, um mit Luſt und Behagen vor den fremden Leuten am Ufer zu erſcheinen." — „Du biſt ein Thor," ſagte einer der ſchönſten; „entkleide dich nur und gieb mir deine

Geſtalt, du ſollſt indeß die meinige haben.“ Auf dieſes Wort entkleidete ich mich ſchnell und war im Waſſer und fühlte mich im Körper des andern ſofort als einen kräftigen Schwimmer. Ich hatte bald die Küſte erreicht und trat mit dem heiterſten Vertrauen nackt und triefend unter die Menſchen. Ich war glücklich im Gefühl dieſer ſchönen Glieder, mein Benehmen war ohne Zwang, und ich war ſogleich vertraut mit den Fremden vor einer Laube an einem Tiſche, wo es luſtig herging. Meine Kameraden waren auch nach und nach ans Land gekommen und hatten ſich zu uns geſellt, und es fehlte nur noch der Jüngling mit meiner Geſtalt, in deſſen Gliedern ich mich ſo wohl fühlte. Endlich kam auch er in die Nähe des Ufers, und man fragte mich, ob ich denn nicht Luſt habe, mein früheres Ich zu ſehen. Bei dieſen Worten wandelte mich ein gewiſſes Unbehagen an, theils weil ich keine große Freude an mir ſelber zu haben glaubte, theils auch weil ich fürchtete, jener Freund möchte ſeinen eigenen Körper ſogleich zurückverlangen. Dennoch wandte ich mich zum Waſſer und ſah mein zweites Selbſt ganz nahe heranſchwimmen und, indem er den Kopf etwas ſeitwärts wandte, lachend zu mir heraufblicken. „Es ſteckt keine Schwimmkraft in deinen Gliedern,“ rief er mir zu; „ich habe gegen Wellen und Brandung gut zu kämpfen gehabt, und es iſt nicht zu verwundern, daß ich ſo ſpät komme und von allen der letzte bin.“ Ich erkannte ſogleich das Geſicht, es war das meinige, aber verjüngt und etwas

voller und breiter und von der frischesten Farbe. Jetzt trat er ans Land, und indem er, sich aufrichtend, auf dem Sande die ersten Schritte that, hatte ich den Überblick seines Rückens und seiner Schenkel und freute mich über die Vollkommenheit dieser Gestalt. Er kam das Felsufer herauf zu uns andern, und als er neben mich trat, hatte er vollkommen meine neue Größe. Wie ist doch, dachte ich bei mir selbst, dein kleiner Körper so schön herangewachsen! Haben die Urkräfte des Meeres so wunderbar auf ihn gewirkt, oder ist es weil der jugendliche Geist des Freundes die Glieder durchdrungen hat? Indem wir darauf eine gute Weile vergnügt beisammen gewesen, wunderte ich mich imstillen, daß der Freund nicht that als ob er seinen eigenen Körper einzutauschen Neigung habe. Wirklich, dachte ich, sieht er auch so recht stattlich aus, und es könnte ihm im Grunde einerlei sein; mir aber ist es nicht einerlei, denn ich bin nicht sicher, ob ich in jenem Leibe nicht wieder zusammengehe und nicht wieder so klein werde wie zuvor. Um über diese Angelegenheit ins Gewisse zu kommen, nahm ich meinen Freund auf die Seite und fragte ihn, wie er sich in meinen Gliedern fühle. „Vollkommen gut," sagte er; „ich habe dieselbe Empfindung meines Wesens und meiner Kraft wie sonst. Ich weiß nicht was du gegen deine Glieder hast, sie sind mir völlig recht, und du siehst, man muß nur etwas aus sich machen. Bleibe in meinem Körper so lange du Lust hast; denn ich bin vollkommen zu-

frieden, für alle Zukunft in dem deinigen zu verharren.“ Über dieſe Erklärung war ich ſehr froh, und indem auch ich in allen meinen Empfindungen, Gedanken und Erinnerungen mich völlig wie ſonſt fühlte, kam mir im Traum der Eindruck einer vollkommenen Unabhängigkeit unſerer Seele und der Möglichkeit einer künftigen Exiſtenz in einem andern Leibe.

„Ihr Traum iſt ſehr artig,“ ſagte Goethe, als ich ihm heute nach Tiſche die Hauptzüge davon mittheilte. „Man ſieht,“ fuhr er fort, „daß die Muſen Sie auch im Schlaf beſuchen, und zwar mit beſonderer Gunſt; denn Sie werden geſtehen, daß es Ihnen im wachen Zuſtande ſchwer werden würde, etwas ſo Eigenthümliches und Hübſches zu erfinden.““

„„Ich begreife kaum, wie ich dazu gekommen bin,““ erwiederte ich; „„denn ich fühlte mich alle die Tage her ſo niedergeſchlagenen Geiſtes, daß die Anſchauung eines ſo friſchen Lebens mir ſehr fern ſtand.“

„Es liegen in der menſchlichen Natur wunderbare Kräfte,“ erwiederte Goethe, „und eben wenn wir es am wenigſten hoffen, hat ſie etwas Gutes für uns in Bereitſchaft. Ich habe in meinem Leben Zeiten gehabt, wo ich mit Thränen einſchlief, aber in meinen Träumen kamen nun die lieblichſten Geſtalten, mich zu tröſten und zu beglücken, und ich ſtand am andern Morgen wieder friſch und froh auf den Füßen.

Es geht uns alten Europäern übrigens mehr oder

weniger allen herzlich ſchlecht; unſere Zuſtände ſind viel zu künſtlich und complicirt, unſere Nahrung und Lebensweiſe iſt ohne die rechte Natur, und unſer geſelliger Verkehr ohne eigentliche Liebe und Wohlwollen. Jedermann iſt fein und höflich, aber niemand hat den Muth, gemüthlich und wahr zu ſein, ſodaß ein redlicher Menſch mit natürlicher Neigung und Geſinnung einen recht böſen Stand hat. Man ſollte oft wünſchen, auf einer der Südſeeinſeln als ſogenannter Wilder geboren zu ſein, um nur einmal das menſchliche Daſein ohne falſchen Beigeſchmack, durchaus rein zu genießen.

Denkt man ſich bei deprimirter Stimmung recht tief in das Elend unſerer Zeit hinein, ſo kommt es einem oft vor als wäre die Welt nach und nach zum Jüngſten Tage reif. Und das Übel häuft ſich von Generation zu Generation! Denn nicht genug, daß wir an den Sünden unſerer Väter zu leiden haben, ſondern wir überliefern auch dieſe geerbten Gebrechen, mit unſern eigenen vermehrt, unſern Nachkommen."

„„Mir gehen oft ähnliche Gedanken durch den Kopf,"" verſetzte ich; „„allein wenn ich ſodann irgend ein Regiment deutſcher Dragoner an mir vorüberreiten ſehe und die Schönheit und Kraft der jungen Leute erwäge, ſo ſchöpfe ich wieder einigen Troſt, und ich ſage mir, daß es denn doch um die Dauer der Menſchheit noch nicht ſo gar ſchlecht ſtehe.""

„Unſer Landvolk," erwiederte Goethe, „hat ſich freilich fortwährend in guter Kraft erhalten und wird

hoffentlich noch lange imſtande ſein, uns nicht allein tüchtige Reiter zu liefern, ſondern uns auch vor gänzlichem Verfall und Verderben zu ſichern. Es iſt als ein Depot zu betrachten, aus dem ſich die Kräfte der ſinkenden Menſchheit immer wieder ergänzen und anfriſchen. Aber gehen Sie einmal in unſere großen Städte, und es wird Ihnen anders zu Muthe werden. Halten Sie einmal einen Umgang an der Seite eines zweiten ‚Hinkenden Teufels' oder eines Arztes von ausgedehnter Praxis, und er wird Ihnen Geſchichten zuflüſtern, daß Sie über das Elend erſchrecken und über die Gebrechen erſtaunen, von denen die menſchliche Natur heimgeſucht iſt und an denen die Geſellſchaft leidet.

Doch wir wollen uns der hypochondriſchen Gedanken entſchlagen! Wie geht es Ihnen? Was machen Sie? Wie haben Sie ſonſt heute gelebt? Erzählen Sie mir und geben Sie mir gute Gedanken!"

„„Ich habe in Sterne geleſen,"" erwiederte ich. „„wo Yorik in den Straßen von Paris umherſchlendert und die Bemerkung macht, daß der zehnte Menſch ein Zwerg ſei. Ich dachte ſoeben daran, als Sie der Gebrechen der großen Städte erwähnten. Auch erinnere ich mich, zur Zeit Napoleons unter der franzöſiſchen Infanterie ein Bataillon geſehen zu haben, das aus lauter Pariſern beſtand, und welches alles ſo ſchmächtige kleine Leute waren, daß man nicht wohl begriff, was man im Kriege mit ihnen wolle ausrichten.""

„Die Bergſchotten des Herzogs von Wellington,“ verſetzte Goethe, „mögen freilich andere Helden geweſen ſein!“

„„Ich habe ſie ein Jahr vor der Waterlooſchlacht in Brüſſel geſehen,““ erwiederte ich. „„Das waren in der That ſchöne Leute! Alle ſtark, friſch und behende, wie aus der erſten Hand Gottes. Sie trugen alle den Kopf ſo frei und froh und ſchritten mit ihren kräftigen nackten Schenkeln ſo leicht einher, als gebe es für ſie keine Erbſünde und keine Gebrechen der Väter.““

„Es iſt ein eigenes Ding,“ erwiederte Goethe — „liegt es in der Abſtammung, liegt es im Boden, liegt es in der freien Verfaſſung, liegt es in der geſunden Erziehung — genug die Engländer überhaupt ſcheinen vor vielen andern etwas vorauszuhaben. Wir ſehen hier in Weimar ja nur ein Minimum von ihnen und wahrſcheinlich keineswegs die beſten, aber was ſind das alles für tüchtige, hübſche Leute! Und ſo jung und ſiebzehnjährig ſie hier auch ankommen, ſo fühlen ſie ſich doch in dieſer deutſchen Fremde keineswegs fremd und verlegen; vielmehr iſt ihr Auftreten und ihr Benehmen in der Geſellſchaft ſo voller Zuverſicht und ſo bequem, als wären ſie überall die Herren und als gehöre die Welt überall ihnen. Das iſt es denn auch, was unſern Weibern gefällt und wodurch ſie in den Herzen unſerer jungen Dämchen ſo viele Verwüſtungen anrichten. Als deutſcher Hausvater, dem die Ruhe der Seinigen lieb iſt, empfinde ich oft ein kleines Grauen,

wenn meine Schwiegertochter mir die erwartete baldige Ankunft irgend eines neuen jungen Inſulaners ankündigt. Ich ſehe im Geiſte immer ſchon die Thränen, die ihm dereinſt bei ſeinem Abgange fließen werden. Es ſind gefährliche junge Leute; aber freilich, daß ſie gefährlich ſind, das iſt eben ihre Tugend."

„„Ich möchte jedoch nicht behaupten,"" verſetzte ich, „„daß unſere Weimariſchen jungen Engländer geſcheiter, geiſtreicher, unterrichteter und von Herzen vortrefflicher wären als andere Leute auch.""

„In ſolchen Dingen, mein Beſter," erwiederte Goethe, „liegts nicht. Es liegt auch nicht in der Geburt und im Reichthum; ſondern es liegt darin, daß ſie eben die Courage haben, das zu ſein, wozu die Natur ſie gemacht hat. Es iſt an ihnen nichts verbildet und verbogen, es ſind an ihnen keine Halbheiten und Schiefheiten, ſondern wie ſie auch ſind, es ſind immer durchaus complette Menſchen. Auch complette Narren mitunter, das gebe ich von Herzen zu; allein es iſt doch was und hat doch auf der Wage der Natur immer einiges Gewicht.

Das Glück der perſönlichen Freiheit, das Bewußtſein des engliſchen Namens und welche Bedeutung ihm bei andern Nationen beiwohnt, kommt ſchon den Kindern zugute, ſodaß ſie ſowohl in der Familie als in den Unterrichtsanſtalten mit weit größerer Achtung behandelt werden und einer weit glücklich-freiern Entwickelung genießen als bei uns Deutſchen.

Ich brauche nur in unſerm lieben Weimar zum Fenſter hinauszuſehen, um gewahr zu werden wie es bei uns ſteht. Als neulich der Schnee lag und meine Nachbarskinder ihre kleinen Schlitten auf der Straße probiren wollten, ſogleich war ein Polizeidiener nahe, und ich ſah die armen Dingerchen fliehen ſo ſchnell ſie konnten. Jetzt, wo die Frühlingsſonne ſie aus den Häuſern lockt und ſie mit ihresgleichen vor ihren Thüren gern ein Spielchen machten, ſehe ich ſie immer genirt, als wären ſie nicht ſicher und als fürchteten ſie das Herannahen irgend eines polizeilichen Machthabers. Es darf kein Bube mit der Peitſche knallen, oder ſingen, oder rufen, ſogleich iſt die Polizei da, es ihm zu verbieten. Es geht bei uns alles dahin, die liebe Jugend frühzeitig zahm zu machen und alle Natur, alle Originalität und alle Wildheit auszutreiben, ſodaß am Ende nichts übrigbleibt als der Philiſter.

Sie wiſſen, es vergeht bei mir kaum ein Tag, wo ich nicht von durchreiſenden Fremden beſucht werde. Wenn ich aber ſagen ſollte, daß ich an den perſönlichen Erſcheinungen, beſonders junger deutſcher Gelehrten aus einer gewiſſen nordöſtlichen Richtung, große Freude hätte, ſo müßte ich lügen. Kurzſichtig, blaß, mit eingefallener Bruſt, jung ohne Jugend: das iſt das Bild der meiſten wie ſie ſich mir darſtellen. Und wie ich mit ihnen mich in ein Geſpräch einlaſſe, habe ich ſogleich zu bemerken, daß ihnen dasjenige, woran unſereiner Freude hat, nichtig und trivial erſcheint, daß ſie

ganz in der Idee ſtecken und nur die höchſten Probleme der Speculation ſie zu intereſſiren geeignet ſind. Von geſunden Sinnen und Freude am Sinnlichen iſt bei ihnen keine Spur, alles Jugendgefühl und alle Jugendluſt iſt bei ihnen ausgetrieben, und zwar unwiederbringlich; denn wenn einer in ſeinem zwanzigſten Jahre nicht jung iſt, wie ſoll er es in ſeinem vierzigſten ſein!"

Goethe ſeufzte und ſchwieg.

Ich dachte an die glückliche Zeit des vorigen Jahrhunderts, in welche Goethes Jugend fiel; es trat mir die Sommerluft von Seſenheim vor die Seele, und ich erinnerte ihn an die Verſe:

Nachmittage ſaßen wir
Junges Volk im Kühlen.

„Ach," ſeufzte Goethe, „das waren freilich ſchöne Zeiten! — Doch wir wollen ſie uns aus dem Sinne ſchlagen, damit uns die grauen Nebeltage der Gegenwart nicht ganz unerträglich werden."

„„Es thäte noth,"" ſagte ich, „„daß ein zweiter Erlöſer käme, um den Ernſt, das Unbehagen und den ungeheuren Druck der jetzigen Zuſtände uns abzunehmen.""

„Käme er," antwortete Goethe, „man würde ihn zum zweiten Male kreuzigen. Doch wir brauchten keineswegs ein ſo Großes. Könnte man nur den Deutſchen, nach dem Vorbilde der Engländer, weniger Philoſophie und mehr Thatkraft, weniger Theorie und

gens sehr steife Perrücke, und Philine warf ihm hundert Kußhände zu.

So wie sie ihre Glückseligkeit fand, einen Theil der Männer zu lieben und ihrer Liebe zu genießen; so war das Vergnügen nicht viel geringer, das sie sich so oft als möglich gab, die übrigen, die sie eben in diesem Augenblicke nicht liebte, auf eine sehr leichtfertige Weise zum Besten zu haben.

Über den Lärm, womit sie diesen alten Freund empfing, vergaß man auf die übrigen zu achten, die ihm nachfolgten. Doch glaubte Wilhelm die zwey Frauenzimmer und einen ältlichen Mann, der mit ihnen hereintrat, zu kennen. Auch entdeckte sich's bald, daß er sie alle drey, vor einigen Jahren, bey der Gesellschaft, die in seiner Vaterstadt spielte, mehrmals gesehen hatte. Die Töchter waren seit der Zeit heran gewachsen; der Alte aber hatte sich wenig verän-

mehr Praxis beibringen, ſo würde uns ſchon ein gutes Stück Erlöſung zutheil werden, ohne daß wir auf das Erſcheinen der perſönlichen Hoheit eines zweiten Chriſtus zu warten brauchten. Sehr viel könnte geſchehen von unten, vom Volke, durch Schulen und häusliche Erziehung, ſehr viel von oben durch die Herrſcher und ihre Nächſten.

So z. B. kann ich nicht billigen, daß man von den ſtudirenden künftigen Staatsdienern gar zu viele theoretiſch gelehrte Kenntniſſe verlangt, wodurch die jungen Leute vor der Zeit geiſtig wie körperlich ruinirt werden. Treten ſie nun hierauf in den praktiſchen Dienſt, ſo beſitzen ſie zwar einen ungeheuren Vorrath an philoſophiſchen und gelehrten Dingen, allein er kann in dem beſchränkten Kreiſe ihres Berufs gar nicht zur Anwendung kommen und muß daher als unnütz wieder vergeſſen werden. Dagegen aber was ſie am meiſten bedurften, haben ſie eingebüßt: es fehlt ihnen die nöthige geiſtige wie körperliche Energie, die bei einem tüchtigen Auftreten im praktiſchen Verkehr ganz unerläßlich iſt.

Und dann: bedarf es denn im Leben eines Staatsdieners, in Behandlung der Menſchen, nicht auch der Liebe und des Wohlwollens? Und wie ſoll einer gegen andere Wohlwollen empfinden und ausüben, wenn es ihm ſelber nicht wohl iſt!

Es iſt aber den Leuten allen herzlich ſchlecht! Der dritte Theil der an den Schreibtiſch gefeſſelten

Gelehrten und Staatsdiener iſt körperlich anbrüchig und dem Dämon der Hypochondrie verfallen. Hier thäte es noth, von oben her einzuwirken, um wenigſtens künftige Generationen vor ähnlichem Verderben zu ſchützen.

Wir wollen indeß," fügte Goethe lächelnd hinzu, „hoffen und erwarten, wie es etwa in einem Jahrhundert mit uns Deutſchen ausſieht, und ob wir es ſodann dahin werden gebracht haben, nicht mehr abſtracte Gelehrte und Philoſophen, ſondern Menſchen zu ſein."

1146.

1828, 16. Mai.

Mit Soret.

Mit Goethe ſpazieren gefahren. Er amuſirte ſich an der Erinnerung ſeiner Streitigkeiten mit Kotzebue und Konſorten und recitirte einige ſehr luſtige Epigramme gegen den erſteren, die übrigens mehr ſpaßhaft als verletzend waren. Ich fragte ihn, warum er ſie nicht in ſeine Werke aufgenommen. „Ich habe eine ganze Sammlung ſolcher Gedichtchen," erwiederte Goethe, „die ich geheimhalte und nur gelegentlich den vertrauteſten meiner Freunde zeige. Es war dies die einzige unſchuldige Waffe, die mir gegen die Angriffe meiner Feinde zu Gebote ſtand. Ich machte mir dadurch im ſtillen Luft und befreite und reinigte mich dadurch von dem fatalen Gefühl des Mißwollens, das

ich ſonſt gegen die öffentlichen und oft boshaften Häkeleien meiner Gegner hätte empfinden und nähren müſſen. Durch jene Gedichtchen habe ich mir alſo perſönlich einen weſentlichen Dienſt geleiſtet. Aber ich will nicht das Publicum mit meinen Privathändeln beſchäftigen oder noch lebende Perſonen dadurch verletzen. In ſpäterer Zeit jedoch wird ſich davon dies oder jenes ganz ohne Bedenken mittheilen laſſen."

1147.

1828, 6. Juni.

Mit Soret.

Der König von Bayern ſandte vor einiger Zeit ſeinen Hofmaler Stieler nach Weimar, um das Portrait Goethes zu machen. Als eine Art Empfehlungsbrief und als Zeugniß ſeiner Geſchicklichkeit brachte Stieler das vollendete lebensgroße Bildniß eines ſehr ſchönen jungen Frauenzimmers mit, nämlich das der Münchener Schauſpielerin Fräulein von Hagn. Goethe gewährte darauf Herrn Stieler alle gewünſchten Sitzungen, und ſein Bild ward nun vor einigen Tagen fertig.

Dieſen Mittag war ich bei ihm zu Tiſche und zwar allein. Beim Deſſert ſtand er auf und führte mich in das den Speiſeſaal angrenzende Cabinet und zeigte mir die jüngſt vollendete Arbeit Stielers. Darauf, ſehr geheimnißvoll, führte er mich weiter in das ſogenannte Majolikazimmer, wo ſich das Bild der ſchönen

Schauſpielerin befand. „Nicht wahr,“ ſagte er, nachdem wir es eine Weile betrachtet, „das iſt der Mühe werth! Stieler war gar nicht dumm! Er brauchte dieſen ſchönen Biſſen bei mir als Lockſpeiſe, und indem er mich durch ſolche Künſte zum Sitzen brachte, ſchmeichelte er meiner Hoffnung, daß auch jetzt unter ſeinem Pinſel ein Engel entſtehen würde, indem er den Kopf eines Alten malte.“

1148.

1828, 15. Juni.

Mittag bei Goethe.

Wir hatten nicht lange am Tiſch geſeſſen, als [der Hofſchauſpieler] Herr Seidel mit den Tirolern ſich melden ließ. Die Sänger wurden ins Gartenzimmer geſtellt, ſodaß ſie durch die offenen Thüren gut zu ſehen und ihr Geſang aus dieſer Ferne gut zu hören war. Herr Seidel ſetzte ſich zu uns an den Tiſch. Die Lieder und das Gejodel der heitern Tiroler behagte uns jungen Leuten; Fräulein Ulrike und mir gefiel beſonders der ‚Strauß‘ und ‚Du, du liegſt mir im Herzen‘, wovon wir uns den Text ausbaten. Goethe ſelbſt erſchien keineswegs ſo entzückt als wir andern. „Wie Kirſchen und Beeren behagen,“ ſagte er, „muß man Kinder und Sperlinge fragen.“ Zwiſchen den Liedern ſpielten die Tiroler allerlei nationale Tänze auf einer Art von liegenden Zithern, von einer hellen Querflöte begleitet.

Der junge Goethe wird hinausgerufen und kommt bald wieder zurück. Er geht zu den Tirolern und entläßt sie. Er setzt sich wieder zu uns an den Tisch. Wir sprechen von ‚Oberon', und daß so viele Menschen von allen Ecken herbeigeströmt, um diese Oper zu sehen, sodaß schon Mittags keine Billets mehr zu haben gewesen. Der junge Goethe hebt die Tafel auf. „„Lieber Vater,"" sagt er, „„wenn wir aufstehen wollten! Die Herren und Damen wünschen vielleicht etwas früher ins Theater zu gehen."" Goethen erscheint diese Eile wunderlich, da es noch kaum vier Uhr ist, doch fügt er sich und steht auf, und wir verbreiten uns in den Zimmern. Herr Seidel tritt zu mir und einigen andern und sagt leise und mit betrübtem Gesicht: „Eure Freude auf das Theater ist vergeblich, es ist keine Vorstellung, der Großherzog ist todt! Auf der Reise von Berlin hierher ist er gestorben." Eine allgemeine Bestürzung verbreitete sich unter uns. Goethe kommt herein, wir thun als ob nichts passirt wäre und sprechen von gleichgültigen Dingen. Goethe tritt mit mir ans Fenster und spricht über die Tiroler und das Theater. „Sie gehen heut in meine Loge," sagte er, „Sie haben Zeit bis sechs Uhr; lassen Sie die andern und bleiben Sie bei mir, wir schwätzen noch ein wenig." Der junge Goethe sucht die Gesellschaft fortzutreiben, um seinem Vater die Eröffnung zu machen, ehe der Kanzler, der ihm vorhin die Botschaft gebracht, zurückkommt. Goethe kann das wunderliche Eilen und Drängen seines

Sohnes nicht begreifen und wird darüber verdrießlich. „Wollt ihr denn nicht erſt euern Kaffee trinken," ſagt er, „es iſt ja kaum vier Uhr!" Indeß gingen die übrigen, und auch ich nahm meinen Hut. „Nun, wollen Sie auch gehen?" ſagte Goethe, indem er mich verwundert anſah. — Ja, ſagte der junge Goethe, Eckermann hat auch vor dem Theater noch etwas zu thun. — „„Ja,"" ſagte ich, „„ich habe noch etwas vor."" — „So geht denn," ſagte Goethe, indem er bedenklich den Kopf ſchüttelte, „aber ich begreife euch nicht."

Wir gingen mit Fräulein Ulrike in die obern Zimmer; der junge Goethe aber blieb unten, um ſeinem Vater die unſelige Eröffnung zu machen.*)

Ich ſah Goethe darauf ſpät am Abend. Schon ehe ich zu ihm ins Zimmer trat, hörte ich ihn ſeufzen und laut vor ſich hinreden. Er ſchien zu fühlen, daß in ſein Daſein eine unerſetzliche Lücke geriſſen worden. Allen Troſt lehnte er ab und wollte von dergleichen nichts wiſſen. „Ich hatte gedacht," ſagte er, „ich wollte vor ihm hingehen; aber Gott fügt es, wie er es für gut findet, und uns armen Sterblichen bleibt weiter nichts, als zu tragen und uns emporzuhalten, ſo gut und ſo lange es gehen will."

*) [Somit die Erzählung H. Döring's in „Schiller und Goethe" S. 153 f. leere Lüge!]

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE.J.W.

3-598-50924-3
FN. 18656/482

1149.

1828, 7. Juli.

Mit Karl August Christian Sckell.

Abends zwischen 7 und 8 Uhr kam Goethe [in Dornburg] an. Ich empfing und geleitete ihn auf sein Zimmer. Als ich mit ihm zu sprechen begann, konnte ich mich der Thränen nicht enthalten. „Ja, Sie weinen," sprach er zu mir; „Ich weiß warum Sie weinen. Sie haben auch viel an unserm guten Großherzog Karl August verloren. Aber geben Sie sich zufrieden; denn auch der jetzige Großherzog Karl Friedrich ist ein liebenswürdiger, guter Fürst und wird Sie auch gewiß nicht verlassen." Bei diesen Worten konnte aber auch Goethe die Thränen nicht zurückhalten. Er theilte mir dann mit, daß in Weimar seines Bleibens nicht mehr gewesen sei, und daß es ihm auch in Jena, wohin er gegangen, nicht behagt habe; da er nun von dem verstorbenen Großherzog Karl August wiederholt aufgefordert worden sei und ihn auch jetzt die verwittwete Frau Großherzogin Louise veranlaßt habe, seinen zeitweiligen Aufenthalt in Dornburg zu nehmen, so habe er von dem erneuerten Anerbieten Gebrauch gemacht. Seine Antwort auf die darauf von mir an ihn gerichtete Frage, ob er mit der von mir getroffenen Einrichtung seiner Wohnung zufrieden sei, war eine freundlich bejahende.

1150.

1828, die nächsten Tage nach 7. Juli.

Mit Eckell u. a.

Am Morgen nach der Ankunft Goethes erhielt er, wie an den folgenden Tagen, den Kaffee früh 6 Uhr aus meiner Küche; das Frühstück wurde um 10 Uhr, das Mittagseſſen um 1 Uhr aus dem Rathskeller geholt. Beides behagte ihm nicht. Bald ſtellte ſich daher der Secretär John wieder bei mir ein, um mir die Noth zu klagen. Ich machte den Vorſchlag, das Eſſen bei dem Gaſtwirth „Zum Schieferhof" in dem, eine Viertelſtunde entfernten, am Fuße Dornburgs gelegenen Dorfe Naſchhauſen zu beſtellen. Man ging auf meinen Vorſchlag ein, aber auch hier war Goethe nicht zufrieden. Beim Mittagseſſen am folgenden Tage äußerte er gegen ſeinen Bedienten: bei dieſer Koſt könne er nicht beſtehen; der Kaffee ſei zwar ſehr gut, aber davon allein könne er nicht exiſtiren. Er trug nun John auf, nochmals Rückſprache mit mir zu nehmen und mir zu ſagen, der Hofmarſchall von Spiegel habe ihm geſagt, daß er ſich wegen der Beköſtigung nur an mich wenden möge; wolle ich dieſelbe aber durchaus nicht übernehmen, ſo ſehe er ſich genöthigt am andern Tage wieder von Dornburg abzureiſen. Der Secretär John ſtellte mir das Unangenehme der Situation Goethes ſo lebhaft vor und drang ſo ſehr in mich, außer Goethe doch auch ihn, den Be-

dienten und Kutscher mit an den Tisch zu nehmen, daß ich mich endlich nach vielem Sträuben dazu bereit erklärte. . . . . Ich sandte nun Boten auf die umliegenden Dörfer nach Geflügel, Fischen und Aalen, nach Tautenburg an den Leibjäger Ciliax nach Wildpret aus. Meine Küche war bald bestellt, um die Zubereitung der Speise durch meine Frau durfte ich ohne Sorge sein. Schon nach dem ersten Frühstück äußerte Goethe gegen seinen Bedienten: „Das ist ein guter Anfang!" und bei dem, aus fünf Gängen bestehenden Mittagsessen: „Das lasse ich mir gefallen!" Nach Tische kam Goethe selbst zu mir, klopfte mich auf die Achsel und sagte: „Fahren Sie so fort, guter Freund! Auf diese Art werden Sie mich aber sobald nicht loswerden."

— — — — — — — — — — —

Goethe hatte seine eigene Equipage mitgebracht, fuhr jedoch wenig aus; als ich daher etwa acht Tage nach seiner Ankunft einmal bei ihm auf dem Zimmer war, sagte er: seine Pferde müßten ja steif werden, da er sie so wenig brauche, er wolle sie doch lieber zurückschicken, da die Seinigen immer Geschirr brauchten; wolle er einmal wegfahren, so könne man ja wohl hier ein Geschirr bekommen. Ich erwiederte: „„Ja wohl! Ich darf nur, wenn es Ew. Excellenz wünschen, zu dem großherzoglichen Kammergutspachter Liesegang gehen, von welchem Sie gewiß stets Geschirr bekommen werden."" Er schickte nun seine Equipage nach Weimar

dert. Dieſer ſpielte gewöhnlich die gutmüthigen, polternden Alten, wovon das deutſche Theater nicht leer wird, und die man auch im gemeinen Leben nicht ſelten antrift. Denn da es der Character unſrer Landsleute iſt, das Gute ohne viel Prunk zu thun und zu leiſten; ſo denken ſie ſelten daran, daß es auch eine Art gebe, das Rechte mit Zierlichkeit und Anmuth zu thun; und verfallen vielmehr, von einem Geiſte des Widerſpruchs getrieben, leicht in den Fehler, durch ein mürriſches Weſen, ihre liebſte Tugend im Contraſte darzuſtellen.

Solche Rollen ſpielte unſer Schauſpieler ſehr gut, und er ſpielte ſie ſo oft und ausſchließlich, daß er darüber eine ähnliche Art ſich zu betragen im gemeinen Leben angenommen hatte.

Wilhelm gerieth in große Bewegung, ſobald er ihn erkannte, denn er erinnerte ſich,

zurück und bediente sich der des Kammergutpachters, während Sohn und Schwiegertochter erstere fleißig benutzten, um nach Dornburg zu fahren. Gewöhnlich brachte Frau v. Goethe etwas Gemüse, namentlich Blumenkohl mit, welchen Goethe sehr gern aß, der aber hier nicht aufzubringen war. Auch feines Backwerk, Torten und dergleichen, brachte Frau von Goethe mit. Zwar war er davon kein Freund, da er aber täglich Gäste bei sich sah, so wurde das Backwerk, nachdem meine Frau und meine Kinder davon erhalten hatten, mit auf die Tafel gegeben. Große Schmausereien liebte Goethe überhaupt nicht. Eines Tages sagte er mir: Wenn zu Mittag kein Besuch käme, so seien so vielerlei Gerichte überflüssig. Während seines ganzen Aufenthalts in Dornburg hat es sich indessen, die beiden ersten Tage ausgenommen, nur einmal getroffen, daß er allein speiste; denn noch am letzten Tage seines Hierseins waren Schwiegertochter und Enkelchen bei ihm zu Mittag, worauf sie mit ihm nach Weimar zurückkehrten.

— — — — — — — — — — —

Nachdem er acht bis zehn Tage hier war, benachrichtigte er mich, daß er von dem Großherzog Karl Friedrich einen Brief erhalten habe, in welchem derselbe seine Freude ausspreche, daß es ihm in Dornburg so wohl gefalle, und ihm, falls ihm die Wohnung nicht behage, anbiete, in das mittlere Schloß überzusiedeln; ich könne den Brief lesen: er liege auf seinem

Arbeitstische; überhaupt gestatte er mir, alle Schriften zu lesen, welche auf dem Tische lägen. Ich machte von diesem überaus freundlichen Anerbieten so wenig Gebrauch, wie er von dem des Großherzogs: mir blieb zum Lesen keine Zeit übrig, und ihm gefiel es in den, ihm anfangs zugewiesenen bescheidenen Räumen. Er meinte auch: es schicke sich doch nicht für ihn in den Zimmern zu wohnen, in welchen die höchsten Herrschaften bei ihrem Hiersein zu logiren pflegten; doch bat er mich, ihm die Schlüssel zu dem mittleren Schlosse anzuvertrauen, um von nun seine Besuche in dem Saale desselben zu empfangen, da ja doch auch oft sehr hochgestellte Personen bei ihm vorsprächen.

1151.

1828, nach Mitte Juli.

Mit Barbier Schmidt und Edell.

Nach kaum achttägigem Aufenthalte in Dornburg bezahlte er dem Barbier Schmidt ein Rasirmesser und eine Streichschale mit einem Ducaten, während Schmidt für beides nur zwei Thaler gefordert hatte. Bei dieser Gelegenheit richtete er an Schmidt die Frage, ob er nicht seinen Bedienten das Rasiren lehren wolle; er werde dafür erkenntlich sein. Es könne ja wohl der Fall eintreten, daß derselbe zu einer Herrschaft käme, wo es gern gesehen würde, wenn der Bediente zugleich diese Function verrichten könne. — Schmidt wurde bei der Abreise Goethes reichlich belohnt.

Als mir Goethe von der Bereitwilligkeit Schmidt's, den Bedienten im Barbieren zu unterweisen, Mittheilung gemacht hatte, fügte er hinzu: es sei angenehm und für das spätere Fortkommen gewiß sehr zweckmäßig, wenn der Bediente auch etwas von der Gärtnerei verstände; er verlange einen solchen Bedienten nicht, aber es gebe Herrschaften, die eine solche Kenntnischaft an ihren dienstbaren Geistern zu schätzen wüßten. Da nun sein Bedienter so wenig Beschäftigung habe, so sei es ihm wünschenswerth, daß ich ihm eine Anleitung zur Gärtnerei gebe; es sei nicht gut, daß ein junger Mensch nicht wisse, was er mit der Zeit anfangen solle. Leider sei dies sehr häufig der Fall, wie er bei dem öfteren Wechsel seiner Dienerschaft zu beobachten Gelegenheit gehabt habe. — Daß ich Goethes Wunsche willfahrte, ist selbstverständlich.

1152.

1828, Juli oder August.

Mit Leipziger Studenten der Theologie.

Eines Tages kamen unter anderen Fremden drei junge Herren zu mir [Eckell] und fragten, ob sie Goethe sprechen könnten; sie hätten gehört, daß er sehr stolz sei. Man hatte sie falsch berichtet: Stolz kannte Goethe nicht. Ich fragte die jungen Herren, wer sie seien; es waren drei Studenten der Theologie aus Leipzig. Der Secretär und der Bediente waren aus-

gegangen; Goethe selbst ging im Eschengang bei dem mittleren Schlosse spazieren. Ich begab mich zu ihm und meldete ihm die Leipziger. „Was nur die jungen Leute an mir haben!“ rief er etwas unwillig aus. Es frappirte mich diese Äußerung einigermaßen, da ich den Herren ausgeredet hatte, daß Goethe stolz sei, und ich wagte also, ihm zu erwiedern, daß ich es gern sehen würde, wenn er die Harrenden vorließe. „Na, na! wenn Sie es gern sehen,“ resolvirte er, „so sagen Sie den Herren, daß sie zu mir her in den Eschengang kommen.“ — Erst nach einer halben Stunde kamen die Fremden ganz vergnügt von Goethe zurück, meinten, so human hätten sie ihn sich nicht vorgestellt, und leerten vor Freude einige Flaschen Wein auf sein Wohl.

1153.

1828, Juli oder August.

Mit Gottlob Friedrich Krauße und Eckell.

Einmal war einiger Mangel in Küche und Vorrathskammer eingetreten; ich ging daher mit dem Secretär und dem Bedienten, als am späten Nachmittag die Gäste abgereist waren, nach dem nahen Dorndorf, um Einkäufe zu machen. Unsere Geschäfte waren bald besorgt, Zeit war noch übrig. Wir benutzten dieselbe und gingen zusammen zu einem Weinbergsbesitzer, um dort ein Glas Wein zu trinken. Der Stoff mundete;

wir blieben ziemlich lange sitzen. Als wir endlich aufbrachen, hatte ich große Noth, meine beiden Begleiter nach Hause zu bringen; sie hatten nicht geglaubt, daß der Dornburger Wein auch zu Kopfe steigen könne. Endlich hatte ich sie auf ihr Zimmer gebracht. Die Sache war mir höchst unangenehm; denn beide befanden sich in einem Zustande, in dem sie unmöglich vor Goethe erscheinen konnten, und doch war bereits die Zeit gekommen, zu welcher er gewöhnlich den Bedienten verlangte, um das Nachtlicht anzuzünden, welches er allnächtlich brennen ließ. Kurze Zeit darauf, als ich sie verlassen, begab ich mich wieder in ihre Zimmer: sie lagen bereits in tiefem Schlafe; sie zu ermuntern war unmöglich. Bald darauf rief Goethe: „Friedrich! Friedrich!“ Vergebens! Ich ging sofort zu Goethe hinauf und fragte, was zu Befehl stehe. Er antwortete: Friedrich sei noch nicht dagewesen, um das Nachtlicht anzuzünden. Ich besorgte das Licht und entfernte mich wieder. Bald darauf rief er nicht allein nach dem Bedienten, sondern auch nach dem Secretär. Keiner hörte. Ich begab mich sofort wieder auf sein Zimmer und fragte nach seinem Begehren. Goethe antwortete: „Ich will ausgekleidet sein und mich zur Ruhe begeben. Wo sind denn die beiden? Es läßt sich ja keiner sehen und hören!“ Ich zuckte mit den Achseln und gab zur Antwort, daß ich es nicht wisse. Mein Anerbieten, ihm behilflich zu sein, wies er höflich dankend zurück, und ich empfahl mich.

Ich hatte die Nacht über wenig Ruhe, indem ich fürchtete, Goethe werde den wahren Sachverhalt erfahren, recht ungehalten auf mich sein und mir einen Theil der Schuld zuschreiben. Mit Tagesanbruch stand ich auf und sah vor allen Dingen nach den beiden, welche Tags zuvor so durstige Kehlen gehabt hatten. Ich fand sie wohl und munter. Als ich ihnen mitgetheilt hatte, daß Goethe zweimal nach ihnen gerufen habe, stellte sich freilich der moralische Katzenjammer ein. Ganz besonders war Friedrich über meine Nachricht erschrocken; er wollte sich gar nicht beruhigen lassen. Als ihn bald darauf Goethe rief und den Kaffee zu bringen befahl, wurde er todtenbleich und wankte mit schlotternden Gliedern die Treppe hinauf. Neugierig, was Goethe wohl sagen werde, schlich ich mich hinter dem Bedienten her und blieb horchend an der Thür stehen. Als der Bediente eingetreten war, sagte Goethe: „Na, na, Friedrich! Du zitterst ja wie ein armer Sünder. Setze nur das Kaffeebret ab, sonst lässest Du es noch fallen. Nicht wahr, Du glaubst, ich werde Dich recht auszanken? Das thue ich nicht: Du hast ja Deine Strafe wohl so schon bekommen? Wie sieht es denn heute hier aus?" fuhr er fort, sich mit dem Zeigefinger über die Stirne streichend. „Setz nur ab und gehe! Es ist abgemacht." — Hoch erfreut, mit diesem kleinen Verweise davongekommen zu sein, verließ der Bediente das Zimmer.

Einige Tage nach diesem Vorfall fragte mich Goethe,

ob es denn bei den vielen Weinbergen hier auch trinkbaren Wein gebe? Ich erwiederte, daß im vorigen Jahre die Ernte reichlich und gut ausgefallen sei und in Dorndorf ein Weinbergbesitzer wohne, welcher bereits einen guten Rothwein ausschenke. Auf seinen Wunsch besorgte ich sogleich eine Flasche dieser Sorte, welche ihm so wohl mundete, daß er dem Bedienten den Auftrag gab, jeden Tag eine Flasche dieses Weins zu besorgen, die zum Frühstück und Nachmittags 5 Uhr — Abends speiste Goethe nicht — zu einem Franzbrode getrunken wurde. Dies geschah acht Tage, dann aber äußerte er gegen den Bedienten: „Höre Friedrich! der Wein schmeckt zwar sehr lieblich, aber ich bekomme etwas Schärfe an mir; daran ist dieser junge Wein schuld. Ich muß also aussetzen und mein Glas alten Moselwein wieder trinken."

1154.

1828, Juli oder August.

Mit Eckermann u. a.

Ich besuchte ihn dort [in Dornburg] einigemal in Begleitung seiner Schwiegertochter und Enkel. Er schien sehr glücklich zu sein und konnte nicht unterlassen, seinen Zustand und die herrliche Lage des Schlosses und der Gärten wiederholt zu preisen. Und in der That, man hatte aus den Fenstern von solcher Höhe hinab einen reizenden Anblick. Unten das

mannigfaltig belebte Thal mit der durch Wiesen sich hinschlängelnden Saale. Gegenüber nach Osten waldige Hügel, über welche der Blick ins Weite schweifte, sodaß man fühlte, es sei dieser Stand am Tage der Beobachtung vorbeiziehender und sich im Weiten verlierender Regenschauer, sowie bei Nacht der Betrachtung des östlichen Sternenheers und der aufgehenden Sonne besonders günstig.

„Ich verlebe hier," sagte Goethe, „so gute Tage wie Nächte. Oft vor Tagesanbruch bin ich wach und liege im offenen Fenster, um mich an der Pracht der jetzt zusammenstehenden drei Planeten [Jupiter, Venus und Mars] zu weiden und an dem wachsenden Glanz der Morgenröthe zu erquicken. Fast den ganzen Tag bin ich sodann im Freien und halte geistige Zwiesprache mit den Ranken der Weinrebe, die mir gute Gedanken sagen und wovon ich euch wunderliche Dinge mittheilen könnte. Auch mache ich wieder Gedichte, die nicht schlecht sind, und möchte überall, daß es mir vergönnt wäre, in diesem Zustande so fortzuleben."

1155.

1828, 2. August.

Mit Frommanns, Frau v. Löw geb. Gräfin Diede zum Fürstenstein und Luise v. Löw.

a.

Im Sommer 1828 besuchte uns Frau v. Löw — dieselbe, die im ersten Theile von Dahlmann's Leben

wiederholt erwähnt wird — mit ihrer einzigen Tochter Luise, Goethe wohnte noch auf einem der Dornburger Schlösser, wohin er sich nach dem Tode Karl August's zurückgezogen hatte, und wir fuhren mit unsern Gästen einen Nachmittag zu ihm. Er hatte ja schon die Eltern der Frau v. Löw, den Grafen Diede zum Fürstenstein und dessen Gemahlin gekannt, von denen er in der ‚Italienischen Reise' erzählt, daß er sie auf einem reizenden Landhause bei Rom besucht habe. Jetzt wurde ihm also ein Glied der dritten Generation aus dieser Familie vorgeführt. Er empfing uns im südlichen Eckzimmer des mittleren, von Ernst August launenhaft gebauten Schlößchens, saß zwischen Mutter und Tochter und war äußerst freundlich und heiter in der Erinnerung an alte schöne Zeiten, ermuntert und angefeuert durch die Blicke seiner jungen Nachbarin, die mit freudiger Begeisterung an seinen Lippen hingen. Da streifte er mit seinem Arme den ihrigen und sagte: „Ja, wenn man sich an der Jugend reibt, wird man selbst wieder jung."

b.

Gleich vom ersten Eintreten an war er heiter, freundlich und unbeschreiblich liebenswürdig, setzte sich, scherzte mit Luischen Löw und durchlief in den beinahe zwei Stunden, die wir bei ihm saßen, einen unglaublich reichen Kreis von Dingen, Menschen und Situationen. Da die Löw von hier zu Graf Kaspar

Sternberg reist, sprach er zuerst von ihm, schilderte seine würdige und große Denkungsart, erzählte, wie er sich mit ihm gefunden, welch ein Glück es sei, in seinem Alter noch solche Jünglingsfreundschaft zu schließen. — Zelter, der sei immer ein Mann gewesen, habe sich durch's Leben durchgeschlagen, durch Theater, Musik, Essen, Trinken, durch Creditoren; um den sei ihm nicht bange. — Tischbein characterisirte er herrlich in seinem verfehlten, aber liebenswürdigen und geistreichen Streben, hob hervor, was man ihm auch in der Kunst zu danken habe dadurch, daß er das Studium der Antike belebt, die etrurischen Vasen zu Ehren gebracht habe; mit ihm habe er in seinem vierzigsten Jahre wieder ein Studentenleben gelebt, aber in Rom, wo einen das Ungeheuere überall umgeben, sei man immer genöthigt gewesen, sich wieder zu sammeln. — Die strebenden Geister, die damals dort vereinigt waren, Angelica Kaufmann, Reiffenstein, der Löw Eltern, das Concert mit diesen auf dem Capitol bei Rezzonico mit der Aussicht auf das Campo vaccino, wo die untergehende Sonne die Steine all des ungeheuern Gemäuers roth, die Bäume nur noch grüner, die Ferne dunkelblau gemalt hätte — das deutete er alles nur so an. — Er erzählte auch von einem Briefe Göttling's aus Neapel, lobte ihn und seine Sicherheit und Keckheit, seine Beschränkung in den Zwecken und Unermüdlichkeit in den festgesetzten Gränzen. — Von den Salzbohrversuchen, dem Salinendirector Klenck, der neuen Saline bei Bufleben,

wie oft er diesen Mann neben seiner geliebten Mariane auf dem Theater gesehen hatte; er hörte ihn noch schelten, er hörte ihre schmeichelnde Stimme, mit der sie seinem rauhen Wesen in manchen Rollen zu begegnen hatte.

Die erste lebhafte Frage an die neuen Ankömmlinge, ob ein Unterkommen auswärts zu finden und zu hoffen sey? ward leider mit nein beantwortet, und man mußte vernehmen, daß die Gesellschaften, bey denen man sich erkundigt, besetzt, und einige davon sogar in Sorgen seyen, wegen des bevorstehenden Krieges auseinander gehen zu müssen. Der polternde Alte hatte mit seinen Töchtern aus Verdruß und Liebe zur Abwechselung ein vortheilhaftes Engagement aufgegeben, hatte mit dem Pedanten, den er unterwegs antraf, einen Wagen gemiethet, um hieher zu kommen, wo denn auch, wie sie fanden, guter Rath theuer war.

ging er über zu der Möglichkeit, auch in Böhmen Salz zu finden, und trug Luischen mit höchst launiger Scherzhaftigkeit auf, dem Grafen Sternberg diese Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit und warum nicht gleich Gewißheit zu verkündigen.

Aber ich könnte noch lange schreiben, ohne die Gegenstände, worüber er sprach, zu erschöpfen, und am Ende hättest Du doch nur ein todtes Gerippe; denn der Zauber seines Ausdrucks, seines lebendigen Geberdenspiels, seiner schönen, heute mitunter recht kräftigen und klingenden Stimme fehlte. Unzählige kleine Anspielungen und Scherze fielen noch nebenbei. So hatte eine Frau in St. der Tante Betty aufgetragen, sie ihm zu Füßen zu legen. Dabei benahm er sich einzig, um diesen unanständigen Altar einer anständigen Frau abzuwehren, der ihm schon in der bloßen Vorstellung schrecklich war.

1156.

1828, 17. August.

Mit Riemer.

„Walter Scott's ‚St. Valentinstag' zu lesen, ging nicht: in dem zwar interessanten Stoff findet unsereiner zu wenig Gehalt. Es ist immer das große Talent, das einem reichen Stoff den menschlichen Gehalt abzugewinnen, die gehörigsten Einzelheiten durchzuarbeiten und jede Situation bis aufs Höchste zu

steigern vermag. Wie der schroffe heldenmüthige Waffenschmied zuletzt noch den Hund der vagirenden Sängerin zu tragen genöthigt wird, ist mehr als meisterhaft."

1157.

1828, nach Mitte August.

Mit Schell.

Kurze Zeit darauf, nachdem der Erbgroßherzog Karl Alexander mit dem geheimen Legationsrath Soret zum Besuch anwesend gewesen war — etwa in der dritten Woche des August — trat mir Goethe, als ich ihm eines Morgens, wie es täglich geschah, zwischen 8 und 9 Uhr meine Aufwartung machte, um mich nach seinem Wohlbefinden zu erkundigen, mit den Worten freundlich entgegen: „Nu, lieber Freund, wir werden immer vertrauter miteinander, deshalb werden Sie mir auch eine Gewissensfrage an Sie erlauben." Ich antwortete: „„Herzlich gern, Excellenz! Worin besteht dieselbe?"" — „Nu, was halten Sie denn eigentlich von den Fürsten?" — „„Dies ist allerdings eine Gewissensfrage, Excellenz, die ich Ihnen aber sogleich beantworten kann: Ich fürchte Gott, liebe meinen Fürsten, lasse, wenn es darauf ankommt, auch mein Leben für ihn, ehre und achte meine Vorgesetzten, suche mit jedermann in Fried' und Freundschaft zu leben, stehe im Glauben fest und hoffe das Beste."" Seine Hand auf meine Schulter legend, fuhr er fort: „Das

iſt brav von Ihnen. Stehen Sie zumal ja feſt im Glauben; denn wenn wir daran feſthalten, dann kann uns auch niemand den Glauben an die Unſterblichkeit rauben. Nu will ich Ihnen auch ſagen, warum ich dieſe Frage an Sie gethan habe. Sie ſehen wohl das Treiben unter den jungen Leuten, welche ſich gegen die Fürſten empören, ſie abſchaffen, oder wohl gar um's Leben bringen möchten. Freilich! Jugend hat keine Tugend. Die jungen Leute thäten beſſer, wenn ſie ihre Naſen in die Bücher ſteckten; denn die Fürſten ſind von Gott eingeſetzt. Deshalb nennen ſie ſich auch: Von Gottes Gnaden. Dazu haben ſie aber kein Recht; denn wir Menſchen ſind alle von Gottes Gnaden in die Welt gekommen. Es wird die Zeit kommen — ich werde ſie allerdings nicht erleben — wo man ſich auch in Deutſchland gegen die Fürſten empören und ſie vom Throne zu ſtoßen verſuchen wird, und das Volk wird Geſetze geben wollen. Dazu iſt es zu miſerabel, aber zum Zuſchlagen capabel. Die rechten Geſetze, wie ſie von Gott vorgeſchrieben ſind, finden wir in der Schrift. Daran halten Sie feſt.“*)

*) [In Widerſpruch mit meiner in den „Vorbemerkungen“ (I, 3.) kundgegebenen Abſicht habe ich Eckell's Berichte über Geſpräche mit Goethe, an mich gerichteten Wünſchen nachkommend, doch noch aufgenommen, obſchon namentlich ein ſo verwirrter Gedankenknäuel, wie der obige, zuverläſſig nicht über Goethes Lippen gegangen iſt. Da indeſſen allenthalben bei den Geſprächen das Subject des Berichterſtatters mit in Anſchlag zu bringen iſt, ſo möge auch der Kritik überlaſſen bleiben, aus Eckell's Mittheilungen Goethes Eigenthum herauszuſchälen.]

Er entließ mich darauf sichtlich erregt, indem er mir die Hand reichte und einen Gutenmorgen wünschte.

1158.

1828, 31. August(?).

Mit Constantin Kraukling.

Auf Zureden seiner Weimarer Freunde ging Kraukling auch dorthin [nach Dornburg], meldete sich schriftlich bei Goethe an, wurde angenommen und war pünktlich zur bestimmten Stunde auf dem Schloß. Der Kammerdiener empfing ihn mit den Worten: „Excellenz erwarten Sie schon.“ Er führte Kraukling in einen Saal, in den Goethe bald darauf eintrat, der den jungen Mann herzlich begrüßte, indem er ihm beide Hände reichte. Dann sagte er: „Kommen Sie! Wir wollen uns hier an's Fenster setzen und ein wenig plaudern.“

Als Kraukling Gerhard's Auftrag [ihn nach Leipzig einzuladen] ausgerichtet, erwiederte Goethe: „Ich habe noch so viel zu thun, um meine Arbeiten zum Abschluß zu bringen, daß ich durchaus keine Reise mehr machen kann; ich versage mir sogar eine Badereise.“

Unter seinen letzten Arbeiten nannte er die ‚Helena‘, über die er äußerte: „Sie ist eine fünfzigjährige Conception. Einzelnes rührt aus den ersten Zeiten her,

in denen ich an den ‚Faust' ging, andres entstand zu den verschiedensten Zeiten meines Lebens. Als ich daranging, alles in Einen Guß zu bringen, wußte ich lange nicht, was ich damit machen sollte. Endlich fiel mir's wie Schuppen von den Augen; ich wußte, nur so kann es sein und nicht anders."

Dann sagte Goethe: „Nennen Sie mir einige von Ihren Bekannten, mit denen sie besonders gern umgehen und die in der Zukunft etwas zu leisten versprechen!" Kraukling nannte einige Künstler und Schriftsteller. „Nein!" rief Goethe, „diese kenne ich schon. Ich meine Leute aus Ihrem nächsten Kreise, die noch keinen sehr bekannten Namen haben. Ich liebe es aus solchen Nachrichten über bemerkenswerthe Persönlichkeiten mir ein Bild der Zukunft zu entwerfen."

Noch über verschiedene Gegenstände verbreitete sich das Gespräch, das Goethe bisweilen auf das wundervolle Landschaftsbild deutend, das von Dornburg aus sich vor den Augen aufthut — mit Ausrufen unterbrach, wie: „Sehen Sie da die herrliche Beleuchtung! Das ist ja prächtig," und dergleichen. Auch zeigte Goethe die von Neureuther zu seinen Balladen und Gedichten entworfenen Randzeichnungen vor, die ihm Cornelius übersandt hatte.

Kraukling beabsichtigte noch nach Jena zu gehen, um die Universitätsbibliothek zu benutzen, zu welchem Zweck Goethe ihm einen Brief an den Bibliotheksbe-

amten Dr. Weller, mitgab, in welchem er jenen als einen wohldenkenden und wohlunterrichteten jungen Mann bezeichnete.

1159.

1828, 5. September.

Mit Ernst Schuchardt und Christian Ernst Friedrich Weller.

Mein am 2. December 1885 zu Gotha verstorbener Vater, der Justizrath Dr. Ernst Schuchardt, machte am 5. September 1828, als neunzehnjähriger Student, in Gemeinschaft des Dr. Weller . . . dem damals in Dornburg weilenden Goethe von Jena aus einen Besuch. Er hat mir oft davon erzählt. Nun finde ich unter seinen hinterlassenen Papieren den Schluß eines Berichts über jenen Besuch, welcher unmittelbar nachher aufgesetzt worden war. Derselbe lautet:

„Jetzt wurde das Essen aufgetragen, und indem uns der Wein vorgesetzt wurde (Goethe trank Würzburger, wir bekamen rothen), fing Goethe an von einem Buche zu sprechen, daß ein Engländer*) über die Geschichte der Weine geschrieben habe, und das ihn sehr interessire. Er klagte dann, daß man fast vergäße, ihn mit Wein zu versehen und am letzten Sonnabend bloß fünf Flaschen aus Weimar geschickt habe. Während

*) [Es ist wohl Kriht's „Verbesserter praktischer Weinbau" gemeint.]

er dann ſelbſt einen Salat zubereitete, verſicherte er, einen neuen Salat erfunden zu haben aus eingemachten Gurken. Überhaupt ſchien er in dieſen Fächern ziemlich bewandert zu ſein, ſprach mehreres vom Eſſen und aß ſelbſt mit ziemlichem Appetite. Als Artiſchocken aufgetragen wurden, mochte er wohl bemerken, daß ich über die Behandlungsweiſe derſelben verlegen war, und belehrte mich, wie ſie zu eſſen ſeien. Wie er erzählte, hatten ihm ſeine Verwandten dieſe Artiſchocken aus Frankfurt geſchickt und ihm dadurch eine ſehr große Freude gemacht. Wir ſprachen dann mehreres über die Türkenkriege, über Gotha u. ſ. w. Gegen das Ende des Mahles ſchien er vom Schlafe überwältigt zu werden; denn er legte die Hände zuſammen, als bete er, ſenkte den Kopf und ſchwieg einige Zeit; doch fuhr er nachher im Geſpräche fort. Nach Tiſche wurde uns Kaffee gereicht, doch trank Goethe keinen. Wir begleiteten ihn dann in den Garten und verabſchiedeten uns von ihm. Dies war gegen 5 Uhr.

1160.

1828, 11. September.

Mit Eckermann.

Heute 2 Uhr bei dem herrlichſten Wetter, kam Goethe von Dornburg zurück. Er war rüſtig und ganz braun von der Sonne. Wir ſetzten uns bald zu Tiſch, und zwar in dem Zimmer, das unmittelbar an

den Garten stößt und dessen Thüren offen standen. Er erzählte von mancherlei gehabten Besuchen und erhaltenen Geschenken und schien sich überall in zwischengestreuten leichten Scherzen zu gefallen. Blickte man aber tiefer, so konnte man eine gewisse Befangenheit nicht verkennen, wie sie derjenige empfindet, der in einen alten Zustand zurückkehrt, der durch mancherlei Verhältnisse, Rücksichten und Anforderungen bedingt ist.

Wir waren noch bei den ersten Gerichten, als eine Sendung der Großherzogin-Mutter kam, die ihre Freude über Goethes Zurückkunft zu erkennen gab, mit der Meldung, daß sie nächsten Dienstag das Vergnügen haben werde, ihn zu besuchen.

Seit dem Tode des Großherzogs hatte Goethe niemand von der fürstlichen Familie gesehen. Er hatte zwar mit der Großherzogin-Mutter in fortwährendem Briefwechsel gestanden, sodaß sie sich über den erlittenen Verlust gewiß hinlänglich ausgesprochen hatten. Allein jetzt stand das persönliche Wiedersehen bevor, das ohne einige schmerzliche Regungen von beiden Seiten nicht wohl abgehen konnte, und das demnach im voraus mit einiger Apprehension mochte empfunden werden. So auch hatte Goethe den jungen Hof noch nicht gesehen und als neuer Landesherrschaft gehuldigt. Dieses alles stand ihm bevor, und wenn es ihn auch als großen Weltmann keineswegs genieren konnte, so genierte es ihn doch als Talent, das immer in seinen angeborenen Richtungen und in seiner Thätigkeit leben möchte.

Zudem drohten Besuche aus allen Gegenden. Das Zusammenkommen berühmter Naturforscher in Berlin hatte viele bedeutende Männer in Bewegung gesetzt, die, in ihren Wegen Weimar durchkreuzend, sich theils hatten melden lassen und deren Ankunft zu erwarten war. Wochenlange Störungen, die den innern Sinn hinnahmen und aus der gewohnten Bahn lenkten, und was sonst für Unannehmlichkeiten mit übrigens so werthen Besuchen in Verbindung stehen mochten, dieses alles mußte von Goethe gespenstisch vorausempfunden werden, sowie er wieder den Fuß auf die Schwelle setzte und die Räume seiner Zimmer durchschritt.

Was aber alles dieses Bevorstehende noch lästiger machte, war ein Umstand, den ich nicht übergehen darf. Die fünfte Lieferung seiner Werke, welche auch die ‚Wanderjahre' enthalten soll, muß auf Weihnachten zum Druck abgeliefert werden. Diesen früher in einem Bande erschienen Roman hat Goethe gänzlich umzuarbeiten angefangen und das Alte mit soviel Neuem verschmolzen, daß es als ein Werk in drei Bänden in der neuen Ausgabe hervorgehen soll. Hieran ist nun zwar bereits viel gethan, aber noch sehr viel zu thun. Das Manuscript hat überall weiße Papierlücken, die noch ausgefüllt sein wollen. Hier fehlt etwas in der Exposition; hier ist ein geschickter Übergang zu finden, damit dem Leser weniger fühlbar werde, daß es ein collectives Werk sei; hier sind Fragmente von großer Bedeutung, denen der Anfang, andere, denen das Ende

mangelt: und ſo iſt an allen drei Bänden noch ſehr viel nachzuhelfen, um das bedeutende Buch zugleich annehmlich und anmuthig zu machen.

Goethe theilte mir vergangenes Frühjahr das Manuſcript zur Durchſicht mit; wir verhandelten damals ſehr viel über dieſen wichtigen Gegenſtand mündlich und ſchriftlich; ich rieth ihm, den ganzen Sommer der Vollendung dieſes Werkes zu widmen und alle andern Arbeiten ſo lange zur Seite zu laſſen; er war gleichfalls von dieſer Nothwendigkeit überzeugt und hatte den feſten Entſchluß, ſo zu thun. Dann aber ſtarb der Großherzog; in Goethes ganze Exiſtenz war dadurch eine ungeheuere Lücke geriſſen, an eine ſo viele Heiterkeit und ruhigen Sinn verlangende Compoſition war nicht mehr zu denken, und er hatte nur zu ſehen, wie er ſich perſönlich oben halten und wiederherſtellen wollte.

Jetzt aber, da er mit Herbſtesanfang von Dornburg zurückkehrend die Zimmer ſeiner weimariſchen Wohnung wieder betrat, mußte ihm auch der Gedanke an die Vollendung ſeiner ‚Wanderjahre‘, wozu ihm nur noch die kurze Friſt weniger Monate vergönnt war, lebendig vor die Seele treten, und zwar im Conflikt mit den mannigfaltigen Störungen, die ihm bevorſtanden und einem reinen ruhigen Walten und Wirken ſeines Talents im Wege waren.

Faßt man nun alles Dargelegte zuſammen, ſo wird man mich verſtehen, wenn ich ſage, daß in Goethe trotz

Die Zeit, in welcher sich die übrigen über ihre Angelegenheiten sehr lebhaft unterhielten, brachte Wilhelm nachdenklich zu. Er wünschte den Alten allein zu sprechen, wünschte und fürchtete von Marianen zu hören, und befand sich in der größten Unruhe.

Die Artigkeiten der neuangekommenen Frauenzimmer konnten ihn nicht aus seinem Traume reissen; aber ein Wortwechsel, der sich erhub, machte ihn aufmerksam. Es war Friedrich, der blonde Knabe, der Philinen aufzuwarten pflegte, sich aber diesmal lebhaft widersetzte, als er den Tisch decken und Essen herbeyschaffen sollte. Ich habe mich verpflichtet, rief er aus, Ihnen zu dienen, aber nicht allen Menschen aufzuwarten. Sie geriethen darüber in einen heftigen Streit. Philine bestand darauf, er habe seine Schuldigkeit zu thun, und als er sich hartnäckig

ſeiner leichten heitern Scherze bei Tiſche eine tiefer liegende Befangenheit nicht ſei zu verkennen geweſen.

Warum ich aber dieſe Verhältniſſe berühre, hat noch einen andern Grund. Es ſteht mit einer Äußerung Goethes in Verbindung, die mir ſehr merkwürdig erſchien, die ſeinen Zuſtand und ſein eigenthümliches Weſen ausſprach, und wovon ich nun reden will.

Profeſſor Abeken zu Osnabrück hatte mir in den Tagen vor dem 28. Auguſt einen Einſchluß zugeſendet, mit dem Erſuchen, ihn Goethe zu ſeinem Geburtstage zu ſchicklicher Stunde zu überreichen. Es ſei ein Andenken in Bezug auf Schiller, das gewiß Freude verurſachen werde.

Als nun Goethe heute bei Tiſche von den mannigfaltigen Geſchenken erzählte, die ihm zu ſeinem Geburtstage nach Dornburg geſendet worden, fragte ich ihn, was das Paket von Abeken enthalten.

„Es war eine merkwürdige Sendung," ſagte Goethe, „die mir viele Freude gemacht hat. Ein liebenswürdiges Frauenzimmer [Chriſtiane v. Wurmb], bei der*) Schiller den Thee getrunken, hat die Artigkeit gehabt, ſeine Äußerungen niederzuſchreiben. Sie hat alles ſehr hübſch aufgefaßt und treu wiedergegeben, und das lieſt ſich nun nach ſo langer Zeit gar gut, indem man dadurch unmittelbar in einen Zuſtand verſetzt wird, der

*) [Vielmehr: das bei Schiller den Thee getrunken und überhaupt in ſeinem Hauſe ſich länger aufgehalten.]

mit tausend andern bedeutenden vorübergegangen ist, in diesem Fall aber glücklicherweise in seiner Lebendigkeit auf dem Papiere gefesselt worden.

Schiller erzählt hier, wie immer, im absoluten Besitz seiner erhabenen Natur; er ist so groß am Theetisch, wie er es im Staatsrath gewesen sein würde. Nichts geniert ihn, nichts engt ihn ein, nichts zieht den Flug seiner Gedanken herab; was in ihm von großen Ansichten lebt, geht immer frei heraus ohne Rücksicht und ohne Bedenken. Das war ein rechter Mensch, und so sollte man auch sein! Wir andern dagegen fühlen uns immer bedingt; die Personen, die Gegenstände, die uns umgeben, haben auf uns ihren Einfluß; der Theelöffel geniert uns, wenn er von Gold ist, da er von Silber sein sollte: und so, durch tausend Rücksichten paralysirt, kommen wir nicht dazu, was etwa Großes in unserer Natur sein möchte, frei auszulassen. Wir sind die Sklaven der Gegenstände und erscheinen geringe oder bedeutend, je nachdem uns diese zusammenziehen oder zu freier Ausdehnung Raum geben."

1161.

1828, 1. October.

Mit Friedrich Wilhelm Hönninghaus.

Herr Hönninghaus*) aus Crefeld, Chef eines großen Handelshauses, zugleich Liebhaber der Naturwissen-

*) [Nicht Hönninghausen.]

ſchaften, beſonders der Mineralogie, ein durch große Reiſen und Studien vielſeitig unterrichteter Mann, war heute bei Goethe zu Tiſche. Er kam von der Verſammlung der Naturforſcher aus Berlin zurück, und es ward über dahinſchlagende Dinge, beſonders über mineralogiſche Gegenſtände manches geſprochen.

Auch von den Vulkaniſten war die Rede und von der Art und Weiſe, wie die Menſchen über die Natur zu Anſichten und Hypotheſen kommen; bei welcher Gelegenheit denn großer Naturforſcher und auch des Ariſtoteles gedacht wurde, über welchen ſich Goethe alſo ausſprach.

„Ariſtoteles," ſagte er, „hat die Natur beſſer geſehen als irgend ein Neuerer, aber er war zu raſch mit ſeinen Meinungen. Man muß mit der Natur langſam und läßlich verfahren, wenn man ihr etwas abgewinnen will.

Wenn ich bei Erforſchung naturwiſſenſchaftlicher Gegenſtände zu einer Meinung gekommen war, ſo verlangte ich nicht, daß die Natur mir ſogleich recht geben ſollte; vielmehr ging ich ihr in Beobachtungen und Verſuchen prüfend nach, und war zufrieden, wenn ſie ſich ſo gefällig erweiſen wollte, gelegentlich meine Meinung zu beſtätigen. That ſie es nicht, ſo brachte ſie mich wohl auf ein anderes Aperçu, welchem ich nachging und welches zu bewahrheiten ſie ſich vielleicht williger fand."

1162.

1828, 3. October.

Mit Eckermann und Ottilie v. Goethe.

Ich sprach diesen Mittag bei Tische mit Goethe über Fouqué's ‚Sängerkrieg auf der Wartburg', den ich auf seinen Wunsch gelesen. Wir kamen darin überein, daß dieser Dichter sich zeitlebens mit altdeutschen Studien beschäftigt, und daß am Ende keine Cultur für ihn daraus hervorgegangen.

„Es ist in der altdeutschen düstern Zeit," sagte Goethe, „ebenso wenig für uns zu holen, als wir aus den serbischen Liedern und ähnlichen barbarischen Volkspoesien gewonnen haben. Man liest es und interessirt sich wohl eine Zeit lang dafür, aber bloß um es abzuthun und sodann hinter sich liegen zu lassen. Der Mensch wird überhaupt genug durch seine Leidenschaften und Schicksale verdüstert, als daß er nöthig hätte, dieses noch durch die Dunkelheiten einer barbarischen Vorzeit zu thun. Er bedarf der Klarheit und der Aufheiterung, und es thut ihm noth, daß er sich zu solchen Kunst- und Literaturepochen wende, in denen vorzügliche Menschen zu vollendeter Bildung gelangten, sodaß es ihnen selber wohl war und sie die Seligkeit ihrer Cultur wieder auf andere auszugießen im Stande sind.

Wollen Sie aber von Fouqué eine gute Meinung bekommen, so lesen Sie seine ‚Undine', die wirklich

allerliebſt iſt. Freilich war es ein guter Stoff, und man kann nicht einmal ſagen, daß der Dichter alles daraus gemacht hätte, was darinnen lag; aber doch, die ‚Undine‘ iſt gut und wird Ihnen gefallen.“

„„Es geht mir ungünſtig mit der neueſten deutſchen Literatur,““ ſagte ich. „„Zu den Gedichten von Egon Ebert kam ich aus Voltaire, deſſen erſte Bekanntſchaft ich gemacht, und zwar durch die kleinen Gedichte an Perſonen, die gewiß zu dem Beſten gehören, was er je geſchrieben. Nun mit Fouqué geht es mir nicht beſſer. Vertieft in Walter Scott's ‚Fair Maid of Perth‘, gleichfalls das erſte, was ich von dieſem großen Schriftſteller leſe, bin ich veranlaßt, dieſes an die Seite zu legen und mich in den ‚Sängerkrieg auf der Wartburg‘ zu begeben.““

„Gegen ſo große Ausländer,“ ſagte Goethe, „können freilich die neuern Deutſchen keine Probe halten; aber es iſt gut, daß Sie ſich nach und nach mit allem In- und Ausländiſchen bekannt machen, um zu ſehen, wo denn eigentlich eine höhere Weltbildung, wie ſie der Dichter bedarf, zu holen iſt.“

Frau von Goethe trat herein und ſetzte ſich zu uns an den Tiſch.

„Aber nicht wahr,“ fuhr Goethe heiter fort, „Walter Scott's ‚Fair Maid of Perth‘ iſt gut? Das iſt gemacht! Das iſt eine Hand! Im Ganzen die ſichere Anlage, und im Einzelnen kein Strich, der nicht zum Ziele führte. Und welch ein Detail, ſowohl im Dialog

als in der beſchreibenden Darſtellung, die beide gleich vortrefflich ſind! Seine Scenen und Situationen gleichen Gemälden von Teniers: im Ganzen der Anordnung zeigen ſie die Höhe der Kunſt, die einzelnen Figuren haben eine ſprechende Wahrheit, und die Ausführung erſtreckt ſich mit künſtleriſcher Liebe bis aufs Kleinſte, ſodaß uns kein Strich geſchenkt wird. Bis wie weit haben Sie jetzt geleſen?"

„„Ich bin bis zu der Stelle gekommen,"" ſagte ich, „„wo Henry Smith das ſchöne Zithermädchen durch Straßen und Umwege nach Hauſe führt, und wo ihm zu ſeinem Ärger der Mützenmacher Proudfute und der Apotheker Dwining begegnen."

„Ja", ſagte Goethe, „die Stelle iſt gut. Daß der widerſtrebende ehrliche Waffenſchmied ſo weit gebracht wird, neben dem verdächtigen Mädchen zuletzt ſelbſt das Händchen mit aufzuhocken, iſt einer der größten Züge, die irgend in Romanen anzutreffen ſind. Es zeugt von einer Kenntniß der menſchlichen Natur, der die tiefſten Geheimniſſe offenbar liegen."

„„Als einen höchſt glücklichen Griff,"" ſagte ich, „„muß ich auch bewundern, daß Walter Scott den Vater der Heldin einen Handſchuhmacher ſein läßt, der durch den Handel mit Fellen und Häuten mit den Hochländern ſeit lange in Verkehr geſtanden und noch ſteht.""

„Ja," ſagte Goethe, „das iſt ein Zug der höchſten Art. Es entſpringen daraus für das ganze Buch die günſtigſten Verhältniſſe und Zuſtände, die dadurch alle

zugleich eine reale Basis erhalten, sodaß sie die überzeugendste Wahrheit mit sich führen. Überall finden Sie bei Walter Scott die große Sicherheit und Gründlichkeit in der Zeichnung, die aus seiner umfassenden Kenntniß der realen Welt hervorgeht, wozu er durch lebenslängliche Studien und Beobachtungen und ein tägliches Durchsprechen der wichtigsten Verhältnisse gelangt ist. Und nun sein großes Talent und sein umfassendes Wesen! Sie erinnern sich des englischen Kritikers, der die Poeten mit menschlichen Sängerstimmen vergleicht, wo einigen nur wenig gute Töne zu Gebote ständen, während andere den höchsten Umfang von Tiefe und Höhe in vollkommener Gewalt hätten. Dieser letztern Art ist Walter Scott. In dem ‚Fair Maid of Perth' werden Sie nicht eine einzige schwache Stelle finden, wo es Ihnen fühlbar würde, es habe seine Kenntniß und sein Talent nicht ausgereicht. Er ist seinem Stoff nach allen Richtungen hin gewachsen. Der König, der königliche Bruder, der Kronprinz, das Haupt der Geistlichkeit, der Adel, der Magistrat, die Bürger und Handwerker, die Hochländer, sie sind alle mit gleich sicherer Hand gezeichnet und mit gleicher Wahrheit getroffen."

„Die Engländer,'" sagte Frau von Goethe, „lieben besonders den Character des Henry Smith, und Walter Scott scheint ihn auch zum Helden des Buchs gemacht zu haben. Mein Favorit ist er nicht; mir könnte der Prinz gefallen.'"

„„Der Prinz,““ ſagte ich, „„bleibt bei aller Wildheit immer noch liebenswürdig genug, und er iſt vollkommen ſo gut gezeichnet wie irgend ein anderer.““

„Wie er zu Pferde ſitzend,“ ſagte Goethe, „das hübſche Zithermädchen auf ſeinen Fuß treten läßt, um ſie zu einem Kuß zu ſich heranzuheben, iſt ein Zug von der verwegenſten engliſchen Art. Aber ihr Frauen habt unrecht, wenn Ihr immer Partei macht; ihr leſet ein Buch, um darin Nahrung für euer Herz zu finden, einen Helden, den ihr lieben könntet! So ſoll man aber eigentlich nicht leſen, und es kommt gar nicht darauf an, daß Euch dieſer oder jener Character gefalle, ſondern daß euch das Buch gefalle.“

„„Wir Frauen ſind nun einmal ſo, lieber Vater,““ ſagte Frau von Goethe, indem ſie über den Tiſch neigend ihm die Hand drückte. — „Man muß euch ſchon in euerer Liebenswürdigkeit gewähren laſſen,“ erwiederte Goethe.

Das neueſte Stück des ‚Globe‘ lag neben ihm, das er zur Hand nahm. Ich ſprach derweile mit Frau von Goethe über junge Engländer, deren Bekanntſchaft ich im Theater gemacht.

„Was aber die Herren vom ‚Globe‘ für Menſchen ſind,“ begann Goethe wieder mit einigem Feuer, „wie die mit jedem Tage größer, bedeutender werden und alle wie von Einem Sinne durchdrungen ſind, davon hat man kaum einen Begriff. In Deutſchland wäre ein ſolches Blatt rein unmöglich. Wir ſind lauter

Particuliers, an Übereinſtimmung iſt nicht zu denken; jeder hat die Meinungen ſeiner Provinz, ſeiner Stadt, ja ſeines eigenen Individuums, und wir können noch lange warten, bis wir zu einer Art von allgemeiner Durchbildung kommen.

1163.

1828, 6. October.

Mittag bei Goethe.

a.

Bei Goethe zu Tiſche mit Herrn von Martius, der ſeit einigen Tagen hier iſt und ſich mit Goethe über botaniſche Gegenſtände beſpricht. Beſonders iſt es die Spiraltendenz der Pflanzen, worin Herr von Martius wichtige Entdeckungen gemacht, die er Goethen mittheilt, dem ſich dadurch ein neues Feld eröffnet. Goethe ſchien die Idee ſeines Freundes mit einer Art jugendlicher Leidenſchaftlichkeit aufzunehmen. „Für die Phyſiologie der Pflanzen," ſagte er, „iſt damit ſehr viel gewonnen. Das neue Aperçu der Spiraltendenz iſt meiner Metamorphoſenlehre durchaus gemäß, es iſt auf demſelbigen Wege gefunden, aber es iſt damit ein ungeheuerer Schritt vorwärts gethan.

b.*)

Heute bei Tiſche war die heiterſte Geſellſchaft. Außer den weimariſchen Freunden waren auch einige

*) [Dieſes Stück iſt von Eckermann unterm 7. October aufgeführt, das darin erzählte Mittagsmahl iſt aber wohl daſſelbe,

von Berlin zurückkehrende Naturforscher zugegen, unter denen Herr von Martius aus München, der an Goethes Seite saß, mir bekannt war. Über die mannigfaltigsten Dinge wurde hin und her gescherzt und gesprochen. Goethe war von besonders guter Laune und überaus mittheilend. Das Theater kam zur Sprache, die letzte Oper, ‚Moses' von Rossini, ward viel beredet. Man tadelte das Sujet, man lobte und tadelte die Musik; Goethe äußerte sich folgendermaßen:

„Ich begreife Euch nicht, Ihr guten Kinder," sagte er, „wie ihr Sujet und Musik trennen und jedes für sich genießen könnt. Ihr sagt, das Sujet tauge nicht, aber Ihr hättet es ignorirt und Euch an der trefflichen Musik erfreut. Ich bewundere wirklich die Einrichtung euerer Natur, und wie euere Ohren im Stande sind, anmuthigen Tönen zu lauschen, während der gewaltigste Sinn, das Auge, von den absurdesten Gegenständen geplagt wird.

Und daß euer ‚Moses' doch wirklich gar zu absurd ist, werdet ihr nicht leugnen. Sowie der Vorhang aufgeht, stehen die Leute da und beten! Dies ist sehr

---

von welchem vorstehends unter a Soret richtig unterm 6. October berichtet; denn mir vorliegende Auszüge aus Goethes Tagebüchern besagen ausdrücklich am 7. October „Mittags für uns" und ferner wird darin am 6. October des auch von Eckermann erwähnten Besuchs des Herrn v. Jordan gedacht. Die Richtigkeit dieser Tagebuchauszüge durch Vergleich mit den Originalien festzustellen, verhindert die wiederholt erwähnte Clausur des Goethearchivs. S. auch unten S. 340, Z. 14.]

widersetzte, sagte sie ihm ohne Umstände, er könne gehn, wohin er wolle.

Glauben Sie etwa, daß ich mich nicht von Ihnen entfernen könne? rief er aus, ging trotzig weg, machte seinen Bündel zusammen, und eilte sogleich zum Hause hinaus. Geh, Mignon, sagte Philine, und schaff uns, was wir brauchen; sag es dem Kellner, und hilf aufwarten.

Mignon trat vor Wilhelm hin, und fragte in seiner lakonischen Art: soll ich? darf ich? und Wilhelm versetzte: thu mein Kind, was Mademoiselle dir sagt.

Das Kind besorgte alles, und wartete den ganzen Abend mit großer Sorgfalt den Gästen auf. Nach Tische suchte Wilhelm mit dem Alten einen Spatziergang allein zu machen; es gelang ihm, und nach mancherley Fragen, wie es ihm bisher gegangen? wendete sich das Gespräch auf die ehmalige

unpaſſend. Wenn du beten willſt, ſteht geſchrieben, ſo gehe in dein Kämmerlein und ſchleuß die Thür hinter dir zu. Aber auf dem Theater ſoll man nicht beten.

Ich hätte Euch einen ganz andern ‚Moſes‘ machen wollen und das Stück ganz anders anfangen laſſen. Ich hätte Euch zuerſt gezeigt, wie die Kinder Iſrael bei ſchwerem Frohndienſt von der Tyrannei der ägyptiſchen Vögte zu leiden haben, damit es nachher deſto anſchaulicher würde, welche Verdienſte ſich Moſes um ſein Volk erworben, das er es aus ſo ſchändlichem Druck zu befreien gewußt.“

Goethe fuhr fort mit großer Heiterkeit die ganze Oper Schritt vor Schritt durch alle Scenen und Acte aufzubauen, immer geiſtreich und voller Leben, im hiſtoriſchen Sinne des Sujets und zum freudigen Erſtaunen der ganzen Geſellſchaft, die den unaufhaltſamen Fluß ſeiner Gedanken und den heitern Reichthum ſeiner Erfindungen zu bewundern hatte. Es ging alles zu raſch vorüber, um es aufzufaſſen, doch iſt mir der Tanz der Ägypter im Gedächtniß geblieben, den Goethe nach der überſtandenen Finſterniß als Freude über das wiedergegebene Licht eintreten ließ.

Das Geſpräch lenkte ſich von Moſes zurück auf die Sündfluth, und ſo nahm es bald, durch den geiſtreichen Naturforſcher angeregt, eine naturhiſtoriſche Wendung.

„Man will,“ ſagte Herr von Martius, „auf dem Ararat ein Stück von der Arche Noah's verſteinert

gefunden haben, und es sollte mich wundern, wenn man nicht auch die versteinerten Schädel der ersten Menschen finden sollte."

Diese Äußerung gab zu ähnlichen Anlaß, und so kam die Unterhaltung auf die verschiedenen Menschenrassen, wie sie als Schwarze, Braune, Gelbe und Weiße die Länder der Erde bewohnen, sodaß man mit der Frage schloß, ob denn wirklich anzunehmen, daß alle Menschen von dem einzigen Paare Adam und Eva abstammen.

Herr von Martius war für die Sage der Heiligen Schrift, die er als Naturforscher durch den Satz zu bestätigen suchte, daß die Natur in ihren Productionen höchst ökonomisch zu Werke gehe.

„Dieser Meinung," sagte Goethe, „muß ich widersprechen. Ich behaupte vielmehr, daß die Natur sich immer reichlich, ja verschwenderisch erweise, und daß es weit mehr in ihrem Sinne sei, anzunehmen, sie habe statt eines einzigen armseligen Paares die Menschen gleich zu Dutzenden, ja zu Hunderten hervorgehen lassen.

Als nämlich die Erde bis zu einem gewissen Punkt der Reife gediehen war, die Wasser sich verlaufen hatten und das Trockene genugsam grünte, trat die Epoche der Menschwerdung ein, und es entstanden die Menschen durch die Allmacht Gottes überall, wo der Boden es zuließ, und vielleicht auf den Höhen zuerst. Anzunehmen, daß dieses geschehen, halte ich für vernünftig,

allein darüber nachzusinnen, wie es geschehen, halte ich für ein unnützes Geschäft, das wir denen überlassen wollen, die sich gern mit unauflößbaren Problemen beschäftigen und die nichts Besseres zu thun haben."

„„Wenn ich auch,"" sagte Herr von Martius mit einiger Schalkheit, „„mich als Naturforscher von der Ansicht Eurer Excellenz gern überzeugen ließe, so fühle ich mich doch als guter Christ in einiger Verlegenheit, zu einer Meinung überzutreten, die mit den Aussagen der Bibel nicht wohl zu vereinigen sein möchte.""

„Die Heilige Schrift," erwiederte Goethe, „redet allerdings nur von Einem Menschenpaare, das Gott am sechsten Tage erschaffen, allein die begabten Männer, welche das Wort Gottes aufzeichneten, das uns die Bibel überliefert, hatten es zunächst mit ihrem auserwählten Volke zu thun, und so wollen wir auch diesem die Ehre seiner Abstammung von Adam keineswegs streitig machen. Wir andern aber, sowie auch die Neger und Lappländer, und schlanke Menschen, die schöner sind als wir alle, hatten gewiß auch andere Urväter; wie denn die werthe Gesellschaft gewiß zugeben wird, daß wir uns von den echten Abkömmlingen Adams auf eine gar mannigfaltige Weise unterscheiden und daß sie, besonders was das Geld betrifft, es uns allen zuvorthun."

Wir lachten. Das Gespräch mischte sich allgemein; Goethe, durch Herrn von Martius zu Widersprüchen angeregt, sagte noch manches bedeutende Wort, das,

den Schein des Scherzes tragend, dennoch aus dem Grunde eines tiefern Hinterhalts hervorging.

Nach aufgehobener Tafel ließ sich der preußische Minister Herr von Jordan melden, und wir zogen uns in das angrenzende Zimmer.

1164.

1828, 9. October.

Mit Eckermann und Ottilie v. Goethe.

Diesen Mittag bei Tische war ich mit Goethe und Frau von Goethe allein. Und wie ein Gespräch früherer Tage wohl wieder aufgenommen und fortgeführt wird, so geschah es auch heute. Der ‚Moses' von Rossini kam abermals zur Sprache, und wir erinnerten uns gern Goethes heiterer Erfindung von vorgestern.

„Was ich in Scherz und guter Laune über den ‚Moses' geäußert haben mag," sagte Goethe, „weiß ich nicht mehr; denn so etwas geschieht ganz unbewußt Aber so viel ist gewiß, daß ich eine Oper nur dann mit Freuden genießen kann, wenn das Sujet ebenso vollkommen ist wie die Musik, sodaß beide miteinander gleichen Schritt gehen. Fragt ihr mich, welche Oper ich gut finde, so nenne ich euch den ‚Wasserträger'; denn hier ist das Sujet so vollkommen, daß man es ohne Musik als ein bloßes Stück geben könnte und man es mit Freuden sehen würde. Diese Wichtigkeit einer guten Unterlage begreifen entweder die Compo-

niſten nicht, oder es fehlt ihnen durchaus an ſachverſtändigen Poeten, die ihnen mit Bearbeitung guter Gegenſtände zur Seite träten. Wäre der ‚Freiſchütz‘ kein ſo gutes Sujet, ſo hätte die Muſik zu thun gehabt, der Oper den Zulauf der Menge zu verſchaffen, wie es nun der Fall iſt, und man ſollte daher dem Herrn Kind auch einige Ehre erzeigen.“

Es ward noch verſchiedenes über dieſen Gegenſtand geſprochen; dann aber gedachten wir des Profeſſor Göttling und ſeiner italieniſchen Reiſe.

„Ich kann es dem Guten nicht verargen,“ ſagte Goethe, „daß er von Italien mit ſolcher Begeiſterung redet; weiß ich doch, wie mir ſelber zu Muthe geweſen iſt! Ja ich kann ſagen, daß ich nur in Rom empfunden habe, was eigentlich ein Menſch ſei. Zu dieſer Höhe, zu dieſem Glück der Empfindung bin ich ſpäter nie wieder gekommen; ich bin, mit meinem Zuſtande in Rom verglichen, eigentlich nachher nie wieder froh geworden.“ —

„Doch wir wollen uns nicht melancholiſchen Betrachtungen hingeben,“ fuhr Goethe nach einer Pauſe fort. „Wie geht es mit Ihrem ‚Fair Maid of Perth‘? Wie hält es ſich? Wie weit ſind Sie? Erzählen Sie mir und geben Sie Rechenſchaft.“

„„Ich leſe langſam,““ ſagte ich; „„ich bin jedoch bis zu der Scene vorgerückt, wo Proudfute in der Rüſtung von Henry Smith, deſſen Gang und deſſen Art zu pfeifen er nachahmt, erſchlagen und am andern Morgen

von den Bürgern in den Straßen von Perth gefunden wird, die ihn für Henry Smith halten und darüber die ganze Stadt in Alarm setzen."

„Ja," sagte Goethe, „die Scene ist bedeutend, sie ist eine der besten.""

„„Ich habe dabei besonders bewundert,"" fuhr ich fort, „„in wie hohem Grade Walter Scott das Talent besitzt, verworrene Zustände mit großer Klarheit auseinander zu setzen, sodaß alles zu Massen und zu ruhigen Bildern sich absondert, die einen solchen Eindruck in uns hinterlassen, als hätten wir dasjenige, was zu gleicher Zeit an verschiedenen Orten geschieht, gleich allwissenden Wesen von oben herab mit einemmal übersehen.""

„Überhaupt," sagte Goethe, „ist der Kunstverstand bei Walter Scott sehr groß, weshalb denn auch wir und unsersgleichen, die darauf, wie etwas gemacht ist, ein besonderes Augenmerk richten, an seinen Sachen ein doppeltes Interesse und davon den vorzüglichsten Gewinn haben. Ich will Ihnen nicht vorgreifen, aber Sie werden im dritten Theile noch einen Kunstpfiff der ersten Art finden. Daß der Prinz im Staatsrath den klugen Vorschlag gethan, die rebellischen Hochländer sich untereinander todtschlagen zu lassen, haben Sie bereits gelesen, auch daß der Palmsonntag festgesetzt worden, wo die beiden feindlichen Stämme der Hochländer nach Perth herabkommen sollen, um dreißig gegen dreißig auf Tod und Leben miteinander zu

fechten. Nun ſollen Sie bewundern, wie Walter Scott es macht und einleitet, daß am Tage der Schlacht an der einen Partei ein Mann fehlt, und mit welcher Kunſt er es von fern her anzuſtellen weiß, ſeinen Helden Henry Smith an den Platz des fehlenden Mannes unter die Kämpfenden zu bringen. Dieſer Zug iſt überaus groß, und Sie werden ſich freuen, wenn Sie dahin kommen.

Wenn Sie aber mit dem ‚Fair Maid of Perth‘ zu Ende ſind, ſo müſſen Sie ſogleich den ‚Waverley‘ leſen, der freilich noch aus ganz andern Augen ſieht, und der ohne Frage den beſten Sachen an die Seite zu ſtellen iſt, die je in der Welt geſchrieben worden. Man ſieht, es iſt derſelbige Menſch, der die ‚Fair Maid of Perth‘ gemacht hat, aber es iſt derjenige, der die Gunſt des Publikums erſt noch zu gewinnen hatte und der ſich daher zuſammennimmt, ſodaß er keinen Zug thut, der nicht vortrefflich wäre. Die ‚Fair Maid of Perth‘ dagegen iſt mit einer breitern Feder geſchrieben, der Autor iſt ſchon ſeines Publikums gewiß, und er läßt ſich ſchon etwas freier gehen. Wenn man den ‚Waverley‘ geleſen hat, ſo begreift man freilich wohl, warum Walter Scott ſich noch jetzt immer den Verfaſſer jener Production nennt; denn darin hat er gezeigt was er konnte, und er hat ſpäter nie etwas geſchrieben, das beſſer wäre oder das dieſem zuerſt publicirten Romane nur gleichkäme.“

1165.

1828, 10. October.

Mittag bei Goethe.

Ich [Eckermann] fand wieder eine heitere Tischgesellschaft geladen zu Ehren Tieck's und der Gräfin [Finkenstein], die auf Bitten Goethes und der übrigen Freunde noch einen Tag zugegeben hatten, während der übrige Theil dieser Familie schon am Morgen nach Dresden vorausgereist war.

Ein besonderer Gegenstand der Unterhaltung bei Tische war die englische Literatur und namentlich Walter Scott, bei welcher Gelegenheit Tieck unter anderm sagte, daß er vor zehn Jahren das erste Exemplar des ‚Waverley' nach Deutschland gebracht habe.

1166.

1828, 11. October.

Mit Gustav Friedrich Wiggers und Familie.

Eine Reise, welche G. F. Wiggers mit seiner Gattin und seinen beiden Söhnen Julius und Moritz, damals siebzehn und zwölf Jahr alt, am 2. September 1828 antrat und deren Zielpunkt das auf dem Umwege über Berlin und Dresden aufgesuchte Schulpforta war, wo der ältere der beiden Söhne als Alumnus der Anstalt abgesetzt werden sollte, führte auch nach Weimar, wo die Reisenden am Sonnabend Vormittag, den 11. October,

ankamen. Die Werke Goethes hatten in mancher ſtillen abendlichen Stunde den Gegenſtand der Vorleſung und Beſprechung im Wiggers'ſchen Familienkreiſe gebildet, und der Wunſch, den großen Dichter von Angeſicht kennen zu lernen, war durch die Verehrung nahe gelegt, von welcher alle Mitglieder der Familie gegen ihn erfüllt waren. Der Verſuch ward zur guten Stunde gewagt. Zunächſt fragte Wiggers nur für ſeine Perſon ſchriftlich bei Goethe an, ob es erlaubt ſei ihm einen kurzen Beſuch abzuſtatten. Er ward ſogleich, zu Mittags 12 Uhr, angenommen. Es war dabei aber noch auf Weiteres abgeſehen: Wiggers hatte ein Gedicht ſeiner Gattin auf den Weg mitgenommen, mittels deſſen auch ſie ſich um die Gunſt bewarb, dem Dichter perſönlich ihre Huldigung darzubringen. Es dauerte auch nicht lange, ſo kehrte Wiggers mit der freudigen Botſchaft zu ſeiner Gattin zurück, daß Goethe ihm aufgetragen habe, ſie ſogleich zu ihm abzuholen. Als Supernumerarier glaubten die Eltern nun auch die beiden Söhne mitführen zu dürfen. Erwartungsvoll ſtellte ſich die Familie in Goethes Empfangszimmer auf. Wenige Secunden verfloſſen, da öffnete ſich die Thür des anſtoßenden Zimmers und die hohe würdevolle Geſtalt mit der breiten gewölbten Bruſt, der erhabenen freien Stirn, dem glänzenden Auge und dem weißen Lockenhaar, in ſchwarzer, mit einem ſilbernen Stern verzierter Kleidung ſchritt in aufrechter Haltung den ſich vor ihm tief Verneigenden mit freundlichem

Willkommen entgegen. Dem Anſcheine nach durch die Vollzähligkeit, in welcher die Familie bei ihm erſchienen war, nicht ſo ſehr überraſcht, als erheitert, führte er die Frau Wiggers zu einem Sopha, auf welchem er ſich neben ihr niederließ, während die Übrigen vor dem Sopha im Halbkreiſe ſitzend die Gruppe abſchließen mußten. Die Unterhaltung kam bald auf den Anlaß der Reiſe und auf Schulpforta. Mit vieler Theilnahme ließ Goethe ſich von den Einrichtungen dieſer Schulanſtalt erzählen, wobei die Mutter mit dem Ausdruck der Beſorgniß wegen der Strenge der klöſterlichen Disciplin nicht zurückhielt. Er hörte mit Aufmerkſamkeit die Darſtellung an und ſchien die Sorge nicht unberechtigt zu finden. Gütig wandte er ſich dann zu ihr mit der Bemerkung: „Hätte ich über Sie zu beſtimmen gehabt, ſo würde ich Ihnen entſchieden abgerathen haben, einen Blick in die inneren Einrichtungen der Anſtalt zu werfen. Eine Mutter, die in Liebe gewohnt iſt, ihr Kind als Ganzes in ihrem Hauſe zu ſehen, wird es nur mit Sorge einer Anſtalt übergeben, wo es nur ein unbedeutender Theil des Ganzen iſt.“

Im Übrigen verhielt er ſich in gewohnter Weiſe mehr fragend, als ſich mittheilend. Seine Erkundigungen bezogen ſich unter anderem auf die Familie des Dichters Koſegarten. Beim Abſchied wandte er ſich an den älteſten Sohn mit der wohlwollenden Einladung, bei einem etwaigen ſpätern Ausfluge von Schulpforta nach Weimar ſeines Hauſes zu gedenken, welches

Gesellschaft, und Wilhelm wagte zuletzt nach Marianen zu fragen.

Sagen Sie mir nichts von dem abscheulichen Geschöpf! rief der Alte, ich habe verschworen, nicht mehr an sie zu denken. Wilhelm erschrak über diese Äußerung, war aber noch in größerer Verlegenheit, als der Alte fortfuhr, auf ihre Leichtfertigkeit und Liederlichkeit zu schmählen. Wie gern hätte unser Freund das Gespräch abgebrochen; allein er mußte nun einmal die polternden Ergießungen des wunderlichen Mannes aushalten.

Ich schäme mich, fuhr dieser fort, daß ich ihr so geneigt war. Doch hätten Sie das Mädchen näher gekannt, Sie würden mich gewiß entschuldigen. Sie war so artig, natürlich und gut, so gefällig und in jedem Sinne leidlich. Nie hätt' ich mir vorgestellt, daß Frechheit und Undank die Hauptzüge ihres Characters seyn sollten.

ihm ſtets offen ſtehen werde. Er geleitete dann die ſich Verabſchiedenden bis an die Thüre und richtete hier mit den Worten „Wolf! Begleite!“ an ſeinen im Zimmer herumlaufenden Enkel Wolfgang die Aufforderung zur Fortſetzung dieſes Höflichkeitswerkes. Noch durch die offene Thüre gab der alte Meiſter den Fremden die Verſicherung auf den Weg, daß er ſich nach ihnen erkundigen wolle, ſooft ſich ihm dazu Gelegenheit bieten werde.

Kaum war die Familie wieder im Gaſthof angelangt, als ihnen noch eine Botſchaft des Dichters auf dem Fuße folgte. Der kleine Wolfgang v. Goethe trat ein und überreichte der freudig überraſchten Frau Wiggers im Auftrage ſeines Großvaters ein Käſtchen, eine Medaille von Bronze mit dem Bruſtbilde Goethes enthaltend, nebſt einer Viſitenkarte von dieſem. Goethe ließ dabei die Bitte ausſprechen, ſich dabei ſeiner oftmals zu erinnern.

1167.

1828, 11. October.

Mittag bei Goethe, zuvor mit Eckermann.

Das gedachte [Eckermann Tags vorher zugegangene dritte Stück des] Foreign Review des Herrn Fraſer enthielt unter vielen bedeutenden und intereſſanten Gegenſtänden auch einen höchſt würdigen Aufſatz über Goethe von Carlyle, den ich dieſen Morgen ſtudirte.

Ich ging Mittags ein wenig früher zu Tiſche, um vor der Ankunft der übrigen Gäſte mich mit Goethe darüber zu bereden.

Ich fand ihn, wie ich wünſchte, noch allein, in Erwartung der Geſellſchaft. Er trug ſeinen ſchwarzen Frack und Stern, worin ich ihn ſo gern ſehe; er ſchien heute beſonders jugendlich heiter, und wir fingen ſogleich an von unſerm gemeinſamen Intereſſe zu reden. Goethe ſagte mir, daß er Carlyles Aufſatz über ihn gleichfalls dieſen Morgen betrachtet, und ſo waren wir denn imſtande, über die Beſtrebungen der Ausländer manche Worte des Lobes gegenſeitig auszutauſchen.

„Es iſt eine Freude, zu ſehen," ſagte Goethe, „wie die frühere Pedanterie der Schotten ſich in Ernſt und Gründlichkeit verwandelt hat. Wenn ich bedenke, wie die Edinburger vor noch nicht langen Jahren meine Sachen behandelt haben, und ich jetzt dagegen Carlyle's Verdienſte um die deutſche Literatur erwäge, ſo iſt es auffallend, welch ein bedeutender Vorſchritt zum Beſſern geſchehen iſt."

„„An Carlyle,"" ſagte ich, „„muß ich vor allem den Geiſt und Character verehren, der ſeinen Richtungen zum Grunde liegt. Es iſt ihm um die Cultur ſeiner Nation zu thun, und da fragt er denn bei den literariſchen Erzeugniſſen des Auslandes, womit er ſeine Landsleute bekannt zu machen wünſcht, weniger nach Künſten des Talents als nach der Höhe ſittlicher Bildung, die aus ſolchen Werken zu gewinnen.""

„Ja," ſagte Goethe, „die Geſinnung, aus der er handelt, iſt beſonders ſchätzbar. Und wie iſt es ihm Ernſt! und wie hat er uns Deutſche ſtudirt! Er iſt in unſerer Literatur faſt beſſer zu Hauſe als wir ſelbſt; zum wenigſten können wir mit ihm in unſern Bemühungen um das Engliſche nicht wetteifern."

„„Der Aufſatz,"" ſagte ich, „„iſt mit einem Feuer und Nachdruck geſchrieben, daß man ihm wohl anmerkt, daß in England noch viele Vorurtheile und Widerſprüche zu bekämpfen ſind. Den ‚Wilhelm Meiſter' zumal ſcheinen übelwollende Kritiker und ſchlechte Überſetzer in kein günſtiges Licht gebracht zu haben. Dagegen benimmt ſich nun Carlyle ſehr gut. Der dummen Nachrede, daß keine wahre Edelfrau den ‚Meiſter' leſen dürfe, widerſpricht er ſehr heiter mit dem Beiſpiele der letzten Königin von Preußen, die ſich mit dem Buche vertraut gemacht und die doch mit Recht für eine der erſten Frauen ihrer Zeit gelte.""

Verſchiedene Tiſchgäſte traten herein, die Goethe begrüßte. Er wendete ſeine Aufmerkſamkeit mir wieder zu, und ich fuhr fort.

„„Freilich,"" ſagte ich, „„hat Carlyle den ‚Meiſter' ſtudirt, und ſo durchdrungen von dem Werth des Buches wie er iſt, möchte er gern, daß es ſich allgemein verbreitete, er möchte gern, daß jeder Gebildete davon gleichen Gewinn und Genuß hätte.""

Goethe zog mich an ein Fenſter, um mir zu antworten.

„Liebes Kind," sagte er, „ich will Ihnen etwas vertrauen, das Sie sogleich über vieles hinaushelfen und das Ihnen lebenslänglich zugute kommen soll. Meine Sachen können nicht populär werden; wer daran denkt und dafür strebt, ist in einem Irrthum. Sie sind nicht für die Masse geschrieben, sondern nur für einzelne Menschen, die etwas Ähnliches wollen und suchen und die in ähnlichen Richtungen begriffen sind."

Er wollte weiter reden: eine junge Dame trat heran, ihn unterbrechend und ihn in ein Gespräch ziehend. Ich wendete mich zu andern, worauf wir uns bald zu Tische setzten.

— — — — — — — — — —

Unterdessen hatte man um mich her heiter gescherzt und gesprochen und es sich an guten Gerichten wohl sein lassen. Ich hatte auch mitunter ein Wörtchen mit dreingeredet, aber alles ohne eigentlich bei der Sache zu sein. Eine Dame hatte eine Frage an mich gerichtet, worauf ich vielleicht nicht die beste Antwort mochte gegeben haben. Ich wurde geneckt.

„Laßt nur den Eckermann," sagte Goethe, „er ist immer abwesend, außer wenn er im Theater sitzt."

Man lachte auf meine Kosten; doch war es mir nicht unlieb. Ich war heute in meinem Gemüth besonders glücklich. Ich segnete mein Geschick, das mich nach manchen wunderlichen Fügungen den wenigen zugesellt hatte, die den Umgang und das nähere Vertrauen eines Mannes genießen, dessen Größe mir noch

vor wenig Augenblicken lebhaft durch die Seele gegangen war, und den ich nun in ſeiner vollen Liebenswürdigkeit perſönlich vor Augen hatte.

Biſquit und ſchöne Trauben wurden zum Nachtiſch aufgetragen Letztere waren aus der Ferne geſendet, und Goethe that geheimnißvoll, woher ſie gekommen. Er vertheilte ſie und reichte mir eine ſehr reife über den Tiſch. „Hier, mein Guter,“ ſagte er, „eſſen Sie von dieſen Süßigkeiten und ſeien Sie vergnügt.“ Ich ließ mir die Traube aus Goethes Händen wohlſchmecken und war nun mit Leib und Seele völlig in ſeiner Nähe.

Man ſprach vom Theater, von Wolff's Verdienſten, und wie viel Gutes von dieſem trefflichen Künſtler ausgegangen.

„Ich weiß ſehr wohl,“ ſagte Goethe, „daß unſere hieſigen ältern Schauſpieler manches von mir gelernt haben, aber im eigentlichen Sinne kann ich doch nur Wolff meinen Schüler nennen. Wie ſehr er in meine Maximen eingedrungen war, und wie er in meinem Sinne handelte, davon will ich einen Fall erzählen, den ich gern wiederhole.

Ich war einſt gewiſſer anderer Urſachen wegen auf Wolff ſehr böſe. Er hatte abends zu ſpielen, und ich ſaß in meiner Loge. Jetzt, dachte ich, ſollſt du ihm doch einmal recht aufpaſſen; es iſt doch heute nicht die Spur einer Neigung in dir, die für ihn ſprechen und ihn entſchuldigen könnte! Wolff ſpielte,

und ich wendete mein geſchärftes Auge nicht von ihm. Aber wie ſpielte er! wie war er ſicher! wie war er feſt! Es war mir unmöglich, ihm nur den Schein eines Verſtoßes gegen die Regeln abzuliſten, die ich ihm eingepflanzt hatte, und ich konnte nicht umhin, ich mußte ihm wieder gut ſein."

1168.

1828, 20. October.

Mittag bei Goethe.

Oberbergrath Nöggerath aus Bonn, von dem Verein der Naturforſcher aus Berlin zurückkehrend, war heute an Goethes Tiſch ein ſehr willkommener Gaſt. Über Mineralogie ward viel verhandelt; der werthe Fremde gab beſonders gründliche Auskunft über die mineralogiſchen Vorkommen und Verhältniſſe in der Nähe von Bonn.

Nach aufgehobener Tafel traten wir in das Zimmer mit der koloſſalen Büſte der Juno. Goethe zeigte den Gäſten einen langen Papierſtreifen mit Conturen des Frieſes vom Tempel zu Phigalia. Man betrachtete das Blatt und wollte bemerken, daß die Griechen bei ihren Darſtellungen von Thieren ſich weniger an die Natur gehalten, als daß ſie dabei nach einer gewiſſen Convenienz verfahren. Man wollte gefunden haben, daß ſie in Darſtellungen dieſer Art hinter der Natur zurückgeblieben, und daß Widder, Opferſtiere und Pferde,

wie sie auf Basreliefs vorkommen, häufig sehr steife, unförmliche und unvollkommene Geschöpfe seien.

„Ich will darüber nicht streiten," sagte Goethe, „aber vor allen Dingen muß man unterscheiden, aus welcher Zeit und von welchem Künstler solche Werke herrühren. Denn so ließen sich wohl Musterstücke in Menge vorlegen, wo griechische Künstler in ihren Darstellungen von Thieren die Natur nicht allein erreicht, sondern sogar weit übertroffen haben. Die Engländer, die ersten Pferdekenner der Welt, müssen doch jetzt von zwei antiken Pferdeköpfen gestehen, daß sie in ihren Formen so vollkommen befunden werden, wie jetzt gar keine Rassen mehr auf der Erde existiren. Es sind diese Köpfe aus der besten griechischen Zeit, und wenn uns nun solche Werke in Erstaunen setzen, so haben wir nicht sowohl anzunehmen, daß jene Künstler nach einer mehr vollkommenen Natur gearbeitet haben, wie die jetzige ist, als vielmehr, daß sie im Fortschritte der Zeit und Kunst selber etwas geworden waren, sodaß sie sich mit persönlicher Großheit an die Natur wandten."

Während dieses gesprochen wurde, stand ich mit einer Dame seitwärts an einem Tische, um ein Kupferwerk zu betrachten, und ich konnte zu Goethes Worten nur ein halbes Ohr wenden, desto tiefer aber ergriff ich sie mit meiner Seele.

Die Gesellschaft war nach und nach gegangen, und ich mit Goethe allein gelassen, der sich zum Ofen stellte. Ich trat in seine Nähe.

„„Euer Excellenz,““ ſagte ich, „„haben vorhin in der Äußerung, daß die Griechen ſich mit perſönlicher Großheit an die Natur gewandt, ein gutes Wort geſprochen, und ich halte dafür, daß man ſich von dieſem Satz nicht tief genug durchdringen könne.““

„Ja, mein Guter,“ ſagte Goethe, „hierauf kommt alles an. Man muß etwas ſein, um etwas zu machen. Dante erſcheint uns groß, aber er hatte eine Cultur von Jahrhunderten hinter ſich; das Haus Rothſchild iſt reich, aber es hat mehr als ein Menſchenalter gekoſtet, um zu ſolchen Schätzen zu gelangen. Dieſe Dinge liegen alle tiefer als man denkt. Unſere guten altdeutſchelnden Künſtler wiſſen davon nichts, ſie wenden ſich mit perſönlicher Schwäche und künſtleriſchem Unvermögen zur Nachahmung der Natur und meinen, es wäre was. Sie ſtehen unter der Natur. Wer aber etwas Großes machen will, muß ſeine Bildung ſo geſteigert haben, daß er gleich den Griechen im Stande ſei, die geringere reale Natur zu der Höhe ſeines Geiſtes heranzuheben und dasjenige wirklich zu machen, was in natürlichen Erſcheinungen, aus innerer Schwäche oder aus äußerm Hinderniß, nur Intention geblieben iſt.“

1169.

1828, 22. October.

Mit Eckermann.

Heute war bei Tiſche von den Frauen die Rede, und Goethe äußerte ſich darüber ſehr ſchön. „Die

Frauen," ſagte er, „ſind ſilberne Schalen, in die wir goldene Äpfel legen. Meine Idee von den Frauen iſt nicht von den Erſcheinungen der Wirklichkeit abſtrahirt, ſondern ſie iſt mir angeboren, oder in mir entſtanden Gott weiß wie! Meine dargeſtellten Frauencharactere ſind daher auch alle gut weggekommen; ſie ſind alle beſſer, als ſie in der Wirklichkeit anzutreffen ſind."

1170.

1828, 18. November.

Mit Eckermann.

Goethe ſprach von einem neuen Stück der ‚Edinburgh Review'. „Es iſt eine Freude zu ſehen," ſagte er, „zu welcher Höhe und Tüchtigkeit die engliſchen Kritiker ſich jetzt erheben. Von der frühern Pedanterie iſt keine Spur mehr, und große Eigenſchaften ſind an deren Stelle getreten. In dem letzten Stück, in einem Aufſatz über deutſche Literatur, finden Sie folgende Äußerung: ‚Es giebt Leute unter den Poeten, deren Neigung es iſt, immer in ſolchen Dingen zu verkehren, die ein anderer ſich gern aus dem Sinne ſchlägt.' Nun, was ſagen Sie? Da wiſſen wir mit einem Male, woran wir ſind, und wiſſen, wohin wir eine große Zahl unſerer neueſten Literatoren zu claſſificiren haben."

1171.

1828, 22. November.

Mit Riemer.

Es sei ein göttlicher Kunstgriff der Bourbons, den Napoleon insofern anzuerkennen, daß sie zu verstehen geben, er habe im Auftrag von ihnen gearbeitet. Er erscheint wie ein Administrator, der amende so gut gewirthschaftet hat, daß sie wieder in ihrem Besitz eintreten können und alles so vorfinden, als wäre nichts gewesen. Daher theilen sie jetzt noch Orden der Ehrenlegion aus in Sachen, die unter ihm vorgekommen."

1172.

1828, 3. December.

Mit Soret.

Heute hatte ich mit Goethen einen anmuthigen Spaß ganz besonderer Art. Madame Duval zu Cartigny im Canton Genf nämlich, die sehr geschickt in Zubereitung von Confitüren ist, hatte mir als Producte ihrer Kunst einige Cedraten für die Frau Großfürstin und Goethe geschickt, völlig überzeugt, daß ihre Confitüren alle andern so weit übertreffen, als die Gedichte Goethes diejenigen der meisten seiner deutschen Mitbewerber.

Die älteste Tochter jener Dame hatte nun schon längst eine Handschrift Goethes gewünscht, worauf es

Schon hatte sich Wilhelm gefaßt gemacht, das Schlimmste von ihr zu hören, als er auf einmal mit Verwunderung bemerkte, daß der Ton des Alten milder wurde, seine Rede endlich stockte, und er ein Schnupftuch aus der Tasche nahm, um die Thränen zu trocknen, die zuletzt seine Rede völlig unterbrachen.

Was ist Ihnen? rief Wilhelm aus. Was giebt Ihren Empfindungen auf einmal eine so entgegengesetzte Richtung? Verbergen Sie mir es nicht, ich nehme an dem Schicksale dieses Mädchens mehr Antheil als Sie glauben, nur lassen Sie mich alles wissen.

Ich habe wenig zu sagen, versetzte der Alte, indem er wieder in seinen ernstlichen, verdrießlichen Ton überging: ich werde es ihr nie vergeben, was ich um sie geduldet habe. Sie hatte, fuhr er fort, immer ein gewisses Zutrauen zu mir; ich liebte sie wie

mir einfiel, daß es klug sein würde, durch die süße Lockspeise der Cedraten Goethe zu einem Gedicht für meine junge Freundin anzukörnen.

Mit der Miene eines mit einem wichtigen Geschäft beauftragten Diplomaten ging ich daher zu ihm und unterhandelte mit ihm als Macht gegen Macht, indem ich für die offerirten Cedraten ein Originalgedicht seiner Hand zur Bedingung machte. Goethe lachte über diesen Scherz, den er sehr wohl aufnahm, und sich sogleich die Cedraten erbat, die er ganz vortrefflich fand. Wenige Stunden darauf war ich sehr überrascht, folgende Verse als ein Weihnachtsgeschenk für meine junge Freundin ankommen zu sehen:

Glücklich Land, allwo Cedraten
Zur Vollkommenheit gerathen
Und zu reizendem Genießen
Kluge Frauen sie durchsüßen! u. s. w.

Als ich ihn wiedersah, scherzte er über den Vortheil, den er jetzt aus seinem poetischen Metier zu ziehen im Stande sei, während er in seiner Jugend zu seinem ‚Götz' keinen Verleger habe finden können. „Ihren Handelsvertrag," sagte er, „nehme ich an; wenn meine Cedraten verschmaust sein werden, vergessen Sie ja nicht andere zu commandiren, ich werde pünktlich mit meinen poetischen Wechseln zahlen."

1173.

1828, 16. December.

Mit Eckermann.

Ich war heute Gmit oethe in ſeiner Arbeitsſtube allein zu Tiſche; wir ſprachen über verſchiedene literariſche Dinge.

„Die Deutſchen," ſagte er, „können die Philiſterei nicht los werden. Da quengeln und ſtreiten ſie jetzt über verſchiedene Diſtichen, die ſich bei Schiller gedruckt finden und auch bei mir, und ſie meinen, es wäre von Wichtigkeit, entſchieden herauszubringen, welche denn wirklich Schillern gehören und welche mir. Als ob etwas darauf ankäme, als ob etwas damit gewonnen würde, und als ob es nicht genug wäre, daß die Sachen da ſind!

Freunde wie Schiller und ich, jahrelang verbunden, mit gleichen Intereſſen, in täglicher Berührung und gegenſeitigem Austauſch, lebten ſich ineinander ſo ſehr hinein, daß überhaupt bei einzelnen Gedanken gar nicht die Rede und Frage ſein konnte, ob ſie dem einen gehörten oder dem andern. Wir haben viele Diſtichen gemeinſchaftlich gemacht, oft hatte ich den Gedanken und Schiller machte die Verſe, oft war das Umgekehrte der Fall, und oft machte Schiller den einen Vers und ich den andern. Wie kann nun da von Mein und Dein die Rede ſein! Man müßte wirklich ſelbſt noch tief in der Philiſterei ſtecken, wenn man

auf die Entſcheidung ſolcher Zweifel nur die mindeſte Wichtigkeit legen wollte."

„„Etwas Ähnliches,"" ſagte ich, „„kommt in der literariſchen Welt häufig vor, indem man z. B. an dieſes oder jenes berühmten Mannes Originalität zweifelt und die Quellen auszuſpüren ſucht, woher er ſeine Cultur hat.""

„Das iſt ſehr lächerlich," ſagte Goethe; „man könnte ebenſo gut einen wohlgenährten Mann nach den Ochſen, Schafen und Schweinen fragen, die er gegeſſen und die ihm Kräfte gegeben. Wir bringen wohl Fähigkeiten mit, aber unſere Entwickelung verdanken wir tauſend Einwirkungen einer großen Welt, aus der wir uns aneignen was wir können und was uns gemäß iſt. Ich verdanke den Griechen und Franzoſen viel, ich bin Shakeſpeare, Sterne und Goldſmith Unendliches ſchuldig geworden. Allein damit ſind die Quellen meiner Cultur nicht nachgewieſen; es würde ins Grenzenloſe gehen und wäre auch nicht nöthig. Die Hauptſache iſt, daß man eine Seele habe, die das Wahre liebt und die es aufnimmt wo ſie es findet.

Überhaupt," fuhr Goethe fort, „iſt die Welt jetzt ſo alt, und es haben ſeit Jahrtauſenden ſo viele bedeutende Menſchen gelebt und gedacht, daß wenig Neues mehr zu finden und zu ſagen iſt. Meine Farbenlehre iſt auch nicht durchaus neu. Plato, Leonardo da Vinci und viele andere Treffliche haben im einzelnen vor mir daſſelbige gefunden und geſagt; aber daß ich es auch

fand, daß ich es wieder ſagte, und daß ich dafür ſtrebte, in einer confuſen Welt dem Wahren wieder Eingang zu verſchaffen, das iſt mein Verdienſt.

Und dann: man muß das Wahre immer wiederholen, weil auch der Irrthum um uns her immer wieder gepredigt wird, und zwar nicht von Einzelnen, ſondern von der Maſſe. In Zeitungen und Encyklopädien, auf Schulen und Univerſitäten, überall iſt der Irrthum obenauf, und es iſt ihm wohl und behaglich im Gefühl der Majorität, die auf ſeiner Seite iſt.

Oft lehrt man auch Wahrheit und Irrthum zugleich und hält ſich an letzteren. So las ich vor einigen Tagen in einer engliſchen Encyklopädie die Lehre von der Entſtehung des Blauen. Obenan ſtand die wahre Anſicht von Leonardo da Vinci; mit der größten Ruhe aber folgte zugleich der Newton'ſche Irrthum, und zwar mit dem Bemerken, daß man ſich an dieſe zu halten habe, weil er das allgemein Angenommene ſei."

Ich mußte mich lachend verwundern, als ich dieſes hörte. „„Jede Wachskerze,"" ſagte ich, „„jeder erleuchtete Küchenrauch, der etwas Dunkles hinter ſich hat, jeder duftige Morgennebel, wenn er vor ſchattigen Stellen liegt, überzeugen mich täglich von der Entſtehung der blauen Farbe und lehren mich die Bläue des Himmels begreifen. Was aber die Newton'ſchen Schüler ſich dabei denken mögen, daß die Luft die Eigenſchaft beſitze, alle übrigen Farben zu verſchlucken und nur die blaue zurückzuwerfen, dieſes iſt mir völlig unbegreiflich,

und ich ſehe nicht ein, welchen Nutzen und welche Freude man an einer Lehre haben kann, wobei jeder Gedanke völlig ſtillſteht und jede geſunde Anſchauung durchaus verſchwindet.“

„Gute Seele,“ ſagte Goethe, „um Gedanken und Anſchauungen iſt es den Leuten auch gar nicht zu thun. Sie ſind zufrieden, wenn ſie nur Worte haben, womit ſie verkehren, welches ſchon mein Mephiſtopheles gewußt und nicht übel ausgeſprochen hat:

Vor allem haltet euch an Worte!
Dann geht ihr durch die ſichre Pforte
Zum Tempel der Gewißheit ein;
Denn eben wo Begriffe fehlen,
Da ſtellt ein Wort zur rechten Zeit ſich ein —“

Goethe recitirte dieſe Stelle lachend und ſchien überall in der beſten Laune. „Es iſt nur gut,“ ſagte er, „daß ſchon alles gedruckt ſteht; und ſo will ich fortfahren ferner drucken zu laſſen, was ich gegen falſche Lehren und deren Verbreiter noch auf dem Herzen habe.“ —

„Treffliche Menſchen,“ fuhr er nach einer Pauſe fort, „kommen jetzt in den Naturwiſſenſchaften heran, und ich ſehe ihnen mit Freuden zu. Andere fangen gut an, aber ſie halten ſich nicht; ihr vorwaltendes Subjective führt ſie in die Irre. Wiederum andere halten zu ſehr auf Facta und ſammeln deren zu einer Unzahl, wodurch nichts bewieſen wird. Imganzen fehlt der theoretiſche Geiſt, der fähig wäre, zu Urphänomenen

durchzudringen und der einzelnen Erscheinungen Herr zu werden."

Ein kurzer Besuch unterbrach unsere Unterhaltung; bald aber wieder allein gelassen, lenkte sich das Gespräch auf die Poesie, und ich erzählte Goethen, daß ich dieser Tage seine kleinen Gedichte wieder betrachtet und besonders bei zweien verweilt habe, bei der Ballade nämlich von den Kindern und dem Alten, und bei den ‚Glücklichen Gatten'.

„Ich halte auf diese beiden Gedichte selber etwas," sagte Goethe, „wiewohl das deutsche Publikum bis jetzt nicht viel daraus hat machen können."

„„In der Ballade,"" sagte ich, „„ist ein sehr reicher Gegenstand in große Enge zusammengebracht, mittels aller poetischen Formen und Künste und Kunstgriffe, worunter ich besonders den hochschätze, daß das Vergangene der Geschichte den Kindern von dem Alten bis zu dem Punkt erzählt wird, wo die Gegenwart eintritt und das übrige sich vor unsern Augen entwickelt.""

„Ich habe die Ballade lange mit mir herumgetragen," sagte Goethe, „ehe ich sie niederschrieb; es stecken Jahre von Nachdenken darin, und ich habe sie drei- bis viermal versucht, ehe sie mir so gelingen wollte, wie sie jetzt ist."

„„Das Gedicht von den ‚Glücklichen Gatten'," fuhr ich fort, „„ist gleichfalls sehr reich an Motiven; es erscheinen darin ganze Landschaften und Menschenleben,

durchwärmt von dem Sonnenſchein eines anmuthigen Frühlingshimmels, der ſich über dem Ganzen ausbreitet.““

„Ich habe das Gedicht immer lieb gehabt,“ ſagte Goethe, „und es freut mich, daß Sie ihm ein beſonderes Intereſſe ſchenken. Und daß der Spaß zuletzt noch auf eine Doppelkindtaufe hinausgeht, dächte ich, wäre doch artig genug.“

Wir kamen ſodann auf den ‚Bürgergeneral‘, wovon ich erzählte, daß ich dieſes heitere Stück in dieſen Tagen mit einem Engländer geleſen, und daß in uns beiden der lebhafte Wunſch entſtanden, es auf dem Theater zu ſehen. „„Dem Geiſte nach,““ ſagte ich, „„iſt darin nichts veraltet, und im einzelnen der dramatiſchen Entwickelung iſt darin kein Zug, der nicht für die Bühne gedacht wäre.““

„Es war zu ſeiner Zeit ein ſehr gutes Stück,“ ſagte Goethe, „und es hat uns manchen heitern Abend gemacht. Freilich, es war trefflich beſetzt und ſo vortrefflich einſtudirt, daß der Dialog Schlag auf Schlag ging, im völligſten Leben. Malcolmi ſpielte den Märten; man konnte nichts Vollkommneres ſehen.“

„„Die Rolle des Schnaps,““ ſagte ich, „„erſcheint mir nicht weniger glücklich; ich dächte, das Repertoire hätte nicht viele aufzuweiſen, die dankbarer und beſſer wären. Es iſt in dieſer Figur wie im ganzen Stück eine Deutlichkeit, eine Gegenwart, wie ſie das Theater nur

wünſchen kann. Die Scene, wo er mit dem Felleiſen kommt und nacheinander die Sachen hervorbringt, wo er Märten den Schnurrbart anklebt und ſich ſelbſt mit Freiheitsmütze, Uniform und Degen bekleidet, gehört zu den vorzüglichſten.“"

„Dieſe Scene,“ ſagte Goethe, „hat in früherer Zeit auf unſerm Theater immer viel Glück gemacht. Es kam dazu noch der Umſtand, daß das Felleiſen mit den Sachen ein wirklich hiſtoriſches war. Ich fand es nämlich zur Zeit der Revolution auf meiner Reiſe an der franzöſiſchen Grenze, wo die Flucht der Emigrirten durchgegangen war, und wo es einer mochte verloren oder weggeworfen haben. Die Sachen, ſo wie ſie im Stück vorkommen, waren alle darin; ich ſchrieb danach die Scene, und das Felleiſen mit allem Zubehör ſpielte nachher, zu nicht geringem Vergnügen unſerer Schauſpieler, immer mit, ſooft das Stück gegeben wurde.“

Die Frage, ob man den ‚Bürgergeneral‘ noch jetzt mit Intereſſe und Nutzen ſehen könne, machte noch eine Weile den Gegenſtand unſerer Unterhaltung.

Goethe erkundigte ſich ſodann nach meinen Fortſchritten in der franzöſiſchen Literatur, und ich erzählte ihm, daß ich mich abwechſelnd noch immer mit Voltaire beſchäftige, und daß das große Talent dieſes Mannes mir das reinſte Glück gewähre. „„Ich kenne immer nur noch wenig von ihm,““ ſagte ich; „„ich halte mich noch immer in dem Kreiſe ſeiner kleinen Gedichte an Per-

sonen, die ich lese und immer wieder lese und von denen ich mich nicht trennen kann."

„Eigentlich," sagte Goethe, „ist alles gut, was ein so großes Talent wie Voltaire schreibt, wiewohl ich nicht alle seine Frechheiten gelten lassen möchte. Aber Sie haben nicht unrecht, wenn Sie so lange bei seinen kleinen Gedichten an Personen verweilen; sie gehören ohne Frage zu den liebenswürdigsten Sachen, die er geschrieben. Es ist darin keine Zeile, die nicht voller Geist, Klarheit, Heiterkeit und Anmuth wäre."

„„Und man sieht darin,"" sagte ich, „„seine Verhältnisse zu allen Großen und Mächtigen der Erde und bemerkt mit Freuden, welche vornehme Figur Voltaire selber spielt, indem er sich den Höchsten gleich zu empfinden scheint und man ihm nie anmerkt, daß irgend eine Majestät seinen freien Geist nur einen Augenblick hat geniren können.""

„Ja," sagte Goethe, „vornehm war er. Und bei all seiner Freiheit und Verwegenheit hat er sich immer in den Grenzen des Schicklichen zu halten gewußt, welches fast noch mehr sagen will. Ich kann wohl die Kaiserin von Österreich als eine Autorität in solchen Dingen anführen, die sehr oft gegen mich wiederholt hat, daß in Voltaires Gedichten an fürstliche Personen keine Spur sei, daß er je die Linie der Convenienz überschritten habe."

„„Erinnern sich Euer Excellenz,"" sagte ich, „„des kleinen Gedichts, wo er der Prinzeß von Preußen,

nachherigen Königin von Schweden, die artige Liebeserklärung macht, indem er ſagt, daß er ſich im Traum zum Range der Könige habe erhoben geſehen?““

„Es iſt eins ſeiner vorzüglichſten,“ ſagte Goethe, indem er recitirte:

Je vous aimais, princesse, et j'osais vous le dire.
Les Dieux à mon reveil ne m'ont pas tout ôté,
Je n'ai perdu que mon empire.‘

„Ja, das iſt artig! Und dann,“ fuhr Goethe fort, „hat es wohl nie einen Poeten gegeben, dem ſein Talent jeden Augenblick ſo zur Hand war wie Voltaire. Ich erinnere mich einer Anekdote, wo er eine Zeit lang zum Beſuch bei ſeiner Freundin Du Chatelet geweſen war und in dem Augenblick der Abreiſe, als ſchon der Wagen vor der Thür ſteht, einen Brief von einer großen Anzahl junger Mädchen eines benachbarten Kloſters erhält, die zum Geburtstag ihrer Äbtiſſin den ‚Tod Julius Cäſars‘ aufführen wollen und ihn um einen Prolog bitten. Der Fall war zu artig, als daß Voltaire ihn ablehnen konnte; ſchnell läßt er ſich daher Feder und Papier geben und ſchreibt ſtehend auf dem Rande eines Kamins das Verlangte. Es iſt ein Gedicht von etwa zwanzig Verſen, durchaus durchdacht und vollendet, ganz für den gegebenen Fall paſſend; genug, von der beſten Sorte.“

„„Ich bin ſehr begierig, es zu leſen,““ ſagte ich.

„Ich zweifle,“ ſagte Goethe, „daß es in Ihrer Sammlung ſteht, es iſt erſt kürzlich zum Vorſchein

meine Tochter, und hatte, da meine Frau noch lebte, den Entschluß gefaßt, sie zu mir zu nehmen, und sie aus den Händen der Alten zu retten, von deren Anleitung ich mir nicht viel Gutes versprach. Meine Frau starb, das Project zerschlug sich.

Gegen das Ende des Aufenthalts in Ihrer Vaterstadt, es sind nicht gar drey Jahre, merkte ich ihr eine sichtbare Traurigkeit an; ich fragte sie, aber sie wich aus. Endlich machten wir uns auf die Reise. Sie fuhr mit mir in Einem Wagen, und ich bemerkte, was sie mir auch bald gestand, daß sie guter Hoffnung sey, und in der größten Furcht schwebe, von unserm Director verstoßen zu werden. Auch dauerte es nur kurze Zeit, so machte er die Entdeckung, kündigte ihr den Contract, der ohnedies nur auf sechs Wochen stand, sogleich auf, zahlte was sie zu fordern hatte, und ließ sie, aller

gekommen, wie er denn solche Gedichte zu Hunderten gemacht hat, von denen noch manche hier und dort im Privatbesitz verborgen sein mögen."

„„Ich fand dieser Tage eine Stelle in Lord Byron,"" sagte ich, „„woraus zu meiner Freude hervorging, welche außerordentliche Achtung auch Byron vor Voltaire gehabt. Auch sieht man es ihm wohl an, wie sehr er Voltaire mag gelesen, studirt und benutzt haben.""

„Byron," sagte Goethe, „wußte zu gut, wo etwas zu holen war, und er war zu gescheidt, als daß er aus dieser allgemeinen Quelle des Lichts nicht auch hätte schöpfen sollen."

Das Gespräch wendete sich hiernächst ganz auf Byron und einzelne seiner Werke, wobei Goethe häufigen Anlaß fand, manche seiner frühern Äußerungen von Anerkennung und Bewunderung jenes großen Talents zu wiederholen.

„„In alles, was Euer Excellenz über Byron sagen,"" erwiederte ich, „„stimme ich von Herzen bei; allein wie bedeutend und groß jener Dichter als Talent auch sein mag, so möchte ich doch sehr zweifeln, daß aus seinen Schriften für reine Menschenbildung ein entschiedener Gewinn zu schöpfen.""

„Da muß ich Ihnen widersprechen," sagte Goethe. „Byron's Kühnheit, Keckheit und Grandiosität, ist das nicht alles bildend? Wir müssen uns hüten, es stets im entschieden Reinen und Sittlichen suchen zu wollen. Alles Große bildet, sobald wir es gewahr werden."

1174.

1828.

Mit Apollonius v. Maltitz.

Es war im Jahre 1828, wo ich nach einem langen Zwischenraume (seit 1813) ihn [Goethe] nicht nur erblickte, sondern mich auch ihn zu besuchen ermuthigte.

— — — — — — — — — — —

Seine Stimme vernahm ich erst, als ich, abermals zehn Jahre später, seine Schwelle überschritten und nach einer kurzen, gedankenvollen Erwartung in seinem Empfangssaale ihn auf mich zugehen, vor mir stehen sah. Sein Haupt war ungebeugt, sein Gang fest. Die achtundsiebenzig Jahre hingen leicht wie Lorbeern in den dichten, grauen Locken. Seine Stimme, obwohl zum ersten Mal von mir vernommen, überraschte mich gar nicht: sie hatte mich schon aus „Tasso“ und „Iphigenia“ angeredet.

Er war unverändert, nur seit ich ihn zum ersten Male gesehen, hatte ich ihn gelesen.

Wir waren allein. Ich befand mich der höchsten Überlegenheit gegenüber, der mich das Schicksal noch entgegengestellt hatte; der Sterbliche dem Unsterblichen! Es wurde immer stiller in mir; ich wäre gern bei Goethes Gruß stehen geblieben; Worte, hatte ich gemeint, müßten das Schauen stören. Wie hatte ich mich getäuscht! Wie sehr sich meine Augen an ihn hefteten, wie sehr ich mich ergriffen fühlte, die Worte

ſtockten mir nie weniger, als vor dieſem Meiſter des Worts; es war einer der ſeltenen Augenblicke, wo ſie ſich von ſelbſt darbieten, von ſelbſt fügen, ſo wenig Aufmerkſamkeit und Sorgen wir ihnen auch ſchenken mögen. Meine Seele öffnete jedes ſeiner Werke und hielt es mit dieſen erhabenen Zügen zuſammen, die ſich zu einem jeden bekannten. Man hat Goethes Antlitz mit dem des pythiſchen Apollo verglichen, nur fehlt dieſem das wunderſam Schöpferiſche des Goetheſchen Hauptes.

Mein Familienname war ihm bekannt; Erinnerungen und Nachfragen leiteten das Geſpräch ein. Immermann's Name bot ſich dar. Das eben gedruckte ‚Trauerſpiel in Tirol' war mein Reiſegefährte geweſen. Goethe erlaubte mir, ihm dieß Werk zu ſenden, indem „der Name ihm alles Gute verſpräche". Sein eigner ‚Elpenor' hatte mich ebenfalls vor kurzem beſchäftigt; ein Ausdruck meiner Bewunderung veranlaßte Goethe zu den Worten: „Auch ich habe eine Vorliebe für dieſes Fragment; auf dieſem Wege hätte ich fortfahren ſollen, wenn ich den Deutſchen ein Theater hätte ſchenken wollen."

Mehreres was ich ihm von der literariſchen Welt Wiens, das ich damals bewohnte, mittheilte, erregte ſeinen Antheil: er nannte Grillparzer, Hammer, Zedlitz, Helmina v. Chézy, ihrer lyriſchen Gedichte wegen, mit Lob und Anerkennung. Wie verträglich iſt doch das wahre Verdienſt, wie wenig einſchüchternd und zurück-

weisend ächte Hoheit! . . . . Worte konnten mich ihm nicht näher bringen, sie wären Zudringlichkeiten gewesen, wenn sie nicht in ehrerbietiger Ferne geblieben. Ich sprach ihn von ferne, aber ich sah ihn so nahe. Die Stimme, die bei jedem edlen Genusse uns zuruft: „Nun ist es genug!“ flüsterte auch mir zu: „Scheide!“ Ich verneigte mich tief und ehrfurchtsvoll und verließ in einer feierlichen Stimmung das . . Haus.

Quellen.

1069. Gespräche mit Goethe. . . . Von J. P. Eckermann. I. Theil. — **1070.** Ebenda.

1071. Wie 1069. — **1072.** Ebenda. — **1073.** Ebenda. — **1074.** Ebenda. — **1075.** Ebenda. — **1076.** Ebenda. — **1077.** Ebenda. — **1078.** Ebenda. — **1079.** Ebenda. — **1080.** Ebenda.

1081. Gespräche mit Goethe. . . . Von J. P. Eckermann. III. Theil. — **1082.** Ebenda. — **1083.** Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich von Müller. Hrsgg. von C. A. H. Burkhardt. Stuttgart 1870. S. 111. — **1084.** Vierzig Jahre von K. v. Holtei. IV. Band. Breslau 1862. S. 71 f. — **1085.** Wie 1081. — **1086.** Ebenda. — **1087.** Ebenda. — **1088.** Wie 1069. (Die Stelle S. 95 „Ich will Ihnen" bis „nicht hinreichen" steht auch in „Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzl. F. v. Müller" S. 112 unter gleichem Tage.) — **1089.** Wie 1081. — **1090.** Ebenda.

1091. Wie 1081. — **1092.** Nouvelles annales des voyages. 2de série, cahier 17 et 18. S. 252 f. aus: Journal d'un voyage de Paris à Vienne par Francfort sur le Main, Leipsic, Berlin, Thorn et Breslau, et de Vienne à Paris par Gratz, Leybach, Trieste, Venise, Milan, Genève et Lyon. 1828 (von A. M. Ampère; stand vorher in: Le Globe. Nr. 51. 31. Juillet 1827). — **1093.** Wie 1081. — **1094.** Ebenda. —

1095. Vierzig Jahre von K. v. Holtei. III. Band. Breslau 1862. S. 397—401. — **1096.** Goethe-Jahrbuch. Hrsgg. von L. Geiger. VI. Band. Frankfurt a. M. 1885. S. 144. (Aus Brief M. Oppenheims v. 6. Mai 1827.) — **1097.** Wie 1081. — **1098.** Wie 1095. S. 402 f. — **1099.** Aus dem Tagebuche eines alten Schauspielers. Von E. Genast. II. Theil. 15. Kapitel. — **1100.** Schlesische Zeitung. Nr. 614. Breslau, den 24. December 1881, nach: Das Vaterland. Zeitung für die österreichische Monarchie. (Aus Brief des Grafen Sternberg v. 15. Juni 1827.)

1101. a) Wie 1069. — b) Wie 1083. S. 112 f. — **1102.** Wie 1069. — **1103.** Ebenda. — **1104.** Ebenda. — **1105.** a) Mittheilungen über Goethe und seinen Freundeskreis aus . . . Aufzeichnungen des Gräflich Egloffstein'schen Familien-Archivs zu Arklitten. Hrsgg. von Dembowski. Lyck 1889. S. 27 f. (Aus v. Müller's Brief an Frfr. v. Beaulieu v. 16. Juli 1827.) — b) Wie 1083. S. 113 f. — **1106.** Wie 1069. — **1107.** Ebenda. — **1108.** Wie 1081. — **1109.** Wie 1083. S. 114. — **1110.** Ebenda.

1111. Wie 1083. S. 114 f. — **1112.** Ebenda S. 115 f. — **1113.** Ebenda S. 116 f. — **1114.** Ein verfehlter und ein gelungener Besuch bei Goethe. 1819 und 1827. Handschrift für Freunde. (Von G. Parthey. Berlin 1862.) S. 45—52. — **1115.** Rückblicke auf Personen und Zustände. Von E. Gans. Berlin 1836. S. 310 ff. — **1116.** Wie 1114. S. 66 ff. — **1117.** a) Wie 1115. S. 314 ff. — b) Wie 1114. S. 72—76. — **1118.** a) Ebenda S. 78—84. — b) Wie 1083. S. 117 ff. **1119.** Wie 1115. S. 316 ff. — **1120.** Wie 1083. S. 119.

1121. Wie 1083. S. 119 f. — **1122.** Ebenda S. 120 f. — **1123.** Der Kulturkämpfer. Zeitschrift für öffentliche Angelegenheiten. Hrsgg. von O. Glogau. I. Jahrg. Heft 12. Berlin 1880. S. 35 ff. — **1124.** Wie 1083. S. 121. — **1125.** Ebenda S. 121 f. — **1126.** Wie 1123. — **1127.** Wie 1069. — **1128.** Wie 1081. — **1129.** Ebenda. — **1130.** Ebenda.

1131. Wie 1081. — **1132.** Ebenda. — **1133.** Ebenda. — **1134.** Zeitung des Vereins deutscher Eisenbahn-Verwaltungen. Nr. 7. 1865. Nr 84 f. (Wieder abgedruckt in: Vom rollenden Flügelrade. Skizzen und Bilder von M. M. v. Weber. Berlin 1882. S. 5 ff.) — **1135.** Goethe-Jahrbuch. VII. Band. Frankfurt a. M. 1886. S. 231 ff. — **1136.** Das Frommann'sche Haus und seine Freunde. Von F. J. Frommann. 2. verm. Auflage. Jena 1872. S. 52 f — **1137.** Kunst und Leben. Aus Friedrich Förster's Nachlaß. Hrsgg. von H. Kletke. Berlin 1873. S. 186 ff. — **1138.** Goethe und Dresden. Von W. Frh. v. Biedermann. Berlin 1875. S. 133 f. — **1139.** Briefe von Goethe. Desgleichen Aphorismen und Brocardica. Hrsgg. von F. W. Riemer. Leipzig 1846. S. 360. — **1140.** Wie 1083. S. 125 f.

1141. Wie 1084. a) S. 58 f. — b) S. 75. — **1142.** Johanna Schopenhauer. Briefe an Karl v. Holtei. Leipzig 1870. S. 1. — **1143.** Wie 1083. S. 123 ff. — **1144.** Wie 1081. — **1145.** Ebenda. — **1146.** Ebenda. — **1147.** Ebenda. — **1148.** Gespräche mit Goethe. . . . Von J. P. Eckermann. II. Theil. — **1149.** Goethe in Dornburg. Gesehnes, Gehörtes und Erlebtes von K. A. Ch. Sckell. Jena 1864. S. 18 f. — **1150.** Ebenda S. 19—29.

1151. Wie 1149. S. 29 ff. — **1152.** Ebenda S. 27 f. — **1153.** Ebenda S. 32—36. — **1154.** Wie 1048. — **1155.** a) Wie 1136. S. 53. — b) Goethe-Jahrbuch. II. Band. 1881. S. 320 ff. (Aus F. J. Frommann's Brief an Stüve). — **1156.** Mittheilungen über Goethe. . . . Von F. W. Riemer. II. Band. Berlin 1841. S. 657. — **1157.** Wie 1149. S. 36—39. — **1158.** Wie 113[illegible]. S. 66 f. — **1159.** Wie 1135. S. 76 (Mittheilung von Hugo Schuchardt.) — **1160.** Wie 1148.

1161. Wie 1148. — **1162.** Ebenda. — **1163.** a) Wie 1081. — b) Wie 1148. — **1164.** Ebenda. — **1165.** Ebenda. — **1166.** Im neuen Reich. Wochenschrift ꝛc. Hrsgg. von K.

Reichard. 1876. Nr. 49. S. 908 f. (Ein Besuch bei Goethe. Von J. Wiggers.) — **1167.** Wie 1148. — **1168.** Ebenda. — **1169.** Ebenda. — **1170.** Ebenda.

1171. Wie 1156. S. 722. — **1172.** Wie 1081. — **1173.** Wie 1148. — **1174.** Abend-Zeitung. 229. Mittwoch am 23. September 1840. Sp. 1830 f. („Fünf Minuten bei Goethe" von A. v. Maltitz)

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Anhang

an

Goethes Werke.

Abtheilung

für

Geſpräche.

7. Band.

Leipzig.

F. W. v. Biedermann.

1890.

Vorstellungen ungeachtet, in einem kleinen Städtchen, in einem schlechten Wirthshause zurück.

Der Henker hole alle liederliche Dirnen! rief der Alte mit Verdruß, und besonders diese, die mir so manche Stunde meines Lebens verdorben hat. Was soll ich lange erzählen, wie ich mich ihrer angenommen, was ich für sie gethan, was ich an sie gehängt, wie ich auch in der Abwesenheit für sie gesorgt habe. Ich wollte lieber mein Geld in den Teich werfen, und meine Zeit anwenden, räudige Hunde zu erziehen, als nur jemals wieder auf so ein Geschöpf die mindeste Aufmerksamkeit zu wenden. Was war's? Im Anfang erhielt ich Danksagungsbriefe, Nachricht von einigen Orten ihres Aufenthalts, und zuletzt kein Wort mehr, nicht einmal Dank für das Geld, das ich ihr zu ihren Wochen geschickt hatte. O die Verstellung

Goethes Gespräche.

Herausgeber

Woldemar Freiherr von Biedermann.

7. Band:

1829 und 1830.

Leipzig.
F. W. v. Biedermann.
1890.

19 A 378 · 7
(2 Exx.)

Landes-
Bibliothek
Weimar

Vorgreifendes Nachwort.

Wenn ich ein Nachwort zu „Goethes Gesprächen" schon dem vorletzten Bande mit auf den Weg gebe, so geschieht es, weil ich dadurch noch zu Bereicherungen des Sammelwerkes Gelegenheit zu geben hoffe.

Aus den Quellennachweisen über die Gespräche ist zu ersehen, in einer wie großen Anzahl von Schriften, in denen etwas über Goethe zu finden, niemand voraussetzen konnte, ingleichen von Zeitschriften, die nur in beschränktem Leserkreise gekannt sind, Nachrichten über Unterredungen mit Goethe ermittelt worden sind. Die mitunter nur einem Zufalle zu verdankende Entdeckung solcher versteckter Quellen über „Goethes Gespräche" bestätigt die von Anfang gehegte Befürchtung, daß noch manches Hergehörige dem Herausgeber entgangen sein werde.

Selbstverständlich konnte ich früher mir nicht herausnehmen, Goetheleuner um Nachweis solcher verborgen gebliebener Gespräche zu bitten, nunmehr aber, da mit Schluß dieses VII. Bandes die von mir aufgespürten bis mit dem Jahr 1830 vorliegen, darf ich wagen, diejenigen, welche von dem Werth unserer Sammlung überzeugt und für deren Vollständigkeit mitzuwirken geneigt sind, auf die Thunlichkeit aufmerksam zu machen, ihnen bekannten, von mir übersehenen Gesprächen mit Goethe noch Aufnahme zu verschaffen, da im letzten Bande —

neben einer größeren Zahl zeitlich nicht bestimmbarer Gesprächsäußerungen — mehrere Nachträge platzfinden sollen, die wegen nicht rechtzeitigen Bekanntwerdens oder zu spät erfolgter Zeitbestimmung an gehöriger Stelle bisher nicht aufgenommen werden konnten. Mehrere Gönner des Unternehmens haben dasselbe bereits nicht nur durch Nachweis gedruckter, sondern auch durch Mittheilung ungedruckter Berichte freundlichst gefördert.

Ungedruckte Beiträge gewährten: Frau Lucy von Chamisso in Berlin, sowie die Herren Dr. Oscar von Hase in Leipzig, Georg Kestner in Dresden, Adam Späth in Frankfurt a. M. und Hans Ziegler in Leipzig. Mit Nachweis schon gedruckter Gespräche bedachten mich die Herren Johannes Dembowski in Lyck, Dr. Karl Geiger in Tübingen, Dr. Julius Hartmann in Stuttgart, Paul Hoffmann in Lübeck, Karl Knortz in New-York, Dr. Ernst Kraus in Prag, Dr. Gustav von Loeper in Berlin, Dr. Valentin May in Frankfurt a. M., Dr. Heinrich Pallmann ebenda, Dr. Paul Weizsäcker in Calw und Emil Wiebe in Lyck. Ferner haben bei eingehender Besprechung in Zeitschriften die Herren Dr. Wilhelm Buchner in Crefeld, Dr. Richard Maria Werner in Lemberg und Dr. Friedrich Zarncke in Leipzig auf Vermißtes hingewiesen, und endlich haben Auskünfte auf Ansuchen gefällig ertheilt die Herren Otto Henne am Rhyn in St. Gallen, Dr. Reinhold Köhler in Weimar — unermüdlich — und Graf Karl Snoilsky in Dresden.

Ihnen Allen sei hiermit wärmster Dank ausgesprochen nicht nur meinerseits, sondern auch im Namen der zahlreichen Goethefreunde, denen daran gelegen ist, daß das Sammelwerk den an dasselbe zu stellenden Ansprüchen gerecht werde. Daß nicht alle zugesandten

Nachweise berücksichtigt wurden, wolle mit Rücksicht auf die für die ‚Gespräche' angenommenen Grundsätze entschuldigt werden.

Da nun aber gegenwärtiges Nachwort einmal geschrieben wird, so mag auch jetzt schon dasjenige erwähnt werden, was sonst am Schluß des Werkes zu sagen wäre.

Sehr aufmerksame Leser werden wahrgenommen haben — vielleicht aber auch sie nicht — daß in einigen Kleinigkeiten von den beim Beginn des Werkes für dasselbe angenommenen Grundsätzen abgewichen worden ist. Das geschah, weil im Laufe der Arbeit manche Abweichung zweckmäßig, und es nicht gerechtfertigt erschien, aus beschränkter Gleichmäßigkeitsgrille als mangelhaft Erkanntes beizubehalten.

Einige Versehen sind untergelaufen, die wohl hätten vermieden werden können, wenn nicht Beschleunigung der Herausgabe aus mehreren Gründen für angemessen erachtet worden wäre, von denen nur das ziemlich hohe Alter des Herausgebers, das ihm Eile räthlich erscheinen ließ, erwähnt werden mag. Fehler von Belang, die vom Herausgeber selbst zu spät entdeckt, oder von Freunden gerügt worden sind, werden im letzten Bande berichtigt werden, insbesondere ungenau geschriebene Namen im Register.

In den ‚Vorbemerkungen' sind etliche als erfunden oder sehr entstellt anzusehende und deshalb ausgeschlossene Mittheilungen über Unterhaltungen mit Goethe aufgeführt; hier mögen noch ein paar dergleichen verzeichnet werden.

Da ist zunächst die wiederholt erzählte Geschichte des ungarischen Schullehrers Szluchovinyi, der mit Goethe, Schiller und Wieland in Jena bei einer Regel-

partie zusammengetroffen sein will, aber jedenfalls von einer lustigen Gesellschaft zumbesten gehalten worden ist, wobei übrigens zur Beruhigung derer, welche die Geschichte trotz alledem für wahr halten, bemerkt wird, daß die Weglassung durch das Zurücktreten der für Goethe gehaltenen Person in dem Erzählten unter allen Umständen gerechtfertigt ist. — Hiernächst hat der vom ‚Neuen Wiener Tageblatt' 1883 Nr. 341 berichtete Besuch Goethes in Sulza keinesfalls stattgefunden. — Sodann sind die Mittheilungen in der Wiener Zeitschrift ‚Die Heimat' 1882 Nr. 48, soweit sie sich nicht auf den Edlen von Lämmel beziehen, handgreifliche Lügen oder doch Verwechslungen andrer Personen mit Goethe. — Ferner ist an der Erzählung über ein Zusammentreffen Goethes mit F. A. Wolf und Zacharias Werner im „Frommann'schen Haus" (1. sowie 2. Aufl. S. 53) vielleicht kein Körnchen Wahrheit, dieses wenigstens kaum herauszuklauben. — Endlich sind es unzweifelhaft Aufschneidereien einer sich mit ihrer Erfahrung großthuenden Dame, die Laube in seinen ‚Novellen' (2. Aufl. IX. Th. S. 34 ff.) wiedergiebt. — Von sonst Übergangenem lohnt sich's nicht, Kenntniß zu geben. — Daß ich von Riemer's Berichten über Aussprüche Goethes etwas irrigerweise — weil ich es für etwas von Goethe Geschriebenes oder Dictirtes gehalten — ausgelassen habe, glaube ich nicht.

Der in ‚Travels in the North of Germany. By H. E. Dwight' (New York 1829) erzählte Besuch eines Nordamerikaners bei Goethe konnte leider nicht aufgenommen werden, weil ich weder dieses Buch selbst habe erlangen können — auch bei Bemühungen in Nordamerika nicht — noch auch einen Bericht darüber in einer Zeitschrift. **Der Herausgeber.**

Inhalt.

	Seite
Vorgreifendes Nachwort	V
1175. 1829, Ende Januar. Mit Eckermann	1
1176. 1829, Anfang Februar (?). Mit v. Müller	2
1177. 1829, Anfang Februar (?). Mit K. Aug. Fch. v. Lützerode	3
1178. 1829, 4. Februar. Mit Eckermann	3
1179. 1829, 9. Februar. Mit Eckermann	8
1180. 1829, 10. Februar. Mit Eckermann	9
1181. 1829, 11. Februar. Mit Eckermann und Coudray	10
1182. 1829, 12. Februar. Mit Eckermann	11
1183. 1829, 13. Februar. Mit Eckermann	14
1184. 1829, 15. Februar. Mit Eckermann	18
1185. 1829, 17. Februar. Mit Eckermann	18
1186. 1829, 18. Februar. Mit Eckermann	21
1187. 1829, 19. Februar. Mit Eckermann	22
1188. 1829, 20. Februar. Mit Eckermann	35
1189. 1829, 23. März. Mit Eckermann	35
1190. 1829, 24. März. Mit Eckermann	38
1191. 1829, Ende März (?). Über Gedichte des Prinzen Johann v. Sachsen	39
1192. 1829, 2. April. Mit Eckermann	39
1193. 1829, 3. April. Mit Eckermann und Coudray	43
1194. 1829, 5. April. Mit Eckermann	48
1195. 1829, 6. April. Mit Eckermann	51
1196. 1829, 7. April. Mit Eckermann und H. Meyer	59

Seite

1197. 1829, 8. April. Mit Eckermann 64
1198. 1829, 10. April. Mit Eckermann 73
1199. 1829, 11. April. Mittag bei Goethe 83
1200. 1829, 12. April. Mit Eckermann 85
1201. 1829, 13. April. Mit Eckermann 89
1202. 1829, 14. April. Mit Eckermann und Meyer . . 91
1203. 1829, 15. April. Mit Eckermann 95
1204. 1829, April. Mit Hans Frh. v. Gagern u. dessen Sohn Max 95
1205. 1829, 17. Mai. Mit v. Müller u. Condray . . 97
1206. 1829, 21. Mai. Mit v. Müller 98
1207. 1829, 23. Juni. Mit Frdr. Rochlitz 99
1208. 1829, 24. Juni. Mit Rochlitz u. a. 101
1209. 1829, 25. Juni. Mit Rochlitz u. a. 102
1210. 1829, 6. Juli. Mit Riemer 103
1211. 1829, 2. August. Mit H. C. Robinson 103
1212. 1829, erste Hälfte August. In Dornburg . . . 106
1213. 1829, 13. bis 19. August. Mit Robinson . . . 107
1214. 1829, 19. (?) August. Mit Jean Pierre David . 114
1215. 1829, 19. August. Mit Adam Mickiewicz u. Ant. Eduard Odyniec 115
1216. 1829, 20. August bis Anfang September. Mit David 124
1217. 1829, 24. August. Abend bei Aug. v. Goethe . . 128
1218. 1829, 25. August. Mittag bei Goethe. 130
1219. 1829, kurz vor 28. August. Mit Adolphe Quetelet. 133
1220. 1829, 27. August. Abend bei A. v. Goethe . . . 134
1221. 1829, 28. August. Goethes Geburtstagempfang . 136
1222. 1829, 29. August. Mit Mickiewicz, Odyniec u. a. 138
1223. 1829, 29. August. Mit Quetelet u. a. 139
1224. 1829, Ende August. Mit v. Holtei 140
1225. 1829, Ende bis 31. August. Mit Quetelet und Frau 141
1226. 1829, 31. August. Abend bei A. v. Goethe . . . 146
1227. 1829, 1. September. Mit Eckermann 148
1228. 1829, Anfang September. Mit David 150

Seite

1229. 1829, Herbst. Mit Joh. Gust. Stickel 152
1230. 1829, gegen Mitte October. Mit F. Förster . . 153
1231. 1829, 16. October. Mit Förster 154
1232. 1829, 17. October und folgende. Mit Förster u. a. 155
1233. 1829, 6. December. Mit Eckermann 161
1234. 1829, 14. December. Mit Meyer 164
1235. 1829, 16. December. Mit Eckermann 165
1236. 1829, 20. December. Mit Eckermann 169
1237. 1829, 27. December. Mit Eckermann und A. v. Goethe 173
1238. 1829, 30. December. Mit Eckermann 175
1239. 1829. Mit Caroline Pentheler 176
1240. 1830, 3 Januar. Mit Eckermann 177
1241. 1830, 10. Januar. Mit Eckermann 178
1242. 1830, 11. Januar. Mit v. Müller 179
1243. 1830, 18. Januar. Mit Soret 182
1244. 1830, 22. Januar. Mit Soret 182
1245. 1830, 24. Januar. Mit Eckermann 183
1246. 1830, 25. Januar. Mit Soret 189
1247. 1830, 27. Januar. Mit Eckermann 190
1248. 1830, 27. Januar. Mit v. Müller 193
1249. 1830, 31. Januar. Mit Eckermann 194
1250. 1830, 31. Januar. Mit Soret u. Erbgroßherzog . 195
1251. 1830, 3 Februar. Mit Eckermann 196
1252. 1830, 3. Februar. Mit Soret 197
1253. 1830, 5. Februar. Mit v. Müller 201
1254. 1830, 7. Februar. Mit Eckermann u. a. 202
1255. 1830, 10. Februar. Mit Eckermann 202
1256. 1830, 10. Februar. Mit Soret 205
1257. 1830, 10. Februar. Mit v. Müller 206
1258. 1830, 14. Februar. Nach dem Tode der Großherzogin Luise 206
1259. 1830, 14. Februar. Mit Soret 209
1260. 1830, 15. Februar. Mit Soret 215
1261. 1830, 16. Februar. Mit v. Müller u. Coudray . 216
1262. 1830, 17. Februar. Mit Eckermann 216

Seite
1263. 1830, 18. Februar. Mit v. Müller 218
1264. 1830, 21. Februar. Mit Eckermann 220
1265. 1830, 22. Februar. Mit v. Müller 221
1266. 1830, 24. Februar. Mit Eckermann 223
1267. 1830, Februar (?). Mit Andr. Edrd. Kozmian . . 224
1268. 1830, 1. März. Mittag bei Goethe 230
1269. 1830, 1. März. Mit v. Müller 231
1270. 1830, 3. März. Mit Eckermann 232
1271. 1830, 5. März. Mit Soret 233
1272. 1830, 6. März. Mit Soret 236
1273. 1830, 7. März. Mit Eckermann 239
1274. 1830, 7. März. Mit v. Müller 242
1275. 1830, 14. März. Mit v. Müller 243
1276. 1830, 14. März. Mit Soret 243
1277. 1830, 15. März. Mit Soret 256
1278. 1830, 16. März. Mit Eckermann 260
1279. 1830, 17. März. Mit Eckermann 263
1280. 1830, 17. März. Mit Soret u. Riemer 264
1281. 1830, 20. März. Mit v. Müller 275
1282. 1830, 21. März. Mit Eckermann 275
1283. 1830, 21. März. Mit v. Müller 278
1284. 1830, 23. März. Mit v. Müller 279
1285. 1830, 24. März. Mit Eckermann 280
1286. 1830, 28. März. Mit v. Müller und Coudray . 280
1287. 1830, Frühjahr (?). In Goethes Garten 283
1288. 1830, 5. April. Mit Eckermann 289
1289. 1830, 5. April. Mit v. Müller 293
1290. 1830, 7. April. Mit v. Müller 294
1291. 1830, 19. April. Mit Soret 296
1292. 1830, 21. April. Mit Eckermann 297
1293. 1830, 22. April. Mittag bei Goethe 297
1294. 1830, um 24. April. Bei Anwesenheit von Wilhelmine Devrient gb. Schröder 298
1295. 1830, 24. April. Mit v. Müller 299
1296. 1830, 12. Mai. Mit Soret 302
1297. 1830, Mai. Mit v. Müller 303

und der Leichtſinn der Weiber iſt ſo recht zuſammengepaart, um ihnen ein bequemes Leben, und einem ehrlichen Kerl manche verdrießliche Stunde zu ſchaffen!

Seite

1298. 1830, 21. Mai bis Anfang Juni. Mit F. Mendelssohn 303
1299. 1830, spätestens Juni. Mit Luise Seidler . . . 312
1300. 1830, 6. Juni. Mit v. Müller 312
1301. 1830, 8. Juni. Mit v. Müller 314
1302. 1830, 27. Juni. Mit v. Müller 316
1303. 1830, 28. Juni. Mit v. Müller 316
1304. 1830, 1. Juli. Mit Riemer 318
1305. 1830, 2. Juli. Mit v. Müller 319
1306. 1830, 2. August. Mit Soret 320
1307. 1830, erste Hälfte August (?). Mit v. Müller . . 323
1308. 1830, 21. August. Mit Soret 324
1309. 1830, 28. August. Mit H. Franke u. a. . . . 324
1310. 1830, 29. August. Mit E. Genast 326
1311. 1830, August. In Dornburg 327
1312. 1830, 31. August. Mit Joh. Ludw. Deinhardstein u. a. 328
1313. 1830, August oder September. Über d ‚Briefe e. Verstorbenen' 331
1314. 1830, August oder September (?). Mit v. Müller. 331
1315. 1830, 5. September. Mit Riemer 332
1316. 1830, 1. October. Mit Riemer 332
1317. 1830, 9. November. Mit Riemer 332
1318. 1830, um 10. November. Mit v. Müller u. a. . 333
1319. 1830, 23. November. Mit Eckermann 333
1320. 1830, 25. November. Mit Eckermann u. a. . . . 334
1321. 1830, Anfang December. Mit Eckermann . . . 335
1322. 1830, gegen Ende (?). Mit Karl Vogel 336
1323. 1830, 22. December. Mit Riemer 336

1175.

1829, Ende Januar.

Mit Eckermann.

Ich bin jetzt mehr bei Goethe, als je; seit vierzehn Tagen esse ich jeden Mittag mit ihm allein und erquicke mich an seinen himmlischen Gesprächen. In den letzten Tagen hat Goethe sich einige Male nach Ihnen [Auguste Kladzig] erkundigt, welches ich Ihnen sagen muß. Er erzählte mir nämlich, daß der „Faust" in Braunschweig auf die Bühne gebracht worden und zeigte mir einen Brief von Klingemann, worin dieser schrieb, mit wie großem Beifalle das Stück aufgenommen und wie die drei Hauptfiguren — Faust, Mephistopheles und das Gretchen — nach der Vorstellung herausgerufen wurden. Da das Stück nun sich über alle deutsche Bühnen verbreiten wird, und wir es auch hier hoffentlich bald sehen werden, so sprachen wir über die Besetzung. La Roche gaben wir den Mephistopheles und freuten uns, daß dieser bedeutende Künstler eine neue Gelegenheit fände, sein Studium und Talent auf eine Rolle zu verwenden, die ihm zur Entwickelung seiner Kräfte die reichsten

Anläſſe giebt. Über Fauſt und Gretchen waren wir nicht entſchieden. „Es iſt ſchade," ſagte Goethe, „daß die Kladzig als Künſtlerin nicht ausgebildet genug iſt; ſie iſt ſchön, ſie hat den Wuchs, ſie hat die Jugend: das wäre ein Gretchen!" — „„Ja,"" ſagte ich, „„es iſt ſchade!"" Ich ſagte keine Silbe weiter, aber in meinem Innern wirkten Goethes Worte fort, und ich freute mich, daß er Ihrer gedachte.

1176.

1829, Anfang Februar (?).

Mit v. Müller.

Goethe ſendet zugleich anliegendes Büchlein [„Relation von dem Kayſerlichen Hofe zu Wien .... Cölln 1705"] als Beweis, wie ſehr er an Ihren Schilderungen der Kaiſerſtadt [in „Wiener Briefe" von Rochlitz] theilgenommen und wie lebhaft Ihre liebenswürdige Zuſchrift ihn erfreut habe. Er giebt ſich der Hoffnung, Sie zum Frühjahr hier zu ſehen, mit ganzem Vertrauen auf Ihre Zuſage und recht innerlichſt froh darüber hin und bittet nur, daß er acht Tage vorher Ihre Ankunft erfahren möge, um alles entfernen zu können, was einem ungeſtörten Genuß ihres Hierſeins irgend in den Weg treten möchte.

1177.

1829, Anfang Februar (?).

Mit Karl August Freiherrn v. Lüpetode.

Goethe konnte ſich nicht überwinden, mir zu geſtehen, daß er Ihre [des Prinzen Johann von Sachſen] Überſetzung des Dante nicht geleſen habe, ſondern nur angefangen. Durch andere war ich darauf vorbereitet und wußte, daß ihn theils das alle ſeine Zeit in Anſpruch nehmende Beginnen einer Überarbeitung der „Wanderjahre", die Cotta ſchon für Oſtern angekündigt hat, davon abgehalten haben mochte, er theils in den unten abgedruckten (nicht am Ende folgenden) Noten etwas Anſtößiges erblickte und ſich begnügt hatte, den Geiſt und Character, wie er ſich im Vorworte zeigt, anzuerkennen. Er aber ſprach allgemein billigend, lobend.

— — — — — — — — — — —

Goethe bat ſehr dringend um Mittheilung eigener poetiſcher Schöpfungen Ew. Königlichen Hoheit. Demnach habe ich begonnen, aus der mir anvertrauten Auswahl Ihrer Gedichte einige ausſchreiben zu laſſen, und erwarte die gnädige Erlaubniß zur Abſendung.

1178.

1829, 4. Februar.

Mit Eckermann.

„Ich habe im Schubarth [über Philoſophie überhaupt und Hegel's Encyklopädie der philoſophiſchen

Wissenschaften insbesondere'] zu lesen fortgefahren," sagte Goethe; „er ist freilich ein bedeutender Mensch, und er sagt sogar manches sehr Vorzügliche, wenn man es sich in seine eigene Sprache übersetzt. Die Hauptrichtung seines Buchs geht darauf hinaus: daß es einen Standpunkt außerhalb der Philosophie gebe, nämlich den des gesunden Menschenverstandes, und daß Kunst und Wissenschaft unabhängig von der Philosophie, mittels freier Wirkung natürlicher menschlicher Kräfte immer am besten gediehen sei. Dies ist durchaus Wasser auf unsere Mühle. Von der Philosophie habe ich mich selbst immer frei erhalten, der Standpunkt des gesunden Menschenverstandes war auch der meinige, und Schubarth bestätigt also, was ich mein ganzes Leben selber gesagt und gethan habe.

Das einzige, was ich an ihm nicht durchaus loben kann, ist, daß er gewisse Dinge besser weiß, als er sie sagt, und daß er also nicht immer ganz ehrlich zu Werke geht. So wie Hegel zieht auch er die christliche Religion in die Philosophie herein, die doch nichts darin zu thun hat. Die christliche Religion ist ein mächtiges Wesen für sich, woran die gesunkene und leidende Menschheit von Zeit zu Zeit sich immer wieder emporgearbeitet hat; und indem man ihr diese Wirkung zugesteht, ist sie über aller Philosophie erhaben und bedarf von ihr keiner Stütze. So auch bedarf der Philosoph nicht das Ansehen der Religion, um gewisse Lehren zu beweisen, wie z. B. die einer ewigen Fort-

dauer. Der Mensch soll an Unsterblichkeit glauben, er hat dazu ein Recht, es ist seiner Natur gemäß, und er darf auf religiöse Zusagen bauen; wenn aber der Philosoph den Beweis für die Unsterblichkeit unserer Seele aus einer Legende hernehmen will, so ist das sehr schwach und will nicht viel heißen. Die Überzeugung unserer Fortdauer entspringt mir aus dem Begriff der Thätigkeit; denn wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinem Geist nicht ferner auszuhalten vermag."

Mein Herz schlug bei diesen Worten vor Bewunderung und Liebe. Ist doch, dachte ich, nie eine Lehre ausgesprochen worden, die mehr zu edeln Thaten reizt als diese; denn wer will nicht bis an sein Ende unermüdlich wirken und handeln, wenn er darin die Bürgschaft eines ewigen Lebens findet!

Goethe ließ ein Portefeuille mit Handzeichnungen und Kupferstichen vorlegen. Nachdem er einige Blätter still betrachtet und umgewendet, reichte er mir einen schönen Stich nach einem Gemälde von Ostade. „Hier," sagte er, „haben Sie die Scene zu unserm ‚Good man and Good wife'." Ich betrachtete das Blatt mit großer Freude. Ich sah das Innere einer Bauernwohnung vorgestellt, wo Küche, Wohn- und Schlafzimmer alles in Einem und nur Ein Raum war. Mann und Frau saßen sich nahe gegenüber, die Frau spinnend, der Mann Garn windend, ein Bube zu ihren Füßen. Im

Hintergrunde ſah man ein Bette ſowie überall nur das roheſte, allernothwendigſte Hausgeräth; die Thür ging unmittelbar ins Freie. Den Begriff beſchränkten ehelichen Glücks gab dieſes Blatt vollkommen; Zufriedenheit, Behagen und ein gewiſſes Schwelgen in liebenden ehelichen Empfindungen lag auf den Geſichtern vom Manne und der Frau, wie ſie ſich einander anblickten. „„Es wird einem wohler zu Muthe,““ ſagte ich, „„je länger man dieſes Blatt anſieht; es hat einen Reiz ganz eigener Art.““ — „Es iſt der Reiz der Sinnlichkeit,“ ſagte Goethe, „den keine Kunſt entbehren kann, und der in Gegenſtänden ſolcher Art in ſeiner ganzen Fülle herrſcht. Bei Darſtellungen höherer Richtung dagegen, wo der Künſtler ins Ideelle geht, iſt es ſchwer, daß die gehörige Sinnlichkeit mitgehe, und daß er nicht trocken und kalt werde. Da können nun Jugend oder Alter günſtig oder hinderlich ſein, und der Künſtler muß daher ſeine Jahre bedenken und danach ſeine Gegenſtände wählen. Meine ‚Iphigenie‘ und mein ‚Taſſo‘ ſind mir gelungen, weil ich jung genug war, um mit meiner Sinnlichkeit das Ideelle des Stoffs durchdringen und beleben zu können. Jetzt in meinem Alter wären ſo ideelle Gegenſtände nicht für mich geeignet, und ich thue vielmehr wohl, ſolche zu wählen, wo eine gewiſſe Sinnlichkeit bereits im Stoffe liegt. Wenn Genaſts hier bleiben, ſo ſchreibe ich euch zwei Stücke, jedes in einem Act und in Proſa: das eine von der heiterſten Art, mit einer Hochzeit endend, das

andere grausam und erschütternd, sodaß am Ende zwei Leichname zurückbleiben. Das letztere rührt noch aus Schiller's Zeit her, und er hat auf mein Antreiben schon eine Scene davon geschrieben. Beide Sujets habe ich lange durchdacht, und sie sind mir so vollkommen gegenwärtig, daß ich jedes in acht Tagen dictiren wollte, wie ich es mit meinem ‚Bürgergeneral' gethan habe."

„„Thun Sie es,"" sagte ich, „„schreiben Sie die beiden Stücke auf jeden Fall; es ist Ihnen nach den ‚Wanderjahren' eine Erfrischung und wirkt wie eine kleine Reise. Und wie würde die Welt sich freuen, wenn Sie dem Theater noch etwas zu Liebe thäten, was niemand mehr erwartet!""

„Wie gesagt," fuhr Goethe fort, „wenn Genasts hier bleiben, so bin ich gar nicht sicher, daß ich euch nicht den Spaß mache. Aber ohne diese Aussicht wäre dazu wenig Reiz; denn ein Stück auf dem Papiere ist gar nichts. Der Dichter muß die Mittel kennen, mit denen er wirken will, und er muß seine Rollen denen Figuren auf den Leib schreiben, die sie spielen sollen. Habe ich also auf Genast und seine Frau zu rechnen, und nehme ich dazu La Roche, Herrn Winterberger und Madame Seidel, so weiß ich, was ich zu thun habe, und kann der Ausführung meiner Intentionen gewiß sein.

Für das Theater zu schreiben," fuhr Goethe fort, „ist ein eigenes Ding, und wer es nicht durch und durch kennt, der mag es unterlassen. Ein interessantes

Factum, denkt jeder, werde auch intereſſant auf den Brettern erſcheinen; aber mit nichten! Es können Dinge ganz hübſch zu leſen und hübſch zu denken ſein, aber auf die Bretter gebracht ſieht das ganz anders aus, und was uns im Buche entzückte, wird uns von der Bühne herunter vielleicht kalt laſſen. Wenn man meinen ‚Hermann und Dorothea' lieſt, ſo denkt man, das wäre auch auf dem Theater zu ſehen. Töpfer hat ſich verführen laſſen es hinauf zu bringen, allein was iſt es, was wirkt es, zumal wenn es nicht ganz vorzüglich geſpielt wird, und wer kann ſagen, daß es in jeder Hinſicht ein gutes Stück ſei? Für das Theater ſchreiben iſt ein Metier, das man kennen ſoll, und will ein Talent, das man beſitzen muß. Beides iſt ſelten, und wo es ſich nicht vereinigt findet, wird ſchwerlich etwas Gutes an den Tag kommen."

1179.

1829, 9. Februar.

Mit Eckermann.

Goethe ſprach viel über die ‚Wahlverwandtſchaften', beſonders daß jemand ſich in der Perſon des Mittler getroffen gefunden, den er früher im Leben nie gekannt und geſehen. „Der Character," ſagte er, „muß alſo wohl einige Wahrheit haben und in der Welt mehr als einmal exiſtiren. Es iſt in den ‚Wahlverwandtſchaften' überall keine Zeile, die ich nicht ſelber

Achtes Capitel.

Man denke ſich Wilhelms Zuſtand, als er von dieſer Unterredung nach Hauſe kam. Alle ſeine alten Wunden waren wieder aufgeriſſen, und das Gefühl, daß ſie ſeiner Liebe nicht ganz unwürdig geweſen, wieder lebhaft geworden; denn in dem Intereſſe des Alten, in dem Lobe, das er ihr wider Willen geben mußte, war unſerm Freunde ihre ganze Liebenswürdigkeit wieder erſchienen; ja ſelbſt die heftige Anklage des leidenſchaftlichen Mannes enthielt nichts, das ſie vor Wilhelms Augen hätte herabſetzen können. Denn dieſer bekannte ſich ſelbſt als Mitſchuldigen ihrer Vergehungen, und ihr Schweigen zuletzt ſchien ihm nicht tadelhaft, er machte ſich vielmehr nur traurige Gedanken darüber, ſah

erlebt hätte, und es ſteckt darin mehr, als irgend jemand bei einmaligem Leſen aufzunehmen im Stande wäre."

1180.

1829, 10. Februar.

Mit Eckermann.

Ich fand Goethe umringt von Karten und Plänen in Bezug auf den Bremer Hafenbau, für welches großartige Unternehmen er ein beſonderes Intereſſe zeigte.

Sodann viel über Merck geſprochen, von welchem er mir eine poetiſche Epiſtel an Wieland vom Jahre 1776 vorlieſt, in höchſt geiſtreichen aber etwas derben Knittelverſen. Der ſehr heitere Inhalt geht beſonders gegen Jacobi, den Wieland in einer zu günſtigen Recenſion im „Merkur" überſchätzt zu haben ſcheint, welches Merck ihm nicht verzeihen kann.

Über den Zuſtand damaliger Cultur, und wie ſchwer es gehalten, aus der ſogenannten Sturm- und Drangperiode ſich zu einer höhern Bildung zu retten.

Über ſeine erſten Jahre in Weimar. Das poetiſche Talent im Conflikt mit der Realität, die er durch ſeine Stellung zum Hofe und verſchiedenartige Zweige des Staatsdienſtes zu höherm Vortheil in ſich aufzunehmen genöthigt iſt. Deshalb in den erſten zehn Jahren nichts Poetiſches von Bedeutung hervorgebracht. Fragmente vorgeleſen. Durch Liebſchaften verdüſtert. Der Vater fortwährend ungeduldig gegen das Hofleben.

Vortheile, daß er den Ort nicht verändert, und daß er dieſelben Erfahrungen nicht nöthig gehabt zweimal zu machen.

Flucht nach Italien, um ſich zu poetiſcher Productivität wiederherzuſtellen. Aberglaube, daß er nicht hinkomme, wenn jemand darum wiſſe. Deshalb tiefes Geheimniß. Von Rom aus an den Herzog geſchrieben.

Aus Italien zurück mit großen Anforderungen an ſich ſelbſt.

Herzogin Amalie. Vollkommene Fürſtin mit vollkommen menſchlichem Sinne und Neigung zum Lebensgenuß. Sie hat große Liebe zu ſeiner Mutter und wünſcht, daß ſie für immer nach Weimar komme. Er iſt dagegen.

Über die erſten Anfänge des „Fauſt“:

„Der ‚Fauſt‘ entſtand mit meinem ‚Werther‘; ich brachte ihn im Jahre 1775 mit nach Weimar. Ich hatte ihn auf Poſtpapier geſchrieben und nichts daran geſtrichen; denn ich hütete mich, eine Zeile niederzuſchreiben, die nicht gut war und die nicht beſtehen konnte.“

1181.

1829, 11. Februar.

Mit Eckermann und Coudray.

Mit Oberbaudirector Coudray bei Goethe zu Tiſche. Coudray erzählt viel von der weiblichen Induſtrieſchule

und dem Waiſeninſtitut als den beſten Einrichtungen dieſer Art des Landes, erſteres von der Großfürſtin, letzteres vom Großherzog Karl Auguſt gegründet. Mancherlei über Theaterdecoration und Wegebau. Coudray legt Goethen den Riß zu einer fürſtlichen Capelle vor. Uber den Ort, wo der herrſchaftliche Stuhl anzubringen, wogegen Goethe Einwendungen macht, die Coudray annimmt. Nach Tiſch Soret. Goethe zeigt uns abermals die Bilder von Herrn von Reutern.

1182.

1829, 12. Februar.

Mit Eckermann.

Goethe lieſt mir das friſch entſtandene, überaus herrliche Gedicht: ‚Kein Weſen kann zu nichts zerfallen —‘. „Ich habe,“ ſagte er, „dieſes Gedicht als Widerſpruch der Verſe: ‚Denn alles muß zu nichts zerfallen, wenn es im Sein beharren will —‘, geſchrieben, welche dumm ſind, und welche meine Berliner Freunde bei Gelegenheit der Naturforſchenden Verſammlung zu meinem Ärger in goldenen Buchſtaben ausgeſtellt haben.“

Uber den großen Mathematiker Lagrange, an welchem Goethe vorzüglich den trefflichen Character hervorhebt. „Er war ein guter Menſch,“ ſagte er, „und eben deswegen groß; denn wenn ein guter Menſch mit Talent begabt iſt, ſo wird er immer zum Heil der Welt ſittlich

wirken, sei es als Künstler, Naturforscher, Dichter, oder was alles sonst.

Es ist mir lieb," fuhr Goethe fort, „daß Sie Coudray gestern näher kennen gelernt haben. Er spricht sich in Gesellschaft selten aus, aber so unter uns haben Sie gesehen, welch ein trefflicher Geist und Character in dem Manne wohnt. Er hat anfänglich vielen Widerspruch erlitten, aber jetzt hat er sich durchgekämpft und genießt vollkommene Gunst und Vertrauen des Hofes. Coudray ist einer der geschicktesten Architekten unserer Zeit. Er hat sich zu mir gehalten, und ich mich zu ihm, und es ist uns beiden von Nutzen gewesen. Hätte ich den vor funfzig Jahren gehabt!"

Über Goethes eigene architektonische Kenntnisse. Ich bemerke, er müsse viel in Italien gewonnen haben. „Es gab mir einen Begriff vom Ernsten und Großen," antwortete er, „aber keine Gewandtheit. Der weimarische Schloßbau hat mich vor allem gefördert. Ich mußte mit einwirken und war sogar in dem Fall, Gesimse zeichnen zu müssen. Ich that es den Leuten von Metier gewissermaßen zuvor, weil ich ihnen in der Intention überlegen war."

Das Gespräch kam auf Zelter. „Ich habe einen Brief von ihm," sagte Goethe; „er schreibt unter anderm, daß die Aufführung des ‚Messias' ihm durch eine seiner Schülerinnen verdorben sei, die eine Arie zu weich, zu schwach, zu sentimental gesungen. Das Schwache ist

ein Characterzug unſers Jahrhunderts. Ich habe die Hypotheſe, daß es in Deutſchland eine Folge der Anſtrengung iſt, die Franzoſen los zu werden. Maler, Naturforſcher, Bildhauer, Muſiker, Poeten, es iſt, mit wenigen Ausnahmen, alles ſchwach, und in der Maſſe ſteht es nicht beſſer."

„„Doch,"" ſagte ich, „„gebe ich die Hoffnung nicht auf, zum ‚Fauſt' eine paſſende Muſik kommen zu ſehen.""

„Es iſt ganz unmöglich," ſagte Goethe. „Das Abſtoßende, Widerwärtige, Furchtbare, was ſie ſtellenweiſe enthalten müßte, iſt der Zeit zuwider. Die Muſik müßte im Character des ‚Don Juan' ſein; Mozart hätte den ‚Fauſt' componiren müſſen. Meyerbeer wäre vielleicht dazu fähig, allein der wird ſich auf ſo etwas nicht einlaſſen; er iſt zu ſehr mit italieniſchen Theatern verflochten."

Sodann, ich weiß nicht mehr in welcher Verbindung und welchem Bezug, ſagte Goethe folgendes ſehr Bedeutende.

„Alles Große und Geſcheidte," ſagte er, „exiſtirt in der Minorität. Es hat Miniſter gegeben, die Volk und König gegen ſich hatten und die ihre großen Plane einſam durchführten. Es iſt nie daran zu denken, daß die Vernunft popular werde. Leidenſchaften und Gefühle mögen populär werden, aber die Vernunft wird immer nur im Beſitz einzelner Vorzüglicher ſein."

1183.

1829, 13. Februar.

Mit Eckermann.

Mit Goethe allein zu Tiſche. „Ich werde nach Beendigung der ‚Wanderjahre‘,“ ſagte er, „mich wieder zur Botanik wenden, um mit Soret die Überſetzung [des Verſuchs, die Metamorphoſe der Pflanzen zu erklären‘] weiter zu bringen. Nur fürchte ich, daß es mich wieder ins Weite führt, und daß es zuletzt abermals ein Alp wird. Große Geheimniſſe liegen noch verborgen; manches weiß ich, von vielem habe ich eine Ahnung. Etwas will ich Ihnen vertrauen und mich wunderlich ausdrücken:

Die Pflanze geht von Knoten zu Knoten und ſchließt zuletzt ab mit der Blüthe und dem Samen. In der Thierwelt iſt es nicht anders. Die Raupe, der Bandwurm geht von Knoten zu Knoten und bildet zuletzt einen Kopf; bei den höher ſtehenden Thieren und Menſchen ſind es die Wirbelknochen, die ſich anfügen und anfügen und mit dem Kopf abſchließen, in welchem ſich die Kräfte concentriren.

Was ſo bei einzelnen geſchieht, geſchieht auch bei ganzen Corporationen. Die Bienen, auch eine Reihe von Einzelheiten, die ſich aneinanderſchließen, bringen als Geſammtheit etwas hervor, daß auch den Schluß macht und als Kopf des Ganzen anzuſehen iſt: den Bienenkönig. Wie dieſes geſchieht, iſt geheimnißvoll, ſchwer auszuſprechen, aber ich könnte ſagen, daß ich darüber meine Gedanken habe.

So bringt ein Volk seine Helden hervor, die gleich Halbgöttern zu Schutz und Heil an der Spitze stehen; und so vereinigten sich die poetischen Kräfte der Franzosen in Voltaire. Solche Häuptlinge eines Volks sind groß in der Generation, in der sie wirken; manche dauern später hinaus, die meisten werden durch andere ersetzt und von der Folgezeit vergessen."

Ich freute mich dieser bedeutenden Gedanken. Goethe sprach sodann über Naturforscher, denen es vor allem nur daran liege, ihre Meinung zu beweisen. „Herr von Buch," sagte er, „hat ein neues Werk herausgegeben, das gleich im Titel eine Hypothese enthält. Seine Schrift soll von Granitblöcken handeln, die hier und dort umherliegen, man weiß nicht wie und woher. Da aber Herr von Buch die Hypothese im Schilde führt, daß solche Granitblöcke durch etwas Gewaltsames von innen hervorgeworfen und zersprengt worden, so deutet er dieses gleich im Titel an, indem er schon dort von ‚zerstreuten' Granitblöcken redet, wo denn der Schritt zur Zerstreuung sehr nahe liegt und dem arglosen Leser die Schlinge des Irrthums über den Kopf gezogen wird, er weiß nicht wie.

Man muß alt werden, um dieses alles zu übersehen, und Geld genug haben, seine Erfahrungen bezahlen zu können. Jedes Bonmot, das ich sage, kostet mir eine Börse voll Gold; eine halbe Million meines Privatvermögens ist durch meine Hände gegangen, um das zu lernen, was ich jetzt weiß, nicht allein das

ganze Vermögen meines Vaters, ſondern auch mein Gehalt und mein bedeutendes literariſches Einkommen ſeit mehr als funfzig Jahren. Außerdem habe ich anderthalb Millionen zu großen Zwecken von fürſtlichen Perſonen ausgeben ſehen, denen ich nahe verbunden war und an deren Schritten, Gelingen und Mißlingen ich theilnahm.

Es iſt nicht genug, daß man Talent habe, es gehört mehr dazu, um geſcheidt zu werden, man muß auch in großen Verhältniſſen leben und Gelegenheit haben, den ſpielenden Figuren der Zeit in die Karten zu ſehen und ſelber zu Gewinn und Verluſt mitzuſpielen.

Ohne meine Bemühungen in den Naturwiſſenſchaften hätte ich jedoch die Menſchen nie kennen gelernt wie ſie ſind. In allen andern Dingen kann man dem reinen Anſchauen und Denken, den Irrthümern der Sinne wie des Verſtandes, den Characterſchwächen und -ſtärken nicht ſo nachkommen, es iſt alles mehr oder weniger biegſam und ſchwankend und läßt alles mehr oder weniger mit ſich handeln; aber die Natur verſteht gar keinen Spaß, ſie iſt immer wahr, immer ernſt, immer ſtrenge, ſie hat immer recht, und die Fehler und Irrthümer ſind immer des Menſchen. Den Unzulänglichen verſchmäht ſie, und nur dem Zulänglichen, Wahren und Reinen ergiebt ſie ſich und offenbart ihm ihre Geheimniſſe.

Der Verſtand reicht zu ihr nicht hinauf, der

Menſch muß fähig ſein, ſich zur höchſten Vernunft erheben zu können, um an die Gottheit zu rühren, die ſich in Urphänomenen, phyſiſchen wie ſittlichen, offenbart, hinter denen ſie ſich hält und die von ihr ausgehen.

Die Gottheit aber iſt wirkſam im Lebendigen, aber nicht im Todten: ſie iſt im Werdenden und ſich Verwandelnden, aber nicht im Gewordenen und Erſtarrten. Deshalb hat auch die Vernunft in ihrer Tendenz zum Göttlichen es nur mit dem Werdenden, Lebendigen zu thun, der Verſtand mit dem Gewordenen, Erſtarrten, daß er es nutze.

Die Mineralogie iſt daher eine Wiſſenſchaft, für den Verſtand, für das praktiſche Leben, denn ihre Gegenſtände ſind etwas Todtes, das nicht mehr entſteht, und an eine Syntheſe iſt dabei nicht zu denken. Die Gegenſtände der Meteorologie ſind zwar etwas Lebendiges, das wir täglich wirken und ſchaffen ſehen, ſie ſetzen eine Syntheſe voraus, allein der Mitwirkungen ſind ſo mannigfaltige, daß der Menſch dieſer Syntheſe nicht gewachſen iſt, und er ſich daher in ſeinen Beobachtungen und Forſchungen unnütz abmüht. Wir ſteuern dabei auf Hypotheſen los, auf imaginäre Inſeln, aber die eigentliche Syntheſe wird wahrſcheinlich ein unentdecktes Land bleiben. Und mich wundert es nicht, wenn ich bedenke, wie ſchwer es gehalten, ſelbſt in ſo einfachen Dingen wie die Pflanze und die Farbe zu einiger Syntheſe zu gelangen."

1184.

1829, 15. Februar.

Mit Eckermann.

Goethe empfing mich mit großem Lobe wegen meiner Redaction der naturhiſtoriſchen Aphorismen für die ‚Wanderjahre‘. „Werfen Sie ſich auf die Natur,“ ſagte er, „Sie ſind dafür geboren, und ſchreiben Sie zunächſt ein Compendium der Farbenlehre.“ Wir ſprachen viel über dieſen Gegenſtand.

1185.

1829, 17. Februar.

Mit Eckermann.

Viel über den ‚Großkophta‘ geſprochen. „Lavater,“ ſagte Goethe, „glaubte an Caglioſtro und deſſen Wunder. Als man ihn als einen Betrüger entlarvt hatte, behauptete Lavater, dies ſei ein anderer Caglioſtro, der Wunderthäter Caglioſtro ſei eine heilige Perſon.

Lavater war ein herzlich guter Mann, allein er war gewaltigen Täuſchungen unterworfen, und die ganz ſtrenge Wahrheit war nicht ſeine Sache, er belog ſich und andere. Es kam zwiſchen mir und ihm deshalb zum völligen Bruch. Zuletzt habe ich ihn noch in Zürich geſehen, ohne von ihm geſehen zu werden. Verkleidet ging ich in einer Allee, ich ſah ihn auf mich zukommen, ich bog außerhalb, er ging an mir vorüber

ſah ſie als Wöchnerin, als Mutter in der Welt ohne Hülfe herumirren, wahrſcheinlich mit ſeinem eigenen Kinde herumirren. Vorſtellungen, welche das ſchmerzlichſte Gefühl in ihm erregten.

Mignon hatte auf ihn gewartet, und leuchtete ihn die Treppe hinauf. Als ſie das Licht niedergeſetzt hatte, bat ſie ihn, zu erlauben, daß ſie ihm heute Abend mit einem Kunſtſtücke aufwarten dürfe. Er hätte es lieber verbeten, beſonders da er nicht wußte, was es werden ſollte. Allein er konnte dieſem guten Geſchöpfe nichts abſchlagen. Nach einer kurzen Zeit trat ſie wieder herein. Sie trug einen Teppich unter dem Arme, den ſie auf der Erde ausbreitete. Wilhelm ließ ſie gewähren. Sie brachte darauf vier Lichter, ſtellte eins in jeden Winkel des Teppichs. Ein Körbchen mit Eiern, das ſie darauf holte, machte die Abſicht deutlicher. Künſtlich

und kannte mich nicht. Sein Gang war wie der eines Kranichs, weswegen er auf dem Blocksberg als Kranich vorkommt."

Ich fragte Goethe, ob Lavater eine Tendenz zur Natur gehabt, wie man fast wegen seiner ‚Physiognomik' schließen sollte. „Durchaus nicht," antwortete Goethe, „seine Richtung ging bloß auf das Sittliche, Religiöse. Was in Lavater's ‚Physiognomik' über Thierschädel vorkommt, ist von mir."

Das Gespräch lenkte sich auf die Franzosen, auf die Vorlesungen von Guizot, Villemain und Cousin, und Goethe sprach mit hoher Achtung über den Standpunkt dieser Männer, und wie sie alles von einer freien und neuen Seite betrachteten und überall gerade aufs Ziel losgingen. „Es ist," sagte Goethe, „als wäre man bis jetzt in einen Garten auf Umwegen und durch Krümmungen gelangt; diese Männer aber sind kühn und frei genug, die Mauer dort einzureißen und eine Thür an derjenigen Stelle zu machen, wo man sogleich auf den breitesten Weg des Gartens tritt."

Von Cousin kamen wir auf indische Philosophie. „Diese Philosophie," sagte Goethe, „hat, wenn die Nachrichten des Engländers wahr sind, durchaus nichts Fremdes, vielmehr wiederholen sich in ihr die Epochen, die wir alle selber durchmachen. Wir sind Sensualisten, solange wir Kinder sind; Idealisten, wenn wir lieben und in den geliebten Gegenstand Eigenschaften legen, die nicht eigentlich darin sind; die Liebe wankt,

L. B. Weimar

wir zweifeln an der Treue und ſind Skeptiker, ehe wir es glaubten. Der Reſt des Lebens iſt gleichgültig; wir laſſen es gehen wie es will und endigen mit dem Quietismus, wie die indiſchen Philoſophen auch.

In der deutſchen Philoſophie wären noch zwei große Dinge zu thun. Kant hat die ‚Kritik der reinen Vernunft' geſchrieben, womit unendlich viel geſchehen, aber der Kreis nicht abgeſchloſſen iſt. Jetzt müßte ein Fähiger, ein Bedeutender die Kritik der Sinne und des Menſchenverſtands ſchreiben, und wir würden, wenn dieſes gleich vortrefflich geſchehen, in der deutſchen Philoſophie nicht viel mehr zu wünſchen haben.

Hegel," fuhr Goethe fort, „hat in den ‚Berliner Jahrbüchern' eine Recenſion über Hamann geſchrieben, die ich in dieſen Tagen leſe und wieder leſe und die ich ſehr loben muß. Hegel's Urtheile als Kritiker ſind immer gut geweſen.

Villemain ſteht in der Kritik gleichfalls ſehr hoch. Die Franzoſen werden zwar nie ein Talent wieder ſehen, das dem von Voltaire gewachſen wäre. Von Villemain aber kann man ſagen, daß er in ſeinem geiſtigen Standpunkt über Voltaire erhaben iſt, ſodaß er ihn in ſeinen Tugenden und Fehlern beurtheilen kann."

1186.

1829, 18. Februar.

Mit Eckermann.

Wir ſprachen über die Farbenlehre, unter anderm über Trinkgläſer, deren trübe Figuren gegen das Licht gelb und gegen das Dunkel blau erſcheinen, und die alſo die Betrachtung eines Urphänomens gewähren.

„Das Höchſte, wozu der Menſch gelangen kann," ſagte Goethe bei dieſer Gelegenheit, „iſt das Erſtaunen, und wenn ihn das Urphänomen in Erſtaunen ſetzt, ſo ſei er zufrieden; ein Höheres kann es ihm nicht gewähren, und ein Weiteres ſoll er nicht dahinter ſuchen; hier iſt die Grenze. Aber den Menſchen iſt der Anblick eines Urphänomens gewöhnlich noch nicht genug; ſie denken, es müſſe noch weiter gehen, und ſie ſind den Kindern ähnlich, die wenn ſie in einen Spiegel geguckt, ihn ſogleich umwenden, um zu ſehen was auf der andern Seite iſt."

Das Geſpräch lenkte ſich auf Merck, und ich fragte, ob Merck ſich auch mit Naturſtudien beſaßt. „O ja," ſagte Goethe, „er beſaß ſogar bedeutende naturhiſtoriſche Sammlungen. Merck war überall ein höchſt vielſeitiger Menſch. Er liebte auch die Kunſt, und zwar ging dieſes ſo weit, daß wenn er ein gutes Werk in den Händen eines Philiſters ſah, von dem er glaubte, daß er es nicht zu ſchätzen wiſſe, er alles anwendete, um es in ſeine eigene Sammlung zu bringen. Er hatte

in solchen Dingen gar kein Gewissen, jedes Mittel war ihm recht, und selbst eine Art von grandiosem Betrug wurde nicht verschmäht, wenn es nicht anders gehen wollte." Goethe erzählte dieser Art einige sehr interessante Beispiele.

„Ein Mensch wie Merck," fuhr er fort, „wird gar nicht mehr geboren, und wenn er geboren würde, so würde die Welt ihn anders ziehen. Es war überall eine gute Zeit, als ich mit Merck jung war: die deutsche Literatur war noch eine reine Tafel, auf die man mit Lust viel Gutes zu malen hoffte; jetzt ist sie so beschrieben und besudelt, daß man keine Freude hat sie anzublicken, und daß ein gescheidter Mensch nicht weiß wohin er noch etwas zeichnen soll."

1187.

1829, 19. Februar.

Mit Eckermann.

Mit Goethe in seiner Arbeitsstube allein zu Tisch. — Er war sehr heiter und erzählte mir, daß ihm am Tage manches Gute widerfahren, und daß er auch ein Geschäft mit Artaria und dem Hof glücklich beendigt sehe.

Wir sprachen sodann viel über ‚Egmont', der am Abend vorher nach der Bearbeitung von Schiller gegeben worden, und es kamen die Nachtheile zur Erwähnung, die das Stück durch diese Redaction zu leiden hat.

„„Es ist in vielfacher Hinsicht nicht gut,“ sagte ich, „„daß die Regentin fehlt; sie ist vielmehr dem Stücke durchaus nothwendig; denn nicht allein daß das Ganze durch diese Fürstin einen höhern, vornehmern Character erhält, sondern es treten auch die politischen Verhältnisse besonders in Bezug auf den spanischen Hof durch ihre Dialoge mit Machiavell durchaus reiner und entschiedener hervor.““

„Ganz ohne Frage,“ sagte Goethe. „Und dann gewinnt auch Egmont an Bedeutung durch den Glanz, den die Neigung der Fürstin auf ihn wirft, sowie auch Klärchen gehoben erscheint, wenn wir sehen, daß sie selbst über Fürstinnen siegend Egmonts ganze Liebe allein besitzt. Dieses sind alles sehr delikate Wirkungen, die man freilich ohne Gefahr für das Ganze nicht verletzen darf.“

„„Auch will mir scheinen,““ sagte ich, „„daß bei den vielen bedeutenden Männerrollen eine einzige weibliche Figur wie Klärchen zu schwach und etwas gedrückt erscheint. Durch die Regentin aber erhält das ganze Gemälde mehr Gleichgewicht. Daß von ihr im Stücke gesprochen wird, will nicht viel sagen; das persönliche Auftreten macht den Eindruck.““

„Sie empfinden das Verhältniß sehr richtig,“ sagte Goethe. „Als ich das Stück schrieb, habe ich, wie Sie denken können, alles sehr wohl abgewogen, und es ist daher nicht zu verwundern, daß ein Ganzes sehr empfindlich leiden muß, wenn man eine Hauptfigur herausreißt,

die ins Ganze gedacht worden und wodurch das Ganze besteht. Aber Schiller hatte in seiner Natur etwas Gewaltsames; er handelte oft zu sehr nach einer vorgefaßten Idee, ohne hinlängliche Achtung vor dem Gegenstande, der zu behandeln war."

„„Man möchte auf Sie schelten,"" sagte ich, „„daß Sie es gelitten und daß Sie in einem so wichtigen Fall ihm so unbedingte Freiheit gegeben.""

„Man ist oft gleichgültiger als billig," antwortete Goethe. „Und dann war ich in jener Zeit mit andern Dingen tief beschäftigt. Ich hatte so wenig ein Interesse für ‚Egmont' wie für das Theater; ich ließ ihn gewähren. Jetzt ist es wenigstens ein Trost für mich, daß das Stück gedruckt dasteht, und daß es Bühnen giebt, die verständig genug sind, es treu und ohne Verkürzung ganz so aufzuführen wie ich es geschrieben."

Goethe erkundigte sich sodann nach der Farbenlehre, und ob ich seinem Vorschlage, ein Compendium zu schreiben, weiter nachgedacht. Ich sagte ihm wie es damit stehe, und so geriethen wir unvermuthet in eine Differenz, die ich bei der Wichtigkeit des Gegenstandes mittheilen will.

Wer es beobachtet hat, wird sich erinnern, daß bei heitern Wintertagen und Sonnenschein die Schatten auf dem Schnee häufig blau gesehen werden. Dieses Phänomen bringt Goethe in seiner ‚Farbenlehre' unter die subjectiven Erscheinungen, indem er als Grundlage

annimmt, daß das Sonnenlicht zu uns, die wir nicht auf den Gipfeln hoher Berge wohnen, nicht durchaus weiß, sondern durch eine mehr oder weniger dunstreiche Atmosphäre dringend in einem gelblichen Schein herabkomme; und daß also der Schnee, von der Sonne beschienen, nicht durchaus weiß, sondern eine gelblich tingirte Fläche sei, die das Auge zum Gegensatz und also zur Hervorbringung der blauen Farbe anreize. Der auf dem Schnee gesehen werdende blaue Schatten sei demnach eine geforderte Farbe, unter welcher Rubrik Goethe denn auch das Phänomen abhandelt und danach die von Saussure auf dem Montblanc gemachten Beobachtungen sehr consequent zurechtlegt.

Als ich nun in diesen Tagen die ersten Capitel der ‚Farbenlehre' abermals betrachtete, um mich zu prüfen, ob es mir gelingen möchte, Goethes freundlicher Aufforderung nachzukommen und ein Compendium seiner Farbenlehre zu schreiben, war ich, durch Schnee und Sonnenschein begünstigt, in dem Fall, ebengedachtes Phänomen des blauen Schattens abermals näher in Augenschein zu nehmen, wo ich denn zu einiger Überraschung fand, daß Goethes Ableitung auf einem Irrthum beruhe. Wie ich aber zu diesem Aperçu gelangte, will ich sagen.

Aus den Fenstern meines Wohnzimmers sehe ich gerade gegen Süden, und zwar auf einen Garten, der durch ein Gebäude begrenzt wird, das bei dem niedern Stande der Sonne im Winter mir entgegen einen so

großen Schatten wirft, daß er über die halbe Fläche des Gartens reicht.

Auf dieſe Schattenfläche im Schnee blickte ich nun vor einigen Tagen bei völlig blauem Himmel und Sonnenſchein und war überraſcht, die ganze Maſſe vollkommen blau zu ſehen. Eine geforderte Farbe, ſagte ich zu mir ſelber, kann dieſes nicht ſein, denn mein Auge wird von keiner von der Sonne beſchienenen Schneefläche berührt, wodurch jener Gegenſatz hervorgerufen werden könnte; ich ſehe nichts als die ſchattige blaue Maſſe. Um aber durchaus ſicher zu gehen und zu verhindern, daß der blendende Schein der benachbarten Dächer nicht etwa mein Auge berühre, rollte ich einen Bogen Papier zuſammen und blickte durch ſolche Röhre auf die ſchattige Fläche, wo denn das Blau unverändert zu ſehen blieb.

Daß dieſer blaue Schatten alſo nichts Subjectives ſein konnte, darüber blieb mir nun weiter kein Zweifel. Die Farbe ſtand da, außer mir, ſelbſtſtändig, mein Subject hatte darauf keinen Einfluß. Was aber war es? Und da ſie nun einmal da war, wodurch konnte ſie entſtehen?

Ich blickte noch einmal hin und umher, und ſiehe, die Auflöſung des Räthſels kündigte ſich mir an. Was kann es ſein, ſagte ich zu mir ſelber, als der Widerſchein des blauen Himmels, den der Schatten herablockt, und der Neigung hat im Schatten ſich anzuſiedeln? Denn es ſteht geſchrieben: die Farbe iſt dem

Schatten verwandt, sie verbindet sich gerne mit ihm und erscheint uns gerne in ihm und durch ihn, sobald der Anlaß nur gegeben ist.

Die folgenden Tage gewährten Gelegenheit, meine Hypothese wahr zu machen. Ich ging in den Feldern, es war kein blauer Himmel, die Sonne schien durch Dünste, einem Heerrauch ähnlich, und verbreitete über den Schnee einen durchaus gelben Schein; sie wirkte mächtig genug, um entschiedene Schatten zu werfen, und es hätte in diesem Fall nach Goethes Lehre das frischeste Blau entstehen müssen. Es entstand aber nicht, die Schatten blieben grau.

Am nächsten Vormittag bei bewölkter Atmosphäre blickte die Sonne von Zeit zu Zeit herdurch und warf auf dem Schnee entschiedene Schatten. Allein sie waren ebenfalls nicht blau, sondern grau. In beiden Fällen fehlte der Widerschein des blauen Himmels, um dem Schatten seine Färbung zu geben.

Ich hatte demnach eine hinreichende Überzeugung gewonnen, daß Goethes Ableitung des mehrgedachten Phänomens von der Natur nicht als wahr bestätigt werde, und daß seine diesen Gegenstand behandelnden Paragraphen der ‚Farbenlehre' einer Umarbeitung dringend bedürften.

Etwas Ähnliches begegnete mir mit den farbigen Doppelschatten, die mit Hilfe eines Kerzenlichts morgens früh bei Tagesanbruch sowie abends in der ersten Dämmerung, desgleichen bei hellem Mondschein, be-

ſonders ſchön geſehen werden. Daß hierbei der eine Schatten, nämlich der vom Kerzenlicht erleuchtete, gelbe, objectiver Art ſei und in die Lehre von den trüben Mitteln gehöre, hat Goethe nicht ausgeſprochen, obgleich es ſo iſt; den andern, vom ſchwachen Tages- oder Mondlicht erleuchteten, bläulichen oder bläulichgrünen Schatten aber erklärt er für ſubjectiv, für eine geforderte Farbe, die durch den auf dem weißen Papier verbreiteten gelben Schein des Kerzenlichts im Auge hervorgerufen werde.

Dieſe Lehre fand ich nun bei ſorgfältigſter Beobachtung des Phänomens gleichfalls nicht durchaus beſtätigt; es wollte mir vielmehr erſcheinen als ob das von außen hereinwirkende ſchwache Tages- oder Mondlicht einen bläulich färbenden Ton bereits mit ſich bringe, der denn theils durch den Schatten, theils durch den fordernden gelben Schein des Kerzenlichts verſtärkt werde, und daß alſo auch hierbei eine objective Grundlage ſtattfinde und zu beachten ſei.

Daß das Licht des anbrechenden Tages wie des Mondes einen bleichen Schein werfe, iſt bekannt. Ein bei Tagesanbruch oder im Mondſchein angeblicktes Geſicht erſcheint blaß, wie genugſame Erfahrungen beſtätigen. Auch Shakeſpeare ſcheint dieſes gekannt zu haben; denn jener merkwürdigen Stelle, wo Romeo bei Tagesanbruch von ſeiner Geliebten geht und in freier Luft eins dem andern plötzlich ſo bleich erſcheint, liegt dieſe Wahrnehmung ſicher zum Grunde. Die bleich

abgemessen schritt sie nunmehr auf dem Teppich hin und her, und legte in gewissen Maaßen die Eier auseinander, dann rief sie einen Menschen herein, der im Hause aufwartete und die Violine spielte. Er trat mit seinem Instrumente in die Ecke, sie verband sich die Augen, gab das Zeichen, und fing zugleich mit der Musik, wie ein aufgezogenes Räderwerk, ihre Bewegungen an, indem sie Takt und Melodie mit dem Schlage der Castagnetten begleitete.

Behende, leicht, rasch, genau führte sie den Tanz. Sie trat so scharf und so sicher zwischen die Eier hinein, bey den Eiern nieder, daß man jeden Augenblick dachte, sie müsse eins zertreten, oder bey schnellen Wendungen das andre fortschleudern. Mit nichten! Sie berührte keines, ob sie gleich mit allen Arten von Schritten, engen und weiten, ja sogar mit Sprüngen, und zuletzt

machende Wirkung eines ſolchen Lichtes aber wäre ſchon genugſame Andeutung, daß es einen grünlichen oder bläulichen Schein mit ſich führen müſſe, indem ein ſolches Licht dieſelbige Wirkung thut wie ein Spiegel aus bläulichem oder grünlichem Glaſe. Doch ſtehe noch Folgendes zu weiterer Beſtätigung.

Das Licht vom Auge des Geiſtes geſchaut mag als durchaus weiß gedacht werden. Allein das empiriſche, vom körperlichen Auge wahrgenommene Licht wird ſelten in ſolcher Reinheit geſehen; vielmehr hat es, durch Dünſte oder ſonſt modificirt, die Neigung, ſich entweder für die Plus- oder Minusſeite zu beſtimmen und entweder mit einem gelblichen oder bläulichen Ton zu erſcheinen. Das unmittelbare Sonnenlicht neigt ſich in ſolchem Fall entſchieden zur Plusſeite, zum gelblichen, das Kerzenlicht gleichfalls; das Licht des Mondes aber ſowie das bei der Morgen- und Abenddämmerung wirkende Tageslicht, welches beides keine directe, ſondern reflectirte Lichter ſind, die überdies durch Dämmerung und Nacht modificirt werden, neigen ſich auf die paſſive, auf die Minusſeite und kommen zum Auge in einem bläulichen Ton.

Man lege in der Dämmerung oder bei Mondenſchein einen weißen Bogen Papier ſo, daß deſſen eine Hälfte vom Mond- oder Tageslichte, deſſen andere aber vom Kerzenlichte beſchienen werde, ſo wird die eine Hälfte einen bläulichen, die andere einen gelblichen Ton haben, und ſo werden beide Lichter, ohne

hinzugekommenen Schatten und ohne subjective Steigerung, bereits auf der activen oder passiven Seite sich befinden.

Das Resultat meiner Beobachtungen ging demnach dahin, daß auch Goethes Lehre von den farbigen Doppelschatten nicht durchaus richtig sei, daß bei diesem Phänomen mehr Objectives einwirke, als von ihm beobachtet worden, und daß das Gesetz der subjectiven Forderung dabei nur als etwas Secundäres in Betracht komme.

Wäre das menschliche Auge überall so empfindlich und empfänglich, daß es bei der leisesten Berührung von irgend einer Farbe sogleich disponirt wäre, die entgegengesetzte hervorzubringen, so würde das Auge stets eine Farbe in die andere übertragen und es würde das unangenehmste Gemisch entstehen.

Dies ist aber glücklicherweise nicht so, vielmehr ist ein gesundes Auge so organisirt, daß es die geforderten Farben entweder gar nicht bemerkt, oder, darauf aufmerksam gemacht, sie doch nur mit Mühe hervorbringt, ja daß diese Operation sogar einige Übung und Geschicklichkeit verlangt, ehe sie, selbst unter günstigen Bedingungen, gelingen will.

Das eigentlich Characteristische solcher subjectiven Erscheinungen — daß nämlich das Auge zu ihrer Hervorbringung gewissermaßen einen mächtigen Reiz verlangt, und daß, wenn sie entstanden, sie keine Stetigkeit haben, sondern flüchtige, schnell verschwindende Wesen sind —

ist bei den blauen Schatten im Schnee sowie bei den farbigen Doppelschatten von Goethe zu sehr außer acht gelassen; denn in beiden Fällen ist von einer kaum merklich tingirten Fläche die Rede, und in beiden Fällen steht die geforderte Farbe beim ersten Hinblick sogleich entschieden da.

Aber Goethe, bei seinem Festhalten am einmal erkannten Gesetzlichen, und bei seiner Maxime, es selbst in solchen Fällen vorauszusetzen, wo es sich zu verbergen scheine, konnte sehr leicht verführt werden, eine Synthese zu weit greifen zu lassen und ein liebgewonnenes Gesetz auch da zu erblicken, wo ein ganz anderes wirkte.

Als er nun heute seine ‚Farbenlehre' zur Erwähnung brachte und sich erkundigte, wie es mit dem besprochenen Compendium stehe, hätte ich die soeben entwickelten Punkte gern verschweigen mögen; denn ich fühlte mich in einiger Verlegenheit, wie ich ihm die Wahrheit sagen sollte, ohne ihn zu verletzen.

Allein da es mir mit dem Compendium wirklich Ernst war, so mußten, ehe ich in dem Unternehmen sicher vorschreiten konnte, zuvor alle Irrthümer beseitigt und alle Mißverständnisse besprochen und gehoben sein.

Es blieb mir daher nichts übrig, als voll Vertrauen ihm zu bekennen, daß ich nach sorgfältigen Beobachtungen mich in dem Fall befinde, in einigen Punkten von ihm abweichen zu müssen, indem ich sowohl seine

Ableitung der blauen Schatten im Schnee als auch seine Lehre von den farbigen Doppelschatten nicht durchaus bestätigt finde.

Ich trug ihm meine Beobachtungen und Gedanken über diese Punkte vor, allein da es mir nicht gegeben ist, Gegenstände im mündlichen Gespräch mit einiger Klarheit umständlich zu entwickeln, so beschränkte ich mich darauf, bloß die Resultate meines Gewahrwerdens hinzustellen, ohne in eine nähere Erörterung des Einzelnen einzugehen, die ich mir schriftlich vorbehielt.

Ich hatte aber kaum zu reden angefangen, als Goethes erhaben-heiteres Wesen sich verfinsterte und ich nur zu deutlich sah, daß er meine Einwendungen nicht billige.

„„Freilich,"" sagte ich, „„wer gegen Euer Excellenz recht haben will, muß früh aufstehen, allein doch kann es sich fügen, daß der Mündige sich übereilt und der Unmündige es findet.""

„Als ob Ihr es gefunden hättet!" antwortete Goethe etwas ironisch spöttelnd; mit Euerer Idee des farbigen Lichtes gehört Ihr in das vierzehnte Jahrhundert, und im übrigen steckt Ihr in der tiefsten Dialektik. Das einzige, was an Euch Gutes ist, besteht darin, daß Ihr wenigstens ehrlich genug seid, um gerade herauszusagen, wie Ihr denkt.

Es geht mir mit meiner Farbenlehre," fuhr er darauf etwas heiterer und milder fort, „gerade wie mit der christlichen Religion. Man glaubt eine Weile,

treue Schüler zu haben, und ehe man es ſich verſieht, weichen ſie ab und bilden eine Sekte. Sie ſind ein Ketzer wie die andern auch, denn Sie ſind der erſte nicht, der von mir abgewichen iſt. Mit den trefflichſten Menſchen bin ich wegen beſtrittener Punkte in der Farbenlehre auseinander gekommen. Mit *** wegen ..... und mit *** wegen .....“ Er nannte mir hier einige bedeutende Namen [Schopenhauer und Seebeck?].

Wir hatten indeß abgeſpeiſt, das Geſpräch ſtockte. Goethe ſtand auf und ſtellte ſich ans Fenſter. Ich trat zu ihm und drückte ihm die Hand; denn, wie er auch ſchalt, ich liebte ihn, und dann hatte ich das Gefühl, daß das Recht auf meiner Seite und daß er der leidende Theil ſei.

Es währte auch nicht lange, ſo ſprachen und ſcherzten wir wieder über gleichgültige Dinge; doch als ich ging und ihm ſagte, daß er meine Widerſprüche zu beſſerer Prüfung ſchriftlich haben ſolle, und daß bloß die Ungeſchicklichkeit meines mündlichen Vortrags ſchuld ſei, warum er mir nicht recht gebe, konnte er nicht umhin, einiges von Ketzern und Ketzerei mir noch in der Thür halb lachend, halb ſpottend zuzuwerfen.

Wenn es nun problematiſch erſcheinen mag, daß Goethe in ſeiner Farbenlehre nicht gut Widerſprüche vertragen konnte, während er bei ſeinen poetiſchen Werken ſich immer durchaus läßlich erwies und jede

gegründete Einwendung mit Dank aufnahm, so löst sich vielleicht das Räthsel, wenn man bedenkt, daß ihm als Poet von außen her die völligste Genugthuung zutheil ward, während er bei der ‚Farbenlehre', diesem größten und schwierigsten aller seiner Werke, nichts als Tadel und Mißbilligung zu erfahren hatte. Ein halbes Leben hindurch tönte ihm der unverständigste Widerspruch von allen Seiten entgegen, und so war es denn wohl natürlich, daß er sich immer in einer Art von gereiztem kriegerischen Zustande und zu leidenschaftlicher Opposition stets gerüstet befinden mußte.

Es ging ihm in Bezug auf seine Farbenlehre wie einer guten Mutter, die ein vortreffliches Kind nur desto mehr liebt, je weniger es von andern erkannt wird.

„Auf alles, was ich als Poet geleistet habe," pflegte er wiederholt zu sagen, „bilde ich mir gar nichts ein. Es haben treffliche Dichter mit mir gelebt, es lebten noch trefflichere vor mir, und es werden ihrer nach mir sein. Daß ich aber in meinem Jahrhundert in der schwierigen Wissenschaft der Farbenlehre der einzige bin, der das Rechte weiß, darauf thue ich mir etwas zugute, und ich habe daher ein Bewußtsein der Superiorität über viele."

1188.

1829, 20. Februar.

Mit Eckermann.

Mit Goethe zu Tiſche. Er iſt froh über die Beendigung der ‚Wanderjahre‘, die er morgen abſenden will. In der Farbenlehre tritt er etwas herüber zu meiner Meinung hinſichtlich der blauen Schatten im Schnee. Er ſpricht von ſeiner ‚Italieniſchen Reiſe‘, die er gleich wieder vorgenommen.

„Es geht uns wie den Weibern,“ ſagte er; „wenn ſie gebären, verreden ſie es, wieder beim Manne zu ſchlafen, und ehe man ſich's verſieht, ſind ſie wieder ſchwanger.“

Über den vierten Band ſeines ‚Lebens‘, in welcher Art er ihn behandeln will, und daß dabei meine Notizen vom Jahre 1824 über das bereits Ausgeführte und Schematiſirte ihm gute Dienſte thun.

Er lieſt mir das Tagebuch von Göttling vor, der mit großer Liebenswürdigkeit von frühern jenaiſchen Fechtmeiſtern handelt. Goethe ſpricht viel Gutes von Göttling.

1189.

1829, 23. März.

Mit Eckermann.

„Ich habe unter meinen Papieren ein Blatt gefunden,“ ſagte Goethe heute, „wo ich die Baukunſt

eine erſtarrte Muſik nenne. Und wirklich, es hat etwas; die Stimmung, die von der Baukunſt ausgeht, kommt dem Effect der Muſik nahe.

Prächtige Gebäude und Zimmer ſind für Fürſten und Reiche. Wenn man darin lebt, fühlt man ſich beruhigt, man iſt zufrieden und will nichts weiter.

Meiner Natur iſt es ganz zuwider. Ich bin in einer prächtigen Wohnung, wie ich ſie in Karlsbad gehabt, ſogleich faul und unthätig. Geringe Wohnung dagegen, wie dieſes ſchlechte Zimmer worin wir ſind, ein wenig unordentlich ordentlich, ein wenig zigeunerhaft, iſt für mich das Rechte; es läßt meiner innern Natur volle Freiheit, thätig zu ſein und aus mir ſelber zu ſchaffen."

Wir ſprachen von Schiller's Briefen und dem Leben, das ſie miteinander geführt, und wie ſie ſich täglich zu gegenſeitigen Arbeiten gehetzt und getrieben. „„Auch an dem ‚Fauſt‘,"" ſagte ich, „„ſchien Schiller ein großes Intereſſe zu nehmen; es iſt hübſch, wie er Sie treibt, und ſehr liebenswürdig, wie er ſich durch ſeine Idee verleiten läßt, ſelber am ‚Fauſt‘ fortzuerfinden. Ich habe dabei bemerkt, daß etwas Voreilendes in ſeiner Natur lag.""

„Sie haben recht," ſagte Goethe, „er war ſo, wie alle Menſchen, die zu ſehr von der Idee ausgehen. Auch hatte er keine Ruhe und konnte nie fertig werden, wie Sie an den Briefen über den ‚Wilhelm Meiſter‘ ſehen, den er bald ſo und bald anders haben will. Ich

hatte nur immer zu thun, daß ich feststand und seine wie meine Sachen von solchen Einflüssen freihielt und schützte."

„„Ich habe diesen Morgen,"" sagte ich, „„seine ‚Nadowessische Todtenklage' gelesen und mich gefreut, wie das Gedicht so vortrefflich ist.""

„Sie sehen," antwortete Goethe, „wie Schiller ein großer Künstler war und wie er auch das Objective zu fassen wußte, wenn es ihm als Überlieferung vor Augen kam. Gewiß, die ‚Nadowessische Todtenklage' gehört zu seinen allerbesten Gedichten, und ich wollte nur, daß er ein Dutzend in dieser Art gemacht hätte. Aber können Sie denken, daß seine nächsten Freunde ihn dieses Gedichtes wegen tadelten, indem sie meinten, es trage nicht genug von seiner Idealität? — Ja, mein Guter, man hat von seinen Freunden zu leiden gehabt! Tadelte doch Humboldt auch an meiner Dorothea, daß sie bei dem Überfall der Krieger zu den Waffen gegriffen und dreingeschlagen habe! Und doch, ohne jenen Zug ist ja der Character des außerordentlichen Mädchens, wie sie zu dieser Zeit und zu diesen Zuständen recht war, sogleich vernichtet, und sie sinkt in die Reihe des Gewöhnlichen herab. — Aber Sie werden bei weiterm Leben immer mehr finden, wie wenige Menschen fähig sind, sich auf den Fuß dessen zu setzen, was sein muß, und daß vielmehr alle nur immer das loben und das hervorgebracht wissen wollen, was ihnen selber gemäß ist. Und das waren die Ersten

und Beſten, und Sie mögen nun denken, wie es um die Meinungen der Maſſe ausſah, und wie man eigentlich immer allein ſtand.

Hätte ich in der bildenden Kunſt und in den Naturſtudien kein Fundament gehabt, ſo hätte ich mich in der ſchlechten Zeit und deren täglichen Einwirkungen auch ſchwerlich oben gehalten; aber das hat mich geſchützt, ſowie ich auch Schillern von dieſer Seite zu Hilfe kam."

1190.

1829, 24. März.

Mit Eckermann.

„Je höher ein Menſch," ſagte Goethe, „deſto mehr ſteht er unter dem Einfluß der Dämonen, und er muß nur immer aufpaſſen, daß ſein leitender Wille nicht auf Abwege gerathe.

So waltete bei meiner Bekanntſchaft mit Schillern durchaus etwas Dämoniſches ob; wir konnten früher, wir konnten ſpäter zuſammengeführt werden, aber daß wir es gerade in der Epoche wurden, wo ich die italieniſche Reiſe hinter mir hatte und Schiller der philoſophiſchen Spekulationen müde zu werden anfing, war von Bedeutung und für beide von größtem Erfolg."

halb knieend sich durch die Reihen durchwand.

Unaufhaltsam, wie ein Uhrwerk, lief sie ihren Weg, und die sonderbare Musik gab dem immer wieder von vorne anfangenden und losrauschenden Tanze bey jeder Wiederholung einen neuen Stoß. Wilhelm war von dem sonderbaren Schauspiele ganz hingerissen, er vergas seiner Sorgen, folgte jeder Bewegung der geliebten Creatur, und war verwundert, wie in diesem Tanze sich ihr Charakter vorzüglich entwickelte.

Streng, scharf, trocken, heftig, und in sanften Stellungen mehr feyerlich als angenehm, zeigte sie sich. Er empfand, was er schon für Mignon gefühlt, in diesem Augenblicke auf einmal. Er sehnte sich, dieses verlassene Wesen an Kindesstatt seinem Herzen einzuverleiben, es in seine Arme zu nehmen,

1191.

1829, Ende März (?).

Über Gedichte des Prinzen Johann von Sachsen.

Die neueren Gedichte Ew. Königl. Hoheit kenne ich [Frh. v. Lützerode] zumtheil, beſitze aber keines davon; ich bitte daher um baldigſte Zuſendung derſelben, da mich Goethe an mein Verſprechen hat erinnern laſſen.

1192.

1829, 2. April.

Mit Eckermann.

„Ich will Ihnen ein politiſches Geheimniß entdecken," ſagte Goethe heute bei Tiſche, „das ſich über kurz oder lang offenbaren wird. Kapodiſtrias kann ſich an der Spitze der griechiſchen Angelegenheiten auf die Länge nicht halten; denn ihm fehlt eine Qualität, die zu einer ſolchen Stelle unentbehrlich iſt: er iſt kein Soldat. Wir haben aber kein Beiſpiel, daß ein Cabinetsmann einen revolutionären Staat hätte organiſiren und Militär und Feldherrn ſich hätte unterwerfen können. Mit dem Säbel in der Fauſt, an der Spitze einer Armee mag man befehlen und Geſetze geben, und man kann ſicher ſein, daß man gehorcht werde; aber ohne dieſes iſt es ein mißliches Ding. Napoleon, ohne Soldat zu ſein, hätte nie zur höchſten Gewalt emporſteigen können, und ſo wird ſich auch Kapodiſtrias als

Erſter auf die Dauer nicht behaupten, vielmehr wird er ſehr bald eine ſecundäre Rolle ſpielen. Ich ſage Ihnen dieſes voraus, und Sie werden es kommen ſehen; es liegt in der Natur der Dinge und iſt nicht anders möglich."

Goethe ſprach darauf viel über die Franzoſen, beſonders über Couſin, Villemain und Guizot. „Die Einſicht, Umſicht und Durchſicht dieſer Männer," ſagte er, „iſt groß; ſie verbinden vollkommene Kenntniß des Vergangenen mit dem Geiſt des 19. Jahrhunderts, welches denn freilich Wunder thut."

Von dieſen kamen wir auf die neueſten franzöſiſchen Dichter und auf die Bedeutung von claſſiſch und romantiſch. „Mir iſt ein neuer Ausdruck eingefallen," ſagte Goethe, „der das Verhältniß nicht übel bezeichnet. Das Claſſiſche nenne ich das Geſunde, und das Romantiſche das Kranke. Und da ſind die Nibelungen claſſiſch wie der Homer, denn beide ſind geſund und tüchtig. Das meiſte Neuere iſt nicht romantiſch, weil es neu, ſondern weil es ſchwach, kränklich und krank iſt, und das Alte iſt nicht claſſiſch, weil es alt, ſondern weil es ſtark, friſch, froh und geſund iſt. Wenn wir nach ſolchen Qualitäten Claſſiſches und Romantiſches unterſcheiden, ſo werden wir bald im reinen ſein."

Das Geſpräch lenkte ſich auf Béranger's Gefangenſchaft. „Es geſchieht ihm ganz recht," ſagte Goethe. „Seine letzten Gedichte ſind wirklich ohne Zucht und Ordnung, und er hat gegen König, Staat und fried-

lichen Bürgerſinn ſeine Strafe vollkommen verwirkt. Seine frühern Gedichte dagegen ſind heiter und harmlos und ganz geeignet, einen Zirkel froher glücklicher Menſchen zu machen, welches denn wohl das Beſte iſt, was man von Liedern ſagen kann."

„„Ich bin gewiß,"" verſetzte ich, „„daß ſeine Umgebung nachtheilig auf ihn gewirkt hat, und daß er, um ſeinen revolutionären Freunden zu gefallen, manches geſagt hat, was er ſonſt nicht geſagt haben würde. Euer Excellenz ſollten Ihr Schema ausführen und das Kapitel von den Influenzen ſchreiben; der Gegenſtand iſt wichtiger und reicher, je mehr man darüber nachdenkt.""

„Er iſt nur zu reich," ſagte Goethe, „denn am Ende iſt alles Influenz, inſofern wir es nicht ſelber ſind."

„„Man hat nur darauf zu ſehen,"" ſagte ich, „„ob eine Influenz hinderlich und förderlich, ob ſie unſerer Natur angemeſſen und begünſtigend oder ob ſie ihr zuwider iſt.""

„Das iſt es freilich," ſagte Goethe, „worauf es ankommt, aber das iſt auch eben das Schwere, daß unſere beſſere Natur ſich kräftig durchhalte und den Dämonen nicht mehr Gewalt einräume als billig."

Beim Nachtiſch ließ Goethe einen blühenden Lorbeer und eine japaneſiſche Pflanze vor uns auf den Tiſch ſtellen. Ich bemerkte, daß von beiden Pflanzen eine verſchiedene Stimmung ausgehe, daß der Anblick des

Lorbeers heiter, leicht, milde und ruhig mache, die japaneſiſche Pflanze dagegen barbariſch, melancholiſch wirke.

„Sie haben nicht unrecht,“ ſagte Goethe, „und daher kommt es denn auch, daß man der Pflanzenwelt eines Landes einen Einfluß auf die Gemüthsart ſeiner Bewohner zugeſtanden hat. Und gewiß: wer ſein Leben lang von hohen ernſten Eichen umgeben wäre, müßte ein anderer Menſch werden, als wer täglich unter luſtigen Birken ſich erginge. Nur muß man bedenken, daß die Menſchen im allgemeinen nicht ſo ſenſibler Natur ſind als wir andern, und daß ſie im ganzen kräftig vor ſich hin leben, ohne den äußern Eindrücken ſo viele Gewalt einzuräumen. Aber ſo viel iſt gewiß, daß außer dem Angeborenen der Raſſe ſowohl Boden und Klima als Nahrung und Beſchäftigung einwirkt, um den Character eines Volks zu vollenden. Auch iſt zu bedenken, daß die früheſten Stämme meiſtentheils von einem Boden Beſitz nahmen, wo es ihnen gefiel, und wo alſo die Gegend mit dem angeborenen Character der Menſchen bereits in Harmonie ſtand.

Sehen Sie ſich einmal um,“ fuhr Goethe fort, „hinter Ihnen auf dem Pult liegt ein Blatt, welches ich zu betrachten bitte.“

„„Dieſes blaue Briefcouvert?““ ſagte ich.

„Ja,“ ſagte Goethe. „Nun, was ſagen Sie zu der Handſchrift? Iſt das nicht ein Menſch, dem es groß

und frei zu Sinne war, als er die Adreſſe ſchrieb? Wem möchten Sie die Hand zutrauen?"

Ich betrachtete das Blatt mit Neigung. Die Züge der Handſchrift waren ſehr frei und grandios. „„Merck könnte ſo geſchrieben haben,"" ſagte ich.

„Nein," ſagte Goethe, „der war nicht edel und poſitiv genug. Es iſt von Zelter. Papier und Feder hat ihn bei dieſem Couvert begünſtigt, ſodaß die Schrift ganz ſeinen großen Character ausdrückt. Ich will das Blatt in meine Sammlung von Handſchriften legen."

1193.

1829, 3. April.

Mit Eckermann und Coudray.

Mit Oberbaudirector Coudray bei Goethe zu Tiſche. Coudray erzählte von einer Treppe im großherzoglichen Schloß zu Belvedere, die man ſeit Jahren höchſt unbequem gefunden, an deren Verbeſſerung der alte Herrſcher immer gezweifelt habe, und die nun unter der Regierung des jungen Fürſten vollkommen gelinge.

Auch von dem Fortgange verſchiedener Chauſſeebauten gab Coudray Nachricht, und daß man den Weg über die Berge nach Blankenhain wegen zwei Fuß Steigung auf die Ruthe ein wenig hätte umleiten müſſen, wo man doch an einigen Stellen noch achtzehn Zoll auf die Ruthe habe.

Ich fragte Coudray, wieviel Zoll die eigentliche Norm ſei, welche man beim Chauſſeebau in hügeligen Gegenden zu erreichen trachte.

„Zehn Zoll auf die Ruthe,“ antwortete er, „da iſt es bequem.“

„„Aber,““ ſagte ich, „„wenn man von Weimar aus irgend eine Straße nach Oſten, Süden, Weſten oder Norden fährt, ſo findet man ſehr bald Stellen, wo die Chauſſee weit mehr als zehn Zoll Steigung auf die Ruthe haben möchte.““

„Das ſind kurze unbedeutende Strecken,“ antwortete Coudray, „und dann geht man oft beim Chauſſeebau über ſolche Stellen in der Nähe eines Ortes abſichtlich hin, um demſelben ein kleines Einkommen für Vorſpann nicht zu nehmen.“ Wir lachten über dieſe redliche Schelmerei. „Und im Grunde,“ fuhr Coudray fort, „iſt's auch eine Kleinigkeit; die Reiſewagen gehen über ſolche Stellen leicht hinaus, und die Frachtfahrer ſind einmal an einige Plackerei gewöhnt. Zudem, da ſolcher Vorſpann gewöhnlich bei Gaſtwirthen genommen wird, ſo haben die Fuhrleute zugleich Gelegenheit einmal zu trinken, und ſie würden es einem nicht danken, wenn man ihnen den Spaß verdürbe.“

„Ich möchte wiſſen,“ ſagte Goethe, „ob es in ganz ebenen flachen Gegenden nicht ſogar beſſer wäre, die gerade Straßenlinie dann und wann zu unterbrechen und die Chauſſee künſtlich hier und dort ein wenig ſteigen und fallen zu laſſen; es würde das bequeme

Fahren nicht hindern, und man gewönne, daß die Straße wegen besserm Abfluß des Regenwassers immer trocken wäre."

„Das ließe sich wohl machen," antwortete Coudray, „und würde sich höchst wahrscheinlich sehr nützlich erweisen."

Coudray brachte darauf eine Schrift hervor, den Entwurf einer Instruction für einen jungen Architekten, den die Oberbaubehörde zu seiner weitern Ausbildung nach Paris zu schicken im Begriff stand. Er las die Instruction, sie ward von Goethe gut befunden und gebilligt. Goethe hatte beim Ministerium die nöthige Unterstützung ausgewirkt; man freute sich, daß die Sache gelungen, und sprach über die Vorsichtsmaßregeln, die man nehmen wolle, damit dem jungen Manne das Geld gehörig zu gute komme und er auch ein Jahr damit ausreiche. Bei seiner Zurückkunft hatte man die Absicht ihn an der neu zu errichtenden Gewerkschule als Lehrer anzustellen, wodurch denn einem talentreichen jungen Mann alsobald ein angemessener Wirkungskreis eröffnet sei. Es war alles gut, und ich gab dazu meinen Segen im stillen.

Bauriſſe, Vorlegeblätter für Zimmerleute von Schinkel wurden darauf vorgezeigt und betrachtet. Coudray fand die Blätter bedeutend und zum Gebrauch für die künftige Gewerkschule vollkommen geeignet.

Man sprach von Bauten, vom Schall und wie er

zu vermeiden, und von großer Festigkeit der Gebäude der Jesuiten. „In Messina," sagte Goethe, „waren alle Gebäude vom Erdbeben zusammengerüttelt, aber die Kirche und das Kloster der Jesuiten standen ungerührt, als wären sie gestern gebaut. Es war nicht die Spur an ihnen zu bemerken, daß die Erderschütterung den geringsten Effect auf sie gehabt."

Von Jesuiten und deren Reichthümern lenkte sich das Gespräch auf Katholiken und die Emancipation der Irländer. „‚Man sieht,'" sagte Coudray, „‚die Emancipation wird zugestanden werden, aber das Parlament wird die Sache so verclausuliren, daß dieser Schritt auf keine Weise für England gefährlich werden kann.'"

„Bei den Katholiken," sagte Goethe, „sind alle Vorsichtsmaßregeln unnütz. Der päpstliche Stuhl hat Interessen, woran wir nicht denken, und Mittel, sie im stillen durchzuführen, wovon wir keinen Begriff haben. Säße ich jetzt im Parlament, ich würde auch die Emancipation nicht hindern, aber ich würde zu Protokoll nehmen lassen, daß wenn der erste Kopf eines bedeutenden Protestanten durch die Stimme eines Katholiken falle, man an mich denken möge."

Das Gespräch lenkte sich auf die neueste Literatur der Franzosen, und Goethe sprach abermals mit Bewunderung von den Vorlesungen der Herren Cousin, Villemain und Guizot. „Statt des Voltaireschen leichten oberflächlichen Wesens," sagte er, „ist bei

ihnen eine Gelehrsamkeit, wie man sie früher nur bei Deutschen fand. Und nun ein Geist, ein Durchdringen und Auspressen des Gegenstandes, herrlich! es ist als ob sie die Kelter träten. Sie sind alle drei vortrefflich, aber dem Herrn Guizot möchte ich den Vorzug geben, er ist mir der liebste."

Wir sprachen darauf über Gegenstände der Weltgeschichte, und Goethe äußerte Folgendes über Regenten.

„Um populär zu sein," sagte er, „braucht ein großer Regent weiter keine Mittel als seine Größe. Hat er so gestrebt und gewirkt, daß sein Staat im Innern glücklich und nach außen geachtet ist, so mag er mit allen seinen Orden im Staatswagen, oder er mag im Bärenfelle und die Cigarre im Munde auf einer schlechten Droschke fahren, es ist alles gleich: er hat einmal die Liebe seines Volkes und genießt immer dieselbige Achtung. Fehlt aber einem Fürsten die persönliche Größe und weiß er nicht durch gute Thaten bei den Seinen sich in Liebe zu setzen, so muß er auf andere Vereinigungsmittel denken, und da giebt es kein besseres und wirksameres als die Religion und den Mitgenuß und die Mitübung derselbigen Gebräuche. Sonntäglich in der Kirche erscheinen, auf die Gemeinde herabsehen und von ihr ein Ständchen sich anblicken lassen, ist das trefflichste Mittel zur Popularität, das man jedem jungen Regenten anrathen möchte, und das, bei aller Größe, selbst Napoleon nicht verschmäht hat."

Das Gespräch wendete sich nochmals zu den Katho-

liken, und wie groß der Geiſtlichen Einfluß und Wirken imſtillen ſei. Man erzählte von einem jungen Schriftſteller in Hanau, [Kocnig] der vor kurzem in einer Zeitſchrift, die er herausgegeben, ein wenig heiter über den Roſenkranz geſprochen. Dieſe Zeitſchrift ſei ſogleich eingegangen, und zwar durch den Einfluß der Geiſtlichen in ihren verſchiedenen Gemeinden. „Von meinem ‚Werther‘,“ ſagte Goethe, „erſchien ſehr bald eine italieniſche Überſetzung in Mailand. Aber von der ganzen Auflage war inkurzem auch nicht ein einziges Exemplar mehr zu ſehen. Der Biſchof war dahintergekommen und hatte die ganze Edition von den Geiſtlichen in den Gemeinden aufkaufen laſſen. Es verdroß mich nicht, ich freute mich vielmehr über den klugen Herrn, der ſogleich einſah, daß der ‚Werther‘ für die Katholiken ein ſchlechtes Buch ſei, und ich mußte ihn loben, daß er auf der Stelle die wirkſamſten Mittel ergriffen, es ganz imſtillen wieder aus der Welt zu ſchaffen.“

1194.

1829, 5. April.

Mit Eckermann.

Goethe erzählte mir, daß er vor Tiſche nach Belvedere gefahren ſei, um Coudray's neue Treppe im Schloſſe in Augenſchein zu nehmen, die er vortrefflich gefunden. Auch ſagte er mir, daß ein großer verſteinerter Klotz angekommen, den er mir zeigen wolle.

und mit der Liebe eines Vaters Freude des Lebens in ihm zu erwecken.

Der Tanz ging zu Ende; sie rollte die Eier mit den Füßen sachte zusammen auf ein Häufchen, ließ keines zurück, beschädigte keines, und stellte sich dazu, indem sie die Binde von den Augen nahm, und ihr Kunststück mit einem Bücklinge endigte.

Wilhelm dankte ihr, daß sie ihm den Tanz, den er zu sehen gewünscht, so artig und unvermuthet vorgetragen habe. Er streichelte sie, und bedauerte, daß sie sich's habe so sauer werden lassen. Er versprach ihr ein neues Kleid, worauf sie heftig antwortete: deine Farbe! Auch das versprach er ihr, ob er gleich nicht deutlich wußte, was sie darunter meyne. Sie nahm die Eier zusammen, den Teppich unter den Arm, fragte ob er noch etwas zu befehlen habe, und schwang sich zur Thüre hinaus.

„Solche verſteinerte Stämme," ſagte er, „finden ſich unter dem einundfunfzigſten Grade ganz herum bis nach Amerika, wie ein Erdgürtel. Man muß immer mehr erſtaunen. Von der frühern Organiſation der Erde hat man gar keinen Begriff, und ich kann es Herrn von Buch nicht verdenken, wenn er die Menſchen endoctrinirt, um ſeine Hypotheſen zu verbreiten. Er weiß nichts, aber niemand weiß mehr, und da iſt es denn am Ende einerlei, was gelehrt wird, wenn es nur einigermaßen einen Anſchein von Vernunft hat."

Von Zelter grüßte mich Goethe, welches mir Freude machte. Dann ſprachen wir von ſeiner italieniſchen Reiſe, und er ſagte mir, daß er in einem ſeiner Briefe aus Italien ein Lied gefunden, das er mir zeigen wolle. Er bat mich, ihm ein Packet Schriften zu reichen, das mir gegenüber auf dem Pulte lag. Ich gab es ihm, es waren ſeine Briefe aus Italien; er ſuchte das Gedicht und las:

Cupido, loſer eigenſinniger Knabe!
Du batſt mich um Quartier auf einige Stunden,
Wie viele Tag' und Nächte biſt du geblieben!
Und biſt nun herriſch und Meiſter im Hauſe geworden.

Von meinem breiten Lager bin ich vertrieben;
Nun ſitz' ich an der Erde, Nächte gequälet.
Dein Muthwill' ſchüret Flamm' auf Flamme des Herdes,
Verbrennet den Vorrath des Winters und ſenget mich Armen!

Du haſt mir mein Geräth verſtellt und verſchoben;
Ich ſuch' und bin wie blind und irre geworden.
Du lärmſt ſo ungeſchickt! Ich fürchte, das Seelchen
Entflieht, um dir zu entfliehn, und räumet die Hütte.

Ich freute mich sehr über dies Gedicht, das mir vollkommen neu erschien. „Es kann Ihnen nicht fremd sein," sagte Goethe, „denn es steht in der ‚Claudine von Villa-Bella', wo es der Rugantino singt. Ich habe es jedoch dort zerstückelt, sodaß man darüber hinausliest und niemand merkt, was es heißen will. Ich dächte aber, es wäre gut. Es drückt den Zustand artig aus und bleibt hübsch im Gleichniß; es ist in Art der Anakreontischen. Eigentlich hätten wir dieses Lied und ähnliche andere aus meinen Opern unter den ‚Gedichten' wieder sollen abdrucken lassen, damit der Componist doch die Lieder beisammen hätte." Ich fand dieses gut und vernünftig und merkte es mir für die Folge.

Goethe hatte das Gedicht sehr schön gelesen; ich brachte es nicht wieder aus dem Sinne, und auch ihm schien es ferner im Kopfe zu liegen. Die letzten Verse:

Du lärmst so ungeschickt! Ich fürchte, das Seelchen
Entflieht, um dir zu entfliehn, und räumet die Hütte —

sprach er noch mitunter wie im Traume vor sich hin.

Er erzählte mir sodann von einem neuerschienenen Buche über Napoleon, das von einem Jugendbekannten des Helden [Bourrienne] verfaßt sei und worin man die merkwürdigsten Aufschlüsse erhalte. „Das Buch," sagte er, „ist ganz nüchtern, ohne Enthusiasmus geschrieben, aber man sieht dabei, welchen großartigen

Character das Wahre hat, wenn es einer zu ſagen wagt."

Auch von einem Trauerſpiele eines jungen Dichters erzählte mir Goethe. „Es iſt ein pathologiſches Product," ſagte er; „die Säfte ſind Theilen überflüſſig zugeleitet, die ſie nicht haben wollen, und andern, die ſie bedurft hätten, ſind ſie entzogen. Das Sujet war gut, ſehr gut, aber die Scenen, die ich erwartete, waren nicht da, und andere, die ich nicht erwartete, waren mit Fleiß und Liebe behandelt. Ich dächte, das wäre pathologiſch, oder auch romantiſch, wenn Sie nach unſerer neuen Theorie lieber wollen."

Wir waren darauf noch eine Weile heiter beiſammen, und Goethe bewirthete mich zuletzt noch mit vielem Honig, auch mit einigen Datteln, die ich mitnahm.

1195.

1829, 6. April.

Mit Eckermann.

Goethe gab mir einen Brief von Egon Ebert, den ich bei Tiſche las und der mir Freude machte. Wir ſprachen viel Löbliches von Egon Ebert und Böhmen, und gedachten auch des Profeſſors Zauper mit Liebe.

„Das Böhmen iſt ein eigenes Land," ſagte Goethe, „ich bin dort immer gern geweſen. Die Bildung der Literatoren hat noch etwas Reines, welches im nörd-

lichen Deutschland schon anfängt selten zu werden, indem hier jeder Lump schreibt, bei dem an ein sittliches Fundament und eine höhere Absicht nicht zu denken ist."

Goethe sprach sodann von Egon Ebert's neuestem epischen Gedicht [Wlasta], desgleichen von der frühern Weiberherrschaft in Böhmen, und woher die Sage von den Amazonen entstanden.

Dies brachte die Unterhaltung auf das Epos eines andern Dichters [„Die Völkerschlacht" von Weber], der sich viel Mühe gegeben, sein Werk in öffentlichen Blättern günstig beurtheilt zu sehen. „Solche Urtheile," sagte Goethe, „sind denn auch hier und dort erschienen. Nun aber ist die ‚Hallesche Literaturzeitung' dahintergekommen und hat geradezu ausgesprochen, was von dem Gedicht eigentlich zu halten, wodurch denn alle günstigen Redensarten der übrigen Blätter vernichtet worden. Wer jetzt nicht das Rechte will, ist bald entdeckt; es ist nicht mehr die Zeit, das Publikum zum besten zu haben und es in die Irre zu führen."

„„Ich bewundere,"" sagte ich, „„daß die Menschen um ein wenig Namen es sich so sauer werden lassen, sodaß sie selbst zu falschen Mitteln ihre Zuflucht nehmen.""

„Liebes Kind," sagte Goethe, „ein Name ist nichts Geringes. Hat doch Napoleon eines großen Namens wegen fast die halbe Welt in Stücke geschlagen!"

Es entstand eine kleine Pause im Gespräch. Dann aber erzählte Goethe mir Ferneres von dem neuen

Buche über Napoleon. „Die Gewalt des Wahren ist groß," sagte er. „Aller Nimbus, alle Illusion, die Journalisten, Geschichtsschreiber und Poeten über Napoleon gebracht haben, verschwindet vor der entsetzlichen Realität dieses Buchs; aber der Held wird dadurch nicht kleiner, vielmehr wächst er, sowie er an Wahrheit zunimmt."

„„Eine eigene Zaubergewalt,"" sagte ich, „„mußte er in seiner Persönlichkeit haben, daß die Menschen ihm sogleich zufielen und anhingen und sich von ihm leiten ließen.""

„Allerdings," sagte Goethe, „war seine Persönlichkeit eine überlegene. Die Hauptsache aber bestand darin, daß die Menschen gewiß waren, ihre Zwecke unter ihm zu erreichen. Deshalb fielen sie ihm zu, sowie sie es jedem thun, der ihnen eine ähnliche Gewißheit einflößt. Fallen doch die Schauspieler einem neuen Regisseur zu, von dem sie glauben, daß er sie in gute Rollen bringen werde. Dies ist ein altes Märchen, das sich immer wiederholt; die menschliche Natur ist einmal so eingerichtet. Niemand dient einem andern aus freien Stücken, weiß er aber, daß er damit sich selber dient, so thut er es gern. Napoleon kannte die Menschen zu gut, und er wußte von ihren Schwächen den gehörigen Gebrauch zu machen."

Das Gespräch wendete sich auf Zelter. „Sie wissen," sagte Goethe, „daß Zelter den preußischen Orden bekommen. Nun hatte er aber noch kein

Wappen, aber eine große Nachkommenſchaft iſt da und ſomit die Hoffnung auf eine weit hinaus dauernde Familie. Er mußte alſo ein Wappen haben, damit eine ehrenvolle Grundlage ſei, und ich habe den luſtigen Einfall gehabt, ihm eins zu machen. Ich ſchrieb an ihn, und er war es zufrieden, aber ein Pferd wollte er haben. Gut, ſagte ich, ein Pferd ſollſt du haben, aber eins mit Flügeln. — Sehen Sie ſich einmal um, hinter Ihnen liegt ein Papier, ich habe darauf mit einer Bleifeder den Entwurf gemacht."

Ich nahm das Blatt und betrachtete die Zeichnung. Das Wappen ſah ſehr ſtattlich aus, und die Erfindung mußte ich loben. Das untere Feld zeigte die Thurmzinne einer Stadtmauer, um anzudeuten, daß Zelter in früherer Zeit ein tüchtiger Maurer geweſen. Ein geflügeltes Pferd hebt ſich dahinter hervor, nach höhern Regionen ſtrebend, wodurch ſein Genius und Aufſchwung zum Höhern ausgeſprochen war. Dem Wappenſchilde oben fügte ſich eine Lyra auf, über welcher ein Stern leuchtete, als ein Symbol der Kunſt, wodurch der treffliche Freund unter dem Einfluß und Schutz günſtiger Geſtirne ſich Ruhm erworben. Unten dem Wappen an hing der Orden, womit ſein König ihn beglückt und geehrt als Zeichen gerechter Anerkennung großer Verdienſte.

„Ich habe es von Facius ſtechen laſſen," ſagte Goethe, „und Sie ſollen einen Abdruck ſehn. Iſt es aber nicht artig, daß ein Freund dem andern ein

Wappen macht und ihm dadurch gleichsam den Adel giebt?" Wir freuten uns über den heitern Gedanken, und Goethe schickte zu Facius, um einen Abdruck holen zu lassen.

Wir saßen noch eine Weile am Tische, indem wir zu gutem Biscuit einige Gläser alten Rheinwein tranken. Goethe summte Undeutliches vor sich hin. Mir kam das Gedicht von gestern wieder in den Kopf, ich recitirte:

Du hast mir mein Geräth verstellt und verschoben;
Ich such' und bin wie blind und irre geworden —

„„Ich kann das Gedicht nicht wieder los werden,"" sagte ich, „„es ist durchaus eigenartig und drückt die Unordnung so gut aus, die durch die Liebe in unser Leben gebracht wird.""

„Es bringt uns einen düstern Zustand vor Augen," sagte Goethe.

„„Es macht mir den Eindruck eines Bildes,"" sagte ich, „eines niederländischen.""

„Es hat so etwas von ‚Good man und Good wife'," sagte Goethe.

„„Sie nehmen mir das Wort von der Zunge,"" sagte ich, „„denn ich habe schon fortwährend an jenes Schottische denken müssen, und das Bild von Ostade war mir vor Augen.""

„Aber wunderlich ist es," sagte Goethe, „daß sich beide Gedichte nicht malen lassen; sie geben wohl den

Eindruck eines Bildes, eine ähnliche Stimmung, aber gemalt wären sie nichts."

„„Es sind dieses schöne Beispiele,"" sagte ich, „„wo die Poesie der Malerei so nahe als möglich tritt, ohne aus ihrer eigentlichen Sphäre zu gehen. Solche Gedichte sind mir die liebsten, indem sie Anschauung und Empfindung zugleich gewähren. Wie Sie aber zu dem Gefühl eines solchen Zustandes gekommen sind, begreife ich kaum; das Gedicht ist wie aus einer andern Zeit und einer andern Welt.""

„Ich werde es auch nicht zum zweitenmale machen," sagte Goethe, „und wüßte auch nicht zu sagen, wie ich dazu gekommen bin; wie uns denn dieses sehr oft geschieht."

„„Noch etwas Eigenes,"" sagte ich, „„hat das Gedicht. Es ist mir immer als wäre es gereimt, und doch ist es nicht so. Woher kommt das?""

„Es liegt im Rhythmus," sagte Goethe. „Die Verse beginnen mit einem Vorschlag, gehen trochäisch fort, wo denn der Daktylus gegen das Ende eintritt, welcher eigenartig wirkt und wodurch es einen düster klagenden Character bekommt." Goethe nahm eine Bleifeder und theilte so ab:

˘ – ˘ | – ˘ | – ˘ | – ˘ ˘ | – ˘
Von | meinem | breiten | Lager | bin ich ver | trieben.

Wir sprachen über Rhythmus im allgemeinen und kamen darin überein, daß sich über solche Dinge nicht

denken laſſe. „Der Tact,“ ſagte Goethe, „kommt aus der poetiſchen Stimmung, wie unbewußt. Wollte man darüber denken, wenn man ein Gedicht macht, man würde verrückt und brächte nichts Geſcheidtes zu ſtande.“

Ich wartete auf den Abdruck des Siegels. Goethe fing an über Guizot zu reden. „Ich gehe in ſeinen Vorleſungen fort,“ ſagte er, „und ſie halten ſich trefflich. Die diesjährigen gehen etwa bis ins 8. Jahrhundert. Er beſitzt einen Tiefblick und Durchblick, wie er mir bei keinem Geſchichtſchreiber größer vorgekommen. Dinge, woran man nicht denkt, erhalten in ſeinen Augen die größte Wichtigkeit, als Quellen bedeutender Ereigniſſe. Welchen Einfluß z. B. das Vorwalten gewiſſer religiöſer Meinungen auf die Geſchichte gehabt, wie die Lehre von der Erbſünde, von der Gnade, von guten Werken gewiſſen Epochen eine ſolche und eine andere Geſtalt gegeben, ſehen wir deutlich hergeleitet und nachgewieſen. Auch das römiſche Recht, als ein fortlebendes, das gleich einer untertauchenden Ente ſich zwar von Zeit zu Zeit verbirgt, aber nie ganz verloren geht und immer einmal wieder lebendig hervortritt, ſehen wir ſehr gut behandelt, bei welcher Gelegenheit denn auch unſerm trefflichen Savigny volle Anerkennung zutheil wird.

Wie Guizot von den Einflüſſen redet, welche die Gallier in früher Zeit von fremden Nationen empfangen, iſt mir beſonders merkwürdig geweſen was er von

den Deutſchen ſagt. ‚Die Germanen‘, ſagt er, ‚brachten uns die Idee der perſönlichen Freiheit, welche dieſem Volke vor allem eigen war‘. Iſt das nicht ſehr artig und hat er nicht vollkommen recht, und iſt nicht dieſe Idee noch bis auf den heutigen Tag unter uns wirkſam? Die Reformation kam aus dieſer Quelle wie die Burſchenverſchwörung auf der Wartburg. Geſcheidtes wie Dummes. Auch das Buntſcheckige unſerer Literatur, die Sucht unſerer Poeten nach Originalität, und daß jeder glaubt eine neue Bahn machen zu müſſen, ſowie die Abſonderung und Iſolirung unſerer Gelehrten, wo jeder für ſich ſteht und von ſeinem Punkte aus ſein Weſen treibt: alles kommt daher. Franzoſen und Engländer dagegen halten weit mehr zuſammen und richten ſich nacheinander. In Kleidung und Betragen haben ſie etwas Übereinſtimmendes. Sie fürchten, von einander abzuweichen, um ſich nicht auffallend oder gar lächerlich zu machen. Die Deutſchen aber gehen jeder ſeinem Kopfe nach, jeder ſucht ſich ſelber genug zu thun, er fragt nicht nach dem andern; denn in jedem lebt, wie Guizot richtig gefunden hat, die Idee der perſönlichen Freiheit, woraus denn, wie geſagt, viel Treffliches hervorgeht, aber auch viel Abſurdes.“

Von dem Muſicus erfuhr er, daß ſie ſich ſeit einiger Zeit viele Mühe gegeben, ihm den Tanz, welches der bekannte Fandango war, ſo lange vorzuſingen, bis er ihn habe ſpielen können. Auch habe ſie ihm für ſeine Bemühungen etwas Geld angeboten, das er aber nicht nehmen wollen.

1196.

1829, 7. April.

Mit Eckermann und H. Meyer.

Ich fand, als ich hereintrat, Hofrath Meyer, der einige Zeit unpäßlich gewesen, mit Goethe am Tisch sitzen, und freute mich, ihn wieder so weit hergestellt zu sehen. Sie sprachen von Kunstsachen, von Peel, der einen Claude Lorrain für viertausend Pfund gekauft, wodurch Peel sich denn besonders in Meyer's Gunst gesetzt hatte. Die Zeitungen wurden gebracht, worein wir uns theilten, in Erwartung der Suppe.

Als an der Tagesordnung kam die Emancipation der Irländer sehr bald zur Erwähnung. „Das Lehrreiche für uns dabei ist," sagte Goethe, „daß bei dieser Gelegenheit Dinge an den Tag kommen, woran niemand gedacht hat, und die ohne diese Veranlassung nie wären zur Sprache gebracht worden. Recht klar über den irländischen Zustand werden wir aber doch nicht, denn die Sache ist zu verwickelt. So viel aber sieht man, daß dieses Land an Übeln leidet, die durch kein Mittel und also auch nicht durch die Emancipation gehoben werden können. War es bis jetzt ein Unglück, daß Irland seine Übel allein trug, so ist es jetzt ein Unglück, daß England mit hineingezogen wird. Das ist die Sache. Und den Katholiken ist gar nicht zu trauen. Man sieht, welchen schlimmen Stand die zwei Millionen Protestanten gegen die Übermacht der fünf

Millionen Katholiken bisher in Irland gehabt haben, und wie z. B. arme proteſtantiſche Pächter gedrückt, chikanirt und gequält worden, die von katholiſchen Nachbarn umgeben waren. Die Katholiken vertragen ſich unter ſich nicht, aber ſie halten immer zuſammen, wenn es gegen einen Proteſtanten geht. Sie ſind einer Meute Hunde gleich, die ſich untereinander beißen, aber ſobald ſich ein Hirſch zeigt, ſogleich einig ſind und in Maſſe auf ihn losgehen."

Von den Irländern wendete ſich das Geſpräch zu den Händeln in der Türkei. Man wunderte ſich, wie die Ruſſen, bei ihrer Übermacht, im vorjährigen Feldzuge nicht weiter gekommen. „Die Sache iſt die," ſagte Goethe, „die Mittel waren unzulänglich, und deshalb machte man zu große Anforderungen an einzelne, wodurch denn perſönliche Großthaten und Aufopferungen geſchahen, ohne die Angelegenheit im ganzen zu fördern."

„‚Es mag auch ein verwünſchtes Lokal ſein,'" ſagte Meyer; „‚man ſieht, in den älteſten Zeiten, daß es in dieſer Gegend, wenn ein Feind von der Donau her zu dem nördlichen Gebirge eindringen wollte, immer Händel ſetzte, daß er immer den hartnäckigſten Widerſtand gefunden, und daß er faſt nie hereingekommen iſt. Wenn die Ruſſen ſich nur die Seeſeite offen halten, um ſich von dorther mit Proviant verſehen zu können!'"

„Das iſt zu hoffen," ſagte Goethe.

Ich leſe jetzt ‚Napoleons Feldzug in Ägypten',

und zwar was der tägliche Begleiter des Helden, was Bourrienne davon ſagt, wo denn das Abenteuerliche von vielen Dingen verſchwindet und die Facta in ihrer nackten erhabenen Wahrheit daſtehen. Man ſieht, er hatte bloß dieſen Zug unternommen, um eine Epoche auszufüllen, wo er in Frankreich nichts thun konnte, um ſich zum Herrn zu machen. Er war anfänglich unſchlüſſig, was zu thun ſei; er beſuchte alle franzöſiſchen Häfen an der Küſte des Atlantiſchen Meeres hinunter, um den Zuſtand der Schiffe zu ſehen und ſich zu überzeugen, ob eine Expedition nach England möglich oder nicht. Er fand aber, daß es nicht gerathen ſei, und entſchloß ſich daher zu dem Zuge nach Ägypten.“

„„Ich muß bewundern,““ ſagte ich, „„wie Napoleon bei ſolcher Jugend mit den großen Angelegenheiten der Welt ſo leicht und ſicher zu ſpielen wußte, als wäre eine vieljährige Praxis und Erfahrung vorangegangen.““

„Liebes Kind,“ ſagte Goethe, „das iſt das Angeborene des großen Talents. Napoleon behandelte die Welt wie Hummel ſeinen Flügel; beides erſcheint uns wunderbar, wir begreifen das eine ſo wenig wie das andere, und doch iſt es ſo und geſchieht vor unſern Augen. Napoleon war darin beſonders groß, daß er zu jeder Stunde derſelbige war. Vor einer Schlacht, während einer Schlacht, nach einem Siege, nach einer Niederlage, er ſtand immer auf feſten Füßen und war

immer klar und entſchieden, was zu thun ſei. Er war immer in ſeinem Element und jedem Augenblick und jedem Zuſtande gewachſen, ſo wie es Hummeln gleichviel iſt, ob er ein Adagio oder ein Allegro, ob er im Baß oder im Discant ſpielt. Das iſt die Facilität, die ſich überall findet wo ein wirkliches Talent vorhanden iſt, in Künſten des Friedens wie des Kriegs, am Klavier wie hinter den Kanonen.

Man ſieht aber an dieſem Buche," fuhr Goethe fort, „wie viele Märchen uns von ſeinem ägyptiſchen Feldzuge erzählt worden. Manches beſtätigt ſich zwar, allein vieles gar nicht, und das meiſte iſt anders.

Daß er die achthundert türkiſchen Gefangenen hat erſchießen laſſen, iſt wahr; aber es erſcheint als reifer Beſchluß eines langen Kriegsrathes, indem nach Erwägung aller Umſtände kein Mittel geweſen iſt, ſie zu retten.

Daß er in die Pyramiden ſoll hinabgeſtiegen ſein, iſt ein Märchen. Er iſt hübſch außerhalb ſtehen geblieben und hat ſich von den andern erzählen laſſen, was ſie unten geſehen.

So auch verhält ſich die Sage, daß er orientaliſches Coſtüm angelegt, ein wenig anders. Er hat bloß ein einziges Mal im Hauſe dieſe Maskerade geſpielt und iſt ſo unter den Seinigen erſchienen, zu ſehen wie es ihn kleide. Aber der Turban hat ihm nicht geſtanden, wie er denn allen länglichen Köpfen nicht ſteht, und ſo hat er dieſes Coſtüm nie wieder angelegt.

Die Pestkranken aber hat er wirklich besucht, und zwar um ein Beispiel zu geben, daß man die Pest überwinden könne, wenn man die Furcht zu überwinden fähig sei. Und er hat recht! Ich kann aus meinem eigenen Leben ein Factum erzählen, wo ich bei einem Faulfieber der Ansteckung unvermeidlich ausgesetzt war und wo ich bloß durch einen entschiedenen Willen die Krankheit von mir abwehrte. Es ist unglaublich, was in solchen Fällen der moralische Wille vermag. Er durchdringt gleichsam den Körper und setzt ihn in einen activen Zustand, der alle schädlichen Einflüsse zurückschlägt. Die Furcht dagegen ist ein Zustand träger Schwäche und Empfänglichkeit, wo es jedem Feinde leicht wird, von uns Besitz zu nehmen. Das kannte Napoleon zu gut, und er wußte, daß er nichts wagte, seiner Armee ein imposantes Beispiel zu geben.

Aber," fuhr Goethe sehr heiter scherzend fort, „habt Respect! Napoleon hatte in seiner Feldbibliothek was für ein Buch? — Meinen ‚Werther'!"

„„Daß er ihn gut studirt gehabt,"" sagte ich, „„sieht man bei seinem Lever in Erfurt."

„Er hatte ihn studirt wie ein Criminalrichter seine Acten," sagte Goethe, „und in diesem Sinne sprach er auch mit mir darüber.

Es findet sich in dem Werke des Herrn Bourrienne eine Liste der Bücher, die Napoleon in Ägypten bei sich geführt, worunter denn auch der ‚Werther' steht. Das Merkwürdige an dieser Liste aber ist, wie die

Bücher unter verſchiedenen Rubriken claſſificirt werden. Unter der Aufſchrift ‚Politique‘ z. B. finden wir aufgeführt: ‚Le vieux testament‘, ‚Le nouveau testament‘, ‚Le coran‘; woraus man denn ſieht, aus welchem Geſichtspunkt Napoleon die religiöſen Dinge angeſehen.“

Goethe erzählte uns noch manches Intereſſante aus dem Buche, das ihn beſchäftigte. Unter anderm auch kam zur Sprache, wie Napoleon mit der Armee an der Spitze des Rothen Meeres zur Zeit der Ebbe durch einen Theil des trockenen Meerbettes gegangen, aber von der Fluth eingeholt worden ſei, ſodaß die letzte Mannſchaft bis unter die Arme im Waſſer habe waten müſſen und es alſo mit dieſem Wagſtück faſt ein pharaoniſches Ende genommen hätte. Bei dieſer Gelegenheit ſagte Goethe manches Neue über das Herankommen der Fluth. Er verglich es mit den Wolken, die uns nicht aus weiter Ferne kommen, ſondern die an allen Orten zugleich entſtehen und ſich überall gleichmäßig fortſchieben.

1197.

1829, 8. April.

Mit Eckermann.

Goethe ſaß ſchon am gedeckten Tiſche, als ich hereintrat; er empfing mich ſehr heiter. „Ich habe einen Brief erhalten,“ ſagte er, „woher? — Von Rom! Aber von wem? — Vom König von Bayern!“

„„Ich theile Ihre Freude,““ sagte ich. „„Aber ist es nicht eigen, ich habe mich seit einer Stunde auf einem Spaziergange sehr lebhaft mit dem Könige von Bayern in Gedanken beschäftigt, und nun erfahre ich diese angenehme Nachricht.““

„Es kündigt sich oft etwas in unserm Innern an,“ sagte Goethe. „Dort liegt der Brief, nehmen Sie, setzen Sie sich zu mir her und lesen Sie!“

Ich nahm den Brief, Goethe nahm die Zeitung, und so las ich denn ganz ungestört die königlichen Worte. Der Brief war datirt: Rom den 26. März 1829, und mit einer stattlichen Hand sehr deutlich geschrieben. Der König meldete Goethen, daß er sich in Rom ein Besitzthum gekauft und zwar die Villa di Malta mit anliegenden Gärten, in der Nähe der Villa Ludovisi, am nordwestlichen Ende der Stadt, auf einem Hügel gelegen, sodaß er das ganze Rom überschauen könne und gegen Nordost einen freien Anblick von Sankt-Peter habe. ‚Es ist eine Aussicht,‘ schreibt er, ‚welche zu genießen man weit reisen würde, und die ich nun bequem zu jeder Stunde des Tages aus den Fenstern meines Eigenthums habe.‘ Er fährt fort sich glücklich zu preisen, nun in Rom auf eine so schöne Weise ansässig zu sein. ‚Ich hatte Rom in zwölf Jahren nicht gesehen,‘ schreibt er, ‚ich sehnte mich danach wie man sich nach einer Geliebten sehnt; von nun an aber werde ich mit der beruhigten Empfindung zurückkehren, wie man zu einer geliebten Freundin geht.‘

Von den erhabenen Kunstschätzen und Gebäuden spricht er sodann mit der Begeisterung eines Kenners, dem das wahrhaft Schöne und dessen Förderung am Herzen liegt, und der jede Abweichung vom guten Geschmack lebhaft empfindet. Überall war der Brief durchweg so schön und menschlich empfunden und ausgedrückt, wie man es von so hohen Personen nicht erwartet. Ich äußerte meine Freude darüber gegen Goethe.

„Da sehen Sie einen Monarchen," sagte er, „der neben der königlichen Majestät seine angeborene schöne Menschennatur gerettet hat. Es ist eine seltene Erscheinung und deshalb um so erfreulicher." Ich sah wieder in den Brief und fand noch einige treffliche Stellen. ‚Hier in Rom,' schreibt der König, ‚erhole ich mich von den Sorgen des Thrones; die Kunst, die Natur sind meine täglichen Genüsse, Künstler meine Tischgenossen.' Er schreibt auch, wie er oft an dem Hause vorbeigehe, wo Goethe gewohnt, und wie er dabei seiner gedenke. Aus den ‚Römischen Elegien' sind einige Stellen angeführt, woraus man sieht, daß der König sie gut im Gedächtniß hat und sie in Rom, an Ort und Stelle, von Zeit zu Zeit wieder lesen mag.

„Ja," sagte Goethe, „die ‚Elegien' liebt er besonders; er hat mich hier viel damit geplagt, ich sollte ihm sagen, was an dem Factum sei, weil es in den Gedichten so anmuthig erscheint, als wäre wirklich was Rechtes daran gewesen. Man bedenkt aber selten, daß

der Poet meiſtens aus geringen Anläſſen was Gutes zu machen weiß.

Ich wollte nur," fuhr Goethe fort, „daß des Königs ‚Gedichte' jetzt da wären, damit ich in meiner Antwort etwas darüber ſagen könnte. Nach dem Wenigen zu ſchließen, was ich von ihm geleſen, werden die Gedichte gut ſein. In der Form und Behandlung hat er viel von Schiller, und wenn er nun in ſo prächtigem Gefäße uns den Gehalt eines hohen Gemüths zu geben hat, ſo läßt ſich mit Recht viel Treffliches erwarten.

Indeſſen freue ich mich, daß der König ſich in Rom ſo hübſch angekauft hat. Ich kenne die Villa, die Lage iſt ſehr ſchön, und die deutſchen Künſtler wohnen alle in der Nähe."

Der Bediente wechſelte die Teller, und Goethe ſagte ihm, daß er den großen Kupferſtich von Rom im Deckenzimmer am Boden ausbreiten möge. „Ich will Ihnen doch zeigen, an welch einem ſchönen Platz der König ſich angekauft hat, damit Sie ſich die Lokalität gehörig denken mögen." Ich fühlte mich Goethen ſehr verbunden.

„„Geſtern Abend,"" verſetzte ich, „„habe ich die ‚Claudine von Villa Bella' geleſen und mich ſehr daran erbaut. Es iſt ſo gründlich in der Anlage und ſo verwegen, locker, frech und froh in der Erſcheinung, daß ich den lebhaften Wunſch fühle, es auf dem Theater zu ſehen.""

„Wenn es gut gespielt wird," sagte Goethe, „macht es sich gar nicht schlecht."

„„Ich habe schon in Gedanken das Stück besetzt."" sagte ich, „„und die Rollen vertheilt. Herr Genast müßte den Rugantino machen, er ist für die Rolle wie geschaffen; Herr Franke den Don Pedro; denn er ist von einem ähnlichen Wuchs, und es ist gut, wenn zwei Brüder sich ein wenig gleich sind; Herr La Roche den Basko, der dieser Rolle durch treffliche Maske und Kunst den wilden Anstrich geben würde, dessen sie bedarf.""

„Madame Eberwein," fuhr Goethe fort, „dächte ich, „wäre eine sehr gute Lucinde, und Demoiselle Schmidt machte die Claudine."

„„Zum Alonzo,"" sagte ich, „„müßten wir eine stattliche Figur haben, mehr einen guten Schauspieler als Sänger, und ich dächte, Herr Ols oder Herr Graff würden da am Platze sein. Von wem ist denn die Oper componirt, und wie ist die Musik?""

„Von Reichardt," antwortete Goethe, „und zwar ist die Musik vortrefflich. Nur ist die Instrumentirung, dem Geschmack der frühern Zeit gemäß, ein wenig schwach. Man müßte jetzt in dieser Hinsicht etwas nachhelfen und die Instrumentirung ein wenig stärker und voller machen. Unser Lied: ‚Cupido, loser, eigensinniger Knabe', ist dem Componisten ganz besonders gelungen."

„„Es ist eigen an diesem Liede,"" sagte ich, „„daß es

Neuntes Capitel.

Nach einer unruhigen Nacht, die unſer Freund theils wachend, theils von ſchweren Träumen geängſtigt, zubrachte, in denen er Marianen bald in aller Schönheit, bald in kümmerlicher Geſtalt, jetzt mit einem Kinde auf dem Arm, bald deſſelben beraubt ſah, war der Morgen kaum angebrochen, als Mignon ſchon mit einem Schneider hereintrat. Sie brachte graues Tuch und blauen Taffet, und erklärte nach ihrer Art, daß ſie ein neues Weſtchen und Schifferhoſen, wie ſie ſolche an den Knaben in der Stadt geſehen, mit blauen Aufſchlägen und Bändern haben wolle.

Wilhelm hatte ſeit dem Verluſt Marianens alle muntere Farben abgelegt. Er hat-

in eine Art behaglich träumerische Stimmung versetzt, wenn man es sich recitirt.""

„Es ist aus einer solchen Stimmung hervorgegangen," sagte Goethe, „und da ist denn auch mit Recht die Wirkung eine solche."

Wir hatten abgespeist. Friedrich kam und meldete, daß er den Kupferstich von Rom im Deckenzimmer ausgebreitet habe. Wir gingen ihn zu betrachten.

Das Bild der großen Weltstadt lag vor uns; Goethe fand sehr bald die Villa Ludovisi und in der Nähe den neuen Besitz des Königs, die Villa di Malta. „Sehen Sie," sagte Goethe, „was das für eine Lage ist! Das ganze Rom streckt sich ausgebreitet vor Ihnen hin, der Hügel ist so hoch, daß Sie gegen Mittag und Morgen über die Stadt hinaussehen. Ich bin in dieser Villa gewesen und habe oft den Anblick aus diesen Fenstern genossen. Hier, wo die Stadt jenseits der Tiber gegen Nordost spitz ausläuft, liegt Sanct-Peter, und hier der Vatican in der Nähe. Sie sehen, der König hat aus den Fenstern seiner Villa den Fluß herüber eine freie Ansicht dieser Gebäude. Der lange Weg hier, von Norden herein zur Stadt, kommt aus Deutschland; das ist die Porta del Popolo; in einer dieser ersten Straßen zum Thor herein wohnte ich, in einem Eckhause. Man zeigt jetzt ein anderes Gebäude in Rom, wo ich gewohnt haben soll, es ist aber nicht das rechte. Aber es thut nichts; solche Dinge sind

im Grunde gleichgültig, und man muß der Tradition ihren Lauf laſſen."

Wir gingen wieder in unſer Zimmer zurück. — „„Der Kanzler,"" ſagte ich, „„wird ſich über den Brief des Königs freuen.""

„Er ſoll ihn ſehen," ſagte Goethe.

„Wenn ich in den Nachrichten von Paris die Reden und Debatten in den Kammern leſe," fuhr Goethe fort, „muß ich immer an den Kanzler denken, und zwar daß er dort recht in ſeinem Element und an ſeinem Platze ſein würde; denn es gehört zu einer ſolchen Stelle nicht allein daß man geſcheidt ſei, ſondern daß man auch den Trieb und die Luſt zu reden habe, welches ſich doch beides in unſerm Kanzler vereinigt. Napoleon hatte auch dieſen Trieb zu reden, und wenn er nicht reden konnte, mußte er ſchreiben oder dictiren. Auch bei Blücher finden wir, daß er gern redete, und zwar gut und mit Nachdruck, welches Talent er in der Loge ausgebildet hatte. Auch unſer Großherzog redete gern, obgleich er lakoniſcher Natur war, und wenn er nicht reden konnte, ſo ſchrieb er. Er hat manche Abhandlung, manches Geſetz abgefaßt, und zwar meiſtentheils gut. Nur hat ein Fürſt nicht die Zeit und die Ruhe, ſich in allen Dingen die nöthige Kenntniß des Details zu verſchaffen. So hatte er in ſeiner letzten Zeit noch eine Ordnung gemacht, wie man reſtaurirte Gemälde bezahlen ſolle. Der Fall war ſehr artig; denn wie die Fürſten ſind, ſo hatte er die Beurtheilung der

Reſtaurationskoſten mathematiſch auf Maß und Zahlen feſtgeſetzt. Die Reſtauration, hatte er verordnet, ſoll fußweiſe bezahlt werden! Hält ein reſtaurirtes Gemälde zwölf Quadratfuß, ſo ſind zwölf Thaler zu zahlen; hält es vier, ſo zahlt vier. Dies war fürſtlich verordnet, aber nicht künſtleriſch; denn ein Gemälde von zwölf Quadratfuß kann in einem Zuſtande ſein, daß es mit geringer Mühe an einem Tage zu reſtauriren wäre; ein anderes aber von vier kann ſich derart befinden, daß zu deſſen Reſtauration kaum der Fleiß und die Mühe einer ganzen Woche hinreichen. Aber die Fürſten lieben als gute Militärs mathematiſche Beſtimmungen und gehen gern nach Maß und Zahl großartig zu Werke."

Ich freute mich dieſer Anekdote. Sodann ſprachen wir noch manches über Kunſt und derartige Gegenſtände.

„Ich beſitze Handzeichnungen," ſagte Goethe, „nach Gemälden von Raphael und Dominichin, worüber Meyer eine merkwürdige Äußerung gemacht hat, die ich Ihnen doch mittheilen will.

‚Die Zeichnungen', ſagte Meyer, ‚haben etwas Ungeübtes, aber man ſieht, daß derjenige, der ſie machte, ein zartes richtiges Gefühl von den Bildern hatte, die vor ihm waren, welches denn in die Zeichnungen übergegangen iſt, ſodaß ſie uns das Original ſehr treu vor die Seele rufen. Würde ein jetziger Künſtler jene Bilder copiren, ſo würde er alles weit beſſer und

vielleicht auch richtiger zeichnen; aber es ist vorauszusagen, daß ihm jene treue Empfindung des Originals fehlen, und daß also seine bessere Zeichnung weit entfernt sein würde, uns von Raphael und Dominichin einen so reinen vollkommenen Begriff zu geben.'

Ist das nicht ein sehr artiger Fall?" sagte Goethe. „Es könnte ein Ähnliches bei Übersetzungen stattfinden. Voß hat z. B. sicher eine treffliche Übersetzung vom Homer gemacht; aber es wäre zu denken, daß jemand eine naivere, wahrere Empfindung des Originals hätte besitzen und auch wiedergeben können, ohne im ganzen ein so meisterhafter Übersetzer wie Voß zu sein."

Ich fand dieses alles sehr gut und wahr und stimmte vollkommen bei. Da das Wetter schön und die Sonne noch hoch am Himmel war, so gingen wir ein wenig in den Garten hinab, wo Goethe zunächst einige Baumzweige in die Höhe binden ließ, die zu tief in die Wege herabhingen.

Die gelben Krokus blühten sehr kräftig. Wir blickten auf die Blumen und dann auf den Weg, wo wir denn vollkommen violette Bilder hatten. „Sie meinten neulich," sagte Goethe, „daß das Grüne und Rothe sich gegenseitig besser hervorrufe als das Gelbe und Blaue, indem jene Farben auf einer höhern Stufe ständen und deshalb vollkommener, gesättigter und wirksamer wären als diese. Ich kann das nicht zugeben. Jede Farbe, sobald sie sich dem Auge entschieden darstellt, wirkt zur Hervorrufung der geforderten gleich kräftig;

es kommt bloß darauf an, daß unser Auge in der rechten Stimmung, daß ein zu helles Sonnenlicht nicht hindere, und daß der Boden zur Aufnahme des geforderten Bildes nicht ungünstig sei. Überall muß man sich hüten, bei den Farben zu zarte Unterscheidungen und Bestimmungen zu machen, indem man gar zu leicht der Gefahr ausgesetzt wird, vom Wesentlichen ins Unwesentliche, vom Wahren in die Irre und vom Einfachen in die Verwickelung geführt zu werden."

Ich merkte mir dieses als eine gute Lehre in meinen Studien. Indessen war die Zeit des Theaters herangerückt, und ich schickte mich an zu gehen. „Sehen Sie zu," sagte Goethe lachend, indem er mich entließ, „daß Sie die Schreckuisse der ‚Dreißig Jahre aus dem Leben eines Spielers'*) heute gut überstehen."

1198.

1829, 10. April.

Mit Ekermann.

„In Erwartung der Suppe will ich Ihnen indeß eine Erquickung der Augen geben." Mit diesen freundlichen Worten legte Goethe mir einen Band vor mit Landschaften von Claude Lorrain.

— — — — — — — — — — —

*) [Das gemeinte Schauspiel hieß: ‚Drei Tage aus dem Leben eines Spielers', von Theodor Hell nach dem Französischen.]

„Da sehen Sie einmal einen vollkommenen Menschen," sagte Goethe, „der schön gedacht und empfunden hat und in dessen Gemüth eine Welt lag, wie man sie nicht leicht irgendwo draußen antrifft. Die Bilder haben die höchste Wahrheit, aber keine Spur von Wirklichkeit. Claude Lorrain kannte die reale Welt bis ins kleinste Detail auswendig, und er gebrauchte sie als Mittel, um die Welt seiner schönen Seele auszudrücken. Und das ist eben die wahre Idealität, die sich realer Mittel so zu bedienen weiß, daß das erscheinende Wahre eine Täuschung hervorbringt, als sei es wirklich."

„„Ich dächte,"" sagte ich, „„das wäre ein gutes Wort und zwar ebenso gültig in der Poesie wie in den bildenden Künsten.""

„Ich sollte meinen," sagte Goethe.

Indessen," fuhr er fort, „wäre es wohl besser, Sie sparten sich den fernern Genuß des trefflichen Claude zum Nachtisch, denn die Bilder sind wirklich zu gut, um viele davon hintereinander zu sehen."

„„Ich fühle so,"" sagte ich, „„denn mich wandelt jedesmal eine gewisse Furcht an, wenn ich das folgende Blatt umwenden will. Es ist eine Furcht eigener Art, die ich vor diesem Schönen empfinde, so wie es uns wohl mit einem trefflichen Buche geht, wo gehäufte kostbare Stellen uns nöthigen innezuhalten, und wir nur mit einem gewissen Zaudern weiter gehen.""

„Ich habe dem König von Baiern geantwortet,"

verſetzte Goethe nach einer Pauſe, „und Sie ſollen den Brief leſen.“

„„Das wird ſehr lehrreich für mich ſein,““ ſagte ich, „„und ich freue mich dazu.““

„Indeß,“ ſagte Goethe, „ſteht hier in der ‚Allgemeinen Zeitung‘ ein Gedicht an den König, das der Kanzler mir geſtern vorlas, und das Sie doch auch ſehen müſſen.“ Goethe gab mir das Blatt, und ich las das Gedicht imſtillen.

„Nun, was ſagen Sie dazu?“ ſagte Goethe.

„„Es ſind die Empfindungen eines Dilettanten,““ ſagte ich, „„der mehr guten Willen als Talent hat und dem die Höhe der Literatur eine gemachte Sprache überliefert, die für ihn tönt und reimt, während er ſelber zu reden glaubt.““

„Sie haben vollkommen recht,“ ſagte Goethe; „ich halte das Gedicht auch für ein ſehr ſchwaches Product: es giebt nicht die Spur von äußerer Anſchauung, es iſt bloß mental, und das nicht im rechten Sinne.“

„„Um ein Gedicht gut zu machen,““ ſagte ich, „„dazu gehören bekanntlich große Kenntniſſe der Dinge, von denen man redet, und wem nicht, wie Claude Lorrain, eine ganze Welt zu Gebote ſteht, der wird, bei den beſten ideellen Richtungen, ſelten etwas Gutes zu Tage bringen.““

„Und das Eigene iſt,“ ſagte Goethe, „daß nur das geborene Talent eigentlich weiß worauf es an-

kommt, und daß alle übrigen mehr oder weniger in der Irre gehen."

„„Das beweisen die Ästhetiker,"" sagte ich, „„von denen fast keiner weiß, was eigentlich gelehrt werden sollte, und welche die Verwirrung der jungen Poeten vollkommen machen. Statt vom Realen zu handeln, handeln sie vom Idealen, und statt den jungen Dichter darauf hinzuweisen, was er nicht hat, verwirren sie ihm das, was er besitzt. Wem z. B. von Haus aus einiger Witz und Humor angeboren wäre, wird sicher mit diesen Kräften am besten wirken, wenn er kaum weiß, daß er damit begabt ist; wer aber die gepriesenen Abhandlungen über so hohe Eigenschaften sich zu Gemüthe führte, würde sogleich in dem unschuldigen Gebrauch dieser Kräfte gestört und gehindert werden, das Bewußtsein würde diese Kräfte paralysiren, und er würde, statt einer gehofften Förderung, sich unsaglich gehindert sehen.""

„Sie haben vollkommen recht, und es wäre über dieses Kapitel vieles zu sagen.

Ich habe indeß," fuhr er fort, „das neue Epos von Egon Ebert gelesen, und Sie sollen es auch thun, damit wir ihm vielleicht von hier aus ein wenig nachhelfen. Das ist nun wirklich ein recht erfreuliches Talent, aber diesem neuen Gedicht mangelt die eigentliche poetische Grundlage, die Grundlage des Realen. Landschaften, Sonnen-Auf- und Untergänge, Stellen wo die äußere Welt die seinige war, sind vollkommen

gut und nicht besser zu machen. Das übrige aber, was in vergangenen Jahrhunderten hinauslag, was der Sage angehörte, ist nicht in der gehörigen Wahrheit erschienen, und es mangelt diesem der eigentliche Kern. Die Amazonen und ihr Leben und Handeln sind ins Allgemeine gezogen, in das, was junge Leute für poetisch und romantisch halten und was dafür in der ästhetischen Welt gewöhnlich passirt."

„„Es ist dies ein Fehler,"" sagte ich, „„der durch die ganze jetzige Literatur geht. Man vermeidet das specielle Wahre, aus Furcht, es sei nicht poetisch, und verfällt dadurch in Gemeinplätze.""

„Egon Ebert," sagte Goethe, „hätte sich sollen an die Überlieferung der Chronik halten, da hätte aus seinem Gedicht etwas werden können. Wenn ich bedenke, wie Schiller die Überlieferung studirte, was er sich für Mühe mit der Schweiz gab, als er seinen ‚Tell' schrieb, und wie Shakespeare die Chroniken benutzte und ganze Stellen daraus wörtlich in seine Stücke aufgenommen hat, so könnte man einem jetzigen jungen Dichter auch wohl dergleichen zumuthen. In meinem ‚Clavigo' habe ich aus den Memoiren des Beaumarchais ganze Stellen."

„„Es ist aber so verarbeitet,"" sagte ich, „„daß man es nicht merkt, es ist nicht stoffartig geblieben.""

„So ist es recht," sagte Goethe, „wenn es so ist."

Goethe erzählte mir sodann einige Züge von Beaumarchais. „Er war ein toller Christ," sagte er, „und

Sie müſſen ſeine Memoiren leſen. Prozeſſe waren ſein Element, worin es ihm erſt eigentlich wohl wurde. Es exiſtiren noch Reden von Advocaten aus einem ſeiner Prozeſſe, die zu dem Merkwürdigſten, Talentreichſten und Verwegenſten gehören, was je in dieſer Art verhandelt worden. Eben dieſen berühmten Prozeß verlor Beaumarchais. Als er die Treppe des Gerichtshofs hinabging, begegnete ihm der Kanzler, der hinauf wollte. Beaumarchais ſollte ihm ausweichen, allein dieſer weigerte ſich und beſtand darauf, daß jeder zur Hälfte Platz machen müſſe. Der Kanzler, in ſeiner Würde beleidigt, befahl den Leuten ſeines Gefolgs, Beaumarchais auf die Seite zu ſchieben, welches geſchah, worauf denn Beaumarchais auf der Stelle wieder in den Gerichtsſaal zurückging und einen Prozeß gegen den Kanzler anhängig machte, den er gewann."

Ich freute mich über dieſe Anekdote, und wir unterhielten uns bei Tiſche heiter fort über verſchiedene Dinge.

„Ich habe meinen ‚Zweiten Aufenthalt in Rom' wieder vorgenommen," ſagte Goethe, „damit ich ihn endlich los werde und an etwas anderes gehen kann. Meine gedruckte ‚Italieniſche Reiſe' habe ich, wie Sie wiſſen, ganz aus Briefen redigirt. Die Briefe aber, die ich während meines zweiten Aufenthalts in Rom geſchrieben, ſind nicht der Art, um davon vorzüglichen Gebrauch machen zu können: ſie enthalten zu viele Bezüge nach Haus, auf meine weimariſchen Verhältniſſe,

te ſich an das Grau, an die Kleidung der Schatten, gewöhnt, und nur etwa ein himmelblaues Futter oder ein kleiner Kragen von dieſer Farbe belebte einigermaßen jene ſtille Kleidung. Mignon, begierig ſeine Farbe zu tragen, trieb den Schneider, der in kurzem die Arbeit zu liefern verſprach.

Die Tanz- und Fecht-Stunden, die unſer Freund heute mit Laertes nahm, wollten nicht zum Beſten glücken. Auch wurden ſie bald durch Melinas Ankunft unterbrochen, der umſtändlich zeigte, wie jetzt eine kleine Geſellſchaft beyſammen ſey, mit welcher man ſchon Stücke genug aufführen könne. Er erneuerte ſeinen Antrag, daß Wilhelm einiges Geld zum Etabliſſement vorſtrecken ſolle, wobey dieſer auch wie vormals ſeine Unentſchloſſenheit zeigte.

Philine und die Mädchen kamen bald hierauf mit Lachen und Lärmen herein. Sie

und zeigen zu wenig von meinem italieniſchen Leben. Aber es finden ſich darin manche Äußerungen, die meinen damaligen innern Zuſtand ausdrücken. Nun habe ich den Plan, ſolche Stellen auszuziehen und einzeln übereinander zu ſetzen, und ſie ſo meiner Erzählung einzuſchalten, auf welche dadurch eine Art von Ton und Stimmung übergehen wird.“ Ich fand dieſes vollkommen gut und beſtätigte Goethe in dem Vorſatz.

„Man hat zu allen Zeiten geſagt und wiederholt,“ fuhr Goethe fort, „man ſolle trachten ſich ſelber zu kennen. Dies iſt eine ſeltſame Forderung, der bis jetzt niemand genügt hat, und der eigentlich auch niemand genügen ſoll. Der Menſch iſt mit allem ſeinem Sinnen und Trachten aufs Äußere angewieſen, auf die Welt um ihn her, und er hat zu thun, dieſe inſoweit zu kennen und ſich inſoweit dienſtbar zu machen, als er es zu ſeinen Zwecken bedarf. Von ſich ſelber weiß er bloß wenn er genießt oder leidet, und ſo wird er auch bloß durch Leiden und Freuden über ſich belehrt, was er zu ſuchen oder zu meiden hat. Übrigens aber iſt der Menſch ein dunkles Weſen, er weiß nicht woher er kommt noch wohin er geht, er weiß wenig von der Welt und am wenigſten von ſich ſelber. Ich kenne mich auch nicht, und Gott ſoll mich auch davor behüten. Was ich aber ſagen wollte, iſt dieſes, daß ich in Italien in meinem vierzigſten Jahre klug genug war, um mich ſelber inſoweit zu kennen,

daß ich kein Talent zur bildenden Kunst habe, und daß diese meine Tendenz eine falsche sei. Wenn ich etwas zeichnete, so fehlte es mir an genugsamem Trieb für das Körperliche; ich hatte eine gewisse Furcht, die Gegenstände auf mich eindringend zu machen, vielmehr war das Schwächere, das Mäßige nach meinem Sinn. Machte ich eine Landschaft und kam ich aus den schwachen Fernen durch die Mittelgründe heran, so fürchtete ich immer, dem Vordergrund die gehörige Kraft zu geben, und so that denn mein Bild nie die rechte Wirkung. Auch machte ich keine Fortschritte ohne mich zu üben, und ich mußte immer wieder von vorn anfangen, wenn ich eine Zeit lang ausgesetzt hatte. Ganz ohne Talent war ich jedoch nicht, besonders zu Landschaften, und Hackert sagte sehr oft: ‚Wenn Sie achtzehn Monate bei mir bleiben wollen, so sollen Sie etwas machen, woran Sie und andere Freude haben.‘"

Ich hörte dieses mit großem Interesse. „„Wie aber,"" sagte ich, „„soll man erkennen, daß einer zur bildenden Kunst ein wahrhaftes Talent habe?""

„Das wirkliche Talent," sagte Goethe, „besitzt einen angeborenen Sinn für die Gestalt, die Verhältnisse und die Farbe, sodaß es alles dieses unter weniger Anleitung sehr bald und richtig macht. Besonders hat es den Sinn für das Körperliche, und den Trieb, es durch die Beleuchtung handgreiflich zu machen. Auch in den Zwischenpausen der Übung schreitet es fort und

wächst im Innern. Ein solches Talent ist nicht schwer zu erkennen, am besten aber erkennt es der Meister.

Ich habe diesen Morgen das Fürstenhaus besucht," fuhr Goethe sehr heiter fort; „die Zimmer der Großherzogin sind höchst geschmackvoll gerathen, und Coudray hat mit seinen Italienern neue Proben großer Geschicklichkeit abgelegt. Die Maler waren an den Wänden noch beschäftigt; es sind ein paar Mailänder; ich redete sie gleich italienisch an und merkte, daß ich die Sprache nicht vergessen hatte. Sie erzählten mir, daß sie zuletzt das Schloß des Königs von Württemberg gemalt, daß sie sodann nach Gotha verschrieben worden, wo sie indeß nicht hätten einig werden können; man habe zur selben Zeit in Weimar von ihnen erfahren und sie hierher berufen, um die Zimmer der Großherzogin zu decoriren. Ich hörte und sprach das Italienische einmal wieder gern, denn die Sprache bringt doch eine Art von Atmosphäre des Landes mit. Die guten Menschen sind seit drei Jahren aus Italien heraus; sie wollen aber, wie sie sagten, von hier direct nach Haus eilen, nachdem sie zuvor im Auftrag des Herrn von Spiegel noch eine Decoration für unser Theater gemalt haben, worüber Ihr wahrscheinlich nicht böse sein werdet. Es sind sehr geschickte Leute; der eine ist ein Schüler des ersten Decorationsmalers in Mailand [San-Quirico], und Ihr könnt also eine gute Decoration hoffen."

Nachdem Friedrich den Tiſch abgeräumt hatte, ließ Goethe ſich einen kleinen Plan von Rom vorlegen. „Für uns andere,“ ſagte er, „wäre Rom auf die Länge kein Aufenthalt; wer dort bleiben und ſich anſiedeln will, muß heirathen und katholiſch werden, ſonſt hält er es nicht aus und hat eine ſchlechte Exiſtenz. Hackert that ſich nicht wenig darauf zu gute, daß er ſich als Proteſtant ſo lange dort erhalten.“

Goethe zeigte mir ſodann auch auf dieſem Grundriß die merkwürdigſten Gebäude und Plätze. „Dies,“ ſagte er, „iſt der Farneſiſche Garten.“

„„War es nicht hier,““ ſagte ich, „„wo Sie die Hexenſcene des ‚Fauſt‘ geſchrieben?““

„Nein,“ ſagte er, „das war im Garten Borgheſe.“

Ich erquickte mich darauf ferner an den Landſchaften von Claude Lorrain, und wir ſprachen noch manches über dieſen großen Meiſter. „„Sollte ein jetziger junger Künſtler,““ ſagte ich, „„ſich nicht nach ihm bilden können?““

„Wer ein ähnliches Gemüth hätte,“ antwortete Goethe, „würde ohne Frage ſich an Claude Lorrain auf das trefflichſte entwickeln. Allein wen die Natur mit ähnlichen Gaben der Seele im Stich gelaſſen, würde dieſem Meiſter höchſtens nur Einzelheiten abſehen und ſich deren nur als Phraſe bedienen.“

1199.

1829, 11. April.

Mittag bei Goethe.

Ich [Eckermann] fand heute den Tisch im langen Saale gedeckt und zwar für mehrere Personen. Goethe und Frau von Goethe empfingen mich sehr freundlich. Es traten nach und nach herein: Madame Schopenhauer, der junge Graf Reinhard von der französischen Gesandtschaft, dessen Schwager Herr von D., auf einer Durchreise begriffen, um gegen die Türken in russische Dienste zu gehen, Fräulein Ulrike, und zuletzt Hofrath Vogel.

Goethe war in besonders heiterer Stimmung; er unterhielt die Anwesenden, ehe man sich zu Tische setzte, mit einigen guten Frankfurter Späßen, besonders zwischen Rothschild und Bethmann, wie der eine dem andern die Speculation verdorben.

Graf Reinhard ging an Hof, wir andern setzten uns zu Tische. Die Unterhaltung war anmuthig belebt, man sprach von Reisen, von Bädern, und Madame Schopenhauer interessirte besonders für die Einrichtung ihres neuen Besitzes am Rhein, in der Nähe der Insel Nonnenwerth.

Zum Nachtisch erschien Graf Reinhard wieder, der wegen seiner Schnelle gelobt wurde, womit er während der kurzen Zeit nicht allein bei Hofe gespeist, sondern sich auch zweimal umgekleidet hatte.

Er brachte uns die Nachricht, daß der neue Papst gewählt sei, und zwar ein Castiglione, und Goethe erzählte der Gesellschaft die Förmlichkeiten, die man bei der Wahl herkömmlich beobachtet.

Graf Reinhard, der den Winter in Paris gelebt, konnte manche erwünschte Auskunft über bekannte Staatsmänner, Literatoren und Poeten geben. Man sprach über Châteaubriand, Guizot, Salvandy, Béranger, Mérimée und andere.

Nach Tische und als jedermann gegangen war, nahm Goethe mich in seine Arbeitsstube und zeigte mir zwei höchst merkwürdige Skripta, worüber ich große Freude hatte. Es waren zwei Briefe aus Goethes Jugendzeit, im Jahre 1770 aus Straßburg an seinen Freund Dr. Horn in Frankfurt geschrieben, der eine im Juli, der andere im December. In beiden sprach sich ein junger Mensch aus, der von großen Dingen eine Ahnung hat, die ihm bevorstehen. In dem letztern zeigten sich schon Spuren vom „Werther"; das Verhältniß in Sesenheim ist angeknüpft, und der glückliche Jüngling scheint sich in dem Taumel der süßesten Empfindungen zu wiegen und seine Tage halb träumerisch hinzuschlendern.

1200.

1829, 12. April.

Mit Eckermann.

Goethe las mir seine Antwort an den König von Bayern. Er hatte sich dargestellt wie einen, der persönlich die Stufen der Villa hinaufgeht und sich in des Königs unmittelbarer Nähe mündlich äußert. „„Es mag schwer sein,"" sagte ich, „„das richtige Verhältniß zu treffen, wie man sich in solchen Fällen zu halten habe.""

„Wer wie ich," antwortete Goethe, „sein ganzes Leben hindurch mit hohen Personen zu verkehren gehabt, für den ist es nicht schwer. Das einzige dabei ist, daß man sich nicht durchaus menschlich gehen lasse, vielmehr sich stets innerhalb einer gewissen Convenienz halte."

Goethe sprach darauf von der Redaction seines „Zweiten Aufenthalts in Rom", die ihn jetzt beschäftigt.

„Bei den Briefen," sagte er, „die ich in jener Periode geschrieben, sehe ich recht deutlich, wie man in jedem Lebensalter gewisse Avantagen und Desavantagen in Vergleich zu frühern oder spätern Jahren hat. So war ich in meinem vierzigsten Jahre über einige Dinge vollkommen so klar und gescheidt als jetzt und in manchen Hinsichten sogar besser; aber doch besitze ich jetzt in meinem achtzigsten Vortheile, die ich mit jenen nicht vertauschen möchte."

„„Während Sie dieſes reden,““ ſagte ich, „„ſteht mir die Metamorphoſe der Pflanze vor Augen, und ich begreife ſehr wohl, daß man aus der Periode der Blüthe nicht in die der grünen Blätter, und aus der des Samens und der Früchte nicht in die des Blüthenſtandes zurücktreten möchte.““

„Ihr Gleichniß,“ ſagte Goethe, „drückt meine Meinung vollkommen aus. Denken Sie ſich ein recht ausgezacktes Blatt,“ fuhr er lachend fort, „ob es aus dem Zuſtande der freieſten Entwickelung in die dumpfe Beſchränktheit der Kotyledone zurück möchte? Und nun iſt ſehr artig, daß wir ſogar eine Pflanze haben, die als Symbol des höchſten Alters gelten kann, indem ſie über die Periode der Blüthe und der Frucht hinaus ohne weitere Production noch munter fortwächſt.

Das Schlimme iſt,“ fuhr Goethe fort, „daß man im Leben ſo viel durch falſche Tendenzen iſt gehindert worden, und daß man nie eine ſolche Tendenz erkannt, als bis man ſich bereits davon freigemacht.“

„„Woran aber,““ ſagte ich, „„ſoll man ſehen und wiſſen, daß eine Tendenz eine falſche ſei?““

„Die falſche Tendenz,“ antwortete Goethe, „iſt nicht productiv, und wenn ſie es iſt, ſo iſt das Hervorgebrachte von keinem Werth. Dieſes an andern gewahr zu werden, iſt nicht ſo gar ſchwer, aber an ſich ſelber, iſt ein eigenes Ding und will eine große Freiheit des Geiſtes. Und ſelbſt das Erkennen hilft nicht immer; man zaudert und zweifelt und kann ſich nicht

entschließen, so wie es schwer hält, sich von einem geliebten Mädchen loszumachen, von deren Untreue man längst wiederholte Beweise hat. Ich sage dieses, indem ich bedenke, wie viele Jahre es gebrauchte, bis ich einsah, daß meine Tendenz zur bildenden Kunst eine falsche sei, und wie viele andere, nachdem ich es erkannt, mich davon loszumachen."

„„Aber doch,"" sagte ich, „„hat Ihnen diese Tendenz so vielen Vortheil gebracht, daß man sie kaum eine falsche nennen möchte.""

„Ich habe an Einsicht gewonnen," sagte Goethe, „weshalb ich mich auch darüber beruhigen kann. Und das ist der Vortheil, den wir aus jeder falschen Tendenz ziehen. Wer mit unzulänglichem Talent sich in der Musik bemüht, wird freilich nie ein Meister werden, aber er wird dabei lernen, dasjenige zu erkennen und zu schätzen, was der Meister gemacht hat. Trotz aller meiner Bestrebungen bin ich freilich kein Künstler geworden, aber indem ich mich in allen Theilen der Kunst versuchte, habe ich gelernt, von jedem Strich Rechenschaft zu geben und das Verdienstliche vom Mangelhaften zu unterscheiden. Dieses ist kein kleiner Gewinn, so wie denn selten eine falsche Tendenz ohne Gewinn bleibt. So z. B. waren die Kreuzzüge zur Befreiung des Heiligen Grabes offenbar eine falsche Tendenz, aber sie hat das Gute gehabt, daß dadurch die Türken immerfort geschwächt und gehindert worden sind, sich zu Herren von Europa zu machen."

Wir sprachen noch über verschiedene Dinge, und Goethe erzählte sodann von einem Werk über Peter den Großen von Ségur, das ihm interessant sei und ihm manchen Aufschluß gegeben. „Die Lage von Petersburg," sagte er, „ist ganz unverzeihlich, um so mehr wenn man bedenkt, daß gleich in der Nähe der Boden sich hebt, und daß der Kaiser die eigentliche Stadt ganz von aller Wassersnoth hätte freihalten können, wenn er mit ihr ein wenig höher hinaufgegangen wäre und bloß den Hafen in der Niederung gelassen hätte. Ein alter Schiffer machte ihm auch Gegenvorstellungen und sagte ihm voraus, daß die Population alle siebzig Jahre ersaufen würde. Es stand auch ein alter Baum da mit verschiedenen Spuren eines hohen Wasserstandes. Aber es war alles umsonst; der Kaiser blieb bei seiner Grille, und den Baum ließ er umhauen, damit er nicht gegen ihn zeugen möchte.

Sie werden gestehen, daß in diesem Verfahren eines so großen Charakters durchaus etwas Problematisches liege. Aber wissen Sie, wie ich es mir erkläre? Der Mensch kann seine Jugendeindrücke nicht los werden, und dieses geht so weit, daß selbst mangelhafte Dinge, woran er sich in solchen Jahren gewöhnt und in deren Umgebung er jene glückliche Zeit gelebt hat, ihm auch später in dem Grade lieb und werth bleiben, daß er darüber wie verblendet ist und er das Fehlerhafte daran nicht einsieht. So wollte denn

hatten sich abermals eine Spatzierfahrt ausgedacht. Denn Veränderung des Orts und der Gegenstände war eine Lust, nach der sie sich immer sehnten. Täglich an einem andern Orte zu essen, war ihr höchster Wunsch. Diesmal sollte es eine Wasserfahrt werden.

Das Schiff, womit sie die Krümmungen des angenehmen Flusses hinunterfahren wollten, war schon durch den Pedanten bestellt. Philine trieb, die Gesellschaft zauderte nicht, und war bald eingeschifft.

Was fangen wir nun an? sagte Philine, indem sich alle auf die Bänke niedergelassen hatten.

Das Kürzeste wäre, versetzte Laertes, wir extemporirten ein Stück. Nehme jeder eine Rolle, die seinem Character am angemessensten ist, und wir wollen sehen, wie es uns gelingt.

Fürtrefflich! sagte Wilhelm, denn in einer

Peter der Große das liebe Amsterdam seiner Jugend in einer Hauptstadt am Ausflusse der Neva wiederholen, sowie die Holländer immer versucht worden sind, in ihren entfernten Besitzungen ein neues Amsterdam wiederholt zu gründen."

1201.

1829, 13. April.

Mit Eckermann.

Heute, nachdem Goethe über Tische mir manches gute Wort gesagt, erquickte ich mich zum Nachtisch noch an einigen Landschaften von Claude Lorrain. „Die Sammlung" [von Boydell], sagte Goethe, „führt den Titel ‚Liber veritatis', sie könnte ebenso gut Liber naturae et artis heißen, denn es findet sich hier die Natur und Kunst auf der höchsten Stufe und im schönsten Bunde."

Ich fragte Goethe nach dem Herkommen von Claude Lorrain, und in welcher Schule er sich gebildet. „Sein nächster Meister," sagte Goethe, „war Antonio Tasso*); dieser aber war ein Schüler von Paul Brill, sodaß also dessen Schule und Maximen sein eigentliches Fundament ausmachten und in ihm gewissermaßen zur Blüthe kamen; denn dasjenige, was bei diesen Meistern noch ernst und strenge erscheint, hat sich bei Claude

*) [Vielmehr: Agostino Tassi.]

Lorrain zur heiterſten Anmuth und lieblichſten Freiheit entfaltet. Über ihn konnte man nun weiter nicht hinaus.

Übrigens iſt von einem ſo großen Talent, das in einer ſo bedeutenden Zeit und Umgebung lebte, kaum zu ſagen, von wem es gelernt. Es ſieht ſich um und eignet ſich an, wo es für ſeine Intentionen Nahrung findet. Claude Lorrain verdankt ohne Frage der Schule der Carracci ebenſo viel wie ſeinen nächſten namhaften Meiſtern.

So ſagt man gewöhnlich, Julius Roman war ein Schüler von Rafael, aber man könnte ebenſo gut ſagen, er war ein Schüler des Jahrhunderts. Nur Guido Reni hatte einen Schüler [Cantarini], der Geiſt, Gemüth und Kunſt ſeines Meiſters ſo in ſich aufgenommen hatte, daß er faſt dasſelbige wurde und dasſelbige machte, welches indeß ein eigener Fall war, der ſich kaum wiederholt hat. Die Schule der Carracci dagegen war befreiender Art, ſodaß durch ſie jedes Talent in ſeiner angeborenen Richtung entwickelt wurde und Meiſter hervorgingen, von denen keiner dem andern gleich ſah. Die Carracci waren zu Lehrern der Kunſt wie geboren; ſie fielen in eine Zeit, wo nach allen Seiten hin bereits das Beſte gethan war und ſie daher ihren Schülern das Muſterhafteſte aus allen Fächern überliefern konnten. Sie waren große Künſtler, große Lehrer, aber ich könnte nicht ſagen, daß ſie eigentlich geweſen was man geiſtreich nennt. Es iſt

ein wenig kühn, daß ich so sage, allein es will mir so vorkommen."

Nachdem ich noch einige Landschaften von Claude Lorrain betrachtet, schlug ich ein Künstler-Lexikon auf, um zu sehen was über diesen großen Meister ausgesprochen. Wir fanden gedruckt: ‚Sein Hauptverdienst bestand in der Palette.' Wir sahen uns an und lachten. „Da sehen Sie," sagte Goethe, „wieviel man lernen kann, wenn man sich an Bücher hält und sich dasjenige aneignet, was geschrieben steht!"

1202.

1829, 14. April.

Mit Eckermann und Meyer.

Als ich diesen Mittag hereintrat, saß Goethe mit Hofrath Meyer schon bei Tische, in Gesprächen über Italien und Gegenstände der Kunst. Goethe ließ einen Band Claude Lorrain vorlegen, worin Meyer uns diejenige Landschaft aussuchte und zeigte, von der die Zeitungen gemeldet, daß Peel sich das Original für 4000 Pfund angeeignet. . . . . Es war die Rede, wo das Original sich zeither befunden und in wessen Besitz Meyer es in Italien gesehen.

Das Gespräch lenkte sich sodann auf das neue Besitzthum des Königs von Bayern in Rom. „Ich kenne die Villa sehr gut," sagte Meyer, „ich bin oft darin gewesen und gedenke der schönen Lage mit Vergnügen.

Es ist ein mäßiges Schloß, das der König nicht fehlen wird sich auszuschmücken und nach seinem Sinne höchst anmuthig zu machen. Zu meiner Zeit wohnte die Herzogin Amalie darin, und Herder in dem Nebengebäude; später bewohnte es der Herzog von Sussex und der Graf Münster. Fremde hohe Herrschaften haben es immer wegen der gesunden Lage und herrlichen Aussicht besonders geliebt."

Ich fragte Hofrath Meyer, wie weit es von der Villa di Malta bis zum Vatican sei. „Von Trinità di Monte, in der Nähe der Villa," sagte Meyer, „wo wir Künstler wohnten, ist es bis zum Vatican eine gute halbe Stunde. Wir machten täglich den Weg, und oft mehr als einmal."

„„Der Weg über die Brücke,"" sagte ich, „„scheint etwas um zu sein; ich dächte, man käme näher, wenn man sich über die Tiber setzen ließe und durch das Feld ginge.""

„Es ist nicht so," sagte Meyer, „aber wir hatten auch diesen Glauben und ließen uns sehr oft übersetzen. Ich erinnere mich einer solchen Überfahrt, wo wir in einer schönen Nacht bei hellem Mondschein vom Vatican zurückkamen. Von Bekannten waren Bury, Hirt und Lips unter uns, und es hatte sich der gewöhnliche Streit entsponnen, wer größer sei, Rafael oder Michel Angelo. So bestiegen wir die Fähre. Als wir das andere Ufer erreicht hatten und der Streit noch in vollem Gange war, schlug ein lustiger Vogel,

ich glaube es war Bury, vor, das Waſſer nicht eher zu verlaſſen, als bis der Streit völlig abgethan ſei und die Parteien ſich vereinigt hätten. Der Vorſchlag wurde angenommen, der Fährmann mußte wieder abſtoßen und zurückfahren. Aber nun wurde das Disputiren erſt recht lebhaft, und wenn wir das Ufer erreicht hatten, mußten wir immer wieder zurück, denn der Streit war nicht entſchieden. So fuhren wir ſtundenlang hinüber und herüber, wobei niemand ſich beſſer ſtand als der Schiffer, dem ſich die Bajocs bei jeder Überfahrt vermehrten. Er hatte einen zwölfjährigen Knaben bei ſich, der ihm half und dem die Sache endlich gar zu wunderlich erſcheinen mochte. ‚Vater,‘ ſagte er, ‚was haben denn die Männer, daß ſie nicht ans Land wollen, und daß wir immer wieder zurück müſſen, wenn wir ſie ans Ufer gebracht?‘ ‚Ich weiß nicht, mein Sohn,‘ antwortete der Schiffer, ‚aber ich glaube, ſie ſind toll.‘ Endlich, um nicht die ganze Nacht hin- und herzufahren, vereinigte man ſich nothdürftig, und wir gingen zu Lande.“

Wir freuten uns und lachten über dieſe anmuthige Anekdote von künſtleriſcher Verrücktheit. Hofrath Meyer war in der beſten Laune, er fuhr fort uns von Rom zu erzählen, und Goethe und ich hatten Genuß, ihn zu hören.

„Der Streit über Rafael und Michel Angelo,“ ſagte Meyer, „war an der Ordnung und wurde täglich geführt, wo genugſame Künſtler zuſammen trafen.

sodaß von beiden Parteien sich einige anwesend fanden. In einer Osterie, wo man sehr billigen und guten Wein trank, pflegte er sich zu entspinnen; man berief sich auf Gemälde, auf einzelne Theile derselben, und wenn die Gegenpartei widerstritt und dies und jenes nicht zugeben wollte, entstand das Bedürfniß der unmittelbaren Anschauung der Bilder. Streitend verließ man die Osterie und ging raschen Schrittes zur Sixtinischen Capelle, wozu ein Schuster den Schlüssel hatte, der immer für vier Groschen aufschloß. Hier, vor den Bildern ging es nun an Demonstrationen, und wenn man lange genug gestritten, kehrte man in die Osterie zurück, um bei einer Flasche Wein sich zu versöhnen und alle Controversen zu vergessen. So ging es jeden Tag, und der Schuster an der Sixtinischen Capelle erhielt manche vier Groschen."

Bei dieser heitern Gelegenheit erinnerte man sich eines andern Schusters, der auf einem antiken Marmorkopf gewöhnlich sein Leder geklopft. „Es war das Porträt eines römisches Kaisers," sagte Meyer; „die Antike stand vor des Schusters Thür, und wir haben ihn sehr oft in dieser löblichen Beschäftigung gesehen, wenn wir vorbeigingen."

1203.

1829, 15. April.

Mit Eckermann.

Wir sprachen über Leute, die, ohne eigentliches Talent, zur Productivität gerufen werden, und über andere, die über Dinge schreiben, die sie nicht verstehen.

„Das Verführerische für junge Leute," sagte Goethe, „ist dieses. Wir leben in einer Zeit, wo so viele Cultur verbreitet ist, daß sie sich gleichsam der Atmosphäre mitgetheilt hat, worin ein junger Mensch athmet. Poetische und philosophische Gedanken leben und regen sich in ihm, mit der Luft seiner Umgebung hat er sie eingesogen, aber er denkt, sie wären sein Eigenthum, und so spricht er sie als das Seinige aus. Nachdem er aber der Zeit wiedergegeben hat, was er von ihr empfangen, ist er arm. Er gleicht einer Quelle, die von zugetragenem Wasser eine Weile gesprudelt hat, und die aufhört zu rieseln, sobald der erborgte Vorrath erschöpft ist."

1204.

1829, April.

Mit Hans Freiherr von Gagern und dessen Sohn Max.

Als mein Vater im April 1829 mich [Max] als einen Göttinger Studenten auf einer Reise nach Berlin

mitnahm und in Weimar Goethe vorstellte, kam es zu folgendem Dreigespräch:

Goethe. Und was hat denn der junge Herr studirt?

Ich. Zur Rechtsgelehrsamkeit kann ich mich schwer bequemen.

Goethe. Ich will es Ihnen denn auch nicht übel nehmen. Man kann aber nebenher auch andere Liebhabereien verfolgen, wie ich deren mehrere habe.

Vater. War das eben nicht ein Anklang an den Faust? O! Sie müssen gestehen, daß Sie dem Teufel darin doch eine gar zu schöne Rolle zugetheilt haben.

Darauf Goethe mit merkwürdig ernstem Blick aus seinen unvergeßlich schönen braunen Augen: „Ja, es ist etwas von der Hölle darin!“

. . . . [Es] wurde bei dieser Begegnung ferner dann auch folgendes verabredet. Goethe versprach dem Freiherrn Hans v. Gagern sein Bildniß, und zwar ein wohlgetroffenes von einem geschickten Künstler [Schmeller], wohl das ähnlichste, das von ihm angefertigt sei; er verlangte dafür aber, daß Baron Gagern sich für ihn gleichfalls zeichnen lasse. Dabei gebrauchte er den Ausdruck: „ich habe einen geschickten Zeichner zur Hand der diese Aufgabe zur Zufriedenheit lösen wird.“ [Schmeller.]

1205.

1829, 17. Mai.

Mit v. Müller und Coudray.

Am 17. Mai 1829, Sonntags, war ich von 4—6 Uhr bei ihm, meist mit Coudray. Goethe war sehr mittheilend und ruhig heiter.

Die Menge, die Majorität, ist nothwendig immer absurd und verkehrt; denn sie ist bequem, und das Falsche ist stets viel bequemer als die Wahrheit. Letztere will ernst erforscht und rücksichtslos angeschaut und angewendet sein. Das Falsche aber schmiegt sich an jede träge, bequeme oder thörichte Individualität an, ist wie ein Firniß, mit dem man leicht alles übertüncht.

Er sprach vom Aufgeben seines Journals ‚Kunst und Alterthum.' „Wenn man in und für die Zeit schreibt, ist es gar zu unangenehm, zu finden, daß man nichts auf sie wirkt. Ja wenn man Schiller's und meinen Briefwechsel liest, da findet man wohl, daß diese Kerls es sich ganz anders sauer werden, ganz höllisch ernst sein ließen. Und man wundert sich, daß sie sich so viele Mühe geben mochten; die albernen Burschen dachten nach, suchten sich Alles klar zu machen, Theorien von dem, was sie geschaffen hatten, zu ergrübeln: hätten es sich leichter machen können und lieber was Frisches schaffen."

Wir besahen viele Köpfe und Lithographien, beson-

ders die sehr schöne aus München, Helena Forment von Rubens, lithographirt von Flachenecker. Oppenheim's häßliche Susanne ward sehr durchgehechelt. Sodann ward die Gartenkammer mit den Rauch'schen Basreliefs der Blücher-Statue durchforscht.

Als wir auf Cotta und seine ewigen Zögerungen bei der Herausgabe der Goethe'schen Werke kamen, brach er heftig aus: „Die Buchhändler sind alle des Teufels, für sie muß es eine eigene Hölle geben."

1206.

1829, 21. Mai.

Mit v. Müller.

Als ich im Parkgarten von Sternberg's Kommen sprach, antwortete er: „ich hoffe er kommt nicht. Ich kann es niemand verargen, der sich nicht aus der Stelle bewegen mag und höchstens der Gefahr aussetzt, Besuch zu bekommen. Rochlitz wird ja nun wohl auch sich besinnen zu antworten, etwa ein zehnjähriges Schweigen wird ihm wohl ziemen." — Als ich sagte: Sternberg werde nun wohl wieder frisch auf sein, bemerkte Goethe: „Unser Kanzler ist ein vortrefflicher Mann, aber er liebt immer die Improprietät der Ausdrücke. Wie soll ein Achtundsiebzigjähriger frisch sein?"

Gesellschaft, in der man sich nicht verstellt, in welcher jedes nur seinem Sinne folgt, kann Anmuth und Zufriedenheit nicht lange wohnen, und wo man sich immer verstellt, dahin kommen sie gar nicht. Es ist also nicht übel gethan, wir geben uns die Verstellung gleich von Anfange zu, und sind nachher unter der Maske so aufrichtig, als wir wollen.

Ja, sagte Laertes, deswegen geht sich's so angenehm mit Weibern um, die sich niemals in ihrer natürlichen Gestalt sehen lassen.

Das macht, versetzte Madam Melina, daß sie nicht so eitel sind wie Männer, welche sich einbilden, sie seyen schon immer liebenswürdig genug, wie sie die Natur hervorgebracht hat.

Indessen war man zwischen angenehmen Büschen und Hügeln, zwischen Gärten und Weinbergen hingefahren, und die jungen

1207.

1829, 23. Juni.

Mit Friedrich Rochlitz.

Welche köſtliche Stunden (wahrlich! ſie ſind die ſchönſten meines Lebens) habe ich nun nicht zu ſchildern! Das geht nicht auf einem Blatte; aber anzuzeigen und damit zu veranlaſſen, daß Du [Frau Rochlitz] darnach fragſt, wenn Dir wirklich daran gelegen. Ich wurde erwartet, eingeführt, und der erſte Augenblick machte mich über Goethes jetzt wieder erneutes, vollkräftiges Herbſtnachblühen erſtaunen; im zweiten hatte er mich ſchon an ſeine Bruſt gezogen, wo er mich ſchweigend feſthielt, wie ich ſchweigend an ſeinem großen edlen Herzen ruhte, bis er mit ſeiner noch ſo kräftigen Stimme ausrief: „Willkommen! Willkommen!“ Wir ſetzten uns; ſein erſtes Wort war die Frage nach Dir. Nach einer Weile begannen: „Ich meine, wir laſſen uns noch friſcher aus im Grünen und zu Zweien barſch aneinander. Der Wagen ſteht bereit. Hab' ich's recht gemacht?“ Wir fuhren faſt volle zwei Stunden, erſt im Park, dann der untergehenden Sonne zu. Unſer Geſpräch berührte nicht wenige der wichtigſten Angelegenheiten des innern Menſchen, ein jeder von ſeinem Geſichtspunkte aus, ein jeder den des andern ehrend, aber den ſeinigen feſthaltend. Lebenslang vergeſſe ich dieſes Geſpräch nicht.

Bei ihm zurückgekommen, wollte ich mich entfernen;

er ließ mich nicht. Das Gespräch wendete — erst im Garten, dann auf dem Zimmer — sich (daß ich so sage) irdischer, besonders auf Schiller und dessen innern Lebensgang. Wie liebenswürdig begeistert sprach der große Mann von dem großen Rival! — Dann zeigte er mir köstliche Kunstgeschenke vom König Ludwig von Bayern, und wir ergossen uns darüber. Da ich von neuem zu gehen ansetzte, ließ er seinen Sohn rufen, und wir drei gingen in ein anderes Zimmer zum Abendtisch. Hier wurden wir jugendfröhlich, indem ich von Wien, er von Neapel auskramte. So ward's spät; endlich mußte ich fort. Der Sohn mußte seinen Hut holen, mich zu begleiten, „und bis an's Bett!" sagte der Vater. Zuvor hatte er mich aber noch gedrängt, anzugeben, wen ich morgen Mittag . . an seiner Tafel sehen wollte: wir blieben bei v. Müller, Meyer (den er erst, wie ich nicht wußte, von Belvedere herbeiholen muß), Riemer und Eckermann. . . . . .

Zum Schluß . . . einige spaßhafte Anekdötchen, die des Aufbewahrens nicht unwerth sind. Du hast ohne Zweifel schon oft gehört von Goethes, unter Deutschen höchst seltener Gabe, durch überraschende, geistvoll pikante Schlagworte ein heiteres Gespräch noch mehr zu erheitern. Als wir nach jener Fahrt in seinem Gärtchen am Hause auf und ab gingen, fiel mir ein wunderliches Beet auf: im länglichen Viereck, ohngefähr so groß wie eine unserer ehemaligen Stuben, war es mit nichts bepflanzt — und auf's Allerdichteste, sodaß zur

Blüthezeit die Kronen ineinander greifen müssen — mit nichts, sag' ich, als mit weißen Lilien. „Ja," sagte er, „das war auch so ein Einfall! etwas was mir vor einem halben Jahrhundert in anderer Gestalt nur allzuwohl gefallen hatte: eine wilde Unschuld." — Als er von der vorigen Königin von Neapel, Caroline, Schwester Antoinettens von Frankreich etwas erzählen wollte, begann er: „Sie war in anderen Umständen, als das Land, in gesegneten nämlich."

1208.

1829, 24. Juni.

Mit Rochlitz u. a.

Gestern Mittag, wie schon gemeldet, war bei Goethe zu meiner Ehre ein „Freundschaftstisch" und niemand gegenwärtig als die schon Genannten, nicht einmal der Sohn. Um 2 Uhr wird gegessen, aber nach Verabredung sandte Goethe schon um 12 Uhr seinen Wagen (er läßt mich hier nicht auf den Boden kommen; ich mag wollen oder nicht, so muß ich mich seines Wagens bedienen), damit wir zwei zuvor ganz allein uns beschäftigen könnten. Das geschah nun mit Kunstgegenständen und Gesprächen darüber.

Über Tisch kreiste das Gespräch nur um bedeutende, ja die bedeutendsten, aber weltliche Dinge. „Nur keine Politik, ich bitt' Euch!" rief Goethe, als es sich dahin lenken wollte, und wir folgten ihm gern. Der treffliche

alte Meyer gab mir die unerwartetſten Beweiſe treuer Anhänglichkeit. . . . .

Nach Tiſch wurden meine mitgebrachten Zeichnungen vor- und durchgenommen, und das mit großer Freude und unter wahrhaft lehrreichen Geſprächen. Was haben dieſe beiden alten Herren für Augen! Und wie treffen ſie bei ihrer ungeheuern Geübtheit überall ſogleich den rechten Fleck, den unſereiner erſt nach manchem Prüfen und Erwägen herausfindet!

Indeſſen war auch Müller aus der Loge herzugekommen. Goethe wollte mit mir und ihm nach Belvedere fahren, da es aber (gegen 7 Uhr) fortgehen ſollte, ſagte er freundlichſt: „Fahret hin, aber laßt mich hier! Der Achtzigjährige hat heute genug.“ Und ſo ließen wir ihn.

Von morgen (Freitag) weiß ich nur noch, daß Goethe mir eine „Ehrentafel“ halten will, was er ſehr ſelten thut.

1209.

1829, 25. Juni.

Mit Rochlitz u. a.

Der Tag war köſtlich, Vater Goethe ganz beſonders traulich gegen mich, z. B. über ſein Jugendleben im Zuſammenhange (dem innern, geiſtigen) mit dem ſpätern, was nun zu ſehr ernſten Betrachtungen über den Zuſammenhang menſchlichen Lebens überhaupt An-

laß gab, und wo wir beide, zwar von den verſchiedenſten Anſichten ausgehen, doch endlich in einem, dem großen Mittelpunkte alles Lebens und Wirkens freudig und hoffnungsvoll zuſammentrafen.

1210.

1829, 6. Juli.

Mit Riemer.

„Ich las in Delavigne's ‚Marino Falieri' und bewunderte, wie er ſich von ſeinem Vorbilde, der Tragödie Byron's ſo völlig losgemacht und das Ganze aus dem innern Anſchaun in ein äußeres Theaterſchauen verwandelt habe."

1211.

1829, 2. Auguſt.

Mit H. C. Robinſon.

Voigt and I left Jena before seven, and in three hours were at Weimar. Having left our cards at Goethe's dwelling-house, we proceeded to the garden-house in the park, and were at once admitted to the great man, I was aware, by the present of medals from him, that I was not forgotten, and I had heard from Hall and others that I was expected. Yet I was oppressed by the kindness of his reception. We found the old man in his cottage in the

park, to which he retires for solitude from his town house, where are his son, his daughter-in-law, and three grandchildren. . . . . Twenty-seven years ago . . . . . he never honoured me with a look after the first haughty bow; now he was all courtesy. „Well, you are come at last," he said, „we have waited years for you. How is my old friend Knebel? You have given him youth again; I have no doubt." In his room . . . . hung two large engravings: one, the well-known panoramic view of Rome; the other, the old square engraving, an imaginary restoration of the ancient public buildings. . . . . He spoke of the old engraving as what delighted him, as showing what the scholars thought in the fifteenth century. The opinion of scholars is now changed. In like manner he thought favourably of the panoramic view, though it is incorrect, including objects which cannot be seen from the same spot.

I had a second chat with him late in the evening. We talked much of Lord Byron, and the subject was renewed afterwards. To refer to detached subjects of conversation, I ascertained that he was unacquainted with Burns's „Vision". This is most remarkable, on account of its close resemblance to the *Zueignung* (dedication) to his own works, because the whole logic of the two poems is the same. Each poet confesses his infirmities; each is consoled by the Muse — the hollyleaf of the

Scotch poet being the ‚veil of dew and sunbeams' of the German. I pointed out this resemblance to Frau von Goethe, and she acknowledged it.

This evening I gave Goethe an account of de Lamennais, and quoted from him a passage importing that all truth comes from God, and is made known to us by the Church. He held at the moment a flower in his hand, and a beautiful butterfly was in the room. He exclaimed: „No doubt all truth comes from God; but the Church! There's the point. God speaks to us through this flower and that butterfly; and that's a language these *Spitzbuben* don't understand.“ — Something led him to speak of Ossian with contempt. I remarked: „„The taste for Ossian is to be ascribed to you in a great measure. It was Werter that set the fashion.““ He smiled and said: „That's partly true; but it was never perceived by the critics that Werter praised Homer while he retained his senses, and Ossian when he was going mad. But reviewers do not notice such things.“ I reminded Goethe that Napoleon loved Ossian. „It was the contrast with his own nature,“ Goethe replied. „He loved soft and melancholy music. ‚Werter' was among his books at St. Helena.“

We spoke of the emancipation of the Catholics. Goethe said: „My daughter will be glad to talk about it; I take no interest in such matters.“ On

leaving him the first evening, he kissed me three times. . . . Voigt never saw him do so much to any other. He pressed me to spend some days at Weimar on my return.

1212.

1829, erſte Hälfte Auguſt.

In Dornburg.

Es war im Auguſt des Jahres 1829. Er kam mit drei Fremden, welche er mir, [Eckell] als ich herbeigeeilt war, freundlich die Hand bietend, mit den Worten vorſtellte: „Ich komme hier mit dieſen drei Herren, welche aus Berlin ſind.“ Die Namen derſelben, welche mir Goethe nannte, ſind mir entfallen. Darauf wandte er ſich mit den Worten an die Fremden: „Sehen Sie, meine Herren! dies iſt der freundliche junge Mann, von welchem ich Ihnen ſagte, daß er mich ſo gut verpflegt und mir ſo wohl gefallen habe.“ Da er wünſchte, mit ſeinen Gäſten bei mir zu ſpeiſen, ſo hatte ich dafür zu ſorgen, daß am Mittage die Küche möglichſt gut beſtellt ſei. Er übernahm es daher ſelbſt, die Fremden im Garten herumzuführen. Das Mahl, in dem alten Zimmer Goethes ſervirt, behagte nach ihrer Ausſage allen. Als ſie gegen 4 Uhr abreiſten, dankte Goethe wiederholt auf's Verbindlichſte, beſchenkte mich von neuem reichlich und wiederholte ſeine Einladung, ihn, wenn ich einmal nach Weimar komme, doch ja zu beſuchen.

1213.

1829, 13. bis 19. Auguſt.

Mit Robinſon.

I was there [in Weimar] from the 13th of August till the 19th.

I cannot pretend to set down our conversations in the order in which they occurred. On my return from Jena, I was more aware than before that Goethe was grown old; perhaps because he did not exert himself so much. His expression of feeling was, however, constantly tender and kind. He was alive to his reputation in England, and apparently mortified at the poor account I gave of Lord Leveson Gower's translation of ‚Faust', though I did not choose to tell him that his noble translator, as an apology, said he did it as an exercise while learning the language. On my mentioning that Lord Leveson Gower had not ventured to translate the ‚Prologue in Heaven' he seemed surprised. „How so? that is quite unobjectionable. The idea is in Job." He did not perceive that that was the aggravation, not the excuse. He was surprised, when I told him, that the ‚Sorrows of Werter' was a mistranslation — sorrow being *Kummer* — *Leiden* is sufferings.

I spoke with especial admiration of his ‚Carnival at Rome'. „I shall be there next winter, and shall be glad if the thing give me half the pleasure

I had in reading the description." — „Ay, *mein Lieber*, but it won't do that! To let you into a secret, nothing can be more wearisome *(ennuyant)* than that Carnival. I wrote that account really to relieve myself. My lodgings were in the Corso. I stood on the balcony, and jotted down everything I saw. There is not a single item invented." And then, smiling, he said: „We poets are much more matter-of-fact people than they who are not poets have any idea of, and it was the truth and realty which made such writing so popular." .... Speaking this evening of the travels in Switzerland, he said that he still possessed all that he has in print called his, „*Actenstücke*" (documents); that is tavern-bills, accounts, advertisements &c. And he repeated his remark, that it is by the laborious collection of facts that even a poetical view of nature is to be corrected and authenticated. I mentioned Marlowe's „Faust". He burst out into an exclamation of praise. „How greatly is it all planned!" He had thought of translating it. He was fully aware that Shakespeare did not stand alone.

This, and indeed every evening, I believe, Lord Byron was the subject of his praise. He said: „*Es sind keine Flickwörter im Gedichte.*" (There is no padding in his poetry.) And he compared the brilliancy and clearness of his style to a metal wire drawn trough to a steal plate. In the complete

Frauenzimmer, besonders aber Madam Melina, druckten ihr Entzücken über die Gegend aus. Lehtre fing sogar ein artiges Gedicht von der beschreibenden Gattung über eine ähnliche Naturscene feyerlich herzusagen an; allein Philine unterbrach sie, und schlug ein Gesetz vor, daß sich niemand unterfangen solle, von einem unbelebten Gegenstande zu sprechen; sie setzte vielmehr den Vorschlag zur extemporirten Komödie mit Eifer durch. Der polternde Alte sollte einen pensionirten Officier, Laertes einen vacirenden Fechtmeister, der Pedant einen Juden vorstellen; sie selbst wolle eine Tyrolerin machen, und überließ den übrigen sich ihre Rollen zu wählen. Man sollte fingiren, als ob sie eine Gesellschaft weltfremder Menschen seyen, die so eben auf einem Marktschiffe zusammen komme.

Sie fing sogleich mit dem Juden ihre Rolle zu spielen an, und eine allgemeine Heiterkeit verbreitete sich.

edition of Byron's works, including the ‚Life' by Moore, there is a statement of the connection between Goethe and Byron. At the time of my interviews with Goethe, Byron's ‚Life' was actually in preparation. Goethe was by no means indifferent to the account which was to be given to the world of his own relations to the English poet, and was desirous of contributing all in his power to its completeness. For that purpose he put into my hands the lithographic dedication of ‚Sardanapalus' to himself, and all the original papers which had passed between them. He permitted me to take these to my hotel, and to do with them what I pleased; in other words, I was to copy them, and add such recollections as I was able to supply of Goethe's remarks on Byron. These filled a very closely-written folio letter, which I despatched to England; but Moore afterwards assured me that he had never received it.

One or two of the following remarks will be found as significant as anything Goethe has written of Byron. It was a satisfaction to me to find that Goethe preferred to all the other serious poems of Byron, the ‚Heaven and Earth', though it seemed almost satire when he exclaimed, „A bishop might have written it!" He added, „Byron should have lived to execute his vocation." — „And that was?" I asked. „To dramatize the Old Testament. What

a subject under his hands would the Tower of Babel have been!" He continued: „You must not take it ill; but Byron was indebted for the profound views he took of the Bible to the ennui he suffered from it at school." Goethe, it will be remembered, in one of his ironical epigrams, derives his poetry from ennui *(Langeweile)*; he greets her as the Mother of the Muses. It was with reference to the poems of the Old Testament that Goethe praised the views which Byron took of Nature; they were equally profound and poetical. „He had not," Goethe said, „like me, devoted a long life to the study of Nature, and yet in all his works I found by two or three passages I could have wished to alter."

I had the courage to confess my inability to relish the serious poems of Byron, and to intimate my dissatisfaction with the comparison generally made between Manfred and Faust. I remarked: „Faust had nothing left but to sell his soul to the devil when he had exhausted all the resources of science in vain; but Manfred's was a poor reason — his passion for Astarte." He smiled, and said, „That is true." But then he fell back on the indomitable spirit of Manfred. Even at the last he was not conquered. Power in all its forms Goethe had respect for. This he had in common with Carlyle. And the impudence of Byron's satire he felt and enjoyed. I pointed out „The Deformed

Transformed' as being really an imitation of ‚Faust', and was pleased to find that Goethe especially praised this piece. I read to him the ‚Vision of Judgment', explaining the obscurer allusions. He enjoyed it as a child might, but his criticisons scarcely went beyond the exclamations — ‚Too bad!' ‚Heavenly!' ‚Unsurpassable!' He praised, however, especially the speeches of Wilkes and Junius, and the concealment of the countenance of the latter. ‚Byron has surpassed himself.' Goethe praised Stanza IX for its clear description. He repeated Stanza X, and emphatically the last two lines, recollecting that he was himself eighty years of age. Stanza XXIV he declared to be sublime:

But bringing up the rear of this bright host,
A spirit of a different aspect waved
His wings, like thunder-clouds above some coast
Whose barren beach with frequent wrecks is paved;
His brow was like the deep when tempest-tossed;
Fierce and unfathomable thoughts engraved
Eternal wrath on his immortal face,
And where he gazed a gloom pervaded space.

Goethe concurred in my suggested praise of Stanzas XIII, XIV, XV. Indeed Goethe was in this like Coleridge, that he was by no means addicted to contradiction. This encourages those who might not otherwise venture on obtruding a sentiment. He did not reject the preference I expressed for

Byron's satirical poems, nor my suggestion that to ‚Don Juan' a motto might have been taken from Mephistopheles' speech aside to the student who asked his opinion of medicine:

Ich bin des trocknen Tons doch satt,
Ich will den ächten Teufel spielen.

Byron's verses on George IV, he said, where the sublime of hatred. I took an opportunity to mention Milton, and found Goethe unacquainted with ‚Samson Agonistes'. I read to him the first part, to the end of the scene with Delilah. He fully conceived the spirit of it, though he did not praise Milton with the warmth with which he eulogized Byron, of whom he said that the like would never come again; he was inimitable. Ariosto was not so daring as Byron in the ‚Vision of Judgement'.

Goethe said Samson's confession of his guilt was in a better spirit than anything in Byron. „There is fine logic in all the speeches." On my reading Delilah's vindication of herself, he exclaimed: „That is capital; he has put her in the right." To one of Samson's speeches he cried out, „Oh, the parson!" He thanked me for making him acquainted with this poem, and said, „It gives me a higher opinion of Milton than I had before. It lets me more into the nature of his mind than any other of his works."

I read to him Coleridges „Fire, Famine, and

Slaughter;" his praise was faint. I inquired whether he knew the name of Lamb. „Oh, yes! Did he not write a pretty sonnet on his own name?" . . . .

I informed Goethe of my possession of Wieland's bust by Schadow. He said: „It is like a lost child found. The Duchess Amelia sent for Schadow to do it, and when done, gave it to Wieland. He died when the French were here, and we were all away.[?] Wieland's goods were sold by auction, and we heard that the bust was bought by an Englishman. *Vestigia nulla retrorsum*!" I related to him how I had bought it at the recommandation of Flaxman, who deemed it „a perfect work." Goethe then said: „You must be sensible that it ought to be here. A time will come when you can no longer enjoy it. Take care that it comes here hereafter. This I promised. And I have in my will given it to the Grand Duke, in trust, for the public library at Weimar. Goethe expressed to me his pleasure that I had retained so lively a recollection of Weimar at its „*schöne Zeit*", when Schiller, Herder and Wieland all lived. I remember no other mention of Herder, nor did I expect it. Goethe spoke of Wieland as a man of genius, and of Schiller with great regard. He said that Schiller's rendering of the witch-scenes in ‚Macbeth' was „detestable". But it was his way; you must let every man have his own character." This was a tolerance characteristic of Goethe.

I have already mentioned Goethe's fondness for keeping portrait memorials, and can only consider it as an extreme instance of this that I was desired to go to one Schmeller to have my portrait taken — a head in crayons, frighfully ugly, and very like. The artist told me that he had within a few years done for Goethe more than three hundred. It is the kind of *Andenken* he preferred. They are all done in the same style — full face. . . . .

In this way I spent five evenings with Goethe. When he took leave of me, it was very kindly, and he requested me to write every three or four months, when I came to an interresting place. . . . . I saw much of his daughter-in-law; he is said to have called her „*Ein verrückter Engel*" (a crazy angel), and the epithet is felicitous.

1214.

1829, 19. (?) Auguſt.

Mit Jean Pierre David.

David war nach Weimar gereiſt um Goethes Bildniß plaſtiſch aufzunehmen; dort hatte er ſich bei Goethe unter Überſendung von Empfehlungsſchreiben anmelden laſſen.

En effet, l'honnête messager reparut le jour suivant à l'heure dite et informa le maitre, que son Excellence, après quelques hésitations, avait cédé devant les lettres d'Ampère et de Cousin. Goethe attendait David.

La présentation ne fut pas longue. David offrit au poète les medaillons de Cousin, de Victor Hugo et de Delacroix. Goethe parut prendre intérêt à l'examen de ces profils, puis il laissa échapper un petit gloussement qui lui était propre et sur la signification duquel il n'y avait point à se méprendre. Aussitôt, le poéte engagea le dialogue en questionnant le maitre sur les écrivains et les artistes français, et tout en parlant, Goethe faisait les honneurs de sa maison.

— — — — — — — — — — —

A peine avaient-ils échangé quelques pensées, que déja Goethe et David s'étaient compris. La mise sévère du sculpteur, l'aisance de sa tenue, son grand oeil bleu, sa parole simple, ses aperçus élevés, une jeunesse d'âme qui lui donnait d'être promptement ému, tout en lui devait plaire à l'auteur de ‚Faust'. Ce fut Goethe qui fixa de lui même le jour et l'heure de la première séance. Le mouleur apporta la terre et l'armature, et le buste fut commencé.

1215.

1829, 19. Auguſt.

Mit Adam Mickiewicz, Anton Eduard Odyniec u. a.

Geſtern, genau zu Mittag, hielt ein eleganter Wagen der Frau Ottilie [v. Goethe] vor unſerem Hôtel, und eine Viertelſtunde ſpäter ſtiegen wir aus demſelben bei

der Gartenpforte des Landhauſes Goethes aus, wo uns ſchon ein alter Diener Goethes erwartete, der uns durch den Garten führte, die Thüre des Salons öffnete, uns einließ und fortging. . . . . Wir warteten, halblaut ſprechend, beinahe eine Viertelſtunde. Adam fragte, ob mir das Herz poche. In der That war das eine Erwartung, wie die irgend einer übernatürlichen Erſcheinung. Er ſelber erinnerte daran, wie er vordem die Frau S[zymanowska] darum beneidet hatte, daß ſie Goethe geſehen und mit ihm geſprochen. Da hörten wir oben Schritte. Adam citirte mit Nachdruck den Vers aus Zgierski's ‚Niſzka': Man hört ein Gehen und ein hohes Schreiten — und kaum, daß wir dieſes, im Augenblicke paſſendſten Citates uns erkühnten, öffnete ſich die Thüre, und herein trat — Jupiter! Mir wurde heiß. Und ohne Übertreibung: es iſt etwas Jupiterhaftes in ihm. Der Wuchs hoch, die Geſtalt koloſſal, das Antlitz würdig, imponirend, und die Stirne — gerade dort iſt die Jupiterhaftigkeit. Ohne Diadem ſtrahlt ſie von Majeſtät. Das Haar, noch wenig weiß, iſt nur über der Stirne etwas grauer. Die Augenbrauen klar, lebhaft, zeichnen ſich noch durch eine Eigenthümlichkeit aus, nämlich durch eine lichtgraue, wie emaillirte Linie, welche die Iris beider Augen am äußeren Rande rings umfaßt. Adam verglich ſie dem Saturnusringe; wir ſahen bisher bei niemand etwas Ähnliches. Er trug einen dunkelbraunen, von oben bis herab zugeknüpften Überrock; auf dem Halſe ein

weißes Tuch, das durch eine goldene Nadel kreuzweise zusammengehalten wurde; keinen Kragen. Wie ein Sonnenstrahl aus Gewölke verklärte ein wunderbar liebliches, wohlwollendes Lächeln die Strenge dieser Physiognomie, als er schon beim Eintritte uns mit Verbeugung und Händedruck begrüßte und dazu sprach: „Pardon Messieurs que je vous ai fait attendre. Il m'est très agréable de voir les amis de Mme. Szymanowska qui m'honore aussi de son amitié." Du [Korsak] mußt nämlich wissen, daß Goethe ein großer Verehrer der Frau S. war und über sie sprechend äußerte: „Elle est charmante comme elle est belle, et gracieuse comme elle est charmante." Sodann, als wir uns gesetzt hatten, wandte er sich zu Adam und versicherte ihm: er wisse, daß er an der Spitze der neuen Richtung stehe, welcher sich die Literatur bei uns wie in ganz Europa zukehre. „Ich weiß es aus eigener Erfahrung," fügte er hinzu, „was das für eine schwere Sache ist, gegen den Strom zu schwimmen." „„Auch wir wissen es,"" antwortete Adam, „„nach den Erfahrungen Ew. Excellenz, wie große Genien beim Übergange durch sie die Strömung sich nach umlenken."" Goethe nickte einwenig dazu, wie zum Zeichen, daß er das Compliment fühle, und weitersprechend beklagte er, daß er nur wenig von der polnischen Literatur kenne und keine slawische Sprache verstehe. „Mais l'homme a tant à faire dans cette vie." Er fügte aber hinzu, daß er Adam schon aus

den Journalen kenne, sowie auch Fragmente aus seiner neuen Dichtung (‚Wallenrod'), welche ihm Frau S. freundlichst in einer deutschen Übersetzung (von Fräulein Caroline Janisch, einer Freundin Adam's in Moskau) zugesendet, oder welche er später in den Leipziger Jahrbüchern [?] gelesen hatte. Dortther wisse er auch, wie er, sich zu mir wendend, versicherte, von dem von mir herausgegebenen Almanach (Melitela), welcher Productionen aller jetzt lebenden polnischen Dichter enthält, habe auch dort die Übersetzung meiner Dichtung „Die Gefangene des Litauers" gelesen, und lobte die Lebendigkeit der Handlung und des Stiles „autant que je puis en juger par la traduction." Ich erröthete mächtig, ob aus Bescheidenheit oder Freude weiß ich nicht, gewiß aber aus mächtiger Erregung. Adam warf inzwischen einige Worte über meine Übersetzungen aus Bürger hin. Im Blicke Goethes, welchem meine erhobenen Augen begegneten, glaubte ich den Ausdruck wohlwollender Güte zu sehen. Als ihm dann Adam auf sein Verlangen den ganzen Gang der polnischen Literatur wunderbar concis und klar vorführte, und zwar von der ältesten bis zu der neuesten Zeit, wobei er denselben mit den historischen Epochen zusammenhielt und verglich, war in den auf ihn unverwandt gerichteten Augen Goethes nicht bloß eine tiefe Würdigung, sondern auch ein lebhaftes Interesse an dem Erzählten zu gewahren. Die Fingerbewegung seiner auf das Knie gestützten Hand schien

Man war nicht lange gefahren, als der Schiffer stille hielt, um mit Erlaubniß der Gesellschaft noch jemand einzunehmen, der am Ufer stand, und gewinkt hatte.

Das ist eben noch, was wir brauchten, rief Philine, ein blinder Passagier fehlte noch der Reisegesellschaft.

Ein wohlgebildeter Mann stieg in das Schiff, den man an seiner Kleidung und seiner ehrwürdigen Miene wohl für einen Geistlichen hätte nehmen können. Er begrüßte die Gesellschaft, die ihm nach ihrer Weise dankte, und ihn bald mit ihrem Scherz bekannt machte. Er nahm darauf die Rolle eines Landgeistlichen an, die er zur Verwunderung aller auf das artigste durchsetzte, indem er bald ermahnte, bald Histörchen erzählte, einige schwache Seiten blicken ließ, und sich doch im Respekt zu erhalten wußte.

Indessen hatte jeder, der nur ein einzi-

daſſelbe zu bezeugen. Nota bene: ich vergaß zu ſagen, daß Goethe im Beginne dieſes Geſprächs ſich des Deutſchen bediente; kaum hatte ihm aber Adam, und zwar auch deutſch geſagt, daß er zwar des Deutſchen immerhin mächtig ſei, aber es nicht wage, ſich deſſen in ſeiner Gegenwart zu bedienen, ſo kehrte er gleich zu dem Franzöſiſchen zurück. Im weiteren Laufe des Geſpräches behauptete Goethe, daß bei dem immer ſchärfer hervortretenden Streben nach allgemeiner Wahrheit auch die Poeſie und überhaupt die Literatur einen immer allgemeineren Character annehmen müſſe, geſtand aber Adam zu, daß ſie nie beſondere nationale Züge verlieren würde. Von da ging das Geſpräch auf die Volkslieder über, und mit lebendigem Intereſſe fragte Goethe und hörte zu, was Adam und zumtheil auch ich ihm über die Verſchiedenheit im Character und den Tonweiſen unſerer provinciellen Geſänge erzählte, und wiederholte das alles ſpäter ſelber beim Mittageſſen für die andern. Damit endigte unſer literariſches Geſpräch.

Dann ſich zuerſt zu Adam, dann zu mir wendend, fragte er um unſere weiteren Reiſeprojecte, indem er ſich gefühlvoll Italiens und Roms erinnerte, wobei er uns, wie er ſagte, darum beneidete, daß wir dorthin gingen, woher er einſt in ſeiner Jugend die liebſten Erinnerungen zurückgebracht habe. Weiter ſprach er mit Adam über ſeine Bekannten in Berlin, die jener auf der Durchreiſe kennen gelernt hatte, und zwar beſonders

über Professor Gans; dann kehrte er wieder zu Frau S. zurück und that einiger anderen ihm einst bekannt gewordenen Polen Erwähnung, namentlich Johann Potocki's und der Fürstin Lubomirski, denen beiden er großes Lob spendete. Als wir, uns empfehlend, aufstanden, bedauerte er sehr, daß er wegen des eben strömenden Regens uns nicht sein Gärtchen (son petit jardin) zeigen könne. „Mais j'aurai le plaisir de jouir encore de votre société à diner chez ma belle-fille;" und, sich lächelnd zu mir wendend, fügte er hinzu: „Et nous aurons quelques jolies dames et demoiselles; j'espère que ça vous fera plaisir." Wir lachten beide und er wandte sich auch lachend schnell zu Adam, ihn gleichsam vertraulich fragend: „N'est ce pas?" Darauf reichte er uns die Hand, und als wir schon auf der Stiege waren, öffnete er nochmals die Salonthüre und wiederholte: „Au revoir!"

„„Wie zum Teufel gescheidt ist der!"" Das war das erste Wort Adam's, als wir die Treppe hinabgingen. Und auch ich habe einen Beweis an mir, wie schnell er findet, was jemandem gefällt oder gefallen möchte; denn könnte mir's einfallen, daß an diesem Tage und neben Goethe irgend ein anderer Stern über meinem Geisteshorizonte aufgehen könne? Und der alte Seher prophezeite das. — Inmitten der Gäste, die wir, um ein Viertel vor drei kommend, bei Frau Ottilie antrafen, waren auch Vogels, Er Hofrath und Leibarzt des Großherzogs und Sie eine Schönheit in

der vollen Bedeutung des Wortes. Es ist schwer, neben ihrer, den Grazien eigenen Gestalt und Bewegung, noch über ihre Züge zu sprechen — über diese ‚Musik im Antlitz', wie es Lord Byron bezeichnet, aber überlese Dir die Beschreibung Theresens (sie selber heißt Rosa) in seiner Dichtung ‚Mazeppa' und Du wirst beinahe die ähnlichste Vorstellung von ihr bekommen.

— — — — — — — — — — — —

Goethe kam Punkt drei Uhr in einem, wie mir schien neuerem Überrocke, aber von derselben Farbe, mit einem weißeren Halstuche, als zu Hause, sonst aber wie dort gekleidet und, wie es schien, heiteren Humors. Die sämmtlichen Damen gingen ihm entgegen, und er begrüßte jede mit einem Händedrucke und sprach lächelnd mit ihr. Die Reihe kam dann an uns. Goethe fragte seinen Sohn, ob er uns mit den anwesenden Gästen bekannt gemacht habe, und, auf das Fräulein hinweisend, sagte er: „c'est la petite-fille*) de notre Schiller." Ich weiß aber nicht, ob in gerader Linie und habe mir ihren Zunamen nicht gemerkt; ich weiß nur, daß sie anders heißt und so muß sie wohl eine Enkelin von der Tochter her sein. Doch gestehe, daß das immerhin etwas bedeutet, eine Enkelin Schiller's im Hause Goethes zu sehen.

*) [Selbstverständlich Irrthum; es kann nur eine Tochter Schiller's gewesen sein und, da sie nicht Schiller hieß, nur Emilie Freifrau v. Gleichen.]

Bei Tiſche ſaß Adam zwiſchen Goethe und Frau Ottilie; ich hatte von der Einen Seite die angenehme Nachbarſchaft der Frau Vogel, von der anderen die des Fräuleins Pappenheim. Das Geſpräch war lebhaft, ... das ich ſelbſtverſtändlich, ob gern oder ungern, nach beiden Seiten hin führen mußte und überdies mein Ohr ſo viel möglich nach dem Sprechen Goethes mit Adam hin richtete. Trotzdem konnte ich ſelten etwas erhaſchen, außer wenn Goethe ſeine Stimme erhob, ſei es, daß er zu entfernteren ſprach, ſei es, daß er ſeine Worte an alle richtete, wo dann auch alle ſchweigend zuhörten. Und ſo erzählte er unter anderm von den alten deutſchen Stadtſoldaten, deren er in ſeiner Jugend in Straßburg [?] kennen gelernt hatte, wie ſie, auf den Feſtungswällen Wache ſtehend, ihr Gewehr auf die Erde legten und Strümpfe ſtrickten. Und er erzählte das ſo launig, daß es unmöglich war, dabei nicht zu lachen. Im allgemeinen ſchien er heiteren und ſcherzhaften Humors zu ſein, doch gab es auch Momente, in denen er ſich gravitätiſcher äußerte. So entgegnete er Herrn Vogel auf ſeine Behauptung, die Theorie müſſe immer der Praxis vorangehen, mit Nachdruck, daß ſie immer mit der Praxis zuſammengehe: „denn es iſt den Menſchen unmöglich, körperloſe Seelen zu ſchaffen.“ Herrn Eckermann dagegen, der ihm gegenüber ſaß, wiederholte er Wort für Wort das, was er von Adam über die Volkslieder vernommen. Dieſes Wiederholen frem-

der Worte muß seine Gewohnheit sein, und sicher um der Artigkeit willen; denn als er nach dem Essen beim Kaffee mit der Schale in den Händen neben mir stehend mich heiter auf deutsch fragte: „Nun, wie gefallen denn Ihnen unsere Damen?“ und ich, durch diesen Ton ermuthigt, mich verneigend und lächelnd „„Paradiesischer Vogel, Excellenz!““ zur Antwort gab, lachte Goethe laut auf und bewegte sich mit großen Schritten zu den Damen, um ihnen diese Worte zu wiederholen. Frau Ottilie und die anderen sahen lächelnd nach mir herüber; Frau Rosa wurde purpurroth, aber ihr Blick beruhigte mich auf's schnellste, daß das nicht aus Zorn geschah. — Später, als uns Herr August eine Sammlung Büsten großer Männer und sein Mineraliencabinet zeigte, und darin namentlich viele sehr gut erhaltene versteinerte Zähne verschiedener Thiere, machte Adam die Bemerkung, daß kein vorsündfluthlicher Dentist schönere besitzen konnte. Goethe gefiel dieser Scherz, wie es schien, so gut, daß er sich sogleich zu den Damen wendete und es ihnen lächelnd wiederholte.

Vor 6 Uhr ging Goethe in seine Zimmer, die er oben bewohnt und nahm von jedem mit einem „au revoir“ Abschied.

1216.

1829, 20. Auguſt bis Anfang September.

Mit David.

a.

Tous deux ils vécurent ainsi dans le tête-à-tête de séances journalières pendant une semaine. Ce qu'ils dirent? David va nous l'apprendre.

„Goethe," écrit-il, „aime jusqu'à la passion lord Byron. Un jour il est sorti de son calme impassible devant un compatriote du poète anglais qui s'était permi de blasphémer la mémoire du chantre de ‚Childe Harold'.

Chateaubriand, d'après lui, n'est que le continuateur de Bernardin de Saint-Pierre. Goethe estime beaucoup Guizot. Il m'a dit être heureux de recevoir directement chacun de ses cours dans la semaine qui suit leur lecture, parcequ'ils n'ont pas encore déflorés par la critique.

„„Je m'applaudis d'avoir écrit mes ‚Memoires', me dit-il un jour avec une nuance d'ironie, puisqu'ils ont été de quelque secours à M. Beyle qui a daigné s'emparer de plusieurs traits que j'avais racontés et qu'il a reproducis comme s'ils étaient son oeuvre."

Napoléon avait reproché à Goethe d'avoir traduit ‚Mahomet', ainsi que plusieurs autres pièces de Voltaire. Le poète répondit, qu'il avait été bien aise de donner aux Allemands quelque idée de la tragédie française au dix huitième siècle. — „„J'espé-

rais de la sorte,“ ajouta-t-il, „amener mes compatriotes à de certaines choses que je voulais faire.“ En ce moment sa fille entra dans notre atelier, et je n'ai pu en savoir davantage.

Quand la conversation tomba sur lady Morgan: „Ah! l'espion!“ s'ecria Goethe, „le corsaire! le journaliste de salon!“

Comme-nous parlions de la lutte maladroite de Lemercier contre les Romantiques, Goethe témoigna sa surprise de ce que Lemercier agit ainsi. „Lui qui dans ses premiers ouvrages avait donné l'impulsion, pourquoi n'a-t-il pas fait un bon travail au lieu de ce mauvais petit drame ‚La mort d'Abel‘ qui vient de paraitre?“ — Goethe me dit encore à propos des Romantiques: „Ils ne travaillent pas. Moi, j'ai brûlé bien des essais, et je ne voulais pas livrer mon ‚Werther‘ au public; c'est un de mes amis qui me dit: Il faut imprimer cela!“ — Aux causeries littéraires succédaient les reflexions sans lien. Goethe estime que le séjour de Paris peut nuire à l'originalité parce qu'on y est influencé par le milieu. C'est une opinion que j'ai depuis bien longtemps.

Goethe approuve mon idée, qu'il est bien difficile de juger les hommes autrement que sur l'apparence, car ils ont bien soin de se tenir en garde sur leurs penchants intimes. „Tous les hommes aiment à entendre prononcer leur nom,“ lui disais-je un jour,

„et ce fut un grand moyen de plaire chez l'Empereur que cette faculté qui lui était familière de retenir le nom de chaque personne qu'il avait rencontrée.“ „Hum!“ replica Goethe, „il en faut rabattre; Napoléon avait des souffleurs chargés de lui nommer à propos ceux qui se présentaient.“ . . .

Je dis un jour à Goethe que l'auteur du Laocoon était bien heureux d'avoir fixé sa pensée sur une aussi sublime tragédie. „Certes,“ répondit Goethe, „car dans ce groupe la cause et l'effet sont admirablement indiqués.“ — Goethe approuvait beaucoup l'idée que j'ai de faire Prométhée délivré, le vautour mort à ses pieds, et lui, l'oeil au ciel, portant sur ses traits l'expression du mepris, temperée par une nuance de douleur, dernier vestige de ses souffrances passées. — Il me parla souvent d'une Eurydice; il estimait qu'un pareil sujet convient particulièrement à la sculpture, parce que, disait il, la cause et l'effet, ainsi que dans le Laocoon, y seraient facilement saisis. — Goethe pensait que les Métamorphoses d'Ovid furent inspirées à ce poète par les peintures apportées de Grèce et placées à Rome sous les portiques.

„Pourquoi ne faites-vous pas graver vos ouvrages?“ me dit il un jour: „l'Europe les connaitrait.“ Je lui repondis que j'avais toujours l'espoir de mieux faire. . . . .

Pendant que je modelais son buste, Goethe avait

fait placer à coté de moi, sur une table, le crâne de Raphaël, entouré d'une couronne de laurier. Goethe aime beaucoup les couronnes; il me faisait observer comme le crâne de Raphaël est uni, comme les bosses en sont peu sensibles. Goethe a fait mouler aussi le crâne de Schiller. . . . .

Goethe aimait à me surprendre aux heures, où je l'attendais le moins. Je voyais tout à coup cette figure colossale s'approcher sans le plus léger bruit, car il semble glisser; ses pieds posent à peine sur le sol. Il me disait: „Eh bien! vous travaillez toujours à votre vieil ami?“ Il ne fait jamais de geste; sa physionomie annonce seule avec expression ce qui se passe dans son âme. Sa lèvre inférieure, qui avance légèrement, prend un caractère singulier que vient compléter un certain clignotement des yeux lorsqu'on parle devant lui d'un homme qui s'est trompé en quelque chose. Goethe parait avoir le sentiment de sa supériorité. Il a l'air de quelqu'un qui a tout prévu, et, le dirai-je, il semble bien aise de l'échec d'autrui. . . . . Lorsqu'il éprouve une émotion vive, il se retire dans son cabinet ou va voir ses antiques. Cela le rafraichi, dit-il, et il reparait le visage calme. — Je l'ai vu quelquefois sous le coup d'une idée soudaine qui semblait l'agiter; il passait plusieurs fois la main sur son front, alors tous les sourcils disparaissaient.“

b.

Odyniec écrit, dans une lettre datée d'Heidelberg, 12 septembre 1829: David m'a raconté qu'après notre départ Goethe lui a dit d'Adam: „On voit que c'est un homme de génie."

1217.

1829, 24. Auguſt.

Abend bei Auguſt von Goethe.

Goethe, der nicht länger als eine Stunde blieb, ſtand fortwährend in der Mitte des Salons wie eine Bildſäule von Stein, und die Herren ſtanden um ihn herum wie eine Gruppe von Stein. Auch die Damen ſaßen unbeweglich wie Galatheen im weiteren Kreiſe und ſprachen nur ſtille untereinander. Und ſie verloren durchaus nichts bei dieſen verſtändigen Geſprächen über die Geſteine, welche von Büſten, Bildſäulen, Denkmälern zu Thürmen, Domen, Obelisken, Pyramiden und endlich bis zum Thurme Babel geriethen, über den Goethe ſagte, daß, wenn man ihn hätte endigen können, er nach allen Natur- und Kunſtgeſetzen hätte ſpitzig, das heißt mit einem culminirenden Punkte abſchließen müſſen. Seine Hauptmitſprecher waren David und Adam; Herr Coudray, ein ſtilles und beſcheidenes Männchen, beantwortete nur Anfragen. David, lebhaft und belebt, ergriff häufig die Initiative; Adam weckte wieder von neuem meine Verwunderung über die Menge

gemal aus ſeinem Character herausgegangen war, ein Pfand geben müſſen. Philine hatte ſie mit großer Sorgfalt geſammlet, und beſonders den geiſtlichen Herrn mit vielen Küſſen bey der künftigen Einlöſung bedroht, ob er gleich ſelbſt nie in Strafe genommen ward. Melina dagegen war völlig ausgeplündert, Hemdenknöpfe und Schnallen, und alles was Bewegliches an ſeinem Leibe war, hatte Philine zu ſich genommen. Denn er wollte einen reiſenden Engländer vorſtellen, und konnte auf keine Weiſe in ſeine Rolle hineinkommen.

Die Zeit war indeß auf das angenehmſte vergangen, jedes hatte ſeine Einbildungskraft und ſeinen Witz auf's möglichſte angeſtrengt, und jedes ſeine Rolle mit angenehmen und unterhaltenden Scherzen ausſtaffirt. So kam man an dem Orte an, wo man ſich den Tag über aufhalten wollte, und Wilhelm ge-

seiner Kenntnisse auch über diesen Gegenstand. Goethe schien dasselbe anzuerkennen; denn als Adam unter anderm über die in Amerika entdeckten Pyramiden und ihre Ähnlichkeit mit den ägyptischen sprach und daraus die Folgerung zog, daß die Bildhauerei als die am meisten plastische Kunst am deutlichsten die Geistesentwickelung eines Volkes kennzeichne, hörte ihm Goethe mit großem Interesse zu und bemerkte nur, daß außer der Geistesentwickelung auch noch die Beschaffenheit des Materials, das den Künstlern zu Gebote steht, einen wesentlichen Einfluß auf den Character ihrer Schöpfungen üben müsse, wie denn z. B. die übermäßige Härte des ägyptischen Granits ohne Zweifel mit Ursache sei, daß alle daraus verfertigten Bildsäulen stets die Hände am Leibe anliegen haben. . . . . .

Goethe kam mir nur einmal näher, und das, um David beim Lampenscheine das Modell irgend eines Monumentes aus den Römerzeiten zu zeigen, das noch heute irgendwo in Luxemburg zu sehen ist. Während des ganzen Abends sprach Goethe nur ein einziges Mal von etwas anderem, als von Steinen und zwar mit mir, indem er mich sehr freundlich fragte, wie ich mich in Weimar unterhalte, und ob ich schon das Vogelschießen gesehen habe. Dabei ließ er sich herab, mir zu erzählen, daß man anderwärts mit dem Bogen schieße (was ich auch ohne ihn gewußt hatte), und fügte hinzu: „Il faut que je vous fasse voir cela.“ Ich bin neugierig, auf welche Art? aber zu fragen

wagte ich nicht. Herr Auguſt und Frau Ottilie meinen, er ſei gegen mich überaus freundlich, und mir ſelber ſcheint es ſo; denn heute z. B. richtete er an Herrn Victor Pavie, der ſich in einer ähnlichen Lage wie ich befindet, nicht ein einziges Mal das Wort, ſondern beantwortete ſeine — freilich unbedeutenden und kecken — Anreden trocken und mit einer Art Widerwillen.

1218.

1829, 25. Auguſt.

Mittag bei Goethe.

Ein prächtiger Indian mit Trüffeln auf dem heutigen Mittagstiſche! Beinahe wie ein Symbol der Geſpräche Goethes beim Eſſen. Auch der Gegenſtand war darnach. David, dabei möglicherweiſe nichts denkend, erhob oder berührte vielmehr die Frage der nationalen Sympathien und Antipathien, indem er darlegte, welchen Einfluß die Dichtungen Byron's, Goethe's und Schiller's auf die gebildeten Claſſen in Frankreich hinſichtlich ihrer Anſchauungen über die Engländer und Deutſchen geübt hätten. Goethe ſagte darauf freilich nichts derartiges, was das Blut und den Athem zum Stocken gebracht hätte, — was bei Adam's Reden häufig der Fall iſt — aus allem aber, was er ſprach, war ein ſo tiefer, durchgebildeter und klarer Geiſt zu ſpüren, daß man vom bloßen Anhören ganz beſtimmt an Weisheit zunahm. Er wies nämlich nach, wie die angebornen

Verschiedenheiten der Begriffe und Gefühle, oder, besser gesagt, der Weise zu begreifen und zu fühlen, welche sowohl ganzen Stämmen, als einzelnen Menschen eigenthümlich und die Folge von Neigungen und Stolz, oder verkehrten Ansichten, oder leidenschaftlichen Überhebungen sind, sich mit der Zeit bei der blinden Menge zu unübersteiglichen Gränzen gestalten, welche die Menschheit so zertheilen, wie Gebirge oder Meere die Landschaften abgränzen. Daraus gehe nun für die Höhergebildeten und Besseren die Pflicht hervor, ebenso mildernd und versöhnend auf die Beziehungen der Völker einzuwirken, wie die Schifffahrt zu erleichtern, oder Wege über Gebirge zu bahnen. Der Freihandel der Begriffe und Gefühle steigere ebenso wie der Verkehr in Producten und Bodenerzeugnissen den Reichthum und das allgemeine Wohlsein der Menschheit. Daß das bisher nicht geschehen sei, liege an nichts anderem, als daran, daß die internationale Gemeinsamkeit keine festen moralischen Gesetze und Grundlagen habe, welche doch im Privatverkehre die unzähligen individuellen Verschiedenheiten zu mildern und in ein mehr oder minder harmonisches Ganze zu verschmelzen vermögen. Goethe gab freilich nicht an, woher diese Grundlagen und Gesetze kommen sollen, für mich aber war's klar, daß nirgends anderswoher, als aus dem Glauben — dem Glauben an einen gemeinsamen Vater im Himmel — und aus der Nächstenliebe auf Erden. . . . .

Aus diesem Gespräche entspann sich ein zweites, über die jetzige Lage der Welt und namentlich Europas. Goethe meint, daß unser neunzehntes Jahrhundert nicht einfach die Fortsetzung der früheren sei, sondern zum Anfang einer neuen Aera bestimmt scheine; denn solche große Begebenheiten, wie sie die Welt in seinen ersten Jahren erschütterten, könnten nicht ohne große, ihnen entsprechende Folgen bleiben, wenngleich diese wie das Getreide aus der Saat langsam wachsen und reifen. Goethe erwartet sie nicht früher, als im Herbste des Jahrhunderts, das ist: in seiner zweiten Hälfte, wenn nicht sogar erst in seinem letzten Viertel. Er behauptete dabei, die Vergangenheit zum Zeugen nehmend, daß alle großen weltgeschichtlichen Begebenheiten, alle großen Weltentdeckungen und Erfindungen, endlich die großen Männer meist nach der zweiten Hälfte, oder zum Schlusse eines Jahrhunderts gekommen wären. Goethe wurde in demselben Jahre und zwar einige Monate nach der Erfindung der Blitzableiter geboren. Es ist schwer anzunehmen, daß er, das sagend, sich selber als einen großen Mann bezeichnen wollte, im Gegentheil muß man eher zugeben, daß ihm so etwas gar nicht in den Sinn kam.

1219.

1829, furz vor 28. Auguſt.

Mit Lambert Adolphe Jacques Quetelet.

J'eus l'honneur de recevoir de cet illustre vieillard un accueil plein de bienveillance; il m'admit obligeamment à ses réunions particulières, et je profitai avec empressement de cette faveur qui comblait tous mes désirs. . . . . .

Après s'être informé avec bonté du but de mon voyage, il témoigna le désir de voir l'appareil avec lequel j'observais l'intensité magnétique; il eut par suite l'obligeance de m'offrir, pour faire mes expériences, le jardin qu'il occupait près du parc de Weimar et qu'il a rendu célèbre à jamais par les brillantes compositions que son génie y a fait naître; il m'envoya même sa voiture, en m'invitant à lui faire connaître ensuite le résultat de mes observations. J'acceptai avec reconnaissance, non moins, je l'avoue, dans un but scientifique que par un sentiment bien naturel de curiosité et de vénération. . . . . Mes expériences, comme on peut le penser, ne furent pas faites avec tout le calme nécessaire; il fallut retourner encore au jardin, et j'allai faire la troisième fois mes expériences dans un endroit isolé du parc.

Lorsque Goethe sut que je m'occupais aussi d'expériences d'optique, il me montra avec une complaisance extrême ce qu'il avait fait sur cette

partie intéressante de la physique; il eut même la bonté de me donner plusieurs verres pour les expériences de la polarisation et un ouvrage dans lequel il a consigné ses idées sur les divers phénomènes qui en dépendent et sur la théorie des couleurs.

1220.

1829, 27. August.

Abend bei August v. Goethe.

Der heutige Abend bei Frau Ottilie war ein Ballabend, der Polterabend des morgigen Festes [von Goethes Geburtstag]. Die ganze Gesellschaft Weimars und die von allen Seiten hergekommenen Gäste füllten die reichbeleuchteten Salons. Man sprach die Gratulationen noch nicht formell aus, man spürte sie aber in allem: alle Damen in glänzender Toilette, die Herren mit weißen Halsbinden, auf den Tischen große Bouquets, überall festliche Kleidung und Drappirung. Goethe war als Sonne und Idol des Festes der Centralpunkt, gegen den alles gravitirte. Die Menge folgte ihm; bei seiner Annäherung verstummte das Gespräch, und lauschte man nur auf seine Worte. Er betheilte damit, langsam den Salon umschreitend, wohlwollend alle. Mich [Odyniec], oder vielmehr uns — denn man wußte nicht, auf wen es gezielt sei — traf eine räthselhafte, sphynxartige Frage, deren Sinn ich mir bisher nicht auslegen kann. Ich sprach nämlich mit Frau Rosa,

als Goethe an uns herantrat und mit heiterem Lächeln fragte: „Nun, wie geht's im Paradies?“ Ich gerieth in Verwirrung; denn ich wußte nicht, was es zu bedeuten habe. War das eine Anspielung auf den Paradiesvogel? oder darauf, daß ich einmal zu Herrn August gesagt, mir gehe es hier so gut wie im Paradiese? Oder errieth das der alte Seher selber. Oder endlich — wie ich es später meiner Nachbarin verdolmetschte — fragte er sie um Neuigkeiten aus jener Sphäre, in deren Himmelblau sie gekleidet war? Genug, ich antwortete nichts darauf und die Antwort ihrerseits war ein lebhaftes Erröthen. Goethe lächelte noch bedeutsamer und, mir die Hand reichend, sagte er: „Es ist schön, daß Sie uns geblieben.“ „„Wir danken dem Himmel,““ erwiederte ich, „„daß uns dies Glück zutheil wurde.““ Goethe nickte freundlich mit dem Kopfe und fragte meine Nachbarin, wie Ihre Blumen gedeihen, indem er dabei erwähnte, daß er die seinigen im Gärtchen fremder Obhut übergeben mußte. — Ich hatte nicht Zeit dem zu folgen, was er mit andern sprach, ich weiß nur von Adam, daß er ihm sehr artig dafür dankte, daß er noch diesen Tag hier geblieben sei. Trotz des wohlwollenden Sprechens und Lächelns konnte man aber unschwer erkennen, daß es nur eine angenommene Rolle sei, die er nur aus Zwang und des Anstandes wegen spielte. Auf seinem Statuengesichte war weder Bewegung noch Lebhaftigkeit zu gewahren. Auch seine Gegenwart wirkte durch-

aus nicht belebend. Solange er im Salon verweilte, bewegte sich das Gespräch wie in Fesseln; erst als er sich incognito auf seine Zimmer zurückzog (das war etwa um 10 Uhr), wurde das Gemurmel allmälig lauter, bis zuletzt der ganze Salon davon erfüllt wurde.

1221.

1829, 28. August.

Goethes Geburtstagempfang.

Es war schon nach halb ein Uhr, als wir (Mickiewicz und Odyniec) . . . an Goethes Schwelle standen. . . . Sobald er uns eintreten sah, ging er aus dem ihn umgebenden Männerkreise auf uns zu, reichte uns die Hand und erwiederte auf unsere wenigen glückwünschenden Worte: „Je vous remercie, Messieurs; je vous remercie sincèrement.“ Darauf mischten wir uns in den Schwarm von Gästen beiderlei Geschlechts, die den Salon in Goethes eigenem Appartement füllten und sich darin umherbewegten. Auf einem Tische unterhalb des Spiegels lagen verschiedene Damenarbeiten und ein großer Stoß schriftlicher Gratulationen, Gedichte und Briefe, welche der Gefeierte heute erhalten hatte. Doch der Hauptgegenstand des Interesses und Gespräches war der Brief des König-Dichters, welcher namentlich bei den Damen von Hand zu Hand ging, und den mir erst Frau Rosa freundlich zum Überlesen reichte. Er beginnt mit den Worten „Herr Minister!“

erinnert an die für den Schreibenden denkwürdige Stunde, in welcher er selbst Goethe vor zwei Jahren besuchte, wünscht ihm, hundert Jahre zu erleben, und bittet ihn, als Angebinde eine mitfolgende Copie der neuentdeckten alterthümlichen Bildsäule, welche einen Sohn der Niobe vorstellen solle, anzunehmen. Er schließt mit der Bitte um Bezeichnung des Hauses, das Goethe in seiner Jugendzeit während seines Aufenthaltes in Rom, wohin auch der König zu reisen sich anschicke, bewohnte; „denn selbst die geringfügigsten Dinge, wenn sie auf große Männer Bezug haben, sind wichtig." Die Unterschrift: „Ihr bewundernder Ludwig." Die erwähnte Bildsäule stand, mit einer Blumenguirlande geschmückt, auf einem schönen Postamente in dem anstoßenden Büstensaale gerade der offenen Salonthüre gegenüber, damit sie alle von dort aus sehen könnten. Doch begnügte sich niemand damit, sondern alle gingen der Reihe nach, sie in der Nähe zu besehen. David und uns mit ihm führte Goethe selber hin, entzückt von der harmonischen Schönheit der Einzelheiten und des Ganzen. Später sah ich von weitem, wie er allein wieder hinzutrat, sie mit Aufmerksamkeit betrachtete und dabei die Hände und Finger bewegte, als wenn er mit jemandem spräche. Im Allgemeinen war heute bei ihm unvergleichlich mehr Leben und Gefühl zu gewahren, als gestern.

1222.

1829, 29. August.

Mit Mickiewicz, Odyniec u. a.

Kaum waren wir aus dem Theater draußen [nach der Aufführung des „Faust"], so fragte ich [Odyniec] ihn gleich: „Was nun?" Er hörte es aber nicht, oder wollte es nicht hören — genug, er sagte kein Wort. Ich konnte mich aber nicht halten und begann mich auszusprechen. Auf dem ganzen Wege vom Theater zur Soirée hörte er zwar zu, blieb aber stumm wie eine Mauer. Das verwirrte mich einwenig und kühlte meinen Eifer ab. Und als ihn Goethe fragte, welchen Eindruck er vom „Faust" auf der Bühne, für die er doch nicht geschrieben wurde, erhalten habe, erging er sich zwar über die einzelnen Scenen, erwähnte aber des Ganzen mit keinem Worte. Und Goethe mochte darüber wohl betroffen sein; denn er sah ihn mit durchdringendem Blicke an, als erwarte er noch etwas und fragte nicht weiter. Auch mich haben einzelne Scenen ungemein interessirt. So lachte ich zum Bersten über die Liebeleien zwischen Mephistopheles und Martha, und die Scene Faust's mit Gretchen im Kerker erschütterte mich so sehr, daß ich trotz alles Schämens und mächtigen Bemühens (ich war nämlich in der Loge bei Herrn Vogel) nicht imstande war nicht nur die Thränen, sondern, was noch schlimmer war, ein lautes Schluchzen zurückzuhalten, was sich mir

rieth mit dem Geiſtlichen, wie wir ihn, ſeinem Ausſehn und ſeiner Rolle nach, nennen wollen, auf dem Spatziergange bald in ein intereſſantes Geſpräch.

Ich finde dieſe Übung, ſagte der Unbekannte, unter Schauſpielern, ja in Geſellſchaft von Freunden und Bekannten, ſehr nützlich. Es iſt die beſte Art, die Menſchen aus ſich heraus und durch einen Umweg wieder in ſich hinein zu führen. Es ſollte bey jeder Truppe eingeführt ſeyn, daß ſie ſich manchmal auf dieſe Weiſe üben müßte, und das Publikum würde gewiß dabey gewinnen, wenn alle Monate ein nicht geſchriebenes Stück aufgeführt würde, worauf ſich freylich die Schauſpieler in mehreren Proben müßten vorbereitet haben.

Man dürfte ſich, verſetzte Wilhelm, ein extemporirtes Stück nicht als ein ſolches denken, das aus dem Stegreiſe ſogleich compo-

zum Arger gewaltsam aus der Brust verdrängte. Frau Rosa hatte nichts Angelegentlicheres, als es bei der Soirée Goethe sogleich zu erzählen, was mir ein solches dankbares Anblicken und Lächeln und zuletzt ein Gespräch (zwar nicht über den „Faust", sondern über das Klima bei uns und in Italien, über den Einfluß, den das Klima auf ihn einst übte und auf jeden Ankömmling aus dem Norden üben muß) verschaffte.

1223.

1829, 29. August

Mit Quetelet u. a.

Bei Tische bewegte sich das Gespräch, welches vorzugsweise von Goethe und Herrn Quetelet unterhalten wurde, hauptsächlich, ja ausschließlich um die Naturwissenschaften. Er selber sagte, das sei für ihn das interessanteste Thema und sollte es auch für jeden denkenden Menschen sein; denn niemand könne es jemals völlig ergründen oder erschöpfen. „La nature a l'attrait et le charme de l'infini." — „Man muß consequent im Forschen sein und die Natur täuscht niemanden." — „Die Schätze der Natur sind verzauberte Schätze, welche kein Spaten, sondern das Wort bloßlegt." — „Wenn ich an alle die neuen Entdeckungen und Erfindungen denke, welche während meines Lebens gemacht wurden, und welche ich langsam kennen lernte, bedauere ich die Jugend, welche das alles in wenigen

Jahren erlernen muß; freilich iſt auch die Unterrichtsmethode eine beſſere.“ — „Ich war öfters mit der Natur im Streite, mais j'ai fini toujours par lui demander pardon.“ — „Wenn ich mit einem Menſchen disputire, ſo bin ich niemals ganz ſicher, wer von uns beiden recht hat, mais en disputant avec la nature, je sais d'avance que c'est elle qui a raison.“ — Da haſt Du [Korſak] einige Aphorismen Goethes, deren ich mich ſchnell erinnern kann. Und wenn Du etwa darüber betroffen wirſt, daß in denſelben immer nur der Natur Erwähnung geſchieht, was ſagſt Du dann dazu, daß dies wenigſtens zweihundertmal der Fall war und das Wort Gott nicht ein einziges Mal vorkam?

1224.

1829, Ende Auguſt.

Mit v. Holtei.

Die Aufführung des „Fauſt“ [in Tieck's Bearbeitung] anlangend, fand dieſelbe in acht Acten und in einer ſeltſam geſtellten Anordnung ſtatt. Manches von dem, was ich in meiner (verſchmähten) Bearbeitung weggelaſſen und weglaſſen zu dürfen, ja zu müſſen geglaubt, war ſtehen geblieben und machte, wie ich's vorausgeſehen, auf den Bretern keine, oder eine verfehlte Wirkung. Manches aber, was mir wichtig, ja unentbehrlich ſcheint, war geſtrichen. So z. B. Fauſt's erſtes Geſpräch mit Wagner, welches ſeine Stellung

zur gelehrten Welt bezeichnet; dann jene Worte des alten Bauers und was darauf folgt, wodurch sein Verhältniß als praktischer Arzt und die daraus entspringenden skeptischen Zweifel angedeutet werden sollen; und dergleichen mehr. In den Liebesscenen war denn auch richtig das ewige Hin- und Hergelaufe, was jede Einheit theatralischer Sammlung zerreißt, ungeändert verblieben. Kurz es war halt eben nichts gethan, sondern nur gestrichen, und ich hatte den Muth, meine Kritik der Excellenz deutsch und ehrlich in den Bart zu werfen, auch nicht zu verschweigen, daß ich meine Umarbeitung für ungleich dramatischer, concentrirter, besser und wirksamer hielte, worauf denn ein: „Ihr junges Volk versteht es freilich viel besser!“ — doch sonder Groll — und am Schlusse das obligate: „Nun, nun! Das ist ja ganz schön“ lächelnd erfolgte.

1225.

1829, Ende bis 31. August.

Mit Quetelet und Frau.

Goethe avait l'habitude de recevoir gracieusement les nombreux étrangers qui s'arretaient à Weimar et qui lui étaient adressées des différents pays avec le désir, de le voir et de le saluer. On conçoit qu'une obligeance semblable pouvaient donner lieu à de graves inconvénients et provoquer des indiscrétions. Le célebre poète voulut bien me citer à ce sujet

quelques exemples qui froissaient toutes les règles des convenances.

Cependant la plupart des hommes distingués qui étaient alors à Weimar auraient désiré l'entendre; mais ils concevaient sa répugnance à parler, pour ainsi dire, publiquement, quoique placé au milieu de son salon. Plusieurs d'entre eux m'engagèrent à entrer dans leurs vues et à les seconder: ma jeunesse et le désir de les obliger me fit oublier peut-être ce que je devais à notre illustre Mécène. Je lui parlai successivement de différentes circonstances de ses voyages et de ses écrits les plus estimés, mais sans trop exciter son attention et sans lui donner l'envie de prendre une partie active à l'entretien; cependant, lorsque je vins à parler de Venise, de sa jeunesse et de ses premières compositions, je compris que j'avais touché un sujet qui l'intéressait: bientôt je pus m'arrêter, et je vis successivement tous les conviés s'arrêter autour de nous. L'illustre auteur avait sans doute compris le désir de son jeune admirateur et celui de toute l'assemblée. Goethe, dont la noble figure faisait naître le respect et dont le langage avait quelque chose de brillant et d'inspiré, parla avec une éloquence réelle des premiers souvenir de sa jeunesse, de ces premiers temps qui lui permettaient de rappeler ce que sa carrière avait eu de plus brillant et de plus animé: il était vraiment poète et il était aisé de voir que

les sentiments qu'il exprimait avaient pénétré dans les cœurs de tous ses auditeurs.

Outre ses soirées, auxquelles étaient invités les nombreux étrangers qui visitaient Weimar, Goethe avait des réunions du soir où quelques personnes étaient plus particulièrement admises. Dans ces petits comités, l'illustre poète voulait bien me parler encore des travaux de l'optique et des recherches qui l'avaient spécialement occupé. A la fin de la soirée, il me disait avec bonté: „Demain nous verrons tel ou tel point scientifique." J'étais venu à Weimar pour y passer un jour, et je m'y trouvais déjà depuis une semaine, sans que j'eusse pu songer à lui répondre que je me proposais de partir pour assister au congrès scientifique qui allait s'ouvrir à Heidelberg. Je crus cependant devoir lui parler de mon prochain départ, et quand il vit qu'il y avait nécessité de m'éloigner, il me demanda de passer un instant avec lui dans un salon voisin.

„Hé bien!" me dit-il en souriant et quand nous fûmes seuls, „je vous dirai la vérité tout entière; si je voulais vous la déguiser, vous seriez assez clairvoyant pour vous en apercevoir. Comme poète, mon chemin est fait; je puis le parcourir avec assurance; mais comme physicien, il n'en est pas de même, et les opinions peuvent varier beaucoup au sujet de mes recherches." Puis, après un moment de silence: „Vous allez donc à Heidelberg pour assister à ce

grand bazar scientifique (le congrès): chacun y viendra étaler sa marchandise, la prisera fort et dépréciera peut-être celle du voisin. Or, je suis un voisin, moi; et j'avoue que je serais assez curieux de savoir ce qu'on pense de cette marchandise et si on lui donne quelque estime. — Me promettez-vous de me dire la vérité". Je lui repondis qu'il pouvait l'attendre pleine et entière. „Cela me suffit," dit-il, „je compte sur votre promesse."

Nous rentrâmes ensuite au salon. „Je veux vous donner avant votre départ," me dit-il alors, „la preuve d'un talent qu'on ne me suppose certainement pas. Je mets un amour-propre tout particulier," ajouta-t-il en souriant, „à savoir faire un paquet." Et, en effet, il s'occupa de ranger les pièces qu'il me destinait, ainsi qu'à ma femme, sous une enveloppe que j'ai toujours conservée soigneusement depuis, comme un des présents les plus précieux que je tiens de lui. Qu'on pardonne ces petits details, que le souvenir du grand poète fera peut-être excuser. Sur un carton de format in-8° il déposa d'abord l'intéressant ouvrage *Zur Naturwissenschaft überhaupt, besonders zur Morphologie, Stuttgart und Tübingen 1820;* et, sur la couverture, il écrivit ces mots pleins d'amitié: *„Herrn Director Quetelet, zu geneigtem Andenken des 28. August 1829. — Der höchst erfreulichen Unterhaltungen nicht zu vergessen. — Goethe."*

Entre les feuillets du livre, il plaça six verres colorés plans de 7 centimètres de hauteur sur quatre de largeur pour les expériences lumineuses et pour démontrer ses idées sur des effets de polarisation, qu'il considérait d'une manière toute particulière et avec des expressions qui lui étaient propres: puis les quatre vers français suivants qu'il destinait à ma femme. Ils étaient tracés de sa main, avec une écriture ferme qui semblait appartenir au burin bien plus qu'à la plume d'un octogénaire:

Chaque jour est un bien que du ciel je reçoi.
Profitons aujourd'hui de celui qu'il nous donne:
Il n'appartient pas plus aux jeunes gens qu'à moi.
Et celui de demain n'appartient à personne.

Goethe.

Goethe replia ensuite son paquet; il y apposa son cachet et remplit toutes les formalités voulues, pour me donner, disait-il gaiement, une idée de son savoir en fait d'expédition. - - - -

Quand il fallut le quitter, vers la fin de la même soirée, et lui faire mes derniers adieux, les paroles me manquèrent: le bon vieillard s'en aperçut et il m'embrassa avec la tendresse d'un père.

1226.

1829, 31. August.

Abend bei A. v. Goethe.

Abends bei Frau Ottilie kam Papa Goethe nach 8 Uhr und verweilte beinahe zwei Stunden. Während der ganzen Zeit sprach er meist mit Adam, doch bekam ich [Odyniec] auch mein Theil und zwar immer in demselben sehr wohlwollenden, halb scherzhaften Tone wie gewöhnlich. Er verbürgte sich sogar für mich bei Frau Rosa mit den Worten: „Er wird nicht so leicht uns vergessen.“ Ich benutzte die Gelegenheit, um mit Nachdruck — versteht sich, es auf ihn anwendend — dasselbe auszusprechen, und durch seinen liebevollen Blick ermuthigt, wagte ich, ihm dieselbe Bitte vorzutragen, welche früher Adam durch die Vermittelung von Frau Ottilie vorgebracht hatte, ihn nämlich um eine eigenhändige Namensunterschrift und um zwei gebrauchte Federn anzugehen. Er lächelte und neigte das Haupt, und der daneben stehende Adam fügte hinzu: es werde das theuerste Andenken für unser Leben sein. Lächeln und zustimmendes Kopfnicken — darauf sprach er von anderem. Als er mir dann zum letzten Abschiede die Hand reichte, ergriff ich sie mit lauterer Rührung, und indem ich sie unterhalb des Ellbogens küßte, bat ich ihn um seinen Segen. Es mußte ihn nicht beleidigt haben; denn er faßte mich darauf an den Achseln und küßte mich auf die

Stirne, und nahm auf dieſelbe Art von Adam Abſchied, der ihn auf die Achſeln geküßt hatte. Frau Ottilie ſagte, es ſei dies eine ganz beſondere Gunſtbezeugung, und ſie erinnere ſich derſelben bei keinem Fremden. Im Fortgehen nahm er die Kerze vom Tiſche und, an der Thüre ſtehen bleibend, wandte er ſich nochmals um und neigte die Hand wie vom Munde zu uns. Die Thür ſchloß ſich, und wir werden ihn gewiß nie wiederſehen.

Nach etwa zehn Minuten brachte uns der ältere Enkel zwei goldgeränderte, wie für ein Stammbuch beſtimmte Blättchen, auf deren jedem ſichtlich früher geſchriebene Verſe in deutſchen Buchſtaben ſtanden mit der Unterſchrift „Goethe", der noch das heutige Datum friſch zugefügt worden war; dann zwei ihrer Fahnen beraubte Federn, welche ſorgfältig nach Art einer Nadel mit dem dünneren Ende durch die auseinandergeriſſene Mitte derſelben geſteckt waren. Die vier Verſe auf meinem Blättchen lauten:

Dieſe Richtung iſt gewiß:
Immer ſchreite, ſchreite!
Finſterniß und Hinderniß
Bleiben Dir bei Seite. —*)

was ich mir dann ſchnell in's Polniſche zu überſetzen trachtete.

*) Mickiewicz erhielt das gedruckte Gedicht „Am ſechsundzwanzigſten Auguſt 1826" handſchriftlich unterzeichnet: „Weimar, 28. Aug. 1829. J. W. v. Goethe."

Als ich sie durchgelesen, bat ich Frau Rosa, sie wolle Goethe sagen, daß ich die Worte „Immer schreite, schreite!“ von nun an zu meiner Devise erwähle, und sie als den magischen Spruch des Meisters betrachte, den ich sorgfältiger im Gedächtnisse bewahren würde, als sein Zauberlehrling in der Ballade. Frau Rosa versprach mir, es zu thun, da sie der Rücksichtnahme des alten Schönheitsverehrers sicher, dadurch kühner und zuversichtlicher, als andere ist — versteht sich mit Ausnahme von Frau Ottilie, welche den Papa, wie man sagt, bloß durch ihre Anmuth und Schmiegsamkeit ganz allein zu lenken weiß.

1227.

1829, 1. September.

Mit Eckermann.

Ich erzählte Goethe von einem Durchreisenden, der bei Hegeln ein Collegium über den Beweis des Daseins Gottes gehört. Goethe stimmte mir bei, daß dergleichen Vorlesungen nicht mehr an der Zeit seien.

„Die Periode des Zweifels,“ sagte er, „ist vorüber; es zweifelt jetzt so wenig jemand an sich selber als an Gott. Zudem sind die Natur Gottes, die Unsterblichkeit, das Wesen unserer Seele und ihr Zusammenhang mit dem Körper ewige Probleme, worin uns die Philosophen nicht weiter bringen. Ein französischer Philosoph der neuesten Tage fängt sein Capitel ganz getrost

nirt würde, sondern als ein solches, wovon zwar Plan, Handlung und Scenen-Eintheilung gegeben wären, dessen Ausführung aber dem Schauspieler überlassen bliebe.

Ganz richtig, sagte der Unbekannte, und eben was diese Ausführung betrifft, würde ein solches Stück, sobald die Schauspieler nur einmal im Gang wären, ausserordentlich gewinnen. Nicht die Ausführung durch Worte, denn durch diese muß freylich der überlegende Schriftsteller seine Arbeit zieren, sondern die Ausführung durch Gebährden und Minen, Ausrufungen und was dazu gehört; kurz das stumme, halblaute Spiel, welches nach und nach bey uns ganz verloren zu gehen scheint. Es sind wohl Schauspieler in Deutschland, deren Körper das zeigt, was sie denken und fühlen, die durch Schweigen, Zaudern, durch Winke, durch zarte anmuthige Bewegungen des Körpers

folgendermaßen an: ‚Es ist bekannt, daß der Mensch aus zwei Theilen besteht, aus Leib und Seele. Wir wollen demnach mit dem Leibe anfangen und sodann von der Seele reden.‘ Fichte ging doch schon ein wenig weiter und zog sich etwas klüger aus der Sache, indem er sagte: ‚Wir wollen handeln vom Menschen als Leib betrachtet, und vom Menschen als Seele betrachtet.‘ Er fühlte zu wohl, daß sich ein so eng verbundenes Ganzes nicht trennen lasse. Kant hat unstreitig am meisten genützt, indem er die Grenzen zog, wie weit der menschliche Geist zu dringen fähig sei, und daß er die unauflöslichen Probleme liegen ließ. Was hat man nicht alles über Unsterblichkeit philosophirt! und wie weit ist man gekommen? Ich zweifle nicht an unserer Fortdauer, denn die Natur kann die Entelechie nicht entbehren; aber wir sind nicht auf gleiche Weise unsterblich, und um sich künftig als große Entelechie zu manifestiren, muß man auch eine sein.

Während aber die Deutschen sich mit Auflösung philosophischer Probleme quälen, lachen uns die Engländer mit ihrem großen praktischen Verstande aus und gewinnen die Welt. Jedermann kennt ihre Declamationen gegen den Sclavenhandel, und während sie uns weismachen wollen, was für humane Maximen solchem Verfahren zu Grunde liegen, entdeckt sich jetzt, daß das wahre Motiv ein reales Object sei, ohne welches es die Engländer bekanntlich nie thun, und welches man

hätte wiſſen ſollen. An der weſtlichen Küſte von Afrika gebrauchen ſie die Neger ſelbſt in ihren großen Beſitzungen, und es iſt gegen ihr Intereſſe, daß man ſie dort ausführe. In Amerika haben ſie ſelbſt große Negerkolonien angelegt, die ſehr productiv ſind und jährlich einen großen Ertrag an Schwarzen liefern. Mit dieſen verſehen ſie die nordamikaniſchen Bedürfniſſe, und indem ſie auf ſolche Weiſe einen höchſt einträglichen Handel treiben, wäre die Einfuhr von außen ihrem mercantiliſchen Intereſſe ſehr im Wege, und ſie predigen daher nicht ohne Object gegen den inhumanen Handel. Noch auf dem Wiener Congreß argumentirte der engliſche Geſandte [Lord Caſtlereagh] ſehr lebhaft dagegen; aber der portugieſiſche [Graf Palmella] war klug genug, in aller Ruhe zu antworten, daß er nicht wiſſe, daß man zuſammengekommen ſei, ein allgemeines Weltgericht abzugeben oder die Grundſätze der Moral feſtzuſetzen. Er kannte das engliſche Object recht gut, und ſo hatte auch er das ſeinige, wofür er zu reden und welches er zu erlangen wußte."

1228.

1829, Anfang September.

Mit David.

„La veille de mon départ," nous apprend l'artiste, „Goethe m'écrivit son nom pour que je pusse le graver sur son médaillon. Je remarquai qu'il posa

sa plume auprès de moi comme s'il eût désiré que je l'emportasse en souvenir, mais un sentiment de timidité et l'émotion vive que j'éprouvais en me séparant de cet homme illustre m'empêchèrent de répondre à cette obligeante attention."

Goethe voulut avoir le portrait de son statuaire. Un jeune dessinateur vint, au nom du poète, recueillir le profil du maître. Celui-ci, charmé de la naïveté du dessin, exprimera le désir d'en emporter une copie.

„Je viens de voir pour la dernière fois le grand homme," écrit le maître. „Après avoir causé longtemps avec lui, il me dit: „Vous avez laissé des traces profondes de votre séjour ici, tenez-nous donc au courant de tout ce qui pourra vous intéresser: nous y prendrons toujours une part bien vive." Après cela, il me pria de remettre à son adresse en France un paquet renfermant plusieurs médailles d'argent. Je voulus embrasser sa main, mais il m'attira dans ses bras et me dit avec une émotion visible en faisant allusion à son grand âge: „Nous nous reverrons, il faut que nous nous revoyons. Tenons ferme!"

Goethe, en séparant du statuaire, lui offrit un dessein qu'il avait terminé le matin même.*)

*) C'est un sépia représentant un Paysage au centre duquel est l'entrée d'une hutte de bûcheron. Un cours

1229.

1829, Herbſt.

Mit Johann Gustav Stickel

Im Herbſte des Jahres 1829 wurde ich wieder von Goethe empfangen. Da ich imbegriff war, nach Paris abzureiſen, um dort unter der Leitung eines der berühmteſten Orientaliſten dieſes Jahrhunderts, Sylveſtre de Sacy, meine Studien für Arabiſch und Perſiſch zu erweitern, und bei Chézy Sanskrit zu lernen, ſchien es mir geziemend, mich bei Goethe zu verabſchieden. Im Laufe des Geſprächs erwähnte ich eines chineſiſchen Buchs, das ich mitnehmen würde, um mir über deſſen Inhalt von dem Sinologen Abel Rémuſat Auskunft zu erbitten, und ich fügte noch hinzu, daß es unter den Trümmern eines alten Hauſes in Weimar aufgefunden worden. „Laſſen Sie es mich doch einmal ſehen!“ hob er an. Solches Verlangen erregte mir zwar einige Beſorgniß, ob ich das Buch noch rechtzeitig zurückerhalten werde, allein was war zu thun? Dem Verlangen wurde entſprochen, und ich fügte nur bei der Überreichung die Bemerkung hinzu: das Buch gehöre einem Studirenden, einem meiner Zuhörer, der es für jenen Zweck mit nach Paris geſendet haben wolle. Excellenz ſchien zu ahnen, was

d'eau, quelques arbres, des accidents de terrain, un coin de ciel disputé, répondant sur cette composition vivement touchée un caractère de violence qui n'est pas sans grandeur.

in mir vorging; ein „hm! hm!“ drang leiſe aus ihm hervor; es wurde mir eine Stunde des folgenden Tages beſtimmt für mein Wiederkommen.

Erwartungsvoll ſtand ich zur beſtimmten Zeit im Empfangszimmer. Bald darauf trat Goethe herein, in der Hand die Papierrolle, in welche ich das chineſiſche Buch eingehüllt hatte. Er begann: „Aber mein Lieber, wie unbeſonnen iſt die Jugend! Da haben Sie ein ſo ſeltenes, merkwürdiges Werk bloß in einem Papierumſchlag! Da müſſen Sie zu einem Buchbinder gehen, zwei Pappdeckel nehmen, es ſorgſam dazwiſchen legen und wohl verwahren.“

Noch hielt er ein Blättchen in Form und Größe eines Stammbuchblattes in der Hand; das reichte er mir dar mit den Worten: „Nehmen Sie es, und zeigen Sie es meinen Freunden in Paris; es wird Ihnen manche Thür öffnen.“ — Von ſeiner Hand geſchrieben, enthält es die Stelle des ‚Weſtöſtlichen Diwan‘ als meinen Talisman: ‚Gottes iſt der Orient ꝛc.‘ — Dieſes Blättchen, bis heute von mir als Kleinod bewahrt, hat das einzige Mal, als ich davon Gebrauch machte, wie ein Zauberſchlüſſel in Paris gewirkt.

1230.

1829, gegen Mitte October.

Mit F. Förſter.

Bei einem Beſuche im Herbſt 1829 fand ich ihn wieder an einer Augenentzündung leidend, mit einem

grünseidenen Schirm gegen Tages- und Lampenlicht geschützt. „Das hohe Alter“ — sagte er — „fordert so manchen Tribut von uns. Verdunkelung des Augenlichts — wir haben ja mit gutem Grunde das Auge ‚sonnenhaft‘ genannt — ist vor allem der empfindlichste für mich, da ich dadurch an mancher, mir lieben Gewohnheit und Beschäftigung verhindert werde.“

1231.

1829, 16. October und w.

Mit Förster.

„Wenn mich auch“ — äußerte Goethe heute zu mir — „keine andere Nation mit Besuchern so belästigt und mitunter auch durch die bloße Neugier langweilt, wie die englische, so muß ich doch auch zugeben, und hab' es auch schon selbst oft erfahren, daß kein anderer Landsmann, was splendide Schicklichkeit betrifft, es dem Engländer zuvorthut. Mir hatte vor sechs bis acht Wochen ein mit unserer Literatur sich beschäftigender Engländer eine Übersetzung meines ‚Faust‘ in zierlicher Reinschrift mit dem Ersuchen zugesendet, mich einer Begutachtung derselben zu unterziehen. Mit höflichster Entschuldigung, daß ein Augenleiden mir es nicht gestatte, Handschriftliches zu lesen, bat ich zu entschuldigen, wenn ich seinem Wunsche in nächster Zeit zu entsprechen nicht imstande sein würde. Da erhalte ich nun gestern von dem edlen Lord ein eigens für

mich mit ſplendiden großen Lettern auf Velin gedrucktes Exemplar mit dem Wunſche, daß es mir möglich ſein werde, dieſe Schrift leſen zu können, ohne dadurch meinen Augen zu ſchaden. Dr. Vogel, der mich heute beim Leſen dieſes großartigen Geſchenkes fand, will mir nicht geſtatten, vor vier bis fünf Wochen meine noch immer entzündete Netzhaut in Verſuchung zu führen. Nun möchte ich aber doch dem edlen Lord über ſeine Arbeit und die mir bewieſene Aufmerkſamkeit einige freundliche Worte ſagen, und bitte Sie daher, die Überſetzung mit ſich zu nehmen, und mir, was Sie darin Bemerkenswerthes finden, mitzutheilen und die betreffenden Stellen vorzuleſen.

1232.

1829, 17. October und folgends.

Mit Förſter u. a.

Am folgenden Tage fand ich mich zu der mir beſtimmten Stunde ein, las zuerſt die Zueignung vor, welche Goethe ſehr gelungen fand und derſelben den Vorzug vor einer, ihm ebenfalls in dieſen Tagen zugeſchickten franzöſiſchen Überſetzung [von Stapfer] (mit lithographirten Illuſtrationen in Folio [von Delacroix]) zuerkannte. Als ich ferner mittheilte, wie es mich im hohen Grade befremdet habe, daß die prachtvolle Eröffnungsſcene im Himmel in der Überſetzung fehle, da ſie mir doch zum Verſtändniß der Tragödie von

höchſter Bedeutung, ja unerläßlich zu ſein ſcheine und außerdem als das Erhabenſte und Heiligſte, was jemals gedichtet worden ſei, bewundert werde, mir auch die Schwierigkeit der Übertragung in's Engliſche nicht unüberwindlich erſcheine, bemerkte Goethe: „Nicht die Schwierigkeit der Überſetzung wird den edlen Lord behindert haben, es ſind religiöſe, oder vielmehr hochkirchliche Scrupel; vielleicht nicht ſeine eigenen, aber die ſeiner vornehmen Geſellſchaft. Nirgendwo giebt es ſoviel Heuchler und Scheinheilige, wie in England; zu Shakeſpeare's Zeit mag das doch wohl anders geweſen ſein."

Weiter hatte ich mitzutheilen, daß mir Gretchens Lied ‚Es war ein König in Thule' nicht ganz getreu wiedergegeben zu ſein ſcheine.

Die Stelle:

Und als er kam zu ſterben,
Zählt' er ſeine Städt' im Reich,
Gönnt' alles ſeinem Erben,
Den Becher nicht zugleich

hat Mylord überſetzt

He called for his confessor,
Left all to his successor —

(Auf dem Sterbebette ließ er ſeinen Beichtvater — confessor — rufen), wahrſcheinlich nur wegen des Reimes auf successor — Nachfolger. Goethe lachte herzlich: „Ließ ſeinen Beichtvater rufen!" wiederholte

er: „wir wollen dem edlen Lord bemerklich machen, daß der König von Thule vor der Sündfluth regierte; Beichtväter gab es damals nicht.“

Auch über die französische Übersetzung Bericht zu erstatten, übertrug er mir, und da gab es denn auch der Curiosa viele. „Die neueren und neuesten Übersetzer des ‚Faust‘“ — bemerkte Goethe — „sind, was die Unkunde unserer Sprache betrifft, nicht hinter ihrer geistreichen und berühmten Landsmännin, der Frau v. Stael, zurückgeblieben, welche sich doch ein unbestreitbares Verdienst um die deutsche wie um die französische Nation erworben, indem sie durch ihr Buch Sur la littérature allemande ihren Landsleuten Bekanntschaft mit unseren Leistungen, den Deutschen Anerkennung bei den Franzosen verschafft hat. Wenn man aber einem, mit der französischen und deutschen Sprache vollkommen vertrauten Literatoren den Vers der Madame Stael aufgäbe,

Ne m'interprète pas mal, charmante créature!

so würde er schwerlich übersetzen, wie es bei mir heißt:

Mißhör mich nicht, du holdes Angesicht!

Auch hätte Freund August Wilhelm v. Schlegel das lächerliche Mißverständniß beseitigen können, welches dadurch veranlaßt wird, daß Frau v. Stael die Worte Gretchens, als sie in der Kirche ohnmächtig niedersinkt und ausruft:

Nachbarin, Euer Fläschchen!

überſetzt:

Ma voisine, une gouttе!

als ob Gretchen die Nachbarin um ihre Branntweinflaſche anſpräche, nicht um das Riechfläſchchen."

Das gab Veranlaſſung, noch anderer dergleichen beluſtigender Überſetzungen zu gedenken.

Fauſt: Heiße Magiſter, heiße Doctor gar!

iſt überſetzt worden:

On me nomme Maître — Docteur Gar.

Von Gretchen ſagt Fauſt:

Und wie ſie kurz angebunden war,
Das iſt nun zum Entzücken gar!

Hierbei läßt der Überſetzer das „gar" unberückſichtigt, allein das „kurz angebunden" — d. h. ſchnippiſch — nimmt er für kurz aufgeſchürzt und überſetzt:

Et sa robe courte, juste,
Vraiment, c'était à ravir!

Ein Engländer ſprach ſeine Verwunderung darüber aus, daß der Vater in der Romanze „Erlkönig" ſo übermäßig beſorgt um den Knaben geſchildert werde, da er doch mit einer ſo zahlreichen Familie geſegnet geweſen. Auf die Bemerkung, daß hiervon in dem Gedichte nichts erwähnt werde, recitirt er mit kaum geöffneten Lippen:

Dem Vater grauſet, er reitet geſchwind,
Er hält in den Armen das achtzehnte Kind.

eine Rede vorzubereiten, und die Pausen des Gespräches durch eine gefällige Pantomime mit dem Ganzen zu verbinden wissen; aber eine Übung, die einem glücklichen Naturell zu Hülfe käme, und es lehrte, mit dem Schriftsteller zu wetteifern, ist nicht so im Gange, als es zum Troste derer, die das Theater besuchen, wohl zu wünschen wäre.

Sollte aber nicht, versetzte Wilhelm, ein glückliches Naturell, als das erste und letzte, einen Schauspieler, wie jeden andern Künstler, ja vielleicht wie jeden Menschen, allein zu einem so hochaufgesteckten Ziele bringen?

Das erste und letzte, Anfang und Ende möchte es wohl seyn und bleiben; aber in der Mitte dürfte dem Künstler manches fehlen, wenn nicht Bildung das erst aus ihm macht, was er seyn soll, und zwar frühe Bildung; denn vielleicht ist derjenige, dem man Genie zuschreibt, übler daran als der,

. . . Auch durch Druckfehler sind sehr sinnentstellende Worte dem Dichter angedichtet worden. In einer, und noch dazu Cotta'schen Ausgabe der Werke hat der Setzer die Worte der an die Lieben in der Heimath denkenden Iphigenia —

Zu den Geliebten schweift der Blick —

zu verbessern gemeint und gesetzt: zu dem Geliebten u. s. w.*) — Aus irgend einem Nachdrucke und noch dazu in Musik gesetzt hörte ich singen im ‚König von Thule':

Die Augen gingen ihm über,
So oft trank er daraus.

. . . „„Bei alledem"" — bemerkte ich zu Goethe — „„darf es uns Deutschen zu großer Genugthuung gereichen, wenn wir sehen, wie das tiefsinnigste Werk der deutschen Dichtkunst — der ‚Faust' — wie ein Evangelium durch die ganze Welt seine Völkerwanderung angetreten hat, und wie Dichter und Philosophen der fremden Nationen sich bemühen, in den Geist desselben einzudringen."" — Mit zustimmendem Kopfnicken äußerte Goethe: „Nun ja! wir sind so etwas deutscher Sauerteig gewesen; das fängt schon an zu gähren; sie mögen es draußen und drüben mit ihrer Masse durchkneten und sich daraus ein Backwerk nach

*) [Es könnte nur die Stelle sein:

Mich trennt das Meer von den Geliebten,

die aber bis 1829 in allen Cotta'schen Ausgaben der Werke Goethes richtig lautet.]

ihrem Geschmack zurechtmachen. Unterdessen werden wir zuhaus uns nach und nach in diesem wunderlichen Labyrinthe zurechtfinden lernen."

Die dem Dichter zuletzt zugesandte französische Übersetzung war in Folio und mit Lithographien illustrirt. „Lassen Sie nun einmal die Auffassung eines Franzosen mit der eines Deutschen und zwar eines, wie sich diese Herren zu sein rühmen dürfen, von ächtem Schrot und Korn vergleichen." Er bat seinen Hausfreund Schuchardt, die Mappe mit Cornelius' Zeichnungen zum ‚Faust' aus dem Schranke zu nehmen, und wir legten die Scenen, welche gleichmäßig von den französischen und deutschen Künstlern gewählt worden waren, nebeneinander. „Ich sollte wohl" — äußerte Goethe, „mich hierbei eines Urtheils enthalten; denn dasselbe könnte leicht als captivirt erscheinen durch das sinnig und poetisch concipirte, fleißig und correct ausgeführte Blatt, mit welchem der ehrenwerthe Künstler mir sein Werk zugeeignet hat. Nur diese eine Bemerkung will ich mir erlauben, daß in einigen Zeichnungen der Franzos für einen Deutschen und umgekehrt der Deutsche in einigen seiner Zeichnungen für einen Franzosen gelten könnte. So z. B. sogleich das erste Blatt, wo beide die Scene illustriren, in welcher Faust dem, aus der Kirche sittsam nachhaus gehenden Gretchen seinen Arm anbietet. Cornelius' Faust würde weit eher für einen französischen Cavalier der Pariser Boulevards, als für einen deutschen Doctor der Philo-

sophie gelten können, während wir dem Faust des Franzosen etwa vor dem Münster in Straßburg zu der Zeit, als es noch zu Deutschland gehörte, zu begegnen meinen." — Als einer der Anwesenden hierbei in Anregung brachte, daß der Dichter doch dem so vielfach an ihn gerichteten Ansuchen, seinen „Faust" für die Darstellung auf der Bühne einzurichten, nachkommen möchte, unterbrach ihn Goethe mit der sehr bestimmt ausgesprochenen Erwiederung, daß er hierzu nie rathen*) und noch weniger seine Hand dazu bieten werde. „Von meinem lieben Freunde Zelter" — sagte Goethe — „habe ich ausführliche und befriedigende Nachrichten über die Compositionen des Fürsten Radziwill und über die Proben und ersten Versuche, später auch über die gelungenen Aufführungen in Euren königlichen Schlössern und fürstlichen Palästen erhalten, die mich wohl verlocken könnten; indessen wollen wir es noch weiter bedenken."

1233.

1829, 6. December.

Mit Eckermann.

Heute nach Tische las Goethe mir die erste Scene vom zweiten Act des „Faust".

— — — — — — — — — —

*) [Verwechslung! Damals war „Faust" ja schon sogar in Weimar aufgeführt gewesen! Überhaupt fordert Förster's Erzählung zersetzende Kritik heraus.]

Ich freute mich an der jugendlich productiven Kraft und wie alles so knapp beisammen war. „Da die Conception so alt ist," sagte Goethe, „und ich seit funfzig Jahren darüber nachdenke, so hat sich das innere Material so sehr gehäuft, daß jetzt das Ausscheiden und Ablehnen die schwere Operation ist. Die Erfindung des ganzen zweiten Theils ist wirklich so alt wie ich sage. Aber daß ich ihn erst jetzt schreibe, nachdem ich über die weltlichen Dinge so viel klarer geworden, mag der Sache zu gute kommen. Es geht mir damit wie einem, der in seiner Jugend sehr viel kleines Silber und Kupfergeld hat, das er während dem Lauf seines Lebens immer bedeutender einwechselt, sodaß er zuletzt seinen Jugendbesitz in reinen Goldstücken vor sich sieht."

Wir sprachen über die Figur des Baccalaureus. „„Ist in ihm,"" sagte ich, „„nicht eine gewisse Classe idealler Philosophen gemeint?""

„Nein," sagte Goethe, „es ist die Anmaßlichkeit in ihm personificirt, die besonders der Jugend eigen ist, wovon wir in den ersten Jahren nach unserm Befreiungskriege so auffallende Beweise hatten. Auch glaubt jeder in seiner Jugend, daß die Welt eigentlich erst mit ihm angefangen, und daß alles eigentlich um seinetwillen da sei. Sodann hat es im Orient wirklich einen Mann gegeben, der jeden Morgen seine Leute um sich versammelte und sie nicht eher an die Arbeit gehen ließ, als bis er der Sonne ge-

heißen aufzugehen. Aber hierbei war er so klug, diesen Befehl nicht eher auszusprechen, als bis die Sonne wirklich auf dem Punkt stand, von selber zu erscheinen."

Wir sprachen noch vieles über den „Faust" und dessen Composition sowie über verwandte Dinge.

Goethe war eine Weile in stilles Nachdenken versunken; dann begann er folgendermaßen:

„Wenn man alt ist," sagte er, „denkt man über die weltlichen Dinge anders, als da man jung war. So kann ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß die Dämonen, um die Menschheit zu necken und zum besten zu haben, mitunter einzelne Figuren hinstellen, die so anlockend sind, daß jeder nach ihnen strebt, und so groß, daß niemand sie erreicht. So stellten sie den Rafael hin, bei dem Denken und Thun gleich vollkommen war; einzelne treffliche Nachkommen haben sich ihm genähert, aber erreicht hat ihn niemand. So stellten sie den Mozart hin als etwas Unerreichbares in der Musik. Und so in der Poesie Shakespeare. Ich weiß, was Sie mir gegen diesen sagen können, aber ich meine nur das Naturell, das große Angeborene der Natur. So steht Napoleon unerreichbar da. Daß die Russen sich gemäßigt haben und nicht nach Konstantinopel hineingegangen sind, ist zwar sehr groß, aber auch ein solcher Zug findet sich in Napoleon, denn auch er hat sich gemäßigt und ist nicht nach Rom gegangen."

1234.

1829, 14. December.

Mit Meyer.

Gestern bin ich bald nach Empfang des an mich Gesendeten zu Herrn Staatsminister v. Goethe gegangen, habe ihm Ihren [der Frau v. Wolzogen] Brief übergeben, sowie auch das Billet der verwittweten Frau Großherzogin an Sie und das Manuscript. Er hat in meiner Gegenwart alles gelesen und sich mit mir weitläufig über die ganze Angelegenheit unterhalten. Das Resultat des Gesprächs war ungefähr folgendes: Es ergebe sich aus dem Brief des Großherzogs an Sie [aus Mai 1801] offenbar, daß derselbe aus Gründen, welche in dem Brief nicht enthalten sind, die Aufführung der ‚Jungfrau von Orleans' auf der hiesigen Bühne vermeiden wollte, daß er dieses recht gefällig einkleidete und überhaupt seine aufrichtige Achtung und gütige Gesinnung gegen Schiller geäußert, aber doch immer den Wunsch gegen die Aufführung des Stücks vorwalten lasse. Aus dem Billet der Frau Großherzogin-Wittwe ersehe man ebenfalls, daß es ihr nicht angenehm sein würde, den Brief ihres hochseligen Gemahls durch den Druck dem Publicum bekannt werden zu lassen, und so trage er, Herr v. Goethe, Bedenken, Ihnen den Druck des Briefes anzurathen, vielmehr sei er nach Überlegung der gesammten Umstände geneigt zu glauben, daß es besser sei, solchen

wegzulaſſen. In der Correſpondenz zwiſchen ihm und Schiller hätten ſich auch manche Stellen befunden, welche von Ähnlichem gehandelt hätten, und er habe ſolche im Druck auszulaſſen für gut befunden. . . . . .

Noch muß ich bemerken, daß Goethe meint: Sie müßten freilich in der Druckſchrift angeben, warum ‚Die Jungfrau von Orleans‘ zuerſt in Leipzig und nicht in Weimar aufgeführt worden, allein man könnte ſich in der Anzeige dieſes Umſtandes kurz faſſen und allenfalls nur ſagen, daß Theaterverhältniſſe daran ſchuldgeweſen ſeien.

1235.

1829, 16. December.

Mit Eckermann.

Heute nach Tiſche las Goethe mir die zweite Scene des zweiten Actes von ‚Fauſt‘, wo Mephiſtopheles zu Wagner geht, der durch chemiſche Künſte einen Menſchen zu machen im Begriff iſt. Das Werk gelingt, der Homunculus erſcheint in der Flaſche als leuchtendes Weſen und iſt ſogleich thätig. Wagner's Fragen über unbegreifliche Dinge lehnt er ab, das Raiſonniren iſt nicht ſeine Sache; er will handeln, und da iſt ihm das Nächſte unſer Held Fauſt, der in ſeinem paralyſirten Zuſtande einer höhern Hilfe bedarf. Als ein Weſen, dem die Gegenwart durchaus klar und durchſichtig iſt, ſieht der Homunculus das Innere des ſchlafenden Fauſt,

den ein schöner Traum von der Leda beglückt, wie sie in anmuthiger Gegend badend von Schwänen besucht wird. Indem der Homunculus diesen Traum ausspricht, erscheint vor unserer Seele das reizendste Bild. Mephistopheles sieht davon nichts, und der Homunkulus verspottet ihn wegen seiner nordischen Natur.

„Überhaupt," sagte Goethe, „werden Sie bemerken, daß der Mephistopheles gegen den Homunculus in Nachtheil zu stehen kommt, der ihm an geistiger Klarheit gleicht und durch seine Tendenz zum Schönen und förderlich Thätigen so viel vor ihm voraus hat. Übrigens nennt er ihn Herr Vetter; denn solche geistige Wesen wie der Homunculus, die durch eine vollkommene Menschwerdung noch nicht verdüstert und beschränkt worden, zählte man zu den Dämonen, wodurch denn unter beiden eine Art von Verwandtschaft existirt."

„„Gewiß,"" sagte ich, „„erscheint der Mephistopheles hier in einer untergeordneten Stellung, allein ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß er zur Entstehung des Homunculus heimlich gewirkt hat, so wie wir ihn bisher kennen und wie er auch in der Helena immer als heimlich wirkendes Wesen erscheint. Und so hebt er sich denn imganzen wieder und kann sich in seiner superioren Ruhe im einzelnen wohl etwas gefallen lassen.""

„Sie empfinden das Verhältniß sehr richtig," sagte Goethe; „es ist so, und ich habe schon gedacht, ob ich

nicht dem Mephistopheles, wie er zu Wagner geht und der Homunculus im Werden ist, einige Verse in den Mund legen soll, wodurch seine Mitwirkung ausgesprochen und dem Leser deutlich würde."

„„Das könnte nicht schaden,"" sagte ich. „„Angedeutet jedoch ist es schon, indem Mephistopheles die Scene mit den Worten schließt:

Am Ende hängen wir doch ab
Von Creaturen, die wir machten."

„Sie haben recht," sagte Goethe, „dies könnte dem Aufmerkenden fast genug sein; indeß will ich doch noch auf einige Verse sinnen."

„„Aber,"" sagte ich, „„jenes Schlußwort ist ein großes, das man nicht so leicht ausdenken wird.""

„Ich dächte," sagte Goethe, „man hätte eine Weile daran zu zehren. Ein Vater, der sechs Söhne hat, ist verloren, er mag sich stellen wie er will. Auch Könige und Minister, die viele Personen zu großen Stellen gebracht haben, mögen aus ihrer Erfahrung sich etwas dabei denken können."

Faust's Traum von der Leda trat mir wieder vor die Seele, und ich übersah dieses im Geist als einen höchst bedeutenden Zug in der Composition.

„„Es ist wunderbar,"" sagte ich, „„wie in einem solchen Werke die einzelnen Theile aufeinander sich beziehen, aufeinander wirken und einander ergänzen und heben. Durch diesen Traum von der Leda hier im zweiten

Act gewinnt später die Helena erst ihr eigentliche Fundament. Dort ist immer von Schwänen und einer Schwanerzeugten die Rede, aber hier erscheint diese Handlung selbst, und wenn man nun mit dem sinnlichen Eindruck solcher Situation später zur Helena kommt, wie wird dann alles deutlicher und vollständiger erscheinen!"

Goethe gab mir recht, und es schien ihm lieb, daß ich dieses bemerkte. „So auch," sagte er, „werden Sie finden, daß schon immer in diesen frühern Acten das Classische und Romantische anklingt und zur Sprache gebracht wird, damit es, wie auf einem steigenden Terrain, zur Helena hinaufgehe, wo beide Dichtungsformen entschieden hervortreten und eine Art von Ausgleichung finden."

Die Franzosen," fuhr Goethe fort, „fangen nun auch an über diese Verhältnisse richtig zu denken. ‚Es ist alles gut und gleich,' sagen sie, ‚Classisches wie Romantisches, es kommt nur darauf an, daß man sich dieser Formen mit Verstand zu bedienen und darin vortrefflich zu sein vermöge. So kann man auch in beiden absurd sein, und dann taugt das eine so wenig wie das andere.' Ich dächte, das wäre vernünftig und ein gutes Wort, womit man sich eine Weile beruhigen könnte."

der nur gewöhnliche Fähigkeiten besitzt; denn jener kann leichter verbildet und viel heftiger auf falsche Wege gestoßen werden, als dieser.

Aber, versetzte Wilhelm, wird das Genie sich nicht selbst retten, die Wunden, die es sich geschlagen, selbst heilen?

Mit nichten, versetzte der andere, oder wenigstens nur nothdürftig; denn niemand glaube die ersten Eindrücke der Jugend verwinden zu können. Ist er in einer löblichen Freyheit, umgeben von schönen und edlen Gegenständen, in dem Umgange mit guten Menschen aufgewachsen, haben ihn seine Meister das gelehrt, was er zuerst wissen mußte, um das übrige leichter zu begreifen, hat er gelernt, was er nie zu verlernen braucht, wurden seine ersten Handlungen so geleitet, daß er das Gute künftig leichter und bequemer vollbringen kann, ohne sich

1236.

1829, 20. December.

Mit Eckermann.

Bei Goethe zu Tische. Wir sprachen vom Kanzler [v. Müller], und ich fragte Goethe, ob er ihm bei seiner Zurückkunft aus Italien keine Nachricht von Manzoni mitgebracht. „Er hat mir über ihn geschrieben," sagte Goethe. „Der Kanzler hat Manzoni besucht, er lebt auf seinem Landgute in der Nähe von Mailand und ist zu meinem Bedauern fortwährend kränklich."

„„Es ist eigen,"" sagte ich, „„daß man so häufig bei ausgezeichneten Talenten, besonders bei Poeten findet, daß sie eine schwächliche Constitution haben.""

„Das Außerordentliche, was solche Menschen leisten," sagte Goethe, „setzt eine sehr zarte Organisation voraus, damit sie seltener Empfindungen fähig sein und die Stimme der Himmlischen vernehmen mögen. Nun ist eine solche Organisation im Conflict mit der Welt und den Elementen leicht gestört und verletzt, und wer nicht, wie Voltaire, mit großer Sensibilität eine außerordentliche Zähheit verbindet, ist leicht einer fortgesetzten Kränklichkeit unterworfen. Schiller war auch beständig krank. Als ich ihn zuerst kennen lernte, glaubte ich, er lebte keine vier Wochen. Aber auch er hatte eine gewisse Zähheit: er hielt sich noch die vielen Jahre und hätte sich bei gesünderer Lebensweise noch länger halten können."

Wir sprachen vom Theater, und inwiefern eine gewisse Vorstellung gelungen sei.

„Ich habe Unzelmann in dieser Rolle gesehen," sagte Goethe, „bei dem es einem immer wohl wurde, und zwar durch die große Freiheit seines Geistes, die er uns mittheilte. Denn es ist mit der Schauspielkunst wie mit allen übrigen Künsten: was der Künstler thut oder gethan hat, setzt uns in die Stimmung, in der er selber war, da er es machte. Eine freie Stimmung des Künstlers macht uns frei, dagegen eine beklommene macht uns bänglich. Diese Freiheit im Künstler ist gewöhnlich dort, wo er ganz seiner Sache gewachsen ist, weshalb es uns denn bei niederländischen Gemälden so wohl wird, indem jene Künstler das nächste Leben darstellten, wovon sie vollkommen Herr waren. Sollen wir nun im Schauspieler diese Freiheit des Geistes empfinden, so muß er durch Studium, Phantasie und Naturell vollkommen Herr seiner Rolle sein, alle körperlichen Mittel müssen ihm zu Gebote stehen, und eine gewisse jugendliche Energie muß ihn unterstützen. Das Studium ist indessen nicht genügend ohne Einbildungskraft, und Studium und Einbildungskraft nicht hinreichend ohne Naturell. Die Frauen thun das meiste durch Einbildungskraft und Temperament, wodurch denn die Wolff so vortrefflich war."

Wir unterhielten uns ferner über diesen Gegenstand, wobei die vorzüglichsten Schauspieler der weima-

rischen Bühne zur Sprache kamen und mancher einzelnen Rolle mit Anerkennung gedacht wurde.

Mir trat indeß der „Faust“ wieder vor die Seele, und ich gedachte des Homunculus, und wie man diese Figur auf der Bühne deutlich machen wolle. „„Wenn man auch das Persönchen selber nicht sähe,““ sagte ich, „„doch das Leuchtende in der Flasche müßte man sehen, und das Bedeutende, was er zu sagen hat, müßte doch so vorgetragen werden, wie es von einem Kinde nicht geschehen kann.““

„Wagner,“ sagte Goethe, „darf die Flasche nicht aus den Händen lassen, und die Stimme müßte so kommen, als wenn sie aus der Flasche käme. Es wäre eine Rolle für einen Bauchredner, wie ich deren gehört habe, und der sich gewiß gut aus der Affaire ziehen würde.“

So auch gedachten wir des großen Carnevals, und inwiefern es möglich, es auf der Bühne zur Erscheinung zu bringen. „„Es wäre doch noch ein wenig mehr,““ sagte ich, „„wie der Markt von Neapel.““

„Es würde ein sehr großes Theater erfordern,“ sagte Goethe, „und es ist fast nicht denkbar.“

„„Ich hoffe es noch zu erleben,““ war meine Antwort. „„Besonders freue ich mich auf den Elefanten, von der Klugheit gelenkt, die Viktoria oben, und Furcht und Hoffnung in Ketten an den Seiten. Es ist doch eine Allegorie wie sie nicht leicht besser existiren möchte.““

„Es wäre auf der Bühne nicht der erste Elefant," sagte Goethe. „In Paris spielt einer eine völlige Rolle; er ist von einer Volkspartei und nimmt dem einen König die Krone ab und setzt sie dem andern auf, welches freilich grandios sein muß. Sodann, wenn am Schlusse des Stücks der Elefant herausgerufen wird, erscheint er ganz allein, macht seine Verbeugung und geht wieder zurück. Sie sehen also, daß bei unserem Carneval auf den Elefanten zu rechnen wäre. Aber das Ganze ist viel zu groß und erfordert einen Regisseur, wie es deren nicht leicht giebt."

„„Es ist aber so voller Glanz und Wirkung,"" sagte ich, „„daß eine Bühne es sich nicht leicht wird entgehen lassen. Und wie es sich aufbaut und immer bedeutender wird! Zuerst schöne Gärtnerinnen und Gärtner, die das Theater decoriren und zugleich eine Masse bilden, sodaß es den immer bedeutender werdenden Erscheinungen nicht an Umgebung und Zuschauern mangelt; dann, nach dem Elefanten, das Drachengespann aus dem Hintergrunde durch die Lüfte kommend, über den Köpfen hervor; ferner die Erscheinung des großen Pan, und wie zuletzt alles in scheinbarem Feuer steht und schließlich von herbeiziehenden feuchten Nebelwolken gedämpft und gelöscht wird! Wenn das alles so zur Erscheinung käme, wie Sie es gedacht haben, das Publicum müßte vor Erstaunen dasitzen und gestehen, daß es ihm an Geist und Sinnen fehle, den Reichthum solcher Erscheinungen würdig aufzunehmen.""

„Geht nur," sagte Goethe, „und laßt mir das Publicum, von dem ich nichts hören mag. Die Hauptsache ist, daß es geschrieben steht; mag nun die Welt damit gebaren, so gut sie kann, und es benutzen, so weit sie es fähig ist."

Wir sprachen darauf über den Knaben Lenker.

„Daß in der Maske des Plutus der Faust steckt, und in der Maske des Geizes der Mephistopheles, werden Sie gemerkt haben. Wer aber ist der Knabe Lenker?" Ich zauderte und wußte nicht zu antworten. „Es ist der Euphorion!" sagte Goethe.

„„Wie kann aber dieser,"" fragte ich, „„schon hier im Carneval erscheinen, da er doch erst im dritten Act geboren wird?""

„Der Euphorion," antwortete Goethe, „ist kein menschliches, sondern nur ein allegorisches Wesen. Es ist in ihm die Poesie personificirt, die an keine Zeit, an keinen Ort und an keine Person gebunden ist. Derselbige Geist, dem es später beliebt Euphorion zu sein, erscheint jetzt als Knabe Lenker, und er ist darin den Gespenstern ähnlich, die überall gegenwärtig sein und zu jeder Stunde hervortreten können."

1237.

1829, 27. December.

Mit Eckermann und August v. Goethe.

Heute nach Tische las Goethe mir die Scene vom Papiergelde.

„Sie erinnern sich," sagte er, „daß bei der Reichsversammlung das Ende vom Liede ist, daß es an Geld fehlt, welches Mephistopheles zu verschaffen verspricht. Dieser Gegenstand geht durch die Maskerade fort, wo Mephistopheles es anzustellen weiß, daß der Kaiser in der Maske des großen Pan ein Papier unterschreibt, welches, dadurch zu Geldeswerth erhoben, tausendmal vervielfältigt und verbreitet wird.

In dieser Scene nun wird die Angelegenheit vor dem Kaiser zur Sprache gebracht, der noch nicht weiß, was er gethan hat. Der Schatzmeister übergiebt die Banknoten und macht das Verhältniß deutlich. Der Kaiser, anfänglich erzürnt, dann bei näherer Einsicht in den Gewinn hoch erfreut, macht mit der neuen Papiergabe seiner Umgebung reichliche Geschenke und läßt im Abgehen noch einige tausend Kronen fallen, die der dicke Narr zusammenrafft und sogleich geht, um das Papier in Grundbesitz zu verwandeln."

Indem Goethe die herrliche Scene las, freute ich mich über den glücklichen Griff, daß er das Papiergeld von Mephistopheles herleitet und dadurch ein Hauptinteresse des Tages so bedeutend verknüpft und verewigt.

Kaum war die Scene gelesen und manches darüber hin- und hergesprochen, als Goethes Sohn herunterkam und sich zu uns an den Tisch setzte. Er erzählte uns von Coopers letztem Roman, den er gelesen und den er in seiner anschaulichen Art auf das beste referirte.

Von unſerer geleſenen Scene verriethen wir nichts, aber er ſelbſt fing ſehr bald an viel über preußiſche Treſorſcheine zu reden, und daß man ſie über den Werth bezahle. Während der junge Goethe ſo ſprach, blickte ich den Vater an mit einigem Lächeln, welches er erwiederte, und wodurch wir uns zu verſtehen gaben, wie ſehr das Dargeſtellte an der Zeit ſei.

1238.

1829, 30. December.

Mit Eckermann.

..Heute nach Tiſche las Goethe mir die fernere Scene.

„Nachdem ſie nun am kaiſerlichen Hofe Geld haben," ſagte er, „wollen ſie amüſirt ſein. Der Kaiſer wünſcht Paris und Helena zu ſehen, und zwar ſollen ſie durch Zauberkünſte in Perſon erſcheinen. Da aber Mephiſtopheles mit dem griechiſchen Alterthum nichts zu thun und über ſolche Figuren keine Gewalt hat, ſo bleibt dieſes Werk Fauſten zugeſchoben, dem es auch vollkommen gelingt. Was aber Fauſt unternehmen muß, um die Erſcheinung möglich zu machen, iſt noch nicht ganz vollendet, und ich leſe es Ihnen das nächſte Mal. Die Erſcheinung von Paris und Helena ſelbſt aber ſollen Sie heute hören."

1239.

1829.

Mit Caroline Pentheler.

a.

Sie erhielt zuerſt von ihm einen Beſuch, den ſie erwiederte; ſie kam dann noch einmal wie auch er, wobei er dann die [Weimarer Jubiläums-] Medaillen überbrachte. „Ich kann" — ſagte er — „mich nicht erinnern, daß ſeit Langem etwas ſolchen Eindruck und ſolch Vergnügen mir gemacht hätte, wie Ihr Spiel" — und ließ ſich aus über Muſik und Vortrag. Zu Müller hatte er geſagt: er hätte wieder eine jener Künſtlerinnen zu hören erwartet, welche die größte Mühe darauf verwenden, ſchwere Paſſagen durchzuführen; denn das ſei man von den Virtuoſen gewohnt; allein er habe ſich darin getäuſcht und ſeelenvolle, tiefe, gemüthreiche Muſik gehört.

Goethe hatte in ſeinem Hauſe auch einen Flügel, da mußte Caroline öfters ſpielen — einmal ganze drei Viertelſtunden lang, indeß Goethe daſaß, die Rechte in die Bruſt gelegt und ſtill in ſich gekehrt.

b.

Bei Überreichung der gedachten Medaillen ſprach Goethe:

„Nehmen Sie das! und wenn ich einmal nicht mehr bin, erlangt es vielleicht für Sie einen Werth in den Erinnerungen, die es Ihnen zurückrufen ſoll."

1240.

1830, 3. Januar.

Mit Eckermann.

Goethe zeigte mir das englische Taschenbuch ‚Keepsake' für 1830, mit sehr schönen Kupfern und einigen höchst interessanten Briefen von Lord Byron, die ich zum Nachtisch las. Er selbst hatte derweil die neueste französische Übersetzung seines ‚Faust' von Gérard zur Hand genommen, worin er blätterte und mitunter zu lesen schien.

„Es gehen mir wunderliche Gedanken durch den Kopf," sagte er, „wenn ich bedenke, daß dieses Buch noch jetzt in einer Sprache gilt, in der vor funfzig Jahren Voltaire geherrscht hat. Sie können sich hierbei nicht denken, was ich mir denke, und haben keinen Begriff von der Bedeutung, die Voltaire und seine großen Zeitgenossen in meiner Jugend hatten, und wie sie die ganze sittliche Welt beherrschten. Es geht aus meiner Biographie nicht deutlich hervor, was diese Männer für einen Einfluß auf meine Jugend gehabt, und was es mich gekostet, mich gegen sie zu wehren und mich auf eigene Füße in ein wahres Verhältniß zur Natur zu stellen."

Wir sprachen über Voltaire Ferneres, und Goethe recitirte mir das Gedicht ‚Les Systèmes', woraus ich mir abnahm, wie sehr er solche Sachen in seiner Jugend mußte studirt und sich angeeignet haben.

Die erwähnte Übersetzung von Gérard, obgleich größtentheils in Prosa, lobte Goethe als sehr gelungen. „Im Deutschen," sagte er, „mag ich den ‚Faust' nicht mehr lesen, aber in dieser französischen Übersetzung wirkt alles wieder durchaus frisch, neu und geistreich.

Der ‚Faust'," fuhr er fort, „ist doch ganz etwas Inkommensurables, und alle Versuche, ihn dem Verstande näher zu bringen, sind vergeblich. Auch muß man bedenken, daß der erste Theil aus einem etwas dunkeln Zustande des Individuums hervorgegangen. Aber eben dieses Dunkel reizt die Menschen, und sie mühen sich daran ab, wie an allen unauflösbaren Problemen."

1241.

1830, 10. Januar.

Mit Eckermann.

Heute zum Nachtisch bereitete Goethe mir einen hohen Genuß, indem er mir die Scene vorlas, wo Faust zu den Müttern geht.

Das Neue, Ungeahnte des Gegenstandes, sowie die Art und Weise wie Goethe mir die Scene vortrug, ergriff mich wundersam, sodaß ich mich ganz in die Lage von Faust versetzt fühlte, den bei der Mittheilung des Mephistopheles gleichfalls ein Schauer überläuft.

Ich hatte das Dargestellte wohl gehört und wohl empfunden, aber es blieb mir so vieles räthselhaft, daß

irgend etwas abgewöhnen zu müssen; so wird dieser Mensch ein reineres, vollkommneres und glücklicheres Leben führen, als ein anderer, der seine ersten Jugendkräfte im Widerstand und im Irrthum zugesetzt hat. Es wird so viel von Erziehung gesprochen und geschrieben, und ich sehe nur wenig Menschen, die den einfachen aber großen Begriff, der alles andere in sich schließt, fassen und in die Ausführung übertragen können.

Das mag wohl wahr seyn, sagte Wilhelm, denn jeder Mensch ist beschränkt genug, den andern zu seinem Ebenbild erziehen zu wollen. Glücklich sind diejenigen daher, deren sich das Schicksal annimmt, das jeden nach seiner Weise erzieht!

Das Schicksal, versetzte lächelnd der andere, ist ein vornehmer, aber theurer Hofmeister. Ich würde mich immer lieber an

ich mich gedrungen fühlte, Goethe um einigen Aufschluß zu bitten. Er aber, in seiner gewöhnlichen Art, hüllte sich in Geheimnisse, indem er mich mit großen Augen anblickte und mir die Worte wiederholte:

Die Mütter! Mütter! 's klingt so wunderlich!

„Ich kann Ihnen weiter nichts verrathen," sagte er darauf, „als daß ich beim Plutarch gefunden, daß im griechischen Alterthume von Müttern als Gottheiten die Rede gewesen. Dies ist alles, was ich der Überlieferung verdanke, das übrige ist meine eigene Erfindung. Ich gebe Ihnen das Manuscript mit nach Hause, studiren Sie alles wohl und sehen Sie zu, wie Sie zurechtkommen."

1242.

1830, 11. Januar.

Mit v. Müller.

Ich traf Goethen gegen Abend ziemlich abgespannt und einsilbig, es gelang mir jedoch, nach vielen vergeblichen Versuchen, ihn endlich munter, gesprächig und heiter zu machen.

Darüber war ich sehr froh; denn nichts ist peinlicher als das Zusammensein mit ihm, wenn er jeden Gesprächsfaden sogleich fallen läßt, oder abreißt, auf jede Frage mit: „Gute Menschen! es ist ihnen aber nicht zu helfen;" oder „da mögt ihr jungen Leute zu-

ſehen, ich bin zu alt dazu," antwortet und manche lange Pauſe mit nichts als hm! hm! ausfüllt, auch wohl den Kopf wie aus Schläfrigkeit ſinken läßt.

Als ich ihn an den Brief an den König von Bayern mahnte, fing er zuerſt Feuer. „Wenn ich nur jemanden hätte, der meine Briefe, wenn ſie fertig dictirt ſind, gleich expedirte.

Aber gar oft, wenn die Reinſchrift mir vorliegt, gefallen ſie mir nicht mehr, weil ſich indeß meine Stimmung verändert hat. Während ich dictire, denke ich mir die Perſon, an die ich ſchreibe, als gegenwärtig, überlaſſe mich naiverweiſe dem Eindruck des Moments und meinem Gefühl, ſpäter aber vermiſſe ich jene Gegenwart und finde nun manches abſurd und unpaſſend für den Abweſenden. Der Brief an den König iſt fertig, ſogar mundirt, aber ich kann mich nicht entſchließen ihn abzuſenden."

Labourdonnaye's Austritt aus dem Miniſterium piquirte ihn; er möchte die wahre Urſache wiſſen. Auf meine Frage, was er denn eigentlich bei der jetzigen Kriſis in Paris prophezeie? erwiederte er: „Leider glaube ich, daß die Miniſter irgend einen Gewaltſchritt thun werden, aber ich kann mir doch nicht denken, daß die Liberalen ſich gewaltſam opponiren, es ſind zu wenige Revolutions-Momente dermalen im Volke vorhanden, und dem Gouvernement ſtehen lauter Leute gegenüber, die zu viel zu verlieren haben. Ich bin jetzt im zehnten Bande der St. Simon'ſchen Memoiren, die

mich aber zu ennuyiren anfangen, da die Periode der Regentschaft herangekommen! Habe ich mich schon geärgert, daß der verständige, kluge, brave St. Simon unter Louis XIV. keinen Einfluß gewonnen, so ist es nun doppelt verdrießlich, ihn unter dem Halbmenschen Orleans so ganz null an politisch praktischer Wirksamkeit zu sehen. Jener König ist doch noch eine stattliche Figur, ein Tyrann, ein Herrscher von pronoucirter Farbe gewesen, aber Orleans weiß durchaus nicht was er will, ist rein gar nichts."

Als ich von der bewundernswürdigen Menge seiner täglichen Lectüre sprach, versicherte er, im Durchschnitt wenigstens einen Octavband täglich zu lesen. So habe er kürzlich einen ganzen Band absurder Krummacher'scher Predigten durchlesen, ja einen Aufsatz darüber zusammen zu bringen versucht, den er an Röhr mittheilen wolle. Mir freilich werde seine Geduld dabei verwunderlich erscheinen, weil ich diese Predigten nur in Beziehung auf mich beurtheile; aber ihm sei daran gelegen, so ein tolles Individuum ganz kennen zu lernen und zu ergründen, wie es sich zu unserer Zeit und Bildung verhielte und sich darin habe gestalten können. Das zweite Gedicht „An Ihn" im Chaos*) hielt er von einem Manne verfaßt; es sei bei aller poetischen Form-

*) In Nr. 13: „Kann ich trösten, darf ich neten?" [Es ist mit derselben Chiffre gezeichnet, wie: „Ist das Chaos doch beim Himmel."]

gerechtigkeit gar zu unweiblich, abstract, zu arrogant. Er redete mir sehr zu, doch meinen Pisaner Excurs ins Chaos zu geben und lobte meine italienischen Tagebücher ungemein.

1243.

1830, 18. Januar.

Mit Soret.

Goethe sprach über Lavater und sagte mir viel Gutes von seinem Character. Auch Züge von ihrer frühern intimen Freundschaft erzählte mir Goethe, und wie sie zu jener Zeit oft brüderlich zusammen in einem und demselbigen Bette geschlafen. „Es ist zu bedauern," fügte er hinzu, „daß ein schwacher Mysticismus dem Aufflug seines Genies so bald Grenzen setzte."

1244.

1830, 22. Januar.

Mit Soret.

Wir sprachen über die „Geschichte Napoleons" von Walter Scott.

„Es ist wahr," sagte Goethe, „man kann dem Verfasser dabei große Ungenauigkeiten und eine ebenso große Parteilichkeit vorwerfen, allein gerade diese beiden Mängel geben seinem Werke in meinen Augen einen ganz besondern Werth. Der Erfolg des Buchs war in

England über alle Begriffe groß, und man sieht also, daß Walter Scott eben in seinem Haß gegen Napoleon und die Franzosen der wahre Dolmetscher und Repräsentant der englischen Volksmeinung und des englischen Nationalgefühls gewesen ist. Sein Buch wird keineswegs ein Dokument für die Geschichte Frankreichs, allein es wird eins für die Geschichte Englands sein. Auf jeden Fall aber ist es eine Stimme, die bei diesem wichtigen historischen Prozeß nicht fehlen durfte.

„Überhaupt ist es mir angenehm, über Napoleon die entgegengesetztesten Meinungen zu hören. Ich lese jetzt das Werk von Bignon [Histoire de France depuis le 18 brumaire jusqu'à la paix de Tilsit], welches mir einen ganz besondern Werth zu haben scheint.

1245.

1830, 24. Januar.

Mit Eckermann.

„Ich habe dieser Tage einen Brief von unserm berühmten Salzbohrer in Stotternheim [Salinendirector Glenck] erhalten," sagte Goethe, „der einen merkwürdigen Eingang hat und wovon ich Ihnen erzählen muß.

‚Ich habe eine Erfahrung gemacht', schreibt er, ‚die mir nicht verloren sein soll.' Was aber folgt auf solchen Eingang? Es handelt sich um nichts Geringeres als den Verlust von wenigstens tausend Thalern. Den

Schacht, wo es durch weichern Boden und Gestein zwölfhundert Fuß tief zum Steinsalz hinabgeht, hat er unvorsichtigerweise an den Seiten nicht unterstützt; der weichere Boden hat sich abgelöst und die Grube unten so verschlämmt, daß es jetzt einer höchst kostspieligen Operation bedarf, um den Schlamm herauszubringen. Er wird sodann die zwölfhundert Fuß hinunter metallene Röhren einsetzen, um für die Folge vor einem ähnlichen Unglück sicher zu sein. Er hätte es gleich thun sollen, und er hätte es auch sicher gleich gethan, wenn solche Leute nicht eine Verwegenheit besäßen, wovon man keinen Begriff hat, die aber dazu gehört, um eine solche Unternehmung zu wagen. Er ist aber durchaus ruhig bei dem Unfall und schreibt ganz getrost: ‚Ich habe eine Erfahrung gemacht, die mir nicht verloren sein soll.‘ Das nenne ich doch noch einen Menschen, an dem man Freude hat, und der, ohne zu klagen, gleich wieder thätig ist und immer auf den Füßen steht. Was sagen Sie dazu, ist es nicht artig?"

„„Es erinnert mich an Sterne,"" antwortete ich, „„welcher beklagt, sein Leiden nicht wie ein vernünftiger Mann benutzt zu haben.""

„Es ist etwas Ähnliches," sagte Goethe.

„„Auch muß ich an Behrisch denken,"" fuhr ich fort, „„wie er Sie belehrt was Erfahrung sei, welches Kapitel ich gerade dieser Tage zu abermaliger Erbauung gelesen: ‚Erfahrung aber ist, daß man erfahrend erfährt,

was erfahren zu haben man nicht gern erfahren haben möchte.'""

„Ja," sagte Goethe lachend, „das sind die alten Späße, womit wir so schändlich unsere Zeit verdarben!"

„„Behrisch,"" fuhr ich fort, „„scheint ein Mensch gewesen zu sein voller Anmuth und Zierlichkeit. Wie artig ist der Spaß im Weinkeller, wo er abends den jungen Menschen verhindern will, zu seinem Liebchen zu gehen, dieses auf die heiterste Weise vollbringt, indem er seinen Degen umschnallt, bald so und bald so, sodaß er alle zum Lachen bringt und den jungen Menschen die Stunde des Rendezvous darüber vergessen macht.""

„Ja," sagte Goethe, „es war artig; es wäre eine der anmuthigsten Scenen auf der Bühne, wie denn Behrisch überall für das Theater ein guter Charakter war."

Wir wiederholten darauf gesprächsweise alle die Wunderlichkeiten, die von Behrisch in Goethes ‚Leben' erzählt werden. Seine graue Kleidung, wo Seide, Sammt und Wolle gegeneinander eine abstechende Schattierung gemacht, und wie er darauf studirt habe, immer noch ein neues Grau auf seinen Körper zu bringen; dann wie er die Gedichte geschrieben, den Setzer nachgeäfft und den Anstand und die Würde des Schreibenden hervorgehoben; auch wie es sein Lieblingszeitvertreib gewesen, im Fenster zu liegen, die Vorbeigehenden zu mustern und ihren Anzug in Gedanken so zu ver-

ändern, daß es höchst lächerlich gewesen sein würde, wenn die Leute sich so gekleidet hätten.

„Und dann sein gewöhnlicher Spaß mit dem Postboten," sagte Goethe, „wie gefällt Ihnen der, ist der nicht auch lustig?"

„„Der ist mir unbekannt,"" sagte ich, „„es steht davon nichts in Ihrem Leben.""

„Wunderlich!" sagte Goethe. „So will ich es Ihnen denn erzählen.

Wenn wir zusammen im Fenster lagen, und Behrisch in der Straße den Briefträger kommen sah, wie er von einem Hause ins andere ging, nahm er gewöhnlich einen Groschen aus der Tasche und legte ihn bei sich ins Fenster. ‚Siehst du den Briefträger?' sagte er dann zu mir gewendet, ‚er kommt immer näher und wird gleich hier oben sein, das sehe ich ihm an. Er hat einen Brief an dich, und was für einen Brief, keinen gewöhnlichen Brief, er hat einen Brief mit einem Wechsel — mit einem Wechsel! ich will nicht sagen wie stark. — Siehst du, jetzt kommt er herein. Nein! — Aber er wird gleich kommen. Da ist er wieder. Jetzt! — Hier, hier herein, mein Freund! hier herein! — Er geht vorbei! Wie dumm! O wie dumm! Wie kann einer nur so dumm sein und so unverantwortlich handeln! So unverantwortlich in doppelter Hinsicht: unverantwortlich gegen dich, indem er dir den Wechsel nicht bringt, den er für dich in Händen hat, und ganz unverantwortlich gegen sich selbst, indem er sich um

einen Groschen bringt, den ich schon für ihn zurechtgelegt hatte und den ich nun wieder einstecke.' So steckte er denn den Groschen mit höchstem Anstande wieder in die Tasche, und wir hatten etwas zu lachen."

Ich freute mich dieses Scherzes, der den übrigen vollkommen gleichsah. Ich fragte Goethe, ob er Behrisch später nie wiedergesehen.

„Ich habe ihn wiedergesehen," sagte Goethe, „und zwar bald nach meiner Ankunft in Weimar, ungefähr im Jahre 1776, wo ich mit dem Herzog eine Reise nach Dessau machte, wohin Behrisch von Leipzig aus als Erzieher des Erbprinzen berufen war. Ich fand ihn noch ganz wie sonst, als feinen Hofmann und vom besten Humor."

„„Was sagte er dazu,"" fragte ich, „„daß Sie in der Zwischenzeit so berühmt geworden?""

„„Hab' ich es dir nicht gesagt?" war sein Erstes, war es nicht gescheidt, daß du damals die Verse nicht drucken ließest, und daß du gewartet hast, bis du etwas ganz Gutes machtest? Freilich, schlecht waren damals die Sachen auch nicht; denn sonst hätte ich sie nicht geschrieben. Aber wären wir zusammengeblieben, so hättest du auch die andern nicht sollen drucken lassen; ich hätte sie dir auch geschrieben und es wäre ebenso gut gewesen.' Sie sehen, er war noch ganz der Alte. Er war bei Hofe sehr gelitten, ich sah ihn immer an der fürstlichen Tafel.

Zuletzt habe ich ihn im Jahre 1801 gesehen, wo er schon alt war, aber immer noch in der besten Laune. Er bewohnte einige sehr schöne Zimmer im Schlosse, deren eins er ganz mit Geranien angefüllt hatte, womit man damals eine besondere Liebhaberei trieb. Nun hatten aber die Botaniker unter den Geranien einige Unterscheidungen und Abtheilungen gemacht und einer gewissen Sorte den Namen Pelargonien beigelegt. Darüber konnte sich nun der alte Herr nicht zufrieden geben, und er schimpfte auf die Botaniker. ‚Die dummen Kerle!' sagte er; ‚ich denke, ich habe das ganze Zimmer voll Geranien, und nun kommen sie und sagen, es seien Pelargonien. Was thu' ich aber damit, wenn es keine Geranien sind, und was soll ich mit Pelargonien!' So ging es nun halbe Stunden lang fort, und Sie sehen, er war sich vollkommen gleich geblieben."

Wir sprachen sodann über die ‚Classische Walpurgisnacht', deren Anfang Goethe mir vor einigen Tagen gelesen. „Der mythologischen Figuren, die sich hierbei zudrängen," sagte er, „sind eine Unzahl; aber ich hüte mich und nehme bloß solche, die bildlich den gehörigen Eindruck machen. Faust ist jetzt mit dem Chiron zusammen, und ich hoffe, die Scene soll mir gelingen. Wenn ich mich fleißig dazuhalte, kann ich in ein paar Monaten mit der ‚Walpurgisnacht' fertig sein. Es soll mich nun aber auch nichts wieder vom ‚Faust' abbringen; denn es wäre doch toll genug, wenn ich es

die Vernunft eines menschlichen Meisters halten. Das Schicksal, für dessen Weisheit ich alle Ehrfurcht trage, mag an dem Zufall, durch den es wirkt, ein sehr ungelenkes Organ haben. Denn selten scheint dieser genau und rein auszuführen, was jenes beschlossen hatte.

Sie scheinen einen sehr sonderbaren Gedanken auszusprechen, versetzte Wilhelm.

Mit nichten! Das meiste, was in der Welt begegnet, rechtfertigt meine Meinung. Zeigen viele Begebenheiten im Anfange nicht einen großen Sinn, und gehen die meisten nicht auf etwas albernes hinaus?

Sie wollen scherzen.

Und ist es nicht, fuhr der andere fort, mit dem, was einzelnen Menschen begegnet, eben so? Gesetzt, das Schicksal hätte einen zu einem guten Schauspieler bestimmt, (und warum solle es uns nicht auch mit guten

erlebte ihn zu vollenden! Und möglich iſt es; der fünfte Act iſt ſo gut wie fertig, und der vierte wird ſich ſodann wie von ſelber machen."

Goethe ſprach darauf über ſeine Geſundheit und pries ſich glücklich, ſich fortwährend vollkommen wohl zu befinden. „Daß ich mich jetzt ſo gut halte," ſagte er; „verdanke ich Vogel; ohne ihn wäre ich längſt abgefahren. Vogel iſt zum Arzt wie geboren und überhaupt einer der genialſten Menſchen, die mir je vorgekommen ſind. Doch wir wollen nicht ſagen wie gut er iſt, damit er uns nicht genommen werde."

1246.

1830, 25. Januar.

Mit Soret.

Ich brachte Goethen die Verzeichniſſe, die ich über die hinterlaſſenen Schriften Dumont's als Vorbereitung einer Herausgabe derſelben gemacht hatte. Goethe las ſie mit vieler Sorgfalt und ſchien erſtaunt über die Maſſe von Kenntniſſen, Intereſſen und Ideen, die er bei dem Autor ſo verſchiedener und reichhaltiger Manuſcripte vorauszuſetzen Urſache habe.

„Dumont," ſagte er, „muß ein Geiſt von großem Umfange geweſen ſein. Unter den Gegenſtänden, die er behandelt hat, iſt nicht ein einziger, der nicht an ſich intereſſant und bedeutend wäre, und die Wahl der Gegenſtände zeigt immer, was einer für ein Mann

und wes Geistes Kind er ist. Nun kann man zwar nicht verlangen, daß der menschliche Geist eine solche Universalität besitze, um alle Gegenstände mit einem gleichen Talent und Glück zu behandeln, aber wenn es auch dem Autor mit allen nicht auf gleiche Weise gelungen sein sollte, so giebt schon der bloße Vorsatz und Wille, sie zu behandeln, mir von ihm eine sehr hohe Meinung. Ich finde besonders merkwürdig und schätzbar, daß bei ihm überall eine praktische, nützliche und wohlwollende Tendenz vorwaltet."

Ich hatte ihm zugleich die ersten Kapitel der ‚Reise nach Paris' mitgebracht, die ich ihm vorlesen wollte, die er aber vorzog allein zu betrachten.

Er scherzte darauf über die Schwierigkeit des Lesens und den Dünkel vieler Leute, die ohne alle Vorstudien und vorbereitende Kenntnisse sogleich jedes philosophische und wissenschaftliche Werk lesen möchten, als wenn es eben nichts weiter als ein Roman wäre.

„Die guten Leutchen," fuhr er fort, „wissen nicht, was es einem für Zeit und Mühe gekostet, um lesen zu lernen. Ich habe achtzig Jahre dazu gebraucht und kann noch jetzt nicht sagen, daß ich am Ziele wäre.

1247

1830, 27. Januar.

Mit Eckermann.

Mittags mit Goethe sehr vergnügt bei Tische. Er sprach mit großer Anerkennung über Herrn von Mar-

tius. „Sein Aperçu der Spiraltendenz," sagte er, „ist von der höchsten Bedeutung. Hätte ich bei ihm noch etwas zu wünschen, so wäre es, daß er sein entdecktes Urphänomen mit entschiedener Kühnheit durchführte, und daß er die Courage hätte, ein Factum als Gesetz auszusprechen, ohne die Bestätigung allzu sehr im Weiten zu suchen."

Er zeigte mir darauf die Verhandlungen der Naturforschenden Versammlung zu Heidelberg, mit hintergedruckten Facsimiles der Handschriften, die wir betrachten und auf den Charakter schließen.

„Ich weiß recht gut," sagte Goethe, „daß bei diesen Versammlungen für die Wissenschaft nicht so viel herauskommt als man sich denken mag, aber sie sind vortrefflich, daß man sich gegenseitig kennen und möglicherweise lieben lerne, woraus denn folgt, daß man irgend eine neue Lehre eines bedeutenden Menschen wird gelten lassen, und dieser wiederum geneigt sein wird, uns in unsern Richtungen eines andern Faches anzuerkennen und zu fördern. Auf jeden Fall sehen wir, daß etwas geschieht, und niemand kann wissen was dabei herauskommt."

Goethe zeigte mir sodann einen Brief eines englischen Schriftstellers, mit der Adresse: An Se. Durchlaucht den Fürsten Goethe. „Diesen Titel," sagte Goethe lachend, „habe ich wahrscheinlich den deutschen Journalisten zu danken, die mich aus allzu großer Liebe wohl den deutschen Dichterfürsten genannt haben. Und

so hat denn der unschuldige deutsche Irrthum den ebenso unschuldigen Irrthum des Engländers zur Folge gehabt."

Goethe kam darauf wieder auf Herrn von Martius zurück und rühmte an ihm, daß er Einbildungskraft besitze. „Im Grunde," fuhr er fort, „ist ohne diese hohe Gabe ein wirklich großer Naturforscher gar nicht zu denken. Und zwar meine ich nicht eine Einbildungskraft, die ins Vage geht und sich Dinge imaginirt, die nicht existiren; sondern ich meine eine solche, die den wirklichen Boden der Erde nicht verläßt und mit dem Maßstabe des Wirklichen und Erkannten zu geahnten, vermutheten Dingen schreitet. Da mag sie denn prüfen, ob denn dieses Geahnte auch möglich sei und ob es nicht in Widerspruch mit andern bewußten Gesetzen komme. Eine solche Einbildungskraft setzt aber freilich einen weiten, ruhigen Kopf voraus, dem eine große Übersicht der lebendigen Welt und ihrer Gesetze zu Gebote steht."

Während wir sprachen, kam ein Paket mit einer Übersetzung der ‚Geschwister' ins Böhmische [von Czelakowsky], die Goethen große Freude zu machen schien.

1248.

1830, 27. Januar.

Mit v. Müller.

Ich traf ihn freundlich, doch etwas weniger munter als ſonſt; er war höchſt bekümmert um die Großherzogin-Mutter.

Als Pendant zur Gagern'ſchen Politik-Haustafel hatte er von 1828 Notizen an ſeine Schlafkammerthüre angenagelt, und bemerkte dabei: „Ich disponire bei der Bibliothekcaſſe über nichts, was nicht baar vorliegt; nur die Majeſtäten dürfen ſich dem Bankerott nähern. Man bildet ſich vergebens ein, daß man allen literariſchen Erſcheinungen face machen könnte; es geht einmal nicht; man tappt in allen Jahrhunderten, in allen Welttheilen herum und iſt doch nicht überall zu Hauſe, ſtumpft ſich Sinn und Urtheil ab, verliert Zeit und Kraft. Mir geht es ſelbſt ſo; ich bereue es aber zu ſpät. Man lieſt Folianten und Quartanten durch und wird um nichts klüger, als wenn man alle Tage in der Bibel läſe; man lernt nur, daß die Welt dumm iſt, und das kann man in der Seifengaſſe hier zunächſt auch erproben."

Er zeigte mir, wie die jetzt kleinere Venus gerade in ſo ſchöner, naher Conjunction mit dem Monde ſteht, auch den hellglänzenden Orion, und ſprach lange über den hohen Werth der Aſtronomie.

1249.

1830, 31. Januar.

Mit Eckermann.

Bei Goethe zu Tische. Wir sprachen über Milton. „Ich habe vor nicht langer Zeit seinen ‚Simson' gelesen," sagte Goethe, „der so im Sinne der Alten ist wie kein anderes Stück irgend eines neueren Dichters. Er ist sehr groß; und seine eigene Blindheit ist ihm zu statten gekommen, um den Zustand Simsons mit solcher Wahrheit darzustellen. Milton war in der That ein Poet, und man muß vor ihm allen Respect haben."

Es kommen verschiedene Zeitungen, und wir sehen in den Berliner Theaternachrichten, daß man Seeungeheuer und Walfische auf die dortige Bühne gebracht.

Goethe liest in der französischen Zeitschrift ‚Le Temps' einen Artikel über die enorme Besoldung der englischen Geistlichkeit, die mehr beträgt als die in der ganzen übrigen Christenheit zusammen. „Man hat behauptet," sagte Goethe, „die Welt werde durch Zahlen regiert: das aber weiß ich, daß die Zahlen uns belehren, ob sie gut oder schlecht regiert werde."

1250.

1830, 31. Januar.

Mit Soret und Erbgroßherzog Karl Alexander.

Besuch bei Goethe in Begleitung des Prinzen. Er empfing uns in seinem Arbeitszimmer.

Wir sprachen über die verschiedenen Ausgaben seiner Werke, wobei es mir auffallend war, von ihm zu hören, daß er den größten Theil dieser Editionen selber nicht besitze. Auch die erste Ausgabe seines ‚Römischen Carneval', mit Kupfern nach eigenen Originalzeichnungen, besitze er nicht. Er habe, sagte er, in einer Auktion sechs Thaler dafür geboten, ohne sie zu erhalten.

Er zeigte uns darauf das erste Manuscript seines ‚Götz von Berlichingen', ganz in der ursprünglichen Gestalt wie er es vor länger als funfzig Jahren auf Anregung seiner Schwester in wenigen Wochen geschrieben. Die schlanken Züge der Handschrift trugen schon ganz den freien klaren Charakter, wie ihn seine deutsche Schrift später immer behalten und auch noch jetzt hat. Das Manuscript war sehr reinlich, man las ganze Seiten ohne die geringste Correktur, sodaß man es eher für eine Copie als für einen ersten raschen Entwurf hätte halten sollen.

Seine frühesten Werke hat Goethe, wie er uns sagte, alle mit eigener Hand geschrieben, auch seinen ‚Werther'; doch ist das Manuscript verloren gegangen.

In ſpäterer Zeit dagegen hat er faſt alles dictirt, und nur Gedichte und flüchtig notirte Pläne finden ſich von ſeiner eigenen Hand. Sehr oft hat er nicht daran gedacht, von einem neuen Product eine Abſchrift nehmen zu laſſen; vielmehr hat er häufig die koſtbarſte Dichtung dem Zufall preisgegeben, indem er öfter als einmal das einzige Exemplar, das er beſaß, nach Stuttgart in die Druckerei ſchickte.

Nachdem wir das Manuſcript des ‚Berlichingen' genugſam betrachtet, zeigte Goethe uns das Original ſeiner ‚Italieniſchen Reiſe'. In dieſen täglich niedergeſchriebenen Beobachtungen und Bemerkungen finden ſich in Bezug auf die Handſchrift dieſelbigen guten Eigenſchaften wie bei ſeinem ‚Götz'. Alles iſt entſchieden, feſt und ſicher, nichts iſt corrigirt, und man ſieht, daß dem Schreibenden das Detail ſeiner augenblicklichen Notizen immer friſch und klar vor der Seele ſtand. Nichts iſt veränderlich und wandelbar, ausgenommen das Papier, das in jeder Stadt, wo der Reiſende ſich aufhielt, in Format und Farbe ſtets ein anderes wurde.

1251.

1830, 3. Februar.

Mit Eckermann.

Bei Goethe zu Tiſche. Wir ſprachen über Mozart. „Ich habe ihn als ſiebenjährigen Knaben geſehen,"

ſagte Goethe, „wo er auf einer Durchreiſe ein Concert gab. Ich ſelber war etwa vierzehn Jahre alt, und ich erinnere mich des kleinen Mannes in ſeiner Friſur und Degen noch ganz deutlich.“ Ich machte große Augen, und es war mir ein halbes Wunder, zu hören daß Goethe alt genug ſei, um Mozart als Kind geſehen zu haben.

1252.

1830, 3. Februar.

Mit Soret.

Wir ſprachen über den ‚Globe‘ und ‚Temps‘, und dies führte auf die franzöſiſche Literatur und Literatoren.

„Guizot,“ ſagte Goethe unter anderm, „iſt ein Mann nach meinem Sinne, er iſt ſolide. Er beſitzt tiefe Kenntniſſe, verbunden mit einem aufgeklärten Liberalismus, der, über den Parteien ſtehend, ſeinen eigenen Weg geht. Ich bin begierig, zu ſehen welche Rolle er in den Kammern ſpielen wird, wozu man ihn jetzt gewählt hat.“

„„Leute, die ihn nur oberflächlich zu kennen ſcheinen,““ erwiederte ich, „„haben mir ihn als etwas pedantiſch geſchildert.““

„Es bleibt zu wiſſen übrig,“ entgegnete Goethe, „welche Sorte von Pedanterie man ihm vorwirft. Alle bedeutenden Menſchen, die in ihrer Lebensweiſe eine

gewiſſe Regelmäßigkeit und feſte Grundſätze beſitzen, die viel nachgedacht haben und mit den Angelegenheiten des Lebens kein Spiel treiben, können ſehr leicht in den Augen oberflächlicher Beobachter als Pedanten erſcheinen. Guizot iſt ein weitſehender, ruhiger, feſthaltender Mann, der der franzöſiſchen Beweglichkeit gegenüber gar nicht genug zu ſchätzen und gerade ein ſolcher iſt wie ſie ihn brauchen.

Villemain," fuhr Goethe fort, „iſt vielleicht glänzender als Redner. Er beſitzt die Kunſt einer gewandten Entwickelung ausdemgrunde, er iſt nie verlegen um ſchlagende Ausdrücke, wodurch er die Aufmerkſamkeit feſſelt und ſeine Hörer zu lautem Beifall fortreißt; aber er iſt weit oberflächlicher als Guizot und weit weniger praktiſch.

Was Couſin betrifft, ſo kann er zwar uns Deutſchen wenig geben, indem die Philoſophie, die er ſeinen Landsleuten als etwas Neues bringt, uns ſeit vielen Jahren bekannt iſt. Allein er iſt für die Franzoſen von großer Bedeutung; er wird ihnen eine ganz neue Richtung geben.

Cuvier, der große Naturkenner, iſt bewundernswürdig durch ſeine Darſtellung und ſeinen Stil; niemand exponirt ein Factum beſſer als er; allein er beſitzt faſt gar keine Philoſophie; er wird ſehr unterrichtete Schüler erziehen, aber wenig tiefe."

Alles dieſes zu hören war mir um ſo intereſſanter, als es mit den Anſichten Dumont's über die gedachten

Schauspielern versorgen?) Unglücklicherweise führte der Zufall aber den jungen Mann in ein Puppenspiel, wo er sich früh nicht enthalten könnte, an etwas Abgeschmackten Theil zu nehmen, etwas Albernes leidlich, wohl gar interessant zu finden, und so die jugendlichen Eindrücke, welche nie verlöschen, denen wir eine gewisse Anhänglichkeit nie entziehen können, von einer falschen Seite zu empfangen.

Wie kommen Sie auf's Puppenspiel? fiel ihm Wilhelm mit einiger Bestürzung ein.

Es war nur ein willkürliches Beyspiel; wenn es Ihnen nicht gefällt, so nehmen wir ein anderes. Gesetzt das Schicksal hätte einen zu einem großen Mahler bestimmt, und dem Zufall beliebte es, seine Jugend in schmutzige Hütten, Ställe und Scheunen zu verstoßen, glauben Sie, daß ein solcher Mann sich jemals zur Reinlichkeit, zum

Männer sehr nahe zusammentraf. Ich versprach Goethen, ihm die betreffenden Stellen aus dessen Manuscripten abzuschreiben, damit er sie mit seiner eigenen Meinung gelegentlich vergleichen möge.

Die Erwähnung Dumont's brachte das Gespräch auf dessen Verhältniß zu Bentham, worüber sich Goethe also äußerte:

„Es ist für mich ein interessantes Problem," sagte er, „wenn ich sehe, daß ein so vernünftiger, so gemäßigter und so praktischer Mann wie Dumont der Schüler und treue Verehrer dieses Narren Bentham sein konnte."

„„Bentham,"" erwiederte ich, „„ist gewissermaßen als eine doppelte Person zu betrachten. Ich unterscheide Bentham das Genie, das die Principien ersann, die Dumont der Vergessenheit entzog, indem er sie ausarbeitete, und Bentham den leidenschaftlichen Mann, der aus übertriebenem Nützlichkeitseifer die Grenzen seiner eigenen Lehre überschritt und dadurch sowohl in der Politik als in der Religion zum Radicalen ward.""

„Das aber," erwiederte Goethe, „ist eben ein neues Problem für mich, daß ein Greis die Laufbahn eines langen Lebens damit beschließen kann, in seinen letzten Tagen noch ein Radicaler zu werden."

Ich suchte diesen Widerspruch zu lösen, indem ich bemerkte, daß Bentham, in der Überzeugung von der Vortrefflichkeit seiner Lehre und seiner Gesetzgebung, und bei der Unmöglichkeit sie ohne eine völlige Ver-

änderung des herrschenden Systems in England einzuführen, sich um so mehr von seinem leidenschaftlichen Eifer habe fortreißen lassen, als er mit der äußern Welt wenig in Berührung komme und die Gefahr eines gewaltsamen Umsturzes nicht zu beurtheilen vermöge.

„„Dumont dagegen,““ fuhr ich fort, „„der weniger Leidenschaft und mehr Klarheit besitzt, hat die Überspannung Bentham's nie gebilligt und ist weit entfernt gewesen, selber in einen ähnlichen Fehler zu fallen. Er hat überdies den Vortheil gehabt, die Principien Bentham's in einem Lande in Anwendung zu bringen, das in Folge politischer Ereignisse zu jener Zeit gewissermaßen als ein neues zu betrachten war, nämlich in Genf, wo denn auch alles vollkommen gelang und der glückliche Erfolg den Werth des Princips an den Tag legte.““

„Dumont,“ erwiederte Goethe, „ist eben ein gemäßigter Liberaler, wie es alle vernünftigen Leute sind und sein sollen, und wie ich selber es bin, und in welchem Sinne zu wirken ich während eines langen Lebens mich bemüht habe.

Der wahre Liberale,“ fuhr er fort, „sucht mit den Mitteln, die ihm zu Gebote stehen, so viel Gutes zu bewirken als er nur immer kann; aber er hütet sich, die oft unvermeidlichen Mängel sogleich mit Feuer und Schwert vertilgen zu wollen. Er ist bemüht, durch ein kluges Vorschreiten die öffentlichen Gebrechen

nach und nach zu verdrängen, ohne durch gewaltsame Maßregeln zugleich oft ebenso viel Gutes mit zu verderben. Er begnügt sich in dieser stets unvollkommenen Welt so lange mit dem Guten, bis ihn das Bessere zu erreichen Zeit und Umstände begünstigen."

1253.

1830, 5. Februar.

Mit v. Müller.

Von 4½ bis 6 Uhr war ich bei Goethe, zum Theil mit Ottilie. Er war sehr aufgeweckt und wir sprachen viel von der jüngsten Hofmaskerade, was denn zu lebhaften Erinnerungen an den Aufzug von 1810 Anlaß gab. „„Mein Gott,"" sagte ich, „„schon volle 20 Jahre!"" „Ja," erwiederte er, „wenn die Zeit nicht noch so geschwinde liefe, wäre sie gar zu absurd.

‚Du gehest vorüber, eh' ich's merke, und verwandelst dich, eh' ich's gewahr werde', steht im Hiob; ich hab' es zum Motto meiner Morphologie genommen."

Er war sehr böse, ja zornig, daß man wagen wollte, der Großherzogin-Mutter den Maskenzug vorzuführen; „wenn man 80 Jahr alt ist, darf man grob sein, und ich will es auch sein."

Er zeigte mir eines Berliner Professors*) neuestes

*) B H. C. Lommatzsch, die Weisheit des Empedokles nach ihren Quellen und deren Auslegung philosoph. bearb. Berlin 1830.

Werk über die Weisheit des Empedokles, lobte es, fügte aber alsbald hinzu: „Glücklich alle, die sich nicht mit solchem abstrusen Zeug abzugeben haben!“

1254.

1830, 7. Februar.

Mit Eckermann u. a.

Mit Goethe zu Tische. Mancherlei Gespräche über den Fürst Primas; daß er ihn an der Tafel der Kaiserin von Österreich durch eine geschickte Wendung zu vertheidigen gewagt. Des Fürsten Unzulänglichkeit in der Philosophie, sein dilettantischer Trieb zur Malerei, ohne Geschmack. Bild, der Miß Gore geschenkt. Seine Gutherzigkeit und Weichheit alles wegzugeben, sodaß er zuletzt in Armuth dagestanden.

Gespräche über den Begriff des Desobligeanten.

Nach Tische stellt sich der junge Goethe, mit Walter und Wolf, in seinem Maskenanzuge als Klingsor dar und fährt an Hof.

1255.

1830, 10. Februar.

Mit Eckermann.

Mit Goethe zu Tische. Er sprach mit wahrer Anerkennung über das Festgedicht Riemer's zur Feier des 2. Februar. „Überall,“ fügte Goethe hinzu, „was

Riemer macht, kann sich vor Meistern und Gesellen sehen lassen."

Wir sprachen sodann über die ‚Classische Walpurgisnacht', und daß er dabei auf Dinge komme, die ihn selber überraschen. Auch gehe der Gegenstand mehr auseinander als er gedacht.

„Ich habe jetzt etwas über die Hälfte," sagte er, „aber ich will mich dazuhalten, und hoffe bis Ostern fertig zu sein. Sie sollen früher nichts weiter davon sehen, aber sobald es fertig ist, gebe ich es Ihnen mit nach Hause, damit Sie es in der Stille prüfen. Wenn Sie nun den achtunddreißigsten und neununddreißigsten Band zusammenstellten, sodaß wir Ostern die letzte Lieferung absenden könnten, so wäre es hübsch, und wir hätten den Sommer zu etwas Großem frei. Ich würde im ‚Faust' bleiben und den vierten Act zu überwinden suchen." Ich freute mich dazu und versprach ihm meinerseits jeden Beistand.

Goethe schickte darauf seinen Bedienten, um sich nach der Großherzogin-Mutter zu erkundigen, die sehr krank geworden und deren Zustand ihm bedenklich schien.

„Sie hätte den Maskenzug nicht sehen sollen," sagte er, „aber fürstliche Personen sind gewohnt ihren Willen zu haben, und so ist denn alles Protestiren des Hofs und der Ärzte vergeblich gewesen. Dieselbige Willenskraft, mit der sie Napoleon widerstand, setzt sie auch ihrer körperlichen Schwäche entgegen; und so sehe

ich es schon kommen, sie wird hingehen, wie der Großherzog, in voller Kraft und Herrschaft [des] Geistes, wenn der Körper schon aufgehört haben wird zu gehorchen."

Goethe schien sichtbar betrübt und war eine Weile stille. Bald aber sprachen wir wieder über heitere Dinge, und er erzählte mir von einem Buche, zur Rechtfertigung von Hudson Lowe [von diesem selbst] geschrieben.

„Es sind darin Züge der kostbarsten Art," sagte er, „die nur von unmittelbaren Augenzeugen herrühren können. Sie wissen, Napoleon trug gewöhnlich eine dunkelgrüne Uniform. Von vielem Tragen und Sonne war sie zuletzt völlig unscheinbar geworden, sodaß die Nothwendigkeit gefühlt wurde, sie durch eine andere zu ersetzen. Er wünschte dieselbe dunkelgrüne Farbe, allein auf der Insel waren keine Vorräthe dieser Art; es fand sich zwar ein grünes Tuch, allein die Farbe war unrein und fiel ins Gelbliche. Eine solche Farbe auf seinen Leib zu nehmen, war nun dem Herrn der Welt unmöglich, und es blieb ihm nichts übrig, als seine alte Uniform wenden zu lassen und sie so zu tragen.

Was sagen Sie dazu? Ist es nicht ein vollkommen tragischer Zug? Ist es nicht rührend, den Herrn der Könige zuletzt soweit reducirt zu sehen, daß er eine gewendete Uniform tragen muß? Und doch, wenn man bedenkt, daß ein solches Ende einen Mann traf, der das Leben und Glück von Millionen mit

Füßen getreten hatte, so ist das Schicksal, das ihm widerfuhr, immer noch sehr milde; es ist ei... Nemesis, die nicht umhin kann, in Erwägung der Größe des Helden immer noch ein wenig galant zu sein. Napoleon giebt uns ein Beispiel, wie gefährlich es sei, sich ins Absolute zu erheben und alles der Ausführung einer Idee zu opfern."

Wir sprachen noch manches dahin Bezügliche, und ich ging darauf ins Theater.

1256.

1830, 10. Februar.

Mit Soret.

Heute nach Tische war ich einen Augenblick bei Goethe. Er freute sich des herannahenden Frühlings und der wieder länger werdenden Tage. Dann sprachen wir über die Farbenlehre. Er schien an der Möglichkeit zu zweifeln, seiner einfachen Theorie Bahn zu machen. „Die Irrthümer meiner Gegner," sagte er, „sind seit einem Jahrhundert zu allgemein verbreitet, als daß ich auf meinem einsamen Wege hoffen könnte noch diesen oder jenen Gefährten zu finden. Ich werde allein bleiben! Ich komme mir oft vor wie ein Mann in einem Schiffbruch, der ein Brett ergreift, das nur einen einzigen zu tragen imstande ist; dieser eine rettet sich, während alle übrigen jämmerlich ersaufen."

1257.

1830, 10. Februar.

Mit v. Müller.

Als er über Magnetismus und die Seherin von Prevorst sprach, bemerkte er, „ich habe mich immer von Jugend auf vor diesen Dingen gehütet, sie nur parallel an mir vorüber laufen lassen. Zwar zweifle ich nicht, daß diese wundersamen Kräfte in der Natur des Menschen liegen, ja, sie müssen darin liegen, aber man ruft sie auf falsche, oft frevelhafte Weise hervor. Wo ich nicht klar sehen, nicht mit Bestimmtheit wirken kann, da ist ein Kreis, für den ich nicht berufen bin. Ich habe nie eine Somnambule sehen mögen."

Darauf sprach er lange und bewegt über die gefährliche Krankheit der Großherzogin-Mutter, die ihn tief bekümmerte. „Schwebt sie mir doch noch lebhaft vor den Augen, als ich sie im Jahre 1774 schlank und leicht in den Wagen steigen sah, der sie nach Rußland brachte, es war auf der Zeil zu Frankfurt. Und seit jener ersten Bekanntschaft blieb ich ihr treu ergeben; nie hat der geringste Mißklang stattgefunden."

1258.

1830, 14. Februar.

Nach dem Tode der Großherzogin Luise.

Diesen Mittag auf meinem [Eckermann's] Wege zu Goethe, der mich zu Tische eingeladen hatte, traf

mich die Nachricht von dem soeben erfolgten Tode der Großherzogin-Mutter. Wie wird das bei seinem hohen Alter auf Goethe wirken? war mein erster Gedanke, und so betrat ich mit einiger Apprehension das Haus. Die Dienerschaft sagte mir, daß seine Schwiegertochter soeben zu ihm gegangen sei, um ihm die betrübende Botschaft mitzutheilen. Seit länger als funfzig Jahren, sagte ich mir, ist er dieser Fürstin verbunden gewesen, er hat ihrer besondern Huld und Gnade sich zu erfreuen gehabt, ihr Tod muß ihn tief berühren. Mit solchen Gedanken trat ich zu ihm ins Zimmer; allein ich war nicht wenig überrascht, ihn vollkommen heiter und kräftig mit seiner Schwiegertochter und seinen Enkeln am Tisch sitzen und seine Suppe essen zu sehen, als ob eben nichts passirt wäre. Wir sprachen ganz heiter fort über gleichgültige Dinge. Nun fingen alle Glocken der Stadt an zu läuten; Frau von Goethe blickte mich an und wir redeten lauter, damit die Töne der Todesglocken sein Inneres nicht berühren und erschüttern möchten; denn wir dachten, er empfände wie wir. Er empfand aber nicht wie wir, es stand in seinem Innern gänzlich anders. Er saß vor uns gleich einem Wesen höherer Art, von irdischen Leiden unberührbar. Hofrath Vogel ließ sich melden; er setzte sich zu uns und erzählte die einzelnen Umstände von dem Hinscheiden der hohen Verewigten, welches Goethe in seiner bisherigen vollkommensten Ruhe und Fassung aufnahm. Vogel ging wieder, und wir setzten unser

Mittagseſſen und Geſpräche fort. Auch vom ‚Chaos‘ war viel die Rede und Goethe pries die Betrachtungen über das Spiel in der letzten Nummer als ganz vorzüglich. Als Frau von Goethe mit ihren Söhnen hinaufgegangen war, blieb ich mit Goethe allein. Er erzählte mir von ſeiner ‚Claſſiſchen Walpurgisnacht‘, daß er damit jeden Tag weiter komme, und daß ihm wunderbare Dinge über die Erwartung gelängen. Dann zeigte er mir einen Brief des Königs von Bayern, den er heute erhalten, und den ich mit großem Intereſſe las. Die edle treue Geſinnung des Königs ſprach ſich in jeder Zeile aus, und Goethen ſchien es beſonders wohlzuthun, daß der König gegen ihn ſich fortwährend ſo gleich bleibe. Hofrath Soret ließ ſich melden und ſetzte ſich zu uns. Er kam mit beruhigenden Troſtesworten der kaiſerlichen Hoheit an Goethe, die dazu beitrugen, deſſen heiter gefaßte Stimmung noch zu erhöhen. Goethe ſetzt ſeine Geſpräche fort; er erwähnt die berühmte Ninon de Lenclos, die in ihrem ſechzehnten Jahre bei großer Schönheit dem Tode nahe geweſen und die Umſtehenden in völliger Faſſung mit den Worten getröſtet habe: ‚Was iſt's denn weiter? Laſſe ich doch lauter Sterbliche zurück!‘ Übrigens habe ſie fortgelebt und ſei neunzig Jahre alt geworden, nachdem ſie bis in ihr achtzigſtes Hunderte von Liebhabern beglückt und zur Verzweiflung gebracht.

Goethe ſpricht darauf über Gozzi und deſſen Theater

Adel, zur Freyheit der Seele erheben werde? Mit je lebhafterm Sinne er das Unreine in seiner Jugend angefaßt, und nach seiner Art veredelt hat, desto gewaltsamer wird es sich in der Folge seines Lebens an ihm rächen, indem es sich, inzwischen daß er es zu überwinden suchte, mit ihm aufs innigste verbunden hat. Wer früh in schlechter unbedeutender Gesellschaft gelebt hat, wird sich, wenn er auch später eine bessere haben kann, immer nach jener zurücksehnen deren Eindruck ihm, zugleich mit der Erinnerung jugendlicher, nur selten zu wiederholender Freuden, geblieben ist.

Man kann denken, daß unter diesem Gespräche sich nach und nach die übrige Gesellschaft entfernt hatte. Besonders war Philine gleich vom Anfang auf die Seite getreten. Man kam durch einen Seitenweg zu ihnen zurück. Philine brachte die Pfänder

zu Venedig, wobei die improviſirenden Schauſpieler bloß die Sujets erhielten. Gozzi habe die Meinung gehabt, es gebe nur ſechsunddreißig tragiſche Situationen; Schiller habe geglaubt, es gebe mehr, allein es ſei ihm nicht einmal gelungen, nur ſo viele zu finden.

Sodann manches Intereſſante über Grimm, deſſen Geiſt und Charakter und ſehr geringes Vertrauen zum Papiergelde.

1259.

1830, 14. Februar.

Mit Soret.

Der heutige Tag war für Weimar ein Tag der Trauer; die Großherzogin Luiſe ſtarb dieſen Mittag halb zwei Uhr. Die regierende Frau Großherzogin befahl mir, bei Fräulein von Waldner und Goethe in ihrem Namen einen Condolenzbeſuch zu machen.

Ich ging zuerſt zu Fräulein von Waldner. Ich fand ſie in Thränen und tiefer Betrübniß und ſich ganz dem Gefühl ihres erlittenen Verluſtes überlaſſend. „Ich war," ſagte ſie, „ſeit länger als funfzig Jahren im Dienſte der verewigten Fürſtin. Sie hatte mich ſelbſt zu ihrer Ehrendame erwählt und dieſe freie Wahl ihrerſeits war mein Stolz und mein Glück. Ich habe mein Vaterland verlaſſen, um ihrem Dienſte zu leben. Hätte ſie mich doch auch jetzt mit ſich genommen,

damit ich nicht nach einer Wiedervereinigung mit ihr so lange zu seufzen brauchte!"

Ich ging darauf zu Goethe. Aber wie ganz anders waren die Zustände bei ihm! Er fühlte den ihn betroffenen Verlust gewiß nicht weniger tief, allein er schien seiner Empfindungen auf alle Weise Herr bleiben zu wollen. Ich fand ihn noch mit einem guten Freunde bei Tische sitzen und eine Flasche Wein trinken. Er sprach lebhaft und schien überall in sehr heiterer Stimmung. „Wohlan," sagte er, als er mich sah, „kommen Sie her, nehmen Sie Platz! Der Schlag, der uns lange gedroht, hat endlich getroffen, und wir haben wenigstens nicht mehr mit der grausamen Ungewißheit zu kämpfen. Wir müssen nun sehen wie wir uns mit dem Leben wieder zurechtsetzen."

„„Dort sind ihre Tröster,"" sagte ich, indem ich auf seine Papiere zeigte. „„Die Arbeit ist ein treffliches Mittel, uns in Leiden wieder emporzurichten.""

„Solange es Tag ist," erwiederte Goethe, „wollen wir den Kopf schon oben halten, und solange wir noch hervorbringen können, werden wir nicht nachlassen."

Er sprach darauf über Personen, die ein hohes Alter erreicht, und erwähnte auch die berühmte Ninon. „Noch in ihrem neunzigsten Jahre," sagte er, „war sie jung, aber sie verstand es auch, sich im Gleichgewicht zu erhalten, und machte sich aus den irdischen Dingen nicht mehr als billig. Selbst der Tod konnte ihr

keinen übermäßigen Respect einflößen. Als sie in ihrem achtzehnten Jahre von einer schweren Krankheit genaß und die Umstehenden ihr die Gefahr schilderten, in der sie geschwebt, sagte sie ganz ruhig: ‚Was wäre es denn weiter gewesen! Hätte ich doch lauter Sterbliche zurückgelassen!‘ Sie lebte darauf noch über siebzig Jahre, liebenswürdig und geliebt und alle Freuden des Lebens genießend, aber bei diesem ihr eigenthümlichen Gleichmuth sich stets über jeder verzehrenden Leidenschaftlichkeit erhaben haltend. Ninon verstand es; es giebt wenige, die ihr es nachthun.“

Er reichte mir sodann einen Brief des Königs von Bayern, den er heute erhalten hatte und der zu seiner heitern Stimmung wahrscheinlich nicht wenig beigetragen. „Lesen Sie,“ sagte er, „und gestehen Sie, daß das Wohlwollen, das der König mir fortwährend bewahrt, und das lebhafte Interesse, das er an den Fortschritten der Literatur und höhern menschlichen Entwickelung nimmt, durchaus geeignet ist mir Freude zu machen. Und daß ich diesen Brief gerade heute erhielt, dafür danke ich dem Himmel als für eine besondere Gunst.“

Wir sprachen darauf über das Theater und dramatische Poesie. „Gozzi,“ sagte Goethe, „wollte behaupten, daß es nur sechsunddreißig tragische Situationen gebe. Schiller gab sich alle Mühe noch mehrere zu finden, allein er fand nicht einmal so viele als Gozzi.“

Dies führte auf einen Artikel des ‚Globe', und zwar auf eine kritiſche Beleuchtung des ‚Guſtav Waſa' von Arnault. Die Art und Weiſe, wie der Recenſent ſich dabei benommen, machte Goethen viel Vergnügen und fand ſeinen vollkommenen Beifall. Der Beurtheilende hatte ſich nämlich damit begnügt, alle Reminiſcenzen des Autors namhaft zu machen, ohne ihn ſelber und ſeine poetiſchen Grundſätze weiter anzugreifen. „Der ‚Temps'," fügte Goethe hinzu, „hat ſich in ſeiner Kritik nicht ſo weiſe benommen. Er maßt ſich an, dem Dichter den Weg vorſchreiben zu wollen, den er hätte gehen müſſen. Dies iſt ein großer Fehler, denn damit erreicht man nicht, ihn zu beſſern. Es giebt überhaupt nichts Dümmeres, als einem Dichter zu ſagen: Dies hätteſt Du müſſen ſo machen, und dieſes ſo! Ich ſpreche als alter Kenner. Man wird aus einem Dichter nie etwas anderes machen, als was die Natur in ihn gelegt hat. Wollt ihr ihn zwingen ein anderer zu ſein, ſo werdet ihr ihn vernichten.

„Meine Freunde, die Herren vom ‚Globe', wie geſagt, machen es ſehr klug: ſie drucken eine lange Liſte aller Gemeinplätze, die der Herr Arnault aus allen Ecken und Enden her geliehen hat, und indem ſie dieſes thun, deuten ſie ſehr geſchickt die Klippe an, vor welcher der Autor ſich künftig zu hüten hat. Es iſt faſt unmöglich, heutzutage noch eine Situation zu finden, die durchaus neu wäre, bloß die Anſchauungsweiſe und die Kunſt, ſie zu behandeln und darzuſtellen, kann neu

ſein, und hierbei muß man umſomehr vor jeder Nachahmung ſich in Acht nehmen."

Goethe erzählte uns darauf die Art und Weiſe, wie Gozzi ſein Theater del Arte zu Venedig eingerichtet hatte, und wie ſeine improviſirende Truppe beliebt geweſen. „Ich habe," ſagte er, „zu Venedig noch zwei Actricen jener Truppe geſehen, beſonders die Brighella, und habe noch mehrern ſolcher improviſirten Stücke mit beigewohnt. Die Wirkung, die dieſe Leute hervorbrachten, war außerordentlich."

Goethe ſprach ſodann über den Neapolitaner Pulcinell. „Ein Hauptſpaß dieſer niedrig-komiſchen Perſonnage," ſagte er, „beſtand darin, daß er zuweilen auf der Bühne ſeine Rolle als Schauſpieler auf einmal ganz zu vergeſſen ſchien. Er that als wäre er wieder nach Hauſe gekommen, ſprach vertraulich mit ſeiner Familie, erzählte von dem Stücke, in welchem er geſpielt, und von einem andern, worin er noch ſpielen ſolle; auch genirte er ſich nicht, kleinen Naturbedürfniſſen ungehinderte Freiheit zu laſſen. ‚Aber, lieber Mann,' rief ihm ſodann ſeine Frau zu, ‚du ſcheinſt dich ja ganz zu vergeſſen; bedenke doch die werthe Verſammlung, vor welcher du dich befindeſt!' — ‚E vero! E vero!" erwiederte darauf Pulcinell, ſich wieder beſinnend, und kehrte unter großem Applaus der Zuſchauer in ſein voriges Spiel zurück. Das Theater des Pulcinell iſt übrigens von ſolchem Ruf, daß niemand in guter Geſellſchaft ſich rühmt, darin geweſen

zu ſein. Frauen, wie man denken kann, gehen überall nicht hin, es wird nur von Männern beſucht.

Der Pulcinell iſt in der Regel eine Art lebendige Zeitung. Alles, was den Tag über ſich in Neapel Auffallendes zugetragen hat, kann man abends von ihm hören. Dieſe Localintereſſen, verbunden mit dem niedern Volksdialect, machen es jedoch dem Fremden faſt unmöglich, ihn zu verſtehen."

Goethe lenkte das Geſpräch auf andere Erinnerungen ſeiner frühern Zeit. Er ſprach über ſein geringes Vertrauen zum Papiergelde, und welche Erfahrungen er in dieſer Art gemacht. Als Beſtätigung erzählte er uns eine Anekdote von Grimm, und zwar aus der Zeit der Franzöſiſchen Revolution, wo dieſer, es in Paris nicht mehr für ſicher haltend, wieder nach Deutſchland zurückgekehrt war und in Gotha lebte.

„Wir waren," ſagte Goethe, „eines Tages bei Grimm zu Tiſche. Ich weiß nicht mehr, wie das Geſpräch es herbeiführte, genug, Grimm rief mit einem Male: ‚Ich wette, daß kein Monarch in Europa ein Paar ſo koſtbare Handmanſchetten beſitzt als ich, und daß keiner dafür einen ſo hohen Preis bezahlt hat, als ich es habe.' Es läßt ſich denken, daß wir ein lautes ungläubiges Erſtaunen ausdrückten, beſonders die Damen, und daß wir alle ſehr neugierig waren, ein Paar ſo wunderbare Handmanſchetten zu ſehen. Grimm ſtand alſo auf und holte aus ſeinem Schränkchen ein Paar Spitzenmanſchetten von ſo großer Pracht,

daß wir alle in laute Verwunderung ausbrachen. Wir verſuchten es, ſie zu ſchätzen, konnten ſie jedoch nicht höher halten als etwa zu hundert bis zweihundert Louisdor. Grimm lachte und rief: „Ihr ſeid ſehr weit vom Ziele! Ich habe ſie mit zweimalhundertundfunfzigtauſend Franken bezahlt und war noch glücklich, meine Aſſignaten ſo gut angebracht zu haben; am nächſten Tage galten ſie keinen Groſchen mehr.“

1260.

1830, 15. Februar.

Mit Soret.

Ich war dieſen Vormittag einen Augenblick bei Goethe, um mich im Namen der Frau Großherzogin nach ſeinem Befinden zu erkundigen. Ich fand ihn betrübt und gedankenvoll und von der geſtrigen etwas gewaltſamen Aufgeregtheit keine Spur. Er ſchien die Lücke, die der Tod in ein fünfzigjähriges freundſchaftliches Verhältniß geriſſen, heute tief zu empfinden. „Ich muß mit Gewalt arbeiten,“ ſagte er, „um mich oben zu halten und mich in dieſe plötzliche Trennung zu ſchicken. Der Tod iſt doch etwas ſo Seltſames, daß man ihn, unerachtet aller Erfahrung, bei einem uns theuern Gegenſtande nicht für möglich hält und er immer als etwas Unglaubliches und Unerwartetes eintritt. Er iſt gewiſſermaßen eine Unmöglichkeit, die plötzlich zur Wirklichkeit wird. Und dieſer Übergang

aus einer uns bekannten Existenz in eine andere, von der wir auch gar nichts wissen, ist etwas so Gewaltsames, daß es für die Zurückbleibenden nicht ohne die tiefste Erschütterung abgeht."

1261.

1830, 16. Februar.

Mit v. Müller und Coudray.

Als . . Coudray erschien, ließ er sich die Zeichnungen zum Trauerparade-Saal vorlegen und sprach mit Ruhe und Theilnahme lange darüber. Er freute sich, daß die Beerdigung des Morgens sein solle; er hasse die des Nachmittags; wenn man vom Tische aufstehe, einem Leichen-Conduct zu begegnen, sei gar zu widerwärtig und mahne an jenes kleine Skelett von Silber, was der abgeschmackte reiche Römer Trimalchio*) seinen Gästen immer beim Desert als Memento mori zuschob. „Übrigens," setzte er sehr ernst hinzu, „imponirt mir ein Sarg nicht, das könnt Ihr doch wohl denken."

1262.

1830, 17. Februar.

Mit Eckermann.

Wir sprachen über das Theater, und zwar über die Farben der Decorationen und Anzüge. Das Resultat war folgendes:

*) Vergl. Petronius Satirae Cap. 34 (Bücheler).

„Im allgemeinen ſollen die Decorationen einen für jede Farbe der Anzüge des Vordergrundes günſtigen Ton haben, wie die Decorationen von Beuther, welche mehr oder weniger ins Bräunliche fallen und die Farben der Gewänder in aller Friſche herausſetzen. Iſt aber der Decorationsmaler von einem ſo günſtigen unbeſtimmten Tone abzuweichen genöthigt, und iſt er in dem Falle, etwa ein rothes oder gelbes Zimmer, ein weißes Zelt oder einen grünen Garten darzuſtellen, ſo ſollen die Schauſpieler klug ſein und in ihren Anzügen dergleichen Farben vermeiden. Tritt ein Schauſpieler mit einer rothen Uniform und grünen Beinkleidern in ein rothes Zimmer, ſo verſchwindet der Oberkörper und man ſieht bloß die Beine; tritt er mit demſelbigen Anzuge in einen grünen Garten, ſo verſchwinden ſeine Beine und ſein Oberkörper geht auffallend hervor. So ſah ich einen Schauſpieler mit weißer Uniform und ganz dunkeln Beinkleidern, deſſen Oberkörper in einem weißen Zelt, und deſſen Beine auf einem dunkeln Hintergrunde gänzlich verſchwanden.

Und ſelbſt," fügte Goethe hinzu, „wenn der Decorationsmaler in dem Falle wäre, ein rothes oder gelbes Zimmer oder einen grünen Garten oder Wald zu machen, ſo ſollen dieſe Farben immer etwas ſchwach und duftig gehalten werden, damit jeder Anzug im Vordergrunde ſich ablöſe und die gehörige Wirkung thue."

Wir ſprechen über die ‚Ilias' und Goethe macht

mich auf das ſchöne Motiv aufmerkſam, daß der Achill eine Zeit lang in Unthätigkeit verſetzt werde, damit die übrigen Helden zum Vorſchein kommen und ſich entwickeln mögen.

Von ſeinen ‚Wahlverwandtſchaften‘ ſagt er, daß darin kein Strich enthalten, der nicht erlebt, aber kein Strich ſo, wie er erlebt worden. Daſſelbe von der Geſchichte in Seſenheim.

Nach Tiſche ein Porteſeuille der niederländiſchen Schule durchgeſehen. Ein Hafenſtück, wo Männer auf der einen Seite friſches Waſſer einnehmen und auf der andern Würfel auf einer Tonne ſpielen, gab Anlaß zu ſchönen Betrachtungen, wie das Reale vermieden, um der Wirkung der Kunſt nicht zu ſchaden. Der Deckel der Tonne hat das Hauptlicht; die Würfel ſind geworfen, wie man an den Gebärden der Männer ſieht, aber ſie ſind auf der Fläche des Deckels nicht gezeichnet, weil ſie das Licht unterbrochen und alſo nachtheilig gewirkt haben würden.

Sodann die Studien von Ruysdael zu ſeinem Kirchhof betrachtet, woraus man ſah, welche Mühe ſich ein ſolcher Meiſter gegeben.

1263.

1830, 18. Februar.

Mit v. Müller.

Er war vom Heimfahren der großherzoglichen Beerdigungs-Equipagen früh nach 5 Uhr geweckt worden,

hervor, welche auf allerley Weise gelöst werden mußten, wobey der Fremde sich durch die artigsten Erfindungen und durch eine ungezwungene Theilnahme der ganzen Gesellschaft, und besonders den Frauenzimmern, sehr empfahl, und so flossen die Stunden des Tages unter Scherzen, Singen, Küssen und allerley Neckereyen auf das angenehmste vorbey.

doch ziemlich heiter gestimmt, ja aufgeregter als gewöhnlich. Ich und sein Sohn mußten ihm alle Beerdigungsfeierlichkeiten genau erzählen. Ich eröffnete ihm mein Nekrolog-Vorhaben, das er sehr billigte, und vor allem ein Schema aufzusetzen anrieth. Nicht allzu liberal dürfe man die Fürstin schildern; sie habe vielmehr standhaft an ihren Rechten gehalten. Ihre gesellige Herablassung sei mehr das Auslaufen ihrer Standesrichtung gewesen. Ihr Mißverhältniß zur Schwiegermutter, ja zur Tochter sei als Naturerscheinung der Weiblichkeit anzusehen, unwillkürlich gewesen. Im Französischen habe man ein Sprichwort: Schwiegermütter von Zucker gebacken, schmecken dennoch bitter. Bei ihrer Lebensschilderung gelte es de voir venir son caractère (sie herankommen zu sehen).

Er erzählte vom Verbrennen aller seiner Briefe bis 1786, als er nach Italien zog. Es lerne ja doch Niemand viel aus alten Briefen, man werde nicht klüger durch antécédents.

Was gut in den Briefen gewesen, habe seine Wirkung schon auf den Empfänger und durch ihn auf die Welt schon vollendet; das Übrige falle eben ab wie taube Nüsse und welke Blätter.

Alles käme darauf an, ob Briefe aufregend, productiv, belebend seien.

Rochlitzens Briefe, wie schön und lieb auch, förderten ihn doch niemals, sie seien meist nur sentimental. Bestimmte einzelne Mittheilungen der durch die

Wanderjahre empfangenen Eindrücke habe Rochlitz verweigert, ſtatt deſſen die alberne Idee gefaßt, das Ganze ſyſtematiſch conſtruiren und analyſiren zu wollen. Das ſei rein unmöglich, das Buch gebe ſich nur für ein Aggregat aus.

Lange war er nicht ſo lebhaft und traulich ſich ausſprechend, ſo bündig, belehrend und anregend, wie heute. Von ſeiner Jugend ſagte er: „Ich war ein leidlicher Kerl, ließ mich auf keine Klatſchereien ein, ſtand Jedem in guten Dingen zu Dienſten, und ſo kam ich durch.“

1264.

1830, 21. Februar.

Mit Eckermann.

Mit Goethe zu Tiſche. Er zeigt mir die Luftpflanze, die ich mit großem Intereſſe betrachte. Ich bemerke darin ein Beſtreben, ihre Exiſtenz ſo lange wie möglich fortzuſetzen, ehe ſie einem folgenden Individuum erlaubt ſich zu manifeſtiren.

„Ich habe mir vorgenommen,“ ſagte Goethe darauf, „in vier Wochen ſo wenig den ‚Temps‘ als ‚Globe‘ zu leſen. Die Sachen ſtehen ſo, daß ſich innerhalb dieſer Periode etwas ereignen muß, und ſo will ich die Zeit erwarten, bis mir von außen eine ſolche Nachricht kommt. Meine ‚Claſſiſche Walpurgisnacht‘ wird dabei gewinnen, und ohnehin ſind jenes Intereſſen, wovon

man nichts hat, welches in manchen Fällen nicht genug bedacht wird."

Er giebt mir sodann einen Brief von Boisserée aus München, der ihm Freude gemacht und den ich gleichfalls mit hohem Vergnügen lese. Boisserée spricht besonders über den ‚Zweiten Aufenthalt in Rom', sowie über einige Punkte des letzten Heftes von ‚Kunst und Alterthum'. Er urtheilt über diese Dinge so wohlwollend als gründlich, und wir finden Veranlassung, über die seltene Bildung und Thätigkeit dieses bedeutenden Mannes viel zu reden.

Goethe erzählte mir darauf von einem neuen Bilde von Cornelius als sehr brav durchdacht und ausgeführt, und es kommt zur Sprache, daß die Gelegenheit zur guten Färbung eines Bildes in der Composition liege.

1265.

1830, 22. Februar.

Mit v. Müller.

Goethe zeigte heute Kupferstiche von Cornelius und sprach vom Plutonischen*) Reich in der Glyptothek und Laborde's Zeichnungen von Pera und Umgegend. Ich theilte ihm die wohlgeschriebene Vertheidigung der Gedichte des Königs von Bayern gegen die höhnische Kritik im ‚Universel' mit.

*) P. v. Cornelius' Orpheus in der Unterwelt.

Zur Biographie der Großherzogin-Mutter gab er die Formel: „Ächte Fürſtlichkeit durch die Weimariſchen individuellen Zuſtände ins Idylliſche hinüber gezogen.“ Er freute ſich ſehr der ausgleichenden Aufſchlüſſe, die Demoiſelle Lorch*) über die Urſachen der Verſtimmung zwiſchen Prinzeß Caroline und ihrer Mutter gegeben. Vom ſel. Großherzog ſagte er: „Er war eigentlich zum Tyrannen geneigt, wie keiner, aber er ließ alles um ſich her ungehindert gehen, ſo lange es nur ihn nicht ſelbſt in ſeiner Eigenſchaft berührte.

Es iſt unglaublich, wie viel er in ſeinem Kreiſe aufgeregt und zu wie vielen ſchweren Leiſtungen er angeregt und aufgefordert hat. Gewiß, wo auch ſein Geiſt im Weltall ſeine Rolle gefunden, er wird dort ſeine Leute wieder gut zu pflegen wiſſen.“ Der Großherzog ließ ſich anmelden, und ſo mußten wir abbrechen.

Daß er das Falk'ſche**) Gedicht auf den Tod der Großherzogin verwarf, that mir leid. Er beſchuldigte es des Sansculotismus, und ſprach ſich überhaupt ungünſtig über Falk aus.

*) Demoiſ. Caroline Lorch, frühere Kammerfrau bei der Herzogin Amalia, dann bei der Großherzogin Louiſe.

**) Falk hatte das Gedicht gemacht, als die Großherzogin, an deren Wiederaufkommen man allgemein zweifelte, noch lebte. So erklärt ſich die Möglichkeit, daß Falk auf den Tod der Großherzogin, welche 1830 ſtarb, ein Gedicht machen konnte, während er ſelbſt ſchon im Februar 1826 ſtarb.

1266.

1830, 24. Februar.

Mit Eckermann.

Mit Goethe zu Tiſche. Wir ſprechen über den Homer. Ich bemerke, daß ſich die Einwirkung der Götter unmittelbar ans Reale anſchließe. — „Es iſt unendlich zart und menſchlich," ſagte Goethe, „und ich danke Gott, daß wir aus den Zeiten heraus ſind, wo die Franzoſen dieſe Einwirkung der Götter Maſchinerie nannten. Aber freilich, ſo ungeheuere Verdienſte nachzuempfinden, bedurfte einiger Zeit; denn es erforderte eine gänzliche Umwandlung ihrer Cultur."

Goethe ſagte mir ſodann, daß er in die Erſcheinung der Helena noch einen Zug hineingebracht, um ihre Schönheit zu erhöhen, welches durch eine Bemerkung von mir veranlaßt worden und meinem Gefühl zur Ehre gereiche.

Nach Tiſche zeigte Goethe mir den Umriß eines Bildes von Cornelius, den Orpheus vor Plutos Throne darſtellend, um die Eurydice zu befreien. Das Bild erſchien uns wohl überlegt und das Einzelne vortrefflich gemacht, doch wollte es nicht recht befriedigen und dem Gemüth kein rechtes Behagen geben. Vielleicht, dachten wir, bringt die Färbung eine größere Harmonie hinein; vielleicht auch wäre der folgende Moment günſtiger geweſen, wo Orpheus über das Herz des Pluto bereits geſiegt hat und ihm die Eurydice zurückgegeben

wird. Die Situation hätte sodann nicht mehr das Gespannte, Erwartungsvolle, vielmehr würde sie vollkommene Befriedigung gewähren.

1267.

1830, Februar (?).

Mit Andreas Eduard Kozmian.

Auf der Rückreise aus Paris im Jahre 1830 verdankte ich es der gütigen Vermittlung der Frau v. Goethe, daß mir ihr Schwiegervater den Tag und die Stunde bestimmte, da er mich bei sich empfangen wolle, und mich davon mittels folgender Worte benachrichtigte, die er mit Bleistift eigenhändig auf seine Visitenkarte geschrieben hatte: „wünscht, da er heute verhindert ist, Herrn v. Kozmian morgen Sonntags um 12 Uhr bei sich zu sehen."

Ich verfehlte nicht die Mittagsstunde, welche mir bestimmt worden. In Goethes Wohnung angelangt, fand ich ihn meinen Besuch erwartend in eben jenem Zimmer, worin er das Jahr vorher seine versammelten Gäste empfangen hatte. Als er mich mit einnehmender Freundlichkeit bewillkommt, dankte ich ihm in französischer Sprache — denn in der deutschen fühlte ich mich nicht sicher genug, mit Goethe zu sprechen — für die theuersten Erinnerungen meiner Reise, welche ich ihm zu verdanken hätte.

„Mit Befriedigung sehe ich immer Fremde bei mir,

welche mich besuchen wollen," — erwiederte Goethe auch in französischer Sprache, die er mit Leichtigkeit handhabte. — „Ihre Gesellschaft vertritt gewissermaßen die Annehmlichkeit des Reisens, die ich mir in meinem Alter nicht erlauben darf. Ich unterrede mich mit Ihnen, und so reise ich auch, ohne den Platz zu verlassen. Heute zum Beispiel wandr' ich in Polen" — sagte er lächelnd.

Diese Worte dienten als Einleitung zu einem Gespräche über mein Vaterland, dessen Vergangenheit und Gegenwart, und weiter über seine Literatur. Ich sprach von dem neuen Geiste, von der neuen Richtung der polnischen Literatur und Kritik, von dem Führer der neuen Schule, welchen Goethe vor einigen Monaten in Weimar kennen gelernt hatte.

„Ich bedaure," sagte Goethe, „daß der Schatz Ihrer ältern und neuern Literatur für mich unerreichbar ist; mit Vergnügen würde ich ihre heutige Entwickelung und die Richtung, welche diese genommen hat, verfolgen. Edel sind solche Bestrebungen, die Literatur national und von den Fesseln der Nachahmung frei zu machen. Mögen aber die jungen Dichter Übertreibungen aus dem Wege gehen! Mögen sie die Fehler und Irrthümer vermeiden, die allen Neophyten eigen sind: mögen sie vor übermäßigem Eifer, vor Fanatismus in ihrem Glauben auf der Hut sein! Mögen sie neue Muster schaffen, jedoch die alten dabei spottender Verachtung nicht preisgeben!" . . .

„Wie ich glaube," fuhr Goethe fort, „wird die neu erſtehende Schule beſonders an nationalen Stoffen Gefallen finden. In alten Geſchichten, Überlieferungen, Vorſtellungen, ſogar Vorurtheilen, wird ſie auf Poeſie treffen. Jede Nation hat ihre poetiſche Flur — warum auf fremden nach Blumen ſuchen, wenn die heimiſche ſo üppigen Wuchs darbeut? Auch die Vergangenheit Polens iſt reich an Poeſie. Seine Geſchichte enthält manche Ereigniſſe, manchen Character, wohl imſtande, einen Dichter zu begeiſtern. So bin ich z. B. erſtaunt, daß noch keiner Ihrer Dichter das Leben Kaſimir's, ‚der Mönch' zubenannt, behandelt hat. Man könnte daraus eine Dichtung oder ein hiſtoriſches Drama voll ergreifender Gemälde bilden. Man muß ſich nur dieſen Jüngling vorſtellen! Die nichtswürdige Mutter hat ihn aus dem Vaterlande entführt, in ihm Haß gegen ſeine Landsleute und ſeine Heimath zu erwecken verſucht; er, der Krone beraubt, tritt trotz königlichen Geblütes, trotz Jugendreiz und -kraft, auf Drängen eben jener Mutter, ohne Beruf in ein Kloſter. Man muß ſich ſeinen Seelenkampf vorſtellen, den Kampf religiöſer Gefühle mit den ſproſſenden Leidenſchaften der Jugend; wie er dieſe überwindet und für immer von der Welt ſcheidet, unter den Ordensbrüdern von Clugny ſich verliert, ſelbſt den alten Namen ändert und ein Mönch des elften Jahrhunderts wird. Da widerhallt das Kloſter von der Kunde, daß Boten eines fernen Volkes gekommen ſeien, welche ihren Fürſten ſuchen. Kaſimir,

in der klösterlichen Demuth verharrend, wollte sich noch verborgen halten. Die polnischen Abgesandten können ihn unter der zahlreichen Schaar der Mönche nicht erkennen, aber ihre Thränen, ihr Bericht von dem Unglück des Landes erwecken in dem jungen Fürsten neue Gefühle: eine Zähre erglänzt im Auge eines der Mönche und verräth Kasimir; die Abgesandten erkennen ihn. Länger kann er sich nicht verbergen; er beugt das Haupt vor dem Willen Gottes, giebt seinen Namen kund und sieht zu seinen Füßen Krone und Scepter. Allein der Klosterabt weigert sich ihn freizulassen. Es eilen also die Abgesandten nach Rom, bringen vom heiligen Vater die mit bedeutenden Opfern erkaufte Lösung der Gelübde und geleiten den jungen Fürsten zum Throne seiner Väter. Sobald er im Lande erschienen, eilt das gemeine Volk ihm entgegen; Väter, Mütter, Kinder umringen, begrüßen ihn mit Jubel, und er, von höherer Macht unterstützt, schlichtet — kaum daß sein Fuß den Heimathboden berührt — die inneren Zwistigkeiten, zügelt die Feinde, straft die Aufrührer, befestigt Frieden und Ordnung und eröffnet eine Reihe glorreicher Herrscher. Ist dies für eine Dichtung oder für ein historisches Drama kein gar poesiereicher Stoff?"

„„Ohne Zweifel"" — entgegnete ich — „„müßte er, so aufgefaßt und ausgeführt, zu einem schönen Werk werden, allein um daranzugehen bedürfe es der Kraft des Dichters des ‚Götz von Berlichingen'; viel

leicht wäre dieser Gegenstand seiner Feder nicht unwürdig?""

„Eine neue, so großartige Arbeit" — sagte Goethe — „könnte ich nicht unternehmen; denn wo ist die Garantie, daß ich sie vollende? Übrigens gehört dieser geschichtliche Stoff von rechtswegen einem polnischen Autor." — Indem wir über Literatur sprachen, fragte mich Goethe nach den neuen französischen Producten. Aufmerksam hörte er meinen Bericht an über die erste Vorstellung des Shakespeare'schen ‚Othello' in französischer Sprache auf Corneille's und Racine's Bühne, ebenso über die Aufführung von ‚Hernani' [von Hugo], den er noch nicht kannte.

„Victor Hugo" — sagte Goethe — „besitzt ausgezeichnete Fähigkeiten; ohne Zweifel erneut und erfrischt er die französische Poesie, allein man muß fürchten, daß wenn nicht er, so doch seine Schüler und Nachahmer in der Richtung, welche sie zu schaffen gewagt, zu weit gehen dürften. Die französische Nation ist die Nation der Extreme; sie kennt in nichts Maß. Mit gewaltiger moralischer und physischer Kraft ausgestattet, könnte das französische Volk die Welt heben, wenn es den Centralpunkt zu finden vermöchte, es scheint aber nicht zu wissen, daß wenn man große Lasten heben will, man ihre Mitte auffinden muß. Es ist dies das einzige Volk auf Erden, in dessen Geschichte wir die Bartholomäusnacht und die Feier der ‚Vernunft', den Despotismus Ludwig's XIV. und die Orgien der Sans-

Zehntes Capitel.

Als sie sich wieder nach Hause begeben wollten, sahen sie sich nach ihrem Geistlichen um; allein er war verschwunden, und an keinem Orte zu finden.

Es ist nicht artig von dem Manne, der sonst viel Lebensart zu haben scheint, sagte Madam Melina, eine Gesellschaft, die ihn so freundlich aufgenommen, ohne Abschied zu verlassen.

Ich habe mich die ganze Zeit her schon besonnen, sagte Laertes, wo ich diesen sonderbaren Mann schon ehemals möchte gesehen haben. Ich war eben im Begriff, ihn beym Abschiede darüber zu befragen.

Mir ging es eben so, versetzte Wilhelm, und ich hätte ihn gewiß nicht entlassen, bis

culotten, beinahe in demſelben Jahre die Einnahme von Moskau und die Capitulation von Paris finden. Somit muß man fürchten, daß auch in der Literatur nach dem Despotismus eines Boileau Zügelloſigkeit und Verwerfung aller Geſetze eintrete."

„„Auch ich"" — ſagte ich — „„theile dieſe Furcht, allein ich kann nicht verſchweigen, daß die Formen, die einſt imſchwange geweſen, heute als Muſter nicht mehr dienen können. Die tragiſchen Werke der franzöſiſchen Meiſter leſen wir immer mit Freude, aber auf der Scene dargeſtellt, intereſſiren ſie das heutige Publicum nicht. Stünde Racine auf, ſo würde er heute ſelbſt die Fehler vermeiden, welche wir in ſeinen Werken finden.""

„Glauben Sie mir" — ſagte Goethe — „wünſchen wir uns einen neuen Racine ſelbſt mit den Fehlern des alten! Die Meiſterwerke der franzöſiſchen Bühne bleiben Meiſterwerke für immer. Ihre Darſtellung hat mich ſelbſt in jungen Jahren, noch in Frankfurt, höchſt intereſſirt; damals faßte ich zuerſt den Gedanken, Dramen zu ſchreiben. Die heutige Schule kann für die Literatur viel thun, allein niemals ſoviel, als die frühere gethan hat." . . .

Da ich durch längeres Reden die theuern Augenblicke des Dichters nicht in Anſpruch nehmen wollte erhob ich mich, um zu gehen, aber Goethe beliebte mich noch zurückzuhalten und that weitere Fragen inbetreff Frankreichs, deſſen bedeutenderer Schriftſteller und des

Zustandes der Künste. Als ich der ausgezeichneten Bilder Scheffer's erwähnte, welche Faust und Gretchen darstellen, fragte er mich, welchen Charakter der Maler ihnen gegeben, ob er des Dichters Absicht verstanden, und ob dies Faust und Gretchen Goethe's oder Scheffer's seien.

Nach dieser einstündigen Unterredung nahm ich von dem Dichter Abschied.

1268.

1830, 1. März.

Mittag bei Goethe.

Bei Goethe zu Tische mit Hofrath Voigt aus Jena. Die Unterhaltung geht um lauter naturhistorische Gegenstände, wobei Hofrath Voigt die vielseitigsten Kenntnisse entwickelt. Goethe erzählt, daß er einen Brief erhalten mit der Einwendung, daß die Kotyledonen keine Blätter seien, und zwar weil sie kein Auge hinter sich hätten. Wir überzeugen uns aber an verschiedenen Pflanzen, daß die Kotyledonen allerdings Augen hinter sich haben, so gut wie jedes folgende Blatt. Voigt sagt, daß das Aperçu von der Metamorphose der Pflanze eine der fruchtbarsten Entdeckungen sei, welche die neuere Zeit im Fache der Naturforschung erfahren.

Wir reden über Sammlungen ausgestopfter Vögel, wobei Goethe erzählt, daß ein Engländer mehrere Hunderte lebendiger Vögel in großen Behältern ge-

füttert habe. Von diesen seien einige gestorben, und er habe sie ausstopfen lassen. Diese ausgestopften hätten ihm nun so gefallen, daß ihm der Gedanke gekommen, ob es nicht besser sei, sie alle todtschlagen und ausstopfen zu lassen; welchen Gedanken er denn auch alsobald ausgeführt habe.

Hofrath Voigt erzählt, daß er im Begriff sei, Cuviers ‚Naturgeschichte' in fünf Bänden zu übersetzen und mit Ergänzungen und Erweiterungen herauszugeben.

Nach Tische, als Voigt gegangen war, zeigte Goethe mir das Manuscript seiner ‚Walpurgisnacht', und ich bin erstaunt über die Stärke, zu der es in den wenigen Wochen herangewachsen.

1269.

1830, 1. März.

Mit v. Müller.

„Schiller war ganz ein anderer Geselle als ich und wußte in der Gesellschaft immer bedeutend und anziehend zu sprechen. Ich hingegen hatte immer die alberne Abneigung von dem, was mich gerade am meisten interessirte, zu sprechen.

Ja bei der Herzogin-Mutter freilich konnte ich zuweilen eine Stunde amüsiren; wenn das artige Wesen ‚die Kehle' [Henriette v. Wolfskehl, nachmals Freifrau v. Fritsch] umhertrippelte und ‚Närrischer Geheimerath'

ſagte, da improviſirte ich oft eine Erzählung, die ſich hören ließ; ich hatte damals des Zeugs zu viel im Kopfe und Motive zu Hunderten."

1270.

1830, 3. März.

Mit Eckermann.

Mit Goethe vor Tiſch ſpazieren gefahren. Er ſpricht günſtig über mein Gedicht in Bezug auf den König von Bayern, indem er bemerkt, daß Lord Byron vortheilhaft auf mich gewirkt. Mir fehle jedoch noch dasjenige, was man Convenienz heiße, worin Voltaire ſo groß geweſen. Dieſen wolle er mir zum Muſter vorſchlagen.

Darauf bei Tiſche reden wir viel über Wieland, beſonders über den ‚Oberon', und Goethe iſt der Meinung, daß das Fundament ſchwach ſei, und der Plan vor der Ausführung nicht gehörig gegründet worden. Daß zur Herbeiſchaffung der Barthaare und Backenzähne ein Geiſt benutzt werde, ſei gar nicht wohl erfunden, beſonders weil der Held ſich dabei ganz unthätig verhalte. Die anmuthige, ſinnliche und geiſtreiche Ausführung des großen Dichters aber mache das Buch dem Leſer ſo angenehm, daß er an das eigentliche Fundament nicht weiter denke und darüber hinausleſe.

Wir reden fort über viele Dinge, und ſo kommen

wir auch wieder auf die Entelechie. „Die Hartnäckigkeit des Individuums, und daß der Mensch abschüttelt, was ihm nicht gemäß ist," sagte Goethe, „ist mir ein Beweis, daß so etwas existire." Ich hatte seit einigen Minuten dasselbige gedacht und sagen wollen, und so war es mir doppelt lieb, daß Goethe es aussprach. „Leibniz," fuhr er fort, „hat ähnliche Gedanken über solche selbstständige Wesen gehabt, und zwar, was wir mit dem Ausdruck Entelechie bezeichnen, nannte er Monaden."

1271.

1830, 5. März.

Mit Soret.

Eine ... [Enkelin] der Jugendgeliebten Goethes .. [der Frau v. Türkheim, die Gräfin Waldner-Freundstein] war einige Zeit in Weimar. Ich drückte heute gegen Goethe mein Bedauern über ihre Abreise aus. „„Sie ist so jung,"" sagte ich. „„und zeigt eine so erhabene Gesinnung und einen so reifen Geist, wie man ihn bei solchem Alter selten findet. Ihr Erscheinen hat überhaupt in Weimar großen Eindruck gemacht. Wäre sie länger geblieben, sie hätte für manchen gefährlich werden können.""

„Wie sehr thut es mir leid," erwiederte Goethe, „daß ich sie nicht öfter gesehen, und daß ich anfänglich immer verschoben habe sie einzuladen, um mich unge-

ſtört mit ihr zu unterhalten und die geliebten Züge ihrer Verwandten in ihr wieder aufzuſuchen.

Der vierte Band von ‚Wahrheit und Dichtung‘,“ fuhr er fort, „wo Sie die jugendliche Glücks- und Leidensgeſchichte meiner Liebe zu Lili erzählt finden werden, iſt ſeit einiger Zeit vollendet. Ich hätte ihn längſt früher geſchrieben und herausgegeben, wenn mich nicht gewiſſe zarte Rückſichten gehindert hätten, und zwar nicht Rückſichten gegen mich ſelbèr, ſondern gegen die damals noch lebende Geliebte. Ich wäre ſtolz geweſen, es der ganzen Welt zu ſagen, wie ſehr ich ſie geliebt, und ich glaube, ſie wäre nicht errötheт zu geſtehen, daß meine Neigung erwiedert wurde. Aber hatte ich das Recht, es öffentlich zu ſagen ohne ihre Zuſtimmung? Ich hatte immer die Abſicht, ſie darum zu bitten; doch zögerte ich damit hin, bis es denn endlich nicht mehr nöthig war.

Indem Sie,“ fuhr Goethe fort, „mit ſolchem Antheil über das liebenswürdige junge Mädchen reden, das uns jetzt verläßt, erwecken Sie in mir alle meine alten Erinnerungen. Ich ſehe die reizende Lili wieder in aller Lebendigkeit vor mir, und es iſt mir als fühlte ich wieder den Hauch ihrer beglückenden Nähe. Sie war in der That die erſte, die ich tief und wahrhaft liebte. Auch kann ich ſagen, daß ſie die letzte geweſen; denn alle kleinen Neigungen, die mich in der Folge meines Lebens berührten, waren, mit jener erſten verglichen, nur leicht und oberflächlich.

Ich bin," fuhr Goethe fort, „meinem eigentlichen Glücke nie so nahe gewesen als in der Zeit jener Liebe zu Lili. Die Hindernisse, die uns auseinanderhielten, waren im Grunde nicht unübersteiglich — und doch ging sie mir verloren!

Meine Neigung zu ihr hatte etwas so Delicates und etwas so Eigenthümliches, daß es jetzt in Darstellung jener schmerzlich-glücklichen Epoche auf meinen Stil Einfluß gehabt hat. Wenn Sie künftig den vierten Band von ‚Wahrheit und Dichtung' lesen, so werden Sie finden, daß jene Liebe etwas ganz anderes ist als eine Liebe in Romanen."

„„Dasselbige,"" erwiederte ich, „„könnte man auch von Ihrer Liebe zu Gretchen und Friederike sagen. Die Darstellung von beiden ist gleichfalls so neu und originell, wie die Romanschreiber dergleichen nicht erfinden und ausdenken. Es scheint dieses von der großen Wahrhaftigkeit des Erzählers herzurühren, der das Erlebte nicht zu bemänteln gesucht, um es zu größerm Vortheil erscheinen zu lassen, und der jede empfindsame Phrase vermieden, wo schon die einfache Darlegung der Ereignisse genügte.

Auch ist die Liebe selbst,"" fügte ich hinzu, „„sich niemals gleich; sie ist stets original und modificirt sich stets nach dem Charakter und der Persönlichkeit derjenigen, die wir lieben.""

„Sie haben vollkommen recht," erwiederte Goethe; „denn nicht bloß wir sind die Liebe, sondern es ist es

auch das uns anreizende liebe Object. Und dann, was nicht zu vergeſſen, kommt als ein mächtiges Drittel noch das Dämoniſche hinzu, das jede Leidenſchaft zu begleiten pflegt und das in der Liebe ſein eigentliches Element findet. In meinem Verhältniß zu Lili war es beſonders wirkſam; es gab meinem ganzen Leben eine andere Richtung, und ich ſage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß meine Herkunft nach Weimar und mein jetziges Hierſein davon eine unmittelbare Folge war."

1272.

1830, 6. März.

Mit Soret.

Goethe lieſt ſeit einiger Zeit die ‚Memoiren' von Saint-Simon.

„Mit dem Tode von Ludwig dem Vierzehnten," ſagte er mir vor einigen Tagen, „habe ich jetzt halt gemacht. Bis dahin hat mich das Dutzend Bände in hohem Grade intereſſirt, und zwar durch den Contraſt der Willensrichtungen des Herrn und der ariſtokratiſchen Tugend des Dieners. Aber von dem Augenblick an, wo jener Monarch abgeht, und eine andere Perſonnage auftritt, die zu ſchlecht iſt, als daß Saint-Simon ſich zu ſeinem Vortheil neben ihr ausnehmen könnte, machte die Lectüre mir keine Freude mehr; der Widerwille trat ein, und ich verließ das Buch da, wo mich der ‚Tyrann' verließ."

Auch den ‚Globe‘ und den ‚Temps‘, den Goethe ſeit mehreren Monaten mit dem größten Eifer las, hat er ſeit etwa vierzehn Tagen zu leſen aufgehört. Sowie die Nummern bei ihm unter Kreuzband ankommen, legt er ſie uneröffnet beiſeite. Indeß bittet er ſeine Freunde, ihm zu erzählen was in der Welt vorgeht. Er iſt ſeit einiger Zeit ſehr productiv und ganz vertieft im zweiten Theile ſeines ‚Fauſt‘. Beſonders iſt es die ‚Claſſiſche Walpurgisnacht‘, die ihn ſeit einigen Wochen ganz hinnimmt und die dadurch auch raſch und bedeutend heranwächſt. In ſolchen durchaus productiven Epochen liebt Goethe die Lectüre überhaupt nicht, es wäre denn daß ſie als etwas Leichtes und Heiteres ihm als ein wohlthätiges Ausruhen diente, oder auch daß ſie mit dem Gegenſtande, den er eben unter Händen hat, in Harmonie ſtände und dazu behilflich wäre. Er meidet ſie dagegen ganz entſchieden, wenn ſie ſo bedeutend und aufregend wirkte, daß ſie ſeine ruhige Production ſtören und ſein thätiges Intereſſe zerſplittern und ablenken könnte. Das letztere ſcheint jetzt mit dem ‚Globe‘ und ‚Temps‘ der Fall zu ſein. „Ich ſehe,“ ſagte er, „es bereiten ſich in Paris bedeutende Dinge vor; wir ſind am Vorabend einer großen Exploſion. Da ich aber darauf keinen Einfluß habe, ſo will ich es ruhig abwarten, ohne mich von dem ſpannenden Gange des Dramas unnützerweiſe täglich aufregen zu laſſen. Ich leſe jetzt ſo wenig den ‚Globe‘ als den ‚Temps‘, und

meine ‚Walpurgisnacht‘ rückt dabei gar nicht schlecht vorwärts.“

Er sprach darauf über den Zustand der neuesten französischen Literatur, die ihn sehr interessirt. „Was die Franzosen,“ sagte er, „bei ihrer jetzigen literarischen Richtung für etwas Neues halten, ist im Grunde weiter nichts als der Wiederschein desjenigen, was die deutsche Literatur seit funfzig Jahren gewollt und geworden. Der Keim der historischen Stücke, die bei ihnen jetzt etwas Neues sind, findet sich schon seit einem halben Jahrhundert in meinem ‚Götz‘. Übrigens,“ fügte er hinzu, „haben die deutschen Schriftsteller niemals daran gedacht und nie in der Absicht geschrieben, auf die Franzosen einen Einfluß ausüben zu wollen. Ich selbst habe immer nur mein Deutschland vor Augen gehabt, und es ist erst seit gestern oder ehegestern, daß es mir einfällt meine Blicke westwärts zu wenden, um auch zu sehen wie unsere Nachbarn jenseits des Rheins von mir denken. Aber auch jetzt haben sie auf meine Productionen keinen Einfluß. Selbst Wieland, der die französischen Formen und Darstellungsweisen nachgeahmt, ist im Grunde immer deutsch geblieben und würde sich in einer Übertragung schlecht ausnehmen.“

er uns etwas Näheres von seinen Umständen entdeckt hätte. Ich müßte mich sehr irren, wenn ich ihn nicht schon irgendwo gesprochen hätte.

Und doch könntet ihr euch, sagte Philine, darin wirklich irren. Dieser Mann hat eigentlich nur das falsche Ansehn eines Bekannten, weil er aussieht wie ein Mensch, und nicht wie Hans oder Kunz.

Was soll das heißen, sagte Laertes, sehen wir nicht auch aus wie Menschen?

Ich weiß, was ich sage, versetzte Philine, und wenn ihr mich nicht begreift, so laßt's gut seyn. Ich werde nicht am Ende noch gar meine Worte auslegen sollen.

Zwey Kutschen fuhren vor. Man lobte die Sorgfalt des Laertes, der sie bestellt hatte. Philine nahm neben Madam Melina Wilhelmen gegenüber Platz, und die übrigen richteten sich ein, so gut sie konnten. Laertes

1273.

1830, 7. März.

Mit Eckermann.

Um 12 Uhr zu Goethe, den ich heute besonders frisch und kräftig fand. Er eröffnete mir, daß er seine ‚Classische Walpurgisnacht' habe zurücklegen müssen, um die letzte Lieferung fertig zu machen. „Hierbei aber," sagte er, „bin ich klug gewesen, daß ich aufgehört habe, wo ich noch in gutem Zuge war und noch viel bereits Erfundenes zu sagen hatte. Auf diese Weise läßt sich viel leichter wieder anknüpfen, als wenn ich so lange fortgeschrieben hätte bis es stockte." Ich merkte mir dieses als eine gute Lehre.

Es war die Absicht gewesen, vor Tische eine Spazierfahrt zu machen, allein wir fanden es beiderseits so angenehm im Zimmer, daß die Pferde abbestellt wurden.

Unterdessen hatte der Bediente Friedrich eine große von Paris angekommene Kiste ausgepackt. Es war eine Sendung vom Bildhauer David, in Gips abgegossene Portraits, Basreliefs, von siebenundfunfzig berühmten Personen. Friedrich trug die Abgüsse in verschiedenen Schiebläden herein und es gab große Unterhaltung, alle die interessanten Persönlichkeiten zu betrachten. Besonders erwartungsvoll war ich auf Mérimée; der Kopf erschien so kräftig und verwegen wie sein Talent, und Goethe bemerkte, daß er etwas

Humoristisches habe. Victor Hugo, Alfred de Vigny, Emile Deschamps zeigten sich als reine, freie, heitere Köpfe. Auch erfreuten uns die Portraits der Demoiselle Gay, der Madame Tastu und anderer junger Schriftstellerinnen. Das kräftige Bild von Fabvier erinnerte an Menschen früherer Jahrhunderte, und wir hatten Genuß, es wiederholt zu betrachten. So gingen wir von einer bedeutenden Person zur andern, und Goethe konnte nicht umhin wiederholt zu äußern, daß er durch diese Sendung von David einen Schatz besitze, wofür er dem trefflichen Künstler nicht genug danken könne. Er werde nicht unterlassen, diese Sammlung Durchreisenden vorzuzeigen und sich mündlich über einzelne ihm noch unbekannte Personen unterrichten zu lassen.

Auch Bücher waren in der Kiste verpackt gewesen, die er in die vordern Zimmer tragen ließ, wohin wir folgten und uns zu Tische setzten. Wir waren heiter und sprachen von Arbeiten und Vorsätzen hin und her. „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei," sagte Goethe, „und besonders nicht, daß er allein arbeite; vielmehr bedarf er der Theilnahme und Anregung, wenn etwas gelingen soll. Ich verdanke Schillern die ‚Achilleis' und viele meiner Balladen, wozu er mich getrieben, und Sie können es sich zurechnen, wenn ich den zweiten Theil des ‚Faust' zustande bringe. Ich habe es Ihnen schon oft gesagt, aber ich muß es wiederholen, damit Sie es wissen." Ich freute

mich dieser Worte, im Gefühl, daß daran viel Wahres sein möge.

Beim Nachtisch öffnete Goethe eins der Packete. Es waren die Gedichte von Émile Deschamps, begleitet von einem Brief, den Goethe mir zu lesen gab. Hier sah ich nun zu meiner Freude, welcher Einfluß Goethen auf das neue Leben der französischen Literatur zugestanden wird, und wie die jungen Dichter ihn als ihr geistiges Oberhaupt verehren und lieben. So hatte in Goethes Jugend Shakespeare gewirkt. Von Voltaire läßt sich nicht sagen, daß er auf junge Poeten des Auslandes einen Einfluß der Art gehabt, daß sie sich in seinem Geist versammelten und ihn als ihren Herrn und Meister erkannten. Überall war der Brief von Émile Deschamps mit sehr liebenswürdiger, herzlicher Freiheit geschrieben. „Man blickt in den Frühling eines schönen Gemüths," sagte Goethe.

Ferner befand sich unter der Sendung von David ein Blatt mit dem Hute Napoleons in den verschiedensten Stellungen. „Das ist etwas für meinen Sohn," sagte Goethe und sendete das Blatt schnell hinauf. Es verfehlte auch seine Wirkung nicht, indem der junge Goethe sehr bald herunterkam und voller Freude diese Hüte seines Helden für das Nonplusultra seiner Sammlung erklärte. Ehe fünf Minuten vergingen, befand sich das Bild unter Glas und Rahmen und an seinem Ort unter den übrigen Attributen und Denkmälern des Helden.

1274.

1830, 7. März.

Mit v. Müller.

Ich traf Goethe in den vordern Zimmern. Eine von David eben erhaltene Sendung von Büchern und Medaillons verbarg er mir. Er war aufgeregter als gewöhnlich. — „Nun laßt nur mit allen Glocken läuten; macht, daß Ihr die Alten alle begrabt und seht zu, wie Ihr mit den Jungen fertig werdet. Seid nur lustig und wohlgemuth dabei, das ist die Hauptsache."

Als ich ihm St. Aignan's Condolenzbrief zeigte und hinzu fügte: „„Wie wollen Sie in so wenig Zeilen mehr und Verbindlicheres ausdrücken?"" nahm er es ganz übel und nannte es eine triviale Redensart, die man ihm gegenüber nicht brauchen sollte. Doch lenkte er gleich wieder in Scherz über. An Reinhard könne er unter einem Monat nicht schreiben; man fordere zu viel von ihm, er müsse Bankerott mit seiner Zeit machen. Wenn man die achtziger Jahre überschritten habe, gehe nicht alles so leicht von der Hand.

Niemand frage darnach, wie viel Mühe ihm die Herausgabe seiner Werke mache, und dann nehme doch niemand, wenn sie erschienen, sonderlich Notiz davon. Von Auguste Jacobi*) sagte er: sie verwandle mit

*) Die Enkelin des Philosophen, lebte längere Zeit in Müllers Hause und kam mit Goethe vielfach in Berührung.

ihrem ſcharfen Geiſte alle Poeſie augenblicks in Proſa, verſire in beſtändiger Klarheit, aber des Irrthums. Eben als ich mehr darüber mittheilen wollte, trat Coudray ein.

1275.

1830, 14. März.

Mit v. Müller.

Als ich ihm Feuerbach's theilnehmende Nachfrage meldete, entgegnete er: „Nun, antworten Sie nur, mein Bündel ſei geſchnürt und ich warte auf Ordre zum Abmarſch.“ Als es ſich nun um die Kenntniß einiger Stael'ſchen Briefe handelte, ſagte er ausweichend: „Es kommt doch bei all' dem Ausleſen alter Briefe nichts heraus.“

1276.

1830, 14. März.

Mit Soret.

Abends bei Goethe. Er zeigte mir alle jetzt geordneten Schätze der Kiſte von David, mit deren Auspackung ich ihn vor einigen Tagen beſchäftigt fand. Die Gipsmedaillons mit den Profilen der vorzüglichſten jungen Dichter Frankreichs hatte er in großer Ordnung auf Tiſchen nebeneinandergelegt. Er ſprach dabei abermals über das außerordentliche Talent David's, das ebenſo groß ſei in der Auffaſſung als in

der Ausführung. Auch zeigte er mir eine Menge der neuesten Werke, die ihm durch die Vermittelung David's von den ausgezeichnetsten Talenten der romantischen Schule als Autorgeschenke verehrt worden. Ich sah Werke von Sainte-Beuve, Ballanche, Victor Hugo, Balzac, Alfred de Vigny, Jules Janin und andern. „David," sagte er, „hat mir durch diese Sendung schöne Tage bereitet. Die jungen Dichter beschäftigen mich nun schon die ganze Woche und gewähren mir durch die frischen Eindrücke, die ich von ihnen empfange, ein neues Leben. Ich werde über die mir sehr lieben Portraits und Bücher einen eigenen Catalog machen und beiden in meiner Kunstsammlung und Bibliothek einen besondern Platz geben." Man sah es Goethen an, daß diese Huldigung der jungen Dichter Frankreichs ihn innerlichst beglückte.

Er las darauf einiges in den ‚Studien' von Émile Deschamps. Die Übersetzung der ‚Braut von Corinth' lobte er als treu und sehr gelungen. „Ich besitze," sagte er, „das Manuscript einer italienischen Übersetzung dieses Gedichts, welches das Original bis zum Rhythmus wiedergiebt."

Die ‚Braut von Corinth' gab Goethen Anlaß, auch von seinen übrigen Balladen zu reden. „Ich verdanke sie größtentheils Schillern," sagte er, „der mich dazu trieb, weil er immer etwas Neues für seine ‚Horen' brauchte. Ich hatte sie alle schon seit vielen Jahren im Kopf, sie beschäftigten meinen Geist als

anmuthige Bilder, als ſchöne Träume, die kamen und gingen und womit die Phantaſie mich ſpielend beglückte. Ich entſchloß mich ungern dazu, dieſen mir ſeit ſo lange befreundeten glänzenden Erſcheinungen ein Lebewohl zu ſagen, indem ich ihnen durch das ungenügende dürftige Wort einen Körper verlieh. Als ſie auf dem Papiere ſtanden, betrachtete ich ſie mit einem Gemiſch von Wehmuth; es war mir als ſollte ich mich auf immer von einem geliebten Freunde trennen.

Zu andern Zeiten," fuhr Goethe fort, „ging es mir mit meinen Gedichten gänzlich anders. Ich hatte davon vorher durchaus keine Eindrücke und keine Ahnung, ſondern ſie kamen plötzlich über mich und wollten augenblicklich gemacht ſein, ſodaß ich ſie auf der Stelle inſtinktmäßig und traumartig niederzuſchreiben mich getrieben fühlte. In ſolchem nachtwandleriſchen Zuſtande geſchah es oft, daß ich einen ganz ſchief liegenden Papierbogen vor mir hatte, und daß ich dieſes erſt bemerkte, wenn alles geſchrieben war, oder wenn ich zum Weiterſchreiben keinen Platz fand. Ich habe mehrere ſolcher in der Diagonale geſchriebenen Blätter beſeſſen; ſie ſind mir jedoch nach und nach abhanden gekommen, ſodaß es mir leid thut, keine Proben ſolcher poetiſchen Vertiefung mehr vorzeigen zu können."

Das Geſpräch lenkte ſich ſodann auf die franzöſiſche Literatur zurück, und zwar auf die allerneueſte ultra-

romantiſche Richtung einiger nicht unbedeutenden Talente. Goethe war der Meinung, daß dieſe im Werden begriffene poetiſche Revolution der Literatur ſelber im hohen Grade günſtig, den einzelnen Schriftſtellern aber, die ſie bewirken, nachtheilig ſei.

„Bei keiner Revolution," ſagte er, „ſind die Extreme zu vermeiden. Bei der politiſchen will man anfänglich gewöhnlich nichts weiter als die Abſtellung von allerlei Mißbräuchen, aber ehe man es ſich verſieht, ſteckt man tief in Blutvergießen und Greueln. So wollten auch die Franzoſen bei ihrer jetzigen literariſchen Umwälzung anfänglich nichts weiter als eine freiere Form, aber dabei bleiben ſie jetzt nicht ſtehen, ſondern ſie verwerfen neben der Form auch den bisherigen Inhalt. Die Darſtellung edler Geſinnungen und Thaten fängt man an für langweilig zu erklären, und man verſucht ſich in Behandlung von allerlei Verruchtheiten. An die Stelle des ſchönen Inhalts griechiſcher Mythologie treten Teufel, Hexen und Vampyre, und die erhabenen Helden der Vorzeit müſſen Gaunern und Galeerenſklaven Platz machen. Dergleichen iſt pikant! Das wirkt! Nachdem aber das Publicum dieſe ſtark gepfefferte Speiſe einmal gekoſtet und ſich daran gewöhnt hat, wird es nur immer nach Mehrerem und Stärkerm begierig. Ein junges Talent, das wirken und anerkannt ſein will, und nicht groß genug iſt, auf eigenem Wege zu gehen, muß ſich dem Geſchmack des Tages bequemen, ja es muß ſeine Vorgänger im Schreck- und Schauer-

lichen noch zu überbieten ſuchen. In dieſem Jagen nach äußern Effectmitteln aber wird jedes tiefere Studium und jedes ſtufenweiſe gründliche Entwickeln des Talents und Menſchen von innen heraus ganz außer Acht gelaſſen. Das iſt aber der größte Schaden, der dem Talent begegnen kann, wiewohl die Literatur im allgemeinen bei dieſer augenblicklichen Richtung gewinnen wird.

„„Wie kann aber,““ verſetzte ich, „„ein Beſtreben, das die einzelnen Talente zu Grunde richtet, der Literatur im allgemeinen günſtig ſein?““

„Die Extreme und Auswüchſe, die ich bezeichnet habe,“ erwiederte Goethe, „werden nach und nach verſchwinden, aber zuletzt wird der ſehr große Vortheil bleiben, daß man neben einer freiern Form auch einen reichern, verſchiedenartigern Inhalt wird erreicht haben und man keinen Gegenſtand der breiteſten Welt und des mannigfaltigſten Lebens als unpoetiſch mehr wird ausſchließen. Ich vergleiche die jetzige literariſche Epoche dem Zuſtande eines heftigen Fiebers, das zwar an ſich nicht gut und wünſchenswerth iſt, aber eine beſſere Geſundheit als heitere Folge hat. Dasjenige wirklich Verruchte, was jetzt oft den ganzen Inhalt eines poetiſchen Werks ausmacht, wird künftig nur als wohlthätiges Ingredienz eintreten, ja, man wird das augenblicklich verbannte durchaus Reine und Edle bald mit deſto größerm Verlangen wieder hervorſuchen.“

„„Es iſt mir auffallend,““ bemerkte ich, „„daß auch

Mérimée, der doch zu Ihren Lieblingen gehört, durch die abſcheulichen Gegenſtände ſeiner ‚Guzla‘ gleichfalls jene ultraromantiſche Bahn betreten hat.“

„Mérimée,“ erwiederte Goethe, „hat dieſe Dinge ganz anders tractirt als ſeine Mitgeſellen. Es fehlt freilich dieſen Gedichten nicht an allerlei ſchauerlichen Motiven von Kirchhöfen, nächtlichen Kreuzwegen, Geſpenſtern und Vampyren, allein alle dieſe Widerwärtigkeiten berühren nicht das Innere des Dichters, er behandelt ſie vielmehr aus einer gewiſſen objectiven Ferne und gleichſam mit Ironie. Er geht dabei ganz zu Werke wie ein Künſtler, dem es Spaß macht, auch einmal ſo etwas zu verſuchen. Er hat ſein eigenes Innere, wie geſagt, dabei gänzlich verleugnet, ja er hat dabei ſogar den Franzoſen verleugnet, und zwar ſo ſehr, daß man dieſe Gedichte der ‚Guzla‘ anfänglich für wirklich illyriſche Volksgedichte gehalten, und alſo nur wenig gefehlt hat, daß ihm die beabſichtigte Myſtification gelungen wäre.

Mérimée,“ fuhr Goethe fort, „iſt freilich ein ganzer Kerl; wie denn überhaupt zum objectiven Behandeln eines Gegenſtandes mehr Kraft und Genie gehört als man denkt. So hat auch Byron trotz ſeiner ſtark vorwaltenden Perſönlichkeit zuweilen die Kraft gehabt, ſich gänzlich zu verleugnen, wie dies an einigen ſeiner dramatiſchen Sachen und beſonders an ſeinem ‚Marino Faliero‘ zu ſehen. Bei dieſem Stück vergißt man ganz, daß Byron, ja daß ein Engländer es ge-

ſelbſt ritt auf Wilhelms Pferde, das auch mit heraus gekommen war, nach der Stadt zurück.

Philine ſaß kaum in dem Wagen, als ſie artige Lieder zu ſingen und das Geſpräch auf Geſchichten zu lenken wußte, von denen ſie behauptete, daß ſie mit Glück dramatiſch behandelt werden könnten. Durch dieſe kluge Wendung hatte ſie gar bald ihren jungen Freund in ſeine beſte Laune geſetzt, und er komponirte aus dem Reichthum ſeines lebendigen Bildervorraths ſogleich ein ganzes Schauſpiel mit allen ſeinen Akten, Scenen, Characteren und Verwicklungen. Man fand für gut, einige Arien und Geſänge einzuflechten; man dichtete ſie und Philine, die in alles einging, paßte ihnen gleich bekannte Melodien an, und ſang ſie aus dem Stegreife. Sie hatte eben heute ihren ſchönen, ſehr ſchönen Tag, ſie wußte mit allerley Neke-

ſchrieben. Wir leben darin ganz und gar zu Venedig und ganz und gar in der Zeit, in der die Handlung vorgeht. Die Perſonen reden ganz aus ſich ſelber und aus ihrem eigenen Zuſtande heraus, ohne etwas von ſubjectiven Gefühlen, Gedanken und Meinungen des Dichters an ſich zu haben. Das iſt die rechte Art. Von unſern jungen franzöſiſchen Romantikern der übertriebenen Sorte iſt das freilich nicht zu rühmen. Was ich auch von ihnen geleſen: Gedichte, Romane, dramatiſche Arbeiten, es trug alles die perſönliche Farbe des Autors, und es machte mich nie vergeſſen, daß ein Pariſer, daß ein Franzoſe es geſchrieben; ja ſelbſt bei behandelten ausländiſchen Stoffen blieb man doch immer in Frankreich und Paris, durchaus befangen in allen Wünſchen, Bedürfniſſen, Conflicten und Gährungen des augenblicklichen Tages."

„„Auch Béranger,"" warf ich verſuchend ein, „„hat nur Zuſtände der großen Hauptſtadt und nur ſein eigenes Innere ausgeſprochen.""

„Das iſt auch ein Menſch danach," erwiederte Goethe, „deſſen Darſtellung und deſſen Inneres etwas werth iſt. Bei ihm findet ſich der Gehalt einer bedeutenden Perſönlichkeit. Béranger iſt eine durchaus glücklich begabte Natur, feſt in ſich ſelber begründet, rein aus ſich ſelber entwickelt und durchaus mit ſich ſelber in Harmonie. Er hat nie gefragt: Was iſt an der Zeit? was wirkt? was gefällt? und Was machen die andern? damit er es ihnen nachmache. Er hat

immer nur aus dem Kern seiner eigenen Natur heraus gewirkt, ohne sich zu bekümmern was das Publicum oder was diese oder jene Partei erwarte. Er hat freilich in verschiedenen bedenklichen Epochen nach den Stimmungen, Wünschen und Bedürfnissen des Volks hingehorcht, allein das hat ihn nur in sich selber befestigt, indem es ihm sagte, daß sein eigenes Innere mit dem des Volks in Harmonie stand, aber es hat ihn nie verleitet, etwas anderes auszusprechen, als was bereits in seinem eigenen Herzen lebte.

Sie wissen, ich bin im ganzen kein Freund von sogenannten politischen Gedichten, allein solche wie Béranger sie gemacht hat, lasse ich mir gefallen. Es ist bei ihm nichts aus der Luft gegriffen, nichts von bloß imaginirten oder imaginären Interessen, er schießt nie ins Blaue hinein, vielmehr hat er stets die entschiedensten und zwar immer bedeutende Gegenstände. Seine liebende Bewunderung Napoleon's und das Zurückdenken an die großen Waffenthaten, die unter ihm geschehen, und zwar zu einer Zeit, wo diese Erinnerung den etwas gedrückten Franzosen ein Trost war; dann sein Haß gegen die Herrschaft der Pfaffen und gegen die Verfinsterung, die mit den Jesuiten wieder einzubrechen droht: das sind denn doch Dinge, denen man wohl seine völlige Zustimmung nicht versagen kann. Und wie meisterhaft ist bei ihm die jedesmalige Behandlung! Wie wälzt und rundet er den Gegenstand in seinem Innern, ehe er ihn aus-

ſpricht! Und dann, wenn alles reif iſt, welcher Witz, Geiſt, Ironie und Perſiflage, und welche Herzlichkeit, Naivetät und Grazie werden nicht von ihm bei jedem Schritte entfaltet! Seine Lieder haben jahraus jahrein Millionen froher Menſchen gemacht, ſie ſind durchaus mundrecht auch für die arbeitende Claſſe, während ſie ſich über das Niveau des Gewöhnlichen ſo ſehr erheben, daß das Volk im Umgange mit dieſen anmuthigen Geiſtern gewöhnt und genöthigt wird, ſelbſt edler und beſſer zu denken. Was wollen Sie mehr? Und was läßt ſich überhaupt Beſſeres von einem Poeten rühmen?"

„„Er iſt vortrefflich, ohne Frage,"" erwiederte ich. „„Sie wiſſen ſelbſt, wie ſehr ich ihn ſeit Jahren liebe; auch können Sie denken, wie wohl es mir thut, Sie ſo über ihn reden zu hören. Soll ich aber ſagen, welche von ſeinen Liedern ich vorziehe, ſo gefallen mir denn doch ſeine Liebesgedichte beſſer als ſeine politiſchen, bei denen mir ohnehin die ſpeciellen Bezüge und Anſpielungen nicht immer deutlich ſind.""

„Das iſt Ihre Sache," erwiederte Goethe; „auch ſind die politiſchen gar nicht für Sie geſchrieben; fragen Sie aber die Franzoſen, und ſie werden Ihnen ſagen, was daran Gutes iſt. Ein politiſches Gedicht iſt überhaupt im glücklichſten Falle immer nur als Organ einer einzelnen Nation, und in den meiſten Fällen nur als Organ einer gewiſſen Partei zu betrachten, aber von dieſer Nation und dieſer Partei wird es auch,

wenn es gut ist, mit Enthusiasmus ergriffen werden. Auch ist ein politisches Gedicht immer nur als Product eines gewissen Zeitzustandes anzusehen, der aber freilich vorübergeht und dem Gedicht für die Folge denjenigen Werth nimmt, den es vom Gegenstande hat. Béranger hatte übrigens gut machen! Paris ist Frankreich, alle bedeutenden Interessen seines großen Vaterlandes concentriren sich in der Hauptstadt und haben dort ihr eigentliches Leben und ihren eigentlichen Widerhall. Auch ist er in den meisten seiner politischen Lieder keineswegs als bloßes Organ einer einzelnen Partei zu betrachten, vielmehr sind die Dinge, denen er entgegenwirkt, größtentheils von so allgemein nationalem Interesse, daß der Dichter fast immer als große Volksstimme vernommen wird. Bei uns in Deutschland ist dergleichen nicht möglich. Wir haben keine Stadt, ja wir haben nicht einmal ein Land, von dem wir entschieden sagen könnten: hier ist Deutschland. Fragen wir in Wien, so heißt es, hier ist Österreich; und fragen wir in Berlin, so heißt es, hier ist Preußen. Bloß vor sechzehn Jahren, als wir endlich die Franzosen los sein wollten, war Deutschland überall; hier hätte ein politischer Dichter allgemein wirken können. Allein es bedurfte seiner nicht. Die allgemeine Noth und das allgemeine Gefühl der Schmach hatte die Nation als etwas Dämonisches ergriffen; das begeisterte Feuer, das der Dichter hätte entzünden können, brannte bereits überall von selber.

Doch will ich nicht leugnen, daß Arndt, Körner und Rückert einiges gewirkt haben."

„„Man hat Ihnen vorgeworfen,"" bemerkte ich etwas unvorsichtig, „„daß Sie in jener großen Zeit nicht auch die Waffen ergriffen, oder wenigstens nicht als Dichter eingewirkt haben.""

„Lassen wir das, mein Guter!" erwiederte Goethe. „Es ist eine absurde Welt, die nicht weiß was sie will, und die man muß reden und gewähren lassen. Wie hätte ich die Waffen ergreifen können ohne Haß! Und wie hätte ich hassen können ohne Jugend! Hätte jenes Ereigniß mich als einen Zwanzigjährigen getroffen, so wäre ich sicher nicht der letzte geblieben, allein es fand mich als einen, der bereits über die ersten Sechzig hinaus war.

Auch können wir dem Vaterlande nicht auf gleiche Weise dienen, sondern jeder thut sein Bestes, je nachdem Gott es ihm gegeben. Ich habe es mir ein halbes Jahrhundert lang sauer genug werden lassen. Ich kann sagen, ich habe in den Dingen, die die Natur mir zum Tagewerk bestimmt, mir Tag und Nacht keine Ruhe gelassen und mir keine Erholung gegönnt, sondern immer gestrebt und geforscht und gethan, so gut und so viel ich konnte. Wenn jeder von sich dasselbe sagen kann, so wird es um alle gut stehen."

„„Im Grunde,"" versetzte ich begütigend, „„sollte Sie jener Vorwurf nicht verdrießen, vielmehr könnten Sie sich darauf etwas einbilden; denn was will das anders

sagen, als daß die Meinung der Welt von Ihnen so groß ist, daß sie verlangt, daß derjenige, der für die Cultur seiner Nation mehr gethan als irgend ein anderer, nun endlich alles hätte thun sollen.""

„Ich mag nicht sagen, wie ich denke," erwiederte Goethe. „Es versteckt sich hinter jenem Gerede mehr böser Wille gegen mich, als Sie wissen. Ich fühle darin eine neue Form des alten Hasses, mit dem man mich seit Jahren verfolgt und mir imstillen beizukommen sucht. Ich weiß recht gut, ich bin vielen ein Dorn im Auge, sie wären mich alle sehr gern los, und da man nun an meinem Talent nicht rühren kann, so will man an meinen Charakter. Bald soll ich stolz sein, bald egoistisch, bald voller Neid gegen junge Talente, bald in Sinnenlust versunken, bald ohne Christenthum, und nun endlich gar ohne Liebe zu meinem Vaterlande und meinen lieben Deutschen. Sie kennen mich nun seit Jahren hinlänglich und fühlen was an all dem Gerede ist. Wollen Sie aber wissen, was ich gelitten habe, so lesen Sie meine Xenien, und es wird Ihnen aus meinen Gegenwirkungen klar werden, womit man mir abwechselnd das Leben zu verbittern gesucht hat.

Ein deutscher Schriftsteller — ein deutscher Märtyrer! Ja, mein Guter! Sie werden es nicht anders finden. Und ich selbst kann mich kaum beklagen; es ist allen andern nicht besser gegangen, den meisten sogar schlechter, und in England und Frankreich ganz wie

bei uns. Was hat nicht Molière zu leiden gehabt, und was nicht Rousseau und Voltaire! Byron ward durch die bösen Zungen aus England getrieben und würde zuletzt ans Ende der Welt geflohen sein, wenn ein früher Tod ihn nicht den Philistern und ihrem Haß enthoben hätte.

Und wenn noch die borrirte Masse höhere Menschen verfolgte! Nein, ein Begabter und ein Talent verfolgt das andere. Platen ärgert Heine, und Heine Platen, und jeder sucht den andern schlecht und verhaßt zu machen, da doch zu einem friedlichen Hinleben und Hinwirken die Welt groß und weit genug ist, und jeder schon an seinem eigenen Talent einen Feind hat, der ihm hinlänglich zu schaffen macht!

Kriegslieder schreiben und im Zimmer sitzen — das wäre meine Art gewesen! Aus dem Bivouac heraus, wo man nachts die Pferde der feindlichen Vorposten wiehern hört, da hätte ich es mir gefallen lassen. Aber das war nicht mein Leben und nicht meine Sache, sondern die von Theodor Körner. Ihm kleiden seine Kriegslieder auch ganz vollkommen. Bei mir aber, der ich keine kriegerische Natur bin und keinen kriegerischen Sinn habe, würden Kriegslieder eine Maske gewesen sein, die mir sehr schlecht zu Gesicht gestanden hätte.

Ich habe in meiner Poesie nie affectirt. Was ich nicht lebte und was mir nicht auf die Nägel brannte und zu schaffen machte, habe ich auch nicht

gedichtet und ausgesprochen. Liebesgedichte habe ich nur gemacht wenn ich liebte. Wie hätte ich nun Lieder des Hasses schreiben können ohne Haß! Und, unter uns, ich haßte die Franzosen nicht, wiewohl ich Gott dankte, als wir sie los waren. Wie hätte auch ich, dem nur Cultur und Barbarei Dinge von Bedeutung sind, eine Nation hassen können, die zu den cultivirtesten der Erde gehört und der ich einen so großen Theil meiner eigenen Bildung verdankte!

Überhaupt," fuhr Goethe fort, „ist es mit dem Nationalhaß ein eigenes Ding. Auf den untersten Stufen der Cultur werden Sie ihn immer am stärksten und heftigsten finden. Es giebt aber eine Stufe, wo er ganz verschwindet und wo man gewissermaßen über den Nationen steht, und man ein Glück oder ein Wehe seines Nachbarvolks empfindet als wäre es dem eigenen begegnet. Diese Culturstufe war meiner Natur gemäß, und ich hatte mich darin lange befestigt, ehe ich mein sechzigstes Jahr erreicht hatte."

1277.

1830, 15. März.

Mit Soret.

Abends ein Stündchen bei Goethe. Er sprach viel über Jena und die Einrichtungen und Verbesserungen, die er in den verschiedenen Branchen der Universität zu Stande gebracht. Für Chemie, Botanik und Mineralogie,

die früher nur insoweit sie zur Pharmacie gehörig behandelt worden, habe er besondere Lehrstühle eingeführt. Vor allem sei für das Naturwissenschaftliche Museum und die Bibliothek von ihm manches Gute bewirkt worden.

Bei dieser Gelegenheit erzählte er mir abermals mit vielem Selbstbehagen und guter Laune die Geschichte seiner gewaltsamen Besitzergreifung eines an die Bibliothek grenzenden Saales, den die medicinische Facultät innegehabt, aber nicht habe hergeben wollen.

„Die Bibliothek," sagte er, „befand sich in einem sehr schlechten Zustande. Das Local war feucht und enge und bei weitem nicht geeignet, seine Schätze gehörigerweise zu fassen, besonders seit durch den Ankauf der Büttner'schen Bibliothek von seiten des Großherzogs abermals 13000 Bände hinzugekommen waren, die in großen Haufen am Boden umherlagen, weil es, wie gesagt, an Raum fehlte, sie gehörig zu placiren. Ich war wirklich dieserhalb in einiger Noth. Man hätte zu einem neuen Anbau schreiten müssen, allein dazu fehlten die Mittel; auch konnte ein neuer Anbau noch recht gut vermieden werden, indem unmittelbar an die Räume der Bibliothek ein großer Saal grenzte, der leer stand und ganz geeignet war allen unsern Bedürfnissen auf das herrlichste abzuhelfen. Allein dieser Saal war nicht im Besitz der Bibliothek, sondern im Gebrauch der Facultät der Mediciner, die ihn mitunter zu ihren Konferenzen benutzten. Ich wendete mich also

an dieſe Herren mit der ſehr höflichen Bitte, mir dieſen Saal für die Bibliothek abzutreten. Dazu aber wollten die Herren ſich nicht verſtehen; allenfalls ſeien ſie geneigt nachzugeben, wenn ich ihnen für den Zweck ihrer Konferenzen einen neuen Saal wolle bauen laſſen, und zwar ſogleich. Ich erwiederte ihnen, daß ich ſehr bereit ſei ein anderes Local für ſie herrichten zu laſſen, daß ich aber einen ſofortigen Neubau nicht verſprechen könne. Dieſe meine Antwort ſchien aber den Herren nicht genügt zu haben; denn als ich am andern Morgen hinſchickte, um mir den Schlüſſel ausbitten zu laſſen, hieß es: er ſei nicht zu finden.

Da blieb nun weiter nichts zu thun, als eroberungsweiſe einzuſchreiten. Ich ließ alſo einen Maurer kommen und führte ihn in die Bibliothek vor die Wand des angrenzenden gedachten Saales. ‚Dieſe Mauer, mein Freund,‘ ſagte ich, ‚muß ſehr dick ſein; denn ſie trennt zwei verſchiedene Wohnungspartien: verſuchet doch einmal und prüfet, wie ſtark ſie iſt.‘ Der Maurer ſchritt zu Werke, und kaum hatte er fünf bis ſechs herzhafte Schläge gethan, als Kalk und Backſteine fielen und man durch die entſtandene Öffnung ſchon einige ehrwürdige Perrücken herdurchſchimmern ſah, womit man den Saal decorirt hatte. ‚Fahret nur fort, mein Freund,‘ ſagte ich, ‚ich ſehe noch nicht hell genug. Geniert Euch nicht und thut ganz als ob Ihr zu Hauſe wäret.‘ Dieſe freundliche Ermunterung wirkte auf den Maurer ſo belebend, daß die Öffnung bald

reyen unſern Freund zu beleben; es ward ihm wohl, wie es ihm lange nicht geweſen war.

Seitdem ihn jene grauſame Entdeckung von der Seite Marianens geriſſen hatte, war er dem Gelübde treu geblieben, ſich vor der zuſammenſchlagenden Falle einer weiblichen Umarmung zu hüthen, das treuloſe Geſchlecht zu meiden, ſeine Schmerzen, ſeine Neigung, ſeine ſüßen Wünſche in ſeinem Buſen zu verſchließen. Die Gewiſſenhaftigkeit, womit er dieß Gelübde beobachtete, gab ſeinem ganzen Weſen eine geheime Nahrung, und wenn ſein Herz nicht ohne Theilnehmung bleiben konnte, ſo ward eine liebevolle Mittheilung nun zum Bedürfniſſe. Er ging wieder wie von dem erſten Jugendnebel begleitet umher, ſeine Augen faßten jeden reizenden Gegenſtand mit Freuden auf, und nie war ſein Urtheil über eine liebenswürdige Geſtalt ſchonender geweſen. Wie gefährlich

groß genug ward, um vollkommen als Thür zu gelten, worauf denn meine Bibliothekslente in den Saal drangen, jeder mit einem Arm voll Bücher, die sie als Zeichen der Besitzergreifung auf den Boden warfen. Bänke, Stühle und Pulte verschwanden in einem Augenblick, und meine Getreuen hielten sich so rasch und thätig dazu, daß schon in wenigen Tagen sämmtliche Bücher in ihren Reposituren in schönster Ordnung an den Wänden umherstanden. Die Herren Mediciner, die bald darauf durch ihre gewohnte Thür in corpore in den Saal traten, waren ganz verblüfft, eine so große und unerwartete Verwandlung zu finden. Sie wußten nicht, was sie sagen sollten, und zogen sich still wieder zurück, aber sie bewahrten mir alle einen heimlichen Groll. Doch wenn ich sie einzeln sehe, und besonders wenn ich einen oder den andern von ihnen bei mir zu Tische habe, so sind sie ganz charmant und meine sehr lieben Freunde. Als ich dem Großherzog den Verlauf dieses Abenteuers erzählte, das freilich mit seinem Einverständniß und seiner völligen Zustimmung eingeleitet war, amusirte es ihn königlich, und wir haben später recht oft darüber gelacht."

Goethe war in sehr guter Laune und glücklich in diesen Erinnerungen. „Ja, mein Freund," fuhr er fort, „man hat seine Noth gehabt, um gute Dinge durchzusetzen. Später, als ich wegen großer Feuchtigkeit der Bibliothek einen schädlichen Theil der ganz nutzlosen alten Stadtmauer wollte abreißen und hinweg-

räumen lassen, ging es mir nicht besser. Meine Bitten, guten Gründe und vernünftigen Vorstellungen fanden kein Gehör, und ich mußte auch hier endlich eroberungsweise zu Werke gehen. Als nun die Herren der Stadtverwaltung meine Arbeiter an ihrer alten Mauer im Werke sahen, schickten sie eine Deputation an den Großherzog, der sich damals in Dornburg aufhielt, mit der ganz unterthänigen Bitte, daß es doch Sr. Hoheit gefallen möge, durch ein Machtwort mir in dem gewaltsamen Einreißen ihrer alten ehrwürdigen Stadtmauer Einhalt zu thun. Aber der Großherzog, der mich auch zu diesem Schritte heimlich autorisirt hatte, antwortete sehr weise: „Ich mische mich nicht in Goethes Angelegenheiten. Er weiß schon was er zu thun hat, und muß sehen wie er zurechtkommt. Geht doch hin und sagt es ihm selbst, wenn ihr die Courage habt!"

Es ließ sich aber niemand bei mir blicken," fügte Goethe lachend hinzu; „ich fuhr fort von der alten Mauer niederreißen zu lassen, was mir im Wege stand, und hatte die Freude, meine Bibliothek endlich trocken zu sehen."

1278.

1830, 16. März.

Mit Eckermann.

Morgens besucht mich Herr von Goethe und eröffnet mir, daß seine lange beabsichtigte Reise nach

Italien entſchieden, daß von ſeinem Vater die nöthigen Gelder bewilligt worden, und daß er wünſche, daß ich mitgehe. Wir freuen uns gemeinſchaftlich über dieſe Nachricht und bereden viel wegen der Vorbereitung.

Als ich darauf gegen Mittag bei Goethes Hauſe vorbeigehe, winkt Goethe mir am Fenſter, und ich bin ſchnell zu ihm hinauf. Er iſt in den vordern Zimmern und ſehr heiter und friſch. Er fängt ſogleich an von der Reiſe ſeines Sohnes zu reden, daß er ſie billige, ſie vernünftig finde, und ſich freue, daß ich mitgehe. „Es wird für euch beide gut ſein," ſagte er, „und Ihre Cultur insbeſondere wird ſich nicht ſchlecht dabei befinden."

Er zeigt mir ſodann einen Chriſtus mit zwölf Apoſteln, und wir reden über das Geiſtloſe ſolcher Figuren als Gegenſtände der Darſtellung für den Bildhauer. „Der eine Apoſtel," ſagte Goethe, „iſt immer ungefähr wie der andere, und die wenigſten haben Leben und Thaten hinter ſich, um ihnen Charakter und Bedeutung zu geben. Ich habe mir bei dieſer Gelegenheit den Spaß gemacht, einen Cyklus von zwölf bibliſchen Figuren zu erfinden, wo jede bedeutend, jede anders, und daher jede ein dankbarer Gegenſtand für den Künſtler iſt.

Zuerſt Adam, der ſchönſte Mann, ſo vollkommen wie man ſich ihn nur zu denken fähig iſt. Er mag die eine Hand auf einen Spaten legen, als ein Symbol, daß der Menſch berufen ſei die Erde zu bauen.

Nach ihm Noah, womit wieder eine neue Schöpfung angeht. Er cultivirt den Weinſtock, und man kann dieſer Figur etwas von einem indiſchen Bacchus geben.

Nächſt dieſem Moſes, als erſter Geſetzgeber.

Sodann David, als Krieger und König.

Auf dieſen Jeſaias, ein Fürſt und Prophet.

Daniel ſodann, der auf Chriſtus, den künftigen, hindeutet.

Chriſtus.

Ihm zunächſt Johannes, der den gegenwärtigen liebt. Und ſo wäre denn Chriſtus von zwei jugendlichen Figuren eingeſchloſſen, von denen der eine (Daniel) ſanft und mit langen Haaren zu bilden wäre, der andere (Johannes) leidenſchaftlich, mit kurzem Lockenhaar. Nun, auf den Johannes wer kommt?

Der Hauptmann von Kapernaum, als Repräſentant der Gläubigen, eine unmittelbare Hilfe Erwartenden.

Auf dieſen die Magdalena, als Symbol der reuigen, der Vergebung bedürfenden, der Beſſerung ſich zuwendenden Menſchheit. In welchen beiden Figuren der Inbegriff des Chriſtenthums enthalten wäre.

Dann mag Paulus folgen, welcher die Lehre am kräftigſten verbreitet hat.

Auf dieſen Jacobus, der zu den entfernteſten Völkern ging und die Miſſionare repräſentirt.

Petrus machte den Schluß. Der Künſtler müßte

ihn in die Nähe der Thür ſtellen und ihm einen Ausdruck geben als ob er die Hereintretenden forſchend betrachte, ob ſie denn auch werth ſeien, das Heiligthum zu betreten.

Was ſagen Sie zu dieſem Cyklus? Ich dächte, er wäre reicher als die zwölf Apoſtel, wo jeder ausſieht wie der andere. Den Moſes und die Magdalene würde ich ſitzend bilden."

Ich war ſehr glücklich, dieſes alles zu hören, und bat Goethe, daß er es zu Papier bringen möge, welches er mir verſprach. „Ich will es noch alles durchdenken," ſagte er, „und es dann nebſt andern neueſten Dingen Ihnen zum neununddreißigſten Bande geben."

1279.

1830, 17. März.

Mit Eckermann.

Mit Goethe zu Tiſche. Ich ſprach mit ihm über eine Stelle in ſeinen Gedichten, ob es heißen müſſe: ‚Wie es dein Prieſter Horaz in der Entzückung verhieß,' wie in allen ältern Ausgaben ſteht; oder: ‚Wie es dein Prieſter Properz u. ſ. w.,' welches die neue Ausgabe hat.

„Zu dieſer letztern Lesart," ſagte Goethe, „habe ich mich durch Göttling verleiten laſſen. Prieſter Properz klingt zudem ſchlecht, und ich bin daher für die frühere Lesart."

„„So,““ sagte ich, „„stand auch in dem Manuscript Ihrer ‚Helena‘, daß Theseus sie entführet als ein zehnjährig schlankes Reh. Auf Göttling's Einwendungen dagegen haben Sie nun drucken lassen: ein siebenjährig schlankes Reh, welches gar zu jung ist, sowohl für das schöne Mädchen als für die Zwillingsbrüder Kastor und Pollux, die sie befreien. Das Ganze liegt ja so in der Fabelzeit, daß niemand sagen kann wie alt sie eigentlich war, und zudem ist die ganze Mythologie so versatil, daß man die Dinge brauchen kann wie es am bequemsten und hübschesten ist.““

„Sie haben Recht,“ sagte Goethe; „ich bin auch dafür, daß sie zehn Jahre alt gewesen sei, als Theseus sie entführte, und ich habe daher auch später geschrieben: vom zehnten Jahre an hat sie nichts getaugt. In der künftigen Ausgabe mögt Ihr daher aus dem siebenjährigen Reh immer wieder ein zehnjähriges machen.“

Zum Nachtisch zeigte Goethe mir zwei frische Hefte von Neureuther nach seinen Balladen, und wir bewunderten vor allem den freien heitern Geist des liebenswürdigen Künstlers.

1280.

1830, 17. März.

Mit Soret und Riemer.

Abends einpaar Stündchen bei Goethe. Ich brachte ihm im Auftrage der Frau Großfürstin Gemma von

Art' [von Bornhauſer] zurück und äußerte gegen ihn über dieſes Stück alles Gute, was ich darüber in Gedanken hatte. „Ich freue mich immer," erwiederte er, „wenn etwas hervorgebracht worden, das in der Erfindung neu iſt und überall den Stempel des Talents trägt." Darauf, indem er den Band zwiſchen beide Hände nahm und ihn ein wenig von der Seite anſah, fügte er hinzu: „Aber es will mir nie recht gefallen, wenn ich ſehe, daß dramatiſche Schriftſteller Stücke machen, die durchaus zu lang ſind, um ſo gegeben werden zu können, wie ſie geſchrieben. Dieſe Unvollkommenheit nimmt mir die Hälfte des Vergnügens, das ich ſonſt darüber empfinden würde. Sehen Sie nur, was ‚Gemma von Art' für ein dicker Band iſt."

„„Schiller,"" erwiederte ich, „„hat es nicht viel beſſer gemacht, und doch iſt er ein ſehr großer dramatiſcher Schriftſteller.""

„Auch er hat freilich darin gefehlt," erwiederte Goethe. „Beſonders ſeine erſten Stücke, die er in der ganzen Fülle der Jugend ſchrieb, wollen gar kein Ende nehmen. Er hatte zu viel auf dem Herzen und zu viel zu ſagen, als daß er es hätte beherrſchen können. Später, als er ſich dieſes Fehlers bewußt war, gab er ſich unendliche Mühe und ſuchte ihn durch Studium und Arbeit zu überwinden, aber es hat ihm damit nie recht gelingen wollen. Seinen Gegenſtand gehörig beherrſchen und ſich vom Leibe zu halten, und ſich nur auf das durchaus Nothwendige zu concentriren, er-

fordert freilich die Kräfte eines poetischen Riesen und ist schwerer als man denkt."

Hofrath Riemer ließ sich melden und trat herein. Ich schickte mich an zu gehen, weil ich wußte, daß es der Abend war, wo Goethe mit Riemer zu arbeiten pflegt, allein Goethe bat mich zu bleiben, welches ich denn sehr gern that und wodurch ich Zeuge einer Unterhaltung wurde voll Übermuth, Ironie und mephistophelischer Laune vonseiten Goethes.

„Da ist der Sömmerring gestorben," fing Goethe an, „kaum elende fünfundsiebzig Jahre alt. Was doch die Menschen für Lumpe sind, daß sie nicht die Courage haben, länger auszuhalten als das! Da lobe ich mir meinen Freund Bentham, diesen höchst radicalen Narren: er hält sich gut, und doch ist er noch einige Wochen älter als ich."

„„Man könnte hinzufügen,"" erwiderte ich, „„daß er Ihnen noch in einem andern Punkte gleicht, denn er arbeitet noch immer mit der ganzen Thätigkeit der Jugend.""

„Das mag sein," erwiederte Goethe; „aber wir befinden uns an den beiden entgegengesetzten Enden der Kette: er will niederreißen, und ich möchte erhalten und aufbauen. In seinem Alter so radical zu sein, ist der Gipfel aller Tollheit."

„„Ich denke,"" entgegnete ich, „„man muß zwei Arten von Radicalismus unterscheiden. Der eine, um künftig aufzubauen, will vorher reine Bahn machen und alles

niederreißen, während der andere ſich begnügt, auf die ſchwachen Partien und Fehler einer Staatsverwaltung hinzudeuten, in Hoffnung, das Gute zu erreichen ohne die Anwendung gewaltſamer Mittel. In England geboren, würden Sie dieſer letzten Art ſicher nicht entgangen ſein.““

„Wofür halten Sie mich?“ erwiederte Goethe, der nun ganz die Miene und den Ton ſeines Mephiſto annahm. „Ich hätte ſollen Mißbräuchen nachſpüren, und noch obendrein ſie aufdecken und ſie namhaft machen, ich, der ich in England von Mißbräuchen würde gelebt haben? In England geboren, wäre ich ein reicher Herzog geweſen, oder vielmehr ein Biſchof mit jährlichen 30000 Pfund Sterling Einkünfte.“

„„Recht hübſch.““ erwiederte ich; „„aber wenn Sie zufällig nicht das große Loos, ſondern eine Niete gezogen hätten? Es giebt ſo unendlich viele Nieten.““

„Nicht jeder, mein Allerbeſter,“ erwiederte Goethe, „iſt für das große Loos gemacht. Glauben Sie denn, daß ich die Sottiſe begangen haben würde, auf eine Niete zu fallen? Ich hätte vor allen Dingen die Partie der 39 Artikel [der anglicaniſchen Kirche] ergriffen, ich hätte ſie nach allen Seiten und Richtungen hin verfochten, beſonders den Artikel 9 [über die Rechte und Bezüge der Biſchöfe], der für mich ein Gegenſtand einer ganz beſondern Aufmerkſamkeit und zärtlichen Hingebung geweſen ſein würde. Ich hätte in Reimen und Proſa ſo lange und ſo viel geheuchelt und gelogen, daß

meine 30000 Pfund jährlich mir nicht hätten entgehen ſollen. Und dann, einmal zu dieſer Höhe gelangt, würde ich nichts unterlaſſen haben mich oben zu erhalten. Beſonders würde ich alles gethan haben, die Nacht der Unwiſſenheit womöglich noch finſterer zu machen. O wie hätte ich die gute einfältige Maſſe cajolieren wollen, und wie hätte ich die liebe Schuljugend wollen zurichten laſſen, damit ja niemand hätte wahrnehmen, ja nicht einmal den Muth hätte haben ſollen zu bemerken, daß mein glänzender Zuſtand auf der Baſis der ſchändlichſten Mißbräuche fundirt ſei!"

„„Bei Ihnen,"" verſetzte ich. „„hätte man doch wenigſtens den Troſt gehabt, zu denken, daß Sie durch ein vorzügliches Talent zu ſolcher Höhe gelangt, in England aber ſind oft gerade die Dümmſten und Unfähigſten im Genuß der höchſten irdiſchen Güter, die ſie keineswegs dem eigenen Verdienſt, ſondern der Protection, dem Zufall und vor allem der Geburt zu verdanken haben.""

„Im Grunde," erwiederte Goethe, „iſt es gleichviel, ob einem die glänzenden Güter der Erde durch eigene Eroberung, oder durch Erbſchaft zugefallen. Die erſten Beſitzergreifer waren doch auf jeden Fall Leute von Genie, welche die Unwiſſenheit und Schwäche der andern ſich zu Nutze machten. Die Welt iſt ſo voller Schwachköpfe und Narren, daß man nicht nöthig hat ſie im Tollhauſe zu ſuchen. Hierbei fällt mir ein, daß der verſtorbene Großherzog, der meinen Widerwillen gegen

ihm in einer ſolchen Lage das verwegene Mädchen werden mußte, läßt ſich leider nur zu gut einſehen.

Zu Hauſe fanden ſie auf Wilhelms Zimmer ſchon alles zum Empfang bereit, die Stühle zu einer Vorleſung zurechte geſtellt, und den Tiſch in die Mitte geſetzt, auf welchem der Punſchnapf ſeinen Platz nehmen ſollte.

Die deutſchen Ritterſtücke waren damals eben neu, und hatten die Aufmerkſamkeit und Neigung des Publikums an ſich gezogen. Der alte Polterer hatte eines dieſer Art mitgebracht, und die Vorleſung war beſchloſſen worden. Man ſetzte ſich nieder. Wilhelm bemächtigte ſich des Exemplars, und fing zu leſen an.

Die geharniſchten Ritter, die alten Burgen, die Treuherzigkeit, Rechtlichkeit und Redlichkeit, beſonders aber die Unabhängig-

Tollhäuſer kannte, mich durch Liſt und Überraſchung einſt in ein ſolches einführen wollte. Ich roch aber den Braten noch zeitig genug und ſagte ihm, daß ich keineswegs ein Bedürfniß verſpüre, auch noch diejenigen Narren zu ſehen, die man einſperre, vielmehr ſchon an denen vollkommen genug habe, die frei umhergehen. ‚Ich bin ſehr bereit‘, ſagte ich, ‚Euer Hoheit, wenn es ſein muß, in die Hölle zu folgen, aber nur nicht in die Tollhäuſer.‘

O welch ein Spaß würde es für mich ſein, die 39 Artikel auf meine Weiſe zu tractiren und die einfältige Maſſe in Erſtaunen zu ſetzen!“

„„Auch ohne Biſchof zu ſein,““ ſagte ich, „„könnten Sie ſich dieſes Vergnügen machen.““

„Nein,“ erwiederte Goethe, „ich werde mich ruhig verhalten: man muß ſehr gut bezahlt ſein, um ſo zu lügen. Ohne Ausſicht auf die Biſchofsmütze und meine 30000 Pfund jährlich könnte ich mich nicht dazu verſtehen. Übrigens habe ich ſchon ein Pröbchen in dieſem Genre abgelegt. Ich habe als ſechzehnjähriger Knabe ein dithyrambiſches Gedicht über die Höllenfahrt Chriſti geſchrieben, das ſogar gedruckt aber nicht bekannt geworden, und das erſt in dieſen Tagen mir wieder in die Hände kommt. Das Gedicht iſt voll orthodoxer Bornirtheit und wird mir als herrlicher Paß in den Himmel dienen. Nicht wahr, Riemer, Sie kennen es?“

„Nein, Excellenz,“ erwiederte Riemer, „ich kenne es nicht, aber ich erinnere mich, daß Sie im erſten

Jahre nach meiner Ankunft ſchwer krank waren und in Ihrem Phantaſiren miteinemmale die ſchönſten Verſe über denſelbigen Gegenſtand recitirten. Es waren dies ohne Zweifel Erinnerungen aus jenem Gedicht Ihrer frühen Jugend.“

„Die Sache iſt ſehr wahrſcheinlich,“ ſagte Goethe. „Es iſt mir ein Fall bekannt, wo ein alter Mann geringen Standes, der in den letzten Zügen lag, ganz unerwartet die ſchönſten griechiſchen Sentenzen recitirte. Man war vollkommen überzeugt, daß dieſer Mann kein Wort griechiſch verſtehe, und ſchrie daher Wunder über Wunder, ja die Klugen fingen ſchon an aus dieſer Leichtgläubigkeit der Thoren Vortheil zu ziehen, als man unglücklicherweiſe entdeckte, daß jener Alte in ſeiner frühen Jugend war genöthigt worden allerlei griechiſche Sprüche auswendig zu lernen, und zwar in Gegenwart eines Knaben von hoher Familie, den man durch ſein Beiſpiel anzuſpornen trachtete. Er hatte jenes wirklich claſſiſche Griechiſch ganz maſchinenmäßig gelernt, ohne es zu verſtehen, und hatte ſeit funfzig Jahren nicht wieder daran gedacht, bis endlich in ſeiner letzten Krankheit jener Wortkram mit einemmale wieder anfing ſich zu regen und lebendig zu werden.“

Goethe kam darauf mit derſelbigen Malice und Ironie nochmals auf die enorme Beſoldung der engliſchen hohen Geiſtlichkeit zurück, und erzählte ſodann ſein Abenteuer mit dem Lord Briſtol, Biſchof von Derry.

„Lord Briſtol,“ ſagte Goethe, „kam durch Jena,

wünſchte meine Bekanntſchaft zu machen, und veranlaßte mich ihn eines Abends zu beſuchen. Er gefiel ſich darin, gelegentlich grob zu ſein; wenn man ihm aber ebenſo grob entgegentrat, ſo war er ganz tractabel. Er wollte mir im Laufe unſers Geſprächs eine Predigt über den ‚Werther‘ halten und es mir ins Gewiſſen ſchieben, daß ich dadurch die Menſchen zum Selbſtmord verleitet habe. ‚Der ‚Werther‘, ſagte er, ‚iſt ein ganz unmoraliſches, verdammungswürdiges Buch!‘ — Halt! rief ich. Wenn Ihr ſo über den armen ‚Werther‘ redet, welchen Ton wollt Ihr denn gegen die Großen dieſer Erde anſtimmen, die durch einen einzigen Federzug hunderttauſend Menſchen ins Feld ſchicken, wovon achtzigtauſend ſich tödten und ſich gegenſeitig zu Mord, Brand und Plünderung anreizen. Ihr danket Gott nach ſolchen Greueln und ſinget ein Tedeum darauf! Und ferner, wenn Ihr durch Eure Predigten über die Schrecken der Höllenſtrafen die ſchwachen Seelen Eurer Gemeinden ängſtigt, ſodaß ſie darüber den Verſtand verlieren und ihr armſeliges Daſein zuletzt in einem Tollhauſe endigen! Oder wenn Ihr durch manche Eurer orthodoxen, vor der Vernunft unhaltbaren Lehrſätze in die Gemüther Eurer chriſtlichen Zuhörer die verderbliche Saat des Zweifels ſäet, ſodaß dieſe halb ſtarken, halb ſchwachen Seelen in einem Labyrinth ſich verlieren, aus dem für ſie kein Ausweg iſt als der Tod! Was ſagt Ihr da zu Euch ſelber, und welche Strafrede haltet Ihr Euch da? — Und nun wollt

Ihr einen Schriftſteller zur Rechenſchaft ziehen und ein Werk verdammen, das, durch einige beſchränkte Geiſter falſch aufgefaßt, die Welt höchſtens von einem Dutzend Dummköpfen und Taugenichtſen befreit hat, die gar nichts Beſſeres thun konnten, als den ſchwachen Reſt ihres bißchen Lichts vollends auszublaſen! Ich dachte, ich hätte der Menſchheit einen wirklichen Dienſt geleiſtet und ihren Dank verdient, und nun kommt Ihr und wollt mir dieſe gute kleine Waffenthat zum Verbrechen machen, während ihr andern, ihr Prieſter und Fürſten, euch ſo Großes und Starkes erlaubt!

Dieſer Ausfall that auf meinen Biſchof eine herrliche Wirkung. Er ward ſo ſanft wie ein Lamm und benahm ſich von nun an gegen mich in unſerer weitern Unterhaltung mit der größten Höflichkeit und dem feinſten Tact. Ich verlebte darauf mit ihm einen ſehr guten Abend. Denn Lord Briſtol, ſo grob er ſein konnte, war ein Mann von Geiſt und Welt, und durchaus fähig in die verſchiedenartigſten Gegenſtände einzugehen. Bei meinem Abſchied gab er mir das Geleit und ließ darauf durch ſeinen Abbé die Honneurs fortſetzen. Als ich mit dieſem auf die Straße gelangt war, rief er mir zu: „O, Herr von Goethe, wie vortrefflich haben Sie geſprochen, und wie haben Sie dem Lord gefallen und das Geheimniß verſtanden, den Weg zu ſeinem Herzen zu finden! Mit etwas weniger Derbheit und Entſchiedenheit würden Sie von Ihrem Beſuch

ſicher nicht ſo zufrieden nach Hauſe gehen, wie Sie es jetzt thun.'"

„„Sie haben wegen Ihres ‚Werther' allerlei zu ertragen gehabt,"" bemerkte ich. „„Ihr Abenteuer mit Lord Briſtol erinnert mich an Ihre Unterredung mit Napoleon über dieſen Gegenſtand. War nicht auch Talleyrand dabei?""

„Er war zugegen," erwiederte Goethe. „Ich hatte mich jedoch über Napoleon nicht zu beklagen. Er war äußerſt liebenswürdig gegen mich und tractirte den Gegenſtand, wie es ſich von einem ſo grandioſen Geiſte erwarten ließ."

Vom ‚Werther' lenkte ſich das Geſpräch auf Romane und Schauſpiele im allgemeinen und ihre moraliſche oder unmoraliſche Wirkung auf das Publicum. „Es müßte ſchlimm zugehen," ſagte Goethe, „wenn ein Buch unmoraliſcher wirken ſollte als das Leben ſelber, das täglich der ſcandalöſen Scenen im Überfluß, wo nicht vor unſern Augen, doch vor unſern Ohren entwickelt. Selbſt bei Kindern braucht man wegen der Wirkungen eines Buches oder Theaterſtücks keineswegs ſo ängſtlich zu ſein. Das tägliche Leben iſt, wie geſagt, lehrreicher als das wirkſamſte Buch."

„„Aber doch,"" bemerkte ich, „„ſucht man ſich bei Kindern in Acht zu nehmen, daß man in ihrer Gegenwart nicht Dinge ſpricht, welche zu hören wir für ſie nicht gut halten.""

„Das iſt recht löblich," erwiederte Goethe, „und ich

thue es selbst nicht anders, allein ich halte diese Vorsicht durchaus für unnütz. Die Kinder haben, wie die Hunde, einen so scharfen und feinen Geruch, daß sie alles entdecken und auswittern, und das Schlimme vor allem andern. Sie wissen auch immer ganz genau, wie dieser oder jener Hausfreund zu ihren Eltern steht, und da sie nun in der Regel noch keine Verstellung üben, so können sie uns als die trefflichsten Barometer dienen, um an ihnen den Grad unserer Gunst oder Ungunst bei den Ihrigen wahrzunehmen.

Man hatte einst in der Gesellschaft schlecht von mir gesprochen, und zwar erschien die Sache für mich von solcher Bedeutung, daß mir sehr viel daran liegen mußte, zu erfahren woher der Schlag kam. Im allgemeinen war man hier überaus wohlwollend gegen mich gesinnt; ich dachte hin und her und konnte gar nicht herausbringen, von wem jenes gehässige Gerede könne ausgegangen sein. Mit einemmale bekomme ich Licht. Es begegneten mir nämlich eines Tages in der Straße einige kleine Knaben meiner Bekanntschaft, die mich nicht grüßten, wie sie sonst zu thun pflegten. Dies war mir genug, und ich entdeckte auf dieser Fährte sehr bald, daß es ihre lieben Eltern waren, die ihre Zungen auf meine Kosten auf eine so arge Weise in Bewegung gesetzt hatten."

1281.

1830, 20. März.

Mit v. Müller.

„Was iſt denn überhaupt am Leben? Man macht alberne Streiche, beſchäftigt ſich mit niederträchtigem Zeug, geht dumm auf's Rathhaus, klüger herunter, am andern Morgen noch dümmer hinauf.“

1282.

1830, 21. März.

Mit Eckermann.

Mit Goethe zu Tiſche. Er ſpricht zunächſt über die Reiſe ſeines Sohnes, und daß wir uns über den Erfolg keine zu große Illuſion machen ſollen. „Man kommt gewöhnlich zurück wie man gegangen iſt,“ ſagte er, „ja man muß ſich hüten, nicht mit Gedanken zurückzukommen, die ſpäter für unſere Zuſtände nicht paſſen. So brachte ich aus Italien den Begriff der ſchönen Treppen zurück, und ich habe dadurch offenbar mein Haus verdorben, indem dadurch die Zimmer alle kleiner ausgefallen ſind als ſie hätten ſollen. Die Hauptſache iſt, daß man lerne ſich ſelbſt zu beherrſchen. Wollte ich mich ungehindert gehen laſſen, ſo läge es wohl in mir, mich ſelbſt und meine Umgebung zu Grunde zu richten.“

Wir ſprachen ſodann über krankhafte körperliche

Zustände und über die Wechselwirkung zwischen Körper und Geist.

„Es ist unglaublich," sagte Goethe, „wie viel der Geist zur Erhaltung des Körpers vermag. Ich leide oft an Beschwerden des Unterleibs, allein der geistige Wille und die Kräfte des obern Theils halten mich im Gange. Der Geist muß nur dem Körper nicht nachgeben! So arbeite ich bei hohem Barometerstande leichter als bei tiefem; da ich nun dieses weiß, so suche ich bei tiefem Barometer durch größere Anstrengung die nachtheilige Einwirkung aufzuheben, und es gelingt mir.

In der Poesie jedoch lassen sich gewisse Dinge nicht zwingen, und man muß von guten Stunden erwarten, was durch geistigen Willen nicht zu erreichen ist. So lasse ich mir jetzt in meiner ‚Walpurgisnacht' Zeit, damit alles die gehörige Kraft und Anmuth erhalten möge. Ich bin gut vorgerückt und hoffe es zu vollenden, bevor Sie gehen.

Was darin von Piquen vorkommt, habe ich so von den besondern Gegenständen abgelöst und ins Allgemeine gespielt, daß es zwar dem Leser nicht an Beziehungen fehlen, aber niemand wissen wird, worauf es eigentlich gemeint ist. Ich habe jedoch gestrebt, daß alles, im antiken Sinne, in bestimmten Umrissen dastehe, und daß nichts Vages, Ungewisses vorkomme, welches dem romantischen Verfahren gemäß sein mag.

Der Begriff von classischer und romantischer Poesie, der jetzt über die ganze Welt geht und so viel Streit und Spaltungen verursacht," fuhr Goethe fort, „ist ursprünglich von mir und Schiller ausgegangen. Ich hatte in der Poesie die Maxime des objectiven Verfahrens und wollte nur dieses gelten lassen, Schiller aber, der ganz subjectiv wirkte, hielt seine Art für die rechte, und um sich gegen mich zu wehren, schrieb er den Aufsatz über naive und sentimentale Dichtung. Er bewies mir, daß ich selber wider Willen romantisch sei und meine ‚Iphigenie', durch das Vorwalten der Empfindung, keineswegs so classisch und im antiken Sinne sei, als man vielleicht glauben möchte. Die Schlegel ergriffen die Idee und trieben sie weiter, sodaß sie sich denn jetzt über die ganze Welt ausgedehnt hat und nun jedermann von Classicismus und Romanticismus redet, woran vor funfzig Jahren niemand dachte."

Ich lenkte das Gespräch wieder auf den Cyklus der zwölf Figuren, und Goethe sagte mir noch einiges zur Ergänzung.

„Den Adam müßte man bilden wie ich gesagt, jedoch nicht ganz nackt, indem ich ihn mir am besten nach dem Sündenfall denke; man müßte ihn mit einem dünnen Rebschellchen bekleiden. Und zugleich, um auszudrücken, daß er der Vater der Menschheit, so würde man wohlthun, ihm seinen ältesten Sohn beizugeben, einen trotzigen, kühn um sich blickenden Knaben, einen

kleinen Hercules, in der Hand eine Schlange erdrückend.

Auch wegen Noah habe ich einen andern Gedanken gehabt, der mir besser gefällt; ich würde ihn nicht dem indischen Bacchus anähneln, sondern ich würde ihn als Winzer darstellen, wobei man sich eine Art von Erlöser denken könnte, der, als erster Pfleger des Weinstocks, die Menschheit von der Qual der Sorgen und Bedrängnisse freimachte."

Ich war beglückt über diese guten Gedanken und nahm mir vor, sie zu notiren.

Goethe zeigte mir sodann das Blatt von Neureuther zu seiner Legende vom Hufeisen. „„Der Künstler,"" sagte ich, „„hat dem Heiland nur acht Jünger beigegeben.""

„Und schon diese acht," fiel Goethe ein, „waren ihm zu viel, und er hat sehr klug getrachtet, sie durch zwei Gruppen zu trennen und die Monotonie eines geistlosen Zugs zu vermeiden."

1283.

1830, 21. März.

Mit v. Müller.

Heute regte er lebhaft an, meinen Nekrolog der Großherzogin-Mutter rasch zu vollenden.

keit der handelnden Personen wurden mit großem Beyfall aufgenommen. Der Vorleser that sein Möglichstes, und die Gesellschaft kam ganz ausser sich. Zwischen dem zweyten und dritten Akte kam der Punsch in einem großen Napfe, und da in dem Stücke selbst sehr viel getrunken und angestoßen wurde; so war nichts natürlicher, als daß die Gesellschaft, bey jedem solchen Falle, sich lebhaft an den Platz der Helden versetzte, gleichfalls anstieß, und die Günstlinge unter den handelnden Personen hoch leben ließ.

Jedermann war von dem Feuer des edelsten Nationalgeistes entzündet. Wie sehr gefiel es dieser deutschen Gesellschaft, sich, ihrem Character gemäß, auf eignem Grund und Boden poetisch zu ergötzen! Besonders thaten die Gewölbe und Keller, die verfallenen Schlösser, das Moos und die hohlen Bäume,

1284.

1830, 23. März.

Mit v. Müller.

Ich erntete großen Beifall für meine Arbeit.*) „Nacherfinden kann man andern nicht leicht, man beurtheilt was schon da ist.“ Er war in seinem hintersten Zimmer nach der Straße zu, rings umher Kupferstiche, Zeichnungen ꝛc. die Fülle. „Meine eignen Versuche im Zeichnen haben mir doch den großen Vortheil gebracht, die Naturgegenstände schärfer aufzufassen; ich kann mir ihre verschiedenen Formen jeden Augenblick mit Bestimmtheit zurückrufen. Seit ich die Zeitungen nicht mehr lese, bin ich viel freieren Geistes. Mein Sohn wird in Italien seine eigenen Wege gehen, das Lumpenpack kümmert sich viel um die Väter.“

Wir kamen auf sein Gespräch mit Napoleon und dessen gewöhnlichen Zusatz: Qu'en dit Mr. Goethe? Als ich sagte: es sei schrecklich sich zu sagen, daß das schon 22 Jahre her wäre, erwiederte er: „Man muß es sich auch nicht sagen, sonst wäre es zum Tollwerden. Vor Gott sind tausend Jahre wie ein Tag; warum sollen wir uns nicht auch wie kleine Götter darüber hinaussetzen?“

*) Der . . Nekrolog steht in der ‚Allgemeinen Zeitung‘ 1830, Nr. 90—92.

1285.

1830, 24. März.

Mit Eckermann.

Bei Goethe zu Tische in den heitersten Gesprächen. Er erzählt mir von einem französischen Gedicht, das als Manuscript in der Sammlung von David mitgekommen, unter dem Titel: ‚Le rire de Mirabeau' [von Cordellier-Delaroue]. „Das Gedicht ist voller Geist und Verwegenheit," sagte Goethe, „und Sie müssen es sehen. Es ist als hätte der Mephistopheles dem Poeten dazu die Tinte präparirt. Es ist groß, wenn er es geschrieben ohne den ‚Faust' gelesen zu haben, und ebenso groß, wenn er ihn gelesen."

1286.

1830, 28. März.

Mit v. Müller und Coudray.

Er hatte in seinem Garten mit Eckermann gespeist. Als ich um 5 Uhr Nachmittags zu ihm kam, stand Durand's Portrait von Schmeller auf der Staffelei. „Das soll wohl Durand sein," sagte ich, worauf Goethe versetzte: „Er selber ist es freilich nicht." Und ich merkte alsobald, daß ihn meine skeptische Äußerung geärgert habe.

Er bat, ich möchte ihm das Merkwürdigste aus den Zeitungen erzählen: über Griechenland, die alte Morgue;

es ſei albern von Capo d'Iſtria, wenn er die griechiſchen Primaten ſchelte: ſie taugten überall nichts, nicht bloß dort. Er dankte Gott, daß er kein Philhelene ſei, ſonſt würde er ſich über den Ausgang des Drama jämmerlich ärgern. Er redete dann von ‚L'âne mort et la femme guillotinée'*) und von der ‚Palingénésie sociale', die er ein ſchwaches Werk nannte. Er habe lang genug über dieſe Probleme gedacht, mit Herdern, ehe die ‚Ideen' ꝛc. gedruckt worden, Alles vielfach durchſprochen, und ſo verdrieße es ihn zu leſen, was andere minder gehaltvoll darüber faſelten. Es komme nichts dabei heraus; ſolche Probleme ſeien einmal nicht zu löſen. Was wolle das heißen: Stadt Gottes? Gott habe keine Stadt, ſondern ein Reich, kein Reich, ſondern eine Welt, keine Welt, ſondern Welten.

Coudray kam dazu. Er lobte den aus England zurückgekommenen jungen Architekten Kirchner, auf den der ſel. Großherzog ſo viel gewendet habe.

Goethe zeigte uns ſeine Präparate von Schmetterlingen, merkwürdig wegen der ungeheuer großen Augen. Darauf kam das Geſpräch auf vergleichende Anatomie, und Goethe wiederholte, was in ſeinem Gedichte: ‚Metamorphoſe des Thierreichs' vorkommt: Gott ſelbſt könne keinen Löwen mit Hörnern ſchaffen, weil er nicht die von ihm ſelbſt für nothwendig erkannten Naturgeſetze umſtoßen könne.

*) Jules Janin, L'âne mort etc. Paris 1827.

‚Hernani' [von V. Hugo] ſei eine abſurde Compoſition, ebenſo der ‚Guſtav Adolf' [von Arnaut?] und die ‚Chriſtine' [von Arnault? oder Stockholm, Fontainebleau et Rome von Dumas?]. Überhaupt hätten die Franzoſen ſeit Voltaire, Buffon und Diderot doch eigentlich keine Schriftſteller erſter Größe gehabt, keinen, bei dem die geniale Kraft, die Löwentatze ſo recht entſchieden hervorgetreten. ‚Paul und Virginie' [von Bernardin de Saint-Pierre], ingleichen ‚Atala' [von Châteaubriant] könne man allenfalls noch gelten laſſen. Wenn die Franzoſen ſich mauſig machen, ſo will ich es ihnen noch vor meinem ſeligen Ende recht derb und deutlich vorſagen. Ach, wenn man ſo lange gelebt hat wie ich und über ein halbes Jahrhundert mit ſo klarem Bewußtſein zurückſchaut, ſo wird einem das Zeug alles, was geſchrieben wird, recht ekelhaft.

Wir kamen auf Miloſch und die Serbier. „Ja," ſagte er, „es war doch eine ſchöne Zeit, als die Überſetzung der ſerbiſchen Gedichte zuerſt hervortrat, und wir ſo friſch und lebendig in jene eigenthümlichen Zuſtände hinein verſetzt wurden. Jetzt liegt mir das ferne, ich mag nichts mehr davon wiſſen.

Seit ich keine Zeitungen mehr leſe, bin ich ordentlich wohler und geiſtesfreier. Man kümmert ſich doch nur um das, was andere thun und treiben, und verſäumt, was einem zunächſt obliegt.

Ich habe Natur und Kunſt eigentlich immer egoiſtiſch ſtudirt, nämlich um mich zu unterrichten. Ich

ſchrieb auch nur darüber, um mich immer weiter zu bilden. Was die Leute daraus machen, iſt mir einerlei."

Er wurde immer redſeliger und behaglicher, doch nicht recht gemüthlich.

1287.

1830, Frühjahr (?).

In Goethes Garten.

Friedrich Förſter erzählt, wie er und Eckermann einem Kuckuck im Park zu Weimar nachgeſpürt hatten und Eckermann infolgedeſſen ſich über das Leben der Vögel verbreitet habe. Er fährt fort:

Insbeſondere bot ihm der Kuckuck reichen Stoff zu Mittheilungen, ſodaß er damit noch nicht zu Ende war, als wir durch das ſchmale Pförtchen in das Gartenhaus eintraten. Goethe, welcher hinter der lebendigen ſpaniſchen Wand von Malven, durch welche er ſich den Blicken neugieriger Vorübergehender entzog, auf und ab ging, trat freundlich, uns willkommen heißend, auf uns zu und ſagte: „Sie haben, wie ich merke, unſern Freund Eckermann auf ſein Lieblingsthema gebracht: ich hörte wiederholentlich ſeinen Kuckucksruf, von dem weiß er ein Liedchen zu ſingen, obſchon es kein Singvogel iſt." Der Enkel Wolfgang kam, den Großpapa zum Theetiſch einzuladen, an welchem wir unter einer Linde Frau Ottilie, ihre Schweſter und andern Beſuch fanden. Bald hieß es auch hier wieder: Ei, der Kuckuck und ſein Ende! Ich hatte Eckermann bemerkt, daß ihm

doch, wie gründlich auch seine Beobachtungen gewesen, eine seltsame Begabung, womit die Natur diesen verzogenen Liebling schon im Ei ausgestattet habe, unbekannt geblieben sei. Aufgefordert, hierüber Mittheilung zu machen, erzählte ich, daß mir der Director der Akademie in Tharand [Cotta] einmal ein noch nicht flügges Kuckuckchen gezeigt, welches er aus dem Neste einer Blaumeise in dem Astloche eines Apfelbaumes aufgefunden und ausgenommen hatte. Er machte uns auf die schaufelartige Bildung der Flügelschulterknochen aufmerksam und fügte erläuternd hinzu: Wenn der aus dem Ei gekrochene Kuckuck sich nach Verlauf einiger Zeit von kleineren Stiefgeschwistern umgeben sieht, welche ihre Schnäbelchen mit gleichem Verlangen aufsperren, sobald die Eltern Fütterung bringen, duckt er sich unter die Kleinen und macht es ihnen bequem, sich auf seine Schulterschaufeln zu setzen. Kaum aber, daß eins darauf Platz genommen, rutscht er damit an die Öffnung und wirft es mit geschicktem Schub zum Loche hinaus, wo dann das arme Stiefbrüderchen, wenn es nicht sofort den Hals gebrochen, doch bald von den Raubvögeln und Katzen aufgefressen wird.

Bestätigung erhielt diese Aussage durch einen der anwesenden Jäger. „Ja, ja!“ bemerkte Goethe, „die Natur ist viel listiger und erfindsamer im Guten wie im Bösen, als wir armen Menschenkinder, und wenn Salomo der Weise spricht: ‚Neues unter der Sonne giebt es nicht‘, so beweist das, daß der weise König

kein Naturforscher war." — Von einem der Anwesenden wurde die Bemerkung gemacht, daß der Mensch ein noch ungelöstes Räthsel sei, jedenfalls sei die Aufgabe, welche die Sphinx dem Ödipus gegeben, doch zu sehr nur für den Scharfsinn eines Kindes berechnet gewesen. Hierauf wurde von Goethe bemerkt, daß wie der Mensch, so auch das Thier ein Räthsel und ein vielleicht noch schwerer zu lösendes sei; denn nicht nur, daß durch die Sprache der Menschenbruder uns sein geheimes Wesen offenbare, der Mensch sei doch trotz aller Racenunterschiede immer einer von derselben Gattung, wogegen die Thierwelt in unendlich viele specifisch von einander verschiedene Gattungen und Arten getrennt sei. Bei der Psychologie des Menschen haben wir es immer nur mit einer und derselben Seele zu thun, bei der Thier-Psychologie verlangen die Seelen der Vierfüßer, der Vögel, der Fische, der Insecten, bis zu den Infusorien herab, eine jede eine besondere Wissenschaft. Mit der herkömmlichen Bezeichnung „Instinct" kommen wir nicht mehr aus.

Hiernächst theilt Förster weitere Erzählungen über Klugheit von Thieren mit, darunter auch von Hunden, die zu allerhand Verrichtungen herangezogen werden, wobei Goethe einschaltete:

„Haben wir doch" — fügte Goethe mit heiterer Miene hinzu — „hier am Orte erlebt, daß der Hund für die Theatercasse ein einträglicher Gastrollenspieler ist."

Ferner erzählte Förster von einem, in Berlin ihm zugeflogenen Taubenpaare, welches sich in seinem Zimmer ein Nest gebaut, von welchem aber der Tauber nach einiger Zeit — wahrscheinlich abgefangen — ausgeblieben und dadurch das brütende Weibchen in große Unruhe versetzt worden sei. Letzteres sei später gleichfalls verschwunden, während bald darnach der Tauber sich wieder eingefunden und zunächst das Nest mit den Eiern untersucht habe. Die weiteren Vorgänge berichtete Förster wie folgt:

Er fand hier alles in bester Ordnung, und in der Hoffnung, das erkaltete Leben durch die Wärme seines Blutes und seiner Federn wiedererwecken zu können, übernahm er mit heroischer Resignation auf jeden Genuß der Freiheit und des Lebens die mütterlichen Pflichten des Brütens und verließ während mindestens achtundvierzig Stunden auch nicht eine Minute das Nest. Als er aber am dritten Tage die Überzeugung gewonnen hatte, daß seine Bemühung, das erstorbene Leben wieder zu erwecken, vergeblich sei, gerieth er in einen Zustand, der an Verzweiflung gränzte. Er schleuderte die beiden Eier aus dem Neste, daß sie am Boden zerschellten, dann richtete sich seine Wuth gegen das Nest, welches er mit den Krallen der Füße und mit der Schärfe des Schnabels so zerstörte, daß nicht ein Reischen, nicht ein Hälmchen auf dem andern blieb und die mühsam zusammengetragenen Federn rings umher flogen. Der häusliche Heerd war zerstört — ohne häusliches Glück hatte er keinen Werth. In sich gekehrt und nachdenklich saß nun mein Herr Tauber an-

dem Fensterbret, ähnlicher dem trübseligen Kauz der Minerva, als einem heitern Zugvogel vom Gespann der Venus. Mit einem Male, wie aus Träumen erwacht, streckte er den Hals lang aus, die Augen blitzten, und wie ein Stoßvogel schoß er auf das Dach des gegenüberstehenden Hauses. Dort hatte er seine verloren geglaubte Gattin erblickt, wie ich sie auch gleich erkannte, umringt von einer Schaar zudringlicher Bewerber um ihre Gunst. Des Odysseus Pfeile können nicht größeren Schrecken und mehr Verderben unter der Schaar der Freier, welche Penelope bedrängten, angerichtet haben, als mein tapfrer Taubenheld unter den Courmachern seiner Gemahlin; sie stoben theils schwer verwundet, theils arg zerzaust und zerschlagen auseinander; die Federn flogen wie Schneeflocken umher. . . . . Das Ehepaar verständigte sich sehr bald und kehrte in die verlassenen Räume des Cabinets auf das Bücherregal zurück. Nach eingenommenem Frühstück nahmen sie in dem auf dem Fußboden aufgestellten Gefäß ein Bad, striegelten und putzten sich und machten dann einen Spazierausflug. Unterdessen nahm ich die umherliegenden Trümmer ihres zerstörten Nestes wieder auf und legte sie auf den Tisch, um ihnen den Wiederaufbau bequem zu machen. Hierin war ich im Irrthum: bei der Rückkehr erweckten die aufgelesenen Bauhölzer so schmerzliche Erinnerungen bei dem Gemahl, daß er sie in sichtbarer Aufregung an den Boden schleuderte, dann mit der Gattin täglich ausflog und

mit Mühe und Sorgfalt ein neues Nest baute, zu welchen nicht das kleinste Federchen oder Hälmchen des alten verwendet wurden. Bald lagen wieder zwei Eier in dem Neste und nach Verlauf von vierzehn Tagen vernahm ich zu meiner großen Freude die piependen Stimmen der ausgekrochenen Jungen.

. . . . . Meine Taubengeschichte erfreute sich allgemeiner Theilnahme und gab zu lebhafter Unterhaltung Veranlassung. . . . . „Lassen Sie uns" — nahm zuletzt Goethe das Wort — „diese Geschichte mit einigem Ernst bedenken; sie liefert einen sehr bedeutenden Beitrag zur Psychologie der Thiere. Hierbei haben wir nicht nur Bewußtsein mit Absicht und Überlegung vor uns, wir finden die Thiere auf einem sittlichen Boden stehen, was im ‚Reineke Fuchs' nicht der Fall ist, wo man nur Schelmenstreichen begegnet. Hier erhebt sich die Liebe zur Leidenschaft, für welche das Leben eingesetzt wird: eheliches Verhältniß, Monogamie, Familienleben — und wollt Ihr es eine Dichtung nennen, so nennt es einen Roman, eine Novelle, in welcher Wahlverwandtschaft das Hauptwort sein würde, und zwar nicht die chemisch-mechanische, durch welche die Salze und Säuren sich vereinigen, sondern die höhere auf dem Gebiete des Lebens, wo außer den Seelen auch Fleisch und Blut ihrer gegenseitigen Anziehungskraft unwiderstehlich zu folgen gezwungen werden."

Goethe zog sich, da er sich der Abendkühle nicht

über alles aber die nächtlichen Zigeunerſcenen und das heimliche Gericht eine ganz unglaubliche Wirkung. Jeder Schauſpieler ſah nun, wie er bald in Helm und Harniſch, jede Schauſpielerin, wie ſie mit einem großen ſtehenden Kragen ihre Deutſchheit vor dem Publiko produziren werde. Jeder wollte ſich ſogleich einen Namen aus dem Stücke oder aus der deutſchen Geſchichte zueignen, und Madam Melina betheuerte, Sohn oder Tochter, wozu ſie Hoffnung hatte, nicht anders als Adelbert oder Mathilde taufen zu laſſen.

Gegen den fünften Akt ward der Beyfall lärmender und lauter, ja zuletzt, als der Held wirklich ſeinem Unterdrücker entging, und der Tyrann geſtraft wurde, war das Entzücken ſo groß, daß man ſchwur, man habe nie ſo glückliche Stunden gehabt. Melina, den der Trank begeiſtert hatte, war der lauteſte, und da der zweyte Punſchnapf geleert war, und

gern aussetzte, in sein Zimmer zurück und bestieg dann mit den Damen den Wagen, der ihn nach der Stadt brachte.

1288.

1830, 5. April.

Mit Eckermann.

Es ist bekannt, daß Goethe kein Freund von Brillen ist.

„Es mag eine Wunderlichkeit von mir sein," sagte er mir bei wiederholten Anlässen, „aber ich kann es einmal nicht überwinden. Sowie ein Fremder mit der Brille auf der Nase zu mir hereintritt, kommt sogleich eine Verstimmung über mich, der ich nicht Herr werden kann. Es genirt mich so sehr, daß es einen großen Theil meines Wohlwollens sogleich auf der Schwelle hinwegnimmt und meine Gedanken so verdirbt, daß an eine unbefangene natürliche Entwickelung meines eigenen Innern nicht mehr zu denken ist. Es macht mir immer den Eindruck des Désobligeanten, ungefähr so, als wollte ein Fremder mir bei der ersten Begrüßung sogleich eine Grobheit sagen. Ich empfinde dieses noch stärker, nachdem ich seit Jahren es habe drucken lassen, wie fatal mir die Brillen sind. Kommt nun ein Fremder mit der Brille, so denke ich gleich: er hat deine neuesten Gedichte nicht gelesen — und das ist schon ein wenig zu seinem Nachtheil; oder er

hat sie gelesen, er kennt deine Eigenheit und setzt sich darüber hinaus — und das ist noch schlimmer. Der einzige Mensch, bei dem die Brille mich nicht genirt, ist Zelter; bei allen andern ist sie mir fatal. Es kommt mir immer vor, als sollte ich den Fremden zum Gegenstande genauer Untersuchung dienen und als wollten sie durch ihre gewaffneten Blicke in mein geheimstes Innere dringen und jedes Fältchen meines alten Gesichts erspähen. Während sie aber so meine Bekanntschaft zu machen suchen, stören sie alle billige Gleichheit zwischen uns, indem sie mich hindern, zu meiner Entschädigung auch die ihrige zu machen; denn was habe ich von einem Menschen, dem ich bei seinen mündlichen Äußerungen nicht ins Auge sehen kann und dessen Seelenspiegel durch ein paar Gläser, die mich blenden, verschleiert ist!"

„„Es hat jemand bemerken wollen,"" versetzte ich, „„daß das Brillentragen die Menschen dünkelhaft mache, indem die Brille sie auf eine Stufe sinnlicher Vollkommenheit hebe, die weit über das Vermögen ihrer eigenen Natur erhaben, wodurch denn zuletzt sich die Täuschung bei ihnen einschleiche, daß diese künstliche Höhe die Kraft ihrer eigenen Natur sei.""

„Die Bemerkung ist sehr artig," erwiederte Goethe, „sie scheint von einem Naturforscher herzurühren. Doch genau besehen, ist sie nicht haltbar; denn wäre es wirklich so, so müßten ja alle Blinden sehr bescheidene Menschen sein, dagegen alle mit trefflichen Augen be-

gabten dünkelhaft. Dies iſt aber durchaus nicht ſo; vielmehr finden wir, daß alle geiſtig wie körperlich durchaus naturkräftig ausgeſtatteten Menſchen in der Regel die beſcheidenſten ſind, dagegen alle beſonders geiſtig verfehlten weit eher einbilderiſcher Art. Es ſcheint, daß die gütige Natur allen denen, die bei ihr in höherer Hinſicht zu kurz gekommen ſind, die Einbildung und den Dünkel als verſöhnendes Ausgleichungs- und Ergänzungsmittel gegeben hat.

Übrigens ſind Beſcheidenheit und Dünkel ſittliche Dinge ſo geiſtiger Art, daß ſie wenig mit dem Körper zu ſchaffen haben. Bei Borniirten und geiſtig Dunkeln findet ſich der Dünkel, bei geiſtig Klaren und Hochbegabten aber findet er ſich nie. Bei ſolchen findet ſich höchſtens ein freudiges Gefühl ihrer Kraft; da aber dieſe Kraft wirklich iſt, ſo iſt dieſes Gefühl alles andere, aber kein Dünkel."

Wir unterhielten uns noch über verſchiedene andere Gegenſtände und kamen zuletzt auch auf das ‚Chaos', dieſe von Frau von Goethe geleitete weimariſche Zeitſchrift, woran nicht bloß hieſige deutſche Herren und Damen, ſondern vorzüglich auch die hier ſich aufhaltenden jungen Engländer, Franzoſen und andere Fremdlinge theilnehmen, ſodaß denn faſt jede Nummer ein Gemiſch faſt aller bekannteſten europäiſchen Sprachen darbietet.

„Es iſt doch hübſch von meiner Tochter," ſagte Goethe, „und man muß ſie loben und es ihr Dank

wissen, daß sie das höchst originelle Journal zu Stande gebracht und die einzelnen Mitglieder unserer Gesellschaft so in Anregung zu erhalten weiß, daß es doch nun bald ein Jahr besteht. Es ist freilich nur ein dilettantischer Spaß, und ich weiß recht gut, daß nichts Großes und Dauerhaftes dabei herauskommt, allein es ist doch artig und gewissermaßen ein Spiegel der geistigen Höhe unserer jetzigen weimarischen Gesellschaft. Und dann, was die Hauptsache ist, es giebt unsern jungen Herren und Damen, die oft gar nicht wissen was sie mit sich anfangen sollen, etwas zu thun; auch haben sie dadurch einen geistigen Mittelpunkt, der ihnen Gegenstände der Besprechung und Unterhaltung bietet und sie also gegen den ganz nichtigen und hohlen Klatsch schützt. Ich lese jedes Blatt, sowie es frisch aus der Presse kommt, und kann sagen, daß mir imganzen noch nichts Ungeschicktes vorgekommen ist, vielmehr mitunter sogar einiges recht Hübsche. Was wollen Sie z. B. gegen die Elegie der Frau von Bechtolsheim auf den Tod der Frau Großherzogin-Mutter einwenden? Ist das Gedicht nicht sehr artig? Das einzige, was sich gegen dieses sowie gegen das meiste unserer jungen Damen und Herren sagen ließe, wäre etwa, daß sie, gleich zu saftreichen Bäumen, die eine Menge Schmarotzerschößlinge treiben, einen Überfluß von Gedanken und Empfindungen haben, deren sie nicht Herr sind, sodaß sie sich selten zu beschränken und da aufzuhören wissen, wo es gut wäre. Dieses ist auch der Frau von Bechtolsheim passirt.

Um einen Reim zu bewahren, hatte sie einen andern Vers hinzugefügt, der dem Gedicht durchaus zum Nachtheil gereichte, ja es gewissermaßen verdarb. Ich sah diesen Fehler im Manuscript und konnte ihn noch zeitig genug ausmerzen. Man muß ein alter Practicus sein," fügte er lachend hinzu, „um das Streichen zu verstehen. Schiller war hierin besonders groß. Ich sah ihn einmal bei Gelegenheit seines ‚Musenalmanachs' ein pompöses Gedicht von zweiundzwanzig Strophen auf sieben reduciren, und zwar hatte das Product durch diese furchtbare Operation keineswegs verloren, vielmehr enthielten diese sieben Strophen noch alle guten und wirksamen Gedanken jener zweiundzwanzig."

1289.

1830, 5. April.

Mit v. Müller.

„Ich kann eigentlich mit niemandem mehr über die mir wichtigsten Angelegenheiten sprechen, denn niemand kennt und versteht meine Prämissen. Umgewandt verstehe ich z. B. Vogeln gar sehr gut, ohne seine Prämissen zu kennen; sie sind mir a priori klar: ich sehe aus seinen Folgerungen, welche Prämissen er gehabt haben muß."

1290.

1830, 7. April.

Mit v. Müller.

Nur eine Stunde bei ihm. Wir sprachen von der Idee, alte fürstliche Frauenbilder in der Bibliothek an die Stelle der Gelehrten-Portraits aufzuhängen. Färber's von Jena anfängliche Gegenwart gab zu der Äußerung Anlaß: „Niemand weiß es genug zu schätzen, was man mit Leuten ausrichten kann, die an uns herauf gekommen sind, sich eine lange Jahresreihe hindurch an uns fortgebildet haben."

Nun fiel das Gespräch auf Männer-Liebe und Johannes Müller.

Er entwickelte, wie diese Verirrung eigentlich daher komme, daß nach rein ästhetischem Maßstabe der Mann immerhin weit schöner, vorzüglicher, vollendeter wie die Frau sei. Ein solches einmal entstandenes Gefühl schwenke dann leicht ins Thierische, grob Materielle hinüber. Die Knabenliebe sei so alt wie die Menschheit, und man könne daher sagen, sie liege in der Natur, ob sie gleich gegen die Natur sei.

Was die Cultur der Natur abgenommen habe, dürfe man nicht wieder fahren lassen, es um keinen Preis aufgeben. So sei auch der Begriff der Heiligkeit der Ehe eine solche Cultur-Errungenschaft des Christenthums und von unschätzbarem Werth, obgleich die Ehe eigentlich unnatürlich sei.

„Sie wiſſen, wie ich das Chriſtenthum achte, oder Sie wiſſen es vielleicht auch nicht; wer iſt denn noch heut zu Tage ein Chriſt, wie Chriſtus ihn haben wollte? Ich allein vielleicht, ob ihr mich gleich für einen Heiden haltet. Genug dergleichen Culturbegriffe ſind den Völkern nun einmal eingeimpft und laufen durch alle Jahrhunderte; überall hat man vor ungeregelten, ehelosen Liebesverhältniſſen eine gewiſſe unbezwingliche Scheu, und das iſt recht gut. Man ſollte nicht ſo leicht mit Eheſcheidungen vorſchreiten.

Was liegt daran, ob einige Paare ſich prügeln und das Leben verbittern, wenn nur der allgemeine Begriff der Heiligkeit der Ehe aufrecht bleibt. Jene würden doch auch andere Leiden zu empfinden haben, wenn ſie dieſe los wären.“

Er lobte den Prinzen Auguſt von Gotha und Grimm. Jener erzählte oft von einem eigenſinnigen, abſurden, alten Herzog von Sachſen*), daß er, als man ihm einſtmal dringende Vorſtellungen gethan, er möge doch ſich bedenken, beſinnen ꝛc., geantwortet: ‚Ich will nichts bedenken, nichts überlegen, wozu wäre ich denn ſonſt Herzog von Sachſen?‘ Prinz Auguſt hatte große Geduld mit mir, ich war oft gar zu verrückt, mitunter freilich aber auch ganz leidlich.

*) Nach einem Briefe Karl Auguſts iſt Prinz Ludwig Ernſt von Gotha, geb. 28. Dec. 1707, General-Lieutenant im Münſterſchen Dienſte, † 13. Aug. 1763, gemeint.

1291.

1830, 19. April.

Mit Soret.

Goethe erzählte mir von dem Beſuche zweier Ruſſen, die heute bei ihm geweſen. „Es waren im ganzen recht hübſche Leute,“ ſagte er; „aber der eine zeigte ſich mir nicht eben liebenswürdig, indem er während der ganzen Viſite kein einziges Wort hervorbrachte. Er kam mit einer ſtummen Verbeugung herein, öffnete während ſeiner Anweſenheit nicht die Lippen, und nahm nach einem halben Stündchen mit einer ſtummen Verbeugung wieder Abſchied. Er ſchien bloß gekommen zu ſein, mich anzuſehen und zu beobachten. Er ließ, während ich ihnen gegenüberſaß, ſeine Blicke nicht von mir. Das ennuyirte mich, weshalb ich denn anfing das tollſte Zeug hin- und herzuſchwatzen, ſo wie es mir gerade in den Kopf fuhr. Ich glaube, ich hatte die Vereinigten Staaten von Nordamerika mir zum Thema genommen, das ich auf die leichtſinnigſte Weiſe behandelte und davon ſagte was ich wußte und was ich nicht wußte, immer gerade in den Tag hinein. Das ſchien aber meinen beiden Fremden eben recht zu ſein, denn ſie verließen mich dem Anſcheine nach durchaus nicht unzufrieden.“

1292.

1830, 21. April.

Mit Eckermann.

Ich nahm heute Abschied von Goethe, indem die Abreise nach Italien mit seinem Sohne, dem Kammerherrn, auf morgen früh bestimmt war. Wir sprachen manches auf die Reise Bezügliche durch, besonders empfahl er mir, gut zu beobachten und ihm dann und wann zu schreiben.

Ich fühlte eine gewisse Rührung, Goethe zu verlassen, doch tröstete mich der Anblick seiner festen Gesundheit und die Zuversicht, ihn glücklich wiederzusehen.

Als ich ging, schenkte er mir ein Stammbuch, worin er sich mit folgenden Worten eingeschrieben:

Es geht vorüber eh' ich's gewahr werde,
Und verwandelt sich eh' ich's merke.

Hiob.

Den Reisenden

Weimar,
den 21. April 1830.

Goethe.

1293.

1830, 22. April.

Mittag bei Goethe.

[Soret] bei Goethe zu Tische. Frau von Goethe war gegenwärtig und die Unterhaltung angenehm be-

lebt, doch ist mir davon wenig oder nichts geblieben.

Während der Tafel ließ ein durchreisender Fremder sich melden, mit dem Bemerken, daß er keine Zeit habe sich aufzuhalten und morgen früh wieder abreisen müsse. Goethe ließ ihm sagen, daß er sehr bedauere, heute niemand sehen zu können; vielleicht aber morgen Mittag. „Ich denke," fügte er lächelnd hinzu, „das wird genug sein." Zu gleicher Zeit aber versprach er seiner Tochter, daß er den Besuch des von ihr empfohlenen jungen Henning nach Tische erwarten wolle, und zwar in Rücksicht seiner braunen Augen, die denen seiner Mutter gleichen sollten.

1294.

1830, um 24. April.

Bei Anwesenheit von Wilhelmine Devrient geb. Schröder.

Ich [Ed. Genast] eilte . . . zu Goethe, um ihn zu fragen, ob er die Schröder-Devrient empfangen wolle. „Es wird mich freuen, diese Künstlerin, von der ich schon so Treffliches gehört, kennen zu lernen," erwiederte er. Ich fragte ihn noch, ob sie ihm etwas vorsingen dürfe, da er ja wegen der Trauer das Theater nicht besuche. „Das wird meine Freude nur erhöhen," sagte er. Ich bemerkte, daß er dazu keinen Accompagnisten bestellen möge; dieses Amt könne meine Frau übernehmen, und er versetzte lächelnd: „Ei sieh!

Mitternacht herannahete, schwur Laertes hoch und theuer, es sey kein Mensch würdig, an diese Gläser jemals wieder eine Lippe zu setzen, und warf mit dieser Betheuerung sein Glas hinter sich und durch die Scheiben auf die Gasse hinaus. Die übrigen folgten seinem Beyspiele, und ohnerachtet der Protestationen des Wirthes, der herbeylief, wurde der Punschnapf selbst, der nach einem solchen Feste durch unheiliges Getränk nicht wieder entweiht werden sollte, in tausend Stücke geschlagen. Philine, der man ihren Rausch am wenigsten ansah, indeß die beiden Mädchen nicht in den anständigsten Stellungen auf dem Kanape lagen, reizte die andern mit Schadenfreude zum Lärm. Madam Melina rezitirte einige erhabene Gedichte, und ihr Mann, der im Rausche nicht sehr liebenswürdig war, fing an auf die schlechte Bereitung des Punsches zu schelten, versicherte,

da lerne ich ja ein weiteres Talent an Deiner lieben Frau kennen."

Am andern Tage empfing er die Devrient höchſt freundlich und liebreich. Sie ſang ihm unter anderm auch die Schubert'ſche Compoſition des „Erlkönig" vor, und obgleich er kein Freund von durchcomponirten Strophenliedern war, ſo ergriff ihn der hochdramatiſche Vortrag der unvergleichlichen Wilhelmine ſo gewaltig, daß er ihr Haupt in beide Hände nahm und ſie mit den Worten: „Haben Sie tauſend Dank für dieſe großartige künſtleriſche Leiſtung!" auf die Stirn küßte. Dann fuhr er fort: „Ich habe dieſe Compoſition früher einmal gehört, wo ſie mir gar nicht zuſagen wollte, aber ſo vorgetragen, geſtaltet ſich das ganze zu einem ſichtbaren Bild. Auch Ihnen, meine liebe Frau Genaſt" — wandte er ſich zu meiner Frau — „danke ich für Ihre charakteriſtiſche Begleitung."

1295.

1830, 24. April.

Mit v. Müller.

Als ich von Rauch's zu hoffendem Beſuch bei ſeiner Heimreiſe von München ſprach, äußerte er. „Ich hoffe nicht, daß er komme; zu was ſoll das helfen? Es iſt nur Zeitverderb. Es kommt nicht darauf an, daß die Freunde zuſammenkommen, ſondern darauf, daß ſie übereinſtimmen. Die Gegenwart hat etwas

Beengendes, Beſchränkendes, oft Verletzendes, die Abweſenheit hingegen macht frei, unbefangen, weiſt Jeden auf ſich ſelbſt zurück. Was mir Rauch erzählen könnte, weiß ich längſt auswendig.“

Als wir auf ‚Hernani‘ und die neue franzöſiſche Schule kamen, bemerkte er: „Die Franzoſen bekommen doch kein achtzehntes Jahrhundert wieder, ſie mögen machen, was ſie wollen. Wo haben ſie etwas aufzuweiſen, das mit Diderot zu vergleichen wäre? Seine Erzählungen wie klar gedacht, wie tief empfunden, wie kernig, wie kräftig, wie anmuthig ausgeſprochen! Als uns dies durch Grimm's Correſpondenz in einzelnen Fragmenten zukam, wie begierig faßte man es auf, wie wußte man es zu ſchätzen! Ja, da war noch eine Zeit, wo etwas Eindruck machte; jetzt läßt man alles leichtſinnig vorübergehen. Es will was heißen für die neueren Schriftſteller in Frankreich, ſich von ſo großen Traditionen und Muſtern, von einem ſo ausgebildeten, abgeſchloſſenen, großartigen Zuſtand loszureißen und neue Bahnen zu betreten!

Wir andern dummen Jungen von 1772 hatten leichteres Spiel, wir hatten nichts hinter uns, konnten friſch darauf losgehen und waren des Beifalls gewiß, wenn wir nur einigermaßen was Tüchtiges lieferten.“

Wir kamen auf Reiſeprojecte und induſtrielle Unternehmungen zu ſprechen, die er alle verwarf. Auf meine Bemerkung, daß er über dieſe Gegenſtände ſonſt ganz anders gedacht, ſagte er: „Ei, bin ich denn darum

80 Jahre alt geworden, daß ich immer dasselbe denken soll? Ich strebe vielmehr täglich etwas Anderes, Neues zu denken, um nicht langweilig zu werden. Man muß sich immerfort verändern, erneuen, verjüngen, um nicht zu verstocken. Da hat mir jetzt so ein Uber-Hegel aus Berlin seine philosophischen Bücher zugeschickt; das ist wie die Klapperschlange, man will das verdammte Zeug fliehen und guckt doch hinein. Der Kerl greift es tüchtig an, bohrt gewaltig in die Probleme hinein, von denen ich vor 80 Jahren so viel als jetzt wußte, und von denen wir alle nichts wissen und nichts begreifen. Jetzt habe ich diese Bücher versiegelt, um nicht wieder zum Lesen verführt zu werden.

Mit Briefantworten muß man nolens volens Bankerott machen, und nur unter der Hand diesen oder jenen Creditor befriedigen. Meine Maxime ist: wenn ich sehe, daß die Leute bloß ihretwegen an mich schreiben, etwas für ihr Individuum damit bezwecken, so geht mich das nichts an; schreiben sie aber meinetwegen, senden sie etwas mich Förderndes, Angehendes, dann muß ich antworten. So hat mir Rochlitz jetzt etwas gar Schönes über meinen zweiten römischen Aufenthalt geschrieben; da habe ich auch gleich geantwortet. Ihr jungen Leute wisset freilich nicht, wie kostbar die Zeit ist, sonst würdet ihr sie mehr achten."

Im Ganzen war er heut' sehr lebhaft, aufgeregt,

geiſtreich, aber mehr ironiſch und bizarr als gemüthlich, mehr negativ als poſitiv, mehr humoriſtiſch als heiter. Nicht leicht habe ich ſeine Proteus-Natur ſich in alle Formen zu verwandeln, mit Allem zu ſpielen, die entgegengeſetzteſten Anſichten anzufaſſen und gelten zu laſſen, anmuthiger hervortreten ſehen.

1296.

1830, 12. Mai.

Mit Soret.

Celui-ci critiquait un jour un petit modèle en bronze de la statue de Moïse par Michel-Ange, et trouvait entr'autres les bras du législateur d'une longueur démesurée. Comme les beaux-arts n'étaient pas la branche sur laquelle il eut le droit de donner son avis, Goethe s'écria vivement: „Prenez-vous Michel-Ange pour un sot? Moïse n'avait-il pas à porter les tables des dix commandemens? Croyez-vous qu'il aurait pu d'ailleurs embrasser et tenir ferme dans son étreinte le peuple hébreu avec des bras ordinaires, comme ceux que vous portez, vous autres gens de Cour qui vous avisez de juger Michel-Ange!“

1297.

1830, Mai.

Mit v. Müller.

„Geoffroy de St. Hilaire hat mit seinem Urtypus aller Organisationen und mit seinem Système d'analogies ganz recht gegen Cuvier, der doch nur ein Philister ist. Ich verfiel längst auf jenen einfachen Urtypus; kein organisches Wesen ist ganz der Idee, die zu Grunde liegt, entsprechend; hinter jedem steckt die höhere Idee. Das ist mein Gott, das ist der Gott, den wir alle ewig suchen und zu erschauen hoffen, aber wir können ihn nur ahnen, nicht schauen!"

1298.

1830, 21. Mai bis Anfang Juni.

Mit F. Mendelssohn-Bartholdy u. a.

a.

Zur Erzählung wieder zu kommen, schickte ich den Brief von Zelter sogleich hinein zu Goethe. Der ließ mich zu Tische bitten. Da fand ich ihn denn im Äußern unverändert, anfangs aber etwas still und wenig theilnehmend; ich glaube, er wollte mal zusehen, wie ich mich wohl nehmen möchte; mir war es verdrießlich, und ich dachte, er wäre jetzt immer so. Da kam zum Glück die Rede auf die Frauenvereine in Weimar und auf das ‚Chaos', eine tolle Zeitung, die die Damen unter sich herausgeben, und zu deren Mit-

arbeiter ich mich aufgeſchwungen habe. Auf einmal fing der Alte an, luſtig zu werden und die beiden Damen [Ottilie und deren Schweſter] zu necken mit der Wohlthätigkeit und dem Geiſtreichthum und den Subſcriptionen und der Krankenpflege, die er ganz beſonders zu haſſen ſcheint, forderte mich auf, auch mit loszuziehen; und da ich mir das nicht zweimal ſagen ließ, ſo wurde er erſt wieder ganz wie ſonſt und dann noch freundlicher und vertraulicher, als ich ihn bis jetzt kannte. Da ging's denn über alles her. Von der „Räuberbraut" von Ries meinte er: die enthielte alles, was ein Künſtler jetzt brauche, um glücklich zu leben: einen Räuber und eine Braut. Dann ſchimpfte er auf die allgemeine Sehnſucht der jungen Leute, die ſo melancholiſch wären; dann erzählte er Geſchichten von einer jungen Dame, der er einmal die Cour gemacht hätte, und die auch einiges Intereſſe an ihm genommen habe; dann kamen die Ausſtellungen und der Verkauf von Handarbeiten für Verunglückte, wo die Weimaranerinnen die Verkäuferinnen machen, und wo er behauptete, daß man gar nichts bekommen könnte, weil die jungen Leute alles unter ſich vorher beſtimmten und dann verſteckten bis die rechten Käufer kämen u. ſ. w.

Nach Tiſche fing er dann auf einmal an: „Gute Kinder — hübſche Kinder — muß immer luſtig ſein — tolles Volk!" und dazu machte er Augen, wie der alte Löwe, wenn er einſchlafen will. Dann mußte ich

ihm vorſpielen, und er meinte: wie das ſo ſonderbar ſei, daß er ſo lange keine Muſik gehört habe; nun hätten wir die Sache immer weitergeführt und er wiſſe nichts davon; ich müſſe ihm darüber viel erzählen: „denn wir wollen doch auch einmal vernünftig miteinander darüber ſprechen.“ Dann ſagte er zu Ottilie: „Du haſt nun ſchon gewiß Deine weiſen Einrichtungen getroffen, das hilft aber nichts gegen meine Befehle, und die ſind, daß Du heut hier Deinen Thee machſt, damit wir wieder zuſammen ſind.“ Als die nun frug, ob es nicht zu ſpät werden würde, da Riemer zu ihm käme und mit ihm arbeiten wolle, ſo meinte er: „Da Du Deinen Kindern heut früh ihr Latein geſchenkt haſt, damit ſie den Felix ſpielen hörten, ſo könnteſt Du mir doch auch einmal meine Arbeit erlaſſen.“ Dann lud er mich auf den heutigen Tag wieder zu Tiſch ein, und ich ſpielte ihm abends viel vor; meine drei ‚Walliſer‘ oder ‚Walliſerinnen‘*) machen hier viel Glück, und ich ſuche mein Engliſch wieder vor.

Da ich Goethe gebeten hatte, mich Du zu nennen, ließ er mir den folgenden Tag durch Ottilie ſagen: dann müſſe ich aber länger bleiben, als zwei Tage, wie ich gewollt hätte, ſonſt könne er ſich nicht wieder daran gewöhnen. Wie er mir das nun noch ſelbſt ſagte und meinte: ich würde wohl nichts verſäumen,

*) Drei im Jahre 1829 für das Album von drei jungen Engländerinnen componirte Clavierſtücke — ſpäter als Opus 16 herausgegeben.

wenn ich etwas länger bliebe, und mich einlud, jeden Tag zum Eſſen zu kommen, wenn ich nicht anderswo ſein wollte; wie ich denn nun bis jetzt auch jeden Tag da war und ihm geſtern von Schottland, Hengſtenberg, Spontini und Hegel's Äſthetik erzählen mußte; wie er mich dann nach Tiefurt mit den Damen ſchickte, mir aber verbot, nach Berka zu fahren, weil da ein ſchönes Mädchen wohne und er mich nicht in's Unglück ſtürzen wolle; und wie ich dann ſo dachte, das ſei nun der Goethe, von dem die Leute einſt behaupten würden, er ſei gar nicht Eine Perſon, ſondern er beſtehe aus mehreren kleinen Goethiden — da wäre ich wohl recht toll geweſen, wenn mich die Zeit gereut hätte. Heute [24. Mai] ſoll ich ihm Sachen von Bach, Haydn und Mozart vorſpielen und ihn dann ſo weiter führen bis jetzt — wie er ſagte.

b.

Geſtern [24. Mai] Abend war ich in einer Geſellſchaft bei Goethe und ſpielte den ganzen Abend allein: Concertſtück, Aufforderung, Polonaiſe in C von Weber, drei wälſche Stück, ſchottiſche Sonate. Um zehn war es aus, ich blieb aber natürlich unter dummem Zeug, Tanzen, Singen u. ſ. w. bis zwölf, lebe überhaupt ein Heidenleben. Der Alte geht immer um neun Uhr auf ſein Zimmer, und ſowie er fort iſt, tanzen wir auf den Bänken und ſind noch nie vor Mitternacht auseinandergegangen.

Morgen wird mein Portrait [gezeichnet von Schmeller für Goethes Bildnißſammlung] fertig; es wird eine große, ſchwarze, ſehr ähnliche Kreidezeichnung, aber ich ſehe ſehr brummig aus. Goethe iſt ſo freundlich und liebevoll mit mir, daß ich's gar nicht zu danken und zu verdienen weiß. Vormittags muß ich ihm ein Stündchen Clavier vorſpielen von allen verſchiedenen großen Componiſten nach der Zeitfolge und muß ihm erzählen, wie ſie die Sache weitergebracht hätten, und dazu ſitzt er in einer dunkeln Ecke wie ein Jupiter tonans und blitzt mit den alten Augen. An den Beethoven wollte er gar nicht heran, ich ſagte ihm aber, ich könne ihm nicht helfen, und ſpielte ihm nun das erſte Stück der C-Moll-Symphonie vor. Das berührte ihn ganz ſeltſam. Er ſagte erſt: „Das bewegt aber gar nichts, das macht nur ſtaunen; das iſt grandios!“ Und dann brummte er ſo weiter und fing nach langer Zeit wieder an: „Das iſt ſehr groß, ganz toll! Man möchte ſich fürchten, das Haus fiele ein. Und wenn das nun alle die Menſchen zuſammen ſpielen!“ — Und bei Tiſche, mitten in einem anderen Geſpräch, fing er wieder damit an.

Daß ich nun alle Tage bei ihm eſſe, wißt Ihr ſchon. Da frägt er mich denn ſehr genau aus und wird nach Tiſche immer ſo munter und mittheilend, daß wir meiſtens noch über eine Stunde allein im Zimmer ſitzen bleiben, wo er ganz ununterbrochen ſpricht. Das iſt eine einzige Freude, wie er ein-

mal mir Kupferstiche holt und erklärt, oder über ‚Hernani' und Lamartine's Elegien urtheilt, oder über Theater, oder über hübsche Mädchen. Abends hat er schon mehreremal Leute gebeten, was jetzt bei ihm die höchste Seltenheit ist, sodaß die meisten Gäste ihn seit Langem nicht gesehen hatten. Dann muß ich viel spielen, und er macht mir vor den Leuten Complimente, wobei „ganz stupend" sein Lieblingswort ist. Heute hat er mir eine Menge Schönheiten von Weimar zusammengebeten, weil ich doch auch mit den jungen Leuten leben müsse. Komme ich dann in solcher Gesellschaft an ihn heran, so sagt er: „Meine Seele! Du mußt zu den Frauen hingehen und da recht schönthun."

Ich habe übrigens viel Lebensart und ließ gestern fragen, ob ich doch nicht vielleicht zu oft käme. Da brummte er aber Ottilie an, die es bestellte und sagte: er müsse erst ordentlich anfangen mit mir zu sprechen; denn ich sei über meine Sache so klar, und da müsse er ja vieles von mir lernen. Ich wurde noch einmal so lang, als Ottilie mir das wiedersagte, und da er mir's gestern gar selbst wiederholte und meinte, es sei ihm noch vieles auf dem Herzen, über das ich ihn aufklären müsse, so sagte ich „„O ja!"" und dachte: es soll mir eine unvergeßliche Ehre sein.

daß er ein Fest ganz anders einzurichten verstehe, und ward zuletzt, als Laertes Stillschweigen gebot, immer gröber und lauter, so daß dieser, ohne sich lange zu bedenken, ihm die Scherben des Napfs an den Kopf warf, und dadurch den Lärm nicht wenig vermehrte.

Indessen war die Schaarwache herbey gekommen, und verlangte ins Haus eingelassen zu werden. Wilhelm, vom Lesen sehr erhitzt, ob er gleich nur wenig getrunken, hatte genug zu thun, um mit Beyhülfe des Wirths die Leute durch Geld und gute Worte zu befriedigen, und die Glieder der Gesellschaft in ihren mißlichen Umständen nach Hause zu schaffen. Er warf sich, als er zurück kam, vom Schlafe überwältigt, voller Unmuth, unausgekleidet auf's Bette, und nichts glich der unangenehmen Empfindung, zu der er des andern Morgens erwachte, und, als er

c.

Einige Tage nach meinem letzten Briefe aus Weimar wollte ich, wie ich Euch geschrieben hatte, hierher abreisen und sagte das auch bei Tisch an Goethe, der dazu ganz still war. Nach Tische aber zog er aus der Gesellschaft Ottilie in ein Fenster und sagte ihr: „Du machst, daß er hier bleibt!“ Die versuchte denn nun mich zu bereden, ging mit mir in dem Garten auf und ab, ich aber wollte ein fester Mann sein und blieb bei meinem Entschlusse. Da kam der alte Herr selbst und sagte: das wäre ja nichts mit dem Eilen; er hätte mir noch viel zu erzählen, ich ihm noch viel vorzuspielen, und was ich ihm da vom Zweck meiner Reise sagte, das sei gar nichts. Weimar sei eigentlich jetzt das Ziel meiner Reise gewesen, und was ich hier entbehrte, das ich an meinen tables d'hôte finden würde, könne er nicht einsehen; ich solle noch viel Gasthäuser zu sehen bekommen. — So ging's weiter, und da mich das rührte, und Ottilie und Ulrike auch noch halfen und mir begreiflich machten, wie der alte Herr niemals die Leute zum Bleiben, und nur desto öfter zum Gehen nöthigte, und wie keinem die Zahl der frohen Tage so bestimmt vorgeschrieben sei, daß er einpaar sicher frohe wegwerfen dürfte, und wie sie mich dann bis Jena begleiten würden, so wollte ich wieder nicht ein fester Mann sein und blieb. Selten in meinem Leben habe ich einen Entschluß so wenig bereut, wie diesen; denn

der folgende Tag war der allerschönste, den ich je dort im Hause erlebt habe. Nach einer Spazierfahrt des Morgens fand ich den alten Goethe sehr heiter; er kam in's Erzählen hinein, gerieth von der ‚Stummen von Portici' auf Walter Scott, von dem auf die hübschen Mädchen in Weimar, von den Mädchen auf die Studenten, auf ‚die Räuber' und so auf Schiller, und nun sprach er wohl über eine Stunde ununterbrochen heiter fort: über Schiller's Leben, über seine Schriften und seine Stellung in Weimar. So gerieth er auf den seligen Großherzog zu sprechen und auf das Jahr 1775, das er einen geistigen Frühling in Deutschland nannte, und von dem er meinte: es würde es kein Mensch so schön beschreiben können, wie er; dazu sei auch der 2. [5.?] Band seines Lebens bestimmt, aber man käme ja nicht dazu vor Botanik und Wetterkunde und all dem anderen dummen Zeug, das einem kein Mensch danken will; erzählte dann Geschichten aus der Zeit seiner Theaterdirection; und als ich ihm danken wollte, meinte er: „Ist ja nur zufällig; das kommt alles so beiläufig zum Vorschein, hervorgerufen durch Ihre liebe Gegenwart." Die Worte klangen mir wunderfüß. Kurz, es war eins von den Gesprächen, die man in seinem Leben nicht vergessen kann.

Den andern Tag schenkte er mir einen Bogen seines Manuscripts von „Faust" und hatte darunter geschrieben:

Dem lieben jungen Freunde Felix Mendelssohn-Bartholdy, kräftig zartem Beherrscher des Piano's, zur freundlichen Erinnerung froher Maitage 1830.

J. W. von Goethe.

und gab mir dann noch drei Empfehlungen hierher [nach München] mit.

. . . Nur noch den Abschied vom alten Herrn! Ganz im Anfang meines Aufenthalts in Weimar hatte ich von einer betenden Bauernfamilie von Adrian von Ostade gesprochen, die vor neun Jahren großen Eindruck auf mich gemacht habe. Als ich nun Morgens hineinkomme, um mich ihm zu empfehlen, sitzt er vor einer großen Mappe und meint: „Ja, ja! da geht man nun fort! Wollen sehen, daß wir uns aufrecht erhalten bis zur Rückkunft, aber ohne Frömmigkeit wollen wir hier nicht auseinandergehn, und da müssen wir uns denn das Gebet noch einigemale zusammen ansehen." Dann sagte er mir, ich solle ihm zuweilen schreiben, . . . und dann küßte er mich, und da fuhren wir weg.

d.

Da ich eben auf Hensel anspiele, so muß ich ihm doch erzählen, wie mich Goethe sehr nach ihm frug und wiederholt sich nach seiner Beschäftigung erkundigte; das grüne Freundbuch muß ich ihm mehrere Tage dalassen, und er lobte es dann sehr. Die Lammgruppe in meinem Stammbuch sah er sich an und brummte:

„Die haben's gut! Und ſieht ſo zierlich und hübſch aus! Und ſo bequem und doch ſchön und anmuthig!“ So ging's dann weiter. Kurz, o Henſel! er iſt — mit Dir zu reden — ſehr für Dich.

1299.

1830, ſpäteſtens Juni.

Mit Luiſe Seidler.

Mein neues Bild denke ich nun in vierzehn Tagen vom Stapel laufen zu laſſen. Es iſt die Aufgabe von Goethe: Poeſie und Kunſt in der Hinſicht aufgefaßt, daß das Flüchtige und Bleibende damit ausgedrückt werde. Ich wußte mir nicht anders zu helfen, als es ſo zu nehmen: wie die Poeſie der Kunſt die Gedanken eingiebt. . . . . Goethe, der immer gut und freundlich und gottlob! auch wohl iſt, intereſſirt ſich für dieſes Bild, als ſeine Aufgabe, doppelt; noch ſah er aber nur den Carton.

1300.

1830, 6. Juni.

Mit v. Müller.

Abends vor dem Hofe ein Stündchen bei ihm. Er war einwenig abgeſpannt und negirend, doch ſehr freundlich. Ich gab ihm ſeines Sohnes Mailänder Briefe zurück, mich wundernd, daß er nichts vom Dom

geſchrieben. „Er weiß ſchon, daß ich mir nichts daraus mache, ich nenne ihn nur einen Marmorhechel. Ich laſſe nichts von der Art mehr gelten, als den Chor zu Köln; ſelbſt den Münſter nicht.“

Als ich ihm von dem edlen Streben der Frau Großfürſtin, Weimar in der bisherigen Bedeutung, vorzüglich in ſocialer Hinſicht zu erhalten, erwiederte er: Das Streben iſt recht und löblich, aber man muß nur den falſchen Begriff einer Centraliſation fern halten. Weimar war gerade nur dadurch intereſſant, daß nirgends ein Centrum war. Es lebten bedeutende Menſchen hier, die ſich nicht mit einander vertrugen; das war das Belebendſte aller Verhältniſſe, regte an und erhielt Jedem ſeine Freiheit. Jetzt finden wir hier kaum ſechs Menſchen, die zuſammen in einen geſelligen Kreis paßten und ſich unterhalten könnten, ohne einander zu ſtören. Und nun ging er die bedeutendſten unſrer Männer durch mit epigrammatiſcher Schärfe und ſchneidender Kritik. „Darum,“ damit ſchloß er, „entſage ich der Geſelligkeit und halte mich an die Tête à tête. Ich bin alt genug, um Ruhe zu wünſchen. Ich habe keinen Glauben an die Welt und habe verzweifeln gelernt.

Was für ein unſeliger Kunſtkenner iſt Quandt. Lauter Tobiaſe zu acquiriren! Sind doch die Dresdner ſelbſt blind und bedürfen der Fiſchblaſe allerſeits. Vielleicht wird in der Elbe einmal ein tüchtiger Hecht gefangen, mit deſſen Leber ſie ſich die Augen aus-

wischen können." Er redete mir sehr zu, Müssling's Gedicht an den Großsultan dem ‚Chaos' zu überlassen.

1301.

1830, 8. Juni.

Mit v. Müller.

Nachmittags von 4 bis 6 Uhr war ich bei ihm, wo ich ihn sehr heiter und mittheilend fand. „Ich bin wohl spät vernünftig geworden, aber ich bin es nun doch." Er theilte mir die Reiseroute seines Sohnes an den Comersee und die Borromäischen Inseln mit. „Eckermann versteht am besten literarische Productionen mir zu extorquiren durch den verständigen Antheil, den er an dem bereits Geleisteten, bereits Begonnenen nimmt. So ist er vorzüglich Ursache, daß ich den ‚Faust' fortsetze, daß die zwei ersten Acte des zweiten Theils beinahe fertig sind."

Ich nahm Anlaß ihn an die Vollendung des vierten Theils seiner Memoiren zu erinnern. Er sagte: „In ruhigen vier Wochen könnte ich wohl damit zu Stande kommen, aber jetzt beschäftigt mich meine neue Edition der Pflanzen-Metamorphose allzusehr. Übrigens wird der vierte Theil nur das Jahr 1775 umfassen, aber einen wichtigen, inhaltvollen, gleichsam bräutlichen Zustand derselben darstellen, eine Hauptkrisis meines Lebens."

Das ‚Glaubensbekenntniß eines Denkgläubigen'

nannte er, obwohl nicht mißbilligend, eine betrübende Erſcheinung, weil ſie auf Halbheit und kümmerlicher Accommodation beruhe. Man müſſe entweder den Glauben an die Tradition feſthalten, ohne ſich auf ihre Kritik einzulaſſen, oder wenn man ſich der Kritik ergebe, jenen Glauben aufgeben. Ein drittes ſei nicht gedenkbar. „Mir bleibt Chriſtus immer ein höchſt bedeutendes, aber problematiſches Weſen.

Die Menſchheit ſteckt jetzt in einer religiöſen Kriſis; wie ſie durchkommen will, weiß ich nicht, aber ſie muß und wird durchkommen.

Seit die Menſchen einſehen lernen, wie viel dummes Zeug man ihnen aufgebeſtet, und ſeit ſie anfangen zu glauben, daß die Apoſtel und Heiligen auch nicht beſſere Kerls als ſolche Burſche wie Klopſtock, Leſſing und wir andern armen Hundsſötter geweſen, muß es natürlich wunderlich in den Köpfen ſich kreuzen.

Mein Vater war ein tüchtiger Mann, aber freilich fehlte ihm Gewandtheit und Beweglichkeit des Geiſtes. Er ließ mich mit meinen Poſſen gewähren; obgleich altertümlicher geſinnt in religiöſer Hinſicht, nahm er doch kein Arg an meinen Speculationen und Anſichten, ſondern erfreute ſich ſeines Sohnes als eines wunderlichen Kauzes. Er tadelte nur den Leichtſinn und die geringe Achtung, mit denen ich meine Leiſtungen behandelte; zu mancher kleinen Zeichnung zog er ſelbſt die Einfaſſungslinie, oder klebte ſie auf und gab Rahmen dazu."

1302.

1830, 27. Juni.

Mit v. Müller.

Er berührte den Streit über die Wahl des Tages zur Feier der Augsburgischen Confession.*) Goethe erklärte sich für die geschehene Verlegung, allein er gab zu, daß es politischer gewesen wäre, der Volksstimme nachzugeben. „Das Volk will zum Besten gehalten sein, und so hat man Unrecht, wenn man es nicht zum Besten hält. Übrigens muß man sich um die Erfolge nichts kümmern, wenn der Beschluß vernünftig war."

1303.

1830, 28. Juni.

Mit v. Müller.

Über drei Stunden weilte ich bei ihm. Er war heiterer Laune und sehr mittheilend, zeigte mir eine Menge eigener Zeichnungen. „Es kann nicht Alles gerathen wie es sollte; das ist eben das Leben; was ist's nun weiter? Erhard, der Arzt, den Varnhagen**) trefflich schildert, war eben auch ein hübsches Talent,

*) Endlich wurde in Weimar d. 27. Juni festgesetzt. Ein feierlicher Gesang auf dem Markte und Zug in die Stadtkirche wurde befohlen. (Geh. St.-Archiv.)

**) Denkwürdigk. des Philosophen und Arztes Jh. Benj. Erhard. Stuttgart 1830.

ein guter Kopf, aber einer von den unzulänglichen Menſchen, die einem ſo viel Qual machen, weil ſie ſich einbilden etwas zu ſein, etwas zu können, etwas zu ſollen, dem ſie nicht gewachſen ſind, und aus ihrer Sphäre herausgehen."

Als ich mich über Varnhagen's Productivität wunderte, ſagte er: „O Gott, der Tag iſt lang, man kann entſetzlich viel thun, wenn man mit Folge arbeitet und Langeweile flieht. "Als ich ihm Elsholtzens „Hofdame"*) gab, entgegnete er: „Die guten Menſchen, wenn ſie nur auch was Gutes machen könnten!"

Dann erzählte er vom Aufbau des Kloſters im Park und von der Wiederauffindung des darauf bezüglichen Sigmund v. Seckendorfiſchen Gedichtes.**)

Bonnet nannte er den wackern, guten Naturhans! „Voltaire, einer der größten Geiſter, hatte im hohen Alter die Schwachheit, noch ein neues Trauerſpiel von ſich aufführen zu laſſen: ich dagegen ſpüre immer mehr Neigung, das Beſte was ich gemacht und noch machen kann, zu ſecretiren."

Er erzählte von der ehemaligen Freitagsabendgeſellſchaft bei ſich zu literariſchen Zwecken. Der Herzog habe öfters beigewohnt und einſt, als ihm eine Vorleſung des Staatsraths, damaligen Hofmedicus Huſeland ſehr gefallen, alſobald beſchloſſen, ihn zum Profeſſor

*) Luſtſpiel von 1830.

**) Gedruckt in Goethes Aufſatz: das Louiſenfeſt.

in Jena zu machen. Überhaupt habe der Herzog eine wahre Passion für Jena gehabt. Jene literarische Gesellschaft, wie überhaupt alles Gemeinsame, Harmonische unter Weimars ersten Männern habe eigentlich Böttiger gestört durch seine Klatschereien. Alles was er zu sehen oder zu hören bekommen, habe er nur zu seinen egoistischen Zwecken zu benutzen gestrebt.

1304.

1830, 1. Juli.

Mit Riemer.

Von tausend Gelehrten [sagte Goethe] seien neunhundertneunundneunzig, denen eine Sache nichts angehe, wovon der eine fait mache und sie durchsehe. Diese ließen das gut sein, weil ihnen nichts daran liege, wie auf dem Bazar kein Kaufmann etwas dagegen habe, daß der andere seine Perlen loswerde, wenn er nur seine Shawls verschleißen könne.

Ich bemerkte, daß nicht bloß Gleichgültigkeit, sondern auch Interesse obwalte, die Sache des andern zu fördern, damit unsere auch abgehe; denn obgleich die Wissenschaften durch ein allgemeines Vinculum umschlungen zu sein gerühmt würden, so nähme eine jede doch nur von der andern gewisse lemmata (Heischesätze), berufe sich imübrigen auf die respective Wissenschaft, unbekümmert, wie es damit stehe.

Goethe kam durch obige Bemerkung darauf, zu

die Augen aufſchlug, mit düſterm Blick auf die Verwüſtungen des vergangenen Tages, den Unrath und die böſen Wirkungen hinſah, die ein geiſtreiches, lebhaftes und wohlgemeyntes Dichterwerk hervorgebracht hatte.

ſagen (wir ſahen eben die große Wirkung eines Wolkenbruches): für die Geologen, welche die Gebirge aus der Erde emporquetſchen, habe es bis dahin keinen Waſſerabfall gegeben. Und ich bemerkte, die Erde ſei, wie das Dotter vom Eiweiß, ſo rings mit Waſſer umrundet geweſen, daß ſie darin geſchwommen; durch die Bähungen des Erdkörpers ſei nun erſt ein Ablauf und eine Sammlung in Teilen entſtanden.

1305.

1830, 2. Juli.

Mit v. Müller.

Er lobte meine Rede am Johannisfeſt.*) Ein mäßiger Enthuſiasmus, wie er ſich nothdürftig rechtfertigen läßt; alles wohl zuſammen geſtellt, gute rhetoriſche Motive: „Ich bin alt genug, um das, was mir zu Ehren geſchrieben wird, wie ein Unparteiiſcher beurtheilen und loben zu können.“

Sodann zeigte er eine herrliche Handzeichnung von Ludwig Carracci, ein Wunder mit verwandelten Roſen vorſtellend, und ſtimmte in mein Lob über L'âne mort et la femme guillotinée [von J. Janin].

„Der ärgerliche Fall**) mit Reinhard's Schwiegerſohn iſt ein wahrhaft tragiſcher; denn tragiſch nenne

*) In der Loge Amalia zur Feier des 50jährigen Maurerjubiläums.

**) Discrete Privatſache.

ich eine Situation, aus der kein Ausgang war, keine Composition gedenkbar iſt."

Zufriedenheit mit meinen Äußerungen über die Geſchichte ſeines botaniſchen Studiums.

„Man darf die Grundmaxime der Metamorphoſe nicht allzu breit erklären wollen; wenn man ſagt: ſie ſei reich und productiv wie eine Ader, iſt das beſte. Man muß lieber ſie an einzelnen Beiſpielen verfolgen und anſchauen.

Das Leben lehrt eben ſo gut in der kleinſten Maus wie im Elephanten-Koloß ein und iſt immer daſſelbe; ſo auch im kleinſten Moos wie in der größten Palme."

Als ich ſagte: das unendlich üppige Entfalten des kleinſten Samenkorns zu einem rieſenhaften Baume ſei wie eine Schöpfung aus Nichts, erwiederte er: „Ja, aus Etwas. Verſtünde die Natur nicht, auch das Kleinſte, uns gänzlich Unmerkbare im Raume zuſammen zu ziehen und zu conſolidiren, wie ſollte ſie es da anfangen, ihren unendlichen Zwecken zu genügen?"

1306.

1830, 2. Auguſt.

Mit Soret.*)

Die Nachrichten von der begonnenen Julirevolution gelangten heute nach Weimar und ſetzten alles in

*) [Über das Zweifelhafte bei dieſer Mittheilung ſ. Düntzer in der 6. Auflage von Eckermann's Geſprächen mit Goethe (Leipzig 1885) III, 287.]

Aufregung. Ich ging im Laufe des Nachmittags zu Goethe. „Nun,“ rief er mir entgegen, „was denken Sie von dieſer großen Begebenheit? Der Vulkan iſt zum Ausbruch gekommen; alles ſteht in Flammen, und es iſt nicht ferner eine Verhandlung bei geſchloſſenen Thüren!“

„„Eine furchtbare Geſchichte!““ erwiederte ich. „„Aber was ließ ſich bei den bekannten Zuſtänden und bei einem ſolchen Miniſterium anderes erwarten, als daß man mit der Vertreibung der bisherigen königlichen Familie endigen würde.““

„Wir ſcheinen uns nicht zu verſtehen, mein Allerbeſter,“ erwiederte Goethe. „Ich rede gar nicht von jenen Leuten; es handelt ſich bei mir um ganz andere Dinge. Ich rede von dem in der Akademie zum öffentlichen Ausbruch gekommenen, für die Wiſſenſchaft ſo höchſt bedeutenden Streit zwiſchen Cuvier und Geoffroy de Saint-Hilaire!“

Dieſe Äußerung Goethes war mir ſo unerwartet, daß ich nicht wußte was ich ſagen ſollte, und daß ich während einiger Minuten einen völligen Stillſtand in meinen Gedanken verſpürte.

„Die Sache iſt von der höchſten Bedeutung,“ fuhr Goethe fort, „und Sie können ſich keinen Begriff machen, was ich bei der Nachricht von der Sitzung des 19. Juli empfinde. Wir haben jetzt an Geoffroy de Saint-Hilaire einen mächtigen Alliirten auf die Dauer. Ich ſehe aber zugleich daraus, wie groß die Theilnahme der fran-

zösischen wissenschaftlichen Welt an dieser Angelegenheit sein muß, indem trotz der furchtbaren politischen Aufregung die Sitzung des 19. Juli dennoch bei einem gefüllten Hause stattfand. Das Beste aber ist, daß die von Geoffroy in Frankreich eingeführte synthetische Behandlungsweise der Natur jetzt nicht mehr rückgängig zu machen ist. Die Angelegenheit ist durch die freien Diskussionen in der Akademie, und zwar in Gegenwart eines großen Publicums, jetzt öffentlich geworden, sie läßt sich nicht mehr an geheime Ausschüsse verweisen und bei geschlossenen Thüren abthun und unterdrücken. Von nun an wird auch in Frankreich bei der Naturforschung der Geist herrschen und über die Materie Herr sein. Man wird Blicke in große Schöpfungsmaximen thun, in die geheimnisvolle Werkstatt Gottes! Was ist auch im Grunde aller Verkehr mit der Natur, wenn wir auf analytischem Wege bloß mit einzelnen materiellen Theilen uns zu schaffen machen, und wir nicht das Athmen des Geistes empfinden, der jedem Theile die Richtung vorschreibt und jede Ausschweifung durch ein inwohnendes Gesetz bändigt oder sanktionirt!

Ich habe mich seit funfzig Jahren in dieser großen Angelegenheit abgemüht; anfänglich einsam, dann unterstützt, und zuletzt zu meiner großen Freude überragt durch verwandte Geister. Als ich mein erstes Aperçu vom Zwischenknochen an Peter Camper schickte, ward ich zu meiner innigsten Betrübniß völlig ignorirt. Mit

Blumenbach ging es mir nicht beſſer, obgleich er nach perſönlichem Verkehr auf meine Seite trat. Dann aber gewann ich Gleichgeſinnte an Sömmerring, Oken, D'Alton, Carus und andern gleich trefflichen Männern. Jetzt iſt nun auch Geoffroy de Saint-Hilaire entſchieden auf unſerer Seite und mit ihm alle ſeine bedeutenden Schüler und Anhänger Frankreichs. Dieſes Ereigniß iſt für mich von ganz unglaublichem Werth, und ich juble mit Recht über den endlich erlebten allgemeinen Sieg einer Sache, der ich mein Leben gewidmet habe und die ganz vorzüglich auch die meinige iſt."

1307.

1830, erſte Hälfte Auguſt (?).

Mit v. Müller.

Und jetzt noch ein Wort über Frankreich! Der Eindruck, den dieſe blitzſchnelle Revolution auch hier gemacht, iſt unbeſchreiblich. Keine größere Kriſis haben wir gehabt. Goethe ſpricht: er könne ſich nur dadurch darüber beruhigen, daß er ſie für die größte Denkübung anſehe, die ihm am Schluſſe ſeines Lebens habe werden können. Wir hoffen gleich Ihnen [Rochlitz], daß das Princip des Guten die Oberhand behalten werde, ſind aber freilich auch nicht ohne ernſte Beſorgniſſe.

1308.

1830, 21. Auguſt.

Mit Soret.

Ich empfahl Goethen einen hoffnungsvollen jungen Menſchen [Ettmüller]. Er verſprach, etwas für ihn zu thun, doch ſchien er wenig Vertrauen zu haben.

„Wer wie ich," ſagte er, „ein ganzes Leben lang koſtbare Zeit und Geld mit der Protection junger Talente verloren hat, und zwar Talente, die anfänglich die höchſten Hoffnungen erweckten, aus denen aber am Ende gar nichts geworden iſt, dem muß wohl der Enthuſiasmus und die Luſt, in ſolcher Richtung zu wirken, nach und nach vergehen. Es iſt nun an euch jüngern Leuten, den Mäcen zu ſpielen und meine Rolle zu übernehmen."

Ich verglich bei dieſer Äußerung Goethes die täuſchenden Verſprechungen der Jugend mit Bäumen, die doppelte Blüthen, aber keine Früchte tragen.

1309.

1830, 28. Auguſt.

Mit H. Franke u. a.

Zur Feier von Goethes Geburtstag, am 28. Auguſt 1830, hatte die Weimariſche Bühne den umgearbeiteten ‚Götz von Berlichingen' vorbereitet. Mehrere der Theatermitglieder, unter ihnen Franke, fanden ſich am

Morgen bei dem Altmeiſter ein, um ihm ihren Glückwunſch darzubringen und die Bitte vorzutragen, die Abendvorſtellung doch mit ſeinem Beſuche zu beehren. Goethe lehnte in milder Weiſe die Bitte ab, meinte aber ſpäter, als man ihm ſagte, daß ſein Erſcheinen auf alle Mitwirkende begeiſternden Einfluß haben würde: „Nun, wir wollen einmal ſehen!“ — Im übrigen unterhielt er ſich mit großem Intereſſe von ſeinem ‚Götz‘ und den einzelnen Rollen darin. So redete er auch Franke an: „Was geben Sie denn heute Abend?“ — „„Ich gebe den Lerſe, Excellenz.““ Da richtete ſich Goethe auf, ſeine Züge wurden heiter, und er ſagte: „Hören Sie, Herr Franke! dieſe Rolle muß Ihnen Vergnügen machen. Unter dieſem Lerſe habe ich mir einen ſo recht biedern deutſchen Haudegen gedacht; das iſt ein tüchtiger Kerl! Dieſe Rolle muß Ihnen Vergnügen machen.“

Und ſo war es auch. Einige Tage darauf ſagte der Dichter dem Darſteller der Rolle Anerkennendes über die Vorſtellung und über den Lerſe — was er nämlich von anderen darüber gehört habe; denn vergeblich hatten die Künſtler am Abend des 28. Auguſt nach der Loge des ‚Geheimen Raths‘ geſehen; ſie war leer geblieben, wie immer, und blieb auch leer fernerhin.

1310.

1830, 29. Auguſt.

Mit E. Genaſt.

In Weimar . . . fanden die Vorbereitungen zu ‚Götz von Berlichingen' ſtatt, womit das Theater an Goethes Geburtstag wieder eröffnet wurde. Er wohnte der Vorſtellung, wie ſehr ich ihn auch bat, nicht bei, weil eben ſein Geburtstag war und er in ſeinem hohen Alter Acclamationen vermied. Den andern Tag ging ich zu ihm, um den Erfolg mitzutheilen; er ſagte: „Nun, ich habe ſchon von Eckermann*) viel Gutes über Deinen Götz gehört: Du ſollſt Dich ſehr wacker gehalten haben! Die letzte Redaction dieſes Schauſpiels, die ich eigentlich auf Veranlaſſung Schiller's unternommen habe, will mir durchaus nicht behagen. Durch die Hinweglaſſung des biſchöflichen Hofs wird das Ganze nur eine Ritterkomödie, und meine urſprüngliche Idee, das damalige Hof- und Ritterleben zu ſchildern, zerſpaltet ſich. Man könnte wohl den Verſuch machen, es in der Form wieder zur Darſtellung zu bringen, in der ich es im Jahre 1809 dem Publicum vorführen ließ." Als ich entgegnete, daß wenn er ſich entſchließen könnte, die Redaction davon zu übernehmen, der Herr v. Spiegel mit großem Dank

*) [Unmöglich! Der war damals noch nicht von ſeiner Reiſe nach Oberitalien zurück.]

ſeine Gabe empfangen werde, verſetzte er: „Nun, das könnte wohl geſchehen, wenn ſich Zeit und Gelegenheit dazu fände.“

1311.

1830, Auguſt.

In Dornburg.

Im Auguſt 1830 kam Goethe noch einmal, und zwar mit drei Herren aus Petersburg nach Dornburg. Der Empfang war, wie jedesmal bei ſeinem Kommen, ein äußerſt freundlicher. Die Herren amuſirten ſich im traulichen Geſpräch in den Gartenräumen, während ich [Eckell], auf dieſen Beſuch nicht vorbereitet, die Küche beſtellen half. Während der Tafel ließ mich Goethe auf ſein Zimmer kommen, ſprach nebſt den Fremden ſeine volle Zufriedenheit über das improviſirte Mahl aus und nöthigte mich, ein Glas Champagner zu trinken. Nach Tiſche mußte ich den fremden Herren auf Goethes Veranlaſſung über Verſchiedenes Auskunft ertheilen. Da trat der Bediente herein und meldete, daß angeſpannt ſei. Darauf kam Goethe auf mich zu, beſchenkte mich wieder in reichem Maße und ſagte: „Das wird nun wohl das letzte Mal geweſen ſein, daß ich Sie beſucht habe, aber Sie können mich in Weimar beſuchen.“ Ich dankte für ſeine Freundlichkeit und erwiederte, daß, falls es meine Geſchäfte erlaubten, nach Weimar zu kommen, ich nicht verfehlen

werde, ihm meine Aufwartung zu machen. Goethe reichte mir darauf nochmals die Hand, sie herzlich drückend und mich liebevoll ansehend, sprach er: „Nun, lieber Freund, leben Sie wohl! Der liebe Herrgott erhalte Sie und die lieben Ihrigen noch viele Jahre recht gesund!“ und fügte mit gen Himmel gerichteten Augen, in denen eine Thräne glänzte, innig gerührt hinzu: „Dort oben finden wir uns wieder.“*)

1312.

1830, 31. August.

Mit Johann Ludwig Teinhardstein u. a.

Als ich von meinem Spaziergange zurückgekehrt war, schickte ich zu Goethe und ließ ihn infolge einer in früherer Zeit gütig an mich ergangenen Einladung fragen, wann ich ihm aufwarten dürfe. Er ließ mir erwiedern, ich möchte gleich kommen. Mit einer Art heiligen Scheu betrat ich sein Haus. Über eine breite Treppe, an der einzelne Abgüsse von Statuen stehen, kommt man zu seiner Wohnung im ersten Stockwerke. Vor der Schwelle seiner Wohnzimmer ist ein längliches Viereck auf Mosaikart eingelegt mit dem freundlichen Worte: Salve. Das erste Zimmer fand ich mit Blumen geschmückt und mit schöner Majolica, im zweiten, an Bildern, Gipsabgüssen von Statuen und schönen Stickereien reichen, trat er mir entgegen. Er war in einen

*) [Nachdem Goethe den Eckell nach Weimar eingeladen!]

Eilftes Capitel.

Nach einem kurzen Bedenken rief er sogleich den Wirth herbey, und ließ sowohl den Schaden als die Zeche auf seine Rechnung schreiben. Zugleich vernahm er nicht ohne Verdruß, daß sein Pferd von Laertes gestern bey dem Hereinreiten dergestalt angegriffen worden, daß es wahrscheinlich, wie man zu sagen pflegt, verschlagen habe, und daß der Schmidt wenig Hoffnung zu seinem Aufkommen gebe.

Ein Gruß von Philinen, den sie ihm aus ihrem Fenster zuwinkte, versetzte ihn dagegen wieder in einen heitern Zustand, und er ging sogleich in den nächsten Laden, um ihr ein kleines Geschenk, das er ihr gegen das Pudermesser noch schuldig war, zu kaufen, und

einfach braunen Oberrock gekleidet und hatte das Halstuch lose umgeworfen, ohne Hemdkragen, gerade so, wie er von Stieler gemalt ist. . . . . Goethe hat alles Ehrwürdige des Greisenalters und noch bedeutende Reste von der Kraft früherer Jahre. Seine Haltung ist vollkommen gerade, sein Blick voll Feuer und Leben. Ein besonders gütiges Wohlwollen, fern von jeder Affectation, herrscht in seinem Benehmen vor. Wir sprachen lange, meistens über die literarischen Verhältnisse Österreichs. Er schenkte der kleinsten Bemerkung Aufmerksamkeit. Beim Fortgehen ersuchte er mich, Abends nach fünf Uhr wieder zu ihm zu kommen, wo ich einige der bedeutendsten Männer Weimars kennen lernen sollte; auch seiner Schwiegertochter wollte er mich vorstellen.

— — — — — — — — — — —

Um 5 Uhr ging ich zu Goethe. Ich fand dort, außer seiner höchst liebenswürdigen und geistreichen Schwiegertochter, den Kanzler Geheimen Rath Müller, Oberbibliothekar Riemer und Oberconsistorialrath Röhr. Ich werde diesen Abend nie vergessen. Welch reiner geistiger Verkehr! welch eine im eigentlichsten Verstande gute Gesellschaft! Es wurde mitunter auch mit vieler Achtung der bedeutenderen Schriftsteller meines Vaterlandes [Österreich] vergangener und gegenwärtiger Zeit gedacht, unter den letzteren besonders Pyrker's und Grillparzer's. Goethe war die Liebenswürdigkeit selbst, belebt und voll Humor. Mit herzlicher Anhänglichkeit

iſt er ſeinem kleinen zwölfjährigen Enkel zugethan, der beſtändig in ſeiner Nähe iſt. Die gewählte Toilette hatte Goethen noch beſſer ausſehen gemacht, als Vormittag: er war ganz ſchwarz gekleidet und trug den Stern des Großkreuzes eines der vielen Orden, die ihm die anerkennende Huld der Mäcene ſeiner Zeit verliehen, an der Bruſt. Er ſah in Haltung und Benehmen einem Manne weit ähnlicher, als einem Greiſe. Sein Kopf iſt ganz der eines Jupiters: die Stirne gewölbt und edel, das Auge voll Glanz und Kraft und eine unnachahmliche Hoheit um den Mund. Alles an ihm iſt Ordnung und Ebenmaß.

Das Geſpräch wendete ſich zu den engliſchen Autoren und vorzugsweiſe zu Byron. Ich gedachte dabei zufällig einer Überſetzung des ‚Marino Faliери‘ von tor Hardt und lobte ſie als die beſte, die mir von einem Byron'ſchen Werke zu Geſichte gekommen war; Goethe trat meiner Anſicht bei, und als ſeine Schwiegertochter ihn fragte, ob er das Buch beſitze, antwortete er ihr, daß dem ſo ſei, daß er es aber — weil er ſich deshalb ſchuldig wiſſe, daß er dem Manne, der es ihm zugeſandt, noch nicht geantwortet — vor ihr verborgen gehalten habe, um nicht an ſeine Pflicht erinnert zu werden, der er aus Mangel an Zeit noch nicht habe nachkommen können. All das that er mit einer Munterkeit und einem Humor von der liebenswürdigſten Art.

Beim Fortgehen ladete er mich für den künftigen

Tag zu Tiſche. „Ich möchte ſo gerne“ — ſagte er mit unbeſchreiblicher Gemüthlichkeit — „Ihnen Ihren hieſigen Aufenthalt ſo angenehm machen, als mir möglich.“

1313.

1830, Auguſt oder September.

Über die ‚Briefe eines Verſtorbenen‘.

Lies Du [Freifrau v. Beaulieu]: ‚Briefe eines Verſtorbenen‘ ꝛc. (von Pückler-Muskau) — Goethe ſagt, es ſei das beſte Buch, was neuerdings erſchienen, in jedem Betracht, und ich [Caroline Gräfin Egloffſtein] bin ſtolz auf mein eigen Urtheil geworden, weil ich es vor ihm geſagt habe.

1314.

1830, Auguſt oder September (?).

Mit v. Müller.

Über den Eindruck Ihrer [Rochlitzens] Recenſion (im 50. Bande der Wiener ‚Jahrbücher der Literatur‘ über ‚Goethes neuſte, in der letzten Ausgabe ſeiner Werke . . . zuerſt bekannt gemachte Schriften . . .‘) auf Goethe kann ich Sie gänzlich beruhigen. Noch ehe er wußte, wer ſie verfaßt, pries er mir ſie ſchon unbedingt an, und als er erfuhr, wem er ſie zu danken habe, erhöhte ſich ſeine Freude noch mehr. In

der That: was in aller Welt könnte ihn auch daran choquiren? Gerade, daß ſie nicht unbedingt lobend iſt, macht ihren Werth.

1315.

1830, 5. September.

Mit Riemer.

„Wie Mineurs und Antimineurs, ſo kommen mir die Parteien der Naturforſcher Cuvier und Geoffroy [St. Hilaire] vor: die einen graben von außen hinein, die andern von innen heraus, und wenn ſie geſchickt ſind, ſo müſſen Sie in der Mitte zuſammenkommen."

1316.

1830, 1. October.

Mit Riemer.

„Ich las in ‚Tristram Shandy' und bewunderte aber- und abermal die Freiheit, zu der ſich Sterne zu ſeiner Zeit emporgehoben hatte, begriff auch ſeine Einwirkung auf unſere Jugend. Er war der erſte, der ſich und uns aus Pedanterei und Philiſterei emporhob."

1317.

1830, 9. November.

Mit Riemer.

„Wenn man die Früchte beſſerer Klimate genießt, ſo wird man augenblicklich hinüber verſetzt und die Einbildungskraft erhöht den Genuß."

1318.

1830, um 10. November.

Mit v. Müller u. a.

a.

Sein Sohn iſt zu Rom am 27. October plötzlich durch einen Schlagfluß hinweggerafft worden.

— — — — — — — — — — —

Sie [Rochlitz] können leicht ermeſſen, welche bittere Aufgabe es für mich war, ſolche Schreckenskunde dem ehrwürdigen Vater beizubringen. Doch er empfing ſie mit großer Faſſung und Ergebung. „Non ignoravi, me mortalem genuisse!“ rief er aus, als ſeine Augen ſich mit Thränen füllten.

b.

Und was für Berichte haben wir . . aus Weimar erhalten! Der Kanzler, der ewige Pasquale, hatte mit Vogel übernommen, dem Vater die Trauerpoſt kundzuthun. Der Alte hat ſie nicht ausreden laſſen. „Als er fortging, gab ich ihn ſchon verloren“ — hat er geſprochen, hat ſie verabſchiedet und die Herren konnten mit ſich ſelbſt nicht einig werden, ob er ſie wirklich verſtanden. Zu Ottilien ſagte er: „Auguſt kommt nicht wieder, deſto feſter müſſen wir beide aneinanderhalten.“

1319.

1830, 23. November.

Mit Eckermann.

Ich ging zuerſt zu Frau v. Goethe. . . . .

Ich ging ſodann zu Goethe hinunter. Er ſtand

aufrecht und fest und schloß mich in seine Arme. Ich fand ihn vollkommen heiter und ruhig. Wir setzten uns und sprachen sogleich von geschiedten Dingen, und ich war höchst beglückt, wieder bei ihm zu sein. Er zeigte mir zwei angefangene Briefe, die er nach Nordheim an mich geschrieben, aber nicht hatte abgehen lassen. Wir sprachen sodann über die Frau Großherzogin, über den Prinzen und manches andere; seines Sohnes jedoch ward mit keiner Silbe gedacht.

1320.

1830, 25. November.

Mit Eckermann u. a.

Goethe sendete mir am Morgen einige Bücher, die als Geschenk englischer und deutscher Autoren für mich angekommen waren. Mittags ging ich zu ihm zu Tische. Ich fand ihn eine Mappe mit Kupferstichen und Handzeichnungen betrachtend, die ihm zum Verkauf zugesendet waren. Er erzählte mir, daß die Frau Großherzogin ihn am Morgen mit einem Besuche erfreut, und daß er ihr meine Ankunft verkündigt habe.

Frau von Goethe gesellte sich zu uns, und wir setzten uns zu Tische. Ich mußte von meiner Reise erzählen. Ich sprach über Venedig, über Mailand, über Genua, und es schien ihm besonders interessant, nähere Nachrichten über die Familie des dortigen englischen Consuls zu vernehmen. Ich erzählte sodann von Genf, und er erkundigte sich theilnehmend nach der Familie

Soret und Herrn von Bonstetten. Von letzterm wünschte er eine nähere Schilderung, die ich ihm gab, so gut es gelingen wollte.

Nach Tische war es mir lieb, daß Goethe von meinen Conversationen zu reden anfing. „Es muß Ihre erste Arbeit sein," sagte er, „und wir wollen nicht eher nachlassen als bis alles vollkommen gethan und im Reinen ist."

Übrigens erschien Goethe mir heute besonders still und oft in sich verloren, welches mir kein gutes Zeichen war.

1321.

1830, Anfang December.

Mit Eckermann.

Goethe setzte uns vorigen Freitag [26. November] in nicht geringe Sorge, indem er in der Nacht von einem heftigen Blutsturz überfallen wurde und den ganzen Tag nicht weit vom Tode war.

— — — — — — — — — — —

Nach Goethes rasch erfolgender völligen Genesung wendete er sein ganzes Interesse auf den vierten Act des ‚Faust' sowie auf die Vollendung des vierten Bandes von ‚Wahrheit und Dichtung'.

Mir empfahl er die Redaktion seiner kleinen bis dahin ungedruckten Schriften, desgleichen eine Durchsicht seiner Tagebücher und abgegangenen Briefe, damit es

uns klar werden möchte, wie damit bei künftiger Herausgabe zu verfahren.

An eine Redaktion meiner Geſpräche mit ihm war nicht mehr zu denken; auch hielt ich es für vernünftiger, anſtatt mich mit dem bereits Geſchriebenen zu befaſſen, den Vorrath ferner durch Neues zu vermehren, ſo lange ein gütiges Geſchick geneigt ſein wolle es mir zu vergönnen.

1322.

1830, gegen Ende (?).

Mit Karl Vogel.

Ich gedenke noch . . ., wie Goethe nach dem Tode ſeines Sohnes eines Tages mit hervorbrechendem Unmuthe und deutlicher Beziehung äußerte: „Daß die Eltern vor den Kindern ſterben, iſt in der Ordnung, unnatürlich aber iſt, wenn der Sohn vor dem Vater abgefordert wird.“

1323.

1830, 22. December.

Mit Riemer.

„Was einmal gut gedacht und geſagt iſt, ſoll man beruhen laſſen und nichts daran ändern.“

Quellen.

1175. Carl La Roche. Gedenkblätter . . . Geſammelt von E. Mautner. Wien 1873. S. 21 f. — **1176.** Goethes Briefwechſel mit Friedrich Rochlitz. Herausgeber: W. Frh. v. Biedermann. Leipzig 1887. S. 406. (Und Brief an Rochlitz v. 7. Jbr. 1829.) — **1177.** Wiſſenſchaftliche Beilage der Leipziger Zeitung. Nr. 33. Donnerstag, den 24. April 1879. S. 197. (‚Goethe und König Johann von Sachſen' von J. Petzholdt.) — **1178.** Geſpräche mit Goethe . . . Von J. P. Eckermann. II. Theil. — **1179.** Ebenda. — **1180.** Ebenda.

1181. Wie 1178. — **1182.** Ebenda. — **1183.** Ebenda. — **1184.** Ebenda. — **1185.** Ebenda. — **1186.** Ebenda. — **1187.** Ebenda. — **1188.** Ebenda. — **1189.** Ebenda. — **1190.** Ebenda.

1191. Wie 1177. — **1192.** Wie 1178. — **1193.** Ebenda. — **1194.** Ebenda. — **1195.** Ebenda. — **1196.** Ebenda. — **1197.** Ebenda. — **1198.** Ebenda. — **1199.** Ebenda. — **1200.** Ebenda.

1201. Wie 1178. — **1202.** Ebenda. — **1203.** Ebenda. — **1204.** Chronik des Wiener Goethe-Vereins. II. Band. Hrsgg. von R. J. Schröer. Wien 1888. S. 6. (Nach des Freiherrn Max v. Gagern Erinnerungen im Jahrbuche „die Dioskuren" 1885.) — **1205.** Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich v. Müller. Hrsgg. von C. A. H. Burkhardt. Stutt-

gart 1870. S. 126 f. — **1206.** Ebenda S. 127. — **1207.** Goethe und Leipzig. Von W. Frh. v. Biedermann. II. Theil. Leipzig 1865. S. 258 ff. — **1208.** Ebenda S. 261 f. — **1209.** Ebenda S. 262 f. — **1210.** Mittheilungen über Goethe. Von F. W. Riemer. II. Band. Berlin 1841. S. 658.

1211. Diary, Reminiscenses, and Correspondence of H. C. Robinson. Vol. II. 3d edit. London 1872. S. 75 f. — **1212.** Goethe in Dornburg . . . von L. A. Ch. Schöll. Jena und Leipzig 1864. S. 42 f. — **1213.** Wie 1211. S. 76—79. — **1214.** David d'Angers, sa vie, son oeuvre, ses écrits et ses contemporains par H. Jouin. Tome Ier. Paris 1878. S. 221—224. (Nach: Victor Pavie, Goethe et David, Souvenirs d'un voyage à Weimar, einer z. Th. auf David's Aufzeichnungen gegründeten Schrift.) — **1215.** Zwei Polen in Weimar, aus polnischen Briefen übersetzt und eingeleitet von J. Th. Bratranek. Wien 1870. S. 51—60. — **1216.** a) Wie 1214. S. 224—229. — b) Mélanges posthumes d'Adam Mickiewicz publiés par L. Mickiewicz. Ière série. Paris 1872. S. 212. — **1217.** Wie 1215. S. 70 ff. — **1218.** Ebenda S. 72—75. — **1219.** Sciences mathématiques et physiques chez les Belges au commencement du XIXe siècle par Ad. Quetelet. Bruxelles 1866. S. 657 f. — **1220.** Wie 1215. S. 81 f.

1221. Wie 1215. S. 93 f. — **1222.** Ebenda S. 101 f. — **1223.** Ebenda S. 107 f. — **1224.** Vierzig Jahre von Karl von Holtei. IV. Band. Breslau 1862. S. 144 f. — **1225.** Wie 1219. S. 661—664. — **1226.** Wie 1215. S. 145 ff. — **1227.** Wie 1178. — **1228.** Wie 1214. S. 239. — **1229.** Goethe-Jahrbuch. Hrsgg. von L. Geiger. VII. Band. Frankfurt 1886. S. 234 f. — **1230.** Kunst und Leben. Aus Friedrich Förster's Nachlaß. Hrsgg. von H. Kletke. Berlin 1873. S. 188.

1231. Wie 1230. S. 188 f. — **1232.** Ebenda S. 189—194. — **1233.** Wie 1214. — **1234.** Literarischer Nachlaß von Frau Caroline von Wolzogen. II. Band. Leipzig 1849. S. 260 f.

wir müssen bekennen, er hielt sich nicht in den Grenzen eines proportionirten Gegengeschenks. Er kaufte ihr nicht allein ein Paar sehr niedliche Ohrringe, sondern nahm dazu noch einen Hut und Halstuch, und einige andere Kleinigkeiten, die er sie den ersten Tag hatte verschwenderisch wegwerfen sehen.

Madam Melina, die ihn eben als er seine Gaben überreichte, zu beobachten kam, suchte noch vor Tische eine Gelegenheit, ihn sehr ernstlich über die Empfindung für dieses Mädchen zur Rede zu setzen, und er war um so erstaunter, als er nichts weniger als diese Vorwürfe zu verdienen glaubte. Er schwur hoch und theuer, daß es ihm keineswegs eingefallen sey, sich an diese Person, deren ganzen Wandel er wohl kenne, zu wenden, er entschuldigte sich so gut er konnte über sein freundliches und artiges Betragen gegen sie, und beschiedigte Madam Melina

(Brief H. Meyer's an Fr. v. Holtzogen vom 15. Dec. 1829.) — **1235.** Wie 1178. — **1236.** Ebenda. — **1237.** Ebenda. — **1238.** Ebenda. — **1239.** Wie 1229. S. 302. (Nach: Hans v. Bentheim's auserlesenen Schriften. Wien 1883.) — **1240.** Wie 1178.

1241. Wie 1178. — **1242.** Wie 1205. S. 127 ff. — **1243.** Gespräche mit Goethe. Von J. Eckermann. III. Theil. — **1244.** Ebenda. — **1245.** Wie 1178. — **1246.** Wie 1243. — **1247.** Ebenda. — **1248.** Wie 1205. S. 129 f. — **1249.** Wie 1178. — **1250.** Wie 1243.

1251. Wie 1178. — **1252.** Wie 1243. — **1253.** Wie 1205. S. 130. — **1254.** Wie 1178. — **1255.** Ebenda. — **1256.** Wie 1243. — **1257.** Wie 1205. S. 130 f. — **1258.** Wie 1178. — **1259.** Wie 1243. — **1260.** Ebenda.

1261. Wie 1205. S. 131 f. — **1262.** Wie 1178. — **1263.** Wie 1205. S. 132 f. — **1264.** Wie 1178. — **1265.** Wie 1205. S. 133. — **1266.** Wie 1178. — **1267.** Wie 1229. S. 223—227. (Nach: Przyjaciel ludu 1839. Nr. 35 f.) — **1268.** Wie 1178. — **1269.** Wie 1205. S. 133 f. — **1270.** Wie 1178.

1271. Wie 1243. — **1272.** Ebenda. — **1273.** Wie 1178. — **1274.** Wie 1205. S. 134 f. — **1275.** Ebenda S. 135. — **1276.** Wie 1243. — **1277.** Ebenda. — **1278.** Wie 1178. — **1279.** Ebenda. — **1280.** Wie 1243.

1281. Wie 1205. S. 135. — **1282.** Wie 1178. — **1283.** Wie 1205. S. 135. — **1284.** Ebenda S. 135 ff. — **1285.** Wie 1178. — **1286.** Wie 1205. S. 136 f. — **1287.** Wie 1230. S. 224—239. — **1288.** Wie 1243. — **1289.** Wie 1205. S. 138. — **1290.** Ebenda S. 138 f.

1291. Wie 1243. — **1292.** Wie 1178. — **1293.** Wie 1243. — **1294.** Aus dem Tagebuche eines alten Schauspielers. Von E. Genast. II. Theil. 2. Aufl. Leipzig 1862. 19. Kapitel. — **1295.** Wie 1205. S. 139 ff. — **1296.** Notice sur Goethe.

Tiré de la Bibliothéque universelle, Juin et Juillet 1832. Genève 1832. (Von F. Soret.) S. 52 f. — **1297.** Wie 1205. S. 141. — **1298.** a—c) Reisebriefe von Felix Mendelssohn-Bartholdy aus den Jahren 1830 bis 1832. Hrsgg. von Paul Mendelssohn-Bartholdy. Leipzig 1862. S. 3—13. — d) Die Familie Mendelssohn 1729—1847. Von S. Hensel. I. S. 318 f. — **1299.** Erinnerungen und Leben der Malerin Louise Seidler. Aus handschriftlichem Nachlaß zusammengestellt und bearbeitet von H. Uhde. 2. umgearbeitete Aufl. Berlin 1875. S. 339. — **1300.** Wie 1205. S. 141 f.

1301. Wie 1205. S. 142 f. — **1302.** Ebenda S. 143. — **1303.** Ebenda S. 144 f. — **1304.** Wie 1210. S. 723 f. — **1305.** Ebenda S. 145. — **1306.** Wie 1243. — **1307.** Wie 1176. S. 468. (Aus Brief an Rochlitz v. 4. Spt. 1830.) — **1308.** Wie 1243. — **1309.** Die Gartenlaube. Illustrirtes Familienblatt. Jahrg. 1868. S. 458. (Aus: Goethes letzter Schüler.) — **1310.** Wie 1294. 20. Kap.

1311. Wie 1212. S. 43 f. — **1312.** Deutsche Dichtung. Hrsgg. von K. E. Franzos. Monats-Ausgabe. V. Band. 4. Heft. Januar 1889. Dresden S. 300 f. — **1313.** Mittheilungen über Goethe und seinen Freundeskreis aus . . . Aufzeichnungen des Gräflich Egloffstein'schen Familien-Archivs zu Arklitten. Hrsgg. von Dembowski. Lyck 1889. S. 32. — **1314.** Wie 1176. S. 470. (Aus Brief an Rochlitz v. 13. Oct. 1830.) — **1315.** Wie 1210. S. 680. — **1316.** Ebenda S. 657. — **1317.** Ebenda S. 724. — **1318.** a) Wie 1176. S. 470 f. (Aus Brief an Rochlitz v. 15. Nov. 1830.) — b) Johanna Schopenhauer. Briefe an Karl von Holtei. Leipzig 1870. S. 68. (Aus Brief von Aschermittwoch 1831.) — **1319.** Wie 1178. — **1320.** Ebenda.

1321. Wie 1178. — **1322.** Die letzte Krankheit Goethes beschrieben . . . von C. Vogel. (Aus Hufeland's und Osann's Journal d. prakt. Heilk. besonders abgedruckt.) Berlin 1833. S. 13. — **1323.** Briefe von und an Goethe. . . . Hrsgg. von F. W. Riemer. Leipzig 1846. S. 360.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Anhang

zu

Goethes Werke.

Abtheilung

für

Gespräche.

3. Band.

Leipzig.
F. W. v. Biedermann.
1890.

Goethes Gespräche.

Herausgeber

Woldemar Freiherr von Biedermann.

8. Band:

1831—1832

und

Nachträge.

Leipzig.
J. W. v. Biedermann.
1890.

Lan[illegible]
Bibliothek
Weimar

Inhalt.

		Seite
Schlußäußerung		
1324.	1831, 1. Januar. Mit Eckermann	1
1325.	1831, 5. Januar. Mit v. Müller	1
1326.	1831, 17. Januar. Mit Soret	3
1327.	1831, 23. Januar. Mit Soret und dem Erbgroßherzog	4
1328.	1831, 9. Februar. Mit Eckermann	5
1329.	1831, 11. Februar. Mit Eckermann	7
1330.	1831, 12. Februar. Mit Eckermann	8
1331.	1831, 13. Februar. Mit Eckermann	9
1332.	1831, 14. Februar. Mit Eckermann	15
1333.	1831, 15. Februar. Mit Eckermann	17
1334.	1831, 17. Februar. Mit Eckermann	19
1335.	1831, 18. Februar. Mit Eckermann	22
1336.	1831, 19. Februar. Mit Eckermann und Karl Vogel	24
1337.	1831, 20. Februar. Mit Eckermann	26
1338.	1831, 21. Februar. Mit Eckermann	30
1339.	1831, 22. Februar. Mit Eckermann	33
1340.	1831, 23. Februar. Mit Eckermann	34
1341.	1831, 24. Februar. Mit Eckermann	35
1342.	1831, 27. Februar. Mit Riemer	36
1343.	1831, 2. März. Mit Eckermann	36
1344.	1831, 3. März. Mit Eckermann	38
1345.	1831, 6. März. Mit Eckermann	38
1346.	1831, um 8. März. Mit C. Genast	40
1347.	1831, 8. März. Mit Eckermann	41
1348.	1831, 9. März. Mit Eckermann	43
1349.	1831, 10. März. Mit Soret	45
1350.	1831, 11. März. Mit Eckermann	46
1351.	1831, 14. März. Mit Eckermann	47

Seite

1352. 1831, 16. März. Mit Eckermann 48
1353. 1831, 18. März. Mit Eckermann 49
1354. 1831, 20. März. Mit Eckermann 51
1355. 1831, 21. März. Mit Eckermann 55
1356. 1831, 22. März. Mit Stickel 58
1357. 1831, 22. März. Mit Eckermann 61
1358. 1831, 25. März. Mit Eckermann 62
1359. 1831, 27. März. Mit Eckermann 63
1360. 1831, 28. März. Mit Eckermann 66
1361. 1831, 29. März. Mit Eckermann 68
1362. 1831, 30. März. Mit Eckermann 69
1363. 1831, 30. März. Mit v. Müller 71
1364. 1831, 31. März. Mit Soret 72
1365. 1831, 31. März. Mit v. Müller u. a. 72
1366. 1831, 1. April. Mit Eckermann 74
1367. 1831, 5. April. Mit Eckermann 76
1368. 1831, um Mitte April. Mit Joh. Jak. Schmied . 77
1369. 1831, 20. April. Mit v. Müller, Chrstn. Wilh. Schweitzer und der Großherzog 81
1370. 1831, 2. Mai. Mit Eckermann 82
1371. 1831, 15. Mai und vorher. Mit Eckermann . . 83
1372. 1831, 25. Mai. Mit Eckermann 88
1373. 1831, 29. Mai. Mit Eckermann 89
1374. 1831, Mai (?) und früher. Mit v. Holtei . . . 91
1375. 1831, 6. Juni. Mit Eckermann 93
1376. 1831, 20. Juni. Mit Eckermann 95
1377. 1831, 27. Juni. Mit Soret 98
1378. 1831, Juni. Mit Riemer 99
1379. 1831, Juni oder Juli. Mit Eckermann 100
1380. 1831, 2. Juli. Mit Riemer 100
1381. 1831, 15. Juli. Mit Soret 101
1382. 1831, 20. Juli und früher. Mit Soret 102
1383. 1831, 2. August. Mit Soret 104
1384. 1831, August (?). Mit E. Genast 104
1385. 1831, 27. August. Mit Joh. Chrstn. Mahr und Goethes Enkeln 105

Seite

1386. 1831, 28. August. Feier von Goethes Geburtstag in Ilmenau 110
1387. 1831, Ende August. Mit Mahr 112
1388. 1831, 8. October. Mit Friedr. und Clara Wieck . 113
1389. 1831, 19. October. Mit Riemer 114
1390. 1831, 1. December. Mit Eckermann 114
1391. 1831, 21. December. Mit Eckermann 118
1392. 1831.? Mit Hauslehrer Rothe 121
1393. 1831.? Mit G. Moltke und Putsch 121
1394. 1831.? Mit Henriette Frfr. v. Beaulieu, früher Gräfin Egloffstein 123
1395. 1831.? Mit Riemer 123
1396. 1831.? Mit Vincens Pol 124
1397. 1831, Ende und 1832 Anfang. Mit K. Aug. Schwerdgeburth 125
1398. 1832, 1. Januar. Mit v. Müller und Coudray . 128
1399. 1832, 5. Januar. Mit Soret 130
1400. 1832, 17. Februar. Mit Soret 130
1401. 1832, 26. Februar. Mit v. Müller 134
1402. 1832, 2.(?) März. Mit Eckermann 136
1403. 1832, 3. März. Mit K. Wilh. Göttling 136
1404. 1832, erstes Drittel des März. Mit Eckermann . 138
1405. 1832, 10. März. Mit Pauline Hase und Laura Weiße 141
1406. 1832, 10. März. Mit Coudray 143
1407. 1832, 11. März. Mit Eckermann 145
1408. 1832, 12. März. Mit Coudray, v. Müller und Eckermann 152
1409. 1832, 16. März. Mit Vogel 154
1410. 1832, 16. März. Mit Riemer 155
1411. 1832, 18. März. Mit Vogel 155
1412. 1832, 19. März. Mit Vogel 156
1413. 1832, 20. März. Mit Vogel u. a. 156
1414. 1832, 21. März. Ferneres während Goethes Krankheit 158
1415. 1832, 22. März. Letzter Tag 160

Seite

Zeitlich nicht näher bestimmbare Gespräche.

1416. Zwischen 1792 und 1816. Bei Einübung einer jungen Schauspielerin 166
1417. Zwischen 1796 und 1816. Bei Bühnenproben . . 167
1418. Zwischen 1796 und 1816. Mit Frdr. Haide. . . 169
1419. Zwischen 1804 und 1812 (?). Mit Riemer u. a. . 169
1420. Zwischen 1804 und 1812. Mit Riemer 178
1421. Zwischen 1804 und 1812 (?). Mit Riemer u. a. . 183
1422. Zwischen 1804 und 1812 (?). Mit Riemer . . . 187
1423. Zwischen 1805 und 1816. Bei der Bühnenprobe zu Iffland's ‚Herbsttag' 190
1424. Zwischen 1805 und 1827 (?). Über Christn. Aug. Vulpius 193
1425. Zwischen 1810 und 1818 (?). Mit Frommanns . 194
1426. 1812 oder 1816 (?). Mit dem Großherzog Karl August 196
1427. Zwischen 1812 und 1816. Bei der Bühnenprobe zu ‚Romeo und Julie' 197
1428. Zwischen 1812 und 1832. Mit v. Müller . . . 199
1429. 1813 oder 1829. Mit Rochlitz 202
1430. Zwischen 1817 und 1832. Über Jesus 203
1431. Zwischen 1819 und 1832. Über ein Gedicht an Goethe 204
1432. Zwischen 1822 und 1832. Mit Soret 204
1433. Zwischen 1825 und 1832. Mit Vogel 206
1434. Zwischen 1825 und 1832. Mit Vogel 208
1435. Zwischen 1825 und 1832 (?). Mit dem russischen Grafen S. 213
1436. Zwischen 1826 und 1832. Mit Jenny v. Pappenheim u. a. 228
1437. Zwischen 1827 und 1831. Mit v. Holtei 230

Nachträge.

1438. 1772, Mitte August. Bei L. J. F. Höpfner . . 237
1439. 1774, nach Mitte Juli. Mit Frdr. Arn. Hasenkamp u. a. 239

auf keine Weiſe, vielmehr ward dieſe immer verdrießlicher, da ſie bemerken mußte, daß die Schmeicheley, wodurch ſie ſich eine Art von Neigung unſers Freundes erworben hatte, nicht hinreiche, dieſen Beſitz gegen die Angriffe einer lebhaften, jüngern und von der Natur glücklicher begabten Perſon zu vertheidigen.

Ihren Mann fanden ſie gleichfalls, da ſie zu Tiſche kamen, bey ſehr üblem Humor, und er fing ſchon an, ihn über Kleinigkeiten auszulaſſen, als der Wirth hereintrat und einen Harfenſpieler anmeldete. Sie werden, ſagte er, gewiß Vergnügen an der Muſik und an den Geſängen dieſes Mannes finden, es kann ſich niemand, der ihn hört, enthalten, ihn zu bewundern, und ihm etwas weniges mitzutheilen.

Laſſen Sie ihn weg, verſetzte Melina, ich bin nichts weniger als geſtimmt einen Leyer-

Seite
1440. 1775. Mit Elisabeth Goethe geb. Textor 241
1441. 1775, 3. oder 4. Februar. Mit Karl August Prinz von Sachsen-Meiningen 241
1442. 1775, 25.(?) Mai. Mit dem Prinzen von Sachsen-Meiningen 242
1443. 1777, 19. September. Mit Frz. Oberthür . . . 242
1444. 1778, um 20. Mai. Mit Anna Luise Karsch geb. Dürbach 244
1445. Um 1780(?). Bei der Herzogin Amalie 246
1446. 1784(?). Entwurf zum Grabdenkmal für die erstgeborenen Töchter des Herzogs Karl August . . . 247
1447. 1786, nach Mitte Juni. Mit Prinz August von Sachsen-Gotha u. a. 248
1448. 1788, 8. August. Mit Caroline Herder 248
1449. 1788, Ende September. Mit C. Herder 249
1450. 1788(?). Über Christiane Vulpius 249
1451. 1789, zwischen 16. und 20. März. Mit C. Herder 250
1452. 1789, gegen Mitte August. Mit Frdr. Aug. Frh. v. Fritsch 250
1453. 1792, Ende August(?). Im Feldzug beim Herzog Karl August 251
1454. 1793, Juni oder Juli. Mit e. preußischen Artillerieoffizier 254
1455. 1795, 28. Mai. Mit F. A. Wolf, K. A. Böttiger u. a. 255
1456. 1795, 29. Mai(?). Über Wolf's Prolegomena zu Homer 263
1457. 1795, Juli. Mit Friederike Sophie Christiane Brun geb. Münter und deren Kindern 265
1458. 1795(?). Mit v. Knebel u. a. 266
1459. 1798, Herbst(?). Mit Amalie v. Imhoff 267
1460. 1799, December. Über Schiller's ‚Maria Stuart' . 268
1461. 1800, gegen Mitte Februar. Über ‚Es ist die Rechte nicht' v. Rochlitz 268
1462. 1800, Frühjahr. Mit Frdr. Schlegel 269
1463. 1800, 25. Juli. Mit F. Schlegel 269
1464. 1800, Mitte November. Mit F. Schlegel 269

Seite

1465. 1800, etwa 19. December (?). Mit F. Schlegel . . 270
1466. 1801, 8. (?) Juni. Mit Chrstn. Glob. Heyne . . 271
1467. 1802, 15. Juni. Mit dem Improvisator Scotes . 271
1468. 1802, Juli (?). Bei Aug. Lafontaine 273
1469. 1803, December. Über die Baronin v. Stael . . 275
1470. 1803, December (?). Bei Joh. Heinr. Voß . . . 275
1471. 1803, Ende (?). Mit Benjamin Constant de Rebecque 277
1472. 1804, Mitte Januar. Mit Heinr. Voß u. a. . . 278
1473. 1804, 15. Februar. Über ‚Die Hussiten vor Naumburg‘ von Kotzebue 283
1474. 1804, Anfang (?). Über Tieck's Dichtungen . . . 284
1475. 1804, Anfang (?). Mit H. Voß 284
1476. 1804, Anfang März (?). Beim Theaterdecorationsmaler 285
1477. 1804, April (?). Bei Caroline v. Wolzogen geb. v. Lengefeld 285
1478. 1804, Anfang April (?). Über Luden's Charl. Corday 286
1479. 1804, April (?). Über H. Voß 287
1480. 1804, 10. October. Mit H. Voß 287
1481. 1804, November. Mit Voß. 288
1482. 1805, Anfang Februar (?). Mit H. Voß 290
1483. 1805, 24. Februar. Abend bei Goethe 290
1484. 1805, Anfang März. Mit H. Voß 291
1485. 1805, Anfang April. Mit H. Voß 291
1486. 1805, Ende Juli bis Anfang August. Mit H. Voß 292
1487. 1805, Herbst. Mit Frdr. Glieb. Welcker 293
1488. 1806, Januar. Mit H. Voß 294
1489. 1806, Juli (?). Über Böttiger 294
1490. 1806, Anfang October. Mit e. preuß. Artillerieoffizier 295
1491. 1807, Ende August oder Anfang September. Mit Ant. Genast 297
1492. 1807, Ende (?). Mit Theod. Kräuter 298
1493. 1808, 30. Januar (?). Mit Z. Werner in Abendgesellschaft bei Johanna Schopenhauer 299
1494. 1808, 3. März (?). Mit F. W. Riemer 300
1495. 1808, Ende November. Mit H. Meyer 300

Seite

1496. 1808. Mittag bei Goethe 302
1497. Um 1808. Über Christiane v. Goethe geb. Vulpius 303
1498. 1809, nach 20. Mai. Mit Frd. Kohlrausch, Wolf Graf Baudissin und Gust. Hugo 303
1499. 1809, Sommer. Mit Clem. Brentano 308
1500. 1809/10. Über Z. Werner's ‚Vierundzwanzigsten Februar' 309
1501. Um 1810. Mit Luise Seidler 311
1502. 1810, December (?). Bei der Leseprobe v. Calderon's ‚Standhaften Prinzen' 311
1503. 1811 (?). Bei Z. Werner's Abfall 312
1504. 1812, Mitte April. Mit Falk 313
1505. 1812, gegen Mitte Mai. Mit Sim. Edlen v. Laemel 314
1506. 1812, Juni (?). Mit Frcd. Christph. Sibbern . . 316
1507. 1812, Sommer (?). Mit J. John 317
1508. 1813, Mitte April. Mit F. Förster u. a. . . . 318
1509. 1813, 27. Mai. Mit Heinr. Frh. v. Heß und Phil. Frh. v. Neumann 320
1510. 1813. Mitte August. Mit Frh. v. Heß 324
1511. 1813. Mit Ferd. Gbelf. Hand 330
1512. 1813, gegen Ende October. Mit Frh. v. Heß . . 331
1513. 1813, zwischen 5. und 21. December. Mit Rochlitz 332
1514. 1813, gegen Mitte December. Mit e. preuß. Artillerieoffizier 332
1515. 1813, Ende und 1814 bis Mai 335
1516. 1814, Ende Juni oder Anfang Juli. Über Sibbern 337
1517. 1814. Mit Therese Hankel, später verehel. Hetschel 337
1518. Zwischen 1812 bis mit 1815. Weihnachtsfeier bei Grg. Wilh. Lorsbach 338
1519. 1815, 2. (?) Mai. Mit Gust. Schwab, Edrd. Müller u. . . . Lempp 339
1520. 1815, November (?). Mit Friedr. Aug. Koethe . . 340
1521. 1817, April. Mit Joh. Green Cogswell 341
1522. 1817, October. Mit Johann Kollár und . . . Mažári 342
1523. 1818, November. Mit Kollár u. a. 343
1524. Um 1817. Mit Ulrike v. Pogwisch 344

Seite
1525. 1818, 27. August. Mit Wilh. Rehbein 345
1526. 1818, 6. December. Mit Peter Oluf Bröndsted . 346
1527. 1818, 7. December. Mit Bröndsted und Lunzi . 348
1528. 1818, gegen Mitte December. Mit Coudray . . 350
1529. 1819, 10. Mai. Mit Cogswell 351
1530. 1819, Ende August. Mit Cogswell 351
1531. Um 1819 (?). Mit einem Ungenannten, vielleicht F. A. Wolf 352
1532. 1820, 25. August. Mit Ant. Frh v. Prokesch-Osten 358
1533. 1820, Ende September (?). Mit F. Förster und dessen Gattin 358
1534. Um 1820 (?). Über die Universität Jena 364
1535. Um 1820. Mit Wilh. Naumann u. a. 364
1536. 1821, Sommer (?). Mit F. Förster u. a. . . . 367
1537. 1823, Juli oder August. Über österreichische Finanzen 370
1538. 1823, Juli oder August. Mit Frdr. Jak. Lewald . 371
1539. 1823, Ende. Mit E. Genast 371
1540. 1824, 13. September. Mit Wilh. Häring und Karl Grüneisen 372
1541. 1826, 25. Januar. Mit Osk. Ludw. Bernh. Wolff 377
1542. 1826, Mai oder Juni. Über Heinr. König . . . 377
1543. 1827, Ende August. Mit Johanna Elkan . . . 378
1544. 1828, zwischen Ende Mai und Anfang Juli. Mit Jos. Stieler 379
1545. 1828, Ende September. Abend bei Goethe . . . 381
1546. 1829, April. Mit Wilh. Schnitter 386
1547. 1829, um Mitte August und später. Mit Otto Magnus Frh. v. Stackelberg 389
1548. 1829, Anfang October. Mit Graf Reinhard . . 392

Nachzügler.

1549. Etwa 1776. Mit Wieland 393
1550. 1813. 20. April. Mit K. Ludw. Glob. v. Burgsdorff 393
1551. 1818, Sommer (?). In der Familie Thomas Johann Seebeck's 394
1552. 1818, erste Hälfte December. Mit Marie Sidonie v. Grün 395

Schlußäußerung.

Das dem VII. Bande von ‚Goethes Gesprächen' beigegebene ‚Vorgreifende Nachwort' hat geneigte Leser gefunden, und namentlich haben außer den dort schon dankbarst genannten und z. Th. wiederholt sich bemühenden Herren ferner, sei es durch Nachweis übersehener Gespräche, sei es durch Auskunftsertheilungen und sonstige Beihülfe freundliche Theilnahme für unser Werk bethätigt die Herren: Karl Breul in Cambridge (England), Kuno Francke in Cambridge (Massachusetts), Dr. E. Gigas in Kopenhagen, Eduard Grisebach in Berlin, Dr. Max Koch in Breslau, Dr. W. T. Hewett in Ithaka, Guglielmo Baron Locella in Dresden, Dr. Karl Ruland in Weimar, Dr. August Sauer in Prag, Dr. A. Schaeffler in Würzburg, Dr. Robert v. Schneider in Wien, Dr. Karl Schoenhardt in Stuttgart, Cölestin Schreyer in Dresden und Dr. H. Schwarzenbach in St. Gallen.

Diesen Herren bringe ich wärmsten Dank dar — auch für Nachweise, die ich wegen ihres entschieden zu bezweifelnden Werthes oder ihres Unwerthes zu berücksichtigen nicht vermochte. Nur einpaar ausgeschlossene Schriften will ich namhaft machen, damit das Übergehen derselben mir nicht als Übersehen zulast gelegt werde; dies sind:

Fliegende Blätter von Heinrich Künzel. Frankfurt a. M. 1839.

Ilius Pamphilia und die Ambrosia. Von Bettina Arnim. I, 2. Aufl. Leipzig 1848.

Lebenserinnerungen von Levin Schücking. II. Band. Breslau und Leipzig 1886.

Durch Nachforschung, die Herr Albert Cohn im British Museum zu London und Herr Dr. W. T. Hewett in Ithaka (N.-Y.) gütigst vorgenommen haben, ist übrigens festgestellt, daß in dem, in der ‚Vorbemerkung' zum I. Bande erwähnten Bericht über den Besuch, den der Nordamerikaner Dwight 1826 bei Goethe abgestattet hat, der Inhalt der dabei geführten Gespräche sich nicht mitgetheilt findet.

Durch die erhaltenen Nachweise, sowie die theils von mir selbst nachträglich aufgefundenen, theils zwar von Anfang an zur Aufnahme bestimmten, aber an der zeitfolgemäßigen Stelle ausgelassenen Stücke ist der

Stoff für den letzten Band so angewachsen, daß die Register darin nicht untergebracht werden konnten und daher für sie ein besonderes Heft gegeben werden muß, wodurch indessen die Benutzung bequemer wird.

Bei meiner Arbeit hat mich die lebhafte Theilnahme, die derselben von so vielen Seiten gewidmet worden ist, als der schönste Lohn innig beglückt.

Dresden am Wolfgangstage 1890.

Biedermann.

1324.

1831, 1. Januar.

Mit Eckermann.

Von Goethes Briefen an verſchiedene Perſonen, wovon die Concepte ſeit dem Jahre 1807 geheftet aufbewahrt und vorhanden ſind, habe ich in den letzten Wochen einige Jahrgänge ſorgfältig betrachtet, und will nunmehr in nachſtehenden Paragraphen einige allgemeine Bemerkungen niederſchreiben, die bei einer künftigen Redaction und Herausgabe vielleicht möchten genutzt werden.

— — — — — — — — — — —

Heute nach Tiſche beſprach ich mit Goethe die vorſtehende Angelegenheit punktweiſe, wo er denn dieſen meinen Vorſchlägen ſeine beifällige Zuſtimmung gab. „Ich werde," ſagte er, „in meinem Teſtament Sie zum Herausgeber dieſer Briefe ernennen und darauf hindeuten, daß wir über das dabei zu beobachtende Verfahren im Allgemeinen miteinander einig geworden."

1325.

1831, 5. Januar.

Mit v. Müller.

Ich war von 6 bis 8 Uhr Abends bei ihm. Er genehmigte völlig den letzten Teſtamentsentwurf und

zeigte ſich ſehr dankbar dafür, daß ich ihm dieſe große Sorge von der Bruſt nahm. Wir ſprachen dann von Sternberg's ſchöner Beſchreibung ſeiner Fahrt nach Helgoland. Walter Scott's Briefe über Geiſtererſcheinungen und Hexerei hatte Goethe eben geleſen und lobte ſie ſehr; auch berührte er Niebuhr's gehaltvollen Brief bei Überſendung des zweiten Theils ſeiner Römiſchen Geſchichte, in deren Vorrede ein Zeitalter der Barbarei als Folge der franzöſiſchen Revolutionen geweiſſagt wird. „Der Wahnſinn des franzöſiſchen Hofes," äußerte Goethe, „hat den Talisman zerbrochen, der den Dämon der Revolutionen gefeſſelt hielt."

„Die Phantaſie wird durch Niebuhr's Werk zerſtört," ſagte Goethe; aber die klare Einſicht gewinnt ungemein."

Darauf ſprach er von dem merkwürdigen Condolenzbrief des Kaufmanns Maſſow in Calbe an Goethe und deſſen Dankbrief an Vogel.

Goethe meinte: es müſſe doch ein innerlicher, empfindungswarmer Menſch ſein.

„Ja, ja, es leben doch hier und da noch gute Menſchen, die durch meine Schriften erbaut worden. Wer ſie und mein Weſen überhaupt verſtehen gelernt, wird doch bekennen müſſen, daß er eine gewiſſe innere Freiheit gewonnen.

Die Abende in Calbe mögen manchmal lang ſein; da freut ſich denn ſo einer, wenn er eine Ahnung bekommt, was eigentlich im Menſchen ſteckt. Aber was

mann zu hören, und wir haben allenfalls Sänger unter uns, die gern etwas verdienten. Er begleitete diese Worte mit einem tückischen Seitenblicke, den er auf Philinen warf. Sie verstand ihn, und war gleich bereit, zu seinem Verdruß, den angemeldeten Sänger zu beschützen. Sie wendete sich zu Wilhelmen, und sagte, sollen wir den Mann nicht hören, sollen wir nichts thun, um uns aus der erbärmlichen Langenweile zu retten?

Melina wollte ihr antworten, und der Streit wäre lebhafter geworden, wenn nicht Wilhelm den im Augenblick hereintretenden Mann begrüßt und ihn herbeygewinkt hätte.

Die Gestalt dieses seltsamen Gastes setzte die ganze Gesellschaft in Erstaunen, und er hatte schon von einem Stuhle Besitz genommen, ehe jemand ihn zu fragen oder sonst etwas vorzubringen das Herz hatte. Sein kahler Scheitel war von wenig grauen Haa-

hilft es ihm wohl? Zum rechten Durchdringen kommt es doch nicht leicht. Ach es iſt unſäglich, wie ſich die armen Menſchen auf der Erde abquälen!“

Es ſchien ihm Bedürfniß dieſen Abend recht viel, was mir intereſſant ſein möchte, mitzutheilen. „Man ſollte das öfter thun“, ſagte er; „oft kann man damit einem Freunde Freude machen und mancher gute Gedanke keimt dabei auf. Nun, wenn ich nur erſt meine Teſtamentsſorge vom Herzen habe, dann wollen wir wieder friſch auftreten. Zehn neue Bände meiner Schriften ſind faſt ſchon parat. Vom zweiten Theil des ‚Fauſt‘ der fünfte Act und der zweite faſt ganz; der vierte muß noch gemacht werden, doch im Nothfall könnte man ihn ſich ſelbſt conſtruiren, da der Schlußpunkt im fünften Act gegeben iſt.“

Ich fand Goethen dieſen Abend ganz beſonders liebenswürdig und mild, und ich jammerte faſt wegeilen zu müſſen, um Devrient noch in der ‚Ausſteuer‘ [von Iſſland] zu ſehen.

1326.

1831, 17. Januar.

Mit Soret.

Ich fand Coudray bei Goethe in Betrachtung architektoniſcher Zeichnungen. Ich hatte ein Fünffrankenſtück von 1830 mit dem Bildniß Karls X. bei mir, das ich vorzeigte. Goethe ſcherzte über den zu-

geſpitzten Kopf. „Das Organ der Religioſität erſcheint bei ihm ſehr entwickelt,“ bemerkte er. „Ohne Zweifel hat er aus übergroßer Frömmigkeit nicht für nöthig gehalten, ſeine Schuld zu bezahlen; dagegen ſind wir ſehr tief in die ſeinige gerathen, indem wir es ſeinem Genieſtreich verdanken, daß man jetzt in Europa ſo bald nicht wieder zur Ruhe kommen wird.“

Wir ſprachen darauf über ‚Rouge et Noir‘, welches Goethe für das beſte Werk von Stendhal hält. „Doch kann ich nicht leugnen,“ fügte er hinzu, „daß einige ſeiner Frauencharaktere ein wenig zu romantiſch ſind. Indeſſen zeugen ſie alle von großer Beobachtung und pſychologiſchem Tiefblick, ſodaß man denn dem Autor einige Unwahrſcheinlichkeiten des Details gern verzeihen mag.“

1327.

1831, 23. Januar.

Mit Soret und dem Erbgroßherzog.

Mit dem Prinzen bei Goethe. Seine Enkel amuſirten ſich mit Taſchenſpielerkunſtſtückchen, worin beſonders Walther geübt iſt. „Ich habe nichts dawider,“ ſagte Goethe, „daß die Knaben ihre müßigen Stunden mit ſolchen Thorheiten ausfüllen. Es iſt, beſonders in Gegenwart eines kleinen Publicums, ein herrliches Mittel zur Übung in freier Rede und Erlangung einiger körperlichen und geiſtigen Gewandtheit, woran wir

Deutſchen ohnehin keinen Überfluß haben. Der Nachtheil allenfalls entſtehender kleiner Eitelkeit wird durch ſolchen Gewinn vollkommen aufgewogen."

„„Auch ſorgen ſchon die Zuſchauer für die Dämpfung ſolcher Regungen,"" bemerkte ich, „„indem ſie dem kleinen Künſtler gewöhnlich ſehr ſcharf auf die Finger ſehen und ſchadenfroh genug ſind, ſeine Fehlgriffe zu verhöhnen und ſeine kleinen Geheimniſſe zu ſeinem Verdruß öffentlich aufzudecken.""

„Es geht ihnen wie den Schauſpielern," verſetzte Goethe, „die heute gerufen und morgen gepfiffen werden, wodurch denn alles im ſchönſten Gleiſe bleibt."

1328.

1831, 9. Februar.

Mit Eckermann.

Ich las geſtern mit dem Prinzen in Voſſens ‚Luiſe' weiter und hatte über das Buch für mich im Stillen manches zu bemerken. Die großen Verdienſte der Darſtellung der Localität und äußern Zuſtände der Perſonen entzückten mich, jedoch wollte mir erſcheinen, daß das Gedicht eines höhern Gehaltes entbehre, welche Bemerkung ſich mir beſonders an ſolchen Stellen aufdrang, wo die Perſonen in wechſelſeitigen Reden ihr Inneres auszuſprechen in dem Fall ſind. Im ‚Vicar of Wakefield' iſt auch ein Landprediger mit ſeiner Familie dargeſtellt, allein der Poet beſaß eine höhere

Weltcultur, und so hat sich dieses auch seinen Personen mitgetheilt, die alle ein mannigfaltigeres Innere an den Tag legen. In der ‚Luise' steht alles auf dem Niveau einer beschränkten mittlern Cultur, und so ist freilich immer genug da, um einen gewissen Kreis von Lesern durchaus zu befriedigen. Die Verse betreffend, so wollte es mir vorkommen, als ob der Hexameter für solche beschränkte Zustände viel zu prätentiös, auch oft ein wenig gezwungen und geziert sei, und daß die Perioden nicht immer natürlich genug hinfließen, um bequem gelesen zu werden.

Ich äußerte mich über diesen Punkt heute Mittag bei Tische gegen Goethe. „Die frühern Ausgaben jenes Gedichts," sagte er, „sind in solcher Hinsicht weit besser, sodaß ich mich erinnere, es mit Freuden vorgelesen zu haben. Später jedoch hat Voß viel daran gekünstelt und aus technischen Grillen das Leichte, Natürliche der Verse verdorben. Überhaupt geht alles jetzt auf's Technische aus, und die Herren Kritiker fangen an zu quengeln, ob in einem Reim ein s auch wieder auf ein s komme und nicht etwa ein ß auf ein s. Wäre ich noch jung und verwegen genug, so würde ich absichtlich gegen alle solche technische Grillen verstoßen, ich würde Alliterationen, Assonanzen und falsche Reime, alles gebrauchen, wie es mir käme und bequem wäre, aber ich würde auf die Hauptsache losgehen und so gute Dinge zu sagen suchen, daß jeder gereizt werden sollte, es zu lesen und auswendig zu lernen."

1329.

1831, 11. Februar.

Mit Eckermann.

Heute bei Tiſche erzählte mir Goethe, daß er den vierten Act des ‚Fauſt' angefangen habe und ſo fortzufahren gedenke, welches mich ſehr beglückte.

Sodann ſprach er mit großem Lobe über Karl Schöne, einen jungen Philologen in Leipzig, der ein Werk über die Coſtüme in den Stücken des Euripides geſchrieben und, bei großer Gelehrſamkeit, doch davon nicht mehr entwickelt habe als eben zu ſeinen Zwecken nöthig.

„Ich freue mich," ſagte Goethe, „wie er mit productivem Sinn auf die Sache losgeht, während andere Philologen der letzten Zeit ſich gar zu viel mit dem Techniſchen und mit langen und kurzen Silben zu ſchaffen gemacht haben.

Es iſt immer ein Zeichen einer unproductiven Zeit, wenn ſie ſo ins Kleinliche des Techniſchen geht, und ebenſo iſt es ein Zeichen eines unproductiven Individuums, wenn es ſich mit dergleichen befaßt.

Und dann ſind auch wieder andere Mängel hinderlich. So finden ſich z. B. im Grafen Platen faſt alle Haupterforderniſſe eines guten Poeten: Einbildungskraft, Erfindung, Geiſt, Productivität beſitzt er im hohen Grade, auch findet ſich bei ihm eine vollkommene techniſche Ausbildung und ein Studium und ein Ernſt

wie bei wenigen andern, allein ihn hindert ſeine unſelige polemiſche Richtung.

Daß er in der großen Umgebung von Neapel und Rom die Erbärmlichkeiten der deutſchen Literatur nicht vergeſſen kann, iſt einem ſo hohen Talent gar nicht zu verzeihen. Der ‚Romantiſche Ödipus‘ trägt Spuren, daß, beſonders was das Techniſche betrifft, gerade Platen der Mann war, um die beſte deutſche Tragödie zu ſchreiben, allein nachdem er in gedachtem Stück die tragiſchen Motive parodiſtiſch gebraucht hat, wie will er jetzt noch in allem Ernſt eine Tragödie machen!

Und dann, was nie genug bedacht wird: ſolche Händel occupiren das Gemüth, die Bilder unſerer Feinde werden zu Geſpenſtern, die zwiſchen aller freien Production ihren Spuk treiben und in einer ohnehin zarten Natur große Unordnung anrichten. Lord Byron iſt an ſeiner polemiſchen Richtung zu Grunde gegangen, und Platen hat Urſache, zur Ehre der deutſchen Literatur von einer ſo unerfreulichen Bahn für immer abzulenken.“

1330.

1831, 12. Februar.

Mit Eckermann.

Ich leſe im Neuen Teſtament und gedenke eines Bildes, das Goethe mir in dieſen Tagen zeigte, wo Chriſtus auf dem Meere wandelt und Petrus, ihm

auf den Wellen entgegenkommend, in einem Augenblick anwandelnder Muthlosigkeit sogleich einzusinken anfängt.

Es ist dies eine der schönsten Legenden," sagte Goethe, „die ich vor allen lieb habe. Es ist darin die hohe Lehre ausgesprochen, daß der Mensch durch Glauben und frischen Muth im schwierigsten Unternehmen siegen werde, dagegen bei anwandelndem geringstem Zweifel sogleich verloren sei."

1331.

1831, 13. Februar.

Mit Eckermann.

Bei Goethe zu Tische. Er erzählt mir, daß er im vierten Act des „Faust" fortfahre, und daß ihm jetzt der Anfang so gelungen, wie er es gewünscht. „Das, was geschehen sollte," sagte er, „hatte ich, wie Sie wissen, längst; allein mit dem Wie war ich noch nicht ganz zufrieden, und da ist es mir nun lieb, daß mir gute Gedanken gekommen sind. Ich werde nun diese ganze Lücke, von der ‚Helena' bis zum fertigen fünften Act, durcherfinden und in einem ausführlichen Schema niederschreiben, damit ich sodann mit völligem Behagen und Sicherheit ausführen und an den Stellen arbeiten kann, die mich zunächst anmuthen. Dieser Act bekommt wieder einen ganz eigenen Charakter, sodaß er, wie eine für sich bestehende kleine Welt, das

Übrige nicht berührt und nur durch einen leisen Bezug zu dem Vorhergehenden und Folgenden sich dem Ganzen anschließt."

„„Er wird also,"" sagte ich, „„völlig im Charakter des Übrigen sein; denn im Grunde sind doch der Auerbach'sche Keller, die Hexenküche, der Blocksberg, der Reichstag, die Maskerade, das Papiergeld, das Laboratorium, die Classische Walpurgisnacht, die Helena lauter für sich bestehende kleine Weltenkreise, die, in sich abgeschlossen, wohl aufeinander wirken, aber doch einander wenig angehen. Dem Dichter liegt daran, eine mannigfaltige Welt auszusprechen, und er benutzt die Fabel eines berühmten Helden bloß als eine Art von durchgehender Schnur, um darauf aneinanderzureihen was er Lust hat. Es ist mit der ‚Odyssee' und dem ‚Gil-Blas' auch nicht anders.""

„Sie haben vollkommen recht," sagte Goethe; „auch kommt es bei einer solchen Composition bloß darauf an, daß die einzelnen Massen bedeutend und klar seien' während es als ein Ganzes immer incommensurabel bleibt, aber eben deswegen gleich einem unaufgelösten Problem die Menschen zu wiederholter Betrachtung immer wieder anlockt."

Ich erzählte sodann von dem Brief eines jungen Militärs, dem ich nebst andern Freunden gerathen hatte, in ausländische Dienste zu gehen, und der nun, da er die fremden Zustände nicht nach seinem Sinne gefunden, auf alle diejenigen schilt, die ihm gerathen.

„Es iſt mit dem Rathgeben ein eigenes Ding," ſagte Goethe, „und wenn man eine Weile in der Welt geſehen hat, wie die geſcheidteſten Dinge mißlingen und das Abſurdeſte oft zu einem glücklichen Ziele führt, ſo kommt man wohl davon zurück, jemanden einen Rath ertheilen zu wollen. Imgrunde iſt es auch von dem, der einen Rath verlangt, eine Beſchränktheit und von dem, der ihn giebt, eine Anmaßung. Man ſollte nur Rath geben in Dingen, in denen man ſelber mitwirken will. Bittet mich ein anderer um guten Rath, ſo ſage ich wohl, daß ich bereit ſei ihn zu geben, jedoch nur mit dem Beding, daß er verſprechen wolle nicht danach zu handeln."

Das Geſpräch lenkte ſich auf das Neue Teſtament, indem ich erzählte, daß ich die Stelle nachgeleſen, wo Chriſtus auf dem Meere wandelt und Petrus ihm entgegengeht. „„Wenn man die Evangeliſten lange nicht geleſen,"" ſagte ich, „„ſo erſtaunt man immer wieder über die ſittliche Großheit der Figuren. Man findet in den hohen Anforderungen an unſere moraliſche Willenskraft auch eine Art von kategoriſchem Imperativ.""

„Beſonders," ſagte Goethe, „finden Sie den kategoriſchen Imperativ des Glaubens, welches ſodann Mohammed noch weiter getrieben hat."

„„Übrigens,"" ſagte ich, „„ſind die Evangeliſten, wenn man ſie näher anſieht, voller Abweichungen und Widerſprüche, und die Bücher müſſen wunderliche Schickſale

gehabt haben, ehe ſie ſo beiſammengebracht ſind, wie wir ſie nun haben."

„Es iſt ein Meer auszutrinken, ſagte Goethe, „wenn man ſich in eine hiſtoriſche und kritiſche Unterſuchung dieſerhalb einläßt. Man thut immer beſſer, ſich ohne weiteres an das zu halten, was wirklich da iſt, und ſich davon anzueignen, was man für ſeine ſittliche Cultur und Stärkung gebrauchen kann. Übrigens iſt es hübſch, ſich die Localität deutlich zu machen, und da kann ich Ihnen nichts Beſſeres empfehlen als das herrliche Buch von Röhr über Paläſtina. Der verſtorbene Großherzog hatte über dieſes Buch eine ſolche Freude, daß er es zweimal kaufte, indem er das erſte Exemplar, nachdem er es geleſen, der Bibliothek ſchenkte und das andere für ſich behielt, um es immer in ſeiner Nähe zu haben.""

Ich wunderte mich über des Großherzogs Theilnahme an ſolchen Dingen. „Darin," ſagte Goethe, „war er groß. Er hatte Intereſſe für alles, wenn es einigermaßen bedeutend war, es mochte nun in ein Fach ſchlagen in welches es wollte. Er war immer vorſchreitend, und was in der Zeit irgend an guten neuen Erfindungen und Einrichtungen hervortrat, ſuchte er bei ſich einheimiſch zu machen. Wenn etwas mißlang, ſo war davon weiter nicht die Rede. Ich dachte oft wie ich dies oder jenes Verfehlte bei ihm entſchuldigen wollte, allein er ignorirte jedes Mißlingen auf die heiterſte Weiſe und ging immer ſogleich wieder auf

ren umkränzt, große blaue Augen blickten sanft unter langen weißen Augenbraunen hervor. An eine wohlgebildete Nase schloß sich ein langer weißer Bart an, ohne die gefällige Lippe zu bedecken, und ein langes dunkelbraunes Gewand umhüllte den schlanken Körper vom Halse bis zu den Füßen, und so fing er auf der Harfe, die er vor sich genommen hatte, zu präludiren an.

Die angenehmen Töne, die er aus dem Instrumente hervorlockte, erheiterten gar bald die Gesellschaft.

Ihr pflegt auch zu singen, guter Alter, sagte Philine.

Gebt uns etwas, das Herz und Geist zugleich mit den Sinnen ergötze, sagte Wilhelm. Das Instrument sollte nur die Stimme begleiten; denn Melodien, Gänge und Läufe ohne Worte und Sinn, scheinen mir Schmetterlingen oder schönen bunten Vögeln

etwas Neues los. Es war dieſes eine eigene Größe ſeines Weſens, und zwar nicht durch Bildung gewonnen, ſondern angeboren."

Zum Nachtiſch betrachteten wir einige Kupfer nach neueſten Meiſtern, beſonders im landſchaftlichen Fach, wobei mit Freuden bemerkt wurde, daß daran nichts Falſches wahrzunehmen. „Es iſt ſeit Jahrhunderten ſo viel Gutes in der Welt," ſagte Goethe, „daß man ſich billig nicht wundern ſollte, wenn es wirkt und wieder Gutes hervorruft."

„„Es iſt nur das Üble,"" ſagte ich, „„daß es ſo viele falſche Lehren giebt, und daß ein junges Talent nicht weiß, welchem Heiligen es ſich widmen ſoll.""

„Davon haben wir Proben," ſagte Goethe; „wir haben ganze Generationen an falſchen Maximen verloren gehen und leiden ſehen, und haben ſelber darunter gelitten. Und nun in unſern Tagen die Leichtigkeit, jeden Irrthum durch den Druck ſogleich allgemein predigen zu können! Mag ein ſolcher Kunſtrichter nach einigen Jahren auch beſſer denken, und mag er auch ſeine beſſere Überzeugung öffentlich verbreiten, ſeine Irrlehre hat doch unterdeß gewirkt und wird auch künftig gleich einem Schlingkraut neben dem Guten immer fortwirken. Mein Troſt iſt nur, daß ein wirklich großes Talent nicht irrezuleiten und nicht zu verderben iſt."

Wir betrachteten die Kupfer weiter. „Es ſind wirklich gute Sachen," ſagte Goethe; „Sie ſehen reine

hübſche Talente, die was gelernt und die ſich Geſchmack und Kunſt in bedeutendem Grade angeeignet haben. Allein doch fehlt dieſen Bildern allen etwas und zwar: das Männliche. — Merken Sie ſich dieſes Wort, und unterſtreichen Sie es. Es fehlt den Bildern eine gewiſſe zudringliche Kraft, die in früheren Jahrhunderten ſich überall ausſprach und die dem jetzigen fehlt, und zwar nicht bloß in Werken der Malerei, ſondern auch in allen übrigen Künſten. Es lebt ein ſchwächeres Geſchlecht, von dem ſich nicht ſagen läßt, ob es ſo iſt durch die Zeugung oder durch eine ſchwächere Erziehung und Nahrung."

„„Man ſieht aber dabei,"" ſagte ich, „„wie viel in den Künſten auf eine große Perſönlichkeit ankommt, die freilich in frühern Jahrhunderten beſonders zu Hauſe war. Wenn man in Venedig vor den Werken von Tizian und Paul Veroneſe ſteht, ſo empfindet man den gewaltigen Geiſt dieſer Männer in ihrem erſten Aperçu von dem Gegenſtande wie in der letzten Ausführung. Ihr großes energiſches Empfinden hat die Glieder des ganzen Bildes durchdrungen, und dieſe höhere Gewalt der künſtleriſchen Perſönlichkeit dehnt unſer eigenes Weſen aus und erhebt uns über uns ſelbſt, wenn wir ſolche Werke betrachten. Dieſer männliche Geiſt, von dem Sie ſagen, findet ſich auch ganz beſonders in den Rubens'ſchen Landſchaften. Es ſind freilich auch nur Bäume, Erdboden, Waſſer, Felſen und Wolken, allein ſeine kräftige Geſinnung iſt in die

Formen gefahren, und ſo ſehen wir zwar immer die bekannte Natur, allein wir ſehen ſie von der Gewalt des Künſtlers durchdrungen und nach ſeinem Sinne von Neuem hervorgebracht.“

„Allerdings,“ ſagte Goethe, „iſt in der Kunſt und Poeſie die Perſönlichkeit alles, allein doch hat es unter den Kritikern und Kunſtrichtern der neueſten Zeit ſchwache Perſonnagen gegeben, die dieſes nicht zugeſtehen und die eine große Perſönlichkeit bei einem Werke der Poeſie oder Kunſt nur als eine Art von geringer Zugabe wollten betrachtet wiſſen.

Aber freilich, um eine große Perſönlichkeit zu empfinden und zu ehren, muß man auch wiederum ſelber etwas ſein. Alle, die dem Euripides das Erhabene abgeſprochen, waren arme Heringe und einer ſolchen Erhebung nicht fähig, oder ſie waren unverſchämte Charlatane, die durch Anmaßlichkeit in den Augen einer ſchwachen Welt mehr aus ſich machen wollten und auch wirklich machten, als ſie waren.“

1332.

1831, 14. Februar.

Mit Eckermann.

Mit Goethe zu Tiſche. Er hatte die ‚Memoiren‘ des General Rapp geleſen, wodurch das Geſpräch auf Napoleon kam, und welch ein Gefühl die Madame Lätitia müſſe gehabt haben, ſich als Mutter ſo vieler

Helden und einer ſo gewaltigen Familie zu wiſſen. „Sie hatte Napoleon ihren zweiten Sohn, geboren als ſie achtzehn Jahre alt war und ihr Gemahl dreiundzwanzig, ſodaß alſo die friſcheſte Jugendkraft der Eltern ſeinem phyſiſchen Theile zu gute kam. Neben ihm gebiert ſie drei andere Söhne, alle bedeutend begabt, tüchtig und energiſch in weltlichen Dingen und alle mit einem gewiſſen poetiſchen Talent. Auf ſolche vier Söhne folgen drei Töchter, und zuletzt Jérôme, der am ſchwächſten von allen ausgeſtattet geweſen zu ſein ſcheint.

Das Talent iſt freilich nicht erblich, allein es will eine tüchtige phyſiſche Unterlage, und da iſt es denn keineswegs einerlei, ob jemand der Erſt- oder Letztgeborene, und ob er von kräftigen und jungen, oder von ſchwachen und alten Eltern iſt gezeugt worden."

„„Merkwürdig iſt,"" ſagte ich, „„daß ſich von allen Talenten das muſikaliſche am früheſten zeigt, ſodaß Mozart in ſeinem fünften, Beethoven in ſeinem achten, und Hummel in ſeinem neunten Jahre ſchon die nächſte Umgebung durch Spiel und Compoſitionen in Erſtaunen ſetzten.""

„Das muſikaliſche Talent," ſagte Goethe, „kann ſich wohl am früheſten zeigen, indem die Muſik ganz etwas Angeborenes, Inneres iſt, das von außen keiner großen Nahrung und keiner aus dem Leben gezogenen Erfahrung bedarf. Aber freilich eine Erſcheinung wie Mozart bleibt immer ein Wunder, das nicht weiter zu

erklären iſt. Doch wie wollte die Gottheit überall Wunder zu thun Gelegenheit finden, wenn ſie es nicht zuweilen in außerordentlichen Individuen verſuchte, die wir anſtaunen, und nicht begreifen woher ſie kommen!“

1333.

1831, 15. Februar.

Mit Eckermann.

Mit Goethe zu Tiſche. Ich erzähle ihm vom Theater: er lobt das geſtrige Stück, ‚Heinrich der Dritte‘ von Dumas, als ganz vortrefflich, findet jedoch natürlich, daß es für das Publikum nicht die rechte Speiſe geweſen. „Ich hätte es unter meiner Direction nicht zu bringen gewagt,“ ſagte er; „denn ich erinnere mich noch gar wohl, was wir mit dem ‚Standhaften Prinzen‘ für Noth gehabt, um ihn beim Publikum einzuſchwärzen, der doch noch weit menſchlicher und poetiſcher iſt und im Grunde weit näher liegt als ‚Heinrich der Dritte‘.“

Ich rede vom ‚Groß-Kophta‘ den ich in dieſen Tagen abermals geleſen. Ich gehe die einzelnen Scenen geſprächsweiſe durch und ſchließe mit dem Wunſch, es einmal auf der Bühne zu ſehen.

„Es iſt mir lieb,“ ſagte Goethe, „daß Ihnen das Stück gefällt, und daß Sie herausfinden was ich hineingearbeitet habe. Es war im Grunde keine ge-

ringe Operation, ein ganz reales Factum erſt poetiſch und dann theatraliſch zu machen. Und doch werden Sie zugeben, daß das Ganze recht eigentlich für die Bühne gedacht iſt. Schiller war auch ſehr für das Stück, und wir haben es einmal gegeben, wo es ſich denn für höhere Menſchen wirklich brillant machte. Für das Publikum im Allgemeinen jedoch iſt es nicht; die behandelten Verbrechen behalten immer etwas Apprehenſives, wobei es den Leuten nicht heimlich iſt. Es fällt ſeinem verwegenen Charakter nach ganz in den Kreis der ‚Clara Gazul', und der franzöſiſche Dichter könnte mich wirklich beneiden, daß ich ihm ein ſo gutes Sujet weggenommen. Ich ſage: ein ſo gutes Sujet; denn im Grunde iſt es nicht bloß von ſittlicher, ſondern auch von großer hiſtoriſcher Bedeutung; das Factum geht der Franzöſiſchen Revolution unmittelbar voran und iſt davon gewiſſermaßen das Fundament. Die Königin, der fatalen Halsbandgeſchichte ſo nahe verflochten, verlor ihre Würde, ja ihre Achtung, und ſo hatte ſie denn in der Meinung des Volks den Standpunkt verloren, um unantaſtbar zu ſein. Der Haß ſchadet niemanden, aber die Verachtung iſt es, was den Menſchen ſtürzt. Kotzebue wurde lange gehaßt, aber damit der Dolch des Studenten ſich an ihn wagen konnte, mußten ihn gewiſſe Journale erſt verächtlich machen."

1334.

1831, 17. Februar.

Mit Eckermann.

Mit Goethe zu Tiſche. Ich bringe ihm ſeinen ‚Aufenthalt in Karlsbad' vom Jahre 1807, deſſen Redaction ich am Morgen beendigt. Wir reden über kluge Stellen, die darin als flüchtige Tagesbemerkungen vorkommen. „Man meint immer," ſagte Goethe lachend, „man müſſe alt werden um geſcheidt zu ſein; im Grunde aber hat man bei zunehmenden Jahren zu thun, ſich ſo klug zu erhalten als man geweſen iſt. Der Menſch wird in ſeinen verſchiedenen Lebensſtufen wohl ein anderer, aber er kann nicht ſagen, daß er ein beſſerer werde, und er kann in gewiſſen Dingen ſo gut in ſeinem zwanzigſten Jahre recht haben als in ſeinem ſechzigſten.

L. B. Weimar

Man ſieht freilich die Welt anders in der Ebene, anders auf den Höhen des Vorgebirgs, und anders auf den Gletſchern des Urgebirgs. Man ſieht auf dem einen Standpunkt ein Stück Welt mehr als auf dem andern; aber das iſt auch alles, und man kann nicht ſagen, daß man auf dem einen mehr recht hätte als auf dem andern. Wenn daher ein Schriftſteller aus verſchiedenen Stufen ſeines Lebens Denkmale zurückläßt, ſo kommt es vorzüglich darauf an, daß er ein angeborenes Fundament und Wohlwollen beſitze, daß er auf jeder Stufe rein geſehen und empfunden, und daß er ohne Nebenzwecke gerade und treu geſagt habe

wie er gedacht. Dann wird sein Geschriebenes, wenn es auf der Stufe recht war, wo es entstanden, auch ferner recht bleiben, der Autor mag sich auch später entwickeln und verändern wie er wolle."

Ich gab diesen guten Worten meine vollkommene Beistimmung. „Es kam mir in diesen Tagen ein Blatt Maculatur in die Hände," fuhr Goethe fort, „das ich las. Hm! sagte ich zu mir selber, was da geschrieben steht, ist gar nicht so unrecht, du denkst auch nicht anders und würdest es auch nicht viel anders gesagt haben. Als ich aber das Blatt recht besehe, war es ein Stück aus meinen eigenen Werken; denn da ich immer vorwärts strebe, so vergesse ich was ich geschrieben habe, wo ich denn sehr bald in den Fall komme, meine Sachen als etwas durchaus Fremdes anzusehen."

Ich erkundigte mich nach dem ‚Faust', und wie er vorrücke. „Der läßt mich nun nicht wieder los," sagte Goethe, „ich denke und erfinde täglich daran fort. Ich habe nun auch das ganze Manuscript des zweiten Theils heute heften lassen, damit es mir als eine sinnliche Masse vor Augen sei. Die Stelle des fehlenden vierten Actes habe ich mit weißem Papier ausgefüllt, und es ist keine Frage, daß das Fertige anlockt und reizt, um das zu vollenden, was noch zu thun ist. Es liegt in solchen sinnlichen Dingen mehr als man denkt, und man muß dem Geistigen mit allerlei Künsten zu Hilfe kommen."

Goethe ließ den geheften neuen ‚Fauſt' hereinbringen, und ich war erſtaunt über die Maſſe des Geſchriebenen, das im Manuſcript als ein guter Foliband mir vor Augen war.

„„Es iſt doch alles —"" ſagte ich — „„ſeit den ſechs Jahren gemacht, die ich hier bin, und doch haben Sie bei dem andern Vielen, was ſeitdem geſchehen, nur ſehr wenige Zeit darauf verwenden können. Man ſieht aber, wie etwas heranwächſt, wenn man auch nur hin und wieder etwas hinzuthut.""

„Davon überzeugt man ſich beſonders wenn man älter wird," ſagte Goethe, „während die Jugend glaubt es müſſe alles an Einem Tage geſchehen. Wenn aber das Glück mir günſtig iſt, und ich mich ferner wohl befinde, ſo hoffe ich in den nächſten Frühlingsmonaten am vierten Act ſehr weit zu kommen. Es war auch dieſer Act, wie Sie wiſſen, längſt erfunden, allein da ſich das Übrige während der Ausführung ſo ſehr geſteigert hat, ſo kann ich jetzt von der frühern Erfindung nur das Allgemeinſte brauchen, und ich muß nun auch dieſes Zwiſchenſtück durch neue Erfindungen ſo heranheben, daß es dem andern gleich werde.

„„Es kommt doch in dieſem zweiten Theil —"" ſagte ich — „„eine weit reichere Welt zur Erſcheinung als im erſten.""

„Ich ſollte denken," ſagte Goethe. „Der erſte Theil iſt faſt ganz ſubjectiv; es iſt alles aus einem befangenern, leidenſchaftlichern Individuum hervorgegangen

welches Halbdunkel den Menſchen auch ſo wohlthun mag. Im zweiten Theile aber iſt faſt gar nichts Subjectives, es erſcheint hier eine höhere, breitere, hellere, leidenſchaftloſere Welt, und wer ſich nicht etwas umgethan und einiges erlebt hat, wird nichts damit anzufangen wiſſen."

„„Es ſind darin einige Denkübungen,"" ſagte ich, „„und es möchte auch mitunter einige Gelehrſamkeit erfordert werden. Es iſt mir nur lieb, daß ich Schellings Büchlein über die Kabiren geleſen, und daß ich nun weiß, wohin Sie in jener famoſen Stelle der ‚Claſſiſchen Walpurgisnacht' deuten.""

„Ich habe immer gefunden," ſagte Goethe lachend, „daß es gut ſei, etwas zu wiſſen."

1335.

1831, 18. Februar.

Mit Eckermann.

Mit Goethe zu Tiſche. Wir reden über verſchiedene Regierungsformen, und es kommt zur Sprache, welche Schwierigkeiten ein zu großer Liberalismus habe, indem er die Anforderungen der einzelnen hervorrufe, und man vor lauter Wünſchen zuletzt nicht wiſſe, welche man befriedigen ſolle. Man werde finden, daß man von oben herab mit zu großer Güte, Milde und moraliſcher Delicateſſe auf die Länge nicht durchkomme, indem man eine gemiſchte und mitunter verruchte Welt

ähnlich zu seyn, die in der Luft vor unsern Augen herum schweben, die wir allenfalls haschen und uns zueignen mögten; da sich der Gesang dagegen wie ein Genius gen Himmel hebt, und das bessere Ich, in uns ihn zu begleiten anreizt.

Der Alte sah Wilhelmen an, alsdann in die Höhe, that einige Griffe auf der Harfe, und begann sein Lied. Es enthielt ein Lob auf den Gesang, pries das Glück der Sänger, und ermahnte die Menschen, sie zu ehren. Er trug das Lied mit so viel Leben und Wahrheit vor, daß es schien, als hätte er es in diesem Augenblicke und bey diesem Anlasse gedichtet. Wilhelm enthielt sich kaum, ihm um den Hals zu fallen, nur die Furcht, ein lautes Gelächter zu erregen, zog ihn auf seinen Stuhl zurück; denn die übrigen machten schon halb laut einige alberne Anmerkungen, und stritten, ob es ein Pfaffe oder Jude sey.

zu behandeln und in Respect zu erhalten habe. Es wird zugleich erwähnt, daß das Regierungsgeschäft ein sehr großes Metier sei, das den ganzen Menschen verlange, und daß es daher nicht gut, wenn ein Regent zu große Nebenrichtungen, wie z. B. eine vorwaltende Tendenz zu den Künsten, habe, wodurch nicht allein das Interesse des Fürsten, sondern auch die Kräfte des Staats gewissen nöthigern Dingen entzogen würden. Eine vorwaltende Neigung zu den Künsten sei mehr die Sache reicher Privatleute.

Goethe erzählte mir sodann, daß seine ‚Metamorphose der Pflanzen' mit Sorets Übersetzung gut vorrücke, und daß ihm bei der jetzigen nachträglichen Bearbeitung dieses Gegenstandes, besonders der Spirale, ganz unerwartet günstige Dinge von außen zu Hilfe kommen. „Wir beschäftigen uns," sagte er, „wie Sie wissen, mit dieser Übersetzung schon länger als seit einem Jahre, es sind tausend Hindernisse dazwischengetreten, das Unternehmen hat oft ganz widerwärtig gestockt, und ich habe es oft im Stillen verwünscht. Nun aber komme ich in den Fall, alle diese Hindernisse zu verehren, indem im Laufe dieser Zögerungen außerhalb, bei andern trefflichen Menschen, Dinge herangereift sind, die jetzt als das schönste Wasser auf meine Mühle mich über alle Begriffe weiter bringen und meine Arbeit einen Abschluß erlangen lassen, wie es vor einem Jahre nicht wäre denkbar gewesen. Dergleichen ist mir in meinem Leben öfter begegnet, und man kommt

dahin, in ſolchen Fällen an eine höhere Einwirkung, an etwas Dämoniſches zu glauben, das man anbetet, ohne ſich anzumaßen es weiter erklären zu wollen."

1336.

1831, 19. Februar.

Mit Eckermann und Karl Vogel.

Bei Goethe zu Tiſche mit Hofrath Vogel. Goethen war eine Broſchüre [von Lappenberg] über die Inſel Helgoland zugekommen, worin er mit großem Intereſſe las und uns das Weſentlichſte daraus mittheilte.

Nach den Geſprächen über eine ſo eigenthümliche Localität kamen ärztliche Dinge an die Reihe, und Vogel erzählte als das Neueſte des Tages von den natürlichen Blattern, die trotz aller Impfung mit einem Male wieder in Eiſenach hervorgebrochen ſeien und in kurzer Zeit bereits viele Menſchen hingerafft hätten.

„Die Natur," ſagte Vogel, „ſpielt einem doch immer einmal wieder einen Streich, und man muß ſehr aufpaſſen, wenn eine Theorie gegen ſie ausreichen ſoll. Man hielt die Schutzblattern ſo ſicher und ſo untrüglich, daß man ihre Einimpfung zum Geſetz machte; nun aber dieſer Vorfall in Eiſenach, wo die Geimpften von den natürlichen dennoch befallen worden, macht die Unfehlbarkeit der Schutzblattern verdächtig und ſchwächt die Motive für das Anſehen des Geſetzes."

„„Dennoch aber —““ sagte Goethe — „„bin ich dafür, daß man von dem strengen Gebot der Impfung auch ferner nicht abgehe, indem solche kleine Ausnahmen gegen die unübersehbaren Wohlthaten des Gesetzes gar nicht in Betracht kommen.““

„Ich bin auch der Meinung,“ sagte Vogel, „und möchte sogar behaupten, daß in allen solchen Fällen, wo die Schutzblattern vor den natürlichen nicht gesichert, die Impfung mangelhaft gewesen ist. Soll nämlich die Impfung schützen, so muß sie so stark sein, daß Fieber entsteht; ein bloßer Hautreiz ohne Fieber schützt nicht. Ich habe daher heute in der Session den Vorschlag gethan, eine verstärkte Impfung der Schutzblattern allen im Lande damit Beauftragten zur Pflicht zu machen.“

„„Ich hoffe, daß Ihr Vorschlag durchgegangen ist,““ sagte Goethe, „„sowie ich immer dafür bin, strenge auf ein Gesetz zu halten, zumal in einer Zeit wie die jetzige, wo man aus Schwäche und übertriebener Liberalität überall mehr nachgiebt als billig.““

Es kam sodann zur Sprache, daß man jetzt auch in der Zurechnungsfähigkeit der Verbrecher anfange weich und schlaff zu werden, und daß ärztliche Zeugnisse und Gutachten oft dahin gehen, dem Verbrecher an der verwirkten Strafe vorbei zu helfen. Bei dieser Gelegenheit lobte Vogel einen jungen Physicus, der in ähnlichen Fällen immer Charakter zeige, und der noch kürzlich bei dem Zweifel eines Gerichts, ob eine

gewisse Kindesmörderin für zurechnungsfähig zu halten, sein Zeugniß dahin ausgestellt habe, daß sie es allerdings sei.

1337.

1831, 20. Februar.

Mit Eckermann.

Mit Goethe zu Tische. Er eröffnet mir, daß er meine Beobachtung über die blauen Schatten im Schnee, daß sie nämlich aus dem Wiederschein des blauen Himmels entstehen, geprüft habe und für richtig anerkenne. „Es kann jedoch beides zugleich wirken," sagte er, „und die durch das gelbliche Licht erregte Forderung kann die blaue Erscheinung verstärken." Ich gebe dieses vollkommen zu und freue mich, daß Goethe mir endlich beistimmt.

„„Es ärgert mich nur,"" sagte ich, „„daß ich meine Farbenbeobachtungen am Monte-Rosa und Montblanc nicht an Ort und Stelle im Detail niedergeschrieben habe. Das Hauptresultat jedoch war, daß in einer Entfernung von achtzehn bis zwanzig Stunden mittags bei der hellsten Sonne der Schnee gelb, ja röthlichgelb erschien, während die schneefreien dunkeln Theile des Gebirgs im entschiedensten Blau herübersahen. Das Phänomen überraschte mich nicht, indem ich mir hatte vorhersagen können, daß die gehörige Masse von zwischenliegender Trübe dem die Mittagssonne reflectirenden

weißen Schnee einen tiefgelben Ton geben würde, aber das Phänomen freute mich besonders aus dem Grunde, weil es die irrige Ansicht einiger Naturforscher, daß die Luft eine blaufärbende Eigenschaft besitze, so ganz entschieden widerlegt; denn wäre die Luft in sich bläulich, so hätte eine Masse von zwanzig Stunden, wie sie zwischen mir und dem Monte-Rosa lag, den Schnee müssen hellblau oder weißbläulich durchscheinen lassen, aber nicht gelb und gelbröthlich.““

„Die Beobachtung,“ sagte Goethe, „ist von Bedeutung und widerlegt jenen Irrthum durchaus.“

„„Imgrunde —““ sagte ich — „„ist die Lehre vom Trüben sehr einfach, sodaß man gar zu leicht zu dem Glauben verführt wird, man könne sie einem andern in wenig Tagen und Stunden überliefern; das Schwierige aber ist, nun mit dem Gesetz zu operiren und ein Urphänomen in tausendfältig bedingten und verhüllten Erscheinungen immer wiederzuerkennen.““

„Ich möchte es dem Whist vergleichen,“ sagte Goethe, „dessen Gesetze und Regeln auch gar leicht zu überliefern sind, das man aber sehr lange gespielt haben muß, um darin ein Meister zu sein. Überhaupt lernt Niemand etwas durch bloßes Anhören, und wer sich in gewissen Dingen nicht selbst thätig bemüht, weiß die Sachen nur oberflächlich und halb.“

Goethe erzählte mir sodann von dem Buche eines jungen Physikers [Vaucher, Histoire philosophique des plantes d'Europe], das er loben müsse wegen der Klar-

heit, mit der es geſchrieben, und dem er die theologiſche Richtung gern nachſehe.

„Es iſt dem Menſchen natürlich,“ ſagte Goethe, „ſich als das Ziel der Schöpfung zu betrachten und alle übrigen Dinge nur in Bezug auf ſich und inſofern ſie ihm dienen und nützen. Er bemächtigt ſich der vegetabiliſchen und animaliſchen Welt, und indem er andere Geſchöpfe als paſſende Nahrung verſchlingt, erkennt er ſeinen Gott und preiſt deſſen Güte, die ſo väterlich für ihn geſorgt. Der Kuh nimmt er die Milch, der Biene den Honig, dem Schaf die Wolle, und indem er den Dingen einen ihm nützlichen Zweck giebt, glaubt er auch, daß ſie dazu ſind geſchaffen worden. Ja, er kann ſich nicht denken, daß nicht auch das kleinſte Kraut für ihn da ſei, und wenn er deſſen Nutzen noch gegenwärtig nicht erkannt hat, ſo glaubt er doch, daß ſolches ſich künftig ihm gewiß entdecken werde.

Und wie der Menſch nun im allgemeinen denkt, ſo denkt er auch im Beſondern, und er unterläßt nicht, ſeine gewohnte Anſicht aus dem Leben auch in die Wiſſenſchaft zu tragen und auch bei den einzelnen Theilen eines organiſchen Weſens nach deren Zweck und Nutzen zu fragen.

Dies mag auch eine Weile gehen, und er mag auch in der Wiſſenſchaft eine Weile damit durchkommen, allein gar bald wird er auf Erſcheinungen ſtoßen, wo er mit einer ſo kleinen Anſicht nicht aus-

reicht, und wo er ohne höhern Halt ſich in lauter Widerſprüchen verwickelt.

Solche Nützlichkeitslehrer ſagen wohl: der Ochſe habe Hörner, um ſich damit zu wehren. Nun frage ich aber: Warum hat das Schaf keine? und wenn es welche hat, warum ſind ſie ihm um die Ohren gewickelt, ſodaß ſie ihm zu nichts dienen?

Etwas anderes aber iſt es, wenn ich ſage: Der Ochſe wehrt ſich mit ſeinen Hörnern, weil er ſie hat.

Die Frage nach dem Zweck, die Frage Warum? iſt durchaus nicht wiſſenſchaftlich. Etwas weiter aber kommt man mit der Frage Wie? Denn wenn ich frage: Wie hat der Ochſe Hörner? ſo führt mich das auf die Betrachtung ſeiner Organiſation und belehrt mich zugleich, warum der Löwe keine Hörner hat und haben kann.

So hat der Menſch in ſeinem Schädel zwei unausgefüllte hohle Stellen. Die Frage Warum? würde hier nicht weit reichen, wogegen aber die Frage Wie? mich belehrt, daß dieſe Höhlen Reſte des thieriſchen Schädels ſind, die ſich bei ſolchen geringen Organiſationen in ſtärkerm Maße befinden, und die ſich beim Menſchen trotz ſeiner Höhe noch nicht ganz verloren haben.

Die Nützlichkeitslehrer würden glauben, ihren Gott zu verlieren, wenn ſie nicht den anbeten ſollen, der dem Ochſen die Hörner gab damit er ſich vertheidige. Mir aber möge man erlauben, daß ich den verehre,

der in dem Reichthum seiner Schöpfung so groß war, nach tausendfältigen Pflanzen noch eine zu machen, worin alle übrigen enthalten, und nach tausendfältigen Thieren ein Wesen, das sie alle enthält: den Menschen.

Man verehre ferner den, der dem Vieh sein Futter giebt und dem Menschen Speise und Trank so viel er genießen mag, ich aber bete den an, der eine solche Productionskraft in die Welt gelegt hat, daß, wenn nur der millionteste Theil davon ins Leben tritt, die Welt von Geschöpfen wimmelt, sodaß Krieg, Pest, Wasser und Brand ihr nichts anzuhaben vermögen. Das ist mein Gott!

1338.

1831, 21. Februar.

Mit Eckermann.

Goethe lobte sehr die neueste Rede von Schelling [an die Studirenden der Ludwig-Maximilians-Universität ... am Abend des 30. Decembers 1830], womit dieser die Münchener Studenten beruhigt. „Die Rede," sagte er, „ist durch und durch gut, und man freut sich einmal wieder über das vorzügliche Talent, das wir lange kannten und verehrten. Es war in diesem Falle ein trefflicher Gegenstand und ein redlicher Zweck, wo ihm denn das Vorzüglichste gelungen ist. Könnte man von dem Gegenstande und Zweck seiner Kabirenschrift dasselbige sagen, so würden wir ihn auch da rühmen

müſſen; denn ſeine rethoriſchen Talente und Künſte hat er auch da bewieſen.“

Schelling's ‚Kabiren‘ brachten das Geſpräch auf die ‚Claſſiſche Walpurgisnacht‘, und wie ſich dieſe von den Brockenſcenen des erſten Theils unterſcheide.

„Die alte Walpurgisnacht,“ ſagte Goethe, „iſt monarchiſch, indem der Teufel dort überall als entſchiedenes Oberhaupt reſpectirt wird; die claſſiſche aber iſt durchaus republicaniſch, indem alles in der Breite nebeneinander ſteht, ſodaß der eine ſo viel gilt wie der andere, und niemand ſich ſubordinirt und ſich um den andern bekümmert.“

„„Auch —““ ſagte ich — „„ſondert ſich in der claſſiſchen alles in ſcharf umriſſene Individualitäten, während auf dem deutſchen Blocksberg jedes einzelne ſich in eine allgemeine Hexenmaſſe auflöſt.““

„Deshalb,“ ſagte Goethe, „weiß auch der Mephiſtopheles, was es zu bedeuten hat, wenn der Homunculus, ihm von theſſaliſchen Hexen redet. Ein guter Kenner des Alterthums wird bei dem Worte theſſaliſche Hexen ſich auch einiges zu denken vermögen, während es dem Ungelehrten ein bloßer Name bleibt.“

„„Das Alterthum —““ ſagte ich — „„mußte Ihnen doch ſehr lebendig ſein, um alle jene Figuren wieder ſo friſch ins Leben treten zu laſſen und ſie mit ſolcher Freiheit zu gebrauchen und zu behandeln, wie Sie es gethan haben.““

„Ohne eine lebenslängliche Beſchäftigung mit der

bildenden Kunſt," ſagte Goethe, „wäre es mir nicht möglich geweſen. Das Schwierigſte indeſſen war, ſich bei ſo großer Fülle mäßig zu halten und alle ſolche Figuren abzulehnen, die nicht durchaus zu meiner Intention paßten. So habe ich z. B. von dem Minotaurus, den Harpyien und einigen andern Ungeheuern keinen Gebrauch gemacht."

„„Aber was Sie in jener Nacht erſcheinen laſſen,"" ſagte ich, „„iſt alles ſo zuſammengehörig und ſo gruppirt, daß man es ſich in der Einbildungskraft leicht und gern zurückruft und alles willig ein Bild macht. Die Maler werden ſich ſo gute Anläſſe auch gewiß nicht entgehen laſſen; beſonders freue ich mich, den Mephiſtopheles bei den Phorkyaden zu ſehen, wo er im Profil die famöſe Maske probirt.""

„Es ſtecken darin einige gute Späße," ſagte Goethe, „welche die Welt über kurz oder lang auf manche Weiſe benutzen wird. Wenn die Franzoſen nur erſt die ‚Helena' gewahr werden und ſehen, was daraus für ihr Theater zu machen iſt! Sie werden das Stück wie es iſt verderben, aber ſie werden es zu ihren Zwecken klug gebrauchen, und das iſt alles was man erwarten und wünſchen kann. Der Phorkyas werden ſie ſicher einen Chor von Ungeheuern beigeben, wie es an einer Stelle auch bereits angedeutet iſt."

„„Es käme darauf an,"" ſagte ich, „„daß ein tüchtiger Poet von der romantiſchen Schule das Stück durchweg als Oper behandelte, und Roſſini ſein großes Talent

Als man nach dem Verfasser des Liedes fragte, gab er keine bestimmte Antwort, nur versicherte er, daß er reich an Gesängen sey, und wünsche nur, daß sie gefallen möchten. Der größte Theil der Gesellschaft war fröhlig und freudig, ja selbst Melina nach seiner Art offen geworden, und indem man unter einander schwatzte und scherzte, fing der Alte das Lob des geselligen Lebens auf das geistreichste zu singen an. Er pries Einigkeit und Gefälligkeit mit einschmeichelnden Tönen. Auf einmal ward sein Gesang trocken, rauh und verworren, als er gehässige Verschlossenheit, kurzsinnige Feindschaft und gefährlichen Zwiespalt bedauerte, und gern warf jede Seele diese unbequemen Fesseln ab, als er, auf den Fittigen einer vordringenden Melodie getragen, die Friedensstifter pries, und das Glück der Seelen, die sich wieder finden, sang.

zu einer bedeutenden Compoſition zuſammennähme, um mit der ‚Helena‘ Wirkung zu thun. Denn es ſind darin Anläſſe zu prächtigen Decorationen, überraſchenden Verwandlungen, glänzenden Coſtümen und reizenden Balleten, wie nicht leicht in einem andern Stück, ohne zu erwähnen, daß eine ſolche Fülle von Sinnlichkeit ſich auf dem Fundament einer geiſtreichen Fabel bewegt, wie ſie nicht leicht beſſer erfunden werden dürfte.“

„Wir wollen erwarten,“ ſagte Goethe, „was uns die Götter Weiteres bringen. Es läßt ſich in ſolchen Dingen nichts beſchleunigen. Es kommt darauf an, daß es den Menſchen aufgehe, und daß Theaterdirectoren, Poeten und Componiſten darin ihren Vortheil gewahr werden.“

1339.

1831, 22. Februar.

Mit Eckermann.

Eckermann erzählt vom Oberconſiſtorialrath Schwabe die vielſeitige Thätigkeit deſſelben, namentlich ſeine Erfolge als Schriftſteller im Schulfach.

Darauf, mit Goethe zu Tiſche, rede ich über Schwabe, und Goethe ſtimmt in deſſen Lob vollkommen ein. „Die Großherzogin,“ ſagte er, „ſchätzt ihn auch im hohen Grade, wie denn dieſe Dame überall recht gut weiß, was ſie an den Leuten hat. Ich werde ihn zu meiner Portraitſammlung zeichnen laſſen, und Sie

thun ſehr wohl, ihn zu beſuchen und ihn vorläufig um dieſe Erlaubniß zu bitten. Beſuchen Sie ihn ja, zeigen Sie ihm Theilnahme an dem, was er thut und vorhat. Es wird für Sie von Intereſſe ſein, in einen Wirkungskreis eigener Art hineinzublicken, wovon man doch ohne einen nähern Verkehr mit einem ſolchen Manne keinen rechten Begriff hat."

Ich verſpreche dieſes zu thun, indem die Kenntniß praktiſch thätiger, das Nützliche befördernder Menſchen meine wahre Neigung iſt.

1340.

1831, 23. Februar.

Mit Eckermann.

Vor Tiſche bei einem Spaziergange auf der Erfurter Chauſſee begegnet mir Goethe, welcher halten läßt und mich in ſeinen Wagen nimmt. Wir fahren eine gute Strecke hinaus bis auf die Höhe neben das Tannenhölzchen und reden über naturhiſtoriſche Dinge.

Die Hügel und Berge waren mit Schnee bedeckt, und ich erwähne die große Zartheit des Gelben, und daß in der Entfernung von einigen Meilen, mittels zwiſchenliegender Trübe, ein Dunkles eher blau erſcheine als ein Weißes gelb. Goethe ſtimmt mir zu, und wir ſprechen ſodann von der hohen Bedeutung der Urphänomene, hinter welchen man unmittelbar die Gottheit zu gewahren glaube.

„Ich frage nicht," ſagte Goethe, „ob dieſes höchſte Weſen Verſtand und Vernunft habe, ſondern ich fühle, es iſt der Verſtand, es iſt die Vernunft ſelber. Alle Geſchöpfe ſind davon durchdrungen, und der Menſch hat davon ſo viel, daß er Theile des Höchſten erkennen mag."

Bei Tiſche kam das Beſtreben gewiſſer Naturforſcher zur Erwähnung, die, um die organiſche Welt zu durchſchreiten, von der Mineralogie aufwärts gehen wollen. „Dieſes iſt ein großer Irrthum," ſagte Goethe. „In der mineralogiſchen Welt iſt das Einfachſte das Herrlichſte, und in der organiſchen iſt es das Complicirteſte. Man ſieht alſo, daß beide Welten ganz verſchiedene Tendenzen haben, und daß von der einen zur andern keineswegs ein ſtufenartiges Fortſchreiten ſtattfindet."

1341.

1831, 24. Februar.

Mit Eckermann.

Bei Tiſche erzählt mir Goethe, daß Soret bei ihm geweſen, und daß ſie in der Überſetzung der ‚Metamorphoſe' einen hübſchen Fortſchritt gemacht.

„Das Schwierige bei der Natur" — ſagte Goethe — „iſt: das Geſetz auch da zu ſehen, wo es ſich uns verbirgt, und ſich nicht durch Erſcheinungen irre machen zu laſſen, die unſern Sinnen widerſprechen. Denn es

widerſpricht in der Natur manches den Sinnen und iſt doch wahr. Daß die Sonne ſtillſtehe, daß ſie nicht auf- und untergehe, ſondern daß die Erde ſich täglich in undenkbarer Geſchwindigkeit herumwälze, widerſpricht den Sinnen ſo ſtark wie etwas, aber doch zweifelt kein Unterrichteter, daß es ſo ſei. Und ſo kommen auch widerſprechende Erſcheinungen im Pflanzenreiche vor, wobei man ſehr auf ſeiner Hut ſein muß, ſich dadurch nicht auf falſche Wege leiten zu laſſen."

1342.

1831, 27. Februar.

Mit Riemer.

„Karl X. und ſeine Miniſter waren verloren, als ſie beim Antritt ſeiner Regierung die Preſſe freigaben. Probire doch einmal Holland und die Niederlande die Freiheit der Meereswogen und Bergſtröme zu proclamiren!"

1343.

1831, 2. März.

Mit Eckermann.

Heute bei Goethe zu Tiſche kam das Geſpräch bald wieder auf das Dämoniſche, und er fügte zu deſſen näherer Bezeichnung noch Folgendes hinzu.

„Das Dämoniſche," ſagte er, „iſt dasjenige, was

durch Verſtand und Vernunft nicht aufzulöſen iſt. Zu meiner Natur liegt es nicht, aber ich bin ihm unterworfen."

„„Napoleon,"" ſagte ich, „„ſcheint dämoniſcher Art geweſen zu ſein.""

„Er war es durchaus," ſagte Goethe, „im höchſten Grade, ſodaß kaum ein anderer ihm zu vergleichen iſt. Auch der verſtorbene Großherzog war eine dämoniſche Natur, voll unbegrenzter Thatkraft und Unruhe, ſodaß ſein eigenes Reich ihm zu klein war, und das größte ihm zu klein geweſen wäre. Dämoniſche Weſen ſolcher Art rechneten die Griechen unter die Halbgötter."

„„Erſcheint nicht auch,"" ſagte ich, „„das Dämoniſche in den Begebenheiten?""

„Ganz beſonders," ſagte Goethe, „und zwar in allen, die wir durch Verſtand und Vernunft nicht aufzulöſen vermögen. Überhaupt manifeſtirt es ſich auf die verſchiedenſte Weiſe in der ganzen Natur, in der unſichtbaren wie in der ſichtbaren. Manche Geſchöpfe ſind ganz dämoniſcher Art, in manchen ſind Theile von ihm wirkſam."

„„Hat nicht auch,"" ſagte ich, „„der Mephiſtopheles dämoniſche Züge?""

„Nein," ſagte Goethe; „der Mephiſtopheles iſt ein viel zu negatives Weſen, das Dämoniſche aber äußert ſich in einer durchaus poſitiven Thatkraft.

Unter den Künſtlern," fuhr Goethe fort, „findet es ſich mehr bei Muſikern, weniger bei Malern. Bei

Paganini zeigt es sich im hohen Grade, wodurch er denn auch so große Wirkungen hervorbringt."

Ich war sehr erfreut über alle diese Bezeichnungen, wodurch es mir nun deutlicher wurde, was Goethe sich unter dem Begriff des Dämonischen dachte.

Wir reden sodann viel über den vierten Band [von Goethes ‚Aus meinem Leben', den er zur Durchsicht Eckermann mitgetheilt hatte], und Goethe bittet mich, aufzuzeichnen was noch daran möchte zu thun sein.

1344.

1831, 3. März.

Mit Eckermann.

Mittags mit Goethe. Er sah einige architektonische Hefte durch und meinte, es gehöre einiger Übermuth dazu, Paläste zu bauen, indem man nie sicher sei, wie lange ein Stein auf dem andern bleiben würde. „Wer in Zelten leben kann," sagte er, „steht sich am besten. Oder wie gewisse Engländer thun, die von einer Stadt und einem Wirthshaus ins andere ziehen und überall eine hübsche Tafel gedeckt finden."

1345.

1831, 6. März.

Mit Eckermann.

Mit Goethe zu Tische in mancherlei Unterhaltungen. Wir reden auch von Kindern und deren Un-

arten, und er vergleicht ſie den Stengelblättern einer Pflanze, die nach und nach von ſelber abfallen, und wobei man es nicht ſo genau und ſo ſtreng zu nehmen brauche.

„Der Menſch,“ ſagte er, „hat verſchiedene Stufen, die er durchlaufen muß, und jede Stufe führt ihre beſondern Tugenden und Fehler mit ſich, die in der Epoche, wo ſie kommen, durchaus als naturgemäß zu betrachten und gewiſſermaßen recht ſind. Auf der folgenden Stufe iſt er wieder ein anderer, von den frühern Tugenden und Fehlern iſt keine Spur mehr, aber andere Arten und Unarten ſind an deren Stelle getreten. Und ſo geht es fort, bis zu der letzten Verwandlung, von der wir noch nicht wiſſen, wie wir ſein werden.“

Zum Nachtiſch las Goethe mir ſodann einige ſeit 1775 ſich erhaltene Fragmente von ‚Hanswurſt's Hochzeit‘. Kilian Bruſtfleck eröffnet das Stück mit einem Monolog, worin er ſich beklagt, daß ihm Hanswurſt's Erziehung trotz aller Mühe ſo ſchlecht geglückt ſei. Die Scene ſowie alles Übrige war ganz im Tone des ‚Fauſt‘ geſchrieben. Eine gewaltige productive Kraft bis zum Übermuth ſprach ſich in jeder Zeile aus, und ich bedauerte bloß, daß es ſo über alle Grenzen hinausgehe, daß ſelbſt die Fragmente ſich nicht mittheilen laſſen. Goethe las mir darauf den Zettel der im Stück ſpielenden Perſonen, die faſt drei Seiten füllten und ſich gegen Hundert belaufen mochten. Es waren alle erdenklichen Schimpfnamen, mitunter von der derbſten

luſtigſten Sorte, ſodaß man nicht aus dem Lachen kam. Manche gingen auf körperliche Fehler und zeichneten eine Figur dermaßen, daß ſie lebendig vor die Augen trat; andere deuteten auf die mannigfaltigſten Unarten und Laſter und ließen einen tiefen Blick in die Breite der unſittlichen Welt vorausſetzen. Wäre das Stück zu Stande gekommen, ſo hätte man die Erfindung bewundern müſſen, der es geglückt, ſo mannigfaltige ſymboliſche Figuren in eine einzige lebendige Handlung zu verknüpfen.

„Es war nicht zu denken, daß ich das Stück hätte fertig machen können," ſagte Goethe, „indem es einen Gipfel von Muthwillen vorausſetzte, der mich wohl augenblicklich anwandelte, aber im Grunde nicht in dem Ernſt meiner Natur lag und auf dem ich mich alſo nicht halten konnte. Und dann ſind in Deutſchland unſere Kreiſe zu beſchränkt, als daß man mit ſo etwas hätte hervortreten können. Auf einem breiten Terrain wie Paris mag dergleichen ſich herumtummeln, ſowie man auch dort wohl ein Béranger ſein kann, welches in Frankfurt oder Weimar gleichfalls nicht zu denken wäre."

1346.

1831, um 8. März.

Mit E. Genaſt.

Am 4. März ſollte mich ein harter Schlag treffen: mein geliebter Vater ſtarb nach langen, ſchweren Leiden ...

Erſt nach mehreren Tagen ließ mich Goethe zu ſich kommen. Er empfing mich mit ernſtem Geſicht und ſagte: „Ich habe einen alten Getreuen, Du haſt einen trefflichen Vater verloren. Fassung!“ Und mit einem Händedruck und raſchem Lebewohl entließ er mich.

1347.

1831, 8. März.

Mit Eckermann.

Heute mit Goethe zu Tiſche erzählte er mir zunächſt, daß er den „Ivanhoe“ leſe. „Walter Scott iſt ein großes Talent,“ ſagte er, „das nicht ſeines Gleichen hat, und man darf ſich billig nicht verwundern, daß er auf die ganze Leſewelt ſo außerordentliche Wirkungen hervorbringt. Er giebt mir viel zu denken, und ich entdecke in ihm eine ganz neue Kunſt, die ihre eigenen Geſetze hat.“

Wir ſprachen ſodann über den vierten Band der Biographie und waren im Hin- und Widerreden über das Dämoniſche begriffen, ehe wir es uns verſahen.

„In der Poeſie“, ſagte Goethe, „iſt durchaus etwas Dämoniſches, und zwar vorzüglich in der unbewußten, bei der aller Verſtand und alle Vernunft zu kurz kommt, und die daher auch ſo über alle Begriffe wirkt.

Desgleichen iſt es in der Muſik im höchſten Grade, denn ſie ſteht ſo hoch, daß kein Verſtand ihr beikommen kann, und es geht von ihr eine Wirkung aus, die Alles

beherrſcht und von der Niemand im Stande iſt ſich Rechenſchaft zu geben. Der religiöſe Cultus kann ſie daher auch nicht entbehren; ſie iſt eins der erſten Mittel, um auf die Menſchen wunderbar zu wirken.

So wirft ſich auch das Dämoniſche gern in bedeutende Individuen, vorzüglich wenn ſie eine hohe Stellung haben, wie Friedrich und Peter der Große.

Beim verſtorbenen Großherzog war es in dem Grade, daß niemand ihm widerſtehen konnte. Er übte auf die Menſchen eine Anziehung durch ſeine ruhige Gegenwart, ohne daß er ſich eben gütig und freundlich zu erweiſen brauchte. Alles, was ich auf ſeinen Rath unternahm, glückte mir, ſodaß ich in Fällen, wo mein Verſtand und meine Vernunft nicht hinreichte, ihn nur zu fragen brauchte was zu thun ſei, wo er es denn inſtinctmäßig ausſprach und ich immer im Voraus eines guten Erfolgs gewiß ſein konnte.

Ihm wäre zu gönnen geweſen, daß er ſich meiner Ideen und höhern Beſtrebungen hätte bemächtigen können; denn wenn ihn der dämoniſche Geiſt verließ und nur das Menſchliche zurückblieb, ſo wußte er mit ſich nichts anzufangen und er war übel daran.

Auch in Byron mag das Dämoniſche in hohem Grade wirkſam geweſen ſein, weshalb er auch die Attrativa in großer Maſſe beſeſſen, ſodaß ihm denn beſonders die Frauen nicht haben widerſtehen können."

„„In die Idee vom Göttlichen,"" ſagte ich verſuchend,

„„ſcheint die wirkende Kraft, die wir das Dämoniſche nennen, nicht einzugehen.““

„Liebes Kind,“ ſagte Goethe, „was wiſſen wir denn von der Idee des Göttlichen, und was wollen denn unſere engen Begriffe vom höchſten Weſen ſagen! Wollte ich es, gleich einem Türken, mit hundert Namen nennen, ſo würde ich doch noch zu kurz kommen und im Vergleich ſo grenzenloſer Eigenſchaften noch nichts geſagt haben.“

1348.

1831, 9. März.

Mit Eckermann.

Goethe fuhr heute fort mit der höchſten Anerkennung über Walter Scott zu reden.

„Man lieſt viel zu viel geringe Sachen,“ ſagte er, „womit man die Zeit verdirbt und wovon man weiter nichts hat. Man ſollte eigentlich immer nur das leſen, was man bewundert, wie ich in meiner Jugend that, und wie ich es nun an Walter Scott erfahre. Ich habe jetzt den ‚Rob Roy‘ angefangen und will ſo ſeine beſten Romane hintereinander durchleſen. Da iſt freilich alles groß: Stoff, Gehalt, Charaktere, Behandlung, und dann der unendliche Fleiß in den Vorſtudien, ſowie in der Ausführung die große Wahrheit des Details! Man ſieht aber, was die engliſche Geſchichte iſt, und was es ſagen will, wenn einem tüchtigen Poeten eine

ſolche Erbſchaft zu Theil wird. Unſere deutſche Geſchichte in fünf Bänden iſt dagegen eine wahre Armuth, ſodaß man auch nach dem ‚Götz von Berlichingen‘ ſogleich in's Privatleben ging und eine ‚Agnes Bernauerin‘ [von v. Törring] und einen ‚Otto von Wittelsbach‘ [von v. Babo] ſchrieb, womit freilich nicht viel gethan war.“

Ich erzählte, daß ich ‚Daphnis und Chloe‘ [Schäferroman von Longos] leſe und zwar in der Überſetzung von Courier. „Das iſt auch ein Meiſterſtück,“ ſagte Goethe, „das ich oft geleſen und bewundert habe, worin Verſtand, Kunſt und Geſchmack auf ihrem höchſten Gipfel erſcheinen, und wogegen der gute Virgil freilich ein wenig zurücktritt. Das landſchaftliche Local iſt ganz im Pouſſin'ſchen Stil und erſcheint hinter den Perſonen mit ſehr wenigen Zügen vollendet.

Sie wiſſen, Courier hat in der Bibliothek zu Florenz eine neue Handſchrift gefunden mit der Hauptſtelle des Gedichts, welche die bisherigen Ausgaben nicht hatten. Nun muß ich bekennen, daß ich immer das Gedicht in ſeiner mangelhaften Geſtalt geleſen und bewundert habe, ohne zu fühlen und zu bemerken, daß der eigentliche Gipfel fehlte. Es mag aber dieſes für die Vortrefflichkeit des Gedichts zeugen, indem das Gegenwärtige uns ſo befriedigte, daß man an ein Abweſendes gar nicht dachte.“

Nach Tiſche zeigte Goethe mir eine von Coudray gezeichnete höchſt geſchmackvolle Thür des Dornburger Schloſſes, mit einer lateiniſchen Inſchrift, ungefähr

dahin lautend, daß der Einkehrende freundlich empfangen und bewirthet werden ſolle und man dem Vorbeiziehenden die glücklichſten Pfade wünſche.

Goethe hatte dieſe Inſchrift in ein deutſches Diſtichon verwandelt und als Motto über einen Brief geſetzt, den er im Sommer 1828 nach dem Tode des Großherzogs bei ſeinem Aufenthalte in Dornburg an den Oberſten v. Beulwitz geſchrieben. Ich hatte von dieſem Briefe damals viel im Publicum reden hören, und es war mir nun ſehr lieb, daß Goethe mir ihn heute mit jener gezeichneten Thür vorlegte. . . . . Goethe legte den Brief und die Zeichnung in eine beſondere Mappe zuſammen.

1349.

1831, 10. März.

Mit Soret.

Dieſen Mittag ein halbes Stündchen bei Goethe. Ich hatte ihm die Nachricht zu bringen, daß die Frau Großherzogin beſchloſſen habe, der Direction des hieſigen Theaters ein Geſchenk von tauſend Thalern zuſtellen zu laſſen, um zur Ausbildung hoffnungsvoller junger Talente verwandt zu werden. Dieſe Nachricht machte Goethen, dem das fernere Gedeihen des Theaters am Herzen liegt, ſichtbare Freude.

Sodann hatte ich einen Auftrag anderer Art mit ihm zu bereden. Es iſt nämlich die Abſicht der Frau

Großherzogin, den jetzigen besten deutschen Schriftsteller, insofern er ohne Amt und Vermögen wäre und bloß von den Früchten seines Talents leben müßte, nach Weimar berufen zu lassen und ihm hier eine sorgenfreie Lage zu bereiten, dergestalt, daß er die gehörige Muße fände, jedes seiner Werke zu möglichster Vollendung heranreifen zu lassen, und nicht in den traurigen Fall käme, aus Noth flüchtig und übereilt zu arbeiten, zum Nachtheil seines eigenen Talents und der Literatur.

„Die Intention der Frau Großherzogin," erwiderte Goethe, „ist wahrhaft fürstlich, und ich beuge mich vor ihrer edeln Gesinnung, allein es wird sehr schwer halten, irgend eine passende Wahl zu treffen. Die vorzüglichsten unserer jetzigen Talente sind bereits durch Anstellung im Staatsdienst, Pensionen oder eigenes Vermögen in einer sorgenfreien Lage. Auch paßt nicht jeder hierher, und nicht jedem wäre wirklich damit geholfen. Ich werde indeß die edle Absicht im Auge behalten und sehen was die nächsten Jahre uns etwa Gutes bringen."

1350.

1831, 11. März.

Mit Eckermann.

Mit Goethe zu Tische in mannigfaltigen Gesprächen. „Bei Walter Scott," sagte er, „ist es eigen, daß eben sein großes Verdienst in Darstellung des Details ihn

oft zu Fehlern verleitet. So kommt im „Ivanhoe“ eine Scene vor, wo man Nachts in der Halle eines Schloſſes zu Tiſche ſitzt und ein Fremder hereintritt. Nun iſt es zwar recht, daß er den Fremden von oben herab beſchrieben hat, wie er ausſieht und wie er gekleidet iſt, allein es iſt ein Fehler, daß er auch ſeine Füße, ſeine Schuhe und Strümpfe beſchreibt. Wenn man Abends am Tiſche ſitzt und Jemand hereintritt, ſo ſieht man nur ſeinen obern Körper. Beſchreibe ich aber die Füße, ſo tritt ſogleich das Licht des Tages herein und die Scene verliert ihren nächtlichen Charakter.“

Ich fühlte das Überzeugende ſolcher Worte und merkte ſie mir für künftige Fälle.

Goethe fuhr ſodann fort mit großer Bewunderung über Walter Scott zu reden. Ich erſuchte ihn, ſeine Anſichten zu Papiere zu bringen, welches er jedoch mit dem Bemerken ablehnte, daß die Kunſt in jenem Schriftſteller ſo hoch ſtehe, daß es ſchwer ſei, ſich darüber öffentlich mitzutheilen.

1351.

1831, 14. März.

Mit Eckermann.

Mit Goethe zu Tiſche, mit dem ich mancherlei berede. Ich muß ihm von der ‚Stummen von Portici‘ [Dichtung von Scribe, Muſik von Auber] erzählen, die

vorgeſtern gegeben worden, und es kommt zur Sprache, daß darin eigentlich gegründete Motive zu einer Revolution gar nicht zur Anſchauung gebracht worden, welches jedoch den Leuten gefalle, indem nun jeder in die leer gelaſſene Stelle das hineintrage, was ihm ſelber in ſeiner Stadt und ſeinem Lande nicht behagen mag. „Die ganze Oper," ſagte Goethe, „iſt im Grunde eine Satire auf das Volk; denn wenn es den Liebeshandel eines Fiſchermädchens zur öffentlichen Angelegenheit macht und den Fürſten einen Tyrannen nennt, weil er eine Fürſtin heirathet, ſo erſcheint es doch wohl ſo abſurd und ſo lächerlich wie möglich."

Zum Nachtiſche zeigte Goethe mir Zeichnungen nach Berliner Redensarten, worunter die heiterſten Dinge vorkommen, und woran die Mäßigkeit des Künſtlers gelobt wurde, der an die Caricatur nur heran-, aber nicht wirklich hineingegangen.

1352.

1831, 16. März.

Mit Eckermann.

Mit Goethe zu Tiſche, dem ich das Manuſcript vom vierten Band ſeines ‚Lebens' zurückbringe und darüber mancherlei Geſpräche habe.

Wir reden auch über den Schluß des ‚Tell', und ich gebe mein Verwundern zu erkennen, wie Schiller den Fehler habe machen können, ſeinen Helden durch

das unedle Benehmen gegen den flüchtigen Herzog von Schwaben ſo herabſinken zu laſſen, indem er über dieſen ein hartes Gericht hält, während er ſich ſelbſt mit ſeiner eigenen That brüſtet.

„Es iſt kaum begreiflich," ſagte Goethe; „allein Schiller war dem Einfluß von Frauen unterworfen wie andere auch, und wenn er in dieſem Fall ſo fehlen konnte, ſo geſchah es mehr aus ſolchen Einwirkungen als aus ſeiner eigenen guten Natur."

1353.

1831, 18. März.

Mit Eckermann.

Mit Goethe zu Tiſche. Ich bringe ihm ‚Daphnis und Chloe', welches er einmal wieder zu leſen wünſcht.

Wir reden über höhere Maximen, und ob es gut und ob es möglich ſei, ſie andern Menſchen zu überliefern. „Die Anlage, das Höhere aufzunehmen," ſagte Goethe, „iſt ſehr ſelten, und man thut daher im gewöhnlichen Leben immer wohl, ſolche Dinge für ſich zu behalten und davon nur ſo viel hervorzukehren, als nöthig iſt um gegen die andern in einiger Avantage zu ſein.

Wir berühren ſodann den Punkt, daß viele Menſchen, beſonders Kritiker und Poeten, das eigentlich Große ganz ignoriren und dagegen auf das Mittlere einen außerordentlichen Werth legen.

„Der Menſch,“ ſagte Goethe, „erkennt nur das an und preiſt nur das, was er ſelber zu machen fähig iſt, und da nun gewiſſe Leute in dem Mittleren ihre eigentliche Exiſtenz haben, ſo gebrauchen ſie den Pfiff, daß ſie das wirklich Tadelnswürdige in der Literatur, was jedoch immer einiges Gute haben mag, durchaus ſchelten und ganz tief herabſetzen, damit das Mittlere, was ſie anpreiſen, auf einer deſto größern Höhe erſcheine.“

Ich merkte mir dieſes, damit ich wiſſen möchte, was ich von dergleichen Verfahren künftig zu denken.

Wir ſprachen ſodann von der ‚Farbenlehre‘, und daß gewiſſe deutſche Profeſſoren noch immer fortfahren ihre Schüler davor als vor einem großen Irrthum zu warnen.

„Es thut mir nur um manchen guten Schüler leid,“ ſagte Goethe, „mir ſelbſt aber kann es völlig einerlei ſein; denn meine Farbenlehre iſt ſo alt wie die Welt und wird auf die Länge nicht zu verleugnen und beiſeite zu bringen ſein.“

Goethe erzählte mir ſodann, daß er mit ſeiner neuen Ausgabe der ‚Metamorphoſe der Pflanzen‘ und Soret's immer beſſer gelingenden Überſetzung gut fortſchreite. „Es wird ein merkwürdiges Buch werden,“ ſagte er, „indem darin die verſchiedenſten Elemente zu einem Ganzen verarbeitet werden. Ich laſſe darin einige Stellen von bedeutenden jungen Naturforſchern eintreten, wobei es erfreulich iſt, zu ſehen, daß ſich jetzt in Deutſchland unter den Beſſern ein ſo guter Stil

gebildet hat, daß man nicht mehr weiß, ob der eine redet oder der andere. Das Buch macht mir indeß mehr Mühe als ich dachte; auch bin ich Anfangs faſt wider Willen in das Unternehmen hereingezogen, allein es herrſchte dabei etwas Dämoniſches ob, dem nicht zu widerſtehen war."

„„Sie haben wohl gethan."" ſagte ich, „„ſolchen Einwirkungen nachzugeben; denn das Dämoniſche ſcheint ſo mächtiger Natur zu ſein, daß es am Ende doch recht behält.""

„Nur muß der Menſch" — verſetzte Goethe — „auch wiederum gegen das Dämoniſche recht zu behalten ſuchen, und ich muß im gegenwärtigen Fall dahin trachten, durch allen Fleiß und Mühe meine Arbeit ſo gut zu machen, als in meinen Kräften ſteht und die Umſtände es mir anbieten. Es iſt in ſolchen Dingen wie mit dem Spiel, was die Franzoſen Toccadille*) nennen, wobei zwar die geworfenen Würfel viel entſcheiden, allein wo es der Klugheit des Spielenden überlaſſen bleibt, nun auch die Steine im Bret geſchickt zu ſetzen."

1354.

1831, 20. März.

Mit Eckermann.

Goethe erzählte mir bei Tiſche, daß er in dieſen Tagen ‚Daphnis und Chloe' geleſen.

„Das Gedicht iſt ſo ſchön," ſagte er, „daß man

*) [Richt: Codille.]

den Eindruck davon, bei den ſchlechten Zuſtänden, in denen man lebt, nicht in ſich behalten kann, und daß man immer vonneuem erſtaunt, wenn man es wieder lieſt. Es iſt darin der hellſte Tag, und man glaubt lauter herculaniſche Bilder zu ſehen, ſowie auch dieſe Gemälde auf das Buch zurückwirken und unſerer Phantaſie beim Leſen zu Hilfe kommen."

„„Mir hat,"" ſagte ich, „„eine gewiſſe Abgeſchloſſenheit ſehr wohl gethan, worin alles gehalten iſt. Es kommt kaum eine fremde Anſpielung vor, die uns aus dem glücklichen Kreiſe herausführte. Von Gottheiten ſind bloß Pan und die Nymphen wirkſam, eine andere wird kaum genannt, und man ſieht auch, daß das Bedürfniß der Hirten an dieſen Gottheiten genug hat.""

„Und doch, bei aller mäßigen Abgeſchloſſenheit," ſagte Goethe, „iſt darin eine vollſtändige Welt entwickelt. Wir ſehen Hirten aller Art, Feldbautreibende, Gärtner, Winzer, Schiffer, Räuber, Krieger und vornehme Städter, große Herren und Leibeigene."

„„Auch erblicken wir darin,"" ſagte ich, „„den Menſchen auf allen ſeinen Lebensſtufen, von der Geburt herauf bis in's Alter; auch alle häuslichen Zuſtände, wie die wechſelnden Jahreszeiten ſie mit ſich führen, gehen an unſern Augen vorüber.""

„Und nun die Landſchaft!" ſagte Goethe, „die mit wenigen Strichen ſo entſchieden gezeichnet iſt, daß wir in der Höhe hinter den Perſonen Weinberge, Acker und Obſtgärten ſehen, unten die Weideplätze mit dem Fluß

(No. 1)

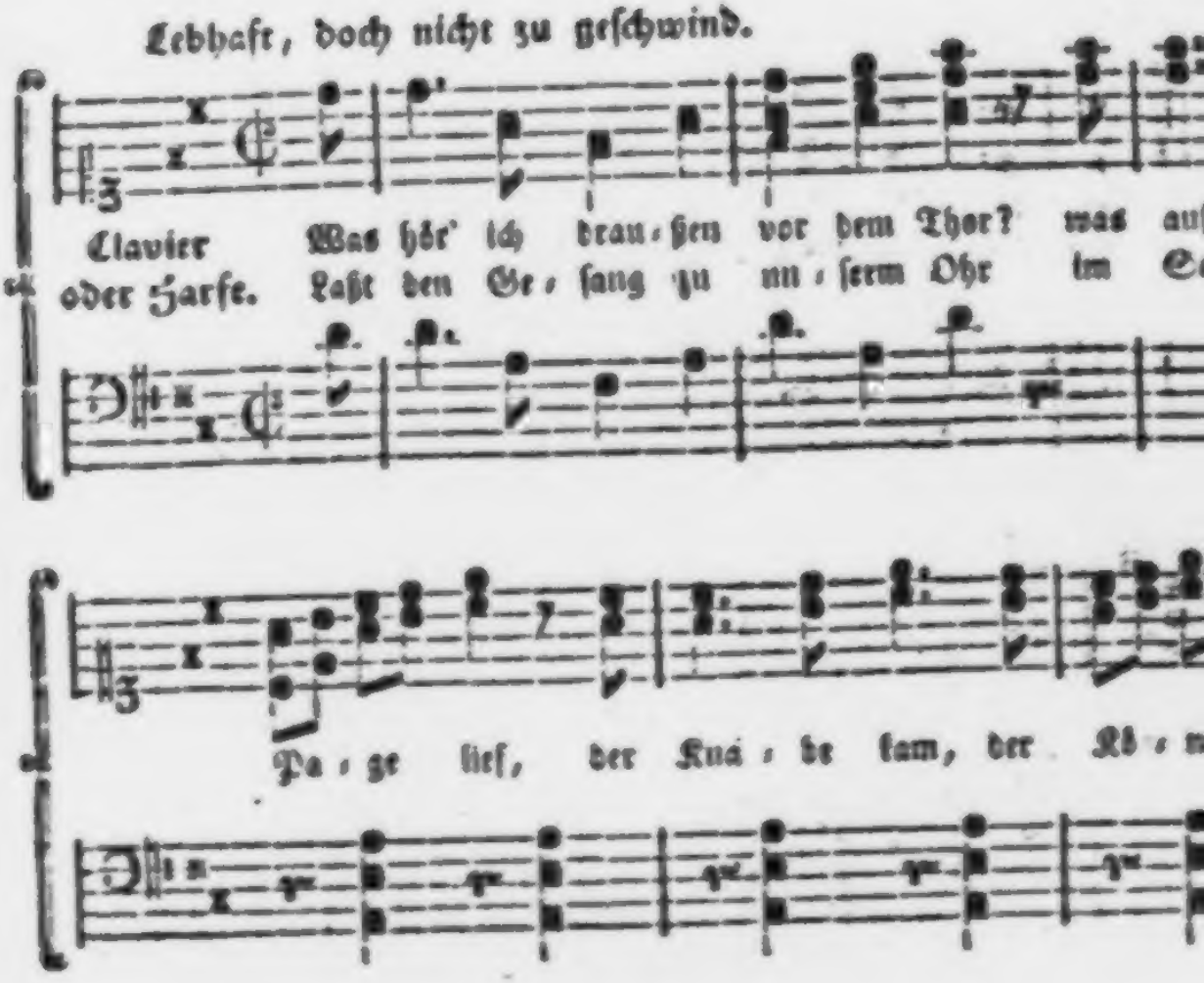
Lebhaft, doch nicht zu geſchwind.
Clavier oder Harfe.
Was hör' ich drau-ßen vor dem Thor? was au
Laßt den Ge-ſang zu un-ſerm Ohr im E
Pa-ge lief, der Kna-be kam, der Kö-n

und einwenig Waldung, ſowie das ausgedehnte Meer in der Ferne. Und keine Spur von trüben Tagen, von Nebel, Wolken und Feuchtigkeit, ſondern immer der blaueſte reinſte Himmel, die anmuthigſte Luft und ein beſtändig trockener Boden, ſodaß man ſich überall nackend hinlegen möchte.

Das ganze Gedicht," fuhr Goethe fort, „verräth die höchſte Kunſt und Cultur. Es iſt ſo durchdacht, daß darin kein Motiv fehlt und alle von der gründlichſten beſten Art ſind, wie z. B. das von dem Schatz bei dem ſtinkenden Delphin am Meeresufer. Und ein Geſchmack und eine Vollkommenheit und Delicateſſe der Empfindung, die ſich dem Beſten gleichſtellt, das je gemacht worden! Alles Widerwärtige, was von außen in die glücklichen Zuſtände des Gedichts ſtörend hereintritt, wie Überfall, Raub und Krieg, iſt immer auf das Schnellſte abgethan und hinterläßt kaum eine Spur. Sodann das Laſter erſcheint im Gefolg der Städter, und zwar auch dort nicht in den Hauptperſonen, ſondern in einer Nebenfigur, in einem Untergebenen. Das iſt Alles von der erſten Schönheit."

„„Und dann,"" ſagte ich, „„hat mir ſo wohl gefallen, wie das Verhältniß der Herren und Diener ſich ausſpricht. In erſtern die humanſte Behandlung, und in letztern bei aller naiven Freiheit doch der große Reſpect und das Beſtreben, ſich bei dem Herrn auf alle Weiſe in Gunſt zu ſetzen. So ſucht denn auch der junge Städter, der ſich dem Daphnis durch das Anſinnen

einer unnatürlichen Liebe verhaßt gemacht hat, ſich bei dieſem, da er als Sohn des Herrn erkannt iſt, wieder in Gnade zu bringen, indem er den Ochſenhirten die geraubte Chloe auf eine kühne Weiſe wieder abjagt und zu Daphnis zurückführt.“

„In allen dieſen Dingen,“ ſagte Goethe, „iſt ein großer Verſtand; ſo auch, daß Chloe gegen den beiderſeitigen Willen der Liebenden, die nichts Beſſeres kennen als nackt nebeneinander zu ruhen, durch den ganzen Roman bis an's Ende ihre Jungfrauſchaft behält, iſt gleichfalls vortrefflich und ſo ſchön motivirt, daß dabei die größten menſchlichen Dinge zur Sprache kommen.

„Man müßte ein ganzes Buch ſchreiben, um alle großen Verdienſte dieſes Gedichts nach Würden zu ſchätzen. Man thut wohl, es alle Jahre einmal zu leſen, um immer wieder daran zu lernen und den Eindruck ſeiner großen Schönheit aufs Neue zu empfinden.“

1355.

1831, 21. März.

Mit Eckermann.

Wir ſprachen über politiſche Dinge, über die noch immer fortwährenden Unruhen in Paris und den Wahn der jungen Leute, in die höchſten Angelegenheiten des Staates mit einwirken zu wollen.

„„Auch in England,““ ſagte ich, „„haben die Studenten vor einigen Jahren bei Entſcheidung der katholiſchen

Frage durch Einreichung von Bittſchriften einen Einfluß zu erlangen verſucht, allein man hat ſie ausgelacht und nicht weiter davon Notiz genommen.“

„Das Beiſpiel von Napoleon,“ ſagte Goethe, „hat beſonders in den jungen Leuten von Frankreich, die unter jenem Helden heraufwuchſen, den Egoismus aufgeregt, und ſie werden nicht eher ruhen, als bis wieder ein großer Despot unter ihnen aufſteht, in welchem ſie das auf der höchſten Stufe ſehen, was ſie ſelber zu ſein wünſchen. Es iſt nur das Schlimme, daß ein Mann wie Napoleon nicht ſo bald wieder geboren wird, und ich fürchte faſt, daß noch einige hunderttauſend Menſchen daraufgehen, ehe die Welt wieder zur Ruhe kommt.

An literariſche Wirkung iſt auf einige Jahre gar nicht zu denken, und man kann jetzt weiter nichts thun, als für eine friedlichere Zukunft im Stillen manches Gute vorzubereiten.“

Nach dieſem wenigen Politiſchen waren wir bald wieder in Geſprächen über ‚Daphnis und Chloe‘. Goethe lobte die Überſetzung von Courier als ganz vollkommen. „Courier hat wohl gethan,“ ſagte er, „die alte Überſetzung von Amyot zu reſpectiren und beizubehalten und ſie nur an einigen Stellen zu verbeſſern und zu reinigen und näher an das Original hinanzutreiben. Dieſes alte Franzöſiſch iſt ſo naiv und paßt ſo durchaus für dieſen Gegenſtand, daß man nicht leicht eine vollkommenere Überſetzung in irgend einer andern Sprache von dieſem Buche machen wird.“

Wir redeten ſodann von Courier's eigenen Werken, von ſeinen kleinen Flugſchriften und der Vertheidigung des berüchtigten Tintenflecks auf dem Manuſcript zu Florenz.

„Courier iſt ein großes Naturtalent," ſagte Goethe, „das Züge von Byron hat ſowie von Beaumarchais und Diderot. Er hat von Byron die große Gegenwart aller Dinge, die ihm als Argument dienen, von Beaumarchais die große advocatiſche Gewandtheit, von Diderot das Dialektiſche, und zudem iſt er ſo geiſtreich, daß man es nicht in höherm Grade ſein kann. Von der Beſchuldigung des Tintenflecks ſcheint er ſich indeß nicht ganz zu reinigen; auch iſt er in ſeiner ganzen Richtung nicht poſitiv genug, als daß man ihn durchaus loben könnte. Er liegt mit der ganzen Welt im Streit, und es iſt nicht wohl anzunehmen, daß nicht auch etwas Schuld und etwas Unrecht an ihm ſelber ſein ſollte."

Wir redeten ſodann über den Unterſchied des deutſchen Begriffs von Geiſt und des franzöſiſchen esprit. „Das franzöſiſche esprit," ſagte Goethe, „kommt dem nahe, was wir Deutſchen Witz nennen. Unſer Geiſt würden die Franzoſen vielleicht durch esprit und âme ausdrücken; es liegt darin zugleich der Begriff von Productivität, welchen das franzöſiſche esprit nicht hat."

„„Voltaire"" — ſagte ich — „„hat doch nach deutſchen Begriffen dasjenige, was wir Geiſt nennen. Und da nun

das franzöſiſche esprit nicht hinreicht, was ſagen nun die Franzoſen?““

„In dieſem hohen Falle,“ ſagte Goethe, „drücken ſie es durch génie aus.“

„„Ich leſe jetzt einen Band von Diderot,““ ſagte ich, „„und bin erſtaunt über das außerordentliche Talent dieſes Mannes. Und welche Kenntniſſe, und welche Gewalt der Rede! Man ſieht in eine große bewegte Welt, wo einer dem andern zu ſchaffen machte und Geiſt und Charakter ſo in beſtändiger Übung erhalten wurden, daß beide gewandt und ſtark werden mußten. Was aber die Franzoſen im vorigen Jahrhundert in der Literatur für Männer hatten, erſcheint ganz außerordentlich. Ich muß ſchon erſtaunen, wie ich nur eben hineinblicke.““

„Es war die Metamorphoſe einer hundertjährigen Literatur,“ ſagte Goethe, „die ſeit Ludwig dem Vierzehnten heranwuchs und zuletzt in voller Blüthe ſtand. Voltaire hetzte aber eigentlich Geiſter wie Diderot, d'Alembert, Beaumarchais und andere herauf; denn um neben ihm nur etwas zu ſein, mußte man viel ſein, und es galt kein Feiern.“

Goethe erzählte mir ſodann von einem jungen Profeſſor der orientaliſchen Sprachen und Literatur in Jena [Stickel], der eine Zeit lang in Paris gelebt und eine ſo ſchöne Bildung habe, daß er wünſche, ich möchte ihn kennen lernen. Als ich ging, gab er mir einen

Aufſatz von Schrön über den zunächſt kommenden Kometen, damit ich in ſolchen Dingen nicht ganz fremd ſein möchte.*)

1356.

1831, 22. März.

Mit Stickel.

Gerade an demſelben Monatstage, an welchem ein Jahr ſpäter der größte Dichtergeiſt unſeres Volkes dieſer Erde entſchwebte, am 22. März 1831, war ich zum letzten Mal bei Goethe, indem ich, wieder nach damaliger Sitte, mich als neuernannten außerordentlichen Profeſſor der Theologie dem Herrn Staatsminiſter glaubte vorſtellen zu müſſen. Auf meine Anmeldung brachte der Bediente die Antwort: Se. Excellenz ſei zwar unwohl, ich möge aber herauſkommen.

Ich wurde in das etwas enge Gemach geleitet, welches nach dem Garten hinausgeht. Das Meublement mit dem Schreibtiſch und dem Bücherregale darauf, das eine einzige Bücherreihe enthielt, war in hohem Grade einfach ausgeſtattet. Goethe ſaß ſeitwärts davon auf einem Stuhl und hatte das leidende Bein gerade ausgeſtreckt über einem zweiten Stuhl ruhend.

Meine leider allzukurze Aufzeichnung aus jener Zeit lautet unter dem angeführten Datum folgendermaßen:

*) [Das folgende Stück läßt vermuthen, daß der letzte Abſatz ſich auf ein Geſpräch vom 22. März bezieht.]

‚Eine lange Zeit bei Goethe zugebracht; in seiner Studirstube saß er, an einem bösen Fuß leidend. Er belobte die Weise, wie ich meine Wissenschaft trieb, und gab mir zum Abschied die Hand. Die letztere Erklärung der Siegelinschrift hatte ihm zugesagt.‘

Das Nähere ist mir von diesem letzten Beisammensein in guter Erinnerung geblieben. Die Unterhaltung bezog sich nämlich zunächst auf meine akademischen Vorlesungen, über deren Erfolg er mich befragte. Ich durfte berichten, daß mein Auditorium in den exegetischen Vorträgen gewöhnlich mit sechzig Zuhörern gefüllt sei, und daß ich mich bemühe, nach drei Gesichtspunkten das Alte Testament zu erläutern: zuerst durch genaue grammatisch-historische Interpretation des hebräischen Textes, dann den religiösen, theologischen Gehalt der einzelnen Stellen erörternd, und endlich Sach- und Gedankenparallelen aus den verwandten Literaturkreisen des Orients heranziehend; dieses, um den jungen Theologen einen freiern, weitern Blick über den engbeschränkten Horizont nur ihrer Fachstudien hinaus zu gewähren.

Die Unterhaltung wendete sich dann auf den ‚Westöstlichen Diwan‘, über dessen Entstehung Goethe mittheilte: es seien Mißhelligkeiten eingetreten, die ihn zu dem Entschluß gebracht hätten, in ein fernes Land zu ziehen; so habe er sich nach Jena begeben und jene Schrift zubereitet. Er erzählte, daß er sich in seiner Jugend auch mit dem Hebräischen und ein wenig mit

Arabiſch beſchäftigt habe. Als ich dann meiner Bewunderung Ausdruck gab, wie vortrefflich und muſtergültig ſeine Überſetzung des arabiſchen Heldengedichtes im ‚Diwan‘ ſei, richtete ſich ſein Haupt empor; obwohl ſitzend, war es doch, als ob ſeine Geſtalt größer und größer würde; in majeſtätiſcher Hoheit, wie ein olympiſcher Zeus, hob er an:

Unter dem Felſen am Wege
Erſchlagen liegt er,
In deſſen Blut
Kein Thau herabträuft. —

Mittags begannen wir Jünglinge
Den feindſeligen Zug.
Zogen die Nacht hindurch.
Wie ſchwebende Wolken, ohne Ruh.

Jeder war ein Schwert,
Schwert umgürtet;
Aus der Scheide geriſſen,
Ein glänzender Blitz.

Sie ſchlürften die Geiſter des Schlafes;
Aber wie ſie mit den Köpfen nickten,
Schlugen wir ſie,
Und ſie waren dahin!

Während er dieſe Strophen mit volltönender Stimme recitirte, — für einen Greis in ſeinen Jahren welch' bewundernswürdig treues Gedächtniß! — war es, als ob ſie ſich ihm, wie einem vom poetiſchen Raptus Ergriffenen, neu erzeugten; ſeine Augen waren groß und weit geöffnet, Blitze ſchienen aus ihnen hervorzuſprühen.

— Der Eindruck war in Wahrheit überwältigend und wird mir, so lange ich athme, unvergeßlich bleiben. . . .

Nachher bat er mich noch, ihm von Zeit zu Zeit etwas über meine Studien und Forschungen mitzutheilen. Aber wie ich beim Abschied seine dargebotene Hand zum ersten Mal berührte, sollte es auch zum letzten Mal sein.

1357.

1831, 22. März.

Mit Eckermann.

Goethe las mir zum Nachtisch Stellen aus einem Briefe eines jungen Freundes [Mendelssohn-Bartholdy] aus Rom. Einige deutsche Künstler erscheinen darin mit langen Haaren, Schnurrbärten, übergeklappten Hemdkragen auf altdeutschen Röcken, Tabakspfeifen und Bullenbeißern. Der großen Meister wegen und um etwas zu lernen scheinen sie nicht nach Rom gekommen zu sein. Rafael dünkt ihnen schwach, und Tizian bloß ein guter Colorist.

„Niebuhr hat Recht gehabt," sagte Goethe, „wenn er eine barbarische Zeit kommen sah. Sie ist schon da, wir sind schon mitten darinne; denn worin besteht die Barbarei anders als darin, daß man das Vortreffliche nicht anerkennt?"

Der junge Freund erzählt sodann vom Carneval, von der Wahl des neuen Papstes und der gleich hinterdrein ausbrechenden Revolution.

Wir ſehen Horace Vernet, welcher ſich ritterlich verſchanzt, einige deutſche Künſtler dagegen ſich ruhig zu Hauſe halten und ihre Bärte abſchneiden, woraus zu bemerken, daß ſie ſich bei den Römern durch ihr Betragen nicht eben ſehr beliebt mögen gemacht haben.

Es kommt zur Sprache, ob die Verirrung, wie ſie an einigen jungen deutſchen Künſtlern wahrzunehmen, von einzelnen Perſonen ausgegangen ſei und ſich als eine geiſtige Anſteckung verbreitet habe, oder ob ſie in der ganzen Zeit ihren Urſprung gehabt.

„Sie iſt von wenigen einzelnen ausgegangen," ſagte Goethe, „und wirkt nun ſchon ſeit vierzig Jahren fort. Die Lehre war: der Künſtler brauche vorzüglich Frömmigkeit und Genie, um es den Beſten gleichzuthun. Eine ſolche Lehre war ſehr einſchmeichelnd, und man ergriff ſie mit beiden Händen. Denn um fromm zu ſein, brauchte man nichts zu lernen, und das eigene Genie brachte jeder ſchon von ſeiner Frau Mutter. Man kann nur etwas ausſprechen, was dem Eigendünkel und der Bequemlichkeit ſchmeichelt, um eines großen Anhangs in der mittelmäßigen Menge gewiß zu ſein!"

1358.

1831, 25. März.

Mit Eckermann.

Goethe zeigte mir einen eleganten grünen Lehnſtuhl, den er dieſer Tage in einer Auction ſich hatte kaufen laſſen.

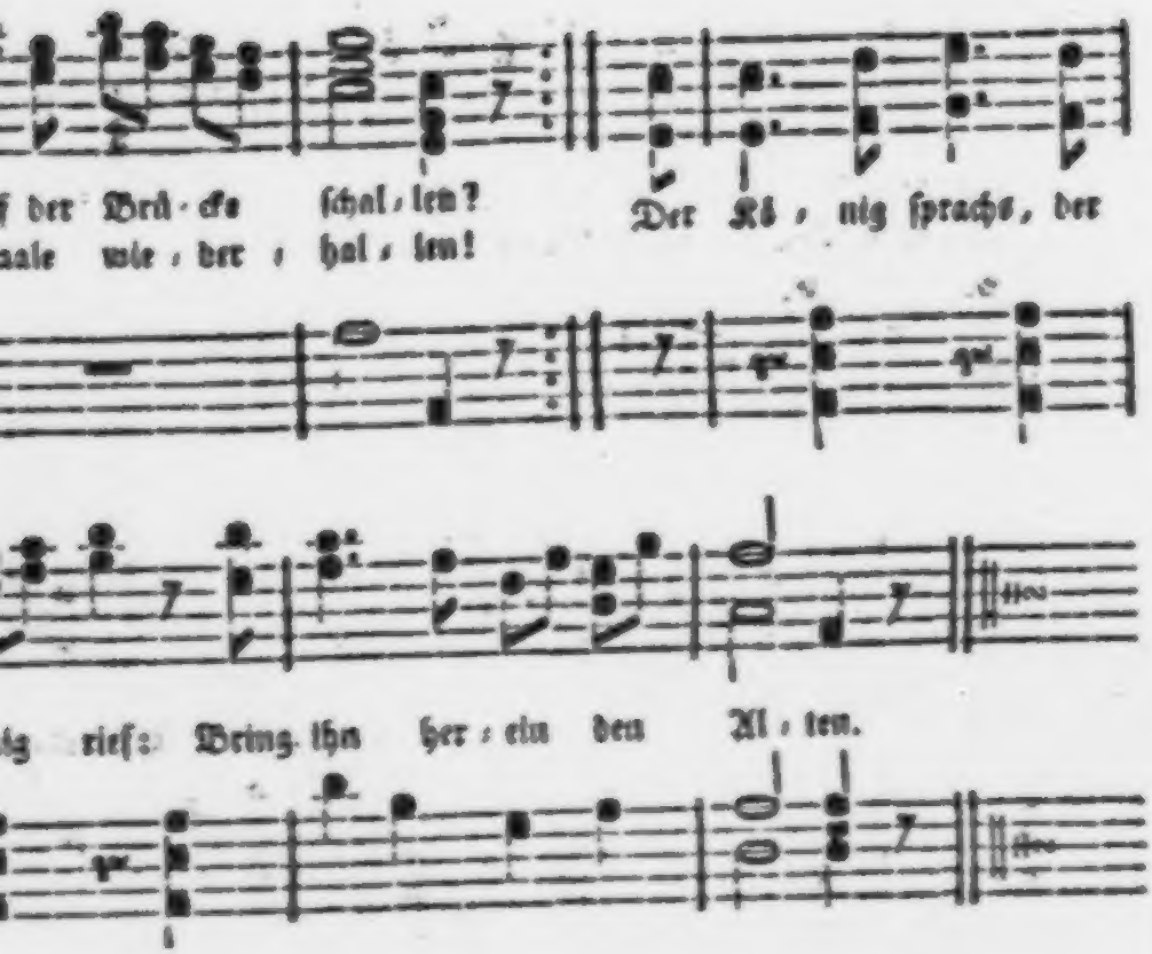
f der Brü-cke ſchal-len?
aale wie-der hal-len!
Der Kö-nig ſprach, der
ig rief: Bring ihn her-ein den Al-ten.

„Ich werde ihn jedoch wenig oder gar nicht gebrauchen," sagte er; „denn alle Arten von Bequemlichkeit sind eigentlich ganz gegen meine Natur. Sie sehen in meinem Zimmer kein Sofa; ich sitze immer in meinem alten hölzernen Stuhl und habe erst seit einigen Wochen eine Art von Lehne für den Kopf anfügen lassen. Eine Umgebung von bequemen geschmackvollen Möbeln hebt mein Denken auf und versetzt mich in einen behaglichen passiven Zustand. Ausgenommen daß man von Jugend auf daran gewöhnt ist, sind prächtige Zimmer und elegantes Hausgeräthe etwas für Leute, die keine Gedanken haben und haben mögen."

1359.

1731, 27. März.

Mit Eckermann.

Das heiterste Frühlingswetter ist nach langem Erwarten endlich eingetreten. .... Goethe ließ in einem Pavillon am Garten decken, und so aßen wir denn heute wieder im Freien. Wir sprachen über die Großfürstin, wie sie im Stillen überallhin wirke und Gutes thue und sich die Herzen aller Unterthanen zu eigen mache.

„Die Großherzogin," sagte Goethe, „hat so viel Geist und Güte als guten Willen; sie ist ein wahrer Segen für das Land. Und wie nun der Mensch überall bald empfindet woher ihm Gutes kommt, und wie

er die Sonne verehrt und die übrigen wohlthätigen Elemente, so wundert es mich auch nicht, daß alle Herzen sich ihr mit Liebe zuwenden, und daß sie schnell erkannt wird wie sie es verdient."

Ich sagte, daß ich mit dem Prinzen ‚Minna von Barnhelm' angefangen, und wie vortrefflich mir dieses Stück erscheine. „„Man hat von Lessing behauptet,"" sagte ich, „„er sei ein kalter Verstandesmensch; ich finde aber in diesem Stück so viel Gemüth, liebenswürdige Natürlichkeit, Herz und freie Weltbildung eines heitern frischen Lebemenschen, als man nur wünschen kann.""

„Sie mögen denken," sagte Goethe, „wie das Stück auf uns junge Leute wirkte, als es in jener dunkeln Zeit hervortrat! Es war wirklich ein glänzendes Meteor. Es machte uns aufmerksam, daß noch etwas Höheres existire, als wovon die damalige schwache literarische Epoche einen Begriff hatte. Die beiden ersten Acte sind wirklich ein Meisterstück von Exposition, wovon man viel lernte und wovon man noch immer lernen kann.

Heutzutage will freilich niemand mehr etwas von Exposition wissen; die Wirkung, die man sonst im dritten Act erwartete, will man jetzt schon in der ersten Scene haben, und man bedenkt nicht, daß es mit der Poesie wie mit dem Seefahren ist, wo man erst vom Ufer stoßen und erst [illegible] einer gewissen Höhe sein muß, bevor man mit vollen Segeln gehen kann."

Goethe ließ etwas trefflichen Rheinwein kommen,

womit Frankfurter Freunde ihm zu seinem letzten Geburtstage ein Geschenk gemacht. Er erzählte mir dabei einige Anekdoten von Merck, der dem verstorbenen Großherzog nicht habe verzeihen können, daß er in der Nähe bei Eisenach eines Tages einen mittelmäßigen Wein vortrefflich gefunden.

„Merck und ich," fuhr Goethe fort, „waren immer miteinander wie Faust und Mephistopheles. So moquirte er sich über einen Brief meines Vaters aus Italien, worin dieser sich über die schlechte Lebensweise, das ungewohnte Essen, den schweren Wein und die Moskitos beklagt, und er konnte ihm nicht verzeihen, daß in dem herrlichen Lande und der prächtigen Umgebung ihn so kleine Dinge wie Essen, Trinken und Fliegen hätten incommodiren können.

„Alle solche Neckereien gingen bei Merck unstreitig aus dem Fundament einer hohen Cultur hervor, allein da er nicht productiv war, sondern im Gegentheil eine entschieden negative Richtung hatte, so war er immer weniger zum Lobe bereit als zum Tadel, und er suchte unwillkürlich alles hervor, um solchem Kitzel zu genügen."

Wir sprachen über Vogel und seine administrativen Talente, sowie über *** [Freiherr v. Fritsch] und dessen Persönlichkeit. „***," sagte Goethe, „ist ein Mann für sich, den man mit keinem andern vergleichen kann. Er war der Einzige, der mit mir gegen den Unfug der Preßfreiheit stimmte; er steht fest, man kann sich an

Wir ſprachen die einzelnen Theile durch, die mir wie ihm vollkommen gegenwärtig waren.

„Bei dem dargeſtellten Liebesverhältniß mit Lili,“ ſagte ich, „vermißt man Ihre Jugend keineswegs, vielmehr haben ſolche Scenen den vollkommenen Hauch der frühen Jahre.“

„Das kommt daher,“ ſagte Goethe, „weil ſolche Scenen poetiſch ſind und ich durch die Kraft der Poeſie das mangelnde Liebesgefühl der Jugend mag erſetzt haben.“

Wir gedachten ſodann der merkwürdigen Stelle, wo Goethe über den Zuſtand ſeiner Schweſter redet. „Dieſes Capitel,“ ſagte er, „wird von gebildeten Frauen mit Intereſſe geleſen werden; denn es werden viele ſein, die meiner Schweſter darin gleichen, daß ſie bei vorzüglichen geiſtigen und ſittlichen Eigenſchaften nicht zugleich das Glück eines ſchönen Körpers empfinden.“

„„Daß ſie,““ ſagte ich, „„bei bevorſtehenden Feſtlichkeiten und Bällen gewöhnlich von einem Ausſchlag im Geſicht heimgeſucht wurde, iſt etwas ſo Wunderliches, daß man es der Einwirkung von etwas Dämoniſchem zuſchreiben möchte.““

„Sie war ein merkwürdiges Weſen,“ ſagte Goethe; „ſie ſtand ſittlich ſehr hoch und hatte nicht die Spur von etwas Sinnlichem. Der Gedanke, ſich einem Manne hinzugeben, war ihr widerwärtig, und man mag denken, daß aus dieſer Eigenheit in der Ehe manche unangenehme Stunde hervorging. Frauen, die eine gleiche

Abneigung haben oder ihre Männer nicht lieben, werden empfinden was dieſes ſagen will. Ich konnte daher meine Schweſter auch nie als verheirathet denken, vielmehr wäre ſie als Äbtiſſin in einem Kloſter recht eigentlich an ihrem Platze geweſen.

Und da ſie nun, obgleich mit einem der bravſten Männer verheirathet, in der Ehe nicht glücklich war, ſo widerrieth ſie ſo leidenſchaftlich meine beabſichtigte Verbindung mit Lili."

1361.

1831, 29.ſten März.

Mit Eckermann.

Wir ſprachen heute über Merck, und Goethe erzählte mir noch einige charakteriſtiſche Züge.

„Der verſtorbene Großherzog," ſagte er, „war Merken ſehr günſtig, ſodaß er ſich einſt für eine Schuld von viertauſend Thalern*) für ihn verbürgte. Nun dauerte es nicht lange, ſo ſchickte Merck zu unſerer Verwunderung die Bürgſchaft zurück. Seine Umſtände hatten ſich nicht verbeſſert, und es war räthſelhaft, welche Art von Negotiation er mochte gemacht haben. Als ich ihn wiederſah, löſte er mir das Räthſel in folgenden Worten.

„‚Der Herzog,' ſagte er, ‚iſt ein freigebiger trefflicher Herr, der Zutrauen hat und den Menſchen hilft

*) [Vielmehr viertauſend Gulden.]

wo er kann. Nun dachte ich mir: betrügst du diesen Herrn um das Geld, so wirkt das nachtheilig für tausend andere; denn er wird sein köstliches Zutrauen verlieren, und viele unglückliche gute Menschen werden darunter leiden, daß einer ein schlechter Kerl war. Was habe ich nun gethan? Ich habe speculirt und das Geld von einem Schurken geliehen; denn wenn ich diesen darum betrüge, so thut's nichts, hätte ich aber den guten Herrn darum betrogen, so wäre es Schade gewesen.'"

Wir lachten über die wunderliche Großheit dieses Mannes.

„Merck hatte das Eigene," fuhr Goethe fort, „daß er im Gespräch mitunter he! he! herauszustoßen pflegte. Dieses Angewöhnen steigerte sich wie er älter wurde, sodaß es endlich dem Bellen eines Hundes glich. Er fiel zuletzt in eine tiefe Hypochondrie, als Folge seiner vielen Speculationen, und endigt damit, sich zu erschießen. Er bildete sich ein, er müsse bankrott machen; allein es fand sich, daß seine Sachen keineswegs so schlecht standen, wie er es sich gedacht hatte."

1362.

1831, 30. März.

Mit Eckermann.

Wir reden wieder über das Dämonische.

„Es wirft sich gern an bedeutende Figuren," sagte Goethe; „auch wählt es sich gern etwas dunkle Zeiten.

In einer klaren prosaischen Stadt, wie Berlin, fände es kaum Gelegenheit sich zu manifestiren."

Goethe sprach hierdurch aus was ich selber vor einigen Tagen gedacht hatte, welches mir angenehm war, so wie es immer Freude macht, unsere Gedanken bestätigt zu sehen.

Gestern und diesen Morgen las ich den dritten Band seiner Biographie, wobei es mir war wie bei einer fremden Sprache, wo wir nach gemachten Fortschritten ein Buch wieder lesen, das wir früher zu verstehen glaubten, das aber erst jetzt in seinen kleinsten Theilen und Nüancen uns entgegentritt.

„„Ihre Biographie ist ein Buch,"" sagte ich, „„wodurch wir in unserer Cultur uns auf die entschiedenste Weise gefördert sehen.""

„Es sind lauter Resultate meines Lebens," sagte Goethe, „und die erzählten einzelnen Facta dienen bloß, um eine allgemeine Beobachtung, eine höhere Wahrheit zu bestätigen."

„„Was Sie unter andern von Basedow erwähnen,"" sagte ich, „„wie er nämlich zur Erreichung höherer Zwecke die Menschen nöthig hat und ihre Gunst erwerben möchte, aber nicht bedenkt, daß er es mit allen verderben muß, wenn er so ohne alle Rücksicht seine abstoßenden religiösen Ansichten äußert und den Menschen dasjenige, woran sie mit Liebe hängen, verdächtig macht — solche und ähnliche Züge erscheinen mir von großer Bedeutung.""

„Ich dächte," ſagte Goethe, „es ſteckten darin einige Symbole des Menſchenlebens. Ich nannte das Buch ‚Wahrheit und Dichtung', weil es ſich durch höhere Tendenzen aus der Region einer niedern Realität erhebt. Jean Paul hat nun, aus Geiſt des Widerſpruchs, ‚Wahrheit' aus ſeinem Leben geſchrieben. Als ob die Wahrheit aus dem Leben eines ſolchen Mannes etwas anderes ſein könnte, als daß der Autor ein Philiſter geweſen! Aber die Deutſchen wiſſen nicht leicht, wie ſie etwas Ungewohntes zu nehmen haben, und das Höhere geht oft an ihnen vorüber ohne daß ſie es gewahr werden. Ein Factum unſers Lebens gilt nicht inſofern es wahr iſt, ſondern inſofern es etwas zu bedeuten hatte."

1363.

1831, 30. März.

Mit v. Müller.

Abends war ich nur eine halbe Stunde bei Goethe. Er war freundlich, doch minder theilnehmend und lebendig, wie ſonſt, weil er noch immer etwas leidend am Fuße iſt. Nach außen lehnte er jede Beziehung ab; „ich will nichts von den Freuden der Welt, wenn ſie mich nur auch mit ihren Leiden verſchonen wollte. Wenn man etwas vor ſich bringen will, muß man ſich knapp zuſammennehmen und ſich wenig um das kümmern, was andere thun."

1364.

1831, 31. März.

Mit Soret.

Goethe war in der letzten Zeit abermals ſehr unwohl, ſodaß er nur ſeine vertrauteſten Freunde bei ſich ſehen konnte. Vor einigen Wochen mußte ihm ein Aderlaß verordnet werden; dann zeigten ſich Beſchwerden und Schmerzen im rechten Beine, bis denn zuletzt ſein inneres Übel durch eine Wunde am Fuße ſich Luft machte, worauf ſehr ſchnelle Beſſerung erfolgte. Auch dieſe Wunde iſt nun ſeit einigen Tagen wieder heil, und er iſt wieder heiter und graziös wie vorher.

Heute hatte die Frau Großherzogin ihm einen Beſuch gemacht und kam ſehr zufrieden von ihm zurück. Sie hatte nach ſeinem Befinden gefragt, worauf er denn ſehr galant geantwortet, daß er bis heute ſeine Geneſung noch nicht geſpürt, daß aber ihre Gegenwart ihm das Glück der wiedererlangten Geſundheit aufs Neue empfinden laſſe.

1365.

1831, 31. März.

Mit v. Müller u. a.

Heute brachte ich mehrere Stunden bei ihm zu. Anfangs mit Conta, der von München erzählte, dann kam der Großherzog, ſpäter noch Spontini auf ſeiner Rückreiſe von Paris. Er gefiel mir ſehr wohl als feiner, lebendiger Mann; jetzt beſchäftigt ihn die Com-

poſition einer von Jouy gedichteten Oper „Les Athéniennes,“ deren Motive Goethe ſehr lobte.

Daß ich ihn im vordern, ſogenannten Deckenzimmer traf, war ſchon ein gutes Zeichen, er hatte früh Beſuch von der Hoheit gehabt. Im Ganzen war er heute viel munterer. Spontini und mehreres Politiſche und Literariſche, was ich erzählte, heiterten ihn auf. Walter Scott's ‚Napoleon‘ könne man nur dann mit Behagen leſen, wenn man ſich einmal entſchließe, eine ſtockengliſche Sinnes- und Urtheilsweiſe über jene große Welterſcheinung kennen zu lernen. In ſolcher Beziehung habe er Geduld genug gehabt, es im Engliſchen völlig hinaus zu leſen. Viel ſprach er über Klinger's Tod*), der ihn ſehr betrübt hat. „Das war ein treuer, feſter, derber Kerl, wie keiner.

In früherer Zeit hatte ich auch viele Qual mit ihm, weil er auch ſo ein Kraftgenie war, das nicht recht wußte was es wollte. Seine ‚Zwillinge‘ gewannen den Preis vor Leiſewitzen's ‚Julius von Tarent‘ wegen der größeren Leidenſchaftlichkeit und Energie. Seinen ‚Weltmann und Dichter‘ habe ich nie geleſen. Es iſt gut, daß Klinger nicht wieder nach Deutſchland kam; der Wunſch darnach war eine falſche Tendenz. Er würde ſich in unſerem ſansculottiſchen Weimar und reſp. Deutſchland nicht wieder erkannt haben; denn ſeine Lebenswurzel war das monarchiſche Princip.“

*) 2. Januar 1831.

Zuletzt erzählte er eine Anekdote von den zwei vornehmen Zöglingen im Cadetten-Institut, die Klinger absichtlich gegen die Gesetze ausprügeln ließ.

1366.

1831, 1. April.

Mit Eckermann.

Mit Goethe zu Tische in mannichfaltigen Gesprächen. Er zeigte mir ein Aquarellgemälde von Herrn v. Reutern, einen jungen Bauern darstellend, der auf dem Markt einer kleinen Stadt bei einer Korb- und Deckenverkäuferin steht. Der junge Mensch sieht die vor ihm liegenden Körbe an, während zwei sitzende Frauen und ein dabeistehendes derbes Mädchen den hübschen jungen Menschen mit Wohlgefallen anblicken. Das Bild componirt so artig, und der Ausdruck der Figuren ist so wahr und naiv, daß man nicht satt wird es zu betrachten.

„Die Aquarellmalerei," sagte Goethe, „steht in diesem Bilde auf einer sehr hohen Stufe. Nun sagen die einfältigen Menschen, Herr v. Reutern habe in der Kunst niemand etwas zu verdanken, sondern habe alles von sich selber. Als ob der Mensch etwas anderes aus sich selber hätte als die Dummheit und das Ungeschick! Wenn dieser Künstler auch keinen namhaften Meister gehabt, so hat er doch mit trefflichen Meistern verkehrt und hat ihnen und großen Vorgängern und der überall

gegenwärtigen Natur das Seinige abgelernt. Die Natur hat ihm ein treffliches Talent gegeben, und Kunst und Natur haben ihn ausgebildet. Er ist vortrefflich und in manchen Dingen einzig, aber man kann nicht sagen, daß er alles von sich selber habe. Von einem durchaus verrückten und fehlerhaften Künstler ließe sich allenfalls sagen, er habe alles von sich selber, allein von einem trefflichen nicht."

Goethe zeigte mir darauf von demselbigen Künstler einen reich mit Gold und bunten Farben gemalten Rahmen mit einer in der Mitte freigelassenen Stelle zu einer Inschrift. Oben sah man ein Gebäude im gothischen Stil; reiche Arabesken mit eingeflochtenen Landschaften und häuslichen Scenen liefen zu beiden Seiten hinab; unten schloß eine anmuthige Waldpartie mit dem frischesten Grün und Rasen.

„Herr von Reutern wünscht," sagte Goethe, „daß ich ihm in die freigelassene Stelle etwas hineinschreibe; allein sein Rahmen ist so prächtig und kunstreich, daß ich mit meiner Handschrift das Bild zu verderben fürchte. Ich habe zu diesem Zweck einige Verse gedichtet und schon gedacht, ob es nicht besser sei, sie durch die Hand eines Schönschreibers eintragen zu lassen. Ich wollte es dann eigenhändig unterschreiben. Was sagen Sie dazu, und was rathen Sie mir?"

„„Wenn ich Herr von Reutern wäre,"" sagte ich, „„so würde ich unglücklich sein, wenn das Gedicht in einer fremden Handschrift käme, aber glücklich, wenn es von

Ihrer eigenen Hand geſchrieben wäre. Der Maler hat Kunſt genug in der Umgebung entwickelt, in der Schrift braucht keine zu ſein, es kommt bloß darauf an, daß ſie ächt, daß ſie die Ihrige ſei. Und dann rathe ich ſogar, es nicht mit lateiniſchen, ſondern mit deutſchen Lettern zu ſchreiben, weil Ihre Hand darin mehr eigenthümlichen Charakter hat, und es auch beſſer zu der gothiſchen Umgebung paßt.““

„Sie mögen recht haben,“ ſagte Goethe, „und es iſt am Ende der kürzeſte Weg, daß ich ſo thue. Vielleicht kommt mir in dieſen Tagen ein muthiger Augenblick, daß ich es wage. Wenn ich aber auf das ſchöne Bild einen Klecks mache,“ fügte er lachend hinzu, „ſo mögt Ihr es verantworten.“

„„Schreiben Sie nur,““ ſagte ich, „„es wird recht ſein, wie es auch werde.““

1367.

1831, 5. April.

Mit Eckermann.

Mittags mit Goethe. „In der Kunſt“ — ſagte er — „iſt mir nicht leicht ein erfreulicheres Talent vorgekommen, als das von Neureuther. Es beſchränkt ſich ſelten ein Künſtler auf das, was er vermag, die meiſten wollen mehr thun, als ſie können, und gehen gar zu gern über den Kreis hinaus, den die Natur ihrem Talente geſetzt hat. Von Neureuther jedoch läßt ſich

ſagen, daß er über ſeinem Talente ſtehe. Die Gegenſtände aus allen Reichen der Natur ſind ihm geläufig, er zeichnet ebenſowohl Gründe, Felſen und Bäume wie Thiere und Menſchen; Erfindung, Kunſt und Geſchmack beſitzt er im hohen Grade, und indem er eine ſolche Fülle in leichten Randzeichnungen gewiſſermaßen vergeudet, ſcheint er mit ſeinen Fähigkeiten zu ſpielen, und es geht auf den Beſchauer das Behagen über, welches die bequeme freie Spende eines reichen Vermögens immer zu begleiten pflegt.

In Randzeichnungen hat es auch niemand zu der Höhe gebracht wie er, und ſelbſt das große Talent von Albrecht Dürer war ihm darin weniger ein Muſter als eine Anregung.

Ich werde," fuhr Goethe fort, „ein Exemplar dieſer Zeichnungen von Neureuther an Herrn Carlyle nach Schottland ſenden, und hoffe, jenem Freunde damit kein unwillkommenes Geſchenk zu machen."

1368.

1831, um Mitte April.

Mit Johann Jakob Schmied.

Von Gotha ging es folgenden Tages über Erfurt, wo die größte Glocke in ganz Deutſchland zu ſehen iſt, nach Weimar. Nun muß ich lachen über meine ans Freche grenzende Kühnheit. Dem ausgeſprochenen Grundſatze zufolge mußte ich bei Goethe anfragen laſſen. Ich

that es nur aus Grundsätzlichkeit und hätte Tausende gegen Eins gewettet, daß man mich zurückwiese. Daher war ich wirklich wie aus den Wolken gefallen, als der Bediente mir die Antwort brachte: Se. Excellenz, der Herr Staatsrath von Goethe, läßt sich Ihnen empfehlen, und Sie möchten gleich zu ihm kommen. Man spricht in ganz Deutschland von der Unzugänglichkeit Goethe's, und ich bengelhafter Candidat, der nicht würdig ist, ihm seine poetischen Schuhriemen aufzulösen, ich sollte so hoch begnadigt werden. Zum Glück hatte ich, wie Du [Schwester Anna] weißt, schon mehrere wichtige Besuche bei hohen Personen gemacht; ohne diesen Umstand hätte ich es kaum wagen dürfen, die unvermuthete Einladung anzunehmen. Ich hatte freilich immer im Plan Goethe zu besuchen, aber je näher ich nach Weimar kam, desto stärker schlug mir das Herz vor dem kühnen Wagniß. Endlich löste sich meine Bestürzung in Jubel auf, ich stellte mich in Wix, Chemise, Schuh, seidene Strümpfe (wozu freilich meine Reisemütze schlecht paßte), und so ausstaffirt begab ich mich nach seinem Hause. Beim Eintritt in dasselbe stellten sich einige Statuen in Lebensgröße meinem Blicke entgegen: Alles in altem griechischen Geschmacke. Der erste Lakai meldete mich beim zweiten, und nachdem ich einige Secunden in einem antik gezierten Vorsaal verweilte und mich über den Mißton, in welchem die Lakaien zum übrigen stimmten, ärgern wollte, — hieß es: Ich möchte eintreten. — Hin waren alle wohl-

ausgedachten Phrasen — hin mein einstudirter Gruß — hin mein Kopf! An diesem allen ist seine Stirne Schuld. Vor dieser kann nichts pariren, was nicht aus dem lebendigen Quell des Busens hervorströmt, — und jede Maske fällt. — So stand ich da, wie mich Gott erschaffen hat — aber in einem so exaltirten Zustande, verbunden mit einer gewissen Geistesgegenwart, die ich gar nicht hinter mir gesucht hätte. Zuerst (eben als ich alles verloren hatte) fand ich nicht gleich Worte, und es mag so etwa vier Pulsschläge gedauert haben, bis der geöffnete Mund zum Sprechen kam. Da ging es aber frisch und lebhaft, und das Herz rächte sich auf die schönste Art an meinem Verstande, den ich vorher allein um sein Gutachten in Beziehung auf die Anrede an Goethe gefragt hatte. Ich weiß recht gut, daß ich keine Dummheiten sagte und auch gar nicht mehr verlegen schien; Goethe selbst mag meinen ganzen Zustand bemerkt haben, und erwiederte mir mit attischer Urbanität. Nun hatte für mich die große Stunde geschlagen, in welcher es mir vergönnt war, vor dem größten Herren zweier Jahrhunderte zu stehen, und von Angesicht zu Angesicht den Mann zu sehen, der als Stern erster Größe der Menschheit voranleuchtet und ihr den Pfad zu ihrer Bestimmung erhellt, und wahrlich! knüpfen sich nicht an den Namen Goethe alle die Ideen, zu deren Entwickelung und Realisirung der Mensch geboren ist? giebt es ein Gefühl, das er nicht fühlte, ein Gut, das er nicht suchte, eine Lebenswahrheit,

die nicht vor sein Bewußtsein trat und sein Eigenthum wurde? Und ist nicht er es, aus welchem Tausende von edlen Menschen die Befriedigung ihrer höchsten Bedürfnisse schöpfen? Diesen Mann zu sehen, über Gegenstände ewigen Interesses mit ihm zu sprechen, und ihn mehr als eine halbe Stunde eigen zu besitzen, gewürdigt werden, in freiem, wenn auch bescheidenem, Urtheile über ihn sich gegen ihn selbst äußern zu dürfen und mit Liebe behandelt zu werden, das, meine Theure, ist ein Glück, welches unter Millionen von den Mitlebenden kaum Einem vom Vater gegeben ist, und dieser eine Glückliche bin ich. Und nun, meine Theilnehmende, nun mache ich Dich noch, damit Du ungefähr wissest, wie wichtig unser Thema war, mit einem Punkte bekannt, den ich seit meinem Besuche bei Goethe gegen gar niemand äußerte, indem man mir ununtersucht den Vorwurf der Eitelkeit machen würde. Denke Dir, wie ernst bei aller Heiterkeit Goethe und ich gestimmt waren. Als ich mit aller Wärme von dem Eindruck sprach, welchen sein ‚Faust' auf mich machte und immer noch macht, da traten ihm, dem greisen Goethe, helle Thränen in sein offenes, schönes Auge, und seine Stimme zeugte von seiner Rührung. Auch mich überwältigte mein Gefühl und mein Gemüth feierte, als er wieder die Rede ergriff. Dieß ist der dritte Sohn Gottes, der in mein Gemüth herabstieg; der erste war — o den vergeß ich nicht —! der Augenblick der Confirmation, der zweite — der Augenblick,

als ich das Gebet vor meiner ersten Predigt begann, und der dritte — jene Minute auf eine solche Weise Goethe gegenüber. Beim Abschied ergriff er meine Hand, drückte sie mit den beiden seinigen und sprach: „Leben Sie wohl, geleitet von Gott und Ihrem Genius des Guten. Fügt es sich, daß Sie bei meinem Leben noch einmal nach Weimar kommen, so besuchen Sie mich, ohne sich vorher anmelden zu lassen.“ Eine solche Auszeichnung war nun noch die Krone des Ganzen und, ebenso stolz als demüthig, begab ich mich zu meiner Reisegesellschaft, die aus lauter gemeinen Menschen bestund. O wollte Gott, daß ich nur noch ein einziges Mal seine Stirne sehen könnte und mein Geist sich weidete am Anblicke seines herrlichen Geistes!

1369.

1831, 29. April.

Mit v. Müller, Christian Wilhelm Schweitzer und Großherzog Karl Friedrich.

Bei Goethe traf ich Schweitzer; später kam der Großherzog. Goethe war ausnehmend munter und anmuthig in seinen Gesprächen; er verglich Franz Tettau*) mit dem Hofnarrengeschlecht, dessen Eigenschaften vorzüglich im groben bon sens und furchtloser Aufrichtigkeit bestänben. Ferner erzählte er von den Frankfurter

*) Er lebte im v. Egloffsteinischen Hause, war ein halb blödsinniger Mensch, der zu allerlei Dienstleistungen verwandt wurde

Meßanſtalten, und wie er in ſeiner Jugend noch einen Kopf von den drei im 17. Jahrhundert hier gerichteten Rebellen gegen die Stadt oben am Brückenthurm nach Sachſenhauſen zu aufgeſteckt geſehen. Nur wer ehemals als Page, fuhr er fort, hinter dem Stuhle geſtanden, wiſſe den Sitz an der Hoftafel recht zu ſchätzen. So auch ſtrebten die in Städten vom Magiſtrat erſt recht unter der Schere Gehaltenen am meiſten nach Magiſtratsſtellen für ſich ſelbſt. Als der Großherzog ſehr bewegt und enthuſiaſtiſch über die Frau v. Beaulieu ſprach, ſagte Goethe, ſie habe bei männlicher, ritterlicher Kraft, weibliche Anmuth zu bewahren gewußt.

1370.

1831, 2. Mai.

Mit Eckermann.

Goethe erfreute mich mit der Nachricht, daß es ihm in dieſen Tagen gelungen, den bisher fehlenden Anfang des fünften Actes von „Fauſt“ ſo gut wie fertig zu machen.

„Die Intention auch dieſer Scenen,“ ſagte er, „iſt über dreißig Jahre alt; ſie war von ſolcher Bedeutung, daß ich daran das Intereſſe nicht verloren, allein ſo ſchwer auszuführen, daß ich mich davor fürchtete. Ich bin nun durch manche Künſte wieder in Zug gekommen, und wenn das Glück gut iſt, ſo ſchreibe ich jetzt den vierten Act hintereinander weg.“

Kaum hatte er geendigt, als ihm Wilhelm zurief: wer du auch seyst, der du als ein hülfreicher Schutzgeist mit einer segnenden und belebenden Stimme zu uns kommst, nimm meine Verehrung und meinen Dank, fühle, daß wir alle dich bewundern, und vertrau uns, wenn du etwas bedarfst.

Der Alte schwieg, ließ erst seine Finger über die Saiten schleichen, dann griff er sie stärker an, und sang:

Was hör' ich draußen vor dem Thor?
Was auf der Brücke schallen?
Laßt den Gesang zu unserm Ohr
Im Saale wiederhallen!
Der König sprach's, der Page lief,
Der Knabe kam, der König rief:
Bring ihn herein den Alten.

Gegrüßet seyd ihr hohe Herren,
Gegrüßt ihr schöne Damen!
Welch reicher Himmel! Stern bey Stern!
Wer kennet ihre Namen?

Goethe erwähnte darauf eines bekannten Schriftstellers. „Es ist ein Talent," sagte er, „dem der Parteihaß als Alliance dient und das ohne ihn keine Wirkung gethan haben würde. Man findet häufige Proben in der Literatur, wo der Haß das Genie ersetzt, und wo geringe Talente bedeutend erscheinen, indem sie als Organ einer Partei auftreten. So auch findet man im Leben eine Masse von Personen, die nicht Charakter genug haben, um allein zu stehen: diese werfen sich gleichfalls an eine Partei, wodurch sie sich gestärkt fühlen und nun eine Figur machen.

Béranger dagegen ist ein Talent, das sich selber genug ist. Er hat daher auch nie einer Partei gedient. Er empfindet zu viele Satisfaction in seinem Innern, als daß ihm die Welt etwas geben oder nehmen könnte."

1371.

1831, 15. Mai und vorher.

Mit Eckermann.

Mit Goethe in seiner Arbeitsstube allein zu Tische. Nach manchen heitern Unterhaltungen brachte er zuletzt das Gespräch auf seine persönlichen Angelegenheiten, indem er aufstand und von seinem Pulte ein beschriebenes Papier nahm.

„Wenn einer wie ich über die achtzig hinaus ist," sagte er, „hat er kaum noch ein Recht zu leben; er muß jeden Tag darauf gefaßt sein, abgerufen zu werden,

und daran denken, sein Haus zu bestellen. Ich habe, wie ich Ihnen schon neulich eröffnete, Sie in meinem Testament zum Herausgeber meines literarischen Nachlasses ernannt und habe diesen Morgen, als eine Art von Contract, eine kleine Schrift aufgesetzt, die Sie mit mir unterzeichnen sollen."

Mit diesen Worten legte Goethe mir den Aufsatz vor, worin ich die nach seinem Tode herauszugebenden theils vollendeten, theils noch nicht vollendeten Schriften namentlich aufgeführt und überhaupt die nähern Bestimmungen und Bedingungen ausgesprochen fand. Ich war im Wesentlichen einverstanden, und wir unterzeichneten darauf beiderseitig.

Das benannte Material, mit dessen Redaction ich mich bisher schon von Zeit zu Zeit beschäftigt hatte, schätzte ich zu etwa funfzehn Bänden; wir besprachen darauf einzelne noch nicht ganz entschiedene Punkte.

„Es könnte der Fall eintreten," sagte Goethe, „daß der Verleger über eine gewisse Bogenzahl hinauszugehen Bedenken trüge, und daß demnach von dem mittheilbaren Material verschiedenes zurückbleiben müßte. In diesem Fall könnten Sie etwa den polemischen Theil der ‚Farbenlehre' weglassen. Meine eigentliche Lehre ist in dem theoretischen Theile enthalten, und da nun auch schon der historische vielfach polemischer Art ist, sodaß die Hauptirrthümer der Newton'schen Lehre darin zur Sprache kommen, so wäre des Polemischen damit fast genug. Ich desavouire meine etwas scharfe Zer-

gliederung der Newton'schen Sätze zwar keineswegs, sie war zu ihrer Zeit nothwendig und wird auch in der Folge ihren Werth behalten, allein im Grunde ist alles polemische Wirken gegen meine eigentliche Natur, und ich habe daran wenig Freude."

Ein zweiter Punkt, der von uns näher besprochen wurde, waren die Maximen und Reflexionen, die am Ende des zweiten und dritten Theils der ‚Wanderjahre' abgedruckt stehen.

Bei der begonnenen Umarbeitung und Vervollständigung dieses früher in Einem Bande erschienenen Romans hatte Goethe nämlich seinen Anschlag auf zwei Bände gemacht, wie auch in der Ankündigung der neuen Ausgabe der sämmtlichen Werke gedruckt steht. Im Fortgange der Arbeit jedoch wuchs ihm das Manuscript über die Erwartung, und da sein Schreiber etwas weitläufig geschrieben, so täuschte sich Goethe und glaubte, statt zu zwei Bänden zu dreien genug zu haben, und das Manuscript ging in drei Bänden an die Verlagshandlung ab. Als nun aber der Druck bis zu einem gewissen Punkte gediehen war, fand es sich, daß Goethe sich verrechnet hatte, und daß besonders die beiden letzten Bände zu klein ausfielen. Man bat um weiteres Manuscript, und da nun in dem Gang des Romans nichts mehr geändert, auch in dem Drange der Zeit keine neue Novelle mehr erfunden, geschrieben und eingeschalten werden konnte, so befand sich Goethe wirklich in einiger Verlegenheit.

Unter diesen Umständen ließ er mich rufen; er erzählte mir den Hergang und eröffnete mir zugleich, wie er sich zu helfen gedenke, indem er mir zwei starke Manuscriptbündel vorlegte, die er zu diesem Zweck hatte herbeiholen lassen.

„In diesen beiden Packeten," sagte er, „werden Sie verschiedene bisher ungedruckte Schriften finden, Einzelheiten, vollendete und unvollendete Sachen, Aussprüche über Naturforschung, Kunst, Literatur und Leben, alles durcheinander. Wie wäre es nun, wenn Sie davon sechs bis acht gedruckte Bogen zusammenredigirten, um damit vorläufig die Lücken der ‚Wanderjahre' zu füllen? Genau genommen gehört es zwar nicht dahin, allein es läßt sich damit rechtfertigen, daß bei Makarien von einem Archiv gesprochen wird, worin sich dergleichen Einzelheiten befinden. Wir kommen dadurch für den Augenblick über eine große Verlegenheit hinaus und haben zugleich den Vortheil, durch dieses Vehikel eine Masse sehr bedeutender Dinge schicklich in die Welt zu bringen."

Ich billigte den Vorschlag und machte mich sogleich an die Arbeit und vollendete die Redaction solcher Einzelheiten in weniger Zeit. Goethe schien sehr zufrieden. Ich hatte das Ganze in zwei Hauptmassen zusammengestellt; wir gaben der einen den Titel ‚Aus Makariens Archiv', und der andern die Aufschrift ‚Im Sinne der Wanderer', und da Goethe gerade zu dieser Zeit zwei bedeutende Gedichte vollendet hatte, eins:

‚Auf Schiller's Schädel', und ein anderes: ‚Kein Wesen kann zu nichts zerfallen', so hatte er den Wunsch, auch diese Gedichte sogleich in die Welt zu bringen, und wir fügten sie also dem Schlusse der beiden Abtheilungen an.

Als nun aber die ‚Wanderjahre' erschienen, wußte niemand wie ihm geschah. Den Gang des Romans sah man durch eine Menge räthselhafter Sprüche unterbrochen, deren Lösung nur von Männern vom Fach, d. h. von Künstlern, Naturforschern und Literatoren, zu erwarten war, und die allen übrigen Lesern, zumal Leserinnen, sehr unbequem fallen mußten. Auch wurden die beiden Gedichte so wenig verstanden, als es geahnt werden konnte wie sie nur möchten an solche Stelle gekommen sein.

Goethe lachte dazu. „Es ist nun einmal geschehen," sagte er heute, „und es bleibt jetzt weiter nichts, als daß Sie bei Herausgabe meines Nachlasses diese einzelnen Sachen dahin stellen wohin sie gehören, damit sie bei einem abermaligen Abdruck meiner Werke schon an ihrem Orte vertheilt stehen, und die ‚Wanderjahre' sodann, ohne die Einzelheiten und die beiden Gedichte, in zwei Bände zusammenrücken mögen, wie anfänglich die Intention war.

Wir wurden einig, daß ich alle auf Kunst bezüglichen Aphorismen in einen Band über Kunstgegenstände, alle auf die Natur bezüglichen in einen Band über Natur-

wiſſenſchaften im allgemeinen, ſowie alles Ethiſche und Literariſche in einen gleichfalls paſſenden Band dereinſt zu vertheilen habe.

1372.

1831, 25. Mai.

Mit Eckermann.

Wir ſprachen über ‚Wallenſteins Lager'. Ich hatte nämlich häufig erwähnen hören, daß Goethe an dieſem Stücke theilgehabt, und daß beſonders die Kapuzinerpredigt von ihm herrühre. Ich fragte ihn deshalb heute bei Tiſch, und er gab mir folgende Antwort.

„Imgrunde," ſagte er, „iſt alles Schiller's eigene Arbeit; da wir jedoch in ſo einem Verhältniß miteinander lebten, und Schiller mir nicht allein den Plan mittheilte und mit mir durchſprach, ſondern auch die Ausführung, ſowie ſie täglich heranwuchs, communicirte und meine Bemerkungen hörte und nutzte, ſo mag ich auch wohl daran einigen Theil haben. Zu der Kapuzinerpredigt ſchickte ich ihm die Reden des Abraham a Sancta Clara, woraus er denn ſogleich jene Predigt mit großem Geiſt zuſammenſtellte.

„Daß einzelne Stellen von mir herrühren, erinnere ich mich kaum, außer jenen zwei Verſen:

Ein Hauptmann, den ein andrer erſtach,
Ließ mir ein Paar glückliche Würfel nach.

Denn da ich gerne motivirt wissen wollte, wie der Bauer zu den falschen Würfeln gekommen, so schrieb ich diese Verse eigenhändig in das Manuscript hinein. Schiller hatte daran nicht gedacht, sondern in seiner kühnen Art dem Bauer geradezu die Würfel gegeben, ohne viel zu fragen, wie er dazu gekommen. Ein sorgfältiges Motiviren war, wie ich schon gesagt, nicht seine Sache, woher denn auch die größere Theaterwirkung seiner Stücke kommen mag."

1373.

1831, 29. Mai.

Mit Eckermann.

Goethe erzählte mir von einem Knaben, der sich über einen begangenen kleinen Fehler nicht habe beruhigen können.

„Es war mir nicht lieb, dieses zu bemerken," sagte er; „denn es zeugt von einem zu zarten Gewissen, welches das eigene moralische Selbst so hoch schätzt, daß es ihm nichts verzeihen will. Ein solches Gewissen macht hypochondrische Menschen, wenn es nicht durch eine große Thätigkeit balancirt wird."

Man hatte mir in diesen Tagen ein Nest junger Grasemücken gebracht, nebst einem der Alten, den man in Leimruthen gefangen. Nun hatte ich zu bewundern, wie der Vogel nicht allein im Zimmer fortfuhr seine Jungen zu füttern, sondern wie er sogar, aus dem

Fenſter freigelaſſen, wieder zu den Jungen zurückkehrte. Eine ſolche, Gefahr und Gefangenſchaft überwindende elterliche Liebe rührte mich innig, und ich äußerte mein Erſtaunen darüber heute gegen Goethe. „Närriſcher Menſch!“ antwortete er mir lächelnd bedeutungsvoll, „wenn Ihr an Gott glaubtet, ſo würdet Ihr Euch nicht verwundern:

Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in Sich, Sich in Natur zu hegen,
Sodaß, was in Ihm lebt und webt und iſt,
Nie Seine Kraft, nie Seinen Geiſt vermißt.

Beſeelte Gott den Vogel nicht mit dieſem allmächtigen Trieb gegen ſeine Jungen, und ginge das Gleiche nicht durch alles Lebendige der ganzen Natur, die Welt würde nicht beſtehen können! So aber iſt die göttliche Kraft überall verbreitet und die ewige Liebe überall wirkſam.“

Eine ähnliche Äußerung that Goethe vor einiger Zeit, als ihm von einem jungen Bildhauer das Modell von Myron's Kuh mit dem ſäugenden Kalbe geſendet wurde. „Hier,“ ſagte er, „haben wir einen Gegenſtand der höchſten Art: das die Welt erhaltende, durch die ganze Natur gehende ernährende Princip iſt uns hier in einem ſchönen Gleichniß vor Augen. Dieſes und ähnliche Bilder nenne ich die wahren Symbole der Allgegenwart Gottes.“

1374.

1831, Mai (?) und früher.

Mit v. Holtei.

a.

In Weimar wurde natürlich wieder Halt gemacht. Ich konnte mir's nicht verſagen, Goethe nach dem Tode ſeines Sohnes zu ſehen. Er hatte unterdeſſen eine Todeskrankheit durchgemacht und, von dieſer erſtanden, an eine Freundin, die mir dies mittheilte, geſchrieben: „Nach großem Verluſt und drohender Lebensgefahr hab' ich mich wieder auf die Füße geſtellt.“ In dieſem Briefe ſprach er ſich ferner darüber aus, wie die Natur des Menſchen nach jeder großen Erſchütterung im Innern auf irgend eine Weiſe das Gleichgewicht wieder herzuſtellen ſuche; ſeine glücklich überſtandene Krankheit ſei die Folge davon geweſen, jetzt wolle er alſo alles thun, um nach gewohnter Art auf dem Wege des Wiſſens und der Kunſt fortzuſchreiten; dabei habe er auch die ſchwere Rolle des deutſchen Hausvaters wieder aufzunehmen, wenngleich, wie er dankbar erkenne, unter den günſtigſten äußeren Umſtänden.

Alle dieſe bedeutenden, männlich feſten Äußerungen paßten mir durchaus nicht zu den Warnungsſtimmen, die mir in Weimar zuflüſterten, ich möchte, wenn ich zu ihm käme, nur umgotteswillen nicht von Auguſt reden: das ſei ſtreng verpönt; er wolle den Tod und die Todten nicht erwähnen hören. Eine ſo feige Nach-

gieb igkeit wäre mir unmöglich gewesen, und, um es kurz zu machen, fing ich gleich nach meinem Eintritt gerade mit dem verbotenen Gespräche an. Er aber ging nicht darauf ein. Er versuchte von andern Dingen zu reden, und auch das gelang nicht. Ich empfand, daß ich jetzt, neben dem Vater sitzend, nur des Sohnes gedenken könne, und er zeigte deutlich genug, daß meine Gedanken ihm klar wären. Es kam keine Conversation zustande; nach zehn Minuten empfahl ich mich, und er entließ mich: „Auf Wiedersehn!“ Aber ich sah ihn nicht wieder. Wir wurden zur Tafel geladen, stellten uns ein und — Goethe speiste auf seinem Zimmer. Er wollte den Menschen vermeiden, der es nicht über sich gewinnen konnte, ihn zu schonen.

b.

August [v. Goethe] war voll Humor und ging auf alles ein, was dahin schlug, besaß ein seltenes Geschick, das Ergötzliche und Possirliche aufzufinden, wenn erst die Rinde um sein krankes Herz geschmolzen war. Er hat es mir gesagt, er hat es mir geschrieben, seine Nächsten haben es mir berichtet, und der gebeugte Vater hat es mir dann nach des Sohnes Tode bestätigt, daß im Umgange mit mir die finstern Dämonen, denen er unterlag, gewichen sind und daß er am frohsten war, wenn ich mich in Weimar befand, daß er in den Briefen an mich sein Innerstes aufschließen mochte . . . . . (Der Alte drückte sich [früher] gegen mich über jene

Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
Schließt Augen euch, hier iſt nicht Zeit
Sich ſtaunend zu ergötzen.

Der Sänger drückt die Augen ein,
Und ſchlug die vollen Töne,
Der Ritter ſchaute muthig drein,
Und in den Schoos die Schöne.
Der König, dem das Lied gefiel,
Ließ ihm, zum Lohne für ſein Spiel,
Eine goldne Kette holen.

Die goldne Kette gieb mir nicht,
Die Kette gieb den Rittern,
Vor deren kühnem Angeſicht
Der Feinde Lanzen ſplittern.
Gieb ſie dem Kanzler, den du haſt,
Und laß ihn noch die goldne Laſt
Zu andern Laſten tragen.

Ich ſinge, wie der Vogel ſingt,
Der in den Zweigen wohnet,
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Iſt Lohn, der reichlich lohnet;

Briefe, die er trotz ihrer faſt unglaublichen Tollheit und cyniſchen Raſerei ſämmtlich geleſen, mit den Worten aus: „Nun, Ihr evacuirt Euch denn gehörig!“)

c.

Ich habe zu deutliche Beweiſe, daß Auguſt kein Geheimniß vor dem Vater hatte. Der Alte ſelbſt deutete mir nach Auguſt's Tode durch vielfache Anſpielungen an, wie er von all' und jedem unterrichtet geweſen ſei, wovon ich gemeint, es wäre zwiſchen uns zweien, dem Verſtorbenen und mir, geblieben.

1375.

1831, 6. Juni.

Mit Eckermann.

Goethe zeigte mir heute den bisher noch fehlenden Anfang des fünften Actes von ‚Fauſt‘. Ich las bis zu der Stelle, wo die Hütte von Philemon und Baucis verbrannt iſt, und Fauſt in der Nacht, auf dem Balkon ſeines Palaſtes ſtehend, den Rauch riecht, den ein leiſer Wind ihm zuweht.

„Die Namen Philemon und Baucis,“ ſagte ich, „verſetzen mich an die phrygiſche Küſte und laſſen mich jenes berühmten alterthümlichen Paares gedenken, aber doch ſpielt unſere Scene in der neuern Zeit und in einer chriſtlichen Landſchaft.“

„„Mein Philemon und Baucis““ — ſagte Goethe —

„„hat mit jenem berühmten Paare des Alterthums und der ſich daran knüpfenden Sage nichts zu thun. Ich gab meinem Paare bloß jene Namen, um die Charaktere dadurch zu heben. Es ſind ähnliche Perſonen und ähnliche Verhältniſſe, und da wirken denn die ähnlichen Namen durchaus günſtig.““

Wir redeten ſodann über den Fauſt, den das Erbtheil ſeines Charakters, die Unzufriedenheit, auch im Alter nicht verlaſſen hat, und den bei allen Schätzen der Welt und in einem ſelbſtgeſchaffenen neuen Reiche ein paar Linden, eine Hütte und ein Glöckchen geniren, die nicht ſein ſind. Er iſt darin dem israelitiſchen König Ahab nicht unähnlich, der nichts zu beſitzen wähnte, wenn er nicht auch den Weinberg Naboth's hätte.

„„Der Fauſt, wie er im fünften Act erſcheint,““ ſagte Goethe ferner, „„ſoll nach meiner Intention gerade hundert Jahre alt ſein, und ich bin nicht gewiß, ob es nicht etwa gut wäre, dieſes irgendwo ausdrücklich zu bemerken.““

Wir ſprachen ſodann über den Schluß, und Goethe machte mich auf die Stelle aufmerkſam, wo es heißt:

Gerettet iſt das edle Glied
Der Geiſterwelt vom Böſen:
Wer immer ſtrebend ſich bemüht,
Den können wir erlöſen,
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben theilgenommen,
Begegnet ihm die ſelige Schaar
Mit herzlichem Willkommen.

„„In diesen Versen““ — sagte er — „„ist der Schlüssel zu Faust's Rettung enthalten: in Faust selber eine immer höhere und reinere Thätigkeit bis ans Ende, und von oben die ihm zu Hilfe kommende ewige Liebe. Es steht dieses mit unserer religiösen Vorstellung durchaus in Harmonie, nach welcher wir nicht bloß durch eigene Kraft selig werden, sondern durch die hinzukommende göttliche Gnade.

Übrigens werden Sie zugeben, daß der Schluß, wo es mit der geretteten Seele nach oben geht, sehr schwer zu machen war, und daß ich bei so übersinnlichen, kaum zu ahnenden Dingen mich sehr leicht im Vagen hätte verlieren können, wenn ich nicht meinen poetischen Intentionen durch die scharf umrissenen christlich-kirchlichen Figuren und Vorstellungen eine wohlthätig beschränkende Form und Festigkeit gegeben hätte.““

1376.

1831, 20. Juni.

Mit Eckermann.

Diesen Nachmittag ein halbes Stündchen bei Goethe, den ich noch bei Tische fand.

Wir verhandelten über einige Gegenstände der Naturwissenschaft, besonders über die Unvollkommenheit und Unzulänglichkeit der Sprache, wodurch Irrthümer und falsche Anschauungen verbreitet würden, die später so leicht nicht wieder zu überwinden wären.

„Die Sache iſt ganz einfach dieſe," ſagte Goethe: „Alle Sprachen ſind aus naheliegenden menſchlichen Bedürfniſſen, menſchlichen Beſchäftigungen und allgemein menſchlichen Empfindungen und Anſchauungen entſtanden. Wenn nun ein höherer Menſch über das geheime Wirken und Walten der Natur eine Ahnung und Einſicht gewinnt, ſo reicht ſeine ihm überlieferte Sprache nicht hin, um ein ſolches von menſchlichen Dingen durchaus Fernliegendes auszudrücken. Es müßte ihm die Sprache der Geiſter zu Gebote ſtehen, um ſeinen eigenthümlichen Wahrnehmungen zu genügen. Da dieſes aber nicht iſt, ſo muß er bei ſeiner Anſchauung ungewöhnlicher Naturverhältniſſe ſtets nach menſchlichen Ausdrücken greifen, wobei er denn faſt überall zu kurz kommt, ſeinen Gegenſtand herabzieht oder wohl gar verletzt und vernichtet."

„„Wenn Sie das ſagen,"" erwiderte ich, „„der Sie doch Ihren Gegenſtänden jedesmal ſehr ſcharf auf den Leib gehen und, als Feind aller Phraſe, für Ihre höhern Wahrnehmungen ſtets den bezeichnendſten Ausdruck zu finden wiſſen, ſo will das etwas heißen. Ich dächte aber, wir Deutſchen könnten überhaupt noch allenfalls zufrieden ſein: unſere Sprache iſt ſo außerordentlich reich, ausgebildet und fortbildungsfähig, daß, wenn wir auch mitunter zu einem Tropus unſere Zuflucht nehmen müſſen, wir doch ziemlich nahe an das eigentlich Auszuſprechende herankommen. Die Franzoſen aber ſtehen gegen uns ſehr im Nachtheil; bei ihnen

wird der Ausdruck eines angeſchauten höhern Naturverhältniſſes durch einen gewöhnlich aus der Technik hergenommenen Tropus ſogleich materiell und gemein, ſodaß er der höhern Anſchauung keineswegs mehr genügt.""

„Wie ſehr Sie recht haben," fiel Goethe ein, „iſt mir noch neulich bei dem Streite zwiſchen Cuvier und Geoffroy de Saint-Hilaire vorgekommen. Geoffroy de Saint-Hilaire iſt ein Menſch, der wirklich in das geiſtige Walten und Schaffen der Natur eine hohe Einſicht hat; allein ſeine franzöſiſche Sprache, inſofern er ſich herkömmlicher Ausdrücke zu bedienen gezwungen iſt, läßt ihn durchaus imſtiche. Und zwar nicht bloß bei geheimnißvoll-geiſtigen, ſondern auch bei ganz ſichtbaren, rein körperlichen Gegenſtänden und Verhältniſſen. Will er die einzelnen Theile eines organiſchen Weſens ausdrücken, ſo hat er dafür kein anderes Wort als Materialien, wodurch denn z. B. die Knochen, welche als gleichartige Theile das organiſche Ganze eines Arms bilden, mit den Steinen, Balken und Brettern, woraus man ein Haus macht, auf eine Stufe des Ausdrucks kommen.

Ebenſo ungehörig," fuhr Goethe fort, „gebrauchen die Franzoſen, wenn ſie von Erzeugniſſen der Natur reden, den Ausdruck Compoſition. Ich kann aber wohl die einzelnen Theile einer ſtückweiſe gemachten Maſchine zuſammenſetzen und bei einem ſolchen Gegenſtande von Compoſition reden, aber nicht, wenn ich die einzelnen lebendig ſich bildenden und von einer gemein-

ſamen Seele durchdrungenen Theile eines organiſchen Ganzen im Sinne habe."

„„Es will mir ſogar ſcheinen,"" verſetzte ich, „„als ob der Ausdruck Compoſition auch bei echten Erzeugniſſen der Kunſt und Poeſie ungehörig und herabwürdigend wäre.""

„Es iſt ein ganz niederträchtiges Wort," erwiderte Goethe, „das wir den Franzoſen zu danken haben, und das wir ſo bald wie möglich wieder los zu werden ſuchen ſollten. Wie kann man ſagen: Mozart habe ſeinen ‚Don Juan' componirt! Compoſition — als ob es ein Stück Kuchen oder Biscuit wäre, das man aus Eiern, Mehl und Zucker zuſammenrührt! Eine geiſtige Schöpfung iſt es, das Einzelne wie das Ganze aus einem Geiſte und Guß und von dem Hauche eines Lebens durchdrungen, wobei der Producirende keineswegs verſuchte und ſtückelte und nach Willkür verfuhr, ſondern wobei der dämoniſche Geiſt ſeines Genies ihn in der Gewalt hatte, ſodaß er ausführen mußte was jener gebot."

1377.

1831, 27. Juni.

Mit Soret.

Wir ſprachen über Victor Hugo. „Er iſt ein ſchönes Talent," ſagte Goethe, „aber ganz in der unſelig-romantiſchen Richtung ſeiner Zeit befangen, wodurch er

denn neben dem Schönen auch das Allerunerträglichſte und Häßlichſte darzuſtellen verführt wird. Ich habe in dieſen Tagen ſeine ‚Notre-Dame de Paris‘ geleſen und nicht geringe Geduld gebraucht, um die Qualen auszuſtehen, die dieſe Lectüre mir gemacht hat. Es iſt das abſcheulichſte Buch, das je geſchrieben worden! Auch wird man für die Folterqualen, die man auszuſtehen hat, nicht einmal durch die Freude entſchädigt, die man etwa an der dargeſtellten Wahrheit menſchlicher Natur und menſchlicher Charaktere empfinden könnte. Sein Buch iſt im Gegentheil ohne alle Natur und ohne alle Wahrheit! Seine vorgeführten ſogenannten handelnden Perſonen ſind keine Menſchen mit lebendigem Fleiſch und Blut, ſondern elende hölzerne Puppen, mit denen er umſpringt wie er Belieben hat, und die er allerlei Verzerrungen und Fratzen machen läßt, ſo wie er es für ſeine beabſichtigten Effekte eben braucht. Was iſt das aber für eine Zeit, die ein ſolches Buch nicht allein möglich macht und hervorruft, ſondern es ſogar ganz erträglich und ergötzlich findet!“

1378.

1831, Juni.

Mit Riemer.

„Die Thiere werden durch ihre Organe belehrt, ſagten die Alten; ich ſetze hinzu: die Menſchen gleichfalls, ſie haben jedoch den Vorzug, ihre Organe wieder zu belehren.“

1379.

1831, Juni oder Juli.

Mit Eckermann.

Den noch fehlenden vierten Act [von Faust, Zweiter Theil] vollendete Goethe darauf in den nächsten Wochen [nach dem 6. Juni], sodaß im August der ganze zweite Theil gesetzet und vollkommen fertig dalag. Dieses Ziel, wonach er so lange gestrebt, endlich erreicht zu haben, machte Goethe überaus glücklich. „Mein fernres Leben," sagte er, „kann ich nunmehr als ein reines Geschenk ansehen, und es ist jetzt im Grunde ganz einerlei, ob und was ich noch etwas thue."

1380.

1831, 2. Juli.

Mit Riemer.

„Wie in Stein ausgehauen und angestrichen kommt sie mir vor, die wirkliche Welt, gegen die Idee oder das Ideal, das sich Phantasie und Einbildungskraft von ihr macht. Es hat etwas schreckhaft Überraschendes, wenn man die Gegenstände so körperlich und massiv vor sich sieht, die in der Idee zwar Form und Gestalt, aber nichts Massives und Impenetrables zeigen."

Diese Bemerkung theilte ich Goethen eines Abends mit, und er gab mir völlig recht, vermehrte und bestätigte noch mein Aperçu durch seine eigne Erfahrung und Bewußtsein. Wir kamen darauf noch auf die Idealisten und tauschten unsre Bemerkungen gegenseitig aus.

1381.

1831, 15. Juli.

Mit Soret.

Einen Augenblick bei Goethe, dem ich meine gestrige Commission des Königs [von Württemberg, der Goethen für das Vergnügen danken ließ, das ihm der Besuch bei Goethe gemacht] ausrichtete. Ich fand ihn beschäftigt mit Studien in Bezug auf die Spiraltendenz der Pflanze, von welcher neuen Entdeckung er der Meinung ist, daß sie sehr weit führen und auf die Wissenschaft großen Einfluß ausüben werde. „Es geht doch nichts über die Freude," fügte er hinzu, „die uns das Studium der Natur gewährt. Ihre Geheimnisse sind von einer unergründlichen Tiefe, aber es ist uns Menschen erlaubt und gegeben, immer weitere Blicke hineinzuthun. Und gerade daß sie am Ende doch unergründlich bleibt, hat für uns einen ewigen Reiz, immer wieder zu ihr heranzugehen und immer wieder neue Einblicke und neue Entdeckungen zu versuchen."

1382.

1831, 20. Juli und früher.

Mit Soret.

Nach Tisch ein halbes Stündchen bei Goethe, den ich sehr heiterer, milder Stimmung fand. Wir sprachen über allerlei Dinge, zuletzt auch über Karlsbad, und er scherzte über die mancherlei Herzensabenteuer, die

er daſelbſt erlebt. „Eine kleine Liebſchaft,“ ſagte er, „iſt das einzige, was uns einen Badeaufenthalt erträglich machen kann; ſonſt ſtirbt man vor Langeweile. Auch war ich faſt jedesmal ſo glücklich, dort irgend eine kleine Wahlverwandtſchaft zu finden, die mir während der wenigen Wochen einige Unterhaltung gab. Beſonders erinnere ich mich eines Falles, der mir noch jetzt Vergnügen macht.

„Ich beſuchte nämlich eines Tages Frau v. der Recke. Nachdem wir uns eine Weile nicht ſonderlich unterhalten und ich wieder Abſchied genommen hatte, begegnete mir im Hinausgehen eine Dame mit zwei ſehr hübſchen jungen Mädchen. ‚Wer war der Herr, der ſoeben von Ihnen ging?‘ fragte die Dame. ‚Es war Goethe,‘ antwortete Frau v. der Recke. ‚O wie leid thut es mir,‘ erwiderte die Dame, ‚daß er nicht geblieben iſt, und daß ich nicht das Glück gehabt habe, ſeine Bekanntſchaft zu machen!‘ — ‚O daran haben Sie durchaus nichts verloren, meine Liebe,‘ ſagte die Recke. ‚Er iſt ſehr langweilig unter Damen, es ſei denn daß ſie hübſch genug wären, ihm einiges Intereſſe einzuflößen. Frauen unſers Alters dürfen nicht daran denken, ihn beredt und liebenswürdig zu machen.‘

Als die beiden Mädchen mit ihrer Mutter nach Hauſe gingen, gedachten ſie der Worte der Frau v. der Recke. ‚Wir ſind jung, wir ſind hübſch,‘ ſagten ſie, ‚laßt doch ſehen, ob es uns nicht gelingt, jenen berühmten Wilden einzufangen und zu zähmen!‘ Am

Doch darf ich bitten, bitt' ich eins,
Laßt einen Trunk des beſten Weins
In reinem Glaſe bringen.

Er ſetzt es an, er trank es aus.
O Trank der ſüßen Labe!
O! dreymal hochbeglücktes Haus
Wo das iſt kleine Gabe!
Ergeht's euch wohl, ſo denkt an mich,
Und danket Gott, ſo warm als ich
Für dieſen Trunk euch danke.

Da der Sänger nach geendigtem Liede ein Glas Wein, das für ihn eingeſchenkt da ſtand, ergriff, und es mit freundlicher Miene, ſich gegen ſeine Wohlthäter wendend, austrank, entſtand eine allgemeine Freude in der Verſammlung. Man klatſchte, und rief ihm zu, es möge dieſes Glas zu ſeiner Geſundheit, zur Stärkung ſeiner alten Glieder gereichen. Er ſang noch einige Romanzen, und erregte immer mehr Munterkeit in der Geſellſchaft.

andern Morgen auf der Promenade am Sprudel machten ſie mir im Vorübergehen wiederholt die graziöſeſten, lieblichſten Verbeugungen, worauf ich denn nicht unterlaſſen konnte, mich gelegentlich ihnen zu nähern und ſie anzureden. Sie waren charmant! Ich ſprach ſie wieder und wieder, ſie führten mich zu ihrer Mutter, und ſo war ich denn gefangen. Von nun an ſahen wir uns täglich, ja wir verlebten ganze Tage miteinander. Um unſer Verhältniß noch inniger zu machen, ereignete es ſich, daß der Verlobte der einen ankam, worauf ich mich denn um ſo ungetheilter an die andere ſchloß. Auch gegen die Mutter war ich, wie man ſich denken kann, ſehr liebenswürdig. Genug, wir waren alle miteinander überaus zufrieden, und ich verlebte mit dieſer Familie ſo glückliche Tage, daß ſie mir noch jetzt eine höchſt angenehme Erinnerung ſind. Die beiden Mädchen erzählten mir ſehr bald die Unterredung zwiſchen ihrer Mutter und Frau v. der Recke, und welche Verſchwörung ſie zu meiner Eroberung angezettelt und zu glücklicher Ausführung gebracht."

Hierbei fällt mir eine Anecdote anderer Art ein, die Goethe mir früher erzählte und die hier einen Platz finden mag.

„Ich ging," ſagte er mir, „mit einem guten Bekannten einſt in einem Schloßgarten gegen Abend ſpazieren, als wir unerwartet am Ende der Allee zwei andere Perſonen unſers Kreiſes bemerkten, die in ruhigen Geſprächen aneinander hingingen. Ich kann Ihnen

ſowenig den Herrn als die Dame nennen, aber es thut nichts zur Sache. Sie unterhielten ſich alſo und ſchienen an nichts zu denken, als mit einem Male ihre Köpfe ſich gegeneinander neigten und ſie ſich gegenſeitig einen herzhaften Kuß gaben. Sie ſchlugen darauf ihre erſte Richtung wieder ein und ſetzten ſehr ernſt ihre Unterhaltung fort, als ob nichts paſſirt wäre. Haben Sie es geſehen? rief mein Freund voll Erſtaunen; darf ich meinen Augen trauen? Ich habe es geſehen, erwiderte ich ganz ruhig — aber ich glaube es nicht!"

1383.

1831, 2. Auguſt.

Mit Secret.

Wir ſprachen über die Metamorphoſe der Pflanze, und namentlich über Decandolle's Lehre von der Symmetrie, die Goethe für eine bloße Illuſion hält.

„Die Natur," fügte er hinzu, „ergiebt ſich nicht einem jeden, ſie erweiſt ſich vielmehr gegen viele wie ein neckiſches junges Mädchen, das uns durch tauſend Reize anlockt, aber in dem Augenblicke, wo wir es zu faſſen und zu beſitzen glauben, unſern Armen entſchlüpft."

1384.

1831, Auguſt (?).

Mit C. Genaſt.

Ich bekam einen Antrag aus Paris auf Gaſtrollen in der deutſchen Oper, und da ich nur in Rollen wie

Kaspar, Lyziart, Pizarro beschäftigt sein sollte, wo ein Schnurrbart ganz am Platze war, ließ ich mir einen solchen wachsen. Ehe ich diese Reise antreten sollte, kam der Maler Schmeller im Auftrag Goethes zu mir, um mich noch vor meiner Abreise für sein Album zu zeichnen. „Ich muß Ihnen aber bemerken," sagte Schmeller, „daß ich dem Herrn Geheimrath mitgetheilt habe, daß Sie jetzt einen Bart tragen, und wie Ihnen bekannt ist, mag er das bei Schauspielern nicht leiden." Ich erwiderte, daß ich die hohe Ehre, in Goethes Album aufgenommen zu werden, sehr anerkenne, aber den Bart ließe ich mir vor der Pariser Reise nicht abschneiden; nach dieser stände ich nach Wunsch zu Diensten. Die Verhandlungen wegen des Bartes gingen einige Tage hin und her, bis ich mich entschloß, selbst mit Goethe darüber zu sprechen und ihm meine Gründe dafür in aller Unterthänigkeit darzulegen. — Als ich bei ihm eintrat, musterte er mich vom Kopf bis zu den Füßen, und ich fragte: „Nun, wie gefalle ich Ew. Excellenz im Schnurrbart?" — „Ja, ich finde, daß er Dir nicht übel steht," erwiderte er; „na! so mag er denn meinetwegen mit abconterfeit werden."

1385.

1831, 27. August.

Mit Johann Christian Mohr und Goethes Enkeln.

Am 26. August 1831 gegen Abend traf Goethe mit seinen beiden Enkeln und Bedienung im Gasthofe „Zum

Löwen' hier [in Ilmenau] ein. Der reinſte, von Wolken ungetrübte Himmel gewährte die trefflichſte Witterung. Er hatte mir ſeine Ankunft gleich melden und mich, ihn zu beſuchen, bitten laſſen, doch kam ich erſt ſpät Abend aus dem Kammerberger Steinkohlenbergwerk nach Hauſe, alſo beſuchte ich ihn am 27. Morgens, wo er ſchon ſeit früh 4 Uhr an ſeinem Tiſche beſchäftigt war. Seine Freude war, wie er ſagte, ſehr groß, die hieſige Gegend, welche er ſeit 30 Jahren nicht wieder beſucht hatte, da er doch ſonſt ſooft und ſoviel hier geweſen, wiederzuſehen; ſeine beiden Enkel ſeien ſchon in Begleitung des Kammerdieners in die Berge gegangen und würden bis Mittag ausbleiben. Nach mehreren Erkundigungen, ob nicht wieder etwas in geognoſtiſcher Beziehung Merkwürdiges vorgekommen ſei, fragte er dann: ob man wohl bequem zu Wagen auf den Gickelhahn fahren könne; er wünſche das auf dem Gickelhahn befindliche, ihm von früherer Zeit her ſehr merkwürdige Jagdhäuschen zu ſehen, und daß ich ihn auf dieſer Fahrt begleiten möge. Alſo fuhren wir beim heiterſten Wetter auf der Waldſtraße über Gabelbach. Unterwegs ergötzte ihn der beim Chauſſeebau tief ausgehauene Melaphyrfels ſowohl wegen ſeines merkwürdigen Vorkommens mitten im Feldſteinporphyr, als wegen des ſchönen Anblicks von der Straße aus. Weiterhin ſetzten ihn die, nach Anordnung des Oberforſtraths König in den großherzoglichen Waldungen angelegten Alleen und geebneten Wege in ein freudiges Erſtaunen, indem er ſie mit den

früher äußerſt ſchlechten, ihm ſehr wohl bekannten Fahrſtraßen auf den Wald verglich.

Ganz bequem waren wir ſo bis auf den höchſten Punkt des Gickelhahns gelangt, als er ausſtieg, ſich erſt an der koſtbaren Ausſicht auf dem Rondel ergötzte, dann über die herrliche Waldung freute und dabei ausrief: „Ach, hätte doch dieſes Schöne mein guter Großherzog Karl Auguſt noch einmal ſehen können!“ — Hierauf fragte er: „Das kleine Waldhaus muß hier in der Nähe ſein. Ich kann zu Fuß dahin gehen und die Chaiſe ſoll hier ſo lange warten, bis wir zurückkommen.“ Wirklich ſchritt er rüſtig durch die, auf der Kuppe des Berges ziemlich hoch ſtehenden, Heidelbeerſträucher hindurch bis zu dem wohlbekannten, zweiſtöckigen Jagdhauſe, welches aus Zimmerholz und Bretterbeſchlag beſteht. Eine ſteile Treppe führt in den obern Theil deſſelben; ich erbot mich ihn zu führen, er aber lehnte es mit jugendlicher Munterkeit ab, ob er gleich Tags darauf ſeinen zweiundachtzigſten Geburtstag feierte, mit den Worten: „Glauben Sie ja nicht, daß ich die Treppe nicht ſteigen könnte; das geht mit mir noch recht ſehr gut.“ Beim Eintritt in das obere Zimmer ſagte er: „Ich habe in früherer Zeit in dieſer Stube mit meinem Bedienten im Sommer acht Tage gewohnt und damals einen kleinen Vers hier an die Wand geſchrieben. Wohl möchte ich dieſen Vers nochmals ſehen, und wenn der Tag darunter bemerkt iſt, an welchem es geſchehen, ſo haben Sie die Güte mir ſolchen aufzuzeichnen.“ Sogleich

führte ich ihn an das südliche Fenster der Stube, an welchem links mit Bleistift geschrieben steht:

Über allen Gipfeln ist Ruh,
In allen Wipfeln spürest du
Kaum einen Hauch.
Die Vöglein im Walde:
Warte nur balde
Ruhest du auch.

7. 9. September 1783

Goethe.

Goethe überlas diese wenigen Verse, und Thränen flossen über seine Wangen. Ganz langsam zog er sein schneeweißes Taschentuch aus seinem dunkelbraunen Tuchrock, trocknete sich die Thränen und sprach in sanftem, wehmüthigem Ton: „Ja: warte nur, balde ruhest du auch!“ schwieg eine halbe Minute, sah nochmals durch das Fenster in den düstern Fichtenwald und wendete sich darauf zu mir mit den Worten: „Nun wollen wir wieder gehen!“

Ich bot ihm auf der steilen Treppe meine Hülfe an, doch erwiderte er: „Glauben Sie, daß ich diese Treppe nicht hinabsteigen könnte? Das geht noch sehr gut! Aber gehen Sie voraus, damit ich nicht hinunterfehlen kann.“ Wieder erwähnte er in dieser wehmüthigen Stimmung den Verlust seines „guten Großherzogs Karl August.“

Auf dem Rückwege nach der Aller, wo der Wagen wartete, fragte er, ob auf der Kuppe des Gickelhahns

auch das Vorkommen des verſchmolzenen Quarzes, wie auf der Hohen Tanne bei Stützerbach ſtattfinde, worauf ich erwiederte, daß derſelbe ſehr zerklüftete bleiche Quarzporphyr ebenſo wie dort auf jener Höhe vorkomme und ſolches faſt allen höchſten Punkten des nordweſtlichen Theiles des Thüringer Waldes eigenthümlich ſei. Er ſagte darauf: „Dies iſt eine ſonderbare und merkwürdige Erſcheinung und kann vielleicht künftig zu bedeutenderen Schlüſſen in der Geognoſie Veranlaſſung geben. Wir ſind überhaupt bloß da, um die Natur zu beobachten; erfinden können wir in derſelben nichts. Daher können auch die meteorologiſchen Beobachtungen, wenn ſolche unermüdet fortgeſetzt werden, gewiß noch zu bedeutenden Reſultaten führen.“ — Beim Wagen angelangt, ergötzte er ſich nochmals an der herrlichen Ausſicht und der köſtlichen Umgebung, deren Anblick bei ſo reinem Himmel ein beſonders günſtiger war, ſetzte ſich wieder in den Wagen und nöthigte mich, mich zu ihm zu ſetzen. So begleitete ich ihn wieder bis in den Gaſthof ‚Zum Löwen‘, auf welchem Wege mir noch manche köſtliche Belehrung in ſeiner Kraftſprache zutheil wurde.

Bei ſeiner Ankunft waren die beiden Enkel bereits aus dem Gebirge zurückgekehrt. Goethe unterhielt ſich mit ihnen über das, was ſie geſehen, und hatte eine innige Freude an ihren Antworten und bisweilen wirklich recht ſcharfſinnigen Bemerkungen.

Es war 2 Uhr, und ich mußte zur Tafel bei ihm bleiben, wo die Geſpräche fortgeſetzt und von den beiden

Enkeln die abenteuerlichen Wege durch die Fichtenwälder, da ſie bisweilen die ſteilſten Abhänge hinauf und hinunter gegangen waren, ſehr maleriſch geſchildert wurden. Der erhabene Apapa (ſo nannten ihn ſeine Enkel) hatte ſeine herzliche Freude darüber, wie ſeine freundlichen Geſichtszüge verriethen.

Nachmittags war der Geheime Rath und Oberjägermeiſter von Fritſch eingetroffen, da er in Weimar vernommen hatte, daß Goethe hierher gereiſt ſei, um ſeinen Geburtstag hier zu feiern, zu welchem Tage er ihn zur Tafel lud.

1386.

1831, 28. Auguſt.

Feier von Goethes Geburtstag in Ilmenau.

Am 28. Auguſt früh 5 Uhr wurde im Gaſthof Zum Löwen vor dem Zimmer, welches Goethe bewohnte, vom hieſigen Stadtmuſicus Werten mit einem Muſikcorps auf Blasinſtrumenten der Choral „Nun danket alle Gott“ angeſtimmt zu ſeiner großen Freude und Überraſchung. Nachdem noch einige Muſikſtücke vorgetragen waren, überreichten hieſige Jungfrauen ein Gedicht des Herrn Superintendenten Schmidt, Mittags vereinigte das Mahl bei dem Herrn Geheimen Rath v. Fritſch die hieſigen Geiſtlichen und Beamten zur gemeinſchaftlichen Feier. Auf Goethes Geſicht malte ſich die größte Heiterkeit, und die froheſte Laune hatte

ihn begleitet. Nach der Tafel bemerkte er das dem Forſthauſe gegenüber liegende alte Schlöſſchen und erinnerte ſich des darin noch wohnenden alten Freundes, des Kaufmanns Hetzer, welcher in gleichem Alter mit ihm war. Er ging alſo zu Fuß hinüber, um ihn zu beſuchen, bei welcher Gelegenheit er ſich mit großer Lebhaftigkeit der früheſten Jugendjahre mit ihm erinnerte, wie ſie ſich beide in Frankfurt a. M. kennen gelernt hatten.

Nachmittags wurde in Begleitung des Herrn Geheimen Rath v. Fritſch nach Elgersburg gefahren, um die herrliche Felſengruppe des Körnbaches zu ſehen. Eigenhändig ſchrieb er ſeinen Namen in das, in der Porzellanmaſſenmühle ausgelegte Stammbuch für Fremde und fuhr darauf wieder zurück nach Ilmenau. Abends ließ ich mit Janitſcharenmuſik die ganze Kammerberger Bergknappſchaft mit ihren Grubenlichtern aufziehen und ihm eine Abendmuſik vor dem Gaſthof ‚Zum Löwen‘ bringen, wobei die Bergknappen auch ‚den Bergmann und den Bauer‘ dramatiſch aufführten. Das erfreute ihn ganz beſonders, hauptſächlich wegen ſeiner beiden Enkel. Mit Vergnügen erinnerte er ſich des Stückes aus früherer Zeit, da er noch mit dem Geheimen Rath v. Voigt die Immediatcommiſſion des hieſigen Silber- und Kupferbergbaues bildete. Auch in ſeinem ‚Wilhelm Meiſter‘ iſt auf dieſes Bergmannsſpiel bezuggenommen.

1387.

1831, Ende Auguſt.

Mit Mahr.

Da er mir die Verſicherung gegeben hatte, mein Beſuch werde ihm angenehm ſein, ſooft es meine Geſchäfte erlaubten, auch könne ich mit dem Früheſten kommen, da er früh um 4 Uhr aufſtehe, ſo beſuchte ich ihn während ſeines ſechstägigen Aufenthalts jeden Morgen und fand ihn faſt jedesmal, auch um 5 Uhr, am Arbeitstiſch entweder mit der Bleifeder ſchreibend oder leſend. Als ich ihn am 29. Auguſt in gleicher Beſchäftigung antraf, bemerkte er, daß ihm ſein Freund v. Knebel aus Jena die Überſetzung eines älteren römiſchen Geſchichtsſchreibers zugeſchickt habe, aus welcher er ſehe, daß ſich die Geſinnungen der lebenden Menſchheit ſtets wiederholen; er habe gefunden, daß vor ſechshundert Jahren faſt derſelbe Geiſt unter dem Volke geherrſcht habe, wie jetzt — mit Beziehung auf die kurz vorher erfolgten revolutionären Bewegungen. Als ich mir darauf die Frage erlaubte, was er von dieſen Bewegungen halte, gab er mir die Frage zurück: „Iſt's dadurch beſſer geworden?“ Beſſer glaubte ich nicht, aber manches anders, worauf er erwiederte: „Durch Stolpern kommt man bisweilen weiter, man muß nur nicht fallen und liegen bleiben.“

Auch fragte mich Goethe: ob das kleine Haus auf dem Schwalbenſteine noch ſtände. Leider mußte ich ihm

Kannst du die Melodie, Alter, rief Philine, der Schäfer putzte sich zum Tanz?

O ja, versetzte er, wenn Sie das Lied singen und aufführen wollen, an mir soll es nicht fehlen.

Philine stand auf, und hielt sich fertig. Der Alte begann die Melodie, und sie sang ein Lied, das wir unsern Lesern nicht mittheilen können, weil sie es vielleicht abgeschmackt oder wohl gar unanständig finden könnten.

Inzwischen hatte die Gesellschaft, die immer heiterer geworden war, noch manche Flasche Wein ausgetrunken, und fing an sehr laut zu werden. Da aber unserm Freunde die bösen Folgen ihrer Last noch in frischen Andenken schwebten, suchte er abzubrechen, steckte dem Alten für seine Bemühung eine reichliche Belohnung in die Hand, die andern thaten auch etwas, man ließ ihn abtreten

bemerken, daß ſolches nicht mehr exiſtire, doch konnte ich ihm eine Zeichnung davon vorlegen. Er bemerkte darauf, daß ihm in dieſem kleinen Hauſe, in welchem er ſich ſonſt oft aufgehalten habe, die erſte Idee zur „Iphigenie auf Tauris“ gekommen ſei. Das kleine Jagdhaus ſtand am Hangeberg zwiſchen Ilmenau und Manebach und gewährte auf ſeinem hohen Felſen in der düſtern Fichtenwaldung die herrlichſte Ausſicht in das Manebacher Gebirgsthal.

Goethe verließ darauf Ilmenau mit der Verſicherung, im künftigen Jahre ſeinen Geburtstag womöglich wieder hier feiern zu wollen.

1388.

1831, 8. October.

Mit Friedrich und Clara Wieck.

Am Sonnabend [8. October] Mittag 12 Uhr hatten wir eine Audienz bei Goethe, wo Clara zweimal geſpielt. Was Goethe alles mit ihr geſprochen, wie er Clara aufgenommen, ihr ſelbſt ein Kiſſen aus dem Vorſaal geholt und auf den Stuhl untergelegt, ja, ſogar ſagte: „Clara's Spiel macht die Compoſition vergeſſen!“ alles dies ausführlich mündlich.

1389.

1831, 19. October.

Mit Riemer.

Ich bemerkte, daß Euripides in ſich vereinige, was die römiſchen Dichter und Proſaiſten des ſilbernen Zeitalters auszeichne, das Epigrammatiſche und Conciſe; wenn man das Conventionelle nicht zugebe, ſo könne man auch den Calderon nicht genießen. [Darauf Goethe:] „In der Poeſie einer jeden Nation iſt etwas Conventionelles, ſo auch bei Euripides. Zu ſeiner Zeit, die ſchon rhetoriſch war, wollte man nur das ſehen und hören. Es iſt nicht zu läugnen, daß die Art des Sophokles und Äſchylus etwas hat, was näher an die Natur geht."

1390.

1831, 1. December.

Mit Eckermann.

Ein Stündchen bei Goethe in allerlei Geſprächen. Dann kamen wir auch auf Soret.

„Ich habe," ſagte Goethe, „in dieſen Tagen ein ſehr hubſches Gedicht von ihm geleſen, und zwar eine Trilogie, deren beide erſten Theile einen heiter ländlichen, der letzte aber, unter dem Titel ‚Mitternacht', einen ſchauerlich-düſtern Charakter trägt. Dieſe ‚Mitternacht' iſt ihm ganz vorzüglich gelungen. Man athmet darin wirklich den Hauch der Nacht, faſt wie in den

Bildern von Rembrandt, in denen man auch die nächtliche Luft zu empfinden glaubt. Victor Hugo hat ähnliche Gegenstände behandelt, allein nicht mit solchem Glück. In den nächtlichen Darstellungen dieses unstreitig sehr großen Talents wird es nie wirklich Nacht, vielmehr bleiben die Gegenstände immer noch so deutlich und sichtbar, als ob es in der That noch Tag und die dargestellte Nacht bloß eine erlogene wäre. Soret hat den berühmten Victor Hugo in seiner ‚Mitternacht' ohne Frage übertroffen."

Ich freute mich dieses Lobes und nahm mir vor die gedachte Trilogie von Soret baldmöglichst zu lesen. „Wir besitzen in unserer Literatur sehr wenige Trilogien," bemerkte ich.

„Diese Form," erwiederte Goethe, „ist bei den Modernen überall selten. Es kommt darauf an, daß man einen Stoff finde, der sich naturgemäß in drei Partien behandeln lasse, sodaß in der ersten eine Art Exposition, in der zweiten eine Art Katastrophe, und in der dritten eine versöhnende Ausgleichung stattfinde. In meinen Gedichten vom Junggesellen und der Müllerin finden sich diese Erfordernisse beisammen, wiewohl ich damals, als ich sie schrieb, keineswegs daran dachte eine Trilogie zu machen. Auch mein ‚Paria' ist eine vollkommene Trilogie, und zwar habe ich diesen Cyclus sogleich mit Intention als Trilogie gedacht und behandelt. Meine sogenannte ‚Trilogie der Leidenschaft' dagegen ist ursprünglich nicht als Trilogie concipirt,

vielmehr erſt nach und nach und gewiſſermaßen zufällig zur Trilogie geworden. Zuerſt hatte ich, wie Sie wiſſen, bloß die ‚Elegie‘ als ſelbſtändiges Gedicht für ſich. Dann beſuchte mich die Szymanowska, die denſelbigen Sommer mit mir in Marienbad geweſen war und durch ihre reizenden Melodien einen Nachklang jener jugendlich-ſeligen Tage in mir erweckte. Die Strophen, die ich dieſer Freundin widmete, ſind daher auch ganz im Versmaaß und Ton jener ‚Elegie‘ gedichtet und fügen ſich dieſer wie von ſelbſt als verſöhnender Ausgang. Dann wollte Weygand eine neue Ausgabe meines ‚Werther‘ veranſtalten und bat mich um eine Vorrede, welches mir denn ein höchſt willkommener Anlaß war, mein Gedicht ‚An Werther‘ zu ſchreiben. Da ich aber immer noch einen Reſt jener Leidenſchaft im Herzen hatte, ſo geſtaltete ſich das Gedicht wie von ſelbſt als Introduction zu jener ‚Elegie‘. So kam es denn, daß alle drei jetzt beiſammenſtehenden Gedichte von demſelbigen liebesſchmerzlichen Gefühle durchdrungen worden und jene ‚Trilogie der Leidenſchaft‘ ſich bildete, ich wußte nicht wie.

Ich habe Soret gerathen, mehr Trilogien zu ſchreiben, und zwar ſoll er es auch machen, wie ich eben erzählt. Er ſoll ſich nicht die Mühe nehmen, zu irgend einer Trilogie einen eigenen Stoff zu ſuchen, vielmehr ſoll er aus dem reichen Vorrath ſeiner ungedruckten Poeſien irgend ein prägnantes Stück auswählen und gelegentlich eine Art Introduction und verſöhnenden

Abſchluß hinzudichten, doch ſo, daß zwiſchen jeder der drei Productionen eine fühlbare Lücke bleibe. Auf dieſe Weiſe kommt man weit leichter zum Ziele und erſpart ſich viel Denken, welches bekanntlich, wie Meyer ſagt, eine gar ſchwierige Sache iſt."

Wir ſprachen darauf über Victor Hugo, und daß ſeine zu große Fruchtbarkeit ſeinem Talente im hohen Grade nachtheilig.

„Wie ſoll einer nicht ſchlechter werden und das ſchönſte Talent zu Grunde richten," ſagte Goethe, „wenn er die Verwegenheit hat, in einem einzigen Jahre zwei Tragödien und einen Roman zu ſchreiben, und ferner, wenn er nur zu arbeiten ſcheint um ungeheuere Geldſummen zuſammenzuſchlagen. Ich ſchelte ihn keineswegs, daß er reich zu werden, auch nicht, daß er den Ruhm des Tages zu ernten bemüht iſt, allein wenn er lange in der Nachwelt zu leben gedenkt, ſo muß er anfangen weniger zu ſchreiben und mehr zu arbeiten."

Goethe ging darauf die ‚Marion de Lorme' durch und ſuchte mir deutlich zu machen, daß der Gegenſtand nur Stoff zu einem einzigen guten und zwar recht tragiſchen Act enthalten habe, daß aber der Autor durch Rückſichten ganz ſecundärer Art ſich habe verführen laſſen, ſeinen Gegenſtand auf fünf lange Acte übermäßig auszudehnen. „Hierbei" — fügte Goethe hinzu — „haben wir bloß den Vortheil gehabt, zu ſehen daß der Dichter auch in Darſtellung des Details bedeutend iſt, welches freilich auch nichts Geringes und allerdings etwas heißen will."

1391.

1831, 21. December.

Mit Eckermann.

Mit Goethe zu Tiſche. Wir ſprachen, woher es gekommen, daß ſeine „Farbenlehre“ ſich ſo wenig verbreitet habe. „Sie iſt ſehr ſchwer zu überliefern,“ ſagte er; „denn ſie will, wie Sie wiſſen, nicht bloß geleſen und ſtudirt, ſondern ſie will gethan ſein, und das hat ſeine Schwierigkeit. Die Geſetze der Poeſie und Malerei ſind gleichfalls bis auf einen gewiſſen Grad mitzutheilen, allein um ein guter Poet und Maler zu ſein, bedarf es Genie, das ſich nicht überliefern läßt. Ein einfaches Urphänomen aufzunehmen, es in ſeiner hohen Bedeutung zu erkennen und damit zu wirken, erfordert einen productiven Geiſt, der vieles zu überſehen vermag, und iſt eine ſeltene Gabe, die ſich nur bei ganz vorzüglichen Naturen findet.

Und auch damit iſt es noch nicht gethan; denn wie einer mit allen Regeln und allem Genie noch kein Maler iſt, ſondern wie eine unausgeſetzte Übung hinzukommen muß, ſo iſt es auch bei der Farbenlehre nicht genug, daß einer die vorzüglichſten Geſetze kenne und den geeigneten Geiſt habe, ſondern er muß ſich immerfort mit den einzelnen oft ſehr geheimnißvollen Phänomenen und ihrer Ableitung und Verknüpfung zu thun machen.

So wiſſen wir z. B. im allgemeinen recht gut,

daß die grüne Farbe durch eine Miſchung des Gelben und Blauen entſteht, allein bis einer ſagen kann, er begreife das Grün des Regenbogens, oder das Grün des Laubes, oder das Grün des Meerwaſſers, dieſes erfordert ein ſo allſeitiges Durchſchreiten des Farbenreiches und eine daraus entſpringende ſolche Höhe von Einſicht, zu welcher bis jetzt kaum jemand gelangt iſt."

Zum Nachtiſche betrachteten wir darauf einige Landſchaften von Pouſſin. „Diejenigen Stellen," ſagte Goethe bei dieſer Gelegenheit, „worauf der Maler das höchſte Licht fallen läßt, laſſen kein Detail in der Ausführung zu, weshalb denn Waſſer, Felsſtücke, nackter Erdboden und Gebäude für ſolche Träger des Hauptlichtes die günſtigſten Gegenſtände ſind; Dinge dagegen, die in der Zeichnung ein größeres Detail erfordern, kann der Künſtler nicht wohl an ſolchen Lichtſtellen gebrauchen.

Ein Landſchaftsmaler" — ſagte Goethe ferner — „muß viele Kenntniſſe haben. Es iſt nicht genug, daß er Perſpective, Architektur und die Anatomie des Menſchen und der Thiere verſtehe, ſondern er muß ſogar auch einige Einſichten in die Botanik und Mineralogie beſitzen: erſtere, damit er das Charakteriſtiſche der Bäume und Pflanzen, und letztere, damit er den Charakter der verſchiedenen Gebirgsarten gehörig auszudrücken verſtehe. Doch iſt deshalb nicht nöthig, daß er ein Mineralog vom Fache ſei, indem er es vorzüglich nur mit Kalk-, Thonſchiefer- und Sandſteingebirgen zu thun hat und er nur zu wiſſen braucht, in welchen Formen

es liegt, wie es ſich bei der Verwitterung ſpaltet, und welche Baumarten darauf gedeihen oder verkrüppeln."

Goethe zeigte mir ſodann einige Landſchaften von Hermann von Swaneveld, wobei er über die Kunſt und Perſönlichkeit dieſes vorzüglichen Menſchen verſchiedenes ausſprach.

„Man findet bei ihm," ſagte er, „die Kunſt als Neigung und die Neigung als Kunſt, wie bei keinem andern. Er beſitzt eine innige Liebe zur Natur und einen göttlichen Frieden, der ſich uns mittheilt, wenn wir ſeine Bilder betrachten. In den Niederlanden geboren, ſtudirte er in Rom unter Claude Lorrain, durch welchen Meiſter er ſich auf das vollkommenſte ausbildete und ſeine ſchöne Eigenthümlichkeit auf das freieſte entwickelte."

Wir ſchlugen darauf in einem Künſtlerlexikon nach, um zu ſehen was über Hermann von Swaneveld geſagt ward, wo man ihm denn vorwarf, daß er ſeinen Meiſter nicht erreicht habe. „Die Narren!" ſagte Goethe. „Swaneveld war ein anderer als Claude Lorrain, und dieſer kann nicht ſagen, daß er ein beſſerer geweſen. Wenn man aber weiter nichts vom Leben hätte, als was unſere Biographen und Lexikonſchreiber von uns ſagen, ſo wäre es ein ſchlechtes Metier und überall nicht der Mühe werth."

1392.

1831?

Mit Hauslehrer Rothe.

Lange Zeit waren beide Brüder [Walther und Wolfgang v. Goethe] im Hause unterrichtet worden. Ein Herr Rothe, der ihr Hofmeister gewesen war, hat mir [Meyer] erzählt, wie zerstreuend dabei das gesellige Leben und gelegentlich der Umstand gewirkt habe, daß sie zu den Gespielen des Erbgroßherzogs gehörten. Auch sei die Strenge der Arbeitsordnung gering gewesen. So hatte der Lehrer dem Großvater zu klagen, daß sie nicht zu rechter Zeit aufstehen; er erhielt die Weisung, sie zu überzeugen, wie unrichtig dies gehandelt sei. Als er erwiederte, das habe er schon in aller Weise versucht, aber vergebens: „So sagen Sie: der Großvater will es." — Nach einigen Tagen berichtet Rothe: auch das habe nichts geholfen. „Hm!" — und das Gespräch war zu Ende.

1393.

1831?

Mit H. Moltke und Putsch.

Ehe ich von Weimar wieder abreiste, versäumte ich natürlich nicht, meinem hohen Gönner Goethe meine Aufwartung zu machen. Ich ging diesmal nicht allein, sondern in Begleitung eines Freundes, des Sängers Putsch, der mich in Weimar besuchte und ein glühender

Verehrer Goethes war. Der Greis, huldvoll wie immer, ermahnte mich, nie zu vergeſſen, daß Beſcheidenheit die größte Zierde des Kunſtnovizen ſei. Ich ſtellte Goethe meinen Freund vor, dem das Glück, dem Hochgefeierten gegenüberzuſtehen, aus den Augen leuchtete. Putſch beſaß eine ſonore, ſympathetiſche Baßſtimme und bat um die Gunſt, Sr. Excellenz ein Lied vorſingen zu dürfen.

„Was ſoll ich denn zu hören bekommen, junger Mann?“ — „„Wenn Ew. Excellenz erlauben, den König in Thule‘, componirt von Zelter.““ — „Von meinem alten Freund Zelter? Das iſt mir ja ſehr erfreulich.“

Die ſchöne Stimme und der Vortrag meines Freundes hatten den geliebten Herrn angenehm erregt; er dankte freundlich, und bat den überglücklichen Sänger, ihn womöglich mit noch einem Liede zu erfreuen. Sogleich ſang Putſch das komiſche Lied: ‚Als Noah aus dem Kaſten kam‘. Goethe dankte wahrhaft herzlich. Ich kannte den Verfaſſer dieſes Gedichtes nicht, erinnerte mich aber eines ähnlichen humoriſtiſchen Gedichtes aus Goethes ‚Weſtöſtlichem Diwan‘: ‚Hans Adam war ein Erdenkloß‘. Ziemlich naiv fragte ich nun: ob Excellenz der Verfaſſer dieſes Gedichtes ſei. Goethe antwortete lächelnd: „O nein, mein kleiner Molke! Ich habe mich zwar in meinem Leben viel mit Noah's Getränk beſchäftigt, aber ſeinen Kaſten habe ich in Ruhe gelaſſen.“

und ruhen, und verſprach ſich auf den Abend eine wiederholte Freude von ſeiner Geſchicklichkeit.

Als er hinweg war, ſagte Wilhelm zu Philinen, ich kann zwar in Ihrem Leibgeſange weder ein dichteriſches noch ſittliches Verdienſt finden; doch wenn Sie mit eben der Naivität, Eigenheit und Zierlichkeit etwas ſchickliches auf dem Theater jemals ausführen, ſo wird Ihnen allgemeiner lebhafter Beyfall gewiß zu Theil werden.

Ja, ſagte Philine, es müßte eine recht angenehme Empfindung ſeyn, ſich am Eiſe zu wärmen.

Überhaupt, ſagte Wilhelm, wie ſehr beſchämt dieſer Mann manchen Schauſpieler. Haben Sie bemerkt, wie richtig der dramatiſche Ausdruck ſeiner Romanzen war? Gewiß es lebte mehr Darſtellung in ſeinem Geſang, als in unſern ſteifen Perſonen auf der Büh-

1394.

1831?

Über Henriette Freifrau von Beaulieu, früher Gräfin Egloffſtein.

Die vormalige Gräfin Egloffſtein war 1802 an der Spitze der Damen, welche gegen die Fortdauer der von Goethe geſtifteten Cour d'amour ſich erklärten. Sie erzählt ſpäter:

Es läßt ſich leicht begreifen, daß dem ſtolzen, an keinen Widerſpruch gewöhnten Manne das Benehmen einer ſo unbedeutenden Perſon, als ich, gewaltig verdrüßlich und auffallend ſein mußte, was ich aber nie geglaubt, noch für möglich gehalten hätte, iſt die Art, wie er ſich noch kurz vor ſeinem Ende gegen einen meiner beſten Freunde über mich beklagte. Er habe, ſagte er, niemals verſchmerzen können, daß ich mich zu ſeinen Feinden geſellt und, durch eine böswillige Anſicht des unbedeutendſten zufälligen Ereigniſſes jener längſtvergangenen Zeit, zu den feindſeligſten Demonſtrationen gegen ihn bewogen worden ſei.

1395.

1831?

Mit Riemer.

„Der zweite Theil [des „Fauſt“] ſollte und konnte nicht ſo fragmentariſch ſein, als der erſte. Der Verſtand hat mehr Forderungen daran, als an den erſten, und in dieſem Sinne mußte dem vernünftigen Leſer

entgegengearbeitet werden. Die Fabel mußte ſich dem Ideellen nähern und zuletzt darin entfalten, die Behandlung aber des Dichters eigenen Weg nehmen. Es gab noch manche andere, herrliche, reale und phantaſtiſche Irrthümer, in welche der arme Menſch ſich edler, würdiger, höher, als im erſten gemeinen Theile geſchieht, verlieren durfte. Die Behandlung mußte aus dem Specifiſchen mehr in das Generiſche gehen; denn Specification und Varietät gehören der Jugend an."

Tizian, der große Coloriſt, malte im hohen Alter diejenigen Stoffe, die er früher ſo concret nachzuahmen gewußt hatte, auch nur in abstracto, z. B. den Sammet, nur als Idee davon — eine Anekdote, die Goethe mir mehrmals mit Beziehung auf ſich erzählte.

1396.

1831?

Mit Vincenz Pol.

Damals kam Pol aus dem unglücklichen [polniſchen] Titanenkampfe 1830 nach Dresden als Exulant und beſuchte von dort aus Goethe. Er ſtand in der ſchönſten Jugendblüthe, eine kraftvolle, männlich ſchöne Geſtalt.... Mit ehrenvollen Wunden, dem Kreuze Virtuti militari und den Offiziersepauletten geſchmückt, meldete ſich der junge Dichter bei Goethe an, ward angenommen, trat ein und ſah den alten Herrn tief beſchäftigt am Schreibtiſch. . . . Pol wartete beſcheiden. Goethe mochte den

Gaſt vergeſſen haben. Da machte Pol „Kehrt!“ daß die Waffen klirrten. Nun ſtand Goethe auf und begrüßte ihn mit den Worten: „Sie haben viel Feuer!“ worauf a tempo die Antwort lautete: „„Ich komme auch aus dem Feuer.““ — Goethe fand Gefallen an der ſympathiſchen Erſcheinung und hielt ihn eine Stunde lang feſt. Pol hatte den Vortheil, mit unſerm Altmeiſter deutſch ſprechen zu können.

1397.

Ende 1831 und Anfang 1832.

Mit Karl Auguſt Schwerdgeburth.

Vor dem Sitzen zum Malen hatte er .. eine wahrhafte Scheu, ja, er ſchlug es ſogar Männern ab, die eine bedeutende Reihe Jahre ihm vortheilhaft bekannt waren, wie z. B. dem Hofkupferſtecher Schwerdgeburth. Goethe forderte dieſen ausgezeichneten Künſtler ſelbſt auf, ſich für ihn zeichnen zu laſſen, weil er gern deſſen Bildniß in die Sammlung von Portraits der Männer haben wollte, mit welchen er zuſammen gelebt hatte. Schwerdgeburth erfüllte dieſen Wunſch und wurde durch die ihm zutheilgewordene Auszeichnung zum Ausſprechen des ſchon viele Jahre gehegten Wunſches ermuthigt, daß ihm Goethe nun auch eine oder einige Stunden ſitzen möchte. Goethe ſchlug es ihm aber mit folgenden Worten ab: „Ich habe ſonſt Künſtlern geſeſſen, man hat mich damit gemartert und geplagt, und von den

vielen in der Welt courſirenden Abbildungen ſind die allerwenigſten mir zudanke. Ich bin dadurch verdrüßlich geworden und habe mir zum Geſetz gemacht, mich niemandem mehr herzugeben. Vergangenen Sommer waren einige namhafte Künſtler, die Empfehlungen ihrer Gönner hatten, hierher gereiſt, aber ich ſchlug es ihnen aus denſelben Gründen ab und will meinen Vorſatz auch halten. Hätten wir früher davon geſprochen, ſo hätte ich Ihnen gern geſeſſen."

Der Künſtler hatte während dieſer Rede unverwandt ſein Auge auf das Geſicht des Sprechenden gerichtet, der in der ſchönſten Beleuchtung vor ihm ſtand. Goethe entließ ihn freundlich, und Schwerdgeburth eilte nach Hauſe, das Bild, das ganz friſch vor ſeinem Geiſte ſtand, ſofort zu zeichnen. Da er ſchon bei früheren Beſuchen ein ganz beſonderes Studium, wie aus Goethes ganzem Geſicht, ſo beſonders aus der eignen Bewegung ſeines Mundes gemacht hatte, die ſich zeigte, wenn er tiefe Töne ausſtoßend, ohne etwas zu ſprechen ſich doch ſehr verſtändlich machte, ſo gelang die Zeichnung ſo gut, daß er ſelbſt darüber erſtaunt war. Der Künſtler eilte nun mit dieſer zu Frau v. Goethe, zeigte ihr den Entwurf, erzählte ihr die fehlgeſchlagene Hoffnung und bat um die Vergünſtigung, wenigſtens ſeine Zeichnung vergleichen zu dürfen, die er zurückließ.

Durch der Schwiegertochter Verwendung und den gelungenen Verſuch wurde Goethe bewogen, nach einigen

Tagen den Künſtler rufen zu laſſen. Als dieſer ankam, trat ihm Goethe mit der Zeichnung in der Hand freundlich entgegen, klopfte ihn auf die Schulter und ſagte: „Das haben Sie recht gemacht, daß Sie ſich hinter die Frauenzimmer geſteckt haben. Mir iſt die Entſtehung dieſer Zeichnung eine freudige Erſcheinung, und deshalb will ich alles thun, was Sie zum Ziel Ihres Vorhabens führen kann: ich will ſooft ſitzen, als Sie es wünſchen. Jetzt haben Sie nichts zu ändern, als den zu ernſten Zug um den Mund, wozu ich ſogleich ſitzen will. Wenn Sie Ihre Zeichnung auf ein anderes Blatt übergetragen haben, laſſen Sie es mich wiſſen. Wir wollen alles Mögliche thun, Ihr ſo gut angefangenes Werk zur möglichſten Vollkommenheit zu bringen.“

Der treffliche Künſtler ging nun thätig an die Arbeit. In der Mitte des Januar war er ſoweit fertig, daß er Goethen die Zeichnung vorlegen konnte. Dieſer fand nicht nur die Stellung nach ſeinem Wunſche, ſondern erkannte auch das Ganze als höchſt gelungen an. Er ſaß nur noch kurze Zeit, und als er den Künſtler entließ, äußerte er noch: „Die Welt mit dieſem Kupferſtiche bekannt zu machen, ſoll mein Werk ſein. Machen Sie ſich raſch an die Arbeit!“ Als der Künſtler ſchon zur Thüre hinaus war, öffnete Goethe noch einmal und rief recht väterlich wohlwollend nach: „Seien Sie ja recht fleißig!“

Goethe hatte große Sorge für die Ausführung

dieſes Kupferſtichs. Bis zu ſeinem Krankwerden ließ er oft nach dem Fortgang der Arbeit fragen und zum Fleiß auffordern.

1398.

1832, 1. Januar.

Mit v. Müller und Coudray.

Zwiſchen 5 und 6 Uhr trafen Coudray und ich ihn ſehr heiter und aufgelegt, ja er neigte ſehr zu ſeiner Lieblingsform, der Ironie.

Als ich das Verbot von Raumer's ‚Untergang Polens' rügte, vertheidigte er es lebhaft. „Preußens frühere Handlungsweiſe gegen Polen jetzt wieder aufzudecken und in übles Licht zu ſtellen, kann nur ſchaden, nur aufreizen. Ich ſtelle mich höher, als die gewöhnlichen platten moraliſchen Politiker; ich ſpreche es geradezu aus: Kein König hält Wort, kann es nicht halten, muß ſtets den gebieteriſchen Umſtänden nachgeben; die Polen wären doch untergegangen, mußten nach ihrer ganzen verwirrten Sinnesweiſe untergehen; ſollte Preußen mit leeren Händen dabei ausgehen, während Rußland und Öſterreich zugriffen? Für uns arme Philiſter iſt die entgegengeſetzte Handlungsweiſe Pflicht, nicht für die Mächtigen der Erde."

Sodann zeigte er uns die ſchöne Medaille Alexanders von Medici, auch einen herrlichen bronzenen Knopf aus jener Zeit, einen Amor vorſtellend, zwiſchen zarten

Arabesken. Man trug dergleichen Knöpfe am Hute. Die Mahagoni-Schatulle, worin dieſe Antiquitäten und viele andere Münzen verwahrt waren, ſtand offen, als wir eintraten. Er ſchloß ſie ſogleich mit ſichtbarer Freude, etwas vor uns zu verbergen, und holte erſt ſpäter mit Feierlichkeit jene Seltenheiten heraus. Auch ein Gemälde der neuentſtandenen Inſel Nerita, zwiſchen Sicilien und Malta, mit dem vulcaniſchen Feuerwerk, ließ er uns ſchauen. „Seht hier das neueſte Backwerk des Weltgeiſtes.“

Andere Zeichnungen und Lithographien, die er vorführen wollte, waren nicht gleich zur Hand und wir wurden auf einandermal vertröſtet.

Einſt, erzählte er, ſei er in Karlsbad mit einem öſterreichiſchen Magnaten zu Tiſch geſeſſen, der ſich entſchuldigte, daß er Goethes Werke noch nicht geleſen, weil er ſich zum Princip gemacht, Autoren erſt dann zu leſen und anzukaufen, wenn keine veränderten Editionen mehr zu fürchten ſeien, d. h. nach ihrem Tode. „Sie ſollten nach Wien kommen; dort macht man etwas aus ſolchen Leuten wie Sie ſind.“

Ein andermal ſagte Goethe: „Ein heftiger, wenngleich ungerechter Angriff, bleibt kühn und ehrenhaft; jede Vertheidigung iſt immer mißlich, ſei ſie auch noch ſo gut gemacht. Das war immer unſre Maxime.“

1399.

1832, 5 Januar.

Mit Soret.

Von meinem Freunde Töpffer in Genf waren einige neue Hefte Federzeichnungen und Aquarellbilder eingegangen, größtentheils landſchaftliche Anſichten aus der Schweiz und Italien, die er auf ſeinen Fußreiſen nach und nach zuſammengebracht. Goethe war von der Schönheit dieſer Zeichnungen, beſonders der Aquarellbilder, ſo ſehr frappirt, daß er ſagte, es ſei ihm als ſähe er Werke des berühmten Lory. Ich bemerkte, daß dies noch keineswegs das Beſte von Töpffer ſei und daß er ganz andere Dinge zu ſenden habe. „Ich weiß nicht was Ihr wollt!“ erwiederte Goethe. „Was ſollte es denn noch beſſer ſein! Und was hätte es zu ſagen wenn es auch wirklich noch etwas beſſer wäre! Sobald ein Künſtler zu einer gewiſſen Höhe von Vortrefflichkeit gelangt iſt, wird es ziemlich gleichgültig, ob eins ſeiner Werke etwas vollkommener gerathen iſt als ein anderes. Der Kenner ſieht in jedem doch immer die Hand des Meiſters und den ganzen Umfang ſeines Talents und ſeiner Mittel.“

1400.

1832, 17. Februar.

Mit Soret.

Ich hatte Goethen ein in England geſtochenes Portrait von Dumont zugeſchickt, das ihn ſehr zu intereſſiren ſchien.

„Ich habe das Bild des bedeutenden Mannes oft und wiederholt betrachtet," ſagte er, als ich ihn heute gegen Abend beſuchte. „Anfangs hatte es etwas Zurückſtoßendes für mich, welches ich jedoch der Behandlung des Künſtlers zuſchreiben möchte, der die Züge etwas zu hart und tief eingegraben. Aber je länger ich den im hohen Grade merkwürdigen Kopf anſah, deſto mehr verſchwanden alle Härten und es trat aus dem dunkeln Grunde ein ſchöner Ausdruck von Ruhe, Güte und geiſtreich-feiner Milde hervor, wie ſie den klugen, wohlwollenden und für das allgemeine Beſte thätigen Mann charakteriſiren und der Seele des Beſchauers ſo wohl thun."

Wir ſprachen darauf weiter über Dumont, beſonders aber über die Memoiren, die er in Bezug auf Mirabeau geſchrieben, und worin er die mannigfaltigen Hilfsquellen aufdeckt, die Mirabeau zu benutzen verſtanden, auch die vielen Leute von Talent namhaft macht, die er zu ſeinen Zwecken in Bewegung geſetzt und mit deren Kräften er gearbeitet. „Ich kenne kein lehrreicheres Buch," ſagte Goethe, „als dieſe Memoiren, wodurch wir in die geheimſten Winkel jener Zeit tiefe Blicke thun, und wodurch uns das Wunder Mirabeau natürlich wird, ohne daß dieſer Held dadurch irgend etwas von ſeiner Größe verliert. Nun kommen aber die neueſten Recenſenten der franzöſiſchen Journale, die über dieſen Punkt einwenig anders denken. Die guten Leute glauben, der Verfaſſer jener Memoiren

wolle ihnen ihren Mirabeau verderben, indem er das Geheimniß ſeiner übermenſchlichen Thätigkeit enthüllt und auch andern Leuten einigen Antheil an dem großen Verdienſte vindicirt, das bisher der Name Mirabeau allein verſchlang.

Die Franzoſen erblicken in Mirabeau ihren Hercules, und ſie haben vollkommen recht. Allein ſie vergeſſen, daß auch der Koloß aus einzelnen Theilen beſteht, und daß auch der Hercules des Alterthums ein collectives Weſen iſt, ein großer Träger ſeiner eigenen Thaten und der Thaten anderer.

Im Grunde aber ſind wir alle collective Weſen, wir mögen uns ſtellen wie wir wollen. Denn wie weniges haben und ſind wir, das wir im reinſten Sinne unſer Eigenthum nennen! Wir müſſen alle empfangen und lernen, ſowohl von denen, die vor uns waren, als von denen, die mit uns ſind. Selbſt das größte Genie würde nicht weit kommen, wenn es alles ſeinem eigenen Innern verdanken wollte. Das begreifen aber viele ſehr gute Menſchen nicht und tappen mit ihren Träumen von Originalität ein halbes Leben im Dunkeln. Ich habe Künſtler gekannt, die ſich rühmten, keinem Meiſter gefolgt zu ſein, vielmehr alles ihrem eigenen Genie zu danken zu haben. Die Narren! Als ob das überall anginge! Und als ob ſich die Welt ihnen nicht bei jedem Schritte aufdränge und aus ihnen trotz ihrer eigenen Dummheit etwas machte! Ja ich behaupte, wenn ein ſolcher Künſtler nur an den Wänden dieſes

ne; man ſollte die Aufführung mancher Stücke eher für eine Erzählung halten, und dieſen muſikaliſchen Erzählungen eine ſinnliche Gegenwart zuſchreiben.

Sie ſind ungerecht, verſetzte Laertes, ich gebe mich weder für einen großen Schauſpieler noch Sänger; aber das weiß ich, daß, wenn die Muſik die Bewegungen des Körpers leitet, ihnen Leben giebt, und ihnen zugleich das Maaß vorſchreibt; wenn Declamation und Ausdruck ſchon von dem Compoſiteur auf mich übertragen werden: ſo bin ich ein ganz anderer Menſch, als wenn ich im proſaiſchen Drama das alles erſt erſchaffen, und Takt und Declamation mir erſt erfinden ſoll, worin mich noch dazu jeder Mitſpielende ſtören kann.

So viel weiß ich, ſagte Melina, daß uns dieſer Mann in Einem Punkte gewiß beſchämt, und zwar in einem Hauptpunkte.

Zimmers vorüberginge und auf die Handzeichnungen einiger großen Meiſter, womit ich ſie behängt habe, nur flüchtige Blicke würfe, er müßte, wenn er überall einiges Genie hätte, als ein Anderer und Höherer von hier gehen.

Und was iſt denn überhaupt Gutes an uns, wenn es nicht die Kraft und Neigung iſt, die Mittel der äußern Welt an uns heranzuziehen und unſern höhern Zwecken dienſtbar zu machen? Ich darf wohl von mir ſelber reden und beſcheiden ſagen wie ich fühle. Es iſt wahr, ich habe in meinem langen Leben mancherlei gethan und zuſtande gebracht, deſſen ich mich allenfalls rühmen könnte. Was hatte ich aber, wenn wir ehrlich ſein wollten, das eigentlich mein war, als die Fähigkeit und Neigung, zu ſehen und zu hören, zu unterſcheiden und zu wählen, und das Geſehene und Gehörte mit einigem Geiſt zu beleben und mit einiger Geſchicklichkeit wiederzugeben. Ich verdanke meine Werke keineswegs meiner eigenen Weisheit allein, ſondern Tauſenden von Dingen und Perſonen außer mir, die mir dazu das Material boten. Es kamen Narren und Weiſe, helle Köpfe und bornirte, Kindheit und Jugend wie das reife Alter: alle ſagten mir, wie es ihnen zu Sinne ſei, was ſie dachten, wie ſie lebten und wirkten und welche Erfahrungen ſie ſich geſammelt, und ich hatte weiter nichts zu thun, als zuzugreifen und das zu ernten, was andere für mich geſäet hatten.

Es iſt im Grunde auch alles Thorheit, ob einer

etwas aus ſich habe, oder ob er es von andern habe; ob einer durch ſich wirke, oder ob er durch andere wirke: die Hauptſache iſt, daß man ein großes Wollen habe und Geſchick und Beharrlichkeit beſitze, es auszuführen; alles übrige iſt gleichgültig. Mirabeau hatte daher vollkommen recht, wenn er ſich der äußern Welt und ihrer Kräfte bediente wie er konnte. Er beſaß die Gabe, das Talent zu unterſcheiden, und das Talent fühlte ſich von dem Dämon ſeiner gewaltigen Natur angezogen, ſodaß es ſich ihm und ſeiner Leitung willig hingab. So war er von einer Maſſe ausgezeichneter Kräfte umgeben, die er mit ſeinem Feuer durchdrang und zu ſeinen höhern Zwecken in Thätigkeit ſetzte. Und eben daß er es verſtand, mit andern und durch andere zu wirken, das war ſein Genie, das war ſeine Originalität, das war ſeine Größe."

1491.

1832, 26. Februar.

Mit v. Müller.

Abends. Er frug nach Profeſſor Kunze's*) Vorleſungen, und dies gab bald Veranlaſſung zu dem

*) Kunze in Weimar, zur Zeit Hofrath und Profeſſor der Mathematik, wurde von v. Müller auch beſtimmt, über Goethe's Farbenlehre ſich zu verbreiten. Als Kunze's Vorleſung nicht polemiſch ausfiel, äußerte Goethe . . .: „Das muß ein artiger junger Mann ſein."

intereſſanteſten Äußerungen ſeinerſeits, da ſich ſeine Theilnahme an unſern Naturſtudien fortwährend ſteigerte, als er hörte, daß wir an der Farbenlehre ſtünden.

„Die Sache iſt eigentlich ſehr einfach, aber gerade darum ſchwer. Die größten Wahrheiten widerſprechen oft geradezu den Sinnen, ja faſt immer. Die Bewegung der Erde um die Sonne — was kann dem Augenſchein noch abſurder ſein? Und doch iſt es die größte, erhabenſte, folgenreichſte Entdeckung, die je der Menſch gemacht hat, in meinen Augen wichtiger als die ganze Bibel.

Es iſt mit der Farbenlehre wie mit dem Whiſt oder Schachſpiel. Man kann einem alle Regeln dieſes Spiels mittheilen und er vermag es doch nicht zu ſpielen. Es kommt nicht darauf an, jene Lehre durch Überlieferung zu lernen, man muß ſie ſelbſt machen, etwas thun.

Die Natur ſpielt immerfort mit der Mannichfaltigkeit der einzelnen Erſcheinungen, aber es kommt darauf an, ſich dadurch nicht irren zu laſſen, die allgemeine ſtetige Regel zu abſtrahiren, nach der ſie handelt.

Ihr andern habt es gut, Ihr geht in den Garten, in den Wald, beſchaut harmlos Blumen und Bäume, während ich überall an die Metamorphoſenlehre erinnert werde und mit dieſer mich abquäle.

Im Jahre 1834 kommt der große Komet; ſchon habe ich an Schrön nach Jena geſchrieben, eine vor-

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 18657483

läufige Zuſammenſtellung der Notizen über ihn zu machen, damit man einen ſo merkwürdigen Herrn wohl vorbereitet und würdig empfange."

1402.

1832, 2.(?) März.

Mit Eckermann.

Goethe erzählte bei Tiſche, daß der Baron Karl v. Spiegel ihn [am 25. Februar] beſucht, und daß er ihm überdiemaßen wohl gefallen. „Er iſt ein ſehr hübſcher junger Mann," ſagte Goethe; „er hat in ſeiner Art, in ſeinem Benehmen ein Etwas, woran man ſogleich den Edelmann erkennt. Seine Abkunft könnte er ebenſowenig verleugnen, als jemand einen höhern Geiſt verleugnen könnte. Denn beides, Geburt und Geiſt, geben dem, der ſie einmal beſitzt, ein Gepräge, das ſich durch kein Incognito verbergen läßt. Es ſind Gewalten wie die Schönheit, denen man nicht nahe kommen kann, ohne zu empfinden daß ſie höherer Art ſind."

1403.

1832, 3. März.

Mit Karl Wilhelm Göttling.

In der alten Literatur zog ihn vorzüglich Euripides an, den er ſehr ſchätzte. Das Fragment vom Drama ‚Phaethon' intereſſirte ihn ſo ſehr, daß er bei

einem Besuch des Professor G[öttling] am 3. März eine abermalige Revision der Herstellung verhieß. Er sagte unter anderm: „Sie wissen, daß mir Hermann seine Ausgabe der ‚Iphigenia' dedicirt hat. Es hat mich gefreut, auch darum, weil ihr Philologen in euren Urtheilen constant bleibt. Ich werde von ihm tenuem spiritum Grajae Camenae Germanis monstrator genannt, womit er fast scheint haben andeuten zu wollen, daß ihm Euripides nicht sehr hoch stehe. Aber so seid Ihr! Weil Euripides einpaar schlechte Stücke wie ‚Elektra' und ‚Helena' geschrieben und weil ihn Aristophanes gehudelt hat, so stellt Ihr ihn tiefer, als andere. Nach seinen besten Producten muß man einen Dichter beurtheilen, nicht nach seinen schlechtesten. Überhaupt seid ihr Philologen, obgleich Ihr einen gewissen unverächtlichen Geschmack habt und durch eu[re] solide, stämmige Bildung immer einen großen Einfluß auf die Literatur behaupten werdet, doch eine Art Wappenkönige. Wie diese nur das für ein gutes Geschlecht halten, welches seit Jahrhunderten dafür gegolten hat, und wie sie z. B. meinen Stamm deshalb für einen schwachen halten würden, so thut Ihr es in der Literatur mit Euripides: weil der seit langer Zeit angefochten wird, fechtet Ihr ihn auch an. Und was für prächtige Stücke hat er doch gemacht! Für sein schönstes halte ich die ‚Bakchen'. Kann man die Macht der Gottheit vortrefflicher und die Verblendung der Menschen geistreicher darstellen, als es hier geschehen ist? Das

Stück gäbe die fruchtbarſte Vergleichung einer modernen dramatiſchen Darſtellbarkeit der leidenden Gottheit in Chriſtus mit der antiken eines ähnlichen Leidens, um daraus deſto mächtiger hervorzugehen, in Dionyſus."

1404.

1832, erſtes Drittel des März.

Mit Eckermann.

Wir ſprachen über die tragiſche Schickſalsidee der Griechen.

„Dergleichen," ſagte Goethe, „iſt unſerer jetzigen Denkungsweiſe nicht mehr gemäß, es iſt veraltet und überhaupt mit unſern religiöſen Vorſtellungen in Widerſpruch. Verarbeitet ein moderner Poet ſolche frühere Ideen zu einem Theaterſtück, ſo ſieht es immer aus wie eine Art von Affectation. Es iſt ein Anzug, der längſt aus der Mode gekommen iſt, und der uns, gleich der römiſchen Toga, nicht mehr zu Geſicht ſteht.

Wir Neuern ſagen jetzt beſſer mit Napoleon: die Politik iſt das Schickſal. Hüten wir uns aber mit unſern neuſten Literatoren zu ſagen, die Politik ſei die Poeſie, oder ſie ſei für den Poeten ein paſſender Gegenſtand. Der engliſche Dichter Thomſon ſchrieb ein ſehr gutes Gedicht über die Jahreszeiten, allein ein ſehr ſchlechtes über die Freiheit, und zwar nicht aus Mangel an Poeſie im Poeten, ſondern aus Mangel an Poeſie im Gegenſtande.

Sowie ein Dichter politisch wirken will, muß er sich einer Partei hingeben, und sowie er dieses thut, ist er als Poet verloren; er muß seinem freien Geiste, seinem unbefangenen Überblick Lebewohl sagen und dagegen die Kappe der Vornirtheit und des blinden Hasses über die Ohren ziehen.

Der Dichter wird als Mensch und Bürger sein Vaterland lieben, aber das Vaterland seiner poetischen Kräfte und seines poetischen Wirkens ist das Gute, Edle und Schöne, das an keine besondere Provinz und an kein besonderes Land gebunden ist, und das er ergreift und bildet wo er es findet. Er ist darin dem Adler gleich, der mit freiem Blick über Ländern schwebt, und dem es gleichviel ist, ob der Hase, auf den er hinabschießt, in Preußen oder in Sachsen läuft.

Und was heißt denn: sein Vaterland lieben, und was heißt denn: patriotisch wirken? Wenn ein Dichter lebenslänglich bemüht war, schädliche Vorurtheile zu bekämpfen, engherzige Ansichten zu beseitigen, den Geist seines Volkes aufzuklären, dessen Geschmack zu reinigen und dessen Gesinnungs- und Denkweise zu veredeln: was soll er denn da Besseres thun? und wie soll er denn da patriotischer wirken? An einen Dichter so ungehörige und undankbare Anforderungen zu machen wäre ebenso als wenn man von einem Regimentschef verlangen wollte: er müsse, um ein rechter Patriot zu sein, sich in politische Neuerungen verflechten und darüber seinen nächsten Beruf vernachlässigen. Das Vater-

land eines Regimentschefs aber ist sein Regiment, und er wird ein ganz vortrefflicher Patriot sein, wenn er sich um politische Dinge gar nicht bemüht, als soweit sie ihn angehen, und wenn er dagegen seinen ganzen Sinn und seine ganze Sorge auf die ihm untergebenen Bataillone richtet und sie so gut einzuexerciren und in so guter Zucht und Ordnung zu erhalten sucht, daß sie, wenn das Vaterland einst in Gefahr kommt, als tüchtige Leute ihren Mann stehen.

Ich hasse alle Pfuscherei wie die Sünde, besonders aber die Pfuscherei in Staatsangelegenheiten, woraus für Tausende und Millionen nichts als Unheil hervorgeht.

Sie wissen, ich bekümmere mich im Ganzen wenig um das, was über mich geschrieben wird, aber es kommt mir doch zu Ohren, und ich weiß recht gut, daß, so sauer ich es mir auch mein Leben lang habe werden lassen, all mein Wirken in den Augen gewisser Leute für nichts geachtet wird, eben weil ich verschmäht habe, mich in politische Parteiungen zu mengen. Um diesen Leuten recht zu sein, hätte ich müssen Mitglied eines Jacobinerclubs werden und Mord und Blutvergießen predigen! — Doch kein Wort mehr über diesen schlechten Gegenstand, damit ich nicht unvernünftig werde, indem ich das Unvernünftige bekämpfe."

Gleicherweise tadelte Goethe die von andern so sehr gepriesene politische Richtung in Uhland. „Geben Sie acht," sagte er, „der Politiker wird den Poeten aufzehren.

Mitglied der Stände sein und in täglichen Reibungen und Aufregungen leben, ist keine Sache für die zarte Natur eines Dichters. Mit seinem Gesange wird es aus sein, und das ist gewissermaßen zu bedauern. Schwaben besitzt Männer genug, die hinlänglich unterrichtet, wohlmeinend, tüchtig und beredt sind, um Mitgli der Stände zu sein, aber es hat nur Einen Dichter der rt wie Uhland."

1405.

1832, 10. März.

Mit Pauline Hase geb. Härtel und Laura Weiße geb. Richter.

Wir setzten uns in einen Einspänner und hatten unterwegs noch tausend Witze, wie wir aber in Weimar ankamen nur gerade Zeit, die Locken aufzumachen; es schlug zwölf, die Zeit, wo Goethe Besuche annimmt, wenn er dazu gestimmt ist. Wir konnten uns nicht mehr besinnen, ob wir noch wollten, ob nicht. Wir standen endlich in seinem Hause; ich fragte den Kammerdiener in Todesangst zitternd, ob wir den Herrn Geheimen Rath einen Augenblick sehen könnten; er ging hinein. Ich kann Dir das Gefühl nicht beschreiben, was ich hatte: jetzt war keine Rückkehr möglich; wir lachten immer noch, aber es vergingen mir immer so die Gedanken, daß ich ohnmächtig zu werden fürchtete. Der Kammerdiener kam: Es würde sehr angenehm sein

Die Stärke seiner Talente zeigt sich in dem Nutzen, den er davon zieht. Uns, die wir vielleicht bald in Verlegenheit seyn werden, wo wir eine Mahlzeit hernehmen, bewegt er, unsre Mahlzeit mit ihm zu theilen. Er weiß uns das Geld, das wir anwenden könnten, um uns in einige Verfassung zu setzen, durch ein Liedchen aus der Tasche zu locken. Es scheint so angenehm zu seyn, das Geld zu verschleudern, womit man sich und andern eine Existenz verschaffen könnte.

Das Gespräch bekam durch diese Bemerkung nicht die angenehmste Wendung. Wilhelm, auf den der Vorwurf eigentlich gerichtet war, antwortete mit einiger Leidenschaft, und Melina, der sich eben nicht der größten Feinheit befliß, brachte zuletzt seine Beschwerden mit ziemlich trocknen Worten vor. Es sind nun schon vierzehn Tage, sagte er, daß wir das hier verpfändete Theater und die

— und führte uns in eine Stube indeß. Es war eine fürchterliche Gluth darin; drei Stühle ſtanden wie für uns hingeſetzt an einem kleinen runden Tiſch am Fenſter; einer hatte ein ſchönes Schlafkiſſen, ſeinen Platz zu bezeichnen. An den Wänden hingen Handzeichnungen, unter dem Spiegel ſtanden niedliche Arbeiten und mancherlei Spielzeug ſeiner Enkel, die viel bei ihm ſind.

Nach ungefähr drei Minuten kam er. Wie viele ſagen: es iſt einem, als wenn man in den Boden geſchlagen würde — ſo war es uns nicht, aber als er ſo ruhig und langſam hereintrat und ſo freundlich auf uns zukam, war es überaus ergreifend und ich mußte mich ungeheuer zuſammennehmen, ihn anreden zu können.

Das Geſpräch konnte ſich natürlich nicht ſehr aus den Gegenſtänden eines erſten Zuſammenkommens herausbewegen, doch war die ganze, unbeſchreiblich ruhig freundliche Weiſe, die er hatte, ſo rührend von dem großen Manne, ſo vertrauenerweckend, daß ſich die frühere Angſt ganz verlor. Er ſprach: von ſeinem früheren öfteren Aufenthalt in Jena, wie jetzt all' die Beziehungen dort für ihn aufgehört hätten, als einen alten Mann, dem viele vorausgehen; von den Unruhen überall, insbeſondere von Leipzig; flüchtig über engliſche und italieniſche Sprache und über unſere Vorliebe für eine derſelben u. ſ. w. Wunderlich ſeltſam kam es mir vor, wie er fragte, wie es Frommanns ging, was Alwine machte und ob ich die junge Froriep

noch gekannt hätte. Es war mir wunderbar, daß er nach Bekannten, über Bekannte von mir fragte. Du [Elwine Härtel] kannst der Froriep, wenn Du sie siehst, sagen, daß er von ihr sagte: Es wäre eine hübsche Frau, ein liebenswürdiges, natürliches Kind.

Als ich aufstand, gab er uns beiden freundlich die Hand und sagte: Meine lieben Damen, ich habe mich sehr gefreut, daß Sie sich meiner hier erinnert haben. Er ging mit uns bis zur Thür und wir entzückt in den Gasthof zurück, denn ein Besuch bei der jungen Frau von Goethe, den wir, im Fall es uns verunglückte, machen wollten, damit sie ein Wort zu ihm noch sagen möchte, war ganz unnöthig und wir hatten mehr Lust, uns darüber auszusprechen, über das, was wir vollbracht.

1406.

1832, 10. März.

Mit Coudray.

Den 10. März ward mir zum letzten Mal die Freude, einige Abendstunden mit Goethe in traulicher Unterhaltung zu verleben, wie dieses seit vielen Jahren wöchentlich ein- auch zweimal zu geschehen pflegte. Bei diesen Besuchen hatte er gewöhnlich die Güte, die aus dem Gebiete der Kunst und Technik eingegangenen Novitäten mir zur Ansicht mitzutheilen, und bot sich somit nicht selten Stoff zu einer höchst interessanten und

für mich belehrenden Unterhaltung dar; oder er ließ ſich auch gerne von meiner Geſchäftsthätigkeit erzählen, wo er dann an jedem Unternehmen von einiger Wichtigkeit lebhaften Antheil nahm. Bei Durchſicht der Riſſe, die man ihm von allen unſeren größeren Bauten zu zeigen pflegte, forſchte er jedesmal zunächſt nach dem vorliegenden Zweck, und dann ließ er ſich erklären, wie wir ſolchen mit den vorhandenen Mitteln zu erreichen geſucht. Dieſe ſeine rege Theilnahme erſtreckte ſich aber nicht allein auf die Werke der ſchönen Baukunſt, nein, alles Gemeinnützige umfaßte er mit gleicher Wärme, daher denn auch unſere neuen Chauſſeeanlagen ihn ſehr intereſſirten. Noch neuerlich ließ er ſich die Riſſe der dermalen in Bau begriffenen Kunſtſtraße von Weimar über Blankenhain nach Rudolſtadt mittheilen, und verſprach er, nächſtens von dem ihm lieben Orte aus unſern Bureauplatz ohnweit Blankenhain zu beſuchen, wo mit Beſeitigung großer Localſchwierigkeiten im eigentlichen Sinne des Wortes ein Kunſtſtraßenbau ausgeführt und zur Verbindung ganzer Anhöhen in einer Länge von 300 Fuß ein in der Mitte 36 Fuß hoher Erddamm aufgetrieben wird.

Seinem Verlangen gemäß hatte ich an dieſem Abend einen kleinen Kegel von Holz mitgebracht, der ſich zerlegen läßt ſo, daß die durch die 5 Schnitte entſtehenden Figuren — das Dreieck, der Zirkel, die Ellipſe, die Parabel und Hyperbel — anſchaulich werden. Ich mußte ihm erklären, wie dieſe Curven mittels Pro-

portionen in Grund- und Aufriſſen dargeſtellt werden, wobei er bemerkte, daß er ſich in früherer Zeit zwar nicht viel mit Mathematik, jedoch mit der Reißkunſt gerne beſchäftigt habe. Beſondere Theilnahme ſchenkte er daher auch den ohnlängſt ausgeſtellten Arbeiten der Zöglinge in unſerer Gewerkſchule und erfreute mich mit Zuſendung eines anſehnlichen Geſchenkes im Namen der Frau Großherzogin Kaiſerlichen Hoheit zum Ankauf von Vorbildern, Reißzeugen und Zeichenmaterialien als Prämien für die verdienteſten Schüler.

Nach dem vorgedachten Modell meines Kegels verlangte Goethe, daß ich ihm einen ähnlichen verfertigen laſſen möchte, jedoch ſollte deſſen Baſis das Doppelte ſeiner Höhe erhalten, ſodaß er nicht in einen ſpitzen, ſondern in einen rechten Winkel auslaufe, wobei er äußerte, daß er dieſen Kegel ſo für ſeine Zwecke brauche.

1407.

1832, 11. März.

Mit Eckermann.

Abends ein Stündchen bei Goethe in allerlei guten Geſprächen. Ich hatte mir eine engliſche Bibel gekauft, in der ich zu meinem großen Bedauern die apokryphiſchen Bücher nicht enthalten fand, und zwar waren ſie nicht aufgenommen als nicht für ächt gehalten und als nicht göttlichen Urſprungs. Ich vermißte den durch und durch edeln Tobias, dieſes Muſterbild eines frommen

Wandels, ferner die Weisheit Salomonis und Jesus Sirach: alles Schriften von so großer geistiger und sittlicher Höhe, daß wenig andere ihnen gleichkommen. Ich sprach gegen Goethe mein Bedauern aus über die höchst enge Ansicht, wonach einige Schriften des Alten Testaments als unmittelbar von Gott eingegeben betrachtet werden, andere gleich treffliche aber nicht, und als ob denn überhaupt etwas Edles und Großes entstehen könne, das nicht von Gott komme und das nicht eine Frucht seiner Einwirkung.

„Ich bin durchaus Ihrer Meinung," erwiederte Goethe. „Doch giebt es zwei Standpunkte, von welchen aus die biblischen Dinge zu betrachten. Es giebt den Standpunkt einer Art Urreligion, den der reinen Natur und Vernunft, welcher göttlicher Abkunft. Dieser wird ewig derselbige bleiben und wird dauern und gelten, solange gottbegabte Wesen vorhanden. Doch ist er nur für Auserwählte und viel zu hoch und edel, um allgemein zu werden. Sodann giebt es den Standpunkt der Kirche, welcher mehr menschlicher Art. Er ist gebrechlich, wandelbar und im Wandel begriffen, doch auch er wird in ewiger Umwandlung dauern, solange schwache menschliche Wesen sein werden. Das Licht ungetrübter göttlicher Offenbarung ist viel zu rein und glänzend, als daß es den armen, gar schwachen Menschen gemäß und erträglich wäre. Die Kirche aber tritt als wohlthätige Vermittlerin ein, um zu dämpfen und zu ermäßigen, damit allen geholfen und damit

vielen wohl werde. Dadurch, daß der christlichen Kirche der Glaube beiwohnt, daß sie als Nachfolgerin Christi von der Last menschlicher Sünde befreien könne, ist sie eine sehr große Macht. Und sich in dieser Macht und diesem Ansehen zu erhalten und so das kirchliche Gebäude zu sichern, ist der christlichen Priesterschaft vorzügliches Augenmerk.

Sie hat daher weniger zu fragen, ob dieses oder jenes biblische Buch eine große Aufklärung des Geistes bewirke und ob es Lehren hoher Sittlichkeit und edler Menschennatur enthalte, als daß sie vielmehr in den Büchern Mose auf die Geschichte des Sündenfalls und die Entstehung des Bedürfnisses nach dem Erlöser Bedeutung zu legen, ferner in den Propheten die wiederholte Hinweisung auf Ihn, den Erwarteten sowie in den Evangelien sein wirkliches irdisches Erscheinen und seinen Tod am Kreuze, als unserer menschlichen Sünden Sühnung, im Auge zu halten hat. Sie sehen also, daß für solche Zwecke und Richtungen und auf solcher Wage gewogen sowenig der edle Tobias als die Weisheit Salomonis und die Sprüche Sirachs einiges bedeutende Gewicht haben können.

Übrigens, ächt oder unächt sind bei Dingen der Bibel gar wunderliche Fragen. Was ist ächt, als das ganz Vortreffliche, das mit der reinsten Natur und Vernunft in Harmonie steht und noch heute unserer höchsten Entwickelung dient! Und was ist unächt, als das Absurde, Hohle und Dumme, was keine Frucht

bringt, wenigstens keine gute! Sollte die Ächtheit einer bibliſchen Schrift durch die Frage entſchieden werden, ob uns durchaus Wahres überliefert worden, ſo könnte man ſogar in einigen Punkten die Ächtheit der Evangelien bezweifeln, wovon Marcus und Lucas nicht aus unmittelbarer Anſicht und Erfahrung, ſondern erſt ſpät nach mündlicher Überlieferung geſchrieben, und das letzte von dem Jünger Johannes, erſt im höchſten Alter. Dennoch halte ich die Evangelien alle vier für durchaus ächt; denn es iſt in ihnen der Abglanz einer Hoheit wirkſam, die von der Perſon Chriſti ausging und die ſo göttlicher Art, wie nur je auf Erden das Göttliche erſchienen iſt. Fragt man mich, ob es in meiner Natur ſei, ihm anbetende Ehrfurcht zu erweiſen, ſo ſage ich: Durchaus! Ich beuge mich vor ihm, als der göttlichen Offenbarung des höchſten Princips der Sittlichkeit. Fragt man mich, ob es in meiner Natur ſei, die Sonne zu verehren, ſo ſage ich abermals: Durchaus! Denn ſie iſt gleichfalls eine Offenbarung des Höchſten, und zwar die mächtigſte, die uns Erdenkindern wahrzunehmen vergönnt iſt. Ich anbete in ihr das Licht und die zeugende Kraft Gottes, wodurch allein wir leben, weben und ſind, und alle Pflanzen und Thiere mit uns. Fragt man mich aber, ob ich geneigt ſei mich vor einem Daumenknochen des Apoſtels Petri oder Pauli zu bücken, ſo ſage ich: Verſchont mich und bleibt mir mit euern Abſurditäten vom Leibe! ‚Den Geiſt dämpfet nicht!‘ ſagt der Apoſtel [Paulus]. Es iſt gar viel Dummes

in den Satzungen der Kirche. Aber sie will herrschen, und da muß sie eine bornirte Masse haben, die sich duckt und die geneigt ist sich beherrschen zu lassen. Die hohe reichdotirte Geistlichkeit fürchtet nichts mehr als die Aufklärung der untern Massen. Sie hat ihnen auch die Bibel lange genug vorenthalten, so lange als irgend möglich. Was sollte auch ein armes christliches Gemeindeglied von der fürstlichen Pracht eines reichdotirten Bischofs denken, wenn es dagegen in den Evangelien die Armuth und Dürftigkeit Christi sieht, der mit seinen Jüngern in Demuth zu Fuße ging, während der fürstliche Bischof in einer von sechs Pferden gezogenen Carrosse einherbraust!

Wir wissen gar nicht," fuhr Goethe fort, „was wir Luthern und der Reformation im allgemeinen alles zu danken haben. Wir sind frei geworden von den Fesseln geistiger Bornirtheit, wir sind infolge unserer fortwachsenden Cultur fähig geworden, zur Quelle zurückzukehren und das Christenthum in seiner Reinheit zu fassen. Wir haben wieder den Muth, mit festen Füßen auf Gottes Erde zu stehen und uns in unserer gottbegabten Menschennatur zu fühlen. Mag die geistige Cultur nun immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen, und der menschliche Geist sich erweitern wie er will, über die Hoheit und sittliche Cultur des Christenthums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen!

Je tüchtiger aber wir Proteſtanten in edler Entwickelung voranſchreiten, deſto ſchneller werden die Katholiken folgen. Sobald ſie ſich von der immer weiter umſichgreifenden großen Aufklärung der Zeit ergriffen fühlen, müſſen ſie nach, ſie mögen ſich ſtellen wie ſie wollen und es wird dahin kommen, daß endlich alles nur eins iſt.

Auch das leidige proteſtantiſche Sectenweſen wird aufhören, und mit ihm Haß und feindliches Anſehen zwiſchen Vater und Sohn, zwiſchen Bruder und Schweſter; denn ſobald man die reine Lehre und Liebe Chriſti, wie ſie iſt, wird begriffen und in ſich eingelebt haben, ſo wird man ſich als Menſch groß und frei fühlen und auf ein bißchen ſo oder ſo im äußern Cultus nicht mehr ſonderlichen Werth legen.

Auch werden wir alle nach und nach aus einem Chriſtenthum des Worts und Glaubens immer mehr zu einem Chriſtenthum der Geſinnung und That kommen."

Das Geſpräch wendete ſich auf große Menſchen, die vor Chriſtus gelebt, unter Chineſen, Indiern, Perſern und Griechen, und daß die Kraft Gottes in ihnen ebenſo wirkſam geweſen als in einigen großen Juden des Alten Teſtaments. Auch kamen wir auf die Frage, wie es mit Gottes Wirkungen ſtehe in großen Naturen der jetzigen Welt, in der wir leben.

„Wenn man die Leute reden hört," ſagte Goethe, „ſo ſollte man faſt glauben, ſie ſeien der Meinung, Gott habe ſich ſeit jener alten Zeit ganz in die Stille zurückgezogen, und der Menſch wäre jetzt ganz auf

eigene Füße geſtellt und müſſe ſehen wie er ohne Gott und ſein tägliches unſichtbares Anhauchen zurechtkomme. In religiöſen und moraliſchen Dingen giebt man noch allenfalls eine göttliche Einwirkung zu, allein in Dingen der Wiſſenſchaft und Künſte glaubt man, es ſei lauter Irdiſches und nichts weiter als ein Product rein menſchlicher Kräfte.

Verſuche es aber doch nur einer und bringe mit menſchlichem Wollen und menſchlichen Kräften etwas hervor, das den Schöpfungen, die den Namen Mozart, Rafael oder Shakeſpeare tragen, ſich an die Seite ſetzen laſſe. Ich weiß recht wohl, daß dieſe drei Edeln keineswegs die einzigen ſind, und daß in allen Gebieten der Kunſt eine Unzahl trefflicher Geiſter gewirkt hat, die vollkommen ſo Gutes hervorgebracht als jene Genannten, allein, waren ſie ſo groß als jene, ſo überragten ſie die gewöhnliche Menſchennatur in ebendem Verhältniß und waren ebenſo gottbegabt als jene.

Und überall: was iſt es und was ſoll es? — Gott hat ſich nach den bekannten imaginirten ſechs Schöpfungstagen keineswegs zur Ruhe begeben, vielmehr iſt er noch fortwährend wirkſam wie am erſten. Dieſe plumpe Welt aus einfachen Elementen zuſammenzuſetzen und ſie jahraus jahrein in den Strahlen der Sonne rollen zu laſſen, hätte ihm ſicher wenig Spaß gemacht, wenn er nicht den Plan gehabt hätte, ſich auf dieſer materiellen Unterlage eine Pflanzſchule für eine Welt von Geiſtern zu gründen. So iſt er nun fortwährend in höhern Naturen wirkſam, um die geringern heranzuziehen."

Garderobe beſehen haben, und beides konnten wir für eine ſehr leidliche Summe haben. Sie machten mir damals Hoffnung, daß Sie mir ſo viel creditiren würden, und bis jetzt habe ich noch nicht geſehen, daß Sie die Sache weiter bedacht oder ſich einem Entſchluß genähert hätten. Griffen Sie damals zu, ſo wären wir jetzt im Gange. Ihre Abſicht zu verreiſen haben Sie auch noch nicht ausgeführt, und Geld ſcheinen Sie mir dieſe Zeit über auch nicht geſpart zu haben; wenigſtens giebt es Perſonen, die immer Gelegenheit zu verſchaffen wiſſen, daß es geſchwinder weggehe.

Dieſer nicht ganz ungerechte Vorwurf traf unſern Freund. Er verſetzte einiges darauf mit Lebhaftigkeit, ja mit Heftigkeit, und ergriff, da die Geſellſchaft aufſtund und ſich zerſtreute, die Thüre, indem er nicht undeutlich zu erkennen gab, daß er ſich nicht lange

1408.

1832, 12. März.

Mit Coudray, v. Müller und Eckermann.

Am 12. . . . ließ mich Goethe zum Mittagessen einladen. Ich hatte mich etwas vor 2 Uhr eingefunden und traf ihn mit der Durchsicht von Skizzen und Zeichnungen beschäftigt, die er in früherer Zeit selbst gefertigt hatte. Goethe sagte mir: „Ich bin im Begriff auszusuchen, was des Aufbewahrens nicht werth ist und vernichtet werden soll." Ich erlaubte mir hierauf zu erwiedern, daß von diesen Skizzen auch die unbedeutendste aufbewahrt werden möchte; denn jede habe ihren eigenen Werth und in allen sei der Genius zu erkennen, der sie entworfen habe; gewiß werde für jeden seiner vielen Verehrer der Besitz auch des flüchtigsten dieser Entwürfe dereinst unendlich kostbar bleiben. Ich benutzte diese Gelegenheit, um die Zeichnungen von Goethes eigener Hand, deren Durchsicht mich schon mehrmal ergötzt hatte, noch einmal zu besehen, und fand unter anderen eine mir nicht unbekannt dünkende Straßenansicht in Kurhessen, die mir Goethe als eine Poststation auf der Straße von Fulda nach Frankfurt erklärte, wo er solche, auf Postpferde wartend, aus dem Fenster des Posthauses mit einer Schreibfeder und Tinte ohne Vorzeichnung mit Bleistift frei entworfen hatte. Auf diese Weise sind wohl mehrere dieser Skizzen entstanden, von welchen ein Theil auf blauem Papier

in leichten Umriſſen entworfen, mit Sepia ſchattirt und die Lichter weiß aufgeſetzt ſind; einige wenige ſind colorirt. Bei einer ſolchen, einen effectvollen Sonnenuntergang darſtellend, verweilte ich mit beſonderem Wohlgefallen und konnte ſolches nicht zurückhalten, worauf Goethe, die Zeichnung anſchauend, äußerte: „Ja, auch im Scheiden groß!“

Der Diener Friedrich brachte ſodann den Kaſten mit Zeichnungen beiſeite und deckte den Tiſch.

Von unſerem Freunde, dem Architekten Zahn, waren aus Neapel Mittheilungen eingegangen über die neueſten Ausgrabungen in Pompeji. Dieſe Kunſtgegenſtände, beſonders zwei Zeichnungen des ihm zu Ehren ‚Casa di Goethe‘ genannten Hauſes und des darin gefundenen großen Moſaikgemäldes — muthmaßlich die Schlacht des Alexander gegen die Perſer bei Arbela, und zwar den Hauptmoment darſtellend, in welchem Alexander, mit ſeinen Lanzenträgern die Schaaren des Feindes durchbrechend, den Wagen des Darius erreicht, welcher ſich zur Flucht wendet — in demſelben Zimmer zur Kunſtſchau aufgeſtellt, gaben uns nach dem Eſſen Anregung zu einer ungemein heiteren und geiſtreichen Beſprechung, an welcher auch der hinzugekommene Herr Geheimrath v. Müller Antheil nahm. Herr . . Eckermann, der mit anweſend war, ſagte mir nachher, daß ſich Goethe über unſere Auffaſſung und Deutung dieſes merkwürdigen antiken Kunſtwerkes ſehr freundlich geäußert habe. Ich glaubte dieſen koſtbaren Fund in dem

nach Goethe benannten Hause zugleich als einen neuen Beweis der Beständigkeit seines Glückes ansprechen zu können, das ihm von frühester Jugend bis in das höchste Alter stets treu zur Seite gegangen, und wir freuten uns gemeinsam schon imvoraus auf die weiteren Mittheilungen aus Pompeji und auf Nachrichten von den durch Zahn veranstalteten Ausgrabungen der mit Pompeji vom Vesuv verschütteten Städte Hoplontis und Resina.

1409.

1832, 16. März.

Mit Vogel.

Da wurde ich am 16. März zu ungewöhnlich früher Stunde, schon um 8 Uhr Morgens, zu Goethe beschieden. In der Regel sah ich ihn in ärztlicher und amtlicher Beziehung jeden Vormittag erst um 9 Uhr und hatte am vorigen Tage nach langer Unterhaltung ihn sehr heiter und wohl um diese Zeit verlassen. Ich fand ihn im Bette schlummernd. Bald erwachte er, konnte sich indessen nicht sogleich völlig ermuntern und klagte, er habe sich bereits gestern während der Rückfahrt von einer, in sehr windigem kalten Wetter zwischen 1 und 2 Uhr Nachmittags unternommenen Spazierfahrt unbehaglich gefühlt, darauf nur wenig und ohne rechten Appetit essen mögen, das Bette zeitig gesucht und in demselben eine, zum größten Theile schlaflose Nacht,

unter öfters wiederkehrendem, trocknem, kurzem Huſten, mit Fröſteln abwechſelnder Hitze und unter Schmerzen in den äußern Theilen der Bruſt unangenehm genug verbracht. Am wahrſcheinlichſten ſei eine Erkältung, die er ſich vor dem Ausfahren bei dem Herübergehen aus ſeinem ſehr ſtark geheizten Arbeitszimmer über den kalten Flur in die, nach der Straße zu gelegenen Geſellſchaftszimmer leicht zugezogen haben könne, Urſache der gegenwärtigen Leiden.

1410.

1832, 16. März.

Mit Riemer.

Am Abend des 16. März ſah und ſprach der Kranke . . den Hofrath Riemer und bat denſelben, ihn von ſeinen Sprachſtudien zu unterhalten.

1411.

1832, 18. März.

Mit Vogel.

Als ich ihn Abends beſuchte, lobte Goethe ſein Befinden und war ſehr geſprächig, beſonders aber pries er in einem langen launigen Sermon den Goldſchwefel, nach deſſen Herkommen und ärztlichem Gebrauch er ſich umſtändlich erkundigte.

1412.

1832, 19. März.

Mit Vogel.

Am Morgen traf ich den Kranken neben dem Bette sitzend, sehr aufgeräumt und nur noch körperlich etwas schwach. Er hatte in einem französischen Heft gelesen, fragte gewohntermaßen nach mancherlei Vorfällen und zeigte großes Begehren nach dem, zum Frühstück seit einigen Jahren herkömmlichen Glase Madeira. Ich fand keinen Grund seiner Neigung entgegen zu sein, und er trank und aß mit vielem Behagen, blieb auch fast den ganzen Tag über auf. — Gegen Abend traf ich ihn bei der Musterung von Kupferstichen, sprach mit ihm durch, was sich während seiner Krankheit in dem, ihm untergebenen Departement ereignet hatte, zeigte ihm die Berliner Choleramedaille, über welche er sich in sehr witzigen Bemerkungen ausließ, spaßhafte Entwürfe zur Darstellung desselben Gegenstandes vorbrachte und sich vorzüglich darüber sehr vergnügt äußerte, daß er am folgenden Morgen imstande sein würde, sein gewohntes Tagewerk wieder vorzunehmen.

1413.

1832, 20. März.

Mit Vogel u. a.

Die ersten Stunden der folgenden Nacht, vom 19. auf den 20. März, schlief der Kranke sanft bei ver-

mehrter Hautausdünstung. Gegen Mitternacht wachte er auf, empfand zuerst an den Händen, welche bloß gelegen hatten, und von ihnen aus später dann auch am übrigen Körper von Minute zu Minute höher steigende Kälte. Zum Frost gesellte sich bald herumziehender reißender Schmerz, der, in den Gliedmaßen seinen Anfang nehmend, binnen kurzer Zeit die äußern Theile der Brust gleichfalls ergriff, und Beklemmung des Athems sowie große Angst und Unruhe herbeiführte. . . Die Zufälle wurden immer heftiger, dennoch erlaubte der, sonst bei den geringsten Krankheitsbeschwerden nach ärztlicher Hülfe stets so dringend verlangende Kranke dem besorgten Bedienten nicht, mich zu benachrichtigen, weil ja nur Leiden, aber keine Gefahr vorhanden sei.

Erst den andern Morgen um halb 9 Uhr wurde ich herbeigeholt. Ein jammervoller Anblick erwartete mich. Fürchterlichste Angst und Unruhe trieben den, seit lange nur in gemessenster Haltung sich zu bewegen gewohnten, hochbejahrten Greis mit jagender Hast bald ins Bett, wo er durch jeden Augenblick veränderte Lage Linderung zu erlangen vergeblich suchte, bald auf den neben dem Bette stehenden Lehnstuhl. Der Schmerz, welcher sich mehr und mehr auf der Brust festsetzte, preßte dem Gefolterten bald Stöhnen, bald lautes Geschrei aus. Die Gesichtszüge waren verzerrt, das Antlitz aschgrau, die Augen tief in ihre livide Höhlen gesunken, matt, trübe; der Blick drückte die gräßlichste

Todesangſt aus. Der ganze eiskalte Körper trieſte von Schweiß, den ungemein häufigen, ſchnellen und härtlichen Puls konnte man kaum fühlen; der Unterleib war ſehr aufgetrieben; der Durſt qualvoll. Mühſam einzeln ausgeſtoßene Worte gaben die Beſorgniß zu erkennen, es möchte wieder ein Lungenblutſturz auf dem Wege ſein.

Hier galt es ſchnelles und kräftiges Einſchreiten.

— — — — — — — — — — —

Gegen Abend war kein beſonders läſtiger Zufall mehr vorhanden. Goethe ſprach einiges mit Ruhe und Beſonnenheit, und es machte ihm ſichtbare Freude, als ich ihm erzählte, daß im Laufe des Tages ein höchſtes Reſcript eingegangen ſei, welches eine Remuneration, für deren Ertheilung er ſich angelegentlich verwendet hatte, gebetenermaßen verwillige.

1414.

1832, 21. März.

Ferneres während Goethes Krankheit.

a.

[Es] hatte die Frau v. Vaudreuil, Gemahlin des hieſigen franzöſiſchen Geſandten, ihr Bild, von Profeſſor Müller in Eiſenach in Farben gezeichnet, Goethen als Geſchenk zugeſendet und dieſer hatte ſich an deſſen Anblick mit den Worten ergötzt: „Nun, der Künſtler ſoll gelobt werden, der nicht verdarb, was die Natur ſo ſchön vollendete.“

Auch hatte er einige Tage vorher ‚Seize mois ou la Revolution' von Salvandy erhalten; dieſes Buch mußte Friedrich . . . aufſchneiden und nebſt zwei Lichtern ihm bringen, allein er konnte nur darin blättern, zu leſen vermochte er nicht.

b.

Er forderte ſeinen Enkel Walther auf, ihm die Raupachiſche Poſſe ‚der verſiegelte Bürgermeiſter' zu erzählen. . . . . Auch hat er, als . . . ein Steindruck ſeines eigenen, von Stieler gemalten, wohlgelungenen Portraits aus München eintraf, geäußert: er ſei zur Gegengabe an Frau von Vaudreuil beſtimmt, und er habe ſchon vier Zeilen gedichtet, — ſo nach ſeiner Art, — die er darunter ſchreiben wolle ſobald er wiederhergeſtellt ſein werde.

Gegen 11 Uhr Nachts bat er ſeine Schwiegertochter, ſich zu Bett zu begeben und auch die Kinder zur Ruhe zu bringen. Er fragte nach den Hausfreunden, von denen er ganz richtig vorausſetzte, daß ſie in der Nähe wären, und äußerte: es wäre durchaus nicht nöthig, daß jemand anders, als der Bediente und der Copiſt John bei ihm wache. Zugleich verlangte er die aufgezeichneten Namen derjenigen zu ſehen, welche ſich an dieſem Tage nach ſeinem Geſundheitszuſtande erkundigt hatten, verweilte bei dem Durchleſen derſelben bei einzelnen länger und erinnerte, man müſſe die bewieſene Theilnahme ja nicht vergeſſen,

wenn er wieder gesund wäre. Er forderte dann die Familienglieder noch einmal auf, sich zur Ruhe zu begeben, indem durch dieses Nachtwachen unnütz die Kraft verschwendet würde. Seinem Bedienten merkte er an, daß er von Nachtwachen sehr erschöpft sei, aber er fühlte auch, daß ein Fall eintreten könnte, wo ihm dessen schleunigste Hülfe unentbehrlich wäre; daher befahl er ihm, sich durch Schlaf zu erquicken und zwar nicht in dem Bette, das in der nur wenig entfernten Bedientenstube stand, sondern in seinem eigenen Bette, welches leer war, da er die ganze Nacht im Lehnstuhle zubrachte. Den Copist John dagegen forderte er zum Wachen auf, indem er ihm sagte: „Sie bleiben bei mir und sind aufmerksam, damit ich nicht etwa vorwärts falle, wenn ich einschlafe."

Gegen 12 Uhr schlummerte er etwa drei Viertelstunden ganz ruhig, dann mitunter noch minutenlang und fühlte sich durch Drang zum Husten und Schwierigkeit des Schleimauswurfs mitunter beklommen. Während der Nacht sagte er einigemal zum Copisten John: „Halten Sie nur treulich bei mir aus! es kann doch nur noch ein paar Tage dauern."

1415.

1832, 22. März.

Letzter Tag.

Morgens gegen 6 Uhr ließ er sich im Lehnstuhl aufrichten und ging aus seinem Schlafcabinette einige

Schritte in ſein Arbeitszimmer. Hier, wo ſie ſich die Nacht hindurch verborgen gehalten, traf er ſeine Schwiegertochter an, zu welcher er freundlich ſcherzend ſagte: „Ei, ei, Frauenzimmerchen! biſt Du denn auch ſchon wieder heruntergekommen?“ — Er ging jedoch, ſich ſehr matt fühlend, ſogleich wieder auf den Lehnſtuhl in ſeinem Schlafzimmer zurück.

. . . . Obgleich der Arzt beſtimmt erklärt hatte, daß keine Hoffnung vorhanden ſei, ihn von dem zurückgetretenen Katarrhalfieber zu retten, ſo wollten doch nicht alle in dem vordern Zimmer anweſenden Freunde dieſer ſchmerzlichen Mittheilung Glauben beimeſſen, zumal da das Barometer ſeit geſtern bedeutend geſtiegen war und ſie aus Erfahrung wußten, welchen ſtarken Einfluß der Zuſtand der Luft auf Goethes Geſundheit ausübe. Auch der Kranke ſelbſt ſprach am Morgen gegen ſeine Schwiegertochter die Hoffnung auf Wiedererlangung ſeiner Geſundheit und Kräfte aus, indem er ſagte: der April brächte zwar Stürme, aber auch ſchöne Tage, an denen er ſich durch Bewegung in der freien Natur wieder ſtärken wolle; ja, den Arzt bat er, er möchte ihm keine Arznei mehr geben; es gehe ja ſo gut.

Gegen Sonnenaufgang verſchlimmerte — wie der Arzt vorausgeſagt — der Zuſtand ſich bedeutend, und die Kräfte ſanken mehr und mehr. Man hatte das Zimmer ganz dunkel gelaſſen, um den Kranken dadurch ruhiger zu erhalten, allein er ſagte: „Gebt mir Licht:

mehr bey ſo unfreundlichen und undankbaren Menſchen aufhalten wolle. Er eilte verdrießlich hinunter, ſich auf eine ſteinerne Bank zu ſetzen, die vor dem Thore ſeines Gaſthofs ſtand, und bemerkte nicht, daß er halb aus Luſt, halb aus Verdruß mehr als gewöhnlich getrunken hatte.

die Dunkelheit ist unangenehm.“ Bald aber schienen seine Augen zu leiden; denn er hielt wiederholt die Hand wie einen Schirm über dieselben, als wenn er sie schützen, oder etwas in der Ferne sehen wollte, sodaß man ihm den grünen Schirm gab, welchen er Abends bei dem Lesen zu tragen pflegte. Er forderte dann seine Schwiegertochter auf, sich neben ihn zu setzen, ergriff ihre Hand und hielt sie lange in der seinigen.*)

Gegen 9 Uhr verlangte Goethe, Wasser mit Wein vermischt zu trinken, und als ihm dieses gebracht wurde, richtete er sich im Lehnstuhle auf, ergriff das Glas mit fester Hand und trank es aus, jedoch erst nach der Frage: „Es wird doch nicht zu viel Wein darunter sein?“ Dann rief er John herbei und unterstützt von diesem und seinem Bedienten stand er vom Stuhle ganz auf. Vor demselben stehend, fragte er: welchen Tag im Monat man habe, und auf die Antwort, daß es der 22. sei, erwiederte er: „Also hat der Frühling begonnen, und wir können uns um so eher erholen.“ Er setzte sich dann wieder in den Armstuhl und verfiel in einen sanften Schlaf mit angenehmen Träumen; denn er sprach unter anderm: „Seht den schönen weiblichen Kopf — mit schwarzen Locken — in prächtigem

*) [Frau Hase geb. Härtel schreibt am 3. April 1832 an Elwine Härtel: Goethe habe die Hand seiner Schwiegertochter mit den letzten, von ihm gesprochenen Worten verlangt: „Nun, Frauenzimmerchen, gieb mir Dein gutes Pfötchen!“ und habe die Hand beim Eintritt des Todes noch festgehalten.]

Colorit — auf dunklem Hintergrunde.“ Überhaupt ſchien ihn ganz und gar die Kunſt zu beſchäftigen; denn er äußerte kurz darauf: „Friedrich, gieb mir die dort ſtehende Mappe mit Zeichnungen!“ Da keine Mappe, ſondern ein Buch an der bezeichneten Stelle ſtand, reichte ihm der Bediente dieſes, allein der Kranke verſetzte darauf: „Nicht das Buch, ſondern das Portefeuille!“ Der Diener verſicherte, es ſei kein Portefeuille, ſondern nur ein Buch da, und nun ermunterte ſich Goethe ganz aus dem Halbſchlaf und ſagte ſcherzend: „Nun, ſo war es ja wohl ein Geſpenſt.“

Kurz darauf verlangte er kaltes Geflügel zum Frühſtück. Man brachte ihm dieſes; er nahm etwas davon in den Mund und wünſchte zu trinken. Friedrich reichte ihm ein Glas mit Waſſer und Wein, von welchem er aber nur wenig trank und die Frage an den Bedienten richtete: „Du haſt mir doch keinen Zucker in den Wein gethan, der mir ſchadet?“ Er beſtellte darauf, was er zu Mittag eſſen wollte und überdies für den Sonnabend [den 24. März], an welchem Tage der Hofrath Vogel bei ihm ſpeiſen ſollte, ein Lieblingsgericht deſſelben. So war er bis zum letzten Augenblicke liebend für ſeine Freunde beſorgt. . . . Goethe ließ ſich abermals von ſeinem Copiſten John und Friedrich aufrichten, um in ſein Arbeitszimmer zu gehen, allein er kam nur bis an den Eingang, wankte und ſetzte ſich bald wieder in den Lehnſtuhl.

Als er hier ein Weilchen ſaß, forderte er ein Manu-

ſcript von Kotzebue. Es war keins zu finden und man eröffnete ihm dieſes. Er erwiederte darauf: es müſſe dann entwendet worden ſein. Es fand ſich ſpäter, daß dieſes Verlangen nach dem Kotzebue'ſchen Manuſcripte nicht durch eine bloße Phantaſie erzeugt worden ſei; er hatte ſich nämlich vor wenigen Tagen mit ſeiner Bearbeitung von Kotzebue's ‚Schutzgeiſt' — einem Stücke, das er ſehr liebte — beſchäftiget und es ſeinem Enkel Wolf geſchenkt. Man fand es ſpäter auf dem Schreibtiſche des letztern liegen.

Sein Geiſt beſchäftigte ſich darauf mit ſeinem vorausgegangenen Freund Schiller. Als er nämlich ein Blatt Papier an dem Boden liegen ſah, fragte er: warum man denn Schiller's Briefwechſel hier liegen laſſe; man möge denſelben doch ja aufheben. Gleich darauf rief er Friedrichen zu: „Macht doch den zweiten Fenſterladen in der Stube auch auf, damit mehr Licht hereinkomme!" Dies ſollen ſeine letzten Worte geweſen ſein.

Als nun das Sprechen ihm immer ſchwerer wurde, und er doch noch Darſtellungs- und Mittheilungsdrang fühlte, zeichnete er erſt mit gehobener Hand in die Luft, wie er auch in geſunden Tagen zu thun pflegte; dann ſchrieb er mit dem Zeigefinger der Rechten in die Luft einige Zeilen. Da die Kraft abnahm und der Arm tiefer ſank, ſo ſchrieb er etwas tiefer und zuletzt — wie es ſchien, daſſelbe — auf dem, ſeine Beine bedeckenden Oberbette zu wiederholten Malen.

Man bemerkte, daß er genau Interpunctionszeichen ſetzte, und den Anfangsbuchſtaben erkannte man deutlich für ein großes W; die übrigen Züge vermochte man nicht zu deuten.

— — — — — — — — — — —

Da die Finger anfingen blau zu werden, ſo nahm man ihm den grünen Arbeitsſchirm von den Augen und fand, daß ſie ſchon gebrochen waren. Der Athem wurde von Augenblick zu Augenblick ſchwerer, ohne jedoch zum Röcheln zu werden; der Sterbende drückte ſich, ohne das geringſte Zeichen des Schmerzes, bequem in die linke Seite des Lehnſtuhls, und die Bruſt, die eine Welt in ſich erſchuf und trug und hegte, hatte ausgeathmet.

Zeitlich nicht näher bestimmbare Gespräche.

1416.

Zwischen 1792 und 1816.

Bei Einübung einer jungen Schauspielerin.

Musiker und Sänger wußte er sehr anzuregen und ihnen oft mit wenigen Worten, aber lebhaften Geberden und Ausrufungen anschaulich zu machen, worauf es eigentlich ankomme. Dabei hatte er eine unermüdliche Geduld und Ausdauer.

Eine der ersten noch lebenden dramatischen Künstlerinnen begann ihre Laufbahn in Weimar. Sie hatte bei ihrem Debut auf den Brettern, die die Welt bedeuten, einige wenige Worte zu sagen. Goethe ließ sie zu sich kommen und sagte: „Nun, mein liebes Kind, sagen Sie mir einmal vor, was Sie morgen zu sprechen haben." — Sie gehorchte. Goethe belehrte sie nun und hieß sie dann die Worte wiederholen. Sie that es. „Noch einmal!" sagte er ruhig. Sie leistete willig Folge. Da ließ er sie mit dem ruhigsten „Noch einmal!" von der Welt dieselben Worte wohl funfzigmal wiederholen, und als ihr endlich vor innerem Ärger und zurückgedrängten Thränen die Stimme versagte, sprach er, ohne im Geringsten von ihrem Kummer und Grimm Notiz zu nehmen, zu ihr: „Nun, mein liebes

Kind! gehn Sie jetzt zuhause und überdenken Sie sich das; dann kommen Sie morgen wieder, da wollen wir es noch ebensovielmal wiederholen. Da soll es wohl gehen."

1417.

Zwischen 1796 und 1816.

Bei Bühnenproben.

In einer Probe des ‚Titus' geschah es einst, daß die Jagemann zur Unzeit in einer Coulisse sichtbar wurde. Goethe rief — wie er den Regisseur zu nennen pflegte: — „G'naist! Sorgen Sie dafür, daß das Theater frei bleibt." — Genaist that, wie ihm befohlen worden. Die Jagemann, muthwillig wie sie war, schlüpfte kurz darauf aus der Coulisse in die nebenan befindliche. Da verließ Goethen die Geduld und er sprach mit gewaltiger Stimme: „Tausend Donnerwetter! Das ist ja wie in einem Taubenschlage! Ich will, daß niemand das Theater betrete, wer nicht dahin gehört." . . . .

Einandermal sollte ‚Egmont' nach Schiller's Einrichtung für die Bühne gegeben werden [1796]. Der Meister war behindert den ersten Proben beizuwohnen; dem Regisseur Genast blieb die Leitung derselben überlassen. Die Schauspieler beklagten sich imstillen, daß sie noch nicht wüßten, wie sie die Volksscene, wodurch die Tragödie eingeleitet wird, im Sinne des Dichters darstellen sollten. Endlich erscheint Goethe in der

Probe. Als er das Gewirre sah, worin die Schauspieler sich nothdürftig bewegten, rief er: „Halt!“ ging auf die Bühne und ordnete die Stellung der zunächst Beschäftigten. Damit die Scene an Abwechselung gewinne, ließ er den Seifensieder von der linken Seite her auftreten und sich an einen Tisch setzen, der besonders für ihn servirt wurde. Vansen hingegen erhielt die Weisung aus dem Hintergrunde aufzutreten. Da merkte man es deutlich, wie durch diese kunstgemäße Gruppirung den Schauspielern das Verständniß aufging und nun Sicherheit in ihre Leistungen kam.

In der Scene zwischen Herzog Alba (Graff) und Egmont (Oels) bemerkte Goethe: „Lieber Graff! Ihre Gesticulationen wären ganz gut, wenn sie dabei nicht das Gesicht verdeckten, das man nur in besonderen Fällen dem Zuschauer verbergen soll. Spielen Sie statt mit dem rechten Arme, mit dem linken, so bleibt Ihr Gesicht frei und Ihre Mimik geht dem Publicum nicht verloren. Auch ist es angemessener, die Worte, welche Alba an Egmont, der zu seiner Linken steht, richtet, mit der linken Hand vorzugsweise zu unterstützen.“ Graff verneigte sich und sagte: „„Sehr wohl, Excellenz!““

— — — — — — — — — — —

Eines Tages bemerkte der Meister sarkastisch: „Herr Oels! Ihre hintere Partie haben wir genug gesehen; zeigen Sie uns doch wieder Ihr Gesicht!“ Im Nu stand der beschämte Künstler en face seinem Chef gegenüber.

1418.

Zwiſchen 1796 und 1816.

Mit Friedrich Haide.

Lebhaft erinnere ich [Gotthardi] mich . . . einer, auf eine Theaterprobe von ‚Egmont' ſich beziehenden Anekdote, die mir der Schauſpieler Haide, den ſie ganz eigenſt betraf, perſönlich mittheilte, und deren Referat ich nicht unterdrücken mag. Der genannte Künſtler, der in dem Drama den Oranien gab, hatte in der Unterredung mit Egmont in der letzten Scene des zweiten Aufzugs es ſich erlaubt, über die Gebühr leiſe zu ſprechen, ſodaß er für entfernter Sitzende unverſtändlich werden mußte. Goethe hatte ihn eine Zeit lang gewähren laſſen; endlich des Dinges müde, ſah er ſich veranlaßt, an Haide in größter Ruhe die lauten Worte zu richten: „Ich möchte das, was ich vor dreißig Jahren geſchrieben habe, denn doch auch hören."

1419.

Zwiſchen 1804 und 1812 (?).

Mit Riemer u. a.

a.

Unter die bibliſchen Sprüche, die Goethen als fleißigem Leſer der heiligen Schrift aus ſeiner Jugend noch immer gegenwärtig und geläufig waren, gehört

der seinem Aufsatze „Israel in der Wüste" als Textwort vorgesetzte:

„Da kam ein neuer König auf in Ägypten, der wußte nichts von Joseph."

Goethe machte auch im Leben vielfältig Anwendung davon, besonders wenn das gänzliche Nichtwissen seiner Zeit von dem, was vor ihr gewesen oder geschehen war, sich kund gab. Dies war häufig genug der Fall, da die Nachkommen gewöhnlich denken, mit ihnen fange die Welt und das Leben erst an, oder wie Er es ausdrückte: „Ihr Taufstag solle der Schöpfungstag sein."

b.

„Also muß man des Todes Bitterkeit vertreiben" war auch eines seiner biblischen Sprüchwörter.

c.

Höchst sprechend für seinen mittheilenden Charakter, den auch Schiller an ihm gefunden hatte, indem er ihn den communikabelsten aller Menschen nannte, war auch der oft vorkommende Vergleich mit der Frau im Evangelio und ihrem gefundenen Groschen. Wie diese ihre Freunde und Nachbarn von ihrem Glücksfunde sogleich in Kenntniß setzt, damit sie an ihrer Freude Theil nehmen, so erging es ihm bei jeder neuen wissenschaftlichen Entdeckung, bei glücklicher Lösung eines Problems und endlicher Gewahrwerdung eines ihm lange verborgen gebliebenen Naturgesetzes. Er mußte sie sogleich

seinen Freunden mittheilen. Herder, Schiller, Knebel und Meyer waren immer die ersten, denen er davon Nachricht gab und sie zur Mitfreude aufforderte. Aber auch jüngere Freunde und Vertraute wurden zur Theilnahme aufgerufen; denn wie er leibliche Kost und Speise gern reichlich mitzutheilen liebte, so auch geistige noch mehr, als der „communikabelste".

d.

„Solche Mühe hat Gott dem Menschen gegeben," war bis an das Ende seines Lebens ein mehr heiter als ernst angewendetes Bibelwort, und wahrlich, Niemand hat mehr im ganzen Leben sich abgemüht als eben er. Doch der Ton, womit er es auszusprechen pflegte, indem er auf dem ü aushielt, es auch mit müde, ermüdigt, mühselig in Verbindung brachte, zeigt, daß es keine sentimentale noch hypochondrische Stimmung war, die es ihm eingab, sondern jene ironische, die er in den Briefen an Zelter definirt und die es ihm möglich machte, solche Mühe so lange auszuhalten.

e.

Goethe brauchte im gewöhnlichen Gespräch und unter Freunden viele aus fremden Sprachen entlehnte und angewöhnte Worte und Wendungen, theils in den Grundsprachen, theils in Nachbildungen, z. B. aus dem Italienischen, wie „dice bene" für: wohl gesprochen! oder Sie haben Recht! „Es tornirt etwas nicht a conto,"

Zwölftes Capitel.

Nach einer kurzen Zeit, die er, beunruhigt von mancherley Gedanken, sitzend und vor sich hinsehend zugebracht hatte, schlenderte Philine singend zur Hausthüre heraus, setzte sich zu ihm, ja man dürfte beynahe sagen, auf ihn, so nahe rückte sie an ihn heran, lehnte sich auf seine Schultern, spielte mit seinen Locken, streichelte ihn, und gab ihm die besten Worte von der Welt. Sie bat ihn, er mögte ja bleiben, und sie nicht in der Gesellschaft allein lassen, in der sie vor langer Weile sterben müßte; sie könne es nicht mehr mit Nielina unter Einem Dache ausdauern, und habe sich deswegen herüber quartirt.

non torna a conto für: es kommt nichts dabei heraus. „Das wär' oder gäb' ein precipizio," wofür man im Deutſchen auch ſagt: „das wär' ein Untergang, für Lärm, Skandal u. dgl." Spregiudicato, ohne Vorurtheil, und beſonders auch das Troſtwort bei Sachen, die zugrunde gehen oder nicht zu halten ſind, worüber man ſich alſo zufrieden geben müſſe: „periamo noi, periano anche i bicchieri," welches er in Rom von einem kleinen italieniſchen Mädchen gehört hatte und es den Weisheitsſpruch deſſelben nennt.

Aus dem Franzöſiſchen war ihm ſehr geläufig zu ſagen: „das iſt ein Meer auszutrinken," c'est une mer à boire, für: das iſt zu weitläufig, zu umſtändlich, zu ſchwierig, und beſonders die ganze franzöſiſche Phraſe: „ce sont les suites inévitables de la guerre," die man, beſonders in der Epoche von 1806, ſo oft von den Franzoſen hören mußte, wenn ſie Klagen und Gegenvorſtellungen abzufertigen ſuchten.

f.

Goethe ſprach öfter von einem taedium vitae, das den Menſchen ergreife und ihn zum Selbſtmorde veranlaſſe, und zwar aus fremder und eigener Erfahrung, die ihn den Werther zu ſchreiben antrieb; desgleichen bei dem häuslichen Unheil, das Zeltern betraf und ihm zum Troſt und Erſatz dieſe brüderliche Freundſchaft von Seiten Goethes einbrachte.

g.

Die lateinische Sprache gewährte ihm besonders ausdrucksvolle und bezügliche Spruchformeln, wie difficilia quae pulchra, oder ars est de difficili et bono, oder sustine et abstine, das er selbst thatkräftig durch ein ganzes Leben hindurch ausführte, so wie er das decet imperatorem stantem mori auf das gefaßte und standhafte Benehmen hoher Personen in einem die Existenz bedrohenden Falle zu beziehen wußte.

h.

„Der Mensch ist brevis aevi," liebte Goethe besonders oft zu sagen, wenn er überhaupt auf das Unvollendete, Unzulängliche, Unerreichte im menschlichen Leben, Thun und Treiben hindeuten wollte, aber zugleich auch auf sein eigenes Streben, nur bald mit etwas fertig zu werden, nicht erst lange Entwürfe auszuspinnen, etwas ohne Aufschub zu genießen, „daß schöne Stunden im Fluge genossen werden müssen" — auch selbst „Begeisterung keine Häringswaare sei, die man einpökelt auf viele Jahre". Oft verband er damit die Worte des persischen Gesandten: „Der Mensch lebe nur fünf Tage" und „Gott sei barmherzig". Mit diesen Fünf zielt er auf das, was bereits Saadi einem Herrscher und Befehlshaber einschärft, jede Stunde der Herrschaft Gottes zu betrachten, eingedenk zu sein des Wechsels der Zeit und die Übertragung der Herrschaft

von Gott auf den Menſchen zu erwägen, auf daß er ſein Herz nicht hänge an dieſe fünf Tage Friſt auf Erden ꝛc.

Da für Goethen, bei ſolcher Geſinnung, die Zeit „Etwas“ war, „Leben“ und „ſelbſt ein Element“, und daß nichts höher zu ſchätzen ſei als der Werth des Tages; daß es beſſer ſei, das geringſte Ding von der Welt zu thun als eine halbe Stunde für gering zu halten, und er darin ganz mit Leibnitzens Wahlſpruch: pars vitae, quoties perditur hora, perit, übereinſtimmte; auch mit Friedrichs des Großen Sentenz, jener des Seneca: Temporis unius honesta avaritia est, nachgebildet: le temps est le seul dont l'avarice soit louable — ſo mußte das Amici fures temporis auch eines ſeiner Brocardica ſein, zu deſſen Ausdruck ihm leider oft genug Einheimiſche wie Fremde, beſonders Individuen von außerordentlicher Schwatzhaftigkeit, Druckferei und Sitzvermögen, Gelegenheit gaben. Manche Äußerung gegen Zelter über Fremde, die nichts bringen und nichts mitnehmen, iſt daraus erklärbar.

I.

Eine der häufigſten Anwendungen, bald in vollem bald in halbem Scherz, erfuhr das Baſedow'ſche Witzwort Ergo bibamus, ja es ward zu einem terminus technicus geſtempelt und als ein Subſtantiv gebraucht nicht nur für Gelegenheit, Anlaß, Grund zu Luſt und

Vergnügen, sondern auch zur Persiflage einer seltsamen Folgerung.

Als Goethe diese Conclusion, die nach Basedow's Behauptung zu jeder Prämisse passen sollte, zum ersten Mal beim Dictiren der Farbenlehre, und zwar in der Polemik gegen Newton, erwähnte und sie zugleich auf die wunderliche Schlußart desselben applicirte, erlaubte ich mir die Bemerkung: es wäre dies ja der natürlichste, ungesuchteste Refrain zu einem Trinkliede selbst; man müsse nur die schlagenden Motive zu den Prämissen aussuchen, aus denen jene Conclusion folge. „Nun, versuchen Sie's einmal!" erwiederte er; was ich denn auch bald darauf that, und ihm schien der Versuch nicht übel. Einige Zeit nachher (1810) machte er selbst das vortreffliche Ergo bibamus für Zelter's Liedertafel.

K.

Eine scherzhafte Anwendung von Klopstock's Sentenz: einige Tugenden würden belohnt und andere verziehen, war ihm gleichfalls sehr gewöhnlich. So spielt er darauf an in einem Briefe an Schiller, wo er die ernsten und nach seinem Begriff guten Aufsätze in den Propyläen — die übrigens wenig Absatz fanden — zum Troste des Buchhändlers mit etwas würzen will, damit sie, wonicht belohnt, doch wenigstens vergeben werden.

I.

Am liebenswürdigsten erschien er, wenn er aus seinen eigenen Gedichten einzelne Verse oder ganze Stellen bald mit einem besondere Wichtigkeit ausdrückenden Lehrton, bald mit einem achselzuckenden Bedauern oder auch behagliches Zugeben andeutenden Conversationston, als wie im Augenblick erst improvisirt, vorbrachte. Z. B. aus dem Reinecke Fuchs: „Und so ist es beschaffen" ꝛc. oder „handelt einer mit Honig, er leckt zuweilen die Finger", oder „wir hätten ein halb Dutzend verzehrt, wofern sie zu haben gewesen," bei Genuß eines Lieblingsgerichts, wie etwa Tauben.

Der Wirth aus den Mitschuldigen mit seinem „Minister möcht' ich sein und jeglicher Courier ging' bei mir aus und ein" wurde vorgeführt, wenn es galt, die unschuldige Neugier eines oder des andern gegenwärtigen jungen Frauenzimmers zu persifliren.

So schonte er auch sich selbst nicht, wenn die Seinigen ihn an dies und jenes erinnern mußten, indem er zugab, „ja, so sind die Herrn von Stande, ich bin auch zuweilen so" oder auch „Meint ihr denn, daß die Barone freien so wie die Plebejer?" Beides aus einer von seinen Lieblingsopern: il matrimonio segreto.

Junge Schauspielerinnen, die zu einer neuen oder größern Rolle auch neues und reiches Costüm zu

haben wünschten und ihm deshalb oft mit Bitten zusetzten, imitirte er parodirend mit der Arie einer Actrice aus den theatralischen Abenteuern [von Vulpius]: „Atlas-Kleider muß ich haben mit der schönsten Stickerei“ ꝛc. Indem er sich so als einen italienischen Impresario ansah, spielte er die Rolle desselben weiter mit den Worten: „In die Logen tret' ich höflich, grüße diesen, grüße jenen;“ denn alle diese und andere italienische Opern hatte er früher auf's Theater gebracht und deren Texte verbessert.

III.

Von den nach seiner Art parabolisch ausgedrückten heitern Einfällen sei noch einer . . erwähnt: . . Jeder Mensch habe nur ein Nösel von Höflichkeit, und dieses sei bald verbraucht.

II.

Die Unterhaltungen mit Goethe sowohl bei Tische als in den Arbeitsstunden bezogen sich, außer den vorliegenden Gegenständen, häufig auf Sprachen, alte wie moderne. Aus dem Griechischen theilte ich manche Gnome oder sonst ein Apophthegma mit, das uns zu vielen Gedanken und allerlei Anwendungen Anlaß gab; unter andern auch ein Distichon aus der Anthologie, welches sich über die Eitelkeit, Nichtigkeit und Lächerlichkeit der Welt und der menschlichen Dinge ausläßt:

ein antikes Salomoniſches vanitatum vanitas und welches ungefähr alſo lautet:

Πάντα γέλως, καὶ πάντα κόνις, καὶ πάντα τὸ μηδέν.
Πάντα γὰρ ἐξ ἀλόγων ἐστι τὰ γινόμενα.

„Alles nur Poſſ' und alles nur Dreck, und alles ein Garnichts:
Alles aus Unvernunft iſt ja nur was da geſchieht."

Dieſes gefiel ihm ſo beſonders, daß er bei Expectorationen über den Lauf der Welt darauf anzuſpielen und mit den erſten Sylben *πάντα γέλως* nur anzuſchlagen liebte wie ein Stichwort.

1420.

Zwiſchen 1804 und 1812.

Mit Riemer.

a.

„Die höchſten Kunſtwerke ſind ſchlechthin ungefällig, ſie ſind Ideale, die nur approximando gefallen können und ſollen, äſthetiſche Imperative.

In eigentlichen Poemen iſt keine als die Einheit des Gemüths.

Alles Vollendete ſpricht ſich nicht allein, es ſpricht eine ganze mitverwandte Welt aus.

Der Künſtler gehört dem Werke und nicht das Werk dem Künſtler.

Der Dichter iſt wahrhaft ſinnberaubt, dafür kommt alles in ihm vor. Er ſtellt im eigentlichſten Sinne

das Subject-Object vor, Gemüth und Welt. Daher die Unendlichkeit eines guten Gedichts, seine Ewigkeit.

Poesie ist Poesie, von Sprech- und Redekunst unendlich verschieden.

Poesie ist Gemüthserregungskunst.

Poesie ist Darstellung des Gemüths, der inneren Welt in ihrer Gesammtheit."

b.

„Das Theater ist die thätige Reflexion des Menschen über sich selbst.

Die historischen Stücke gehören zu der angewandten Historie. Sie können theils allegorisch, theils Poesie der Geschichte sein.

Alle Darstellung der Vergangenheit ist ein Trauerspiel im eigentlichen Sinne, alle Darstellungen des Kommenden, des Zukünftigen ein Lustspiel.

Das Trauerspiel ist bei dem höchsten Leben eines Volkes am rechten Orte, sowie das Lustspiel beim schwachen Leben desselben.

Plastik, Musik und Poesie verhalten sich wie Epos, Lyrik und Drama."

c.

„Schöne Melodie und Gesang von einem schlechten Text thut nichts zur Sache.

Es ist besser die Worte nicht zu verstehen, weil

man aus den Geberden mehr herausholt, als die Worte geben können. Die Wichtigkeit des Inhalts, des Gegenstandes wird uns durch leidenschaftliche Geberden aufgeprägt; auch der Stumpfeste muß denken, daß es der Mühe werth sei, sich zu ereifern.

Nicht outrirt. Alle Elemente des Gefühls, Ausdrucks sind darin, die bei uns auch, aber einzeln vorkommen, aber verbunden zu einem Ganzen.

Das französische Theater, die Acteurs gehen nur wenig über die französische Wirklichkeit hinaus, es ist nur tactmäßiger. Der gemeinste Soldat würde so agiren, so sprechen, nur nicht durchweg mit dieser Gemessenheit, die keineswegs steif und hölzern.

Das französische Theater stellt seinen Gegensatz in französischer Form, das deutsche den seinigen in seiner Form [dar?]. Das deutsche stellt leidenschaftliche Gegenstände mit seiner Ruhe vor, das französische gesetzte mit seiner Heftigkeit."

d.

Sophokles sei ironisch, Äschylus und Euripides nicht. Die Tragödie sei bloß für die Niederträchtigkeit der Menschen. Kein Held sei so niederträchtig und jämmerlich, wie er in der Tragödie erscheine.

e.

„Das sogenannte Trauerspiel ist eigentlich das wahre Lustspiel und das sogenannte Lustspiel das eigentliche

Trauerspiel, wenn man über etwas weinen oder lachen dürfte.

Daß Ödipus sich die Augen ausreißt, ist eine Dummheit und nicht lächerlich; daß Aristophanes sich über die Menschen moquirt, ist ein Ernst, aber nicht weinerlich." *)

f.

Über den Zusammenhang demokratischer Gesinnungen mit der Komödie, besonders der antiken, dem Herabziehen des Höchsten.

„Was der Mensch als Gott verehrt, ist sein eigenstes Innere herausgekehrt.

Erkennt er Würde, sucht er Würde, so verehrt er sie auch außer sich.

Zur Zeit, als es noch Könige gab, gab es auch noch Götter.

Als Volksregiment schaltete, gab es keine persönliche Würde, nur Würde der Stelle.

Und so kamen auch die Götter in Dekadenz. Sie mußten sich gefallen lassen, daß man mit ihnen umsprang wie mit den Menschen.

Es war die Egalisirung bis in den Himmel gedrungen."

g.

Zerstreute Gedanken über das griechische Drama.

„Es ist ein enger Kreis von wenigen Figuren, die

*) [„Das wiederholte ‚weinerlich' der Quelle ist offenbar Versehen.]

Vergebens ſuchte er ſie abzuweiſen, ihr begreiflich zu machen, daß er länger weder bleiben könne noch dürfe. Sie ließ mit Bitten nicht ab, ja unvermuthet ſchlang ſie ihren Arm um ſeinen Hals, und küßte ihn mit dem lebhafteſten Ausdrucke des Verlangens.

Sind Sie toll, Philine? rief Wilhelm aus, indem er ſich loszumachen ſuchte. Die öffentliche Straße zum Zeugen ſolcher Liebkoſungen zu machen, die ich auf keine Weiſe verdiene. Laſſen Sie mich los, ich kann nicht und ich werde nicht bleiben.

Und ich werde dich feſt halten, ſagte ſie, und ich werde dich hier auf öffentlicher Gaſſe ſo lange küſſen, bis du mir verſprichſt, was ich wünſche. Ich lache mich zu Tode, fuhr ſie fort; nach dieſer Vertraulichkeit halten mich die Leute gewiß für deine Frau von vier Wochen, und die Ehemänner, die eine ſo anmuthige Scene ſehen, werden mich ihren

gleichsam wie Charaktermasken auftreten und wie ein Uhrwerk die Geschichte abspielen.

Es ist überall nur das Nothwendige ad hunc actum angebracht.

In der Sprache ist unterandern ein auffallendes Verstandesspiel, eine Freude an witzigen Repliken, an verständigen, an vernünftigen, pertinenten (vulgo impertinenten), die man Lessingisch nennen könnte."

h.

„In allem, was da lebt und leben soll, muß das Subject vorwalten, d. h. mächtiger sein als das Object: es muß dieses überwinden, wie die Flamme das Docht verzehrt."

Auf meine Bemerkung, daß die Alten sagten: das Rechte sei nur eins, das Irrige mannigfach, bemerkte G.: das Besondere sei die Lüge, das Wahre das Allgemeine!

k.

„Nicht einmal die Poesie des christlichen Gesangbuches ist für alle und jede; wie sollte die profane Poesie für einen jeden sein? Wieland's Dichtungen sind nicht allen Leuten, Kindern und Weibern zu empfehlen. Das thut aber dem Dichter keinen Eintrag. Dieser kann sich in seinem Wesen nicht geniren. Die polizeiliche Einschränkung kommt andern Volks- und Hausvorstehern zu."

I. *)

„Die Liebe iſt eine Conſervationsbrille, aber nur für den Gegenſtand, den man damit betrachtet, nicht für uns.

Sonſt ſieht man doch mit der Brille ſchärfer und deutlicher, mit dieſer Brille aber verſchwindet aller Mangel und Fehler, und lauter Dinge, die nicht da ſind, wenn man die bloßen Augen braucht, kommen erſt hier zum Vorſchein.

Zwar kommen auch Mängel und Fehler zum Vorſchein, nämlich Tugenden und Eigenſchaften, welche fehlen, ſobald man den Gegenſtand mit bloßen Augen ſieht.“

II.

„Und der Lebende hat Recht.“ — „Ein niederträchtiges Recht, ſchlechter zu ſein, als die vor uns lebten,“ ſagte Goethe bei Gelegenheit der Shakeſpeareſchen Stücke, inſonderheit des Richard III, wogegen wir alle nicht aufkommen; das ſei Poeſie, Symbolik, Idee, Rhetorik ꝛc. alles zugleich.

1421.

Zwiſchen 1804 und 1812 (?).

Mit Riemer u. a.

a.

Goethe nannte es . . die lächerlichſte Prätenſion, allen gefallen zu wollen.

*) Anfang ſchon 211d.

b.

Er ſuchte die göttliche Ruhe in ſich herzuſtellen und ſo ging ſie aus ſeinem Herzen in die Schöpfungen ſeines Geiſtes über. Wie ſehr ſie gleichwohl nur in der dichteriſchen Stimmung den reinen unbewegten Spiegel bildete, in welchem die Welt mit ihren Objecten ſich einſtrahlte, in dem Treiben und Toben des Lebens aber zu ſchwanken und ihr Gleichgewicht zu verlieren drohte, und daher der Sicherſtellung bedurfte, zeigte die ihm faſt zur Gewohnheit gewordene Ermahnung: „Ruhig, ruhig! nur Ruhe!“ die er andern zurief, oft wenn ſie noch oder ſchon ruhig waren, ſodaß ſie zugleich die lautgewordene innerliche Selbſtaufforderung zu gelaſſenem und beſonnenem Verfahren zu ſein ſchien.

c.

Nicht mindere Schalkheit [als nach 614 gegen F. A. Wolf] ließ er gegen ſeinen Freund Knebel ausgehen, wenn er manche Abende bei ihm mit Erzählen und Zeichnen zubrachte. Dieſer hatte die unüberwindliche Neigung beſtändig die Lichter zu putzen, ohne Noth und zwar immer zu kurz, daß ſie noch ſchlechter brannten, als zuvor, auch wohl ganz auslöſchten. Nun hielt er ihn einen ganzen Abend dadurch ab, daß er ihm die Lichtſcheere wegnahm, ſie auf den Leuchter vor ſich hinlegte und ihm unter keiner Bedingung erlaubte, ſelbſt zu putzen, dabei aber die Schnuppen ſo

lang werden ließ, daß jener vor Ungeduld hätte vergehen mögen. Alles Bitten, Schmollen und Grollen half nichts; immer wußte er es ihm mit andern Gründen und Vorwänden auszureden, bis es ihm selbst gefiel, das Versäumte nunmehr als zeit- und zweckmäßig nachzuholen.

d.

Nichts . . regte ihn innerlich stärker auf, als die Selbstgefälligkeit, womit eingebildete, obschon übrigens talentvolle Personen bei Betrachtung eines Kunstwerks oder sonst einer vortrefflichen Arbeit diese dadurch zu loben meinten, daß sie ausriefen: das sehe ganz so aus, als wenn sie es gemacht hätten; oder: das könnten sie wohl auch gemacht haben. Da wurde denn hinterher im Kreise der Vertrauten eine solche Person mit einem Frankfurter Provinzialismus „ein Schnudelputz“ genannt.

e.

„Wer mit zweiundzwanzig Jahren den „Werther“ schrieb“ — hörte ich ihn öfters sagen, wenn er zu verstehen geben wollte, daß er „eben doch keine Katze“ sei.

f.

Soviel ist gewiß — da Goethe es mir selbst gestand — daß ihm die Fortsetzung . . [der „Natürlichen Tochter“] „durch die niederträchtige Kritik eines Tyck verleidet worden.“

g.

So urtheilte er . . nicht über seine Freunde und die Personen, die er liebte. „Ich denke nicht über sie," sagte er, wenn man ihm von ihren Eigenheiten und Sonderbarkeiten etwas vorreden wollte.

h.

[Böttiger] konnte weder Personen noch Sachen loben, ohne beiden zugleich etwas zu versetzen und anzuhängen. . . . . Daher Goethe mit derbem, aber passendem Witz bemerkte: Böttiger könne dem Publicum nichts auftischen, ohne es gleich den Harpyen mit dem eigenen Unrath zu beschmutzen.

i.

So scherzte er einmal, als von den Engländern und ihrer undeutlichen, silbenverschluckenden Aussprache die Rede war: sie schienen so hungrig und schwer zu sättigen, daß sie zu den Speisen auch noch Silben verschlingen müßten, wie die Vögel noch Sand und Steinchen, um der Verdauung nachzuhelfen.

k.

Als in den letzten Jahren mehrere Dichter, unter ihnen auch Tieck und Matthisson nach Weimar gekommen waren und ihn besucht hatten, nannte er dies scherzhaft „eine Zusammenkunft der Renommées."

I.

Zuweilen wohl, wenn ihn gerade der Schalk drückte und ein guter Einfall ſich Luft machen wollte, nahm er einen Vertrauten beim Arm, ihn bei Seite ziehend in ein anderes Zimmer oder an ein entferntes Fenſter und brachte ſeine Bemerkung mit ernſthafter Miene und der leiſer geſprochenen Eingangsformel „Lieber N. N., wiſſen Sie wohl, wie mir das vorkommt?“ — „Haben Sie wohl bemerkt?“ u. ſ. w. wie eine Carabinade an und zog ſich eben ſo raſch und unbefangen wieder zurück.

1422.

Zwiſchen 1804 und 1812 (?).

Mit Riemer.

a.

Goethe erzählte mir öfter von dieſer Gewohnheit des Künſtlers [Kniep, Bleiſtifte zu ſpitzen], worüber er manchmal von dem Zweck abgekommen und die Zeit verthan habe.

b.

Von der „Achilleis“ waren damals [März 1799] ſchon fünf Geſänge motivirt und von dem erſten 180 Hexameter geſchrieben. Viel weiter aber, als das was davon gedruckt iſt, brachte es Goethe nicht in der Ausarbeitung; doch hatte er ſpäterhin vor, einen Roman aus dem Sujet zu machen.

c.

Goethe mußte alles motiviren und es hätte — wie er einmal zu mir ſagte — in einem ſeiner Stücke oder Romane nicht von einem Stückchen Kreide oder dergl. Rede und Forderung ſein können, ohne daß er es nicht ſchon früher unvermerkt und als hätte es nichts auf ſich beigebracht oder angemeldet haben würde.

d.

Im „Egmont" ſei die Partie des griechiſchen Chors unter die zwei Liebenden — unter Clärchen und Alba's Sohn — vertheilt: dieſe ſtellten denſelben vor; das eigentliche Volk ſei wie gewöhnlich ohne Theilnahme.

e.

Eliſene, Prinzeſſin, die ſich verheimlicht, und Chriſtus, der ſich nicht gleich als Gottes Sohn offenbart, war eine von den mehreren Legenden, die Goethe bearbeiten wollte, und von der er mir manchmal erzählte.

f.

Terenz. Die allerzarteſte theatraliſche Urbanität, womit halbunſittliche Gegenſtände behandelt ſind, höchlich bewundert ſowie auch den coupirten Dialog, der Größe des Theaters und der Entfernung der Zuſchauer höchſt angemeſſen; überhaupt die höchſte Keuſchheit, Nettigkeit und Klarheit der Behandlung.

g.

Shakeſpeare. Aus einem Geſpräch mit Goethe über Shakeſpeare notirte ich mir einmal Nachſtehendes über die Tendenz des engliſchen Dichters und was er in folgenden Stücken zur Anſchauung habe bringen wollen: im „Antonius“, daß Genuß und Herrſchaft (der Welt) nicht beiſammen ſind; im „Coriolan“ den Haß des Volkes gegen den Beſten, den es doch nicht entbehren kann; im „Cäſar“ den Haß der Beſten (Optimaten) gegen den Vorzüglichen, damit ſie alle gleich ſeien.

Dieſe Bemerkung ſteht jetzt mit etwas anderen Worten in [den Werken, im Aufſatz „Shakeſpeare und kein Ende“], iſt übrigens aber ein Beweis, wie früh dergleichen Reflexionen ſchon in Goethe lagen, da er ſie mir zwiſchen 1803—1806 mittheilte, und jene gedruckt zuerſt in „Kunſt und Alterthum“*) vorkommen.

h.

Zucchi (Gatte der Angelica Kauffmann). „Zucchi's Methode, ſeine Compoſitionen mit Effect und zugleich kunſtgemäß darzuſtellen, war ein tertium zwiſchen beiden; ſo beſonders in der Perſpective.“

i.

Bruno (Jordanus). „Seine Schriften ſind nicht zuſammen zu haben, ſelbſt nicht in Göttingen, weil er

*) [Irrig: 1815 im „Morgenblatt“.]

sie einzeln auf seinen Reisen, in Städten, wo er hinkam, wie Programme drucken ließ. Er giebt unter andern auch Gemälde an, welche Künstler machen sollten, z. B. die Trinitas:

Vernunft	Verstand	Macht
als	als	als
Ausdenken	Einrichtung	Ausführung
in	in	in
der Pallas;	Vulcan u. Mars;	Jove.

k.

Einandermal sagte Goethe: er hätte den Einfall gehabt, auf die Mineralogen, zu der Zeit, wo sie in allen Gegenden mit Hämmern herumgingen und an die Steine schlugen, ein Bild zeichnen zu lassen, wo ihrer zwei von entgegengesetzten Seiten an einen Felsen kämen und daran schlügen; der Felsen spränge, und nun erblickten sich die Herren staunend und grimassirend. — Er erzählte dies mit seinem gewöhnlichen humoristischen Tone und der kleinen Andeutung von Gest, die er in solchen Fällen sich erlaubte.

1423.

Zwischen 1805 und 1816.

Bei der Bühnenprobe zu Iffland's ‚Herbsttag'.

Die Probe, welcher als unberufener Zuschauer beizuwohnen ich [Gotthardi] mir die Ehre gab, war die von Iffland's ‚Herbsttag'. . . . . Kurz vor Goethes

Ankünft war von Genaſt, welcher in dem Stück den Andres zu ſpielen hatte, dafür geſorgt worden, daß die Scene geräumt und einſtweilen alles für den erſten Auftritt vorbereitet war. Man hätte den Eifer und die Sorgfalt ſehen ſollen, womit der bewegliche Mann ſich dieſem Geſchäft unterzog, und die Pünktlichkeit, womit ihm gehorcht wurde! Der Anfang ließ nicht lange auf ſich warten. Die Leute, das hörte man ſogleich, hatten ihre Rollen gut gelernt, oder vielmehr repetirt, und ſprachen ſie ebenſo geläufig und ſicher, als mit richtigem Verſtändniß, ja, ſie nahmen ſich, wollte mich bedünken, als ſtänden ſie vor den Zuſchauern. . . . . Goethe ſchenkte keinem und keiner etwas. Bald hatte er zu erinnern, daß die und die Stelle zu ſchnell, bald daß ſie zu langſam recitirt werde; bald rückte der eine dem andern zu nahe auf den Leib, bald hielt er ſich von ihm zu fern; bald erfolgte der Abgang dieſes Schauſpielers zu haſtig, bald nicht raſch genug, und ſie mußten ſich ohne Complimente dazu verſtehen, alles, was er zu tadeln fand, nach ſeinem Willen zu machen. Graff, der den Landhausbeſitzer Selbert zu geben und eine ſehr ſtarke Stimme hatte, erhob dieſe an einigen Stellen kräftiger, als es der Charakter dieſes über alle Gebühr weichherzigen, weinerlichen, in einem breiten Gefühlsmeer ſchwimmenden Iffland'ſchen Vaters vertragen konnte: ſo in der Scene des erſten Acts mit ſeiner Schwiegermutter. „Mäßigung! Mäßigung, lieber Graff!“ rief

Weibern als ein Muſter einer kindlich unbefangenen Zärtlichkeit anpreiſen.

Eben gingen einige Leute vorbey, und ſie liebkoſte ihn auf das anmuthigſte, und er, um kein Ekandal zu geben, war gezwungen, die Rolle des geduldigen Ehemannes zu ſpielen. Dann ſchnitt ſie den Leuten Geſichter im Rücken, und trieb voll Übermuth allerhand Ungezogenheiten, bis er zuletzt verſprechen mußte, noch heute und morgen und übermorgen zu bleiben.

Sie ſind ein rechter Stock, ſagte ſie darauf, indem ſie von ihm abließ, und ich eine Thörin, daß ich ſo viel Freundlichkeit an Sie verſchwende. Sie ſtand verdrießlich auf, und ging einige Schritte; dann kehrte ſie lachend zurück, und rief: ich glaube eben, daß ich darum in dich vernarrt bin, ich will nur gehen und meinen Strickſtrumpf holen, daß ich etwas zu thun habe. Bleibe ja, da-

Goethe ihm mit lauter und doch ſanft warnender Stimme zu: „Dieſer Selbert muß als ein ſehr leidenſchaftsloſer, ruhiger Mann gehalten werden.“ — Derſelbe Schauſpieler hatte noch die Gewohnheit, den rechten Arm mit geballter Fauſt öfter auf den Schenkel fallen zu laſſen; es bedurfte nur der kurzen Erinnerung Goethes, dieſer Geſte ſich am unrechten Orte zu enthalten, um ihn für die Folge auf ſich aufmerkſamer zu machen. Die Beck als Frau Saaler, lebhaft, wie ſie war, wurde an manchen Stellen zu laut, ſcharf aufſchreiend, und bewegte — unter anderem in dem Auftritt des zweiten Aufzugs, wo ſie ſich über das Betragen des zurückgekehrten Fritz beſchwert, — den Kopf zu unruhig hin und her. Goethe machte ihr dieſes Zuvielthun bemerklich; ſie kam ſofort zur Erkenntniß und wußte ſich von da an beſſer zu beherrſchen; Malkolmi's Licentiat Wanner, die behaglichſte und amuſanteſte, jedoch an geſuchten, unnatürlichen Übertreibungen des Humors leidende Rolle in dem ganz unerträglichen Thränenſtück, verleitete ihn einigemal die Worte ſtärker und rauher hervorzuſtoßen, ſie wie polternd zu prononciren, was ihm Goethe bei den vorkommenden Fällen gelaſſen verwies. . . . . Die Lortzing als Marie bekam bei einzelnen Stellen auch ihr Theil weg, worüber ich ſie der larmoyanten Rolle wegen, die ſie auf dem Halſe hatte, ordentlich bedauerte; ſie verfiel einpaarmal in eine gedehnte Sprechmanier, die in ſpäteren Jahren, wo ſie die Bühne wieder betrat, noch

hörbarer wurde, und Goethe unterließ nicht, dieſen Fehler ſchonend zu rügen. Den meiſten Spaß machte mir das launige Wort, das er an den allzulebhaften hitzigen Peter-Unzelmann richtete, und worüber, hätte ich mich nicht voller Geiſtesgegenwart auf die Zunge gebiſſen, ich gewiß in lautes, herzhaftes Gelächter ausgebrochen wäre, das Wort: „Gemach! gemach! Es geht ja nicht in die Schlacht mit dem Peter! Er ſoll ja keine Batterie ſtürmen! Warum denn ſo gar martialiſch?“ Es will nämlich dieſer courageuſe Peter dem ungetreuen Liebhaber ſeiner Schweſter — einem Kerl, den ich ganz ruhig hätte laufen laſſen — nach und ihn zurückbringen. Der Anfang der Schlußſcene, wo die Landleute mit den Muſikanten kommen, mußte zweimal probirt werden, ehe ſie ſo glatt und rund ging, wie Goethe es haben wollte.

1424.

Zwiſchen 1805 und 1827 (?).

Über Chriſtian Auguſt Vulpius.

Er [Goethe] achtete die Menſchen überhaupt nicht; im Grunde war ihm die Menge verhaßt. So ſagte er einmal, als ſein Schwager Vulpius heftig getadelt wurde, — was er überhaupt wunderlicherweiſe wegen der Verwandtſchaft ſehr ungern ſah — nachdem er lange dazu geſchwiegen: „Nun ja, Ihr habt recht! Der

Kerl iſt eine Beſtie, aber unter den hunderttauſend Beſtien, die ſich Menſchen nennen, iſt die Beſtie noch immer ein Menſch.“

1425.

Zwiſchen 1800 und 1818 (?).

Mit Frommanns.

a.

Der Genuß am Leſen ſeiner Schriften reicht lange nicht an den ſeiner mündlichen Unterhaltung. Er war Meiſter im Erzählen; es ging aus Einem Guſſe und die ausdrucksvollen Bewegungen der Hände und der Glanz der Augen erhöhten den Reiz ſeiner Rede. So iſt mir [F. J. Frommann] unvergeßlich, wie er einmal die heitre Geſchichte aus dem Feldzuge in der Champagne zum beſten gab, ehe ſie gedruckt war: wo er am Ende eines feindlichen Dorfes mit ſeinem Reitknecht einen noch ungeplünderten Keller entdeckt, ſich im Hauſe niederläßt und unter ſeinem großen Reitermantel eine Batterie Weinflaſchen anlegt, als die andern nachkommen, die Flaſche kreiſen läßt, immer eine friſche aus dem Verſteck hervorholt und ſich an dem allgemeinen Erſtaunen ergötzt, daß die vermeinte Eine Flaſche nicht leer wird.

Ein anderes Mal entwickelte er die Fabel des Textes zum ‚Don Juan‘ [von da Ponte] und zeigte, wie ſie durch das katholiſche Dogma von den ſieben Todſünden bedingt

sek, die der Held des Stücks vor den Augen der Zuschauer sämmtlich begehen müsse, damit ja kein Zweifel bleibe, daß er die Hölle vollauf verdient habe, in die ihn die Teufel schleppen. Dadurch ist auch das Gastmahl gegen Ende des Stücks gerechtfertigt; denn zu den katholischen Todsünden gehört ja la gola, die Schlemmerei.

Ein anderes Mal waren wir in Weimar gewesen und hatten die erste Aufführung des ‚Bildes' von Houwald gesehen. Da ließ er sich die Fabel des Stücks erzählen und wußte mit der feinsten Ironie durch Fragen und Zwischenreden die Mängel hervorzuheben, z. B.: „Also, sie lieben sich über's Kreuz!"

Noch früher traf er einmal meine Mutter allein und brach noch in der Thüre, indem er die Arme ausbreitete, in die Worte aus: „Ach, wenn doch der gute T." (ein damals auftauchender begabter Dichter, den auch er schätzte [Tieck?]) „nicht so breit wäre!"

In der Zeit nach 1815, als die vaterländische Begeisterung in politische Erregtheit überzugehen anfing, spielte auch ein Mann, dessen Stärke die Politik nicht war, und den Goethe ohnehin nicht liebte, eine gewisse Rolle und hatte großen Anhang unter der Jugend. Von dem äußerte Goethe: wenn der sich nun im Spiegel ansähe, müßte er doch zu sich selbst sagen: ‚ei, du X, was bist du doch für ein großer Mann geworden!' [Fries?]

b.

So ſagte er einmal, als ſich jemand über eine Dummheit, die ein anderer gemacht oder ausgeſprochen hatte, ereiferte, lächelnd: „Kinderchen, Ihr müßt lernen, mit Vergnügen irren ſehen.“ Das wollte nun den Zuhörern nicht in den Sinn, und als es ihm ſpäter meine Mutter einmal vorrückte, meinte er: „Habe ich das geſagt? Da bin ich ſehr weiſe geweſen.“

1426.

1812 oder 1816 (?).

Mit dem Großherzog Karl Auguſt.

Es handelte ſich darum, einen Orientaliſten nach Jena zu rufen. Neue Beſetzungen pflegte Goethe vorſichtig zu bedenken, auch nie ohne abwägenden Bericht an den Großherzog und aufmerkſames Vernehmen ſeiner Abſichten beſtimmte Schritte zu thun; hatte er ſich aber einmal, auf ſolche Befugniß geſtützt, entſchieden, dann gab er nachträglichen Einmiſchungen von anderer Seite her keinen Zoll breit nach. So hatte er denn nach Rückſprache mit dem Fürſten bereits von Jena aus, wo er ſich gerade befand, die Berufung eines Orientaliſten eingeleitet, als Karl Auguſt auch nach Jena kam und in einem Geſpräch mit dem Geheimen Hofrath Stark Eindrücke ſchöpfte, die ihm die Berufung eines andern mehr zu empfehlen ſchienen. Der Großherzog ſpeiſte hierauf im Schloſſe mit Goethe

und einem Dritten. Nach Tiſche nahm er Goethen in ein Fenſter und brachte die Unterhaltung leiſe auf die Berufungsfrage. Anfangs ging Goethe ſehr dienſam auf alles ein, indem er aber die Vorſtellungen, die dem Großherzog mitgetheilt waren, hindurchmerkte, wurden ſeine Entgegnungen immer beſtimmter und ſchärfer. Endlich ſagte der Großherzog: „Du biſt ein närriſcher Kerl! Du kannſt keinen Widerſpruch vertragen.“ — „„Oja, mein Fürſt!““ antwortete Goethe, „„aber er muß verſtändig ſein.““ — Karl Auguſt ging einmal das Zimmer entlang, dann trat er wieder an's Fenſter zu Goethe und führte das Geſpräch ruhig weiter.

1427.

Zwiſchen 1812 und 1816.

Bei der Bühnenprobe zu ‚Romeo und Julia‘.

Das Meiſterwerk Shakeſpeare's war nach Schlegel's Überſetzung und nach Goethes Bearbeitung einſtudirt worden und ſollte nach längerer Pauſe jetzt wieder vorgeführt werden. Genaſt hatte heute alle Hände voll zu thun, da er außer den anſtrengenden Regiſſeurgeſchäften dieſes Nachmittags auch noch mit der Rolle des Montague ſich betraut ſah, während ihm Malkolmi als ſein Feind Capulet gegenüberſtand. — Vielerlei Kürzungen und Zuſammenziehungen — das läßt ſich nicht in Abrede ſtellen — ſogar einige Gewaltthätigkeiten hatte ſich das Stück gefallen laſſen müſſen. . . .

Goethe hatte sich eingestellt und in der Herrschaftsloge niedergelassen; das Signal zum Beginnen ward gegeben.

— — — — — — — — — — —

Es war imganzen nur wenig, was Goethe an den Leistungen der Künstler auszusetzen fand. Der Amme empfahl er: „die Hände weniger unruhig zu gebrauchen und eine weniger lächelnde Miene anzunehmen.“ Graff's Bruders Lorenzo mitunter zu hohe Armbewegung wußte er durch seine Erinnerung auf das richtige Maß zurückzuführen. Eine ganz besondere Sorgfalt wendete er der Ballscene im ersten Act zu, die nur erst nach längerer Vorbereitung und Durchübung die gewünschte Gestaltung annahm. Auch auf das Einzelne und Einzelste richtete er seinen scharfen Blick: so durften nicht zu viele der Gäste in dieser Scene auseinmal aus demselben Eingang eintreten und nicht zu rasch aufeinander folgen; er duldete nicht, daß die Masken sich zu weit nach vorn bewegten und zu gedrängt nebeneinander standen und gingen. Keiner der handelnden Personen erlaubte er, zu nahe an das Proscenium heranzutreten. Die Fechtscene zwischen Mercutio und Tybalt (Deny) ließ Goethe noch einmal in verlängertem Zeitmaße vor sich gehen; denn er theilte mit Wilhelm und Laertes im ‚Meister‘ die Ansicht, daß man in solchen Scenen nicht, ‚wie es auf Theatern wohl zu geschehen pflegt, nur ungeschickt hin und wider stoßen dürfe‘.

1428.

Zwiſchen 1812 und 1832.

Mit v. Müller.

a.

Die Fähigkeit, vom Beſondern ſchnell zum Allgemeinen aufzuſteigen, das ſcheinbar Getrennte zu verknüpfen und für jede abweichende Erſcheinung die befriedigende Formel der Geſetzmäßigkeit aufzufinden, hat nicht leicht ein Sterblicher in höherem Grade beſeſſen [als Goethe]. Daher denn auch bei jedem Naturſtudium ihm leicht und ungezwungen ein Apperçu entgegenkam — oder, wie er es ausdrückte: das Gewahrwerden einer großen Maxime eintrat, die ihr Licht urplötzlich über ſeine Forſchungen ausgoß.

„Ich laſſe“ — hörte ich ihn einſt ſagen — „die Gegenſtände ruhig auf mich einwirken, beobachte dann dieſe Wirkung und bemühe mich, ſie treu und unverfälſcht wiederzugeben; dies iſt das ganze Geheimniß, was man Genialität zu nennen beliebt.“

b.

Gerade die tiefe Bedeutung, die er in jeder politiſchen Erſcheinung wahrnahm, der hohe Ernſt, mit welchem er von Regierenden und Regierten ein verſtändiges, wohlwollendes Auffaſſen und Üben ihrer Rechte und Pflichten forderte, von jedem frechen, verwirrten, haltungsloſen Treiben ſich abwandte, gerade dieſe edelſte

politiſche Sinnesweiſe war es, die ihm ein nichtiges Nadotiren oder leidenſchaftliches Partheiſtreben ſo widerwärtig, ſo verhaßt machte. Davon Notiz nehmen zu müſſen, konnte ihn zuweilen wahrhaft unglücklich machen, und das Wichtige, Große, Folgenreiche frivol und leichtſinnig behandelt zu ſehen, faſt zur Verzweiflung bringen. . . . . „Ihr Jüngern“ — pflegte er zu ſagen — „ſtellt Euch wohl leicht wieder her, wenn irgend eine tragiſche Exploſion Euch momentan verwundet, wir alten Herrn aber haben alle Urſache uns vor Eindrücken zu hüten, die übermächtig auf uns einwirken und eine folgerechte Thätigkeit nur nutzlos unterbrechen.“

c.

„Es giebt nur zwei Wege“ — hörte ich ihn oftmals behaupten — „ein bedeutendes Ziel zu erreichen und Großes zu leiſten: Gewalt und Folge. Jene wird leicht verhaßt, reizt zu Gegenwirkung auf und iſt überhaupt nur wenigen Begünſtigten verliehen; Folge aber, beharrliche, ſtrenge, kann auch vom Kleinſten angewendet werden und wird ſelten ihr Ziel verfehlen, da ihre ſtille Macht im Laufe der Zeit unaufhaltſam wächſt. Wo ich nun nicht mit Folge wirken, fortgeſetzt Einfluß üben kann, iſt es gerathener gar nicht wirken zu wollen, indem man außerdem nur den natürlichen Entwickelungsgang der Dinge, der in ſich ſelbſt Heilmittel mit ſich führt, ſtört, ohne für die beſſere Richtung Gewähr leiſten zu können.“

d.

Dem Gegenstande, der ihn beschäftigte, gehörte er jedesmal ganz an, identificirte sich mit ihm nach allen Seiten und wußte, während er irgend eine wichtige Aufgabe sich gesetzt, alles seinem Ideengang Fremdartige standhaft abzulehnen. „In den hundert Dingen, die mich interessiren," — äußerte er — „constituirt sich immer eins in der Mitte als Hauptplanet und das übrige Quodlibet meines Lebens treibt sich indessen in vielseitiger Mondgestalt umher, bis es einem und dem andern auch gelingt, gleichfalls in die Mitte zu rücken."

e.

Indem er stets das Geschehene, Einzelne sofort an einen höhern, allgemeinen Gesichtspunkt knüpfte, in irgend eine erschöpfende Formel aufzulösen suchte, streifte er ihm das Befremdliche oder persönlich Verletzende ab und vermochte nun, es in der Form naturmäßiger Gesetzlichkeit ruhig zu betrachten, ja, als ein Geschichtliches, gleichsam nur zur Erweiterung seiner Begriffe Erscheinendes, zu neutralisiren. Wie oft hörte ich ihn äußern: „Das mag nun werden wie es will, den Begriff davon habe ich weg: es ist ein wunderlicher, complicirter Zustand, aber er ist mir nun doch völlig klar."

f.

„Von allen Geistern, die ich jemals angelockt, . . . fühl' ich mich rings umsessen, ja umlagert."

mit ich den steinernen Mann auf der steinernen Bank wieder finde.

Dießmal that sie ihm unrecht; denn so sehr er sich von ihr zu enthalten strebte, so würde er doch in diesem Augenblicke, hätte er sich mit ihr in einer einsamen Laube befunden, ihre Liebkosungen wahrscheinlich nicht unerwiedert gelassen haben.

Sie ging, nachdem sie ihm einen leichtfertigen Blick zugeworfen, in das Haus. Er hatte keinen Beruf, ihr zu folgen, vielmehr hatte ihr Betragen einen neuen Widerwillen in ihm erregt; doch hob er sich, ohne selbst recht zu wissen warum, von der Bank, um ihr nachzugehen.

Er war eben im Begriff in die Thüre zu treten, als Melina herbeykam, ihn bescheiden anredete, und ihn wegen einiger im Wortwechsel zu hart ausgesprochener Ausdrücke um Verzeihung bat. Sie nehmen mir

1429.

1813 oder 1829.

Mit Rochlitz.

a.

Bei Erwähnung von Goethes Streben, fremden Einfluß auf seine Ansichten abzuwehren, bemerkt Rochlitz:

Auch der Referent hat dies nicht selten von ihm gehört: „Die Sache! die Sache! wie ist die?"

b.

Der Referent fand ihn einmal umgeben von einer Folge anderer Naturgegenstände, die er geordnet hatte, um der letztverstorbenen Frau Großherzogin [Luise], deren Besuch er erwartete, den leisen verborgneren Übergang der Natur von dem einen zu dem andern, und besonders auch anschaulich zu machen, wie die alma mater in dem einen nicht nur andeute, was das zweite erst empfangen solle, sondern zuweilen es dort gewissermaßen halb und halb schon vorausnehme. Über letzteres, wo er glaubte es nachweisen zu können, verbreitete er sich mit besonderem Vergnügen und mit mancher höchst unerwarteten, bald heiteren und leichten, bald sanft feierlichen und weit hinausdeutenden Wendung. So begann er in letzter Weise einmal, indem er zwei solche Gegenstände in den Händen hielt: „Was meinen Sie: könnte nicht St. Paulus, diese tiefe Seele, dergleichen im Sinne gehabt haben, wo

er des ängstlichen Harrens der Creatur' gedenkt und wie sie ‚sich sehnet immerdar'?" [An die Römer, 8, 22.]

c.

Sehr gegründet ist hierbei die Bemerkung [in Müller's ‚Goethes letzte literarische Thätigkeit ꝛc.'], daß Goethen in der Geschichte nicht sowohl die Ereignisse interessirt hätten, als vielmehr die Charaktere, wie sie sich in der Zeit entwickelten. Er meinte: nur in diesen wäre innere Wahrheit, nicht in jenen, und am wenigsten in den für dieselben aufgestellten Ursachen. Referent hat ihn oft bei sogenannten pragmatisch-historischen Darstellungen aus alter und neuer Zeit nach seiner halb ernst- halb scherzhaften Weise einmal über das andere in jener Hinsicht einschalten hören: „Meint der Mann!" In solcher Beziehung nannte er die ganze Geschichte — die geschriebene — „einen großen Euphonismus" und fand die der letzten Jahre nur von massenhaftem, aber durchaus unerquicklichem Interesse.

1430.

Zwischen 1817 und 1832.

Über Jesus.

So sei er auch einmal, erzählte sie [Ottilie v. Goethe], auf die Herrlichkeit Christi zu reden ge-

kommen und habe ſie immer ernſter, immer feuriger, mit immer wachſender Rührung geprieſen, bis er in einen Thränenſtrom ausbrechend hinausgegangen ſei.

1431.

Zwiſchen 1819 und 1832.

Über ein Gedicht an Goethe.

Zu Goethes Geburtstagsfeier wurden ihm gewöhnlich von den weimariſchen Poeten viele Gedichte, natürlich voll Lobeserhebungen, überreicht. Unter dieſen war einmal eins, in welchem er ziemlich unumwunden mit dem lieben Gott verglichen und ihm dieſelbe Schöpfungskraft angewieſen wurde. Da ſagte der alte Dichterfürſt: . . . „Die andern werfen mir doch nur Bonbons an den Kopf, der Y. nimmt gleich die ganze Zuckerdüte.“

1432.

Zwiſchen 1822 und 1832.

Mit Soret.

a.

Il avait une antipathie prononcée pour des récits qui se rapportaient aux évènemens du jour ou aux personnes encore existantes. „Il faut se placer à une certaine distance des objets pour les bien juger,“ disait-il, „et pour apprécier les rapports qui les lient.

En parler lorsqu'on les touche, c'est courir le risque d'en parler en aveugle, car on est hors d'état de mesurer leurs véritables proportions. Je laisse ces choses à ceux qui viendront après moi."

b.

Un . . jour il était question de la mode régnante dans la société qui l'entourait: plus de réunions pour le simple plaisir de converser, ou pour rapprocher les jeunes gens par des amusemens convenables à leur âge; beaucoup de bals, il est vrai, mais hors de là d'éternelles assemblées, où la beauté, dans toute sa fraicheur, discute avec le jeune homme presqu'imberbe les savantes règles du whist ou du boston. Goethe avait ce genre de plaisir presque en horreur, mais prenant tout d'un coup sa défense contre nous, il s'écria: „Respectez leurs jeux! c'est un ordre de convention qui s'établit sur les ruines de l'ordre public. Maintenant qu'on s'amuse à renverser les trônes, il est bien juste de manifester l'amour naturel qu'on a pour la soumission, en acceptant les fers du roi de carreau."

c.

„La nature" — disait-il . . . en parlant des erreurs des théoriciens — „est semblable à une coquette toujours fraiche et jolie: elle vous fait de continuelles agaceries, nous encourage par ses avan-

ces; mais au moment où nous croyons être sûrs de la posséder, elle se dégage de nos bras et n'y laisse qu'une ombre."

1433.

Zwischen 1825 und 1832.

Mit Vogel.

a.

Die Schwäche, welche nichts abzuschlagen vermag und Verlegenheit auf der einen, Verdruß und Mißtrauen auf der andern Seite in ihrem Gefolge hat, kannte er nicht. „Ich halte es doch länger aus," meinte er, „die Leute anzuhören, als sie, mich zu drängen. Merken sie nur erst, daß sie einem auf solche Weise etwas abzwingen können, so ist man ewig belagert." Er bewilligte stets auf der Stelle was ihm billig schien und versagte in gleicher Weise, beides immer in den, der Sachlage nach möglichst angenehmen Formen. Doch hinderte ihn die Rücksicht auf Höflichkeit niemals, besonders auch persönlich sehr entschieden seine einmal ausgesprochene Ansicht geltend zu machen, und er vermochte im letztern Falle eine Haltung anzunehmen, welche, freundlich imponirend, einen Gedanken an Widerrede und Entgegnung nicht leicht aufkeimen ließ.

b.

„Je älter man wird, desto mehr muß man sich beschränken, wenn man thätig zu sein begehrt. Nimmt

man sich nicht macht, so geht man bei so vielen fremden Anforderungen vor lauter Theilnahme und Urtheilsprechen mit geistigen und leiblichen Kräften in nichtigen Rauch auf."

c.

„Weil jedes Geschäft seinen eignen Rath mit sich bringt, so ist es Pflicht, auch im Gange desselben es noch einmal von vorn durchzudenken und zu überlegen, ob nicht Umstände eingetreten, welche räthlich machen, daß man den ersten Plan einigermaßen abändere, um zu seinem Zweck auf eine neue, erprobtere Weise zu gelangen."

d.

Überall, wo es irgend nöthig, nahm Goethe persönlichen Antheil an der Ausführung beschlossener Einrichtungen und Veränderungen, „um unauflösliche Zweifel der Untergebenen durch Entschluß und That auf der Stelle zu beseitigen."

e.

„In keinem Geschäft ist man vor allen Mißverständnissen und Mißgriffen sicher; man kann sich nicht schnell genug darüber hinausheben."

1434.

Zwischen 1825 und 1832.

Mit Vogel.

a.

[Bemerkenswerth war] das ganz eigene resignirte Wesen, welches bei Goethe während der letzten Jahre seines Lebens in allen Krankheiten an die Stelle eines in ähnlichen Fällen früher gewöhnlichen aufbrausenden Unmuthes getreten war, und sich häufig in den Worten aussprach: „Wenn man kein Recht mehr hat zu leben, so muß man sich gefallen lassen, wie man lebt."

b.

Es wurde Goethen, der, von seiner frühen Jugend abgesehen, vielleicht jederzeit zur Bedächtigkeit und Umständlichkeit neigte, im höhern Alter ungemein schwer, Entschlüsse zu fassen. Er selbst war der Meinung, diese Eigenthümlichkeit, welche er geradezu als Schwäche ansprach, rühre daher, daß er niemals in seinem Leben rasch zu handeln genöthigt gewesen sei, und er pries den Stand eines praktischen Arztes gelegentlich auch deshalb, weil dem Arzte nie erlaubt sei, seine Resolutionen zu vertagen. Auf der andern Seite übertraf ihn aber wohl nicht leicht jemand an Beharrlichkeit und selbst Kühnheit im Ausführen des einmal Beschlossenen, wobei er als Geschäftsmann die päpstliche

Commiſſorialformel ‚non obstantibus quibuscunque‘ gern im Munde führte und vorkommenden Falles darnach zu verfahren liebte. Waren ſchnelle Entſchließungen nicht zu umgehen, häuften ſich gar die Veranlaſſungen dazu in kurzer Zeit zuſammen, ſo machte ihn das leicht grämlich. Dies war beſonders der Fall, als er nach dem Ableben ſeines einzigen Sohnes die längſt entwohnte Verwaltung ſeiner weitläuftigen Privatangelegenheiten von neuem übernehmen mußte. Arbeiten gingen ihm nicht mehr recht geläufig von der Hand. Er klagte in ſpätern Jahren nicht ſelten, daß er ſich ſelbſt zu ſolchen Geſchäften, die ihm ehemals ein Spiel geweſen, jetzt häufig zwingen müſſe. Nur der Sommer 1831 machte hierin eine Ausnahme, und Goethe verſicherte damals oft: er habe ſich zur Geiſtesthätigkeit, zumal in productiver Hinſicht, ſeit dreißig Jahren nicht ſo aufgelegt gefunden. — Rühmte Goethe ſeine Productivität, ſo machte mich das ſtets beſorgt, weil die vermehrte Productivität ſeines Geiſtes gewöhnlich mit einer krankhaften Affection ſeiner productiven Organe endigte. Dies war ſo ſehr in der Ordnung, daß mich ſchon im Anfange meiner Bekanntſchaft mit Goethe deſſen Sohn darauf aufmerkſam machte, wie, ſoweit ſeine Erinnerung reiche, ſein Vater nach längerem geiſtigen Produciren noch jedesmal eine bedeutende Krankheit davongetragen habe.

Goethes Phantaſie blieb bis zum letzten Moment empfänglich und wirkſam. Das Schöne und Heitere

machte sein, das ganze Leben hindurch mit unablässigem Streben entwickeltes eigenstes Element aus; ihn verstimmte alles Häßliche und Düstere. „Es verdirbt mir die Phantasie auf lange Zeit," pflegte er bei Ablehnung solcher Gegenstände entschuldigend zu äußern.

c.

Krankheit hielt Goethe für das größte irdische Übel. Kranke durften auf sein thätiges Mitleiden vorzugsweise mit Sicherheit rechnen. Vor dem Tode hatte er eigentlich keine Furcht, wohl aber vor einem qualvollen Sterben. Das Leben liebte er — und schmückte es sich nicht für ihn mit allen seinen Reizen?

Schmerzen waren ihm unter allen körperlichen Leiden am peinlichsten; nächst ihnen afficirten ihn am mächtigsten entstellende Übel. Im Preisen der Schmerzlosigkeit wetteiferte er mit Epikur, und häufig rühmte er als ein gewiß von vielen beneidetes Glück, daß er niemals an Zahn- oder Kopfweh gelitten habe. Seine Zähne hatten sich bis in das höchste Alter in gutem Zustande erhalten.

d.

Licht und Wärme waren für ihn die unentbehrlichsten Lebensreize; bei hohem Barometerstande befand er sich am wohlsten. Den Winter detestirte er und behauptete oft scherzend: man würde sich im Spät-

ſommer aufhängen, wenn man ſich da von der Abſcheulichkeit des Winters eine rechte Vorſtellung zu machen im Stande wäre.

e.

Über ſeine Geſundheitszuſtände ſprach ſich Goethe gegen andere, als den Arzt, nicht gern aus. Eine ſpecielle Nachfrage nach ſeinem Befinden, aus bloßer Theilnahme konnte ihn, vornehmlich wenn er ſich wirklich in dem Augenblick nicht ganz wohl fühlte, leicht verdrüßlich machen. Oft äußerte er launig: es ſei geradezu unverſchämt, einen Menſchen zu fragen, wie er ſich befinde, wenn man weder die Macht noch die Luſt habe, ihm zu helfen. Noch unerträglicher waren ihm die gewöhnlichen Beileidsbezeigungen, zumal wenn ſie umſtändlich und jammerhaltig ausfielen. „An eigner Angſt und Sorge hat man in ſolchen Fällen ſchon genug, dazu aber noch die Wehklage zu dulden, iſt mir wenigſtens ganz unmöglich“ — fuhr er dann wohl heraus, ſobald die ihn beläſtigende Perſon nicht mehr zugegen war.

Die Heilkunſt und ihre ächten Jünger ſchätzte Goethe ungemein hoch. Er liebte es, mediciniſche Themata zum Gegenſtand ſeiner Unterhaltung zu wählen. In ſeinen Tagebüchern findet man den Inhalt ihn beſonders intereſſirender mediciniſcher Unterredungen, die ich mit ihm hatte, nicht ſelten angemerkt.

Er war ein ſehr dankbarer und folgſamer Kranker.

nicht übel, fuhr er fort, wenn ich in dem Zustande, in dem ich mich befinde, mich vielleicht zu ängstlich bezeige; aber die Sorge für eine Frau, vielleicht bald für ein Kind, verhindert mich von einem Tag in den andern, ruhig zu leben, und meine Zeit mit dem Genuß angenehmer Empfindungen hinzubringen, wie Ihnen noch erlaubt ist. Überdenken Sie, und wenn es Ihnen möglich ist, so setzen Sie mich in den Besitz der theatralischen Geräthschaften, die sich hier vorfinden. Ich werde nicht lange Ihr Schuldner und Ihnen dafür ewig dankbar bleiben.

Wilhelm, der sich ungern auf der Schwelle aufgehalten sah, über die ihn eine unwiderstehliche Neigung in diesem Augenblicke zu Philinen hinüberzog, sagte mit einer überraschten Zerstreuung und eilfertigen Gutmüthigkeit: wenn ich Sie dadurch glücklich und zufrieden machen kann, so will ich mich nicht

Gern ließ er sich in seinen Krankheiten den physiologischen Zusammenhang der Symptome und den Heilplan auseinandersetzen. Dies war auch bei seinen bedeutenden Einsichten in die Gesetze der Organisation weder besonders schwierig, noch übte es auf die Cur einen hemmenden Einfluß. Die Prognose eigner Übel ließ er unberührt, weil ihm einleuchtete, daß Aufrichtigkeit in diesem Punkte vom Arzte nicht immer füglich gewährt werden könne und dürfe. Consultationen mehrerer Ärzte betrachtete er mit mißtrauischen Blicken und dachte darüber ungefähr wie Molière.

Die Gabe, seine Empfindungen dem Arzte zu beschreiben, hat wohl nicht leicht ein Kranker in höherem Grade besessen, als Goethe. Nur hinsichtlich eines einzigen Zustandes kam hierin eine beständige Ausnahme vor. War nämlich die Gabe irgend eines sogenannten Reizmittels etwas zu stark gegriffen worden, — wie das im Anfange meiner Bekanntschaft mit ihm, ehe ich mich von seiner ganz ungewöhnlichen Empfänglichkeit überzeugt hatte, einigemal geschah — so pflegte er die dadurch erregte Empfindung mit den Worten zu bezeichnen: „Es ist ein Stillstand in meinen Functionen eingetreten." Er vermochte niemals diesen Zustand deutlicher mitzutheilen.

Imbegriff zu schließen, wüßte ich dem Vorwurf des Ungenügenden der vorstehenden Andeutungen nicht angemessener zu begegnen, als mit eignen Worten dessen, den ich von einer noch weniger bekannten Seite hier

zu schildern versuchte: „Alles Bestreben, einen Gegenstand zu fassen, verwirrt sich in der Entfernung vom Gegenstande und macht, wenn man zur Klarheit vor zudringen sucht, die Unzulänglichkeit der Erinnerungen fühlbar.“

1435.

Zwischen 1825 und 1832.

Mit den russischen Grafen S. . . .

Ich kann nicht sagen, daß ich in der Stimmung war, einem großen Manne meine Huldigung zu bringen, als ich wenige Stunden nach meiner Ankunft in Weimar unsere Karten im Hause des Geheimrath v. Goethe abgeben ließ. Von Natur ernst und — ich sage es unbefangen — nicht ohne angeborenen Stolz hielt ich es stets für eine Art Erniedrigung, Männern, welche weder unsere Herren, noch unsere Wohlthäter sind, eine Ehrfurcht zu erweisen, welche sich bloß auf ihre Talente oder allgemeinen Verdienste bezieht. Ebensowenig möchte ich solche Huldigung empfangen, wenn ich durch etwas anderes ausgezeichnet wäre, als meine äußeren Verhältnisse, welche die Gaben zufälligen Glückes sind, und zwar nicht minder, als alle große Talente und Naturgaben. Zudem haben mir Goethes Werke nie ein, der Verehrung ähnliches Gefühl eingeflößt. Seine kernhaften Gedanken, seine muntere Laune, sein tiefer Blick in die menschliche Natur haben oft einen lauten, bei-

fälligen Zuruf in meiner Brust erweckt, aber dieser Beifall hatte wenig Schmeichelhaftes für die Menschheit, und mein Wohlgefallen erstreckte sich nur auf wenige seiner Werke. Die meisten übrigen, besonders die so berufenen ‚Wilhelm Meisters Lehr- und Wanderjahre' waren mir immer höchst zuwider. Goethe ist bewunderswürdig, wo er sich concentrirt in Sprache und Auffassung seines Gegenstandes, wie im ‚Faust'; zwar erinnert er da stark an Shakespeare's unnachahmliches Vorbild, aber es bleibt uns dennoch eine große Eigenthümlichkeit übrig, welche seine Erscheinung weltbedeutend macht. Breitet er sich aber aus und fängt er an zu zergliedern, auszumalen und zu umrahmen, da ward mir seine weitschweifig kalte Behaglichkeit, womit er sich selbst anhört, sein unredliches Gespinnst von unbedeutenden Gedankenfasern, seine Goldschlägerarbeit von nachgeahmten und nachgefühlten Empfindungen in hohem Grade widerlich. Zwar hörte ich die Deutschen gerade diese Gegenstände meines Mißfallens häufig mit hyperbolischen Redensarten anrühmen, allein ich habe die nationale Empfindelei der Deutschen zu genau kennen gelernt, um mich durch ihren Widerspruch verleiten zu lassen. Kein anderes Volk der Welt vermöchte dieses geistreiche und empfindsame Gefasel seiner Dichter zu genießen, und der triftigste Beweis davon ist, daß es wirklich in keine fremde Sprache übersetzt worden. . . . Bei diesen Ansichten von Goethes Schriften war ich natürlich, obgleich ich diesen großen

Geist hochachte, weit entfernt von dem Enthusiasmus und der Bewunderung, womit, wie ich oft Gelegenheit hatte wahrzunehmen, eine eigene Secte von exaltirten Verehrern dieser Nationalgottheit sich bemerkbar machte. Man hieß sie spottweise Goethekoraxe, und ich hatte die Ehre, von den Häuptern dieser literarischen Partei an Goethe dringend empfohlen zu werden. Sie schienen es ernstlich darauf abgesehen zu haben, aus mir Ungläubigem einen Proselyten zu machen, allein zur Zeit war es ihnen noch so wenig gelungen, daß ich nicht sehr verdrüßlich geworden wäre, wenn Goethe meinen Besuch auf irgend eine höfliche Weise abgelehnt hätte. Meine üble Laune war um so vollkommener, da die deutschen Notabilitäten jeder Art selbst von den Fremden, und zwar ganz besonders von diesen, die Beobachtung eines Ceremoniells verlangen, das mir sehr beschwerlich fiel, da ich mich nicht gern aus meinen bequemen Reisekleidern herausbegab. Mein froher Bruder wurde damit leichter fertig, und als uns endlich die Einladung zu Goethe geworden war, parfumirte und frisirte er sich so sorgfältig, als gälte es, einer schönen Frau einen Morgenbesuch zu machen. Nicht ohne Besorgniß, daß uns die Munterkeit Alexei's Unannehmlichkeiten zuziehen könnte, aber in etwas beruhigt durch seine erprobte Erfahrenheit im guten Ton, fuhr ich mit ihm nach der Villa Goethes. Es begleitete uns dahin der Geheimrath B., der mit Goethe in vertrauten Beziehungen stand und, wie es schien, im freundschaftlichen

Auftrage des letzteren den Vermittler zwischen der bewundernden Neugierde der Fremden und der Person des Dichters, der so glücklich ist durch seine Stellung im Staate und in der Gesellschaft gleich ausgezeichnet zu sein, abgab. . . . . Der Empfang unseres ersten Besuchs war sehr förmlich und steif; die Gravität der sächsischen Dienerschaft und der abgemessene Ernst unsers Wirthes selbst ergötzten meines Bruders heitere Laune nicht wenig. Goethes Persönlichkeit ist bekannt; denn seine Bewunderer haben sie so vollkommen beschrieben, daß keinem Fremden darüber etwas zu sagen übrig bleibt. Er galt mit Recht für einen sehr wohlgemachten Mann mit ausdrucksvoller Physiognomie, was aber seine Manieren betrifft, so fand ich sie erst deutsch und weit entfernt von dem feineren liebenswürdigen Hofton, der in meinem Vaterlande in den höchsten Cirkeln herrscht. . . . . .

Alexei fand Goethes Stolz für tiefbegründet in seinem ganzen Wesen, was ich, bei tieferer Kenntniß seiner Schriften, bestritt. Ich fand einen ebenso großen Widerspruch in seinem äußerlichen Hochmuth, als in dem Grade der Auszeichnung, die er bei unserm Empfange dem Range russischer Edelherren erwies. Dieser Mensch, dachte ich, kann weder sich selbst so hochachten, daß dadurch sein Stolz gerechtfertigt würde, noch eine solche Verehrung für uns empfinden, deren Rang ohne offenkundiges Verdienst ist. Die Folge zeigte, daß ich Goethe in seinem wahren Charakter erkannte.

So nichtssagend und unbedeutend unsere erste Unterhaltung war, so merkwürdig und unvergeßlich war die Unterredung, welche ich bei meinem Abschiedsbesuch hatte. Den Abend vorher sah er bei sich große Gesellschaft, offenbar nur, um seinen einheimischen Verehrern so seltene Vögel sehen zu lassen, als ein Paar Russen aus der Krim, die seine Schriften gelesen und verstanden hatten. Während wir, besonders mein lustiger Bruder Alexei, ihn in das Verhältniß einer merkwürdigen Reisecuriosität setzten, machte er uns mit großer Gewandtheit selbst zum Gegenstande der Neugierde; wir wurden von allen Seiten mit den sonderbarsten Fragen über Sitten und Gebräuche unseres Vaterlandes bestürmt und hatten kaum Athem genug, sie zu beantworten. Die russische ‚Despotie' ward mit aller Feinheit in Anregung gebracht und alle die kunterbunten Begriffe von unserer Leibeigenschaft und dergleichen ausgekramt. Ich fand in dem gebildeten Kreise zwar sehr Unterrichtete, — und Goethe selbst war es in hohem Grade — allein der Gesichtspunct, unter dem man die Dinge betrachtete, war ein falscher, daher kam es, daß sich zwischen mir und der Gesellschaft ein höflicher Streit entspann, worin ich — mißverstanden von den Fremdlingen — durch mein energisches Nationalgefühl als Vorfechter der verhaßten Leibeigenschaft figurirte, weil ich den patriarchalischen Charakter des russischen Volkslebens zum Verständniß zu bringen mich bemühte.

Goethe verhielt sich dabei ziemlich neutral, war aber sichtbar durch unsere Unterhaltung erlustigt und schien sich an unserer Verlegenheit zu weiden. Um mich für diesen Kunstgriff an ihm zu rächen, brachte ich durch eine gewaltsame Wendung das Gespräch auf seine Schriften. Ich fragte ihn geradezu über die kitzlichsten Materien mit einer Unbefangenheit, die mir sogleich über die ganze Gesellschaft ein Übergewicht gab. Ich brachte Fragen in Anregung, über welche sich die gelehrten Herren in Deutschland oft wacker gestritten hatten, ohne daß der hohe Meister sich herabgelassen hätte, ihnen aus dem Traum zu helfen. Mein Bruder unterstützte mich hierin in seiner lebhaften, muthwilligen Manier, die, indem sie beleidigte, zugleich versöhnte durch ihre Bonhommie. Wie der ‚Westöstliche Diwan' zu verstehen sei, was der ‚Faust' bedeute, welcher philosophische Gedanke seinen Schriften zu Grunde liege — alles dies wurde so offen und rückhaltslos verhandelt, als ob Goethe hundert Meilen von uns entfernt gewesen wäre. Indessen ließ er sich durch diese Indiscretion nicht außer Fassung bringen; denn sie war ihm, wie ich später hörte, keineswegs neu. Er begnügte sich, lächelnd einige Phrasen mit zweideutigem Sinn zu antworten, und überließ das Wort einem anwesenden Professor aus Leipzig oder Jena, dessen Namen ich vergessen habe. Dieser Mensch hatte es sich zum Hauptgeschäfte seines Lebens gemacht, Goethes Schriften zu interpretiren, und machte nun

die umfaſſendſten Anſtalten zu Beantwortung unſerer Fragen. Er bewerkſtelligte dies mit einem ſolchen Aufwand unverſtändlicher Floskeln, philoſophiſcher Kunſtausdrücke und gelehrter Gemeinplätze, daß jeder andere Fremde dadurch conſternirt werden mußte. Es ſchien mir nicht unwahrſcheinlich, daß Goethe, welcher dieſen unleidlichen Schwätzer mit dem beifälligſten Lächeln aufmunterte, ſich deſſen bediente, um zudringliche Frager abzufertigen, ohne ſich ſelbſt auszuſetzen. In der That war das Werkzeug zu dieſem Zwecke trefflich gewählt; denn es war ebenſo ſchwer, bei dem Geſchnarre dieſer Disputirmaſchine zu Worte zu kommen, als ihr entſprechenderweiſe zu antworten, wenn man nicht die ſchwere Menge von Büchern und Journalen geleſen hatte, deren Geiſt in dem Doctor wohnte. Da ich nichts von ſeinem Gewäſch verſtand, ſo bat ich ihn mit der Miene der Erbauung, mir den Sinn ſeiner langen Rede in franzöſiſcher Sprache auszudrücken, da ich nicht ſo glücklich ſei, mit der neuen Bereicherung der deutſchen Sprache durch Tauſende corrupter Worte aus dem Griechiſchen, Lateiniſchen und Franzöſiſchen, namentlich mit den terminis technicis der Berliner Philoſophie allzuinnig vertraut zu ſein, allein der gelehrte Commentator und Panegyriker von Profeſſion erklärte mir rund: man könne in keiner andern Sprache als der deutſchen über den großen Meiſter raiſonniren. Während ich mich über dieſe Behauptung mit allem Anſtand moquirte, hatte Goethe das Zimmer verlaſſen,

allein ich bin überzeugt, daß er aus einem Seitengemach den Schluß meiner Unterredung mit dem Doctor belauscht hat. Ich beendigte den Streit mit der Erklärung, daß es unmöglich sei sich zu verständigen, wenn die streitenden Partheien von so ganz entgegengesetzten Ansichten ausgingen; denn so überzeugt der gelehrte Herr Professor sei, daß fremde Nationen Goethes Genie und philosophisch-moralischen Einfluß auf sein Zeitalter gar nicht beurtheilen können, so geneigt sei ich mit Lord Byron und seinen Landsleuten zu glauben, daß Goethe von keiner Nation in der Welt so vollkommen mißverstanden worden sei, als von der deutschen.

Kaum hatte ich in Demuth diese kühne Behauptung ausgesprochen, als Goethe mit unbefangener, aber ernster Miene eintrat und die Gesellschaft einlud, sich in ein anderes Zimmer zum Souper zu begeben. Sein Betragen gegen mich schien einige Gereiztheit über das üble Compliment, das ich dem deutschen Volke gemacht, auszudrücken, doch sandte er mir, wie verstohlen, zuweilen Blicke zu, die mir keinen Groll merken ließen; demungeachtet wollte die Unterhaltung nicht mehr ungezwungen werden und ich entfernte mich in der Meinung, daß ich die Gesellschaft und insbesondere den Wirth und beider Nationalgefühl beleidigt hätte. Allein ich wurde bald enttäuscht, und wie ich später Gelegenheit hatte, viele einzelne aus der Gesellschaft zu sprechen, fand ich zu meinem großen Erstaunen, daß eine Äuße-

rung von der Art, wie sie mir in Rußland, Frankreich, England nicht viel geringer, als eine tödtliche Beleidigung angerechnet worden wäre, vielleicht dem anmaßenden Professor allein unangenehm gewesen sei. Alle übrigen versicherten mich, daß leider in meiner Behauptung Wahrheit läge, nur machte ein jeder zu eigenen Gunsten eine Ausnahme. Ich muß jedoch gestehen, daß ich es lieber gesehen hätte, wenn sie selbst ihre nationalen Irrthümer gegen den Fremden vertheidigt hätten.

Den nächstfolgenden Morgen erhielt ich von Goethes Hand ein, mit meinem Tauf- und Familiennamen adressirtes Billet, worin er mich in sehr verbindlichen Ausdrücken zu einer Spazierfahrt einlud. Obwohl durch diese unerwartete Höflichkeit überrascht, nahm ich doch die Einladung an und befand mich eine Stunde später mit dem großen Manne allein in einer Chaise. Es war ein herrlicher Morgen und der rüstige Greis zeigte sich von der belebenden Lenzluft jugendlich erfrischt. Sein Gesicht war von ungewöhnlicher Heiterkeit überstrahlt und sein Auge glänzte von der innern Lebendigkeit, die bei seinem hohen Alter nur von seiner mannhaften Gelassenheit gemäßigt wurde. Als er mich begrüßte, sagte er mit vertraulicher Galanterie zu mir: „Herr Graf! Sie haben gestern mit vieler Nachlässigkeit einige Kostbarkeiten fallen lassen, womit wir Deutsche besser hauszuhalten pflegen, und die mich auf die nähere Bekanntschaft eines so reichen Mannes sehr begierig

länger bedenken. Gehn Sie hin, machen Sie alles richtig. Ich bin bereit, noch diesen Abend oder morgen früh das Geld zu zahlen. Er gab hierauf Melina'n die Hand zur Bestätigung seines Versprechens, und war sehr zufrieden, als er ihn eilig über die Straße weggehen sah; leider aber wurde er von seinem Eindringen ins Haus zum zweytenmal und auf eine unangenehmere Weise zurück gehalten.

Ein junger Mensch mit einem Bündel auf dem Rücken kam eilig die Straße her, und trat zu Wilhelmen, der ihn gleich für Friedrichen erkannte.

Da bin ich wieder! rief er aus, indem er seine großen blauen Augen freudig umher und hinauf an alle Fenster gehen ließ; wo ist Mamsell? Der Henker mag es länger in der Welt aushalten, ohne sie zu sehen!

Der Wirth, der eben dazu getreten war,

machten.“ Und auf welchen Reichthum meinerseits bezieht sich Ihr Interesse, Herr Geheimrath? fragte ich dagegen. „Auf den Ihrer Ideen,“ erwiederte er. Ich dankte mit einer Verbeugung für das Compliment, das mir nicht hinlänglich motivirt schien. „Ohne Schmeichelei, Herr Graf!“ fuhr er fort, indem er dem Ausdruck meiner Gedanken zuvorkam; „ich habe oft Gelegenheit zwischen den Beifallsbezeigungen alltäglicher Menschen und der allein ehrenden Anerkennung denkender Menschen zu unterscheiden, daß Sie mir ohne Gefahr die Gewandtheit zutrauen können, aus den Unscheinendsten in Sprache und Benehmen den Mann von selbständigem Geiste zu erkennen. Ich befinde mich in dem Falle Voltaire's, der nichts heißer erstrebte, als die Anerkennung derjenigen, die ihm ihren Beifall versagten. Sie werden mir sagen, daß Sie es nicht sind, der mir Beifall versagt, allein schon der äußere Schein einer widersprechenden Gesinnung gegen die öffentliche Meinung — deren Richtigkeit Sie gestern bestritten haben — zeigt mir den Mann von selbständigem Geist und Charakter; denn ein solcher allein wagt es da zu widersprechen, wo alle übrigen einverstanden sind. Ich überlasse es Ihnen zu entscheiden, ob ich Sie richtig beurtheilt habe.“ Ich erwiederte, daß sein Urtheil zu schmeichelhaft sei, als daß ich es schlechthin bestätigen könnte, daß ich jedoch zu einem bescheidenen Zweifel geneigt sei, daß einem so großen Mann im Genuß des Weltruhms die Meinung eines

reisenden Cavaliers und alltäglichen Curiositätenjägers auch nur im allergeringsten Grade bedeutend sein könne. An diese Initiative knüpfte sich ein höchst interessantes Gespräch über Berühmtheit, Bedeutung und Schicksal der Goethischen Schriften, in dem sich der Dichter mit einer liebenswürdigen Offenheit herausließ, welche mir die innersten Falten seines Charakters öffnete. Ich habe seine wesentlichen Äußerungen unmittelbar nach dieser Spazierfahrt in der folgenden Weise zusammengetragen mit der Absicht, sie einst der Öffentlichkeit zu übergeben, wenn der Tod des Sprechers mich erst der Pflichten der Discretion vollkommen entbunden haben würde.

— — — — — — — — — — —

Hier sind seine Worte unzusammenhängend, rhapsodisch, verkürzt und so treu, als sie das Gedächtniß wiedergiebt.

„Der Ruhm, mein Herr Graf, ist eine herrliche Seelenkost: sie stärkt und erhebt den Geist, erfrischt das Gemüth; das schwache Menschenherz mag sich daher gern daran erlaben. Aber man gelangt gar bald auf dem Wege der Berühmtheit zur Geringachtung derselben. Die öffentliche Meinung vergöttert Menschen und lästert Götter; sie preist oft die Fehler, worüber wir erröthen, und verhöhnt die Tugenden, welche unser Stolz sind. Glauben Sie mir: der Ruhm ist so verletzend fast, als die Verrufenheit. Seit dreißig Jahren kämpfe ich gegen den Überdruß, und Sie würden ihn

begreifen, wenn Sie nur wenige Wochen mit ansehen könnten, wie mich täglich eine Anzahl von Fremden zu bewundern verlangt, wovon viele meine Schriften nicht gelesen haben — wie fast alle Franzosen und Engländer — und die meisten mich nicht verstehen. Sinn und Bedeutung meiner Schriften und meines Lebens ist der Triumph der Reinmenschlichen. Darum entschlage ich mich dessen nie und genieße, was mir das Glück an Ruhm geboten, aber die süßere Frucht ist mir das Verstehen der gesunden Menschheit. Darum schätze ich sogar den Widerspruch derer höher, welche die rein menschliche Bedeutung der Kunst erfassen, als den kränklichen Enthusiasmus der überschwänglichen Dichter unseres Volkes, welche mich mit Phrasen ersticken; darum auch mag ich Ihnen gern die Wahrheit Ihrer Behauptung, daß Deutschland mich nicht verstanden, in bedingter Weise zugestehen. Es waltet in dem deutschen Volke ein Geist sensueller Exaltation, der mich fremdartig anweht: Kunst und Philosophie stehen abgerissen vom Leben in abstractem Charakter, fern von den Naturquellen, welche sie ernähren sollen. Ich liebe das ächt volkseigene Ideenleben der Deutschen und ergehe mich gern in seinen Irrgängen, aber in steter Begleitung des Lebendignatürlichen. Ich achte das Leben höher, als die Kunst, die es nur verschönert." —

„Sie haben recht: Byron hat mich vollkommen verstanden, und ich glaube, ihn zu verstehen. Ich schätze

ſein Urtheil ſo hoch, als er das meinige ehrte, doch war ich nicht ſo glücklich, ſeine Meinung von mir in ihrem ganzen Umfange kennen zu lernen.“ Dieſe Bemerkung, mit einer beſondern Betonung geſprochen, klärte mich vollkommen über das Hauptmotiv des Intereſſes auf, welches Goethe an meiner Unterhaltung zu nehmen ſchien. Ich hatte den Abend vorher einige Worte über Byron fallen laſſen, welche nicht nur meine nähere Bekanntſchaft mit dieſem merkwürdigen Manne verriethen, ſondern auch vermuthen ließen, daß ich ſeine Meinung von Goethe näher zu erforſchen Gelegenheit gehabt. In der That hatte ich in Venedig zu wiederholten Malen das Glück gehabt, Byron's vertraulichen Umgang zu genießen, nachdem es mir mit Mühe gelungen war, ſein Vorurtheil gegen alle Ruſſen, das damals durch die griechiſchen Händel begünſtigt wurde, wenigſtens zugunſten meiner Perſon zu beſeitigen. Seltſamerweiſe waren es nicht eben meine guten Eigenſchaften, welche ihn mit meiner Nationalität ausſöhnten, ſondern mein damaliger Charakter eines jungen Wildfangs, der das Leben und die Kunſt mit der größten Heißgier ausbeutete, nur um zu genießen, wenig bekümmert um Erweiterung ſeiner Fähigkeiten und Kenntniſſe. Byron behandelte mich zwar in der Regel ziemlich wie ein ungezogenes Kind, und während ſeiner Sonderlingslaunen oft mit Rauheit, aber zugleich erwies er mir, deſſen Falſchheit er zu fürchten keine Urſache hatte, mehr Vertrauen, als irgend einem ſeiner

damaligen Bekannten, die ihn oft aus eigennützigen Beweggründen umschwärmten. Unser Umgang war nicht der gleichgestimmter Kunstverehrer, sondern die Gemeinschaft lebenslustiger Bonvivants, die nie gesättigt werden. Ich lernte aber dadurch viele Particularitäten aus dem Privatleben Byron's kennen, deren Mittheilung an Goethe mit der lebhaftesten Theilnahme aufgenommen wurde und die Selbstcharakteristik meines Wirthes unterbrachen, um sie nur mehr zu vervollständigen. Auch hatte Byron durch seine Gewohnheit, in unsere stehende Unterhaltung über schöne Weiber, welchen wir beide mit Eifer nachstellten, interessante Zwischenreden über die Kunst einzuflechten, mich in das Vertrauen seiner literarischen Gesinnungen gezogen und mich so in den Stand gesetzt, Goethes Neugier zu befriedigen. Ich sagte ihm daher, daß ich in der That so glücklich sei, ihm einige Aufschlüsse über Byron's Gesinnungen gegen ihn geben zu können, und gab ihm ein solches Resumé meiner Unterredungen mit Byron über Kunst und Literatur, bei welchem Goethe wirklich sehr oft das Hauptthema war, dessen Beurtheilung Goethe nothwendig in seiner interessanten Selbstcharakteristik weiter führen mußte. Ich ging dabei nicht ganz aufrichtig und uneigennützig zuwerke, und zwar aus Rücksichten des Anstandes und der Schicklichkeit, welche mir nicht erlaubten, mehr, als Byron's Gesinnungen zu hinterbringen: seine Aeußerungen hingegen waren meist so beschaffen, daß sie Goethe leicht hätten mißfallen können, obgleich Byron

vieles Wohlwollen für ihn gefühlt hat. So sprach er oft von seiner Heuchelei mit vielem Humor, aber wenig Ehrerbietung und sagte einst von ihm: er ist ein alter Fuchs, der nicht aus seinem Bau herausgeht und von da recht anständig predigt. Seine ‚Wahlverwandtschaften' und ‚Werther's Leiden' nannte er eine Persiflage der Ehe, wie sie sein dienstbarer Geist Mephistopheles selbst nicht besser hätte schreiben können; der Schluß dieser beiden Romane sei der Gipfel von Ironie. Indessen gab mir die Erinnerung an Byron's Äußerungen über Goethe einen so reichen Stoff zu Schmeicheleien, daß ich ohne Furcht, Goethe zu beleidigen, auch einige Andeutungen über die Abweichung der Meinungen Byron's fallen lassen konnte. Goethe war dadurch so befriedigt, daß er mit einer ungewöhnlichen Wärme die Unterhaltung fortsetzte und den ganzen Tag von dem einen Gegenstande derselben angeregt blieb.

Meine Deutung seiner Philosophie, welche ich ihm bei den vielen Gelegenheiten dazu unverhohlen mittheilte, schien ihm besonders wohl zu gefallen, weil er sie durch Byron's Urtheil, auf das er viel hielt, bestätigt fand. Es kamen Dinge zur Sprache, die Goethe gewiß niemals zu wiederholen gewagt hat. Ich bemerkte ihm diese Vermuthung, und er gestand lächelnd, daß er nicht im Sinne habe, sie Lügen zu strafen. „Aber weil wir einmal im Offenherzigen sind," sagte er, „so will ich Ihnen nur gestehen, daß ich den Sinn von allem Besprochenen in den Zweiten Theil meines

„Fauſt“ gelegt habe und deshalb gewiß bin, daß dieſer Schluß nach meinem Tode von meinen Landsleuten für das langweiligſte Product meines Lebens wird erklärt werden.“

Und wunderbar! Einige Jahre nach dieſer Unterredung bekam ich gleichzeitig mit dem zweiten Bande des „Fauſt“ ein angeſehenes deutſches Blatt zur Hand, worin es hieß: So wie die phyſiſche Erſcheinung dieſes Buches Goethes körperliches Daſein, ſo hat der darin wohnende Geiſt ſeinen Genius überlebt.

1436.

Zwiſchen 1826 und 1832.

Mit Jenny von Pappenheim u. a.

Im November 1826 kehrte Fräulein v. Pappenheim [nachmals Frau v. Guſtedt aus Straßburg] nach Weimar zurück und verkehrte viel im Goetheſchen Hauſe, oft im Kreiſe der jungen Mädchen, die ſich um Ottilie ſchaarten, manchmal in Begleitung ihrer Mutter und ihres Stiefvaters v. Gersdorff. Für letzteren, der ſich bei den Verhandlungen des Wiener Congreſſes ſowie bei dem Entwurf der von Karl Auguſt ſeinem Lande gegebenen Verfaſſung große Verdienſte erworben hatte, hegte Goethe aufrichtige Hochachtung; ſagte er doch: „Gersdorff verdiente wohl, daß ihm Weimar ein Monument ſetzte.“

Über das Treiben der jungen Damen in Goethes Hauſe bewahrte Frau v. Guſtedt manche freundliche

Erinnerungen. So z. B. als Fräulein Charlotte v. Münchhausen eines Tages das Unglück hatte, den Gipsabguß einer Venus umzuwerfen und zu zerbrechen, und in Thränen ausbrechend vor Schrecken einer Ohnmacht nahe war, tröstete sie Goethe mit den Worten: „Wo Venus so viele lebende Vertreterinnen hat, darf man um die todte nicht weinen."

Einandermal schritten die Mädchen im Hausgarten umher, während Goethe in dem Gang längs der Ackerwand auf und ab ging. Hinter der großen Hecke fanden sie plötzlich auf einem Haufen von Erde und altem Laub einen Todtenkopf; sie holten einen Spaten und wollten ihn unter einem Baum zur Ruhe bestatten. Es war ein sehr schöner Sommertag, und man trug damals viel weiße Musselinkleider mit goldenen Gürteln; plötzlich trat Goethe aus dem Schatten der Hecke heraus — der Contrast von Tod und Jugend mochte ihm auffallen, er sagte sehr freundlich: „Ihr Frauenzimmerchen macht zuletzt noch den Tod anmuthig." . . . .

Seine Schwiegertochter Ottilie liebte Goethe sehr, doch sagte er auch einst scherzend: „Es hat mir immer vor Theklas, Johannen von Orleans und derart Heldinnen gegraut, und nun hat mir Gott gerade so eine Tochter beschеert." — Als Ottilie nach dem . . . Tode ihres Gatten zum ersten Male in Wittwenkleidern bei ihm erschien, reichte er ihr die Hand mit den Worten: „Nun wollen wir recht zusammenhalten!"

1437.

Zwischen 1827 und 1831.

Mit v. Holtei u. a.

Ich habe nichts, was ich von ihm erzähle, von andern vernommen, sondern lediglich von seinen Lippen. . . . .

Man hatte die Schriftstellerin Sophie Mereau, nachherige Brentano, genannt. Goethe lobte sie sehr bedingt und gedachte sogleich ihres Gatten. „Ja," sagte er spöttisch lächelnd, „der Brentano, das war auch so einer, der gern für einen ganzen Kerl gegolten hätte. Er stieg vor Sophiens Wohnung am Weinspalier bis an's Fenster hinauf bei nächtlicher Weile, um die Leute glauben zu machen, es wäre viel dahinter. Aber es war und wurde nichts. Zuletzt warf er sich in die Frömmigkeit, wie denn überhaupt die von Natur Verschnittenen nachher gern überfromm werden, wenn sie endlich eingesehen haben, daß sie anderswo zu kurz kamen, und daß es mit dem Leben nicht geht. Da lob' ich mir meine alten ehemaligen Kapuziner: die fraßen Stockfisch und — — — in einer Nacht. So war auch der Werner ein schönes Talent. Ich habe mich seiner von Herzen angenommen und ihn redlich zu fördern gesucht auf alle Weise, aber wie er nachher aus Italien zurückkam, da las er uns gleich am ersten Abend ein Sonett vor, worin er den aufgehenden Mond mit einer Hostie verglich. Da hatt' ich genug und ließ ihn laufen."

Es war von Fouqué die Rede. Goethe wurde warm in Lobpreiſungen der ‚Undine'. „Das iſt ein anmuthiges Büchlein und trifft ſo recht den Ton, der einem wohlthut. Später wollte es dem armen Fouqué mit nichts mehr ſo gut gelingen. Und das merkte er nicht, aber es iſt nicht anders. Der liebe Gott giebt dem Dichter einen Metallſtab mit zu ſeinem Bedarf. Von außen ſieht ſolches Ding aus wie eine Goldbarre; bei manchen iſt es auch Gold, mindeſtens ein tüchtiges Stück lang; bei vielen iſt es das liebe reine Kupfer, nur an den Polen des Stabes etwas Gold. Da bröckelt nun der Anfänger los, giebt aus, wird ſtolz, weil ſein Gold im Courſe gilt, und wähnt, das müſſe ſo fort gehn. So bröckelt er immer luſtig weiter; hernach, wenn er ſchon längſt beim Kupfer iſt, wundert er ſich, daß die dummen Leute es nicht mehr für Gold annehmen wollen.

Von Jean Paul: „Wie ihm die Phantaſie ausging und ihm nichts Großes mehr einfallen wollte, da quält' er ſich um Kleinigkeiten ab und trieb Wortklauberei. So hatt' er ſeine ewige Angſt und ſeinen Ärger wegen der s des Genitivs. Mir, der ich ſelten ſelbſt geſchrieben, was ich zum Druck beförderte und, weil ich dictirte, mich dazu verſchiedener Hände bedienen mußte, war die conſequente Rechtſchreibung immer ziemlich gleichgültig. Wie dieſes oder jenes Wort geſchrieben wird, darauf kommt es doch eigentlich nicht an, ſondern darauf, daß die Leſer verſtehen, was

verſetzte, ſie iſt oben, und mit wenigen Sprüngen war er die Treppe hinauf, und Wilhelm blieb wie auf der Schwelle eingewurzelt ſtehen. Er hätte in den erſten Augenblicken den Jungen bey den Haaren rückwärts die Treppe herunterreiſſen mögen; dann hemmte der heftige Kampf einer gewaltſamen Eiferſucht auf einmal den Lauf ſeiner Lebensgeiſter und ſeiner Ideen, und da er ſich nach und nach von ſeiner Erſtarrung erholte, überfiel ihn eine Unruhe, ein Unbehagen, dergleichen er in ſeinem Leben noch nicht empfunden hatte.

Er ging auf ſeine Stube, und fand Mignon mit Schreiben beſchäftigt. Das Kind hatte ſich eine Zeit her mit großem Fleiße bemüht, alles, was es auswendig wußte, zu ſchreiben, und hatte ſeinem Herrn und Freund das Geſchriebene zu korrigiren gegeben. Sie war unermüdet, und faßte gut; aber die

man damit ſagen wollte. Und das haben die lieben Deutſchen bei mir doch manchmal gethan."

Von Tieck: „Als er ſie vollendet hatte, las er mir im alten Schloſſe in Jena ſeine ‚Genoveſa' vor. Nachdem er geendet, meint' ich, wir hätten zehn Uhr, es war aber ſchon tief in der Nacht, ohne daß ich's gewahr geworden. Das will aber ſchon etwas ſagen, mir ſo drei Stunden aus meinem Leben weggeleſen zu haben!"

Von der Bibliothek in Jena: „Es war eine Lebensaufgabe unſeres Großherzogs, die Univerſitätsbibliothek mit [der Büttner'ſchen] . . . zu verbinden. Dazu fehlte im bisherigen Locale der Raum, und wir wollten den daran gränzenden anatomiſchen Saal dafür haben. Dagegen erhob ſich großer Proteſt und veranlaßte langes Hin- und Herſchreiben, wobei mir die Zeit lang wurde. Ich beſtellte mir alſo Maurer und Handlanger und ließ ohne weiteres durchbrechen. Nun hatten gerade die Herren vom Senate eine Sitzung, um ſich über dieſe Angelegenheit zu berathen, und als ſie das Spektakel in der Mauer vernahmen, hielten ſie erſchreckt inne und erhoben lauſchend ihre Köpfe. Da ſtürzte der Pedell in die Sitzung und ſchrie: Hochweiſe Herren! Er kommt ſchon von der andern Seite herein! — Die Stadtmauer, welche ſich vor den Fenſtern des Gemaches hinzog, wo die Manuſcripte aufbewahrt werden, hab' ich, weil ſie weder Licht noch Luft zuließ und die Pergamente modrig wurden und beſchlugen, gleichfalls

ex propriis niederreißen laſſen. Nachher, als es geſchehen, war es gut."

Wir waren eines Tages vorzugsweiſe vergnügt bei Tiſche, und auch die ernſteren Genoſſen wurden geſprächig. Da rollte ein Wagen dumpf und langſam über den Platz vor Goethes Hauſe. Ein Wagen auf dem Plan [jetzt Goetheplatz] iſt an und für ſich nichts Gewöhnliches, und dieſer rollte gar ungewöhnlich. Goethe ſah, daß ich aufmerkſam hinhorchte und zum Präſidenten v. Schwendler, welcher an ſeiner Rechten ſaß, gewendet, ſprach er: „Es war einmal ein Römer, — zwar weiß ich in dieſem Augenblicke nicht, wie der verdammte Kerl hieß, und es iſt auch nichts daran gelegen — der pflegte, wenn er ſeine Gäſte gut tractirt hatte, plötzlich und unerwartet ein künſtlich zuſammengefügtes Todtengerippe quer über der Tafel vor ihnen aufzurollen, um ſie daran zu mahnen, daß auch ſie ſammt allen Delicateſſen, die ſie bei ihm gefreſſen, zu Staub und Moder werden müßten. Da ich nun auf dergleichen Moralpredigten nicht verfallen bin, ſo ſorgt hier unſer Polizeidirector dafür und läßt den Leichenwagen, der ſonſt einen andern Weg verfolgte, jetzt bei uns vorbeifahren. Und weil die guten Leute es lieben, ſich um die Stunde begraben zu laſſen, wo ich ſpeiſe, ſo iſt das in ſeiner Art immer ein ſehr hübſches Memento mori." —

„Es war einmal in dem kleinen Landſtädtchen Weiſſeritz ein braver Prediger, der wohl andere Ge-

ſchäfte haben mochte, als für jeden Sonntag eine neue Predigt zu machen. Er fand es angemeſſen, Jahr aus Jahr ein dieſelbe zu halten, die er denn auch ſehr brav vortrug, und an der ſich ſeine Kirchkinder ſtets erbauten. Nun wollte der Himmel, daß ein Theil des Städtchens und mit dieſem das Haus des Herrn in Flammen aufgehen ſollte, ſodaß am nächſten Sonntage die Gemeinde genöthigt war, ſich in einer großen Scheune zu verſammeln. Das Außerordentliche dieſer Verſammlung regte unſern Paſtor auf, und er hielt ſich verpflichtet, diesmal aus dem alten Geleiſe zu biegen und eine neue, auf dieſen feierlich traurigen Tag eigens geſchriebene Predigt zu halten. Er fing mit tiefer Rührung an: So laſſet uns heute, meine andächtigen Zuhörer! miteinander betrachten das, durch Gottes unerforſchlichen Rathſchluß in die Aſche gelegte Weiſſeritz. — Greiſe, Männer, Weiber und Kinder ſahen ſich fragend an und harrten hoch erſtaunt der Dinge, die da kommen ſollten. Aber unſer Paſtor fühlte ſich unfähig, ſeinen alten Grundſätzen treulos zu werden, und mit frommer Zuverſicht fuhr er fort: Im erſten Theile werden wir hören, wie die Sadducäer ihn verführen wollten, und im zweiten, wie er ihnen das Maul ſtopfte. Worauf ſich denn die Gemeinde ſogleich wieder beruhigte."

„Als Seine Majeſtät Friedrich Wilhelm III. vor Jahren bei unſerer Herrſchaft in Weimar zum Beſuche anweſend waren, hatte ſich eine Menge Volks aus der

Umgegend eingefunden, welches, ihn womöglich zu ſehen, das Schloß umſtand. Ich, der ich in jener Zeit bei extravaganten Gelegenheiten noch zu Hofe ging, begegnete auf dem Heimwege einem alten thüring'ſchen Leineweber, welcher früher, wo ich eine kleine ländliche Beſitzung gehabt, dort mein Nachbar geweſen war. Nun, mein Alter! — ſprach ich ihn an — Ihr ſeid denn auch hereingekommen, den König zu ſehen? — „„Ja, Herr Geheemrath,““ antwortete der Weber; „„aber das iſſ ja niſcht! Ich dachte, 's ſollte der alte Fritze ſein.““ —

Excellenz Gräfin Henckel hatte einen Ball gegeben, bei welchem Jung-Alt-England natürlich wieder obenauf geweſen war und ſich zumtheil recht unnütz gemacht hatte. Sämmtliche Herren waren indignirt, ſämmtliche Damen entſchuldigten vermittelnd, wie immer — mit vorherrſchendem Geiſte, aber auch mit unverkennbarem Parteigeiſt — Goethes Schwiegertochter, die ihrer Parteilichkeit gar nicht hehlhaben wollte und ſich ſelbſt den britiſchen Conſul in Weimar zu nennen pflegte. Mich liebten die Antianglomanen als Tirailleur vorauszuſchicken, wenn es galt, irgend ein Mittags- oder Theetiſchgefecht gegen die engliſche Colonie zu unternehmen. Ich war denn auch beim Diner nach jenem Balle redlich vorangegangen und hatte durch mein kühnes Beiſpiel zur Nachfolge ermuthigt. Hofrath Vogel, des alten Großherzogs und Goethes Hausarzt, . . . ſtürzte ſich nach mir in's Treffen; er citirte

als Beleg für meine allgemein gehaltene Anklage das besondere Beispiel, wie einige Söhne Albions sich in den Tanzpausen der Länge lang auf den Sophas herumgeräkelt, während ihre Tänzerinnen vor ihnen gestanden. Das schien freilich sehr schlagend, aber Frau Ottilie ließ sich nicht irre machen. „Schon längst“ — erwiederte sie — „hab' ich's der Großmama gesagt, daß die Canapees in den Ecken des Saales völlig unbrauchbar sind; sie stecken so tief in der Mauer und sind so breit, daß, um einigermaßen bequem zu sitzen, man unwillkürlich in eine liegende Stellung kommt.“ — „Nun, ich weiß doch nicht!“ entgegnete Vogel sehr bescheiden: „ich habe mit Frau v. X.“ (nebenbei erwähnt — eine recht häßliche Dame) „dort gesessen, und“ — — „Und“ — unterbrach ihn Goethe — „Ihr bekamt keine Lust, Euch zu legen? O, ihr guten Kinder!“

Nachträge.

1438.

1772, Mitte Auguſt.

Bei L. J. F. Höpfner.

(Aus 11b.)

Eines Tags meldete ſich ein junger Mann in vernachläſſigter Kleidung und mit linkiſcher Haltung zum Beſuche bei Höpfner mit dem Vorbringen an, er habe dringend mit dem Herrn Profeſſor etwas zu ſprechen. Höpfner, obgleich damit beſchäftigt, ſich zum Gang in eine Vorleſung vorzubereiten, nahm den jungen Mann an. Die ganze Art und Weiſe, wie ſich derſelbe beim Eintreten und Platznehmen anſtellte, ließ Höpfner vermuthen, daß er es mit einem Studenten zu thun habe, der ſich in Geldverlegenheiten befinde. In dieſer Anſicht wurde Höpfner dadurch beſtärkt, daß der junge Mann damit ſeine Unterhaltung anfing, in ausführlichſter Weiſe ſeine Familien- und Lebensverhältniſſe zu ſchildern, und dabei von Zeit zu Zeit durchblicken ließ, daß dieſe nicht die glänzendſten ſeien. Gedrängt durch die herannahende Collegienſtunde entſchloß ſich der Profeſſor ſehr bald, dem jungen Mann eine Geldunterſtützung zufließen zu laſſen und damit zugleich der

peinlichen Unterhaltung ein Ende zu machen. Kaum gab er jedoch dieſe Abſicht dadurch zu erkennen, daß er nach dem Geldbeutel in ſeiner Taſche ſuchte, ſo wendete der vermeintliche Bettelſtudent das Geſpräch wiſſenſchaftlichen Fragen zu und entfernte ſehr bald den Verdacht, daß er gekommen, um ein Geldgeſchenk in Anſpruch zu nehmen. Sobald der junge Mann bemerkte, daß der Herr Profeſſor eine andere Anſicht von ihm gewonnen, nahm das Geſpräch jedoch die alte Wendung, und die Andeutung des Studenten, daß es ſchließlich doch auf das Verlangen nach einer Unterſtützung abgeſehen ſei, wurde immer verſtändlicher. Nachdem Höpfner auf dieſe Weiſe ein und das andere Mal ſich in der Lage befunden hatte, dem jungen Manne Geld anzubieten und dann wieder davon abſtehen zu müſſen glaubte, entfernte ſich der Student raſch und ließ den Herrn Profeſſor voll Zweifel und Vermuthungen über dieſen räthſelhaften Beſuch zurück.

Als Höpfner am Abend deſſelben Tages, doch etwas ſpäter wie gewöhnlich in das Local trat, wo ſich die Profeſſoren der Univerſität geſellſchaftlich zuſammenzufinden pflegten, fand er daſelbſt ein vollſtändiges Durcheinander. Die ganz beſonders zahlreiche Geſellſchaft war um einen einzigen Tiſch herum gruppirt, theils ſitzend, theils ſtehend, ja, einige der gelehrten Herren ſtanden auf Stühlen und ſchauten über die Köpfe ihrer Kollegen in den Kreis der Verſammelten hinein, aus deſſen Mitte die volle Stimme eines

Mannes hervordrang, der mit begeisterter Rede seine Zuhörer bezauberte. Auf Höpfner's Frage, was da vorgehe, wird ihm die Antwort: Goethe aus Wetzlar sei schon seit einer Stunde hier; die Unterhaltung habe sich nach und nach so gestaltet, daß Goethe fast allein nur spräche und alle verwundert und begeistert ihm zuhörten. — Höpfner, voll Verlangen, den Dichter zu sehen, besteigt einen Stuhl, schaut in den Kreis hinein und erblickt seinen Bettelstudenten zu einem Götterjüngling umgewandelt.

1439.

1774, nach Mitte Juli.

Mit Friedrich Arnold Hasenkamp u. a.

Eine Anekdote stehe hier noch, die Herr v. Goethe nicht angeführt hat, die wir uns aber erinnern, mehr als einmal aus Lavater's, als eines dabei gegenwärtig gewesenen Mannes, Munde gehört zu haben; die ipsissima verba können wir freilich nicht mehr angeben, aber das Wesentliche ist uns treu genug in dem Gedächtnisse geblieben.

Als Goethe mit Lavatern die kleinen Reisen machte, von welchen Goethe in der Schrift ‚Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Von Goethe. Theil III.' erzählt, begegnete es, wenn Recensent nicht irrt, in Elberfeld, daß auch der Rector Hasenkamp der ältere zu Duisburg einmal in großer Gesellschaft mit Lavater und Goethe zu Mittag (oder Abend) aß und nicht weit

von Goethe zu ſitzen kam; man war in der heiterſten Stimmung und Goethe ſowohl als Lavater erfreuten alles durch ihre heitere und belebende Unterhaltung. Auf einmal richtet Haſenkamp — ein gottesfürchtiger Mann, der aber aus Mangel an Sinn für das Schickliche nicht immer bedachte, was Zeit und Ort geſtatten möchte — ſeine Rede an Goethe und fragt in feierlichem Tone: „Sind Sie der Herr Goethe?“ . . . — „„Ja!““ — „Und haben Sie das berüchtigte Buch ‚die Leiden des jungen Werther‘ geſchrieben?“ — „„Ja.““ — „So fühle ich mich in meinem Gewiſſen verpflichtet, Ihnen meinen Abſcheu an dieſer ruchloſen Schrift zu erkennen zu geben. Gott wolle Ihr verkehrtes Herz beſſern! Denn wehe, wehe dem, der Ärgerniß giebt! u. ſ. f.“ — Jedermann gerieth in die peinlichſte Verlegenheit; jedermann war voll banger Erwartung, wie es dem ehrlichen, aber pedantiſch-ſchulgerechten Haſenkamp ergehen würde. Aber Goethe verſetzte alle in die heiterſte Stimmung, als er erwiederte: „„Ich ſehe es ganz ein, daß Sie aus Ihrem Geſichtspunkt mich ſo beurtheilen müſſen, und ich ehre Ihre Redlichkeit, mit der Sie mich beſtrafen. Beten Sie für mich!““ — Das Wohlgefallen an der edeln Art, mit der Goethe ſich benahm, war allgemein; der Rector ward auf eine Weiſe, wie er ſich nicht hatte träumen laſſen, entwaffnet, und die Unterhaltung nahm wieder ihren vorigen fröhlichen Gang.

1440.

1775.

Mit Elisabeth Goethe geb. Textor.

Wie Du [Goethe] mir besonders beim Doctor Jung seiner ‚Hirtenschleuder' schuldgabst: ich ersparte den Leuten eine Ohrfeige, damit sie ein Loch in Kopf bekämen.

1441.

1775, 3. oder 4. Februar.

Mit Karl August Prinz von Sachsen-Meiningen.

Der Herr Goethe hat bei uns zu Mittag gegessen. Es war mir sehr lieb, daß er neben mir saß, damit ich ihn desto näher bemerken konnte. Er spricht viel, gut, besonders, original, naiv und ist erstaunlich amusant und lustig. Er ist groß und gut gewachsen, in der Statur des Gotter's und hat seine ganz eigne Façons, sowie er überhaupt zu einer ganz besondern Gattung von Menschen gehört. Er hat seine eigne Ideen und Meinungen über alle Sachen; über die Menschen, die er kennt, hat er seine eigene Sprache, seine eigenen Wörter. — Er hat mir sehr wohl gefallen.

Sein sanftes Gefühl, seine Richtigkeit des Ausdruckes, der Denkungsart, des Urtheils, seine angenehme Lebhaftigkeit verdienen Bewunderung. Er sagte mir, daß er jetzt an zwei Stücken arbeite: ‚Der Tod J. Cäsar's', ein Trauerspiel, und eine Oper.

Er blieb bis 5 Uhr Nachmittags bei uns, worüber wir sehr erfreut waren.

Buchſtaben blieben ungleich, und die Linien krumm. Auch hier ſchien ihr Körper dem Geiſte zu widerſprechen. Wilhelm, dem die Aufmerkſamkeit des Kindes, wenn er ruhigen Sinnes war, große Freude machte, achtete dießmal wenig auf das, was ſie ihm zeigte; ſie fühlte es, und betrübte ſich darüber nur deſtomehr, als ſie glaubte, dießmal ihre Sache recht gut gemacht zu haben.

Wilhelms Unruhe trieb ihn auf den Gängen des Hauſes auf und ab, und bald wieder an die Hausthüre. Ein Reiter ſprengte vor, der ein gutes Anſehn hatte, und der bey geſetzten Jahren noch viel Munterkeit verrieth. Der Wirth eilte ihm entgegen, reichte ihm als einem bekannten Freunde die Hand, und rief: ey, Herr Stallmeiſter, ſieht man Sie auch einmal wieder?

Ich will nur hier füttern, verſetzte der Fremde, ich muß gleich hinüber auf das

1442.

1775, 25. (?) Mai.

Mit dem Prinzen von Sachsen-Meiningen.

Wie erschrak ich nicht, als der Doctor Goethe hereintrat! Ja, er war es selbsten und war von Frankfurt gekommen, seine Schwester im Badenschen zu besuchen, hatte in Karlsruhe die Prinzen von Weimar gesprochen und war hergereist, um seinen Freund Lenz zu sehen. Er mußte sich neben mir auf's Kanapee setzen, und der Herr v. Dürkheim und Herr Heim setzten sich auch dazu, und wir sprachen recht vertraut zusammen. Nur eine halbe Stunde blieb er da; ich bat ihn, noch vor seiner Abreise zu mir zu kommen. Dieser unvermuthete Besuch machte mir viel Spaß, da ich den Goethe recht gern habe, weil er so natürlich ist.

1443.

1777, 19. September.

Mit Franz Oberthür.

Warm, enthusiastisch, sowie man vom Heiligthum des Apollo kömmt, komme ich [früh halb 10 Uhr] von der Wartburg, wo Goethe wohnet, nach meinem Gasthof ‚Zum Rautenkranz' zurücke. . . . . .

Fast eine halbe Stunde mußte ich, wie im Vorhofe des Tempels, warten, bis ich Goethen zu sehen bekam.

Ich glaubte einen tiefdenkenden, ernsthaften, kalten Engländer, dem Kleide und der Miene nach, zu sehen; ich konnte leicht den Verfasser des ‚Götzens von Berlichingen', der ‚Leiden des jungen Werthers', des ‚Clavigo' finden, und das Bild in Lavater's Physiognomik hat viel Ähnlichkeit mit dem Urbild. Aber den lustigen, launigten, auch ein wenig muthwillig — nehmen Sie dieses Wort nur in keiner üblen Bedeutung — lustigen Gesellschafter, wie man mir Goethe beschrieben, hätte ich bei diesem Besuch nie errathen.

Er hatte soeben die, seinem Fenster geradeüber stehenden zwei von der Natur gesetzten Spitzsäulen gezeichnet, die unter dem Namen des Mönchs und der Nonne bekannt sind und auch nicht lange zuvor von Wieland im ‚Teutschen Merkur' besungen worden. Diese betrachtete ich durch ein Sehrohr, von diesem, dazu sehr bequemen Standpunkte einige Augenblicke, übersahe dann die Gegend, die Aussichten von dieser Burg hinab in die Tiefe und lobte die Wahl des Dichters, der diesen, seiner Phantasie und seiner Muse so schicklichen Ort dem Palaste des Herzogs in der Stadt vorgezogen.

Die ganze übrige Unterredung hatte den Zustand der Wissenschaften und Künste in meinem Vaterlande [Franken] zum Gegenstand, und ich muß gestehen, daß Goethe meinem Nationalstolz nicht wenig geschmeichelt; er hatte schon in seiner Vaterstadt etliche meiner Landsleute gekannt, und auch in Thüringen bekam er von

ſicherer Hand vortheilhafte Nachrichten von Franken und unſerm geſchickten Hofmaler [in Würzburg]; von ihm ſelbſt verfertigte Portraits hatte er in Erfurt geſehen, und dieſes waren die Data und Gründe zu ſeinem Lobe über Franken und den Zuſtand der Wiſſenſchaft und Künſte daſelbſt. — Sie können wohl denken, daß ich ihm noch mehr Gutes von meinem Vaterlande geſagt, ſoweit es Wahrheit und Beſcheidenheit litten.

Nach und nach merkte ich, daß der Dichter ſich noch mehr in ſich zurückzog, ſtille wurde, ernſthaft und kalt wie in einem Spleen daſtund. Da dachte ich: vielleicht hat ſich irgend ein großer Gegenſtand ſeiner Seele bemächtigt, und Apollo heißt ihn darüber dichten und beurlaubte mich.

1444.

1778, um 20. Mai.

Mit Anna Luiſe Karſch geb. Dürbach.

a.

Wenn Sie [Gleim] ihn hätten kommen ſehen, unerwartet in unſre Thür treten, mit den Augen meine Mutter ſuchen, mit ſeinen Augen! Ach! unausſprechlich reizend war die Scene. So kommt nur reuige Liebe zu Liebe. . . . . Das weiß ich [Caroline Luiſe Hempel], daß in ſeinen großen hellen Augen der ganze Goethe ſtrahlte, nicht der flammende, zugreifende, un-

genügsame Goethe, der, welcher Lotten Brod schneiden sah. Der war's ungefähr, nur daß sein Mund stumm blieb, und Goethe stumm blieb beim Eintritt, beim Umarmen und einiger Wendung bis zum Sitze, da denn meine Mutter die erste Frage an ihn that. Ich hätte gar zu gern die Hand auf seine liebe Brust gelegt, ob nur sein Herz auch das geschlagen hätte, was sein seraphgleiches Stummsein verkündigte, aber der Mensch wirft soviel Respect aus seinen Augen, daß ich mich kaum traute, in seiner Gegenwart zu bleiben. Ich mußte einpaarmal hinaus, lief aber geschwind wieder hinein und da hört' ich einmal, daß meine Mutter von Ihnen frug; er antwortete wider seine Gewohnheit in dreien Theilen darauf, und ich fühlt' es, daß Ihr Name sein Ohr tränkte und daß er gerne mehr von Ihnen gesprochen hätte, wenn bei einem Fest-Besuche die Reden nicht zur bloßen Cour wären. . . . . Mama sagte zu Goethe: sie habe eine neugeborne Dichterin zur Enkelin. „Wie alt ist sie?" Vierzehn Wochen sagte sie. „So lassen Sie dieselbe Dichterin sein bis sie sprechen kann." War das wohl menschenfreundlich von dem Unart?

b.

Ich [A. L. Karsch] frug ihn, ob er nicht auch das Vergnügen kosten wolle, Vater zu sein. Er schien's nicht weit von sich zu werfen; er ist ein großer Kinderfreund, und eben dieser Zug läßt mich hoffen, daß er

auch ein guter Ehemann werden wird. . . . Vielleicht kommt er bald mit seinem Herzog allein auf längere Zeit her: beim Abschied ließ er sich so was verlauten. Ich gab ihm einpaar frische Rosen, und geschwind hub er einen Strohhalm von der Erd' auf, band damit die Rosen zusammen und steckte sie auf den Hut. Er liebt die freimüthigen offenherzigen Leute und mag's gern haben, wenn er geliebt wird; das gefällt ihm besser, als hohes Lob.

1445.

Um 1780 (?).

Bei der Herzogin Amalie.

Die bekannte Anekdote mit dem Fensteröffnen ist vielfach, aber meist falsch erzählt worden; so ist sie wirklich.

Bei der Herzogin Mutter wurde eines Abends vorgelesen. Der verstorbene Großherzog kam dazu und öffnete, weil er es im Zimmer zu warm fand, ein Fenster. Goethe schloß dasselbe leise [weil Damen sich durch Zugluft belästigt fühlten]. Der Herzog öffnete es wieder, und Goethe wiederholte unbemerkt sein voriges Manoeuvre. Nun rief der Herzog verdrießlich: „Wer macht denn immer das Fenster wieder zu?" Alles schwieg. Da trat Goethe vor und sagte: „Ew. Durchlaucht haben allerdings das Recht über Leben und Tod Ihrer Unterthanen, aber erst nach Urtheil und Spruch."

1446.

1784 (?).

Entwurf zum Grabdenkmal für die erstgebornen Töchter des herzoglichen Paares Karl August und Luise.*)

Goethe .... hatte den Kunstgeist des Herrn Klauer mit zwei allerliebsten Gedanken zu halberhabener Arbeit beseelt, da er ihm zwei Denkmäler für die frühverstorbenen Prinzessinnen von Weimar angab, von welchen die erste**), die nur einige Stunden lebte, als ein holdes, von einem Engel auf die Erde gebrachtes, schnell zurückeilendes Wesen erscheint, dessen liebreicher Führer im Vorbeischweben den Schleier, welcher den aufblühenden Engel deckt, ein wenig emporhält, um sie den Sterblichen einige Augenblicke zu zeigen, die zweite**), älter gewordene aber in dem Moment, wo sie, vor der Erdkugel stehend, das weimarische Land betrachtet, von der ersten, welche aus den Wolken hervortritt, bei der Hand gefaßt, von dieser Aufmerksamkeit abgezogen wird, sie aber ihrer himmlischen Schwester, mit dem Finger auf Weimar deutend, die andre Hand darreicht.

*) Die älteste Prinzeß. Luise Auguste Amalia, war geboren am 3. Februar 1779 und starb am 24. März 1784; die zweite wurde am 10. September 1781 geboren und starb denselben Tag.

**) Nach Vorstehendem muß es oben anstatt „erste" heißen „zweite", und anstatt „zweite" vielmehr „erste".

1447.

1786, nach Mitte Juni.

Mit Prinz August von Sachsen-Gotha u. a.

Wir haben in Schnepfenthal und Reinhardsbrunn einen recht schönen, heitern und fröhlichen Tag zugebracht. Nach der Tafel las er [Goethe] uns auf einem steinernen Tische, der vermuthlich noch von den guten Reinhardsbrunnischen Benedictinern herrühret, zwar keine Epistel Pauli an die Römer oder Galater, aber doch eine Epistel V. Cl. Weikhardi ad V. Cl. Zimmermannum homiletisch vor, die nicht leicht eine andere an feinem attischen Salze und an römischer Urbanität übertreffen wird. An eben den Orten, wo vormals die dicken Mönche aus natürlichem Hange zur Naturkenntniß den Fungum apocalypticum hypostaticum gesucht hatten, fanden wir den Fungum iambicum trimetrum catalecticum hendecasyllabum (der vom Fungo alcaico iambico . . . . wohl zu unterscheiden ist) zu unserem unaussprechlichen Vergnügen und Erstaunen und dankten den Göttern und Göttinnen, daß sie für uns diese Schwämme zu fernerer Verehrung ihrer Weisheit vor unsern Füßen hatten aufwachsen lassen.

1448.

1788, 8. August.

Mit Caroline Herder.

Goethe grüßt Dich [Herder] tausend-tausendmal. Er empfindet Deine Abwesenheit nach mir am meisten. Durch

Dein Geſpräch, durch die Aufnahme ſeiner Gedanken und Mittheilung der Deinigen, die ihm forthelfen, hatteſt Du ihm viel gedient. Mit Knebel, ſagt er, ſei das nicht ſo. Auch im Politiſchen ſieht er, daß nichts zu thun ſei. Er hat ſehr offen darüber geſprochen, das ſich aber nicht ſchreiben läßt und Du alles ſelbſt ſchon weißt. Sobald der Herzog fort iſt, will er an den achten Band ſeiner Werke gehen. Will das Jahr noch viel arbeiten. Sein Motto iſt abermals: „Wenn Du ſtille biſt, wird Dir geholfen.“

1449.

1788, Ende September.

Mit Caroline Herder.

Goethe hat mir die erſte Abtheilung ſeiner Gedichte gegeben. Es ſind gar ſchöne darunter, beſonders zwei idyllenartig, die mir ganz vorzüglich gefallen. Ich habe recht vernünftig mit ihm darüber geſprochen; er wird auch An die Chriſtel und Käthchen*) auf meine Bitte herauslaſſen.

1450.

1788 (?).

Über Chriſtiane Vulpius.

Als die Freunde Goethe mit der ſogenannten Vulpia neckten und ſeinen Sieg über ſie als den erſten, welchen

*) Die ‚Chriſtel‘ und ‚Rettung‘ überſchriebenen Gedichte, die früher im ‚Merkur‘ und in der ‚Iris‘ erſchienen waren.

die Dame erlebt, aufhetzend in Zweifel zogen, gab er die merkwürdige Antwort: „Daß sie auch andern würde gefallen haben, bezweifle ich nicht.“

1451.

1789, zwischen 16. und 20. März.

Mit Caroline Herder.

Ich habe die Fortsetzung von ‚Tasso‘ wieder abgeschrieben. Goethe kam dazu; er absolvirte mich hierüber, wie leicht zu denken, und grüßt Dich. Von diesem Stück sagte er mir im Vertrauen den eigentlichen Sinn: es ist die Disproportion des Talents mit dem Leben. Er freut sich recht über mich, daß ich es selbst so gut empfinde.

1452.

1789, gegen Mitte August.

Mit Oberforstmeister Freiherr von Fritsch.

Als sich Goethe (1789) in dem damals sehr besuchten Badeorte Ruhla befand, beredete er seinen Reisegesellschafter, den Oberforstmeister v. Stein, an einem sehr trüben Tage zu einem Spaziergange nach dem Inselsberge. Vergebens stellte ihm dieser das ungünstige, Regen drohende Wetter vor; Goethe blieb bei seinem Entschluß. Als nun unterwegs der Nebel immer dichter ward und zuletzt in einen Regen sich auflöste, machte Stein seinem Unmuth durch

die wiederholte Äußerung Luſt, daß er dies vorausgeſagt. Goethe ſchwieg; beſchäftigt, Steine zu ſuchen, die er mit einem Hammer zerſchlug, nannte er dem murrenden Freunde deren Namen, Eigenſchaften und die Claſſe, zu der ſie gehörten. „Was gehn mich Ihre Steine an!“ rief ſein Begleiter ziemlich heftig; „ich rede von Ihrem Starrſinn, der uns in dies Wetter geführt hat. Doch,“ fügte er einlenkend hinzu, als wolle er ſeine Heftigkeit wieder gut machen — „da Sie ein ſo großer Mineralog ſind, ſo ſagen Sie mir doch, was bin ich für ein Stein?“ „„Auch das will ich Ihnen ſagen,““ erwiederte Goethe; „„Sie gehören in die Claſſe der Kalkſteine: kommt Waſſer auf dieſe, ſo brauſen ſie.““

1453.

1792, Ende Auguſt (?).

Im Feldzug beim Herzog Karl Auguſt.

Ich [e. preuß. Artillerieoffizier] hatte ſchon vorher gehört, daß dieſer Goethe ein ſehr berühmter Schriftſteller ſein ſolle. . . . . Als man mir zuerſt ſagte, daß ich jetzt häufig mit dieſem Herrn zuſammenſein und ein gleiches Quartier theilen müſſe, da ich ja auch zur Suite des Herzogs von Sachſen-Weimar befohlen war, ſo empfand ich anfänglich einige Abneigung. . . . Ich hatte mir dieſe Herren Poeten bisher immer nur als ſo eine Art äußerlich und ſittlich verkommener Menſchen gedacht. . . . . Wie überraſcht war ich nun aber, als

Gut, um in der Geschwindigkeit allerley einrichten zu lassen. Der Graf kömmt morgen mit seiner Gemahlin, sie werden sich eine Zeitlang drüben aufhalten, um den Prinzen von *** auf das Beste zu bewirthen, der in dieser Gegend wahrscheinlich sein Hauptquartier aufschlägt.

Es ist Schade, daß Sie nicht bey uns bleiben können, versetzte der Wirth, wir haben gute Gesellschaft. Der Reitknecht, der nachsprengte, nahm dem Stallmeister das Pferd ab, der sich unter der Thüre mit dem Wirth unterhielt, und Wilhelmen von der Seite ansah.

Dieser, da er merkte, daß von ihm die Rede sey, begab sich weg, und ging einige Straßen auf und ab.

ich diesen Herrn Goethe persönlich zuerst kennen lernte: es war ein ungemein stattlicher, ansehnlicher, auf das Eleganteste angekleidter Mann in den besten Jahren, der mit einem so vornehmen Wesen auftrat, daß man ihn wirklich eher für einen Prinzen, als für einen bürgerlichen Secretarius hätte halten können. Er hatte etwas sehr Selbstbewußtes in seinem ganzen Benehmen, und die Worte flossen dabei so schön und gewandt von seinem Munde, daß es immer auf den Zuhörer den Eindruck machte, als höre er aus einem gedruckten Buche vorlesen. . . . . So hörte er sich auch zu gern selbst sprechen und hielt wohl mitunter auch Reden, die zwar sehr schön klangen, aber ihrem eigentlichen Inhalte nach doch nur leer waren, über Dinge, die er unmöglich verstehen konnte. Ich entsinne mich noch, daß er einst an der Tafel des Herzogs von Weimar einen langen Vortrag über die Artilleriewissenschaft und besonders auch über die zweckmäßigste Anlage von Batterien hielt und selbst uns Artillerieoffiziere darüber belehren wollte. So etwas konnte mich denn doch wohl mit Recht verdrießen, und ich sagte: ‚Nehmen Sie es, verehrtester Herr Legationsrath', — denn diesen Titel führte er dazumal [!] — ‚nicht übel, wenn ich Ihnen mit pommerscher Gradheit zu antworten mir erlaube, daß bei uns ein altes Sprüchwort heißt: Schuster bleib bei Deinen Leisten. Wenn Sie über das Theater und die Dichtung und noch über viele andere gelehrte oder Kunstsachen reden,

so hören wir alle Ihnen mit dem größten Vergnügen zu; denn dies verstehen Sie aus dem Grunde, und man kann viel von Ihnen dabei lernen. Etwas anderes aber ist es, wenn Sie über das Artilleriewesen sprechen und nun gar uns Offiziere darüber belehren wollen; denn — nehmen Sie es nicht übel! — davon verstehen Sie auch nicht das Mindeste. Ihre Ansichten über die Verwendung der Geschütze waren vollständig falsch, und wenn ein Offizier nach Ihrer Anleitung eine Batterie errichten wollte, so wäre solche gar nicht zu gebrauchen und er würde entschieden damit ausgelacht werden.' So sprach ich freimüthig und ohne Scheu, und es herrschte anfänglich bei meiner Rede ein gewisses beängstigtes Schweigen unter den meisten Anwesenden, und mehrere sahen mich sogar ganz entsetzt an, daß ich einem so berühmten Manne, wie Goethe damals schon war, so rücksichtslos meine Meinung gesagt hatte. Goethe selbst ward bei meinen Worten anfänglich ganz roth im Gesicht, ich weiß nicht, ob aus Zorn oder aus Verlegenheit, und seine schönen funkelnden Augen blickten mich starr an; bald aber gewann er seine volle Geistesgegenwart wieder und sagte lachend: „Ja, Ihr Herren Pommern seid doch recht freimüthige oder wohl gar grobe Männer, das habe ich soeben an mir selbst nur zu sehr erfahren. Aber darum keine Feindschaft, Herr Lieutenant! Sie haben mir soeben eine derbe Lection gegeben, und ich werde mich hüten in Ihrer Gegenwart wieder über das Artilleriewesen zu sprechen und

den Herren Offizieren in ihr Fach zu pfuschen.“ Dabei schüttelte er mir recht herzlich die Hand, und wir blieben nach wie vor die besten Freunde, ja, es wollte mir sogar scheinen, als ob Goethe meinen Umgang jetzt noch mehr aufsuchte, als dies früher der Fall gewesen war.

1454.

1793, Juni oder Juli.

Mit einem preußischen Artillerieoffizier.

Von einem Adjutanten des Herzogs Karl August von Sachsen-Weimar hatte auch Goethe, der seit einigen Tagen ebenfalls wieder in unserm Lager vor Mainz anwesend war, gehört, daß ich in dieser Batterie commandire. Er besuchte mich alsbald, . . . und dies war mir ein sicheres Zeichen, daß er eine gewisse Werthschätzung gegen meine Person hege und meine soldatische Aufrichtigkeit nicht übel genommen habe. Auch als Goethe zu uns kam, sahen wir alle vom Pulverdampf arg mitgenommen aus, und meine Fäuste waren so schwarz, daß ich ihm kaum die Hand schütteln konnte. Er meinte lachend: jetzt sehe er uns doch so recht bei der Arbeit, aber unser Handwerk gefiele ihm nicht; dabei würde man zu schwarz und schmutzig, und die Ohren müßten ja von all dem Gekrache und Gesause zerspringen. Ich antwortete ihm scherzend: freilich, bei seiner Arbeit als Schriftsteller könne man sich nur mit Dintenklexen an den Fingern beschmutzen, während wir

von Pulverdampf ſchwarz würden, und der Geſang ſeiner Schauſpielerinnen im Theater zu Weimar kitzele die Ohren wohl ſanfter, als das Gekrache unſerer Vierundzwanzigpfünder, dafür ſchaffe unſere Arbeit aber auch beſſer, als die ſeine. Auch Goethe brannte ein Geſchütz ab [wie vorher Karl Auguſt], der Zufall wollte aber, daß nichts mit ſeinem Schuſſe getroffen wurde. Später war er noch einmal in meiner Batterie, als wir Bomben auf Mainz warfen und die Flugbahnen der großen Geſchoſſe mit ihrem Feuerſchein in der dunkeln Nacht intereſſirten ihn ſehr. Ich habe bei einer andern Gelegenheit einmal ein langes Geſpräch mit ihm darüber gehabt, wie wir Artilleriſten die Flugbahnen der Geſchoſſe am Raſcheſten und Praktiſchſten berechnen können, und merkte dabei, daß er ein ganz tüchtiger Mathematiker ſei, dem die verſchiedenen mathematiſchen Formeln vollkommen geläufig waren.

1455.

1795, 28. Mai.

Mit F. A. Wolf, K. A. Böttiger u. a.

Bei Goethe. Zuerſt über Leſſing. Er war bloß zum Literator geboren, aber ein ſehr ſchlechter Bibliothekar. Plan, nur bis 1740 bei der Wolfenbütteler Bibliothek complett zu ſein. Große Unordnung. Seine eignen Schriften auf der Bibliothek zerſchnitt er, um ſie abdrucken zu laſſen. Seine Neigung zur Orthodoxie

empfing er in Berlin, wo er weder Spalding noch die andern Aufklärer ausstehen konnte. Langer, sein Nachfolger, wohnte den vornehmsten Auctionen auf seinen Reisen bei und erstand überall kostbare Bücher, die er aber so lange stehn ließ, bis er in Wolfenbüttel sedem fixam bekam, wo er alles zusammen kommen ließ. Er arbeitete sehr gründliche Recensionen in der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek"; so hat er unter andern des Erlanger Beyer Versuch über den Theokrit sehr scharf recensirt.

Wir besahen Goethes Gemmensammlung. Bemerkung über eine Stelle im Bion, die ich [Böttiger] nirgends finde. „Bei den alten Theatern," sagt Goethe, „war weit mehr etikettenmäßige Convention, als bei den unsrigen, da wir das, was der inneren Energie an Überredungskunst abgeht, durch . . .*) der Äußerlichkeiten und Scenerie zu ersetzen suchen. Die Alten hatten in ihren Masken, Decorationen, Maschinen und Theaterkostum unendlich mehr, was durch allgemein angenommene Convention niemand mehr beleidigte, uns aber unendlich lächerlich vorkommen würde, eine reiche Fundgrube für die Parodie und Travestirung der Komiker. So bin ich überzeugt, daß das Theater gleichsam in gewisse Regionen getheilt gewesen sein muß, und daß die Luftregion, in der die obere Maschinerie, die dii ex machina (Wolken, Vögel u. s. w. im Aristophanes) schwebten, und die Wasser- und

*) Unleserlich. Liest sich wie: „Schonung", das aber keinen Sinn giebt.

Orcusregion übereinander rangirten, ohngefähr ſo, wie in den Gemälden und Reliefs des Alterthums eine Reihe Figuren auf den Köpfen der untern Reihe ſteht. Dies war unwandelbar und ſtets vor den Augen der Zuſchauer, auch dann, wenn im ganzen Stück das Bedürfniß der einen Region nicht ein einziges Mal eintrat. Etwas anders war es mit den exostris und *inzwischen* des Innern des Hauſes und der Veränderung gewiſſer Gaſſen, wie dies auch Palladio beim Theater zu Vicenza ſehr artig angebracht hat. Dieſe ſtehenden Decorationen machen es auch allein begreiflich, wie mehrere, oft acht Stücke, in einem Tage gleich nach einander ohne Störung und Embarras aufgeführt werden konnten.“ Wolf bemerkte hierbei, daß er vollkommen überzeugt ſei, daß mehrere Tetralogien gleich nacheinander aufgeführt worden wären, nur daß die Stelle in Ariſtoteles Poetik, wo von hundert Stücken die Rede ſei, zu unglaublich ſei, um nicht den Verdacht einer Verfälſchung gegen ſich zu erregen.

Hierauf erzählte Goethe, wie die Advocaten in den großen Sälen des Gerichtshofes von Venedig ihre Sachen plaidiren. Den Richtern gegenüber, ſodaß die Sachwalter im Rücken ſind, ſitzt ein Segretario, der Stunden- oder Halbeſtundenſanduhren vor ſich ſtehen hat und dieſe während der Advocat ſpricht, auslaufen läßt. Der Advocat läßt oft Inſtrumente, Zeugniſſe, Geſetze vorleſen, das durch einen beſondern Schreiber geſchieht. So lange dies dauert, wird das Stunden-

glas umgelegt, weil dies Ablesen nicht zugerechnet wird. Der Advocat, dem alles daran liegen muß, zu seinem Vortheil Zeit zu erobern, spricht oft nur einpaar Worte drein, als: „„Hört! Bemerkt vorzüglich dies Zeugniß!““ Augenblicklich stellt der Secretär wieder das Stundenglas, welches oft sehr schnelle Vibrationen veranlaßt. Der Gegner hat ebenso viel Zeit zugemessen. Es plaidiren in wichtigen Sachen gewöhnlich zwei Advocaten für den Kläger und zwei für den Angeklagten. Die ersten reden mehr statarisch und gemäßigt und haben nur die ruhige Auseinandersetzung der Thatsachen, die zwei letzten aber wirken auf die Leidenschaften und wenden alle Redekünste an. Hier entstehen auch wirkliche concertationes und altercationes, indem der Gegner den Redenden oft ins Wort fällt, der Redende aber über diese Unterbrechungen laute Klage führt. Der Fall, den Goethe plaidiren hörte, betraf die Abläugnung eines Fideicommisses von 6000 Scudi, wo die Procuratoren der pia causa die Kläger waren. Da bediente sich der Redner für den Beklagten aller Kniffe, um das Mitleid der Richter zu bewegen. Der Beklagte war ein alter siebzigjähriger Mann. „Bedenkt!“ sagte sein Sachwalter, „daß es hier nicht eigentlich auf die Summe von 6000 Scudi, sondern auf Ehre und bürgerliche Existenz [eines] Bürgers abgesehen ist, und daß der so viele Jahre lang gesparte und vermehrte Schatz von Bürgertugend durch euer Verdammungsurtheil auseinmal verloren gehen würde.“

Beide Parteien, für welche die Redner sprechen, sitzen einander gegenüber und sind gegenwärtig. Sie beobachten nicht allein die größte Demuth mit niedergeschlagenen Augen und gesenktem Haupte, sondern der Beklagte ist auch wirklich nach seinem Anzuge in luctu et squalore. Die Documente und Instrumente, worauf es auf beiden Seiten ankommt, und die von dem Schreiber abgelesen werden, sind schon gedruckt und die Richter haben sie in den Händen; nach beendigter Ballotage der Richter können sie auch die umstehenden Zuhörer zu kaufen kriegen, vorher aber nicht. Goethe hatte die in groß Quart sehr splendid gedruckten Documente beider Parteien in zwei Cahiers bei dem erwähnten Handel gekauft und zeigte sie uns noch vor. Auch hatte er den einen Advocaten im größten Affect des Haranguirens auf's Papier gezeichnet und wies ihn der Gesellschaft vor. Er macht mit vorliegendem Körper mit der rechten Hand einen besondern Gestus, [durch Aufsetzen der Spitze des Zeigefingers auf die Spitze des ausgestreckten Daumens] welcher eigentlich das Wiegen mit der Waage, oder das Senken der Sonde anzeigt und eine besondere Genauigkeit ausdrückt (pensitato rem agitare). Die ganze Zahl der Richter theilt sich in quarantario's, öfter nach zwanzig, sechzehn, ja nur Dekaden, die zusammen in verschiedenen Theilen des ungeheuren Saales (also wie in den basilicis zu Rom die judicia centumviralia) zu gleicher Zeit Processe abhören. Die corona populi

ſteht gierig horchend herum und ermüdet mehrere Stunden nicht. Neben Goethe ſtand ein Knabe von zehn Jahren, der vier Stunden lang mit nimmerſatter Spannung alles auffing. Die Redner haben eigentlich kleine Kanzeln oder suggestus, in welchen ſie ſprechen ſollten; aber ſie ſtellen ſich gewöhnlich davor und haranguiren mit ganz freiſtehendem Körper. Wolf bemerkte, daß ſich zu dieſer Sitte alle Belege theils aus den Römern, theils aus den Griechen finden ließen. Die neuern Reiſebeſchreiber erzählen faſt gar nichts davon; einige unvollſtändige Winke giebt Mayer in ſeinen „Darſtellungen aus Italien".

Bei der Betrachtung einiger altſiciliſchen Münzen von vorzüglich ſchöner Arbeit wurde die Hypotheſe ſehr wahrſcheinlich gefunden, daß die Griechen in Sicilien ihre eigene ſelbſtwachſene Kunſt und Literatur lange vor den Athenern und Piſiſtratiden gehabt hätten.

Über Declamation des Hexameters nach der Quantität und dem Accent. Wenn ihn Voß feierlich lieſt, ſo iſt es wahrer Geſang und Intonation. Die Sylbe, wo der Accent ſteht, wird etwas gehoben und geſchärft, z. B. hómini, hominibus, etwa wie die Engländer den Conſonanten in der Ausſprache verdoppeln, der den Accent hat. Aber der Accent giebt auch eine gewiſſe Erhöhung des Tons, der ganz verſchieden von der Länge und Kürze der Sylbe iſt. Jeder Hexameter hat 24, alſo jeder pes 4 Zeiten, von welchen in den alten Scholien oft die Rede iſt.

Es wurde ein Verſuch mit dem Anfang der Ilias gemacht. Gleich das erſte Wort μῆνιν gab zu der Bemerkung Gelegenheit, daß man hier eigentlich μέννιν ausſprechen müſſe; denn das η ſei doch nur ein doppeltes ε und ſei auch, ſowie alle Diphthongen der Griechen, getrennt, ſchnell ausgeſprochen worden. Daraus ſei auch auf allen langen Vocalen der Circumflex zu erklären, der eigentlich nichts, als ein acutus und gravis — ˆ — ſei, aus welchen ſpäter die ſonderbare geſchlängelte Form entſprang. Man müſſe ſich alſo μῆνιν ſo geſchrieben und accentuirt vorſtellen: μέὶνιν. Die Griechen haben eigentlich nur Einen Accent, den acutus; der gravis zeigt bloß absentiam acuti und der Circumflex den acutus neben dem gravis an. — Die Ungarn haben in ihrer Sprache das Meiſte von dem, was die Alten Accent nannten. Sie begriffen auch in Wolf's Vorleſungen alles ſogleich, da die übrigen Zuhörer große Mühe hatten. So ſprach ein Ungar Wolfen um den Chesterfield an, und als ihn Wolf tadelte, bewies er, daß er recht geſprochen habe. Auch die Lateiner accentuirten ſo gut, als die Griechen, nur daß ſie die Accente nicht ſchrieben. Wolf recitirte zugleich den erſten Vers der Eclogen [Vergil's] und zeigte, wie ihn die Römer ausgeſprochen haben müßten:

Tityre tu patulae recubans sub tegmine fagi.

Es ſei allerdings möglich, die alte Ausſprache der Römer ganz aufzufinden und wieder herzuſtellen, aber ihren lebendigen Ton hätte man darum nicht.

Dreyzehntes Capitel.

In der verdrießlichen Unruhe, in der er sich befand, fiel ihm ein, den Alten aufzusuchen, durch dessen Harfe er die bösen Geister zu verscheuchen hofte. Man wies ihn, als er nach dem Manne fragte, an ein schlechtes Wirthshaus in einem entfernten Winkel des Städtchens, und in demselben die Treppe hinauf bis auf den Boden, wo ihm der süße Harfenklang aus einer Kammer entgegen schallte. Es waren herzrührende, klagende Töne, von einem traurigen, ängstlichen Gesange begleitet. Wilhelm schlich an die Thüre, und da der gute Alte eine Art von Phantasie vortrug, und wenige Strophen theils singend theils recitirend immer wiederholte, konnte der Horcher, nach einer kurzen

Wolf erklärte sich sehr lebhaft gegen Wieland's Verdeutschung des φ in f. F war ein barbarischer, den Griechen ganz unbehülflicher und unaussprechlicher Buchstabe, daher Cicero einmal gegen einen Graeculus das Argument braucht: er könne nicht einmal den Namen Fundanius aussprechen. Die eigentliche Aussprache der Griechen sei π-h, Phi, gewesen. Wieland horchte hierbei sehr auf.

Die unnachahmliche Naivität des Magister Hederich in seinem Mythologischen Lexicon: die Töchter des Asklepios.

Goethe läßt auf einem Friese eines seiner Zimmer die Metamorphose der Tyrrhener in Delphine aus der Laterne des Demosthenes zu Athen abcopiren. Sonderbare Behandlung dieses Sujets auf diesem Kunstwerke nach einem ältern μῦθος. — Eine kleinere Bronze, ein Priap ohne Hoden, vielleicht ein Archigallus, obgleich mit einem Barte, das vielleicht klimatisch zu erklären sein dürfte.

Wärmezusammenfassende Kraft der wollenen Kleidung, erkältende der Leinewand. Vorzug des Alterthums in Kleidung und accubitus.

Die Reime sind barbarischer Abkunft. „Nur ein Wieland," sagte Goethe, „sollte reimen." „„Gleim thut's ohne Freibrief."" sagt Wieland. Der Reim paßt eigentlich nur für kürzere canzoni; sobald er zu den Stanzengedichten in Ariost, Tasso u. s. w. übergeht, verirrt er aus den Jamben in Anapästen, als:

arum pedose [in La Gerusalemme liberata]. Wer mag ihn eingeführt haben?

Als Goethe von Palermo nach Girgenti reiſte, ſah er vom Wirthshauſe, wo er Mittags hielt, mehrere reiſende Sicilianer die Diſtelköpfe, die in unzähliger Menge auf einer verwilderten Wieſe emporragten und eben noch im Schoſſen und Aufblühen waren, abhauen, ſchälen und eſſen. Er probirte es nun ſelbſt und fand die ſo geſchälte Sproſſe zart und ſüßlich, ſodaß ſie nach unſerer Salatzurichtung dem Spargel ſehr ähnlich geweſen wäre. Der Vetturino rauſte Puffbohnen und vertheilte ſie als große Delicateſſe; er ſelbſt verzehrte einen rohen Kohlrabi, wie wir einen Apfel verzehren würden.

Über Träume. Wolf erinnert ſich nie, geträumt zu haben, auch kann er ſchlafen, wann und wie lange er will. Den traumloſen Schlaf erklärt auch Goethe für den erquickendſten. Goethe erzählt einen ſehr ſcharfſinnigen, philoſophiſchen Traum, den er in verfloſſener Nacht gehabt habe.

1456.

1795, Frühjahr (?).

Über Wolf's Prolegomena zu Homer.

„Die zwei ſcheinbarſten Widerſprüche ließen ſich a) aus dem Glauben ableiten, daß Homer ſich der Errungenſchaft und des Eigenthums vieler Sänger vor ihm bemächtigt und ſo auf dieſer Baſis ſolche Epopöen erbaut hätte, wie wir ſie noch haben; dann fiele die

pſychologiſche Unmöglichkeit doch ganz weg: aus ſo vielen und ſo oft ſchon bearbeiteten Sujets ließe ſich ja wohl noch eine Ilias und Odyſſee von einem Homer zuſammenſetzen; b) aus der Tradition, daß die ſchon geordneten und von Homer in wahren Zuſammenhang geſtellten Rhapſodien durch die Ungeſchicklichkeit der ſpäteren Rhapſodien auseinandergeriſſen und erſt von Solon wieder zuſammengefügt worden wären. Viel von Wolf's Behauptung würde auch bei dieſer Hypotheſe ſehr wohl beſtehen können.

Den meiſten Beifall hat ſich Wolf von den neuern Theologen zu verſprechen, die kein geringes Triumphlied darüber anſtimmen werden, daß nun auch dieſer heidniſche Moſes entthront iſt.

Ich als Dichter habe ein ganz anderes Intereſſe, als das der Kritiker hat. Mein Beruf iſt zuſammenfügen, verbinden, ungleichartige Theile in ein Ganzes zu vereinigen; des Kritikers Beruf iſt, aufzulöſen, trennen, das gleichartigſte Ganze in Theile zu zerlegen. Als Dichter habe ich alſo eine unüberſteigliche Scheidewand zwiſchen mir und dem heilloſen Beginnen des Kritikers gezogen; aber ich kann nun doch des Kritikers in hundert Fällen nicht entbehren. Ich leſe meinen Homer mit Bewunderung, ſtoße aber auf einmal auf Scenen und einzelne Stellen, die allen Eindruck ſtören und mich auf's Unangenehmſte ſituiren. Hier weiß ich dem Kritiker unendlichen Dank, wenn er mir ſagt: ja, gerade dieſe Stelle iſt unächt.

Wolf würde, wenn er nicht öffentlicher Lehrer wäre, dieſe Idee ſchwerlich ſo fein ausgeſponnen haben. Der Drang und die Begeiſterung öffentlicher Mittheilung bewirken Wunder!

Wenn nach Wolf's Andeutung die Odyſſee hundert Jahre ſpäter und unter einem ganz andern Himmel, als der Joniſche, geſungen iſt, ſo dürfte man wohl auf Sicilien rathen.

Wolf's unbegränzte Mittheilungsfertigkeit und Bereitwilligkeit ſteht mit ſeiner Beleſenheit und Wiſſenſchaft im vollkommenſten Ebenmaß."

1457.

1795, Juli.

Mit Friederike Sophie Chriſtiane Brun geb. Münter und deren Kindern.

Die letzte Zeit meines Aufenthalts in Karlsbad ward mir höchſt lehrreich und zuletzt lieb durch meine Bekanntſchaft mit Goethen. Wir ſahen uns täglich erſt mit Neugier, dann mit Intereſſe, dann ſchieden wir von einander mit Wohlwollen. Mir erſchien er als eins der ſeltenſten Exemplare der Menſchheit, in voller Kraft eines unbeugſamen Willens und hohen Geiſtes; ihm war es vielleicht neu, ein Weib zu ſehen, die ruhig und ungeblendet ihn beobachtete. So blieben wir eine Weile einander gegenüber, aber dann öffnete er ſich mir mit edler Offenheit, fühlend,

daß ich sein besseres Selbst suchte — und ich entdeckte in ihm einen Schatz der Wahrheit, Billigkeit und häuslichen*) Güte, die verbunden mit dem, was der Schöpfer des ‚Tasso' und der ‚Iphigenie' und des ‚Egmont' zu geben vermag, mir ihn unvergeßlich machen. Lassen Sie [Ch. H. Pfaff] mich immer stolz darauf sein, mich mit Goethe auf diesem Wege gefunden zu haben und denken Sie auf mein Wort gut von Goethen, dem Menschen, man sage, was man wolle. . . . Die Kinder sind brav. Goethe war in beide vernarrt, zumal in Lotte; „die jungen Dinger sind gar liebe Narren!" sagte er, und sie hingen an ihm wie Trauben. Lotte lehrte er richtig lesen, Karl unterrichtete er über Mineralogie. Seit fünfzehn Jahren ist Naturgeschichte, zumal Mineralogie und Physik, Goethes ausschließendes Studium. Alle seine neueren Schriften sind lange fertig im Pulte gewesen.

1458.

1795 (?).

Mit v. Knebel u. a.

Einen . . Abend demonstrirte der Freund in heftigster Weise seine Ansichten über Verschiedenes dem stillhorchenden Goethe vor, und als er keine Gegenrede erhielt und betroffen darüber vor Goethe stehen blieb, erwiederte dieser ganz behaglich: „Ach, sag doch noch mehr so was Dummes!"

*) [herzlichen?]

1459.

1798, Herbst (?).

Mit Amalie von Imhoff.

(Als 1534.)

Nie haben Goethe oder Schiller . . . eine Zeile in einer meiner Arbeiten selbst gestrichen, sie aber ebensowenig anders als fertig gesehen, soweit ich sie ihnen mittheilte. Zwei Gesänge der ‚Schwestern von Lesbos' waren eben . . . vollendet, als Goethe, von meiner neuen Arbeit unterrichtet, sie zu hören begehrte. Ich las sie auf sein Verlangen ihm vor und erzählte ihm den Plan des Ganzen.

Als Goethe so gütig war, mir einige Bemerkungen wegen des Hexameters zu machen, entdeckte er nicht ohne spaßhafte Verwunderung, daß ich noch gar nicht wisse, was ein Hexameter sei. Er sagte mir: „Ich verstehe: das Kind hat die Hexameter gemacht, wie der Rosenstock die Rosen trägt."

Goethe selbst setzte sich hin, mir das Schema für diese Versform aufzuschreiben, die ich freilich von da an sehr ernstlich studirte, besonders an ‚Luise' von Voß, die Goethe mir angerathen. Ich habe das von mir corrigirte Manuscript, für die zweite Auflage mit eingerechnet, eigenhändig siebenmal abgeschrieben. Goethe selbst war so gütig, die Correcturbogen mit mir nachzusehen, welche Stunden einen so reichen Schatz von Unterricht für mich enthielten und überhaupt etwas so

Erhebendes und Poetiſches in allen Nebenumſtänden hatten, daß dieſe Momente allein ein gewöhnliches langes Leben aufwiegen.

1460.

1799, December (?)

Über Schiller's ‚Maria Stuart'.

Goethe behandelte den kränklichen, oft launiſchen Dichter wie ein zärtlicher Liebhaber, that ihm alles zu Gefallen, ſchonte ihn und ſorgte für die Aufführung ſeiner Trauerſpiele. Doch manchmal brach Goethes kräftige Natur durch, und einmal, als eben die ‚Maria Stuart' bei Schiller beſprochen war, rief Goethe beim Nachhauſegehen: „Mich ſoll nur wundern, was das Publicum ſagen wird, wenn die beiden H—n zuſammenkommen und ſich ihre Aventuren vorwerfen."

1461.

1800, gegen Mitte Februar.

Über ‚Es iſt die Rechte nicht' von Rochlitz.

Rochlitz hatte verlangt, ſein Luſtſpiel ſolle ohne den Namen des Verfaſſers aufgeführt werden, was nicht berückſichtigt wurde. Goethe hatte darüber geäußert:

Der Verfaſſer habe nicht Urſache ſich zu verbergen; das Stück werde gewiß gefallen.

1462.

1800, Frühjahr.

Mit Friedrich Schlegel.

Haben Sie [Rahel Levin] das ‚Athenäum' [III. Band] schon? Wie gefällt Ihnen die Kritik von Schmidt, Matthisson und Voß und der ‚Wettgesang', [von A. W. Schlegel] in dem sich diese verwandten Geister vereinigen? Ist es nicht so gründlich als spaßhaft, so würdig als witzig? Papa Goethe hat sich ganz wie rasend damit gefreut. Schlegel hat es ihm dreimal de suite vorlesen müssen.

1463.

1800, 25. Juli.

Mit F. Schlegel.

Goethe ist hier [in Jena] und wird auch noch einige Zeit wenigstens hier bleiben. Gestern habe ich ein langes Gespräch mit ihm gehabt, wobei aber alle Regierungsangelegenheiten sorgfältig vermieden wurden. Es scheint, daß er zeither nicht viel gearbeitet hat, wenigstens klagte er, da ich ihn nach seiner Optik fragte, sehr über Abhaltungen. Von Schelling's Naturphilosophie spricht er immer mit besonderer Liebe.

1464.

1800, Mitte November.

Mit F. Schlegel.

Goethe ist hier und hat mir eine Kleinigkeit, die er zum Geburtstag der alten Herzogin gemacht —

„Alte und neue Zeit" — gezeigt. Er hat mich über die griechiſchen Namen conſultirt und ſchien mit denen, die ich ihm vorſchlug — „Paläophron und Neoterpe" — zufrieden.

Daß ein gewaltiges griechiſches Trauerſpiel von ihm zu erwarten iſt, in Trimetern und chorähnlichen Chören, hat Dir Dorothea [Schlegel], glaube ich, ſchon als Reſultat ſeines letzten Hierſeins geſchrieben. Er hat einigemal recht viel darüber mit mir geſprochen, indeſſen habe ich mich doch nicht überwinden können zu fragen nach dem Sujet.*)

1465.

1800, etwa 9.(?) December.

Mit F. Schlegel.

Zu Goethe bin ich gleich gegangen, um den Effect [von „Ehrenpforte und Triumphbogen für den Theater-Präſidenten von Kotzebue" von A. W. Schlegel] recht friſch zu vernehmen. Er hat es durch alle Kategorien gelobt, am meiſten das, was ich vor allem liebe, nämlich die „Reiſebeſchreibung". Es iſt noch vieles mündlich darüber zu reden; es ſind mir ganz neue Lichter über die Komödie aufgegangen.

*) [Das griechiſche Trauerſpiel iſt „Helena".]

1466.

1801, 8.(?) Juni.

Mit Christian Gottlob Heyne.

Den alten Heyne hatte er bei dem erſten Beſuche durch ein ſcherzhaftes, unter archäologiſchen Geſprächen eine Zeit lang fortgeführtes Incognito myſtificirt.

1467.

1802, 15. Juni.

Mit dem Improviſator Scotes.

a.

Herr Scotes .... hielt .. heute Abends eine öffentliche Akademie. .... Der Künſtler geſtattete ſich keine der ſonſt gewöhnlichen Erleichterungsmittel, als: Begleitung von einem Inſtrument, weit hergeholte Epiſoden, Gemeinplätze, Einleitungen, Complimente. Nur wenige Augenblicke, nachdem die Aufgabe geſprochen iſt — und ein unaufhaltſamer Strom harmoniſcher Reden entquillt ſchon ſeinem Innern und rauſcht .. dem vorgeſteckten Ziele zu. Die erſte Aufgabe war: die Flucht der Muſen aus Griechenland nach Italien — ein Thema, deſſen überſtrömenden Reichthum der verſtändige Künſtler überall ſehr gut zu beherrſchen und durch eine feine Anordnung lichtvoll darzuſtellen wußte. Durch eine Galerie der berühmteſten Dichternamen aus dem alten Griechenland und dem alten und neuen Italien, wovon jeder ein

Aufmerksamkeit, ungefähr folgendes verstehen:

Wer nie sein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.

Ihr führet ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein;
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

Die wehmüthige herzliche Klage drang tief in die Seele des Hörers. Es schien ihm, als ob der Alte manchmal von Thränen gehindert würde fortzufahren; dann klangen die Saiten allein, bis sich wieder die Stimme leise in gebrochenen Lauten dazwischen mischte. Wilhelm stand an dem Pfosten, seine Seele war tief gerührt, die Trauer des Unbekannten schloß sein beklommenes Herz auf; er widerstand nicht dem Mitgefühl,

charakteriſtiſches Tableau aus ſeinen Gedichten beitragen mußte, führte uns der bekannte Schnellſänger — um einmal mit Herrn Campe zu reden — zu der jetzigen traurigen Lage ſeines, durch Krieg und Parteigeiſt verödeten Vaterlandes und begleitete nun die Muſen, die jenen Schreckniſſen entflohen, über die Alpen in das friedliche Deutſchland der geiſtreichen und ſelbſt als Dichterin berühmten Dame [Amalie v. Imhoff] gegenüber, die dieſe Aufgabe auf dringendes Bitten der Geſellſchaft ausgeſprochen hatte. Einigen Anweſenden ſchien dieſer Gegenſtand für einen ſolchen Künſtler zu leicht. Der Herr Geheime Rath v. Goethe nannte alſo ein weit beſchränkteres, aber eben darum dem wahren Künſtler zum Aufgebot ſeiner ganzen Dichterſchätze noch willkommneres Thema: das Vergnügen eines italieniſchen Zuſchauers in einem Nationalluſtſpiel an den vier bekannten Charaktermasken. Mit ſichtbarer Freude ergriff der ſtets fertige Improviſator dieſen Stoff faſt ohne alles vorhergehende Nachdenken, und nachdem er im Eingang dieſen Gegenſtand ſehr ſinnreich mit dem vorhergehenden verknüpft und gezeigt hatte, daß jetzt nicht Zeit zur ängſtlichen Wehklage, ſondern zur lachenden Fröhlichkeit ſei, zeigte er mit der lebendigſten Anſchauung und einer treffenden Mimik alle charakteriſtiſchen Eigenſchaften des Arlechino, Pantalone, Brighella und Tartaglia, indem er ſie durch eine ganze Reihe komiſcher Situationen durchführte und mit dem ganzen unerſchöpflichen Reichthum ächt

italieniſcher Lazzi, ſoweit ſie die Sprache aufnimmt, und burlesker Einfälle ausſtattete. Auch hier, wie bei jeder andern Gelegenheit, zeigte ſich die, an Künſtlern ſeiner Art beſonders ſeltene, ihm aber ganz eigene Fertigkeit einer klaren Expoſition. Erſt zeichnete er jene ſcherzhaften Figuren nur in allgemeinen Umriſſen, dann ging er ſie aufs Neue mit belebender Ausführlichkeit durch.

b.

Mir [Amalie v. Imhoff] wurde die Aufgabe übertragen, dem Improviſator den Text zu geben; ich ſchlug vor: die Flucht der Muſen aus Griechenland nach Italien. Er führte das Thema befriedigend durch, aber zu meiner Genugthuung begegnete ich mich im Urtheil mit Goethe darüber, daß Scotes ſich hauptſächlich auf Details über die Dichter eingelaſſen hatte und das eigentlich poetiſche Motiv des Gegenſtandes vernachläſſigte.

1468.

1802, Juli (?).

Bei Auguſt Lafontaine.

Reichardt hatte zu Lafontaine geſagt, daß er ihm in einigen Tagen einen Kaufmann aus Hamburg zuführen werde. Wirklich kam er dann mit einem Fremden zu ihm, den er durch einige unverſtändliche Worte vorſtellte. Man ging in den Garten bei Lafontaine's

Beſitzung vor dem Thore. Den Fremden intereſſirte die lange Baumallee. Am Ende des Ganges blieb er ſtehen, betrachtete lange die Ausſicht und ſagte: ſelbſt in Italien habe er eine ſolche Menge großartiger Gebäude, wie ſich hier dem Blicke darſtelle, nicht geſehen. Dadurch wurde das Geſpräch auf Kunſt und Alterthum gelenkt. Lafontaine hörte mit Erſtaunen, wie voller Kenntniſſe der Mann war. Das Intereſſe an denſelben wuchs von Minute zu Minute. Lafontaine pflegte ſeine Beſucher nicht nach ihrem Namen zu fragen, vielleicht weil die Leſer ſeiner Romane, deren Kreiſen die Beſucher wohl meiſtens angehörten, nicht alle zum beſten Publicum gehörten. Aber beim Abſchied ſagte er diesmal doch: „Mein Herr! Sie haben mir ein ſo großes Intereſſe eingeflößt, daß ich nicht unterlaſſen kann, Sie um Ihren Namen zu bitten.“ — „‚Mein Name iſt Goethe,‘“ war die Antwort. „„Mein Himmel!““ rief Reichardt, „„ich hab's Ihnen ja beim Eintreten geſagt.““ Lafontaine erwiederte: „Was wollen Sie geſagt haben? Einen Kaufmann aus Hamburg haben Sie mir angemeldet und beim Eintreten haben Sie gar nichts geſagt, ſondern nur etwas gemurmelt. Wenn Sie künftig Goethe anmelden, ſo ſprechen Sie deutlich. Sie brauchen bloß ſeinen Namen zu nennen.“

1469.

1803, December.

Über die Baronin von Stael.

Goethe war ebenſo geſpannt ihre Bekanntſchaft zu machen, als ſie die ſeinige. Nach der Begegnung berichtete Goethe ſeinen Freunden: „Es war eine intereſſante Stunde. Ich bin nicht zu Worte gekommen; ſie ſpricht gut, aber viel, ſehr viel.“ — Ein Damenkreis wollte inzwiſchen wiſſen, welchen Eindruck unſer Apoll auf die Fremde gemacht habe. Auch ſie bekannte, nicht zu Worte gekommen zu ſein; „„wer aber ſo gut ſpricht, dem hört man gerne zu““ — ſoll ſie geſeufzt haben. Wer ſprach? Wer ſchwieg?

1470.

1803, December (?).

Bei Johann Heinrich Voß.

Welchen herrlichen Abend hatten wir [Familie Voß] neulich durch Goethe, der um 7 Uhr kam und ſich ſelbſt zum Abendeſſen meldete. Er war ſo lebendig, theilnehmend, herzlich, wie ich [Heinrich V.] nie von ihm erwartet hatte. Auch offenherzig, ſelbſt in unſerer aller Gegenwart, wie er vielleicht ſeit Jahren nicht geweſen iſt. Auf meinen Vater hält er gar viel. Der ſagte wie im Zorne zu ihm: „Es iſt doch eine Schande, daß Sie einen ſo herrlichen Liederalmanach herausgeben und es Ihren Freunden geheim halten.“ Da dunkelten die Augen, er fiel meinem Vater um den Hals und konnte

für Freude nicht ſtark genug ausdrücken, daß er was producirt habe, was einem ſolchen Richter, wie er ſagte, gefiele. Er wurde immer wärmer und ſprach nun von dem, was er ausführen wollte, wenn ihn Götter und Menſchen begünſtigten. Auch über Schlegel ſprach er; er meinte: Anſichten über Dinge wechſelten wie die Tage; nun ſei dieſe an der Ordnung, dann jene, ſo wie an Einem Tage Diomedes der Held ſei, an einem andern Achilles u. ſ. w. Der Unterſchied, daß jene Meinung länger dauere, jene kürzer, ſei nicht anders, als wie Sommertage länger dauerten, als Wintertage. Den Unterſchied, der jetzt gang und gebe iſt, zwiſchen romantiſchen und claſſiſchen, verwarf er mit meinem Vater; denn alles, was vortrefflich ſei, ſei eo ipso claſſiſch, zu welcher Gattung es auch gehöre. Noch eher wollte er einen Unterſchied zwiſchen Plaſtiſchem und Romantiſchem gelten laſſen: ein plaſtiſches Werk ſtelle der Einbildungskraft des Betrachters ein Werk in einer ganz beſtimmten und abgeſchloſſenen Form dar, ein romantiſches deute vieles unbeſtimmt an und ließe der Einbildungskraft Spielraum zum eigenen Phantaſiren — jenes ſei für die geregelte Einbildungskraft, dieſes für zügelloſe, oft auch regelloſe Phantaſie. Zu der erſten Claſſe rechnete er Homer, Sophokles, Pindar, Shakeſpeare ꝛc.; zu der zweiten deutete er die Subjecte nur an, und ob ich ihn gleich verſtanden zu haben glaube, will ich doch meine eigne Vermuthung nicht in den Bericht von ſeinem Urtheil

einmiſchen; doch nannte er Klopſtock. Aber unwillig über Schlegel's Vernichtungsgeiſt gegen ſolche, die ihm nicht anſtehen, war er auch, wenn man Goethen anders Unwillen zuſchreiben kann, den er im ſtrengſten Sinne gegen keinen Menſchen hat. Er betrachtet die Menſchen als Naturproducte, und wie könnte er ſich da über den Makaſſariſchen Giftbaum ärgern. Jeden individuellen Charakter achtet er, ſelbſt einen Kotzebue, inſofern er, wenn ihm der liebe Gott nun eine eſelhafte Natur gegeben hat, dieſer conſequent folgt und ſo ſeinen Wirkungskreis (gleichviel ob poſitiv oder negativ) ausfüllt. (Goethe als handelnder Menſch iſt freilich ein anderer, als wenn er betrachtet und anſchaut.) Schlegel's Talente weiß er wie jeder zu ſchätzen — aber daß er, wie Chriſtian Schloſſer vorſchnell behauptete, ein unbedingter Lober von ihm ſei, das iſt grundfalſch. Nicht befangen durch Schlegel's Apotheoſe hat er ſehr frei über die Gränzen ſeiner Verdienſte geſprochen. . . . So ſtimmte er ſehr ein, als Fernow über die Richtigkeit der „Blumenſträuße" ſprach, der ſie eine Sudelarbeit nannte.

1471.

1803, Ende (?).

Mit Benjamin Conſtant de Rebecque.

Cogswell ſchreibt 1817 von Göttingen aus einem Freunde:

When Benjamin Constant, the French littérateur, during his stay at the court of Weimar called upon

Goethe, he began in the style of a true Frenchman... to load him with flattery, saying that the world was wondering at the stupendous productions of his genius, that he had secured to himself immortal fame &c. Then Goethe is reported to have turned his large, fiery eyes upon Constant, and to have replied: „I know it, I know all that, I know too that the world regards me as a carpenter, who has built a ship of war, of the first rate, upon a mountain, thousand of miles from the ocean — but the water will rise, my ship will float, ant bear her builder in triumph where human genius never reached before."

1472.

1804, Mitte Januar.

Mit Heinrich Voß u. a.

(Zu 210a.)

Nach Erzählung der Vorlesung von J. H. Voßens Gedichten am ersten Abend, den H. Voß bei Goethe zubrachte, lautet die im 1. Bande S. 260 ausgelassene Stelle:

Mir war es lieb, daß nun die Vorlesung bald abgebrochen ward. Er [Goethe] stand auf und ging in den Saal; ich folgte ihm. Ich trat weinend (laß mich's nur sagen) zu ihm, und er drückte mir beide Hände: „Sie haben einen edlen Vater!" Das war alles was er sagte. . . . . Nun weißt Du [Abeken] es, daß ich fröhlich war, als wir uns bald drauf zum Abendessen

und zu scherzhaften Unterhaltungen vereinigten. Es wurde bei Tische gescherzt, gelacht, am Ende sogar die bunte Reihe hindurch geküßt, und Goethe war jetzt am lustigsten. Nur ein klein Geschichtchen! Ich bat gegen das Ende der Mahlzeit den Hofmeister von Goethes August mir einen Schlag zu geben mit den Worten: Schick weiter! Ich gab ihn meiner Nachbarin Silie und diese ihrem Nachbar, und so ging's weiter bis zur Maaß, die neben Goethe saß. (Der zum Possen hatte ich den Spaß mit der Silie verabredet, und sieh! wie pfiffig ich bin: um nicht vor dem Riß zu stehn, bat ich meinen linken Nachbar, den Anfang zu machen.) Die Maaß stutzte ein wenig, doch entschloß sie sich endlich, Goethe einen tüchtigen Klaps zu geben. Goethe drehte sich zu ihr und küßt sie und drauf seine andre Nachbarin mit den Worten: schick's weiter! Die will durchaus nicht, wahrscheinlich weil ihr der Nachbar nicht anstand. „Nun," sagt Goethe, „wenn's so nicht herum will, muß es retour gehn, läßt sich wieder küssen, küßt wieder die Maaß, und so geht's fort bis auf die kleine Silie, die mir den letzten Kuß gab. Nun denk Dir den armen Riemer, der neben mir saß und leer ausgehn mußte, weil bei mir die bunte Reihe aufhörte, und noch dazu belacht wurde, als Goethe den Urheber des Scherzes ausfragte und alle auf Riemer wiesen.

— — — — — — — — — — —

[In demselben Briefe unterm 22. Februar erzählt Voß weiter:]

In einem der letzten Tage sagte mir die Vulpius: „Sie hätten gar keine schönere Zeit zum Besuche wählen können; denn so fortdauernd heiter hat weder Professor Wolf noch Ihre Eltern den Geheimerath gefunden.“ Und das muß ich noch in Jena bestätigen: war ich bei Goethe auf seinem Zimmer, oder fuhr ich mit ihm spazieren, dann war er beständig ernsthaft im Gespräche, aber bei Tische bald heiter ernsthaft, bald gränzenlos lustig. Es ist eine Wonne, ihn von seinen Reisen erzählen zu hören; da ist unsereins ganz Ohr und Auge. Einmal vor Verona wird Goethe, als er eine alte Ruine zeichnete, von Häschern angetroffen. „Da ward mir schwül,“ sagte er, „aber ich erwog gleich das Beste: ich raffte mich zusammen, nahm alle Würde an und begann eine Rede. Ich entwickelte ihnen die Schönheit der Ruine, den Werth durch das Alter, ich griff ihren Stumpfsinn an und schalt sie für Klötze und Stöcke, lenkte aber bald ein, sie entschuldigend: Ihr könnt solche Schönheiten nicht fühlen, da Ihr sie täglich vor Augen seht und das Alltägliche keiner Aufmerksamkeit würdigt u. s. w. Die Häscher werden ganz erstaunt über die Unbefangenheit des Spions und sehen nur alle auf die Ruine, um auch die Schönheiten zu entdecken, und da sie doch nichts sehen können, werden sie ganz verdutzt.“ Endlich zieht Goethe seinen Geldbeutel aus und läßt Münzen klingen. Nun verändert sich ihre Sprache. Der eine sagt zu den übrigen: Hab' ich's Euch nicht gleich anfangs gesagt, daß der Mann

ein Ehrenmann sei? Da seht Ihr's! — Als Goethe einige Tage darauf nach Verona kömmt und die Gefängnisse von außen betrachtet, „da," sagte er, „dankte ich doch dem lieben Gott, daß er mich von diesem Unglück befreit hatte."

Ein andermal bei Tische hielt wir Philistergespräche über Rindfleisch, Kartoffeln, Marzipan und Selleri, woran auch die Vulpius theilnahm. Ich dachte bei mir: hier würde sich Christian Schlosser geärgert haben — mich machte es recht vergnügt. Goethe sprach im Zorn über die Weimarischen Schlächter, dann kam er auf die Schneider, die es an Fahrlässigkeit den Schlächtern gleichthäten (imitatorum servum pecus) und endlich auf die Buchbinder. „Ich will die Lumpenhunde einmal alle zuhauf treiben," sagte er „und ihnen eine Strafrede halten, ich will ihren Ehrgeiz erwecken u. s. w." Dann kam er auf Kotzebue. Doch davon nachher in einem eigenen Abschnitte!

Einmal bei Tische wird die Vulpius abgerufen. Sie kömmt bald lachend zurück und ruft mich ab. In der Thüre begegnet mir die Mamsell Silie; auf der Treppe stehen Bode, Hain und der Schauspieler Oels. Ich kann das so wenig begreifen, als die Kuh das rothe Thor. „Was ist denn?'" frag' ich. „„Es gilt eine Reise nach Erfurt; bist Du dabei?"" „Ja,'" sag' ich; „nur geschwind den Wagen bestellt. Wer ist sonst dabei?'" „„Die Silie und die Vulpius."" „Desto besser,'" sag' ich und gehe wieder in's Zimmer zurück.

Aber da war es noch nicht abgethan; denn Goethe mußte erſt die Erlaubniß geben. Die Vulpius ſtand .. fidel in froher Erwartung vor Freude zitternd; die Silie ſaß ſchmeichelnd bei Goethe. Goethe ganz ernſthaft: „Lieben Kinder," ſagte er, „bringt mich nur erſt ins Klare!" Aber das konnte keiner. Dann: „Liebe Kinder! der Weg iſt ſchlecht; was habt Ihr für einen Zweck?" „„Wir haben große Zwecke,"" ſagte die Silie. „Und welche denn?" „„Wir wollen in's Schauſpiel."" — „Nun, nun! Hm, hm! recht artig! Aber wir haben jetzt alle ein Glas Wein getrunken, und das Sprichwort ſagt, daß feurige Entſchlüſſe mit nüchternem Muthe müſſen erwogen werden." — „„Ja,"" ſagte die Silie, „„wenn wir darauf warten wollten, ſo verfliegt die Zeit; es iſt ſo ſchon zwei Uhr."" Und nun ſchmeichelte ſie von neuem. Und Goethe ließ ſich auch nicht lange bitten, er ſagte ja, und gab der Silie einen Kuß zur Beſtätigung ſeines Wohlgefallens. Die Vulpius juchheite und verſicherte, was ihr jedes glaubte, daß ſie für heute keine größere Freude zu erdenken wüßte. Sie wurde von Goethe meiner Obhut anvertraut. „Nun" — ſagte Goethe — „müſſen wir noch eine Flaſche Rheinwein haben." Unterdeſſen ging ich auf mein Zimmer, einen Brief zu verſiegeln. Als ich zurückkam, war der Wein da, und Goethe meinte, ich könnte heute wohl ein übriges thun, weil es kalt ſei. Ich ließ mir's gefallen, die Damen entfernten ſich, und ich blieb bei Goethe am Tiſche ſitzen bis der Wagen

kam. Wir ſprachen von den Hyperboräern, Greifen und Arimaſpen. Es ging oft prestissimo, ich weiß nicht wie und warum? Böſe Leute ſagen vom Weine. Um drei Uhr kam der Wagen und Goethe wünſchte uns glückliche Reiſe, lachte aber erſt tüchtig über den Schimmel, auf dem Bode als Vorreiter paradirte.

1473.

1804, 15. Februar.

Über ‚Die Huſſiten vor Naumburg' von Kotzebue.

Heute will ich [H. Voß] Dich [Abeken] vom Kotzebue unterhalten. Denkt Euch, Solger und Abeken, „Die Huſſiten" (lacrymosa poëmata l'uppi) ſind in Weimar aufgeführt. . . . . Goethe ſaß derweile ruhig in ſeinem Zimmer. Seinen Geiſt (ſo heißt der Bediente) ſchickte er in's Theater, und der arme Schelm mußte bei jedem Act zu Hauſe laufen und das Geſehene erzählen. . . Goethe hat gegen ſeinen Sohn ein Kopfſtück verloren über die Stelle: „dicke Pfaffen kniſtern in den Flammen," von der er behauptete, ſie könnte nicht darin ſtehen. — Goethe ſagte, wenn die „Huſſiten" die Auslage abverdient hätten, dann ſollte der „Herodes vor Bethlehem" [von Mahlmann] gegeben werden. Sonſt darf ſich Kotzebue nicht beſchweren; denn man hat viel Geld ausgegeben für die Sterbekleider und die Huſſitenpanzer.

1474.

1804, Anfang (?).

Über Tieck's Dichtungen.

Ich [Voß] fragte Goethe unter anderm einmal, was die mystischen Figuren in Tieck's Minneliedern bedeuteten und erhielt zur Antwort: das ließe sich nur durch ein tiefes Studiren ausmitteln. Das hätte er nicht von den „klaren Gestalten Raphael's" gesagt, die er so oft und so gern nennt.

1475.

1804, Anfang (?).

Mit H. Voß.

Die Religion soll jetzt in Halle sehr Mode sein und, wie Goethe sagt, wie die Pest anstecken. — Goethe fürchtet, daß sie einem gewissen Manne in G . . .*) (den ich nicht nennen will) auch noch zu dem vielen Hauskreuze ins Haus kommen möchte.

Bei dieser Gelegenheit eine Bitte, die Du [Abeken] auf's gewissenhafteste halten mußt: laß diesen Brief außer Solgern keinem Menschen lesen. Ich fürchte so sehr, daß Urtheile von Goethe durch mich in Umlauf kommen, und wäre das, so verziehe es mir Goethe nimmer.

*) [Giebichenstein?]

1476.

1804, Anfang März (?).

Beim Theaterdecorationsmaler.

Die erste Darstellung von Schiller's ‚Wilhelm Tell' sollte in Weimar unter Goethes persönlicher Leitung stattfinden. Der letztere ließ auch die Decorationen dazu größtentheils neu anfertigen. Eines Tages nahm er die schon fertig gewordenen Hintergründe in Augenschein, unter welchen sich auch der, zu der Scene ‚Vor Stauffacher's Haus' befand. Bei Betrachtung desselben schüttelte Goethe mißbilligend den Kopf und bat den Maler freundlich, ihm einen recht dicken Pinsel zu geben. Ohne ein weiteres Wort tauchte er denselben dann in die Farbe und begann zum Schrecken des Künstlers durch die schöne Schweizerlandschaft mit ihren Höhenperspectiven kräftige Striche zu ziehen. Aber siehe da! bald entwickelten sich statt der fernen kleinen Gipfel unter Goethes Händen gewaltige, ganz nahe Berge und Felsmassen. „Wir dürfen nicht vor der Schweiz stehen," rief er dabei; „wir wohnen mitten drin." Der Maler erkannte das als zutreffend und verbesserte seinen Fehler gern im Sinne des Dichters.

1477.

1804, April (?).

Bei Caroline v. Wolzogen geb. v. Lengefeld.

... bei der Wolzogen. Das ist Dir [Abeken] ein liebenswürdiges Weib. Neulich war ich [H. Voß] dort eingeladen;

die Schiller fand ich schon da, dann kam Frau von Stein und Amalia von Imhoff (jetzt Helvig). Gegen acht Uhr kam Schiller und unvermuthet auch Goethe. Was das für eine Freude erregte, glaubst Du nicht. Wir blieben bis 11 Uhr zusammen. Das war ein seliger Abend, und haben wir gelacht bei Tische, wo Schiller aus der „Tausend und einen Nacht" erzählte und Goethe dazu die allerernstesten und zugleich komischsten Anmerkungen machte. . . . . Die Vulpius erzählte mir, daß es Goethe immer so viel Freude machte, wenn er hörte, dieser oder jener habe mich recht lieb.

1478.

1804, Anfang April (?).

Über Luden's „Charlotte Corday".

Goethe ist nicht mit der Einlage zufrieden. . . . Er findet die Corday geistlos, matt und quellenartig, auch die Ausarbeitung, nämlich Sprache und Diction, Versbau und Rhythmik ꝛc. äußerst nothdürftig. Er lächelte über die Gutmüthigkeit des Verfassers und hat mir obiges Urtheil mit Ruhe und Wohlwollen gegen den Verfasser als Mensch gesagt, sowie er denn nie hastig urtheilt. — Aber Du siehst wohl, daß an keine Aufführung zu denken ist. Ob Goethe ihm antwortet, weiß ich nicht, ich zweifle aber daran; denn dieser Fall ist ihm schon unzählig oft vorgekommen, und Goethe hat sich endlich über Ceremonie und dergleichen weg-

geſetzt. Wenn er eine Spur von Talent in ihm gefunden, ſo antwortet er gewiß, aber er ſcheint es nicht gefunden zu haben.

1479.

1804, April (?).

Über H. Voß.

Mein Name, ‚der alte Ehrwürdige', hat mich auch hierher begleitet und wird mir wohl bleiben, bis ich alt und ehrwürdig werde. Goethe hat, wie mir Riemer ſagte, neulich bei Tiſche geſagt: er käme mir ſo recht eigentlich nicht zu; denn bei aller Ehrenhaftigkeit trüge ich doch einen nicht geringen Schalk im Hintergrunde.

1480.

1804, 10. October.

Mit H. Voß.

Ich werde viel recenſiren und es wird mir leicht werden, da ich in vielen Recenſionen, z. B. in den mythologiſchen, Goethes Beiſtand habe. Noch heute Morgen ſagte er zu mir: „Nun kommen die traulichen Winterabende, da wollen wir zuſammen leſen und brav recenſiren."

1481.

1804, November.

Mit H. Voß.

Manchmal geht es auch (dente Theonino) recht über Böttiger her, oder über Aſt's „Cröſus", und da werden denn die guten Leutchen nicht bloß bei den Haaren, ſondern auch bei dem Felle gezauſt. Dem Böttiger iſt er ſo gram, daß er ihm auch nicht Ein geſundes Haar läßt. Sonſt iſt Goethe mild und ſchonend, nur gegen das Capitel Schlecht iſt er ſtreng und unerbittlich, recht um zum Erſatze gegen das Gute recht vom Grunde gerecht ſein zu können. Du wirſt bald in der Literaturzeitung eine heftige Drohung gegen mich vom Dr. Aſt leſen für die Recenſion ſeines Sophokles. Ich hatte ſehr ſchneidend geantwortet — und gewiß auch treffend; als ich es aber Goethen vorlas, ſchüttelte er bedächtig den Kopf und ſagte: „Ich muß es Ihnen nur gerade herausſagen, Sie ſind ein Hitzkopf. Wollen Sie denn mit Gewalt eine Feindſchaft fortſetzen, die Ihnen über kurz und lang ſelbſt den Sophokles verleiden wird?" Endlich ſagte er: „Überlaſſen Sie mir die Antwort! Einen Stoß ſollen Sie ihm wieder verſetzen, aber nicht durch Leidenſchaft, ſondern durch Ruhe. Glauben Sie mir" — fuhr er fort — „er wird ſich mehr ärgern, wenn Sie ſich durch Ruhe eine Superiorität gegen ihn beilegen, als wenn Sie mit gleicher Leidenſchaftlichkeit erwiedern.

Dieſes erwartet er, jenes wird ihn ſtutzig machen. Dazu" — ſagte er endlich — „ſind wir Alten ja da, daß wir die Jugend vor Unbeſonnenheiten warnen; als wir jung waren, machten wir es ſelbſt nicht beſſer, aber es hat uns Verdrießlichkeiten zugezogen in zahlloſer Menge." Nun, lieber Abeken, ſollſt Du dich freuen, wie Goethe den Aſt in meinem Namen abgefertigt hat.*)

Aſt will bald in einem philoſophiſchen Geſpräche beweiſen, daß noch kein Menſch es verſtanden habe, die Alten zu überſetzen; er will der neue Meſſias werden und meinen Vater zum Johannes machen. Über den ungenannten Überſetzer des „Ödipus" ſoll Aſt ſehr aufgebracht ſein, vermuthlich weil er ihn fürchtet. Da mag ſich Solger ein wenig durch Goethes Beifall tröſten; denn Goethe ſagte neulich, daß er in dieſem trotz aller Härten und Unbiegſamkeit, die den beginnenden charakteriſirt, doch einen ſchönen Überſetzer des Sophokles vorausahndete. „Die rauhen Ecken werden ſich ſchon abſchleifen, und dann," ſagte er, „haben wir einen Sophokles."

Ich habe in der vorigen Woche Goethen einen Act aus „Richard III." metriſch überſetzt gebracht, der ihm viel Freude gemacht hat. Nun hat er mich gebeten den „Othello" für die Bühne zu bearbeiten, wobei er mir helfen will.

*) [Darnach beſtätigt ſich meine Vermuthung, — „Goethes Briefe an Eichſtädt" S. 267 f. — daß die „Antwort des Recenſenten" im „Intelligenzblatt der Jenaiſchen Allgemeinen Literaturzeitung" von 1804, Nr. 141 von Goethe verfaßt iſt.]

1482.

1805, Anfang Februar (?).

Mit H. Voß.

Die drei letzten Acte [der Übersetzung des „Othello"] las ich Goethe vor. Am Ende der dritten Scene im dritten Acte rief er mir ein herzliches „Bravo!" zu, und da kannst Du [Abeken] leicht denken, daß ich nicht mit kaltem Herzen weiter las. Goethe will es haben, daß ich den „Lear" übersetzen soll und vor einigen Tagen, als ich Deinen Brief empfing, erzählte ich ihm, daß ich von Berlin aus Hilfe erwartete. Bei der Gelegenheit sagte er: es könnten allerdings mehrere an einem Werke übersetzen, nur sei dann nothwendig, daß die einzelnen Theile nicht an einander gereiht, sondern daß sie von einem einzigen redigirt und zur Einheit verbunden würden; wo er denn offenbar recht hat.

1483.

1805, 24. Februar.

Abend bei Goethe.

Als ich [Voß] gestern Abend Deinen [Abeken's] Brief abbrach, ging ich zu Goethe, wo ich Fernow und Meyer (den Schweizer) fand. Da haben wir dem alten guten Papa aus den französischen, englischen und italienischen Miscellen vorgelesen. Er kam wieder auf seine Krankheit zu reden; da sagte er: „Ich habe da ein Experiment gemacht, das beinahe schlimm abge-

laufen wäre." — Was er am „Othello" bewundert, ist die unendliche Regelmäßigkeit des Plans und die große Wahrheit in den Charakteren der Hauptpersonen. Vom Cassio sagte er: „er ist betrunken, aber nur soweit als sich noch Liebenswürdigkeit mit diesem Zustande verträgt." Dann, sagte er, hätte es ihm immer Bewunderung abgezwungen, wie es nur möglich gewesen wäre, mit einem so hohen Interesse eine so einfache Begebenheit fünf Acte hindurch auszuspinnen. Shakespeare, sagte er einmal, sei der erste Genius gewesen, den die Natur getragen hätte, und man könne es nicht begreifen, wenn man's nicht selber erlebt hätte.

1484.

1805, Anfang März.

Mit H. Voß.

Der „Othello" soll nun aufgeführt werden.

— — — — — — — — — — —

Goethe sagte neulich: er wäre recht froh, daß er mal wieder ein Stück von Shakespeare sehen sollte. Er hat nunmehr meinen „Othello" ganz gelesen und sagte mir, ich hätte in der Übersetzung alle seine Wünsche befriedigt.

1485.

1805, Anfang April.

Mit H. Voß.

Ich habe Goethes „Hermann und Dorothea" in beste Hexameter umgeschmolzen, wozu ich vierzehn an-

(No. 2.)

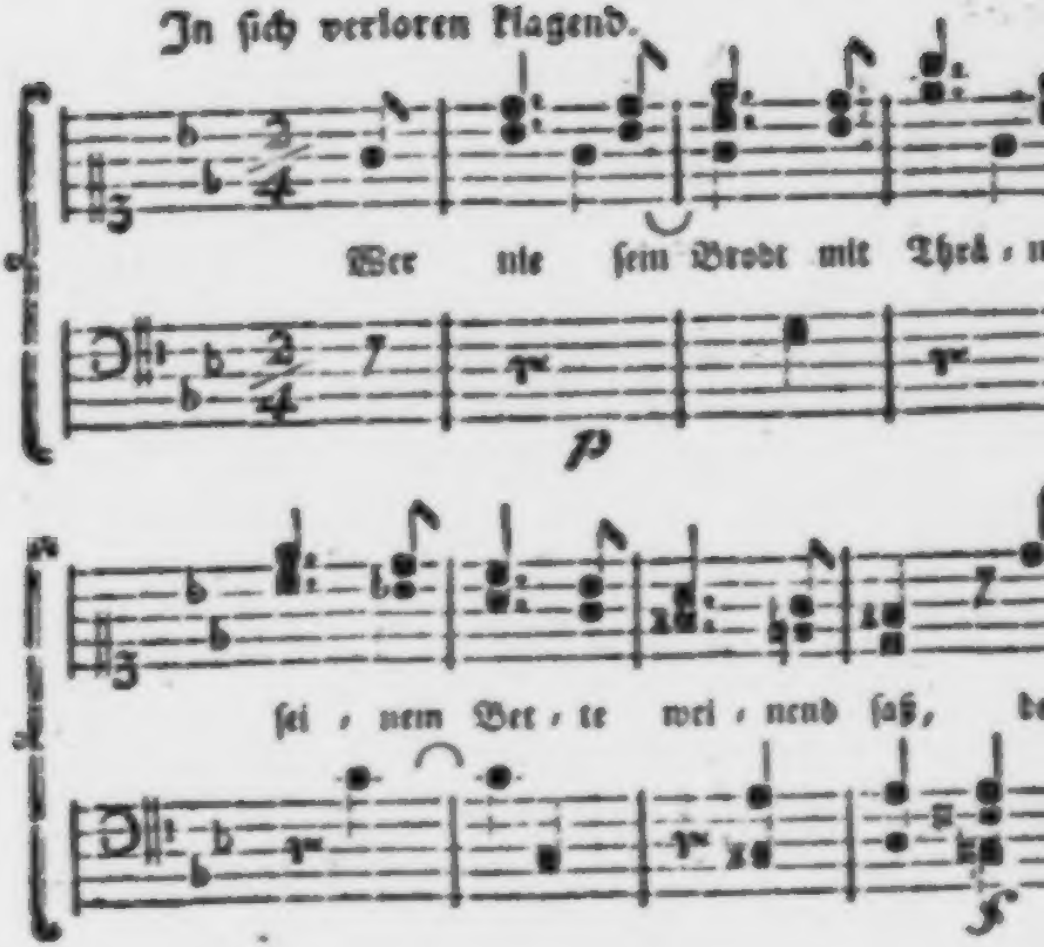
In ſich verloren klagend.
Wer nie ſein Brodt mit Thrä-
p
ſei-nem Bet-te wei-nend ſaß,
f

geſtrengte Tage gebraucht. Goethe hat mir ſeinen Beifall gegeben und mich gelobt, daß ich ſo ſchonend verfahren und nie dem Charakter Abbruch gethan; er meinte: ich habe ihm, wenige Stellen ausgenommen, nichts hineingebracht, was ſeinem Geiſte fremd wäre. Er hat mir ſchon andre Sachen aufgegeben, und ich werde auch noch wohl den „Reinecke Fuchs" durchzunehmen bekommen. Nun werde ich all dies noch mit ihm gemeinſchaftlich durchgehn, worauf ich mich unſäglich freue.

1486.

1805, Ende Juli bis Anfang Auguſt.

Mit H. Voß.

Ich habe in dieſen vierzehn Tagen ein Geſchäft eigner Art, das mich ganz beſchäftigt und dem ich ſelbſt nur die Augenblicke abſtehle, wo ich an Euch [Abeken und Solger] ſchreibe. Goethe hat mir die Umarbeitung von „Hermann und Dorothea" aufgetragen, und ich darf ändern, wo und wie viel ich will. Dazu hat er mir ſein Manuſcript gegeben, wo die einzelnen Verſe ſo weit von einander abſtehen, daß ich viel dazwiſchen ſchreiben kann. Ich war anfangs ſchüchtern dabei, doch nun habe ich, da er es nicht anders haben will, auch toll hineincorrigirt. „Nicht bloß begangene Sünden," ſagte er, „ſondern auch die Unterlaſſungsſünden ſuchen Sie zu tilgen." Nun lege ich jeden Hexameter auf die Goldwaage und ſehe zu, das Gedicht auch in dieſer Hin-

ſicht vollkommen zu machen, ohne daß die naive Sprache und die vollendete Diction dabei einbüßt. Goethe iſt jetzt in Lauchſtädt; ich geb' ihm alle Wochen Rechenſchaft, wie weit ich gekommen bin, und wenn er zurückkommt, da wollen wir das Gedicht zuſammen durchgehen. . . . . Goethe iſt mit dem Anfang meiner Arbeit, den er nur geſehen hat, zufrieden und ſagte: ſie wäre beſonnen und mit Eindringung in ſeinen Sinn gearbeitet, und dies Zeugniß macht mir Muth, unverdroſſen fortzufahren.

1487.

1805, Herbſt.

Mit Friedrich Gottlieb Welcker.

An Goethe hatte ich einen Brief des Profeſſors Schaumann in Gießen, der mehrere Recenſionen Goethiſcher Werke für die Jenaiſche Litteraturzeitung geſchrieben hatte. Er empfing mich ſtehend in der Mitte des Zimmers, ein kräftiger rüſtiger Mann, auch dem Anzuge nach mannhaft, etwa wie ein Forſtmann, und ſetzte ſich mit mir an ein Fenſter. Er fragte mich nach den wiſſenſchaftlichen Zuſtänden meiner, ihm ehemals wohlbekannten Heimath [Heſſen]; das Geſpräch fiel auch auf Wetzlar, und da ich naiv genug war, auch Werther'ſche Localitäten zu berühren, ſagte er: „Ja, das war ein Stoff, bei dem man ſich zuſammenhalten oder zugrundegehen mußte.“ . . . .

Voß, der tägliche Beſucher der beiden großen Dichter,

erzählte mir von Goethe, wie angenehm es ihm sei, wenn er mit ihm Sophokles lese; wie er die Wörter, die er zuerst lerne, aufzufassen und nach allen Beziehungen zu würdigen verstehe; daß sich Goethe aus spanischen Büchern, die er von Göttingen erhalte, viele Wörter aufzeichne. Aber auch mit Rührung, wie weise und geschickt Goethe ihn, als er über eine böswillige Kritik aufgebracht war, besänftigt und auf alle Erwiederung zu verzichten bewogen habe, und so immer wohlmeinend und edel in seinem Rathe sei.

1488.

1806, Januar.

Mit H. Voß.

Goethe ist nicht wie er sein sollte. Seine Nieren sind wahrscheinlich desorganisirt. Er hat täglichen Blutabgang durch den Urin, oft aber stockt dieser und dann ist er sehr krank. Ich glaube, daß er alt werden kann, aber gesund wird er nie wieder. Gott erhalte ihm nur seine frohherzige Laune. Neulich sagte er: „Wenn mir doch der liebe Gott eine von den gesunden Russennieren schenken wollte, die zu Austerlitz gefallen sind!"

1489.

1806, Juli (?).

Über Böttiger.

Hier eine hübsche Böttiger-Goethe-Anekdote, welche mir [Arndt] mein Graf Geßler erzählt hat. Goethe

war in Karlsbad, kam von einem Morgenspaziergange zu Hause und sagte: „Man stößt in der Welt doch immer und allenthalben auf unsaubere Geister: da habe ich von fern einen Mann vorbeirutschen gesehen, der Kerl hat mich ordentlich erschreckt; ich glaubte den leibhaftigen Böttiger erblickt zu haben.“ „„O!““ erwiederte der Freund, „„Ihre Augen haben sich da nicht versehen: Sie haben wirklich den Leibhaftigen gesehen.““ Bei diesen Worten rief Goethe aus wie einer, der von einem Schrecken wieder aufathmet: „Gottlob, gottlob! daß Gott nicht ein zweites solches A .... gesicht geschaffen hat.“

1490.

1806, Anfang October.

Mit einem preußischen Artillerieoffizier.*)

Er [Goethe] nahm mich mit der früheren alten Freundschaft und Herzlichkeit auf, lud mich auch zu Tische, und wir plauderten viel von den im Feldzug von 1792 in Frankreich und dann bei der Belagerung von Mainz gemeinschaftlich bestandenen Abenteuern. Im übrigen fand ich Goethe in einer sehr sorgenvollen, gedrückten Stimmung, wozu er als Minister des Herzogthums Weimar freilich auch alle Ursache hatte. Er war ein zu klarer Kopf und besaß eine zu gereifte Menschenkenntniß, als daß er sich die ungemein vielen Gebrechen und Schwächen aller Art, die sich in unserem ganzen Heere und besonders in der obersten Leitung

*) [Vergl. Nr. 1453 und 1454.]

zeigten, nur im Allermindesten verhehlen konnte. So hegte er denn nichts wie Angst und Besorgniß vor dem Ausgang dieses Krieges und prophezeite uns ein schlimmes Ende, worin ich ihm als preußischer Offizier natürlich mit aller Entschiedenheit zu widersprechen für meine Pflicht hielt, obgleich ich in meinem Innern leider manche seiner Befürchtungen nur zu sehr theilte. Daß sich jetzt der Kriegsschauplatz in das Gebiet des Herzogthums Sachsen-Weimar hingezogen hatte, mußte Goethen als Minister dort sehr unangenehm sein; denn nicht allein, daß er selbst viel Plage und Arbeit dadurch hatte, so litt das Land ganz ungemein. Wenn auch die Disciplin in unserem Heere bis jetzt noch sehr strenge gehandhabt wurde, so war es doch nicht zu vermeiden, daß Unordnungen und Excesse in Menge vorkamen. . . . . Alle diese vielen Plagen und Scherereien der verschiedensten Art . . . . mochten ebenfalls wohl viel mit dazu beitragen, daß sein Unmuth über diesen ganzen Krieg und besonders auch die Art und Weise, wie solcher bisher von uns geführt wurde, ein so überaus heftiger war, daß er ganz die Ruhe und Würde, die ihm sonst stets in so hohem Grade innewohnte, darüber vergaß. Besonders hart tadelte er auch, daß wir nicht die Feinde in der Gegend südwärts des Thüringer Waldes selbst angriffen, statt, wie es jetzt den Anschein hatte, uns nordwärts davon von ihnen angreifen zu lassen. So glaube ich, daß der Einfluß Goethes wirklich dabei mit im Spiel gewesen ist, daß

der Herzog Karl August von Sachsen-Weimar, der wieder in active preußische Dienste getreten war, es durchzusetzen vermochte, daß er mit einem auserlesenen Corps von zehntausend Mann Infanterie und Artillerie . . . über den Thüringer Wald gesandt wurde, um dem Feind, den wir damals noch immer zwischen Koburg und Bamberg vermutheten, in die Flanke zu fallen.

1491.

1807, Ende August oder Anfang September.

Mit Anton Genast.

Als wir [vom Leipziger Gesammtgastspiel] nach Weimar zurückgekehrt waren, ging ich zu Goethe, um ihm über alle Vorkommnisse Rapport abzustatten. Er empfing mich mit den Worten: „Nun, Ihr habt Euch ja recht wacker gehalten, und unsere Gesellschaft hat, wie ich von allen Seiten höre, Ehre eingelegt; besonders hat Mahlmann gewichtige Worte über unser Streben gesprochen.*) Der Mann hat vollkommen recht: Virtuosität muß von der dramatischen Kunst ferngehalten werden, keine einzelne Stimme darf sich geltend machen, Harmonie muß das Ganze beherrschen, wenn man das Höchste erreichen will. Darum laßt uns in unserem Streben so fortfahren; denn manches findet sich noch, was, besser in's Auge gefaßt, zu größerer Geltung gebracht werden kann. An Ausdauer von

*) [In der ‚Zeitung für die elegante Welt.']

meiner Seite, gutem Willen und Fleiß vonseiten des Personals fehlt es nicht, und so ist mit der Zeit das Beste zu erwarten."

1492.

1807, Ende (?).

Mit Theodor Kräuter.

Als Goethe einen Abguß seiner von Weißer gefertigten Gesichtsmaske bei Kräuter sah, sagte er:

„Glaubt mir, guter Kräuter! es ist keine Kleinigkeit, sich solchen nassen Dreck auf das Gesicht schmieren zu lassen."

1493.

1808, 30. Januar (?).

Mit Z. Werner in Abendgesellschaft bei Johanna Schopenhauer.

Goethe ließ ein Werner'sches Stück — ich [v. Holtei] dächte, ‚Wanda' wär' es gewesen — aufführen. Am Tage der Darstellung waren der Dichter und einige nähere Freunde, unter diesen die Schopenhauer, bei Goethe zum Essen. Auf die Frage, wo man sich nach dem Theater versammeln würde, suchte der Vorsichtige, der allzugroßen Andrang fürchtete, die Last von sich ab und sie, wie er es oft in ähnlichen Fällen that, der armen Schopenhauern zuzuwenden, die, gastfrei und gefällig, dergleichen Schicksale über sich ergehen lassen mußte. Diesmal kam es ihr, da sie gar nichts vor-

bereitet hatte, denn doch ein wenig zu ſchnell und wurde umſo bedenklicher, weil ſie die Aufführung des Werner'ſchen Stückes doch um keinen Preis verſäumen wollte und folglich keine Zeit mehr hatte, ſich um den Haushalt zu bekümmern. Sie eilte in größter Angſt heim und rief eben nur ihrer Wirthſchafterin zu: wir bekommen auf die Nacht Schaaren von Gäſten: richte Dich ein und hilf Dir, ſo gut Du kannſt.

Als nun nach höchſt zweifelhaftem, aber doch ſcheinbarem Erfolge die Gäſte eintrafen, nahmen die Frauen an der improviſirten Tafel Platz, die Herren ſtanden mit ihren Tellern umher. Für Goethe und Werner waren zwei Stühle in der Mitte beſtimmt; zwiſchen ihnen auf dem Tiſche ſtand ein wilder Schweinskopf, von welchem die Wirthin ſchon des Tages zuvor gegeſſen; in ihrer Angſt hatte die Haushälterin durch einen großen Kranz von Lorbeerblättern die Anſchnittswunde zu verdecken geſucht. Goethe erhob, dieſen Schmuck erblickend, mächtig ſeine Stimme und rief dem, bekanntlich ſehr cyniſchen und nicht immer ſauber gewaſchenen Werner zu: „Zwei gekrönte Häupter an einer Tafel? Das geht nicht!“ Und er nahm dem wilden Schweinskopf ſeinen Kranz und ſetzte ihn dem Dichter der ‚Wanda‘ auf den Kopf.

1494.

1808, 3. März (?).

Mit F. W. Riemer.

‚Der zerbrochene Krug‘ von Kleist folgte am 2. März. . . . . Bei der Aufführung dieses Stücks ereignete sich ein Vorfall, der in dem kleinen weimarschen Hoftheater noch nie dagewesen und als etwas Unerhörtes bezeichnet werden konnte: ein herzoglicher Beamter hatte die Frechheit, das Stück auszupfeifen. Karl August, der seinen Platz . . . auf dem sogenannten bürgerlichen Balcon hatte, bog sich über die Brüstung heraus und rief: „Wer ist der freche Mensch, der sich unterfteht, in Gegenwart meiner Gemahlin zu pfeifen? Husaren, nehmt den Kerl fest!“ Dies geschah . . . und er wurde drei Tage auf die Hauptwache gesetzt. — Den andern Tag soll Goethe gegen Riemer, der es mir mittheilte, bemerkt haben: „Der Mensch hat gar nicht so unrecht gehabt; ich wäre auch dabei gewesen, wenn es der Anstand und meine Stellung erlaubt hätten. Des Anstands wegen hätte er eben warten sollen, bis er außerhalb des Zuschauerraumes war.“

1495.

1808, Ende November.

Mit H. Meyer.

Der Hofrath Meyer erstattet einen langen mündlichen Rapport über die Theatersache, wovon das Wesentlichste folgendes ist:

1. Der G. R. v. Goethe will mit einer bloß scheinbaren Direction sich nicht abgeben, weil selbst seine Ehre dieses nicht zulasse.

2. Dagegen will er zwar dem Modo, ihn bis Ostern zu dispensiren, submittiren, müsse aber dabei nur bemerken, daß er mit Grund fürchte und voraussehe, das Theaterwesen werde inzwischen in einen Zustand kommen, daß er den Faden nicht wieder aufnehmen könne; denn mehrere Schauspieler, die in persönlicher Rücksicht gegen ihn sich engagirt hätten, würden aufkündigen, mehrere würden sich in Besitz von Rollen setzen u. s. w.

3. Indessen sei er sehr bereitwillig, in dem itzigen Zustande die Direction fortzusetzen, wenn ihm nur der zugehörige Einfluß in die Disciplin bleibe, und im Fall Ew. Durchlaucht darin etwas nöthig fänden, Sie die Gnade haben möchten, es durch ihn gehen zu lassen; dieses erfordere unumgänglich seine Ehre und sein Ansehen bei den Schauspielern selbst. Wenn übrigens nur die Stücke zustande kommen und gespielt würden! Bisher wären zwölf bis fünfzehn Stücke bloß darum erliegen blieben, weil bei jedem Hindernisse hervorgebracht worden wären. Es sei auch ein Stück bereit für Serenissimae Geburtsfest, das müsse aber ganz erst zurechtgeschnitten werden.

4. Sollte die Idee, mit Absonderung der Opera von der Direction, ausführbar scheinen, so wäre Hr. G. R. v. Goethe dazu allenfalls auch bereit.

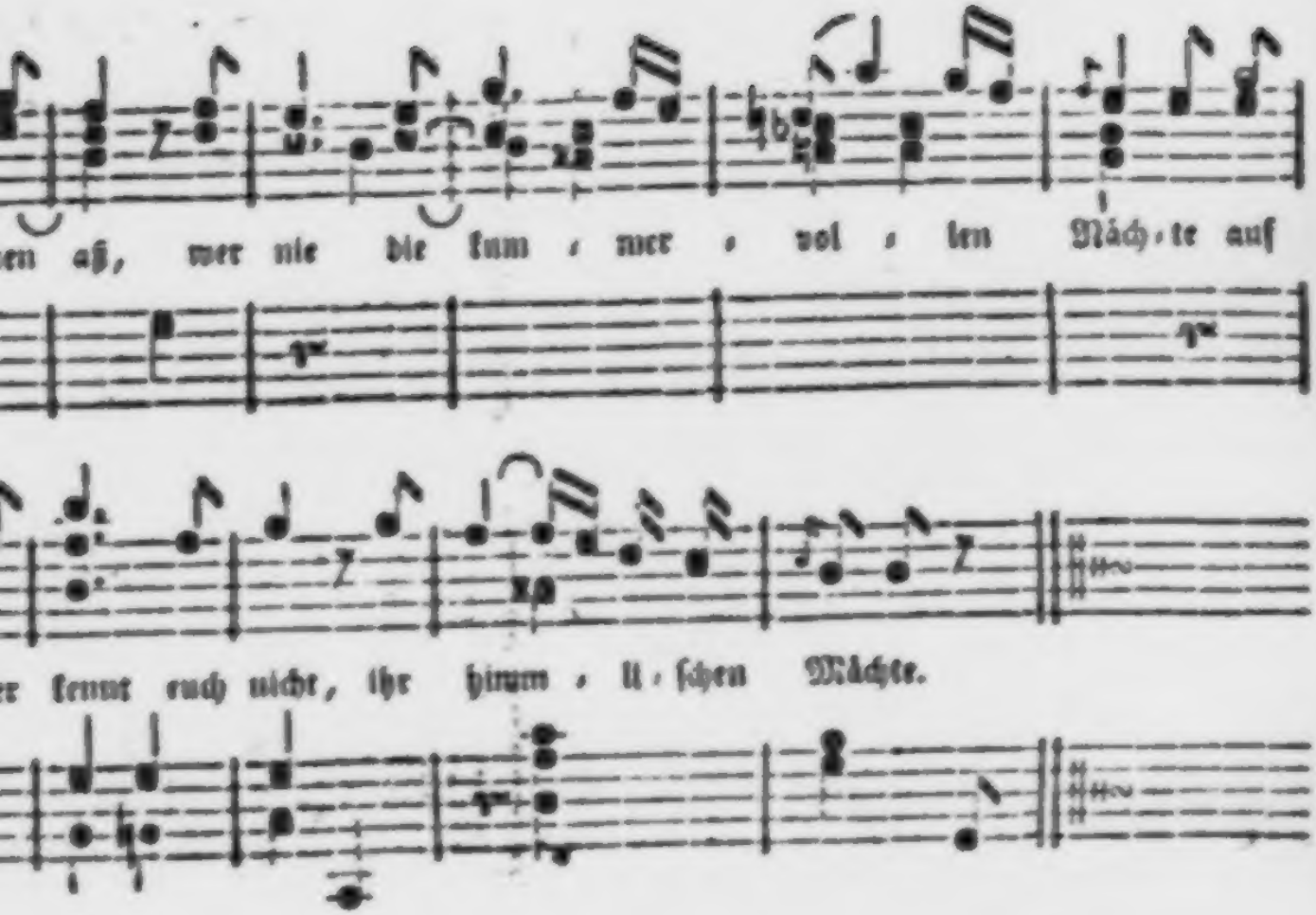
en aß, wer nie die kum · mer · vol · len Näch · te auf
er kennt euch nicht, ihr himm · li · schen Mächte.

Überhaupt wolle er zu allem die Hand bieten, was Serenissimus wünschten, nur als ein bloß dem Namen nach stehender Director könne er seiner Reputation wegen nicht stehen.

(Höchst vertraulich fügte Meyer noch die Erklärung bei, daß Goethe keineswegs prätendire, die Mad. Jagemann auf irgend einige Weise zu geniren, sondern daß ihr, wie bisher, lediglich überlassen bleiben solle, ob oder wie sie auftreten wolle. Überhaupt sehe er durchaus keine Persönlichkeit, sondern es sei ihm bloß um die Sache zu thun.)

Weimar, den 30. Nov. 1808. Voigt.

1496.

1808.

Mittag bei Goethe.

Als einmal in einer Tischgesellschaft bei Goethe die Rede davon war, ob der Schriftsteller eine ihn tadelnde Beurtheilung stillschweigend hinnehmen oder beantworten solle, erklärte Zacharias Werner: So lange ihn kein Recensent beschuldige, silberne Löffel gestohlen zu haben, werde er stets schweigen. Da sagte Goethe, der an dem Gespräch scheinbar wenig Antheil genommen hatte: „Auch dann müßten Sie schweigen."

1497.

Um 1808 (?).

Über Chriſtiane von Goethe, geb. Vulpius.

In ihrer Sprache, ihrem Weſen war ſie ganz thüringiſch und blieb es bis an ihr Ende. Den Vater ihrer Kinder zu pflegen und ihm das körperliche Leben behaglich zu machen, ward die Hauptaufgabe ihres Daſeins, die ſie mit Eifer zu löſen ſuchte. In allem Übrigen ließ ſie ſich aber nichts anfechten und verharrte unwandelbar bei ihrer Sitte und ihrem Treiben. „Sollte man wohl glauben," ſagte Goethe einſt mit ſeiner antiken Ruhe zu Freunden, „daß dieſe Perſon ſchon zwanzig Jahre mit mir gelebt hat? Aber das gefällt mir eben an ihr, daß ſie nichts von ihrem Weſen aufgiebt und bleibt, wie ſie war."*)

1498.

1809, nach 20. Mai.

Mit Friedrich Kohlrauſch, Wolf Graf Baudiſſin und Guſtav Hugo.

Baudiſſin und ich waren Hausfreunde bei Hugo geworden und brachten manchen gemüthlichen Abend bei ihm zu. Im Frühjahr 1809 machte er uns den Vorſchlag, in den Pfingſtferien eine Reiſe zuſammen

*) [Das Weitere in dem, hauptſächlich auf Böswilligkeit gegründeten ‚Büchlein' muß Anſtand genommen werden, mitzutheilen, da es in Niederträchtigkeit verläuft.]

nach Weimar und Jena zu unternehmen, bei welcher Gelegenheit er uns auch mit Goethe und Wieland bekannt zu machen versprach. Wir gingen natürlich mit großer Freude auf den Gedanken ein und traten mit ihm in einem Göttinger Hauderer die Reise an. . . . . In Weimar angekommen erfuhren wir, daß Goethe, wie gewöhnlich im Anfange des Sommers, seinen Aufenthalt in dem, vom Geräusche des Hofes entfernten stilleren Jena genommen habe, und begaben uns daher ebenfalls dorthin. Außer der gewichtigen Protection von Hugo hatten wir uns aber noch mit andern Empfehlungsmitteln bei Goethe versehen, die vielleicht noch wirksamer waren. Als Zuhörer in einigen Vorlesungen von Sartorius über Politik und Finanzwissenschaft waren wir auch mit diesem Professor näher bekannt geworden und erhielten von ihm zur Überbringung an Goethe die isländische Nibelungensage (Niflunga Saga) von der Göttinger Bibliothek mit auf die Reise und daneben noch als eine freundliche Zugabe einen sehr schön gestrickten seidenen Geldbeutel von der Frau Hofräthin [Sartorius], die sich ebenfalls der Gunst Goethes erfreute. So ausgerüstet, zögerten wir nicht, uns bei Goethe melden zu lassen, und wurden nicht nur angenommen, sondern auch, nachdem ich ihm den Folianten und Baudissin den Geldbeutel überreicht hatte, mit einem sehr freundlichen Danke beglückt. Ja, Goethe ging in seiner Artigkeit soweit, uns, da er in seinem Junggesellenlogis im Jenaer Schlosse keinen gesellschaft-

lichen Raum habe, auf den Mittag nach dem Essen um 2 Uhr zu einem Rendezvous auf dem Mineraliencabinet einzuladen, wo er gern Fremde zu empfangen pflege. Hugo sollte natürlich mit eingeladen sein.

Wir beeilten unser Essen, um den rechten Augenblick nicht zu versäumen. Hugo fand aber keine Zeit, seine gewohnte Nachmittagsruhe zu halten, und ging etwas schläfrig und verdrossen mit uns. Der Anblick seines Zustandes weckte in Goethe sogleich die Lust zum Necken und er forderte daher Hugo nach der ersten Begrüßung auf, einen kritischen juristischen Fall zu entscheiden. „Ich habe" — sagte er — „eine Partie seltener Gipsabgüsse von Antiken aus Dresden verschrieben, die Kisten kommen an und das Beste darin ist zerbrochen: Wer soll nun den Schaden tragen?" — „„Natürlich Sie, der Besteller,"" war die Antwort. — „Aber, mein Gott! ich, der unschuldigste Mann an dem ganzen Unglücke, soll die zerbrochenen Scherben als heil bezahlen? Ihr Juristen seid doch das wunderlichste Volk auf der Welt!" — „„Ja, das römische Recht verfügt es so, wenn Sie nicht beweisen können, daß der Absender die Sachen schlecht verpackt, oder der Fuhrmann Fehler gemacht hat, so müssen Sie bezahlen; Sie waren von dem Augenblicke der Absendung an Eigenthümer der bestellten Sachen."" — Goethe gab sich aber nicht zufrieden, sondern neckte Hugo mit humoristischen Einwendungen, bis dieser durch seinen juristischen Eifer

ganz lebendig geworden war, und nun nahm die Unterhaltung einen andern Verlauf.

Es war die Zeit der ersten Kämpfe zwischen den Franzosen und Österreichern in den Donaugegenden in dem Kriege von 1809, und wir jungen Leute waren von der Erhebung des österreichischen Volkes und den Proclamationen des Erzherzogs Karl mit begeistert.... Am Tische in unserm Gasthofe wollte man von großen Siegen der Österreicher Nachricht haben, und daß die Leichen der Franzosen bis nach Wien geschwommen seien. Wir gaben unsere Nachrichten mit Lebhaftigkeit zum besten. „Ja, ja!“ bemerkte Goethe mit Kopfschütteln, „es ist endlich einmal gut eingeheizt bei uns Deutschen; es kommt nur darauf an, wie lange das Holz vorhält. Sehen Sie: wenn Sie in einer Gesellschaft sind, in welcher ein alter Jude, ein Taschenspieler, seine Kunststücke macht und verkündigt, er wolle Ihre Uhr in einem Mörser zerstoßen und doch wieder heil machen, so werde ich wetten, daß er es fertig bringt. So habe ich auch bis jetzt auf Napoleon gewettet; er versteht es doch besser, als die andern. — Dieser Vergleich, der gerade nicht von der Verehrung zeugte, die Goethe gegen Napoleon hegen sollte, veranlaßte mich, Goethe zu fragen, ob Napoleon bei der Zusammenkunft in Erfurt im Jahre 1808 ihm wirklich eine treffende Bemerkung über den ‚Werther‘ gemacht habe, wie man erzähle. Goethe erwiederte: „Allerdings hat er mir eine solche Bemerkung gemacht, die

von seinem Urtheile zeugte. Ich kann sie nur damit vergleichen: wenn ein Frauenzimmer eine Naht beurtheilen will, ob sie fein und gleichmäßig genäht ist, so prüft sie dieselbe nicht mit den Augen allein, sondern sie läßt sie langsam durch den Daumen und Zeigefinger gleiten. Von einer solchen Prüfung zeugte Napoleon's Bemerkung über einen Zug im ‚Werther'." Damit brach er diese Unterhaltung ab und schlug uns vor, ihn später bei einem Spaziergange in dem botanischen Garten zu treffen.

Hugo trennte sich von uns, vielleicht um doch noch seiner Nachmittagsruhe ihr Recht zu gönnen, und wir andern gingen zur verabredeten Zeit in den botanischen Garten, wobei sich auch mein Freund Abeken, der damals als Lehrer der Schiller'schen Kinder in Weimar lebte und mit uns nach Jena gefahren war, uns anschloß; er war in solcher Weise mit Goethe bekannt, daß er es thun durfte. Wir trafen Goethen schon im Garten auf- und abgehend mit einer einfachen Blume in der Hand, die er betrachtete, vielleicht über das große Gesetz der Metamorphose sinnend, welches er so tiefsinnig entwickelt hat. Nach einigen Gängen im Garten setzte sich Goethe mit uns auf eine Bank und ließ sich auf Gespräche über literarische Erscheinungen ein. Die Rede kam auf Kotzebue, und wir glaubten in Goethes Sinne zu reden, wenn wir Kotzebue's Leichtfertigkeit und Seichtigkeit mit möglichst scharfen Worten tadelten. „Nun, nun, ihr jungen Leute! Nur nicht gleich das

Kind mit dem Bade ausgeschüttet!" unterbrach er unsere beredten Auslassungen; „wenn dieser Kotzebue den gehörigen Fleiß in der Ausbildung seines Talents und bei der Anfertigung seiner dramatischen Sachen angewendet hätte, so konnte er unser bester Lustspieldichter werden. Und auch das Sentimentale hat er in seiner Gewalt: die Zwiebel, mit welcher man den Leuten das Wasser in die Augen lockt, weiß er zu gebrauchen wie wenige."

1499.

1809, Sommer.

Mit Cl. Brentano.

(XII 425b.)

Auf meiner Reise hierher habe ich Goethe in Jena besucht und einpaar Stunden freundlich mit ihm geredet. Er hat von der unglücklichen „Einsiedlerzeitung" mit ungemeiner Achtung gesprochen; es sind seine Worte: daß nie ein so mannigfaltiges, reiches und geistreiches Zeitblatt geschrieben sei, und daß es ihm nebst vielen andern Freunden sehr leid sei, daß es durch Zufall, durch Zeitgeist und durch einige Ungeschicklichkeit in der Manier, die aber von mancher Originalität schwer zu trennen sei, nicht den vollkommenen Succeß gehabt, den es verdient, und daß er nicht zweifle, es werde noch einst sehr gern und mit Nutzen gelesen werden. — Von Arnim's „Wintergarten" aber sprach er mit ganz ungetheilter Achtung; er versicherte mich,

daß er es für eines der am besten geschriebenen deutschen Bücher halte, und daß es ihn durchaus erfreut habe.

1500.

1809—1810.

Über Z. Werner's ‚Vierundzwanzigsten Februar'.

Nach der Aufführung der ‚Wanda' hatte Werner bei Goethe die Aufführung noch anderer seiner Dramen beantragt, war aber damit von Goethe abgewiesen worden. Dabei hatte jedoch Goethe die Aufforderung an ihn gerichtet, Theaterstücke von kleinerem Umfang, etwa einactige, zu dichten, zu deren Aufführung er sich im voraus bereit erklärte. Diesen Rath, sich größerer Dichtungen zu enthalten und auf kleinere zu beschränken, pflegte damals Goethe gern zu ertheilen, wie ich [F. Schubart] ihn denn bald nachher selbst von ihm erhielt. . . . . Bald nachher fand er Gelegenheit, dem Romantiker seinen Rath noch dringender und mit Erfolg zu empfehlen. In einer Gesellschaft in Goethes Hause wurde aus den Zeitungen eine schauerliche Criminalgeschichte vorgelesen, welche mit einem besonderen, merkwürdigen Zusammentreffen der Jahrestage verbunden war. Diese Geschichte empfahl nun Goethe dem auch gegenwärtigen Werner als einen geeigneten und fruchtbaren Stoff zu einem kleinen einactigen Trauerspiel, wie er es von ihm wünschte. Mit Eifer ergriff Werner die hingeworfene Andeutung zur Bearbeitung dieses

Stoffes, und schon nach einer Woche brachte er dem Meister das bekannte einactige Trauerspiel ‚Der vierundzwanzigste Februar.‘ Goethe wollte oder konnte die zugesagte Aufführung, besonders da er die Arbeit selbst veranlaßt hatte, nicht zurücknehmen, und so kam diese düstere Dichtung auf die weimarische Hofbühne, welche bisher nur von heiterer und rein poetischer Theaterkunst belebt gewesen war. Daß Goethe selbst über die Paßlichkeit dieses Schauerstückes für sein Kunsttheater und überhaupt über die Schicklichkeit, dasselbe dem Publicum darzubieten, seine Zweifel hegte, geht daraus hervor, daß anfangs die Rede davon war, das neue Wernersche Theaterstück sollte nicht vor das große Publicum gebracht, sondern vor einer auserwählten Gesellschaft und bei verschlossenen Thüren des Hauses gegeben werden. Doch erfolgte die öffentliche Aufführung, der ich, als es zum ersten Mal gegeben wurde, wegen Abwesenheit von Weimar nicht beiwohnen konnte. Es wurde mir aber sofort erzählt, daß bei derselben viele Personen vor Entsetzen den Athem verloren hätten, und wurde dabei an die Wirkung der Aeschyleischen ‚Eumeniden‘ in Athen erinnert. Der alte Wieland konnte sich nicht enthalten, Goethen über die Zulassung dieser Aufführung Vorwürfe zu machen und soll von ihm die Antwort erhalten haben: „Sie haben*) wohl recht, aber man trinkt ja nicht immer Wein, man trinkt auch einmal Branntwein.“

*) [Wenn schon, dann: „Du hast —“]

1501.

Um 1810.

Mit Luise Seidler.

Als er mich einst zum Niederlassen auf dem Sofa nöthigte, welches mit gestickten Kissen — schönen Andenken fleißiger Hände — ganz belegt war, sagte er zu mir: „Setzen wir uns, wenn wir vor lauter Bequemlichkeit noch einen Platz finden können."

1502.

1810, December (?).

Bei der Leseprobe von Calderon's ‚Standhaftem Prinzen'.

Die günstigsten Resultate, die Goethes Schüler in der deutschen und auch englischen dramatischen Literatur sich errungen, bestimmten ihn, sich nun auch der spanischen zuzuwenden. Den ‚Standhaften Prinzen' von Calderon hatte er schon längst in's Auge gefaßt und mit Riemer, Wolff und auch mit mir [A. Genast] darüber gesprochen. Ende 1810 wurden die Rollen davon vertheilt und die ersten Leseproben in Goethes Wohnung abgehalten. Er war äußerst penibel dabei: Komma, Semikolon, Kolon, Ausrufungs- und Fragezeichen mußten bei der Recitation streng eingehalten werden; er verlangte fast für jedes dieser Zeichen ein Zeitmaaß und bezeichnete deren Länge bildlich so:

, —— ; —— : —— ! —— ? —— .

Auf dieſe Weiſe erlangte er, daß einer wie der andere die Verſe ſprach, nicht zu ſchnell und nicht zu langſam. Es war im Anfang ein faſt automatiſches Sprechen, als ſich aber nach und nach dieſe Methode entwickelte, welcher Reiz, welch poetiſcher Schwung trat endlich in der Rhetorik hervor! Muſik war ſie zu nennen.

1503.

1811 (?).

Bei Z. Werner's Abfall.

Der . . . äußeren Trennung Werner's von Goethe und von Weimar folgte die bedeutſamere innere, indem nachmals Goethen poetiſche Productionen Werner's zu Geſichte kamen, in welchen die ſogenannte chriſtliche Romantik ſein großes Mißfallen erregte. . . . . Am tiefſten aber wurde der innere Zwieſpalt, als die Nachricht einlief, daß Werner zum Katholicismus übergetreten ſei. Ich [F. Schubart] erinnere mich, daß mir Goethes Sohn dieſe Nachricht mittheilte und hinzufügte, ſein Vater habe beſchloſſen, ihm, wenn Werner nach Weimar zurückkehre, demſelben einige Stationen entgegenzuſchicken und ihm ſagen zu laſſen, daß er ſeine Schwelle nicht wieder betreten möge. Der junge Mann erzählte mir auch von den vorangegangenen katholiſchen Gedichten Werner's und von dem Urtheile ſeines Vaters über dieſelben, und es iſt immerhin merkwürdig und bezeichnend für die Auffaſſung des Chriſtenthums in

Goethes Hause, in welcher Weise er sich gegen mich darüber ausdrückte. Ich habe seine burschikosen Worte nicht wieder vergessen: „Ich bin ein Christ," sagte er, „das dank' mir der Teufel! aber muß ich deshalb solches Zeug schreiben?"

1504.

1812, Mitte April.

Mit Kalk.

Die Zeichnung zum ‚Egmont' von Naeke ist allerliebst; Goethe, dem ich sie zeigte, und der das Bemühen Naeke's auf's dankbarste anerkennt, äußerte bloß den Wunsch, daß es dem jungen genievollen und gemüthvollen Künstler gefallen möge, ihm die Sachen ehe sie fertig und im Umriß zuzuschicken, wo liebevolle Erinnerungen eines freundlichen Mannes kleinen Irrthümern zuvorkommen und oft mit einpaar Strichen abhelfen können. So z. B. an der Lage der Hand des Clärchen im ‚Egmont' hat der junge Künstler in der Unschuld seines Herzens kein Ärgerniß genommen; Goethen fiel dies sogleich auf, und der hiesige französische Gesandte [St. Aignan], der die Zeichnung von ungefähr sah und ungemein damit zufrieden war, bemerkte unverabredet: que c'était hors de la convenance.

1505.

1812, gegen Mitte Mai.

Mit Simon Edlem von Laemel.

Der böhmiſche Edelmann . . . [Simon v. Laemel] befand ſich gleichzeitig mit Goethe in dem Kurorte [Karlsbad] und pflegte auf einer im einſamen Walde gelegenen Bank auszuruhen. Goethe, der vorüberkam, geſellte ſich grüßend zu ihm. Hr. v. L. that, als ob er den Dichter nicht kenne, und erwähnte, um dies in Karlsbad, wo Goethe von aller Welt gekannt wurde, glaubwürdig zu machen, daß er erſt hier angekommen ſei. Goethe mochte an dem lebenserfahrenen Geſpräche des feingeiſtigen Mannes, der in ſeiner Ausſprache die jüdiſche Herkunft merken ließ, Gefallen gefunden haben. Sie fanden ſich ohne Verabredung öfters an derſelben Stelle und zu gleicher Stunde zuſammen. „Erſt jetzt“ — äußerte Hr. v. L. — „weiß ich, daß ich die ſeltene Ehre habe, mit Sr. Excellenz, dem Herrn Miniſter v. Goethe zu ſprechen.“ Dabei ſtand er auf und verneigte ſich tief: „Ich bin der Banquier Lämmel aus Prag.“ — „„Eine ausnehmend merkwürdige Stadt!““ ſagte Goethe, ohne auf die Erkennungsſcene einzugehen und ſich niederlaſſend. „„Die Synagoge, wenn ſie auch nicht ſo alt iſt, wie die gerne übertreibenden Juden meinen, iſt ein intereſſanter gothiſcher Bau, vielleicht aus dem zwölften Jahrhunderte. Und der Friedhof mit ſeinen ehrwürdigen Monumenten! Er ver-

diente gezeichnet und die Inschriften erhalten zu werden. Im Laufe der Zeiten geht so Ehr- und Denkwürdiges doch verloren."" — Ein jüdisches Thema war so angeklungen und Hr. v. L. sagte ohne jede Vermittlung: „Der Schiller, Ew. Excellenz, hat uns Juden mit seiner Abhandlung ‚Die Sendung Mosis' sehr wehgethan, und was das Schlimmste ist, er hat uns gekränkt, weil er die Sache gar nicht verstanden hat." — Goethe, ohne in eine Meinungsäußerung einzugehen, doch bei dem Thema bleibend, äußerte: „„Der Eindruck, den ich in früher Jugend in meiner Vaterstadt empfing, war mir ein mehr erschreckender. Die Gestalten der engen und finstern Judenstadt waren mir gar sehr befremdliche und unverständliche Erscheinungen, die meine Phantasie beschäftigten, und ich konnte gar nicht begreifen, wie dieses Volk das merkwürdigste Buch der Welt aus sich herausgeschrieben hat. Was sich allerdings in meiner frühern Jugend als Abscheu gegen die Juden in mir regte, war mehr Scheu vor dem Räthselhaften, vor dem Unschönen. Meine Verachtung, die sich wohl zu regen pflegte, war mehr der Reflex der mich umgebenden christlichen Männer und Frauen. Erst später, als ich viele geistbegabte, feinfühlige Männer dieses Stammes kennen lernte, gesellte sich Achtung zu der Bewunderung, die ich für das bibelschöpferische Volk hege, und für den Dichter, der das hohe Liebeslied gesungen hat. Beide [?] Bücher haben mich mannigfach beschäftigt.""

1506.

1812. Juni (?).

Mit Frederik Christian Sibbern.

a.

Ich beschloß die Briefe [von Zelter u. a. an Goethe] dem Dr. John, Goethes Privatsecretär zu überbringen und ihn durch diesen zu bitten, mir eine Empfangsstunde nach Durchlesung der Briefe zu bestimmen. Nur eine halbe Stunde war vergangen, als Dr. John kam, — ein wackerer und recht verständiger junger Mann, dessen Bekanntschaft mir angenehm gewesen ist — um mich zu ihm abzuholen.

Ich stand nun vor ihm. Er empfing mich freundlich; ich war eine Viertelstunde da, dann machte er eine Verbeugung und ließ mich gehen. Was ich mit ihm redete, hatte nicht viel zu sagen; es vergeht ja schon einige Zeit damit, zu sagen woher man kommt und wohin man geht. Zumtheil drehte sich das Gespräch um die neue Universität in Norwegen, welche mir überhaupt ein bequemer Gegenstand ist, der immer eine Einleitung giebt. Von meiner Begeisterung für ihn sagte ich kein Wort; das wagte ich nicht. Ich stand mit ihm nahe am Fenster; da stand er hoch und kraftvoll, in einem blauen Rock, in welchem er auch am gestrigen Tag gekleidet gewesen war. . . . .

Wenn ich nun von weitem einen blauen Rock und eine hohe ansehnliche Gestalt sah, gerieth ich gleich in

Bewegung, und das noch mehr, als ich einpaar Tage ſpäter wirklich Goethe auf der Straße begegnete, und er mich freundlich anredete: „Wie geht's?“

b.

Ich weiß nicht, ob ich Ihnen geſchrieben habe, daß Goethe mir unter anderm erzählte, daß er einmal ‚Hakon Jarl‘ [von Oehlenſchläger] in Weimar hatte geben wollen und ſchon mit Riemer das Coſtume verabredet hatte; dann kam aber eben die Zeit, wo man nicht mit Kronen auf dem Theater ſpielen durfte.

1507.

1812, Sommer (?).

Mit J. John.

Wenn .. im weimariſchen Publicum die Rede ging, daß Frau v. Goethe .... in der Regelloſigkeit ſo ungemeſſen fortgegangen ſei, daß ſie ſogar einmal den Verkauf der Equipage eingeleitet habe, um einen Ball zu geben, ſo mag die Wahrheit dieſer Rede dahin geſtellt ſein, wohl aber trage ich [F. Schubart] in ſicherer Erinnerung, was mir ein, dem Dichter damals ſehr nahe ſtehender Mann, ſein Secretär John erzählt hat. Derſelbe verweilte mit ihm in Karlsbad, als Goethe dort erkrankte. Mein alter Freund John ſaß gerade vor dem Krankenbette des Dichters, als Briefe aus Weimar anlangten, die leider traurige Nachrichten

über seinen dortigen Hausstand brachten und ihn mit Zerrüttungen und pecuniären Verlegenheiten seines Hauses bekannt machten, die ihm bis jetzt verborgen geblieben waren. Mein Freund schilderte mir den Eindruck, welchen er empfunden habe, als diese niederbeugenden Mittheilungen den hochsinnigen Mann ergriffen und ihn jetzt im Krankheitszustande auch noch den Druck der äußeren Lebensnoth empfinden ließen. Mit Anstrengung suchte er sich zu erheben und der beklommenen, auf- und abwogenden Brust Luft zu verschaffen, aber nachdem dieser Kampf einige Zeit gedauert hatte, trat auch in dieser Lage jene geistesstarke Thätigkeit an ihm hervor, welche er als eine, von Jugend auf gepflegte Gewohnheit von sich bekannt hat. Ungehemmt bewegte er sich wieder in der Kraft seiner darstellenden Rede, und der vor seinem Krankenbette sitzende Freund hörte jetzt von seinem Munde eine so wohl gedachte und schön gefügte Lobrede auf den Geiz, daß er mir nachher sein Bedauern darüber aussprach, daß er sie nicht sofort habe aufzeichnen können.

1508.

1813, Mitte April.

Mit Friedrich Förster u. a.

Unser erstes Nachtquartier hatten wir in Meißen. Wir hatten eben unsern Morgengesang vor dem Gasthofe, in welchem unser Feldwebel im Quartier lag, beendigt.

als ich einen Mann in eine Extrapost einsteigen sah, dessen Züge mir bekannt zu sein schienen. Kaum traute ich meinen Augen, als ich sah, daß es Goethe war. Ich war als Freund seines Sohnes und als begünstigter Ballbegleiter seiner tanzlustigen Frau Gemahlin oft in seinem Hause gewesen, allein ihn, den friedliebenden, mitten unter den Kriegsunruhen zu finden, wußt' ich mir nicht zu erklären. Noch glaubte ich mich zu täuschen, zumal er die Militärmütze tief in das Gesicht gedrückt hatte und sich in den russischen Generalmantel mit rothem Kragen versteckte. Als ich nun aber seinen kleinen Secretär, Freund John, an den Wagen treten sah, war ich meiner Sache gewiß und theilte die herrliche Entdeckung sogleich meinen Kameraden mit. Mit militärischem Anstande einer Ordonnanz trat ich nun an den Wagen heran und sagte: ‚Ew. Excellenz melde, daß eine Abtheilung der Königlich preußischen Freischaar der schwarzen Jäger auf dem Durchmarsch nach Leipzig vor Ihrem Quartier aufmarschirt ist und Ew. Excellenz die Honneurs zu machen wünscht.' Der Feldwebel commandirte: „Präsentirt das Gewehr!" und ich rief: ‚Der Dichter aller Dichter, Goethe lebe hoch!' Mit Hurrah und Hörnerklang stimmte die ganze Compagnie ein. Er faßte mit der Haltung eines Generals an seine Mütze und nickte freundlich. Nun trat ich noch einmal heran und sagte ihm: ‚Es hilft Ew Excellenz das Incognito nicht! Die schwarzen Jäger haben scharfe Augen und bei unserm

ersten Ausmarsche Goethe zu begegnen, war ein zu günstiges Zeichen, als daß wir es sollten unbeachtet vorüberlassen. Wir bitten um Ihren Waffensegen!" „Von Herzen gern!" sagte er. Ich reichte ihm Büchse und Hirschfänger, er legte seine Hand darauf und sprach: „Zieht mit Gott und alles Gute sei eurem frischen deutschen Muthe gegönnt!" Während wir ihm ein nochmaliges Lebehoch riefen, fuhr er grüßend an uns vorüber.

1509.

1813, 27. Mai.

Mit Heinrich Freiherrn von Heß und Philipp (?) Freiherrn von Neumann.

Baron Neumann und ich verließen das Gasthaus, um uns vor Tische noch im Orte [Teplitz] etwas umzusehen, als uns die freundliche Wirthin zurief: da drüben im Gartenhäuschen befinde sich der große Dichter Goethe aus Weimar, ob wir nicht vielleicht gesonnen wären, ihn zu besuchen. Einige Augenblicke besannen wir uns, da wir nicht das Vergnügen hatten, von dem Herrn Geheimen Rath gekannt zu sein, allein die Versuchung war zu groß und andererseits der Ruf auch von der Mission des [Feldmarschalllieutenant] Grafen Bubna [wegen Friedensverhandlungen mit Napoleon] in der Gegend so bekannt geworden, daß wir — derselben angehörend — vielleicht auf einen freundlichen Empfang hoffen durften. Und so traten wir denn

getroſt dem Pförtchen zu und zogen an dem beſcheidenen Glöcklein. — Ein älterer Diener öffnete die Gartenthüre; wir frugen, ob Herr v. Goethe zu Hauſe und ſichtbar wäre und erhielten die Antwort: Hier geht er eben im Laubengang auf und nieder; wen darf ich anmelden? Wir annoncirten uns als aus dem Gefolge des Grafen Bubna angehörend und von dem Wunſche beſeelt, auf ſchneller Durchreiſe die Bekanntſchaft des hochberühmten Dichters zu machen. In wenigen Augenblicken kehrte der brave Mann zurück und, ihm in gemeſſenen Schritten folgend, in ſeiner aufgerichteten hohen Geſtalt, mit blauem einfachen Überrocke angethan, ſtand einer der größten Geiſter unſeres Jahrhunderts mit ſeinem durchforſchenden Auge vor unſeren Blicken.

Ich, als der vorderſte von uns beiden ergriff nun das Wort, um Vergebung bittend, ihn durch unſeren Überfall beläſtigt oder vielleicht doch geſtört zu haben, wohl wiſſend, was dem Dichter und Gelehrten die Zeit werth wäre, allein zu groß wäre auch der Drang geweſen, unſere Miſſion ſogleich mit dem Glücksſterne beginnen zu laſſen und die Bekanntſchaft eines Mannes zu machen, dem jeder Deutſche und daher auch jeder Öſterreicher den innerſten Kern ſeiner Bildung verdanke. — Freude und Jugend leuchtete dabei aus meinen Blicken; er ſchien an uns Gefallen zu finden, und ſo folgte meinem treuherzigen Erguſſe die freundlichſte Aufnahme, wie ſie mir jetzt nach vollen fünfzig

und konnte und wollte die Thränen nicht zurück halten, die des Alten herzliche Klage endlich auch aus ſeinen Augen hervorlockte. Alle Schmerzen, die ſeine Seele drückten, löſten ſich zu gleicher Zeit auf, er überließ ſich ihnen ganz, ſtieß die Kammerthüre auf, und ſtand vor dem Alten, der ein ſchlechtes Bette, den einzigen Hausrath dieſer armſeligen Wohnung, zu ſeinem Sitze zu nehmen genöthigt geweſen.

Was haſt du mir für Empfindungen rege gemacht, guter Alter? rief er aus: Alles, was in meinem Herzen ſtockte, haſt du los gelöst; laß dich nicht ſtören, ſondern fahre fort, indem du deine Leiden linderſt, einen Freund glücklich zu machen. Der Alte wollte aufſtehen und etwas reden, Wilhelm verhinderte ihn daran; denn er hatte zu Mittage bemerkt, daß der Mann ungern ſprach; er ſetzte ſich vielmehr zu ihm auf den Strohſack nieder.

Jahren noch deutlich vor Augen schwebt. Wechselseitige allgemeine Beziehungen begannen ein Gespräch, das — sich über alle Gegenstände des Tages, von seiner Seite sinnvoll verbreitend und durch uns mit manchem ihm Neuen und Unbekannten ausgestattet, — beinahe eine halbe Stunde dauerte. Es war nämlich der Krieg noch kein eigentlicher europäischer geworden, sondern der Kampf nur ein vereinzelter von Preußen und Russen mit Frankreich, der abwechselnd gefochten wurde und gegenwärtig mit einem Rückzuge der ersteren verbunden war. Österreich bemühte sich, dessen Ende durch Unterhandlungen herbeizuführen, allein die Wolken thürmten sich auch für das letztere Reich schon am fernen Horizonte; denn ein Unterhandeln mit Napoleon war schon der Vorbeginn des Krieges, weil es dadurch ein Hinneigen zu den Gegnern des Kaisers zeigte. Dies alles und der mehr als zweifelhafte Ausgang der Unterhandlungen mit einer so herrischen Riesennatur, wie jene des Kaisers, war der Hauptinhalt unseres Gespräches. Die gewaltige Zeit nun, der Kriegsgeist, der sie belebte, und die ebenso gewaltige Reaction, welche den erst erfolgten Brand von Moskau nun wahrscheinlich zum allgemeinen Weltbrande anzufachen drohte, und das Unglück, welches dadurch über die einzelnen so blühenden Länder Deutschlands und besonders über die unteren Volksklassen, die an allem so unschuldig waren, kommen müsse, schienen den in diesen Gedanken ganz versunkenen edlen Mann tief zu durchdringen. Er

ſagte: „Sie ſind zwar Kriegsmänner, oder noch Höher-geſtellte im Staatsleben, und die Welt bildet ſich nach dem Ergebniß Ihrer Thaten, allein wenn ich des Morgens ſo erwache und mit der dampfenden Sonne auf meinen ſchönen Schloßberg gehe, wie ich denn jetzt davon herkomme, und mir denke, daß in dieſem gott-geſegneten ſtillen Thale nur allein die Herzen der Kinder noch ruhig ſchlagen, während die Cultur von Jahrhunderten, möchte ich ſagen, ſowie die Ruhe und der Friede aller anderen Bewohner ſchon jetzt be-bedroht und geſtört ſind, ſo möchte ich gerne dem gigantiſchen Helden unſeres Säculums, um ihm Friedens-gedanken einzuhauchen, auch nur den hundertſten Theil jener Empfindungen eingeben können, welche mich jeden Morgen für die Menſchen in dieſem Paradieſe durch-ſtrömen.“

Unſer Geſpräch drehte ſich um die Tagesereigniſſe und ließ uns gänzlich uns ſelbſt vergeſſen, bis wir endlich durch den Zuruf der Wirthin, daß unſer Chef bereits mit dem Mittagsmahle unſerer harre, aus dieſem Genuſſe geweckt wurden. Herr v. Goethe richtete noch folgende Worte an uns: „Ich erlaube mir noch vor dem Abſchiede einen Wunſch zu äußern: mein Herzog erwartet mich nach vollendeter Badecur an demſelben Orte, wohin Sie jetzt ſo eilig ziehen. Sie werden gewiß dort länger verweilen und ich Sie ſomit noch daſelbſt finden, da auch ich in vierzehn Tagen in Dresden ſein will. Ich werde verſuchen, Ihnen dort

Ihren freundlichen Besuch zurückzugeben und Ihnen, wenn Ihre Geschäfte es gestatten und ich Ihnen in dieser Stadt der schönen Künste, die Sie, wie Sie sagen, noch nicht kennen, vielleicht zur Besichtigung von Galerien und Kunstsammlungen behülflich sein könnte, mit besonderem Vergnügen zu Diensten stehen."

Seinen gütigen Antrag annehmend, dankten wir gerührt dem mir in so kurzer Zeit werth gewordenen Manne für das Interesse, welches er uns bezeugte, und schieden von ihm voll von dem Eindrucke seines hohen Geistes, seiner imponirenden Persönlichkeit und seines ebenso tiefen als edlen Gemüths.

1510.

1813, Mitte August.

Mit Frh. v. Heß.

Die vierzehn Tage bis zu Goethes Ankunft in Dresden waren vergangen und Herzog Karl August während dem angekommen; auch wir erhielten Goethes Karte (mit darauf verzeichneter Wohnung, weil er uns leider nicht fand), wonach ich mich Tags darauf denn auch allsogleich in freier Stunde hinverfügte.

Das Getreibe und Kriegsgetümmel der Stadt hatte in dem edlen Dichter, wie er mir sagte, das Bedürfniß erweckt, sich im Contraste mit selbem noch mehr in den

freieſten Kunſtanſchauungen zu bewegen. So wurde ſein früheres Wort bald zur That, und er ſchlug mir vor, zuerſt die Galerie, dann die Muſeen und endlich das Japaniſche Palais zu beſehen, wo er mir dann alles erklären und deutlich machen wolle, was dem minder Eingeweihten ohne höhere Führung nicht ſogleich verſtändlich ſein könne, und, gütig wie er war, hielt er getreulich das gegebene Verſprechen. Leider waren es jedoch die damaligen Geſchäftsarbeiten bei Tag und Nacht in Dresden und die darauf folgenden langen Kriegsjahre, welche mich verhinderten, noch mit friſcherem Gedächtniſſe all das Intereſſante und Gediegene, all die Goldkörner mehr en détail aufzuzeichnen, welche aus dem Munde dieſes unvergleichlichen Kenners und Schätzers alter und neuer Kunſt floſſen. Er durchſchaute mit Adlerblicken tief den Kern jedes Kunſtwerkes und offen und klar lagen vor ihm die Anſchauung wie der Schaffungsproceß eines Raphael, Correggio, Tizian, Michel Angelo und wie ſie nun alle heißen die Heroen der Kunſt, als ihre Bildungen vor uns ſtanden.

Alle erklärte er mit einer Güte, einer Langmuth, die mir noch jetzt unvergeßlich ſind, und deren Klarheit es gerade war, die den Gedanken in mir aufkommen ließ, daß man ſo Natürliches, ſo Wahres nicht aufzuſchreiben bedürfe, da es ja dem Sinne nicht mehr entgehen könne. Durch ſeinen Blick wurde mir jede Weſenheit dergeſtalt entſchleiert, daß zuletzt ſein Ge-

danke sich zu dem meinigen, in dieser Fülle des Richtigen und Wahren einmal großgezogen, bis auf den heutigen Tag nicht anders mehr denken konnte, als es mir Goethe in wenigen Augenblicken gezeigt, bewiesen, bis zur Evidenz faßlich gemacht hatte. Instinctartig hatte wohl die Natur schon früher etwas in mich gelegt, nun wurde aber das jahrelange stille Denken zur plötzlichen Erkenntniß, die, wie das Gestirn des Mondes bei stiller Nacht, meinen bisher dämmernden Gedanken bei der Leuchte des freundlich unermüdlichen Meisters aufging.

So hatte ich z. B. bei der Madonna des h. Sixtus von Raphael, die ich schon früher aus Kupferstichen und Copien kannte, stets den weltenumfassenden Blick des Kindes und das tiefsinnige jungfräuliche Antlitz und Wesen der Mutter dieses göttlichen Kindes angestaunt; Goethe machte nun mit wenigen Worten meinen früheren Empfindungen Luft, indem er, vor das Bild mit mir hintretend, sagte: „Sehen Sie hier mit den größten Meisterzügen der Welt Kind und Gott und Mutter und Jungfrau zugleich in göttlicher Verklärung dargestellt. Das Bild allein ist eine Welt, eine ganze volle Künstlerwelt und müßte seinen Schöpfer, hätte er auch nichts als dies gemalt, allein unsterblich machen."

Bei der Magdalena von Correggio entwickelte er den Gedanken der himmlischen Ruhe der Büßenden bei der vollendetsten irdischen Schönheit, deutete bei der

Geburtsnacht Christi auch den besondern Sinn der Beleuchtung der Welt durch Christus allein, von dem alles Licht ausgeht und sich so weiter verbreitet.

Bei den Bildern von Carlo Dolce bemerkte er den zarten, manchmal bis zu einer zu großen Weichheit gehenden Charakter derselben; ebenso deutete er bei Tizian auf jenen der veredeltsten Wahrheit in Composition wie Farbe auf die Blaufärbung der venetianischen Schule, auf die Derbheit und die grellen Lichter der Rubens'schen, auf die Bevorzugung des Stilllebens der niederländischen und holländischen — erklärlich durch ihr abgeschlossenes Volksleben — auf die höhere Bedeutung der niederrheinischen und altdeutschen Schule, die, mit Ausnahme der richtigeren Menschenformen, den italienischen Musterschulen am nächsten stehen. — Endlich betonte er mit Nachdruck Albrecht Dürer's Meisterschaft, Leonardo da Vinci's Musterschule, und zuletzt als Gipfel alles Großartigen und Genialen, Michel Angelo's unerreichbare Schöpfungen, ebenso unerreichbar wie jene Raphael's in allem rein Menschlichen und kunstgemäß Vollendeten. Dies alles nun, entwickelt während der eigenen Anschauung jedes einzelnen dieser Meistergebilde, prägte sich dem gelehrig Horchenden tief in's Gedächtniß ein, und diese Worte, ohnehin so verwandt seinem früheren Denken und Fühlen, blieben ihm ein Leitstern für alle späteren Kunstanschauungen in Italien, Frankreich und

Deutschland durch volle fünfzig Jahre seines darauf folgenden vielbewegten Lebens.

Nach der vollständigen Besichtigung der ganzen Galerie vermehrten die immer größer werdenden politischen Verhältnisse meine Geschäfte in so bedeutendem Maße, daß meine freie Zeit immer geringer wurde und der gemeinschaftliche Besuch der Museen unterbleiben mußte; nur auf den Japanischen Palast beschränkte sich unsere letzte Wanderung, und das schon in den letzten, gar sehr bewegten Tagen meines Dresdener Aufenthalts.

Allein dennoch besahen wir noch durch drei Stunden diese höchst interessante königliche [Porzellan-]Sammlung. Goethes Bemerkungen und Vergleiche über die Geschmacksbildung, die Formen und Malerei aller außereuropäischen Kunstwerke gegenüber der europäischen sowie insbesondere der japanischen, deren Producte wir hier bewunderten, waren auch in diesem Fache von gleicher Originalität und Gediegenheit. Ganz richtig entwickelte er ihre Kunstrichtung und Fortschritte aus der eigenthümlichen Lebensweise und dem geschichtlichen Gange jedes Volkes oder Stammes sowie der Naturproducte, womit jedes Land besonders gesegnet war. Die meisten verfolgte er nun stufenweise, einige von Jahrhundert zu Jahrhundert, zeigte hierauf die in jedem derselben entstandenen Erzeugnisse und Meisterstücke, wie sie sich in den einzelnen Kästen gruppirten, und so erhielt ich in wenigen Stunden eine Übersicht

des Kulturganges dieſer Völker, die ſich in den vor uns liegenden Gebilden Schritt für Schritt nachwies und ihren Urſprung wie ihre Reihenfolge bekundete. Geſchloſſen wurden dieſe Vorträge mit der Vergleichung der obigen Producte mit jenen von altſächſiſchen und neufränkiſchen Porzellanen, und noch jetzt kann ich Sammlungen dieſer Art, ja, keinen einzelnen Gegenſtand derſelben beſehen, ohne überall den Maßſtab und die Anſchauungsweiſe, die mir Goethe gelehrt, in großen, alle Zeiträume einer Kunſt überſchauenden Zügen anzuwenden.

Als wir uns vom Ausgangsſaale des Palaſtes der großen Treppe zuwandten und dieſelbe langſam hinabſtiegen, um uns nicht zu ſchnell zu trennen, da wir unten allſogleich verſchiedne Wege einſchlagen mußten — ich, den vor der Neuſtadt ausgebreiteten franzöſiſchen Lagern zu, während Goethe nach der Altſtadt in ſeine Wohnung ging, da ſprach er noch folgende freundliche Worte: „Und nun ich Ihnen alles gezeigt habe, was Ihnen und mir die drängende Zeit zuließ, laſſen Sie mich meine Freude ausdrücken, in Ihnen einen ſo warmen Kunſtfreund gefunden zu haben und Ihnen auch meinerſeits, wie ich ſehe, nützlich geworden zu ſein. Gewähren Sie mir dagegen freundlichſt eine Bitte: Sie ſind des Tages und, wie Sie mir ſagen, auch ganze Nächte über mit Arbeit überhäuft, unſer Wiederſehen allhier iſt daher ungewiß; auch könnten Sie wohl, wie ich aus allem wahrnehme, unvermuthet, ja,

plötzlich vielleicht abreisen müssen. Wenn nun so das Ungeheure geschähe, das Unvermeidliche herannahen würde, was auch meinen Herzog und mich von hier wegtreiben müßte, wollen Sie mir dann und wäre es auch nur mehr durch eine Karte, deren Sinn ich verstehen würde — ein verständliches Zeichen zu unserem Aufbruche geben?"

Gerne sagte ich dies dem edlen verehrten Manne zu und wahrlich! es war die höchste Zeit; denn schon drei Tage später mußte ich ihm die Karte senden, während ich selbst am vierten schon über alle Berge war, der böhmischen Grenze und somit dem wieder ausbrechenden Kriege zueilend.

1511.

1813.

Mit Ferdinand Gotthelf Hand.

Als ich zu der Zeit, die ich in Weimar zubrachte, einmal mit Goethe zusammentraf und ihm auf Frage nach meinen Studien erzählte, daß ich mich damit beschäftige, die Gedichte des Statius durchzugehen, gestand er lächelnd, daß er diesen Dichter noch nicht kenne, daß aber diese Unwissenheit kaum entschuldbar sei. Damit indessen kein Winkel der schönen Künste ihm verborgen bleibe, ließ er das Buch sofort aus der Bibliothek holen. Bald darauf berief er mich zu sich und sagte: „Dieser Statius ist ein Dichter, der großes

Lob verdient und unſers fleißigen Studiums werth iſt. Was von einem gewiſſen Überfluß an Geiſt herrührt, ſtört mich nicht, aber ich bewundere an ihm die Kunſt, mit der es dem beſten Dichter zuſteht, ſinnfällige Dinge aufzufaſſen und genau wiederzugeben. Sehen Sie, wie ſorgfältig er das Pferd Domitians beſchreibt, wie genau er die Bildſäule des Hercules ſchildert, wie richtig er die Lage der Landhäuſer, den Schmuck der Bäder angiebt! Alle Dinge, die er mit Worten beſchreibt, ſcheinen uns vor die Augen geführt zu werden: ſo groß iſt ſeine Kunſt, Bilder aufzufaſſen und darzuſtellen."

1512.

1813, gegen Ende October.

Mit Freiherrn v. Heß.

Noch einmal ſah ich ihn [Goethe] im Leben wieder: es war nach der Leipziger Schlacht in Weimar, wo ich mit den, die franzöſiſche Reiterei verjagenden Öſterreichern und Koſaken eindrang und ihm dann die früheren Ereigniſſe und den Gang dieſer Rieſenſchlacht erzählen mußte. Freundlich lud er mich dann auf den folgenden Tag zu Tiſche ein, allein ein Abmarſch noch in dieſer Nacht riß mich unvermuthet und ohne Abſchied nehmen zu können von ihm und Weimar weg.

Nach ſeinem Wunſche ſchrieb ich ihm noch einmal während des Krieges aus Groſsgerau im Rheinthale

Der Alte trocknete seine Thränen, und fragte mit einem freundlichen Lächeln: wie kommen Sie hierher? Ich wollte Ihnen diesen Abend wieder aufwarten.

Wir sind hier ruhiger, versetzte Wilhelm, singe mir, was du willst, was zu deiner Lage paßt, und thue nur, als ob ich gar nicht hier wäre. Es scheint mir, als ob du heute nicht irren könntest, ich finde dich sehr glücklich, daß du dich in der Einsamkeit so angenehm beschäftigen und unterhalten kannst, und da du überall ein Fremdling bist, in deinem Herzen die angenehme Bekanntschaft findest.

Der Alte blickte auf seine Saiten, und nachdem er sanft präludirt, stimmte er an und sang:

Wer sich der Einsamkeit ergiebt
Ach! der ist bald allein,
Ein jeder lebt, ein jeder liebt,
Und läßt ihn seiner Pein.

von dem Abmarſche des Bubna'ſchen Corps in die Schweiz und noch ein zweites Mal aus Chambéry nach geſchloſſenem Frieden.

1513.

1813, zwiſchen 5. und 21. December.

Mit Rochlitz.

(Alt 595c.)

Goethes ‚Leben III' iſt, wie er ſagte, nur darum nicht längſt ausgegeben, weil Frommann den Druck nicht fördern konnte und Cotta, da er das Buch nur erſt zu Oſtern verrechnen kann, wahrſcheinlich jenen nicht genug trieb. Nun iſt aber der Band faſt ausgedruckt; zu leſen gab er mir ihn nicht, weil ich dazu zuhauſe mehr Zeit habe und er auf den Totaleindruck rechne. Aber was vornämlich darin ſtehe, hat er mir nicht geſagt, und nach dieſem möchte wohl der dritte Band ſoweit über den zweiten ſtehen, als dieſer über den erſten — an allgemeinem Intereſſe nämlich.

1514.

1813, gegen Mitte December.

Mit einem preußiſchen Artillerieoffizier.*)

a.

1813, wo ich den ganzen Abend in ſeinem [Goethes] Hauſe blieb, mußte ich ihm ſehr viel von den Kriegen in Rußland, Deutſchland und Frankreich erzählen, und

*) [Vergl. Nr. 1453, 1454 und 1490.]

er erkundigte ſich dabei auf das Genaueſte nach vielen einzelnen Begebenheiten und beſonders auch nach verſchiedenen Perſönlichkeiten in unſerem preußiſchen Heere, die er früher gekannt hatte. Ganz merkwürdig war mir dabei ſein ſeltenes Gedächtniß, womit er ſich noch oft ſelbſt der unbedeutendſten Kleinigkeiten aus der Campagne von 1792 und der Namen von Hunderten von Offizieren und anderen Perſönlichkeiten, mit denen er damals in Berührung gekommen war, zu erinnern wußte. So hatte ich damals z. B. einen Kanonier Namens Ruhsmann, ſo einen rechten Pommer, grob, etwas faul und ungemein freßluſtig, aber auch treu, zuverläſſig, muthig und von großer Körperkraft, zum Burſchen gehabt. Dieſer hatte Goethe oft ganze Strecken huckepack getragen, wenn letzterer zum Herzog von Weimar oder anderen hohen Herrſchaften befohlen war und in den Dörfern in Frankreich die Wege ſo furchtbar ſchmutzig waren, daß man ſie gar nicht zu Fuß paſſiren konnte, ohne ſich auf das Ärgſte zu beſchmutzen. Goethe erinnerte ſich dieſes Umſtandes noch mit vielem Vergnügen und frug mich, wo dieſer ſtarke Kanonier Ruhsmann, auf deſſen Schultern er damals ſo oft geritten hätte, jetzt ſei. Als ich ihm ſagte, daß derſelbe ſich 1806 bei Lübeck ſehr ausgezeichnet, dabei aber ein Bein verloren habe, und jetzt, ſoviel ich wiſſe, in ärmlichen Verhältniſſen als Nachtwächter in Belgard lebe, trug er mir, wenn ich ihn ſehen ſollte, viele Grüße an ihn auf und gab mir dann auch einen doppelten Friedrichsd'or,

um ihm diesen in seinem Namen zu schenken oder ihn, wenn er etwa inzwischen schon gestorben, seiner hinterlassenen Familie einzuhändigen. Der alte Muhsmann lebte noch, als ich im Winter von 1814—1815 nach Belgard kam und freute sich über dies Geschenk von Goethe sehr.

b.

In Weimar, wo ich einen Rasttag hielt, machte ich meinem alten früheren Kriegskameraden und Gönner, dem Geheimrath v. Goethe, einen Besuch. Er war wie immer gegen mich höchst freundlich und lud mich auch zu Tische ein, wo wir dann bei einer Flasche gutem alten Rheinwein einpaar Stunden ganz vergnüglich verplauderten und uns der Zeiten in dem Feldzug von 1792 und bei der Belagerung von Mainz wieder erinnerten. Was mir aber, offen gestanden, jetzt an Goethe gar nicht recht gefallen wollte, war seine geringe patriotische Freude über unsere letzten glänzenden Siege und die Vertreibung Napoleon's aus Deutschland. Er verhielt sich auffallend kühl und kritisirend dagegen und pries sogar die vielen glänzenden Eigenschaften des Kaisers Napoleon auf eine sehr beredte Weise. Um mich mit einem so berühmten Dichter und Gelehrten, wie Goethe ist, in eine Disputation einzulassen, besaß ich natürlich lange nicht Redegewandtheit genug, und so konnte ich ihm nur erwiedern, daß wir preußische Soldaten glücklicherweise eine ganz andere

Gesinnung hegten, Napoleon als den Unterdrücker unseres Vaterlandes haßten und freudig unser Blut vergießen wollten, um ihn für immer in Deutschland unschädlich zu machen.

1515.

1813, Ende und 1814 bis Mai.

Mit Arthur Schopenhauer.

a.

Goethe erzählte mir neulich, er habe am Hofe der Herzogin Amalie viele seiner damals soeben geschriebenen Stücke von den Hofleuten aufführen lassen, ohne daß irgend Einer mehr als seine eigene Rolle gekannt hätte, und das Stück in seinem Zusammenhang allen unbekannt und daher bei der Aufführung auch den Spielenden neu war. — Ist unser Leben etwas Anderes als eine solche Komödie? Der Philosoph ist einer, der willig den Statisten macht, um desto besser auf den Zusammenhang achten zu können.

b.

Ich sagte einmal zu Goethen, indem ich über die Täuschungen und Nichtigkeiten des Lebens klagte: ‚Der gegenwärtige Freund ist ja der abwesende nicht mehr.‘ Darauf er antwortete: „Ja, weil der Abwesende Sie selbst sind und er nur in Ihrem Kopfe geschaffen ist; statt daß der Gegenwärtige seine eigene Individualität

hat und sich nach seinen eigenen Gesetzen bewegt, die mit dem, was Sie sich eben denken, nicht allemal übereinstimmen können."

c.

Jetzt, nach 21 Jahren, verstehe ich was Goethe mir 1814 sagte, in Berka, wo ich ihn beim Buch der Stael de l'Allemagne gefunden hatte und nun im Gespräch darüber äußerte, sie mache eine übertriebene Schilderung von der Ehrlichkeit der Deutschen, wodurch Ausländer irre geleitet werden könnten. Er lachte und sagte: „Ja freilich, die werden den Koffer nicht anketten, und da wird er abgeschnitten." Dann aber setzte er ernst hinzu: „Aber wenn man die Unredlichkeit der Deutschen in ihrer ganzen Größe kennen lernen will, muß man sich mit der deutschen Litteratur bekannt machen."

d.

Von bemerkenswerthen Äußerungen Goethes zu Schopenhauer führe ich noch an, daß Goethe einst zu ihm gesagt: so oft er einpaar Seiten im Jean Paul lese, überkomme ihn ein Ekel und er müsse das Buch weglegen.

e.

In Maclaurin's ‚An account of Sir Isaac Newton's philosophical discoveries. 2d edition. London 1750 hat Schopenhauer Randbemerkungen gemacht. Zu der Stelle S. 257: Thus

Sir Is. Newton saw . . . and that the moon was only a greater projectile that received its motion, in the beginning of things, from the Almighty Author of the universe, worin Sch. die herausgehobenen Worte unterſtrichen hat, bemerkte er:

A kick, said Goethe to me 1814.

Dann S. 313 zu einer ähnlichen Stelle, in der The Creator von Sch. unterſtrichen iſt:

A kick! S. 257.

1516.

1814, Ende Juni oder Anfang Juli.

Über Sibbern.

Goethe iſt es, der Ihrer ſehr freundlich gegen Zelter gedacht.

1517.

1814.

Mit Thereſe Hankel, ſpäter verehelichte Hetſchel.

Meine [Lothar Hetſchel's] ſel. Mutter, Thereſe geb. Hankel aus Buttſtädt bei Weimar, befand ſich als 16jähriges Mädchen als Kammerjungfer in den Dienſten der Frau v. Stein und hatte die Obliegenheit, den Briefwechſel Letzterer mit Herrn von Goethe perſönlich zu vermitteln und bei den intimen Theeabenden, welche bei Frau v. Stein ſtattfanden, zu ſerviren. An ſolchen Abenden, wo Großherzog Karl Auguſt und alle damaligen hervorragenden Männer Weimars zugegen waren, las Goethe oft ſeine Manuſcripte vor. Als er einſt — es war

im Jahre 1814 — Fragmente aus Wilhelm Meisters Wanderjahren vorlas und den Namen „Lothar" aussprach, lächelte meine Mutter. Goethe bemerkte dieses, winkte Therese zu sich heran und frug sie, worüber sie gelacht habe. ‚Über den sonderbaren Namen, Herr von Goethe,' antwortete meine Mutter. Er winkte sie zu sich heran, nahm ihre Hand und sagte ihr: „versprechen Sie mir vor dieser illustren Gesellschaft, daß, wenn Sie einmal heirathen und — ‚o ich werde nie heirathen,' unterbrach meine Mutter — „Sie werden," sagte hierauf Goethe, „Ihrem Schicksal schon verfallen! und wenn Sie dann der Himmel mit einem Knaben segnet, daß dieser Knabe „Lothar" heißen soll. Merken Sie es sich, daß dieses ein schöner deutscher Name ist!"

1518.

Zwischen 1812 bis mit 1815.

Weihnachtsfeier bei Georg Wilhelm Lorsbach.

In Deutschland herrscht die Sitte, daß am Weihnachtsabend die Eltern den Kindern einen mit Bändern, Kerzen, Obst geschmückten Baum bescheeren. Einst war auch Goethe am Weihnachtsabend zu dieser Familienfeier bei Professor Lorsbach geladen, welcher eine einzige, schon erwachsene Tochter hatte und für diese im Nebenzimmer einen solchen schönen Weihnachtsbaum mit Äpfeln und andern Geschenken vorbereitet hielt. In einem andern Zimmer wurde indessen musicirt, gesungen, Karten gespielt, mit Goethe gesprochen, aber dabei stahlen sich

zwei schelmische Kumpane durch eine andere Thüre in das verschlossene Nebenzimmer, beraubten den Baum aller seiner Äpfel und Nüsse, und kehrten, als wäre nichts geschehen, in die Gesellschaft zurück. Schlag 7 kam der Vater, die Tochter an seiner Seite führend, öffnete die Thür und lud die Gesellschaft zum Eintreten in jenes Zimmer mit dem Weihnachtsbaum ein. Wie stutzten und erstarrten alle, da der Baum kahl und leer mitten im Zimmer stand. Goethe blieb vor dem Baume mit auf der Brust verschränkten Händen sinnend stehen, und die ganze Gesellschaft wurde still und wartete, was Goethe dazu sagen würde. Der aber öffnete die Lippen und rief mit scherzhaft pathetischer Stimme:

Eva, verziehen sei dir! es haben ja Söhne der Weisheit
Rein geplündert den Baum, welchen der Vater gepflanzt."

Freudiges Händeklatschen, Lachen und Scherze ertönten allseits bei diesen witzigen Versen und verschönerten den ganzen Abend bis in die späte Nacht.

1519.

1815, 24. (?) Mai.

Mit Gustav Schwab, Eduard Müller und .. Lempp.

a.

Mit guten Empfehlungsschreiben versehen eilten sie zu Goethe. Er empfing sie freundlich; ganz in schwarz

gekleidet, stand der schöne Greis nahe an der Schwelle, erkundigte sich nach ihrem Reiseplan, hieß sie sitzen und setzte sich so vertraulich zu ihnen, daß bald alle Scheue verschwand und sie ihm getrost in die dunkelglühenden Augen unter der sparsam weißgelockten Stirn blickten. Er sprach mit ihnen über das Reisen, über Deutschland und über das Theater. Er war selbst im Begriff eine Reise anzutreten, lud aber die jungen Männer ein, wenn der Rückweg sie wieder über Weimar führen sollte, ihn zu besuchen.

b.

In Weimar war es sein [Schwab's] erstes, Goethe zu besuchen und er konnte es nicht wohl ablehnen, auch seine Reisebegleiter zu ihm mitzunehmen. Goethe empfing sie sehr freundlich, bedauerte aber, daß er ihnen nichts Angenehmes erweisen könne, da er im Begriff sei, eine Reise anzutreten; er lud sie aber ein, wenn sie wieder nach Weimar kämen, miteinander oder jeder einzeln, ihn gewiß nicht zu umgehen.

1520.

1815, November (?).

Mit Friedrich August Goethe.

Es scheint alles [bei den Vorbereitungen zu den ‚Zeitgenossen'] vortrefflich zu gehen. Sie [Brockhaus] sehen aus den Beilagen, daß ich fast nirgends ohne Erfolg eingeladen habe. Und tüchtige Männer sind

dafür gewonnen. Knebel liefert auch eine Selbstbiographie, zu der ich mit Goethe vereint ihn bewogen habe. Und selbst Goethe hat mir seine eifrigste Theilnahme fast unaufgefordert zugesagt und mich auf's freundlichste eingeladen, mich in dem Fall, daß ich seiner bedarf, seines Raths, seiner Unterstützung, an ihn zu wenden und seiner größten Bereitwilligkeit versichert zu sein. Es ist sonst nicht seine Art, sehr zuvorkommend zu sein, aber sein besonderes Wohlwollen ehrt mich umsomehr. So hoffe ich, nun auch von ihm noch etwas zu den ‚Zeitgenossen' zu erhalten, und rechne besonders auf eine einleitende Darstellung des französischen Theaters, wenn nur erst Beiträge dazu eingegangen sind.

Ich bemerke gleich, daß Goethe für den Fall, daß sein Bild noch den ersten Band zieren soll, (er meinte: „Ei, ei! In so vornehmer Gesellschaft!") sehr empfohlen hat, ein kleines Bild, das im vorigen Jahr der Maler Rabe (in Berlin) in seinem Hause gemalt, zu dem Kupfer zu nehmen.

1521.

1817, April.

Mit Joseph Green Cogswell.

Instead of the proud repelling giant for whom he was prepared he found a kind, benignant man who received the young foreigner with natural and

unaffected heartiness. With a fine tact Goethe soon turned the conversation upon America and its hopes and promises, and astonished Cogswell through his minute knowledge of the physical and moral conditions of the country and its people. He spoke of Boston and its situation, of the productions of the American soil, of the large scale of its crystallizations as compared with those of other continents, and of the future of American literature. And during this whole conversation, says Cogswell, he made juster and more rational observations than I ever heard from any man in Europe.'

1522.

1817, October.

Mit Johann Kollár und . . . Mazarí.

Kaum hatte ich mich in Jena eingewohnt und umgesehen [er kam dort am 8. October 1817 an], so war es meine erste Sorge, nicht bloß die Professoren, sondern auch die übrigen dort lebenden großen Männer, oder wenigstens ihre Denkmäler und die Häuser, die sie bewohnt, kennen zu lernen. Der Zufall fügte es nun, daß Herr W. Goethe unweit von uns wohnte, ihm galt also mein erster Besuch. Ich war dort das erstemal mit Mazari, dann öfter allein. Das erstemal ließ er uns im Vorzimmer ein wenig warten, bis er, wie es hieß, Toilette gemacht hätte. Dann trat dieser

deutſche Jupiter mit würdevoller Höflichkeit, und gemeſſenen Schritten und Worten vor uns. Auch Herr Goethe war der Meinung, daß in Ungarn bloß Magyaren wohnen, weshalb er auch uns für Magyaren hielt. Als ich aber dagegen proteſtirte: ‚Mein Herr, ich bin ein Slovake, oder wenn Sie wollen, ein Slave, und mein Gefährte hier iſt ein Halbmagyare und Halbdeutſcher,‘ lachte Herr Goethe über dieſen meinen Freimuth laut auf, worauf er, zu mir gewendet, mich vertraulich bat, ihm einige ſlovakiſche Volkslieder zu verſchaffen und zu überſetzen, da er viel von ihrem Reichthum und Schönheit gehört hatte. Um magyariſche hätte er ſchon oft gebeten und geſchrieben, hätte aber bisher noch keine bekommen können. „Ich höre, die Magyaren ſollen ebenſo ſanglos ſein, wie unſer deutſches Volk.“ So trennten wir uns.

1523.

1817, November (?).

Mit Kollár u. a.

Nach Monatsfriſt etwa begegnete ich Herrn Goethe im fürſtlichen Garten auf der Promenade, und ſogleich auf mich zuſchreitend, ſchalt er mich: „Was machen die ſlovakiſchen Geſänge?“ Ich entſchuldigte mich mit dem Mangel an Zeit zu Beginn des Semeſters, und verſprach, wie ich es auch hielt, ſie nach Verminderung der aufgelaufenen Arbeiten zu liefern. Einige von

ihnen, von ihm metriſch bearbeitet, erſchienen in der von ihm herausgegebenen Zeitſchrift.

Bei dem zweiten und den folgenden Beſuchen legte Goethe den Miniſter und den Hofmann ſchon ganz ab, und ſchien eher Patriarch und Vater zu ſein. Goethe hatte die Gewohnheit, faſt täglich, in einem mit zwei Schimmeln beſpannten Wagen um Jena herum zu fahren, und dabei mit ſeinem Kutſcher, als wäre es ſein vertrauteſter Freund, laut zu ſprechen, oder zu zanken. Unſer Freund, Herr Samuel Ferjenčik, ein ausgezeichneter Sänger und Guitarreſpieler, verkehrte noch viel häufiger und intimer mit Goethe, weil er ſeine Balladen und Romanzen, Erlkönig, Der Sänger, Fiſcher, vortrefflich zu ſingen verſtand.

1524.

Um 1817 (?).

Mit Ulrike von Pogwiſch.

Ach, er war ſo gut, ſo engelsgut; wir nannten ihn immer den ‚Vatter', das mochte er gern. O, das war eine Ehrfurcht, wenn der Vatter kam, und wenn er uns anredete, dann waren wir ſchon glücklich. Ja, Sie hätten nur ſehen ſollen, was für ein ſchöner, majeſtätiſcher Mann er war. Ich war noch ein kleines dummes Ding, wußte wohl, daß er ein berühmter Mann war, der Verſe machte, aber leſen that ich ſie nicht. Und weil ich damals ſeine Größe noch nicht

zu ſchätzen verſtand, war ich ihm viel dreiſter, als die andern Hausgenoſſen. Nun mochte er es gern, daß eine von uns jungen Mädchen, deren mehrere im Hauſe waren, in ſeinem Zimmer verweilte, wenn er arbeitete, doch durfte dieſe keine Handarbeit vornehmen. Auch wurde nur ſelten geſprochen; er mochte uns nur gern ſo um ſich haben. Das war mir aber zu langweilig, und ſo nahm ich meine Arbeit mit. Nun gab's gleich ein Gezwitſcher: ‚Die Ulrike iſt zum Vatter gegangen mit Handarbeit.' Ich kehrte mich nicht daran, und als es dem Vatter geſagt wurde, wie ungehorſam ich ſei, lächelte er ſo ein ganz wenig — er konnte oft ſo ein ganz wenig lächeln und es war dann in ſeinem Geſicht wie heller, warmer Sonnenſchein — und ſagte: „Beunruhigt nur die Kleine nicht! Sie darf es."

1525.

1818, 27. Auguſt.

Mit Wilhelm Rehbein.

Sein Leibarzt war der ſehr beliebte Hofmedicus Rehbein. Draſtiſch in ſeinen ſcharfſinnigen Verordnungen war er es auch in keckem Witz, und Goethe ſchenkte ihm großes Vertrauen, ſeine beſondere Gunſt, nahm ihn ſogar mit in's Bad. ‚Eines Morgens' — ſo erzählte mir der Doctor — ‚mach' ich meinen gewöhnlichen Beſuch und finde ihn bei ſehr guter Laune; ein Flaſche Wein ſtand neben ihm, aus dem Mutter-

fäßchen eines seiner Verehrer. Die Blume hatte offenbar auf seinen Geist gewirkt: alles deutete darauf hin und auf seinen Geburtstag, der doch nicht war; er nöthigte mich sogar auf seine Gesundheit zu trinken. Ich stand und wußte gar nicht, wie ich mir das erklären sollte. Ich versah mich irgend eines spaßigen Einfalls wie er dergleichen oft zum besten gab. Endlich merkt' ich, wo es hinaus wollte: er hatte sich, drollig genug, selbst mystificirt. Da platzt' ich los: ‚Aber Excellenz, Ihr Geburtstag ist ja heute nicht!' — „Was?" ruft Goethe: „Mein Geburtstag wäre nicht?" — ‚Heute nicht!' versicherte ich ihm. — „Laßt doch einmal sehen!" sagte er und schritt ganz gravitätisch auf den Kalender zu, legte ihn dann still hin und kam ernst zurück: „Nun, da sehe mir einmal einer! Da hab' ich mich heute umsonst — betrunken." — ‚Praenumerando!' rief ich und mußte gerade heraus lachen.

Das Kraftwort, das der Großartige statt „betrunken" dabei gebraucht haben soll, will ich auf Rechnung des rundsummigen Erzählers setzen.

1526.

1818, 6. December.

Mit Peter Oluf Brøndsted.

Am 6. December besuchte ich Goethe. Er war ein paar Stunden zuvor aus Berka angelangt. Wie es mich freute den alten Adler wieder zu sehen! Er

brummt noch wie gewöhnlich, ist um 12 Jahre älter geworden, jetzt beinahe 70 Jahre alt, aber er ist nicht minder kräftig. Er dankte mir vielmals für die Aufmerksamkeit ihn in Weimar besuchen zu wollen, ehe ich nach Italien ginge, sprach mit mir von meiner griechischen Reise, von den phigaleischen Basreliefs ꝛc. Diese bewundert Goethe höchlich. Ich brachte die Rede auf seine neue Dichtung in persischem Gewande (worüber Riemer mir erzählt hatte). Er äußerte, daß es ihm eine Erquickung gewesen sei, sich so in etwas ganz Neues hineinzusetzen; daß Professor Kosegarten in Jena ihm dazu geholfen hatte u. s. w. Ich fragte ihn auch über die Festivität am Hofe, die Goethe vorbereitet. Er sagte*): „Ja nun, man bestrebt sich, wie billig, den hohen Herrschaften als wie zum geringen Ersatz für alle Gnade und Güte zu irgend einem gefälligen Genusse zu verhelfen." In dieser Maskerade werden unter Anderem die hervorragendsten Goetheschen und Schillerschen Dramen personifizirt auftreten und jeder eine Huldigungsrede an die hohen Personen halten, unter deren Auspizien sie entstanden. Goethe bat mich morgen um 11 Uhr wieder zu kommen.

*) Im Original deutsch citirt.

1527.

1818, 7. December.

Mit Brönsted und . . . Lunzi.

Montag Vormittag, den 7. December, war ich wieder, mit Lunzi*), bei Goethe. Der edle Greis empfing uns äußerst freundlich. Wie ward ich überrascht, als ich in seinen Salon eintrat und eine sehr hübsche Zeichnung von einer großen Gruppe aus dem Fries des Tempels zu Phigalia auf dem Klaviere aufgestellt fand. Dieses gab Veranlassung zu einem Gespräche über den phigaleischen Fries. Ich erzählte ihm, was er bisher nicht recht wußte, daß diese Marmore die inwendige Verzierung der Tempelzelle waren, auch wie sie gefunden worden, über die Ausgrabung, unseren höchst interessanten Aufenthalt daselbst ꝛc. Goethe sagte einzelne schöne und sehr treffende Bemerkungen wegen der herrlichen Gruppe, die uns gegenüber stand, z. B.: „daß jedes Kunstwerk dieser wunderbaren Nation nicht allein oder für sich isolirt betrachtet werden muß, sondern in Verbindung mit der ganzen Existenz der Hellenen, als ein Glied des wunderbaren Kunstlebens, das nur diese Nation lebte: nur in dieser Weise gelangen wir zu einer wahren, objectiven und geschichtlichen Werthschätzung und Beurtheilung des Werkes. In der uns fast unbegreiflichen Kunstfülle, darin die Griechen lebten,

*) Junger Grieche, der in Dänemark einige Jahre gelebt hatte.

liegt der Grund ſo mancher Zurückſetzung deſſen, was wir, nach unſerer beſchränkten Schulnorm (wonach die Erzeugniſſe unſerer eigenen Zeit gewöhnlich angeſchaut werden), als wichtig und weſentlich anſehen. Daß der Hellene z. B. oft einen Arm oder ein Bein kürzer oder länger machte als es die Correctheit der Zeichnung zu geſtatten ſcheint, läßt ſich gar nicht läugnen, ſogar in höchſt vorzüglichen antiken Compoſitionen, aber ſo Etwas ging ihm nicht an, wenn die Verhältniſſe und das Local ſolches deckten. Bisweilen werden wir ſogar finden, daß dieſe Bedingungen eine ſolche Unregelmäßigkeit forderten, und daß das Enſemble und der Totaleindruck, das ſtete und wichtigſte Augenmerk des Griechen, dadurch gewann." — Ich hatte gute Abdrücke meiner wenigen mitgebrachten antiken Gemmen mit zu ihm genommen. Dieſe freuten ihn ſehr. Er ſeinerſeits zeigte mir eine Menge ſchöner Abdrücke von merkwürdigen Intaglios. Einige waren ſehr ſchön; ich kam aber nicht recht dazu ſeine Kunſtſchätze zu genießen, denn er war affairé mit verſchiedenen Beſuchen ꝛc. wegen der Hofmaskerade. Goethe führte uns in andere Zimmer, wo er ſeine Bronzefiguren und kleine antike Marmore nebſt einer großen Anzahl herrlicher Abgüſſe von antiken Marmorwerken hat; hier war es aber außerordentlich kalt, der Mann fror, und ich ſah das Ganze nur flüchtig. Ich ſprach auch mit Goethe über Oehlenſchläger, und ein Gruß von unſerem Dichter war ihm ſehr willkommen. Es freute ihn zu erfahren, daß

Oehlenschläger bei der Nation geachtet und beliebt ist, wie er es zu sein verdient. Von dem Betragen Baggesen's hatte er nur flüchtig etwas gehört; ich erzählte ihm mehr davon. Er äußerte*): „Ja, das mein' ich wohl, daß er nit was Gutes schafft — der ist mir immer als ein lockerer Geselle vorgekommen." Als ich den herrlichen Greis verließ, sagte er**): „Na! Sie haben tapfer und kräftig das phigaleische Abenteuer und viele andere bestanden, so darf ich wohl hoffen, Sie wieder einmal, wenn ich lebe, gesund und wohl und in einer freundlicheren Jahreszeit bei uns zu sehen."

1528.

1818, gegen Mitte December.

Mit Coudray.

An dem großen Festzuge vom 18. December 1818, welcher bei Anwesenheit der Mutter der Erbgroßherzogin, der Kaiserin Maria Feodorowna, geistige Erzeugnisse der Weimarer Glanzzeit nebst verschiedenen allegorischen Gestalten vorführte, nahm Karl Wilhelm Freiherr v. Fritsch nebst Frau und seinen drei Söhnen Karl, Albert und Georg theil. Die beiden letzteren stellten Elfen vor, und Albert hatte die Verse zu sprechen: ‚Das kleine Volk, das hier vereint ꝛc.' Allein es

*) Deutsch in dem Orig. citirt.
**) Ebenso.

wollte mit dem Auswendiglernen nicht recht gehen, was Oberbaudirector Coudray, der den Aufzug einübte, Goethen klagte. „Nun," erwiederte dieser, „wo Licht ist, muß auch Schatten sein."

1529.

1819, 10. Mai.

Mit Cogswell.

Cogswell . . . speaks of his [Goethe's] enthusiastic praises of Byron, and also says that he was not merely gracious, but affectionate and even playful', and that they sat together till midnight and were in great glee.

1530.

1819, Ende Auguſt.

Mit Cogswell.

At the end of August Cogswell went for the last time to Weimar to bid farewell to the friend whom he had come to venerate as a father. In order to avoid the public celebration of his seventieth birthday Goethe had gone to Jena, and here he received the young American. He was visibly affected by his visit; he embraced and kissed Cogswell with tears in his eyes, and said: „And will you remember me when you are surrounded by your friends at home? and may I believe that there is a heart

(No. 3.)

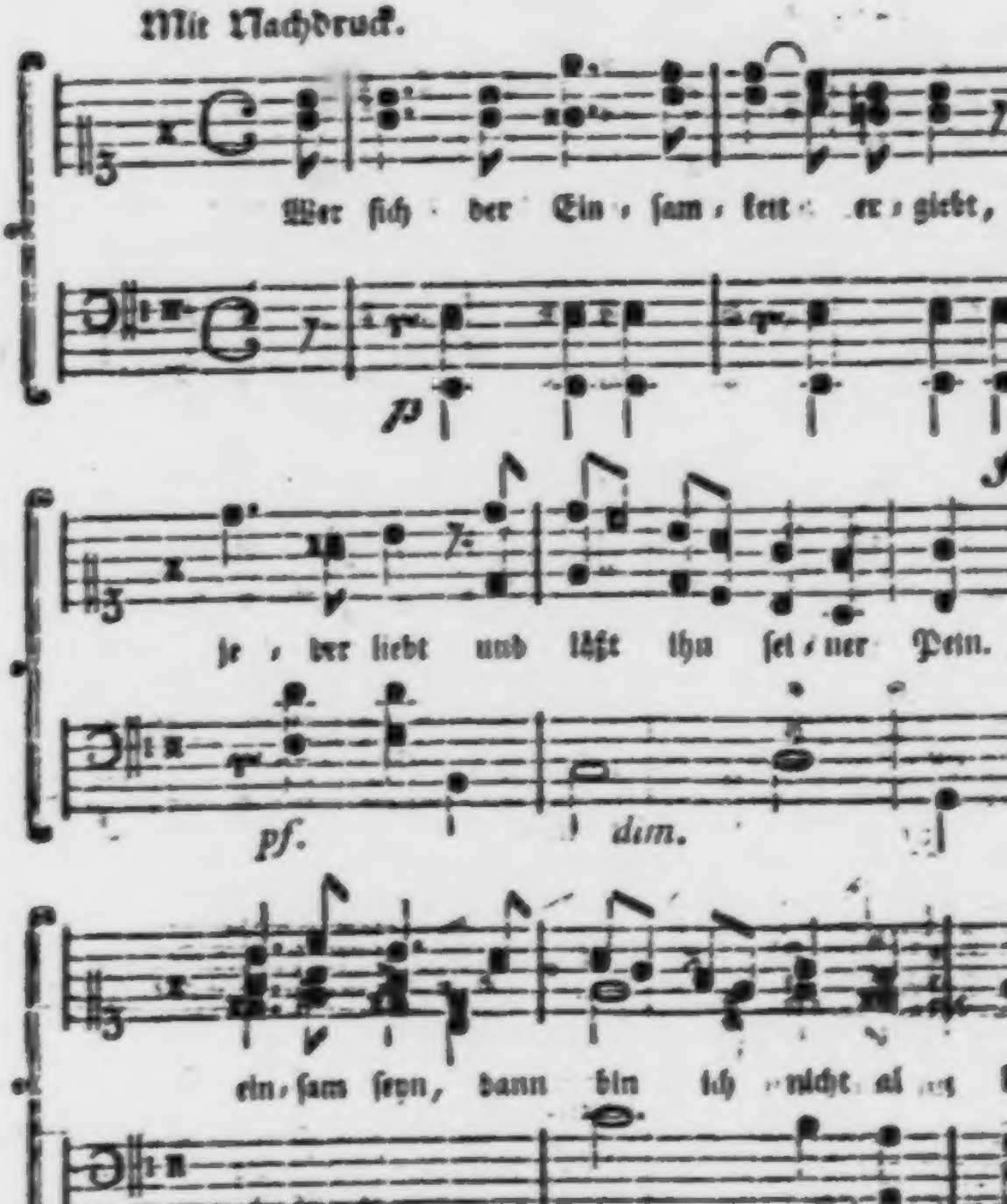
Mit Nachdruck.
Wer sich der Ein-sam-keit er-giebt,
p
je-der liebt und läßt ihn sei-ner Pein.
pf.
dim.
ein-sam seyn, dann bin ich nicht al
dim.
p

in the new world which cares for me?' Cogswell had not expected such a warm feeling on Goethe's part, and was deeply moved. ‚It almost broke my heart', he writes, ‚to say adieu to him.'

1531.

Um 1819 ?).

Mit einem Ungenannten, vielleicht F. A. Wolf.*)

a.

[Inhaltsangaben von Gesprächen:] Patriotismus — Sinn dafür — Individualität — doch so sehr deutsch.

Die Ehe — die drei Weiber im ‚Meister', welche gar nicht dafür taugen.

b.

„Es war nie meine Art, gegen Institute zu eifern, das schien mir stets Überhebung, und es mag sein, daß ich zu früh höflich wurde. Kurz, es war nicht meine Art; ich habe deshalb immer nur ein entferntes Ende der Stange leise berührt."

c.

„Sie fragen, ob ich mit ausgebildeter Absicht —? Ich desavouire mich nicht gerne ganz: mit ausgebildeter Absicht? Nein! Ohne sie? Nein! Ich habe nie mehr gewollt, als anregen; wenn der Schriftsteller mehr will,

*) [Der zweite Absatz von g. steht nicht entgegen.]

so kommen die Sachen an die Regierungskanzlei, und er verliert nicht nur die Äpfel, sondern den Korb dazu."

d.

„Die Romantik? Wer sich befähigt und berufen fühlt, der möge das Ungewöhnliche erfinden und ungewöhnlich färben; es wird manchen herausheben aus seinem gedrückten Zustande. Nur verbinde sich nicht die Prätension mit dieser Willkühr! Die freie Kunst darf nie an andere Prätensionen machen. Darin lag das Fehlerhafte der sogenannten Romantiker, besonders Tieck's, der für romantische Possen eine Anstellung bei der Nation haben möchte. Wir sind der Nation gegenüber alle Dilettanten, die kein Entréegeld verlangen dürfen. Dies Unromantische der Romantik hat sie sehr zurückgebracht."

e.

„In Karlsbad hat einmal einer von mir gesagt: ich sei ein gesetzter Dichter; er wollte damit ausdrücken: ich bliebe beim Dichten doch nebenher ein bürgerlich vernünftiger Mann. Der eine hielt das für Lob, der andere für Tadel; ich kann nichts darüber sagen; denn es ist dies eben mein Ich, worüber andern das Urtheil zusteht. Wenn ich für mich nicht recht zu haben dächte, so wäre ich anders, wenigstens ein wenig anders; denn seine Ursprünglichkeit ändert jedermann sehr wenig."

f.

„Ob ich viel auf Änderung ausgegangen sei? Nein! nur auf Bildung. Jede Farbe kann zu einer gefälligen Darstellung gebildet werden; ich bin niemals roth gewesen, wie Lord Byron; mein Colorit von Hause aus war immer sanfterer Art, etwa ein artiges Blau. Ich hätte mich zerstört, wäre mir das Bestreben geworden, durchaus roth zu sein."

g.

„Ob ich nicht zu weit gegangen sei mit der Art, mich zurückzuziehen, mit der abweisenden Lebensart, was man in einer Art auch Bildung nennen dürfe? Ob ich nicht eben dadurch manches verletzt, oder gar zerstört habe? Das kann wohl sein! Wo es soviel Unzureichendes giebt, wie in dieser Welt, wird nichts ohne Opfer erreicht: man hat nur die Wahl zwischen großen und kleinen. Ich that nur, wie ich konnte, und da ich immer sah, daß die geringsten Erfolge und die größten Nachtheile da entstanden, wo der Mensch sich selbst überbot und verlor, so drängte ich oft gewaltsam alles darauf hin, mich selbst vor dem tausendfachen Zudrange der Welt und deren Anmuthung zu retten. Da ich nun einmal zur ganzen Nation sprach, so hoffte ich dadurch im ganzen mehr zu retten, als wenn ich dem einzelnen stets zuwillen gewesen wäre. Jede Bildung ist ein Gefängniß, an dessen Eisengitter Vorübergehende Ärgerniß nehmen, an dessen Mauern

sie sich stoßen können; der Sichbildende, darin Eingesperrte, stößt sich selbst, aber das Resultat ist eine wirklich gewonnene Freiheit. Bei einem gewissenhaften Schriftsteller der Nation leiden die nächsten Umgebungen am meisten, sie leiden für den etwaigen Gewinn der Nation; man opfert auch hier das Kleinere für das Größere. Ich habe oft den Privatmann beneidet, daß er seinen Umgebungen alle Opfer, alle Hingebungen widmen kann, daß er seine Bildung stündlich zeigen darf; er sieht den Lohn nahe, er wird immer schnell bezahlt, wenn auch nur durch sich selbst. Ich habe die Größe mit Mühe erlernet, die Größe: in weiten National- oder Epochenkreisen das Genüge für meine Wirksamkeit zu suchen, oft in Symptomen zu erkennen, wo der nächste Freund mir die Zurechnung versagt, sie für Eitelkeit ausgegeben hatte.

Allerdings gehören meine Briefe in diesen Gedankenkreis. Wolf hat mir's vorgeworfen, Schiller, daß ich sie karg abspeiste. Wer sich in Briefen hingeben will, — der Glückliche! — der giebt die Sammlung auf, welche dem Nationalschriftsteller nöthig ist. Das Wort an den einzelnen mag erleichtern und schön sein, aber der Nachdruck, wenn es still in uns ausgetragen ist, wie das Kind der Mutter, die Peripherie desselben, die es am öffentlichen Orte gewinnen kann, geht verloren."

h.

Sie werfen mir den Schluß des ‚Meister‘ vor, nennen die Einhüllung in den geheimen Bund und das Dahingehörige wohlfeil und einen Mangel der Lösung im vollen Sonnenscheine. Lieber Freund! Erst haben Sie ein Hochwichtiges darin gefunden, daß eitel Mesalliancen zum Vorschein kommen und die mittlere Welt sich in die höhere eindränge, und nun vermissen Sie für ein solches Buch den vollen Sonnenschein! Ein solcher hätte erschreckend beleidigt; die Seele des Buchs aber ist eine höfliche Andeutung; mehr lag nicht in meinem Charakter und in meiner Fähigkeit, und das Zusammengehn dieser beiden macht allein eine wohlthätige Romanerscheinung. Überbietet man eins oder das andere, so entsteht die Gewaltsamkeit, und der poetische Eindruck wird durch die Entrüstung zerstört, welche dadurch bei einer großen Classe von Lesern hervorgerufen wird. Darin versehen es diese begabten jungen Franzosen, und es überhebt sich ihrer deshalb sogar unser unschöpferischer Pedant. Wünschen darf man zu einem Buche, aber man muß nicht zum Wegwünschen genöthigt sein, aus welchem Wort das Verwünschen entstanden ist. Der Roman soll erscheinen, wie die Landschaft erscheint, ohne Leidenschaft; auch in jener verbergen sich dunkle Partien. Daß man für jenen geheimnißvollen Bund etwas Leichteres, Gefälligeres, oder, wie Sie sich ausdrückten, Natürlicheres

habe erfinden können, glaube ich wohl; es lag eben nichts solches in meiner schaffenden Kraft zur Hand; es bot sich mir jenes, und dem Schöpfer einer so breiten Welt muß man zutrauen, daß er, alle Rücksichten erwägend, passender wählt, als der besuchende Leser. Freilich sieht der Leser oft glücklicher: er ist frei, betrachtet ein Bild unbefangen — aber, Freund! wenn man sich darauf einlassen will, so wird am Ende alle Neigung, aller Muth zum Hervorbringen verleidet. Haben wir eine eigene Welt gemacht, so muß es uns doch auch fürs erste zustehn, die Gesetze darin zu machen; wer soviel anderes über ein Buch weiß, der sollte sich nicht über dem Buch ausgeben, sondern selbst ein anderes schreiben. Die eigensinnig fordernde Kritik hab' ich mir stets vom Leibe gehalten; wer mich nicht mag, dem kann ich nichts geben, mit dem ist es bald ein klares Verhältniß. Wer mich aber durchaus anders will, als ich bin, der versucht es, mich unter freundlichen Worten zu erwürgen; der ist mein schlimmster Feind, weil er spricht, als ob er mein Freund wäre. Und diese weichliche Freundesfeindschaft quält manchen armen Autor bei uns zu Tode. Ein ähnliches Verhältniß ward es zwischen mir und den Herren v. Schlegel sammt deren Kreuzfahrerheere: sie spannen mich ein mit Lob und Litanei, die mir nicht zukamen, und mit freundlicher Bußauflegung, die mir ebenfalls nicht zukam; sie wollten mich mir selbst entwenden. Ich wäre in dieser lobesamen Kritik erstickt, hätte ich

nicht plötzlich beide Arme gebraucht. — Endlich aber, um das Thema zu erledigen, war damals die Zeit der geheimen Bündnisse: alles war darauf gestellt; so gerieth es einem denn auch wohl in den Roman als etwas, was ganz in Herkommen und Ordnung sei."

1532.

1820, 25. August.

Mit Anton Freiherr von Prokesch-Osten.

„Errathen Sie, daß ich von Goethe rede? Nicht hier, sondern schon vorgestern, in Jena, traf ich ihn. Mit ihm durchfuhr ich die Gegend; an seiner Seite besuchte ich die Kabinete und Bücherſammlungen; in seinem Garten lebt' ich mit ihm, theilte Mittags und Abends seine ländliche Tafel. Mit kindlicher Heiterkeit zeigte er mir einige Versuche, die auf den dritten Theil der Morphologie Bezug haben; wir sprachen über seine Jugend, seine Schopfungen, seine Verhältnisse. Bis gegen Mitternacht las er mir aus seinem Tiwan, dann schloß er mich in seine Arme, und ich schied.

1533.

1820, Ende September (?).

Mit F. Förster und dessen Gattin.

(Bl. 296.)

Zur Feier des siebzigsten Geburtstages Goethes hatte der Staatsrath Schultz in seinem, in Schön-

hauſen bei Berlin gelegenen Landhauſe die näheren Freunde und Freundinnen des Dichters zu einem feſtlichen Mittagsmahle verſammelt. Reden, Toaſte und Geſänge fehlten nicht und meine Frau trug ein von mir gedichtetes Lied, ‚Der Muſen und Grazien der Mark Glückwunſch‘, vor.

Als bei einem ſpäteren Beſuche in Weimar Goethe meiner Frau Freundliches über ihren Geſang ſagte, erwiederte ſie ihm, ... daß ſie von ſeiner gütigen Geſinnung, überraſcht ſei, da ſie ja in Berlin zuhaus gehöre, wo die Muſen und Grazien der Mark ſich aber nicht rühmen könnten, in beſonderer Gunſt bei ihm zu ſtehen. Goethe nahm den Scherz wohl auf und erwiederte ihn mit der Verſicherung, daß er von ſeinem Unglauben bekehrt worden ſei, ſeitdem ihm eine der Muſen und Grazien in Perſon, und zwar beides in Einer erſchienen ſei. Die Zeiten, meinte er, ſeien längſt vorüber, wo Nicolai mit Bieſter und Gedike als die Alleinherrſcher im Reiche des guten Geſchmackes in Berlin dominirten. „Aber ich bin ja“ — fiel ihm meine Frau in die Rede — „eine Tochter Gedike's, habe alſo auch etwas von jener gefährlichen Erbſchaft angetreten.“ Goethe, ohne im Geringſten in Verlegenheit gebracht zu ſein, entgegnete, ihre beiden Hände faſſend und ihr freundlich in die Augen ſehend: wie er nicht geglaubt hätte, daß es ihm beſchieden ſein werde, in ſeinen alten Tagen noch einmal in die ſchönſte Ausgabe von Gedike's Leſebuch einen, ihn über ſo

manches Wissenswerthe aufklärenden Blick thun zu dürfen. Gegen mich sich wendend, erinnerte Goethe daran: er habe vom Staatsrath Schultz erfahren, daß ich bei einer ihm zu Ehren auf Schultzes Landhause veranstalteten Festlichkeit ein Gedicht vorgetragen habe: ‚Die neuen Musen und Grazien in der Mark.' „Lassen Sie es doch von Freund Zelter in Musik setzen und singen Sie mir es bei einem nächsten Besuche vor! Er ist den jüngern Musen diese Genugthuung schuldig, da sich die alten dieser Vergünstigung zu erfreuen gehabt."

Goethe hatte sich in die Sopha-Ecke zurückgezogen, um nicht von dem Lampenschein geblendet zu werden, gegen welchen er sich außerdem durch einen grünen Schirm zu schützen suchte. Meine Frau sang den ‚König in Thule,' ‚Meine Ruhe ist hin,' dann später ‚O neige Du Schmerzensreiche' u. s. w. Nach einigen freundlichen, „dem seelenvollen und innig leidenschaftlichen" Vortrage der Sängerin gespendeten Worten sprach er sich anerkennend und eingehend über die Compositionen des Fürsten Radziwill aus, die ihm ja auch, und zwar vorzüglich die Chöre, von unserm gemeinschaftlichen Freunde Zelter als vorzüglich gelungen gerühmt worden seien. Nur damit erklärte er sich nicht einverstanden, daß der Componist auch die Selbstgespräche Faust's, welche sich wohl ohne musikalische Beihülfe zur Geltung bringen würden, mit Musik ausgestattet habe, wodurch das Drama den zwitterhaften

Charakter des Melodramas erhalte, welches weder Schauſpiel noch Oper, nicht Fiſch, nicht Fleiſch ſei. In dieſer Meinung wurde er noch durch die Mittheilung beſtärkt, daß wenn der Fürſt die Monologe, welche er ſicherer als irgend ein Schauſpieler, auch mit Verſtändniß und tiefgefühlter Empfindung ſpreche und ſich ſelbſt auf dem Cello begleite, das Gedicht zur vollen Geltung gelange, wenn aber der Schauſpieler die Rolle ſpreche, Muſik und Rede oft auseinandergeriethen, wodurch Zögerung und Fortſchreiten an unrechter Stelle unvermeidlich würden. So angemeſſen der Stimmung die muſikaliſche Begleitung zu Fauſt's Monolog ‚Verlaſſen hab' ich Feld und Auen' u. ſ. w ſei, ſo ſtöre es jedenfalls, daß der Sprechende, als abhängig, oft an unpaſſenden Stellen unterbrochen und aufgehalten von der muſikaliſchen Begleitung erſcheint. Er ſei immer der Meinung geweſen, daß die bezeichneten Stellen keiner muſikaliſchen Beihülfe bedürften, worin er vollkommen dem geiſtreichen Coleridge zuſtimme:

An orphic tale indeed,
A tale divine of high and passionate thoughts,
To their own music chaunted.

(Der Fauſt) „Ein orphiſches Gedicht fürwahr,
Ein göttliches, voll hoher, leidenſchaftlicher Gedanken,
Ertönend zu der eigenen Muſik.

Als von einer der anweſenden Damen bemerkt wurde, daß die Muſik Beethoven's zu Egmont's Monolog

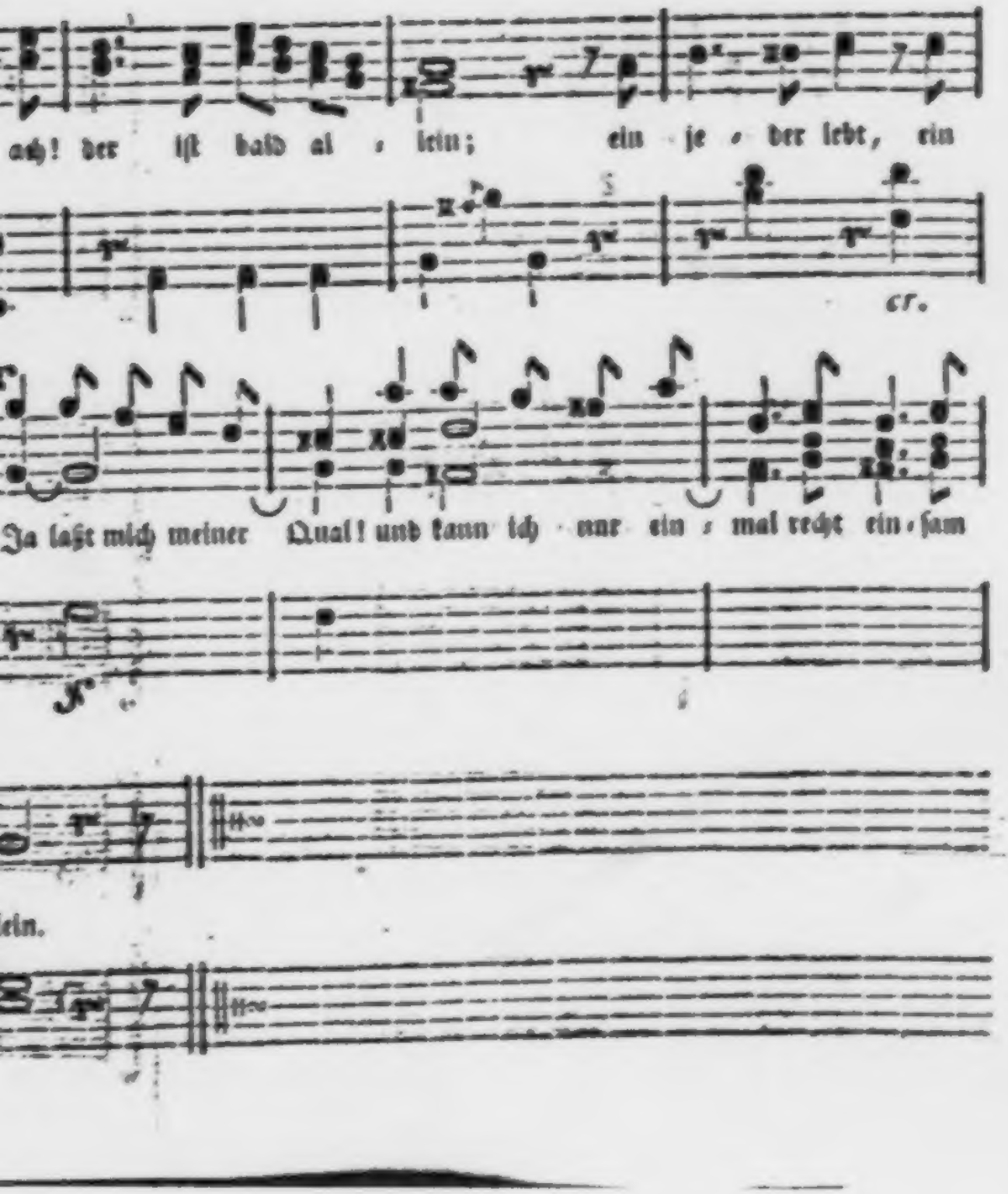
ach! der iſt bald al - lein; ein je - der lebt, ein
cr.
Ja laßt mich meiner Qual! und kann ich nur ein - mal recht ein - ſam
f
lein.

im Kerker und zur Erscheinung Clärchens als Traumbild von unbeschreiblich rührender Wirkung sei, sagte Goethe: „„Nun, da möchte ich doch auf den bedeutenden Unterschied der Situation der beiden Scenen aufmerksam machen. Faust kehrt von dem Spaziergange zurück; in ernste Betrachtungen versenkt, verweist er den knurrenden Pudel, der ihn stört, zur Ruh und begiebt sich dann daran, mit Sinnen und Nachdenken sich das Verständniß über die schwerste Stelle des Evangeliums zu erschließen. Dies alles scheint mir zur musikalischen Begleitung nicht geeignet. Da ist es doch etwas anderes, wenn Egmont den langentbehrten Schlaf herbeiwünscht.““ Mit einem Ausdrucke tiefempfundenster Wehmuth, die uns alle zu Thränen rührte, recitirte Goethe die Worte: ‚Süßer Schlaf! Du kommst, wie ein reines Glück, ungebeten, unerfleht, am willigsten. Du lösest die Knoten der strengen Gedanken, verwischest alle Bilder der Freude und des Schmerzes; ungehindert fließt der Kreis innerer Harmonieen, und eingehüllt in gefälligen Wahnsinn versinken wir und hören auf zu sein.‘ — „„Hier hab' ich ausdrücklich angegeben, daß Musik seinen Schlummer begleiten soll, sanft während der Erscheinung des Traumbildes, das verschwindet, als die Trommeln der Wache ertönen, welche Egmont zum Blutgerüst begleiten soll. Hierbei ist allerdings die musikalische Begleitung angezeigt, und Beethoven ist mit bewundernswerthem Genie in meine Intentionen eingegangen.““

An einem der folgenden Tage, an welchem wir wieder eine Einladung zu Frau v. Goethe in den Garten erhalten hatten, fand auch Goethe sich ein und brachte das Gespräch wieder auf die Compositionen des Fürsten Radziwill, theils um meiner Frau, welche von den Verehrerinnen des fürstlichen Componisten nicht der geringsten eine war, etwas Freundliches über ihren Gesang zu sagen, theils — und vielleicht mehr noch — um sie wegen ihrer Schwärmerei für ihre geliebte Vaterstadt Berlin mit dem ihm eigenen liebenswürdigen Humor zu necken, sagte er: „Berlin mag sich, seitdem ich dort war, und das ist schon lange her, sehr verändert und verschönert haben, allein zwei Dinge würde ich dort gewiß ebenso wie vordem alltäglich wiederfinden: unter den Linden Staubwolken und am Himmel Regenwolken.“ — „Was die Staubwolken betrifft,“ entgegnete Laura, „so wissen wir uns zu helfen: entweder wir machen uns nichts aus dem Staube oder“ — „„wir machen uns aus dem Staube““ — unterbrach sie Goethe. „Dies letztere Mittel,“ fügte Frau Ottilie hinzu, „würde sich doch wohl am meisten empfehlen.“ — „Und was die Regenwolken betrifft,“ nahm Laura die Rede wieder auf, „so würden Sie bei unserm Freund Zelter und auch sonst überall den Himmel voller Geigen finden, und das Cello des Fürsten Radziwill würde sich gewiß Ihres Beifalls erfreuen.“ — Meine Frau erging sich aufs neue in lebhafter Schilderung des fürstlichen Componisten

und Virtuosen und fügte dann hinzu: „Wir wollen es schon noch durchsetzen, daß Excellenz nach Berlin kommen; ich habe mit Doris und Rosamunde [Zelter's Töchtern] eine kleine Verschwörung gemacht." — „„Und wollen Sie mir davon nicht vorher einen kleinen Wink geben?"" fragte Goethe. — „Nicht alles; aber etwas will ich davon verrathen: wir halten die in Aussicht gestellte Sendung der delicaten Teltower Rübchen zurück und liefern sie nur aus, wenn Sie sie selbst abholen." — „„Da seht ihr guten Kinder nun,"" sagte Goethe zu den andern Damen gewendet, „„wie gefährlich die lieben Berlinerinnen sind: wenn es ihnen mit ihrem Lockvogel auf dem Cello nicht gelingt, so halten sie eine Lockspeise bereit, sodaß wir amende doch wohl anbeißen""

1534.

Um 1820 (?).

Über die Universität Jena.

„Jena ist nun einmal nicht todt zu machen," wie auch Goethe in einem Gespräche über die Universität einmal äußerte; „ich habe Jena dreimal am Boden und dreimal wieder obenauf gesehen; es besitzt eine ungeheure Vegetationskraft."

1535.

Um 1820.

Mit Wilhelm Naumann u. a.

Von Schulpforta aus, wo er damals mit seinem Zögling [Graf Hohenthal] weilte, begab er sich auf

einen Ausflug nach Weimar in Begleitung eines Lehrers der Fürstenschule. Der dortige Professor, nachherige Rector Lange gab Naumann bei der Abreise eine Uebersetzung der „Iphigenie" in's Griechische von Ernst Ortlepp in der Absicht, dadurch einen schicklichen Anlaß zu einem Besuch bei Goethe zu bieten, dem er diese Arbeit überreichen sollte. Naumann wollte davon nichts wissen, da er gehört, Goethe behandle die Besuchenden oft unfreundlich und er sich zu sehr fühlte, um solcher Behandlung sich auszusetzen; Lange redete jedoch zu, die Uebersetzung wenigstens mitzunehmen, da er doch vielleicht wünschen könne, Goethen aufwarten zu wollen. In Weimar besuchte er den Hofrath Riemer, dem er die Handschrift mit der Bitte zustellte, sie Goethe zu überreichen, und als dieser frug, warum er das nicht selbst thun wolle, gestand ihm Naumann seine Befürchtungen. Riemer sah nach seiner Uhr und sagte: „In diesem Augenblick muß Goethe nach Hause kommen; ich verlange, daß Sie gleich zu ihm gehen, damit auch Sie von dem Vorurtheil befreit werden, welches Sie mit so manchem theilen."

Dieser dringenden Mahnung gehorchte nun Naumann, dem es nur unangenehm war, daß sich ihm bei dem Gange zu Goethe sein Reisebegleiter anschloß; denn als junger lebhafter Mensch hoffte er günstigere Aufnahme zu finden, als er sie jenem versprach, der ein trockner ungefüger Schulfuchs war. Beide ließen sich also bei Goethe melden, wurden angenommen und in's

Empfangszimmer geführt; Goethe erschien bald, trat an Naumann heran, legte seine Hände auf dessen Schulter und sprach: „Bitte, Ihren Namen!“ Als dieser sich genannt, richtete er die gleiche Frage an Naumann's Begleiter, worauf er diesem, als dem älteren, den Platz neben sich auf dem Sofa anwies. Als dieser ungeschickterweise Umstände machte und sich einen Stuhl nahm, sagte Goethe zu Naumann: „Nun, einer muß sich zu mir setzen! Da kommen Sie her!“ Indessen war auch dieser von dem andern angesteckt, verbat sich die Ehre gleichfalls und setzte sich ebenso auf einen Stuhl.

Waren schon diese Umständlichkeiten nicht nach Goethes Sinn, so verstimmte es ihn augenscheinlich noch mehr, als Naumann's Begleiter die Beine übereinanderschlug und das Gespräch mit der Plattheit begann: „‚Ew. Excellenz haben uns wieder mit einem neuen Heft Kunst und Alterthum‘ beschenkt.“ Goethe murmelte zur Erwiederung etwas; da besann sich der Schulmann, eine Empfehlung vom Zeichenmeister Oldendorp auszurichten, worauf Goethe äußert: „Er beweist mir immer zu meinem Geburtstag seine Anhänglichkeit.“

Endlich langte Naumann Otilepy's „Iphigenie“ hervor und übergab sie mit dem Bemerken, daß Goethe diese Übersetzung jetzt um so anziehender finden werde, als er sie mit der neugriechischen Iphigenie von Papadopulos vergleichen könne. Goethe blätterte in der Handschrift

und warf hin: „Ja, mit Fleiß und gutem Willen kann man vieles machen.“ — Naumann nahm ſich hierauf der Überſetzung an, ſagte, daß wirkliche Kenntniß der Antike und Geiſt darin ausgeprägt ſei, und bat, derſelben einige Beachtung zu ſchenken. Vorderhand ging jedoch Goethe nicht weiter darauf ein, und da das Geſpräch ſtockte, Naumann's Begleiter aber keine Anſtalt zum Aufbruch machte, ſo erhob ſich erſterer endlich ſelbſt und Goethe war beim Abſchied noch ſo liebenswürdig, daß Naumann durchaus nicht Urſache hatte, den Beſuch zu bereuen.

1536.

1821, Sommer (?).

Mit F. Förſter u. a.

Durch ein ſo unerwartetes Geſchenk [des Gedichts „An Herrn Hofrath Förſter in Berlin“] fühlten meine Frau und ich uns veranlaßt, unſern Dank im nächſtfolgenden Jahre perſönlich auszuſprechen. Zelter hatte wieder für Gruß und Empfehlung beſtens geſorgt und eine Rolle noch ungedruckter Compoſitionen Goethe'ſcher Lieder meiner Frau mitgegeben, um ſie dem Dichter vorzuſingen, was auch an verſchiedenen Abenden zu ſeiner großen Zufriedenheit bei ihm und bei ſeiner Schwiegertochter . . . ausgeführt wurde.

Am liebenswürdigſten und heitergeſelligſten war Goethe am Mittagstiſche, wo jedoch die Eingeladenen nie

die Zahl der Musen überschritten. Vor ihm stand eine Flasche alten Rheinweins, welche er ganz allein zu leeren pflegte; wir andern hatten uns aus den vor uns aufgestellten Flaschen nach Belieben zu versorgen. Auf den Küchenzettel, den er für gewöhnlich selbst angab, hatte die Anwesenheit von Gästen besonderen Einfluß; es gab außer der Suppe gewöhnlich drei, höchstens vier Schüsseln: Fleisch mit Gemüse, (er aß sehr gern ein nach italienischer Kochkunst bereitetes stuffato) dann gab es Fisch (Forellen liebte er zumeist), Braten (zumeist Geflügel oder Wild) und, wie er erklärte, wegen der Damen eine Mehlspeise (Karlsbader Strudel). . . . Er selbst zog der süßen Speise ein Stück englischen oder schweizer Käse vor. Das Zerlegen des Bratens, selbst wenn es ein schwieriger Wildziemer war, besorgte er eigenhändig, legte auch wohl einer begünstigten Tischgenossin ein ausgesuchtes Stück oder die zierlichste der Forellen vor. Vorherrschend war an dem Mittagstische bei dem alten Herrn . . . der ausgezeichnet gute Humor und die scherzhaften Neckereien mit seiner Schwiegertochter, doch nahm die Unterhaltung zuweilen auch eine ernste Richtung. Von dem einen wie von dem andern sind Erinnerungen in den Tafeln meines Gedächtnisses aufgezeichnet.

Als einmal gegen das Ende der Mahlzeit der Wunsch ausgesprochen wurde, eine Spazierfahrt zu machen, brachten die einen Belvedere, die andern Tiefurt, noch andere Ettersburg und andere schön gelegene

Orte in Vorschlag. Den, nach so verschiedenen Himmelsrichtungen hinstrebenden Geistern rief Goethe mit erhobener Stimme in gebieterischer Haltung zu:

„Vertheilet Euch nach allen Regionen
Von diesem heil'gen Schmaus!"

und meinte, solches Gebot könne hier wohl Anwendung und Beachtung finden. Ottilie erklärte sich damit einverstanden und fügte hinzu: es sei ihr sehr lieb, doch endlich einmal über jenes geheimnißvolle Gedicht, über welches sie sich vergeblich den Kopf zerbrochen, von dem Dichter Aufschluß erhalten zu haben. „„Also Du*) selbst, lieber Vater, bist der Allgebietende, welcher an die, ihm dienenden Geister diesen Zuruf ergehen läßt, und so werden wir denn heute auch erfahren, weshalb jenes Gedicht die Überschrift ‚Weltseele' führt."" — „Das nehme ich an," erwiederte Goethe, „daß ich den Aufruf ergehen lasse, und somit seid Ihr es, an die ich mich wende, und mögt Ihr Euch nun als Cherubim, Aeone oder weltschöpferische Urgeister bezeugen und nach vollbrachtem Werke, worauf wir doch wohl mehr als sechs Tage zubringen dürften, vom All in's All zurückzukehren; dann werdet Ihr wohl inne geworden sein, was unter der Weltseele gemeint ist." Uns allen eine gesegnete Mahlzeit wünschend, zog sich Goethe mit einer verbindlichen Handbewegung und dem entschuldigenden Worte: „Am siebenten Tage ruhte er" — in sein

*) [Ottilie duzte den Schwiegervater nicht.]

Zimmer zum Mittagsſchläfchen zurück. — „„Da ſind wir nun““ — bemerkte Frau v. Goethe, nachdem der Papa ſich entfernt hatte — „„ſo klug wie vorher! Schon einigemal habe ich es verſucht, ihn zu veranlaſſen, über jenes wunderſame Gedicht und deſſen Überſchrift uns Aufklärung zu geben, allein ich erhielt immer ausweichende Antworten.““

1537.

1823, Juli oder Auguſt.

Über öſterreichiſche Finanzen.

Da der Onkel [Friedrich Jakob Lewald] ein Talent für Nachahmung beſaß, wußte er ſehr ergötzlich darzuſtellen, wie ein einfältiger öſterreichiſcher Graf ſich eines Tages abgemüht, Goethe zu beweiſen, daß es ſehr leicht ſei, ſich in der Rechnung mit Münz- und Scheingeld zurechtzufinden. „Zwei Kreuzer ſind fünf Kreuzer, und vier Kreuzer ſind zehn Kreuzer, und zwei Gulden ſind fünf Gulden“ hatte der Graf immerfort erklärt, und Goethe hatte das mit unerſchütterlicher Gelaſſenheit angehört. Endlich aber hatte er mit ſeiner olympiſchen Ruhe geſagt: „Daß das Publicum ſich damit in's Gleiche zu ſetzen verſteht, das glaube ich gern, wie aber die Regierung ſich einmal aus dem Dilemma zwiſchen Schein und Sein herauswickeln und mit ihrer Finanzwirthſchaft in Ordnung kommen wird, das möchte ſchwerer zu beſtimmen ſein.“ Der Graf hatte ihn

indeß verſichert, daß „das All's 'ne Kleinigkeit" ſei und ſich in beſter Ordnung befinde, und Goethe ihn mit der Bemerkung entlaſſen: „Es ſoll mich ſehr erfreuen, mein Herr Graf! in dieſem Punkte mich geirrt zu haben.'"

1538.

1823, Juli oder Auguſt.

Mit Friedrich Jakob Lewald.

Ein andermal hatte Goethe den Onkel um unſere Vaterſtadt Königsberg befragt, die ihn um Kant's, Hamann's und Hippel's willen intereſſirte, und der Onkel konnte es nicht genug rühmen, wie vortrefflich Goethe durch ſeine wohlberechneten Fragen die Menſchen bei demjenigen feſtzuhalten gewußt, was er von ihnen zu hören verlangt.

1539.

1823, Ende.

Mit E. Genaſt.

So waren denn faſt alle dramatiſchen Werke Schiller's auf der Leipziger Bühne gegeben worden bis auf die Trilogie ‚Wallenſtein'; aber auch dieſe war in Ausſicht geſtellt, die Titelrolle bereits nach der Weimariſchen Einrichtung ausgeſchrieben und mir übertragen worden. Ich fuhr nach Weimar, um Goethe zu bitten, ſich meiner bei dieſer großen Aufgabe freundlich anzunehmen.

„Ich will Dir recht gern in diesem Vorhaben behülflich sein“ — sagte Goethe — „und Dir im allgemeinen meine Ansichten über den Charakter mittheilen, um Dir aber wahrhaft förderlich bei Deinem Studium dieser schwierigen Rolle zu sein, werde ich Dir einen Brief an Tieck mitgeben und ihn ersuchen, daß er die Rolle mit Dir durchgehe. Er hat Fleck in dieser Rolle gesehen, den besten Wallenstein, wie er mir selbst sagte, den je die deutsche Bühne besessen.“

1540.

1824, 13. September.

Mit Wilhelm Häring und Karl Grüneisen.*)

a.

Ich war nicht mehr Student und was already printed, als ich das zweite Mal nach Weimar reiste, um Goethe zu sehen. Ein werther Freund aus Württemberg — er war auch already printed — begleitete mich; er hatte denselben Zweck. . . . . Mein Freund, obgleich Dichter, war doch auch Theolog, — und er ist jetzt [1838] ein sehr würdiger Geistlicher — und als Theolog mochte er nicht dulden, daß der Mensch noch Götter habe neben dem Einen. Er lächelte über meinen Enthusiasmus [bei dem Gedanken,

*) [Den Namen des Württembergers, der mit Häring bei Goethe war, zu ermitteln, ist den unermüdlichen Nachforschungen des Herrn Oberlandesgerichtsrath Dr. Schoenhardt gelungen.]

Goethe zu ſehen]; er meinte: Goethe ſei zwar ein großer Poet, aber doch immer ein Menſch mit ſehr vielen Schwächen, und wenn zwar das Verlangen, ihn zu ſehen, löblich ſei, müſſe man doch nicht zittern und beben. . . . .

Wir ſandten, in Weimar angelangt, unſere Empfehlungsbriefe in das Goetheſche Haus und wurden auf den Nachmittag 5 Uhr, wie man uns vorausgeſagt, beſchieden. . . . . Es ſchlug fünf! — Die Pforte öffnete ſich. . . . . ‚Excellenz werden alsbald erſcheinen!‘ ſagte der Kammerdiener auf die für uns bereitgeſtellten Stühle weiſend, und wenige Secunden darauf, als habe ſie ſchon hinter der Thür bereit geſtanden, trat die Excellenz ein. Von Kopf bis Fuß in glänzendem Schwarz, den großen blitzenden Stern auf der Bruſt. Wir verbeugten uns tief, wir ſtammelten einige Silben, die Excellenz erwiederte andere und deutete einladend auf die Stühle. . . . Die Excellenz ſpielte, die Hände halb vor ſich auf dem Schooße gefaltet, mit den Daumen ein Rad ſchlagend. Wir ſaßen ehrfurchtsvoll übergebeugt, um keinen Laut zu verlieren. Unſere Empfehlungsbriefe waren vollgewichtig, die Unterhaltung war ſofort eingeleitet und floß in dem ebenmäßigen Gleiſe fort, wie es unter anſtändigen Leuten Sitte iſt, die ſich nichts zu ſagen haben.

Ich weiß nicht, ob es ſchon das Wort Excellenz auf der Lippe des Kammerdieners war, oder der glänzende ſchwarze Frack, oder der blitzende große Stern,

was meinen Zauber mit einem Male verschwinden ließ und mich plötzlich in die baare Wirklichkeit zurückversetzte. Das Herz schlug ganz ruhig, das Fieber war fort; nicht Goethe der Dichter des ‚Werther', ‚Götz', ‚Faust', nicht der Liedersänger war zu uns getreten, sondern Goethe der vornehme Mann gab uns Audienz... Äußere Vornehmheit mag wohl auf den ersten Moment einschüchtern, kann aber nicht fesseln. Die aufgeregten Geister waren auf mehr vorbereitet; sie ließen sich durch das gebotene Weniger nicht einmal frappiren, und ich war im Moment darauf wieder ein ganz freier Mann; statt verlegen zu sein und hinzuhorchen, wohin der Meister die Unterhaltung leiten dürfte, ergriff ich im Gefühle eines gewissen Übermuthes das Wort und versuchte Wendungen, damit wir mehr erhielten, als man uns geben wollte.

Aber es fruchtete wenig. Vielleicht war auch der Versuch, insofern er ihn gemerkt hat, Goethen nicht gelegen, und er umwickelte noch mehr seine Meinungen, als es vorhin seine Absicht war. Er erkundigte sich, in welchen Kreisen wir in Stuttgart und Berlin lebten, lobte den Herrn v. Cotta und den Herrn v. Varnhagen und sagte, daß letzterer ein sehr respectabler Mann sei und sein Zirkel sehr zu empfehlen. Raumer's ‚Hohenstaufen' waren eben erschienen; Goethe sagte auf mein Anklopfen: „Diese werden uns für den Winter viel Beschäftigung geben." Das Theater kam auch an die Reihe; Wolff's Darstellung des König Johann gab

zu einem indirecten Complimente für den Mann, welcher uns den großen Künstler gebildet, Anlaß, und ich hörte von Goethe, daß Wolff ein wohlgebildeter, beachtungswerther Künstler sei. Hinsichts jenes Shakespeare'schen Dramas und des ‚Standhaften Prinzen' von Calderon schien eine Meinung aus den umwobenen Worten herauszublicken, daß nämlich eine Theaterdirection auf die realen Begriffe ihres Publicums Rücksicht zu nehmen habe und fremdartige Vorstellungen erst dann wagen dürfe, wenn die Ansichten dafür geebnet seien. Alsdann — meinte ich — käme ‚König Johann' wenigstens nicht zu früh, da Müllner uns bereits mit den ergreifendsten Auftritten daraus in seinem ‚Yngurd' handgreiflich genug vertraut gemacht habe. Goethe senkte etwas lächelnd den Blick und meinte: auch dieser Mann habe seine Verdienste, und es sei immer löblich, das Publicum auf diese Art mit werthvollen Werken bekannt zu machen, insofern es noch nicht anderzeit sei, ihm diese Werke selbst vorzuführen.

Wir gingen, nachdem die Thüre hinter uns geschlossen, lange, ohne ein Wort zu sprechen, in derselben Allee auf und ab, die wir vorhin mit bangen Schritten gemessen hatten; von Bangigkeit war nicht mehr die Rede. . . . Also das war Goethe! ich sprach es aus, oder es stand auf meinem Gesicht zu lesen. Mein Freund lachte laut auf. Ich bat mir seine Meinung aus. — „Nun, er hat mir sehr gefallen, viel mehr, als ich gedacht. Diese herrliche Gestalt,

dieſe offene, mächtige Stirn und vor allem das klare große Auge des alten Mannes! Ich habe ihn ordentlich liebgewonnen und nehme den freundlichſten Eindruck von ihm auf meine Reiſe mit.'" — Das Predigen war nun an ihm, und es gab die beſten Texte von überſpannten Erwartungen, die allemal trügen, vom ſelbſtgezogenen Nimbus, der für die ächte Verehrung gefährlich ſei und von einem Extrem zum andern führe. . . . .

In Wilhelm Hauff's ‚Memoiren des Satans' wurde ich in der ſarkaſtiſchen Schilderung des Beſuches bei Goethe lebhaft an meinen eigenen erinnert, und ich fand darin ſogar Reminiscenzen, welche mir jetzt entfallen ſind. Wilhelm Hauff war nicht in Weimar geweſen; er hatte Goethe nicht geſehen; er componirte nach mündlichen Mittheilungen ſeiner Landsleute, und der Freund, mit dem ich die Rolle des Verzückten nach dem Beſuche ausgetauſcht, ſtand dem Seligen nahe im Leben.

b.

Grüneiſen erzählte oft, in welch gehobener Stimmung Häring ſich befunden, ehe ſie zuſammen zu Goethe gingen; wie Häring ein Notizbuch mit Bleiſtift zu ſich geſteckt, um darin alsbald alles zu verzeichnen, was Goethe geſprochen und was ſie in deſſen Haus geſehen. . . . . Goethe empfing ſie im Frack mit großem Ordensſtern und ging zuerſt auf Grüneiſen

zu, ſprach von Cotta und von der kleinen Liederſammlung, die bei Cotta erſchienen, und endlich von Gr.'s bevorſtehender Studienreiſe nach Italien. Sodann wandte er ſich an Häring, mit dem ſich das Geſpräch vornehmlich über Berlin und das Theater erſtreckte.

1541.

1826, 25. Januar.

Mit Oskar Ludwig Bernhard Wolff.

Zu dem bekannten Improviſator Wolff, der .. im September 1851 in Jena als Profeſſor der ausländiſchen Literatur geſtorben, ſagte Goethe: „Sie beſitzen ein ſchönes und ſeltenes Talent und wiſſen es mit Geſchick zu behandeln, aber Sie leiden an einem Fehler, an dem die ganze jetzige Jugend krankt, und der Sie zurückbringt, ſtatt Sie zu fördern, weil er Sie über das, was Sie geben, täuſcht. Was Sie mir da geſchildert haben, ſollte Hamburg ſein, aber es konnte ebenſo gut Naumburg, oder Merſeburg, oder jedes andere -burg ſein. Hamburg war das nicht: Hamburg iſt ſo eigenthümlich, daß man es mit zwei Strichen zeichnen kann."

1542.

1826, Mai oder Juni.

Über Heinrich Koenig.

Inzwiſchen war ich im Dienſt zur Rentkammer in Hanau verſetzt worden, und dorthin lief deſto er-

munternder im Juni 1826 ein Brief Coudray's ein, nach welchem Goethe ſich von unſerm theatraliſchen Treiben hatte erzählen und mein neues Drama ‚Otto's Brautfahrt' zum Leſen hatte mittheilen laſſen. Das Urtheil, das Goethe in Gegenwart des Kanzlers v. Müller ausgeſprochen, lautete in wörtlicher Mittheilung günſtig genug und war von einer erneuten Einladung des Freundes begleitet.

1543.

1827, Ende Auguſt.

Mit Johanna Elkan.

Für den perſönlichen Verkehr [Goethes mit dem Juden Elkan] ſpricht die Notiz im Goethe-Zelter'ſchen Briefwechſel IV, 360: . . . ‚Die kleine artige Elkan aus Weimar will gerne etwas für Dich mitnehmen. Im Regiſter des Briefwechſels werden beide Stellen irrthümlich auf Madame Elkan bezogen, während ſie ſich in Wirklichkeit auf Fräulein Elkan beziehen. Die Betreffende, die jetzt [1887] noch als würdige Greiſin — Frau Dr. Johanna Veit, Wittwe von Dr. Moritz Veit —" in Berlin lebt, hatte ſelbſt die Güte, mich [Ludwig Geiger] auf dieſen Irrthum aufmerkſam zu machen. Sie beſuchte, wie ſie mir . . . erzählte, mit jenem Zelter'ſchen Briefe Goethe und wurde von ihm freundlich aufgenommen. Sie mußte viel von Berlin berichten und wurde durch Goethes Fragen und Auf-

forderungen zu immer weiteren zutraulichen Berichten ermuntert. Von Goethes Bemerkungen sind der Erzählerin besonders zwei in Erinnerung geblieben: die eine, angeregt durch ihre Erzählung von dem Bau des alten Museums und der infolgedessen stattgehabten Veränderung des Lustgartens, der Niederwerfung vieler alter Bäume, daß nämlich die Architekten, wenn sie ihre Pläne ausführen wollten, nicht auf die Umgebung Rücksicht nehmen könnten; die andere, ein Urtheil über zwei junge Berliner, deren Besuch Goethe damals gehabt, Parthey und Gans: ... Beide seien sehr tüchtig. Gans ein bedeutender Jurist.

1544.

1828, zwischen Ende Mai und Anfang Juli.

Mit Joseph Stieler

Im Jahre 1828 erhielt Stieler von König Ludwig den ehrenvollen Auftrag, nach Weimar zu reisen, um den greisen Dichter nach dem Leben zu malen. „Wir müssen eilen," sagte Goethe, bald nachdem Stieler bei ihm eingetreten war*), „wir müssen eilen, das Gesicht zu bekommen. Der Großherzog ist weggegangen" (mit Bezug auf dessen Tod) „und nicht wiedergekommen; wer verbürgt einem, daß man morgen erwacht?" Goethe war mit dem Portrait äußerst zufrieden und bemerkte

*) [Selbstverständlich irrige Zeitbestimmung; der Großherzog starb erst während St.'s Anwesenheit.]

nach deſſen Vollendung unter anderm ſcherzhaft: „Ich danke dem König, daß er nicht den Scharfrichter geſchickt hat, um meinen Kopf zu beſitzen. Hier iſt mein Kopf von Ihnen auf eine bequeme Weiſe abgenommen.“ . . . .

Goethe äußerte einmal zu Stieler in Weimar: „Die Maler ſind die Götter der Erde, nichts iſt der Dichter: ein Buch muß er ſchreiben, um vor das Publicum treten zu können; auf einer Tafel mit einem Blick vermag der Künſtler ſich auszuſprechen, die höchſte und allgemeinſte Wirkung zu erreichen.“ — Weiter bemerkte er: „Die bildende Kunſt muß durch die Sinne des Geſichts empfangen werden, ſie iſt folglich durch die techniſchen Vollkommenheiten bedingt und ohne Zeichnung und Colorit, Schatten und Licht gar nicht denkbar. Ich ſchätze wegen letzterem die Engländer (!) ſehr. Ich halte dieſe Vorzüge höher, als einen glücklichen Gedanken, der, wenn er dem Auge nicht gehörig vorgeſtellt wird, nur der Poeſie angehört.“ Goethe hatte bei dieſem Ausſpruch die Cornelius'ſche Kunſtrichtung im Sinne, die er kurzweg die „altdeutſche“ nannte und über die er ſich gegen Stieler, der ſich dieſer Richtung auf's Wärmſte annahm, gar nicht ſehr günſtig äußerte. Dürer, ſagte er, würde ein ganz anderer Künſtler geworden ſein, wenn er in Italien gelebt hätte, und nun lege man ſich dieſelben Feſſeln an, welche Dürer und ſeine deutſchen Kunſtgenoſſen gern würden abgeſchüttelt haben, wenn es ihre Zeit

erlaubt hätte. Ja, Goethe ging wunderlich genug ſo weit, den geleckten Retzſch als Illuſtrator des „Fauſt“ über Cornelius zu ſtellen. Er möge den Cornelius'ſchen „Fauſt“ nicht leiden, verſicherte er; er trete nicht auseinander, er ſei ihm zu altdeutſch und Goethe fügte hinzu: „Dieſes Gedicht hat man ſooft darzuſtellen geſucht, ich halte aber dafür, daß es wenig für die bildende Kunſt geeignet iſt, weil es zu poetiſch iſt. Retzſch hat mehr das wirklich Darzuſtellende ergriffen.“

Einen ſtarken Anknüpfungspunkt mündlichen, wie ſpäter ſchriftlichen Verkehrs zwiſchen beiden Männern bildete Goethes Farbenlehre. Der Künſtler (Stieler) — heißt es in dem Aufſatz [von Marggraff im ‚Abendblatt der Münchener Zeitung‘] — hatte längſt die praktiſche Anwendbarkeit der Goethe'ſchen Lehre erprobt, und es darf uns daher nicht wundernehmen, wenn Goethe in ſolchen und ähnlichen Erfahrungen die Unumſtößlichkeit ſeines Syſtems beſtätigt fand.

1545.

1828, Ende September.

Abend bei Goethe.

Wie wir zurückkamen [von Tiefurt] war Coudray auf den Abend zu Goethe eingeladen. Er rieth mir [Hr. Koenig], auf eine nachfolgende Einladung gefaßt zu ſein; es ſeien Fremde da, und wenn Goethe vernähme, daß ich von Frauenpriesnitz zurück ſei, würde

Ja! laßt mich meiner Qual!
Und kann ich nur einmal
Recht einsam seyn,
Dann bin ich nicht allein.

Es schleicht ein Liebender lauschend sacht,
Ob seine Freundin allein?
So überschleicht bey Tag und Nacht
Mich Einsamen die Pein,
Mich Einsamen die Qual.
Ach werd' ich erst einmal
Einsam im Grabe seyn,
Da laßt sie mich allein!

Wir würden zu weitläuftig werden, und doch die Anmuth der seltsamen Unterredung nicht ausdrucken können, die unser Freund mit dem abentheuerlichen Fremden hielt. Auf alles, was der Jüngling zu ihm sagte, antwortete der Alte mit der reinsten Übereinstimmung durch Anklänge, die alle verwandte Empfindungen rege machten, und der Einbildungskraft ein weites Feld eröffneten.

er mich zu den andern bitten laſſen. . . . . Wie vorausgeſagt, ward ich, bald nachdem Coudray von Hauſe fortgegangen war, von einem Bedienten eingeladen und abgeholt.

Die Treppe ſtieg es ſich ganz bequem hinauf, nur war es mir unbehaglich, daß ich aus Achtung vor Goethes Widerwillen gegen Augengläſer an der Stubenthür meine Brille einſtecken mußte: nicht, weil ich nunmehr das auf der Thürſchwelle eingelegte berühmte Salve überſah, ſondern weil ein Kurzſichtiger beim Eintritt in eine Geſellſchaft, die er zumal beim Kerzenlichte nicht ſchnell und aus der Ferne individualiſiren kann, leicht befangen und linkiſch erſcheint. Der erſte Eindruck eines Menſchen war aber bei Goethes Empfindungsweiſe haftend.

Meine Anrede ſchnitt der Geheimrath mit einer Handbewegung und einigen Empfangsworten ab, die mir vergeſſen ſind. Ich reihte mich alſo, da ich ihn eben im Geſpräch mit einem Fremden unterbrochen hatte, den ſchwarzgekleideten Freunden an, die ſeitwärts in ehrerbietiger Ferne ſtanden: es waren außer Coudray: Riemer, Meyer und Eckermann. Der eine von beiden Fremden war der Maler R. aus Berlin, der andere mir unbekannt. Mit dieſem unterhielt ſich Goethe fortwährend in der Fenſterniſche, indeß Thee herumgegeben wurde.

Nach dem Thee nahmen alle Platz um den Tiſch, und R. legte die Skizzen vor, die er auf ſeiner Reiſe,

besonders am Rhein, mit Bleifeder rasch entworfen, oder — wie er sich ausdrückte — ‚geknackert‘ hatte. Überhaupt machte dieser launige Maler einen ergötzlichen Contrast zu dem ernsten Dichter: klein und verwachsen raschelte er hin und her, wenn Goethe hoch und aufrecht durch das Zimmer wandelte. Ebensosehr stach seine Unruhe und sein lebhafter Witz gegen Goethes Gemessenheit und heitere Bemerkungen, das schnelle, laute Sprechen des Berliners gegen den tiefen, gehaltenen Ton des Frankfurters ab. Ruhig sitzt der Alte da und überschaut von seinem etwas erhöhten Stuhle mit festem Auge den Tisch, während R., kaum über den Tisch hervorragend, seine Brille bald auf die Nase fallen läßt, um ein Blatt seines Skizzenbuches auszusuchen, bald über die Stirne zurückschiebt, um mit freiem Blick eine Bemerkung an den Geheimrath zu richten. Doch er selbst scheint am wenigsten um die Geheimrathschaft des Wirthes bekümmert: seine Bewegungen, sein lautes Lachen, seine Anreden und Erwiderungen überspringen alle Rangstufen, auf denen Goethes Hausfreunde sich leis und lauschend untergeordnet haben, ohne sich zuhause zu fühlen. Mir selbst waren die zur Schau circulirenden Blätter sehr willkommen, um unter so gutem Vorwande meine Brille hervorzuholen, und über die ‚geknackerten‘ Zeichnungen hinweg nach Goethe zu schielen, der nirgends etwas Geknackertes an sich hatte. Dieser reicht die beschauten und besprochenen Blätter mit den fast

pedantiſch wiederholten Worten zurück: „Sie ſollen bedankt ſein!“ — „Sie ſollen belobt ſein, wie immer!“

Eine ſeltene Paſte, die R. vorwies, händigte ihm Goethe mit den Worten wieder ein: „Da! Heben Sie es ſorgfältig wieder auf!“ — „„Nicht wahr,““ lachte R., „„damit ſie nicht in unrechte Hände kommen?““ — „Nein,“ lächelte der Alte, „weil ſie vielleicht nicht in den rechten iſt.“

Bei dieſer Gelegenheit rühmte R unbefangen genug ſeine, beſonders in Italien verübten Kunſtdiebereien, erzählte, wie er die Aufſeher trunken gemacht habe, ſodaß ſie dann im Dunſel nicht bemerkt hätten, was ihm in die Taſchen gefallen ſei. Goethe erwiederte mit der Nachſicht, die er ſelbſt bisweilen für ſich nöthig gehabt haben ſoll: „Bei Dienſtboten werden gefundene Eßwaren nicht für geſtohlen angeſehen; ſo ſind auch ſolche Kunſtſachen gleichſam für Leckerbiſſen zu achten, die man ſich zueignet, ohne des Diebſtahls ſchuldig zu werden. Ja, manchem erzeigt man eine unerkannte Wohlthat, wenn man ſie ihm entwendet und ihn dadurch von der Verantwortlichkeit befreit, nichts davon zu verſtehen.“

Unter den Seltenheiten, die R. zu beſitzen ſich rühmte, prahlte er auch ſehr mit einem Ei aus Herculanum, — dem einzigen, daß man in Deutſchland habe — es ſei aber leicht wie Luft. „Es iſt alſo nicht viel auszubrüten darin,“ erwiederte Goethe; „auch wäre wohl dazu erſt ein herculaniſches Huhn beizubringen.“

R. war ſehr heiſer und ward es durch ſein vieles Reden immermehr; hierüber von Goethe wohlwollend berufen, wies er ein Blatt ſeiner Skizzen vor, indem er ſagte: „„Sehen Sie hier die claſſiſche Stelle, wo ich den Schnupfen geholt habe, — dieſen ſchlechten Referendar, der doch Aſſeſſor geworden, obſchon er im Maturitätsexamen durchgefallen iſt.““ Auf dieſen in Berlin vielleicht üblichen Wortwitz verſetzte Goethe ganz trocken: „Das haben Künſtler voraus, daß ſie an ungeſunde Orte geführt werden.“ Mit Eitelkeit verſetzte R.: „„Mancher aber holt ſich dort einen Schnupfen, ohne daß er die Stelle ſo bezeichnen kann.““

Nach aufgehobener beſchauender Sitzung, während kalter Punſch und Gebackenes umgereicht wurde, unterhielt ſich Goethe eine Weile mit mir über Hanau und Frankfurt. So konnte ich mich den verehrten Mann recht in nächſter Nähe betrachten. Er fragte nach den jetzt in beiden Städten befindlichen Kunſtgegenſtänden und Künſtlern und wollte namentlich von einem Maler hören, den er, wie er vielleicht nur den Schein annahm, eben nicht nennen konnte. Jetzt fühlt er den Puls deiner Kunſtkennerſchaft! dachte ich bei mir ſelbſt. Er konnte dieſen Puls unmöglich fieberhaft finden. Indeß war auch mein augenblickliches Intereſſe mehr darauf gerichtet, den Blick, die Mienen, die Sprache des Dichters zu beobachten, um mir ein lebendiges Bild einzuprägen, als vor ſeinen Fragen nach Gemälden mit Ehren zu beſtehen. So fiel mir denn

wirklich nicht ein, daß er vielleicht von Oppenheimer hören wollte — dem aus Hanau gebürtigen, in Frankfurt angesiedelten jungen Maler, der kurz vorher dem Dichter Skizzen aus ‚Hermann und Dorothea' gewidmet und übersendet hatte.

Wie es nun Zeit zu gehen war, entließ uns der Geheimrath. Wir schieden — die Fremden mit Verneigungen, die Hausfreunde mit Bücklingen.

1546.

1829, April.

Mit Wilhelm Schnitter.

An einem Freitage im Monate April rückte ich bei schon beginnender Abenddämmerung in Weimar ein und schickte sogleich einen Lohnbedienten mit meiner zierlich geschriebenen Visitenkarte an Goethe ab und ließ um die Erlaubniß bitten, mich Seiner Excellenz vorstellen zu dürfen. „Der Herr Minister läßt Sie bitten, morgen Vormittag um 11 Uhr zu ihm zu kommen" — lautete die Antwort.

Ganz erfüllt von idealen und phantastischen Vorstellungen . . . . ging ich dem, seit langen Jahren mit Ungeduld erwarteten Augenblicke, nicht ohne ein leises Zittern zu empfinden, entgegen.

— — — — — — — — — — —

In strasser, fester Haltung, vollendet aufrecht stehend, in vornehmer fast gebietender Stellung stand er vor mir

da, der theure Dichtergreis, und über dem vollkräftigen Körper erhob sich das schöne Haupt mit der Fülle schneeweißer Haare, und die klaren klugen Augen sahen mich mit dem Ausdrucke des Wohlwollens und leiser Erwartung freundlich an. Ich hatte nicht daran gedacht, mir vorher einpaar Worte zurechtzulegen, mit denen ich Goethe beim Eintritt hätte begrüßen können, vielmehr hatte ich erwartet, zuerst von ihm angeredet zu werden; Goethe erwartete dagegen wieder seinerseits von mir das erste Wort der Begrüßung, wie dies ja auch eigentlich in jener Situation ganz natürlich war. Indem nun jeder von uns beiden auf die Anrede des andern wartete, entstand eine kurze, für mich etwas peinliche Pause; indessen faßte ich mich bald und brachte einige gesellschaftliche Redensarten, die allenfalls als eine einleitende Begrüßung gelten konnten, hervor. Goethe merkte meine Verlegenheit: er ließ mich nicht ausreden und lud mich freundlich ein, auf einem Sofa (welches ziemlich hart gepolstert war), platzzunehmen, worauf er sich zu mir setzte und eine ganz leichte zwanglose Unterhaltung begann.

Ich hatte auf der überschickten Visitenkarte meine damalige amtliche Stellung, Kammergerichts-Referendarius', angegeben; mit diesem Umstande mochte es zusammenhängen, wenn Goethe das Gespräch damit anfing, nach einigen juristischen Geschäften zu fragen und sich insbesondere Mittheilungen über die Einrichtung der Testamente von mir machen ließ. . . . . Im weiteren

Verlaufe des Gespräches kam Goethe auf die großen Verkehrsverhältnisse in Berlin zu sprechen und äußerte: wenn man die Berliner Zeitungen lese, müsse man über den großen Waarenumsatz erstaunen, der alltäglich in der Residenz stattfinde; er erinnerte dann an die bedeutende Anregung überhaupt, die man in einem großen Verkehrsleben empfange, und schloß dann mit den Worten: „Es ist ein Vortheil, einem großen Staate anzugehören."

Nach einer kurzen Pause machte er, im Zimmer umherblickend, auf eine nahe stehende weibliche Büste aufmerksam, bezeichnete sie als die Büste der Sonntag und äußerte: „Rauch hat mir diese kleine Schönheit zum Geschenk gemacht."

Im Sommer jenes Jahres 1829 fand bekanntlich die Vermählung des Prinzen Wilhelm von Preußen . . . mit der Herzogin Auguste von Weimar statt, nachdem zwei Jahre zuvor die Vermählung des Prinzen Karl mit der älteren Herzogin erfolgt war. Mit Bezug auf die in Aussicht stehende Vermählung äußerte nun Goethe: „Nun wird sich auch unsere zweite Prinzessin in das Preußische Königshaus vermählen. Er verbreitete sich nun über den hellen Verstand der verlobten Fürstin, ihre hohe Bildung, ihr reiches Wissen und beendigte seine Lobrede, indem er mit dem Ausdrucke herzlicher Befriedigung, insbesondere mit einem entsprechenden Kopfnicken sagte: „Ja, sie hat etwas gelernt; sie kann schon mitsprechen in der Welt."

Die Unterredung, nachdem sie gerade eine halbe Stunde gedauert hatte, ging nun zu Ende; ich stand auf, verneigte mich und ging.

1547.

1829, um Mitte August und später

Mit Otto Magnus Freiherrn von Stackelberg.

Stackelberg war auf das Freudigste überrascht durch die achtungsvolle Freundlichkeit, mit der Goethe ihm entgegenkam. Fünf Tage verweilte er in Weimar als täglicher Gast und Tischgenosse des großen Dichters. Jeden Morgen trat er schon um 10 Uhr in Goethes Studirstube, blieb bei ihm zum Frühstück, Mittag- und Abendessen, und jeden Abend, wenn er Abschied nahm, hörte er immer wieder das ermunternde Wort: „Nicht wahr, Sie bleiben noch?"

Goethe ließ sich viel von Stackelberg erzählen, auch einige antike Fragmente erklären, besprach mit ihm Entstehung und Ausführung des Phigalischen Frieses, den er „ein Wunder von Herrlichkeit" nannte. Zeichnungen, Kupferstiche und Antikensammlung wurden angeschaut, über Creuzer's neueste Ansichten der Mythologie discutirt. Zu Stackelberg's großem Leidwesen ward dieses Gespräch über sein Lieblingsthema durch den Kanzler Müller unterbrochen und später nicht wieder aufgenommen. Goethe lehrte ihn auch das Herz seiner Schwiegertochter gewinnen, die mit gleicher Begeisterung

für die Britten wie für die Griechen ſchwärmte, und der er viel und genau von Griechenland und ſeiner Bekanntſchaft mit Lord Byron berichten mußte. — Stackelberg zu ehren, wurde jeden Tag ein Fräulein v. Gersdorff zu Tiſche geladen, ‚die hübſcheſte junge Dame aus Weimar, ſanft und jungfräulich, von hoher ſchlanker Geſtalt und einem Paar der ſchönſten Augen.‘ Mit Goethe allein oder in Geſellſchaft der liebenswürdigen Schwiegertochter wurde nach Belvedere hinausgefahren, wurden Schlöſſer und Gärten beſucht, belebte Stunden am Hofe der vortrefflichen alten Großherzogin*) verbracht und im Gartenhauſe an der Ilm unter den Bäumen gewandelt, die Goethe ſelbſt gepflanzt hatte. In dieſer Zeit verbrachte der Dichter ſeine Tage zum größten Theile in dem kleinen Landhauſe am Parke, dort erſchien er Stackelberg wie Rouſſeau, abgeſchieden von der Welt, nur ſich ſelbſt lebend, durch Journale und Zeitungen aus allen Gegenden dem Laufe der Begebenheiten, der Entwickelung des Geiſtes zuſehend. Im Frühjahre pflanzte Goethe mit eigener Hand die Malven in ſeinem kleinen Garten, die, wie er ſagte, in ihren bunten Röcken, an hohen Stöcken hinaufgezogen, Schildwacht hielten bei ſeinen Spaziergängen. ‚So ſchlicht und einfach iſt Goethe in ſeinen Reden,‘ ſchreibt Stackelberg an Reſtner, ‚ſo ungekünſtelt und ungewählt ſind ſeine Worte, und

*) Die regierende Großherzogin Marie war nicht anweſend.

immer treffend. Er hat die Naturſprache in ſeinem Beſitze. Es war eine Luſt, ihn mit Kindern, die immer ab und zu bei ihm vorkamen, ſprechen zu hören; denn er hat eine rührende Art ſich mit ihnen zu unterhalten, ſpricht dann in ihrem Sinne, darum ſie auch an ihm hängen und ganz mit ihm vertraut ſind. Ich möchte nicht aufhören, von ihm zu reden, ſo hat er mich bezaubert. Ich war froh, wenn ich allein ſein und über ihn nachdenken konnte. Den feſten, ernſten Charakterausdruck abgerechnet, iſt Goethes Geſicht nicht mehr ſchön zu nennen: die Naſe iſt ſehr ſtark, die äußeren Augenwinkel haben ſich geſenkt, die Augenſterne ſind kleiner geworden, weil ſich durch eine ſtaarartige Vorbildung ein weißer Rand umher ergoſſen hat. Noch ging er ungeſtützt und ohne den Arm eines Begleiters anzunehmen die Treppe hinab.' . . . .

Beim Abſchied wechſelten ſie Gaſtgeſchenke: Goethe gab ihm vier Medaillen mit ſeinem Bildniß und die Zeichnung einiger antiken Fragmente. Stackelberg verehrte ihm ſeine ſchöne Zeichnung von Taormina und ein Blatt aus den Trachten. (Nr. 24.) „Sie haben erreicht, wonach ich ſtrebte," ſagte Goethe bei ihrem Anblick.

Schmerzlich empfand Stackelberg den Abſchied von dem großen Manne, deſſen Geiſt und Liebenswürdigkeit ihn tief ergriffen hatten. Auch Goethe bedauerte ſein Fortziehen. ‚Als er bald darauf Frau v. Savigny, ſeine langjährige Freundin, bei ſich zu Tiſche ſah,'

Wer einer Verſammlung frommer Menſchen, die ſich, abgeſondert von der Kirche, reiner, herzlicher und geiſtreicher zu erbauen glauben, beygewohnt hat, wird ſich auch einen Begriff von der gegenwärtigen Scene machen können; er wird ſich erinnern, wie der Liturg ſeinen Worten den Vers eines Geſanges anzupaſſen weiß, der die Seele dahin erhebt, wohin der Redner wünſcht, daß ſie ihren Flug nehmen möge, wie bald darauf ein anderer aus der Gemeinde, in einer andern Melodie, den Vers eines andern Liedes hinzufügt, und an dieſen wieder ein dritter einen dritten anknüpft, wodurch die verwandten Ideen der Lieder, aus denen ſie entlehnt ſind, zwar erregt werden, jede Stelle aber durch die neue Verbindung neu und individuell wird, als wenn ſie in dem Augenblicke erfunden worden wäre; wodurch denn aus einem bekannten Kreiſe von Ideen,

ſchreibt Varnhagen, ‚und der herrliche Greis ungewöhnlich mittheilend war, erwähnte er zum öfteren des Baron Otto Magnus v. Stackelberg und war ganz komiſch böſe, daß er nicht länger bei ihm verweilt hatte.‘

1548.

1829, Anfang October.

Mit Graf Reinhard.

D'une autre nature sont les mémoires de Saint-Simon qui sont ici [Paris] dans toutes les mains et que j'ai trouvés aussi entre les mains de Goethe qui en est enchanté. Lui faisant lire ma correspondance sur ma mise en retraite*) pendant qu'il faisait dessiner mon portrait pour sa collection; il m'a dit, que l'ayant lue entre deux chapitres de St. Simon, il avait cru en lire un autre chapitre.

*) Dieſes Wort iſt nur das wahrſcheinliche; es iſt unleſerlich.

Nachzügler.

1549.

Etwa 1776.

Mit Wieland.

Dem ihm etwa zwanzig Jahre später besuchenden Gräter erzählte Wieland: Es sei wahrhaft bewunderungswürdig gewesen, wie Goethes Genie sich damals bei jeder Gelegenheit offenbart habe; er habe nicht nur die schönsten Gedichte, sondern ganze Dramen improvisirt. Namentlich erinnere er sich, wie sie eines Tages davon gesprochen, welch herrliches Stück Cäsar geben könne. Goethe habe sofort angefangen, die Personen zu charakterisiren und eine Scene des Stücks nach der andern vom Anfange bis zu Ende des Dramas vorgetragen.

1550.

1813, 20. April.

Mit Karl Ludwig Gottlob von Burgsdorff.

Gestern ist Geheimrath Goethe aus Weimar nebst einem Secretär hier eingetroffen. Da die Quartiere rar sind, so habe ich ohne aufzufallen ihm einen Theil des meinigen anbieten können. . . . . Wie er mir sagte, wird sein Aufenthalt unbestimmt sein.

1551.

1818, Sommer (?).

Zu der Familie Thomas Johann Seebeck's.

Among those living in Jena at the time of my [Hewett's] visit [1881] who vividly remembered this early period was his Excellency the Geheime Rath Seebeck who related to me the following incident. His mother had arrived at Jena with eight children and was invited immediately to make her home with the Knebels. Goethe was a guest in the house at the same time. One evening a discussion upon education arose at the supper table between Knebel and the Frau Seebeck whose whole family was seated around the board. Knebel, as was his wont when roused, was impetuous and testy. Goethe, who did not like argument, interfered against his old friend with the proverb. „Age does not protect from folly" (Alter schützt vor Thorheit nicht). „Cease to contradict this worthy mistress of educational theories. Look at her successful works in eight volumes," pointing to the children and the strife was decided in behalf of the lady.

The young Seebeck had recently returned from school in Nuremberg. Goethe addressed him with „well, what news do you bring from Nuremberg?" „Nothing," answered the lad, „exactly new but something old. I had two comrades at school who could

not live apart and yet could not get on together; the name of the one was Teufel (devil) and the name of the other was Faust." The aged counsellor remembers now the wonderful kindliness and pleasure with which Goethe received the boys clever compliment and said: „Excellent! excellent!" (Vortrefflich! vortrefflich!)

1552.

1818, erſte Hälfte December.

Mit Marie Sidonie v. Grün.

Fräulein von Grün with scollop shells and silver spangles was a Pilgrim Genius leading the brillant procession. [Zeitung vom 18. December 1818]. A timid school girl she whas summoned to the house of the great poet and minister. Goethe received her with the greatest courtesy and gentleness; he read her part to her and made her repeat it after him. He bade her learn it so that she could say it asleep. When she went to him again, she had committed it perfectly to memory. Goethe praised her and said stroking her locks: „No one could say it better than you my beautiful, dark-haired child. Do not fear in the presence of kings or emperors." In the presence of the Court she was not afraid, for Gothe's assurance was in her heart and his eye upon her.

Zur Beachtung!

Das Geſpräch mit Kanzler v. Müller vom 20. Januar 1824 ſteht mit unterm 9. dieſes Monats in Nr 921. — Vergl. Berichtigung zu V, 14.

Berichtigungen und ergänzende Erläuterungen.

Die römischen Zahlen bezeichnen den Band, die arabischen die Seite.

I. 16, Nr. 5 ist vorsichtiger auf September oder October zu bestimmen.

I, 27, Z. 6. Völling — in Frankfurt Freund des Horthischen Hauses.

I, 50, Nr. 37 ist auf den 19. Juli zu setzen.

I, 83, Z. 5 v. u. lies: condamnés.

I, 87, Z. 6 lies: al giardino Reale.

I, 114, Fußnote. Die Besprechung der Moritzischen Schrift in der ‚Allg. Lit.-Zeitung' ist denn doch nicht von Goethe; die seinige steht 1789 im Juliheft des ‚Teutschen Merkur'.

I, 122, Nr. 92 wird als eine unwahrscheinliche Erzählung zu streichen sein. Voraussetzend, daß Goethes Abfertigung des Propstes Johann Thimotheus Hermes, dafern er ihn besucht habe, nicht erfunden sein könne, glaubte ich die Vormerkung eines Besuchs bei ‚Propst Hermes' in Goethes Notizbuch nur so verstehen zu sollen, daß Goethe den Bruder des J. Th. H., Daniel H., da dieser vorher gleichfalls Propst gewesen war, noch irrthümlich als solchen bezeichnet habe. Da aber einerseits Beziehungen zwischen G. und D. H. nicht nachzuweisen sind und andererseits 1799 J. Th. H. thatsächlich Propst war, so ist meine Vermuthung nicht aufrechtzuerhalten.

I. 256, Z. 5 lies: daß (statt: das).

I. 257, Z. 12 lies: on (statt: uno).

I. 278, Z. 9 lies: the (statt: de).

II, 33, Nr. 240 ist nach Luden's Bericht auf den 18. August bestimmt; nach Goethes Tagebuch fand diese Begegnung am 19. August statt.

II, 44, Z. 4 lies: sein (statt: sei).

II, 63, Z. 11 v. u. lies: daß mir das

II, 103, Z. 8 lies: Coteriesprache.

II, 131, Z. 9 v. u. lies: Räthsels.'

II, 154, Z. 3 v. u. lies: Reichardt'schen.

II, 165, Nr. 298 ist nach Goethes Tagebuch auf den 9. Mai zu setzen.

II, 174, Nr. 314 ist zu streichen, da dieses Stück Tagebuchseintrag Goethes ist.

II, 176, Nr. 316 desgleichen.

II, 187, Nr. 329 ist zu streichen, da dieses Stück eine Stelle aus Brief an Graf Reinhard ist.

II, 197, Nr. 346 bis ‚besch—n' als Tagebuchseintrag Goethes zu streichen.

II, 199, Nr. 352 desgleichen.

II, 226, Z. 9 zu streichen: opposel.

II, 260, Z. 9 lies: erzeigte.

II, 329, Z. 8 und 330, Z. 8 ist ‚Augustabend' als Gedächtnißfehler anzusehen.

II, 331, Z. 14 lies: dem (statt: den).

II, 349, Nr. 518. Nach Goethes Tagebuch ist anzunehmen, daß dieses Gespräch am 9. Mai 1808 stattgefunden hat.

II, 359, Z. 15 lies: L. ö. Bibliothek (statt: L. Leihbibliothek).

III, 25, Z. 4 lies: aus Ratzeburg (statt: und R.).

III, 26, Z. 4 v. u. lies: Lejebvre.

III, 36, ist die fehlende Fußnote zu Z. 12 v. u. zu ergänzen: Das herzoglich Braunschweigische Haus.

III, 57, Z. 3 lies: verleidet.

III, 122, Nr. 598 ist näher zu bestimmen: 1813 Ende bis 1814 Mai.

III, 129, ‚Gil Blas de Santillane' verfaßt von Lesage.

III, 173, Z. 5. Unter ‚Prinzeß Julie' versteht v. Müller selbstredend Gräfin Julie Egloffstein.

III, 175, Z. 5 ‚Der Zauberring', Ritterroman von Fouqué.

III, 180, Z. 12 hinter ‚ich' einzuschalten: [Christiane Lotzebue].

III, 196, Z. 5. Mit ‚Schubart' iſt unſtreitig Gotthelf Heinrich v. Schubert gemeint.

III, 227, Z. 8 iſt das Anführungszeichen, das nach ‚würden' ſteht, nach ‚zeigen' Z. 11 zu verſetzen.

III, 242. Ebenſo das Z. 11 hinter ‚warten' ſtehende nach ‚Sorte!" Z. 12.

III, 279, Z. 3 muß es heißen: ſtürzten mir die Thränen unwillkührlich aus den Augen.

III, 288, Z. 8 v. u. iſt Komma nach ‚expression' zu ſtreichen.

III, 289, Z. 2 hat im Anfang zu lauten: l'idée. Ce qui &c. — Z. 6 am Ende: tout à fait de nature à plaire au &c. — Z. 16: étudieraient. — Z. 18: goût.

III, 290, Z. 3 nach même fehlt Komma. — Z. 12 v. u.: clair. — Z. 9 v. u.: plutôt. — Z. 8 de l'objet.

III, 291, Z. 5 différents. — Z. 7: perpétuelle. — Z. 12: à (ſtatt: à). — Z. 13: la (ſtatt: le). — Z. 7 v. u. tempéré.

III, 296, Nr. 707 iſt zu ſtreichen; denn das Wit gen. v. Dörring 1817 Goethe beſucht habe, beruht auf einem Druckfehler der Quelle; es iſt 1827 gemeint und dann erledigt ſich die Mittheilung durch die v. Müller's nach Goethes eigener Erzählung VI. 269f.

III, 316, Z. 14 zu ſtreichen: ſie.

IV, 5, Z. 3 v. u. Das ‚Buch Kabus' verfaßt vom perſiſchen Fürſten Kjekawus.

IV, 130, Z. 16 lies: Intarſia (ſtatt: Arteſia).

IV, 149, Z. 15 lies: Fingergeſchick (ſtatt: Fingergeſchlecht).

IV, 215, Nr. 831 iſt vom 2. März zu datiren. — Z. 4 v. u. lies: détache. — Z. 2 lies: théière.

IV, 216, Z. 6 lies: m'empare. — Z. 5: qui (ſtatt: que.) — Z. 10: fâché. — Z. 13: excuses.

IV, 277, Z. 7 lies: contripota.

IV, 286, Z. 16f. Dem 5. Jahrhundert gehörten von den

sieben Dichtern der Anthologie nur Amr Ben Kultum und Harit, die anderen dem 6. und 7. Jahrhundert an.

IV, 288, Fußnote. Nicht die ‚Vossische Zeitung' ist gemeint, sondern der Roman ‚Die Tante' von Johanna Schopenhauer.

IV, 290, Z. 10. ‚Die Rose von Jericho': Roman von David Heß.

IV, 330, Z. 12. Cormayan? Vielleicht: ‚Courmayeur'.

V, 14, Nr. 921. Das Gespräch vom 9. Januar endet Z. 15; von Z. 16 an beginnt mit den Worten ‚Ich war zu Mittag' ein neues Gespräch mit v. Müller vom 20. Januar.

V, 15, Z. 9f. lies: Repräsentantinnen.

V, 16, letzte Zeile lies: ou (statt: on).

V, 23, Z. 2 v. u. ‚Der Paria', Trauerspiel von Michael Beer.

V, 24, Z. 1 Das französische Trauerspiel Le paria von Delavigne.

V, 57, Z. 8 v. u. Staberl, eine von Bäuerle eingeführte Bühnenfigur.

V, 62, Z. 11—14. Die Worte ‚Quatremère de Quincy', sowie „hat im — nicht gefunden" sollten in Anführungszeichen eingeschlossen sein.

V, 98, Z. 7 v. u. lies: belehren (statt: bekehren).

V, 103, Z. 6—9 „Ich habe — beantlitzt gewesen" sollten in Anführungszeichen eingeschlossen sein.

V, 121, Z. 3 v. u. lies: kann ich [Therese v. Jakob] nicht.

V, 178, Z. 1 lies: 987 (statt: 989).

V, 179, Z. 6 lies: intéressait. — Z. 16: intéressait.

V, 180, Z. 2 lies: maniérée. — Z. 4: davantage.

V, 181, Z. 2 lies: qu'il ne pouvait.

V, 182, Z. 9 v. u. dürfte der Namensanfang Schw. durch ‚Schwendler', anstatt ‚Schweitzer' zu ergänzen sein. — Z. 3 v. u. lies: dine.

V, 208, Nr. 992 ist wohl ins Jahr 1824 zurückzuversetzen, da Goethes Aufsatz ‚die Externsteine' schon damals in ‚Kunst und Alterthum' erschien.

V, 270, Z. 6 v. u. lies: manoscritto.

V, 271, Z. 11 lies: mezzogiorno. — Z. 8 v. u. mia (statt: mi).

V, 280, Z. 5 lies: unpaß.

V, 288, Z. 9 lies: Bryophyllum.

V, 296, Z. 3 v. u. lies: weichliche (statt: reichliche).

V, 341, Z. 14 lies: 1008 (statt: 1010).

VI, 8, Z. 11 v. u. Goethes damaliger Secretär: John.

VI, 19, Z. 7 v. u. lies: daß (statt: das).

VI, 110, Z. 4 v. u. lies: Intentionen.

VI, 115, Z. 2 v. u. lies: défiant.

VI, 116, Z. 6 hätte berichtigungsweise eingeschalten werden sollen: de la [belle-] fille.

VI, 117, Z. 8 v. u. lies: s'aperçoit.

VI, 136, Z. 10 v. u. Das Gedicht ‚Vermächtniß' hat Goethe schwerlich damals genannt: vergl. Nr. 1182.

VI, 140, Z. 9. In den Werken: ‚bei hohen Jahren'.

VI, 144, Z. 11 v. u. ‚Deine Prinzeß' nennt Goethe hier die Prinzeß Marie Louise Alexandrine von S. Weimar.

VI, 189, Z. 3 lies: Daß (statt: Das).

VI, 223, Z. 2 ist die Mutter des zuletzt regierenden Herrn — nicht des jetzt regierenden — gemeint; denn das Haus Gotha war schon 1825 ausgestorben. Die zwei letzten Herzöge waren 1784 zwölf und zehn Jahre alt.

VI, 255, Z. 14 lies: da ich deshalb.

VI, 256, Z. 8 v. u. lies: Theophanie.

VI, 322, Z. 7 v. u. lies: das (statt: daß) — Fußnote lies: Recht (statt: Kriht).

VI, 340, Z. 5 v. u. ‚Der Wasserträger', Oper nach Les deux journées von Bouilly deutsch bearbeitet, in Musik gesetzt von Cherubini.

VII, 83, Z. 9. Der Schwager des Grafen Reinhard hieß v. Tiemar.

VII, 97, Z. 7—14. Der Absatz „Die Menge — übertüncht" sollte in Anführungszeichen eingeschlossen sein.

VII, 107, Z. 1 v. u. lies: gives,

VII, 114, Z. 5 lies: frightfully.

aus bekannten Liedern und Sprüchen, für dieſe beſondere Geſellſchaft, für dieſen Augenblick ein eigenes Ganze entſteht, durch deſſen Genuß ſie belebt, geſtärkt und erquickt wird. So erbaute der Alte ſeinen Gaſt, indem er, durch bekannte und unbekannte Lieder und Stellen, nahe und ferne Gefühle, wachende und ſchlummernde, angenehme und ſchmerzliche Empfindungen in eine Zirkulation brachte, von der in dem gegenwärtigen Zuſtande unſers Freundes das Beſte zu hoffen war.

VII, 124, Z. 11 v. u. lies: encore été déflorés. — Z. 10 v. u. lies: ‚Mémoires'" — Z. 9 v. u. fehlt Anführungszeichen vor puisqu'ils — Z. 6 v. u. lies: reproduits.

VII, 125, Z. 14 lies: paraître.

VII, 127, Z. 6 und 5 v. u. lies: rafraichit.

VII, 133, Z. 15 lies: maitre.

VII, 134, Z. 2 v. u. lies: sphinxartige.

VII, 141, Z. 6 v. u. lies: s'arrêtaient.

VII, 142, Z. 4 v. u. lies: souvenirs.

VII, 145, Z. 11 ff. Der Vierzeiler ist von Maucroux, der aber Z. 12 Jouinons statt Profitons schrieb.

VII, 147, Z. 9 ff. v. u. ist die erste Strophe der ersten ‚Neugriechischen Liebesfolie'; Z. 6 v. u. lautet in den Werken: ‚Drängt mich nicht zur Seite' — Z. 3 und 2 v. u. lies: ‚Am achtundzwanzigsten'.

VII, 151, Z. 12 lies: maitre — Z. 5 v. u.: formen! — Z. 4 v. u.: en se séparant. — Z. 3 v. u.: dessin.

VII, 152, Z. 2 v. u. lies: répandent.

VII, 153, Z. 13 lies: littérature.

VII, 187, Z. 13 Nicht als Erzieher des Erbprinzen, sondern des natürlichen Sohnes des Fürsten — v. Walbersee — kam Behrisch nach Dessau.

VII, 206, Z. 4 f. Die Seherin von Prevorst hieß Friederike Hauffe.

VII, 213, Z. 4 lies: doll' arte.

VII, 244, Z. 2 v. u. ist nach ‚hören' berichtigend einzuschieben: [vielmehr ‚Musenalmanache']

VII, 247, Z. 4 v. u. lies: Ingredienz.

VII, 285, Z. 4 ff. v. u. sind Anspielung auf die, Goethes Rücktritt von der Theaterdirection veranlassende Aufführung von Castelli's nach dem Französischen bearbeitetem Schauspiel ‚Der Hund des Aubry de Mont-Didier'.

VII, 292, Z. 11 ff. v. u. Die Elegie der Frau v. Bechtolsheim steht in der Beilage zu Nr. 24 des ‚Chaos'.

VII, 334, Z. 3 f. v. u. Der englische Consul in Genua hieß Sterling; sein Sohn war in Weimar gewesen.

VIII, 7, Z. 7f. Nicht Karl Schöne hieß der Verfaſſer von ‚De personarum in Euripidis Bacchabus habitu scenico commentatio', ſondern Friedrich Gotthold Sch. und war auch weder aus noch in Leipzig.

VIII, 19, Z. 4f. Unter dem ‚Aufenthalt in Karlsbad vom Jahre 1807' iſt wohl der bezügliche Abſchnitt in den ‚Tag- und Jahresheften', Abſ. 646—674, zu verſtehen.

VIII, 83, Z. 1f. Unter dem bekannten Schriftſteller vermuthet Düntzer Wolfgang Menzel.

VIII, 112, Z. 13f. Nicht die Überſetzung eines römiſchen Geſchichtsſchreibers, ſondern die Neuausgabe ſeiner Lukrezüberſetzung hatte Knebel an Goethe geſchickt.

VIII, 122, Z. 11f. v. u. Das Lied ‚Als Noah aus dem Kaſten war' iſt von Kopiſch.

VIII, 162. Fußnote. Frau Profeſſor Haſe hatte geſchrieben, daß Goethes Anrede an ſeine Schwiegertochter — „Nun, Frauenzimmerchen, gieb mir Dein gutes Pfötchen" — ſeine letzten Worte geweſen ſeien, was in der Fußnote ausgelaſſen wurde, weil dieſe Mittheilung allen andern widerſprach. Neuerdings iſt jedoch ein Brief Wilhelm Weißenborn's vom 28. März 1832 durch Abdruck im Septemberheft des Fortnightly Review bekannt geworden, worin ſich dieſelbe Angabe findet.

VIII, 176, Z. 4f. Il matrimonio segreto, Oper gedichtet von Bertati, componirt von Cimarosa.

VIII, 177, Z. 3ff. Die Muſik zu den ‚Theatraliſchen Abenteuern' war die von Cimarosa zum Impresario in angustie.

VIII, 233, Z. 11ff. Der Römer, der ein Todtengerippe beim Gaſtmahl auf und ab rollen ließ, war Trimalchio im ‚Gaſtmahl des Trimalchio' von Gajus Petronius.

VIII, 244, Z. 2. Der geſchickte fürſtbiſchöfliche Hofmaler in Würzburg war Johann Nicolaus Treu.

VIII, 246. Nr. 1445 zu ſtreichen. Vgl. Nr. 143.

Quellen.

1324. Geſpräche mit Goethe. . . . Von J. P. Eckermann. II. Theil. — **1325.** Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich v. Müller. Hrsgg. von C. A. H. Burkhardt. Stuttgart 1870. S. 146 f. — **1326.** Geſpräche mit Goethe. . . Von J. P. Eckermann. III. Theil. — **1327.** Ebenda. — **1328.** Wie 1324. — **1329.** Ebenda. — **1330.** Ebenda.

1331. Wie 1324. — **1332.** Ebenda. — **1333.** Ebenda. — **1334.** Ebenda. — **1335.** Ebenda. — **1336.** Ebenda. — **1337.** Ebenda. — **1338.** Ebenda. — **1339.** Ebenda. — **1340.** Ebenda.

1341. Wie 1324. — **1342.** Mittheilungen über Goethe. Von F. W. Riemer. II. Band. Berlin 1841. S. 691 f. — **1343.** Wie 1324. — **1344.** Ebenda. — **1345.** Ebenda. — **1346.** Aus dem Tagebuche eines alten Schauſpielers. Von E. Genaſt. II. Theil. 20. Kap. — **1347.** Wie 1324. — **1348.** Ebenda. — **1349.** Wie 1326. — **1350.** Wie 1324.

1351. Wie 1324. — **1352.** Ebenda. — **1353.** Ebenda. — **1354.** Ebenda. — **1355.** Ebenda. — **1356.** Goethe-Jahrbuch. Hrsgg. von L. Geiger. VII. Band. Frankfurt a. M. 1886. S. 237–240. — **1357.** Wie 1324. — **1358.** Ebenda. — **1359.** Ebenda. — **1360.** Ebenda.

1361. Wie 1324. — **1362.** Ebenda. — **1363.** Wie 1325 S. 147. — **1364.** Wie 1326. — **1365.** Wie 1325. S. 147 f. — **1366.** Wie 1324. — **1367.** Ebenda. — **1368.** Nach Schmied's Brief vom 4. Mai 1831, von Herrn Rathsarchivar Schwarzenbach zu St. Gallen in Abschrift gütigst mitgetheilt. Auszug aus dem Brief stand schon in: Jahrbücher der Stadt St. Gallen. 1831. Von P. Ehrenzeller. II. Bandes 4. Heft. S. 96. — **1369.** Wie 1325. S. 248 f. — **1370.** Wie 1324.

1371. Wie 1324. — **1372.** Ebenda. — **1373.** Ebenda. — **1374.** a) Vierzig Jahre von K. v. Holtei. IV. Band. Breslau 1862. S. 225 f. — b) Ebenda S. 78 f. — c) Ebenda S. 85. — **1375.** Wie 1324. — **1376.** Wie 1326. — **1377.** Ebenda. — **1378.** Briefe von Goethe. Desgleichen Aphorismen und Brocardica. Hrsgg. von K. W. Riemer. Leipzig 1846. S. 361. — **1379.** Wie 1324. — **1380.** Wie 1342. S. 724 f.

1381. Wie 1326. — **1382.** Ebenda. — **1383.** Ebenda. — **1384.** Wie 1346. 21. Kap. — **1385.** Weimarer Sonntags-Blatt. 1855. Nr. 29. S. 123 f. — **1386.** Ebenda S. 124. — **1387.** Ebenda. — **1388.** Friedrich Wieck. Ein Lebens- und Künstlerbild von A. Kohut. Dresden und Leipzig 1888. S. 56 f. — **1389.** Wie 1342. S. 641 f. — **1390.** Wie 1326.

1391. Wie 1324. — **1392.** Wolf Goethe. Ein Gedenkblatt von D. Meyer. Weimar 1889. S. 56 f. — **1393.** Vor den Coulissen. Originalblätter von Celebritäten des Theaters und der Musik. Hrsgg. von J. Lewinsky. II. Band. Berlin 1882. S. 161 f. (Aus: Goethe-Reminiscenzen von G. Moltke.) — **1394.** Goethe-Jahrbuch. VI. Band. 1885. S. 80 f. (Aus: Goethes Cour d'amour. Bericht einer Theilnehmerin. . . Mitgetheilt von Freiherrn C. v. Beaulieu Marconnay.) — **1395.** Wie 1342. S. 568 f. — **1396.** Magazin für die Literatur des Auslandes. 48. Jahrg. Nr. 35. Leipzig, 30. August 1879. (Aus: Zum 28. August. Ein Beitrag zur Goetheliteratur. Goethes Beziehungen zu polnischen Dichtern. Von L. Kurtzmann.) — **1397.** Goethes letzte literarische Thätigkeit. Ver-

hältniß zum Ausland und Scheiden, dargestellt von K. W. Müller. Jena 1832. S. 17 ff. — **1398.** Wie 1325. S. 149 f. — **1399.** Wie 1326. — **1400.** Ebenda.

1401. Wie 1325. S. 150 f. — **1402.** Wie 1324. — **1403.** Wie 1397. S. 8 f. — **1404.** Wie 1324. — **1405.** Nach der von Herrn Oskar v. Hase in Leipzig zur Benutzung gütigst überlassenen Handschrift eines Briefes seiner Mutter vom 19. März 1832 an ihre Schwester Elwine Härtel in Leipzig, vollständig gedruckt in: Unserer lieben Mutter Besuch bei Goethen. . . . . für die Hauschronik der Familie Hase am 26. Juni 1889 zur stillen Feier des 60jährigen Professorenthums unseres lieben Vaters Karl August von Hase. Leipzig 1889. — **1406.** Goethes drei letzte Lebenstage. Die Handschrift eines Augenzeugen, hrsgg. von K. Holsten. Heidelberg 1889. S. 1 f. — **1407.** Wie 1326. — **1408.** Wie 1406. S. 2 f. — **1409.** Die letzte Krankheit Goethes, beschrieben . . . . von K. Vogel. Berlin 1833. S. 5 f. — **1410.** Wie 1397. S. 22.

1411. Wie 1409. S. 10 f. — **1412.** Ebenda S. 11 f. — **1413.** Ebenda S. 15 ff. — **1414.** a) Wie 1406. S. 6. — b) Wie 1397. S. 24 ff. — **1415.** Ebenda S. 26—30. — **1416.** Das Büchlein von Goethe. . . . Hrsgg. von Mehreren, die in seiner Nähe lebten [durch O. L. B. Wolff]. S. 58 f. — **1417.** Europa. Chronik der gebildeten Welt. 1856. Nr. 17. S. 475 ff. (Aus: Goethe als Theaterdirector. Von K. Eberwein.) — **1418.** Weimarische Theaterbilder aus Goethes Zeit. Von W. G. Gotthardi. I. Band. Jena u. Leipzig, 1865. S. 99. — **1419.** Wie 1378. S. 368—379. — **1420.** Deutsche Revue über das gesammte nationale Leben der Gegenwart. Hrsgg. von R. Fleischer. 1886. Mai. Breslau und Berlin. a—c) S. 164. — d—m) S. 170 ff.

1421. Mittheilungen über Goethe Von F. W. Riemer. I. Band. Berlin 1841. a) S. 67 — b) S. 87 f. — c) S. 268 f. — d) S. 270. — e) S. 306. — f) S. 308. — g) S. 310. — h) S. 333 f. — i) S. 404 f. — k) S. 405. — l) S. 410. — **1422.** Wie 1342. a) S. 263. — b) S. 454. — c) S. 497 f. —

d) S. 552. — e) S. 624. — f) S. 646. — g) S. 653. — h) S. 677. — i) S. 679 f. — k) S. 696. — **1423.** Wie 1418. S. 91—95. — **1424.** Wie 1416. S. 54. — **1425.** Das Frommann'ſche Haus und ſeine Freunde. Von F. J. Frommann. 2. verm. Aufl. Jena 1872. (Ebenſo 3. Ausg. Stuttgart 1889.) S. 50 f. — **1426.** Karl-Auguſt-Büchlein. Lebenszüge ꝛc. von Karl Auguſt Großherzog von Sachſen-Weimar-Eiſenach Zuſammengeſtellt von A. Schöll. Weimar 1857. S. 166 f. — **1427.** Wie 1418. S. 95—98. — **1428.** Goethe in ſeiner practiſchen Wirkſamkeit. Eine Vorleſung in der Academie gemeinnütziger Wiſſenſchaften zu Erfurt am 12. September 1832 von J. v. Müller. Weimar. a) S. 15 f. — b) S. 27 f. — c) S. 32 f. — d) S. 35. — e) S. 42. — f) S. 45. — **1429.** Jahrbücher der Literatur. LX. Band. 1832. Wien S. 226 u. 228. — **1430.** Wie 1392. S. 10.

1431. Wie 1416. S. 61. — **1432.** Notice sur Goethe. Tiré de la Bibliothèque universelle, Juin et Juillet 1832. Genève 1832. S. 29 u. 53. — **1433.** Goethe in amtlichen Verhältniſſen. Aus den Acten . . . dargeſtellt von . . . C. Vogel Jena 1834. a) S. 53. — b) S. 57. — c—e) S. 59 f. — **1434.** Wie 1409. a) S. 7. — b) S. 24 ff. — c) u. d) S. 30 ff. — e) S. 34—37. — **1435.** Die Quelle dieſes Stücks kann leider nicht angegeben werden. Es liegt in einer Abſchrift vor, bei der dieſe Angabe fehlt, und die trotz Bemühung nicht zu ergänzen möglich geweſen iſt. Die Mittheilung trägt indeß mit ihren, aus Halbaſien ſtammenden, harmlos ausgeſprochenen Anſichten ſo zweifellos den Stempel der Ächtheit, und iſt andererſeits ſo bemerkenswerth, daß die Aufnahme in unſere Sammlung trotz jenes Mangels nicht unterbleiben durfte. Goethes Tagebuch giebt vielleicht Auskunft über den Namen des ruſſiſchen Grafen, wonach dann auch die Quelle der Mittheilung ſich ermitteln laſſen wird. Dieſe Auskunft jetzt ſchon zu erlangen, verhindert das bekannte Verhalten des Goethearchivs gegen das Unternehmen von ‚Goethes Geſprächen'. — **1436.** Weimariſche Zeitung. Nr. 170. 23. Juli 1890. (Aus: Goethe-Erinnerungen von C. Ruland.) — **1437.** Wie 1374 a) S. 59—66. —

1438. Wie 1394. S. 345 f. — **1439.** Neue Theologische Annalen 1814. Hrsgg. von L. Wachler. 1. Band. Marburg und Frankfurt a. M. S. 605. (Aus der Recenſion von Goethes ‚Aus meinem Leben. III. Theil'.) — **1440.** Schriften der Goethe-Geſellſchaft . . . hrsgg. von B. Suphan. 4. Band. — Briefe von Goethes Mutter an ihren Sohn ꝛc. — Weimar 1889. S. 270 f. (Aus Brief v. 30. Nov. 1804.)

1441. Goethes Werke. Nach den vorzüglichſten Quellen revidirte Ausgabe. 23. Theil. Dichtung und Wahrheit. Mit Einleitung und Anmerkungen von H. v. Loeper. 4. Theil. Berlin, Hempel (1877). S. 184. (Nach: Mittheilungen aus d. Leben der Herzöge von Meiningen. Hrsgg. von L. Bechſtein. Halle 1856. S. 83 f.) — **1442.** Ebenda. (Bechſtein 106.) — **1443.** Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Litteraturen. LXXIV. Berlin 1890. S. 33 ff. (Nach: Litteratur des katholiſchen Deutſchlands. III. Koburg 1779. S. 581, mitgetheilt u. erläutert von A. Geiger.) — **1444.** Abhandlungen über Goethe, Schiller, Bürger ꝛc. Von H. Pröhle. Potsdam 1889. S. 77 ff. — **1445.** Wie 1416. S. 66. — **1446.** Schattenriſſe abgeſchiedener Stunden in Offenbach, Weimar und Schönebeck im Jahre 1799. Von Sophie v. La Roche. Leipzig 1800. S. 433 f. — **1447.** Wie 1394. S. 35 f. (Aus Brief des Prinzen Auguſt von S.-Gotha an Herder. — **1448.** Herder's Reiſe nach Italien. Briefwechſel mit ſeiner Gattin ꝛc. Hrsgg. von H. Düntzer und F. G. v. Herder. Gießen 1859. S. 6. (Aus Brief der Herder vom 8. Aug. 1788.) — **1449.** Ebenda S. 109 f. (Aus Brief v. 1. Oct. 1788.) — **1450.** Reiſenovellen von H. Laube. 2. Aufl. 9. Theil. Mannheim 1847. S. 13.

1451. Wie 1448. S. 296. (Aus Brief v. 20. März 1789.) — **1452.** Schiller und Goethe. Reliquien, Charakterzüge und Anekdoten. Geſammelt u. hrsgg. von H. Döring. Leipzig 1852. S. 124. — **1453.** Aus alten Tagebüchern. Im Anſchluß an „Eine deutſche Bürgerfamilie" bearbeitet von J. v. Wickede. I. Band. Jena 1868. S. 93—98. — **1454.** Ebenda S. 186 f. —

1455. Handschriften der Kgl. ö. Bibliothek zu Dresden. (Nach einer Niederschrift Böttiger's). — **1456.** Ebenso. Auch gedruckt in: Zur Geschichte der Wolfischen Prolegomena zu Homer von W. Peters. Frankfurt a. M. 1890. S. 34f. — **1457.** Goethe-Jahrbuch. X. Band. Frankfurt a. M. 1889. S. 147 f. — **1458.** Das Leben der Dichterin Amalie von Helvig, geb. Freiin von Imhoff, von Henriette v. Bissing. Berlin 1889. S. 18. — **1459.** Ebenda S. 28. — **1460.** Briefwechsel des Freiherrn Karl Hartwig Gregor von Meusebach mit Jacob und Wilhelm Grimm. Hrsgg. von E. Wendeler. Heilbronn 1880. S. 69. (Aus W. Grimm's Brief v. 22. Apr. 1827 nach Erzählungen von A. W. v. Schlegel.)

1461. Wie 1455. (Aus Brief Böttiger's an Rochlitz v. 5. Apr. 1800.) — **1462.** Dorothea v. Schlegel geb. Mendelssohn und deren Söhne Johannes und Philipp Veit. Briefwechsel . . . hrsgg. von J. M. Raich. 1. Band. Mainz 1881. S. [11.] — **1463.** Friedrich Schlegel's Briefe an seinen Bruder August Wilhelm hrsgg. von O. F. Walzel. Berlin 1890. S. 431. (Aus Brief v. 26. Juli 1800.) — **1464.** Ebenda. S. 446f. (Aus Brief v. 12. Nov. 1800.) — **1465.** Wie 1462. S. 67. [Nach: Nachschrift v. F. Schlegel zu Brief v. Dorothea.] — **1466.** Geheime Geschichten und Räthselhafte Menschen. Hrsgg. von F. Bülau. V. Band. Leipzig 1854. S. 432. — **1467.** a) Journal des Luxus und der Moden. July 1802. Hrsgg. von Bertuch und Kraus. Weimar. S. 394 ff. (Mittheilung v. Böttiger.) — b) Wie 1458. S. 76f. (Aus Amaliens Tagebuch.) — **1468.** August Lafontaine's Leben und Wirken. Von J. G. Gruber. Halle 1833. S. 282f. — **1469.** Wie 1458. S. 183. (Aus Brief an L. v. Helvig v. 14. Dec. 1803. — **1470.** Wie 1455. (Aus Brief von H. Voß an Abeken v. 26. Jan. 1804.)

1471. The Harvard Monthly. June 1890. S. 135. (Aus: Kuno Francke, Goethe and Cogswell — nach: Life of J. G. Cogswell, as sketched in his letters, by Anna Eliot Ticknor. Cambridge 1874.) — **1472.** Wie 1455. (Aus Brief von

Voß an Abeken v. 21. Febr. 1804.) — **1473.** Ebenda. — **1474.** Ebenda. (Aus Brief v. 23. Febr. 1804.) — **1475.** Ebenda. — **1476.** Quellenangabe bedauerlicherweise abhanden gekommen. — **1477.** Wie 1455. (Aus Voßens Brief v. 11. April 1804). — **1478.** Ebenda. (Aus undatirtem Brief von Voß.) — **1479.** Morgenblatt für gebildete Leser. 1857. Stuttgart u. München 1858. S. 633. (Aus Brief von H. Voß an Börm v. 4. Mai 1804.) — **1480.** Archiv für Litteraturgeschichte. Hrsgg. von F. Schnorr v. Carolsfeld. XI. Band. S. 111 f. (Aus Brief von H. Voß an K. Solger v. 10. Oct. 1804.)

1481. Wie 1455. (Aus Brief v. Voß an Abeken v. 6. bis 7. Dec. 1804.) — **1482.** Ebenda. (Aus Brief v. 25. Jbr. 1805.) — **1483.** Ebenda. — **1484.** Ebenda. (Aus Brief v. 9. März 1805.) — **1485.** Ebenda. (Aus Brief v. 15. Apr. 1805.) — **1486.** Ebenda. (Aus Brief v. 3. Aug. 1805.) — **1487.** Das Leben Friedrich Gottlieb Welckers. Nach seinen eigenen Aufzeichnungen und Briefen von R. Kekulé. Leipzig 1880. S. 37. — **1488.** Wie 1455. (Aus Voßens Brief v. 30. Jan. 1806.) — **1489.** Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn Karl Friedrich v. Stein von E. M. Arndt. 3. unveränderter Abdruck. Berlin 1869. S. 154 f. — **1490.** Aus alten Tagebüchern . . . bearbeitet von F. v. Wickede. II. Band. Berlin 1868. S. 78 ff.

1491. Aus dem Tagebuche eines alten Schauspielers. Von E. Genast. I. Theil. 8. Kap. — **1492.** Deutsche Revue . . . hrsgg. von R. Fleischer. 1886. Januar. S. 67. (Aus Riemer's Tagebüchern von R. Keil.) — **1493.** Wie 1374. a) S. 60 f. — **1494.** Wie 1491. — **1495.** Goethes Briefe an Christian Gottlieb von Voigt. Hrsgg. von O. Jahn. Leipzig 1868. S. 486 ff. — **1496.** Wie 1452. S. 153. — **1497.** Wie 1416. S. 34. — **1498.** Erinnerungen aus meinem Leben von F. Kohlrausch. Hannover 1863. S. 113—116. — **1499.** Aus Brentano's Brief an Buchhändler Zimmer in Heidelberg v. 12. Oct. 1809, dessen Benutzung Herr Hans Ziegler in Leipzig gütigst gestattet hat. — **1500.** Archiv für Litteraturgeschichte. IV. Band. S. 461. (Aus: Erinnerungen an Goethe von F. Schubart.)

1501. Erinnerungen und Leben der Malerin Louise Seidler. Nach handschriftlichem Nachlaß zusammengestellt und bearbeitet von H. Uhde. 2. umgearb. Aufl. Berlin 1875. S. 60. — **1502.** Wie 1491. — **1503.** Wie 1500. S. 462. — **1504.** Friedrich Arnold Brockhaus. Sein Leben und Wirken ... geschildert von H. E. Brockhaus. I. Theil. Leipzig 1872. S. 276. (Aus Brief Falk's v. 24. Apr. 1812.) — **1505.** Die Heimath. Nr. 48. 1882 (Wien). S. 768. (Vgl. Goethe-Jahrbuch. XI. Band. S. 91 f.) — **1506.** Breve til og fra F. C. Sibbern. Udgivne af C. L. N. Mynster. II. Kjobenhavn 1866. (Aus Briefen an Sophie Oersted, Oehlenschläger's Schwester, vom 16. Juli u. v. 15. Nov. 1812. Gütigst übersetzt für ‚Goethes Gespräche' von Herrn Dr. E. Gigas in Kopenhagen.) — **1507.** Wie 1500. S. 457 f. — **1508.** Christian Gottfried Körner. Biographische Nachrichten über ihn und sein Haus. Nach den Quellen zusammengestellt von F. Jonas. Berlin 1882. S. 93 ff. (Aus Förster's Brief an seine Schwester v. 20. Apr. 1813.) — **1509.** Weimarische Zeitung. Nr. 136. Donnerstag 13. Juni 1889. (Nach Niederschrift des Feldmarschall Frh. v. Heß v. 18. Apr. 1863.) — **1510.** Ebenda.

1511. P. Papinii Statii Herculeo Epistrapeion Novii Vindicis cum commentariis F. Handii. Jenae 1849. — **1512.** Wie 1509. — **1513.** Wie 1455. (Aus Rochlitzens Brief an Böttiger v. 13. Jan. 1814.) — **1514.** a) Wie 1453. S. 98 ff. — b) Desselben Buchs III. Theil. S. 171 f. — **1515.** a) Arthur Schopenhauer. Von ihm. über ihn. Ein Wort der Vertheidigung von E. O. Lindner und Memorabilien, Briefe und Nachlaßstücke von J. Frauenstädt. Berlin 1863. S. 225. — b) Ebenda. — c) Über den Willen in der Natur. Von A. Schopenhauer. Frankfurt a. M. 1836. S. 22. (2. Aufl. 1854. S. 17.) — d) Wie a) S. 224. — e) Gütige Mittheilung des Herrn Emil Wiebe. — **1516.** Wie 1506. (Nach Brief von Henriette Herz an Sibbern v. 18. Dec. 1814.) — **1517.** Nach Brief des Herrn Lothar Hetschel an den Herausgeber. — **1518.** Nach Spisy Jana Kollára. Díl IV. Paměti z mládí. V Praze 1862 für ‚Goethes Gespräche' gütigst übersetzt von Herrn Dr. Ernst

Vierzehntes Capitel.

Denn wirklich fing er auf dem Rückwege über seine Lage lebhafter, als bisher geschehen, zu denken an, und war mit dem Vorsatze, sich aus derselben heraus zu reissen, nach Hause gelangt, als ihm der Wirth sogleich im Vertrauen eröffnete, daß Mademoiselle Philine an dem Stallmeister des Grafen eine Eroberung gemacht habe, der, nachdem er seinen Auftrag auf dem Guthe ausgerichtet, in höchster Eile zurück gekommen sey, und ein gutes Abendessen oben auf ihrem Zimmer mit ihr verzehre.

In eben diesem Augenblicke trat Melina mit dem Notarius herein; sie gingen zusammen auf Wilhelms Zimmer, wo dieser, wiewohl mit einigem Zaudern, seinem Verspre-

chen

Braun. — **1519.** a) Gustav Schwab's Leben. Erzählt von seinem Sohne Chr. Th. Schwab. Freiburg i. B. und Tübingen 1883. S. 27. — b) Gustav Schwab. Sein Leben und Wirken geschildert von L. Klüpfel. Leipzig 1858. S. 61 f. — **1520.** Friedrich Arnold Brockhaus. Sein Leben und Wirken . . . geschildert von . . . H. E. Brockhaus. II. Theil. Leipzig 1876. S. 217 f. (Aus Brief Goethe's v. 20. Nov. 1815.)

1521. Wie 1471. S. 135. — **1522.** Wie 1518. — **1523.** Ebenda. — **1524.** Hamburgischer Correspondent. Mittags-Ausgabe. Nr. 72. Mittwoch, den 29. Januar 1890. — **1525.** Der Letzte aus Altweimar. Erinnerungen und Dichtungen v. K. Sondershausen. Weimar 1859. S. 68 f. — **1526.** Nach Uddrag af P. O. Brönsteds Reise-Dagbøger. Samlet og udgivet af N. V. Dorph. Kobenhavn 1850 von Herrn Dr. E. Gigas für ‚Goethes Gespräche' gütigst übersetzt. — **1527.** Ebenda. — **1528.** Goethe-Forschungen von W. Frh. v. Biedermann. Frankfurt a. M. 1879. S. 250. — **1529.** Wie 1471. S. 136. — **1530.** Ebenda.

1531. Wie 1450. S. 36 ff. — **1532.** Julius Schneller's hinterlassene Werke . . . . hrsgg. von C. Münch. II. Band. Briefwechsel zwischen J. Schneller und seinem Pflegesohne Prokesch. Leipzig u. Stuttgart 1834. S. 25 f. (Aus Brief von Prokesch v. 27. Aug. 1820.) — **1533.** Kunst und Leben. Aus Friedrich Förster's Nachlaß. Hrsgg. von H. Kletke. Berlin 1873. S. 291–296. — **1534.** Goethe, Weimar und Jena im Jahre 1806 . . . . hrsgg. von Rich. und Rob. Keil. Leipzig 1882. S. 150. — **1535.** Goethe und Leipzig. Von W. Frh. v. Biedermann. II. Theil. Leipzig 1865. S. 218 ff. — **1536.** Wie 1533. S. 170 ff. — **1537.** Meine Lebensgeschichte. Von Fanny Lewald. II. Band. Neue . . . revidirte Ausgabe. Berlin 1871. S. 29 f. — **1538.** Ebenda S. 30. — **1539.** Aus dem Tagebuche eines alten Schauspielers. Von E. Genast. II. Theil, 11. Kap. — **1540.** a) Penelope. Taschenbuch für das Jahr 1839. Hrsgg. von Th. Hell. S. 330–338. — b) Gütige Mittheilung von Fräulein Grüneisen an Herrn Oberlandesgerichtsrath Dr. Schoenhardt.

1541. Wie 1452. S. 152. — **1542.** Ein Stilleben. Erinnerungen und Bekenntniſſe von Heinrich Koenig. I. Theil. Leipzig 1861. S. 62. — **1543.** Zeitſchrift für die Geſchichte der Juden in Deutſchland. I. Band 1887. S. 359. (Aus: Goethe und die Juden. Von L. Geiger.) — **1544.** Blätter für literariſche Unterhaltung. Nr. 30. 22. Juli 1858. S. 558. — **1545.** Wie 1542. S. 76—80. — **1546.** Generalanzeiger für Stralſund, Neu-Vorpommern und Rügen. II. Jahrg. Nr. 43 f. 1864. (Aus: Mein Beſuch bei Goethe. Vorleſungen im hieſigen literariſchen geſelligen Verein von S.). — **1547.** Otto Magnus von Stackelberg. Schilderung ſeines Lebens und ſeiner Reiſen in Italien und Griechenland. Nach Tagebüchern und Briefen dargeſtellt von A. v. Stackelberg. Heidelberg 1882. S. 426 ff. — **1548.** Goethe-Jahrbuch. XI. Band. Frankfurt a. M. 1890. S. 62. — **1549.** Weimar-Album. Blätter der Erinnerung an Carl Auguſt und ſeinen Muſenhof. Eine geſchichtliche Schilderung von A. Diezmann. Leipzig 1860. S. 34. (Aus Gräter's Papieren.) — **1550.** Goethe und Dresden. Von W. Frh. v. Biedermann. Berlin 1876. S. 30. (Nach Brief v. Burgsdorff's v. 21. Apr. 1813.)

1551. Gütige Mittheilung des Herrn Profeſſor Dr. W. T. Hewett an der Cornell-Univerſität zu Ithaka. — **1552.** Ebenſo.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Anhang

zu

Goethes Werke.

Abtheilung

für

Gespräche.

V. Band. 1. Hälfte.

Leipzig.
F. W. v. Biedermann.
1891.

Goethes Gespräche.

Herausgeber

Woldemar Freiherr von Biedermann.

V. Band. 1. Hälfte.

Register.

Leipzig.
F. W. v. Biedermann.
1891.

19 A 378 : 4
(2. Exx.)

Inhaltsverzeichniß.

(Zum 9. Band. 1. Hälfte.)

Seite

Register.

1. Personen 1
2. Schriften u. Gedichte Goethes 54
3. Geographisches u. Ethnographisches 62
4. Verschiedenes 75
5. Quellen 89

Spättinge. Zurückgelegtes — Übersehenes — Hinzugekommenes.

1553. 1774, Ende April. Mit Gottlob David Hartmann 99
1554. 1779, Frühjahr. Mit Karl Lenz 99
1555. 1794, Anf. November. Mit Frdr. Hölderlin u. a. 100
1556. 1794, Ende oder 1795 Anfang. Mit Hölderlin u. a. 101
1557. 1796, 17. Juni. Mittag bei Goethe 102
1558. 1796, 15. September.(?) Bei Ferd. Christn. Loder 104
1559. 1806, Anfang. Mit Charlotte v. Stein 105
1560. 1808, 30. September u. folg. Tage. Mit Napoleon 107
1561. 1809, Ende.(?) Über ‚Die Wahlverwandtschaften‘ . 112
1562. 1813, Ende bis 1814 Anfang. Mit Arth. Schopenhauer 113
1563. Um 1819.(?) Mit Karl Wolfgang und August v. Heygendorff 113
1564. 1826(?), 28. August. Mit Wilhelmine Meios geb. Baumann und Marie Meios 113
1565. 1827, Anfang Mai. Mit Mor. Oppenheim . . . 114
1566. Spätestens 1829. In Karlsbad 115
1567. 1830. Mit William Makepeace Thackeray u. a. 115

Seite

1568. Zwischen 1818 u. 1831. Mit Frdr. Theod. Kräuter 117
1569. In Goethes letzten Jahren. Über wilde Ehe . . 117
Quellen 118
Register über die Spätlinge 119
Zeitfolge von Goethes Gesprächen bei Einreihung der nachgebrachten und unter Berücksichtigung von Berichtigungen 122
Berichtigungen zum 8. Bande 124

Nachgeliefertes z. 9. Band 2. Hälfte.

1570. 1829, Anfang Mai. Mit Friedrich Rotter und Karl Wolff 9. 2. 279
Aufklärung zu 765 . . . . . 9. 2. 280

Zu 169. 1, 209.

W. G. Gotthardi ist Schriftstellername für Moritz Wilh. Gotthard Müller.

Regiſter.

I. Perſonen.

Die römiſchen Ziffern bedeuten die Band-, die arabiſchen die Seitenzahl.

Abeken, Rud. — II, 274. 303f. 311. — VI, 327. — VIII, 278. 283f. 307.

Abraham a Sancta Clara ſ. Megerle, Ulr.

Adam. II, 40. — III, 203. — VI, 338f.

Adam, John Quincy, — V, 169.

Addiſon, Joſ. — IV, 26.

Ägypten, Mehmed Ali, Vicekönig von — V, 207. — VI, 178. 191.

Äſchylos. I, 287. — II, 194. 276. — III, 137. — V, 209. 332. — VI, 48. 81. 206. — VIII, 114. 180f.

Äſop. II, 26.

Agamemnon, König von Mykenä V, 41.

Agrippina (Tochter des Cäſar Germanicus, zuletzt Gemahlin des Kaiſers Claudius). III, 211.

Albany, Luiſe (Aloyſia) Marie Caroline Gräfin von — geb. Prinzeß Stollberg-Gedern. V, 232.

Aldobrandini, Fürſten v. — I, 199.

Alembert, Jean le Rond d' — VIII, 57.

Alfieri, Vittorio Graf — V, 232.

Alighieri, Dante — II, 194. — V, 107. (Ugolino) 112f. 116. — VI, 354. — VII, 3.

Allegri, Antonio — gen. Correggio. V, 205. 326f. — VIII, 325 ff.

Alton, Joſ. Wilh. Edrd. d' — V, 173. 236f. 249. — VI, 59. — VII, 323.

Ampère, Jacques Antoine — VI, 115—120. 125 ff. 146. — VII, 114.

Anaxagoras. IV, 294.

Ancelot, Jacques Arſène Polycarpe François — V, 111.

Angelica, ſ. Zucchi, A. — geb. Kauffmann.

chen Genüge leiſtete, dreyhundert Thaler, auf Wechſel, an Mirlina auszahlte, welche dieſer ſogleich dem Notarius übergab, und dagegen das Document über den geſchloſſenen Kauf der ganzen theatraliſchen Geräthſchaft erhielt, welche ihm morgen früh übergeben werden ſollte.

Kaum waren ſie auseinander gegangen, als Wilhelm ein entſetzliches Geſchrey in dem Hauſe vernahm. Er hörte eine jugendliche Stimme, die, zornig und drohend, durch ein unmäßiges Weinen und Heulen, durchbrach. Er hörte dieſe Wehklage von oben herunter an ſeiner Stube vorbey nach dem Hausplatze eilen.

Als die Neugierde unſern Freund herunter lockte, fand er Friedrichen in einer Art von Raſerey. Der Knabe weinte, knirſchte, ſtampfte, drohte mit geballten Fäuſten, und ſtellte ſich ganz ungebährdig vor Zorn und

Angely, Louis — VI, 167.
Angoulême, Louis Antoine Herzog v. — V, 29.
Anhalt-Dessau, Franz Leopold Fürst v. — I, 44. 50. 117.
Anhalt-Dessau, Leopold I. Fürst von — V, 103.
Anhalt-Dessau, Luise Henriette Wilhelmine Fürstin v. — gb. Prinz v. Brandenburg-Schwedt I, 50. 144.
Antoninus, Marcus Aurelius — II, 172f.
Anville, Jean Baptiste Bourguignon d' — I, 163.
Apel, Aug. — II, 19.
Apollonius (von Tyana). III, 22.
Arndt, Mart. Friedr. — II, 31. 238f. 288.
Aretino, Peter — I, 26.
Ariosto, Ludovico — II, 194. 216. — IV, 77. — V, 29. — VI, 139. 145. — VIII, 262.
Aristippos. IV, 345.
Aristophanes. I, 189. — III, 29. — IV, 157. — VIII, 256.
Aristoteles. I, 137. — II, 112. 200f. — V, 297. — VI, 81. 329. — VIII, 257.
Arnault, Emile Lucien — VII, 212. 282.
Arndt, Ernst Mor. — III, 76. 202f. — VII, 253. 294f.
Arnim, Elisabeth (Bettine) v. — gb. Brentano II, 289. — III, 28. — IV, 134f. — V, 141f.
Arnim, Ludw. Achim v. — II, 232. 234. 276f. 287. — III, 45. — VIII, 308f.
Arnulf (Bischof). III, 240.
Artaria, Ferdinando — VII, 22.
Ast, Georg Ant. Friedr. — II, 201. 208. — VIII, 288f.
Attila, König der Hunnen. I, 93.
Auber, Daniel François Esprit — VII, 310. — VIII, 47.
Audh, Abul Feser Moiseddin Schah von — V, 294.
Auersperg, Jos. Grf. v. — IV, 99f. 103ff. 176. 178f. 255, 258.

Babo, Frz. Morius v. — I, 2-6f. — VIII, 44.
Bach, Sebast. — III, 136f. — IV, 133f. 136. 141f. 204. — VII, 306.
Bachmeyer, ... — (Hausbesitzer in Eger) IV, 199f.
Bacon, Viscount St. Albans Baron Verulam. Francis — II, 190. 243.
Bacon, Roger — II, 189. 232. 243–246. — III, 250.
Baden, Karl Friedr. Markgraf (später Kurfürst, zuletzt Großherzog) von — I, 59. 111.
Baden, Stephanie Prinzeß (nachmals Großherzogin von — geb. Baronin de la Pagerie, adop-

mit von Napoleon I. Kaiser d. Franzosen — III, 7.
Bähr, Joh. Karl Ulr. — VI, 262f.
Bäuerle, Adolf — IV, 174. — V, 57. — VIII, 400.
Baggesen, Jens — VIII, 350.
Ballanche, Pierre Simon — VII, 244.
Balsamo, Jos. — I, 129—135.
Balsamo, Familie — I, 129 bis 134.
Balzac, Honoré de — VII, 244
Barbara, heilige — III, 217f.
Bardua, Caroline — II, 127. 131f. 146. 148f. 151.
Bardua, . . . — II, 127.
Barkhausen, Luise — I, 142.
Bartels, Joh. Heinr. — III, 189.
Bassano, Hugo Bern. Maret Herz. v. — II, 220.
Basedow, Joh. Bernhard — (eigentlich Joh. Berend Basse-dow) VIII, 70. 174f.
Batsch, Aug. Joh. Geg. Karl — IV, 84.
Baudissin, Wolf Graf v. — VIII, 303—308.
Baumgarten-Crusius, Ludw. Frdr. Otto — VI, 257.
Bayern, Ludwig Herzog von — Römischer Kaiser. IV, 36.
Bayern, Ludwig I. König von — V, 142. 251. 302. — VI, 179, 184f. 192f. 198f. 300. — VII, 64—68. 70. 74f. 85. 91f. 100. 136f. 180. 208. 211. 221. 232. 379f.
Bayern, Maximilian I. König von — IV, 194.
Beaulieu-Marconnay, Henriette Frfr. v. — geb. v. Egloffstein s. Egloffstein, H. Gfin. v. —
Beaulieu-Marconnay, Karl Frh. v. — III, 276.
Beaumarchais, Pierre Augustin Caron de — I, 210. — VII, 77f. — VIII, 56f.
Beaumont, Francis — V, 3.
Bechtolsheim, Julie v. — geb. v. Keller. VII, 292f. — VIII, 402.
Bechtolsheim, Joh. Ludw. Frh. v. — III, 178.
Beck, Heinr. — IV, 300.
Beck, Henriette — geb. Bethelm. VIII, 192.
Becker, Christiane Amalie Luise — geb. Neumann IV, 13.
Becker, Heinr. — I, 194f. — V, 34f.
Beer, Mich. — (Verf. des Paria.) V, 23f. 117. — VIII, 400.
Beethoven, Ludw. van — III, 8. — IV, 30. 133. 137. 143ff. 184. — VII, 307. — VIII, 16f. 361f.
Begas, Karl — VI, 174.
Behrisch, Ernst Wolfg. — I, 52. — VII, 184—188. — VIII, 402.
Bellanti, . . . Dr. — VI, 176f.
Belloc, Louise — geb. . . . V, 107f.

Bellovesi. IV, 172.
Benda, Chrſtn. Herm. — I, 171. 194.
Bentham, Jeremy — VII, 198 ff. 266 f.
Bentley, Rich. — III, 270.
Béranger, Pierre Jean — IV, 129. — VI, 4. 31. 35 f. 44 f. 122 f. 125 f. 275. — VII, 40 f. 84. 249—252. — VIII, 40. 83.
Bergler, Steph. — I, 163.
Bergmann, Torbern — II, 270 f.
Berlichingen, Gottfr. v. — II, 248.
Bertati, ... — VIII, 176. 403.
Berthier, ſ. Neufchatel.
Bertram, Joh. Baptiſt — III, 16. 146—157. 201. 255.
Bertuch, Frdr. Joh. Juſtin — I, 33 f. 67 ff. 78 f. 198. — II, 104 f. 134. 151. — III, 97 ff. 312. — IV, 84.
Bertuch, Karl — II, 148 f. — III, 257.
Berzelius, Joh. Jak. Frh. v. — III, 185. — IV, 161. 169—173.
Beskow, Bernh. v. — IV, 17 f.
Bethmann, Friederike — ſ. Unzelmann.
Bethmann, Banquierhaus v. — VII, 83.
Bethmann, Sophie Eliſabeth — (nachmals verm. de Luc, ſpäter Frſt. v. Mettingh) I, 143.
Beulwitz, Frdr. Aug. v. — VIII, 45.
Beyer, ... — (in Erlangen) VIII, 256.
Beyle, Marie Henri — (Schriftſtellername: Stendhal) VII, 124. — VIII, 4.
Bieſter, Joh. Erich — VIII, 359.
Bignon, Louis Pierre Edouard Baron — VII, 183.
Bion, VIII, 256.
Biot, Jean Baptiſte — III, 291.
Blücher, Gebh. Lebrecht v. — Fürſt v. Wahlſtatt, II, 350. 352. — III, 202. 261 ff. — IV, 16. 62. 116. — V, 109. 206. — VII, 70.
Blum, Karl — V, 227.
Blumenbach, Joh. Frdr. — I, 145. — II, 42. — V, 168. — VII, 322 f.
Boccaccio, Giovanni — II, 294. — IV, 115.
Bocage, Marie Anne du — gb. Lepage I, 25 f.
Bode, Aug. — I, 244. 277. — II, 206 f. — VIII, 281 ff.
Bode, Joh. Joach. Chrſtph. — I, 63 ff.
Bodmer, Joh. Jak. — I, 35.
Böhler, ... — gb. — IV, 20.
Böhler, Doris — nachmals verehel. Devrient. IV, 19 ff.
Böhmen, Johann König von — IV, 36.
Böhmen, Karl IV. König von — Römiſcher Kaiſer. IV, 107.
Bölling, Joh. Rudp. — I, 27.

Börne, ... — I. 276.
Böttiger, Karl August — I. 126. 144. 161—168. 183—187. 198 ff. 227 f. 239. 256. 278. — II. 116. 334. — III. 1. 77. 259. — IV. 88. — VII. 318. — VIII. 186. 255—265. 288. 294 f.
Bohn, Sophie — gb. Wesselhöft. II. 284. — III. 281.
Boie, Heinr. Christn. — I. 262. 271.
Boisserée, Melchior — III. 1 f. 5. 144—158. 201. 255. — IV. 203.
Boisserée, Sulpiz — III. 1 f. 4—19. 144—159. 181—219. 227—258. — IV. 203. — V. 282—293. 310. — VII. 221.
Bojanus, Ludw. — IV. 93.
Bolza, . . . Graf — II. 187.
Bolzano, Bernhard — II. 334.
Bombelles, Ida Marquise v. — gb. Brun III. 315 f.
Bonifacius, Primas v. Deutschland I. 82. — II. 163. 245 f.
Bonnet, Charles — VII. 317.
Bonstetten, Karl v. — VI. 264. — VII. 334 f.
Borghese, Fürsten — III. 223.
Born, Jak. Heinr. v. — II. 173.
Bornhauer, Thom. — VII. 264 f.
Both, Kel. Frdr. v. — IV. 61 bis 68.
Both, . . . v. — gb. . . . IV. 61—68.
Bouilly, J. — Nicolas — VI. 340. — VIII. 401.
Bourbons, die — V. 29. — VI. 126. 356. — VIII. 2.
Bourrienne, Louis Ant. Fauvelet de — II. 220. — VII. 50 f. 60—64.
Bouterweck, Frdr. — II. 50. 179.
Bovy, A. — VI. 207. 447.
Bowdell, John — VII. 73 ff. 82. 89. 91.
Bracebridge'sches Ehepaar. (? Etwa nach W. Irving?) V. 294.
Brandenburg, Markgrafen von — III. 299.
Brandt, Heinr. Frz. — V. 26. 204 ff.
Brant, Sebastian — I. 38.
Braun Ritter v. Braunthal, Kel. Joh. — IV. 246 ff.
Braunschweig, Herzogliches Haus — III. 36. — VIII. 398.
Braunschweig, Karl Wilh. Ferd. Herzog v. — II. 351 ff.
Breitkopf, Joh. Gleb. Emanuel — I. 7 f. 11. 269. — II. 336.
Brentano, Clem. — II. 232. 276 f. — VIII. 230. 308 f.
Brentano, Frz. — III. 232.
Brentano, Sophie — gb. Mereau. VIII. 230.
Bretschneider, Heinr. Gfried. v. — I. 33.
Brière, J. L. J. — (Herausgeber von Le neveu de Rameau) IV. 270.

Brill, Paul — VII, 89.
Brinkmann, Karl Guſt. v. — I, 190 f.
Brion, Friederike — VII, 84. 218. 235.
Briſtol, Frd. Aug. Marquis v. — III, 131. — VII, 270—273.
Brockhaus, Frdr. Arn. — VIII, 340 f.
Bröndited, Pet. Cluſ — V, 287 f. — VIII, 346—350.
Brun, Frieder. Sophie Chriſtiane — gb. Münter. VIII, 265 f.
Brun, Karl — VIII, 266.
Brun, Lotte — VIII, 266.
Bruno, Jordanus (Giordano) VIII, 189 f.
Brutus, Marc. Junius — I, 35. — III, 58.
Bubna und Littitz, Ferd. Grf. v. — VIII, 320—323. 332.
Buch, Leop. v. — V, 290. — VII, 15. 49.
Bucholz, Chrſtn. Frdr. — III, 131 f.
Buchwald, Juliane Franciſca v. — gb. Freiin v. Reuenſtein. IV, 289.
Bückeburg-Schaumburg, Friedrich Wilhelm Ernſt Graf zu Lippe — IV, 221. — V, 69.
Bürger, Gfried. Aug. — I, 40. 44. 46. — V, 203 f. — VII, 118.
Büttner, Chrſtn. Wilh. — I, 77.
Buffon, George Louis Leclerc Graf v. — VII, 282.
Buhle, Joh. Glieb. — II, 50.
Buonaparte, Jerôme — König von Weſtfalen. IV, 244 f. — VIII, 16.
Buonaparte, Lätitia — gb. Ramolino VIII, 15 f.
Buonaparte, Lucian — Fürſt v. Canino. II, 337 f. — VI, 278.
Buonaparte, Ludwig — König v. Holland II, 333. 337—344. — III, 116.
Buonaparte, Napoleon — Kaiſer der Franzoſen. II, 40. 91. 110. 118. 160 f. 169. 183. 211. 214—216. 249 ff. 305. 320. 337 f. 340. 349 ff. — III, 76. 94. 102. 104 f. 114. 132. 134 f. 177 f. 187 ff. 192. 207 ff. 253. 293. — IV, 68 f. 83. 102. 119 ff. 190. 331. — V, 6. 20. 30. 44. 59. 74. 224. 273. 296 f. 305. — VI, 1 ff. 15 f. 88. 126. 147. 159. 170. 190 f. 268. 272 ff. 277 ff. 293. 356. — VII, 39. 47. 50—53. 60—64. 70. 105. 124. 126. 163. 182 f. 203 ff. 241. 250. 273. 279. — VIII, 15 f. 37. 55. 138. 306 f. 320. 322 f. 334 f.
Buonarotti, Michel Angelo — I, 280. — IV, 150. — VII, 92 ff. 302. — VIII, 325. 327.
Burgsdorff, K. Ludw. Gleb. v. — VIII, 393.
Burns, Rob. — VI, 124. — VII, 104 f.

Burn, Fridr. — I, 103. 106. 239. — VII, 92f.
Butte, Wilh. — III, 210.
Byron, John — V, 149.
Byron of Rochdale, George Noel Gordon Baron — III, 270f. — IV, 11f. 18. 225f. 286. 288. 290. 293. 320. 329. — V, 25. 29. 39. 49. 86f. 93. 107f. 115. 119f. 132. 142—149. 206. 210f. 215f. 232. 258f. 275f. 298. 308. 312. 317—321. — VI, 26f. 30. 143f. 150—153. 162. 285f. 367. — VII, 103f. 108—112. 124. 130. 177. 232. 248f. 330. — VIII, 8. 42. 56. 224—227. 351. 354. 389.

Cäsar, Caj. Jul. — I, 35. — II, 223. 225f. — III, 58. — V, 109. — VI, 16.
Cagliari, Paolo — gen. Veronese. III, 232. — VIII, 14f.
Cagliostro, Graf. — s. Balsamo, J.
Calderon de la Barca, Pedro — I, 241ff. 245. — II, 136. 149ff. 153. 182. 194. 283. — III, 35. 157f. 169—172. 239. — V, 36. 59. 201. 258. — VI, 46. 80f. — VIII, 17. 311f. 375.
Calvert, George Henry — V, 167ff.
Camper, Pet. — I, 145. — VII, 322.
Campis, Gerhard de — I, 81.
Canning, George — VI, 1. 158. 172f. 195f.
Canning, Viscount de Redcliffe, Stratford — V, 108.
Canova, Antonio — IV, 281. 285.
Candarini, Simon — VII, 91.
Caracalla, M. Aurel. Pius Bassianus Britannicus — I, 85.
Caracci, Ludw. — VII, 319.
Caracci, Malerfamilie der — VII, 90f.
Carlyle, Jane — gb. Welsh. VI, 264.
Carlyle, Thomas — VI, 159 bis 162. 170. 264. 347ff. — VII, 110. — VIII, 77.
Carové, Fridr. Wilh. — V, 285.
Carstens, Asmus — V, 242. 298? 310.
Carus, Gust. — IV, 91—96. 219f. — VI, 59. — VII, 323.
Caspers, Fanny — (oder Manon?) IV, 89.
Cassius Longinus, Cajus — I, 35.
Castelli, Ignaz Fridr. — III, 3. („Schweizerfamilie") — VII, 285. — VIII, 402.
Casti, Giovanni Battista — II, 218.
Castiglione, Frz. Xaver Graf v. — (Papst Pius VIII.) VII, 84.
Castlereagh, Henry Robert Stewart Viscount — Marquis v. Londonderry VII, 150.

Catalani, Angelica — verehel. Valabreque III, 315 f.
Catel, Franz — I, 236 f.
Catel, Louis — I, 279.
Cato, Marc. Portius — I, 35.
Cellini, Benvenuto — V, 206.
Cenci, Beatrice — I, 36.
Cervantes Saavedra, Miguel de — I, 34 = II, 5. 197. 216. = IV, 1.
Chateaubriand, François Auguſte Vicomte de — IV, 287. = VI, 2. = VII, 84. 124. 282.
Chatelet-Lomont, Gabriele Emilie Marquiſe de — geb. Le Tonnelier de Breteuil. VI, 366.
Chatam, William Pitt Graf v. — VI, 195.
Cherubini, Maria Luigi Carlo Zenobio Salvatore — V, 209. = VI, 340. = VIII, 401.
Chevenix, Richard — II, 331.
Chézy, Antoine Léonard de — VII, 152.
Chézy, Helmine v. — geb. v. Klenke VI, 369.
Chladni, Ernſt Florens Frdr. — III, 263.
Chodowiecki, Dan. Nicol. IV, 299.
Chriſtus ſ. Jeſus.
Cicero, Marc. Tullius — I, 35. = III, 58. 62. = IV, 152. = V, 90. 124. 207. = VIII, 262.
Cilliar, ... — (Leibjäger) VI, 306.
Cimarosa, Domenico — VIII, 176 f. 403.
Claude, ſ. Gelée, C.
Claudius, Matthias — I, 76. = V, 244.
Clauren, H. — ſ. Heun, K. G. S.
Cnopf, ... — IV, 85.
Cogswell, Joſ. Green — IV, 11 f. = VIII, 277 f. 341 f. 351 f.
Coleridge, Samuel Taylor — VII, 111 ff. = VIII, 361.
Conſtant de Rebecque, Benjamin — I, 255. 270. = VIII, 277 f.
Conta, Karl Frdr. Ant. — II, 147 f. = VI, 177. = VIII, 72.
Conteſſa, Karl Wilh. Salice — II, 123. = III, 162.
Cooper, James Fenimore — VII, 174.
Cordemann, ... I, 214.
Cordellier Delanoue, ... — VII, 280.
Corf, ... (engl. Kaufmann) I, 133.
Corneille, Pierre — I, 61 = V, 59 f. = VI, 88.
Cornelius, Pet. v. — III, 6 f. 12. 17 f. 183. 224. 230. = V, 236 ff. 242—246. 250. = VI, 321. = VII, 160 f. 221. 223 f. = VIII, 381.
Correggio ſ. Allegri, A.
Cotta, Heinrich — VII, 284.

Cotta, Joh. Fridr. Frh. v. — II. 117. — III. 4. 29. 266. — IV. 230. — VI. 36. — VII. 3. 98. 159. — VIII. 332. 374. 377.

Coudray, Clem. Wenceſl. — IV. 8. 80f. 152f. 205. 224f. 227f. 278f. 303. — V. 67ff. 94ff. 117f. 241. 246f. 280f. 296f. — VI. 147f. 185. 202. — VII. 10ff. 43—48. 97f. 128. 216. 243. 281ff. — VIII. 31. 44. 128f. 143ff. 152ff. 350f. 378. 381f.

Courier, Paul Louis — V. 179f. — VIII. 44. 55f.

Couſin, Victor — III. 288—291. — V. 178—182. 281. — VII. 19. 40. 46f. 114f. 198.

Cramer, Joh. Andr. — V. 111.

Cramer, Karl Fridr. — I. 48f.

Cramer, Ludw. Wilh. — III. 138. 142. 197f. 200. 202.

Cramer, Tochter des Bergrath — III. 138. 142f. 198.

Cranach, Lukas — II. 289. 353. — III. 145. — IV. 135. — V. 225f.

Cramer, Kaſpar von — IV. 82f.

Credi, Lorenzo di — III. 225.

Creuzer, Grg. Fridr. — III. 241. 243f. — IV. 283. — V. 283. 286. — VIII. 388.

Cumberland, Friederike Herzogin von — (nachm. Königin von Hannover) gb. Prinzeß von Mecklenburg-Strelitz, verw. Prinzeß von Preußen und Fürſtin von Solms IV. 77. — V. 67.

Cuvier, Grg. Leop. Chriſtn. Fridr. Dagob Bar. v. — IV. 277. — V. 290. — VII. 198. 231. 303. 321ff. 332. — VIII. 97.

Czelakowsky, Frz. Ladislaw — VII. 192.

Czettritz-Neuhauß, . . . Frh. v. — IV. 356ff.

D. . . . v. — ſ. Diemar.

Dalberg, Heribert Frh. v. — I. 61f.

Dalberg, Joh. Fridr. Hugo Frh. v. — I. 93f. 101—104. 108f. 112.

Dalberg, Karl Theodor Frh. v. — (nachmals Großherz. v. Frankfurt ꝛc.) I. 108f. 111. — VII. 202.

Dalmatien, Nicolas Jean de Dieu Soult Herz. v. — II. 222.

Dandolo, Enrico — IV. 153.

Daniel. II. 299.

Dankelmann, ... Frh. v. — III. 257.

Dankelmann, ... Frfr. v. — gb. Jagemann III. 257.

Daru, Pierre Ant. Bruno Grf. — II. 220—223.

Daub, Karl — III. 241.

David, Jean Pierre — VII. 114f.

124—130. 137. 150f. 239 bis 244. 280.
Decandolle, Auguſtin Pyramus — VIII, 104.
Dechamps, . . . — IV, 330.
Deinhardſtein, Joh. Ludw. — VII, 328—331.
Delacroix, Eugène — V, 237. 321—324. — VII, 115. 155. 160.
Delavigne, Jean François Caſimir — V, 23f. 98. — VI, 2 117. — VII, 103. — VIII, 400.
Delille, Jacques — I, 264. — II, 113. — VI, 35f.
Deluc, Jean André — III, 187.
Denon, Dominique Vivant Baron — III, 127.
Denn, Wilh. — III, 273ff. — VIII, 198.
Descartes, René — II, 248. 271. 289.
Deschamps, Emile — VII, 240f. 244.
Deſſau, Franz Leopold Fürſt v. — III, 256.
Devrient, Emil — VIII, 3.
Devrient, Ludw. — V, 206.
Devrient, Wilhelmine — gb. Schröder (ſpäter verm. v. Döring u. dann v. Bock). V, 279. — VII, 298f.
Diderot, Denys — III, 71. 289. — IV, 224. 270. — VI, 3. 121. — VII, 282. 300. — VIII, 56f.
Diede, Luiſe Frfr. v. — gb. Gräfin v. Calenberg-Muskau VI, 315f.
Diede, Wilh. Chriſtph. Frh. v. — VI, 315f.
Diemar, . . . v. — VII, 83. 319. — VIII, 401.
Dietmar, Sigism. Gfried. — I, 79—84.
Dietz, Heinr. Frdr. v. — III, 190.
Diogenes, III, 84. — IV, 345f.
Dobrowsky, Joſ. — VI, 140.
Döbereiner, Joh. Wolfg. — III, 185. — IV, 13.
Dohm, Chriſtn. Wilh. v. — I, 138. — III, 256.
Dolce, Carlo — II, 328. — VIII, 327.
Domenichino ſ. Zampieri, D.
Domitianus, Titus Flavius — VIII, 331.
Doolan, . . . — V, 108. 187f.
Dorow, Wilh. — III, 29ff. — V, 208ff.
Dorville, G. — ſ. **Orville**, G. d'.
Dſchingis Chan ſ. Mongole.
Dürer, Alb. — II, 198. — III, 5. 12. 18. 145. — VI, 275. — VIII, 327. 389f.
Dürkheim, . . . Frh. v. — Geheimer Rath VIII, 242.
Duguet, Sophie — II, 147f.
Dumas, Alex. — VII, 282. — VIII, 17.

Dumeir (nicht Dumoit), Frdr. Damian — I, 26. 30.
Dumont, Pierre Etienne Louis — VII, 189f. 198ff. — VIII, 130f.
Durand, Aug. — V, 155. 227. — VII, 280.
Duras, Claire Herzogin v. — gb. Kersaint. V, 98.
Dutitre, . . . — (Bürgersfrau aus Berlin) IV, 356ff.
Duval, Alexander — VI, 116f. 128f.
Duval, Bonne — gb. . . . VI, 356.
Duval, Marie — VI, 356f.
Duvf, Ant. van — IV, 82f.
Duf, Joh. Gottfr. — VIII, 185.

Ebel, Joh. Gfrd. — III, 209f.
Ebers, . . . II, 50f.
Ebert, Egon — VI, 331. — VII, 51f. 76f.
Eberwein, Frz. Karl Adalb. — III, 121. 132ff. 166. — IV, 137. — VI, 6f.
Eberwein, Henriette — gb. Häßler IV, 137. — VI, 6f. — VII, 68.
Eberwein, Karl — VI, 6f.
Eberwein, Max — VI, 6f.
Echion, I, 199.
Eckenbahl, Jan. Gfrg. v. — VI, 174.
Eckermann, Joh. Pet. — IV, 231—238. 261—269. 283. 290—293. 295—310. 314 bis 330. — V, 1—14. 16—45. 51—55. 57—62. 64—68. 70 bis 88. 99ff. 104ff. 112—139. 142—157. 170—177. 183 bis 204. 211—217. 232—236. 243. 245—248. 253—260. 264 bis 276. 282. 292. 309. 318—336. — VI, 1—64. 66—115. 118 bis 127. 131—137. 140—162. 165—170. 177. 186f. 195. 202f. 205. 210—254. 262. 271—299. 301ff. 323—344. 347—355. 358—367. — VII, 1—95. 100f. 122. 148ff. 161ff. 165—175. 177ff. 183—192. 194. 202—209. 216ff. 220f. 223f. 230—233. 239ff. 260 bis 264. 275—278. 280. 283f. 289—293. 314. 333—336. — VIII, 1. 5—58. 61—71. 74 bis 77. 82—90. 93—98. 100. 114—120. 136. 138—141. 145 bis 154. 382.
Eckert, Karl — VI, 260ff.
Eckstein, Ferd. Bar. v. — V, 285.
Egloffstein, Auguste Grfin. — IV, 276.
Egloffstein, Caroline Frfr. v. — gb. Freiin v. Aufseß. III, 303—311. — IV, 210f. 276. 311. — V, 296f.
Egloffstein, Caroline Grfin. — III, 222. 303. — IV, 4f. 8. 10. 14f. 17f. 156. 226f. 278ff.

Verdruß. Mignon ſtand gegenüber und ſah mit Verwunderung zu, und der Wirth erklärte einigermaßen dieſe Erſcheinung.

Der Knabe ſey nach ſeiner Rückkunft, da ihn Philine gut aufgenommen, zufrieden, luſtig und munter geweſen, habe geſungen und geſprungen bis zur Zeit, da der Stallmeiſter mit Philinen Bekanntſchaft gemacht. Nun habe das Mittelding zwiſchen Kind und Jüngling angefangen, ſeinen Verdruß zu zeigen, die Thüren zuzuſchlagen, und auf und nieder zu rennen. Philine habe ihm befohlen, heute Abend bey Tiſche aufzuwarten, worüber er nur noch mürriſcher und trotziger geworden; endlich habe er eine Schüſſel mit Ragout, anſtatt ſie auf den Tiſch zu ſetzen, zwiſchen Mademoiſelle und den Gaſt, die ziemlich nahe zuſammen geſeſſen, hineingeworfen, worauf ihm der Stallmeiſter ein paar tüchtige Ohrfeigen gegeben,

290. 311. — V, 98. — VII. 331.
Egloffſtein, Henriette Gräfin v. — geb. v. Egloffſtein (nachm. verm. Frfr. v. Beaulieu-Marconnay) I, 221—227. — III, 220. 222. — VI, 162f. — VII. 331. — VIII, 82. 123.
Egloffſtein, Julie Gräfin — III, 173—177. 179f. 222f. 275f. 299—311. 314. — IV, 2—5. 9f. 12. 16ff. 155. 210. 215. 269f. 273ff. 310. — V, 96ff. 294. — VIII, 398.
Ehlers, Wilh. — III, 121.
Ehrmann, Joh. Chriſtn. — III, 193. 217.
Eichſtädt, Heinr. Karl Abrah. — I, 187f. — IV, 12. — V, 94.
Eick, J. v. — ſ. **Euck**.
Einſiedel, Frdr. Hildebr. v. — I, 67. — II, 313. — IV, 8. 87f. — V, 269f.
Eckhof, Konr. — I, 62.
Elgin und **Kincardine**, Thomas Bruce Graf v. — V, 310.
Elſan, Johanna — ſpäter verehel. Veit VIII, 378f.
Elſermann, Beate — (nachmals verehel. Lorping) II, 230. — III, 34. 259f. — VIII, 192f.
Elsholtz, Frz. v. — VII, 317.
Emmy(?) — II, 309.
Empedokles. VII, 201f.
Enke, Frdr. Alb. Frh. v. — II, 350.
Engels, Erneſtine — nachmals verehel. Durand III, 49f.
Enghien, Ludw. Ant. Heinr. v. Bourbon, Hrz. v. — VI, 147.
England, Georg IV. König v. — VII. 112.
England, Heinrich VII. König v. — III. 245.
England ꝛc. Jakob I. König von — II, 271.
Epikuraios — IV, 344. 346f.
Erasmus, Deſiderius — II, 167.
Erben, . . . Bar. v. — IV, 33. 105.
Erhard, Joh. Benj. — VII, 316f.
Erneſti, Joh. Aug. — I, 167.
Eſchwege, . . . v. — gb. v. Baumbach. V, 97.
Eſtlair, Ferd. — IV, 90.
Eſte, Hippolyt Fürſt v. — IV, 77.
Ettmüller, Ernſt Mor. Ludw. — VII, 324.
Euklides. II, 242.
Euripides. I, 233. — II, 277. — IV, 294. — V, 144. 198ff. 290. 332. — VI, 48f. 81f. — VIII, 7. 15. 114. 136ff. 180.
Eva III, 203. — VI, 338f.
Everdingen, Alb. v. — II, 173.
Everett, Eduard — III, 269ff.
Evbenberg, Marianne v. — gb. Meyer. II, 326.
Euck, Jan van — III, 5. 145. 147f. 211. 217f. 231.

Fabvier, Charles Nicolas Baron — VII, 240.
Facius, Frdr. Wilh. — VII, 54 f.
Färber, Michael — VII, 294.
Fahlmer, Johanna — ſ. Schloſſer, J. — gb. F.
Falk, Joh. Dan. — I, 147—151. 281 f. — II, 151. 175. 198. 202—208. 256—265. 268 f. 297 f. 300—303. 337—344. 349—354. — III, 52—74. 153. — IV, 339—356. — V, 226. — VII, 222. 313.
Fauriel, Claude Charles — V, 121.
Fellner, . . . — V, 106.
Ferjentſik, Sam. — III, 285 f. — VIII, 344.
Fernow, Karl Ludw. — II, 116—119. 129 f. 132. 146. 151 f. 179. — VIII, 277. 290.
Feuerbach, . . . — VII, 243.
Fichte, Joh. Glieb. — I, 147. 168. 171 f. 201. 221. 232. — II, 44. 48. 50. 93. — III, 590. — IV, 227. — VI, 182 f. — VII, 149.
Fiedler, . . . — V, 293.
Fielding, Henry — V, 115.
Fieſole, Giovanni Angelico da — ſ. Santi-Toſini, G.
Fikentſcher, Wolfg. Kasp. — IV, 190 f. 193 f.
Finck von Finckenſtein, Henriette Amalie Dorothee Gräfin — VI, 344.
Finkenſtein, . . . — ſ. Fürnſtein, A.
Finckeneder, Wolfg. — VII, 98.
Finckſtand, Caroline — ſ. Herder, C. gb. F.
Fiſcher, Joh. — III, 174. — VII, 113.
Fleck, Joh. Frdr. Ferd. — I, 214. — VIII, 372.
Fleming, Paul — VI, 5.
Fletcher, John — V, 3.
Florian, Jean Pierre Claris de — III, 266 f.
Fochem, Gerhard Rumbert — III, 180 ff.
Förſter, Ernſt — V, 236—252.
Förſter, Frdr. — I, 8. — IV, 68 f. 109. 261 ff. — VI, 259 bis 262. — VII, 153—161. 283—289. — VIII, 318 ff. 358—364. 367.
Förſter, Laura — gb. Gedike IV, 68 f. — VI, 259—262. — VIII, 358—364. 367.
Foix, Gaſton Graf v. II, 248.
Forſter (nicht Förſter), Joh. Georg — I, 52.
Fouqué, Caroline Baronin de la Motte — gb. v. Briest, geſch. v. Rochow. III, 93. 116.
Fouqué, Frdr. Bar. de la Motte — III, 75 f. 91—95. 108—117. 175. V, 218. — VI, 160 f. 330 f. — VIII, 231. 399.
Franck, Aug. Herm. — IV, 153.
Frank, . . . — (Advocat in Eger) IV, 182 ff.

Frank, J. — I, 77.
Frank, ... — (Maler in Eger) IV, 186.
Franke, Heinr. — III, 268f. 276f. — VII, 68. 324f.
Franken, Karl (der Große) König der — Römischer Kaiser V, 44f.
Frankenberg, Sylvius Ludw. Fridr. Frh. v. — III, 132.
Franklin, Benjam. — IV, 26. — VI, 58.
Frankreich, Karl X. König von — VIII, 3f. 36.
Frankreich, Ludwig XIV. König von — I, 96. — IV, 343. — VII, 180f. 228. 236.
Frankreich, Ludwig XV. König von — V, 175f.
Frankreich, Ludwig XVI. König von IV, 218.
Frankreich, Maria Antoinette Königin von — gb. Erzherzogin v. Österreich IV, 217. — VIII, 18.
Franz, Agnes — V, 127f.
Franzosen, Marie Luise Kaiserin der — gb. Erzherzogin von Österreich IV, 119f.
Fraser, William — VI, 347.
Friedrich, Kasp. Tav. — II, 327. 346. — III, 176.
Fries, Jak. Fridr. — II, 166. — III, 294. 300. — VIII, 195.
Frisch, Samuel Glob. — II, 331f.
Fritsch, Alb. Arth. v. — VIII, 350f.
Fritsch, Constanze Gräfin v. — III, 275.
Fritsch, Fridr. Aug. Frh. v. — VIII, 119f.
Fritsch, Henriette Frfr. v. gb. Freiin v. Woltzogen IV, 285. — VII, 231f.
Fritsch, Jak. Fridr. Frh. v. IV, 222.
Fritsch, Karl und Georg Arthur v. — VIII, 350.
Fritsch, Karl Wilh. Frh. v. — VIII, 69f. (?) 350.
Fröhlich, Karl Ferd. — I, 251—254.
Frommann, Alwine — VIII, 142.
Frommann, Fridr. Joh. — III, 281. 294. 311. — VIII, 194.
Frommann, Johanna Charlotte — gb. Wesselhöft. II, 234f. — III, 281. 294ff. 311f. — VIII, 195.
Frommann, Karl Fridr. Ernst — II, 234f. 303f. 328. — III, 281. — IV, 18. 93. — VIII, 332.
Frommann'sches Haus II, 19. 255f. 275f. — III, 122f. 240. 281. 294f. — IV, 238. — VI, 252. 304—317. — VIII, 142. 194ff.
Froriep, ... — gb. ... VIII, 142f.
Froriep, Ludw. Fridr. v. — I, 238f. — IV, 137.
Frundsberg, Georg v. — II, 248.

Fuchs, Maximil. Heinr. — III. 180 f. 234.
Fückli, Heinr. — IV. 338.
Füger, Frdr. Hat. — III. 224.
Füger, s. Füger, F. H.
Fürnſtein, Ant. — IV. 177 f. 194. 196. 267.

Gagern, Hans Chriſtph. Ernſt Frh. v. — V. 119. 206. — VII. 95 f. 193.
Gagern, Max Frh. v. — VII. 95 f.
Gall, Joh. Jos. — I. 238 f. — II. 11 17 f. 107. 119. 122.
Gallitzin, Amalie Fürſtin — gb. Gräfin v. Schmettau I. 76 f.
Gans, Eduard — VI. 179—186. 194 ff. — VII. 119 f. — VIII. 379.
Gay, Delphine — nachmals verm. Girardin VI. 30. — VII. 240.
Gedike, Frdr. — VIII. 359 f.
Geiſerich (Genſerich), König der Vandalen I. 93.
Geiſt, ... — (Diener) VIII. 283.
Geler, Claude — II. 327 f. — V. 211 f. — VI. 111. — VII. 59. 73 ff. 82. 89 ff. — VIII. 120.
Genaſt, Ant. — I. 394 f. 212 f. 235. — II. 8 f. — III. 34 f. 171 f. 268. 277 ff. — IV. 20. 89. — VI. 138 f. — VIII. 40 f. 167. 191. 197 f. 297 f. 311 f.
Genaſt, Chriſtine — gb. Bohler IV. 19 ff. 90. — VI. 139. — VII. 6 f. 298 f. 303.
Genaſt, Eduard — III. 121 f. 166 f. 170 ff. 260. 263 f. 277 ff. — IV. 19 ff. 89 f. — VI. 138 f. — VII. 6 f. 68. 298 f. 326 f. — VIII. 41. 371 f.
Genga, Annibale della — Papſt Leo XII. V. 210.
Genlis, Stephanie Félicité Gräfin v. — gb. Ducreſt de Saint-Aubin. V. 235.
Gentz, Frdr. v. — III. 177 f. 315.
Gerard, ... — VII. 177 f.
Gerard, François Bar. — V. 287. — VI. 13 f.
Gerhard, Wilh. — III. 312 ff. — VI. 40 ff. 329.
Gerning, Joh. Iſaak (ſpäter Frh. v. —) I. 141 ff. 199. 220.
Gersdorff, Ernſt Chriſtn. Aug. v. — III. 130. — VIII. 228.
Gerſtenius, Frdr. Heinr. Wilh. — VI. 187. 257.
Gerſter, Karl Frdr. Graf v. — VIII. 294 f.
Gerſtner, Charlotte — gb. Wieland II. 291 f.
Gerſtner, Johann — I. 60.
Gerſtner, Salomo — I. 60. — II. 335.
Gildermeiſter, Amalie — gb. Kotzebue. IV. 331 f.
Giuglio, Romano ſ. Pippi, G.
Glaſer, ... — IV. 7 f.
Gleichen-Rußwurm, Emilie Frin. v. — gb. v. Schiller. VII. 121 (?)

Gleim, Joh. Wilh. Ludw. — I. 45—48. — VIII. 244f.
Glend, Krl. — VI. 316. — VII. 183f.
Glover, Frdr. — (nicht Glower; Pſeudonym von Löchy, Ch. H. G. —)
Glück, Chriſtph. Ritter v. — IV. 54.
Gmelin, Krl. Chrſtn. — III. 252.
Gneiſenau, Aug. Graf Neithardt v. — III. 188.
Göchhauſen, Luiſe v. — I. 112. 221—225. 227. — IV. 8. — V. 261.
Goedeke, Joh. Jak. — III. 184.
Görres, Joh. Joſ. — II. 189f. 347. — III. 240. — V. 285f.
Göſchen, Georg Joachim — I. 78. — II. 43.
Goethe, Alma v. — V. 314.
Goethe, Aug. v. — I. 206. 271f. 276. — II. 15. 258. 335. — III. 60f. 110. 130. 293. — IV. 5. 136. 138f. 155—158. 197. 202f. 205. 213. 217. 225. 238f. 276. 313. 328. — V. 21f. 130. 230f. 242. 251. 296f. 318. — VI. 13—21. 93. 97. 107. 130. 142f. 145. 173ff. 177f. 183. 188. 190. 195. 206f. 302f. 306f. — VII. 123. 130. 134ff. 174f. 202. 219. 241. 260f. 279. 312f. 333f. 336. — VIII. 91ff. 209. 312. 319.
Goethe, Chriſtiane v. — gb. Vulpius I. 276f. 285. — II. 8. 10. 105. 123. 148. 151f. 229. 248. 258ff. 288f. — III. 133. 168. 259f. — IV. 63f. — VIII. 249f. 280ff. 286. 317ff.
Goethe, Cornelie — ſ. Schloſſer, C. F. Ch. — gb. G.
Goethe, Joh. Kaſp. — I. 20. 28. — VII. 9. 16. 315.
Goethe, Joh. Wolfg. v. — (Perſönlichkeit und Selbſtſchau.) I. 9f. 20—23. 34. 55. 62. 91. 98ff. 104. 120ff. 137. 174 bis 177. 191. 203. 243. 273f. — II. 125f. 131—144. 158. 172f. 233f. 265. 278. 284. 298. 306f. 310. — III. 6. 14. 28. 59f. 126f. 151f. 154f. 160. 206. 221f. 229f. 250. 253f. 270. 272. 282. 288f. 291 bis 294. 304. 310ff. — IV. 2f. 10. 60. 63. 71. 75. 88. 92. 122. 202. 218f. 222f. 230f. 257. 289. — V. 2f. 8—12. 17ff. 22. 32. 65ff. 106. 127. 158. 174ff. 250f. 276f. 283f. 286f. 312. 314f. 338. — VI. 118f. 164. 176. 270f. 305f. — VII. 15f. 80f. 86f. 127. 179f. 220. 229. 245. 253f. 282f. 289ff. 293. 301f. 314. 317. — VIII. 36f. 62f. 184ff. 199ff. 209ff. 216. 241. 278. 333. 347. 352—355. 390f.
Goethe, Katharina Eliſab. — gb. Textor I. 145. 254. — V. 67. — VII. 10. — VIII. 241.
Goethe, Ottilie v. — gb. v. Pog-

wiſch III, 293. 380. 316f. — IV, 17. 19. 72. 74. 131ff. 136—139. 202f. 204f. 211f. 215. 220. 225. 276. 278. 284. 291ff. 328f. 330. 332f. — V. 67. 89. 103. 186f. 230. 242. 245. 247f. 251. 275f. 283. 314. — VI. 13—21. 97. 130. 142f. 145. 170. 177. 183. 186. 188. 190. 195. 202. 205. 295. 306f. 313f. 331—334. — VII. 83. 105. 114f. 120—123. 125. 130. 134ff. 146ff. 201f. 207f. 224. 283. 289. 291f. 297. 303—306. 308ff. 329f. 333f. — VIII. 126f. 159. 161f. 203f. 229. 235f. 363. 367 bis 370. 388f.

Goethe, Walther v. — IV. 155. 206ff. 293. 327f. — V. 14. 101f. 230. 245. 250f. — VI. 130f. 144ff. 200. 205ff. 307. 313. — VII. 147. 202. 207f. 329f. — VIII. 4f. 105—113. 158.

Goethe, Wolfg. v. — IV. 206ff. 312. — V. 150f. 230. 245. 250f. 295f. — VI. 130f. 144f. 190. 200. 205f. 307. 313. 447. — VII. 202. 207f. 283. — VIII. 4f. 105—113.

Göttling, Joh. Frdr. Aug. — III. 185.

Göttling, K. Wilh. — VI. 316. 341. — VII. 35. 263f. — VIII. 136ff.

Götze, Joh. Georg Paul — ſ. Sutor, Chr. —

Götz, . . . — (Geh. Rath in Rüdesheim) IV, 255.

Goldoni, Carlo — I. 158f.

Goldſmith, Oliver — V. 115 — VI. 276. 359. — VIII. 5f.

Gonzaga, Paola Marcheſa — ſ. Malateſta. IV. 281.

Gore, Eliſa — I. 243. — VII. 202(?).

Gore, Emilie — I. 191. — VII. 202(?).

Gotter, Frdr. Wilh. — I. 20f. 67. (Verf. des „Eiferſüchtigen Ehemann") 186. — II. 173. 256. — IV. 289. — VIII. 241.

Gotter, Pauline — (nachm. verm. v. Schelling) II. 255f. 269. 306ff. 348ff. — III. 25f. 74. 109.

Gotthardi, W. G. — I. 209ff. — VIII. 168. 190.

Gottſched, Joh. Chriſtph. — IV. 354.

Gouć, Aug. Siegfr. — I. 21. — II. 173.

Gozzi, Carlo Graf — IV. 277. — VII. 208f. 211. 213.

Graff, Joh. Jak. — I. 213. — IV. 8. — V. 155. — VII. 68. — VIII. 168. 191f. 198.

Graffold, . . . — IV. 240.

Gregor VII. Papſt. V. 238.

Gretchen (Goethes Knabenliebe), VII. 235.

Gries, Joh. Diederich — II. 19. 303f. — III. 157f. — VI. 145.
Griesbach, Friederike Juliane — gb. Schütz II. 273f.
Griesbach, Joh. Jak. — I. 129. — II. 273f.
Grillparzer, Franz — I. 180. — V. 311—318. — VI. 369. — VII. 329.
Grimm, Ludw. — II. 289. — III. 227. 245.
Grimm, Wilh. — II. 287—290. — III. 244f.
Grimm v. Grimmhoff, Frdr. Melch. Bar. — IV. 289. — VII. 209. 214f. 295. 300.
Grimmelshauſen, Hans Jak. Chriſtph. v. — II. 288. 290.
Grolmann, Karl Wilh. Grg. — III. 98.
Grotthuß, Sara Baronin v. — gb. Meyer III. 77. 79f.(?)
Gruber, Joh. Gfried. — II. 238.
Grün, Marie Sidonie v. — VIII. 395.
Grünelſen, Karl — VIII. 372 bis 377.
Grüner, . . . — geb. Zembſch IV. 194. 198. 245f.
Grüner, Ignaz — IV. 129f. 173.
Grüner, Joſ. — IV. 129f. — V. 220. 229f.
Grüner, Joſ. Sebaſt. — IV. 32—40. 96—131. 158—201. 238—246. 249—255. 258ff. — V. 220—230.
Grüner, Karl Fz. — (nicht Chriſtn. Gfrd. Grüner; eigentlich Alsace) I. 246f. — V. 75f.
Gruner, Chriſtn. Gfrd. — I. 156.
Gualtz, ... v. — III. 227.
Gubitz, Frdr. Wilh. — I. 265 bis 269.
Güldenapfel, Grg. Gfried. — V. 310.
Günther, Wilh. Chriſtph. — II. 285.
Guizot, François Pierre Guillaume — VII. 19. 40. 46f. 57f. 84. 124. 197f.
Guſtedt, Jenny v. — gb. Pappenheim ſ. Pappenheim, J. v.
Gyrowetz, Adalb. — I. 85—88.

H. . . . — (engliſcher Ingenieuroffizier) V. 122—127.
Habakuk. II. 299.
Habicht, Chriſtn. Max — V. 119.
Hackert, Phil. — VII. 80.
Hadrianus, Publ. Aelius — römiſcher Kaiſer. III. 190. 211. — V. 91.
Händel, Grg. Frdr. — VII. 124.
Häring, Wilh. — VIII. 372 bis 377.
Hafis, ſ. Schems-eddin, M.
Hagen, Ernſt Aug. — IV. 66. 265f.
Hagen, Frdr. Heinr. v. der. — II. 227. — V. 119.
Hagen, Karl Ernſt v. — II. 13—17. 290.(?)

Hagn, Charlotte v. — VI, 309f.
Hahn, Phil. Matthias — I, 57.
Haide, Frdr. — II, 299. — VIII, 169.
Hain, Ludw. Frdr. Theod. — VIII, 281.
Haiem, Gerh. Ant. v. — II, 275.
Hall, Rob. — VII, 103.
Haller, Albr. v. — II, 336.
Hamann, Joh. Georg — I, 32. — III, 38f. — IV, 333. — VI, 92. 253. — VII, 20. — VIII, 371.
Hamilton, William — III, 187.
Hammer-Purgstall, Joſ. v. — III, 313. — IV, 6. — VI, 369.
Hammerken, Thom. — (von Kempen), V, 238.
Hand, Ferd. Gheli. — VIII, 330.
Hankel, Thereſe — ſpäter verehel. Hetſchel VIII, 337f.
Hardenberg, Frdr. Ludw. v. — II, 204. — III, 15. 265.
Hardenberg, Frl. Aug. Friſt. v. III, 182.
Hardt, E. tor — VII, 330.
Hartmann, Ferd. Aug. — I, 245. — V, 95.
Hartmann, Georg — I, 57.
Hartmann, Gottlob David — I, 57.
Hartmann, Immanuel Israel — I, 57.
Hartmann, Israel — I, 57.
Haſe, Pauline — gb. Hartel VIII, 141ff. 403.
Haſencamp, Frdr. Arn. — VIII, 239f.
Haſtings, ... — III, 197.
Hauff, Wilh. — VIII, 376.
Hauffe, Friederike — gb. Wanner VII, 206. — VIII, 402.
Haug, Joh. Chriſtph. Frdr. — II, 126. 345. — VI, 146.
Hauptmann, Anna — gb. Milder V, 46.
Hausmann, Ludw. — IV, 258.
Haun, René Juſte — IV, 277.
Harthauſen-Abbenburg, Werner Aug. Maria Grf. v. — IV, 221.
Haydn, Joſ. — IV, 29. 150. — V, 297. — VII, 306.
Hebel, Joh. Pet. — II, 149. — III, 252. — IV, 66.
Hederich, Benjam. — VIII, 262.
Heeren, Arn. Herm. Ludw. — V, 24.
Hegel, Georg Wilh. Frdr. — I, 208. — II, 50. 112. 290. — VI, 68. 164. 180ff. 253f. — VII, 3f. 20. 148. 301. 306.
Heim, Joh. Ludw. — III, 125. — VIII, 241.
Heine, Heinr. — VII, 255.
Heine, Joh. Geo. — IV, 324.
Heinroth, Joh. Chriſtn. Aug. — VI, 263.
Heinſe, Wilh. — III, 228.
Hell, Theod. — ſ. Winkler, K. G. Th. —
Hellborf, Frl. Heinr. A. Frh. v. — IV, 186.

L. B. Weimar

Helfreich, Chriſtn. Aug. Frdr. v. — I, 179.
Helvig, Amalie v. — gb. v. Imhoff ſ. Imhoff, A.
Hemmelink, ſ. Memling, H.
Hempel, Caroline Luiſe — gb. Karſch, nachm. verehel. v. Klencke VIII, 244f.
Henckel v. Donnersmark, Ottilie Grfn. — geb. Grfn. v. Lepel. IV, 8. — VIII, 235f.
Hendrich, Fz. Ludw. v. — II, 253. 307.
Hengſtenberg, Ernſt Wilh. — VII, 306.
Henke, Heinr. Phil. Konr. — II, 13—17.
Henning, . . . — VII, 298.
Henning, Leop. v. — IV, 153f.
Hennings, . . . v. — IV, 287.
Henſel, Wilh. — VII, 311f.
Herder, Caroline — gb. Flachsland I, 19f. 89—98. 101 bis 122. 220. — VIII, 245ff.
Herder, Joh. Gfried. — I, 25. 32f. 64. 72f. 89—98. 101 bis 122. 141. 180f. 199. 220. 256. — II, 15. 247. — III, 53ff. 59. 195. 284. 290. — IV, 87f. 339. — V, 104ff. 135. 298. — VI, 92. 124. — VII, 114. 281. — VIII, 171. 248ff.
Herder's Familie. I, 74. 92. 106. 118. 220.
Hermann, der Cheruskerfürſt. V, 274.
Hermann, Gfried. — IV, 294.
Hermann, Karl — V, 236. 238. 248ff.
Hermes, Dan. — I, 122. — VIII, 397.
Hermes, Joh. Timoth. — I, 122f. — VIII, 397.
Herodes, König v. Juda. I, 27.
Herodotos. III, 20.
Herſchel, Wilh. — VI, 57.
Hertling, . . . v. — (Fräulein) III, 142.
Herzlieb, Wilhelmine — (nachm. verehel. Walch) III, 254 (?).
Heß, Dav. — IV, 290. — VIII, 406.
Heß, Heinr. Frh. v. — VIII, 320—332.
Heſſe, . . . — gb. Flachsland I, 20.
Heſſen-Kaſſel, Friedrich II. Landgraf v. — I, 65f.
Heſtchel, Lothar — VIII, 337.
Hetzer, . . . — (Geh. Reg. Rath) IV, 222.
Hetzer, Geo. Wilh. — VIII, 111.
Heun, Karl Glob. Sam. — II, 137. — V, 114.
Hewett, W. T. — VIII, 394f.
Heygendorff, Caroline v. — gb. Jagemann ſ. Jagemann.
Heygendorff, Karl Wolfg. v. — und ſein Bruder. III, 257.
Heyne, Chriſtn. Glob. — VIII, 271.
Hiller, Gfried. — II, 285.

Himmel, Fridr. Heinr. — II. 151. 177.
Hinrichs, Herm. Fridr. Wilh. — VI. 66—82.
Hinzenstern, ... v. — II. 311 ff.
Hippel, Theod. Gliob. v. — VIII. 371.
Hirt, Aloys Ludw. — I. 106. 154. — II. 280. — VII. 92 f.
Hobbema, Meindert — III. 232.
Hönninghaus, Fridr. Wilh. — VI. 328 f.
Höpfner, Ludw. Jul. Fridr. — I. 23 f. — IV. 256. — VIII. 257 ff.
Hören, Niels Lauritz — IV. 218 ff.
Hoffmann, Ernst Theod. Amadeus (eigentlich: Wilhelm) — V. 114.
Hoffmann, Jos. — I. 226.
Hegel, Christn. Immanu. — IV. 359 f.
Hegel, Schwestern — IV. 359 f.
Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, Alex. Leop. Fürst v. — IV. 128.
Hohenstaufen, das Geschlecht der — V. 102.
Hohenthal, ... Grf. v. — VIII. 364.
Hohenzollern-Hechingen, Friederike Julie Prinzeß von — (?) IV. 270. 279 f.
Hohenzollern-Hechingen, Friedrich Franz Anton Prinz von — (?) IV. 270.
Holbein, Frz. Ignaz v. — II. 211.
Holbein, Hans — VI. 275.
Holdermann, Karl. Wilh. — IV. 79.
Hollweg, ... — gb. . . . . III. 216.
Hottei, Karl v. — VI. 127 bis 131. 137. 265 ff. — VII. 140. — VIII. 91 ff. 230—236.
Homeros I. 40. 44. 58 f. 67. 144. 161—168. 183. 264. 288. — II. 6. 194. 227 f. 246. 272. — III. 124. 131. 149 ff. 245. 291. — IV. 4. — V. 131. 198. 200. 297. — VI. 60. 154. 189. — VII. 40. 72. 217 f. 223. 261—265. 276.
Horatius, Flaccus, Quint. — I. 260 ff. — II. 51. 114. — IV. 128. — V. 19. — VI. 36. — VII. 263.
Hormayr, Jos. Frh. v. — V. 120.
Horn, Franz — I. 175 f. — V. 114. — VII. 84.
Horn, Joh. Adam — I. 15.
Hottinger, Joh. Jak. — I. 144.
Houwald, Christph. Ernst Frh. v. — V. 143. — VI. 226. — VIII. 195.
Hubri, ... — I. 126.
Howard, Luke — IV. 119. 156.
Hradama, . . . — (Legationsrath) I. 87.

und ihn zur Thüre hinausgeſchmiſſen. Er, der Wirth, habe darauf die beiden Perſonen ſäubern helfen, deren Kleider ſehr übel zugerichtet geweſen.

Als der Knabe die gute Wirkung ſeiner Rache vernahm, fing er laut zu lachen an, indem ihm noch immer die Thränen die Backen herunter liefen. Er freute ſich einige Zeit herzlich, bis ihm der Schimpf, den ihm der Stärkere angethan, wieder einfiel, da er denn von neuem zu heulen und zu drohen anfing.

Wilhelm ſtand nachdenklich und beſchämt vor dieſer Scene. Er ſah ſein eignes Innerſtes, mit ſtarken und übertriebenen Zügen dargeſtellt, auch er war von einer unüberwindlichen Eiferſucht entzündet, auch er, wenn ihn der Wohlſtand nicht zurückgehalten hätte, würde gern ſeine wilde Laune befriedigt, gern, mit tückiſcher Schadenfreude,

Hügel, Clem. Frh. v. — III. 204f.
Hufeland, Chriſtn. Wilh. — II. 33f. 37. 41. — VII. 317f.
Hugo, Guſt. — VIII. 303—308.
Hugo, Victor Graf — VI. 2f. — VII. 115. 228f. 240. 244. 282. 300. 308. — VIII. 98f. 115. 117.
Humbert, der heilige — IV. 86.
Humboldt, Alex. v. — V. 14. 203. 207. 289f. 324f. — VI. 62f. 121. 275.
Humboldt, Caroline v. — gb. v. Dachröden II. 284. — III. 148f.
Humboldt, Theod. v. — II. 229.
Humboldt, Wilh. v. — I. 147. 159. 168. 171. 178ff. — II. 229f. — IV. 316. 318. — V. 56. 203. — VII. 37.
Hummel, Joh. Nepom. — IV. 2. 56f. 306f. — V. 48. 245. — VI. 118. 261. — VII. 61f. — VIII. 16.
Huſchke, Wilh. Ernſt — IV. 213. — V. 280.
Huß, Joh. — II. 188. — V. 238.
Hutten, Ulr. v. — V. 63.

Iffland, Aug. Wilh. — I. 60f. 184ff. 201. 208. — II. 124f. 127f. 266. 285. — III. 161. — IV. 43. 285. — V. 58f. 110. 268. 281. — VIII. 3. 190—193.
Ilgen, ... — gb. . . . . I. 182.
Imhoff, Amalie v. — (nachmals verm. v. Helvig) I. 197f. — III. 211. — IV. 221. — V. 49. — VIII. 267f. 271ff. 286.
Imhoff, Luiſe v. — gb. v. Schardt I. 90.
Immermann, Karl Lebr. — IV. 327. — V. 91f. — VI. 164. 369.
Innocenz III. Papſt ſ. Segni, L. Grf. v.
Irving, Waſhington — V. 294(?) — VI. 264.
Israel (v. Mexheim), III. 131.
Italien, Eugen Napoleon Vicekönig v. III. 87.

Jacobi, Auguſte — VIII. 242f.
Jacobi, Charlotte Katharina — III. 38. — V. 141.
Jacobi, Frdr. Heinr. — I. 25. 40f. 52—55. 63. 76f. 135 bis 138. 188. 198. — III. 38f. 201. 230. — IV. 13. 333. 348. — V. 140f. — VI. 91f. — VII. 9.
Jacobi, Georg — I. 26.
Jacobi, Helene Eliſabeth — gb. v. Clermont V. 141.
Jacobi, Helene Suſanne — III. 38. — V. 141.
Jacobi, Max — I. 187.
Jacobus, der Apoſtel — II. 250.
Jagemann, Caroline — (nachher

Frau v. Heygendorff) I. 210. 229. — II. 228f. — III, 51. 254f. 257. 277f. — IV. 45. 284. — VIII, 167. 302.
Jagemann, Ferd. — III, 257.
Jakob, Ludw. Heinr. v. — V, 311. 314.
Jakob, Thereſe Albertine Luiſe v. — ſpäter verm. Robinſon. V. 121. 129. 217f. 311f. 314. 400.
Jakobi ſ. Jacobi.
Janin, Jules — VII. 244. 281. 319.
Janiſch, Caroline — VII. 118.
Jeſus. I. 250. — II. 201. 272. — III. 190. 196. 293. — IV. 106. 273. 294. — V. 13. — VI. 148f. 297f. — VII. 295. 315. — VIII. 138. 147—150. 203f. 326f.
Johannes, der Apoſtel — II, 250f. — IV. 114.
John, C. F. — VI. 8. 305f. 309ff. — VIII. 159f. 162f. 401.
John, J. — VIII, 316—319.
Johnſon, Sam. — VI, 150.
Jomelli, Nicolo — IV, 2.
Jonſon, Benjam. — I. 204f. — II. 283. — V, 31.
Jordan, Joh. Ludw. v. — VI, 340.
Jouy, Victor Joſephe Etienne, gen. de — VI, 116. — VIII, 72f.
Judas, der Apoſtel — II. 250.
Juden, Ahab König der — VIII, 94.
Juden, David König der — IV. 204.
Juden, Salomo König der — VII. 284f.
Juden, Saul König der — IV. 204. — V, 135.
Jügel, Karl — V, 93.
Jung, Chriſtine — gb.? I, 17f. — III. 251.
Jung, Joh. Heinr. — (Stilling) I. 16ff. 31f. — III, 249. 251ff.

K . . . — (Staatsrath) ſ. Kunth.
Kaaz, Karl — II, 257. 260f. 267ff.
Kalb, Eleonore v. — gb. Marſchalk v. Oſtheim I, 112f. 200.
Kalidaſa. I, 278. — III, 314.
Kant, Immanuel — I, 181. 201. 220. — II. 14. 16. 50. 112. 200. 249. — III, 185f. 250. 290. 305. — IV, 227. 333. 344f. 348. — V, 203. — VI, 100f. 182. — VII, 20. 149. — VIII, 371.
Kapodiſtrias, Joannis Antonios Graf — VI. 147. — VII, 39f. 281.
Kapp, . . . — IV, 273.
Karſch, Anna Luiſe — gb. Dürbach VIII, 244ff.
Karſten, . . . — (vielleicht Carſtens) V, 298.

Kauffmann, Angelica — ſ. Zucchi, A. — gb. Kauffmann.
Kaufmann, Chriſtph. — I, 43.
Kaunitz, Wenzel Ant. Fürſt v. — III, 132.
Kayſer, Chriſtph. — I, 103.
Kecht, Joh. Sam. — VI. 322.
Kehr, ... — III. 201 f.
Keller, ... ? III. 135.
Kephalides, Aug. Guil. — IV, 13.
Kepler, Joh. — III. 63.
Keſſelſtädt (Keſſelſtatt?) . . . . Graf — III. 212
Keſtner, Aug. — III. 219—226.
Keſtner, Charlotte — gb. Buff I. 24 f. — III. 229. — V. 87.
Keſtner, Joh. Chriſtn. — I, 29 bis 23. 24 f.
Keſtner, Theod. — III. 219 bis 226.
Kettenburg, Kuno Ludw. v. der — III, 7.
Kielmannsegge, Ch. Alb. Joh. v. — I. 21.
Kieſer, Dietr. Geo. — III, 96.
Kind, Joh. Frdr. — VI, 167. 341.
Kirchberger, Niklaus Ant. — I. 55 f.
Kircheiſen, Frdr. Leop. v. — IV, 79.
Kirchner, Ant. — V. 89. 92
Kirchner, . . . — (Architekt). VII, 281.
Kirms, Frz. — I. 266 f. — II. 9. — V. 49 f.
Kjekawus, Fürſt im perſiſchen Stamm der Dilemiten. IV, 5.
Kladzig, Auguſte — (nachmals verehel. La Roche) VII, 1 f.
Klein, Leonh. — VI, 261.
Kleiſt, Heinr. v. — II. 174 ff. 293 ff. 346. — VI. 164. — VIII, 300.
Klettenberg, Suſanne Katherine v. — V. 272.
Klend ſ. Glend.
Klingemann, Ernſt Aug. Frdr. — VII, 1.
Klinger, Frdr. Maximil. — I. 43. — II, 104 f. — IV, 71. 355 f. — V, 63. 121. — VIII. 73 f.
Klopſtock, Frdr. Gliedb. — I. 48 f. 59. 164. — II, 335. — V, 104 ff. 274. — VI. 164 f. — VII. 315. — VIII, 175. 276 f.
Knebel, Henriette v. — II. 1 f. 25 f. 227. — III. 31. 36. 47 f.
Knebel, Karl v. — III. 47 f.
Knebel, Karl Ludw. v. — I. 62 f. 92. 96 f. 113—117. — II, 1. 25. 33—41. 132. 155 ff. 273 ff. 315 f. 332 ff. — III, 39. 44. 47 f. 259. 285. 299. 311 f. — IV, 61—68. 137. 209. 230. 277. 358 f. — V, 99. — VI, 179. 227 f. 256. 268. — VII. 104. — VIII, 112. 171. 184 f. 249. 266. 394. 403.
Knebel, Louiſe v. — gb. Rudorff II, 33—35. 37. — III. 47 f. — IV. 62—68. 81 f.

Knieb, Chriſtph. Heinr. — III, 263. — VIII. 187.
Knorring, C. S. Bar. v. — IV, 249 f.
Kobell, Fz. — II, 209 f.
Koch, Jul. Chriſtn. — IV. 89 f.
Köchy, Chriſtn. Heinr. Glieb. — (— Glover) V, 63.
König. . . — (Dr.) I. 21.
König. . . . — (Oberforſtrath) VIII. 106.
Kocnig. Heinr. Joſ. — VII. 48. — VIII. 377 f. 381—386.
Könneritz, Heinr. v. — III. 275.
Könneritz, Luiſe v. — gb. Freiin v. Werthern V. 291.
Körner, Anna Marie Jakobine — gb. Stock I. 7—13. 209. 330 f
Körner, Chriſtn. Gfrd. — I. 98 bis 101. 152. 169. 188. — II. 318 ff. 330 f. — III. 76.
Körner, Emma — II. 330 f.
Körner, Karl Theod. — III. 76. 162 f. 273. — VII. 253. 255.
Köſtler, . . — (Phyſikatsarzt ſowie deſſen Sohn) IV. 201.
Koethe, Frdr. Aug. — V. 80. — VIII. 340 f.
Kohlrauſch, Frdr. — VI. 48. — VIII. 303—308.
Kolbe, Heinr. — IV, 154. — V, 95.
Kollár, Joh. — VIII. 342 ff.
Kopiſch, Aug. — VI, 200. — VIII. 122. 403.
Kosegarten, Joh. Gfried. Ludw. VIII. 347.
Kotzebue, Aug. v. — I. 201 f. 227 f. 230. 232 f. 240. 263. — II. 32 f. 109. 162. 259. 266. 300—303. — III. 33 f. 162. 180. 273 ff. — IV. 6 f. 43. 51 f. 225. 298 f. 332. 351. — V. 57. 110. 268. 281. — VI. 230. 299 f. — VIII. 18. 163 f. 270. 277. 283. 307 f.
Kotzebue, Chriſtiane — gb. Krüger II. 109. — III. 180. — VIII. 399.
Kozmian, Andr. Edrd. — VII. 224—230.
Kräuter, Theod. — IV. 231. 309. 328. — VIII. 298.
Kranach ſ. Cranach.
Kraukling gen. Krauklihn, H. Conſtantin — VI. 320 ff.
Kraus, Georg Melchior — I. 33 f. 38. 116. — II. 109. — IV. 16 f. 93. — V. 103.
Krauſe, Mob. Frdr. — VI. 305—313. — VII. 67. 69. 82. 239. — VIII. 153. 159 f. 162 f.
Kretſchmar, Frdr. Sam. — I. 44.
Kreuzer ſ. Creuzer, G. F.
Kriegelſtein, Familie — IV, 165 f.
Kriht Druckfehler für: Recht.
Kropinski, Ludw. — (vielleicht Dichter des von Goethe belobten polniſchen Trauerſpiels, das dann Ludgarda wäre) IV, 280.

Krüdener, Juliane v. — gb. v. Vietinghoff III, 200. — V, 298.
Krüger, Karl — VI, 65. 82—86.
Krug v. Nidda, Frdr. — III, 265ff.
Krummacher, Frdr. Adolf — III, 284f.
Krummacher, Frdr. Wilh. — III, 283ff. — VII, 181.
Kügelgen, Gerh. v. — II, 232f. 238. — III, 77. 79.
Kügelgen, Helene v. — gb. Böge v. Manteufel III, 77—80.
Kügelgen, Wilh. v. — III, 78 bis 81.
Kühn, Sophie v. — III, 265.
Kühne, eigentlich: Lenz, Joh. Reinhold v. — IV, 90.
Küſtner, Kri. Theod. v. — IV, 90.
Kummerfeld, Caroline — gb. Schulze VI, 267f.
Kunth, Karl Sigism. — V, 289.
Kunz, . . . III, 155f.
Kunze, Heinr. — VIII, 134f.

L. . . . Ferd. Bar. v. — VI, 138f.
La Besnardière, . . . — IV, 287.
Laborde, Léon Emanuel Simon Joſeph Graf v. — VII, 221.
Labourdonnaye, Bertram François Mahé de — VII, 180.
Lade, Philippine — III, 138ff. 179.
Lade, . . . — (Sekretär) III, 140. 179.
Laemel, Sim. Edler v. — VIII, 314f.
Lafayette, Gilbert Mottier Marquis de — II, 305.
Lafontaine, Aug. — VIII, 273f.
Lagrange, Joſ. Louis — VII, 11f.
Lamartine, Alphonſe Marie Louis Prat de — VI, 2. — VII, 308.
Lamb, Charles — VII, 113.
Lamennais, Hugues Félicité Robert de — VII, 105.
Lang, Karl Heinr. Ritter v. — V, 302f.
Langbein, Aug. Frdr. Ernſt — V, 297.
Lange, Adolph Gleb. — VIII, 365.
Langer, Ernſt Theod. — VIII, 256.
Langhans, Kri. Gotthart — IV, 116.
Lannes (Marſchallin), ſ. Montebello, Lannes, Herzogin v.
Lappe, Karl — I, 168.
Lappenberg, Joh. Mart. — VIII, 24.
La Roche, Karl — V, 227. — VII, 1f. 7. 68.
La Roche, Marie Sophie Frank v. — gb. Gutermann v. Gutershofen I, 30.
L'Aspée, . . . de — III, 140 bis 143.
Laſſen, Chriſtn. — VI, 113f.

Latrobe, Karl Jakob — I, 179 f.
Lattrop, ... — gb. . . . . III, 252.
Lavater, Joh. Kasp. — I, 31. 32 f. — II, 35—39, 57—60, 82 f. 144 f. — III, 179 f. 251. — VII, 18 f. 182. — VIII, 239 f. 243.
Lavoisier, Ant. Laurent — III, 185.
Lebrun, Karl Aug. — V, 227.
Lefebvre, . . . — (nicht Lefebure) III, 26 f.
Lehne, Fridr. — III, 210 ff.
Leibnitz, Gfrd. Wilh. Frh. v — III, 64. — VII, 223. — VIII, 74.
Leiſewitz, Joh. Ant. — I, 63 ff. — VIII, 73.
Lemercier, Louis Jean Nepomucène — VII, 125.
Lempp, . . . — VIII, 339 f.
L'Enclos, Ninon de — VII, 208. 210 f.
Lengefeld, Charlotte v. — ſ. Schiller, Ch. v . . gb. v. L.
Lengefeld, Luiſe Juliane v. — gb. v. Wurmb I, 95. — III, 287 f.
Lenz, Jak. Mich. Reinh. — II, 170. — V, 305. — VIII, 242.
Lenz, Joh. Georg — II, 235. — IV, 167 f. — V, 14. 221.
Lenz, Joh. Reinhold v. — ſ. Kühne.
Leo, Heinr. — VI, 161 f.
Leo XII. Papſt ſ. Genga, A. d.
Leonardo da Vinci V, 326. — VI, 359 f. — VIII, 327.
Leonhard, Karl Cäſar Ritter v. III, 160—166. 193.
Lerſe, Franz — I, 18 f.
Leſage, Alain René — (Verf. des „Gil Blas") II, 288. — III, 129. — VI, 293. — VIII, 398.
Leſſing, Gthold. Ephraim — I, 29. 62 f. 65. — II, 94 f. 103. 295 ff. 336. — IV, 43 ff. 49 ff. 354 f. — V, 135. 200. 203. 235. — VI, 60 f. 92. 99 f. 275. — VII, 126. 315. — VIII, 64. 255 f.
Leſſing, Karl Fridr. — V, 263 ff.
Leuchtenberg, Eugen Napoleon Herzog v. V, 44.
Leveſon Gower, Francis Lord — VII, 107.
Levetzow, Ulrike v. — IV, 276. 285 f.
Levin, Rahel Antonie Friederike — (nachmals verm. Varnhagen v. Enſe) I, 155. 172. 175 f. — V, 141. — VIII, 269.
Lewald, Friedr. Jak. — VIII, 370 f.
Leybold, Karl — V, 210. 310.
Lezay, . . . — III, 7.
Lichtenberg, Georg Chriſtph. — II, 26.
Lieber, Fr. — IV, 79.

Liegnitz, Heinrich II. Herzog von — V, 283.
Liefergang, . . . — (Kammergutspachter) VI, 306.
Ligne, Karl Joſeph Fürſt v. — III, 85f.
Lila ſ. Ziegler, L. v.
Linné, Karl v. — II, 244.
Lipſ, Joh. Heinr. — I, 38. 142. 151. — VII, 92f.
Livius, Titus — IV, 172. — VI, 56.
Lobe, Joh. Chriſtn. — IV, 21 bis 32. 41—61. 145—150.
Lockhart, John Gibſon — VI, 170.
Loder, Juſt. Chriſtn. — I, 129. 198. 201f. 226.
Loders, Familie — I, 201f.
Lorden, Otto Heinr. Grf. v. — V, 279. — VI, 198f.
Löhl, Ignaz — IV, 176f.
Löw, Luiſe Frſn. v. — gb. Freiin v. Diede, VI, 314—317.
Löw, Luiſe Freiin v. — VI, 314—317.
Logier, Joh. Bernh. — VI, 171.
Lommatzſch, P. G. C. — VII, 201f.
Longhi, Giuſeppe — IV, 79.
Longos, II, 176. — VIII, 44. 51—56.
Lopez ſ. Vega.
Lorch, Caroline — VII, 222.
Lorrain, Claude — ſ. Gelée, Cl.
Lorsbach, Grg Wilh. — VIII, 338f.
Lortzing, Beate — gb. Elſermann ſ. Elſermann.
Lortzing, Joh. Frdr. — III, 264.
Lorx, Gabriel — VIII, 130.
Lowe, Hudſon — (Sir) VII, 204.
Lucretius Carus, Titus — II, 156. — IV, 81f. 358f. — VIII, 112. 403.
Luden, Heinr. — II, 33—102. 155ff. — III, 39—44. 96—108. — VI, 15f. 207. — VIII, 286.
Lützerode, H. Aug. Frh. v. — VII, 3. 39.
Lützow, Ludw. Adolf Wilh. Frh. v. — III, 76.
Lukianos, I, 38.
Lunghi, Mart. — vielmehr: Longhi, Giuſeppe — ſ. daſelbſt.
Lunzi, . . — (Grieche) VIII, 348ff.
Luther, Martin — I, 82. — II, 4f. 172. — III, 90. 282f. — IV, 176. 196. — V, 74. 225f. 238. 248. — VIII, 149.
Lux, Frdr. v. — III, 202f.
Lykurgos, I, 144. — V, 108.
Lynker, ... v. — I, 266.

Maaß, Wilhelmine — VIII, 279.
Machiavelli, Nicolo — II, 178.
Macco, . . . — V, 95.
Macdonald, . . . — I, 201.
Macedonien, Alexander König v. I, 126. — II, 25. — III, 214. — VI, 187.

Mahlmann, Siegfr. Aug. — I, 267. — VIII, 283. 297.
Mahommed. III, 208.
Mahr, Joh. Chrſtn. — VIII, 105—113.
Maimon, Salomo — I. 156. 158f.
Malcolmi, . . . — VI. 363. — VIII. 197.
Malitz, Appolonius v — VI. 368ff.
Manes (Stifter der Manichäer), III. 89f.
Mantegna, Andrea — II, 329f. — IV, 152.
Manzoni, Alex. — IV. 190. — V. 180ff. 271. — VI. 2. 46f. 159. 165—169. 265. — VII. 169.
Marc Aurel ſ. Antoninus.
Moret ſ. Baſſano.
Margraff, Herm. — VIII. 381.
Maria (Jungfrau) II. 175. — III. 190.
Marlow (Marlowe), Chriſtopher — V. 3. — VII. 108.
Marmontel, Jean François — II. 1f.
Marot, Clement — V. 179f.
Martin, Chriſtph. Reinhard — III. 156f. 158.
Martin V. Papſt — IV, 281.
Martius, Ant. — IV. 187ff.
Martius, Karl Frdr. Phil. v. — V. 310. — VI. 335—340. — VII. 190ff.
Maſaccio, Thom. — III. 222.
Maſſinger, Phil. — V. 3.
Maſſot, Firmin — IV. 330.
Maſſow, . . . — VIII. 2f.
Mattauſch, Franz — II. 123.
Matthäi, Joh. Frdr. — VI. 262f.
Matthiſſon, Frdr. v. — I. 74f. — II. 227. — V. 90f. — VI. 45. — VIII. 186. 269.
Maucroux, . . . — VII, 145. — VIII. 402.
Mau, Georg Oswald — I. 50.
Mauer, . . . — (?) VIII. 260.
Mazari, . . . — VIII. 342f.
Mazzuoli, Francesco — II. 248.
Mecklenburg-Schwerin, Caroline Luiſe Erbprinzeß v. — ſ. Sachſen-Weimar, C. L. Prinz. v.
Medici, Haus der — I. 128. — IV. 130.
Medici, Alexander v. — VIII. 128.
Medici, Lorenzo von — V. 33.
Medwin, Thom. — V. 143. 276.
Megrie, Ulrich — I. 194. — VIII. 88.
Meißner, Aug. Gliedr. — IV. 240.
Meiſter, Leonhard — I. 38.
Mellish, Amalie — nachmals verm. Grfn. Marſchall IV. 9.
Melos, Ida — (nachmals verm. Freiligrath) IV, 206ff.

Memling, Hans — III. 232.
Memminger, ... — III. 212.
Menander V. 201. — VI. 81.
Mendelsſohn, Moſes — I. 140.
Mendelsſohn-Bartholdy, Abrah. — IV. 151. 203f.
Mendelsſohn-Bartholdy, Fanny — (nachmals verm. Henſel) IV. 136f. 152. 204.
Mendelsſohn-Bartholdy, Felix — IV. 135—152. 203f. — VI. 184. 262. — VII. 303 bis 312. — VIII. 61f.
Mendelsſohn-Bartholdy, Leo — gb. Salomon IV. 203f.
Merck, Joh. Heinr. — I. 19. 23. 25. 30. 45. 48f. 65ff. — II. 173. — III. 281. — IV. 256. — V. 106. — VII. 9. 21f. 43. 65. 68f.
Merian, Matth. — I. 127.
Merimée, Proſper — VI. 31. 120ff. 125. — VII. 84. 239f. 244f. — VIII. 18.
Merkel, . . . — (Senator in Nürnberg) IV. 84f.
Merten, . . . — (Stadtmuſicus) VIII. 110.
Metternich, Clem. Wenceſl. Nepom. Lothar Fürſt v. — III. 182.
Mexico, Iturbide Kaiſer von — V. 47.
Meyer, Ernſt Frdr. Heinr. — VI. 59.
Meyer, Heinr. — I. 152. 190. 193. 212. 238f. — II. 7. 130. 134. 144. 146. 153f. 232. — III. 6f. 10. 134f. 173—177. 257. 272. 287. — IV. 11f. 75. 78ff. 157. 202f. 205. 214. 220ff. 227—230. 253f. 269f. 278—282. 307. 326. 339f. — V. 27. 45ff. 53. 88. 92. 94ff. 158. 204—208. 221. 241f. 244f. 278f. — VI. 61f. 177. 194f. 198. 202f. 268—271. — VII. 59—64. 71f. 91—94. 100ff. 164f. — VIII. 117. 171. 290. 300ff. 382.
Meyer, Jeremias — I. 16.
Meyer, ... — aus Weſtfalen V. 20f.
Meyerbeer, Giacomo — (eigent. Jakob Meyer Beer) VI. 38.
Michaelis, . . . — (Buchhändler) I. 171.
Mickiewicz, Adam — VII. 115—123. 128—132. 134—140. 146ff.
Mieg, ... — III. 235f.
Milder, Madame — ſ. Hauptmann, A. — gb. 25.
Miller, Joh. Mart. — II. 335.
Miloſch ſ. Obrenowitſch, M.
Milton, John — VII. 194.
Mirabeau, Honoré Gabriel Riquetti Graf — VIII. 131—134.
Möſer, Juſtus — VI. 258.
Molière, Jean Pocquelin de — II. 104. 175. — V. 184f. 201f.

267 f. 295. — VI. 77—80. 89. 121. — VII. 235.
Moller, Otg. — III. 159. 238.
Moltke, Guſt. — III. 167 f. — IV. 45. — VIII. 121 f.
Moltke, Kel. Reich Zal. — III. 121. 166.
Mongolen, Tſchingis Chan der — III. 189.
Mongolen, Timur Herrſcher der — III. 189. 207.
Montebello, ... Lannes Herzogin v. — gb. . . . II. 146. — III. 37 f.
Montesquieu, Charles de Secondat Baron de la Brede et de — II. 333.
Moore, John — Baronet V. 107. 149.
Moore, Thomas — IV. 278 f. 290. — V. 115. — VII. 109.
Morgan, Sidney — Lady, gb. Owenſon. VIII. 125.
Morgenſtern, Karl v. — IV, 72.
Moritz, Karl Phil. — I. 88 f. 112 ff. 116 f. 139 ff. 158 f. — II. 113. 170. — III. 281.
Mortimer, Pet. — IV, 186.
Moſer, Frz. Xav. — III. 158.
Moſes. V. 139. — VI. 59. — VIII. 264
Mozart, Joh. Chryſoſt. Wolfg. Amadeus — I. 236. — III. 121 f. 236 f. — IV, 29 f. 43. 55. 142 f. 149 f. — V, 57. 153. 297. 325. — VI. 274 f. 286. — VII. 13. 163. 196 f. 306. — VIII. 16. 98. 151
Mucius Scävola, Cajus — V. 233.
Müffling, Frdr. Karl Ferd. Frh. v. — II. 351. — III. 177. — VII. 314.
Müller, . . . — gb. (Baſedow? — Gattin Wilh. Müller's) V. 141.
Müller, Aug Eberhard — IV, 26.
Müller, Eberh. — VIII. 339 f.
Müller, Frdr. v. — II, 219—224. 231 f. 293—297. — III. 44 ff. 49 f. 108. 129—132. 134 f. 173—180. 208. 272. 277. 287. 299—311. 314. — IV, 1 f. 5—19. 76—89. 152—158. 208—212. 217 f. 220—223. 225. 229 f. 260 f. 269—290. 294 f. 302 f. 308—310. 317 f. 324. 331 ff. 357 f. — V, 14 ff. 47—51. 55 ff. 62 f. 67 ff. 89—93. 101 ff. 106 ff. 111 f. 116. 118—121. 139—142. 150 158. 205—208. 210 f. 217 ff. 253. 260 f. 278—281. 283 f. 289. 293—299. 310. 312. 317. — VI, 13—21. 144—148. 155—159. 162—165. 171—175. 182 f. 190—194. 202. 225. 263 ff. 268—271. — VII, 2. 70. 75. 97 f. 100 ff. 169. 179—182. 193. 201 f. 206. 216. 218—222. 232 f. 242 f. 275. 278—283. 299

den geliebten Gegenſtand verletzt, und ſeinen Nebenbuhler ausgefordert haben; er hätte die Menſchen, die nur zu ſeinem Verdruſſe da zu ſeyn ſchienen, vertilgen mögen.

Laertes, der auch herbey gekommen war, und die Geſchichte vernommen hatte, beſtärkte ſchelmiſch den aufgebrachten Knaben, als dieſer betheuerte und ſchwur, der Stallmeiſter müſſe ihm Satisfaction geben, er habe noch keine Beleidigung auf ſich ſitzen laſſen; weigere ſich der Stallmeiſter, ſo werde er ſich zu rächen wiſſen.

Laertes war hier gerade in ſeinem Fache. Er ging ernſthaft hinauf, den Stallmeiſter im Namen des Knaben heraus zu fordern.

Das iſt luſtig, ſagte dieſer, einen ſolchen Spaß hätte ich mir heut Abend kaum vorgeſtellt. Sie gingen hinunter, und Philine folgte ihnen. Mein Sohn, ſagte der Stallmeiſter zu Friedrichen, du biſt ein braver

303. 312—320. 329. 331 ff. — VIII, 1 f. 72 ff. 81 f. 128 f. 134 ff. 153 f. 199 ff. 376. 388. 396. 400.

Müller, Heinr. — IV, 83. — VIII, 158.

Müller, Karl Wilh. — VIII, 203.

Müller, Wilh. — V, 141.

Müller Ritter v. Ritterdorf, Adam Heinr. — II, 178. 182.

Müller Edler v. Zulvelden, Johannes v. — I, 106 f. — II, 86. 102. 118. — III, 195. — V, 102. — VII, 294.

Müllner, Adolf — IV, 14. — V, 314. — VIII, 373.

Münchhauſen, Charlotte Freiin v. — VIII, 229.

Muhsmann, . . . — (Kanonier) VIII, 333 f.

Muſäus, Joh. Karl Aug. — I, 80. 82 f. — V, 89. — VI, 160.

Nacke, Guſt. Heinr. — VIII, 313.

Nagler, Krl. Ferd. Frdr. v. — V, 169. — VI, 185.

Nahl, Joh. Aug. — V, 95.

Natorp, ... — (Banquier) III, 204.

Natorp, ... — gb. . . . . (Sängerin) III, 204 f.

Naumann, Wilh. — VIII, 364—367.

Nauwerk, Ludw. Gliob. Karl — III, 25.

Neef, ... v. — und Gattin III, 184.

Nees v. Eſenbeck, Chriſtn. Gird. — IV, 5. — V, 117.

Nerl, Philipp — II, 345.

Neuſchatel und Wagram, Alexander Berthier Fürſt v. — II, 220. 223.

Neuhof, Theodor Bar. v. — König v. Corſica. IV, 221. — V, 69.

Neumann, Phil. (?) Frh. v. — VIII, 320—324.

Neureuther, Eugen — VI, 321. — VII, 264. 278. — VIII, 74. 76 f.

Newton, Iſaak — I, 128 f. 155. — II, 24. 126. 184. 251. 271. — III, 160 f. — IV, 336 f. — V, 9 f. 74 f. 330. — VI, 55. 360. — VIII, 84 f. 175. 336 f.

Nicodemus. II, 282.

Nicolai, Frdr. — I, 33. VI, 189 ff. — VIII, 359 f.

Nicolovius, Frz. — IV, 4 f. — V, 225 ff.

Niebuhr, Barthold Grg. — VI, 55 f. — VIII, 2. 61.

Niethammer, Frdr. Immanuel — I, 220. 232. — II, 333.

Noah. V, 219. — VI, 337.

Nöggerath, Joh. Jak. — VI, 352 f.

Nonnus von Panopolis. V, 56.

Oberthür, Frz. — VIII. 242ff.
Obrenowitſch, Miloſch — VII. 282.
O'Donell v. Tyrconell, Moriz Graf — III. 269.
Odunier, Anton Eduard — VII. 115—123. 128—132. 134—140. 146ff.
Oehlenſchläger, Adam — II. 286ff. 289ff. 298. — III. 45f. — IV. 219. — VIII. 317. 349f.
Oels, Karl — III. 261. — V. 155. 298. — VII. 68. — VIII. 168. 281.
Oeſterreich, Franz I. Kaiſer v. — II. 91. — V. 316.
Oeſterreich, Joſeph II. Erzherz. v. — König v. Ungarn u. Böhmen, römiſcher Kaiſer. I. 197. — II. 273. — III. 132. — IV. 36. 119.
Oeſterreich, Marie Ludovike Beatrix Kaiſerin von — gb. Erzherzogin v. Oeſterreich-Eſte. II. 333. — V. 316. — VI. 365(?).
Oettingen, . . . v. — gb. Berkhauſen(?). I. 142.
Oken, Laurentius — II. 235.? (der, Vertrauen mißbrauchende Naturforſcher). 252. — III. 22f. 240. — IV. 15f. 275. — VII. 323.
Oldenburg, Katharina Paulowna Herzogin v. — gb. Großfürſtin v. Rußland (nachmals Königin v. Württemberg). III. 197. 257. — IV. 109.
Oldendorp, Chriſtn. Jbs. — VIII.
Olderogge, Heinr. Wilh. v. — und Joh. Georg v. — I. 13ff.
Oliva, . . . Bar. — III. 6. 8.
Oppenheim, Moriz — VI. 131. — VII. 98. — VIII. 385f.
Orleans, Philipp II. Herzog v. — VII. 181.
Ortlepp, Ernſt — VIII. 365ff.
Orville, C. d' — III. 248.
Oſſian. VII. 105.
Oſſuna, Pedro Tellez Giron Herzog v. — V. 90.
Oſtade, Adrian van — VII. 5f. 55. 311.
Otto, Chriſtn. — I. 192f.
Otway, Thomas — I. 270f.
Overbeck, Chriſtn. Adlf. — III. 224.
Overbeck, Frdr. — III. 223f. 230.
Ovidius Naſo, Publius — VII. 126.

Paer, Ferd. — III. 74.
Paganini, Nicolo — VIII. 37f.
Palacky, Frz. — VI. 140.
Palladio, Andrea — III. 206. — VIII. 257.
Palmaroli, Pietro — VI. 262f.
Palmella, Pedro de Souſa-Holſtein, Graf (ſpäter Herzog) v. — VII. 150.

Panckoucke, C. — gb. . . . VI. 16.
Panse, ... — gb. . . . . III. 235.
Papadopulos, Joh. — VIII. 386.
Paolo Veronese s. Cagliari, P.
Pappenheim, Jenny v. — (nachm. verm. v. Gustedt). VII. 122. — VIII. 228 f.
Parry, . . — (Major) V. 210. 215 f. 293.
Parthey, Gust. — III. 243 f. — VI. 175—179. 182 ff. 186—191. — VIII. 379.
Parthey, Lili — (nachmals verm. Klein) VI. 189 f.
Passow, Fz. — II. 208. 309—315.
Passow, Louise — gb. Wichmann II. 309—314.
Paul Veronese s. Cagliari, P.
Paulus (Apostel). II. 196. — V. 259. — VIII. 148. 292 f.
Paulus, Caroline — gb. Paulus I. 182. — III. 205 f. — IV. 272.
Paulus, Heinr. Eberh. Gfob. — I. 182. 206 ff. — IV. 272.
Pausanias. VI. 225.
Pavie, Victor — VII. 130.
Peel, Robert — Baronet VII. 59. 91.
Peisistratos. I. 144. — VIII. 260.
Pentheier, Caroline — VII. 176.
Persius Flaccus, Aulus — II. 314.
Perugino s. Vanucci, P.
Pestalozzi. Joh. Heinr. — III. 141 ff. 198 ff.
Peterssitie, Friederike — (nachm. verm. Ilgelmann) VIII. 279. 281 f.
Petrarca, Francesco — II. 189. — III. 296.
Petronius, Gajus — VII. 216. VIII. 333. 403.
Petrus, der Apostel II. 250. — VIII. 148.
Petrus Waldus s. Vaux, P. de.
Peucer, Heinr. Kil. Fidr. — III. 177—180. — VI. 186.
Pfarr, Fz. — III. 224.
Phidias. I. 162. — V. 327. — VI. 375.
Philistis. I. 129.
Phlegon von Tralles. V. 91.
Pick, Fz. — III. 234.
Pilatus, Pontius — II. 93.
Pindaros. I. 261. — VIII. 276.
Pippi, Giulio — V. 291.
Pitt, William — VI. 195.
Pius VIII., Papst. VII. 84. 61.
Pizis, J. P. — II. 211.
Plaien (Hallermund, Aug. Gfr. v. — IV. 324. — V. 59. 259 f. — VII. 255. — VIII. 7 f.
Plato. I. 137. 261. — II. 50. 198. 200 f. — III. 292 f. — IV. 344. — V. 294. — VI. 31. 359.
Plautus, Marc. Accius — II. 175.

Plinius Secundus, Caj. — I. 199. — II. 170. — III, 131f.
Pluskow, Karl v. — II, 311.
Plutarchos II, 297. — III, 20. — V, 69. 108. 215f. — VII, 179.
Pölchau, . . . — VI, 171.
Porrio, Alessandro — V, 232. 270f. 296.
Pogwisch, Henriette Ottilie Ulrike v. — gb. Gräfin Henckel v. Donnersmark. IV, 20. 276. 312f. — V.
Pogwisch, Ulrike v. — IV, 7. 136. 286. 293. 328. — V, 14. 63. 186f. 242. 251. 283. — VI, 130. 142. 183. 186. 188. 195. 292ff. 301. 303. — VII, 83. 283. 289. 304. 309. — VIII, 344f.
Pohl, Emanuel — IV, 161. 169—173.
Pol v. Pohlenburg, Vincenz — VIII, 124f.
Polen, Kasimir I. Großfürst (nicht König) der — VII, 226f.
Polen, Richenza Großfürstin von — gb. Pfalzgräfin am Rhein. VII, 226.
Polygnotos. VI, 225.
Pompadour, Jeanne Antoinette Poisson Marquise de — V, 296.
Ponte, Lorenzo da — VIII, 194f.
Pope, Alex. — V, 197. 148.
Poussin, Nicol. — V, 23. 211f. — VI, 111. — VIII, 44. 119.
Preller, Frdr. — V, 211—215. 299ff.
Preußen, Auguste Prinzeß (nachmals Königin) von — gb. Prinzeß von S.-Weimar. VIII, 388.
Preußen, Friedrich II. König von — II, 295. 352. — III, 255f. — IV, 82. 354. — V, 30. 74. 103. 124. — VI, 275. — VIII, 42. 235.
Preußen, Friedrich Wilhelm II. Kronprinz (nachher König) von — III, 256. — V, 103. 249f.
Preußen, Frdr. Wilh. III. König von — III, 77. 130. — VI, 185. — VIII, 234f.
Preußen, Friedrich Wilhelm IV., Kronprinz (später König) von — VI, 50f. 278f.
Preußen, Louis Ferdinand Prinz v. — II, 117. — IV, 302.
Preußen, Luise Königin von — gb. Prinzeß von Mecklenburg-Strelitz. IV, 76f. — VI, 349.
Preußen, Marie Prinzeß Karl von — gb. Prinzeß von Sachsen-Weimar. VI, 193.
Preußen, Marie Luise Alexandrine Prinzeß von — gb. Prinzeß von Sachsen Weimar. VI, 144. — VIII, 401.
Preußen, Wilhelm Prinz (nachmals König) von — VIII, 388.

Preußiſcher Artillericeoffizier, VIII, 251—255. 295 ff. 332—335.
Prévôt d'Exiles, Antoine François — III, 19.
Primaveſi, Grg. — III, 238.
Profeſch-Oſten, Ant. Frh. v. — VIII, 358.
Propertius, Sextus Aurelius — VII, 263.
Pückler, Herm. Fürſt v. — V, 303—308. — VII, 331.
Pückler, Lucie Fürſtin v. — gb. Grin. v. Hardenberg, geſch. Grin. v. Pappenheim. V, 304.
Purkinje, Joh. Evangeliſta — IV, 84.
Putiatin, Nicolaus Fürſt — VI, 19.
Putſch, . . . — (Sänger) VIII, 121 f.
Purker, Joh. Ladislaw — VII, 329.
Pythagoras. V, 294.

Quaglio, Angelo — III, 15.
Quandt, Clara v. — gb. Meißner IV, 72—75.
Quandt, Joh. Glob. v. — IV, 72—75. — V, 276—279. — VII, 313 f.
Quatremère de Quincy, Antoine Chryſoſtôme — V, 62.
Quetelet, Lambert Adolphe Jacques — VII, 133 f. 139 f. 141—145.

R. . . . — (Röſel, Sam. — ?) VIII, 382—385.
Raabe, Wil. Joſ. — VIII, 341.
Racine, Jean — III, 21. — V, 59 f. — VII, 229.
Radziwill, Ant. Heinr. Fürſt — V, 308. — VII, 161. — VIII, 360—364.
Raleigh, Ritter Walter — II, 88 f. 91. 95 f.
Ramberg, Heinr. — III, 177. — V, 41 f.
Ramler, Karl Wilh. — II, 336.
Rapp, Jean Graf — VIII, 15.
Rapp, Albertine Gräfin — gb. v. Rothberg. V, 298.
Rauch, Chriſtn. — IV, 16. 72 ff. 95. 116. — V, 23. 45 ff. 88. 93 f. 253. — VI, 194. — VII, 98. 299 f. — VIII, 388.
Rauch, Guſt. v. — (General) III, 183.
Raumer, Fridr. v. — V, 102. — VIII, 128. 374.
Raumer, Karl v. — V, 298.
Raupach, Ernſt Benj. Salom. — IV, 134. 294. 298. — VI, 225. — VIII, 159.
Reck, Louiſe v. d. — gb. v. Ingersleben. II, 220.
Recke, Eliſe v. der Recke gb. Grfn. Medem. II, 213. — VI, 191. — VIII, 102 f.
Redern, Fridr. Wilh. Grf. v. — III, 287.

Regulus, Marc. Atilius — III, 35. — IV, 172.
Rehbein, Katharina — gb. v. Gravenegg. IV, 260f.
Rehbein, Wilh. — IV, 202f. 212ff. 260f. 317. — V, 67ff. 127—130. 206. 220. 229. — VIII, 345f.
Rehberg, Aug. Wilh. — IV, 255—258. — V, 87.
Rehberg, Marie — gb. Höpfner. IV, 255—258. — V, 87.
Reichardt, Amalie — gb. Alberti. III, 30. — V, 209.
Reichardt, Joh. Frdr. — I, 188.(?) — II, 154. (nicht Reinhard). 297f. — III, 29f. 121. 166f. — IV, 26. 54. — V, 208f. — VI, 261. — VII, 68. — VIII, 273f. 284.(?) 398.
Reichstadt, Napoleon Franz Joseph Karl Herzog von — IV, 121.
Reiffenstein, Joh. Frdr. — VI, 316.
Reil, Joh. Christn. — III, 130. — V, 206.
Reimarus, Joh. Alb. Heinr. — und Familie. III, 209f. 230. — V, 285.
Reinbeck, ... — gb. . . . . II, 151—154.
Reinbeck, Georg — II, 104f. 151—154. 165f.
Reinhard, . . — (?) I, 188. — II, 154 (vielmehr Reichardt).
Reinhard, Christine Gräfin v. — gb. Reimarus. III, 6.
Reinhard, Karl Graf v. — (Sohn) IV, 387f. — VII, 83f.
Reinhard, Karl Frdr. Graf v — II, 179. — III, 2. 5f. 13. 209f. — IV, 284. 287ff. — V, 87. 102. 140. 211. 285. — VI, 265. — VII, 242. 319. — VIII, 392.
Reinhard, Frz. Volkmar — V, 60.
Reinhold, Karl Leonh. — I, 145. — III, 250. 290. — IV, 227.
Reitzenstein, Linette v. — III, 37f.
Rellstab, Ludw. — IV, 131—135. 137—145. 282f.
Rembrandt Harmensz v. Rijn. VIII, 114f.
Remigius, der heilige — IV, 86.
Rémusat, Abel — VII, 152.
Reni, Guido — I, 36. 242. — VII, 90.
Renner, Theobald — IV, 13.
Renzsch, Mor. — V, 237. — VIII, 381.
Reuchlin, Joh. — V, 63.
Reuß-Köstritz, Heinrich Graf v. — I, 250.
Reutern, Gerh. v — VI, 196ff. — VII, 11. — VIII, 74ff.
Richelieu, Armand du Plessis, Herz. v. — II, 139.
Richter, Aug. Glob. — II, 161.(?)

Richter, Jean Paul Frdr. — I, 180. 192f. 199f. 203. — II, 122. 189. 194. — III, 160. 271. — IV, 134. 238. — VI, 297f. — VIII, 71. 231f. 336.
Ridel, . . . — gb. . . . VI, 193.
Ridel, Joh. Cornel. Rud. — I, 165. — II, 130. — IV, 77f.
Riedesel, Joh. Herm. Frh. v — III, 189.
Riemann, ... — (Student)
Riemer, Caroline — gb. Ulrich. III, 133.
Riemer, Frdr. Wilh. — I, 247—250. 262. 264f. 271. 285. 287f. — II, 6. 19. 12. 24. 26ff. 32ff. 41. 103. 106—116. 119—122. 125—129. 157—165. 167—201. 209—218. 226—231. 234f. 238ff. 248—254. 256. 265—287. 297ff. 303ff. 307ff. 315—328. 331f. 335f. 344—348. — III. 19. 19—26. 31ff. 46. 48. 50f. 74. 81. 91. 95f. 121. 123—130. 134—138. 258f. 268. 277. 279f. 282f. 296. 298. — IV. 82ff. 152—155. 205. 209. 215. 220—223. 229f. 280ff. 285f. 294f. — V. 16. 48f. 62f. 67ff. 81—87. 89—96. 99. 101f. 118. 130—139. 150. 278f. 294—297. 301. — VI. 183. 186. 202f. 263. 317f. 356. — VII. 100—103. 202f. 266—274. 305. 318f. 329. 332. 336. — VIII. 36. 99f. 114. 123f. 155. 168—190. 279. 287. 300. 311. 317. 347. 365. 382.
Riepenhausen, Frdr. und Joh. — III. 224f. — VI. 225.
Ries, Ferd. — VII. 304.
Riese, Joh. Jak. — V. 240f.
Ritter, Wilh. — II. 297.
Robinson, Henry Crabb — I. 259. 269ff. 278ff. — VII. 103—114.
Rochlitz, Henriette — gb. Hansen verw. Winkler III. 117—129. — VII. 99f.
Rochlitz, Joh. Frdr. — I. 256. 267. — III. 1. 117—129. — IV. 137. — VII. 2. 98—103. 219f. 301. 323. 331ff. — VIII. 202f. 268. 332.
Rödiger, ... — (Student) III. 294ff.
Röhr, Joh. Frdr. — IV. 85f. 225. — V. 67ff. 225. — VI. 6. — VII. 181. 329. — VIII. 12.
Rondanini, Haus der — V. 288.
Roos, Joh. Heinr. — V. 36ff.
Roscoe, William — IV. 157.
Rossini, Giovanni — VI. 336. 340f. — VIII. 32f.
Rostopschin, Fedor Graf — IV. 275.
Roth, Karl Joh. Frdr. v. — IV. 84f.
Rothe, . . . — (Hauslehrer) VIII. 121.

Rothschild, Haus der Freiherren v. — VI, 354. — VII, 83.
Rousseau, Jean Jacques — I, 22. — II, 2. — V, 93. 117f. 297. — VII, 255.
Roux, Jak. — I, 250. — IV, 9.
Rovigo, Anne Jean Marie René Savary, Herz. v. — II, 220.
Royer-Collard, Pierre Paul — III, 289.
Rubens, Pet. Paul — III, 228. 232. — VI, 96f. 108—111. 153. — VII, 98. — VIII, 14. 327.
Rückert, Fridr. — IV, 315. — VII, 253.
Rühl, ... — II, 252.
Rühle v. Lilienstern, Joh. Jak. Otto Aug. — II, 350f.
Runge, Fridr. Ferd. — II, 121. 145. 189. — III, 8.
Ruischewyh, Ferd. — III, 183.
Rußland, Alexander I. Kaiser v. — II, 219f. — III, 77ff. 200. 251. — IV, 69.
Rußland, Katharina Paulowna Großfürstin v. — s. Oldenburg.
Rußland, Peter I. Kaiser von — II, 275. — VI, 275. — VII, 88f. — VIII, 42.
Ruysdael, Jak. — V, 72f. 263. VII, 218.

S., . . . Graf — (aus der Krimm) VIII, 213—228.
S. Alexei Graf — (aus der Krimm) VIII, 215—218.
Saadi, Scheich Moslicheddin — VIII, 173.
Sachsen, Friedrich (der Weise) Kurfürst von — V, 95.
Sachsen, Johann Friedrich Kurfürst von — II, 353.
Sachsen, Johann Herzog (nachmals König) von — VII, 3. 39.
Sachsen-Gotha, August Prinz v — I, 95. 111. — IV, 289. — V, 55. — VII, 295. — VIII, 248.
Sachsen-Gotha, August Herzog von — VI, 223.
Sachsen-Gotha, Charlotte Herzogin von — gb. Prinzeß von Sachsen-Meiningen. IV, 289. — VI, 223. — VIII, 401.
Sachsen-Gotha, Ernst II. Herzog von — IV, 289.
Sachsen-Gotha, Friedrich IV. Herzog von — VI, 223.
Sachsen-Gotha, Ludwig Ernst Herzog zu — VII, 295.
Sachsen-Koburg, Ernst Friedrich Anton Herzog v. — III, 17.
Sachsen-Meiningen, August Prinz v. — VIII, 241f.
Sachsen-Weimar, Anna Amalia Herzogin v. — gb. Prinz. v. Braunschweig I, 45—48. 66. 72. 90. 109. 112. — II, 24f. 117. 132. — III, 59. — IV,

87f. = V, 218. = VII. 10. 92. 231f. = VIII, 246. 269f. 335.

Sachsen-Weimar, Bernhard (d. Große) Herzog von — III, 39—44. = V, 95.

Sachsen-Weimar, Bernhard Prinz v. — II, 311. 350. = V, 288.

Sachsen-Weimar, Caroline Prinzeß von — nachm. vermählte Erbprinz. von Mecklenburg-Schwerin. II, 1f. = III, 3f. 22. 36. = IV, 62. = VII, 222.

Sachsen-Weimar, Frdr. Ferd. Constantin Prinz v. — I, 51. = VIII, 242.

Sachsen-Weimar, Karl Alexander Erbgroßherzog (dann Großherzog) von — VI, 318. = VII, 195f. = VIII, 4f. 64.

Sachsen-Weimar, Karl August Herzog (später Großherzog) von — I, 49f. 52ff. 57—62. 70—73. 79f. 92. 95. 106f. 109—112. 117. 119f. 138f. 145. 188ff. 198. 264. 280. = II, 219f. 224. 234. 349—354. = III, 17. 47f. 84. 86ff. 206f. 228f. 231. 242f. 247. 253ff. = IV, 93. 105. 154f. 166ff. 211. 213f. 317. 331. 357f. = V, 14ff. 50f. 56. 69. 93ff. 97. 107. 154. 169f. 176f. 183—186. 204f. 220—224. = VI, 14. 29. 51. 145. 191. 194. 204f. 270. 302ff. 324. 326. = VII, 10f. 43. 70f. 164. 222. 259f. 268f. 281. 310. 317f. = VIII, 12f. 37. 42. 45. 68f. 107f. 196f. 232. 242. 246f. 249. 251f. 254f. 297. 300ff. 323f. 330. 333. 379.

Sachsen-Weimar, Karl Friedrich Erbprinz (später Großherzog) v. — I, 72f. 105. = II, 130. 293. = III, 6. 17. 257. = V, 15f. 244. = VI, 12. 304. 307f. = VII, 43. = VIII, 72. 81f.

Sachsen-Weimar, Luise Herzogin (später Großherzogin) v. — gb. Prinz. v. Hessen-Darmstadt I, 119f. 153. 257f. = II, 117. 219. 283. = III, 4. 16f. 306. = IV, 228. 274. = V, 93f. = VI, 12. 190f. 304. 324. = VII, 164. 193. 201. 203f. 206—210. 215f. 218. 222. 278f. 334. = VIII, 202. 301. 390.

Sachsen-Weimar, Luise Augusta Amalia Prinzeß von — VIII, 247.

Sachsen-Weimar, Marie Luise Alexandrine Prinzeß von — s. Preußen, M. L. A. Prinzeß v.

Sachsen-Weimar, Maria Pawlowna Erbprinzeß (nachmals Großherzogin) v. — gb. Großfürstin v. Rußland. II, 234.

334 f. 350. — III. 4. 17. 257. — IV. 214. 224. 311 f. 323. — VI. 174 f. 356. — VII. 11. 206 f. 215. 264 f. 373. — VIII. 33. 45 f. 63 f. 72 f. 145.

Saint-Aignan, . . . Baron — III. 37. 44. — VI. 14. — VII. 242. — VIII. 313.

Saint-Beuve, Charles Auguſtin — VII. 244.

Saint-Hilaire, Geoffroy de — VII. 303. 321 ff. 332. — VIII. 97.

Saint-Pierre, Bernardin de — VII. 124. 28[illegible].

Saint-Simon, Louis de Rouvroy, Herz. v. — VII. 180 f. 236. — VIII. 392.

Salieri, Antonio — I. 210.

Salvandy, Narciſſe Achill Gf. — V. 16. 49. 96. 297. — VII. 84. — VIII. 159.

Salzmann, ... — (Maler in Erfurt) I. 81.

Salzmann, Chriſtn. Gthlf. — I. 80.

Sander, Joh. Dan. — nebſt Frau I. 235 f.

San Quirico, . . . — VII. 81.

Santi, Raſaello — I. 190. 242. — II. 277. 322. — III. 63. 151. 181. 223. 233. — IV. 79. 150. 281. — V. 8. 93. 310. — VI. 4 f. 262 f. 275. 286. — VII. 71 f. 90. 92 ff. 126 f. 163. — VIII. 151. 284. 325 ff.

Santi-Tofini, Guido — III. 287.

Sarto, Andrea del — ſ. Vannucchi, A.

Sartorius Frh. v. Waltershauſen, Georg — und Gattin III. 226. — V. 168. — VIII. 304.

Savary ſ. Novigo.

Savigny, Frdr. Karl v. — VI. 181.

Savigny, Kunigunde v. — gb. Brentano. III. 227. — VIII. 391 f.

Scävola, Cajus Mucius — IV. 172.

Scafe, John — V. 82 ff.

Schadow, Joh. Gottfr. — I. 220. 238 ff. 244. — III. 262 f. — IV. 16. — V. 95. — VII. 114.

Schall, . . . — V. 119.

Schardt, Friederike Sophie Eleonore v. — gb. v. Bernſtorff. I. 94 f. 98. — II. 20—23. — III. 20.

Schaumann, Joh. Chriſtn. Gliob. — VIII. 293.

Scheffer, Ary — VII. 230.

Scheidler, . . . — V. 298.

Schellhorn, Frz. Wilh. — V. 117.

Schelling, Caroline Dorothee Albertine — gb. Michaelis II. 396. (die „Liebe").

Schelling, Frdr. Wilh. Joſ. — I. 203. 207 f. 211 f. 221. 225 f.

Junge, und ich weigere mich nicht, mit dir zu fechten; nur da die Ungleichheit unsrer Jahre und Kräfte die Sache ohnehin etwas abentheuerlich macht, so schlag ich statt anderer Waffen ein Paar Rappiere vor, wir wollen die Knöpfe mit Kreide bestreichen, und wer dem andern den ersten, oder die meisten Stöße auf den Rock zeichnet, soll für den Überwinder gehalten, und von dem andern mit dem besten Weine, der in der Stadt zu haben ist, tractirt werden.

Laertes entschied, daß dieser Vorschlag angenommen werden könnte; Friedrich gehorchte ihm als seinem Lehrmeister. Die Rappiere kamen herbey. Philine setzte sich hin, strickte, und sah beiden Kämpfern mit großer Gemüthsruhe zu.

Der Stallmeister, der sehr gut focht, war gefällig genug, seinen Gegner zu schonen, und sich einige Kreidenflecke auf den Rock brin-

229. 232. 237f. 243. 245f. — II, 44. 50. 304. 306. 348. — III, 38. 290. — IV. 227. — VI, 182. — VIII, 22. 30f. 269.

Schelling, Pauline — gb. Gotter f. Gotter, P.

Schelver, Frdr. Joſ. — III, 184.

Schems-eddin, Mohammed gen. Hafis — III. 190. 198. 244. 313. — VI, 36.

Schenk, Edrd. v. — IV, 281. 285f.

Schikaneder, Eman. — IV, 43. 226. — V, 57. — VI, 38.

Schiller, Charlotte v. — gb. v. Lengefeld. I, 95. 250. — II. 335f. — III, 1—4. 21. 24f. 35—38. 287f. — IV. 15. 216f. — VIII. 285f.

Schiller, Joh. Frdr. v. — I. 95f. 98—100. 123f. 146—149. 152—155. 168—171. 177—181. 188. 193ff. 199—204. 212—216. 220. 225. 250. 257. 272. 275f. 283f. — II, 1. 7—12. 124ff. 127f. 130. 194. 202f. 208. 211. 230. 318f. — III. 7. 59. 85. 112. 129. 139. 179. 191. 250. 264. 290. 312. — IV. 27. 90. 194ff. 218. 256. 318f. 339. 358. — V. 11f. 34f. 56. 58f. 64. 66f. 111. 133—139. 153—156. 179. 200f. 203f. 221. 244. 289. 316. — VI. 18ff. 24—30. 92. 101. 122. 129. 131f. 162. 184. 192. 224. 229ff. 236. 238f. 267. 327f. 358f. — VII. 7. 22ff. 36ff. 67. 77. 97. 100. 114. 121. 127. 130. 164f. 169. 209. 211. 231. 240. 244. 265f. 277. 293. 310. 326. — VIII. 18. 48f. 88. 164. 167. 170f. 175. 229. 268. 285f. 307. 315. 347. 355. 371f.

Schiller, Karl v. — III. 3f.

Schinkel, Karl. Frdr. — IV. 116. — V. 94.

Schlegel, Aug. Wilh. v. — I. 195ff. 200f. 203. 216—219. 225f. 229—232. 237f. 240—246. 278. — II, 44. 48. 50. 144. 149. 153. 182. 201. 205. 276f. — III. 12. 14f. 190f. 213. 239. 287. — IV. 238. — V. 61. 114. 203. 234. 290. — VI. 79—82. 113ff. — VII. 157. 277. — VIII. 269f. 276f. 357f.

Schlegel, Carol. — gb. Michaelis (nachm. verm. Schelling) I. 201. 203. 230ff.

Schlegel, Dorothea v. — gb. Mendelsſohn, geſch. Veit VIII. 270.

Schlegel, Emilie geſch. v. — gb. Paulus IV. 272.

Schlegel, Frdr. v. — I. 196. 200f. 234f. 258. 278. — II. 44. 50. 144. 201ff. 205. 208f. 213. — III. 14f. 19. 51. 190f.

239. 251. — IV, 238. — V, 61. 114. 203. 290. — VII, 277. — VIII, 269f. 357f.
Schleiermacher, Ernst — II, 11. — VI, 257.
Schleußner, ... (Dr. j.) I, 188.
Schliestedt, . . . — I, 64.
Schlosser, Christn. — III, 219. 223. — V, 87. — VIII, 277. 281.
Schlosser, Cornelia Friderica Christiana [Sophie] — gb. Goethe I, 13ff. — VII, 195. — VIII, 67f. 242.
Schlosser, Frdr. — III, 214f. — V, 87.
Schlosser, Frdr. Christph. — VI, 161f.
Schlosser, Johanna — gb. Fahlmer I, 25—30. 54f. 136f.
Schlosser, Joh. Georg — I, 23. 136f. — VIII, 67f.
Schmeller, Joh. — V, 229. 285f. 315f. — VI, 256. — VII, 96. 114. 151. 280. 307. — VIII, 105.
Schmid (nicht Schmidt) Christn. Heinr. — I, 23.
Schmidt, . . . — (Barbier) VI, 306f.
Schmidt, . . . — (Superintendent) VIII, 110.
Schmidt, Christn. Frdr. — IV, 133. 137. 303. — V, 48.
Schmidt, Frdr. Ludw. — I, 208.
Schmidt, Frdr. Wilh. Aug. — VIII, 269.
Schmidt, Heinr. — I, 215—219. — II, 123ff.
Schmidt, Karl Aug. — III, 265.
Schmidt, Maria — (nachm. verehel. Baum) VII, 68.
Schmidt, Nikol. — III, 221.
Schmied, Geg. — IV, 123f. 126.
Schmied, Joh. Jak. — VIII, 77—81.
Schmieder, Heinr. — VI, 240.
Schmin, ... Dr. — III, 144.
Schneider, Kasp. — III, 212.
Schnitter, Wilh. — VIII, 386—389.
Schönborn, Grafen v. — III, 258.
Schöne, Frdr. Gotthold — (nicht Karl) VIII, 7. 403.
Schönemann, Lilli — (nachmals verm. v. Türkheim.) III, 248f. — VII, 233—236. 314. — VIII, 67f.
Schönkopf, Anna Katharina — nachm. verm. Kanne. I, 20.
Schoorel, Jan. — III, 147.
Schopenhauer, Adele — II, 147f. — III, 316f. — IV, 8. 151. — V, 252.
Schopenhauer, Arth. — II, 145ff. — III, 122f. 316f. — VII, 33. — VIII, 335ff.
Schopenhauer, Johanna — gb. Trosiener. II, 116. 129—154.

200. 202—209. 233. 240. 287. 309f. 312. = III. 110—115. = IV. 72. 288f. = VI. 287f. = VII. 83. = VIII. 298f. 400.

Schorn, Joh. Karl Ludw. v. — V. 286. 310f.

Schott, Heinr. Aug. — VI. 257.

Schrenvogel, Joſ. — I. 180f.

Schröder, Frdr. Ludw. — I. 156f. = II. 200.

Schrön, Ludw. — VI. 238f. = VIII. 57f. 135f.

Schröter, Corona — I. 67.

Schubart, Frdr. — I. 246f. = III. 35. = VIII. 309f. 312f.

Schubarth, Karl Ernſt — IV. 296. 327. = VII. 3ff.

Schubert, Frz. — VI. 260. = VII. 209.

Schubert, Obelf. Heinr. v. — II. 231. 251. — III. 196. (?) = VIII. 399.

Schuchardt, Ernſt — VI. 322f.

Schütz, Chriſtn. Gfried. — I. 154. 237f. 240f. = VI. 146. (?)

Schütz, Heinr. Frdr. — III. 136f. = IV. 134.

Schün, Herm. (?) — (Kupferſt.) V. 281.

Schütz, Wilh. v. — I. 243.

Schütze, Stephan — II. 129—144. 146. 232f. = III. 88—91. = V. 282. = VI. 214.

Schukowsky, Waſſilij Andrejewitſch — VI. 196—199.

Schulz, . . . — V. 103.

Schulenburg, Matthias Johann Graf v. der — IV. 221. = V. 69.

Schultz, Chriſtph. Frdr. Ludw. — IV. 280—286. 288. — IV. 358ff.

Schulz, Joh. Abrah. Pet. — (Componiſt des Rheinweinliedes) V. 244.

Schulze, Joh. — II. 311. — III. 35. = IV. 85. (?)

Schuppach, Mich. — IV. 9f.

Schuſter, Jgn. — (Componiſt von „Die falſche Primadonna in Krähwinkel") IV. 43.

Schwab, Guſt. — VIII. 339.

Schwalb, Joh. Frdr. — VIII. 33f.

Schwaben, Friedrich I. Herzog von — Römiſcher Kaiſer IV. 110.

Schwaben, Friedrich II. Herzog von — Römiſcher Kaiſer V. 233.

Schwade, ... — I. 242.

Schwanenfeld, Frz. v. — III. 81—88.

Schwarz, Frdr. Heinr. Chriſtn. — III. 152f.

Schwarz, Joh — III. 146.

Schwarzenberg, Karl Phil. Fürſt v. — III. 261. 315f.

Schweden, Guſtav Adolf König von — III. 41. 43. = V. 95.

Schweden, Luiſe Ulrike Königin

von — gb. Prinzeß von Preußen. VI. 365 f.
Schweitzer, Christn. Wilh. — IV, 18. — V, 170. — VIII. 81 f.
Schwendler, J. v. — VIII, 233.
Schwerdgeburth, Karl. Aug. — IV. 79. — V. 281. — VIII. 125—128.
Scott, S. Aug. Christn. — VI. 304—313. 327 f.
Scott, . . . — gb. . . . VI. 306 f. — VII. 106.
Scotes, . . . — (Improvisator) VIII. 271 ff.
Scott, Walter — Baronet IV. 156 f. 290. — V. 16. 111. 115. 132. 182. 305. — VI. 50. 169 f. 190. 317 f. 331—334. 341—344. — VII. 182 f. 310 — VIII. 2. 41. 43 f. 46 f. 73.
Scribe, Augustin Eugène — VI. 117. — VII. 310. — 47 f.
Seckendorff, Karl Siegmund Frh. v. — V. 260 f. — VII. 317.
Seckendorff, Sophie Friderike Fürst. v. — gb. v. Kalb. I. 93 f. 102 f. 108 f. 112
Seebach, Frdr. Joh. Christph Heinr. v. — IV. 8.
Seebeck, Moritz — VIII. 394 f.
Seebeck, Thom. Joh. — II. 201. 254. 330. — III. 219. 226. 233. 312. — VII. 33.
Seebeck, ... gb. Bose. II. 254. — VIII. 394.
Segni, Lothar Graf v. — Papst Innocenz III. V. 238.
Ségur, Paul Phil. Gr. v. — VII. 88.
Seidel, C. — V. 280 f.
Seidel, Doris — gb. Meyer. VII. 7.
Seidel, Joh. Heinr. — III. 186.
Seidel, Max Joh. — VI. 301 f.
Seidel, Philipp — I. 36 f. Vergl. Suter, Chr. — V. 272 (?)
Seidler, Louise — II. 254 ff. 289. 328 ff. — III. 74 ff. 109 f. — VII. 312. — VIII. 311.
Seidlitz-Meyerhof, C. v. — IV. 69.
Seneca, Lucius Annäus — IV. 289.
Sensburg, Ernst Phil. Frh. v. — III. 252.
Serraud, ... — III. 232.
Shakespeare, William — I. 19. 39. 204 f. 215—219. — II. 139. 150. 194. 225. 246. 283. 296 f. — III. 57. 158. 203. 239. 263 f. — IV. 246. — V. 2—5. 23. 57. 61. 99. 107. 115. 120. 131 ff. 143. 145. 148. 153. 184. 257 ff. 318 ff. — VI. 48. 53. 80 f. 89. 111 ff. 162. 283 f. 359. — VII. 28. 77. 114. 163. 241. — VIII. 151. 183. 189. 197 f. 276. 289 ff. 374 f.
Shelley, Percy Bysshe — V. 107.

Zibbern, Friedrik Chriſtn. — VIII, 316f. 337.
Zievers, ... — III, 200.
Zigoves IV, 172.
Zilie (Theatername für Peterſilie, ſ. da).
Zilveſtre de Zacy, Antoine Iſaac Baron — VII, 152.
Zivers . . . v. — IV, 70.
Zmeaton, John — III, 237.
Zmollett, Tob. — VI, 149f.
Zömmerring, Sam. Thom. v. — VII, 296. 323.
Zokrates II, 26. 188f. — IV, 273.
Zolger, Wilh. Ferd. — I, 280. 285ff. — II, 8. — VI, 31—34. 161. — VIII, 283f. 288f.
Zolms-Laubach, Fridr. Ludw. Chriſtn. Gref. zu — III, 226f.
Zolon V, 108.
Zonntag, Henriette — (nachmals verm. Gräfin Moſſi) VI, 173f. 260. — VIII, 398.
Zophie ſ. Duguet.
Zophokles I, 265. 283. 285ff. — II, 194. — V, 199ff. 332. — VI, 31. 33. 48f. 66—77. 81f. 86ff. 161. 206. — VIII, 114. 180f. 276. 288f. 294.
Zoret, Fridr. — IV, 202f. 205f. 212—216. 224—230. 316. 323. 326. 330—339. — V, 49ff. — VI, 35f. 299ff. 318. 335. 356f. — VII, 11. 182f. 189f. 195—201. 205. 208—216. 233—238. 243—260. 296ff. 302. 320—324. 334f. — VIII, 3ff. 23. 35. 45f. 50. 98f. 101—104. 114—117. 130—134. 204ff.
Zoſthenes I, 126.
Zoult ſ. Dalmatien.
Zpalding, Joh. Joach. — VIII, 256.
Zpangenberg, Aug. Gottl. — III, 186.
Zpanien, Karl V. König von — Römiſcher Kaiſer IV, 227.
Zpanien, Philipp II. König v. — II, 340.
Zpiegel, Karl Frh. v. — VIII, 236.
Zpiegel, von und zu Pickelsheim, Emilie Freifr. — gb. v. Rothberg V, 32. — VI, 207.
Zpiegel, von und zu Pickelsheim, K. Emil Frh. — VII, 81. 326f.
Zpinoza, Baruch — I, 207. — II, 178. 198. — III, 191. 250.
Zpix, Joh. Bapt. v. — IV, 93.
Zpohr, Louis — IV, 184.
Zpontini, Gaſparo — IV, 43—49. — V, 209. — VII, 306. — VIII, 72f.
Zprengel, Kurt — IV, 72.
Ztadelberg, Otto Magnus Frh. v. — VIII, 388—392.
Zteinmann, ... — IV, 33f.

96. 102. 159f. 298. 302. 321f. — V, 26. 34.

Stadler, . . . — Malerfamilie. IV, 113.

Stael-Holstein, Anne Germaine Baronin v. — gb. Necker. I, 250f. 252—259. 263f. 278. — II, 179. — III, 128f. — IV, 206. 271. 352f. — V, 206. — VII, 157f. 243. — VIII, 275. 336.

Stapfer, Albert — VI, 115—118. 125. — VII, 155. 157f. 160.

Stark, Joh. Christn — (I.) II, 2. — V, 206. — VIII, 196.

Statius, Publius Papinius — VIII, 330f.

Steffens, Henrich — I, 201f. — II, 108. 234—247.

Steffens, Johanna — gb. Reichardt II, 234—247.

Stegmayer, Matthäus — I, 210. (Verf. von M. Pumpernickel.)

Steigentesch, Aug. Frh. v. — III, 50f.

Stein, . . . Frh. v. — (Oberforstmeister) VIII, 250.

Stein, Charlotte v. — gb. v. Schardt. I, 90. 95. 98. 112. 152. — II, 1. — III, 3. 36f. — IV, 15f. 211. — VI, 234 (?) — VIII, 286. 337.

Stein, Frdr. Frh. v. — I, 94. 250. — IV, 16. 118.

Stein, Karl Frh. vom und zum — III, 76. 189ff. 194. 226. 251. 253.

Steinthal s. Beyle, M. H.

Stephanie, Prinzeß — s. Baden, Steph. Pr. v.

Sterling, Familie des Consuls — VII, 334. — VIII, 402.

Sternberg, Jaroslaw v. — (nicht Graf) V, 233.

Sternberg, Leop. Grf. v. — IV, 161. 168—173. — V, 129. — VI, 64. 139—142. 144. 146. 315ff. — VII, 98. — VIII, 2.

Sterne, Lorenz — I, 67. (Tristram Shandy) 184. — VI, 272. 293. 359. — VII, 184. 332.

Stickel, Joh. Gust. — VI, 256ff. — VII, 152f. — VIII, 57—61.

Sticler, ... — (Baumeister) III, 9. 247.

Sticler, Jos. — VI, 309f. — VIII, 159. 379ff.

Stock, Johanna — Dorothea — I, 7—13.

Stock, Joh. Michael — I, 7—13.

Stock, Marie Helene — gb. Schwabe I, 7—13. 209.

Stolberg, Christian Graf zu — I, 35.

Stolberg, Frdr Leop. Grf. zu — I, 35. 39. 46. 58f. 165ff. — III, 29. 38f. 195. — IV, 282.

Storch, Heinr. — II, 153.

Stosch, Phil. Bar. v. — VI, 154f.

Stratford ſ. Canning, Str.
Streckfuß, Adf. Frdr. Kil. — V, 69. — VI, 210. 225.
Streicher, Nanette — gb. Stein IV, 137. 151.
Strixner, Joh. Nepom. — IV, 203.
Stromeyer, Frdr. — III, 185. — IV, 45.
Struve, Frdr. Adlf. Aug. — IV, 162.
Struve, Heinr. Chriſtn. Gfried. v. — IV, 89.
Stuve, Joh. Karl Bertram — VI, 258 f.
Stubnitz, Hans Adam v. — III, 132. (wobei zu vergleichen „Erinnerungen aus d. Kriegszeiten Von F. v. Müller" S. 89 ff.).
Stumpff, Joh. Andr. — VI, 254 ff.
Süvern, Joh. Wilh. — III, 197.
Sutor, Chriſph. — (weder Seidel noch Götz) I, 70 f.
Sutorius, Auguſte — VI, 65.
Swanevelt, Hermann von — VIII, 120.
Szymanowska, Maria — gb. Wolowska IV, 244. 274. 278 ff. 300 ff. 306 f. 310—313. 317. 331. — V, 14. — VII, 116 ff. 129. — VIII, 116.

Talleyrand, Charl. Maur. de — Fürſt von Benevent II, 220 f. — IV, 287. — VII, 273.
Taſſi, Agoſtino — VII, 89.
Taſſo, Torquato — V, 87. — VI, 139. — VIII, 262.
Taſtu, Sabine Caſimire Amable — gb. Voiart VI, 108. — VII, 240.
Tedaldi-Forrs, Carlo — V, 271.
Tegner, Eſaias — IV, 221.
Teniers, David — VI, 332.
Terentius, Publius — VIII, 188.
Ternite, Wilh. — III, 287.
Tettau, Frz. — VIII, 81.
Theokritos, VIII, 256.
Thibaut, Ant. Frdr. Juſt. — III, 152. 239 f.
Thibaut, Bernh. Frdr. — II, 50. 86.
Thomas, der Apoſtel II, 250.
Thomas a Kempis ſ. Hammerken, Th.
Thudichum, Greg. — VI, 161.
Thüringen, Ludwig Landgraf von — IV, 15.
Thugut, Franz Maria Frh. v. — I, 87.
Tibullus, Aulus Albius — IV, 294 f.
Tichsen, Greg. — III, 269 ff.
Tieck, Frdr. — I, 278.
Tieck, Ludw. — I, 204 ff. 213 f. 225 f. 245. — II, 51. 189. 198. 204 f. 240. — III, 7. 45. 190 f. — IV, 8. 134. 219. 238. — V, 60 f. — VI, 31. 262. 344. — VIII, 186. 195 (?) 232. 284. 353. 372.

Tiedge, Christph. Aug. — II. 14f. — V. 32ff.
Timur ſ. Mongolen.
Tiſchbein, Joh. Heinr. Wilh. — I. 51f. 86. — II. 231. — VI. 316.
Titus, Veſpaſianus — II. 204.
Töpfer, . . . — (Landesdirectionsrath) VI, 173. 177. 186.
Töpfer, Karl — VII. 8.
Töpffer, Rud. — VIII, 130.
Törring-Guttenzell, Joh. Aug. Gf. v. — VIII, 44.
Tomaſchek, Wenzel Joh. — IV. 179—186.
Trapizius, ... (Schloßvogt) I. 189.
Trebra, Frdr. Wilh. Heinr. v. — I. 41f. 75f. — IV. 83.
Trew, Joh. Nicol. — VIII. 244. 403.
Trivulzi ſ. Gonzaga, P. March. gb. Malateſta.
Trowſt, . . . (?Chirurg) I. 16.
Truchſeß, Chriſtn. Frh. v. — III. 157f.
Türk, Kri. Chriſtn. Wilh. v. — III. 257f.
Türk, Wilhelmine v. — gb. v. Buch. III. 257f.
Türkheim, . . . v. — (vielleicht ſtatt v. Türkheim) Hofbeamter in Meiningen. VIII. 242.
Türkheim, Eliſabeth v. — ſ. Schünemann, L.
Türkheim, Wilh v. — V. 218.
Turgenjew, Nicolaus — VI, 171.
Turtãos VI. 211.

Uechtritz, Herm. Wilh. Frz. — III. 30. — V. 90f.
Uhland, Ludw. — IV, 296. — VIII. 140f.
Umbreit, Frdr. Wilh. Karl — IV. 270—273. — V, 139.
Unger, Joh. Frdr. — I. 203.
Unzelmann, Chriſtiane — gb. Genaſt. III, 170. 261.
Unzelmann, Friederike — gb. Flittner (nachmals verehel. Bethmann) I. 238. — II. 123f. — IV. 25.
Unzelmann, Karl — III. 169f. — IV. 43f. 55. — VII. 170. — VIII, 193.
Uwarow, Sergius Graf — V. 56.

Valabregue, Angelica — gb. Catalani ſ. Catalani, A.
Vannucchi, Andrea — gen. del Sarto. III, 176.
Vanucci, Pietro — gen. il Perugino III. 225.
Varnhagen v. Enſe, Karl Aug. — II. 13. — III. 291—294. — IV. 221. — V. 68f. — VII. 316f. — VIII. 374.
Varnhagen v. Enſe, Rahel — gb. Levin ſ. Levin, M. A. F.
Vaucher, Jean Pierre — VIII, 27—30.

Vaudreuil, . . . — gb. . . . VIII, 158f.
Vaux, Pierre de — V, 238.
Vecellio, Tizian — I, 238. — III, 126. — VIII, 14f. 124. 325.
Vega, Lopez de — II, 283.
Vehse, Eduard — I, 259.
Veit, Dav. — I, 139ff. 155—160. 172—177.
Veit, Sim. — I, 139ff.
Veldeken, Heinr. v. — I, 58.
Veldig s. Veldeken, H. v.
Vernet, Horace — VIII, 62.
Vigny, Alfred de — VI, 125. — VII, 240. 244.
Villemain, Abel François — VII, 19f. 40. 46f. 198.
Villers, Charles François Dominique de — III, 289.
Virgilius Maro, Publius — V, 19. — VIII, 44. 261.
Vitry, Aubert François Jean Philibert de — IV, 221.
Völkel, . . . — V, 219.
Vogel, Karl — V, 296f. — VI, 6. 172. 202. 283. — VII, 83. 120. 122. 138. 155. 189. 207. 293. 333. 336. — VIII, 2. 24ff. 154—158. 206—218. 235f.
Vogel, Rosa — gb. . . . VII, 120—123. 134ff. 138f. 146ff.
Vogel, Wilh. — II, 159.
Vogel v. Vogelstein, Karl — VI, 64f.
Vohs, Heinr. — I, 212f.
Voigt, ... (Generalsuperintendent) II, 166.
Voigt, Christn. Glob. v. — III, 40. 97. 300. — IV, 12. 15. — VIII, 111. 300ff.
Voigt, Frdr. Sigism. — IV, 359f. — VII, 103—106. 230f.
Voigt, Theod. — IV, 359.
Voltaire, François Marie Arouet de — I, 65. — II, 144. 212. 220. 223. 226. 251. 295. 323. — III, 198. 208. 289f. — IV, 80. 354. — V, 235. — VI, 121. 268. 331. 364—367. — VII, 15. 20. 46f. 124. 169. 177. 241. 255. 282. 317. — VIII, 56f. 222.
Volz, Ernestine — gb. Beie III, 149f. 157. — VI, 228. — VIII, 275ff. 280.
Volz, Heinr. — I, 259—264. 271—280. 284—288. — II, 2—5. 7—10. 105. 166. 314. — III, 157f. — VI, 228f. — VIII, 275—294.
Volz, Joh. Heinr. — I, 46. 145. 161—168. 263f. 274f. — II, 10. 166. 232. 234. — III, 149ff. 157. 282. — V, 283. 286f. — VII, 72. — VIII, 5f. 267. 269. 275ff. 278. 280. 288f.
Volz, Jul. v. — (Bearbeiter der Oper „Die falsche Primadonna in Krähwinkel") IV, 43.
Voltius, Isaak — 271.

Vulpius, Christn. Aug. — III. 268. — VIII, 177. 193f.
Vulpius, Christiane — ſ. Goethe, Ch. v. — gb. Vulpius.

Wagner, Otto — VI. 262f.
Waitz. . . . — ſ. **Weitz**.
Walderſee, Frz v. — VII. 187. — VIII. 402.
Waldner-Freundſtein, Adelaide v. — VII, 209f.
Waldner-Freundſtein. . . . . Gräfin — gb. v. Türkheim. VII. 233f.
Wallenſtein (Waldſtein), Albrecht Graf v. — Herzog von Friedland. III. 43. — IV. 107 —112. 291.
Wallraf, Ferd. Frz — III. 189. 211. 234.
Weber, Bernh. Anſelm — IV. 43. 51f.
Weber, Jeſ. — IV. 217.
Weber, N. Gliedr. Ernſt — VII, 52.
Weber, Karl Maria Frh. v. — IV. 30. — V, 296f. — VI. 302. 341. — VII. 306.
Weber, Wilh. Ernſt — V, 91.
Webel, Otto Joach. Mor. v. — I. 59. — II. 309.
Wedgwood, Joſiah — II. 188.
Wegſcheider, Jul. Aug. Ludw. — IV, 273. — VI. 257.
Wegwood ſ. Wedgwood.
Weickard, Melch. Adam — VIII, 248.
Weigl, Joſ. — III, 3 (Componiſt d. „Schweizerfamilie").
Weile, . . . (?) I. 146.
Weiße, Chriſtn. Felix — I. 187f. — VI. 268.
Weiße, Laura — gb. Richter VIII. 141ff.
Weißenthurn, Johanna Veronica Franul v. — gb. Gründberg IV. 43. 54. 306.
Weiſſer, Karl Gliob. — II. 346. — VIII. 298.
Weitz, . . . — (Rector) II. 13—17.
Welcker, Frdr. Gliob. — VIII, 293f.
Weller, Ernſt — IV, 61. — VI. 321ff.
Wellington, Arthur Wellesley Herz. v. — III. 202. 262. — V, 109. 272. — VI. 147. 268f. 294.
Welzien, Karl E. v. — IV, 69 —72.
Wenner, Joh. Frdr. — III, 230. 234.
Wernerburg, Joh. Frdr. Chriſtn. — II. 234f. 252.
Werner, Abrah. Gliob. — II. 332. — III. 126. — IV. 168. VI. 57f.
Werner, Friedr. Ludw. Zacharias. — II. 116. 196f. 199f. 210. 213. 234—237. 286. 299. 307f. — III. 20. — IV, 277. — VIII. 230. 298f. 302. 309f. 312f.

gen zu lassen, worauf sie sich umarmten, und Wein herbeygeschaft wurde. Der Stallmeister wollte Friedrichs Herkunft und seine Geschichte wissen, der denn ein Mährchen erzählte, das er schon oft wiederholt hatte, und mit dem wir ein andermal unsre Leser bekannt zu machen denken.

In Wilhelms Seele vollendete indessen dieser Zweykampf die Darstellung seiner eigenen Gefühle; denn er konnte sich nicht leugnen, daß er das Rappier, ja lieber noch einen Degen selbst gegen den Stallmeister zu führen wünschte, wenn er schon einsah, daß ihm dieser in der Fechtkunst weit überlegen sey. Doch würdigte er Philinen nicht eines Blicks, hütete sich vor jeder Aufserung, die seine Empfindung hätte verrathen können, und eilte, nachdem er einigemal auf die Gesundheit der Kämpfer Bescheid gethan, auf sein Zimmer, wo sich tausend unangenehme Gedanken auf ihn zudrängten.

Werthern, ... Frh. v. — III, 130.
Wesselhöft, Eliſabeth — III, 281. — VI, 317.
Weygand'ſche Buchhandlg. VIII, 116.
Widra. . . . — IV, 240 ff.
Wieck, Clara — (nachm. verm. Schumann) VIII, 113.
Wieck, Frdr. — VIII, 113.
Wieland, Chriſtph. Mart. — I, 27 ff. 32 f. 37—41. 43 ff. 48—51. 62. 64—67. 72 f. 79. 123—128. 145. 163 f. 167 f. 180 ff. 189 f. 198. 200 f. 220. 233. — II, 24 f. 143 f. 161. 202 f. 225. 252. 273 f. 291 f. — III, 17. 30 f. 52—74. 228. 290. — IV, 27. 87 f. 198 f. 339. 345 f. 356. — V, 63. 88. 90. 135. — VI, 92. 147 f. 212 f. — VII, 9. 114. 292. 238. — VIII, 182. 243. 261 f. 310. 393.
Wielands Familie. I, 33 f. 74.
Wiggers, . . . — gb. . . . VI, 344—347.
Wiggers, Guſt. Frdr. — VI, 344—347.
Wiggers, Jul. — VI, 344—347.
Wiggers, Mor. — VI, 444—447.
Wilkes ſ. Wucliffe, J.
Wilbrand, Joh. Bernh. — IV, 187.
Wilhelm (Prior von Eger) IV, 175.
Willemer, Joh. Jak. v. — III, 194. 214. 217. 219. 221. 227. 236. 242. 247 f. — V, 87.
Willemer, Marianne v. — gb. Jung III, 234—237. 242. 247 f. 260. — V, 87.
Wilſon, Horace Hayman — I, 278.
Winckelmann, ... (Dr.) II, 44 f.
Winckelmann, Joh. Joach. — II, 161. 297. — III, 189. — IV, 355. — V, 203. — VI, 61 f. 155.
Winkel, Thereſe aus dem — II, 238.
Winkler, Org. Frdr. (nachmals v.) — III, 117—120.
Winkler, Henriette Wilhelmine — (nachmals verm. Frſt. v. Gutſchmid) III, 117—120.
Winkler, Karl Gfrd. Theod. — VI, 167. — VII, 73.
Winterberger, . . . — (Schauſp.) VII, 7.
Winteri, Jak. Joſ. — III, 185.
Witgen v. Törring, Ferd. Ihns. — III, 296 f. — VI, 269 f. — VIII, 399.
Wittgenſtein, Ludw. Adſf. Pet. Fürſt v. Sayn — III, 261 f.
Wolf, Frdr. Aug. — I, 77. 298. — II, 11. 13—17. 50. 228. — III, 29 f. 134—138. 270.

328f. — V, 62f. 67ff. — VI. 60. — VIII. 184. 255—265. 281. 352—358.

Wolf, Wilhelmine — nachm. verm. Kuhn II. 11.

Wolff, Amalie — gb. Malsolmi II. 12. 18f. 300. — III. 34. 111f. — IV. 13. 24f.

Wolff, Oek. Ludw. Bernh. — V. 264f. — VIII. 377.

Wolff, Pius Alex. — I. 246. — II. 300. 344. — III. 34. 132. 261. — IV. 24f. 44. 54. 75f. — V. 155. — VI. 127. 184. 351f. — VIII. 311. 374f.

Wolowska, Cosimira — IV. 275f. 312f.

Wolzogen, Caroline v. — gb. v. Lengefeld I. 186. — III. 22. 25. — VII. 164f. — VIII. 285f.

Wolzogen, Ludw. v — I. 193.

Woltermann, Phil. — III. 232.

Württemberg, ... Herzogin v. — I. 50.

Württemberg, Karl Herzog von — IV. 2.

Württemberg, Katharina Paulowna Königin von — gb. Großfürstin v. Rußland, verm. Erbprinzeß von Oldenburg. IV. 109.

Württemberg, Wilhelm I. König v — III. 281. — VII. 81. — VIII. 101.

Wurmb, Christiane v. — VI. 327f.

Wycliffe, John — V. 238.

Zach, Frz. Frh. v. — IV. 289.

Zachariä, Just. Frdr. Wilh. — II. 187.

Zahn, Wilh. — VI. 199—210. 263. — VIII. 153.

Zampieri, Domenichino — VII. 71f.

Zauper, Jos. Stanisl. — IV. 159. 324. — VI. 64. — VII. 51.

Zedlitz, Joh. Christn. Frh. v. — VI. 369.

Zedtwitz, . . . Grf. v. — IV. 191.

Zeiler, Doris und Rosamunde — VIII. 364.

Zeiler, Karl Frdr. — I. 238. — II. 37. 154. 320. — III. 50. 136. 303. — IV. 21f. 24. 26. 29—32. 41f. 69. 131. 134—152. 186f. 283. 326—330. — V. 174f. 208f. 258. 301. — VI. 7. 85f. 144f. 174—177. 184. 191. 253f. 259f. 262. 316. — VII. 12f. 42f. 49. 53ff. 161. 290. 303. — VIII. 122. 171f. 174f. 316. 360. 363f. 378.

Zeno. IV. 344ff.

Zerm, Phil. v. — I. 59.

Zgierski, . . . — VII. 116.

Ziegler, Ant. Frh. v. — IV. 65ff.

Ziegeſar, Silvie — (nachm. verm. Goethe) II. 255. 269. 306. 348 f.
Ziegler, Frdr. Wilh. — II. 196.
Ziegler, Luiſe v. — nachmals verm. v. Stockhauſen: I, 19.
Zimmermann. . . . . (Schauſpieler) I. 266 f.
Zimmermann, Joh. Georg. v. — I. 36. — VIII. 248.
Zindel, Chriſtn. Sigm. — (Herausgeber des Taſchenbuchs „Der Eislauf.") V. 111.
Zinkgref, Jul. Wilh. II. 172 f.
Zippe, . . . — (Profeſſor) IV, 249.
Zucchi, Angelica — gb. Kauffmann. I. 98. 100. 106. 109. 121. — IV. 330. — VI. 316.
Zucchi, Antonio — VIII. 189.

2. Schriften und Gedichte Goethes.

Achilleïs. VIII. 187.
Am achtundzwanzigſten Auguſt 1826. VII. 147.
Adelchi. Tragedia. V. 180.
Aleris und Dora. V. 255 f.
Von altdeutſcher Baukunſt. III. 18.
Amor als Schütz. II. 265.
Die Aufgeregten. V. 10 f.
Auszüge aus einem Reiſejournal. (Aus der „Italieniſchen Reiſe.") I. 95. 101.

Die Bacchantinnen des Euripides. V. 290.
Ballade. VI. 362.
Beiträge zur Optik. I. 128. 179.
Benvenuto Cellini. IV. 181. — V. 129. 134. — VI. 265.
Zum Bildniß der Prinzeß Marie. VI. 144.
Biographiſche Denkmale. Von Varnhagen v. Enſe. IV. 221.
Blicke ins Reich der Gnade. Sammlung evangeliſcher Predigten von Krummacher. VII. 181.
Die Braut von Korinth. I. 188. — V. 91. — VII. 244 f.
Brief als Einleitung zu Goethes Schriften. I. 79.
Brief des Paſtors zu * * * V. 43.
Briefe. VII. 335. — VIII. 1.
Briefwechſel Goethes, allgemein. V. 81 f. — VI. 33 f. 145. — VII. 85. 180. 219. 243. 301. 330. — VIII. 355.
Briefwechſel zwiſchen Schiller

und Goethe. IV, 256. — VII, 165. — VIII, 164.
Der Bürgergeneral. VI, 363f. — VII, 7.

Cäsar. II, 226. — VIII, 241. 393.
Cain. A Mystery by Lord Byron. V, 25.
Campagne in Frankreich. IV, 154f.
Charon. IV, 205. — V, 210.
Christel. VIII, 249.
Claudine von Villabella. I, 170f. — VII, 49f. 67ff.
Clavigo. I, 61f. — IV, 289. — VI, 281. — VII, 77. — VIII, 243.
„Cupido, loser, eigensinniger Knabe ꝛc." VII, 49f. 55f. 68f.

An die Damen Duval. VI, 357.
An Demoiselle Sonntag. VI, 173.
„Dicke Bücher, vieles Wissen!" ꝛc. V, 103.
„Diese Richtung ist gewiß ꝛc." VII, 147.
Der Edelknabe und die Müllerin. Der Junggesell und der Mühlbach. Der Müllerin Verrath. Der Müllerin Reue. III, 236. — VIII, 115.
Egmont. I, 105. 153. 253. — II, 124f. 130. — III, 110ff. 300. — IV, 31. — V, 11. 125f. 132. 138. 258. 262. — VI, 47. 267. — VII, 22ff. — VIII, 167f. 188. 313. 361f.
Einfalt. IV, 278f.
Eins und Alles. VII, 11.
Einzelnheiten, Maximen und Reflexionen. VIII, 85—88.
Elegien. I, 152f. 160. — V, 27ff. — VI, 198. — VII, 66f. 263.
Elpenor. VI, 369.
Englisches Gedicht. V, 274.
Epilog zum Trauerspiele Essex. III, 112f.
Epilog zu Schiller's „Glocke". II, 12.
Des Epimenides Erwachen. III, 139. 136. 261f.
Ergo bibamus! VIII, 174f.
„Erinn're ich mich doch spät und früh" ꝛc. V, 296.
„Erkenne dich" ꝛc. V, 298f.
Erlkönig. II, 30. — IV, 184. 186f. — VI, 7. 260f. — VII, 158. 299. — VIII, 344.
Erwählter Neid. V, 54.
Die Externsteine. V, 209f. — VIII, 400.

Zur Farbenlehre. II, 232. 252. 306. — IV, 84. — V, 328. — VIII, 84f. 175.
Faust. I, 35. 192. 214. 297.

— II, 43—78. 80f. 83ff. 87. 98f. 232. 344. 349. — III, 7. 26. 158. 183. 191f. 194. 240. 271. — IV, 79. 226. 296. 342. 352f. — V. 40f. 120. 125f. 132. 179. 237. 242f. 274. 308f. 318. 321f. — VI, 11ff. 36—39. 107. 119. 131. 135f. 152ff. 162—165. 193f. 214. 226f. 264. 266f. 281. 320f. 360. — VII, 1f. 10. 19. 36. 82. 86. 107. 110ff. 138f. 149f. 154—163. 165—168. 171—175. 177ff. 188f. 203. 220f. 223. 230f. 237ff. 240. 264. 276f. 280. 310. 314. 335. — VIII, 3. 20ff. 31ff. 37. 65. 80. 82. 93ff. 100. 123f. 218. 227f. 270. 360—364. 381. 395.

Zeitung. 18. December 1818. VIII, 347. 350f. 395.

Der Fiſcher. I. 258f. — IV, 308. — VIII. 344.

Die Fiſcherin. IV. 2. — VI. 7.

Flucht nach Ägypten. II. 167.

An Fräulein Caſimira Wolowska. IV. 275ff.

An Fräulein von Göchhauſen. V. 261.

Freibeuter. II. 151.

„Freudig trete herein und froh entferne Dich wieder ꝛc.“ VIII, 44f.

Frithjof's Saga. IV. 221.

Der fünfte Mai. Ode von A. Manzoni. IV. 190. — VI. 159.

Geburtstagsgedicht für de l'Aspée. III. 143.

Gedichte. II. 209. — III. 189. 206ff. 255. 279. — IV. 183f. 266. — V. 61. — VII. 244f.

Geſunden. VI. 259f.

Gegenwart. III. 49f.

Die Geheimniſſe. I. 95. — III. 192f.

Geiſtesgruß. I. 255.

Die Geſchwiſter. IV. 331f. — VI. 281. — VII. 192.

Geſpräche mit Eckermann. VII. 335f.

Die glücklichen Gatten. VI. 362f.

Götter, Helden und Wieland. I. 27ff. — V. 43.

Götz von Berlichingen. I. 19. 27ff. 113. 273. 286f. — II. 56. 173. 282. 337. — III. 116f. 224. 264. — V. 18. 38. 103. 105f. 243. 258. 274. — VI. 357. — VII. 195f. 227. 238. 324—327. — VIII. 44. 243.

„Gottes iſt der Orient ꝛc.“ VII. 153.

Der Gott und die Bajadere. III. 234ff. — VI. 167.

Der Großkophta. I. 134. — VII. 18. — VIII. 171.

Gutmann und Gutweib. VII. 5. 55f.

Hanswurſts Hochzeit. VIII, 39f.
Harfenſpieler. Aus Wilhelm Meiſter. IV, 77.
Helena ſ. Fauſt.
Hermann und Dorothea. I, 186f. 287f. — II, 282. — III, 142. 235. 319. — V, 134. 337f. — VI, 9. 24. 43. — VII, 8. 37. 291ff. 386.
Herrn Grafen Kaſpar Sternberg. VI, 140.
An Herrn Hofrath Förſter in Berlin. VIII, 367.
Hochzeitlied. II, 211.

Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit — beeinflußt von Goethe. II, 247.
Inſchrift auf eine . . . Tafel, Lebensereigniſſe und Zuſtände des . . . Baron v. Reutern vorſtellend. VIII, 75f.
Invectiven. IV, 353f. — VI, 299f.
Iphigenie. I, 106. — II, 54. 56. 125f. — III, 24. 116. 268f. — IV, 331. 351. — V, 166f. 243. 270f. — VI, 47. 82—86. 138f. — VII, 6. 159. 277. — VIII, 113. 365ff.
Italieniſche Reiſe. III, 189. 191. — V, 326f. — VI, 315. VII, 35. 78f. 85. 196. 221. 301.

Jägers Abendlied. III, 166f.
Johanna Sebus. II, 254.
„Johannisfeuer ſei unverwehrt ꝛc." VI, 20.
Julius Cäſars Triumphzug, gemalt von Mantegna. IV, 152.

Käthchen. VIII, 249.
Zur Kenntniß der böhmiſchen Gebirge. IV, 40.
Der König von Thule. VII, 159. — VIII, 360.
Kriegsglück. III, 237. — IV, 329.
Kunſtſchätze zu Köln und daraus zu entwickelndes neues Kunſtleben. III, 218f. 228f.
Über Kunſt und Alterthum. III, 148. — IV, 237. 285. 314f. 328. — V, 19. 23f. 129. — VI, 41. 140. 225. — VII, 97. 221. — VIII, 186. 366.
Kurze Darſtellung der Abhandlung des H. Prof. Moritz über die bildende Nachahmung des Schönen. I, 114. — VIII, 397.

Die Laune des Verliebten. II, 336.
Legende. VII, 278.
Die Leiden des jungen Werther. I, 33. 45. 83f. 123. 199f. — II, 220f. 224. 286. 335. — III, 85. 131. 271. — IV, 27.

174. 296. 334. — V. 5—8. 18. 103. 204. 274. — VI. 115f. 119. 274. — VII. 11. 48. 63f. 84. 105. 107. 125. 195. 273. — VIII. 116. 172. 185. 240. 243. 293. 306f.

Lieder. II. 336. — III. 248. — VI. 274.

Lieder für Liebende. VII. 50.

Literariſcher Sanculottismus. I. 174—177.

An Lord Byron. V. 276.

Lyriſche Gedichte von J. H. Voß I. 274f.

An Madame Marie Szymanowska. IV. 275. 277.

Das Märchen. II. 251.

Mahomet, Trauerſpiel nach Voltaire. VII. 124f.

Mailied. III. 167.

Aus meinem Leben. Dichtung u. Wahrheit. I. 23. — II. 316. — III. 1. 25. 36. 189. 217. 249. — IV. 154. 221. 256. — V. 16—19. 100. — VII. 85. 124. 234f. 310. 314. 334. — VIII. 38. 41. 48f. 66ff. 70f. 239. 332.

Den Menſchen wie den Thieren iſt ein Zwiſchenknochen der obern Kinnlade zuzuſchreiben. I. 129. 173. 179. (?)

Die Metamorphoſe der Pflanzen. VI. 136.

Die Metamorphoſe der Thiere. VI. 136. — VII. 281.

Die Mitſchuldigen. II. 336. — VI. 65. — VIII. 176.

Um Mitternacht. VI. 7f. 260.

Mignon. III. 315. — IV. 185f.

Muſen und Grazien in der Mark. 359f.

Nachlaß Goethes V. 150. — VIII. 1f. 83—86.

Die natürliche Tochter. I. 356f. 259. — II. 18f. — III. 15. 52—55. 127. — IV. 319. — V. 137. — VIII. 185.

Über Naturwiſſenſchaft im Allgemeinen einzelne Betrachtungen und Aphorismen. VII. 18.

Zur Naturwiſſenſchaft überhaupt, beſonders zur Morphologie. IV. 84. 156. — V. 337. — VII. 144.

Die neue Meluſine. II. 169.

Neugriechiſche Liebesſkolien. VII. 147.

Novelle. VI. 8—11. 18. 21—26. 30. 34f. 39f. 49f.

Novellen. III. 240. — VI. 25.

Paläophron und Neoterpe. III. 276f. — VIII. 269f.

Pandora. II. 191. 211. 336. — III. 127. — IV. 295f.

Paria. IV. 314f. 317f. — V. 19f. 23f. — VIII. 115.

Pater Brey. I. 115f.
An Perſonen. IV, 229.
Pfaffenſpiel. III, 256.
Phaëton, Tragödie des Euripides. Verſuch einer Wiederherſtellung aus Bruchſtücken. IV, 206. — VIII. 136.
Poetiſche Gedanken über die Höllenfahrt Jeſu Chriſti. V. 272. — VII. 269f.
Prolog zu Eröffnung des Berliner Theaters im Mai 1821. IV, 84.
Propyläen. III. 25. — IV, 27. — VIII. 175.
Proſerpina. III. 132ff.

Rameau's Neffe. IV. 224. 270. 334. — V. 139.
Recenſionen (im Allgemeinen). I. 20. — II. 285. — IV. 234f.
Recenſionen in die Frankfurter gelehrten Anzeigen. IV. 234—237.
Rede bei Eröffnung des neuen Bergbaues zu Ilmenau. V. 50.
Regeln für Schauſpieler. V. 75f. 81.
Reineke Fuchs. VIII. 176. 292.
Aus einer Reiſe in die Schweiz . . . im Jahre 1797. IV. 299f. 307f. 334. — VII. 108.
Rochusfeſt in Bingen. IV. 329.
Das römiſche Carneval. I. 116f. — VII. 107f. 195.
Die romantiſche Poeſie. VII. 201.
Romeo und Julie. Nach Shakeſpeare. III. 119. 239f. — VIII. 197f.

Der Sänger. III. 285. — VIII. 344.
Der Sammler und die Seinigen. III. 25.
Saturos. I. 30.
Schäfers Klagelied. II. 265. — III. 167.
Schriften (bei Göſchen). I. 78f. 101. — VIII. 249.
Serbiſche Lieder. V. 129f.
Siebenſchläfer. III. 235.
Über den ſogenannten Dilettantismus oder die praktiſche Liebhaberei in den Künſten. V. 81.
An Sophie von Bethmann mit einem Kupferſtich. I. 143.
In das Stammbuch der Frau Hofmarſchall von Spiegel. V. 32.
In das Stammbuch meinem lieben Enkel Walther v. Goethe. VI. 297f.
Die Steinmetzbrüderſchaft. III. 226. 234.
Stella. IV. 289. 332.

Das Tagebuch 1810. II, 218. — V, 27ff.
Tagebücher. III, 189. — VII, 335.
Tag- und Jahreshefte. III, 136. — V, 17f. 133—136. 298. — VIII, 19. 403.
Taschenbuch auf das Jahr 1801. VIII, 275f.
Über Thierschädel. VII, 19.
Tischlied. V, 244.
Der Todtentanz. III, 235.
Tonlehre. VI, 56.
Torquato Taſſo. I, 95f. 106. 112. 116. 120. — II, 54. 56. — III, 116. — IV, 21. 351. — V, 125f. 166f. 169. 227f. 243. — VI, 116f. 119. 128f. 131. 134f. 196. — VII, 6. — VIII, 250.
Trilogie der Leidenſchaft. IV, 309. 318. 320f. — VI, 193f. — VIII, 115f.

Das Unglück der Jacobi. I, 39.
Unterredung mit Napoleon 1808. V, 6. 20.

Vanitas, vanitatum vanitas. III, 237.
Vermächtniß. VI, 136 (?) — VII, 11. — VIII, 401.
Der Verſuch als Vermittler von Subject und Object. VI, 101.
Verſuch, die Metamorphoſe der Pflanzen zu erklären. VI, 56f. 101. — VII, 14. 201. 314. — VIII, 23. 35. 50f. 66.
Verſuch einer Witterungslehre. IV, 229f.
„Von wem auf Lebens- und Wiſſensbahnen ꝛc." VI, 359.
Vorſpiel zu Eröffnung des weimariſchen Theaters 1807. II, 187f.

Die Wahlverwandtſchaften. II, 216. 218. 253. 285f. 291f. 303f. — III, 31f. 75. 254. — IV, 27. 75. 88. 296. — V, 60. — VI, 31ff. 40. 136. 167. — VII, 8f. 218.
Zu „Wallenſtein" von Schiller. VIII, 88f.
Walpurgisnacht. II, 232. — VII, 19. 31.
Der Wanderer. I, 19.
Wanderers Nachtlied. („Über allen Gipfeln ꝛc.") VIII, 107f.
Warnung. (Sonett.) III, 235.
„Was reimt der junge, der Franzos ꝛc." V, 98.
Was wir bringen. 1802. I, 236.
Was wir bringen. Fortſetzung 1814. III, 130.
Weltſeele. VIII, 369f.
Werke. I, 286. — III, 29. 189. 265f. — IV, 174f. 206. 234. — V, 81. 139f. 254f. 317. —

VI, 118. 185. 325. 350. — VII, 130. 159. 196. 239. 242. 263. 331f. — VIII, 2f. 83—86. 129. 218. 223f.

Weſtöſtlicher Diwan. III. 189f. 194f. 202—208. 235ff. 244. 249. 256. 313. — IV, 1f. 272f. 278f. — V, 8—14. 139f. — VI, 7f. 281. 285. — VIII, 59ff. 122. 218. 347. 358.

Wiederfinden. III, 249.

Das Wiederſehn. I, 141.

Wiegenlied, dem jungen Minervogen Walther von Goethe. VI, 146.

„Wie Kirſchen und Beeren behagen ꝛc." VI, 301.

Wilhelm Meiſters Lehrjahre. I, 155. 168ff. 196. 202. 251ff. — III, 124. 126f. 129. 152f. — IV, 75ff. 88f. 181f. 296. — V, 132. 134f. 256f. — VI, 50. 349. — VII, 36f. — VIII, 111. 198. 338.

Wilhelm Meiſters Wanderjahre. II, 284. — III, 240. — IV, 76f. 88f. 181f. — V, 22. 309. — VI, 11. 25. 142. 269. 325f. — VII, 3. 7. 14. 18. 35. 219f. — VIII, 85ff. 338. 352. 356f.

Willkommen und Abſchied. III, 122. 167.

Xenien. V, 134ff. — VI, 358f.

Zahme Xenien. V, 19. 81. 140. — VII, 254.

Der Zauberflöte zweiter Theil. IV, 226.

Zueignung. VII, 104f.

Zwo wichtige . . . bibliſche Fragen . . . beantwortet von einem Landgeiſtlichen aus Schwaben. V, 43.

Hierüber:

Siegreifgedichte. (Vergl. Entwürfe zu Dichtungen.) I, 46ff. 228. — II, 81. 84. — III, 254 (?). — V, 98. 103. — VI, 337. — VIII, 339.

Entwürfe zu Dichtungen ꝛc. I, 61. 198. — II, 125f. 129. 159. 179. 201. 212. 276. 279. 298. 307. — III, 3. 249. — V, 16. 58f. — VI, 131ff. 337. 340. — VII, 6f. 41. 226f. — VIII, 187f. 241. 293.

Er erinnerte ſich der Zeit, in der ſein Geiſt durch ein unbedingtes hoffnungsreiches Streben empor gehoben wurde, wo er in dem lebhafteſten Genuſſe aller Art, wie in einem Elemente ſchwamm. Es ward ihm deutlich, wie er jetzt in ein unbeſtimmtes Schlendern gerathen war, in welchem er nur noch ſchlürfend koſtete, was er ſonſt mit vollen Zügen eingeſogen hatte; aber deutlich konnte er nicht ſehen, welches unüberwindliche Bedürfniß ihm die Natur zum Geſetz gemacht hatte, und wie ſehr dieſes Bedürfniß durch Umſtände nur gereizt, halb befriedigt und irre geführt worden war.

Es darf alſo niemand wundern, wenn er bey Betrachtung ſeines Zuſtandes, und indem er ſich aus demſelben heraus zu denken arbeitete, in die größte Verwirrung gerieth. Es war nicht genug, daß er durch ſeine Freundſchaft zu Laertes, durch ſeine Neigung

3. Geographisches und Ethnographisches.

Achaia. I, 166.
Ägypten, Ägypter, ägyptisch. I, 183. — II, 220. — IV, 116. — V, 207. — VI, 178f. 187. — VII, 60—64. 129.
Afrika, Afrikaner. V, 206f. — VII, 130.
Afre. VI, 187.
Albenreuth. IV, 252.
Alexandersbad. IV, 194.
Alpen. I, 58.
Altenburg. IV, 37.
Amerika, Amerikaner. III, 185. 314. — IV, 11f. — V, 21. 30. 167ff. 207. 288f. — VII, 129. 150. — VIII, 342. 351.
Amsterdam. II, 343. — VII, 89.
Andreasberg. I, 75.
Ansbach. V, 302f.
Antiochia. II, 259.
Appollinarisberg. III, 2. 5f.
Arabien, Araber, arabisch. III, 244. — IV, 273. 286. — VI, 176f. — VIII, 59f. 286. 399f.
Ararat. II, 40. — VI, 337f.
Asien, Kleinasien. V, 233. — VI, 188.
Athen, Athener, attisch. I, 144. — III, 86. 292. — VI, 81. 206. — VIII, 260. 262.
Atlantisches Meer. VII, 61.
Augsburg. I, 102. 107.
Aulis. I, 163.
Austerlitz. II, 91f. — VIII, 294.
Auvergne. IV, 170.

Babylon, babylonisch. I, 127. 183. — VII, 128.
Baden (Land). VIII, 242.
Baden-Baden. III, 251. — IV, 270.
Bamberg. IV, 128. — VIII, 297.
Baschkiren. V, 197.
Basel. III, 188. 249.
Bautzen. III, 84.
Bayern, bayerisch. II, 333. — V, 251.
Beirut. VI, 187f.
Belgard. VIII, 333f.
Berka. III, 129—137. — IV, 134. — VI, 210—214. — VII, 306. — VIII, 336. 346.
Berlin, Berliner. I, 56. 109. 137. 139. 238. — II, 42f. 48f. 124. 289. 349. — III, 30. — IV, 24ff. 28. 32. 41—57. 88. 154. 196. 231. 276. 279. 283. 327f. 330. 332f. 357. — V, 26. 67f. 94. 117. 206. 258. 262f. 332. — VI, 65. 120. 154. 171. 177. 180—183. 191. 195. 201. 257. 264. 325. 329. 344. 352. — VII, 11. 95. 106. 119. 201. 252. 301. — VIII,

48. 70. 256. 290. 341. 359. 363f. 374. 377ff. 388.
Bern. IV, 9.
Bethesda. II, 172.
Bethlehem. II, 277. — VI, 187.
Biderich. III, 201.
Bilin. III, 89. — IV, 120.
Bingen. III, 209.
Blankenhain. VIII, 144.
Blocksberg (Brocken). II, 40. 131. 232. — IV, 93.
Bodenser. III, 209.
Böhmen, böhmisch. II, 333f. — III, 187. — IV, 96. 104. 156. 158. 161f. 173. 214. — V, 120. — VI, 139f. 142. 212. 316f. — VII, 51f. 192.
Boser. IV, 172.
Bologna. I. 121.
Bonn. IV, 283. — V, 88. 117. 237. 247. — VI, 120. 352.
Boodes. IV, 250ff.
Boston. IV, 11.
Brabant. V, 188ff. — VI, 106.
Brasilien, brasilianisch. III, 227. — IV, 161.
Braunschweig. II, 351. — VII, 2.
Bremen. II, 43f. — VII, 9.
Breslau. I. 122. — II. 149. — IV, 16. 116.
Brüssel. V, 188. — VI. 294.
Buchen. III, 257f.
Burgau. VI. 239f.
Byzanz, byzantinisch. III. 147f. 212.
Calbe. VIII, 2.
Cartigny. VI, 356.
Cassel. I. 52. 65. — VI, 138.
Chambéry. VIII, 332.
Champagne. VIII, 194.
Chile. IV, 260.
China, Chinesen, chinesisch. III, 243f. — IV, 228. — VI, 16. 43—46. 63. — VII, 152f. — VIII, 150.
Chios. VI. 188.
Cingun. VII. 226.
Columbien. VI. 62.
Comersee. VI, 169. — VII, 314.
Cormanan? IV, 330. — VIII, 400.
Corsica. I. 37.
Courmayeur.? IV, 333. — VIII, 400.
Crefeld. VI, 328.
Cuba. VI. 62.
Cypern. VI. 188.

Dänemark, Dänen, dänisch. I. 109. — II. 28—31.
Dalmatien. VI. 178.
Damascus. VI. 188.
Damiette. VI. 187.
Darmstadt. III. 231. 237f. — IV, 256.
Delphi. III. 109. 115. 117. — VI, 225.
Dessau. I. 44. 75. — VII. 187f.
Deutschland, Deutsche, deutsch (Altdeutsch, Germanen.) I. 36. 106. 151. 154. 177. 255f. —

II. 28f. 31. 91. 117—120. 194. 199. 206. 218. 231f. 242. 244. 246ff. 251. 275. 283f. 291. 316. 320. 345. 354. — III, 5. 8f. 12. 27. 42. 49. 51. 94. 96. 100f. 104—107. 117. 123. 128f. 178. 189. 202. 215. 231. 240. 268. 271. 282. 289ff. 293. 296. — IV, 8f. 17f. 35. 76. 78. 105f. 113. 176. 198. 201. 226ff. 238. 248. 296f. 351f. 354. — V, 2f. 21. 57ff. 64. 76f. 109—113. 120. 122—125. 130. 135f. 164. 166. 168f. 188ff. 202. 209. 233. 242f. 246. 269f. 274. 287. 304ff. 314. 327. — VII. 119. 123ff. 130. 160f. — VI, 3. 15f. 26. 30f. 34. 36ff. 59. 67ff. 115. 117f. 120. 124ff. 141. 158f. 161f. 170. 174. 186. 228f. 275. 294—299. 330f. 334f. 348f. 354. 358f. 369. — VII, 13. 20. 22. 57f. 149. 178. 191f. 214. 224. 238. 250—255. 334. — VIII, 8. 40. 44. 50f. 56f. 62. 71. 73. 180. 221. 224. 306. 320f. 327. 332. 334ff. 340. 343. 352.

Tillenberg. IV, 252.

Tölitz (bei Eger). IV, 158. 164.

Donau. V, 44. — VI. 63. — VII. 60.

Dongola. VI. 178f.

Dornburg. III, 303—311. — IV, 78. — VI, 304—323. 326ff. — VII, 106. 327f. — VIII, 44f.

Dorndorf. VI. 310f. 313.

Drackendorf. II. 255. 269. 306.

Dresden. I, 109. 152. — II, 117f. 166. 328—331. 334ff. 349. — III, 113. 186. — IV, 162. 196. 256. — V, 41. 60. 238. 263. 278. 298. — VI, 191. 262. 344. — VII. 313f. — VIII, 305. 323—330.

Düsseldorf. I, 29. — III. 182f. 228. — V, 251. — VI. 120.

Duisburg. VIII. 239.

Dux. IV. 249.

Edinburg. VI, 348.

Eger, Egerland, Egerländer. IV, 32—40. 96—103. 158—176. 253. 258ff.

Eiger. V. 4.

Eisenach. I. 139. — III. 257. — IV, 153. — VIII, 24. 65. 158.

Elbe. VII. 313.

Elberfeld. I. 31. — III. 254. — VIII, 239.

Elbogen. II. 173. — IV, 33. — V. 231.

Elgersburg. VIII. 111.

Elsaß. III. 188. 252.

England, Engländer, englisch. I. 95. 130f. 133. — II. 201. 245f. 251. 327f. 331. — III. 131. 133. 184. 245ff. 261f.

271. 313. — IV, 18. 260. 293. 334. — V. 2ff. 16. 21. 25. 30. 60. 64. 82. 99. 103. 108. 112—117. 122f. 146—149. 182. 206. 216. 219. 257f. 276. 280. 282. 289. 307. 310. 312. 331f. 338. — VI. 42f. 63f. 69. 97. 159—162. 169f. 178. 195f. 255. 269. 294f. 322. 334. 344. 348. 355. 363. — VII. 19. 46. 58—61. 107. 109. 149f. 154ff. 158. 183. 191f. 194. 200. 230f. 248f. 254f. 267. 281. 291. 330. 334. — VIII. 38. 43f. 73. 130. 142. 145. 186. 224. 290. 380. 390.

Epheius. III. 37. 214. — VI. 189.

Erfurt. I. 81f. — II. 138. 219f. 226. 349f. — III. 94. 118. — IV. 80f. 153. 277. — VI. 90. 222. — VII. 63. — VIII. 244. 282.

Erzgebirge. IV. 258.

Etrurien, etruriſch. VI. 316.

Ettersberg. II. 220. — V. 74. — VI. 154. 214. 224.

Ettersburg. I. 65. — VI. 214f. 224f.

Europa, Europäer. II. 210. — III. 114. — IV. 12. — V. 52. 108. 168. 200. 206f. 304. — VI. 116. 141. 291f. — VII. 87. 132.

Eutin. VI. 258.

Externſteine. V. 209f.

Falkenau. IV. 174. 176ff.

Ferrara. I. 121. — VI. 134.

Finnland. IV. 305.

Finſteraarhorn. V. 4.

Florenz. IV. 130. 198. — VIII. 44. 56.

Franken. VIII. 243f.

Frankfurt a. M. I. 19. 31. 140. 141. 145. 230. 254. — III. 194. 213ff. 221. 226—232. 230—233. 251f. — IV. 134. 149. 242. 287f. 299. 307. — V. 87. 89. 92. 106. 240. 272. 292. — VI. 148. 201. 223. 323. — VII. 83f. 206. 229. — VIII. 40. 64f. 81f. 152. 185. 242. 315. 385f.

Frankfurt a. O. III. 258.

Frankreich, Franzoſen, franzöſiſch (Gallier). I. 129. 188. 192. 255—259. — II. 91. 118ff. 128f. 138. 167. 187. 191. 218ff. 222. 225. 231f. 248. 251ff. 268f. 271. 283f. 295f. 340. 342. 345. 350—354. — III. 26f. 41. 100. 102. 106. 116f. 127. 162. 203. 210. 212. 289ff. 293. — IV. 153. 208. 217. 316. 336. 354. — V. 10—13. 21ff. 29ff. 36. 43f. 49. 57. 64f. 67. 74. 109f. 123f. 153. 179f. 216f. 219. 285ff. 290. 306. 323. 331f. — VI. 3f. 8. 14. 30f. 35f. 69. 116f. 126f. 154. 157f. 161f. 168. 186. 194.

277. 293. 359. 364 ff. — VII. 13. 15. 19 f. 40 f. 57 f. 61. 119. 124 f. 130. 148. 155. 157 f. 160. 168. 178. 183. 197 ff. 214. 223. 224 f. 228 ff. 238. 244—255. 281 f. 291. 300. 320—323. — VIII, 2. 18. 51. 55 ff. 97 f. 131 f. 156. 172. 180. 224. 277 f. 290. 295. 306. 332 f. 356.

Franzensbad (Franzensbrunn). II. 32. 209 f. 316. — IV. 97 f. 163 f. 187.

Frascati I. 108.

Frauenpriesnitz. VIII. 381.

Freiberg. IV. 223.

Freiburg i. B. III. 238.

Friesland, Friesen, friesisch. VI. 174.

Fulda. IV. 240. — VIII. 152.

Gabelbach. VIII. 106.

Garbenheim. I. 21.

Geisberg. 197. 205.

Genf. VI. 36. 356. — VII. 334. — VIII. 130.

Genua. V. 275 f. — VII. 334.

Gerbermühle. III. 214. 216—227. 248.

Gickelhahn. VIII. 106—109.

Giebichenstein. V. 209. — VIII. 284. (?)

Gießen. I. 23. — III. 196. — IV. 287.

Girgenti. VIII. 263.

Göttingen. I. 45. 117 ff. — II. 42 ff. 48. 50 f. 161. — III. 226. — IV. 256. — V. 168. — VI. 104. 238. — VII. 95. — VIII. 190. 294. 304.

Gomorrha. V. 25.

Gotha. I. 59. 82. — V. 14. 205. — VI. 222 f. 323. — VII. 81. 214.

Gothen, gothisch. III. 10 f. 189. 206. 212. 247. — IV. 162. — VI. 16.

Gotthard. V. 4.

Griechenland, Griechen, griechisch (neugriechisch). I. 40. 59. 96. 125. 161—168. 179. 283. — II. 14. 111. 170. 218. 231 f. 272. — III. 5. 9. 16 f. 24. 96. 203. 209. 211. 239. 241. 282. 292 f. — IV. 116 f. 153. 198. 221. 293. 299. — V. 21. 26. 28 f. 90. 102. 108 f. 121. 124. 144 ff. 198 ff. 211. 215 f. 225. 287 f. 294. 298. 306. — VI. 46. 48 f. 53 f. 66—82. 89 f. 99. 123 ff. 147. 192. 204. 229. 259. 286. 352 ff. 359. — VII. 39 f. 126. 270. 280 f. — VIII. 150. 177 f. 181 f. 188. 261 ff. 270 ff. 348 f. 365. 390.

Großgeran. VIII. 331.

Großgörschen. III. 84.

Grottenfee. IV. 243.

Halle. I. 84. — II. 11. 31. — III. 130. — IV. 153. — VI. 187. 256. — VIII. 284.

Hallorен. II. 329.
Hamburg. I. 159. — II. 231. 350. — III. 291. 230. — V. 206. 284 f. — VIII. 273 f. 377.
Hanau. III. 160—166. 198. — VII. 48. — VIII. 377. 385.
Handschuchsheim. III. 158.
Hannover, Hannoveraner. I. 118. — II. 50. — V. 87.
Hardtheim. III. 258.
Hartenberg (nicht Hartenstein). IV. 99 f. 103 ff. 131. 174. 178 f. 199. 254 f.
Harz. II. 131. — IV. 16 f. 65. 83. 223.
Hebräer s. Juden u.
Heidelberg. II. 10. 165 f. 207. 285. — III. 1. 144—158. 213. 231. 239—246. 249. 253 ff. 287. — IV. 272. 282 f. — V. 88. — VI. 229. — VII. 143 f. 191.
Helgoland. VIII. 2. 24.
Herculanum. V. 225. — VIII. 384.
Herrnhut. IV. 156. 186.
Hessen. VIII. 152. 293.
Hetschburg. VI. 212 f.
Himalaya. IV. 289.
Hochwald. IV. 252.
Höchst. III. 213.
Hörter. VI. 104.
Hof. I. 189. — II. 316.
Holland, Holländer, holländisch. I. 177. — II. 339—344. — VII. 89. — VIII. 36. 66.
Holstein. I. 145.
Hoplonitis. VIII. 154.
Hotterstädt. VI. 214.

Illyrien, illyrisch. VII. 248.
Ilm. III. 86. 134 ff. — V. 222. VI. 212.
Ilmenau. I. 63. — III. 112. — IV. 7 f. 223. — V. 50 f. 222. — VI. 222. — VIII. 105—113.
Indianer. IV. 78.
Indien, Indier, indisch. II. 285. — III. 193. 238. 314. — V. 24. 289. 306. — VI. 114. 268. — VII. 19 f. — VIII. 150.
Ingolstadt. II. 202 f.
Innsbruck. I. 94.
Jonien. VIII. 265.
Jonische Inseln. V. 207.
Irland, Iren, irisch. V. 209. — VII. 46. 59 f.
Island, Isländer, isländisch. II. 288. — VIII. 304.
Italien, Italiener, italienisch. I. 87 f. 94. 99 ff. 106. 125 ff. 149 ff. 178 f. — II. 130. 135. 142. 153 f. 170. 209. 235 ff. 294. 302. 327. 345. — III. 17. 106. 130. 187. 206. 209. 229. 236. 240. 250. 281 f. — IV. 10. 76. 114. 130. 195. 198. 239. 254. 328. — V. 21 f. 26. 53. 57. 112. 124. 166. 180 f. 210. 270 f. 288. 291. 312. — VI. 38. 119. 148. 175 f. 192. 206 f.

203. 262. 341. = VII. 10. 12. 38. 48f. 79ff. 91. 119. 139. 169. 244. 260f. 275. 279. 297. = VIII. 130. 142. 171f. 177. 260. 271ff. 290. 327. 347. 377.

Jaffa. VI. 187.

Japan. I. 228. = III. 243. = VII. 41f. = VIII. 328f.

Jena. I. 77. 96. 105. 117. 119f. 142f. 159. 168. 172f. 182. 194. 202. 206. 225. 235. 246. 250. = II. 31ff. 41. 44. 48f. 100. 102. 117f. 124. 132. 144. 155ff. 167. 170. 206. 220. 235. 249. 258. 293. 306. 314f. 349. = III. 22. 100. 106. 277f. 283—287. 290. 297f. 301. = IV. 3. 7. 11ff. 17. 68—72. 80. 151f. 154. 196. 205. 230. 235—238. 263. 286. 303. 316. = V. 14. 43. 80. 92. 206. 221. 263. = VI. 122f. 173. 179. 190. 227—252. 257. 321f. = VII. 35. 256—260. 270. 292. 318. = VIII. 57. 135. 142. 196. 232. 269. 280. 304—308. 342ff. 347. 358. 364.

Jerusalem. VI. 187.

Jörgenborn. III. 140.

Juden, jüdiſch (hebräiſch). I. 183. = II. 199. 232. 325. = III. 25. 89f. 282. = IV. 106f. 115. 245f. 271. = VI. 339. = VIII. 59. 150. 314.

Jungfrau. V. 4.

Kairo. VI. 178.

Kammerberg. IV. 33. 35. 39f. 101. 108. 168—171.

Karlsbad. I. 79. 121f. = II. 36—41. 187. 200. 210. 213. 218. 306. 318. 330. 334. = III. 38. 93. 116. 299. 301. 314. = IV. 21f. 32. 34. 79f. 95. 158. 162. 255. 256. = V. 94. 298. 316. = VIII. 101ff. 129. 265. 314. 317. 345f. 353.

Karlsruhe. I. 59. 137. = III. 231. 246—253. = VIII. 212.

Karthago. VI. 55f.

Kaſſuben. III. 106.

Kaſtrés. VI. 189.

Koburg. VIII. 297.

Kochberg. I. 95ff. = III. 35.

Köln. II. 44. = III. 11. 18f. 148. 159. 188. 197. 201. 211. 213f. 231. 234. 247. 253. = IV. 71. 86. 221. 297. = V. 251. = VI. 275. = VII. 313.

Königsberg. VI. 59. 120. = VIII. 371.

Königswarth. IV. 249.

Körndach. VIII. 111.

Konſtantinopel. IV. 153. = V. 108. = VI. 147. 178. 189. = VII. 163.

Kopenhagen. I. 145.

Kosaken. III, 106. = VIII, 331.
Kulm. III, 114. 180ff.

Laach. III, 186f.
Lago maggiore. V, 22. = VII, 314.
Landshut. II, 202f. 208.
Lappland, Lappländer. VI, 339.
Larneka. VI, 188.
Latein f. Römiſches Reich.
Lauchſtädt. I, 236. = II, 11. = III, 167. = IV, 89. = VI, 138f. = VIII, 293.
Lavaletta. VI, 176.
Leipzig. I, 7. 135ff. 188. = II, 19. 43. 117f. 187. = III, 17. 313. = IV, 19. 89f. 120. 151. = V, 109. 120. = VI, 102. 263. 268. 307f. 320. = VII, 165. 187. = VIII, 142. 297. 331. 371.
Lemanſer. I, 58.
Libanon. V, 87.
Libnitz. V, 231.
Liebenſtein (Böhmen). IV, 101f.
Liſſabon. II, 279.
Livorno. V, 276.
Lobeda. VI, 239.
London. IV, 156. = V, 265. = VI, 151. 254f.
Lübeck. II, 351f. = III, 224. = VIII, 333.
Lüneburg. V, 4.
Lüttich. III, 177.
Lützen. III, 43. 86.
Lützendorf. VI, 215.
Luxemburg. VII, 129.

Maaß. II, 340.
Mähren. V, 233.
Magdeburg. IV, 65.
Mailand. I, 121. = IV, 79. = V, 182. 271. = VII, 48. 81. 169. 312f. 334.
Main. III, 219. 228f.
Mainz. I, 17. 145. = III, 209f. = IV, 153. = VIII, 254f. 295. 334.
Mairbaren. IV, 109.
Malta, Malteſer, malteſiſch. VI, 175—178. = VIII, 129.
Mannheim. I, 61. = III, 247. 254. = IV, 196.
Mariakulm. II, 218. = IV, 164.
Marienbad. IV, 96f. 99. 102. 158. 161. 163. 235. 238. 244—249. 271. 275f. 286. 317. 321. = V, 44. 82. 88. 99. 133. = VIII, 116.
Markomannen. IV, 163.
Matapan. VI, 189.
Mauren. V, 96.
Meißen. VIII, 318ff.
Memel. IV, 76.
Memphis. VI, 178.
Mennig (jedenfalls: Menbig). III, 186f.
Merieburg. VIII, 377.
Meſſina. VII, 46.

Merico. VI, 62f.
Miſſolunghi. V, 211. — VI. 153.
Montblanc. V, 4. — VIII, 26.
Monte Roſa. V, 4. 22. — VIII. 26
Montpellier. III, 252.
Moskau. II. 152. — III, 207. — VI. 277. — VII, 229. — VIII. 322.
München. II. 212. 333. — III. 183. 240. — V, 303. 310. — VII. 98. 209. — VIII, 30. 72.
Münſter. IV, 17. 337.
Muskau. V, 304. 307.

Naichhauſen. VI, 305.
Naſſau. III. 179.
Naumburg. VIII, 377.
Navarino. V, 206.
Nazareth. VI, 187.
Neapel. I, 86f. 94. 99f. 142. — II. 295. — III, 189. — V, 265. — VI, 142. 189. 201. 316. — VII, 213f. — VIII, 8. 152.
Neckarelz. III. 256.
Neger. V, 206f. — VI, 339. — VII. 149f.
Nemi. III. 187.
Neritz (ſpäter Ferdinandea genannt). VIII, 129.
Newa. V. 118. — VII. 89.
Nicäa. IV, 294.
Niederlande (ſ. auch Holland). III, 5. — V, 126. — VI, 108. — VII, 218. — VIII. 36. 119.
Nördlingen. III. 44.
Nonnenwerth. VII. 83.
Nordheim VII, 334.
Normandie. VI, 192.
Norwegen. VI, 265. — VIII. 316.
Nürnberg. I. 92. 198. — III. 215. — VIII, 394.

Oberlohma. IV. 161.
Oberrad. III, 219.
Oberſchaffenz. III. 257.
Oberweimar. II, 388. — V. 72.
Öſterreich, Öſterreicher, öſterreichiſch. I, 87. — II, 91. 299. — IV, 118f. 208f. 247f. — V, 77. 120. 226. 317. — VI. 142. — VII. 252. 329. — VIII, 128. 306. 321f. 331. 370f.
Offenbach. III. 219. 248.
Orient, orientaliſch. I. 278. — III. 189f. 198f. 313f. — IV, 354. — VI, 7f. 175. 177. 188f. 198 — VII. 152. — VIII. 57. 59. 196f.
Oriamünde. I. 96.
Osmanen ſ. Türkei ꝛc.
Osnabrück. VI, 258. 327.
Oßmannſtädt. III. 69f. — IV, 199. — VI. 147f.
Oſtindien. VI, 63. 178.
Oſtſee. IV, 265

Paläſtina. III, 190. 209. = VIII, 12.
Palermo. I, 95. 129–135. = VIII, 263.
Panama. VI, 62.
Paris. I, 129. 135. 146. = II, 223f. 226. 336. = III, 201. = IV, 270. = V, 62. 166. 179. 182. 244. 286. 323. 332. = VI, 14. 16. 121f. 127ff. 157f. 264. 293. = VII, 45. 70. 84. 125. 152f. 160. 172. 180. 214. 229. 249. 252. = VIII, 40. 57. 104.
Parma. I, 121.
Parſen. III, 204.
Paulinzelle. III, 8f.
Pempelfort. I, 135f. 138.
Pera. VII, 221.
Perſien, Perſer, perſiſch. III, 244. 313f. = IV, 5. 296. = V, 218. 295. = VIII, 150. 173. 347.
Peſt. III, 185.
Petersburg. II, 152. = IV, 280. 355. = V, 117f. = VI, 93. 147. = VII, 88. 326.
Pforta. VI, 344. 346. = VIII, 364f.
Phigalia. VI, 352. = VIII, 347–350. 388.
Philä. VI, 179.
Pilſen. IV, 159.
Pilla. VII, 182.
Pograth. IV, 162f.
Polen, polniſch. I, 177. = II, 211. 222. 235. = IV, 79f. 280. = VII, 117f. 225–228. = VIII, 124f. 128.
Pommern. VIII, 253.
Pompeji. V, 225. = VI, 201f. 204–207. = VIII, 153f.
Portugal. III, 172. = VI, 1.
Potsdam. VI, 179.
Prag. II, 333f. = IV, 84. 120. 197. 239ff. 256. = V, 120. 226. = VIII, 314f.
Preßburg. II, 91.
Preußen, preußiſch. I, 109. 138. 145f. = II, 250. 293. 342. 350ff. = III, 87. 116. 212. 256. 261. = IV, 191f. = V, 30. 237. = VI, 60f. 185. 340. = VII, 53. 175. 252. = VIII, 128. 296f. 333.
Prevorſt. VII, 206. = VIII, 402.

Ragusa. VI, 178.
Ratzeburg (Raumerk aus Ratzeburg). III, 25.
Redwitz. IV, 190. 193f.
Regensburg. IV, 175. 286.
Rehberg. IV, 250ff.
Reinhardsbrunn. VIII, 248.
Reſina. VIII, 154.
Rhein. II, 340. = III, 91. 94. 147f. 188. 194. 209. 245. 251. = IV, 71. 155. 230. 297. = V, 44. 80f. 87. 99. 251. 291. 338. = VI, 63. = VII, 83. 238.
Rheingau. III, 209.

zu Philinen, durch seinen Antheil den er an Mignon nahm, länger als billig an einem Ort und in einer Gesellschaft festgehalten wurde, in welcher er seine Lieblingsneigung hegen, gleichsam verstohlen seine Wünsche befriedigen, und ohne sich einen Zweck vorzusetzen, seinen alten Träumen nachschleichen konnte. Aus diesen Verhältnissen sich los zu reissen, und gleich zu scheiden, glaubte er Kraft genug zu besitzen. Nun hatte er aber vor wenigen Augenblicken sich mit Melina in ein Geldgeschäft eingelassen, er hatte den räthselhaften Alten kennen lernen, welchen zu entziffern er eine unbeschreibliche Begierde fühlte. Allein auch dadurch sich nicht zurück halten zu lassen, war er nach lang hin und her geworfenen Gedanken entschlossen, oder glaubte wenigstens entschlossen zu seyn. Ich muß fort, rief er aus, ich will fort! Er warf sich in einen Sessel, und war sehr bewegt.

Mig-

Riga. IV, 250.
Rhodus. VI, 188.
Römisches Reich, Römer, römisch (lateinisch). I, 90. — II, 103. 111. 146f. 203. 206. 245. — — III, 104. 183. 211f. 282. — IV, 35. 152. 163. 198. 299. 345. — V, 21. 108f. 124. 134. 207f. 306. — VI, 55f. 89f. 181. — VII, 57. 129. — VIII, 2. 172ff. 232. 261.
Rom (Stadt). **Römer, römisch.** I, 36. 85. 89. 91. 94. 96—100. 104. 106. 108f. 126f. 130. 134. 151. 154. 244. — II, 26. 135. 229. 250. 252. 261. — III, 58. 130f. 178. 205. 238. 288. — IV, 10. 115. 155. 254. — V, 95. 126. 247. 265. — VI, 142. 192. 203f. 315f. — VII, 10. 64—70. 82. 91—94. 104. 107f. 119. 126. 137. 163. — VIII, 8. 120. 172.
Rosen. IV, 16. 62.
Rothes Meer. VII, 64.
Rudolstadt. I, 95. — III, 287f. — V, 298. — VIII, 144.
Rußia. VIII, 65. 250.
Rußland, Ruſſen, ruſſiſch. II, 91. 152. 211. — III, 87. 101. 118. 200. 261f. — VII, 60. 163. 206. 296. — VIII, 128. 217. 332.
Saalborn. III, 131.
Saale. VI, 228.
Sachſen, ſächſiſch (auch niederſächſiſch). I, 14. 59. 219. — II, 117f. 342. — III, 252. — V, 77. — VI, 60f. 174.
Sachſenhauſen. I, 188. — VIII, 82.
Salisbury. III, 245.
Samländer. III, 106.
Samos. VI, 188.
St. Gallen. I, 59.
Sanct-Helena. IV, 121. — VII, 105.
Schelde. II, 340.
Schlangenbad. III, 140.
Schleſien, Schleſier, ſchleſiſch. II, 91. — VI, 121. — V, 74.
Schneekenthal. I, 80. — VIII, 248.
Schönberg (bei Braubach). IV, 187ff.
Schönhauſen. VIII, 385ff.
Schottland, Schotten, ſchottiſch. I, 287. — II, 141f. — III, 241. — VI, 294. 348. — VII, 55. 306.
Schwaben, ſchwäbiſch. V, 77.
Schwalbenſtein. VIII, 112f.
Schweden, ſchwediſch. I, 191. — IV, 200. 221. — V, 49.
Schweiz, Schweizer, ſchweizeriſch. I, 100. 121. — II, 250. — III, 199. 258. — IV, 9f. 258. 299. 307. — V, 4. 22. 120. — VI, 192. — VII, 77. — VIII, 130. 283.

Seeberg. IV, 199f.
Serbien, Serbier, serbisch. V, 129ff. 217f. — VI, 40ff. 46. 140. — VII, 282.
Sichenheim. VII. 84. 218.
Sicilien. I, 126f. 129. — III. 189. — IV, 239. 260. — V. 225. — VI, 175. — VIII. 129. 260. 263.
Sidon. VI, 187.
Sinai. III. 209.
Slaven, slavisch. VIII. 343.
Smyrna. VI. 188f.
Sodom. V. 25.
Solling. VI. 104.
Span. III. 215.
Spanien, Spanier, spanisch. III, 178. 182. 211. — IV, 208f. — V, 16. 29. 96. 124. — VIII, 294.
Sparta. I. 144.
Späa. VI. 194.
Steiermark. IV. 121.
Stettin. IV. 188.
Stotternheim. VII. 183f.
Straßburg. I. 166ff. — II. 170. — III. 10f. 15f. 18. 188. 238. 297. — VI. 275. — VII. 84. 122. 161. 313. — VIII. 241f.
Stützerbach. VIII. 109.
Stuttgart. I. 57. — IV. 195f. 203. 299. 307. — VI. 260. — VII. 196. — VIII. 374.
Sützenborn. VI. 264.
Suez. VI. 63f.
Syracus. I. 199.
Syrien. VI. 187. 277.

Taormina. I, 126. — VIII. 391.
Tarent. I. 127.
Tataren. I. 90.
Tautenburg. VI. 306.
Teunstädt. III, 265ff. — V. 63.
Teplitz. I. 172. 175. — II, 327. 337. 339. 341. — III. 81—91. — VIII. 329.
Thalbürgel. IV. 334. — V, 260f.
Thüringen. II. 245ff. — IV. 66. 196. — VI. 221f. — VIII. 109. 296f.
Tiber. VII. 97.
Tiberias. VI. 187.
Tiefurt. IV. 2. 304. 309f. — V. 15. 73. 218. 232. — VI. 126. — VII. 306.
Tilsit. VII. 183.
Tirol, Tiroler. VI. 301f.
Tivoli. I. 97.
Tobolsk. II. 259.
Tongern. III. 211.
Tonndorf. VI. 214.
Tricit. VI. 189.
Troja, Trojaner. I, 165. — V, 41. — VI, 189.
Türkei, Türke, türkisch. III. 175. — IV. 153. — V. 102. 108. — VI, 147. 323. — VII. 60. 62. 87.

Tuana. III, 22.
Tunis. VI, 187.

Ungarn, Ungar, ungariſch (Magyar). III, 106. 285. — IV, 118f. 359. — VIII, 261. 342f.

Valmy. III, 178.
Venedig, venetianiſch. I, 121. — III, 178. 260. — IV, 12. 153. — V, 207. 290. — VII, 208f. 213. 334. — VIII, 257—260. 327.
Verdun. I, 145f.
Vereinigte Staaten von Nordamerika. VI, 62f. — VII, 296.
Verona. IV, 208. — VIII, 280f.
Verſailles. II, 113.
Veſuv. VI, 189.
Vicenza. III, 206. — VIII, 257.
Vierwaldſtätterſee. VI, 131ff.
Vogtland. IV, 189.

Wadi-Halfa. VI, 178.
Waldhaſen. IV, 191f.
Wartburg. III, 294ff. 300. — IV, 136. — VII, 58. 242.
Waſhington. V, 167.
Waterloo. V, 109. — VI, 294.
Weimar. I, 39. 41. 43. 45. 65. 67. 70. 74. 77. 105. 119. 139. 142f. 148. 153. 158. 195. 200. 202. 213. 225. 235. 238. 241. 256f. 265. 268. 270f. 274. 276. 281. — II, 5. 31f. 39ff. 44. 102. 117f. 124f. 138. 166f. 219f. 225. 233. 238. 261. 274. 306. 311. 330f. 333. 350. — III, 30f. 74. 91. 96f. 108. 117f. 133. 140. 213. 228. 255. 266. 286. 290. 312f. — IV, 16. 19. 24. 69. 82. 89. 134. 137. 139. 145. 153. 196. 231. 235. 239. 248. 261ff. 282. 329. 350. 355. 357. — V, 50. 77. 80f. 88. 152ff. 163. 174f. 182. 185. 240. 260. 272. 277. 287. 303f. 311. 313. 317f. — VI, 113. 115. 119. 122f. 128. 134. 137. 181. 185. 190. 198. 210. 222. 225. 252. 254. 256. 258. 262. 266. 269. 294. 296. 300. 306. 322. 325f. 335. — VII, 91. 12 78f. 96. 129. 141ff. 165. 187. 303f. 308ff. 313. 318. — VIII. 40. 73. 81. 144. 247. 281. 295ff. 304. 312. 317. 331. 334. 346. 347. 365. 388ff.
Weißenfels. I, 146.
Weißeritz. VIII, 233.
Weſer. VI, 104.
Weſtfalen. V, 20. 209.
Wetterhorn. V, 4.
Wettin. IV, 156.
Wetzlar. I, 40. 142. — II, 173. — VIII, 239.

Wien. II, 40. 124. 297. — III, 8. 177. 215. 224. — IV, 17. 49. 89. 174. 360. — V, 265. 316. — VI, 65. 115. 120. 201. 260. 369. — VII, 2. 150. 252. — VIII, 129.
Wiesbaden. III, 138 f. 142. 161. 178 f. 182—209. 220. 226. 235. 257. 301. — IV, 157.
Wilhelmsthal. IV, 8.
Wittenberg. V, 247.
Wörlitz. I, 49.
Wolfenbüttel. VIII, 255 f.
Wolfsberg. IV, 159.
Worms. V, 226 f.
Württemberg. IV, 196. 208 f. — VIII, 372.
Würzburg. I, 283 f. — II, 5. — III, 258. — IV, 324. — VIII, 244. 403.

Yverdun. III, 257.

Zahlbach. III, 212.
Zürich. I, 57. 59.

4. Verschiedenes.

Adel, Wappen, Wahlsprüche, Orden. II, 161. 273. — III, 255. 259 f. — IV, 123. — V, 10 f. 19 f. 224. — VI, 28. 179. 183. 185. 223. 356. — VII, 53 ff. — VIII, 136.

Bildung.
Cultur. I, 185 f. 192 f. — II, 110 f. 146 f. 177 f. 207 f. 228. 241—247. 315. — III, 8 f. 44 f. — V, 24 f. 71 f. — VI, 174. — VII, 95. 189 f. 256. 294 f. 354 f.
Erziehung (Umgang mit Kindern). I, 8. 11 f. 89 f. — III, 258. — IV, 9. 38 f. 116 ff. 150. 173. 207 f. — VI, 97 ff. 296—299. 346. — VII, 273. — VIII, 4 f. 38 f. 89. 121. 394.
Freimaurerthum. I, 88 f. — III, 217. — VII, 70. 319 f.
Humanisten, humanistische Bildung. II, 103. 228.
Meisterschaft. I, 247.
Turnerei (Bogenschießen). III, 284. 298. — V, 188—197. — VII, 129 f.
Universitätswesen. I, 117. 119. 280. — III, 237. 297 f. 301. — IV, 12 f. 15 f. 154. 205. 263. — VI, 180 f. 360. — VII, 256—260. 317 f. — VIII, 196 f. 316. 364.

Unterrichtswesen II. 199. 333f. = III. 140—143. 198ff.

Geschichte.

Allgemeines I. 91. 93. 183. 192f. = II. 50—54. 79—102. 171. 210. 275. 305. 317. = III. 20. 31f. 46. 58. 282. 293f. = IV. 3. 6. 106—112. 174. 200f. 217. = V. 13f. 24. 29ff. 95f. 102. 108f. 129. 216f. 267. = VI. 15f. 46ff. 55f. 97. 161f. 269. = VII. 47. 57f. 87. 132. 320f. 323. = VIII. 2. 43f. 179. 203ff.

Alterthumskunde und Alterthümer. III. 188. 194. 202. 211. 215f. = IV. 324. = VI. 201f. 316.

Culturgeschichte. II. 27f. 110f. 188ff. 200f. 231f. 278 = IV. 53. 253.

Lebensverhältnisse (Lebensbeschreibungen). II. 159—163. 171f. 186f. 197f. 299. 317f. = III. 1. 19. 21f. 25f. 46. 138. 282. 298. = IV. 13. 239—243. 246ff. = V. 70ff. 254f. 294f. = VII. 13. 313. 316. = VIII. 18f. 100. 129. 200.

Tagebücher. IV. 205. = V. 288. = VI. 173.

Zeitverhältnisse. II. 131. 210f. 326. = III. 76ff. 81. 86f. 93—110. 229f. 294ff. 299. = IV. 7. 17. 89f. 129f. 153. 208f. = V. 4f. 10—14. 28ff. 96. 267. = VI. 148. = VII. 12f. 97. 237. = VIII. 112. 142.

Gleichnisse und Symbole.

I. 21. 27. 31. 41. 47f. 63. 65. 181. 190. 193. 208. 240. 250. 273. 284. = II. 6. 33. 107f. 113. 121f. 126. 147. 164. 168. 179. 182. 189. 194ff. 201f. 209. 212. 215f. 221. 230. 249. 251f. 263. 265. 270f. 281. 285. 299. 309. 315. 320. 325. 336. 341. 346f. = III. 26. 51. 109. 123. 126f. 128f. 145. 149. 225ff. 230. = IV. 17. 157. 230. 251. 280. 285. 321. 346. 348f. = V. 14. 17f. 20f. 58. 76. 87. 101f. 115. 142. 147. 187f. 258. 260. 266. 286. 298. = VI. 22f. 55f. 91. 163. 285. = VII. 19. 33. 35. 95. 108. 205. 318. 332. = VIII. 27. 36. 38f. 51. 64. 82. 112. 135. 139f. 177. 182. 186. 204. 231. 267. 278. 307. 310. 352.

Kunst.

Allgemeines, Künstler. I. 96ff. 114f. 127f. 146—149. 151. 154. 159f. 162. 181. 189. 230f. 247. 258. 279f. = II. 25f. 136. 154. 164f. 170. 174. 194f. 200. 249. 277. 322ff. 331f. 344. 346f. = III. 4—19. 104f. 121. 124.

126f. 150f. 180f. 183f. 194. 203. 215f. 222–227. — IV, 32. 219. 304f. 307f. 326. — V, 15. 23. 35–38. 41f. 48f. 62. 73. 225. 242f. 247. 325. — VI, 61f. 102–106. 108–113. 123f. 197f. 201f. 254. — VII, 95. 170. 312ff. — VIII, 13ff. 23. 62. 143f. 178. 224. 324–329. 348f.

Ausschneidekunst. II, 145f. — V, 252.

Bauwesen. I, 126f. 151. 181f. 279f. — II, 245f. — III, 9ff. 37. 144f. 159. 188f. 199. 206. 234. 237f. 245ff. 251. 257. — IV, 15. 71. 107ff. 122. 163. 297. — V, 44f. 50f. 56. 94. 160f. 170. 183f. 264. 275. — VII, 9. 11f. 35f. 43–46. 48. 81. 128f. 183f. 275. 312f. — VIII, 38. 143f. 256f. 379.

Bildnerkunst Bildwerke. I, 217f. 258. — III, 239. 251. 262f. 288. — IV, 16f. 62. 65. 72ff. 116. 130. 191. 194. 198. — V, 15. 21. 23. 25ff. 45ff. 88. 112f. 116. 209f. 287ff. 298. — VI, 154f. 316. 352ff. — VII, 38. 79ff. 87. 94. 114. 126. 129. 137. 261ff. 277f. 302. — VIII, 90. 128f. 153f. 247. 298. 305. 328f. 347–350. 384. 388.

Bildnisse (auch Schattenrisse, Büsten ꝛc.). I, 33f. 50f. 76f. 226. 238. 250. — II, 127. 146. 232f. 289. — III, 220. 223. 251. — IV, 16f. 72ff. 154. — V, 15. 23. 45ff. 53. 88. 103. 112f. 116. 120. 229. 245. 250. 281. 285f. 293. 315f. — VI, 64f. 174. 184. 207. 256. 300f. 447. — VII, 114. 150f. 239f. 245f. 280. 307. — VIII, 33. 105. 125–128. 130f. 158f. 243. 298. 340. 379f. 388.

Bühnenkunst. (Vergl. Bühnenstücke). I, 160. 169ff. — II, 103. 123f. 127f. 138f. 208. 218f. 222. 225f. 253f. 266. 270. 274. 276. 283. 293–297. 300–303. 307f. 320f. — III, 3. 21. 74. 179. 203. 238f. 263. 280. — IV, 12. 18. 21. 24. 43–57. 90. 157. 218. 224f. 263. 277. 291ff. 296. 298f. 354f. — V, 2ff. 57ff. 68. 70f. 75. 99. 101. 110. 124f. 143ff. 152f. 171. 198–202. 227ff. 257. 267–270. 332f. — VI, 17–20. 38f. 53f. 65–90. 113. 166. 184. 265ff. — VII, 6ff. 81. 103. 124f. 161. 170–173. 194. 209. 211. 212ff. 216f. 264f.

Bühnenleitung. I, 123f. 153. 156f. 170f. 193ff. 204. 208–219. 229–236. 242. 246f. 275f. 281f. — II, 9. 12. 18f. 104. 124f. 228f. 283. 294.

299f. 344. — III, 33f. 44f. 133. 169—172. 180. 261—264. 268f. 273ff. 277—280. — IV, 8. 12f. 18f. 316. 349f. — V, 34f. 49f. 75f. 133f. 142f. 150—167. 170—173. 183—186. 228f. 269. 332f. 351f. — VII, 24. 164f. 285. 310. — VIII, 17. 166—169. 176ff. 190—193. 197f. 283. 285ff. 289ff. 297f. 300f. 309—312. 317. 335.

Bühnenstücke. I, 113. 160. 184ff. 186. 204ff. 229—235. 245f. 270f. 275f. 287. — II, 18. 28ff. 32f. 44. 103f. 116. 123ff. 127f. 130. 132. 136f. 143. 149ff. 159. 174ff. 178f. 196f. 202. 208. 220. 223. 226. 230. 270. 280. 283. 293—297. 299—302. 307f. 319. 348. — III, 3. 19. 24. 33ff. 44f. 74. 121f. 169—172. 179f. 263f. 314. — IV, 11—14. 18. 27f. 43—57. 90. 157. 195f. 218. 225f. 268f. 277. 280. 286. 288. 290. 294. 298—301. 305. 318ff. 354f. — V, 34f. 57ff. 98f. 137f. 142f. 180ff. 184f. 202. 227ff. 258. 267. 271. 281. 316. — VI, 18ff. 24. 66—82. 123. 127—131. 133. 336f. 340. — VII, 51. 73. 172. 212. — VIII, 117. 176f. 268. 283. 285ff. 298ff. 309—312. 317. 378.

Dichtkunst, Dichter, Dichtungen. I, 155. 156. 159f. 169f. 182. 192. 196. 249. 155f. — II, 14. 29f. 55ff. 60ff 63ff. 71f. 74f. 96—99. 112ff. 132. 141f. 149. 176—179. 182. 189. 194f. 216ff. 220f. 227. 229f. 235. 250. 252ff. 272. 276f. 292. 294. 305. 308. 316. 322ff. 331. 346f. — III, 31ff. 44. 46. 55—59. 96. 124ff. 150f. 189f. 202f. 217f. 224. 241. 249. 259. 266ff. 284. 299. 309. 313f. — IV, 82. 132. 166. 173f. 177f. 196. 205. 221. 226f. 229f. 261—269. 277. 280ff. 285f. 296. 303ff. 309f. 315. 318f. 335. — V, 15f. 18. 20f. 28f. 38—41. 82ff. 86f. 94. 104ff. 110f. [V.] 117. 121. 127ff. 145f. 149. 203f. 211. 216f. 239. 244f. 264—270. 280. 289. 297. 321. 337f. — VI, 2ff. 34f. 42. 45—49. 60. 114. 122ff. 134ff. 140. 149ff. 154. 166ff. 194. 198f. 206. 210f. 255f. 276. 333. 355. — VII, 3. 34. 40f. 56f. 74—77. 108ff. 169. 221f. 252—256. 276f. 312. — VIII, 7f. 41. 64. 114—117. 138—141. 178f. 182. 188. 204. 245. 264. 267. 271ff. 276f. 312f. 353. 356f. 377.

Dilettantism. VI, 35.

Garten- und Parkanlagen. I, 64f.

— V, 52—55. 219. 304. — VII, 317. — VIII, 390.
Gesang s. Tonkunst.
Holzschneidekunst. I, 267 ff. — IV, 152.
Komik. I, 198. — II, 216 ff. 295.
Kunstausstellung. I, 226 f. 239. 244 f.
Kupferstecher und Kupferstiche. I, 7 ff. 36 ff. 142. 269. — III, 4. 16 f. 44 f. 109. 131. 183. 283. 287. 301. — IV, 79. 82. 198. 281. 297. 328. 333. — V, 8. 22 f. 34—38. 103. 231. 279. 281. 284. 287. 290 f. — VI, 13 ff. 95 f. 108. 146. — VII, 5 f. 67. 69 f. 73 f. 104. 218. 264. 279. 308. 334. — VIII, 13 f. 127 f. 130 f. 156. 388.
Lebende Bilder. III, 254. 275 f. — IV, 79. 278.
Liebhaberbühne. I, 65. 67 ff. — III, 161—166. 276 f. — IV, 331 f.
Malerei, Gemälde. I, 52. 190. 199. 217 f. — II, 13. 168. 209 f. 231. 233 f. 328 ff. — III, 1 f. 5. 8. 125. 131. 144—158. 183. 210—215. 217 f. 222—225. 228. 231—234. 238. 242 f. 283. 287. 302. — IV, 9 f. 12. 79. 83. 86. 93. 111 ff. 115. 130 f. 162. 198. 281. 291. 308. 315. — V, 22 f. 53. 72 f. 95. 205. 211—215. 225 ff. 236—239. 246—250. 261 ff. 281. 290. 294. 298—301. 305. 325 ff. — VI, 4 f. 10. 25 f. 64 f. 96 f. 108—112. 131. 153. 181. 201 f. 204 ff. 208. 225. 259. — VII, 5 f. 55 f. 71 f. 81. 89 ff. 218. 221. 223 f. 230. 312. — VIII, 14. 66. 74 ff. 119 f. 124. 130. 244. 262. 285. 325—329. 380 f.
Münzwesen einschließlich Schaumünzen. I, 127. 279. — II, 139. — III, 131. — IV, 75. 214. 281. 323. 342. — V, 14 f. 26. 47. 56. 112 f. 169. 204 ff. 225. 231. 251. 253. 293. 295. — VI, 207. 447. — VII, 151. 176. — VIII, 128. 156. 290. 391.
Nachahmung (Plagiate, Nachahmung). II, 176 f. 211. — IV, 84. — V, 119 f. 130 ff. 202 f. 297. — VI, 359. — VII, 58. 336. — VIII, 741. 132 ff.
Spottbilder. I, 228. — IV, 83. — VIII, 48.
Steindruck. II, 198. — IV, 82 f. 263. — V, 209. 321 ff. — VII, 97 f. 155. 160. — VIII, 159.
Tanz. I, 177. — IV, 125. — V, 297.
Tonkunst, Gesang, Oper. I, 85 ff. 186. — II, 151. 154. 177. 211. 229 f. 265. 303. 315 f.

320. 323. 331. — III, 8. 49ff. 121f. 131—134. 137. 166f. 198f. 203. 210. 216. 234ff. 260f. 285. 296. 303. 315f. — IV, 2f. 22—32. 41—49. 53—58. 133—152. 182—187. 203f. 284f. 300ff. 306ff. 310—313. — V, 48f. 85. 117. 208f. 212. 243f. 258. 296f. 308. 325. — VI, 6f. 38. 52f. 56. 163. 171. 259—262. 301f. 336f. 340. — VII, 12f. 35f. 68. 87. 161. 176. 298f. 304—308. 310f. — VIII, 16f. 32f. 41f. 113. 179f. 241. 301f. 344. 360—364.

Tragik. I. 200. 258. — II, 216ff. 222. 225f. 250. — V, 92. — VII, 319f. — VIII, 138.

Treibau. I. 40. 106. 141. 164. 197f. 219. 287f. — II, 113f. 211. — III, 137. — IV, 281. 296f. 299. 309. 334. — V, 28f. 116. — VI, 9f. 24f. 131. 133f. — VII, 56f. — VIII, 6. 260ff. 267. 291ff.

Zeichnen, Zeichnungen. I, 95. 116. — II, 24f. 134. 145. 154. 173. 260ff. 349. — III, 4. 6f. 12. 15—18. 25. 109. 119f. 173—177. 183. 222ff. 230. 234. 272. 299. 386ff. — IV, 16f. 65f. 158. 269f. 286. 338. — V, 21f. 41f. 212—215. 229. 237. 250ff. 299ff. 310. — VI, 146—150. 197. 321. VII. 71f. 87. 102. 151. 279. 311f. 315f. 319. 334. — VIII, 76f. 126f. 130. 152f. 163. 243. 258. 281. 313. 381—384. 388. 391.

Vorlesen Goethes I. 161—167. 186 — II, 149ff. 153. — III, 156. 202—208. 235ff. — IV, 190. 205. 279. — V, 61f.

Landleben und Landbau. I, 64f. — IV, 280. — VI, 322.

Wunschenthum.

Ahnungen, Vorbedeutungen u. dergl. II, 1. 193. — III, 187f. 253f. — VI, 231—237.

Alter und Jugend. II, 148. 169. 171. 217. 321. — III, 8f. 205. 258. — IV, 22f. 46. 83. 87. 265f. 332f. — V, 98. 101. — VI, 20f. 161f. 279ff. 315. — VII, 6. 85. 88f. 154. 242. 296. 300. — VIII, 66f. 71. 124. 200. 206ff.

Ehe. IV, 269f. 271. 295. — V, 60. — VII, 294. — VIII, 352.

Ehre. VI, 171f.

Einerlei des Lebens. I, 248f.

Erfahrung. III, 26. 184. — IV, 221. — V, 92. 121.

Ernsthaftigkeit. II, 248.

Frauen, weiblich. I, 8. 22. 99f. 264. — II, 111. 113f. 157. 168. 184ff. 193. 230. 248. 253. 268f. 273. 284. 290.

298f. 319. 321. 325ff. 347. — III, 20. 23. 126. 128. — IV, 7. 198. 278. — V, 1. 65. 128f. 268. — VI, 14f. 151. 334. 354f. — VII, 35. 67f.
Geiz. II, 250. — VIII, 318.
Genie. II, 267f. 292. — III, 95. — V, 116. — VI, 274ff. 279—284. — VII, 61f. — VIII, 83. 118. 132f. 199.
Gewissen. V, 90.
Hoh. I, 279. — II, 279. 347. — III, 81. — IV, 351—354. — VI, 171. — VIII, 18. 83.
Humor. V, 89ff.
Individualität. IV, 6.
Kinder. I, 22. 74f. 209f. — II, 147f. — III, 168f. — VII, 273f. — VIII, 245. 266. 391.
Liebe. I, 83f. 200. 265. — II, 163f. 184f. 210. 253. 279. 308. 321. 348. — III, 21. 25. 258. 299. — IV, 261. — V, 1. 259f. — VII, 9. 235f. — VIII, 182. 186.
Männer. II, 168. 183f. 248. 253. 273. 298f. 325f. 347. — III, 20. 23. 126. — VI, 151. — VII, 294.
Menschengestalt. I, 125. 127f. 150f. 183f. 190. — II, 114f. 119f. 174. 239. — IV, 342.
Menschennatur und menschliche Eigenschaften. I, 107. 248. — II, 24. 26ff. 31f. 128f. 167f. 185—191. 193f. 197. 212—215. 244f. 248. 252. 254. 256. 267f. 271. 274f. 278f. 290f. 298f. 308. 315. 317f. 320. 324ff. 345ff. — III, 22. 24. 31ff. 81. 90f. 95. 123—128. 131. 186f. 192f. 210. 259. 277. 281. 304ff. 308ff. 312. — IV, 6. 29. 42. 58ff. 78. 86. 154. 197. 206. 209f. 220. 222. 242. 254. 309. 311f. 324. 340f. 344ff. — V, 22. 24. 30f. 38—41. 47ff. 56f. 101. 121. 146f. 218. 235f. 255f. — VI, 59. 86f. 199. 272—287. 291—295. 328. 338f. — VII, 11ff. 15. 19f. 37f. 41f. 53. 63. 79f. 85—89. 97. 122. 148f. 163. 232f. 268ff. 275ff. 290f. 315. — VIII, 3. 16f. 19f. 28ff. 35—39. 49ff. 69ff. 99. 132ff. 177. 182. 196. 224. 277. 335f.
Menschheitsbestimmung. II, 12. 22. 25f. 82ff. — III, 123f. — VII, 233.
Philisterei. II, 185f. 190. 248. — V, 98. — VI, 106. 358f. — VII, 303. 332. — VIII, 71. 128.
Schönheit. II, 111. 115.
Sittlichkeit. (Weltordnung). II, 13f. 265f. 292. — III, 191. 200. 205. 258f. 304ff. 308ff. — IV, 6. — VI, 86ff.
Träumerei. II, 3. 140. 169. — VIII, 263.

Mignon trat herein und fragte, ob ſie ihn aufwickeln dürfe? Sie kam ſtill; es ſchmerzte ſie tief, daß er ſie heute ſo kurz abfertigte.

Nichts iſt rührender, als wenn eine Liebe, die ſich im Stillen genährt, eine Treue, die ſich im Verborgenen befeſtiget hat, endlich dem, der ihrer bisher nicht werth geweſen, zur rechten Stunde nahe kommt, und ihm offenbar wird. Die lange und ſtreng verſchloſſene Knoſpe war reif, und Wilhelms Herz konnte nicht empfänglicher ſeyn.

Sie ſtand vor ihm, und ſah ſeine Unruhe. — Herr! rief ſie aus, wenn du unglücklich biſt, was ſoll Mignon werden? — Liebes Geſchöpf, ſagte er, indem er ihre Hände nahm, du biſt auch mit unter meinen Schmerzen. — Ich muß fort. — Sie ſah ihm in die Augen, die von verhaltenen Thränen blinkten, und kniete mit Heftigkeit vor

Tugend. II, 27. 208. 348. — III, 123.
Verschwiegenheit. I, 31.
Verwunderung. I, 261f.
Vorstellungen und Darstellungen. II, 20ff. — III, 186f. 232f. — V, 118.
Wirken in die Ferne. I, 247.
Wohlthätigkeit. II, 211f. 320.

Natur und Naturwissenschaft.

Allgemeines. Naturforscher. I, 173f. 176. 181. 183f. 265. — II, 6. 12. 20—23. 107f. 114f. 119f. 163ff. 180—184. 211. 231. 246f. 249. 257—264. 317. — III, 4. 20f. 23. 61—69. 125. 127. 184. 192f. 228. 237. 240. 250. 291. 313. — IV, 81f. 84. 154. 158. 160f. 272. 334f. 340—344. — V, 15. 50ff. 84ff. 234. 299ff. — VI, 25f. 52f. 58f. 95. 102—106. 110f. 172. 220. 241f. 253f. 329. 353f. 361. — VII, 15—18. 21f. 38. 139f. 191f. 230f. 279. 303. 320—323. 332. — VIII, 27—30. 35f. 95ff. 101. 104. 135ff. 182. 199. 202f. 205f. 358.
Alchymie. II, 192.
Anatomie. IV, 11.
Arzneiwesen. Ärztliches. II, 168. 171. — IV, 161f. 324. — V, 24f. 289. — VI, 172f. 271f. — VIII, 24ff. 155. 208—212. 262.
Chemie. II, 243. 253. — III, 185. — IV, 193. 203. — V, 24f.
Elektricität und Magnetismus. II, 20f. 120f. 170. 200f. 242. — III, 184. — VI, 58f. 233f. — VII, 133. 206.
Erdkunde. I, 64. 70f. 260f. — II, 23. — III, 209f. — IV, 227f. 277. 287. 341f. — V, 117f. — VI, 229f. — VII, 49. — VIII, 129.
Farbenlehre. I, 128f. 155. — II, 24. 106. 115f. 120f. 126. 182. 241f. 245. 256f. 271. 277. 348. — III, 73. 160f. 184f. 191. 227f. 263. — IV, 95. 97ff. 153f. 189f. 192f. 203. 228. 293. 336ff. — V, 9f. 74f. 142. 251. 291. 328—334. — VI, 51—60. 172. 212f. 359ff. — VII, 17. 21. 24—34. 72f. 133f. 143f. 205. — VIII, 26f. 34. 50. 118f. 134f. 269. 381.
Gesteinkunde und Gebirgskunde. I, 64. 75f. — II, 6. 106. 108. 235. 331f. — III, 89. 125f. 160. 186f. 193. 209f. 256f. 285f. 311. — IV, 33. 39f. 82. 94. 101f. 105. 157. 162—171. 176—179. 187ff. 192f. 197f. 201. 206. 244ff. 250—253. 258ff. 320. 341f. —

V, 15. 22. 82ff. 221. 223. 230f. 290. — VI, 57f. 141. 212ff. 220f. 227. 256. 269. 316f. 329. 352. — VII, 15. 17. 48f. 318f. — VIII, 35. 106—109. 190. 250f. 266. 305.

Einglo bioba. III, 234. 243f.

Kaiserlich Leopoldinische Akademie der Naturforscher. III, 131f.

Knochenlehre. I, 84. 127f. 145. 173f. — II, 120. 235.

Magnetism. s. Elektricität.

Mathematik und Geometrie. II, 50. 86f. 93f. 158f. 178. 344. — III, 125. 191f. 198. — IV, 230. 240ff. 277. 336f. — V, 294. 330ff. — VIII, 144f. 255.

Meteorologie. II, 22. 200. — III, 286. — IV, 119. 155f. 229f. 249. — V, 51f. — VI, 93ff. 238f. 268. — VII, 17. 64.

Optik. IV, 9.

Pflanzenkunde. I, 91. 173f. — II, 120. 244. 258f. 261ff. — III, 99. 185f. 192. 250. 252. — IV, 69. 213. — V, 24f. 93. 288. — VI, 56f. 141. 227. 335. — VII, 17. 86. 191. 220. 230. 320. — VIII, 101. 104. 135.

Physik. II, 20—23. 108. 243f. 246. 254. — III, 291. — IV, 202.

Schädellehre. II, 17f. 197. — VII, 127.

Tierkunde. III, 50. 205. — VI, 238, 312. — VII, 193. — VIII, 58. 135f.

Thierkunde. I, 198. — II, 107f. 114f. 120. 169f. 257—260. 262f. 280. — III, 192. 240. — IV, 93f. 158. 341. — V, 173. — VI, 215—220. 238. 240—252. 332f. — VII, 14. 281. 283—288. — VIII, 89f.

Weltenbau. II, 263ff. — VI, 90.

Philosophie. I, 221. 147. 156. 169. 171. 181. 192. 201. 206ff. 265. — II, 13f. 16. 45—54. 112. 159ff. 178. 180—184. 189. 198. 209f. 242. 249. 347. — III, 2. 8. 122. 200. 250f. 289ff. — IV, 7. 13. 81f. 86f. 225. 227. 272f. 294. 318f. 333. 344—348. — V, 64. 86. 140. 206. 280f. 298f. 301. — VI, 31. 66ff. 97—106. 151. 154. 164. 180—183. 253f. 299. — VII, 3ff. 19f. 38. 95. 148f. 198ff. 301. — VIII, 224. 269.

Reisen im Allgemeinen. I, 94. 178. — II, 36. 273. 316. — IV, 24ff. — VI, 264f. — VIII, 349.

Scherze, Witzworte, Anekdoten. I, 23f. 31f. 45—48. 50. 189f. 240. 255. 272. 276f. 279f. — II, 6. 16f. 36—41. 116. 140. 146. 148f. 169. 211. 249. 289. 298. — III, 2. 23. 136f. 152ff. 179f. 193. 281. 296f. 302. — IV, 4f. 7f. 155. 216. 249f. 258. 286. — VI, 156. 192. 259. 315ff. 357. — VII, 122. 230f. 267—273. — VIII, 102ff. 129. 184f. 190. 233—239. 248. 250f. 271. 279. 294. 299. 359f. 363. 379f. 384. 394.

Schriften ohne Verfassernamen.

Bibel und biblische Anspielungen. I, 11f. 27. 127. 183. — II, 33. 103. 106. 200f. 250f. 271f. 279. 299. 343. — III, 90. 131. 190. — IV, 333. — V, 19. 25. 65. 120. 135. 139. 248f. 259. 310. 338f. — VI, 355. — VII, 64. 109f. 193. 201. 240. 261ff. 279. 284. 297. 313. — VIII, 8f. 11f. 59. 71. 145—151. 169ff. 249. 264. 315. 369.

Edda. III, 245. — VI, 60.

Nibelungen. II, 29f. 137. 217. 227. 288. — III, 121. — IV, 329. — V, 237. 245. — VI, 46. — VII, 40. — VIII, 304.

Tausend und Eine Nacht. V, 119. — VIII, 286.

Schriftthum.

Buchhändlergeschäfte. I, 78f. — V, 218. 254f. — VI, 185. — VII, 98. — VIII, 84.

Büchereiwesen. I, 77. — III, 245f. — IV, 53. 229. — V, 107. — VI, 173. — VIII, 232f. 255f.

Goethes Gegner. V, 65f. — VII, 254. — VIII, 336.

Handschriften. II, 284. — III, 299. — IV, 143f. 277. — V, 119. 138f. — VI, 356f. — VII, 42f. 195f. 310.

Hör-, Schreib- und Druckfehler. II, 284. — IV, 249f. — VII, 159.

Kritik. II, 136f. 291—299. 311. 367. 346. — III, 32. 58. 245. — IV, 156f. 172. 221. 261f. 284f. — V, 113f. 253f. 255f. — VI, 59ff. 154. 197f. — VII, 29. 212f. 279. — VIII, 49f. 146ff. 264. 357.

Literatur, allgemein. I, 174—177. 179. 196f. 248. 264. — II, 2. 14. 109. 113. 117ff. 157. 179. 202—209. 227. 231. 316. 335f. 345. — III, 27. 37. 45. 50f. 75f. 96. 116f. 128f. — IV, 3f. 66. 84. 174. 298. 286. 324ff. — V, 2—5. 109—116. 216f. 232—235. 305f. 312. — VI, 26. 39f. 35f. 46. 91f. 139f. 186. 348ff. — VII, 9. 22. 46f. 51f. 118f. 125.

168. 193. 225—229. 238. 241. 244—252. 282. 300. — VIII, 8. 55. 56. 336. 342.
Schrift. I, 154. — IV, 26f. 201. — VIII, 231f.
Schriftsteller und Presse. II, 275. — III, 191. 272. 281. — V, 212—235. — VI, 186. — VII, 254f. — VIII, 36. 45f. 302. 352f.
Sprache, Mundartliches, Stil, Rede. II, 28ff. 31. 102. 146f. 149. 153. 261. 315f. 347. — III, 89f. 95. 252. 271. — IV, 282. — V, 64f. 76—80. 124f. 135. 179f. — VI, 176. 199. 201. — VII, 70. — VIII, 50f. 95—98. 155. 177. 185. 260ff. 294. 312.
Stammbücher. IV, 187f. 257. 312. — V, 32. — VI, 144. 146. 207f. 210. 297. — VIII, 111.
Übersetzungen. I, 161—168. 255. 258f. — II, 182. 321. — III, 57f. 157f. 245. — IV, 190. 334. — V, 49. 69. 121. 124. 134. 179. 270f. 305f. — VI, 35. 160f. 265. — VII, 3. 72. 117f. 154—160. 192. — VIII, 23. 35. 55. 288ff.

Staatsleben.

Armenwesen. I, 64.
Despotism. II, 159. 239f. 305. 315. 336. — III, 96.
Freiheit. II, 110f. 115f. 239f. — III, 96. 99. 101. 103. 106. 284. 289f. — V, 146. — VI, 27—30. 146. — VII, 58.
Fürstlichkeiten. III, 197. 206f. — V, 31. 93. 97. 101. 177. 251. — VI, 28. 146. 155f. 193. 223. 278f. 318f. — VII, 47. 70f. 85. 283f. — VIII, 23. 128.
Geschäftsbehandlung. IV, 11. 222f. — V, 253. — VI, 173f. — VII, 193. 294. — VIII, 206f.
Gesetze. II, 275f. — IV, 6. 154.
Gewerbe und Handel. III, 229f. 313. — IV, 3. 121f. 163. 165. 200.
Krieg und Kriegswissenschaft. II, 105. 109f. 116f. 121. 155ff. 315. — IV, 59. — VIII, 252ff. 296f. 306. 318—324. 329f. 332ff.
Polizei. I, 106f. 109. 140. 224. — II, 131. 152. 210f. 222. 293. — III, 240. 255f. 300. — V, 30ff. 260. 326. — VI, 1. 147. 157ff. 195f. 356. — VII, 39f. 46f. 180f. 193f. 199ff. 220. 237. 250—256. — VIII, 36. 54f. 128. 138—141. 199f. 249.
Rechtswesen. II, 578. — III, 178. — VI, 172. 181. — VII, 96. — VIII, 25f. 257—260. 305f. 387.

Staatsverwaltung. I, 37. — II, 166. — III, 215. 304 ff. 308 ff. — IV, 1. 118 f. 153. 137. 209. 222 f. — V, 32 f. 44. 169. 306 f. — VI, 126. 157 ff. 207. 298 f. — VIII, 22 f. 295 f. 370.

Vaterlandsliebe und Nationalhaß. II, 110 f. 157. 250 f. — — III, 42. 101. 103. 282. 293. — V, 307. — VII, 253 ff. — VIII, 139 f. 352.

Technik. II, 344.

Überirdisches, Kirchliches.

Angelcanische Kirche. VII, 194. 267—272.

Christenthum. I, 23. 39. 82. 91. 95. 138. 225. 242. 265. — II, 106. 172. 175. 199. 238. 250. 272. — III, 35. 89 f. 195 f. 203 f. 207. — IV, 156. 271 ff. 294 f. 346 ff. — V, 9. 25. 91. 95. 238 f. — VI, 97 f. 142 ff. 257 f. — VII, 4 f. 33. 105. 254. 294 f. 314 f. — VIII, 11 f. 28 ff. 148—151. 264. 316.

Gott. II, 158. 192. 196 f. 252. 279. 283. 320. 324. 326 f. — III, 32. 38. 71 f. 120. 192 f. 228. — IV, 339. — V, 235. 294. 301. — VI, 86. 90. 172 f. 250. 252. 338 f. — VII, 17. 105. 140. 148. 253. 281. 303. — VIII, 17. 24. 29 f. 34 f. 42 f. 90. 137 f. 146. 148. 150 f. 177 f.

Heidenthum. I, 126.

Jesuiten. IV, 240. — VII, 46.

Katholicismus. II, 4 f. 172. 250. 284. 343. 346. — III, 1. 195 f. 213 f. — IV, 81. 122. 174 f. V, 74. 95. 206. 247 ff. 263. 285 ff. 290. — VI, 143. — VII, 46 ff. 59 f. 105. — VIII, 146—150. 194 f. 312 f.

Mohamedanismus. III, 190. — IV, 6. — VI, 97—100. — VII, 64. — VIII, 11.

Mythologie und Sagen. I, 162. 260 f. — II, 272. — III, 238. 241. 243 f. 245. — V, 243. — VIII, 181. 262. 283. 287. 388.

Protestantismus, Reformation. II, 4 f. 249 f. 280. — III, 195 f. 282 f. 296. — IV, 175 f. 348. — V, 247 ff. — VI, 5. 143. — VII, 58 ff. 316. — VIII, 149 f.

Reformirte Kirche. IV, 6.

Religiosität, Theologie. I, 11 f. 22 f. 56. 92 f. — II, 15. 171 f. 227. 236 ff. 249 f. 272. 322 f. 342 f. 348. — III, 124. 129. 193. 200. 304 ff. 308 ff. — IV, 6. 85 f. 225. 227. 339. — V, 9. 32 ff. 73. 219. 294. —

VI, 5. 59f. — VII. 57. 64. 314f. — VIII. 42. 285.
Tod und Fortdauer. II. 230. 279. 286. — III. 62—73. 214f. — IV, 88. 294f. 340. — V. 32ff. 74f. 142. — VII. 4f. 149. 215. 243. — VIII, 229. 233.
Todtenwiederlehr. I, 24f.
Zauberwesen und Wunderthätigkeit. I. 214. — II. 172. — IV, 128. — V, 274. — VIII. 2.

Volk.

Volkslieder. II, 137. 232. — III, 236. 241. — IV. 221. — V. 121. 129f. 216f. — VI. 40ff. 124f. — VII. 119. 121. 282. — VIII. 342f.
Volkssitten. I. 125ff. — IV. 37ff. 100f. 125. 158f. 199. 253.
Volksthum. II. 136f. — III. 300. — IV. 156. — V. 11ff. — VI. 123ff. 140. — VII. 112. 120f. 225—228. 316.

Wissenschaften (Gelehrte). I. 158ff. 249. 265. — II. 20ff. 189f. 200f. 212. 232. 241—247. 278. 323f. — III. 103f. 126. 194. 263. 215f. — IV. 230. 333—338. 348f. — V. 84ff. 234. — VII. 318f. — VIII. 7. 137f.

Zeitschriften.

II. 116ff. — III. 51. — IV. 51. 266. 293. — V. 4f. 29. 31. 43. 62. 112—116. 129. 150. 332. — VI. 159. 369. — VII. 279. 282.
Abendzeitung. V. 114.
(Hallische) Allgemeine Literaturzeitung. VII. 52.
Allgemeine Literatur-Zeitung. I. 105. 114. 211f. 237f. 240. 274. — VI. 181. — VIII. 288f. 293.
Allgemeine Zeitung. II. 117. — VII. 75.
Athenäum. I. 196.
Berliner Nachrichten. IV. 331.
Le Catholique. V. 285.
Chaos. VI. 256. — VII. 181f. 291f. 303f. 314. — VIII. 402.
Conversationslexikon. VI. 26.
Deutsches Museum (Hrsgg. v. Boie). I. 44. 53.
Deutsches Museum (Hrsgg. v. F. v. Schlegel). III. 51.
Einsiedlerzeitung. II. 234. 276. — VIII. 308.
Eunomia. I. 239.
Foreign quaterly Review. VI. 247ff. 355.
Frankfurter gelehrte Zeitung. I. 20. — IV. 234f.
Der Freimüthige. II. 117f. 232.
Le Globe. V. 289. 292f. 292. — VI. 2. 117f. 120. 129.

168. 171. 186. 334f. — VII, 197. 212. 230. 237.
Glück. I. 89f. 104f. — III, 31. 123. 130.
Hamburgische Dramaturgie. IV, 354.
Heidelberger Jahrbücher. II, 209.
Die Horen. I, 153f. 169. 173. 179. — V, 114f. 134. — VII, 244.
Jahrbücher der Literatur. VII, 331f.
Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik. VI, 161. 181. — VII, 20.
Journal des débats. V, 297.
Keepsake. VII, 177.
Mitternachtsblatt. V, 314.
Monatsblatt der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen. VI, 139f.
Le Moniteur. I, 146. — V, 49.
Morgenblatt für gebildete Leser. II, 232. 303. — V, 114. 129. — VIII, 189.
Musenalmanach (Gottinger). I, 45ff.
Musenalmanach (Schiller's). I, 168. — V, 114f. 134. — VII, 244. — VIII, 402.
Musenalmanach (von Schlegel u. Tieck). I, 225.
Nemesis (Hrsgg. v. Luden). III, 97—108. 123.
Propyläen. I, 228. 239.
Quarterly Review. V, 181.
Der Sichtbare. V, 272.
Le Temps. VII, 194. 197. 212. 230. 237.
Teutscher Merkur. I, 27ff. 37—40. 95. 101. 149. — III, 55. — VIII, 243.
L'Universel. VII, 221.
Zeitung für die elegante Welt. I, 255. — II, 232. — VIII, 297.
Die Zeitgenossen. VIII, 340f.

5. Quellen.

Die Zahlen bedeuten die fortlaufenden Nummern der Gespräche.

1. Gedruckte.

Abend-Zeitung. 1174.
Ampère, nouvelles annales. 1092.
Annalen, neue theologische. 1439.
Annales, nouvelles, des voyages. ſ. Ampère.
Archiv für Litteraturgeſchichte. IV. Bd. 25. 153. 201. 561. 1500. 1503. 1507. IX. Bd. 149. XI. Bd. 221. 222. 227. 1098. 1948. 1480. XV. Bd. 357b.
Archiv für das Studium der neuen Sprachen und Litteraturen. 1443.
Arndt, Erinnerungen. 576.
— Wanderungen und Wandelungen. 1489.
Aus Goethes Leben, Wahrheit und keine Dichtung. 218.
Aus dem Nachlaſſe Friedrichs v. Gentz. 723.
Aus Schelling's Leben. 170. 179. 183. 192. 194. 196—199. 201. 202. 463. 517. 548. 564.
Aus Schleiermacher's Leben. 233.
Aus Tiſchbein's Leben und Briefwechſel. 50.

Beilage, wiſſenſchaftliche, der Leipziger Zeitung. 145. 1177. 1191.
Bernays, Goethes Briefe an Wolf. 54.
v. Biedermann, Goethe in Tennſtädt. 680.
— Goethe und Dresden. 1138. 1158. 1550. 1566.
— Goethe und das ſächſ. Erzgebirge. 806b.
— Goethe und Leipzig. 720. 1207—1209. 1535.
— Goethes Briefwechſel mit Reichg. 595a. 1176. 1307. 1314. 1318a.
— Goetheforſchungen. 1528.
Binder, Görres' geſammelte Briefe. 425. 451.
v. Biſſing, Leben Amaliens v. Helwig. 1458. 1459. 1467b. 1469.
Bitkow, Ungedruckte Briefe. 161.
Blätter für literar. Unterhaltung. 1544.
Boiſſerée, Sulpiz. 525—536. 620a. 621. 631—644. 646—659. 664—671. 1029. 1031—1042. 1044. 1045. 1056.
Böttiger, Literariſche Zuſtände und Zeitgenoſſen. 8. 94—96. 116—118. 129. 134. 135. 139. 141. 144. 147. 154—156a. 158. 181c. 208.
Bratranek, zwei Polen in Wei-

mar. 1215. 1217. 1218. 1220—1223. 1226.
Briefe eines Verſtorbenen. 1054.
Briefwechſel und mündlicher Verkehr zwiſchen Goethe und dem Rathe Grüner. 753. 754. 768—775a. 776—782. 790—803. 805. 806a. 807—819. 853—856. 858—862. 864. 865. 1000. 1001. 1003—1007.
Briefwechſel zwiſchen Goethe und Reinhard. 551.
Briefwechſel zwiſchen Rahel und D. Veit. 101. 115. 120. 123. 126. 127.
Briefwechſel zwiſchen Schiller und W. v. Humboldt. 110. 119. 124. 128.
Brockhaus, H. E., Friedr. A. Brockhaus. 1504. 1520.
Bröndſted, Reiſe-Tagböger. 1526. 1527.
Büchlein, das, von Goethe. 1416. 1424. 1431. 1445. 1497.
Büchner, Ferdinand Freiligrath. 825.
Bülau, Geheime Geſchichten. 1466.
Burkhardt, Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler von Müller. 354. 386. 567. 571. 580. 610. 611. 613. 627. 628. 685. 686. 699. 711—713. 717b. 721. 722. 725—728. 730—741. 743. 745—747. 749. 750. 761—765. 788. 789. 826. 833. 834. 836. 839. 842. 844. 847. 870—872. 873b—876. 879—884. 887. 891. 895. 896. 903. 910. 912. 921. 923. 932. 933. 935. 937. 939b. 940. 947. 948. 950. 956—959. 961. 963. 966—968. 972. 974. 975. 977. 978. 982. 991. 993. 996—998. 1015. 1017. 1018. 1020. 1027. 1030. 1046. 1047. 1049. 1050. 1055. 1083. 1101b. 1105b. 1109—1113. 1118. 1120—1122. 1124. 1125. 1140. 1143. 1205. 1206. 1242. 1248. 1250. 1257. 1261. 1263. 1265. 1269. 1274. 1275. 1281. 1283. 1284. 1286. 1289. 1290. 1295. 1297. 1300—1303. 1325. 1363. 1365. 1369. 1398. 1401.

Carus, Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten. 767.
Chronik des Wiener Goethe-Vereins. 698. 1204.
Correspondant, le. 1560.
Correſpondent, hamburgiſcher, 1524.
Cousin, Fragments et souvenirs. 701. 987.

Dembowski, Mitteilungen über Goethe ꝛc. 688. 714—717a. 729. 742. 827. 828. 831. 866. 869. 873a. 894. 951. 1105. 1313.
Denkſchriften und Briefe zur Charakteriſtik der Welt und Literatur. 553. 939c.

Deutsche Dichtung. Hrsg. v. Franzos 1312.
Didaskalia. 616.
Diezmann, Goethe-Schiller-Museum 981.
— Weimar-Album. 1549.
Döring, Schiller und Goethe. 582. 707. 917. 1452. 1496. 1541.
Dorow, Erlebtes. 992.
Düntzer und Herder, Aus Herders Nachlaß. 9.
Düntzer und Herder, Herders Reise nach Italien. 61—69. 71. 72. 74. 76—91. 1448. 1449. 1451.
Düntzer, Aus Knebels Briefwechsel mit seiner Schwester. 200. 226. 243. 244. 252b. 377. 470. 502. 554. 569.
— Briefe von Schillers Gattin an einen vertrauten Freund. 683.
— Goethes Beziehungen zu Köln. 639.
— Zur deutschen Literatur und Geschichte. 176.
— Zwei Belehrte. 240.

Eberts u. Kahlert, Briefe von Goethe ꝛc. 1559.
Eckardt, Gottlieb Merkel. 1558.
Eckermann, Gespräche mit Goethe. I. Theil. 49. 849—852. 867. 868. 878. 885. 886. 887—889. 892. 893. 897. 899. 900. 902. 904. 906. 907. 924—930. 934. 936. 938. 939a. 941. 943. 954. 955. 960. 962. 964. 965. 970. 971. 973. 989. 995. 1009. 1016. 1021. 1024. 1025. 1028. 1043. 1061—1067. 1069—1080. 1088. 1101a. 1102—1104. 1106. 1107. 1127. 1167—1170. 1173.
— — II. Theil. 1148. 1154. 1160—1162. 1163b. 1164. 1165. 1167—1170. 1173. 1178—1190. 1192—1203. 1227. 1235—1238. 1240. 1241. 1245. 1249. 1251. 1254. 1255. 1258. 1262. 1264. 1266. 1268. 1270. 1273. 1278. 1279. 1282. 1285. 1292. 1319. 1320. 1321. 1324. 1328—1341. 1343—1345. 1347—1355. 1357—1362. 1366. 1367. 1370—1373. 1375. 1379. 1391. 1402. 1404.
— — III. Theil. 820. 821. 823. 824. 829. 830. 837. 838. 840. 841. 843. 845. 846. 848. 898. 901. 905. 908. 909. 911. 913. 914. 919. 920. 922. 942. 944. 945. 976. 979. 980. 983—986. 988. 994. 1081. 1082. 1085—1087. 1089—1091. 1093. 1094. 1097. 1108. 1128—1133. 1144—1147. 1163a. 1172. 1243. 1244. 1246. 1247. 1250. 1252. 1256. 1259. 1260. 1271. 1272. 1276. 1277. 1280. 1288. 1291. 1293. 1306. 1308.

ihm nieder. Er behielt ihre Hände, sie legte ihr Haupt auf seine Knie, und war ganz still. Er spielte mit ihren Haaren, und war freundlich. Sie blieb lange ruhig. Endlich fühlte er an ihr eine Art Zucken, das ganz sachte anfing, und sich durch alle Glieder wachsend verbreitete — Was ist dir Mignon? rief er aus, was ist dir? — Sie richtete ihr Köpfchen auf, und sah ihn an, fuhr auf einmal nach dem Herzen, wie mit einer Gebährde, die Schmerzen verbeißt. Er hub sie auf, und sie fiel auf seinen Schoos, er druckte sie an sich, und küßte sie. Sie antwortete durch keinen Händedruck, durch keine Bewegung. Sie hielt ihr Herz fest, und auf einmal that sie einen Schrey, der mit krampfigen Bewegungen des Körpers begleitet war. Sie fuhr auf, und fiel auch sogleich wie an allen Gelenken gebrochen vor ihm nieder. Es war ein gräßlicher Anblick! — Mein Kind! rief er aus, indem er

1326. 1327. 1364. 1376. 1377. 1381—1383. 1390. 1399. 1400. 1407.
Eggers, Rauch und Goethe. 931. 946. 949. 990.
Eggers, Rauch. 744. 775 b.
Eilers, Meine Wanderungen. 1569.
Europa. 769. 1926. 1417.

Fall, Goethe aus näherem persönlichen Umgange dargestellt. 34. 48. 143. 181 b. 357 a. 395. 409. 450. 458. 508. 518. 573. 915.
Fichte, J. G. Fichte's Leben. 125.
Fielitz, Schiller und Lotte. 112. 113.
Forsters Briefwechsel. 39.
Fouqué, Goethe und einer seiner Bewunderer. 584. 593. 594.
Fränkel, Goethe und der Fürst von Dessau. 31.
Frisch, Lebensbeschreibung A. G. Werner's. 500.
Froitzheim, Lenz und Goethe. 1554.
Frommann, das Frommannsche Haus. 694. 703—705. 718. 1136. 1155 a. 1425.

Gans Rückblicke auf Personen und Zustände. 1115. 1117 a. 1119.
Gartenlaube, die. 786. 1910. 1912—1914. 1022. 1023. 1309.
Genast, Aus dem Tagebuche eines alten Schauspielers. 150. 151. 167. 171. 191. 193. 231. 457. 560. 597. 623. 625. 674. 676. 679. 691. 692. 751. 766. 1099. 1294. 1310. 1346. 1384. 1491. 1494. 1502. 1539.
General-Anzeiger für Stralsund x. 1546.
Geßner, Lavaters Lebensbeschreibung. 16.
Goethejahrbuch I. 189. 662. 663. 677. — II. 15. 20. 1155 b. — III. 43. 55. — IV. 57. 59. 107. 108. — V. 22. 42. — VI. 178. 180. 181 a. 190. 863. 1096. 1394. 1438. 1447. — VII. 918. 1135. 1159. 1229. 1239. 1267. 1356. — IX. 29. 52. — X. 1457. — XI. 1548.
Gotthardi, Weimarische Theaterbilder. 169. 1418. 1423. 1427.
Grenzboten, die. 24. 30. 448 a.
Grillparzer's Selbstbiographie. 130. 1057—1060.
Grimm, Briefwechsel zwischen Jacob und Hermann Grimm. 443 a. 444 a.
Gronau, Chr. W. v. Tobm. 99.
Gruber, A. Lafontaine's Leben. 1468.
Gruber, Wieland's Leben. 131. 132.
Grüner, siehe Briefwechsel und mündlicher Verkehr x.

Gubitz, Erlebnisse. 212.
Gwinner, Schopenhauer's Leben. 598. 724.

Handl, P. Papinii Statii Hercules etc. 1511.
Harvard Monthly. 1471. 1521. 1529. 1530.
Heimath, die. 1505.
Hell, Penelope. 1540a.
Hennes, Aus F. L. v. Stolberg's Jugendjahren. 21.
Hensel, die Familie Mendelssohn. 1298d.
Helsten, Goethes drei letzte Lebenstage. 1406. 1408. 1414a.
v. Holtei, Briefe an L. Tieck. 748.
— Vierzig Jahre. 1084. 1095. 1098. 1141. 1224. 1374. 1437. 1493.

Jacobis außerlesener Briefwechsel. 53.
Jacobi, M., Briefwechsel zwischen Goethe und F. H. Jacobi. 40. 97. 138.
Jahn, Goethes Briefe an Leipziger Freunde. 3. 4.
— Goethes Briefe an Chr. G. Voigt. 1495.
Jahrbuch, Weimarisches für deutsche Sprache ꝛc. 111.
Jahrbücher der Literatur. 595b. 1429.
Janssen, F. L. Graf zu Stolberg ꝛc. 26. 565.
Jean Pauls Briefwechsel mit Chr. Otto. 148. 156b. 157. 1557.
Im neuen Reich. 18. 23. 41. 406. 407a. 414. 1106.
Jonas, Ch. G. Körner. 1508.
Jouin, David d'Angers. 1214. 1216a. 1228. 1233.
Journal des Luxus und der Moden. 1467a.

Keil, Goethe, Weimar und Jena. 271. 1534.
Kekulé, das Leben J. H. Meyers. 1487.
Keitner, Goethe und Werther. 10. 12.
Kletke, Kunst und Leben. 2. 168. 758. 1019. 1137. 1230—1232. 1287. 1533. 1536.
Klisching, Erinnerungen aus den letzten zehn Jahren meines Freundes A. Reiser. 60.
Klüpfel, Gustav Schwab. 1519b.
Kohlrausch, Erinnerungen aus meinem Leben. 1498.
Kohut, Friedrich Wieck. 1388.
Kollár, Poměti z mládí. 1518. 1522. 1523.
Koenig, Ein Stillleben. 1542. 1545.
Köpke, Ludwig Tieck. 162—164. 172.
v. Kotzebue, W., August v. Kotzebue. 261. 629.
Krummacher, Eine Selbstbiographie. 708.

Kügelgen, Jugenderinnerungen. 578. 579.
Kulturkämpfer, der. 1123. 1126.
Kutſchera v. Aichberger, Leiſewitz. 46.

Lang, von und aus Schwaben. 1553.
v. Lang, Memoiren. 1053.
v. La Roche, Schattenriſſe. 1446.
Laube, Reiſenovellen. 237. 448b. u. c. 1450. 1531.
v. Leonhard. Aus unſerer Zeit in meinem Leben. 622.
Lewald, Meine Lebensgeſchichte. 1537. 1538.
Lewes, the Life and Works of Goethe. 373b. 1567—1568.
Lewinsky, Vor den Couliſſen. 624. 682. 687. 689. 1393.
Libuſſa. 804.
Lindner, Arthur Schopenhauer. 1515a. b. u. d.
Lipmann, Hölderlin's Leben. 1555. 1556.
Lobe, Aus dem Leben eines Muſikers. 752. 755.
v. Loeper, Dichtung und Wahrheit (Hempelſche Ausgabe. 23. Theil.) 1441. 1442.
Luden, Rückblicke in mein Leben. 250. 251. 286. 566.

Magazin für die Literatur des Auslandes. 1396.
Matthiſſon, Brief an F. Brun. 372b.
— Schriften. 36. 51.
Mautner, Karl La Roche. 1175.
Meyer, Wolf Goethe. 1392. 1430.
Mendelſohn, Goethe und Felix Mendelſohn-B. 784. 787. 822.
Mendelſohn, Reiſebriefe. 1298 a—c.
Mickiewicz, Melanges posthumes 1216b.
Mikloſich, Über Goethes „Klagegeſang ꝛc." 969.
Modenzeitung, allgemeine. 1068.
Monatsſchrift für rheiniſch-weſtfäliſche Geſchichtsforſchung. 619.
Morf, Zur Biographie Peſtalozzi's. 617. 618.
Morgenblatt für gebildete Leſer. 206. 209. 214b. 216. 281. 675. 1479.
Morgenblatt zur Bayeriſchen Morgenzeitung. 620b. c. 660.
Müller, F., Johannes-Album. 236.
v. Müller, J. Erinnerungen. 371. 372a. 373a.
— Goethe in ſeiner ethiſchen Eigenthümlichkeit. 449.
— Goethe in ſeiner praktiſchen Wirkſamkeit. 1428.
— Unterhaltungen ſ. Burkhardt.
v. Müller, Joh., Biographiſche Denkwürdigkeiten. 75.
Müller, K. V., Goethes letzte literariſche Thätigkeit. 1397. 1403. 1410. 1414b. 1415.

Mynster, Breve til og fra F. C. Sibbern. 1505. 1516.

Nachrichten, Hamburger. 835.
Notice sur Goethe. 1296. 1432.
Oehlenschlägers Selbstbiographie. 248a. 433. 434.

Parthey, Ein verfehlter und ein gelungener Besuch bei Goethe. 1114. 1116. 1117b. 1118a.
— Jugenderinnerungen. 1. 661.
Pröhle, Abhandlungen über Goethe ꝛc. 1444.

Quellwasser fürs deutsche Haus. 697.
Quetelet, sciences mathématiques etc. 1219. 1225.

Raich, Dorothea v. Schlegel und deren Söhne. 1462. 1465.
v. Reichlin-Meldegg, H. E. G. Paulus. 100. 133. 165.
Reinbeck, Reiseplaudereien. 253. 285c. 298.
Rellstab, Aus meinem Leben. 783. 785. 877.
Revue, deutsche. 273. 275. 287. 289. 290. 292. 295a. 296. 297. 299. 300. 302a. 303—306. 308. 310. 317. 319. 320. 321a. u. b. 322. 324a. 325. 326. 327b. 330. 331a. 333. 334. 341. 343. 345a. 346—353. 355—356. 357d. 358—363. 365—370. 374—376. 378—383. 389a. 393. 394. 396c. 397—404. 405a. 407b. 408. 411b. 412. 413. 416c. 417. 419. 421a. 422—424. 426. 430. 431a. 435—442. 443b. 444b. 445. 452. 453. 455. 456. 460. 461. 465. 466. 469. 472. 474. 475. 478—481. 483d. u. e. 484. 488—490. 492. 494. 504. 507. 509. 514—516. 1420. 1492.
Riemer, Briefe von und an Goethe ꝛc. 204. 211. 235. 256—260. 262—265d. 266. 270. 272. 274. 279. 282. 283. 288. 291. 295b. 307a—c. e. 318a. 324b. 329. 331b. 335. 338. 340. 342. 344. 384. 385. 418. 421b. 427. 428. 429. 446. 447. 464a. 468. 482. 483a—c. 485—487. 491. 493. 499. 501. 506. 510. 511. 512. 513. 537. 538—541. 543. 544. 547. 549. 550. 555—557. 559. 568. 570. 572. 574. 580. 583. 585. 586. 587. 589. 591. 596. 599—603. 606. 607. 609. 615. 672. 695a. 696. 706. 719. 1139. 1323. 1378. 1419.
Riemer, Mitteilungen über Goethe. I. Bd. 248c. 252a. 392. 552. 614. 1421.
— — II. Bd. 223. 224. 228. 229. 241. 242. 245—247.

249. 265c. 267. 276. 280. 284. 293. 294. 301. 302b. 307d. 309. 311—316. 318b. 321c. 323. 327a. 328. 332. 336. 337. 339. 345b. 364. (385) 396 a—d, f. 397. 405b. 410. 411a. u. c. 415. 416a. 417. 431b. 432. 454. 462. 464b. 471. 473. 476. 495. 521—523. 545. 558. 604. 605. 608. 681. 690. 695b. u. c. 709. 952. 953. 1052. 1156. 1171. 1210. 1304. 1305. 1315—1317. 1342. 1380. 1389. 1395. 1422.

Robinson, Diary. 213. 215. 217. 1211. 1213.

Roquette, Friedrich Preller. 1051.

Rundschau, deutsche. 498.

Schadow, Kunst-Werke und Kunst-Ansichten. 195. 678.

Scheidel, v. Seckendorf in seinen literarischen Beziehungen. 255.

v. Schiller, Charlotte, und ihre Freunde. 146. 205. 477. 505. 520. 524. 542. 546. 562. 563. 709. 710. 832.

Schiller's Briefwechsel mit Körner. 70. 73. 109. 114b. 121. 122. 142. 173.

Schiller's Leben. Verfaßt aus Erinnerungen der Familie x. 136.

Schmidt, Erinnerungen eines weimarischen Veteranen. 174. 175. 277. 278.

Schneller, Julius, Hinterlassene Werke. 1532.

Schöll, Karl-August-Büchlein. 1426.

Schopenhauer, A., Über den Willen in der Natur. 1515c.

Schopenhauer's sämmtliche Werke. Herausgegeben von Grisebach. 1562.

Schopenhauer, Johanna, Briefe an Holtei. 1142. 1318b.

Schriften der Goethe-Gesellschaft. 4. Band. 1440.

Schriftsteller, berühmte, der Deutschen. 56. 693. 999. 1002. 1011.

Schütz, Chr. G. Schütz. 140. 391.

Schwab, Gustav Schwab's Leben. 1519a.

Schwabe, harmlose Geschichten. 1564.

Schwanenfeld, Aus den Denkwürdigkeiten eines alten Soldaten. 581.

Schell, Goethe in Dornburg. 1149. 1150—1153. 1157. 1212. 1311.

Sondershausen, der Letzte aus Altweimar. 1525.

Sonntagsblatt, Weimarer. 210a. 234. 238. 254. 420. 612. 626. 756. 757. 1385—1387.

v. Stackelberg, O. M. v. Stackelberg. 1547.

Steffens, Was ich erlebte. 159. 248b. 389b.

Stilling's häusliches Leben. 17.
Stilling's Wanderschaft. 5—7.
Strodtmann, Briefe von und an Bürger. 27. 32.

Ticknor, Life, Letters and Journals. 684.

Uhde, Denkwürdigkeiten des Schauspielers F. L. Schmidt. 166.
— Erinnerungen und Leben der Malerin Louise Seidler. 496. 497. 575. 588. 592. 1299. 1501.
Ulrichs, Briefe an Schiller. 93.

Varnhagen v. Ense, Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften. 577. 702.
— Knebels literar. Nachlaß und Briefwechsel. 673.
— Tagebücher. 1561.
Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte. 50.
Vierzig Jahre aus dem Leben eines Todten. 207.
Vogel, Goethe in amtlichen Verhältnissen. 1433.
— Die letzte Krankheit Goethes. 1322. 1409. 1411—1413. 1434.
Vollmer, Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta. 114a.
Voß, Briefe an Ch. v. Truchseß. 629d.
Voß, Mittheilungen über Goethe und Schiller. 210b. 214a. 219. 220. 225. 230. 232.

Wachler, Franz Passow's Leben. 467.
Wagner, Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe, Herder ꝛc. 11.
— Briefe an und von Merck. 28. 35.
— Briefe an Merck von Goethe ꝛc. 37. 38. 47.
Waitz, Caroline. 137. 152. 160. 177. 182. 184—188.
Walzel, F. Schlegel's Briefe an seinen Bruder. 1463. 1464.
Wanderer, der. 857.
Weimars Album zur 4. Säcularfeier der Buchdruckerkunst. 268. 285a. 387.
v. Weltzien, Briefe auf einer Reise in Deutschland. 759.
Wendeler, Briefwechsel des Frhrn. K. H. G. v. Meusebach mit J. und W. Grimm. 1460.
Wentzel, Goethe in Schlesien. 92.
Werner, der Berliner Werther. 19.
Westermann's illustrirte Monatshefte. 44. 285b.
v. Wickede, Aus alten Tagebüchern. 1453. 1454. 1490. 1514.
Wieland, ausgewählte Briefe. 33.
v. Wolzogen, Caroline, literarischer Nachlaß. 1234.

Zeitschrift für die Geschichte der Juden in Deutschland. 1543.
Zeitung, Schlesische. 1100.

Zeitung des Vereins deutscher Eisenbahn-Verwaltungen. 1134.
Zeitung, Weimarische. 1436. 1509. 1510. 1512.
Zimmer, Johann Georg Zimmer. 388.
Zoeppritz. Aus F. H. Jacobi's Nachlaß. 13. 14. 45. 98.
Zur Erinnerung an F. L. W. Meyer. 239.

II. Handschriftliche.

a) Handschriften der Königl. öffentl. Bibliothek zu Dresden.

Briefe Böttigers an Rochlitz. 390. 503. 1461.
Niederschriften Böttigers. 1455. 1456.
Brief Fernow's an Böttiger. 269.
Brief v. Gries an Abeken. 459.
Briefe Rochlitzens an Böttiger. 519. 1513.
Briefe von H. Voß an Abeken. 1470. 1472—1475. 1477. 1478. 1481—1486. 1488.

b) Handschriften in Privatbesitz.

Brief Brentano's an Buchhändler Zimmer. 1499.
Brief des Freih. v. Ezettritz-Neuhauß. 916.
Tagebücher des Frhn. v. Gerning. 102—106.
Briefe von Pauline Hase an Elwine Härtel. 1495.
Brief von Major von Heygendorff. 1563.
Brief von Lothar Hetschel. 1517.
Brief von Dr. W. T. Hewett. 1551. 1552.
Tagebuch August Kestner's. 645.
Brief von Dr. Nieser. 1565.
Brief von J. J. Schmied an seine Schwester. 1368.
Mittheilung von Ob.-Land-Ger.-Rath Dr. Schoenhardt. 1540.
Randbemerkung Schopenhauer's. 1515e.

III. Unbekannte.

1435. 1476.

Spätlinge.

Zurückgelegtes — Übersehenes — Hinzugekommenes.

1553.

1774, Ende April.

Mit Gottlob David Hartmann.

a.

Mit Goethe speiste ich zu Mittag und er begleitete mich überall.

b.

Von Goethe in Frankfurt kann ich Ihnen [Bodmer] sagen, daß er ein sehr guter Mann ist, mit dem ich in manchen Dingen mehr Interessantes gesprochen habe, als mit allen, die ich auf meiner Reise besucht habe.

1554.

1779, Frühjahr.

Mit Karl Lenz.

Um meinen kranken Bruder [Jakob Michael Reinhold] von den Grenzen der Schweiz abzuholen, erhielt ich von Weimar aus der Großmuth der weiland ver-

wittweten Frau Herzogin durch Goethe eine baare Geldunterstützung, welche, wie mich däucht, 60 Louisd'or betrug. . . . . Goethe nahm mich übrigens auf seinem Gartenhause sehr gütig auf und unterhielt sich mit mir bei unserer Promenade in dem Lustwäldchen, der Stern genannt, meistens in sehr liebreichem Andenken an Jakob Lenz, und selbst seine Schwächen berührte er nur mit vieler Delicatesse.

1555.

1794, Anfang November.

Mit Friedrich Hölderlin u. a.

Auch bei Schiller war ich schon, das erste Mal eben nicht mit Glück. Ich trat hinein, wurde freundlich begrüßt und bemerkte kaum im Hintergrunde einen Fremden, bei dem keine Miene, auch nachher lange kein Laut etwas besonderes ahnen ließ. Schiller nannte mich ihm, nannt' ihn auch mir, aber ich verstand seinen Namen nicht. Kalt, fast ohne einen Blick auf ihn, begrüßt ich ihn und war einzig im Innern und Äußern mit Schillern beschäftigt. Der Fremde sprach lange kein Wort. Schiller brachte die ‚Thalia', wo ein Fragment von meinem ‚Hyperion' und mein Gedicht ‚An das Schicksal' gedruckt ist, und gab es mir. Da Schiller sich einen Augenblick darauf entfernte, nahm der Fremde das Journal vom Tische, wo ich stand, blätterte neben mir in dem Fragmente und sprach kein Wort. Ich

fühlt' es, daß ich über und über roth wurde; hätt' ich gewußt, was ich jetzt weiß, ich wäre leichenblaß geworden. Er wandte sich darauf zu mir, erkundigte [sich] nach der Frau v. Kalb, nach der Gegend und den Nachbarn unseres Dorfs, und ich beantwortete das alles so einfältig, als ich vielleicht selten gewohnt bin. Aber ich hatte einmal meine Unglücksstunde! Schiller kam wieder, wir sprachen über das Theater in Weimar; der Fremde ließ ein paar Worte fallen, die gewichtig genug waren, um mich etwas ahnden zu lassen — aber ich ahndete nichts. Der Mahler [Heinrich] Meyer aus Weimar kam auch noch; der Fremde unterhielt [sich] über manches mit ihm, aber ich ahndete nichts! Ich ging und erfuhr an demselben Tage, . . . daß Goethe diesen Mittag bei Schiller gewesen sei.

1556.

1794, Ende oder 1795 Anfang.

Mit Hölderlin u. a.

a.

Auch mit Goethe wurde ich bekannt. Mit Herzpochen ging ich über seine Schwelle [in Weimar], das kannst Du dir denken. Ich traf ihn zwar nicht zu Hause, aber nachher bei der Majorin [v. Kalb]. Ruhig, viel Majestät im Blicke und auch Liebe, äußerst einfach im Gespräche, das aber doch hie und da mit einem bittern Hiebe auf die Thorheit um ihn und ebenso

sie aufhob und fest umarmte, mein Kind, was ist dir? — Die Zuckung dauerte fort, die vom Herzen sich den schlotternden Gliedern mittheilte; sie hing nur in seinen Armen. Er schloß sie an sein Herz, und benetzte sie mit seinen Thränen. Auf einmal schien sie wieder angespannt, wie eins, das den höchsten körperlichen Schmerz erträgt; und bald mit einer neuen Heftigkeit wurden alle ihre Glieder wieder lebendig, und sie warf sich ihm, wie ein Ressort, das zuschlägt, um den Hals, indem in ihrem Innersten wie ein gewaltiger Riß geschah, und in dem Augenblicke floß ein Strom von Thränen aus ihren geschlossenen Augen in seinen Busen. Er hielt sie fest. Sie weinte, und keine Zunge spricht die Gewalt dieser Thränen aus. Ihre langen Haare waren aufgegangen, und hingen von der Weinenden nieder, und ihr ganzes Wesen schien in einen Bach von Thränen unaufhaltsam dahin zu schmel-

bittern Zuge im Geſichte, und dann wieder von einem Funken ſeines, noch lange nicht erloſchenen Genies gewürzt wird, — ſo fand ich ihn. Man ſagte ſonſt, er ſei ſtolz, wenn man aber darunter das Niederdrückende und Zurückſtoßende im Benehmen gegen unſereinen verſtand, ſo log man. Man glaubt oft einen recht herzlichen Vater vor ſich zu haben. Noch geſtern ſprach ich ihn hier [in Jena] im Club.

b.

Goethen hab' ich geſprochen! . . Es iſt der ſchönſte Genuß unſeres Lebens, ſo viel Menſchlichkeit zu finden, bei ſo viel Größe. Er unterhielt mich ſo ſanft und freundlich, daß mir recht eigentlich das Herz lachte und noch lacht, wenn ich daran denke.

1557.

1796, 17. Juni.

Mittag bei Goethe.

Gleichwohl kam ich [J. P. F. Richter] mit Scheu zu Goethe. Die K[alb] und jeder malte ihn ganz kalt für alle Menſchen und Sachen auf der Erde. Die K. ſagte: er bewundert nichts mehr, nicht einmal ſich; jedes Wort ſei Eis, zumal gegen Fremde, die er ſelten vorlaſſe; er habe etwas Steifes, reichsſtädtiſch Stolzes — bloß Kunſtſachen wärmen noch ſeine Herznerven an, daher ich Knebel bat, mich vorher durch einen Mineral-

brunnen zu petrificiren und zu incruſtiren, damit ich mich ihm etwa im vortheilhaften Lichte einer Statue zeigen könne. Die K. räth mir überall Kälte und Selbſtbewußtſein an. Ich ging ohne Wärme, bloß aus Neugierde. Sein Haus frappirt: es iſt das einzige Weimars im italieniſchen Geſchmack, mit ſolchen Treppen — ein Pantheon voll Bilder und Statuen; eine Kühle der Angſt preſſet die Bruſt. Endlich tritt der Gott her; kalt, einſilbig, ohne Accent. Sagt Knebel: ‚Die Franzoſen ziehen in Rom ein.‘ — „Hm!“ ſagt der Gott. Seine Geſtalt iſt markig und feurig, ſein Auge ein Licht. Aber endlich ſchürete ihn nicht bloß der Champagner, ſondern die Geſpräche über die Kunſt, Publikum ꝛc. ſofort an und — man war bei Goethe. Er ſpricht nicht ſo blühend wie Herder, aber ſcharf, beſtimmt und ruhig. Zuletzt las er uns, d. h. er ſpielte uns*) ein ungedrucktes herrliches Gedicht vor, wodurch ſein Herz durch die Eiskruſte die Flammen trieb, ſodaß er dem enthuſiaſtiſchen Paul (mein Geſicht war es, aber meine Zunge nicht, wie ich denn nur von weitem auf einzelne Werke anſpielte, mehr der Unterredung und des Beleges wegen) die Hand drückte. Beim Abſchiede that er es wieder und hieß mich wiederkommen. Er hält ſeine dichteriſche Laufbahn für beſchloſſen.

*) Sein Vorleſen iſt ein tieferes Donnern, vermiſcht mit dem leiſeſten Regengeliſpel; es giebt nichts Ähnliches.

1558.

1796, 15. September. (?)

Bei Ferdinand Christian Loder.

Ich [Gottlieb Merkel] fand [bei Loder] eine sehr zahlreiche Versammlung von fast allen Professoren und einigen Studenten beisammen. Im Prunkzimmer stand Goethe mit ernster, stolzer Miene vor dem Spiegeltische, auf beiden Seiten von Kerzen und vorn vom Kronleuchter beleuchtet, prunkend da, und um ihn eine Halbrunde von mehreren Reihen ehrfurchtsvoll Lauschender. Bei dem Gefühl, mit dem ich soeben die ‚Xenien' gelesen, widerte mich dieses Schauspiel an; ich glaubte den Triumph straffloser Insolenz feiern zu sehen. Loder stellte mich Goethe vor als den Verfasser der ‚Letten'; er nickte herablassend und fuhr fort in seiner Rede. Das verdroß mich; denn ich war mir bewußt, in Rücksicht meiner Zwecke über dem Verfasser der ‚Xenien' zu stehen. . . .

Er sprach gerade in einem docirenden Tone über Raphael's Gemälde im Vatican. Den letzten Umstand hatte ich nicht bemerkt [?] und sagte: ‚Es wäre viel, wenn die Franzosen sich ihrer nicht bemächtigten.' Mit einer wegwerfenden Miene, als hätte ich eine Dummheit gesagt, erwiederte Goethe: „Sie sind ja auf die Mauer gemalt!" — ‚Doch nur auf Stuck!' antwortete ich, zog mich aus dem bewundernden Halbkreise zurück und habe mich Goethe nie wieder genähert. Mir hatte

bei meiner Antwort dunkel vorgeſchwebt, es müſſe ein Mittel geben, die Stucklagen abzulöſen ohne Verletzung der Gemälde, die ſie verherrlichen. Welcher Art dies Mittel ſein könnte, ahnte ich freilich nicht, doch wenige Monate ſpäter erzählten die Zeitungen, daß die Franzoſen Wandgemälde abgeſägt hätten.

1559.

1806, Anfang.

Mit Charlotte v. Stein.

Goethe iſt wieder recht krank. Seine Krankheit iſt periodiſch: er bekömmt ſie alle drei oder vier Wochen. Er ſagte mir: er nehme jetzt Bilſenkraut ſtatt Opium dafür; dies thäte ihm beſſer.

Neulich [15. Januar] wurde ſeine alte ‚Stella' gegeben; er hat aus dem Drama eine Tragödie gemacht. Es fand aber keinen Beifall. Fernando erſchießt ſich, und mit dem Betrüger kann man kein Mitleid haben. Beſſer wäre es geweſen, er hätte [nur?] Stella ſterben laſſen; doch nahm er mirs ſehr übel, als ich dies tadelte.

1560.

(S. 372e u. d.)

1808, 30. September und folgende Tage.

Mit Napoleon.

c.

* Napoléon fidèle à son système momentané de lenteur avait distribué les premières journées de

manière à ce que l'on ne trouvât jamais le moment de parler d'affaires. Ses déjeuners étaient longs: il y recevait du monde, il y causait volontiers. . . . . J'ai vu [Talleyrand] plusieurs de ces déjeuners durer plus de deux heures. C'est là que Napoléon faisait venir les hommes considérables et les hommes de mérite qui s'étaient rendus à Erfurt pour le voir. Tous les matins il lisait avec complaisance la liste des personnes nouvellement arrivées. Le jour où il y trouva le nom de M. Goethe, il l'envoya chercher.

‚Monsieur Goethe, je suis charmé de vous voir.' — „Sire, je vois que quand Votre Majesté voyage, elle ne néglige pas de porter ses regards sur les plus petites choses." — ‚Je sais que vous êtes le premier poète tragique de l'Allemagne.' — „Sire, vous faites injure à notre pays: nous croyons avoir nos grands hommes: Schiller, Lessing et Wieland doivent être connus de Votre Majesté." — ‚Je vous avoue que je ne les connais guère; cependant j'ai lu la guerre de Trente ans; cela, je vous en demande pardon, ne m'a paru fournir des sujets de tragédie que pour nos boulevards.' — „Sire, je ne connais pas vos boulevards; mais je suppose que c'est là que se donnent les spectacles pour le peuple, et je suis faché de vous entendre juger si sévèrement un des plus beaux génies des temps modernes." — ‚Vous habitez ordinairement Weimar; c'est le lieu

où les gens de lettres célèbres de l'Allemagne se réunissent?' — „Sire, ils y sont fort protégés; mais nous n'avons dans ce moment-ci à Weimar d'homme connu dans toute l'Europe que Wieland, car Müller habite Berlin.“ — ‚Je serais bien aise de voir M. Wieland.' — „Si Votre Majesté me permet de le lui mander, je suis sûr qu'il se rendra ici immédiatement.“ — ‚Parle-t-il le français?' — „Il le sait, et il a lui-même corrigé plusieurs traductions de mes ouvrages faites en français.“ — ‚Pendant que vous êtes ici, il faut que vous alliez tous les soirs à nos spectacles. Cela ne vous fera pas de mal de voir représenter les bonnes tragédies françaises.' — „Sire, j'irai très volontiers, et je dois avouer à Votre Majesté que cela était mon projet; j'ai traduit, ou plutôt imité quelques pièces françaises.“ — ‚Lesquelles?' — „*Mahomet* et *Tancrède*“. — ‚Je ferai demander à Rémusat si nous avons ici des acteurs pour les jouer. Je serai bien aise que vous les voyez représenter dans notre langue. Vous n'êtes pas si rigoureux que nous dans les règles du théâtre'. — „Sire, les unités chez nous ne sont pas essentielles“. — ‚Comment trouvez vous notre séjour ici?' — „Sire, bien brillant, et j'espère qu'il sera utile à notre pays.“ — ‚Votre peuple est-il heureux?' — „Il espère beaucoup.“ — ‚Monsieur Goethe, vous devriez rester ici pendant tout le voyage, et écrire l'impression que fait sur vous le grand spectacle

que nous vous donnons.' — „Ah! sire, il faudrait la plume de quelque écrivain de l'antiquité pour entreprendre un travail semblable." — ‚Êtes vous de ceux qui aiment Tacite?' — „Oui, sire, beaucoup" — ‚Eh bien, pas moi; mais nous parlerons de cela une autre fois. Écrivez à M Wieland de venir ici; j'irai lui rendre sa visite à Weimar où le duc m'a invité à aller. Je serai bien aise de voir la duchesse; c'est une femme d'un grand mérite. Le duc a été assez mal pendant quelque temps, mais il est corrigé.' — „Sire, s'il a été mal, la correction a été un peu forte; mais je ne suis pas juge de pareilles choses; il protége les lettres, les sciences, et nous n'avons tous qu'à nous louer de lui." — ‚Monsieur Goethe, venez ce soir à *Iphigénie*. C'est une bonne pièce; elle n'est cependant pas une de celles que j'aime le mieux, mais les Français l'estiment beaucoup. Vous verrez dans mon parterre un bon nombre de souverains. Connaissez-vous le prince primat?' — „Oui, sire, presque intimement; c'est un prince qui a beaucoup d'esprit, beaucoup de connaissances et beaucoup de générosité." — ‚Eh bien, vous le verrez ce soir, dormir sur l'épaule du roi de Wurtemberg. Avez-vous déjà vu l'empereur de Russie?' — „Non, sire, jamais, mais j'espère lui être présenté." — ‚Il parle bien votre langue; si vous faites quelque chose sur l'entrevue d'Erfurt, il faut le lui dédier.' — „Sire, ce n'est pas mon usage; lorsque

j'ai commencé à écrire, je me suis fait un principe de ne point faire de dédicace, afin de n'avoir jamais à m'en repentir.“ — „Les grands écrivains du siècle de Louis XIV n'étaient pas comme cela.“ — „C'est vrai, Sire, mais Votre Majesté n'assurerait pas qu'ils ne s'en sont jamais repentis.“ — „Qu'est devenu ce mauvais sujet de Kotzebue?“ — „Sire, on dit qu'il est en Sibérie et que Votre Majesté demandera sa grâce à l'empereur Alexandre.“ — „Mais savez-vous que ce n'est pas mon homme?“ — „Sire, il est fort malheureux et il a beaucoup de talent.“ — „Adieu, Monsieur Goethe.“

Je suivis M. Goethe et l'engageai à venir dîner chez moi. En rentrant, j'écrivis cette première conversation, et pendant le dîner je m'assurai, par les différentes questions que je lui fis, que telle que je l'écris ici, elle est parfaitement exacte. En sortant de table, M. Goethe se rendit au spectacle; je mettais de l'intérêt à ce qu'il fut près du théâtre, et cela était assez difficile, parce que les têtes couronnées occupaient sur des fauteuils le premier rang: les princes héréditaires, pressés sur des chaises, remplissaient le second; et toutes les banquettes qui étaient derrière eux étaient couvertes de ministres et de princes médiatisés. Je confiai donc M. Goethe à Dazincourt, qui, sans blesser aucune convenance, trouva le moyen de le bien placer.

d.

L'empereur avait envoyé toute la Comédie-Française à Weimar. . . . . On jouait *La Mort de César* devant tous les souverains et princes qui d'Erfurt étaient venus à Weimar. Du spectacle, on passa dans la salle de bal. . . . Après avoir fait le tour de la salle, et s'être arrêté près de quelques jeunes femmes dont il [Napoléon] demandait le nom à M. Frédéric de Müller . . . qui avait reçu l'ordre de l'accompagner, il s'éloigna de la grande enceinte et pria M. de Müller de lui amener M. Goethe et M. Wieland. . . . Il alla chercher ces messieurs qui, avec quelques autres membres de cette académie, regardaient ce beau et singulier spectacle. M. Goethe, en s'approchant de l'empereur, lui demanda la permission de les lui nommer. . . . .

„Vous êtes, j'espère, content de nos spectacles," dit l'empereur à M. Goethe; „ces messieurs y sont-ils venus?" — „A celui d'aujourd'hui, sire, mais pas à ceux d'Erfurt." — „J'en suis fâché; une bonne tragédie doit être regardée comme l'école la plus digne des hommes supérieurs. Sous un certain point de vue, elle est au dessus de l'histoire. Avec la meilleure histoire, on ne produit que peu d'effet. L'homme, seul, n'est ému que faiblement; les hommes rassemblés reçoivent des impressions plus fortes et plus durables. Je vous assure que l'historien que vous autres citez toujours, Tacite, ne m'a jamais rien

appris. Connaissez-vous un plus grand et souvent plus injuste détracteur de l'humanité? Aux actions les plus simples, il trouve des motifs criminels; il fait des scélérats profonds de tous les empereurs, pour faire admirer le génie qui les a pénétrés. On a raison de dire que ses *Annales* ne sont pas une histoire de l'empire, mais un relevé des greffes de Rome. Ce sont toujours des accusations, des accusés et des gens qui s'ouvrent les veines dans leur bain. Lui qui parle sans cesse de délations, il est le plus grand des délateurs. Et quel style! Quel nuit toujours obscure! Je ne suis pas un grand latiniste, moi, mais l'obscurité de Tacite se montre dans dix ou douze traductions, italiennes ou françaises que j'ai lues; et j'en conclus qu'elle lui est propre, qu'elle naît de ce qu'on appelle son génie autant que de son style; qu'elle n'est si inséparable de sa manière de s'exprimer que parce qu'elle est dans sa manière de concevoir. Je l'ai entendu louer de la peur qu'il fait aux tyrans; il leur fait peur des peuples, et c'est là un grand mal pour les peuples mêmes. N'ai-je pas raison, M. Wieland? Mais je vous dérange; nous ne sommes pas ici pour parler de Tacite. Regardez comme l'empereur Alexandre danse bien!"

zen. Ihre ſtarren Glieder wurden gelinde, es ergoß ſich ihr Innerſtes, und in der Verirrung des Augenblickes fürchtete Wilhelm, ſie werde in ſeinen Armen zerſchmelzen, und er nichts von ihr übrig behalten. Er hielt ſie nur feſter und feſter. — Mein Kind! rief er aus, mein Kind! du biſt ja mein! wenn dich das Wort tröſten kann. Du biſt mein! ich werde dich behalten, dich nicht verlaſſen! — Ihre Thränen floſſen noch immer. — Endlich richtete ſie ſich auf. Eine weiche Heiterkeit glänzte von ihrem Geſichte. — Mein Vater! rief ſie, du willſt mich nicht verlaſſen! willſt mein Vater ſeyn! — Ich bin dein Kind!

Sanft fing vor der Thüre die Harfe an zu klingen; der Alte brachte ſeine herzlichſten Lieder dem Freunde zum Abendopfer, der, ſein Kind immer feſter in Armen haltend, des reinſten unbeſchreiblichſten Glückes genoß.

1561.

1809, Ende (?)

Über ‚Die Wahlverwandtschaften'.

General v. Rühle erzählte mir [Varnhagen v. Ense], Goethe selbst habe ihm einmal gesagt: er habe die erste Anregung zu den ‚Wahlverwandtschaften' durch Schelling erhalten, wie Kapp in seinem Buche [Friedrich Wilhelm Joseph v. Schelling — Ein Beitrag zur Geschichte des Tages von einem vieljährigen Beobachter] richtig bemerkt. In der Charlotte wollte man die Herzogin Luise erkennen, in dem Hauptmann den Freiherrn v. Müffling, jetzigen Gouverneur von Berlin, [1842] in Luciane einzelne Züge der Fräulein v. Reitzenstein, und so noch andere; in dem Maler einen jungen Künstler aus Kassel. Goethe sagte einmal zu Rühle: „Ich he[illegible]nisch? Nun ich habe doch Gretchen hinrichten und Ottilie verhungern lassen; ist das den Leuten nicht christlich genug? Was wollen sie noch Christlicheres?"

Das erinnert an die empörte Antwort, die er Knebeln wegen der sittlichen Bedenken desselben gegen die ‚Wahlverwandtschaften' gab: „Ich hab's auch nicht für Euch, ich hab's für die jungen Mädchen geschrieben."

1562.

(Bis 1356.)

1813 Ende bis 1814 Mai.

Mit Arthur Schopenhauer.

Goethe ſagte mir einmal, daß, wenn er eine Seite im Kant leſe, ihm zumuthe würde, als träte er in ein helles Zimmer.

1563.

Um 1819(?).

Mit Karl Wolfgang und August v. Heygendorff.

Als Beiſpiel von Goethes ausgebreiteter erzieheriſcher Thätigkeit iſt folgendes anzuführen:

Mein Vater [Generalmajor v. Heygendorff] theilte mir mit, daß Goethe ihn und ſeinen Bruder in Begleitung ihres gemeinſamen Hofmeiſters öfters habe zu ſich kommen laſſen, und auf die Erzählungen über das Thun und Treiben der Knaben öfters geſagt habe: ‚Das iſt recht! Das iſt brav!‘

1564.

1826(?), 28. Auguſt.

Mit Wilhelmine Melos geb. Baumann und Marie Melos.

An einem Geburtstage Goethes befand ſich Frau Melos mit ihrem fünfjährigen Töchterchen unter den vielen Gratulanten. Sobald Goethe ſie bemerkte, ſchritt er auf ſie zu, reichte dem Kinde die Hand und ſagte:

„Nun, Marie*)! willſt Du mir auch gratuliren?“ „Ja, Excellenz!“ ſagte Frau Melos; „und Marie hat auch ein Gedicht gelernt, das ſie Ihnen ſpäter vorſagen will.“ — „Ei, das muß ich ſogleich hören!“ ſprach er und führte die kleine Marie in ein, von der vornehmen Geſellſchaft freigebliebenes Nebenzimmer, ſetzte ſich und nahm ſie auf ſeinen Schooß. „Jetzt ſag mir einmal her, was Du gelernt haſt.“ — Marie begann: „Uſm Bergli Bin i geſäſſe“ — „Ha de Vögle“, half Goethe ein. — „Ha de Vögle Zugeſchaut,“ fuhr Marie fort. — „Häut geſunge, Häut geſprunge“ half Goethe wieder ein, und ſo ging er mit ihr das ganze Liedchen bis zu Ende durch, führte die Kleine dann zur Mutter zurück und wendete ſich ſeinen andern Beſuchern zu. Am Nachmittage ſchickte er an Marie einen Teller Früchte und Confect von der Geburtstagstafel.

1565.

1827, Anfang Mai.

Mit Moritz Oppenheim.

Oppenheim . . . erzählte mir [Rießer]: Am Schluſſe ſeines Aufenthalts in Weimar habe Goethe ihn gefragt, ob er einen Titel oder einen Orden haben wolle; er habe geantwortet, daß er ſich, offen geſtanden, aus

*) Nicht Ida, wie die Quelle angiebt, ſondern deren jüngere Schweſter, wie Frau Ida Freiligrath geb. Melos mir mitzutheilen die Güte hatte.

beiden nichts mache. Hierauf aber habe Goethe erwiedert: ‚Sie thun unrecht, mein Lieber! Titel und Orden halten manchen Puff ab im Gedränge.‘

1566.

Spätestens 1820.

In Carlsbad.

a.

Bei einem zu Ehren Goethes veranstalteten Mittagsmahl brachte dieser zur Erwiderung auf einen ihm gewidmeten Toast den Trinkspruch aus:

‚Nie Mangel des Gefühls und nie Gefühl des Mangels!‘

b.

Einem . . Dresdner, Kriegsrath Hase, ... sagte Goethe auf seine Klage, daß ihm das Glück versagt bleibe, Italien zu sehen: ‚Seien Sie deß froh; denn sonst würde Ihnen der Himmel hier nie blau genug sein.‘

1567.

1830.

Mit William Makepeace Thackeray u. a.

Of course I remember very well the perturbation of spirit with which, as a lad of nineteen, I received the long expected intimation that the Herr Geheimrath would see me on . . a morning. This notable audience took place in a little antechambre of

his private apartments, covered all round with antique casts and bas-reliefs. He was habited in a long grey or drab redingot, with a white neckcloth and a red ribbon in his buttonhole. He kept his hands behind his back, just as in Rauch's statuette. His complexion was very bright, clear, and rosy. His eyes extraordinarily dark, piercing, and brilliant. I felt quite afraid before them, and recollected comparing them to the eyes of the hero of a certain romance called *Melmoth the Wanderer*, which used to alarm us boys thirty years ago; eyes of an individual who had made a bargain with a Certain Person, and at an extreme old age retained the eyes in all their awful splendour. I fancied Goethe must have been still more handsome as an old man than even in the days of his youth. His voice was very rich and sweet. He asked me questions about myself, which I answered as best I could. I recollect I was at first astonished, and then somewhat relieved, when I found he spoke French with not a good accent. . . .

Any of us who had books or magazines from England sent them to him, and he examined them eagerly. *Frazer's Magazine* had lately come out, and I remember he was interested in those admirable outline portraits which appeared for awhile in its pages. But there was one, a very ghastly caricature of Mr. R—, as Madame de Goethe told me, he shut up and put away from him angrily. They

would make me look like that', he said; though in truth I can fancy nothing more serene majestic, and healthy looking, than the grand old Goethe.

1568.

Zwiſchen 1818 und 1831.

Mit Friedrich Theodor Kräuter.

His last secretary, Kräuter, who never speaks of him but with idolatry, describes his activity even at this advanced age as something prodigious. It was moreover systematic. A certain time of the day was devoted to his correspondence; then came the arrangement of his papers, or the completion of works long commenced. One fine spring morning, Kräuter tells me [Lewes] Goethe said to him: 'Come, we will cease dictation, it is a pity such fine weather should not be enjoyed; let us go into the Park and do a bit of work there.'

1569.

In Goethes letzten Jahren.

Über wilde Ehe.

Wenn ich [Gerd Eilers] alles zuſammennehme, was mir über ſeine religiöſe Stimmung in den letzten Jahren ſeines Lebens mitgetheilt worden iſt, wozu auch die mir näher bekannt gewordene Thatſache gehört, daß er einen vieljährigen Freund zur Buße ermahnte und veranlaßte, ſeine wilde Ehe in eine chriſtlich eingeſegnete zu verwandeln, ſo möchte ich faſt glauben, es ſei ihm gegangen wie dem hochbejahrtem Kephalos bei Plato.

Quellen.

1553. Von und aus Schwaben. Geſchichte, Biographie, Literatur von B. Lang. VII. Heft. Gottlob David Hartmann. Ein Lebensbild aus der Sturm- und Drangzeit. Stuttgart 1891. S. 91 f. (Aus Briefen Hartmann's an die Eltern und an Bodmer.) — **1554.** Lenz und Goethe. Mit ungedruckten Briefen. . . . Von J. Froitzheim. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. 1891. S. 67. (Aus Niederſchrift von R. Lenz für Dr. Tumpel.) — **1555.** Friedrich Hölderlin's Leben. In Briefen von und an Hölderlin. Bearbeitet und hrsgg. von C. T. Litzmann. Berlin 1890. S. 243 f. (Aus H.'s Brief aus Ldw. Neuffer, Jena, November 1794.) — **1556.** Ebenda. a) S. 252. (Aus Brief an Neuffer v. 19. Jan. 1795.) — b) S. 256. (Aus Brief an Hegel v. 26. Jan. 1795.) — **1557.** Jean Pauls Briefwechsel mit ſeinem Freunde Ch. Otto. I. Band. Berlin 1829. S. 349 ff. — **1558.** Garlieb Merkel über Deutſchland zur Schiller-Goethe-Zeit. . . . Nach des Verfaſſers gedruckten und handſchriftlichen Aufzeichnungen zuſammengeſtellt . . . von J. Eckardt. Berlin 1887. S. 62 f. — **1559.** Briefe von Goethe und deſſen Mutter an Friedrich Freiherrn von Stein. Nebſt einigen Beilagen. Hrsgg. von J. J. H. Ebers und A. Kohlert. Leipzig 1846. S. 170. (Aus Brief der Frau v. Stein v. 5. März 1806.) — **1560.** Le Correspondant. 63ème année. 25. Janvier 1891. Paris 1891. c) S. 230 —233. — d) S. 241 f.

1561. Tagebücher von K. A. Varnhagen v. Enſe. II. Band. Leipzig 1861. S. 194. — **1562.** Arthur Schopenhauer's ſämmtliche Werke in ſechs Bänden. Hrsgg. von E. Griſebach. II. Leipzig. S. 167. — **1563.** Aus Brief des Herrn Major a. D. und k. k. Gendarmerieoberinſpector v. Heygendorff an den Herausgeber. — **1564.** Harmloſe Geſchichten von J. Schwabe. Frankfurt a. M. 1890. — **1565.** Brief des Herrn Bankdirektor Dr. Rießer an den Herausgeber. — **1566.** Goethe und Dresden. Von W. Frh. v. Biedermann. Berlin 1875. S. 46. — **1567.** The Life and Works of Goethe. By G. H. Lewes. Book the VII. Chapter VII. — **1568.** Ebenda. — **1569.** Meine Wanderung durchs Leben. . . . von Gerd Eilers. III. Theil. Leipzig 1858. S. 369 f.

Regiſter über die Spätlinge.

I. Perſonen.

Bodmer, Joh. Jak. — 99.
Buonaparte, Napoleon. — 105—111.
Dalberg, Karl Theod. Frh. v. — Fürſt-Primas des Rheinbundes. 108.
Dazincourt, Joſ. Jean Bapt. Albert, gen. — 109.
Ellers, Gerd — 117.
Frankreich, Ludwig XIV. König v. — 109.
Freiligrath, Ida — geb. Melos. 114.
Goethe, Cäcilie v. — geb. v. Pogwiſch. 116f.
Hartmann, Gottlob Tav. — *) 99.
Hase, Frdr. Traug. — 115.
Herder, Gottfr. v. — 103.
Herzogenberg, August v. — 113.
Herzogenberg, Karl Wolfgang v. — 113.
Hölderlin, Frdr. — 100ff.
Kalb, Charlotte (nicht Eleonore, wie I. 200 und im Regiſter oben ſteht) von — geb. Marſchalk v. Oſtheim. 101ff.
Kant, Immanuel. — 113.
Kapp, . . . — 112.
Knebel, K. Ludw. v. — 103. 112.
Kotzebue, Aug. v. — 109.
Kräuter, Frdr. Theod. — 117.
Lenz, Jak. Mich. Reinh. — 99f.
Lenz, Karl. — 99f.
Leſſing, Gotthold Ephr. — 106.
Lewes, George Henry — 117.
Loder, Juſt. Chriſtn. — 104f.

*) Prof. G. T. Hartmann iſt erwähnt I. 60 (nicht 57).

Meios, Marie. — 113f.
Meios, Wilhelmine — geb. Baumann. 113f.
Merkel, Garlieb. — 104f.
Meyer, Heinr. — 101.
Müllner, Fridr. E. Ferd. Frh. v. — 112.
Müller, Fridr. v. — 110.
Müller, Joh. v. — 107.
Oppenheim, Mor. — 114f.
Racine, Jean. — 108.
Reitzenstein, Ernette v. — 112.
Remusat, . . . de — (Premier gentilhomme de l'empereur). 104.
Richter, Jean Paul F. — 102f.
Richter, . . . — (Dr. jur.) 114f.
Rühle v. Lilienstern, Joh. Jak. Aug. — 112.
Rußland, Alexander I. Kaiser v. — 108f. 111.
Sachsen-Weimar, Amalie Herzogin v. — 99f.
Sachsen-Weimar, Karl August Großherzog v. — 108.
Sachsen-Weimar, Luise Großherzogin v. — 108. 112.
Sauli, Raffaelle. — 104.
Schelling, Fridr. Wilh. Joh. v. — 112.
Schiller, Fridr. v. — 100f. 108.
Schopenhauer, Arth. — 113.
Stein, Charlotte Frfr. v. — gb. v. Schardt. 105.
Tacitus, Caj. Cornel. — 108. 110f.
Talleyrand, Charles Maur. de — Fürst v. Benevent. 105—111
Thackeray, William Makepeace — 115f.
Varnhagen v. Ense, Karl Aug. — 112.
Voltaire, Francois Marie Arouet de. — 110.
Wieland, Christoph Martin. — 106ff.
Württemberg, Friedrich I. König v. — 108.

2. Schriften und Gedichte Goethes.

Faust. 112.
Mahomet. Nach Voltaire. 107.
Schweizerlied. 114.
Stella. 105.

Tancred. Nach Tasso. 107.
Die Wahlverwandtschaften. 112.
Tenien. 104.

3. Geographisches und Ethnographisches.

Berlin. 107. 112.
Deutschland. 106.
Dresden. 115.
Erfurt. 105—110.
Frankfurt a. M. 99.
Frankreich. 103f. 107f.
Italien. 103. 115.
Jena. 109ff.
Karlsbad. 115.
Kassel. 112.
Rom. 103. 111.
Schweiz. 99.
Sibirien. 109.
Weimar. 99. 101. 103. 108. 110.

4. Verschiedenes.

Bühnenwesen. 106—110.
Carricaturen. 116f.
Christenthum. 112.
Ehe. 117.
Erziehung. 113.
Frazer's Magazine. 116.
Geschichte. 110.
Kunstwerke. 104f.
Orden und Titel. 114f.
Rheinische Thalia hrsgg. v. Schiller. 100f.
Trinkspruch. 115.

5. Quellen

sind in das Hauptregister mit eingereiht.

Zeitfolge

von Goethes Gesprächen bei Einreihung der nachgebrachten und unter Berücksichtigung von Berichtigungen.

I. 1765—1804.

1—11. 1438. 12—14. 1553. 15—18. 1440. 1441. 19. 20. 1442. 21. 22. 1439. 23—31. 1549. 32—34. 1443. 35. 1554. 36. 1444. 37—47. 1445. 48—53. 1446. 54. 1447. 55—61. 1448. 62—71. 1449. 72—83. 1450. 84—86. 1451. 87—91. 1452. (92 fällt weg.) 93—96. 1453. 97—101. 1454. 102—116. 1555. 117—119. 1556. 120. 121. 1455. 1456. 122. 123. 1457. 124—134. 1458. 135. 1557. 136. 1558. 137—153. 1459. 154—164. 1460. 165—168. 1461. 169—173. 1462—1465. 174—177. 1466. 178—182. 183—191. 1467. 192. 193. 1468. 194—206. 1469—1471. 207. 208—210. 1472. 211. 1473. 212. 1474. 1475. 213. 1476. 214. 1477—1479. 215—221. 1480. 222. 1481. 223. 224.

II. 1805—1819.

225. 226. 1482. 227. 1483. 228. 1484. 229. 1485. 230—233. 1486. 234—238. 1487. 239—244. 1559. 1488. 245—249. 1489. 250—253. 1490. 254—313. (314 u. 316 fallen weg.) 315. 317—327. 1491. 328. (329 fällt weg.) 330—341. 1492. 342—345. 1493. 346. 347. 1494. 348—351. (352 fällt weg.) 353—372. 1560. 373—379. 1495. 380—389. 1496. 390. 1497. 391—394. 518? 395—404. 1498. 405—425. 1499. 426—448. 1561. 449—451. 1500. 1501. 452—516. 1502. 517.

III. 1811—1818.

1503. 519—564. 1504—1506. 565. 1507. 566—577. 1508. 1550. 578. 579. 1509. 580—583. 1510. 1511. 584. 1512. 585—595. 1513. 1514. 596—598. 1515. 1562. 599—614. 1516. 615—622. 1517. 623. 624. 1518. 625—627. 1519. 628—671. 1520. 672—693. 1521. 694—701. 1522. 702. 1523. 703—706. (707 fällt weg.) 708. 1524. 709—722. 1551. 723. 1525—1528. 1552. 724.

IV. 1819—1823.

1563. 725—738. 1529. 739—745. 1530. 746—748. 1531. 1566. 749—757. 1532. 758. 1533. 759. 760. 1534. 1535. 761—767. 1536. 768—856. 1537. 1538. 857—914. 1539.

V. 1824—1826.

919—955. 1540. 956—969. 992. 970—991. 992—1020. 1541. 1021—1041. 1542. 1042—1052. 1564. 1053—1068.

VI. 1827 und 1828.

1069—1095. 1565. 1096—1119. 1543. 1120—1148. 1544. 1149—1160. 1545. 1161—1174.

VII. 1829 und 1830.

1175—1204. 1546. 1205—1213. 1547. 1214—1229. 1548. 1230—1323. 1567. 1568.

VIII. 1831 und 1832.

1324—1415.

Zeitlich unbestimmbar.

915—918. 1416—1437. 1569.

Berichtigungen*)

Band	Seite		
II,	356,	Nr. 241	lies: Wie 22ª (statt 22ᵇ).
„	356,	„ 245	„ desgl. desgl.
„	356,	„ 246	„ desgl. desgl.
„	356,	„ 249	„ desgl. desgl.
„	356,	„ 242a	„ Wie 248c (statt 248).
„	356,	„ 252b	„ Wie 228 (statt 243).
„	357,	„ 307	„ Wie 307a—c (statt 307a—e).
„	359,	„ 396e	„ Wie 393 (statt 293).
„	359,	„ 406	ist nach der Zahl a zu streichen.
„	359,	„ 411	lies: 411a u. c (nicht a u. b).
„	359,	„ 414	„ Wie 405 (nicht 406a).
„	360,	„ 450	„ Wie 357 (nicht 347).
VI,	373,	„ 1154	„ Wie 1148 (nicht 1048).
VIII,	31,	Z. 1	lies: rhetorischen.
„	108,	Z. 9	lies: 1780.
„	203,	Z. 8 v. u.	lies: Euphemismus.
„	224,	Z. 7	lies: des Reinmenschlichen.
„	279f.		Zu Nr. 1439 ist zu erinnern, daß zur Zeit von Goethes Reise mit Lavater ‚Werther' noch nicht erschienen war; der hier erzählte Vorgang dürfte um Mitte 1775 zu setzen sein.
„	249,	Z. 2 v. u.	wäre anstatt ‚Rettung' das Gedicht ‚Wahrer Genuß' zu nennen gewesen.
„	382,	Z. 6 v. u.	war der Maler R. jedenfalls Rösel.
„	392,	Z. 16	lies: an.
„	395,	Z. 2 v. u.	lies: Goethe's.
„	412		ist die Quellangabe von Nr. 1540a zu vervollständigen durch: (Aus: Drei Blätter aus meinen Erinnerungen. Von W. Häring. [W. Alexis]).

*) Exc. v. Loeper spreche ich meinen verbindlichsten Dank aus für die Sorgfalt, mit der er die ‚Gespräche' durchgegangen und dadurch die Berichtigungen für alle Bände großentheils hervorgerufen hat.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Anhang

zu

Goethes Werke.

Abtheilung

für

Geſpräche.

9. Band. 2. Hälfte.

Leipzig.

F. W. v. Biedermann.

1891.

Erläuterungen

zu

Goethes Gesprächen

von

Dr. Otto Lyon.

Leipzig.
F. W. v. Biedermann.
1891.

Einleitendes.

Das Bild Goethes klar und rein zu gewinnen, ſeine gewaltige Perſönlichkeit in feſten und ſcharfen Umriſſen zu zeichnen, den geſammten geiſtigen und überhaupt menſchlichen Inhalt ſeines Weſens, ſeiner großen, herrlichen Natur deutlich und ſicher zu erfaſſen: das iſt das ſchöne und große Ziel, dem die Goetheſtudien zuſtreben und an deſſen Erreichung von begeiſterten Forſchern, unter denen der Herausgeber der vorſtehenden Geſpräche Goethes einen hohen Ehrenplatz einnimmt, unabläſſig gearbeitet wird. Wenn man erwägt, daß die Schriftwerke, die ein Menſch ſchafft und der Nachwelt hinterläßt, immerhin doch nur einen zuſammengedrängten Auszug ſeines geiſtigen Seins und ſeiner ganzen Perſönlichkeit darſtellen, und daß insbeſondere bei einem Dichter wie Goethe die lebendige Perſönlichkeit noch unendlich viel reicher iſt als der Inhalt ſelbſt ſeiner gewaltigſten Werke, wenn man ſich insbeſondere des Wortes erinnert, das Merck zu Goethe ſprach: „Was du lebſt iſt beſſer als was du ſchreibſt“, ſo wird man jede Nachricht und jede Äußerung, die uns Goethes lebendige Perſönlichkeit näher rückt, mit Freude und Dankbarkeit aufnehmen, wodurch uns ſelbſtverſtändlich nicht die Verpflichtung erſpart wird, jede ſolche Nachricht ſorgfältig daraufhin zu prüfen, ob ſie uns in Wirklichkeit mit dem Menſchen Goethe, ſei es auch nur in einem einzelnen, außer dem Zuſammenhange geringfügig erſcheinenden Zuge, in ſeiner Eigenart genauer bekannt macht. Solche Nachrichten ſind

seine Tagebücher und Briefe, solche Nachrichten sind aber auch seine uns überlieferten mündlichen Äußerungen, die wir unter dem Namen „Goethes Gespräche" zusammenzufassen pflegen. Die Gespräche Goethes haben vor seinen schriftlichen Äußerungen den Vorzug, daß sie uns die lebendige Persönlichkeit des Dichters unmittelbarer, gleichsam so, wie sie das Leben lebt, entgegentreten lassen, wir sehen sie unwillkürlich in ihrer Umgebung vor uns, redend, sich bewegend, handelnd, wir treten zu ihr in einen innigeren Bezug, als es durch bloße geschriebene Worte möglich ist. Das gesprochene Wort übt seinen eigenartigen Zauber auf uns aus, auch trotz des Umstandes, daß es uns doch erst wieder als ein geschriebenes, und noch dazu von andern niedergeschriebenes Wort entgegentritt. Freilich macht es uns gerade der Umstand, daß ein anderer die im Gespräche gefallenen Worte des Dichters aufgezeichnet hat, zur Pflicht, bei diesen Äußerungen einen anderen Maßstab der Beurteilung zu gebrauchen, als bei den vom Dichter selbst niedergeschriebenen oder dictirten Worten, da ja jedes dieser Gespräche in der Gestalt, wie es uns vorliegt, gleichsam erst durch den Geist des Aufzeichnenden hindurchgegangen ist und so doch, auch wenn der Hörer noch so treu in der Aufzeichnung war, Spuren eines fremden Geistes mit aufweist. Daher wird es eine Hauptaufgabe der nachfolgenden Erläuterungen sein, die wichtigsten in den Gesprächen niedergelegten Äußerungen Goethes teils aus den Verhältnissen und den Lebensumständen des Dichters, aus denen sie hervorgegangen, zu beleuchten, teils durch verwandte schriftliche Äußerungen des Dichters selbst zu erklären und ihrer Bedeutung nach zu würdigen. Freilich kann es sich dabei nur um die wichtigsten Äußerungen handeln, da für die Erläuterungen ein Raum von 16 Bogen bestimmt ist, der nicht überschritten werden darf.

Der Herausgeber hat 1569 Gespräche, bez. mündliche Äußerungen Goethes gesammelt und sie mit fortlaufenden Nummern versehen. Wir fügen unsere Erläuterungen in der Weise an, daß wir die Nummer, die der Herausgeber dem Gespräche gegeben hat, voranstellen und dieser die Angabe von Band und Seite folgen lassen*). Vorher sei es mir aber noch gestattet, dem Herausgeber der Gespräche, Herrn Geheimerath Freiherrn von Biedermann in Dresden, meinen herzlichsten Dank auszusprechen dafür, daß er mir in der liebenswürdigsten Weise die reichen Schätze seiner Bibliothek zur Verfügung stellte und mich überhaupt aufs zuvorkommendste bei meiner Arbeit mit Rath und That unterstützte.

Zunächst dürfte ein kurzer Hinweis auf die mündliche Ausdrucksweise Goethes dem Leser der „Gespräche" das Bild des sprechenden Dichters näher bringen. Goethe war mit seiner Frankfurter Mundart innig verwachsen, und obgleich sein Vater „sich stets einer gewissen Reinheit der Sprache befliß" (Dicht. u. Wahrh. II, 6. Buch) und „die Kinder zu einem besseren Sprechen vorbereitet hatte", kam der junge Goethe doch mit einem unverfälscht oberdeutschen Dialecte nach Leipzig, und Anklänge an die oberdeutsche Heimath haben sich auch in späterer Zeit, als sich sein mündlicher Ausdruck durch den Aufenthalt in Leipzig und besonders in Weimar wesentlich geändert hatte, in seiner Aussprache immer erhalten. Wilhelm Grimm äußert sich darüber in dem denkwürdigen Vortrage**), den er auf

*) Die Nachrichten über die wichtigeren der vorkommenden Personen werden in der Regel da gegeben, wo der Name zum ersten Male vorkommt. Darüber, wo der Name zum ersten Male auftritt, giebt das Personenregister zu den Gesprächen Auskunft.

**) Vgl. über die Bedeutung dieses Vortrages für unsere Sprache und Sprachwissenschaft: A. Rühlhausen, Geschichte des Grimmschen Wörterbuches, Hamburg 1888.

der bekannten Verſammlung der Germaniſten am 24. September 1846 zu Frankfurt am Main hielt: „Goethe hat mit dem richtigſten Gefühl, wie der Augenblick drängte, die ihm angeborne Mundart benutzt und mehr daraus in die Höhe gehoben als irgend ein anderer. Auch ſeine Ausſprache, zumal in vertraulicher Rede, war noch danach gefärbt, und als ſich jemand beklagte, daß man ihm den Anflug ſeiner ſüdlichen Mundart in Norddeutſchland zum Vorwurf gemacht habe, hörte ich ihn ſcherzhaft erwidern: Man ſoll ſich ſein Recht nicht nehmen laſſen: der Bär brummt nach der Höhle, in der er geboren iſt.“ Zugleich iſt hierbei aber in Betracht zu ziehen, was Goethe über die Denkweiſe des Oberdeutſchen und den Charakter der oberdeutſchen Mundart in Dichtung und Wahrheit (II, 6. Buch) ſagt: „Der Oberdeutſche und vielleicht vorzüglich derjenige, welcher dem Rhein und Main anwohnt (denn große Flüſſe haben wie das Meeresufer immer etwas Belebendes), drückt ſich viel in Gleichniſſen und Anſpielungen aus, und bei einer inneren, menſchenverſtändigen Tüchtigkeit bedient er ſich ſprichwörtlicher Redensarten. In beiden Fällen iſt er öfters derb, doch, wenn man auf den Zweck des Ausdruckes ſieht, immer gehörig: nur mag freilich manchmal etwas mit unterlaufen, was gegen ein zarteres Ohr ſich anſtößig erweiſt.“ Dieſer Derbheit des Ausdrucks entſprechen z. B. ganz die Äußerungen des jungen Goethe in den Nummern 1 und 2 der Geſpräche, ſodaß der Herausgeber ein Wort auf S. 12 nur durch Punkte angedeutet hat. Selbſtverſtändlich iſt dieſe Kraft und Urſprünglichkeit, dieſe ſinnliche Gewalt der Rede, die in den Werken des Dichters oft in ſo herrlicher Weiſe zu Tage tritt, in ſeinen Geſprächen, in der vertraulichen Rede, überhaupt noch in erhöhtem Maße zu merken.

Und eine allgemeine Bemerkung ſei hier noch voraus-

geschickt, die bei der Beurteilung aller mündlichen Äußerungen Goethes immer gegenwärtig gehalten werden muß. In einem Briefe an Cotta vom 24. November 1768 schreibt Goethe: „Es giebt tausend Dinge, die man ohne Bedenken sagt, die man aber großes Bedenken trägt zu schreiben." (Hirzel-Vernays, D. j. Goethe I, 38.) Und besonders sei noch daran erinnert, daß Goethe sich allezeit als Werdender fühlte, daß er am liebsten alle Tage als „neugeboren" sich betrachtete und daß daher alle seine Äußerungen, seine mündlichen wie seine schriftlichen, immer als Stufen eines fortgesetzten Entwickelungsprocesses anzusehen sind. Wie er bereits im Jahre 1770 schreibt: „Dabei müssen wir nichts sein, sondern alles werden wollen, und besonders nicht öfter stille stehen und ruhen, als die Nothdurft eines müden Geistes und Körpers erfordert" (A. Schöll, Briefe und Aufsätze von Goethe aus den Jahren 1766—1786, 2. Ausg. S. 39), so sagt er in seinem Alter zu Riemer: „Unser ganzes Kunststück besteht darin, daß wir unsere Existenz aufgeben, um zu existiren. — Das Thier ist von kurzer Existenz. Beim Menschen wiederholen sich seine Zustände" (am 24. Mai 1811. S. Gespräche Nr. 535). Dem entspricht ganz eine seiner zahmen Xenien (Hempel 2, 388):

Sie (die Feinde) zerren an der Schlangenhaut,
Die jüngst ich abgelegt.
Und in die nächste reif genung,
Abstreif' ich die sogleich
Und wandle neubelebt und jung
Im frischen Götterreich.

Was Goethe unter diesen abgelegten Schlangenhäuten versteht, wird ganz klar durch Riemers Mittheilung über ein Gespräch mit Goethe vom 23. Juni 1809: „Goethes Poesien (meinte er selbst) seien gleichsam Häutungen vorübergehender und vorübergegangener Zustände . . . .

ſeine Sachen wären nur Bruchſtücke aus ehemaligen Exiſtenzen: da einmal ein alter abgelegter Hut, ein Paar Stiefeln u. dgl." (Vgl. Geſpräche Nr. 410, doch iſt dort verdruckt: Häufungen, ſtatt: Hautungen). Hieraus geht klar hervor, daß alle, ſchriftliche wie mündliche, Äußerungen Goethes nur im Zuſammenhange mit ſeiner ganzen Perſon und ſeinem ganzen Weſen, nie vereinzelt und aus dem Zuſammenhange herausgeriſſen, zu betrachten ſind. Viele ſeiner Ausſprüche ſtellen nur einen Durchgangspunkt ſeiner Entwickelung dar, alle ſind nichts anderes, als aus dem jeweiligen Zuſtande ſeiner lebendigen Perſönlichkeit herausgewachſene Gedanken und Erfahrungen. Aus einer niedrigeren Stufe der Exiſtenz ringt er ſich immer zu einer neuen, höheren Stufe durch, er verwandelt ſich fortwährend zu einer neuen Geſtalt und ſtößt gleichſam die alte Exiſtenz wie eine abgelegte Schlangenhaut ab. In dieſer fortgeſetzten Metamorphoſe erblickt Goethe zugleich das Geheimniß des Lebens, dieſes „Stirb und Werde!" iſt ihm der höchſte Inbegriff unſeres Seins. Und wenn Goethe es nicht ſchon durch andere Geiſtesthaten bewieſen hätte, ſo bezeugt er es durch dieſe Auffaſſung des Lebens und Schaffens, daß er ein gewaltiger Geiſt und ein außerordentlicher, durch und durch geſunder Menſch war. (Vgl. auch „Goethes Ghaſel auf den Eilfer" und die Herausgabe dieſes Gedichtes durch Konrad Burdach, im Goethe-Jahrbuch XI, S. 3—18.) An dieſe Auffaſſung Goethes, die er von ſeinen eigenen Ausſprüchen und Dichtungen hatte, müſſen wir immer denken, wenn wir ſeine Geſpräche leſen, um uns davor zu bewahren, daß uns einzelne ſeiner Äußerungen, wenn wir ſie ohne Rückſicht auf ſeine Geſammtperſönlichkeit betrachten und feſthalten wollten, zu einem wahrheitswidrigen Ganzen zuſammenfließen.

Nr. 1. I, 7.

Bekanntlich fällt Goethes Aufenthalt in Leipzig in die Zeit vom 19. Oktober 1765 (von ſeiner Immatriculation an gerechnet) bis zum 28. Auguſt 1768, ſeinem neunzehnten Geburtstage, an dem er Leipzig, eben von ſchwerer Krankheit halb genеſen, wieder verließ, um ins Vaterhaus zurückzukehren. Wie er bei Adam Friedrich Oeſer, der ſeit 1763 Director der Zeichenakademie war, faſt zwei Jahre hindurch Unterricht nahm*), ſo ſtieg Goethe auch zu der Manſarde des Breitkopfſchen Stammhauſes zum „Goldenen Bären“ hinauf, die der Kupferſtecher Johann Michael Stock mit ſeiner Familie bewohnte, und geſellte ſich zu dieſem, um unter ſeiner Leitung zu radiren und zu ätzen. Stock (1739—1773) arbeitete Vignetten für die Werke des Breitkopfſchen Verlags. Seine Töchter, Johanna Dorothea, gewöhnlich Dora oder Doris genannt, und Anna Maria Jacobine, die aber gewöhnlich Minna genannt wurde, waren damals (1768) kleine Mädchen von acht und ſechs Jahren. Vgl. auch Geſpräch Nr. 168. Doris, die ältere, war am 6. März 1760, Minna, die jüngere, am 11. Mai 1762 geboren**). Späterhin hat ſich Doris als Paſtellmalerin großen Ruf erworben, Minna wurde bekanntlich die Gattin Chriſtian

*) Vgl. hierzu namentl. den Vortrag des Freiherrn Göler von Ravensburg über die Stellung Goethes zur Zeichenkunſt, Goethe-Jahrbuch VII. 314.

**) Vgl. v. Biedermann, Goethe und Leipzig I. 192. — Die im Regiſter zu den Geſprächen angeführte Marie Helene Stock, geb. Schwabe, war die Frau Stocks und die Mutter der beiden kleinen Mädchen.

Gottfried Körners. Daß gerade die ältere Schweſter, die ſich eine Stellung in der Kunſtwelt zu erobern wußte, mit dem Erziehungsvorſchlage Goethes wenig zufrieden war, iſt erklärlich.

Das Wort des jungen Dichters, daß Stock ſeine Töchter nur in der Wirthſchaft erziehen und ſie gute Köchinnen werden laſſen ſollte, entſpricht ganz den damaligen Anſchauungen Goethes. Käthchen Schönkopf*), die ihm in der Schönkopf'ſchen Weinhandlung abends den Wein brachte und auch ſein Eſſen bereiten half, ſchwebte ihm wohl bei dieſen Worten als Muſter aller Weiblichkeit vor, kein Wunder, daß ihm das Thätigſein in der Wirthſchaft als das Ideal weiblicher Bildung erſchien. Schrieb er doch am 1. Oktober 1766 mit Bezug auf Käthchen an ſeinen Freund Wilhelm Carl Ludwig Moors in Frankfurt: „Was iſt der Stand? Eine eitle Farbe, die die Menſchen erfunden haben, um Leute, die es nicht verdienen, mit anzuſtreichen. Und Geld iſt ein ebenſo elender Vorzug in den Augen eines Menſchen, der denkt. Ich liebe ein Mädchen, ohne Stand und ohne Vermögen, und jetzo fühle ich zum allererſtenmale das Glück, das eine wahre Liebe macht." (Vgl. Hirzel-Bernays, Der junge Goethe I, S. 19.)

Nr. 2. I, 8.

Es iſt jetzt längſt allgemein bekannt, wie innig Goethe mit der Lutherbibel und der Lutherſprache ſchon in ſeiner Jugend vertraut war**). Die Liebe zur Bibel hatte ſeine herrliche Mutter in ihn gepflanzt, die ja Bibelſtellen als

*) Sie verlobte ſich ſchon im Mai 1769 mit Dr. Kanne, der damals Advocat, ſpäter Leipziger Vicebürgermeiſter war, und vermählte ſich mit dieſem 1770.

**) Vgl. Henkel, Goethe und die Bibel, Leipzig 1890, ſowie die bekannten Aufſätze von Victor Hehn (Goethe-Jahrb.), Burdach u. Stephan Waetzoldt.

Weihsprüche und Orakel für ihr Leben aufschlug und in schwerer Herzensbedrängniß immer in dem Buche der Bücher Trost und Rath suchte. So hatte sie, um nur einen Fall anzuführen, in der Zeit, als Goethe von Leipzig zurückgekehrt, in einem fast hoffnungslosen Zustande krank im Elternhause lag, auch die Bibel herbeigeholt und war beim Aufschlagen auf die Worte gestoßen: „Du sollst wiederum Weinberge pflanzen an den Bergen Samarias: pflanzen wird man und dazu pfeifen.“ (Jerem. 31, 5.) Diese Worte gaben ihr frohen Muth und neue Hoffnung, bis an ihr Lebensende konnte sie dieses göttlichen Trostes nie wieder vergessen.

Nr. 3. I, 13.

Von Ende August 1768 bis zu Anfang April 1770 blieb Goethe im Elternhause zu Frankfurt. Seine Krankheit bereitete ihm schwere Stunden, und erst im Winter 1769—1770 war seine Genesung vollkommen entschieden. Seine Schwester Cornelia Friederika Christiana Goethe, später mit Schlosser vermählt, war zur Zeit des berichteten Gespräches 17 Jahre alt (sie war geboren am 7. December 1750). Die beiden Herren von Olderogge, die im October 1768 durch Frankfurt reisten, nennt Goethe selbst „les cavaliers les plus distingués de toute notre academie“ (vgl. v. Löper, Hempel 21, 278); sie waren die Söhne des Rentmeisters von Olderogge in Riga, der eine war sechs, der andere fünf Jahre älter als Goethe. Der Brief Cornelias vom 27. Oktober 1768 ist an ihre Freundin Katharina Fabricius in Worms gerichtet. Das Urtheil, das in diesem Gespräche Goethe über die Frankfurterinnen im Vergleich zu den Leipzigerinnen abgab, deckt sich ganz mit dem, was er in der bekannten poetischen Epistel an Friederike Oeser vom 6. November 1768 über die Frankfurter Damen schrieb (s. d. bei Hirzel-Bernays, D. j. Goethe I, 28 ff.).

Auch Horn ſchreibt von den Frankfurter Mädchen: „Die Mädchen! o die ſind hier ganz unerträglich! ſehr ſtolz und ohne allen Menſchenverſtand. Ich möchte raſend werden, wenn ich an Leipzig gedenke. Nicht eine iſt fähig einen discours zu führen, als etwa vom Wetter oder von einer neumodiſchen Haube." C. Jahn, Goethes Briefe an Leipziger Freunde. 2. Aufl. Leipzig 1867. S. 185 Anm.

Nr. 4. I, 15.

Johann Adam Horn aus Frankfurt, der von den Freunden wegen ſeiner kleinen Geſtalt immer nur Hörnchen genannt wurde und ſeiner krummen Beine wegen viel Anlaß zum Scherz gab, hatte ein halbes Jahr ſpäter als Goethe die Univerſität bezogen. Er war ein überaus belebendes Element des Leipziger Kreiſes (man vgl. die ergötzliche Schilderung, die Goethe von ihm in Dichtung und Wahrheit giebt, II, 6. Buch) und der Spaßmacher unter den Freunden; er wohnte in Leipzig wie Dr. Kanne bei Schönkopfs. Später wurde er Gerichtsſchreiber und ſtarb 1806. Im April 1769 finden wir ihn in Frankfurt, er war gleichfalls aus Leipzig in die Heimath zurückgekehrt. Er betrachtete ſich als „ein Stück von der Schönkopf'ſchen Familie" und ſchrieb am 9. April 1769 an Käthchen.

Nr. 5. I, 16.

Am 2. (oder 4.?) April 1770 Vormittags 10 Uhr kam Goethe in Straßburg an, um dort, dem Wunſche ſeines Vaters entſprechend, ſeine juriſtiſchen Studien zum Abſchluß zu bringen. Im Wirthshaus zum Geiſt ſtieg er ab und ſuchte ſich dann eine Wohnung, die er in einem Hauſe am alten Fiſchmarkt (Nr. 74) bei Herrn Schlag fand. Am Donnerstag nach Oſtern, den 19. April, trug er ſeinen Namen in die Liſte der Studirenden ein.

Die Tischgesellschaft, die hier erwähnt wird, kam in einer Pension der alten Jungfrauen Lauth zusammen und bestand Anfangs aus etwa zehn Personen, älteren und jüngeren (Dichtung und Wahrheit II, 9. Buch). Diese Pension lag in der Krämergasse Nr. 13. Trooſt war Chirurg in Elberfeld und ſtand im Alter von vierzig Jahren, er wollte ſich mit den Fortſchritten ſeiner Wiſſenſchaft bekannt machen und hörte daher nochmals einige Collegien in Straßburg; der Name iſt ein Pſeudonym. Johann Heinrich Jung, genannt Stilling, war am 12. September 1740 in Grund im Naſſauiſchen geboren; er war von Haus aus arm, war anfangs Schneider, dann Schullehrer geweſen und ſtudirte nun in Straßburg Medicin, ſpäter wurde er Profeſſor der Staatswirthſchaft in Heidelberg und Marburg und ſtarb in Karlsruhe am 2. April 1817. Seine Selbſtbiographie: Heinrich Stillings Lebensgeſchichte oder deſſen Jugend, Jünglingsjahre, Wanderſchaft, Lehrjahre, häusliches Leben (1777—89, 4 Bde., 2. Aufl. 1806) iſt eine Erzählung, in der Dichtung und Wahrheit gemiſcht ſind, aber in vorzüglicher Weiſe, die Darſtellung iſt einfach und wahr. Dieſe beiden, Jung-Stilling und Trooſt, traten zu Anfang des Winterhalbjahres 1770, als ſich nach Goethes Bericht die Tiſchgeſellſchaft auf zwanzig Perſonen vermehrte, zuſammen in die Geſellſchaft ein. Stilling erzählt dieſen Eintritt in ſeiner Lebensgeſchichte, in der er immer in der dritten Perſon von ſich ſpricht: „Es ſpeiſeten ungefähr zwanzig Perſonen an di em Tiſch, und ſie (Trooſt und Stilling) ſahen einen ch dem andern eintreten. Beſonders kam einer mit großen hellen Augen, prachtvoller Stirn und ſchönem Wuchs muthig ins Zimmer. Dieſer zog Herrn Trooſts und Stillings Augen auf ſich: erſterer ſagte gegen letztern: Das muß ein vortrefflicher Mann ſein. Stilling bejahte das, doch glaubte er, daß

sie beide viel Verdruß von ihm haben würden, weil er ihn für einen wilden Kameraden ansah. Dieses schloß er aus dem freien Wesen, das sich der Student ausnahm; allein Stilling irrte sehr. Sie wurden indeß gewahr, daß man diesen ausgezeichneten Menschen Herr Goethe nannte." (Wanderschaft, S. 158 f.) Gerade Goethe, von dem Stilling viel Verdruß erwartete, nimmt sich nun in dem vorliegenden Gespräche Stillings in so schöner Weise an. Wie Goethe kurz nach seiner Ankunft in Straßburg seinem armen Leipziger Stubennachbar in der großen Feuerkugel, dem Kandidaten der Theologie Limprecht, eine Geldsendung zugehen ließ und überhaupt sein ganzes Leben hindurch in der edelsten Weise eine wahrhaft großartige Wohlthätigkeit ausübte, so sehen wir ihn hier den neuen Gast gegen unreifen Spott in Schutz nehmen. Sein Dichterwort: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!" ist so recht aus seiner Natur und Eigenart hervorgewachsen; Worte und Werke sind bei ihm eins.

Jung-Stilling gebraucht in seiner Lebensgeschichte häufig Decknamen (s. oben Trost); ein solches Pseudonym ist auch der Name Waldberg, mit dem Jung den Mediciner Meyer, der aus Lindau am Bodensee stammte, zu bezeichnen pflegt. Über seine Spottlust, seinen Muthwillen, seine Gabe den Professoren nachzuäffen, aber auch über seine Jovialität, Aufrichtigkeit und Gutmüthigkeit berichtet Goethe in Dichtung und Wahrheit (9. Buch).

Johann Daniel Salzmann (1722—1812) war Actuar beim Vormundschaftsgericht; da er der älteste war (damals 48 Jahre), so überließ man ihm den obersten Platz und den Vorsitz bei Tische. Goethe war mit ihm sehr befreundet. Salzmann suchte namentlich die vaterländische Poesie gegen den andringenden französischen Einfluß zu schützen, er hatte sogar eine Gesellschaft gestiftet, die in Wort und Schrift die deutsche Sprache fördern sollte.

Nr. 6 und 7. I. 17. 18.

Wiederum sehen wir hier Goethe, dem man so oft Hochmuth, Überhebung, unerträgliche Anmaßung, Kälte vorgeworfen hat, in herzlicher, fast brüderlicher Liebe den bedrängten Freund aufrichten, unterstützen und an allem, was diesen berührt, lebhaft Antheil nehmen. Übrigens muß man daran denken, daß in diese Zeit Goethes Liebe zu Friederike Brion fällt.

Nr. 8. I, 18.

Franz Lerse, dessen Namen Goethe im Götz verewigt hat, war 1749 zu Buchsweiler geboren und studirte in Straßburg Theologie. Jung nennt ihn „einen von den vortrefflichsten Menschen und Goethens Liebling." Später war Lerse Lehrer und Inspector an der Militärschule zu Colmar. Noch im Jahre 1797 besuchte er Goethe in Weimar. — Goethe hatte der juristischen Facultät eine Abhandlung eingereicht, die dafür eintrat, daß der Gesetzgeber das Recht und die Pflicht habe, für Geistlichkeit und Laien einen gewissen Cultus festzusetzen. Der Stoff sagte der Facultät nicht zu, und sie genehmigte den Druck der Dissertation nicht. Doch wurde Goethe gestattet, über einige von ihm aufgestellte Thesen (es waren 56 Positiones juris, darunter eine gegen die Aufhebung der Todesstrafe) öffentlich zu disputiren; diese Thesen wurden gedruckt und Goethe auf Grund der Disputation zum licentiatus juris ernannt. Am 6. August 1771 fand die Disputation statt. Kurz darauf kehrte Goethe nach Frankfurt zurück, um sich dort als Advocat niederzulassen.

Nr. 9. I, 19.

Am 28. August 1771 finden wir Goethe wieder in Frankfurt, er reicht an diesem Tage (wiederum gerade an seinem Geburtstage) ein Gesuch um Zulassung zur Ausübung der Advocatur bei dem obersten Gerichte Frankfurts

Wilhelm Meisters

Lehrjahre.

Ein Roman.

Herausgegeben

von

Goethe.

Zweyter Band.

Berlin.
Bei Johann Friedrich Unger.
1795.

ein, und bereits am 31. August wurde seinem Gesuche stattgegeben, am 3. September ward er als Advocat und Frankfurter Bürger vereidet. Von Shakespeare begeistert dramatisirte er, nachdem er am 14. October den englischen Dichter in seiner bekannten Rede gefeiert hatte, die „Geschichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eisernen Hand" nach des Ritters eigener Lebensbeschreibung und beendigte das Werk, noch ehe das Jahr 1771 zu Ende ging. Den auch mit Herder befreundeten Kriegszahlmeister Johann Heinrich Merck in Darmstadt hatte Goethe durch die Brüder Schlosser kennen gelernt, hatte auch durch Herder schon in Straßburg viel von ihm gehört. Merck war 1741 geboren, hatte sich 1766 oder 1767 in Morges am Genfer See mit einer Französin verheiratet und starb 1791. Merck bildete den Mittelpunkt des Darmstädter Kreises, der sich um die geistig hochbedeutende Landgräfin Karoline von Hessen-Darmstadt geschart hatte, dem außer Merck und seiner Frau angehörten: der Hofbibliothekar Rector Wenck; der spätere Hofprediger Professor Petersen; der Schwager von Herders Braut: Geheimerath von Hesse mit seiner Frau, der Tochter des Amtsschaffners Flachsland, und deren Schwester Karoline Flachsland, der Braut Herders, welche bei Hesse wohnte; Fräulein Luise von Ziegler, Hofdame der Landgräfin von Homburg; Fräulein von Roussillon und vom März 1772 an auch Goethe. Es war ein geistig außerordentlich anregender, lyrisch schwärmender, empfindsamer Kreis, den Goethe gern die „Gemeinschaft der Heiligen" nannte. Im Winter 1774, als Landgräfin Karoline starb, löste sich der kleine Kreis auf, der für unsere Literatur große Bedeutung gewonnen hat. (Julian Schmidt hat in seiner Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland im zweiten Bande eine eingehende Schilderung dieses denkwürdigen Kreises gegeben.)

Anfang März 1772 hatte Goethe mit Schloſſer zum erſten Male den Darmſtädter Kreis beſucht, in dem vorliegenden Briefe der Braut Herders iſt wieder von einem ſolchen Beſuche im Anfang des April die Rede. Der Wald, der erwähnt wird, iſt der Beſſunger Wald bei Darmſtadt, in dem die Mitglieder dieſes Kreiſes häufig zuſammenkamen. Die Herderſche Überſetzung des Shakeſpeareſchen Liedes lautet in Herders Stimmen der Völker (III. Buch Nr. 24):

Waldgeſang.

Unter dies Grünlaub-Dach,
Wem's liebt, zu folgen nach,
Will ſtimmen ſein Liedlein ein
Ins Chor der Vögelein,
Komm' hieher, komm' hieher, komm hieher!
'ſ ſoll wohl ihm ſein,
Ohn' Ach und Pein,
Nur nicht ohn' Wint'r und Wetter.

Achtet er Ruhm nur Stroh,
Will lieg'n im Sonn'nſchein ſo,
Sich ſuchen Speiſ' und Trank,
Und wie er's findt, ha'n Dank,
Komm' hieher, komm' hieher, komm' hieher!
'ſ ſoll wohl ihm ſein,
Ohn' Weh und Pein,
Nur nicht ohn' Wint'r und Wetter.

Lila iſt Fräulein von Ziegler, ſie wurde ſo in dieſem Kreiſe genannt. Ihr iſt Goethes Gedicht: „Pilgers Morgenlied, an Lila" (Hempel 3, 39f.) gewidmet. Goethe wurde in dieſem Kreiſe (wohl nach ſeinem hier vorgetragenen Gedichte) der Wanderer oder der Pilger genannt.

Nr. 10. I, 20.

Bald darauf ſiedelte Goethe nach Wetzlar über und wurde am 25. Mai 1772 als „Praktikant" beim Reichskammergericht in die Liſte der Referendare eingetragen.

Er blieb in Wetzlar bis zum 11. September 1772. Hier lernte er die Familie des Amtmanns Buff kennen, hier erfaßte ihn die Liebe zu dessen Tochter Charlotte, die schon seit 1768 mit dem Legationssecretär Johann Christian Kestner verlobt war. Kestner stammte aus Hannover und war dort am 28. August 1741 geboren, er war Legationssecretär bei der Hannoverschen Gesandtschaft und war zur Kammergerichtsvisitation nach Wetzlar entsandt worden; er starb am 24. Mai 1800.

Der gothaische Legationssecretär und Dichter Friedrich Wilhelm Gotter (1746—1797) bearbeitete und übersetzte besonders französische Dramen. Der Hofgerichtsassessor August Friedrich von Goué (1743—1789) aus Wolfenbüttel gehörte der Braunschweiger Gesandtschaft an. Freiherr von Kielmannsegge stammte aus Mecklenburg, er war 1750 geboren, hatte in Göttingen studirt, war ein Freund Bürgers; er wurde später Auditeur in Güstrow.

Der Scepticismus widersprach Goethes Natur, die sogar schon dem Criticismus nicht sonderlich zugethan war. So schreibt er im Juli 1770 (an Hetzler den Jüngeren): „Lassen Sie mir die Freuden, feindliche Erfahrungssucht, die Sommervögel tödtet und Blumen anatomirt, alten oder kalten Leuten." (Schöll, Briefe und Aufsätze S. 30.) An Friederike Oeser schrieb er am 8. April 1769: „Das Urtheil eines Frauenzimmers über Werke des Geschmacks ist bei mir wichtiger als die Kritik des Kritikers." (T. j. Goethe, I, S. 60.) Und 1773 schreibt er an J. H. Röderer (in Straßburg): „Ich lerne täglich mehr, wie viel mehr werth es in allem ist, am kleinsten die Hand anlegen und sich bearbeiten, als von der vollkommensten Meisterschaft eines andern kritische Rechenschaft zu geben." (T. j. Goethe I, 391.) Seine angeborne Abneigung gegen den Scepticismus und

Rationalismus der damaligen Zeit war durch seine Verbindung mit Herder und den Darmstädter Kreis, in dem Hamanns Geist lebte, noch genährt und verstärkt worden.

Nr. 11. I, 23.

Ludwig Julius Friedrich Höpfner war seit 1771 Professor zu Gießen und starb als Geh. Tribunalrath in Darmstadt (1743—1797). Höpfner sollte zur Mitarbeiterschaft an den Frankfurter gelehrten Anzeigen*) durch Merck und Goethe eingeladen werden. Christian Heinrich Schmid (1746—1800) war Professor der Beredsamkeit in Gießen; er war ein Anhänger der leichtfertigen und oberflächlichen Richtung des Geheimraths Klotz, dem gegenüber Lessing die Ehre der deutschen Literatur rettete. Höpfner nannte ihn die kritische Spinne, Goethe und Herder haßten seine ganze Art. Höpfner erzählte später von dem persönlichen Zusammentreffen Goethes und Mercks mit Schmid, daß dabei „feiner, witziger und boshafter noch nie ein Mensch gegeißelt worden sei," als damals Schmid.

Über den vorliegenden Besuch Goethes bei Höpfner im Jahre 1772 haben wir außer dieser Erzählung Höpfners noch zwei andere Berichte, den einen in Goethes Dichtung und Wahrheit (III, 12. Buch), den anderen in einer Mittheilung des Herrn Obersteuerrathes Hallwachs in Darmstadt (s. denselben in den Gesprächen Nr. 1438, VIII, S. 237 ff.). Wilhelm Scherer hat (im Goethe-Jahrbuch, VI, 345 ff.) ohne weiteres dem Hallwachs'schen

*) Über diese, die mit dem Anfange des Jahres 1772 erschienen und die neuen Anschauungen in Kunst, Wissenschaft und Religion im Kampfe gegen die ältere Anschauung verkündigten und vertheidigten, vgl. namentlich auch: Hermann Dechent, Die Streitigkeiten der Frankfurter Geistlichkeit mit den Frankfurter Gelehrten Anzeigen im Jahre 1772. (Goethe-Jahrbuch.)

Bericht, der von der Stiefgroßmutter dieses Mannes, der Frau Höpfners, herstammt, den Vorzug vor dem vorliegenden gegeben, weil der Hallwachs'sche Bericht besser zu Goethes Erzählung in Dichtung und Wahrheit stimme. Wenn man aber in dem Hallwachs'schen Bericht liest, daß die Göttinger Professoren sich alle um Goethe herumgedrängt hätten, sogar auf Stühle gestiegen seien, um den Dichter zu sehen, und daß alle ihm verwundert und begeistert zugehört hätten, so scheint es doch, als ob in diesem Berichte das spätere Ansehen Goethes als Dichter bereits dem jungen, nur in einem ganz kleinen Kreise vertrauter Freunde bekannten Dichter beigelegt werde und als ob daher dieser Bericht etwas legendenartig entstellt sei. Man vergißt so leicht, wenn man sich Goethes Leben zum besonderen Studium macht, daß der junge Dichter durchaus noch keine anerkannte Größe war. Der eigne, von Karl Wagner mitgetheilte Bericht Höpfners wird daher durch den Hallwachs'schen in seiner Glaubwürdigkeit nicht erschüttert und steht zudem, bei genauer Betrachtung, viel weniger in Widerspruch zu Goethes Erzählung, als Scherer meinte.

Übrigens hat viele Jahre später die Tochter Höpfners, Frau Rehberg, nach Wagners Bericht im Jahre 1816, nach dem Briefe der Frau Rehberg selbst aber im Jahre 1823 (und hiernach ist Wagners Irrthum zu berichtigen), den Scherz erwidert und sich auch in Verkleidung bei Goethe, als er in Marienbad weilte, eingeführt. Vgl. Gespräche Nr. 863. IV, 255 ff.

Als Seitenstück zu dem vorliegenden Gespräche vgl. auch: Nr. 1466. VIII, 271, sowie Nr. 1468. VIII, 273.

Nr. 12. I, 24.

Vgl. hierzu aus Goethes Brief an Kestner vom 11. April 1773: „Wir redeten wies drüben aussah über den Wolken,

das weiß ich zwar nicht, das weiß ich aber, daß unser Herr Gott ein sehr kaltblütiger Mann sein muß, der euch die Lotte läßt. Wenn ich sterbe und habe droben was zu sagen, ich hol sie euch wahrlich." (D. j. G. I, S. 361).

Nr. 13 und 14. I, 25.

Der Philosoph Friedrich Heinrich Jacobi, Bruder des Dichters Johann Georg Jacobi, war 1743 zu Düsseldorf geboren, ward 1779 jülich-bergischer Geheimerath und starb 1819 als Präsident der Akademie der Wissenschaften in München; er schrieb auch philosophische Romane. Sein Roman „Woldemar" erschien unter dem Titel: „Freundschaft und Liebe" im Mercur von 1777, eine Fortsetzung davon 1779 unter dem Titel: „Der Kunstgarten, ein philosophisches Gespräch." Beide vereinigt erschienen 1781 als „Woldemar", der 1792 eine nochmalige Umarbeitung erfuhr. — Goethe ging im September 1772 von Wetzlar nach Frankfurt zurück und blieb dort bis zum 7. November 1775. Mit Fritz Jacobi wurde er auf einer Rheinreise persönlich bekannt, die er im Sommer 1774 mit Basedow und Lavater unternahm. Am 21. Juli 1774 traf er mit den Brüdern Jacobi in Pempelfort zusammen.

Nr. 15. I, 25ff.

Johanna Katharina Sibylla Fahlmer, Tochter des Kommerzienraths Georg Christoph Fahlmer, war 1744 zu Düsseldorf geboren und 1772 mit ihrer Mutter von Düsseldorf nach Frankfurt übergesiedelt. Sie war die Tante der Brüder Jacobi und wird von Goethe gewöhnlich die Tante oder das Tantchen genannt. 1778 vermählte sie sich mit Johann Georg Schlosser, der in erster Ehe mit Goethes Schwester Cornelia verheirathet gewesen war (Cornelia war 1777 nach einer wenig glücklichen Ehe in Emmendingen gestorben). Schlosser war

Advocat in Frankfurt, dann Oberamtmann in Emmendingen, später Geh. Rath und Director des Hofgerichts in Karlsruhe, zuletzt in Frankfurt als Syndikus (1739 bis 1799). Johanna Fahlmer starb 1821. — Friedrich Damian Dumeix (nicht Dumoix) war Dechant des Collegialstiftes zu St. Leonhard (Dichtung und Wahrheit III, 13. Buch), später Propst zu Erfurt. Goethe war mit ihm eng befreundet, „dem ersten katholischen Geistlichen, mit dem er in nähere Berührung trat." — Goethe kam zu Johanna gestiefelt und in einem englischen Überrock, d. h. im Werthercostüm, das der junge Jerusalem getragen hatte (Dicht. u. Wahrh. III, 12. Buch). Das Werthercostüm spielte in dieser Zeit eine große Rolle bei Goethe und seinen Freunden. Hatte doch Goethe am 1. Februar 1774 die eigentliche Ausarbeitung des Werther begonnen, der im Herbst des nämlichen Jahres erschien.

Marie Sophie Frank v. La Roche (1731—1807), geb. Gutermann von Gutershofen, die bekannte Jugendfreundin Wielands, seit 1760 vermählt mit dem Hofrath Georg Mich. Frank v. La Roche, der 1789 starb.

Über „Götter, Helden und Wieland" vgl. Goethes eigenen Bericht in Dichtung und Wahrheit III, 15. Buch. Im Frühjahr 1774 hatte es Lenz, dem es Goethe zugeschickt hatte, in Kehl drucken lassen.

Nr. 16. I, 31.

Johann Kaspar Lavater war am 16. November 1741 zu Zürich geboren, seit 1769 Pfarrer in Zürich; bei der Eroberung Zürichs im Jahre 1799 wurde er durch einen Schuß verwundet und starb nach langem Leiden am 2. Januar 1801. Seine Schweizerlieder waren 1767 erschienen, auch Predigten und Erbauungsbücher hatte er geschrieben; seine physiognomischen Fragmente veröffentlichte er 1775—78 (4 Bde.).

Nr. 18. I, 32.

Joh. Georg Hamann war am 27. August 1730 zu Königsberg geboren, studirte Theologie, auch Jurisprudenz, war später Accisschreiber, zuletzt Packhofsverwalter in Königsberg, er starb am 21. Juli 1788.

Nr. 19. I, 33.

Friedrich Christoph Nicolai, geb. 1733 in Berlin, Buchhändler in Berlin, gab 1765—1805 die allgemeine deutsche Bibliothek heraus, er starb 1811. Gegen Goethe verfaßte er 1775 eine Satire: „Freuden des jungen Werthers". Man vergleiche hierzu Goethes Epigramme: „Nicolai auf Werthers Grabe" und: „Auf F. C. Nicolai" (Goethes Werke, Hempel 3, 198f.). Vgl. auch Dichtung und Wahrheit 3, 13. Buch. — Heinrich Gottfried von Bretschneider (1739—1810) war damals nassauischer Offizier, später lebte er in Österreich; dieser hatte gleichfalls den Werther verspottet in einem Bänkelsängerliede: „Eine entsetzliche Mordgeschichte von dem jungen Werther."

Nr. 20. I, 33.

Georg Melchior Kraus war Maler in Frankfurt (1733—1806) und hatte 1761—1768 seine Ausbildung in Paris erhalten.

Nr. 21. I, 35.

Christian Graf zu Stolberg war am 15. October 1748 zu Hamburg geboren, wurde 1777 Amtmann zu Tremsbüttel, 1800 dänischer Kammerherr, lebte dann auf seinem Gute Windebye bei Eckernförde und starb am 18. Januar 1821.

Nr. 22. I, 35.

Im Mai 1775 kamen die Brüder Stolberg und Baron Haugwitz nach Frankfurt, und am 14. Mai trat Goethe mit ihnen eine Reise nach der Schweiz an, von der er Ende Juli mit Herder, den er in Darmstadt getroffen hatte, nach Frankfurt zurückkehrte. Auf dieser Reise wurde auch Bodmer besucht. Johann Jacob Bodmer war am 19. Juli 1698 zu Greifensee bei Zürich geboren, war seit 1725 Professor der Geschichte in Zürich und starb am 2. Januar 1783.

Nr. 23. I, 36.

Johann Georg von Zimmermann war 1728 im Canton Bern geboren, seit 1768 Hofarzt in Hannover und starb 1795; er verfaßte die „Betrachtungen über die Einsamkeit (1757)“ und die Schrift: „Vom Nationalstolze (1758).“

Nr. 24. I, 36.

Mit dem 7. November 1775, an dem Goethe in Weimar eingetroffen war, beginnt ein ganz neuer Abschnitt in Goethes Leben und Dichtung. — Philipp Seidel (1755—1820) war Goethes Diener und besorgte auch Schreibereien für Goethe; er war der Sohn eines Frankfurter Spenglers; später großherzogl. Rentamtmann in Weimar.

Nr. 25. I, 37ff.

Joh. Heinrich Lips (1758—1817) war ein Maler, der Porträts für Lavaters Physiognomik zeichnete; Goethe zog ihn später auf einige Zeit nach Weimar.

Nr. 26. I, 39.

Friedrich Leopold Graf zu Stolberg war am 7. November 1750 in Bramstedt geboren, war 1777

bischöflich Lübeck'scher Minister in Kopenhagen, später dänischer Gesandter in Berlin, 1791 Präsident in Eutin, 1800 trat er zur römisch katholischen Kirche über, er starb am 6. December 1819.

Was in diesem Gespräche über Goethe bemerkt wird, ist außerordentlich wichtig. Goethe war recht eigentlich der Held der damaligen Sturm und Drangperiode unserer Literatur und unseres geistigen Lebens, er war, wie F. H. Jacobi über ihn schreibt (am 27. August 1774 an Wieland), „Genie vom Scheitel bis zur Fußsohle, ein Feuergeist, dem fast in keinem Falle gestattet sei, willkürlich zu handeln." Diese überschäumende Kraft des Genies trieb den Dichter, der sich selbst „des Gottes voll" fühlte, alle Regeln, alle Autoritäten, alle Überlieferung und Wissenschaft zu verwerfen (man denke nur an seine Shakespearerede, T. j. G. II, 39 ff., an Scenen des Faust und Theile des Werther). Und so gab es auch Stunden, in denen er damals keine Gottheit über sich anerkennen wollte; er fühlte in sich soviel Schöpferkraft, daß er glaubte sich Gott selbst gleichstellen zu dürfen. Namentlich in dem Fragment Prometheus (G. j. G. III, 447) und in den ältesten Scenen des Faust kamen diese furchtbaren und erschütternden Seelenkämpfe zu Ausdruck. Die Grundstimmung des Prometheus, die sich in den Worten ausspricht: „Ich will nicht! Ihr (der Götter) Wille gegen meinen, eins gegen eins!" hat ihn Jahre hindurch verfolgt und gequält. Ihren Gipfelpunkt hat diese Stimmung in den Worten des „Prometheus" erreicht:

„Hier sitz' ich, forme Menschen
Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sei,
Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen und zu freuen sich
Und dein nicht zu achten
Wie ich."

Daß in diesen Worten Goethes eigene Gesinnung zum Ausdruck kam, geht deutlich daraus hervor, daß er noch im Jahre 1780 einmal quer über die Seite hin schrieb: „litte Prometheisch“ (Goethes Tagebuch, Weimarer Ausgabe, 1. Bd. S. 116). Selbstverständlich war dies nur eine Durchgangsstimmung, ein Durchgangspunkt seiner Entwickelung. Ein inniges Aufblicken zu Gott geht auch in jener Zeit neben seiner Prometheusstimmung her. Er nennt Gott „das liebe, unsichtbare Ding, das mich leitet und schult“ (Schöll, Briefe u. Aufsätze S. 158. 1775), oder er schreibt: „das Weitere steht bei dem lieben Ding, das den Plan zu meiner Reise gemacht hat“ oder: „das liebe Ding, das sie Gott heißen“ (Der junge Goethe III, 80. 15. April 1775) u. ähnl. Vollkommen auf dem Wege der Umkehr sehen wir Goethe in dem Gedicht: „Ilmenau am 3. September 1783“, in dem es heißt:

Ich brachte reines Feuer vom Altar;
Was ich entzündet, ist nicht reine Flamme.
Der Sturm vermehrt die Glut und die Gefahr;
Ich schwanke nicht, indem ich mich verdamme.

Und in der Ode: Grenzen der Menschheit sagt er:

Denn mit Göttern
Soll sich nicht messen
Irgend ein Mensch,

wie er auch in dem Gedichte das Göttliche ausruft:

Heil den unbekannten
Höhern Wesen,
Die wir ahnen! . . . .
Der edle Mensch
Sei hilfreich und gut!
Unermüdet schaff' er
Das Nützliche, Rechte
Sei uns ein Vorbild
Jener geahneten Wesen!“

(Über Goethes Stellung zur Religion belehrt uns jetzt vortrefflich Th. Vogel, Goethes Selbstzeugnisse über seine Stellung zur Religion, Leipzig 1888; vgl. meine Besprechung dieses Buches in der Zeitschrift f. d. deutschen Unterricht III, S. 194ff.) Vgl. a. Julian Schmidt, Goethes Stellung zum Christenthum, Goethe-Jahrb. II, 49.

Was Shakespeare Goethe war, spricht auch ein Gedicht Goethes aus, das zuerst 1820 in „Kunst und Alterthum" gedruckt wurde, von dem die ersten sechs Zeilen aber wohl bereits in Goethes Jugend und zwar in der Weimarischen Zeit vor der italienischen Reise entstanden sind:

Zwischen beiden Welten.

Einer Einz'gen angehören,
Einen Einzigen verehren.
Wie vereint es Herz und Sinn!
Lida!*) Glück der nächsten Nähe,
William!**) Stern der schönsten Höhe,
Euch verdank' ich was ich bin.
Tag' und Jahre sind verschwunden,
Und doch ruht auf jenen Stunden
Meines Werthes Vollgewinn.

Nr. 27. I, 40.

Gottfried August Bürger hatte den kühnen Muth besessen, den Homer metrisch zu übersetzen und zwar nicht in Hexametern sondern in Jamben. Damals war die Ansicht allgemein verbreitet, der Homer könne nicht in deutsche Verse übersetzt werden. Bürger hat durch seinen Versuch diese unberechtigte Anschauung zuerst durchbrochen. Bürger hasste den deutschen Hexameter, ihm war Homer überhaupt der größte Volksdichter aller Zeiten, und daher konnte er sich eine Homerübersetzung auch nur in einem volksthümlichen deutschen Versmaße denken, was ja der

*) Frau v. Stein.
**) Shakespeare.

Hexameter sicherlich nicht ist. Leider wurde Bürger später hier sich selbst untreu und versuchte eine Homerübersetzung in Hexametern. Es ist anziehend und wichtig, aus dem vorliegenden Gespräche zu erfahren, das Goethe für den deutschen Hexameter eintrat. Goethes Liebe zum deutschen Hexameter geht aber im allgemeinen nicht über das Jahr 1800 hinaus. — Über „Bürgers Homerübersetzung" vgl. die Abhandlung von Otto Lücke. Berlin, Gärtner 1891.

Nr. 28. I, 40.

Allwills Papiere*) ist der Titel eines Schriftwerkes von Friedrich Heinrich Jacobi, dessen Anfang 1775 im vierten Bande der „Iris" (die sein Bruder herausgab) erschien; eine Fortsetzung folgte 1776 im deutschen Merkur, dann 1781 eine Neubearbeitung unter dem Titel „Ed. Allwills Papiere", endlich 1792 eine Neubearbeitung (aber noch immer unvollendet) unter dem Titel: „Allwills Briefsammlung".

Nr. 29. I, 41.

Friedrich Wilhelm Heinrich von Trebra, geb. zu Allstädt am 5. April 1740, Bergmeister in Marienberg 1767—1769, Bergkommissionsrath 1769—1773, Viceberghauptmann 1773, lebte seit 1779 in Zellerfeld am Harz, seit 1795 auf seinem Rittergute Bretleben, wurde 1801 Oberberghauptmann in Freiberg, wo er am 16. Juli 1819 starb. Vgl. v. Biedermann, Goethe und das sächsische Erzgebirge.

Nr. 30. I, 43.

Kaufmann, genauer: Christoph Kaufmann, war der Freund Klingers, der, wie Klinger am 26. Mai 1814

*) Vgl. A. Holtzmann, Über Edward Allwills Briefsammlung. Jena 1878.

an Goethe schrieb, dem bekannten Klinger'schen Drama, welches 1776 in Weimar entstand, mit Gewalt den Titel: „Sturm und Drang" aufnöthigte.

Friedrich Maximilian von Klinger war 1752 in Frankfurt a. M. geboren, war dann russischer Offizier in Petersburg 1780, später Director des Cadettencorps 1799 und Generallieutnant 1811, gest. am 25. Februar 1831.

Nr. 34. I, 45.

Joh. Daniel Falk (1768—1826), der Verfasser der Schrift: „Goethe aus näherm persönlichen Umgange dargestellt", war vornehmlich Satirendichter. Er lebte lange Zeit in Weimar, wurde 1806 Legationsrath und widmete sich seit 1813 der Erziehung verwahrloster Knaben.

Die Herzogin Anna Amalia zu Sachsen-Weimar-Eisenach, eine geb. Prinzessin von Braunschweig-Wolfenbüttel, war am 24. October 1739 geb., vermählte sich mit dem Herzog Ernst August II. Konstantin von Weimar 1756, der aber schon 1758 starb. Sie führte von 1758—1775 die Regentschaft für ihren Sohn Karl August, der dann von 1775—1828 regirte. Sie starb am 10. April 1807.

Nr. 35. I, 48.

Karl Friedrich Cramer (1752—1807) war ein Jünger und Verehrer Klopstocks, und sowohl in der hier genannten Schrift, sowie in dem 1780 erscheinenden Buche: „Klopstock, Er und über ihn" giebt er eine unbedingte Verherrlichung Klopstocks, die Goethe dann in seiner Farce: „Das Neueste von Plundersweilern" verspottete.

Nr. 38. I, 51.

Johann Heinrich Wilhelm Tischbein war am 15. Februar 1751 zu Haina in Hessen geboren, wurde 1790 Director der Maleracademie zu Neapel, lebte später in Hamburg und Eutin und starb am 26. Juli 1829.

Goethe befand sich auf einer Reise nach der Schweiz, zu der er mit dem Herzog von Weimar und dem Oberforstmeister von Wedel am 12. September 1779 aufgebrochen war. Die Reise ging über Cassel, Frankfurt a. M., wo Goethes Eltern besucht wurden, Speier, Rheinzabern, Straßburg-Sesenheim, Emmendingen, Basel.

Nr. 39. I, 52.

Joh. Georg Adam Forster war 1754 zu Nassenhuben bei Danzig geboren, betheiligte sich 1772 an Cooks Reise um die Welt, wurde 1777 Professor der Naturgeschichte in Cassel, 1788 in Mainz, ging, von der Revolution begeistert, 1793 nach Paris, wo er 1794 starb.

Ernst Wolfgang Behrisch, geb. 1738 zu Dresden, Hofrath zu Dessau, gest. 1809, der bekannte Freund Goethes, der in Leipzig Hofmeister bei dem jungen Grafen Lindenau war (Dicht. u. Wahrh. II, 7. Buch). Bis zu seinem Tode blieb er in freundschaftlichem Verkehr mit Goethe.

Über Friedrich Heinrich Jacobis Roman: Woldemar s. Erl. zu Nr. 13.

Nr. 40. I, 54.

Am 27. September 1779 war Goethe nach Emmendingen gekommen, um das Grab seiner Schwester zu besuchen.

Nr. 41. I, 55.

Nicolaus Anton Kirchberger war Herr von Liebistorf und Landvogt zu Gottſtadt bei Biel; ſeinen Briefwechſel mit dem Theoſophen Saint-Martin haben Schauer und Chuquet (Paris 1862) herausgegeben; von Kirchberger erzählt Rouſſeau im 12. Buche der Confeſſionen. (Vgl. Im neuen Reich 1877. Nr. 29. S. 105 ff., ſowie Michaud, Biographie universelle 22. Bd., S. 436 f.) — N. A. Kirchberger darf nicht mit dem Freunde Wielands Samuel Kirchberger, der ſeit 1772 Rathsſchreiber, ſeit 1784 Staatsſchreiber in Bern war, verwechſelt werden.

Nr. 42. I, 57.

Auf der Schweizerreiſe wurde auch Bodmer (vgl. Nr. 22) in Zürich wieder beſucht. Mitte November war man in Zürich eingetroffen, nachdem am 12. November die Furka, am 13. der Gotthard erſtiegen worden war. Anfang December traten ſie die Heimreiſe an.

Friedrich von Stolberg hatte die Ilias, den Plato und Aeſchylus überſetzt. Bodmer hatte bereits 1748 Proben aus den Minneſängern, 1757 einen Theil des Nibelungenliedes unter dem Titel: „Chriemhildens Rache" herausgegeben, 1758 und 1759 hatte er dann noch eine „Sammlung von Minneſingern aus dem ſchwäbiſchen Zeitpunkte" erſcheinen laſſen.

Der Markgraf Karl Friedrich von Baden-Durlach hatte Klopſtock als „markgräflichen Hofrath" nach Karlsruhe berufen, damit er den Hofkreis durch ſeine Perſönlichkeit belebe. Gegen Ende des Jahres 1774 war Klopſtock nach Karlsruhe gekommen, war aber Ende März 1775, völlig unbefriedigt von dem dortigen Hofkreiſe, plötzlich von Karlsruhe wieder aufgebrochen und nach Hamburg zurückgereiſt.

Die Noachide oder das Epos Noah hatte Bodmer 1765 vollendet, es war wie seine „Sündfluth" u. ähnl. Arbeiten dichterisch werthlos. Tasselbe gilt von seinen zahlreichen Dramen. Seine Bedeutung lag auf dem Gebiete der Kritik.

Nr. 43. I, 60.

Philipp Matthias Hahn, geb. 1739 zu Scharnhausen bei Stuttgart, war seit 1768 Pfarrer zu Dornwestheim; er hat verschiedene mechanische Instrumente, z. B. eine Rechenmaschine erfunden, gest. 1790.

Nr. 44. I, 61.

August Wilhelm Iffland war am 19. April 1759 zu Hannover geboren und seit 1779 Schauspieler in Mannheim, später wurde er Director des Nationaltheaters zu Berlin (1796) und Generaldirector d. königl. Schauspiele (1811), gest. am 22. September 1814 in Berlin.

Konrad Ekhof war der eigentliche Begründer der deutschen Schauspielkunst; er war geb. 1720 zu Hamburg und starb 1778 zu Gotha. Vgl. über ihn Lessings Hamburgische Dramaturgie.

Nr. 45. I, 62.

Karl Ludwig von Knebel war am 30. November 1744 zu Wallerstein in Franken geboren, war seit 1774 militärischer Erzieher des Prinzen Konstantin von Weimar, wurde 1780 Major und starb am 23. Februar 1834 in Jena, wo er seit 1804 gelebt hatte.

Nr. 46. I, 63.

Joh. Anton Leisewitz war am 9 Mai 1752 zu Hannover geboren, studirte in Göttingen die Rechte, 1801 Geh. Justizrath in Braunschweig, gest. 10. September

1806. Er dichtete nur ein einziges Trauerspiel Julius von Tarent (1776), das ihm viel Anerkennung einbrachte.

August Bode, ein Sohn des Astronomen Bode in Berlin, war Privatgelehrter in Weimar, gest. 1804.

Nr. 48. I, 67.

Friedrich Johann Justin Bertuch war am 30. September 1747 zu Weimar geboren, war seit 1775 Kabinetssecretär in Weimar, später Legationsrath; er begründete 1785 die „Allgemeine Literaturzeitung", gest. 3. April 1822.

Friedrich Hildebrand von Einsiedel war am 30. April 1750 zu Lumpzig geboren, wurde 1776 Kammerherr in Weimar, 1807 Oberhofmeister, 1817 Vorsitzender des Oberappellationsgerichtes zu Jena, gest. 1828 in Weimar.

Korona Elisabeth Wilhelmine Schröter war am 14. Januar 1751 zu Guben geboren, seit 1776 Kammersängerin in Weimar, gest. 1802.

Nr. 49. I, 70.

Das Gespräch fand weder mit Seidel noch mit Goß (vgl. S. 288 Anm.) statt, sondern mit Goethes damaligem Diener Christoph Sutor (vgl. das Register S. 48).

Nr. 51. I, 74.

Friedrich Matthisson war am 23. Januar 1761 zu Hohendodeleben bei Magdeburg geboren, war Lehrer am Philanthropin in Dessau, dann Reisebegleiter der Fürstin von Dessau, wurde 1809 in den Adelsstand erhoben, 1812 Geh. Legationsrath und Oberbibliothekar in Stuttgart, gest. 1831 in Wörlitz. Vgl. Gespräch 36. — Eigenthümlich ist es zu sehen, wie sich in der Liebe zu den Kleinen Goethe mit Klopstock berührt, von dem J. P. Zinz berichtet: „Klopstock ist immer mit Jugend

umringt. Wenn er ſo mit einer Reihe von Knaben daherzog, hab ich ihn oft den Mann von Hameln genannt. Aber auch dies iſt Gefallen an der unverdorbenen Natur." (Schriften, 1. Sammlung.)

Nr. 52. I. 75.

Auch hier iſt es anziehend zu ſehen, wie ſich Goethe in ungeſtümem Wagemuth Klopſtock ähnlich zeigt, ein Genie gleicht dem andern. So berichtet H. P. Sturz in ſeinen oben angeführten Schriften von Klopſtock: „Wir ſuchten oft unwegſame Örter, finſtre, ſchauervolle Gebüſche, einſame unbewanderte Pfade, kletterten jeden Hügel hinauf, ſpäheten jedes Naturgeſicht aus, lagerten uns endlich unter einer ſchattigen Eiche und ergetzten uns an den Spielen der Jugend, ja, nicht ſelten miſchten wir uns uns drein. Oft zeigte Klopſtock einen fernen Baum. „Dorthin, rief er, aber geradezu — wir werden auf Moraſt und Gräben treffen — ei, Bedächtlicher! ſo bauen wir Brücken;" und ſo wurden Äſte gehauen; wir rückten mit Faſchinen beladen, als Belagerer fort, ſicherten den Weg und erreichten das Ziel."

Nr. 53. I. 76.

Fürſtin Amalie Gallitzin, geb. Gräfin von Schmettau war 1748 in Berlin geboren, vermählte ſich 1768 mit dem Fürſten Demetrius Gallitzin, lebte ſeit 1773 meiſt getrennt von ihrem Manne, ſeit 1779 namentlich in Münſter, wo ſie 1806 ſtarb. — Das Wortſpiel mit dehors und dedans beruht auf dem eigentlichen Wortſinne der beiden Adverbien: dehors, außen, draußen; dedans, innen, inwendig. Er meint: Dem äußeren vornehmen Scheine wird der innere Menſchenwerth geopfert.

Zu Nr 53. I. 76 iſt noch ein Geſpräch mit Fr. H. Jacobi nachzutragen, das vermuthlich auch im Jahre 1784 ſtattfand, da Jacobi deſſelben zuerſt 1787 Er-

wähnung thut in ſeiner Schrift „David Hume über den Glauben, oder Idealismus und Realismus, Breslau 1787“. In Jacobis Werken (1815) findet ſich dieſe Schrift über Hume im 2. Bande, und dort heißt es S. 276: „Die Anmaßungen und Begierden der Menſchen ſind ſonderbar genug. Sie möchten gern mit den bloßen Augen ſehen, ohne Licht; und noch lieber gar auch ohne Augen. So, meinen ſie, würde man erſt recht eigentlich, wahrhaft und natürlich ſehen. Nach dergleichen Vorſtellungsarten das Unnatürlichſte als das Natürlichſte, und das Natürlichſte als das Unnatürlichſte zu betrachten, das heißt denn Philoſophie. Ich erinnere mich, daß ich in einer gemiſchten Geſellſchaft einmal die Frage aufwerfen hörte: wie das menſchliche Geſchlecht wohl möchte fortgepflanzt worden ſein, wenn der Sündenfall nicht eingetreten wäre? Goethe antwortete ſchnell: ohne Zweifel durch einen vernünftigen Discurs.“

Jacobi ſelbſt fügt als Anmerkung hinzu: „Dieſer Blitzſtrahl des Geiſtes wurde ſpäter zu folgendem ſinnreichen Spruch:

„Fortzupflanzen die Welt ſind alle vernünft'gen Discurſe
Unvermögend; durch ſie kommt auch kein Kunſtwerk hervor.“

Es iſt das Diſtichon „Vergebliches Geſchwätz“, das Goethe zu den Tabulae votivae für Schillers Muſenalmanach 1797 ſpendete und dann in die „Vier Jahreszeiten“ unter den „Herbſt“ Nr. 55 ſetzte (ſ. d. Hempel 2, 170. Vgl. a. Rich. Bernays im Goethe-Jahrb. VI, 338).

Nr. 54. I, 77.

Der große Philolog Friedrich Auguſt Wolf war am 15. Februar 1759 zu Haynrode bei Nordhauſen geboren, wurde 1779 Lehrer am Pädagogium zu Ilfeld, 1783 Profeſſor in Halle, 1807 Miniſterialdirektor in Berlin, geſt. am 8. Auguſt 1824 auf einer Reiſe in Marſeille.

Wilhelm Meisters
Lehrjahre.

Drittes Buch.

Nr. 55. I, 78.

Das Gespräch bezieht sich auf die erste Gesammtausgabe seiner „Schriften", die Goethe mit dem Leipziger Buchhändler Georg Joachim Göschen vereinbarte und die dann in den Jahren 1787—1790 acht Bände stark erschien. Die ersten vier Bände kamen 1787 heraus und enthielten: die Zueignung (an das deutsche Publikum), den Werther, Götz, die Mitschuldigen, Iphigenie, Clavigo, die Geschwister, Stella, den Triumph der Empfindsamkeit, die Vögel. Goethe erhielt diese ersten Bände in Rom und schrieb am 22. September 1787: „Heute war mir ein sehr merkwürdiger Tag. Briefe von vielen Freunden, von der Herzogin Mutter, Nachricht von meinem gefeierten Geburtsfeste und endlich meine Schriften. Es ist mir wirklich sonderbar zu Muthe, daß diese vier zarten Bändchen, die Resultate eines halben Lebens, mich in Rom aufsuchen. Ich kann wohl sagen: es ist kein Buchstabe drin, der nicht gelebt, empfunden, genossen, gelitten, gedacht wäre, und sie sprechen mich nun alle desto lebhafter an. Meine Sorge und Hoffnung ist, daß die vier folgenden nicht hinter diesen bleiben. Ich danke Euch für Alles, was Ihr an diesen Blättern gethan habt, und wünsche Euch auch Freude bringen zu können. Sorgt auch für die folgenden mit treuem Herzen!" Namentlich Herder war ihm bei der Veranstaltung dieser Ausgabe sehr behilflich gewesen. Der fünfte Band erschien 1788 und enthielt den Egmont, sowie die Singspiele: Claudine von Villa Bella und Erwin und Elmire; 1789 trat der achte Band ans Licht, der das neueröffnete moralisch-politische Puppenspiel, zwei Sammlungen vermischter Gedichte, Künstlers Erdenwallen, Künstlers Apotheose und das Fragment: Die Geheimnisse enthielt. Der sechste und siebente Band erschienen zuletzt (1790), in ihnen befanden sich:

der Taſſo, Lila, Jery und Bätely, Scherz, Liſt und Rache, und das Fragment des Fauſt. — Im Juli 1786 ging Goethe nach Karlsbad. Von dort ſtahl er ſich am 3. September früh 3 Uhr weg, um ſich über Eger, Regensburg, München, Mittenwald, den Brenner u. ſ. w. nach Italien zu begeben.

Nr. 56. I, 79ff.

Tietmar war an der Erziehungsanſtalt zu Schnepfenthal bei Gotha als Lehrer angeſtellt. Dieſe berühmte Anſtalt hatte Chriſtian Gotthilf Salzmann gegründet, einer der hervorragendſten Pädagogen aus der Schule der Philanthropen, der 1744 zu Sömmerda bei Erfurt geboren war und 1811 zu Schnepfenthal ſtarb.

Der Erziehung der Jugend hat Goethe ſein ganzes Leben hindurch den wärmſten Antheil gewidmet. Wie er ſelbſt in ſeiner Jugend die brennende Sehnſucht empfand, ein deutſcher Sokrates zu werden und die Menſchheit zu neuen, höheren Zielen emporzuführen (Vgl. Aus Herders Nachlaß, 1856, I, 35), wie er im Verein mit Herder alles „umpalingeneſiren“ wollte, ſo ſehen wir ihn ſpäter im Alter in W. Meiſters Wanderjahren eine „pädagogiſche Provinz“ ſchildern, in der er ſeine Gedanken über die Erziehung der Menſchheit Geſtalt gewinnen läßt.

Joh. Karl Aug. Muſäus war 1735 zu Jena geboren, hatte Theologie ſtudirt und war ſeit 1770 Profeſſor am Gymnaſium zu Weimar; ſeine Volksmärchen der Deutſchen werden noch heute geleſen, obwohl er den echten Herzenston des Märchens nicht getroffen hat.

„Unſer Muſäus hat ihn (Lavater) ziemlich gut beleuchtet.“ Muſäus hatte nämlich in ſeiner Schrift: „Phyſiognomiſche Reiſen“ die Phantaſien und Uebertreibungen Lavaters in heiterer Satire bekämpft und verſpottet.

Nr. 57. I, 85.

Adalbert Gyrowetz war Komponiſt; er war geb. am 19. Februar 1763 zu Budweis in Böhmen, hatte Anfangs in Prag Jurisprudenz ſtudirt, ſich aber dann der Muſik zugewandt; 1786 wurde er von Mozart in Wien eingeführt, er ſtarb als Kapellmeiſter am Hoftheater zu Wien am 15. Auguſt 1849. Seine Lebensbeſchreibung (Wien 1845) giebt mannigfache, anziehende Auskünfte über Zeitverhältniſſe. Das hier geſchilderte Zuſammentreffen mit Goethe fällt in Goethes erſten römiſchen Aufenthalt (29. October 1786—22. Februar 1787).

Nr. 58. I, 86.

Man vergleiche Goethes Brief: „Neapel, Montag d. 26. Februar" (Ital. Reiſe).

Nr. 59. I, 87.

Das hier geſchilderte Zuſammentreffen fällt in den zweiten Aufenthalt Goethes in Neapel (Mitte Mai bis Anfang Juni 1787). Goethe ſchreibt am 1. Juni aus Neapel: „Dieſe letzten Tage überließ ich mich der Gefälligkeit, Menſchen zu ſehen; ich habe meiſt intereſſante Perſonen kennen lernen und bin mit den Stunden, die ich ihnen gewidmet, ſehr zufrieden." Die Mittheilungen, die Gyrowetz hier ſowie in Nr. 57 giebt, ſind beſonders darum werthvoll, weil ſie uns über Goethes Verhältniß zur Muſik wichtige Aufſchlüſſe geben. Das Zeugniß, das ihm hier ein Berufsmuſiker ausſtellt, läßt uns Goethes Äußerungen über Muſik, an denen es namentlich auch in ſeinen Briefen aus Italien nicht mangelt, nun auch im Lichte einer gewiſſen Fachkenntniß erſcheinen.

Nr. 60. I, 88.

Karl Philipp Moritz war 1757 zu Hameln geboren, hatte in Wittenberg ſtudirt, wurde 1776 Lehrer

am Waisenhause zu Potsdam, 1780 Conrector am Gymnasium zum grauen Kloster, später Professor an der Kunstakademie, er starb 1793. Vom November 1786 bis zum Herbste 1788 hielt er sich in Italien auf. Seine in philosophisches Gewand gekleidete Selbstbiographie: „Anton Reiser (1785—1790)“ war ein sehr beliebtes Werk und ist noch heute nicht ohne Bedeutung. Goethe schrieb über Moritz in der „Italienischen Reise“: „Es ist ein reiner, trefflicher Mann, an dem wir viele Freude haben.“

Nr. 61. I, 89.

Vermählt war Herder mit Caroline Flachsland seit dem 2. Mai 1773, wo die Trauung in Darmstadt in Goethes Gegenwart stattgefunden hatte. Goethe nennt die Gattin Herders eine Elektra-Natur, die trotz der begeisterten Verehrung und Bewunderung, mit der sie an ihrem Gatten hing, diesen doch durch ihr leidenschaftliches Aufwallen zuweilen mit andern in ein Mißverhältniß brachte.

Am 22. April 1788 hatte Goethe nach einem mehr als halbjährigen (zweiten) Aufenthalte in Rom die ewige Stadt verlassen und hatte die Rückreise über Florenz, Mailand, den Comersee, den Bodensee, Stuttgart und Nürnberg angetreten; am 18. Juni 1788 war er wieder in Weimar eingetroffen. Der Domherr von Dalberg hatte Herder den Vorschlag gemacht, ihn auf einer Reise nach Italien zu begleiten. Am 6. August 1788 trat Herder diese Reise an, nachdem er vorher mit Goethe, in dem der Schmerz über seine Abreise aus Italien noch nachzitterte, köstliche Stunden verlebt hatte.

Nr. 62. I, 89.

In diesem Gespräche giebt sich deutlich die Stimmung zu erkennen, die Goethe gleich nach seiner Rückkehr aus

Italien beherrschte und die in der Sehnsucht nach einem eignen geordneten Hauswesen gipfelte. Im Juli 1788 hatte er Johanna Christiane Sophia Vulpius mit ihrer Tante und Schwester zu sich in sein Haus genommen. Christiane Vulpius war damals 24 Jahre alt (geb. 6. Juni 1764, sie starb d. 6. Juni 1816); sie schuf Goethe eine angenehme Häuslichkeit und waltete, obwohl sich Goethe erst am 19. October 1806 nach der Schlacht bei Jena mit ihr vermählte, als Hausfrau, die ihn mit Liebe und treuer Anhänglichkeit und Fürsorge umgab, in seinem Heim. Am 25. December 1789 gebar sie Goethe einen Sohn: Julius August Walther Goethe. Goethes Zug zum Natürlichen, Herzenswahren, Einfachen, Schlichten gab sich auch in der Wahl seiner Lebensgefährtin kund, und sein Verhältniß zu der geistreichen Frau von Stein löste sich von diesem Augenblicke an. Freilich ließ sich Frau von Stein nun von ihrem gekränkten, leidenschaftlich erregten Herzen zu manchem herben Urtheil über Goethe und Christiane hinreißen, und auch die Mittheilung der Frau Herder in diesem Gespräche: „Die Stein meint, er sei unnatürlich geworden" gehört zu diesen scharfen Äußerungen. Aber man sollte doch nun endlich aufhören, Christianes Bild mit den Augen der Frau von Stein anzublicken, und sie vielmehr als das betrachten, was sie war: eine treue, natürlich-wahre, sorgsam waltende und Goethe durch ihre Art beglückende Lebensgefährtin unseres großen Dichters. Friederike steht verklärt vor unsern Blicken, Christiane entstellt durch Haß und Verläumdung, aber beide Gestalten ruhen auf dem nämlichen Grunde, nämlich auf dem einer schlichten, natürlichen, einfachen, wahren Weiblichkeit. Auch Friederike paßte nicht in den städtischen Salon wie Christiane, aber beiden ward des Dichters innigste Liebe zu Theil. Die natürliche Frau stand ihm höher als die geistreiche

Dame. Und wie er Friederike in Dichtung und Wahrheit ein unvergängliches Denkmal geſetzt hat, ſo hat er Chriſtiane in dem Gedicht: „Die Metamorphoſe der Pflanzen“ mit tiefer Innigkeit für alle Zeiten verherrlicht. Vgl. hierzu auch Geſpr. Nr. 1450, VIII, 249 f. — Charlotte Albertine Erneſtine von Stein war die älteſte Tochter des Hofmarſchalls von Schardt, geb. 25. December 1742; ſie war Hofdame zu Weimar und wurde am 8. Mai 1764 mit dem herzogl. Stallmeiſter Baron Friedrich von Stein, Erbherrn auf Kochberg, im Herzogl. Schloſſe getraut, geſt. 6. Jan. 1827.

Nr. 63. I, 91.

All andern Tag, d. i. jeden andern Tag, einen um den andern.

Nr. 64. I, 92.

Adalbert, Sohn Herders. — Goethe zeigt ſich hier bereits in der Verſtimmung, die ihn noch auf ſeiner zweiten italieniſchen Reiſe begleitete und die vielfach mit in den venetianiſchen Epigrammen durchklingt. Die Löſung ſeines Verhältniſſes zu Frau von Stein brachte viel Bitteres für ihn mit ſich, da ſein Verhältniß zu Chriſtiane ihm von allen Seiten verdacht wurde. Sein ganzes Leben kam ihm in dieſer Zeit oft verfehlt vor (vgl. Nr. 29 u. 77 der Venetianiſchen Epigramme aus dem Jahre 1790). — Zum 28. Auguſt 1787 hatte Herder ſeine Schrift: „Gott. Einige Geſpräche über Spinozas Syſtem“ Goethe nach Rom geſandt. Goethe ſchrieb damals (Rom, 28. Auguſt): „Mir iſt dieſe Tage manches Gute begegnet, und heute zum Feſte kam mir Herders Büchlein voll würdiger Gottesgedanken. Es war mir tröſtlich und erquicklich, ſie in dieſem Babel, der Mutter ſo vieles Betrugs und Irrthums, ſo rein und ſchön zu leſen und zu denken, daß doch jetzt die Zeit iſt,

wo ſich ſolche Geſinnungen, ſolche Denkarten verbreiten können und dürfen. Ich werde das Büchlein in meiner Einſamkeit noch oft leſen und beherzigen, auch Anmerkungen dazu machen, welche Anlaß zu künftigen Unterredungen geben können." Und am 6. September ſchrieb Goethe von Rom aus: „Der Gott leiſtet mir die beſte Geſellſchaft. Moritz iſt dadurch wirklich aufgebaut worden; es fehlte gleichſam nur an dieſem Werke, das nun als Schlußſtein ſeine Gedanken ſchließt, die immer auseinander fallen wollten; er wird recht brav." Und ſo findet ſich das Werk Herders noch an andern Stellen der „Italieniſchen Reiſe" erwähnt, woraus hervorgeht, einen wie tiefen Eindruck dieſe Schrift auf Goethe gemacht hatte.

Nr. 65. I. 93.

Der vierte Theil von Herders „Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit" trägt das Motto: Tantae molis erat, Germanas condere gentes, und handelt von den verſchiedenſten europäiſchen und germaniſchen Völkern, z. B. im 18. Buche von den Weſtgothen, Sueven, Alanen, Vandalen, Oſtgothen, Langobarden, Alemannen, Burgundern, Franken u. ſ. w.

Nr. 66. 67. I. 93. 94.

Die verwittwete Frau von Seckendorf geb. v. Kalb hatte ſich, ohne daß Herder etwas davon gewußt hatte, dem Domherrn von Dalberg als Reiſebegleiterin aufgedrängt, und dieſe ſchöne Kokette beherrſchte den etwas verwachſenen katholiſchen Domherrn vollſtändig. Sie war die Wittwe des 1785 zu Ansbach verſtorbenen Freiherrn Karl Siegmund von Seckendorf, der ſeit 1775 Kammerherr in Weimar geweſen war. In Augsburg traf Herder mit den beiden zuſammen. Ihm wurde durch dieſe Frau die ganze Reiſe verbittert, da ſie ihn ſo behandelte, als ob ſie und Dalberg ihn nur

duldeten und er nur von ihrer Gnade lebe. Herder, der darüber aufs tiefſte empört war, bezahlte von Roveredo aus Wohnung und Koſt ſelbſt, obwohl Dalberg ihm ausdrücklich verſichert hatte, daß er die geſammten Reiſekoſten für ihn tragen wolle. Die Art, wie Frau v. Seckendorf reiſte, erhöhte den Reiſeaufwand auch für Herder ungemein. Herder verwünſchte die „verruchte, unvernünftige" Art der Reiſe. In Rom trennte er ſich von Dalberg und ging dann mit der Herzogin Mutter, die er in Rom getroffen hatte, nach Neapel.

Nr. 69. I, 97f.

Angelika Kauffmann war am 30. October 1741 zu Bregenz geboren, kam 1763 nach Rom, wo ſie ſich als Malerin hervorthat, 1769 ging ſie nach London, war kurze Zeit vermählt und kehrte 1780 nach Scheidung ihrer Ehe wieder nach Rom zurück, wo ſie ſich 1782 mit dem Maler Antonio Zucchi verheirathete, ſie ſtarb am 5. November 1807. Herder nennt ſie die gebildetſte Frau in Europa.

Nr. 71. I, 101.

Vgl. Erl. zu Nr. 66. — Philipp Chriſtoph Kayſer (ſo iſt auf S. 103, Z. 7 v. u. ſtatt: Kaiſer zu leſen) war der Sohn eines Frankfurter Organiſten, geb. am 10. März 1755, war ſeit 1774 Muſiklehrer in Zürich, wo er 1823 ſtarb. — Herder befolgte den Rath ſeiner Frau (ſ. o.) und forderte endlich von Dalberg 1000 Thaler für den Aufenthalt in Italien, da ſein Geld nicht mehr reiche, und 600 Thaler zur Rückreiſe; Dalberg verſprach ihm die entſprechende Anweiſung, ſchickte ihm auch einiges baare Geld.

b. I, 104.

Mit dem Ausdruck „der kleine Menſch" ſpielt Goethe auf die kleine, verwachſene Geſtalt Dalbergs an. — Herder

und Kindern, als ein verſtändiger Menſch mein Leben zu endigen gedenke. Ich fühle es, Buhlereien ſchicken ſich nicht mehr für meine Jahre, und ſie ſind mir durch die Umſtände meiner Reiſe ganz fremd geworden. Wo alles ſinnlich iſt, wird man unſinnlich; man ſucht mit ſeiner Seele etwas, das man nicht mit den Sinnen findet." Daß aber auch Herders Auffaſſung keineswegs unrichtig war, lehrt uns Goethes zweite italieniſche Reiſe, in der Goethe vielfach mit Herders Anſchauungen in Übereinſtimmung ſteht und der Ausſpruch Carolinens: „Goethe gedeiht am beſten in Rom" ſeine Einſchränkung und Begrenzung erhält.

Nr. 74. I, 105.

Johann Cornelius Rudolf Riedel, geb. zu Hamburg am 25. Mai 1759, war der Verlobte der Schweſter von Lotte Keſtner; auf Goethes Veranlaſſung wurde er 1787 als Landkammerrath nach Weimar berufen, wobei ihm zugleich die Erziehung des Erbprinzen übertragen werden ſollte, 1794 wurde er Kammerrath, ſtarb als Kammerdirector am 16. Januar 1821.

Der Antiquar Hirt iſt Aloys Ludwig Hirt, der 1759 zu Bella in Baden geboren war; er lebte 1782 bis 1796 in Italien, wo ihn Goethe kennen lernte (vgl. Goethes Italieniſche Reiſe, zweiter Römiſcher Aufenthalt, November), kehrte dann nach Deutſchland zurück, wurde ſpäter Hofrath und ſtarb 1837 in Berlin. — Friedrich Burn war ein Maler aus Hanau, mit dem Goethe gleichfalls in Italien vielfach zuſammen geweſen war und der jetzt die Herzogin Mutter in Italien mit begleitete.

Nr. 75. I, 106.

Johannes von Müller, geb. 3. Januar 1752 in Schaffhauſen, 1772—74 Profeſſor am Gymnaſium daſelbſt, 1786 Hofrath und Bibliothekar, 1788 Geh. Le-

gationsrath, 1791 geadelt, 1807 weſtfäliſcher Miniſter und Staatsſecretär in Caſſel, 1808 Staatsrath und Generaldirector des öffentlichen Unterrichts, geſt. 29. Mai 1809. Sein bedeutendſtes Werk ſind die Geſchichten ſchweizeriſcher Eidgenoſſenſchaft.

Nr. 76. I, 107f.

Der Domherr v. Dalberg, mit dem Herder reiſte, war der Bruder des ſpäteren Kurfürſten zu Mainz und Reichserzkanzlers Karl Theodor Anton Maria von Dalberg (ſeit 1802 Kurfürſt, 1810—1813 Großherzog von Frankfurt).

Nr. 82. I, 112.

Luiſe von Göchhauſen war Hofdame der Herzogin Amalie in Weimar, wo ſie 1807 ſtarb. Sie pflegte gegen Ende des Jahrhunderts und ſpäter ſogenannte Freundſchaftstage abzuhalten, Morgengeſellſchaften an den Sonnabenden in derjenigen Zeit, innerhalb deren die Herzogin Mutter ihre Hofhaltung nach Weimar verlegte. Hier kamen die hervorragendſten Perſonen Weimars zuſammen. Luiſe von Göchhauſen hatte damals bereits die Fünfzig überſchritten; ſie war aber noch immer lebensluſtig, freilich wurde ſie auch ihres ſcharfen und boshaften Witzes wegen gefürchtet. Über Eleonore v. Kalb ſ. Erl. zu Nr. 157.

Nr. 84. I, 114.

Über die Abhandlung: „Über die bildende Nachahmung des Schönen, von Karl Philipp Moritz, Braunſchweig 1788“ ſ. Goethes Italieniſche Reiſe, Hempel 24, 489ff.

Nr. 85. I, 115.

Goethes Satire: „Ein Faſtnachtsſpiel, auch wohl zu tragiren nach Oſtern, vom Pater Brey, dem falſchen

Propheten" bildete den dritten und letzten Theil des „Neueröffneten moralisch-politischen Puppenspiels" (der erste Theil war: „Künstlers Erdenwallen", der zweite: „Das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern"). Es war etwa im Winter 1772—1773 entstanden, die Anregung dazu entstammte dem Darmstädter Kreise. Daß Caroline Herder sich gerade jetzt, 1789, mit Goethe über dieses Stück aussprach, dazu gab die Anregung wohl der Umstand, daß in diesem Jahre das „Puppenspiel" von Goethe im achten Bande seiner „Schriften" neu herausgegeben wurde (vgl. Erl. zu Nr. 55). Züge für den „Pater Brey" entnahm Goethe vor allem dem hessen-darmstädtischen Rathe Leuchsenring, einem Schriftsteller, dessen Süßlichkeit und „kränkliche Empfindsamkeit" namentlich Herder wiederholt getadelt hatte, den aber Herders Braut damals wider den Willen ihres Bräutigams hochschätzte. Zwischen Leuchsenring und Herder, der empört war über die geistige Herrschaft, die Leuchsenring über Karoline Flachsland immer mehr sich zu erringen verstand, kam es infolgedessen zum Bruche, und Goethe parodirte das Verhältniß Leuchsenrings zu Herder und Herders Braut im Pater Brey, sodaß er in Leonora Herders Braut, in Balandrino Herder selbst darstellte, selbstverständlich mit der vollen Freiheit des Dichters, die sich Goethe ja auch hier in diesem Gespräche wahrt.

Nr. 86. I, 116.

Über das Sia ammazzato vgl. Goethe, Das Römische Carneval, Moccoli: „Nun wird es für einen jeden Pflicht, ein angezündetes Kerzchen in der Hand zu tragen, und die Favoritverwünschung der Römer „Sia ammazzato" hört man von allen Eden und Enden wiederholen. „Sia ammazzato chi non porta moccolo!" „Ermordet werde,

der kein Lichtſtümpfchen trägt!" ruft einer dem andern zu, indem er ihm das Licht auszublaſen ſucht." (Hempel 16, S. 326f.)

Nr. 89. I, 119f.

b. Johann Jacob Griesbach, geb. zu Butzbach 1745, ſeit 1775 Profeſſor der Theologie in Jena, 1781 Kirchenrath, 1784 Geh. Kirchenrath, geſt. 1812. — Weitere Geſpräche mit Caroline Herder aus dieſen Jahren ſ. Nr. 1448—1451. VIII, 248ff.

Nr. 92. I, 122.

Vgl. hierzu die Anmerkung: Geſpräche VIII, S. 397, nach der dieſes Geſpräch wohl zu ſtreichen iſt.

Nr. 94. I, 126.

Karl Aug. Böttiger war am 8. Juni 1760 zu Reichenbach in Sachſen geboren, in Schulpforta gebildet, ſtudirte in Leipzig Philologie, war 1781 Hauslehrer in Dresden, 1784 Rector in Guben, 1790 in Bautzen, 1791 wurde er von Herder als Director des Gymnaſiums nach Weimar berufen. Er war eng befreundet mit Wieland, gab unter Bertuchs Namen von 1795—1803 das „Journal des Luxus und der Moden" heraus, ebenſo leitete er unter Wielands Namen in der Hauptſache in den Jahren 1797—1809 den „Teutſchen Mercur", war Mitarbeiter zahlreicher Zeitſchriften u. ſ. w., 1804 ging er als Studiendirector und Hofrath nach Dresden, geſt. am 17. November 1835. Goethe und Schiller nannten ihn in ihrem Briefwechſel in den Jahren 1798 und 1799 (z. B. Nr. 440, 578, 580) Ubique; als „Herrn Überall" bezeichnet ihn Goethe in ſeinem Gedichte: Trinmvirat (Hempel 3, 295). Böttigers handſchriftlichen Nachlaß gab ſein Sohn Karl Wilhelm B. unter dem Titel: „Literariſche

Zuſtände und Zeitgenoſſen, Leipzig, Brockhaus 1838" heraus. Über Goethes ſpäteres Verhältniß zu Böttiger vgl. namentlich auch Geſpr. Nr. 1489. VIII, 294f.

Nr. 95. I, 128.

Schon im Jahre 1790 war Goethe zu der Überzeugung gelangt, daß Newtons Farbenlehre nicht richtig ſei. Seine „Beiträge zur Optik" erſchienen 1791 (Erſtes Stück) und 1792 (Zweites Stück). In dieſen hatte er ſich noch nicht ſo deutlich und entſchieden gegen Newton ausgeſprochen (vgl. § 56 der Beiträge zur Optik) wie hier im kleinen Kreiſe und ſpäter in ſeiner Farbenlehre.

Nr. 96. I, 129ff.

Die Nachforſchungen über Joſeph Balſamo, gen. Graf Caglioſtro ſtellte Goethe im April 1787 in Palermo, dem Geburtsorte Caglioſtros, an (vgl. Ital. Reiſe, Palermo, d. 13. und 14. April 1787). In dem erſten Bande der neuen Ausgabe ſeiner Schriften ließ er 1792 dieſe Nachforſchungen erſcheinen (Goethes neue Schriften. Berlin. Bei Johann Friedrich Unger, S. 243 bis 384), unter dem Titel: „Des Joſeph Balſamo, genannt Caglioſtro Stammbaum. Mit einigen Nachrichten von ſeiner in Palermo noch lebenden Familie." Dieſen Aufſatz fügte er in der Ausgabe letzter Hand im 29. Bande an die Italieniſche Reiſe an. Vgl. auch den „Großkophta".

Nr. 97.

Auf des Herzogs Wunſch nahm Goethe im Auguſt und September 1792 an dem Feldzuge nach Frankreich theil (Geſpräche aus dieſer Zeit mit einem preußiſchen Artillerieoffizier ſ. Nr. 1453 u. 1454. VIII, 251ff.); auf der Rückreiſe weilte er im Winter 1792 fünf Wochen bei Jacobi in Pempelfort.

Nr. 98. I, 136.

Zu Goethes Stolz, Ehrgeiz und Eitelkeit vgl. man, was er über sich selbst in den „Biographischen Einzelheiten" (Hempel 27, 298) sagt: „Ich habe niemals einen präsumtuöseren Menschen gekannt als mich selbst, und daß ich das sage, zeigt schon, daß wahr ist, was ich sage. Niemals glaubte ich, daß etwas zu erreichen wäre; immer dacht' ich, ich hätt' es schon. Man hätte mir eine Krone aufsetzen können, und ich hätte gedacht, das verstehe sich von selbst." Dazu stimmt auch sein Gedicht: „Königlich Gebet", das mit den Worten beginnt: „Ha, ich bin der Herr der Welt!"

Nr. 99. I, 138.

Christian Konrad Wilhelm von Dohm (geb. 1751 zu Lemgo, gest. 1820) gab mit Boie das „Deutsche Museum", eine treffliche Monatsschrift (1776—1791) heraus, schrieb eine Schrift über die bürgerliche Verbesserung der Juden, 1781; er war ein hervorragender preußischer Staatsmann, am bekanntesten sind seine „Denkwürdigkeiten" 1814—1819.

Nr. 101. I, 139.

„Daß er aus dem Reich ist", d. i. aus der freien Reichsstadt Frankfurt. — David Veit wurde zu Breslau d. 8. November 1771 geboren: theils in seiner Heimath, theils in Berlin erzogen, studirte er 1793 in Göttingen, dann in Jena, wurde in Halle Doctor der Medicin und unternahm darauf mit Abraham Mendelssohn eine Reise nach Paris. Dann ließ er sich in Hamburg als Arzt nieder. Hier verkehrte er bald in den geistvollsten und einflußreichsten Kreisen, wurde mit Friedrich Heinrich Jacobi bekannt, hielt Vorlesungen über Anthropologie u. s. w.; er starb in Hamburg am 15. Februar 1814.

Nicht ohne Werth ist die Beschreibung der Persönlichkeit Goethes, die Veit in dem nämlichen Briefe an Rahel giebt, der das angeführte Gespräch enthält. „Das Erste, was mir an ihm auffiel und Sie zu wissen verlangen," schreibt Veit, „war seine Figur. Er ist von weit mehr als gewöhnlicher Größe, und dieser Größe proportionirt dick, breitschulterig. Wenn Sie meinen Onkel Salomon Veit kennen, so haben Sie die Ähnlichkeit der Figur; aber Goethe ist doch noch größer und stärker. Die Stirn ist außerordentlich schön, schöner als ich sie je gesehen; die Augenbraunen im Gemälde vollkommen getroffen, aber die völlig braunen Augen mehr nach unten zugeschnitten als dort. In seinen Augen ist viel Geist, aber nicht das verzehrende Feuer, wovon man soviel spricht. Unter den Augen hat er schon Falten und ziemlich beträchtliche Säcke; überhaupt sieht man ihm das Alter von vierundvierzig bis fünfundvierzig recht eigentlich an, und das Gemälde ist in der That zu jugendlich; es müßte denn wahr sein, was man in Weimar allgemein behauptet, daß er während seinem Aufenthalt in Italien merklich gealtert habe. Die Nase ist eine recht eigentliche Habichtnase, nur daß die Krümmung in der Mitte sich recht sanft verliert. Der Mund ist sehr schön, klein und außerordentlicher Biegungen fähig; nur entstellen ihn, wenn er lächelt, seine gelben, äußerst krummen Zähne. Wenn er schweigt, sieht er recht ernsthaft, aber wahrhaftig nicht mürrisch, und kein Gedanke, keine Spur von Aufgeblasenheit. Auch dem Dümmsten müßte Aufgeblasenheit an einem Menschen mißfallen, der in Sprache und Manier so ganz simpel wie jeder Geschäftsmann ist. Das Gesicht ist voll, mit ziemlich herabhängenden Backen. Im ganzen ist das Gemälde wohl getroffen; aber es macht doch einen sehr falschen Begriff von ihm; Sie würden ihn gewiß nicht erkennen. Er hat eine männliche, sehr braune Gesichtsfarbe,

die Farbe der Haare ist etwas heller. Er trägt das Vorderhaar ratzenkahl abgeschoren, an den Seiten ausgekämmt und völlig anliegend, einen langen Zopf: weiß gepudert. Die Binde im Porträt verstehe ich gar nicht. Lips muß ihn haben putzen wollen. Seine Binde ist eine von den unter gesetzten Männern ganz gewöhnlichen, hinten zugeschnallt, vorne glatt und dünn, und wegen dem übergelegten Hemdkragen wenig zu sehen. Die Wäsche fein, mit wenig vorstehendem Jabot. Kleidung: ein blauer Überrock mit gesponnenen Knöpfen, doppeltem Kragen (der eine über die Schultern, der stehende nicht recht hoch), eine schmalgestreifte Weste von Manchester oder ähnlichem Zeuge und — vermuthlich Beinkleider: der Überrock bedeckte sie; kalblederne ordinäre Stiefel. Alles zusammen genommen kann er ein Minister, ein Kriegsrath, ein Geheimrath, allenfalls ein Amtmann sein, nur kein Gelehrter und gewiß kein Virtuose. In Berlin würde ihn jeder einheimisch glauben." Veit bemerkt noch ausdrücklich zu seiner eingehenden Schilderung: „Ich habe ihn, indeß er meinem Onkel verschiedene Fragen vorlegte, von der Seite und in dem Spiegel recht starr angesehen."

Veit besuchte auch Wieland und Herder.

Nr. 102. I, 141.

Johann Isaak Freiherr von Gerning, geb. 14. November 1767 zu Frankfurt am Main, war ein Sohn des Entomologen und herzogl. sachsen-gothaischen Hofrathes Johann Christian Gerning, studirte in Jena Geschichte und Staatswissenschaften und ging 1793 (nach der hier erwähnten Zusammenkunft mit Goethe in Frankfurt) über Weimar nach Italien. In Neapel gewann er sich das volle Vertrauen des Königs, mit der Königin trat er in einen dauernden Briefwechsel. Von Neapel wurde Gerning auf den Congreß nach Rastatt geschickt; bald

darauf zog er sich aber vollständig ins Privatleben zurück und brachte bis 1802 jedesmal drei Wintermonate in Weimar zu. Den Antritt des neuen Jahrhunderts feierte er durch sein „Säculargedicht, Leipzig 1800." Nach 1802 wohnte er meistens in Frankfurt. 1804 wurde er vom Landgraf von Hessen-Homburg zum Geh. Rathe ernannt und 1818 vom Großherzog von Hessen in den Freiherrnstand erhoben. In den letzten Jahren seines Lebens war er Hessen-Homburgischer Gesandter in London und starb am 21. Februar 1837 in Frankfurt a. M. — Goethe schätzte besonders Gernings Kunstsammlung in Frankfurt a. M. und gedenkt dieser in seinen Reiseberichten von 1814 und 1815. Das dichterische Hauptwerk Gernings war ein didaktisches Gedicht in vier Gesängen: „Die Heilquellen am Taunus 1813". Andere kleinere Gedichte und Sprüche von ihm finden sich z. B. in dem „Taschenbuch für Freunde und Freundinnen des Schönen auf das Jahr 1812, Mannheim bei Tobias Löffler"*), z. B. S. 42: An die Muse; S. 45: Natur; S. 50: Der Adler; S. 58: Die Muse; S. 219: Die Lauscherin. Zahlreiche Briefe Gernings stehen in den von Heinrich Düntzer herausgegebenen „Ungedruckten Briefen aus Knebels Nachlaß" (Zur deutschen Literatur und Geschichte, Nürnberg, Bauer und Raspe 1858). Dort stehen auch Briefe Gernings an Goethe, z. B. als Anhang zu Nr. 157, 187a. Ein Brief Gernings an Goethe wird auch im Goethe-Jahrbuch VI, 120 mitgetheilt. Briefe Goethes an Gerning sind uns jetzt bekannt.

*) In diesem Taschenbuch findet sich auch der zweite Druck von Goethes Johanna Sebus (S. 8), der in der Weimarer Ausgabe nicht erwähnt und nicht zur Vergleichung herangezogen worden ist. Dieser zweite Druck stammt aber schon aus dem Jahre 1810; denn das oben angeführte Taschenbuch ist nichts anderes, als das unter verändertem Titel herausgegebene „Heidelberger Taschenbuch auf das Jahr 1810".

Im Jahre 1788 hatte Gerning ein Gedicht in Hexametern verfaßt: „An Goethe in Rom", das mit den Worten ſchließt:

Fahre doch bald zurück, ſchon winken die wartenden Muſen,
Und die Grazien winden dir ſchon unſterbliche Kränze.

Dieſes Gedicht veröffentlichte er in den „Gemeinnützlichen Blättern für das Großherzogthum Frankfurt und deſſen Umgebung" 1811 Nr. 49. In denſelben Blättern beſprach er Goethes Pandora, die 1810 erſchienen war. Überhaupt war er auf den verſchiedenſten Gebieten als Schriftſteller thätig. 1803 veröffentlichte er ſeine „Reiſe durch Öſterreich und Italien" unter vielem Beifall u. a.

Goethe war, wiederum auf den Wunſch des Herzogs, am 12. Mai 1793 von Weimar abgereiſt, um der „Belagerung von Mainz", die er ja wie die Campagne in Frankreich in einem tagebuchartigen Berichte geſchildert hat, beizuwohnen. Er ging von Weimar zunächſt nach Frankfurt, wo er einige Zeit verweilte, und blieb dann vom 26. Mai bis zum 28. Juli vor Mainz. Dann ging er nach Mannheim, Heidelberg und wieder nach Frankfurt. Hier fand jetzt die Zuſammenkunft mit Gerning ſtatt. Gegen Ende Auguſt traf Goethe wieder in Weimar ein.

Das Gedicht „Das Wiederſehn" ſteht bei Hempel 2, 52. Es gehört zu den „Elegien" und beginnt:

Süße Freundin, noch einen, nur einen Kuß noch gewähre
Dieſen Lippen! Warum biſt du mir heute ſo karg?

Nr. 105. I, 143.

In der Familie des Bankiers Simon Moritz Bethmann (geſt. 1782) hatte Goethe in ſeiner erſten Jugendzeit verkehrt, hatte auch mit den Gebrüdern Bethmann z. B. auf der italieniſchen Reiſe geſchäftlich zu thun gehabt. Über Sophie ſ. d. Regiſter.

Nr. 108. I, 144ff.

Johann Jacob Hottinger, Professor und Chorherr in Zürich, hatte schon 1775 in dem von ihm verfaßten „Sendschreiben u. s. w. von einem Züricherischen Gelehrten" Lavater angegriffen und verspottet. Hottinger ließ z. B. in dieser Schrift einen Züricher Bürger über Lavater äußern: „Woher kommt diesem Solches? Ist dieser nicht der Lavater, dessen Brüder und Schwestern bei uns wohnen und beten?" (Vgl. v. Löper, Anmerkungen zu Dichtung und Wahrheit, Hempel 23, 189.) — Karl Leonhard Reinhold war ein flüchtiger katholischer Geistlicher, er war jetzt Professor der Philosophie in Jena und Wielands Schwiegersohn, vermählt mit Sophie Wieland. Er war 1758 in Wien geboren, seit 1785 weimarischer Rath, seit 1787 Professor in Jena, 1794 Professor in Kiel, wurde 1815 dän. Etatsrath und starb am 10. April 1823.

Goethes Abhandlung über das os intermaxillare, den Zwischenkieferknochen, die er schon im Jahre 1784 abfaßte, wo er den Zwischenkieferknochen entdeckte, wurde von ihm erst 1820 veröffentlicht. Sie steht bei Hempel unter dem Titel: „Dem Menschen wie den Thieren ist ein „Zwischenknochen der obern Kinnlade zuzuschreiben." 33, S. 221—254. — Peter Camper ist der bekannte holländische Anatom (1722—1789); Johann Friedrich Blumenbach (1752—1840) war Professor der Medicin und Inspector der Naturaliensammlung in Göttingen 1776, Hofrath 1788, Obermedicinalrath 1816, einer der hervorragendsten Naturforscher. Justus Christian von Loder, geb. 1753 in Riga, war seit 1778 Prof. d. Medizin in Jena, seit 1782 Geh. Hofrath, später wurde er Prof. und Geh. Rath in Halle (1803), dann Leibarzt und Staatsrath in Moskau 1810, gest. 1832. Er stand mit Goethe in regster wissenschaftlicher Verbin-

Erſtes Capitel.

Kennſt du das Land? wo die Citronen blühn,
Im dunkeln Laub die Gold-Orangen glühn,
Ein ſanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrthe ſtill und hoch der Lorbeer ſteht.
Kennſt du es wohl?
Dahin! Dahin!
Mögt ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn.

Kennſt du das Haus? auf Säulen ruht ſein Dach,
Es glänzt der Saal, es ſchimmert das Gemach,
Und Marmorbilder ſtehn und ſehn mich an:
Was hat man dir, du armes Kind, gethan?
Kennſt du es wohl?
Dahin! Dahin!
Mögt ich mit dir, o mein Beſchützer, ziehn.

dung und unterstützte ihn bei seiner Abhandlung über das os intermaxillare namentlich in Bezug auf die wissenschaftliche Terminologie: 1794 und 1795 hörte Goethe Loders Vorträge über Anatomie.

Nr. 112. I, 152.

Johann Heinrich Meyer war am 16. März 1759 in Zürich geboren, kurz nach seiner Geburt siedelte seine Mutter nach Stäfa über; dort wurde Johannes Cölla sein Lehrer in der Malerei, 1778—1781 hatte Meyer Unterricht bei Füßli in Zürich, 1781 wieder bei Cölla, 1784 ging er mit dem jungen Heinrich Cölla nach Italien (—1788), 1792 wurde er auf Goethes Verwendung Professor der Zeichenschule in Weimar, 1807 Director, gest. 1832 in Jena. Die Zahl der Briefe Goethes an Meyer beträgt über vierhundert; der erste Brief ist vom 19. September 1788.

Nr. 113. I, 152f.

Von Schillers Malteiern, einem großartig angelegten Drama, sind nur der Plan und einzelne Bruchstücke vorhanden; Schiller hat das Drama nicht ausgeführt (s. Plan u. Fragmente bei Schiller, Hempel 16, 61 ff.). — Die Horen gab Schiller 1795—1797 heraus.

Nr. 114. I, 153f.

Christian Gottfried Schütz, geb. zu Duderstadt 1747, war seit 1779 Professor der Poesie und Beredsamkeit in Jena 1779, begründete mit Bertuch die „Allgemeine Literaturzeitung" 1785, wurde 1789 Hofrath, 1804 Professor in Halle, wo er 1832 starb.

Über den Vorzug der deutschen Schrift vor der lateinischen, für den hier Goethe und Schiller eintreten, vgl. einen Brief von Goethes Mutter vom 12. März 1798, in dem sie schreibt: „ie (die lateinischen Lettern)

sind wie ein Lustgarten, der Aristokraten gehört, wo niemand als Noblesse — und Leute mit Stern und Bändern hineindürfen, unsere deutsche Buchstaben sind wie der Prater in Wien wo Kayser Joseph drüber schreiben ließ vor alle Menschen — wären deine Schriften mit den fatalen Aristokraten gedruckt, so allgemein wären sie bey all ihrer Vortrefflichkeit nicht geworden — Schneider — Näherinnen — Mägde alles liesst es — jedes findet etwas das so ganz vor sein gefühl paßte u. s. w. Was hat Hufland übel gethan sein vortreffliches Buch mit den vor die größte Menschenhälfte unbrauchbaren Lettern drucken zu lassen — sollen den nur Leute von Standt aufgeklärt werden? soll den der Geringe von allen guten ausgeschlossen sein — und daß wird er — wenn dieser neumodischen Fratze nicht einhalt gethan wird. Von dir mein lieber Sohn hoffe ich, daß ich nie solches menschenfeindliches Produkt zu sehen bekomme. —" (Rob. Keil, Frau Rath, Nr. 122.)

Nr. 115. I, 155ff.

Christian Gottfried Gruner, geb. in Sagan 1744, war seit 1773 Prof. der Medicin in Jena, seit 1776 Hofrath, gest. 1815.

Nr. 116—118. I, 161ff.

Joh. Heinrich Voß (1751—1826) hatte seine Odyssee-Uebersetzung 1781 erscheinen lassen, seinen „Homer", der außer der umgearbeiteten Odyssee nun auch die Ilias-Uebersetzung enthielt, 1793. — Über das Verhältniß des Klopstock'schen Hexameters zu dem Vossens und Goethes vgl. namentlich Victor Hehns Aufsatz über Goethes Verskunst (Goethe-Jahrb. VI).

Nr. 126. I, 172ff.

Rahel Antonie Friederike Levin (1771—1833) wurde später die Gattin des historischen Schriftstellers

Karl August Ludwig Philipp Varnhagen von Ense (1785—1858). — Goethes Aufsatz „Literarischer Sans-culottismus" Hempel 29, 237 ff. In dem Berliner „Archiv der Zeit und ihres Geschmackes (März 1795)" war ein Aufsatz über „Prosa und Beredsamkeit der Deutschen" erschienen, in dem der Verfasser die Armseligkeit der Deutschen an vortrefflich klassisch-prosaischen Werken bedauerte. Goethe trat nun in den Horen (1795, 5. Stück) in dem erwähnten Aufsatze dieser unreifen Kritik entgegen. Hervorzuheben sind besonders Goethes Worte: „Wir sind überzeugt, daß kein deutscher Autor sich selbst für klassisch hält und daß die Forderungen eines jeden an sich selbst strenger sind als die verworrenen Prätensionen eines Thersiten, der gegen eine ehrwürdige Gesellschaft aufsteht, die keineswegs verlangt, daß man ihre Bemühungen unbedingt bewundere, die aber erwarten kann, daß man sie zu schätzen wisse." Der Aufsatz ist überhaupt einer der bedeutsamsten, den Goethe geschrieben hat, besonders dadurch, daß Goethe darin die Bedingungen untersucht, unter denen ein klassisches Werk in einem Volke entstehen und ein klassischer Autor aufkommen kann.

Nr. 129. I, 180.

Richter in Hof ist Jean Paul Friedrich Richter (1763—1825), der, in Wunsiedel geb., sich damals in Hof aufhielt, ehe er nach Leipzig und Weimar ging, wo er in Herders Kreise verkehrte. 1795 erschien sein Hesperus.

Nr. 130. I. 180.

Jos. Schreyvogel war 1768 zu Wien geb., hielt sich längere Zeit als Mitarbeiter an verschiedenen Zeitschriften in Jena auf und wurde 1802 an Kotzebues

Stelle Hofttheatersecretär in Wien, legte diese Stelle aber 1804 nieder und errichtete ein Kunstcontor; 1814 trat er von diesem zurück und wurde Theatersecretär und Dramaturg des Burgtheaters. Als Schriftsteller nannte er sich Thomas oder Karl August West und bearbeitete z. B. „das Leben ein Traum" nach Calderon. Er starb am 28. Juli 1832. — Über das Verhältniß Goethes zu Schreyvogel giebt ein Brief Böttigers Andeutungen. Am 30. October 1796 schrieb Böttiger in einem Briefe: „Sein (Schreyvogels) neuer Lovelace, der zu Ostern bei Bieweg erscheint, wird gewiß großes Aufsehen und Goethe, der ihn zuletzt in Jena überall anstichte, noch bitterer gegen ihn machen." (Goethe-Jahrb. I, 319.)

Nr. 133. I, 182.

Heinrich Eberhard Gottlob Paulus, geb. am 1. September 1761 zu Leonberg bei Stuttgart, besuchte das Stift zu Tübingen, studirte in Göttingen orientalische Sprachen und wurde 1789 als Professor der orientalischen Sprachen nach Jena berufen; 1793, nach Döderleins Tode, wurde er Professor der Theologie. Seine philologisch-kritischen Arbeiten über das Neue Testament, die Psalmen, Jesaias u. a. machten ihn berühmt. 1803 ging er als Professor nach Würzburg, 1811 nach Heidelberg, gest. 10. August 1851. Sein Frau Caroline Paulus war die Tochter seines Onkels, des württembergischen Oberamtmannes Gottlieb Friedrich Paulus, sie war 1767 zu Schorndorf geboren, seit 1789 mit ihm vermählt, gest. 1844. Sie war eine gewandte Romanschriftstellerin. — In engere Beziehung zu Goethe trat Paulus, wie er selbst berichtet (vgl. Reichlin-Meldegg, H. E. G. Paulus und seine Zeit I, 335), nicht lange nach seinem Eintreffen in Jena 1789.

Nr. 134. I, 183.

Zeile 4 lies: Sodomiterein. Vergleiche die Äußerung Goethes: „Chineſiſche, ägyptiſche, indiſche Alterthümer ſind immer nur Kurioſitäten, . . . zu ſittlicher und äſthetiſcher Bildung werden ſie uns wenig fruchten." Hempel 19, 112.

Nr. 135. I, 185.

Aug. Wilhelm Iffland, geb. 19. April 1759 zu Hannover, war urſprünglich für das Studium der Theologie beſtimmt, ging aber im 18. Lebensjahre heimlich nach Gotha, wo er ſich unter Ekhof für das Theater ausbildete, 1779 ging er an das Theater zu Mannheim, 1796 wurde er Director des Nationaltheaters in Berlin, 1811 Generaldirector der königl. Schauſpiele, geſt. am 22. September 1814. Seine Stücke: „Die Jäger", „die Hageſtolzen", „die Advocaten", „die Ausſteuer" u. a. waren ſehr beliebt. Perſönlich bekannt war Goethe mit Iffland ſchon im December 1779 in Mannheim geworden auf der Rückkehr von der zweiten Schweizreiſe. (Vgl. Hempel, 27, 306. 550.)

Nr. 137. I, 186.

Friedrich Wilhelm Gotter war durchaus franzöſiſch geſchult und pflegte noch als einer der letzten die Tragödie in Alexandrinern. Seine Tochter Pauline war die zweite Frau Schellings. Über Gotters dichteriſche Begabung hat Goethe ſonſt nicht ſo günſtig wie hier geurtheilt; wie er ſchon in ſeiner Jugend Gotters Verſificier-Talent bespöttelte, ſo hielt er ihn auch ſpäterhin nur für einen Verfertiger zierlicher Reime ohne Schöpferkraft (vgl. A. Keſtner, Goethe und Werther S. 62, 64, 122, 216 u. a.). Günſtiger lautet ſein Urtheil über Gotter in Dichtung und Wahrheit (III, 12. Buch). — Über Gotters Singſpiel „Die Geiſterinſel" vgl. Schillers

Brief an Goethe vom 17. August 1797: „Aus dem Gotterischen Nachlaß erhalte ich*) seine Oper „Die Geisterinsel", die nach Shakespeares „Sturm" bearbeitet ist. Ich habe den ersten Act gelesen, der aber sehr kraftlos ist und eine dünne Speise. Indessen danke ich dem Himmel, daß ich einige Bogen in den „Horen" auszufüllen habe, und zwar durch einen so classischen Schriftsteller, der das Genie- und Xenienwesen vor seinem Tode so bitter beklagt hat. Und so zwingen wir denn Gottern, der lebend nichts mit den Horen zu thun haben wollte, noch todt darin zu spuken." Und in dem 8. Stück der Horen 1797 bemerkt Schiller zu dieser Oper: „Die Oper ist von Herrn Fleischmann in Meinungen kraft eines förmlichen und ausschließenden Vertrags mit dem Dichter, in Musik gesetzt und noch bei Lebenszeiten des letzteren zu Ende gebracht worden. Die Ausführung hatte den ganzen Beifall des verstorbenen Dichters."

Nr. 138. I, 187.

Karl Wigand Maximilian Jacobi, gewöhnlich kurz Max Jacobi genannt, war der Sohn F. H. Jacobis, er war am 10. April 1775 zu Düsseldorf geboren, studirte 1793—1795 in Jena, verkehrte während dieser Zeit und später viel in Goethes Hause, trieb mit ihm Anatomie u. s. w., 1797 Dr. der Medicin in Erfurt, dann als Arzt in München, 1812 Oberarzt in Salzburg, dann Obermedicinalrath in Düsseldorf. Max Jacobi that sich namentlich in späterer Lebenszeit durch seine geschickte Behandlung Irrsinniger hervor und richtete eine Irrenanstalt in Siegburg b. Bonn ein, über die er in einem langen Briefe vom 5. Mai 1825 Goethe Bericht erstattet. Er starb in Siegburg am 18. Mai 1858. — Böttigers Urtheil über Goethes Hermann und Dorothea s. in B.s

*) Durch A. W. Schlegel.

„Literarischen Zuständen und Zeitgenossen" I, 70—80. Er nennt es „die einzige Odyssee, die in unsern Tagen noch möglich schien."

Nr. 140. I, 187f.

Christian Felix Weiße war am 28. Januar 1726 zu Annaberg geboren, wurde 1761 Obersteuersecretär in Leipzig, er besaß das Rittergut Stötteritz b. Leipzig, gest. 16. December 1804. Er gab viele Jahre hindurch die „Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste" heraus, schrieb Trauer- und Lustspiele und begründete die erste Jugendschrift: den Kinderfreund (1774—1784, 24 Bde.). — Heinrich Karl Abraham Eichstädt, geb. 8. August 1772 zu Eschatz, studirte in Leipzig, wurde 1793 Privatdocent, 1795 Professor d. Philosophie, 1797 wurde er nach Jena als Mitarbeiter Schützes an der „Allgemeinen Literatur-Zeitung" berufen, 1801 wurde er zum Hofrath, 1804 zum Professor der Beredsamkeit und Oberbibliothekar der Universität Jena ernannt, gest. auf seinem Rittergute Bennborf am 4. März 1848. Goethes Briefe an Eichstädt, herausgegeben von W. v. Biedermann, in denen besonders von der unter Eichstädts Leitung neubegründeten „Jenaischen Literaturzeitung" die Rede ist, zeigen uns Goethe namentlich als Kritiker und vielseitigen Gelehrten.

Nr. 141. I, 188.

Einen Brief Goethes vom 22. Februar 1797 an Dr. jur. Schleusner in Jena, der für den Geschichtsforscher Reinhold von Sivers (1760—1835) Bücherankäufe in Jena besorgte, theilt Strehlke, Goethes Briefe II, 178, mit. Goethe hatte auf Schleusners Wunsch einen Aufsatz über die bedeutendsten Werke, die über Kunstgeschichte unterrichten, verfaßt und sandte diesen an Schleusner

mit einem Begleitbriefe. Schlenßner war Assistent der Allgemeinen Literaturzeitung, Secretär und Redacteur des Intelligenzblattes.

Nr. 143. I, 189.

Vgl. zu dieser Erzählung Nr. 1445. VIII, 246.

Nr. 145. I, 190.

Karl Gustav von Brinkman, schwedischer Staatsmann und Dichter, war auf dem Gute Nacka in der Landeshauptmannschaft Stockholm geboren, studirte in Upsala, Halle, Leipzig und Jena, 1792 Legationssecretär in Dresden, dann in Paris, Berlin, London, 1810 Hofkanzler in Stockholm, 1839 geadelt, gest. 25. December 1847. Seine ersten Gedichte erschienen Leipzig 1789. Von der Schwedischen Akademie wurde 1821 seine Dichtung: „Die Welt des Genius" mit dem ersten Preise gekrönt.

Nr. 146. I, 191.

Die Familie Gore war eine englische; Charles Gore, der vertraute Freund des berühmten Landschaftsmalers Philipp Hackert, war am 5. December 1729 zu Horsforth in Yorkshire geboren, war anfänglich Kaufmann, heirathete eine reiche Erbin, gab nun die kaufmännische Laufbahn auf, blieb mit seiner Familie in Yorkshire bis zum Tode seines Vaters und beschäftigte sich namentlich mit Mechanik und Schiffbaukunst, unternahm dann große Reisen und lebte zuletzt (seit 1791) in Weimar, wo er am 22. Januar 1807 starb. Seine ältere Tochter Elise war ihm im Tode vorausgegangen; Emilie war seine jüngere Tochter. Über Charles Gore s. Goethes Aufsatz in seinem „Philipp Hackert". Hempel 32, 20ff.

Nr. 147. I, 191.

Böttiger bemerkt hierzu (Lit. Zust. u. Zeitgenossen I, 221): „Das Genie hat sich zu Boden gesetzt und klares

Wasser schwimmt oben. Als Goethe zuerst nach Weimar gekommen war, hat er sich oft selbst bei Wielanden Abends zu Gaste*). Denn der Herzog, mit welchem Goethe alle Mittage aß, speiste Abends nur selten, ausser wenn er alle seine Umgebungen mit delicaten Bratwürsten tractirte, die in unendlicher Menge gemacht werden mußten. Damals war das Wort unendlich überall wiederkehrendes Stichwort. Wenn Goethe Abends bei Wieland essen wollte, so schickte er seinen Bedienten (der beiläufig in allem seinen Meister nachahmt, so ging, den Kopf schüttelte, sprach u. s. w.) vorher ins Haus und ließ sich eine unendliche Schüssel unendlicher Borsdorfer Äpfel (gedämpft) ausbitten. . . . Als Goethe mit dem Herzoge von Lavater zurückkam, war ihm jedes hübsche Mädchen ein Müßchen (das schweizer. Diminutiv von Maus)." — Im Gegensatze zu dem Lieblingsworte Klarheit, das Goethe gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts viel gebrauchte, steht das Wort Dumpfheit, das in der ersten Weimarer Zeit sein und des Herzogs Lieblingswort war. So schrieb Goethe im August 1776 in dem Gedicht: „Dem Schicksal";

Du hast für uns das rechte Maß getroffen
In reine Dumpfheit uns gehüllt,
Daß wir, von Lebenskraft erfüllt,
In holder Gegenwart der lieben Zukunft hoffen.
(Der junge G. III, 143.)

„Ich und der Herzog theilen unsere Dumpfheit wenigstens" schrieb er an die Frau von Stein (vgl. A. Schöll, Goethes Briefe an Frau v. Stein, I, S. 48, auch 198 u. a.). Seiner Dumpfheit gegenüber stellt er das Glück, „zwischen Behagen und Mißbehagen in ewig

*) Vgl. hierzu Goethes Brief an Joh. Fahlmer vom 14. Februar 1776: „Mit Wieland führ ich ein liebes häusliches Leben, esse Mittags und Abends mit ihm, wenn ich nicht bei Hofe bin." D. junge G. III, 135.

klingender Existenz" zu schweben (a. a. O. I, 48). Und wie er von Dumpfheit redete, so sprach er in jener Zeit gern von „Erdgefühl und Erdgeruch" (Brief an den Herzog aus Leipzig, Ostermesse 1776 u. a.). Noch im Jahre 1784 spricht er in der „Zueignung" von dem „Wehen banger Erdgefühle". Die Dumpfheit entstammt der Erde, sie gleicht dem Dämmer, der über den Wiesen webt, dem Nebel, der die Erde umhüllt; die Klarheit entstammt dem Himmel, der Sonne. So singt der Dichter in der Zueignung:

Auf einmal schien die Sonne durchzudringen,
Im Nebel ließ sich eine Klarheit sehn;

und:

Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit,
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit.

Und im zweiten Theile des Faust (1. Act, 1. Scene) heißt es:

Im Dämmerschein liegt schon die Welt erschlossen,
Der Wald ertönt von tausendstimm'gem Leben,
Thal aus, Thal ein ist Nebelstreif ergossen;
Doch senkt sich Himmelsklarheit in die Tiefen.

Und gerade an dieser Stelle des Faust schildert er die Wandlung der Dumpfheit, d. i. des unklaren Dämmerlebens des Geistes und Herzens, zur Klarheit, d. i. des „reinen Verhältnisses zu den Dingen", wie Goethe so gern sagt, des Bezwingens der eigenen unklaren Leidenschaften (vgl. sein Gedicht: Die Geheimnisse), der Erfüllung des unbestimmten Sehnens und Hoffens. Man könnte die Klarheit, von der Goethe spricht, auch mit des Dichters eigenen Worten als den „unendlich reinen Mittelzustand ohne Freud und Schmerz" bezeichnen (Briefe an Frau v. Stein I, 61).

Kennſt du den Berg und ſeinen Wolkenſteg?
Das Maulthier ſucht im Nebel ſeinen Weg,
In Hölen wohnt der Drachen alte Brut,
Es ſtürzt der Fels und über ihn die Fluth.
Kennſt du ihn wohl?
Dahin! Dahin!
Geht unſer Weg! o Vater, laß uns ziehn!

Als Wilhelm des Morgens ſich nach Mignon im Hauſe umſah, fand er ſie nicht, hörte aber, daß ſie früh mit Melina ausgegangen ſey, welcher ſich, um die Garderobe und die übrigen Theater-Geräthſchaften zu übernehmen, bey Zeiten aufgemacht hatte.

Nach Verlauf einiger Stunden hörte Wilhelm Muſik vor ſeiner Thüre. Er glaubte anfänglich, der Harfenſpieler ſey ſchon wieder zugegen; allein er unterſchied bald die Töne einer Zitter und die Stimme, welche zu ſingen anfing, war Mignons Stim-

Nr. 148. I, 192f.

Georg Chriſtian Otto, geb. 9. December 1763 als zweiter Sohn des Veſperpredigers Heinrich O. in Hof, beſuchte mit Jean Paul das Gymnaſium zu Hof, dann die Univerſität Leipzig, wo er anfangs Theologie, ſpäter die Rechtswiſſenſchaft ſtudirte. Dann übernahm er in Hof die Verwaltung eines Fabrik- und Handelsgeſchäftes, bald aber widmete er ſein Leben ausſchlieſslich der Wiſſenſchaft. Jean Paul, der damals Lehrer in Töpen, dann in Schwarzenbach bei Hof war, erhielt durch den reichen Freund manche Unterſtützung. Chriſtian Otto war aber zugleich auch ſein Rathgeber bei der Abfaſſung ſeiner Werke, die Themen empfing Jean Paul von ihm und gab die Arbeiten vor der Drucklegung ihm zur Durchſicht. Der Briefwechſel zwiſchen beiden fällt beſonders in die Jahre 1790—1804 und wurde nach ihrem Tode in vier Bänden (1829—1833) herausgegeben. Seit 1799 lebte Otto hauptſächlich in Bayreuth, wo er am 7. Febr. 1828 ſtarb.

Nr. 150. I, 193.

Anton Genaſt (eigentl. Aynaſt) war 1765 zu Trachenberg in Schleſien geboren, ſeit 1791 Hofſchauſpieler und Regiſſeur in Weimar, trat 1817 von ſeiner Schauſpielerthätigkeit zurück und ſtarb 1831. Sein Sohn war Eduard Genaſt, der am 15. Juli 1797 zu Weimar geboren wurde und dort 1866 ſtarb. Die Thätigkeit Anton Genaſts als Regiſſeur rühmt Goethe in den Tag- und Jahresheften 1803, wie er dieſem auch bei der Abgabe ſeiner Regie zwei Handzeichnungen mit Verſen (unter dem Titel: „Doppelte Erinnerung") widmete:

Zur Erinnerung trüber Tage
Voll Bemühen, voller Plage.

Zum Erinnern ſchöner Stunden,
Wo das Rechte war gefunden.

(Hempel 2, 428.)

„Wallenſteins Lager" ſollte die Wintervorſtellungen des Weimarer Theaters eröffnen und zugleich zur Einweihung des durch den Baumeiſter Thouret erneuerten Bühnenhauſes dienen. Schiller hatte zwar Wallenſteins Lager bereits vollendet, es mußte aber, um einen Abend zu füllen, vielfach erweitert werden; zu dieſem Zwecke wurde die Kapuzinerpredigt eingefügt. Die Aufführung ſelbſt fand am 12. October 1798 ſtatt. Den Wachtmeiſter ſpielte Weibrauch, den Kürraſſier Vohs, der auch den Prolog ſprach.

Nr. 152. I, 195.

August Wilhelm von Schlegel, der Sohn des Conſiſtorialrathes und Dichters Joh. Adolf Schlegel in Hannover, war am 5. September 1767 in Hannover geboren, ſtudirte in Göttingen, war Docent in Jena ſeit 1796, begründete die Zeitſchrift: „Athenäum", ging 1801 nach Berlin, reiſte ſeit 1805 mit Frau von Staël durch Italien, Frankreich, Schweden u. a., ſeit 1818 Profeſſor in Bonn, wo er am 12. Mai 1845 ſtarb. Gerade in den Jahren 1797—1801, nachdem Goethes „Wilhelm Meiſter" in ſo trefflicher Weiſe den Hamlet beſprochen hatte, überſetzte Wilhelm Schlegel ſechzehn Shakeſpeareſche Stücke in fünffüßigen Jamben und verdrängte dadurch die von Eſchenburg verbeſſerte Wieland'ſche Proſaüberſetzung des Shakeſpeare. Zu Goethe tritt er ſeit 1796 in nähere Beziehung, er ſteht in den Jahren 1796—1804 mit ihm in ziemlich regem Briefwechſel, Goethe läßt ihm ſeine „Venetianiſchen Epigramme", „Römiſchen Elegien", die „Weiſſagungen des Bakis" u. a. durchſehen und verwendet auch ſeine metriſchen und inhaltlichen Änderungen.

Man denkt bei Goethes Verhältniß zu den Brüdern Schlegel gewöhnlich nur an das harte Urtheil, das er in dem Briefe an Zelter vom 26. October 1831 abgab, doch war dieſes Verhältniß in den Jahren 1796—1804 ein weſentlich anderes. Vgl. hierzu auch Beſpr. Nr. 1462. VIII, 269. — Sein Bruder Karl Wilhelm Friedrich von Schlegel war am 10. März 1772 geboren, war gleichfalls Docent in Jena (1800—1801), lebte ſpäter in Berlin, 1802 in Dresden, dann in Paris, trat in Köln zur römiſch-katholiſchen Kirche über, ging 1808 nach Wien, geſt. 11. Januar 1829 auf einer Reiſe zu Dresden. Er ſtand zu Goethe nie in ſo enger Beziehung wie Wilhelm Schlegel.

Nr. 153. I, 197.

Amalie von Imhoff, ſpätere Frau von Helvig, war die Nichte der Frau von Stein. Die „Schweſtern von Lesbos" erwähnt Goethe auch in ſeinen „Tag- und Jahresheften 1799". Vgl. hierzu: Beſpr. Nr. 1459. VIII, 267, ſowie den Quellennachweis zu 1458 u. 1459: VIII, 409.

Nr. 154. I, 198.

Wieland ſtimmte Goethe bei. Böttiger fährt in ſeiner Aufzeichnung fort: „Darum ſei Ariſtophanes der Gott der alten Komödiendichter, ſagte Wieland, und darum hätten wir eigentlich kein Luſtſpiel mehr. Es iſt auch wahr, fuhr Wieland fort, daß ſelbſt der ſtrengſte, ernſthafteſte Mann, ſobald er es unbemerkt thun darf, bei einem glücklichen Einfall aus dieſer Fundgrube des Witzes, der den Bettler wie den König beluſtigt, ſeine Stirn entrunzelt, und daß dieſem Univerſalmittel aus Demokrits Apotheke eigentlich kein Sterblicher widerſtehen kann." — Löbell hat in ſeiner Schrift: „Die Entwickelung der deutſchen Poeſie von Klopſtocks erſtem Auftreten bis zu Goethes

Tode" (Braunſchweig 1856, 3 Bd.) dem vorliegenden Geſpräche zwiſchen Goethe und Wieland, deren Ausſprüche er durchaus für treu wiedergegeben hält (woran wohl auch nicht zu zweifeln iſt), eine ausſchlaggebende Bedeutung verliehen für den Abſchnitt ſeines Werkes: „Über die Darſtellung der ſinnlichen Liebe in der Poeſie, mit beſonderer Rückſicht auf Wieland" (Bd. II, S. 68 ff., insbeſondere S. 115). Unter dem Geſichtspunkte des vorliegenden Geſpräches, in dem Wieland noch ſagt: „Darum iſt eben mein Ariſtophanes kein ſolcher Schweinigel, als ihn unſere Überverfeinerung achten will," iſt auch die Stelle aus dem Briefe Wielands an den Freiherrn von Retzer in Wien zu betrachten, worin Wieland, als 1808 der erſte Theil von Goethes Fauſt erſchienen war, dieſes Werk mit Rückſicht auf die Walpurgisnacht als ein ſolches bezeichnet, „worin unſer Aufaget mit dem berühmten Höllen-Breugel an diaboliſcher Schöpfungskraft und mit Ariſtophanes an pöbelhafter Unfläterei um den Preis zu ringen ſcheine." Auch der Ausſpruch Rouſſeaus, daß in den verdorbenſten Ländern die Ausdrücke am gewähltеſten und die Ohren am ſtrengſten ſeien, war Goethe und Wieland bekannt.

Nr. 156. I, 199.

a. Die Aldobrandini'ſche Hochzeit war ein Wandgemälde, das nach Goethes und Meyers Annahme aus der Zeit des Kaiſers Titus, nach der jetzt üblichen Meinung aus der Zeit des Kaiſers Auguſtus ſtammte; den Namen trägt es von ſeinem erſten Beſitzer, dem Fürſten Aldobrandini, von dem es aber ſpäter an die Familie Borgheſe überging, zuletzt kam es in den Vatican. Das bei Goethe aufgeſtellte Bild iſt die Copie von Heinrich Meyer, die am 17. October 1797, als Goethe auf ſeiner Schweizerreiſe in Stäfa weilte, an dieſem Orte eintraf

(vgl. in Goethes Schrift „Aus einer Reise in die Schweiz im Jahre 1797“ den Brief des Dichters an Cotta vom 17. October 1797, sowie an Böttiger vom 25. October 1797). In dem Briefe an Cotta schreibt Goethe, daß das Bild „von einem geschickten Meister mit Leichtigkeit und Leichtsinn auf die Wand gemalt“ sei.

b. In der angeführten Äußerung Goethes, daß er seinen Werther zehn Jahre nach dessen Schöpfung nicht gelesen habe, stimmt das, was Böttiger in den „Liter. Zuständen u. Zeitgen. I, S. 66“ berichtet: „Goethe arbeitet seine Gedichte alle erst im Kopfe aus, wo er sie fest eingeprägt mit sich herumträgt. Sind sie so weit vollendet, läßt er sie niederschreiben, und da kann er die niedergeschriebenen noch acht Tage lang feilen und verbessern. Dann ist es ihm aber unmöglich, wieder dazu zurückzukehren. Sie sind ihm gleichsam zum Ekel geworden und es kostet ihm die größte Überwindung, noch einmal auf sie zurückzukommen. Ganz anders bei Wielanden.“ Auch was Goethe an Knebel in Bezug auf die Achilleis schreibt, gehört hierher: „Wer bei seinen Arbeiten nicht schon ganz seinen Lohn dahin hat, ehe das Werk öffentlich erscheint, der ist übel daran.“

Nr. 157. I, 200.

Eleonore, geb. Marschalk v. Ostheim, war im Jahre 1782 auf Betreiben ihres Oheims, des Kammerherrn von Stein auf Nordheim, mit dem Kammerpräsidenten von Kalb vermählt worden, der bekanntlich vom Herzog abgesetzt wurde und an dessen Stelle dann Goethe als Kammerpräsident (1782) getreten war; sie war die Schwester der Charlotte von Kalb. Das traurige Geschick Eleonorens, das uns Charlotte in ihren „Gedenkblättern“ (hgg. von E. Palleske, Stuttgart 1879) geschildert hat, ist von Schillerforschern als Grundlage für einige Per-

sonen und Züge des Schillerschen Trauerspiels „Kabale und Liebe" angesehen worden, indem man annimmt, daß der Präsident von Kalb den Namen für den Hofmarschall von Kalb in dem Theaterstück gebeten habe, Eleonore dagegen den Namen für die „Gräfin von Ostheim", die in der 7. Scene des I. Aktes Ferdinand von seinem Vater als Gattin vorgeschlagen wird.

Nr. 158. I, 200 ff.

Riemer bemerkt in seinen „Mittheilungen über Goethe" I, S. 65: „Auch Tadel vertrug er." „Man könne ihm (Goethen) viel Wahres sagen" schreibt Schiller an Humboldt (Nr. XIV.). — Über Macdonald bemerkt Böttiger (I, 239 Anm.): „James Macdonald, ein edler hochgebildeter Schotte, der mit seinem jüngern Vetter wegen des Wonnierschen Instituts in Weimar war und den Tisch bei Böttiger hatte. Er war in den Zirkeln von Herder und Wieland sehr geschätzt."

Nr. 159. I, 201.

Heinrich Steffens war am 2. Mai 1773 zu Stavanger in Norwegen geboren, war später Professor der Mineralogie, der Physik und der philosophischen Naturlehre in Halle (1804) und dann in Berlin (1831), wo er am 13. Februar 1845 starb; von ihm ist das Werk: „Grundzüge der philosophischen Naturwissenschaften". — Über Loder vgl. Erl. zu Nr. 108.

Nr. 160. I, 203.

Über Schelling s. Erl. zu Nr. 170.

Nr. 161. I, 203.

Johann Friedrich Unger war 1750 zu Berlin geboren, war Buchhändler und Xylograph, und starb am

26. December 1804 in Berlin; er war der Verleger von „Goethes neuen Schriften", die 1792—1800 in sieben Bänden erschienen.

Nr. 162. I. 204.

Johann Ludwig Tieck war am 31. Mai 1773 in Berlin geboren, studirte in Halle und Göttingen namentlich romanische Sprachen, lebte in Berlin, Jena, Dresden, München, Italien, London u. s. w., seit 1820 war er Hofrath und Dramaturg in Dresden, seit 1841 Vorleser König Friedrich Wilhelms IV. in Berlin, wo er am 28. April 1853 starb. Goethe war mit ihm im Sommer 1799 bekannt geworden. Als Tieck 1801 nach Dresden zu übersiedeln willens war, weilte er längere Zeit in Weimar, wie er denn auch später wiederholt nach Weimar kam. Der Prinz Zerbino war ein von Tieck verfaßtes satirisches Literatur-Drama, in dem er gegen die falschen Strömungen der damaligen Zeit ankämpfte.

Nr. 163. I. 204.

Benjamin Johnson, gew. kurz Ben Johnson genannt, war 1574 in Westminster geboren, war holländischer Soldat, studirte später in Cambridge, zeichnete sich als Bühnendichter aus, war mit Shakespeare befreundet, wurde 1616 Hofpoet und starb 1637 als Magister in Oxford.

Nr. 164. I. 205.

Das große Drama Tiecks führte den Titel: „Leben und Tod der heiligen Genovefa" (1799). In den „Tag- und Jahresheften 1799" schreibt Goethe: „Tieck las mir seine Genovefa vor, deren wahrhaft poetische Behandlung mir sehr viel Freude machte und den freundlichsten Beifall abgewann." Noch in seinem letzten Briefe an

Tieck vom 9. September 1829, alſo dreißig Jahre ſpäter, gedenkt Goethe der hier erzählten Vorleſung der Genovefa. In dieſem Briefe finden ſich auch die ſchönen Worte, die Goethes Verhältniß zu Tieck trefflich kennzeichnen. „Wenn ich nun zeither, ſchreibt Goethe, mich alles desjenigen zu erfreuen hatte, was Ihnen zum Aufbau und zur Ausbildung unſerer Literatur fortſchreitend beizutragen gelungen iſt, und ich manche Winke ſehr gut zu verſtehen glaubte, um zu ſo löblichen Abſichten mitzuwirken, ſo bleibt mir, einen reinen Dank zu entrichten, kaum mehr übrig als der Wunſch, es möge fernerhin ein ſo ſchönes und eignes Verhältniß, ſo früh geſtattet und ſo viele Jahre erhalten und bewährt, mich auch noch meine übrigen Lebenstage begleiten."

Nr. 165. I, 206.

Über ſein Verhältniß zu Paulus ſchreibt Goethe an Schiller den 19. Februar 1802: „Mit Paulus, der mir den dritten Theil ſeines Kommentars über das Neue Teſtament vorlegte, habe ich eine ſehr angenehme Unterhaltung gehabt. Er iſt in dieſem Weſen ſo von Grund aus unterrichtet, an jenen Orten und in jenen Zeiten ſo zu Hauſe, daß ſo vieles der heiligen Schriften, was man ſonſt in idealer Allgemeinheit anzuſtaunen gewohnt iſt, nun in einer ſpezifiſchen und individuellen Gegenwart begreiflich erſcheint."

Nr. 169. I, 209.

W. H. Gotthardi war in Weimar geboren, verlebte aber einen Theil ſeiner Kindheit in einem kleinen Dorfe, wo ſein Vater ein kleines Gut, das er beſaß, eine Zeitlang ſelbſt bewirthſchaftete. Gotthardi war ſieben Jahr alt, als ſeine Eltern wieder nach Weimar zurückkehrten und dort aufs neue ihren Wohnſitz aufſchlugen. Als ihn

ſeine Mutter das erſte Mal mit ins Theater nahm, wurde „Rochus Pumpernickel" gegeben. Die Mutter ſelbſt hatte auf der letzten Parterrebank Platz genommen, hatte aber den kleinen Gotthardi, damit er beſſer ſehen könne, auf die Brüſtung einer der hinter ihrem Sitze befindlichen Logen gehoben, die gerade leer war. Auf dieſer Brüſtung nahm dann Gotthardi regelmäßig auch in andern Vorſtellungen Platz. — „Der Umgang mit Kindern, äußerte Goethe einmal, erhalte ihn froh und jung." (Vgl. Gotthardi, Weimariſche Theaterbilder S. 34 ff.) — Über die Jagemann ſ. Erl. zu Nr. 182.

Nr. 170. I, 211.

Friedrich Wilhelm Joſ. von Schelling, geb. 27. Januar 1775 zu Leonberg in Württemberg, ſtudirte in Tübingen, kam 1798 nach Jena, wo er Fichtes Schüler und 1800 deſſen Nachfolger wurde, 1803 ging er nach Würzburg, 1808 nach München als Generalſecretär der Akademie der Wiſſenſchaften, gradelt, 1820 nach Erlangen, 1827 wieder nach München als Präſident der Akademie der Wiſſenſchaften, 1841 nach Berlin als Wirkl. Geh. Rath, geſt. am 20. Auguſt 1854 im Bade Ragatz. Die erſten Hefte von Schellings „Zeitſchrift für ſpeculative Phyſik (nicht: „Philoſophie" wie in den Geſprächen S. 211 ſteht)" erſchienen im Jahre 1800, und Schelling ſelbſt hatte ſie Goethe zugeſandt. — In der „Allgemeinen Literatur-Zeitung" waren einige Theſen, die in Bamberg bei Gelegenheit einer Promotion veröffentlicht worden waren, beſprochen und hierbei auch hämiſche Bemerkungen über Schelling gemacht worden. Schelling gab eine ſehr derbe Antwort in einer Miscelle über das „Benehmen des Obſcurantismus gegen die Naturphiloſophie", die er ſeiner oben genannten Zeitſchrift beifügte. Er verlangte von der Redaction, daß der Name des betreffenden Recenſenten

öffentlich genannt werde. Aber dieser Aufforderung kam die Redaction nicht nach, sondern sie ließ vielmehr in der „Allgemeinen Literaturzeitung" in einer Recension der Schrift: „Lob der allerneuesten Philosophie" eines damals umlaufenden Gerüchts Erwähnung thun, daß Schelling vor zwei Jahren durch seine ungeschickte medicinische Behandlung den Tod der Auguste Böhmer herbeigeführt habe. Diese unerhörte Beschuldigung erregte Schellings höchsten Zorn, und die Spannung stieg so hoch, daß Schelling es als eine Erlösung aus unangenehmen Verhältnissen betrachtete, als er 1803 nach Würzburg ging. Den Sommer des Jahres 1800 verlebte Schelling nicht in Jena, sondern in Bamberg. (Aus Schellings Leben S. 253ff.) Zu der Mittheilung, daß Goethe Schellings Schrift „im Ganzen sehr gelobt habe", vergleiche man jedoch Goethe-Schillers Briefwechsel II, 291.

Nr. 171. I, 112.

Heinrich Vohs war früher am kurfürstlichen Theater zu Bonn Schauspieler gewesen (1789), seit 1792 war er Hofschauspieler in Weimar, 1802 wurde er Hoftheaterdirector in Stuttgart, wo er 1804 starb.

Nr. 172. I, 213.

Joh. Jacob Graff, geb. 1768 zu Georgenthal bei Kolmar, sollte ursprünglich Theologie studiren, wurde 1789 in Köln Schauspieler, seit 1793 Hofschauspieler in Weimar, dort gest. 1848. — Johann Friedrich Ferdinand Fleck war von 1783 an bis 1801, wo er starb, in Berlin als Schauspieler thätig. Seine Gattin, Luise Fleck, war gleichfalls eine hervorragende Schauspielerin. Als am 18. Februar 1799 die Piccolomini in Berlin gegeben wurden, spielte Fleck den Wallenstein, seine Gattin die Thekla. Am 17. Mai 1799 wurde Wallensteins Tod

me. Wilhelm öfnete die Thüre, das Kind trat herein und ſang das Lied, das wir ſo eben aufgezeichnet haben.

Melodie und Ausdruck gefielen unſerm Freunde beſonders, ob er gleich die Worte nicht alle verſtehen konnte. Er ließ ſich die Strophen wiederholen und erklären, ſchrieb ſie auf und überſetzte ſie ins Deutſche. Aber die Originalität der Wendungen konnte er nur von ferne nachahmen. Die kindliche Unſchuld des Ausdrucks verſchwand, indem die gebrochene Sprache übereinſtimmend, und das Unzuſammenhängende verbunden ward. Auch konnte der Reiz der Melodie mit nichts verglichen werden.

Sie fing jeden Vers feyerlich und prächtig an, als ob ſie auf etwas ſonderbares aufmerkſam machen, als ob ſie etwas wichtiges vortragen wollte. Bey der dritten Zeile ward der Geſang dumpfer und düſte-

in Berlin gegeben, und Fleck ſpielte auch hier den Wallenſtein, eine Leiſtung, von der Tieck berichtet: „Sowie er (Fleck) auftrat, war es dem Zuſchauer, als gehe eine unſichtbare, ſchützende Macht mit ihm; in jedem Worte berief ſich der tiefſinnige ſtolze Mann auf eine überirdiſche Herrlichkeit, die nur ihm allein zu theil geworden war; ſo ſprach er ernſthaft und wahr nur zu ſich ſelbſt, zu jedem andern ließ er ſich herab und ſchaute auch während des Geſprächs mit jenem in ſeine Träume hinein. So fühlte man, daß der Feldherr wie in einem großen ſchauerlichen Wahnſinn lebe u. ſ. w.“ Ebenſo rühmte Tieck Flecks Karl Moor u. a.

Nr. 174. I, 215.

Heinrich Schmidt wurde Schauſpieler, ſtand eine Zeitlang an der Spitze des fürſtlich Eſterhazy'ſchen Theaters in Eiſenſtädt und war ſpäter Theaterdirector in Wien und Brünn. Goethe hat auch 4 Briefe an ihn geſchrieben (ſ. Strehlke, Goethes Briefe II, 189).

Nr. 176. I, 220.

Friedrich Immanuel Niethammer war am 26. März 1766 zu Beilſtein in Württemberg geboren, ſeit 1793 Prof. der Philoſophie in Jena, 1797 Prof. der Theologie, 1804 Conſiſtorialrath in Würzburg, 1806 in Bamberg, 1807 Centralſchul- und Studienrath in München, 1829 Oberconſiſtorialrath, geſt. 1. April 1848.

Nr. 178. I, 221 ff.

Henriette Gräfin von Egloffſtein, geb. Freiin von Egloffſtein, war 1773 geb., vermählte ſich mit dem Grafen von Egloffſtein 1789, nach Scheidung dieſer Ehe mit dem Freiherrn von Beaulieu-Marconnay 1804, geſt.

1864. Ihre Tochter war die Gräfin Julie von Egloffstein (geb. 1792, geſt. 1869).

Schon am nächſten Tage traten noch weitere ſechs Paare auf Goethes Vermittelung hin für die cour d'amour zuſammen: 1. Legationsrath von Wolzogen und Hofräthin Schiller; 2. Schiller und Frau v. Wolzogen; 3. Oberhofmeiſter v. Einſiedel und Kammerherrin von Egloffſtein; 4. Kammerherr Freiherr von Egloffſtein und Hofdame von Wolfskeel; 5. Hauptmann Freiherr v. Egloffſtein und Hofdame von Imhoff; 6. Hofrath Meyer und Fräulein von Göchhauſen. Die beiden Freiherren von Egloffſtein waren die Brüder der ſchönen und geiſtvollen, damals achtundzwanzigjährigen Henriette von Egloffſtein; ſie ſtanden im Alter von 35 und 30 Jahren; der ältere der beiden Brüder, der Kammerherr und ſpätere Hofmarſchall (ſeit 1813), war mit Caroline geb. Freiin von Aufſeß vermählt. Wilhelm von Wolzogen war vierzig Jahre alt, ſeine Gattin Caroline, geb. von Lengefeld, war die Schweſter von Schillers Frau und die Verfaſſerin des vielgeleſenen Romanes „Agnes von Lilien“. So ſetzte ſich die cour d'amour aus 7 Paaren zuſammen. Nach Goethes Tagebuch fand die erſte Zuſammenkunft am 28. October 1801 ſtatt; das Stiftungslied ſchickte Goethe am 6. November an die Gräfin Egloffſtein. (Vgl. hierzu v. Biedermanns Goethe-Forſchungen, Neue Folge S. 411—425.) Goethes Stiftungslied: „Was gehſt du, ſchöne Nachbarin, im Garten ſo allein u. ſ. w.“ war wohl das erſte Lied, das dem Kränzchen gewidmet wurde. (Vgl. zu dem ganzen Abſchnitt: Goethes Tag- und Jahreshefte, Hempel 27, 74—76 ſowie: S. 409 f.; H. Düntzer, Die Stiftung von Goethes Mittwochkränzchen, Goethe-Jahrb. V, 333 bis 342; von Beaulieu-Marconnay, Goethes cour d'amour, Goethe-Jahrb. VI, 59 ff.)

Nr. 179. I, 225f.

Die Flußgötter. — Für das Jahr 1801 war als Preisaufgabe geſtellt worden: **Achill auf Skyros** (die Entdeckung Achills unter den Töchtern Lykomeds) und: **Der Kampf Achills mit den Flußgöttern** (nach dem 21. Geſang der Ilias). Die Preisaufgaben wurden in den „Propyläen" veröffentlicht. Schon 1800 war der Preis von 30 Dukaten zwiſchen dem Maler **Joſeph Hoffmann** (1764—1812) aus Köln und dem Maler Profeſſor **Johann Auguſt Nahl** aus Kaſſel getheilt worden. 1801 wurde wiederum der Preis zwiſchen dieſen beiden Künſtlern getheilt. Nahl (1752—1825) war beſonders Geſchichtsmaler, Profeſſor an der Akademie zu Kaſſel war er ſeit 1792. Vgl. auch die Tag- und Jahreshefte 1801.

Nr. 181. I, 227.

Auguſt Friedrich Ferdinand Kotzebue war am 3. Mai 1761 zu Weimar geboren, ſtudirte in Jena und Duisburg, wurde 1780 Advocat, 1781 in Petersburg Secretär beim Generalingenieur und Hoftheaterdirector von Bauer, 1783 Aſſeſſor beim Oberappellationstribunal zu Reval, 1785 Präſident des Gouvernementsmagiſtrats von Eſthland und damit zugleich geadelt, 1797—1799 Hoftheaterdichter in Wien, 1799 ließ er ſich in Weimar nieder, bei einer Reiſe nach Livland 1800 wurde er auf falſchen Verdacht hin verhaftet und nach Sibirien geſchickt, bald darauf wurde er zurückgerufen und wurde Hofrath und Director des Theaters in Petersburg, 1801 ging er als Collegienrath nach Weimar, lebte nun an verſchiedenen Orten, wurde 1814 Staatsrath; am 23. März 1819 wurde er in Mannheim von dem überſpannten Schwärmer K. L. Sand, einem Candidaten der Theologie aus Wunſiedel, ermordet. Kotzebues techniſch außerordentlich ge-

wandt aufgebauten Dramen, die aber oft ohne poetischen und zuweilen auch ohne sittlichen Gehalt waren, beherrschten damals die Bühne. Die Gunst der Mitwelt erhob ihn eine Zeitlang über Schiller und Goethe; selten ist ein Schriftsteller so in seinem Leben von den Mitlebenden gefeiert worden wie Kotzebue, um so schärfer hat ihn die Nachwelt verurtheilt, und noch bei Lebzeiten Kotzebues wurde auf dem Wartburgfeste 1817 seine „Geschichte des deutschen Reichs" verbrannt. Freilich kann man nicht sagen, daß bisher die Thätigkeit Kotzebues eine unbefangene quellenmäßige literarhistorische Darstellung gefunden habe. Selbst hervorragende Literarhistoriker haben wohl nur einzelne Stücke Kotzebues herausgegriffen und nach diesen die gesammte Persönlichkeit beurtheilt. Kotzebue hat aber 211 Theaterstücke verfaßt, von denen doch nur fünf auf einer wirklich unmoralischen Grundlage ruhen (zu diesen fünf gehören die jetzt noch gespielten „beiden Klingsberge"), während 163 Stücke sittlich unbedenklich sind, die übrigen 43 Stücke hie und da einmal eine Zweideutigkeit oder gewagte Situation aufweisen. (Ich entnehme diese Angaben der empfehlenswerthen Schrift: August von Kotzebue. Urtheile der Zeitgenossen und der Gegenwart. Zusammengestellt von W. von Kotzebue. Dresden 1881.) Das Verhältniß Goethes zu Kotzebue hat aber neuerdings eine gründliche Darstellung aus den Quellen erfahren durch Herrn Geheimrath Freiherrn von Biedermann in Dresden in seinem Aufsatze: Goethe und Kotzebue (Goetheforschungen. Neue Folge. Leipzig 1886, S. 245—289; auch in der oben angeführten Schrift: August v. Kotzebue, S. 26 ff., enthalten). Kotzebue, der schon mit sieben Jahren nicht ohne Geschick Verse zu machen wußte, war noch ein Knabe, als Goethe nach Weimar kam. Goethe sah den begabten Knaben nicht ungern in seinem Hause, er erlaubte ihm, in seinem Garten

Sprenkel zu ſtellen, ließ ihn am Oſtereierſuchen theilnehmen, nahm auch Einblick in die Bühnenſtücke, die der Knabe verfaßte u. ähnl. Von den ſpäteren ſchriftſtelleriſchen Leiſtungen Kotzebues ſagt Goethe in dem unten angeführten Aufſatze: „Ich finde noch öfter Anlaß, ſeine Leiſtungen, denen man Verdienſt und Talent nicht abſprechen kann, gegen überhinfahrende Tadler und Verwerfer in Schutz zu nehmen.“ Vgl. auch Geſpräch Nr. 458. II, 301, wo Goethe zu Falk ſagt: „Übrigens bin ich keineswegs ungerecht gegen ſein ausgezeichnetes Talent für alles, was Technik betrifft. Nach Verlauf von hundert Jahren wird ſich's ſchon zeigen, daß mit Kotzebue wirklich eine Form geboren wurde.“ Desgl. Geſpr. Nr. 889. IV, 298, ſowie Nr. 962. V, 110; Nr. 1498. VIII, 307 f. u. o. Kotzebues dramatiſche Legende „Der Schutzgeiſt“, die in fünffüßigen Jamben gedichtet war, richtete Goethe für die Bühne ein; noch in den letzten Stunden ſeines Lebens beſchäftigte ihn dieſes Stück, „das er ſehr liebte“. Vgl. Geſpr. Nr. 1415. VIII, 164. Der Bruch zwiſchen Goethe und Kotzebue wird hauptſächlich durch Kotzebues Spottſucht, die auch Goethe nicht verſchonte, herbeigeführt, ſowie durch deſſen Oberflächlichkeit und „unerhörte Eitelkeit“ (Vgl. Geſpr. Nr. 458. II, 302). Der Haß Kotzebues gegen die Schlegel, die mit Goethe damals eng verbunden waren und im Jahre 1800 gegen Kotzebue das von A. W. Schlegel verfaßte Stück gerichtet hatten: „Ehrenpforte und Triumphbogen für den Theater-Präſidenten Kotzebue“, trug viel dazu bei, daß Goethe ſich ſpäter vollſtändig von Kotzebue fernhielt. Mit Titeln und Orden geſchmückt erſchien Kotzebue im Herbſt 1801 wieder in Weimar und fand eine überaus glänzende Aufnahme, als geborner Weimaraner. Man hielt in den höchſten Kreiſen Kotzebue für den deutſchen Shakeſpeare, Herder und Frau „begoſſen und pflegten“ ihn, Wieland

erhob ihn, die große Schaar der Durchschnittsschriftsteller pries ihn in lärmenden Worten. Über Goethes Verhältniß zu Kotzebue vgl. auch die „Campagne in Frankreich" Hempel 25, 165, die „Tag- und Jahreshefte" 1802, sowie den Aufsatz: „Kotzebue" in den „Biographischen Einzelnheiten" (Hempel 27, 331 ff.). Die Haupthelfer Kotzebues waren Böttiger und Merkel. Garlieb Merkel (1776 bis 1850), ein Livländer, hielt sich auf Böttigers Einladung in Weimar auf; von 1803—1806 war er mit als Redacteur an Kotzebues Zeitschrift „Der Freimüthige" (erschien in Berlin) thätig. Gegen Kotzebue hat Goethe eine ganze Reihe scharfer Gedichte und Sprüche gerichtet, die aber nur im Augenblicke des Kampfes entstanden und sämmtlich von ihm geheim gehalten worden sind, sodaß sie zum Theil erst in die Ausgabe der Werke Goethes von 1836 aufgenommen worden sind. Goethes Dichtungen wurden von Kotzebue und seinem Anhange fortwährend herabgesetzt, während Kotzebue und seine Freunde sich gegenseitig in den Himmel hoben. Im „neuen Alcinous" (Hempel 3, S. 289—294) bekämpft Goethe den ganzen Anhang Kotzebues, Böttiger und Kotzebue nennt er „die gründlichsten Schuften, die Gott erschuf" (Hempel 3, 297), nimmt die Schlegel in Schutz gegen Böttiger und Kotzebue (Hempel 3, 295), besonders aber geißelt er den Treibund: Kotzebue, Böttiger, Merkel, in dem Gedichte:

Triumvirat.

Den Gott der Pinsdereien*) zu begrüßen,
Kam Leichtfuß**), Genius der Zeit, gegangen:
Laß uns, mein Theurer, aneinander hangen
Wie Kett' und Kleid! Pedanten mags verdrießen.

*) Kotzebue.
**) Merkel.

Wir ruhen bald von unſrer einz'gen, süßen,
Planlosen Arbeit mit genährten Wangen;
Wenn Dilettantenſkizzen einzig prangen,
Sei ernſte Kunſt ins Fabelreich gewieſen.

An Schmierern fehlt's nicht, nicht am Lob der Schmierer;
Der rühmt ſich ſelbſt, den preiſet ein Verleger,
Der Gleiche den, der Pöbel einen Dritten;

Doch fehlt im Ganzen noch ein Rädelsführer,
Ein unermüdlich unverſchämter Präger
Papierner Münze. Da trat in die Mitten

Herr Überall*), in Tag- und Monatsſtempeln
Den Lumpenbrei der Pfuſcher und der Schmierer
Mit B . . . r**) zum Meiſterwerk zu ſtempeln.

Auf die Schmähungen, die Kotzebue in ſeinem „Freimüthigen" fortgeſetzt gegen Goethe richtete, hat dieſer nie geantwortet. Der gewaltſame Tod Kotzebues erſchütterte Goethe (vgl. Tag- u. Jahreshefte 1819), und wiederholt beklagte er, daß Kotzebues Talent ſich ſo zerſplittert und in den Dienſt des Tagesgeſchmackes geſtellt hatte.

c. Wie Kotzebue die Schlegel in dem Stücke: „Der hyperboreiſche Eſel, oder die heutige Bildung. Ein draſtiſches Drama 1799" verſpottet hatte, ſo hatte er auch in ſeinem Stücke: „Der Beſuch oder die Sucht zu glänzen 1801" Goethes Journal: „Die Propyläen" deutlich angegriffen. An dieſen Angriff denkt wohl Goethe bei ſeinem Vorſchlage der betreffenden Caricatur.

Nr. 182. I, 229.

Um gegen Kotzebues Einfluß aufzutreten, brachte Goethe die Dramen der Schlegel, die ihm im Kampfe gegen Kotzebue beiſtanden, auf die Bühne zu Weimar:

*) Böttiger, den Goethe u. Schiller Ubique nannten, vgl. Erl. zu Nr. 94.

**) Die Recenſentenchiffre Böttigers.

Gerade hieraus erwuchsen aber Goethe neue Verdrießlichkeiten; Böttiger verfaßte nämlich eine satirische Kritik der Aufführung (vgl. „Über die Aufführung des Jon auf dem Hoftheater zu Weimar" in Böttigers „Literarischen Zuständen und Zeitgenossen" I, S. 87 ff.), über die Goethe so in Zorn gerieth, daß der bereits fertig gedruckte Bogen des Journals für Luxus und Moden, der Böttigers Kritik enthielt, nicht ausgegeben werden durfte. Über dieses Verhalten Goethes gegenüber Böttiger berichtete Nr. 2 des „Freimüthigen" in höchst boshafter Weise. — Jon ist von August Wilhelm Schlegel verfaßt.

Caroline Jagemann, spätere Frau von Heygendorff, war zu Weimar am 25. Januar 1777 geboren und kam an die Bühne zu Weimar 1797, der sie bis 1828 angehörte; sie vermählte sich 1809 und starb 1848 zu Dresden.

Nr. 187. I, 232.

Fichte war mit der Regierung in Widerspruch gerathen und wurde 1799 wegen angeblich atheistischer Lehren entlassen, er ging nach Berlin; Schelling wurde sein Nachfolger in Jena. Über die Universitätskreise in Jena schrieb Reinhold an Wieland am 16. März 1801: „Die neueste Philodoxie wird nun durch Schelling, Schlegel, Schad und Niethammer viermal und in viererley Variationen in Jena in besonderen Vorlesungen vorgetragen. Man würde im übrigen Teutschland Mühe haben zu begreifen, wie dieses nach Fichtes Verabschiedung möglich wäre — wenn man nicht wüßte, daß diese Philodoxie den Wilhelm Meister als eine der drey großen Tendenzen des Zeitalters — der reinen Ichlehre an die Seite stellt und den Ruhm von Goethes Kunst als der Einzigen, an das Schicksal der Ichwissenschaft als der Einzigen zu knüpfen die Geschicklichkeit gehabt hat." (R. Keil, Wie-

land und Reinhold, u. Seufferts Anzeige im Anzeiger f. d. Alterth. XIII, 282).

Nr. 188. I, 232.

Die hauptsächlichsten Änderungen, die Goethe in Kotzebues „deutschen Kleinstädtern" vornahm und die besonders in Tilgung der Stichseleien gegen Schlegel und Vulpius bestanden s. in dem angeführten Aufsatze v. Biedermanns: Goethe u. Kotzebue S. 37—39.

Nr. 192. I, 235f.

Johann Daniel Sander (gest. 1825), Buchhändler zu Berlin, einer der Hauptverleger von Kotzebues Schriften, mit Kotzebue eng befreundet. Im „Neuen Alcinous" widmet ihm Goethe die Spottverse:

Hier an diesem Wege stehen
Die Verleger miteinander;
Diese Mispeln pflanzte Kummer,*)
Diesen Korkbaum schickte Sander.
Sollte dieser Kork nun freilich
Wie der Geber sich verdicken,
Mögen Enkel und Urenkel
Mit dem Weg zur Seite rücken.

Sophie Sander, geb. Diederichs, war mit Sander seit 1787 vermählt, sie stammte aus Pyrmont, gest. 1826.

Zu dem Verhalten Goethes gegen Sander vergleiche man Fr. Tiecks Bericht an Sophie Bernhardi (1802), in dem gesagt wird, daß Caroline Schlegel und Schellings Frau es bewirkt hätten, daß Sander von Goethe „wirklich schmählich behandelt worden sei." (H. Waitz, Caroline und ihre Freunde, Leipzig, Hirzel, S. 98.) Über Briefe Goethes an Sander vgl. Strehlke, Goethes Briefe II,

*) Leipziger Buchhändler, der gleichfalls viele Schriften Kotzebues verlegte.

140. Einen Brief Goethes an Sander vom 25. November 1801, ſ. im Goethe-Jahrb. XI, S. 78, an Frau Sander ebenda vom 15. Januar 1802. Goethe bedankt ſich darin für Geſchenke für ſeine Küche, wie für ſeine Büchersammlung, die er von dem Ehepaar Sander empfangen hatte; in dem Briefe an Sander giebt er zugleich Antwort auf eine Einladung zur Gevatterſchaft, die er von Sander erhalten hat, indem er ſagt: „Wenn ich nun ferner bedenke, wie wenig mein Zeugniß in der chriſtlichen Kirche bedeuten kann; ſo muß ich, ohne weiteres Raiſonnement, Ihnen eben ganz anheim ſtellen in wie fern Sie mich zu einem ſolchen Act einladen dürfen." Aus dem Briefe Goethes an Frau Sander geht hervor, daß er die Gevatterſchaft annahm, woraus ſich ergiebt, daß das Verhältniß Goethes zu dem Ehepaar Sander 1801 und Anfang 1802 kein unfreundliches war; er ſchreibt ſogar an Frau Sander: „In Pyrmont habe ich Ihrer viel gedacht und es iſt mir beynahe anſchaulich geworden, wie es möglich ſey, daß dieſer Ort ſo wunderſam-artige Gevatterinnen hervorbringe und bilde." Das Zerwürfniß ſcheint demnach erſt im Laufe des Jahres 1802 eingetreten zu ſein, woran die wachſende Feindſchaft gegen Kotzebue und wahrſcheinlich auch der oben angedeutete Einfluß Carolinens und der Frau Schellings beſonderen Antheil hatten. Über Herrn und Frau Sander ſ. auch: Im neuen Reich 1876. — Über Goethes Verkehr mit Frau Sander in Pyrmont ſ. Tag- und Jahreshefte 1801, Hempel 27, 61.

Nr. 194. I, 237.

Über Schellings Zerwürfniß mit der „Allgemeinen Literaturzeitung" vgl. Erl. zu Nr. 170. — Chriſtian Gottfried Schütz, geb. 1747 in Duderſtädt, ſeit 1779

rer, das: kennſt du es wohl? drückte ſie geheimnißvoll und bedächtig aus, in dem: dahin! dahin! lag eine unwiderſtehliche Sehnſucht, und ihr: Laß uns ziehn! wußte ſie, bey jeder Wiederholung, dergeſtalt zu modifiziren, daß es bald bittend und dringend, bald treibend und vielverſprechend war.

Nachdem ſie das Lied zum zweytenmal geendigt hatte, hielt ſie einen Augenblick inne, ſah Wilhelmen ſcharf an und fragte: kennſt du das Land? — Es muß wohl Italien gemeynt ſeyn, verſetzte Wilhelm, woher haſt du das Liedchen? — Italien! ſagte Mignon bedeutend: gehſt du nach Italien, ſo nimm mich mit, es friert mich hier. — Biſt du ſchon dort geweſen, liebe Kleine? fragte Wilhelm. — Das Kind war ſtill und nichts weiter aus ihm zu bringen.

Melina, der hereinkam, beſah die Zitter

Professor der Poesie und Beredsamkeit in Jena, gründete 1785 mit Bertuch die „Allg. Literaturzeitung", seit 1804 Prof. in Halle, wo er den 7. Mai 1832 starb.

Nr. 195. I, 238.

Der Bildhauer Johann Gottfried Schadow war am 20. Mai 1764 in Berlin geboren, 1789 Rector der Academie der Künste zu Berlin, dort gest. 28. Januar 1850. — Franz Catel war ein hervorragender deutscher Maler, geb. 1778 in Berlin, er lieferte zehn treffliche Illustrationen zu Goethes „Hermann und Dorothea" (Braunschweig 1799). Mit seinem Bruder Ludwig (Louis) Catel ging er 1807 nach Paris, 1809 begab er sich nach Rom; sein Lieblingsgebiet wurde die Landschaftsmalerei, besonders Neapel und Umgebung stellte er in trefflichen Werken dar, gest. 1856 zu Rom.

Friederike Auguste Konradine Unzelmann, geb. Flittner, war in Gotha 1760 geb., Schauspielerin seit 1777, heirathete den Schauspieler Unzelmann, wurde von diesem geschieden und vermählte sich zum zweiten Male mit dem Schauspieler Bethmann 1803, sie starb in Berlin 1814. Vgl. Tag- u. Jahreshefte 1801 u. 1802. Hempel 27, 72 u. 77. Goethes Beziehungen zur Unzelmann sind ausführlich mitgetheilt von M. E. Franzos in seiner Zeitschrift: Deutsche Dichtung, Bd. IX, Heft 4, 6 u. 10. — Karl Friedrich Zelter war 1758 zu Berlin geboren, wurde 1783 Maurermeister, 1800 Director der Singacademie, 1809 Prof. der Tonkunst, gest. 15. Mai 1833. Zu Goethe trat er in nähere Beziehung dadurch, daß er Lieder des Dichters komponierte, anfangs verkehrten sie nur brieflich miteinander, 1802 kam Zelter einmal nach Weimar, dann wieder 1803 auf vierzehn Tage, woraus sich dann erst das engere Freundschaftsverhältniß ergab. Vgl. „Tag- u. Jahreshefte 1803." Goethe hatte

in den Propyläen (III. Bd. 2. Stück 1800) in dem Aufsatze: „Flüchtige Übersicht über die Kunst in Deutschland“ über das Kunsttreiben Berlins gesagt: „In Berlin scheint außer dem individuellen Verdienst bekannter Meister der Naturalismus mit der Wirklichkeits- und Nützlichkeitsforderung zu Hause zu sein und der prosaische Zeitgeist sich am meisten zu offenbaren. Poesie wird durch Geschichte, Charakter und Ideal durch Porträt, symbolische Behandlung durch Allegorie, Landschaft durch Aussicht, das Allgemein-Menschliche durchs Vaterländische verdrängt. Vielleicht überzeugt man sich bald, daß es keine patriotische Kunst und patriotische Wissenschaft gebe. Beide gehören wie alles Gute der ganzen Welt an und können nur durch allgemeine freie Wechselwirkung aller zugleich Lebenden, in steter Rücksicht auf das, was uns vom Vergangenen übrig und bekannt ist, gefördert werden.“ Es ist vielleicht nicht überflüssig, wenn diese Worte Goethes hier einmal aus ihrer Vergessenheit hervorgezogen und der Gegenwart vorgehalten werden.

Die Einladungen zur Einsendung von Kunstwerken für die Weimarer Ausstellungen erschienen erst in den Propyläen, dann in einer Extra-Beilage zu dem ersten Vierteljahr der Jenaischen Allg. Literaturzeitung. — Vgl. Gespr. 196.

Nr. 197. I, 240.

Vgl. Gespr. Nr. 170. Nr. 194 u. Erl. dazu.

Nr. 199. I, 243.

Christian Wilhelm von Schütz war am 13. April 1776 in Berlin geboren; er war Herr auf Reichenwalde und Landrath in Züllichau, später Ritterschaftsdirektor der Neumark, gest. 1847. Goethe erwähnt ihn auch in

den Tag- und Jahresheften 1808 u. 1817, Hempel 27, 181. 239f. Schütz dichtete verschiedene Trauerspiele, z. B. Lacrymas, Niobe, Graf v. Gleichen u. a.

Nr. 201. I, 244.

August Bode lebte als Privatgelehrter in Weimar; er war der Sohn des Berliner Astronomen Bode, gest. 1804 in Weimar. Goethe erwähnt ihn in den Tag- u. Jahresheften 1802. Hempel 27, 86.

Ferdinand August Hartmann war 1774 in Stuttgart geb., war Geschichts- u. Porträtmaler, seit 1807 in Dresden, 1824 Director der Kunst-Academie, dort gest. 1842.

Nr. 203. I, 246.

Pius Alexander Wolff war 1784 in Augsburg geb., wurde Hofschauspieler in Weimar 1804, später in Berlin 1816, er schrieb auch Bühnenstücke, gest. 28. August 1828.

Karl Franz Grüner (nicht Christian Gottfried Gr., vgl. auch d. Register) hieß eigentlich Alács, war etwa 1780 in Ungarn geb., wurde Offizier, dann Hofschauspieler in Weimar 1803, später am Theater an der Wien (vgl. Brief Körners an Goethe vom 24. September 1812, Goethe-Jahrb. VIII, 60), dann in Darmstadt, Director des Theaters in Frankfurt am Main 1831, gest. als Theaterconsulent in Pest 1845.

Mit dem vorliegenden Gespräche vergleiche man, was Goethe in den Tag- und Jahresheften 1803 (Hempel, 27, 89) schreibt, wo er über den Besuch Wolffs und Grüners erzählt: „Ich begann mit ihnen gründliche Didaskalien, indem ich auch mir die Kunst aus ihren einfachsten Elementen entwickelte und an den Fortschritten beider Lehrlinge mich nach und nach emporstudirte, so daß ich selbst

klärer über ein Geschäft ward, dem ich mich bisher instinktmäßig hingegeben hatte. Die Grammatik, die ich mir ausbildete, verfolgte ich nachher mit mehreren jungen Schauspielern; einiges davon ist schriftlich übrig geblieben." (Dieses „schriftlich übrig Gebliebene" s. bei Hempel 28, 682—698: „Regeln für Schauspieler"; Eckermann stellte vom 2—5. Mai 1824 im Auftrage Goethes diese Regeln aus des Dichters Papieren zusammen. In diesen „Regeln" finden sich nicht nur Anweisungen über den „Vortrag", sondern auch über „Stellung und Bewegung des Körpers auf der Bühne", sowie über „Haltung und Bewegung der Hände und Arme" u. ähnl.).

Nr. 204. I, 247.

Friedrich Wilhelm Riemer war am 19. April 1774 in Glatz geboren, wurde 1801 Hauslehrer bei W. v. Humboldt, im September 1803 bei Goethe, 1812 wurde er Professor am Weimarer Gymnasium, 1816 gab er seine Professur auf und widmete sich ganz der Weimarer Bibliothek, 1831 wurde er zum Hofrath ernannt, er starb als Oberbibliothekar am 19. December 1845.

Zu a. Das Mechanische hielt Goethe auch in der Kunst für unerläßlich. So sagt er in dem Entwurfe: „Über den Dilettantismus": „Der poetische Dilettantismus kann doppelter Art sein. Entweder vernachlässigt er das (unerläßliche) Mechanische und glaubt genug gethan zu haben, wenn er Geist und Gefühl zeigt; oder er sucht die Poesie bloß im Mechanischen, worin er sich eine handwerksmäßige Fertigkeit erwerben kann, und ist ohne Geist und Gehalt. Beide sind schädlich, doch schadet jener mehr der Kunst, dieser mehr dem Subjekt selbst." (Hempel 28, 180.) „Vom Handwerk kann man sich zur Kunst erheben, vom Pfuschen nie" (Hempel 28, 178).

Zu b. Der Schluß erinnert deutlich an Luthers dem

kleinen Katechismus beigegebene Haustafel, die mit dem Sprüchlein schließt:

Ein jeder lerne seine Lection,
So wird es wohl im Hause stohn.

Nr. 206. I, 250.

Anne Germaine Baronin von Stael-Holstein, geb. Necker, war am 22. April 1766 in Paris geb., seit 1786 mit dem Baron v. Stael-Holstein vermählt, der schwedischer Gesandter war, verwittwet seit 1802, lebte dann an verschiedenen Orten Deutschlands, Rußlands und Schwedens, ging 1815 nach Paris zurück, vermählte sich nochmals mit dem Offizier de Rocca und starb zu Coppet am 14. Juli 1817. Sie kam am 14. December 1803 in Weimar an. Vgl. darüber die „Tag- u. Jahreshefte 1803 u. 1804". Hempel 27, 97 f. 101 ff., und in den „Biographischen Einzelnheiten" Goethes Aufsatz „Frau von Stael 1804" Hempel 27, 318—320, sowie Schillers Brief an Goethe vom 21. December 1803. Im Goethe-Jahrb. V, 112 ff. hat Th. Vratranek aus Goethes handschriftlichem Nachlasse sowohl Goethes Briefwechsel mit Frau von Stael (vgl. dazu die Ergänzung Goethe-Jahrb. VIII, 5 ff.), als auch eine Zusammenstellung der Stellen aus Goethes Briefen und Werken gegeben, in denen er über Frau v. Stael spricht.

Schon im Jahre 1795 beschäftigte sich Goethe mit den Werken der Frau von Stael, indem er ihren Essai sur les Fictions für Schillers Horen (Jahrg. 1796. 2. Stück, S. 20—55) übersetzte (vgl. seine Briefe an Schiller vom 6. October—15. December; die Übersetzung selbst unter dem Titel „Versuch über die Dichtungen" s. Hempel 29, 819—843), und behielt sie dann fortgesetzt im Auge. Als Fr. v. Stael nach Weimar kam, befand sich Goethe in Jena, wo er mit dem Programm für die neue

„Jenaische Allgemeine Literaturzeitung" beschäftigt war, die von 1804 an unter Eichstädts Leitung erschien, da die alte „Allgemeine Literaturzeitung" mit Schütz 1804 von Jena nach Halle übersiedelte. (Vgl. über diese Vorgänge Goethes Briefe an Eichstädt, sowie die „Tag- und Jahreshefte 1803" Hempel 27, 91ff.) Erst am 24. December 1803 kam er mit ihr in seinem Weimarer Hause zusammen, wohin er sie durch Frau von Schiller hatte einladen lassen; Schillers waren zu dieser Zusammenkunft auch mit eingeladen. (Vgl. Goethe-Jahrb. IV, 249ff.) Daß Goethe wirklich beabsichtigte, ihren Roman „Delphine", der 1802 erschienen und in Frankreich verboten worden war, zu besprechen, geht aus seinem Briefe an Eichstädt (vom 13. October 1803) hervor, wo er schreibt: „Delphine von Madame de Stael u. s. w. wollte ich sämtlich übernehmen*), auch sind die Exemplare schon in meinen Händen." Über Goethes erste Begegnung mit Frau von Stael vgl. auch Gespräch Nr. 1469. VIII, 275. Für Delphine war namentlich auch Knebel begeistert, vgl. dessen Brief an seine Schwester Henriette vom 26. Januar 1803 (H. Düntzer, Aus Knebels Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette. S. 162).

Nr. 209. I, 255.

Vgl. Erl. zu Nr. 206. — Der Begleiter der Frau von Stael war Heinrich Benjamin Constant de Rebecque, geb. 1767 zu Lausanne, lebte als Schriftsteller in Paris, wurde 1802 verbannt, gest. 1830 in Paris. Vgl. über ihn Tag- und Jahreshefte 1804. Hempel 27, 104. 318f. Vgl. a. Gespräch Nr. 1471. VIII, 277. f. I, S. 259. Daß den deutschen Dichtern das feine Gefühl des Schicklichen fehle, hebt auch Knebel in Anlehnung an Frau v. Stael hervor, indem er am 3. Februar

*) Nämlich zur Recension.

1804 aus Ilmenau an Böttiger schrieb: „Doch meinen Sie ja nicht, daß ich die Deutschen allzusehr herausrühmen will. Es fehlt ihnen allgemein an Geschmack, und hier hat Frau v. Stael nur gar zu recht. Les Allemands manquent de goût etc. Das ist leider der Fall bei unsern großern Dichtern, denen ein gewisser Tact fehlt, den man mehr aus dem Umgang und der Welt als aus der Betrachtung nimmt. Die neueste Eugenie (Goethes Natürliche Tochter) mag sogar hiezu ein kleines Beispiel liefern. — Wieland nehm' ich indessen aus. Seine Fehler sind höchstens nur von einem viel producirenden Geiste." (Knebels literarischer Nachlaß und Briefwechsel III, 65 f.)

Nr. 210. I, 259.

Heinrich Voß, Sohn des Dichters und Philologen Johann Heinrich Voß, war am 29. October 1779 in Otterndorf geboren und seit 1804 Gymnasiallehrer in Weimar, 1806 wurde er Professor der Philologie in Heidelberg, er starb am 20. October 1822. Vgl. über Goethes Verhältniß zu Voß, Vater und Sohn, namentlich: Goethe-Jahrbuch V, 38 ff. 96 ff. Über die Anstellung des jungen Voß schrieb Goethe am 28. März 1804 an Voigt: „Da der junge Voß morgen herüberkommt und man von seiner Anstellung schon im Publikum spricht, auch ihn manche sogar zum Director machen, so gebe ich zu bedenken, ob Sie nicht etwa Hr. v. Wolfskeel auf irgend eine Weise Eröffnung von Serenissimi Intentionen thäten, damit sich der junge Mann in Zeiten bei ihm vorstellen und auch seine Gunst erwerben könne." Zu dem Urtheile des jungen Voß: „Kein Mensch dringt so auf Klarheit der Vorstellung wie Goethe" (S. 261), vergleiche man Goethes Aufsatz: „Bedeutende Förderniß durch ein einziges geistreiches Wort 1822", in dem er sagt: „Herr Dr. Heinroth in seiner Anthropologie spricht

von meinem Wesen und Wirken günstig, ja er bezeichnet meine Verfahrungsart als eine eigenthümliche: daß nämlich mein Denkvermögen gegenständlich thätig sei, womit er aussprechen will, daß mein Denken sich von den Gegenständen nicht sondere, daß die Elemente der Gegenstände, die Anschauungen in dasselbe eingehen und von ihm auf das Innigste durchdrungen werden, daß mein Anschauen selbst ein Denken, mein Denken ein Anschauen sei, welchem Verfahren genannter Freund seinen Beifall nicht versagen will." Und gegen den Schluß hin sagt er: „Wend' ich mich nun zu dem gegenständlichen Denken, das man mir zugesteht, so find' ich, daß ich ebendasselbe Verfahren auch bei naturhistorischen Gegenständen zu beobachten genöthigt war. . . . . Durch das Wort gegenständlich ward ich auf einmal aufgeklärt, indem ich deutlich vor Augen sah, daß alle Gegenstände, die ich seit funfzig Jahren betrachtet und untersucht hatte, gerade die Vorstellung und Überzeugung in mir erregen mußten, von denen ich jetzt nicht ablassen kann." (Hempel 27, 351 bis 354.) — Die im vorliegenden Gespräche S. 260 ausgelassene Stelle s. Nr. 1472 VIII, 278 ff.

In Goethes Worten, daß „ein lebendiger Geist in der ganzen Gotteswelt nichts als Wunder erblicke und heilige Gottesoffenbarung" (S. 262) vergleiche sein Gedicht: „Bei Betrachtung von Schillers Schädel" (zum 17. September 1826), in dem er zum Schlusse sagt:

Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen,
Als daß sich Gott-Natur ihm offenbare,
Wie sie das Feste läßt zu Geist verrinnen,
Wie sie das Geisterzeugte fest bewahre. Hempel 3, 191.

Nr. 211. I, 264.

a. In allgemeinerer und gerechterer Weise, nur einen Theil der Frauenwelt, jedoch auch einen Theil der Männer-

welt treffend, sagt Goethe an einer andern Stelle: „Der Menschenverstand wird mit dem gesunden Menschen rein geboren, entwickelt sich aus sich selbst und offenbart sich durch ein entschiedenes Gewahrwerden und Anerkennen des Nothwendigen und Nützlichen. Praktische Männer und Frauen bedienen sich dessen mit Sicherheit. Wo er mangelt, halten beide Geschlechter, was sie begehren, für nothwendig, und für nützlich, was ihnen gefällt." (Hempel 19, 69.)

Aber die Schilderung der Frauenart, die Goethe in den von Riemer mitgetheilten Worten in dem vorliegenden Gespräche giebt, liegt seiner Anschauung zu Grunde: „Das Publikum will wie Frauenzimmer behandelt sein: man soll ihnen durchaus nichts sagen, als was sie hören möchten." (Hempel 19, 131), wozu man seinen Ausspruch vergleiche: „Tief und ernstlich denkende Menschen haben gegen das Publikum einen böien Stand." (Hempel 19, 25).

b. Vgl. hierzu Gespräch Nr. 1086. VI, 66—77, und darin namentlich die Worte: „Hat ein Poet den hohen Gehalt der Seele wie Sophokles, so wird seine Wirkung immer sittlich sein, er mag sich stellen wie er wolle." (S. 75.)

d. Vgl. hierzu Gespräch Nr. 1420, I, wo der Gedanke weiter ausgeführt ist.

Nr. 212. I, 265.

Friedrich Wilhelm Gubitz, Künstler und Schriftsteller, geb. 1786 zu Leipzig, widmete sich besonders der Holzschneidekunst, 1805 Professor der Holz- und Formschneidekunst und Mitglied der Academie zu Berlin, er schrieb zahlreiche Bühnenstücke, gest. 1870.

Zu dem Ausspruche Goethes am Schlusse des Gespräches (I, 269): „Es steckt etwas Verruchtes u. s. w."

vgl. des Dichters Wort: „Gegen die Kritik kann man sich weder schützen noch wehren; man muß ihr zum Trutz handeln, und das läßt sie sich nach und nach gefallen." (Gespräch Nr. 555b. III, 32.) Er nennt diese Kritik, die er hier als Negation bezeichnet, auch die zerstörende, der er die productive entgegensetzt: „Es giebt eine zerstörende Kritik und eine productive. Jene ist sehr leicht; denn man darf sich nur irgend einen Maßstab, irgend ein Musterbild, so borniert sie auch seien, in Gedanken aufstellen, sodann aber kühnlich versichern, vorliegendes Kunstwerk passe nicht dazu, tauge deswegen nichts, die Sache sei abgethan, und man dürfe ohne weiteres seine Forderung als unbefriedigt erklären, und so befreit man sich von aller Dankbarkeit gegen den Künstler. Die productive Kritik ist um ein gutes Theil schwerer; sie fragt: Was hat sich der Autor vorgesetzt? Ist dieser Vorsatz vernünftig und verständig? und inwiefern ist es gelungen, ihn auszuführen? Werden diese Fragen einsichtig und liebevoll beantwortet, so helfen wir dem Verfasser nach, welcher bei seinen ersten Arbeiten gewiß schon Vorschritte gethan und sich unserer Kritik entgegengehoben hat." Hempel 29, 645f.

Nr. 213. I, 269.

Henry Crabb Robinson (1775—1867) Barrister, d. i. plaidirender Rechtsanwalt, in London, lebte längere Zeit in Jena (1801—1805); er war zu Wattisfield in England geboren*). In seinem „Diary" hat er manches treffende Urtheil über Goethe und die Goethische Dichtung

*) Aber Talvj (Therese Auguste Luise v. Jacob), die Übersetzerin serbischer Volkslieder, war nicht, wie verschiedene Goetheforscher, z. B. Geiger, Düntzer, geschrieben haben, seine Gattin, sondern sie war die Gemahlin des Amerikaners Edward Robinson.

und freute ſich, daß ſie ſchon ſo hübſch zurecht gemacht ſey. Das Inſtrument war ein Inventarienſtück der alten Garderobe, Mignon hatte ſich's dieſen Morgen ausgebeten, der Harfenſpieler bezog es ſogleich, und das Kind entwickelte bey dieſer Gelegenheit ein Talent, das man an ihm bisher noch nicht kannte.

Melina hatte ſchon die Garderobe mit allem Zugehör übernommen; einige Glieder des Stadtraths verſprachen ihm gleich die Erlaubniß, einige Zeit im Orte zu ſpielen. Mit frohem Herzen und erheitertem Geſicht kam er nunmehr wieder zurück. Er ſchien ein ganz anderer Menſch zu ſeyn. Denn er war ſanft, höflich gegen jedermann, ja zuvorkommend und einnehmend. Er wünſchte ſich Glück, daß er nunmehr ſeine Freunde, die bisher verlegen und müßig geweſen, werde beſchäftigen und auf eine Zeitlang

abgegeben. Eine mündliche Äußerung Goethes, die Goethes Mutter im Jahre 1802 Robinson erzählte, den Götz von Berlichingen betreffend, hat uns Robinson überliefert (Diary I, 122): Einst sei ihr Sohn ganz erregt nach Hause gekommen und habe ausgerufen: „O Mutter, ich habe ein herrliches Buch in der Bibliothek gefunden, danach will ich ein Stück schreiben. Was für Augen werden die Philister über den Ritter mit der eisernen Hand machen!“ — Wenig schmeichelhaft urteilt über Robinson Heinrich Voß in einem Briefe an Eichstädt (Goethe-Jahrb. VI, 114).

Nr. 214. I, 271.

a. Heinrich Christian Boie, geb. 19. Juli 1744 zu Meldorf, gest. als dänischer Etatsrath 1806. Der ältere Sohn desselben, Friedrich Boie (geb. 1789 in Meldorf, gest. als Etatsrath zu Kiel 1868), kam 1806, nach dem Tode des Vaters, nach Weimar zu Heinr. Voß, der ihn auch mit nach Heidelberg nahm. — Die Worte aus Götz, auf die Voß hindeutet, sind wohl die des Bruder Martin: „Wie mir's so eng ums Herz ward, da ich ihn sah! Er redete nichts, und mein Geist konnte doch den seinigen unterscheiden. Es ist eine Wollust, einen großen Mann zu sehn.“ (1. Act.)

Nr. 226. II, 1.

Johann Franz Marmontel (1723—1799) war Secretär der französischen Academie. Seine moralischen Erzählungen waren berühmt.

Nr. 227. II, 2.

Johann Christian Stark (der Ältere), geb. 1753 zu Ostmannstedt, seit 1779 Prof. der Medicin zu Jena, 1786 Leibarzt, gest. 1811. Vgl. über Goethes Krankheit

auch Gespräch Nr. 1488. VIII, 294. Über Goethes Krankheit schrieb Christian August Vulpius an Nic. Meyer in Bremen aus Weimar den 7. März 1805: „Goethe war drei Wochen lang so gefährlich krank wie vor vier Jahren. Doch hat ihm Starke wieder geholfen," und gleich darauf am 8. März 1805: „Über Nacht ist der Geh. Rath von Goethe wieder sehr schlecht und bedenklich krank geworden;" am 19. April 1805: „Goethe war wieder sehr krank, doch ist es nun besser. Er hat uns diesen Winter hindurch stets sehr besorgt für sein Leben gemacht"; am 13. Mai 1805: „Nach vielen Leiden und Schmerzen ist Goethe endlich wieder hergestellt, aber am 10. d. M. Abends starb Schiller"; am 20. Mai 1805: „So gesund er (Goethe) auch wieder zu sein schien, so kamen vorgestern seine Krämpfe doch so schrecklich wieder, daß Starke von Jena um Mitternacht herbei mußte. Es hat sich jetzt wieder gegeben, und Starke meint, das Übel wird chronisch werden, doch so, daß es immer nach längeren Pausen wieder käme, um endlich zu verschwinden. Aber bis dahin? — Seine Kräfte gehen sehr darauf. Er hört ungern davon reden, und man muß sich hüten, Briefe sehen zu lassen, in welchen davon gesprochen wird"; am 28. December 1805: „Immer kränkelt er (Goethe). Die Ärzte sagen, er halte sich in Essen und Trinken nicht nach ihren Vorschriften"; am 3. März 1806: „Goethe ist schon wieder krank gewesen. Monatlich kommt jedesmal sein Übel zurück und macht ihn sehr mürbe. Es sind böse Hämorrhoidal-Zufälle." (Mitgetheilt durch v. Loeper im Goethe-Jahrb. II, 415 ff.) Sehr roh äußerte sich nach Oehlenschlägers Briefen an H. C. Oersted vom Jahre 1807 Friedrich Schlegel über Goethes Krankheit: „Als ich mit Friedrich über Goethes Krankheit sprach, sagte er kaltgrinsend: ‚Der alte Kerl hat faule Nieren und wirds nicht lange mehr machen.' August Wilhelm sagte mir, trotzdem er wußte,

daß ich von Goethe kam und bei ihm beliebt war: ‚Goethe soll sich sehr niederträchtig geäußert haben in der Literaturzeitung u. s. w.' Ich hatte alle Fassung nöthig, um ihm nicht eine Maulschelle zu geben, daß der kleine Schwächling unter den Tisch gerollt wäre." (Goethe-Jahrb. II, 14 f.) Daß Goethe Luthers gewaltigen Charakter und seine ganze Persönlichkeit sehr hoch schätzte, darüber vgl. Gespräch Nr. 307 d. Nr. 582. Nr. 696 u. a., sowie des Dichters Worte, in denen er Luthers That preist:

Freiheit erwacht in jeder Brust,
Wir protestiren all mit Lust.

Auch das Gedicht, mit dem er 1818 seine Zeitschrift „Kunst und Alterthum" eröffnete, dürfte heranzuziehen sein:

Dem 31. October 1817.

Dreihundert Jahre hat sich schon
Der Protestant erwiesen,
Daß ihn von Papist- und Türkenthron
Befehle baß verdrießen.

Was auch der Pfaffe sinnt und schleicht,
Der Prediger steht zur Wache,
Und daß der Erbfeind nichts erreicht,
Ist aller Deutschen Sache.

Auch ich soll gottgegebne Kraft
Nicht ungenützt verlieren
Und will in Kunst und Wissenschaft
Wie immer protestiren.

Wie Goethe die Sprache Luthers überaus hoch verehrte, so vergleicht er sich selbst gern Luther, wie in dem obigen Gedichte, so auch in dem Ausspruche: „Luther erbte die Finsterniß der Pfaffen, und mir ist der Irrthum der Newton'schen Lehre zu Theil geworden." (Gespräch mit Eckermann am 2. Mai 1824.

Geizr. V, 71.) Man vergleiche auch Dichtung und Wahrheit III, (Hempel 22, 45), wozu der Ausspruch heranzuziehen ist: „Jeder Uebersetzer ist ein Prophet in seinem Volke. Luthers Bibelübersetzung hat die größten Wirkungen hervorgebracht, wenn schon die Kritik daran bis auf den heutigen Tag immerfort bedingt und mäkelt." (Hempel 29, 780.) Nimmt man nun dazu die Ausführungen Erich Schmidts, daß das Volksbuch vom Dr. Faust protestantischen Charakter und lutherische Tendenzen habe (eine Anschauung, die sich mit Hermann Grimms Nachweis, daß das Volksbuch sich auch an Augustins Confessiones anlehnt, Preuß. Jahrb. 47, 445 ff., sehr wohl verträgt), so wird man zu der Erkenntniß gedrängt, daß Goethe eine durchaus protestantische Natur war (dies Wort natürlich nicht in eng-confessionellem Sinne verstanden). Wenn Goethe gegen die „verstuchte Teufelsimagination unsers Reformators" wetterte, so vergaß er, daß der Teufelswahn das gesamte Geistesleben des sechzehnten Jahrhunderts beherrschte (wie gerade das Faustbuch und die Faustsage treffend beweist), keineswegs bloß den Geist Luthers, und daß Luther in dieser Beziehung eben ein Kind seiner Zeit war. Aus den Parallelen zwischen Faust und Luther, wie sie Erich Schmidt zieht, wird uns recht deutlich, welche Bedeutung in der Geschichte der Geistesentwickelung der Menschheit diesem Teufelswahne beizumessen ist. „Ohne den Hintergrund des Protestantismus," sagt E. Schmidt (Goethe-Jahrb. III, 87 ff. „zur Vorgeschichte des Goethischen Faust), „ist der Faust des sechzehnten Jahrhunderts nicht zu verstehen. Aus der Befreiung des Forscherdrangs durch die geistigen Großmächte der Zeit ging gesteigert die symbolische Gestalt des Forschertitanen Faust hervor, wie der neuen Kirche allerhand unbotmäßige Schwarm- oder Rottengeister entliefen. Luther selbst vereinigte in sich dämonische

Kräfte mit draſtiſcher Volksthümlichkeit und dem Grobianismus des Jahrhunderts. Er übernahm als ein Mittler, wie deren jede geiſtige Umwälzung bedarf, die erſchütternde Auseinanderſetzung des mittelalterlichen und modernen Menſchen.*) Dieſe urkräftige Bauernnatur konnte wohl einmal grollend ihrem Gott den Sack vor die Füße werfen**), aber an Leidenſchaft und thätiger Entſchloſſenheit Fauſt gleich, ward er der apoſtoliſche Krieger ſeines Herrn und ergriff im drückenden Bewußtſein ſeiner Sündhaftigkeit und im inbrünſtigen Verlangen nach Gnade den Glauben. Der Teufel exiſtirte für ihn ſo leibhaftig wie für Fauſt. Auch Luther hatte ein perſönliches Verhältniß zu ihm, nur ſchrieb er ihm keinen Vertrag mit ſeinem Blut, ſondern ſchleuderte das Tintenfaß gegen ihn, ſchalt ihn mit launigem Grimm einen Junker Vombart und gab ihm im Stil des Götz von Berlichingen den Abſchied. . . . Wie der Lieblingsapoſtel des Proteſtantismus, Paulus, von Fauſtſchlägen des Satans berichtet, ſo faßte Luther ſeine inneren Kämpfe als ein Ringen mit dem Teufel. Um ſich von dem völligen Widerſpiel zu überzeugen, vergleiche man eine dialogiſche Flugſchrift von 1523 mit Fauſts Pact: ein als Dominicaner verkleideter Abgeſandter der Hölle beſucht den Gottesſtreiter (wie Mephiſtopheles dem Fauſt zuerſt in der Franciscanerkutte erſcheint), um ihn vom antipapiſtiſchen Kampf abzubringen, und weiterhin in ſeiner wahren Geſtalt Luther zur Einſtellung der

*) Und die „Teufelsimagination" gehörte dem mittelalterlichen Menſchen an; ſo ſteht Luther deutlich zwiſchen zwei Welten einer verſinkenden und einer erſtehenden.

**) Wir ſehen in ſolchen Äußerungen wie: „Ich habe dem lieben Gott die Ohren gehörig gerieben", oder: „Ich habe ihm den Strohſack vor die Thür geworfen" allerdings nicht mit E. Schmidt die Äußerungen der Bauernnatur, ſondern vielmehr jenes reinen Kinderſinnes, wie er vor allem dem Genius eigen iſt.

siegreichen Fehde gegen die Hölle zu bewegen; aber keine Versuchung auch das Angebot des rothen Hutes nicht, verfängt, Luther schlägt ihn durch Gebet in die Flucht. Über Faust triumphirt die Hölle, Luther triumphirt über den alten bösen Feind unter den Posaunenklängen des Schlacht- und Siegeslieds „und wenn die Welt voll Teufel wär und wollt uns gar bezwingen". Dem reuigen Faust hilft keine wortreiche Klage, Luther fürchtet sich nicht in der Zuversicht: „Ein Wörtlein kann ihn fällen". — Denselben Gedanken hat Wilhelm Scherer in seiner Geschichte der deutschen Literatur (3. Aufl. S. 301 f.) ausgeführt: „Faust ist vermessen wider Gott wie einst die himmelstürmenden Giganten. Und diese Vermessenheit ruht auf dem Papismus: Faust hat sich zu Rom an dem schlechten Beispiel in seinen Sünden verhärtet; es fehlt ihm der unerschütterliche Glaube an Christus, und die Gnade Gottes hält er für ein unmöglich Ding. Mit Einem Worte: der Faust der Sage ist das Gegenbild Luthers. Luther glaubt: Faust zweifelt. Luther verehrt die heilige Schrift: Faust schiebt sie bei Seite. Luther mißtraut der Vernunft: Faust ist ein Forscher auf eigene Hand. Luther kämpft siegreich mit dem Teufel: Faust unterliegt ihm." Es ist ein eigenthümlicher Gang der Geistesentwickelung unseres Volkes, daß die Sage, die der gewaltigsten Dichtung Goethes zu Grunde liegt, der nämlichen „Teufelsimagination" entsprungen ist, gegen die hier der Dichter des Faust flucht und wettert.

Über Luthers Verhältniß zur Ohrenbeichte ist Goethe nicht hinlänglich unterrichtet. Es ist ihm daraus kein Vorwurf zu machen; denn man nimmt ja gewöhnlich ganz allgemein an, daß die Ohrenbeichte auf dem vierten Lateranconcil (1215) durch Innocenz III. eingeführt und dann dreihundert Jahre später durch Luther beseitigt worden sei. Beides ist nicht richtig. Die Ohrenbeichte gab

es schon lange vor Innocenz III., aber auf dem vierten Laterancouncil wurde sie zur Bedingung der Absolution erhoben. Und Luther hatte nichts gegen die Ohrenbeichte oder die Privatbeichte, wie er sie auch nannte, einzuwenden, er wünschte persönlich sogar deren Beibehaltung, aber dagegen kämpfte er, daß sie die Bedingung der Absolution sein solle. Daher heißt auch der 11. Artikel der Augsburgischen Confession: „Von der Beichte wird also gelehret, daß man in der Kirchen Privatam Absolutionem erhalten und nicht fallen lassen soll. Wiewohl in der Beicht nicht noth ist, alle Missethat und Sünden zu erzählen, dieweil doch solches nicht möglich ist, Ps. 18: Wer kennet die Missethat?" Und in der Apologie der Augsburgischen Confession wird das weiter ausgeführt in den Worten (Art. 6): „Es müssen die Widersacher gar viel ihrer eigenen Lehrer verdammen, so sie wollen sagen, daß Erzählung der Sünde müsse geschehen und von Gott geboten sei. Denn wiewohl wir die Beichte auch behalten und sagen: Es sei nicht unnütz, daß man die Jugend und unerfahrene Leute auch frage, damit sie desto besser mögen unterrichtet werden; doch ist das alles also zu mäßigen, damit die Gewissen nicht mögen gefangen werden, welche nimmer können zufrieden sein, so lange sie in dem Wahn sind, daß man für Gott schuldig sei, die Sünde zu erzählen. Derhalben ist das Wort der Widersacher, da sie sagen: Daß zur Seligkeit noth sei eine ganz reine Beichte, da keine Sünde verschwiegen u. s. w. ganz falsch; denn solche Beichte ist unmöglich. O Herr Gott, wie jämmerlich haben sie so manch fromm Gewissen geploget und gequälet damit, da sie gelehret, die Beichte müsse ganz rein sein, und keine Sünde ungebeicht bleiben. Denn wie kann ein Mensch immer gewiß werden, wenn er ganz rein gebeicht habe?" — Ganz eng mit diesem Standpunkte Luthers und seiner

Genossen berührt sich ein Wort Goethes in seinem Aufsatze: „Bedeutende Förderniß durch ein einziges geistreiches Wort". Darin heißt es: „Hierbei bekenn' ich, daß mir von je her die große und so bedeutend klingende Aufgabe: Erkenne dich selbst! immer verdächtig vorkam, als eine List geheim verbündeter Priester, die den Menschen durch unerreichbare Forderungen verwirren und von der Thätigkeit gegen die Außenwelt zu einer innern falschen Beschaulichkeit verleiten wollten. Der Mensch kennt nur sich selbst, insofern er die Welt kennt, die er nur in sich und sich nur in ihr gewahr wird. Jeder neue Gegenstand, wohl beschaut, schließt ein neues Organ in uns auf. Am allerförderlichsten aber sind unsere Nebenmenschen, welche den Vortheil haben, uns mit der Welt aus ihrem Standpunkt zu vergleichen und daher nähere Kenntniß von uns zu erlangen, als wir selbst gewinnen mögen. Ich habe daher in reiferen Jahren große Aufmerksamkeit gehegt, inwiefern andere mich wohl erkennen möchten, damit ich in und an ihnen wie an so viel Spiegeln über mich selbst und über mein Inneres deutlicher werden könnte. Widersacher kommen nicht in Betracht; denn mein Dasein ist ihnen verhaßt, sie verwerfen die Zwecke, nach welchen mein Thun gerichtet ist, und die Mittel dazu achten sie für ebenso viel falsches Bestreben. Ich weise sie daher ab und ignorire sie; denn sie können mich nicht fördern, und das ists, worauf im Leben alles ankommt. Von Freunden aber laß' ich mich ebenso gern bedingen als ins Unendliche hinweisen; stets merk' ich auf sie mit reinem Zutrauen zu wahrhafter Erbauung."

Nr. 230. II, 7ff.

Daß Niemand wagte, die Nachricht von Schillers Scheiden in Goethes Einsamkeit zu bringen, berichtet Goethe selbst in den Tag- u. Jahreshesten 1805. Hempel 27, 114.

Nr. 231. II, 9.

Franz Kirms, geb. 1750 in Weimar, seit 1789 Landkammerrath, war seit 1791 Mitglied der Theaterkommission, gest. 1826.

Nr. 233. II, 11.

Friedrich Ernst Daniel Schleiermacher, geb. 21. November 1768 zu Breslau, studirte in Halle 1787, war Hofprediger in Stolpe 1802, wurde 1805 Universitätsprediger und Professor der Theologie in Halle, 1809 in Berlin, gest. 12. Februar 1834. — Johann Joseph Gall war zu Tiefenbrunn in Württemberg 1758 geb., ließ sich als Arzt in Wien nieder, hielt, als Begründer der Schädellehre, an verschiedenen Orten Vorträge über diese, gest. 1822. Über ihn spricht Goethe besonders in den Tag- u. Jahresheften 1803 u. 1805 (Hempel 27, 88. 121 ff. vgl. v. Biedermanns Anmerkungen dazu).

Nr. 236. II, 13.

Karl Ernst v. Hagen war in Magdeburg 1749 geb., er war Landrath und Herr auf Nienburg, gest. 1810. — Heinrich Philipp Konrad Henke war am 3. Juli 1752 zu Hehlen in Braunschweig geboren, war seit 1801 Generalsuperintendent von Schöningen, 1803 Vicepräsident des Konsistoriums zu Braunschweig, gest. 1809.

Nr. 239. II, 19.

Johann Diederich Gries war 1775 zu Hamburg geb., seit 1800 Dr. jur., nachdem er in Jena die Rechte studirt hatte, er wurde später zum Hofrath ernannt, dichtete und übersetzte (namentlich aus romanischen Sprachen), gest. 1842 in Hamburg. — Joh. August Apel, der Dichter des Polyidos und anderer Tragödien, war 1771 zu

Leipzig geb., wo sein Vater Bürgermeister war, wurde 1795 Doctor der Rechte, besonders bekannt durch seine Metrik, später Rathsherr zu Leipzig, dort gest. 1816.

Nr. 245. II, 26.

Georg Christoph Lichtenberg war am 1. Juli 1744 zu Oberramstädt bei Darmstadt geboren, seit 1770 Professor der Mathematik und Physik in Göttingen, gest. 25. Februar 1799. Ähnlich urtheilt Goethe über Lichtenberg in den Tag- u. Jahresheften 1795, wo er über dessen „Erklärung der Hogarthischen Kupferstiche" spricht (Hempel 27, 35). Die abstoßenden, wenn auch mit Meisterschaft dargestellten Caricaturen Hogarths, die Ernst Ludwig Riepenhausen copirte und Lichtenberg erklärte, verurtheilt Goethe in den Worten: „Nur die Tradition, die einen von seiner Nation hochgefeierten Namen auch auf dem Continent hatte geltend gemacht, nur die Seltenheit, seine wunderlichen Darstellungen vollständig zu besitzen, und die Bequemlichkeit, zu Betrachtung und Bewunderung seiner Werke weder Kunstkenntniß noch höheren Sinnes zu bedürfen, sondern allein bösen Willen und Verachtung der Menschheit mitbringen zu können, erleichterte die Verbreitung ganz besonders, vorzüglich aber daß Hogarths Witz auch Lichtenbergs Witzeleien den Weg gebahnt hatte." Günstiger urtheilt er in seinem Aufsatze: „Byrons Don Juan": „Das Deutschkomische (im Gegensatz zum Komischen der englischen Poesie) liegt vorzüglich im Sinn, weniger in der Behandlung. Lichtenbergs Reichthum wird bewundert; ihm stand eine ganze Welt von Wissen und Verhältnissen zu Gebote, um sie wie Karten zu mischen und nach Belieben schalkhaft auszuspielen" (Hempel 29, 757), und am günstigsten in dem Ausspruche: „Lichtenbergs Schriften können wir uns als der wunderbarsten Wünschelruthe bedienen, wo er einen

engagiren können, wobey er zugleich bedauerte, daß er freylich zum Anfange nicht im Stande sey, die vortrefflichen Subjecte, die das Glück ihm zugeführt, nach ihren Fähigkeiten und Talenten zu belohnen, da er seine Schuld einem so großmüthigen Freunde, als Wilhelm sich gezeigt habe, vor allen Dingen abtragen müsse.

Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, sagte Melina zu ihm, welche Freundschaft Sie mir erzeigen, indem Sie mir zur Direction eines Theaters verhelfen. Denn als ich Sie antraf, befand ich mich in einer sehr wunderlichen Lage. Sie erinnern sich, wie lebhaft ich Ihnen bey unsrer ersten Bekanntschaft meine Abneigung gegen das Theater sehen ließ, und doch mußte ich mich, sobald ich verheirathet war, aus Liebe zu meiner Frau, welche sich viel Freude und Beyfall versprach, nach einem Engagement umsehen.

Spaß macht, liegt ein Problem verborgen" (Hempel 19, 188). Daß Goethes „Sprüche in Prosa" sich vielfach eng mit Lichtenbergs ernsten Sprüchen berühren, hat v. Löper (Hempel 19, 11), nachgewiesen.

Nr. 246. II, 27.

Goethes Ausspruch: „Wir leiden alle am Leben" (Hempel 19, 91, sowie 27, 2. Abth. 82) berührt sich eng mit dem, was er hier „Amboß sein" nennt. Besonders vergleiche man das zweite Nophtische Lied (Hempel 1, 82), wo es zum Schluß heißt:

Du mußt steigen oder sinken,
Du mußt herrschen und gewinnen,
Oder dienen und verlieren,
Leiden oder triumphiren,
Amboß oder Hammer sein.

Nr. 247. II, 27.

Man wird durch den vorliegenden Ausspruch unwillkürlich an die Götter Griechenlands von Schiller erinnert. Auch an andern Stellen hat Goethe sich in ähnlicher Weise ausgesprochen. Man vergleiche namentlich den Aufsatz: „Geistes-Epochen nach Hermanns neuesten Mittheilungen" (nämlich: De mythologia Graecorum antiquissima 1817. Hempel 29, 207 ff. 27, 2. Abth. 82).

Nr. 248. II, 28 ff.

a. Adam Gottlob Oehlenschläger war am 14. November 1779 zu Frederiksborg bei Kopenhagen geboren, wurde 1810, nachdem er 1805—10 auf größeren Reisen auch Deutschland besucht hatte, Prof. der Ästhetik in Kopenhagen, gest. 1850.

Mit Oehlenschläger war Goethe im September 1805 in Lauchstädt bekannt geworden (vgl. Goethes Brief an

Wolf vom 5. September 1805). Aladdins Wunderlampe kam erſt 1808 in deutſcher Sprache heraus, und die Tragödie Hakon Jarl erſchien erſt 1810 in deutſcher Überſetzung im Druck. — In Dänemark war Goethes Dichterperſönlichkeit bis zum Ausgange des achtzehnten Jahrhunderts nur in geringem Maße erkannt worden; er galt dort als ein wilder, leidenſchaftlicher Geiſt, vor dem die Jugend zu warnen ſei und deſſen Werke ein Mißbrauch genialer Kraft ſeien. Richtete doch noch 1803 der däniſche Dichter Jens Baggeſen gegen Goethe die Verſe:

Muthwillig iſt ſein Thun, muthwillig all ſein Sinnen,
Und Ausgelaſſenheit ſein End' und ſein Beginnen.
Wenn and're den Gedanken hin und her
Mühſelig ſuchen, endlich müde ſinken,
So ſuchen ihn Gedanken, kreuz und quer
Und finden ihn — doch nur von ungefähr;
(Denn ernſtliche Beſuche haßt er ſehr.)
Und ſtänds bei ihm, er ließ ſich niemals finden.
Er hat dem Pöbel manches Buch geſchenkt,
Worin er niemals dacht', und jede Zeile — denkt!

Erſt Steffens rief durch ſeine Vorleſungen über Goethes Werke eine Änderung in den däniſchen Anſchauungen über Goethe hervor, und Oehlenſchläger war einer der erſten, der nun begeiſtert für Goethe eintrat. Er löſte ſeine engen Beziehungen zu Baggeſen und beantwortete deſſen Verſe gegen Goethe in den allerdings nur in ſeinem Freundeskreiſe verbreiteten Zeilen:

Was? Er ſingt „für den Pöbel?"
Solch wurmzerfreſſnes Möbel
Wagt an den Helden ſich?
Du Jens*) für Weib und Dirne,
Tief in den Staub die Stirne
Vor Goethe, paßt für dich.

*) T. i. Kuhmaden.

Von Baggesen hatte nun Oehlenschläger, wie er in seiner Selbstbiographie erzählt, „um Goethes willen vieljährige Verfolgungen zu erleiden.“*) (Vgl. hierzu Georg Brandes, Goethe und Dänemark, Goethe-Jahrb. II, 7 ff.)

„Ich hatte nicht viele Autoritäten, aber Goethe war eine“ und: „Sie sind der einzige Lebende vor dem ich mein Knie beuge“ bekennt Oehlenschläger über sein Verhältniß zu Goethe. Deshalb ging es ihm auch sehr nahe, daß Goethe zunächst von Hakon Jarl nur wenig entzückt war, und erst die im herzoglichen Lustgarten in eine Felswand eingegrabenen Goethischen Verse: „Die ihr Felsen und Bäume bewohnt, o heilsame Nymphen u. s. w.“ vermochten Oehlenschlägers traurige und verzweifelte Stimmung wieder zu heben. In den Tag- u. Jahresheften 1806 nennt jedoch Goethe Hakon Jarl eine „verdienstliche Tragödie“; er hatte sogar den Plan, das Stück in Weimar auf die Bühne zu bringen. Weniger günstig beurtheilte er Aladdin, an dem, wie er in den Tag- u. Jahresheften 1806 schreibt (Hempel 27, 155), „sich nicht alles, besonders im Verlauf der Fabel gutheißen ließ“, und den er in einem Briefe an Eichstädt vom 23. September 1808 als ein „problematisches Werk“ bezeichnet. Aber Heinrich Voß schrieb aus Heidelberg den 25. April 1810 an Goethe: „Oehlenschläger ist recht meines Vaters Liebling geworden. Nach meinem Dafürhalten macht dieser auf dem tragischen Parnasse Riesenschritte.“ (Goethe-Jahrb. V, 83.) In einem Briefe an Goethe, den Oehlenschläger am 4. September 1808 von Tübingen aus schrieb (Goethe-Jahrb. VIII, 13), sagt dieser unter anderem:

*) Übrigens hat Oehlenschlägers Schwester Sophia, die an den späteren Minister Anders Sandöe Oerstedt verheirathet war, Baggesen wenige Jahre darauf zu Goethe bekehrt, sodaß dieser seinen Angriff in dem Gedichte „Palinodie“ 1808 widerrief, worin er Goethe den „größten aller deutschen Dichter“ nennt.

„Meinen Aladdin haben Sie hoffentlich gleich erhalten von Herrn Brockhaus. Nehmen Sie vorlieb, lieber Meister! beſſer konnte ich es wahrlich nicht machen. Sie ſehen ich habe eigentlich das ganze Gedicht umgearbeitet und viele von Ihnen Winken benutzt und befolgt. Hat mein extemporirtes Stottern zum erſtenmal Ihnen gefallen, ſo weis ich daß die fleißige Aus- und Bearbeitung Ihnen nicht hat mißfallen können, und daß Sie mir zugeſtehen werden: ich habe Fortſchritte in der deutſchen Sprache gemacht, ſeitdem wir uns letztens ſahen." Er bittet dann Goethe auch um eine Recenſion des Aladdin, Goethe hatte auch die Abſicht, eine Recenſion in der Jenaer Literaturzeitung zu geben, wie aus ſeinem Briefe an Eichſtädt vom 23. September 1808 hervorgeht, es iſt jedoch nicht dazu gekommen. Auch den Falon Zarl arbeitete Oehlenſchläger nach Goethes Vorſchlägen um (vgl. Oehlenſchlägers Brief an Goethe aus Paris 1807, Goethe-Jahrb. VIII, 11). Vgl. auch Geſpräch Nr. 1527 (VIII, S. 349f.), wo Goethe ſich gegen den däniſchen Philologen und Archäologen P. C. Brondſted über Oehlenſchläger und Baggeſen äußert. Außer in Lauchſtädt 1805, in Weimar 1806, kam Oehlenſchläger noch ein drittes Mal 1809 auf der Rückkehr von Italien mit Goethe zuſammen (Geſpr. Nr. 433 u. 434. II, 280ff.). Zu der kühlen Aufnahme, die Oehlenſchläger das dritte Mal bei Goethe fand, ſtimmt das, was Goethe zum Kanzler von Müller äußerte (Geſpr. Nr. 567. III, 45f.).

Bruchſtücke aus dem Nibelungenliede hatte ſchon 1757 Bodmer unter dem Titel „Chriemhilden Rache und die Klage; zwey Heldengedichte aus dem ſchwäbiſchen Zeitpuncte. Samt Fragmenten aus dem Gedichte von den Nibelungen und aus dem Joſaphat" herausgegeben; dieſer hatte auch 1767 unter dem Titel: „Die Rache der Schweſter" eine Umdichtung dieſer Bruchſtücke in

Hexametern gegeben. Beide Veröffentlichungen waren aber damals ohne alle Wirkung geblieben. Die erste Gesamtausgabe der Nibelungen veranstaltete auf Bodmers Anregung hin der Professor Chr. Heinrich Myller am Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin, indem er 1782 bis 1784 eine „Sammlung deutscher Gedichte aus dem 12., 13. und 14. Jahrhundert" herausgab, die auch das Nibelungenlied enthielt. Zu dieser Sammlung hatte Bodmer die meisten Beiträge geliefert. Diesmal fand die Veröffentlichung größere Beachtung. Johannes von Müller war es, der sowohl in den Göttinger gelehrten Anzeigen, als auch in seinen „Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft" auf die mittelalterliche Dichtung hinwies und das Nibelungenlied das hervorragendste Erzeugniß der Poesie des Mittelalters nannte. Er war der erste, der das Nibelungenlied mit der Ilias verglich. Unter J. v. Müllers Einfluß stand namentlich A. W. Schlegel, der im Athenäum 1799 das Nibelungenlied rühmte. Durch A. W. Schlegel wurde L. Tieck auf die mittelhochdeutsche Poesie aufmerksam; er gab 1803 eine Auswahl von ihm übersetzter „Minnelieder aus dem Schwäbischen Zeitalter" heraus, der er auch eine Bearbeitung des Nibelungenliedes folgen lassen wollte. Dazu kam er jedoch nicht. Angeregt durch Joh. v. Müller, Schlegel und Tieck führte vielmehr Friedrich Heinrich von der Hagen diesen Plan aus, der ein Bruchstück seiner Übersetzung 1805 in der „Eunomia" erscheinen ließ, während er 1807 die ganze Übersetzung herausgab. Diese widmete er J. v. Müller als eine „lebendige Urkunde des unverletzbaren Deutschen Charakters, der über alle Dienstbarkeit erhaben, jede fremde Fessel über kurz oder lang immer wieder bricht." Die Bruchstücke in der „Eunomia" waren es, aus denen hier Goethe vorlas. Das hier von Goethe abgegebene Urtheil muß nur als ein beiläufiges betrachtet

werden. Eingehender mit dem Nibelungenliede beschäftigt hat sich Goethe erst vom Jahre 1807 an. Er berichtet darüber in den Tag- und Jahresheften 1807 (Hempel 27, 177): „Ein anderes Interesse that sich im letzten Viertel des Jahres hervor; ich wendete mich an die Nibelungen, wovon wohl manches zu sagen wäre. Ich kannte längst das Dasein dieses Gedichts aus Bodmers Bemühungen. Christian Heinrich Müller (Myller) sendete mir seine Ausgabe leider ungeheftet, das köstliche Werk blieb roh bei mir liegen, und ich, in anderem Geschäft, Neigung und Sorge befangen, blieb so stumpf dagegen wie die übrige deutsche Welt; nur las ich zufällig eine Seite, die nach außen gekehrt war, und fand die Stelle, wo die Meerfrauen dem kühnen Helden weissagen. Dies traf mich, ohne daß ich wäre gereizt worden ins Ganze tiefer einzugehen; ich phantasirte mir vielmehr eine für sich bestehende Ballade des Inhalts, die mich in der Einbildungskraft oft beschäftigte, obschon ich es nicht dazu brachte, sie abzuschließen und zu vollenden. Nun aber ward, wie alles seine Reife haben will, durch patriotische Thätigkeit die Theilnahme an diesem wichtigen Alterthum allgemeiner und der Zugang bequemer." *) Nun machte Goethe in seinen Mittwochvorträgen die Damen mit der Dichtung bekannt, er ging unmittelbar an das Original heran, nahm es Zeile für Zeile durch und gab unmittelbar aus dem

*) Eben durch v. d. Hagens Übersetzung, die der Übersetzer an Goethe gesandt hatte. Goethe dankte dafür am 18. October 1807; in einem andern Briefe an A. v. d. Hagen vom 11. September 1811 giebt er der Hagenschen Behandlungsweise seinen Beifall, indem durch diese die Gedichte uns näher gebracht würden „um so mehr als das Rohe und Ungeschlachte, was sich an ihnen findet, zwar dem Charakter jener Zeit angemessen, auch bei der historischen Würdigung wohl nothwendig zu beachten, keineswegs aber zur wahren Schätzung nöthig und dem Genuß durchaus hinderlich ist." (Goethe-Jahrbuch III, 280.)

Urtexte eine verſtändliche Überſetzung jeder Zeile; er verfertigte ſich ein Verzeichniß der Perſonen und Charaktere, Aufſätze über Lokalität und Geſchichtliches, Sitten und Leidenſchaften u. ſ. w. und entwarf ſogar zu dem erſten Theile eine Karte.*) „Hierdurch," fährt Goethe in ſeinem Berichte fort, „gewann ich viel für den Augenblick, mehr für die Folge, indem ich nachher die ernſten anhaltenden Bemühungen deutſcher Sprach- und Alterthumsfreunde beſſer zu beurtheilen, zu genießen und zu benutzen wußte." Schon in den Tag- und Jahresheften 1806 hatte Goethe von ſeiner „Vorliebe" für die Nibelungen geſprochen, die „einen eigentlichen Nationalantheil gewonnen hätten" (Hempel 27, 155), und in den Tag- und Jahresheften 1809 kommt er wieder darauf zu ſprechen in den Worten: „In geſelliger Unterhaltung wandte ſich das Intereſſe faſt ausſchließlich gegen nordiſche und romantiſche Vorzeit. Die nach dem Original aus dem Stegreif vorgetragene und immer beſſer gelingende Überſetzung der Nibelungen hielt durchaus die Aufmerkſamkeit einer edeln Geſellſchaft feſt, die ſich fortwährend Mittwochs in meiner Wohnung verſammelte. Fierabras und andere ähnliche Heldenſagen und Gedichte, König Rother, Triſtan und Iſolde folgten und begünſtigten einander; . . . . . zugleich war nichts natürlicher, als daß man deutſche Sprachalterthümer hervorhob und immer mehr ſchätzen lernte, wozu Grimms Aufenthalt (Wilh. Grimm) unter uns mitwirkte, indes ein gründlich grammatiſcher Ernſt durch des Knaben Wunderhorn lieblich aufgefriſcht wurde." (Hempel 27, 187.) Den fortgeſetzten lebhaften Antheil Goethes an den altdeutſchen Studien bekunden beſonders auch die Briefe Wilhelm Grimms an Goethe

*) Vgl. hierzu auch den Brief Goethes an Knebel vom 25. November 1808.

(Goethe-Jahrb. IX, 29ff.), und als im Jahre 1827 Simrocks Nibelungenübersetzung erschienen war, plante er einen Aufsatz über diese, zu dem er ein uns glücklicherweise erhaltenes Schema entwarf, aus dem hier nur folgende Stichworte ausgehoben seien: „Riesenmäßig. . . Die Motive durchaus sind grundheidnisch. Keine Spur von einer waltenden Gottheit. Alles dem Menschen und gewissen imaginativen Mitbewohnern der Erde angehörig und überlassen. Der christliche Cultus ohne den mindesten Einfluß. Helden und Heldinnen gehen eigentlich nur in die Kirche, um Händel anzufangen. Alles ist derb und tüchtig von Hause aus. Dabei von der gröbsten Rohheit und Härte. Die anmuthigste Menschlichkeit wahrscheinlich dem deutschen Dichter angehörig. . . . . Der erste Theil hat mehr Prunk, der zweite mehr Kraft. Doch sind sie beide in Gehalt und Form einander völlig werth. Die Kenntniß dieses Gedichts gehört zu einer Bildungsstufe der Nation. Und zwar deswegen, weil es die Einbildungskraft erhöht, das Gefühl anregt, die Neugierde erweckt und, um sie zu befriedigen, uns zu einem Urtheil auffordert. Jedermann sollte es lesen, damit er nach dem Maß seines Vermögens die Wirkung davon empfange. . . . Dies Werk ist nicht da, ein- für allemal beurtheilt zu werden, sondern an das Urtheil eines jeden Anspruch zu machen und deshalb an Einbildungskraft, die der Reproduction fähig ist, ans Gefühl fürs Erhabene, Übergroße, sowie für das Zarte, Feine, für ein weit umfassendes Ganze und für ein ausgeführtes Einzelne. Aus welchen Forderungen man wohl sieht, daß sich noch Jahrhunderte damit zu beschäftigen haben." (Hempel 29, 426—431.) Er räth dann zu einer Übersetzung in Prosa, damit die vielen Flick- und Füllverse wegfielen; ein Vorschlag den er auch in den Noten und Abhandlungen zum West-östlichen Divan machte (Hempel 4, 359): „Hätte man die

Nibelungen gleich in tüchtige Prosa gesetzt und sie zu einem Volksbuche gestempelt, so wäre viel gewonnen worden, und der seltsame, ernste, düstere, grauerliche Rittersinn hätte uns mit seiner vollkommenen Kraft angesprochen. Ob dieses jetzt noch räthlich und thunlich sei, werden diejenigen am besten beurtheilen, die sich diesen alterthümlichen Geschäften entschiedener gewidmet haben."

Mit der griechischen Dichtung wollte aber Goethe die Nibelungen nicht auf gleiche Höhe gestellt wissen. So schreibt er an Knebel am 9. November 1814: „Ich habe an der Homerischen wie an der Nibelungischen Tafel geschmaust, mir aber für meine Person nichts gemäßer gefunden als die breite und tiefe immer lebendige Natur, die Werke der griechischen Dichter und Bildner." Und in den Noten und Abhandlungen zum Divan (Hempel 4, 287) sagt er: „Was wir aber inständig bitten, ist, daß man Firdusi nicht mit Homer vergleiche, weil er in jedem Sinne, dem Stoff, der Form, der Behandlung nach, verlieren muß. ... Haben wir Deutsche nicht unsern herrlichen Nibelungen durch solche Vergleichung den größten Schaden gethan? So höchst erfreulich sie sind, wenn man sich in ihren Kreis recht einbürgert und alles vertraulich und dankbar aufnimmt, so wunderlich erscheinen sie, wenn man sie nach einem Maßstabe mißt, den man niemals bei ihnen anschlagen sollte." Ähnlich äußerte sich Goethe in einem Briefe an Fr. Creuzer vom 1. Oct. 1817, sowie in einem Briefe an Boisserée (4. November 1827): „Hier (bei Simrocks Übersetzung des Nibelungenliedes) wird uns nun zu Muthe, wie immer, wenn wir aufs neue vor ein schon bekanntes kolossales Bild hintreten: es wird immer aufs neue überschwänglich und ungeheuer, und wir fühlen uns gewissermaßen unbehaglich, indem wir uns mit unsern individuellen Kräften weder dasselbe völlig zueignen, noch uns demselben völlig gleichstellen können. Das ist da-

gegen das Eigene der griechiſchen Dichtkunſt, daß ſie ſich einer löblichen menſchlichen Faſſungskraft hingiebt und gleichſtellt; das Erhabene verkörpert ſich im Schönen." Und mit unmittelbarer Beziehung auf die Ilias ſagt Goethe in ſeinem Aufſatze „Urtheilsworte franzöſiſcher Kritiker" (1817): „Die Franzoſen haben durch Einführung mißverſtandener alter Lehren und durch nette Konvenienz ihre Poeſie dergeſtalt beſchränkt, daß ſie zuletzt ganz verſchwinden muß, da ſie ſich nicht einmal mehr in Proſa auflöſen kann. Der Deutſche war auf gutem Weg und wird ihn gleich wiederfinden, ſobald er das ſchädliche Beſtreben aufgiebt, die Nibelungen der Ilias gleichzuſtellen." In dieſem Urtheile folgten Goethe die Philoſophen Hegel (Äſthetik III, 498) und Schopenhauer, die freilich beide nicht einmal eine oberflächliche Kenntniß des deutſchen Alterthums und der mittelalterlichen Poeſie beſaßen. Schopenhauer ging ſogar noch weit über Goethe hinaus, der die Kenntniß dieſes Gedichts von jedem Gebildeten forderte; in den „Parerga und Paralipomena" ſagt dieſer Philoſoph in dem Aufſatze „Über Sprache und Worte": „Auf Gymnaſien ſollte keine altdeutſche Literatur, Nibelungen und ſonſtige Poeten des Mittelalters gelehrt werden: dieſe Dinge ſind zwar höchſt merkwürdig, auch leſenswerth, tragen aber nicht zur Bildung des Geſchmacks bei und rauben die Zeit, welche der alten, wirklich klaſſiſchen Literatur angehört. Wenn ihr, edle Germanen und deutſche Patrioten, an die Stelle der griechiſchen und römiſchen Klaſſiker altdeutſche Reimereien ſetzt, ſo werdet ihr nichts anderes als Bärenhäuter erziehen. Nun aber gar dieſe Nibelungen mit der Ilias zu vergleichen, iſt eine rechte Blasphemie, mit welcher die Ohren der Jugend vor allem verſchont bleiben ſollen." Wir ſetzen dieſe Worte Schopenhauers nur hierher, um an dieſem Beiſpiel zu zeigen, wie ſich das beſonnene, aus lebendigſtem,

Ich fand keins, wenigſtens kein beſtändiges, dagegen aber, glücklicherweiſe, einige Geſchäftsmänner, die eben in außerordentlichen Fällen jemanden brauchen konnten, der mit der Feder umzugehen wußte, Franzöſiſch verſtand, und im Rechnen nicht ganz unerfahren war. So ging es mir eine Zeitlang recht gut, ich ward leidlich bezahlt, ſchaffte mir manches an, und meine Verhältniſſe machten mir keine Schande. Allein die auſſerordentlichen Aufträge meiner Gönner gingen zu Ende, an eine dauerhafte Verſorgung war nicht zu denken, und meine Frau verlangte nur deſto eifriger nach dem Theater, leider zu einer Zeit, wo ihre Umſtände nicht die vortheilhafteſten ſind, um ſich dem Publico mit Ehren darzuſtellen. Nun, hoffe ich, ſoll die Anſtalt, die ich durch Ihre Hülfe einrichten werde, für mich und die meinigen ein guter Anfang ſeyn, und ich verdanke

innerſtem Antheil hervorgegangene Urtheil Goethes im Laufe der Zeit im Munde eines vollſtändigen Nichtkenners, der hier nur auf das Nachſprechen angewieſen war, zu einem dreiſten Abſprechen verdichtete.

Mündliche Äußerungen Goethes über das Nibelungenlied und die altdeutſche Poeſie ſiehe noch: Geſpr. Nr. 567. III, 45f. Nr. 662. III, 245., die übrigen ſ. Regiſter S. 84 unter: Nibelungen.

c. Der Archäolog Martin Friedrich Arendt war 1769 zu Altona geboren und ſtarb 1824 in Venetien. In Weimar hielt er ſich vom Januar bis etwa Mitte Februar 1809 auf und hielt Vorträge über ſkandinaviſche Dichtung. Durch ſein derbes Weſen erregte er Anſtoß. Goethe nennt ihn in den Tag- und Jahresheften 1809: „Den wunderlichen Fußreiſenden Runen-Antiquar Arndt“ (Hempel 27, 187).

Nr. 249. II, 32.

Hierüber ſchreibt Goethe in den „Tag- und Jahresheften 1806“: „Seit 1801, wo ich nach überſtandener großer Krankheit Pyrmont beſucht hatte, war ich eigentlich meiner Geſundheit wegen in kein Bad gekommen; in Lauchſtädt hatt' ich dem Theater zu Liebe manche Zeit zugebracht und in Weimar der Kunſtausſtellung wegen. Allein es meldeten ſich dazwiſchen gar manche Gebrechen, die eine duldende Indolenz eine Zeitlang hingehen ließ; endlich aber von Freunden und Ärzten beſtimmt, entſchloß ich mich Karlsbad zu beſuchen, umſomehr als ein thätiger und behender Freund, Major von Hendrich, die ganze Reiſeſorge zu übernehmen geneigt war. Ich fuhr alſo mit ihm und Riemer Ende Mai's ab. Unterwegs beſtanden wir erſt das Abenteuer, den Huſſiten vor Naumburg beizuwohnen u. ſ. w.“ (Hempel 27, 156f.).

Nr. 250. II, 33.

Heinrich Luden (1780—1847) war Professor der Geschichte in Jena und gab u. a. die „Nemesis", eine Oppositionszeitschrift, heraus. Nach Goethes Tagebuch fand das vorliegende Gespräch mit Luden am 10. August statt. Vgl. Gespr. VIII, 398. — Christoph Wilhelm Hufeland war am 12. August 1762 in Langensalza geb., war seit 1783 als Dr. med. in Weimar, dann Professor in Jena 1792, Leibarzt seit 1793, 1801 siedelte er als Geh. Rat nach Berlin über, wo er 1836 starb. Über seine Berufung an die Universität Jena vgl. Goethes Tag- und Jahreshefte 1796 (Hempel 27, 42. und v. Biedermanns Anmerk. dazu 27, 388 f.).

H. Luden glaubte durch die Offenheit, mit der er seine Meinungen aussprach, Goethe verletzt zu haben, wurde aber hierüber von Knebel, Griesbach und Hufeland, denen er den Inhalt seines Gesprächs mit Goethe mittheilte, beruhigt. Er sprach auch Goethe im Jahre 1806 oder 1807 nochmals (vgl. Gespr. Nr. 286. II, 155 ff.) bei Knebel, sowie später 1812 in Knebels Garten (vgl. Gespr. Nr. 566. III, 39 ff.), dann im November 1813, wo Luden das erste Mal in Goethes Hause in Weimar war (Gespr. Nr. 590. III, 97.), außerdem im Frühling 1816 und zum letzten Male 1826 (wieder in Goethes Hause). Vor diesem letzten Zusammentreffen war aber schon wirklich eine Entfremdung zwischen Goethe und Luden eingetreten, die namentlich durch Ludens Theilnahme am Weimarer Landtag, sowie durch seine Aufsätze in der Nemesis u. a. hervorgerufen worden war (vgl. Goethe-Jahrb. II, 257 ff., wo auch ein Brief Goethes an Luden abgedruckt ist, ebenso das. II, 481). In den Tag- und Jahresheften wird Luden nicht erwähnt.

Zu S. 97 f. über Historiker und Dichter vergleiche

Goethes Ausſpruch: „Die Frage, wer höher ſteht, der Hiſtoriker oder der Dichter darf gar nicht aufgeworfen werden; ſie konkurrieren nicht miteinander, ſo wenig als der Wettläufer und der Fauſtkämpfer. Jedem gebührt ſeine eigene Krone“, und: „Die Pflicht des Hiſtorikers iſt zwiefach: erſt gegen ſich ſelbſt, dann gegen den Leſer. Bei ſich ſelbſt muß er genau prüfen, was wohl geſchehen ſein könnte, und um des Leſers willen muß er feſtſetzen, was geſchehen ſei. Wie er mit ſich ſelbſt handelt, mag er mit ſeinen Collegen ausmachen; das Publikum muß aber nicht ins Geheimnis hineinſehen, wie wenig in der Geſchichte als entſchieden ausgemacht kann angeſprochen werden.“ (Hempel 19, 80f.) — Vgl. a. die Briefe Niebuhrs an Goethe, Goethe-Jahrb. VIII, 88ff. ſowie die „Lebensnachrichten über B. G. Niebuhr. 3 Bd. Hamb. 1838. 1839“, wo Briefe Goethes an Niebuhr mitgetheilt ſind. Das Prädicat „Excellenz“ hatte Goethe, ſowie Voigt 1804 erhalten.

Nr. 252. II, 103.

a. Statt: „Lotterieſprache“ iſt zu leſen „Coterieſprache“ vgl. VIII, 398.

b. Vergleiche hierzu Goethes Worte über Leſſing in Dichtung und Wahrheit: „Leſſing wurde nach und nach ganz epigrammatiſch in ſeinen Gedichten, knapp in der Minna, lakoniſch in Emilia Galotti, ſpäter kehrte er erſt zu einer heiteren Naivität zurück, die ihn ſo wohl kleidet im Nathan.“ (II, 7. Buch. Hempel 21, 53) ſowie daſelbſt: „Eines Werks aber, der wahrſten Ausgeburt des ſiebenjährigen Krieges, von vollkommenem norddeutſchen Nationalgehalt muß ich hier vor allen ehrenvoll erwähnen: es iſt die erſte aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theaterproduction von ſpecifiſch temporärem Gehalt, die deswegen auch eine nie zu berechnende Wirkung that:

Minna von Barnhelm . . . . . Die gehäſſige Spannung, in welcher Preußen und Sachſen ſich während dieſes Krieges gegen einander befanden, konnte durch die Beendigung deſſelben nicht aufgehoben werden. Der Sachſe fühlte nun erſt recht ſchmerzlich die Wunden, die ihm der überſtolz gewordene Preuße geſchlagen hatte. Durch den politiſchen Frieden konnte der Friede zwiſchen den Gemütern nicht ſogleich hergeſtellt werden. Dieſes aber ſollte gedachtes Schauſpiel im Bilde bewirken. Die Anmuth und Liebenswürdigkeit der Sächſinnen überwindet den Wert, die Würde, den Starrſinn der Preußen, und ſowohl an den Hauptperſonen als den Subalternen wird eine glückliche Vereinigung bizarrer und widerſtrebender Elemente kunſtgemäß dargeſtellt." (II, 7. Buch. Hempel 21, 64.) Minna von Barnhelm ließ Goethe vom 9. Mai 1793 bis zum 30. December 1815 fünfzehnmal aufführen, Emilia Galotti vom 1. April 1793 bis zum 7. September 1816 zwölfmal, den Nathan vom 28. November 1801 bis zum 14. Juni 1816 fünfzehnmal, im ganzen 42 Vorſtellungen Leſſingſcher Stücke unter Goethes Theaterleitung (dagegen 410 Aufführungen Kotzebueſcher Stücke). (Vgl. v. Biedermann, Goethe u. Leſſing, Goethe-Jahrb. I, 17 ff.)

Nr. 253. II, 104.

Georg von Reinbeck (1766—1849), geb. in Berlin, 1792—1805 Lehrer am kaiſerl. Pageninſtitut zu Petersburg, ſeit 1808 in Stuttgart, 1811 Profeſſor der deutſchen Sprache, Litteratur und Äſthetik dort, ſpäter Hofrat, 1841 in Ruheſtand, ſchrieb Handbuch der Sprachwiſſenſchaft, Dramen, Novellen u. ſ. w. — Seine erſte Gattin, die 1806 u. 1807 mit in Weimar war, geb. Freiin v. Pallandt (geſt. 1816).

Nr. 254. II, 105.

Die Vermählung mit Chriſtiane Vulpius fand am 19. October 1806 ſtatt. Chriſtian Auguſt Vulpius (1762 bis 1827), der Bruder Chriſtianens, damals Bibliothekar zu Weimar, ſchrieb über die drangvollen Tage, die der Schlacht bei Jena folgten, an Nic. Meyer in Bremen aus Weimar den 20. October 1806: „Welch ein Unglück hat uns betroffen! Den 14. wurde die unglückliche Schlacht bei Jena verloren, Abends 5 Uhr ging bei uns die Plünderung an, die 36 Stunden dauerte und mich von allem entblößet hat. Drei Tage waren wir nicht in unſerm Hauſe. Mordgewehre auf uns gezückt, gemißhandelt, beraubt, unendlich unglücklich gemacht. Wir ſprechen jetzt gute Seelen um Geld an, und wer hat welches? Denn nicht zehn Häuſer, ſelbſt das Schloß nicht, ſind verſchont geblieben. Die fürchterliche Nacht, Geheul, Gewinſel, Brand — ach Gott! und meine Frau und das Kind, Stunden in kalter Nacht unter freiem Himmel im Park. Etwas Frohes: Geſtern hat der Geheimrath Goethe ſich mit meiner Schweſter trauen laſſen. Sein Haus iſt verſchont geblieben. Er hatte ſtets Marſchälle drin.“ Und am 10. November 1806 ſchrieb derſelbe über die nämliche Zeit an N. Meyer: „Den 15.—17. (October) waren wir im Hauſe des Geheimen Raths Goethe, und unſere Wohnung war mit allem, was darin war, denen Preis gegeben, die ſie beſetzen wollten. Und das geſchah auch redlich. Gegen ſechzehn Mann hauſten darin, als mich endlich, da Napoleon Bücher von der Bibliothek verlangt, auf Requiſition ſeines Ingenieurs d'Alma Grenadiere in meine Wohnung einſetzten. Den 18. zog ich ein; aber wie fand ich es? Laſſen Sie mich davon ſchweigen! Dann tägliche Einquartirung, ſo daß wir einmal zehn Mann hatten und kein Geld, keine Lebensmittel! —

Meine Schweſter ſtand bei, aber — dem Geheimen Rath ſelbſt hat es über 2000 Thaler gekoſtet; allein 12 Eimer Wein. Er iſt nicht geplündert; den erſten Abend hat er's mit Wein und Klugheit abgewendet, dann bekam er sauvegarde, da die Generale Viktor, Marſchälle Ney, Lannes, Augereau und andere Offiziere bei ihm logirten; zuweilen 28 Betten in ſeinem Hauſe, aber es hat ihn ſehr mitgenommen, doch iſt er geſund, wofür Gott zu danken iſt." (Mitgetheilt durch v. Loper im Goethe-Jahrb. II, 423 f.) Einige Kenntniß der Eigenart Chriſtianens gewähren uns die „Briefe von Goethes Frau an Nicolaus Meyer" (Straßburg 1887 getreu nach den 12 eigenhändigen, jetzt in der Straßburger Bibliothek befindlichen Briefen Chriſtianens, während die von Hirzel Leipzig 1856 herausgegebenen „Freundſchaftlichen Briefe von Goethe und ſeiner Frau an Nicolaus Meyer" vielfache Ungenauigkeiten und Änderungen bieten, vgl. Goethe-Jahrb. VII, 304 ff.), ſowie ihre Briefe an ihren Sohn: Goethe-Jahrb. X. 5 ff. 13. 18 ff. 23. 27 ff. 32 ff. 39.* Jedenfalls ſpricht aus dieſen Briefen ein ſchlichter, gerader Sinn und eine einfache herzliche Natürlichkeit; ſie beſtätigen auch, daß ſie eine treffliche Wirthin und Mutter war und auch ihren geſellſchaftlichen Verpflichtungen nachkam. Über das Verhältniß Goethes zur „Vulpia" vgl. deſſen eigene treffende Äußerung Geſpr. Nr. 396 c. II, 248.

Nr. 260. II, 108.

b. Man vergleiche hierzu Goethes Ausſprüche: „Gewiſſe Bücher ſcheinen geſchrieben zu ſein, nicht damit man daraus lerne, ſondern damit man wiſſe, daß der Verfaſſer etwas gewußt hat" (Hempel 19, 32), ſowie: „Wir broſchiren jetzt alles und haben nicht leicht vor dem Einbande noch ſeinem Inhalte Reſpect" (Hempel 19, 47) und: „Eigentlich lernen wir nur von Büchern, die wir

nicht beurtheilen können. Der Autor eines Buches, das wir beurtheilen könnten, müßte von uns lernen." (Hempel 19, 66).

Nr. 261. II, 109.

Christiane Kotzebue, geb. Krüger, war August v. Kotzebues Mutter. Sie hatte sich in die Streitigkeiten, die zwischen Kotzebue und Goethe ausgebrochen waren (vgl. Erl. zu Nr. 178), eingemischt und hatte damals Goethe brieflich über sein Verhalten gegen ihren Sohn zur Rede gestellt. Goethe trug dies, wie aus dem vorliegenden Gespräche hervorgeht, weder ihr noch ihrem Sohne nach. Schreibt doch Kotzebues Mutter an ihren Sohn am 14. October 1808: „Wenn neue Stücke von dir gegeben werden, hat er die ersten Proben bei sich und hört nicht auf, die Schauspieler zu ermahnen, gut zu spielen" und am 12. Juli 1815: „Der ‚Rehbock' gefällt Goethe sehr" u. s. w. Vgl. Gespräch Nr. 629. III, 1815.

Nr. 265. II, 112ff.

b. Hierzu vergleiche man aus Goethes Entwurf: „Über den sogenannten Dilettantismus oder die praktische Liebhaberei in den Künsten" folgende Sätze: „(In der lyrischen Poesie) ist eine größere Gefahr als bei andern Künsten, eine bloße dilettantische Fähigkeit mit einem echten Kunstberufe zu verwechseln, und wenn dies der Fall ist, so ist das Subjekt übler daran als bei jeder andern Liebhaberei, weil seine Existenz völlige Nullität hat; denn ein Poet ist nichts, wenn er es nicht mit Ernst und Kunstmäßigkeit ist. . . . . Alle Dilettanten sind Plagiarii. Sie entnerven und vernichten jedes Original schon in der Sprache und im Gedanken, indem sie es nachsprechen, nachäffen und ihre Leerheit damit aussticken. So wird die Sprache nach und nach mit zusammengeplünderten Phrasen und

Formeln angefüllt, die nichts mehr ſagen, und man kann ganze Bücher leſen, die ſchön ſtiliſirt ſind und gar nichts enthalten. Kurz, alles wahrhaft Schöne und Gute der echten Poeſie wird durch den überhandnehmenden Dilettantismus profanirt, herumgeſchleppt und entwürdigt." (Hempel 28, 179f.)

e. Jacques Delille (1738—1813) war beſonders als didaktiſcher Dichter in Frankreich berühmt. Seine Überſetzung von Virgils Georgica, ſowie ſein Lehrgedicht Les Jardins, ou l'art d'embellir les paysages begründeten zuerſt ſeinen Ruhm. Bekannt iſt die Erzählung, daß er auf Befehl Robespierres ſeinen Dithyrambe sur l'immortalité de l'âme dichtete.

e. 1806 ſchreibt Goethe über Wielands Überſetzung der Horaziſchen Epiſtel an die Piſonen in den Tag- und Jahresheften, daß ſie ihn „wirklich auf eine Zeitlang von andern Beſchäftigungen ableitete," und er bemerkt dazu: „Dieſes problematiſche Werk wird dem einen anders vorkommen als dem andern und jedem alle zehn Jahre auch wieder anders." (Hempel 27, 155.) — Mit anderen Gefühlen las Goethe den Horaz, als 1782 und 1786 Wielands Überſetzung der Epiſteln und Satiren erſchienen war, vor der italieniſchen Reiſe: „Gott ſei Dank", ſchreibt er am 12. October 1786 aus Venedig, „wie mir alles wieder lieb wird, was mir von Jugend auf werth war! Wie glücklich befinde ich mich, daß ich den alten Schriftſtellern wieder näher zu treten wage! Denn jetzt darf ich es ſagen, darf meine Krankheit und Thorheit bekennen. Schon einige Jahre her durft' ich keinen lateiniſchen Autor anſehen, nichts betrachten, was mir ein Bild Italiens erneute; geſchah es zufällig, ſo erduldete ich die entſetzlichſten Schmerzen. Herder ſpottete oft über mich, daß ich all mein Latein aus dem Spinoza lerne; denn er hatte bemerkt, daß dies das einzige lateiniſche Buch war, das ich las;

er wußte aber nicht, wie sehr ich mich vor den Alten hüten mußte, wie ich mich in jene abstrusen Allgemeinheiten nur ängstlich flüchtete. Noch zuletzt hat mich die Wieland'sche Übersetzung der Satiren des Horaz höchst unglücklich gemacht; ich hatte kaum zwei gelesen, so war ich schon verrückt. Hätte ich nicht den Entschluß gefaßt, den ich jetzt ausführe, so wär' ich rein zu Grunde gegangen; zu einer solchen Reise war die Begierde, diese Gegenstände mit Augen zu sehen, in meinem Gemüth gestiegen." Und am 17. November 1786 schrieb er von Rom aus an Wieland: „Die Übersetzung Deiner Satiren lese ich hier mit dem größten Vergnügen, Abends, wenn wir von unserm Lauf zurückkommen." In seiner Rede „zum Andenken des edlen Dichters, Bruders und Freundes Wieland" (18. Februar 1813) vergleicht Goethe Horaz mit Wieland: „War er (Wieland) jedoch mit den Griechen durch Geschmack nah verwandt, so war er es mit den Römern noch mehr durch Gesinnung. Nicht daß er sich durch republikanischen oder patriotischen Eifer hätte hinreißen lassen, sondern er findet, wie er sich den Griechen gewissermaßen nur andichtete, unter den Römern wirklich Seinesgleichen. Horaz hat viel Ähnliches von ihm; selbst kunstreich, selbst Hof- und Weltmann, ist er ein verständiger Beurtheiler des Lebens und der Kunst." Vgl. ferner: Gespr. Nr. 210. I, 261 f. — Nr. 923. V, 19. — Nr. 1076. VI, 36, wo er Béranger mit Horaz und Hafis vergleicht. Im allgemeinen hat Goethe die sprachlichen und rednerischen Vorzüge des Horaz vollkommen anerkannt, besonders seinen Weltblick und seine weltmännische Art, die Dinge zu sehen und zu behandeln gerühmt, ihm aber doch das wahrhaft Poetische, das eigentlich Schöpferisch-Dichterische abgesprochen, weshalb er auch seinen Satiren und Episteln vor den Oden den Vorzug gab.

Nr. 268. II, 116.

Friedrich Ludwig Zacharias Werner, geb. 18. November 1768 zu Königsberg in Preußen, war Kammersecretär in Warschau, seit 1805 Geh. Secretär in Berlin, 1811 trat er in Rom zur katholischen Kirche über, wurde 1814 Priester und trat 1821 in den Orden der Redemptoristen ein, gest. 1823 in Wien. Seine Tragödien: Söhne des Thales 1803, Martin Luther oder die Weihe der Kraft 1806 u. a. gehen ganz in den Bahnen der Romantiker. Übrigens verwarf und widerrief er seinen „Martin Luther" in der Tragödie: „Die Weihe der Unkraft" 1814. Sein Trauerspiel: „Der vierundzwanzigste Februar", eine grauenhafte Schicksalstragödie, gab den Anstoß zu Houwalds, Müllners u. a. ähnlichen Werken. Goethe erklärte den „vierundzwanzigsten Februar" nach Henriette von Knebels Mittheilung (Brief an ihren Bruder vom 22. Februar 1810) für eine der „vorzüglichsten Geistesoperationen" und rechnete es unter die „geistigsten Producte" Werners. Dazu stimmt, was er in den „Tag- und Jahresheften 1809" schreibt: „Werners bedeutendes Talent zu begünstigen, bereitete man eine Aufführung des „Vierundzwanzigsten Februar" mit großer Sorgfalt vor" (Hempel 27, 189) und daselbst 1810: „Der vierundzwanzigste Februar von Werner, an seinem Tage aufgeführt, war vollends ein Triumph vollkommener Darstellung. Das Schreckliche des Stoffs verschwand vor der Reinheit und Sicherheit der Ausführung; dem aufmerksamsten Kenner blieb nichts zu wünschen übrig." (Hempel 27, 195.) Vgl. Gespräch Nr. 457. II, 299f. — Warum das Stück, das doch schon zu Beginn des Jahres 1809 vorbereitet wurde, erst am 24. Februar 1810 aufgeführt wurde, darüber siehe Goethe-Jahrb. I, 239ff.

Ihnen mein künftiges Glück, es werde auch wie es wolle.

Wilhelm hörte dieſe Äußerungen mit Zufriedenheit an, und die ſämmtlichen Schauſpieler waren gleichfalls mit den Erklärungen des neuen Directors ſo ziemlich zufrieden, freuten ſich heimlich, daß ſich ſo ſchnell ein Engagement zeige, und waren geneigt, für den Anfang, mit einer geringen Gage vorlieb zu nehmen, weil die meiſten dasjenige, was ihnen ſo unvermuthet angeboten wurde, als einen Zuſchuß anſahen, auf den ſie vor kurzem noch nicht Rechnung machen konnten. Melina war im Begriff dieſe Dispoſition zu benutzen, ſuchte auf eine geſchickte Weiſe jeden beſonders zu ſprechen, und hatte bald den einen auf dieſe, den andern auf eine andere Weiſe zu bereden gewußt, daß ſie die Contracte geſchwind abzuſchließen geneigt waren, über das neue Verhältniß kaum

Über Werners Sonette schreibt Goethe Anfang April 1808 an Cotta: „Werner ist nun von uns abgegangen. Eben von ihm rühren einige Sonette her, die man wohl unter das beste wird zählen müssen, was in deutscher Sprache gedichtet worden." (Welti, Geschichte des Sonettes in der deutschen Dichtung.) Und Zacharias Werner schrieb 1809 an Johanna Schopenhauer: „Dem großen Goethe versichern Sie meine innigste Anbetung." (Goethe-Jahrb. X, 159.) Aber das allgemeine und abschließende Urtheil Goethes über Zacharias Werner ging dahin, daß er ihn zu jenen Geistern rechnete, deren ganzes Schaffen und Treiben „durchaus ins Form- und Charakterlose gehe" (in den Briefen an Zelter), wie er auch in den Tag- und Jahresheften 1820 schreibt, daß ihm „Werners Maccabäer und Houwalds Bild, jedes in seiner Art, unerfreulich entgegentraten" (Hempel 27, 264). — Werners „Martin Luther" war am 11. Juni 1806 von Iffland in Berlin auf die Bühne gebracht worden, und Goethe bemerkt darüber in den „Tag- und Jahresheften" 1806: „Aufmerksamkeit erregte im Ganzen der von Iffland zur Darstellung gebrachte Doctor Luther, ob wir gleich zauderten, denselben gleichfalls aufzunehmen." (Hempel 27, 146.) Übrigens sahen die Berliner Studenten in Werners „Weihe der Kraft" eine Entweihung Luthers, und der Buchhändler Johannes Frommann, der von Ostern 1817 bis Herbst 1818 in Berlin studirte, pfiff mit 21 Genossen das Stück aus, wofür sie freilich sämmtlich einen Tag Carcer erhielten. Über Frau Schopenhauer s. Erl. zu Nr. 285.

Nr. 269. II, 116ff.

Karl Ludwig Fernow, geb. 19. November 1763 zu Blumenhagen in der Uckermark, war anfangs Apotheker, widmete sich aber 1794—1802 in Rom der Kunst, wurde

dann 1802 Professor der Philosophie in Jena und 1804 Bibliothekar der Herzogin Amalie, gest. in Weimar 1808. Goethe schreibt über ihn in den „Biographischen Einzelheiten" 1804: „Fernows Gegenwart war höchst erfrischend und belehrend, indem er für Kunst und italienische Sprache viel Anregendes mitgebracht hatte" (Hempel 27, 319) und in den „Tag und Jahresheften" 1806: „Der große Vortheil, mit einem Manne zu wohnen, der sich aus dem Grunde irgend einem Gegenstande widmet, ward uns reichlich durch Fernows dauernde Gegenwart. Auch in diesem Jahre brachte er uns durch seine Abhandlung über die italienischen Dialekte mitten ins Leben jenes merkwürdigen Landes." (Hempel 27, 155f.) —

Das vorliegende Gespräch ist sehr wichtig, weil es uns zeigt, daß kurz nach der entscheidenden Schlacht bei Jena in Goethe der Gedanke entstand, in dem allgemeinen Zusammenbruch aller Dinge um jeden Preis die deutsche Cultur und Literatur zu retten. In diesem Gedanken allein fand Goethe Beruhigung in jener Zeit der allgemeinen Verwirrung, und aus ihm heraus erwuchs 1808 der Plan Goethes, eine Gesellschaft deutscher Männer zur Rettung der deutschen Cultur zu gründen. Von diesem Plane haben wir Kenntniß durch einen Brief von Woltmanns an den Senator Schmidt in Bremen vom 1. October 1808, in dem es heißt: „Herr von Goethe trägt sich mit der Idee, in dem bevorstehenden Winter einen Congreß ausgezeichneter deutscher Männer in Weimar zu Stande zu bringen, damit sie über Gegenstände der deutschen Cultur sich gemeinschaftlich berathen. Eben in diesem Zeitpunkt, wo Deutschland sich aufgelöset und seine Art von einem fremden Seyn gedrängt fühlt, ist es vorzüglich rathsam die Bande der deutschen Cultur und Literatur, wodurch wir bisher einzig als eine Nation bewahrt sind, auf alle Weise fest zusammenzuziehn." (Goethe-Jahrb. VI,

116.) Uber Goethes Vaterlandsliebe vgl. auch sein Gespräch mit Luden: Gespr. Nr. 590. III, 103 ff.

Nr. 273. II, 121.

Nicht der Chemiker Friedrich Ferdinand Runge, der sich auch mit Botanik beschäftigte und 1821 die „Materialien zur Phytologie" erscheinen ließ, kann hier (wie das Register angiebt) gemeint sein; denn dieser war erst 1795 in Hamburg geboren und Goethe lernte den „jungen Chemikus Namens Runge" erst 1820 kennen (Tag- und Jahreshefte 1820), sondern die Worte beziehen sich auf den Geschichtsmaler Philipp Otto Runge (wie auch Gespräch Nr. 285b. II, 145; Nr. 332. II, 189 und Nr. 526. III, 8., wonach die Angabe im Register zu berichtigen ist). Dieser war 1777 zu Wolgast in Pommern geboren, wollte ursprünglich Kaufmann werden, seit 1804 Maler in Hamburg, wo er 1810 starb. Runge hatte sich eingehend mit Farbenlehre beschäftigt und einen Brief Runges über diese wissenschaftliche Frage druckt Goethe in seinem „Entwurf einer Farbenlehre" (Hempel 35, 316—322) mit ab, wie er auch Runges Schrift: „Farbenkugel oder Construction des Verhältnisses aller Mischungen der Farben zu einander und ihrer vollständigen Affinität" (1809 Manuscript, gedruckt 1810) wiederholt anerkennend erwähnt (z. B. Hempel 27, 186; 36, 356). Der Ausdruck „Rungische allegorisch-symbolisch-mystische Pflanzenmetamorphose" bezieht sich gar nicht auf etwas Botanisches, sondern auf Runges Zeichnungen: die vier Tageszeiten, die besonders durch ihre Blumen und Arabesken Goethes Aufmerksamkeit erregten. 1806 hatte Otto Runge diese Zeichnungen an Goethe gesendet (nicht 1808, wie Goethe in den Tag- und Jahresheften irrthümlicher Weise annimmt), und am 10. November 1806 hatte Goethe dem Maler brieflich gedankt. In den „Tag-

und Jahreszeiten" bemerkt Goethe über diese Zeichnungen: „Runge, dessen zarte, fromme, liebenswürdige Bemühungen bei uns guten Eingang gefunden hatten, sendete mir die Originalzeichnungen seiner gedanken- und blumenreichen Tageszeiten, welche, obgleich so treu und sorgfältig in Kupfer ausgeführt, doch an natürlichem unmittelbarem Ausdruck große Vorzüge bewiesen." (Hempel 27, 183 f.) Und Brentano schreibt 1807: „Goethe hat die vier Rungeschen Tageszeiten und sein von ihm selbst gezeichnetes Portrait in seiner Stube hängen und lobt den Meister wie das Werk ganz außerordentlich." (Heinrich Zimmer, Joh. Georg Zimmer und die Romantiker, S. 180.) Auch in einem Briefe an Knebel vom 3. Mai 1808 rühmt Goethe die Zeichnungen Runges, der leider dem Tode entgegengehe. Vgl. a. Gespräch Nr. 526. III, 8. Der Ausdruck „allegorisch-symbolisch-mystische" Pflanzenmetamorphose berührt sich eng mit Goethes Aufsatz „Vier große Blätter in Kupfer, stehend Folio, Umrisse nach Herrn Philipp Otto Rungens Zeichnungen", den Goethe wohl im November oder December 1806 für das erste Quartal der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung 1807 verfaßte (vgl. Goethes Briefe an Eichstädt, S. 299.; v. Biedermann hat zuerst diesen Aufsatz Goethe zugeschrieben und zwar mit Recht, was auch durch das vorliegende Gespräch bestätigt wird). In diesem Aufsatze sagt nämlich Goethe: „Wenn man diese Kunstwerke mit anderen vergleichen will, so muß man sie zum Geschlecht der Arabesken zählen. Wenn aber bei diesen beinah alles Denkbare, was Formen hat, mit Geschmack angewendet werden kann, so halten sich gegenwärtige Kompositionen in dem Kreise der Blumen, Kinder und Frauen. Auch hat der Künstler, gewiß einer der geistvollsten unsres Zeitalters, einen Sinn in die Folge sowie Bedeutung ins Einzelne gelegt, dergestalt, daß die Blätter nicht allein

angenehm fürs Auge, ſondern auch zugleich anziehend für den inneren Sinn zu wirken, geeignet ſind; ja, die Bedeutung geht durchs Allegoriſche ins Myſtiſche hinüber. Ob wir uns gleich nicht anmaßen, den ganzen Sinn dieſer mitunter räthſelhaften Blätter zu entfalten, ſo läßt ſich doch im Ganzen davon ſagen, daß ſie ſich zunächſt auf die vier Tageszeiten beziehen und alle Empfindungen, die mit dieſem vierfachen Wechſel in Verbindung ſtehen, hervorrufen. . . . . Sollen wir etwas vom Einzelnen ſagen, ſo kann man behaupten, daß die weiblichen knospirten Figuren ganz im Geiſte des Gevatters angegeben ſeien, lieblich, weiblich, zart, ſo wie die Kinder in ſüßer Naivetät. Die verſchiedenen Blumen und Blätter ſind mit einfacher Zeichnung meiſterhaft bedeutend dargeſtellt u. ſ. w." (Kempel 28, 798.) Auch Sulpiz Boiſſerée nennt, ganz Goethes Ausdrucksweiſe annehmend, in einem Briefe an Melchior Boiſſerée vom 6. Mai 1811 (Sulpiz Boiſſerée I, 113ff.) Runges Arabesken „ſymboliſch-allegoriſche Darſtellungen von Morgen, Mittag, Abend und Nacht." In dem vorliegenden Geſpräche ſpielt Goethe auf die merkwürdige Verbindung von Blumen- und Menſchenleben in Runges Zeichnungen an und nennt dieſe „Pflanzenmetamorphoſe"; vielleicht war er überhaupt durch Runges Zeichnungen erſt zu dem vorliegenden Ausſpruche veranlaßt worden.

Nr. 275. II. 122.

Zum Titel „Hermes oder Erfindungslehre" wurde Ende 1806 mit der Jahreszahl 1807 auf dem Titel ausgegeben (wie es jetzt noch buchhändleriſcher Brauch iſt, die Ende eines Jahres erſcheinenden Werke bereits mit der neuen Jahreszahl zu verſehen).

Nr. 276. II, 122.

Vergleiche hierzu Goethes Wort:

Gleichniſſe dürft Ihr mir nicht verwehren;
Ich müßte mich ſonſt nicht zu erklären,

wozu auch die Worte aus Fauſt II. Theil herangezogen ſind:

Alles Vergängliche
Iſt nur ein Gleichniß.

Tycho de Brahe und Newton ſtellt Goethe auch in den „Sprüchen in Proſa“ 993. u. 994 nebeneinander. Man leſe hierzu die Charakteriſtik Tychos (Hempel 36, 162) und Newtons (Hempel 36, 297—303).

Nr. 279. II, 125.

Vergleiche hierzu Goethes Ausſprüche: „Der Irrthum iſt recht gut, ſo lange wir jung ſind; man muß ihn nur nicht mit ins Alter ſchleppen.“ (Hempel 19, 35.) „Es giebt Menſchen, die gar nicht irren, weil ſie ſich nichts Vernünftiges vorſetzen.“ (Hempel 19, 53.) „Die Irrthümer des Menſchen machen ihn eigentlich liebenswürdig“ (Geſpr. Nr. 200. II, 168), und:

Wer nicht mehr liebt und nicht mehr irrt,
Der laſſe ſich begraben. (Hempel II, 261.)

Er ſpricht auch gern von „fruchtbaren Irrthümern.“ — Aber er verwirft auch an andern Stellen den Irrthum daraus:

Vier Jahreszeiten. Herbſt 49. 50. (Hempel 2, 170.)

Schädliche Wahrheit, ich ziehe ſie vor dem nützlichen Irrthum.
Wahrheit heilet den Schmerz, den ſie vielleicht uns erregt.

Schadet ein Irrthum wohl? Nicht immer. Aber das Irren,
Immer ſchadets; wir ſehn, ſieht man am Ende des Weg's.

Vgl. auch Sprüche in Prosa Nr. 179. 269. 781. 782. 937. 969. u. a. Aber seiner Weisheit letzter Schluß tritt doch zu Tage in seinem Gedichte: Vermächtniß (1829. Hempel 3, 191), in den Worten:

„Was fruchtbar ist, allein ist wahr."

Nr. 280. II, 126.

Joh. Christoph Friedrich Haug (1761—1829) war Hofrath und Bibliothekar in Stuttgart, er war besonders Epigrammatiker (z. B. zweihundert Hexameter auf Herrn Wahls große Nase).

Nr. 281. II, 127.

Caroline Bardua stammte aus Bolkenstedt; sie war Malerin, z. A. Wolfs Schwiegervater Körte hatte sie Goethen empfohlen, der sich ihrer 1805—1810, als sie ihrer weiteren Ausbildung wegen in Weimar weilte, sorglich annahm. Sie ging dann nach Dresden. Einen der Bardua gewidmeten Stammbuchvers Goethes (Weimar d. 12. Mai 1807) s. Hempel III, 326. Vgl. auch: „Jugendbriefe der Malerin Caroline Bardua, von Walter Schwarz, Breslau 1874."

Nr. 285. II, 129ff.

a. Johanna Henriette Schopenhauer, geb. Trosiener, war am 9. Juli 1770 in Danzig geboren, ließ sich im October 1806 in Weimar nieder, wo Goethe mit ihr in lebhaftem Verkehr trat, sie war damals schon durch ihre Romane berühmt, gest. 18. April 1838 in Jena. Ihre gesammelten Schriften erschienen 1830—31 in 24 Bänden. Sie war die Mutter Arthur Schs, der 1806, da er Kaufmann werden sollte, in Hamburg zurückgeblieben war, aber im Juni 1807 das Gymnasium zu

Goethe bezog. Ende des Jahres 1807 kam er jedoch schon nach Weimar, um durch Privatstudium sich für die Universität vorzubereiten und studirte dann 1809—1811 in Göttingen. — Johann Stephan Schütze war 1771 zu Ebendorf bei Magdeburg geboren, lebte als Dr. phil. in Halle, dann in Weimar seit 1804, gest. 1839.

S. 131. Daß Goethe nicht aus Theilnahmlosigkeit an den Geschicken des Vaterlandes bemüht war, den Krieg von sich abzuhalten, sondern aus ganz andern Gründen (weil ihn das Geschick des Vaterlandes zu tief erregte), geht aus dem hervor, was in dem Ex. zu Nr. 269 gesagt ist. — Das große Räthsel, das Goethe in die Welt ausgesandt, ist das Räthsel: „Ein Bruder ist von vielen Brüdern" (Hempel 2, 262), das Goethe Ende Januar 1802 an Schiller geschickt hatte zur zweiten Aufführung von Schillers Tancredi, in die im Anfang bei jeder Aufführung drei neue Räthsel eingelegt wurden. („Es wird das Interesse vermehren, schrieb Schiller am 21. Januar 1802 an Iffland, wenn bei wiederholten Repräsentationen zuweilen mit den Räthseln changirt wird.") Goethe hatte dieses Räthsel schon in die Ausgabe seiner Werke von 1806 mit aufgenommen und es ist „in die Welt ausgesandt". — Calderons standhaften Prinzen erwähnt Goethe auch in den „Tag- u. Jahresheften 1806 (Hempel 27, 163), 1810 (S. 27, 195) und 1811 (S. 27, 198: „Der standhafte Prinz ward mit allgemeinem Beifalle aufgeführt und so der Bühne eine ganz neue Fremde eröffnet"). Goethe rühmt dieses Drama schon im Jahre 1804, wo er es durch Schlegels handschriftliche Übersetzung zuerst kennen lernte (vgl. Brief an Schiller vom 28. Januar 1804). Vgl. auch Beiträge Nr. 285b. II. 1496. 153. — S. 138. „Wenn die Leute glauben, ich wäre noch in Weimar u. s. w." Vgl. hierzu unsere Einleitung zu den Erläuterungen.

b. S. 145. Über Runge vgl. Erl. zu Nr. 273. — S. 147: Adele war die Tochter der Johanna Schopenhauer, sie war 1796 zu Hamburg geboren, gest. in Bonn 1849. Goethe erwähnt sie in den „Tag- und Jahresheften 1821" (Hempel 27, 282). Die „jüngste Conta" war eine Tochter des Legationsrathes, späteren Präsidenten der Landesdirection Karl Friedrich Anton von Conta. — S. 148. VI. „Am Donnerstag, d. 5. Februar u. s. w." Dieser Brief ist vollständiger als von Düntzer veröffentlicht worden von G. v. Loeper, in dessen Besitz er sich jetzt befindet, im Goethe-Jahrb. IV, 327ff. Johanna Schopenhauer datirte den Brief Weimar d. 12. Februar 1806, verschrieb sich aber in der Jahreszahl, wie v. Loper a. a. O. annimmt, der Brief ist vom 12. Februar 1807. Johanna schreibt: „Bei Goethen war den Abend wie ich dir schrieb ganz allerliebst, er hat einige junge Schauspieler die er oft bey sich deklamiren läßt um sie für ihre Kunst zu bilden, eingeladen und los war mit ihnen eine seiner frühesten Arbeiten ein Stück voll Laune und Humor, die Mitschuldigen betitelt, vor. Er hatte selbst die Rolle eines alten Gastwirths darin übernommen, was bloß mir zu Ehren geschah, sonst thut er das nicht. Ich habe nie was Ähnliches gehört, er ist ganz Feuer und Leben, wenn er deklamirt, niemand hat das ächt Komische mehr in seiner Gewalt als er. Zwischendurch meisterte er die jungen Leute, ein paar waren ihm zu kalt. „Seid Ihr denn gar nicht verliebt?" rief er komisch erzürnt, und doch war's ihm halber Ernst, „sind Ihr denn gar nicht verliebt? Verdammtes junges Volk! Ich bin 60 Jahr alt und ich kann's besser." Wir blieben bis halb 12 zusammen, ich saß bey ihm und die Vardua auf der andern Seite, wir beyde sind seine Lieblinge. Am Donnerstag darauf bestand mein „Zirkel u. s. w." (nun folgt die hier in den Gesprächen mitgetheilte Stelle, aber

mit folgenden Varianten: „so will ich denn einen Bericht von einer Naturmerkwürdigkeit mittheilen“*); — „daß man unter Freunden sich dergleichen wechselseitig mittheilt und weil wir eben so ganz unter uns sind“ — und damit fing er u. s. w. — an zu leien; — die Barbus muß so lange draußen bleiben; — welche die Barbus von draußen gewaltig verrannte; — „Halten, halten Sie Ihren Posten wohl“; — „Ihr Schaden“; — „als hier“; — das Gespenst von der Landwehr Straße“**) (er hält viel von diesen Gedichten und er las es u. s. w.).“

Die „Geschichte von einer Mamsell, die in die Wochen gekommen war“, die Goethe „aus einem Briefe“ verlas, ist einem Briefe entnommen, den Heinrich Voß den 31. Januar 1807***) an Goethe aus Heidelberg schrieb. Da diese Erzählung zugleich ein merkwürdiger Beitrag zur Sittengeschichte jener Zeit ist, sei sie hier abgedruckt: „Ich muß Ihnen noch von einer Krankengeschichte Bericht ertheilen, schrieb H. Voß, die hier nicht bloß unter den Ärzten, sondern auch bei uns Laien viel Aufmerksamkeit erregt hat, und einen Beweis abstattet, wie geheimnißvoll die Kräfte der Natur wirken. Unser Professor Weidenbusch, ein Leipziger Gelehrter, der vor einigen Jahren beim Freiherrn von Münch Hofmeister war, verliebte sich in die schwerreiche Tochter des Hauses und die Eltern versprachen sie ihm, sobald er ein Amt erhielte, das der Familie Ehre brächte. Er wird darauf Privatdocent in

*) Sicher richtig statt: „eine Naturmerkwürdigkeit“ bei Jünger.

**) Richtig: „an der Landwehr Straße“, wie Gespräche II, 149 steht.

***) Hierdurch bestätigt sich v. Löpers Annahme, daß Johannes Brief aus dem Jahre 1807 ist.

nachdachten, und ſich ſchon geſichert glaubten, mit ſechswöchentlicher Aufkündigung wieder loskommen zu können.

Nun ſollten die Bedingungen in gehörige Form gebracht werden, und Melina dachte ſchon an die Stücke, mit denen er zuerſt das Publicum anlocken wollte, als ein Courier dem Stallmeiſter die Ankunft der Herrſchaft verkündigte, und dieſer die untergelegten Pferde vorzuführen befahl.

Bald darauf fuhr der hochbepackte Wagen, von deſſen Bocke zwey Bedienten herunterſprangen, vor dem Gaſthauſe vor, und Philine war nach ihrer Art am erſten bey der Hand und ſtellte ſich unter die Thüre.

Wer iſt Sie? fragte die Gräfin im Hereintreten.

Eine Schauſpielerin, Ihro Excellenz zu dienen, war die Antwort, indem der Schalk mit einem gar frommen Geſichte und demü-

Heidelberg und endlich Professor der Philosophie. Michaelis geht er nach A. um seine Braut heimzuholen. Wie ganz anders findet er diese, als er sie vor 14 Monaten verlassen hatte! leidend an den Folgen einer Verhitzung und darauf eingetretenen kalten Fiebers: der Unterleib ist geschwollen und verhärtet, es zeigen sich unverdächtige Spuren der Wassersucht, und das Uebel wächst täglich. Der trostlose Bräutigam erwirkt sich von den Eltern die Erlaubniß, sie nach Heidelberg führen zu dürfen, wo Creuzers sich erbieten, sie bis zur Wiederherstellung aufzunehmen. Ackermann wird ihr Arzt: nach der dritten Untersuchung zeigt sich, daß sie nicht bloß Wasser, sondern auch ein Gewächs im Unterleib habe. Bald mehren sich die Schmerzen so, daß das Mädchen einmal nach Mitternacht halb wahnsinnig aus dem Hause läuft, und zu ihrem Bräutigam eilt. Dieser läßt sie statt seiner in seinem warmen Bette ruhn, und wird ihr getreuer Krankenwärter. Starke Digitalisdecocte, die das Mädchen einnehmen muß, helfen nichts. Nach drei Tagen wird es dem Mädchen höchst unruhig im Leibe, fast wie einer Schwangren, die Schmerzen nehmen immer zu — parturiunt montes, et nascitur ridiculus — doch keine Mous, kein Gewächs, auch nicht dies und jenes, sondern ein frischer, gesunder, derber Junge. Bräutigam und Braut sehen sich darauf ¾ Stunde an, ohne ein Wort zu reden; keiner kann begreifen, wie das zugehe. Endlich besinnt sich die Braut einer Schülerstunde mit einem französischen Offizier kurz nach der Belagerung von Ulm, und bittet ihren Bräutigam mit Thränen um Vergebung. Diese Geschichte hat uns viel Spaß gemacht, nur der Rudolfi nicht, der dies Beispiel nicht in ihren Erziehungsplan paßt. Jetzt sind Braut und Bräutigam sehr vergnügt mit einander, und freuen sich des Unterpfandes ihrer Liebe. Sie werden nun von hier gehen, und dann auf einem der Güter des Herrn

von Münch einen fröhlichen Lebenswandel beginnen." (Vgl. Goethe-Jahrb. V, 69f.)

Hebels „alemannische Gedichte" waren 1803 erschienen. Goethe hatte die zweite Auflage (1804) in der „Jenaischen Allgem. Literaturztg. Nr. 37. den 13. Februar 1805, Sp. 289—294" angezeigt und sie „angelegentlich allen Freunden des Guten und Schönen" empfohlen. Auch dort hebt er: „das Gespenst an der Landerer Straße" hervor, von dem er sagt, „daß in seiner Art nichts Besseres gedacht noch gemacht worden ist." (Hempel 29, 421.) Vgl. a. „Tag- u. Jahreshefte 1811" (Hempel 27, 203), sowie die Anmerkung v. Biedermanns zu Hempel 29, 418. —

S. 151. IX: Exterm ist mundartlicher Ausdruck für: „hart quälen, nachdrücklich tadeln", auch: ärgern, ärgern.

Nr. 286. II, 155ff.

Vgl. zu diesem Gespräche jedoch Nr. 590. III, 103ff., wo Luden dann selbst sagt: „Nur das Eine will ich bemerken, daß ich in dieser Stunde auf das Innigste überzeugt worden bin, daß diejenigen im ärgsten Irrthum sind, welche Goethe beschuldigen, er habe keine Vaterlandsliebe gehabt, keine deutsche Gesinnung, keinen Glauben an unser Volk, kein Gefühl für Deutschlands Ehre oder Schande, Glück oder Unglück."

Während Luden auf der Hochzeitsreise weilte, war, sofort nach der Schlacht bei Jena, seine Wohnung in Jena von den Franzosen und dem Straßenpöbel vollständig ausgeraubt und alles darin zertrümmert worden. Am 14. März 1807 schrieb Goethe an Luden: „Mit vieler Theilnahme gedenke ich stets des Unfalls, der Sie betroffen hat und wünsche in der Folge Ihnen mancherlei Freundliche und Nützliche erzeigen zu können," und ebenso

bezeigt er in einem Briefe vom 18. October 1807 Luden seine Theilnahme an dessen unglücklichem Schicksal (Goethe-Jahrb. II, 481f.).

Nr. 287. II, 157.

a. Au pied de la lettre oder à la lettre» bekannter französischer Ausdruck für: buchstäblich, wortgetreu.

Nr. 288. II, 158.

Gegen die Überschätzung der Mathematik hat Goethe oft gesprochen. Man vgl. seinen Aufsatz: „Über Mathematik und deren Mißbrauch, sowie das periodische Vermalen einzelner wissenschaftlicher Zweige" (Hempel 34, 130ff.), ferner seine Aussprüche: „Es ist vieles mehr, was sich nicht berechnen läßt" (Hempel 19, 186), oder: „Die Mathematik vermag kein Vorurtheil wegzuheben, sie kann den Eigensinn nicht hindern, den Parteigeist nicht beschwichtigen, nichts von allem Sittlichen vermag sie," (Hempel 19, 204) oder: „Wir müssen erkennen und bekennen, was Mathematik sei, wozu sie der Naturforschung wesentlich dienen könne, wo hingegen sie nicht hingehöre, und in welche klägliche Abirrung Wissenschaft und Kunst durch falsche Anwendung seit ihrer Regeneration gerathen sei" (Hempel 19, 219) u. a. Immer verlangt er Trennung der Physik von der Mathematik (Hempel 19, 198. 218). „Die Mathematiker, sagt er ein andermal, sind wunderliche Leute; durch das Große, was sie leisteten, haben sie sich zur Raisonnirgilde aufgeworfen und wollen nichts anerkennen, als was in ihren Kreis paßt, was ihr Organ behandeln kann." (Hempel 19, 217) u. s. w. Und in den „Zahmen Xenien" sagt er:

Das ist eine von den alten Sünden:
Sie meinen, Rechnen hat sei Erfinden,
Und weil sie so viel Recht gehabt,

Sei ihr Unrecht mit Recht begabt!
Und weil ihre Wissenschaft erkaft,
So sei keiner von ihnen verkraft.
(Hempel 2, 384.)

Namentlich sein Kampf gegen Newtons Farbenlehre brachte ihn immer wieder in neue Gegnerschaft zur Mathematik und den Mathematikern, deren Werth er wohl anerkannte, jedoch auf ihr Gebiet eingeschränkt wissen wollte (vgl. Hempel 19, 218 Spr. 1009, sowie Spr. 1010 u. a.).

Nr. 289. II, 159.

Riemers Tagebücher, denen die vorliegende Äußerung und eine große Zahl noch folgender Aussprüche Goethes entnommen ist, beginnen 1807 und enden mit dem Jahre 1845; in ihnen finden sich eine große Menge von Mittheilungen über Goethe und Aussprüche Goethes. Sie wurden von A. Keil 1886 und 1887 auszugsweise in der „Deutschen Revue" veröffentlicht.

Nr. 291. II, 159f.

„Außerordentliche Menschen wie Napoleon" u. s. w. Das Wort berührt sich zufällig aufs engste mit Napoleons Bestreben, „den Deutschen höhere Begriffe von Moral beizubringen", nach denen sein Thun und Handeln auch vor ihrer Moral bestehen könne. Talleyrand erzählt in seinen Memoiren (I, 391 f.), daß Napoleon Corneilles Cinna gerühmt habe in den Worten: „Cinna, da handelt es sich um große politische Interessen, und dann die Gnadenscene mit Augustus, das wirkt! Ich habe früher den ganzen Cinna auswendig gewußt, aber ich kann nur nicht gut declamiren. Erinnert, wie heißt es doch im fünften Act:

Die Staatsverbrechen, die der Krone gelten,
Verzeiht der Himmel, wenn sie uns gelingen

Und wie geht es dann weiter? Holen Sie doch mal den Corneille!" — Es ist nicht nöthig, Sire, entgegnete Rémusat, ich weiß die Verse auswendig; sie lauten so:

Und auf dem hohen Platz, den er uns gab,
Wird, was geschah, gerecht, was kommen wird,
Erlaubt. Der, dem's gelingt, ist schuldlos stets,
Und unantastbar bleibt das, was er that."

„Vortrefflich! rief der Kaiser, so etwas ist für die Deutschen, die mir noch immer den Tod des Herzogs von Enghien vorwerfen, eine kleinliche Moral! Man muß den Deutschen höhere Begriffe von Moral beibringen. Für Alexander paßt das freilich nicht; die Russen verstehen so etwas überhaupt nicht. Aber für die Deutschen, mit ihren transscendentalen Ideen, ist das so recht was."

Nr. 295. II, 162f.

b. Ähnlich sagt Goethe (Hempel 19, 173. Spr. 794): „Man begreift nicht leicht, daß in der großen Natur das geschieht, was auch im kleinsten Zirkel vorgeht. Dringt es ihnen die Erfahrung auf, so lassen sie sichs zuletzt gefallen. Spreu, von geriebenem Bernstein angezogen, steht mit dem ungeheuersten Donnerwetter in Verwandtschaft, ja, ist eine und ebendieselbe Erscheinung."

Nr. 296. II, 163f.

Aus der vorliegenden Betrachtung erwuchs der Spruch in „Ottiliens Tagebuche": „Die Leidenschaften sind Mängel oder Tugenden, nur gesteigerte" (Hempel, 15, 153, auch 19, 91).

Nr. 299. II, 167.

Daß Goethe auch Schriften des Erasmus kannte, geht unter andern aus seinem Briefe an Schiller vom 16. De-

ember 1797 hervor, wo er von den Adagien des Erasmus rühmt, daß sie einen großen Schatz von reellem Stoff enthielten.

Nr. 300. II, 167f.

Zum Schlusse: „Die Irrthümer des Menschen" u. s. w. vgl. Hempel 19, 59 (Spr. 241).

Nr. 303. II, 169f.

Zum Schlusse vergleiche K. M. Werner, Lyrik und Lyriker S. 113: „Wenn wir sehen, daß die Liebe sogar bei den Thieren sich in lyrischen Lauten äußert, dann werden wir geneigt sein, in ihr das Urlustgefühl zu erkennen, das nach Ausdruck verlangt. Es giebt Thiere, welche nur während der Brunstzeit Laute finden, während sie sonst stumm erscheinen. Ebenso giebt es Menschen, welchen nur die Liebe das Herz zu öffnen vermag."

Nr. 308. II, 172.

Jul. Wilhelm Zincgref, geb. 1591 in Heidelberg, gestorben als Doctor der Rechte in St. Goar 1635. Seine Sammlung „Der Teutschen scharfsinnige kluge Sprüch, Apophthegmata genannt" erschien in Straßburg 1626—1631.

Nr. 310. II, 173.

„Wer einen Stein u. s. w." s. in den „Sprüchen in Prosa Nr. 279".

Nr. 311. II, 173.

Des Landschaftsmalers und Kupferstechers Albert van Everdingen (1621—1675) gedenkt Goethe auch in dem Aufsatze: „Skizzen zu Cartis Fabelgedicht: Die

redenden Thiere", wo er beſonders deſſen Bilder zu Reineke Fuchs rühmt, ſowie deſſen Fähigkeit, „vierfüßige Thiere und Vögel dergeſtalt ans gemeine Leben heranzubringen, daß ſie, wie es denn auch in der Wirklichkeit geſchieht, zu Reiſenden und Fuhrleuten, Bauern und Pfaffen gar wohl paſſend, einer und ebenderſelben Welt unbezweifelt angehören" (Hempel 28, 561 ff.).

Nr. 312. II, 174.

Vgl. hierzu Goethes Abhandlung: „Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Stil", wo es heißt: „Gelangt die Kunſt durch Nachahmung der Natur, durch Bemühung, ſich eine allgemeine Sprache zu machen, durch genaues und tiefes Studium der Gegenſtände ſelbſt endlich dahin, daß ſie die Eigenſchaften der Dinge und die Art, wie ſie beſtehen, genau und immer genauer kennen lernt, daß ſie die Reihe der Geſtalten überſieht und die verſchiedenen charakteriſtiſchen Formen neben einander zu ſtellen und nachzuahmen weiß: dann wird der Stil der höchſte Grad, wohin ſie gelangen kann, der Grad, wo ſie ſich den höchſten menſchlichen Bemühungen gleichſtellen darf." (Hempel 24, 527.)

Nr. 314. II, 174f.

Heinrich von Kleiſts Amphitryon, eine leichtfertige nach Molière gearbeitete Poſſe, die mit wenig Glück ins Chriſtliche und Ernſte gewendet iſt, erſchien 1807. Am 2. März 1808 brachte Goethe Kleiſts „zerbrochenen Krug" in Weimar zur Aufführung, der aber „gar mancherlei Bedenken erregte und eine höchſt ungünſtige Aufnahme zu erleben hatte" (Hempel 27, 163). Die Aufführung wurde nicht wiederholt. Amphitryon und der zerbrochene Krug wurden Goethe „als zwei Werke eines Freundes, die die Billigung des einzigen Richters, den der abweſende Ver-

faſſen im Auge gehabt haben könne, erhalten würden", am 31. Juli 1807 von Adam Müller aus Dresden (Kleiſt hatte ſich 1807 in Dresden niedergelaſſen) überſandt. (Vgl. Goethe-Jahrb. IX, 47 ff., wo auch ein Brief Heinrich v. Kleiſts an Goethe, Kleiſts Zeitſchrift Phöbus und das Trauerſpiel Penthesilea betreffend, mitgetheilt iſt. Goethe antwortete Müller noch aus Karlsbad 28. Auguſt 1807, dem Dichter Kleiſt am 1. Februar 1808. Der Brief Kleiſts an Goethe war erſt am 24. Januar 1808 an den Dichter geſchrieben, Kleiſt giebt darin auch ſeine damalige Wohnung genau an: Dresden, Pirnſche Vorſtadt, Rammſche Gaſſe Nr. 123.) Da das vorliegende Geſpräch mit Riemer bereits am 13. Juli 1807 ſtattfand, ſo läßt ſich daraus ſchließen, daß Goethe Kleiſts Amphitryon noch vor Müllers Sendung aus anderer Hand empfangen haben mußte. Das beſtätigt ſich auch durch Goethes Tagebuchseintrag: „Karlsbad, 13. Juli 1807: Gegen Abend Hr. von Rohrenſtein, ruſſiſcher Legations-Secretär, welcher mir den Amphitryon von Kleiſt, herausgegeben von Adam Müller, brachte. Ich las es und verwunderte mich, als über das ſeltſamſte Zeichen der Zeit." (Nun folgt in Goethes Tagebuch die im vorliegenden Geſpräche von Riemer mitgetheilte Stelle, die uns zeigt, daß Riemer, von deſſen Hand auch die Stelle im Tagebuch geſchrieben iſt, nur in ganz geringfügigen Punkten abweicht; es heißt im Tagebuch: „des Amphitryons —; zwiſchen Gemal und Liebhaber vertreten, alſo eigentlich nur ein Gegenſtand des Geiſtes, des Witzes und zarter Weltbemerkung —; Der Gegenwärtige, Kleiſt, geht in den Hauptperſonen —; zwiſchen die beyden Soſien und Amphitryon.") Dann ſei hier noch folgende Stelle angeführt: „Tagebuch, Karlsbad 15. Juli 1807: „Am Schloßbrunnen, mit Oberhofprediger Reinhard, über den neuen myſtiſchen Amphitryon un dergleichen Zeichen der Zeit." (Vgl. auch Goethe-

Jahrb. IX, 93.) Das Weitere siehe im Goethe-Jahrb. a. a. O., dort auch die zwei doppelt erhaltenen Schemata, die Goethe entwarf, um, nach Erich Schmidts Ausdruck, „die schiefe moderne Prägung des Kleist'schen Amphitryon recht sinnfällig darzustellen." Vgl. Gespräche VIII, 398.

S. 175. „Wie Falk es genommen", nämlich in seinem gehaltlosen „Amphitryon, Lustspiel in fünf Acten, 1804".

Aus späterer Zeit seien hier noch folgende Urtheile Goethes über Kleist angeführt: „Mir erregte dieser Dichter (Kleist), bei dem reinsten Vorsatz einer aufrichtigen Theilnahme, immer Schauder und Abscheu, wie ein von der Natur schön intentionirter Körper, der von einer unheilbaren Krankheit ergriffen wäre." (Geschrieben 1826 oder 1827.) Hierzu stimmt, was Goethe am 11. Juli 1827 ins Tagebuch dictirte: „In von der Hagens Tausend und einem Tag, das Märchen von Turandot; tröstend über den Kleistischen Unfug, und alles verwandte Unheil. Wie wohlthätig ist die Erscheinung einer gesunden Natur nach den Gespenstern dieser Kranken (Kleist, Immermann u. a.)". Vgl. Goethe-Jahrb. IX, 96.

Nr. 316. II, 176.

Gemeint ist der Schäferroman „Daphnis und Chloe", ein Werk des griechischen Sophisten Longos, der etwa im 5. Jahrh. n. Chr. lebte und in 4 Büchern die Liebe des Hirten Daphnis zu Chloe schildert; die anmuthigen Schilderungen sind in einer ziemlich natürlichen, nicht verkünstelten Sprache gegeben. Der genaue Titel ist: *ποιμενικὰ τὰ κατὰ Δάφνιν καὶ Χλόην*. Der Roman wurde Vorbild für Sal. Geßner u. a. 1810 wurde er von Courier, mit Ergänzung der großen Lücke im ersten Buche, herausgegeben, 1813 von diesem ins Französische übersetzt; auch Passow übersetzte den Roman und übersandte seine Übersetzung

Goethe 1811, wofür ihm Goethe am 11. October dankte. Vgl. a. Gespräch Nr. 1348. VIII, 43f. und Nr. 1354. VIII, 51—56.

„Die Schriftsteller späterer Zeiten u. s. w.“: bezieht sich darauf, daß Longos etwa erst dem 3. oder 5. Jahrh. n. Chr. angehört. — Vgl. Gespräche VIII, 398.

Nr. 319. II, 178.

Vgl. Spr. in Prosa Nr. 281. Der Spruch entstand also in Karlsbad am 30. Juli 1807, durch die Lectüre von Adam Müllers Vorlesungen, von denen Goethe übrigens schon 1806 einen Theil kannte*); denn er schreibt in den „Tag- u. Jahresheften 1806“: „Adam Müllers Vorlesungen kamen mir in die Hände. Ich las, ja studirte sie, jedoch mit getheilter Empfindung; denn wenn man wirklich darin einen vorzüglichen Geist erblickte, so ward man auch mancher unsichern Schritte gewahr, welche nach und nach folgerecht das beste Naturell auf falsche Wege führen mußten.“ (Hempel 27, 155.) Diese „falschen Wege“ nennt Goethe hier Machiavellismus (d. i. die gewissenlose, selbstsüchtige Staatsklugheit, nach den Grundsätzen, wie sie der florentinische Geschichtsschreiber Nicolo Machiavelli (gest. 1527) in seiner Schrift il principe (d. i. der Fürst) darlegte; Recht und Sittlichkeit und alles Gute opfert dabei ein solcher Fürst seinem Ich, seinem vermeintlichen Vortheile auf). In Goethes Tage-

*) „Vorlesungen über die deutsche Wissenschaft und Literatur, gehalten zu Dresden im Winter 1806“ von Adam Müller. In Karlsbad 1807 las Goethe aber wohl nicht dieselben Vorlesungen, sondern die von Adam Müller im Anfang des Jahres 1807 gehaltenen Vorlesungen über dramatische Poesie. Er erwähnt die „Lectüre Müllerischer Vorlesungen“ auch im Tagebuch, Karlsbad Juli 1807. Vgl. auch den bekannten Brief an Müller vom 28. August 1807.

thigen Gebährden ſich neigte und der Dame den Rock küßte.

Der Graf, der noch einige Perſonen umher ſtehen ſah, die ſich gleichfalls für Schauſpieler ausgaben, erkundigte ſich nach der Stärke der Geſellſchaft, nach dem letzten Orte ihres Auffenthalts und ihrem Director. Wenn es Franzoſen wären, ſagte er zu ſeiner Gemahlin, könnten wir dem Prinzen eine unerwartete Freude machen, und ihm bey uns ſeine Lieblingsunterhaltung verſchaffen.

Es käme darauf an, verſetzte die Gräfin: ob wir nicht dieſe Leute, wenn ſie ſchon unglücklicherweiſe nur Deutſche ſind, auf dem Schloß, ſo lange der Fürſt bey uns bleibt, ſpielen ließen. Sie haben doch wohl einige Geſchicklichkeit. Eine große Societät läßt ſich am beſten durch ein Theater unterhalten, und der Baron würde ſie ſchon zuſtutzen.

buch (Weim. Ausg. III, 3, 250) ſteht der Spruch auch unter demſelben Datum, aber ohne die Parentheſe: (oder: Was in der poetiſchen Production Spinozismus iſt). Vgl. v. Löper, Goethe-Jahrb. XI, 137, wo aber fälſchlich angegeben wird, daß Riemer geſchrieben habe „in der künſtleriſchen Reflexion"; ſowohl Goethes Tagebuch, als auch Riemer haben: „in der kritiſchen Reflexion".

Adam Heinrich Müller Ritter von Nitterdorf, geb. in Berlin 1779, war zuletzt Regierungsrath und Landeskommiſſar in Tirol 1813, Generalconſul in Leipzig 1816, geadelt in demſelben Jahre, geſt. als Hofrath in Wien 1829. Über Müller äußert ſich Goethe noch in einem Briefe an Zelter vom 26. October 1831: „Erſtickte doch Friedrich Schlegel am Wiederkauen ſittlicher und religiöſer Abſurditäten, die er auf ſeinem unbehaglichen Lebensgange gern mitgetheilt und ausgearbeitet hätte, deshalb er ſich in den Katholicismus flüchtete und bei ſeinem Untergange ein recht hübſches, aber falſch geſteigertes Talent, Adam Müller, nach ſich zog."

Nr. 320. II, 179.

Reinhard iſt der Graf Karl Friedrich von Reinhard, mit dem Goethe (vgl. Tag- u. Jahreshefte 1807, Hempel 27, 168f.) in Karlsbad zuſammengetroffen war und ſeitdem im engſten Verkehr ſtand. Graf v. Reinhard, Sohn eines Geiſtlichen, war 1761 zu Schorndorf in Württemberg geb., ging 1786 als bürgerlicher Hauslehrer nach Frankreich, wurde vielfach umhergeworfen, nach mannigfachen Schickſalen Geſandter in Kaſſel und zum Baron erhoben 1808, zum Grafen erhoben 1829, wo er Geſandter beim Bundestag in Frankfurt war, geſt. in Paris 1837. Über Goethes Verhältniß zu ihm ſ. den „Briefwechſel zwiſchen Goethe und Reinhard in den Jahren 1807—1832." Am 25. Juli 1807 hatte Reinhard an

Goethe geschrieben: „Von der Corinne habe ich hier den ersten Theil zu Gesicht bekommen, was in ihr liebenswürdig ist, hat Ihr Urtheil herausgehoben. In der Darstellung gesellschaftlicher Verhältnisse und Charaktere ist Fr. v. Stael Meisterin. Ihre Ansicht scheint mir sentimentalischer esprit. Manche Capitel sind französischer Boden mit deutschen Kräutern gedüngt. . . Auch ihr epigrammatischer Stil scheint mir eine Monotonie zu haben, die in die Länge beleidigt. Man greift immer in die Pendeluhr."

Nr. 321. II, 179.

a. Friedrich Bouterwek (1766—1828) war Professor der Philosophie in Göttingen, besonders bekannt durch seine „Geschichte der neuen Poesie und Beredsamkeit 1801—1819."

b. S. 180ff. Vgl. hierzu Goethes Ausspruch: „Der Mensch begreift niemals, wie anthropomorphisch er ist" (Hempel 19, 54), sowie: „Dadurch (durch Fall und Stoß) die Bewegung der Weltkörper erklären zu wollen, ist eigentlich ein versteckter Anthropomorphismus. es ist des Wanderers Gang über Feld. Der aufgehobene Fuß sinkt nieder, der zurückgebliebene streckt vorwärts und fällt, und immer so fort, vom Ausgehen bis zum Ankommen" (Hempel 19, 175), und besonders das Wort, das eine Grundanschauung Goethes in knappster Form darstellt und in dem vorliegenden Gespräche gewissermaßen erläutert wird: „Wir wissen von keiner Welt, als im Bezug auf den Menschen; wir wollen keine Kunst, als die ein Abdruck dieses Bezugs ist." (Hempel 19, 153.) Sollte Goethe damals Pope gelesen haben? Vgl. in Popes Essay on man (2. Epistel): „The proper study of mankind is man.

Nr. 322. II, 182.

Vgl. Goethes Ausſpruch: „Überſetzer ſind als geſchäftige Kuppler anzuſehen, die uns eine halbverſchleierte Schöne als höchſt liebenswürdig anpreiſen: ſie erregen eine unwiderſtehliche Neigung nach dem Original“ (Hempel 19, 61).

Nr. 329. II, 188.

Das „Vorſpiel zu Eröffnung des Weimariſchen Theaters nach glücklicher Wiederverſammlung der herzoglichen Familie“ wurde am 19. September 1807 zum erſten Male aufgeführt. (Henriette v. Knebel an ihren Bruder in dem Briefe vom 30. September 1807, an welchem Tage das Vorſpiel zum zweiten Male aufgeführt wurde.) S. doſſ. Hempel 11, 87 ff. Die nämlichen Worte („Gewalt und Vertilgung u. ſ. w.“), die in dem vorliegenden Geſpräche enthalten ſind, ſchrieb Goethe an Reinhard (Briefw. S. 14). Ausführlicher ſpricht er über das Stück in einem Briefe an Knebel vom 7. October 1807. — C. A. Vulpius ſchreibt darüber an Nicol. Meyer in Bremen am 4. October 1807: „Er (Goethe) hat auch ein neues vortreffliches Vorſpiel geſchrieben, womit die Großfürſtin im Theater empfangen wurde. Es ſchildert daſſelbe die Scenen des 14. bis 17. Octobers vorigen Jahres bei uns, ganz treu und lebhaft und die Empfangsſcenen dieſes Jahres. Sie hätten ſehen ſollen, wie alle Häuſer mit Guirlanden, Kränzen u. ſ. w. behangen wurden, wie alles ſo waldlich ausſah. Goethe hat es trefflich beſchrieben.“ — Vgl. Geſpräche VIII, 398.

Nr. 330. II, 188.

Joſiah Wedgewood (1730—1795) war der Erfinder des Steinguts. — Vgl. Zpt. in Proſa Nr. 272 (Hempel 19, 63).

Nr. 331. II, 189.

Giebt eine treffliche Erläuterung zu Nr. 330. —

Nr. 332. II, 189.

Das Gespräch bezieht sich auf eine Stelle in einem Briefe von Heinrich Voß an Goethe (aus Heidelberg vom 30. September 1807): „Görres ist mir ein wunderlicher Mann. Bei glühender Phantasie die größte Geschmacklosigkeit. Er lebt hier ganz unerhörte Dinge. Runge*), Tieck, Jean Paul seien die einzigen Dichter. Goethe habe in früheren Jahren einige Anlage gezeigt, sein Wilh. Meister enthalte eine niedrig-ökonomische Ansicht des Lebens, sei zu verwerfen. Schiller verdiene nicht den Namen eines Dichters" (Goethe-Jahrb. V, 69).

Nr. 333. II, 190.

In dieser Zeit arbeitete Goethe den polemischen Theil der Farbenlehre aus, und in diesen Tagen also den Aufsatz „Baco von Verulam" (Geschichte der Farbenlehre, Hempel 36, 148 ff.). Das Wort Philister ist hier in dem Sinne zu fassen wie es Gespräch Nr. 326 von Goethe dargestellt ist.

Nr. 334. II, 190.

Vgl. Spr. in Prosa Nr. 67 (Hempel 19, 31).

Nr. 340. II, 193.

Vgl. Sprüche in Prosa Nr. 410: „Jedes ausgesprochene Wort erregt den Gegensinn."

Nr. 342. II, 194 f.

Die Worte: „Es wird nun auch im Thale licht u. s. w." und: „in denen, wie an den Spitzen der Berge u. s. w."

*) Der Maler Phil. Otto Runge.

erinnern an Schillers Wort: „Ehe noch die Wahrheit ihr ſiegendes Licht in die Tiefen der Herzen ſendet, fängt die Dichtungskraft ihre Strahlen auf, und die Gipfel der Menſchheit werden glänzen, wenn noch feuchte Nacht in den Thälern liegt." (Hempel 15, 368.)

Nr. 343. II, 195.

Vgl. Sprüche in Proſa Nr. 265. S. hierzu Geſpräch Nr. 405. II, 253. Den Ausdruck servage d'un chevalier hat M. Bernays in der Allemagne der Frau von Stael (2, ch. 18) nachgewieſen.

Nr. 344. II, 196.

Zu dem von Goethe angewendeten Bilde vgl. Geſpräch Nr. 265 b. II, 113. Friedrich Wilhelm Ziegler, beſonders bekannt durch ſeine Schrift über Hamlet (Wien 1803), war Schauſpieler.

Nr. 345. II, 196.

Friedrich Ludwig Zacharias Werner iſt gemeint.

Nr. 348. II, 198.

Das Geſpräch über den λόγος war wohl veranlaßt durch die Ausgabe des Fauſt 1808 (bei Cotta).

Nr. 352. II, 199.

Vgl. hierzu Sprüche in Proſa Nr. 563: „Jüdiſches Weſen. Energie der Grund von allem. Unmittelbare Zwecke. Keiner, auch nur der kleinſte, geringſte Jude, der nicht entſchiedenes Beſtreben verriethe, und zwar ein irdiſches, zeitliches, augenblickliches." — Vgl. Geſpräche VIII, 398.

Nr. 354. II, 200.

Friedrich Ludwig Schröder (1744—1816) war Schauspieler, Tänzer, Bühnendichter, Theaterdirector in Hamburg, lebte seit 1798 in Rellingen, wurde aber 1811 nochmals Theaterdirector.

Nr. 356. II, 201.

Thomas Johann Seebeck (1770—1831) war Dr. med. und lebte in Bayreuth, Jena und Nürnberg; er beschäftigte sich viel mit Physik und arbeitete mit Goethe viel über die Farbenlehre (vgl. Tag- und Jahreshefte 1806 ff.). Goethe zerfiel später mit ihm, nachdem Seebeck in Fragen der Farbenlehre von Goethes Auffassung abweichende Ansichten gewonnen hatte. — Georg Anton Friedrich Ast war zuletzt Professor der klassischen Literatur in München. Er hatte unter anderem die Trauerspiele des Sophokles übersetzt, worüber in der Jen. Allgem. Literaturzeit. 1804 eine Auseinandersetzung mit Heinrich Voß (dem Sohne) stattfand, in die auch Goethe eingriff. (S. Hempel 29, 242.)

Nr. 357. II, 202.

a. „Wiewohl die neuesten Dictatoren und Imperatoren unserer Literatur u. s. w." geht auch mit auf Görres, vgl. Erl. zu Nr. 332, außerdem auf die Schlegel u. s. w. — Vgl. zu dem ganzen Gespräche Goethes Aufsatz: „Literarischer Sansculottismus" (Hempel 29, 237 ff.).

b. Aus einem Briefe K. Bertuchs an Böttiger, 21. April 1808. Äßchen wohl Wortspiel mit dem Namen Ast. — Franz Ludwig Karl Friedrich Passow (1786 bis 1833) war Prof. der klass. Sprachen in Breslau. Bertuch fügt seiner Mittheilung an Böttiger die Worte hinzu: „Wenn er (Goethe) doch öfters und auch öffentlich

darein wetterte, damit dem Unfug etwas gesteuert werde. Phöbus Apollo erhalte uns noch lange die wenigen älteren Stammherrn unserer Literatur, die mit jedem Peitschenhiebe die wahren bösen Stellen des literarischen Körpers zu treffen wissen."

c. Zu den Worten: „Es seien ja dies alles nur Fetzen und Lappen von seiner Existenz u. s. w." vgl. Gespr. Nr. 410., sowie das in der Einleitung zu den Erläuterungen Gesagte.

Nr. 359. II, 210.

Das Wort *ἐνθουσιαστικόν* übersetzt Schiller bekanntlich in den Kranichen mit den Worten: „des Gottes voll"; hier steht es überhaupt in dem Sinne: „voll Begeisterung".

Nr. 360. II, 211.

Systole und Diastole, d. h. Zusammenziehn und Ausdehnen. Vgl. dazu Sprüche in Prosa Nr. 362: „Die große Schwierigkeit bei psychologischen Reflexionen ist, daß man immer das Innere und Äußere parallel, oder vielmehr verflochten betrachten muß. Es ist immerfort Systole und Diastole, Einathmen und Ausathmen des lebendigen Wesens," sowie Sprüche in Prosa Nr. 912, wo die Begriffe Systole und Diastole in den verschiedensten Ausdrücken als Grundeigenschaften der lebendigen Einheit umschrieben werden. v. Löper weist auch (Hempel 19, 82) auf Goethes Worte hin: „Die Systole und Diastole des menschlichen Geistes war mir, wie ein zweites Athemholen, niemals getrennt, immer pulsirend." (Hempel 34, 95).

Nr. 363. II, 212.

Zu dem „Plan eines historisch-religiösen Volksbuches und einer allgemeinen Liedersammlung zu Erbauung und

Ergetzung der Teutſchen" (vgl. Tag- u. Jahreshefte 1807, Hempel 27, 178 und v. Biedermanns Anmerkung dazu, der Goethes Plan mit Recht ins Jahr 1808 ſetzte) wurde Goethe durch einen Brief des Doctor Niethammer in München angeregt, der im Auftrage des bayeriſchen Miniſteriums am 28. Juni 1808 geſchrieben war, am 8. Auguſt bei Goethe eintraf und dem der Vortrag Niethammers „Über das Bedürfniß eines Nationalbuches als Grundlage der allgemeinen Bildung der Nation" beigelegt war. Dieſen Vortrag hatte Niethammer am 22. Juni 1808 dem bayeriſchen Miniſterium vorgelegt; er hatte darin ein „Nationalbuch" beantragt, das eine „Sammlung des Vorzüglichſten unſerer deutſchen Klaſſiker" ſein ſolle, und nannte Voß und Goethe als die, welche „Homer der Teutſchen" zu werden berufen ſeien. Goethe antwortete kurz ſchon am 8. Auguſt, ausführlich am 19. Auguſt 1808. Goethes Gutachten über das Volksbuch findet ſich jetzt gedruckt in dem Aufſatze von Ludwig Troſt, das deutſche Nationalbuch (Vom Fels zum Meer 1889/90 1. Heft S. 70—72; auch im Goethe-Jahrb. XI, 214 ff.; vgl. auch Goethe-Jahrb. IV, 359, wo v. Löper ſchon W. v. Biedermanns Vermuthung, daß der Plan ins Jahr 1808 gehört, als richtig nachgewieſen hatte). Hierzu ſtimmt das vorliegende Geſpräch genau. Goethe war dem Vorhaben nicht abgeneigt, Niethammer wollte freudig auf Goethes Vorſchläge eingehen, aber der bayeriſche Miniſterialreferent bemerkte zu den betreffenden Acten am 26. Juli 1811: „Beruht nach der Äußerung des Herrn Geheimraths Goethe auf ſich."

Nr. 365. II, 213.

Eliſabeth Charlotte Conſtantia Freifrau von der Recke, geb. Gräfin Medem, geb. 1754 zu Schönburg in Kurland, mit dem Freiherrn v. d. Recke 1771 ver-

mählt, 1776 geſchieden, geſt. 1833 in Dresden. Vgl. Tag- u. Jahreshefte 1808 (Hempel 27, 179) und 1820 (Hempel 27, 267). Sie war die Schweſter der Herzogin von Kurland, Tiedge war lange Jahre ihr Hausgenoſſe.

Nr. 368. II, 214.

Vgl. Sprüche in Proſa Nr. 374: „Wie kann der Charakter, die Eigenthümlichkeit des Menſchen, mit der Lebensart beſtehen?“ 375. „Das Eigenthümliche müßte durch die Lebensart erſt recht hervorgehoben werden. Das Bedeutende will jedermann, nur ſoll es nicht unbequem ſein.“ 587. „Charakter im Großen und Kleinen iſt, daß der Menſch demjenigen eine ſtete Folge giebt, deſſen er ſich fähig fühlt.“ — Zu dem Schluſſe des Geſprächs vgl. Goethes Aufſatz: „Bedeutung des Individuellen“ (Hempel 27, 327) und darin namentlich den Satz: „Es iſt gar nicht nöthig, daß einer untadelhaft ſei oder das Vortrefflichſte und Tadelloſeſte thue, ſondern nur, daß etwas geſchehe, was dem andern nutzen oder ihn freuen kann.“

Nr. 369. II, 216.

Vgl. Geſpräch Nr. 1192. VII, 40., dazu Sprüche in Proſa, Nr. 602: „Klaſſiſch iſt das Geſunde, romantiſch das Kranke“, ſowie Sprüche in Proſa Nr. 603 u. 604. Die Nibelungen nennt Goethe ſpäterhin „klaſſiſch wie Homer“ (Geſpräch Nr. 1192. VII, 40). Überhaupt näherte ſich Goethe ſpäterhin der romantiſchen Poeſie etwas mehr. Wie er in ſeinen gereimten und proſaiſchen Sprüchen zugleich die Spruchpoeſie der Reformationszeit wiederbelebte, ſo bekannte er (Hempel 2, 350): „Wir ſind vielleicht zu antik geweſen, nun wollen wir es moderner leſen.“ Beſonders aber giebt Goethes Aufſatz: „Klaſſiker und Romantiker in Italien, ſich heftig be-

kämpfend" (1820) uns Aufſchluß über Goethes allmähliche Wandlung. Dort ſagt er (gleichſam ein Bild ſeiner eigenen Entwickelung entwerfend und ſich ſelbſt im Spiegel des fremden Volkes betrachtend: „Eine gar eigene Beobachtung hierüber veranlaßt ein merkwürdiger Fall. Monti, Verfaſſer von Ariſtodem und Cajus Gracchus, Überſetzer der Ilias, kämpft eifrig und kräftig auf der klaſſiſchen Seite. Seine Freunde und Verehrer ſtehen dagegen für die romantiſche Partei und verſichern, ſeine eigenen beſten Werke ſeien romantiſch, und bezeichnen ſolche namentlich, worüber der koſtbare Mann höchſt verdrießlich und aufgebracht, das ihm zugedachte falſche Lob gar nicht anerkennen will. Und doch ließe ſich dieſer Widerſtreit ſehr leicht heben, wenn man bedenken wollte, daß jeder, der von Jugend an ſeine Bildung den Griechen und Römern verdankt, nie ein gewiſſes antikes Herkommen verleugnen, vielmehr jederzeit dankbar anerkennen wird, was er abgeſchiedenen Lehrern ſchuldig iſt, wenn er auch ſein ausgebildetes Talent der lebendigen Gegenwart unaufhaltſam widmet und, ohne es zu wiſſen, modern endigt, wenn er antik angefangen hat. Ebenſo wenig können wir die Bildung verleugnen, die wir von der Bibel*) hergenommen haben, einer Sammlung bedeutender Documente, welche bis auf die letzten Tage einen lebendigen Einfluß hat, ob ſie uns gleich ſo fern liegt und ſo fremd iſt als irgend ein anderes Alterthum. Daß wir ſie näher fühlen, kommt daher, weil ſie auf Glauben, und höchſte Sittlichkeit wirkt, da andere Literaturen nur auf Geſchmack und mittlere Menſchlichkeit hinleiten. Inwiefern nun die italieniſchen Theoretiker ſich in Güte

*) Die Bibel, Plato und Ariſtoteles nannte Goethe Geſpr. Nr. 355. II, 290 auch zuſammen als „hauptſächlich wirkend in der Cultur der Wiſſenſchaften."

Unter dieſen Worten gingen ſie die Treppe hinauf, und Melina präſentirte ſich oben als Director. Ruf Er ſeine Leute zuſammen, ſagte der Graf: und ſtell Er ſie mir vor, damit ich ſehe, was an ihnen iſt. Ich will auch zugleich die Liſte von den Stükken ſehen, die ſie allenfalls aufführen könnten.

Melina eilte mit einem tiefen Bücklinge aus dem Zimmer, und kam bald mit den Schauſpielern zurück. Sie drückten ſich vor und hinter einander, die einen präſentirten ſich ſchlecht, aus großer Begierde zu gefallen, und die andern nicht beſſer, weil ſie ſich leichtſinnig darſtellten. Philine bezeigte der Gräfin, die außerordentlich gnädig und freundlich war, alle Ehrfurcht; der Graf muſterte indeß die übrigen. Er fragte einen jeden nach ſeinem Fache, und äußerte gegen Melina: daß man ſtreng auf Fächer halten

vereinigen können, wird die Zeit lehren. Gegenwärtig iſt noch keine Ausſicht dazu; denn weil, wie nicht zu leugnen iſt, in dem romantiſchen Weſen manches Abſtruſe vorkommt, was nicht gleich einem jeden klar wird, vielleicht auch mancher Mißgriff obwaltet, den man eben nicht vertheidigen kann, ſo iſt die Menge gleich fertig, wenn ſie alles, was dunkel, albern, verworren, unverſtändlich iſt, romantiſch nennt: hat man ja auch in Deutſchland den edelſten Titel eines Naturphiloſophen frecherweiſe zum Spitz- und Schimpfnamen entwürdigt. Wir thun deshalb ſehr wohl, wenn wir auf dieſe Ereigniſſe in Italien Acht haben, weil wir wie in einem Spiegel unſer vergangenes und gegenwärtiges Treiben leichter erkennen, als wenn wir uns nach wie vor innerhalb unſeres eigenen Zirkels beurtheilen." (Hempel 29, 619f.)

Der Kampf gegen Kotzebues Richtung hatte einſt Goethe in enge Verbindung mit den Romantikern gebracht (ſ. o. S. 80), die Trennung von den Romantikern vollzog ſich, wie Minor nachgewieſen hat (Claſſiker und Romantiker, Goethe-Jahrb. X, 229f.) zunächſt auf dem Gebiete der bildenden Kunſt und zwar ſeit 1805, da Goethe das falſche Gebahren ſeiner Zeit vor allem mit darin zu erkennen glaubte, daß „alle Poeſie zum Drama und alle bildende Kunſt zur Malerei" hinſtrebe (Briefwechſel mit Schiller I, 344), während die Schlegel „antike und moderne Dichtung wie Plaſtik und Malerei" von einander trennten und den Malern der Alten vorwarfen, daß ſie zu ſehr Bildhauer geweſen ſeien. Seitdem ſprach ſich Goethe in den verſchiedenſten Zirkeln ſcharf gegen die Romantiker aus. 1812 ſagte ſich Wilhelm Schlegel in den Heidelberger Jahrbüchern von der Kunſtrichtung Winckelmanns und der Weimaraner los. Einflüſſe der Romantiker auf Goethe und umgekehrt weiſt Minor in dem angeführten Aufſatze glücklich nach. Wie Goethe in

der „Reiſe am Rhein, Main, Neckar“ die altdeutſche Kunſt in liebevoller Weiſe anerkennt und bewundert (vgl. auch Dichtung und Wahrheit, Hempel 21, 159f. und v. Loepers Anmerkung dazu), iſt bekannt. Aber bei aller Verehrung der deutſchen Kunſt, bleibt auch hier Goethe maßvoll. Er empfiehlt, „daß eine Schule die andere ſchätze, die außerordentlichen Männer beiderſeitig anerkenne, die Fortſchritte einander nicht ableugne.“ „Auf dieſem Wege, fährt er fort, werden wir die deutſche Kunſt des funfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderts freudig verehren, und der Schaum der Überſchätzung, der jetzt ſchon dem Kenner und Liebhaber widerlich iſt, wird ſich nach und nach verlieren.“ (Hempel 26, 335.)

Intereſſant iſt es, daß auch der von der Antike ausgehende Geibel denſelben Weg wandelte wie Goethe. Auch er ſchrieb:

Aber wir möchten dabei (bei der Antike) nicht bleiben,
Das Dichten wieder deutſch betreiben,
Und geh'n, wohin der Sprache Geiſt
Mit ahnungsvollem Laute weiſt.

Nr. 370. II, 218.

Johann Baptiſt Caſti (1721—1803), Abbé, Prof. am Seminar zu Montefiascone, 1782 Hofdichter in Wien, dann in Florenz, in Paris ſeit 1798. Die Caſtiſchen Novellen (Novelle galanti) hatte Goethe 1787 in Rom aus dem Vortrage des Dichters ſelbſt kennen lernen; ſie gehören zu denen, „von welchen man eine unſittliche Anſteckung befürchten“ kann (Tag- und Jahreshefte 1811, Hempel 27, 204); „nicht ſehr ehrbar“ nennt ſie Goethe in der italieniſchen Reiſe (Hempel 24, 365. 377). — „Das Tagebuch“, ein Gedicht Goethes in Stanzen, entſtand im Sommer 1810. Es iſt veröffentlicht worden durch Goedeke, H. Kurz u. a. Vgl. Goethe-J. I, 389 u. 437f. Riemer bemerkt in

ſeinem Kalender (Deutſche Revue, XII, Jahrg. Juli u. October) unter dem 30. April 1810: „Tagebuch. Das unter den Paralipomenis befindliche Manuſcript iſt noch das von meiner Hand und ſcheint keines weiter zu exiſtiren, ſonſt würde Goethe dieſes genommen haben. Wahrſcheinlich als sujet de caution ſcheint er es von niemand weiter haben kopiren zu laſſen". Vgl. auch Geſpräch mit Eckermann vom 25. Februar 1824. Geſpr. Nr. 927. V, 27ff.

Nr. 371. II, 219f.

Theodor Adam Heinrich Friedrich von Müller (1779—1849) war Kanzler zu Weimar. — C. A. Vulpius ſchrieb am 28. September 1808 an Nic. Meyer: „Der Geheimrath (Goethe) iſt 17 Wochen lang in Karlsbad geweſen. . . . . Nun iſt alles nach Erfurt, wo Napoleon d. Gr. angekommen iſt. Seinetwegen giebt der Herzog im Ettersberg eine Jagd, die über 8000 Thaler koſtet" (Goethe-J. IV, 334). Vgl. a. deſſen Brief an Auguſt v. Goethe, Weimar 21. September 1808 (Goethe-J. X, 17).*) Die große Jagd in Ettersburg fand am 6. October ſtatt, ebenſo der Ball nach dem Theater.

Nr. 372. II, 220ff.

Goethes eigene Aufzeichnung über die Unterredung mit Napoleon ſ. Hempel 27, 323—327. Goethe zeichnete nur die Unterredung vom 2. October ausführlich auf und zwar erſt am 15. Februar 1824. (Vgl. Geſpräch Nr. 613. III, 135 und Nr. 923. V, 20); er ſchrieb dann ſofort an Fr. v. Müller, der ihn dazu gedrängt hatte: „zur Strafe, daß er ihn dazu verleitet,

*) Hier ſchreibt er: „Der Vater (Goethe) iſt recht wohl aus dem Bade gekommen, ſchmal, und ſine Bauch. Er bewegt ſich viel leichter".

ſecretire er das Product." Vgl. nun auch Talleyrands Memoiren, der das Geſpräch vom 2. October und 6. October aufzeichnet (ſ. d. Geſpr. unter den Nachträgen in Band IX). Das Geſpräch am 6. October fand bei dem Hofballe nach der Aufführung von Voltaires Tod des Cäſar ſtatt; daher die Beziehung auf Cäſars Tod. Daß v. Biedermanns Angabe, daß das Geſpräch von den Worten an: „Doch bald wieder auf das Trauerſpiel" u. ſ. w. dem 6. October angehört, richtig iſt, beſtätigen Talleyrands Memoiren I, 331, wo die Worte Napoleons über das Trauerſpiel lauten: „Ein ſchönes Trauerſpiel iſt doch ein wahrer Genuß und zugleich eine vortreffliche Schule für höher gebildete Menſchen. Von einem gewiſſen Standpunkt aus könnte man ſagen, daß ein Trauerſpiel über der Geſchichte ſteht; jedenfalls hinterläßt es einen gewaltigeren Eindruck, und auch das erſcheint mir richtig, daß viele Menſchen zuſammen und auf einmal dieſen Eindruck erhalten. Ein Geſchichtswerk, das man allein und für ſich lieſt, kann eine ſolche Wirkung niemals haben." Vom Werther erwähnt Talleyrands Bericht nichts; ebenſo erzählt Talleyrand, daß Voltaires Mahomed Napoleons „Lieblingsſtück" geweſen ſei (I, 321 f.). Vgl. auch Geſpräch Nr. 919. V, 6 über Werther. Die beſagten Stellen waren übrigens ſchon von Frau von Stael gemißbilligt worden. Den Plan, den Tod Cäſars in einer Tragödie zu behandeln, hatte Goethe ſchon im Jahre 1775. Damals ſchon, am 4. Februar 1775, ſchrieb der Herzog Karl Auguſt zu Sachſen-Meiningen, der am 3. oder 4. Februar Goethe und Herrn von Rieſe in Frankfurt zur Tafel gezogen hatte, an ſeine Schweſter Wilhelmine: „Er (Goethe) ſagte mir, daß er jetzt an zwey Stücken arbeite: der Tod J. Cäſars, ein Trauerſpiel, und eine Oper." (Goethe-Jahrb. X, 141.) Vgl. v. Biedermann, Gotheforſch. Neue Folge 164ff., welcher nachgewieſen hat, daß es ſich bei

dem „Cäſar“ nicht bloß um einen flüchtigen Gedanken handelte, ſondern daß dieſer Plan Goethe ſchon in Straßburg 1770 oder 1771 beſchäftigte und Jahre hindurch von ihm gepflegt wurde. In dem 1776 gedruckten zweiten Verſuch der „Phyſiognomiſchen Fragmente“ von Lavater gab Goethe die Erklärung von zwei Kupferſtichen, die Cäſar darſtellten, und nennt ihn da den „Inbegriff aller menſchlichen Größe“ (vgl. E. von der Hellen, Goethes Antheil an Lavaters Phyſiognomiſchen Fragmenten 209ff.).

Nr. 373. II, 225.

Zu Napoleons Bemerkung, daß das Trauerſpiel über der Geſchichte ſtehe, vgl. Erl. zu Nr. 372.

Nr. 375. II, 227.

1808 gab von der Hagen im Verein mit Büſching unter dem Titel „Deutſche Gedichte des Mittelalters“ einen wörtlichen Abdruck verſchiedener Handſchriften heraus, in denen z. B. der König Rother (nach Tiecks Abſchrift) enthalten war.

Nr. 378. II, 228.

Immer wird, nach Goethe, auch das Beſte werthlos, wenn es in Einſeitigkeit ausartet. Das iſt eine Grundanſchauung des Dichters.

Nr. 379—381. II, 228ff.

Über die Zerwürfniſſe bei der Bühnenleitung vgl. Tag- und Jahreshefte 1808 (Hempel 27, 184), ſowie v. Biedermanns Erläuterungen dazu S. 456. Der Opernſänger Morhard hatte mit der Sängerin Jagemann, die als Geliebte des Herzogs ſich glaubte alles erlauben zu dürfen, einen Streit gehabt, und der Herzog hatte, ohne Goethe zu fragen, die Beſtrafung Morhards angeordnet.

Goethe wollte infolgedeſſen von der Leitung zurücktreten, der Herzog gab ſchließlich nach, um unangenehmes Aufſehen zu vermeiden. Die Acten dieſer Streitigkeiten ſind veröffentlicht im Anhang zu „Goethes Briefen an Chriſt. Gottlob von Voigt“ (S. 482—532). Der Titel des verhängnißvollen Stückes, bei dem der Streit am 26. November 1808 zwiſchen Morhard und der Jagemann ausbrach, hieß: „Sargino oder der Zögling der Liebe. Oper in zwey Aufzügen nach dem Italieniſchen.“ Goethes Frau berichtet darüber an ihren Sohn Auguſt am 30. November 1808: „Der Geheimrath hat das Theater völlig niedergelegt, aber der Herzog will es durchaus nicht zugeben; man ſchickt täglich ſowohl an mich als an den Geheimrath Leute ab, die ihn bereden ſollen es nicht aufzugeben; aber ſein Entſchluß iſt feſt, daß er es entweder ganz allein haben will oder gar nicht. Ich bin es ſehr wohl zufrieden und ſehe ein, daß es durchaus nicht anders angeht. Die Sache iſt nämlich ſo. Es hat ſollen Sargin gegeben werden, Morhard hat aber ſo einen fürchterlichen Katarrh bekommen, daß es ohnmöglich war. Die Jagemann hat aber geäußert: „Wenn der Hund nicht ſingen kann, ſo ſoll er bellen, und er muß ſingen.“ Da das aber nicht möglich war, und Morhard nicht in die Probe kam, ſo hat ſie ſich an den Herzog gewendet, und dieſer hat Morhard noch wollen denſelben Abend über die Gränze bringen laſſen, wo ihm denn der Geheimerath nur geſchwinde hat Wache geben laſſen, um es zu mildern. So ſtehen jetzt die Sachen. Der Herzog iſt am Dienstag nach Jena, und wir wiſſen nun noch nicht wie es werden wird.“ (Goethe-Jahrb. X, 24.) Daß ſich Goethe des Gemaßregelten aufs entſchiedenſte annahm, dafür waren ihm die Bühnenmitglieder ſehr dankbar. Die Acten ſchließen mit dem 27. December. Am 29. December ſchrieb Goethe in ſein Tagebuch: „Nach Tiſche Genaſt. Ent-

ſcheidung wegen Fortdauer der Regie." Und Chriſtiane von Goethe ſchreibt am 30. oder 31. December 1808 an Auguſt: „Mit dem Theater hat es ſich wieder ſo gut gemacht, da der Herzog Deinem Vater ein Reſcript zugeſchickt hat, daß er eigenmächtig machen kann was er will; und ich ſitze nicht mehr auf meiner alten Bank, welche oben Caroline eingenommen hat, ich ſitze in der Loge neben der Schopenhauern. Du kannſt alſo aus dieſem Briefe erſehen, daß meine jetzige Exiſtenz ganz anders als ſonſt iſt."

Nr. 383. II, 230.

Beate Elſermann, Schauſpielerin, nachmals verehel. Lortzing. Vgl. Geſpr. Nr. 359. II, 210.

Nr. 384. II, 231.

Gotthilf Heinrich v. Schubert, Naturforſcher, geb. 1781 in Hohenſtein, Schüler Schellings, Prof. der Naturwiſſenſchaften in Erlangen 1819, in München 1827, geſt. 1860.

Nr. 386. II, 231 f.

Vgl. Geſpr. Nr. 352. II, 199. und die Erl. dazu. — Über Baco vgl. Geſpr. Nr. 333. II, 199 und Erl. dazu. — Über Zeitſchriften ſ. Geſpr. Nr. 269. II, 116 ff.

Nr. 387. II, 233.

Franz Gerhard v. Kügelgen, geb. zu Bacharach 1772, in Dresden ſeit 1805, Maler und Prof. an der Academie, ermordet am 17. März 1820. Über „die griechiſche Malerei" vgl. das Urtheil der Schlegel Erl. zu Nr. 369. II, 216, daher Goethes Zorn.

Nr. 388. II, 234.

Ludwig Joachim (Achim) von Arnim, geb. 1781 in Berlin, geſt. 1831. Der „Einſiedler“ iſt Arnims „Zeitung für Einſiedler“, ſpäter „Tröſt Einſamkeit“ genannt, die er von 1806—1808 herausgab. Arnim lebte damals in Heidelberg. Mitarbeiter waren: Joſeph Görres, Clemens Brentano, Ludwig Uhland, die Brüder Grimm u. a.

Nr. 389. II, 234.

Karl Friedrich Ernſt Frommann (1765—1837), Buchhändler in Jena, wo er ſich 1798 niedergelaſſen hatte. Goethe ſchätzte Frommann und deſſen Gattin ſehr hoch und verweilte gern im Frommannſchen Hauſe, wo viele hervorragende Perſönlichkeiten verkehrten. Die Pflegetochter Frommanns war Minchen Herzlieb (geb. 22. Mai 1789). Vgl. Goethes Sonette Nr. 10 und 17, die an Minchen Herzlieb gerichtet ſind (Hempel 1, 214. 218.).

Nr. 392. II, 238.

C. A. Vulpius ſchreibt am 14. März 1809 an Nic. Meyer: „Daß Arendt ein miſerabler Menſch als Menſch war, hat er auch hier bewieſen. Ein undankbarer Raiſonneur, halb verrückt und voll Stolz, und dennoch ein Bettler.“

Nr. 396. II, 248.

a. Gaſton V., Graf v. Foix, fiel als der letzte ſeines Geſchlechts in der Schlacht bei Ravenna 1512. — b. Der Maler Franc. Mazzola oder Mazzuoli war 1503 in Parma geboren, daher Parmeggianino genannt, geſt. 1540.

c. Vgl. hierzu: „Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Stil“ Hempel 24, 525. — Das Wort Manier gebraucht Goethe hier, wie in jener Abhandlung,

„in einem hohen und respectabeln Sinne, daß also", wie er sich ausdrückt, „die Künstler, deren Arbeiten nach unserer Meinung in den Kreis der Manier fallen, sich über uns nicht zu beschweren brauchen; es ist uns bloß angelegen, das Wort Stil in den höchsten Ehren zu halten, damit uns ein Ausdruck übrig bleibe, um den höchsten Grad zu bezeichnen, welchen die Kunst je erreicht hat und je erreichen kann." (Hempel 24, 529.)

Nr. 402. II, 252.

Vgl. Sprüche in Prosa Nr. 252. — Über die Geschichte der Wissenschaften vgl. auch Gespräch Nr. 334. II, 190.

Nr. 404. II, 253.

Franz Ludwig von Hendrich, Offizier in Weimar, gest. als Kommandant von Jena 1828.

Nr. 406. II, 254.

Louise Seidler, geb. in Jena 1786, Malerin, später Custodin der großherzogl. Gemäldesammlung in Weimar, gest. 1866. — Den Namen Johanna änderte Goethe bekanntlich im Gedicht selbst in: „Schön Suschen." Das Gedicht hatte Goethe am 1. Juni 1809 vollendet. Vgl. auch Goethes Briefwechsel mit Zelter I, 360.

Nr. 408. II, 256.

Vgl. Sprüche in Prosa Nr. 259 u. 260.

Nr. 410. II, 265.

Statt „Häufungen" muß es heißen: Häutungen. Vgl. die Einleitung zu den Erläuterungen. Vgl. Gespräch Nr. 357e. II, 209.

Nr. 411. II, 266.

a. Vgl. Gespräch Nr. 294. II, 162.

Nr. 412. II, 267.

Der Maler Karl Friedrich Naaß, eigentlich Naß (1776—1810), lebte vorwiegend in Dresden, war längere Zeit in Italien.

Nr. 413. II, 268.

Zu dem Ausspruch über die Weiber vgl. Gespr. Nr. 265d. II, 113., sowie insbesondere Gespräch Nr. 405. II, 253.

Nr. 414. II, 269.

Silvie, Freiin von Ziegesar, geb. in Trakendorf 1785, gest. 1855, vermählte sich 1814 mit dem Garnisonsprediger und Prof. Dr. Aug. Koethe in Jena.

Nr. 416. II, 271.

c. Schon in den Oden an Behrisch sang der junge Goethe:

Sei gefühllos!
Ein leichtbewegtes Herz
Ist ein elend Gut
Auf der wankenden Erde.

Nr. 419. II, 273.

Aber auch das Wort Friedrichs des Großen, der sich den ersten Diener seines Staates nannte, war Goethe nicht unbekannt. — Vgl. Gespr. Nr. 324b. II, 184: „Der Mann dient, um zu herrschen u. s. w."

Nr. 420. II, 273.

Johann Jakob Griesbach (1745—1812), Prof. u. Geh. Kirchenrath in Jena.

müſſe, welchen Ausſpruch dieſer in der größten Devotion aufnahm.

Der Graf bemerkte darauf einem jeden, worauf er beſonders zu ſtudiren, was er an ſeiner Figur und Stellung zu beſſern habe, zeigte ihnen einleuchtend, woran es den Deutſchen immer fehle, und ließ ſo außerordentliche Kenntniſſe ſehen, daß alle in der größten Demuth vor ſo einem erleuchteten Kenner und erlauchten Beſchützer ſtanden, und kaum Athem zu holen ſich getrauten.

Wer iſt der Menſch dort in der Ecke? fragte der Graf, indem er nach einem Subjecte ſah, das ihm noch nicht vorgeſtellt worden war, und eine hagre Figur nahte ſich in einem abgetragenen, auf dem Ellbogen mit Fleckchen beſetzten, Rocke; eine kümmerliche Perücke bedeckte das Haupt des demüthigen Klienten.

Dieſer Menſch, den wir ſchon aus dem

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE.J.W.
3-598-50924-3
FN. 18658484

Nr. 421. II, 274.

Vgl. Sprüche in Prosa Nr. 243. —

Nr. 425. II, 276.

Clemens Brentano (1778—1842) stammte aus Frankfurt, Bruder Bettinas und Arnims Schwager lebte an verschiedenen Orten, längere Zeit auch in Jena. Die „Einsiedlerzeitung" ist Arnims Zeitschrift, vgl. Gespr. Nr. 388. II, 234. Der „Wintergarten" ist eine Sammlung von Novellen, die Arnim (Berlin 1809) herausgab.

Nr. 442. II, 286.

zuqvieren = standhaft ausdauern, ertragen.

Nr. 444. II, 288.

„Seine Frau, die sehr **gemein** aussieht." **Gemein** steht hier in dem alten Sinne von **alltäglich, gewöhnlich**, wie das Wort von den Brüdern Grimm häufig und auch von Goethe zuweilen gebraucht wird, z. B. in dem „Epilog zu Schillers Glocke":

Und hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das **Gemeine**.

Louis E. Grimm, der Bruder Jacob und Wilhelm Grimms, geb. 1790, gest. 1863, war Maler und Kupferstecher. Über L. Grimms Bild der Bettina hatte sich Goethe schon am 3. November 1809 sehr lobend ausgesprochen. — Den Besuch Wilhelm Grimms erwähnt Goethe in den „Tag- und Jahresheften" (Hempel 27, 187). Wilhelm Gr. kam Mitte December nach Weimar, er befand sich auf der Rückreise von Halle, wo er wegen eines Herzleidens eine Kur bei Reil durchgemacht hatte, nach Kassel. Vgl. auch Goethes Brief an Voigt vom 18. Januar 1810, sowie Riemers Brief an Knebel vom

13. December 1809. — Wilhelm Grimm bekam aus Weimar altdeutſche Manuſcripte (eine Sammlung Minnelieder und eine Handſchrift mit Erzählungen von Teichner), die er am 8. Juni 1810 an Goethe zurückſandte (vgl. W. Grimms Briefe an Goethe im Goethe-Jahrb. IX, 22ff.). Noch zweimal kam W. Grimm mit Goethe perſönlich zuſammen, das eine Mal im September 1815 (vgl. Geſpräch Nr. 662. III, 244), das andere Mal am 19. Juni 1816. Es ſei mir geſtattet dieſes dritte Geſpräch W. Grimms mit Goethe, das in der vorliegenden Sammlung v. Biedermanns fehlt, hier nachzutragen. Am 3. Juli 1816 ſchrieb W. Grimm aus Kaſſel an den Hofrath Prof. Suabedißen, Erzieher des Prinzen Friedrich von Heſſen: „In Köſen hatte ich ſchon gehört, daß vor kurzem Goethes Frau geſtorben ſei, ich wußte alſo nicht, ob er jemand ſchon ſehen wolle, indeſſen konnte er mich ja abweiſen, und ich machte den Verſuch. Er nahm mich aber an, und ich habe ihn nie ſo heiter, freundlich und wohlwollend geſehen. Er ſprach über vieles und wenn er in ſeinem Buche von der Kunſt in den Rhein- und Main-Gegenden gegen den heiligen Geiſt, den Herrn Chriſtus und die Heiligen eine gewiſſe kalte und humane Artigkeit äußert, ſo ſprach er hier recht ſchön und warm über das neuerwachte religiöſe Gefühl, das nicht wieder untergehen werde, weil man empfunden, daß man ohne das nicht leben könnte, und es war wohl zu ſehen, daß er in jenem Buche nur aus einer gewiſſen Oppoſition ſo geſprochen. Gegen die neuen Bekehrer, den Herrn Adam Müller und Fried. Schlegel, ſprach er ſehr beſtimmt, ſie wollen uns nehmen, was wir uns erworben haben, und ein rechter Katholik will nichts andres als ein Proteſtant. Mit Vergnügen erzählte er vom Prinz Anton in Sachſen, daß er durch ein Paar wildlederne Hoſen ſeine Reitknechte zu bekehren ſuche, die nur ein katholiſcher über das Ge-

wöhnliche erhalte und die ſchon manchen verführt habe." *) Hieraus geht hervor, daß Goethes bekannte ſcharfe Äußerung in der „Reiſe am Rhein, Main und Neckar" wider die „chriſtelnde Dichtung" ſich hauptſächlich gegen die Schlegel richtet und unter dieſem Geſichtspunkt aufzufaſſen iſt. Am 1. Auguſt 1816 ſchrieb dann W. Grimm aus Kaſſel an Goethe jenen inhaltreichen Brief, der mit den Worten beginnt: „Als ich vor kurzem die Ehre hatte, Ew. Excellenz meine Aufwartung zu machen, gaben wohlwollende Äußerungen mir die Erlaubniß, Ihnen das Wenige, was mein Bruder und ich bisher für die altdeutſche Literatur gearbeitet, zuzuſenden; wovon ich hier Gebrauch mache." (Goethe-Jahrb. VII, 27 ff.) Auch der „Plan einer deutſchen Geſellſchaft" wird Goethe von den Brüdern Grimm unterbreitet (ſ. denſelben Goethe-Jahrb. IX, 34 ff., ſowie den Begleitbrief W. Grimms vom 20. September 1816), und daß Goethe auf dieſen Gedanken einging, beſtätigt ſeine Bemerkung im Tagebuch, 30. September 1816: „Vortrag an Sereniſſimum über eine zu organiſirende Geſellſchaft für deutſche Sprache und Literatur", ſowie daß er am 2. October Karl Auguſt die Actenſtücke überſandte (ſ. Goethe-Jahrb. IX, 45—47). Aber an den Miniſter Voigt ſchrieb er am 26. Auguſt 1816 (mit Bezug auf den daſſelbe Ziel verfolgenden Berliner Plan): „Auch hier iſt wunderbar zu ſehen, wie der patriotiſche Enthuſiasmus über Zweck und Mittel verblendet: denn wie ſoll ſo etwas gethan werden? und wenn es gethan iſt, wem ſolls

*) E. Stengel, Private und amtliche Beziehungen der Brüder Grimm zu Heſſen. Eine Sammlung von Briefen und Actenſtücken als Feſtſchrift zum 100. Geburtstag Wilhelm Grimms, zuſammengeſtellt und erläutert. 1. Band: Briefe der Brüder Grimm an heſſiſche Freunde, S. 153. Vgl. a. Goethe-Jahrb. VII, 394.

frommen? Doch ſind dergleichen Anſtöße und Anläſſe möglichſt zu benutzen."

Zum Schluſſe nur noch die Bemerkung, daß Grimm über Goethe urtheilte, dieſer ſei „kein vollkommen großer Dichter wie Shakeſpeare, es klebe ſeinen Werken zu viel Studium an, viel zeitlich Vergängliches." (Stengel, a. a. O. I, 214.)

Nr. 450. II, 293.

Vgl. über Goethes Verhältniß zu Leſſing Erl. zu Nr. 252. II, 103.

Nr. 451. II, 297.

Johann Wilhelm Ritter (1776—1810) lebte als Privatgelehrter in Jena, er entdeckte den Einfluß des galvaniſchen Stroms auf den Lebensproceß. Im Briefe an Schiller vom 28. September 1800 nennt ihn Goethe „eine Erſcheinung zum Erſtaunen, einen wahren Wiſſenshimmel auf Erden."

Nr. 452. II, 297.

Joh. Friedrich Reichardt (1752—1814), Kapellmeiſter in Berlin 1775—1794, lebte dann vorwiegend in Giebichenſtein, eine Zeitlang Salineninſpector in Halle, 1807—1808 Hofkapellmeiſter in Kaſſel. Er componirte 47 Lieder Goethes, außerdem „Jery und Bätely", Muſik zu „Egmont" u. a.

Nr. 457. II, 299.

Vgl. Erl. zu Nr. 268. II, 116, ſowie Hempel 27, 195.

Nr. 459. II, 303.

Bernhard Rudolf Abeken (1780—1866), der frühere Hauslehrer von Schillers Kindern, war Gymnaſial-

director in Osnabrück. Goethe gedenkt dieses Aufsatzes im Morgenblatt noch im Jahre 1827 gegen Eckermann, vgl. Gespr. Nr. 1075. VI, 33.

Nr. 463. II, 307.

Vgl. Erl. zu Nr. 268. II, 116.

Nr. 467. II, 309.

Vgl. Gespr. Nr. 357b. II, 208.

Nr. 472. II, 316.

Der Ausdruck „das bodenloseste Handwerk" bezieht sich auf das Sprichwort: „Handwerk hat goldenen Boden."

Nr. 479. II, 320.

Mit der Änderung: „Nemo contra Deum etc." ist das hier angeführte Wort bekanntlich das Motto zum vierten Theile von Dichtung und Wahrheit. Vgl. auch Goethes Erklärung des Spruches in Dichtung und Wahrheit IV, 20. Buch (Hempel 23, 103).

Nr. 483. II, 322f.

d. Vgl. hierzu Sprüche in Prosa Nr. 690: „Die Kunst ruht auf einer Art religiösem Sinn, auf einem tiefen unerschütterlichen Ernst; deswegen sie sich auch so gern mit der Religion vereinigt"; und in dem Aufsatze „Neue Unterhaltungen über verschiedene Gegenstände der Kunst": „Die Kunst hat einen idealischen Ursprung, man kann sagen, sie sei aus und mit der Religion entsprungen. In den ältesten Zeiten diente die Kunst jederzeit der Religion, indem sie gewisse strenge, trübe, seltsame und gewaltsame Vorstellungen ausbildete." (Hempel 28, 800.) Vgl. auch Gespräch Nr. 601b. III, 124.

Nr. 495. II, 327f.

Kaspar David Friedrich (1774—1840), Landſchafts- und Hiſtorienmaler, erſt in Berlin, dann in Dresden, wo er ſeit 1815 Profeſſor an der Kunſtacademie war. Vgl. Tag- u. Jahreshefte 1808. Hempel 27, 184.

Nr. 502. II, 332f.

Über Niethammer vgl. Erl. zu Nr. 363.

Nr. 507. II, 336.

Vgl. Dichtung u. Wahrheit II, 7. Buch: „Bei dieſem Umgange wurde ich durch Geſpräche, durch Beiſpiele und durch eignes Nachdenken gewahr, daß der erſte Schritt, um aus der wäſſrigen, weitſchweifigen, nullen Epoche ſich herauszuretten, nur durch Beſtimmtheit, Präziſion und Kürze gethan werden könne.“ (Hempel 21, 53ff.) — Über Syſtole und Diaſtole vgl. Erl. zu Nr. 360.

Nr. 511. II, 345.

Filippo Neri (1515—1595), Prieſter, Heiliger ſeit 1622, gründete den Orden zum Oratorium in Rom.

Nr. 520. III, 1f.

Sulpiz und Melchior Boiſſerée. Sulpiz Boiſſerée war geb. am 2. Auguſt 1783 in Köln, lebte ſeit 1810 als Kunſtforſcher und Sammler in Heidelberg, wurde 1816 von der Univerſität Heidelberg zum Dr. phil. ernannt, ſpäter bayeriſcher Oberbaurath, begründete als „Generalkonſervator der plaſtiſchen Denkmäler des Reichs“ die Wiederherſtellung des Kölner Domes, geſt. 2. Mai 1854 zu Bonn. — Melchior Boiſſerée, Bruder des vorigen, war geb. in Köln am 23. April 1786, gleichfalls Kunſtſammler und Forſcher, anfangs in Köln, ſeit 1810 in Heidelberg, ſpäter in Stuttgart und München,

wo er die Glasmalerei wiederherstellte, gest. in Bonn am 14. Mai 1851. Ihre Gemäldesammlung, die besonders ältere deutsche Malerschulen enthielt, wurde 1827 von König Ludwig I. von Bayern erworben und in der alten Pinakothek untergebracht. Über die Sammlungen der Brüder Boisserée spricht Goethe außer in der „Reise am Rhein, Main und Neckar" auch an vielen Stellen der „Tag- und Jahreshefte", in Dichtung und Wahrheit, sowie in zahlreichen Aufsätzen (vgl. z. B. Hempel 29, 331 ff. 28, 357 ff. u. a.). Die Bekanntschaft Goethes mit den Brüdern Boisserée hatte Graf Reinhard im Jahre 1810 vermittelt (vgl. Reinhards Brief an Goethe vom 16. April 1810, sowie den Brief Boisserées vom 8. Mai 1810). Zwei Gedichte Goethes: „An Sulpiz Boisserée" s. Hempel 3, 163 u. 335.

Nr. 525. III, 4 ff.

Sulpiz Boisserée weilte vom 3.—12. Mai 1811 in Weimar. Er brachte Originalrisse des Kölner Doms, des Straßburger Münsters und einzelner Theile dieser Bauwerke, sowie Federzeichnungen von Peter von Cornelius (1783—1867) nach Goethes Faust mit. Vgl. Tag- und Jahreshefte 1811 (Hempel 27, 199). „Und so ward ein treuer Sinnes- und Herzensbund mit dem edlen Gaste geschlossen, der für die übrige Lebenszeit folgereich zu werden versprach", bemerkt Goethe a. a. O. Vgl. a. Dichtung und Wahrheit II, Neuntes Buch (Hempel 21, 160): „Vorzüglich belobe ich hier den wackern Sulpiz Boisserée, der unermüdet beschäftigt ist, in einem prächtigen Kupferwerke den Kölnischen Dom aufzustellen als Musterbild jener ungeheuren Conceptionen, deren Sinn babylonisch in den Himmel strebte und die zu den irdischen Mitteln dergestalt außer Verhältnis waren, daß sie nothwendig in der Ausführung stocken mußten."

Nr. 528. III, 10ff.

Mit Recht bemerkt von Löper über die durch Boiſſerées Beſuch angeregte Rückwendung Goethes zu ſeiner eigenen Jugendſchrift „Von deutſcher Baukunſt 1772“: „Goethe war von zwei Empfindungen ergriffen: die Freude, ſeine jugendlichen Beſtrebungen auf dem Gebiete der Baukunſt von Boiſſerée in großem Maßſtabe aufgenommen, „ſein leidenſchaftliches Vorausgreifen“ der Verwirklichung entgegengeführt zu ſehn war von einer Art Reue begleitet, „den Werth dieſer Gebäude nachher ganz aus den Augen verloren zu haben.“ (Hempel 21, 379.) Daher kommt es, daß Goethe war „wie ein angeſchloſſener Bär.“ Unmittelbar auf Boiſſerées Anregung iſt daher die bekannte Stelle über das Straßburger Münſter in „Dichtung und Wahrheit“ (Hempel 21, 155—157) mit zurückzuführen. Schrieb doch Boiſſerée am 20. December 1812 an Goethe: „Sie haben, vielverehrter, großer Freund, in Ihrer Biographie bei der altdeutſchen Baukunſt meiner Bemühungen dafür auf eine Weiſe gedacht, die mir mit tiefer Rührung alle Erinnerungen jener glücklichen Tage hervorruft, in welchen ich einen ſo guten Theil Ihres Herzens gewonnen.“

Nr. 530. III, 14.

„Gemiſchter Neid und Stolz des furchtſamen Alters.“ Hierin liegt eine unzutreffende Beurtheilung Goethes durch Boiſſerée, der Goethe doch noch nicht hinreichend kannte um die bewegende Kraft der reinen und großen Natur Goethes, die alles Unwahre, Unredliche, Kleinliche, Einſeitige aufs entſchiedenſte abſtieß, zu entdecken. Gerade der Neid lag Goethes Natur durchaus fern; niemals wird man auch nur eine einzige Thatſache aus Goethes Leben angeben können, aus der man beweiſen könne, Goethe ſei neidiſch geweſen. Der Neid war ſeiner Natur geradezu

entgegengeſetzt, und ſein eigenes Wort iſt aus ſeinem tiefſten Innern und damit zugleich aus dem tiefſten Grunde der Wahrheit und Natur hervorgegangen:

„Ich, Egoiſt! — Wenn ich's nicht beſſer wüßte!
Der Neid, das iſt der Egoiſte;
Und was ich auch für Wege gelofſen,
Aufm Neidpfad habt Ihr mich nie betroffen."
(Hempel 2, 334.)

Nr. 531. III, 15.

Angelo Quaglio (1778—1815) war Zeichner und Maler in Köln, der zu dem Unternehmen der Gebrüder Boiſſerée vortreffliche Zeichnungen lieferte. Vgl. Goethes „Reiſe am Rhein, Main und Neckar" (Hempel 26, 273).

Nr. 535. III, 19.

Vgl. Sprüche in Proſa Nr. 261, mit der von G. v. Löper dort gegebenen Erläuterung.

Nr. 536. III, 20.

Vgl. Sprüche in Proſa Nr. 315 und G. v. Löpers Anmerkung dazu.

Nr. 542. III, 20.

Lorenz Oken, eigentlich Laurentius Ockenfuß (1779—1851) war Profeſſor der Naturwiſſenſchaft in Jena, ſpäter in Zürich. Zum Antritt ſeiner Profeſſur in Jena 1807 hatte er ein Programm geſchrieben: „Über die Bedeutung der Schädelknochen", das in auffälliger Weiſe mit Goethes 1790—1791 in Venedig gemachter Entdeckung übereinſtimmte, daß der Schädel aus Rückenwirbeln gebildet ſei. Goethe ſchrieb darüber ſpäter, daß die „unreife Art des Vortrags" ſeiner Lehre, die „tumultuariſch und unvollſtändig" von Oken mitgetheilt worden

vorigen Buche als Philinens Liebling kennen, pflegte gewöhnlich Pedanten, Magiſter und Poeten zu ſpielen, und meiſtens die Rolle zu übernehmen, wenn jemand Schläge kriegen oder begoſſen werden ſollte. Er hatte ſich gewiſſe kriechende, lächerliche, furchtſame Bücklinge angewöhnt, und ſeine ſtockende Sprache, die zu ſeinen Rollen paßte, machte die Zuſchauer lachen, ſo daß er immer noch als ein brauchbares Glied der Geſellſchaft angeſehen wurde, beſonders da er übrigens ſehr dienſtfertig und gefällig war. Er nahte ſich auf ſeine Weiſe dem Grafen, neigte ſich vor demſelben, und beantwortete jede Frage auf die Art, wie er ſich in ſeinen Rollen auf dem Theater zu gebähren pflegte. Der Graf ſah ihn mit gefälliger Aufmerkſamkeit und mit Überlegung eine Zeitlang an, alsdann rief er, indem er ſich zu der Gräfin wendete: mein Kind, betrachte mir dieſen

ſei, geſchadet habe (Zur Morphologie, Hempel 33, 256). Schon damals hatte Oken durch ſeinen orakelhaften Ton, wie er überhaupt der Naturphiloſophie eigen war, den Spott herausgefordert. So begann ſein Programm mit den Sätzen: „Eine Blaſe verknöchert, und ſie iſt ein Wirbelbein. Eine Blaſe verlängert ſich zu einer Röhre, wird gegliedert, verknöchert, und ſie iſt eine Wirbelbeinſäule. Die Röhre giebt (linde Seitenkanäle von ſich, ſie verknöchern, und es iſt ein Rumpfſkelett. Dieſes Skelett wiederholt ſich an beiden Polen, jeder Pol wiederholt in ſich den andern, und ſie ſind Kopf und Becken u. ſ. w."

Nr. 551. III, 26 f.

Über den franzöſiſchen Legationsſecretär Lefebvre (nicht: Lefebure) ſchreibt Goethe in den Tag- u. Jahresheften 1811 (Hempel 27, 202): „Lefebvre, franzöſiſcher Legationsſecretär, von Kaſſel kommend, durch Baron Reinhard angemeldet, regte im lebhaften Geſpräch franzöſiſche Rede, Poeſie und Geſchichte wieder auf zu angenehmſter Unterhaltung." Reinhard hatte ihn in einem Briefe vom 5. Auguſt 1811 angemeldet.

Nr. 553. III, 29 ff.

Wilhelm Dorow (1790—1846) ſtand ſpäter auch mit Goethe in Briefwechſel. Als er nämlich 1818 Ausgrabungen bei Wiesbaden gemacht hatte, erbat er ſich von Goethe eine Vorrede zu ſeiner Schrift: „Opferſtätten und Grabhügel der Germanen und Römer am Rhein, Wiesbaden 1819 und 1821". Goethe ging zwar nicht darauf ein, empfahl aber Dorows Beſtrebungen in „Kunſt und Alterthum". Weiteres ſ. Strehlke, Goethes Briefe I, 150 f.

Nr. 562. III, 35 ff.

Die fehlende Fußnote zu S. 36 ſ. VIII, 398.

Nr. 566. III, 39ff.

Bekanntlich trug ſich Goethe eine Zeitlang mit dem Gedanken, das Leben Bernhards des Großen von Weimar zu ſchreiben; er verlor aber die Luſt an der mühſamen Arbeit nach den Quellen und übertrug die Ausführung daher Luden (vgl. Goethes Brief an Luden, Goethe-Jahrb. II, 257ff.).

Nr. 571. III, 40.

Das Gedicht ſteht Hempel 1, 40 unter dem Titel Gegenwart:

„Alles kündet Dich an! u. ſ. w."

Nr. 572. III, 51.

Vgl. Tag- und Jahreshefte 1808 (Hempel 27, 180) und v. Biedermanns Anmerkung dazu, in der dargelegt wird, wie Goethes Urtheil über Zeitungen öfters wechſelte. Vgl. auch Sprüche in Proſa Nr. 596 und das Epigramm:

Zeit und Zeitung.

A. Sag mir, warum Dich keine Zeitung freut?
B. Ich liebe ſie nicht, ſie dienen der Zeit.

Vgl. auch Geſpräch Nr. 269. II, 176ff.

Nr. 573. III, 52ff.

b. S. 64. Zu der Unterredung über die Leibnitziſchen Monaden vgl. Sprüche in Proſa Nr. 1028: „Das Höchſte, was wir von Gott und der Natur erhalten haben, iſt das Leben, die rotirende Bewegung der Monas um ſich ſelbſt, welche weder Raſt noch Ruhe kennt." (Aus dem Jahre 1822.)

Nr. 575. III, 74ff.

Friedrich Baron de la Motte Fouqué, geb. in Brandenburg 1777, Offizier, lebte lange in Halle, wo er Vorleſungen über Geſchichte und Literatur hielt, 1842 in

Berlin, wo er 1843 ſtarb. Unter ſeinen Romanen iſt der Zauberring am bedeutendſten, unter ſeinen ſonſtigen Erzählungen das Märchen Undine.

Nr. 577. III, 77.

Sara v. Grotthuß, geb. Meyer (geſt. 1828 in Oranienburg), war die Tochter des jüdiſchen Bankiers Meyer in Berlin, in zweiter Ehe vermählt mit dem livländiſchen Baron von Grotthus, mit dem ſie in Berlin, ſpäter in Wien und Dresden lebte. Da dieſer durch den Krieg ſein Vermögen einbüßte, wurde er zuletzt Poſtmeiſter in Oranienburg. Über ihren Briefwechſel mit Goethe, der vorwiegend in die Jahre 1810—1814 fällt, vgl. Strehlke, Goethes Briefe I, 226 ff.

Nr 581. III, 81.

Franz von Schwanenfeld war preußiſcher Rittmeiſter. Vgl. Tag- und Jahreshefte 1813 (Hempel 27, 211), wo Goethe erzählt, daß er dieſen in Teplitz kennen gelernt habe. Schwanenfeld war derſelbe, der in Gotha den franzöſiſchen Geſandten von Saint-Aignan überrumpelte, ſodaß dieſer nur mit Mühe und Noth entkam. Goethe weilte in Teplitz von Ende April bis Mitte Auguſt 1813.

Nr. 586. III, 95.

Man vergleiche hierzu Hagedorns Wort in ſeinem Gedichte Horaz:

> Der iſt beglückt, der ſein darf was er iſt.
> (Hagedorns poet. Werke, Hamb. 1764. I, 80.)

Nr. 588. III, 96.

Dietrich Georg Kieſer (1779—1862), Stadtphyſikus in Northeim, Prof. der Medicin in Jena, auch Botaniker; von ihm: Mémoire sur l'organisation des plantes 1814.

Nr. 593. III, 110ff.

Den „Epilog zum Trauerſpiele Eſſex, im Charakter der Königin" (ſ. deuſ. Hempel 11, 248), der in Weimar von Amalia Wolff, der Darſtellerin der Königin Eliſabeth geſprochen wurde, hatte Goethe auf Wunſch dieſer Schauſpielerin gedichtet und an Stelle des letzten Auftritts in dem Trauerſpiel des Engländers Banks: „Graf von Eſſex" (für die deutſche Bühne bearbeitet von J. G. Dyk) geſetzt. Gerade am 17. und 18. October 1813, an den Tagen der Schlacht bei Leipzig, dichtete Goethe dieſen gewaltigen Epilog, und am 13. November deſſelben Jahres wurde er zum erſten Male in Weimar von Amalie Wolff geſprochen. In dieſem Epilog kommen, mit deutlicher Beziehung auf Napoleon, zum erſten Male die Worte vor, die Goethe ſelbſt als „prophetiſche" bezeichnet:

Der Menſch erfährt, er ſei auch wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag,

die Goethe dann auch in ſeine Gedichte 1815 aufnahm (Hempel 2, 328).

Nr. 595. III, 117ff.

Johann Friedrich Rochlitz, geb. 1769 in Leipzig, Schriftſteller und Bühnendichter, Hofrath 1809, geſt. 1842 zu Leipzig. 1813 weilte er vom 5.—21. December in Weimar. Die Bekanntſchaft mit Goethe begann im Jahre 1800 damit, daß Rochlitz um die Verleihung des weimariſchen Rathstitels nachſuchte. Daraus entſpann ſich ein lebhafter bis zu Goethes Tode andauernder Briefwechſel. Goethe ſchätzte Rochlitzens Urtheil ſehr hoch.

Nr. 601. III. 124.

b. Vgl. Geſpr. Nr. 483d. II, 323.

Nr. 604. III, 126.

Vgl. Sprüche in Proſa 481: „Junge und Weiber wollen die Ausnahme, Alte die Regel."

Nr. 610. III, 129f.

Johann Chriſtian Reil (1758—1813), ſeit 1787 Profeſſor der Medicin in Halle, Prof. in Berlin 1810, geſt. in Halle am 22. November 1813, hatte die Bühne zu Halle ins Leben gerufen. In den Tag- und Jahresheften 1814 ſchreibt Goethe: „Unſere Schauſpielergeſellſchaft ſollte wie bisher auch diesmal der Gunſt genießen, in Halle den Sommer durch Vorſtellungen zu geben. Der wackere Reil, dem die dortige Bühne ihre Entſtehung verdankte, war geſtorben; man wünſchte ein Vorſpiel, das zugleich als Todtenfeier für den trefflichen Mann gelten könnte; ich entwarf es beim Frühlingsaufenthalte zu Berka an der Ilm.“ (Hempel 27, 213.) Da aber Goethe bald durch das Erwachen des Epimenides ganz in Anſpruch genommen wurde, überließ er die Ausführung des für Halle entworfenen Prologs Riemer. So entſtand das Vorſpiel: „Was wir bringen. Zu Eröffnung des Theaters in Halle den 17. Juni 1814“, das im 2.—5. Auftritte zugleich eine Gedenkfeier Reils enthielt (ſ. daſſ. Hempel 11, 375—394).

Nr. 611. III, 130.

Johann Erich Bieſter, geb. 1749 in Lübeck, war Schriftſteller und Herausgeber der „Berliner Monatsſchrift“, geſt. 1816. Vgl. Geſpr. Nr. 1533, VIII, 359.

Nr. 612. III, 132ff.

Franz Karl Adalbert Eberwein, geb. zu Weimar 1786, 1803 Mitglied der Hofkapelle, ſpäter Muſikdirector an der Stadtkirche, geſt. 1868 in Weimar. Über Eberweins Compoſition der „Proſerpina“ ſ. Tag- und Jahreshefte 1814 (Hempel 27, 213), ſowie 1815 (Hempel 27, 220), und den Aufſatz: „Proſerpina. Melodram von

Goethe. Musik von Eberwein" (Hempel 28, 708ff.), der im Morgenblatt von 1815 (Nr. 136) erschien. Frau Wolff spielte die Proserpina.

Nr. 616. III, 138ff.

Philippine Lade, Tochter des Secretärs Lade in Wiesbaden. — Ludwig Wilhelm Cramer, geb. zu Friedewald 1755, seit 1803 Oberbergrath in Wiesbaden, später Hofgerichtsrath in Dillenburg, gest. 1832 in Wetzlar. — Wir sehen hier und in den folgenden Gesprächen Goethe auf seiner Sommerreise in den Rhein- und Maingegenden 1814. Er reiste am 25. Juli von Weimar ab, kam am 28. nach Frankfurt a. M., am 29. um Mitternacht nach Wiesbaden, wo er eine Kur gebrauchte, vom 1.—8. September weilte er im Rheingau, kehrte dann nach Wiesbaden zurück, ging wieder nach Frankfurt a. M., befand sich vom 24. September bis 8. October in Heidelberg, besuchte am 9. October Darmstadt, kehrte am 10. October nach Frankfurt zurück und traf den 27. October wieder in Weimar ein. (Vgl. „Skizze einer Reisechronologie", Hempel 27, 328, sowie Hempel 26, 369ff.)

Nr. 617. III, 140f.

De l'Aspée, einer der hervorragendsten Schüler Pestalozzis, hatte zu Wiesbaden eine Elementarschule gegründet. Vgl. hierzu Gespräch Nr. 634. III, 198ff.

Nr. 620. III, 144ff.

b. Johann Baptist Bertram, geb. 1776 zu Köln, war Mitbesitzer der Gemäldegalerie, die er und die Brüder Boisserée gesammelt hatten; er war mit diesen in Köln, Heidelberg u. s. w., gest. in München 1841. — Caroline von Humboldt, geb. von Dachröden, Tochter des Präsidenten von Dachröden in Erfurt,

Freundin von Caroline von Wolzogen und Charlotte von Schiller, geiſtreich und feinſinnig, gründliche Kennerin der griechiſchen Sprache, Wilhelm von Humboldts Gemahlin. — Die geiſtige Umwandlung, die ſich in Goethe auf der Reiſe in die Rhein- und Maingegenden vollzog, die allmählich in ihm aufſteigende und zum Siege gelangende Liebe zu deutſcher Art und Kunſt, mit der eine wunderbare Erneuerung ſeiner Dichterkraft verbunden war, hat Konrad Burdach in ſeinen Erläuterungen zu „Goethes Ghaſel auf den Eilfer in urſprünglicher Geſtalt" trefflich geſchildert; er vergleicht dieſe zweite „Hegire" mit Recht der Reiſe nach Italien. (Goethe-Jahrb. XI, S. 14ff.)

Nr. 621. III, 159.

Georg Moller (1784—1852), Oberbaurath zu Darmſtadt und Kunſtſchriftſteller, unterſtützte die Beſtrebungen der Brüder Boiſſerée aufs eifrigſte. Goethe erwähnt ihn wiederholt in ſeiner „Reiſe am Rhein, Main und Neckar", ſowie in den „Tag- und Jahresheften."

Nr. 622. III, 160ff.

Mineralog Karl Cäſar Ritter von Leonhard, geb. 1779 in Rumpenheim bei Hanau, großherzoglich Frankfurtiſcher Generalinſpector der Domänen 1810, ſeit 1818 Profeſſor der Mineralogie und Geognoſie in Heidelberg, geſt. 1862. Goethe ſtand mit ihm ſeit 1807 in wiſſenſchaftlichem Briefwechſel. Über ſeinen Beſuch bei Leonhard in Hanau vom 20.—24. October 1814 ſchrieb Goethe an Wolf: „In Hanau konnte ich in dem Cabinet des Herrn Geheimerath Leonhard alle meine Kenntniſſe des unorganiſchen Reiches rekapituliren und nicht wenig vermehren." Vgl. auch den Bericht in der „Reiſe am Rhein, Main und Neckar" (Hempel 26, 306ff. unter „Hanau"), ſowie „Tag- und Jahreshefte 1814" (Hempel 27, 214.

330). Das Mineraliencabinet des Geheimen Raths Leonhard war über siebentausend Exemplare stark und sonderte sich in eine otryktognostische und geognostische Sammlung.

Nr. 623. III, 166.

Karl Melchior Jacob Moltke (1783—1831), seit 1809 Opernsänger in Weimar, seit 1814 Kammersänger. Goethe nennt ihn einen „höchst angenehmen Tenor“ (Hempel 27, 189).

Nr. 624. III, 168.

Gustav Moltke, Sohn des Kammersängers Moltke.

Nr. 625. III, 169.

„Die große Zenobia“ von Calderon wurde nur zweimal aufgeführt: am 20. und 30. Januar 1815. Goethe erwähnt in den „Tag- und Jahresheften“ 1815, daß die ersten drei Acte trefflich geriethen, die letzten beiden aber nicht gefielen (Hempel 27, 220).

Nr. 627. III, 173.

Gräfin Julie von Egloffstein (1792—1869), Tochter der Gräfin Henriette von Egloffstein, war eine begabte Malerin, deren Fortschritte in der Kunst Goethe auch in den Tag- und Jahresheften (Hempel 27, 280. 291) rühmt. — Der „Zauberring“, Roman Fouqués, 1813 erschienen. Der Gräfin Caroline von Egloffstein, Juliens Schwester, widmete Goethe bei ihrer Abreise nach Petersburg 1821 mit Fouqués Zauberring ein Gedicht:

Ein Zauber wohl ziehet nach Norden,
Doch halten die Ringe wir feit:
Heil dir, die im eisigen Norden
Nicht Wärme der Heimat verläßt. (Hempel 3, 340).

John Flaxmann (1755—1826) war Bildhauer und Maler; von Flaxmanns Umriſſen (Kupfern) zu Homer, Aeſchylus, Dante ſagte Goethe in einem Briefe an Meyer vom 27. März 1799, daß Flaxmann der Abgott der Dilettanten ſei, da man, um ſeine Mängel einzuſehen und zu beurtheilen, ſchon mehr Kenntniſſe haben müſſe. — Johann Heinrich Ramberg (1763—1840), Hofmaler in Hannover.

Nr. 628. III, 177.

Heinrich Karl Friedrich Peucer (1779—1849), Hofadvocat in Weimar 1805, Regierungsrath 1811, Oberkonſiſtorialdirector 1815, Oberkonſiſtorialpräſident 1838. Peucer überſetzte Voltaires Zaire für die weimariſche Bühne und ſchrieb mit Goethe gemeinſam das Nachſpiel zu Iffands Andenken. — Zu der Erzählung über Philippine Lade, vgl. Geſpr. Nr. 616. III, 138ff.

Nr. 630. III, 180.

Die Reiſe in die Rhein- und Maingegenden 1815 trat Goethe am 24. Mai an. Am 27. Mai war er in Frankfurt, blieb dann vom 29. Mai bis 11. Juli mit einigen Unterbrechungen in Wiesbaden, ging darauf nach Biebrich, Mainz u. ſ. w., am 25. Juli fuhr er mit dem Miniſter Stein nach Köln, wo er bis zum 27. Juli blieb, am 31. Juli traf er wieder in Wiesbaden ein, wo er bis zum 10. Auguſt verweilte, am 11. Auguſt war er in Mainz, am 12. begab er ſich nach Frankfurt, wo er bis zum 19. September blieb und ſich theils in der Gerbermühle, dem Landſitze des Bankiers und Geheimraths Johann Jakob von Willemer, theils in deſſen Stadtwohnung aufhielt; am 20. September war Goethe in Darmſtadt, von da ging er mit Boiſſerée nach Heidelberg, wo beide bis zum 7. October blieben, am 8. October nach Würzburg, am

11. October traf Goethe über Meiningen und Gotha wieder in Weimar ein. — Den Schulrector und Kunstsammler Fochem in Köln besuchte Goethe am 27. Juli. Vgl. „Reise am Rhein, Main und Neckar“ (Hempel 26, 260. 348). Ferdinand Franz Wallraf war Professor und Kunstsammler in Köln; der Maler Maximilian Heinrich Fuchs unterstützte lebhaft die Bestrebungen Boisserées, Goethe nennt ihn einen „vorzüglichen Künstler“ von „Erfindungsgabe, Geschmack und Fertigkeit.“ (Hempel 26, 271.) In seinem Tagebuch (Sulpiz Boisserée II, 65) bemerkt Goethe: „Donnerstag, 27. Juli. Um die Stadt gefahren, Besuche, Bilder. Wallrafs angefüllte Wohnung, Gebäude, Schulrektor. Auch Bonn. Fuchs begleitete.“

Nr. 631. III, 182.

„Dank für den Orden.“ Am 1. August 1815 schrieb Goethe an Voigt, daß er einen österreichischen Orden erhalten habe, unter Mittheilung der Stelle aus der Wiener Hofzeitung: „Se. k. k. Majestät haben vermittelst höchsten aus Speyer vom 28. Juni erlassenen Kabinetschreibens dem herzoglich Weimar'schen geheimen Rathe von Goethe das Commandeurkreuz des Österreichisch-Kaiserl. Leopoldi-Ordens in Gnaden zu verleihen geruhet.“ — Den preußischen General Gustav von Rauch erwähnt Goethe auch in der „Reise am Rhein, Main und Neckar“, der „alles dasjenige, was bei Anlage der neuen Festungswerke ausgegraben wurde, bei sich sammelte, um solches dereinst dem öffentlichen Gewahrsam zu übergeben.“ (Hempel 26, 272.) — Um Goethes, in den Gesprächen immer wieder hervortretenden Schmerz darüber, daß seine „Farbenlehre“ (1810 erschienen) die Anerkennung der Fachgelehrten nicht fand, ganz zu verstehen, muß man sich vergegenwärtigen, daß er sein ganzes Leben hindurch sich mit diesen Fragen

Mann genau, ich hafte dafür, das iſt ein großer Schauſpieler, oder kann es werden. Der Menſch machte von ganzem Herzen einen albernen Bückling, ſo daß der Graf laut über ihn lachen mußte, und ausrief: Er macht ſeine Sachen excellent, ich wette, dieſer Menſch kann ſpielen was er will, und es iſt Schade, daß man ihn bisher zu nichts beſſerm gebraucht hat.

Ein ſo außerordentlicher Vorzug war für die übrigen ſehr kränkend, nur Melina empfand nichts davon, er gab vielmehr dem Grafen vollkommen recht, und verſetzte mit ehrfurchtsvoller Mine: ach ja, es hat wohl ihm und mehreren von uns nur ein ſolcher Kenner und eine ſolche Aufmunterung gefehlt, wie wir ſie gegenwärtig an Ew. Excellenz gefunden haben.

Iſt das die ſämmtliche Geſellſchaft? ſagte der Graf.

beſchäftigt hatte und daß er ſeine „Farbenlehre“, durch die er als der allein auf dem rechten Wege der Forſchung Wandelnde der Mit- und Nachwelt die Wahrheit zu verkünden glaubte, ſogar über ſeine dichteriſchen Leiſtungen ſtellte.

Nr. 632. III, 188ff.

Über das Buch Kalus ſ. VIII, 399. Johann Hermann von Riedeſels und Volkmanns Reiſebücher führte Goethe in Italien mit ſich. J. H. v. Riedeſel, Sohn eines preußiſchen Generallieutenants war 1740 geb., Freund Winckelmanns, auf deſſen Wunſch er einen ausführlichen Bericht über ſeine Reiſe in Italien 1764 ſchrieb; die Briefe erſchienen nach Winckelmanns Tode zu Zürich unter dem Titel: „Reiſe durch Sicilien und Großgriechenland. Zwei Sendſchreiben an Winckelmann.“

Dr. med. Johann Chriſtian Ehrmann, geb. 1749 in Straßburg, ſeit 1779 Arzt in Frankfurt am Main, geſt. 1827 in Speier.

Nr. 633. III, 194.

Schubart: gemeint iſt Gotthilf Heinrich v. Schubert, vgl. VIII, 399.

Nr. 634. III, 197.

Juliane, Freifrau von Krüdener, geb. v. Vietinghoff, geb. 1764 in Riga, geſt. 1824, war eine myſtiſche Pietiſtin, die als Wanderpredigerin umherzog und nachtheiligen Einfluß auf Alexander I. v. Rußland übte.

Nr. 635. III, 200.

Johann Albert Heinrich Reimarus, geb. 1729 in Hamburg, Arzt ſeit 1757, ſeit 1796 Prof. am Gymnaſium, geſt. 1814.

Nr. 636. III, 201.

Friedrich von Luck, preußiſcher Major a. D., geſt. 1844, war ein origineller Dichter und Humoriſt. Gedichte von ihm ſandte Goethe am 12. Januar 1816 an Knebel. In den „Tag- und Jahresheften 1819“ (Hempel 27, 250) nennt ihn Goethe den „Mainzer Humoriſten“. Man vgl. a.: „Einige Blätter der Erinnerung. Geſammelt und herausgegeben aus dem Nachlaß des Majors Friedrich v. Luck 1845.“ — S. 204. Gemeint iſt das Gedicht Nr. 15 im Buch Suleika: „Nur wenig iſts, was ich verlange, weil eben alles mir gefällt u. ſ. w.“ — Clemens Freih. von Hügel (1791—1849), Verfaſſer des Werkes: Spanien und die Revolution (1821), 1816 Legationsſecretär in Madrid, ſpäter Botſchaftsrath in Paris, zuletzt Director des Staatsarchivs.

Nr. 637. III, 205.

Gemeint ſind die Gedichte Nr. 9 und 8 im Schenkenbuche: „Schenke ſpricht“ und: „Dem Kellner. Dem Schenken.“ Das Gedicht auf „den kleinen Paulus“ („die kleine“ iſt nach v. Löpers Vermuthung Druckfehler bei Boiſſerée), d. i. den vierzehnjährigen Sohn des Geh. Kirchenraths Paulus in Heidelberg, iſt das Gedicht Nr. 16 im Schenkenbuche: Schenke. Schwänchen iſt ein von Goethe gern gebrauchter mundartlicher Ausdruck für ein „Gemiſch leckerer Sachen, die die Gäſte vom Gaſtmahl in einer Serviette oder einem Papier mit nach Hauſe nehmen“ (ſ. v. Löper, Hempel 4, 184 Anm.).

Nr. 638. III, 209.

Joh. Gottfried Ebel (geb. 1764 in Züllichau, geſt. 1830 in Zürich) verfaßte 1793 das erſte wirklich gute und brauchbare Reiſehandbuch für die Schweiz. —

Friedrich Lehne, Professor in Mainz. Vgl. Hempel 26, 283. Die Helvig ist Amalie von Imhoff, verm. von Helwig. Über den Grafen Kesselstädt s. Goethe in der „Reise am Rhein, Main und Neckar" Hempel 26, 284. Der Landschaftsmaler Kaspar Schneider (1753 bis 1839) war ein geborener Mainzer.

Nr. 643. III, 216.

Johann Jakob v. Willemer, geb. 1760 in Frankfurt a. M., Bankier, in den Adelsstand erhoben, Geheimrath, seit 1797 preußischer Konsul, gest. 1838. Seine Gemahlin Maria Anna Katharina Theresia, geb. Jung, gewöhnlich kurz Marianne v. W. genannt, 1784 in Linz geboren, war Ballettänzerin und Schauspielerin, seit 1798 in Frankfurt a. M., vermählt mit Willemer seit dem 27. September 1814, gest. 1860; sie, die Suleika des Divans, die Dichterin der köstlichen Suleika-Lieder: „Was bedeutet die Bewegung?", „Bringt der Ostwind frohe Kunde?" und: „Ach, um deine feuchten Schwingen, West, wie sehr ich dich beneide!", wurde von Goethe seit dem 24. Mai 1815 unter dem angeführten Decknamen in den „West-östlichen Divan" eingeführt (vgl. Weimarer Ausgabe 6, 144. 145) und war der belebende Mittelpunkt des Kreises, der auf der Gerbermühle (bei Oberrad in der Nähe von Frankfurt gelegen) zusammenkam.

Nr. 645. III, 219.

Arnold Friedrich Theodor Kestner war Dr. med. in Frankfurt a. M. (Vgl. „Reise am Rhein, Main und Neckar" Hempel 26, 300.); er war der Sohn der Charlotte Kestner, geb. Buff und war 1778 in Hannover geb., seit 1812 Professor an der medicin.-chirurg. Lehranstalt in Frankfurt a. M., gest. 1847. Sein Bruder August Kestner war später hannoverischer Legationsrath

und ſtarb 1853 (von ihm die Schrift „Goethe und Werther“ 1854). — „Unſer ſeliger Vater“: Johann Chriſtian Neſtner war 1800 als hannoverſcher Hofrath geſtorben. Über das Talent der Gräfin Julie von Egloffſtein vgl. Geſpr. Nr. 627. III, 173. — Tommaſo (Thomas) Guidi Maſaccio (1401—1428), bekannter italieniſcher Maler, der eine neue Geſtaltung in der florentiniſchen Schule begründete. — Friedrich Johann Overbeck (geb. 1789 in Lübeck, geſt. 1869), hervorragender deutſcher Maler, wurde 1814 katholiſch, begründete die religiös-romantiſche Malerſchule der „Nazarener“. Sein Vater war der Schriftſteller Chriſt. Adolf Overbeck in Lübeck (1755—1821). — Chriſtian Johannes Riepenhauſen (1788—1860) und Friedrich Franz Riepenhauſen (1786—1831), Maler, beide katholiſch, ihre „Blätter zur Genoveva“ beſprach Goethe in der „Jenaiſchen Allgemeinen Literatur-Zeitung“ (5. Mai 1806, Nr. 106 f. d. Hempel 28, 812); ſie ſuchten einen Theil der Gemälde Polygnots nach der Beſchreibung des Pauſanias wiederherzuſtellen (vgl. hierüber Goethes Urtheil: Hempel 28, 266ff. 862ff.) u. a. — Georg Sartorius, Freiherr von Walthershauſen (1765—1828) war Theolog, Privatdocent in Göttingen 1792, Profeſſor der Philoſophie 1797, ſpäter weimariſcher Beauftragter beim Wiener Congreß.

Nr. 646. III, 226.

In der Familie Guaita in Frankfurt verkehrte Goethe wiederholt, z. B. auch am 15. September.

Nr. 648. III, 228.

Johann Jakob Wilhelm Heinſe (eigentl. Heintze, 1746—1803) hatte zuletzt als Dichter und Kunſtſchriftſteller in Mainz gelebt. Sein Kunſtroman „Ardinghello

oder die glückſeligen Inſeln" erſchien 1787. Goethe nennt dieſen Roman mit Schillers Räubern zuſammen als Dichtungen, „die ihn äußerſt anwiderten." (Hempel 27, 309.) — Boiſſerées Wunſch wurde erfüllt; Goethe nannte bekanntlich die erſten drei Hefte ſeines Aufſatzes: „Über Kunſt und Alterthum in den Rhein- und Main-gegenden" (das erſte Heft erſchien 1816).

Nr. 649. III, 229.

Johann Friedrich Wenner war Buch- und Kunſthändler in Frankfurt a. M. — Zu der Stelle über Reimarus u. ſ. w. vgl. Geſpr. Nr. 635. III, 201.

Nr. 651. III, 232.

Serrand war Beſitzer einer Gemäldeſammlung in Frankfurt a. M. (er beſaß Bilder von Paul Veroneſe, Rubens, Hobbema u. a.). Meindert Hobbema (1638 bis 1709), ein Amſterdamer, ausgezeichneter Landſchaftsmaler. — Der Kaufmann und Senator Franz Brentano in Frankfurt a. M. war der ältere Stiefbruder des Dichters Clemens Brentano; er beſaß eine „treffliche Gemäldeſammlung" (vgl. Goethes Bericht hierüber: Hempel 26, 289). — Hans Hemmelinck (auch Memlinc), geb. 1440, geſt. 1494 in Brügge, ein Maler der altflandriſchen Schule; ſein Hauptwerk iſt der „Schrein der heiligen Urſula" in Brügge; auch das große Altarbild in der Marienkirche zu Danzig wird ihm zugeſchrieben u. a. — Gingko biloba, der zweilappige Gingkobaum, eine japaniſche Koniſere, jetzt gewöhnlich Salisburia adiantifolia genannt. Vgl. Goethes Gedicht Gingo biloba im Buche Suleika des Weſt-öſtl. Divan.

Nr. 653. III, 234.

Das Sonett: „Am jüngſten Tag u. ſ. w.“ ſ. Hempel 1, 216, den Todtentanz Hempel 1, 261, Siebenſchläfer: Hempel 4, 221.

Nr. 655. III, 237.

Das Lied eines Freiwilligen iſt das Gedicht: „Kriegsglück“ Hempel 1, 84. In der Ausgabe der Werke Goethes von 1815 ſteht das Gedicht zwiſchen Vanitas und dem Gedichte: Offene Tafel (I, 136—138). Nach Eckermann war das Gedicht am 12. Februar (nicht am 14.) 1814 entſtanden. Über den Stoff zu dem Gedichte vgl. v. Löpers Anmerkung in ſeiner Ausgabe der Gedichte Goethes I, 341.

Nr. 656. III, 237.

Georg Primaveſi (geb. 1776 in Heidelberg) war Maler und Kupferſtecher in Darmſtadt. Goethe erwähnt rühmend ſeine „eigenhändig radirten landſchaftlichen Darſtellungen“ in der „Reiſe am Rhein, Main und Neckar“ (Hempel 26, 316).

Nr. 657. III, 239.

Anton Friedrich Juſtus Thibaut (1774—1840) war Geheimerath und Profeſſor der Rechte in Heidelberg. — Über Oken vgl. Erl. zu Nr. 542. III, 20. Zu der ganzen Streitfrage vgl. S. Kaliſcher bei Hempel 33, CXLIV ff.

Nr. 658. III, 241.

Georg Friedrich Creuzer (1771—1858) war Profeſſor der Philologie und alten Geſchichte in Heidelberg. Karl Daub (1765—1836) war Prof. der Theologie und Geh. Kirchenrath in Heidelberg.

Nr. 666. III, 246.

Zu dem Geſpräch mit Schiller, das Goethe erwähnt, vgl. Goethes Aufſatz: „Erſte Bekanntſchaft mit Schiller 1794“ in den „Biographiſchen Einzelheiten“ (Hempel 27, 311).

Nr. 667. III, 252.

Dr. med. Karl Chriſtian Gmelin (geſt. 1837 in Karlsruhe) war Director der Naturaliencabinets und Geheimer Hofrath in Karlsruhe.

Nr. 670. III, 255.

Das Gedicht „Pfaffenſpiel“ ſ. bei Hempel 2, 289.

Nr. 677. u. 678. III, 262.

Vgl. hierzu Goethes Aufſatz „Blüchers Denkmal“ 28, 425—429.

Nr. 680. III, 265.

Friedrich Albert Franz Krug von Nidda (1776 bis 1843), diente in dem königlich ſächſiſchen Chevaurlegers-Regimente von Polenz, wurde 1812 in Rußland verwundet und gefangen genommen, erhielt ſpäter als Hauptmann ſeinen Abſchied und lebte dann auf ſeinem Rittergute zu Gatterſtädt als Dichter und Schriftſteller. Auch den Sommer 1816 wollte Goethe am Rhein verbringen, in Begleitung Meyers, aber beim Antritt der Reiſe, Erfurt war noch nicht erreicht, wurde der Wagen umgeworfen, die Achſe brach, Meyer wurde an der Stirn verletzt, und infolgedeſſen gab Goethe „aus Unmuth und Aberglauben“ die Reiſe auf. Er ging nun wenige Tage darauf (am 20. Juli war der Umſturz des Wagens erfolgt) nach Tennſtädt in Thüringen, wo er zum Gebrauche der Schwefelquellen bis zum 10. September

blieb. (Vgl. Tag- und Jahreshefte 1816, Hempel 27, 227 f.) — Den Dankbrief Goethes an Krug v. Nidda ſ. v. Biedermann, Goethe-Forſchungen I, 293 f. u. 292.

Nr. 683. III, 269

Moritz Graf O'Donnell von Tyrconnell (1780 bis 1843) war k. k. Kämmerer und Feldmarſchall-lieutenant.

Nr. 684. III, 269.

George Ticknor (1791—1871), amerikaniſcher Literarhiſtoriker, bekannt durch ſeine „Geſchichte der ſpaniſchen Literatur" u. a. Er ſtammte aus Boſton. — Edward Everett, jüngerer Bruder des amerikaniſchen Staatsmannes und Diplomaten Alexander Hill Everett, war 1794 zu Dorcheſter in Maſſachuſſets geb., ſtudirte Theologie, bereiſte 1815—1820 Europa, war ſpäter Gouverneur von Maſſachuſſets, Geſandter in England, Staatsſecretär u. ſ. w., geſt. 1865 in Boſton.

Nr. 694. III, 281.

Johanna Charlotte Frommann, geb. 1765, war das älteſte Kind des Conrectors Weſſelhöft am Johanneum in Hamburg und der Frau deſſelben Caroline, geb. Bohn (Tochter des Hamburger Buchhändlers Bohn), mit Karl Friedrich Ernſt Frommann vermählte ſie ſich im November 1792, ihre zwei Schweſtern, auch ein Bruder zogen mit nach Jena, ſie ſtarb 1830. Fr. J. Frommann, ihr Sohn, war ſeit 1818 in der Buchhandlung von Perthes und Beſſer in Hamburg, kehrte 1824 für immer ins väterliche Haus zurück und verheirathete ſich 1830.

Nr. 697. III, 283.

Friedrich Wilhelm Krummacher, geb. 1794 zu Duisburg, ſeit 1847 proteſtantiſcher Prediger in Berlin und Potsdam, war der Sohn des bekannten Parabeldichters Friedr. Adolf Krummacher.

Nr. 701. III, 288.

Victor Couſin (1792—1867), Philoſoph, Profeſſor an der Sorbonne in Paris, ſpäter frz. Unterrichtsminiſter. Pierre Paul Royer-Collard (1763—1845), franzöſiſcher Staatsmann und Philoſoph, damals Präſident der Kommiſſion des öffentlichen Unterrichts (1815—1820). — Der geiſtvolle franzöſiſche Schriftſteller Charles François Dominique de Villers (1765—1815), frz. Artillerieoffizier, mußte 1793 fliehen, lebte ſeit 1797 in Lübeck, ſpäter Profeſſor in Göttingen, er ſtarb in Leipzig. — Jean Baptiſte Biot (1774—1862), Prof. der phyſikaliſchen Aſtronomie an der Univerſität zu Paris ſeit 1809. Vgl. Goethe „Tag und Jahreshefte 1817“ (Hempel 27, 232), wo er Biots „Kapitel über die Polariſation des Lichts“ das „Widerwärtigſte“ nennt, was ihm jemals vor Augen gekommen, ſowie ſeinen Brief an Schultz vom 24. November 1817.

Nr. 702. III, 291.

Karl Auguſt Varnhagen von Enſe (1785 bis 1858), ſeit 1819 Geh. Legationsrath und Schriftſteller in Berlin. Vgl. Tag- und Jahreshefte 1817 (Hempel 27, 240). — Ottilie Wilhelmine Erneſtine Henriette, geb. Freiin v. Pogwiſch (1796—1872) vermählte ſich mit Auguſt v. Goethe 1817.

Nr. 703. III, 294.

Jacob Friedrich Fries (1773—1843), ſeit 1816 Profeſſor der Philoſophie in Jena.

Nr. 707. III, 296.

Ferdinand Johannes Wit gen. von Dörring (1800—1863) ſtudirte ſeit 1817 in Kiel und Jena, war Mitglied der Burſchenſchaft, floh 1819 nach England, wurde 1821 in Piemont verhaftet und blieb 5 Jahre Staatsgefangener, ſeit 1828 lebte er auf ſeiner Beſitzung in Oberſchleſien. Er war ein politiſcher Abenteurer. Sein Schickſal ſchilderte er in ſeinem 1827 erſchienenen Buche: „Lucubrationen eines Staatsgefangenen.“ Auf dieſes Buch nimmt Goethe hier Bezug, wie auch auf Wits Gefangenſchaft. Das vorliegende Geſpräch hat daher nicht im Jahre 1817 ſtattgefunden, ſondern 1827. Vgl. Geſpr. VIII, 399.

Nr. 715. III, 303.

Caroline (1789—1868) war die älteſte Tochter der Gräfin Henriette von Egloffſtein; ſie dichtete und componirte auch. Vgl. Erl. zu Nr. 627. III, 173.

Nr. 717. III, 303.

Caroline Freifrau von Egloffſtein, geb. Freiin von Aufſeß, war die Gattin des Kammerherrn, Hof- und Regierungsrathes Gottlob von Egloffſtein, des älteren Bruders der Gräfin Henriette von Egloffſtein. — Über Goethe in Dornburg vgl. L. Geigers Aufſatz im Goethe-Jahrb. II, 316.

Nr. 720. III, 312.

Wilhelm Gerhard (1780—1858), ein geborner Weimaraner, war Legationsrath in Leipzig. Er überſetzte ſerbiſche Volkslieder und Heldenmärchen. Ausführlich dargelegt hat die Beziehungen Goethes zu Gerhard W. v. Biedermann in „Goethe und Leipzig, II. Bd.“. — Joſeph Freiherr von Hammer-Purgſtall (1774—1856),

Es ſind einige Glieder abweſend, verſetzte der kluge Melina, und überhaupt könnten wir, wenn wir nur Unterſtützung fänden, ſehr bald aus der Nachbarſchaft vollzählig ſeyn.

Indeſſen ſagte Philine zur Gräfin: es iſt noch ein recht hübſcher junger Mann oben, der ſich gewiß bald zum erſten Liebhaber qualifiziren würde.

Warum läßt er ſich nicht ſehen? verſetzte die Gräfin.

Ich will ihn holen, rief Philine, und eilte zur Thüre hinaus.

Sie fand Wilhelmen noch mit Mignon beſchäftigt, und beredete ihn mit hinunter zu gehen. Er folgte ihr mit einigem Unwillen, doch trieb ihn die Neugier; denn da er von vornehmen Perſonen hörte, war er voll Verlangen, ſie näher kennen zu lernen. Er trat ins Zimmer, und ſeine Augen begegneten ſo-

reiſte lange im Orient, Legationsſecretär in Konſtantinopel, Konſularagent in Jaſſy, geſt. als Hofrath in Wien, ſeine Schrift: „Der Divan von Mohammed Schemſeddin Hafis, aus dem Perſiſchen zum erſten Male ganz überſetzt" (1812) regte Goethe bekanntlich zum weſt-öſtlichen Divan an (vgl. Tag- und Jahresheſte 1815, Hempel 27, 214 f.).

Nr. 723. III, 315.

Karl Philipp Fürſt von Schwarzenberg, Herzog v. Krumau (1771—1820), der bekannte Generalfeldmarſchall und Führer der verbündeten Armeen 1813. — Angelica Catalani (1782—1849), berühmte italieniſche Coloraturſängerin, ſeit 1806 mit dem Kapitän Valabrègue verheirathet; ſie war auf einer Kunſtreiſe begriffen. — Ida Marquiſe von Bombelles, geb. Brun, Gattin des öſterreichiſchen Geſandten Louis Marquis de Bombelles (1780—1843); ſie war die Tochter der bekannten Schriftſtellerin Friederike Brun, geb. Münter.

Nr. 724. III, 316.

Arthur Schopenhauers (1788—1860) Werk: „Die Welt als Wille und Vorſtellung" erſchien öffentlich 1819, in demſelben Jahre wie Goethes Weſt-öſtlicher Divan. — Schopenhauer hatte ſich an Goethes Studien zur Farbenlehre eifrig betheiligt, bekämpfte auch Newtons Theorie (vgl. ſeine Schrift: „Über das Sehen und die Farben"), ſpäter trat eine Scheidung ein, über die Goethe in den Tag- und Jahresheften 1816 (Hempel 27, 227), ſowie an Schultz 19. Juli 1816 berichtet.

Nr. 728. IV, 1.

Johann Nepomuk Hummel, geb. in Preßburg 1778, war Kapellmeiſter beim Fürſten Eſterhazy, dann in Stuttgart, ſeit 1819 Kapellmeiſter in Weimar, geſt. 1837.

In den Tag- und Jahresheften 1821 (Hempel 27, 282) nennt ihn Goethe „unſern nicht genug zu preiſenden Kapellmeiſter Hummel."

Nr. 729. IV, 2.

Franz Nicolovius, geb. 1797, Sohn des Wirkl. Geh. Oberregierungsrathes Georg Heinrich Ludwig Nicolovius in Berlin, wurde ſpäter Generalprocurator in Köln.

Nr. 730. IV, 5.

Chriſtian Gottfried Nees von Eſenbeck (1776 bis 1858), Arzt, Prof. der Botanik in Erlangen 1818, dann in Bonn 1819, zuletzt in Breslau. Er war zugleich Präſident der Leopold.-Carol.-Akademie der Naturforſcher.

Nr. 731. IV, 6.

Vgl. hierzu Geſpr. Nr. 717. III, 303—311.

Nr. 733. VI, 7.

Ulrike von Pogwiſch, die jüngere Schweſter von Goethes Schwiegertochter Ottilie, die mit in Goethes Hauſe wohnte. — Johann Jacob Graff (1768—1848), ſeit 1793 Hofſchauſpieler in Weimar.

Nr. 734. IV, 8.

Gräfin Ottilie Henckel von Donnersmark war Oberhofmeiſterin. — Clemens Wenceslaus Coudray (1775—1845) war Oberbaudirektor in Weimar, früher in Frankfurt.

Nr. 740. IV, 12.

Theobald Renner (1779—1850) war Prof. der vergleichenden Anatomie und der Thierarzneikunde, ſowie

Director der Thierarzneischule in Jena. — Joh. Wolfgang Döbereiner (1780—1849), ursprünglich Apotheker, war Prof. der Chemie in Jena.

Nr. 741. IV, 13.

Ernst Benj. Sal. Raupach (1784—1852), Prof. der Philosophie in Petersburg, seit 1822 in Berlin, beherrschte mit seinem Trauerspiele die Bühnen, namentlich in den Jahren 1830—1840.

Nr. 742. IV, 14.

Vgl. hierzu Gespr. Nr. 715. u. 716. III, 303.

Nr. 743. IV, 15.

Oken hatte im Herbst 1816 eine Zeitschrift Isis, vorwiegend naturwissenschaftlichen Inhalts, gegründet. Da damals in Weimar größere Preßfreiheit herrschte als in den anderen deutschen Staaten, wurden alle Klagen und Beschwerden Deutschlands, die in anderen Orten nicht veröffentlicht werden konnten, an die Isis gesandt und wurden auch von Oken aufgenommen. Das erregte bei den Regierungen der übrigen deutschen Staaten große Entrüstung, und so sah sich endlich die Weimarische Regierung genöthigt, Oken aufzufordern, entweder die Isis aufzugeben oder seine Professur niederzulegen. Nun legte Oken im Jahre 1819 seine Professur nieder, die Isis wurde im Weimarischen verboten, erschien jedoch von nun an in Rudolstadt. Oken blieb als Privatgelehrter in Jena, wurde aber 1828 in München Privatdocent und bald wieder Professor. Schon am 5. October 1816 hatte Goethe dem Großherzog auf dessen Wunsch über die Isis ein Gutachten erstattet, in dem er zu dem Verbot der Zeitschrift rieth. Damals erfolgte es noch nicht. Vgl. auch Goethes Tag- und Jahreshefte 1816. Hempel 27, 228 f.

Nr. 744. IV, 16.

Christian Rauch (1777—1857), ursprünglich Königlicher Kammerdiener, seit 1814 Prof. an der Kunstacademie in Berlin. Über ihn vgl. das große Werk „Christian Friedrich Rauch von Friedrich und Karl Eggers, 5 Bde. 1873—1891", sowie: „Rauch und Goethe. Urkundliche Mittheilungen v. K. Eggers, 1889."

Nr. 748. IV, 17.

Bernhard, Freih. v. Beskow, geb. 1796 in Stockholm, gest. 1868, schwedischer dramatischer Schriftsteller.

Nr. 750. IV, 18.

Dr. Christian Wilhelm Schweitzer, geb. 1781 zu Naumburg, war 1818 in das Staatsministerium zu Weimar eingetreten. — Frau Henriette von Pogwisch, die Mutter Ottiliens, war Hofdame der Großherzogin.

Nr. 752. IV, 21.

Joh. Christian Lobe, geb. 1797 in Weimar, gest. 1881 in Leipzig, Musiker, Musikschriftsteller und Componist. Er war damals Musiker bei der Weimarer Theaterkapelle.

Nr. 753. IV, 32.

Joseph Sebastian Grüner, seit 1807 Magistrats- und Criminalrath in Eger, gest. 1864 das.

Nr. 756. IV, 61.

Karl Friedrich von Both (1789—1875), seit 1818 Vicekanzleidirector in Rostock, 1836 Vicekanzler der Universität, später Wirkl. Geh. Rath. — Louise von Knebel, geb. Rudorf (1776—1852) war seit 1791 Opernsängerin in Weimar, seit 1794 Kammersängerin,

mit Karl Ludwig v. Knebel vermählt seit 1797. Das schöne und richtige, neidlose und vollkommen zutreffende Urtheil der Frau von Knebel über Christiane von Goethe ist leider viel zu wenig bekannt. Zu dem, was sie über Goethes Erschütterung und tiefen Schmerz über den Tod seiner Frau sagt, stimmt genau, was C. A. Vulpius am 8. Juni 1816 an Nic. Meyer in Bremen schreibt: „Meiner Schwester irdisches Schicksal hat der Tod mit allgewaltiger Hand geendet und ihrer herrlichen Kraft und Gesundheit ein langwieriges Spiel abgewonnen. Sie starb vorgestern, den 6. Mittag um 12 Uhr, eben an ihrem Geburtstage, 52 Jahre alt. — Wie es nun aussieht, können Sie denken; das Haus scheint verwaist zu sein, und der Mann ist sehr betrübt. Was soll ich Ihnen von seinem Schmerze sagen? Ich denke, er wird auf einige Zeit nach Jena gehn, ich aber, wohin soll ich gehn mich zu zerstreuen? Wie es mich angreift, das — kann ich nicht sagen. Heute wird die Erblaßte begraben. Friede ihrer Seele!" Und derselbe schreibt an Nic. Meyer am 3. Juli 1816: „Daß meine gute Schwester gestorben ist, habe ich Ihnen schon geschrieben. Dieser Schlag hat mich hart getroffen. Am wenigsten aber kann ihr Mann ihren Tod verschmerzen. Er ist sehr mitgenommen." Goethe selbst schreibt in sein Tagebuch: „5. Juni 1816. Den ganzen Tag im Bett zugebracht. Meine Frau in äußerster Gefahr. Mein Sohn Helfer, Rathgeber und einziger haltbarer Punkt in dieser Verwirrung. 6. Juni Nachts. Ende meiner Frau. Letzter fürchterlicher Kampf ihrer Natur. Sie verschied gegen Mittag. Leere und Todtenstille in und außer mir." Und an Thomas Seebeck schrieb Goethe am 8. Juni 1816, daß „häusliche Wehethaten" ihn zu keiner ruhigen Betrachtung kommen ließen, wie er auch im weiteren Verlaufe des Briefes den Tod seiner Frau beklagt.

Nr. 758. IV, 68.

Friedrich Förſter, geb. in Münchengoſſerſtädt 1791, war 1813 Offizier, dann 1815—1818 Lehrer der Geſchichte und Geographie an der Artillerieſchule in Berlin, ſeit 1818 lebte er, da er als Demagog ſeines Amtes entſetzt wurde, als Schriftſteller, 1829 Hofrath und Cuſtos an der Kunſtkammer in Berlin, geſt. dort 1868; ſeine Frau Laura war eine geb. Gedike. Ihren Beſuch in Jena erwähnt Goethe in den Tag- und Jahresheften 1820, Hempel 27, 269.

Nr. 759. IV, 69.

Conſtantin (nicht Karl) E. v. Weltzien, geb. 1798 in Petersburg, 1819 Dr. der Medicin in Dorpat, geſt. 1821. — Karl v. Morgenſtern (1770—1852), Prof. der Philologie in Halle, dann Prof. der Beredſamkeit am Athenäum zu Danzig, zuletzt in Dorpat. — Kurt Sprengel (1766—1833), Prof. der Medicin und Geh. Medicinalrath in Halle, ſowie Director des botaniſchen Gartens.

Nr. 760. IV, 72.

Johann Gottlob von Quandt (1787—1859), Kunſtſchriftſteller, in den Adelsſtand erhoben 1820, von 1822 an in Dresden. Er verbrachte mit ſeiner Frau Ende November und Anfang December 1820 zwölf Tage in Weimar, vgl. v. Biedermann Goethe und Dresden S. 136. Uber die von Rauch modellirte Büſte Goethes vgl. Tag- und Jahreshefte 1820, ſowie v. Biedermanns Anmerkung dazu (Hempel 27, 259. 523). Der Ausdruck, die Natur habe ihm einen Rückfang gegeben, bezieht ſich darauf, daß Goethe nur mit Hilfe der Zange des Arztes das Licht der Welt erblickt hatte. Vgl. hierzu v. Löpers Anmerkung 5. zu Dichtung und Wahrheit I, Erſtes Buch (Hempel 20, 231 f.).

Nr. 762. IV, 78.

Nicht Martin Lunghi, sondern der italienische Kupferstecher Giuseppe Longhi, geb. 1766 in Monza, Maler und Professor an der Kunstacademie zu Mailand, gest. dort 1831, ist gemeint. Der Bericht über den hier erwähnten Kupferstich im III. Bande von „Kunst und Alterthum" (1821, 2. Heft) trägt die Überschrift: „Die Vermählung der heiligen Jungfrau mit St. Joseph; nach einem Gemälde von Raphael, gestochen von G. Longhi 1820."

Nr. 764. IV, 82.

Zu der Erzählung des Erlebnisses mit Trebra, sowie zu dem Ausspruche: „Wir müssen erst noch berühmt werden u. s. w." vgl. Gespr. 52. I, 75 f. (zugleich ein Beleg, wie genau Müller im allgemeinen berichtete). — Über den „Berliner Prolog" bemerkt Goethe in den Tag- und Jahresheften 1821 (Hempel 27, 270): „Vieljährige Neigung und Freundschaft des Grafen Brühl (Karl Friedrich Moritz Paul von Brühl, 1772—1837, Generalintendant der k. Schauspiele in Berlin seit 1815) verlangte zur Eröffnung des neuen Berliner Schauspielhauses einen Prolog, der dann wegen dringender Zeit gleichsam aus dem Stegreife erfunden und ausgeführt werden mußte." In einem Briefe vom 24. April 1821 hatte Graf Brühl um den Prolog gebeten, Goethe gab seine Zusage am 30. April und sandte die Dichtung nach und nach am 2., 5. und 12. Mai an Brühl. Den „Prolog zur Eröffnung des Berliner Theaters im Mai 1821" s. Hempel 11, I. Abth. 253 ff. Das von Schinkel erbaute Schauspielhaus wurde am 26. Mai mit diesem Prologe und mit Goethes Iphigenie eröffnet. — Johann Evangelista Purkinje (1787—1869) war Professor der Physiologie zu Breslau, später zu Prag.

Nr. 765. IV, 84.

Karl Joh. Friedrich von Roth (1780—1852), 1802 Stadtsyndicus von Nürnberg, zuletzt 1828 Präsident des protestantischen Oberconsistoriums zu München, 1848 in Ruhestand. Er stand mit Goethe in Verbindung wegen Herausgabe von Hamanns Schriften, die erst Goethe beabsichtigt, dann Roth ausgeführt hatte. — Johann Friedrich Röhr (1777—1848), Oberhofprediger, Generalsuperintendent und Kirchenrath zu Weimar seit 1820, Vicepräsident des Oberconsistoriums 1837. — Fanny Caspers (1787—1835), Schauspielerin in Frankfurt a. M., in Weimar 1800—1802, später Gesellschafterin im Hause eines ungarischen Fürsten, 1823 mit dem Bankier Stanisl. Doré in Wien vermählt.

Nr. 767. IV, 91.

Dr. med. Karl Gustav Carus (1789—1869), Director der geburtshilfl. Klinik in Dresden seit 1814, Geh. Medicinalrath 1843, 1861 Geheimer Rath, Präsident der Leopoldinisch-Carolinischen Academie 1862.

Nr. 770. IV, 99.

Graf Joseph von Auersperg (1769—1836), Besitzer der Herrschaften Hartenberg, Ehrenegg u. s. w. in Böhmen, war Geh. Rath und Präsident des mährischen Appellationsgerichts.

Nr. 775. IV, 116.

Friedrich Konstantin Frh. v. Stein, geb. in Weimar 1773, Sohn der bekannten Frau von Stein, Generallandschaftsrepräsentant v. Schlesien 1810, gest. in Breslau 1844.

Nr. 777. IV, 119.

Lukas Howard, geb. London 1772, Besitzer einer chemischen Fabrik und Droguenhändler, war besonders als Meteorolog thätig und bekannt, gest. 1864. Sein 1818 herausgegebenes Werk: The Climate of London sandte er am 2. Febr. 1822 an Goethe.

Nr. 780. IV, 124.

Zu Goethes Bemerkung über die „deutsche Chrestomathie" vgl. man des Dichters Äußerung in den „Tag- und Jahresheften 1821", als zu Anfang des Jahres die „Grundzüge zu einer deutschen theoretisch-praktischen Poetik, aus Goethes Werken entwickelt von J. St. Zauper" erschienen waren (für deren Übersendung Goethe dem Verfasser bereits am 9. April 1821 dankte). „Von der neueren deutschen Literatur, schreibt Goethe, durft' ich wenig Kenntniß nehmen; meist nur was sich unmittelbar auf mich bezog, konnt' ich in meine übrige Thätigkeit mit aufnehmen. Zaupers Grundzüge einer deutschen theoretisch-praktischen Poetik brachten mich mir selbst entgegen und gaben mir wie aus einem Spiegel zu manchen Betrachtungen Anlaß. Ich sagte mir: da man ja doch zum Unterrichte der Jugend und zur Einleitung in eine Sprache Chrestomathien anwendet, so ist es gar nicht übel gethan, sich an einen Dichter zu halten, der mehr aus Trieb und Schicksal denn aus Wahl und Vorsatz dahin gelangt, selbst eine Chrestomathie zu sein; denn da findet sich im ganzen doch immer ein aus dem Studium vieler Vorgänger gebildeter Sinn und Geschmack." (Hempel 27, 275 f.) Vgl. a. Sprüche in Prosa Nr. 1041.

Nr. 783. IV, 131.

Ludwig Rellstab (1799—1860), Dichter und Romanschriftsteller. — Geh. Regierungsrath Christian

Friedrich Schmidt war Klaviervirtuos und ſpielte beſonders Beethoven'ſche Muſik, von der er ein „leidenſchaftlicher Verehrer" war, vgl. Geſpr. Nr. 785. IV, 137.

Nr. 785. IV, 137.

Friedrich Ludwig von Froriep (1779—1847) war Obermedicinalrath in Weimar. — Zelter und Felix Mendelsſohn-Bartholdy waren vom 4. November 1821 an auf ſechzehn Tage zu Beſuch bei Goethe. Goethe erwähnt dieſes Beſuches in den Tag- und Jahresheften 1821 (Hempel 27, 282), wobei er das „unglaubliche Talent" des „höchſte Verwunderung erregenden Zöglings" rühmt.

Nr. 788. IV, 152.

Leopold von Henning war Prof. der Philoſophie in Berlin, geſt. 1866. — Heinrich Kolbe war Maler in Düſſeldorf.

Nr. 789. IV, 155.

Lady Sidney Morgan (1783—1859), ſehr freiſinnige und rationaliſtiſche engliſche Roman- und Reiſeſchriftſtellerin.

Nr. 791. IV, 159.

Joſeph Stanislaus Zauper, geb. Dux 1784, war Prof. und Chorherr, ſpäter Gymnaſialdirector zu Pilſen, wo er 1850 ſtarb. Er war der Verfaſſer einer auf Goethes Werke gegründeten Poetik, wozu er 1822 einen Nachtrag ſchrieb. Vgl. Erl. zu Nr. 780. Auch ſeiner Proſaüberſetzung der Ilias thut Goethe Erwähnung im 5. Bande „Über Kunſt und Alterthum 1826" ſ. Hempel 29, 556.

gleich den Augen der Gräfin, die auf ihn gerichtet waren. Philine zog ihn zu der Dame, indeß der Graf ſich mit den übrigen beſchäftigte. Wilhelm neigte ſich, und gab auf verſchiedene Fragen, welche die reizende Dame an ihn that, nicht ohne Verwirrung Antwort. Ihre Schönheit, Jugend, Anmuth, Zierlichkeit und feines Betragen machten den angenehmſten Eindruck auf ihn, um ſo mehr, da ihre Reden und Gebährden mit einer gewiſſen Schamhaftigkeit, ja man dürfte ſagen, Verlegenheit, begleitet waren. Auch dem Grafen ward er vorgeſtellt, der aber wenig Acht auf ihn hatte, ſondern zu ſeiner Gemahlin ans Fenſter trat, und ſie um etwas zu fragen ſchien. Man konnte bemerken, daß ihre Meinung auf das lebhafteſte mit der ſeinigen übereinſtimmte, ja daß ſie ihn eifrig zu bitten und ihn in ſeiner Geſinnung zu beſtärken ſchien.

Nr. 793. IV, 161.

Graf Kaspar von Sternberg, geb. Prag 1761, war Kanonikus in Regensburg, 1808 Majoratsherr und 1825 k. k. wirkl. Geh. Rath, er lebte seit 1808 vorwiegend in Prag, gest. 1838. — Emanuel Pohl (1782 bis 1824) war Prof. der Naturgeschichte in Prag 1813, seit 1821 Prof. der Medicin in Wien. — Johann Jacob Freih. v. Berzelius (1779—1848), Dr. med., war Lehrer der Chemie an der Kriegsacademie und Prof. der Medicin in Stockholm. Über diese durchreisenden Fremden vgl. Goethes Tag- und Jahreshefte 1822 (Hempel 27, 286) und v. Biedermanns Anmerkung dazu, sowie Goethes Brief an Zelter vom 8. August, an Knebel vom 23. August und an Schultz vom 5. September. Vgl. Gespr. Nr. 798. IV, 169.

Nr. 795. IV, 164.

Karl Huß, geb. 1761 in Brüx, wo er 1776 Scharfrichter wurde, seit 1781 als solcher in Eger, er war Sammler von Münzen, Naturalien u. s. w. und später Custos der fürstlich Metternich'schen Sammlungen zu Königswerth.

Nr. 800. IV, 174.

Adolf Bäuerle (1786—1859), ein Wiener Schriftsteller, der besonders Romane und Wiener Lokalpossen verfaßte. — Über die Reiseerlebnisse vom 1.—18. August 1822 vergleiche Goethes Aufzeichnungen: „Notirtes und Gesammeltes auf der Reise vom 16. Juni bis zum 29. August 1822" (Hempel 27, 340ff.).

Nr. 802. IV, 176.

Ignaz Löbl (1782—1849) war in Falkenau geboren, wo er jetzt Bergmeister und Justitiar war Goethe selbst

berichtet: „Ich fuhr (Sonnabend den 3. August 1822) mit Polizeirath Grüner nach Falkenau, einem wohlgebauten Orte, den Grafen Noſtiz gehörig, den ich gar oft nach Karlsbad fahrend gar anmuthig unten im Thale an der Eger liegen ſah, die Hügel dahinter zu einem grenzenloſen Hopfenbau benutzt. Hier fließt die Zwoda mit der Eger zuſammen, und groſſes Waſſer ſammelt ſich hier von Zeit zu Zeit. Wir kehrten ein bei dem Bergmeiſter Ignatius Löſſl, wo wir ein ſchönes Mineraliencabinet fanden und von den Producten der Gegend aus dem Doublettenvorrath manches Wünſchenswerthe verehrt erhielten." (Hempel 27, 341 f.) — Anton Fürnſtein, ein Naturdichter, war 1783 in Falkenau geb., geſt. 1841. Über Fürnſtein ſchreibt Goethe: „Man legte auch Gedichte eines Naturmenſchen vor, namens Fürnſtein, auf deſſen ſeit dem ſiebenten Jahr kontraktem Körper ſich ein ſehr guter Kopf ausgebildet hat. Seine Arbeiten tragen völlig den Stempel der ſogenannten Naturdichter, deren ſich in Deutſchland mehrere hervorthaten, worüber ich nächſtens zu Aufmunterung ſolcher meiſt in ökonomiſcher, oft in körperlicher Hinſicht ſehr zu beklagenden Menſchen einiges zu ſagen gedenke. Da er die Gegenwart ſehr gut erfaßt, ſo habe ich ihm aufgegeben, den Hopfenbau zu beſingen, deſſen Ausbreitung, Anmuth und Nützlichkeit ihm ſtets vor Augen und vor dem Geiſte ſteht; wir wollen ſehen, wie er ſich herauszieht." Goethe hat ſein Wort wahr gemacht und einen Aufſatz: „Fürnſtein, deutſcher Naturdichter" (Über Kunſt und Alterthum, IV. Bd. 2. Heft 1823, S. 79—84) geſchrieben, der bei Hempel 29, 405 ff. zu leſen iſt; auch das Gedicht „Der Hopfenbau" iſt dort mit abgedruckt. An Sternberg ſchrieb Goethe am 26. Auguſt: „Man machte mich mit den Poeſien eines einheimiſchen Naturdichters Namens Fürnſtein bekannt, welche lobenswürdig ſind. Auf ſeinem ſeit dem ſiebenten Jahre durch

Gicht verkrümmten Körper hat ſich ein guter Kopf ausgebildet, ein Cerebralſyſtem, das wohlgeſtalteten Gliedern Ehre machen würde. So wunderbar ſtecken vorzügliche Menſchen in allen Winkeln der Erde. Niedergedrückt vom entſetzlichſten Elend, behauptet der Menſch doch wieder einmal ſeine Rechte." Vgl. auch Goethes Brief an Knebel vom 23. Auguſt, ſowie Geſpr. Nr. 803. IV, 178. — Nr. 813. IV, 194. — Nr. 868. IV, 267.

Nr. 804. IV, 179.

Wenzel J. Tomaſchek (1774—1850) war Muſiklehrer und Componiſt in Prag. Goethe ſchreibt über ihn: „Dienstag den 6. Auguſt 1822 erſchien Kapellmeiſter Tomaſchek von Prag, der an meinen Liedern ſehr viel Antheil nimmt und ſie ſämmtlich componirt hat. Wir gingen zum Gerichtsadvocaten Frank, wo wir ein gutes Wiener Fortepiano fanden, woran unſer Componiſt ſeine Lieder mit Eigenthümlichkeit, mitunter ſehr wohl getroffen, glücklich vortrug." (Hempel 27, 344.) — Das Gedicht „Aolsharfen" ſ. bei Hempel 1, 191 f.

Nr. 807. IV, 189.

Goethes Überſetzung der Ode: Der fünfte Mai von Alexander Manzoni, ſ. Hempel 2, 467 ff.

Nr. 808. IV, 190.

Fabrikbeſitzer Wolfgang Kaspar Fikéntſcher in Redwitz (1770—1837) war Apotheker und Chemiker und Bürgermeiſter von Redwitz 1809—1824. Vgl. Goethes Schilderung Hempel 27, 345 f. Fikentſcher war ein ſelbſtgemachter Mann; er hatte als Sohn eines Bäckermeiſters in Redwitz nur mit geringen Mitteln ſeine Laufbahn begonnen und arbeitete ſich durch ſeine ausdauernden Studien in der Chemie zum Beſitzer einer ausgedehnten

Chemikalienfabrik und zu großem Reichthum empor. Gründlich und ausführlich handelt über Goethe und die Familie Fikentscher W. v. Biedermann in seinen Goetheforschungen I, 295 ff., wo auch die Angaben Hempel 27, 603 f. berichtigt sind. 1814 hatte Fikentscher auch mit vier Theilhabern eine Glasfabrik im Reichsforste angelegt.

Nr. 820. IV, 202.

Friedrich Jacob Soret, geb. 1795 in Petersburg, wurde seit 1800 in Genf erzogen, war dort vom Studium der Theologie zu dem der Naturwissenschaften übergegangen, seit dem Sommer 1822 war er Erzieher des 1818 geborenen Erbprinzen Karl Alexander zu Weimar, wurde zum Hofrath ernannt, gest. 1866 in Genf.

Nr. 821. IV, 202.

Dr. med. Wilhelm Rehbein, Leibarzt und Hofrath zu Weimar, gest. 1825. — Joh. Nepomuk Strixner, geb. 1782, war Lithograph in München.

Nr. 823. IV, 205.

Die Studenten von Jena waren nach Kahla, einer altenburgischen kleinen Stadt, ausgewandert, weil ihnen verboten worden war, gewisse Lieder auf der Straße zu singen. Zu diesem Mittel der Auswanderung hatten sie bei ähnlichen Gelegenheiten schon wiederholt gegriffen. — Das Gedicht Charon ist die Übersetzung eines neugriechischen Volksliedes, s. d. Hempel 2, 476.

Nr. 825. IV, 206.

Ida Melos aus Weimar, die Gattin Ferdinand Freiligraths seit 1841, die dieser in Unkel am Rhein, wo sie Erzieherin in einer englischen Familie war, kennen lernte. — Goethes Enkel waren: Walther Wolfgang

Freiherr von Goethe, geb. 9. April 1818, wurde Muſiker, geſt. 15. April 1885 in Leipzig (mit ihm erloſch bekanntlich Goethes Mannesſtamm) und Wolfgang Maximilian Freiherr von Goethe, geb. 18. September 1820, Dichter und philoſophiſcher Schriftſteller, Dr. jur., weimariſcher Kammerherr und preuſſiſcher Legationsrath, geſt. den 20. Januar 1883. Goethes Enkelin Alma wurde am 29. September 1827 geb. und ſtarb 1844 in Wien.

Nr. 826. IV, 208.

Riemer, der Profeſſor am Gymnaſium und ſeit 1814 zweiter Bibliothekar war, hatte ſchon 1820 ſeine Profeſſur, die ſehr gering beſoldet war, niedergelegt und war ſeitdem immer von Erbitterung, Mißmuth und Unzufriedenheit über ſeine Stellung erfüllt, die ſeinen Fähigkeiten nicht genügte und für ſeine Exiſtenz wenig ausreichend war. Seit 1838 war er Oberbibliothekar.

Nr. 827. IV, 210.

Goethe war am 17. Februar 1823 heftig erkrankt. — Grigorij Alexandrowitſch Strogänow, einer ruſſiſchen Familie entſtammend, war 1805—1808 Geſandter zu Madrid, dann zu Stockholm, 1821 zu Konſtantinopel, wo er die Verhandlungen mit dem Diwan aufs geſchickteſte in epochemachender Weiſe führte, 1821 bis 1825 war er auf Reiſen, 1826 wurde er in den Grafenſtand erhoben, geſt. 1857.

Nr. 829. IV, 210.

Dr. med. Wilhelm Ernſt Huſchke, Leibarzt, älterer College des jüngeren Rehlein, geſt. 1828. — H. Düntzer, Eckermanns Geſpräche mit Goethe, 6. Aufl. III, S. 260 nimmt umgekehrt an, daß die Angabe der Monatstage hier richtig, aber die der Wochentage irrig ſei.

Nr. 835. IV, 218.

Niels Lauritz Höyen, däniſcher Kunſtſchriftſteller.

Nr. 836. IV, 220.

Goethes Recenſion der „Biographiſchen Denkmale“ von Varnhagen von Enſe erſchien in „Kunſt und Alterthum, im 1. Hefte des 5. Bandes 1824, S. 149—154, ſ. d. bei Hempel 29, 181 ff. Darin ſtehen die Worte: „Mich aber berührte das Werk ganz eigenthümlich, da jene drei Helden gleichzeitig mit meinem Vater, einer bis an meinen Lebenseintritt heran, zwei in meine Tage hinein verharrten und wirkten. Schulenburg ſtarb 1748, Theodor 1756, Bückeburg 1777. Ich las alſo hier ausführlich, was mir von den Tagen der Kindheit her bis ins Jünglingsalter heran als Weltmärchen im allgemeinen vorgeklungen.“ — Die Überſetzung von Tegnérs Frithjof Saga, die Amalie von Helvig, geb. v. Imhoff gegeben hatte, theilt Goethe dem Inhalte nach mit: „Über Kunſt und Alterthum, 5. Bd. 1. Heft 1824, S. 139 bis 149, die Romanze „die Königswahl“ iſt dort abgedruckt (ſ. d. Hempel 29, 800 ff.). — Werner Moritz Maria Graf von Haxthauſen-Abbenburg, zuerſt Regierungsrath in Köln, geſt. Würzburg 1842. Die neugriechiſchen Lieder deſſelben erwähnt Goethe ſchon in den „Tag- und Jahresheften“ 1815, wo er bereits den Wunſch ausſpricht, ſie bald gedruckt zu ſehen (Hempel 27, 216). Er ſpricht von ihnen in einem Brief an Meyer aus Wiesbaden, den 5. Juli 1815, wo er den „Fund neugriechiſcher Balladen das Beſte“ nennt, was ihm „in dieſer Woche vorgekommen.“ Ebenſo erzählt er davon Sulpiz Boiſſerée (ſ. S. Boiſſerée I, 283); er bezeichnet dort den Inhalt genauer und nennt ſie „meiſt dramatiſche Romanzen.“ Vgl. Geſpräch Nr. 658. III, 241. Goethes Gedicht Charon (Hempel 2, 476) iſt Überſetzung eines dieſer neugriechiſchen

Volkslieder. Den Wunsch, die Haxthausen'sche Sammlung von Originalen und Übersetzungen durch einen baldigen Abdruck veröffentlicht zu sehen spricht Goethe nochmals aus: „Über Kunst und Alterthum, 4. Bd. 1. Heft 1823. S. 166ff." in dem Aufsatze „Volksgesänge abermals empfohlen" am Schlusse (s. d. bei Hempel 29, 562). — Jakob Friedrich Freiherr von Fritsch (1731—1814), weimarischer Ministerpräsident 1772—1800. Seine Söhne waren: Friedrich August Frh. von Fritsch (1768 bis 1845), Kammerpräsident in Weimar 1823, Oberlandjägermeister 1828, Wirkl. Geh. Rath 1835; und: Karl Wilhelm Freih. v. Fritsch (1769—1851), Polizeipräsident in Weimar 1805, Wirkl. Geh. Rath 1815. Über den Minister von Fritsch s. besonders das Buch des Freiherrn Beaulieu-Marconnay: „Anna Amalia, Karl August und der Minister von Fritsch, Weimar 1874". Über die ganze Familie und Goethes Verhältniß zu ihr s. W. v. Biedermann, Goethe und Die von Fritsch (Goetheforschungen I, 215—274).

Nr. 840. IV, 225.

Clément Marot (1495—1544), französischer Schriftsteller, der durch seinen leichten und anmuthigen Stil, den sog. style marotique, berühmt ist. — Goethes Fragment: „Der Zauberflöte zweiter Theil" s. bei Hempel 9, 267ff.

Nr. 843. IV, 227.

Mit dem „Globus" ist die Weltkarte, 1527 von Ribero entworfen, gemeint. Vgl. H. Düntzer, Eckermanns Gespräche 6. Aufl. III, 261.

Nr. 849. IV, 231.

Über Joh. Peter Eckermann vgl. Erl. zu Nr. 49. I, 70. — In der That schrieb Goethe an Cotta über

Eckermann am 11. Juni 1823. — „Da habe ich denn dieſer Tage Ihrer gedacht.“ Goethe hatte an den Staatsrath Chriſtoph Ludwig Friedrich Schultz in Berlin über Eckermann geſchrieben und vollendete dieſen Brief am 11. Juni; er ſagt darin über Eckermann, daß er als „ein gar guter, feiner, verſtändiger Menſch erſcheine.“ — Friedrich Theodor Kräuter war Secretär an der Bibliothek und Rath zu Weimar. Vgl. „Tag- und Jahreshefte 1822 (Hempel 27, 290: „Ein junger Bibliothek- und Archivsverwandter macht ein Repertorium über meine ſämmtlichen Werke und ungedruckten Schriften“).

Nr. 850. IV, 235.

„Ich habe bereits geſtern wegen einer Wohnung u. ſ. w.“ — In der That ſchrieb Goethe am 11. Juni an Dr. Chriſtian Ernſt Friedrich Weller (1790—1854), Aſſiſtenten der Univerſitätsbibliothek in Jena, ſpäter Bibliothekar und Legationsrath, im angegebenen Sinne. Er nennt in dem Briefe Eckermann „einen jungen Mann, der ſich in Jena einige Zeit aufzuhalten denkt und wohlfeil zu leben wünſcht.“

Nr. 853. IV, 238.

„Und ſpäter las ich in ſeinen gedruckten Aphorismen.“ Dort lautet der Spruch: „Ein alter gutmüthiger Examinator ſagt ſeinem Schüler ins Ohr: „Etiam nihil didicisti“, und läßt ihn für gut hingehen.“ Sprüche in Proſa Nr. 236 (zuerſt gedruckt in „Kunſt und Alterthum“ 1823. IV. Bd. 2. Heft).

Nr. 854. IV, 243.

Ebenſo wird von Alexander I. von Rußland erzählt, daß er einſt bei ſeiner Ankunft in Leipzig den Vertretern der Behörden, die ihn entblößten Hauptes empfingen, zu-

rief: „Meine Herren bedecken Sie ſich!“ Als aber niemand von dieſer Erlaubniß Gebrauch machte, wiederholte er die Worte: „Meine Herren bedecken Sie ſich!“ in einem ſo ſtreng befehlenden und hoheitsvollem Tone, daß alle erſchrocken in größter Haſt dem Befehle nachkamen.

Nr. 855. IV, 244.

Marie Szymanowska, geb. Wołowska, Kammervirtuoſin der Kaiſerin von Rußland, die Goethe in dem Briefe an Zelter vom 24. Auguſt erwähnt und der er das Gedicht „Ausſöhnung“ (Nr. 3 der „Trilogie der Leidenſchaft“) widmete und übergab, kam Ende October 1823 nach Weimar und ſpielte bei Goethe am Abend des 28. October. Vgl. Geſpr. Nr. 891. IV, 302. Nr. 873. IV, 275. Nr. 896. IV, 312. Ihre Schweſter war Kaſimira Wołowska, der Goethes Gedicht Hempel 3, 243 gewidmet iſt.

Nr. 857. IV, 246.

Karl Joh. Braun, Ritter von Braunthal, geb. 1802 in Eger, geſt. 1866 in Wien, öſterreichiſcher Schriftſteller, der anfangs unter dem Pſeudonym Jean Charles ſchrieb.

Nr. 861. VI, 253.

„Neue Erfindungen u. ſ. w.“ Vgl. Sprüche in Proſa Nr. 1: „Alles Geſcheite iſt ſchon gedacht worden; man muß nur verſuchen es noch einmal zu denken“ und von Löpers Anmerkungen dazu.

Nr. 863. IV, 255.

Vgl. Erl. zu Nr. 11. I, 23f. Auguſt Wilhelm Rehberg (1757—1836) war Geh. Kabinetsrath zu

Hannover. Über ſein Verhältniß zu Goethe und ſeine Beurtheilung der Goethiſchen Dichtungen ſ. W. Scherer im Goethe-Jahrb. VI, S. 347 ff.

Nr. 868. IV, 263.

Ernſt Auguſt Hagen (1797—1880), Sohn eines Univerſitätsprofeſſors, ſtudirte anfangs Medicin, dann Kunſt und Literaturgeſchichte, wurde 1825 außerordentlicher Profeſſor an der Univerſität Königsberg, 1851 ordentlicher Profeſſor; er war Novelliſt und Kunſtſchriftſteller. Sein romantiſches Gedicht in zehn Geſängen: Olfried und Liſena (1820) beſprach Goethe in „Kunſt und Alterthum“ 1821. 3. Bd. 1. Heft, S. 82—90 (ſ. d. Hempel 29, 449 ff.), und in „Kunſt und Alterthum“ 1822, 3. Bd. 3. Heft S. 135 ff. ſagt er bei nochmaliger Betrachtung des Gedichtes: „Wir wollen den Dichter mit einem kurzen Worte berathen, welches zu befolgen er gewiß heilſam finden wird. Wir wünſchen nämlich, daß er ſich's für die nächſte Zeit, vielleicht für alle Zeiten, zum Geſetz mache, nur kurze, einfache Erzählungen zu unternehmen; er wähle ſich aus der Geſchichte, aus Überlieferungen, aus Erfahrung irgend ein prägnantes Motiv, welches entwickelt äſthetiſch-moraliſche Zufriedenheit erwecken könne. . . . . Denn ergreift er den rechten Gegenſtand, ſo iſt bei einer anmuthigen Behandlung, wie ſie dem ſchönen Talent zu Gebote ſteht, ſeine Arbeit unverwüſtlich; vergreift er ſich auch einmal, ſo iſt für ſeine fruchtbare Dichterader nicht viel verloren.“

Nr. 871. IV, 270.

Friedrich Wilhelm Karl Umbreit (1795—1860) war Prof. der Theologie in Heidelberg. Er hatte das „Hohelied Salomonis“ unter dem Titel „Lied der Liebe,

Er kehrte ſich darauf bald zu der Geſellſchaft, und ſagte: ich kann mich gegenwärtig nicht aufhalten, aber ich will einen Freund zu euch ſchicken, und wenn ihr billige Bedingungen macht, und euch recht viel Mühe geben wollt, ſo bin ich nicht abgeneigt, euch auf dem Schloſſe ſpielen zu laſſen.

Alle bezeigten ihre große Freude darüber, und beſonders küßte Philine mit der größten Lebhaftigkeit der Gräfin die Hände.

Sieht Sie Kleine, ſagte die Dame, indem ſie dem leichtfertigen Mädchen die Backen klopfte: ſieht Sie, mein Kind: da kommt Sie wieder zu mir, ich will ſchon mein Verſprechen halten, Sie muß ſich nur beſſer anziehen. Philine entſchuldigte ſich, daß ſie wenig auf ihre Garderobe zu verwenden habe, und ſogleich befahl die Gräfin ihren Kammerfrauen, einen engliſchen Hut und ein ſeidnes Halstuch, die leicht auszupacken wa-

das älteſte und ſchönſte aus dem Morgenlande" 1820 überſetzt und erklärt; Goethes Urtheil über dieſe Arbeit ſ. Hempel 29, 805.

Nr. 871. IV, 271.

Über die „innere Zerriſſenheit" Goethes, ſ. Geſpr. Nr. 873. IV, 276, Z. 7ff.

Nr. 873. IV, 273.

a. Es ging in Weimar das Gerücht, Goethe wolle ſich mit Ulrike von Levetzow vermählen, zu der er in Marienbad eine leidenſchaftliche Zuneigung gefaßt hatte, und die noch faſt ein Kind zu nennen war; daher auch der Aufruhr in ſeiner Familie. Zu Goethes Stimmung vgl. man ſeine „Elegie von Marienbad" (Trilogie der Leidenſchaft Nr. 2, Hempel 1, 187). Vgl. a. Geſpr. Nr. 890. IV, 302. — 879. IV, 285. — Nr. 900. IV, 320.

b. Graf Carlo Gozzi (1720—1806), italieniſcher Luſtſpieldichter, ein Venetianer. — Zu dem Ausdrucke action à distance vgl. Geſpr. Nr. 873. IV, 274.

Nr. 876. IV, 280.

Chriſtoph Friedrich Ludwig Schultz (1781 bis 1834), Staatsrath in Berlin ſeit 1809, Geh. Ober-Reg.-Rath 1821, in Wetzlar 1825, von da nach Bonn 1831.

Nr. 879. IV, 283.

Graf Reinhard war ſchon am 28. September in Weimar. — Frau von Fritſch iſt die Gemahlin Karl Wilhelms Frh. v. Fritſch: Henriette, geb. Freiin von Wolfskeel-Reichenberg (1776—1859), vermählt ſeit 1803; vorher Hofdame der Herzogin Louiſe v. Weimar. Zu IV, 286, Z. 16f. vgl. VIII, 399f.

Nr. 881. IV, 288.

Zu der Fußnote vgl. die Berichtigung VIII, 400.

Nr. 883. IV, 289.

Friedrich Melchior Baron Grimm von Grimmhoff (1723—1807) war 1776 herzoglich gothaischer Minister, russischer Gesandter und Staatsrath 1795.

Nr. 884. IV, 290.

Die „Rose von Jericho" war ein Roman von David Heß.

Nr. 888. IV, 295.

Karl Ernst Schubarth, geb. 1796 zu Brinitze in Oberschlesien, hatte durch seine Schrift „Zur Beurtheilung Goethes" (1818, 2. Aufl. 1820) des Dichters Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Schon frühzeitig hatte Goethe gegen F. A. Wolfs Aufstellung von der Mehrheit der Dichter der Ilias, obwohl er anfangs dessen wissenschaftliche That, z. B. im Vorgesang zu „Hermann und Dorothea" gepriesen hatte, Widerspruch erhoben (z. B. in den Briefen an Schiller vom 29. April und 16. Mai 1798); als nun Schubarth in seiner Schrift „Ideen über Homer und sein Zeitalter" (1821) die Einheit Homers gegen Wolf vertheidigte, nahm Goethe dieses Buch mit großem Beifall auf. Er empfahl Schubarth an Schultz in Berlin, doch konnte er wegen seiner Gegnerschaft gegen Wolf keine Anstellung dort finden (vgl. Gespr. Nr. 906. IV, 327). Schubarth starb 1861 als Lehrer in Hirschberg.

Nr. 889. IV, 297.

Daniel Nikolaus Chodowiecki (sprich: = wjetzki), geb. 1726 in Danzig, gest. 1801 in Berlin, war ein hervorragender Zeichner, Kupferstecher und Maler.

Nr. 890. IV, 300.

Die junge Polin war Frau Szymanowska, die am Abend des 28. (nicht 27. October) bei Goethe ſpielte. Vgl. Geſpräch Nr. 891. IV, 302. — Heinrich Beck (1760—1803), dramatiſcher Schriftſteller, eine Zeitlang Theaterdirector in Mannheim; ſein Stück „die Schachmaſchine“ erſchien 1798.

Nr. 896. IV, 312.

Nach v. Müllers Bericht erkrankte Goethe in der Nacht nach dem Abſchied von Frau Szymanowska heftig, Huſten und Bruſtfieber quälten ihn. So gewaltig war die Erregung beim Abſchiede geweſen.

Nr. 899. IV, 316.

Am Morgen des 14. November war Wilhelm v. Humboldt angekommen.

Nr. 904. IV, 324.

Platen hatte ſeine „Neuen Ghaſelen“ Goethe im September überſandt. Seine früheren „Ghaſelen“ (Erlangen 1821) hatte Goethe in „Kunſt und Alterthum“ 3. Bd. 3. Heft 1822 S. 174 erwähnt (ſ. Hempel 29, 454). Die „Neuen Ghaſelen“ beſprach Eckermann in „Kunſt und Alterthum“ 4. Bd. 3. Heft 1824. Vgl. a. Geſpr. Nr. 1016. V, 259.

Nr. 906. IV, 327.

Karl Leberecht Immermann (1796—1840), damals Auditeur in Münſter, 1827 Landgerichtsrath in Düſſeldorf. In ſeinen Anfangsdramen nahm er ſich Shakeſpeare und Calderon zum Muſter, ſpäter pflegte er das hiſtoriſche Schauſpiel, dichtete auch einen „Merlin“ nach dem

Vorbilde des Fauſt; ſeinen Ruhm verdankt er aber hauptſächlich den Romanen „die Epigonen“ 1836 und „Münchhauſen“ 1838.

Nr. 907. IV, 328.

„In Wirthshaus“. Da der kranke Goethe in die Gaſtzimmer ſeines Hauſes gebracht worden war, um ganz ungeſtört zu bleiben, mußte Zelter Wohnung in dem nahe gelegenen Gaſthaus zum weißen Schwan nehmen.

Nr. 914. IV, 338.

Das Porteſeuille enthielt 23 Blätter von dem Maler Johann Heinrich Füeßli und dem Maler und Kunſtſchriftſteller Hans Rudolf Füeßli (Herausgeber eines Künſtlerlexikons).

Nr. 918. IV, 359.

Dr. Friedrich Sigismund Voigt (1781—1850), Bergrath und Hofrath, Prof. der Botanik und Director des botaniſchen Gartens in Jena ſeit 1807.

Nr. 920. V, 8.

„Die Aufgeregten“. Gemeint iſt die 1. Scene des 3. Aufzuges, bei Hempel 10, 274, an die Eckermann ſich zum Theil wirklich angelehnt hat. — Man nannte Goethe auch „einen Fürſtendiener, einen Fürſtenknecht“, vgl. Geſpr. Nr. 986. V, 176.

Nr. 921. V, 14.

Gemeint iſt der Bergrath Johann Georg Lenz (1748—1832), Profeſſor in Jena, dem Goethe ſelbſt ſchon früher zum „Tage der Jubelfeier ſeiner fünfzigjährigen Dienſtzeit den 25. October 1822“ ein Gedicht gewidmet hatte (ſ. d. Hempel 3, 342 f.). Lenz war Stifter der mineralogiſchen Geſellſchaft (1796) in Jena.

Nr. 926. V, 23.

Der deutſche „Paria“ iſt Michael Beers (1800 bis 1833, Schriftſteller in Berlin, Bruder des Opern-componiſten Meyerbeer) Drama in einem Aufzuge: Der Paria (in Berlin damals aufgeführt); er nennt ihn den deutſchen im Gegenſatz zu dem franzöſiſchen, nämlich dem hier auch erwähnten „franzöſiſchen Trauer-ſpiel: Le Paria von Jean François Caſimir Delavigne (1821). Den „Anhang“ Goethes zu Eckermanns Be-ſprechung ſ. Hempel 29, 699f. — Goethes Kritik über Byrons Cain erſchien in „Kunſt und Alterthum“ 5. Bd. 1. Heft 1824, S. 93—101 (ſ. d. bei Hempel 29, 758ff.). — Heinrich Franz Brandt, geb. 1789 in La Chaux-de-Fonds, geſt. 1845 in Berlin, bedeutender Gemmen-ſchneider und Medailleur; mit der hier erwähnten Me-daille, von der Goethe einen Bleiabdruck beſaß, hatte Br. 1813 in Paris den großen Preis errungen.

Nr. 927. V, 27.

Vgl. Erl. zu 370. — Louis Antoine de Bour-bon, Herzog von Angoulême (1775—1844), war am 7. April 1823 in Spanien eingedrungen und unterdrückte dort die Revolution. Goethe ſtand wie immer auf Seite des Geſetzes gegen die Revolution. — Frau Emilie von Spiegel, geb. von Rothberg, Gattin des Hofmarſchalls A. Emil Frh. von Spiegel, von und zu Pickelsheim. Das Stammbuchgedicht ſ. Hempel 2, 448, ſowie Goethes An-merkung dazu. — Chriſtoph Auguſt Tiedge (1752 bis 1841) war von Haus aus mittellos und infolgedeſſen aus ſeiner juriſtiſchen Laufbahn gedrängt worden; er lebte ſeit 1819 bei Frau Eliſe von der Recke in Dresden. Vgl. Nr. 365. II, 213.

Nr. 928. V, 34.

Heinrich Becker (eigentlich v. Blumenthal) war ein geborener Berliner, in Weimar war er als Schauspieler von 1791—1809, später in Breslau, geſt. 1822 in Weimar.

Nr. 930. V, 43.

Eugen Napoleon, Herzog von Leuchtenberg und Fürſt von Eichſtätt, geb. 3. September 1781, geſt. 21. Februar 1824 zu München; er war der Sohn des Vicomte Beauharnais und Stiefſohn Napoleons I., daher 1807 von dieſem adoptirt.

Nr. 933. V, 49.

„In meinem Parkgarten", den er 1776 vom Herzog erhalten hatte.

Nr. 936. V, 57.

Zu dem Ausſpruche Goethes (S. 59): „Der perſönliche Charakter des Schriftſtellers u. ſ. w." vgl. „Sprüche in Proſa" Nr. 542: „Eigentlich kommt alles auf die Geſinnungen an; wo dieſe ſind, treten auch die Gedanken hervor, und nach dem ſie ſind, ſind auch die Gedanken." — „Der ſelige Reinhard" iſt der Oberhofprediger Franz Volkmar Reinhard (1753—1812) in Dresden.

Nr. 937. V, 62.

Zu Glover vgl. das Regiſter. Löchys unter dem angegebenen Pſeudonym erſchienene Schrift über Goethe erſchien Halberſtadt 1824 (weshalb man bis vor kurzem den Halberſtädter Buchhändler Vogel für den Verfaſſer hielt). Die Schrift Glovers iſt ein geiſtloſes und plattes Machwerk, in dem Goethes lebendiger, anſchaulicher Stil

in ſchulmeiſterlich-pedantiſcher und noch dazu durchaus unwiſſenſchaftlicher Weiſe getadelt und auf die dürftigſte und kleinlichſte Art „verbeſſert“ wird. Als Probe nur folgendes: S. 12 nennt Glover den Ausdruck: „Unſere Lehrer behandelten uns oft ſehr unfreundlich und ungeſchickt mit Schlägen und Püffen“ (Dicht. u. Wahrheit I, 2. Buch, Hempel 20, 61) gemein und pöbelhaft; S. 13 fügt er zu den Worten: „Und hofften wohl auch noch einmal eine Krönung mit Augen zu erleben“ (Dichtung u. Wahrheit I, 1. Buch, Hempel 20, 16) die Frage: „Warum nicht auch mit den Ohren!“ Zu dem Ausdrucke Goethes: „wahrſter Freund“ bemerkt Glover: „Iſt undeutſch, es ſollte heißen: beſter Freund“ u. ſ. w.

Nr. 938. V, 67.

Auch zu dem vorliegenden Geſpräch über ſeine Gegner iſt Goethe durch die angeführte Schrift Glovers angeregt. — „Daß ſie mich wegen eines Fehlers tadelten, den ich längſt abgelegt hatte.“ Vgl. Geſpräch Nr. 410. II, 265 und die Erläuterung dazu. „Wenn ſie denken, ich wäre noch in Weimar, bin ich ſchon in Erfurt“ ſagt er an einer andern Stelle (Geſpr. 285a. II, 138). Seine Gegner zerrten an den Kleidern und Schuhen der von ihm abgelegten Exiſtenzen. — Die Herzogin von Cumberland iſt die ſpätere Königin Friederike Karoline Sophie Alexandrine von Hannover, geb. Prinzeſſin von Mecklenburg-Strelitz (1778—1841), zuerſt vermählt mit Prinz Fridr. Ludwig Karl von Preußen 1793—1796, dann mit dem Prinzen von Solms-Braunfels 1798—1814, ſeit 1815 mit dem Herzog Ernſt Auguſt von Cumberland, der 1837 König von Hannover wurde, ihre Schweſter war die Königin [illegible] Krönung Leopolds II. bei Goethes Mutter Wohnung genommen.

Nr. 939. V, 67.

c. Vgl. Gespr. Nr. 836 IV. 220 und Erl. dazu. In seiner Recension von Varnhagens „Biographischen Denkmalen" sagt Goethe: „Mit vielem Vergnügen hab' ich diese glückliche Arbeit durchgelesen; sie erinnert an Plutarchs Zusammenstellung ähnelnder Lebensweisen." — Adolf Friedrich Karl Streckfuß (1779—1844) war Geh. Oberregierungsrath in Berlin. Von ihm: „Die göttliche Komödie des Dante Alighieri, übersetzt und erläutert. I. Theil: Die Hölle. Halle 1824 (der 2. und 3. Theil, das Fegefeuer und das Paradies erschienen erst 1825 und 1826); auch Dichtungen Manzonis übersetzte er. Goethes kurzer Aufsatz über Dante (Hempel 29, 609 ff.) schließt sich an die Übersetzung von Streckfuß an.

Nr. 941. V, 70.

Zu den Worten: „Untergehend sogar u. s. w." (S. 74, Z. 3) vgl. V, 56. Anm. — „Die Regeln und Studien u. s. w." (S. 75), s. d. Hempel 28, 682 ff. unter dem Titel „Regeln für Schauspieler."

Nr. 947. V, 89.

Zu der von Goethe getadelten Redensart: „Nichts anders als" vgl. Goethes so überschriebenen Aufsatz bei Hempel 29, 254 f. — Don Pedro Tellez y Giron, Herzog von Ossuna, geb. 1579 zu Valladolid, studirte in Salamanca, kam dann an den Hof Philipps II., später zu Philipp III., wurde wiederholt vom Hofe verwiesen (z. B. hatte er das eine Mal Philipp III. den Obertambour des Reiches genannt), vermählte sich mit der Tochter des Herzogs von Alcala und nahm den Titel eines Herzogs von Ossuna an, 1611 wurde er Vicekönig von Sicilien, 1615 von Neapel; als Gegner der Inquisition und Philipps III. wurde er 1620 abgesetzt und starb 1624 als Gefangener auf dem Schlosse Alamede.

Nr. 950. V, 94.

Das Pentazonium Vinariense war eine Zeichnung Coudrays, durch welche die Baukunst dem Großherzog zum Feste der fünfzigjährigen Regierung huldigte. „Zu seiner Darstellung," schreibt Goethe in seinem Aufsatze darüber (Hempel 28, 365ff.), „nahm der geistreiche Künstler den Anlaß von jenen antiken Prachtgebäuden, wo man zonenweise Stockwerk über Stockwerk in die Höhe ging und, den Durchmesser der Area nach Stufenart zusammenziehend, einer Pyramiden- oder sonst zugespitzten Form sich zu nähern trachtete." Die fünf Zonen stellten die Regierungszeit des Herzogs dar. — Vir semisecularis sollte der Herzog angeredet werden.

Nr. 952. V, 98.

Kasimir Jean François Delavigne, der Verfasser des Paria (vgl. Erl. zu Nr. 926) war 1793 zu Havre geboren, gest. 1843 zu Lyon. Später hat Goethe günstiger über ihn geurtheilt.

Nr. 954. V, 99.

Vgl. Gespr. Nr. 945. V, 87. Eckermann hatte seine Reise am 27. Mai 1824 angetreten und berichtet selbst darüber: „Ich besuchte . . . meine Lieben zu Hannover, verweilte dann während der Monate Juni und Juli am Rhein, wo ich, besonders zu Frankfurt, Heidelberg und Bonn, unter Goethes Freunden manche werthe Bekanntschaft machte."

Nr. 955. V, 100.

Zu dem Ausspruche: „Man muß seine Jugendfehler u. s. w." vgl. Sprüche in Prosa Nr. 91: „Der Irrthum ist recht gut, so lange wir jung sind; man muß ihn nur nicht mit ins Alter schleppen."

Nr. 960. V, 104.

Gemeint iſt Klopſtocks Ode: Die beiden Muſen, in der es heißt:

Der Herold klang. Sie flogen mit Adlereil'.
Die weite Laufbahn ſtäubte wie Wolken auf.
Ich ſah: vorbei der Eiche wehte
Dunkler der Staub, und mein Blick verlor ſie.

Nr. 961. V, 106.

Percy Byſſhe Shelley, ein hervorragender engliſcher Schriftſteller, geb. 1792, war innig befreundet mit Byron und ertrank 1822 bei Spezzia.

Nr. 962. V, 108.

Robert Doolan, Eckermanns Freund, wird auch ſonſt in Eckermanns Geſprächen erwähnt, vgl. z. B. Nr. 988. V, 187.

Nr. 965. V, 117.

Der Geh. Rath und Kammer-Archivar Schellhorn zu Weimar feierte ſein Jubiläum am 3. December 1824; auch Goethe widmete ihm ein Gedicht zu dieſem Ehrentage (ſ. d. Hempel 3, 345). — Michael Beer, der Dichter des deutſchen „Paria", lebte damals in Bonn.

Nr. 967. V, 119.

Lord Byron hatte in Medwins „Journal of Conversations of Lord Byron (1824)" ſeinen Gegnern geantwortet und auch Goethes Fauſt „zerſtückelt" (vgl. Geſpr. Nr. 971. V, 132) und dieſem vorgeworfen, er habe vieles aus Hiob, Shakeſpeare, Calderon entlehnt. — „Hab ich nicht auch im Mephiſtopheles den Hiob und ein Shakeſpeare-Lied mir angeeignet?" (ſ. d. bei Hempel 12, 119 und v. Löpers Anmerkung dazu). Es iſt das Lied:

ren, herauf zu geben. Nun putzte die Grä-fin selbst Philinen an, die fortfuhr sich mit einer scheinheiligen, unschuldigen Miene gar artig zu gebähren und zu betragen.

Der Graf bot seiner Gemahlin die Hand und führte sie hinunter. Sie grüßte die ganze Gesellschaft im Vorbeygehn freundlich, und kehrte sich nochmals gegen Wilhelmen um, indem sie mit der huldreichsten Miene zu ihm sagte: wir sehen uns bald wieder.

So glückliche Aussichten belebten die ganze Gesellschaft; jeder ließ nunmehr seinen Hoffnungen, Wünschen und Einbildungen freyen Lauf, sprach von den Rollen, die er spielen, von dem Beyfall, den er erhalten wollte. Melina überlegte, wie er noch ge-schwind, durch einige Vorstellungen, den Ein-wohnern des Städtchens etwas Geld abneh-

„Was machſt du mir vor Liebchens Thür“ u. ſ. w., das Goethe einem altengliſchen Volksliede, geſungen von Ophelia im Hamlet (IV, 5), nachgebildet hat.

Nr. 969. V, 121.

Die neugriechiſche Volkspoeſie hatte Goethe zuerſt durch Fauriels Chants populaires de la Grèce kennen gelernt. Claudius Karl Fauriel (1772—1844) war Profeſſor an der Sorbonne in Paris.

Nr. 970. V, 122.

Im Herbſte des Jahres 1775 ſchrieb Goethe die erſten Anfänge des Egmont, vollendet wurde das Drama 1787 in Rom.

Nr. 971. V, 127.

Agnes Franz war 1794 zu Militſch in Schleſien geboren. Düntzer vermuthet, daß ihr Gedicht „das Heimweh“ gemeint ſei.

Thereſe Albertine Luiſe von Jakob (Pſeudonym: Talvj), geb. 1797 in Halle, geſt. 1870 in Hamburg: ſie wurde die Gattin des nordamerikaniſchen, 1794 in Southington (Connecticut) geborenen Gelehrten Edward Robinſon, der 1864 in New-York ſtarb; ſie ſchrieb Novellen, 1825 und 1826 erſchienen ihre in metriſcher Überſetzung gegebenen „Volkslieder der Serben“, die Goethe in Kunſt und Alterthum 1825 (V. Bd. 2. Heft) und 1827 (VI, 1. Heft), ſowie 1828 (VI, 2. Heft) anzeigte (ſ. d. bei Hempel 29, 575—591 u. 595, insbeſondere den von Eckermann vorgeleſenen Inhalt der einzelnen Gedichte ſ. Hempel 29, 580 ff.). — „Das Manuſcript ſeiner fortgeſetzten Selbſtbiographie“ (V, 133), nämlich: die Tag- und Jahreshefte. — Zu der Äußerung Goethes über Plagiate vgl. Geſpr. 967. V, 120. — „Und weil nun

beim Homer daſſelbe vorkommt." Gemeint iſt die Stelle Od. VI, 154 ff. — Byron war verſtimmt durch Goethes Anzeige des „Manfred", die ihn nicht befriedigte. Namentlich hatte es ihn verdroſſen, daß Goethe den „Manfred" eine „Umbildung des Fauſt" genannt hatte (vgl. Hempel 29, 753 ff.). — Die lateiniſche Überſetzung von Hermann und Dorothea ſtammt von Prof. Benjamin Gottlob Fiſcher in Schönthal (Arminius et Theodora, auctore Goethe 1822), eine andere von Joſeph Grafen von Berlichingen zu Jaxthauſen. Man vgl. Goethes Brief an Schultz vom 8. Juli 1823: „Man brachte mir die lateiniſche Überſetzung von Hermann und Dorothea. Es ward mir ganz ſonderbar dabei. Ich hatte dieſes Lieblingsgedicht viele Jahre nicht geſehen, und nun erblickt' ich es wie im Spiegel. . . . Hier ſah ich mein Sinnen und Dichten in einer viel gebildetern Sprache, identiſch und verändert, wobei mir vorzüglich auffiel, daß die Römiſche nach dem Begriff ſtrebt, und was oft im Deutſchen ſich unſchuldig verſchleiert, zu einer Art von Sentenz wird, die, wenn ſie ſich auch vom Gefühl entfernt, dem Geiſte doch wohl thut." (Vgl. Düntzer, Eckermanns Geſpräche I, 281.)

Nr. 972. V, 139.

„Auch den Verdruß müſſe man ſich zu Nutze machen u. ſ. w." Gemeint iſt die Xenie:

Kein Stündchen ſchleiche dir vergebens,
Benutze, was dir widerfahren!
Verdruß iſt auch ein Theil des Lebens;
Den ſollen die Xenien bewahren.
Alles verdienet Reim und Fleiß,
Wenn man es recht zu ſondern weiß.

(Hempel 2, 378.)

„Mit dem bischen Moral.“ Moral ſteht hier nicht in dem Sinne, wie wir es gewöhnlich verſtehen, ſondern in der Bedeutung, die das achtzehnte Jahrhundert dem Worte unterlegte: alles Geiſtige als ſolches, alles Menſchliche und die Zuſammenfaſſung deſſelben in ein Syſtem, die ſpeculative und deductive Philoſophie nannte man Moral. — „Brillen tragend.“ Zu Goethes Abneigung gegen die Brille vergl. Sprüche in Proſa Nr. 380: „Es käme niemand mit der Brille auf der Naſe in ein vertrauliches Gemach, wenn er wüßte, daß den Frauen ſogleich die Luſt vergeht, ihn anzuſehen und ſich mit ihm zu unterhalten,“ ſowie das Gedicht: „Feindſeliger Blick“ (Hempel 2, 270), wo es heißt:

Was iſt denn aber beim Geſpräch,
Das Herz und Geiſt erfüllet,
Als daß ein echtes Wortgepräg
Von Aug' zu Auge quillet?
Kommt jener nun mit Gläſern dort,
So bin ich ſtille, ſtille;
Ich rede kein vernünftig Wort
Mit einem durch die Brille.

Nr. 973. V, 142.

Mit dem Dogen von Venedig iſt Byrons „Marino Faliero“ gemeint. — Zu dem Ausſpruche: „Wenn ich das Schlechte ſchlecht nenne u. ſ. w.“ (S. 146) vgl. Sprüche in Proſa Nr. 244: „Wer ſich von je her erlaubt hätte, die Welt ſo ſchlecht anzuſehen, wie uns die Widerſacher darſtellen, der müßte ein miſerables Subjekt geworden ſein“ und die Xenien:

Ich habe nie mit Euch geſtritten,
Philiſter-Pfaffen! Neider-Brut!
Unartig ſeid Ihr wie die Briten;
Doch zahlt Ihr lange nicht ſo gut.

Der Gottes-Erde lichten Saal
Verdüstern sie zum Jammerthal;
Daran entdecken wir geschwind,
Wie jämmerlich sie selber sind.
(Hempel 3, 263.)

Über den praktischen Sinn der Engländer sagt Goethe in den Sprüchen in Prosa Nr. 931: „Der Engländer ist Meister, das Entdeckte gleich zu nutzen, bis es wieder zu neuer Entdeckung und frischer That führt."

Nr. 978. V, 158.

Der Ausdruck „Jubeljahr" bezieht sich darauf, daß am 3. September 1825 das Regierungs-Jubiläum des Großherzogs, am 3. October des nämlichen Jahres dessen goldene Hochzeit und am 7. November Goethes 50jähriges Dienstjubiläum gefeiert werden sollte.

Nr. 981. V, 167.

George Henry Calvert, nordamerikanischer Schriftsteller, geb. 1803 in Baltimore: er hat besonders die deutsche Literatur behandelt.

Nr. 982. V, 169.

Karl Ferd. Friedr. von Nagler, geb. 1770 in Ansbach, seit 1823 Generalpostmeister, preußischer Minister 1836, gest. 1846.

Nr. 985. V, 173.

J. Wilh. Eduard d'Alton (1772—1840), Anatom, Archäolog, auch Kupferstecher, seit 1818 Prof. der Kunstgeschichte in Bonn.

Nr. 989. V, 178.

Über Manzonis Tragödie Adelchi (1822) s. Goethes Aufsatz bei Hempel 29, 651 ff. und v. Biedermanns An-

merkung dazu: desgl. s. Goethes Aufsätze über Manzonis Tragödie: Il Conte di Carmagnola (1820) bei Hempel 29, 629 ff. Die Vertheidigung Manzonis gegen den englischen Kritiker (Quarterly Review Nr. XLVII, Dec. 1820, p. 86) hatte Goethe in „Kunst und Alterthum" 1821 (im zweiten Hefte des dritten Bandes, S. 60—73) gegeben. Der englische Kritiker hatte behauptet, daß es Carmagnola an Poesie fehle, und hatte zum Schluß seiner Recension geäußert: „And we confess our hopes that the author will prefer, in future gratifying us with splendid odes, rather than offending us by feeble tragedy." Im Gegensatz dazu ersucht Goethe, indem er auf die unwiderstehliche Gewalt tragischer Chöre der Griechen hingewiesen und der innigen Beziehung zwischen Ode und Tragödie gedacht hat, den Dichter, „das Theater und seine eigens gewählte Weise nicht zu verlassen."

Nr. 988. V, 183.

Hierzu vergleiche man Eckermanns eignen Bericht vom 29. April 1825: „Der Bau des neuen Theaters war diese Zeit her rasch vorgeschritten, die Grundmauern stiegen schon überall empor und ließen ein baldiges sehr schönes Gebäude hoffen. Heute aber, als ich den Bauplatz besuchte, sah ich zu meinem Schrecken, daß die Arbeit eingestellt war; auch hörte ich gerüchtweise, daß eine andere Partei gegen Goethes und Coudrays Plan noch endlich obgesiegt habe, daß Coudray von der Leitung des Baues zurücktrete, und daß ein anderer Architect nach einem neuen Riß den Bau ausführen und den bereits gelegten Grund danach ändern werde." Doch leitete Coudray den Bau auch nach dem neuen Plane. — „Ein neues Theater ist am Ende doch nur ein neuer Scheiterhaufen u. s. w." — Dieser Gedanke wurde zu der Xenie:

„Wie iſt denn wohl ein Theaterbau?"
Ich weiß es wirklich ſehr genau:
Man pfercht das Brennlichſte zuſammen,
Da ſtehts denn alſobald in Flammen.
(Hempel 2, 379.)

Nr. 989. V, 201.

„Daß wir ſo wenig von ihm u. ſ. w." Von Menander ſind uns nur zahlreiche Fragmente und die Titel von 73 Komödien überliefert (ſ. d. in der zuerſt 1823 erſchienenen Ausgabe von Meineke, fragm. com. Graec. Bd. IV), ſowie Nachbildungen von Terenz. — Zu Goethes Ausſpruch: „daß derjenige, von dem wir lernen wollen, unſerer Natur gemäß ſei", vgl. Geſpr. Nr. 974. V, 150.

Nr. 991. V, 205.

Hans Chriſtoph Ernſt, Freiherr von Gagern (1766—1852), Staatsmann, ſeit 1811 für die Erhebung Deutſchlands gegen Napoleon arbeitend, 1816—1818 Bevollmächtigter in Frankfurt für Luxemburg. — Albertine Gräfin Rapp, geb. v. Rothberg, war die Wittwe des franzöſiſchen Generals Rapp (geſt. 1821). Sie wohnte mit ihrem Sohne Max und einer Tochter in Weimar. Goethe widmete ihr am 7. Juli 1827 einige Verſe, ſowie im Mai 1828, die ſich bei Hempel 3, 351 f. finden. Später wurde ſie die Gattin des Herzogs von Melfort, eines Schotten.

Nr. 992. V, 208.

Vgl. VIII, 400.

Nr. 993. V, 210.

Karl Jacob Theodor Leybold (1786—1844) war Geſchichts- und Porträtmaler, er lebte vorwiegend in Stuttgart. — Goethe hatte in „Kunſt und Alterthum

1823“ (IV, 2, S. 165 ff.) einen Aufsatz veröffentlicht: „Charon, neugriechisches Gedicht, bildenden Künstlern als Preisaufgabe vorgelegt“ im Anschlusse an seine Übersetzung (s. d. Hempel 2, 476). — Charon ist hier nicht der Fährmann der Unterwelt, sondern „Charos“, d. i. die Person des Todes in der neugriechischen Sage, wofür Goethe absichtlich aus sprachlichen Rücksichten die Form Charon wählte, vgl. seine Begründung in Kunst und Alterthum V, 3, S. 13 f.). Von den verschiedenen Lösungen, die eingingen, erkannte Goethe der Leyboldschen Skizze den Preis zu und erstattete auch darüber Bericht in „Kunst und Alterthum 1826“, V, 3, S. 5—12 (s. d. Aufsatz bei Hempel 28, 575 ff.). Dort schreibt Goethe: „Dieser Nummer (Nummer VI der eingegangenen Skizzen) gebührt nach unserer Überzeugung der Preis. Die Zeichnung, 3 Fuß breit, 25 Zoll hoch, ist auf gelblichem Papier, Federumriß, braun angetuscht und die Lichter mit dem Pinsel aufgetragen. Herr Leybold, der Erfinder, hat den Gegenstand am glücklichsten erfaßt und künstlerisch mit bester Einheit des Ganzen in würdigen und großartigen Formen darzustellen gewußt. Die Behandlung ist meisterhaft und leicht, ohne daß der Ausführung dadurch etwas entzogen wäre; Formen und Gewänder deuten an, daß der Künstler sich den Michel Angelo zum Muster genommen u. s. w.“ — Major Parry verfaßte das Buch: „The last days of Lord Byron (1825)“.

Nr. 994. V, 211.

Friedrich Preller, geb. 1804 in Eisenach, Landschaftsmaler, besonders bekannt durch seinen Odyssee-Cyclus (im Museum zu Weimar, die Kartons im Museum zu Leipzig), gest. 1878 in Weimar. Der Großherzog hatte ihn bei seiner Ausbildung unterstützt, gewährte ihm auch die Mittel, 1825 nach Mailand und Rom zu gehen.

Nr. 1004. V, 225.

Friedrich August Durand (eigentlich Aumann) war 1787 in Medzibor geboren, seit 1812 Hofschauspieler in Weimar, 1823 Regisseur, gest. 1852.

Nr. 1008. V, 232.

Alessandro Poerio, geb. 1802 in Neapel, italienischer Schriftsteller, patriotischer Dichter, gest. 1848 in Venedig an einer Verwundung, die er in der Schlacht bei Mestre erhalten hatte.

Nr. 1009. V, 232.

Goethe denkt an Niebuhrs römische Geschichte und die darin geübte Kritik. — Über die Mongolen und die Abwehr derselben von den Grenzen Deutschlands hatten 1824 Isaak Jacob Schmidt (1779—1847), einer der gründlichsten Forscher auf dem Gebiete der asiatischen Sprachen und Culturgeschichte, und D'Ohsson zwei Werke veröffentlicht.

Nr. 1010. V, 236.

Ernst Joachim Förster (1800—1885), Maler und Kunstschriftsteller, Schwiegersohn Jean Pauls, studirte anfangs Theologie, widmete sich dann aber unter Cornelius' Leitung seit 1823 der Malerei, er lebte bis zu seinem Tode in München.

Nr. 1012. V, 241.

Asmus Jacob Carstens, geb. 1754 in St. Jürgen bei Schleswig, gest. 1798 in Rom, Maler, der erste, der in Deutschland auf die Antike zurückging und so der Wiedererwecker der Kunst bei uns wurde. Vgl. die Biographie von Sach, 1881.

Nr. 1014. V, 252.

Die „Papierausſchneidereien" von Adele Schopenhauer. Dieſe verſtand die Kunſt, in ſchwarzem Papier „artige kleine Bildchen" auszuſchneiden. So hatte ſie auch „Charon", ferner verſchiedene Landſchaften u. a. in dieſer Weiſe ausgeſchnitten. Vgl. Hempel 28, 577, ſowie Goethes Gedicht: „In eine Sammlung künſtlich ausgeſchnittener Landſchaften" (Hempel 2, 445), desgl. das Gedicht „an Profeſſor Röſel" (Hempel 3, 171).

Nr. 1015. V, 253.

„Jeder Tag beſtehe für ſich" u. ſ. w. Hier ſpricht Goethe einen Hauptgrundſatz aus, den er beſonders in ſeiner „Lebensregel" (Hempel 2, 261), in erweiterter Geſtalt Hempel 3, 207 ausgeſprochen hat:

Willſt du dir ein gut Leben zimmern,
Mußt ums Vergangene dich nicht bekümmern,
Und wäre dir auch was verloren,
Erweiſe dich wie neugeboren;
Was jeder Tag will, ſollſt du fragen,
Was jeder Tag will, wird er ſagen u. ſ. w.

Nr. 1016. V, 253.

Zu den Bemerkungen über „Alexis und Dora" vgl. im Goethe-Schiller'ſchen Briefwechſel die Briefe vom 18. u. 22. Juni, ſowie vom 6. u. 7. Juli 1796.

Nr. 1019. V, 261.

Der Geſchichts- und Landſchaftsmaler Karl Friedrich Leſſing, ein Großneffe Gotthold Ephraim Leſſings, geb. 1808 in Breslau, geſt. 1880 als Generaldirector in Karlsruhe.

Nr. 1021. V, 264.

Oscar Ludwig Bernhard Wolff, geb. 1799 in Altona, geſt. 1851 als Profeſſor in Jena, ſtudirte in Berlin und Kiel, war dann Lehrer an verſchiedenen Er-

ziehungsinstituten in Hamburg u. s. w., trat öffentlich als Improvisator auf und war auch als Schriftsteller thätig: er ist der Herausgeber des „Poetischen Hausschatzes des deutschen Volkes" und des „Hausschatzes deutscher Prosa." Sein „Büchlein von Goethe" ist eine häßliche Schmähschrift.

Nr. 1024. V, 271.

Der Titel der Zeitschrift lautete: „Die Sichtbaren. Diese Blätter werden die Woche zwei Mal, Mittwochs und Sonnabends, bei dem Buchdrucker Johannes Bayrhoffer, dem Jüngern, gerade gegen der kleinen Gallen Gaß über, ausgegeben. Die Vorausbezahlung für ein halbes Jahr ist 1 fl. Einzeln aber kostet das Stück 2 kr." (Vgl. v. Löper bei Hempel 20, 334).

Nr. 1027. V, 280.

Die Globisten, d. i. die Mitarbeiter der französischen, von Pierre Dubois herausgegebenen Zeitschrift „Le Globe" (seit 1824). Mitarbeiter waren z. B. Cousin, Remusat, Guizot, Victor Hugo, Sainte-Beuve, Ampère u. a. Am 27. Februar 1826 schreibt Goethe an Reinhard, daß ihm „posttäglich" der Globe zugesendet werde, und am 12. Mai 1826 äußert er sich brieflich gegen Reinhard: „Daß die Herren vom Globe mir wohlwollen, ist ganz billig; denn ich bin wirklich für sie eingenommen. Man wird eine Gesellschaft junger, energischer Männer in einer bedeutenden Stellung gewahr, ihre Hauptzwecke glaube ich zu begreifen, ihr Benehmen ist klug und kühn. Freilich macht in Frankreich die nächste Vergangenheit aufmerken und erregt Gedanken, zu denen man sonst nirgends gelangen würde. Doch hat mich gefreut, einige meiner geheimen und geheim gehaltenen Überzeugungen ausgesprochen und genugsam kommentirt zu sehen. Ich werde nicht aufhören, Gutes von diesen Blättern zu sagen; sie sind das Liebste,

men und zugleich die Gesellschaft in Athem setzen könne, indeß andre in die Küche gingen, um ein besseres Mittagessen zu bestellen, als man sonst einzunehmen gewohnt war.

was mir jetzt zu Händen kommt, werden geheftet, rück- und vorwärts gelesen. Auch haben sie mir in den letzten Stücken zur Einleitung in die interessanten Hefte des Herrn Cousin gedient, indem sie mir deutlich machen, zu welcher Zeit, auf was für Art und Weise und zu welchen Zwecken jene Vorlesungen gehalten wurden." Später wurde ihm jedoch die politische Tendenz des „Globe" unbehaglich, und er äußert sich bedeutend kühler über den Globe in den Briefen: an Graf Sternberg vom 19. September 1826 und an Graf Reinhard vom 20. September 1826. Am 27. November 1827 schreibt Goethe an Graf Sternberg: „Indessen machen die Herren vom „Globe" meinen friedlichen und zutraulichen Gesinnungen ein böses Spiel. Ich hoffte, sie sollten sich der nach Auflösung der Deputirtenkammer wieder eintretenden Preßfreiheit mit Mäßigung bedienen und wie zeither mit geistiger, geschmackvoller Freiheit die Angelegenheiten behandeln, wie solches auch ihrer Stellung gar wohl geziemt hätte; aber man sieht aus dem Hergange, daß hier an keine Mäßigung, noch viel weniger an Komposition zu denken sei; denn sie betragen sich seit dem 8. November außer allem Maße in einer Art, die auch ihr bester Freund nicht billigen kann." Doch am 18. Juni 1829 schreibt er an Reinhard, daß ihm der „Globe" trotzdem lieb und werth bleibe; man brauche ja mit vorzüglichen Menschen nicht durchaus einig zu sein, um Neigung und Bewunderung für sie zu empfinden. Vgl. a. Gespr. 1043. V, 292 u. a.

Nr. 1028. V, 282.

Stephan Schütze, der seit 1804 in Weimar wohnte, gab seit 1814 ein „Taschenbuch der Liebe und Freundschaft" heraus; 1821—23 erschienen von ihm „Heitere Stunden. Erzählungen, aus den Taschenbüchern gesammelt" (3 Bände).

Nr. 1031. V, 285.

Ferdinand Baron von Eckſtein, geb. 1790 in Kopenhagen, geſt. 1861 in Paris, franzöſiſcher Miniſterialbeamter und klerikaler Schriftſteller; er gründete 1826 die Zeitſchrift Le Catholique. — Friedrich Wilh. Carové, geb. 1789 zu Coblenz, geſt. 1852 in Heidelberg, philoſophiſcher Schriftſteller, bekannt als Mitbegründer der Burſchenſchaft.

Nr. 1032. V, 285.

Vgl. Geſpr. 1006. V, 229, wo die Sammlung von Bildniſſen guter Freunde", die Schmeller für Goethe entwarf, bereits erwähnt wird. — Joh. Schmeller, Porträtmaler in Weimar.

Johann Karl Ludwig von Schorn, 1793 zu Caſtell in Bayern geb., geſt. 1842 in Weimar, Kunſtſchriftſteller, gab ſeit 1820 das „Kunſtblatt" heraus.

Nr. 1034. V, 287.

Baron François Pascal Gérard, geb. 1770 in Rom, geſt. 1837 in Paris, Geſchichts- und Porträtmaler, Schüler Davids. Vgl. über ihn Goethe in „Kunſt und Alterthum" V, 3. 1826 (b. Hempel 28, 579 ff.). — Peter Oluf Bröndſted (1780—1842), däniſcher Archäolog.

Nr. 1049. V, 296.

„Der neue Arzt" war Hofrath Dr. Karl Vogel aus Liegnitz, der nach dem Tode Rehbeins an deſſen Stelle als großherzoglicher Leibarzt berufen worden war.

Nr. 1051. V, 299.

Vgl. Geſpr. Nr. 994. V, 211.

Nr. 1053. V, 302.

Karl Heinrich Ritter von Lang, bayrischer Geschichtsschreiber und satirischer Schriftsteller, geb. 1764 zu Balgheim in Schwaben, gest. 1835.

Nr. 1054. V, 303.

Hermann Fürst v. Pückler-Muskau (1785 bis 1871), geistvoller Schriftsteller; er legte den herrlichen Park zu Muskau an.

Nr. 1058. V, 313.

„Um mich zeichnen zu lassen." Vgl. Gespr. Nr. 1006. V, 229., sowie Nr. 1032. V, 285.

Nr. 1062. V, 320.

„Er legte mir einen Steindruck vor" u. s. w. Goethe hatte Probestücke erhalten von den Lithographien, die Eugène Delacroix (1799—1863, berühmter französischer Maler und Kolorist) zum Faust entworfen hatte und die für die französische Faustübersetzung von Stapfer bestimmt waren (Faust, Tragédie de Mr. de Goethe, traduite en Français par Mr. Stapfer, ornée de XVII dessins par Mr. Delacroix). Über diese Übersetzung, sowie die Lithographien von Delacroix sprach sich Goethe in „Kunst und Alterthum" VI, 2. 1828. S. 387 ff. aus (s. d. bei Hempel 29, 697—699). Am 2. März 1827 schrieb Goethe an Reinhard: „Nun erwarten wir auch die neue Ausgabe des Faust mit Lithographien von Delacroix, davon einige wundersame Probestücke zu uns gekommen sind."

Nr. 1064. V, 325.

In Mozarts Brief (abgedruckt in der „Allgemeinen Wiener Theaterzeitung" 1824. Nr. 138), auf den Goethe

durch Zelter (10. December 1824) hingewiesen worden war, lautet die betreffende Stelle: „Manche machen es halt ordentlich, aber dann sind's anderer Leute Gedanken (sie selbst haben keine); andere, die eigene haben, können sie nicht Herr werden." (Vgl. H. Düntzer, Eckerm. Gespr. I, 287.) — Goethe kannte Leonardo da Vincis Trattato della pittura, in dem die angeführten Äußerungen vorkommen. Meyer nannte Leonardos Tractat über die Malerei „ein Werk voll goldener Worte." In seiner „Italienischen Reise" (Zweit. Röm. Aufenthalt. Rom, den 9. Februar) schreibt Goethe: „Ich habe diese Tage das Buch Leonard da Vincis über die Malerei gelesen und begreife jetzt, warum ich nie etwas darin habe begreifen können." — Über das Bild Correggios vgl. „Ital. Reise, Neapel, den 22. März 1787." — „Haben wir doch jetzt sogar auch die Phidiasse vor Augen", d. i. die Werke des Phidias und der verschiedenartigsten Künstler, die nach dessen Ideen arbeiteten. Schon in seinem Aufsatze: „Verein der deutschen Bildhauer, Jena, den 27. Juli 1817" hatte Goethe die deutschen Bildhauer dringend zum Studium der Elginischen Marmore (Elgin Marbles, hauptsächlich vom Parthenon zu Athen, 1816 durch Vermittelung des Lord Elgin angekauft und dann durch Abgüsse verbreitet, im britischen Museum in London), und ähnlicher Arbeiten ermahnt (vgl. Hempel 28, 381 ff.).

Nr. 1069. VI, 1.

George Canning, hervorragender engl. Staatsmann (1770—1827), war seit 1822 Minister des Auswärtigen in England. Die Rede für Portugal hielt er im Unterhause am 12. December 1826. Portugal war von Spanien bedroht und Canning erklärte, daß England Portugal schützen müsse, und sandte auch englische

Truppen nach Portugal (ſ. ſeine Geſammelten Reden, 6 Bände, 1845, ſowie die Biographie von Hill 1887).

Nr. 1070. VI, 2.

Victor Hugos Odes et ballades erſchienen 1822—26 in 2 Bänden.

Nr. 1071. VI, 6.

Zu dem Liede „Um Mitternacht" vgl. Goethes Aufſatz: „Geneigte Theilnahme an den Wanderjahren" (Kunſt und Alterthum III, 3. 1822), wo er ſagt: „Hier nun fühl' ich unwiderſtehlichen Trieb, ein Lebenslied einzuſchalten, das mir ſeit ſeiner mitternächtigen, unvorhergeſehenen Entſtehung immer werth geweſen, komponirt aber von meinem treuen Wirkens- und Strebensgefährten Zelter, zu einer meiner liebſten Productionen geworden." Und nun folgt das Lied: „Um Mitternacht ging ich, nicht eben gerne, u. ſ. w." (ſ. Hempel 29, 313). — Max Eberwein, genauer: Traugott Maximilian E., war der ältere Bruder des Muſikdirectors Franz Karl Adalbert Eberwein. Madame Eberwein iſt Henriette Eberwein, geb. Häßler, ſeit 1807 an der Bühne zu Weimar, vermählt mit Franz Karl Adalbert E. ſeit 1812. Das zweite hier angeführte Lied aus Goethes Fiſcherin beginnt genauer: „Ich habs geſagt ſchon meiner Mutter, ſchon aufgeſagt vor Sommers Mitte" u. ſ. w. (es iſt das littauiſche Brautlied aus Herders Volksliedern I, Nr. 13) S. daſ. Hempel 9, 189. — „Es iſt wie eine abgeſtreifte Schlangenhaut u. ſ. w." Vgl. die Stelle in einer „zahmen Xenie":

Sie zerren an der Schlangenhaut,
Die jüngſt ich abgelegt. (Hempel 2, 388).

Nr. 1072. VI, 8.

Goethes Secretär war seit Juli 1819 C. F. John (gest. 1851 als Kammergerichtskanzlist zu Berlin).

Nr. 1073. VI, 13.

Das „Urbino-Zimmer" führte seinen Namen von dem an der Wand hängenden Ölgemälde: „Herzog von Urbino", gemalt von dem italienischen, in Urbino geborenen Maler Federigo Baroccio (1528—1612). Dieses kleine Seitenzimmer lag neben dem Gesellschaftszimmer. — Gérard hatte Goethen durch Boisserée den von Toschi ausgeführten Kupferstich seines Gemäldes: L'entrée de Henri IV à Paris übersandt. — Madame Panckoucke, die Gemahlin eines reichen Buchhändlers in Paris. — Nicolaus Fürst Putiatin (1745—1830), russischer Geheimrath, verließ Rußland, wo er in Ungnade gefallen war, und kaufte ein Gut in Zschachwitz bei Pillnitz. — Die unter die zahmen Xenien aufgenommenen Verse (Hempel 2, 381): „Johannisfeuer sei unverwehrt" u. s. w. sind ein Toast, den Goethe im Jahre 1804 in Jena ausbrachte (s. d. in den „Tag- u. Jahresheften" Hempel 27, 106), als man auf die Herzogin-Mutter anstieß, die durch Johannisfeuer verehrt wurde.

Nr. 1074. VI, 30.

Die „berühmten Literatoren" sind die Gebrüder Schlegel.

Nr. 1075. VI, 30.

Delphine Gay (1804—1855), Tochter der Romanschriftstellerin Sophie Gay; 1831 vermählte sich Delphine G. mit E. de Girardin, ihre Gedichte: Essais poétiques (2 Bd.) erschienen 1824—1826. — Prosper Mérimée (1803—1870), hervorragender französischer

Novelliſt, Senator. „Le Théâtre de Claire Gazul (unter dieſem Decknamen ſchrieb Mérimée anfangs), Comédienne Espagnole“ erſchien 1825. Auch die vorgeblich illyriſchen Poeſien La Guzla (Paris 1827) haben Mérimée zum Verfaſſer. Goethe zeigte dieſe in „Kunſt und Alterthum“ VI, 2. 1828 (S. 326—329) an und ſchrieb: „Herr Mérimée wird es uns alſo nicht verargen, wenn wir ihn als den Verfaſſer des Theaters der Clara Gazul und der Guzla hiemit erklären und ſogar erſuchen, uns mit dergleichen eingeſchwärzten Kindern, wenn es ihm irgend beliebt, aufs neue zu ergetzen. Auch er gehört zu den jungen franzöſiſchen Independenten, welche ſich eigne Pfade ſuchen, wovon die ſeinen wohl mit zu den anmuthigſten zu zählen ſind, weil er nichts feſtſetzen, ſondern ein ſchönes, heiteres Talent an Gegenſtänden und Tonweiſen mancher Art üben und ausbilden will“ (ſ. Hempel 29, 704). — Karl Wilh. Ferd. Solger (1780—1819), Prof. in Frankfurt a. d. O., 1811 in Berlin, Äſthetiker. Seine „Nachgelaſſenen Schriften und ſein Briefwechſel“ wurden von L. Tieck, und Fr. von Raumer 1826 (2 Bd.) herausgegeben. Seine „Philoſophiſchen Geſpräche“ waren 1817 erſchienen; 1815: Erwin, vier Geſpräche über das Schöne und die Kunſt. — „Es hätte mich damals freuen können, ein ſo gutes Wort über die Wahlverwandtſchaften zu hören.“ Vgl. jedoch Geſpr. Nr. 459. II, 303.

Nr. 1076. VI, 35.

„Eine Ausgabe des Béranger“, wahrſcheinl. die 1826 erſchienene vollſtändige Ausgabe ſeiner Chansons.

Nr. 1077. VI, 43.

VI, 50: Walter Scott. Am 12. Januar 1827 hatte Goethe an W. Scott nach Edinburgh geſchrieben, ſ. d. Brief bei Strehlke, Goethes Briefe II, 219.

Nr. 1078. VI, 50.

VI, 59: Ernſt Heinrich Friedrich Meyer, geb. in Königsberg 1791, 1819 Privatdocent der Botanik in Göttingen, ſeit 1826 Director des botaniſchen Gartens in Königsberg, 1829 Profeſſor, geſt. 1858. Vgl. „Tag- u. Jahreshefte 1822“ (Hempel 27, 287).

Nr. 1080. VI, 61.

Heinrich Meyers „Geſchichte der bildenden Künſte bei den Griechen“ begann 1824 zu erſcheinen (2 Bde., der letzte Band erſchien nach ſeinem Tode). —

Nr. 1083. VI, 64.

Karl Chriſt Vogel von Vogelſtein, Porträt- u. Geſchichtsmaler, geb. 1788 in Wildenfels, geſt. 1868 in München.

Nr. 1085. VI, 66.

Dr. Hermann Friedrich Wilhelm Hinrichs, Profeſſor der Philoſophie an der Univerſität zu Halle, geb. 1794 zu Karlsiel im Oldenburgiſchen, geſt. 1861 zu Friedrichsroda in Thüringen. Er war Hegelianer und hatte ſeine „Äſthetiſchen Vorleſungen über Goethes Fauſt“ (1825) dem Dichter überſandt, wofür ihm Goethe brieflich gedankt hatte (ſ. d. Strehlke, Goethes Briefe I, 269f.). Das in dem vorliegenden Geſpräche erwähnte Werk von Hinrichs führte den Titel: „Das Weſen der antiken Tragödie in äſthetiſchen Vorleſungen durchgeführt an den beiden Oedipus des Sophokles im allgemeinen und an der Antigone insbeſondere.“

Nr. 1086. VI, 66.

VI, 73f.: Die von Goethe angeführte Stelle in der „Antigone“ (v. 905—912) hatte zwar Aug. Ludw. Jakob

in seinen „Quaestiones Sophocleae“ für unecht erklärt, aber Aug. Böckh hatte sie im Gegensatz dazu (1826) als echt hingestellt. Auf ihre Beziehung zu Herodot (III, 119) hat schon Düntzer (Eckermanns Gespr. III, 270) hingewiesen.

Nr. 1087. VI, 82.

Auch an Zelter schrieb Goethe darüber, daß er der Aufführung der Iphigenie am 31. März 1827 nicht beiwohnte. „Was soll mir,“ heißt es da, „die Erinnerung der Tage, wo ich das alles fühlte, dachte und schrieb?“ In das Prachtexemplar, das er Wilhelm Krüger sendete, schrieb er nur die Worte: „Herrn Krüger, dem bewundernswürdigen Oreſt.“ (Vgl. v. Löper, Hempel 3, 355 Anm.) Dagegen sind Verse Goethes, die sich auf die Übersendung dieses Prachtexemplars an Krüger beziehen und wahrscheinlich in einem beigelegten Schreiben standen, in seine Werke übergegangen: „An den Schauspieler Krüger. Weimar den 31. März 1827.“ Sie lauten:

Was der Dichter diesem Bande
Glaubend, hoffend anvertraut,
Werd' im Kreise deutscher Lande
Durch des Künstlers Wirken laut!
So im Handeln, so im Sprechen
Liebevoll verkünd es weit:
Alle menschlichen Gebrechen
Sühnet reine Menschlichkeit.

(Hempel 3, 355.)

Nr. 1088. VI, 90.

„Friedrich Heinrich Jacobis auserlesenen Briefwechsel“ (2. Bd.), hgg. von Friedrich Roth (1825—1827). — Die große Überschwemmung von Petersburg war am 19. November 1824. — Zu Goethes Äußerungen über Barometer, Wasserbejahung und -verneinung vgl. in seinen

Schriften „Zur Meteorologie“ den „Versuch einer Witterungslehre 1825“ (zuerst gedruckt in den Nachgelassenen Werken 1833), s. d. Hempel 34, 47 ff. — „Lessing soll selbst einmal geäußert haben u. s. w.,“ der bekannte Ausspruch Lessings über die „reine Wahrheit“ und den „Trieb nach Wahrheit.“ — VI, 101: „Und nicht etwa der Korkbaum gewachsen ist“ u. s. w. Gegen die Teleologie des Grafen Fr. Leopold zu Stolberg richtete Goethe 1797 die Xenie:

Der Teleolog.

Welche Verehrung verdient der Weltenschöpfer, der gnädig
Als er den Korkbaum erschuf, gleich auch die Stöpsel erfand.“
(Hempel 3, 239.)

Nr. 1089. VI, 102.

VI, 108: Amable Tastu, geb. Voiart, seit 1816 vermählt mit dem Buchhändler Tastu; ihre Poésies erschienen 1826.

Nr. 1090. VI, 133.

Das Gebicht ist ein kleiner Busch, der nach Tiefurt zu liegt. — Christian Lassen, geb. 1800 in Bergen, gest. 1876 als Professor in Bonn; Schlegel hatte ihn für das Studium der indischen Sprache zu begeistern gewußt, er wohnte bei Schlegel und arbeitete mit diesem zusammen; sein Hauptwerk, das später erschien (2. Aufl. 1876), war die „Indische Alterthumskunde“ (4 Bd.).

Nr. 1092. VI, 115.

Johann Jacob Anton Ampère (1800—1864), Sohn des Naturforschers Ampère, war Prof. der neueren Literatur in Paris, Mitarbeiter des Globe. Er gab im Globe 1826, Nr. 55—64 im Anschluß an Stapfers Oeuvres

Zweytes Capitel.

Nach einigen Tagen kam der Baron, und Melina empfing ihn nicht ohne Furcht. Der Graf hatte ihn als einen Kenner angekündigt, und es war zu besorgen, er werde gar bald die schwache Seite des kleinen Haufens entdecken, und einsehen, daß er keine formirte Truppe vor sich habe, indem sie kaum Ein Stück gehörig besetzen konnten; allein sowohl der Director als die sämmtlichen Glieder waren bald aus aller Sorge, da sie an dem Baron einen Mann fanden, der mit dem größten Enthusiasmus das vaterländische Theater betrachtete, dem ein jeder Schauspieler und jede Gesellschaft willkommen und erfreulich war. Er begrüßte sie alle mit Feyerlichkeit, prieß sich glücklich eine deutsche

dramatiques de Goethe, traduites de l'allemand eine Beurtheilung Goethes als Dramatiker, die Goethe in „Kunst und Alterthum" V, 3. 1826 u. VI. 1. 1827 zum Theil wiedergab (s. d. Hempel 29, 678—691). — **Philipp Albert Stapfer** (1766—1840), schweizerischer Gesandter in Paris, übersetzte Goethes Faust ins Französische (s. Hempel 29, 692 u. 697 ff.), sowie Goethes dramatische Werke überhaupt (vgl. Hempel 29, 678 ff.). Goethes Brief an Stapfer vom 4. April 1827 s. bei Strehlke, Goethes Briefe II, 240. — **Alexander Duval** (1767—1842), Bühnendichter in Paris, verfaßte ein Drama Le Tasse, eine Nachbildung des Goethischen Tasso (vgl. Hempel 29, 693—697).

Nr. 1093. VI, 118.

Vgl. hierzu Goethes Aufsatz: Hempel 29, 678 ff. — Zu den Äußerungen Goethes, daß die Eigenschaften, die in den Werken der Griechen hervortreten, nicht einzelnen Personen anhafteten, sondern der ganzen Nation und dem ganzen Zeitalter (VI, 123 f.), vgl. seinen Aufsatz: „Literarischer Sanscülottismus" (Hempel 29, 237 ff.), wo er ganz ähnliche Gedanken ausspricht. — Zu dem Ausspruche: „Wir Deutschen sind von gestern" vgl. Schillers bekanntes Wort in Wallensteins Tod (I, 4):

Nicht, was lebendig, kraftvoll sich verkündigt,
Ist das gefährlich Furchtbare. Das ganz
Gemeine ist's, das ewig Gestrige,
Was immer war und immer wiederkehrt
Und morgen gilt, weils heute hat gegolten!

Nr. 1095. VI, 127.

Karl von Holtei (1797—1880), seit 1821 vermählt mit Luise Rogée, einer bedeutenden Schauspielerin, die eine Zeitlang eine Zierde der Breslauer Bühne war,

hatte einige Jahre in Breslau als Theaterdichter gelebt und gerade damals mit seinen Liederspielen: „Die Wiener in Berlin“ und: „Die Berliner in Wien“ u. a. große Erfolge erzielt.

Nr. 1096. VI, 131.

Moritz Oppenheim, Genremaler, geb. 1801 zu Hanau, seit 1825 in Frankfurt a. M., wo er am 24. Februar 1882 starb; er zeichnete auch Umrisse zu Goethes „Hermann und Dorothea“. Seine Stoffe entnahm er im übrigen besonders dem Leben seiner israelitischen Zeitgenossen.

Nr. 1097. VI, 131.

Über den Plan, einen Tell in Hexametern zu dichten, vgl. „Tag- und Jahreshefte“ 1797 (Hempel 27, 46) und: 1804 (Hempel 27, 110f.), sowie v. Biedermanns Anmerkung dazu (Hempel 27, 425f.).

Nr. 1100. VI, 139.

Über die „Monatsschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen“ hat Goethe sich in verschiedenen Aufsätzen geäußert, die bei Hempel 29, S. 147 ff. sich vereinigt finden. Vgl. auch Goethes Brief an Zelter vom 11. März 1827. An Gerhard schrieb er am 10. April 1827: „Versäumen Sie nicht, auf der Messe nach der Monatsschrift zu fragen, welche die Gesellschaft des vaterländischen Museums in Prag herausgiebt. Zwei Hefte liegen vor mir. Ein Gedicht „Horimir und sein Roß Samik“ wird Sie in Verwunderung setzen.“ — Franz Palacky (1798—1876), der bekannte böhmische Geschichtsschreiber, besorgte die Herausgabe der Zeitschrift; Joseph Dobrowsky (1753—1829), ein Jesuit, Schriftsteller in Prag, war thätiger Mitarbeiter.

Nr. 1101. VI, 140.

VI, 144: „Zeige ihm deine Prinzeß". Prinzessin Marie Luise Alexandrine von Sachsen-Weimar hatte sich am 26. Mai 1827 mit dem Prinzen Karl von Preußen vermählt. Unter ihr Porträt, das Goethe am 23. Juni 1827 an K. Meyer sandte, hatte der Dichter die Verse geschrieben:

Lieblich und zierlich
Ruhig und hold,
Sind ihr die Treuen
Sicher wie Gold.

(Hempel 3, 172.)

b. VI, 145: Über den Brief Goethes an Gries vom 2. Juni 1827 s. Strehlke, Goethes Briefe I, 224. — Das „Wiegenlied dem jungen Mineralogen Walther von Goethe, den 21. April 1818" s. bei Hempel 2, 435 f.

Nr. 1102. VI, 147.

Joh. Anton Graf Kapodistrias (1776—1831), griechischer Staatsmann, wurde 1828 Präsident der griechischen Republik, 1831 in Nauplia ermordet. — VI, 152. „Ihm in der „Helena" das unsterbliche Denkmal der Liebe zu setzen": durch den Euphorion.

Nr. 1103. VI, 154.

Baron Philipp von Stosch (gest. 1757) war ein eifriger Kunstsammler; für dessen Neffen Baron Philipp Muzel-Stosch arbeitete Winkelmann einen Katalog der Gemmensammlung des Oheims aus: Description des pierres gravées du feu Baron de Stosch, Florence 1749. Eine im Auszug abgefaßte deutsche Übersetzung der Winkelmannschen Schrift erschien 1827 unter dem Titel: „Verzeichniß der geschnittenen Steine in dem königlichen Museum der Alterthümer zu Berlin", und Goethe berichtete

über dieſe Schrift in „Kunſt und Alterthum“ VI, 2. 1828 (ſ. d. Aufſ. bei Hempel 28, 441 ff.). Darin ſagt Goethe: „Nach (dieſer Winckelmannſchen Schrift) iſt gegenwärtig noch die ganze Sammlung der Originale geordnet, und ihr zufolge auch die Sammlung der davon genommenen Abdrücke, welche von Karl Gottlieb Reinhardt*) gefertigt worden und in zierlichen Kaſten, auf das Schicklichſte angeordnet, zu nicht geringer Erbauung vor uns ſtehen..... Von den ferneren Schickſalen der Gemmenſammlung, die uns hier beſonders beſchäftigt, bemerken wir, daß nach dem Tode des Barons ein Neffe, Philipp Ruzel-Stoſch, mit vielem andern auch das Kabinet ererbt; es wird eingepackt und verſendet, iſt durch Unaufmerkſamkeit des Spediteurs eine Zeitlang verloren, wird endlich in Livorno wiedergefunden und kommt in Beſitz Friedrichs des Großen, Königs von Preußen.“ — VI, 156: Den Vers Goethes ſ. Hempel 2, 329.

Nr. 1104. VI, 159.

Der Roman Manzonis: I promessi sposi, vgl. Geipr. 1106. VI, 165. — Der hochbedeutende engliſche Schriftſteller Thomas Carlyle (1795—1881) wuchs in beſchränkten Verhältniſſen auf, ohne genauere Kenntniß der Alten verdankt er die Größe ſeiner Anſchauung und die Weltweite ſeines Blickes, ſowie überhaupt die Tiefe ſeiner Bildung vorwiegend dem Studium der deutſchen Literatur. Von der beſcheidenen Stellung eines Dorfſchullehrers ſtieg er zu hohem Anſehen und Ruhm empor. In ſeinen „German romances“ (4 Bd. 1827) führte er Fouqué, Tieck, Muſäus, Jean Paul und Hoffmann in England ein, wie er denn überhaupt die deutſche Literatur und beſonders die Kenntniß Goethes und Schillers in Eng-

*) Hofbaudepotverwalter in Berlin.

land verbreitete. Sein „Life of Schiller“ mit Überſetzungsproben ſchrieb er 1823, 1825 überſetzte er Goethes Wilhelm Meiſter. — Heinrich Leo (1799—1878), damals außerordentl. Prof. in Berlin, ſpäter in Halle.

Nr. 1108. VI, 169.

In der That hatte Goethe zuerſt an W. Scott geſchrieben und zwar am 12. Januar 1827. Vgl. Erl. zu Geſpr. 1077. VI, 43. — John Gipſon Lockhart, Romanſchriftſteller und Satiriker, Schwiegerſohn Walter Scotts, ſeit 1825 Redacteur des „Quarterly Review.“

Nr. 1113. VI, 173.

Henriette Sonntag war im Sommer 1826 zweimal in Weimar; das Gedicht, das Goethe ihr im Juli 1826 widmete, ſteht bei Hempel 3, 347.

Hauptmann Dan. Grg. v. Ekendahl (nicht: Eckendahl), geb. 6. April 1792 in Schweden, geſt. 4. September 1857, lebte ſeit 1815 in Deutſchland, ſeit 1825 in Weimar. In einem Briefe an Varnhagen von Enſe vom 19. Februar 1828 (Goethe-Jahrb. V, 24) rühmt Goethe Ekendahls „Geſchichte des ſchwediſchen Reichs und Volks“ (2 Bd. 1827—28).

Nr. 1114. VI, 175.

Dr. phil. Guſtav Parthey, Hofrath in Berlin, Enkel des Berliner Buchhändlers F. W. Nicolai. Zelter empfahl ihn an Goethe in dem Briefe vom 14. Auguſt 1827, indem er bemerkt, Parthey habe Italien und den Orient geſehen und wünſche den kennen zu lernen, der ſich ſo wahr und geiſtig über dieſe Weltgegend ausgewieſen. Einen Brief Goethes an Parthey vom 24. November 1819 ſ. bei Strehlke, Goethes Briefe II, 325.

Nr. 1115. VI, 179.

Eduard Gans (1797—1839), Rechtsgelehrter, zuletzt Professor in Berlin.

Nr. 1120. VI, 196.

Wassili Andrejewitsch Schukowski (1783 bis 1852), hervorragender russischer Dichter. In der Recension von John Bowrings Servian popular poetry (Kunst u. Alterthum VI, 2. 1828), der auch eine russische Anthologie herausgegeben hatte, rühmte Goethe Schukowski (s. Hempel 29, 596). Einen Brief Goethes an Schukowsky vom 16. November 1821 s. bei Strehlke, Goethes Briefe II. 209. — Oberstleutnant Baron Gerhard v. Reutern, seit 1820 in Dresden lebend, hatte an den Freiheitskriegen theilgenommen und einen Arm verloren. Ihm ist das Gedicht Goethes: „Inschrift, April 1831" (Hempel 3, 173f.) gewidmet.

Nr. 1123. VI, 199.

Johann Karl Wilhelm Zahn, geb. zu Rodenberg in der Grafschaft Schaumburg 1800, gest. Berlin 1871, war 1824 in Italien für die Ausgrabungen in Pompeji und Herkulanum besonders thätig gewesen. Im Verkehr mit Zahn, auch in seinen Briefen an Zahn, tritt Goethes Liebe und Begeisterung für die antike Kunst wieder recht lebhaft zu Tage (vgl. Strehlke, Goethes Briefe II, 413ff.).

Nr. 1125. VI, 207.

Jean Pauls Ausspruch lautet genauer: „Der Mensch hat drittehalb Minuten: eine zu lächeln, eine zu seufzen und eine halbe zu lieben: denn mitten in dieser Minute stirbt er." Vgl. Hempel 3, 353.

Nr. 1128. VI, 214.

Die Hottelſtedter Ecke heißt die Höhe nach dem am Fuße des Berges gelegenen Dorfe Hottelſtedt. — VI, 223. Zu der Stelle über die Fürſten vgl. Hempel 27, 298: „Man hätte mir eine Krone aufſetzen können, und ich hätte gedacht, das verſtehe ſich von ſelbſt.“ — Als Goethe 1782 das Adelsdiplom erhielt, ſchrieb er an Frau von Stein, er ſei ſo wunderbar gebaut, daß er ſich dabei gar nichts denken könne.

Nr. 1129. VI, 225.

Adolf Friedrich Karl Streckfuß (1779—1844), Geh. Oberregierungsrath in Berlin, Dichter und Schriftſteller namentlich Überſetzer italieniſcher Dichtungen. — Der Dichter Raupach weilte damals auch längere Zeit in Weimar. — Über die Gebrüder Riepenhauſen vgl. Erl. zu Nr. 645. III, 224 f.

Nr. 1131. VI, 227.

VI, 230: „Als Kotzebue vorhatte“ u. ſ. w. Vgl. Erl. zu Nr. 178.

Nr. 1134. VI, 254.

Joh. Andreas Stumpff, Inſtrumentenbauer und Harp master of her Majesty in London.

Nr. 1135. VI, 256.

Dr. Johann Guſtav Stickel, geb. 1805 zu Eiſenach, hatte ſich 1827 in Jena als Privatdocent für Theologie und orientaliſche Sprachen niedergelaſſen, wurde dort 1828 Profeſſor der Theologie, 1839 Profeſſor der orientaliſchen Sprachen.

Nr. 1137. VI, 219.

Gemeint ist Friedrich Förster.

Nr. 1140. VI, 263.

Joh. Christ. Friedr. Aug. Heinroth, 1773 in Leipzig geb., Professor der Psychiatrie daselbst, gest. 1843. Unter dem Namen Treumund Wellentreter gab er 1818 bis 1826 „Gesammelte Blätter" heraus.

Nr. 1141. VI, 265.

Holtei hatte 1828 der Bühnenthätigkeit (vorübergehend) entsagt und trat mit großem Erfolg als Vorleser Shakespearescher Dramen auf.

Nr. 1143. VI, 268.

Über Goethe und Wit-Dörring vgl. Gespr. Nr. 707. III, 296.

Nr. 1144. VI, 271.

VI, 285. Gemeint ist das Lied im „Schenkenbuche":

So lang man nüchtern ist,
Gefällt das Schlechte;
Wie man getrunken hat,
Weiß man das Rechte u. s. w.

Nr. 1146. VI, 299.

In der That sind Goethes Gedichte gegen Kotzebue und Genossen, die bei Hempel 3, 297 ff. zu lesen sind, erst nach Goethes Tode veröffentlicht worden.

Nr. 1147. VI, 300.

Joseph Karl Stieler, geb. 1781 in Mainz, gest. 1858 in München; hervorragender Porträtmaler, von ihm

die „Schönheitengalerie“ in der Reſidenz zu München, ſein Sohn war der Dichter Karl Stieler. — Charlotte von Hagn, eine Münchnerin (geb. 1813), die ſchon mit vierzehn Jahren die Bühne betrat. — Vgl. hierzu Goethe-Jahrbuch I, 282.

Nr. 1148. VI, 301.

Max Johann Seidel, Komiker am Weimarer Theater ſeit 1822, war ein geborner Tiroler. Goethe liebte das Jodeln nur im Freien (wie er an Zelter ſchrieb, 30. October). — „Wie Kirſchen und Beeren behagen“ ſ. Hempel 2, 335, vgl. auch Hempel 23, 42. — Der Großherzog ſtarb zu Graditz bei Torgau am 14. Juni 1828.

Nr. 1149. VI, 304.

Großherzog Karl Friedrich von Sachſen-Weimar war den 2. Februar 1783 zu Weimar geb. und ſtarb daſelbſt am 8. Juli 1853.

Nr. 1155. VI, 314.

Karl Wilhelm Göttling, geb. 19. Januar 1793 in Jena, ſeit 1822 Profeſſor der klaſſiſchen Philologie in Jena, ſeit 1826 auch Bibliothekar, unterſtützte Goethe bei der Ausgabe letzter Hand ſeiner Werke. Göttling ſtarb in Bonn am 20. Januar 1869. Den Briefwechſel Goethes mit Göttling hat Kuno Fiſcher herausgegeben. Vgl. a. v. Biedermann, Goethe und Göttling, Goetheforſchungen, Neue Folge, 237 ff. — Im Februar 1828 reiſte Göttling nach Italien.

Nr. 1128. VI, 323.

Christiane von Wurmb war früher Hofdame in Rudolstadt, sie war die Gattin Abekens. In „Schillers Leben" von Caroline v. Wolzogen erschienen diese Gespräche (aus dem Jahre 1801) in Druck.

Nr. 1153. VI, 310.

Gottlob Friedrich Krauße, der letzte Bediente Goethes, geb. 1805, gest. als Amtsdiener zu Ilmenau 1860.

Nr. 1162. VI, 330.

Karl Egon Ritter von Ebert, geb. 1801 zu Prag, gest. 1882, dichtete in Nibelungenstrophen das Heldengedicht „Wlasta" (1825—1828), von dem einzelne Theile in der „Monatsschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen" erschienen waren; diese hatte Goethe gelesen. Er stand besonders unter dem Einflusse Uhlands.

Nr. 1163. VI, 335.

Dr. Karl Friedrich Philipp von Martius, geb. 1794 in Erlangen, Botaniker, war 1817—20 mit J. B. v. Spix in Brasilien, seit 1826 Professor in München, wo er 1868 starb. Goethe hatte die ersten Lieferungen seines Werkes über die Palmen angezeigt. (s. Hempel 33, 142ff.). Vgl. auch: „Naturwissenschaftliche Korrespondenz Goethes" hgg. von Bratranek. — Johann Ludwig von Jordan, wirklicher Geheimrath, war preußischer Gesandter in Dresden und Weimar.

Nr. 1165. VI, 344.

Die Gräfin Finckenstein war die Wittwe des früheren preußischen Regierungspräsidenten Grafen Friedrich Ludwig

Bühne so unvermuthet anzutreffen, mit ihr in Verbindung zu kommen, und die vaterländischen Musen in das Schloß seines Verwandten einzuführen. Er brachte bald darauf ein Heft aus der Tasche, in welchem Melina die Puncte des Contracts zu erblikken hofte; allein es war ganz etwas anderes. Der Baron bat sie, ein Drama, das er selbst verfertigt, und das er von ihnen gespielt zu sehen wünschte, mit Aufmerksamkeit anzuhören. Willig schlossen sie einen Kreis, und waren erfreut, mit so geringen Kosten sich in der Gunst eines so nothwendigen Mannes befestigen zu können, obgleich ein jeder nach der Dicke des Heftes übermäßig lange Zeit befürchtete. Auch war es wirklich so, das Stück war in fünf Akten geschrieben, und von der Art, die gar kein Ende nimmt.

Der Held war ein vornehmer, tugendhafter, großmüthiger und dabey verkannter und

Finck von Finckenstein; Tieck hatte bis zum Tode des Grafen (1818) auf dessen Gute in Ziebingen gewohnt. — Auch Tiecks Töchter Agnes und Dorothea waren mit in Weimar.

Nr. 1166. VI, 344.

Gustav Friedrich Wiggers, Vater der Politiker Julius Otto August Wiggers (1811 in Rostock geb.) und Moritz Wiggers (1816 in Rostock geb.), die 1848 Mitglieder der konstituirenden Kammer waren, deshalb in Haft geriethen und dann längere Zeit Mitglieder des deutschen Reichstages waren.

Nr. 1167. VI, 347.

William Fraser in London war der Herausgeber der periodischen Schrift Foreign Review.

Nr. 1168. VI, 352.

Johann Jacob Nöggerath, geb. 1788 in Bonn, Professor der Mineralogie und Bergwerkswissenschaften in Bonn, stand mit Goethe schon viele Jahre wegen mineralogischer Fragen in näherer Beziehung, vgl. Hempel 33, 431.

Nr. 1170. VI, 355.

Früher, im Jahre 1816, hatte die Edinburgh Review Goethes „Dichtung und Wahrheit" heftig getadelt.

Nr. 1171. VI, 356.

Das Gedicht: „Glücklich Land u. s. w." s. Hempel 3, 361.

Nr. 1173. VI, 358.

VI, 365: Die Prinzeß von Preußen war Luise Ulrike, die Schwester Friedrichs des Großen. — Zu S. 359, Z. 8 ff. vgl. Goethes Gedicht:

Bildung.

Von wem auf Lebens- und Wiſſens-Bahnen
Wardſt du genährt und beſeſtet?
Zu fragen ſind wir beauftragt.

„Ich habe niemals danach gefragt.
Von welchem Schnepfen und Faſanen,
Kapaunen und Welſchenhahnen
Ich mein Bäuchelchen gemäſtet.

„So bei Pythagoras, bei den Beſten
Saß ich unter zufriednen Gäſten;
Ihr Frohmahl hab' ich unverdroſſen
Niemals beſtohlen, immer genoſſen."

(Hempel 3, 217.)

Vgl. a. Riemers Mittheilungen I, 203.

Nr. 1174. VI, 368.

Freiherr Apollonius von Maltitz, Dichter, geb. 1795, ſeit 1811 Geſandtſchaftsattaché bei verſchiedenen Geſandtſchaften, 1836 Legationsrath, 1841 ruſſiſcher Geſchäftsträger mit dem Titel „Staatsrath" in Weimar, dort geſt. 1870.

Nr. 1175. VII, 1.

Auguſte Kladzig, damals Hofſchauſpielerin in Weimar, 1833 vermählt mit dem Schauſpieler La Roche.

Ernſt Auguſt Friedrich Klingemann (1777 bis 1831), dramatiſcher Dichter und Generaldirector des Braunſchweigiſchen Theaters. — Karl Auguſt La Roche (1795—1884), Schauſpieler, Helden und Charakterdarſteller ſeit 1833 am Hofburgtheater in Wien.

Nr. 1178. VII, 5.

„Goodman and Goodwife", eine alte ſchottiſche Ballade, die Goethe unter dem Titel „Gutmann und

Gutweib. Altschottisch" bearbeitete, am 27. Juli 1827 an Zelter schickte und 1828 in „Kunst und Alterthum" VI, 2, 318 erscheinen ließ (s. d. Hempel 3, 114ff.). — Winterberger, geb. 1804, ein Schüler P. A. Wolffs, seit 1825 Schauspieler in Berlin, hatte am 26. Januar 1829 Goethe besucht. — Dorothea Seidel, geb. 1804, geb. Meyer, seit 1833 an der Bühne zu Weimar, vermählt mit dem Komiker Max Johann Seidel. — Der Lustspieldichter Karl Töpfer, geb. 1792 in Berlin, hatte ein Drama „Hermann und Dorothea" in 4 Acten verfaßt, das auch in Weimar aufgeführt worden war.

Nr. 1182. VII, 11.

Das Gedicht „Kein Wesen kann zu nichts zerfallen" (Vermächtniß) s. Hempel 3, 191f. — Über den Mathematiker Joseph Louis Lagrange, geb. 1736 in Turin, gest. 1813 in Paris, der besonders die analytischen Functionen, die numerischen Gleichungen, analytische Mechanik u. a. behandelte, vgl. a. Sprüche in Prosa 950, 996, 1002, 1005.

Nr. 1183. VII, 14.

Christ. Leopold von Buch, Freiherr v. Gelmersdorf, der bekannte Geolog (1774—1853), wie Alexander von Humboldt Vertreter des Vulkanismus gegen die Neptunisten. Goethe stand bekanntlich mehr auf seiten des von Werner begründeten Neptunismus, ohne sich einseitig dieser Theorie hinzugeben. Humboldt und Buch waren früher Anhänger Werners.

Nr. 1185. VII, 18.

François Pierre Guillaume Guizot (1787 bis 1874), französischer Staatsmann, 1830 Minister des Innern, 1832 Minister des Unterrichts, 1840 des Auswärtigen, 1847

Premierminiſter; er verfaßte zahlreiche kultur- und literarhiſtoriſche Werke. — Abel François Villemain (1790 bis 1870), franzöſiſcher Staatsmann und Gelehrter, 1840 bis 1844 Unterrichtsminiſter. — Die Vorleſungen, die Guizot an der Sorbonne gehalten, erſchienen unter dem Titel: Cours d'histoire moderne, die Villemains unter dem Titel: Cours de littérature française, die Couſins als: Cours de l'histoire de la philosophie moderne. Vgl. Goethes Aufſatz: Ferneres über Weltliteratur, Hempel 29, 677. — Unter den „Nachrichten des Engländers" vermuthet Düntzer Henry Thomas Colebrookes (1765 bis 1837), des bekannten Orientaliſten in London Schrift: „On the philosophy of the Hindoos" in den „Transactions of the Royal Asiatic society."

Nr. 1187. VII, 22.

Ferdinando Artaria, Kunſthändler in Mannheim (Firma: Artaria und Fontaine, von Goethe erwähnt Hempel 28, 852). — Über Schillers Redaction des Egmont vgl. Goethes Aufſatz: „Über das deutſche Theater" (Hempel 28, 726).

Nr. 1189. VII, 35.

Vgl. zu dem Eingang des Geſpräches „Sprüche in Proſa" Nr. 694: „Ein edler Philoſoph ſprach von der Baukunſt als einer erſtarrten Muſik und mußte dagegen manches Kopfſchütteln gewahr werden. Wir glauben dieſen ſchönen Gedanken nicht beſſer nochmals einzuführen, als wenn wir die Architektur eine verſtummte Tonkunſt nennen u. ſ. w." Übrigens war es Friedrich Schlegel, der die Baukunſt eine „gefrorne Muſik" nannte (Vgl. v. Löpers Anmerkung). — VII, 37. „Was ihnen ſelber gemäß iſt." Vgl. hierzu Geſpr. Nr. 974. V, 150.

Nr. 1192. VII, 39.

VII, 40: „Bérangers Gefangenſchaft". Wegen ſeiner Chansons inédites wurde Béranger zu neun Monaten Haft verurtheilt, ſowie zu einer Geldſtrafe von 10000 Francs.

Nr. 1193. VII, 43.

VII, 48: Heinrich Joſeph König, Katholik, ſchrieb für eine proteſtantiſche Zeitſchrift, die von dem Pfarrer Friedrich in Frankfurt a. M. herausgegeben wurde, eine größere Zahl von Aufſätzen, die er ſpäter als „Roſenkranz eines Katholiken" herausgab.

Nr. 1194. VII, 48.

Das Gedicht: „Cupido u. ſ. w." ſ. Hempel 24, 465 (Ital. Reiſe. Zweiter Römiſcher Aufenthalt. Januar 1788), ſowie Hempel 9, 69 f. — Louis Antoine Fauvelet de Bourrienne (1769—1834), franzöſiſcher Staatsmann, war Mitſchüler Bonapartes in Brienne. 1829—30 erſchienen ſeine „Mémoires sur Napoléon" (10 Bde.).

Nr. 1195. VII, 51.

Karl Gottlieb Ernſt Weber, Pfarrer zu Schönfeld bei Bunzlau; ſein „hiſtoriſches Gedicht": Die Völkerſchlacht (1827) hatte 26 Geſänge. — VII, 54: „Er mußte alſo ein Wappen haben", ſcherzhaft, das Wappen war die Zeichnung zu einem Petſchaft für Zelter, vgl. Goethes Brief an Zelter vom 4. März 1829. — Friedrich Wilhelm Facius, Hofmedailleur zu Weimar.

Nr. 1196. VII, 59.

Baronet Robert Peel (1788—1850), engl. Staatsmann, 1822—27 und 1828—30 Miniſter des Innern in England, ſpäter Premierminiſter.

Nr. 1197. VII, 64.

VII, 68: Heinrich Franke, Tänzer und Sänger, geb. 1807, Sohn des Fecht- und Hoftanzmeisters Fr. in Weimar; Maria Schmidt, Opernsängerin, geb. 1808, Tochter des Kammermusikus Schm. in Weimar; Oels, geb. 1772, Graff, geb. 1768, Schauspieler an der Weimarer Hofbühne.

Nr. 1198. VII, 73.

Der Band, den Goethe vorlegte, war derselbe wie in Gespräch Nr. 1201. VII, 89: John Boydells „Liber veritatis." — VII, 79: Gegen das Wort: „Erkenne dich selbst" hat Goethe auch sonst häufig gesprochen, vgl. Erl. zu Nr. 227. — Zu den Worten: „Er weiß nicht, woher er kommt noch wohin er geht" vgl. den Schluß von „Dichtung und Wahrheit" (Hempel 23, 112), sowie v. Löpers Anmerkung dazu. — „Hackert sagte sehr oft." s. die Worte: „Ital. Reise, Caserta. Donnerstag den 15. März 1787" (Hempel 24, 195), wo noch der Satz vorausgeht: „Sie haben Anlage, aber Sie können nichts machen."

Nr. 1199. VII, 83.

Der neue Papst Pius VIII. war ein Graf von Castiglione. — Narcisse Achille Comte de Salvandy. Verfasser des Romanes Don Alonso ou l'Espagne. — Zwei Briefe an Dr. Horn. Goethe war im Besitz seiner eignen Briefe an Horn, die Riese nach Horns Tode (1803) gekauft, Marianne Willemer nach Rieses Tode (1827) am 9. December 1827 an Goethe geschickt hatte, als aus Rieses Nachlaß für ihn bestimmt. Goethe antwortete am 3. Januar 1828 der Frau v. Willemer; in dieser Antwort heißt es: „Die Briefe von Leipzig waren durchaus ohne Trost; ich habe sie alle dem Feuer überliefert; zwei

von Straßburg heb' ich auf, in denen man endlich ein freieres Umherblicken und Aufathmen des jungen Menſchen gewahr wird." Vgl. Strehlke, Goethes Briefe I, 278.

Nr. 1200. VII, 85.

VII, 88: Das Werk Ségurs: Histoire de Russie et de Pierre le Grand erſchien 1829.

Nr. 1201. VII, 89.

Paul Brill, geb. 1554 zu Antwerpen, geſt. 1626 zu Rom. Vgl. über dieſen Maler Goethes Aufſatzſkizze: „Künſtleriſche Behandlung landſchaftlicher Gegenſtände, Hempel 28, 874—882.

Nr. 1202. VII, 91.

Zu der Erzählung Meyers vgl. Goethes „Italieniſche Reiſe, November 1787." Hempel 24, 444f.

Nr. 1205. VII, 97.

Wolfgang Flachenecker war Maler und Lithograph in München. Er hatte auch das Porträt der Großherzogin von Sachſen-Weimar, das Julie von Egloffſtein zum 71. Geburtstage derſelben gemalt, durch Lithographie vervielfältigt. Vgl. Hempel 28, 845.

Nr. 1214. VII, 114.

Jean Pierre David (1789—1856), berühmter franzöſiſcher Bildhauer.

Nr. 1215. VII, 115.

Adam Mickiewicz (ſpr. Mizkjéwitſch) berühmter polniſcher Dichter und Schriftſteller, geb. 1798, 1829 und 1830 reiſte er nach Italien, 1840—43 Prof. der ſlav. Literatur in Paris, geſt. 1855 in Konſtantinopel.

Er ſchrieb die Epen: Konrad Wallenrod, Grazyna u. a. — Anton Eduard Odyniéc (ſpr. = nietz), gleichfalls polniſcher Dichter (Romantiker) und Herausgeber der vielgeleſenen Zeitſchrift Melitele, mit Beiträgen der jüngern polniſchen Dichter, geb. 1809 in Litauen, ſtudirte in Wilna, überſetzte Bürgers Lenore ins Polniſche, verfaßte romantiſche Dramen (z. B. Izora) u. ſ. w. 1875—78 gab er ſeine berühmten „Briefe" über die mit Mickiewicz unternommene italieniſche Reiſe heraus (4 Bde.).

Nr. 1219. VII, 133.

Lambert Adolphe Jacques Quetelet (1796 bis 1874), Mathematiker und Aſtronom, geb. in Gent, zuletzt Director der Sternwarte in Brüſſel.

Nr. 1226. VII, 147.

Die Verſe: „Dieſe Richtung iſt gewiß" ſ. Hempel 2, 477. Vgl. Gefpr. VIII, 402.

Nr. 1232. VII, 155.

Gemeint iſt, auch in den vorhergehenden Geſprächen, Friedrich Förſter. — VII, 158: Auch ein Engländer überſetzte hier das Fläſchchen mit: dram-bottle, Schnapsflaſche. — In dem franzöſiſchen Ballet-Divertiſſement „Fauſt" ſind die Verſe: „Wie ſie kurz angebunden war" u. ſ. w. überſetzt:

Et la jupe courte!
D'honneur, c'est à ravir.

Dieſe Stelle hatte wohl Förſter im Sinne. — VII, 160: Chriſtian Schuchardt, der die Schrift: „Goethes Kunſtſammlungen" herausgab.

Nr. 1237. VII, 173.

Jacob Fenimore Coopers (1789—1851) letzter Roman heißt: Red Rover.

Nr. 1239. VII, 176.

Caroline Pentheler, Claviervirtuosin.

Nr. 1240. VII, 177.

Die Übersetzung des Faust von Gérard: „Nouvelle traduction complète en prose et en vers" erschien 1827.

Nr. 1241. VII, 178.

Über „die Mütter" vgl. den Aufsatz von Paul Hohlfeld: Noch einmal die „Mütter" in Goethes Faust Theil II (Archiv f. Literaturgeschichte VI, 396 ff.)

Nr. 1242. VII, 179.

Louis de Rouvroy, Herzog v. Saint-Simon (1675—1755), franz. Staatsmann, schrieb: Mémoires complets et authentiques sur le siècle de Louis XIV et la régence. Er war Mitglied des Regentschaftsrathes für Ludwig XV. — „Einen Band Krummacher'scher Predigten". Es war der Band: „Blicke ins Reich der Gnade. Sammlung evangelischer Predigten, von Dr. Krummacher, Pfarrer zu Gemarke. Elberfeld 1828". Goethes Aufsatz darüber veröffentlichte der Weimarer Oberhofprediger Röhr in seiner „Kritischen Prediger-Bibliothek" (XI. Bd. 1. Heft 1830, S. 21 ff.) und leitete diesen mit folgender Bemerkung ein: „Der Herausgeber glaubte auch den hochverehrten Nestor unserer deutschen Literatur, welcher die verschiedenartigsten Erscheinungen derselben noch stets mit jugendlichem Interesse verfolgt und würdigt, auf diese Predigten aufmerksam machen und um sein

Urtheil über dieſelben erſuchen zu müſſen. Dieſer las ſich tief hinein und gab ſie begleitet von einem Aufſatze zurück, durch welchen er ſich „„einigermaßen Rechenſchaft geben wollte, wie in unſerer Zeit ein Mann, den man doch für vernünftig halten ſollte, auf ſolche Verirrungen gerathen könne.““ Dieſen Aufſatz hat der Herausgeber Erlaubniß, auch ſeinen Leſern vorzulegen u. ſ. w.“ (ſ. d. Aufſ. d. Hempel 29, 213ff.). Krummacher iſt der bekannte Parabeldichter Friedrich Wilhelm Krummacher, zuletzt Hofprediger in Potsdam. — Das „Chaos“ war eine von Frau von Goethe geleitete weimariſche Zeitſchrift mit deutſchen, franzöſiſchen, engliſchen u. ſ. w. Beiträgen, vgl. Geſpr. Nr. 1288. VII, 291. Sie erſchien nur Sonntags, auch Eckermann und Soret waren an der Redaction betheiligt. Vgl. a. Goethe-Jahrb. III, 246f.

Nr. 1244. VII, 183.

Über Walter Scotts „Leben Napoleons“ vgl. Goethes Briefe an Zelter vom 21. November 1827 (gleichlautend am 27. November 1827 an Sternberg) und vom 4. December 1827, ſowie den Brief an Reinhard vom 28. Januar 1828. Vgl. ferner Goethes Recenſion, d. Hempel 29, 768ff. (Weimar, d. 21. November 1827).

Nr. 1245. VII, 183.

S. 187: Zu Behrischs Berufung nach Deſſau vgl. VIII, 402. — 188. Der Name „Pelargonie“ tritt zuerſt 1787 in L'Héritiers Geranologie auf.

Nr. 1246. VII, 189.

Pierre Etienne Louis Dumont (1759—1829), Großoheim Soretś, philoſophiſcher Schriftſteller, Mitglied des Großen Rathes in Genf ſeit 1814. Dumont war am 30. September 1829 in Genf geſtorben.

verfolgter Mann, der aber denn doch zuletzt den Sieg über seine Feinde davon trug, über welche sodann die strengste poetische Gerechtigkeit ausgeübt worden wäre, wenn er ihnen nicht auf der Stelle verziehen hätte.

Indem dieses Stück vorgetragen wurde, hatte jeder Zuhörer Raum genug an sich selbst zu denken, und ganz sachte aus der Demuth, zu der er sich noch vor kurzem geneigt fühlte, zu einer glücklichen Selbstgefälligkeit empor zu steigen, und von da aus die anmuthigsten Aussichten in die Zukunft zu überschauen. Diejenigen, die keine ihnen angemessene Rolle in dem Stück fanden, erklärten es bey sich für schlecht, und hielten den Baron für einen unglücklichen Autor, dagegen die andern eine Stelle, bey der sie beklatscht zu werden hofften, mit dem größten Lobe zur möglichsten Zufriedenheit des Verfassers verfolgten.

Nr. 1251. VII, 196.

„Ich habe Mozart als siebenjährigen Knaben gesehen", 1763 in Frankfurt am Main, wo der 7jährige Mozart mit seiner Schwester am 18. und 30. August jenes Jahres concertirte und zwar „im Scharffischen Saale auf dem Liebfrauenberge." Vgl. v. Löpers Anmerkung Nr. 136 zu „Dichtung und Wahrheit I." Hempel 20, 349.

Nr. 1252. VII, 197.

S. 199: Jeremy Bentham (1748 in London geb., gest. 1832), berühmter englischer Rechtsgelehrter und Philosoph, Begründer der Nützlichkeitsphilosophie, deren Lehren Dumont popularisirte. Benthams Schrift „System der Gesetzgebung" war weit verbreitet.

Nr. 1253. VII, 201.

Die Großherzogin-Mutter hatte sich durch einen Fall Schaden gethan und litt noch an den Folgen. Daher Goethes Zorn, daß man ihr den Maskenzug vorführen wolle.

Nr. 1254. VII, 202.

„Fürst Primas", nämlich Karl von Dalberg. Am 6. Februar 1830 erzählte der junge Goethe bei Tische, daß er im April 1808 in Frankfurt mit seiner Großmutter, der Frau Rath, beim Fürsten Primas zur Tafel geladen worden sei; sie habe den Fürsten, der seine gewöhnliche geistliche Kleidung getragen habe, für einen Abbé gehalten und nicht sonderlich auf ihn geachtet. Auch habe sie anfänglich bei Tafel, an seiner Seite sitzend, nicht eben das freundlichste Gesicht gemacht. Im Laufe des Gesprächs aber sei ihr an dem Benehmen der übrigen Anwesenden nach und nach beigegangen, daß es der Primas

ſei. Der Fürſt habe darauf ihre und ihres Sohnes Geſundheit getrunken, worauf dann die Frau Rath aufgeſtanden und die Geſundheit Sr. Hoheit ausgebracht. Am 7. Februar ſetzten ſich dieſe Geſpräche fort.

Nr. 1255. VII, 202.

Der 2. Februar war der Geburtstag des regierenden Großherzogs. — Hudſon Lowe (1769—1844), der Gouverneur von St. Helena ſeit 1815, Hüter Napoleons I., er ſchrieb zur Rechtfertigung wegen ſeines Verhaltens gegen Napoleon die Schrift: Mémorial relatif à la captivité de Napoléon à St. Hélène (2 Bd.), 1830.

Nr. 1257. VII, 206.

Juſtinus Kerner (1786—1862), der bekannte ſchwäbiſche Dichter und Arzt, neigte der Geiſterſeherei und Myſtik zu und gab in ſeiner Schrift: „Die Seherin von Prevorſt“ 1829 und in den „Blättern aus Prevorſt“ (Karlsruhe 1831—1834) Nachricht über eine Somnambule, Namens Friederike Hauffe. — Als Goethe 1775 in Karlsruhe Karl Auguſt und Luiſe, damals noch Prinzeſſin von Heſſen-Darmſtadt (die Vermählung fand erſt am 3. October 1775 zu Karlsruhe ſtatt) geſehen hatte, ſchrieb er am 24. Mai 1775 an Johanna Fahlmer: „Louiſe iſt ein Engel, der blinkende Stern konnte mich nicht abhalten, einige Blumen aufzuheben, die ihr vom Buſen fielen und die ich in der Brieftaſche bewahre, wo das Herz iſt.“ Dieſe Verehrung bewahrte ihr Goethe ſein ganzes Leben hindurch.

Nr. 1258. VII, 206.

Anne Ninon de Lenclos (1616—1706), eine bekannte leichtfertige Schönheit, die zu ihrer Zeit den Mittelpunkt des geiſtigen Lebens in Paris bildete.

Nr. 1259. VII, 209.

Luiſe Adelaide von Waldner-Freundſtein, geb. 1746, lange Jahre hindurch ſeit der Vermählung der Großherzogin Luiſe 1775 Hofdame. — „Ich fand ihn noch mit einem guten Freunde u. ſ. w.“ vgl. oben S. 208: „Hofrath Soret ließ ſich melden u. ſ. w.“ Der gute Freund war alſo Eckermann. — S. 212: Lucien Emile Arnault, geb. 1787 zu Verſailles, geſt. 1863 zu Paris, Sohn des franzöſiſchen Tragikers Antoine Vincent Arnault; er war wie ſein Vater dramatiſcher Dichter und verherrlichte Guſtav Adolf in einem Drama (1830). — S. 213: Zu der Erzählung über Gozzis Theater vgl. Goethes „Italieniſche Reiſe, Venedig, den 10. October 1786“ (Hempel 24, 86) und Düntzers Anmerkung dazu. Nach ſeinem eignen Berichte ſah Goethe die Smeraldina, das Kammermädchen in Gozzis Tragikomödien, und den (nicht: die) Brighella, eine weißgekleidete Maske, die einen „pöbelhaften Ferrareſen“ darſtellt. — Der Pulcinell (it. Pulcinella), die bekannte italieniſche Charakterfigur, entſprechend der venetianiſchen Charaktermaske des Arlechino und dem deutſchen Hanswurſt. Die Sage läßt den Pulcinell aus Neapel herkommen. Vgl. It. Reiſe. Neapel 19. März 1787 (Hempel 24, 202) u. a.

Nr. 1262. VII, 217.

Friedrich Beuther, geb. 1777 im Elſaß, ſtudirte anfangs Theologie, war dann Kaufmann, Schauſpieler, zuletzt Decorationsmaler in Frankfurt a. M., Amſterdam u. a., beſonders in Weimar.

Nr. 1267. VII, 224.

Andreas Eduard Kożmian, polniſcher Schriftſteller. — „Der Führer der neuen Schule“: Adam

Mickiewicz, vgl. Geſpr. 1215. VII. 115. u. ff. — Kaſimir I., geb. 1015, König v. Polen 1034—1058, vertrieben 1037—41. — Ary Scheffer, geb. 1795 in Dordrecht, geſt. 1858 in Paris, Geſchichtsmaler.

Nr. 1268. VII, 230.

Hofrath Voigt aus Jena iſt der Profeſſor der Botanik und Director des botaniſchen Gartens zu Jena Friedrich Siegmund Voigt (1781—1850).

Nr. 1271. VII, 233.

Lili ſtarb am 6. Mai 1817, achtundfünfzig Jahre alt (geb. 23. Juni 1758).

Nr. 1273. VII, 239.

Alfred Victor, Graf von Vigny (1799—1863), Emile Deschamps (1795—1871), beide hervorragende, gegen die Klaſſiker auftretende Schriftſteller und Dichter. Oberſt Charles Nicolas Baron Fabvier (1783 bis 1855), franz. General, 1823—28 für Griechenland kämpfend.

Nr. 1276. VII, 243.

Charles Auguſtin Sainte-Beuve (1804—1869), gleichfalls ausgezeichneter Dichter und Kritiker der neueren Richtung; 1829 erſchien von ihm: Vie, poésies et pensées de Joseph Delorme; 1830 Consolations u. ſ. w. — Pierre Simon Ballanche (1776—1847), franz. Philoſoph und Schriftſteller. — Honoré de Balzac (1799 bis 1850), franz. Romanſchriftſteller. — Jules Gabriel Janin (1804—1874), franz. Kritiker und Schriftſteller. — „Studien" von Emile Deschamps, d. i. deſſen Études françaises et étrangères 1828.

Nr. 1277. VII, 257.

Hofrath Chriſtian Wilhelm Büttner, geb. 1716 in Wolfenbüttel, Natur- und Sprachforſcher, Profeſſor in Göttingen, dann in Jena, geſt. 8. October 1801. Vgl. übrigens zu Goethes Erzählung: „Tag- und Jahreshefte 1817." (Hempel 27, 230.)

Nr. 1278. VII, 260.

Vgl. hierzu den Aufſatz: „Chriſtus nebſt zwölf alt- und neuteſtamentlichen Figuren den Bildhauern vorgeſchlagen" Hempel 28, 390 ff.

Nr. 1279. VII, 263.

In der That ſchließt ſich die 15. römiſche Elegie (Hempel 2, 27 f.) an Horaz, Carmen saeculare V, 9., nicht an Properz an. — Eugen Neureuther, geb. 1806 in München, geſt. 1882 daſelbſt als Profeſſor an der Kunſtgewerbeſchule, hervorragender Zeichner und Maler, beſonders bekannt durch ſeine Illuſtrationen.

Nr. 1280. VII, 264.

Samuel Thomas v. Sömmerring (1755—1830), Dr. med. Profeſſor der Anatomie, Arzt in Frankfurt 1798, Geh. Rath in München 1805, geadelt 1808, lebte ſeit 1820 als Privatmann in Frankfurt. Er war am 2. März geſtorben. — S. 270: Friedrich Auguſt Marqueß v. Briſtol, Lord-Biſchof von Derry (1730—1803) kam durch Jena am 10. Juni 1797. Vgl. „Tag- und Jahreshefte" 1797 (Hempel 27, 44), ſowie den Aufſatz in den „Biographiſchen Einzelheiten": Lord Briſtol, Biſchof v. Derry (Hempel 27, 313 f.).

Nr. 1286. VII, 280.

S. 282: „Gustav Adolf" ist das oben Gespr. Nr. 1259. VII, 212 ungenau: „Gustav Wasa" benannte Drama von L. E. Arnault.

Nr. 1288. VII, 289.

S. 292: Julie Auguste Christiane von Bechtolsheim, geb. von Keller, Wittwe des Kanzlers und Geh. Raths von Bechtolsheim in Eisenach, sie war damals bereits hoch in die Siebzig.

Nr. 1290. VII, 294.

Johann Michael Färber war Kustos der Schloßbibliothek, später Museenschreiber in Jena.

Nr. 1295. VII, 299.

Hernani, Drama Victor Hugos, 1830 zum ersten Male aufgeführt, wobei es zum offenen Kampfe zwischen Classicisten und Romantikern kam.

Nr. 1295. VII, 301.

„Man muß sich immerfort verändern, erneuen, verjüngen, um nicht zu verstocken", ein Hauptgrundsatz Goethes, vgl. die Einleitung z. d. Erläuterungen. — „So hat mir Rochlitz" u. s. w. Vgl. Gespr. Nr. 1263. VII, 219 f.

Nr. 1296. VII, 302.

„Un petit modèle en bronce de la statue de Moïse etc." „Tag- und Jahreshefte 1812" berichtet Goethe: „Ich acquirirte eine nicht gar ellenhohe altflorentinische Kopie des sitzenden Moses von Michel Angelo, in Bronze gegossen." (Hempel 27, 206.) Diese ist gemeint.

Nr. 1297. VII, 303.

Etienne Geoffroy de St. Hilaire (1772—1844), ſeit 1809 Profeſſor der Zoologie und Medicin in Paris.

Nr. 1298. VII, 303.

Ferdinand Ries (1784—1838), Sohn des Violiniſten Franz Anton Ries in Bonn, Componiſt von Opern, Symphonien u. ſ. w.

Nr. 1300. VII, 314.

Friedr. Ferd. Karl Frhr. v. Müffling (1775 bis 1851), preußiſcher Feldmarſchall, 1815 Gouverneur von Paris, 1837 Gouverneur von Berlin; er war auch kriegsgeſchichtlicher Schriftſteller.

Nr. 1303. VII, 317.

Charles de Bonnet (1720—1793), Genfer Philoſoph und Naturforſcher; ſein Hauptwerk: Idées sur l'état futur des êtres vivans ou Palingénésie philosophique; den zweiten Theil dieſes Werkes überſetzte Lavater 1769 unter dem Titel: „Philoſophiſche Unterſuchung der Beweiſe für das Chriſtenthum."

Nr. 1308. VII, 324.

Ernſt Moritz Ludwig Ettmüller (1802—1877), Germaniſt, habilitirte ſich 1830 in Jena für deutſche Sprache und Literatur, 1833 Prof. in Zürich.

Nr. 1312. VII, 328.

Joh. Ludw. Franz Deinhardſtein, geb. in Wien 1794, dramatiſcher Schriftſteller, 1832 Vicedirector des Wiener Hoftheaters, geſt. 1859.

Nr. 1316. VII. 332.

Auch Goethe rühmte ſich, ſein Volk aus Philiſterei emporgehoben zu haben:

Ihr könnt mir immer ungeſcheut
Wie Blüchern Denkmal ſetzen;
Von Franzen hat er euch befreit,
Ich von Philiſter-Netzen.
(Hempel 3, 267.)

Nr. 1320. VII, 335.

Karl Victor von Bonſtetten, geb. 1745 in Bern, Schriftſteller in Genf, Freund Matthiſſons; geſt. 1832 in Genf.

Nr. 1326. VIII, 3.

Le Rouge et le Noir, Roman von dem franzöſiſchen Schriftſteller Marie Henri Beyle (1783—1842), der meiſt unter dem Pſeudonym Stendhal ſchrieb.

Nr. 1328. VIII, 5.

Vgl. hierzu die „zahmen Xenien."

Allerlieblichſte Trochäen
Aus der Zeile zu vertreiben
Und ſchwerfälligſte Spondeen
An die Stelle zu verleiben,
Bis zuletzt ein Vers entſteht,
Wird mich immerfort verdrießen.
Laſſ' die Reime lieblich fließen,
Laſſ' mich des Geſangs genießen
Und des Blicks, der mich verſteht.

Ein reiner Reim wird wohl begehrt
Doch den Gedanken rein zu haben,
Die edelſte von allen Gaben,
Das iſt mir alle Reime werth.
(Hempel 2, 385

Nr. 1329. VIII, 7.

Über das Werk Schönes s. VIII, 403.

Nr. 1332. VIII, 15.

Jean Graf Rapp, französischer General, geb. 1772 in Colmar, 1809 Graf, gest. 1821.

Nr. 1334. VIII, 19.

S. 22: „Schellings Büchlein über die Kabiren", d. i. Schellings Schrift „Über die Gottheiten von Samothrake" 1816.

Nr. 1339. VIII, 33.

Oberconsistorialrath Dr. Johann Friedrich Schwabe, geb. 1779, seit 1827 Hofprediger in Weimar.

Nr. 1342. VIII, 36.

Zu den vielen Äußerungen Goethes gegen die Preßfreiheit, vgl. die zahmen Xenien:

O Freiheit süß der Presse! u. s. w.
(Hempel 3, 354.)

und:

Was Euch die heilige Preßfreiheit
Für Frommen, Vortheil und Früchte heut?
Davon habt Ihr gewisse Erscheinung:
Tiefe Verachtung öffentlicher Meinung.
(Hempel 3, 354.)

Nr. 1348. VIII, 43.

S. 44: Vgl. Erl. zu II, 176. — Paul Louis Courier, Philolog und politischer Schriftsteller in Frankreich. Friedrich August von Beulwitz, Oberst und Kammerherr.

Nr. 1355. VIII, 54.

„Des berüchtigten Tintenflecks." In der Handschrift, aus der Courier den Text des Schäferromans von Longos vervollständigt hatte, fand sich später gerade an dieser Stelle ein großer Tintenfleck. — Ludwig Schrön, geb. 1799 in Weimar, Professor der Mathematik und Director der Sternwarte in Jena, gest. 1875.

Nr. 1356. VIII, 58.

Die „Übersetzung des arabischen Heldengedichts", von der Goethe Strophe 1, 14, 15 und 16 recitirt, ist aus den „Noten und Abhandlungen" zum Divan, und zwar aus dem Abschnitt: „Araber". (Hempel 4, 234 ff.)

Nr. 1357. VIII, 61.

Niebuhr hatte in seiner Vorrede zum 2. Bande seiner römischen Geschichte (1830), im Hinblick auf die Julirevolution gesagt, daß eine „Vernichtung des Wohlstands, der Freiheit, der Bildung, der Wissenschaft" drohe.

Nr. 1359. VIII, 63.

Nachdem Goethe seinen Sohn durch den Tod verloren hatte, wurde er von Vogel in der Oberleitung der wissenschaftlichen Anstalten unterstützt.

Nr. 1361. VIII, 68.

Merck erschoß sich am 27. Juni 1791.

Nr. 1362. VIII, 69.

Das Werk: „Wahrheit aus Jean Pauls Leben," von dem Dichter selbst begonnen, erschien erst nach Jean Pauls Tode (von 1826—1833).

Mit dem Ökonomiſchen waren ſie geſchwind fertig. Melina wußte zu ſeinem Vortheil mit dem Baron den Contract abzuſchließen, und ihn vor den übrigen Schauſpielern geheim zu halten.

Über Wilhelmen ſprach Melina den Baron im vorbeygehen, und verſicherte, daß er ſich ſehr gut zum Theaterdichter qualifizire, und zum Schauſpieler ſelbſt keine üble Anlagen habe. Der Baron machte ſogleich mit ihm als einen Collegen Bekanntſchaft und Wilhelm produzirte einige kleine Stücke, die nebſt wenigen Reliquien an jenem Tage, als er den größten Theil ſeiner Arbeiten in Feuer aufgehen ließ, durch einen Zufall gerettet wurden. Der Baron lobte ſowohl die Stücke als den Vortrag, nahm als bekannt an, daß er mit hinüber auf das Schloß kommen würde, verſprach, bey ſeinem Abſchiede, allen die beſte Aufnahme, bequeme Wohnung, gutes

Nr. 1366. VIII, 75.

Die Verſe, die Goethe auf die freigelaſſene Stelle ſchreibt, ſ. Hempel 3, 173f. („Inſchrift. April 1831").

Nr. 1368. VIII, 77.

Joh. Jacob Schmied, Pfarrer, geb. 1809 im Wirthshaus zur Krone in Balterswil im thurg. Kreis Fiſchingen; als er 1831 von St. Gallen zur weiteren Ausbildung nach der Univerſität Berlin ging, beſuchte er auf der Reiſe dahin Goethe, der ihn an Zelter empfahl; 1844 wurde er Lehrer in St. Gallen, 1863 Geiſtlicher an der Strafanſtalt zu St. Jacob, geſt. 1888.

Nr. 1371. VIII, 83.

Die Gedichte „Bei Betrachtung von Schillers Schädel. Zum 17. September 1826" und: „Vermächtniß" 1829 ſ. Hempel 3, 190ff. (vgl. auch die dort gegebenen Anmerkungen).

Nr. 1373. VIII, 89.

Die Verſe: „Ihm ziemts u. ſ. w." ſind aus dem Spruche: „Was wär ein Gott, der nur von außen ſtieße u. ſ. w." (Hempel 2, 223). — Zu dem Schluſſe des Geſpräches vgl. Goethes „Epigramme auf Myrons Kuh" (Hempel 3, 384), ſowie den Aufſatz: „Myrons Kuh" (Hempel 28, 459—467).

Nr. 1385. VIII, 105.

Johann Chriſtian Mahr war Berginſpector zu Ilmenau. — Friedrich Auguſt Freiherr von Fritſch, geb. 1768, Geh. Kammerrath 1817, Kammerpräſident 1823, Oberlandjägermeiſter 1828, Wirkl. Geh. Rath 1835, geſt. 1845.

Nr. 1388. VIII, 113.

Clara Wieck, Tochter des Gesang- und Clavierlehrers Friedrich Wieck (1785—1873) in Dresden; sie ist geb. 1819 in Leipzig, wurde die Gattin Robert Schumanns.

Nr. 1390. VIII, 114.

Marion de Lorme, Drama Victor Hugos, erschien 1829.

Nr. 1391. VIII, 118.

Den Landschaftsmaler und Kupferstecher Hermann van Swanevelt (1620—1690) erwähnt Goethe auch in seiner Aufsatzskizze: „Künstlerische Behandlung landschaftlicher Gegenstände" (Hempel 28, 878).

Nr. 1393. VIII, 121.

Vgl. hierzu VIII, 403.

Nr. 1396. VIII, 124.

Winzenz Pol, polnischer Dichter, geb. 1807 zu Lublin, gest. 1873 in Krakau, polnisch-nationaler Romantiker, lebte längere Zeit in Straßburg, wo er Soldatenlieder im Stile Bérangers dichtete (1833), 1850 Professor der Geographie an der Universität Krakau, lebte später, da er als Pole abgesetzt wurde, in Lemberg, zuletzt erblindet in Krakau, wo er 1873 starb. Seine Hauptdichtung: „Das Lied von unserm Land, 1843".

Nr. 1399. VIII, 130.

Rud. Töpffer, Zeichner und Novellist, geb. 1799 in Genf, gest. 1846. — Gabriel Lory, Maler und Kupferstecher, geb. um 1760 im Canton Bern, gest. 1836.

Nr. 1402. VIII, 136.

Karl v. Spiegel war der Sohn des Oberhofmarſchalls Spiegel.

Nr. 1403. VIII, 136.

Vgl. hierzu Goethes Aufſätze: „Phaëthon, Tragödie des Euripides. Verſuch einer Wiederherſtellung aus Bruchſtücken“ (Kunſt u. Alterthum 1823. IV, 2, bei Hempel 28, 500 ff.); „Zu Phaëthon des Euripides“ (Kunſt u. Alterthum 1823. IV, 2); „Euripides' Phaëthon“ (Kunſt u. Alterthum VI, 1. 1827); „Die Bacchantinnen des Euripides“ (Kunſt u. Alterthum VI, 1. 1827).

Nr. 1405. VIII, 143.

„Die junge Froriep“, Tochter Friedr. Ludwigs von Froriep, der, 1779 in Erfurt geb., ſeit 1816 Obermedicinalrath in Weimar war und dort 1847 ſtarb.

Nr. 1415. VIII, 160.

Vgl. hierzu VIII, 403.

Nr. 1419. VIII, 169.

k. S. 175: „Klopſtocks Sentenz“. Meſſias VII, 421 ſagt Klopſtock von den Tugenden: „Einige werden belohnt, die meiſten werden vergeben.“ Goethe hatte dieſe Sentenz bereits in den Xenien verwendet:

Haller.

Ach, wie ſchrumpfen allhier die dicken Bände zuſammen!
Einige werden belohnt, aber die meiſten verziehn.
(Hempel 3, 247.)

Nr. 1421. VIII, 183.

Johann Gottfried Dyk, geb. 1750 in Leipzig, Bühnenſchriftſteller, geſt. Leipzig 1813. Er hatte z. B. Banks Eſſex für die deutſche Bühne bearbeitet u. a.

Nr. 1423. VIII, 191.

Malcolmi, Hofschauspieler in Weimar seit 1788, trat 1817 in Ruhestand, gest. 1819. Goethe nannte ihn „den Unvergeßlichen". — Beate Lortzing, geb. Elsermann (1787—1831), Hofschauspielerin in Weimar seit 1805, vermählt mit dem Hofschauspieler Joh. Friedrich Lortzing (1782—1851) seit 1809.

Nr. 1436. VIII, 228.

Zu dem Schlusse vgl. Gespr. 1318b. VII, 333.

Nr. 1437. VIII, 230.

Vgl. Gespr. Nr. 389b. II, 236. — Nr. 1277. VII, 257.

Nr. 1443. VIII, 242.

Franz Oberthür, geb. zu Würzburg 1745, Dr. theol., seit 1773 Professor der Theologie in Würzburg, 1809 in Ruhestand, 1829 geh. geistl. Rath, gest. 1831.

Nr. 1444. VIII, 244.

Anna Luise Karsch, geb. Dürbach (1722—1791), gew. die Karschin genannt, Dichterin, Tochter eines Schenkwirths, zuerst an einen geizigen Tuchmacher Hirsekorn, dann an einen dem Trunk ergebenen Schneider Karsch verheirathet. Ihre Gedichte, sowie ihre Lebensbeschreibung gab ihre Tochter Frau Caroline Louise Hempel heraus, die später an Herrn von Klencke verheirathet war.

Nr. 1457. VIII, 265.

Friederike Sophie Christiane Brun, geb. Münter, die bekannte Dichterin, Freundin Matthissons. Vgl. Erl. zu Nr. 723. III, 315.

Nr. 1472. VIII, 278.

Wilhelmine Maaß, Schauſpielerin in Weimar ſeit 1802, in Berlin 1805—1810.

Nr. 1487. VIII, 293.

Friedrich Gottl. Welcker, geb. 1784 zu Grünberg in Heſſen, Archäolog, Prof. in Bonn 1819—59, geſt. daſ. 1868.

Nr. 1498. VIII, 303.

Guſtav Hugo (1764—1841), Profeſſor der Rechtswiſſenſchaft in Göttingen, Begründer der hiſtoriſchen Schule der deutſchen Rechtswiſſenſchaft.

Nr. 1504. VIII, 313.

Guſtav Heinrich Näke (1786—1835), Maler.

Nr. 1506. VIII, 316.

Frederik Chriſtian Sibbern, däniſcher Philoſoph, geb. 18. Juli 1785 zu Kopenhagen, ſeit 1813 Profeſſor in Kopenhagen, geſt. 16. December 1872 daſelbſt.

Nr. 1509. VIII, 320.

Heinrich Herm. Joſ. Freiherr v. Heß (1788 bis 1870), ſeit 1859 öſterreichiſcher Feldmarſchall.

Nr. 1518. VIII, 338.

Georg Wilhelm Lorsbach (1752—1816), Konſiſtorialrath und Profeſſor der orientaliſchen Literatur in Jena 1812.

Nr. 1520. VIII, 340.

Friedr. Aug. Koethe, ſeit 1810 Prof. der Theologie, Archidiaconus und Garniſonsprediger in Jena, 1814 vermählte er ſich mit Silvie von Ziegeſar, ſpäter Superintendent in Allſtedt.

Nr. 1522. VIII, 342.

Jan Kollar, slav. Dichter, geb. 1793 in Mossocz in Ungarn, gest. 1852 als Professor in Wien.

Nr. 1532. VIII, 358.

Anton Freih. von Prokesch-Osten, österreichischer Diplomat und Schriftsteller, geb. 1795 in Graz, gest. 1876 in Wien.

Nr. 1533. VIII, 358.

S. 361: „wenn der Fürst u. s. w.", Fürst Radziwill.

Nr. 1540. VIII, 372.

Wilhelm Häring (1798—1871), der bekannte Romanschriftsteller Willibald Alexis. — Karl Grüneisen (1802—1878), Kanzelredner, Schriftsteller und Kunsthistoriker. Herausgeber des „christlichen Kunstblattes".

Nr. 1542. VIII, 377.

Heinrich Jos. König, geb. 1790 in Fulda, gest. 1869 in Wiesbaden, Romanschriftsteller; 1816—47 stand er in hessischem Staatsdienst.

Nr. 1547. VIII, 389.

Otto Magnus Freiherr v. Stackelberg, Archäolog und Künstler, geb. 1787, gest. 1837 in Petersburg.

Nr. 1550. VIII, 393.

Nicht Karl Ludwig Gottlob, sondern Ludwig Christoph von Burgsdorff ist gemeint. Er war geb. 1774, bekleidete 1813 die Stelle eines geheimen Referendars zu Dresden seit 1818 die eines geheimen Finanzrathes und starb 1828.

Nachgeliefertes.

1570.

(Nach 1546.)

1829, Anfang Mai.

Mit Friedrich Notter und Karl Wolff.

Dem Canditaten der Theologie Wolff († als Rektor des St. Katharinenſtifts in Stuttgart 1869, und dem Dr. med. Notter (bekannt als Danteüberſetzer, † in Stuttgart 1884) hatte Hr. v. Cotta, der in Verhandlungen wegen des Zollvereins gleichzeitig mit jenen ſeinen jungen Landsleuten in Berlin weilte, verſprochen, ſie auf der Rückreiſe durch Weimar bei Goethe anzumelden. Die beiden Schwaben kamen dahin, Anfangs Mai 1829. Sie wurden von dem Greis freundlich empfangen mit den Worten: „Herr v. Cotta iſt zwar hier geweſen, hat Sie jedoch nicht annoncirt, da ich aber aus Ihren Zeilen erſehe, daß Sie Landsleute meines großen Freundes Schillers ſind, hab' ich das Vergnügen mir nicht verſagen wollen, Sie bei mir zu ſehen." Damit wies er uns, erzählt Notter (Staatsanzeiger für Württemberg 1864 Nr. 235), nach einem kleinen, eben für zwei Perſonen Raum bietenden Divan hinter dem Tiſche, während er ſelbſt Miene machte, ſich auf einen gewöhnlichen Stuhl niederzulaſſen. Wir zauderten einen Augenblick, ſolche Bevorzugung anzunehmen, er aber ſagte mit einem unendlich vertraulichen, jede Förmlichkeit mit einem Schlag abſchneidenden Ton: „Nein, nein, das iſt ſo meine Art", und wir mußten gehorchen. Damit war der Charakter der ganzen, etwa ¾ Stunde dauernden Unterredung gezeichnet. Das Geſpräch dehnte ſich auf die verſchiedenſten Gegenſtände aus, nur wie dies in der Regel bei allen von dem Dichter vorgelaſſenen, ihm perſönlich unbekannten Perſonen der Fall war, nicht auf die Poeſie. Dabei ließ nichts das hohe Alter desſelben ahnen, als ein faſt nach jedem fünften oder ſechſten Wort kommendes langgedehntes M—h—h, das jedoch deutlich mehr aus dem Mund als der Bruſt kam und eher angenommene Gewohnheit als irgendwie ein Zeichen von Erſchöpfung oder ſonſtiger Beſchwerde zu ſein ſchien. Nachdem er ſich erſt theilnehmend nach Nielmeyer — dem Naturforſcher, 1765 bis 1844 — und deſſen Angehörigen in Stuttgart erkundigt, fragte er, wohin wir unſern Weg zunächſt von Weimar aus nehmen würden, und empfahl uns auf unſere Erwiderung, daß wir zuvörderſt den Thüringerwald zu durchſtreifen gedächten,

besonders den Inselberg, sich umständlich in die geologischen Verhältnisse dieser Gegend einlassend; ehe wir jedoch abgingen, sollten wir einen Besuch auf dem Schloß Belvedere, wo eben die vom Großherzog mit besonderer Vorliebe gehegten Aurikeln im vollsten Flor ständen, nicht versäumen. Später kam das Gespräch auf das Weimarer Theater, das wir noch nicht besucht hatten. Goethe rieth uns sehr, hinzugehen, Fremde, dürften so was nicht unterlassen, indem er beifügte: „Ich selbst gehe ja nicht mehr hin.“ Endlich sagte er: „Sie kommen aus Berlin. Erzählen Sie mir etwas davon. Worüber spricht man jetzt dort? Ich erwiderte, nachdem ich des eben im Bau begriffenen Museums der bildenden Künste und sonstiger neuen Unternehmungen gedacht, sehr häufig bilde der in Aussicht stehende, auch von Hrn. v. Cotta betriebene Anschluß Preußens an den süddeutschen Zollverein den Gegenstand der öffentlichen Unterhaltung. Hier gab nun Goethe die Antwort, die mich in seinem Munde, nachdem er von vielen Seiten als gleichgültig, ja kalt gegen Deutschland geschildert worden, überraschte und um deren Willen dieser ganze Aufsatz geschrieben worden. Er fragte erst theilnehmend, ob wohl Hoffnung für das Zustandekommen des Anschlusses da sei, und auf meine Erwiderung, nach dem, was ich gehört, glaube ich die Frage bejahen zu dürfen, entgegnete er mit freudigem, tief aus der Brust geholtem Tone: „Also doch Ein Band mehr zur Einigung Deutschlands!“

(Mitgetheilt von Prof. Dr. J. Hartmann in Stuttgart.)

Aufklärung zu 765.

Die Angabe v. Müllers IV. 87, daß Goethe Herdern die letzten drei Jahre nicht gesehen habe, ist unter allen Umständen irrig; beide haben sich zweifellos noch in Herders Todesjahr gesehen, das letzte Mal jedenfalls am 16. Mai 1803. Die nach Goethes eigner Erzählung ihn so tief verletzende Äußerung Herders, womit er das Lob von Goethes ‚Natürlicher Tochter‘ beschloß, lautete nach Mittheilung der Geheimen Kammerräthin Ridel geb. Buff: ‚Am Ende ist mir aber doch Dein natürlicher Sohn lieber, als Deine „Natürliche Tochter.“‘

v. Biedermann.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Anhang

an

Goethes Werke.

Abtheilung

für

Geſpräche.

10. Band.

Leipzig.
F. W. v. Biedermann.
1896.

Essen, Beyfall und Geschenke, und Melina setzte noch die Versicherung eines bestimmten Taschengeldes hinzu.

Man kann denken, in welche gute Stimmung durch diesen Besuch die Gesellschaft gesetzt war, indem sie statt eines ängstlichen und niedrigen Zustandes auf einmal Ehre und Behagen vor sich sah. Sie machten sich schon zum voraus auf jene Rechnung lustig, und jedes hielt vor unschicklich, nur noch irgend einen Groschen Geld in der Tasche zu behalten.

Wilhelm ging indessen mit sich zu Rathe, ob er die Gesellschaft auf das Schloß begleiten solle? und fand in mehr als einem Sinne räthlich dahin zu gehen. Melina hofte bey diesem vortheilhaften Engagement seine Schuld wenigstens zum Theil abtragen zu können, und unser Freund, der auf Menschenkenntniß ausging, wollte die Gelegenheit

Goethes Gespräche.

Herausgeber

Woldemar Freiherr von Biedermann.

10. Band:

Nachträge,

1755—1832.

Leipzig.
F. W. v. Biedermann.
1896.

19 A 378 : 10
(2. Ex.)

Inhalt.

	Seite
Vorwort	VII
Verzeichniß der Geſpräche	XI
Geſpräche 1571—1800	1
Berichtigungen zu Band I bis X	219
Quellen des X. Bandes	222
Nummervertheilung in den Bänden	229
Zeitfolge der Geſpräche	230
Regiſter für Band IX, 2. Hälfte und Band X	234
1. Perſonen	234
2. Gedichte und Schriften Goethes	241
3. Geographiſches und Ethnologiſches	242
4. Verſchiedenes	244
5. Quellen	246
Erläuterungen	250

Vorwort.

Als die Sammlung von Goethes Geſprächen begonnen wurde, habe ich gleich ausgeſprochen, daß und warum angeſtrebte Vollſtändigkeit vonvornherein nicht erwartet werden konnte. So ſind denn auch ſeit 1891, in welchem Jahre der IX. Band der Sammlung erſchien, wieder ſolche Geſpräche veröffentlicht, auch mir einige aus handſchriftlichen Quellen zugängig gemacht worden. Überdieß hatte ich manche gedruckte überſehen, andere übergangen, die ich nunmehr für nöthig befunden habe, aufzunehmen, da denn doch der Zweck der Sammlung nur durch thunlichſte Vollſtändigkeit zu erreichen iſt. Deshalb habe ich jetzt nur ſolche Nachrichten über Unterhaltungen mit Goethe ausgeſchloſſen, die weder über perſönliche Beziehungen, noch über Lebensbegegniſſe, Arbeiten, Anſichten oder Ausdrucksweiſe Goethe's Bemerkenswerthes bieten, ſelbſtverſtändlich auch ſolche Erzählungen, deren Unwahrheit zutage liegt (wie z. B. über Jeune's Tadel eines von Goethe gar nicht begangenen Irrthums bei Steig, Goethe und die Brüder

Grimm, S. 210), oder worin doch Wahres und offenbar Erdichtetes unentwirrbar zusammengeknetet ist.

Von den Gesprächen des vorliegenden Bandes schulde ich ein halbes Hundert der Gnade Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Großherzogin von Sachsen, Höchstwelche die vom Goethe- und Schiller-Archiv erworbenen Zusätze zu „Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich v. Müller" mir zur Benutzung hat zugehen lassen, wofür ich hiermit meinen ehrfurchtsvollen Dank darbringe. Wärmsten Dank widme ich auch hier Herrn Geheimen Hofrath Dr. Suphan, der diese huldvolle Genehmigung auswirkte, sowie Herrn Archivrath Dr. Burkhardt, auf dessen Zustimmung ich bei jener Benutzung angewiesen war und der sie mir bedingungslos ertheilte.

Nächster großer Dank gebührt denen, die in ihrem Besitz befindliche handschriftliche Mittheilungen zur Verfügung stellten: den Herren Kammerherrn und Major von Unger, Oberjustizrath von Weber und Maler Rinaldo Werner (in London).

Nicht minderen Dank sage ich denen, die mich durch Nachweise verschiedener Art unterstützt haben; ich hoffe, daß ich — etwa durch Verlegen betreffender Zuschriften — niemand übergehe, wenn ich die Herren Doctoren und Professoren L. Geiger, H. Gräf, J. Hartmann, D. v. Hase, H. Henkel, E. Kalischer, G. Klee, M. Koch, E. Kraus, M. Morris, K. Redlich, E. Schmidt, H. Siebeck, R. Steig, A. Stoll,

H. Stürenburg, J. Wahle, R. M. Werner und E. Wiebe namhaft mache.

Zum Schluſſe halte ich mich für verpflichtet, ein von mir begangenes Verſchulden durch das frühere Auslaſſen zweier noch dazu langer und wichtiger Geſpräche Goethe's mit v. Müller am 15. Januar 1821 und mit Eckermann am 23. October 1828 rasch hervorzuheben. Dieſe Geſpräche waren ſelbſtverſtändlich zur Aufnahme am gehörigen Orte vorgemerkt, aber bei einer der verſchiedenen Übertragungen aus der allgemeinen Jahreszuſammenſtellung der Geſpräche in die Monatsvertheilungen und dann wieder aus der letzteren in der Einreihung nach der Tagesfolge verloren gegangen.

Verzeichniß der Geſpräche dieſes Bandes.

		Seite
1571.	Zwiſchen 1755 u. 1760. Mit den Eltern	1
1572.	1771, November. Mit Eliſabeth Goethe	2
1573.	1773, um 11. October. Mit Glob. Frdr. Frh. v. Schönborn	3
1574.	1774, Ende Juli (?) Mit Frdr. Heinr. Jacobi	5
1575.	1774, Ende October (?) Mit Jacobi	6
1576.	1774. (?) Mit Friedr. Maxim. Klinger	6
1577.	1774, Ende October. (?) Mit Jacobi	6
1578.	1774, 14. November. (?) Mit Eliſabeth Goethe	7
1579.	1775, vor 27. Januar. Mit Jacobi	8
1580.	1775. Allgemeines über Goethe's Geſpräche	9
1581.	1775, September. Mit Joh. Geg. Ritter v. Zimmermann	10
1582.	1775, zwiſchen 7. u. 10. November. Mit Chriſtph. Mart. Wieland	10
1583.	1775, 28. December. Mit Frdr. Wilh. Gotter	10
1584.	1776, Ende März oder Anfang April. (?) Mit Chr. Fel. Weiße	11
1585.	1776, 22. Auguſt. Mit Friederike Marie Johanna Fürſtin v. Hohenlohe-Kirchberg	11
1586.	1776, Anfang September. Mit Wieland	12
1587.	1776, Ende September oder Anfang October. Mit Wieland	12
1588.	1776. (?) Mit Wieland	13
1589.	1779, Sommer. Über Jacobi's „Woldemar"	13
1590.	1783, Ende April. Mit Joh. Friedr. Blumenbach und Wieland	14

Seite

1591. 1783, 9. oder 10. September. Bei Marie Antonie v. Branconi 15
1592. 1784, September. Mit Jacobi 16
1593. 1788, 21. April. Mit Freiherrn Gyldenſtubbe . . 16
1594. 1788, 8. Auguſt. Mit Caroline Herder 18
1595. 1788, Herbſt. Mit Caroline Herder 18
1596. 1788, Anfang December. Mit Schiller 19
1597. 1790, 8. Februar. Mit J. Gaudenz v. Salis-Seewis 20
1598. 1790, 30. Juli. Mit Gfried. Körner 20
1599. 1790, zwiſchen 25. September und 1. October. Mit Körner 20
1600. 1790, 31. October. Mit Schiller 21
1601. 1794, Anfang September. Mit Charlotte v. Stein . 22
1602. 1794, zwiſchen 2. u. 6. November. Mit Schiller . 22
1603. 1795, Anfang Juni. Mit Wilh. v. Humboldt . . 23
1604. 1795, Ende Juni. Mit K. Ludw. v. Woltmann . . 24
1605. 1795, Juli. Mit Marianne v. Eybenberg 24
1606. 1795, Ende November. Mit Charlotte v. Stein . 24
1607. 1796, zwiſchen 29. April u. 16. Mai. Mit K. Fridr. Graf v. Gehler und Dora Stock 25
1608. 1796, 16. Mai. Bei Schillers 25
1609. 1796, 1. September. Mit Charlotte v. Stein . . 26
1610. 1796, December. (?) Mit Wieland. 26
1611. 1797, zwiſchen 2. u. 6. Januar. Über Sophie Tiſchbein 28
1612. 1797, 1. bis 6. September. Mit Joh. Heinr. Danneder 28
1613. 1797, December. (?) Mit Aug. Wilh. v. Schlegel . 29
1614. 1798, zwiſchen 20. März u. 6. April. Mit Schiller 30
1615. 1798, Ende September. Mit Schiller 31
1616. 1799, 8. (?) Juni. Mit Charlotte v. Stein u. a. . 31
1617. 1800, zweite Hälfte September. (?) Über Schiller's „Maria Stuart“ 32
1618. 1800, 21. September. Bei Joh. Jak. Griesbach . . 32
1619. 1800. (?) Mit Schiller 33
1620. 1801, 26. Januar. Mit Charlotte v. Stein und Charlotte v. Schiller 34
1621. 1802, Frühjahr. Über die Brüder Schlegel . . . 35

nicht verſäumen, die große Welt näher kennen zu lernen, in der er viele Aufſchlüſſe über das Leben, über ſich ſelbſt und die Kunſt zu erlangen hoffte. Dabey durfte er ſich nicht geſtehen, wie ſehr er wünſche, der ſchönen Gräfin wieder näher zu kommen. Er ſuchte ſich vielmehr im Allgemeinen zu überzeugen, welchen großen Vortheil ihm die nähere Kenntniß der vornehmen und reichen Welt bringen würde. Er machte ſeine Betrachtungen über den Grafen, die Gräfin, den Baron, über die Sicherheit, Bequemlichkeit und Anmuth ihres Betragens, und rief, als er allein war, mit Entzücken aus:

Dreymal glücklich ſind diejenigen zu preiſen, die ihre Geburt ſogleich über die untern Stufen der Menſchheit hinaus hebt; die durch jene Verhältniſſe, in welchen ſich manche gute Menſchen die ganze Zeit ihres Lebens abängſtigen, nicht durchzugehen, auch

Seite

1622. 1804. Allgemeines über Goethe's Geſpräche . . . 35
1623. 1804, Anfang März. Mit Frdr. Haide 36
1624. 1804, Anfang März. Über Theatermalerei . . . 37
1625. 1804, März. Mit Heinr. Voß 38
1626. 1804, 12. Juli. Mit Charlotte v. Stein 39
1627. 1804, 5. oder 6. September. Mit Chriſtn. Gleb. v. Voigt 39
1628. 1804. (?) Mit Ludw. Robert 40
1629. Vor 1805. Mit K. Ludw. v. Knebel 40
1630. 1805, Ende Juni. Mit Jacobi 42
1631. 1805, 16. December. Mit Ludw. Joach. v. Arnim . 43
1632. 1807, 3. Februar. Bei Vorleſung der „Mitſchuldigen" 44
1633. 1808, Mai, vor dem 8. Mit B. Rud. Abeken. . 45
1634. 1808, 6. October. Mit Napoleon 45
1635. 1808, 8. October. Mit K. Morgenſtern 46
1636. 1808, 14. October. Mit Morgenſtern 47
1637. 1808, 14. (?) October. Mit Frz. Joſ. Talma . . 47
1638. 1808, 17. oder 18. November. Mit W. v. Humboldt 47
1639. 1808, 30. (?) November. Mit Heinr. Meyer . . . 48
1640. 1808, 14. December. Mit Frdr. v. Müller und H. Meyer 50
1641. 1808. 17. December. Mit Frz. Kirms 51
1642. 1808, 26. December. Bei v. Wolzogens 52
1643. 1809, 14. Januar. Mit Charlotte v. Schiller . . 52
1644. 1809, 30. und 31. Mai. Mit Frdr. Kohlrauſch, Wolf Grf. v. Baudiſſin und Guſt. Hugo 53
1645. 1809, 12. (?) December. Mit Wilh. Grimm . . . 57
1646. 1809, 23. December. Mit Grimm 57
1647. 1809, ? Mit Louis Spohr und einem Operndichter 58
1648. 1809, ? Mit Friedr. Juliane Grießbach 61
1649. 1809, ? Mit Abeken 61
1650. Zwiſchen 1808 bis 1810. Im Schauſpielhaus . . 62
1651. 1810, 3. (?) Januar. Mit W. v. Humboldt . . . 63
1652. 1810, 27. März. Mit Abeken 63
1653. 1810, Anfang April. Mit v. Knebel 64
1654. 1810, 20. April. Mit v. Knebel 65

Seite

1655. 1810. 23. April. Mit v. Knebel 65
1656. 1810, Mitte November. Ueber e. Erzählung Joh. Pet. Hebel's 66
1657. 1811, 12. oder 13. Juni. Mit Eliſe v. d. Recke . . 67
1658. 1811, zwiſchen Mitte Auguſt und Mitte September. Mit v. Arnim 67
1659. 1812, Mitte Juni (?) 68
1660. 1812. 28. Juli. Mit Maria Ludovica, Kaiſerin von Oeſterreich 68
1661. 1813, gegen Ende April. Ueber d. Copiren auf d. Dresdner Galerie 69
1662. 1813, 10. Auguſt. Mit L. Gieb. v. Weber . . . 70
1663. 1813, 11. November. Mit Charlotte v. Stein . . 70
1664. 1813, zwiſchen 5. u. 21. December. Mit Frdr. Rochlitz 70
1665. 1814, 9. Juni. In Berka 71
1666. 1814, Ende Juli. In Wiesbaden 71
1667. 1814, zwiſchen 26. September und 2. October. Mit Grimm 72
1668. 1815, 25. März. Mit v. Voigt 72
1669. 1815. 4. October. In Karlsruhe mit Mehreren . . 73
1670. 1816, 1. Februar. Mit v. Voigt 77
1671. 1816, 18. Mai. Mit Meyer 77
1672. 1816, 6. Juni. An der Leiche der Gattin 78
1673. 1816, 19. Juni. Mit Grimm 78
1674. 1816, 25. Juni. Mit Johanna Schopenhauer . . 79
1675. Zwiſchen 1809 u. 1816. Mit Grimm 80
1676. 1816, 25. September. Mit Charlotte Keſtner und deren Verwandten 80
1677. 1816, 28. September. Mit Frdr. Willen 82
1678. 1817, zwiſchen 15. u. 18. Januar. Mit W. v. Humboldt 84
1679. 1817, 18. Februar. Mit Frdr. v. Gerſtenbergk gen. Müller 85
1680. 1819, Mitte Januar. Mit Ernſt v. Schiller . . . 85
1681. 1819, 15. April. Mit v. Müller und Julie Grfn. Egloffſtein 85
1682. 1819, 18. April. Mit v. Müller 86

Seite

1683. 1819, 19. April. Mit v. Müller u. a. 86
1684. 1819, 25. April. Mit v. Müller 87
1685. 1819, 7. August. Mit v. Müller 88
1686. 1819, 9. August. Mit d. Gräfinnen Julie u. Caroline v. Egloffstein 88
1687. 1819, 3. October. Mit Frdr. Ferd. Runge . . . 89
1688. 1819, 14. November. Mit Charlotte v. Schiller . . 96
1689. 1820, 29. Januar. Mit v. Müller 96
1690. 1820, 18. Mai. Mit Dorothea, Herzogin von Kurland 96
1691. 1820, 23. Mai. Mit Dorothea, Herzogin von Kurland 97
1692. 1820, 20. Juni. Mit v. Müller u. a. 97
1693. 1820, 24. August. Mit Jul. Frz. Borgias Schneller 98
1694. 1820, zwischen 24. u. 28. August. Mit Karl Ernst Schubarth 98
1695. 1820, Mit Joh. L. Gfried. Loewe 99
1696. Um 1820. Ueber Ottilie v. Goethe. 100
1697. 1821, 15. Januar. Mit v. Müller. 100
1698. 1821, 22. Januar. Mit v. Müller 103
1699. 1821, 3. Juni Mit Nikolaus Großfürst (nachmals Kaiser) von Rußland. 103
1700. 1821, Ende. Ueber Schiller's Leben von Döring . 105
1701. Vor 1822. Mit v. Knebel. 105
1702. 1822, 8. Mai. Mit v. Müller 106
1703. 1822, 15. Mai. Mit v. Müller 106
1704. 1822, 22. Mai. Mit v. Müller 107
1705. 1822, 6. August. Mit Josef Pleyer 107
1706. 1822, 16. December. Mit Hans Christian Oersted . 108
1707. 1822, 16. December. Mit v. Müller 108
1708. 1822, December. Mit v. Müller 109
1709. 1823, 14. Februar. Mit v. Müller 110
1710. 1823, 17. Februar. Mit v. Müller 111
1711. 1823, 19. Februar. Während Goethe's Krankheit . 112
1712. 1823, 20. bis 22. Februar. Während Goethe's Krankheit 112
1713. 1823, 23. Februar. Während Goethe's Krankheit . 114
1714. 1823, 24. Februar. Während Goethe's Krankheit . 115

		Seite
1715.	1823, 25. Februar. Während Goethe's Krankheit	116
1716.	1823, 23. März. Mit v. Müller	116
1717.	1823, 25. April. Mit v. Müller und Riemer	117
1718.	1823, 2. Juni. Mit v. Müller u. a.	117
1719.	1823, 20. Juni. Mit v. Müller	118
1720.	1823, 24. Juni. Mit v. Müller	118
1721.	1823, Auguſt. Mit Theod. v. Bernhardi	119
1722.	1823, 19. October. Mit v. Müller	119
1723.	1824, 5. März. Mit v. Müller u. a.	120
1724.	1824, 16. März. Mit v. Müller	120
1725.	1824, 24. März. Mit v. Müller	121
1726.	1824, 26. April. Mit v. Müller ſowie Riemer	122
1727.	1824, 13. Juni. Mit v. Müller	123
1728.	1824, Anfang Sommers. Mit Glieb. Heinr. Adlf. Wagner	123
1729.	1824, Juli? Mit Ernſt Grg. Otto Frh. v. Malsburg	124
1730.	1824, 28. September. Mit Bettine v. Arnim geb. Brentano	124
1731.	1824, 29. September. Mit Bettine v. Arnim	129
1732.	1824, 1. (?) October. Mit Heinrich Heine	130
1733.	1834, 2. November. Mit v. Müller	131
1734.	1824, 8. November. Mit v. Müller	132
1735.	1824, 16. November. Mit v. Müller	132
1736.	1824, Herbſt. Mit Caroline v. Wolzogen	133
1737.	Nach 1824. Mit Chrſtn. Schuchardt und allgemeines über Goethe's Geſpräche	133
1738.	1825, September. Mit Juſtus Amadeus Leerſ	137
1739.	1825, 8. December. Mit v. Müller und Meyer	138
1740.	1825, 9. December. Mit v. Müller	139
1741.	1826, 7. Januar. Mit v. Müller	139
1742.	1826, 11. Januar. Mit von Müller	139
1743.	1826, 27. Mai. Mit Carol. v. Wolzogen	140
1744.	1826, 7. Juni. Mit v. Müller	141
1745.	1826, 24. Juni. Mit v. Müller	141
1746.	1826, November oder December. Mit Jenny v. Pappenheim	142

Seite

1747. 1826 ? Mit Karl Vogel 142
1748. 1827, 1. März. Mit v. Müller 144
1749. 1827, 22. April. Mit Jean Jacques Ampère . . 144
1750. 1827, vom 22. April bis 9. Mai. Mit Ampère . 146
1751. 1827, etwa 20. Mai. Mit Ampère 149
1752. 1827, 12. Auguſt. Mit v. Müller 149
1753. 1827, 23. Auguſt. Mit v. Müller 150
1754. 1827, 25. Auguſt. Bei Goethe zu Tiſch 150
1755. 1827, 28. Auguſt. Mit Ludwig, König v. Bayern 150
1756. 1827, 7. September. Mit v. Müller 151
1757. 1827, 15. September. Mit Salomo Munk . . . 151
1758. 1827, 2. (?) November. Mit Alfr. Nicolovius . 152
1759. 1827, ? Mit Fanny v. Pappenheim 152
1760. Vor 1828. Weinprobe 153
1761. 1828, 8. October. Mit Jenny v. Pappenheim . . 155
1762. 1828, 9. October. Mit Jenny v. Pappenheim. . 155
1763. 1828, 23. October. Mit Johann Peter Eckermann 157
1764. 1828. Mit Johannes Müller 171
1765. 1829, 20. (?) Auguſt. Mit Alexander Dumas . . 172
1766. 1829, 2. October. Mit Andr. Edrd. Kozmian . . 175
1767. 1829, 3. October. Mit Ludw. Frh. Löw v. u. zu Steinfurt 177
1768. 1830, 14. (?) Februar. Beim Tod der Großherzogin Louiſe 184
1769. 1830, 1. Juni. Mit Felix Mendelsſohn Bartholdy 184
1770. 1830, Sommer. Mit Johs. Linder 188
1771. 1830, 21. Auguſt. Mit Karl v. Haſe 190
1772. 1830, 29. October. Mit Carol. v. Wolzogen . . 191
1773. 1831, Februar oder März? Mit Carol. v. Wolzogen 192
1774. 1831, 23. Mai. Mit v. Müller 192
1775. 1831, Ende Mai. Mit Jenny v. Pappenheim . . 193
1776. 1831, 3. Juli. Mit v. Müller 193
1777. 1831, 3. (?) September. Mit Alexander Koſchelew 194
1778. 1831, 4 (?) September. Mit Koſchelew u. a. . . 195
1779. Zwiſchen 1826 und 1832. Mit Jenny v. Pappenheim 196
1780. Zwiſchen 1826 und 1832 ? Verſchiedenes 198

Seite

1781. Zwischen 1826 und 1832. Sorge für Unterhaltung der Gäste 199
1782. Zwischen 1826 und 1832. Über Unterhaltungsstoff 200
1783. 1832, 14. März. Mit Friedrich und Karl Werner 200
1784. 1832, 15. März. Mit Meyer 204
1785. 1832, 16. März. Mit Walther v. Goethe. . . . 204
1786. Zeitlich ungewiß 205

Nachgebrachtes.

1787. 1800, Ende. Mit Joh. Heinr. Voß 206
1788. 1802, Ende? Über Calderon's „Andacht zum Kreuz" 207
1789. 1804, 12. Februar. Mit Heinrich Voß 208
1790. 1804, Zwischen 29. März und 8. April. Mit Voß 210
1791. 1804, Mitte Juli. Mit H. Voß 211
1792. 1804, October. Mit Voß 212
1793. 1804 oder 1805. Über die katholischen Sacramente 213
1794. 1805, 26. Januar. Mit Voß 213
1795. 1805, Juli oder August? Mit August Carus . . 214
1796. 1805, 7. November. Mit Voß 214
1797. 1814, zwischen 1. u. 8. September. Bei Antonie Brentano 215
1798. 1817, 30. März. Mit Voß 215
1799. 1817, 1. April. Mit v. Knebel und Voß . . . 216
1800. Zwischen 1803 bis 1817. Mit Voß 218

1571.

Zwiſchen 1755 und 1760.

Mit den Eltern.

Oft ſah er [Goethe] nach den Sternen, von denen man ihm ſagte, daß ſie bei ſeiner Geburt eingeſtanden haben; hier mußte die Einbildungskraft der Mutter oft das Unmögliche thun, um ſeinen Forſchungen Genüge zu leiſten, und ſo hatte er bald heraus, daß Jupiter und Venus die Regenten und Beſchützer ſeiner Geſchicke ſein würden. Kein Spielwerk konnte ihn nun mehr feſſeln, als das Zahlbret ſeines Vaters, auf dem er mit Zahlpfennigen die Stellung der Geſtirne nachmachte, wie er ſie geſehen hatte; er ſtellte dieſes Zahlbret an ſein Bett und glaubte ſich dadurch dem Einfluß ſeiner günſtigen Sterne näher gerückt. Er ſagte auch oft zur Mutter ſorgenvoll: die Sterne werden mich doch nicht vergeſſen und werden halten, was ſie bei meiner Wiege verſprochen haben? Da ſagte die Mutter: warum willſt Du denn mit Gewalt den Beiſtand der Sterne, da wir andere doch ohne ſie fertig werden müſſen? Da ſagte er ganz ſtolz: „mit dem, was anderen Leuten genügt, kann ich nicht fertig werden.“ Damals war er ſieben Jahr alt.

Sonderbar fiel es der Mutter auf, daß er bei dem Tod ſeines jüngeren Bruders Jakob [11. Januar 1759],

der ſein Spielkamerad war, keine Thräne vergoß, er ſchien vielmehr eine Art Ärger über die Klagen der Eltern und Geſchwiſter zu haben; da die Mutter nun ſpäter den Trotzigen fragte, ob er den Bruder nicht lieb gehabt habe, lief er in ſeine Kammer, brachte unter dem Bette hervor eine Menge Papiere, die mit Lectionen und Geſchichtchen beſchrieben waren, er ſagte ihr, daß er dieß alles gemacht habe, um es dem Bruder zu lehren.

— — — — — — — — — — — —

Betrachtungen aller Art [über das Erdbeben von Liſſabon] wurden in Gegenwart der Kinder vielſeitig beſprochen, die Bibel wurde aufgeſchlagen; dieß alles beſchäftigte den Wolfgang tiefer, als einer ahnen konnte, und er machte am Ende eine Auslegung davon, die alle an Weisheit übertraf. Nachdem er mit dem Großvater aus einer Predigt kam, in welcher die Weisheit des Schöpfers gleichſam gegen die betroffene Menſchheit vertheidigt wurde, und der Vater ihn fragte, wie er die Predigt verſtanden habe, ſagte er: „Amende mag alles noch viel einfacher ſein, als der Prediger meint; Gott wird wol wiſſen, daß der unſterblichen Seele durch böſes Schickſal kein Schaden geſchehen kann.“

1572.

(Nach 8.)

1771, November.

Mit Eliſabeth Goethe.

(2. Erläuterung zu Nr. 213. IX. Band, S. 94.)

1573.

(Nach 12.)

1773, um 11. October.

Mit Gottlob Friedrich Ernſt Freiherr von Schönborn.

Gleich des Abends nach meiner Ankunft habe ich auch H. Goethe, den Verfaſſer des „Götz" geſprochen, und das ging ſo zu. Es ſaß ein Mann in der Stube des Gaſthofs, wo ich logirte, in der Ecke, der eine Pfeif Tabak rauchte. Der Wirth frug ihn, ob er mit bei Tiſche zu Abend eſſen wollte. Er antwortete: Nein, ich will es mir auf meiner Stube ausbitten; H. Doctor Goethe wird bei mir dieſen Abend ſein. Ich frug ihn, ob er den Doctor Goethe meine, der neulich ein Drama herausgegeben? er antwortete: Ja. Ich ſagte ihm, daß ich einen Brief an ihn habe von H. Boie. . . . . Dieſer Mann iſt ein junger Profeſſor Juris in Gießen, welches drei Meilen von hier iſt; ſein Name iſt Höpfner. Kurz darauf kam Goethe ſelbſt und wir wurden gleich bekannt und gleich Freunde. Es iſt ein magerer junger Mann ohngefähr von meiner Größe. Er ſieht blaß aus, hat eine groſze, etwas gebogene Naſe, ein länglichtes Geſichte und mittelmäßige ſchwarze Augen und ſchwarzes Haar. Wir ſind alle Tage beiſammen. Seine Miene iſt ernſthaft und traurig, wo doch komiſche, lachende und ſatiriſche Laune mit durchſchimmert. Er iſt ſehr beredt und ſtrömt von Einfällen, die ſehr witzig ſind. Inderthat beſitzt er, ſoweit ich ihn kenne, eine ausnehmend anſchauende, ſich in die Gegenſtände durch

und durch hineinfühlende Dichterkraft, ſodaß alles local und individuell in ſeinem Geiſte wird. Alles verwandelt ſich gleich bei ihm ins Dramatiſche. Er freute ſich ungemein, da ich ihm ſagte, daß Sie [v. Gerſtenberg] ſehr mit ſeinem Stück [Götz von Berlichingen] zufrieden geweſen. Ihr und Klopſtock's Urtheil habe er längſt gern vernehmen mögen, und es ſolle ihn anfeuern, es noch beſſer zu machen; denn er wiſſe ſehr wohl, wie weit er unter ſeinem Ideal geblieben. Von Ihrem „Ugolino" ſagte er, daß er mit Götterkraft gemacht ſei. Ich ſagte ihm, daß ich wünſchte, zwei ſolche Männer wie er und Sie möchten ſich ſchriftlich unterreden. Er wünſcht es auch, und da er erfuhr, daß ich von hier [Frankfurt] aus an Sie ſchrieb, ſagte er mir, er wolle einpaar Zeilen mit beilegen, und da ſind ſie. Er ſcheint mit ausnehmender Leichtigkeit zu arbeiten; jetzo arbeitet er an einem Drama, „Prometheus" genannt, wovon er mir zwei Acte vorgeleſen hat, worin ganz vortreffliche, aus der tiefen Natur gehobene Stellen ſind; (ich urtheile, wie es mir beim erſten Vorleſen vorkam). Er zeichnet und malet gut. Seine Stube iſt voller ſchönen Abdrücke der beſten Antiken. Das „Von deutſcher Baukunſt" iſt von ihm. Er ſagte mir, daß er Ihnen noch mal etwas von ſeinen poetiſchen Sachen im Manuſcript zuſchicken wolle. Er will nach Italien gehn, um ſich recht in den Werken der Kunſt umzuſehn. Er iſt ein fürchterlicher Feind von Wieland et Conſorten. Er las mir einpaar Farcen, die er auf ihn und Jacobi

nicht einmal darin als Gäste zu verweilen brauchen. Allgemein und richtig muß ihr Blick auf dem höheren Standpunkte werden, leicht ein jeder Schritt ihres Lebens! Sie sind von Geburt an gleichsam in ein Schiff gesetzt, um bey der Überfahrt, die wir alle machen müssen, sich des günstigen Windes zu bedienen, und den widrigen abzuwarten, anstatt daß andere nur für ihre Person schwimmend sich abarbeiten, vom günstigen Winde wenig Vortheil genießen, und im Sturme mit bald erschöpften Kräften untergehen. Welche Bequemlichkeit, welche Leichtigkeit giebt ein angebohrnes Vermögen! und wie sicher blühet ein Handel, der auf ein gutes Kapital gegründet ist, so daß nicht jeder mißlungene Versuch sogleich in Unthätigkeit versetzt! Wer kann den Werth und Unwerth irrdischer Dinge besser kennen, als der sie zu genießen von Jugend auf im Falle

war.

gemacht, wo beide ihre volle Ladung von Lächerlichem bekommen. Das will er aber nicht drucken laſſen. Allein weh Wielanden, wenn er ſich mauſig gegen ihn macht.

1574.

(Nach 18.)

1774, Ende Juli. (?)

Mit Friedrich Heinrich Jacobi.

Die Aufforderung oder der Zuruf, man müſſe den wankenden Götzen Wieland vollends niederreißen, iſt mir nicht durch Goethen zu Ohren gekommen; dieſer ſpottete nur, ohne jene lächerliche Rede anzuführen, der Schurken und Narren, welche ſich in den Kopf geſetzt hatten, er wolle und müſſe an Wieland zum Ritter werden.

— — — — — — — — — — —

Ich müßte zu weitläufig werden, mein liebſter Bruder [Wieland], wenn ich Ihnen noch erklären wollte, in welchem Sinne, nach welcher Vermiſchung von Charakter und Genie man Sie beſchuldigt, Sie ſeien auf einmal vom Kinde zum Greis geworden. Daß Sie bereits zu ſehr empfinden, quantum est in rebus inane, gehört mit dazu. Auch Goethe jammerte hierüber bei Gelegenheit, daß er mit Bewunderung und Entzücken von Ihrem Gedicht „An Pſyche“ ſprach. „Wieland's Weisheit,“ ſagte er, „konnt's doch nicht unerörtert laſſen, daß die Wonne des Mädchens frühzeitig ein Ende nehmen würde; da macht er ihm einen herrlichen Nektar-

becher zurecht, gießt aber beim Hinreichen einen vollen Löffel Rhabarbertinctur darunter und rührt's brav durch, daß das arme Ding nun den ganzen Stoff nicht mag."

1575.

(Nach 18.)

1774, Ende October. (?)

Mit F. H. Jacobi.

Goethe . . sagte von ihm [Jung-Stilling]: „Der wunderliche Mensch glaubt eben, er brauche nur zu würfeln, und unser Herr Gott müsse ihm die Steine setzen."

1576.

(Nach 18.)

1774. (?)

Mit Friedrich Maximilian Klinger.

Nun wollte ich auf Akademien gehn, hatte keine 100 fl. Ich ward mit Goethe bekannt. Das war die erste frohe Stunde meiner Jugend. Er bot mir seine Hülfe an. Ich sagte nicht alles und ging so, weil ich lieber sterben wollte, als unverdient was annehmen. Die 100 fl. waren bald all. Der große Goethe drang in mich, machte mir Vorwürfe, und nun leb' ich schon ein ganzes Jahr von seiner Güte.

1577.

(Nach 18.)

1774, Ende October. (?)

Mit Jacobi.

Als ich Ihren [Knebel's] Brief las, fiel mir ein, daß ich vor sechs Jahren, als Klopstock bei mir zu

Mannheim war, über Lavater mit ihm zu reden kam. „Mein Freund Lavater," ſagte Klopſtock, „iſt ſehr eitel: der gute Mann weiß es ſelber nicht, wie ſehr!" — Einige Tage darauf erwähnte Goethe einer gewiſſen Dame gegen mich, die Herder der Eitelkeit beſchuldigte und ſich nicht mit ihr vertragen könne, weil er ſelbſt der eitelſte unter allen Menſchen ſei. Was Goethe von Herder ſagte, ſagt ganz Deutſchland wieder von ihm: er ſei aus Eitelkeit und Hochmuth zum Narren geworden. Wie von Wieland und Klopſtock geurtheilt wird, iſt niemand unbewußt.

1578.

(Nach 18.)

1774, 14. November. (?)

Mit Eliſabeth Goethe.

An einem hellen Wintertag, an dem Deine [Goethe's] Mutter Gäſte hatte, machteſt Du ihr den Vorſchlag, mit den Fremden an den Main zu fahren. ‚Mutter, Sie hat mich ja doch noch nicht Schlittſchuh laufen ſehen und das Wetter iſt heut ſo ſchön' u. ſ. w. „Ich [Eliſabeth G.] zog meinen carmoiſinrothen Pelz an, der einen langen Schlepp hatte und vorn herunter mit goldnen Spangen zugemacht war, und ſo fahren wir denn hinaus. Da ſchleift mein Sohn herum wie ein Pfeil zwiſchen den andern durch; die Luft hatte ihm die Backen roth gemacht, und der Puder war aus ſeinen braunen Haaren geflogen. Wie er nun den carmoiſinrothen Pelz ſieht, kommt er herbei an die Kutſche und

lacht mich ganz freundlich an. Nun, was willſt Du? ſag' ich. ‚Ei, Mutter! Sie hat ja doch nicht kalt im Wagen: geb' Sie mir Ihren Sammetrock.' Du wirſt ihn doch nicht anziehen wollen! ‚Freilich will ich ihn anziehen.' Ich zieh halt meinen prächtig warmen Rock aus, er zieht ihn an, ſchlägt die Schleppe über den Arm, und da fährt er hin wie ein Götterſohn auf dem Eis.

1579.

(Nach 18.)

1775, vor 27. Januar.

Mit Jacobi.

Ich ſoll die Hand aufs Herz legen, trauter Freund [Wieland], und zeugen, ob der außerordentliche Beifall, den Goethe Ihrer Cantate des Apollo im „Midas" gegeben, nicht Perſiflage ſei. O tauſendmal kann ich hierüber die Hand aufs Herz legen und zeugen, daß dieſer Beifall ſo ganz und innig geweſen, als einer ſein kann. Wenn Sie mit Goethe's epiſchen Shandysmus bekannter wären, ſo würden Sie darin nichts Unbegreifliches finden. Überdieß iſt Perſiflage Goethe's Lieblingsfigur nicht; ja, ich dürfte wohl behaupten, daß er niemals derſelben ſich bediene; denn immer iſt ſeine Ironie offenbarer deutlicher Spott.

Ohne eben ein Wundermann zu ſein, wollte ich Ihnen von Goethe Beiträge zum „Merkur" verſchaffen, wenn nicht Goethe mit verſchiedenen Ausarbeitungen im „Merkur" ſo gar ſchlecht zufrieden wäre, daß er die Vor-

ſtellung nicht ausſtehen kann, in Geſellſchaft ihrer Verfaſſer vor dem Publicum aufzutreten. Sie achtet er vom Grunde der Seele hoch, aber als Herausgeber des „Merkurs“ ſind Sie ihm ärgerlich. Zur „Iris“ hat er verſchiedene Beiträge geliefert und in den dritten Theil [März 1775] kommt ein Drama mit Arien [Erwin und Elmire] von ihm. . . . . .

Goethe grüßt Sie herzlich und bittet Sie, uns Ihre Silhouette zu ſchicken; wir wollen Sie in Kupfer ſtechen laſſen wie die inliegenden von Klopſtock und Lavater.

1580.

(Nach 18.)

1775.

Allgemeines über Goethe's Geſpräche.

Was wird von dem ſonderbaren Menſchen nicht alles erzählt! . . . . Er folgt ganz ſeiner Laune, unbekümmert über die Folge ihrer Moralität, allein was er auch über Sie [F. Nicolai] geſprochen und geſchrieben haben mag, ſo iſt's nichts, als launiſcher Muthwillen. — Zu rachſüchtigen Abſichten, deren Ausgang Pasquillen und Trätſchereien wären, dazu hat er erſtlich nicht die Seele und zweitens nicht die Zeit, weil ſein Kopf voll immer neuer Träumereien ſchwirbelt . . . . Ein Buch ließe ſich von allen dem Thörichten und Böſen ſchreiben, was ſeine Landsleute ſelbſt in Frankfurt und drei Meilen von da mir ſelbſt als Geheimniß anvertraut haben, die, wenn ſie wahr wären, ihn ſeines Bürger-

rechts verluſtig und vogelfrei erklärten, wovon aber gottlob! kein Jota wahr iſt.

1581.

(Zu 23.)

b.

1775, September.

Mit Johann Georg Ritter v. Zimmermann.

„Faust“ avait été annoncé de bonne heure, et l'on s'attendait alors à la voir paraitre prochainement. Zimmermann . . . demanda à son ami Goethe des nouvelles de cette composition. Goethe apporta un sac rempli de petits chiffons de papier. Il le vida sur la table et dit: „Voilà mon Faust.“

1582.

(Nach 23.)

1775, zwiſchen 7. und 10. November.

Mit Chriſtoph Martin Wieland.

Wenn Sie [Jacobi] „Allwill's Papiere“ in Einem Feuer fortſchreiben könnten, ſagt Goethe und Wieland mit ihm, ſo würde es ein gar herrliches Werk werden.

1583.

(Nach 23.)

1775, 28. December.

Mit Friedrich Wilhelm Gotter.

Goethe war vorige Woche hier [in Gotha], aber wie kurz! Er kam nach Mitternacht auf der Redoute an, brachte den folgenden Tag bei Hofe zu und reiſte ſodann mit der Weimariſchen Herrſchaft wieder zurück.

Ich hab' ihn in allem kaum eine Viertelſtunde geſprochen. Er weiß noch nicht, wie lang' er in Weimar bleiben wird, wo er den Günſtling in beſter Form und Ordnung ſpielt und den ihm eigenen vertraulichen, nachläſſigen, hingeworfenen Ton überall eingeführt hat.

1584.

(Nach 26.)

1776, Ende März oder Anfang April. (?)

Mit Chriſtian Felix Weiße.

Vor kurzem ſprach ich Goethen, der, wie er ſagt, ſeine literariſche Laufbahn Lenzen überlaſſen.

1585.

(Nach 29.)

1776, 22. Auguſt.

Mit Friederike Marie Johanna Fürſtin von Hohenlohe-Kirchberg, geb. Gräfin von Reuß-Plauen-Greiz.

En arrivant à Weimar, je rencontre notre Eule, den Schardt, je descend vite de la voiture, et il me mena, chez sa soeur [Frau v. Stein] qui fût très-étonnée de me voir. Je trouvais chez elle le fameux Goethe qui n'a pas l'air d'un Bürger, mais d'un savant, gâté par les éloges. Malgré cet air que je n'aime pas, je l'ai pourtant trouvé assez aimable und bin ihm ganz gut geworden. Il sache de toi [Gräfin Wartensleben?] comme s'il venait de te voir et t'aime comme s'il te voyait encore; il étudit ton caractère sur ta silhouette, et il juge de ton esprit par le nez et le tout de ton visage.

1586.

(Nach 29.)

1776, Anfang September.

Mit Wieland.

Von Eurem Erbprinzen [Ludwig von Heſſen-Darmſtadt] kann und ſoll ich viel Gutes melden. Er iſt vom Herzog und allen ſeinen kleinen parties de plaisir unzertrennlich geweſen, hat Goethen liebgewonnen und Goethe iſt auch ihm gut. Sein hieſiger Aufenthalt iſt ihm im ganzen vortheilhaft geweſen, denken wir, und Ihr, lieber Herr und Freund, werdet's ſpüren, wenn er wieder nach Darmſtadt kommt. Goethe bittet Sie nur, etwas von Ihrer gewöhnlichen Reſerve mit den Fürſten bei ihm nachzulaſſen und ſo offen und natürlich mit ihm zu ſein, als er ſeinesorts Sie durch ſein Betragen dazu einladen wird. Er hat ſtarke Eindrücke bekommen, was ein Mann wie Ihr werth iſt.

1587.

(Nach 29.)

1776, Ende September oder Anfang October.

Mit Wieland.

Freuen Sie [Merck] Sich nicht auch mit mir und über mich, daß ich Goethen endlich Hand in Hand verſprochen habe, keine Noten noch postfacen mehr zu andrer Leute Aufſätzen zu machen. Die postface zu Herder's „Hutten" thut mir jetzt weh, nachdem ich den herrlichen Mann von Angeſicht geſehen habe, und doch glaubt' ich, da ich ſie ſchrieb, recht daran zu thun, und

fühle noch immer, daß ich recht habe und kann es noch immer nicht geruhig ertragen, daß Erasmus um Hutten's oder eines Menschen willen so übel tractirt werden soll.

1588.

(Nach 31.)

1776. (?)

Mit Wieland.

Dem, ihn zwanzig Jahre später besuchenden Gräter erzählte Wieland, es sei wahrhaft bewunderungswürdig gewesen, wie Goethe's Genie sich damals bei jeder Gelegenheit offenbart habe. Er habe nicht nur die schönsten Gedichte, sondern ganze Dramen improvisirt. Namentlich erinnere er sich, wie sie eines Tages davon gesprochen, welch herrliches Stück Cäsar geben könne. Goethe habe sofort angefangen, die Personen zu charakterisiren, und eine Scene des Stücks nach der andern vom Anfange bis zu Ende des Dramas vorzutragen. Wenn man die Stücke, die er so improvisirt, hätte aufschreiben können, würde die Welt einige erhalten haben, die noch bewundernswürdiger wären, als seine bekannten.

1589.

(Nach 37.)

1779, Sommer.

Über Jacobi's „Woldemar".

Nun habe ich [Sophie von La Roche] eine Angelegenheit, die ist: zu hören, wie viel an der Begebenheit mit „Woldemar's" Briefen wahr ist oder nicht,

daß unter einem Eichbaume zu Ettersburg etliche davon vorgelesen worden und dann Goethe auf den Baum stieg, eine geistvolle Standrede über das schlechte Buch hielt und es endlich zur wohlverdienten Strafe und andern zum abschreckenden Beispiele an beiden Enden der Decke an die Eiche nagelte, wo dann eine große Freude über die im Wind flatternden Blätter war.

1590.

(Nach 51.)

1783, Ende April.

Mit Johann Friedrich Blumenbach und Wieland.

Goethe, den ich oft und in verschiedenen Situationen bei Hof unter den Herrschaften, unter seinen Collegen, unter den Damen, vis à vis von Wieland und mehreremale recht lange mit mir tête à tête gesehen habe, da er mich in seinen Garten und spaziren führte u. s. w. hat alle meine Vorstellungen, die ich mir nach anderer Erzählung von ihm gemacht hatte, gar sehr übertroffen. Nichts den Geheimen Rath Ankündigendes, Zurückhaltendes, sondern ein gesetzter, aber ganz unaffectirter, äußerst zugänglicher Mann, unglaublich offen, hell und doch tief penetrirend in seinem Urtheile, und doch überaus billig, gar nicht decisiv, wie ich zumal in unserer Unterredung über Lavater und Physiognomik, über Verfassung der Jenaischen Universität u. s. w. gesehen habe. Überall viel gesunde, richtige und deutliche Philosophie und den reifen Geschmack, der auch in

war, und wer kann seinen Geist früher auf das Nothwendige, das Nützliche, das Wahre leiten, als der sich von so vielen Irrthümern in einem Alter überzeugen muß, wo es ihm noch an Kräften nicht gebricht, ein neues Leben anzufangen.

So rief unser Freund allen denenjenigen Glück zu, die sich in den höheren Regionen befinden; aber auch denen, die sich einem solchen Kreise nähern, aus diesen Quellen schöpfen können, und pries seinen Genius, der Anstalt machte, auch ihn diese Stufen hinan zu führen.

Indessen mußte Melina, nachdem er lange sich den Kopf zerbrochen, wie er nach dem Verlangen des Grafen und nach seiner eigenen Überzeugung die Gesellschaft in Fächer eintheilen und einem jeden seine bestimmte Mitwirkung übertragen wollte, zuletzt, da es an die Ausführung kam, sehr zufrieden

ſeinem Zimmer und artigen Garten u. ſ. w. durchgehends herrſcht. Wieland ſchien mir daher in ſeiner Gegenwart eine etwas abſtechende, nicht ſehr vortheilhafte Figur zu machen. Sie dutzen ſich zwar und ſind herzlich gute Freunde, aber man ſpürt doch Goethe's Superiorität. Dieſer ſagte mir z. E. in Wieland's Gegenwart, daß Villoiſon ſo für Wieland eingenommen ſei, rühre daher, weil dieſer ſein lateiniſches Gedicht auf die Geburt des Erbprinzen in gleichem Silbenmaß ſo künſtlich deutſch überſetzt habe. Dafür habe ihn Villoiſon zwar Chryſoſtomus genannt, aber doch auch imgrunde mit König Midas verglichen, indem er geſagt, daß unter Wieland's Händen alles zu Gold werde.

1591.

(Nach 51.)

1783, 9. oder 10. September.

Bei Marie Antonie von Branconi di Peſſina geb. Elſener

Schon dachte Frau v. Branconi wieder an die Abreiſe [von Langenſtein], als ſich Goethe mit Fritz v. Stein bei ihr einſtellte. Das Wetter war nicht günſtig, ſo lange der groſze Dichter bei der ſchönen Frau verweilte; ſcherzweiſe meinte er: Frau v. Stein, mit deren Eiferſucht er immerfort zu rechnen hatte, habe dieſe Stürme und Wolken geſandt.

1592.

(Zu 53.)

1784, September.

Mit Jacobi.

(S. Erläuterung zu Nr. 53: IX. Band S. 33.)

1593.

(Nach 60.)

1788, 21. April.

Mit Freiherrn Gyldenſtubbe.

Ein ſehr angenehmes Haus, in welchem ich [v. Unger] in Rom im Winter $18^{47}/_{48}$ durch eine Empfehlung von Ottilie v. Goethe Zutritt fand, war das des Dänen Thygeſon. Einmal wöchentlich war dort jour fixe. Eines Abends erſchien dort ein ſehr alter aber auffallend ſchöner Mann mit einer gleichfalls ſehr ſchönen Dame von etwa 30 Jahren. Es war der ſchwediſche Conſiſtorialrath Baron Gyldenſtubbe, und ſeine Enkelin, Frau v. H. Der alte Herr, welcher ſehr gut deutſch ſprach, war über meine Höflichkeit ſehr erfreut und ebenſo ſehr über den jugendlichen Enthuſiasmus, mit dem ich von Rom ſprach. ‚Ich war in Ihrem Alter,‘ ſagte er, ‚als ich zum erſten Male in Rom war, es iſt mir, als wenn ich mich ſelbſt ſprechen hörte. Ich habe damals, es iſt über 60 Jahre her, Rom mit der feſten Abſicht verlaſſen, es wieder zu ſehn; Sie ſehen, ich habe ſie ausgeführt.‘ „Das iſt in Ihrem Alter ein wahres Heldenſtück,“ ſprach einer der Zuhörer; „denn

Sie ſind doch gewiß 80 Jahre alt, Herr Baron.“ ‚Wo denken Sie hin!‘ erwiderte er, ‚ich bin 93 Jahre alt.‘ „Und da unternehmen Sie noch eine ſolche Reiſe, blos um Rom wiederzuſehen?“ ‚Nicht darum allein; ich hatte noch einen andern Grund: ich bin hierher gekommen um hier zu ſterben.‘ „Und weßhalb wollten Sie das nicht in Ihrem Vaterlande?“ ‚Ach, das ſollen Sie wiſſen. Bei meinem erſten Aufenthalt in Rom lernte ich Goethe kennen, und wir ſchloſſen uns ſehr eng an einander an; denn wir harmonirten wunderbar mit einander. Eines Abends ſtiegen wir zuſammen vom Monte Testaccio herab, und lagerten uns neben die Pyramide des Ceſtius auf dem Kirchhofe, wo ſchon damals die Proteſtanten begraben wurden. Goethe's Abreiſe ſtand bevor; er war in höchſtem Grade ergriffen, und konnte den Gedanken noch gar nicht faſſen, ſich von Rom trennen und nach Deutſchland zurückkehren zu müſſen. O, rief er, hier todt zu liegen, das wäre ja ſchön, unendlich ſchöner, als in Deutſchland zu leben. Höre Wolfgang, ſprach ich zu ihm, Du haſt noch eine große Aufgabe zu erfüllen, darum mußt Du leben, aber was hindert Dich, hier neben der Pyramide des Ceſtius Deine letzte Ruheſtätte zu ſuchen? Du haſt Recht, rief er aufſpringend, das will ich, aber Du mußt es auch thun! dann vereinigt auch uns beide der Tod wieder. — Schwöre mir, daß wir beide im Tode hier wieder zuſammentreffen werden. Ich ſchwöre es Dir, ſprach ich: dann ſchloſſen wir einander lange und feſt

in die Arme. Am folgenden Tag reiſte er ab — und ich habe ihn nicht wieder geſehen.'

1594.

(Nach 61.)

1788, 8. Auguſt.

Mit Caroline Herder geb. Flachsland.

Eliſa [Gore] will dir das nächſte Mal ſchreiben. Sie hat zwei Briefe aus „Werther" überſetzt ins Italieniſche; da wir dabei waren, kam Goethe. Sie hat ein ſehr warmes Herz für ihn, und konnte nicht mehr lange bleiben. Goethe grüßt Dich tauſend tauſendmal. Er empfindet Deine Abweſenheit nach mir am meiſten. Durch Dein Geſpräch, durch die Aufnahme ſeiner Gedanken und Mittheilung der Deinigen, die ihm forthelfen, hatteſt Du ihm viel gedient. Mit Knebel, ſagt er, ſei das nicht ſo. Auch im Politiſchen ſieht er, daß nichts zu thun ſei. Er hat ſehr offen darüber geſprochen, das ſich aber nicht ſchreiben läßt und Du alles ſelbſt ſchon weißt. Sobald der Herzog fort iſt, will er an den achten Band ſeiner Werke gehen. Will dieß Jahr noch viel arbeiten. Sein Motto iſt abermals: „Wenn Du ſtille biſt, wird Dir geholfen."

1595.

(Nach 79.)

1788, Herbſt.

Mit Caroline Herder.

Goethe ſagte es ſchon zumvoraus: „Herder wird Rom gewiß gut ſehen. Den Curs macht er freilich

mit [dem Domherrn] Dalberg, der nichts recht ſehen wird, alsdann ſieht er's hernach mit Hirt und den andern für ſich allein, und genießt's erſt."

1596.

(Nach 81.)

1788, Anfang December.

Mit Schiller.

Du [Körner] wirſt in zwei oder drei Monaten aller Wahrſcheinlichkeit nach die Nachricht erhalten, daß ich Profeſſor der Geſchichte in Jena geworden bin; es iſt faſt ſo gut als richtig. Vor einer Stunde ſchickt mir Goethe das Reſcript aus der Regierung, worin mir vorläufige Weiſung gegeben wird, mich darauf einzurichten. Man hat mich hier übertölpelt, Voigt vorzüglich, der es ſehr warm beförderte. . . . . Voigt ſondirte mich; an demſelben Abend ging ein Brief an den Herzog von Weimar ab, der juſt in Gotha war mit Goethe; dort wurde es gleich mit ihnen eingeleitet und bei ihrer Zurückkunft kam's als eine öffentliche Sache an die Regierung. Goethe beförderte es gleichfalls mit Lebhaftigkeit und machte mir ſelbſt Muth dazu. . . . . Goethe ſagt mir zwar: docendo discitur, aber die Herren wiſſen alle nicht, wie wenig Gelehrſamkeit bei mir vorauszuſetzen iſt.

1597.

(Nach 91.)

1790, 8. Februar.

Mit J. Gaudenz von Salis-Seewis.

Goethe empfing mich mit viel Anſtand und Kälte. Wir ſpeiſten bei Herrn v. Kalb. . . . Goethe ſcherzte viel, parodirte den Ton der Beiſitzer der Nationalaſſemblée, vertheidigte Sophismen mit Laune, Deutſchland mit Wärme.

1598.

(Nach 91.)

1790, 30. Juli.

Mit Gottfried Körner.

Goethe war auch vor kurzem einpaar Tage hier. Graf Geßler ſuchte ihn auf und brachte ihn einen Abend auf unſeren Weinberg. Er thaute auf und war zuletzt ſehr mittheilend. Aber ſeine Art ſich anzukündigen, hat immer etwas Kaltes und Zurückſcheuchendes. Ich habe wieder eine halbe Stunde lang ein intereſſantes Geſpräch über Kunſt mit ihm gehabt. Auf dem Rückwege [aus Schleſien] denkt er hier wieder durchzukommen und länger zu bleiben.

1599.

(Nach 94.)

1790, zwiſchen 25. September und 1. October.

Mit Körner.

Goethe iſt acht Tage hier [in Dresden] geweſen, und ich habe viel mit ihm gelebt; es gelang mir, ihm bald näher

zu kommen, und er war mittheilender, als ich erwartet hatte. Wo wir die meiſten Berührungspunkte fanden, wirſt Du [Schiller] ſchwerlich errathen. Wo ſonſt, als im Kant! In der Kritik der teleologiſchen Urtheilskraft hat er Nahrung für ſeine Philoſophie gefunden. Doch haben wir nicht bloß philoſophirt, wenigſtens nicht bloß über Natur. Seine Begriffe von Stil und Claſſicität in der Kunſt waren mir ſehr intereſſant, und ich ſuche ſie mit meiner Theorie der Ideale zu vereinigen. Hier waren wir auf ganz verſchiedenen Wegen, aber in ſeinem Geſichtspunkte iſt viel Fruchtbares, das ich bis jetzt überſehen hatte. Auch verdanke ich ihm manche treffliche Winke im Genuß der bildenden Künſte. Von ſeinen Elegien hat er uns einige vorgeſagt.

1600.

(Nach 94.)

1790, 31. October.

Mit Schiller.

Goethe hat uns viel von Dir [Körner] erzählt und rühmt gar ſehr Deine perſönliche Bekanntſchaft. Er fing von ſelbſt davon an und ſpricht mit Wärme von ſeinem angenehmen Aufenthalt bei Euch und überhaupt auch in Dresden. Mir erging es mit ihm wie Dir. Er war geſtern bei uns, und das Geſpräch kam bald auf Kant. Intereſſant iſt's, wie er alles in ſeine eigene Art und Manier kleidet und überraſchend zurückgiebt,

was er las, aber ich möchte doch nicht gern über Dinge, die mich sehr nahe interessiren, mit ihm streiten. Es fehlt ihm ganz an der herzlichen Art, sich zu irgend etwas zu bekennen. Ihm ist die ganze Philosophie subjectivisch, und da hört denn Überzeugung und Streit zugleich auf. Seine Philosophie mag ich auch nicht ganz: sie holt zu viel aus der Sinnenwelt, wo ich aus der Seele hole. Überhaupt ist seine Vorstellungsart zu sinnlich und betastet mir zu viel. Aber sein Geist wirkt und forscht nach allen Directionen und strebt, sich ein Ganzes zu erbauen — und das macht mir ihn zum großen Mann.

1601.

(Bd. III, 125.)

1794, Anfang September.

Mit Charlotte v. Stein.

Goethe war letzt bei mir und hat sehr gut von Ihnen [Schiller] gesprochen; es stimmte mit dem überein, was Sie von Ihrer neulichen Unterredung von ihm sagten, und es freute mich, daß es bei Goethe kein nur flüchtiger Eindruck war.

1602.

(Bd. III, 116.)

1794, zwischen 2. und 6. November.

Mit Schiller.

Goethe .... ist jetzt beschäftigt, eine zusammenhängende Suite von Erzählungen im Geschmack des

Decameron des Boccaz auszuarbeiten, welche für die Horen bestimmt ist.

1603.

(Nach 122.)

1795, Anfang Juni.

Mit Wilhelm v. Humboldt.

Gegen Mittag kam Goethe zu mir und bedauerte sehr, Sie nicht mehr zu finden. Er ist Ihnen [F. A. Wolf] äußerst gut geworden und trägt mir viele herzliche Empfehlungen an Sie auf. Die Prolegomena beschäftigen ihn sehr ernstlich, und ich kann Ihnen nicht sagen, wie zufrieden er damit ist. Zwar ist er noch weit entfernt, sich überhaupt für eine Meinung entschieden zu haben; Sie kennen seine weise Bedachtsamkeit. Allein die Methode und der Gang der Untersuchung machen ihm vorzügliche Freude, und er hat mir namentlich gesagt, daß in dieser Rücksicht schon jede Seite lehrreich sei.

— — — — — — — — — — —

Außer einigem an meinen metris ist seit Ihrer Abwesenheit nicht viel bei mir geschehen. Indeß ist doch die Anzeige Ihrer Odyssee fertig, und Sie müssen nicht schelten, wenn ich sie beilege. . . . . Der letzte Grund, warum ich schicke, ist, daß es doch, wie Goethe immer sagt, hübsch ist, auch Kleinigkeiten gemeinschaftlich zu machen.

1604.

(Nach 122.)

1795, Ende Juni.

Mit Karl Ludwig v. Woltmann.

Dieſer [Goethe] empfing ihn mit jener ſonnenhellen Milde und Fülle, womit die Götter ihren Liebling, als der auszeichnenden Eigenthümlichkeit, begabt zu haben ſcheinen. Ihr Geſpräch kam auf das wahrhaftige Leben von Individuen, ſo in poetiſcher als hiſtoriſcher Darſtellung, und zum erſten Mal ſprach Woltmann darüber aus ganz freier Bruſt und ſo, daß ihm dieſes tiefſte Geheimniß aller darſtellenden Kunſt durch das Geſpräch lichter wurde.

1605.

(Nach 125.)

1795, Juli.

Mit Marianne von Eybenberg, geb. Meyer.

Adieu, guter Goethe! (Den Geheimen Rath habe ich mir ſehr gern von Ihnen wegraiſonniren laſſen.)

1606.

(Nach 129.)

1795, Ende November.

Mit Charlotte v. Stein.

Als ſie [die Stein] neulich Goethe geſagt, ſie ſei auf das Ende ſeiner Perſonen in „Wilhelm Meiſter“

seyn, wenn er bey einem so geringen Perso-nal die Schauspieler willig fand, sich nach Möglichkeit in diese oder jene Rollen zu schicken. Doch übernahm gewöhnlich Laertes die Liebhaber, Philine die Kammermädchen, die beiden jungen Frauenzimmer theilten sich in die naiven und zärtlichen Liebhaberinnen, der alte Polterer ward am besten gespielt, Melina selbst glaubte als Chevalier auftre-ten zu dürfen, Madam Melina mußte, zu ihrem größten Verdruß, in das Fach der jungen Frauen, ja sogar der zärtlichen Mü-ter übergehen, und weil in den neuern Stük-ken nicht leicht mehr ein Pedant oder Poet, wenn er auch vorkommen sollte, lächerlich gemacht wird; so mußte der bekannte Günst-ling des Grafen nunmehr die Präsidenten und Minister spielen, weil diese gewöhnlich als Böswichter vorgestellt und im fünften Akte übel behandelt werden. Eben so steckte

neugierig, habe er erwiedert: im Leben brauche man nicht conſequent zu ſein, aber freilich in einem Roman verlange man es.

1607.

(Nach 131.)

1796, zwiſchen 29. April und 16. Mai.

Mit Karl Friedrich Graf v. Geßler und Dora Stock.

Von Lottchen [Schiller] hatte ſie [die Stein] vernommen, daß er einmal den eben abgereiſten Grafen Geßler ... zum Heirathen habe bereden wollen und auf die Frage der Schwägerin Körner's: ‚Warum heirathen Sie denn nicht ſelbſt?' erwiedert habe: „Ich bin verheirathet, nur nicht mit Ceremonie."

1608.

(Nach 134.)

1796, 16. Mai.

Bei Schillers.

Es kam eben wie ich [die Stein] da war, eine kleine Victoria von Dresden für ihn an. Er ſetzte ſie am Tiſch vor ſich und meinte, beim Eſſen und Trinken ſei am beſten von der Kunſt zu ſprechen. Er nahm auch wirklich an nichts viel weiter Antheil, und zuletzt hatte er das Glas Wein in der einen Hand und die Victoria in der andern.

1609.

(Nach 135.)

1796, 1. September.

Mit Charlotte v. Stein.

Daß Du [Fritz v. Stein] geſonnen biſt, in preußiſche Dienſte zu gehen, habe ich aus einem Briefe geſehen, den Du Goethen geſchrieben. Mit allem guten Willen, den ich bei ihm bemerkte, fürchte ich, er wird wegen ſeiner allzu literariſchen Exiſtenz zu unbehülflich ſein, Dir mit Geſchick aus der Sache zu helfen. Er war nur einen Augenblick hier und iſt wieder nach Jena. Ich bat ihn, es noch etwas zu überlegen; alsdann will er mir den Brief an Dich offen ſchicken. Er ſagte, er habe gar keinen Einfluß auf den Herzog, ſondern ich ſolle doch der Herzogin erzählen, er, Goethe, hielte es für gut, daß der Herzog Dir die Kammerpräſidentenſtelle in Eiſenach, im Fall Herda verſtürbe, verſpräche, nachdem Du den Prinzen einige Jahre würdeſt begleitet haben.

1610.

(Nach 137.)

1796, December. (?)

Mit Wieland.

Neulich im Club . . gerieth Wieland in einen liebenswürdigen, mit etwas Poſſirlichkeit untermiſchten Eifer, daß die jungen Leute ſo viel Thee tränken, da doch Thee offenbar ſchwäche.

Goethe (mit aufgehobenem Rockſchooß am Ofen ſtehend und mit vorſtrebender Bruſt ſich hin und her bewegend): Da irrſt Du, Herr Bruder; Thee ſtärkt.*)

Wieland: Wieder ein Paradoxon!

G.: O, ich habe Gründe dafür genug und ſatt.

W.: Um nur mit meinem ſchwächſten Argument anzufangen —

G.: Das thue ja nicht, Herr Bruder, um's Himmelswillen nicht! Immer die ſtärkſten voraus! Ich habe mich verzweifelt ausgerüſtet.

W.: Alſo erſtlich wirſt Du nicht läugnen können, daß trotz aller Deiner Sophiſterei aufgekochte Kräuter von ſchädlicher Natur und laues Waſſer —

G.: Alſo der Thee ſchwächt, willſt Du ſagen?

W.: Ja, doch ich —

G.: Alſo, der Thee ſtärkt, ſag' ich.

W.: Und ſchwächt nicht?

G.: Stärkt und ſchwächt.

W.: Stärkt und ſchwächt?

G.: Wie jedes Corroborans zu häufig genommen; man ſtärkt ſich zu ſehr.

W.: Aber das Gift darin.

G.: Es giebt kein Gift.

W.: Ein neues Paradoxon?

G.: Alles kommt auf die Doſis an. Auch Champagner kann Gift werden.

*) In der Vorlage offenbar irrig: „ſchwächt."

W.: Am Ende wird der Sophiſt noch gar behaupten, wir ſtürben nicht.

G.: Ei, das laſſen wir ſo bleiben.

W. (weggehend): Das wird zu toll!

G. (ihm nachrufend): Geh nur, Alter! Sonſt provocire ich auf unſre Unſterblichkeit und Du haſt verloren.

1611.

(Nach 140.)

1797, zwiſchen 2. und 6. Januar.

Über Sophie Tiſchbein, geb. Mütter.

Bei einem ſeiner [des Fürſten Leopold von Anhalt-Deſſau] Beſuchen [bei Johann Friedrich Auguſt Tiſchbein] brachte er auch einmal Goethe mit, der auf kurze Zeit nach Deſſau gekommen war, obwol der Fürſt deſſen Abneigung gegen den Vater [Tiſchbein] kannte. Der Fürſt hatte aber geäußert, trotz ſeines Eigenſinnes ſolle Goethe den Vater beſuchen. An der Mutter fand Goethe viel Gefallen und hatte nachher geäußert, die Tiſchbein ſei eine höchſt angenehme Gegenwart.

1612.

(Nach 142.)

1797, 1. bis 6. September.

Mit Johann Heinrich Danneker.

Sie [Wolzogen] haben mich ſchon längſt aufgefordert, Ihnen Nachricht über des Herrn Geheimen Raths

v. Goethe Aufenthalt in Stuttgart zu geben. Was ſoll ich Ihnen ſagen? Sie kennen ſeine ungeheure Kunſtkenntniß, ſeine Liebe zum Großen, Vollendeten, Charakteriſtiſchen, Schönen. O, ich bin äußerſt glücklich, einige ſchöne Meinungen, die mir nun Geſetze bleiben, von ihm gelernt zu haben; ja, was er mir ſagte, war in mir zwar wie ein Nebel ſchon ehe er zu mir kam, aber daß ich's nicht ausdrücken konnte; nun wüßte ich's gleich zu Tauſenden anzuwenden. Das iſt gewiß, daß ich in meinem Leben nichts mehr ausführen werde, das nicht ſozuſagen in ſich eine Welt ausmacht. Täglich waren wir beiſammen, und er machte mir ein Compliment, daß ich für groß halte, indem er mir ſagte: „nun habe ich Tage hier verlebt, wie ich ſie in Rom lebte. . . . . Meinem Schwager [Rapp] und ſeiner Frau, meinem lieben Weibchen und mir las er eines Abends ſeine Elegie [„Hermann und Dorothea"] vor.

1613.

(Nach 111.)

1797, December. (?)

Mit Auguſt Wilhelm v. Schlegel.

Als ich Goethen zuerſt meine Überſetzung [von Shakeſpeare's „Romeo und Julie"] noch in der Handſchrift mittheilte, hatte er große Luſt das Stück auf die Bühne zu bringen; doch unternahm er es nicht,

weil kurz zuvor eine junge liebenswürdige Schauspielerin*) gestorben war, der er damals einzig einen vollkommenen Erfolg zutraute.

1614.

(Nach 145.)

1798, zwischen 20. März und 6. April.

Mit Schiller.

Deine [Körner's] Kritik des Almanachs hat Goethe viel Vergnügen gemacht; er hat sich lange damit beschäftigt. In dem aber, was Du über den „Ibykus" und „Polykrates" sagst, und was ich auch für gar nicht unbegründet halte, ist er nicht Deiner Meinung und hat sich beider Gedichte nachdrücklich gegen Dich und gegen mich selbst angenommen. Er hält Deinen Begriff, aus dem Du sie beurtheilst und tadelst, für zu eng und will diese Gedichte als eine neue, die Poesie erweiternde Gattung angesehen wissen. Die Darstellung von Ideen, so wie sie hier behandelt wird, hält er für kein Debors der Poesie und will dergleichen Gedichte mit denjenigen, welche abstracte Gedanken symbolisiren, nicht verwechselt wissen, u. s. w. Dem sei wie ihm wolle: wenn auch die Gattung zulässig ist, so ist sie wenigstens nicht der höchsten poetischen Wirkung fähig, und es scheint, daß sie deswegen etwas außerhalb der Poesie zu Hülfe nehmen müsse, um jenes Fehlende zu ergänzen.

*) Christiane Becker geb. Neumann.

1615.

(Nach 150.)

1798, Ende September.

Mit Schiller.

Du [Körner] kannſt, wenn die „Allgemeine Zeitung" von Poſſelt in Dresden zu haben iſt, das Nähere über dieſe Wallenſteinſchen Repräſentationen in Weimar gedruckt leſen; denn Goethe hat ſich den Spaß gemacht, dieſe Relationen ſelbſt zu machen, daß er ſie Böttiger aus den Zähnen reiße.

1616.

(Nach 161.)

1799, 8. (?) Juni.

Mit Charlotte v. Stein u. a.

Da Charlotte bei einem Thee vor ihrer Wohnung, an welchem Herr v. Haren, Graf Dumanoir, der wunderliche Gerning von Frankfurt u. a. theilnahmen, gerade Goethe vorübergehen ſah, ließ ſie auch dieſen einladen, dem aber, wir wiſſen nicht weshalb, dabei nicht wohl zumuthe war. Karl v. Stein, der gern ins Draſtiſche ausmalt, ſchreibt: ‚Dieß — die Einladung — war ihm unheimlich; er ſetzte ſich, ſprach nichts und machte ein entſetzlich verdrießlich Geſicht. „Haben Sie Nachricht, Frau v. Stein, von dem Herrn Kriegsrath aus Breslau?" war alles, was er unaufgefordert an Discurs hervorgehen ließ.'

1617.

(Nach 173.)

1800, zweite Hälfte September. (?)

Über Schiller's „Maria Stuart."

Goethe behandelte den kränklichen, oft launiſchen Dichter [Schiller] wie ein zärtlicher Liebhaber, that ihm alles zu Gefallen, ſchonte ihn und ſorgte für die Aufführung ſeiner Trauerſpiele. Doch manchmal brach Goethe's kräftige Natur durch, und einmal, als eben die ‚Maria Stuart' bei Schiller beſprochen war, rief Goethe beim Nachhauſegehen: „Mich ſoll nur wundern, was das Publicum ſagen wird, wenn die beiden Huren zuſammenkommen und ſich ihre Aventuren vorwerfen."

1618.

(Nach 173.)

1800, 21. September.

Bei Johann Jakob Griesbach.

Am 21. September 1800 wurde mir [Abeken] eine große Freude. Ich hatte Griesbach, in deſſen Hauſe ich mehr und mehr heimiſch geworden war, bei ſeinen kritiſchen Arbeiten für das Neue Teſtament einen kleinen Dienſt geleiſtet . . . . Goethe, damals in Jena verweilend, Schiller mit ſeiner Gattin und dem Hofrath Meyer, dem Schweizer, von Weimar herübergekommen, waren bei ihnen zu Mittag und ich wurde dazu eingeladen. . . . . Von dem Geſpräche bei Tiſch haftet nur Weniges in meinem Gedächtniß, nur daß Goethe

einmal des Oſſian gedachte, freilich in einer andern Weiſe, als im „Werther“. Nach dem Eſſen trat die Geſellſchaft auf den, die reizendſte Ausſicht in das Saalthal bis nach Dornburg gewährenden Balcon des Hauſes, wo Goethe .. in mannigfaltigen farbigen Bändern und Blumen das Phänomen der ſich gegenſeitig erzeugenden phyſiologiſchen Farben ſehen ließ. Da machte es mir große Freude, daß er mein ſicheres Auge lobte, welches alle Erſcheinungen genau auffaßte. Der Kaffee wurde im Garten getrunken, in der nach der Stadt hinſehenden Niſche. Schiller hatte ſich neben dem, in jener ſitzenden Freunde auf dem Raſen niedergelaſſen; ich konnte mich nicht enthalten, wiewol in einiger Entfernung, auf demſelben Raſen meinen Platz zu nehmen. Er ſprach, da das Geſpräch auf neuere Erſcheinungen in der Literatur kam, auch von Broxtermann und mit Beifall.

1619.

(Nach 1531)

1800. (?)

Mit Schiller.

Hier wollen wir im nächſten Monat Goethe's „Iphigenia“ auf's Theater bringen. Bei dieſem Anlaß habe ich ſie auf's neue mit Aufmerkſamkeit geleſen, weil Goethe die Nothwendigkeit fühlt, einiges darin zu verändern. Ich habe mich ſehr gewundert, daß ſie auf mich den günſtigen Eindruck nicht mehr gemacht hat, wie ſonſt, ob es gleich

immer ein ſeelenvolles Product bleibt. Sie iſt aber ſo erſtaunlich modern und ungriechiſch, daß man nicht begreift, wie es möglich war, ſie jemals einem griechiſchen Stück zu vergleichen. Sie iſt ganz nur ſittlich, aber die ſinnliche Kraft, das Leben, die Bewegung und alles, was ein Werk zu einem ächten dramatiſchen ſpecificirt, geht ihr ſehr ab. Goethe hat ſelbſt mir ſchon längſt zweideutig davon geſprochen, aber ich hielt es nur für eine Grille, wo nicht gar für Ziererei, bei näherem Anſehen aber hat es ſich mir auch ſo bewährt. Indeſſen iſt dieſes Product in dem Zeitmoment, wo es entſtand, ein wahres Meteor geweſen, und das Zeitalter ſelbſt, die Majorität der Stimmen, kann es auch jetzt noch nicht überſehen; auch wird es durch die allgemeinen hohen poetiſchen Eigenſchaften, die ihm ohne Rückſicht auf ſeine dramatiſche Form zukommen, bloß als ein poetiſches Geiſteswerk betrachtet in allen Zeiten unſchätzbar bleiben.

1629.

(Nach 173.)

1801, 26. Januar.

Mit Charlotte v. Stein und Charlotte v. Schiller.

Am 26. [Januar, nach Goethe's ſchwerer Krankheit] war auch Frau v. Stein mit Lottchen bei ihm. „Er bat uns aufs neue um unſere Freundſchaft," berichtet ſie, „als wenn er wieder in der Welt angekommen wäre."

Melina mit Vergnügen, als Kammerjunker oder Kammerherr, die Grobheiten ein, welche ihm von biedern deutschen Männern hergebrachter Maßen in mehreren beliebten Stükken aufgedrungen wurden, weil er sich doch bey dieser Gelegenheit artig herausputzen konnte, und das Air eines Hofmannes, das er vollkommen zu besitzen glaubte, anzunehmen die Erlaubniß hatte.

Es dauerte nicht lange, so kamen von verschiedenen Gegenden mehrere Schauspieler herbeygeflossen, welche ohne sonderliche Prüfung angenommen, aber auch ohne sonderliche Bedingungen festgehalten wurden.

Wilhelm, den Melina vergebens einigemal zu einer Liebhaberrolle zu bereden suchte, nahm sich der Sache mit vielem guten Willen an, ohne daß unser neuer Director seine Bemühungen im mindesten anerkannte, vielmehr glaubte dieser mit seiner Würde

1621.

(Nach 191.)

1802, Frühjahr.

Über die Brüder Schlegel.

Mit dem „Alarcos“ hat ſich Goethe allerdings compromittirt. Es iſt ſeine Krankheit, ſich der Schlegels anzunehmen, über die er doch ſelbſt bitterlich ſchimpft und ſchmäht.

1622.

(Nach 209.)

1804. (?)

Mit Ludwig Robert.

Als ich einſt, ich glaube im Jahr 1804, bei Goethe zu Tiſch war, kamen Almanache, der Chamiſſo-Varnhagenſche war auch darunter, und Goethe nahm einen nach dem andern, hielt ſie an ſeine und ſeiner Frau Ohren und fragte: „Hörſt Du was? Ich höre nichts. Nun, wir wollen die Kupfer betrachten, das iſt doch das Beſte.“ Und ſo legte man die Almanache beiſeite.

1623.

(Nach 208.)

1804.

Allgemeines über Goethe's Geſpräche.

Wenn ich [Voß] ſagte, daß Goethe's Geſprächen ſo viel Allgemeines zugrunde läge, ſo iſt das nicht ſo zu verſtehen, als ob er abſtractes Zeug, wie im Athenäum, in Sentenzen ſpräche; ich meine nur das Ideenreiche

dieſes ſo geiſtreichen Mannes, das aus jeder Hülle und Einkleidung ſo klar hervorleuchtet. Ich möchte Goethen den populärſten Philoſophen nennen, der uns auch bei den geringfügigſten Gegenſtänden wahre Weisheit in die Seele redet. Seine Weiſe, die Menſchen zu betrachten, iſt ganz die eines contemplativen Naturforſchers im edleren Sinne des Worts. Kein Menſch ärgert ihn, wenn er einen beſtimmten Charakter hat, ſelbſt ein Kotzebue, ſogar ein — — [Böttiger?] nicht. Er denkt: ſo hat ihn einmal der liebe Gott, der von allen Arten etwas giebt, geſchaffen, und iſt er nicht poſitiv, ſo iſt er doch negativ zum allgemeinen Heile nothwendig. Freilich, wenn er zum Wohle des Allgemeinen wirken ſoll, ſo hat dieſe Toleranz auch bei ihm ihre Gränzen; wenn ein Klotz im Wege ſteht, da wird er beiſeite geſchafft, damit die Bahn frei werde, und je hartnäckiger der Widerſtand, je heftiger die Gewalt, ihn fortzuſchaffen. Ich habe ihn zornig geſehen über Eſeleien und Teufeleien, aber es war der Zorn des Gerechten, ein ſchneidender, kraftvoller Unwille, nicht zügelloſe Leidenſchaft und Ereiferung. Nie ſind Goethe's Forderungen an die einzelnen Menſchen unbillig, ſie richten ſich nach der Fähigkeit jedes Subjectes, aber was einer leiſten kann, das fordert er ganz und ungetheilt. So ehrt und ſchätzt er jedes Talent, jede noch ſo kleine mechaniſche Fertigkeit. Aber kein Charakterloſer fand Gnade vor ſeinen Augen. Die Loſung: es iſt doch ein guter Menſch! iſt ihm unausſtehlich. Und wehe dem, der

ſeine Erwartungen und ſein Zutrauen durch träges, hartnäckiges Stillſtehen, durch Schlaffheit oder gar Scheinſucht ſtatt des reellen Werthes zu täuſchen anfängt. Anfangs iſt er noch milde und ſucht ſchonend zum Guten zurückzulenken; hilft es nichts, ſo wird er zornig und wendet ſein Antlitz auf ewig.

1624.

(Nach 213.)

1804, Anfang März.

Mit Friedrich Haide.

Als Haide vor der erſten Aufführung des „Tell“ von dem, ihm begegnenden Goethe gefragt wurde, wie ihm ſeine Rolle [des Tell] gefalle, die er fleißig ſtudiren möge, gab er, bei aller Anerkennung der bedeutenden und dankbaren Rolle doch der einſchränkenden Bemerkung Raum, daß bei ſeiner eigentlich ſehr ſporadiſchen, nur in kurzen Scenen auftretenden Rolle für den Darſteller keine rechte Gelegenheit, ſich zu zeigen, geboten ſei; ſozuſagen kein dankbarer ſceniſcher Abgang: dieß ſei für den Schauſpieler doch wichtig. Goethe hat dieſen Bemerkungen aufmerkſam zugehört. Allen Vermuthungen nach iſt aber dieſe Unterredung zu Schiller's Kenntniß gekommen und inſofern gewürdigt worden, als einige Tage darauf ein verlängerter Monolog „Durch dieſe hohle Gaſſe muß er kommen ꝛc.“ Haide zugekommen.

1625.

(Nach 213.)

1804, Anfang März.

Über Theatermalerei.

Die erſte Darſtellung von Schiller's „Wilhelm Tell" ſollte in Weimar unter Goethe's perſönlicher Leitung ſtattfinden. Der letztere ließ auch die Decorationen dazu größtentheils neu anfertigen. Eines Tages nahm er die ſchon fertig gewordenen Hintergründe in Augenſchein, unter welchen ſich auch der zu der Scene „Vor Stauffacher's Haus" befand. Bei Betrachtung deſſelben ſchüttelte Goethe mißbilligend den Kopf und bat den Maler freundlich, ihm einen recht dicken Pinſel zu geben. Ohne ein weiteres Wort tauchte er denſelben dann in die Farbe und begann zum Schrecken des Künſtlers durch die ſchöne Schweizerlandſchaft mit ihren Höhenperſpectiven kräftige Striche zu ziehen. Aber ſiehe da! Bald entwickelten ſich ſtatt der fernen kleinen Gipfel unter Goethe's Händen gewaltige, ganz nahe Berge und Felsmaſſen. „Wir dürfen nicht vor der Schweiz ſtehen," rief er dabei, „wir wohnen mitten drin."

1626.

(Zu 214.)

1804, März.

Mit Heinrich Voß.

Eines Morgens, als ich gerade ſeinen Auguſt im Griechiſchen unterrichtete, kam Goethe zu uns herauf;

er hatte eben die Stelle [in der Recenſion der Gedichte von Johann Heinrich Voß] niedergeſchrieben, wo wir den Dichter im Kampfe gegen ausſchließende Meinungen, Macht- und Bannſprüche erblicken, und das Blatt war noch feucht. Mitten im Zimmer blieb er ſtehen, den rechten Fuß ein wenig vorausgeſtemmt, und fing an in ſeinem melodiſch kräftigen Baß zu leſen, gegen das Ende immer feuriger und gediegener, und mit dem Worte „Teufel" ſenkte er das Blatt, guckte mich mit ſtarrem, aber freundlichem Auge an, als wollte er ſagen: Hab' ich's recht gemacht?

1627.

(Nach 218.)

1804, 12. Juli.

Mit Charlotte v. Stein.

Er [Goethe] kam und blieb zwei Stunden, aber Charlotte war wieder gegen ihn verſtimmt. ‚Ich fühle, daß es ihm unheimlich iſt,' ſchreibt ſie an Fritz, und unſre Denkarten ſind ſo auseinandergegangen, daß, ohne es zu wollen, ich ihm alle Augenblicke einmal wehthue. Zum Unglück wurde mir eben „Der Freimüthige" gebracht. Er erwähnte der „Dummheit des Publicums", das eine ſolche Schrift leſe. Da hatte ich alſo auch mein Theil. Er wollte es gar nicht ſehen, und ich mußte es verdecken.'

1628.

(Nach 219.)

1804, 5. oder 6. September.

Mit Christian Gottlob v. Voigt.

Nach des Herrn Geheimen Raths v. Goethe Zurückkunft habe ich über die Beilage umständlich conferirt. Unsere gemeinsame Meinung war diese: Es ist nicht gerathen, die Allgemeine Literaturzeitung eine entschiedene Meinung in der Politik ergreifen zu lassen, am wenigsten wenn der Fall ist, die schwächere Partei zu ergreifen. Daher ist des Herrn Gentz Plan, der französischen Eitelkeit, Intrigue, Übergewalt ꝛc. durch das Vehicul öffentlicher Blätter entgegenarbeiten zu wollen, für ein gelehrtes Blatt unanwendbar, welches durch Unbefangenheit und Neutralität allein bestehen kann. Meine specielle Meinung war, jenen Gedanken vorausgesetzt, doch etwa erst, wenn man des Herrn Gentz Recension lesen könne, sich zu determiniren.

1629.

(Nach 224.)

Vor 1805.

Mit Karl Ludwig von Knebel.

In den Mittheilungen des Herrn Dr. Vulpius: „Über das Stammbuch von Auguste v. Goethe" (Deutsche Rundschau, 1891, Bd. LXVIII, S. 244) heißt es: „Die Großmutter selbst hat es verstanden, durch einen der sinnigsten Einträge das Stammbuch zu schmücken (S. 164):

Tritten des Wanderers über den Schnee ſei ähnlich Dein Leben,
Es bezeichne die Spur, aber beflecke ſie nicht."

Da hieraus dem Wortlaute nach leicht der irrthümliche Schluß gezogen werden könnte, das Diſtichon ſtamme von Frau Rath ſelbſt, ſei daran erinnert, daß Karl Ludwig von Knebel der Verfaſſer iſt. Es ſteht mit ſehr geringer Veränderung in ſeinem literariſchen Nachlaß Band I, S. 95, unter: „Lebensblüthen in Diſtichen", und heißt dort:

„Tritten des Wand'rers über den Schnee ſei ähnlich mein Leben,
Es bezeichne die Spur, aber beflecke ſie nicht."

Seine Entſtehung verdankt es einem heiteren Beiſammenſein Goethe's, Knebel's und einiger anderer Jenenſer Freunde im Hauſe des botaniſchen Gartens zu Jena. Während eine lebhafte Unterhaltung die Geiſter völlig in Anſpruch genommen hatte, war draußen der erſte Schnee gefallen. Plötzlich bemerkte Goethe das überraſchend veränderte Bild, und von deſſen Schönheit mächtig ergriffen, ſchlug er vor, Jeder ſolle ein Gedicht darauf machen. Knebel trat an das Fenſter, blickte eine Zeit lang ſinnend hinaus über den Garten, das Thal, zu den Bergen — überall dieſelbe blendend weiße, weiche Hülle von friſch gefallenem Schnee. Er nahm ein Blatt Papier zur Hand und ſchrieb das erwähnte Diſtichon nieder, und Goethe, der Andere ſo

gern anerkannte, war ſo entzückt davon, daß er ausrief: „Knebel, für dieſes Diſtichon gäb' ich einen Band meiner Werke hin!“

Die Enkelin Knebel's, der wir das Obige verdanken, ſchreibt uns dazu: „Dieſe kleine Epiſode aus dem Leben meines Großvaters habe ich in meiner Jugend oft und immer genau in derſelben Weiſe erzählen hören, ſowohl von meinem Vater als auch beſonders anſchaulich und lebendig von dem verſtorbenen Dr. Theophilus Bayer in Jena, der als Hauslehrer des jüngſten Sohnes K. L. v. Knebel's Jahre lang in deſſen Hauſe lebte und bis zu ſeinem Tode ein Freund der Familie blieb. Ich kann deshalb für die Wahrheit des Mitgetheilten einſtehen.“

1630.

(Nach 232.)

1805, Ende Juni.

Mit Jacobi.

Als Friedrich Heinrich Jacobi im Jahre 1805 nach München reiſte, kam er auch durch Weimar und ſprach bei Goethen ein, der ihn mit alter Freundſchaft empfing und ſich traulich mit ihm hinſetzte. Manches alte Thema wurde hervorgerufen und beſprochen, wobei ſchon einigemal Goethe über den Standpunkt und die Meinungen Jacobi's ſehr den Kopf ſchütteln mußte. Als ſie aber allein geblieben waren, kam Jacobi mit der

vertraulichen Anfrage: Goethe möchte ihm doch nun einmal unter vier Augen offen und wahr bekennen, was er mit ſeiner „Eugenie“ eigentlich gewollt habe. Goethen war es, wie er nachher ſelbſt geſtand, als wenn man ihm einen Eimer kalt Waſſer übergöſſe; er ſah plötzlich eine nie zu füllende Kluft zwiſchen ſich und jenem, einen Abgrund ewigen Mißverſtehens, und dabei war das Begehren ſo dumm und albern. Doch faßte er ſich, und um nur den Freund und den Abend leidlich abzuthun, ſagte er begütigend: „Lieber Jacobi, laſſen wir das! Das würde uns für heute zu weit führen. Ein andermal, wenn es ſich ſo fügen will.“ Und fing ſogleich ein anderes Geſpräch an.

1631.

(Nach 238.)

1805, 16. December.

Mit Ludwig Joachim v. Arnim.

Meine Überkunft danke ich Goethe, der viel, ſehr viel Güte für mich hat. Er grüßt Dich [Brentano], dankt für unſre Sammlung, [„Des Knaben Wunderhorn“] hat ſie gegen viele in Weimar gelobt und wird vielleicht ſelbſt einige Worte darüber in der Jenaer Literaturzeitung ſagen. Er hat mich auf alle Tage eingeladen zum Mittageſſen, faſt über jedes Lied geſprochen, er läßt Dir viel Schönes über des „Schneiders Feierabend“ [im I. Bande des „Wunderhorns“, gleich den folgenden Liedern] ſagen. Die Fiſchpredigt, die Mißheirath, der

Stauffenberg, das von Procop [„Maria auf der Reise“], zwei Nachtigallen, der Lindenschmied, der Neidhard mit seinen Mönchen schienen ihm am besten. Er sagte mir, die Prinzen und Prinzessin hätten es mit Lust gelesen. Es war mir dabei, als wenn eine schöne Königin mit ihren Fingern durch meine Mähne striche und mir den Hals klatschte. Er wünschte unsre Sammlung auch über die ausländischen Romanzen, sowol die heiligen der Edda, als noch die andern altfranzösischen, englischen, schottischen, spanischen ausgedehnt.

1632.

(Nach 291.)

1807, 3. Februar.

Bei Vorlesung der „Mitschuldigen“.

Bei Goethe war's den Abend . . . ganz allerliebst. Er hatte einige junge Schauspieler, die er oft bei sich declamiren läßt, um sie für ihre Kunst zu bilden, eingeladen, und las mir mit ihnen eine seiner frühesten Arbeiten, ein Stück voll Laune und Humor, ‚Die Mitschuldigen‘ betitelt, vor; er hatte selbst die Rolle eines alten Gastwirts darin übernommen, was bloß mir zu Ehren geschah; sonst thut er das nicht. Ich habe nie was Ähnliches gehört; er ist ganz Feuer und Leben, wenn er declamirt; niemand hat das Ächtkomische mehr in seiner Gewalt, als er. Zwischendurch meisterte er die jungen Leute. Ein paar waren ihm zu kalt: „Seid Ihr denn gar nicht mehr verliebt?“ rief er komisch er-

auch alle nöthige Einsicht überkommen zu haben; besonders war das Streichen eine seiner angenehmsten Beschäftigungen, wodurch er ein jedes Stück auf das gehörige Zeitmaaß herunter zu setzen wußte, ohne irgend eine andere Rücksicht zu nehmen. Er hatte viel Zuspruch, das Publikum war sehr zufrieden, und die geschmackvollsten Einwohner des Städtchens behaupteten, daß das Theater in der Residenz keinesweges so gut als das ihre bestellt sey.

zürnt; und doch war's ihm ernſt. „Seid Ihr denn gar nicht verliebt, verdammtes junges Volk? Ich bin ſechzig Jahr alt und ich kann's beſſer!“

1633.

(Nach 357.)

1808, Mai, vor dem 8.

Mit B. Rudolf Abeken.

Auch Goethe habe ich geſehen. Ich beſuchte ihn auf Dein [Heinrich Voßens] Wort. Er empfing mich in ſeinem Garten und ging eine Weile mit mir auf und ab. Er ſprach ſehr freundſchaftlich von Dir und freute ſich, daß ſein Sohn Dich fände.

1634.

(Zu 378.)

1808, 6. October.

Mit Napoleon.

Une réception somptueuse attendait à Weimar les deux empereurs. Après un repas splendide un bal réunit la plus brillante société allemande. Goethe et Wieland s'y trouvaient. Napoléon laissa cette société pour aller dans le coin d'un salon converser longuement avec les deux célèbres écrivains de l'Allemagne. Il leur parla du christianisme, de Tacite, de cet historien, l'effroi des tyrans, dont il prononçait le nom sans peur, disait-il en souriant; soutint que Tacite avait chargé un peu le sombre tableau de son

temps, et qu'il n'était pas un peintre assez simple pour être tout à fait vrai. Puis il passa à la littérature moderne, la compara à l'ancienne, se montra toujours le même, en fait d'art comme en fait de politique, partisan de la règle, de la beauté ordonnée, et, à propos du drame imité de Shakespeare, qui méle la tragédie à la comédie, le terrible au burlesque, il dit à Goethe: „Je suis étonné qu'un grand esprit comme vous n'aime pas les genres tranchés.“ — Mot profond, que bien peu de critiques de nos jours sont capables de comprendre.

1635.

(Nach 273.)

1808, 8. October.

Mit Karl Morgenſtern.

Auf der Treppe [der Bibliothek zu Weimar] begegnete ich dem Geheimen Rath v. Goethe. Wir ſprachen einige Minuten zuſammen über das franzöſiſche Theater. Ich hatte ihn ſchon in Erfurt beim Präſidenten v. d. Reck geſprochen und . . . . . ihn bald darauf eines Morgens mit Falk im Gaſthof (der Schlehdorn) beſucht, wo er etwa drei Viertelſtunden ſehr intereſſant ſprach über deutſchen Geiſt, im ſüdlichen Deutſchland zumal, und manches andere, das ich leider nicht angemerkt habe. Er ſprach mit der Milde, Ruhe, Klarheit und Natürlichkeit des großen Geiſtes, zugleich vertraulich, zumal da Falk, den er genau kennt, dabei war.

1636.

(Nach 373.)

1808, 14. October.

Mit Morgenstern.

Gegen Mittag war ich eine kurze Weile bei Geheimem Rath v. Goethe. . . . Gespräch über Jacobi und Johannes Müller, die er grüßen läßt; über Klinger: Klinger würde sich, meint er, in Deutschland jetzt nicht gefallen, weil er hinter der Zeit in manchem zurückgeblieben sei; über gewisse Dinge spreche man gar nicht mehr, die seien aus- und abgemacht.

1637.

(Nach 373.)

1808, 14. (?) October.

Mit Franz Josef Talma.

Auf Talma's Frage an Goethe, ob der „Werther" nicht eine wahre Geschichte sei, half sich Goethe durch ein treffliches Wort heraus; er sagte: von den interessirten Personen habe sich der eine gerettet, um die Geschichte erzählen zu können; man wüßte sonst nichts von ihr.

1638.

(Nach 377.)

1808, 17. oder 18. November.

Mit Wilhelm v. Humboldt.

Ich war in Weimar und sah Goethe zwei Tage lang, sprach viel von Ihnen [J. H. Jacobi] mit ihm und soll Sie herzlich von ihm grüßen. Ich fand ihn wohl und, wie Sie ihn kennen, beschäftigt, indeß ziem-

lich zornig über ſo manches literariſche Unweſen in Deutſchland. Er klagt ſo ernſtlich über Anarchie, Formloſigkeit und Mangel an Technik in den neuen Poeten und Autoren, daß es ihn doppelt verdrießt, ſo viel wahres Talent in ihnen zu finden und zu Grabe gehn zu ſehn, und daß er nah daran iſt, mancherlei Beſchränkungen, die jenſeits des Rheins Mode ſind, wenigſtens nicht ſonderlich zu tadeln. Übrigens fährt er fort, um ſich her ſoviel er kann zu wirken und lieſt z. B. alle Mittwoch Vormittag einem ausgewählten Zirkel, unter dem ſich auch die Herzogin befindet, die Nibelungen vor. Mit dem Kaiſer Napoleon hat er eine lange Unterredung gehabt über ſeinen „Werther" und das franzöſiſche Theater. Über den erſteren, verſichert er, habe der Kaiſer ſehr wahre, frappante und ihm ſonſt nie vorgekommene Bemerkungen gemacht; das letztere kenne er bis zur Bewunderung genau und habe alle hiſtoriſche und poetiſche Motive der bekannteſten Stücke bis in ein ungeheures Détail hinein verfolgt. Sehr viel haben wir auch Bettina's erwähnt, die er nachwürden, wie wir, ſchätzt.

1639.

(Nach 379.)

1808, 30. (?) November.

Mit Heinrich Meyer.

Der Hofrath Meyer erſtattet einen langen mündlichen Rapport über die Theaterſache, wovon das Weſentlichſte Folgendes iſt:

1. Der Geheime Rath v. Goethe will mit einer bloß ſcheinbaren Direction ſich nicht abgeben, weil ſelbſt ſeine Ehre dieſes nicht zulaſſe. — 2. Dagegen will er zwar dem Modo, ihn bis Oſtern zu dispenſiren, ſubmittiren, müſſe dabei aber nur bemerken, daß er mit Grund fürchte und vorausſehe, das Theaterweſen werde inzwiſchen in einen Zuſtand kommen, daß er den Faden nicht wieder aufnehmen könne; denn mehrere Schauſpieler, die in perſönlicher Rückſicht gegen ihn ſich engagirt hätten, würden aufkündigen, mehrere würden ſich in Beſitz von Rollen ſetzen u. ſ. w. — 3. Indeſſen ſei er ſehr bereitwillig, in dem itzigen Zuſtande die Direction fortzuſetzen, wenn ihm nur der zugehörige Einfluß in die Disciplin bleibe und imfall Ew. Durchlaucht darin etwas nöthig fänden, Sie die Gnade haben möchten, es durch ihn gehen zu laſſen. Dieſes erfordere unumgänglich ſeine Ehre und ſein Anſehen bei den Schauſpielern ſelbſt. Wenn übrigens nur die Stücke zuſtande kommen und geſpielt würden! Bisher wären 12—15 Stücke bloß darum erliegen blieben, weil bei jedem Hinderniſſe hervorgebracht worden wären. Es ſei auch ein Stück bereit für Sereniſſimae Geburtsfeſt; das müſſe aber ganz erſt zurechtgeſchnitten werden. — 4. Sollte die Idee mit Abſonderung der Opera von der Direction ausführbar erſcheinen, ſo wäre Herr Geheimer Rath v. Goethe dazu allenfalls auch bereit. Überhaupt wolle er zu allem die Hand bieten, was Sereniſſimus wünſchten, nur als ein, bloß dem Namen

nach ſtehender Director könne er ſeiner Reputation wegen nicht ſtehen.

(Höchſt vertraulich fügte Meyer noch die Erklärung bei, daß Goethe keineswegs prätendire, die Mad. Jagemann auf irgend einige Weiſe zu geniren, ſondern daß ihr wie bisher lediglich überlaſſen bleiben ſolle, ob oder wie ſie auftreten wolle. Überhaupt ſehe er durchaus keine Perſönlichkeit, ſondern es ſei ihm bloß um die Sache zu thun.)

1640.

(286. Sonnt.)

1808, 14. December.

Mit Friedrich v. Müller und Heinrich Meyer.

Goethe hatte das Jenaiſche Commiſſoriale ſehr übel genommen. „Ich bin zu alt, um mit mir Farcen und Poſſen ſpielen zu laſſen.“ Er gab mir bei dieſer Gelegenheit viele Beweiſe ſeines offenen Vertrauens und ſprach dann noch lange von der Theatergeſchichte. „Es iſt unglaublich, wie der Umgang der Weiber herabzieht.“ Wenn er die Jagemann alle acht Tage hätte ſprechen und perſönlich influiren wollen, würde es gegangen ſein, da ſie aber ohne alle Conſequenz und Plan ſei, nur eine Rolle ſpielen, leben, genießen wolle, ſo ruinire ſie jedes Verhältniß, jede Häuslichkeit, in die ſie trete, ohne eigentlich böſe zu ſein.

Er lud uns auf den nächsten Dienstag ein; wahrscheinlich will er seine wöchentlichen Zirkel geben.

1641.

(Nach 286.)

1808, 17. December.

Mit Franz Kirms.

In Befolgung Ew. Herzoglichen Durchlaucht höchsten Auftrags habe ich bereits am Dinstag [13. December] mit dem Herrn Geheimen Rath von Goethe zu sprechen mich bemüht, es hat aber derselbe keinen Antrag angenommen, weil die jetzigen Verhältnisse und seine Gesundheitsumstände es durchaus nicht erlauben wollten, sich mit den Theatergeschäften ferner abzugeben. Gestern Abend habe ich mich wieder zu ihm verfügt und das Resultat mancherlei Unterredung war folgendes.

„Wenn auch Serenissimus ihm unbedingten Auftrag geben würden, die Angelegenheiten des Theaters bei dessen mißlichen Verhältnissen nach Serenissimi Wünschen selbst zu organisiren, so wisse er nicht, wie er es angreifen solle. Das Beste für ihn und seine Gesundheit sei, der Aufsicht über das Theater zu entsagen. Wenn er es hätte länger behalten sollen, so hätte es nur ohne Verhältniß mit dem Schauspieler Beker geschehen müssen; er hätte indessen diesem gern Platz gemacht."

1642.

(Nach 388.)

1808, 26. December.

Bei v. Wolzogens.

Bei einem ... Souper in demſelben Hauſe hörte ich Goethen über Aſtronomie ſprechen. „Die Sonne" — ſagte er — „wird einſt einen Ring bekommen, wie der Saturn einen hat. Man ſollte dieſe Vorausſagung in eine eherne Tafel eingraben und dieſelbe in die Erde bergen, damit die Leute, die ſie etwa in ſpäter Zeit fänden, erkennten, wie klug wir geweſen."

1643.

(Nach 392.)

1809, 14. Januar.

Mit Charlotte von Schiller.

Sonſt ſah ich [Abeken] Goethe ... bei Johannes Falk, dem bekannten Satiriker ... einmal in einer komiſchen Situation. Falk nämlich, der damals immer ſeltſame Dinge im Kopfe hatte und in die Geſellſchaft Geiſtreiches zu bringen bemüht war, ließ, um eine große, bei ihm verſammelte Geſellſchaft zu unterhalten, in einem ſelbſterfundenen chineſiſchen Schattenſpiel Scenen aus Goethe's „Fauſt" darſtellen, wozu hinter dem, die Schattenbilder aufnehmenden Vorhange von ihm und einer damals reiſenden Virtuoſin, Fräulein v. Winkel, aus dem Gedichte declamirt wurde. Da kam

es mir nun äußerſt komiſch vor, wie dieſe aus ſchwarzem Papier geſchnittenen, fingerlangen Päppchen, die Gretchen, Valentin, Fauſt und Mephiſtopheles vorſtellen ſollten, vor Goethe's Augen ſich hin und her bewegten. Er ſah das ganz ruhig an; am andern Tage ſagte er zu Frau v. Schiller: es ſei ihm vorgekommen, als ob er ſchon hundert Jahre todt geweſen.

1644.

(Zu 1809.)

1809, 30. und 31. Mai.

Mit Friedrich Kohlrauſch, Wolf Graf Baudiſſin und Guſtav Hugo.

b.

Ich [Baudiſſin] habe Goethe geſehen!

Dienstag [30. Mai] früh nach Jena, wo der große Mann, um allein und ungenirt zu ſein, auf ſechs Wochen hingegangen iſt und an der Fortſetzung des „Meiſter" ſchreibt. Wir ſchickten ihm den Brief, den Sartorius in Göttingen uns mitgegeben hatte, wie auch einen ſehr ſchönen Geldbeutel von deſſen Frau und ein Buch von der Göttinger Bibliothek, an dem ihm ſehr viel gelegen war, und er ließ uns ſagen, wir möchten um drei aufs Mineraliencabinet kommen, weil das Zimmer, welches er im Schloſſe bewohnt und in dem er ißt und ſchläft, gar zu ſchlecht ſei. Ich

erwartete ihn wie ein Kind den heiligen Chriſt — endlich kam er und redete mich mit einer langen geläufigen Phraſis an, war äußerſt höflich und fing an, in dem Mineraliencabinet herumzuzeigen. Ich verwünſchte meine Unwiſſenheit in der Mineralogie und verwandte kein Auge von ihm. Ich ſchwöre, daß ich nie einen ſchöneren Mann von ſechzig Jahren geſehen habe. Stirn, Naſe und Augen ſind wie vom Olympiſchen Jupiter, und letztere ganz unmalbar und unvergleichbar. Erſt konnte ich mich nur erſt an den ſchönen Zügen und der herrlichen braunen Geſichtsfarbe weiden; nachher aber, wie er anfing lebhafter zu erzählen und zu geſticuliren, wurden die beiden ſchwarzen Sonnen noch einmal ſo groß, und glänzten und leuchteten ſo göttlich, daß, wenn er zürnt, ich nicht begreife, wie ihre Blitze nur zu ertragen ſind. Ich war in einem ſolchen Anſtaunen und Anbeten, daß ich alle Blödigkeit rein vergaß. Mehrere Fremde haben über ſeine Härte und Steifigkeit geklagt, gegen uns iſt er äußerſt freundlich und human geweſen. Er hatte einen blauen Ueberrock an und gepudertes Haar ohne Zopf. Seine ehemalige Corpulenz hat er verloren und ſeine Figur iſt jetzt im vollkommenſten Ebenmaß und von höchſter Schönheit. Man kann keine ſchönere Hand ſehen, als die ſeinige, und er geſticulirt beim Geſpräch mit Feuer und entzückender Grazie. Seine Ausſprache iſt die eines Süddeutſchen, der ſich in Norddeutſchland gebildet hat, welche mir immer die vorzüglichere ſcheint:

Drittes Capitel.

Endlich kam die Zeit herbey, da man sich zur Überfahrt schicken, die Kutschen und Wagen erwarten sollte, die unsere ganze Truppe nach dem Schlosse des Grafen hinüber zu führen bestellt waren. Schon zum voraus fielen große Streitigkeiten vor, wer mit dem andern fahren? wie man sitzen sollte? Die Ordnung und Eintheilung ward endlich nur mit Mühe ausgemacht und festgesetzt, doch leider ohne Wirkung. Zur bestimmten Stunde kamen weniger Wagen als man erwartet hatte, und man mußte sich einrichten. Der Baron, der zu Pferde nicht lange hinterdrein folgte, gab zur Ursache an: daß im Schlosse alles in großer Bewegung sey, weil nicht allein der Fürst einige Tage früher eintreffen

er ſpricht leiſe, aber mit einem herrlichen Organ und weder zu ſchnell noch zu langſam. Und wie kommt er in die Stube, wie geht er! Er iſt ein geborner König der Welt. Wir waren faſt zwei Stunden da, und er nöthigte uns einpaarmal zu bleiben, erzählte uns von ſeiner Schweizerreiſe und ſprach mit Lachen und äußerſt witzig von einem Prozeß, den er — wie Hugo ſagte — von Gott- und Rechts wegen verloren hatte. Auch fing er an, welches ihm ſonſt ſehr ſelten geſchieht, über politiſche Dinge ſich auszulaſſen, rühmte den Plan der Oeſterreicher und bewunderte Napoleon, wie man freilich weiß. Zuletzt, als ich von Forkel und Zelter erzählt, ſprach er gar über alte Muſik und ... herrlich. Ich hatte geäußert, wenn dieſe beiden ſtürben, wol die ganze Kunſt untergehe, und da ſagte er, das ächte Schöne ginge nie unter, ſondern lebe immer in der Bruſt weniger Guten wie das Veſtaliſche Feuer unauslöſchlich fort.

c.

1809, 31. Mai.

Den Mittwoch ... um zwölf ließ uns — denk Dir wie artig! — der große Prophet zu einem Spaziergange in den Botaniſchen Garten abholen. Er trug einen ſehr ſchönen ſchwarzen Rock und an ſelbigem das ruſſiſche Ordensband im Knopfloche. Hugo hatte einige Tage vor unſerer Abreiſe in der Rechtsgeſchichte

geſagt, die Tiber in Rom ſei nicht größer, als die Leine bei Göttingen; das wäre alſo noch kleiner, als die Schwentine bei Rasdorf. Goethe aber, den ich fragte, verſicherte zu meiner Freude, ſie ſei wie die Spree bei Berlin, und nun will Hugo ihm im Collegio Ehrenerklärung und Abbitte thun. Dann rühmte er die Fichte'ſchen Reden an die Deutſche Nation und beſonders ihren wunderſchönen Stil und ſagte von den Deutſchen: Brennholz ſei recht brav eingeheizt in dieſer Zeit, aber es fehle an einem tüchtigen zuſammenhaltenden Ofen. Dann ſprach er über das Weimariſche Theater ...., beklagte uns, daß ein ſo ſchlechtes Stück in Weimar ſei, (v. Holbein's Fridolin oder Der Gang nach dem Eiſenhammer) an dem man höchſtens im Winter wegen der gut gelungenen Schmelzöfen Gefallen finden könne und rieth uns, lieber die Jenaer Gegend zu durchſtreifen. Das Rührungsmittel der Kinder in den „Huſſiten vor Naumburg" [von Kotzebue] nannte er eine moraliſche Zwiebel pp.... Die Tieck'ſche Büſte von Goethe ... iſt keineswegs idealiſirt, ſondern Goethe jetzt eher noch ſchöner, indem ſein Geſicht ſchmaler geworden iſt und die göttlichen — nicht ſchwarzen, wie ich vorhin ſchrieb, ſondern braunen — Augen nicht einmal der Pinſel darſtellen kann.

1645.

(Nr 443.)

1809, 12. (?) December.

Mit Wilhelm Grimm.

C.

Zu Grimm äußerte er ſich ſehr ſchön über den Simpliciſſimus, unter andern .. meinte er: es ſei zwar viel Poeſie darin, aber kein Geſchmack.

1646.

(Nach 446.)

1809, 23. December.

Mit Grimm.

Noch war die Erledigung der beiden Hauptſachen [die Verleihung der Handſchriften von Minneliedern in den Bibliotheken zu Jena und Weimar an J. Grimm nach Caſſel] keinen Schritt vorwärts gerückt. Er [W. Grimm] ging zu Goethe und berichtete ihm die Mißerfolge ſeiner Jenaer Reiſe. Betreffs der Weimarer Manuſcripte erhielt er nun eine beſtimmte Antwort, die ‚wie vieles in Goethes Weſen', auf ein ‚formelles, förmliches' Verfahren eingerichtet war. Jakob ſollte in ſeinem amtlichen Charakter und als Bibliothekar an ihn ſchreiben und förmlich um die Mittheilung der Handſchriften bitten, auch der anderen Herren erwähnen, welche mit zu disponiren hätten. Dann wollte Goethe

„davon reden"; die Handschriften würden mit der Post nach Cassel abgehen .....

Die Hoffnung auf eine Förderung der Uebersetzungen aus dem Dänischen und Schottischen zerrann dagegen gänzlich. Goethe, der sich nach dem Tagebuch auch Henriette Schubart's Balladen hatte geben lassen, nahm selbst oder durch Grimm's und Riemer's Vortrag Einblick in diese Poesien. „Sie sind wunderbar, und wir haben dergleichen nicht gemacht; wir müssen davor erstaunen," äußerte er, als er die Manuscripte zurückgab.

1647.

(Nach 48.)

1809?

Mit Louis Spohr und einem Operndichter.

In dieser Zeit [1808] trug mir ein junger Dichter, ein Candidat der Theologie, der in Gotha seiner Anstellung harrte, eine von ihm gedichtete Oper zur Composition an, und ich ergriff mit Freude diese Gelegenheit, mich nochmals und, wie ich hoffte, nun mit besserem Erfolge in der dramatischen Composition zu versuchen. Die Oper hieß „Alruna die Eulenkönigin", war nach einer alten Volkssage bearbeitet und hatte dem Stoffe nach viel Aehnlichkeit mit dem „Donauweibchen", das damals so allgemeines Aufsehen erregte. Ich begann sogleich meine Arbeit mit großem Eifer und vollendete die drei Acte der Oper noch ehe das

Jahr zu Ende ging. Da einige Nummern daraus, die ich im Hofconcerte zu hören gab, großen Beifall fanden, so ermuthigte mich dies, mein Werk dem Hoftheater zu Weimar zur Aufführung anzubieten. Ich reiste selbst dahin, um Herrn v. Goethe, den Intendanten des Theaters, und Frau v. Heygendorff, die erste Sängerin und Geliebte des Herzogs, günstig dafür zu stimmen. Ersterem überreichte ich das Buch, der letzteren die Partitur der Oper. Da sie darin für sich und ihren Günstling Stromeyer brillante Partien fand, so versprach sie die Annahme der Oper zu befürworten, und da ich wußte, daß diese nur von ihr abhing, kehrte ich mit den besten Hoffnungen nach Gotha zurück. Doch bedurfte es noch mancher Erinnerung von meiner Seite, und es vergingen Monate darüber, bis es endlich zum Einstudiren der Oper kam. Als dieses dann soweit gediehen war, daß eine große Orchesterprobe stattfinden konnte, lud Frau v. Heygendorff mich ein, diese zu dirigiren. Ich reiste daher zumzweitenmal nach Weimar, dießmal in Begleitung des Dichters. — Da ich nach Vollendung der Oper schon wieder allerlei Neues geschrieben hatte, so war sie meinem Gedächtniß ziemlich entschwunden, und ich glaubte sie deshalb nun um so unbefangener beurtheilen zu können. Ich war daher sehr gespannt auf den Eindruck, den sie auf mich machen würde. Die Probe fand in einem Saale bei Frau v. Heygendorff statt. Es hatten sich außer dem Intendanten Herrn v. Goethe auch die Musikfreunde

der Stadt, unter dieſen Wieland, zum Zuhören eingefunden. Die Sänger hatten ihre Partien gut ſtudirt; da auch das Orcheſter bereits eine Vorprobe gehalten hatte, ſo wurde die Oper unter meiner Leitung recht gut executirt. Sie gefiel allgemein und man überhäufte den Componiſten mit Lobſprüchen. Auch Herr v. Goethe ſprach ſich lobend darüber aus.

Nicht ſo gut kam der Dichter weg. Goethe hatte allerlei an dem Buche auszuſetzen und verlangte beſonders, daß die Dialoge, die in Jamben geſchrieben waren, erſt in ſchlichte Proſa umgeſetzt und bedeutend abgekürzt werden müßten, bevor die Oper zur Aufführung kommen könne. Dieß Verlangen war dem Dichter beſonders ſchmerzlich, da er ſich auf ſeine metriſchen Dialoge viel einbildete. Er erklärte ſich gegen mich demungeachtet bereit, die verlangte Abänderung vorzunehmen, könnte aber wegen anderer dringender Arbeit nicht ſogleich dazu kommen. Mir war dieß lieb; denn mit Ausnahme weniger Nummern hatte mir meine Muſik bei der Probe in Weimar nicht genügt, ſo ſehr ſie auch dort gefiel, und es quälte mich vonneuem der Gedanke, daß ich für dramatiſche Muſik kein Talent beſitze. Die Oper wurde mir daher immer gleichgültiger, und ich ſah es gern, daß ſich die Aufführung verzögerte. Endlich wurde mir der Gedanke, ſie aufgeführt und veröffentlicht zu ſehen, ſo fatal, daß ich die Partitur zurücknahm.

1648.

(Nach 651.)

1809?

Mit Friederike Juliane Griesbach geb. Schütz.

Ich [Abeken] kam einmal, meine Gönnerin, die Geheime Kirchenräthin Griesbach führend, an Goethe's Haus, wo wir die zum Stalle führende Thür offen fanden. Der Hausherr betrachtete eine eben erworbene neue Waschmaschine. Er rief die Freundin herein und setzte ihr in seiner beredten Weise die Zweckmäßigkeit und Vorzüge der Maschine auseinander. In dem Augenblick konnte man an den Dichter und den Minister nicht denken. — Derselben Freundin, die ich begleitete, begegnete er im Park. „Ist mir doch" — sagte sie — „als ob wir uns, wie vor acht Jahren, in der Pyrmonter Allee begegneten." ... „„Ja,"" — erwiederte er, „„und es ist auch noch derselbe Überrock, mit dem bekleidet ich Ihnen Morgens in der Allee begegnete.""

1649.

(Nach 651.)

1809?

Mit Bernhard Rudolf Abeken.

Ich gedenke .. des „Hamlet", .. weil ich wagte, das Resultat meines Nachdenkens, in der Form von Briefen niedergeschrieben, Goethe'n mitzutheilen. Er nahm das Uebersandte freundlich auf, doch erinnere ich

aus einem Geſpräche mit ihm nur der Mahnung: ich ſolle den Humor, der durch die Tragödie walte, nicht aus der Acht laſſen. Was er Humor nannte, mochte dasſelbe ſein, was von meinem Freunde Solger durch das Wort Ironie bezeichnet ward.

— — — — — — — — — — — — — — —

Ich kann mich nicht enthalten, eine eigentlich nicht hierher gehörige Bemerkung, die ich aus ſeinem Munde vernahm, mitzutheilen: Manche Scenen Shakeſpeare's ſeien den Holzſchnitten gleich, die wir in alten Hiſtorienbüchern als den Text erläuternde finden.

1650.

(Nach 451.)

Zwiſchen 1808—1810.

Im Schauſpielhaus.

Einmal ſah ich [Abeken] ſeine Ueberlegenheit, ſeine Gewalt über andre ſich kundgeben. Im Theater wurde, da man, weil der Hof ſich verſpätet, den Vorhang aufzuziehen zögerte, das Publicum, unter dem ſich auch Jenaiſche Studenten befinden mochten, ungeduldig und äußerte ſeine Ungeduld laut. Da erhob ſich Goethe von ſeinem Sitz und rief mit mächtiger Stimme: „Wird's bald ſtill?“ Und es wurde ſtill.

1651.

(Nach 451.)

1810, 3. (?) Januar.

Mit W. v. Humboldt.

Goethe grüßt Dich [Caroline v. Humboldt] herzlich. Er hat Dir ſeinen neueſten Roman, „Die Wahlverwandtſchaften", durch einen Reiſenden [nach Rom] geſchickt, und man ſah ihm an, daß ihm daran gelegen hat, den Roman von Dir geleſen zu wiſſen. Er hat auch lange über Deine Beſchreibung der ſpaniſchen Bilder geſprochen. Er nennt es nie anders, wie: einen Schatz, und die der Raffaeliſchen Bilder: ein wahres Meiſterſtück. Und das ſind ſie auch. Er ſagt: er habe nie eine Beſchreibung geſehen, die einem ſo alles geben, das Bild zu beurtheilen. Die der Madonna del pez hat ihm vor allem erfreut. Er hat nun auch die Farben daraus kennen gelernt, und ihre Wahl paßt in ſeine Theorie.

1652.

(Nach 461.)

1810, 27. März.

Mit Abeken.

Bei Goethe, der in dem Schloſſe [in Jena] wohnte. Er empfing mich ſehr freundlich, und ſein Geſicht, jeder Zug deſſelben ſchien mir milder, als je. Er dankte mir für meine Theilnahme an den „Wahlverwandt-

ſchaften“ [im „Morgenblatt“ 1810, Nr. 19 ff.] und ſprach über das Buch. Hätte ich nur alles behalten! Doch ſchien er ſich in Hinſicht auf meine Fragmente beſonders darüber zu freuen, daß ich das Buch als ein für ſich beſtehendes, mit eignem Leben begabtes Ganzes angeſehen. „Ein ſolches Werk,“ ſagte er ungefähr, „wächſt einem unter den Händen und legt einem die Nothwendigkeit auf, alle Kraft aufzubieten, um ſeiner Meiſter zu bleiben und es zu vollenden, wo denn die Scheere nicht geſpart werden darf.“ Die Leſer ſeien ihm die liebſten, die ſich ganz und gar in einem Buche verlieren könnten. Sonſt ſprach er von dem Werke mit einer Beſcheidenheit, die mir wunderbar ſchien, als wenn es nur für ſeine Zeit etwas ſein ſollte.

1653.

(Nach 463.)

1810, Anfang April.

Mit v. Knebel.

Karl [Sohn des K. L. v. Knebel] iſt ſehr vergnügt über den Beifall, den die gütige Prinzeſſin [Caroline] ſeinen kleinen [zeichneriſchen] Arbeiten giebt. Er fühlt wohl, wie weit er ihn verdiene, und Goethe, der mir ihn kürzlich auch lobte, fügte hinzu: er ſähe gar wohl ein, was ungefähr zu machen ſei und was er nicht könne; man müſſe ihm nur immer Muth zuſprechen. Und darin hat Goethe recht: den guten Menſchen fehlt

werde, als man geglaubt, sondern weil auch unerwarteter Besuch schon gegenwärtig angelangt sey; der Platz gehe sehr zusammen, sie würden auch deswegen nicht so gut logiren, als man es ihnen vorher bestimmt habe, welches ihm außerordentlich leid thue.

Man theilte sich in die Wagen, so gut es gehen wollte, und da leidlich Wetter und das Schloß nur einige Stunden entfernt war, machten sich die Lustigsten lieber zu Fuße auf den Weg, als daß sie die Rückkehr der Kutschen hätten abwarten sollen. Die Caravane zog mit Freudengeschrey aus, zum erstenmal ohne Sorgen, wie der Wirth zu bezahlen sey. Das Schloß des Grafen stand ihnen wie ein Feengebäude vor der Seele, sie waren die glücklichsten und fröhlichsten Menschen von der Welt, und jeder knüpfte unterweges an diesen Tag, nach seiner Art zu denken, eine Reihe von Glück, Ehre und Wohlstand.

es gar oft nur an Muth: die ſchlechten belohnen ſich gar leicht ſelbſt durch ihre Eitelkeit; Zutrauen hebt auch das ſchwächſte Talent empor.

1654.

(Nach 463.)

1810, 20. April.

Mit v. Knebel.

Ich ... kann [nur noch ſagen], daß Goethe die Prinzeß [Caroline] demüthig bittet, die Gnade zu haben, und ihm das von Kaaz aufgeſetzte Recept, Landſchaften zu malen, auf kurze Zeit mitzutheilen. Er habe zwar ſolches auch von ihm erhalten, habe es aber eben nicht gegenwärtig und wiſſe es auch nicht ſogleich vorzufinden. Da er übrigens jetzt den ganzen Tag nichts thue, als Landſchaften zeichnen, ſo möchte er gern die alten Vorſchriften wieder nachſehen. Er empfiehlt ſich übrigens der Prinzeß und Dir [Henriette v. Knebel] aufs beſte. — Weiter will ich nun heute kein Wort zufügen, als daß Goethe noch alle Uebungen und ſo auch in der Poeſie höchlich anpreiſt, wobei man keine allzuſtrengen Forderungen an ſich machen müſſe.

1655.

(Nach 463.)

1810, 23. April.

Mit Karl Ludwig v. Knebel.

Geſtern hatt' ich einen vergnügten Abend. Goethe war hier nebſt ſeinem Dr. Riemer, und Seebeck war

auch da. Goethe war äußerſt intereſſant. Da ich in dieſen vier Tagen die philoſophiſchen Schriften des Hemſterhuis wieder las, ſo ſprachen wir viel von dem damaligen Club, der ſich in Münſter formirt hatte, und wovon gedachter Hemſterhuis, die Fürſtin Gallitzin, Graf Stolberg, Jacobi und noch einige mehr die ausgezeichneten Perſonen waren, und der nachher zu dem Katholicismus des Grafen Stolberg mag Gelegenheit gegeben haben. Dieſe Periode, die nun bis auf dieſen letztern verſchwunden iſt, war zu ſeiner Zeit intereſſant genug und hatte mitunter viel Edles. Sie ſuchten aber zu bekehren, und das gelang nicht überall. Ich habe Goethe'n erſucht, in ſeiner Lebensgeſchichte dieſe Geſellſchaft vorzüglich zu beſchreiben, und er hat es mir verſprochen, zumal da ihm die Perſonen alle noch ſo gegenwärtig wären. Die Fürſtin Gallitzin, geborne Gräfin Schmettau und Schweſter des in der Frau v. Stein Hauſe verſtorbenen Generals Schmettau, hat ſchöne und edle Handlungen gethan.

1656.

(Nach 512.)

1810, Mitte November.

Über eine Erzählung Johann Peter Hebel's.

Neulich hat uns Wolf bei Frau v. Schardt einpaar Lieder von Hebel declamirt..... Die Geſchichte von dem Bergmann in Falun hat uns der Geheimrath Goethe in einer Geſellſchaft vorgeleſen. Wir haben

alle geweint, ſo rührend hat er es mit ſeiner ſchönen Stimme geleſen. Er ſagt: es ſei die erſte Geſchichte in allen zweiundvierzig Taſchenbüchern, die in dieſer Meſſe erſchienen ſind.

1657.

(Nach 539.)

1811, 12. oder 13. Juni.

Mit Eliſe v. der Recke, geb. Gräfin Medem.

Wodurch die Verſtorbene [Chriſtiane v. Goethe] ſich mir empfohlen hat, iſt, daß ich ſie nie von andern Böſes ſprechen hörte; auch war ihre Unterhaltung, ſo weit ich ſie kannte, ſo, daß ich es mir wohl erklären konnte, daß ihr anſpruchsloſer, heller, ganz natürlicher Verſtand Intereſſe für unſern Goethe haben konnte, der mir ſeine Frau mit dieſen Worten vorſtellte: „Ich empfehle Ihnen meine Frau mit dem Zeugniſſe, daß ſeit ſie ihren erſten Schritt in mein Haus that, ich ihr nur Freuden zu danken habe.“

1658.

(Nach 551.)

1811, zwiſchen Mitte Auguſt und Mitte September.

Mit Arnim.

Von Goethe's „Leben“ erſcheinen Michaeli zwei Bände ..... Auf ihn ſcheint dieß Beſchreiben ſeines Lebens dahin gewirkt zu haben, ſein Leben aufzugeben: wenigſtens ſagt er es. Auch nimmt er bei aller Freund-

lichkeit den wenigſten Antheil an allen Neuen in der Welt und wehrt ſich vielmehr dagegen.

1659.

(Nach 1660.)

1812, Juni?

Über „Dichtung und Wahrheit".

Was Sie [Böttiger] über Goethe's „Leben" II ſagen, ſtimmt faſt gänzlich mit meinem [Rochlitzens] Urtheil zuſammen, auch in Anſehung der Stellen über den Katholicismus. Sie iſt meiner Einſicht nach nicht einmal durchgehends wahr, und daß ſie eben jetzt, eben von dieſem Manne ebenſo dreiſt und überraſchend ausgeſprochen worden, muß von vielen und auf Schwache von ſehr üblen Folgen ſein. Goethen war, wie ich gewiß weiß, ſchon vor dem Druck manche Vorſtellung über dieſe Stelle gemacht worden; er hat ſie alle zurückgewieſen, weil, wer einmal mit einem ſolchen Buche auftrete, auch alle ſeine Anſichten und Überzeugungen ohne Rückſicht auf irgend etwas außer der Sache ſelbſt herausſagen müſſe; jenes ſei aber wirklich ſeine Überzeugung.

1660.

(Nach 265.)

1812, 28. Juli.

Mit Maria Ludovica Kaiſerin von Oeſterreich.

Ich [Charlotte v. Schiller] will Ihnen [Erbgroßherzogin Caroline von Mecklenburg-Schwerin] gleich

Bericht erſtatten von dem Stück, das der Meiſter durch ſein Spiel verherrlichen ſollte. Es iſt wol wahr, und nach der Ausſage der Frau Geheimräthin [v. Goethe], die es meiner Schweſter [Caroline v. Wolzogen] anvertraut hat, hat ein Geſpräch die Veranlaſſung gegeben über die Materie, welches der beiden Geſchlechter das Recht hätte, zuerſt die Liebe zu geſtehen. Man iſt ſo weit gekommen, es auszumalen, und der Meiſter hat eine Geſchichte darüber erzählt. Die Kaiſerin hat gemeint, man könnte ſie dramatiſch behandeln und hat ſich eine ganze Nacht hingeſetzt und das Stück verfertigt, worin der Meiſter die Rolle eines alten Onkels machen ſollte. Er hatte ſchon eine groſze Allongenperrücke beſtellt, als er krank wurde, und es unterblieb.

1661.

(Nach 577.)

1813, gegen Ende April.

Über das Copiren auf der Dresdner Galerie.

Man erzählt, wie er [Goethe] einſt bei Wahrnehmung der Unmöglichkeit, die damalige Galerie gegen Winterkälte zu ſchützen, ausgerufen habe: Man ſolle doch im Winter hier mit den Copien heizen, die im Sommer gemacht worden.

1662.

(Nach 583.)

1813, 10. Auguſt.

Mit Karl Gottlieb von Weber.

Auf der Rückreiſe [von Teplitz] traf ich auf der Poſt in Peterswalde mit dem Geheimen Rath von Goethe zuſammen, bekanntlich dem großen Verehrer von Napoleon. Ich fragte ihn: Was ſagen Sie nun zu Napoleon's Lage? Er antwortete ruhig: „Er iſt wie ein gehetzter Hirſch; das macht ihm aber Spaß.“

1663.

(Nach 585.)

1813, 11. November.

Mit Charlotte von Stein.

Am 11. beſuchte Goethe Charlotten. Ihre Frage, ob die Vernunft endlich in der Welt Herrſcherin werden würde, verneinte er; denn ſie habe keine Unterlage, ſei bloß geiſtig; nur die Humanität müſſe cultivirt werden.

1664.

(Zu 590.)

1813, zwiſchen 5. und 21. December.

Mit Friedrich Rochlitz.

Goethe's „Leben“ III iſt, wie er ſagte, nur darum nicht längſt ausgegeben, weil Frommann den Druck nicht fördern konnte, und Cotta, da er das Buch erſt

zu Oſtern verrechnen kann, jenen nicht genug trieb. Nun iſt aber der Band faſt ausgedruckt. Zu leſen gab er mir ihn nicht, weil ich dazu zu Hauſe mehr Zeit habe und er auf den Totaleindruck rechne. Aber was vornehmlich darin ſteht, hat er mir geſagt, und nach dieſem möchte wol der dritte Band ſoweit über den zweiten ſtehen, als dieſer über dem erſten — an allgemeinem Intereſſe nämlich.

1665.

(813, Schluß.)

1814, 9. Juni.

In Berka.

.... Als Wolf die Frage aufwarf, ob die Bayern München behalten würden, da ward Goethe ernſtlich ergrimmt.

1666.

(Nach 813.)

1814, Ende Juli.

In Wiesbaden.

Als Goethe 1814 in Wiesbaden verweilte, erregte er dadurch Anſtoß, daß er trotz der damaligen Verſehmung alles Napoleoniſchen den Orden der Ehrenlegion angelegt hatte. Jemand unternahm es, ihm von der allgemeinen Mißſtimmung Kenntniß zu geben, worauf Goethe mit den Worten: „Das Pentagramma

macht Dir Pein?“ den Orden abnahm und in die Tasche steckte.

1667.

(Zu 620.)

c.

1814, zwischen 26. September und 2. October.

Mit Wilhelm Grimm.

Einst saß er lange Zeit schweigend vor dem großen Bilde Johann's von Eyck, das in fortschreitender Folge Christi Verkündigung, Geburt und Darstellung im Tempel schildert, und redete auch nachher kein Wort darüber, aber nachmittags beim Spazirgange sagte er mit einem Male: „Da habe ich nun in meinem Leben viele Verse gemacht, darunter sind einpaar gute und viele mittelmäßige; da malt der Eyck Ein solches Bild, das mehr werth ist, als alles was ich gemacht habe.“

1668.

(Nach 628.)

1815, 25. März.

Mit v. Voigt.

Die Meinungen über Frankreichs Schicksal sind sehr schwankend. Ihro Excellenz Herr Geheimer Rath v. Goethe glaubt, daß eine neue Revolution in Paris sehr wahrscheinlich sei.

1669.

(Nach 666.)

1815, 4. October.

In Karlsruhe mit Mehreren.

Das Ausfallen einiger Gerichtstermine verschaffte mir eines Morgens eine freie Stunde. Ich [Ferdinand L. A. Freiherr v. Biedenfeld] eilte in das Museum, holte mir Lectüre und setzte mich damit einsam in die Rotunde..... Aus meiner Versunkenheit in Herder's ‚Ideen' weckte mich plötzlich Weinbrenner's ausgiebige Stimme mit den Worten: „Da sitzt auch einer, der ein neuer Goethe werden will." Ich blickte vom Buch auf und fuhr erschrocken empor: vor mir stand der Unverkennbare, Goethe in der vollen Majestät seiner göttlichen Kraft und Gesundheit, mit der Jupiterswürde auf seinem schönen Antlitz, mit der Magie seines mächtigen Auges und des Herrscherblickes. Hebel stellte mich ihm vor. Ein mildes Lächeln flog verklärend über seine Züge, und nach einigen freundlichen Worten fragte er: „„Nun, und was haben wir jetzt in der Mache?"" — „„Ein Drama; ich habe es hier vollständig im Kopfe, und doch will es nicht recht heraus."" — „„Das beruht wol auf einer Selbsttäuschung; was vollständig im Kopfe liegt, das kommt auch vollständig und leicht heraus."" — „„Die ganze Intrigue, alle Situationen und Charaktere schweben klar vor meiner Phantasie, aber wenn ich sie zu Papier gebracht habe, erscheinen sie mir ganz anders, farbloser,

bleicher, oft ganz entſtellt.“ — „Das mag manchem in ſeiner Jugend paſſiren: man ſtrebt gern ſogleich nach dem höchſten ohne ſich erſt ernſthaft zu fragen, ob man auch von der Natur das rechte Zeug dazu erhalten, und wenn man es beſitzt, ob man hinlänglich zu deſſen Verarbeitung ſich vorbereitet und gerüſtet habe. Nicht ſelten ſtürzt man ſich auch mit Inbrunſt und wahrer Verbiſſenheit auf Dinge, wofür man kein eigentliches Talent hat. Will das Drama nicht recht aus der Feder fließen, ſo legen Sie es getroſt beiſeite und ſehen ſich nach anderem um; wahrſcheinlich finden Sie auf ſolchen Verſuchswegen was Ihnen die Natur zugewieſen hat, und findet ſich's nicht am Ende der Lehrlingsſchaft, nun in Gottes Namen! ſo hat man tüchtig gewollt und geſtrebt; man geht getroſt an ſeinen Beruf und genießt um ſo reiner und freudiger, was andre hervorbringen.“ — „Auch bei andern Verſuchen will es nicht recht gehen, und trotz des lebendigen Dranges komme ich nur langſam vorwärts. Mir ſchwebt immer vor: was gebietet dabei die Kritik? Dann gedenke ich des nonum prematur in annum, ich lege die Feder beiſeite, die Phantaſie verſtummt und das kritiſche Grübeln macht mich müde und ängſtlich.“ — „Da ſind Sie freilich auch einer von denen, welche das alte und treffliche nonum prematur in annum mißverſtehen. Damit iſt nicht geſagt, daß ſich bei einer Arbeit die Phantaſie und die Kritik jahrelang beſtändig miteinander herumbalgen ſollen; dabei ginge

Ein ſtarker Regen, der unerwartet einfiel, konnte ſie nicht aus dieſen angenehmen Empfindungen reiſſen; da er aber immer anhaltender und ſtärker wurde, ſpürten viele von ihnen eine ziemliche Unbequemlichkeit. Die Nacht kam herbey, und erwünſchter konnte ihnen nichts erſcheinen, als der durch alle Stockwerke erleuchtete Pallaſt des Grafen, der ihnen von einem Hügel entgegen glänzte, ſo daß ſie die Fenſter zählen konnten.

Als ſie näher heran kamen, fanden ſie auch alle Fenſter der Seitengebäude erhellet. Ein jeder dachte bey ſich, welches wohl ſein Zimmer werden möchte? und die meiſten begnügten ſich beſcheiden mit einer Stube im Manſarde oder in den Flügeln.

Nun fuhren ſie durch das Dorf und am Wirthshauſe vorbey. Wilhelm ließ halten, um dort abzuſteigen; allein der Wirth verſicherte, daß er ihm nicht den geringſten

ſtets die beſte verve des Dichters verloren. Das prematur bezieht ſich auf die Arbeit vor und nach dem Dichten.“ — „Bekennen muß ich, daß mir dieſes nicht völlig klar geworden.“ — „Und doch iſt es ſo einfach, als natürlich. Die Prägnanz oder Unfruchtbarkeit eines oft plötzlich in uns entſprungenen Gedankens ergiebt ſich erſt mit der Zeit. Man trägt ihn mit ſich herum, betrachtet und prüft ihn nach allen Seiten, Phantaſie und Kritik formen und meißeln daran nach Ziel und Maaß ſo lange herum, bis ein gewiſſes inneres Fertigſein zur Arbeit drängt. Nun laſſe man die Phantaſie allein walten und ſchreibe, unbekümmert um alles Übrige, was ſie dictirt. Iſt auch hiernach das Werk fertig, ſo lege man es beiſeite, nehme es nach einiger Zeit wieder zur Hand und laſſe nun die eigene Kritik darüber zu Gericht ſitzen. Damit wird man gewöhnlich Erträgliches zuſtande bringen.“

Hebel mahnte nun an den Beſuch im Naturaliencabinet. Goethe lud mich freundlich zum Mitgehen ein: indem man in allen Gebieten der Natur immer wieder Neues und Erbauendes und Förderndes erblicke. So wanderten wir denn dahin: Goethe, Hebel, Gmelin, Boecmann der Phyſiker, Weinbrenner und ich; unterwegs ſtießen noch Haldenwang und der Landſchafter Hofmaler Kuntz zu uns. Am Eingang zum Naturaliencabinet fand ſich noch eine der merkwürdigen Karlsruher Geſtalten ein, der Hofmaler Iwan, ein Kalmücke,

der vom Kaiſer von Rußland der Markgräfin Amalie als Leibeigner geſchenkt worden, hier natürlich der Freiheit und ſeinem Hange gemäß der Erziehung zum Zeichner genoſſen, als ſolcher in Italien und Deutſchland ſich einen recht hübſchen Namen erworben hatte, halb deutſch, halb kalmückiſch ſich kleidete, gewöhnlich gutmüthig und jovial, aber wenn der Wein ihn belebte, was ihm häufig geſchah, ein ſchroffer Geradeaus voll kauſtiſcher Kritik und unſauberer Witze. Sein Auftreten verrieth einen ſolchen Zuſtand. Goethe . . . ſchien nicht ſehr angenehm berührt durch dieſes Zuſammentreffen und erwiederte die überherzliche Begrüßung mit zugemeſſen majeſtätiſcher Höflichkeit. Wir alle beſorgten eine Störung unſeres Genuſſes durch den Aufgeregten, da kam glücklicherweiſe ein Hoflakai außer Athem mit dem Beſcheide, daß er augenblicklich zum Großherzog kommen ſolle. Mit einpaar geſunden Flüchen machte ſich der Vierſchrötige auf den Weg und verſprach ſein baldiges Eintreffen im Naturaliencabinet. „„Ausgeſtopft müßte er ſich dort gut ausnehmen,““ bemerkte Goethe lächelnd zu Gmelin.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Sie [Goethe und Gmelin] ſtanden vor der Gruppe der verfänglichſten Muſcheln. Lachend hielt Gmelin eine davon hoch empor, nannte Goethen ihren Namen lateiniſch, entwickelte lateiniſch ihre Aehnlichkeit mit menſchlichen Theilen und ſtellte darüber ſehr erbauliche Betrachtungen an. Goethe hörte ihn behaglich an,

lächelte wie Jupiter, wenn Frau Venus ihn ſtreichelt, deutete auf eine andere Muſchel und pries deren noch anſchaulichere Ähnlichkeiten ebenfalls lateiniſch, mit heiterer Emphaſe, wobei er freilich hin und wieder den rechten Ausdruck erſt ſuchen mußte..... Die beiden kamen an andere Gegenſtände, Gmelin war wieder rein wiſſenſchaftlich geworden, Goethe hatte ein andres Geſicht angezogen, beide ſprachen unwillkührlich wieder deutſch. Die Beſchauung und die Reflexionen dauerten noch ziemlich lange; endlich kam man zum Schluß. Goethe lud ſehr freundlich zum Nachmittag in das phyſikaliſche Cabinet ein, wo Herr Hofrath Beckmann einige intereſſante Experimente zu machen, die Güte haben würde.

1670.

(Nach 677.)

1816, 1. Februar.

Mit v. Voigt.

Herr GR. v. Goethe wird den Aufſatz ſchreiben über unſre Ordensfeierlichkeit und meinen Prolog nebſt ſeiner Rede (die er „allerliebſt“ nennt) zu einer Beilage gebrauchen.

1671.

(Nach 679.)

1816, 18. Mai.

Mit Meyer.

Nach Ihrem [Ruckſtuhl's] Verlangen habe ich den mir zugeſendeten Aufſatz „Über die deutſche Sprache

und deren Reinigung pp.“ dem Herrn Professor Luden ... mitgetheilt und von demselben das Versprechen erhalten, solchen in der „Nemesis“ abdrucken zu lassen..... Goethe war zu eben der Zeit, als ich mit Luden verhandelte, in Jena und hat Ihre Schrift mit vielem Vergnügen und Lobeserhebungen gelesen; kämen Sie je wieder in unsere Gegend, so ist Ihnen gute Aufnahme von ihm sicher zu verheißen. Er sagte: der Beifall, welchen er Ihrer Schrift gebe, sei freilich ein wenig parteiisch, indem er über deutsche Sprachverbesserung gerade ebenso denke, wie Sie.

1672.

(Nach 679.)

1816, 6. Juni.

An der Leiche der Gattin.

Beim Tode seiner Frau — so erzählte mir [Jenny v. Pappenheim] der Leibarzt Huschke — war er weinend in die Kniee gesunken mit dem Ausruf: ‚Du sollst, Du kannst mich nicht verlassen!‘

1673.

(Nach 679.)

1816, 19. Juni.

Mit Wilhelm Grimm.

(S. Erläuterung zu Nr. 444. — IX. Band, S. 165.)

1674.

(Nach 679.)

1816, 25. Juni.

Mit Johanna Schopenhauer geb. Troſiener.

Jetzt habe ich den Plan gefaßt ... nach Hanau zu gehen, wo ein Pflegeſohn von mir mit Frau und Kindern lebt, den ich ſeit zehn Jahren nicht geſehen habe, und von dort nach Schwalbach, wo Adele [Johanna's Tochter] baden und trinken ſoll; hernach machen wir eine kleine Reiſe den Rhein herunter bis Köln, die ein für mich ganz neuer Genuß ſein wird, und ich bin überzeugt, die Bewegung der Reiſe, das mildere Klima und der Anblick der ſchönen Natur werden mir ſo viel Kräfte geben, daß ich den Winter über recht gut auskommen kann. Goethe, der eben bei mir war, hat mich in dieſem Entſchluß noch beſtärkt; er will mich auch mit Empfehlungen verſehen, damit ich auch Zugang zu den Kunſtſchätzen finde, die jene Gegenden aufbewahren. — Seit dem Tode ſeiner Frau habe ich ihn heute zum erſten Male geſehen; denn es iſt ſeine Art, jeden Schmerz ganz in der Stille austoben zu laſſen und ſich ſeinen Freunden erſt wieder in völliger Faſſung zu zeigen. Ich fand ihn dennoch verändert; mir ſcheint er recht im innerlichen Gemüth niedergeſchlagen.

1675.

(Nach 679.)

Zwiſchen 1809 und 1816.

Mit Grimm.

(S. Erläuterungen, Einleitendes, IX. Band, S. 4.)

1676.

(Nach 682.)

1816, 25. September.

Mit Charlotte Keſtner geb. Buff und deren Verwandten.

a.

Wir fuhren .. hin [zum Mittageſſen bei Goethe] und wurden unten an der Treppe von dem Sohn empfangen; im Vorſaal kam er ſelbſt uns entgegen, doch treuer dem Bilde, was ich [Clara Keſtner] durch Dich [Auguſt Keſtner] von ihm hatte, als dem, was uns der gute Onkel [geheime Kammerrath Ridel] gab; denn Rührung kam nicht in ſein Herz. Seine erſten Worte waren, als ob er Mutter [Charlotte Keſtner] noch geſtern geſehen: „Es iſt doch artig von Ihnen, daß Sie es mich nicht entgelten laſſen, daß ich nicht zuerſt zu Ihnen kam.“ Er hatte nämlich etwas Gicht im Arm. Dann ſagte er: „Sie ſind eine recht reiſende Frau“ und dergleichen gewöhnliche Dinge mehr. Mutter ſtellte mich ihm vor, worauf er mich einiges fragte unſre Reiſe betreffend und ob ich noch nie in dieſer

Gegend geweſen ſei, welches ich doch ganz unerſchrocken beantwortete. Darauf gingen wir zu Tiſch, wohin er Mutter führte und auch natürlich bei ihr ſaß, ihm gegenüber der Onkel und ich daneben, ſodaß ich ihm ganz nahe war, und mir kein Wort und kein Blick von ihm entging. Leider aber waren alle Geſpräche, die er führte, ſo gewöhnlich, ſo oberflächlich, daß es eine Anmaßung für mich ſein würde zu ſagen, ich hörte ihn ſprechen, oder ich ſprach ihn; denn aus ſeinem Innern, oder auch nur aus ſeinem Geiſte kam nichts von dem, was er ſagte. Beſtändig höflich war ſein Betragen gegen Mutter und gegen uns alle, wie das eines Kammerherrn..... Nach Tiſch fragte ich nach einer ſehr ſchönen Zeichnung, die immer meine Augen auf ſich zog; er ließ ſie mir herunternehmen und erzählte mir ſehr artig die Geſchichte davon. Sie war von einer Dame Julien Egloffſtein; ihrer gedachte er mit großer Auszeichnung und beſonders ihres Talents. Darauf ließ er eine Mappe holen und zeigte Mutter ihr, des ſeligen Vaters und Eurer fünf Älteſten Schattenriſſe auf einem Blatt. Du ſiehſt aus allem dieſen: er wollte verbindlich ſein, doch alles hatte eine ſo wunderbare Teinture von höfiſchem Weſen, ſo gar nichts Herzliches, daß es doch mein Innerſtes oft beleidigte. Seine Zimmer ſind düſter und unwöhnlich eingerichtet: hier und da ſtehen Vaſen, und die Wände ſind mit Zeichnungen decorirt, worunter jedoch meiner Anſicht nach außer der genannten nichts Aus-

gezeichnetes war..... Nachdem wir nun alles geſehen, fuhren wir nach Haus. Er entſchuldigte ſich, daß er nicht ausgehen könne, indem er auch bei Hof abgeſagt habe.

b.

Von dem Wiederſehen des großen Mannes habe ich [Charlotte Reſtner] Euch ſelbſt noch wol nichts geſagt; viel kann ich auch nicht darüber bemerken. Nur ſoviel: ich habe eine neue Bekanntſchaft von einem alten Manne gemacht, welcher, wenn ich nicht wüßte, daß es Goethe wäre, und auch dennoch, keinen angenehmen Eindruck auf mich gemacht hat. Du [Auguſt Reſtner] weißt, wie wenig ich mir von dieſem Wiederſehen, oder vielmehr dieſer neuen Bekanntſchaft verſprach, war daher ſehr unbefangen; auch that er nach ſeiner ſteifen Art alles Mögliche, um verbindlich gegen mich zu ſein. Er erinnerte ſich Deiner und Theodor's mit Intereſſe, ließ mir ſeinen Sohn eine Pflanze zeigen, die ihm Theodor geſchickt hatte pp. und was mich ſehr freute, er ſprach mit großem Intereſſe von Stieglitz.

1677.

(Nach 681.)

1816, 28. September.

Mit Friedrich Wilken.

Am 28. September kamen ſie in Weimar an. Von dort ſchreibt Wilken dann ſelbſt am 29. an ſeine Frau: „Mein

alter Reiſegefährte [Zelter] hat mir die Reiſe gar angenehm gemacht; ich weiß nicht, wie die ſechs Tage, die wir bis hierher gebraucht haben, verfloſſen ſind: ſeine Heiterkeit und gute Laune iſt unverwüſtlich. Goethe hat mich ſehr freundlich aufgenommen; wir kamen geſtern früh kurz vor zwölf Uhr hier an und aßen gleich den Mittag oben bei ihm. Er wurde ſelbſt ſehr bald vertraulich und den Abend, den ich mit ihm in der Komödie war, bin ich faſt nicht aus dem Lachen gekommen über die Schwänke und Poſſen, die er vorbrachte. Leider hatte aber Goethe mir gleich eine gar traurige Nachricht für meinen guten alten Zelter mitzutheilen und ging mit mir zu Rath über die beſte Weiſe, ſie ihm beizubringen. Man hatte Goethe um dieſen traurigen Dienſt gebeten. Seine jüngſte Tochter nämlich, ein Mädchen von ſiebzehn Jahren, ſein Liebling iſt vor wenigen Tagen geſtorben; er hat nicht die leiſeſte Ahnung nur davon, daß ſie krank war. Er erzählte mir auf der Reiſe gar viel von dieſer Tochter und von ſeiner Sehnſucht, ſie wiederzuſehen. . . . . Goethe hat ihn faſt mit Gewalt gezwungen, heute zu ihm zu ziehen, er will ihm dann die Trauerbotſchaft auf die beſte Weiſe beibringen und ihn ſo lange bei ſich behalten, als es nur irgend möglich iſt. Wahrſcheinlich werde ich alſo ohne ihn nach Berlin gehen."

Den Seinigen hat Willen ſpäter dann erzählt, daß Goethe's warme herzliche Theilnahme für den unglücklichen Vater wahrhaft ergreifend geweſen ſei. Einige

Stunden war Wilken auch mit Goethe allein, und während derſelben ward viel über orientaliſche Literatur geſprochen; für dieſe intereſſirte ſich Goethe damals umſomehr, als er von 1814—1818 ſeinen „Weſtöſtlichen Diwan“ dichtete. Am Abend habe Goethe, ſo erzählte Wilke weiter, in der Loge des Theaters, in dem Körner's Trauerſpiel „Roſamunde“ gegeben wurde, geiſtigen Getränken ſehr lebhaft zugeſprochen und ſei ſehr ausgelaſſen in ſeinen Reden geworden.

1678.

(Nach 687.)

1817, zwiſchen 15. und 18. Januar.

Mit W. v. Humboldt.

Humboldt iſt in Weimar geweſen; er ſchreibt mir [Caroline v. Humboldt], daß Goethe mit dem literariſchen Weſen in Deutſchland ungemein unzufrieden iſt und beinahe an allem Heil verzweifelt, weil niemand ſich in eine Form paſſen will und darüber die entſchiedenſten Talente untergehen. In ſeinem Unwillen iſt er ſoweit gegangen, Humboldt zu ſagen: die Deutſchen ſeien nur noch allenfalls im Auslande erträglich und man müſſe ſie wie die Juden in alle Welt zerſtreuen. Humboldt hat ihm geantwortet: er an ſeinem Theil habe das ſchon angefangen; nun ſolle er, Goethe, es nur an dem ſeinen vollenden und zu uns nach Rom kommen.

Raum anweisen könne. Der Herr Graf habe, weil unvermuthete Gäste angekommen, sogleich das ganze Wirthshaus besprochen, an allen Zimmern stehe schon seit gestern mit Kreide deutlich angeschrieben, wer darinne wohnen solle. Wider seinen Willen mußte also unser Freund mit der übrigen Gesellschaft zum Schloßhofe hineinfahren.

Um die Küchenfeuer in einem Seitengebäude sahen sie geschäftige Köche sich hin und her bewegen, und waren durch diesen Anblick schon erquickt; eilig kamen Bediente mit Lichtern auf die Treppe des Hauptgebäudes gesprungen, und das Herz der guten Wanderer quoll über diesen Aussichten auf. Wie sehr verwunderten sie sich dagegen, als sich dieser Empfang in ein entsetzliches Fluchen auflöste. Die Bedienten schimpften auf die Fuhrleute, daß sie hier herein gefahren seyen; sie sollten umwenden, rief man, und

1679.

(Bd. 4 S. 222.)

1817, 18. Februar.

Mit Friedrich v. Gerſtenbergk gen. Müller.

Wir denken hier [in Weimar] in unſern literariſchen Abenden Ihrer [Heinr. Wilhelm v. Gerſtenberg's] recht oft und dankbar. Noch ehegeſtern ſprach Goethe mit mir von der Zeit, wo Sie und mein nun geſchiedener väterlicher Freund Wieland in Fehde waren.

1680.

(Bd. 7 S. 125.)

1819, Mitte Januar.

Mit Ernſt v. Schiller.

Der Geheimrath Goethe liebt ihn ordentlich und verſicherte ihn, er hätte noch gehofft, viel mit ihm zu leben und hätte auf ihn gerechnet.

1681.

(Bd. 4 S. 132.)

1819, 15. April.

Mit v. Müller und Julie Gräfin Egloffſtein.

Ich traf mit Julie bei Goethe zuſammen, der ſich anfänglich mehr mit meiner Rede [auf den verſtorbenen Miniſter v. Voigt], als mit mir abgab. „Sperlingskopf", Erzählung von den Aſſaſſinen. Mittheilung

einer für Goethe rührend treuen Auffaſſung ſeiner Motive bei den Feſtgedichten (durch Rochlitz). — „Es iſt beſſer, Du glaubſt an das Falſche, als Du zweifelſt am Wahren," ſagte er bedeutend zu Julien. „Alle Geſchichte iſt mißlich und ſchwankend, aber wer Dir etwas zweifelhaft hinterbringt, den kannſt Du nur gleich abweiſen."

1682.

(Nach 732.)

1819, 18. April.

Mit v. Müller.

Abends bei Goethe ..... Kotzebue's Blut, ſagte Goethe, bringe uns erſt die wahre Preßfreiheit, weil nun jeder mit dem Innerſten hervortrete.

1683.

(733, Anfang.)

1819, 19. April.

Mit v. Müller u. a.

Abends bei Goethe. Er kritiſirte meine Rede und bemerkte, ich habe mich vor zu ausgedehntem Gebrauche der Tropen zu hüten, wohin mein Stil gerade neige. „Es iſt unrichtig zu ſagen: ein abgeſchloſſenes Leben fordert. Ein abgeſchloſſenes Leben iſt kein Leben mehr, es iſt todt; jenes kann nichts fordern. Die Neuſchheit der Tropen, ihre Propriétät iſt Hauptmaxime des Stils

im weſtlichen Europa. Außerdem fällt man ins Bodenloſe, Verwirrte, Abſurde.“ Bloß durch ſtrenge Angeſchloſſenheit der Begriffe am Bilde, wodurch unmittelbare Anſchaulichkeit erlangt wird, durch den eigenſten keuſcheſten Gebrauch der Tropen habe er, Goethe, ſich die Jugendlichkeit des Stils bewahrt. Man müſſe ſich von ſolchen Grundmaximen ganz durchdringen laſſen, überhaupt eines Lehrers Anſichten ſo in Fleiſch und Blut aufnehmen, daß man ſeine Worte nicht zu wiederholen brauche, ja ſie ganz vergeſſen könne und doch immer den rechten Begriff wieder zu conſtruiren, den richtigen Text durch eine entſprechende Maxime zu finiren vermöge.

1684.

(735. Ergänzung.*)

1819, 25. April.

Mit v. Müller.

Von dem Conſul v. Moritz, ſeiner unendlichen Tüchtigkeit und Gründlichkeit; nie ſei er liebenswürdiger, geiſtreicher, mittheilender geweſen, als in den Stunden des Abſchiedes, wenn ſchon der Poſtillon geblaſen.

*) Die Ergänzung gehört nach IV, 10 nach Z. 6 „ſchildern“.

1685.

(Nach 714.)

1819, 7. Auguſt.

Mit v. Müller.

Spät noch bei Goethe, mit deſſen Sohne ich über Okens Entlaßbarkeit ſtritt. Beunruhigende Geſpräche über die Stimmung der Zeit. Die Maxime der perſönlichen Einwirkung hält Goethe nicht mehr anwendbar, ebenſo die Möglichkeit einer Wirkſamkeit durch Intrigue ſchon vernichtet.

1686.

(Nach 715.)

1819, 9. Auguſt.

Mit den Gräfinnen Julie und Caroline v. Egloffſtein.

Am 9. Auguſt 1819 verlebten wir den Abend bei Goethe. Dieſer hohe Freund hatte Julien Kreide zum Zeichnen geſchenkt. Dieſe Gabe brachte das Geſpräch auf die Zeichnung des Poſthalters von Langenſalza. Bei der Erzählung, wie wir in ſeine Schwächen eingegangen und dadurch ſeiner bis zur Verrücktheit geſteigerten Eitelkeit noch geſchmeichelt hätten, bemerkte Goethe auf eine fein perſiflirende Weiſe, daß darin die eigentliche Lebensklugheit beſtehe und er ihr ſolches Benehmen gegen jedermann anrathe. Auf Juliens Frage, warum man nur gegen Carricaturen ſich dieſe augenblickliche Verläugnung ſeiner Anſichten geſtatte,

erwiederte er mit ſichtbarer Freude über ihre Bemerkung, daß dieſe Gattung von Menſchen, indem ſie aus ihrer Natur heraustrete, auch alle Verpflichtungen, ſo wir gegen uns und andere üben, auflöſen, und man daher dieſe Perſonen als halbe Wahnwitzige dulde, ſtatt ſie zu widerlegen in ihre Ideen eingehe. Julie citirte eine Perſon aus ihrer Bekanntſchaft, wo man täglich dieſe Regel übe. Jedes glaubte, ſie errathen zu haben, als der alte Herr mit Feinheit einfiel, daß man nur im Staatskalender ſuchen dürfe, um ſo einen Gegenſtand zu finden. „Erhaltet Eure Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe ſo viel wie möglich," fuhr er fort, „aber verfallt nicht in den Fehler der jetzigen Zeit, nämlich: durch allzugroße Aufrichtigkeit grob zu werden." Hierauf erzählte er uns eine niedliche Anekdote von einer alten würdigen Caſtellanin zu Nürnberg, welche in einer Geſellſchaft von jungen Leuten, die ſich mit ungeziemender Heftigkeit und Unart über die Schmeichler und Heuchler äußerten, plötzlich hinter ihrem Kaffeetiſch mit zuſammengeſchlagenen Händen in vollem Unmuth ausrief: Ach, wie lieb' ich die Schmeichler und Heuchler!"

1687.

(Nach 745.)

1819, 3. October.

Mit Friedlieb Ferdinand Runge.

Ich hatte die Genugthuung, daß Doebereiner mir ſeinen ganzen Beifall zollte und mir beim Abſchied

dankte für „die höchſt belehrenden Verſuche“ [über die Wirkung von Giften auf's Katzenauge]. ‚Sie ſind von der höchſten Wichtigkeit,‘ ſagte er, ‚und noch heute Abend werde ich Goethe davon erzählen‘..... Schon am andern Tage nachmittags ſtand Doebereiner unter meinem Fenſter und rief zu mir hinauf: ‚Ich habe nicht lange Zeit, aber ich komme in einer für Sie wichtigen Angelegenheit. Ich war bei Goethe, ſprach ihn geſtern und ſprach ihn jetzt. Er will Sie durchaus kennen lernen und Ihre Verſuche ſelbſt ſehen. Gehen Sie hin; morgen Nachmittag erwartet er Sie. Verſäumen Sie es ja nicht; eine ſolche Gelegenheit kommt alle hundert Jahre nur einmal vor.‘

Ich kann nicht läugnen, daß nach dieſen Worten ein ganz eignes Beben mein junges Weſen durchrieſelte. Ich kannte bis dahin von Goethe's Leiſtungen nur Weniges, aber ſeinen „Fauſt“ wußte ich auswendig, und dieſes war übergenug, den unſchätzbaren Werth des Wunſches dieſes Mannes zu würdigen, der ſich herabließ, einem unbedeutenden Studenten mit ſeiner Katze unterm Arm Audienz zu geben. Und ſo war es denn auch buchſtäblich. Als ich nachmittags im entlichenen ſchwarzen Frack (damals eine Seltenheit in Jena) mit einem, auf gleiche Weiſe angeſchafften Philiſterhut und meiner Katze unterm Arm über den Marktplatz ſchritt, wurde ein allgemeiner Aufſtand. Die Burſchen, die gruppenweiſe herumſtanden, kehrten auf den Ruf „Dr. Gift!“ ſich plötzlich gegen mich und vertraten mir in

meinem höchſt abenteuerlichen Aufzuge den Weg. „Laßt mich zufrieden!“ ſagte ich mit einem Ernſte, wie er mir in ſpäteren Jahren nie wieder gelungen iſt zu zeigen, „ich habe einen wichtigen Gang, ich gehe zu Goethe.“ Man ließ mich gehen, ohne auch nur einen ſchlechten Witz mir nachzurufen. Ich verdankte dieß theils der allgemeinen Beliebtheit, der ich mich als luſtiger Burſch erfreute, theils aber auch dem Spitznamen „Dr. Gift“, weil man wußte, daß ich immer in Giftpflanzen wühlte und eifrig beſtrebt war, etwas Nützliches zu leiſten. Ein eifriges Streben wird, wenn es auch lächerliche Seiten darbietet, ſelten verhöhnt. Der „Dr. Gift“ war alſo eigentlich kein Spitzname, ſondern ein Ehrentitel für mich. Zu meinem Glücke wußte ich gar nicht, daß Goethe Wirklicher Geheimer Staatsminiſter war und hatte auch, obgleich man mir geſagt hatte, ich müßte ihn „Excellenz“ nennen, gar keinen Begriff von dem, was man Hofzwang oder Etiquette nennt. Ich trat alſo, nachdem ich mich dem Kammerdiener zu erkennen gegeben, mit größter Ungezwungenheit ins Empfangszimmer ein, in welchem bald darauf auch Goethe erſchien.

Wie unſer Willkommen geweſen, kann ich nicht ſagen. Die ſchöne, hohe, mächtige Geſtalt trat mir mit einem ſo überwältigenden Eindruck entgegen, daß ich ihm zitternd die Katze hinreichte, gleichſam als wollte ich mich damit vertheidigen. „Ach ſo!“ ſagte er: „das iſt alſo der künftige Schrecken der Giftmiſcher? Zeigen

Sie doch!“ Ich bog nun den Katzenkopf so, daß die Tageslichtbeleuchtung beide Augen gleichmäßig traf, und mit Erstaunen bemerkte Goethe den Unterschied an beiden Augen: neben der schmalen Spalte in dem einen Auge fiel das große, runde Sehloch in dem andern umsomehr auf, da vermöge einer etwas starken Gabe fast die ganze Regenbogenhaut sich zurückgezogen hatte und unsichtbar war. ‚Womit haben Sie diese Wirkung hervorgebracht?‘ fragte Goethe. „Mit Bilsenkraut, Excellenz! Ich habe den unvermischten Saft des zerstampften Krautes ins Auge gebracht, darum ist die Wirkung so stark.“ ‚Doebereiner hat mir gesagt‘, bemerkte Goethe, ‚daß die Arten der Gattung Belladonna und Datura auf ganz gleiche Weise wirken, wie die von Hyoscyamus, und daß Sie gefunden haben, der das Auge so sehr verändernde Stoff befinde sich in allen Theilen der Pflanze von der Wurzel bis zur Blüthe, Frucht und Samen. Wie verhält es sich mit anderen Pflanzen, besonders solchen, die eine verwandtschaftliche Gestalt haben?“ — „Ein mir befreundeter Arzt, Dr. Karl Heise, hat, veranlaßt durch die auffallende Wirkung der genannten Pflanzen, eine sehr umfassende Arbeit unternommen und durchgeführt, und dadurch bewiesen, daß nur die Pflanzen der oben genannten Gattungen eine den Augenstern erweiternde Kraft besitzen. Alle andern Pflanzen, deren er unzählige in ihrer Einwirkung auf's Katzenauge versuchte zeigten sich völlig wirkungslos, ausgenommen einige,

die aber das Gegentheil bewirkten, nämlich eine Vergrößerung oder Verkleinerung des Sehlochs: z. B. Aconitum." — ‚Ei!' sagte Goethe, ‚da könnte man ja auch auf diese Weise das ächte Gegenmittel gegen die schädlichen Wirkungen der Tollkirsche u. s. w. entdecken. Versuchen Sie dieß doch einmal, und lassen Sie von den beiden entgegengesetzt wirkenden Pflanzen nach einander oder gleichzeitig etwas auf's Katzenauge einwirken, und beobachten Sie den Erfolg. Die Sache hat ihre Schwierigkeiten, aber Sie werden sie schon überwinden. Nun sagen Sie mir aber, wie sind Sie auf diese eigenthümliche Art von organischer Chemie gekommen?'

Die Frage hatte mir schon Doebereiner vorgelegt, aber ich war nicht dazu gekommen, sie ihm ausführlich zu beantworten. Es war mir daher angenehm, es hier bei Goethe zu thun, da ich voraussetzen konnte, sie würde seine regste Theilnahme und Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Ich begann nun meine Erzählung.

„Im Jahre 1810 wurde ich, ein Pfarrerssohn vom Lande bei Hamburg, nach Lübeck gesandt und in die Rathsapotheke in die Lehre gethan. Es war eine kriegerisch bewegte Zeit, und Napoleon bereitete seinen Einfall in Rußland vor. Alle irgend Wehrfähigen wurden unter die Fahnen gerufen, und bei der Widerwilligkeit, unter dem Wütherich zu dienen, wurde es immer schwerer, sich einen Stellvertreter zu erkaufen. Durch Empfehlung meines Oheims hatte ich Zutritt in einige vornehme Familien erhalten, und der Sohn von

einer derſelben wurde bald mein Freund. Eines Abends kam er in größter Beſtürzung in die Apotheke und klagte mir ſein Leid, daß er übermorgen ſich ſtellen und, da er ohne alle körperliche Fehler ſei, wahrſcheinlich Soldat werden müſſe. „Ich möchte mir die Hand verſtümmeln, um nicht in dieſen ſchändlichen Krieg zu ziehen,“ ſeufzte er. Das iſt nicht nöthig, bemerkte ich; vertrauen Sie mir, ich glaube imſtande zu ſein, Sie auf ganz kurze Zeit ſo zu verſtümmeln, daß man Sie ohne weiteres laufen läßt. „Was wollen Sie denn mit mir vornehmen?“ — Ich mache Sie blind auf vierundzwanzig Stunden. — „Wie wollen Sie das anfangen?“ — Hören Sie mich! Vor etwa acht Wochen hatte ich nach ärztlicher Vorſchrift eine Arznei zu bereiten, wo eingekochter Bilſenkrautſaft in Waſſer aufzulöſen war. Es geſchah dieß in einer Reibſchale, und aus Unvorſichtigkeit ſpritzte mir ein Tropfen der Auflöſung ins Auge. Ich empfand keinen Schmerz und bemerkte anfangs keine Veränderung, bis endlich ein Jucken und Flimmern im Auge mich zum Spiegel trieb. Wie groß war mein Erſtaunen, als ich die eingetretene Veränderung meines Auges ſah! Die Regenbogenhaut war faſt gänzlich verſchwunden, und das Auge ſah genau ſo aus, wie das eines Menſchen, der am ſchwarzen Staar leidet. Auch die Sehkraft war ungemein geſchwächt, was ich erſt bemerkte, als ich das geſunde Auge ſchloß. Ich weiß nicht, wie es zuging, daß mich dieſer mißliche Zuſtand

wieder hinaus nach dem alten Schloſſe zu, hier ſey kein Raum für dieſe Gäſte! Einem ſo unfreundlichen und unerwarteten Beſcheide fügten ſie noch allerley Spöttereyen hinzu, und lachten ſich unter einander aus, daß ſie durch dieſen Irrthum in den Regen geſprengt worden. Es goß noch immer, keine Sterne ſtanden am Himmel, und nun wurde die Geſellſchaft durch einen holprichten Weg zwiſchen zwey Mauern in das alte hintere Schloß gezogen, welches unbewohnt da ſtand, ſeit der Vater des Grafen das vordere gebaut hatte. Theils im Hofe, theils unter einem langen gewölbten Thorwege hielten die Wagen ſtill, und die Fuhrleute, Anſpänner aus dem Dorfe, ſpannten aus und ritten ihrer Wege.

Da niemand zum Empfange der Geſellſchaft ſich zeigte, ſtiegen ſie aus, riefen, ſuchten; vergebens! Alles blieb finſter und ſtille.

meines Auges nicht ängſtlich machte. Er hielt mehrere Tage an. Endlich kam aber die Sehkraft wieder und mit ihr die naturgemäße Ausbreitung der Regenbogenhaut, ſodaß nun beide Augenſterne wieder gleiche Größe hatten und alles wieder in den vorigen Zuſtand zurückgekehrt war. Sehen Sie! eine ſolche Krankheit will ich Ihnen auf beiden Augen hervorbringen, und es müßte wunderbar zugehen, wenn Sie nicht ſchon nach oberflächlicher Beſichtigung als unbrauchbar zum Dienſt entlaſſen würden. — Nach einigen leicht beſeitigten Einwürfen entſchloß ſich mein Freund zu dieſer, damals gewiß ſehr verzeihlichen Betrügerei und rettete dadurch ſein Leben; denn von allen, die aus Lübeck mit nach Rußland geſchleppt wurden, ſind nur wenige wiedergekehrt. Seine zeitweilige Blindheit dauerte etwa ſechsunddreißig Stunden, ſie verging ſchmerzlos und hinterließ auch nicht die geringſten Folgen."

Nachdem Goethe mir ſeine größte Zufriedenheit ſowol über die Erzählung des durch ſcheinbaren ſchwarzen Staar Geretteten, wie auch über das andere ausgeſprochen, übergab er mir noch eine Schachtel mit Kafferbohnen, die ein Grieche ihm als etwas ganz Vorzügliches geſandt. ‚Auch dieſe können Sie zu Ihren Unterſuchungen brauchen,' ſagte Goethe. Er hatte recht; denn bald darauf entdeckte ich darin das, wegen ſeines großen Stickſtoffgehaltes ſo berühmt gewordene Coffein.

Nun entließ er mich. Ohne recht zu wiſſen wie, war ich zur Thüre hinaus und die Treppe hinunter,

als Goethe mir noch nachrief: ‚Sie vergeſſen Ihren Famulus!‘ und der Diener mir den kleinen Kater in den Arm legte, der während unſerer Unterredung ruhig auf dem Sopha geſeſſen hatte.

1688.

(Nach 712.)

1819, 14. November.

Mit Charlotte v. Schiller.

Bei Geheimrath v. Goethe war ich, der ſich ſehr freut, daß Du exerciren mußt; da Du Dich ohnehin etwas vorbeugteſt, und da Dein geliebter Vater militäriſch erzogen war, ſo würdeſt Du dieſe Haltung noch gewinnen und ihm auch dadurch ähnlicher werden.

1689.

(Nach 748.)

1820, 29. Januar.

Mit v. Müller.

Abends bei Goethe. . . . . „Wer für die Welt etwas thun will, muß ſich nicht mit ihr einlaſſen.“

1690.

(Nach 758.)

1820, 18. Mai.

Mit Dorothea Herzogin von Kurland.

Nachmittag kam Goethe; er brachte mir Blumen von den Bergen, nannte ſie mir, zeigte mir einige

gefundene Kieſelſteine, war heiter, witzig und doch gutmüthig. Der Abend verging ſehr angenehm.

1691.

(Nach 753.)

1820, 23. Mai.

Mit Dorothea Herzogin von Kurland.

Gegen Abend kam Goethe; er blieb lange, und es wurde viel von Kunſtſachen geſprochen. Ich gab ihm das große Kupfer vom Wiener Congreß; es machte ihm Freude. Auch will er mich dieſen Sommer in Löbichau beſuchen.

1692.

(Nach 754.)

1820, 20. Juni.

Mit v. Müller u. a.

Den 7. Juni 1820 Fahrt nach Jena zu Goethe. Seine gemüthlichen Äußerungen über Juliens Talente. Wiener Kreideſpende. Entſchiedene Abneigung gegen Riemer's erſtes Bibliothekariat. Brockhauſiſche Speculation auf die Literaturzeitung. Ankunft des Großherzogs bei Goethe. Hokuspokus Goethe's mit dem trüben Glas, worauf eine Schlange. „Das iſt ein Urphänomen, das muß man nicht weiter erklären wollen. Gott ſelbſt weiß nicht mehr davon als ich ..... Goethe's Urtheil über Buddeus von Altenburg. Sein Lob des Polizeiraths Grüner von Eger

und der dortigen, ſeſt begränzten Kreisverwaltung. Heimfahrt 7 Uhr.

1693.

(Nach 737.)

1820, 24. Auguſt.

Mit Julius Franz Borgias Schneller.

Errathen Sie, [Profeſch v. Oſten] daß ich von Goethe rede? Nicht hier, ſondern ſchon vorgeſtern, in Jena, traf ich ihn. Mit ihm durchfuhr ich die Gegend; an ſeiner Seite beſuchte ich die Cabinete und Bücherſammlungen, in ſeinem Garten lebt' ich mit ihm, theilte Mittags und Abends ſeine ländliche Tafel. Mit kindlicher Heiterkeit zeigte er mir einige Verſuche, die auf den dritten Theil der Morphologie Bezug haben; wir ſprachen über ſeine Jugend, ſeine Schöpfungen, ſeine Verhältniſſe. Bis gegen Mitternacht las er mir aus ſeinem Diwan, dann ſchloß er mich in ſeine Arme, und ich ſchied.

1694.

(Nach 737.)

1820, zwiſchen 24 und 28. Auguſt.

Mit Karl Ernſt Schubarth.

Aus mündlicher Mittheilung . . erinnere ich mich, wie Goethe erzählte: Napoleon ſei der einzige geweſen, der ihn, den Dichter, auf ein Mißverhältniß im „Werther" aufmerkſam gemacht, das bis dahin den

ſchärfſten kritiſchen Blicken entgangen, weil er es allerdings ſo künſtlich verſteckt, wie der Schneider ſeine künſtliche Naht anzubringen pflege, wenn ihm durch ein Unglück in ein ganzes Tuch irgendwo ein Riß kommt. Als ich um nähern Aufſchluß bat, erwiederte er mir; ich ſei durch das, was ich über „Werther“ in meiner Beurtheilung bereits geſagt, auf beſtem Wege, es ſelbſt zu finden, er wolle mir daher nicht vorgreifen.

1695.

(Nach 1800.)

1820.

Mit Johann Karl Gottfried Loewe.

Es war 1820, als Loewe ſich als Student aus Halle bei Goethe melden ließ. Er hatte den „Erlkönig“ componirt, hatte ihn mitgebracht und wünſchte ihn dem Dichter vorzuſingen. Bemerkenswerth iſt, daß Loewe noch die Äußerung wagte: er hielte den „Erlkönig“ ſchon deshalb für die beſte deutſche Ballade, weil die Perſonen alle redend eingeführt würden. ‚Darin haben Sie recht,‘ ſagte Goethe. — Immer zutraulicher gemacht, fügte Loewe hinzu: „Von Ihren dramatiſchen Werken halte ich den „Taſſo“ für das beſte; ich leſe ihn wiederholt und immer mit neuem Entzücken.“ ‚Das wußte ich, ehe Sie es ſagten,‘ erwiederte Goethe.

Nun bat ich ihn, den „Erlkönig“ vorſingen zu dürfen. Leider war kein Inſtrument vorhanden, und Goethe forderte den Studenten auf, zu ſeinem muſikaliſchen

Freitagsabenden in Weimar zu kommen. Das konnte leider nicht ſein.

1696.

(Nach 1800.)

Um 1820.

Über Ottilie v. Goethe.

a.

Er hatte kein Vertrauen in ihre wirthſchaftlichen Talente und ſagte wol ſcherzend: „Ich hatte mir ſo eine kochverſtändige Tochter gewünſcht, und nun ſchickt mir der liebe Gott eine Thekla und Jungfrau von Orleans ins Haus.“

b.

Wiewol ſie von allen Fremden, die ſich um den Zutritt zu den großen Dichter bewarben, mit Vorliebe die Engländer unter ihren Schutz nahm, ſodaß Goethe ſie ſcherzweiſe „den engliſchen Conſul in Weimar“ nannte, ſo hat ſie doch auch mir [Rojmian] ihre Hülfe nicht verweigert.

1697.

(Nach 1800.)

1821, 15. Januar.

Mit v. Müller.

Abends nach acht Uhr zu ihm gegangen und bis nach zehn Uhr geblieben.

Die Unterhaltung drehte ſich zunächſt um Riemer's Dienſtverhältniß neben Vulpius, des erſteren Zulage und Competenzen. Ein Bibliothekar, der keine Geheimniſſe, kein verſchloſſenes Zimmer habe, ſei kein rechter. Riemer ſei nicht ganz geeignet zum currenten Bibliotheksdienſt; man könne Vulpius nicht verargen, wenn er ſich nicht ins Handwerk greifen laſſe. Er habe aber leider kein Maß und keine Gränze in ſeinem Thun und Wollen; er ſei ein Faß, dem die Reifen fehlen.*)

Ich erwähnte Schubarth's ſchöner Äußerungen über das ideale Maß jeder menſchlichen Anlage gelegentlich ſeines Aufſatzes über „Fauſt".**) Goethe nahm Gelegenheit, mir deſſen letzten Brief zu zeigen: „wie ungern ich auch" — ſetzte er hinzu — „Briefe vorzeige." .....

Von Schubarth's Bruder ſagte Goethe: er ſei ein auf Landwirthſchaft gerichteter, gar liebenswürdiger, heiterer, verſtändiger Menſch, viel realer, ſinnlicher, feſter als der Schriftſteller. Er hätte ihn gern hierher empfohlen, wenn er anders noch den geringſten Glauben an das Gelingen ſolcher Unternehmungen hätte. Als wir auf einige in Unterſuchung begriffene Beamte von ganz untergeordneter Bedeutung zu reden kamen, äußerte Goethe: „Überall überſpannte Anſprüche auf Lebensgenuß.

*) Dieſer zweite Abſatz iſt von Burkhardt aus v. Müller's Tagebuch nur auszugsweiſe wiedergegeben.

**) In „Zur Beurtheilung Goethe's u. ſ. w." I, 13—25.

überall die dunkle Meinung, es ſei alles zu wagen, es werde alles durchgehen . .“

Über Schubarth und Niemer äußerte er noch: beide ſeien gleich wenig zu directen Lehrämtern, wohl aber zu Akademikern im franzöſiſchen Sinne gemacht: zur Belehrung der ganzen Welt durch ſcharfſinnige Schriften, nicht aber durch conſequente, folgerechte Belehrung einzelner.

Eben kamen eine Menge Briefe an ihn von der Poſt an. Er theilte mir die neue Berliner Monatsſchrift mit, worin ein fingirter, von Madame Laura Förſter — die Goethe als ſehr ſchön ſchildert — abgefaßter Bericht an Goethe über die Berliner Kunſtausſtellung befindlich.*) Dann zeigte er mir ſein Tagebuch, in Folio zu halbem Rand geſchrieben, wo am Rande jeder abgegangene Brief genau bemerkt iſt. Auf gleich großem Bogen bemerkt er täglich am Morgen die „Agenda“ nur mit Einem Wort für jedes Vorhaben, und durchſtreicht es jedesmal nach geſchehener Erledigung. Selbſt die Zeitungen, die er lieſt, werden actenmäßig geheftet. Bei den Bibliotheken hier und in Jena muß ihm jeder Angeſtellte ein ſauber geſchriebenes Tagebuch halten, worin Witterung, Beſuche, Eingänge und Vorgänge aller Art, ſowie das jeden Tag Gearbeitete aufgezeichnet werden müſſen. „So“ — ſprach er — „wird den Leuten erſt lieb, was ſie treiben,

*) Jahrg. 1821, S. 33.

wenn ſie es ſtets mit einer gewiſſen Wichtigkeit anzuſehen gewohnt werden, ſtets in geſpannter Aufmerkſamkeit auch auf das Kleinſte bleiben.

1698.

(761 Ergänzung.*)

1821, 22. Januar.

Mit v. Müller.

In Bezug auf die vorhabende Trauerrede in der Loge meinte er: man müſſe ſich mehr hiſtoriſch als pathetiſch halten, nekrologartig.

1699.

(Nach 761.)

1821, Mai.

Mit Nikolaus Großfürſt (nachmals Kaiſer) von Rußland.

Jüngſt kam ... die Kaiſerin Alexandra Feodorowna in Gegenwart des Kaiſers auf die Thatſache zu reden, daß das ruſſiſche Volk ſeine großen Dichter ſo wenig kenne und ſchätze. Das ſei erſtaunlich; in Deutſchland verfahre man ganz anders, da lerne man ſeinen Schiller und Goethe auswendig. Der Kaiſer hatte dieſen Bemerkungen zugehört und knüpfte daran eine Mittheilung über ſeine Begegnung mit Goethe, die in Weimar ſtattfand, im Salon der Großfürſtin Maria Pawlowna,

*) Die Ergänzung gehört IV, 78, Z. 2 nach „haben".

jener bekannten Gönnerin der Künſte und Wiſſenſchaften. Die äußere Erſcheinung des alten Olympiers muß Nikolaus außerordentlich imponiert haben; denn der Kaiſer bemerkte darüber: ‚Ein prächtiger Kopf, der Kopf eines Jupiter Stator.‘ Weiter meinte der Kaiſer: ‚Er hat durch ſeine göttliche Ruhe und durch ſein ernſtes, gehaltenes Weſen einen ganz gewaltigen Eindruck auf mich gemacht Er erweckte Achtung durch dieſe Ruhe und durch ſeine ſchlichte Haltung. Als ich ihn ſah, war ich noch ſehr jung, mochte mich noch nicht in ein Geſpräch mit ihm einlaſſen und hörte der Unterhaltung der Älteren zu. Nie vernahm ich von ihm eine inhaltsloſe Äußerung; über alles wußte er mit der Urſprünglichkeit eines Genies, eines Menſchen voller eigener, nicht erborgter Ideen zu reden. Goethe fragte mich, was ich über „Werther's Leiden“ und über Werther ſelber dächte. Dieſe Frage, ich geſtehe es, kam mir nun ein wenig unerwartet. Ich, ein junger Mann, wie hätte ich einem Goethe mein Urtheil über ſein Werk mittheilen ſollen! Er beſtand aber auf ſeiner Frage und ſo meinte ich denn: ich hielte den Werther für einen ſchwächlichen Charakter, der ſich einbilde, ſtark zu ſein. Charlotte wäre wol unglücklich mit ihm geworden, da ſie eine Frau war, die zugleich achten und lieben wollte; dieſe Seelenſtimmung erhebe ſie in meinen Augen. — Meine Antwort befriedigte Goethe vollkommen. Im Fortgange der Unterhaltung drückte Goethe ſeine eigene Meinung über Werther aus und

Der Wind blies durch das hohe Thor, und grauerlich waren die alten Thürme und Höfe, wovon sie kaum die Gestalten in der Finsterniß unterschieden. Sie froren und schauerten, die Frauen fürchteten sich, die Kinder fingen an zu weinen, ihre Ungeduld vermehrte sich mit jedem Augenblicke, und ein so schneller Glückswechsel, auf den niemand vorbereitet war, brachte sie alle ganz und gar aus der Fassung.

Da sie jeden Augenblick erwarteten, daß jemand kommen und ihnen aufschließen werde, da bald Regen bald Sturm sie täuschte, und sie mehr als einmal den Tritt des erwünschten Schloßvoigts zu hören glaubten, blieben sie eine lange Zeit unmuthig und unthätig, es fiel keinem ein, in das neue Schloß zu gehen, und dort mitleidige Seelen um Hülfe anzurufen. Sie konnten nicht begreifen, wo ihr Freund, der Baron, geblie-

bemerkte unter anderem, daß er nie die Abſicht gehabt, den Selbſtmord als intereſſant hinzuſtellen, daß er ihn vielmehr als ein ſittliches Vergehen beurtheile.

1700.

(Nach 787.)

1821, Ende.

Über Schiller's Leben von Döring.

Von einem Freunde höre ich ſoeben, daß Goethe mit der Arbeit des Herrn Döring recht wohl zufrieden ſein ſoll, indem er manches darin gefunden hätte, was ihm ſelbſt von ſeinem Freunde unbekannt geweſen wäre. Er meint: andere, die es beſſer wüßten, könnten es wieder beſſer ſchreiben, indeß ſei es doch Verdienſt, von einem Manne Data der Welt überliefert zu haben, die ſonſt unbeachtet möchten geblieben ſein.

1701.

(Nach 787.)

Vor 1822.

Mit von Knebel.

So geht es auch mit dem literariſchen Ruhme, den Goethe nicht mit Unrecht höchſtens auf fünfzig Jahre hinaus ſetzt.

1702.

(Nach 787.)

1822, 8. Mai.

Mit v. Müller.

Von 8 bis 9½ bei Goethe. Politica. Schubarth. Eschwege. Sylla von den drei Einheiten. Im Ganzen sei es einerlei, wo und wie man Unwahrscheinlichkeiten zugebe; zugegeben müsse einmal werden, wenn man ein Trauerspiel überhaupt wolle.

1703.

(Nach 787.)

1822, 15. Mai

Mit v. Müller.

Von 8—10 Uhr war ich bei Goethe. Das Gespräch drehte sich um religiöse Gegenstände und war durch Thiemens Geschichte veranlaßt. „Den Beweis der Unsterblichkeit" — sagte Goethe — „muß jeder in sich selbst tragen, an andere kann er nicht gegeben werden. Wol ist alles in der Natur Wechsel, aber hinter dem Wechselnden ruht ein Ewiges." Auch sprach er von der Ungewißheit der Geschichte und kam auf die vielen Hypothesen über das bekannte Taufbecken, von denen eine verwirrender als die andere sei. Um die Menschen aufzuregen, muß man ihnen nur einen kühnen Irrthum dreist hinwerfen. Ohne Poesie läßt sich nichts in der Welt wirken; Poesie aber ist Märchen.

1704.

(704. Ergänzung *)

1822, 22. Mai.

Mit v. Müller.

Sehr geiſtreich war Goethe's Bemerkung bei Gelegenheit der fatalen Angelegenheit des Diaconus Thieme in Ilmenau, daß ein Fürſt, der lange regiere, ſo vieles ſich von ſelbſt wiederherſtellen ſehe, daß nothwendig dadurch eine mindere Regſamkeit bei Anwendung drohender Übel entſtehe.

1705.

(Nach 805.)

1822, 6. Auguſt.

Mit Joſef Pleyer.

In Mariaſchein bei Teplitz ſtarb am 25. vor. Mon. [November 1876] der dortige penſionirte Lehrer Joſef Pleyer im Alter von einundachtzig Jahren. Derſelbe erinnerte ſich, wenn das Geſpräch auf Goethe kam, ſtets der Worte, die letzterer bei ſeinem Aufenthalt in Eger während eines Concertes zu Pleyer, einem Mitwirkenden, geſagt hatte: „Wer Muſik nicht liebt, verdient nicht, ein Menſch genannt zu werden; wer ſie liebt, iſt erſt ein halber Menſch; wer ſie aber treibt, iſt ein ganzer Menſch."

*) Die Ergänzung ſchließt an an „gewendet." IV, 154. Zeile 10.

1706.

(Nach 921.)

1822, Anfang October.

Mit Hans Chriſtian Oerſted.

Goethe ... hat in den ſpäteren Jahren ſeines Lebens mit verdoppeltem Eifer dem Studium der Naturwiſſenſchaften obgelegen und empfing mich wie ein Phyſiker den andern. Da ich ihm ſagte, wie ſehr es mich erfreue, daß meine Wiſſenſchaft mich einem Manne näher geführt hätte, der ſchon ſeit meiner früheſten Jugend Gegenſtand meiner Bewunderung geweſen ſei, antwortete er mir: „Was kann wohl ein Mann in meinem Alter beſſer thun, als ſich in die Arme der Natur zu werfen?“ Ich verbrachte einen der ſchönſten Abende in ſeinem Familienkreiſe.

1707.

(Nach 923.)

1822, 16. December.

Mit v. Müller.

Beſuch ... bei Goethe, den ich zum erſten Male wieder im Hinterſtübchen traf. Ich erzählte ihm von Görres' Congreß von Verona, der mir großen Eindruck gemacht, er mir von Oerſtedt's aus Kopenhagen Beſuch. Es ſei ein kleiner, gedrungener, ruhiger Mann,

in ſich beſchloſſen, mittheilend, offen. Nur durch Reiſen können neue Entdeckungen und Anſichten lebendig und raſch verbreitet werden. Er zeigte mir den Abdruck von Manzoni's Ode auf Napoleon's Tod und ſein neues Trauerſpiel Adelchi mit der handſchriftlichen Dedication an Goethe.

1708.

(Nach 824.)

1822, December.

Mit v. Müller.

Nachmittags von 4—6 Uhr war ich bei Goethe, wo ich zwei Gebrüder Haſenclever aus der Gegend von Elberfeld traf, Verwandte von Nicolovius, die als Deputirte der Rheinlande in landſtändiſchen Angelegenheiten zu Berlin geweſen waren und ganz vergnügt heimkehrten. Unterrichte wackere Männer. Unbegreiflich war mir Goethe's Kälte gegen ſeinen früheren, genauen Freund Lavater, den er bei ſeiner Anweſenheit in Zürich [1797] nicht beſuchte, ja ſogar ihm auf der Straße, als er ihn mit ſeinem „Kranichsſchritt“ gewahrte, ſofort auswich. „Denn“ — ſagte er — „in der Jugend glaubt man noch an die Möglichkeit einer Ausgleichung und Vereinbarung, in alten Jahren aber ſieht man dieſen großen Irrthum ein und hält das Ungleichartige und Unzuſagende geradezu von ſich ab.“

1709.

1823, 14. Februar.

Mit v. Müller.

Mittwoch Abend, den 12. Februar, erfuhr ich zuerſt von ſeinem Übelbefinden, auf das man jedoch kein Gewicht legte. Donnerstag ließ er mir ſagen, daß er ſich bereits wieder beſſere. Freitags Nachmittags traf ich ihn recht munter mit ſeiner Schwiegertochter noch am Tiſch ſitzend an und brachte ihm Gagern's neues Buch „Mein Antheil an der Politik", auf das er ſich ſehr gefreut hatte. Er klagte nur, daß der Kopf nicht recht hell ſei und äußerte: er fühle ſich gerade wie einer, der imbegriff ſei, recht fromm und bigott zu werden und denke es ſich gar ſchön, ein vorgehaltenes Altartuch mit dem Lämmlein und einer Kreuzesfahne gläubig anzublicken. Eine Novelle von Tieck im Berliner Almanach „Die Verlobung", welche ſeine Schwiegertochter ihm anpries, mochte die Gelegenheit zu jener Ideenverbindung gegeben haben, da ſie gegen die modernen Frömmler gerichtet ſein ſoll. Ich ſagte ihm, daß ich imbegriff ſtehe, nach Jena zu reiſen, worauf er mir Verſchiedenes an Knebel auftrug.

1710.

[illegible]

1823, 17. Februar.

Mit v. Müller.

Ich ging gegen 4—5 Uhr nachmittags zu ihm und fand ihn angekleidet im Bette liegend, ſehr jammernd und klagend über fortwährende Schmerzen und Ermattung. Er hatte einen äußerſt heftigen Fieberfroſt gehabt, der ihn über zwei Stunden lang durchſchüttelt hatte. .... Rehbein kam bald darauf und gab guten Troſt. Man hoffte auf Schweiß. Er verlangte etwas Wein zu trinken, was man zu geſtatten nicht wagte. „Allmächtiger Gott! Was muß der arme Teufel leiden! Wie krank bin ich, kränker, als in vielen Jahren!“ rief er ein Mal über das andere aus. Sodann: „Die Götter halten uns hart in ſolchen kranken Tagen und doch auch gar nicht ſonderlich in den geſunden.“ Die Kammer, worin er lag, war ganz dunkel, ſeine Hand kalt, alles umher unheimlich, doch nahm er noch großen Antheil an allem, was ich von Knebel und von Stroganoff referirte und trieb mich an, ins Theater zu gehen, um die Tableaux zu ſehen, die man zu Ehren des Geburtstagsfeſtes der Großfürſtin darſtellen wollte. Gegen ſechs Uhr verließ ich ihn noch ganz ohne ernſtliche Beſorgniß.

1711.

(Nach 826.)

1823, 19. Februar.

Während Goethe's Krankheit.

Mitwoch, den 19. Februar ſchien es etwas beſſer zu gehen, doch hatte er ſchon ſo vor ſich hin geſagt: „Dieſen Schmerz," (den am Herzen meinend) „dieſer unbeſiegbare Schmerz wird mich noch an die Schwelle meines Lebens bringen."

1712.

(Nach 826.)

1823, 20. bis 22. Februar.

Während Goethe's Krankheit.

Donnerstags bis Sonnabends wechſelten Beſſerung und Verſchlimmerung immerfort ab. ... Er war öfters betäubt, phantaſirte mitunter halb und halb, doch immer dazwiſchen ganz theilnehmend und verſtändig ſprechend. Donnerstag gab er ſich noch ſehr mit ſeinem älteren Enkel ab, ſang ihm ſogar ein Liedchen aus dem „Spiegel von Arkadien" vor. Er fragte oftmals nach Perſonen, die ihm ſonſt gleichgültig waren, z. B. Graf Keller, Graf Marſchall u. ſ. w. Dazwiſchen ſagte er einmal: „Miſcht ſich der Großherzog noch immer in meine Kur?" Und als man, ſeine Intention miſſverſtehend, mit „Nein" antwortete, äußerte er: „Es wird ihm wol zu langweilig werden." Er wiederholte öfters ſein Bedauern, um Stroganoff's Beſuch gekommen zu

ſein und in der Fortſetzung von „Kunſt und Alterthum“ gehemmt zu werden. „Und doch iſt die Anzeige der Boiſſerée'ſchen neueſten Lieferungen ſo dringend; die muß ich ja rühmen und beloben.“ Zu ſeinem Diener Stadelmann ſprach er einmal leiſe: „Du glaubſt nicht, wie elend ich bin, wie ſehr krank!“ Den Ärzten gab er öfters auf, ſich ernſtlich über ſeinen Zuſtand zu bedenken, indem er einigen Unglauben an ihrer Kunſt merken ließ. „Treibt nur Eure Künſte! Das iſt alles recht gut, aber Ihr werdet mich doch wol nicht retten.“ Mehrmalen verlangte er ein warmes Bad, das man jedoch für zu gewagt hielt. Einmal, als die Ärzte ſich leiſe miteinander beredet hatten, ſagte er: „Da gehen die Jeſuiten hin! Berathen können ſie ſich wol, aber nicht rathen und retten.“ Er jammerte, daß jeder ihm willkührlich verfluchtes Zeug zu ſchlucken gebe, und daß man die guten Kinder Ottilie und Ulrike mißbrauche, es ihm beizubringen. Sobald er ſich momentan erleichtert fühlte, wollte er alſobald, daß ſeine Schwiegertochter ihrer gewohnten, geſelligen Weiſe nachgehe, den Hof oder das Theater beſuchen ſollte. Jede Dienſtleiſtung erwiederte er durch ein dankbares, artiges Wort oder durch einen verbindlichen Geſtus. „Nun, Ihr Seidenhäschen, was ſchleicht Ihr ſo leiſe herbei?“ ſagte er Sonnabends morgens zu Ottilien, als ſie an ſein Bett trat. Er ſaß faſt beſtändig auf dem Bette oder in dem Großvaterſtuhl der Oberkammerherrin v. Egloffſtein, den er ſehr anpries und hinzuſetzte:

durch dieſe Sendung habe ſie ſich eine Staffel in den Himmel verdient. Sonnabend Mittag ließ man ihn ein Glas Champagner trinken, ohne ſichtliche Wirkung. Mit großem Behagen aß er eine Bergamottenbirne und Ananasgelée. Einmal ſprach er halblaut zu ſich ſelbſt: „Mich ſoll nur wundern, ob dieſe ſo zerriſſene, ſo gemarterte Einheit wieder als neue Einheit wird auftreten und ſich geſtalten können?“ Zu Ulriken ſagte er: „Ach Du glaubſt nicht, wie die Ideen mich quälen, wie ſich durchkreuzen und verwirren!“

1713.

(275.)

1823, 23. Februar.

Während Goethe's Krankheit.

Sonntag, den 23. Februar, war er am ſchlechteſten, auch ſagte er zu ſeinem Sohne: „Der Tod ſteht in allen Ecken um mich herum“; zu Huſchke'n mehrmals: „Ich bin verloren!“ Einmal ſoll er auch geäußert haben: „O Du chriſtlicher Gott! Wie viele Leiden häufſt Du auf Deine armen Menſchen, und doch ſollen wir in Deinen Tempeln Dich dafür loben und preiſen!“ Ich war vormittags in Stadelmann's Kammer neben ſeinem Zimmer, abends vor Hofe wieder eine Stunde im Hauſe. Riehbein ſagte ihm: ‚Das Inſpiriren geht leichter als das Exſpiriren.‘ „Freilich!“ antwortete er, „ich fühle das ambeſten, Ihr Hundsfötter!“

ben ſey, und waren in einer höchſtbeſchwerlichen Lage.

Endlich kamen wirklich Menſchen an, und man erkannte an ihren Stimmen jene Fußgänger, die auf dem Wege hinter den Fahrenden zurück geblieben waren. Sie erzählten, daß der Baron mit dem Pferde geſtürzt ſey, ſich am Fuße ſtark beſchädigt habe, und daß man auch ſie, da ſie im Schloſſe nachgefragt, mit Ungeſtüm hieher gewieſen habe.

Die ganze Geſellſchaft war in der größten Verlegenheit, man rathſchlagte, was man thun ſollte, und konnte keinen Entſchluß faſſen. Endlich ſah man von weitem eine Laterne kommen, und holte friſchen Athem; allein die Hofnung einer baldigen Erlöſung verſchwand auch wieder, indem die Erſcheinung näher kam und deutlich ward. Ein Reitknecht leuchtete dem bekannten Stallmeiſter des Grafen vor, und dieſer erkundigte

1714.

(28b.)

1823, 24. Februar.

Während Goethe's Krankheit.

Nachmittags wurde er ſehr heftig gegen die Ärzte, befahl mit Ungeſtüm ihm Kreuzbrunnen zu geben und ſagte: „Wenn ich denn doch ſterben ſoll, ſo will ich auf meine eigene Weiſe ſterben.“ Er trank auch wirklich ein Fläſchchen Kreuzbrunnen mit ſichtbar gutem Erfolg. Kurz vorher ſagte er zu ſeinem Sohn: „Das iſt ein Kampf zwiſchen Leben und Tod.“ Von 4½—9 Uhr war ich [v. Müller] im Nebenzimmer, ſeine Stimme klang ziemlich ſonor und kräftig. ... Ich hörte ihn nach allen Umſtänden und dem Hergang ſeiner Krankheit fragen, Rechenſchaft fordern, wie von einer fremden, abgeſchloſſenen Sache. Er triumphirte, daß ſein ſcharfer Geſchmack etwas Anis in einer Arznei entdeckt habe, und daß man ſich, weil ihm dieſe Kräuter ſtets verhaßt geweſen, zur Umänderung des Receptes entſchloſſen. Mit Wohlgefallen hörte er, daß man ihm Arnica geben wolle und hielt ganz behaglich eine kleine botaniſche Vorleſung über dieſe Blume, die er ſehr häufig und ſehr ſchön in Böhmen getroffen. „Die Phantaſien ſind nur Plünderungen des Verſtandes und Geiſtes.“ — „Es laſten ſolche Maſſen von Krankheitsſtoff auf mir ſeit 3000 Jahren; man gewahrt deutlich, wie ſich das Conventionelle, das Einbildige dazwiſchen ſchiebt.“ Sehr oft fragte er, wer alles von Freunden

dageweſen, ſich nach ihm zu erkundigen. „Das iſt ſehr artig von den guten Leuten.“ Er wurde ſichtbar beſſer, trieb die Seinigen zur Ruhe: ſie ſollten ſich ſelbſt bedenken; für das Wenige, was er bedürfe, ſei ja geſorgt. „So habe ich doch nicht alle Eure Feſte geſtört.“ Die Hoffnung kehrte ihm ſelbſt wieder; er meinte: „Morgen werde ich ordentlich den Kreuzbrunnen wieder trinken und dann bald wieder ein ordentlicher Menſch mit Folge werden.“ Er fragte, ob man ſein Tagebuch fortgeſetzt und jammerte, daß es nicht geſchehen.

1715.

(830.)

1823, 25. Februar.

Während Goethe's Krankheit.

Gegen zwei Uhr beſuchte ihn der Großherzog. Sie ſprachen meiſt von der Edelſteinſammlung des Großherzogs und von der Kunſt, die Diamanten nachzumachen. Rehbein vertrieb den Fürſten, als er merkte, daß die Unterhaltung den Patienten angriff.

1716.

(Nach 831.)

1823, 23. März.

Mit v. Müller.

Zwiſchen dem Hof bei Goethe mit Linen [Gräfin Egloffſtein]. „Ein lieber Engel, eine verſtändige Dame;

ſie gehört zu den guten Geiſtern.“ — „Leonore iſt eben auch eine Tochter Eva's, auf deren Erziehung ich viel Mühe verwendet habe. Da ich ſo viel in den „Taſſo“ hineingelegt, ſo freut es mich, wenn es allmälig heraustritt. Alles geſchieht darin nur innerlich; ich fürchtete daher immer, es werde äußerlich nicht klar genug werden.“

1717.

(Nach 842.)

1823, 25. April.

Mit v. Müller und Riemer.

Abends bei Goethe mit Riemer. Erſterer war ſehr heiter und kräftig. Er ſprach über generatio aequivoca, von Hoff's Preisſchrift, die unerklärbaren Phänomene in der Natur, die man anerkennen und ſich darein ergeben müſſe; ferner über das nothwendige Ablehnen fremdartiger Gegenſtände, wenn es darauf ankomme, beſtimmte Begriffe feſtzuhalten und zu entwickeln.

1718.

(848 b.)

1823, 2. Juni.

Mit v. Müller u. a.

Abends bei Goethe. Er ſammelt jetzt Schiller's Briefe an ihn und ſprach mit Entzücken davon.

1719.

(Nach 852.)

1823, 20. Juni.

Mit v. Müller.

Von $8^1/_2$—10 Uhr bei Goethe. ... Unſere Anſichten über Preßfreiheit und desfallſige Vorgänge am Bundestage contra Profeſſor Krug divergirten ſehr. Es iſt mit Goethe hierüber inderthat nicht zu ſtreiten, da er viel zu einſeitig und despotiſch ſich ausſpricht. Éloge von Delambre aus dem Moniteur. Des armen Hofrath Meyer's Krankheitsanfall unterwegs zu Gotha. Über Voßens energiſche Recenſion von Schorn's Anmerkungen zu Tiſchbein's Homer. Goethe wollte auch nicht worthaben, daß die Jenaiſche Literaturzeitung einige Zeit lang geringhaltiger geweſen. Kurz, wir waren beſtändig in der Oppoſition.

1720.

(Nach 852.)

1823, 24. Juni.

Mit v. Müller.

Abends bei Goethe. Er nahm Partei für Gall's Lehre gegen die Pariſer Kritiker. Weniger mittheilend und heiter, als ſonſt, nahm er meine Äußerungen, morgen ihn nochmals beſuchen zu wollen vor ſeiner Abreiſe, ſo feierlich dankbar an, daß ich — wol mit Unrecht — es dafür nahm, als würde ich ihn geniren.

1721.

(Nach 856.)

1823, Auguſt.

Mit Theodor v. Bernhardi.

In Eger erfuhr ich, daß Goethe in Marienbad ſei. .... Nach ſeinen letzten Werken ſowohl, als nach allen Beſchreibungen, dachte ich mir einen überaus vornehmen Miniſter, der alle Worte wie ein Orakel von ſich giebt und ſehr unzugänglich iſt. Wie angenehm fand ich mich enttäuſcht! Ich brachte dem freundlichen Greiſe einen Gruß von Dir [Friedrich Tieck] und ward ſehr gut von ihm aufgenommen. Wenige Menſchen habe ich noch getroffen, mit denen mir der Umgang ſo leicht geworden, und mehrere Tage verlebten wir ganz miteinander. Es ſchmeichelte meiner edleren Eitelkeit, ... daß er mich zuletzt recht herzlich zu ſich nach Weimar einlud.

1722.

(857, Schluß.)

1823, 19. October.

Mit v. Müller.

Was er über die Erzählungen der Frau Eliſe v. d. Recke, von ihrer Schweſter Tode und perſiflirend über ihre Hoffnung des Wiederſehens ſprach, kam mir ſehr lieblos und gemüthlos vor.

1723.

(Nach 931.)

1824, 5. März.

Mit v. Müller u. a.

Von 5—8 Uhr war ich bei Goethe mit Coudray und Ottilie, welche von Berlin zurückgekehrt war. Das Gespräch drehte sich um Alexander v. Humboldt und sein Verhältniß zu Harftens in Bayreuth und um den Improviſator Sprizzi, wobei er äußerte: „Alles kommt auf die Erfindung der Methode der Behandlung des gegebenen Sujets an. Kein langes Nachdenken kann die Erfindung erſetzen, die bloß Sache des Moments iſt."

1724.

(933. Ergänzung.*)

1824, 16. März.

Mit v. Müller.

Goethe billigte nicht, daß Oeſterreich die Mailänder Verſchworenen begnadigt habe, daß der König von Preußen zwei Halliſche Studenten, die als Militairs widerſpänſtig geweſen, begnadigen wol[l].

*) Die Ergänzung gehört V, 49. Zeile 3 von unten nach „Soret".

1825.

(Vgl. Ergänzungen.)

1824, 24. März.

Mit v. Müller.

a.*)

Von 5—7 Uhr allein bei ihm. Betrübniß über Ulrikens Zuſtand. Über die Hahnling'ſche Klage gegen den Schauſpieler Seidel: er würde ihn beſtraft haben. Bei dieſer Gelegenheit erwähnte er der falſchen „Wanderjahre". „Eigentlich beruht das ächte Luſtſpiel lediglich auf Perſönlichkeiten und Zoten." Der „Rehbock" ſei deshalb eines von Kotzebue's beſten Stücken, zumal die Zweideutigkeiten inſofern unſchuldig ſeien, als ſie nicht träfen. — Der Faſchingsaufzug in Köln intereſſirte ihn ſehr. — Erlanger Freunde haben auf die bittere Kritik contra Graf Platen ein Spottgedicht gefertigt. Knebel und Herder haben durch ihr Mißwollen bei ähnlichen literariſchen Erſcheinungen ihm (Goethe'n) viele Tage verbittert, doch habe er größere Einſicht in das menſchliche Herz erlangt.

b.**)

Er zeigte uns ein ſehr intereſſantes Portefeuille von Zeichnungen und Entwürfen, worunter beſonders der zu dem Schmettau'ſchen Grabmal [mit der Unterſchrift] Feriunt ruinae ſehr merkwürdig. Unartige Ab-

*) Anfang. — **) V, 56. Z. 16. nach „rathen?"

lehnung meiner Nachfrage nach Boiſſerée's Einleitung zu dem Kölner Domabriſſe.

c.*)

D'Alton's jetzigen Bericht könne er nicht brauchen, er würde ihn zur Inſtruirung bringen; es dringe ſo viel auf ihn ein, daß man ſich ſehr zuſammenhalten müſſe, um, wo nicht verwirrt, doch vom Nothwendigſten abgehalten zu werden.

1726.

(Nach 940.)

1824, 26. April.

Mit v. Müller ſowie Riemer.

Bis $8^1/_2$ bei Goethe, meiſt mit Riemer. Er ſprach über Rafaels Bilderbibel. Das Alte Teſtament ſei noch ſehr mäßig in Metaphern und Hyperbeln gegen die andern orientaliſchen Schriften. Dieſe Leute hätten immer in der Natur gelebt, daher ihre Bilder aus unmittelbarer Anſchauung. Dann ſprach er von der Anmuth und Friſche der ſerbiſchen Lieder: eine ganz neue Menſchheit gehe einem darin auf; von Rochlitzens Liebenswürdigkeit, der ſich ſtets in würdiger Mitte gehalten. Mein Bild von Schmeller habe eine gewiſſe Innigkeit. „Die Pedanten haben eigentlich immer Recht."

c*) Schluß.

1727.

(948. Schluß.)

1824, 13. Juni.

Mit v. Müller.

Über Nagler's Geſandtſchaftspoſten; über meine ſanguiniſchen Hoffnungen bei ſolchen Vorfällen. Anſtettens Brief hatte er der Großfürſtin noch immer nicht gezeigt: „Ich bin ohnehin viel zu communicativ; ich will es mir abgewöhnen.“ Als ich ihn durch poetiſche Troſtgründe wegen Ulrike [v. Levetzow?] und auch wegen Schiller's Verluſt, den er vonneuem lebhaft und ſchmerzlich beklagte, beruhigen wollte, ſagte er: „Das ſind lauter Scheingründe; ſo etwas iſt rhetoriſch wol hübſch und gut, aber es kann mir nicht helfen: verloren bleibt verloren! Alle Einbildung kann mir die glückliche Vergangenheit nicht wiedergeben.“

1728.

(Nach 951.)

1824, Anfang Sommers.

Mit Gottlieb Heinrich Adolf Wagner.

Goethe äußerte dieſen Sommer gegen Wagner, der ihn in Weimar beſuchte: die nördlichen proteſtantiſchen Staaten müßten zum Heile der Welt eng verbunden bleiben gegen die nordöſtlichen Barbaren; hauptſächlich gehörten Preußen und England in dieſen Bund.

1729.

(Nach 951.)

1824, Juli?

Mit Ernſt Friedrich Georg Otto Freiherr von Malsburg.

In Weimar empfing Goethe mich und mein Buch [überſetzter Schauſpiele von Lope de Vega], ja ſelbſt meinen kleinen, mich ihn mitzunehmen peinigenden Neffen ſehr holdſelig und väterlich; ich fand den alten Herrn ſchöner und größer (an Leibesſtatur), als vor zwei Jahren; keine Spur von Krankheit, warme und ſchalkhafte Augen. Er ſprach ſchön über Sie [Ludwig Tieck], über Shakeſpeare, über Calderon, und ich verließ ihn nach einer Stunde, viel zufriedener über ihn, als über mich: denn ich weiß nicht, was für ein Dämon in mich gefahren war, ihm tauſend Dinge ſagen, ich glaube gar, ihm gefallen zu wollen, worüber ich, bald dieß bald jenes vergeſſend, bald manches im bewegten Geſpräch nicht anbringen könnend, mir in holdem Wechſel bald ein zerſtreutes, bald ein albernes Ausſehen anfühlte.

1730.

(Nach 1540.)

1824, 28. September.

Mit Bettina v. Arnim geb. Brentano.

Abends 6 Uhr in Weimar eingetroffen, Goethe allein in weißem Schlafrock von mir überraſcht, bei einer Karlsbader Waſſerflaſche und einem eiſernen

ſich, als er näher kam, ſehr eifrig nach Mademoiſelle Philinen. Sie war kaum aus dem übrigen Haufen hervorgetreten, als er ihr ſehr dringend anbot, ſie in das neue Schloß zu führen, wo ein Plätzchen für ſie bey den Kammerjungfern der Gräfin bereitet ſey. Sie beſann ſich nicht lange das Anerbieten dankbar zu ergreifen, faßte ihn bey dem Arme und wollte, da ſie den andern ihren Koffer empfohlen, mit ihm forteilen; allein man trat ihnen in den Weg, fragte, bat, beſchwor den Stallmeiſter, daß er endlich, um nur mit ſeiner Schönen los zu kommen, alles verſprach, und verſicherte: in kurzem ſolle das Schloß eröffnet und ſie auf das Beſte einquartiert werden. Bald darauf ſahen ſie den Schein ſeiner Laterne verſchwinden, und hoften lange vergebens auf das neue Licht, das ihnen endlich nach vielen Worten, Schelten und Schmähen er-

Küchenleuchter. Er unterhielt ſich ſehr gut bei meiner Beſchreibung von Rödelheim. ..... Von Gnaita's Bürgermeiſterſchaft verlangte er auch eine Relation; er ſagte, er habe eine wahre Anhänglichkeit an die Verfaſſung ſeiner Vaterſtadt, die zugleich auch einen poetiſchen Grund habe, und es ſei ihm lieb, von mir beſtätigt zu hören, was ihm ſchon von andern mitgetheilt ſei, daß Gnaita der Mann ſei, der auf ihre Rechte und ihre Gebräuche den wahren Werth zu legen wiſſe. Da ich ihn fragte, warum er denn das Bürgerrecht aufgegeben, da er doch denken könne, daß dieß den Frankfurtern höchſt kränkend ſein müſſe, ſagte er: „die mir dazu riethen, ſind Meiſter dieſer Sache; es iſt ihre eigene Zukunft und nicht die meinige. Ich habe nie den Übermuth gehabt, gegen den Willen meiner Kinder etwas für ihre Exiſtenz als wichtig zu behaupten oder durchzuſetzen. Wenn mich jemand früge, wo ich mir den Platz meiner Wiege bequemer, meiner bürgerlichen Exiſtenz gemäßer, oder meiner poetiſchen Anſicht entſprechender denke, ich könnte keine liebere Stadt, als Frankfurt nennen; ſie hat das edelſte Verhältniß und das bedeutendſte zur Geſchichte unſerer Tage; ſie iſt gerade groß genug, daß ſie die Ambition eines jungen, regſamen Gemüthes befriedige; ſie hatte zumwenigſten in meiner Zeit eine lebendige Theilnahme, durch die ich allein zu meiner Entwickelung kam, und meiner Mutter, die vielleicht in jeder andern Stadt ein trübes, einſames Leben geführt hätte, iſt bis in ihr ſpäteſtes

Alter geehrt und geliebt von allen Mitbürgern, ein glückliches Leben zutheil geworden. Sie hat ſich oft darüber in ihren Briefen gegen mich geäußert, und ich, der ich für ihr Daſein ſo wenig thun konnte, war dadurch ſehr erleichtert und werde gewiß jedem Frankfurter, der mir nahe kommt, meinen Dank in der freundlichſten Geſinnung in Vergeltung bringen." — Ich mußte ihm nun noch alle einzelne Familienglieder und deren Nachkommenſchaft hernennen.....

Die beiden Mädchen mit der alten Claudine |Brentano| (Piautaz) hab' ich ihm auch beſchrieben. Sophie mußte zu einer Vergleichung der jüngſten Sibylle des Pietro Perugino herhalten, während Claudine |Brentano|, die Jüngere, einem ſchönen Portrait des Vandyk, das Goethe kennt, ihre Vergegenwärtigung zu danken hatte; zu Verſchönerung des Rödelheimer Beſitzes habe ich nichts beigetragen, als daß ich den kleinen grünen Nachen ganz vergoldet habe und ihm beſchrieben, wie bei warmen Sommernächten der edelgebildete George |Brentano|, ſeine melancholiſche Stimme mit der Guitarre begleitend, ſich bei Mondenſchein von ſeinen beiden Töchtern auf der Nidda rudern laſſe, während die alte Claudine mit beſcheidener, mütterlicher Vorſicht das Steuerruder lenke. Er fand dieß eine höchſt maleriſche Situation zu einem Familienportrait, und ich verſicherte ihm, daß es auch ganz und gar das gegenſeitige Verhältniß der beſchriebenen Perſonen ausdrücke. Und ſo hab' ich

denn auf einer Seite nicht gelogen; denn die glücklich liebenden Töchter eines ſo glücklichen Vaters beſtreben ſich ja allein, ihn ſanft über die Wellen ſeines Lebensſtromes hingleiten zu machen, und unſere Claudine verbringt ihre Tage im Segenerbitten und Sorgen für alle. George der Jüngere trat auf mit einem muthigen Engländer am Zaum und einem ſchönen Jagdhunde voll Witz und Übermuth, der es bei dem Familienfrühſtück zu Puſſotänzen und Kunſtſprüngen zum Excelliren bringe. Die Miniaturen von George, von denen er genaue Relation haben wollte, waren über alle Beſchreibung; ich habe ihm daher nur geſagt, daß die Compoſitionen ſowol wie die Ausführung mit nichts Ähnlichem zu vergleichen ſeien, und das in jedem handgroßen Bilde eine Anordnung für ein wandgroßes ſei. Das von [Ludwig] Grimm radirte Portrait unſeres Franz hat er geſehen. . . . . .

Da ich Goethe erzählte, daß man ihn dieß Jahr in Winkel erwartet habe, und daß Toni [Brentano geb. v. Birckenſtock] expreß ein Faß Zweiundzwanziger habe anſtecken laſſen für ihn, wurde er trocken im Halſe und beorderte einen ziemlich trinkbaren Rambaß*), der ſeine Wirkung nicht verfehlte. Er trank die Geſammtheit meiner ſämmtlichen wunderlich liebenswürdigen Familie; ich ſtieß noch einmal apart auf die Burger-

*) Rambaß (Rambas, Rampas) nennt man in der Maingegend in etwas deſpectirlicher Weiſe einen mittelmäßigen Wein.

meiſterſchaft Guaita's an. „Dieſer möge jedoch nicht ſo ſeltſamliche Sprünge im Kopf haben, wie Du,“ ſagte er, „ſonſt könnte die gute Stadt Frankfurt eine zu krauſe Perrücke bekommen.“ Ich bedeutete ihm, daß ich unter der gemäßigten Zuchtruthe ſeiner Kritik mich ſtets wohlbefunden, und daß die Frau Burgermeiſterin Meline das ſchönſte Exemplar eines pflichterfüllten Eheweibes ſei und, ſo wie er im Rathe der Stadt, ſie ſich im häuslichen Kreiſe einzig auszeichne. — Hiermit befahl er mich zum Klavier, wo ich ihm die Lieder, die ich von ihm componirt, vorſpielen ſollte; der Kammerjungfer befahl er ein paar ſchönſte ſilberne Leuchter, die in ſeinem Cabinet, wo er mehrere Gipsbüſten hat, ſtehen, zu holen; allein dieſe hielt die Büſten für Geiſterköpfe, und wir gingen nun alle drei in Proceſſion: ich mit dem Licht, Goethe mit dem Weinglas und die Kammerjungfer mit den Leuchtern; es wurden Wachslichter aufgeſetzt und geſungen. Zu meiner Mortification gefiel ihm das Lied von Maxis componirt, welches ich ihm auch vorſang, am beſten; er ſagte: „Nun, das läßt ſich hören; es iſt einfach und edel componirt, und die Melodie prägt ſich meinem Gehör ein.“ Ich mußte es mit allen Verſen zweimal ſingen und für ſeine Schwiegertochter abſchreiben.

1731.

(Nach 1540.)

1824, 29. September.

Mit Bettina v. Arnim.

Den Mittwoch ..... Abend war ich wieder bei Goethe allein; wer uns da beobachtete, hätte der Nachwelt was zu erzählen gehabt. Seine Eigenthümlichkeit entwickelte ſich ganz: erſt knurrte er mich an, dann liebkoſte er mit den ſchmeichelhafteſten Worten, um mich wieder gut zu machen. Die Weinflaſche hatte er im Nebenzimmer, weil ich ihm Vorwürfe am vorigen Abend gemacht hatte über ſein Trinken; er ging unter irgend einem Vorwand ungefähr ſechsmal vom Theater ab, um ein Glas zu trinken. Ich ließ mir nichts merken, aber beim Abſchied ſagte ich ihm, daß zwölf Gläſer Wein ihm nicht ſchaden würden, und er habe doch am heutigen Abend nur ſechs getrunken. Er ſagte: „Woher weißt Du das ſo beſtimmt?“ — Ich habe die Bouteille gluckſen hören im Nebenzimmer und dann das Glas in Deine Gurgel, und dann haſt Du es mir wie Salomon im Hohen Liede ſeiner Geliebten mit Deinem Athem verrathen. „Du biſt ein arger Schelm“, ſagte er; „mache, daß Du fortkömmſt!“ und nahm das Licht, um mir hinauszuleuchten. Ich aber nahm den Vorſprung und kniete mich an die Schwelle ſeines Zimmers: Nun will ich ſehen, ob ich Dich einſperren kann, und ob Du ein guter oder ein böſer Geiſt biſt, wie die Rolle im „Fauſt“; ich küſſe dieſe

Schwelle und ſegne ſie, über die täglich der herrlichſte Menſchengeiſt und mein beſter Freund hinausſchreitet. „Über Dich und Deine Liebe ſchreite ich nicht hinaus“, ſagte er, „die iſt mir zu theuer, und um Deinen Geiſt ſchleiche ich mich ſo herum“ (indem er das Plätzchen ſorgfältig umſchritt); „denn Du biſt ſehr pfiffig, und es iſt beſſer in gutem Vernehmen mit Dir zu ſein.“ Und ſo entließ er mich mit Thränen in den Augen; ich blieb noch vor der Thür im Dunkeln ſtehen, um meine Rührung zu verſchlucken. Ich überlegte es mir, daß dieſe Thür, die ich eben mit eigner Hand zugemacht hatte, ihn aller Wahrſcheinlichkeit nach auf ewig von mir getrennt habe. Wer ihm nahe iſt, kann nur bekennen, daß ſein Genie ſich zumtheil in Güte aufgelöſt habe; das Sonnenfeuer ſeines Geiſtes hat ſich in mildes Purpurlicht beim Untergang verwandelt.

1732.

(Nach 1549.)

1824, 1. (?) October.

Mit Heinrich Heine.

Auf dem Broken ergriff ihn das Verlangen, zur Verehrung Goethe's nach Weimar zu pilgern, und durch ein Billet vom 1. October erbat er ſich eine Audienz bei dem greiſen Dichterfürſten, dem er bereits anderthalb Jahre vorher ſeine Gedichte und Tragödien überſandt hatte. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß dieſer Beſuch für Heine's Selbſtgefühl und Eitelkeit

eine tiefe Demüthigung bedeutete. Nachdem er zu ſeinem Verdruß vermuthlich auf eine Frage Goethe's nach ſeiner Wanderung erzählte, daß die Pflaumen auf dem Wege zwiſchen Jena und Weimar ſehr gut ſchmeckten, richtete Goethe plötzlich die Frage an ihn: ‚Womit beſchäftigen Sie ſich jetzt?' Raſch antwortete der Dichter: „Mit einem Fauſt." Goethe ſtutzte einwenig und fragte in ſpitzigem Tone: ‚Haben Sie weiter keine Geſchäfte in Weimar, Herr Heine?' — Heine empfahl ſich ſchnell.

1733.

(Nach 99.)

1824, 2. November.

Mit v. Müller.

Bei Goethe nur kurze Zeit, da er nicht aufgelegt ſchien; doch ſchilderte er Betty Jacobi ſehr prägnant als eine heitere, kräftige, kluge, von Sentimentalität ganz freie Niederländerin. Jacobi's Briefe könne er, vorerſt wenigſtens, nicht leſen: es zerſtreue ihn nur, rege alte Zuſtände zur Gährung auf, und könne doch zu nichts helfen, zu nichts führen. Jacobi ſei auch ſo ein Hans Dampf geweſen, der mit klugen Frauen ſich in Correſpondenz eingelaſſen, was zu nichts führe.

1734.

(Nach 859.)

1824, 8. November.

Mit v. Müller.

Von 5—6½ bei Goethe im Dunkeln. Seine Zurechtweisung unklarer politischer Urtheile. „Meine Kinder sprechen auch oft wie Neulinge in der Welt, die eben erst von der Confirmation herkommen. Haben nicht vonjeher Abenteurer und Söldlinge aller Nationen sich auf beiden Seiten befunden? Was ist denn nun viel Aufhebens davon zu machen, daß einige Österreicher und Engländer bei den Türken gefunden werden? Die Geschichte sollte doch lehren, daß nichts Neues unter der Sonne geschieht.“ .... Er habe fast vor, eine pragmatische Geschichte der demagogischen Umtriebe auf unsern Universitäten zu schreiben, die erst im zwanzigsten Jahrhundert solle gedruckt werden.

1735.

(Nach 860.)

1824, 16. November.

Mit v. Müller.

Nachmittags bei Goethe, der Wachler's Literaturgeschichte sehr lobte und über die Schäden aller Accomodation sprach, die nothwendig entstehen, wenn man zur Erklärung eines Phänomens ein halbwahres System zugiebt.

1736.

(Nach 959.)

1824, Herbſt.

Mit Caroline v. Wolzogen.

Hat Goethe mit Dir nicht über die Correſpondenz [zwiſchen Schiller und Goethe] geſprochen? Es geht übrigens alles gut. Er ſagte mir: gegen Oſtern werde das Manuſcript fertig ſein und Cotta müſſe noch mehr bezahlen, als er anfangs gedacht. ... Goethe iſt in den beſten Principien über dieſe Dinge.

1737.

(Nach 969.)

Nach 1824.

Mit Chriſtian Schuchardt und allgemeines über Goethe's Geſpräche.

I.

Ich [Robert Springer] ſprach dann über Goethe's Verhältniß zu Zelter und äußerte: ... Zelter müſſe meiner Vermuthung nach der intimſte Freund Goethe's geweſen ſein. Schuchardt wollte das nicht zugeben: Zelter ſei zu einſeitig geweſen. ‚Derjenige', ſagte er, mit welchem Goethe im herzlichſten Einvernehmen ſtand, war Heinrich Meyer.' — „Jedenfalls weil derſelbe in allen Kunſtanſchauungen mit ihm übereinſtimmte." — ‚Ja, aber merkwürdigerweiſe ſtanden ſie ſich deſſen ungeachtet immer gegenüber und hatten ſtets mit einander zu ſtreiten.' — Dieß war mir neu und

widerlegte die oft ausgesprochene Behauptung, daß Goethe sich am liebsten mit unterthänigen Nachschleichern und solchen Leuten umgeben habe, die ihm keinen Widerspruch entgegensetzten.

Auf die eigenen Erfahrungen im Umgang mit Goethe hingelenkt, erzählte mir der alte Herr manche ausdrucksvolle Charakterzüge. ‚Er war ein verdammt liebenswürdiger Kerl!‘ rief er, sich halb vergessend, in seiner treuherzigen thüringischen Mundart aus. ‚Stets war er ruhig, heiter und human; ich habe ihn nie anders gesehen. Mit jedem hatte er Geduld und Nachsicht, selbst mit Kerlen, die ich am liebsten zur Thüre hinausgeworfen hätte. Erst im reiferen Alter wurde es mir klar, weshalb er jeden so ruhig und widerspruchslos anhörte: es lag ihm vorallem daran, die Menschen, mit denen er, wenn auch nur vorübergehend, zu thun hatte, kennen zu lernen, und er wußte wohl, daß dieß am besten dadurch erreicht wird, wenn man das Individuum, anstatt es durch Widerspruch zu verwirren und zu reizen, frei seine Meinung aussprechen läßt. Auch an mir, dem damals noch jungen Mann, hatte er oft Gelegenheit seine Geduld und Nachsicht zu bewähren. Niemals schalt er, wenn ich gegen oder ohne seinen Willen nach meinem eigenen Sinne gehandelt hatte. Er fragte mich nur in größter Ruhe: „Warum haben Sie das gethan?“ und widerlegte mich dann mit wenigen überzeugenden Worten. In seinen Zurechtweisungen war er immer bündig und praktisch und einmal legte er mir selber

ſchien, und ſie mit einigem Troſte und Hofnung belebte.

Ein alter Hausknecht eröfnete die Thüre des alten Gebäudes, in das ſie mit Gewalt eindrangen. Ein jeder ſorgte nun für ſeine Sachen, ſie abzupacken, ſie hereinzuſchaffen. Das meiſte war, wie die Perſonen ſelbſt, tüchtig durchweicht. Bey dem Einen Lichte ging alles ſehr langſam. Im Gebäude ſtieß man ſich, ſtolperte, fiel. Man bat um mehr Lichter, man bat um Feuerung. Der einſylbige Hausknecht ließ mit genauer Noth ſeine Laterne da, ging, und kam nicht wieder.

Nun fing man an das Haus zu durchſuchen, die Thüren aller Zimmer waren offen, groſſe Öfen, gewirkte Tapeten, eingelegte Fußböden waren von ſeiner vorigen Pracht noch übrig; von anderm Hausgeräthe aber nichts zu finden, kein Tiſch, kein Stuhl, kein Spiegel, kaum einige ungeheuere leere Bett-

die Hand auf das Lineal zurecht, als ich mich beim Liniiren ungeschickt benahm. — Ein Dintenfleck auf dem Manuscript war ihm ein Greuel, aber dennoch wurde er niemals unwillig, sondern suchte mich ein-fürallemal durch eine kleine Anekdote zu bessern. „Ich will Ihnen einmal etwas erzählen, junger Mann,“ sagte er bei dieser Gelegenheit; „wenn es dem Herzog von Gotha beim Briefschreiben begegnete, daß die Schleife eines Buchstabens, wie beim h, g u. s. w. in der Dinte zusammenlief, so fing er den Brief von-neuem an.“

b.

Ob Goethe beim Dictiren im Zimmer auf-und-nieder gegangen sei, fragte ich weiter; denn es war für mich von Interesse, zu erfahren, unter welchen äußeren Umständen sich die erhabensten Gedankenfrüchte aus der körperlichen Rinde gelöst hätten. ‚Auf und nieder ging er nicht,‘ war die Antwort; ‚denn dazu fehlte es in dem engen Zimmer an Raum. Goethe ging, wenn er dictirte, um den Tisch herum. Von dieser Art des Dictirens können Sie sich schwerlich eine Vorstellung machen: es floß ihm ohne Unterbrechung, ohne Stockung vom Munde, daß man Mühe hatte, mit der Feder zu folgen. Keine Störung konnte ihn wesentlich irre machen. Es geschah leider oft genug, daß er durch lästige Besuche abgerufen wurde; er zog dann gewöhnlich in der Eile einen blauen Überrock an und begab sich

in das Empfangszimmer. Wenn er aber zurückkehrte, nahm er das Dictat an der Stelle wieder auf, wo er stehen geblieben war, ohne sich die letzten Sätze erst in die Erinnerung zurückrufen zu lassen.'

Dieses geläufige Produciren, meinte ich, sei wol eben daraus zu erklären, daß Goethe schon vor dem Dictiren die Stoffe jahrelang in sich herumgetragen, in seinem Geiste bewegt und theilweise schon völlig ausgearbeitet habe. ‚Freilich wol!' bestätigte Schuchardt. ‚Meyer, gegen den ich mich verwundert darüber aussprach, erzählte mir sogar: Goethe habe ihn auf einer Fahrt von Jena nach Weimar im Wagen ganze Abschnitte aus den „Wahlverwandtschaften", von denen damals noch nichts niedergeschrieben gewesen, so geläufig vorgetragen, als ob er von einem Buche abgelesen habe. Aber es erklärt sich besonders daraus, daß Goethe sich beim Vortrage ganz in die Sache versetzte, alle Vorgänge, die er schilderte, im Geiste miterlebte. Er sprach mit mächtiger Stimme, mit dramatischem Ausdruck, und ich fuhr manchmal zusammen, wenn er, mir zu den „Wanderjahren" dictirend, die Personen drastisch oder pathetisch vorführte. Dabei schien er weder mich noch irgendetwas von seiner alltäglichen Umgebung zu bemerken.'

1738.

(Nach 1807.)

1825, September.

Mit Juſtus Amadeus Leceſ.

Carus .... legte einen Brief des Componiſten Leceſ [ſeinem Briefe] bei, worin dieſer mit Bezug auf das Singſpiel „Jery und Bätely“ ſchrieb: ‚Die beſondere Vorliebe, welche ich für dieſes unvergleichliche Gedicht hege, und die aufmerkſame Betrachtung, die ich demſelben gewidmet, hat mich darin etwas vermiſſen laſſen, was mir zu völliger Befriedigung des Gemüthes am Schluſſe weſentlich ſcheint. Vielleicht iſt es nur ein eigenthümliches Gefühl, aber es war mir immer, als möchte das Werk noch auf genügendere Weiſe ſchließen, wenn wir zuletzt uns davon ſichtlich überzeugt fänden: die endliche Nachgiebigkeit Bätely's habe ihr auch die übrigen Bewohner des Dorfes verſöhnt. Denn dieſe bilden von dem Augenblicke an, wo wir durch den Vater nach dem vergeblichen Hülferuf erfahren, wie ſehr ſie um des Unheils willen, das ihre Sprödigkeit angerichtet, gegen Bätely aufgebracht und erbittert ſind, einen ſtillen Hintergrund des Gemäldes, und wir können uns wol kaum des Wunſches erwehren, dieſer Hintergrund möge zuletzt durch die doch noch zu Hülfe eilenden Sennen fühlbar, und die Liebenswürdigkeit des Mädchens von allen erkannt worden ſein. Wie friſch und kräftig könnte dann nicht ein einſtimmender

Chor der Landleute das Ganze beſchließen! Sie zu dieſem Ende zu Dichtung eines andern Schluſſes zu vermögen, der Ihrer Meiſterhand nur Einen Zug koſten würde, iſt meine ſehr kühne, aber herzlich gutgemeinte Bitte.'

Goethe erhielt den Brief .. am 21. Januar, und ſchon am nächſten Tag ſandte er an Carus den Chor zu „Jery und Bätely", der ſeit der letzthändigen Ausgabe der Werke den Schluß bildet. Der Chor trägt wie der Brief ſelbſt die Unterſchrift des 22. Januar 1825. — Als Lecerf im September 1825 auf der Reiſe nach Aachen, wo ihm die Stelle des ſtädtiſchen Muſikdirectors übertragen war, Goethe beſuchte und für die Willfahrung hinſichtlich dieſer Chordichtung ſeinen Dank ausdrückte, erwiederte jener: „Ich konnte Ihren Wunſch leicht erfüllen: er war ganz vernünftig.'"

1739.

(Nach 1825.)

1825, 8. December.

Mit v. Müller und Meyer.

Bei Goethe mit Meyer. Heftigſte Scene. Mir [v. M.] Chicane, Meyern Leidenſchaftlichkeit vorgeworfen (in der Medaillen-Angelegenheit). Doch alsbaldige Ausgleichung und freundſchaftliches Scheiden.

1740.

(Nach 1015.)

1825, 9. December.

Mit v. Müller.

Nochmaliger heftiger Streit mit Goethe wegen der Instruction für [den Münzgraveur] Brandt, deren Absendung zuletzt erfolgte.

1741.

(Nach 1030.)

1826, 7. Januar.

Mit v. Müller.

Nachmittags bei Goethe, der mich abermals durch Zögern mit Herausgabe des Jenaischen Schreibens, durch Nichtvorzeigung in Dresden acquirirter Zeichnungen, durch das Verlangen von sechs Gratisexemplaren der Jubelbeschreibung vom 3. September und zuletzt durch sein zweideutiges Auftreten ins hintere Zimmer ärgerte.

1742.

(Nach 1029.)

1826, 11. Januar.

Mit v. Müller.

Nach Tisch bei Goethe. Über die eingeschaltete Stelle in Fritschens Rede und Goethe's Ansichten der

Wartburgſache. „Das macht Ihr mir nicht nach, nicht wahr?“ (ſo objectiv zu ſchreiben).

1743.

(Nach 1825.)

1826, 27. Mai.

Mit Caroline v. Wolzogen.

Mit Goethe hatte ich eine Converſation, die ich ſogleich mittheilen muß. Er fing ſelbſt von der Briefherausgabe-Angelegenheit an und ſagte, er glaube den Contract mit Cotta ſehr klug gemacht zu haben. . . . Mit Cotta ſcheint er zu wünſchen, daß die Sache ihm ganz überlaſſen bleibe, wie es anfangs geſetzt war. Es ſei nun gewiß, daß es vier Bände würden, und daß Cotta den Band mit 2000 Thalern bezahle. Dafür, daß er erlaubt, eine kleine Edition mitzumachen, müſſe Cotta noch 2000 Thaler bezahlen. 20000 Exemplare habe er zu machen geſtattet. . . . Von dieſem allen ſei die Hälfte Euer, [Schiller's Erben] alſo für jetzt 5000 Thaler. Über den Termin der erſten Zahlung hat er ſich nicht erklärt; ich wollte auch nicht in ihn dringen, aber nach Johanni kannſt Du [Ernſt v. Schiller] Dich füglicherweiſe einmal bei Auguſt [v. Goethe] erkundigen, wie es damit ſteht. Goethe iſt jetzt ganz auf dem guten Wege. . . . Über Eure Privilegien freute er ſich, und er hoffte, Du würdeſt einen guten Accord machen. Es freute ihn auch ſehr, daß der alte Accord mit 1825 im

Reinen ſei. Wahrſcheinlich hättet Ihr verſäumt, die Anzahl der Auflage für die Taſchenausgabe zu beſtimmen, was Euch freilich Schaden brächte; doch müſſe nun ein Abſchluß gemacht und die Zukunft benutzt werden; man müſſe Cotta zuleibe gehen. . . . Auch das Aufbewahren der Urſchriften als beiderſeitiges Familieneigenthum ſei geſichert: er wolle das Käſtchen bei der Weimarſchen Regierung deponiren.

1744.

(Nach 1815.)

1826. 7. Juni.

Mit v. Müller.

„Was das Ärgerlichſte beim jetzigen Frieren, iſt, daß es gegen die Geſetze des Barometerſtandes iſt, alſo ein geſetzwidriges Frieren."

1745.

(1815. Herbſt.)

1826, 24. Juni.

Mit v. Müller.

Oben im Zimmer ging er noch ein König'ſches Drama [„Ottos Brautfahrt"?] kritiſch durch, welches ihm Coudray mitgetheilt. Imganzen verwarf er es, obſchon er einzelne Schönheiten und Talent des Verfaſſers anerkannte.

1746.

(Nach 1462.)

1826, November oder December.

Mit Jenny v. Pappenheim, nachmals Baronin v. Guſtedt.

Im November 1826 kam ich nach Weimar zurück. Schüchtern, mit hochklopfendem Herzen erſchien ich vor Goethe, der mich und meine Mutter im Aldobrandinizimmer mit großer Freundlichkeit empfing. Ich ſehe ihn noch vor mir: nicht allzu groß und doch größer erſcheinend, als andere, mit jener Jupiterſtirn, die ich am vollendetſten in der von Bettina gezeichneten Statue wiederfinde, die unſer [Weimarer] Muſeum ſchmückt, während ſeine Augen durch Stieler ambeſten wiedergegeben ſind. Auch mich ſehe ich noch im roſa Kleid und grünem Spenzer unter einem großen, runden Hut, heiß erröthend bei ſeinem kräftigen Händedruck. Ich brachte keinen Ton über die Lippen, obgleich er mich, wie er es gern bei jungen Mädchen that, mit ‚Frauenzimmerchen‘ und ‚mein ſchönes Kind‘ ermuthigte; erſt als er lächelnd ſagte: ‚Die Augen werden viel Unheil anrichten,‘ ermannte ich mich zu der verwunderten Frage: „Warum denn gerade Unheil?“

1747.

(Nach 1462.)

1826?

Mit Karl Vogel.

Ich [Julius Schwabe] hatte eines Tages Gelegenheit, mit dem Staatsrath Vogel, der Goethe's Leibarzt

in deſſen letzten Lebensjahren war und von ihm hochgeſchätzt wurde, über Goethe's Herzenseigenſchaften zu ſprechen. Er erzählte mir, daß Goethe, kurz nachdem Vogel ſein Arzt geworden, eines Tages zu ihm geſagt habe: ‚Sie kommen als Arzt wol oft in die Wohnungen des kleinen Mannes; ſollten Sie irgendwo gewahr werden, daß man einer durch Krankheit in unverſchuldete Noth gerathene Familie durch etwas mehr, als ein gewöhnliches Almoſen aufhelfen könnte, ſo theilen Sie es mir mit. Ich bin in ſolchen Fällen gern zu helfen bereit, ſoweit ich es vermag.‘ Kurz darauf war Vogel wieder bei Goethe und ſagte zu ihm: „Excellenz, ich komme ſoeben von einem Kranken, für den ich den, von Ihnen ſo gütig angebotenen Beiſtand in Anſpruch nehmen möchte. Es iſt der Tiſchler N., ein fleißiger braver Mann, der ſeine zahlreiche Familie bisher redlich durchgebracht hat. Jetzt iſt er nach längerer Krankheit der Geneſung nahe, ſieht aber mit ſchwerer Sorge in die Zukunft, da er durch ſeine Krankheit in bittere Noth gerathen iſt.“ Schweigend ging Goethe an ſeinen Schreibtiſch, nahm eine Fünfzehnthalerrolle heraus und legte ſie in Vogel's Hand. ‚Hier iſt, was ich geben kann,‘ ſprach er, ‚ich thue es aber mit der Bitte, daß weder der Tiſchler noch irgend jemand erfahre, wer der Geber iſt. Ihre Vermittlung werde ich Ihnen auch in Zukunft danken, aber ſtets in der Vorausſetzung, daß die Sache unter uns bleibt.‘ Noch oft trat dieſe Vermittlung ein, und nie

thet Vogel eine Fehlbitte, und die Gabe betrug nie weniger, meiſt aber mehr, als fünf Thaler.

1748.

(1093, Nachtrag.)

1827, 1. März.

Mit v. Müller.

Von 4½ bis nach 6 Uhr war ich bei Goethe. Anfangs waren lange Geſprächspauſen, dann war er recht munter und mittheilend. Er ſprach über den ſchlechten Zuſtand der Akademie bei Gelegenheit der Caſſation des Dr. Schenkiſchen Diploms. „Dergleichen iſt kein Vergehen, ſondern eine reine Folge, und die läßt ſich nicht beſtrafen. Es iſt niemanden Ernſt; das ſchlendert ſo hin. Familienconnexionen entſcheiden. Da giebt es amende Kataſtrophen.“

1749.

(Zu 1092.)

1827, 22. April.

Mit Jean Jacques Ampère.

a

Cher père, je suis à Weimar: j'ai vu Goethe, qui m'a reçu à bras ouverts. Tu sais qu'il s'était donné la peine de traduire mes deux premiers articles sur lui. Ayant perdu le manuscrit du second, il l'a retraduit encore une fois pour le prochain numéro de son journal.

ſtellen, alles Schmuckes und alles Nothwendigen beraubt. Die naſſen Koffer und Mantelſäcke wurden zu Sitzen gewählt, ein Theil der müden Wanderer bequemten ſich auf dem Fußboden, Wilhelm hatte ſich auf einige Stufen geſetzt, Mignon lag auf ſeinen Knieen; das Kind war unruhig, und auf ſeine Frage was ihm fehlte? antwortete es: mich hungert! Er fand nichts bey ſich, um das Verlangen des Kindes zu ſtillen, die übrige Geſellſchaft hatte ſich auch aufgezehrt, und er mußte die arme Kreatur ohne Erquickung laſſen. Er blieb bey dem ganzen Vorfalle unthätig, ſtill in ſich gekehrt: denn er war ſehr verdrießlich und grimmig, daß er nicht auf ſeinem Sinne beſtanden und bey dem Wirthshauſe abgeſtiegen ſey, wenn er auch auf dem oberſten Boden hätte ſein Lager nehmen ſollen.

Die übrigen gebährdeten ſich jeder nach

J'ai eu le plaisir de me lire en feuille à mon arrivée à Weimar. J'ai trouvé le grand homme très-bon, très-simple, très-bien portant et très-aimable; il m'a beaucoup parlé de mon père et m'a dit qu'on n'avait ici son appareil.

— — — — — — — — — — —

Me voilà à Weimar, établi pour une quinzaine au moins. Goethe a beaucoup d'admiration pour le ‚Globe', pour ‚Clara Gazul', il m'a parlé avec reconnaissance des bontés distinguées que M. Cuvier a pour, lui et de la ‚lettre charmante' que sa fille lui a écrite.

b.

Je suis arrivé ici à quatre heures de matin.

— — — — — — — — — — —

Mais il faut vous [Madame Recamier] dire un mot de Goethe, que j'ai déjà vu. C'est le plus simple et le plus aimable des hommes. Je m'attendais à quelque raideur, à des habitudes d'idole, qui seraient excusables: pas l'ombre de cela; il m'a parlé français quoique je lui aie offert de parler allemand; j'espère qu'il laissera là cette politesse et que je l'entendrai dans sa langue. Il m'a entretenue des découvertes de mon père, qu'il connait très-bien; de M. Cousin, qu'il admire fort, et du ‚Globe', qu'il goûte beaucoup, de la traduction d'Albert. Je me trouvais ainsi en pays de connaissance. Je n'ai pas découvert chez lui une nuance d'affectation ou de

prétention. Il a la physionomie triste et une expression sereine. A peine arrivé j'ai eu le temps de faire la conquête d'un homme qui me sera très-précieux, parcequ'il est une manière de confident de secrétaire de Goethe. Goethe a désiré que je logeasse là où loge ce monsieur; ainsi je me trouverai naturellement dans l'intimité du grand homme. Tout prend la tournure d'un séjour de deux ou trois semaines.

1750.

(Nach 1691.)

1827, vom 22. April bis 9. Mai.

Mit Ampère.

a.

Cher père, je suis ici très-agréablement; je vois souvent Goethe, j'ai dîné la semaine dernière trois fois chez lui en petit comité, faveur qu'il accorde très-rarement aux étrangers. J'ai pu pénétrer plus avant dans son âme, l'entendre parler plusieurs heures de suite, s'épancher avec une verve et une chaleur qui ont cinquante ans de moins que lui. Ce qu'il y a d'admirable, c'est qu'il est au courant de tout, s'intéresse à tout, est présent à tout; il raconte nos vaudevilles nouveaux comme s'il venait de les voir, sait par coeur les chansons de Béranger; il ne se fait rien en Allemagne sans qu'il y prenne part. Ses traits ressemblent beaucoup au portrait

qu'il a envoyé, à Mlle Cuvier, et que Mme de Goethe, sa belle-fille, m'a donné; mais il faut placer sur ses lèvres sévères, un peu dédaigneuses, le sourire de bonhomie qui y erre sans cesse, et dans ses yeux une flamme extraordinaire qui en jaillit par moments, pour avoir l'idée de Goethe quand il est lui-même, c'est-à-dire en famille. Avec du monde il est plus froid, mais sans raideur dans ses manières. Sa taille est droite comme un jonc; c'est véritablement une nature d'une force prodigieuse.

Je viens de lire ‚Héléna', épisode de la Suite de ‚Faust', qu'il a composé l'hiver passé, à soixante-dix-sept ans, et qui paraitra dans quinze jours avec la première livraison de ses oeuvres complètes. C'est un ouvrage très-extraordinaire, on y trouve des passages d'une puissance d'une grâce incomparable.

b.

Goethe est un homme prodigieux: il est charmant pour moi. Il s'intéresse à tout, a des idées sur tout, de l'admiration pour tout ce qui en peu admettre; et avec sa robe de chambre bien blanche qui lui donne l'air d'un gros mouton blanc, entre son fils, sa belle-fille et ses deux petits enfants, qui jouent avec lui, parlant de Schiller, de leurs communs, de ce que celui-ci voulait faire, de ce qu'il aurait fait, de ses propres ouvrages, de ses intentions,

de ses souvenirs, il est le plus intéressant et le plus aimable des hommes. Il a une conscience naïve de sa gloire qui ne peut déplaire, parce qu'il est occupé des autres talents et véritablement sensible à tout ce qui se fait de bon en tous genres.

A genoux devant Molière et La Fontaine, il admire ‚Athalie' et goûte ‚Bérénice'. A propos du Tasse il prétend avoir fait de grandes recherches et dit que l'histoire se rapproche beaucoup de la manière dont il a traité son sujet. Il soutient que la prison est une conte, ce qui vous fera plaisir; il croit à l'amour du Tasse et à celui de la princesse, mais toujours à distance, toujours romanesque, et sans ces plates et absurdes propositions d'épouser de M. Alex Duval.

J'ai lu en manuscrit un ouvrage très-extraordinaire de lui, qui va paraitre; c'est une épisode ou plutôt un intermède destiné à trouver place dans la suite de ‚Faust' qui n'est pas encore faite. C'est, comme il l'intitule lui même, une fantasmagorie à peu près intraduisible; mais à travers beaucoup de bizarrerie et assez d'obscurité, pleine de profondeur, de poesie et de grâce. Depuis le siège de Troie jusqu'au siège de Missolonghi, la mythologie grecque, le moyen âge, le temps actuel, lord Byron, tout s'y trouve. C'est un rêve d'un grand sens, et cette conception, dans laquelle, bon ou mauvais, tout est créé, est sortie d'une tête presque octogénaire.

1751.

(Nach 1098.)

1827, etwa 20. Mai.

Mit Ampère.

J'ai enfin quitté Weimar; Goethe m'a donné sa médaille, m'a embrassé et je suis parti tout attendri. La dernière heure, que nous avons passé ensemble avait vraiment quelque chose de solennel et de touchant. Nous étions assis sur le même banc, dans le jardin d'une petite maison rustique d'où l'on a la vue du parc, et où il a écrit ‚Iphigénie' il y a quarante ans. Tous les arbres ont été plantés par lui; c'est sous ces arbres que nous étions assis et que nous regardions le parc, éclairé par la lumière du soir .... Il était serein, gai même, me parlant, avec beaucoup de finesse et cette legère ironie, qui lui va si bien, des moeurs de mes Chinois, à propos du roman de M. Abel Rémusat, racontant d'autres romans chinois qu'il a lus il y a un demi-siècle, et dont les incidents lui sont présents.

1752.

(1112, Schluß.)

1827, 12. Auguſt.

Mit v. Müller.

Von Bernhard's [Prinz von S.-Weimar] Reiſe ſagte er: „Sie quält ſich zu lange am Anfang an den engliſchen Küſten herum; ich hätte gleich in media re mit Boſton angefangen."

1753.

(1113. Ergänzung.*)

1827, 23. Auguſt.

Mit v. Müller.

„Nichts iſt mir fataler," — äußerte er auch — „als wenn die Leute ſagen: Sie ſehen wohl aus, oder beſſer wie das vorige Mal. Welch' alberne Anmaßung, ſofort abnehmen zu wollen, wie es einem zumuthe iſt."

1754.

(1114b).

1827, 25. Auguſt.

Bei Goethe zu Tiſch.

Nach Tiſch bei Goethe, wo ich [v. Müller], Parthey, Conta, Vogel und Eckermann noch bei Tiſch traf.... Goethe machte artige Späße über das Abfüttern ſeiner Enkel, denen er ſtets den Magen zu verderben beſchuldigt werde.

1755.

(Nach 1114.)

1827, 28. Auguſt.

Mit Ludwig König von Bayern.

Ein ſchnelles Beförderungsmittel iſt die Eiſenbahn, — ſchreibt er [der König] am 8. Juni 1854 an Martin Wagner — um von einem Ort an einen andern verſetzt

*) Ergänzung zu VI, 174. Z. 3 v. u. nach „an".

zu werden, aber das Innere der Städte umgeht ſie, als wenn ſie nicht beſtänden, und vom Genuß der ſchönen Natur nicht mehr die Rede kann ſein, ... einer eingepackten, willenloſen Waare gleich ſchießt durch die ſchönſten Naturſchönheiten der Menſch; Länder lernt er keine mehr kennen. „Der Duft der Pflaume iſt weg!“ äußerte mir bereits 1827 Goethe, und doch gab es damalen in Deutſchland keine Eiſenbahnen.

1756.

(1122. Schluß *)

1827, 7. September.

Mit v. Müller.

Viel über den Plan des Gedichtes, das ich an den König machen mußte, und über den Brief, der vorhergehen ſollte. In jenem keine Reflexion, keine Sentiments: reine, glanzvolle Schilderung der Perſönlichkeiten, der Orte, Zuſtände.

1757.

(Nach 1125.)

1827, 15. September.

Mit Salomo Munk.

Eine geraume Zeit ging ich vor Goethe's Hauſe auf und ab, um ihn vielleicht am Fenſter zu ſehen;

*) Der Schluß ſetzt ein „Geſpräche“ VI, 199. Z. 6 nach „mußten“. Das folgende „Darauf“ — „auszuſprechen“ gehört unter den 9. September.

da es aber nicht gelingen wollte, ſo ließ ich mich nachmittags um fünf Uhr bei ihm melden mit der Bitte, ihn einige Augenblicke ſprechen zu dürfen. Ich hatte das ſeltene Glück, ſogleich vorgelaſſen zu werden, und Goethe unterhielt ſich eine Zeit lang mit mir über meine [orientaliſchen] Studien, ſprach mit vieler Freundlichkeit und Aufmunterung und entließ mich mit vielen Wünſchen für den glücklichen Erfolg meiner Bemühungen.

1758.

(Nach 1134.)

1827, 2. (?) November.

Mit Alfred Nicolovius.

Als ich — ſchreibt er [Nicolovius] darüber im April 1881 an den Herausgeber dieſes Bandes [v. Loeper] — Goethe perſönlich dieſen Beleg, [wonach das in Goethe's Werken ſtehende Gedicht von J. G. Jacobi war,] vorlegte, ſchlug er das Gedicht in ſeinen Werken auf, ergriff ein Lineal und eine Feder und ſtrich es mit einem beinahe feierlichen „Suum cuique“ aus.

1759.

(Nach 1139.)

1827?

Mit Jenny v. Pappenheim.

Dann [nach 1826] verging ein Jahr, wo ich Goethe nur bei ſeinen Abendgeſellſchaften und zu ſeiner Geburtstagsfeier ſah; er hat mir jungem Ding aber immer

ſo imponirt, daß ich vor ihm eigentlich nie ich ſelbſt war, ſondern eine Seele, die mit auf der Bruſt gekreuzten Armen zu ihm emporſah. Ich hielt den Athem an, wenn ich ihn ſprechen hörte und glaubte vergehen zu müſſen vor Scham, als er meine Mutter einmal frug: ‚Was treibt denn eigentlich die ſchöne Kleine?‘ Meine Nichtigkeit drückte mich von da an ſo ſehr, daß ich manche Stunde der Nacht wachend zubrachte, alle Bücher, deren ich habhaft werden konnte, ummich herum.

— — — — — — — — — — — — — — —

Einſt, an einem Sonntag, kam ich aus der Kirche. Ottilie [v. Goethe] war nicht in ihrer Stube; ich hatte mein Püppchen [Alma v. Goethe] und ſpielte mit ihm. Plötzlich trat ein junger Mann herein, ſah uns betroffen an, wirbelte ſeltſam im Zimmer umher, ſodaß ich ganz ängſtlich wurde. Als Ottilie auf mein Rufen erſchien, entpuppte er ſich als junger Engländer, namens Thiſtelswaite, der an Goethe empfohlen war, und den er heraufgeſchickt hatte. Er frug nach ihm, und Ottilie erzählte von ſeinem auffälligen Benehmen, worauf Goethe lächelnd ſagte: ‚Wer ſo ſchöne Freundinnen hat, muß für Schleier ſorgen?‘

1760.

(Nach 1139.)

Vor 1828.

Weinprobe.

Er ... war im Punkte des Weinverſtandes ein ungewöhnlich feiner Kenner. Eine glänzende Probe hiervon

legte er bei einem Diner ab, zu welchem der Großherzog Karl August einen kleinen Kreis um sich versammelt hatte. Beim Nachtisch, nachdem schon mehrere gute Sorten geprüft worden waren, bat der Hofmarschall von Spiegel den Großherzog um die Erlaubniß, einen Wein ohne Namen auftragen zu lassen. Ein Rothwein wurde herumgereicht, gekostet und recht gut befunden. Mehrere der Herren von der Tafelrunde erklärten ihn für Burgunder, nur war man über die specielle Sorte dieses edlen Gewächses nicht einig. Da aber bewährte Weinzungen, darunter die des Großherzogs, die Diagnose auf Burgunder gestellt hatten, so wurde dieselbe einstimmig angenommen. Nur Goethe kostete, und kostete wieder, schüttelte das Haupt und setzte das geleerte Glas nachdenklich auf den Tisch. ‚Excellenz scheinen anderer Ansicht zu sein,' sagte der Hofmarschall; ‚darf ich fragen, welchen Namen Sie dem Weine geben?' „Der Wein ist mir durchaus unbekannt," erwiederte Goethe, „aber für Burgunder halte ich ihn nicht. Eher sollte ich meinen, es sei ein gut gelesener Jenenser, der einezeitlang auf einem Madeirafaß gelegen hat." ‚Und so ist es inderthat,' bestätigte der Hofmarschall.

ſeiner Art. Einige hatten einen Haufen altes Gehölz in einen ungeheuren Kamin des Saals geſchaft und zündeten, mit großem Jauchzen, den Scheiterhaufen an. Unglücklicherweiſe ward auch dieſe Hoffnung ſich zu trocknen und zu wärmen auf das ſchrecklichſte getäuſcht, denn dieſer Kamin ſtand nur zur Zierde da, und war von oben herein vermauert, der Dampf trat ſchnell zurück und erfüllte auf einmal die Zimmer; das dürre Holz ſchlug raſſelnd in Flammen auf, und auch die Flamme ward herausgetrieben, der Zug, der durch die zerbrochenen Fenſterſcheiben drang, gab ihr eine unſtäte Richtung, man fürchtete das Schloß anzuzünden, mußte das Feuer auseinander ziehen, austreten, dämpfen, der Rauch vermehrte ſich, der Zuſtand wurde unerträglicher, man kam der Verzweiflung nahe.

Wilhelm war vor dem Rauch in ein ent-

1761.

(Nach 1163.)

1828, 8. October.

Mit Jenny v. Pappenheim u. a.

Zu Ehren Tiecks — Vater, Mutter, zwei Töchter ... — waren oben [bei Auguſt und Ottilie] und unten Feſte. Goethe ſah die Familie zuerſt bei ſich zu Tiſch; ich war zwar nicht gewünſcht, erlaubte mir aber mit dem Vorrecht der Jugend nachher in das Allerheiligſte einzudringen, um Tiecks zu Ottilie zu geleiten, während der alte Herr andere Gäſte empfing. Es kam auf Walter Scott die Rede, welchen er ſehr ſchätzt, was meinem engliſch empfindenden Herzen ſehr wohl that, nur wagte ich die Einwendung, daß The fair maid of Perth nicht immer allzu unterhaltend ſei, worauf mir ein ſtrafender Seitenblick und ein „Die Kinder wollen eben immer noch bunte Bilderbücher“ zutheil wurde.

1762.

(Nach 1164.)

1828, 9. October.

Mit Jenny v. Pappenheim.

Einige Tage*) ſpäter war Thee bei Ottilie. Man ſtand umher, ſprach mit gedämpfter Stimme, ſah ſich bei jedem Geräuſch erſchrocken nach der Thür um, als

*) Irrig ſtatt: „einen Tag“.

ob eine Geiſtererſcheinung erwartet würde, aber ſie kam nicht, Ottilie ſollte ſie heraufbeſchwören, doch die irdiſchen wie die himmliſchen Geiſter ſind eigenſinnig. Man wurde unruhig. Tieck wechſelte die Farbe, biß ſich auf die Lippen, immer häufiger flogen die unſichtbaren Engel durch's Zimmer. Ich wandte mich an Eckermännchen, der ſtill in einer Ecke ſtand und eben ſein unvermeidliches Notizbuch einſteckte. ‚Er will nicht,‘ ſagte er. Da nahm ich meinen Muth zuſammen und ging hinunter. Die erſten Stufen lief ich, die letzten ſchlich ich nur langſam; denn ich fürchtete mich doch etwas und wäre faſt ſchon umgekehrt, wenn ich mich nicht vor Friedrich geſchämt hätte. Er wollte mich nicht melden; ich ſollte nur ſo hineingehen, meinte er.

Goethe ſtand am Schreibpult im langen, offenen Hausrock, einen Haufen alter Schriften vor ſich. Er bemerkte mich nicht; ich ſagte ſchüchtern: „Guten Abend!“ Er drehte den Kopf, ſah mich groß an, räuſperte ſich, — das deutlichſte Zeichen unterdrückten Zornes. Ich hob bittend die Hände. „‚Was will das Frauenzimmerchen?‘“ brummte er. „Wir warten auf den Herrn Geheimrath und Tieck —“ — „‚Ach was!‘“ polterte der alte Herr; „‚Glaubt Sie, kleines Mädchen, daß ich zu jedem laufe, der wartet? Was würde dann aus dem da?‘“ und damit zeigt er auf die offenen Bogen; „‚wenn ich todt bin, macht's keiner. Sagen Sie das droben der Sippſchaft. Guten Abend.‘“ Ich zitterte beim Klang der immer mächtiger anſchwellenden

Stimme, ſagte leiſe „Guten Abend!“ Doch es mochte wol ſehr traurig geklungen haben; denn Goethe rief mich zurück, ſah mich freundlich an und ſprach mit ganz verändertem Tonfall: „‚Ein Greis, der noch arbeiten will, darf nicht jedem zu Gefallen ſeinen Willen umſtimmen; thut er's, ſo wird er der Nachwelt gar nicht gefallen. Gehen Sie, Kind! Ihre frohe Jugend wird denen da oben beſſer behagen, als heut Abend mein nachdenkliches Alter.‘“

1763.

(Nach 1169.)

1828, 23. October.

Mit Johann Peter Eckermann.

Goethe ſprach heute mit großer Anerkennung über eine kleine Schrift des Kanzlers, die den Großherzog Karl Auguſt zum Gegenſtande hat und das thatenreiche Leben dieſes ſeltenen Fürſten in gedrängter Kürze vorüberführt.

„Die kleine Schrift iſt wirklich ſehr gelungen,“ ſagte Goethe, „das Material mit großer Umſicht und großem Fleiß zuſammengebracht, ſodann alles vom Hauch der innigſten Liebe beſeelt, und zugleich die Darſtellung ſo knapp und kurz, daß That auf That ſich drängt und bei dem Anblick einer ſolchen Fülle von Leben und Thun es uns zu Muthe wird, als würden wir von einem geiſtigen Schwindel ergriffen. Der Kanzler hat ſeine Schrift auch nach Berlin geſchickt und darauf

vor einiger Zeit einen höchſt merkwürdigen Brief von Alexander von Humboldt erhalten, den er nicht ohne tiefe Rührung habe leſen können. Humboldt war dem Großherzog während eines langen Lebens auf das innigſte befreundet, welches freilich nicht zu verwundern, indem die reich angelegte tiefe Natur des Fürſten immer nach neuem Wiſſen bedürftig und gerade Humboldt der Mann war, der bei ſeiner großen Univerſalität auf jede Frage die beſte und gründlichſte Antwort immer bereit hatte.

„Nun fügte es ſich in der That wunderbar, daß der Großherzog gerade die letzten Tage vor ſeinem Tode in Berlin in faſt beſtändiger Geſellſchaft mit Humboldt verleben, und daß er über manches wichtige Problem, was ihm am Herzen lag, noch zuletzt von ſeinem Freunde Aufſchluß erhalten konnte; und wiederum war es nicht ohne höhere günſtige Einwirkung, daß einer der größten Fürſten, die Deutſchland je beſeſſen, einen Mann wie Humboldt zum Zeugen ſeiner letzten Tage und Stunden hatte. Ich habe mir von dem Briefe eine Abſchrift nehmen laſſen und will Ihnen doch einiges daraus mittheilen.“

Goethe ſtand auf und ging zu ſeinem Pult, wo er den Brief nahm und ſich wieder zu mir an den Tiſch ſetzte. Er las eine Weile im ſtillen. Ich ſah Thränen in ſeinen Augen. „Leſen Sie es für ſich,“ ſagte er dann, indem er mir den Brief zureichte. Er ſtand auf und ging im Zimmer auf und ab, während ich las.

Ich gab Goethen über dieſen herrlichen Brief meine innige Freude zu erkennen. „Sie ſehen,“ ſagte Goethe, „was für ein bedeutender Menſch er war. Aber wie gut iſt es von Humboldt, daß er dieſe wenigen letzten Züge aufgefaßt, die wirklich als Symbol gelten können, worin die ganze Natur des vorzüglichſten Fürſten ſich ſpiegelt. Ja, ſo war er! Ich kann es am beſten ſagen, denn es kannte ihn im Grunde niemand ſo durch und durch wie ich ſelber. Iſt es aber nicht ein Jammer, daß kein Unterſchied iſt und daß auch ein ſolcher Menſch ſo früh dahin muß? Nur ein lumpiges Jahrhundert länger, und wie würde er an ſo hoher Stelle ſeine Zeit vorwärts gebracht haben! — Aber wiſſen Sie was? Die Welt ſoll nicht ſo raſch zum Ziele als wir denken und wünſchen. Immer ſind die retardirenden Dämonen da, die überall dazwiſchen- und überall entgegentreten, ſodaß es zwar im ganzen vorwärts geht, aber ſehr langſam. Leben Sie nur fort, und Sie werden ſchon finden, daß ich recht habe.“

„„Die Entwickelung der Menſchheit,““ ſagte ich, „„ſcheint auf Jahrtauſende angelegt.““

„Wer weiß,“ erwiderte Goethe, „vielleicht auf Millionen! Aber laß die Menſchheit dauern ſo lange ſie will, es wird ihr nie an Hinderniſſen fehlen, die ihr zu ſchaffen machen, und nie an allerlei Noth, damit ſie ihre Kräfte entwickele. Klüger und einſichtiger wird ſie werden, aber beſſer, glücklicher und

thatkräftiger nicht oder doch nur auf Epochen. Ich ſehe die Zeit kommen, wo Gott keine Freude mehr an ihr hat und er abermals alles zuſammenſchlagen muß zu einer verjüngten Schöpfung. Ich bin gewiß, es iſt alles danach angelegt, und es ſteht in der fernen Zukunft ſchon Zeit und Stunde feſt, wann dieſe Verjüngungsepoche eintritt. Aber bis dahin hat es ſicher noch gute Weile, und wir können noch Jahrtauſende und aber Jahrtauſende auf dieſer lieben alten Fläche, wie ſie iſt, allerlei Spaß haben."

Goethe war in beſonders guter, erhöhter Stimmung. Er ließ eine Flaſche Wein kommen, wovon er ſich und mir einſchenkte. Unſer Geſpräch ging wieder auf den Großherzog Karl Auguſt zurück.

„Sie ſehen," ſagte Goethe, „wie ſein außerordentlicher Geiſt das ganze Reich der Natur umfaßte. Phyſik, Aſtronomie, Geognoſie, Meteorologie, Pflanzen und Thierformen der Urwelt, und was ſonſt dazu gehört, er hatte für alles Sinn und für alles Intereſſe. Er war achtzehn Jahre alt, als ich nach Weimar kam, aber ſchon damals zeigten ſeine Keime und Knospen, was einſt der Baum ſein würde. Er ſchloß ſich bald auf das innigſte an mich an und nahm an allem, was ich trieb, gründlichen Antheil. Daß ich faſt zehn Jahre älter war als er, kam unſerm Verhältniß zugute. Er ſaß ganze Abende bei mir in tiefen Geſprächen über Gegenſtände der Kunſt und Natur und was ſonſt allerlei Gutes vorkam. Wir ſaßen oft tief in die

Nacht hinein, und es war nicht ſelten daß wir nebeneinander auf meinem Sofa einſchliefen. Funfzig Jahre lang haben wir es miteinander fortgetrieben, und es wäre kein Wunder wenn wir es endlich zu etwas gebracht hätten."

„Eine ſo gründliche Bildung," ſagte ich, „wie ſie der Großherzog gehabt zu haben ſcheint, mag bei fürſtlichen Perſonen ſelten vorkommen."

„Sehr ſelten!" erwiderte Goethe. „Es giebt zwar viele, die fähig ſind über alles ſehr geſchickt mitzureden; aber ſie haben es nicht im Innern und krabbeln nur an den Oberflächen. Und es iſt kein Wunder, wenn man die entſetzlichen Zerſtreuungen und Zerſtückelungen bedenkt, die das Hofleben mit ſich führt und denen ein junger Fürſt ausgeſetzt iſt. Von allem ſoll er Notiz nehmen. Er ſoll ein bißchen das kennen und ein bißchen das, und dann ein bißchen das und wieder ein bißchen das. Dabei kann ſich aber nichts ſetzen und nichts Wurzel ſchlagen, und es gehört der Fonds einer gewaltigen Natur dazu, um bei ſolchen Anforderungen nicht in Rauch aufzugehen. Der Großherzog war freilich ein geborener großer Menſch, womit alles geſagt und alles gethan iſt."

„Bei allen ſeinen höhern wiſſenſchaftlichen und geiſtigen Richtungen," ſagte ich, „ſcheint er doch auch das Regieren verſtanden zu haben."

„Er war ein Menſch aus dem Ganzen," erwiderte Goethe, „und es kam bei ihm alles aus einer einzigen

großen Quelle. Und wie das Ganze gut war, so war das Einzelne gut, er mochte thun und treiben was er wollte. Übrigens kamen ihm zur Führung des Regiments besonders drei Dinge zu ſtatten. Er hatte die Gabe, Geiſter und Charaktere zu unterſcheiden und jeden an ſeinen Platz zu ſtellen. Das war ſehr viel. Dann hatte er noch etwas, was ebenſo viel war, wo nicht noch mehr: er war beſeelt von dem edelſten Wohlwollen, von der reinſten Menſchenliebe, und wollte mit ganzer Seele nur das Beſte. Er dachte immer zuerſt an das Glück des Landes und ganz zuletzt erſt ein wenig an ſich ſelber. Edeln Menſchen entgegenzukommen, gute Zwecke befördern zu helfen, war ſeine Hand immer bereit und offen. Es war in ihm viel Göttliches. Er hätte die ganze Menſchheit beglücken mögen. Liebe aber erzeugt Liebe. Wer aber geliebt iſt, hat leicht regieren.

Und drittens: er war größer als ſeine Umgebung. Neben zehn Stimmen, die ihm über einen gewiſſen Fall zu Ohren kamen, vernahm er die elite, beſſere in ſich ſelber. Fremde Zuflüſterungen glitten an ihm ab, und er kam nicht leicht in den Fall, etwas Unfürſtliches zu begehen, indem er das zweideutig gemachte Verdienſt zurückſetzte und empfohlene Lumpe in Schutz nahm. Er ſah überall ſelber, urtheilte ſelber und hatte in allen Fällen in ſich ſelber die ſicherſte Baſis. Dabei war er ſchweigſamer Natur, und ſeinen Worten folgte die Handlung."

„Wie leid thut es mir," ſagte ich, „daß ich nicht viel mehr von ihm gekannt habe als ſein Äußeres; doch das hat ſich mir tief eingeprägt. Ich ſehe ihn noch immer auf ſeiner alten Droſchke, im abgetragenen grauen Mantel und Militärmütze und eine Cigarre rauchend, wie er auf die Jagd fuhr, ſeine Lieblingshunde nebenher. Ich habe ihn nie anders fahren ſehen als auf dieſer unanſehnlichen alten Droſchke, auch nie anders als zweiſpännig. Ein Gepränge mit ſechs Pferden und Röcke mit Ordensſternen ſcheint nicht ſehr nach ſeinem Geſchmack geweſen zu ſein."

„Das iſt," erwiderte Goethe, „jetzt bei Fürſten überhaupt kaum mehr an der Zeit. Es kommt jetzt darauf an, was einer auf der Wage der Menſchheit wiegt; alles übrige iſt eitel. Ein Rock mit dem Stern und ein Wagen mit ſechs Pferden imponirt nur noch allenfalls der rohſten Maſſe, und kaum dieſer. Übrigens hing die alte Droſchke des Großherzogs kaum in Federn. Wer mit ihm fuhr, hatte verzweifelte Stöße auszuhalten. Aber das war ihm eben recht. Er liebte das Derbe und Unbequeme und war ein Feind aller Verweichlichung."

„Spuren davon," ſagte ich, „ſieht man ſchon in Ihrem Gedicht ‚Ilmenau', wo Sie ihn nach dem Leben gezeichnet zu haben ſcheinen."

„Er war damals ſehr jung," erwiderte Goethe; „doch ging es mit uns freilich etwas toll her. Er war wie ein edler Wein, aber noch in gewaltiger

Gärung. Er wußte mit seinen Kräften nicht wo hinaus, und wir waren oft sehr nahe am Halsbrechen. Auf Parforcepferden über Hecken, Gräben und durch Flüsse, und bergauf bergein sich tagelang abarbeiten, und dann Nachts unter freiem Himmel kampiren, etwa bei einem Feuer im Walde: das war nach seinem Sinne. Ein Herzogthum geerbt zu haben, war ihm nichts, aber hätte er sich eins erringen, erjagen und erstürmen können, das wäre ihm etwas gewesen.

Das Ilmenauer Gedicht," fuhr Goethe fort, „enthält als Episode eine Epoche, die im Jahre 1783, als ich es schrieb, bereits mehrere Jahre hinter uns lag, sodaß ich mich selber darin als eine historische Figur zeichnen und mit meinem eigenen Ich früherer Jahre eine Unterhaltung führen konnte. Es ist darin, wie Sie wissen, eine nächtliche Scene vorgeführt, etwa nach einer solchen halsbrechenden Jagd im Gebirge. Wir hatten uns am Fuße eines Felsens kleine Hütten gebaut und mit Tannenreisern gedeckt, um darin auf trockenem Boden zu übernachten. Vor den Hütten brannten mehrere Feuer, und wir kochten und brieten was die Jagd gegeben hatte. Knebel, dem schon damals die Tabakspfeife nicht kalt wurde, saß dem Feuer zunächst und ergötzte die Gesellschaft mit allerlei trockenen Späßen, während die Weinflasche von Hand zu Hand ging. Seckendorff, der schlanke mit den langen feinen Gliedern, hatte sich behaglich am Stamm eines Baumes hingestreckt und summte allerlei Poetisches. Abseits in

ferntes Zimmer gewichen, wohin ihm bald Mignon folgte und einen wohlgekleideten Bedienten, der eine hohe hellbrennende, doppelt erleuchtete Laterne trug, hereinführte; dieser wendete sich an Wilhelmen, und indem er ihm auf einem schönen porzelanenen Teller Konfekt und Früchte überreichte, sagte er: dieß schickt Ihnen das junge Frauenzimmer von drüben, mit der Bitte, zur Gesellschaft zu kommen, sie läßt sagen, setzte der Bediente mit einer leichtfertigen Mine hinzu: es gehe ihr sehr wohl, und sie wünsche ihre Zufriedenheit mit ihren Freunden zu theilen.

Wilhelm erwartete nichts weniger als diesen Antrag, denn er hatte Philinen, seit dem Abentheuer der steinernen Bank, mit entschiedener Verachtung begegnet, und war so fest entschlossen, keine Gemeinschaft mehr mit ihr zu haben, daß er im Begriff stand, die süße Gabe wieder zurück zu schicken, als

ein

einer ähnlichen kleinen Hütte lag der Herzog im tiefen Schlaf. Ich ſelber ſaß davor, bei glimmenden Kohlen, in allerlei ſchweren Gedanken, auch in Anwandlungen von Bedauern über mancherlei Unheil, das meine Schriften angerichtet. Knebel und Seckendorff erſcheinen mir noch jetzt gar nicht ſchlecht gezeichnet, und auch der junge Fürſt nicht in dieſem düſtern Ungeſtüm ſeines zwanzigſten Jahres:

Der Vorwitz lockt ihn in die Weite,
Kein Fels iſt ihm zu ſchroff, kein Steg zu ſchmal,
Der Unfall lauert an der Seite
Und ſtürzt ihn in den Arm der Qual.
Dann treibt die ſchmerzlich überſpannte Regung
Gewaltſam ihn bald da, bald dort hinaus,
Und von unmuthiger Bewegung
Ruht er unmuthig wieder aus.
Und düſter wild an heitern Tagen,
Unbändig ohne froh zu ſein,
Schlägt er, an Seel' und Leib verwundet und zerſchlagen,
Auf einem harten Lager ein.

So war er ganz und gar. Es iſt darin nicht der kleinſte Zug übertrieben. Doch aus dieſer Sturm- und Drangperiode hatte ſich der Herzog bald zu wohlthätiger Klarheit durchgearbeitet, ſodaß ich ihn zu ſeinem Geburtstage im Jahre 1783 an dieſe Geſtalt ſeiner frühern Jahre ſehr wohl erinnern mochte.

Ich leugne nicht, er hat mir anfänglich manche Noth und Sorge gemacht. Doch ſeine tüchtige Natur reinigte ſich bald und bildete ſich bald zum Beſten.

ſodaß es eine Freude wurde, mit ihm zu leben und zu wirken."

„Sie machten," bemerkte ich, „in dieſer erſten Zeit mit ihm eine einſame Reiſe durch die Schweiz."

„Er liebte überhaupt das Reiſen," erwiderte Goethe; „doch war es nicht ſowohl um ſich zu amuſiren und zu zerſtreuen, als um überall die Augen und Ohren offen zu haben und auf allerlei Gutes und Nützliches zu achten, das er in ſeinem Lande einführen könnte. Ackerbau, Viehzucht und Induſtrie ſind ihm auf dieſe Weiſe unendlich viel ſchuldig geworden. Überhaupt waren ſeine Tendenzen nicht perſönlich, egoiſtiſch, ſondern rein produktiver Art, und zwar produktiv für das allgemeine Beſte. Dadurch hat er ſich denn auch einen Namen gemacht, der über dieſes kleine Land weit hinausgeht."

„Sein ſorgloſes einfaches Äußere," ſagte ich, „ſchien anzudeuten, daß er den Ruhm nicht ſuche, und daß er ſich wenig aus ihm mache. Es ſchien als ſei er berühmt geworden ohne ſein weiteres Zuthun, bloß wegen ſeiner ſtillen Tüchtigkeit."

„Es iſt damit ein eigenes Ding," erwiderte Goethe. „Ein Holz brennt, weil es Stoff dazu in ſich hat, und ein Menſch wird berühmt, weil der Stoff dazu in ihm vorhanden. Suchen läßt ſich der Ruhm nicht, und alles Jagen danach iſt eitel. Es kann ſich wohl jemand durch kluges Benehmen und allerlei künſtliche Mittel eine Art von Namen machen; fehlt aber dabei

das innere Juwel, ſo iſt es eitel und hält nicht auf den andern Tag.

Ebenſo iſt es mit der Gunſt des Volks. Er ſuchte ſie nicht und that den Leuten keineswegs ſchön; aber das Volk liebte ihn, weil es fühlte, daß er ein Herz für ſie habe."

Goethe erwähnte ſodann die übrigen Glieder des großherzoglichen Hauſes, und wie durch alle der Zug eines edeln Charakters gehe. Er ſprach über die Herzensgüte des jetzigen Regenten, über die großen Hoffnungen, zu denen der junge Prinz berechtige, und verbreitete ſich mit ſichtbarer Liebe über die ſeltenen Eigenſchaften der jetzt regierenden hohen Fürſtin, welche im edelſten Sinne große Mittel verwende, um überall Leiden zu lindern und gute Keime zu wecken. „Sie iſt von jeher für das Land ein guter Engel geweſen," ſagte er, „und wird es mehr und mehr, je länger ſie ihm verbunden iſt. Ich kenne die Großherzogin ſeit dem Jahre 1805 und habe Gelegenheit in Menge gehabt, ihren Geiſt und Charakter zu bewundern. Sie iſt eine der beſten und bedeutendſten Frauen unſerer Zeit und würde es ſein, wenn ſie auch keine Fürſtin wäre. Und das iſt's eben, worauf es ankommt, daß wenn auch der Purpur abgelegt worden, noch ſehr viel Großes, ja eigentlich noch das Beſte übrigbleibe."

Wir ſprachen ſodann über die Einheit Deutſchlands, und in welchem Sinne ſie möglich und wünſchenswert.

„Mir iſt nicht bange," ſagte Goethe, „daß Deutſchland

nicht eins werde; unſere guten Chauſſeen und künftigen Eiſenbahnen werden ſchon das Ihrige thun. Vor allem aber ſei es eins in Liebe untereinander, und immer ſei es eins gegen den auswärtigen Feind; es ſei eins, daß der deutſche Thaler und Groſchen im ganzen Reiche gleichen Werth habe; eins, daß mein Reiſekoffer durch alle ſechsunddreißig Staaten ungeöffnet paſſiren könne. Es ſei eins, daß der ſtädtiſche Reiſepaß eines weimariſchen Bürgers von dem Grenzbeamten eines großen Nachbarſtaats nicht für unzulänglich gehalten werde, als der Paß eines Ausländers. Es ſei von Inland und Ausland unter deutſchen Staaten überall keine Rede mehr. Deutſchland ſei ferner eins in Maß und Gewicht, in Handel und Wandel, und hundert ähnlichen Dingen, die ich nicht alle nennen kann und mag.

Wenn man aber denkt, die Einheit Deutſchlands beſtehe darin, daß das ſehr große Reich eine einzige große Reſidenz habe, und daß dieſe eine große Reſidenz wie zum Wohl der Entwickelung einzelner großer Talente, ſo auch zum Wohl der großen Maſſe des Volks gereiche, ſo iſt man im Irrthum.

Man hat einen Staat wohl einem lebendigen Körper mit vielen Gliedern verglichen, und ſo ließe ſich wohl die Reſidenz eines Staates dem Herzen vergleichen, von welchem aus Leben und Wohlſein in die einzelnen nahen und fernen Glieder ſtrömt. Sind aber die Glieder ſehr ferne vom Herzen, ſo wird das zuſtrömende Leben

ſchwach und immer ſchwächer empfunden werden. Ein geiſtreicher Franzoſe, ich glaube Dupin, hat eine Karte über den Kulturzuſtand Frankreichs entworfen und die größere oder geringere Aufklärung der verſchiedenen Departements mit hellern oder dunklern Farben zur Anſchauung gebracht. Da finden ſich nun beſonders in ſüdlichen, weit von der Reſidenz entlegenen Provinzen einzelne Departements, die in ganz ſchwarzer Farbe daliegen, als Zeichen einer dort herrſchenden großen Finſterniß. Würde das aber wohl ſein, wenn das ſchöne Frankreich ſtatt des einen großen Mittelpunktes zehn Mittelpunkte hätte, von denen Licht und Leben ausginge?

Wodurch iſt Deutſchland groß als durch eine bewundernswürdige Volkskultur, die alle Theile des Reichs gleichmäßig durchdrungen hat? Sind es aber nicht die einzelnen Fürſtenſitze, von denen ſie ausgeht und welche ihre Träger und Pfleger ſind? Geſetzt, wir hätten in Deutſchland ſeit Jahrhunderten nur die beiden Reſidenzſtädte Wien und Berlin, oder gar nur eine, da möchte ich doch ſehen, wie es um die deutſche Kultur ſtände, ja auch um einen überall verbreiteten Wohlſtand, der mit der Kultur Hand in Hand geht.

Deutſchland hat über zwanzig im ganzen Reiche vertheilte Univerſitäten und über hundert ebenſo verbreitete öffentliche Bibliotheken, an Kunſtſammlungen und Sammlungen von Gegenſtänden aller Naturreiche gleichfalls eine große Zahl; denn jeder Fürſt hat dafür

geſorgt, dergleichen Schönes und Gutes in ſeine Nähe heranzuziehen. Gymnaſien und Schulen für Technik und Induſtrie ſind im Überfluß da, ja es iſt kaum ein deutſches Dorf, das nicht ſeine Schule hätte. Wie ſteht es aber um dieſen letzten Punkt in Frankreich?

Und wiederum die Menge deutſcher Theater, deren Zahl über ſiebzig hinausgeht, und die doch auch als Träger und Beförderer höherer Volksbildung keineswegs zu verachten. Der Sinn für Muſik und Geſang und ihre Ausübung iſt in keinem Lande verbreitet wie in Deutſchland, und das iſt auch etwas!

Nun denken Sie aber an Städte wie Dresden, München, Stuttgart, Kaſſel, Braunſchweig, Hannover und ähnliche; denken Sie an die großen Lebenselemente, die dieſe Städte in ſich ſelber tragen; denken Sie an die Wirkungen, die von ihnen auf die benachbarten Provinzen ausgehen: und fragen Sie ſich, ob das alles ſein würde, wenn ſie nicht ſeit langen Zeiten die Sitze von Fürſten geweſen?

Frankfurt, Bremen, Hamburg, Lübeck ſind groß und glänzend, ihre Wirkungen auf den Wohlſtand von Deutſchland gar nicht zu berechnen: würden ſie aber wohl bleiben was ſie ſind, wenn ſie ihre eigene Souveränetät verlieren und irgend einem großen deutſchen Reiche als Provinzialſtädte einverleibt werden ſollten? Ich habe Urſache, daran zu zweifeln."

1764.

(Bach 1174.)

1828.

Mit Johannes Müller.

Die ſeltenſte Entwickelungsſtufe der Phantasmen bei vollkommenſter Geſundheit des Geiſtes und des Körpers iſt die Fähigkeit, bei geſchloſſenen Augen das willführlich Vorgeſtellte wirklich zu ſehen. Es ſind nur wenige Fälle dieſer Art bekannt geworden; hierher gehören Cardanus, Goethe und noch einige andere Fälle, die ich in der Schrift: „J. Müller, über die phantaſtiſchen Geſichtserſcheinungen. Coblenz 1826" mitgetheilt. .....Im Jahre 1828 hatte ich Gelegenheit, mich mit Goethe über dieſen, uns beide gleich intereſſirenden Gegenſtand zu unterhalten. Da er wußte, daß bei mir, wenn ich mich ruhig bei geſchloſſenen Augen hinlege, vor dem Einſchlafen leicht Bilder in den Augen erſcheinen, ohne daß es zum Schlaf kommt, indem vielmehr die Bilder ſehr wohl beobachtet werden können, ſo war er ſehr begierig zu erfahren, wie ſich dieſe Bilder bei mir geſtalten. Ich erklärte, daß ich durchaus keinen Einfluß des Willens auf Hervorrufung und Verwandlung derſelben habe, und daß bei mir niemals eine Spur von ſymmetriſcher und vegetativer Entwickelung vorkomme. Goethe hingegen konnte das Thema willführlich angeben, und dann erfolgte allerdings ſcheinbar unwillführlich, aber geſetzmäßig und ſymmetriſch das Umgeſtalten. Ein Unterſchied zweier Naturen, wovon die eine die größte Fülle

der dichterischen Gestaltungskraft besaß, die andere aber auf die Untersuchung des Wirklichen und des in der Natur Geschehenden gerichtet ist

1765.

(Nach 1219.)

1829, 20. (?) August.

Mit Alexander Dumas.

Das Ziel meiner Reise war damals Weimar und unser berühmter Bildhauer David mein Reisegefährte. Er kam in der Absicht, um Goethe, dem Patriarchen der deutschen Literatur, seine Büste, die er eben vollendet hatte*), und ich, um ihm ein Exemplar meines Stücks „Heinrich III." zu überreichen, das gerade damals zur ersten Aufführung gelangt war. Diese Zusammenkunft wurde von Goethe nicht vergessen; er spricht von ihr in seinem Briefwechsel, und ich fand daselbst die Vorhersage wieder, welche er mir nach Lesung meines „Heinrich III." machte, daß ich nämlich eines Tages einer der ersten dramatischen Schriftsteller werden würde, — doch, wohlverstanden, nur unter meinen französischen Zeitgenossen.

Übrigens haben wir — ich, der junge Mann und er, der Greis — viel über unsere Anschauungen und moderne Kunst discutirt. Ich machte ihn nachdenklich, als ich ihm sagte: wir hätten in Frankreich einen viel

*) Irrthum.

gründlicheren Fauſt, als der ſeinige iſt, und einen viel diaboliſcheren Mephiſtopheles, als ſeinen: jener Fauſt ſei Napoleon, der ſtets das Unmögliche begehre, jener Mephiſto ſei Talleyrand, ein hinkender Dämon, ähnlich dem Teufel der Deutſchen. Er hat alle Kataſtrophen überlebt und blieb der Held der Pariſer Salons, als Napoleon ſchon ein Gefangener des Oceans war. Wie oft mochte wol ſein ſataniſches Lachen den Beſiegten von Waterloo auf St. Helena vor Zorn haben erbeben laſſen! — Das Geſpräch auf ſeinen eigenen „Fauſt“ bringend, fragte er mich um meine Anſicht über dieſe Tragödie; denn er habe bemerkt, fügte er hinzu, daß ich inbezug auf das Theater, was den Bau anbelangt, techniſche Grundſätze entwickelt habe, die von den ſeinigen ganz verſchieden ſind. Er irrte ſich auch inderthat nicht, und indem er einen Blick auf meine dramatiſche Vergangenheit warf, die damals nur in einem einzigen Drama beſtand, hatte ſein Kennerblick in meinen, inderfolge zu ſchaffenden ſechzig Dramen geleſen, daß meine zwei Haupteigenſchaften als Theaterdichter in der Geſchicklichkeit inbezug auf den Bau und in der Wahrheit der Leidenſchaften beſtänden, zwei Dinge, die ihm faſt vollſtändig abgingen. Hierauf entwickelte ich dem erſtaunten großen Meiſter der Dichtkunſt, der mich mit liebenswürdigem Wohlwollen bis zu Ende anhörte, daß, wenn es nicht ein Verſtoß gegen die Pietät wäre, an dem Meiſterwerke der deutſchen dramatiſchen Philoſophie zu rütteln, ich einen Fauſt

mit all demjenigen machen würde, was in dem seinigen nicht enthalten ist, indem ich den Mephistopheles ließe wie er ist, aber, von einem richtigeren Gesichtspunkte ausgehend, die Rolle des Faust dramatischer und jene der Margarethe materiell um's Doppelte vergrößert gestalten würde; denn so, wie letztere jetzt ist, erscheint sie zwischen Mephistopheles, der einem Ribera, und Faust, der einem Albrecht Dürer gleicht, wie ein verbleichtes Pastellbild. Ich erklärte ihm alle die Vortheile, die ich aus den Zweifeln und der Zaghaftigkeit Gretchens in dem Augenblicke, wo sie ihre Mutter bloß einzuschläfern meint, in Wahrheit aber vergiftet, gezogen hätte, wie ich die Angst des Mädchens, als sie sich Mutter fühlt, entwickelt, und all die Peripetien des Wahnsinns jenes unschuldigen Mädchens, welches die Leidenschaft der Liebe zum Kindermord und zur Schmach führt, aufgefaßt haben würde. — Ich sagte es bereits, daß Goethe mich mit großem Wohlwollen anhörte. „Ja," antwortete er mir, „ich begreife: erst die Leidenschaft, dann die Philosophie. Es mögen beiläufig fünfzig Jahre sein, daß ich diesen Gegenstand bereits mit Schiller besprochen habe." Fast hätte ich leise hinzugefügt: und leider haben Sie ihn überzeugt, daß die Philosophie über die Leidenschaft den Sieg davontragen müsse.

Hierauf wendete sich das Gespräch. Er befragte mich um Details über Talma, Mlle. Mars und Mlle. Georges, welche er in Erfurt kennen gelernt hatte. . . . . Er fragte auch, welches wol nach meiner

ein bittender Blick Mignons ihn vermogte, ſie anzunehmen, und im Namen des Kindes dafür zu danken; die Einladung ſchlug er ganz aus. Er bat den Bedienten, einige Sorge für die angekommene Geſellſchaft zu haben, und erkundigte ſich nach dem Baron. Dieſer lag zu Bette, hatte aber ſchon, ſoviel der Bediente zu ſagen wußte, einem Andern Auftrag gegeben, für die elend Beherbergten zu ſorgen.

Der Bediente ging und hinterließ Wilhelmen eins von ſeinen Lichtern, das dieſer in Ermanglung eines Leuchters auf das Fenſtergeſims kleben mußte, und nun wenigſtens bey ſeinen Betrachtungen die vier Wände des Zimmers erhellt ſah. Denn es währte noch lange, ehe die Anſtalten rege wurden, die unſere Gäſte zur Ruhe bringen ſollten. Nach und nach kamen Lichter, jedoch ohne Lichtputzen, dann einige Stühle, eine Stunde

Ansicht die für Talma geeigneten Rollen in seinen eigenen Dramen gewesen wären; ich antwortete: die des Faust, in welcher Talma ebenso bewunderungswürdig gewesen wäre wie im Hamlet, aber nicht in jenem von Ducis, sondern im Originalstücke, aus welchem ich ihn mit staunenswerthem Genie einige Hauptscenen im Englischen spielen sah.

1766.

(Nach 1228.)

1829, 2 October.

Mit Andreas Eduard Rozmian.

Rozmian hatte Besuch bei Ottilie v. Goethe gemacht, die ihn aufgefordert hatte, abends 7 Uhr zu ihrem Schwiegervater zu kommen, wo grosze Gesellschaft sei. Dann fährt er fort:

„Zur festgesetzten Zeit stand ich mit dem Herrn v. Batowski vor dem Hause des Verfassers des „Faust". Es befand sich damals gerade in Weimar Graf Reinhard mit seiner jungen und schönen Gemahlin, der französischer Gesandter beim Deutschen Bunde war, einer der ältesten Freunde Goethe's. .... Graf Reinhard war bloß deshalb nach Weimar gekommen, um seinen hohen Freund zu besuchen. Diesem Gaste zu Ehren versammelte Goethe alle Abende einen zahlreichen Kreis geladener Gäste um sich. Als wir in den Saal eintraten, fanden wir die Gesellschaft schon zumtheil versammelt und wurden von Frau v. Goethe bewillkommt.

Nachdem wir etwas gewartet hatten, öffnete ſich die Thür des Nebenzimmers; der Diener an der Thür rief mit lauter Stimme: Herr von Goethe! und es zeigte ſich in der Thür die hohe, edle, ehrfurchtgebietende Geſtalt des Dichters. Alle erhoben ſich, während er langſamen Schritts zu uns herankam. Der Eindruck, den ich erfuhr, war ein mächtiger und mir bis dahin unbekannter; einen ähnlichen habe ich nur noch einmal, ſpäter gehabt, als ich das Meer erblickte.

Als wir ihm vorgeſtellt wurden, bewillkommte er uns freundlich, aber mit der ihm eigenen Würde eines Herrſchers. Die Deutſchen haben die Schönheit ſeiner Jugend ſowie die ſeines Alters bewundert und gerühmt, daß er in ſeiner Vollkraft der Apollo von Belvedere, im Alter der olympiſche Zeus geweſen ſei. Inderthat: es war der ſchönſte Greis, den ich in meinem Leben zu ſehen Gelegenheit hatte, ſchon ſowol wegen ſeiner majeſtätiſchen Geſtalt, als durch ſein ausdrucksvolles Geſicht. Wunderſame Geiſteskraft leuchtete aus ſeinen Zügen, zumal aus den Augen und von der Stirn. Die drei Falten, die ſeine Stirn durchfurchten und ſich bis zu den Augen hinzogen, waren der deutlichſte Ausdruck des Genius; aus ihnen ſchienen die Funken ſeines Geiſtes zu ſprühen.

Als wir uns ſetzten, begann die Unterhaltung, die franzöſiſch geführt wurde. Er ſprach gut, doch drückte er ſich langſam aus. Will man wirklich Goethe hören, ſo muß man mit ihm in ſeiner Mutterſprache reden.

Den Gegenſtand des Geſprächs bildete die franzöſiſche Literatur, das Werk Wilhelm Schlegels über die dramatiſche Poeſie und Mickiewicz; dieſer war vor uns in Weimar geweſen, und hatte Goethe und ſeine Schwiegertochter kennen gelernt, war auch mehrere Male ihr Gaſt geweſen, und hatte in hohem Grade ihre Aufmerkſamkeit erregt. Etwas Trauriges und Geheimnißvolles, das in ſeinen Zügen lag, rief das Gefühl der Theilnahme und des Intereſſes bei allen hervor, die ihn kennen lernten; man fragte uns nach ſeinen Schriften und nach Details von ſeinem Leben.

Leider waren wir an dieſem Abend noch zu Hofe gebeten, und ſo konnten wir trotz des beſten Willens bei dem Dichter nicht länger verweilen. Es kamen immer noch mehr Gäſte, ſeine Aufmerkſamkeit ward getheilt, da ihn der Empfang derſelben abzog; ſo verabſchiedeten wir uns denn von ihm, ihm Dank ſagend, daß er uns den Zutritt zu ſich verſtattet habe. Er nahm unſern Dank freundlich an und forderte uns auf, bei der Rückreiſe aus Paris Weimar nicht zu umgehen und ihn wieder zu beſuchen.

1767.

(Nach 1829.)

1829, 3. October.

Mit Ludwig Freiherrn v. u. zu Steinfurt.

In Weimar angelangt .... wurden alsbald die Empfehlungsbriefe, die mir Geheimrath Thibaut an

Goethe und die Räthin Schloſſer an Goethe und ſeine Schwiegertochter gegeben, abgeſendet. Auf 12 Uhr des folgenden Tages ward ich beſchieden.

— — — — — — — — — — — — — — —

Man führte mich durch ein Zimmer in ein zweites. Überall Kunſtwerke verſchiedener Art, Gemälde, Kupferſtiche, Büſten, Statuen, auf Repoſitorien große Mappen, Zeichnungen enthaltend. Das Ameublement ſtand hiermit in Widerſpruch; es war geſchmacklos, alt, faſt ärmlich zu nennen. Ich wartete einige Minuten; dann ſah ich durch eine offen ſtehende Thür des Zimmers, in welchem ich mich befand, Goethe in das anſtoßende Gemach kommen, ziemlich raſch in ſehr aufgerichteter Haltung, die Lippen bewegend, manchmal ſelbſt leiſe redend, hindurchſchreiten und zu mir eintreten. Sein Äußeres entſprach imganzen meiner Erwartung nicht. Nach den vielfachen glänzenden Beſchreibungen, die ich gehört und geleſen, hatte ich mir ihn noch größer und weniger gealtert vorgeſtellt; nur ſein lebhaftes, mitunter feuriges Auge und ſeine aufrechte Haltung, die er während unſerer ganzen Unterredung beizubehalten ſuchte, und von Zeit zu Zeit, wenn der Oberkörper unwillkührlich vorſank, wieder herſtellte, bezeugte auch im Äußeren noch die Herrſchaft des gewaltigen Geiſtes über den achtzigjährigen Körper. Höchſt merkwürdig aber, ja wahrhaft erſtaunenswürdig war die Art, wie er ſprach. Es war der reinſte, ununterbrochenſte Fluß der Rede, die höchſte Mannigfaltigkeit und Gewandtheit

des Ausdrucks, über welchen Gegenſtand er auch ſprechen mochte. Da, wo ſich's um tiefere Dinge handelte und wo ſelbſt die Gebildeten, ſelbſt die geübten Denker in der Regel die Worte ſuchen müſſen, da bewegte er ſich mit derſelben Leichtigkeit, als wenn er über das Wetter oder eine Stadtneuigkeit ſpräche. Man ſah überall, wie ihm, der ſein ganzes Leben der Beſchäftigung mit Ideen und Idealen gewidmet, dieſe Dinge, die uns nur Zuckerbrod ſind, zur gewöhnlichen Speiſe geworden. Es war mit einem Worte unſere deutſche Sprache in der Geſtalt, wie man ſie ſich, von überirdiſchen Weſen geredet, denken möchte.

Nachdem wir uns niedergelaſſen, fragte er zunächſt, in welcher Beziehung Thibaut, der Verfaſſer meines Empfehlungsſchreibens, mich ſeinen Collegen nenne, und als ich die Bewandtniß der Sache erklärt, ſprach er einiges zum Lob des Standes der Gelehrten, indem er meinte: theils ſei es angenehm, an einem Orte zu leben, wo man ſtets dem Gang der Wiſſenſchaft genau folgen könne, theils erfreulich das, was man erlernt und erforſcht, nun den Jüngeren durch mündliche Lehre wieder mitzutheilen; insbeſondere habe das Studium der Geſchichte viel Anziehendes. Er erkundigte ſich hierauf nach dem neuen Univerſitätsgebäude, ſeiner Einrichtung und Bauart, und erwähnte dann rühmend einiger Profeſſoren, namentlich Thibaut's, Creuzer's, Schloſſer's und Paulus'. Von Schloſſer pries er das neueſte Buch, [Univerſalhiſtoriſche Überſicht der Geſchichte

der alten Welt und ihrer Cultur] hinzufügend, daß es freilich noch manches zu wünschen übrig lasse, allein man müsse sich bei solchen Werken an die vorzüglicheren Seiten halten. Ich sprach von Paulus' Einfluß auf die Theologie und meinte, es sei gut, daß ein so kräftiger Vertheidiger der Denkfreiheit noch vorhanden sei, allein er scheine mir doch zu weit zu gehen, wenn er, wie mir berichtet worden, den jungen Leuten geradezu sage, es gebe keine Unsterblichkeit. „Freilich, freilich!" erwiderte er. „Und es ist ja lächerlich, so etwas zu behaupten: was weiß er denn davon?" Er sprach dann ausführlicher von den theologischen Streitigkeiten der jüngsten Zeit [zwischen Voß und Creuzer] und meinte, daß solche Parteiungen wol stets bestehen würden, weil sie stets bestanden hätten. „Wie sich's mit der Dreieinigkeit verhalte, und ob der Mensch von Natur gut oder böse sei, und ob er durch Christum erlöst und von seinen Sünden befreit worden, oder ob er durch eigene Kraft oder nur durch Gottes Gnade selig und von der Verdammniß befreit werden könne, oder" — fügte er herzlich lachend hinzu — „ob er sich gar selig preisen soll, daß er verdammt ist, darüber wird wol, solange es Menschen giebt, mit Eifer gestritten werden." Am schönsten, meinte er, sei es jetzt in einer Stadt Nordamerikas, von der er neulich gelesen, daß in ihr an die sechzig Kirchen seien, in deren jeder ein anderes Glaubenssystem gepredigt werde; da könne man also an jedem Sonntag im Jahr sich in einer andern Confession

erbauen. Die Menſchen verließen in dieſen Dingen viel zu ſehr den einfachen Weg; die Kinder könnten darin gar wol unſre Lehrmeiſter ſein. Ich erinnerte an ſein kleines Gedicht „Katechiſation“. Er lachte und ſagte: „Ja, ja, ſo iſt's!“

Über ſein Verhältniß zu Stolberg befragt, ſprach er von ihm, beſonders aber von ſeiner Schweſter und überhaupt von dem Kreiſe der Menſchen, die ſich damals um die Fürſtin Galitzin in Weſtfalen verſammelten, mit großem Lob. Es ſeien Menſchen von ausgezeichneter Bildung geweſen, bei denen er immer gerne verweilt, und die auch den alten Heiden immer recht wol in ihrer Mitte geduldet hätten. Über das Schloſſerſche Ehepaar befragt, berichtete ich, was mir bekannt war, rühmte ihre Gaſtfreiheit, ihren ſchönen Wohnort in der Nähe von Heidelberg und fügte hinzu: es ſei unbegreiflich, daß zwei Menſchen von ſo klarem Verſtand in dieſen Bigottismus hätten verfallen können. „Wol iſt das ſchwer zu begreifen,“ erwiderte er; „ja wenn ſie noch vielleicht eine große Sünde begangen hätten, die ſie nur im Schooße der allein ſeligmachenden Kirche abzubüßen hätten hoffen können! Aber ſo ſind ſie die beſten unſchuldigſten Menſchen von der Welt, die niemals etwas Böſes gethan haben.“ Er ſprach dann von ihrem letzten Aufenthalt bei ihm, und als ich ſagte, daß er doch in religiöſen Punkten ſehr ſchwer mit ihnen werde harmonirt haben, entgegnete er: imallgemeinen mache der Unterſchied von Proteſtanten und Katholiken ihn niemals

irre; er frage gar nicht darnach, er bemerke es nicht einmal und wisse kaum, wer von seiner Umgebung zu den einen oder andern gehöre. Allein freilich habe eine so scharf hervortretende Bigotterie immer verhindert, zu einem vollen inneren Verständniß zu kommen.

Ich wandte das Gespräch auf seine literarischen Productionen, insbesondere auf „Faust" und die „Italienische Reise". Er äußerte sich darüber mit der liebenswürdigsten Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit. Die „Italienische Reise" seien Briefe, die er an seine Freunde geschrieben und die er sich habe zurückgeben und drucken lassen, weil er geglaubt, sie möchten wol für manche interessant sein. In der eben erscheinenden neuen Ausgabe seiner Werke wolle er jetzt noch Nachträge liefern. In seinem „Faust" habe er das unruhige Wogen und Treiben im Menschen einmal schildern wollen. Ich sagte, es habe mich sehr gelächert, am Schlusse [des zuerst veröffentlichten Bruchstückes] des zweiten Theils des „Faust" die Worte „Ist fortzusetzen" zu finden, da bekanntlich immer soviel darüber gestritten worden, ob das Gedicht überhaupt fortgesetzt werden könne oder nicht, ob Faust der Teufel geholt habe oder nicht; nun seien die armen Leute doch in Zweifel und Ungewißheit geblieben. „Freilich," erwiederte er mit der lieblichsten Schalkheit, „könnte das nun noch lange Zeit so fortgehen. Ja, man muß es wol einem alten Mann verzeihen, wenn er sich manchmal so einen kleinen Scherz erlaubt."

Ich entledigte mich der vom Grafen Sternberg aufgetragenen Empfehlungen. Er ſagte einiges zu ſeinem Lobe und erkundigte ſich nach der Medaille, die gerade jetzt ihm zu ſeinem Gedächtniß geprägt werde, bemerkend, daß wenn ſie von geſchickter Hand ausgeführt werde, man etwas Schönes zu erwarten berechtigt ſei, da das Profil des Mannes bedeutende Formen zeige. Meine Frage, ob er noch immer ſich hauptſächlich mit Naturwiſſenſchaften beſchäftige, bejahte er, hinzufügend: „Die Naturwiſſenſchaften ſind die einzigen, die uns auf einen ſichern feſten Grund führen, oder vielmehr, die uns nicht täuſchen.“ Der Sinn dieſes mir damals etwas dunkeln Ausſpruches iſt mir ſpäter durch die Lectüre von „Wilhelm Meiſters Wanderjahren“ klar geworden. Von der Naturforſcherverſammlung, die gerade damals wieder zuſammentrat, ſprach er mit Achtung: alles derart ſei ſchon gut, weil es überhaupt zuſtande habe kommen können, erſprießliche Folgen für Wiſſenſchaft und Gelehrte könnten da nicht ausbleiben.

Es war geraume Zeit während unſerer Unterredung verſtrichen; ich bemerkte, daß er ſie beendigt wünſche, und ſtand auf. Er empfahl mir ſchließlich den Beſuch der Großherzogin-Mutter, ihre hohen Eigenſchaften rühmend und entließ mich.

1768.

(Noch 1250.)

1830, 14. (?) Februar.

Beim Tode der Großherzogin Louiſe von Sachſen.

Am 14. Februar 1830 folgte ſie dem geliebten Gatten zur ewigen Ruhe ...., Goethe, der Vater, ſagte mit trübem Blick: „Ich komme mir ſelber mythiſch vor, da ich ſo allein übrig bleibe."

1769.

(Zu 1298 c.)

1830, 1. Juni.

Mit Felix Mendelsſohn-Bartholdy.

Felix ... bezeichnet ſelbſt den folgenden Tag, den 1. Juni, als den allerſchönſten, den er je dort im Hauſe verlebt; er berichtet, wie er nach einer Spazierfahrt durch den Park den alten Herrn in beſter Laune antraf, wie derſelbe in's Erzählen hineinkam und ſich nun eins von den Geſprächen entſpann, die man in ſeinem Leben nicht wieder vergißt. Goethe begann den jungen Freund mit ſeinen Halb- und Ganzpaſſionen für die Schönheiten von Weimar zu necken. ‚Jenny von Pappenheim', meinte er, ‚iſt gar ſo ſchön, ſo unbewußt anmuthig und reizend wie irgend ein leuchtend Holz oder ein Glühwurm bei Tage, man weiß nicht, wo es ſteckt. Zwei andre Mädchen, die Spiegels, haben ausgeſehen, als gucke man in ein Paar dicke Roſenſträucher ... Da hatte ich einen furchtbaren Blumenſtrauch

darauf Deckbetten, dann Kissen, alles wohl durchnetzt, und es war schon weit über Mitternacht, als endlich Strohsäcke und Matratzen herbeygeschaft wurden, die, wenn man sie zuerst gehabt hätte, höchstwillkommen gewesen seyn würden.

In der Zwischenzeit war auch etwas von Essen und Trinken angelangt, das ohne viele Kritik genossen wurde, ob es gleich einem sehr unordentlichen Abhub ähnlich sah, und von der Achtung, die man für die Gäste hatte, kein sonderliches Zeugniß ablegte.

in meinem Garten, der blühte ganz entſetzlich, und da ſtanden die Mädchen davor, und man konnte nur ſie anſehen.' Nun kam er auf „Die Stumme von Portici", auf den Engländer Stendal und Walter Scott zu ſprechen. ‚Mr. Stendal iſt ein mittlerer Geiſt, hat Verſtand und hat auch was gelernt, aber das Beſte, Erſte fehlt ihm. Waverley iſt der beſte Roman von Scott, worin alle ſeine folgenden Werke liegen, ohne brillant zu ſein, paſſend unterhaltend; ebenſo nachher die Fair maid of Perth. Daher iſt es hübſch, wie er ſich the Author of Waverley nennt. Ebenſo fing Iffland mit ſeinen „Jägern" an, was ſeine Fehler und Tugenden enthält, und Kotzebue mit „Menſchenhaß und Reue", worüber noch jetzt ‚alle Damen ſich todtweinen, wenn auch ſo mancher Herr ſich dabei im Kopfe kratzt.' — „Schiller," bemerkte Felix, „hat doch nicht ſo angefangen." — ‚Schiller,' fuhr Goethe fort, ‚mußte ſich nach ſeinem Don Carlos ganz umwenden; denn auf dem Wege wäre es nicht fortgegangen, obwol noch jetzt die Leute ſo gern ſeine „Räuber" ſehn, weil viele davon noch auf dieſer verrückten tollen Stufe ſtehen. So baten mich, als ich in Lauchſtädt Theaterdirector war, die Studenten um „Die Räuber"; ich wollt' es nicht, wegen möglichen Skandals, indeß da ſie ihr Wort gaben, ruhig zu ſein, ſo ſagte ich: ihr ſeid hübſche Leute, charmante Menſchen, wenn Ihr alſo recht ſtill ſein wollt, will ich's geben. Da war es denn ſehr voll, das Publicum mäuschenſtill, „Ein freies Leben"

wurde ſogar mit Feierlichkeit geſungen, und da ſie nun ſo artig geweſen waren und auch Geld eingebracht hatten, wurden ſie am folgenden Tag gelobt. Schiller konnte, was ich gar nicht kann, etwas Unmittelbares in ſeine Arbeiten hineinnehmen: wie er „Tell“ ſchrieb, ſchweizeriſche Gedichte leſen, Topographien in ſeinem Zimmer aufhängen, und dergleichen. Er hatte ein furchtbares Fortſchreiten: wenn man ihn nach acht Tagen wiederſah, ſo fand man ihn anders und ſtaunte und wußte nicht, wo man ihn anfaſſen könnte. So ging's immer vorwärts bis ſechsundvierzig Jahr, da war es denn weit genug. Er hätte zwei Trauerſpiele jährlich liefern können, aber mehr nicht, nur noch außerdem Überſetzungen, Muſenalmanach und dergleichen. Denn 100 Carolin, das klingt gut und er brauchte es für ſich und ſeine Frau; denn er hatte deswegen vom Herzog ein mäßiges Gehalt verlangt, aber ausgemacht, es müßte verdoppelt werden, ſobald er untüchtig zum Arbeiten wäre. Das gab ihm denn der Herzog gerne, weil er überhaupt eine Art Geiz auf große Männer hatte und darin in Weimar mehr that, als ein König.'

— „Es iſt ihm auch belohnt worden,“ äußerte Felix.

„Ja', ſprach Goethe, ‚ſie können ihn nun nicht wieder aus der Weltgeſchichte herausſtoßen, in der er einmal ſteht. Schuckmann wollte er haben, und ich ſtand mit ihm in Correſpondenz, auch Schloſſer, von dem ich ihm aber abrieth, weil er zu eiſern, ſtets auf ſeinem Standpunkte ſtehen bleibend, eine Art Pedant war,

obwol er mein Schwager war und ich alſo wenig Anlagen zum Nepotismus zeigte. Das kam denn alles wie in einem Brennpunkt hier zuſammen. O, könnte ich nur bald einen vierten Band „Leben“ ſchreiben! Aber man kommt ja nicht dazu vor Botanik und Wetterkunde und all dem andern dummen Zeug, das einem kein Menſch danken will. Es ſollte nur eine Geſchichte des Jahres 1775 werden, die kein Menſch ſo kennt und kein Menſch ſchreiben kann, als ich. Wie da der Adel ſich vom Mittelſtand anfing übertroffen zu fühlen und ſich zuſammennahm, um nicht zurückzubleiben; wie da Liberalism, Jakobinism und aller Teufelsſpuk auftauchte; wie ſich hier nun ein neues Leben bildete, und man arbeitete und hervorbrachte, ſich dann einmal verliebte zu rechter Zeit und ſeine Tage verdarb; wie der Ariſtokratism der Berliner Herren Nicolai und der anderen, der damals viel galt, von uns jungen Leuten, die wir voll Luſt und Thätigkeit, dann auch wol ſehr ungeſchickt waren, zurückgedrängt werden mußte; wie Schiller erſt einmal in Weimar war und von niemand gekannt es wieder verließ; wie Jean Paul ſpäter kam, aber den Kreis ſchon geſchloſſen fand; wie Bertuch auf's Praktiſche gehn, alles Mögliche, was man verlangt hervorzubringen ſuchte und das Induſtriecomptoir gründete. Ja, da war es wie im Frühling, wo alles drängt und keimt und ſo mancher Baum noch kahl ſteht, andre ſchon Blätter haben. Alles das Jahr 1775!

1770.

(Nach 1805.)

1830, Sommer.

Mit Johannes Linder.

„Die große, volle Gestalt des einundachtzigjährigen Greises hat etwas Einnehmendes. Sein Gesicht strahlt eine edle Würde aus; man fühlt, daß man vor einem großen Manne steht. Ich mache die schönste Verbeugung, die ich in fünfzehn Wochen herausgebracht habe, und stottere einige schmeichelhafte Worte von der großen Verehrung, die auch die Schweiz Sr. Excellenz schuldet und als deren Organ ich mich in diesem Augenblick anzunehmen bitte. Ein Enkel von zehn Jahren, mit einem herrlichen Gesicht, ist auch in dem großen schönen Zimmer. Ich werde zum Sopha geführt, nachdem Goethe meine Worte mit wenigem und freundlichem Lächeln erwidert hatte .... Goethe faßt mich scharf in's Auge und fängt sein Examen über den Zweck meiner Reise an. Und hier habe ich, ich gestehe es, nicht recht, wie ich sollte, bekannt. Ich habe die Brüdergemeine*) überschlagen, und gerade durch die Erwähnung von ihr würde ich meinem Minister, wie ich nachher hörte, besonders interessant geworden sein. Hingegen sagte ich ihm doch, ich halte mich zu denen,

*) In der Linder (geb. 1790) erzogen worden war, und deren nähere Kenntniß den Hauptzweck seiner Reise ausmachte.

die die Bibel buchſtäblich verſtehen und befinde mich ſehr wohl dabei, ſuche aber gerne auch Andersdenkende auf, weil ich überzeugt ſei, daß wir auch von ihnen lernen können. Er billigte ſehr die Unbefangenheit und Liberalität in religiöſen Sachen. „Die Hauptſache, die wir brauchen, iſt ja ſehr einfach und nahe beiſammen," ſagte er; „wir brauchen im Grunde gar wenig" ..... Er billigte ſehr die Idee, auch in der Zeit der Amtsthätigkeit wieder einmal durch eine größere Reiſe aus dem Gewöhnlichen herauszutreten. Aus Anlaß der Nebenzwecke meiner Reiſe kamen wir auch auf die Armenverſorgung zu reden. Als ich meinen Weidſpruch anführte: die außergewöhnlichen Anſtalten, die beſonders in unſerm Jahrzehnd für die Armenerziehung gemacht werden, ſeien das Werk des Samariters, der Prieſter- und Levitenſtand dürfe aber nicht müßig vorübergehn, denn ihm ſei ſeit Jahrhunderten die Sorgfalt für die Armuth beſonders in die Hände gelegt, ſo konnte er nicht umhin, dieſen Gedanken mit beſonderer Huld aufzufaſſen, und mich für denſelben mit einem Händedruck zu belohnen .... Herr Miniſter fragte auch, ob ich ſchon bei dem Herrn Superintendenten geweſen ſei? „O beſuchen Sie doch ja unſern lieben Röhr; ſie werden an ihm einen ganz vorzüglichen Mann finden." Ich blieb etwa eine halbe Stunde da. Noch ſprach er eine Zeit lang ſtehend mit mir und wünſchte mir von Herzen Glück auf die Reiſe. Der Abſchied war wirklich recht herzlich, mit Händedruck.

Er begleitete mich bis an die Thüre und hieß dann ſeinen Enkel mich herunter begleiten."

1771.

(Nach 1807.)

1830, 21. Auguſt.

Mit Karl v. Haſe.

Vorgeſtern .... fuhr ich nach Weimar. Ich war gerade in der Studirſtube Herders, der mit Schleiermacher mein theologiſcher Heiliger iſt, als ihr dermaliger Inſaſſe, Röhr, zu mir ſagte: Sind Sie noch nicht bei Goethe geweſen? nun, ſo müſſen Sie gleich hin, er hat ſchon mehrmals nach Ihnen gefragt und freut ſich Sie zu ſehen .... — Ich wurde in einem großen Zimmer allein gelaſſen, der Herr werde gleich kommen .... Ich betrachtete mir eifrig die Gegenſtände, um ruhiger zu werden; denn Sie würden nicht wieder ſagen, daß ich hochmüthig ſei, wenn Sie gefühlt hätten, wie ſtürmiſch das Herz mir ſchlug und wie tief ich mich beuge vor der Majeſtät des Geiſtes, wo ſie mir wahrhaft entgegentritt. Bald kam er; das letzte Bayerſche Bild iſt ſehr ähnlich, der erſte Eindruck ſtreng und impoſant, wie eine großartige Ruine. Nun hätte ich nichts mehr gewünſcht, wie wir zuſammen auf dem Soſa ſaßen, als daß ein anderer geredet hätte und ich ſtill hätte zuhören und betrachten können. Das Geſpräch blieb durchaus gemeſſen und ruhig, er

ſchien wohlwollend im allgemeinen ohne etwas Perſönliches und Herzliches. Der Anfang ziemlich miniſteriell über das, was Jena mir biete und von mir erwarte. Dann ein Abſchweif, der etwas Goethiſch klang, von dem Ineinandergreifen und gegenſeitigen Fördern geiſtiger Kräfte, dadurch man allein der unendlichen Aufgabe des Lebens näher rückte, wenn man auch nimmer zu Ende komme. Daß dieſes eben das Beſte ſei, konnte ich aus eigner Herzensmeinung hinzufügen, da das Leben eng und ängſtlich ſein würde, wenn auch in noch ſo weiter Ferne, aber doch irgendwo, Bretter um die Welt geſchlagen wären. Die Frage nach der Ludoviſiſchen Juno und die Antwort, daß ſie es ſei, führte uns dann endlich nach Italien hinein, und ich konnte ihm erzählen, wie ich zumal in Girgenti als ein zweiter dankbarer Nachfahrer ſein Andenken mit einem Freunde gefeiert hätte, nach welchem er ſich denn auch weiter erkundigte.

1772.

(Nach 1816.)

1830, 29. October.

Mit Caroline v. Wolzogen.

Am 29. October, als er [Auguſt v. Goethe] ſchon todt war, ſprach mir noch der Vater in Weimar mit Freude von ſeinen Briefen und von der Art, wie er die Reiſe benützte. Mehrere Tage [nach der Todesnachricht] hat er darüber gar nicht geſprochen. Jetzt

ſoll er mit Ottilie ſprechen und die gemeinſamen Angelegenheiten bedenken.

1773.

(Nach 1342.)

1831, Februar oder März?

Mit Caroline v. Wolzogen.

Ich dachte Goethe über die Poeſie ſeines Sohnes etwas Schönes zu ſagen; er ſagte: „Das iſt nun ſo gekommen wie ein Piſtolenſchuß,“ und ſchien eben keine Freude daran zu haben.

1774.

(Nach 1371.)

1831, 23. Mai.

Mit v. Müller.

So ziehe denn der Reiſewagen unter günſtigen Auſpicien ab, der Sie, mein theurer Freund! [Rochlitz] uns Donnerstags hoffentlich recht heiter und harmlos zuführen ſoll .... Leider iſt Goethe die letzten Tage durch einen heftigen Katarrh bedrängt geweſen; geſtern Abend hat er ſich aber doch wieder mit Meyer und mir recht munter unterhalten, zumeiſt von Ihnen. Er will, daß Sie ſo oft als möglich tête-à-tête bei ihm zu Mittag ſpeiſen ſollen, da größere Geſellſchaft ihn angreift. Ihr Couvert ſoll ſtets gelegt ſein ohne vorherige beſondere Anmeldung, damit Sie in nichts genirt

ſeien und die erſt ſpät noch kommenden Hofeinladungen keine Störung hervorbringen.

1775.

(Nach 1374.)

1831, Ende Mai?

Mit Jenny v. Pappenheim.

Goethe ſelbſt war es, der mir bei einem Beſuch im Gartenhaus den Urſprung des [von den Seinigen beſprochenen] Spukes folgendermaßen erzählte: „Ich habe eine unſichtbare Bedienung, die den Vorplatz immer rein gefegt hält. Es war wol ein Traum, aber ganz wie Wirklichkeit, daß ich einſt in meiner oberen Schlafſtube, deren Thür nach der Treppe zu auf war, in der erſten Tagesfrühe eine alte Frau ſah, die ein junges Mädchen unterſtützte. Sie wandte ſich zu mir und ſagte: „Seit fünfundzwanzig Jahren wohnen wir hier mit der Bedingung, vor Tagesanbruch fort zu ſein; nun iſt ſie ohnmächtig und ich kann nicht gehen.“ Als ich genauer hinſah, war ſie verſchwunden.‘

1776.

(Nach 1390.)

1831, 3. Juli.

Mit v. Müller.

Nachmittag bei Goethe, der ganz munter war, ... jedoch über Rochlitz ſich unzufrieden mit ſeinen Sonderbarkeiten und Grillen ausſprach.

1777.

(Nach 1807.)

1831, 3. (?) September.

Mit Alexander Koschelew.

Ich vermag nicht zu beschreiben, mit welchem Zagen ich mich dem Hause Goethe's näherte; zögernd betrat ich den Hausflur und zog endlich die Glocke. Ein Dienstmädchen öffnete mir und lud mich sofort ein, ihr zu folgen; es wies mich ins Empfangszimmer und entfernte sich dann, um mich seinem Herrn zu melden. Die Wände des Zimmers, in das ich eintrat, waren mit Gemälden und Zeichnungen behängt, in den Ecken standen antike Statuen. Ich hatte kaum Umschau gehalten, als sich die Thür, die zum Cabinet führte, öffnete und Goethe eintrat. Obgleich mir seine Züge aus einer Menge von Portraits sehr bekannt waren, so übten die Augen des lebenden Goethe und der Ausdruck seines Gesichts dennoch eine große Wirkung auf mich aus. Wir setzten uns, und Goethe begann sofort von der Großfürstin zu reden, von dem Glücke Weimars, einen solchen Schatz zu beherbergen und dergleichen mehr. Darauf sprach er von unserem großen Kaiser (Nicolaus I.), von der Macht Rußlands u. s. w. Ich wünschte das Gespräch auf einen literarischen Gegenstand zu leiten und erlaubte mir deshalb eine kleine Lüge, indem ich Goethe sagte, daß Schukowskij, (der berühmte Übersetzer Schiller's und Goethe's ins Russische und bekannte Dichter) ihn grüßen lasse. „Ach," entgegnete

Viertes Capitel.

Durch die Unart und den Übermuth einiger leichtfertigen Gesellen, vermehrte sich die Unruhe und das Übel der Nacht, indem sie sich einander neckten, aufweckten und sich wechselsweise allerley Streiche spielten. Der andere Morgen brach an, unter lauten Klagen über ihren Freund, den Baron, daß er sie so getäuscht und ihnen ein ganz anderes Bild von der Ordnung und Bequemlichkeit, in die sie kommen würden, gemacht habe. Doch zur Verwunderung und Trost erschien in aller Frühe der Graf selbst mit einigen Bedienten, und erkundigte sich nach ihren Umständen. Er war sehr entrüstet, als er hörte, wie übel es ihnen ergangen, und der Baron, der, geführt, herbey hinkte, verklagte

Goethe, „wie glücklich iſt der Wirkliche Staatsrath v. Schukowskij, der die ſchmeichelhafte Aufgabe hat, die Erziehung des Thronfolgers des ruſſiſchen Reichs zu leiten!“ — Das nun folgende Geſpräch hatte durchweg einen ähnlichen Inhalt, und ich verabſchiedete mich endlich mehr als enttäuſcht.

1778.

(Nach 1787.)

1831, 4. (?) September.

Mit Koſchelew u. a.

Am folgenden Tage wollte ich aus Weimar fortreiſen, ... aber ſchon früh Morgens erhielt ich einen Brief von Goethe, durch welchen er mich zu ſich auf den Abend einlud. Es war mir unmöglich, dieſe Einladung nicht zu acceptiren, und ich wurde für den unangenehmen Vormittag, den ich bei Goethe verbracht hatte, vollkommen entſchädigt. Es waren nicht viele Gäſte da: der Kanzler Müller, der Maler Meyer und noch drei oder vier Herren. Das Geſpräch drehte ſich ausſchließlich um die Literatur. Goethe führte darüber Klage, daß die Politik und der Realismus jegliche ſchöne Literatur und Kunſt tödteten, und daß dieſe letzteren, die in ihrer gegenwärtigen Lage keine Möglichkeit hätten, weder die Menſchen direct zu ändern, noch ſich den zeitweiligen Forderungen derſelben zu unterwerfen, einen höheren Standpunkt zu erringen

ſuchen müßten, daß ſie der Menſchheit eine andere, neue Welt eröffnen oder weiſen und ſie durch die Kraft neuer Ideen ſich unterjochen müßten.

1779.

(Aet. 1779.)

Zwiſchen 1826 und 1832.

Mit Jenny v. Pappenheim.

a.

[Über Rahel Varnhagen v. Enſe.] „Da werdet Ihr Bedeutendes kennen lernen," ſagte Goethe zu uns.

b.

[Einmal] ſchenkte er ihr [Jenny v. P.] einen Ring, der in einfacher goldner Faſſung einen Bergkryſtall mit ſeltſamer Verſteinerung darin zeigt. Mit etwas Phantaſie vermag man einen Pfeil darin zu erkennen. Darauf Bezug nehmend, meinte Goethe ſcherzend: es ſei der Pfeil, mit dem ſie ihn getroffen habe.

c.

Unvergeßlich iſt mir die liebſte Erinnerung an Goethe. Ich war mit Ottilie an einem ſchönen Frühlingstage zu Fuß nach Tiefurt gegangen. Lange hatten wir auf dem ſtillen friedlichen Platz neben dem Pavillon geſeſſen; .... der Vormittag war verſtrichen und wir gingen durch den Park nach der oberen Chauſſee. Dort hielt ein Wagen; Goethe ſtieg aus,

umfaßte jede von uns mit einem Arm und führte uns zurück nach der Alm, lebhaft von Tiefurts Glanzzeit und der Herzogin Amalia erzählend. An einem länglich viereckigen Platz, von alten Bäumen umgeben, blieb er stehen; es war der Theeplatz der edlen Fürstin. Etwas weiter zeigte er uns die Stellen, für die er ‚Die Fischerin' geschrieben hatte und wo sie aufgeführt worden war. So weich und mild sah ich ihn nie: der ganze Tag war so harmonisch. Langsam stiegen wir den Berg hinauf, wo der Wagen hielt und fuhren zusammen nach Weimar zurück. Vor Goethe's Hausthür stand ein kleiner Knabe, der Pfefferkuchen feil bot; Goethe nahm ein Herz über dem zwei Täubchen einträchtig saßen, schenkte es mir und lud mich noch zu Mittag ein, was Friedrich rasch meinen Eltern kundthun mußte. Nach Tische holte er seinen ‚Faust', an dessen zweitem Theil er noch arbeitete und aus dem er Ottilie oft vorlas. Jetzt durfte ich ihm lauschen; ich hätte es ewig thun mögen, nie den Platz zu seinen Füßen zu verlassen brauchen. Es dämmerte, als ich gehen mußte. Die Hand, die er mir reichte, zog ich dankbar und ehrfurchtsvoll an die Lippen. Er sah wol, welch einen Eindruck ich mit mir nahm und sagte noch, als ich mit Ottilien an der Thür stand: ‚Ja, ja, Kind! Da habe ich viel hineingeheimnißt.' . . . . .

Anmuthig war eine Stunde in Goethe's Hausgarten, wo ich mit Ottilie einem Menschenschädel, den wir am Zaun gefunden hatten, würdigere Ruhe unter

einem Baum bereitete. Goethe hatte uns von ſeinem Arbeitszimmer im ſonnigen Garten geſehen, kam herunter und ſagte: ‚Ihr Frauenzimmerchen verklärt auch noch den Tod.‘ Wir hofften den Gedanken gedichtet zu bekommen, aber es blieb bei der ſchönen Proſa.

Einandermal überfielen wir, eine Schar übermüthiger Mädchen, den Dichter zur Abendzeit in ſeinem Gartenhaus. Wir kamen von Tiefurt und brachten ihm eine Menge Frühlingsblumen. Dabei hatte eine von uns das Unglück, den Gypsabguß einer Venus umzuſtoßen. Wir wurden blaß vor Schreck, einen Zornesausbruch erwartend; die Sünderin ſelbſt brach in Thränen aus. Ein ſonniges Leuchten flog jedoch über ſeine Züge; er drohte mit dem Finger und meinte: ‚Ei, ei! wer wird um die Todte weinen, wo Venus ſo viel lebende Vertreterinnen hat!‘

1780.

(Nach 1806.)

Zwiſchen 1826 und 1832.

Verſchiedenes.

a.

Als er [Goethe] einſt in ſeinem Parkgarten bei einem ſtarken Gewitter zwei Tiſchler ſah, die aus Schreck über einen heftigen Donnerſchlag eine Bank fallen ließen, hob er die Hand und ſagte: „Ei! wer wird ſich fürchten, wenn Gott der Herr ſpricht.“

b.

Wolf [Goethe's Enkel] berichtet von den Stadtneuigkeiten, von dem Großvater, der ſich wieder einmal mit Tante Ulrike*) gezankt habe. Er ging nach Art deſſelben langſam, die Hände auf dem Rücken, den Oberkörper etwas geneigt, den Kopf gehoben, die weit offenen Augen auf uns gerichtet, im Zimmer auf und nieder; dabei ſagte er mit grollender Stimme: „Frauenzimmerchen, Frauenzimmerchen! ihr treibt's mir bald zu arg.“ Ich [Jenny v. P.] mußte lachen, ermahnte aber doch meinen jungen Freund, des Großvaters nicht etwa zu ſpotten.

1781.

(Bis 1786)

Zwiſchen 1826 und 1832.

Sorge für Unterhaltung der Gäſte.

Hatten ſich die Viſitenkarten ſehr angehäuft, ſo vermochte ſie [Ottilie v. G.] ihn [Goethe] zu einer Abendgeſellſchaft, wo er ſich vorher ſehr nach den Herzensangelegenheiten ſeiner Gäſte erkundigte und ihr die eigentlich überflüſſige Empfehlung machte, daß ihm — oder ihr — ſein Glück begegne.' Da ſah man denn hoch, groß, etwas ſteif den Dichterfürſten die Gäſte empfangen. Das Aldobrandinizimmer barg den

*) Ulrike v. Pogwiſch, Schweſter von Goethe's Schwiegertochter.

Kreis der Mütter und Tanten und, da Goethe bei ſolchen Zwangsgelegenheiten ſelbſt wenig ſprach, oft eine große Portion Langeweile; das Urbinozimmer daneben wußte davon nichts, da war für die Begegnungen des Glücks geſorgt.

1782.

(Nach 1826.)

Zwiſchen 1826 und 1832.

Über Unterhaltungsſtoff.*

Er lud gern zu Tiſch ein, wo ſein Sohn, Ottilie Ulrike, die Enkel und der Hauslehrer die Tiſchgäſte waren..... Die Unterhaltung war bei ſolchen kleinen Anläſſen ſtets ſehr animirt; ſie drehte ſich immer um Gegenſtände der Kunſt und Wiſſenſchaft. Seine Augen ſchleuderten Blitze, ſobald irgendeine Klatſcherei zum Vorſchein kam. Bei einer ſolchen Gelegenheit wurde er einmal ſehr derb; er rief mit drohnender Stimme: „Euren Schmutz kehrt bei Euch zuſammen, aber bringt ihn nicht mir ins Haus!“

1783.

(Nach 1826.)

1832, 14. März.

Mit Friedrich und Karl Werner.

Ich kann den heutigen Tag nicht würdiger beſchließen, als Ihnen, [Kammerrath Frege] Nachricht von einem für mich und meinen Sohn wichtigen Ereigniß zu geben.

Wir erhielten heute morgen die Anzeige, daß Goethe uns um 12 Uhr heute empfangen wolle. Mit welchen Empfindungen ich das Haus wieder betrat, wie freundlich mir das Salve an der Schwelle des Zimmers entgegenleuchtete, in welchem ich seit 25 Jahren (so lange ist es, daß ich das Weimarische Hoftheater verlassen) nicht wieder gewesen war, können Sie sich denken. Seine ehrwürdige Gestalt erschien, mit freundlicher Würde empfing er mich, und mit sichtlichem Wohlgefallen nahm er den Enkel seiner von ihm durch Gedicht und Denkmal verewigten Lieblingsschülerin Christiane Neumann, nachmalige Becker, auf. Nachdem er sich in Kenntniß gesetzt, daß Karl seine reinen architektonischen Studien in Leipzig unter des würdigen Schnorr v. Carolsfeld Leitung begonnen, hierauf sich seit vier Jahren in München der Architekturmalerei gewidmet hatte, betrachtete er das auf der Staffelei aufgestellte Ölgemälde, den Brückenthurm von Prag, für den Baron Rothschild in Wien bestimmt, mit Aufmerksamkeit. „Ach das ist heitre blaue Luft; Sie vermeiden das Düstere, Nächtliche der modernen Schule.“ Er ließ sich sein Vergößerungsglas geben, um die architektonischen Verzierungen genau betrachten zu können. „Malen Sie mit der Brille?“ Karl verneinte. „Da können Sie von Glück sagen. — Viele gut ausgeführte Staffage, gut gestellte Figuren in ihrer Landestracht! Das Ganze macht einen freundlichen Eindruck, ein Bild des heiteren Lebens. Recht gut! Recht gut!“ Anbei ein zweites

Gemälde: Inneres einer zerfallenen Wallfahrtskirche in Tirol; herannahendes Gewitter, einige davonfliegende Vögel, ein Rabe auf dem dürren Zweige einer Tanne ſitzend, im Vordergrund ein kleiner See, in welchem ſich die noch hell beleuchtete Ruine und die nahen Hochgebirge ſpiegeln. „Gar keine Staffage! Gut, ſehr gut! Bei einem Gegenſtande dieſer Art mag man ſich gern ungeſtört der Betrachtung hingeben. Iſt es treu, oder hat die Phantaſie manches hinzugefügt?“ „Ganz treu“ — war die Antwort. „Um ſo intereſſanter.“ Nun nahm er die Mappe mit Aquarellen und Studien vor und ſetzte ſich. Das Innere einer Trinkhalle im Schloſſe des Grafen Körning-Seeſeld bei München ſprach ihn ſehr an; er rühmte die richtigen Verhältniſſe der Zeichnung, die intereſſante Beleuchtung, und vernahm mit Vergnügen, daß der Beſitzer beſorgt ſei, alles in gutem und brauchbarem Stande zu erhalten, auch rückſichtlich der alten Möbeln, die Hirſchgeweihe an den Wänden pp. und ergötzte ſich an dem behaglichen Ausſehen des alten Caſtellans, der einzigen Figur im ganzen Bilde. „Man erwirbt ſich ein Verdienſt, dieſe Überreſte der alten Zeit zu zeichnen und auf dieſe Weiſe zu erhalten, die man mit einem beiſpielloſen Leichtſinn von allen Seiten zugrunde gehen läßt.“ Einen umgeſtürzten Baum in einer Studie verglich er mit einem hingeſtreckten Rittersmann. Im Höllenthal erſchienen ihm die ſpitzen Felsblöcke wie große Elefantenzähne. Als er die Naturſtudie zu der oben erwähnten Wallfahrtskirche ſah, rief

er „Ach!“ und ſtellte ſich ſogleich mit faſt jugendlicher Schnelle vor die Staffelei. „So muß es ſein! Sehen Sie: auf der Skizze iſt der Sonnenſchein hinter der Ruine auch auf der linken Seite fortgeführt und verbindet beide Teile innig miteinander. Wenn Sie dieſes Licht auch auf dem Bilde ſo fortführen, was mit wenig Mühe geſchehen kann, ſo verſchwindet das gewiſſermaßen Trennende, und das Bild macht ein wohlverbundenes effectvolles Ganzes.“ Bei und nach der Beſchauung der übrigen architektoniſchen und landſchaftlichen Studien äußerte er ſich folgendermaßen: „Sie haben ſich den Charakter und die Eigenthümlichkeiten der alten Architektur ſehr zueigen gemacht; die Art und Weiſe der Auffaſſung iſt lobenswerth. Sie haben viel gearbeitet und fleißig gearbeitet, und was mich vorzüglich freut: Ihre Studien ſind in einem ſo guten Zuſtande, ſo nett erhalten, wie es nicht immer der Fall iſt.“ Bei Erwähnung des Reiſeplans nach Italien, klopfte er auf die Mappe und ſagte: „Sie haben tüchtige Päſſe bei ſich.“ Hierauf ſagte er zu meinem Sohn: „Sie laſſen mir Ihre Arbeiten einige Tage da, damit ich ſie mit den Meinigen mit Muße betrachten kann.“

Unſere Abreiſe, die ſchon auf morgen beſtimmt war, wurde daher auf Sonnabend verſchoben. Als er uns entließ, ſagte er: „Ich hoffe Sie noch einmal bei mir zu ſehen.“ Eine ganze Stunde waren wir bei ihm geweſen.

1784.

(Nach 1808.)

1832, 15. März.

Mit Meyer.

Zu Herrn Hofrath Meyer*), Goethe's vieljährigem Freund, der am Donnerstag bei ihm zu Mittag ſpeiſte, hatte er mit Bezug auf den Prager Brückenthurm unter anderem geäußert: „Welche Wirkung müßte das Bild machen“ — indem er mit der Hand das an den Thurm angebaute Brückenzollhaus zudeckte — „wenn dieß Haus nicht da wäre? Aber es iſt Portrait, und wenn ein Prager es ſähe, würde er ſagen: ſo iſt es nicht in der Wirklichkeit. Nun ſo muß der Werner ſich tröſten; denn wenn er andere hiſtoriſche Stoffe bearbeitet, ſo muß er ja auch der Wahrheit öfters die Schönheit opfern.“

1785.

(Nach 1808.)

1832, 16. März.

Mit Walther v. Goethe.

Als wir [Werner Vater und Sohn] uns heute um zwölf Uhr beurlauben wollten, ward uns der Beſcheid, daß der Geheimrath v. Goethe ſich unwohl befände und noch zu Bette läge. Nachmittags vier Uhr kam der vierzehnjährige Enkel Walther v. Goethe zu uns,

*) [In der Vorlage ſteht offenbar irrig „Merck“.]

den Haushofmeiſter, wie befehlswidrig er ſich bey dieſer Gelegenheit gezeigt, und glaubte ihm ein rechtes Bad angerichtet zu haben.

Der Graf befahl ſogleich, daß alles in ſeiner Gegenwart zur möglichſten Bequemlichkeit der Gäſte geordnet werden ſolle. Darauf kamen einige Offiziere, die von den Aktrizen ſogleich Kundſchaft nahmen, und der Graf ließ ſich die ganze Geſellſchaft vorſtellen, redete einen jeden bey ſeinem Namen an, und miſchte einige Scherze in die Unterredung, daß alle über einen ſo gnädigen Herrn ganz entzückt waren. Endlich mußte Wilhelm auch an die Reihe, an den ſich Mignon anhing. Wilhelm entſchuldigte ſich ſo gut er konnte über ſeine Freyheit, der Graf hingegen ſchien ſeine Gegenwart als bekannt anzunehmen.

Ein Herr, der neben dem Grafen ſtand, den man für einen Offizier hielte, ob er

dankte im Namen ſeines Großvaters noch einmal für den Genuß, den ihm die Bilder und Zeichnungen gemacht hätten und ließ es nochmals bedauern, daß er uns nicht hätte noch einmal ſprechen können.

1786.

(Juli ept.)

Zeitlich ungewiß.

über Schiller.

a.

Kant kann man nicht genug leſen, er giebt Antwort auf alle Fragen der Menſchheit. Er war Deines [Ernſt v. Schiller's] Vaters Religion, ſagte mir [Caroline v. Wolzogen] Goethe einmal.

b.

Goethe ſagte zu Ottilie, als ſie meinte, Schiller langweile ſie oft: „Ihr ſeid viel zu armſelig und irdiſch für ihn."

Nachgebrachtes.

1787.

(Nach 1618.)

1800, Ende.

Mit Johann Heinrich Voß.

Wer von Goethe (wie es Bürger that) eine weichliche Hingiebigkeit erwartet, ein zärtliches Entgegenkommen und ein herzliches Anschmiegen, der wird gewöhnlich betrogen. Ich [Heinrich Voß] kann mein eignes Beispiel anführen, da ich, als ich Schiller soeben verlassen hatte, vor drei Jahren zuerst zu Goethe kam und ihn ebenso erwartete. Ich ward zurückgestoßen durch sein Auge; ich fühlte mich zu klein, zu schwach, mit Einem Worte: es war der Eindruck einer gewaltigen Masse auf das unvorbereitete Auge. Ich verließ ihn voll Ehrfurcht, aber konnte ihn nicht lieben. Nachher sah ich ihn öfters auf Augenblicke, konnte aber nie meine Schüchternheit überwinden, noch mein reines Zutrauen erwecken. Als mich nun Goethe

als Lehrer der Weimarer Schule in Vorſchlag brachte und mein Vater deshalb herüber [von Jena nach Weimar] reiſte, ſagte Goethe zu ihm: nun ſolle er mich einmal auf drei Tage hinüberſchicken; er kenne mich freilich wol, aber doch nur oberflächlich; denn ich ſei immer ſo ſchüchtern und einſilbig gegen ihn geweſen. Denke Dir meine Freude, als mein Vater mir das wiederſagte und mir hierdurch die Gewißheit gab, von nun an alle Schüchternheit fahren laſſen zu dürfen.

1788.

(Nach 201.)

1802, Ende.

Über Calderon's „Andacht zum Kreuz".

Goethe's Aufſatz über den Calderon iſt bei aller Einſeitigkeit, die diesmal in ſeinem Plane lag, höchſt trefflich. Nur in Einem Punkte hat Goethe unrecht. Wie kommt er dazu, „Die Andacht zum Kreuze" unter die (ich will der Kürze wegen ſagen) papiſtiſchen Stücke zu zählen? Ich [H. Voß] habe ſie vonneuem geleſen und ſie inderthat höchſt unſchuldig gefunden. Es wird darin gar kein dogmatiſcher Glaube in Anſpruch genommen, ſondern bloß ein poetiſcher wie bei Macbeth's Hexen. Ich weiß auch beſtimmt, daß Goethe ehemals ganz anders über das Stück dachte und Schiller mit ihm.

1789.

(Zu 210.*)

1804, 12. Februar.

Mit Heinrich Voß.

b.

Mir hat das Herz gepocht, als ich vor ſeinem Hauſe ſtillhielt, als ich die Treppe hinaufging, als ſich die Stubenthür öffnete. Der Mann war mir ſo furchtbar majeſtätiſch. Aber wie ganz anders war mir zumuthe, als er mich freundlich anblickte und ich Durchgefrorner ſeinen warmen Händedruck fühlte. Er fing auch gar nicht auſderſtelle ein ernſthaftes Geſpräch an; er fragte mich mit herzlicher Stimme nach meiner Geſundheit, die ich zumerſtenmal einem ſo ſtrengen Winter- und Windtage ausgeſetzt hatte, ließ mich nahe an den Ofen rücken, wollte mir Kaffee, Wein, kurz alles Mögliche zum Frühſtück auftiſchen. Der Ton, in dem er mit mir redete, war wie der eines Vaters, und da ward es mir nicht ſchwer, ſo viel Zutrauen zu ihm zu faſſen und den Muth in ſeiner Gegenwart zu behaupten, was er ſo gerne an jungen Leuten wahrzunehmen ſcheint.

Wir kamen unvermerkt in das erſte Geſpräch über Schulunterricht hinein, das denn über eine Stunde dauerte, bis wir zu Tiſche gerufen wurden. Bei Tiſche ward Goethe aufgeweckt und munter und erzählte viel

*) Deſſen Datirung nach obiger zu berichtigen iſt.

von ſeinen Reiſen, beſonders von Venedig. Nach dem Eſſen entließ er mich und ging auf ſein Zimmer; um fünf Uhr beſchied er mich wieder zu ſich. Er iſt mit mir zufrieden; ich habe es aus ſeinem eigenen Munde, daß er mich der Stelle würdig erkennt, daß er Zutrauen zu mir hat, daß er mich liebgewonnen.

c.

Es iſt eine Wonne, ihn von ſeinen Reiſen erzählen zu hören .... Einmal vor Verona wird Goethe, als er eine alte Ruine zeichnete, von Häſchern angegriffen. „Da ward mir ſchwul," ſagte er, „aber ich erwog gleich das Beſte. Ich faſſte mich zuſammen, nahm alle Würde an und begann eine Rede. Ich entwickelte ihnen die Schönheit der Ruinen, den Werth durch das Alter; ich griff ihren Stumpfſinn an und ſchalt ſie für Stöcke und Klötze, lenkte aber bald ein, ſie entſchuldigend: Ihr könnt ſolche Schönheiten nicht fühlen, da Ihr ſie täglich vor Augen ſeht und das Alltägliche keiner Aufmerkſamkeit würdigt u. ſ. w." Die Häſcher werden ganz erſtaunt über die Unbefangenheit des Spions und ſehen nun alle auf die Ruine, um auch die Schönheiten zu entdecken, und da ſie doch nichts ſehen können, werden ſie ganz verdutzt. Endlich zieht Goethe ſeinen Geldbeutel aus und läßt Münzen klingen. Nun verändert ſich ihre Sprache. Der Eine ſagt zu den übrigen: Hab' ich's Euch nicht gleich anfangs geſagt, daß der Mann ein Ehrenmann ſei? Da ſeht Ihr's! Als

Goethe einige Tage darauf nach Verona kommt und die Gefängniſſe vonaußen betrachtet, „da“ — ſagte er — „dankte ich doch dem lieben Gott, daß er mich von dieſem Unglück befreit hatte.“

1790.

(Nach 1828.)

1804, zwiſchen 29. März und 8. April.

Mit H. Voß.

a.

Einmal ſprach er von Gott und Unſterblichkeit und war dabei in einer Bewegung, die ich .. nicht beſchreiben kann. Aber wol ſteht mir noch vor Augen, wie er mit dem Leibe rückwärts ſich lehnte und ſein unbeweglicher, nur auf den Gegenſtand, der ſeine Seele füllte, fixirter Blick von dem Irdiſchen weggewandt, das Höhere und Unnennbare ſuchte. Dann iſt er mehr als ein Menſch, ein wahrhaft überirdiſches Weſen.

b.

Ich habe .. ſchon die Schauſpielergeſellſchaft erwähnt, die Goethe dann und wann bei ſich verſammelt und im Declamiren übt. Er lieſt mit ihnen die ausgeſuchteſten Sachen, weil er zugleich die Abſicht hat, auf ihre Sittlichkeit zu wirken. Er ſagte einmal: „Wenn das wahrhaft Schöne und Gute Eingang gefunden hat, ſo iſt das Schlechte auf ewig verbannt.“ Sobald ich in Weimar etwas eingerichtet bin, will

Goethe eine ähnliche Gesellschaft junger Leute um sich versammeln, von solchen, die Lust haben, vorwärts zu schreiten. Da sollen Schriften aus mehreren Fächern und Sprachen gemeinschaftlich gelesen und besprochen werden. Ich weiß schon aus Erfahrung, wie mit Liebe er sowas unternimmt und betreibt. Welche Übung wird es für uns sein, Winke und umhergestreute Ideen aus Goethe's Geiste auffassen zu lernen und in Aufsätze oder Recensionen sie zu fixiren! Weiß man doch das erst am deutlichsten und klarsten, was man selbst andern mitzutheilen genöthigt wird. Ich sagte Goethe einmal auf einem Spaziergange: er möchte mir erlauben, daß ich manchmal Gespräche von ihm, die doch billig dem Publicum wie dem Einzelnen zugehören sollten, in Aufsätze oder Recensionen verarbeiten dürfte. Dieß hatte ihm die erste Veranlassung zu jener Idee gegeben. Das schließe ich daraus, weil er, als er mit Lebhaftigkeit von dieser Gesellschaft sprach, damit schloß, daß auch die Allgemeine Literaturzeitung durch diese Conversation gewinnen müßte.

1791.

(Nach 1827.)

1804, Mitte Juli.

Mit H. Voß.

Neulich fuhr ich mit Goethe und Riemer einmal nach Tiefurt. Da war er unterwegs überaus herzlich. Er sprach von verschiedenen Arbeiten, die er noch vor-

nehmen wolle. „In meinem Alter," ſagte er „kommt man denn doch allmählig auf den Gedanken, daß es mal zu Ende gehen könne." Sieh, daran hat Goethe früher niemals gedacht; das ſieht ihm recht ähnlich. Einandermal ſprach er von einem Quidam, der ſchon ſehr bejahrt ſei, deſſen Mutter aber noch lebte. Da meinte er: das ſei gar ſchön; der Mann müſſe ſich ſo viele Jahre, als ſeine Mutter Vorſprung habe, noch recht ſicher vorkommen.

1792.

(Nach 221.)

1804, October.

Mit Voß.

Die Recenſion von der „Eugenie" [von Delbrück] iſt ſehr brav und hat Goethe Freude gemacht. Er ſagte mir: „Nur an einigen Stellen hätte der Recenſent den Bohrer noch einpaarmal umdrehen müſſen, aber er bohrte doch wenigſtens jedes Mal in der geraden Richtung." — Goethe ſagte: „Es thut mir wohl, doch jetzt in einem Zeitalter zu leben, wo man gerade das verſteht, was [illegible] haben wollte." Dann fügte er hinzu: „Wenn ich doch eine ſo gründliche Beurtheilung vor fünfundzwanzig Jahren an meinem „„Götz von Berlichingen"" und meinem „„Werther"" erlebt hätte!" Er fand nicht daran Wohlgefallen, daß er war gelobt worden, ſondern daß er war gründlich verſtanden worden. Dann ſetzte er aber hinzu: „Wenn nun ein

Fremder verſtanden hat und zugleich billigt, ſo iſt das natürlich eine doppelte Freude."

1793.

(Nach 1629.)

1804 oder 1805.

Über die katholiſchen Sacramente.

Goethe's „Leben" (den zweiten Theil) habe ich [H. Voß] bis zur Hälfte geleſen und mit großem Vergnügen bis auf die Sacramente, in deren allegoriſcher Darſtellung er offenbar dem Zeitgeiſte huldigt. Lieber Gott, wie ganz anders habe ich darüber Goethe reden gehört.

1794.

(Vgl. II.)

1805, 26. Januar.

Mit Voß.

Ich wollte, Du hätteſt Goethe den Abend geſehen, als er Hebel's Gedichte geleſen. Nach neun Uhr abends lud er mich noch ein. „Und wenn Sie im Schlafrock wären," ſagte der Bediente, „Sie ſollten nur ſo zu meinem gnädigen Herrn kommen; er muß Sie noch ſprechen." Als ich kam, ſprudelte ein ſerapiontiſcher Erguß über die Gedichte, der am andern Morgen um ſieben Uhr ſchon Recenſion war.

1795.

(Nach 197.)

1805, Juli oder Auguſt.

Mit Auguſt Carus.

Gern hätte ich Ihnen [Böttiger] erzählt, wie Jacobi's wiederholte Unterhaltungen in Leipzig mir in Lauchſtädt Goethe's Bekanntſchaft zuführten, von dem ich ein ganz anderes Bild mir gemacht hatte, und mit dem ich dort in ſo lange und mir ſo intereſſante Verhandlungen über Äſthetik und Philoſophie verflochten wurde, daß wir nicht zu Ende kamen und er mir ſogar bei ſeiner erſten Reiſe nach Leipzig einen Beſuch ankündigte.

1796.

(Nach 239.)

1805, 7. November.

Mit Voß.

Goethe ſagte mir vorgeſtern, ich hätte mich ſeit der Othelloüberſetzung recht herausgemeiſtert, und es mache ihm Freude, daß ich mich durch dieſe Überſetzung als einen würdigen Shakeſpeareleſer legitimirt hätte. Er ließ auch eine Flaſche Wein holen, die wir der Überſetzung zu Ehren auszechten.

gleich keine Uniform anhatte, sprach besonders mit unserm Freunde, und zeichnete sich vor allen andern aus. Große hellblaue Augen leuchteten unter einer hohen Stirne hervor, nachlässig waren seine blonden Haare aufgeschlagen, und seine mittlere Statur zeigte ein sehr wackres, festes und bestimmtes Wesen. Seine Fragen waren lebhaft, und er schien sich auf alles zu verstehen, wornach er fragte.

Wilhelm erkundigte sich nach diesem Manne bey dem Baron, der aber nicht viel Gutes von ihm zu sagen wußte. Er habe den Character als Major, sey eigentlich der Günstling des Prinzen, versehe dessen geheimste Geschäfte und werde für dessen rechten Arm gehalten, ja man habe Ursache zu glauben, er sey sein natürlicher Sohn. In Frankreich, England, Italien sey er mit Gesandtschaften gewesen, er werde überall sehr

1797.

(Vor 1675.)

1814, zwiſchen 1. und 8. September.

Bei Antonie Brentano geb. Edle von Birkenſtock.

Eines Tages auch ſaß Goethe neben mir bei Tiſch, und als der Bediente irgend eine ungeſchickte Bewegung mit einem Präſentirbret machte, ſprang ich auf, ihm gleichſam als Hülfe die Arme entgegenſtreckend; da ſchob mich Goethe abwehrend auf meinen Stuhl zurück und ſagte ruhig: „Man muß nicht immer und überall Hausfrau ſein wollen.“ — Er hatte ſehr recht, und ich habe es mir mein Lebtag gemerkt; denn wenn man manchmal ſeine Ruhe bewahrt bei irgend einer Ungeſchicklichkeit, ſo merken es die Gäſte nicht, während durch irgendeine Kundgebung der Hausfrau gerade die Aufmerkſamkeit derſelben auf den unerwünſchten Zwiſchenfall geleitet wird.

1798.

(Nach 1802.)

1817, 30. März.

Mit Voß.

Er ſprach mit wahrer Begeiſterung von meinen „Luſtigen Weibern“, die er ganz gewaltig, eigentlich im Übermaß lobte und geradezu die beſte Shakeſpeare-überſetzung nannte. Es thut wohl, für etwas, das man mit Liebe gearbeitet hat, gelobt zu werden, nun vollends wenn ein Goethe lobt und nicht etwa beim

Allgemeinen ſtehen bleibt, ſondern tief ins Einzelne hineingeht. Goethe ſprach ganz herrlich über die Eigenthümlichkeit dieſer unvergleichlichen Merry Wives; beſonders ſagt ihm die Duellgeſchichte zu und die Auskleidung in die Hexe von Bomtfort. Zweimal hintereinander hat er meine Überſetzung geleſen und dann zum dritten Mal das Stück engliſch. Dieſe Überſetzung hat mir ſein ganzes Herz vonneuem geſchenkt, das ich einmal verloren glaubte. Auch über Love's Labours Lost ſprach Goethe und lobte mein Hirſchlied, hinzufügend, daß Lenz die Idee des Stückes verfehlt, ich aber in der kurzen Anmerkung ganz richtig angegeben habe.

1799.

(Nach 692.)

1817, 1. April.

Mit v. Knebel und Voß.

Einmal lud er [Knebel] uns auf ein Mittagseſſen und auf Goethe. Vor dem Eſſen, im Garten, ſprach Goethe über die Calderonrecenſionen ziemlich ausführlich. Bei Tiſche hatte er den alten Knebel auf eine gar zutrauliche Weiſe faſt immer zumbeſten, und das ſcheint die Würze des Umgangs zwiſchen beiden zu ſein. Auf die Frage, was der Heidelberger Daub für ein Mann ſei, antwortete ich Knebel: der beſte Menſch, ein vortrefflicher Prorector, ein herrlicher Gatte und Vater u. ſ. w. „Aber mein Gott!“ ſagte er, „wie kann er denn ein ſo einfältiges Zeug in die Welt

ſetzen, wie den „Judas Iſchariothy?“ „„Sei ruhig, mein Kind!““ ſagte Goethe, der nun das Wort nahm, „„Sieh, das iſt ganz wie mit Dir: Du biſt auch der liebenswürdigſte Menſch, den je die Sonne beſchienen hat, Du biſt ein zärtlicher Gatte, ein liebreicher Vater, würdeſt auch ein herrlicher Prorector ſein, wenn man Dich wählte, aber wollteſt Du anfangen, alle Deine Gedanken in die Welt hinein drucken zu laſſen, buh und bah! Wie würden die Leute da über Dich herfallen! Sieh, liebes Kind,““ fuhr er fort, „„das iſt ein Vorzug, den die Leute haben, die nicht ſchreiben: ſie compromittiren ſich nicht.““

Noch einmal fing Goethe an über die „Luſtig Weiber“ zu reden. „Ich habe ihn ſchon tüchtig gelobt,“ ſagte er zu Knebel, „aber er muß noch einmal, und das recht ordentlich gelobt werden.“ Ich ſagte: es dünkte mir ſo köſtlich, daß alles im Stück Philiſter wäre, ſogar Falſtaff und die Elfen. Da meinte Goethe oder Knebel, (der letzte wird es geweſen ſein): Fenton und Anna Page wären keine. O, platzte ich dazwiſchen aus, noch ſind ſie's nicht, ſie ſind auch erſt einundzwanzig Jahre alt, laſſen Sie ſie erſt dreißig alt ſein, dann ſind ſie die vollkommenſten. Darüber lachte Goethe ſehr. „„Da ſeh' einer den Heinrich Voß!““ rief er; „„der hat ſich ſo in ſein Stück vertieft, daß er Alter und alles genau kennt.““ .... Goethe meinte auch, ich könne das Stück unmöglich in abgeriſſenen Stunden, ich müſſe es nothwendig bei recht ordentlicher

Muße überſetzt haben, was denn auch freilich gegründet iſt. Da ſagt' ich denn auch Goethe: ich könnte mir einzelne Dichtungen gar nicht ohne einzelne Parthien des Weimariſchen Parks denken, z. B. den Anfang der ‚Iphigenie' und einzelne Stellen aus dem ‚Lear' u. ſ. w. Da hätteſt Du ihn ſollen reden hören über den Zauber der Phantaſie, welche die ungleichſten Dinge verbinde und einen Gegenſtand durch den andern verherrliche. Da forderte Goethe auch von mir, ich ſollte ‚Heinrich IV.' überſetzen.

Nach dem Eſſen erinnerte er mich an die Treue, mit der ich ihn in ſeiner Krankheit 1804 gepflegt und daß die Treutern ihm geſagt: Ach, wie ſchön, daß Sie geneſen ſind! Der arme Herr Profeſſor wäre ganz draufgegangen; er konnte gar nicht mehr eſſen vor Kummer.

1800.

(Nach 692.)

Zwiſchen 1803 bis 1817.

Mit Voß.

Ich dachte eines Wortes von Goethe zu mir, den Eutiner Tiſchbein betreffend: „Nie einander geſehn, in ganz verſchiedenen Verhältniſſen gebildet, und doch ſo übereinſtimmend!"

Berichtigungen

zu allen Bänden.

(Mehrere zum II. bis VI. Bande ſind der Burkhardt'ſchen Handſchrift für die Neuausgabe von „Goethe's Unterhaltungen mit dem Kanzler F. v. Müller“ entnommen.)

Nr.

5 iſt auf 19. September 1770 zu ſetzen.

31 auf 3. December 1776.

37 auf 26. Juni 1779.

174 vielleicht auf 1. März 1801.

210 auf Mitte Februar 1804; denn der Brief, der als Quelle aufgeführt iſt (S. 299, Z. 12), iſt vom 21. Februar.

285. Die Ballade, deren Vorleſung II, 141 f. erzählt iſt, war nicht — wie allerdings Goethe ſelbſt wiederholt angiebt — eine ſchottiſche, ſondern eine ſchwediſche, deren erſte Strophe lautet:

Kleine Hilla ſitzt in ihrer Kammer bang,
— Niemand kennt meine Sorg', als Gott —
Ihr fällt ſo manche Thräne auf die Wang';
— Es lebt ſonſt keiner, dem ich kann klagen meine Sorgen. —

Der zweite und vierte Vers wiederholen ſich in jeder Strophe ohne jedesmal in den Zuſammenhang zu paſſen. Den, bei Goethe's Vorleſung den Chor bildenden Damen mußten daher ihre Zwiſchenreden wie Unſinn vorkommen, während Goethe in einem bei Herausgabe der „Tag- und Jahreshefte“ unterdrückten Stücke ſchrieb: „die Geſellſchaft wiederholte den Glockenklang des Refrains als Chor.“ Dieſe Vorleſung fand am 9. April 1807 ſtatt. Die Ballade, die in W. Grimm's „Altdäniſchen Heldenliedern, Balladen

Nr.

und Märchen" S. 119 unter der Überschrift „Hellekild im Kämmerlein" überſetzt iſt, iſt übrigens inhaltlich gleich jener ſchwediſchen Stolto Hilla.

354. S. 200, Z. 7 lies: „berechnet habe und die eine Spirallinie im Wirbel bildeten." —

— Z. 9 ſtatt „verrückter" lies: „verruchter".

420. Der Schreiber des in dem Quellenverzeichniß als unbekannt bezeichneten Briefs war H. Voß.

518 iſt wol auf 9. Mai 1808 zu ſetzen.

554 iſt kein Geſpräch mit Henriette, ſondern mit Karl L. v. Knebel.

565 iſt auf Mitte Juni 1812 zu verlegen, ferner

616 auf September 1814,

619 auf 14. Juni des folgenden Jahres, 1815 und

613. S. 135, Z. 3 ſtatt „Keller" lies: „[der öſterreichiſche Feldmarſchalllieutenant Baron] Koller".

628. S. 177 Z. 2 v. u. ſtatt „Ausruf" lies: „Aufruf". S. 178 Z. 11 ſtatt „umregten" lies: „umwogten".

705 auf Ende November oder Anfang December 1817 zu verlegen, da Rödiger am 28. November bei Goethe war.

711. S. 299 Z. 6 u. 5 v. u. ſtatt „und das Geſtändniß — befaßte." lies: „als zwei junge Mädchen von Frau Eliſa v. d. Recke gehört hatten, er gebe ſich mit älteren Damen gar nicht gerne ab."

713. In der Überſchrift iſt „v. Müller und" zu ſtreichen.
S. 301 Z. 3 v. u. ſtatt „ich" lies: „der Kanzler".

721. S. 314 Z. 15 ſtatt „lange" lies „launig".

743. S. 15 Z. 14 f. ſtatt „einiger — Perſönlichkeiten" lies „Späße über unſer Münzcabinet, über des Liqueurfabrikanten Henſchel Wunſch, nach ſeinem Tode bei ſeiner eigenen Auction zu ſein, der Baukunſt Huſchke's und der Gräfin Henkel."

748 gehört auf den 21. September 1819.

842. In der Tagangabe lies: „21" ſtatt „22".

947. S. 91 Z. 15 ſtatt „Philämon" lies: „Philinnion".

1095 gehört auf den 28. oder 29. April 1827.

Nr.
1122. Der Schlußabſatz von „Darauf las ich“ an bildet ein beſonderes Geſpräch unterm 9. September.
1140 gehört auf den 16. Auguſt 1827, alſo nach 1112.
1267 auf 9. Mai 1830 und
1470. S. 275 Z. 2 v. u. lies: „dunkelten dem Goethe die“.
1471 iſt ins Frühjahr 1804 einzureihen.
1472. S. 279 Z. 1 ſtatt „ſcherzhaften“ lies: „ſcherzhafteren“.
„ „ „ 3 „ „jetzt“ „ „ſonſt“.
„ 280 „ 12 „ „angetroffen“ „ „angegriffen“.
„ 281 „ 12 „ „an“ „ „in“.
1477. S. 286 Z. 6 ſtatt „und“ lies „wo“.
1478. S. 286 Z. 16 v. u. ſtatt „quellenartig“ lies „nullenartig“.
S. 287 Z. 2 ſtatt „er ſcheint es“ lies „die ſcheint er“.
1481. S. 288 Z. 2 v. u. ſtatt „gegen“ lies „über“.
1482. S. 290 Z. 6 ſtatt „herzliches“ lies „herzlich gemeintes“.
1485. S. 291 Z. 1 v. u. ſtatt „beſte“ lies „beſſere“.
1486. S. 293 Z. 5 v. u. ſtatt „zuſammen“ lies „noch einmal gemeinſchaftlich“.
1508 auf den 20. April 1813 feſtzuſtellen.
1702. S. 106 Z. 6 ſtatt „Sylla von den“ lies „Sylla, die“.

Quellen.

1571. Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde. II. Theil. (Aus Bettinens Brief v. 21. November 1810.) — 1572. Diary, Reminiscences and Correspondences of H. C. Robinson. Chapt. VI. — 1573. Zum 29. Januar 1878. pp. Inhalt: Ein ungedruckter Brief Goethe's, mitgetheilt von Director Redlich. Hamburg 1878. S. V f. — 1574. Friedrich Heinrich Jacobi's auserlesener Briefwechsel. Leipzig 1825. I, 185 ff. (Aus Brief an Wieland v. 15. October 1774.) — 1575. Ebenda II, 487. (Aus Brief an Dohm v. 20. Juni 1818.) — 1576. Goethe-Jahrbuch. Hrsgg. von L. Geiger. IX, 11. (Aus Brief Max Klinger's an Jakob Lenz.) — 1577. K. L. v. Knebel's literarischer Nachlaß und Briefwechsel. Hrsgg. v. K. A. Varnhagen v. Ense und Th. Mundt. II. Bd. Leipzig 1840. S. 72. — 1578. Wie 1571. (Aus Bettinens Brief v. 28. November 1810.) — 1579. Wie 1574. I, 199 ff. (Aus Brief an Wieland v. 27. Januar 1775.) — 1580. Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe u. s. w. Hrsgg. von R. Wagner. 1847. S. 131 f. (Aus Brief v. Merck an Nicolai v. 19. Januar 1776.)

1581. The first part of Goethe's Faust in Hayward's prose translation, edited by C. A. Buchheim. London 1892. S. 457. (Aus einem Brief A. W. Schlegel's.) — 1582. Wie 1574. I, 229. (Aus Brief Wieland's v. 10. November 1775.) — 1583. Friedrich Wilhelm Gotter. Sein Leben und seine Werke u. s. w. von A. Schlösser. Hamburg und Leipzig 1895. S. 109. (Aus Brief Gotter's an J. Lenz.) — 1584. Goethe-Jahrbuch. XIII. Bd. Berlin 1892. S. 122. (Aus Brief Chr. F. Weiße's an Blankenburg.) — 1585. Goethe's Briefe an Frau

von Stein. Zweite Aufl. Bearb. von W. Fielitz. II. Bd. Frankfurt a. M. 1885. S. 693. (Aus Brief der Fürstin Hohenlohe.)

1586. Briefe an Johann Heinrich Merck. Hrsgg. von K. Wagner. Darmstadt 1835. S. 96. (Aus Brief v. Wieland v. 9. September 1776.) 1587. Briefe von und an Joh. Heinr. Merck. Hrsgg. von K. Wagner. Darmstadt 1838. S. 78. (Aus Brief Wieland's v. 7. October 1776.) — 1588. Weimar Album von A. Diezmann. Leipzig 1860. S. 34. (Aus Gräter's Papieren.)

1589. Wie 1586. S. 189 f. (Aus Brief von Frau v. La Roche v. 12. September 1779.) — 1590. Karl Weinhold zum 26. October 1893 dargebracht von E. Schmidt. S. 3 f.

1591. Die Wanderjahre der Frau von Branconi. Von H. Funck, in Westermann's Illustrirte Deutsche Monatshefte. November 1895. S. 178. 1592. David Hume über den Glauben u. s. w. von F. H. Jacobi. Breslau 1787. — 1593. Handschriftlich aus den Lebenserinnerungen von Julius v. Unger.

1594. Herder's Reise nach Italien. Hrsgg. von H. Düntzer und F. G. v. Herder. Gießen 1859. S. 6. — 1595. Ebenda. S. 134. — 1596. Schiller's Briefwechsel mit Körner. Berlin 1847. I, 391 f. — 1597. J. Baudenz v. Salis-Seewis von A. Frey. Frauenfeld 1889. S. 87. 1598. Wie 1596. II, 197. 1599. Ebenda. II, 202 f. — 1600. Ebenda. II. 207 f.

1601. Wie 1585. II, 380. 1602. Wie 1596. III, 216 f.

1603 Wilhelm von Humboldt's gesammelte Werke. V. Band. Berlin 1846. S. 119 f. (Aus Brief an F. A. Wolf v. 3. Juni 1795.) 1604. Karl Ludwig v. Woltmann's sämmtliche Werke Hrsgg. von seiner Frau. 1. Lieferung. I. Bd. Leipzig 1818. S. 49 f. 1605 Goethe-Jahrbuch. XIV. 1893. S. 28. (Aus Brief der Frau v. Eybenberg an Goethe v. 22. September 1795.) — 1606. Charlotte von Stein. Ein Lebensbild von H. Düntzer. Stuttgart 1874. II, 35. — 1607. Ebenda S. 44. 1608. Ebenda S. 44. (Aus Brief von Frau v. Stein an ihren Sohn Fritz.) 1609. Ebenda S. 51. (Desgleichen.) 1610. Briefe von Goethe, Schiller u. s. w. an K. Morgenstern. Hrsgg. von A. Sintenis. Dorpat 1875. S. 12. (Aus Brief von J. D. Falk aus December 1796.)

1611. Abhandlung des Professors A. Stoll über den Historiker Friedrich Wilken in: Jahresberichte des Königl. Friedrichs-Gymnasium zu Cassel über die Schuljahre 1893/94 bis 1895/96. (Anhang III: Aufzeichnungen von Caroline Wilken. S. 113.) — **1612.** Literarischer Nachlaß der Frau Caroline von Wolzogen. Leipzig 1848. I, 462 f. — **1613.** Das Hamburger Stadttheater 1827—1877. Von H. Uhde in: Hamburger Nachrichten. Morgen-Ausgabe. Nr. 102. 1877. (Aus Brief A. W. Schlegel's.) Buchausgabe S. 36 f. — **1614.** Wie 1596. IV, 74 f. — **1615.** Ebenda. S. 93. — **1616.** Wie 1606. S. 113. — **1617.** Goethe und die Brüder Grimm. Von R. Steig. Berlin 1892. S. 209. (Erzählung Schlegel's 1827.) — **1618.** Erinnerungen B. R. Abekens u. s. w. Mitgetheilt von A. Heuermann. Osnabrück 1895. S. 34 f. — **1619.** Wie 1596. IV, 258 f. — **1620.** Wie 1606. II, 135.

1621. Wie 1596. IV, 288. — **1622.** Berliner Neudruck-Musenalmanach auf das Jahr 1806. Hrsgg. von L. Geiger. S. XIV. (Nach Varnhagen v. Ense's Mittheilung.) — **1623.** Mittheilungen über Goethe und Schiller in Briefen von Heinrich Voß. Hrsgg. von A. Voß. Heidelberg 1834. S. 16 ff. — **1624.** Dresdner Anzeiger, Nr. 10. Sonnabend, den 11. Januar 1896. Fünfte Beilage, S. 21. (Mittheilung des Geheimen Hofrath D. Gille.) — **1625.** Berliner Fremdenblatt. Nr. 113. Drittes Blatt, Sonnabend, den 15. Mai 1886. — **1626.** Briefe von Heinrich Voß an Christian von Truchseß. Hrsgg. von A. Voß. Heidelberg 1834. S. 55. — **1627.** Wie 1606. II, 202. — **1628.** Handschriftlich in Eichstädt's Archiv; Brief an diesen. — **1629.** Deutsche Rundschau. Hrsgg. von J. Rodenberg. XVIII. Jahrg. Heft 7. April 1892, Berlin. S. 156. — **1630.** Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften von K. A. Varnhagen v. Ense. V. (Neue Folge.) I. Band. Leipzig 1840. S. 219 f.

1631. Achim von Arnim und die ihm nahe standen. Hrsgg. von R. Steig und H. Grimm. I. Band: Achim v. Arnim und Clemens Brentano. Bearbeitet von R. Steig. Stuttgart 1894. S. 152 f. (Aus Arnim's Brief an Brentano v. 16. December 1805.) — **1632.** Goethe-Jahrbuch IV, 327. — **1633.** Dreizehnter Be-

distinguirt, und das mache ihn einbildisch, er wähne, die deutsche Litteratur aus dem Grunde zu kennen, und erlaube sich allerley schaale Spöttereyen gegen dieselbe. Er, der Baron, vermeide alle Unterredung mit ihm, und Wilhelm werde wohl thun, sich auch von ihm entfernt zu halten, denn am Ende gebe er jedermann etwas ab. Man nenne ihn Jarno, wisse aber nicht recht, was man aus dem Namen machen solle.

Wilhelm hatte darauf nichts zu sagen, denn er empfand gegen den Fremden, ob er gleich etwas Kaltes und Abstoßendes hatte, eine gewisse Neigung.

Die Gesellschaft wurde in dem Schlosse eingetheilt, und Melina befahl sehr strenge, sie sollten sich nunmehr ordentlich halten, die Frauen sollten besonders wohnen, und jeder nur auf seine Rollen, auf die Kunst sein Augenmerk und seine Neigung richten. Er

richt der städtischen höheren Mädchenschule und der Lehrerinnen Bildungsanstalt zu Osnabrück. Ostern 1893. Inhalt: 1. Aus B. A. Abeken's Briefen an Heinrich Voß. Vom Director Heuermann. Osnabrück 1895. S. 10. (Aus A.'s Brief v. 9. Mai 1808.) — **1634.** Histoire du Consulat et de l'Empire, par Ad. Thiers. Livre 32. — **1635.** Wie 1610. S. 38. — **1636.** Ebenda S. 39. — **1637.** Mittheilungen über Goethe. Von F. W. Riemer. Berlin 1840. II, 705 f. — **1638.** Briefe von Wilhelm von Humboldt an Friedrich Heinrich Jacobi. Hrsgg. von A. Leitzmann. Halle 1892. S. 75 f. — **1639.** Goethe's Briefe an Christian Gottlob von Voigt. Hrsgg. von O. Jahn. Leipzig 1868. S. 486 ff. — **1640.** Handschrift K. A. H. Burkhardt's für Neuausgabe von „Goethe's Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich v. Müller".

1641. Wie 1639. S. 528. — **1642.** Wie 1633. S. 47. — **1643.** Ebenda. S. 46. — **1644.** a. Wolf Graf Baudissin. Gedenkbuch für seine Freunde. Als Manuscript gedruckt. 1880. S. 159 ff. — b. Ebenda, S. 161 ff. — **1645.** Wie 1617. S. 47. — **1646.** Ebenda, S. 58. — **1647.** Louis Spohr's Selbstbiographie. 2. Bd. Cassel u. Göttingen. 1860. S. 124 ff. — **1648.** Wie 1633. S. 51 f. — **1649.** Ebenda S. 49. — **1650.** Ebenda S. 54.

1651. Gabriele von Bülow, Tochter Wilhelm von Humboldt. Ein Lebensbild. Berlin 1893. S. 62 f. — **1652.** Wie 1633. S. 51 f. — **1653.** Aus Karl Ludwig von Knebel's Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette. Hrsgg. von H. Düntzer. Jena 1858. S. 431. (Aus K. L. Knebel's Brief v. 10. April 1810.) — **1654.** Ebenda S. 436. (Aus Knebel's Brief v. 20. April 1810.) — **1655.** Ebenda S. 437. (Aus Knebel's Brief v. 24. April 1810.) — **1656.** Schiller's Sohn Ernst. Eine Briefsammlung mit Einleitung v. K. Schmidt. Paderborn 1893. S. 62. (Aus Brief von Charlotte v. Schiller an ihren Sohn Karl v. 23. November 1810. — **1657.** Goethe-Jahrbuch. XIII. Bd. 1892. S. 143. (Aus Brief von Elise v. d. Recke an Johanna Schopenhauer v. 3. Juli 1816.) — **1658.** Wie 1631. S. 288 f. (Aus Brief Arnims v. 17. September 1811.) — **1659.** Handschrift

in der K. Bibliothek zu Dresden. Aus Brief v. F. Rochlitz an Böttiger v. 14. November 1812. — **1650.** Charlotte von Schiller und ihre Freunde. Erster Band. Stuttgart 1860. S. 137 f.

1651. Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten von C. G. Carus. Erster Theil. Leipzig 1865. S. 286. — **1652.** Handschriftlich aus dem Tagebuch des Consistorialpräsidenten v. Weber. — **1653.** Wie 1606. II, 396. — **1654.** Wie 1659. Aus Rochlitzen's Brief v. 13. Januar 1814. — **1655.** Wie 1640. — **1656.** Quellenangabe abhanden gekommen. — **1657.** Wie 1631. S. 97 f. — **1658.** Wie 1627. Aus Voigt's Brief an Eichstädt v. 15. März 1815. — **1659.** Ein paar Stunden mit Goethe in Karlsruhe, von v. Biedenfeld, in: Morgenblatt für gebildete Leser. Nr. 19, 8. Mai 1859. S. 443 ff. — **1670.** Wie 1627. Aus Voigt's Brief v. 1. Februar 1816.

1671. Karl Ruckstuhl. Von L. Hirzel. Straßburg 1876. S. 16. (Aus H. Meyer's Brief an Ruckstuhl v. 18. Mai 1817.) — **1672.** Aus Goethe's Freundeskreise. Erinnerungen der Baronin Jenny v. Gustedt. Hrsgg. von L. v. Kretschmann. Braunschweig 1892. S. 81. — **1673.** Wie 1617. S. 194 ff. — **1674.** Aus Brief der Johanna Schopenhauer an Elisa v. d. Recke in: Hamburgischer Correspondent 1875. Nr. 130. — **1675.** Wie 1617. S. 253. — **1676.** Wie 1605. S. 285 f. — **1677.** Wie 1611. — **1678.** Wie 1638. S. 124. (Aus Brief der Frau v. Humboldt an Welcker.) — **1679.** Wie 1573. S. II. — **1680.** Wie 1656. S. 152.

1681. Wie 1640. — **1682.** Ebenda. — **1683.** Ebenda. — **1684.** Ebenda. — **1685.** Ebenda. — **1686.** Ebenda. (Niederschrift der Gräfin von Egloffstein.) — **1687.** Friedlieb Ferdinand Runge und sein Besuch bei Goethe, in: Hamburgischen Correspondent. Nr. 929, Abend Ausgabe. 1892, S. 3 f. — **1688.** Wie 1656. S. 182. — **1689.** Wie 1640. — **1690.** Handschrift der Tagebücher der Herzogin Dorothea von Kurland.

1691. Wie 1690. — **1692.** Wie 1640. — **1693.** Briefwechsel zwischen Julius Schneller und seinem Pflegesohne Prokesch. Aus Schneller's hinterlassenen Papieren, hrsg. von E. Münch. Leipzig und Stuttgart 1834. S. 25 f. — **1694.** Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften von Varnhagen v. Ense. II. Band. Mann-

heim 1837. S. 389. — **1695.** Chronik des Wiener Goethe-Vereins 1891. S. 12. — **1696.** a. Wie 1672. S. 72. — b. Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1896. Aus Nr. 39. — **1697.** Goethe's Unterhaltungen mit dem Kanzler v. Müller, hrsg. von C. A. H. Burckhardt. Stuttgart 1870. S. 34 ff., vervollständigt durch dessen Handschrift und Ergänzung jener Schrift. — **1698.** Wie 1640. — **1699.** Beilage zur „Deutschen Warte." IV. Jahrg. 1892, Nr. 134, nach den Aufzeichnungen Smirnow's in der „Nordischen Biene." — **1700.** Wie 1660, II, 421.

1701. Wie 1660, III, 422. — **1702.** Wie 1640. — **1703.** Ebenda. — **1704.** Ebenda. — **1705.** Wie 1623, 1876 Nr. 346 nach dem Wiener Fremdenblatt. — **1706.** Wie 1576, II, 30. — **1707.** Wie 1640. — **1708.** Ebenda. — **1709.** Ebenda. — **1710.** Ebenda.

1711. Wie 1644. — **1712.** Ebenda. — **1713.** Ebenda. — **1714.** Ebenda. — **1715.** Ebenda. — **1716.** Ebenda. — **1717.** Ebenda. — **1718.** Ebenda. — **1719.** Ebenda. — **1720.** Ebenda.

1721. Aus dem Leben Theodor von Bernhardis. II. Theil, Leipzig 1895. S. 197. — **1722.** Wie 1640. — **1723.** Ebenda. — **1724.** Ebenda. — **1725.** Ebenda. — **1726.** Ebenda. — **1727.** Ebenda. — **1728.** Blätter aus der preußischen Geschichte von Varnhagen v. Ense. III. Bd. 1868. S. 115. — **1729.** Briefe an L. Tieck, hrsg. von K. v. Holtei. Breslau 1864. II, 320. — **1730.** Wie 1629. XXII. Jahrg. 1. Heft. April 1896. S. 37 aus Brief Bettinens an ihre Verwandten mitgetheilt von H. Grimm.

1731. Wie 1730. S. 40 f. — **1732.** Heinrich Heine von M. Kiepke. Berlin 1895. S. 106.*) — **1733.** Wie 1640. — **1734.** Ebenda. — **1735.** Ebenda. — **1736.** Wie 1656. S. 230. — **1737.** Die klassischen Stätten von Jena und Ilmenau von A. Springer. Berlin 1869. S. 62 f. — **1738.** Goethe und Dresden von W. Frh. v. Biedermann. Berlin 1875. S. 75 f. — **1739.** Wie 1640. — **1740.** Ebenda.

---

*) Verzeihung, daß ich das widerwärtige Buch benutzt habe!

1741. Wie 1640. **1742.** Ebenda. **1743.** Wie 1656. S. 283 f. — **1744.** Wie 1640. **1745.** Ebenda. — **1746.** Wie 1672. S. 64 f. — **1747.** Harmlose Geschichten, von J. Schwabe. Frankfurt a. M. 1890. S. 99 f. — **1748.** Wie 1640. — **1749.** André-Marie Ampère et Jean-Jacques Ampère. Correspondance et souvenirs. Paris. S. 440 414. — **1750.** Ebenda. S. 445–448.

1751. Wie 1749. S. 419 f. — **1752.** Wie 1640. — **1753.** Ebenda. — **1754.** Ebenda. — **1755.** Deutsche Reden. Hrsg. von Th. Flathe. 1893. I. 135 f. — **1756.** Wie 1640. — **1757.** Handschrift des Briefs von Munk an Merer im Goethe- und Schiller-Archiv. — **1758.** Goethe's Werke. Hrsg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. I. Band. 1887. S. 389. — **1759.** Wie 1672. S. 65 f. — **1760.** Wie 1747. S. 89 f.

1761. Wie 1672. S. 303 f. — **1762.** Ebenda. S. 30[illegible] f. — **1763.** Gespräche mit Goethe von J. Eckermann. — **1764.** Handbuch der Physiologie des Menschen. Von Johannes Müller. II. Bd. 1. Abth. Coblenz 1837. S. 567. — **1765.** Die Neue Zeit. Olmützer Zeitung. 1866. Nr. 29.*) — **1766.** Übersetzung von Kurtzmann aus Wspomnienia Andrz. Edw. Kośmiana in: Schlesische Zeitung 1868, Morgenausgabe Nr. 85. — **1767.** Wie 1576. XVII, 65 ff. — **1768.** Wie 1672. S. 37 ff. — **1769.** Goethe und Felix Mendelssohn Bartholdy. Von R. Mendelssohn Bartholdy. Leipzig 1871. S. 37 ff. — **1770.** Johannes Linder. Lebensbild eines Predigers der Basler Kirche [illegible] geschildert von A. G. Linder. Basel 1880. S. 95 f.

1771. Annalen meines Lebens von Karl v. Hase. Hrsg. von K. A. v. Hase. Leipzig 1891. S. 4 f. — **1772.** Wie 1656. S. 308. — **1773.** Ebenda. S. 375 f. — **1774.** Goethes Briefwechsel mit J. Kochlitz. Hrsgber. W. Frh. v. Biedermann. Leipzig 1887. S. 477. — **1775.** Wie 1672. S. 85. — **1776.** Wie

*) Das französische Original war nicht zu ermitteln. Dumas hat seine Reisebriefe wahrscheinlich für's Feuilleton einer pariser Zeitschrift geschrieben.

1640. — 1777. Erste Beilage der Leipziger Zeitung, Nr. 195, 1896. — 1778. Ebenda. — 1779. a. Wie 1672. S. 35. — b. Wie 1576, XII, 184 f. — c. Wie 1672. S. 73 ff. — 1780. Ebenda. S. 83 f. 184.

1781. Wie 1672. S. 71 f. — 1782. Ebenda. S. 72. — 1783. Handschriftlich: von Rinaldo Werner in London dem Verleger mitgetheilter Brief Friedrich Werner's an Ch. G. Kayser vom 14. März 1832. — 1784. Ebenda. — 1785. Desgleichen: Brief vom 16. März. — 1786. a. Wie 1656. S. 441. — b. Wie 1672. S. 361. — 1787. Goethe und Schiller in Briefen von Heinrich Voß. Hrsgg. von H. G. Gräf. Leipzig [1896.] S. 15 f. — 1788. Ebenda. S. 165. — 1789. Ebenda. S. 16 f. 21 fg. — 1790. Ebenda. S. 29. 31.

1791. Wie 1787. S. 53. — 1792. S. 61. — 1793. Ebenda. S. 129 (aus Voßens Brief v. 4. Jan. 1813). — 1794. Ebenda. S. 69 f. — 1795. Handschrift der Königl. ö. Bibliothek zu Dresden: Brief von Carus an Böttiger. — 1796. Wie 1787. S. 97. — 1797. Briefwechsel zwischen Goethe und Antonie Brentano. Hrsgg. v. R. Jung. Weimar 1896. S. 11. — 1798. Wie 1787. S. 114. — 1799. Ebenda. S. 114 f. — 1800. Ebenda. S. 123.

Nummervertheilung

in den Bänden.

I: 1—224.
II: 225—518.
III: 519—724.
IV: 725—918.
V: 919—1068.
VI: 1069—1174.
VII: 1175—1323.
VIII: 1324—1552.
IX; 1. Hälfte: 1553—1569
IX; 2. Hälfte: 1570.
X: 1571—1800

Zeitfolge der Gespräche.

(Vergl. Berichtigungen.)

Jahr.	Nummer.
1735—1760.	1571.
1765—1768.	1. 2. 3.
1769.	4.
1770.	5.
1771.	6. 1572. 7. 8.
1772.	9—11. 1438. 12.
1773.	1573.
1774.	13. 14. 1553. 15. 16. 1439. 17. 18. 1514—1578.
1775.	1440. 1580. 1579. 19—23. 1581. 24. 1582. 25. 26. 1583.
1776.	1584. 27—29. 1585. 1586. 30. 1587. 31. 1549. 1588.
1777.	32—34. 1449. 35.
1778.	36.
1779.	37. 1591. 38—45.
1780.	46. 47. 1445.
1782.	48.
1783.	49—51. 1591. 52.
1784.	53. 1592.
1786.	54. 1447. 55—57.
1787.	58—60.
1788.	1593. 61. 1448. 1594. 62—71. 1449. 72—80. 1595. 81. 1596. 82. 83.
1789.	84—86. 1451. 87—91. 1452.
1790.	1597—1600.

Jahr. Nummer.

1791. 93—95.

1792. 96. 1453. 97—100.

1793. 101. 1454. 102—106.

1794. 101—112. 1601. 113—116. 1555. 1602. 1556.

1795. 119—121. 1455. 1456. 122. 123. 1603. 1604. 1457. 124. 1457. 1605. 125—129. 1606. 130—134. 1458.

1796. 135. 1607. 1608. 1557. 1609. 136. 1558. 137. 138. 1610. 139. 140.

1797. 1611. 141. 142. 1612. 143. 1613. 144.

1798. 145. 1614. 146—150. 1615. 151—153. 1459.

1799. 154—161. 1516. 162—164. 1460. 165—168.

1800. 1461. 169—173. 1462. 1463. 1617. 1618. 1787. 1464. 1465. 1619.

1801. 174. 175. 1620. 176. 177. 1466. 178—182.

1802. 183—191. 1621. 1467. 192. 193. 1468. 194—201. 1788.

1803. 202—206. 1469. 1470. 207. 208.

1804. 1622. 1623. 209. 1472. 211. 210. 1789. 212. 1474. 1475. 213. 1476. 1624. 1625. 1626. 1790. 214. 1477—1479. 1471. 215—218. 1627. 219. 1628. 220. 221. 1480. 223. 224. 1629.

1805. 225. 226. 1482. 227. 1483. 228. 1484. 229. 1485. 230—232. 1630. 233. 1486. 234—238. 1487. 1631. 239. 240.

1806. 244. 1559. 1488. 245—249. 1489. 250—253. 1490. 254—286.

1807. 287—291. 1632. 292—313. 315. 317—327. 1491. 328. 329—341. 1492.

1808. 342—345. 1493. 346. 347. 1494. 348—351. 353—357. 518. 358—372. 1560. 1634. 373. 1635—1637. 374—377. 1638. 378. 379. 1639. 1495. 380—386. 1640. 1641. 387. 388. 1642. 389. 1496. 390. 1497.

1809. 391. 392. 1643. 393—404. 1498. 1644. 405—425. 1499. 426—443. 1645. 444. 445. 1646. 446—448. 1561. 449—451. 1561. 1647—1650.

1810. 1500. 1501. 1651. 452—461. 1652. 462. 463. 1653—1655. 464—512. 1556. 513—517.

Jahr: Nummer.

1811. 1503. 1657. 519—551. 1658. 552—560.

1812. 561—564. 1504—1506. 1659. 565. 1660. 1507. 566—571. (578.)

1813. 572—577. 1550. 578. 1508. 1661. 579. 1509. 580—583. 1509. 1662. 1510. 1511. 584. 1512. 585. 1663. 586—595. 1513. 1514. 596—598. 1515.

1814. 599—613. 1665. 1515. 614. 1516. 615. 1666. 617. 618. 616. 1797. 1667. 620—624. 1517.

1815. 1578. 625. 626. 1668. 627. 1519. 628. 629. 619. 630—667. 1669. 668—671. 1520. 672—676.

1816. 677. 1670. 678. 1671. 679. 1672—1674. 680. 681. 1675. 1676. 1677. 682—686.

1817. 687. 1678. 688. 689. 1679. 690—692. 1798—1800. 693. 1521. 694—701. 1522. 702. 1523. 703—706. 708. 1524.

1818. 709—722. 1551. 723. 1525—1528. 1552. 724.

1819. 1563. 1680. 725—732. 1781. 1782. 733. 1783. 734. 735. 1684. 736—738. 1529. 739—744. 1685. 745. 1686. 1530. 1687. 746—748. 1531.

1820. 1566. 1688. 1689. 749—753. 1690. 754. 1692. 755—757. 1693. 1694. 758—760. 1533. 1695. 1696. 1534. 1535.

1821. 1697. 761. 1698. 762—764. 1699. 765—767. 1536. 768—787. 1700. 1701.

1822. 1702. 1703. 788. 1704. 789—804. 1705. 805—825.

1823. 826. 1709—1712. 827. 1713. 828. 1714. 829. 1715. 831—834. 1716. 835—842. 1717. 843—848. 1718. 849—852. 1719. 1720. 853—856. 1537. 1538. 1721. 851—887. 1722. 888—914. 1539.

1824. 919—931. 1723. 932. 933. 1714. 934. 935. 1725. 936—940. 1726. 941—948. 1727. 949—951. 1728. 952. 953. 1729. 954. 955. 1540. 1730—1732. 956. 1733. 1734. 960. 1735. 961—969. 1736.

1825. 1737. 970—1007. 1738. 1008—1115. 1739. 1740. 1016—1019.

1826. 1020. 1742. 1541. 1021—1039. 1743. 1041. 1542.

Jahr. Nummer.

1042—1045. 1744. 1745. 1046—1049. 1745. 1050 — 1052. 1561. 1053—1062. 1746. 1063—1068. 1747.

1827. 1069—1083. 1748. 1084—1089. 1749. 1750. 1090. 1091. 1093. 1092. 1750. 1093. 1094. 1096. 1565. 1096—1098. 1751. 1099—1112. 1752. 1113. 1753. 1114. 1754. 1115. 1116. 1755. 1117—1119. 1543. 1120—1122. 1756. 1123—1125. 1757. 1126—1134. 1758. 1135. 1139. 1759. 1760. 1140.

1828. 1141. 1132. 1761. 1162. 1133. 1763. 1134—1148. 1548. 1149—1160. 1545. 1161—1174. 1764.

1829. 1175—1204. 1546. 1570. 1205—1213. 1547. 1214—1216. 1765. 1217—1229. 1548. 1229. 1548. 1766. 1767. 1230. 1339.

1830. 1240—1258. 1768. 1259—1299. 1769. 1300—1305. 1770. 1306—1308. 1771. 1309—1316. 1772. 1317—1323. 1567. 1568.

1831. 1324—1342. 1773. 1343—1371. 1774. 1372—1374. 1775. 1375—1380. 1776. 1381—1387. 1777. 1778. 1388—1397.

1832. 1398—1408. 1783. 1785. 1409—1415.

Zeitlich ungewiß: 915—918. 1416—1437. 1569. 1779—1782. 1786.

Regiſter.

für Band IX, 2. Hälfte und X.

Die nur die Seiten in arabiſchen Ziffern angegeben ſind, ſo Band X zu verſtehen.

I. Perſonen.

Achim, Rud. — 321, 341, 61—64.
Ampère, André Marie. — 144. 146.
Ampère, Jean Jacques Antoine. — 144—149.
Anhalt-Deſſau, Leopold Fürſt von — 28.
Anſtett, Joh. Protaſius v. — (?) 123.
Arnim, Eliſabeth (Bettine) v. — geb. Brentano 42. 124—130.
Arnim, Ludw. Achim v. — 42f.
Auber, Daniel François Eſprit Jacques. — 185.
Balemski, ... v. — 173.
Baudiſſin, Wolf Graf v. — 53 bis 56.
Bauer, Theophilus. — 42.
Bayern, Ludwig König von. — 136f.
Becker, Chriſtiane — geb. Neumann. 30. 201.
Becker, Heinr. — (eigentlich v. Blumenthal) 51.
Berenger, Pierre Jean de — 146.
Bernhardi, Theodor v. — 119.
Bertuch, Fridr. Joh. Juſtin — 187.
Beyle, Marie Henri — 185.
Blumenbach, Joh. Fridr. — 141.
Birckenfeld, Ferd. L. H. Fr. v. — 72—77.
Boccaccio, Giovanni — 22f.
Böhmann, Karl Wilh. — 75ff.
Böttiger, Karl Aug. — 31. 35. 68. 214.
Boie, Heinr. Chriſtn. — 3.
Boiſſerée, Sulpiz — 43. 122.
Brentani, Marie Antonie v. — geb. di Pezzana 27.

ſchlug Vorſchriften und Geſetze, die aus vielen Puncten beſtanden, an alle Thüren. Die Summe der Strafgelder war beſtimmt, die ein jeder Übertreter in eine gemeine Büchſe entrichten ſollte.

Dieſe Verordnungen wurden wenig geachtet. Junge Offiziere gingen aus und ein, ſpaßten nicht eben auf das feinſte mit den Aktrizen, hatten die Akteure zum beſten, und vernichteten die ganze kleine Polizeyordnung, noch ehe ſie Wurzel faſſen konnte. Man jagte ſich durch die Zimmer, verkleidete ſich, verſteckte ſich. Melina, der Anfangs einigen Ernſt zeigen wollte, ward mit allerley Muthwillen auf das äußerſte gebracht, und als ihn bald darauf der Graf holen ließ, um den Platz zu ſehen, wo das Theater aufgerichtet werden ſollte, ward das Übel nur immer ärger. Die jungen Herren erſannen ſich allerley platte Späße, durch Hülfe eini-

Brandt, Heinr. Frz. — 138 f.
Brentano, Antonie — geb. v. Birkenſtock 127. 215.
Brentano, Claudine — 126 f.
Brentano, Clemens — 43.
Brentano, Frz. — 127.
Brentano, Gog. — 126 f.
Breſchaus, Fridr. Arn. — 97.
Breitermann, Theod. Wilh. — 33
Brodhus, Joh. L. Jnman. — 97.
Brüger, Chſtd. Aug. — 205.
Bunaparte, Napoleon — Kaiſer der Franzoſen 45 f. 48. 55. 70 ff. 93. 98 f. 109. 172.
Burn of Rochdale, George Noel Gordon Baron 148.

Calderon, de la Barca, Pedro — 124. 207. 216.
Carlemann, Herrem. — 171.
Carus, Aug. — 214.
Carus, L. Guſt. — 137 f.
Cruſius, Cajus — 17.
Chamiſſo, Adelbert v. — 40.
Coma, L. Fridr. Aut. — 150.
Cotta v. Cottendorf, Joh. Fridr. Frh. (IX, 2, 279 f.) 70 f. 133.
Coutray, Clem. Wenzesl. — 120. 14.
Crayer, Gog. Fridr. — 179.
Cuvier, Gog. Leop. Chriſtn. Fridr. Dagob. Bar. — 145. 147.

Dalberg, Joh. Fridr. Hugo Frh. v. — 19.
D'Alton, Joh. Wilh. Edvd. — 122.
Dannecker, Joh. Heinr. — 281.
Dannecker, ... geb. . . . — 29.
Daub, Karl — 216 f.
David, Jean Pierre — 172.
Delambre, Jean Joſ. — 118.
Delbrück, Fridr. Ferd. — 212.
Döbereiner, Joh. Wolfg. — 89 f. 92.
Döring, Heinr. — 185.
Ducis, Jean François — 173.
Dürer, Albrecht — 174.
Dumanoir, . . . Graf — 31.
Dumas, Alex. — 172—175.
Dupin, Pierre Charles François Baron — 169.
Duval, Alex. — 145.

Edermann, Joh. Peter — 150 bis 171.
Egloffſtein, Carol. Fridr. v. — geb. v. Aufſeß 113 f.
Egloffſtein, Carol. Chriſtn. v. — 89 f. 116 f.
Egloffſtein, Julie Grfn. v. — 81. 85 f. 88 f. 97.
Erasmus, Deſider. — 13.
Eſchwege, Wilh. Ludw. v. — 106.
Eydenberg, Marianne v. — geb. Meyer 24.
Eyd, Jan von — 72.

Falk, Joh. Dan. — 46. 52 f.
Fichte, Joh. Gliedr. — 56.
Förſter, Laura — geb. Gedike 102.
Forkel, Joh. Nikol. — 55.
Forge, Chriſtn. Gliedr. — 200.

Fritsch, K. Wilh. Friedr. v. — 139f.
Frommann, K. Friedr. Ernst — 79.

Gagern, Hans Christph. Ernst Friedr. v. — 110.
Gall, Joh. Josef — 118.
Gallitzin, Amalie Fürstin geb. Gräfin Schmettau 66. 181.
Gent, Friedr. v. — 39f.
Georges, ... — 174.
Gerning, Johann v. — 31.
Gerstenberg, Hans Wilh. v. 4. 25.
Gerstenbergk, gen. Müller, Friedr. v. 85.
Gesler, K. Friedr. Graf v. — 20. 25.
Goeckin, K. Christian 77—79.
Görres, Joh. Josef — 108.
Goethe, Aloys v. — 153.
Goethe, Aug. v. — 38. 40. 45. 88. 114. 155. 191f.
Goethe, Christiane v. — geb. Vulpius 67. 69.
Goethe, Elisabeth — geb. Textor 1f. 7f. 49f.
Goethe, Jakob — 1f.
Goethe, Kaspar — (IX, 2, 94.) 1.
Goethe, Ottilie v. — geb. v. Pogwisch 109. 110. 113. 129. 138. 147. 155ff. 175. 191. 196 bis 200. 205.
Goethe, Walter v. — 112. 150. 200. 204.
Goethe, Wolfgang v. — 150. 188. 199f.
Gore, Elisa — 18.
Gotter, Friedr. Wilh. — 19f.
Gräter, Friedr. Dav. — 17.
Griesbach, Joh. Jak. — 42f.
Griesbach, ... geb. Schütz 61.
Grimm, Jak. — 57.
Grimm, Ludw. — 127.
Grimm, Wilh. — (IX, 1, 4.) 57f.
Grimmelshausen, Hans Jak. Christph. v. — 56.
Grüner, Joh. Sebast. — 97.
Gualtz, Friedr. v. — 125. 127f.

Hahnling, . . . — 121.
Haide, Friedr. — 36f.
Halberstamm, Christn. — 75ff.
Haren, . . . v. — 31.
Harff, . . . ? **Harfurt**, . . . ? 129.
Haug, Karl v. — 190f.
Haugwitzer, Brüder — 102.
Hebel, Joh. Peter — 66f. 73 bis 77. 213.
Heine, Heinr. — 130f.
Hemsterhuis, Fr. — 66.
Herda, . . . Friedr. v. — 26.
Herder, Caroline v. — geb. Flachsland 18f.
Herder, Joh. Gottfr. v. (IX, 2, 289.) 18f. 121.
Hesse, Karl — 92.
Hessen-Darmstadt, Ludwig Erbprinz von — 12.
Hetzendorff, Caroline v. — geb. Jagemann 49f. 59f.
Hiri, Aloys Ludw. — 19.
Höpfner, Ludw. Jul. Friedr. — 3.

Hoff, K. Ernst Adf. v. 117.
Hohenlohe Kirchberg, A. W. E. Fürstin v. 11.
Holbein, Fz. Jana; v. 56.
Homer, 23. 118.
Hugo, Gust. 53. 56.
Humboldt, Alex. v. 129. 158f.
Humboldt, Carol. v. geb. v. Dacheröden 63.
Humboldt, Wilh. v. — 23. 47f. 62. 84.
Huschke, Wilh. Ernst — 113ff.
Hutten, Ulrich v. — 12f.

Jffland, Aug. Wilh. — 185.
Iwan, . . — 75f.
Jacobi, Betty — geb. v. Clermont 124.
Jacobi, Fridr. Heinr. — (IX, 1, 33.) 49. 51. 131. 16. 42f. 47. 66. 131.
Jacobi, Joh. Geo. — 142.
Jagemann, Carol. — s. Heygendorff.
Jens 180.
Jung, Heinr. — (Stilling) 6.

Kalb, Heinr. v. — 29.
Kant, Immanu. — 21f. 105.
Keller, . . Obers v. — 112.
Kestner, Aug. — 89ff.
Kestner, Charlotte — geb. Buff 89ff.
Kestner, Clara — 89ff.
Kestner, Geo. Heinr. Fridr. Wilh. — 81.
Kestner, Joh. Christn. — 81.
Kestner Karl — 81.
Kestner, Theod. — 81f.
Kestner, Wilh. — 81.
Kirchmayer, K. Fridr. v. — (IX, 2, 279.)
Klinger, Fridr. Maxim. — 6. 47.
Klopstock, Fridr. Gottl. — 4. 6f. 9.
Knebel, Henriette v. — 65.
Knebel, Karl v. — 64.
Knebel, K. Ludw. v. — 6. 18—27. 41f. 64ff. 105. 121. 164f. 216f.
König, Heinr. — 141.
Körner, Christn. Gottf. — 19—22. 30f.
Körner, K. Theodor — 84.
Kotzebue, Aug. v. — 56. 86. 121. 185.
Kotzebue, Andr. Ebrd. — 100. 175ff.
Krug, Wilh. Traug. — 118.
Kunz, Karl — 75ff.
Kurland, Dorothea Herzogin von — geb. Gräfin v. Medem 96f. 119.

Lafontaine, Aug. — 148.
La Roche, Sophie v. — geb. v. Gutermann 13f.
Lavater, Joh. Kasp. — 7. 9. 14. 109.
Leveaux, Just. Amadeus — 137.
Lenz, Jak. Mich. Reinh. — 11. 21f.

Levetzow, Ulrike v. — 123.
Linder, Johanna. — 179ff.
Loeper, Gust. v. — 152.
Lorme, Joh. L. Gfed.° — 99f.

Malsburg, Ernst Fridr. Otto Leop. Ludw. v. d. — 124.
Manzoni, Alex. — 169.
Marc, Hippolyte Boutet — 174.
Marschall, Aug. Wilh. Graf v. — 112.
Mendelssohn Bartholdy, Felix — 184—187.
Merck, Joh. Heinr. — 12f.
Mérimée, Prosper — 145.
Meyer, Joh. Heinr. — 32. 48f. 77f. 118. 133. 136. 138. 195. 204.
Mickiewicz, Adam — 177.
Molière, Jean Poquelin de — 148.
Morgenstern, Karl — 46f.
Moritz, . . . v. — 87.
Müller, Fridr. v. — 85—88. 96ff. 100—103. 108—123. 131f. 138—141. 144. 149ff. 157f. 192f. 194.
Müller, Johann. — 171f.
Müller, Edler v. Zuccalmaglio, Johann. — 47.
Munk, Salomo. — 151f.

Negier, N. Ferd. Fridr. v. — 123.
Nicolai, Fridr. — 9f. 187.
Nicolovius, Alex. — 132.
Nicolovius, Fry. — 109.
Notter, Fridr. — (IX, 2, 279f.).

Oertel, Hans Christ. — 108f.
Oesterreich, Maria Ludovica, Kaiserin von — geb. Erzherzogin von Oesterreich Este 68f.
Oken, Laurentius — 88.
Ossian 33.

Pappenheim, Jenny v. — nachm. verm. Frfr. v. Gustedt 142. 153f.
Parthey, Gust. — 150.
Paulus, Heinr. Eberh. Gfob. — 179ff.
Platen-Hallermund, Aug. Graf v. — 121.
Pleyer, Jos. — 109.
Pogwisch, Ulrike v. — 113f. 199f.
Proleich v. Loen, Ant. Graf — 98.
Puttlachen-Glanzow, Fridr. Wilh. — 121.

Racine, Jean. — 148.
Rapp, Heinr. — 29.
Rapp, ... geb. . . . 29.
Récamier, Jeanne Françoise Julie Adelaide — geb. Bernard 145f.
Reck, . . v. der — 46.
Rede, Elise v. d. — geb. Gräfin v. Medem 67. 119.
Reichein, Wilh. — 113—116.
Reinhard, Karl Fridr., Graf v. — 175.
Remusat, Abel — 149.
Ribera, Juseppe de — 174.
Richter, Jean Paul Fridr. — 187.
Ridel, Joh. Cornel. Rud. — 89f.

Riemer, Friedr. Wilh. — 58. 65 f. 97. 101 f. 117. 122. 218.
Robert, Ludw. — 40
Rochlitz, Joh. Friedr. — 68. 70 f. 85 f. 122. 192 f.
Röhr, Joh. Friedr. — 189 f.
Ruckstuhl, Karl — 77 f.
Runge, Friedr. Ferd. — 89—92.
Rußland, Nicolaus Kaiser von — 100 f. 194.

Sachsen, Anna Amalie Herzogin von — geb. Prinzeß von Braunschweig 191.
Sachsen, Bernhard Prinz von — 149.
Sachsen, Caroline Prinzeß von — nachher verm. Erbprinzeß von Mecklenburg-Schwerin 64 f.
Sachsen, Karl August Herzog, dann Großherzog von — 10 f. 18. 26. 49. 51. 97. 112. 116. 154. 157—167.
Sachsen, Karl Friedrich, Großherzog von — 15. 165.
Sachsen, Louise, Großherzogin von — geb. Prinzeß von Hessen 26. 48 f. 194.
Sachsen, Maria Pawlowna Großherzogin von — geb. Großfürstin von Rußland 102 f. 111. 123. 165. 194.
Salis-Seewis, J. Gaudenz v. — 20.
Santi, Raffaelle — 63. 122.
Sartorius, Frh. v. **Waltershausen**, Geo. — 53.
Schardt, Friederike Sophie Eleon. v. — geb. v. Bernstorff 66.
Scheuk, . . . — (Dr.) 144.
Schiller, Charl. v. — geb. v. Lengefeld 25. 32. 34. 52 f. 96.
Schiller, Friedr. v. — 19—23. 30 ff. 36 f. 100. 103. 105. 124. 147. 185 f. 194. 205. 207.
Schiller, Friedr. Wilh. Ernst v. — 85. 140. 205.
Schiller's Erben 140 f.
Schlegel, Aug. Wilh. v. — 35. 177.
Schlegel, Friedr. v. — 35.
Schlosser, Friedr. — 181.
Schlosser, Friedr. Christph. — 179 f.
Schlosser, Joh. Georg. — 186 f.
Schlosser, Sophie Johanna — geb. de Roy 181.
Schmeller, Joh. — 122.
Schmettau, K. Friedr. Wilh. Graf v — 121.
Schmettau, Woldem. Friedr. Graf v. — 66.
Schneller, Jul. Franz Borgias — 9*
Schnorr v. Carolsfeld, Veit — 201.
Schönborn, Gottl. Friedr. Ernst Friedr. v. — 38.
Schopenhauer, Adele — 79.
Schopenhauer, Johanna — geb. Trosiner 44 f. 79.
Schorn, Joh. Nikol. Ludw. v. — 118.
Schubert, Henriette — 58.
Schuderoff, Ernst Ludw. — 101.

Schubarth, L. Ernſt — 98f. 101f. 106.
Schuchardt, Chriſtn. — 133—136.
Schuckmann, Frdr. Frh. v. — 186.
Schukowskij, Waſili Andrejewitſch — 194f.
Scott, Walter — 155. 185.
Seckendorff, L. Sigism. Frh. v. — 164f.
Seebeck, Thom. Joh. — 65f.
Sgrizzi, Tomaſo — 130.
Seidel, Max Joh. — 121.
Seiger, Wilh. Ferd. — 62.
Spiegel, Frh. v. u. z. Pickelsheim, L. Emil — 154.
Spiegel, Ferdin v. u. z. P. Melanie — nachm. verm. Frſn. v. Seckendorff 184ff.
Spiegel, Ferdin v. u. z. P., Pauline — nachm. verm. v. Helldorf 184f.
Spohr, Ludw — 58ff.
Springer, Rob. — 133.
Stadelmann, . . . — 113f.
Stapfer, Albert — 145.
Stendal, ſ. Beyle.
Stein, Charlotte Frſn. v. — geb. v. Schardt 15. 22—26. 31. 34. 39. 66—70.
Stein, Frdr. Frh. v. — 26. 31.
Stein, Karl Frh. v. — 31.
Steinfurt, Ludw. Frh. v. u. z. — 177. 182.
Sternberg, Kasp. Graf v. — 183.
Stieler, Joſ — 190.
Stock, Tora — 75.
Stolberg, Frdr. Leop. Graf v. — 66. 181.
Strauwer, Heinr. — 59.

Tacitus, Cajus Cornelius — 45f.
Talleyrand Fürſt v. Benevent Herz. v. Perigord, Charles Maurice de — 173.
Talma, François Joſeph — 47. 174f.
Taſſo, Torquato — 149.
Thibaut, Ant. Juſt. — 177. 179.
Thucidides, . . . — 16.
Thilelewalde . . . — 153.
Tieck, Amalie — geb. Alberti 155ff.
Tieck, Agnes — 155ff.
Tieck, Dorothea — 155ff.
Tieck, Frdr. — 56.
Tieck, Ludw. — 110. 119. 124. 155ff.
Tiſchbein, Frdr. Aug. — 28. 118.
Tiſchbein, Joh. Heinr. Wilh. — 218.
Tiſchbein, Sophie — geb. Müller — 28.
Treutner, . . — 218.

Unger, Jul. v. — 16ff.

Varnhagen v. Enſe, L. Aug. — 49.
Varnhagen v. Enſe, Rahel — geb. Levin 196.
Villoiſon, Jean Baptiſte d'Anſſe de — 15.
Vogel, Karl — 142ff. 150.
Voigt, Chriſtn. Gottl. v. — 19. 39. 72. 77. 85ff.

Voß, Joh. Heinr. — 38. 118. 206 f.
Voß, Heinr. — 35 f. 38. 45. 206 — 218.
Vulpius, Christn. Aug. — 101.
Vulpius, Walther — 40.

Wachler, Joh. Fridr. Ludw. — 132.
Wagner, Gleich. Heinr. Adf. — 132.
Wagner, Mart. — 150 f.
Wartensleben, ... Grfn. v. — 11.
Weber, K. Gleich. v. — 70.
Weinbrenner, Fridr. — 73—77.
Werner, Fridr. — 200—205.
Werner, Karl — 200—205.
Weiße, Christn. Fel. — 11.
Wieland, Christph. Martin — 4 ff. 8 f. 12—15. 26 ff. 60. 85.
Wilken, Fridr. — 82 ff.
Wolf, Fridr. Aug. — 23. 71.
Wolff, Karl — (IX, 2, 279 f.).
Woltmann, K. Ludw. v. — 24.
Wolzogen, Carol. Frfr. v. — geb. v. Lengefeld 28. 69. 133, 191 f. 205.
Wolzogen, Wilh. Ernst Fridr. Frh. v. — 52.

Zelter, Clara — 83 f.
Zelter, K. Fridr. — 55. 83 f. 133.
Zimmermann, Joh. Geo. v. — 10.

2. Schriften und Gedichte Goethe's.

Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. 117. 133. 140 f.

Cäsar. 13.

Von Deutscher Baukunst. 4.

Erlkönig. 99.
Erwin und Elmire. 9.

Faust. 10. 52 f. 101. 147 f. 173 ff. 182—197.

Götter, Helden und Wieland. 4.
Götz von Berlichingen, (IX, 2, 94.) 3 f. 212.

Hermann und Dorothea. Elegie 29.

Ilmenau. 164 f.
Iphigenie auf Tauris. 33 f. 149.
Italienische Reise. 182.
Jery und Bätely. 137 f.

Katechisation. 181.
Des Knaben Wunderhorn. Recension. 43 f.
Über Kunst und Alterthum. 113. 144.

Die Leiden des jungen Werther. 18. 33. 47 f. 98 f. 104 f. 212.
Lyrische Gedichte von J. H. Voß. Recension. 38.
Aus meinem Leben. 67 f. 70 f. 137. 213.

Die Natürliche Tochter. 43. 212f.

Prometheus. 4.

Rede bei Stiftung des Hasenordens. 17.

Ribel's und der früher hingegangenen Brüder Küttner u. ſ. w. Todtenfeier. 103.

Römiſche Elegien. 21.

Torquato Taſſo. 99. 117. 148.

Das Unglück der Jacobi. 4f.

Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderter. 22f.

Die Wahlverwandtſchaften. 63f. 136.

Weſtöſtlicher Diwan. 84. 98.

Wilhelm Meiſters Lehrjahre. 24.

Wilhelm Meiſters Wanderjahre. 53. 136. 188.

3. Geographiſches und Ethnologiſches.

Aachen. 138.

Altenburg. 97.

Bayern. 71.

Bayreuth. 120.

Berlin. (IX, 2, 279f.) 56. 109. 120. 158. 169. 187.

Böhmen. 115.

Boſton. 149.

Braunſchweig. 170.

Bremen. 170.

Burgund. 154

Cyma. 149.

Dänemark. 58.

Deutſchland. (IX, 2, 299.) 7. 46f. 58. 77f. 84. 103. 146. 167—170. 176.

Dornburg. 33.

Dresden. 29f. 31. 69. 139. 170.

Egra. 97. 107.

Elſaß. 26.

England. 44. 100. 123. 132. 149.

Erfurt. 46.

Erlangen. 121.

Ettersburg. 14.

Eutin. 218.

Faluu. 66.

Frankfurt a. M. 4. 125. 128. 170.

Frankreich. 39. 44. 72. 102. 169f. 176f.

Gießen. 3.

Gitzgrau. 191.

Göttingen. 53. 56.

Gotha. 10f. 135.

Halle. 120.
Hamburg. 93. 170.
Hanau. 79.
Hannover. 170.
Heidelberg. 179. 181.

Ilmenau. 107.
Ilsenburg. (IX, 2, 280.)
Italien. 191. 203.
Jena. 14. 19. 26. 32. 41. 50. 52. 62f. 90. 97f. 110. 131. 136. 139. 154. 207.
Juden. 84.

Karlsbad. 124.
Kassel. 170.
Köln. 79. 121.
Kopenhagen. 198.

Langensalza. 88.
Langenstein. 15.
Lauchstädt. 214.
Leimar. 56.
Leipzig. 201.
Lissabon. 2.
Löbichau. 97.
Lolchwitz. 20.

Mailand. 120.
Marienbad. 119.
Missolunghi. 148.
München. 42. 71. 170.
Münster. 65.

Niederlande. 131.
Nordamerika. 180f.
Nürnberg. 69.

Oesterreich. 55. 120. 132.

Paris. 72. 118.
Peterswalde. 70.
Prag. 201. 204.
Preußen. (IX, 2, 280.) 120. 123.
Pyrmont. 61.

Radsdorf. 56.
Rhein. 48. 79. 109.
Rödelsheim. 125f.
Rom. 16—19. 56. 84.
Rußland. 55. 93f. 168. 194.

Saint-Helena. 173.
Schlesien. 20.
Schottland. 44. 58.
Schwalbach. 79.
Schweden. 16.
Schweiz. 38. 55. 186.
Schwerin. 56.
Serbien. 122.
Spanien. 44.
Spree. 56.
Stuttgart. 170.

Teber. 56.
Tiefurt. 196ff. 211.
Troja. 148.
Türkei. 132.

Venedig. 208.
Verona. 198. 209f.

Wartburg. 140.

Waterloo. 173.
Weimar. 11. 19. 42f. 45f. 57. 82. 84f. 109. 124. 130f. 136. 142. 144f. 149.
Weſtlaten 181.
Wien. 97. 169.
Wiesbaden. 71.
Winkel. 127.
Zürich. 109.

4. Verſchiedenes.

Adel — Leben. 71f.

Bildung.
Cultur. 76. 87. 168ff.
Erziehung. 64. 208f.
Univerſitäten. 14. 132. 144. 169. 179.

Geſchichte.
Allgemeines. 106. 159f. 179f.
Lebensbeſchreibungen. 105.
Tagebücher. 102f. 116.
Zeitverhältniſſe. 108. 110. 132.

Gleichniſſe und Symbole. 86f. 122. 166. 192.

Hauswesen. 61.

Kunſt.
Allgemeines. 4. 20. 29. 55. 79. 97. 102. 120. 195f. 210. 214.
Baumeiſter. 122. 201.
Bildnerkunſt. 4. 21. 25. 121. 123f. 191. 198.
Bildniſſe. 9. 56. 122.
Bühnenkunſt. 4. 33f. 36f. 46f. 52. 62. 106. 170. 210.
Bühnenleitung. 29ff. 37f. 48—51. 58ff. 62.
Bühnenſtücke. 4. 33. 36f. 56. 58ff. 73ff. 120f. 141. 172f. 185f. 207.
Dichtkunſt. 5. 8. 10. 24f. 30. 43. 47f. 65. 73ff. 99. 106. 122. 151.
Komik. 121.
Kupferſtecher u. Stiche. 97.
Lebende Bilder. 111.
Malerei. 4. 63. 65. 69. 72. 201—205.
Münzen. 183.
Redekunſt. 85ff.
Tonkunſt. 99. 107. 128. 170.
Zeichnen, Zeichnungen. 64f. 81f. 88. 121. 139.

Leſen Goethe's. 38. 44f. 213.

Menſchenthum.
Ahnungen, Vorbedeutungen. 1.
Alter und Jugend. 109. 157. 212.
Ehe. 25.
Ehre, Ruhm. 105. 166f.

ger Akteure wurden sie noch plumper, und es schien, als wenn das ganze alte Schloß vom wüthenden Heere besessen sey, auch endigte der Unfug nicht eher, als bis man zur Tafel ging.

Der Graf hatte Melina in einen großen Saal geführt, der noch zum alten Schlosse gehörte, durch eine Gallerie mit dem neuen verbunden war, und worin ein kleines Theater sehr wohl aufgestellt werden konnte. Daselbst zeigte der einsichtsvolle Hausherr, wie er alles wolle eingerichtet haben.

Nun ward die Arbeit in großer Eile vorgenommen, das Theatergerüste aufgeschlagen und ausgeziert; was man von Dekorationen in dem Gepäcke hatte und brauchen konnte, angewendet, und das übrige mit Hülfe einiger geschickten Leute des Grafen verfertiget. Wilhelm griff selbst mit an, half die Perspektive bestimmen, die Umrisse abschnüren,

Einerlei d. Lebens u. Erinnerung. 123.
Frauen, Weiblichkeit. 131.
Gummer. 62. 88f.
Individualität. 24.
Menschengestalt. 118.
Menschennatur, Eigenschaften. (IX, 2, 33.) 6f. 101f.
Menschheitsbestimmung. 159f.
Philisterei. 122.
Trömmerei. 171f. 193.
Umgang. 10ff. 14f. 24. 88ff. 109. 150.
Wahrhaftigkeit. 86. 88f.
Wohlthätigkeit. 6. 142ff.

Natur und Naturwissenschaft.
Allgemeines. 108. 113. 183.
Arzneiwesen. Ärztliches. 89—92. 110—116.
Farbenlehre. 33. 97f.
Gestein u. Gebirgskunde. 53f. 97. 116.
Meteorologie. 141.
Pflanzenkunde. 175.
Physik. 108.
Sternkunde. 52.
Thierkunde. 76f.

Philosophie. 21f. 34. 205. 214.

Reisen, allgemein. 109. 149ff.

Scherze, Witze, Anekdoten. 15. 26f. 32. 71. 135. 141. 196. 198.

Schriften ohne Verfassernamen.
Bibel. 18. 122.
Edda. 44.
Nibelungen. 48.

Schriftthum.
Bühnenwesen. 101.
Handschriften. 57.
Kritik. 23. 85ff. 121.
Literatur, allgemein. 11. 84. 105. 177. 185. 195f.
Schriftstellerei u. Presse. 86. 118.
Sprache, Mundartliches, Rede, Stil. (IX, 2, 4.) 8. 77f. 152.
Übersetzungen. 58. 144f. 214—218.

Staatsleben.
Fürstlichkeiten. 107. 161—167.
Geschäftsbehandlung. 18. 102. 107.
Kriegswesen. 55.
Politik. 55. 71f. 110. 120. 123. 132. 195.
Rechtswesen. 55. 120.

Überirdisches, Kirchliches.
Christenthum. 110. 189f. 198f.
Gott. 2.
Katholicismus. 66. 68. 207. 214.
Protestantismus. 123. 188f.
Religiosität, Theologie. 205.
Tod u. Fortdauer. 106. 117. 219.

Wissenschaft, Gelehrte. 117. 179.

Zeitſchriften.
Allg. Lit. Zeitung. 39.
Allg. Zeitung. 31.
Berl. Monatsſchrift. 102.
Der Freimüthige. 39.
Le Globe. 145.
Die Horen. 23.
Iris. 9.
Jen. Allg. Lit. Zeitung. 97. 118. 211.
Le Moniteur. 118.
Morgenblatt. 64.
Muſenalmanach a. d. J. 1804. Hrsgg. von v. Chamiſſo u. Varnhagen. 40.
Der Teutſche Merkur. 8f. 12f.

5. Quellen.

I. Gedruckte.

Allgemeine Zeitung. Beilage. 1696.
Ampère, Correspondance et souvenirs. 1749. 1750. 1751.
(Arnim, Bettine v.,) Goethe's Briefwechſel m. e. Kinde. 1571. 1578.

v. Baudiſſin, Graf, Gedenkbuch für ſeine Freunde. 1644.
Berliner Fremdenblatt. 1624.
v. Bernhardi, Aus dem Leben Th. v. B's. 1721.
v. Biedermann, Goethe u. Dresden. 1738.
Buchheim, The first part of Goethe's Faust in Hayward's prose translation. 1581.
v. Bülow, Ein Lebensbild. 1651.

Carus, Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten. 1661.
Chronik des Wiener Goethe Vereins. 1695.

Deutſche Warte. 1649.
Diezmann, Weimar Album. 1588.
Dresdener Anzeiger. 1623. 1705.
Düntzer und v. Herder, Herder's Reiſe nach Italien. 1594. 1595.
Charlotte v. Stein. 1606. 1607. 1608. 1609. 1616. 1620. 1626.
Aus K. L. v. Knebel's Briefwechſel mit ſ. Schweſter. 1653. 1654. 1655.

Eckermann, Geſpräche mit Goethe. 1763.

Felix, Goethe's Briefe an Frau v. Stein. 2. Aufl. 1595. 1601.
Flathe, Teutſche Reden. 1753.

Fern, J. Gaudenz v. Salis Zeewis. 1597.

Geiger, Goethe Jahrbuch. 1576. 1584. 1605. 1632. 1657. 1676. 1706. 1767. 1780.
Geiger, Berliner Neudrucke, Musenalmanach a. d. J. 1806. 1628.
Goethes Werke, hrsgg. i. Auftr. der Großherzogin Sophie von Sachsen. 1758.
Graf, Goethe und Schiller in Briefen von Heinrich Voß [1896] 1787—1795. 1797—1800.

Hamburgischer Correspondent. 1674. 1687.
v. Hase, Annalen meines Lebens. 1771.
Hennermann, Erinnerungen P. N. Abekens. 1618.
— Dreizehnter Bericht d. städt. höheren Mädchenschule pp. zu Osnabrück. 1633. 1642. 1643. 1648. 1649. 1650. 1652.
Herzel, M. Ruckstuhl. 1671.
v. Hettlei, Briefe an L. Tieck. 1729.
v. Humboldt, W., Gesammelte Werke. 1603.

Jacobi, Auserlesener Briefwechsel. 1574. 1575. 1579. 1582.
Jacobi, David Hume über d. Glauben. 1592.
Jahn, Goethe's Briefe an Chr. G. v. Voigt. 1639. 1641.

v. Kretschmann, Aus Goethe's Freundeskreise. 1672. 1696. 1746. 1759. 1761. 1762. 1768. 1778 a, b u. d. 1779. 1780. 1781. 1785 b.

Leipziger Zeitung. 1776. 1777.
Leitzmann, Briefe von W. v. Humboldt an F. H. Jacobi. 1638. 1678.
Linder, Johannes Linder, Lebensbild pp. 1880.

Mendelssohn Bartholdy, Goethe und Felix Mendelssohn B. 1769.
Morgenblatt. 1669.
Morgenstern, Brief von Goethe, Schiller pp. 1610. 1635. 1636.
Müller, Handbuch d. Physiologie d. Menschen. 1764.
Münch, Briefwechsel zwischen J. Schweller und Prokesch. 1693.

Nicole, Heinrich Heine. 1732.

Ohmüzer Zeitung. Die Neue Zeit. 1765.

Redlich, Zum 29. Januar 1878 pp. Inhalt: Ein ungedruckter Brief Goethe's. 1573. 1679.
Riemer, Mittheilungen über Goethe. 1637.

Robinson, Diary, Reminiscences and Correspondences. 1572.
Rodenberg, Deutsche Rundschau. 1629. 1730. 1731.

Schiller, Briefwechsel mit Körner. 1596. 1598. 1599. 1600. 1602. 1614. 1615. 1619. 1621.
v. Schiller, Charlotte, und ihre Freunde. 1660. 1700.
Schlesische Zeitung. 1766.
Schlosser, Friedrich Wilhelm Gerber. 1583.
Schmidt, A. Reinhold zum 26. October 1893 dargebracht. 1590.
— Schiller's Sohn Ernst. 1656. 1680. 1698. 1736. 1743. 1785 a.
Schwabe, Harmlose Geschichten. 1747. 1760.
Sohr, Selbstbiographie. 1647.
Springer, Die klassischen Stätten von Jena u. Umgegend. 1737.
Staatsanzeiger für Württemberg. 1570.
Steig, Goethe und die Brüder Grimm. 1617. 1645. 1646. 1673. 1675.
— Achim v. Arnim. 1631. 1667.
Stoll, über d. Historiker Friedrich Wilken. 1611. 1677.

Thiers, Histoire du Consulat et de l'Empire. 1634.

Uhde, Das Hamburger Stadttheater. 1613.

Varnhagen v. Ense und Mundt, K. L. v. Knebel's literar. Nachlaß. 1577.
Varnhagen v. Ense, Denkwürdigkeiten u. vermischte Schriften. 1694.
— Blätter aus d. preuß. Geschichte. 1728.
Voß, Mittheilungen über Goethe und Schiller. 1622.
— Briefe an Ch. v. Trachsel. 1625.

Wagner, Briefe aus d. Freundeskreise von Goethe pp. 1580.
— Briefe an J. H. Merck. 1586. 1589.
— Briefe von und an J. H. Merck. 1587.
Westermann's Illustrirte Deutsche Monatshefte. 1591.
v. Woltmann, Sämtliche Werke. 1608.
v. Wolzogen, Literarischer Nachlaß. 1612.

II. Ungedruckt.

Handschriftliche Briefwechsel von K. A. Böttiger in der Königl. ö. Bibliothek zu Dresden. 1659. 1664. 1796.
C. A. Burkhardt's Nachträge zu Goethe's Unterhaltungen mit dem Kanzler v. Müller im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar. 1640. 1665. 1686.

1681—1686. 1689. 1692. 1697. 1698. 1702—1704. 1706. 1707. 1709—1720. 1722—1727. 1733—1735. 1739—1742. 1744. 1745. 1748. 1752—1754. 1756.

Brief von Munk in demselben Archiv. 1757.

Brief aus Eichstädt's Archiv. 1627. 1668. 1670.

Tagebuch der Herzogin Dorothea von Kurland im Archiv zu Lobichau. 1690. 1691.

Tagebuch von Karl Gottlieb v. Weber. 1662.

Lebenserinnerungen von Julius von Unger. 1693.

Brief von Friedrich Werner, in Besitz von Rinaldo Werner. 1782—1784.

III. Unbekannte.

1666.

Erläuterungen

zu den Geſprächen Goethe's im IX. und X. Bande.

Nr. 1553.

Hartmann, geb. 1752 in Württemberg, geſt. 1775 als Profeſſor in Mitau.

Nr. 1554.

Jakob Michael Reinhold Lenz, geb. 1751 in Livland, ſchloß mit Goethe in Straßburg Freundſchaft, ſtarb 1792 geiſteskrank.

Nr. 1555.

Der Dichter Hölderlin war in Württemberg 1770 geboren, verfiel 1802 in Wahnſinn und endete ſo 1843.

Nr. 1558.

Loder, 1753—1832, war 1778—1803 Profeſſor der Medicin in Jena. Merkel, 1769 in Livland geboren, ſtarb 1819; ein literariſcher Stänkerer.

Nr. 1560.

Talleyrand's Mittheilung über Goethe's Geſpräch mit Napoleon iſt ächt und im Weſentlichen zuverläſſig nach zweifelloſen Zeugniſſen, wogegen der Widerſpruch von Geiger und Loreng unbeachtlich iſt, worüber zu vergleichen „Wiſſenſchaftliche Beilage der Leipziger Zeitung" 1895, Nr. 31. Übrigens ſind auch die Zweifel, die in Frankreich gegen die Echtheit von Talleyrand's Memoiren überhaupt erhoben wurden, neuerlich aufgegeben, nachdem man mit mehr Beſonnenheit der Frage gegenüber getreten iſt.

Nr. 1561.

Johann Jakob Otto August Rühle v. Lilienstern, geb. 1780, starb als Generallieutenant 1847; er war auch Militärschriftsteller.

Nr. 1567.

Thackeray, 1811—1863, englischer Romanschriftsteller.

Nr. 1568.

Friedrich Theodor Kräuter, 1796—1856, Bibliotheksbeamter zu Weimar und Secretär Goethe's.

Nr. 1571.

Als Goethe sich anschickte, sein Leben zu schreiben, ersuchte er mit Brief vom 25. October 1810 die in Frankfurt lebende Bettine Brentano, die mit seiner Mutter viel verkehrt hatte, ihm Geschichtchen aus seiner Kindheit, die sie von der Mutter oft erzählen gehört hatte, mitzutheilen. Die hier angeführten sind der Antwort Bettinen's entnommen. Da sie selbst dabei nicht ins Spiel kommt, liegt kein Grund zu Verdächtigung ihrer Wahrheit vor.

Nr. 1572.

Diese Geschichte von Goethe's Eisfahrt mit dem Pelze seiner Mutter ist die Quelle seiner eigenen Erzählung davon im 16. Buche von „Wahrheit und Dichtung".

Nr. 1573.

Gottlob Friedrich Ernst Schönborn, geboren zu Stolberg am Harz den 14. September 1737, dem Göttinger Dichterkreise nahe stehend, kam er als Hauslehrer in Verbindung mit dem, hohe Stellungen im dänischen Staatsdienste einnehmenden gräflich Bernstorffschen Hause und hierdurch in die dänische diplomatische Laufbahn, zuerst 1773 beim Consulat in Algier, dann 1777 bei der Gesandtschaft in London. Er nahm 1802 seinen Abschied und lebte seit 1806 als vertrauter Freund der geistreichen Gräfin Katharina zu Stolberg in Emkendorf, wo er am 29. Januar 1817 starb. Er war dänischer Staatsrath, auch in den Freiherrnstand erhoben worden. Er wechselte von Algier aus Briefe mit Goethe.

Nr. 1574.

Nachdem Goethe in der Spottschrift „Götter, Helden und

Wieland" gegen des letzteren unwahrer, verweichlichter Darstellung der antiken Welt öffentlich aufgetreten war, hatte sich der literarische Klatsch lebhaft der Sache angenommen und die Spannung zwischen beiden Dichtern zu verschlimmern bemüht. Wieland's versöhnliche Haltung vereitelte jedoch den Bruch.

Nr. 1575.

Dem, was in Erläuterung zu Nr. 5 über Jung-Stilling gesagt ist, mag nur noch hinzugefügt werden, daß durch seine ganze Lebensgeschichte sich eine tiefe Gläubigkeit hindurchzieht.

Nr. 1579.

Wieland's komisches Singspiel „Das Urtheil des Midas" erschien im Januarheft 1775 des „Teutschen Merkur." Am Schlusse wird der mit Eselsohren begabte König Midas von den Faunen als einer der ihrigen bejubelt. Als Herausgeber des „Merkur" war Goethen Wieland wegen seiner schulmeisterlichen Zusätze zu den Beiträgen der Mitarbeiter sowie wegen seiner ironischen Kritiken ärgerlich. Vergl. Nr. 1587.

Nr. 1580.

Vergl. Erläuterung zu Nr. 19.

Nr. 1582.

Der Anfang von Friedrich Jacobi's philosophischem Roman „Eduard Allwills Papiere" erschien im September 1775 in der Zeitschrift „Iris", dann wieder mit Fortsetzung im April 1776 im „Teutschen Merkur", ferner 1781 in Jacobi's Vermischten Schriften und in letzter Bearbeitung unter dem Titel „Eduard Allwills Briefsammlung" 1792. Vergl. Nr. 28.

Nr. 1584.

Weiße, mit Goethe von dessen Leipziger Studentenzeit her bekannt, sprach ihn wieder, als dieser im December 1775 in Begleitung des Herzogs Karl August Leipzig besuchte.

Nr. 1585.

Die Fürstin Hohenlohe war den 9. Juli 1784 geboren, war in erster Ehe mit einem Grafen von Castell-Rüdenhausen vermählt gewesen und starb am 14. Juni 1816.

Nr. 1587.

Über Wieland's „postkuren" ist zu vergleichen Nr. 1579. Herder's „Hutten" erschien im Julihest des „Teutschen Merkur" von 1776, und in seinem Zusatz tadelt Wieland, daß Herder nicht die Gefühle der Katholiken geschont habe!

Nr. 1589.

Das Vorkommniß, über welches Frau v. La Roche Auskunft verlangt, giebt Wieland in Brief an Merck vom 21. September 1779 (Briefe an J. H. Merck von Goethe pp. hrsgg. von K. Wagner 1835, S. 179f.) zu.

Nr. 1591.

Frau v. Branconi, eine ungemeine Schönheit, geboren am 27. October 1751 in Neapel, war als Wittwe die Geliebte des Herzogs von Braunschweig, der ihr das Schloß Langenstein geschenkt hatte. — Den Scherz, das Wetter auf Frau v. Stein zu schieben, schreibt Goethe auch an diese selbst am 11. September.

Nr. 1594.

Elise Gore war die Tochter des reichen Engländers Charles Gore, der sich seit 1788 nebst zwei Töchtern dauernd in Weimar niederließ.

Nr. 1598.

Karl Friedrich Graf v. Geßler war seit den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts preußischer Gesandter in Dresden und mit Christian Gottfried Körner eng befreundet. Er starb den 20. Mai 1826 im 77. Lebensjahre.

Nr. 1602.

Die in den vier ersten Bänden der „Horen" von 1795 erscheinenden Erzählungen waren die „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten."

Nr. 1603.

F. A. Wolf begründete durch die 1795 erschienenen Prolegomena zum Homer seine Ansicht, daß die unter dessen Namen gehenden Epen nicht von Einem Dichter herrührten.

Nr. 1608.

Die kleine antike Bronzestatue der Victoria stammte aus dem Nachlaß des Inspectors des Münzcabinets zu Dresden Becker;

Goethe erwarb ſie von dem abenteuerlichen Freiherrn Guſtav Anton v. Seckendorff.

Nr. 1611.

Johann Friedrich Auguſt Tiſchbein war der 1750 in Maaſtricht geborene Bildnißmaler, der von 1800 bis 1808 Direktor der Kunſtakademie zu Leipzig war.

Nr. 1612.

Dannecker, geboren 1758, Bildhauer, 1790 Profeſſor der bildenden Künſte an der Karlsakademie zu Stuttgart, ſtarb 8. December 1851.

Nr. 1613.

„Romeo und Julie" wurden in Weimar erſt 1812 in Goethe's Bearbeitung aufgeführt.

Nr. 1614.

Körner hatte an den „Kranichen des Ibykus" und am „Ring des Polykrates" Trockenheit des Stoffes getadelt.

Nr. 1618.

Theobald Wilhelm Brottermann, geb. 1771 zu Osnabrück, geſt. 18. September 1800 zu München, ſchrieb lyriſche, epiſche und dramatiſche Dichtungen.

Nr. 1619.

Am 7. Januar 1800 ging Schiller auf Goethe's Veranlaſſung deſſen „Iphigenie" zuerſt in Hinblick auf die beabſichtigte Aufführung durch. Goethe bezweifelte die Bühnenwirkung dieſes Schauſpiels; in Brief an Schiller vom 9. Januar 1802 nennt er es „vertenfelt human".

Nr. 1621.

Über die Aufführung von F. Schlegel's „Alarcos" ſ. Nr. 190.

Nr. 1623.

Friedrich Johann Michael Jakob Haide, (1771—1832). Hofſchauſpieler in Weimar und Wien.

Nr. 1627.

Ch. G. v. Voigt, 1743—1819 war weimariſcher Staatsminiſter. — Gegen Eingreifen der Literaturzeitung in politiſche Angelegenheiten hatte ſich Goethe am 27. Januar 1804 auch brieflich gegen den Herausgeber, Profeſſor Eichſtädt, ausgeſprochen.

und war höchſt beſchäftigt, daß es nicht unſchicklich werden ſollte. Der Graf, der öfters dazu kam, war ſehr zufrieden damit, zeigte wie ſie das, was ſie wirklich thaten, eigentlich machen ſollten, und ließ dabey ungemeine Kenntniſſe jeder Kunſt ſehen.

Nun fing das Probiren recht ernſtlich an, wozu ſie auch Raum und Muße genug gehabt hätten, wenn ſie nicht von den vielen anweſenden Fremden immer geſtört worden wären. Denn es kamen täglich neue Gäſte an, und ein jeder wollte die Geſellſchaft in Augenſchein nehmen.

Goethe ertheilte dem Herausgeber der „Jenaiſchen Allgemeinen Literaturzeitung", die von 1804 an erſchien, in den erſten Jahren Rathſchläge aller Art, wozu er dadurch veranlaßt war, daß die Zeitung durch ſeine Bemühungen begründet wurde, nachdem die früher in Jena erſcheinende „Allgemeine Literaturzeitung" nach Halle überzuſiedeln Anſtalt gemacht hatte.

Nr. 1630.

Dieſer Vorgang mit Jacobi dient zu Erläuterung des Aufſatzes „Jacobi" unter den „Biographiſchen Einzelheiten", die jetzt in Goethe's Werken den „Tag- und Jahresheften" angehängt ſind.

Nr. 1632.

Dieſe Mittheilung der Frau Schopenhauer iſt aus Überſehen hier nochmals abgedruckt, da ſie ſchon in Lyon's Erläuterungen S. 132 ſteht.

Nr. 1634.

Streng genommen wäre dieſer von Thiers gegebene Bericht über Napoleons Unterredung mit Goethe hier nicht aufzunehmen geweſen, weil darin nur der Kaiſer als der Sprechende erſcheint, doch durfte es bei der hervorragenden Bedeutung dieſes Geſprächs, als Quelle der bezüglichen Erzählung von Lewes in ſeinem Leben Goethe's, endlich darum nicht übergangen werden, weil die, gegen die Zuverläſſigkeit der Mittheilungen Talleyrand's erhobenen Zweifel die Bereitſtellung ſämtlicher Nachrichten über den Gegenſtand erfordern. Vergl. Erläuterungen zu Nr. 1560.

Nr. 1635.

Karl Morgenſtern, geb. 1770 in Magdeburg, 1802 Profeſſor der Philoſophie und Literaturgeſchichte an der neuerrichteten Univerſität zu Dorpat, ſtarb dort 1852.

Nr. 1637.

Franz Joſeph Talma, 1762—1826 gilt den Franzoſen noch jetzt als der erſte tragiſche Schauſpieler. Er war mit den anderen Schauſpielern des Théatre Français von Napoleon nach Erfurt, wie ſpäter 1813 nach Dresden berufen worden, um die dort ſtattfindenden Feſte zu verherrlichen.

Nr. 1639 u. 1641.

Die Bühnenzerwürfnisse von 1808 sind in der Erläuterung zu Nr. 379—381 geschildert.

Nr. 1644.

Wolf Heinrich Graf v. Baudissin (1789—1878), vorzüglicher Übersetzer Shakespeare's, Molières und andrer Dramatiker. Heinrich Friedrich Theodor Kohlrausch (1780—1867), Schulmann und Verfasser geschichtlicher Schriften. — Johann Nikolaus Forkel (1749—1818), Musikgelehrter und Componist, Universitätsmusikdirektor in Göttingen.

Nr. 1646.

Henriette Schubert, (1770—1831) dichtete für Taschenbücher und übersetzte aus dem Englischen; sie war Schwester der bekannteren Sophie Brentano, geb. Schubert, gesch. Mereau.

Nr. 1647.

Louis Spohr, (1784—1859) Kapellmeister, fruchtbarer Tondichter.

Nr. 1655.

Den Kreis der Fürstin Gallitzin in Münster hat Goethe nachmals in der „Campagne in Frankreich" geschildert.

Nr. 1656.

Die Geschichte vom Bergmann in Falun von Hebel steht in dessen „Rheinischen Hausfreund" auf 1811 unter der Überschrift „Unverhofftes Wiedersehen".

Nr. 1659.

Die von Rochlitz bemängelte Beurtheilung des Katholicismus steht im 7. Buche von „Dichtung und Wahrheit".

Nr. 1660.

Das Gespräch Goethe's mit der Kaiserin von Österreich gab ihm Anlaß, das kleine Stück „Die Wette" zu dichten.

Nr. 1662.

Karl Gottlieb v. Weber (1773—1849) war zuletzt Oberconsistorialpräsident und Geheimer Rath in Dresden.

Nr. 1666.

Zum Verständniß des „Pentagramma" sei erinnert, daß das Kreuz der Ehrenlegion fünf Arme hat.

Nr. 1667c.

Jan von Eyck (um 1386—1440) vorzüglichſter Maler altflanderſcher Schule, chriſtliche Legenden darſtellend, durch ſeine Farbentechnik beſonders ausgezeichnet.

Nr. 1669.

Ferdinand Freiherr v. Biedenfeld (1788—1862) ſchrieb zahlreiche Romane u. a., überſetzte aus mehreren Sprachen Bühnenſtücke, war auch Bühnenleiter und führte ein unruhiges Leben. Weinbrenner war Baumeiſter, Gmelin Director des Naturaliencabinets, Holdenwang Kupferſtecher in Karlsruhe.

Nr. 1670.

Die von Goethe bei dem Stiftungsfeſte des Ordens vom Weißen Falken am 30. Januar 1816 gehaltene Rede iſt in Goethe's Werke zuerſt in der Hempel'ſchen Ausgabe aufgenommen.

Nr. 1672.

Jenny v. Pappenheim (1811—1890), nachmals vermählte Baronin v. Guſtedt, hochbegabt. Ihre Mutter war die in Goethe's erſter Weimarer Zeit als Hofdame dort lebende Adelaide v. Waldner-Freundſtein.

Nr. 1676.

Charlotte Keſtner (1753—1828) war ſeit 1772, als ſie in Wetzlar Goethen als Vorbild der Lotte in Werthers Leiden erſchienen war, nicht wieder mit ihm zuſammengetroffen. Aus den Mittheilungen ihrer Tochter, namentlich aus ihrem Wunſche, zuerſt ohne Gegenwart andrer Perſonen Goethe wiederzuſehen, geht hervor, daß ſie in dem Wahn befangen war, mit Goethe wieder in den Formen anknüpfen zu können, in denen ſie vor 44 Jahren mit ihm verkehrt hatte, was natürlich nicht ohne Rührungsergüſſe hätte ablaufen können. Vermied Goethe ſchon überhaupt, Gemüthserſchütterungen in Gemeinſchaft mit anderen durchzukämpfen, ſo war ihm auch das Erlebniß in Wetzlar mit der Dichtung der „Leiden des jungen Werthers" ein überwundenes; er vermochte ſich nach einem an bedeutenden Erfahrungen reichen Leben nicht in die Jugendzeit ſo leicht zu zurückzuverſetzen, als Charlotte Keſtner, der die mit Goethe in Wetzlar genoſſene Zeit vielleicht das wichtigſte Ereigniß ihres beſcheidenen

Lebens war. Aus dieſen Umſtänden erklären ſich die mißdeutenden Reitnerſchen Berichte über das Wiederſehen in Weimar.

Johann (vorher Iſrael) Stieglitz (1767—1849) war angeſehener ausübender und ſchriftſtellernder Arzt, Obermedicinalarzt, in Hannover.

Nr. 1678.

Leitzmann ſetzte dieſe Unterredung zwiſchen Goethe und Humboldt ins Jahr 1816, gewiß irrig, da — meines Wiſſens wenigſtens — Humboldt in dieſem Jahre gar nicht in Weimar war oder ſonſtwo mit Goethe zuſammentraf.

Nr. 1679.

Die Fehde Heinrich Wilhelm v. Gerſtenberg's (1737 bis 1823) mit Wieland gründete ſich auf das ſcharfe Urtheil, das erſterer über Wieland's „Diogenes" 1770 in der „Hamburger Neuen Zeitung" gefällt hatte.

Nr. 1680.

Goethe's Aeußerung über Ernſt Friedrich Wilhelm v. Schiller (1796—1841) bezieht ſich auf deſſen Entſchluß, nach vergeblichen Verſuchen, eine Anſtellung im Weimariſchen zu erhalten, in auswärtige Dienſte zu gehen.

Nr. 1687.

Friedrich Ferdinand Runge (1795—1867), Chemiker, zuletzt bis 1854 techniſcher Director im Dienſte der preußiſchen Seehandlung zu Oranienburg.

Nr. 1690.

Anna Charlotte Dorothea, Herzogin von Kurland geb. Gräfin von Medem (1761—1821) war die Gemahlin des letzten, 1800 verſtorbenen Herzogs von Kurland, Schweſter der Dichterin Eliſa von der Recke. Sie traf 1820 mit Goethe in Karlsbad zuſammen.

Nr. 1691.

Der Schenkung des Kupferſtichs vom Wiener Congreß gedenkt Goethe in den „Tag- und Jahresheften" Abſatz 1035.

Nr. 1692.

Das trübe Glas, auf welchem ſich eine Schlange von andersfarbigem Glas befand, diente dazu, gewiſſe Farbenphänomene zur

Anschauung zu bringen. Vergl. IV, 95. — Johann Karl Immanuel Buddeus (1780—1847), praktischer und schriftstellernder Jurist, Gerichtsdirector in Lobichau, später in hoher Staatsstellung in Gera, zuletzt in Leipzig in öffentlichen Stellungen.

Nr. 1693.

Julius Franz Borgias Schneller (1777—1833), Verfasser mehrerer politisch geschichtlicher Werke, Professor in Linz, Graz und Freiburg i. B., schrieb auch Bühnenstücke.

Nr. 1694.

Schubarth sagte über „Werthers Leiden": das Unglück Werthers entspringe aus dem Mißverhältniß einerseits der großen Natur mit ihren Kräften und Wirkungen, und andererseits des Menschen mit seinen Anlagen und Fähigkeiten. Die frühere gewöhnliche Ansicht ginge dagegen dahin, daß die verderbliche Leidenschaft eines jungen Mannes die Grundlage des Romans sei. Seine Ansicht führt dann Sch. weiter aus.

Nr. 1695.

Johann Karl Gottfried Loewe (1796—1869), Componist, war von 1821 ab Cantor an St. Jakob in Stettin.

Nr. 1697.

Ernst Ludwig Schubarth (geb. 1797), Karl Ernst Schubarth's Bruder, war Lehrer der Physik und Chemie an der Thierarzneischule zu Berlin; ins Fach der Landwirthschaft schlugen seine Schriften über Runkelrübencultur und Zuckerfabrikation ein.

Nr. 1698.

Die vorhabende Trauerrede kann nur die von Goethe am 15. Juni 1821 in der Loge gehaltene sein, die aus dem, für die Brüder gedrucktem Manuscripte in der 2. Abtheilung des 27. Theils der Hempelschen Goetheausgabe wiederabgedruckt und überschrieben ist: „Riedel's und der früher heimgegangenen Brüder Kästner, Krumbholz, Stevoigt und Jagemann Todtenfeier."

Nr. 1700.

Heinrich Döring (1789—1862) lebte als Privatgelehrter und Schriftsteller in Jena; er bearbeitete namentlich Lebens-

beſchreibungen mehrerer bedeutender deutſcher Schriftſteller. Die von Schiller erſchien mit der Jahreszahl 1822.

Nr. 1702.

Wilhelm Ludwig von Eſchwege (1777–1855) war Offizier und Bergwerksdirector in Braſilien und Portugal, ſowie wiſſenſchaftlicher Schriftſteller. — „Sylla“ war ein Trauerſpiel, des fruchtbaren Schriftſtellers Victor Joſeph Etienne de Jouy (1764–1846); es erſchien 1822.

Nr. 1706.

Hans Chriſtian Oerſted (1777–1851), Arzt und Phyſiker in Kopenhagen, erlangte Weltruf infolge ſeiner Entdeckung der Ablenkung der Magnetnadel durch elektriſchen Strom.

Nr. 1708.

Die Gebrüder Hafenclever waren dadurch mit Nicolovius verwandt, daß ſie ebenſo wie dieſe Enkel von Goethe's Schwager Schloſſer waren; ihre Mutter, Henriette Franciſca Cornelie, war Schloſſer's Tochter aus deſſen zweiter Ehe mit Johanna Fahlmer.

Nr. 1717.

Karl Ernſt Adolf v. Hoff (1771–1837), in herzoglich Sachſen-Gothaiſchem Staatsdienſt, verfaßte hauptſächliche geologiſche Schriften. Das durch eine Preisaufgabe der Göttinger Societät der Wiſſenſchaften veranlaßte Werk war: „Geſchichte der durch Überlieferung nachgewieſenen natürlichen Veränderungen der Erdoberfläche“. Der erſte Theil davon erſchien 1822, Goethe ſchrieb Anmerkungen hierzu, die — fragmentariſch geblieben — erſt in der Weimarer Ausgabe ſeiner Werke gedruckt worden ſind.

Nr. 1719.

Wilhelm Traugott Krug (1770–1842), Profeſſor der Philoſophie in Leipzig, ſchrieb außer philoſophiſchen auch politiſche Schriften, worin er zwar gemäßigte, dem Bundestag aber doch noch zu freiſinnige Grundſätze verfocht. — Voßens Recenſion der Erläuterungen von Schorn und Creuzer zu den Tiſchbeinſchen Bildwerken zum Homer erſchien in der Jenaiſchen Allgemeinen Literaturzeitung 1823, Nr. 50 bis 56.

Nr. 1721.

Theodor v. Bernhardi (1802–1887) war von 1865 bis 1871 in preußiſchen diplomatiſchen Dienſt und iſt Verfaſſer von geſchichtlichen, politiſchen und biographiſchen Schriften.

Nr. 1723.

Thomaſo Sgrizzi, (1798–1836) — nicht Sprizzi, wie oft geſchrieben — erregte Aufſehen durch ſeine geiſtvollen Improviſationen. Er war gebürtig aus Neapel.

Nr. 1725.

a.

Die falſchen Wanderjahre waren in beſchränktem pietiſtiſchen Geiſte von dem Pfarrer Puſtkuchen verfaßt.

b.

Goethe's Entwurf zum Grabmal des bei der Schlacht von Auerſtädt verwundeten und bald darauf in Weimar verſtorbenen preußiſchen Generals Grafen von Schmettau findet ſich in Kupfer geſtochen in der Jenaiſchen Allgemeinen Literaturzeitung von 1808.

Nr. 1727.

Der Generalpoſtmeiſter v. Nagler wurde 1824 Bundestagsgeſandter Preußens, in welcher Stellung er als ſtrenger Particulariſt auftrat.

Nr. 1728.

Gottlieb Heinrich Adolf Wagner, (1774–1835) Philolog und vielſeitiger Schriftſteller in Leipzig. Er veranſtaltete 1826 unter dem Titel Il Parnasso Italiano eine Ausgabe von Dante's Commedia Divina, Petrarca's Rime, Arioſto's Orlando Furioso und Taſſo's Gerusalemme Liberata und widmete ſie mit einem längeren Gedichte in Terzinen al Principe de'poeti Goethe.

Nr. 1729.

Ernſt Friedrich Georg Otto Freiherr v. der Malsburg (1786–1824) überſetzte eine größere Zahl von Calderon's Komödien, die er von 1819 an in ſechs Bänden herausgab.

Nr. 1730.

Das Datum des Geſpräches iſt in der „Deutſchen Rundſchau“ irrig bezeichnet; es muß offenbar anſtatt „am 29. reiſe ich ab“ heißen: „am 30.“ Inbezug auf die von Bettine genannten Perſonen iſt zu bemerken: Sophie Brentano, war die Tochter Georg Brentano's, ſpäter mit dem Frankfurter Senator v. Schweitzer vermählt; Bürgermeiſter v. Guaita war mit Bettinens Schweſter Meline verheirathet; Claudine die Jüngere war Sophiens Schweſter, Franz Brentano Bettinens Bruder. — Die Brentano'ſchen Miniaturen von Floquet kaufte ſpäter der Herzog von Aumale.

Nr. 1733.

„Friedrich Heinrich Jacobi's auserleſener Briefwechſel . . . Erſter Band“ erſchien mit der Jahreszahl 1825. Goethe ſprach ſich recht ſcharf über die Richtigkeit des Inhalts aus, der Aufſatz erſchien aber erſt in ſeinem Nachlaß.

Nr. 1735.

Das, von 1822 bis 1824 in zweiter Auflage erſcheinende Werk von Wachler, „Handbuch der Geſchichte der Literatur“ zeigte Goethe im fünften Bande „über Kunſt und Alterthum“ lobend, aber kurz an.

Nr. 1738.

Juſtus Amadeus Lecerf (1789—1868), urſprünglich Rechtsanwalt, dann Muſiker, zuletzt Muſiklehrer in Dresden.

Nr. 1739.

Der Medailleur Brandt in Berlin hatte die Denkmünze gearbeitet, die der Großherzog und die Großherzogin zum fünfzigjährigen Dienſtjubiläum Goethe's geſtiftet hatten. Goethe war davon nicht erbaut; er urtheilte darüber: „Da ſehe ich ja aus wie ein Stier!“ Die Folge war, daß Brandt den Auftrag erhielt, eine andere herzuſtellen, was 1826 geſchah.

Nr. 1741

„Weimars Jubelfeſt am 3. September 1825“, d. h. zum Regierungsjubiläum des Großherzogs war die Feſtſchrift, zu der Goethe nur die Beſchreibung des Proſpectes ſeines mit Emblemen geſchmückten Hauſes, S. 37 bis 40, beigetragen hatte.

Nr. 1742.

Die eingeſchaltete Stelle in der Lobrede des Miniſters Freiherrn v. Fritſch zum Großherzoglichen Jubiläum iſt in den „Goethe-Forſchungen von W. Frh. v. Biedermann S. 258ff. als Beilage zum Briefe Goethe's an Fritſch vom 7. Januar 1826 abgedruckt.

Nr. 1749.

a.

Das von Goethe nochmals überſetzte zweite Stück von Ampère's Aufſätzen über erſteren iſt jedenfalls die Fortſetzung von „Oeuvres dramatiques de Goethe, traduites de l'Allemand" im erſten Heft des ſechſten Bandes „Über Kunſt und Alterthum" S. 94ff. — Der Vater von Johann Jakob Anton Ampère war der Mathematiker und Naturforſcher André Marie A. — Clara Gazul war der Deckname von Prosper Mérimé, unter dem er eigene Dichtungen verſteckt unter dem Titel La Guzla, poésies Illiriques 1827 herausgegeben hatte. — Jeanne Françoiſe Julie Adelaide Récamier geb. Bernard (1777—1849) war eine durch Schlauheit, Geiſt und politiſche Thätigkeit ausgezeichnete Frau. — Unter dem Überſetzer „Albert" kann nur Albert Stapfer verſtanden werden.

Nr. 1750.

Athalie und Bérénice ſind Tragödien von Racine.

Nr. 1751.

Der chineſiſche Roman von Abel Rémuſat Les deux cousines.

Nr. 1752.

Die Reiſe des zweiten Sohnes des Großherzogs Karl Auguſt, Prinzen Bernhard, hatte Nordamerika gegolten.

Nr. 1756.

Die Gedichte v. Müller's an den König Ludwig I. von Bayern ſtehen unter der Geſammtüberſchrift „Dem Könige die Muſe" im 2. Hefte des VI. Bandes „Über Kunſt und Alterthum".

Nr. 1757.

Die Mittheilung im Goethe-Jahrbuch, XVII. 265, daß ein

Breslauer Stadtrath Munk's Brief an seine Mutter, worin er seinen Besuch bei Goethe geschildert, dem Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar geschenkt habe, ist nicht gegründet; der Brief von Munk, den Stadtrath Jänicke dorthin schenkte, war vielmehr an des ersteren Oheim Salomo Meyer gerichtet. Aus dem im Goethe-Jahrbuch XVII, 251 abgedruckten Briefe Munk's an Veit ist noch zu erwähnen, daß er sich Goethe mit einigen Zeilen Eckermann's vorstellte, worin ihn dieser als von Berlin aus empfohlen bezeichnete.

Nr. 1764.

Johannes Müller, (1801—1858) Professor der Physiologie in Berlin, in seinem Fache mehrfach bahnbrechend. — Die hier geschilderten, bei Bewußtsein eintretenden traumartigen Erscheinungen zeigen sich auch bei dem Herausgeber der „Gespräche", der sie seither nicht für eine ungewöhnliche persönliche Eigenheit ansah.

Nr. 1765.

Alexander Dumas der Vater (1803—1870), überaus fruchtbarer Romanschriftsteller und Bühnendichter. Sein Drama Henri et sa cour erschien 1829.

Nr. 1767.

Karl Friedrich Ludwig Freiherr von und zu Steinfurt (1803—1868), Privatdocent in Heidelberg, dann Professor in Zürich, zuletzt Oberappelationsgerichtspräsident in Wiesbaden.

Nr. 1769.

Der „Engländer Stendal" war nicht zu ermitteln, jedenfalls ist der Franzose Stendhal — Deckname für Beyle — gemeint, von dem auch in Nr. 1216 und 1326 die Rede war. Der Irrthum bezüglich der Bezeichnung als Engländer beruht vielleicht auf Verwechslung mit dem Namen Frédéric Stymdall eines Engländers, der einem 1827 erschienenen Roman von Neratry den Namen gegeben hat. — Friedrich v. Schuckmann lernte Goethe 1790 in Schlesien kennen und im Jahre darauf trat dieser mit ihm in Vernehmen, wegen des vom Herzog Karl August

Fünftes Capitel.

Der Baron hatte Wilhelmen einige Tage mit der Hoffnung hingehalten, daß er der Gräfin noch besonders vorgestellt werden sollte. — Ich habe, sagte er, dieser vortrefflichen Dame so viel von Ihren geistreichen und empfindungsvollen Stücken erzählt, daß sie nicht erwarten kann, Sie zu sprechen und sich ein und das andere vorlesen zu lassen. Halten Sie sich ja gefaßt auf den ersten Wink hinüber zu kommen, denn bey dem nächsten ruhigen Morgen werden Sie gewiß gerufen werden. Er bezeichnete ihm darauf das Nachspiel, welches er zuerst vorlesen sollte, wodurch er sich ganz besonders empfehlen würde. Die Dame bedaure gar sehr, daß er zu einer solchen unruhigen Zeit ein-

gewünschten Eintritts v. Schuckmann's in weimarischen Dienst. — Die S. 187 geschilderten Zustände fielen nicht eigentlich ins Jahr 1775, wie dort gesagt ist, sondern nahmen nur in diesem Jahre ihren Anfang.

Nr. 1771.

Karl August v. Hase (1800—1890), Professor der Theologie zu Jena. — Unter Goethe's „Bayrischem" Bilde ist das vom Weimaler Stieler in München gemalte, zu verstehen.

Nr. 1775.

Ganz unbegründeterweise ist die Erzählung von den Goethe erschienenen Spukgestalten als reine Erfindung behauptet worden. Ohne weitere Widerlegung ist nur darauf zu verweisen, daß Goethe es der Mühe werth gefunden hat, fraglichen Spuk am 18. Mai 1831 im Tagebuch zu erwähnen.

Nr. 1777.

Alexander Loschelew (1806—1863) studirte in Genf und Berlin und wurde, nach Rußland zurückgekehrt, Einer der Gründer der slavophilen Partei.

Nr. 1783.

Friedrich Werner, geb. in Leisnig am 2. August 1783, widmete sich der Oper, trat am 25. April 1804 zuerst in der „Zauberflöte" als Tamino in Weimar auf und verließ die dortige Bühne zu Ostern 1807. Er heirathete die 1797 geborene Tochter des Schauspielers Becker und der Schauspielerin Becker geb. Neumann (der Goethe die Elegie „Euphrosyne" widmete), Corona Becker, die den Vornamen von ihrer Pathe Corona Schröter erhielt. Werner lebte, als er sich von der Bühne zurückgezogen hatte, als Gesang- und Clavierlehrer zu Leipzig und starb am 18. November 1841. — Sein Sohn Karl (1808—1894) war der berühmte Aquarellist, zuletzt Professor an der Kunstakademie zu Leipzig.

Nr. 1787.

Gottfried August Bürger (1747—1794) war 1775 von Goethe brieflich mit brüderlichem „Du" angeredet worden, fand diesen aber, als er ihn 1789 besuchte, steif und berichtete von

der Unterhaltung nur, daß Goethe ihn nach der Frequenz der Universität Göttingen gefragt habe. Er rächte sich durch das bekannte Epigramm, welches schloß:

Und vor dem Alltagsstück Minister
Kriegt' ich den Künstler nicht zu sehn.
Hol' ihn der Kukuk und sein Küster!

Nr. 1788.

b) Der Aufsatz über Calderon, der Voßen Anlaß gab über Goethe's frühere Ansichten über diesen Dichter anzuführen, war der im III. Bande „über Kunst und Alterthum" 1822 erschienene „Calderon's Tochter der Luft."

c) Der in der „Italienischen Reise" unterm 14. September erzählte Vorfall, trug sich bei Malsasine zu. Dort ist von der Beschwichtigung durch Geld nichts erwähnt.

Nr. 1792.

Johann Friedrich Ferdinand Delbrück (1772—1848) hat die in Nr. 235 ff. der „Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung" von 1804 befindliche Recension der „Natürlichen Tochter" geschrieben. Er war damals Gymnasiallehrer zu Berlin, zuletzt Professor der Philosophie und schönen Literatur zu Bonn.

Nr. 1794.

Diese Mittheilung ist einem Brief an Abeken vom 17. März 1820 entnommen, woher der Ausdruck „serapiontisch" mit Beziehung auf Hoffmann's 1819 erschienenen „Serapionsbrüder" erklärlich wird.

Nr. 1795.

Friedrich August Carus (1770—1807) Professor der Philosophie in Leipzig, Lehrer der Psychologie.

Nr. 1797.

Johanna Antonia Josefa Brentano geb. Edle v. Birkenstock aus Wien (1780—1869) war seit 23. Juli 1798 vermählt mit dem Haupte der überaus zahlreichen Familie Brentano, Franz.

getroffen ſey, und ſich mit der übrigen Geſellſchaft in dem alten Schloſſe ſchlecht behelfen müſſe. —

Mit großer Sorgfalt nahm darauf Wilhelm das Stück vor, womit er ſeinen Eintritt in die große Welt machen ſollte. Du haſt, ſagte er, bisher im Stillen für dich gearbeitet, nur von einzelnen Freunden Beyfall erhalten; du haſt eine Zeit lang ganz an deinem Talente verzweifelt, und du mußt immer noch in Sorgen ſeyn, ob du dann auch auf dem rechten Wege biſt, und ob du ſo viel Talent als Neigung zum Theater haſt? Vor den Ohren ſolcher geübten Kenner, im Kabinette, wo keine Illuſion ſtatt findet, iſt der Verſuch weit gefährlicher als anderwärts, und ich möchte doch auch nicht gerne zurück bleiben, dieſen Genuß an meine vorigen Freuden knüpfen, und die Hoffnung auf die Zukunft erweitern.

Er nahm darauf einige Stücke durch, las sie mit der größten Aufmerksamkeit, korrigirte hier und da, rezitirte sie sich laut vor, um auch in Sprache und Ausdruck recht gewandt zu seyn, und steckte dasjenige, welches er am meisten geübt, womit er die größte Ehre einzulegen glaubte, in die Tasche, als er an einem Morgen hinüber vor die Gräfin gefordert wurde.

Der Baron hatte ihn versichert, sie würde allein mit einer guten Freundin seyn. Als er in das Zimmer trat, kam die Baronesse von C** ihm mit vieler Freundlichkeit entgegen, freute sich seine Bekanntschaft zu machen, und präsentirte ihn der Gräfin, die sich eben frisiren ließ, und ihn mit freundlichen Worten und Blicken empfing; neben deren Stuhl er aber leider Philinen knieen und allerley Thorheiten machen sah. — Das schöne Kind, sagte die Baronesse, hat uns

verſchiedenes vorgeſungen. Endige Sie doch das angefangene Liedchen, damit wir nichts davon verlieren. —

Wilhelm hörte das Stückchen mit großer Geduld an, indem er die Entfernung des Friſeurs wünſchte, ehe er ſeine Vorleſung anfangen wollte. Man bot ihm eine Taſſe Chokolade an, wozu ihm die Baroneſſe ſelbſt den Zwieback reichte. Demohngeachtet ſchmeckte ihm das Frühſtück nicht, denn er wünſchte zu lebhaft der ſchönen Gräfin irgend etwas vorzutragen, was ſie intereſſiren, wodurch er ihr gefallen könnte. Auch Philine war ihm nur zu ſehr im Wege, die ihm als Zuhörerin oft ſchon unbequem geweſen war. Er ſah mit Schmerzen dem Friſeur auf die Hände, und hoffte in jedem Augenblicke mehr auf die Vollendung des Baues.

Indeſſen war der Graf hereingetreten, und erzählte von den heut zu erwartenden

Gäſten, von der Eintheilung des Tages, und was ſonſt etwa Häusliches vorkommen möchte. Da er hinaus ging, ließen einige Offiziere bey der Gräfin um die Erlaubniß, ihr, weil ſie noch vor Tafel wegreiten müßten, aufwarten zu dürfen. Der Kammerdiener war indeſſen fertig geworden, und ſie ließ die Herren hereinkommen.

Die Baroneſſe gab ſich inzwiſchen Mühe unſern Freund zu unterhalten, und ihm viele Achtung zu bezeigen, die er mit Ehrfurcht, obgleich etwas zerſtreut, aufnahm. Er fühlte manchmal nach dem Manuſcripte in der Taſche, hoffte auf jeden Augenblick, und faſt wollte ſeine Geduld reiſſen, als ein Galanteriehändler hereingelaſſen wurde, der ſeine Pappen, Kaſten, Schachteln unbarmherzig eine nach der andern eröfnete, und jede Sorte ſeiner Waaren mit einer dieſem Geſchlechte eigenen Zudringlichkeit vorwies.

Die Gesellschaft vermehrte sich. Die Baronesse sah Wilhelmen an, und sprach leise mit der Gräfin; er bemerkte es ohne die Absicht zu verstehen, die ihm endlich zu Hause klar wurde, als er sich nach einer ängstlich und vergebens durchharrten Stunde wegbegab. Er fand ein schönes englisches Portefeuille in der Tasche. Die Baronesse hatte es ihm heimlich beyzustecken gewußt, und gleich darauf folgte der Gräfin kleiner Mohr, der ihm eine artig gestickte Weste überbrachte, ohne recht deutlich zu sagen, woher sie komme.

Sechstes Capitel.

Das Gemiſch der Empfindungen von Verdruß und Dankbarkeit verdarb ihm den ganzen Reſt des Tages, bis er gegen Abend wieder Beſchäftigung fand, indem Melina ihm eröfnete, der Graf habe von einem Vorſpiele geſprochen, das dem Prinzen zu Ehren, den Tag ſeiner Ankunft, aufgeführt werden ſollte. Er wolle darin die Eigenſchaften dieſes großen Helden und Menſchenfreundes perſonifiziret haben. Dieſe Tugenden ſollten mit einander auftreten, ſein Lob verkündigen und zuletzt ſeine Büſte mit Blumen- und Lorbeerkränzen umwinden, wobey ſein verzogener Name mit dem Fürſtenhute durchſcheinend glänzen ſollte. Der Graf habe ihm aufgegeben, für die Verſifikation und übrige

Ein-

Einrichtung dieſes Stückes zu ſorgen, und er hoffe, daß ihm Wilhelm, dem es etwas leichtes ſey, hierin gerne beyſtehen werde.

Wie! rief dieſer verdrießlich aus, haben wir nichts als Porträte, verzogene Namen und allegoriſche Figuren, um einen Fürſten zu ehren, der nach meiner Meinung ein ganz anderes Lob verdient? Wie kann es einem vernünftigen Manne ſchmeicheln, ſich in Effigie aufgeſtellt und ſeinen Namen auf geöhltem Papiere ſchimmern zu ſehen! Ich fürchte ſehr, die Allegorien würden, beſonders bey unſerer Garderobe, zu manchen Zweydeutigkeiten und Späßen Anlaß geben. Wollen Sie das Stück machen oder machen laſſen, ſo kann ich nichts dawider haben, nur bitte ich, daß ich damit verſchont bleibe.

Melina entſchuldigte ſich, es ſey nur die ohngefähre Angabe des Herrn Grafen, der ihnen übrigens ganz überlaſſe, wie ſie das

Stück arrangiren wollten. Herzlich gerne, verſetzte Wilhelm, trage ich etwas zum Vergnügen dieſer vortrefflichen Herrſchaft bey, und meine Muſe hat noch kein ſo angenehmes Geſchäfte gehabt, als zum Lob eines Fürſten, der ſo viel Verehrung verdient, auch nur ſtammelnd ſich hören zu laſſen. Ich will der Sache nachdenken, vielleicht gelingt es mir, unſere kleine Truppe ſo zu ſtellen, daß wir doch wenigſtens einigen Effekt machen.

Von dieſem Augenblicke an ſann Wilhelm eifrig dem Auftrage nach. Ehe er einſchlief, hatte er alles ſchon ziemlich geordnet, und den andern Morgen, bey früher Zeit, war der Plan fertig, die Scenen entworfen, ja ſchon einige der vornehmſten Stellen und Geſänge in Verſe und zu Papiere gebracht.

Wilhelm eilte morgens gleich den Baron wegen gewiſſer Umſtände zu ſprechen, und

legte ihm seinen Plan vor. Diesem gefiel er sehr wohl, doch bezeigte er einige Verwunderung. Denn er hatte den Grafen gestern Abend von einem ganz andern Stücke sprechen hören, welches nach seiner Angabe in Verse gebracht werden sollte.

Es ist mir nicht wahrscheinlich, versetzte Wilhelm, daß es die Absicht des Herrn Grafen gewesen sey, gerade das Stück, so wie er es Melinen angegeben, fertigen zu lassen; wenn ich nicht irre, so wollte er uns blos durch einen Fingerzeig auf den rechten Weg weisen. Der Liebhaber und Kenner zeigt dem Künstler an, was er wünscht, und überläßt ihm alsdann die Sorge das Werk hervorzubringen.

Mitnichten, versetzte der Baron, der Herr Graf verläßt sich darauf, daß das Stück so und nicht anders, wie er es angegeben, aufgeführt werde. Das Ihrige hat freylich eine

entfernte Ähnlichkeit mit seiner Idee, und wenn wir es durchsetzen und ihn von seinen ersten Gedanken abbringen wollen, so müssen wir es durch die Damen bewirken. Vorzüglich weiß die Baronesse dergleichen Operationen meisterlich anzulegen, es wird die Frage seyn, ob ihr der Plan so gefällt, daß sie sich der Sache annehmen mag, und dann wird es gewiß gehen.

Wir brauchen ohnedieß die Hülfe der Damen, sagte Wilhelm, denn es möchte unser Personale und unsere Garderobe zu der Ausführung nicht hinreichen. Ich habe auf einige hübsche Kinder gerechnet, die im Hause hin und wieder laufen, und die dem Kammerdiener und dem Haushofmeister zugehören.

Darauf ersuchte er den Baron, die Damen mit seinem Plane bekannt zu machen. Dieser kam bald zurück und brachte die Nachricht, sie wollten ihn selbst sprechen.

Heute Abend, wenn die Herren sich zum Spiele setzten, das ohnedieß wegen der Ankunft eines gewissen Generals ernsthafter werden würde, als gewöhnlich, wollten sie sich unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit in ihr Zimmer zurück ziehen, er sollte durch die geheime Treppe eingeführt werden, und könne alsdann seine Sache auf das beste vortragen. Diese Art von Geheimniß gebe der Angelegenheit nunmehr einen doppelten Reiz, und die Baronesse besonders freue sich wie ein Kind auf diesen Rendesvous, und noch mehr darauf, daß es heimlich und geschickt gegen den Willen des Grafen unternommen werden sollte.

Gegen Abend, um die bestimmte Zeit, ward Wilhelm abgeholt und mit Vorsicht hinauf geführt. Die Art, mit der ihm die Baronesse in einem kleinen Kabinette entgegen kam, erinnerte ihn einen Augenblick an

vorige glückliche Zeiten. Sie brachte ihn in das Zimmer der Gräfin, und nun ging es an ein Fragen, an ein Unterſuchen. Er legte ſeinen Plan mit der möglichſten Wärme und Lebhaftigkeit vor, ſo daß die Damen dafür ganz eingenommen wurden, und unſere Leſer werden erlauben, daß wir ſie auch in der Kürze damit bekannt machen.

In einer ländlichen Scene ſollten Kinder das Stück mit einem Tanze eröfnen, der jenes Spiel vorſtellte, wo eins herum gehen und dem andern einen Platz abgewinnen muß. Darauf ſollten ſie mit andern Scherzen abwechſeln und zuletzt zu einem immer wiederkehrenden Reihentanze ein fröhliches Lied ſingen. Darauf ſollte der Harfner mit Mignon herbeykommen, Neugierde erregen und mehrere Landleute herbeylocken, der Alte ſollte verſchiedene Lieder zum Lobe des Friedens, der Ruhe, der Freude ſingen, und Mignon darauf den Eyertanz tanzen.

In dieſer unſchuldigen Freude werden ſie durch eine kriegeriſche Muſik geſtört, und die Geſellſchaft von einem Trupp Soldaten überfallen. Die Mannsperſonen ſetzen ſich zur Wehre und werden überwunden, die Mädchen fliehen und werden eingeholt. Es ſcheint alles im Getümmel zu Grunde zu gehen, als eine Perſon, über deren Beſtimmung der Dichter noch ungewiß war, herbey kommt und durch die Nachricht, daß der Heerführer nicht weit ſey, die Ruhe wieder herſtellt. Hier wird der Charakter des Helden mit den ſchönſten Zügen geſchildert, mitten unter den Waffen Sicherheit verſprochen, dem Übermuth und der Gewaltthätigkeit Schranken geſetzt. Es wird ein allgemeines Feſt zu Ehren des großmüthigen Heerführers begangen.

Die Damen waren mit dem Plane ſehr zufrieden, nur behaupteten ſie, es müſſe noth-

wendig etwas Allegoriſches in dem Stücke ſeyn, um es dem Herrn Grafen angenehm zu machen. Der Baron that den Vorſchlag, den Anführer der Soldaten als den Genius der Zwietracht und der Gewaltthätigkeit zu bezeichnen; zuletzt aber müſſe Minerva herbey kommen, ihm Feſſeln anzulegen, Nachricht von der Ankunft des Helden zu geben und deſſen Lob zu preiſen. Die Baroneſſe übernahm das Geſchäft, den Grafen zu überzeugen, daß der von ihm angegebene Plan, nur mit einiger Veränderung, ausgeführt worden ſey; dabey verlangte ſie ausdrücklich: daß am Ende des Stücks nothwendig die Büſte, der verzogene Namen und der Fürſtenhut erſcheinen müßten, weil ſonſt alle Unterhandlung vergeblich ſeyn würde.

Wilhelm, der ſich ſchon im Geiſte vorgeſtellt hatte, wie fein er ſeinen Helden aus dem Munde der Minerva preiſen wollte,

gab nur nach langem Widerſtande in dieſem Punkte nach, allein er fühlte ſich auf eine ſehr angenehme Weiſe gezwungen. Die ſchönen Augen der Gräfin, und ihr liebenswürdiges Betragen hätten ihn gar leicht bewogen, auch auf die ſchönſte und angenehmſte Erfindung, auf die ſo erwünſchte Einheit einer Compoſition und auf alle ſchickliche Details Verzicht zu thun, und gegen ſein poetiſches Gewiſſen zu handeln. Eben ſo ſtand auch ſeinem bürgerlichen Gewiſſen ein harter Kampf bevor, indem, bey beſtimmterer Austheilung der Rollen, die Damen ausdrücklich darauf beſtanden, daß er mitſpielen müſſe.

Laertes hatte zu ſeinem Theil jenen gewaltthätigen Kriegsgott erhalten, Wilhelm ſollte den Anführer der Landleute vorſtellen, der einige ſehr artige und gefühlvolle Verſe zu ſagen hatte. Nachdem er ſich eine Zeit-

lang geſträubt, mußte er ſich endlich doch ergeben, beſonders fand er keine Entſchuldigung, da die Baroneſſe ihm vorſtellte, die Schaubühne hier auf dem Schloſſe ſey ohnedem nur als ein Geſellſchaftstheater anzuſehen, auf dem ſie gern, wenn man nur eine ſchickliche Einleitung machen könnte, mitzuſpielen wünſchte. Darauf entließen die Damen unſern Freund mit vieler Freundlichkeit. Die Baroneſſe verſicherte ihn, daß er ein unvergleichlicher Menſch ſey, und begleitete ihn bis an die kleine Treppe, wo ſie ihm mit einem Händedruck gute Nacht gab.

Siebentes Capitel.

Befeuert durch den aufrichtigen Antheil, den die Frauenzimmer an der Sache nahmen, ward der Plan, der ihm durch die Erzählung gegenwärtiger geworden war, ganz lebendig. Er brachte den größten Theil der Nacht und den andern Morgen mit der sorgfältigsten Versification des Dialogs und der Lieder zu.

Er war so ziemlich fertig, als er in das neue Schloß gerufen wurde, wo er hörte, daß die Herrschaft, die eben frühstückte, ihn sprechen wollte. Er trat in den Saal, die Baroneſſe kam ihm wieder zuerst entgegen, und unter dem Vorwande, als wenn sie ihm einen guten Morgen bieten wollte, lispelte sie heimlich zu ihm: Sagen Sie nichts von

Ihrem Stücke, als was Sie gefragt werden.

Ich höre, rief ihm der Graf zu, Sie sind recht fleißig und arbeiten an meinem Vorspiele, das ich zu Ehren des Prinzen geben will. Ich billige, daß Sie eine Minerva darin anbringen wollen, und ich denke bey Zeiten darauf, wie die Göttin zu kleiden ist, damit man nicht gegen das Kostüme verstößt. Ich lasse deswegen aus meiner Bibliothek alle Bücher herbeybringen, worin sich das Bild derselben befindet.

In eben dem Augenblicke traten einige Bediente mit großen Körben voll Büchern allerley Formats in den Saal.

Montfaucon, die Sammlungen antiker Statüen, Gemmen und Münzen, alle Arten mythologischer Schriften wurden aufgeschlagen und die Figuren verglichen. Aber auch daran war es noch nicht genug! Des Gra-

ſen vortreffliches Gedächtniß ſtellte ihm alle Minerven vor, die etwa noch auf Titelkupfern, Vignetten, oder ſonſt vorkommen mochten. Es mußte deßhalb ein Buch nach dem andern aus der Bibliothek herbeygeſchafft werden, ſo daß der Graf zuletzt in einem Haufen von Büchern ſaß. Endlich, da ihm keine Minerva mehr einfiel, rief er mit Lachen aus: Ich wollte wetten, daß nun keine Minerva mehr in der ganzen Bibliothek ſey, und es möchte wohl das erſtemal vorkommen, daß eine Bücherſammlung ſo ganz und gar des Bildes ihrer Schutzgöttin entbehren muß.

Die ganze Geſellſchaft freute ſich über den Einfall, und beſonders Jarno, der den Grafen immer mehr Bücher herbeyzuſchaffen gereizt hatte, lachte ganz unmäßig.

Nunmehr, ſagte der Graf, indem er ſich zu Wilhelmen wendete, iſt es eine Haupt-

ſache, welche Göttin meynen Sie? Minerva oder Pallas? die Göttin des Krieges oder der Künſte? —

Sollte es nicht am ſchicklichſten ſeyn, Euere Excellenz, verſetzte Wilhelm, wenn man hierüber ſich nicht beſtimmt ausdrückte, und ſie, eben weil ſie in der Mythologie eine doppelte Perſon ſpielt, auch hier in doppelter Qualität erſcheinen ließe. Sie meldet einen Krieger an, aber nur um das Volk zu beruhigen, ſie preißt einen Helden, indem ſie ſeine Menſchlichkeit erhebt, ſie überwindet die Gewaltthätigkeit und ſtellt die Freude und Ruhe unter dem Volke wieder her.

Die Baroneſſe, der es bange wurde, Wilhelm möchte ſich verrathen, ſchob geſchwinde den Leibſchneider der Gräfin dazwiſchen, der ſeine Meinung abgeben mußte, wie ein ſolcher antiker Rock auf das beſte gefertiget werden könnte. Dieſer Mann, in Masken-

arbeiten erfahren, wußte die Sache sehr leicht zu machen, und da Madam Melina, ohngeachtet ihrer hohen Schwangerschaft, die Rolle der himmlischen Jungfrau übernommen hatte, so wurde er angewiesen, ihr das Maas zu nehmen, und die Gräfin bezeichnete, wiewohl mit einigem Unwillen ihrer Kammerjungfern, die Kleider aus der Garderobe, welche dazu verschnitten werden sollten.

Auf eine geschickte Weise wußte die Baronesse Wilhelmen wieder bey Seite zu schaffen, und ließ ihn bald darauf wissen, sie habe die übrigen Sachen auch besorgt. Sie schickte ihm zugleich den Musikum, der des Grafen Hauskapelle dirigirte, damit dieser theils die nothwendigen Stücke komponiren, theils schickliche Melodien aus dem Musikvorrathe dazu aussuchen sollte. Nunmehr ging alles nach Wunsche, der Graf fragte

dem Stücke nicht weiter nach, sondern war hauptsächlich mit der transparenten Dekoration beschäftigt, welche am Ende des Stükkes die Zuschauer überraschen sollte. Seine Erfindung und die Geschicklichkeit seines Konditors brachten zusammen wirklich eine recht angenehme Erleuchtung zuwege. Denn auf seinen Reisen hatte er die größten Feyerlichkeiten dieser Art gesehen, viele Kupfer und Zeichnungen mitgebracht, und wußte, was dazu gehörte, mit vielem Geschmacke anzugeben.

Unterdessen endigte Wilhelm sein Stück, gab einem jeden seine Rolle, übernahm die seinige, und der Musikus, der sich zugleich sehr gut auf den Tanz verstund, richtete das Ballet ein, und so ging alles zum besten.

Nur ein unerwartetes Hinderniß legte sich in den Weg, das ihm eine böse Lücke zu machen drohte. Er hatte sich den größ-

ten Effekt von Mignons Eyertanze verſpro-
chen, und wie erſtaunt war er daher, als
das Kind ihm, mit ſeiner gewöhnlichen Trok-
kenheit, abſchlug zu tanzen, verſicherte, es ſey
nunmehr fein und werde nicht mehr auf das
Theater gehen. Er ſuchte es durch allerley
Zureden zu bewegen, und ließ nicht ehyr ab,
als bis es bitterlich zu weinen anfing, ihm
zu Füßen fiel und rief: lieber Vater! bleib
auch du von den Brettern! Er merkte nicht
auf dieen Wink, und ſann, wie er durch
eine andere Wendung die Scene intereſſant
machen wollte.

Philine, die eins von den Landmädchen
machte, und in dem Reihentanz die einzelne
Stimme ſingen und die Verſe dem Chore
zubringen ſollte, freute ſich recht ausgelaſſen
darauf. Übrigens ging ihr es vollkommen
nach Wunſche, ſie hatte ihr beſonderes Zim-
mer, war immer um die Gräfin, die ſie mit

ihren Affenpossen unterhielt, und dafür täglich etwas geschenkt bekam. Ein Kleid zu diesem Stücke wurde auch für sie zurechte gemacht, und weil sie von einer leichten nachahmenden Natur war, so hatte sie sich bald aus dem Umgange der Damen so viel gemerkt, als sich für sie schickte, und war in kurzer Zeit voller Lebensart und guten Betragens geworden. Die Sorgfalt des Stallmeisters nahm mehr zu als ab, und da die Offiziere auch stark auf sie eindrangen, und sie sich in einem so reichlichen Elemente befand, fiel es ihr ein, auch einmal die Spröde zu spielen, und auf eine geschickte Weise sich in einem gewissen vornehmen Ansehn zu üben. Kalt und fein wie sie war, kannte sie in acht Tagen die Schwächen des ganzen Hauses, daß, wenn sie absichtlich hätte verfahren können, sie gar leicht ihr Glück würde gemacht haben. Allein auch hier bediente

sie sich ihres Vortheils nur, um sich zu belustigen, um sich einen guten Tag zu machen und impertinent zu seyn, wo sie merkte, daß es ohne Gefahr geschehen konnte.

Die Rollen waren gelernt, eine Hauptprobe des Stücks ward befohlen, der Graf wollte dabey seyn, und seine Gemahlin fing an zu sorgen, wie er es aufnehmen mögte? Die Baronesse berief Wilhelmen heimlich, und man zeigte, je näher die Stunde herbey rückte, immer mehr Verlegenheit: denn es war doch eben ganz und gar nichts von der Idee des Grafen übrig geblieben. Jarno, der eben herein trat, wurde in das Geheimniß gezogen. Es freute ihn herzlich, und er war geneigt, seine gute Dienste den Damen anzubieten. Es wäre gar schlimm, sagte er, gnädige Frau, wenn Sie sich aus dieser Sache nicht allein heraus helfen wollten; doch auf alle Fälle will ich im Hinterhalte

liegen bleiben. Die Baroneſſe erzählte hierauf, wie ſie bisher dem Grafen das ganze Stück, aber nur immer ſtellenweiſe und ohne Ordnung erzählt habe, daß er alſo auf jedes Einzelne vorbereitet ſey, nur ſtehe er freylich in Gedanken, das Ganze werde mit ſeiner Idee zuſammentreffen. Ich will mich, ſagte ſie, heute Abend in der Probe zu ihm ſetzen, und ihn zu zerſtreuen ſuchen. Den Konditor habe ich auch ſchon vorgehabt, daß er ja die Dekoration am Ende recht ſchön macht, dabey aber doch etwas geringes fehlen läßt.

Ich wüßte einen Hof, verſetzte Jarno, wo wir ſo thätige und kluge Freunde brauchten, als Sie ſind. Will es heut Abend mit Ihren Künſten nicht mehr fort, ſo winken Sie mir, und ich will den Grafen heraus holen, und ihn nicht eher wieder hinein laſſen, bis Minerva auftritt, und von der Il-

lumination bald Sukkurs zu hoffen iſt. Ich habe ihm ſchon ſeit einigen Tagen etwas zu eröffnen, das ſeinen Vetter betrift, und das ich noch immer aus Urſachen aufgeſchoben habe. Es wird ihm auch das eine Diſtraktion geben, und zwar nicht die angenehmſte.

Einige Geſchäfte hinderten den Grafen, zu Anfange der Probe zu ſeyn, dann unterhielt ihn die Baroneſſe. Jarnos Hülfe war gar nicht nöthig. Denn indem der Graf genug zurecht zu weiſen, zu verbeſſern und anzuordnen hatte, vergas er ſich ganz und gar darüber, und da Frau Melina zuletzt nach ſeinem Sinne ſprach, und die Illumination gut ausfiel, bezeigte er ſich vollkommen zufrieden. Erſt als alles vorbey war, und man zum Spiele ging, ſchien ihm der Unterſchied aufzufallen, und er fing an nachzudenken, ob denn das Stück auch wirklich von ſeiner Erfindung ſey? Auf einen Wink fiel

nun Jarno aus seinem Hinterhalte hervor, der Abend verging, die Nachricht, daß der Prinz wirklich komme, bestätigte sich, man ritt einigemal aus, die Avantgarde in der Nachbarschaft kampiren zu sehen, das Haus war voller Lärmen und Unruhe, und unsere Schauspieler, die nicht immer zum besten von den unwilligen Bedienten versorgt wurden, mußten, ohne daß jemand sonderlich sich ihrer erinnerte, in dem alten Schlosse ihre Zeit in Erwartungen und Übungen zubringen.

Achtes Capitel.

Endlich war der Prinz angekommen, die Generalität, die Staabsofficiere und das übrige Gefolge, das zu gleicher Zeit eintraf, die vielen Menschen, die theils zum Besuche, theils geschäftswegen einsprachen, machten das Schloß einem Bienenstocke ähnlich, der eben schwärmen will. Jederman drängte sich herbey, den vortrefflichen Fürsten zu sehen, und jedermann bewunderte seine Leutseligkeit und Herablassung, jedermann erstaunte in dem Helden und Heerführer zugleich den gefälligsten Hofmann zu erblicken.

Alle Hausgenossen mußten nach Order des Grafen bey der Ankunft des Fürsten auf ihrem Posten seyn, kein Schauspieler durfte sich blicken lassen, weil der Prinz mit

den vorbereiteten Feyerlichkeiten überraſcht werden ſollte, und ſo ſchien er auch des Abends, als man ihn in den großen wohlerleuchteten und mit gewirkten Tapeten des vorigen Jahrhunderts ausgezierten Saal führte, ganz und gar nicht auf ein Schauſpiel, vielweniger auf ein Vorſpiel zu ſeinem Lobe, vorbereitet zu ſeyn. Alles lief auf das beſte ab, und die Truppe mußte nach vollendeter Vorſtellung herbey und ſich dem Prinzen zeigen, der jeden auf die freundlichſte Weiſe etwas zu fragen, jedem auf die gefälligſte Art etwas zu ſagen wußte. Wilhelm als Autor mußte beſonders vortreten, und ihm ward gleichfalls ſein Theil Beyfall zugeſpendet.

Nach dem Vorſpiele fragte niemand ſonderlich, in einigen Tagen war es, als wenn nichts dergleichen wäre aufgeführt worden, außer daß Jarno mit Wilhelmen gelegent-

lich davon ſprach, und es ſehr verſtändig lobte, nur ſetzte er hinzu: es iſt Schade, daß Sie mit hohlen Nüſſen um hohle Nüſſe ſpielen. — Mehrere Tage lag Wilhelmen dieſer Ausdruck im Sinne, er wußte nicht, wie er ihn auslegen, noch was er daraus nehmen ſollte.

Unterdeſſen ſpielte die Geſellſchaft jeden Abend ſo gut, als ſie es nach ihren Kräften vermochte, und that das mögliche, um die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer auf ſich zu ziehen. Ein unverdienter Beyfall munterte ſie auf, und in ihrem alten Schloſſe glaubten ſie nun wirklich, eigentlich um ihretwillen dränge ſich die große Verſammlung herbey, nach ihren Vorſtellungen ziehe ſich die Menge der Fremden, und ſie ſeyen der Mittelpunkt, um den und um deswillen ſich alles drehe und bewege.

Wilhelm allein bemerkte zu ſeinem großen

Verdruſſe gerade das Gegentheil. Denn obgleich der Prinz die erſten Vorſtellungen von Anfange bis zu Ende auf ſeinem Seſſel ſitzend, mit der größten Gewiſſenhaftigkeit abwartete, ſo ſchien er ſich doch nach und nach auf eine gute Weiſe davon zu diſpenſiren. Gerade diejenigen, welche Wilhelm im Geſpräche als die Verſtändigſten gefunden hatte, Jarno an ihrer Spitze, brachten nur flüchtige Augenblicke im Theaterſaale zu, übrigens ſaßen ſie im Vorzimmer, ſpielten, oder ſchienen ſich von Geſchäften zu unterhalten.

Wilhelmen verdroß gar ſehr, bey ſeinen anhaltenden Bemühungen des erwünſchteſten Beyfalls zu entbehren. Bey der Auswahl der Stücke, der Abſchrift der Rollen, den häufigen Proben, und was ſonſt nur immer vorkommen konnte, ging er Melinen eifrig zur Hand, der ihn denn auch, ſeine eigene

Unzulänglichkeit im ſtillen fühlend, zuletzt gewähren ließ. Die Rollen memorirte Wilhelm mit Fleiß, und trug ſie mit Wärme und Lebhaftigkeit, und mit ſo viel Anſtand vor, als die wenige Bildung erlaubte, die er ſich ſelbſt gegeben hatte.

Die fortgeſetzte Theilnahme des Barons benahm indeß der übrigen Geſellſchaft jeden Zweifel, indem er ſie verſicherte, daß ſie die größten Effekte hervorbringe, beſonders indem ſie eins ſeiner eigenen Stücke aufführte, nur bedauerte er, daß der Prinz eine ausſchließende Neigung für das franzöſiſche Theater habe, daß ein Theil ſeiner Leute hingegen, worunter ſich Jarno beſonders auszeichne, den Ungeheuren der engliſchen Bühne einen leidenſchaftlichen Vorzug gebe.

War nun auf dieſe Weiſe die Kunſt unſrer Schauſpieler nicht auf das beſte bemerkt und bewundert; ſo waren dagegen ihre Per-

sonen den Zuschauern und Zuschauerinnen nicht völlig gleichgültig. Wir haben schon oben angezeigt, daß die Schauspielerinnen gleich von Anfang die Aufmerksamkeit junger Officiere erregten; allein sie waren in der Folge glücklicher, und machten wichtigere Eroberungen. Doch wir schweigen davon und bemerken nur, daß Wilhelm der Gräfin von Tag zu Tag interessanter vorkam, so wie auch in ihm eine stille Neigung gegen sie aufzukeimen anfing. Sie konnte, wenn er auf dem Theater war, die Augen nicht von ihm abwenden, und er schien bald nur allein gegen sie gerichtet zu spielen und zu rezitiren. Sich wechselseitig anzusehen, war ihnen ein unaussprechliches Vergnügen, dem sich ihre harmlosen Seelen ganz überließen, ohne lebhaftere Wünsche zu nähren, oder für irgend eine Folge besorgt zu seyn.

Wie über einen Fluß hinüber, der sie

ſcheidet, zwey feindliche Vorpoſten ſich ruhig und luſtig zuſammen beſprechen, ohne an den Krieg zu denken, in welchen ihre beiderſeitigen Partheyen begriffen ſind: ſo wechſelte die Gräfin mit Wilhelm bedeutende Blicke über die ungeheure Kluft der Geburt und des Standes hinüber, und jedes glaubte an ſeiner Seite, ſicher ſeinen Empfindungen nachhängen zu dürfen.

Die Baroneſſe hatte ſich indeſſen den Laertes ausgeſucht, der ihr als ein wackerer, munterer Jüngling beſonders wohlgefiel, und der, ſo ſehr Weiberfeind er war, doch ein vorbeygehendes Abentheuer nicht verſchmähete, und wirklich dießmal wider Willen durch die Leutſeligkeit und das einnehmende Weſen der Baroneſſe gefeſſelt worden wäre, hätte ihm der Baron zufällig nicht einen guten, oder, wenn man will, einen ſchlimmen Dienſt erzeigt, indem er ihn mit den Geſinnungen dieſer Dame näher bekannt machte.

Denn als Laertes ſie einſt laut rühmte, und ſie allen andern ihres Geſchlechts vorzog, verſetzte der Baron ſcherzend: ich merke ſchon wie die Sachen ſtehen, unſre liebe Freundin hat wieder einen für ihre Ställe gewonnen. Dieſes unglückliche Gleichniß, das nur zu klar auf die gefährlichen Liebkoſungen einer Circe deutete, verdroß Laertes über die maaßen, und er konnte dem Baron nicht ohne Ärgerniß zuhören, der ohne Barmherzigkeit fortfuhr:

Jeder Fremde glaubt, daß er der erſte ſey, dem ein ſo angenehmes Betragen gelte; aber er irrt gewaltig, denn wir alle ſind einmal auf dieſem Wege herum geführt worden; Mann, Jüngling oder Knabe, er ſey wer er ſey, muß ſich eine Zeitlang ihr ergeben, ihr anhängen, und ſich mit Sehnſucht um ſie bemühen.

Den Glücklichen, der eben, in die Gärten

einer Zauberin hinein tretend, von allen Seligkeiten eines künſtlichen Frühlings empfangen wird, kann nichts unangenehmer überraſchen, als wenn ihm, deſſen Ohr ganz auf den Geſang der Nachtigall lauſcht, irgend ein verwandelter Vorfahr unvermuthet entgegen grunzt.

Laertes ſchämte ſich nach dieſer Entdekkung recht von Herzen, daß ihn ſeine Eitelkeit nochmals verleitet habe, von irgend einer Frau auch nur im mindeſten gut zu denken. Er vernachläſſigte ſie nunmehr völlig, hielt ſich zu dem Ställmeiſter, mit dem er fleißig focht und auf die Jagd ging; bey Proben und Vorſtellungen aber ſich betrug, als wenn dieß blos eine Nebenſache wäre.

Der Graf und die Gräfin ließen manchmal morgens einige von der Geſellſchaft rufen, da jeder denn immer Philinens unverdientes Glück zu beneiden Urſache fand.

Der Graf hatte seinen Liebling, den Pedanten, oft Stundenlang bey seiner Toilette. Dieser Mensch ward nach und nach bekleidet, und bis auf Uhr und Dose equipirt und ausgestattet.

Auch wurde die Gesellschaft manchmal sammt und sonders nach Tafel vor die hohen Herrschaften gefordert. Sie schätzten sich es zur größten Ehre, und bemerkten nicht, daß man zu eben derselben Zeit durch Jäger und Bediente eine Anzahl Hunde hereinbringen, und Pferde im Schloßhofe vorführen ließ.

Man hatte Wilhelmen gesagt, daß er ja gelegentlich des Prinzen Liebling, Racine, loben, und dadurch auch von sich eine gute Meinung erwecken solle. Er fand dazu an einem solchen Nachmittage Gelegenheit, da er auch mit vorgefordert worden war, und der Prinz ihn fragte, ob er auch fleißig die

großen franzöſiſchen Theaterſchriftſteller leſe? darauf ihm denn Wilhelm mit einem ſehr lebhaften Ja antwortete. Er bemerkte nicht, daß der Fürſt, ohne ſeine Antwort abzuwarten, ſchon im Begriff war ſich weg und zu jemand anders zu wenden, er faßte ihn vielmehr ſogleich und trat ihm beynah in den Weg, indem er fortfuhr: er ſchätze das franzöſiſche Theater ſehr hoch und leſe die Werke der großen Meiſter mit Entzücken, beſonders habe er zu wahrer Freude gehört, daß der Fürſt den großen Talenten eines Racine völlige Gerechtigkeit wiederfahren laſſe. Ich kann es mir vorſtellen, fuhr er fort, wie vornehme und erhabene Perſonen einen Dichter ſchätzen müſſen, der die Zuſtände ihrer höheren Verhältniſſe ſo vortrefflich und richtig ſchildert. Corneille hat, wenn ich ſo ſagen darf, große Menſchen dargeſtellt, und Racine vornehme Perſonen. Ich kann mir,

wenn ich ſeine Stücke leſe, immer den Dichter denken, der an einem glänzenden Hofe lebt, einen großen König vor Augen hat, mit den Beſten umgeht, und in die Geheimniſſe der Menſchheit dringt, wie ſie ſich hinter koſtbar gewürkten Tapeten verbergen. Wenn ich ſeinen Brittanikus, ſeine Berenice ſtudire, ſo kommt es mir wirklich vor, ich ſey am Hofe, ſey in das Große und Kleine dieſer Wohnungen der irrdiſchen Götter eingeweyht, und ich ſehe, durch die Augen eines feinfühlenden Franzoſen, Könige, die eine ganze Nation anbetet, Hofleute, die von viel tauſenden beneidet werden, in ihrer natürlichen Geſtalt mit ihren Fehlern und Schmerzen. Die Anekdote, daß Racine ſich zu Tode gegrämt habe, weil Ludwig der vierzehnte ihn nicht mehr angeſehen, ihn ſeine Unzufriedenheit fühlen laſſen, iſt mir ein Schlüſſel zu allen

ſeinen Werken, und es iſt unmöglich, daß ein Dichter von ſo großen Talenten, deſſen Leben und Tod an den Augen eines Königes hängt, nicht auch Stücke ſchreiben ſolle, die des Beyfalls eines Königes und eines Fürſten werth ſeyen.

Jarno war herbey getreten und hörte unſerem Freunde mit Verwunderung zu; der Fürſt, der nicht geantwortet und nur mit einem gefälligen Blicke ſeinen Beyfall gezeigt hatte, wandte ſich ſeitwärts, obgleich Wilhelm, dem es noch unbekannt war, daß es nicht anſtändig ſey, unter ſolchen Umſtänden einen Diskurs fortſetzen und eine Materie erſchöpfen zu wollen, noch gerne mehr geſprochen und dem Fürſten gezeigt hätte, daß er nicht ohne Nutzen und Gefühl ſeinen Lieblingsdichter geleſen.

Haben Sie denn niemals, ſagte Jarno,

indem er ihn beyſeite nahm, ein Stück von Shakeſpearen geſehen?

Nein, verſetzte Wilhelm: denn ſeit der Zeit, daß ſie in Deutſchland bekannter geworden ſind, bin ich mit dem Theater unbekannt worden, und ich weiß nicht, ob ich mich freuen ſoll, daß ſich zufällig eine alte jugendliche Liebhaberey und Beſchäftigung gegenwärtig wieder erneuerte. Indeſſen hat mich alles, was ich von jenen Stücken gehört, nicht neugierig gemacht, ſolche ſeltſame Ungeheuer näher kennen zu lernen, die über alle Wahrſcheinlichkeit, allen Wohlſtand hinauszuſchreiten ſcheinen.

Ich will Ihnen denn doch rathen, verſetzte jener, einen Verſuch zu machen, es kann nichts ſchaden, wenn man auch das ſeltſame mit eigenen Augen ſieht. Ich will Ihnen ein Paar Theile borgen, und Sie können Ihre Zeit nicht beſſer anwenden, als wenn

Sie sich gleich von allen losmachen, und in der Einsamkeit Ihrer alten Wohnung in die Zauberlaterne dieser unbekannten Welt sehen. Es ist sündlich, daß Sie Ihre Stunden verderben, diese Affen menschlicher auszuputzen, und diese Hunde tanzen zu lehren. Nur eins halte ich mir aus, daß Sie sich an die Form nicht stoßen, das übrige kann ich Ihrem richtigen Gefühle überlassen.

Die Pferde standen vor der Thüre, und Jarno setzte sich mit einigen Cavalieren auf, um sich mit der Jagd zu erlustigen. Wilhelm sah ihm traurig nach. Er hätte gerne mit diesem Manne noch vieles gesprochen, der ihm, wiewohl auf eine unfreundliche Art, neue Ideen gab, Ideen deren er bedurfte.

Der Mensch kommt manchmal, indem er sich einer Entwicklung seiner Kräfte, Fähigkeiten und Begriffe nähert, in eine Verlegenheit, aus der ihm ein guter Freund leicht

helfen könnte. Er gleicht einem Wanderer, der nicht weit von der Herberge ins Wasser fällt; griffe jemand sogleich zu, risse ihn ans Land, so wäre es um einmal naß werden gethan, anstatt daß er sich auch wohl selbst, aber am jenseitigen Ufer, heraus hilft, und einen beschwerlichen weiten Umweg nach seinem bestimmten Ziele zu machen hat.

Wilhelm fing an zu wittern, daß es in der Welt anders zugehe, als er sich es gedacht, er sah das wichtige und bedeutungsvolle Leben der Vornehmen und Großen in der Nähe, und verwunderte sich, wie einen leichten Anstand sie ihm zu geben wußten. Ein Heer auf dem Marsche, ein fürstlicher Held an seiner Spitze, so viele mitwürkende Krieger, so viele zudringende Verehrer erhöhten seine Einbildungskraft. In dieser Stimmung erhielt er die versprochenen Bü-

cher, und in kurzem, wie man es vermuthen kann, ergriff ihn der Strom jenes großen Genius, und führte ihn einem unüberſehlichen Meere zu, worin er ſich gar bald völlig vergaß und verlor.

Neuntes Capitel.

Das Verhältniß des Barons zu den Schauspielern hatte seit ihrem Auffenthalte im Schlosse verschiedene Veränderungen erlitten. Im Anfange gereichte es zu beiderseitiger Zufriedenheit: denn indem der Baron das erstemal in seinem Leben eines seiner Stücke, mit denen er ein Gesellschaftstheater schon belebt hatte, in den Händen wirklicher Schauspieler und auf dem Wege zu einer anständigen Vorstellung sah, war er von dem besten Humor, bewies sich freygebig, und kaufte bey jedem Galanteriehändler, deren sich manche einstellten, kleine Geschenke für die Schauspielerinnen, und wußte den Schauspielern manche Bouteille Champagner extra zu verschaffen; dagegen gaben sie sich auch

mit ſeinen Stücken alle Mühe, und Wilhelm ſparte keinen Fleiß, die herrlichen Reden des vortrefflichen Helden, deſſen Rolle ihm zugefallen war, auf das genauſte zu memoriren.

Indeſſen hatten ſich doch auch nach und nach einige Mißhelligkeiten eingeſchlichen. Die Vorliebe des Barons für gewiſſe Schauſpieler wurde von Tag zu Tag merklicher, und nothwendig mußte dieß die übrigen verdrießen. Er erhob ſeine Günſtlinge ganz ausſchließlich, und brachte dadurch Eiferſucht und Uneinigkeit unter die Geſellſchaft. Melina, der ſich bey ſtreitigen Fällen ohnedem nicht zu helfen wußte, befand ſich in einem ſehr unangenehmen Zuſtande. Die Geprieſenen nahmen das Lob an, ohne ſonderlich dankbar zu ſeyn, und die Zurückgeſetzten ließen auf allerley Weiſe ihren Verdruß ſpühren, und wußten ihrem erſt hochverehr-

ten Gönner den Aufenthalt unter ihnen auf eine oder die andere Weiſe unangenehm zu machen, ja es war ihrer Schadenfreude keine geringe Nahrung, als ein gewiſſes Gedicht, deſſen Verfaſſer man nicht kannte, im Schloſſe viele Bewegung verurſachte. Bisher hatte man ſich immer, doch auf eine ziemlich feine Weiſe, über den Umgang des Barons mit den Comödianten aufgehalten, man hatte allerley Geſchichten auf ihn gebracht, gewiſſe Vorfälle ausgeputzt, und ihnen eine luſtige und intereſſante Geſtalt gegeben. Zuletzt fing man an zu erzählen, es entſtehe eine Art von Handwerksneid zwiſchen ihm und einigen Schauſpielern, die ſich auch einbildeten, Schriftſteller zu ſeyn, und auf dieſe Sage gründet ſich das Gedicht, von welchem wir ſprachen, und welches lautete wie folgt:

Ich armer Teufel, Herr Baron,
Beneide Sie um Ihren Stand,

Um Ihren Platz so nah am Thron,
Und um manch schön Stück Acker Land,
Um Ihres Vaters festes Schloß,
Um seine Wildbahn und Geschoß.

Mich armen Teufel, Herr Baron,
Beneiden Sie, so wie es scheint,
Weil die Natur vom Knaben schon
Mit mir es mütterlich gemeint.
Ich ward, mit leichtem Muth und Kopf,
Zwar arm, doch nicht ein armer Tropf.

Nun dächt' ich, lieber Herr Baron,
Wir ließen's beide wie wir sind:
Sie blieben des Herrn Vaters Sohn,
Und ich blieb meiner Mutter Kind,
Wir leben ohne Neid und Haß,
Begehren nicht des andern Titel,
Sie keinen Platz auf dem Parnaß,
Und keinen ich in dem Capitel.

Die Stimmen über dieses Gedicht, das in einigen fast unleserlichen Abschriften sich in verschiedenen Händen befand, waren sehr ge-

theilt, auf den Verfaſſer aber wußte niemand zu muthmaßen, und als man mit einiger Schadenfreude ſich darüber zu ergötzen anfing, erklärte ſich Wilhelm ſehr dagegen.

Wir Deutſchen, rief er aus, verdienten, daß unſre Muſen in der Verachtung blieben, in der ſie ſo lange geſchmachtet haben, da wir nicht Männer von Stande zu ſchätzen wiſſen, die ſich mit unſrer Litteratur auf irgend eine Weiſe abgeben mögen. Geburt, Stand und Vermögen ſtehen in keinem Widerſpruch mit Genie und Geſchmack, das haben uns fremde Nationen gelehrt, welche unter ihren beſten Köpfen eine große Anzahl Edelleute zählen. War es bisher in Deutſchland ein Wunder, wenn ein Mann von Geburt ſich den Wiſſenſchaften widmete, wurden bisher nur weniger berühmte Nahmen durch ihre Neigung zu Kunſt und Wiſſenſchaft noch berühmter; ſtiegen dagegen manche aus

der Dunkelheit hervor, und traten wie unbekannte Sterne an den Horizont, so wird das nicht immer so seyn, und wenn ich mich nicht sehr irre, so ist die erste Klasse der Nation auf dem Wege, sich ihrer Vortheile auch zu Erringung des schönsten Kranzes der Musen in Zukunft zu bedienen. Es ist mir daher nichts unangenehmer, als wenn ich nicht allein den Bürger oft über den Edelmann, der die Musen zu schätzen weiß, spotten, sondern auch Personen von Stande selbst mit unüberlegter Laune und niemals zu billigender Schadenfreude ihres Gleichen von einem Wege abschrecken sehe, auf dem einen jeden Ehre und Zufriedenheit erwartet.

Es schien die letzte Äusserung gegen den Grafen gerichtet zu seyn, von welchem Wilhelm gehört hatte, daß er das Gedicht wirklich gut finde. Freylich war diesem Herrn, der immer auf seine Art mit dem Baron zu

ſcherzen pflegte, ein ſolcher Anlaß ſehr erwünſcht, ſeinen Verwandten auf alle Weiſe zu plagen. Jedermann hatte ſeine eigne Muthmaßungen, wer der Verfaſſer des Gedichtes ſeyn könnte, und der Graf, der ſich nicht gern im Scharfſinn von jemand übertroffen ſah, fiel auf einen Gedanken, den er ſogleich zu beſchwören bereit war: das Gedicht könne ſich nur von ſeinem Pedanten herſchreiben, der ein ſehr feiner Burſche ſey, und an dem er ſchon lange ſo etwas poetiſches Genie gemerkt habe. Um ſich ein rechtes Vergnügen zu machen, ließ er deswegen an einem Morgen dieſen Schauſpieler rufen, der ihm in Gegenwart der Gräfin, der Baroneſſe und Jarnos das Gedicht nach ſeiner Art vorleſen mußte, und dafür Lob, Beyfall und ein Geſchenk einerndtete, und die Frage des Grafen, ob er nicht ſonſt noch einige Gedichte von früheren Zeiten beſitze? mit

Klugheit abzulehnen wußte. So kam der Pedant zum Rufe eines Dichters, eines Witzlings, und in den Augen derer, die dem Baron günstig waren, eines Pasquillanten und schlechten Menschen. Von der Zeit an applaudirte ihn der Graf nur immer mehr, er mochte seine Rolle spielen wie er wollte, so daß der arme Mensch zuletzt aufgeblasen, ja beynahe verrückt wurde, und darauf sann, gleich Philinen ein Zimmer im neuen Schlosse zu beziehen.

Wäre dieser Plan sogleich zu vollführen gewesen, so möchte er einen großen Unfall vermieden haben. Denn als er eines Abends spät nach dem alten Schlosse ging, und in dem dunkeln engen Wege herum tappte, ward er auf einmal angefallen, von einigen Personen festgehalten, indessen andere auf ihn wacker losschlugen, und ihn im Finstern so zerdraschen, daß er beynahe liegen blieb,

und nur mit Mühe zu seinen Kameraden hinauf kroch, die, so sehr sie sich entrüstet stellten, über diesen Unfall ihre heimliche Freude fühlten, und sich kaum des Lachens erwehren konnten, als sie ihn so wohl durchwalkt und seinen neuen braunen Rock über und über weiß, als wenn er mit Müllern Händel gehabt, bestäubt und befleckt sahen.

Der Graf, der sogleich hiervon Nachricht erhielt, brach in einen unbeschreiblichen Zorn aus. Er behandelte diese That als das größte Verbrechen, qualifizirte sie zu einem beleidigten Burgfrieden, und ließ durch seinen Gerichtshalter die strengste Inquisition vornehmen. Der weißbestäubte Rock sollte eine Hauptanzeige geben. Alles was nur irgend mit Puder und Mehl im Schlosse zu schaffen haben konnte, wurde mit in die Untersuchung gezogen, jedoch vergebens.

Der Baron versicherte bey seiner Ehre

feyerlich: jene Art zu ſcherzen habe ihm freylich ſehr mißfallen, und das Betragen des Herrn Grafen ſey nicht das freundſchaftlichſte geweſen, aber er habe ſich darüber hinauszuſetzen gewußt, und an dem Unfall, der dem Poeten oder Pasquillanten, wie man ihn nennen wolle, begegnet, habe er nicht den mindeſten Antheil.

Die übrigen Bewegungen der Fremden und die Unruhe des Hauſes brachten bald die ganze Sache in Vergeſſenheit, und der unglückliche Günſtling mußte das Vergnügen, fremde Federn eine kurze Zeit getragen zu haben, theuer bezahlen.

Unſere Truppe, die regelmäßig alle Abende fortſpielte, und im Ganzen ſehr wohl gehalten wurde, fing nun an, je beſſer es ihr ging, deſto größere Anforderungen zu machen. In kurzer Zeit war ihnen Eſſen, Trinken, Aufwartung, Wohnung zu gering, und ſie

lagen ihrem Beschützer, dem Baron, an, daß er für sie besser sorgen, und ihnen zu dem Genusse und der Bequemlichkeit, die er ihnen versprochen, doch endlich verhelfen solle. Ihre Klagen wurden lauter, und die Bemühungen ihres Freundes, ihnen genug zu thun, immer fruchtloser.

Wilhelm kam indessen, ausser in Proben und Spielstunden, wenig mehr zum Vorscheine. In einem der hintersten Zimmer verschlossen, wozu nur Mignon und dem Harfner der Zutritt gerne verstattet wurde, lebte und webte er in der shakespearischen Welt, so daß er ausser sich nichts kannte noch empfand.

Man erzählt von Zauberern, die durch magische Formeln eine ungeheure Menge allerley geistiger Gestalten in ihre Stube herbeyziehen. Die Beschwörungen sind so kräftig, daß sich bald der Raum des Zimmers

ausfullt, und die Geiſter bis an den kleinen gezogenen Kreis hinan gedrängt, um denſelben und über dem Haupte des Meiſters in ewig drehender Verwandlung ſich bewegend vermehren. Jeder Winkel iſt vollgepfropft, und jedes Geſims beſetzt, Eier dehnen ſich aus und Rieſengeſtalten ziehen ſich in Pilzen zuſammen. Unglücklicher Weiſe hat der Schwarzkünſtler das Wort vergeſſen, womit er dieſe Geiſterfluth wieder zur Ebbe bringen könnte. — So ſaß Wilhelm, und mit unbekannter Bewegung wurden tauſend Empfindungen und Fähigkeiten in ihm rege, von denen er keinen Begrif und keine Ahndung gehabt hatte. Nichts konnte ihn aus dieſem Zuſtande reiſſen, und er war ſehr unzufrieden, wenn irgend jemand zu kommen Gelegenheit nahm, um ihn von dem, was auswärts vorging, zu unterhalten.

So merkte er kaum auf, als man ihm

die Nachricht brachte, es ſollte in dem Schloßhof eine Execution vorgehen und ein Knabe geſtäupt werden, der ſich eines nächtlichen Einbruchs verdächtig gemacht habe, und da er den Rock eines Perückenmachers trage, wahrſcheinlich mit unter den Meuchelmördern geweſen ſey. Der Knabe läugne zwar auf das hartnäckigſte, und man könne ihn deswegen nicht förmlich beſtrafen, wolle ihm aber als einem Vagabunden einen Denkzettel geben und ihn weiter ſchicken, weil er einige Tage in der Gegend herumgeſchwärmt ſey, ſich des Nachts in den Mühlen aufgehalten, endlich eine Leiter an die Gartenmauer angelehnt habe, und herüber geſtiegen ſey.

Wilhelm fand an dem ganzen Handel nichts ſonderlich merkwürdig, als Mignon haſtig herein kam und ihn verſicherte, der Gefangene ſey Friedrich, der ſich ſeit den Händeln mit dem Stallmeiſter von der Ge-

ſelſchaft und aus unſern Augen verlohren hatte.

Wilhelm, den der Knabe intereſſirte, machte ſich eilends auf, und fand im Schloßhofe ſchon Zurüſtungen. Denn der Graf liebte die Feyerlichkeit auch in dergleichen Fällen. Der Knabe wurde herbeygebracht. Wilhelm trat dazwiſchen und bat, daß man inne halten mögte, indem er den Knaben kenne, und vorher erſt verſchiedenes ſeinetwegen anzubringen habe. Er hatte Mühe mit ſeinen Vorſtellungen durchzudringen, und erhielt endlich die Erlaubniß, mit dem Delinquenten allein zu ſprechen. Dieſer verſicherte, von den Überfalle, bey dem ein Akteur ſollte geniſshandelt worden ſeyn, wiſſe er gar nichts. Er ſey nur um das Schloß herum geſtreift, und des Nachts herein geſchlichen, um Philinen aufzuſuchen, deren Schlafzimmer er ausgekundſchaftet gehabt, und es auch gewiß

würde getroffen haben, wenn er nicht unterwegens aufgefangen worden wäre.

Wilhelm, der, zur Ehre der Gesellschaft, das Verhältniß nicht gerne entdecken wollte, eilte zu dem Stallmeister und bat ihn, nach seiner Kenntniß der Personen und des Hauses, diese Angelegenheit zu vermitteln, und den Knaben zu befreyen.

Dieser launigte Mann erdachte, unter Wilhelms Beystand, eine kleine Geschichte, daß der Knabe zur Truppe gehört habe, von ihr entlaufen sey, doch wieder gewünscht, sich bey ihr einzufinden und aufgenommen zu werden. Er habe deswegen die Absicht gehabt, bey Nachtzeit einige seiner Gönner aufzusuchen, und sich ihnen zu empfehlen. Man bezeugte übrigens, daß er sich sonst gut aufgeführt, die Damen mischten sich darein, und er ward entlassen.

Wilhelm nahm ihn auf, und er war nun-

mehr die dritte Perſon der wunderbaren Familie, die Wilhelm ſeit einiger Zeit als ſeine eigene anſah. Der Alte und Mignon nahmen den Wiederkehrenden freundlich auf, und alle drey verbanden ſich nunmehr, ihrem Freunde und Beſchützer aufmerkſam zu dienen, und ihm etwas angenehmes zu erzeigen.

Zehntes Capitel.

Philine wußte ſich nun täglich beſſer bey den Damen einzuſchmeicheln. Wenn ſie zuſammen allein waren, leitete ſie meiſtentheils das Geſpräch auf die Männer, die kamen und gingen, und Wilhelm war nicht der letzte, mit dem man ſich beſchäftigte. Dem klugen Mädchen blieb es nicht verborgen, daß er einen tiefen Eindruck auf das Herz der Gräfin gemacht habe; ſie erzählte daher von ihm was ſie wußte und nicht wußte; hütete ſich aber irgend etwas vorzubringen, das man zu ſeinem Nachtheil hätte deuten können, und rühmte dagegen ſeinen Edelmuth, ſeine Freygebigkeit und beſonders ſeine Sittſamkeit im Betragen gegen das weibliche Geſchlecht. Alle übrigen Fragen, die an ſie geſchahen, be-

antwortete ſie mit Klugheit, und als die Baroneſſe die zunehmende Neigung ihrer ſchönen Freundin bemerkte, war auch ihr dieſe Entdeckung ſehr willkommen. Denn ihre Verhältniſſe zu mehreren Männern, beſonders in dieſen letzten Tagen zu Jarno, blieben der Gräfin nicht verborgen, deren reine Seele einen ſolchen Leichtſinn nicht ohne Mißbilligung und ohne ſanften Tadel bemerken konnte.

Auf dieſe Weiſe hatte die Baroneſſe ſowohl als Philine, jede ein beſonderes Intereſſe, unſern Freund der Gräfin näher zu bringen, und Philine hoffte noch überdieß bey Gelegenheit, wieder für ſich zu arbeiten, und die verlohrne Gunſt des jungen Mannes ſich wo möglich wieder zu erwerben.

Eines Tags, als der Graf mit der übrigen Geſellſchaft auf die Jagd geritten war, und man die Herren erſt den andern Mor-

gen zurück erwartete, ersann sich die Baronesse einen Scherz, der völlig in ihrer Art war, denn sie liebte die Verkleidungen und kam, um die Gesellschaft zu überraschen, bald als Bauermädchen, bald als Page, bald als Jägerbursche zum Vorschein. Sie gab sich dadurch das Ansehn einer kleinen Fee, die überall, und gerade da, wo man sie am wenigsten vermuthet, gegenwärtig ist. Nichts glich ihrer Freude, wenn sie unerkannt eine Zeitlang die Gesellschaft bedient, oder sonst unter ihr gewandelt hatte, und sie sich zuletzt auf eine scherzhafte Weise zu entdecken wußte.

Gegen Abend ließ sie Wilhelmen auf ihr Zimmer fordern, und da sie eben noch etwas zu thun hatte, sollte Philine ihn vorbereiten.

Er kam und fand nicht ohne Verwunderung, statt der gnädigen Frauen, das leichtfertige Mädchen im Zimmer. Sie begegnete

ihm mit einer gewiſſen anſtändigen Freymüthigkeit, in der ſie ſich bisher geübt hatte, und nöthigte ihn dadurch gleichfalls zur Höflichkeit.

Zuerſt ſcherzte ſie im Allgemeinen über das gute Glück, das ihn verfolge, und ihn auch, wie ſie wohl merke, gegenwärtig hierher gebracht habe, ſodann warf ſie ihm auf eine angenehme Art ſein Betragen vor, womit er ſie bisher gequält habe, ſchalt und beſchuldigte ſich ſelbſt, geſtand, daß ſie ſonſt wohl ſo ſeine Begegnung verdient, machte eine ſo aufrichtige Beſchreibung ihres Zuſtandes, den ſie den vorigen nannte, und ſetzte hinzu: daß ſie ſich ſelbſt verachten müſſe, wenn ſie nicht fähig wäre ſich zu ändern, und ſich ſeiner Freundſchaft werth zu machen.

Wilhelm war über dieſe Rede betroffen. Er hatte zu wenig Kenntniß der Welt, um zu wiſſen, daß eben ganz leichtſinnige und

der Besserung unfähige Menschen sich oft am lebhaftesten anklagen, ihre Fehler mit großer Freymüthigkeit bekennen und bereuen, ob sie gleich nicht die mindeste Kraft in sich haben, von dem Wege zurück zu treten, auf den eine übermächtige Natur sie hinreißt. Er konnte daher nicht unfreundlich gegen die zierliche Sünderin bleiben; er ließ sich mit ihr in ein Gespräch ein, und vernahm von ihr den Vorschlag zu einer sonderbaren Verkleidung, womit man die schöne Gräfin zu überraschen gedachte.

Er fand dabey einiges Bedenken, das er Philinen nicht verheelte; allein die Baronesse, welche in dem Augenblick herein trat, ließ ihm keine Zeit zu Zweifeln übrig, sie zog ihn vielmehr mit sich fort, indem sie versicherte, es sey eben die rechte Stunde.

Es war dunkel geworden, und sie führte ihn in die Garderobe des Grafen, ließ ihn

ſeinen Rock ausziehen, und in den ſeidnen Schlafrock des Grafen hinein ſchlupfen, ſetzte ihm darauf die Mütze mit dem rothen Bande auf, führte ihn ins Kabinet und hieß ihn, ſich in den großen Seſſel ſetzen und ein Buch nehmen, zündete die argantiſche Lampe ſelbſt an, die vor ihm ſtand, und unterrichtete ihn, was er zu thun, und was er für eine Rolle zu ſpielen habe.

Man werde, ſagte ſie, der Gräfin die unvermuthete Ankunft ihres Gemahls, und ſeine üble Laune ankündigen, ſie werde kommen, einigemal im Zimmer auf und abgehn, ſich alsdann auf die Lehne des Seſſels ſetzen, ihren Arm auf ſeine Schulter legen, und einige Worte ſprechen. Er ſolle ſeine Ehmannsrolle ſo lange und ſo gut als möglich ſpielen, wenn er ſich aber endlich entdecken müßte, ſo ſolle er hübſch artig und galant ſeyn.

Wilhelm ſaß nun unruhig genug in die-

ſer wunderlichen Maske, der Vorſchlag hatte ihn überraſcht, und die Ausführung eilte der Überlegung zuvor. Schon war die Baroneſſe wieder zum Zimmer hinaus, als er erſt bemerkte, wie gefährlich der Poſten war, den er eingenommen hatte. Er leugnete ſich nicht, daß die Schönheit, die Jugend, die Anmuth der Gräfin einigen Eindruck auf ihn gemacht hatten; allein da er ſeiner Natur nach von aller leeren Galanterie weit entfernt war, und ihm ſeine Grundſätze einen Gedanken an ernſthaftere Unternehmungen nicht erlaubten, ſo war er wirklich in dieſem Augenblicke in nicht geringer Verlegenheit. Die Furcht, der Gräfin zu mißfallen, oder ihr mehr als billig zu gefallen, war gleich groß bey ihm.

Jeder weibliche Reiz, der jemals auf ihn gewirkt hatte, zeigte ſich wieder vor ſeiner Einbildungskraft. Mariane erſchien ihm im

weißen Morgenkleide, und flehte um ſein Andenken. Philinens Liebenswürdigkeit, ihre ſchönen Haare, und ihr einſchmeichelndes Betragen waren durch ihre neuſte Gegenwart wieder wirkſam geworden, doch alles trat wie hinter den Flor der Entfernung zurück, wenn er ſich die edle, blühende Gräfin dachte, deren Arm er in wenig Minuten an ſeinem Halſe fühlen ſollte, deren unſchuldige Liebkoſungen er zu erwiedern aufgefordert war.

Die ſonderbare Art, wie er aus dieſer Verlegenheit ſollte gezogen werden, ahndete er freylich nicht. Denn wie groß war ſein Erſtaunen, ja ſein Schrecken, als hinter ihm die Thüre ſich aufthat, und er bey dem erſten verſtohlnen Blick, den er in den Spiegel warf, den Grafen ganz deutlich erblickte, der mit einem Lichte in der Hand herein trat. Sein Zweifel, was er zu thun habe, ob er ſitzen bleiben oder aufſtehen, fliehen, beken-

nen, leugnen oder um Vergebung bitten ſolle, dauerte nur einige Augenblicke. Der Graf, der unbeweglich in der Thüre ſtehen geblieben war, trat zurück und machte ſie ſachte zu. In dem Moment ſprang die Baroneſſe zur Seitenthüre herein, löſchte die Lampe aus, riß Wilhelmen vom Stuhle, und zog ihn nach ſich in das Kabinet. Geſchwind warf er den Schlafrock ab, der ſogleich wieder ſeinen gewöhnlichen Platz erhielt. Die Baroneſſe nahm Wilhelms Rock über den Arm, und eilte mit ihm durch einige Stuben, Gänge und Verſchläge in ihr Zimmer, wo Wilhelm, nachdem ſie ſich erhohlt hatte, von ihr vernahm: ſie ſey zu der Gräfin gekommen, um ihr die erdichtete Nachricht von der Ankunft des Grafen zu bringen. Ich weiß es ſchon, ſagte die Gräfin: was mag wohl begegnet ſeyn? Ich habe ihn ſo eben zum Seitenthore hereinreiten ſehen. Erſchrocken

ſey

ſey, die Baroneſſe ſogleich auf des Grafen Zimmer gelaufen, um ihn abzuholen.

Unglücklicherweiſe ſind Sie zu ſpät gekommen! rief Wilhelm aus. Der Graf war vorhin im Zimmer, und hat mich ſitzen ſehen.

Hat er Sie erkannt?

Ich weis es nicht. Er ſah mich im Spiegel, ſo wie ich ihn, und eh' ich wußte, ob es ein Geſpenſt oder er ſelbſt war, trat er ſchon wieder zurück, und drückte die Thüre hinter ſich zu.

Die Verlegenheit der Baroneſſe vermehrte ſich, als ein Bedienter ſie zu rufen kam, und anzeigte, der Graf befinde ſich bey ſeiner Gemahlin. Mit ſchwerem Herzen ging ſie hin, und fand den Grafen zwar ſtill und in ſich gekehrt, aber in ſeinen Äuſſerungen milder und freundlicher als gewöhnlich. Sie wußte nicht, was ſie denken ſollte. Man ſprach von den Vorfällen der Jagd und den

Urſachen ſeiner früheren Zurückkunft. Das Geſpräch ging bald aus. Der Graf ward ſtille, und beſonders mußte der Baroneſſe auffallen, als er nach Wilhelmen fragte, und den Wunſch äuſſerte: man möchte ihn rufen laſſen, damit er etwas vorleſe.

Wilhelm, der ſich im Zimmer der Baroneſſe wieder angekleidet und einigermaßen erholt hatte, kam nicht ohne Sorgen auf den Befehl herbey. Der Graf gab ihm ein Buch, aus welchem er eine abentheuerliche Novelle nicht ohne Beklemmung vorlas. Sein Ton hatte etwas Unſicheres, Zitterndes, das ſich glücklicherweiſe zu dem Inhalt der Geſchichte ſchickte. Der Graf gab einigemal freundliche Zeichen des Beyfalls, und lobte den beſondern Ausdruck der Vorleſung, da er zuletzt unſern Freund entließ.

Eilftes Capitel.

Wilhelm hatte kaum einige Stücke Shakespears geleſen, als ihre Wirkung auf ihn ſo ſtark wurde, daß er weiter fortzufahren nicht im Stande war. Seine ganze Seele gerieth in Bewegung. Er ſuchte Gelegenheit, mit Jarno zu ſprechen, und konnte ihm nicht genug für die verſchafte Freude danken.

Ich habe es wohl vorausgeſehen, ſagte dieſer, daß Sie gegen die Trefflichkeiten des auſſerordentlichſten und wunderbarſten aller Schriftſteller nicht unempfindlich bleiben würden.

Ja, rief Wilhelm aus, ich erinnere mich nicht, daß ein Buch, ein Menſch oder irgend eine Begebenheit des Lebens ſo groſſe Wirkungen auf mich hervorgebracht hätte, als

die köſtlichen Stücke, die ich durch Ihre Gütigkeit habe kennen lernen. Sie ſcheinen ein Werk eines himmliſchen Genius zu ſeyn, der ſich den Menſchen nähert, um ſie mit ſich ſelbſt auf die gelindeſte Weiſe bekannt zu machen. Es ſind keine Gedichte! man glaubt vor den aufgeſchlagenen, ungeheuren Büchern des Schickſals zu ſtehen, in denen der Sturmwind des bewegteſten Lebens ſauſt, und ſie mit Gewalt raſch hin und wieder blättert. Ich bin über die Stärke und Zartheit, über die Gewalt und Ruhe ſo erſtaunt, und auſſer aller Faſſung gebracht, daß ich nur mit Sehnſucht auf die Zeit warte, da ich mich in einem Zuſtande befinden werde, weiter zu leſen.

Bravo, ſagte Jarno, indem er unſerm Freunde die Hand reichte und ſie ihm drückte, ſo wollte ich es haben! und die Folgen, die ich hoffe, werden gewiß auch nicht ausbleiben. —

. Ich wünschte, verſetzte Wilhelm, daß ich Ihnen alles, was gegenwärtig in mir vorgeht, entdecken könnte! Alle Vorgefühle, die ich jemals über Menſchheit und ihre Schickſale gehabt, die mich von Jugend auf, mir ſelbſt unbemerkt, begleiteten, finde ich in Shakeſpears Stücken erfüllt und entwickelt. Es ſcheint, als wenn er uns alle Räthſel offenbarte, ohne daß man doch ſagen kann: hier oder da iſt das Wort der Auflöſung. Seine Menſchen ſcheinen natürliche Menſchen zu ſeyn, und ſie ſind es doch nicht. Dieſe geheimnißvollſten und zuſammengeſetzteſten Geſchöpfe der Natur handeln vor uns in ſeinen Stücken, als wenn ſie Uhren wären, deren Zifferblatt und Gehäuſe man von Kriſtall gebildet hätte, ſie zeigen nach ihrer Beſtimmung den Lauf der Stunden an, und man kann zugleich das Räder- und Federwerk erkennen, das ſie treibt. Dieſe we-

nigen Blicke, die ich in Shakeſpears Welt gethan, reizen mich mehr als irgend etwas anders, in der wirklichen Welt ſchnellere Forſchritte vorwärts zu thun, mich in die Fluth der Schickſale zu miſchen, die über ſie verhängt ſind, und dereinſt, wenn es mir glücken ſollte, aus dem großen Meere der wahren Natur wenige Becher zu ſchöpfen, und ſie von der Schaubühne dem lechzenden Publikum meines Vaterlandes auszuſpenden.

Wie freut mich die Gemüthsverfaſſung, in der ich Sie ſehe, verſetzte Jarno, und legte dem bewegten Jüngling die Hand auf die Schulter. Laſſen Sie den Vorſatz nicht fahren, in ein thätiges Leben überzugehen, und eilen Sie die guten Jahre, die Ihnen gegönnt ſind, wacker zu nutzen. Kann ich Ihnen behülflich ſeyn, ſo geſchieht es von ganzem Herzen. Noch habe ich nicht gefragt, wie Sie in dieſe Geſellſchaft gekom-

men ſind, für die Sie weder gebohren noch erzogen ſeyn können. So viel hoffe ich und ſehe ich, daß Sie ſich heraus ſehnen. Ich weiß nichts von Ihrer Herkunft, von Ihren häuslichen Umſtänden, überlegen Sie, was Sie mir vertrauen wollen. So viel kann ich Ihnen nur ſagen, die Zeiten des Krieges, in denen wir leben, können ſchnelle Wechſel des Glückes hervorbringen; mögen Sie Ihre Kräfte und Talente unſerm Dienſte widmen, Mühe, und wenn es Noth thut, Gefahr nicht ſcheuen, ſo habe ich eben jetzo eine Gelegenheit, Sie an einen Platz zu ſtellen, den eine Zeitlang bekleidet zu haben, Sie in der Folge nicht gereuen wird. Wilhelm konnte ſeinen Dank nicht genug ausdrücken, und war willig, ſeinem Freunde und Beſchützer die ganze Geſchichte ſeines Lebens zu erzählen.

Sie hatten ſich unter dieſem Geſpräch

weit in den Park verloren, und waren auf die Landstraße, welche durch denselben durchging, gekommen. Jarno stand einen Augenblick still, und sagte: bedenken Sie meinen Vorschlag, entschließen Sie sich, geben Sie mir in einigen Tagen Antwort, und schenken Sie mir Ihr Vertrauen. Ich versichre Sie, es ist mir bisher unbegreiflich gewesen, wie Sie sich mit solchem Volk haben gemein machen können. Ich hab' es oft mit Ekel und Verdruß gesehen, wie Sie, um nur einigermaßen leben zu können, Ihr Herz an einen herumziehenden Bänkelsänger und an ein albernes zwitterhaftes Geschöpf hängen mußten.

Er hatte noch nicht ausgeredet, als ein Officier zu Pferde eilends herankam, dem ein Reitknecht mit einem Handpferd folgte. Jarno rief ihm einen lebhaften Gruß zu. Der Officier sprang vom Pferde, beide um-

armten ſich und unterhielten ſich mit einander, indem Wilhelm, beſtürzt über die letzten Worte ſeines kriegeriſchen Freundes, in ſich gekehrt an der Seite ſtand. Jarno durchblätterte einige Papiere, die ihm der Ankommende überreicht hatte, dieſer aber ging auf Wilhelmen zu, reichte ihm die Hand, und rief mit Emphaſe: ich treffe Sie in einer würdigen Geſellſchaft, folgen Sie dem Rathe Ihres Freundes, und erfüllen Sie dadurch zugleich die Wünſche eines Unbekannten, der herzlichen Theil an Ihnen nimmt. Er ſprachs, umarmte Wilhelmen, drückte ihn mit Lebhaftigkeit an ſeine Bruſt. Zu gleicher Zeit trat Jarno herbey, und ſagte zu dem Fremden: es iſt am beſten, ich reite gleich mit ihnen hinein, ſo können Sie die nöthigen Ordres erhalten, und Sie reiten noch vor Nacht wieder fort. Beide ſchwangen ſich darauf zu Pferde, und überließen

unſern verwunderten Freund ſeinen eigenen Betrachtungen.

Die letzten Worte Jarnos klangen noch in ſeinen Ohren. Ihm war unerträglich, das Paar menſchlicher Weſen, das ihm unſchuldigerweiſe ſeine Neigung abgewonnen hatte, durch einen Mann, den er ſo ſehr verehrte, ſo tief heruntergeſetzt zu ſehen. Die ſonderbare Umarmung des Officiers, den er nicht kannte, machte wenig Eindruck auf ihn, ſie beſchäftigte ſeine Neugierde und Einbildungskraft einen Augenblick; aber Jarnos Reden hatten ſein Herz getroffen; er war tief verwundet, und nun brach er auf ſeinem Rückwege gegen ſich ſelbſt in Vorwürfe aus, daß er nur einen Augenblick die hartherzige Kälte Jarnos, die ihm aus den Augen herausſehe, und aus allen ſeinen Gebährden ſpreche, habe verkennen und vergeſſen mögen. — Nein, rief er aus, du bildeſt dir

nur ein, du abgestorbener Weltmann, daß du ein Freund seyn könnest! Alles, was du mir anbieten magst, ist der Empfindung nicht werth, die mich an diese Unglücklichen bindet. Welch ein Glück, daß ich noch bey Zeiten entdecke, was ich von dir zu erwarten hatte! —

Er schloß Mignon, die ihm eben entgegen kam, in die Arme, und rief aus: nein, uns soll nichts trennen, du gutes kleines Geschöpf! Die scheinbare Klugheit der Welt soll mich nicht vermögen, dich zu verlassen, noch zu vergessen, was ich dir schuldig bin.

Das Kind, dessen heftige Liebkosungen er sonst abzulehnen pflegte, erfreute sich dieses unerwarteten Ausdruckes der Zärtlichkeit, und hing sich so fest an ihn, daß er es nur mit Mühe zuletzt los werden konnte.

Seit dieser Zeit gab er mehr auf Jarnos Handlungen acht, die ihm nicht alle lobens-

würdig schienen; ja es kam wohl manches vor, das ihm durchaus mißfiel. So hatte er zum Beyspiel starken Verdacht, das Gedicht auf den Baron, welches der arme Pedant so theuer hatte bezahlen müssen, sey Jarnos Arbeit. Da nun dieser in Wilhelms Gegenwart über den Vorfall gescherzt hatte, glaubte unser Freund hierin das Zeichen eines höchst verdorbenen Herzens zu erkennen; denn was konnte boshafter seyn, als einen Unschuldigen, dessen Leiden man verursacht, zu verspotten, und weder an Genugthuung noch Entschädigung zu denken. Gern hätte Wilhelm sie selbst veranlaßt, denn er war durch einen sehr sonderbaren Zufall den Thätern jener nächtlichen Mißhandlung auf die Spur gekommen.

Man hatte ihm bisher immer zu verbergen gewußt, daß einige junge Officiere, im unteren Saale des alten Schlosses, mit einem

Theile der Schauſpieler und Schauſpielerinnen ganze Nächte auf eine luſtige Weiſe zubrachten. Eines Morgens, als er nach ſeiner Gewohnheit früh aufgeſtanden, kam er von ohngefähr in das Zimmer, und fand die jungen Herren, die eine höchſt ſonderbare Toilette zu machen im Begriff ſtunden. Sie hatten in einen Napf mit Waſſer Kreide eingerieben, und trugen den Teig mit einer Bürſte auf ihre Weſten und Beinkleider, ohne ſie auszuziehen, und ſtellten alſo die Reinlichkeit ihrer Garderobe auf das ſchnellſte wieder her. Unſerm Freunde, der ſich über dieſe Handgriffe wunderte, fiel der weiß beſtäubte und befleckte Rock des Pedanten ein, der Verdacht wurde um ſo viel ſtärker, als er erfuhr, daß einige Verwandten des Barons ſich unter der Geſellſchaft befänden.

Um dieſem Verdacht näher auf die Spur zu kommen, ſuchte er die jungen Herren mit

einem kleinen Frühstücke zu beschäftigen. Sie waren sehr lebhaft, und erzählten viele lustige Geschichten. Der eine besonders, der eine Zeitlang auf Werbung gestanden, wußte nicht genug die List und Thätigkeit seines Hauptmanns zu rühmen, der alle Arten von Menschen an sich zu ziehen, und jeden nach seiner Art zu überlisten verstand. Umständlich erzählte er, wie junge Leute von gutem Hause und sorgfältiger Erziehung, durch allerley Vorspiegelungen einer anständigen Versorgung betrogen worden, und lachte herzlich über die Gimpel, denen es im Anfange so wohl gethan habe, sich von einem angesehenen, tapferen, klugen und freygebigen Officier geschätzt und hervorgezogen zu sehen.

Wie segnete Wilhelm seinen Genius, der ihm so unvermuthet den Abgrund zeigte, dessen Rande er sich unschuldigerweise genähert hatte. Er sah nun in Jarno nichts als

den Werber; die Umarmung des fremden Officiers war ihm leicht erklärlich. Er verabscheuete die Gesinnungen dieser Männer, und vermied von dem Augenblicke mit irgend jemand, der eine Uniform trug, zusammen zu kommen, und ihm wäre die Nachricht, daß die Armee weiter vorwärts rücke, in diesem Sinne sehr angenehm gewesen, wenn er nicht zugleich hätte fürchten müssen, aus der Nähe seiner schönen Freundin, vielleicht auf immer, verbannt zu werden.

Zwölftes Capitel.

Inzwiſchen hatte die Baroneſſe mehrere Tage, von Sorgen und einer unbefriedigten Neugierde gepeinigt, zugebracht. Denn das Betragen des Grafen ſeit jenem Abentheuer war ihr ein völliges Räthſel. Er war ganz aus ſeiner Manier herausgegangen, von ſeinen gewöhnlichen Scherzen hörte man keinen. Seine Forderungen an die Geſellſchaft und an die Bedienten hatten ſehr nachgelaſſen. Von Pedanterie und gebieteriſchem Weſen merkte man wenig, vielmehr war er ſtill und in ſich gekehret, jedoch ſchien er heiter, und wirklich ein anderer Menſch zu ſeyn. Bey Vorleſungen, zu denen er zuweilen Anlaß gab, wählte er ernſthafte, oft religiöſe Bücher, und die Baroneſſe lebte in beſtändiger

Furcht,

Furcht, es möchte hinter dieſer anſcheinenden Ruhe ſich ein geheimer Groll verbergen, ein ſtiller Vorſatz, den Frevel, den er ſo zufällig entdeckt, zu rächen. Sie entſchloß ſich daher, Jarno zu ihrem Vertrauten zu machen, und ſie konnte es um ſo mehr, als ſie mit ihm in einem Verhältniſſe ſtand, in dem man ſich ſonſt wenig zu verbergen pflegt. Jarno war ſeit kurzer Zeit ihr entſchiedner Freund, doch waren ſie klug genug, ihre Neigung und ihre Freuden vor der lernenden Welt, die ſie umgab, zu verbergen. Nur den Augen der Gräfin war dieſer neue Roman nicht entgangen, und höchſt wahrſcheinlich ſuchte die Baroneſſe ihre Freundin gleichfalls zu beſchäftigen, um den ſtillen Vorwürfen zu entgehen, welche ſie denn doch manchmal von jener edlen Seele zu erdulden hatte.

Kaum hatte die Baroneſſe ihrem Freunde die Geſchichte erzählt, als er lachend ausrief:

da glaubt der Alte gewiß sich selbst gesehen zu haben, er fürchtet, daß ihm diese Erscheinung Unglück, ja vielleicht gar den Tod bedeute, und nun ist er zahm geworden wie alle die Halbmenschen, wenn sie an die Auflösung denken, welcher niemand entgangen ist, noch entgehen wird. Nur stille, da ich hoffe, daß er noch lange leben soll, so wollen wir ihn bey dieser Gelegenheit wenigstens so formiren, daß er seiner Frau und seinen Hausgenossen nicht mehr zur Last seyn soll.

Sie fingen nun, so bald es nur schicklich war, in Gegenwart des Grafen an, von Ahndungen, Erscheinungen und dergleichen zu sprechen. Jarno spielte den Zweifler, seine Freundin gleichfalls, und sie trieben es so weit, daß der Graf endlich Jarno bey Seite nahm, ihm seine Freygeisterey verwies, und ihn, durch sein eignes Beyspiel, von der

Möglichkeit und Wirklichkeit ſolcher Geſchichten zu überzeugen ſuchte. Jarno ſpielte den Betroffenen, Zweifelnden und endlich den Überzeugten, machte ſich aber gleich darauf in ſtiller Nacht mit ſeiner Freundin deſto luſtiger über den ſchwachen Weltmann, der nun auf einmal von ſeinen Unarten durch einen Popanz bekehrt worden, und der nur noch deswegen zu loben ſey, weil er mit ſo vieler Faſſung ein bevorſtehendes Unglück, ja vielleicht gar den Tod erwarte.

Auf die natürlichſte Folge, welche dieſe Erſcheinung hätte haben können, möchte er doch wohl nicht gefaßt ſeyn, rief die Baroneſſe mit ihrer gewöhnlichen Munterkeit, zu der ſie, ſo bald ihr eine Sorge vom Herzen genommen war, gleich wieder übergehen konnte. Jarno ward reichlich belohnt, und man ſchmiedete neue Anſchläge, den Grafen noch mehr kirre zu machen, und die Neigung

der Gräfin zu Wilhelm noch mehr zu reizen und zu bestärken.

In dieser Absicht erzählte man der Gräfin die ganze Geschichte, die sich zwar anfangs unwillig darüber zeigte, aber seit der Zeit nachdenklicher ward, und in ruhigen Augenblicken jene Scene, die ihr zubereitet war, zu bedenken, zu verfolgen und auszumahlen schien.

Die Anstalten, welche nunmehr von allen Seiten getroffen wurden, ließen keinen Zweifel mehr übrig, daß die Armeen bald vorwärts rücken, und der Prinz zugleich sein Hauptquartier verändern würde; ja es hieß, daß der Graf zugleich auch das Gut verlassen und wieder nach der Stadt zurückkehren werde. Unsere Schauspieler konnten sich also leicht die Nativität stellen, doch nur der einzige Melina nahm seine Maaßregeln darnach, die andern suchten nur noch von dem

Augenblicke ſo viel als möglich das Vergnüglichſte zu erhaſchen.

Wilhelm war indeſſen auf eine eigene Weiſe beſchäftigt. Die Gräfin hatte von ihm die Abſchrift ſeiner Stücke verlangt, und er ſah dieſen Wunſch der liebenswürdigen Frau als die ſchönſte Belohnung an.

Ein junger Autor, der ſich noch nicht gedruckt geſehn, wendet in einem ſolchen Falle die größte Aufmerkſamkeit auf eine reinliche und zierliche Abſchrift ſeiner Werke. Es iſt gleichſam das goldne Zeitalter der Autorſchaft; man ſieht ſich in jene Jahrhunderte verſetzt, in denen die Preſſe noch nicht die Welt mit ſo viel unnützen Schriften überſchwemmt hatte, wo nur würdige Geiſtesproducte abgeſchrieben, und von den edelſten Menſchen verwahrt wurden, und wie leicht begeht man alsdann den Fehlſchluß, daß ein ſorgfältig abgezirkeltes Manuſcript auch ein

würdiges Geiſtesproduct ſey, werth von einem Kenner und Beſchützer beſeſſen und aufgeſtellt zu werden.

Man hatte zu Ehren des Prinzen, der nun in kurzem abgehen ſollte, noch ein großes Gaſtmahl angeſtellt. Viele Damen aus der Nachbarſchaft waren geladen, und die Gräfin hatte ſich bey Zeiten angezogen. Sie hatte dieſen Tag ein reicheres Kleid angelegt, als ſie ſonſt zu thun gewohnt war. Friſur und Aufſatz waren geſuchter, ſie war mit allen ihren Juwelen geſchmückt. Eben ſo hatte die Baroneſſe das Mögliche gethan, um ſich mit Pracht und Geſchmack anzukleiden.

Philine, als ſie merkte, daß den beiden Damen, in Erwartung ihrer Gäſte, die Zeit lang wurde, ſchlug vor, Wilhelmen kommen zu laſſen, der ſein fertiges Manuſcript zu überreichen und noch einige Kleinigkeiten ver-

zuleſen wünſchte. Er kam und erſtaunte im Hereintreten über die Geſtalt, über die Anmuth der Gräfin, die durch ihren Putz nur ſichtbarer geworden waren. Er las nach dem Befehle der Damen; allein ſo zerſtreut und ſchlecht, daß wenn die Zuhörerinnen nicht ſo nachſichtig geweſen wären, ſie ihn gar bald würden entlaſſen haben.

So oft er die Gräfin anblickte, ſchien es ihm, als wenn ein elektriſcher Funke ſich vor ſeinen Augen zeigte; er wußte zuletzt nicht mehr, wo er Athem zu ſeiner Recitation hernehmen ſolle. Die ſchöne Dame hatte ihm immer gefallen; aber jetzt ſchien es ihm, als ob er nie etwas vollkommneres geſehen hätte, und von den tauſenderley Gedanken, die ſich in ſeiner Seele kreuzten, mochte ohngefähr folgendes der Inhalt ſeyn:

Wie thörigt lehnen ſich doch ſo viele Dichter und ſogenannte gefühlvolle Menſchen

gegen Putz und Pracht auf, und verlangen nur in einfachen, der Natur angemessenen Kleidern die Frauen alles Standes zu sehen. Sie schelten den Putz, ohne zu bedenken, daß es der arme Putz nicht ist, der uns mißfällt, wenn wir eine häßliche oder minder schöne Person reich und sonderbar gekleidet erblikken; aber ich wollte alle Kenner der Welt hier versammeln und sie fragen, ob sie wünschten etwas von diesen Falten, von diesen Bändern und Spitzen, von diesen Puffen, Locken und leuchtenden Steinen wegzunehmen? Würden sie nicht fürchten, den angenehmen Eindruck zu stöhren, der ihnen hier so willig und natürlich entgegen kommt? Ja, natürlich darf ich wohl sagen! Wenn Minerva ganz gerüstet aus dem Haupte des Jupiter entsprang, so scheinet diese Göttin in ihrem vollen Putze aus irgend einer Blume mit leichtem Fuße hervorgetreten zu seyn.

Er ſah ſie ſo oft im Leſen an, als wenn er dieſen Eindruck ſich auf ewig einprägen wollte, und las einigemal falſch, ohne darüber in Verwirrung zu gerathen, ob er gleich ſonſt über der Verwechſelung eines Wortes oder eines Buchſtabens als über einen leidigen Schandfleck einer ganzen Vorleſung verzweifeln konnte.

Ein falſcher Lerm, als wenn die Gäſte anfahren kämen, machte der Vorleſung ein Ende. Die Baroneſſe ging weg, und die Gräfin, im Begriff ihren Schreibtiſch zuzumachen, der noch offen ſtand, ergriff ein Ringkäſtchen und ſteckte noch einige Ringe an die Finger. Wir werden uns bald trennen, ſagte ſie, indem ſie ihre Augen auf das Kächen heftete: nehmen Sie ein Andenken von einer guten Freundin, die nichts lebhafter wünſcht, als daß es Ihnen wohlgehen möge. Sie nahm darauf einen Ring her-

aus, der unter einem Crystall ein schön von Haaren geflochtenes Schild zeigte, und mit Steinen besetzt war. Sie überreichte ihn Wilhelmen, der, als er ihn annahm, nichts zu sagen und nichts zu thun wußte, sondern wie eingewurzelt in den Boden da stand. Die Gräfin schloß den Schreibtisch zu, und setzte sich auf ihren Sopha.

Und ich soll leer ausgehn, sagte Philine, indem sie sich zur rechten Hand der Gräfin niederkniete: seht nur den Menschen, der zur Unzeit so viele Worte im Munde führt, und jetzt nicht einmal eine armselige Danksagung herstammeln kann. Frisch, mein Herr, thun Sie wenigstens pantomimisch Ihre Schuldigkeit, und wenn Sie heute selbst nichts zu erfinden wissen, so ahmen Sie mir wenigstens nach.

Philine ergriff die rechte Hand der Gräfin, und küßte sie mit Lebhaftigkeit. Wil-

helm ſtürzte auf ſeine Knice, faßte die linke, und drückte ſie an ſeine Lippen. Die Gräfin ſchien verlegen, aber ohne Widerwillen.

Ach! rief Philine aus, ſo viel Schmuck hab' ich wohl ſchon geſehen, aber noch nie eine Dame, ſo würdig ihn zu tragen. Welche Armbänder! aber auch welche Hand! Welcher Halsſchmuck! aber welche Bruſt!

Stille, Schmeichlerin, rief die Gräfin.

Stellt denn das den Herrn Grafen vor? ſagte Philine, indem ſie auf ein reiches Medaillon deutete, das die Gräfin an koſtbaren Ketten an der linken Seite trug.

Er iſt als Bräutigam gemahlt, verſetzte die Gräfin.

War er denn damals ſo jung? fragte Philine: Sie ſind ja nur erſt, wie ich weiß, wenige Jahre verheyrathet.

Dieſe Jugend kommt auf die Rechnung des Mahlers, verſetzte die Gräfin.

Es iſt ein ſchöner Mann, ſagte Philine. Doch ſollte wohl niemals, fuhr ſie fort, indem ſie die Hand auf das Herz der Gräfin legte, in dieſe verborgene Kapſel ſich ein ander Bild eingeſchlichen haben?

Du biſt ſehr verwegen, Philine! rief ſie aus: ich habe dich verzogen. Laß mich ſo etwas nicht zum zweytenmal hören.

Wenn Sie zürnen, bin ich unglücklich, rief Philine, ſprang auf und eilte zur Thüre hinaus.

Wilhelm hielt die ſchönſte Hand noch in ſeinen Händen. Er ſah unverwandt auf das Armſchloß, das, zu ſeiner größten Verwunderung, die Anfangsbuchſtaben ſeiner Nahmen in brillantenen Zügen ſehen ließ.

Beſitz ich, fragte er beſcheiden, in dem koſtbaren Ringe, denn wirklich Ihre Haare?

Ja, verſetzte ſie mit halber Stimme; dann nahm ſie ſich zuſammen, und ſagte, indem

ſie ihm die Hand drückte: ſtehen Sie auf, und leben Sie wohl.

Hier ſteht mein Nahme, rief er aus: durch den ſonderbarſten Zufall! Er zeigte auf das Armſchloß.

Wie? rief die Gräfin: es iſt die Chiffer einer Freundin!

Es ſind die Anfangsbuchſtaben meines Nahmens.. Vergeſſen Sie meiner nicht. Ihr Bild ſteht unauslöſchlich in meinem Herzen. Leben Sie wohl, laſſen Sie mich fliehen!

Er küßte ihre Hand, und wollte aufſtehn; aber wie im Traum das Seltſamſte aus dem Seltſamſten ſich entwickelnd uns überraſcht; ſo hielt er, ohne zu wiſſen wie es geſchah, die Gräfin in ſeinen Armen, ihre Lippen ruhten auf den ſeinigen, und ihre wechſelſeitigen lebhaften Küſſe gewährten ihnen eine Seligkeit, die wir nur aus dem erſten auf-

brauſenden Schaum des friſch eingeſchenkten Bechers der Liebe ſchlürfen.

Ihr Haupt ruhte auf ſeiner Schulter, und der zerdrückten Locken und Bänder ward nicht gedacht. Sie hatte ihren Arm um ihn geſchlungen; er umfaßte ſie mit Lebhaftigkeit, und drückte ſie wiederholend an ſeine Bruſt. O daß ein ſolcher Augenblick nicht Ewigkeiten währen kann, und wehe dem neidiſchen Geſchick, das auch unſern Freunden dieſe kurzen Augenblicke unterbrach.

Wie erſchrak Wilhelm, wie betäubt fuhr er aus einem glücklichen Traume auf, als die Gräfin ſich auf einmal mit einem Schrey von ihm losriß, und mit der Hand nach ihrem Herzen fuhr.

Er ſtand betäubt vor ihr da; ſie hielt die andere Hand vor die Augen, und rief nach einer Pauſe: entfernen Sie ſich, eilen Sie!

Er ſtand noch immer.

Verlaſſen Sie mich, rief ſie, und indem ſie die Hand von den Augen nahm, und ihn mit einem unbeſchreiblichen Blicke anſah, ſetzte ſie mit der lieblichſten Stimme hinzu: fliehen Sie mich, wenn Sie mich lieben.

Wilhelm war aus dem Zimmer, und wieder auf ſeiner Stube, eh' er wußte, wo er ſich befand.

Die Unglücklichen! welche ſonderbare Warnung des Zufalls oder der Schickung riß ſie aus einander?

Wilhelm Meisters

Lehrjahre.

Viertes Buch.

Erſtes Capitel.

Laertes ſtand nachdenklich am Fenſter und blickte, auf ſeinen Arm geſtützt, in das Feld hinaus. Philine ſchlich über den großen Saal herbey, lehnte ſich auf den Freund, und verſpottete ſein ernſthaftes Anſehn.

Lache nur nicht, verſetzte er, es iſt abſcheulich, wie die Zeit vergeht, wie alles ſich verändert und ein Ende nimmt! Sieh nur, hier ſtand vor kurzem noch ein ſchönes Lager, wie luſtig ſahen die Zelte aus! wie lebhaft ging es darin zu! wie ſorgfältig bewachte man den ganzen Bezirk! und nun iſt alles auf einmal verſchwunden. Nur kurze Zeit wird das zertretne Stroh und die ein-

gegrabenen Kochlöcher noch eine Spur zeigen, dann wird alles bald umgepflügt seyn, und die Gegenwart so vieler tausend rüstigen Menschen in dieser Gegend wird nur noch in den Köpfen einiger alten Leute spuken.

Philine fing an zu singen, und zog ihren Freund zu einem Tanze in den Saal. Laß uns, rief sie, da wir der Zeit nicht nachlaufen können, wenn sie vorüber ist, sie wenigstens als eine schöne Göttin, indem sie bey uns vorbeyzieht, fröhlich und zierlich verehren.

Sie hatten kaum einige Wendungen gemacht, als Madam Melina durch den Saal ging. Philine war boshaft genug, sie gleichfalls zum Tanze einzuladen, und sie dadurch an die Mißgestalt zu erinnern, in welche sie durch ihre Schwangerschaft versetzt war.

Wenn ich nur, sagte Philine hinter ihrem

Rücken, keine Frau mehr guter Hoffnung sehen sollte!

Sie hofft doch, sagte Laertes.

Aber es kleidet sie so häßlich. Hast du die vordere Wackelfalte des verkürzten Rocks gesehen, die immer voraus spaziert, wenn sie sich bewegt? Sie hat gar keine Art noch Geschick, sich nur ein bischen zu mustern und ihren Zustand zu verbergen.

Laß nur, sagte Laertes, die Zeit wird ihr schon zu Hülfe kommen.

Es wäre doch immer hübscher, rief Philine, wenn man die Kinder von den Bäumen schüttelte.

Der Baron trat herein, und sagte ihnen etwas freundliches im Nahmen des Grafen und der Gräfin, die ganz früh abgereist waren, und machte ihnen einige Geschenke. Er ging darauf zu Wilhelmen, der sich im Nebenzimmer mit Mignon beschäftigte. Das

Kind hatte ſich ſehr freundlich und zuthätig bezeigt, nach Wilhelms Eltern, Geſchwiſtern und Verwandten gefragt, und ihn dadurch an ſeine Pflicht erinnert, den Seinigen von ſich einige Nachricht zu geben.

Der Baron brachte ihm nebſt einem Abſchiedsgruße von den Herrſchaften, die Verſicherung, wie ſehr der Graf mit ihm, ſeinem Spiele, ſeinen poetiſchen Arbeiten und ſeinen theatraliſchen Bemühungen zufrieden geweſen ſey. Er zog darauf zum Beweis dieſer Geſinnung einen Beutel hervor, durch deſſen ſchönes Gewebe die reizende Farbe neuer Goldſtücke durchſchimmerte; Wilhelm trat zurück, und weigerte ſich ihn anzunehmen.

Sehen Sie, fuhr der Baron fort, dieſe Gabe als einen Erſatz für Ihre Zeit, als eine Erkenntlichkeit für Ihre Mühe, nicht als eine Belohnung Ihres Talents an. Wenn uns dieſes einen guten Nahmen und

die Neigung der Menſchen verſchaft, ſo iſt billig, daß wir durch Fleiß und Anſtrengung zugleich die Mittel erwerben, unſre Bedürfniſſe zu befriedigen, da wir doch einmal nicht ganz Geiſt ſind. Wären wir in der Stadt, wo alles zu finden iſt; ſo hätte man dieſe kleine Summe in eine Uhr, einen Ring oder ſonſt etwas verwandelt; nun gebe ich aber den Zauberſtab unmittelbar in Ihre Hände, ſchaffen Sie ſich ein Kleinod dafür, das Ihnen am liebſten und am dienlichſten iſt, und verwahren Sie es zu unſerm Andenken. Dabey halten Sie ja den Beutel in Ehren. Die Damen haben ihn ſelbſt geſtrickt, und ihre Abſicht war, durch das Gefäß dem Inhalt die annehmlichſte Form zu geben.

Vergeben Sie, verſetzte Wilhelm, meiner Verlegenheit und meinen Zweifeln, dieſes Geſchenk anzunehmen. Es vernichtet gleichſam das Wenige was ich gethan habe, und hin-

dert das freye Spiel einer glücklichen Erinnerung. Geld ist eine schöne Sache, wo etwas abgethan werden soll, und ich wünschte nicht in dem Andenken Ihres Hauses so ganz abgethan zu seyn.

Das ist nicht der Fall, versetzte der Baron; aber indem Sie selbst zart empfinden, werden Sie nicht verlangen, daß der Graf sich völlig als Ihren Schuldner denken soll: ein Mann der seinen größten Ehrgeiz darin setzt, aufmerksam und gerecht zu seyn. Ihm ist nicht entgangen, welche Mühe Sie sich gegeben, und wie Sie seinen Absichten ganz Ihre Zeit gewidmet haben, ja er weiß, daß Sie, um gewisse Anstalten zu beschleunigen, Ihr eignes Geld nicht schonten. Wie will ich wieder vor ihm erscheinen, wenn ich ihn nicht versichern kann, daß seine Erkenntlichkeit Ihnen Vergnügen gemacht hat.

Wenn ich nur an mich selbst denken,

wenn ich nur meinen eigenen Empfindungen folgen dürfte, versetzte Wilhelm, würde ich mich, ohnerachtet aller Gründe, hartnäckig weigern, diese Gabe, so schön und ehrenvoll sie ist, anzunehmen; aber ich leugne nicht, daß sie mich in dem Augenblicke, indem sie mich in Verlegenheit setzt, aus einer Verlegenheit reißt, in der ich mich bisher gegen die Meinigen befand, und die mir manchen stillen Kummer verursachte. Ich habe sowohl mit dem Gelde als mit der Zeit, von denen ich Rechenschaft zu geben habe, nicht zum Besten hausgehalten, nun wird es mir durch den Edelmuth des Herrn Grafen möglich, den Meinigen getrost von dem Glücke Nachricht zu geben, zu dem mich dieser sonderbare Seitenweg geführt hat. Ich opfre die Delikatesse, die uns wie ein zartes Gewissen bey solchen Gelegenheiten warnt, einer höhern Pflicht auf, und um meinem Vater

muthig unter die Augen treten zu können, ſteh ich beſchämt vor den Ihrigen.

Es iſt ſonderbar, verſetzte der Baron, welch ein wunderlich Bedenken man ſich macht, Geld von Freunden und Gönnern anzunehmen, von denen man jede andere Gabe mit Dank und Freude empfangen würde. Die menſchliche Natur hat mehr ähnliche Eigenheiten, ſolche Skrupel gern zu erzeugen und ſorgfältig zu nähren.

Iſt es nicht das nemliche mit allen Ehrenpunkten? fragte Wilhelm.

Ach ja, verſetzte der Baron, und andern Vorurtheilen. Wir wollen ſie nicht ausjäten, um nicht vielleicht edle Pflanzen zugleich mit auszuraufen. Aber mich freut immer, wenn einzelne Perſonen fühlen, über was man ſich hinausſetzen kann und ſoll, und ich denke mit Vergnügen an die Geſchichte des geiſtreichen Dichters, der für ein Hoftheater

einige Stücke verfertigte, welche den ganzen Beyfall des Monarchen erhielten. Ich muß ihn anſehnlich belohnen, ſagte der großmüthige Fürſt, man forſche an ihm, ob ihm irgend ein Kleinod Vergnügen macht, oder ob er nicht verſchmäht Geld anzunehmen. Nach ſeiner ſcherzhaften Art antwortete der Dichter dem abgeordneten Hofmann, ich danke lebhaft für die gnädigen Geſinnungen, und da der Kaiſer alle Tage Geld von uns nimmt, ſo ſehe ich nicht ein, warum ich mich ſchämen ſollte, Geld von ihm anzunehmen.

Der Baron hatte kaum das Zimmer verlaſſen, als Wilhelm eifrig die Baarſchaft zählte, die ihm ſo unvermuthet, und wie er glaubte, ſo unverdient zugekommen war. Es ſchien, als ob ihm der Werth und die Würde des Goldes, die uns in ſpätern Jahren erſt fühlbar werden, ahndungsweiſe zum erſtenmal entgegen blickten, als die ſchönen blin-

kenden Stücke aus dem zierlichen Beutel hervorrollten. Er machte ſeine Rechnung und fand, daß er, beſonders da Melina den Vorſchuß ſogleich wieder zu bezahlen verſprochen hatte, eben ſo viel, ja noch mehr in Caſſa habe, als an jenem Tage, da Philine ihm den erſten Strauß abfordern ließ. Mit heimlicher Zufriedenheit blickte er auf ſein Talent, mit einem kleinen Stolze auf das Glück, das ihn geleitet und begleitet hatte. Er ergriff nunmehr mit Zuverſicht die Feder, um einen Brief zu ſchreiben, der auf einmal die Familie aus aller Verlegenheit und ſein bisheriges Betragen in das beſte Licht ſetzen ſollte. Er vermied eine eigentliche Erzählung, und ließ nur in bedeutenden und myſtiſchen Ausdrücken dasjenige, was ihm begegnet ſeyn könnte, errathen. Der gute Zuſtand ſeiner Caſſe, der Erwerb, den er ſeinem Talent ſchuldig war, die Gunſt der Großen,

die Neigung der Frauen, die Bekanntſchaft in einem weiten Kreiſe, die Ausbildung ſeiner körperlichen und geiſtigen Anlagen, die Hoffnung für die Zukunft bildeten ein ſolches wunderliches Luftgemählde, daß Fata Morgagna ſelbſt es nicht ſeltſamer hätte durcheinander wirken können.

In dieſer glücklichen Exaltation fuhr er fort, nachdem der Brief geſchloſſen war, ein langes Selbſtgeſpräch zu unterhalten, in welchem er den Inhalt des Schreibens recapitulirte, und ſich eine thätige und würdige Zukunft ausmahlte. Das Beyſpiel ſo vieler edler Krieger hatte ihn angefeuert, die Shakeſpeariſche Dichtung hatte ihm eine neue Welt eröfnet, und von den Lippen der ſchönen Gräfin hatte er ein unausſprechliches Feuer in ſich geſogen. Das alles konnte, das ſollte nicht ohne Wirkung aufs Leben bleiben.

Der Stallmeiſter kam und fragte: ob ſie mit Einpacken fertig ſeyen? Leider hatte auſſer Melina noch niemand daran gedacht. Nun ſollte man eilig aufbrechen. Der Graf hatte verſprochen, die ganze Geſellſchaft einige Tagereiſen weit transportiren zu laſſen, die Pferde waren eben bereit, und konnten nicht lange entbehrt werden. Wilhelm fragte nach ſeinem Koffer; Madam Melina hatte ſich ihn zu Nutze gemacht; er verlangte nach ſeinem Gelde, Herr Melina hatte es ganz unten in den Koffer mit groſſer Sorgfalt gepackt. Philine ſagte: ich habe in dem meinigen noch Platz, nahm Wilhelms Kleider, und befahl Mignon das Übrige nachzubringen. Wilhelm mußte es nicht ohne Widerwillen geſchehen laſſen.

Indem man aufpackte, und alles zubereitete, ſagte Melina: es iſt mir verdrießlich, daß wir wie Seiltänzer und Marktſchreyer

reiſen; ich wünſchte, daß Mignon Weiberkleider anzöge, und daß der Harfenſpieler ſich noch geſchwinde den Bart ſcheren ließe. Mignon hielt ſich feſt an Wilhelm, und ſagte mit großer Lebhaftigkeit: ich bin ein Knabe, ich will kein Mädchen ſeyn. Der Alte ſchwieg, und Philine machte bey dieſer Gelegenheit über die Eigenheit des Grafen, ihres Beſchützers, einige luſtige Anmerkungen. Wenn der Harfner ſeinen Bart abſchneidet, ſagte ſie, ſo mag er ihn nur ſorgfältig auf Band nähen und bewahren, daß er ihn gleich wieder vornehmen kann, ſobald er dem Herrn Grafen irgendwo in der Welt begegnet; denn dieſer Bart allein hat ihm die Gnade dieſes Herrn verſchaft.

Als man in ſie drang und eine Erklärung dieſer ſonderbaren Äuſſerung verlangte, ließ ſie ſich folgendergeſtalt vernehmen: der Graf glaubt, daß es zur Illuſion ſehr viel

beytrage, wenn der Schauſpieler auch im gemeinen Leben ſeine Rolle fortſpielt, und ſeinen Character ſoutenirt, deswegen war er dem Pedanten ſo günſtig, und er fand, es ſey recht geſcheid, daß der Harfner ſeinen falſchen Bart nicht allein Abends auf dem Theater, ſondern auch beſtändig bey Tage trage, und freute ſich ſehr über das natürliche Ausſehen der Maskerade.

Als die andern über dieſen Irrthum und über die ſonderbaren Meinungen des Grafen ſpotteten, ging der Harfner mit Wilhelm bey Seite, nahm von ihm Abſchied, und bat mit Thränen, ihn ja ſogleich zu entlaſſen. Wilhelm redete ihm zu, und verſicherte, daß er ihn gegen jedermann ſchützen werde, daß ihm niemand ein Haar krümmen, vielweniger ohne ſeinen Willen abſchneiden ſollte.

Der Alte war ſehr bewegt, und in ſeinen Augen glühte ein ſonderbares Feuer. Nicht die-

dieſer Anlaß treibt mich hinweg, rief er aus, ſchon lange mache ich mir ſtille Vorwürfe, daß ich um Sie bleibe. Ich ſollte nirgends verweilen, denn das Unglück ereilt mich und beſchädigt die, die ſich zu mir geſellen. Fürchten Sie alles, wenn Sie mich nicht entlaſſen, aber fragen Sie mich nicht, ich gehöre nicht mir zu, ich kann nicht bleiben.

Wem gehörſt du an? Wer kann eine ſolche Gewalt über dich ausüben?

Mein Herr, laſſen Sie mir mein ſchaudervolles Geheimniß, und geben Sie mich los. Die Rache, die mich verfolgt, iſt nicht des irrdiſchen Richters; ich gehöre einem unerbittlichen Schickſale; ich kann nicht bleiben, und ich darf nicht!

In dieſem Zuſtande, in dem ich dich ſehe, werde ich dich gewiß nicht laſſen.

Es iſt Hochverrath an Ihnen, mein Wohlthäter, wenn ich zaudre. Ich bin ſicher

bey Ihnen, aber Sie ſind in Gefahr. Sie wiſſen nicht, wen Sie in Ihrer Nähe hegen. Ich bin ſchuldig, aber unglücklicher als ſchuldig. Meine Gegenwart verſcheucht das Glück, und die gute That wird ohnmächtig, wenn ich dazu trete. Flüchtig und unſtät ſollt ich ſeyn, daß mein unglücklicher Genius mich nicht einholet, der mich nur langſam verfolgt, und nur dann ſich merken läßt, wenn ich mein Haupt niederlegen und ruhen will. Dankbarer kann ich mich nicht bezeigen, als wenn ich Sie verlaſſe.

Sonderbarer Menſch! du kannſt mir das Vertrauen in dich ſo wenig nehmen, als die Hoffnung, dich glücklich zu ſehen. Ich will in die Geheimniſſe deines Aberglaubens nicht eindringen, aber wenn du ja in Ahndung wunderbarer Verknüpfungen und Vorbedeutungen lebſt; ſo ſage ich dir zu deinem Troſt und zu deiner Aufmunterung: geſelle dich zu

meinem Glücke, und wir wollen ſehen, welcher Genius der ſtärkſte iſt, dein ſchwarzer oder mein weißer!

Wilhelm ergriff dieſe Gelegenheit, um ihm noch mancherley Tröſtliches zu ſagen; denn er hatte ſchon ſeit einiger Zeit in ſeinem wunderbaren Begleiter einen Menſchen zu ſehen geglaubt, der durch Zufall oder Geſchick eine große Schuld auf ſich geladen hat, und nun die Erinnerung derſelben immer mit ſich fortſchleppt. Noch vor wenigen Tagen hatte Wilhelm ſeinen Geſang behorcht, und folgende Zeilen wohl gemerkt:

Ihm färbt der Morgenſonne Licht
Den reinen Horizont mit Flammen,
Und über ſeinem ſchuldigen Haupte bricht
Das ſchöne Bild der ganzen Welt zuſammen.

Der Alte mochte nun ſagen was er wollte, ſo hatte Wilhelm immer ein ſtärker Ar-

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE.J.W.
3-598-50924-3
FN. 18617/443

gument, wußte alles zum Beſten zu kehren und zu wenden, wußte ſo brav, ſo herzlich und tröſtlich zu ſprechen, daß der Alte ſelbſt wieder aufzuleben und ſeinen Grillen zu entſagen ſchien.

Zweytes Capitel.

Melina hatte Hoffnung, in einer kleinen aber wohlhabenden Stadt mit seiner Gesellschaft unterzukommen. Schon befanden sie sich an dem Orte, wohin sie die Pferde des Grafen gebracht hatten, und sahen sich nach andern Wagen und Pferden um, mit denen sie weiter zu kommen hofften. Melina hatte den Transport übernommen, und zeigte sich, nach seiner Gewohnheit, übrigens sehr karg. Dagegen hatte Wilhelm die schönen Dukaten der Gräfin in der Tasche, auf deren fröhliche Verwendung er das größte Recht zu haben glaubte, und sehr leicht vergaß er, daß er sie in der stattlichen Bilanz, die er den Seinigen zuschickte, schon sehr ruhmredig aufgeführt hatte.

Sein Freund Shakespear, den er mit groſser Freude auch als seinen Pathen anerkannte, und sich nur um so lieber Wilhelm nennen ließ, hatte ihm einen Prinzen bekannt gemacht, der sich unter geringer, ja sogar schlechter Gesellschaft eine Zeitlang aufhält, und, ohngeachtet seiner edlen Natur, an der Roheit, Unschicklichkeit und Albernheit solcher ganz sinnlichen Bursche sich ergötzt. Höchst willkommen war ihm das Ideal, womit er seinen gegenwärtigen Zustand vergleichen konnte, und der Selbstbetrug, wozu er eine fast unüberwindliche Neigung spürte, ward ihm dadurch ausserordentlich erleichtert.

Er fing nun an über seine Kleidung nachzudenken. Er fand, daß ein Westchen, über das man im Nothfall einen kurzen Mantel würfe, für einen Wanderer eine sehr angemessene Tracht sey. Lange gestrickte Bein-

kleider und ein Paar Schnürſtiefeln ſchienen die wahre Tracht eines Fußgängers. Dann verſchafte er ſich eine ſchöne ſeidne Schärpe, die er zuerſt unter dem Vorwande, den Leib warm zu halten, umband; dagegen befreyte er ſeinen Hals von der Knechtſchaft einer Binde, und ließ ſich einige Streifen Neſſeltuch ans Hemde heften, die aber etwas breit geriethen, und das völlige Anſehn eines antiken Kragens erhielten. Das ſchöne ſeidne Halstuch, das gerettete Andenken Marianens, lag nur locker geknüpft unter der neſſeltuchnen Krauſe. Ein runder Hut mit einem bunten Bande und einer großen Feder machte die Maskerade vollkommen.

Die Frauen betheuerten, dieſe Tracht laſſe ihm vorzüglich gut. Philine ſtellte ſich ganz bezaubert darüber, und bat ſich ſeine ſchönen Haare aus, die er, um dem natürlichen Ideal nur deſto näher zu kommen, unbarmherzig

abgeſchnitten hatte. Sie empfahl ſich dadurch nicht übel, und unſer Freund, der durch ſeine Freygebigkeit ſich das Recht erworben hatte, auf Prinz Harry's Manier mit den übrigen umzugehen, kam bald ſelbſt in den Geſchmack, einige tolle Streiche anzugeben und zu befördern. Man focht, man tanzte, man erfand allerley Spiele, und in der Fröhlichkeit des Herzens genoß man des leidlichen Weins, den man angetroffen hatte, in ſtarkem Maaße, und Philine lauerte in der Unordnung dieſer Lebensart dem ſpröden Helden auf, für den ſein guter Genius Sorge tragen möge.

Eine vorzügliche Unterhaltung, mit der ſich die Geſellſchaft beſonders ergötzte, beſtand in einem extemporirten Spiel, in welchem ſie ihre bisherigen Gönner und Wohlthäter nachahmten und durchzogen. Einige unter ihnen hatten ſich ſehr gut die Eigen-

heiten des äussern Anstands verschiedner vornehmer Personen gemerkt, und die Nachbildung derselben ward von der übrigen Gesellschaft mit dem größten Beyfall aufgenommen, und als Philine aus dem geheimen Archiv ihrer Erfahrungen einige besondere Liebeserklärungen, die an sie geschehen waren, vorbrachte, wußte man sich vor Lachen und Schadenfreude kaum zu lassen.

Wilhelm schalt ihre Undankbarkeit; allein man setzte ihm entgegen, daß sie das, was sie dort erhalten, genugsam abverdient, und daß überhaupt das Betragen gegen so verdienstvolle Leute, wie sie sich zu seyn rühmten, nicht das beste gewesen sey. Nun beschwerte man sich, mit wie wenig Achtung man ihnen begegnet, wie sehr man sie zurück gesetzt habe. Das Spotten, Necken und Nachahmen ging wieder an, und man ward immer bitterer und ungerechter.

Ich wünſchte, ſagte Wilhelm darauf, daß durch euere Äuſſerungen weder Neid noch Eigenliebe durchſchiene, und daß ihr jene Perſonen und ihre Verhältniſſe aus dem rechten Geſichtspunkte betrachtetet. Es iſt eine eigene Sache, ſchon durch die Geburt auf einen erhabenen Platz in der menſchlichen Geſellſchaft geſetzt zu ſeyn. Wem ererbte Reichthümer eine vollkommene Leichtigkeit des Daſeyns verſchaft haben, wer ſich, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, von allem Beywesen der Menſchheit, von Jugend auf, reichlich umgeben findet, gewöhnt ſich meiſt dieſe Güter als das Erſte und Größte zu betrachten, und der Werth einer von der Natur ſchön ausgeſtatteten Menſchheit wird ihm nicht ſo deutlich. Das Betragen der Vornehmen gegen Geringere und auch unter einander, iſt nach äuſſern Vorzügen abgemeſſen; ſie erlauben jedem ſeinen Titel, ſei-

nen Rang, ſeine Kleider und Equipage, nur nicht ſeine Verdienſte geltend zu machen.

Dieſen Worten gab die Geſellſchaft einen unmäßigen Beyfall. Man fand abſcheulich, daß der Mann von Verdienſt immer zurück ſtehen müſſe, und daß in der großen Welt keine Spur von natürlichem und herzlichem Umgang zu finden ſey. Sie kamen beſonders über dieſen letzten Punkt aus dem Hundertſten ins Tauſendſte.

Scheltet ſie nicht darüber, rief Wilhelm aus, bedauert ſie vielmehr. Denn von jenem Glück, das wir als das höchſte erkennen, das aus dem innern Reichthum der Natur fließt, haben ſie ſelten eine erhöhte Empfindung. Nur uns Armen, die wir wenig oder nichts beſitzen, iſt es gegönnt, das Glück der Freundſchaft in reichem Maaße zu genießen. Wir können unſre Geliebten weder durch Gnade erheben, noch durch

Gunſt befördern, noch durch Geſchenke beglücken. Wir haben nichts als uns ſelbſt. Dieſes ganze Selbſt müſſen wir hingeben, und, wenn es einigen Werth haben ſoll, dem Freunde das Gut auf ewig verſichern. Welch ein Genuß, welch ein Glück für den Geber und Empfänger! In welchen ſeeligen Zuſtand verſetzt uns die Treue, ſie giebt dem vorübergehenden Menſchenleben eine himmliſche Gewißheit; ſie macht das Hauptcapital unſres Reichthums aus.

Mignon hatte ſich ihm unter dieſen Worten genähert, ſchlang ſeine zarten Arme um ihn, und blieb mit dem Köpfchen an ſeine Bruſt gelehnt ſtehen. Er legte die Hand auf des Kindes Haupt, und fuhr fort: Wie leicht wird es einem Großen, die Gemüther zu gewinnen, wie leicht eignet er ſich die Herzen zu. Ein gefälliges, bequemes, nur einigermaßen menſchliches Betragen thut

Wunder, und wie viele Mittel hat er, die einmal erworbenen Geister fest zu halten. Uns kommt alles seltner, wird alles schwerer, und wie natürlich ist es, daß wir auf das, was wir erwerben und leisten, einen größern Werth legen. Welche rührende Beyspiele von treuen Dienern, die sich für ihre Herren aufopferten! Wie schön hat uns Shakespear solche geschildert! Die Treue ist, in diesem Falle, ein Bestreben einer edlen Seele, einem Größern gleich zu werden. Durch fortdauernde Anhänglichkeit und Liebe wird der Diener seinem Herrn gleich, der ihn sonst nur als einen bezahlten Sklaven anzusehen berechtigt ist. Ja, diese Tugenden sind nur für den geringen Stand; er kann sie nicht entbehren, und sie kleiden ihn schön. Wer sich leicht loskaufen kann, wird so leicht versucht, sich auch der Erkenntlichkeit zu überheben. Ja, in diesem Sinne glaube ich be-

haupten zu können, daß ein Großer wohl Freunde haben, aber nicht Freund seyn könne.

Mignon drückte sich immer fester an ihn.

Nun gut, versetzte einer aus der Gesellschaft: wir brauchen ihre Freundschaft nicht, und haben sie niemals verlangt. Nur sollten sie sich besser auf Künste verstehen, die sie doch beschützen wollen. Wenn wir am besten gespielt haben, hat uns niemand zugehört; alles war lauter Partheylichkeit. Wem man günstig war, der gefiel, und man war dem nicht günstig, der zu gefallen verdiente. Es war nicht erlaubt, wie oft das Alberne und Abgeschmackte Aufmerksamkeit und Beyfall auf sich zog.

Wenn ich abrechne, versetzte Wilhelm, was Schadenfreude und Ironie gewesen seyn mag: so denk ich, es geht in der Kunst wie in der Liebe! Wie will der Weltmann bey

seinem zerstreuten Leben die Innigkeit erhalten, in der ein Künstler bleiben muß, wenn er etwas Vollkommenes hervorzubringen denkt, und die selbst demjenigen nicht fremd seyn darf, der einen solchen Antheil am Werke nehmen will, wie der Künstler ihn wünscht und hofft.

Glaubt mir, meine Freunde, es ist mit den Talenten wie mit der Tugend: man muß sie um ihrer selbst willen lieben, oder sie ganz aufgeben. Und doch werden sie beide nicht anders erkannt und belohnt, als wenn man sie, gleich einem gefährlichen Geheimniß, im Verborgnen üben kann.

Unterdessen, bis ein Kenner uns auffindet, kann man Hungers sterben, rief einer aus der Ecke.

Nicht eben sogleich, versetzte Wilhelm. Ich habe gesehen, so lange einer lebt und sich rührt, findet er immer seine Nahrung.

und wenn ſie auch gleich nicht die reichlichſte iſt. Und worüber habt ihr euch denn zu beſchweren? Sind wir nicht ganz unvermuthet, eben da es mit uns am ſchlimmſten ausſah, gut aufgenommen und bewirthet worden? Und jetzt, da es uns noch an nichts gebricht, fällt es uns denn ein, etwas zu unſerer Übung zu thun, und nur einigermaßen weiter zu ſtreben? Wir treiben fremde Dinge, und entfernen, den Schulkindern ähnlich, alles, was uns nur an unſre Lection erinnern könnte.

Wahrhaftig, ſagte Philine, es iſt unverantwortlich! laßt uns ein Stück wählen; wir wollen es auf der Stelle ſpielen. Jeder muß ſein Möglichſtes thun, als wenn er vor dem größten Auditorium ſtünde.

Man überlegte nicht lange; das Stück ward beſtimmt. Es war eines deren, die damals in Deutſchland großen Beyfall fanden,

den, und nun verſchollen ſind. Einige pfiffen eine Symphonie, jeder beſann ſich ſchnell auf ſeine Rolle, man fing an und ſpielte mit der größten Aufmerkſamkeit das Stück durch, und wirklich über Erwartung gut. Man applaudirte ſich wechſelsweiſe; man hatte ſich ſelten ſo wohl gehalten.

Als ſie fertig waren, empfanden ſie alle ein ausnehmendes Vergnügen, theils über ihre wohlzugebrachte Zeit, theils weil jeder beſonders mit ſich zufrieden ſeyn konnte. Wilhelm ließ ſich weitläuftig zu ihrem Lobe heraus, und ihre Unterhaltung war heiter und fröhlich.

Ihr ſolltet ſehen, rief unſer Freund, wie weit wir kommen müßten, wenn wir unſre Übungen auf dieſe Art fortſetzten, und nicht blos auf Auswendiglernen, Probiren und Spielen uns mechaniſch pflicht- und handwerksmäßig einſchränkten. Wie viel mehr

Lob verdienen die Tonkünſtler, wie ſehr ergötzen ſie ſich, wie genau ſind ſie nicht, wenn ſie gemeinſchaftlich ihre Übungen vornehmen. Wie ſind ſie bemüht, ihre Inſtrumente übereinzuſtimmen, wie genau halten ſie Takt, wie zart wiſſen ſie die Stärke und Schwäche des Tons auszudrücken! Keinem fällt es ein, ſich bey dem Solo eines andern durch ein vorlautes Accompagniren Ehre zu machen. Jeder ſucht in dem Geiſt und Sinne des Componiſten zu ſpielen, und jeder das, was ihm aufgetragen iſt, es mag viel oder wenig ſeyn, gut auszudrücken.

Sollten wir nicht eben ſo genau und eben ſo geiſtreich zu Werke gehen, da wir eine Kunſt treiben, die noch viel zarter als jede Art von Muſik iſt, da wir die gewöhnlichſten und ſeltenſten Äuſſerungen der Menſchheit geſchmackvoll und ergötzend darzuſtellen berufen ſind? Kann etwas abſcheulicher ſeyn,

als in den Proben zu fudeln, und ſich bey der Vorſtellung auf Laune und gut Glück zu verlaſſen? Wir ſollten unſer größtes Glück und Vergnügen darin ſetzen, mit einander übereinzuſtimmen, um uns wechſelsweiſe zu gefallen, und auch nur in ſo fern den Beyfall des Publikums zu ſchätzen, als wir ihn uns gleichſam unter einander ſchon ſelbſt garantirt hätten. Warum iſt der Kapellmeiſter ſeines Orcheſters gewiſſer, als der Director ſeines Schauſpiels? Weil dort jeder ſich ſeines Mißgriffs, der das äußere Ohr beleidigt, ſchämen muß; aber wie ſelten hab' ich einen Schauſpieler verzeihliche und unverzeihliche Mißgriffe, durch die das innere Ohr ſo ſchnöde beleidigt wird, anerkennen und ſich ihrer ſchämen ſehen! Ich wünſchte nur, daß das Theater ſo ſchmal wäre, als der Draht eines Seiltänzers, damit ſich kein Ungeſchickter hinauf wagte, anſtatt daß jetzo ein jeder

ſich Fähigkeit genug fühlt, darauf zu paradiren.

Die Geſellſchaft nahm dieſe Apoſtrophe gut auf, indem jeder überzeugt war, daß nicht von ihm die Rede ſeyn könne, da er ſich noch vor kurzem nebſt den übrigen ſo gut gehalten. Man kam vielmehr überein, daß man in dem Sinne, wie man angefangen, auf dieſer Reiſe und künftig, wenn man zuſammen bliebe, eine geſellige Bearbeitung wolle obwalten laſſen. Man fand nur, daß weil dieſes eine Sache der guten Laune und des freyen Willens ſey, ſo müſſe ſich eigentlich kein Director darein miſchen. Man nahm als ausgemacht an, daß unter guten Menſchen die republikaniſche Form die beſte ſey; man behauptete, das Amt eines Directors müſſe herum gehen; er müſſe von allen gewählt werden, und eine Art von kleinem Senat ihm jederzeit beygeſetzt blei-

ben. Sie waren ſo von dieſem Gedanken eingenommen, daß ſie wünſchten, ihn gleich ins Werk zu richten.

Ich habe nichts dagegen, ſagte Melina, wenn ihr auf der Reiſe einen ſolchen Verſuch machen wollt; ich ſuſpendire meine Directorſchaft gern, bis wir wieder an Ort und Stelle kommen. Er hofte, dabey zu ſparen, und manche Ausgaben der kleinen Republik oder dem Interimsdirector aufzuwälzen. Nun ging man ſehr lebhaft zu Rath, wie man die Form des neuen Staates aufs Beſte einrichten wolle.

Es iſt ein wanderndes Reich, ſagte Laertes, wir werden wenigſtens keine Grenzſtreitigkeiten haben.

Man ſchritt ſogleich zur Sache, und erwählte Wilhelm zum erſten Director. Der Senat ward beſtellt, die Frauen erhielten Sitz und Stimme, man ſchlug Geſetze vor,

man verwarf, man genehmigte. Die Zeit ging unvermerkt unter dieſem Spiele vorüber, und weil man ſie angenehm zubrachte, glaubte man auch wirklich etwas Nützliches gethan und durch die neue Form eine neue Ausſicht für die vaterländiſche Bühne eröffnet zu haben.

Drittes Capitel.

Wilhelm hoffte nunmehr, da er die Gesellschaft in so guter Disposition sah, sich auch mit ihr über das dichterische Verdienst der Stücke unterhalten zu können. Es ist nicht genug, sagte er zu ihnen, als sie des andern Tages wieder zusammen kamen, daß der Schauspieler ein Stück nur so oben hin ansehe, dasselbe nach dem ersten Eindruck beurtheile, und ohne Prüfung sein Gefallen oder Mißfallen daran zu erkennen gebe. Dieß ist dem Zuschauer wohl erlaubt, der gerührt und unterhalten seyn, aber eigentlich nicht urtheilen will. Der Schauspieler dagegen soll von dem Stücke und von den Ursachen seines Lobes und Tadels Rechenschaft geben können: und wie will er das, wenn er nicht

in den Sinn ſeines Autors, wenn er nicht in die Abſichten deſſelben einzudringen verſteht? Ich habe den Fehler, ein Stück aus einer Rolle zu beurtheilen, eine Rolle nur an ſich und nicht im Zuſammenhange mit dem Stück zu betrachten, an mir ſelbſt in dieſen Tagen ſo lebhaft bemerkt, daß ich euch das Beyſpiel erzählen will, wenn ihr mir ein geneigtes Gehör gönnen wollt.

Ihr kennt Shakeſpears unvergleichlichen Hamlet aus einer Vorleſung, die euch noch auf dem Schloſſe das größte Vergnügen machte. Wir ſetzten uns vor, das Stück zu ſpielen, und ich hatte, ohne zu wiſſen was ich that, die Rolle des Prinzen übernommen; ich glaubte ſie zu ſtudieren, indem ich anfing die ſtärkſten Stellen, die Selbſtgeſpräche und jene Auftritte zu memoriren, in denen Kraft der Seele, Erhebung des Geiſtes und Lebhaftigkeit freyen Spielraum haben, wo das

bewegte Gemüth ſich in einem gefühlvollen Ausdrucke zeigen kann.

Auch glaubte ich recht in den Geiſt der Rolle einzudringen, wenn ich die Laſt der tiefen Schwermuth gleichſam ſelbſt auf mich nähme, und unter dieſem Druck meinem Vorbilde durch das ſeltſame Labyrinth ſo mancher Launen und Sonderbarkeiten zu folgen ſuchte. So memorirte ich, und ſo übte ich mich, und glaubte nach und nach mit meinem Helden zu einer Perſon zu werden.

Allein je weiter ich kam, deſto ſchwerer ward mir die Vorſtellung des Ganzen, und mir ſchien zuletzt faſt unmöglich, zu einer Überſicht zu gelangen. Nun ging ich das Stück in einer ununterbrochenen Folge durch, und auch da wollte mir leider manches nicht paſſen. Bald ſchienen ſich die Charaktere, bald der Ausdruck zu widerſprechen, und ich verzweifelte faſt, einen Ton zu finden, in

welchem ich meine ganze Rolle mit allen Abweichungen und Schattirungen vortragen könnte. In dieſen Irrgängen bemühte ich mich lange vergebens, bis ich mich endlich auf einem ganz beſondern Wege meinem Ziele zu nähern hoffte.

Ich ſuchte jede Spur auf, die ſich von dem Character Hamlets in früherer Zeit vor dem Tode ſeines Vaters zeigte; ich bemerkte, was unabhängig von dieſer traurigen Begebenheit, unabhängig von den nachfolgenden ſchrecklichen Ereigniſſen, dieſer intereſſante Jüngling geweſen war, und was er ohne ſie vielleicht geworden wäre.

Zart und edel entſproſſen wuchs die königliche Blume, unter den unmittelbaren Einflüſſen der Majeſtät, hervor; der Begriff des Rechts und der fürſtlichen Würde, das Gefühl des Guten und Anſtändigen mit dem Bewußtſeyn der Höhe ſeiner Geburt, ent-

wickelten ſich zugleich in ihm. Er war ein Fürſt, ein gebohrner Fürſt, und wünſchte zu regieren, nur damit der Gute ungehindert gut ſeyn möchte. Angenehm von Geſtalt, geſittet von Natur, gefällig von Herzen aus, ſollte er das Muſter der Jugend ſeyn, und die Freude der Welt werden.

Ohne irgend eine hervorſtechende Leidenſchaft, war ſeine Liebe zu Ophelien ein ſtilles Vorgefühl ſüßer Bedürfniſſe; ſein Eifer zu ritterlichen Übungen war nicht ganz Original, vielmehr mußte dieſe Luſt, durch das Lob, das man dem Dritten beylegte, geſchärft und erhöht werden; rein fühlend kannte er die Redlichen, und wußte die Ruhe zu ſchätzen, die ein aufrichtiges Gemüth an dem offnen Buſen eines Freundes genießt. Bis auf einen gewiſſen Grad hatte er in Künſten und Wiſſenſchaften das Gute und Schöne erkennen und würdigen gelernt; das

Abgeſchmackte war ihm zuwider, und wenn in ſeiner zarten Seele der Haß aufkeimen konnte, ſo war es nur eben ſo viel als nöthig iſt, um bewegliche und falſche Höflinge zu verachten, und ſpöttiſch mit ihnen zu ſpielen. Er war gelaſſen in ſeinem Weſen, in ſeinem Betragen einfach, weder im Müßiggange behaglich, noch allzubegierig nach Beſchäftigung. Ein akademiſches Hinſchlendern ſchien er auch bey Hofe fortzuſetzen. Er beſaß mehr Fröhlichkeit der Laune als des Herzens, war ein guter Geſellſchafter, nachgiebig, beſcheiden, beſorgt, und konnte eine Beleidigung vergeben und vergeſſen; aber niemals konnte er ſich mit dem vereinigen, der die Grenzen des Rechten, des Guten, des Anſtändigen überſchritt.

Wenn wir das Stück wieder zuſammen leſen werden, könnt ihr beurtheilen, ob ich auf dem rechten Wege bin. Wenigſtens

hoffe ich meine Meinung durchaus mit Stellen belegen zu können.

Man gab der Schilderung lauten Beyfall; man glaubte voraus zu ſehen, daß ſich nun die Handelsweiſe Hamlets gar gut werde erklären laſſen; man freute ſich über die Art, in den Geiſt des Schriftſtellers einzudringen. Jeder nahm ſich vor, auch irgend ein Stück auf dieſe Art zu ſtudieren und den Sinn des Verfaſſers zu entwickeln.

Viertes Capitel.

Nur einige Tage mußte die Gesellschaft an dem Orte liegen bleiben, und sogleich zeigten sich für verschiedene Glieder derselben nicht unangenehme Abentheuer, besonders aber ward Laertes von einer Dame angereizt, die in der Nachbarschaft ein Gut hatte, gegen die er sich aber äußerst kalt, ja unartig betrug, und darüber von Philinen viele Spöttereyen erdulden mußte. Sie ergriff die Gelegenheit, unserm Freund die unglückliche Liebesgeschichte zu erzählen, über die der arme Jüngling dem ganzen weiblichen Geschlechte feind geworden war. Wer wird ihm übel nehmen, rief sie aus, daß er ein Geschlecht haßt, das ihm so übel mitgespielt hat, und ihm alle Übel, die sonst Männer

von Weibern zu befürchten haben, in einem ſehr concentrirten Tranke zu verſchlucken gab? Stellen Sie ſich vor: binnen vier und zwanzig Stunden war er Liebhaber, Bräutigam, Ehmann, Hahnrey, Patient und Wittwer! Ich wüßte nicht, wie man's einem ärger machen wollte!

Laertes lief halb lachend, halb verdrießlich zur Stube hinaus, und Philine fing in ihrer allerliebſten Art die Geſchichte zu erzählen an, wie Laertes als ein junger Menſch von achtzehn Jahren, eben als er bey einer Theatergeſellſchaft eingetroffen, ein ſchönes vierzehnjähriges Mädchen gefunden, die eben mit ihrem Vater, der ſich mit dem Director entzweyet, abzureiſen Willens geweſen. Er habe ſich aus dem Stegreife ſterblich verliebt, dem Vater alle mögliche Vorſtellungen gethan zu bleiben, und endlich verſprochen, das Mädchen zu heirathen. Nach einigen

angenehmen Stunden des Brautſtandes ſey er getraut worden, habe eine glückliche Nacht als Ehmann zugebracht, darauf habe ihn ſeine Frau des andern Morgens, als er in der Probe geweſen, nach Standesgebühr mit einem Hörnerſchmuck beehrt; weil er aber aus allzugroßer Zärtlichkeit viel zu früh nach Hauſe geeilt, habe er leider einen ältern Liebhaber an ſeiner Stelle gefunden, habe mit unſinniger Leidenſchaft drein geſchlagen, Liebhaber und Vater herausgefordert, und ſey mit einer leidlichen Wunde davon gekommen. Vater und Tochter ſeyen darauf noch in der Nacht abgereiſt, und er ſey leider auf eine doppelte Weiſe verwundet zurück geblieben. Sein Unglück habe ihn zu dem ſchlechteſten Feldſcheer von der Welt geführt, und der Arme ſey leider mit ſchwarzen Zähnen und triefenden Augen aus dieſem Abentheuer geſchieden. Er ſey zu bedau-

dauern, weil er übrigens der bravſte Junge ſey, den Gottes Erdboden trüge. Beſonders, ſagte ſie, thut es mir leid, daß der arme Narr nun die Weiber haßt: denn wer die Weiber haßt, wie kann der leben?

Melina unterbrach ſie, mit der Nachricht, daß alles zum Transport völlig bereit ſey, und daß ſie morgen früh abfahren könnten. Er überreichte ihnen eine Dispoſition, wie ſie fahren ſollten.

Wenn mich ein guter Freund auf den Schooß nimmt, ſagte Philine, ſo bin ich zufrieden, daß wir eng und erbärmlich ſitzen, übrigens iſt mir alles einerley.

Es thut nichts, ſagte Laertes, der auch herbey kam.

Es iſt verdrießlich! ſagte Wilhelm, und eilte weg. Er fand für ſein Geld noch einen gar bequemen Wagen, den Melina verleugnet hatte. Eine andere Eintheilung ward

gemacht, und man freuete ſich, bequem abreiſen zu können, als die bedenkliche Nachricht einlief: daß auf dem Wege, den ſie nehmen wollten, ſich ein Freycorps ſehen laſſe, von dem man nicht viel Gutes erwartete.

An dem Orte ſelbſt war man ſehr auf dieſe Zeitung aufmerkſam, wenn ſie gleich nur ſchwankend und zweydeutig war. Nach der Stellung der Armeen ſchien es unmöglich, daß ein feindliches Corps ſich habe durchſchleichen, oder daß ein freundliches ſo weit habe zurück bleiben können. Jedermann war eifrig, unſrer Geſellſchaft die Gefahr, die auf ſie wartete, recht gefährlich zu beſchreiben, und ihr einen andern Weg anzurathen.

Die meiſten waren darüber in Unruhe und Furcht geſetzt, und als nach der neuen republikaniſchen Form die ſämmtlichen Glieder des Staats zuſammen gerufen wurden, um über dieſen auſſerordentlichen Fall zu be-

rathſchlagen, waren ſie faſt einſtimmig der Meinung, daß man das Übel vermeiden und am Orte bleiben, oder ihm ausweichen und einen andern Weg erwählen müſſe.

Nur Wilhelm, von Furcht nicht eingenommen, hielt für ſchimpflich, einen Plan, in den man mit ſo viel Überlegung eingegangen war, nunmehr auf ein bloßes Gerücht aufzugeben. Er ſprach ihnen Muth ein, und ſeine Gründe waren männlich und überzeugend.

Noch, ſagte er, iſt es nichts als ein Gerücht, und wie viele entſtehen dergleichen im Kriege! Verſtändige Leute ſagen, daß der Fall höchſt unwahrſcheinlich, ja beynah unmöglich ſey. Sollten wir uns in einer ſo wichtigen Sache bloß durch ein ſo ungewiſſes Gerede beſtimmen laſſen? Die Route, welche uns der Herr Graf angegeben hat, auf die unſer Paß lautet, iſt die kürzeſte,

und wir finden auf ſelbiger den beſten Weg. Sie führt uns nach der Stadt, wo ihr Bekanntſchaften, Freunde vor euch ſeht, und eine gute Aufnahme zu hoffen habt. Der Umweg bringt uns auch dahin; aber in welche ſchlimme Wege verwickelt er uns, wie weit führt er uns ab. Können wir Hoffnung haben, uns in der ſpäten Jahrszeit wieder heraus zu finden, und was für Zeit und Geld werden wir indeſſen verſplittern! Er ſagte noch viel, und trug die Sache von ſo mancherley vortheilhaften Seiten vor, daß ihre Furcht ſich verringerte, und ihr Muth zunahm. Er wußte ihnen ſo viel von der Mannszucht der regelmäßigen Truppen vorzuſagen, und ihnen die Marodeurs und das hergelaufene Geſindel ſo nichtswürdig zu ſchildern, und ſelbſt die Gefahr ſo lieblich und luſtig darzuſtellen, daß alle Gemüther aufgeheitert wurden.

Laertes war vom erſten Moment an auf ſeiner Seite, und verſicherte, daß er nicht wanken noch weichen wolle. Der alte Polterer fand wenigſtens einige übereinſtimmende Ausdrücke in ſeiner Manier, Philine lachte ſie alle zuſammen aus, und da Madam Melina, die, ihrer hohen Schwangerſchaft ungeachtet, ihre natürliche Herzhaftigkeit nicht verloren hatte, den Vorſchlag heroiſch fand; ſo konnte Melina, der denn freylich auf dem nächſten Wege, auf den er accordirt hatte, viel zu ſparen hoffte, nicht widerſtehen, und man willigte in den Vorſchlag von ganzem Herzen.

Nun fing man an, ſich auf alle Fälle zur Vertheidigung einzurichten. Man kaufte große Hirſchfänger, und hing ſie an wohlgeſtickten Riemen über die Schultern. Wilhelm ſteckte noch überdieß ein Paar Terzerole in den Gürtel, Laertes hatte ohnedem

eine gute Flinte bey ſich, und man machte ſich mit einer hohen Freudigkeit auf den Weg.

Den zweyten Tag ſchlugen die Fuhrleute, die der Gegend wohl kundig waren, vor: ſie wollten auf einem waldigen Bergplatze Mittagsruhe halten, weil das Dorf weit abgelegen ſey, und man bey guten Tagen gern dieſen Weg nähme.

Die Witterung war ſchön und jedermann ſtimmte leicht in den Vorſchlag ein. Wilhelm eilte zu Fuß durch das Gebirge voraus, und über ſeine ſonderbare Geſtalt mußte jeder, der ihm begegnete, ſtutzig werden. Er eilte mit ſchnellen und zufriedenen Schritten den Wald hinauf, Laertes pfiff hinter ihm drein, nur die Frauen ließen ſich in den Wagen fortſchleppen. Mignon lief gleichfalls nebenher, ſtolz auf den Hirſchfänger, den man ihr, als die Geſellſchaft ſich bewaff-

nete, nicht abſchlagen konnte. Um ihren Hut hatte ſie die Perlenſchnur gewunden, die Wilhelm von Marianens Reliquien übrig behalten hatte. Friedrich der Blonde trug die Flinte des Laertes, der Harfner hatte das friedlichſte Anſehen. Sein langes Kleid war in den Gürtel geſteckt, und ſo ging er freyer. Er ſtützte ſich auf einen knotigen Stab, ſein Inſtrument war bey den Wagen zurück geblieben.

Nachdem ſie nicht ganz ohne Beſchwerlichkeit die Höhe erſtiegen, erkannten ſie ſogleich den angezeigten Platz an den ſchönen Buchen, die ihn umgaben und bedeckten. Eine große ſanft-abhängige Waldwieſe lud zum Bleiben ein; eine eingefaßte Quelle bot die lieblichſte Erquickung dar, und es zeigte ſich an der andern Seite durch Schluchten und Waldrücken eine ferne, ſchöne und hoffnungsvolle Ausſicht. Da lagen Dörfer und

Mühlen in den Gründen, Städtchen in der Ebene, und neue in der Ferne eintretende Berge machten die Aussicht noch hoffnungsvoller, indem sie nur wie eine sanfte Beschränkung hereintraten.

Die ersten Ankommenden nahmen Besitz von der Gegend, ruhten im Schatten aus, machten ein Feuer an, und erwarteten geschäftig, singend die übrige Gesellschaft, welche nach und nach herbey kam, und den Platz, das schöne Wetter, die unaussprechlich schöne Gegend mit Einem Munde begrüßte.

Fünftes Capitel.

Hatte man oft zwischen vier Wänden gute und fröhliche Stunden zusammen genossen; so war man natürlich noch viel aufgeweckter hier, wo die Freyheit des Himmels und die Schönheit der Gegend jedes Gemüth zu reinigen schien. Alle fühlten sich einander näher, alle wünschten in einem so angenehmen Aufenthalt ihr ganzes Leben hinzubringen. Man beneidete die Jäger, Köhler und Holzhauer, Leute, die ihr Beruf an diesen glücklichen Wohnplätzen fest hält; über alles aber pries man die reizende Wirthschaft eines Zigeunerhaufens. Man beneidete diese wunderlichen Gesellen, die in seeligem Müßiggange alle abentheuerlichen Reize der Natur zu genießen berechtigt sind; man freute sich, ihnen einigermaßen ähnlich zu seyn.

Indeſſen hatten die Frauen angefangen, Erdäpfel zu ſieden, und die mitgebrachten Speiſen auszupacken und zu bereiten. Einige Töpfe ſtanden beym Feuer, gruppenweiſe lagerte ſich die Geſellſchaft unter den Bäumen und Büſchen. Ihre ſeltſame Kleidungen und die mancherley Waffen gaben ihr ein fremdes Anſehen. Die Pferde wurden bey Seite gefüttert, und wenn man die Kutſchen hätte verſtecken wollen, ſo wäre der Anblick dieſer kleinen Horde bis zur Illuſion romantiſch geweſen.

Wilhelm genoß ein nie gefühltes Vergnügen. Er konnte hier eine wandernde Colonie und ſich als Anführer derſelben denken. In dieſem Sinne unterhielt er ſich mit einem jeden, und bildete den Wahn des Moments ſo poetiſch als möglich aus. Die Gefühle der Geſellſchaft erhöhten ſich; man aß, trank und jubilirte, und bekannte wie-

derholt, niemals ſchönere Augenblicke erlebt zu haben.

Nicht lange hatte das Vergnügen zugenommen, als bey den jungen Leuten die Thätigkeit erwachte. Wilhelm und Laertes griffen zu den Rappieren, und fingen dießmal in theatraliſcher Abſicht ihre Übungen an. Sie wollten den Zweykampf darſtellen, in welchem Hamlet und ſein Gegner ein ſo tragiſches Ende nehmen. Beide Freunde waren überzeugt, daß man in dieſer wichtigen Scene nicht, wie es wohl auf Theatern zu geſchehen pflegt, nur ungeſchickt hin und wieder ſtoßen dürfe; ſie hofften ein Muſter darzuſtellen, wie man, bey der Aufführung, auch dem Kenner der Fechtkunſt ein würdiges Schauſpiel zu geben habe. Man ſchloß einen Kreis um ſie her; beide fochten mit Eifer und Einſicht, das Intereſſe der Zuſchauer wuchs mit jedem Gange.

Auf einmal aber fiel im nächſten Buſche ein Schuß, und gleich darauf noch einer, und die Geſellſchaft fuhr erſchreckt auseinander. Bald erblickte man bewaffnete Leute, die auf den Ort zudrangen, wo die Pferde nicht weit von den bepackten Kutſchen ihr Futter einnahmen.

Ein allgemeiner Schrey entfuhr dem weiblichen Geſchlechte, unſre Helden warfen die Rappiere weg, griffen nach den Piſtolen, eilten den Räubern entgegen, und forderten, unter lebhaften Drohungen, Rechenſchaft des Unternehmens.

Als man ihnen lakoniſch mit ein Paar Musketenſchüſſen antwortete, druckte Wilhelm ſeine Piſtole auf einen Krauskopf ab, der den Wagen erſtiegen hatte, und die Stricke des Gepäckes auseinander ſchnitt. Wohlgetroffen ſtürzte er ſogleich herunter; Laertes hatte auch nicht fehl geſchoſſen, und

beide Freunde zogen beherzt ihre Seitengewehre, als ein Theil der räuberiſchen Bande, mit Fluchen und Gebrüll, auf ſie losbrach, einige Schüſſe auf ſie that, und ſich mit blinkenden Säbeln ihrer Kühnheit entgegen ſetzte. Unſre junge Helden hielten ſich tapfer; ſie rieſen ihren übrigen Geſellen zu, und munterten ſie zu einer allgemeinen Vertheidigung auf. Bald aber verlor Wilhelm den Anblick des Lichtes, und das Bewußtſeyn deſſen, was vorging. Von einem Schuß, der ihn zwiſchen der Bruſt und dem linken Arm verwundete, von einem Hiebe, der ihm den Hut ſpaltete, und faſt bis auf die Hirnſchale durchdrang, betäubt, fiel er nieder, und mußte das unglückliche Ende des Überfalls nur erſt in der Folge aus der Erzählung vernehmen.

Als er die Augen wieder aufſchlug, befand er ſich in der wunderbarſten Lage. Das

erſte, was ihm durch die Dämmerung, die noch vor ſeinen Augen lag, entgegen blickte, war das Geſicht Philinens, das ſich über das ſeine herüber neigte. Er fühlte ſich ſchwach, und da er, um ſich empor zu richten, eine Bewegung machte, fand er ſich in Philinens Schooß, in den er auch wieder zurück ſank. Sie ſaß auf dem Raſen, hatte den Kopf des vor ihr ausgeſtreckten Jünglings leiſe an ſich gedrückt, und ihm in ihren Armen, ſo viel ſie konnte, ein ſanftes Lager bereitet. Mignon kniete mit zerſtreuten blutigen Haaren an ſeinen Füßen, und umfaßte ſie mit vielen Thränen.

Als Wilhelm ſeine blutigen Kleider anſah, fragte er mit gebrochner Stimme, wo er ſich befinde? was ihm und den andern begegnet ſey? Philine bat ihn, ruhig zu bleiben, die übrigen, ſagte ſie, ſeyen alle in Sicherheit, und niemand als er und Laertes

verwundet. Weiter wollte sie nichts erzählen, und bat ihn inständig, er möchte sich ruhig halten, weil seine Wunden nur schlecht und in der Eile verbunden seyen. Er reichte Mignon die Hand, und erkundigte sich nach der Ursache der blutigen Locken des Kindes, das er auch verwundet hielt.

Um ihn zu beruhigen, erzählte Philine: dieses gutherzige Geschöpf, da es seinen Freund verwundet gesehen, habe sich in der Geschwindigkeit auf nichts besonnen, um das Blut zu stillen, es habe seine eigenen Haare die um den Kopf geflogen, genommen, um die Wunden zu stopfen, habe aber bald von dem vergeblichen Unternehmen abstehen müssen. Nachher verband man ihn mit Schwamm und Moos, Philine hatte dazu ihr Halstuch hergegeben.

Wilhelm bemerkte, daß Philine mit dem Rücken gegen ihren Koffer saß, der noch

ganz wohl verſchloſſen und unbeſchädigt aus-ſah. Er fragte, ob die andern auch ſo glück-lich geweſen, ihre Haabſeligkeiten zu retten? Sie antwortete mit Achſelzucken und einem Blick auf die Wieſe, wo zerbrochne Kaſten, zerſchlagne Koffer, zerſchnittne Mantelſäcke und eine Menge kleiner Geräthſchaften zer-ſtreut hin und wieder lagen. Kein Menſch war auf dem Platze zu ſehen, und die wun-derliche Gruppe fand ſich in dieſer Einſam-keit allein.

Wilhelm erfuhr nun immer mehr als er wiſſen wollte: die übrigen Männer, die al-lenfalls noch Widerſtand hätten thun kön-nen, waren gleich in Schrecken geſetzt und bald überwältigt; ein Theil floh, ein Theil ſah mit Entſetzen dem Unfalle zu. Die Fuhr-leute, die ſich noch wegen ihrer Pferde am hartnäckigſten gehalten hatten, wurden nie-dergeworfen und gebunden, und in kurzem

war alles rein ausgeplündert und weggeſchleppt. Die beängſtigten Reiſenden fingen, ſobald die Sorge für ihr Leben vorüber war, ihren Verluſt zu bejammern an, eilten, mit möglichſter Geſchwindigkeit, dem benachbarten Dorfe zu, führten den leicht verwundeten Laertes mit ſich, und brachten nur wenige Trümmer ihrer Beſitzthümer davon. Der Harfner hatte ſein beſchädigtes Inſtrument an einen Baum gelehnt, und war mit nach dem Orte geeilt, einen Wundarzt aufzuſuchen, und ſeinem für todt zurück gelaſſenen Wohlthäter nach Möglichkeit beyzuſpringen.

Sechstes Capitel.

Unſre drey verunglückten Abenteurer blieben indeß noch eine Zeitlang in ihrer ſeltſamen Lage, niemand eilte ihnen zu Hülfe. Der Abend kam herbey, die Nacht drohte hereinzubrechen; Wilhelms Gleichgültigkeit fing an in Unruhe überzugehen, Mignon lief hin und wieder, und die Ungeduld des Kindes nahm mit jedem Augenblicke zu. Endlich da ihnen ihr Wunſch gewährt ward, und Menſchen ſich ihnen näherten, überfiel ſie ein neuer Schrecken. Sie hörten ganz deutlich einen Trupp Pferde in dem Wege herauf kommen, den auch ſie zurück gelegt hatten, und fürchteten, daß abermals eine Geſellſchaft ungebetner Gäſte dieſen Wahlplatz beſuchen möchte, um Nachleſe zu halten.

Wie angenehm wurden ſie dagegen überraſcht, als ihnen aus den Büſchen, auf einem Schimmel reitend, ein Frauenzimmer zu Geſichte kam, die von einem ältlichen Herrn und einigen Cavalieren begleitet wurde; Reitknechte, Bedienten und ein Trupp Huſaren folgten nach.

Philine, die zu dieſer Erſcheinung große Augen machte, war eben im Begriff zu rufen und die ſchöne Amazone um Hülfe anzuflehen, als dieſe ſchon erſtaunt ihre Augen nach der wunderbaren Gruppe wendete, ſogleich ihr Pferd lenkte, herzuritt, und ſtille hielt. Sie erkundigte ſich eifrig nach dem Verwundeten, deſſen Lage, in dem Schooße der leichtfertigen Samariterin, ihr höchſt ſonderbar vorzukommen ſchien.

Iſt es Ihr Mann? fragte ſie Philinen. Es iſt nur ein guter Freund, verſetzte dieſe mit einem Ton, der Wilhelmen höchſt zuwi-

der war. Er hatte seine Augen auf die sanften, hohen, stillen, theilnehmenden Gesichtszüge der Ankommenden geheftet; er glaubte nie etwas edleres noch liebenswürdigeres gesehen zu haben. Ein weiter Manns-überrock verbarg ihm ihre Gestalt; sie hatte ihn, wie es schien, gegen die Einflüsse der kühlen Abendluft von einem ihrer Gesellschafter geborgt.

Die Ritter waren indeß auch näher gekommen; einige stiegen ab, die Dame that ein gleiches, und fragte, mit menschenfreundlicher Theilnehmung, nach allen Umständen des Unfalls, der die Reisenden betroffen hatte, besonders aber nach den Wunden des hingestreckten Jünglings. Darauf wandte sie sich schnell um, und ging mit einem alten Herrn seitwärts nach den Wagen, welche langsam den Berg herauf kamen, und auf dem Wahlplatze stille hielten.

Nachdem die junge Dame eine kurze Zeit am Schlage der einen Kutſche geſtanden, und ſich mit den Ankommenden unterhalten hatte, ſtieg ein Mann von unterſetzter Geſtalt heraus, den ſie zu unſerm verwundeten Helden führte. An dem Käſtchen, das er in der Hand hatte, und an der ledernen Taſche mit Inſtrumenten erkannte man ihn bald für einen Wundarzt. Seine Manieren waren mehr rauh als einnehmend, doch ſeine Hand leicht, und ſeine Hülfe willkommen.

Er unterſuchte genau, erklärte, keine Wunde ſey gefährlich, er wolle ſie auf der Stelle verbinden, alsdann könne man den Kranken in das nächſte Dorf bringen.

Die Beſorgniſſe der jungen Dame ſchienen ſich zu vermehren. Sehen Sie nur, ſagte ſie, nachdem ſie einigemal hin und hergegangen war, und den alten Herrn wieder herbey führte, ſehn Sie, wie man ihn zuge-

richtet hat! Und leidet er nicht um unsert-willen? Wilhelm hörte diese Worte, und verstand sie nicht. Sie ging unruhig hin und wieder; es schien, als könnte sie sich nicht von dem Anblick des Verwundeten los-reissen, und als fürchtete sie zugleich den Wohlstand zu verletzen, wenn sie stehen blie-be, zu der Zeit, da man ihn, wiewohl mit Mühe, zu entkleiden anfing. Der Chirurgus schnitt eben den' linken Ermel auf, als der alte Herr hinzutrat und ihr, mit einem ernst-haften Tone, die Nothwendigkeit ihre Reise fortzusetzen vorstellte. Wilhelm hatte seine Augen auf sie gerichtet, und war von ihren Blicken so eingenommen, daß er kaum füh-te, was mit ihm vorging.

Philine war indessen aufgestanden, um der gnädigen Dame die Hand zu küssen. Als sie neben einander standen, glaubte un-ser Freund nie einen solchen Abstand gesehn

zu haben. Philine war ihm noch nie in einem so ungünstigen Lichte erschienen. Sie sollte, wie es ihm vorkam, sich jener edlen Natur nicht nahen, noch weniger sie berühren.

Die Dame fragte Philinen verschiednes, aber leise. Endlich kehrte sie sich zu dem alten Herrn, der noch immer trocken dabey stand, und sagte: lieber Oheim, darf ich auf Ihre Kosten freygebig seyn? Sie zog sogleich den Überrock aus, und ihre Absicht, ihn dem Verwundeten und Unbekleideten hinzugeben, war nicht zu verkennen.

Wilhelm, den der heilsame Blick ihrer Augen bisher fest gehalten hatte, war nun, als der Überrock fiel, von ihrer schönen Gestalt überrascht. Sie trat näher herzu, und legte den Rock sanft über ihn hin. In diesem Augenblicke, da er den Mund öffnen und einige Worte des Dankes stammeln

wollte, wirkte der lebhafte Eindruck ihrer Gegenwart so sonderbar auf seine schon angegriffenen Sinne, daß es ihm auf einmal vorkam, als sey ihr Haupt mit Strahlen umgeben, und über ihr ganzes Bild verbreite sich nach und nach ein glänzendes Licht. Der Chirurgus berührte ihn eben unsanfter, indem er die Kugel, welche in der Wunde stack, herauszuziehen Anstalt machte. Die Heilige verschwand vor den Augen des Hinsinkenden; er verlor alles Bewußtseyn, und als er wieder zu sich kam, waren Reiter und Wagen, die Schöne sammt ihren Begleitern verschwunden.

Siebentes Capitel.

Nachdem unſer Freund verbunden und angekleidet war, eilte der Chirurgus weg, eben als der Harfenſpieler mit einer Anzahl Bauern herauf kam. Sie bereiteten eilig aus abgehauenen Äſten und eingeflochtnem Reiſig eine Trage, luden den Verwundeten drauf und brachten ihn unter Anführung eines reitenden Jägers, den die Herrſchaft zurück gelaſſen hatte, ſachte den Berg hinunter. Der Harfner, ſtill und in ſich gekehrt, trug ſein beſchädigtes Inſtrument, einige Leute ſchleppten Philinens Koffer, ſie ſchlenderte mit einem Bündel nach, Mignon ſprang bald voraus, bald zur Seite durch Buſch und Wald, und blickte ſehnlich nach ihrem kranken Beſchützer hinüber.

Dieſer lag, in ſeinen warmen Ueberrock gehüllt, ruhig auf der Bahre. Eine elektriſche Wärme ſchien aus der feinen Wolle in ſeinen Körper überzugehen; genug er fühlte ſich in die behaglichſte Empfindung verſetzt. Die ſchöne Beſitzerin des Kleides hatte mächtig auf ihn gewirkt. Er ſah noch den Rock von ihren Schultern fallen, die edelſte Geſtalt, von Strahlen umgeben, vor ſich ſtehen, und ſeine Seele eilte der Verſchwundnen durch Felſen und Wälder auf dem Fuße nach.

Nur mit ſinkender Nacht kam der Zug im Dorfe vor dem Wirthshauſe an, in welchem ſich die übrige Geſellſchaft befand, und verzweiflungsvoll den unerſetzlichen Verluſt beklagte. Die einzige kleine Stube des Hauſes war von Menſchen vollgepfropft; einige lagen auf der Streue, andere hatten die Bänke eingenommen; einige ſich hinter den Ofen gedruckt, und Frau Melina erwartete,

in einer benachbarten Kammer, ängſtlich ihre Niederkunft. Der Schrecken hatte ſie beſchleunigt, und unter dem Beyſtande der Wirthin, einer jungen, unerfahrnen Frau, konnte man wenig Gutes erwarten.

Als die neuen Ankömmlinge herein gelaſſen zu werden verlangten, entſtand ein allgemeines Murren. Man behauptete nun, daß man allein auf Wilhelms Rath unter ſeiner beſondern Anführung dieſen gefährlichen Weg unternommen, und ſich dieſem Unfall ausgeſetzt habe. Man warf die Schuld des übeln Ausgangs auf ihn, widerſetzte ſich an der Thüre ſeinem Eintritt, und behauptete: er müſſe anderswo unterzukommen ſuchen. Philinen begegnete man noch ſchnöder, der Harfenſpieler und Mignon mußten auch das ihrige leiden.

Nicht lange hörte der Jäger, dem die Vorſorge für die Verlaßnen von ſeiner ſchö-

nen Herrſchaft ernſtlich anbefohlen war, dem Streite mit Geduld zu; er fuhr mit Fluchen und Drohen auf die Geſellſchaft los, gebot ihnen zuſammen zu rücken, und den Ankommenden Platz zu machen. Man fing an ſich zu bequemen. Er bereitete Wilhelmen einen Platz auf einem Tiſche, den er in eine Ecke ſchob; Philine ließ ihren Koffer darneben ſtellen, und ſetzte ſich drauf. Jeder druckte ſich ſo gut er konnte, und der Jäger begab ſich weg, um zu ſehen, ob er nicht ein bequemeres Quartier für das Ehepaar ausmachen könne.

Kaum war er fort, als der Unwille wieder laut zu werden anfing, und ein Vorwurf den andern drängte. Jedermann erzählte und erhöhte ſeinen Verluſt, man ſchalt die Verwegenheit, durch die man ſo vieles eingebüßt, man verhehlte ſogar die Schadenfreude nicht, die man über die Wunden un-

sers Freundes empfand, man verhöhnte Philinen, und wollte ihr die Art und Weise, wie sie ihren Koffer gerettet, zum Verbrechen machen. Aus allerley Anzüglichkeiten und Stichelreden hätte man schließen sollen, sie habe sich während der Plünderung und Niederlage um die Gunst des Anführers der Bande bemüht, und habe ihn, wer weiß durch welche Künste und Gefälligkeiten, vermocht, ihren Koffer frey zu geben. Man wollte sie eine ganze Weile vermißt haben. Sie antwortete nichts und klapperte nur mit den großen Schlössern ihres Koffers, um ihre Neider recht von seiner Gegenwart zu überzeugen, und die Verzweiflung des Haufens durch ihr eignes Glück zu vermehren.

Achtes Capitel.

Wilhelm, ob er gleich durch den ſtarken Verluſt des Blutes ſchwach und nach der Erſcheinung jenes hülfreichen Engels mild und ſanft geworden war, konnte ſich doch zuletzt des Verdruſſes über die harten und ungerechten Reden nicht enthalten, welche bey ſeinem Stillſchweigen von der unzufriednen Geſellſchaft immer erneuert wurden. Endlich fühlte er ſich geſtärkt genug, um ſich aufzurichten, und ihnen die Unart vorzuſtellen, mit der ſie ihren Freund und Führer beunruhigten. Er hob ſein verbundnes Haupt in die Höhe, und fing, indem er ſich mit einiger Mühe ſtützte und gegen die Wand lehnte, folgendergeſtalt zu reden an:

Ich vergebe dem Schmerze, den jeder über ſeinen Verluſt empfindet, daß ihr mich in einem Augenblicke beleidigt, wo ihr mich beklagen ſolltet, daß ihr mir widerſteht und mich von euch ſtoßt, das erſtemal da ich Hülfe von euch erwarten könnte. Für die Dienſte, die ich euch erzeigte, für die Gefälligkeiten, die ich euch erwies, habe ich mich durch euren Dank, durch euer freundſchaftliches Betragen bisher genugſam belohnt gefunden; verleitet mich nicht, zwingt mein Gemüth nicht zurückzugehn und zu überdenken, was ich für euch gethan habe; dieſe Berechnuug würde mir nur peinlich werden. Der Zufall hat mich zu euch geführt, Umſtände und eine heimliche Neigung haben mich bey euch gehalten. Ich nahm an euren Arbeiten, an euren Vergnügungen Theil; meine wenigen Kenntniſſe waren zu eurem Dienſte. Gebt ihr mir jezt auf eine bittre

Weiſe den Unfall Schuld, der uns betroffen hat; ſo erinnert ihr euch nicht, daß der erſte Vorſchlag dieſen Weg zu nehmen, von fremden Leuten kam, von euch allen geprüft worden, und ſo gut von jedem als von mir gebilligt worden iſt.

Wäre unſre Reiſe glücklich vollbracht, ſo würde ſich jeder wegen des guten Einfalls loben, daß er dieſen Weg angerathen, daß er ihn vorgezogen, er würde ſich unſrer Überlegungen und ſeines ausgeübten Stimmrechts mit Freuden erinnern; jetzo macht ihr mich allein verantwortlich, ihr zwingt mir eine Schuld auf, die ich willig übernehmen wollte, wenn mich das reinſte Bewußtſeyn nicht frey ſpräche, ja wenn ich mich nicht auf euch ſelbſt berufen könnte. Habt ihr gegen mich etwas zu ſagen, ſo bringt es ordentlich vor, und ich werde mich zu vertheidigen wiſſen; habt ihr nichts Gegründetes anzugeben, ſo

ſchweigt,

ſchweigt, und quält mich nicht, jetzt da ich der Ruhe ſo äuſſerſt bedürftig bin.

Statt aller Antwort fingen die Mädchen abermals zu weinen und ihren Verluſt umſtändlich zu erzählen an. Melina war ganz auſſer Faſſung: denn er hatte freylich am meiſten und mehr als wir denken können eingebüßt. Wie ein Raſender ſtolperte er in dem engen Raume hin und her, ſtieß den Kopf wider die Wand, fluchte und ſchalt auf das unziemlichſte; und da nun gar zu gleicher Zeit die Wirthin aus der Kammer trat, mit der Nachricht, daß ſeine Frau mit einem todten Kinde niedergekommen, erlaubte er ſich die heftigſten Ausbrüche, und einſtimmig mit ihm heulte, ſchrie, brummte und lermte alles durcheinander.

Wilhelm, der zugleich von mitleidiger Theilnehmung an ihrem Zuſtande und von Verdruß über ihre niedrige Geſinnung bis in

sein Innerstes bewegt war, fühlte ohnerachtet der Schwäche seines Körpers die ganze Kraft seiner Seele lebendig. Fast, rief er aus, muß ich euch verachten, so beklagenswerth ihr auch seyn mögt. Kein Unglück berechtigt uns, einen Unschuldigen mit Vorwürfen zu beladen; habe ich Theil an diesem falschen Schritte, so büße ich auch mein Theil. Ich liege verwundet hier, und wenn die Gesellschaft verloren hat, so verliere ich das meiste. Was an Garderobe geraubt worden, was an Dekorationen zu Grunde gegangen, war mein; denn Sie, Herr Melina, haben mich noch nicht bezahlt, und ich spreche Sie von dieser Forderung hiermit völlig frey.

Sie haben gut schenken, rief Melina, was niemand wiedersehen wird. Ihr Geld lag in meiner Frauen Koffer, und es ist Ihre Schuld, daß es Ihnen verloren geht. Aber o! wenn

das alles wäre! — Er fing aufs neue zu ſtampfen, zu ſchimpfen und zu ſchreyen an. Jedermann erinnerte ſich der ſchönen Kleider aus der Garderobe des Grafen, der Schnallen, Uhren, Doſen, Hüte, welche Melina von dem Kammerdiener ſo glücklich gehandelt hatte. Jedem fielen ſeine eigenen, obgleich viel geringeren Schätze dabey wieder ins Gedächtniß; man blickte mit Verdruß auf Philinens Koffer, man gab Wilhelmen zu verſtehen, er habe wahrlich nicht übel gethan, ſich mit dieſer Schönen zu aſſociiren, und durch ihr Glück auch ſeine Habſeligkeiten zu retten.

Glaubt ihr denn, rief er endlich aus, daß ich etwas Eignes haben werde, ſo lange ihr darbt, und iſt es wohl das erſtemal, daß ich in der Noth mit euch redlich theile? Man öffne den Koffer, und was mein iſt, will ich zum öffentlichen Bedürfniß niederlegen.

Es iſt mein Koffer, ſagte Philine, und ich werde ihn nicht eher aufmachen, bis es mir beliebt. Ihre Paar Fittige, die ich Ihnen aufgehoben, können wenig betragen, und wenn ſie an die redlichſten Juden verkauft werden. Denken Sie an ſich, was Ihre Heilung koſten, was Ihnen in einem fremden Lande begegnen kann.

Sie werden mir, Philine, verſetzte Wilhelm, nichts vorenthalten, was mein iſt, und das wenige wird uns aus der erſten Verlegenheit retten. Allein der Menſch beſitzt noch manches, womit er ſeinen Freunden beyſtehen kann, das eben nicht klingende Münze zu ſeyn braucht. Alles was in mir iſt, ſoll dieſen Unglücklichen gewidmet ſeyn, die gewis, wenn ſie wieder zu ſich ſelbſt kommen, ihr gegenwärtiges Betragen bereuen werden. Ja, fuhr er fort, ich fühle daß ihr bedürft, und was ich vermag, will ich euch leiſten,

ſchenkt mir euer Vertrauen aufs neue, beruhigt euch für dieſen Augenblick, nehmet an, was ich euch verſpreche! Wer will die Zuſage im Namen aller von mir empfangen?

Hier reckte er ſeine Hand aus, und rief: ich verſpreche, daß ich nicht eher von euch weichen, euch nicht eher verlaſſen will, als bis ein jeder ſeinen Verluſt doppelt und dreyfach erſetzt ſieht, bis ihr den Zuſtand, in dem ihr euch, durch weſſen Schuld es wolle, befindet, völlig vergeſſen, und mit einem glücklichern vertauſcht habt.

Er hielt ſeine Hand noch immer ausgeſtreckt, und niemand wollte ſie faſſen. Ich verſprech' es noch einmal, rief er aus, indem er auf ſein Kiſſen zurück ſank. Alle blieben ſtille; ſie waren beſchämt, aber nicht getröſtet, und Philine, auf ihrem Koffer ſitzend, knackte Nüſſe auf, die ſie in ihrer Taſche gefunden hatte.

Neuntes Capitel.

Der Jäger kam mit einigen Leuten zurück, und machte Anſtalt, den Verwundeten wegzuſchaffen. Er hatte den Pfarrer des Orts beredet, das Ehepaar aufzunehmen; Philinens Koffer ward fortgetragen, und ſie folgte mit natürlichem Anſtand. Mignon lief voraus, und da der Kranke im Pfarrhaus ankam, ward ihm ein weites Ehebette, das ſchon lange Zeit als Gaſt- und Ehren-Bette bereit ſtand, eingegeben. Hier bemerkte man erſt, daß die Wunde aufgegangen war und ſtark geblutet hatte. Man mußte für einen neuen Verband ſorgen. Der Kranke verfiel in ein Fieber, Philine wartete ihn treulich, und als die Müdigkeit ſie übermeiſterte, löſte ſie der Harfenſpieler ab; Mignon war,

mit dem festen Vorsatz, zu wachen, in einer Ecke eingeschlafen.

Des Morgens, als Wilhelm sich ein wenig erholt hatte, erfuhr er von dem Jäger, daß die Herrschaft, die ihnen gestern zu Hülfe gekommen sey, vor kurzem ihre Güter verlassen habe, um den Kriegsbewegungen auszuweichen, und sich bis zum Frieden in einer ruhigern Gegend aufzuhalten. Er nannte den ältlichen Herrn und seine Nichte, zeigte den Ort an, wohin sie sich zuerst begeben, erklärte Wilhelmen, wie das Fräulein ihm eingebunden, für die Verlaßnen Sorge zu tragen.

Der hereintretende Wundarzt unterbrach die lebhaften Danksagungen, in welche sich Wilhelm gegen den Jäger ergoß, machte eine umständliche Beschreibung der Wunden, versicherte, daß sie leicht heilen würden, wenn der Patient sich ruhig hielte und sich abwartete.

Nachdem der Jäger weggeritten war, erzählte Philine, daß er ihr einen Beutel mit zwanzig Louisd'oren zurück gelassen, daß er dem Geistlichen ein Douceur für die Wohnung gegeben, und die Curkosten für den Chirurgus bey ihm niedergelegt habe. Sie gelte durchaus für Wilhelms Frau, introduzire sich ein für allemal bey ihm in dieser Qualität, und werde nicht zugeben, daß er sich nach einer andern Wartung umsehe.

Philine, sagte Wilhelm, ich bin Ihnen bey dem Unfall, der uns begegnet ist, schon manchen Dank schuldig worden, und ich wünschte nicht, meine Verbindlichkeiten gegen Sie vermehrt zu sehen. Ich bin unruhig, so lange Sie um mich sind, denn ich weiß nichts, womit ich Ihnen die Mühe vergelten kann. Geben Sie mir meine Sachen, die Sie in Ihrem Koffer gerettet haben, heraus, schließen Sie sich an die übrige Gesellschaft

an, ſuchen Sie ein ander Quartier, nehmen Sie meinen Dank und die goldne Uhr als eine kleine Erkenntlichkeit, nur verlaſſen Sie mich; Ihre Gegenwart beunruhigt mich mehr als Sie glauben.

Sie lachte ihm ins Geſicht, als er geendigt hatte. Du biſt ein Thor, ſagte ſie, du wirſt nicht klug werden. Ich weiß beſſer was dir gut iſt; ich werde bleiben; ich werde mich nicht von der Stelle rühren. Auf den Dank der Männer habe ich niemals gerechnet, alſo auch auf deinen nicht; und wenn ich dich lieb habe, was geht's dich an?

Sie blieb, und hatte ſich bald bey dem Pfarrer und ſeiner Familie eingeſchmeichelt, indem ſie immer luſtig war, jedem etwas zu ſchenken, jedem nach dem Sinne zu reden wußte, und dabey immer that, was ſie wollte. Wilhelm befand ſich nicht übel; der Chirurgus, ein unwiſſender, aber nicht unge-

ſchickter Menſch, ließ die Natur walten, und ſo war der Patient bald auf dem Wege der Beſſerung. Sehnlich wünſchte dieſer ſich wieder hergeſtellt zu ſehen, um ſeine Plane, ſeine Wünſche eifrig verfolgen zu können.

Unaufhörlich rief er ſich jene Begebenheit zurück, welche einen unauslöſchlichen Eindruck auf ſein Gemüth gemacht hatte. Er ſah die ſchöne Amazone reitend aus den Büſchen hervorkommen, ſie näherte ſich ihm, ſtieg ab, ging hin und wieder, und bemühte ſich um ſeinetwillen. Er ſah das umhüllende Kleid von ihren Schultern fallen; ihr Geſicht, ihre Geſtalt glänzend verſchwinden. Alle ſeine Jugendträume knüpften ſich an dieſes Bild. Er glaubte nunmehr die edle heldenmüthige Chlorinde mit eignen Augen geſehen zu haben; ihm fiel der kranke Königsſohn wieder ein, an deſſen Lager die ſchöne theilnehmende Prinzeſſin mit ſtiller Beſcheidenheit herantritt.

Sollten nicht, ſagte er manchmal im Stillen zu ſich ſelbſt, uns in der Jugend wie im Schlafe, die Bilder zukünftiger Schickſale umſchweben, und unſerm unbefangenen Auge ahndungsvoll ſichtbar werden? ſollten die Keime deſſen, was uns begegnen wird, nicht ſchon von der Hand des Schickſals ausgeſtreut, ſollte nicht ein Vorgenuß der Früchte, die wir einſt zu brechen hoffen, möglich ſeyn?

Sein Krankenlager gab ihm Zeit jene Scene tauſendmal zu wiederholen. Tauſendmal rief er den Klang jener ſüßen Stimme zurück, und wie beneidete er Philinen, die jene hülfreiche Hand geküßt hatte. Oft kam ihm die Geſchichte wie ein Traum vor, und er würde ſie für ein Mährchen gehalten haben, wenn nicht das Kleid zurück geblieben wäre, das ihm die Gewisheit der Erſcheinung verſicherte.

Mit der größten Sorgfalt für dieſes Gewand war das lebhafteſte Verlangen verbunden, ſich damit zu bekleiden. Sobald er aufſtand, warf er es über, und ſorgte den ganzen Tag, es möchte durch einen Flecken, oder auf ſonſt eine Weiſe beſchädigt werden.

Zehntes Capitel.

Laertes beſuchte ſeinen Freund. Er war bey jener lebhaften Scene im Wirthshauſe nicht gegenwärtig geweſen, denn er lag in einer obern Kammer. Über ſeinen Verluſt war er ſehr getröſtet, und half ſich mit ſeinem gewöhnlichen: was thuts? Er erzählte verſchiedne lächerliche Züge von der Geſellſchaft, beſonders gab er Frau Melina Schuld: ſie beweine den Verluſt ihrer Tochter nur deswegen, weil ſie nicht das altdeutſche Vergnügen haben könne, eine Mechtilde taufen zu laſſen. Was ihren Mann betreffe, ſo offenbare ſichs nun, daß er viel Geld bey ſich gehabt, und auch ſchon damals des Vorſchuſſes, den er Wilhelmen abgelockt, keinesweges bedurft habe. Melina wolle nunmehr

mit dem nächsten Postwagen abgehn, und werde von Wilhelmen ein Empfehlungsschreiben an seinen Freund den Director Serlo verlangen, bey dessen Gesellschaft er, weil die eigne Unternehmung gescheitert, nun unterzukommen hoffe.

Mignon war einige Tage sehr still gewesen, und als man in sie drang, gestand sie endlich, daß ihr rechter Arm verrenkt sey. Das hast du deiner Verwegenheit zu danken, sagte Philine, und erzählte: wie das Kind im Gefechte seinen Hirschfänger gezogen, und als es seinen Freund in Gefahr gesehen, wacker auf die Freybeuter zugehauen habe. Endlich sey es beym Arme ergriffen und auf die Seite geschleudert worden. Man schalt auf sie, daß sie das Übel nicht eher entdeckt habe, doch merkte man wohl, daß sie sich vor dem Chirurgus gescheut, der sie bisher immer für einen Knaben gehalten

hatte. Man ſuchte das Übel zu heben, und ſie mußte den Arm in der Binde tragen. Hierüber war ſie aufs neue empfindlich, weil ſie den beſten Theil der Pflege und Wartung ihres Freundes Philinen überlaſſen mußte, und die angenehme Sünderin zeigte ſich nur um deſto thätiger und aufmerkſamer.

Eines Morgens als Wilhelm erwachte, fand er ſich mit ihr in ſeiner ſonderbaren Nähe. Er war auf ſeinem weiten Lager in der Unruhe des Schlafs ganz an die hintere Seite gerutſcht. Philine lag queer über den vordern Theil hingeſtreckt; ſie ſchien auf dem Bette ſitzend und leſend eingeſchlafen zu ſeyn. Ein Buch war ihr aus der Hand gefallen, ſie war zurück und mit dem Kopf nah' an ſeine Bruſt geſunken, über die ſich ihre blonden aufgelößten Haare in Wellen ausbreiteten. Die Unordnung des Schlafs erhöhte mehr als Kunſt und Vorſatz ihre Reize; eine

kindiſche lächelnde Ruhe ſchwebte über ihrem Geſichte. Er ſah ſie eine Zeitlang an, und ſchien ſich ſelbſt über das Vergnügen zu tadeln, womit er ſie anſah, und wir wiſſen nicht, ob er ſeinen Zuſtand ſegnete oder tadelte, der ihm Ruhe und Mäßigung zur Pflicht machte. Er hatte ſie eine Zeitlang aufmerkſam betrachtet, als ſie ſich zu regen anfing. Er ſchloß die Augen ſachte zu, doch konnte er nicht unterlaſſen zu blinzen und nach ihr zu ſehen, als ſie ſich wieder zurecht putzte und wegging, nach dem Frühſtück zu fragen.

Nach und nach hatten ſich nun die ſämmtlichen Schauſpieler bey Wilhelmen gemeldet, hatten Empfehlungsſchreiben und Reiſegeld mehr oder weniger unartig und ungeſtüm gefordert und immer mit Widerwillen Philinens erhalten. Vergebens ſtellte ſie ihrem Freunde vor, daß der Jäger auch dieſen Leu-

ten

ten eine anſehnliche Summe zurückgelaſſen, daß man ihn nur zum Beſten habe. Vielmehr kamen ſie darüber in einen lebhaften Zwiſt, und Wilhelm behauptete nunmehr ein für allemal, daß ſie ſich gleichfalls an die übrige Geſellſchaft anſchließen und ihr Glück bey Serlo verſuchen ſollte.

Nur einige Augenblicke verließ ſie ihr Gleichmuth, dann erholte ſie ſich ſchnell wieder, und rief: wenn ich nur meinen Blonden wieder hätte, ſo wollt' ich mich um euch alle nichts kümmern. Sie meinte Friedrichen, der ſich vom Wahlplatze verloren und nicht wieder gezeigt hatte.

Des andern Morgens brachte Mignon die Nachricht ans Bette: daß Philine in der Nacht abgereiſt ſey; im Nebenzimmer habe ſie alles, was ihm gehöre, ſehr ordentlich zuſammen gelegt. Er empfand ihre Abweſenheit; er hatte an ihr eine treue Wärterin,

eine muntere Gesellschafterin verloren; er war nicht mehr gewohnt allein zu seyn. Allein Mignon füllte die Lücke bald wieder aus.

Seitdem jene leichtfertige Schöne in ihren freundlichen Bemühungen den Verwundeten umgab, hatte sich die Kleine nach und nach zurück gezogen, und war stille für sich geblieben; nun aber da sie wieder freyes Feld gewann, trat sie mit Aufmerksamkeit und Liebe hervor, war eifrig ihm zu dienen, und munter ihn zu unterhalten.

Eilftes Capitel.

Mit lebhaften Schritten nahete er ſich der Beſſerung. Er hoffte nun in wenig Tagen ſeine Reiſe antreten zu können. Er wollte nicht etwa planlos ein ſchlenderndes Leben fortſetzen, ſondern zweckmäßige Schritte ſollten künftig ſeine Bahn bezeichnen. Zuerſt wollte er die hülfreiche Herrſchaft aufſuchen, um ſeine Dankbarkeit an den Tag zu legen, alsdann zu ſeinem Freunde dem Director eilen, um für die verunglückte Geſellſchaft auf das beſte zu ſorgen, und zugleich die Handelsfreunde, an die er mit Addreſſen verſehen war, beſuchen, und die ihm aufgetragnen Geſchäfte verrichten. Er machte ſich Hoffnung, daß ihm das Glück wie vorher auch künftig beyſtehen, und ihm Gelegenheit

verſchaffen werde, durch eine glückliche Spekulation den Verluſt zu erſetzen, und die Lücke ſeiner Caſſe wieder auszufüllen.

Das Verlangen, ſeine Retterin wieder zu ſehen, wuchs mit jedem Tage. Um ſeine Reiſeroute zu beſtimmen, ging er mit dem Geiſtlichen zu Rathe, der ſchöne geographiſche und ſtatiſtiſche Kenntniſſe hatte, und eine artige Bücher- und Karten-Sammlung beſaß. Man ſuchte nach dem Orte, den die edle Familie während des Kriegs zu ihrem Sitz erwählt hatte, man ſuchte Nachrichten von ihr ſelbſt auf; allein der Ort war in keiner Geographie, auf keiner Karte zu finden, und die genealogiſchen Handbücher ſagten nichts von einer ſolchen Familie.

Wilhelm wurde unruhig, und als er ſeine Bekümmerniß laut werden ließ, entdeckte ihm der Harfenſpieler: er habe Urſache zu glauben, daß der Jäger, es ſey aus welcher

Urſache es wolle, den wahren Nahmen verſchwiegen habe.

Wilhelm, der nun einmal ſich in der Nähe der Schönen glaubte, hoffte einige Nachricht von ihr zu erhalten, wenn er den Harfenſpieler abſchickte; aber auch dieſe Hoffnung ward getäuſcht. So ſehr der Alte ſich auch erkundigte, konnte er doch auf keine Spur kommen. In jenen Tagen waren verſchiedene lebhafte Bewegungen und unvorgeſehene Durchmärſche in dieſen Gegenden vorgefallen, niemand hatte auf die reiſende Geſellſchaft beſonders Acht gegeben, ſo daß der ausgeſendete Bote, um nicht für einen jüdiſchen Spion angeſehn zu werden, wieder zurück gehen und ohne Oelblatt vor ſeinem Herrn und Freund erſcheinen mußte. Er legte ſtrenge Rechenſchaft ab, wie er den Auftrag auszurichten geſucht, und war bemüht, allen Verdacht einer Nachläſſigkeit von

sich zu entfernen. Er suchte auf alle Weise Wilhelms Betrübniß zu lindern, besann sich auf alles, was er von dem Jäger erfahren hatte, und brachte mancherley Muthmaßungen vor, wobey denn endlich ein Umstand vorkam, woraus Wilhelm einige räthselhafte Worte der schönen Verschwundnen deuten konnte.

Die räuberische Bande nämlich hatte nicht der wandernden Truppe, sondern jener Herrschaft aufgepaßt, bey der sie mit Recht vieles Geld und Kostbarkeiten vermuthete, und von deren Zug sie genaue Nachricht mußte gehabt haben. Man wußte nicht, ob man die That einem Freycorps, ob man sie Marodeurs oder Räubern zuschreiben sollte. Genug, zum Glücke der vornehmen und reichen Caravane waren die Geringen und Armen zuerst auf den Platz gekommen, und hatten das Schicksal erduldet, das jenen zu-

bereitet war. Darauf bezogen ſich die Worte der jungen Dame, deren ſich Wilhelm noch gar wohl erinnerte. Wenn er nun vergnügt und glücklich ſeyn konnte, daß ein vorſichtiger Genius ihn zum Opfer beſtimmt hatte, eine vollkommene Sterbliche zu retten, ſo war er dagegen nahe an der Verzweiflung, da ihm, ſie wieder zu finden, ſie wieder zu ſehen, wenigſtens für den Augenblick, alle Hoffnung verſchwunden war.

Was dieſe ſonderbare Bewegung in ihm vermehrte, war die Ähnlichkeit, die er zwiſchen der Gräfin und der ſchönen Unbekannten entdeckt zu haben glaubte. Sie glichen ſich, wie ſich Schweſtern gleichen mögen, deren keine die jüngere noch die ältere genannt werden darf, denn ſie ſcheinen Zwillinge zu ſeyn.

Die Erinnerung an die liebenswürdige Gräfin war ihm unendlich ſüß. Er rief ſich

ihr Bild nur allzugern wieder ins Gedächtniß. Aber nun trat die Gestalt der edlen Amazone gleich dazwischen, eine Erscheinung verwandelte sich in die andere, ohne daß er im Stande gewesen wäre, diese oder jene fest zu halten.

Wie wunderbar mußte ihm daher die Ähnlichkeit ihrer Handschriften seyn! denn er verwahrte ein reizendes Lied von der Hand der Gräfin in seiner Schreibtafel, und in dem Überrocke hatte er ein Zettelchen gefunden, worin man sich mit viel zärtlicher Sorgfalt nach dem Befinden eines Oheims erkundigte.

Wilhelm war überzeugt, daß seine Retterin dieses Billet geschrieben; daß es auf der Reise in einem Wirthshause aus einem Zimmer in das andere geschickt und von dem Oheim in die Tasche gesteckt worden sey. Er hielt beide Handschriften gegen einander, und

wenn die zierlich geſtellten Buchſtaben der Gräfin ihm ſonſt ſo ſehr gefallen hatten; ſo fand er in den ähnlichen aber freyeren Zügen der Unbekannten eine unausſprechlich fließende Harmonie. Das Billet enthielt nichts, und ſchon die Züge ſchienen ihn, ſo wie ehemals die Gegenwart der Schönen, zu erheben.

Er verfiel in eine träumende Sehnſucht, und wie einſtimmend mit ſeinen Empfindungen war das Lied, das eben in dieſer Stunde Mignon und der Harfner als ein unregelmäßiges Duett mit dem herzlichſten Ausdrucke ſangen:

Nur wer die Sehnſucht kennt,
Weiß was ich leide!
Allein und abgetrennt
Von aller Freude,
Seh ich ans Firmament
Nach jener Seite.

Ach! der mich liebt und kennt
Iſt in der Weite.
Es ſchwindelt mir, es brennt
Mein Eingeweide.
Nur wer die Sehnſucht kennt,
Weiß was ich leide!

Zwölftes Capitel.

Die ſanften Lockungen des lieben Schutzgeiſtes, anſtatt unſern Freund auf irgend einen Weg zu führen, nährten und vermehrten die Unruhe, die er vorher empfunden hatte. Eine heimliche Gluth ſchlich in ſeinen Adern, beſtimmte und unbeſtimmte Gegenſtände wechſelten in ſeiner Seele, und erregten ein endloſes Verlangen. Bald wünſchte er ſich ein Roß, bald Flügel, und indem es ihm unmöglich ſchien, bleiben zu können, ſah er ſich erſt um, wohin er denn eigentlich begehre.

Der Faden ſeines Schickſals hatte ſich ſo ſonderbar verworren; er wünſchte die ſeltſamen Knoten aufgelöſt oder zerſchnitten zu ſehen. Oft wenn er ein Pferd traben oder einen Wagen rollen hörte, ſchaute er eilig

zum Fenſter hinaus, in der Hoffnung, es würde jemand ſeyn, der ihn aufſuchte, und wäre es auch nur durch Zufall, ihm Nachricht, Gewisheit und Freude brächte. Er erzählte ſich Geſchichten vor, wie ſein Freund Werner in dieſe Gegend kommen und ihn überraſchen könnte, daß Mariane vielleicht erſcheinen dürfte. Der Ton eines jeden Poſthorns ſetzte ihn in Bewegung. Melina ſollte von ſeinem Schickſale Nachricht geben, vorzüglich aber ſollte der Jäger wiederkommen und ihn zu jener angebeteten Schönheit einladen.

Von allem dieſem geſchah leider nichts, und er mußte zuletzt wieder mit ſich allein bleiben, und indem er das Vergangne wieder durchnahm, ward ihm ein Umſtand, je mehr er ihn betrachtete und beleuchtete, immer widriger und unerträglicher. Es war ſeine verunglückte Heerführerſchaft, an die er ohne

Verdruß nicht denken konnte. Denn ob er gleich am Abend jenes bösen Tages sich vor der Gesellschaft so ziemlich herausgeredet hatte; so konnte er sich doch selbst seine Schuld nicht verleugnen. Er schrieb sich vielmehr in hypochondrischen Augenblicken den ganzen Vorfall allein zu.

Die Eigenliebe läßt uns sowohl unsre Tugenden als unsre Fehler viel bedeutender, als sie sind, erscheinen. Er hatte das Vertrauen auf sich rege gemacht, den Willen der übrigen gelenkt, und war von Unerfahrenheit und Kühnheit geleitet, vorangegangen; es ergriff sie eine Gefahr, der sie nicht gewachsen waren. Laute und stille Vorwürfe verfolgten ihn, und wenn er der irregeführten Gesellschaft nach dem empfindlichen Verluste zugesagt hatte, sie nicht zu verlassen, bis er ihnen das Verlorne mit Wucher ersetzt hätte; so hatte er sich über eine neue Verwe-

genheit zu ſchelten, womit er ein allgemeines ausgetheiltes Übel auf ſeine Schultern zu nehmen ſich vermaß. Bald verwies er ſich, daß er durch Aufſpannung und Drang des Augenblicks ein ſolches Verſprechen gethan hatte; bald fühlte er wieder, daß jenes gutmüthige Hinreichen ſeiner Hand, die niemand anzunehmen würdigte, nur eine leichte Förmlichkeit ſey gegen das Gelübde, das ſein Herz gethan hatte. Er ſann auf Mittel, ihnen wohlthätig und nützlich zu ſeyn, und fand alle Urſache, ſeine Reiſe zu Serlo zu beſchleunigen. Er packte nunmehr ſeine Sachen zuſammen, und eilte, ohne ſeine völlige Geneſung abzuwarten, ohne auf den Rath des Paſtors und Wundarztes zu hören, in der wunderbaren Geſellſchaft Mignons und des Alten, der Unthätigkeit zu entfliehen, in der ihn ſein Schickſal abermals nur zu lange gehalten hatte.

Dreyzehntes Capitel.

Serlo empfing ihn mit offnen Armen, und rief ihm entgegen: Seh ich Sie? Erkenn' ich Sie wieder? Sie haben ſich wenig oder nicht geändert, iſt Ihre Liebe zur edelſten Kunſt noch immer ſo ſtark und lebendig? So ſehr erfreu ich mich über Ihre Ankunft, daß ich ſelbſt das Mißtrauen nicht mehr fühle, das Ihre letzten Briefe bey mir erregt haben.

Wilhelm bat betroffen um eine nähere Erklärung.

Sie haben ſich, verſetzte Serlo, gegen mich nicht wie ein alter Freund betragen; Sie haben mich wie einen großen Herrn behandelt, dem man mit gutem Gewiſſen unbrauchbare Leute empfehlen darf. Unſer Schickſal hängt von der Meinung des Pu-

blikums ab, und ich fürchte, daß Ihr Herr Melina mit den seinigen schwerlich bey uns wohl aufgenommen werden dürfte.

Wilhelm wollte etwas zu ihren Gunsten sprechen, aber Serlo fing an, eine so unbarmherzige Schilderung von ihnen zu machen, daß unser Freund sehr zufrieden war, als ein Frauenzimmer in das Zimmer trat, das Gespräch unterbrach, und ihm sogleich als Schwester Aurelia von seinem Freunde vorgestellt ward. Sie empfing ihn auf das freundschaftlichste, und ihre Unterhaltung war so angenehm, daß er nicht einmal einen entschiedenen Zug des Kummers gewahr wurde, der ihrem geistreichen Gesicht noch ein besonderes Interesse gab.

Zum erstenmal seit langer Zeit fand sich Wilhelm wieder in seinem Elemente. Bey seinen Gesprächen hatte er sonst nur nothdürftig gefällige Zuhörer gefunden, da er

gegenwärtig mit Künſtlern und Kennern zu ſprechen das Glück hatte, die ihn nicht allein vollkommen verſtanden, ſondern die auch ſein Geſpräch belehrend erwiederten. Mit welcher Geſchwindigkeit ging man die neuſten Stücke durch! mit welcher Sicherheit beurtheilte man ſie! wie wußte man das Urtheil des Publikums zu prüfen und zu ſchätzen! in welcher Geſchwindigkeit klärte man einander auf!

Nun mußte ſich, bey Wilhelms Vorliebe für Shakeſpearen, das Geſpräch nothwendig auf dieſen Schriftſteller lenken. Er zeigte die lebhafteſte Hoffnung auf die Epoche, welche dieſe vortrefflichen Stücke in Deutſchland machen müßten, und bald brachte er ſeinen Hamlet vor, der ihn ſo ſehr beſchäftigt hatte.

Serlo verſicherte, daß er das Stück längſt, wenn es nur möglich geweſen wäre, gegeben hätte, daß er gern die Rolle des Polonius

übernehmen wolle. Dann ſetzte er mit Lächeln hinzu: und Ophelien finden ſich wohl auch, wenn wir nur erſt den Prinzen haben.

Wilhelm bemerkte nicht, daß Aurelien dieſer Scherz des Bruders zu mißfallen ſchien; er ward vielmehr nach ſeiner Art weitläuftig und lehrreich, in welchem Sinne er den Hamlet geſpielt haben wolle. Er legte ihnen die Reſultate umſtändlich dar, mit welchen wir ihn oben beſchäftigt geſehen, und gab ſich alle Mühe, ſeine Meinung annehmlich zu machen, ſo viel Zweifel auch Serlo gegen ſeine Hypotheſe erregte. Nun gut, ſagte dieſer zuletzt, wir geben Ihnen alles zu, was wollen Sie weiter daraus erklären?

Vieles, alles, verſetzte Wilhelm. Denken Sie ſich einen Prinzen, wie ich ihn geſchildert habe, deſſen Vater unvermuthet ſtirbt. Ehrgeiz und Herrſchſucht ſind nicht die Leidenſchaften, die ihn beleben; er hatte ſich's

gefallen laſſen, Sohn eines Königs zu ſeyn; aber nun iſt er erſt genöthigt auf den Abſtand aufmerkſamer zu werden, der den König vom Unterthan ſcheidet. Das Recht zur Krone war nicht erblich, und doch hätte ein längeres Leben ſeines Vaters die Anſprüche ſeines einzigen Sohnes mehr befeſtigt, und die Hoffnung zur Krone geſichert. Dagegen ſieht er ſich nun durch ſeinen Oheim, ohngeachtet ſcheinbarer Verſprechungen, vielleicht auf immer ausgeſchloſſen, er fühlt ſich nun ſo arm an Gnade, an Gütern, und fremd in dem, was er von Jugend auf als ſein Eigenthum betrachten konnte. Hier nimmt ſein Gemüth die erſte traurige Richtung. Er fühlt, daß er nicht mehr, ja nicht ſo viel iſt als jeder Edelmann, er giebt ſich für einen Diener eines jeden, er iſt nicht höflich, nicht herablaſſend, nein, herabgeſunken und bedürftig.

Nach ſeinem vorigen Zuſtande blickt er

nur wie nach einem verſchwundnen Traume. Vergebens, daß ſein Oheim ihn aufmuntern, ihm ſeine Lage aus einem andern Geſichtspunkte zeigen will, die Empfindung ſeines Nichts verläßt ihn nie.

Der zweyte Schlag, der ihn traf, verletzte tiefer, beugte noch mehr. Es iſt die Heirath ſeiner Mutter. Ihm, einem treuen und zärtlichen Sohne, blieb, da ſein Vater ſtarb, eine Mutter noch übrig; er hoffte in Geſellſchaft ſeiner hinterlaßnen edlen Mutter die Heldengeſtalt jenes großen Abgeſchiednen zu verehren; aber auch ſeine Mutter verliert er, und es iſt ſchlimmer als wenn ſie ihm der Tod geraubt hätte. Das zuverläßige Bild, das ſich ein wohlgerathnes Kind ſo gern von ſeinen Eltern macht, verſchwindet; bey dem Todten iſt keine Hulfe, und an der Lebendigen kein Halt. Sie iſt auch ein Weib, und unter dem allgemeinen Geſchlechtsnahmen, Gebrechlichkeit, iſt auch ſie begriffen.

Nun erſt fühlt er ſich recht gebeugt, nun erſt verwaiſt, und kein Glück der Welt kann ihm wieder erſetzen, was er verloren hat. Nicht traurig, nicht nachdenklich von Natur, wird ihm Trauer und Nachdenken zur ſchweren Bürde. So ſehen wir ihn auftreten. Ich glaube nicht, daß ich etwas in das Stück hineinlege, oder einen Zug übertreibe.

Serlo ſah ſeine Schweſter an, und ſagte: habe ich dir ein falſches Bild von unſerm Freunde gemacht? Er fängt gut an, und wird uns noch manches vorerzählen und viel überreden. Wilhelm ſchwur hoch und theuer, daß er nicht überreden, ſondern überzeugen wolle, und bat nur noch um einen Augenblick Geduld.

Denken Sie ſich, rief er aus, dieſen Jüngling, dieſen Fürſtenſohn recht lebhaft, vergegenwärtigen Sie ſich ſeine Lage, und dann beobachten Sie ihn, wenn er erfährt, die

Gestalt seines Vaters erscheine; stehen Sie ihm bey in der schrecklichen Nacht, wenn der ehrwürdige Geist selbst vor ihm auftritt. Ein ungeheures Entsetzen ergreift ihn; er redet die Wundergestalt an; sieht sie winken, folgt und hört — Die schrecklichste Anklage wider seinen Oheim ertönt in seinen Ohren; Aufforderung zur Rache und die dringende wiederholte Bitte: erinnere Dich meiner!

Und da der Geist verschwunden ist, wen sehen wir vor uns stehen? Einen jungen Helden, der nach Rache schnaubt? Einen gebohrnen Fürsten, der sich glücklich fühlt, gegen den Usurpator seiner Krone aufgefordert zu werden? Nein! Staunen und Trübsinn überfällt den Einsamen; er wird bitter gegen die lächelnden Bösewichter; schwört den Abgeschiednen nicht zu vergessen, und schließt mit dem bedeutenden Seufzer: die Zeit ist

aus dem Gelenke; wehe mir, daß ich gebohren war, sie wieder einzurichten.

In diesen Worten, dünkt mich, liegt der Schlüssel zu Hamlets ganzen Betragen, und mir ist deutlich, daß Shakespear habe schildern wollen: eine große That auf eine Seele gelegt, die der That nicht gewachsen ist. Und in diesem Sinne find' ich das Stück durchgängig gearbeitet. Hier wird ein Eichbaum in ein köstliches Gefäß gepflanzt, das nur liebliche Blumen in seinen Schooß hätte aufnehmen sollen; die Wurzeln dehnen sich aus, das Gefäß wird zernichtet.

Ein schönes, reines, edles, höchst moralisches Wesen, ohne die sinnliche Stärke, die den Helden macht, geht unter einer Last zu Grunde, die es weder tragen noch abwerfen kann; jede Pflicht ist ihm heilig, diese zu schwer. Das Unmögliche wird von ihm gefordert, nicht das Unmögliche an sich, sondern

das was ihm unmöglich iſt. Wie er ſich windet, dreht, ängſtigt, vor und zurück tritt; immer erinnert wird, ſich immer erinnert, und zuletzt faſt ſeinen Zweck aus dem Sinne verliert, ohne doch jemals wieder froh zu werden.

Vierzehntes Capitel.

Verſchiedene Perſonen traten herein, die das Geſpräch unterbrachen. Es waren Virtuoſen, die ſich bey Serlo gewöhnlich einmal die Woche zu einem kleinen Concerte verſammelten. Er liebte die Muſik ſehr, und behauptete, daß ein Schauſpieler ohne dieſe Liebe niemals zu einem deutlichen Begriff und Gefühl ſeiner eigenen Kunſt gelangen könne. So wie man viel leichter und anſtändiger agire, wenn die Gebährden durch eine Melodie begleitet und geleitet werden, ſo müſſe der Schauſpieler ſich auch ſeine proſaiſche Rolle gleichſam im Sinne componiren, daß er ſie nicht nur eintönig nach ſeiner individuellen Art und Weiſe hinſudele, ſondern ſie in gehöriger Abwechſelung nach Takt und Maaß behandle.

Aurelie ſchien an allem, was vorging, wenig Antheil zu nehmen, vielmehr führte ſie zuletzt unſern Freund in ein Seitenzimmer, und indem ſie ans Fenſter trat und den geſtirnten Himmel anſchaute, ſagte ſie zu ihm: Sie ſind uns manches über Hamlet ſchuldig geblieben; ich will zwar nicht voreilig ſeyn, und wünſche, daß mein Bruder auch mit anhören möge, was Sie uns noch zu ſagen haben, doch laſſen Sie mich Ihre Gedanken über Ophelien hören.

Von ihr läßt ſich nicht viel ſagen, verſetzte Wilhelm, denn nur mit wenig Meiſterzügen iſt ihr Charakter vollendet. Ihr ganzes Weſen ſchwebt in reifer ſüßer Sinnlichkeit. Ihre Neigung zu dem Prinzen, auf deſſen Hand ſie Anſpruch machen darf, fließt ſo aus der Quelle, das gute Herz überläßt ſich ſo ganz ſeinem Verlangen, daß Vater und Bruder beide fürchten, beide geradezu

und unbeſcheiden warnen. Der Wohlſtand, wie der leichte Flor auf ihrem Buſen, kann die Bewegung ihres Herzens nicht verbergen, er wird vielmehr ein Verräther dieſer leiſen Bewegung. Ihre Einbildungskraft iſt angeſteckt, ihre ſtille Beſcheidenheit athmet eine liebevolle Begierde, und ſollte die bequeme Göttin Gelegenheit das Bäumchen ſchütteln, ſo würde die Frucht ſogleich herabfallen.

Und nun, ſagte Aurelie, wenn ſie ſich verlaſſen ſieht, verſtoßen und verſchmäht, wenn in der Seele ihres wahnſinnigen Geliebten ſich das Höchſte zum Tiefſten umwendet, und er ihr ſtatt des ſüßen Bechers der Liebe den bittern Kelch der Leiden hinreicht —

Ihr Herz bricht, rief Wilhelm aus, das ganze Gerüſte ihres Daſeyns rückt aus ſeinen Fugen, der Tod ihres Vaters ſtürmt herein, und das ſchöne Gebäude ſtürzt völlig zuſammen.

Wilhelm hatte nicht bemerkt, mit welchem Ausdruck Aurelie die letzten Worte aussprach. Nur auf das Kunstwerk, dessen Zusammenhang und Vollkommenheit gerichtet, ahndete er nicht, daß seine Freundin eine ganz andere Wirkung empfand; nicht, daß ein eigner tiefer Schmerz durch diese dramatischen Schattenbilder in ihr lebhaft erregt ward.

Noch immer hatte Aurelie ihr Haupt von ihren Armen unterstützt, und ihre Augen, die sich mit Thränen füllten, gen Himmel gewendet. Endlich hielt sie nicht länger ihren verborgnen Schmerz zurück; sie faßte des Freundes beide Hände, und rief, indem er erstaunt vor ihr stand: verzeihen Sie, verzeihen Sie einem geängstigten Herzen! die Gesellschaft schnürt und preßt mich zusammen, vor meinem unbarmherzigen Bruder muß ich mich zu verbergen suchen; nun hat

Ihre Gegenwart alle Bande aufgelöst. Mein Freund! fuhr sie fort, seit einem Augenblicke sind wir erst bekannt, und schon werden Sie mein Vertrauter. Sie konnte die Worte kaum aussprechen, und sank an seine Schulter. Denken Sie nicht übler von mir, sagte sie schluchzend, daß ich mich Ihnen so schnell eröffne, daß Sie mich so schwach sehen. Seyn Sie, bleiben Sie mein Freund, ich verdiene es. Er redete ihr auf das herzlichste zu, umsonst! ihre Thränen flossen und erstickten ihre Worte.

In diesem Augenblicke trat Serlo sehr unwillkommen herein, und sehr unerwartet Philine, die er bey der Hand hielt. Hier ist Ihr Freund, sagte er zu ihr, er wird sich freun, Sie zu begrüßen.

Wie! rief Wilhelm erstaunt, muß ich Sie hier sehen? Mit einem bescheidnen, gesetzten Wesen ging sie auf ihn los, hieß ihn will-

kommen, rühmte Serlo's Güte, der sie ohne ihr Verdienst, bloß in Hoffnung, daß sie sich bilden werde, unter seine treffliche Truppe aufgenommen habe. Sie that dabey gegen Wilhelmen freundlich, doch aus einer ehrerbietigen Entfernung.

Diese Verstellung währte aber nicht länger, als die Beiden zugegen waren. Denn als Aurelie ihren Schmerz zu verbergen wegging, und Serlo abgerufen ward, sah Philine erst recht genau nach den Thüren, ob beide auch gewiß fort seyen, dann hüpfte sie wie thörigt in der Stube herum, setzte sich an die Erde, und wollte vor Kichern und Lachen ersticken. Dann sprang sie auf, schmeichelte unserm Freunde, und freute sich über alle maßen, daß sie so klug gewesen sey, vorauszugehen, das Terrain zu recognosciren und sich einzunisten.

Hier geht es bunt zu, sagte sie, gerade

ſo wie mir's recht iſt. Aurelie hat einen unglücklichen Liebeshandel mit einem Edelmanne gehabt, der ein prächtiger Menſch ſeyn muß, und den ich ſelbſt wohl einmal ſehen möchte. Er hat ihr ein Andenken hinterlaſſen, oder ich müßte mich ſehr irren. Es läuft da ein Knabe herum, ohngefähr von drey Jahren, ſchön wie die Sonne; der Papa mag allerliebſt ſeyn, ich kann ſonſt die Kinder nicht leiden, aber dieſer Junge freut mich. Ich habe ihr nachgerechnet. Der Tod ihres Mannes, die neue Bekanntſchaft, das Alter des Kindes, alles trift zuſammen.

Nun iſt der Freund ſeiner Wege gegangen; ſeit einem Jahre ſieht er ſie nicht mehr. Sie iſt darüber auſſer ſich und untröſtlich. Die Närrin! — Der Bruder hat unter der Truppe eine Tänzerin, mit der er ſchön thut, ein Aktrischen, mit der er vertraut iſt, in der Stadt noch einige Frauen, denen er aufwar-

tet, und nun ſteh ich auch auf der Liſte. Der Narr! — Vom übrigen Volke ſollſt du morgen hören. Und nun noch ein Wörtchen von Philinen, die Du kennſt, die Erznärrin iſt in Dich verliebt. Sie ſchwur, daß es wahr ſey, und betheuerte, daß es ein rechter Spaß ſey. Sie bat Wilhelmen inſtändig, er möchte ſich in Aurelien verlieben, dann werde die Hetze erſt recht angehen. Sie läuft ihrem Ungetreuen, Du ihr, ich Dir und der Bruder mir nach. Wenn das nicht eine Luſt auf ein halbes Jahr giebt, ſo will ich an der erſten Epiſode ſterben, die ſich zu dieſem vierfach verſchlungenen Romane hinzuwirft. Sie bat ihn, er möchte ihr den Handel nicht verderben, und ihr ſo viel Achtung bezeigen, als ſie durch ihr öffentliches Betragen verdienen wolle.

Funfzehntes Capitel.

Den nächſten Morgen gedachte Wilhelm Madam Melina zu beſuchen; er fand ſie nicht zu Hauſe, fragte nach den übrigen Gliedern der wandernden Geſellſchaft, und erfuhr: Philine habe ſie zum Frühſtück eingeladen. Aus Neugier eilte er hin, und traf ſie alle ſehr aufgeräumt und getröſtet. Das kluge Geſchöpf hatte ſie verſammelt, ſie mit Chocolade bewirthet, und ihnen zu verſtehen gegeben, noch ſey nicht alle Ausſicht verſperrt; ſie hoffe durch ihren Einfluß den Director zu überzeugen, wie vortheilhaft es ihm ſey, ſo geſchickte Leute in ſeine Geſellſchaft aufzunehmen. Sie hörten ihr aufmerkſam zu, ſchlurften eine Taſſe nach der andern hinunter, fanden das Mädchen gar

nicht übel, und nahmen ſich vor, das Beſte von ihr zu reden.

Glauben Sie denn, ſagte Wilhelm, der mit Philinen allein geblieben war, daß Serlo ſich noch entſchließen werde, unſre Gefährten zu behalten? Mit nichten, verſetzte Philine, es iſt mir auch gar nichts daran gelegen, ich wollte, ſie wären je eher je lieber fort! den einzigen Laertes wünſcht' ich zu behalten; die übrigen wollen wir ſchon nach und nach bey Seite bringen.

Hierauf gab ſie ihrem Freunde zu verſtehen, daß ſie gewiß überzeugt ſey, er werde nunmehr ſein Talent nicht länger vergraben, ſondern unter Direction eines Serlo auf's Theater gehen. Sie konnte die Ordnung, den Geſchmack, den Geiſt, der hier herrſche, nicht genug rühmen; ſie ſprach ſo ſchmeichelnd zu unſerm Freunde, ſo ſchmeichelhaft von ſeinen Talenten, daß ſein Herz

und seine Einbildungskraft sich eben so sehr diesem Vorschlage näherten, als sein Verstand und seine Vernunft sich davon entfernten. Er verbarg seine Neigung vor sich selbst und vor Philinen, und brachte einen unruhigen Tag zu, an dem er sich nicht entschließen konnte, zu seinen Handelscorrespondenten zu gehen, und die Briefe, die dort für ihn liegen möchten, abzuholen. Denn ob er sich gleich die Unruhe der Seinigen diese Zeit über vorstellen konnte, so scheute er sich doch, ihre Sorgen und Vorwürfe umständlich zu erfahren, um so mehr, da er sich einen großen und reinen Genuß diesen Abend von der Aufführung eines neuen Stücks versprach.

Serlo hatte sich geweigert, ihn bey der Probe zuzulassen. Sie müssen uns, sagte er, erst von der besten Seite kennen lernen, eh wir zugeben, daß Sie uns in die Karte sehen.

Mit der größten Zufriedenheit wohnte aber auch unser Freund den Abend darauf der Vorstellung bey. Es war das erstemal, daß er ein Theater in solcher Vollkommenheit sah. Man traute sämmtlichen Schauspielern fürtrefliche Gaben, glückliche Anlagen und einen hohen und klaren Begriff von ihrer Kunst zu, und doch waren sie einander nicht gleich; aber sie hielten und trugen sich wechselsweise, feuerten einander an, und waren in ihrem ganzen Spiele sehr bestimmt und genau. Man fühlte bald, daß Serlo die Seele des Ganzen war, und er zeichnete sich sehr zu seinem Vortheil aus. Eine heitere Laune, eine gemäßigte Lebhaftigkeit, ein bestimmtes Gefühl des Schicklichen bey einer großen Gabe der Nachahmung, mußte man an ihm, wie er aufs Theater trat, wie er den Mund öffnete, bewundern. Die innere Behaglichkeit seines Daseyns schien sich über

alle Zuhörer auszubreiten, und die geistreiche Art, mit der er die feinsten Schattirungen der Rollen mit der größten Leichtigkeit ausdruckte, erweckte um soviel mehr Freude, als er die Kunst zu verbergen wußte, die er sich durch eine anhaltende Übung eigen gemacht hatte.

Seine Schwester Aurelie blieb nicht hinter ihm, und erhielt noch größeren Beyfall, indem sie die Gemüther der Menschen rührte, die er zu erheitern und zu erfreuen so sehr im Stande war.

Nach einigen Tagen, die auf eine angenehme Weise zugebracht wurden, verlangte Aurelie nach unserm Freund. Er eilte zu ihr, und fand sie auf dem Kanapee liegen; sie schien am Kopfweh zu leiden, und ihr ganzes Wesen konnte eine fieberhafte Bewegung nicht verbergen. Ihr Auge erheiterte sich, als sie den Hereintretenden ansah. Ver-

geben Sie! rief ſie ihm entgegen, das Zutrauen, das Sie mir einflößten, hat mich ſchwach gemacht. Bisher konnt' ich mich mit meinen Schmerzen im Stillen unterhalten, ja ſie gaben mir Stärke und Troſt, nun haben Sie, ich weiß nicht wie es zugegangen iſt, die Bande der Verſchwiegenheit gelöſt, und Sie werden nun ſelbſt wider Willen Theil an dem Kampfe nehmen, den ich gegen mich ſelbſt ſtreite.

Wilhelm antwortete ihr freundlich und verbindlich. Er verſicherte, daß ihr Bild und ihre Schmerzen ihm beſtändig vor der Seele geſchwebt, daß er ſie um ihr Vertrauen bitte, daß er ſich ihr zum Freund widme.

Indem er ſo ſprach, wurden ſeine Augen von dem Knaben angezogen, der vor ihr auf der Erde ſaß, und allerley Spielwerk durcheinander warf. Er mochte, wie Philine ſchon angegeben, ohngefähr drey Jahre alt ſeyn,

und Wilhelm verſtand nun erſt, warum das leichtfertige, in ihren Ausdrücken ſelten erhabene Mädchen den Knaben der Sonne verglichen. Denn um die offnen braunen Augen und das volle Geſicht kräuſelten ſich die ſchönſten goldnen Locken, an einer blendend weißen Stirne zeigten ſich zarte dunkle ſanftgebogene Augenbraunen, und die lebhafte Farbe der Geſundheit glänzte auf ſeinen Wangen. Setzen Sie ſich zu mir, ſagte Aurelie, Sie ſehen das glückliche Kind mit Verwundrung an; gewiß, ich habe es mit Freuden auf meine Arme genommen, ich bewahre es mit Sorgfalt; nur kann ich auch recht an ihm den Grad meiner Schmerzen erkennen, weil ich den Werth einer ſolchen Gabe nur ſelten empfinde.

Erlauben Sie mir, fuhr ſie fort, daß ich nun auch von mir und meinem Schikſale rede; denn es iſt mir ſehr daran gelegen, daß

Sie mich nicht verkennen. Ich glaubte einige gelaſſene Augenblicke zu haben, darum ließ ich Sie rufen; Sie ſind nun da, und ich habe meinen Faden verloren.

Ein verlaßnes Geſchöpf mehr in der Welt! werden Sie ſagen. Sie ſind ein Mann, und denken: wie gebährdet ſie ſich bey einem nothwendigen Übel, das gewiſſer als der Tod über einem Weibe ſchwebt, bey der Untreue eines Mannes, die Thörin! — O mein Freund, wäre mein Schickſal gemein, ich wollte gern gemeines Übel ertragen, aber es iſt ſo außerordentlich, warum kann ichs Ihnen nicht im Spiegel zeigen, warum nicht jemand auftragen, es Ihnen zu erzählen? O wäre ich verführt, überraſcht und dann verlaſſen, dann würde in der Verzweiflung noch Troſt ſeyn; aber ich bin weit ſchlimmer daran, ich habe mich ſelbſt hintergangen, mich ſelbſt wider Wiſſen betrogen, das iſts, was ich mir niemals verzeihen kann.

Bey edlen Gesinnungen, wie die Ihrigen sind, versetzte der Freund, können Sie nicht ganz unglücklich seyn.

Und wissen Sie, wem ich meine Gesinnungen schuldig bin? fragte Aurelie; der allerschlechtesten Erziehung, durch die jemals ein Mädchen hätte verderbt werden sollen, dem schlimmsten Beyspiele, um Sinne und Neigung zu verführen.

Nach dem frühzeitigen Tode meiner Mutter brachte ich die schönsten Jahre der Entwicklung bey einer Tante zu, die sich zum Gesetz machte, die Gesetze der Ehrbarkeit zu verachten. Blindlings überließ sie sich einer jeden Neigung, sie mochte über den Gegenstand gebieten oder sein Sklav seyn, wenn sie nur im wilden Genuß ihrer selbst vergessen konnte.

Was mußten wir Kinder mit dem reinen und deutlichen Blick der Unschuld uns für

Begriffe von dem männlichen Geſchlechte machen? Wie dumpf, dringend, dreiſt, ungeſchickt war jeder, den ſie herbeyreizte, wie ſatt, übermüthig, leer und abgeſchmackt dagegen, ſobald er ſeiner Wünſche Befriedigung gefunden hatte. So hab' ich dieſe Frau Jahre lang unter dem Gebote der ſchlechteſten Menſchen erniedrigt geſehen; was für Begegnungen mußte ſie nicht erdulden, und mit welcher Stirne wußte ſie ſich in ihr Schickſal zu finden, ja mit welcher Art dieſe ſchändlichen Feſſeln zu tragen.

So lernte ich Ihr Geſchlecht kennen, mein Freund, und wie rein haßte ichs, da ich zu bemerken ſchien, daß ſelbſt leidliche Männer, im Verhältniß gegen das unſrige, jedem guten Gefühl zu entſagen ſchienen, zu dem ſie die Natur ſonſt noch mochte fähig gemacht haben.

Leider mußt' ich auch bey ſolchen Gele-

genheiten viel traurige Erfahrungen über mein eigen Geſchlecht machen, und wahrhaftig, als Mädchen von ſechzehn Jahren war ich klüger als ich jetzt bin, jetzt, da ich mich ſelbſt kaum verſtehe. Warum ſind wir ſo klug, wenn wir jung ſind, ſo klug, um immer thörichter zu werden?

Der Knabe machte Lerm, Aurelie war ungeduldig und klingelte. Ein altes Weib kam herein, ihn wegzuholen. Haſt du noch immer Zahnweh? ſagte Aurelie zu der Alten, die das Geſicht verbunden hatte. Faſt unleidliches, verſetzte dieſe mit dumpfer Stimme, hob den Knaben auf, der gerne mitzugehen ſchien, und brachte ihn weg.

Kaum war das Kind bey Seite, als Aurelie bitterlich zu weinen anfing. Ich kann nichts als jammern und klagen, rief ſie aus, und ich ſchäme mich, wie ein armer Wurm vor ihnen zu liegen. Meine Beſonnenheit

ist schon weg, und ich kann nicht mehr erzählen. Sie stockte und schwieg. Ihr Freund, der nichts Allgemeines sagen wollte, und nichts Besonderes zu sagen wußte, druckte ihre Hand, und sah sie eine Zeitlang an. Endlich nahm er in der Verlegenheit ein Buch auf, das er vor sich auf dem Tischchen liegen fand; es waren Shakespears Werke und Hamlet aufgeschlagen.

Serlo, der eben zur Thür herein kam, nach dem Befinden seiner Schwester fragte, schaute in das Buch, das unser Freund in der Hand hielt, und rief aus: sind' ich Sie wieder über Ihrem Hamlet? Eben recht! Es sind mir gar manche Zweifel aufgestoßen, die das canonische Ansehn, das Sie dem Stücke so gerne geben möchten, sehr zu vermindern scheinen. Haben doch die Engländer selbst bekannt, daß das Hauptinteresse sich mit dem dritten Akt schließe, daß die zwey letzten

Akte nur kümmerlich das Ganze zusammen hielten, und es ist doch wahr, das Stück will gegen das Ende weder gehen noch rücken.

Es ist sehr möglich, sagte Wilhelm, daß einige Glieder einer Nation, die so viel Meisterstücke aufzuweisen hat, durch Vorurtheile und Beschränktheit auf falsche Urtheile geleitet werden, aber das kann uns nicht hindern, mit eignen Augen zu sehen, und gerecht zu seyn. Ich bin weit entfernt, den Plan dieses Stücks zu tadeln, ich glaube vielmehr, daß kein größerer ersonnen worden sey. Ja, er ist nicht ersonnen, es ist so.

Wie wollen Sie das auslegen? fragte Serlo.

Ich will nichts auslegen, versetzte Wilhelm, ich will Ihnen nur vorstellen, was ich mir denke.

Aurelie hob sich von ihrem Kissen auf.

ſtützte ſich auf ihre Hand, und ſah unſern Freund an, der mit der größten Verſicherung, daß er Recht habe, alſo zu reden fortfuhr: es gefällt uns ſo wohl, es ſchmeichelt ſo ſehr, wenn wir einen Helden ſehen, der durch ſich ſelbſt handelt, der liebt und haßt, wenn es ihm ſein Herz gebietet, der unternimmt und ausführt, alle Hinderniſſe abwendet und zu einem großen Zwecke gelangt. Geſchichtsſchreiber und Dichter möchten uns gerne überreden, daß ein ſo ſtolzes Loos dem Menſchen fallen könne. Hier werden wir anders belehrt; der Held hat keinen Plan, aber das Stück iſt planvoll. Hier wird nicht etwa durch eine ſtarr und eigenſinnig durchgeführte Idee von Rache ein Böſewicht beſtraft, nein es geſchieht eine ungeheure That, ſie wälzt ſich in ihren Folgen fort, reißt Unſchuldige mit; der Verbrecher ſcheint dem Abgrunde, der ihm beſtimmt iſt, ausweichen

zu wollen, und ſtürzt hinein, eben da, wo er ſeinen Weg glücklich auszulaufen gedenkt.

Denn das iſt die Eigenſchaft der Greuelthat, daß ſie auch Böſes über den Unſchuldigen, wie der guten Handlung, daß ſie viele Vortheile auch über den Unverdienten ausbreitet, ohne daß der Urheber von beiden oft weder beſtraft noch belohnt wird. Hier in unſerm Stücke wie wunderbar! Das Fegefeuer ſendet ſeinen Geiſt und fordert Rache, aber vergebens. Alle Umſtände kommen zuſammen, und treiben die Rache, vergebens! Weder Irrdiſchen noch Unterirrdiſchen kann gelingen, was dem Schickſal allein vorbehalten iſt. Die Gerichtsſtunde kommt. Der Böſe fällt mit dem Guten. Ein Geſchlecht wird weggemäht, und das andere ſproßt auf.

Nach einer Pauſe, in der ſie einander anſahen, nahm Serlo das Wort: Sie machen der Vorſehung kein ſonderlich Compliment,

indem Sie den Dichter erheben, und dann ſcheinen Sie mir wieder zu Ehren Ihres Dichters, wie andere zu Ehren der Vorſehung, ihm Endzweck und Plane unterzuſchieben, an die er nicht gedacht hat.

Sechszehntes Capitel.

Laſſen Sie mich, ſagte Aurelie, nun auch eine Frage thun. Ich habe Opheliens Rolle wieder angeſehen, ich bin zufrieden damit, und getraue mir ſie unter gewiſſen Umſtänden zu ſpielen. Aber ſagen Sie mir, hätte der Dichter ſeiner Wahnſinnigen nicht andere Liedchen unterlegen ſollen? Könnte man nicht Fragmente aus melancholiſchen Balladen wählen? was ſollen Zweydeutigkeiten und lüſterne Albernheiten in dem Munde dieſes edlen Mädchens?

Beſte Freundin, verſetzte Wilhelm, ich kann auch hier nicht ein Jota nachgeben. Auch in dieſen Sonderbarkeiten, auch in dieſer anſcheinenden Unſchicklichkeit liegt ein großer Sinn. Wiſſen wir doch gleich zu

Anfange des Stücks, womit das Gemüth des guten Kindes beschäftigt ist. Stille lebte sie vor sich hin, aber kaum verbarg sie ihre Sehnsucht, ihre Wünsche. Heimlich klangen die Töne der Lüsternheit in ihrer Seele, und wie oft mag sie versucht haben, gleich einer unvorsichtigen Wärterin ihre Sinnlichkeit zur Ruhe zu singen mit Liedchen, die sie nur mehr wach halten mußten. Zuletzt, da ihr jede Gewalt über sich selbst entrissen ist, da ihr Herz auf der Zunge schwebt, wird diese Zunge ihre Verrätherin, und in der Unschuld des Wahnsinns ergötzt sie sich vor König und Königin an dem Nachklange ihrer geliebten, losen Lieder: vom Mädchen, das gewonnen ward; vom Mädchen, das zum Knaben schleicht, und so weiter.

Er hatte noch nicht ausgeredet, als auf einmal eine wunderbare Scene vor seinen Augen entstand, die er sich auf keine Weise erklären konnte.

Serlo war einigemal in der Stube auf und ab gegangen, ohne daß er irgend eine Abſicht merken ließ. Auf einmal trat er an Aureliens Putztiſch, griff ſchnell nach etwas das darauf lag, und eilte mit ſeiner Beute der Thüre zu. Aurelie bemerkte kaum ſeine Handlung, als ſie auffuhr, ſich ihm in den Weg warf, ihn mit unglaublicher Leidenſchaft angriff, und geſchickt genug war, ein Ende des geraubten Gegenſtandes zu faſſen. Sie rangen und balgten ſich ſehr hartnäckig, drehten und wanden ſich lebhaft mit einander herum; er lachte, ſie ereiferte ſich, und als Wilhelm hinzu eilte, ſie auseinander zu bringen und zu beſänftigen, ſah er auf einmal Aurelien mit einem bloßen Dolch in der Hand auf die Seite ſpringen, indem Serlo die Scheide, die ihm zurückgeblieben war, verdrießlich auf den Boden warf. Wilhelm trat erſtaunt zurück, und ſeine ſtumme Ver-

wunderung ſchien nach der Urſache zu fragen, warum ein ſo ſonderbarer Streit über einen ſo wunderbaren Hausrath habe unter ihnen entſtehen können?

Sie ſollen, ſprach Serlo, Schiedsrichter zwiſchen uns beiden ſeyn. Was hat ſie mit dem ſcharfen Stahle zu thun? Laſſen Sie ſich ihn zeigen. Dieſer Dolch ziemt keiner Schauſpielerin; ſpitz und ſcharf wie Nadel und Meſſer! Zu was die Poſſe? Heftig wie ſie iſt, thut ſie ſich noch einmal von ohngefähr ein Leids. Ich habe einen innerlichen Haß gegen ſolche Sonderbarkeiten, ein ernſtlicher Gedanke dieſer Art iſt toll, und ein ſo gefährliches Spielwerk iſt abgeſchmackt.

Ich habe ihn wieder, rief Aurelie, indem ſie die blanke Klinge in die Höhe hielt, ich will meinen treuen Freund nun beſſer verwahren. Verzeih mir, rief ſie aus, indem ſie den Stahl küßte, daß ich dich ſo vernachläßigt habe!

Serlo ſchien im Ernſte böſe zu werden. — Nimm es wie du willſt, Bruder, fuhr ſie fort, kannſt du denn wiſſen, ob mir nicht etwa unter dieſer Form ein köſtlicher Talisman beſcheert iſt; ob ich nicht Hülfe und Rath zur ſchlimmſten Zeit bey ihm finde; muß denn alles ſchädlich ſeyn, was gefährlich ausſieht?

Dergleichen Reden, in denen kein Sinn iſt, können mich toll machen, ſagte Serlo, und verließ mit heimlichem Grimme das Zimmer. Aurelie verwahrte den Dolch ſorgfältig in der Scheide, und ſteckte ihn zu ſich. Laſſen Sie uns das Geſpräch fortſetzen, das der unglückliche Bruder geſtört hat, fiel ſie ein, als Wilhelm einige Fragen über den ſonderbaren Streit vorbrachte.

Ich muß Ihre Schilderung Opheliens wohl gelten laſſen, fuhr ſie fort: ich will die Abſicht des Dichters nicht verkennen; nur

kann ich ſie mehr bedauern, als mit ihr empfinden. Nun aber erlauben Sie mir eine Betrachtung, zu der Sie mir in der kurzen Zeit oft Gelegenheit gegeben haben: mit Bewunderung bemerke ich an Ihnen den tiefen und richtigen Blick, mit dem Sie Dichtung und beſonders dramatiſche Dichtung beurtheilen; die tiefſten Abgründe der Erfindung ſind Ihnen nicht verborgen, und die feinſten Züge der Ausführung ſind Ihnen bemerkbar. Ohne die Gegenſtände jemals in der Natur erblickt zu haben, erkennen Sie die Wahrheit im Bilde; es ſcheint eine Vorempfindung der ganzen Welt in Ihnen zu liegen, welche durch die harmoniſche Berührung der Dichtkunſt erregt und entwickelt wird. Denn wahrhaftig, fuhr ſie fort, von auſſen kommt nichts in Sie hinein; ich habe nicht leicht jemanden geſehen, der die Menſchen, mit denen er lebt, ſo wenig kennt, ſo von Grund

aus verkennt, wie Sie. Erlauben Sie mir, es zu ſagen: wenn man Sie Ihren Shakeſpear erklären hört, glaubt man, Sie kämen eben aus dem Rathe der Götter, und hätten zugehört, wie man ſich daſelbſt beredet, Menſchen zu bilden; wenn Sie dagegen mit Leuten umgehen, ſeh ich in Ihnen gleichſam das erſte, groß gebohrne Kind der Schöpfung, das mit ſonderlicher Verwunderung und erbaulicher Gutmüthigkeit Löwen und Affen, Schafe und Elephanten anſtaunt, und ſie treuherzig als ſeines gleichen anſpricht, weil ſie eben auch da ſind und ſich bewegen.

Die Ahndung meines ſchülerhaften Weſens, werthe Freundin, verſetzte er, iſt mir öfters läſtig, und ich werde Ihnen danken, wenn Sie mir über die Welt zu mehrerer Klatheit verhelfen wollen. Ich habe von Jugend auf die Augen meines Geiſtes mehr nach Innen als nach Auſſen gerichtet, und

da iſt es ſehr natürlich, daß ich den Menſchen bis auf einen gewiſſen Grad habe kennen lernen, ohne die Menſchen im mindeſten zu verſtehen und zu begreifen.

Gewiß, ſagte Aurelie, ich hatte Sie Anfangs in Verdacht, als wollten Sie uns zum Beſten haben, da Sie von den Leuten, die Sie meinem Bruder zugeſchickt haben, ſo manches Gutes ſagten, wenn ich Ihre Briefe mit den Verdienſten dieſer Menſchen zuſammen hielt.

Die Bemerkung Aureliens, ſo wahr ſie ſeyn mochte, und ſo gern ihr Freund dieſen Mangel bey ſich geſtand, führte doch etwas Drückendes, ja ſogar Beleidigendes mit ſich, daß er ſtill ward, und ſich zuſammen nahm, theils um keine Empfindlichkeit merken zu laſſen, theils in ſeinem Buſen nach der Wahrheit dieſes Vorwurfs zu forſchen.

Sie dürfen nicht darüber betreten ſeyn,

fuhr Aurelie fort, zum Lichte des Verſtandes können wir immer gelangen; aber die Fülle des Herzens kann uns niemand geben. Sind Sie zum Künſtler beſtimmt; ſo können Sie dieſe Dunkelheit und Unſchuld nicht lange genug bewahren; ſie iſt die ſchöne Hülle über der jungen Knoſpe; Unglücks genug, wenn wir zu früh herausgetrieben werden. Gewiß es iſt gut, wenn wir die nicht immer kennen, für die wir arbeiten.

O! ich war auch einmal in dieſem glücklichen Zuſtande, als ich mit dem höchſten Begrif von mir ſelbſt und meiner Nation die Bühne betrat. Was waren die Deutſchen nicht in meiner Einbildung, was konnten ſie nicht ſeyn! Zu dieſer Nation ſprach ich, über die mich ein kleines Gerüſt erhob, von welcher mich eine Reihe Lampen trennte, deren Glanz und Dampf mich hinderte, die Gegenſtände vor mir genau zu unterſcheiden.

Wie willkommen war mir der Klang des Beyfalls, der aus der Menge herauf tönte; wie dankbar nahm ich das Geſchenk an, das mir einſtimmig von ſo vielen Händen dargebracht wurde. Lange wiegte ich mich ſo hin; wie ich wirkte, wirkte die Menge wieder auf mich zurück, ich war mit meinem Publikum in dem beſten Vernehmen; ich glaubte eine vollkommene Harmonie zu fühlen, und jederzeit die Edelſten und Beſten der Nation vor mir zu ſehen.

Unglücklicherweiſe war es nicht die Schauſpielerin allein, deren Naturell und Kunſt die Theaterfreunde intereſſirte, ſie machten auch Anſprüche an das junge lebhafte Mädchen. Sie gaben mir nicht undeutlich zu verſtehen, daß meine Pflicht ſey, die Empfindungen, die ich in ihnen rege gemacht, auch perſönlich mit ihnen zu theilen. Leider war das nicht meine Sache, ich wünſchte ihre

Gemüther zu erheben; aber an das, was ſie ihr Herz nannten, hatte ich nicht den mindeſten Anſpruch, und nun wurden mir alle Stände, Alter und Charaktere, einer um den andern zur Laſt, und nichts war mir verdrießlicher, als daß ich mich nicht wie ein anderes ehrliches Mädchen in mein Zimmer verſchließen, und ſo mir manche Mühe erſparen konnte.

Die Männer zeigten ſich meiſt, wie ich ſie bey meiner Tante zu ſehen gewohnt war, und ſie würden mir auch diesmal nur wieder Abſcheu erregt haben, wenn mich nicht ihre Eigenheiten und Albernheiten unterhalten hätten. Da ich nicht vermeiden konnte, ſie bald auf dem Theater, bald an öffentlichen Orten, bald zu Hauſe zu ſehen, nahm ich mir vor, ſie alle auszulauern, und mein Bruder half mir wacker dazu. Und wenn Sie denken, daß vom beweglichen Ladendie-

ner und dem eingebildeten Kaufmannsſohn, bis zum gewandten abwiegenden Weltmann, dem kühnen Soldaten und dem raſchen Prinzen, alle, nach und nach, bey mir vorbey gegangen ſind, und jeder nach ſeiner Art ſeinen Roman anzuknüpfen gedachte; ſo werden Sie mir verzeihen, wenn ich mir einbildete, mit meiner Nation ziemlich bekannt zu ſeyn.

Den phantaſtiſch aufgeſtutzten Studenten, den demüthig-ſtolz verlegnen Gelehrten, den ſchwankfüßigen genügſamen Domherrn, den ſteifen aufmerkſamen Geſchäftsmann, den derben Landbaron, den freundlich glatt-platten Hofmann, den jungen aus der Bahn ſchreitenden Geiſtlichen, den gelaſſenen, ſo wie den ſchnellen und thätig ſpekulirenden Kaufmann, alle habe ich in Bewegung geſehen, und beym Himmel! wenige fanden ſich darunter, die mir nur ein gemeines Intereſſe einzuflößen im Stande geweſen wären, viel-

mehr war es mir äußerſt verdrießlich, den Beyfall der Thoren im einzelnen, mit Beſchwerlichkeit und langer Weile, einzucaſſiren, der mir im Ganzen ſo wohl behagt hatte, den ich mir im Großen ſo gerne zueignete.

Wenn ich über mein Spiel ein vernünftiges Kompliment erwartete, wenn ich hoffte, ſie ſollten einen Autor loben, den ich hochſchätzte; ſo machten ſie eine alberne Anmerkung über die andere, und nannten ein abgeſchmacktes Stück, in welchem ſie wünſchten mich ſpielen zu ſehen. Wenn ich in der Geſellſchaft herum horchte, ob nicht etwa ein edler, geiſtreicher, witziger Zug nachklänge, und zur rechten Zeit wieder zum Vorſchein käme, konnte ich ſelten eine Spur vernehmen. Ein Fehler, der vorgekommen war, wenn ein Schauſpieler ſich verſprach oder irgend einen Provinzialiſm hören ließ, das

waren die wichtigen Puncte, an denen ſie ſich feſt hielten, von denen ſie nicht los kommen konnten. Ich wußte zuletzt nicht, wohin ich mich wenden ſollte; ſie dünkten ſich zu klug, ſich unterhalten zu laſſen, und ſie glaubten mich wunderſam zu unterhalten, wenn ſie an mir herum tätſchelten. Ich fing an, ſie alle von Herzen zu verachten, und es war mir eben, als wenn die ganze Nation ſich recht vorſätzlich bey mir durch ihre Abgeſandte habe proſtituiren wollen. Sie kam mir im Ganzen ſo links vor, ſo übel erzogen, ſo ſchlecht unterrichtet, ſo leer von gefälligem Weſen, ſo geſchmacklos. Oft rief ich aus: es kann doch kein Deutſcher einen Schuh zuſchnallen, der es nicht von einer fremden Nation gelernt hat!

Sie ſehen, wie verblendet, wie hypochondriſch ungerecht ich war, und je länger es währte, deſto mehr nahm meine Krankheit

zu. Ich hätte mich umbringen können; allein ich verfiel auf ein ander Extrem: ich verheirathete mich, oder vielmehr ich ließ mich verheirathen. Mein Bruder, der das Theater übernommen hatte, wünschte sehr einen Gehülfen zu haben. Seine Wahl fiel auf einen jungen Mann, der mir nicht zuwider war, dem alles mangelte, was mein Bruder besaß, Genie, Leben, Geist und rasches Wesen; an dem sich aber auch alles fand, was jenem abging: Liebe zur Ordnung, Fleiß, eine köstliche Gabe hauszuhalten, und mit Gelde umzugehen.

Er ist mein Mann geworden, ohne daß ich weiß wie, wir haben zusammen gelebt, ohne daß ich recht weiß warum. Genug, unsre Sachen gingen gut. Wir nahmen viel ein, davon war die Thätigkeit meines Bruders Ursache; wir kamen gut aus, und das war das Verdienst meines Mannes. Ich

dachte nicht mehr an Welt und Nation. Mit der Welt hatte ich nichts zu theilen, und den Begriff von Nation hatte ich verloren. Wenn ich auftrat, that ich's um zu leben, ich öffnete den Mund nur, weil ich nicht ſchweigen durfte, weil ich doch heraus gekommen war, um zu reden.

Doch, daß ich es nicht zu arg mache, eigentlich hatte ich mich ganz in die Abſicht meines Bruders ergeben; ihm war um Beyfall und Geld zu thun; denn, unter uns, er hört ſich gerne loben und braucht viel. Ich ſpielte nun nicht mehr nach meinem Gefühl, nach meiner Überzeugung, ſondern wie er mich anwies, und wenn ich es ihm zu Danke gemacht hatte, war ich zufrieden. Er richtete ſich nach allen Schwächen des Publikums; es ging Geld ein, er konnte nach ſeiner Willkühr leben, und wir hatten gute Tage mit ihm.

Ich

Ich war indeſſen in einen handwerksmäßigen Schlendrian gefallen. Ich zog meine Tage ohne Freude und Antheil hin, meine Ehe war kinderlos und dauerte nur kurze Zeit. Mein Mann ward krank, ſeine Kräfte nahmen ſichtbar ab, die Sorge für ihn unterbrach meine allgemeine Gleichgültigkeit. In dieſen Tagen machte ich eine Bekanntſchaft, mit der ein neues Leben für mich anfing, ein neues und ſchnelleres, denn es wird bald zu Ende ſeyn.

Sie ſchwieg eine Zeitlang ſtille, dann fuhr ſie fort: auf einmal ſtockt meine geſchwätzige Laune, und ich getraue mir den Mund nicht weiter aufzuthun. Laſſen Sie mich ein wenig ausruhen; Sie ſollen nicht weggehen, ohne ausführlich all mein Unglück zu wiſſen. Rufen Sie doch indeſſen Mignon herein, und hören was ſie will.

Das Kind war während Aureliens Er-

zählung einigemal im Zimmer geweſen. Da man bey ſeinem Eintritt leiſer ſprach, war es wieder weggeſchlichen, ſaß auf dem Saale ſtill, und wartete. Als man ſie wieder hereinkommen hieß, brachte ſie ein Buch mit, das man bald an Form und Einband für einen kleinen geographiſchen Atlas erkannte. Sie hatte bey dem Pfarrer unterwegs mit großer Verwundrung die erſten Landkarten geſehen, ihn viel darüber gefragt, und ſich, ſo weit es gehen wollte, unterrichtet. Ihr Verlangen etwas zu lernen ſchien durch dieſe neue Kenntnis noch viel lebhafter zu werden. Sie bat Wilhelmen inſtändig, ihr das Buch zu kaufen. Sie habe dem Bildermann ihre großen ſilbernen Schnallen dafür eingeſetzt, und wolle ſie, weil es heute Abend ſo ſpät geworden, morgen früh wieder einlöſen. Es ward ihr bewilligt, und ſie fing nun an, dasjenige, was ſie wußte, theils herzuſagen,

theils nach ihrer Art die wunderlichſten Fragen zu thun. Man konnte auch hier wieder bemerken, daß bey einer groſſen Anſtrengung ſie nur ſchwer und mühſam begriff. So war auch ihre Handſchrift, mit der ſie ſich viele Mühe gab. Sie ſprach noch immer ſehr gebrochen deutſch, und nur wenn ſie den Mund zum Singen aufthat, wenn ſie die Zither rührte, ſchien ſie ſich des einzigen Organs zu bedienen, wodurch ſie ihr Innerſtes aufſchlieſſen und mittheilen konnte.

Wir müſſen, da wir gegenwärtig von ihr ſprechen, auch der Verlegenheit gedenken, in die ſie ſeit einiger Zeit unſern Freund öfters verſetzte. Wenn ſie kam oder ging, guten Morgen, oder gute Nacht ſagte, ſchloß ſie ihn ſo feſt in ihre Arme, und küßte ihn mit ſolcher Inbrunſt, daß ihn die Heftigkeit dieſer aufkeimenden Natur oft angſt und bange machte. Die zuckende Lebhaftigkeit ſchien ſich

in ihrem Betragen täglich zu vermehren, und ihr ganzes Wesen bewegte sich in einer rastlosen Stille. Sie konnte nicht seyn, ohne einen Bindfaden in den Händen zu drehen, ein Tuch zu kneten, Papier oder Hölzchen zu kauen. Jedes ihrer Spiele schien nur eine innere heftige Erschütterung abzuleiten. Das Einzige, was ihr einige Heiterkeit zu geben schien, war die Nähe des kleinen Felix, mit dem sie sich sehr artig abzugeben wußte.

Aurelie, die nach einiger Ruhe gestimmt war, sich mit ihrem Freunde über einen Gegenstand, der ihr so sehr am Herzen lag, endlich zu erklären, ward über die Beharrlichkeit der Kleinen diesmal ungeduldig, und gab ihr zu verstehen, daß sie sich wegbegeben sollte, und man mußte sie endlich, da alles nicht helfen wollte, ausdrücklich und wider ihren Willen fortschicken.

Jetzt oder niemals, sagte Aurelie, muß

ich Ihnen den Reſt meiner Geſchichte erzählen. Wäre mein zärtlich geliebter, ungerechter Freund nur wenige Meilen von hier, ich würde ſagen, ſetzen Sie ſich zu Pferde, ſuchen Sie auf irgend eine Weiſe Bekanntſchaft mit ihm, und wenn Sie zurückkehren, ſo haben Sie mir gewiß verziehen, und bedauern mich von Herzen. Jetzt kann ich Ihnen nur mit Worten ſagen, wie liebenswürdig er war, und wie ſehr ich ihn liebte.

Eben zu der kritiſchen Zeit, da ich für die Tage meines Mannes beſorgt ſeyn mußte, lernt ich ihn kennen. Er war eben aus Amerika zurück gekommen, wo er in Geſellſchaft einiger Franzoſen mit vieler Diſtinktion unter den Fahnen der vereinigten Staaten gedient hatte.

Er begegnete mir mit einem gelaßnen Anſtande, mit einer offnen Gutmüthigkeit, ſprach über mich ſelbſt, meine Lage, mein

Spiel, wie ein alter Bekannter, ſo theilnehmend und ſo deutlich, daß ich mich zum erſtenmal freuen konnte, meine Exiſtenz in einem andern Weſen ſo klar wieder zu erkennen. Seine Urtheile waren richtig ohne abſprechend, treffend ohne lieblos zu ſeyn. Er zeigte keine Härte, und ſein Muthwille war zugleich gefällig. Er ſchien des guten Glücks bey Frauen gewohnt zu ſeyn, das machte mich aufmerkſam; er war keinesweges ſchmeichelnd und andringend, das machte mich ſorglos.

In der Stadt ging er mit wenigen um, war meiſt zu Pferde, beſuchte ſeine vielen Bekannten in der Gegend, und beſorgte die Geſchäfte ſeines Hauſes. Kam er zurück, ſo ſtieg er bey mir ab, behandelte meinen immer kränkern Mann mit warmer Sorge, ſchafte dem Leidenden durch einen geſchickten Arzt Linderung, und wie er an allem, was

mich betraf, Theil nahm, ließ er mich auch an ſeinem Schickſale Theil nehmen. Er erzählte mir die Geſchichte ſeiner Campagne, ſeiner unüberwindlichen Neigung zum Soldatenſtande, ſeine Familienverhältniſſe; er vertraute mir ſeine gegenwärtigen Beſchäftigungen. Genug, er hatte nichts geheimes vor mir; er entwickelte mir ſein Innerſtes, ließ mich in die verborgenſten Winkel ſeiner Seele ſehen; ich lernte ſeine Fähigkeiten, ſeine Leidenſchaften kennen. Es war das erſtemal in meinem Leben, daß ich eines herzlichen, geiſtreichen Umgangs genoß. Ich war von ihm angezogen, von ihm hingeriſſen, eh' ich über mich ſelbſt Betrachtungen anſtellen konnte.

Inzwiſchen verlor ich meinen Mann ohngefähr wie ich ihn genommen hatte. Die Laſt der theatraliſchen Geſchäfte fiel nun ganz auf mich. Mein Bruder, unverbeſſer-

lich auf dem Theater, war in der Haushaltung niemals nütze; ich besorgte alles, und studierte dabey meine Rollen fleißiger als jemals. Ich spielte wieder wie vor Alters, ja mit ganz anderer Kraft und neuem Leben, zwar durch ihn und um seinetwillen, doch nicht immer gelang es mir zum Besten, wenn ich meinen edlen Freund im Schauspiel wußte; aber einigemal behorchte er mich, und wie angenehm mich sein unvermutheter Beyfall überraschte, können Sie denken.

Gewiß, ich bin ein seltsames Geschöpf. Bey jeder Rolle, die ich spielte, war es mir eigentlich nur immer zu Muthe, als wenn ich ihn lobte und zu seinen Ehren spräche; denn das war die Stimmung meines Herzens, die Worte mochten übrigens seyn, wie sie wollten. Wußt' ich ihn unter den Zuhörern, so getraute ich mich nicht, mit der ganzen Gewalt zu sprechen, eben als wenn ich

ihm meine Liebe, mein Lob nicht geradezu ins Geſicht aufdringen wollte; war er abweſend, dann hatte ich freyes Spiel, ich that mein Beſtes mit einer gewiſſen Ruhe, mit einer unbeſchreiblichen Zufriedenheit. Der Beyfall freute mich wieder, und wenn ich dem Publikum Vergnügen machte, hätte ich immer zugleich hinunter rufen mögen: das ſeyd ihr ihm ſchuldig!

Ja, mir war wie durch ein Wunder das Verhältniß zum Publikum, zur ganzen Nation verändert. Sie erſchien mir auf einmal wieder in dem vortheilhafteſten Lichte, und ich erſtaunte recht über meine bisherige Verblendung.

Wie unverſtändig, ſagt ich oft zu mir ſelbſt, war es, als du ehemals auf eine Nation ſchalteſt, eben weil es eine Nation iſt. Müſſen denn, können denn einzelne Menſchen ſo intereſſant ſeyn? Keinesweges! Es

fragt ſich, ob unter der großen Maſſe eine Menge von Anlagen, Kräften und Fähigkeiten vertheilt ſey, die durch günſtige Umſtände entwickelt, durch vorzügliche Menſchen zu einem gemeinſamen Endzwecke geleitet werden können? Ich freute mich nun, ſo wenig hervorſtechende Originalität unter meinen Landsleuten zu finden; ich freute mich, daß ſie eine Richtung von auſſen anzunehmen nicht verſchmähten. Ich freute mich, einen Anführer gefunden zu haben.

Lothar — Laſſen Sie mich meinen Freund mit ſeinem geliebten Vornahmen nennen — hatte mir immer die Deutſchen von der Seite der Tapferkeit vorgeſtellt, und mir gezeigt, daß keine bravere Nation in der Welt ſey, wenn ſie recht geführt werde, und ich ſchämte mich, an die erſte Eigenſchaft eines Volks niemals gedacht zu haben. Ihm war die Geſchichte bekannt, und mit den meiſten ver-

dienſtvollen Männern ſeines Zeitalters ſtand er in Verhältniſſen. So jung er war, hatte er ein Auge auf die hervorkeimende hoffnungsvolle Jugend ſeines Vaterlandes, auf die ſtillen Arbeiten in ſo vielen Fächern beſchäftigter und thätiger Männer. Er ließ mich einen Überblick über Deutſchland thun, was es ſey, und was es ſeyn könne, und ich ſchämte mich, eine Nation nach der verworrenen Menge beurtheilt zu haben, die ſich in eine Theatergarderobe drängen mag. Er machte mir's zur Pflicht, auch in meinem Fache wahr, geiſtreich und belebend zu ſeyn. Nun ſchien ich mir ſelbſt inſpirirt, ſo oft ich auf das Theater trat. Mittelmäßige Stellen wurden zu Gold in meinem Munde, und hätte mir damals ein Dichter zweckmäßig beygeſtanden, ich hätte die wunderbarſten Wirkungen hervorgebracht.

So lebte die junge Wittwe Monate lang

fort. Er konnte mich nicht entbehren, und ich war höchſt unglücklich, wenn er auſſen blieb. Er zeigte mir die Briefe ſeiner Verwandten, ſeiner fürtrefflichen Schweſter. Er nahm an den kleinſten Umſtänden meiner Verhältniſſe Theil; inniger, vollkommener iſt keine Einigkeit zu denken. Der Nahme der Liebe ward nicht genannt. Er ging und kam, kam und ging — und nun, mein Freund, iſt es hohe Zeit, daß Sie auch gehen.

Siebzehntes Capitel.

Wilhelm konnte nun nicht länger den Besuch bey seinen Handelsfreunden aufschieben. Er ging nicht ohne Verlegenheit dahin; denn er wußte, daß er Briefe von den Seinigen daselbst antreffen werde. Er fürchtete sich vor den Vorwürfen, die sie enthalten mußten; wahrscheinlich hatte man auch dem Handelshause Nachricht von der Verlegenheit gegeben, in der man sich seinetwegen befand. Er scheute sich, nach so vielen ritterlichen Abentheuern, vor dem schülerhaften Ansehen, in dem er erscheinen würde, und nahm sich vor, recht trotzig zu thun, und auf diese Weise seine Verlegenheit zu verbergen.

Allein zu seiner großen Verwunderung und Zufriedenheit ging alles sehr gut und

leidlich ab. In dem großen lebhaften und beſchäftigten Comtoir hatte man kaum Zeit, ſeine Briefe aufzuſuchen, ſeines längern Auſſenbleibens ward nur im Vorbeygehn gedacht. Und als er die Briefe ſeines Vaters und ſeines Freundes Werner eröffnete, fand er ſie ſämmtlich ſehr leidlichen Inhalts. Der Alte, in Hoffnung eines weitläuftigen Journals, deſſen Führung er dem Sohne beym Abſchiede ſorgfältig empfohlen, und wozu er ihm ein tabellariſches Schema mitgegeben, ſchien über das Stillſchweigen der erſten Zeit ziemlich beruhigt, ſo wie er ſich nur über das Räthſelhafte des erſten und einzigen vom Schloſſe des Grafen noch abgeſandten Briefes beſchwerte. Werner ſcherzte nur auf ſeine Art, erzählte luſtige Stadtgeſchichten, und bat ſich Nachricht von Freunden und Bekannten aus, die Wilhelm nunmehr in der großen Handelsſtadt häufig würde kennen

lernen. Unſer Freund, der auſſerordentlich erfreut war, um einen ſo wohlfeilen Preis loszukommen, antwortete ſogleich in einigen ſehr muntern Briefen, und verſprach dem Vater ein ausführliches Reiſejournal, mit allen verlangten geographiſchen, ſtatiſtiſchen und merkantiliſchen Bemerkungen. Er hatte vieles auf der Reiſe geſehen, und hoffte daraus ein leidliches Heft zuſammen ſchreiben zu können. Er merkte nicht, daß er beynah in eben dem Falle war, in dem er ſich befand, als er ein Schauſpiel, das weder geſchrieben, noch weniger memorirt war, aufzuführen, Lichter angezündet und Zuſchauer herbey gerufen hatte. Als er daher wirklich anfing, an ſeine Compoſition zu gehen, ward er leider gewahr, daß er von Empfindungen und Gedanken, von manchen Erfahrungen des Herzens und Geiſtes ſprechen und erzählen konnte, nur nicht von äuſſern Gegenſtän-

den, denen er, wie er nun merkte, nicht die mindeſte Aufmerkſamkeit geſchenkt hatte.

In dieſer Verlegenheit kamen die Kenntniſſe ſeines Freundes Laertes ihm gut zu ſtatten. Die Gewohnheit hatte beide junge Leute, ſo unähnlich ſie ſich waren, zuſammen verbunden, und jener war bey allen ſeinen Fehlern, mit ſeinen Sonderbarkeiten wirklich ein intereſſanter Menſch. Mit einer heitern glücklichen Sinnlichkeit begabt, hätte er alt werden können, ohne über ſeinen Zuſtand irgend nachzudenken. Nun hatte ihm aber ſein Unglück und ſeine Krankheit das reine Gefühl der Jugend geraubt, und ihm dagegen einen Blick auf die Vergänglichkeit, auf das Zerſtückelte unſers Daſeyns eröffnet. Daraus war eine launigte, rhapſodiſche Art über die Gegenſtände zu denken, oder vielmehr ihre unmittelbaren Eindrücke zu äuſſern, entſtanden. Er war nicht gern allein, trieb

ſich

ſich auf allen Kaffeehäuſern, an allen Wirthstiſchen herum, und wenn er ja zu Hauſe blieb, waren Reiſebeſchreibungen ſeine liebſte, ja ſeine einzige Lektüre. Dieſe konnte er nun, da er eine große Leihbibliothek fand, nach Wunſch befriedigen, und bald ſpukte die halbe Welt in ſeinem guten Gedächtniſſe.

Wie leicht konnte er daher ſeinem Freunde Muth einſprechen, als dieſer ihm den völligen Mangel an Vorrath zu der von ihm ſo feyerlich verſprochenen Relation entdeckte. Da wollen wir ein Kunſtſtück machen, ſagte jener, das ſeines gleichen nicht haben ſoll. Iſt nicht Deutſchland von einem Ende zum andern durchreiſt, durchkreuzt, durchzogen, durchkrochen und durchflogen? und hat nicht jeder deutſche Reiſende den herrlichen Vortheil, ſich ſeine großen oder kleinen Ausgaben vom Publikum wieder erſtatten zu laſſen? Gieb mir nur deine Reiſeroute, ehe du

zu uns kamſt, das andre weiß ich. Die Quellen und Hülfsmittel zu deinem Werke will ich dir aufſuchen; an Quadratmeilen, die nicht gemeſſen ſind, und an Volksmenge, die nicht gezählt iſt, müſſen wir's nicht fehlen laſſen. Die Einkünfte der Länder nehmen wir aus Taſchenbüchern und Tabellen, die, wie bekannt, die zuverläſſigſten Documente ſind. Darauf gründen wir unſre politiſche Raiſonnements; an Seitenblicken auf die Regierungen ſolls nicht fehlen. Ein Paar Fürſten beſchreiben wir als wahre Väter des Vaterlandes, damit man uns deſto eher glaubt, wenn wir einigen andern etwas anhängen, und wenn wir nicht geradezu durch den Wohnort einiger berühmten Leute durchreiſen, ſo begegnen wir ihnen in einem Wirthshauſe, laſſen ſie uns im Vertrauen das albernſte Zeug ſagen, und beſonders vergeſſen wir nicht eine Liebesgeſchichte mit irgend

einem naiven Mädchen auf das anmuthigſte einzuflechten, und es ſoll ein Werk geben, das nicht allein Vater und Mutter mit Entzücken erfüllen ſoll, ſondern das dir auch jeder Buchhändler mit Vergnügen bezahlt.

Man ſchritt zum Werke, und beide Freunde hatten viel Luſt an ihrer Arbeit, indeß Wilhelm Abends im Schauſpiel und in dem Umgange mit Serlo und Aurelien die größte Zufriedenheit fand, und ſeine Ideen, die nur zu lange ſich in einem engen Kreiſe herum gedreht hatten, täglich weiter ausbreitete.

Achtzehntes Capitel.

Nicht ohne das größte Intereſſe vernahm er Stückweiſe den Lebenslauf Serlo's, denn es war nicht die Art dieſes ſeltnen Mannes, vertraulich zu ſeyn, und über irgend etwas im Zuſammenhange zu ſprechen. Er war, man darf ſagen, auf dem Theater gebohren und geſäugt. Schon als ſtummes Kind mußte er durch ſeine bloße Gegenwart die Zuſchauer rühren, weil auch ſchon damals die Verfaſſer dieſe natürlichen und unſchuldigen Hülfsmittel kannten, und ſein erſtes: Vater und Mutter, brachte in beliebten Stücken ihm ſchon den größten Beyfall zuwege, ehe er wußte, was das Händeklatſchen bedeute. Als Amor kam er, zitternd, mehr als einmal, im Flugwerke herunter, entwickelte ſich

als Harlekin aus dem Ey, und machte als kleiner Eſſenkehrer ſchon früh die artigſten Streiche.

Leider mußte er den Beyfall, den er an glänzenden Abenden erhielt, in den Zwiſchenzeiten ſehr theuer bezahlen. Sein Vater, überzeugt, daß nur durch Schläge die Aufmerkſamkeit der Kinder erregt und feſtgehalten werden könne, prügelte ihn beym Einſtudieren einer jeden Rolle zu abgemeſſenen Zeiten; nicht, weil das Kind ungeſchickt war, ſondern damit es ſich deſto gewiſſer und anhaltender geſchickt zeigen möge. So gab man ehemals, indem ein Gränzſtein geſetzt wurde, den umſtehenden Kindern tüchtige Ohrfeigen, und die älteſten Leute erinnern ſich noch genau des Ortes und der Stelle. Er wuchs heran, und zeigte auſſerordentliche Fähigkeiten des Geiſtes und Fertigkeiten des Körpers, und dabey eine große Biegſamkeit

ſowohl in ſeiner Vorſtellungsart, als in Handlungen und Gebährden. Seine Nachahmungsgabe überſtieg allen Glauben. Schon als Knabe ahmte er Perſonen nach, ſo daß man ſie zu ſehen glaubte, ob ſie ihm ſchon an Geſtalt, Alter und Weſen völlig unähnlich und unter einander verſchieden waren. Dabey fehlte es ihm nicht an der Gabe ſich in die Welt zu ſchicken, und ſobald er ſich einigermaßen ſeiner Kräfte bewußt war, fand er nichts natürlicher, als ſeinem Vater zu entfliehen, der, wie die Vernunft des Knaben zunahm, und ſeine Geſchicklichkeit ſich vermehrte, ihnen noch durch harte Begegnung nachzuhelfen für nöthig fand.

Wie glücklich fühlte ſich der loſe Knabe nun in der freyen Welt, da ihm ſeine Eulenſpiegelspoſſen überall eine gute Aufnahme verſchafften. Sein guter Stern führte ihn zuerſt eben in der Faſtnachtszeit in ein Klo-

ſter, wo er, weil eben der Vater, der die Umgänge zu beſorgen, und durch geiſtliche Maskeraden die chriſtliche Gemeinde zu ergötzen hatte, geſtorben war, als ein hülfreicher Schutzengel auftrat. Auch übernahm er ſogleich die Rolle Gabriels in der Verkündigung, und mißfiel dem hübſchen Mädchen nicht, die als Maria ſeinen obligenten Gruß, mit äußerlicher Demuth und innerlichem Stolze, ſehr zierlich aufnahm. Er ſpielte darauf ſucceſſive in den Myſterien die wichtigſten Rollen, und wußte ſich nicht wenig, da er endlich gar als Heiland der Welt verſpottet, geſchlagen, und ans Kreuz geheftet wurde.

Einige Kriegsknechte mochten bey dieſer Gelegenheit ihre Rollen gar zu natürlich ſpielen, daher er ſie, um ſich auf die ſchicklichſte Weiſe an ihnen zu rächen, bey Gelegenheit des jüngſten Gerichts in die präch-

tigsten Kleider von Kaisern und Königen steckte, und ihnen in dem Augenblicke, da sie, mit ihren Rollen sehr wohl zufrieden, auch in dem Himmel allen andern vorauszugehen den Schritt nahmen, unvermuthet in Teufelsgestalt begegnete, und sie mit der Ofengabel zur herzlichsten Erbauung sämmtlicher Zuschauer und Bettler weidlich durchdrosch, und unbarmherzig zurück in die Grube stürzte, wo sie sich von einem hervordringenden Feuer aufs übelste empfangen sahen.

Er war klug genug einzusehen, daß die gekrönten Häupter sein freches Unternehmen nicht wohl vermerken, und selbst vor seinem privilegirten Ankläger- und Schergen-Amte keinen Respekt haben würden; er machte sich daher, noch ehe das tausendjährige Reich anging, in aller Stille davon, und ward in einer benachbarten Stadt von einer Gesellschaft, die man damals Kinder der Freude nannte,

mit offnen Armen aufgenommen. Es waren verständige, geistreiche, lebhafte Menschen, die wohl einsahen, daß die Summe unsrer Existenz durch Vernunft dividirt, niemals rein aufgehe, sondern daß immer ein wunderlicher Bruch übrig bleibe. Diesen hinderlichen, und, wenn er sich in die ganze Masse vertheilt, gefährlichen, Bruch, suchten sie zu bestimmten Zeiten vorsetzlich los zu werden. Sie waren einen Tag der Woche recht ausführlich Narren, und straften an demselben wechselseitig durch allegorische Vorstellungen, was sie während der übrigen Tage an sich und andern närrisches bemerkt hatten War diese Art gleich. roher als eine Folge von Ausbildung, in welcher der sittliche Mensch sich täglich zu bemerken, zu warnen und zu strafen pflegt; so war sie doch lustiger und sicherer, denn indem man einen gewissen Schooßnarren nicht verleugnete, so tractirte

man ihn auch nur für das was er war, anſtatt daß er auf dem andern Wege durch Hülfe des Selbſtbetrugs oft im Hauſe zur Herrſchaft gelangt, und die Vernunft zur heimlichen Knechtſchaft zwingt, die ſich einbildet, ihn lange verjagt zu haben. Die Narrenmaſke ging in der Geſellſchaft herum, und jedem war erlaubt, ſie, an ſeinem Tage, mit eigenen oder fremden Attributen, charakteriſtiſch auszuzieren. In der Karnavalszeit nahm man ſich die größte Freyheit, und wetteiferte mit der Bemühung der Geiſtlichen, das Volk zu unterhalten und anzuziehen. Die feyerlichen allegoriſchen Aufzüge von Tugenden und Laſtern, Künſten und Wiſſenſchaften, Welttheilen und Jahrszeiten verſinnlichten dem Volke eine Menge Begriffe, und gaben ihm Ideen entfernter Gegenſtände, und ſo waren dieſe Scherze nicht ohne Nutzen, da von einer andern Seite die

geiſtlichen Mummereyen nur einen abgeſchmackten Aberglauben noch mehr befeſtigten.

Der junge Serlo war auch hier wieder ganz in ſeinem Elemente; eigentliche Erfindungskraft hatte er nicht, dagegen aber das größte Geſchick, was er vor ſich fand zu nutzen, zurecht zu ſtellen, und ſcheinbar zu machen. Seine Einfälle, ſeine Nachahmungsgabe, ja ſein beiſſender Witz, den er wenigſtens einen Tag in der Woche völlig frey, ſelbſt gegen ſeine Wohlthäter, üben durfte, machte ihn der ganzen Geſellſchaft werth, ja unentbehrlich.

Doch trieb ihn ſeine Unruhe bald aus dieſer vortheilhaften Lage in andere Gegenden ſeines Vaterlandes, wo er wieder eine neue Schule durchzugehen hatte. Er kam in den gebildeten aber auch bildloſen Theil von Deutſchland, wo es zur Verehrung des Guten und Schönen zwar nicht an Wahrheit

aber oft an Geiſt gebricht; er konnte mit ſeinen Masken nichts mehr ausrichten; er mußte ſuchen auf Herz und Gemüth zu wirken. Nur kurze Zeit hielt er ſich bey kleinen und großen Geſellſchaften auf, und merkte, bey dieſer Gelegenheit, ſämmtlichen Stükken und Schauſpielern ihre Eigenheiten ab, die Monotonie, die damals auf dem deutſchen Theater herrſchte; den albernen Fall und Klang der Alexandriner, den geſchraubtplatten Dialog; die Trockenheit und Gemeinheit der unmittelbaren Sittenprediger hatte er bald gefaßt, und zugleich bemerkt, was rührte und gefiel.

Nicht Eine Rolle der gangbaren Stücke, ſondern die ganzen Stücke blieben leicht in ſeinem Gedächtniß, und zugleich der eigenthümliche Ton des Schauſpielers, der ſie mit Beyfall vorgetragen hatte. Nun kam er zufälligerweiſe auf ſeinen Streifereyen, da ihm

das Geld völlig ausgegangen war, zu dem Einfall, allein, ganze Stücke, besonders auf Edelhöfen und in Dörfern vorzustellen, und sich dadurch überall sogleich Unterhalt und Nachtquartier zu verschaffen. In jeder Schenke, jedem Zimmer und Garten war sein Theater gleich aufgeschlagen; mit einem schelmischen Ernst und anscheinendem Enthusiasmus wußte er die Einbildungskraft seiner Zuschauer zu gewinnen, ihre Sinne zu täuschen, und vor ihren offenen Augen einen alten Schrank zu einer Burg, und einen Fächer zum Dolche umzuschaffen. Seine Jugendwärme ersetzte den Mangel eines tiefen Gefühls, seine Heftigkeit schien Stärke, und seine Schmeicheley Zärtlichkeit. Diejenigen, die das Theater schon kannten, erinnerte er an alles, was sie gesehen und gehört hatten, und in den übrigen erregte er eine Ahndung von etwas Wunderbaren, und den Wunsch, näher da-

mit bekannt zu werden. Was an einem Orte Wirkung that, verfehlte er nicht am andern zu wiederholen, und hatte die herzlichſte Schadenfreude, wenn er alle Menſchen, auf gleiche Weiſe, aus dem Stegreiſe, zum beſten haben konnte.

Bey ſeinem lebhaften, freyen und durch nichts gehinderten Geiſte verbeſſerte er ſich, indem er Rollen und Stücke oft wiederholte, ſehr geſchwind. Bald rezitirte und ſpielte er dem Sinne gemäßer, als die Muſter, die er Anfangs nur nachgeahmt hatte. Auf dieſem Wege kam er nach und nach dazu, natürlich zu ſpielen und doch immer verſtellt zu ſeyn. Er ſchien hingeriſſen, und lauerte auf den Effekt, und ſein größter Stolz war: die Menſchen ſtufenweiſe in Bewegung zu ſetzen. Selbſt das tolle Handwerk, das er trieb, nöthigte ihn bald mit einer gewiſſen Mäßigung zu verfahren, und ſo lernte er, theils

gezwungen, theils aus Instinkt, das, wovon so wenig Schauspieler einen Begriff zu haben scheinen: mit Organ und Gebährden ökonomisch zu seyn.

So wußte er selbst rohe und unfreundliche Menschen zu bändigen, und für sich zu interessiren, und da er überall mit Nahrung und Obdach zufrieden war, jedes Geschenk dankbar annahm, das man ihm reichte, ja manchmal gar das Geld, wenn er dessen nach seiner Meinung genug hatte, ausschlug; so schickte man ihn mit Empfehlungsschreiben einander zu, und so wanderte er eine ganze Zeit von einem Edelhofe zum andern, wo er manches Vergnügen erregte, manches genoß, und nicht ohne die angenehmsten und artigsten Abentheuer blieb.

Bey der innerlichen Kälte seines Gemüthes liebte er eigentlich niemand; bey der Klarheit seines Blicks konnte er niemand

achten, denn er ſah nur immer die äuſſern Eigenheiten der Menſchen, und trug ſie in ſeine mimiſche Sammlung ein. Dabey aber war ſeine Selbſtigkeit äuſſerſt beleidigt, wenn er nicht jedem gefiel, und wenn er nicht überall Beyfall erregte. Wie dieſer zu erlangen ſey, darauf hatte er nach und nach ſo genau acht gegeben, und hatte ſeinen Sinn ſo geſchärft, daß er nicht allein bey ſeinen Darſtellungen, ſondern auch im gemeinen Leben nicht mehr anders als ſchmeicheln konnte. Und ſo arbeitete ſeine Gemüthsart, ſein Talent und ſeine Lebensart dergeſtalt wechſelsweiſe gegen einander, daß er ſich unvermerkt zu einem vollkommnen Schauſpieler ausgebildet ſah. Ja, durch eine ſeltſam ſcheinende, aber ganz natürliche Wirkung und Gegenwirkung ſtieg, durch Einſicht und Übung, ſeine Rezitation, Declamation und ſein Gebährdenſpiel zu einer hohen Stufe

von

von Wahrheit, Freyheit und Offenheit, indem er im Leben und Umgang immer heimlicher, künſtlicher, ja verſtellt und ängſtlich zu werden ſchien.

Von ſeinen Schickſalen und Abentheuern ſprechen wir vielleicht an einem andern Orte, und bemerken hier nur ſo viel: daß er in ſpäteren Zeiten, da er ſchon ein gemachter Mann, im Beſitz von entſchiednem Nahmen, und in einer ſehr guten obgleich nicht feſten Lage war, ſich angewöhnt hatte, im Geſpräch auf eine feine Weiſe theils ironiſch, theils ſpöttiſch den Sophiſten zu machen, und dadurch faſt jede ernſthafte Unterhaltung zu zerſtören. Beſonders gebrauchte er dieſe Manier gegen Wilhelm, ſobald dieſer, wie es ihm oft begegnete, ein allgemeines theoretiſches Geſpräch anzuknüpfen Luſt hatte. Demungeachtet waren ſie ſehr gern beyſammen, indem durch ihre beiderſeitige Denkart die

Unterhaltung lebhaft werden mußte. Wilhelm wünschte, alles aus den Begriffen, die er gefaßt hatte, zu entwickeln, und wollte die Kunst in einem Zusammenhange behandelt haben. Er wollte ausgesprochene Regeln festsetzen, bestimmen, was recht, schön und gut sey, und was Beyfall verdiene; genug, er behandelte alles auf das ernstlichste. Serlo hingegen nahm die Sache sehr leicht, und indem er niemals direct auf eine Frage antwortete, wußte er, durch eine Geschichte oder einen Schwank, die artigste und vergnüglichste Erläuterung beyzubringen, und die Gesellschaft zu unterrichten, indem er sie erheiterte.

Neunzehntes Capitel.

Indem nun Wilhelm auf dieſe Weiſe ſehr angenehme Stunden zubrachte, befanden ſich Melina und die übrigen in einer deſto verdrießlichern Lage. Sie erſchienen unſerm Freunde manchmal wie böſe Geiſter, und machten ihm nicht blos durch ihre Gegenwart, ſondern auch oft durch flämiſche Geſichter und bittre Reden einen verdrießlichen Augenblick. Serlo hatte ſie nicht einmal zu Gaſtrollen gelaſſen, geſchweige daß er ihnen Hoffnung zum Engagement gemacht hätte, und hatte demungeachtet nach und nach ihre ſämmtlichen Fähigkeiten kennen gelernt. So oft ſich Schauſpieler bey ihm geſellig verſammelten, hatte er die Gewohnheit leſen zu laſſen, und manchmal ſelbſt mitzuleſen. Er

nahm Stücke vor, die noch gegeben werden sollten, die lange nicht gegeben waren, und zwar meistens nur Theilweise. So ließ er auch, nach einer ersten Aufführung, Stellen, bey denen er etwas zu erinnern hatte, wiederholen, vermehrte dadurch die Einsicht der Schauspieler, und verstärkte ihre Sicherheit, den rechten Punkt zu treffen. Und wie ein geringer aber richtiger Verstand mehr als ein verworrnes und ungeläutertes Genie zur Zufriedenheit anderer wirken kann; so erhub er mittelmäßige Talente, durch die deutliche Einsicht, die er ihnen unmerklich verschafte, zu einer bewundernswürdigen Fähigkeit. Nicht wenig trug dazu bey, daß er auch Gedichte lesen ließ, und in ihnen das Gefühl jenes Reizes erhielt, den ein wohlvorgetragner Rythmus in unsrer Seele erregt, anstatt daß man bey andern Gesellschaften schon anfing, nur diejenige Prosa

vorzutragen, wozu einem jeden der Schnabel gewachsen war.

Bey solchen Gelegenheiten hatte er auch die sämmtlichen angekommenen Schauspieler kennen lernen, das was sie waren, und was sie werden konnten, beurtheilt, und sich in der Stille vorgenommen, von ihren Talenten bey einer Revolution, die seiner Gesellschaft drohete, sogleich Vortheil zu ziehen. Er ließ die Sache eine Weile auf sich beruhen, lehnte alle Interceſſionen Wilhelms für sie mit Achselzucken ab, bis er seine Zeit ersah, und seinem jungen Freunde ganz unerwartet den Vorschlag that: er solle doch selbst bey ihm aufs Theater gehen, und unter dieser Bedingung wolle er auch die übrigen engagiren.

Die Leute müssen also doch so unbrauchbar nicht seyn, wie Sie mir solche bisher geschildert haben, versetzte ihm Wilhelm, wenn sie jetzt auf einmal zusammen angenommen

werden können, und ich dächte, ihre Talente müßten auch ohne mich dieselbigen bleiben.

Serlo eröffnete ihm darauf, unter dem Siegel der Verschwiegenheit, seine Lage: wie sein erster Liebhaber Miene mache, ihn bey der Erneuerung des Contracts zu steigern, und wie er nicht gesinnt sey, ihm nachzugeben, besonders da die Gunst des Publikums gegen ihn so groß nicht mehr sey. Ließe er diesen gehen, so würde sein ganzer Anhang ihm folgen, wodurch denn die Gesellschaft einige gute, aber auch einige mittelmäßige Glieder verlöre. Hierauf zeigte er Wilhelmen, was er dagegen an ihm, an Laertes, dem alten Polterer und selbst an Frau Melina zu gewinnen hoffe. Ja, er versprach dem armen Pedanten als Juden, Minister, und überhaupt als Böswicht einen entschiedenen Beyfall zu verschaffen.

Wilhelm stutzte, und vernahm den Vor-

trag nicht ohne Unruhe, und nur um etwas zu ſagen, verſetzte er, nachdem er tief Athem geholt hatte: Sie ſprechen auf eine ſehr freundliche Weiſe nur von dem Guten, was Sie an uns finden und von uns hoffen; wie ſieht es denn aber mit den ſchwachen Seiten aus, die Ihrem Scharfſinne gewiß nicht entgangen ſind?

Die wollen wir bald durch Fleiß, Übung und Nachdenken zu ſtarken Seiten machen, verſetzte Serlo. Es iſt unter euch allen, die ihr denn doch nur Naturaliſten und Pfuſcher ſeyd, keiner, der nicht mehr oder weniger Hoffnung von ſich gäbe; denn ſo viel ich alle beurtheilen kann, ſo iſt kein einziger Stock darunter, und Stöcke allein ſind die Unverbeſſerlichen, ſie mögen nun aus Eigendünkel, Dummheit oder Hypochondrie ungelenk und unbiegſam ſeyn.

Serlo legte darauf mit wenigen Worten

die Bedingungen dar, die er machen könne und wolle, bat Wilhelmen um ſchleunige Entſcheidung, und verließ ihn in nicht geringer Unruhe.

Bey der wunderlichen und gleichſam nur zum Scherz unternommenen Arbeit jener fingirten Reiſebeſchreibung, die er mit Laertes ausarbeitete, war er auf die Zuſtände und das tägliche Leben der wirklichen Welt aufmerkſamer geworden, als er ſonſt nicht geweſen war. Er begriff jetzt ſelbſt erſt die Abſicht des Vaters, als er ihm die Führung des Journals ſo lebhaft empfohlen. Er fühlte zum erſtenmale, wie angenehm und nützlich es ſeyn könne, ſich zur Mittelsperſon ſo vieler Gewerbe und Bedürfniſſe zu machen, und bis in die tiefſten Gebirge und Wälder des feſten Landes Leben und Thätigkeit verbreiten zu helfen. Die lebhafte Handelsſtadt, in der er ſich befand, gab ihm

bey der Unruhe des Laertes, der ihn überall mit herumschleppte, den anschaulichsten Begriff eines großen Mittelpunktes, woher alles ausfließt, und wohin alles zurückkehrt, und es war das erstemal, daß sein Geist im Anschauen dieser Art von Thätigkeit sich wirklich ergetzte. In diesem Zustande hatte ihm Serlo den Antrag gethan, und seine Wünsche, seine Neigung, sein Zutrauen auf ein angebornes Talent, und seine Verpflichtung gegen die hülflose Gesellschaft wieder rege gemacht.

Da steh ich nun, sagte er zu sich selbst, abermals am Scheidewege zwischen den beiden Frauen, die mir in meiner Jugend erschienen. Die eine sieht nicht mehr so kümmerlich aus, wie damals, und die andere nicht so prächtig. Der einen wie der andern zu folgen fühlst du eine Art von innern Beruf, und von beiden Seiten sind die äussern

Anläſſe ſtark genug; es ſcheint dir unmöglich dich zu entſcheiden, du wünſcheſt, daß irgend ein Übergewicht von Auſſen deine Wahl beſtimmen möge, und doch, wenn du dich recht unterſuchſt, ſo ſind es nur äuſſere Umſtände, die dir eine Neigung zu Gewerb, Erwerb und Beſitz einflößen, aber dein innerſtes Bedürfniß erzeugt und nährt den Wunſch, die Anlagen, die in dir zum Guten und Schönen ruhen mögen, ſie ſeyen körperlich oder geiſtig, immer mehr zu entwickeln und auszubilden. Und muß ich nicht das Schickſal verehren, das mich ohne mein Zuthun hierher an das Ziel aller meiner Wünſche führt? Geſchieht nicht alles, was ich mir ehemals ausgedacht und vorgeſetzt, nun zufällig ohne mein Mitwirken? Sonderbar genug! Der Menſch ſcheint mit nichts vertrauter zu ſeyn, als mit ſeinen Hoffnungen und Wünſchen, die er lange im Herzen nährt und bewahrt,

und doch, wenn sie ihm nun begegnen, wenn sie sich ihm gleichsam aufdringen, erkennt er sie nicht und weicht vor ihnen zurück. Alles, was ich mir vor jener unglücklichen Nacht, die mich von Marianen entfernte, nur träumen ließ, steht vor mir, und bietet sich mir selbst an. Hierher wollte ich flüchten, und bin sachte hergeleitet worden; bey Serlo wollte ich unterzukommen suchen, er sucht nun mich, und bietet mir Bedingungen an, die ich als Anfänger nie erwarten konnte. War es denn bloß Liebe zu Marianen, die mich ans Theater fesselte? oder war es Liebe zur Kunst, die mich an das Mädchen festknüpfte? War jene Aussicht, jener Ausweg nach der Bühne blos einem unordentlichen, unruhigen Menschen willkommen, der ein Leben fortzusetzen wünschte, das ihm die Verhältnisse der bürgerlichen Welt nicht gestatteten, oder war es alles anders, reiner, wür-

diger? und was ſollte dich bewegen können, deine damalige Geſinnungen zu ändern? Haſt du nicht vielmehr bisher ſelbſt unwiſſend deinen Plan verfolgt, und iſt nicht jetzt der letzte Schritt noch mehr zu billigen, da keine Nebenabſichten dabey im Spiele ſind, und da du zugleich ein feyerlich gegebenes Wort halten, und dich auf eine edle Weiſe von einer ſchweren Schuld befreyen kannſt?

Alles, was in ſeinem Herzen und ſeiner Einbildungskraft ſich bewegte, wechſelte nun auf das lebhafteſte gegen einander ab. Daß er ſeine Mignon behalten könne, daß er den Harfner nicht zu verſtoßen brauche, war kein kleines Gewicht auf der Wagſchale, und doch ſchwankte ſie noch hin und wieder, als er ſeine Freundin Aurelie gewohnterweiſe zu beſuchen ging.

Zwanzigſtes Capitel.

Er fand ſie auf ihrem Ruhbette; ſie ſchien ſtille. Glauben Sie noch morgen ſpielen zu können? fragte er. O ja, verſetzte ſie lebhaft; Sie wiſſen, daran hindert mich nichts. — Wenn ich nur ein Mittel wüßte, den Beyfall unſers Parterre's von mir abzulehnen: ſie meinen es gut, und werden mich noch umbringen. Vorgeſtern dacht' ich das Herz müßte mir reißen! Sonſt konnt' ich es wohl leiden, wenn ich mir ſelbſt gefiel, wenn ich lange ſtudirt und mich vorbereitet hatte, dann freute ich mich, wenn das willkommene Zeichen: nun ſey es gelungen, von allen Enden wiedertönte. Jetzo ſag ich nicht, was ich will, nicht wie ichs will, ich werde hingeriſſen, ich verwirre mich, und mein Spiel

macht einen weit größern Eindruck. Der Beyfall wird lauter, und ich denke: wüßtet ihr, was euch entzückt! die dunkeln, heftigen, unbestimmten Anklänge rühren euch, zwingen euch Bewundrung ab, und ihr fühlt nicht, daß es die Schmerzenstöne der Unglücklichen sind, der ihr euer Wohlwollen geschenkt habt.

Heute früh hab' ich gelernt, jetzt wiederholt und versucht. Ich bin müde, zerbrochen, und morgen geht es wieder von vorn an. Morgen Abend soll gespielt werden; so schlepp' ich mich hin und her, es ist mir langweilig aufzustehen, und verdrießlich zu Bette zu gehen. Alles macht einen ewigen Zirkel in mir. Dann treten die leidigen Tröstungen vor mir auf, dann werf ich sie weg, und verwünsche sie. Ich will mich nicht ergeben, nicht der Nothwendigkeit ergeben — warum soll das nothwendig seyn, was mich zu Grunde richtet? Könnte es nicht auch

anders seyn? Ich muß es eben bezahlen, daß ich eine Deutsche bin; es ist der Charakter der Deutschen, daß sie über allem schwer werden, daß alles über ihnen schwer wird.

O, meine Freundin, fiel Wilhelm ein, könnten Sie doch aufhören selbst den Dolch zu schärfen, mit dem Sie sich unablässig verwunden! Bleibt Ihnen denn nichts? Ist denn Ihre Jugend, Ihre Gestalt, Ihre Gesundheit, sind Ihre Talente nichts? Wenn Sie ein Gut ohne Ihr Verschulden verloren haben, müssen Sie denn alles Übrige hinterdrein werfen? Ist das auch nothwendig?

Sie schwieg einige Augenblicke, dann fuhr sie auf: ich weiß es wohl, daß es Zeitverderb ist, nichts als Zeitverderb ist die Liebe! Was hätte ich nicht thun können! thun sollen! nun ist alles rein zu Nichts geworden. Ich bin ein armes verliebtes Geschöpf, nichts als verliebt! Haben Sie Mitleiden mit mir, bey Gott, ich bin ein armes Geschöpf!

Sie verſank in ſich, und nach einer kurzen Pauſe rief ſie heftig aus: ihr ſeyd gewohnt, daß ſich euch alles an den Hals wirft, nein ihr könnt es nicht fühlen, kein Mann iſt im Stande, den Werth eines Weibes zu fühlen, das ſich zu ehren weiß. Bey allen heiligen Engeln, bey allen Bildern der Seeligkeit, die ſich ein reines gutmüthiges Herz erſchaft, es iſt nichts Himmliſchers, als ein weibliches Weſen, das ſich dem geliebten Manne hingiebt.

Wir ſind kalt, ſtolz, hoch, klar, klug, wenn wir verdienen Weiber zu heißen, und alle dieſe Vorzüge legen wir euch zu Füßen, ſobald wir lieben, ſobald wir hoffen, Gegenliebe zu erwerben. O wie hab' ich mein ganzes Daſeyn ſo mit Wiſſen und Willen weggeworfen; aber nun will ich auch verzweifeln, abſichtlich verzweifeln. Es ſoll kein Blutstropfen in mir ſeyn, der nicht geſtraft

wird,

wird, keine Faser, die ich nicht peinigen will. Lächeln Sie nur, lachen Sie nur über den theatralischen Aufwand von Leidenschaft.

Fern war von unserm Freunde jede Anwandlung des Lachens. Der entsetzliche, halbnatürliche, halb erzwungene Zustand seiner Freundin peinigte ihn nur zu sehr. Er empfand die Foltern der unglücklichen Anspannung mit; sein Gehirn zerrüttete sich, und sein Blut war in einer fieberhaften Bewegung.

Sie war aufgestanden, und ging in der Stube hin und wieder. Ich sage mir alles vor, rief sie aus, warum ich ihn nicht lieben sollte. Ich weiß auch, daß er es nicht werth ist; ich wende mein Gemüth ab, dahin und dorthin, beschäftige mich, wie es nur gehen will. Bald nehm ich eine Rolle vor, wenn ich sie auch nicht zu spielen habe, ich übe die alten, die ich durch und durch kenne, fleißi-

ger und fleißiger, ins Einzelne, und übe und übe — mein Freund, mein Vertrauter, welche entſetzliche Arbeit iſt es, ſich mit Gewalt von ſich ſelbſt zu entfernen! Mein Verſtand leidet, mein Gehirn iſt ſo angeſpannt; um mich vom Wahnſinne zu retten, überlaß ich mich wieder dem Gefühle, daß ich ihn liebe. — Ja, ich liebe ihn, ich liebe ihn! rief ſie unter tauſend Thränen, ich liebe ihn, und ſo will ich ſterben.

Er faßte ſie bey der Hand, und bat ſie auf das inſtändigſte, ſich nicht ſelbſt aufzureiben. O, ſagte er, wie ſonderbar iſt es, daß dem Menſchen nicht allein ſo manches Unmögliche, ſondern auch ſo manches Mögliche verſagt iſt. Sie waren nicht beſtimmt, ein treues Herz zu finden, das Ihre ganze Glückſeeligkeit würde gemacht haben. Ich war dazu beſtimmt, das ganze Heil meines Lebens an eine Unglückliche feſtzuknüpfen, die

ich durch die Schwere meiner Treue wie ein Rohr zu Boden zog, ja vielleicht gar zerbrach.

Er hatte Aurelien seine Geschichte mit Marianen vertraut, und konnte sich also jetzt darauf beziehen. Sie sah ihm starr in die Augen, und fragte: können Sie sagen, daß Sie noch niemals ein Weib betrogen, daß Sie keiner mit leichtsinniger Galanterie, mit frevelhafter Betheurung, mit herzlockenden Schwüren ihre Gunst abzulocken gesucht?

Das kann ich, versetzte Wilhelm, und zwar ohne Ruhmredigkeit; denn mein Leben war sehr einfach, und ich bin selten in die Versuchung gerathen, zu versuchen. Und welche Warnung, meine schöne, meine edle Freundin, ist mir der traurige Zustand, in den ich Sie versetzt sehe. Nehmen Sie ein Gelübde von mir, das meinem Herzen ganz angemessen ist, das durch die Rührung, die

Sie mir einflößten, ſich bey mir zur Sprache und Form beſtimmt, und durch dieſen Augenblick geheiligt wird: jeder flüchtigen Neigung will ich widerſtehen, und ſelbſt die ernſtlichſten in meinem Buſen bewahren; kein weibliches Geſchöpf ſoll ein Bekenntniß der Liebe von meinen Lippen vernehmen, dem ich nicht mein ganzes Leben widmen kann.

Sie ſah ihn mit einer wilden Gleichgültigkeit an, und entfernte ſich, als er ihr die Hand reichte, um einige Schritte. Es iſt nichts daran gelegen, rief ſie, ſo viel Weiberthränen mehr oder weniger, die See wird darum doch nicht wachſen. Doch, fuhr ſie fort, unter Tauſenden Eine gerettet, das iſt doch etwas, unter Tauſenden Einen Redlichen gefunden, das iſt anzunehmen. Wiſſen Sie auch was Sie verſprechen?

Ich weiß es, verſetzte Wilhelm lächelnd, und hielt ſeine Hand hin.

Ich nehm' es an, verſetzte ſie, und machte eine Bewegung mit ihrer Rechten, ſo daß er glaubte, ſie würde die ſeine faſſen; aber ſchnell fuhr ſie in die Taſche, riß den Dolch wie der Blitz heraus, und fuhr mit Spitze und Schneide ihm raſch über die Hand weg. Er zog ſie ſchnell zurück, aber ſchon lief das Blut herunter.

Man muß euch Männer ſcharf zeichnen, wenn ihr merken ſollt, rief ſie mit einer wilden Heiterkeit aus, die bald in eine haſtige Geſchäftigkeit überging. Sie nahm ihr Schnupftuch und umwickelte ſeine Hand damit, um das erſte hervordringende Blut zu ſtillen. Verzeihen Sie einer Halbwahnſinnigen, rief ſie aus, und laſſen Sie ſich dieſe Tropfen Bluts nicht reuen. Ich bin verſöhnt, ich bin wieder bey mir ſelber. Auf meinen Knieen will ich Abbitte thun, laſſen Sie mir den Troſt, Sie zu heilen.

Sie eilte nach ihrem Schranke, holte Leinwand und einiges Geräth, ſtillte das Blut, und beſah die Wunde ſorgfältig. Der Schnitt ging durch den Ballen gerade unter dem Daumen, theilte die Lebenslinie, und lief gegen den kleinen Finger aus. Sie verband ihn ſtill, und mit einer nachdenklichen Bedeutſamkeit in ſich gekehrt. Er fragte einigemal: Beſte, wie konnten Sie Ihren Freund verletzen?

Still! erwiederte ſie, indem ſie den Finger auf den Mund legte: ſtill!

Nachricht an den Buchbinder.

Die von dem Hrn. Capellmeiſter Reichard componirten Lieder werden ſo eingeheftet, daß man ſie von der Rechten zur Linken aufſchlägt:

Zu Seite 7. Kennſt du das Land, ꝛc.

Zu S. 265. Nur wer die Sehnſucht kennt, ꝛc.

Bei J. F. Unger in Berlin ſind zur Oſter-Meſſe 1795 folgende neue Bücher um beigeſetzte Preiſe zu haben.

Betrachtungen über den Frieden, Herrn Pitt und den Franzoſen gewidmet. 8. 8 gr.

Gedike, D. Fr., Erinnerung an Büſchings Verdienſte um das Berliniſche Schulweſen. 8. 8 gr.

Deſſelben geſammelte Schulſchriften, 2r Band. 8. 18 gr.

Girtanner, D. Chph., hiſtoriſche Nachrichten über die franzöſiſche Revolution, 1or Band. gr. 8. 1 thl. 12 gr.

von Göthe, neue Schriften 4r Band. 1 thl. 8 gr.

oder:

Wilhelm Meiſters Lehrjahre, 2r Band. 1 thl. 8 gr.

Unter der Preſſe iſt und wird zu Johannis erſcheinen.

D. Girtanners Anfangsgründe der antiphlogiſtiſchen Chemie. Zweite durchaus verbeſſerte und vermehrte Ausgabe.

Moritz Götterlehre. Zweite Auflage.

No. 2.

Zweiſtimmig mit Diſkant und Baß zu ſingen.

Klagend. Reichardt.

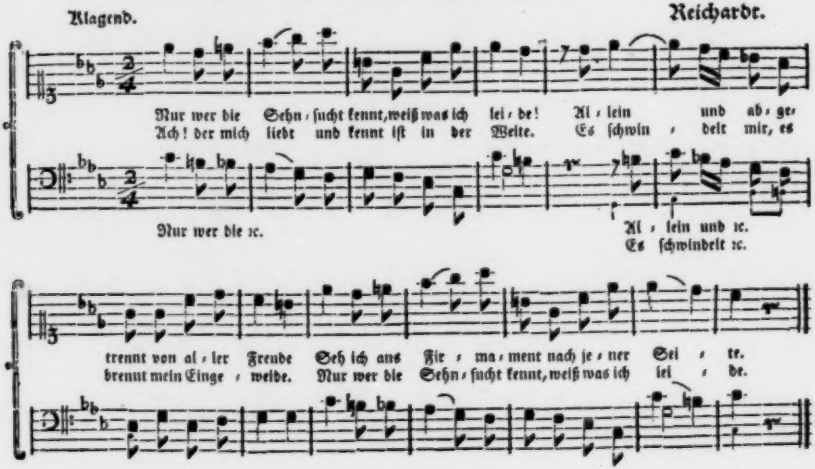

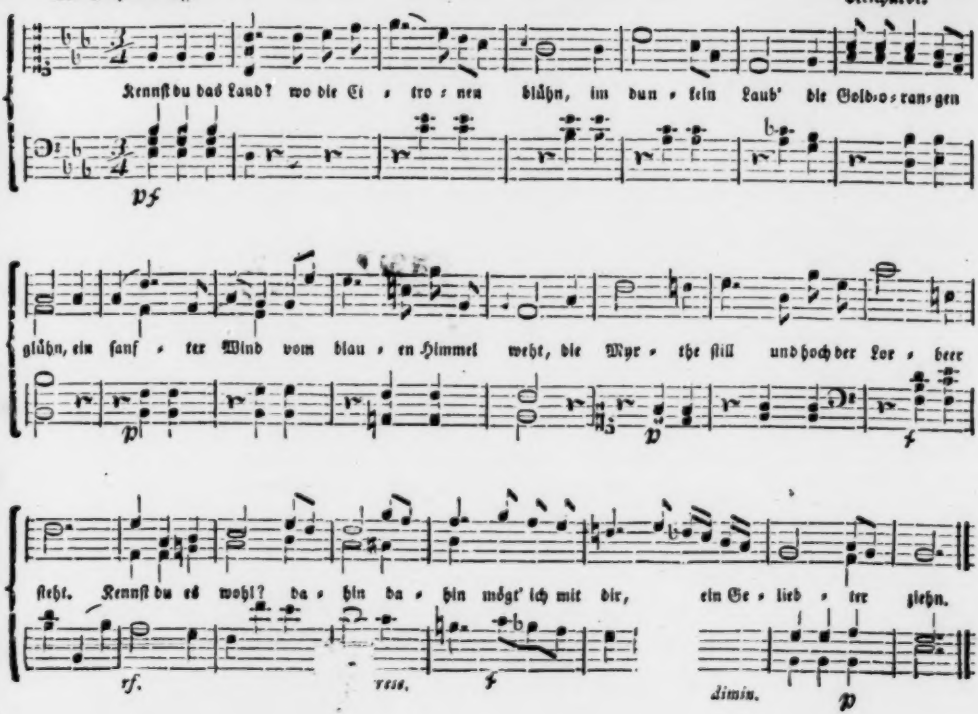
Kennst du das Land? wo die Ci - tro - nen blühn, im dun - kein Laub' die Gold-o-ran-gen
pf
glühn, ein sanf - ter Wind vom blau - en Himmel weht, die Myr - the still und hoch der Lor - beer
p
f
steht. Kennst du es wohl? da - hin da - hin mögt' ich mit dir, ein Ge - lieb - ter ziehn.
rf.
reit.
f
dimin.
p

Wilhelm Meiſters

Lehrjahre.

Ein Roman.

Herausgegeben

von

Goethe.

Dritter Band.

Berlin.
Bei Johann Friedrich Unger.
1795.

wa

Wilhelm Meisters

Lehrjahre.

Fünftes Buch.

Erſtes Capitel.

So hatte Wilhelm zu ſeinen zwey kaum geheilten Wunden abermals eine friſche dritte, die ihm nicht wenig unbequem war. Aurelie wollte nicht zugeben, daß er ſich eines Wundarztes bediente; ſie verband ihn ſelbſt unter allerley wunderlichen Reden, Zeremonien und Sprüchen, und ſetzte ihn dadurch in eine ſehr peinliche Lage. Doch nicht er allein, ſondern alle Perſonen die ſich in ihrer Nähe befanden, litten durch ihre Unruhe und Sonderbarkeit; niemand aber mehr als der kleine Felix. Das lebhafte Kind war unter einem ſolchen Druck höchſt unge-

duldig und zeigte ſich immer unartiger, je mehr ſie es tadelte und zurecht wieß.

Der Knabe gefiel ſich in gewiſſen Eigenheiten, die man auch Unarten zu nennen pflegt, und die ſie ihm keineswegs nachzuſehn gedachte. Er trank, zum Beyſpiel, lieber aus der Flaſche als aus dem Glaſe, und offenbar ſchmeckten ihm die Speiſen aus der Schüſſel beſſer als von dem Teller. Eine ſolche Unſchicklichkeit wurde nicht überſehen, und wenn er nun gar die Thüre aufließ oder zuſchlug, und, wenn ihm etwas befohlen wurde, entweder nicht von der Stelle wich oder ungeſtüm davon rannte: ſo mußte er eine große Lection anhören, ohne daß er darauf je einige Beſſerung hätte ſpüren laſſen. Vielmehr ſchien die Neigung zu Aurelien ſich täglich mehr zu verlieren; in ſeinem Tone war nichts zärtliches wenn er ſie Mutter nannte, er hing vielmehr leidenſchaftlich

an der alten Amme, die ihm denn freylich allen Willen ließ.

Aber auch dieſe war ſeit einiger Zeit ſo krank geworden, daß man ſie aus dem Hauſe in ein ſtilles Quartier bringen mußte, und Felix hätte ſich ganz allein geſehen, wäre nicht Mignon auch ihm als ein liebevoller Schutzgeiſt erſchienen. Auf das artigſte unterhielten ſich beide Kinder mit einander; ſie lehrte ihn kleine Lieder und er, der ein ſehr gutes Gedächtniß hatte, rezitirte ſie oft zur Verwunderung der Zuhörer. Auch wollte ſie ihm die Landkarten erklären, mit denen ſie ſich noch immer ſehr abgab, wobey ſie jedoch nicht mit der beſten Methode verfuhr. Denn eigentlich ſchien ſie bey den Ländern kein anderes Intereſſe zu haben, als ob ſie kalt oder warm ſeyen? Von den Weltpolen, von dem ſchrecklichen Eiſe daſelbſt, und von der zunehmenden Wärme, je mehr man

man ſich von ihnen entfernte, wußte ſie ſehr gut Rechenſchaft zu geben. Wenn jemand reiſ'te, fragte ſie nur, ob er nach Norden oder nach Süden gehe, und bemühte ſich die Wege auf ihren kleinen Karten aufzufinden. Beſonders wenn Wilhelm von Reiſen ſprach war ſie ſehr aufmerkſam, und ſchien ſich immer zu betrüben ſo bald das Geſpräch auf eine andere Materie überging. So wenig man ſie bereden konnte, eine Rolle zu übernehmen, oder auch nur wenn geſpielt wurde, auf das Theater zu gehen; ſo gern und fleißig lernte ſie Oden und Lieder auswendig und erregte, wenn ſie ein ſolches Gedicht, gewöhnlich von der ernſten und feyerlichen Art, oft unvermuthet wie aus dem Stegereif declamirte, bey jedermann Erſtaunen.

Serlo, der auf jede Spur eines aufkeimenden Talentes zu achten gewohnt war,

ſuchte ſie aufzumuntern; am meiſten aber empfahl ſie ſich ihm durch einen ſehr artigen, manigfaltigen und manchmal ſelbſt muntern Geſang, und auf eben dieſem Wege hatte ſich der Harfenſpieler ſeine Gunſt erworben.

Serlo, ohne ſelbſt Genie zur Muſik zu haben, oder irgend ein Inſtrument zu ſpielen, wußte ihren hohen Werth zu ſchätzen; er ſuchte ſich ſo oft als möglich dieſen Genuß, der mit keinem andern verglichen werden kann, zu verſchaffen. Er hatte wöchentlich einmal Concert, und nun hatte ſich ihm durch Mignon, den Harfenſpieler und Laertes, der auf der Violine nicht ungeſchickt war, eine wunderliche kleine Hauskapelle gebildet.

Er pflegte zu ſagen: der Menſch iſt ſo geneigt ſich mit dem Gemeinſten abzugeben, Geiſt und Sinne ſtumpfen ſich ſo leicht gegen die Eindrücke des Schönen und Voll-

kommnen ab, daß man die Fähigkeit es zu empfinden, bey ſich auf alle Weiſe erhalten ſollte. Denn einen ſolchen Genuß kann niemand ganz entbehren, und nur die Ungewohntheit etwas Gutes zu genießen iſt Urſache, daß viele Menſchen ſchon am Albernen und Abgeſchmackten, wenn es nur neu iſt, Vergnügen finden. Man ſollte, ſagte er, alle Tage wenigſtens ein kleines Lied hören, ein gutes Gedicht leſen, ein treffliches Gemählde ſehen, und, wenn es möglich zu machen wäre, einige vernünftige Worte ſprechen.

Bey dieſen Geſinnungen, die Serlo gewiſſermaßen natürlich waren, konnte es den Perſonen, die ihn umgaben, nicht an angenehmer Unterhaltung fehlen. Mitten in dieſem vergnüglichen Zuſtande brachte man Wilhelmen eines Tags einen ſchwarzgeſiegelten Brief. Werners Petſchaft deutete auf eine traurige Nachricht, und er erſchrack nicht

wenig, als er den Tod ſeines Vaters nur mit einigen Worten angezeigt fand. Nach einer unerwarteten kurzen Krankheit war er aus der Welt gegangen, und hatte ſeine häuslichen Angelegenheiten in der beſten Ordnung hinterlaſſen.

Dieſe unvermuthete Nachricht traf Wilhelm im Innerſten. Er fühlte tief, wie unempfindlich man oft Freunde und Verwandte, ſo lange ſie ſich mit uns des irdiſchen Aufenthaltes erfreuen, vernachläſſigt, und nur dann erſt die Verſäumniß bereut, wenn das ſchöne Verhältniß wenigſtens für dießmal aufgehoben iſt. Auch konnte der Schmerz über das zeitige Abſterben des braven Mannes nur durch das Gefühl gelindert werden, daß er auf der Welt wenig geliebt, und durch die Überzeugung, daß er wenig genoſſen habe.

Wilhelms Gedanken wandten ſich nun bald auf ſeine eigenen Verhältniſſe, und er

fühlte ſich nicht wenig beunruhigt. Der Menſch kann in keine gefährlichere Lage verſetzt werden, als wenn durch äußere Umſtände eine große Veränderung ſeines Zuſtandes bewirkt wird, ohne daß ſeine Art zu empfinden und zu denken darauf vorbereitet iſt. Es giebt alsdann eine Epoche ohne Epoche, und es entſteht nur ein deſto größerer Widerſpruch, je weniger der Menſch bemerkt, daß er zu dem neuen Zuſtande noch nicht ausgebildet ſey.

Wilhelm ſah ſich in einem Augenblicke frey, in welchem er mit ſich ſelbſt noch nicht einig werden konnte. Seine Geſinnungen waren edel, ſeine Abſichten lauter und ſeine Vorſätze ſchienen nicht verwerflich. Das alles durfte er ſich mit einigem Zutrauen ſelbſt bekennen; allein er hatte Gelegenheit genug gehabt zu bemerken, daß es ihm an Erfahrung fehle, und er legte daher auf die Er-

fahrung anderer und auf die Resultate, die sie daraus mit Überzeugung ableiteten, einen übermäßigen Werth, und kam dadurch nur immer mehr in die Irre. Was ihm fehlte, glaubte er am ersten zu erwerben, wenn er alles Denkwürdige, was ihm in Büchern und im Gespräche vorkommen mochte, zu erhalten und zu sammlen unternähme. Er schrieb daher fremde und eigene Meynungen und Ideen, ja ganze Gespräche die ihm interessant waren, auf, und hielt leider auf diese Weise das Falsche so gut als das Wahre fest, blieb viel zu lange an Einer Idee, ja man möchte sagen an Einer Sentenz hängen, und verlies dabei seine natürliche Denk- und Handelsweise, indem er oft fremden Lichtern als Leitsternen folgte. Aureliens Bitterkeit und seines Freundes Laertes kalte Verachtung der Menschen bestachen öfter als billig war sein Urtheil; niemand aber war

ihm gefährlicher gewesen als Jarno; ein Mann, dessen heller Verstand von gegenwärtigen Dingen ein richtiges, strenges Urtheil fällte, dabey aber den Fehler hatte, daß er diese einzelnen Urtheile mit einer Art von Allgemeinheit aussprach, da doch die Aussprüche des Verstandes eigentlich nur Einmal und zwar in dem bestimmtesten Falle gelten, und schon unrichtig werden, wenn man sie auf den nächsten anwendet.

So entfernte sich Wilhelm, indem er mit sich selbst einig zu werden strebte, immer mehr von der heilsamen Einheit, und bey dieser Verwirrung ward es seinen Leidenschaften um so leichter alle Zurüstungen zu ihrem Vortheil zu gebrauchen, und ihn über das was er zu thun hatte nur noch mehr zu verwirren.

Serlo benutzte die Todespost zu seinem Vortheil, und wirklich hatte er auch täglich immer mehr Ursache an eine andre Einrich-

tung

tung seines Schauspiels zu denken. Er mußte entweder seine alten Contracte erneuern, wozu er keine große Lust hatte, indem mehrere Mitglieder, die sich für unentbehrlich hielten, täglich unleidlicher wurden; oder er mußte, wohin auch sein Wunsch ging, der Gesellschaft eine ganz neue Gestalt geben.

Ohne selbst in Wilhelmen zu dringen, regte er Aurelien und Philinen auf, und die übrigen Gesellen, die sich nach Engagement sehnten, ließen unserm Freunde gleichfalls keine Ruhe, so daß er mit ziemlicher Verlegenheit an einem Scheidwege stand. Wer hätte gedacht, daß ein Brief von Wernern, der ganz im entgegen gesetzten Sinne geschrieben war, ihn endlich zu einer Entschließung hindrängen sollte. Wir lassen nur den Eingang weg und geben übrigens das Schreiben mit weniger Veränderung.

Zweytes Capitel.

— So war es und so muß es denn auch wohl recht seyn, daß jeder bey jeder Gelegenheit seinem Gewerbe nachgeht und seine Thätigkeit zeigt. Der gute Alte war kaum verschieden, als auch in der nächsten Viertelstunde schon nichts mehr nach seinem Sinne im Hause geschah. Freunde, Bekannte und Verwandte drängten sich zu, besonders aber alle Menschenarten, die bey solchen Gelegenheiten etwas zu gewinnen haben. Man brachte, man trug, man zahlte, schrieb und rechnete; die einen hohlten Wein und Kuchen, die andern tranken und aßen; niemanden sah ich aber ernstlafter beschäftigt, als die Weiber, indem sie die Trauer aussuchten.

Du wirst mir also verzeihen, mein Lie-

ber, wenn ich bey dieſer Gelegenheit auch an meinen Vortheil dachte, mich deiner Schweſter ſo hülfreich und thätig als möglich zeigte und ihr, ſo bald es nur einigermaßen ſchicklich war, begreiflich machte, daß es nunmehr unſre Sache ſey, eine Verbindung zu beſchleunigen, die unſre Väter aus allzugroßer Umſtändlichkeit bisher verzögert hatten.

Nun mußt du aber ja nicht denken, daß es uns eingefallen ſey, das große leere Haus in Beſitz zu nehmen. Wir ſind beſcheidner und vernünftiger; unſern Plan ſollſt du hören. Deine Schweſter zieht nach der Heirath gleich in unſer Haus herüber, und ſogar auch deine Mutter mit.

Wie iſt das möglich? wirſt du ſagen, ihr habt ja ſelbſt in dem Neſte kaum Platz. Das iſt eben die Kunſt, mein Freund! Die geſchickte Einrichtung macht alles möglich.

und du glaubst nicht wieviel Platz man findet, wenn man wenig Raum braucht. Das große Haus verkaufen wir, wozu sich sogleich eine gute Gelegenheit darbietet; das daraus gelöste Geld soll hundertfältige Zinsen tragen.

Ich hoffe du bist damit einverstanden, und wünsche daß du nichts von den unfruchtbaren Liebhabereyen deines Vaters und Großvaters geerbt haben mögest. Dieser setzte seine höchste Glückseligkeit in eine Anzahl unscheinbarer Kunstwerke, die niemand, ich darf wohl sagen niemand mit ihm genießen konnte: jener lebte in einer kostbaren Einrichtung, die er niemand mit sich genießen ließ. Wir wollen es anders machen, und ich hoffe deine Beystimmung.

Es ist wahr, ich selbst behalte in unserm ganzen Hause keinen Platz als den an meinem Schreibepulte, und noch seh ich nicht

ab, wo man künftig eine Wiege hinſetzen will; aber dafür iſt der Raum außer dem Hauſe deſto größer. Die Kaffeehäuſer und Clubbs für den Mann, die Spatziergänge und Spatzierfahrten für die Frau, und die ſchönen Luſtörter auf dem Lande für beyde. Dabey iſt der größte Vortheil, daß auch unſer runder Tiſch ganz beſetzt iſt und es dem Vater unmöglich wird Freunde zu ſehen, die ſich nur deſto leichtfertiger über ihn aufhalten, je mehr er ſich Mühe gegeben hat ſie zu bewirthen.

Nur nichts überflüſſiges im Hauſe! nur nicht zu viel Möbeln, Geräthſchaften, nur keine Kutſche und Pferde! Nichts als Geld, und dann auf eine vernünftige Weiſe jeden Tag gethan was dir beliebt; nur keine Garderobe, immer das neuſte und beſte auf dem Leibe; der Mann mag ſeinen Rock abtragen und die Frau den ihrigen vertrödeln, ſo bald

er nur einigermaßen aus der Mode kömmt. Es ist mir nichts unerträglicher, als so ein alter Kram von Besitzthum. Wenn man mir den kostbarsten Edelstein schenken wollte, mit der Bedingung ihn täglich am Finger zu tragen, ich würde ihn nicht annehmen; denn wie läßt sich bei einem todten Capital nur irgend eine Freude denken? Das ist also mein lustiges Glaubensbekenntniß: seine Geschäfte verrichtet, Geld geschaft, sich mit den Seinigen lustig gemacht und um die übrige Welt sich nicht mehr bekümmert, als in so fern man sie nutzen kann.

Nun wirst du aber sagen: wie ist denn in eurem saubern Plane an mich gedacht? Wo soll ich unterkommen, wenn ihr mir das väterliche Haus verkauft, und in dem eurigen nicht der mindeste Raum übrig bleibt?

Das ist freylich der Hauptpunkt, Brüderchen, und auf den werde ich dir gleich die-

nen können, wenn ich dir vorher das gebührende Lob über deine vortrefflich angewendete Zeit werde entrichtet haben.

Sage nur, wie haſt du es angefangen, in ſo wenigen Wochen ein Kenner aller nützlichen und intereſſanten Gegenſtände zu werden? So viel Fähigkeiten ich an dir kenne, hätte ich dir doch ſolche Aufmerkſamkeit und ſolchen Fleiſi nicht zugetraut. Dein Tagebuch hat uns überzeugt, mit welchem Nutzen du die Reiſe gemacht haſt; die Beſchreibung der Eiſen- und Kupferhämmer iſt vortrefflich und zeigt von vieler Einſicht in die Sache. Ich habe ſie ehemals auch beſucht, aber meine Relation, wenn ich ſie dagegen halte, ſieht ſehr ſtümpermäßig aus. Der ganze Brief über die Leinwandfabrication iſt lehrreich und die Anmerkung über die Concurrenz ſehr treffend. An einigen Orten

haſt du Fehler in der Addition gemacht, die jedoch ſehr verzeihlich ſind.

Was aber mich und meinen Vater am meiſten und höchſten freut, ſind deine gründlichen Einſichten in die Bewirthſchaftung und beſonders in die Verbeſſerung der Feldgüter. Wir haben Hoffnung, ein großes Gut, das in Sequeſtration liegt, in einer ſehr fruchtbaren Gegend zu erkaufen. Wir wenden das Geld, das wir aus dem väterlichen Hauſe löſen, dazu an; ein Theil wird geborgt, und ein Theil kann ſtehen bleiben; und wir rechnen auf dich, daß du dahin ziehſt, den Verbeſſerungen vorſtehſt, und ſo kann, um nicht zu viel zu ſagen, das Gut in einigen Jahren um ein Drittel an Werth ſteigen; man verkauft es wieder, ſucht ein größeres, verbeſſert und handelt wieder, und dazu biſt du der Mann. Unſre Federn ſollen indeß zu Hauſe nicht müßig ſeyn, und wir

wollen uns bald in einen beneidenswerthen Zuſtand verſetzen.

Jetzt lebe wohl! Genieße das Leben auf der Reiſe, und ziehe hin, wo du es vergnüglich und nützlich findeſt. Vor dem erſten halben Jahre bedürfen wir deiner nicht; du kannſt dich alſo nach Belieben in der Welt umſehen, denn die beſte Bildung findet ein geſcheuter Menſch auf Reiſen. Lebe wohl, ich freue mich, ſo nahe mit dir verbunden, auch nunmehr im Geiſt der Thätigkeit mit dir vereint zu werden.»

So gut dieſer Brief geſchrieben war, und ſo viel ökonomiſche Wahrheiten er enthalten mochte, mißfiel er doch Wilhelmen auf mehr als eine Weiſe. Das Lob, das er über ſeine fingirten ſtatiſtiſchen, technologiſchen und ruraliſchen Kenntniſſe erhielt, war ihm ein ſtiller Vorwurf; und das Ideal, das ihm ſein Schwager vom Glück des bürgerlichen

Lebens vorzeichnete, reizte ihn keineswegs; vielmehr ward er durch einen heimlichen Geiſt des Widerſpruchs mit Heftigkeit auf die entgegen geſetzte Seite getrieben. Er überzeugte ſich, daß er nur auf dem Theater die Bildung, die er ſich zu geben wünſchte, vollenden könne, und ſchien in ſeinem Entſchluſſe nur deſtomehr beſtärkt zu werden, je lebhafter Werner, ohne es zu wiſſen, ſein Gegner geworden war. Er faßte darauf alle ſeine Argumente zuſammen und beſtätigte bey ſich ſeine Meynung nur um deſtomehr, je mehr er Urſache zu haben glaubte ſie dem klugen Werner in einem günſtigen Lichte darzuſtellen, und auf dieſe Weiſe entſtand eine Antwort, die wir gleichfalls einrücken.

Drittes Capitel.

Dein Brief iſt ſo wohl geſchrieben, und ſo geſcheut und klug gedacht, daß ſich nichts mehr dazu ſetzen läßt. Du wirſt mir aber verzeihen, wenn ich ſage, daß man gerade das Gegentheil davon meynen, behaupten und thun und doch auch recht haben kann. Deine Art zu ſeyn und zu denken geht auf einen unbeſchränkten Beſitz und auf eine leichte luſtige Art zu genießen hinaus, und ich brauche dir kaum zu ſagen, daß ich daran nichts was mich reizte finden kann.

Zuerſt muß ich dir leider bekennen, daß mein Tagebuch aus Noth, um meinem Vater gefällig zu ſeyn, mit Hülfe eines Freundes aus mehreren Büchern zuſammen geſchrieben iſt, und daß ich wohl die darin enthaltenen Sachen und noch mehrere dieſer

Art weiß, aber keineswegs verſtehe, noch mich damit abgeben mag. Was hilft es mir, gutes Eiſen zu fabriziren, wenn mein eigenes Innere voller Schlacken iſt? und was, ein Landgut in Ordnung zu bringen, wenn ich mit mir ſelber immer uneins bin?

Daß ich dir's mit Einem Worte ſage, mich ſelbſt, ganz wie ich da bin, auszubilden, das war dunkel von Jugend auf mein Wunſch und meine Abſicht. Noch hege ich eben dieſe Geſinnungen, nur daß mir die Mittel, die mir es möglich machen werden, etwas deutlicher ſind. Ich habe mehr Welt geſehen, als du glaubſt, und ſie beſſer benutzt, als du denkſt. Schenke deswegen dem, was ich ſage, einige Aufmerkſamkeit, wenn es gleich nicht ganz nach deinem Sinne ſeyn ſollte.

Wäre ich ein Edelmann, ſo wäre unſer Streit bald abgethan; da ich aber nur ein

Bürger bin, ſo muß ich einen eigenen Weg nehmen, und ich wünſche daß du mich verſtehen mögeſt. Ich weiß nicht wie es in fremden Ländern iſt, aber in Deutſchland iſt nur dem Edelmann eine gewiſſe allgemeine, wenn ich ſagen darf perſonelle Ausbildung möglich. Ein Bürger kann ſich Verdienſt erwerben und zur höchſten Noth ſeinen Geiſt ausbilden; ſeine Perſönlichkeit geht aber verloren, er mag ſich ſtellen wie er will. Indem es dem Edelmann, der mit den Vornehmſten umgeht, zur Pflicht wird, ſich ſelbſt einen vornehmen Anſtand zu geben, indem dieſer Anſtand, da ihm weder Thür noch Thor verſchloſſen iſt, zu einem freyen Anſtand wird, da er mit ſeiner Figur, mit ſeiner Perſon, es ſey bey Hofe oder bey der Armee, bezahlen muß, ſo hat er Urſache etwas auf ſie zu halten, und zu zeigen, daß er etwas auf ſie hält. Eine gewiſſe feyerli-

che Grazie bey gewöhnlichen Dingen, eine Art von leichtsinniger Zierlichkeit bey ernsthaften und wichtigen kleidet ihn wohl, weil er sehen läßt, daß er überall im Gleichgewicht steht. Er ist eine öffentliche Person, und je ausgebildeter seine Bewegungen, je sonorer seine Stimme, je gehaltner und gemeßner sein ganzes Wesen ist, desto vollkommener ist er, und wenn er gegen hohe und niedre, gegen Freunde und Verwandte immer eben derselbe bleibt, so ist nichts an ihm auszusetzen, man darf ihn nicht anders wünschen. Er sey kalt, aber verständig; verstellt, aber klug. Wenn er sich äußerlich in jedem Momente seines Lebens zu beherrschen weiß, so hat niemand eine weitere Forderung an ihn zu machen, und alles übrige was er an und um sich hat, Fähigkeit, Talent, Reichthum, alles scheinen nur Zugaben zu seyn.

Nun denke dir irgend einen Bürger, der an jene Vorzüge nur einigen Anſpruch zu machen gedächte; durchaus muß es ihm mißlingen, und er müßte nur deſto unglücklicher werden, je mehr ſein Naturell ihm zu jener Art zu ſeyn Fähigkeit und Trieb gegeben hätte.

Wenn der Edelmann im gemeinen Leben gar keine Gränzen kennt, wenn man aus ihm Könige oder königähnliche Figuren erſchaffen kann; ſo darf er überall mit einem ſtillen Bewußtſeyn vor ſeines gleichen treten; er darf überall vorwärts dringen, anſtatt daß dem Bürger nichts beſſer anſteht, als das reine ſtille Gefühl der Gränzlinie die ihm gezogen iſt. Er darf nicht fragen: was biſt du? ſondern nur: was haſt du? Welche Einſicht, welche Kenntniß, welche Fähigkeit, wieviel Vermögen? Wenn der Edelmann durch die Darſtellung ſeiner Per-

ſen alles giebt, ſo giebt der Bürger durch ſeine Perſönlichkeit nichts und ſoll nichts geben. Jener darf und ſoll ſcheinen; dieſer ſoll nur ſeyn, und was er ſcheinen will iſt lächerlich oder abgeſchmackt. Jener ſoll thun und wirken, dieſer ſoll leiſten und ſchaffen; er ſoll einzelne Fähigkeiten ausbilden, um brauchbar zu werden, und es wird ſchon voraus geſetzt, daß in ſeinem Weſen keine Harmonie ſey, noch ſeyn dürfe, weil er, um ſich auf Eine Weiſe brauchbar zu machen, alles übrige vernachläßigen muß.

An dieſem Unterſchiede iſt nicht etwa die Anmaßung der Edelleute und die Nachgiebigkeit der Bürger, ſondern die Verfaſſung der Geſellſchaft ſelbſt Schuld; ob ſich daran einmal was ändern wird und was ſich ändern wird, bekümmert mich wenig; genug, ich habe, wie die Sachen jetzt ſtehen, an mich ſelbſt zu denken, und wie ich mich ſelbſt

und

und das was mir ein unerläßliches Bedürfniß iſt, rette und erreiche.

Ich habe nun einmal gerade zu jener harmoniſchen Ausbildung meiner Natur, die mir meine Geburt verſagt, eine unwiderſtehliche Neigung. Ich habe, ſeit ich dich verlaſſen, durch Leibesübung viel gewonnen; ich habe viel von meiner gewöhnlichen Verlegenheit abgelegt und ſtelle mich ſo ziemlich dar. Eben ſo habe ich meine Sprache und Stimme ausgebildet, und ich darf ohne Eitelkeit ſagen, daß ich in Geſellſchaften nicht mißfalle. Nun läugne ich dir nicht, daß mein Trieb täglich unüberwindlicher wird, eine öffentliche Perſon zu ſeyn, und in einem weitern Kreiſe zu gefallen und zu wirken. Dazu kömmt meine Neigung zur Dichtkunſt und zu allem, was mit ihr in Verbindung ſteht, und das Bedürfniß meinen Geiſt und Geſchmack auszubilden, damit ich nach

und nach auch bey dem Genuß, den ich nicht entbehren kann, nur das Gute wirklich für gut und das Schöne für schön halte. Du siehst wohl, daß das alles für mich nur auf dem Theater zu finden ist, und daß ich mich in diesem einzigen Elemente nach Wunsch rühren und ausbilden kann. Auf den Brettern erscheint der gebildete Mensch so gut persönlich in seinem Glanz als in den obern Klassen; Geist und Körper müssen bey jeder Bemühung gleichen Schritt gehen, und ich werde da so gut seyn und scheinen können, als irgend anderswo. Suche ich daneben noch Beschäftigungen, so giebt es dort mechanische Quälereyen genug, und ich kann meiner Geduld tägliche Übung verschaffen.

Disputire mit mir nicht darüber; denn eh' du mir schreibst, ist der Schritt schon geschehen. Wegen der herrschenden Vorurtheile will ich meinen Nahmen verändern, weil

ich mich ohnehin ſchäme als Meiſter aufzutreten. Lebe wohl. Unſer Vermögen iſt in ſo guter Hand, daß ich mich darum gar nicht bekümmere; was ich brauche, verlange ich gelegentlich von dir; es wird nicht viel ſeyn, denn ich hoffe daß mich meine Kunſt auch nähren ſoll.»

Der Brief war kaum abgeſchickt, als Wilhelm auf der Stelle Wort hielt und zu Serlo's und der übrigen großen Verwunderung ſich auf einmal erklärte: daß er ſich zum Schauſpieler widme und einen Contract auf billige Bedingungen eingehen wolle. Man war hierüber bald einig; denn Serlo hatte ſchon früher ſich ſo erklärt, daß Wilhelm und die übrigen damit gar wohl zufrieden ſeyn konnten. Die ganze verunglückte Geſellſchaft, mit der wir uns ſo lange unterhalten haben, ward auf einmal angenommen, ohne daß jedoch, außer etwa Laer-

tes, ſich einer gegen Wilhelmen dankbar erzeigt hätte. Wie ſie ohne Zutrauen gefordert hatten, ſo empfingen ſie ohne Dank. Die meiſten wollten lieber ihre Anſtellung dem Einfluſſe Philinens zuſchreiben, und richteten ihre Dankſagungen an ſie. Indeſſen wurden die ausgefertigten Contracte unterſchrieben, und durch eine unerklärliche Verknüpfung von Ideen entſtand vor Wilhelms Einbildungskraft, in dem Augenblicke als er ſeinen fingirten Nahmen unterzeichnete, das Bild jenes Waldplatzes, wo er verwundet in Philinens Schooß gelegen. Auf einem Schimmel kam die liebenswürdige Amazone aus den Büſchen, nahte ſich ihm und ſtieg ab. Ihr menſchenfreundliches Bemühen hieß ſie gehen und kommen; endlich ſtand ſie vor ihm. Das Kleid fiel von ihren Schultern, ihr Geſicht, ihre Geſtalt fingen an zu glänzen und ſie verſchwand. So

ſchrieb er ſeinen Nahmen nur mechaniſch hin, ohne zu wiſſen was er that, und fühlte erſt, nachdem er unterzeichnet hatte, daß Mignon an ſeiner Seite ſtand, ihn am Arm hielt und ihm die Hand leiſe wegzuziehen verſucht hatte.

Viertes Capitel.

Eine der Bedingungen, unter denen Wilhelm ſich aufs Theater begab, war von Serlo nicht ohne Einſchränkung zugeſtanden worden. Jener verlangte, daß Hamlet ganz und unzerſtückt aufgeführt werden ſollte, und dieſer ließ ſich das wunderliche Begehren in ſo fern gefallen, als es möglich ſeyn würde. Nun hatten ſie hierüber bisher manchen Streit gehabt; denn was möglich oder nicht möglich ſey, und was man von dem Stücke weglaſſen könne, ohne es zu zerſtücken, darüber waren beyde ſehr verſchiedener Meynung.

Wilhelm befand ſich noch in den glücklichen Zeiten, da man nicht begreifen kann, daß an einem geliebten Mädchen, an einem verehrten Schriftſteller irgend etwas man-

gelhaft ſeyn könne. Unſere Empfindung von ihnen iſt ſo ganz, ſo mit ſich ſelbſt übereinſtimmend, daß wir uns auch in ihnen eine ſolche vollkommene Harmonie denken müſſen. Serlo hingegen ſonderte gern und beynah zu viel; ſein ſcharfer Verſtand wollte in einem Kunſtwerke gewöhnlich nur ein mehr oder weniger unvollkommenes Ganze erkennen. Er glaubte, ſo wie man die Stücke finde, habe man wenig Urſache mit ihnen ſo gar bedächtig umzugehen, und ſo mußte auch Shakeſpear, ſo mußte beſonders Hamlet vieles leiden.

Wilhelm wollte gar nicht hören, wenn jener von der Abſonderung der Spreu von dem Weizen ſprach. Es iſt nicht Spreu und Weizen durcheinander, rief dieſer, es iſt ein Stamm, Äſte, Zweige, Blätter, Knoſpen, Blüthen und Früchte. Iſt nicht eins mit dem andern und durch das andere? Jener

behauptete, man bringe nicht den ganzen Stamm auf den Tiſch, der Künſtler müſſe goldne Äpfel in ſilbernen Schalen ſeinen Gäſten reichen. Sie erſchöpften ſich in Gleichniſſen, und ihre Meynungen ſchienen ſich immer weiter von einander zu entfernen.

Gar verzweifeln wollte unſer Freund, als Serlo ihm einſt nach langem Streit das einfachſte Mittel anrieth, ſich kurz zu reſolviren, die Feder zu ergreifen und in dem Trauerſpiele, was eben nicht gehen wolle noch könne, abzuſtreichen, mehrere Perſonen in Eine zu drängen, und wenn er mit dieſer Art noch nicht bekannt genug ſey, oder noch nicht Herz genug dazü habe, ſo ſolle er ihm die Arbeit überlaſſen, und er wolle bald fertig ſeyn.

Das iſt nicht unſerer Abrede gemäß, verſetzte Wilhelm. Wie können Sie bei ſo viel Geſchmack ſo leichtſinnig ſeyn?

Mein Freund, rief Serlo aus, Sie werden es auch ſchon werden. Ich kenne das Abſcheuliche dieſer Manier nur zu wohl, die vielleicht noch auf keinem Theater in der Welt ſtatt gefunden hat. Aber wo iſt auch eins ſo verwahrloſt als das unſere? Zu dieſer ekelhaften Verſtümmelung zwingen uns die Autoren, und das Publikum erlaubt ſie. Wie viel Stücke haben wir denn, die nicht über das Maaß des Perſonals, der Dekorationen und Theatermechanik, der Zeit, des Dialogs und der phyſiſchen Kräfte des Acteurs hinausſchritten? und doch ſollen wir ſpielen und immer ſpielen und immer neu ſpielen. Sollen wir uns dabey nicht unſres Vortheils bedienen, da wir mit zerſtückelten Werken eben ſo viel ausrichten als mit ganzen? Setzt uns das Publikum doch ſelbſt in den Vortheil! Wenig Deutſche, und vielleicht nur wenige Menſchen aller neuern

Nationen, haben Gefühl für ein äſthetiſches Ganze; ſie loben und tadeln nur ſtellenweiſe; ſie entzücken ſich nur ſtellenweiſe: und für wen iſt das ein größeres Glück als für den Schauſpieler, da das Theater doch immer nur ein geſtoppeltes und geſtückeltes Weſen bleibt.

Iſt! verſetzte Wilhelm; aber muß es denn auch ſo bleiben, muß denn alles bleiben was iſt? Überzeugen Sie mich ja nicht, daß Sie recht haben; denn keine Macht in der Welt würde mich bewegen können, einen Contract zu halten, den ich nur im gröbſten Irrthum geſchloſſen hätte.

Serlo gab der Sache eine luſtige Wendung und erſuchte Wilhelmen, ihre öftern Geſpräche über Hamlet nochmals zu bedenken, und ſelbſt die Mittel zu einer glücklichen Bearbeitung zu erſinnen.

Nach einigen Tagen, die er in der Ein-

ſamkeit zugebracht hatte, kam Wilhelm mit frohem Blicke zurück. Ich müßte mich ſehr irren, rief er aus, wenn ich nicht gefunden hätte, wie dem Ganzen zu helfen iſt; ja ich bin überzeugt, daß Shakeſpear es ſelbſt ſo würde gemacht haben, wenn ſein Genie nicht auf die Hauptſache ſo ſehr gerichtet, und nicht vielleicht durch die Novellen, nach denen er arbeitete, verführt worden wäre.

Laſſen Sie hören, ſagte Serlo, indem er ſich gravitätiſch aufs Kanapee ſetzte, ich werde ruhig aufhorchen, aber auch deſto ſtrenger richten.

Wilhelm verſetzte: Mir iſt nicht bange; hören Sie nur. Ich unterſcheide, nach der genauſten Unterſuchung, nach der reiflichſten Überlegung, in der Compoſition dieſes Stücks, zweyerley: das erſte ſind die großen innern Verhältniſſe der Perſonen und der Begebenheiten, die mächtigen Wirkungen, die aus

den Characteren und Handlungen der Hauptfiguren entſtehen, und dieſe ſind einzeln fürtrefflich, und die Folge, in der ſie aufgeſtellt ſind, unverbeſſerlich. Sie können durch keine Art von Behandlung zerſtöhrt, ja kaum verunſtaltet werden. Dieſe ſinds, die jedermann zu ſehen verlangt, die niemand anzutaſten wagt, die ſich tief in die Seele eindrücken und die man, wie ich höre, beynahe alle auf das deutſche Theater gebracht hat. Nur hat man, wie ich glaube, darin gefehlt, daß man das zweyte, was bey dieſem Stück zu bemerken iſt, ich meyne die äußern Verhältniſſe der Perſonen, wodurch ſie von einem Orte zum andern gebracht, oder auf dieſe und jene Weiſe durch gewiſſe zufällige Begebenheiten verbunden werden, für allzuunbedeutend angeſehen, nur im vorbeygehn davon geſprochen, oder ſie gar weggelaſſen hat. Freilich ſind dieſe Fäden nur dünn und loſe,

aber sie gehen doch durchs ganze Stück, und halten zusammen, was sonst auseinander fiele, auch wirklich auseinander fällt, wenn man sie wegschneidet, und ein übriges gethan zu haben glaubt, wenn man die Enden stehen läßt.

Zu diesen äußern Verhältnissen zähle ich die Unruhen in Norwegen, den Krieg mit dem jungen Fortinbras, die Gesandtschaft an den alten Oheim, den geschlichteten Zwist, den Zug des jungen Fortinbras nach Polen und seine Rückkehr am Ende. Ingleichen die Rückkehr des Horatio von Wittenberg, die Lust Hamlets dahin zu gehen, die Reise des Laertes nach Frankreich, seine Rückkunft, die Verschickung Hamlets nach England, seine Gefangenschaft beym Seeräuber, der Tod der beyden Hofleute auf den Uriasbrief; alles dieses sind Umstände und Begebenheiten, die einen Roman weit und breit machen

können, die aber der Einheit dieſes Stücks, in dem beſonders der Held keinen Plan hat, auf das äußerſte ſchaden und höchſt fehlerhaft ſind.

So höre ich Sie einmal gerne! rief Serlo.

Fallen Sie mir nicht ein, verſetzte Wilhelm, Sie möchten mich nicht immer loben. Dieſe Fehler ſind wie flüchtige Stützen eines Gebäudes, die man nicht wegnehmen darf, ohne vorher eine feſte Mauer unterzuziehen, Mein Vorſchlag iſt alſo, an jenen erſten groſſen Situationen gar nicht zu rühren, ſondern ſie ſowohl im Ganzen als Einzelnen möglichſt zu ſchonen, aber dieſe äußern, einzelnen, zerſtreuten und zerſtreuenden Motive alle auf einmal weg zu werfen und ihnen ein Einziges zu ſubſtituiren.

Und das wäre? fragte Serlo, indem er ſich aus ſeiner ruhigen Stellung aufhob.

Es liegt auch ſchon im Stücke, erwiederte Wilhelm, nur mache ich den rechten Gebrauch davon. Es ſind die Unruhen in Norwegen. Hier haben Sie meinen Plan zur Prüfung.

Nach dem Tode des alten Hamlet werden die erſteroberten Norweger unruhig. Der dortige Statthalter ſchickt ſeinen Sohn Horatio, einen alten Schulfreund Hamlets, der aber an Tapferkeit und Lebensklugheit allen andern vorgelaufen iſt, nach Dännemark, auf die Ausrüſtung der Flotte zu dringen, welche unter dem neuen der Schwelgerey ergebenen König nur ſaumſelig von Statten geht. Horatio kennt den alten König, denn er hat ſeinen letzten Schlachten beygewohnt, hat bey ihm in Gunſten geſtanden, und die erſte Geiſterſcene wird dadurch nicht verlieren. Der neue König giebt ſodann dem Horatio Audienz und ſchickt

den Laertes nach Norwegen mit der Nachricht, daß die Flotte bald anlanden werde, indeß Horatio den Auftrag erhält, die Rüstung derſelben zu beſchleunigen; dagegen will die Mutter nicht einwilligen, daß Hamlet, wie er wünſchte, mit Horatio zur See gehe.

Gott ſey Dank! rief Serlo, ſo werden wir auch Wittenberg und die hohe Schule los, die mir immer ein leidiger Anſtoß war. Ich finde Ihren Gedanken recht gut, denn außer den zwey einzigen fernen Bildern, Norwegen und der Flotte, braucht der Zuſchauer ſich nichts zu denken; das übrige ſieht er alles, das übrige geht alles vor, anſtatt daß ſonſt ſeine Einbildungskraft in der ganzen Welt herum gejagt würde.

Sie ſehen leicht, verſetzte Wilhelm, wie ich nunmehr auch das übrige zuſammen halten kann. Wenn Hamlet dem Horatio die

Miſſe-

Miſſethat ſeines Stiefvaters entdeckt, ſo räth ihm dieſer mit nach Norwegen zu gehen, ſich der Armee zu verſichern und mit gewaffneter Hand zurück zu kehren. Da Hamlet dem König und der Königinn zu gefährlich wird, haben ſie kein näheres Mittel ihn los zu werden, als ihn nach der Flotte zu ſchikken und ihm Roſenkranz und Güldenſtern zu Beobachtern mitzugeben; und da indeß Laertes zurück kommt, ſoll dieſer bis zum Meuchelmord erhitzte Jüngling ihm nachgeſchickt werden. Die Flotte bleibt wegen ungünſtigem Winde liegen; Hamlet kehrt nochmals zurück; ſeine Wanderung über den Kirchhof kann vielleicht glücklich motivirt werden; ſein Zuſammentreffen mit Laertes in Opheliens Grabe iſt ein großer unentbehrlicher Moment. Hierauf mag der König bedenken, daß es beſſer ſey Hamlet auf der Stelle los zu werden; das Feſt der Ab-

reiſe, der ſcheinbaren Verſöhnung mit Laertes wird nun feyerlich begangen, wobey man Ritterſpiele hält und auch Hamlet und Laertes fechten. Ohne die vier Leichen kann ich das Stück nicht ſchließen; es darf niemand übrig bleiben. Hamlet giebt, da nun das Wahlrecht des Volks wieder eintritt, ſeine Stimme ſterbend dem Horatio.

Nur geſchwind, verſetzte Serlo, ſetzen Sie ſich hin und arbeiten das Stück aus; die Idee hat völlig meinen Beyfall, nur daß die Luſt nicht verraucht.

Fünftes Capitel.

Wilhelm hatte ſich ſchon lange mit einer Überſetzung Hamlets abgegeben; er hatte ſich dabei der geiſtvollen Wielandſchen Arbeit bedient, durch die er überhaupt Shakeſpearn zuerſt kennen lernte. Was in derſelben ausgelaſſen war, fügte er hinzu, und ſo war er im Beſitz eines vollſtändigen Exemplars in dem Augenblicke, da er mit Serlo über die Behandlung ſo ziemlich einig geworden war. Er fing nun an nach ſeinem Plane auszuheben und einzuſchieben, zu trennen und zu verbinden, zu verändern und oft wieder herzuſtellen; denn ſo zufrieden er auch mit ſeiner Idee war, ſo ſchien ihm doch bey der Ausführung immer, daß das Original nur verdorben werde.

Sobald er fertig war, las er es Serlo

und der übrigen Gesellschaft vor. Sie bezeugten sich sehr zufrieden damit, besonders machte Serlo manche günstige Bemerkung.

Sie haben, sagte er unter andern, sehr richtig empfunden, daß äußere Umstände dieses Stück begleiten, aber einfacher seyn müssen, als sie uns der große Dichter gegeben hat. Was außer dem Theater vorgeht, was der Zuschauer nicht sieht, was er sich vorstellen muß, ist wie ein Hintergrund, vor dem die spielenden Figuren sich bewegen. Die große einfache Aussicht auf die Flotte und Norwegen wird dem Stück sehr gut thun; nähme man sie ganz weg, so ist es nur eine Familienscene, und der große Begrif, daß hier ein ganzes königliches Haus durch innere Verbrechen und Ungeschicklichkeiten zu Grunde geht, wird nicht in seiner ganzen Würde dargestellt. Bliebe aber jener Hintergrund selbst mannichfaltig, beweg-

lich, confus; so thäte er dem Eindrucke der Figuren Schaden.

Wilhelm nahm nun wieder die Parthie Shakespears, und zeigte, daß er für Insulaner geschrieben habe, für Engländer, die selbst im Hintergrunde nur Schiffe und Seereisen, die Küste von Frankreich und Caper zu sehen gewohnt sind, und daß das, was jenen etwas ganz gewöhnliches sey, uns schon zerstreue und verwirre.

Serlo mußte nachgeben, und beyde stimmten darin überein, daß, da das Stück nun einmal auf das deutsche Theater solle, dieser ernstere einfachere Hintergrund für unsre Vorstellungsart am besten passen werde.

Die Rollen hatte man schon früher ausgetheilt; den Polonius übernahm Serlo; Aurelie, Ophelien; Laertes war durch seinen Namen schon bezeichnet; ein junger, untersetzter, muntrer, neuangekommener Jüngling

erhielt die Rolle des Horatio; nur wegen des Königs und des Geiſtes war man in einiger Verlegenheit. Für beyde Rollen war nur der alte Polterer da. Serlo ſchlug den Pedanten zum Könige vor; wogegen Wilhelm aber aufs äußerſte proteſtirte. Man konnte ſich nicht entſchließen.

Ferner hatte Wilhelm in ſeinem Stücke die beyden Rollen von Roſenkranz und Güldenſtern ſtehen laſſen. Warum haben Sie dieſe nicht in Eine verbunden? fragte Serlo, dieſe Abbreviatur iſt doch ſo leicht gemacht.

Gott bewahre mich vor ſolchen Verkürzungen, die zugleich Sinn und Wirkung aufheben, verſetzte Wilhelm. Das was dieſe beyden Menſchen ſind und thun, kann nicht durch Einen vorgeſtellt werden. In ſolchen Kleinigkeiten zeigt ſich Shakeſpears Größe. Dieſes leiſe Auftreten, dieſes Schmiegen und Biegen, dies Ja ſagen, Streicheln

und Schmeicheln, dieſe Behendigkeit, dieſes Schwenzeln, dieſe Allheit und Leerheit, dieſe rechtliche Schurkerey, dieſe Unfähigkeit, wie kann ſie durch Einen Menſchen ausgedruckt werden? Es ſollten ihrer wenigſtens ein Dutzend ſeyn, wenn man ſie haben könnte, denn ſie ſind bloß etwas in Geſellſchaft; ſie ſind die Geſellſchaft, und Shakeſpear war ſehr beſcheiden und weiſe, daß er nur zwey ſolche Repräſentanten auftreten ließ. Uiberdies brauche ich ſie in meiner Bearbeitung als ein Paar, das mit dem Einen, guten, trefflichen Horatio contraſtirt.

Ich verſtehe Sie, ſagte Serlo, und wir können uns helfen. Den einen geben wir Elmiren (ſo nannte man die älteſte Tochter des Polterers); es kann nicht ſchaden, wenn ſie gut ausſehen, und ich will die Puppen putzen und dreſſiren, daß es eine Luſt ſeyn ſoll.

Philine freute ſich außerordentlich, daß ſie die Herzoginn in der kleinen Comödie ſpielen ſollte. Das will ich ſo natürlich machen, rief ſie aus, wie man in der Geſchwindigkeit einen zweyten heurathet, nachdem man den erſten ganz außerordentlich geliebt hat. Ich hoffe mir den größten Beyfall zu erwerben, und jeder Mann ſoll wünſchen der dritte zu werden.

Aurelie machte ein verdrießliches Geſicht bey dieſen Äußerungen; ihr Widerwille gegen Philinen nahm mit jedem Tage zu.

Es iſt recht ſchade, ſagte Serlo, daß wir kein Ballet haben, ſonſt ſollten Sie mir mit Ihrem erſten und zweyten Manne ein Pas de deux tanzen, und der Alte ſollte nach dem Takt einſchlafen, und Ihre Füßchen und Wädchen würden ſich dort hinten auf dem Kindertheater ganz allerliebſt ausnehmen.

Von meinen Wädchen wiſſen Sie ja

wohl nicht viel, verſetzte ſie ſchnippiſch, und was meine Füßchen betrift, rief ſie indem ſie ſchnell unter den Tiſch reichte, ihre Pantöffelchen herauf holte und neben einander vor Serlo hinſtellte, hier ſind die Stelzchen, und ich gebe Ihnen auf niedlichere zu finden.

Es war Ernſt! ſagte er, als er die zierlichen Halbſchuhe betrachtete. Gewiß, man konnte nicht leicht was artigers ſehen!

Sie waren Pariſer Arbeit; Philine hatte ſie von der Gräfin zum Geſchenk erhalten, einer Dame, deren ſchöner Fuß berühmt war.

Ein reitzender Gegenſtand! rief Serlo, das Herz hüpft mir wenn ich ſie anſehe.

Welche Verzuckungen! ſagte Philine.

Es geht nichts über ein paar Pantöffelchen von ſo feiner ſchöner Arbeit, rief Serlo; doch iſt ihr Klang noch reitzender, als ihr Anblick. Er hub ſie auf und ließ ſie

einigemal hinter einander wechſelsweiſe auf den Tiſch fallen.

Was ſoll das heißen? Nur wieder her damit! rief Philine.

Darf ich ſagen, verſetzte er mit verſtellter Beſcheidenheit und ſchalkhaftem Ernſt, wir andern Junggeſellen, die wir Nachts meiſt allein ſind, und uns doch wie andre Menſchen fürchten, und im Dunkeln uns nach Geſellſchaft ſehnen, beſonders in Wirthshäuſern und fremden Orten wo es nicht ganz geheuer iſt, wir finden es gar tröſtlich, wenn ein gutherziges Kind uns Geſellſchaft und Beyſtand leiſten will. Es iſt Nacht, man liegt im Bette, es raſchelt, man ſchaudert, die Thüre thut ſich auf, man erkennt ein liebes piſperndes Stimmchen, es ſchleicht was herbey, die Vorhänge rauſchen, klipp! klapp! die Pantoffeln fallen, und huſch! man iſt nicht mehr allein. Ach der liebe, der ein-

zige Klang, wenn die Abſätzchen auf den Boden aufſchlagen! Je zierlicher ſie ſind, je feiner klingts. Man ſpreche mir von Philomelen, von rauſchenden Bächen, vom Säuſeln der Winde, und von allem was je gegorgelt und gepfiffen worden iſt, ich halte mich an das Klipp! Klapp! — Klipp! Klapp! iſt das ſchönſte Thema zu einem Rondeau, das man immer wieder von vorne zu hören wünſcht.

Philine nahm ihm die Pantoffeln aus den Händen und ſagte: wie ich ſie krumm getreten habe! ſie ſind mir viel zu weit. Dann ſpielte ſie damit und rieb die Sohlen gegen einander. Was das heiß wird! rief ſie aus, indem ſie die eine Sohle flach an die Wange hielt, dann wieder rieb und ſie gegen Serlo hinreichte. Er war gutmüthig genug nach der Wärme zu fühlen, und Klipp! Klapp! rief ſie, indem ſie ihm einen

derben Schlag mit dem Abſatz verſetzte, daß er ſchreyend die Hand zurück zog. Ich will euch lehren bey meinen Pantoffeln was anders denken, ſagte Philine lachend.

Und ich will dich lehren alte Leute wie Kinder anführen! rief Serlo dagegen, ſprang auf, faßte ſie mit Heftigkeit und raubte ihr manchen Kuß, deren jeden ſie ſich mit ernſtlichem Widerſtreben gar künſtlich abzwingen ließ. Über dem Balgen fielen ihre langen Haare herunter und wickelten ſich um die Gruppe, der Stuhl ſchlug an den Boden, und Aurelie, die von dieſem Unweſen innerlich beleidigt war, ſtand mit Verdruß auf.

Sechstes Capitel.

Obgleich bey der neuen Bearbeitung Hamlets manche Personen weggefallen waren, so blieb die Anzahl derselben doch immer noch groß genug, und fast wollte die Gesellschaft nicht hinreichen.

Wenn das so fort geht, sagte Serlo, wird unser Soufleur auch noch aus dem Loche hervorsteigen müssen, unter uns wandeln, und zur Person werden.

Schon oft habe ich ihn an seiner Stelle bewundert, versetzte Wilhelm.

Ich glaube nicht, daß es einen vollkommenern Einhelfer giebt, sagte Serlo. Kein Zuschauer wird ihn jemals hören; wir auf dem Theater verstehen jede Sylbe. Er hat sich gleichsam ein eigen Organ dazu gemacht, und ist wie ein Genius, der uns in der

Noth vernehmlich zulispelt. Er fühlt welchen Theil seiner Rolle der Schauspieler vollkommen inne hat, und ahndet von weitem wenn ihn das Gedächtniß verlassen will. In einigen Fällen, da ich die Rolle kaum überlesen konnte, da er sie mir Wort vor Wort vorsagte, spielte ich sie mit Glück; nur hat er Sonderbarkeiten, die jeden andern unbrauchbar machen würden: er nimmt so herzlichen Antheil an den Stücken, daß er pathetische Stellen nicht eben declamirt, aber doch affectvoll rezitirt. Mit dieser Unart hat er mich mehr als einmal irre gemacht.

So wie er mich, sagte Aurelie, mit einer andern Sonderbarkeit einst an einer sehr gefährlichen Stelle stecken ließ.

Wie war das bei seiner Aufmerksamkeit möglich? fragte Wilhelm.

Er wird, versetzte Aurelie, bey gewissen

Stellen so gerührt, daß er heiße Thränen weint, und einige Augenblicke ganz aus der Fassung kommt; und es sind eigentlich nicht die sogenannten rührenden Stellen, die ihn in diesen Zustand versetzen; es sind, wenn ich mich deutlich ausdrücke, die schönen Stellen, aus welchen der reine Geist des Dichters gleichsam aus hellen offenen Augen hervorsieht, Stellen, bey denen wir andern uns nur höchstens freuen, und über die viele Tausend wegsehen.

Und warum erscheint er mit dieser zarten Seele nicht auf dem Theater?

Ein heiseres Organ und ein steifes Betragen schließen ihn von der Bühne, und seine hypochondrische Natur von der Gesellschaft aus, versetzte Serlo. Wieviel Mühe habe ich mir nicht gegeben, ihn an mich zu gewöhnen? aber vergebens. Er ließt vortrefflich, wie ich nicht wieder habe lesen hö-

ren; niemand hält wie er die zarte Gränzlinie zwiſchen Declamation und affectvoller Recitation.

Gefunden! rief Wilhelm, gefunden! Welch eine glückliche Entdeckung! Nun haben wir den Schauſpieler, der uns die Stelle vom rauhen Pyrrhus reziti-ren ſoll.

Man muß ſo viel Leidenſchaft haben wie Sie, verſetzte Serlo, um alles zu ſeinem Endzwecke zu nutzen.

Gewiß ich war in der größten Sorge, rief Wilhelm, daß vielleicht dieſe Stelle weg-bleiben müßte, und das ganze Stück würde dadurch gelähmt werden.

Das kann ich doch nicht einſehen, ver-ſetzte Aurelie.

Ich hoffe Sie werden bald meiner Mey-nung ſeyn, ſagte Wilhelm. Shakeſpear führt die ankommenden Schauſpieler zu ei-

nem

nem doppelten Entzweck herein. Erſt macht der Mann, der den Tod des Priamus mit ſo viel eigner Rührung declamirt, tiefen Eindruck auf den Prinzen ſelbſt; er ſchärft das Gewiſſen des jungen ſchwankenden Mannes: und ſo wird dieſe Scene das Präludium zu jener, in welcher das kleine Schauſpiel ſo große Wirkung auf den König thut. Hamlet fühlt ſich durch den Schauſpieler beſchämt, der an fremden, an fingirten Leiden ſo großen Theil nimmt; und der Gedanke auf eben die Weiſe einen Verſuch auf das Gewiſſen ſeines Stiefvaters zu machen, wird dadurch bey ihm ſogleich erregt. Welch ein herrlicher Monolog iſts, der den zweyten Act ſchließt! Wie freue ich mich darauf, ihn zu rezitiren:

»O! welch ein Schurke, welch ein niedriger Sklave bin ich! — Iſt es nicht ungeheuer, daß dieſer Schauſpieler hier, nur

durch Erdichtung, durch einen Traum von Leidenſchaft, ſeine Seele ſo nach ſeinem Willen zwingt, daß ihre Wirkung ſein ganzes Geſicht entfärbt: — Thränen im Auge! Verwirrung im Betragen! Gebrochne Stimme! Sein ganzes Weſen von Einem Gefühl durchdrungen! und das alles um nichts — ûm Hekuba! — Was iſt Hekuba für ihn oder er für Hekuba, daß er um ſie weinen ſollte?

Wenn wir nur unſern Mann auf das Theater bringen können, ſagte Aurelie.

Wir müſſen, verſetzte Serlo, ihn nach und nach hinein führen. Bey den Proben mag er die Stelle leſen, und wir ſagen daß wir einen Schauſpieler, der ſie ſpielen ſoll, erwarten, und ſo ſehen wir, wie wir ihm näher kommen.

Nachdem ſie darüber einig waren, wendete ſich das Geſpräch auf den Geiſt. Wil-

helm konnte sich nicht entschließen, die Rolle des lebenden Königs dem Pedanten zu überlassen, damit der Polterer den Geist spielen könne, und glaubte eher, daß man noch einige Zeit warten sollte, indem sich doch noch einige Schauspieler gemeldet hätten, und sich unter ihnen der rechte Mann finden könnte.

Man kann sich daher denken wie verwundert Wilhelm war, als er, unter der Addresse seines Theaternamens, Abends folgendes Billet mit wunderbaren Zügen versiegelt auf seinem Tische fand:

»Du bist, o sonderbarer Jüngling, wir wissen es, in großer Verlegenheit. Du findest kaum Menschen zu deinem Hamlet, geschweige Geister. Dein Eifer verdient ein Wunder; Wunder können wir nicht thun, aber etwas Wunderbares soll geschehen. Hast du Vertrauen, so soll zur rechten Stunde der Geist erscheinen! Habe Muth und bleibe

gefaßt! Es bedarf keiner Antwort, dein Entſchluß wird uns bekannt werden.«

Mit dieſem ſeltſamen Blatte eilte er zu Serlo zurück, der es las und wieder las, und endlich mit bedenklicher Miene verſicherte: die Sache ſey von Wichtigkeit, man müſſe wohl überlegen ob man es wagen dürfe und könne. Sie ſprachen vieles hin und wieder; Aurelie war ſtill und lächelte von Zeit zu Zeit, und als nach einigen Tagen wieder davon die Rede war, gab ſie nicht undeutlich zu verſtehen, daß ſie es für einen Scherz von Serlo halte. Sie bat Wilhelmen völlig außer Sorge zu ſeyn, und den Geiſt geduldig zu erwarten.

Überhaupt war Serlo von dem beſten Humor; denn die abgehenden Schauſpieler gaben ſich alle mögliche Mühe gut zu ſpielen, damit man ſie ja recht vermiſſen ſollte, und von der Neugierde auf die neue Geſell-

ſchaft konnte er auch die beſte Einnahme erwarten.

Sogar hatte der Umgang Wilhelms auf ihn einigen Einfluß gehabt. Er fing an mehr über Kunſt zu ſprechen, denn er war am Ende doch ein Deutſcher, und dieſe Nation giebt ſich gern Rechenſchaft von dem was ſie thut. Wilhelm ſchrieb ſich manche ſolche Unterredung auf; und wir werden, da die Erzählung hier nicht ſo oft unterbrochen werden darf, denjenigen unſrer Leſer die ſich dafür intereſſiren, ſolche dramaturgiſche Verſuche bey einer andern Gelegenheit vorlegen.

Beſonders war Serlo eines Abends ſehr luſtig, als er von der Rolle des Polonius ſprach, wie er ſie zu faſſen gedachte. Ich verſpreche, ſagte er, diesmal einen recht würdigen Mann zum Beſten zu geben; ich werde die gehörige Ruhe und Sicherheit, Leer-

heit und Bedeutſamkeit, Annehmlichkeit und geſchmackloſes Weſen, Freyheit und Aufpaſſen, treuherzige Schalkheit und erlogene Wahrheit, da wo ſie hin gehören, recht zierlich aufſtellen. Ich will einen ſolchen grauen, redlichen, ausdauernden, der Zeit dienenden Halbſchelmen aufs allerhöflichſte vorſtellen und vortragen, und dazu ſollen mir die etwas rohen und groben Pinſelſtriche unſers Autors gute Dienſte leiſten. Ich will reden wie ein Buch, wenn ich mich vorbereitet habe, und wie ein Thor, wenn ich bey guter Laune bin. Ich werde abgeſchmackt ſeyn um jedem nach dem Maule zu reden, und immer ſo fein, es nicht zu merken wenn mich die Leute zum Beſten haben. Nicht leicht habe ich eine Rolle mit ſolcher Luſt und Schalkheit übernommen.

Wenn ich nur auch von der meinigen ſo viel hoffen könnte, ſagte Aurelie. Ich

habe weder Jugend noch Weichheit genug, um mich in dieſen Charakter zu finden. Nur eins weiß ich leider: das Gefühl, das Ophelien den Kopf verrückt, wird mich nicht verlaſſen.

Wir wollen es ja nicht ſo genau nehmen, ſagte Wilhelm: denn eigentlich hat mein Wunſch den Hamlet zu ſpielen, mich bey allem Studium des Stücks, aufs Äußerſte irre geführt. Je mehr ich mich in die Rolle ſtudiere, deſto mehr ſehe ich, daß in meiner ganzen Geſtalt kein Zug der Phyſiognomie iſt, wie Shakeſpear ſeinen Hamlet aufſtellt. Wenn ich es recht überlege, wie genau in der Rolle alles zuſammen hängt, ſo getraue ich mir kaum eine leidliche Wirkung hervor zu bringen.

Sie treten mit großer Gewiſſenhaftigkeit in Ihre Laufbahn, verſetzte Serlo: der Schauſpieler ſchickt ſich in die Rolle wie er

kann, und die Rolle richtet ſich nach ihm wie ſie muß. Wie hat aber Shakeſpear ſeinen Hamlet vorgezeichnet? Iſt er Ihnen denn ſo ganz unähnlich?

Zuförderſt iſt Hamlet blond, erwiederte Wilhelm.

Das heiß ich weit geſucht, ſagte Aurelie. Woher ſchließen Sie das?

Als Däne, als Nordländer, iſt er blond von Hauſe aus, und hat blaue Augen.

»Sollte Shakeſpear daran gedacht haben?«

Beſtimmt ſind' ich es nicht ausgedruckt, aber in Verbindung mit andern Stellen ſcheint es mir unwiderſprechlich. Ihm wird das Fechten ſauer, der Schweis läuft ihm vom Geſichte, und die Königinn ſpricht: er iſt fett, laßt ihn zu Athem kommen. Kann man ſich ihn da anders als blond und wohlbehäglich vorſtellen, denn braune Leute ſind

in ihrer Jugend ſelten in dieſem Falle. Paßt nicht auch ſeine ſchwankende Melancholie, ſeine weiche Trauer, ſeine thätige Unentſchloſſenheit, beſſer zu einer ſolchen Geſtalt, als wenn Sie ſich einen ſchlanken, braunlockigen Jüngling denken, von dem man mehr Entſchloſſenheit und Behendigkeit erwartet?

Sie verderben mir die Imagination, rief Aurelie, weg mit Ihrem fetten Hamlet! ſtellen Sie uns ja nicht Ihren wohlbeleibten Prinzen vor! Geben Sie uns lieber irgend ein Quiproquo, das uns reizt, das uns rührt. Die Intention des Autors liegt uns nicht ſo nahe als unſer Vergnügen, und wir verlangen einen Reiz, der uns homogen iſt.

Siebentes Capitel.

Einen Abend ſtritt die Geſellſchaft ob der Roman oder das Drama den Vorzug verdiene? Serlo verſicherte, es ſey ein vergeblicher, mißverſtandner Streit; beyde könnten in ihrer Art vortrefflich ſeyn, nur müßten ſie ſich in den Gränzen ihrer Gattung halten.

Ich bin ſelbſt noch nicht ganz im Klaren darüber, verſetzte Wilhelm.

Wer iſt es auch? ſagte Serlo, und doch wäre es der Mühe werth, daß man der Sache näher käme.

Sie ſprachen viel herüber und hinüber, und endlich war folgendes ohngefähr das Reſultat ihrer Unterhaltung:

Im Roman wie im Drama ſehen wir menſchliche Natur und Handlung. Der Un-

terſchied beyder Dichtungsarten liegt nicht bloß in der äußern Form, nicht darin, daß die Perſonen in dem einen ſprechen, und daß in dem andern gewöhnlich von ihnen erzählt wird. Leider viele Dramas ſind nur dialogirte Romane, und es wäre nicht unmöglich ein Drama in Briefen zu ſchreiben.

Im Roman ſollen vorzüglich Geſinnungen und Begebenheiten vorgeſtellt werden; im Drama Charactere und Thaten. Der Roman muß langſam gehen, und die Geſinnungen der Hauptfigur müſſen, es ſey auf welche Weiſe es wolle, das Vordringen des Ganzen zur Entwickelung aufhalten. Das Drama ſoll eilen, und der Charakter der Hauptfigur muß ſich nach dem Ende drängen, und nur aufgehalten werden. Der Romanenheld muß leidend, wenigſtens nicht im hohen Grade wirkend ſeyn; von dem dramatiſchen verlangt man Wirkung und

That. Grandiſon, Clariſſe, Pamela, der Landprieſter von Wakefield, Tom Jones ſelbſt ſind, wo nicht leidende, doch retardirende Perſonen, und alle Begebenheiten werden gewiſſermaßen nach ihren Geſinnungen gemodelt. Im Drama modelt der Held nichts nach ſich, alles widerſteht ihm, und er räumt und rückt die Hinderniſſe aus dem Wege, oder unterliegt ihnen.

So vereinigte man ſich auch darüber, daß man dem Zufall im Roman gar wohl ſein Spiel erlauben könne; daß er aber immer durch die Geſinnungen der Perſonen gelenkt und geleitet werden müſſe; daß hingegen das Schickſal, das die Menſchen, ohne ihr Zuthun, durch unzuſammenhängende äußere Umſtände zu einer unvorgeſehenen Cataſtrophe hindrängt, nur im Drama ſtatt habe; daß der Zufall wohl pathetiſche, niemals aber tragiſche, Situationen hervorbrin-

gen dürfe; das Schickſal hingegen müſſe immer fürchterlich ſeyn, und werde im höchſten Sinne tragiſch, wenn es ſchuldige und unſchuldige von einander unabhängige Thaten in eine unglückliche Verknüpfung bringt.

Dieſe Betrachtungen führten wieder auf den wunderlichen Hamlet, und auf die Eigenheiten dieſes Stücks. Der Held, ſagte man, hat eigentlich auch nur Geſinnungen; es ſind nur Begebenheiten die zu ihm ſtoßen, und deswegen hat das Stück etwas von dem gedehnten des Romans: weil aber das Schickſal den Plan gezeichnet hat, weil das Stück von einer fürchterlichen That ausgeht, und der Held immer vorwärts zu einer fürchterlichen That gedrängt wird, ſo iſt es im höchſten Sinne tragiſch, und leidet keinen andern als einen tragiſchen Ausgang.

Nun ſollte Leſeprobe gehalten werden, welche Wilhelm eigentlich als ein Feſt an-

ſah. Er hatte die Rollen vorher collationirt, daß alſo von dieſer Seite kein Anſtoß ſeyn konnte. Die ſämmtlichen Schauſpieler waren mit dem Stücke bekannt, und er ſuchte ſie nur, ehe ſie anfingen, von der Wichtigkeit einer Leſeprobe zu überzeugen. Wie man von jedem Muſikus verlange, daß er, bis auf einen gewiſſen Grad, vom Blatte ſpielen könne, ſo ſolle auch jeder Schauſpieler, ja jeder wohlerzogene Menſch, ſich üben vom Blatte zu leſen, einem Drama, einem Gedicht, einer Erzählung ſogleich ihren Charakter abzugewinnen, und ſie mit Fertigkeit vorzutragen. Alles Memoriren helfe nichts, wenn der Schauſpieler nicht vorher in den Geiſt und Sinn des guten Schriftſtellers eingedrungen ſey, der Buchſtabe könne nichts wirken.

Serlo verſicherte, daß er jeder andern Probe, ja der Hauptprobe nachſehen wolle,

ſobald der Leſeprobe ihr Recht wiederfahren ſey: denn gewöhnlich, ſagte er, iſt nichts luſtiger, als wenn Schauſpieler von Studieren ſprechen; es kommt mir eben ſo vor, als wenn die Freymäurer von Arbeiten reden.

Die Probe lief nach Wunſch ab, und man kann ſagen, daß der Ruhm und die gute Einnahme der Geſellſchaft ſich auf dieſe wenigen wohlangewandten Stunden gründete.

Sie haben wohl gethan, mein Freund, ſagte Serlo, nachdem ſie wieder allein waren, daß Sie unſern Mitarbeitern ſo ernſtlich zuſprachen, wenn ich gleich fürchte, daß ſie Ihre Wünſche ſchwerlich erfüllen werden.

Wie ſo? verſetzte Wilhelm.

Ich habe gefunden, ſagte Serlo, daß ſo leicht man der Menſchen Imagination in Bewegung ſetzen kann, ſo gern ſie ſich Mährchen erzählen laſſen, eben ſo ſelten iſt

es, eine Art von productiver Imagination bey ihnen zu finden. Bey den Schauspielern ist dieses sehr auffallend. Jeder ist sehr wohl zufrieden eine schöne lobenswürdige brillante Rolle zu übernehmen; selten aber thut einer mehr, als sich mit Selbstgefälligkeit an die Stelle des Helden zu setzen, ohne sich im mindesten zu bekümmern, ob ihn auch jemand dafür halten werde. Aber mit Lebhaftigkeit zu umfassen was sich der Autor beym Stück gedacht hat, was man von seiner Individualität hingeben müsse um einer Rolle genug zu thun, wie man durch eigene Überzeugung, man sey ein ganz anderer Mensch, den Zuschauer gleichfalls zur Überzeugung hinreisse; wie man, durch eine innere Wahrheit der Darstellungskraft, diese Bretter in Tempel, diese Pappen in Wälder verwandelt, ist wenigen gegeben. Diese innere Stärke des Geistes, wodurch ganz al-

lein der Zuſchauer getäuſcht wird, dieſe erlogene Wahrheit, die ganz allein Wirkung hervorbringt, wodurch ganz allein die Illuſion erzielt wird, wer hat davon einen Begriff?

Laſſen Sie uns daher ja nicht zu ſehr auf Geiſt und Empfindung dringen!“ Das ſicherſte Mittel iſt, wenn wir unſern Freunden mit Gelaſſenheit zuerſt den Sinn des Buchſtabens erklären, und ihnen den Verſtand eröffnen. Wer Anlage hat, eilt alsdann ſelbſt dem geiſtreichen und empfindungsvollen Ausdrucke entgegen; und wer ſie nicht hat, wird wenigſtens niemals ganz falſch ſpielen und rezitiren. Ich habe aber bey Schauſpielern, ſo wie überhaupt, keine ſchlimmere Anmaßung gefunden, als wenn jemand Anſprüche an Geiſt macht, ſo lange ihm der Buchſtabe noch nicht deutlich und geläufig iſt.

Achtes Capitel.

Wilhelm kam zur ersten Theaterprobe sehr zeitig und fand sich auf den Brettern allein. Das Lokal überraschte ihn, und gab ihm die wunderbarsten Erinnerungen. Die Wald- und Dorfdekoration stand genau so, als auf der Bühne seiner Vaterstadt, auch bey einer Probe, als ihm an jenem Morgen Mariane lebhaft ihre Liebe bekannte, und ihm die erste glückliche Nacht zusagte. Die Bauernhäuser glichen sich auf dem Theater wie auf dem Lande, die wahre Morgensonne beschien, durch einen halb offenen Fensterladen hereinfallend, einen Theil der Bank die neben der Thüre schlecht befestigt war, nur leider schien sie nicht wie damals auf Marianens Schooß und Busen. Er setzte sich nieder, dachte dieser wunderbaren Übereinstimmung nach, und

glaubte zu ahnden, daß er ſie vielleicht auf dieſem Platze bald wieder ſehen werde. Ach, und es war weiter nichts, als daß ein Nachſpiel, zu welchem dieſe Dekoration gehörte, damals auf dem deutſchen Theater ſehr oft gegeben wurde.

In dieſen Betrachtungen ſtörten ihn die übrigen ankommenden Schauſpieler, mit denen zugleich zwey Theater- und Garderobenfreunde herein traten, und Wilhelmen mit Enthuſiasmus begrüßten. Der eine war gewiſſermaßen an Madam Melina attahirt; der andere aber ein ganz reiner Freund der Schauſpielkunſt, und beyde von der Art, wie ſich jede gute Geſellſchaft Freunde wünſchen ſollte. Man wußte nicht zu ſagen, ob ſie das Theater mehr kannten oder liebten? Sie liebten es zu ſehr um es recht zu kennen, ſie kannten es genug um das Gute zu ſchätzen und das Schlechte zu verbannen.

Aber bey ihrer Neigung war ihnen das Mittelmäßige nicht unerträglich, und der herrliche Genuß, mit dem sie das Gute vor und nach kosteten, war über allen Ausdruck. Das Mechanische machte ihnen Freude, das Geistige entzückte sie, und ihre Neigung war so groß, daß auch eine zerstückelte Probe sie in eine Art von Illusion versetzte. Die Mängel schienen ihnen jederzeit in die Ferne zu treten, das Gute berührte sie wie ein naher Gegenstand. Kurz sie waren Liebhaber, wie sie sich der Künstler in seinem Fache wünscht. Ihre liebste Wanderung war von den Coulissen ins Parterr, vom Parterr in die Coulissen, ihr angenehmster Aufenthalt in der Garderobe, ihre emsigste Beschäftigung an der Stellung, Kleidung, Recitation und Declamation der Schauspieler etwas zuzustutzen, ihr lebhaftestes Gespräch über den Effekt, den man hervorgebracht hatte, und ihre be-

ſtändigſte Bemühung, den Schauſpieler aufmerkſam, thätig und genau zu erhalten, ihm etwas zu gute oder zu lieb zu thun, und, ohne Verſchwendung, der Geſellſchaft manchen Genuß zu verſchaffen. Sie hatten ſich beyde das ausſchließliche Recht verſchaft, bey Proben und Aufführungen auf dem Theater zu erſcheinen. Sie waren, was die Aufführung Hamlets betraf, mit Wilhelmen nicht bey allen Stellen einig; hie und da gab er nach, meiſtens aber behauptete er ſeine Meynung, und im Ganzen diente dieſe Unterhaltung ſehr zur Bildung ſeines Geſchmacks. Er ließ die beyden Freunde ſehen wie ſehr er ſie ſchätze, und ſie dagegen weiſſagten nichts weniger von dieſen vereinten Bemühungen, als eine neue Epoche fürs deutſche Theater.

Die Gegenwart dieſer beyden Männer war bey den Proben ſehr nützlich. Beſon-

ders überzeugten ſie unſre Schauſpieler, daß man bey der Probe Stellung und Action, wie man ſie bey der Aufführung zu zeigen gedenke, immerfort mit der Rede verbinden und alles zuſammen durch Gewohnheit mechaniſch vereinigen müſſe. Beſonders mit den Händen ſolle man ja bey der Probe einer Tragödie keine gemeine Bewegung vornehmen; ein tragiſcher Schauſpieler, der in der Probe Toback ſchnupft, mache ſie immer bange, denn höchſt wahrſcheinlich werde er an einer ſolchen Stelle, bey der Aufführung, die Priſe vermiſſen. Ja ſie hielten davor, daß niemand in Stiefeln probiren ſolle, wenn die Rolle in Schuhen zu ſpielen ſey. Nichts aber, verſicherten ſie, ſchmerze ſie mehr, als wenn die Frauenzimmer in den Proben ihre Hände in die Rockfalten verſteckten.

Außerdem ward durch das Zureden die-

ſer Männer noch etwas ſehr gutes bewirkt, daß nämlich alle Mannsperſonen exerciren lernten. Da ſo viele Militärrollen vorkommen, ſagten ſie, ſieht nichts betrübter aus als Menſchen, die nicht die mindeſte Dreſſur zeigen, in Hauptmanns- und Majors-Uniform auf dem Theater herum ſchwanken zu ſehen.

Wilhelm und Laertes waren die erſten, die ſich der Pädagogik eines Unterofficiers unterwarfen, und ſetzten dabey ihre Fechtübungen mit großer Anſtrengung fort.

So viel Mühe gaben ſich beyde Männer mit der Ausbildung einer Geſellſchaft, die ſich ſo glücklich zuſammen gefunden hatte. Sie ſorgten für die künftige Zufriedenheit des Publikums, indeß ſich dieſes über ihre entſchiedene Liebhaberey gelegentlich aufhielt. Man wußte nicht wieviel Urſache man hatte ihnen dankbar zu ſeyn, beſonders da ſie nicht verſäumten den Schauſpielern oft den

Hauptpunkt einzuſchärfen, daß es nämlich ihre Pflicht ſey laut und vernehmlich zu ſprechen. Sie fanden hierbey mehr Widerſtand und Unwillen, als ſie anfangs gedacht hatten. Die meiſten wollten ſo gehört ſeyn wie ſie ſprachen, und wenige bemühten ſich ſo zu ſprechen, daß man ſie hören könnte. Einige ſchoben den Fehler aufs Gebäude, andere ſagten, man könne doch nicht ſchreyen, wenn man natürlich, heimlich oder zärtlich zu ſprechen habe.

Unſre Theaterfreunde, die eine unſägliche Geduld hatten, ſuchten auf alle Weiſe dieſe Verwirrung zu löſen, dieſem Eigenſinne beyzukommen. Sie ſparten weder Gründe noch Schmeicheleyen, und erreichten zuletzt doch ihren Endzweck, wobey ihnen das gute Beyſpiel Wilhelms beſonders zu ſtatten kam. Er bat ſich aus, daß ſie ſich bey den Proben in die entfernteſten Ecken ſetzen, und ſo-

bald ſie ihn nicht vollkommen verſtünden mit dem Schlüſſel auf die Bank pochen möchten. Er artikulirte gut, ſprach gemäßigt aus, ſteigerte den Ton ſtufenweiſe, und überſchrie ſich nicht in den heftigſten Stellen. Die pochenden Schlüſſel hörte man bey jeder Probe weniger; nach und nach ließen ſich die andern dieſelbe Operation gefallen, und man konnte hoffen, daß das Stück endlich in allen Winkeln des Hauſes von jedermann würde verſtanden werden.

Man ſieht aus dieſem Beyſpiel wie gern die Menſchen ihren Zweck nur auf ihre eigene Weiſe erreichen möchten; wieviel Noth man hat, ihnen begreiflich zu machen was ſich eigentlich von ſelbſt verſteht, und wie ſchwer es iſt, denjenigen, der etwas zu leiſten wünſcht, zur Erkenntniß der erſten Bedingungen zu bringen, unter denen ſein Vorhaben allein möglich wird.

Neuntes Capitel.

Man fuhr nun fort, die nöthigen Anſtalten zu Dekorationen und Kleidern und was ſonſt erforderlich war zu machen. Über einige Scenen und Stellen hatte Wilhelm beſondere Grillen, denen Serlo nachgab, theils in Rückſicht auf den Contract, theils aus Überzeugung, und weil er hoffte, Wilhelmen durch dieſe Gefälligkeit zu gewinnen, und in der Folge deſtomehr nach ſeinen Abſichten zu lenken.

So ſollte zum Beyſpiel König und Königin bey der erſten Audienz auf dem Throne ſitzend erſcheinen, die Hofleute an den Seiten und Hamlet unbedeutend unter ihnen ſtehen. Hamlet, ſagte er, muß ſich ruhig verhalten, ſeine ſchwarze Kleidung unterſcheidet ihn ſchon genug. Er muß ſich

eher verbergen als zum Vorſchein kommen. Nur dann, wenn die Audienz geendigt iſt, wenn der König mit ihm als Sohn ſpricht, dann mag er herbey treten und die Scene ihren Gang gehen.

Noch eine Hauptſchwierigkeit machten die beyden Gemählde, auf die ſich Hamlet in der Scene mit ſeiner Mutter ſo heftig bezieht. Mir ſollen, ſagte Wilhelm, in Lebensgröße beyde im Grunde des Zimmers neben der Hauptthüre ſichtbar ſeyn, und zwar muß der alte König in völliger Rüſtung, wie der Geiſt, auf eben der Seite hängen wo dieſer hervortritt. Ich wünſche daß die Figur mit der rechten Hand eine befehlende Stellung annehme, etwas gewandt ſey und gleichſam über die Schulter ſehe, damit ſie dem Geiſte völlig gleiche, in dem Augenblicke da dieſer zur Thüre hinaus geht. Es wird eine ſehr große Wir-

kung thun, wenn in dieſem Augenblick Hamlet nach dem Geiſte und die Königin nach dem Bilde ſieht. Der Stiefvater mag dann im königlichen Ornat, doch unſcheinbarer als jener vorgeſtellt werden.

So gab es noch verſchiedene Punkte, von denen wir zu ſprechen vielleicht Gelegenheit haben.

Sind Sie auch unerbittlich, daß Hamlet am Ende ſterben muß? fragte Serlo.

Wie kann ich ihn am Leben erhalten, ſagte Wilhelm, da ihn das ganze Stück zu Tode drückt? Wir haben ja ſchon ſo weitläuftig darüber geſprochen.

Aber das Publikum wünſcht ihn lebendig.

Ich will ihm gern jeden andern Gefallen thun, nur diesmal iſts unmöglich. Wir wünſchen auch, daß ein braver nützlicher Mann, der an einer chroniſchen Krankheit

ſtirbt, noch länger leben möge. Die Familie weint und beſchwört den Arzt, der ihn nicht halten kann: und ſo wenig als dieſer einer Natur-Nothwendigkeit zu widerſtehen vermag, ſo wenig können wir einer anerkannten Kunſtnothwendigkeit gebieten. Es iſt eine falſche Nachgiebigkeit gegen die Menge, wenn man ihnen die Empfindungen erregt, die ſie haben *wollen*, und nicht die ſie haben *ſollen*.

»Wer das Geld bringt, kann die Waare nach ſeinem Sinne verlangen.«

Gewiſſermaßen; aber ein großes Publikum verdient daß man es achte, daß man es nicht wie Kinder, denen man das Geld abnehmen will, behandle. Man bringe ihm nach und nach durch das Gute — Gefühl und Geſchmack für das Gute bey, und es wird ſein Geld mit doppeltem Vergnügen einlegen, weil ihm der Verſtand, ja die Ver-

nunft ſelbſt bey dieſer Ausgabe nichts vorzuwerfen hat. Man kann ihm ſchmeicheln wie einem geliebten Kinde, ſchmeicheln um es zu beſſern, um es künftig aufzuklären; nicht wie einem Vornehmen und Reichen, um den Irrthum, den man nutzt, zu verewigen.

So handelten ſie noch manches ab, das ſich beſonders auf die Frage bezog: was man noch etwa an dem Stücke verändern dürfe, und was man unberührt laſſen müſſe? Wir laſſen uns hierauf nicht weiter ein, ſondern legen vielleicht künftig die neue Bearbeitung Hamlets ſelbſt demjenigen Theile unſrer Leſer vor, der ſich etwa dafür intereſſiren könnte.

Zehntes Capitel.

Die Hauptprobe war vorbey. Sie hatte übermäßig lange gedauert. Serlo und Wilhelm fanden noch manches zu besorgen; denn ungeachtet der vielen Zeit, die man zur Vorbereitung verwendet hatte, waren doch sehr nothwendige Anstalten bis auf den letzten Augenblick verschoben worden.

So waren, zum Beyspiel, die Gemählde der beyden Könige noch nicht fertig, und die Scene zwischen Hamlet und seiner Mutter, von der man einen so großen Effekt hoffte, sah noch sehr mager aus, indem weder der Geist noch sein gemahltes Ebenbild dabey gegenwärtig war. Serlo scherzte bey dieser Gelegenheit und sagte: wir wären doch im Grunde recht übel angeführt, wenn der Geist ausbliebe, die Wache wirklich

mit der Luft fechten, und unſer Souſleur aus der Couliſſe den Vortrag des Geiſtes ſuppliren müßte.

Wir wollen den wunderbaren Freund nicht durch unſern Unglauben verſcheuchen, verſetzte Wilhelm; er kommt gewiß zur rechten Zeit, und wird uns ſo gut als die Zuſchauer überraſchen.

Gewiß, rief Serlo, ich werde froh ſeyn, wenn das Stück morgen gegeben iſt, es macht uns mehr Umſtände als ich geglaubt habe.

Aber niemand in der Welt wird froher ſeyn als ich, wenn das Stück morgen geſpielt iſt, verſetzte Philine, ſo wenig mich meine Rolle drückt. Denn immer und ewig von Einer Sache reden zu hören, wobey doch nichts weiter heraus kommt als eine Repräſentation, die, wie ſo viele hundert andere, vergeſſen werden wird, dazu will

meine

meine Geduld nicht hinreichen. Macht doch in Gottesnahmen nicht ſo viel Umſtände! Die Gäſte die vom Tiſche aufſtehen, haben nachher an jedem Gerichte was auszuſetzen; ja wenn man ſie zu Hauſe reden hört, ſo iſt es ihnen kaum begreiflich, wie ſie eine ſolche Noth haben ausſtehen können.

Laſſen Sie mich Ihr Gleichniß zu meinem Vortheile brauchen, ſchönes Kind, verſetzte Wilhelm. Bedenken Sie was Natur und Kunſt, was Handel, Gewerke und Gewerbe zuſammen ſchaffen müſſen, bis ein Gaſtmahl gegeben werden kann. Wie viel Jahre muß der Hirſch im Walde, der Fiſch im Fluß oder Meere zubringen, bis er unſre Tafel zu beſetzen würdig iſt, und was hat die Hausfrau, die Köchin nicht alles in der Küche zu thun? Mit welcher Nachläſſigkeit ſchlürft man die Sorge des entfernteſten Winzers, des Schiffers, des Kellermeiſters,

beym Nachtiſche hinunter, als müſſe es nur ſo ſeyn. Und ſollten deswegen alle dieſe Menſchen nicht arbeiten, nicht ſchaffen und bereiten, ſollte der Hausherr das alles nicht ſorgfältig zuſammenbringen und zuſammen halten, weil am Ende der Genuß nur vorübergehend iſt? Aber kein Genuß iſt vorübergehend; denn der Eindruck den er zurückläßt iſt bleibend, und was man mit Fleiß und Anſtrengung thut, theilt dem Zuſchauer ſelbſt eine verborgene Kraft mit, von der man nicht wiſſen kann wie weit ſie wirkt.

Mir iſt alles einerley, verſetzte Philine, nur muß ich auch dießmal erfahren, daß Männer immer im Widerſpruch mit ſich ſelbſt ſind. Bey all eurer Gewiſſenhaftigkeit, den großen Autor nicht verſtümmeln zu wollen, laßt ihr doch den ſchönſten Gedanken aus dem Stücke.

Den ſchönſten? rief Wilhelm.

»Gewiß den ſchönſten, auf den ſich Hamlet ſelbſt was zu gute thut.«

Und der wäre? rief Serlo.

Wenn Sie eine Perücke auf hätten, verſetzte Philine, würde ich ſie Ihnen ganz ſäuberlich abnehmen; denn es ſcheint nöthig, daß man Ihnen das Verſtändniß eröffne.

Die andern dachten nach, und die Unterhaltung ſtockte. Man war aufgeſtanden, es war ſchon ſpät, man ſchien auseinander gehen zu wollen. Als man ſo unentſchloſſen da ſtand, fing Philine ein Liedchen, auf eine ſehr zierliche und gefällige Melodie, zu ſingen an.

Singet nicht in Trauertönen
Von der Einſamkeit der Nacht,
Nein, ſie iſt, o holde Schönen,
Zur Geſelligkeit gemacht.

Wie das Weib dem Mann gegeben
Als die ſchönſte Hälfte war,
Iſt die Nacht das halbe Leben,
Und die ſchönſte Hälfte zwar.

Könnt ihr euch des Tages freuen
Der nur Freuden unterbricht?
Er iſt gut ſich zu zerſtreuen,
Zu was anderm taugt er nicht.

Aber wenn in nächt'ger Stunde
Süßer Lampe Dämmrung fließt,
Und vom Mund zum nahen Munde
Scherz und Liebe ſich ergießt;

Wenn der raſche loſe Knabe,
Der ſonſt wild und feurig eilt,
Oft, bey einer kleinen Gabe,
Unter leichten Spielen weilt;

Wenn die Nachtigall Verliebten
Liebevoll ein Liedchen ſingt,
Das Gefangnen und Betrübten
Nur wie Ach und Wehe klingt:

Mit wie leichtem Herzensregen
Horchet ihr der Glocke nicht,
Die mit zwölf bedächt'gen Schlägen
Ruh und Sicherheit verſpricht!

Darum an dem langen Tage
Merke dir es, liebe Bruſt:
Jeder Tag hat ſeine Plage
Und die Nacht hat ihre Luſt.

Sie machte eine leichte Verbeugung als ſie geendigt hatte, und Serlo rief ihr ein lautes Bravo zu. Sie ſprang zur Thür hinaus und eilte mit Gelächter fort. Man hörte ſie die Treppe hinunter ſingen und mit den Abſätzen klappern.

Serlo ging in das Seitenzimmer, und Aurelie blieb vor Wilhelmen, der ihr eine gute Nacht wünſchte, noch einige Augenblicke ſtehen und ſagte:

Wie ſie mir zuwider iſt! recht meinem innern Weſen zuwider! bis auf die kleinſten Zufälligkeiten. Die rechte braune Augenwimper bey den blonden Haaren, die der Bruder ſo reizend findet, mag ich gar nicht anſehn, und die Schramme auf der Stirne

hat mir ſo was widriges, ſo was niedriges, daß ich immer zehen Schritte von ihr zurück treten möchte. Sie erzählte neulich als einen Scherz, ihr Vater habe ihr in ihrer Kindheit einen Teller an den Kopf geworfen, davon ſie noch das Zeichen trage. Wohl iſt ſie recht an Augen und Stirne gezeichnet, daß man ſich vor ihr hüten möge.

Wilhelm antwortete nichts, und Aurelie ſchien mit mehr Unwillen fortzufahren:

Es iſt mir beynahe unmöglich ein freundliches höfliches Wort mit ihr zu reden, ſo ſehr haſſe ich ſie, und doch iſt ſie ſo anſchmiegend. Ich wollte wir wären ſie los. Auch Sie, mein Freund, haben eine gewiſſe Gefälligkeit gegen dieſes Geſchöpf, ein Betragen, das mich in der Seele kränkt, eine Aufmerkſamkeit, die an Achtung gränzt, und die ſie bey Gott nicht verdient!

Wie ſie iſt, bin ich ihr Dank ſchuldig.

verſetzte Wilhelm; ihre Aufführung iſt zu tadeln, ihrem Charakter muß ich Gerechtigkeit wiederfahren laſſen.

Charakter! rief Aurelie: glauben Sie, daß ſo eine Creatur einen Charakter hat? O ihr Männer, daran erkenne ich euch! Solcher Frauen ſeyd ihr werth!

Sollten Sie mich in Verdacht haben, meine Freundin? verſetzte Wilhelm. Ich will von jeder Minute Rechenſchaft geben, die ich mit ihr zugebracht habe.

Nun, nun, ſagte Aurelie, es iſt ſpät, wir wollen nicht ſtreiten. Alle wie einer, einer wie alle! Gute Nacht mein Freund! gute Nacht mein feiner Paradiesvogel!

Wilhelm fragte, wie er zu dieſem Ehrentitel komme?

Ein andermal, verſetzte Aurelie, ein andermal. Man ſagt, ſie hätten keine Füße, ſie ſchwebten nur in der Luft, und nährten

ſich vom Äther. Es iſt aber ein Mährchen, fuhr ſie fort, eine poetiſche Fiction. Gute Nacht, laßt euch was ſchönes träumen wenn ihr Glück habt.

Sie ging in ihr Zimmer und ließ ihn allein; er eilte auf das ſeinige.

Halb unwillig ging er auf und nieder. Der ſcherzende aber entſchiedne Ton Aureliens hatte ihn beleidigt; er fühlte tief wie Unrecht ſie ihm that. Philinen konnte er nicht widrig, nicht unhold begegnen; ſie hatte nichts gegen ihn verbrochen, und dann fühlte er ſich ſo fern von jeder Neigung zu ihr, daß er recht ſtolz und ſtandhaft vor ſich ſelbſt beſtehen konnte.

Eben war er im Begriffe ſich auszuziehen, nach ſeinem Lager zu gehen und die Vorhänge aufzuſchlagen, als er zu ſeiner größten Verwunderung ein Paar Frauenpantoffeln vor dem Bett erblickte; der eine

ſtand, der andere lag. — Es waren Philinens Pantoffeln, die er nur zu gut erkannte; er glaubte auch eine Unordnung an den Vorhängen zu ſehen, ja es ſchien als bewegten ſie ſich; er ſtand und ſah mit unverwandten Augen hin.

Eine neue Gemüthsbewegung, die er für Verdruß hielt, verſetzte ihm den Athem; und nach einer kurzen Pauſe, in der er ſich erhohlt hatte, rief er gefaßt:

Stehen Sie auf, Philine! was ſoll das heißen? Wo iſt Ihre Klugheit, Ihr gutes Betragen? Sollen wir morgen das Mährchen des Hauſes werden?

Es rührte ſich nichts.

Ich ſcherze nicht, fuhr er fort, dieſe Neckereyen ſind bei mir übel angewandt.

Kein Laut! Keine Bewegung!

Entſchloſſen und unmuthig ging er endlich auf das Bette zu, und riß die Vorhän-

ge von einander. Stehen Sie auf, sagte er, wenn ich Ihnen nicht das Zimmer diese Nacht überlassen soll.

Mit großem Erstaunen fand er sein Bette leer, die Kissen und Decken in schönster Ruhe. Er sah sich um, suchte nach, suchte alles durch, und fand keine Spur von dem Schalk. Hinter dem Bette, dem Ofen, den Schränken war nichts zu sehen; er suchte ämsiger und ämsiger; ja ein boshafter Zuschauer hätte glauben mögen, er suche um zu finden.

Kein Schlaf stellte sich ein; er setzte die Pantoffeln auf seinen Tisch, ging auf und nieder, blieb manchmal bey dem Tische stehen, und ein schalmischer Genius, der ihn belauschte, will versichern: er habe sich einen großen Theil der Nacht mit den allerliebsten Stelzchen beschäftigt; er habe sie mit einem gewissen Interesse angesehen, behan-

delt, damit geſpielt, und ſich erſt gegen Morgen in ſeinen Kleidern aufs Bette geworfen, wo er unter den ſeltſamſten Phantaſien einſchlummerte.

Und wirklich ſchlief er noch, als Serlo herein trat und rief: wo ſind Sie? Noch im Bette? Unmöglich! Ich ſuchte Sie auf dem Theater, wo noch ſo mancherley zu thun iſt.

Eilftes Capitel.

Vor und Nachmittag verfloſſen eilig. Das Haus war ſchon voll und Wilhelm eilte ſich anzuziehen. Nicht mit der Behaglichkeit, mit der er die Maske zum erſtenmal anprobirte, konnte er ſie gegenwärtig anlegen; er zog ſich an um fertig zu werden. Als er zu den Frauen ins Verſammlungszimmer kam, beriefen ſie ihn einſtimmig daß nichts recht ſitze; der ſchöne Federbuſch ſey verſchoben, die Schnalle paſſe nicht; man fing wieder an aufzutrennen, zu nähen, zuſammen zu ſtecken. Die Symphonie ging an, Philine hatte etwas gegen die Krauſe einzuwenden, Aurelie viel an dem Mantel auszuſetzen. Laßt mich, ihr Kinder! rief er, dieſe Nachläſſigkeit wird mich erſt recht zum Hamlet machen. Die Frauen ließen ihn nicht

los und fuhren fort zu putzen. Die Symphonie hatte aufgehört und das Stück war angegangen. Er besah sich im Spiegel, drückte den Hut tiefer ins Gesicht und erneuerte die Schminke.

In diesem Augenblick stürzte jemand herein und rief: der Geist! der Geist!

Wilhelm hatte den ganzen Tag nicht Zeit gehabt, an die Hauptsorge zu denken, ob der Geist auch kommen würde? Nun war sie ganz weggenommen, und man hatte die wunderlichste Gastrolle zu erwarten. Der Theatermeister kam und fragte über dieses und jenes; Wilhelm hatte nicht Zeit sich nach dem Gespenst umzusehen, und eilte nur sich am Throne einzufinden, wo König und Königinn schon von ihrem Hofe umgeben in aller Herrlichkeit glänzten; er hörte nur noch die letzten Worte des Horatio, der über die Erscheinung des Geistes ganz verwirrt

ſprach, und faſt ſeine Rolle vergeſſen zu haben ſchien.

Der Zwiſchenvorhang ging in die Höhe und er ſah das volle Haus vor ſich. Nachdem Horatio ſeine Rede gehalten und vom Könige abgefertigt war, drängte er ſich an Hamlet, und als ob er ſich ihm, dem Prinzen präſentire, ſagte er: der Teufel ſteckt in dem Harniſche! Er hat uns alle in Furcht gejagt.

In der Zwiſchenzeit ſah man nur zwey große Männer in weißen Mänteln und Capuzen in den Couliſſen ſtehen, und Wilhelm, dem in der Zerſtreuung, Unruhe und Verlegenheit der erſte Monolog, wie er glaubte, mißglückt war, trat, ob ihn gleich ein lebhafter Beyfall beym Abgehen begleitete, in der kalten Winternacht wirklich recht unbehaglich auf. Doch nahm er ſich zuſammen, und ſprach die ſo zweckmäßig angebrachte

Stelle, über das Schmauſen und Trinken der Nordländer, mit der gehörigen Gleichgültigkeit, vergaß, ſo wie die Zuſchauer, darüber des Geiſtes, und erſchrak wirklich, als Horatio ausrief: ſeht her, es kommt! Er fuhr mit Heftigkeit herum, und die edle große Geſtalt, der leiſe, unhörbare Tritt, die leichte Bewegung in der ſchwer ſcheinenden Rüſtung, machten einen ſo ſtarken Eindruck auf ihn, daß er wie verſteinert da ſtand, und nur mit halber Stimme: ihr Engel und himmliſchen Geiſter beſchützt uns! ausrufen konnte. Er ſtarrte ihn an, hohlte einigemal Athem, und brachte die Anrede an den Geiſt ſo verwirrt, zerſtückt und gezwungen vor, daß die größte Kunſt ſie nicht ſo trefflich hätte ausdrücken können.

Seine Überſetzung dieſer Stelle kam ihm ſehr zu ſtatten. Er hatte ſich nahe an das Original gehalten, deſſen Wortſtellung ihm

die Verfaſſung eines überraſchten, erſchreckten, von Entſetzen ergriffenen Gemüths einzig auszudrücken ſchien.

»Sey du ein guter Geiſt, ſey ein verdammter Kobold, bringe Düfte des Himmels mit dir oder Dämpfe der Hölle, ſey Gutes oder Böſes dein Beginnen, du kommſt in ſo einer würdigen Geſtalt, ja ich rede mit dir, ich nenne dich Hamlet, König, Vater, o antworte mir!« —

Man ſpürte im Publiko die größte Wirkung. Der Geiſt winkte, der Prinz folgte ihm unter dem lauteſten Beyfall.

Das Theater verwandelte ſich, und als ſie auf den entfernten Platz kamen, hielt der Geiſt unvermuthet inne und wandte ſich um; dadurch kam ihm Hamlet etwas zu nahe zu ſtehen. Mit Verlangen und Neugierde ſah Wilhelm ſogleich zwiſchen das niedergelaſſene Viſir hinein, konnte aber nur

tief-

tiefliegende Augen neben einer wohlgebildeten Naſe erblicken. Furchtſam ausſpähend ſtand er vor ihm; allein als die erſten Töne aus dem Helme hervordrangen, als eine wohlklingende, nur ein wenig rauhe Stimme ſich in den Worten hören ließ: ich bin der Geiſt deines Vaters, trat Wilhelm einige Schritte ſchaudernd zurück, und das ganze Publikum ſchauderte. Die Stimme ſchien jedermann bekannt, und Wilhelm glaubte eine Ähnlichkeit mit der Stimme ſeines Vaters zu bemerken. Dieſe wunderbaren Empfindungen und Erinnerungen, die Neugierde den ſeltſamen Freund zu entdecken und die Sorge ihn zu beleidigen, ſelbſt die Unſchicklichkeit ihm als Schauſpieler in dieſer Situation zu nahe zu treten, bewegten Wilhelmen nach entgegengeſetzten Seiten. Er veränderte während der langen Erzählung des Geiſtes ſeine Stellung ſo oft, ſchien ſo unbeſtimmt

und verlegen, ſo aufmerkſam und ſo zerſtreut, daß ſein Spiel eine allgemeine Bewunderung, ſo wie der Geiſt ein allgemeines Entſetzen erregte. Dieſer ſprach mehr mit einem tiefen Gefühl des Verdruſſes als des Jammers, aber eines geiſtigen, langſamen und unüberſehlichen Verdruſſes. Es war der Mißmuth einer großen Seele, die von allem Irdiſchen getrennt iſt, und doch unendlichen Leiden unterliegt. Zuletzt verſank der Geiſt, aber auf eine ſonderbare Art: denn ein leichter, grauer, durchſichtiger Flor, der wie ein Dampf aus der Verſenkung zu ſteigen ſchien, legte ſich über ihn weg und zog ſich mit ihm hinunter.

Nun kamen Hamlets Freunde zurück und ſchwuren auf das Schwerdt. Da war der alte Maulwurf ſo geſchäftig unter der Erde, daß er ihnen, wo ſie auch ſtehen mochten, immer unter den Füßen rief: ſchwört!

und ſie, als ob der Boden unter ihnen brennte, ſchnell von einem Ort zum andern eilten. Auch erſchien da, wo ſie ſtanden, jedesmal eine kleine Flamme aus dem Boden, vermehrte die Wirkung, und hinterließ bey allen Zuſchauern den tiefſten Eindruck.

Nun ging das Stück unaufhaltſam ſeinen Gang fort, nichts mißglückte, alles gerieth; das Publikum bezeigte ſeine Zufriedenheit; die Luſt und der Muth der Schauſpieler ſchien mit jeder Scene zuzunehmen.

Zwölftes Capitel.

Der Vorhang fiel und der lebhafteſte Beyfall erſcholl aus allen Ecken und Enden. Die vier fürſtlichen Leichen ſprangen behend in die Höhe und umarmten ſich vor Freuden. Polonius und Ophelia kamen auch aus ihren Gräbern hervor und hörten noch mit lebhaftem Vergnügen, wie Horatio, als er zum Ankündigen heraustrat, auf das heftigſte beklatſcht wurde. Man wollte ihn zu keiner Anzeige eines andern Stücks laſſen, ſondern begehrte mit Ungeſtüm die Wiederholung des heutigen.

Nun haben wir gewonnen, rief Serlo, aber auch heute Abend kein vernünftig Wort mehr! Alles kommt auf den erſten Eindruck an. Man ſoll ja keinem Schauſpieler übel neh-

men, wenn er bei ſeinen Debüts vorſichtig und eigenſinnig iſt.

Der Caſſier kam und überreichte ihm eine ſchwere Caſſe. Wir haben gut debütirt, rief er aus, und das Vorurtheil wird uns zu ſtatten kommen. Wo iſt denn nun das verſprochene Abendeſſen? Wir dürfen es uns heute ſchmecken laſſen!

Sie hatten ausgemacht, daß ſie in ihren Theaterkleidern beyſammen bleiben und ſich ſelbſt ein Feſt feyern wollten. Wilhelm hatte unternommen das Lokal, und Madam Melina das Eſſen zu beſorgen.

Ein Zimmer, worin man ſonſt zu mahlen pflegte, war aufs beſte geſäubert, mit allerley kleinen Dekorationen umſtellt und ſo herausgepuzt worden, daß es halb einem Garten, halb einem Säulengange ähnlich ſah. Beym Hereintreten wurde die Geſellſchaft von dem Glanz vieler Lichter geblen-

No 1. Seite 199.

Leicht und gefällig.

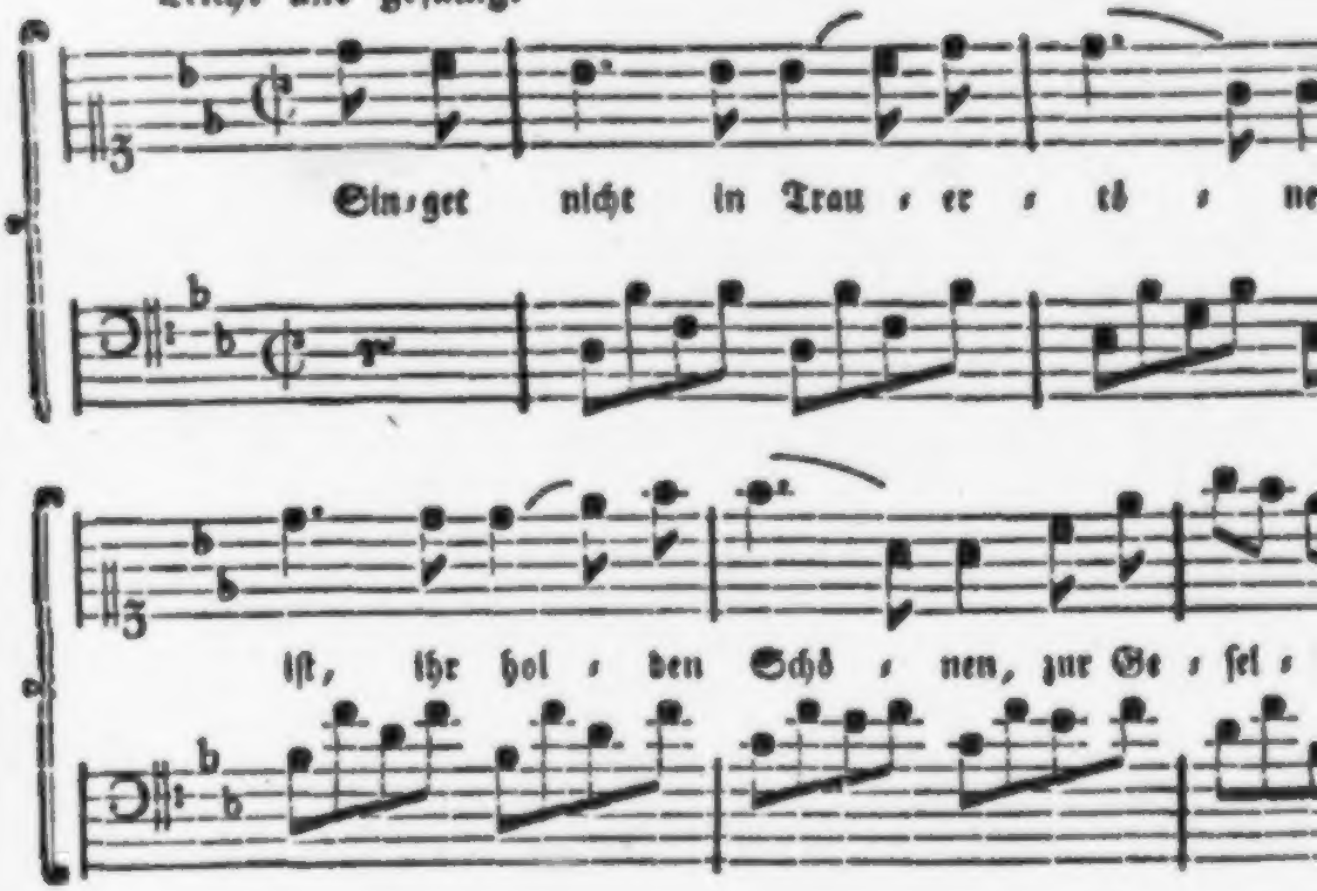

J. F. Reichardt.

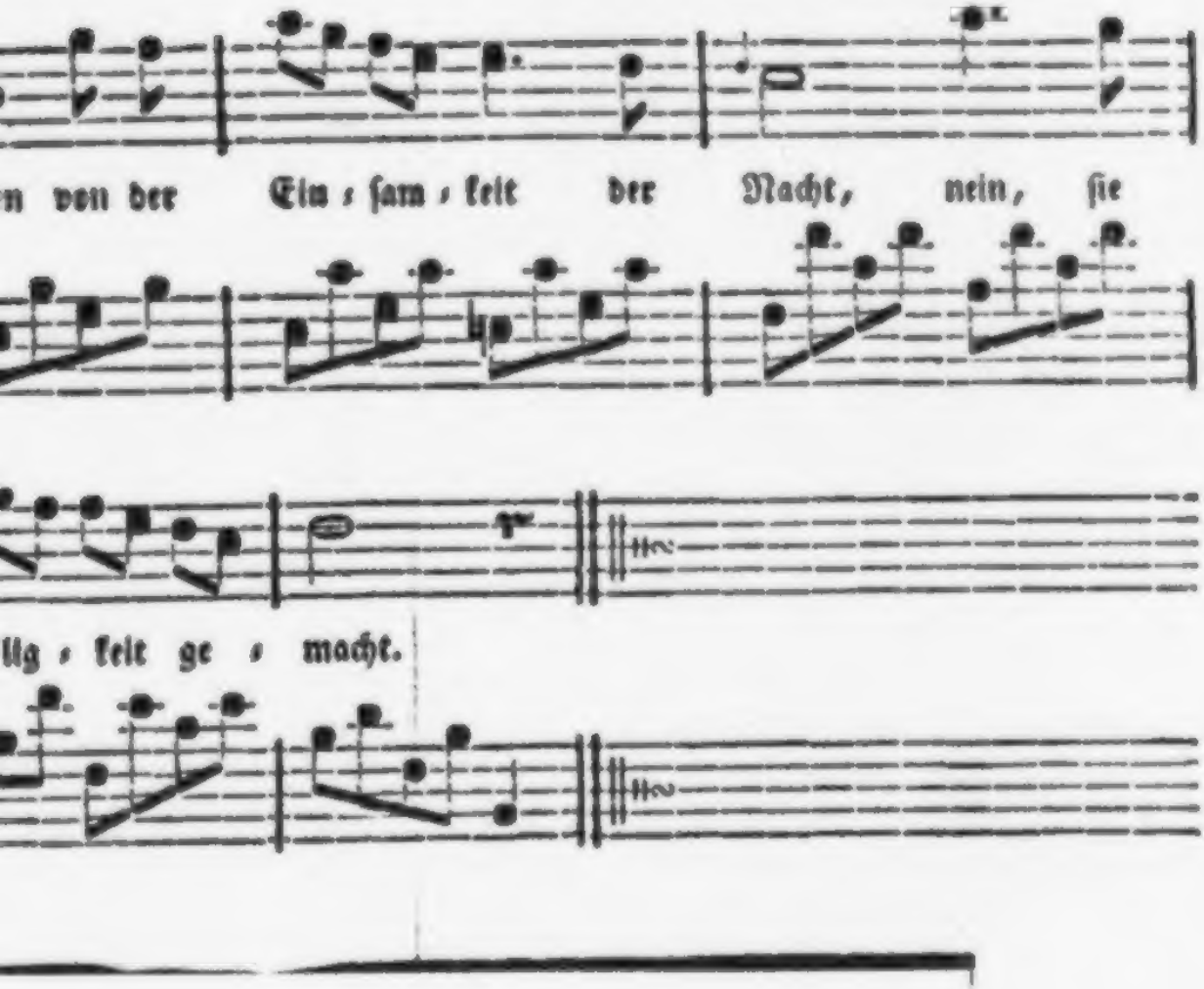

det, die einen feyerlichen Schein durch den Dampf des süßesten Räucherwerks, das man nicht gespart hatte, über eine wohl geschmückte und bestellte Tafel verbreiteten. Mit Ausrufungen lobte man die Anstalten und nahm wirklich mit Anstand Platz; es schien, als wenn eine königliche Familie im Geisterreiche zusammen käme. Wilhelm saß zwischen Aurelien und Madam Melina; Serlo zwischen Philinen und Elmiren; niemand war mit sich selbst noch mit seinem Platze unzufrieden.

Die beyden Theaterfreunde, die sich gleichfalls eingefunden hatten, vermehrten das Glück der Gesellschaft. Sie waren einigemal während der Vorstellung auf die Bühne gekommen, und konnten nicht genug von ihrer eignen und von des Publikums Zufriedenheit sprechen; nunmehr ging's aber

ans Beſondere, jedes ward für ſeinen Theil reichlich belohnt.

Mit einer unglaublichen Lebhaftigkeit ward ein Verdienſt nach dem andern, eine Stelle nach der andern herausgehoben. Dem Souſleur, der beſcheiden am Ende der Tafel ſaß, ward ein großes Lob über ſeinen rauhen Pyrrhus; die Fechtübung Hamlets und Laertes konnte man nicht genug erheben; Opheliens Trauer war über allen Ausdruck ſchön und erhaben; von Polonius Spiel durfte man gar nicht ſprechen; jeder Gegenwärtige hörte ſein Lob in dem andern und durch ihn!

Aber auch der abweſende Geiſt nahm ſeinen Theil Lob und Bewunderung hinweg. Er hatte die Rolle mit einem ſehr glücklichen Organ und in einem großen Sinne geſprochen, und man wunderte ſich am meiſten, daß er von allem, was bey der Geſellſchaft

vorgegangen war, unterrichtet ſchien. Er glich völlig dem gemahlten Bilde als wenn er dem Künſtler geſtanden hätte, und die Theaterfreunde konnten nicht genug rühmen, wie ſchauerlich es ausgeſehen habe, als er unſern von dem Gemählde hervorgetreten und vor ſeinem Ebenbilde vorbey geſchritten ſey. Wahrheit und Irrthum habe ſich dabey ſo ſonderbar vermiſcht, und man habe wirklich ſich überzeugt, daß die Königinn die eine Geſtalt nicht ſehe. Madam Melina ward bey dieſer Gelegenheit ſehr gelobt, daß ſie bey dieſer Stelle in die Höhe nach dem Bilde geſtarrt, indeß Hamlet nieder auf den Geiſt gewieſen.

Man erkundigte ſich wie das Geſpenſt habe hereinſchleichen können, und erfuhr vom Theatermeiſter, daß zu einer hintern Thüre, die ſonſt immer mit Dekorationen verſtellt ſey, dieſen Abend aber, weil man

den gothiſchen Saal gebraucht, frey geworden, zwey große Figuren in weißen Mänteln und Capuzen hereingekommen, die man von einander nicht unterſcheiden können, und ſo ſeyen ſie nach geendigtem dritten Act wahrſcheinlich auch wieder hinausgegangen.

Serlo lobte beſonders an ihm, daß er nicht ſo ſchneidermäßig gejammert und ſogar am Ende eine Stelle, die einem ſo großen Helden beſſer zieme ſeinen Sohn zu beſeuern, angebracht habe. Wilhelm hatte ſie im Gedächtniß behalten und verſprach ſie ins Manuſcript nachzutragen.

Man hatte in der Freude des Gaſtmahls nicht bemerkt, daß die Kinder und der Harfenſpieler fehlten; bald aber machten ſie eine ſehr angenehme Erſcheinung. Denn ſie traten zuſammen herein, ſehr abentheuerlich ausgeputzt; Felix ſchlug den Triangel, Mignon das Tambourin und der Alte hatte die

ſchwere Harfe umgehangen und ſpielte ſie, indem er ſie vor ſich trug. Sie zogen um den Tiſch und ſangen allerley Lieder. Man gab ihnen zu eſſen und die Gäſte glaubten den Kindern eine Wohlthat zu erzeigen, wenn ſie ihnen ſo viel ſüßen Wein gäben, als ſie nur trinken wollten. Denn die Geſellſchaft ſelbſt hatte die köſtlichen Flaſchen nicht geſchont, welche dieſen Abend, als ein Geſchenk der Theaterfreunde, in einigen Körben angekommen waren. Die Kinder ſprangen und ſangen fort und beſonders war Mignon ausgelaſſen, wie man ſie niemals geſehen. Sie ſchlug das Tambourin mit aller möglichen Zierlichkeit und Lebhaftigkeit, indem ſie bald mit druckendem Finger auf dem Felle ſchnell hin und her ſchnurrte, bald mit dem Rücken der Hand bald mit den Knöcheln drauf pochte, ja mit abwechſelnden Rhytmen das Pergament bald wider die

Kniee bald wider den Kopf ſchlug, bald ſchüttelnd die Schellen allein klingen ließ, und ſo aus dem einfachſten Inſtrumente gar verſchiedene Töne hervorlockte. Nachdem ſie lange gelärmt hatten, ſetzten ſie ſich in einen Lehnſeſſel, der gerade Wilhelmen gegenüber am Tiſche leer geblieben war.

Bleibt von dem Seſſel weg! rief Serlo, er ſteht vermuthlich für den Geiſt da; wenn er kommt, kanns euch übel gehen.

Ich fürchte ihn nicht, rief Mignon; kommt er, ſo ſtehen wir auf. Es iſt mein Oheim, er thut mir nichts zu leide. Dieſe Rede verſtand niemand, als wer wußte, daß ſie ihren vermeintlichen Vater den großen Teufel genannt hatte.

Die Geſellſchaft ſah einander an, und ward noch mehr in dem Verdacht beſtärkt, daß Serlo um die Erſcheinung des Geiſtes wiſſe. Man ſchwatzte und trank und die

Mädchen ſahen von Zeit zu Zeit furchtſam nach der Thüre.

Die Kinder, die in dem großen Seſſel ſitzend nur wie Pulcinellpuppen aus dem Kaſten über den Tiſch hervorragten, fingen an, auf dieſe Weiſe ein Stück aufzuführen. Mignon machte den ſchnarrenden Ton ſehr artig nach, und ſie ſtießen zuletzt die Köpfe dergeſtalt zuſammen und auf die Tiſchkante, wie es eigentlich nur Holzpuppen aushalten können. Mignon ward bis zur Wuth luſtig, und die Geſellſchaft, ſo ſehr ſie Anfangs über den Scherz gelacht hatte, mußte zuletzt Einhalt thun. Aber wenig half das Zureden, denn nun ſprang ſie auf und raſte, die Schellentrommel in der Hand, um den Tiſch herum. Ihre Haare flogen, und indem ſie den Kopf zurück und alle ihre Glieder gleichſam in die Luft warf, ſchien ſie einer Mänade ähnlich, deren wilde und bey-

nah unmögliche Stellungen uns auf alten Monumenten noch oft in Erstaunen setzen.

Durch das Talent der Kinder und ihren Lärm aufgereizt, suchte jedermann zur Unterhaltung der Gesellschaft etwas beyzutragen. Die Frauenzimmer sangen einige Kanons, Laertes ließ eine Nachtigall hören, und der Pedant gab ein Concert pianissimo auf der Maultrommel. Indessen spielten die Nachbarn und Nachbarinnen allerley Spiele, wobey sich die Hände begegnen und vermischen, und es fehlte manchem Paare nicht am Ausdruck einer hoffnungsvollen Zärtlichkeit. Madam Melina besonders schien eine lebhafte Neigung zu Wilhelmen nicht zu verhehlen. Es war spät in der Nacht, und Aurelie, die fast allein noch Herrschaft über sich behalten hatte, ermahnte die übrigen, indem sie aufstand, auseinander zu gehen.

Serlo gab noch zum Abschied ein Feuerwerk, indem er mit dem Munde, auf eine fast unbegreifliche Weise, den Ton der Raketen, Schwärmer und Feuerräder nachzuahmen wußte. Man durfte die Augen nur zumachen, so war die Täuschung vollkommen. Indessen war jedermann aufgestanden, und man reichte den Frauenzimmern den Arm sie nach Hause zu führen. Wilhelm ging zuletzt mit Aurelien. Auf der Treppe begegnete ihnen der Theatermeister, und sagte: hier ist der Schleyer, worin der Geist verschwand. Er ist an der Versenkung hängen geblieben und wir haben ihn eben gefunden. Eine wunderbare Reliquie! rief Wilhelm, und nahm ihn ab.

In dem Augenblicke fühlte er sich am linken Arme ergriffen und zugleich einen sehr heftigen Schmerz. Mignon hatte sich versteckt gehabt, hatte ihn angefaßt und ihn

in den Arm gebissen. Sie fuhr an ihm die Treppe hinunter und verschwand.

Als die Gesellschaft in die freye Luft kam, merkte fast jedes, daß man für diesen Abend des Guten zu viel genossen hatte. Ohne Abschied zu nehmen verlor man sich auseinander.

Wilhelm hatte kaum seine Stube erreicht, als er seine Kleider abwarf und nach ausgelöschtem Licht ins Bette eilte. Der Schlaf wollte sogleich sich seiner bemeistern, allein ein Geräusch das in seiner Stube hinter dem Ofen zu entstehen schien, machte ihn aufmerksam. Eben schwebte vor seiner erhitzten Phantasie das Bild des geharnischten Königs; er richtete sich auf, das Gespenst anzureden, als er sich von zarten Armen umschlungen, seinen Mund mit lebhaften Küssen verschlossen, und eine Brust an der seinigen fühlte, die er wegzustoßen nicht Muth hatte.

Dreizehntes Capitel.

Wilhelm fuhr des andern Morgens mit einer unbehaglichen Empfindung in die Höhe, und fand ſein Bette leer. Von dem nicht völlig ausgeſchlafenen Rauſche war ihm der Kopf düſter, und die Erinnerung an den unbekannten nächtlichen Beſuch machte ihn unruhig. Sein erſter Verdacht fiel auf Philinen, und doch ſchien der liebliche Körper, den er in ſeine Arme geſchloſſen hatte, nicht der ihrige geweſen zu ſeyn. Unter lebhaften Liebkoſungen war unſer Freund an der Seite dieſes ſeltſamen, ſtummen Beſuches eingeſchlafen und nun war weiter keine Spur mehr davon zu entdecken. Er ſprang auf, und indem er ſich anzog fand er ſeine Thüre, die er ſonſt zu verriegeln pflegte, nur angelehnt, und wußte ſich nicht zu erin-

nern,

nern, ob er ſie geſtern Abend zugeſchloſſen hatte.

Am wunderbarſten aber erſchien ihm der Schleyer des Geiſtes, den er auf ſeinem Bette fand. Er hatte ihn mit herauf gebracht und wahrſcheinlich ſelbſt dahin geworfen. Es war ein grauer Flor, an deſſen Saum er eine Schrift mit ſchwarzen Buchſtaben geſtickt ſah. Er entfaltete ſie und las die Worte: Zum erſten und letztenmal! Flieh! Jüngling, flieh! Er war betroffen und wußte nicht was er ſagen ſollte.

In eben dem Augenblick trat Mignon herein, und brachte ihm das Frühſtück. Wilhelm erſtaunte über den Anblick des Kindes, ja man kann ſagen er erſchrack. Sie ſchien dieſe Nacht größer geworden zu ſeyn; ſie trat mit einem hohen edlen Anſtand vor ihn hin und ſah ihm ſehr ernſthaft in die Augen, ſo daß er den Blick nicht ertragen

konnte. Sie rührte ihn nicht an wie sonst, da sie gewöhnlich ihm die Hand drückte, seine Wange, seinen Mund, seinen Arm, oder seine Schulter küßte, sondern ging, nachdem sie seine Sachen in Ordnung gebracht, stillschweigend wieder fort.

Die Zeit einer angesetzten Leseprobe kam nun herbey, man versammelte sich und alle waren durch das gestrige Fest verstimmt. Wilhelm nahm sich zusammen so gut er konnte, um nicht gleich anfangs gegen seine so lebhaft gepredigten Grundsätze zu verstoßen. Seine große Übung half ihm durch; denn Übung und Gewohnheit müssen in jeder Kunst die Lücken ausfüllen, welche Genie und Laune so oft lassen würden.

Eigentlich aber konnte man bey dieser Gelegenheit die Bemerkung recht wahr finden, daß man keinen Zustand, der länger dauern, ja der eigentlich ein Beruf, eine Le-

bensweiſe werden ſoll, mit einer Feyerlichkeit anfangen dürfe. Man feyre nur was glücklich vollendet iſt, alle Zeremonien zum Anfange erſchöpfen Luſt und Kräfte, die das Streben hervor bringen und uns bey einer fortgeſetzten Mühe beyſtehen ſollen. Unter allen Feſten iſt das Hochzeitfeſt das unſchicklichſte; keines ſollte mehr in Stille, Demuth und Hoffnung begangen werden als dieſes.

So ſchlich der Tag nun weiter, und Wilhelmen war noch keiner jemals ſo alltäglich vorgekommen. Statt der gewöhnlichen Unterhaltung Abends fing man zu gähnen an; das Intereſſe an Hamlet war erſchöpft und man fand eher unbequem daß er des folgenden Tages zum zweytenmal vorgeſtellt werden ſollte. Wilhelm zeigte den Schleyer des Geiſtes vor, man mußte daraus ſchließen, daß er nicht wieder kommen würde. Serlo war beſonders dieſer Meynung; er ſchien

mit den Rathschlägen der wunderbaren Gestalt sehr vertraut zu seyn; dagegen ließen sich aber die Worte: Flieh Jüngling, flieh! nicht erklären. Wie konnte Serlo mit jemanden einstimmen, der den vorzüglichsten Schauspieler seiner Gesellschaft zu entfernen die Absicht zu haben schien.

Nothwendig war es nunmehr, die Rolle des Geistes dem Polterer und die Rolle des Königs dem Pedanten zu geben. Beyde erklärten, daß sie schon einstudirt seyen, und es war kein Wunder, denn bey den vielen Proben und der weitläuftigen Behandlung dieses Stücks waren alle so damit bekannt geworden, daß sie sämmtlich gar leicht mit den Rollen hätten wechseln können. Doch probirte man einiges in der Geschwindigkeit und als man spät genug auseinander ging, flüsterte Philine beym Abschiede Wilhelmen leise zu: Ich muß meine Pantoffeln holen,

du ſchiebſt doch den Riegel nicht vor? Dieſe Worte ſetzten ihn als er auf ſeine Stube kam, in ziemliche Verlegenheit; denn die Vermuthung, daß der Gaſt der vorigen Nacht Philine geweſen, ward dadurch beſtärkt, und wir ſind auch genöthigt uns zu dieſer Meynung zu ſchlagen, beſonders da wir die Urſachen, welche ihn hierüber zweifelhaft machten und ihm einen andern ſonderbaren Argwohn einflößen mußten, nicht entdecken können. Er ging unruhig einigemal in ſeinem Zimmer auf und ab, und hatte wirklich den Riegel noch nicht vorgeſchoben.

Auf einmal ſtürzte Mignon in das Zimmer, faßte ihn an und rief: Meiſter! rette das Haus! es brennt! Wilhelm ſprang vor die Thüre und ein gewaltiger Rauch drängte ſich die obere Treppe herunter ihm entgegen. Auf der Gaſſe hörte man ſchon das Feuergeſchrey, und der Harfenſpieler kam, ſein In-

ſtrument in der Hand, durch den Rauch athemlos die Treppe herunter. Aurelie ſtürzte aus ihrem Zimmer und warf den kleinen Felix in Wilhelms Arme.

Retten Sie das Kind! rief ſie, wir wollen nach dem übrigen greifen.

Wilhelm, der die Gefahr nicht für ſo groß hielt, gedachte zuerſt nach dem Urſprunge des Brandes hinzudringen, um ihn vielleicht noch im Anfange zu erſticken. Er gab dem Alten das Kind, und befahl ihm die ſteinerne Wendeltreppe hinunter, die durch ein kleines Gartengewölbe in den Garten führte, zu eilen, und mit den Kindern im Freyen zu bleiben. Mignon nahm ein Licht ihm zu leuchten. Wilhelm bat darauf Aurelien ihre Sachen auf eben dieſem Wege zu retten. Er ſelbſt drang durch den Rauch hinauf; allein vergebens ſetzte er ſich der Gefahr aus. Die Flamme ſchien von dem benachbarten Hauſe

herüber zu dringen und hatte ſchon das Holzwerk des Bodens und eine leichte Treppe gefaßt; andre die zur Rettung herbey eilten, litten wie er, von Qualm und Feuer. Doch ſprach er ihnen Muth ein und rief nach Waſſer; er beſchwor ſie, der Flamme nur Schritt vor Schritt zu weichen, und verſprach bey ihnen zu bleiben. In dieſem Augenblick ſprang Mignon herauf und rief: Meiſter! rette deinen Felix! der Alte iſt raſend! der Alte bringt ihn um! Wilhelm ſprang ohne ſich zu beſinnen die Treppe hinab und Mignon folgte ihm an den Ferſen.

Auf den letzten Stufen die ins Gartengewölbe führten, blieb er mit Entſetzen ſtehen. Große Bündel Stroh und Reisholz, die man daſelbſt aufgehäuft hatte, brannten mit heller Flamme; Felix lag am Boden und ſchrie; der Alte ſtand mit niedergeſenktem Haupte ſeitwärts an der Wand. Was machſt du

Unglücklicher? rief Wilhelm. Der Alte ſchwieg, Mignon hatte den Felix aufgehoben, und ſchleppte mit Mühe den Knaben in den Garten, indeß Wilhelm das Feuer auseinander zu zerren und zu dämpfen ſtrebte, aber nur dadurch die Gewalt und Lebhaftigkeit der Flamme vermehrte. Endlich mußte er mit verbrannten Augenwimpern und Haaren auch in den Garten fliehen, indem er den Alten mit durch die Flamme riß, der ihm mit verſengtem Barte unwillig folgte.

Wilhelm eilte ſogleich die Kinder im Garten zu ſuchen. Auf der Schwelle eines entfernten Luſthäuschens fand er ſie, und Mignon that ihr möglichſtes den Kleinen zu beruhigen. Wilhelm nahm ihn auf den Schoos, fragte ihn, befühlte ihn und konnte nichts zuſammenhängendes aus beyden Kindern herausbringen.

Indeſſen hatte das Feuer gewaltſam meh-

rere Häuſer ergriffen und erhellte die ganze Gegend. Wilhelm beſah das Kind beym rothen Schein der Flamme; er konnte keine Wunde, kein Blut, ja keine Beule wahrnehmen. Er betaſtete es überall, es gab kein Zeichen von Schmerz von ſich, es beruhigte ſich vielmehr nach und nach und fing an ſich über die Flamme zu verwundern, ja ſich über die ſchönen, der Ordnung nach, wie eine Illumination, brennenden Sparren und Gebälke zu erfreuen.

Wilhelm dachte nicht an die Kleider und was er ſonſt verlohren haben konnte, er fühlte ſtark wie werth ihm dieſe beyde menſchliche Geſchöpfe ſeyen, die er einer ſo großen Gefahr entronnen ſah. Er drückte den Kleinen mit einer ganz neuen Empfindung an ſein Herz, und wollte auch Mignon mit freudiger Zärtlichkeit umarmen, die es aber ſanft ablehnte, ihn bey der Hand nahm und ſie feſt hielt.

Meiſter, ſagte ſie (noch niemals, als dieſen Abend, hatte ſie ihm dieſen Nahmen gegeben, denn Anfangs pflegte ſie ihn Herr, und nachher Vater zu nennen.) Meiſter! wir ſind einer großen Gefahr entronnen, dein Felix war am Tode.

Durch viele Fragen erfuhr endlich Wilhelm, daß der Harfenſpieler, als ſie in das Gewölbe gekommen, ihr das Licht aus der Hand geriſſen und das Stroh ſogleich angezündet habe. Darauf habe er den Felix niedergeſetzt, mit wunderlichen Geberden die Hände auf des Kindes Kopf gelegt und ein Meſſer gezogen, als wenn er ihn opfern wolle. Sie ſey zugeſprungen und habe ihm das Meſſer aus der Hand geriſſen; ſie habe geſchrien, und einer vom Hauſe, der einige Sachen nach dem Garten zu gerettet, ſey ihr zu Hülfe gekommen, der müſſe aber, in der Verwirrung wieder weggegangen ſeyn,

und den Alten und das Kind allein gelaſſen haben.

Zwey bis drey Häuſer ſtanden in vollen Flammen. In den Garten hatte ſich niemand retten können, wegen des Brandes im Gartengewölbe. Wilhelm war verlegen wegen ſeiner Freunde, weniger wegen ſeiner Sachen. Er getraute ſich nicht die Kinder zu verlaſſen, und ſah das Unglück ſich immer vergrößern.

Er brachte einige Stunden in einer bänglichen Lage zu. Felix war auf ſeinem Schooße eingeſchlafen, Mignon lag neben ihm und hielt ſeine Hand feſt. Endlich hatten die getroffenen Anſtalten dem Feuer Einhalt gethan. Die ausgebrannten Gebäude ſtürzten zuſammen, der Morgen kam herbey, die Kinder fingen an zu frieren und ihm ſelbſt ward in ſeiner leichten Kleidung der fallende Thau faſt unerträglich. Er führte ſie zu den Trüm-

mern des zuſammen geſtürzten Gebäudes, und ſie fanden neben einen Kohlen- und Aſchenhaufen eine ſehr behagliche Wärme.

Der anbrechende Tag brachte nun alle Freunde und Bekannte nach und nach zuſammen. Jedermann hatte ſich gerettet, niemand hatte viel verloren.

Wilhelms Koffer fand ſich auch wieder und Serlo trieb, als es gegen zehn Uhr ging, zur Probe von Hamlet, wenigſtens einiger Scenen, die mit neuen Schauſpielern beſetzt waren. Er hatte darauf noch einige Debatten mit der Polizey. Die Geiſtlichkeit verlangte: daß nach einem ſolchen Strafgerichte Gottes das Schauſpielhaus geſchloſſen bleiben ſollte, und Serlo behauptete: daß theils zum Erſatz deſſen, was er dieſe Nacht verlohren, theils zur Aufheiterung der erſchreckten Gemüther, die Aufführung eines intereſſanten Stückes mehr als jemals am Platz

ſey. Dieſe letzte Meynung drang durch und das Haus war gefüllt. Die Schauſpieler ſpielten mit ſeltenem Feuer und mit mehr leidenſchaftlicher Freyheit als das erſtemal. Die Zuſchauer, deren Gefühl durch die ſchreckliche nächtliche Scene erhöht, und durch die Langeweile eines zerſtreuten und verdorbenen Tages noch mehr auf eine intereſſante Unterhaltung geſpannt war, hatten mehr Empfänglichkeit für das Außerordentliche. Der größte Theil waren neue, durch den Ruf des Stücks herbeygezogene Zuſchauer, die keine Vergleichung mit dem erſten Abend enſtellen konnten,. Der Polterer ſpielte ganz im Sinne des unbekannten Geiſtes, und der Pedant hatte ſeinem Vorgänger gleichfalls gut aufgepaßt, darneben kam ihm ſeine Erbärmlichkeit ſehr zu ſtatten, daß ihm Hamlet wirklich nicht Unrecht that, wenn er ihn, troß ſeines Purpurmantels und Hermelinkragens,

einen zuſammen geflickten Lumpen-König ſchalt.

Sonderbarer als er war vielleicht niemand zum Throne gelangt, und obgleich die Übrigen, beſonders aber Philine, ſich über ſeine neue Würde äußerſt luſtig machten, ſo ließ er doch merken, daß der Graf, als ein groſſer Kenner, das und noch viel mehr von ihm beym erſten Anblick voraus geſagt habe; dagegen ermahnte ihn Philine zur Demuth und verſicherte: ſie werde ihm gelegentlich die Rockermel pudern, damit er ſich jener unglücklichen Nacht im Schloſſe erinnern, und die Krone mit Beſcheidenheit tragen möge.

Vierzehntes Capitel.

Man hatte ſich in der Geſchwindigkeit nach Quartieren umgeſehen, und die Geſellſchaft war dadurch ſehr zerſtreut worden. Wilhelm hatte das Luſthaus in dem Garten, bey dem er die Nacht zugebracht, liebgewonnen; er erhielt leicht die Schlüſſel dazu und richtete ſich daſelbſt ein; da aber Aurelie in ihrer neuen Wohnung ſehr eng war, mußte er den Felix bey ſich behalten und Mignon wollte den Knaben nicht verlaſſen.

Die Kinder hatten ein artiges Zimmer in dem erſten Stock eingenommen, Wilhelm hatte ſich in dem untern Saale eingerichtet. Die Kinder ſchliefen, aber er konnte keine Ruhe finden.

Neben dem anmuthigen Garten, den der eben aufgegangene Vollmond herrlich erleuch-

tete, ſtanden die traurigen Ruinen, von denen hier und da noch Dampf aufſtieg, die Luft war angenehm und die Nacht außerordentlich ſchön! Philine hatte, beym Herausgehen aus dem Theater, ihn mit dem Ellenbogen angeſtrichen und ihm einige Worte zugeliſpelt, die er aber nicht verſtanden hatte. Er war verwirrt und verdrießlich, und wußte nicht was er erwarten oder thun ſollte. Philine hatte ihn einige Tage gemieden und ihm nur dieſen Abend wieder ein Zeichen gegeben. Leider war nun die Thüre verbrannt, die er nicht zuſchließen ſollte, und die Pantöffelchen waren im Rauch aufgegangen. Wie die Schöne in den Garten kommen wollte, wenn es ihre Abſicht war, wußte er nicht. Er wünſchte ſie nicht zu ſehen, und doch hätte er ſich gar zu gern mit ihr erklären mögen.

Was ihm aber noch ſchwerer auf dem Herzen lag, war das Schickſal des Harfenſpielers,

ſpielers, den man nicht wieder geſehen hatte. Wilhelm fürchtete, man würde ihm beym Aufräumen todt unter dem Schutte finden. Wilhelm hatte gegen jedermann den Verdacht verborgen den er hegte, daß der Alte Schuld an dem Brande ſey. Denn er kam ihm zuerſt von dem brennenden und rauchenden Boden entgegen, und die Verzweiflung im Gartengewölbe ſchien die Folge einer ſolchen unglücklichen Ereigniß zu ſeyn. Doch ward es bey der Unterſuchung, welche die Polizey ſogleich anſtellte, wahrſcheinlich geworden, daß nicht in dem Hauſe wo ſie wohnten, ſondern in dem dritten davon der Brand entſtanden ſey, der ſich auch ſogleich unter den Dächern weggeſchlichen hatte.

Wilhelm überlegte das alles in einer Laube ſitzend, als er in einem nahen Gange jemanden ſchleichen hörte. An dem traurigen Geſange, der ſogleich angeſtimmt ward, erkannte

er den Harfenſpieler. Das Lied, das er ſehr wohl verſtehen konnte, enthielt den Troſt eines Unglücklichen, der ſich dem Wahnſinne ganz nahe fühlt. Leider hat Wilhelm davon nur die letzte Strophe behalten.

An die Thüren will ich ſchleichen,
Still und ſittſam will ich ſtehn,
Frommer Hand wird Nahrung reichen
Und ich werde weiter gehn.
Jeder wird ſich glücklich ſcheinen
Wenn mein Bild vor ihm erſcheint,
Eine Thräne wird er weinen,
Und ich weiß nicht was er weint.

Unter dieſen Worten war er an die Gartenthüre gekommen, die nach einer entlegenen Straße ging; er wollte, da er ſie verſchloſſen fand, an den Spaliren überſteigen; allein Wilhelm hielt ihn zurück und redete ihm freundlich an. Der Alte bat ihn aufzuſchließen, weil er fliehen wolle und müſſe.

Wilhelm ſtellte ihm vor: daß er wohl aus dem Garten aber nicht aus der Stadt könne, und zeigte ihm, wie ſehr er ſich durch einen ſolchen Schritt verdächtig mache; allein vergebens! Der Alte beſtand auf ſeinem Sinne. Wilhelm gab nicht nach und drängte ihn endlich halb mit Gewalt ins Gartenhaus, ſchloß ſich daſelbſt mit ihm ein und führte ein wunderbares Geſpräch mit ihm, das wir aber, um unſere Leſer nicht mit unzuſammenhängenden Ideen und bänglichen Empfindungen zu quälen, lieber verſchweigen als ausführlich mittheilen.

Funfzehntes Capitel.

Aus der großen Verlegenheit, worin ſich Wilhelm befand, was er mit dem unglücklichen Alten beginnen ſollte, der ſo deutliche Spuren des Wahnſinns zeigte, riß ihn Laertes noch am ſelbigen Morgen. Dieſer, der nach ſeiner alten Gewohnheit überall zu ſeyn pflegte, hatte auf dem Kaffehaus einen Mann geſehen, der vor einiger Zeit die heftigſten Anfälle von Melancholie erduldete. Man hatte ihn einem Landgeiſtlichen anvertraut, der ſich ein beſonderes Geſchäft daraus machte dergleichen Leute zu behandeln. Auch diesmal war es ihm gelungen; noch war er in der Stadt und die Familie des Wiederhergeſtellten erzeigte ihm große Ehre.

Wilhelm eilte ſogleich den Mann aufzuſuchen, vertraute ihm den Fall und ward

mit ihm einig. Man wußte unter gewiſſen Vorwänden ihm den Alten zu übergeben. Die Scheidung ſchmerzte Wilhelmen tief, und nur die Hoffnung, ihn wiederhergeſtellt zu ſehen, konnte ſie ihm einigermaßen erträglich machen, ſo ſehr war er gewohnt den Mann um ſich zu ſehen und ſeine geiſtreichen und herzlichen Töne zu vernehmen. Die Harfe war mit verbrannt; man ſuchte eine andere, die man ihm auf die Reiſe mitgab.

Auch hatte das Feuer die kleine Garderobe Mignons verzehrt, und als man ihr wieder etwas neues ſchaffen wollte, that Aurelie den Vorſchlag, daß man ſie doch endlich als Mädchen kleiden ſollte.

Nun gar nicht! rief Mignon aus und beſtand mit großer Lebhaftigkeit auf ihrer alten Tracht, worin man ihr denn auch willfahren mußte.

Die Geſellſchaft hatte nicht viel Zeit, ſich

zu beſinnen; die Vorſtellungen gingen ihren Gang.

Wilhelm horchte oft ins Publikum, und nur ſelten kam ihm eine Stimme entgegen, wie er ſie zu hören wünſchte, ja öfters vernahm er was ihn betrübte oder verdroß. So erzählte zum Beyſpiel, gleich nach der erſten Aufführung Hamlets, ein junger Menſch mit großer Lebhaftigkeit, wie zufrieden er an jenem Abend im Schauſpielhauſe geweſen. Wilhelm lauſchte und hörte, zu ſeiner großen Beſchämung, daß der junge Mann zum Verdruß ſeiner Hintermänner, den Huth aufbehalten und ihn hartnäckig das ganze Stück hindurch nicht abgethan hatte, welcher Heldenthat er ſich mit dem größten Vergnügen erinnerte.

Ein anderer verſicherte: Wilhelm habe die Rolle des Laertes ſehr gut geſpielt, hingegen mit dem Schauſpieler, der den Hamlet

unternommen, könne man nicht eben ſo zufrieden ſeyn. Dieſe Verwechslung war nicht ganz unnatürlich, denn Wilhelm und Laertes glichen ſich, wiewohl in einem ſehr entfernten Sinne.

Ein dritter lobte ſein Spiel, beſonders in der Scene mit der Mutter aufs lebhafteſte, und bedauerte nur: daß eben in dieſem feurigen Augenblick ein weißes Band unter der Weſte hervorgeſehen habe, wodurch die Illuſion äußerſt geſtöhrt worden ſey.

In dem Innern der Geſellſchaft gingen indeſſen allerley Veränderungen vor. Philine hatte ſeit jenem Abend nach dem Brande Wilhelmen auch nicht das geringſte Zeichen einer Annäherung gegeben. Sie hatte, wie es ſchien vorſetzlich, ein entfernteres Quartier gemiethet, vertrug ſich mit Elmiren und kam ſeltener zu Serlo, womit Aurelie wohl zufrieden war. Serlo, der ihr immer gewogen

blieb, beſuchte ſie manchmal, beſonders da er Elmiren bey ihr zu finden hoffte, und nahm eines Abends Wilhelmen mit ſich. Beyde waren im hereintreten ſehr verwundert, als ſie Philinen in dem zweyten Zimmer, in den Armen eines jungen Officiers ſahen, der eine rothe Uniform und weiße Unterkleider an hatte, deſſen abgewendetes Geſicht ſie aber nicht ſehen konnten. Philine kam ihren beſuchenden Freunden in das Vorzimmer entgegen und verſchloß das andre. Sie überraſchen mich bey einem wunderbaren Abentheuer! rief ſie aus.

So wunderbar iſt es nicht, ſagte Serlo: laſſen Sie uns den hübſchen, jungen, beneidenswerthen Freund ſehen; Sie haben uns ohnedem ſchon ſo zugeſtutzt, daß wir nicht eiferſüchtig ſeyn dürfen.

Ich muß Ihnen dieſen Verdacht noch eine Zeitlang laſſen, ſagte Philine ſcherzend;

doch kann ich Sie verſichern, daß es nur eine gute Freundin iſt, die ſich einige Tage unbekannt bey mir aufhalten will. Sie ſollen ihre Schickſale künftig erfahren, ja vielleicht das intereſſante Mädchen ſelbſt kennen lernen, und ich werde wahrſcheinlich alsdann Urſache haben, meine Beſcheidenheit und Nachſicht zu üben, denn ich fürchte, die Herren werden über ihre neue Bekanntſchaft ihre alte Freundin vergeſſen.

Wilhelm ſtand verſteinert da; denn gleich beym erſten Anblick hatte ihn die rothe Uniform an den ſo ſehr geliebten Rock Marianens erinnert; es war ihre Geſtalt, es waren ihre blonden Haare, nur ſchien ihm der gegenwärtige Officier etwas größer zu ſeyn.

Um des Himmels Willen! rief er aus, laſſen Sie uns mehr von Ihrer Freundin wiſſen, laſſen Sie uns das verkleidete Mädchen ſehen. Wir ſind nun einmal Theilneh-

mer des Geheimniſſes; wir wollen verſprechen, wir wollen ſchwören, aber laſſen Sie uns das Mädchen ſehen!

O wie er in Feuer iſt! rief Philine, nur gelaſſen, nur geduldig, heute wird einmal nichts draus.

So laſſen Sie uns nur ihren Nahmen wiſſen! rief Wilhelm.

Das wäre alsdann ein ſchönes Geheimniß, verſetzte Philine.

Wenigſtens nur den Vornahmen.

Wenn Sie ihn rathen, meinetwegen. Dreymal dürfen Sie rathen, aber nicht öfter; Sie könnten mich ſonſt durch den ganzen Kalender durchführen.

Gut, ſagte Wilhelm: Cecilie alſo?

Nichts von Cecilien!

Henriette?

Keineswegs! Nehmen Sie ſich in Acht! Ihre Neugierde wird ausſchlafen müſſen.

Wilhelm zauderte und zitterte; er wollte ſeinen Mund aufthun, aber die Sprache verſagte ihm. Mariane? ſtammelte er endlich, Mariane!

Bravo! rief Philine, getroffen! indem ſie ſich nach ihrer Gewohnheit auf dem Abſatze herum drehte.

Wilhelm konnte kein Wort hervorbringen, und Serlo, der ſeine Gemüthsbewegung nicht bemerkte, fuhr fort in Philinen zu dringen, daß ſie die Thüre öffnen ſollte.

Wie verwundert waren daher beyde, als Wilhelm auf einmal heftig ihre Neckerey unterbrach, ſich Philinen zu Füßen warf und ſie mit dem lebhafteſten Ausdrucke der Leidenſchaft bat und beſchwor. Laſſen Sie mich das Mädchen ſehen, rief er aus, ſie iſt mein, es iſt meine Mariane! Sie, nach der ich mich alle Tage meines Lebens geſehnt habe,

ſie, die mir noch immer ſtatt aller andern Weiber in der Welt iſt! Gehen Sie wenigſtens zu ihr hinein, ſagen Sie ihr daß ich hier bin, daß der Menſch hier iſt, der ſeine erſte Liebe und das ganze Glück ſeiner Jugend an ſie knüpfte. Er will ſich rechtfertigen, daß er ſie unfreundlich verließ, er will ſie um Verzeihung bitten, er will ihr vergeben, was ſie auch gegen ihm gefehlt haben mag, er will ſogar keine Anſprüche an ſie mehr machen, wenn er ſie nur noch einmal ſehen kann, wenn er nur ſehen kann daß ſie lebt und glücklich iſt!

Philine ſchüttelte den Kopf und ſagte: mein Freund, reden Sie leiſe! Betrügen wir uns nicht! und iſt das Frauenzimmer wirklich Ihre Freundin, ſo müſſen wir ſie ſchonen, denn ſie vermuthet keinesweges Sie hier zu ſehen. Ganz andere Angelegenheiten führen ſie hierher, und das wiſſen Sie

doch, man mögte oft lieber ein Gespenst als einen alten Liebhaber zur unrechten Zeit vor Augen sehen. Ich will sie fragen, ich will sie vorbereiten und wir wollen überlegen, was zu thun ist. Ich schreibe Ihnen morgen ein Billet, zu welcher Stunde Sie kommen sollen, oder ob Sie kommen dürfen; gehorchen Sie mir pünktlich, denn ich schwöre, niemand soll gegen meinen und meiner Freundin Willen dieses liebenswürdige Geschöpf mit Augen sehen. Meine Thüren werde ich besser verschlossen halten, und mit Axt und Beil werden Sie mich nicht besuchen wollen.

Wilhelm beschwor sie, Serlo redete ihr zu, vergebens! beyde Freunde mußten zuletzt nachgeben, das Zimmer und das Haus räumen.

Welche unruhige Nacht Wilhelm zubrachte, wird sich jedermann denken. Wie langsam die Stunden des Tages dahinzogen, in de-

nen er Philinens Billet erwartete, läßt sich begreifen. Unglücklicherweise mußte er selbigen Abend spielen; er hatte niemals eine größere Pein ausgestanden. Nach geendigtem Stücke eilte er zu Philinen, ohne nur zu fragen, ob er eingeladen worden. Er fand ihre Thüre verschlossen und die Hausleute sagten: Mademoiselle sey heute früh mit einem jungen Officier weggefahren; sie habe zwar gesagt, daß sie in einigen Tagen wiederkomme, man glaube es aber nicht, weil sie alles bezahlt und ihre Sachen mitgenommen habe.

Wilhelm war außer sich über diese Nachricht. Er eilte zu Laertes, und schlug ihm vor, ihr nachzusetzen, und, es koste was es wolle, über ihren Begleiter Gewißheit zu erlangen. Laertes dagegen verwies seinem Freunde seine Leidenschaft und Leichtgläubigkeit. Ich will wetten, sagte er, es ist nie-

mand anders als Friedrich. Der Junge iſt von gutem Hauſe, ich weiß es recht wohl; er iſt unſinnig in das Mädchen verliebt, und hat wahrſcheinlich ſeinen Verwandten ſo viel Geld abgelockt, daß er wieder eine Zeitlang mit ihr leben kann.

Durch dieſe Einwendungen ward Wilhelm nicht überzeugt, doch zweifelhaft. Laertes ſtellte ihm vor, wie unwahrſcheinlich das Mährchen ſey, das Philine ihnen vorgeſpiegelt hatte, wie Figur und Haar ſehr gut auf Friedrichen paſſe, wie ſie bey zwölf Stunden Vorſprung ſo leicht nicht einzuholen ſeyn würden, und hauptſächlich wie Serlo keinen von ihnen beyden beym Schauſpiele entbehren könne.

Durch alle dieſe Gründe wurde Wilhelm endlich nur ſo weit gebracht, daß er Verzicht darauf that, ſelbſt nachzuſetzen. Laertes wußte noch in ſelbiger Nacht einen tüchtigen

Mann zu schaffen, dem man den Auftrag geben konnte. Es war ein gesetzter Mann, der mehreren Herrschaften auf Reisen als Kurier und Führer gedient hatte, und eben jetzt ohne Beschäftigung stille lag. Man gab ihm Geld, man unterrichtete ihn von der ganzen Sache, mit dem Auftrage, daß er die Flüchtlinge aufsuchen und einhohlen, sie alsdenn nicht aus den Augen lassen und die Freunde sogleich wo und wie er sie fände benachrichtigen solle. Er setzte sich in derselbigen Stunde zu Pferde und ritt dem zweydeutigen Paare nach, und Wilhelm war durch diese Anstalt wenigstens einigermaßen beruhigt.

Sechzehntes Capitel.

Die Entfernung Philinens machte keine auffallende Senſation weder auf dem Theater noch im Publiko. Es war ihr mit allem wenig Ernſt; die Frauen haßten ſie durchgängig, und die Männer hätten ſie lieber unter vier Augen als auf dem Theater geſehen, und ſo war ihr ſchönes, und für die Bühne ſelbſt glückliches Talent verlohren. Die übrigen Glieder der Geſellſchaft gaben ſich deſto mehr Mühe; Madam Melina beſonders that ſich durch Fleiß und Aufmerkſamkeit ſehr hervor. Sie merkte, wie ſonſt, Wilhelmen ſeine Grundſätze ab, richtete ſich nach ſeiner Theorie und ſeinem Beyſpiel, und hatte zeither ein ich weiß nicht was in ihren Weſen, das ſie intereſſanter machte. Sie erlangte bald ein richtiges Spiel und gewann den natür-

lichen Ton der Unterhaltung vollkommen, und den der Empfindung bis auf einen gewiſſen Grad. Sie wußte ſich in Serlos Launen zu ſchicken und befliß ſich des Singens ihm zu gefallen, worin ſie auch bald ſo weit kam, als man deſſen zur geſelligen Unterhaltung bedarf.

Durch einige neu angenommene Schauſpieler war die Geſellſchaft noch vollſtändiger, und indem Wilhelm und Serlo jeder in ſeiner Art wirkte, jener bey jedem Stücke auf den Sinn und Ton des Ganzen drang, dieſer die einzelnen Theile gewiſſenhaft durcharbeitete; belebte ein lobenswürdiger Eifer auch die Schauſpieler, und das Publikum nahm an ihnen einen lebhaften Antheil.

Wir ſind auf einem guten Wege, ſagte Serlo einſt, und wenn wir ſo fortfahren, wird das Publikum auch bald auf dem rechten ſeyn. Man kann die Menſchen ſehr

leicht durch tolle und unschickliche Darstellungen irre machen; aber man lege ihnen das Vernünftige und Schickliche auf eine interessante Weise vor, so werden sie gewiß darnach greifen.

Was unserm Theater hauptsächlich fehlt, und warum weder Schauspieler noch Zuschauer zur Besinnung kommen, ist, daß es darauf im Ganzen zu bunt aussieht, und daß man nirgends eine Grenze hat, woran man sein Urtheil anlehnen könnte. Es scheint mir kein Vortheil zu seyn, daß wir unser Theater gleichsam zu einem unendlichen Naturschauplatze ausgeweitet haben, doch kann jetzt weder Direktor noch Schauspieler sich in die Enge ziehen, bis vielleicht der Geschmack der Nation in der Folge den rechten Kreis selbst bezeichnet. Eine jede gute Societät existirt nur unter gewissen Bedingungen, so auch ein gutes Theater. Gewisse

Manieren und Redensarten, gewisse Gegenstände und Handelsweisen müssen ausgeschlossen seyn. Man wird nicht ärmer, wenn man sein Hauswesen zusammen zieht.

Sie waren hierüber mehr oder weniger einig und uneinig. Wilhelm und die meisten waren auf der Seite des englischen; Serlo und einige auf der Seite des französischen Theaters.

Man ward einig in leeren Stunden, deren ein Schauspieler leider so viele hat, in Gesellschaft die berühmtesten Schauspiele beyder Theater durchzugehen, und das beste und nachahmenswerthe derselben zu bemerken. Man machte auch wirklich einen Anfang mit einigen französischen Stücken. Aurelie entfernte sich jedesmal sobald die Vorlesung anging. Anfangs hielt man sie für krank, einst aber fragte sie Wilhelm darüber, dem es aufgefallen war.

Ich werde bey keiner ſolchen Vorleſung gegenwärtig ſeyn, ſagte ſie, denn wie ſoll ich hören und urtheilen, wenn mir das Herz zerriſſen iſt. Ich haſſe die franzöſiſche Sprache von ganzer Seele.

Wie kann man einer Sprache feind ſeyn? rief Wilhelm aus, der man den größten Theil ſeiner Bildung ſchuldig iſt, und der wir noch viel ſchuldig werden müſſen, ehe unſer Weſen eine Geſtalt gewinnen kann.

Es iſt kein Vorurtheil! verſetzte Aurelie, ein unglücklicher Eindruck, eine verhaßte Erinnerung an meinen treuloſen Freund hat mir die Luſt an dieſer ſchönen und ausgebildeten Sprache geraubt. Wie ich ſie jetzt von ganzem Herzen haſſe! Während der Zeit unſerer freundſchaftlichen Verbindung ſchrieb er deutſch, und welch ein herzliches, wahres, kräftiges Deutſch! nun da er mich los ſeyn wollte, fing er an franzöſiſch zu

ſchreiben, das vorher manchmal nur im Scherze geſchehen war. Ich fühlte, ich merkte was es bedeuten ſollte. Was er in ſeiner Mutterſprache zu ſagen erröthete, konnte er nun mit gutem Gewiſſen hinſchreiben. Zu Reſervationen, Halbheiten und Lügen iſt es eine treffliche Sprache; ſie iſt eine perfide Sprache! ich finde, Gott ſey Dank! kein deutſches Wort, um perfid in ſeinem ganzen Umfange auszudrücken. Unſer armſeliges treulos iſt ein unſchuldiges Kind dagegen. Perfid iſt treulos mit Genuß, mit Übermuth, und Schadenfreude. O, die Ausbildung einer Nation iſt zu beneiden, die ſo feine Schattirungen in Einem Worte auszudrücken weiß! Franzöſiſch iſt recht die Sprache der Welt, werth die allgemeine Sprache zu ſeyn, damit ſie ſich nur recht alle unter einander betrügen und belügen können! Seine franzöſiſchen Briefe ließen ſich noch immer

gut genug lesen. Wenn man sichs einbilden wollte, klangen sie warm und selbst leidenschaftlich; doch genau besehen waren es Phrasen, vermaledeyte Phrasen! Er hat mir alle Freude an der ganzen Sprache, an der französischen Litteratur, selbst an dem schönen und köstlichen Ausdruck edler Seelen in dieser Mundart verdorben; mich schaudert wenn ich ein französisches Wort höre!

Auf diese Weise konnte sie stundenlang fortfahren ihren Unmuth zu zeigen, und jede andere Unterhaltung zu unterbrechen oder zu verstimmen. Serlo machte früher oder später ihren launigen Äußerungen mit einiger Bitterkeit ein Ende; aber gewöhnlich war für diesen Abend das Gespräch zerstört.

Überhaupt ist es leider der Fall, daß alles was durch mehrere zusammentreffende Menschen und Umstände hervorgebracht werden soll, keine lange Zeit sich vollkommen

erhalten kann. Von einer Theatergesellschaft so gut wie von einem Reiche, von einem Zirkel Freunde so gut wie von einer Armee läßt sich gewöhnlich der Moment angeben, wenn sie auf der höchsten Stufe ihrer Vollkommenheit, ihrer Übereinstimmung, ihrer Zufriedenheit und Thätigkeit standen; oft aber verändert sich schnell das Personal, neue Glieder treten hinzu, die Personen passen nicht mehr zu den Umständen, die Umstände nicht mehr zu den Personen; es wird alles anders, und was vorher verbunden war, fällt nunmehr bald auseinander. So konnte man sagen, daß Serlos Gesellschaft eine Zeitlang so vollkommen war, als irgend eine deutsche sich hatte rühmen können. Die meisten Schauspieler standen an ihrem Platze; alle hatten genug zu thun, und alle thaten gern was zu thun war. Ihre persönlichen Verhältnisse waren leidlich und jedes schien

in seiner Kunst viel zu versprechen, weil jedes die ersten Schritte mit Feuer und Munterkeit that. Bald aber entdeckte sich, daß ein Theil doch nur Automaten waren, die nur das erreichen konnten, wohin man ohne Gefühl gelangen kann, und bald mischten sich die Leidenschaften darzwischen, die gewöhnlich jeder guten Einrichtung im Wege stehen und alles so leicht auseinander zerren, was vernünftige und wohldenkende Menschen zusammen zu halten wünschen.

Philinens Abgang war nicht so unbedeutend als man Anfangs glaubte. Sie hatte mit großer Geschicklichkeit Serlo zu unterhalten, und die Übrigen mehr oder weniger zu reizen gewußt. Sie ertrug Aureliens Heftigkeit mit großer Geduld, und ihr eigenstes Geschäft war Wilhelmen zu schmeicheln. So war sie eine Art von Bindungsmittel fürs Ganze, und ihr Verlust mußte bald fühlbar werden.

Serlo konnte ohne eine kleine Liebſchaft nicht leben. Elmire, die in weniger Zeit herangewachſen und man könnte beynahe ſagen ſchön geworden war, hatte ſchon lange ſeine Aufmerkſamkeit erregt, und Philine war klug genug, dieſe Leidenſchaft, die ſie merkte, zu begünſtigen. Man muß ſich, pflegte ſie zu ſagen, bey Zeiten aufs Kuppeln legen, es bleibt uns doch weiter nichts übrig wenn wir alt werden. Dadurch hatten ſich Serlo und Elmire dergeſtalt genähert, daß ſie nach Philinens Abſchiede bald einig wurden, und der kleine Roman intereſſirte ſie beyde um ſo mehr, als ſie ihn vor dem Alten, der über eine ſolche Unregelmäßigkeit keinen Scherz verſtanden hätte, geheim zu halten alle Urſache hatten. Elmirens Schweſter war mit im Verſtändniß, und Serlo mußte beyden Mädchen daher vieles nachſehen. Eine ihrer größten Untugenden war

eine unmäßige Näſcherey, ja wenn man will eine unleidliche Gefräßigkeit, worin ſie Philinen keinesweges glichen, die dadurch einen neuen Schein von Liebenswürdigkeit erhielt, daß ſie gleichſam nur von der Luft lebte, ſehr wenig aß und nur den Schaum eines Champagnerglaſes mit der größten Zierlichkeit wegſchlurfte.

Nun aber mußte Serlo, wenn er ſeiner Schönen gefallen wollte, das Frühſtück mit dem Mittageſſen verbinden, und an dieſes durch ein Vesperbrod das Abendeſſen anknüpfen. Dabey hatte Serlo einen Plan, deſſen Ausführung ihn beunruhigte. Er glaubte eine gewiſſe Neigung zwiſchen Wilhelm und Aurelien zu entdecken, und wünſchte ſehr, daß ſie ernſtlich werden möchte. Er hofte den ganzen mechaniſchen Theil der Theaterwirthſchaft Wilhelmen aufzubürden, und an ihm, wie an ſeinem erſten Schwa-

ger, ein treues und fleißiges Werkzeug zu finden. Schon hatte er ihm nach und nach den größten Theil der Besorgung unmerklich übertragen, Aurelie führte die Casse, und Serlo lebte wieder wie in früheren Zeiten ganz nach seinem Sinne. Doch war etwas, was sowohl ihm als seine Schwester heimlich kränkte.

Das Publikum hat eine eigene Art, gegen öffentliche Menschen von anerkannten Verdienste zu verfahren; es fängt nach und nach an gleichgültig gegen sie zu werden, und begünstigt viel geringere aber neu erscheinende Talente, es macht an jene übertriebene Forderungen, und läßt sich von diesen alles gefallen.

Serlo und Aurelie hatten Gelegenheit genug hierüber Betrachtungen anzustellen. Die neuen Ankömmlinge, besonders die jungen und wohlgebildeten, hatten alle Auf-

merkſamkeit, allen Beyfall auf ſich gezogen, und beyde Geſchwiſter mußten die meiſte Zeit, nach ihren eifrigſten Bemühungen, ohne den willkommenen Klang der zuſammenſchlagenden Hände abtreten. Freylich kamen dazu noch beſondere Urſachen. Aureliens Stolz war auffallend, und von ihrer Verachtung des Publikums waren viele unterrichtet. Serlo ſchmeichelte zwar jedermann im Einzelnen, aber ſeine ſpitzen Reden über das Ganze waren doch auch öfters herumgetragen und wiederholt worden. Die neuen Glieder hingegen waren theils fremd und unbekannt, theils jung, liebenswürdig und hülfsbedürftig, und hatten alſo auch ſämmtlich Gönner gefunden.

Nun gab es auch bald innerliche Unruhen und manches Mißvergnügen; denn kaum bemerkte man, daß Wilhelm die Beſchäftigung eines Regiſſeurs übernommen hat-

te, ſo fingen die meiſten Schauſpieler um deſto mehr an unartig zu werden, als er nach ſeiner Weiſe etwas mehr Ordnung und Genauigkeit in das Ganze zu bringen wünſchte, und beſonders darauf beſtand, daß alles mechaniſche vor allen Dingen pünktlich und ordentlich gehen ſolle.

In kurzer Zeit ward das ganze Verhältniß, das wirklich eine Zeitlang beynahe idealiſch gehalten hatte, ſo gemein, als man es nur irgend bey einem herumreiſenden Theater finden mag. Und leider in dem Augenblicke, als Wilhelm durch Mühe, Fleiß und Anſtrengung ſich mit allen Erforderniſſen des Metiers bekannt gemacht und ſeine Perſon ſowohl als ſeine Geſchäftigkeit vollkommen dazu gebildet hatte, ſchien es ihm endlich in trüben Stunden, daß dieſes Handwerk weniger als irgend ein anders, den nöthigen Aufwand von Zeit und Kräften verdiene. Das

Geſchäft war läſtig und die Belohnung gering. Er hätte jedes andere lieber übernommen, bey dem man doch, wenn es vorbey iſt, der Ruhe des Geiſtes genießen kann, als dieſes, wo man nach überſtandenen mechaniſchen Mühſeligkeiten noch durch die höchſte Anſtrengung des Geiſtes und der Empfindung erſt das Ziel ſeiner Thätigkeit erreichen ſoll. Er mußte die Klagen Aureliens über die Verſchwendung des Bruders hören, er mußte die Winke Serlos mißverſtehen, wenn dieſer ihn zu einer Heyrath mit der Schweſter von ferne zu leiten ſuchte. Er hatte dabey ſeinen Kummer zu verbergen, der ihn auf das tiefſte drückte, indem der nach dem zweydeutigen Officier fortgeſchickte Bote nicht zurück kam, auch nichts von ſich hören ließ, und unſer Freund daher ſeine Mariane zum zweytenmal verlohren zu haben fürchten mußte.

Zu eben der Zeit fiel eine allgemeine Trauer ein, wodurch man genöthigt ward, das Theater auf einige Wochen zu ſchließen. Er ergriff die Zwiſchenzeit, um jenen Geiſtlichen zu beſuchen, bey welchem der Harfenſpieler in der Koſt war. Er fand ihn in einer angenehmen Gegend, und das erſte was er in dem Pfarrhofe erblickte war der Alte, der einem Knaben auf ſeinem Inſtrument Lection gab. Er bezeugte viel Freude Wilhelmen wieder zu ſehen, ſtand auf und reichte ihm die Hand und ſagte: Sie ſehen, daß ich in der Welt doch noch zu etwas nütze bin; Sie erlauben daß ich fortfahre, denn die Stunden ſind eingetheilt.

Der Geiſtliche begrüßte Wilhelmen auf das freundlichſte und erzählte ihm, daß der Alte ſich ſchon recht gut anlaſſe und daß man Hoffnung zu ſeiner völligen Geneſung habe.

Ihr Geſpräch fiel natürlich auf die Methode, Wahnſinnige zu kuriren.

Außer dem Phyſiſchen, ſagte der Geiſtliche, das uns oft unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg legt und worüber ich einen denkenden Arzt zu Rathe ziehe, finde ich die Mittel vom Wahnſinne zu heilen ſehr einfach. Es ſind eben dieſelben, wodurch man geſunde Menſchen hindert wahnſinnig zu werden. Man errege ihre Selbſtthätigkeit, man gewöhne ſie an Ordnung, man gebe ihnen einen Begriff, daß ſie ihr Seyn und Schickſal mit ſo vielen gemein haben, daß das außerordentliche Talent, das größte Glück und das höchſte Unglück nur kleine Abweichungen von dem gewöhnlichen ſind; ſo wird ſich kein Wahnſinn einſchleichen, und wenn er da iſt, nach und nach wieder verſchwinden. Ich habe des alten Mannes Stunden eingetheilt, er unterrichtet einige

Kinder auf der Harfe, er hilft im Garten arbeiten und ist schon viel heiterer. Er wünscht von dem Kohle zu genießen, den er pflanzt, und wünscht meinen Sohn, dem er die Harfe auf den Todesfall geschenkt hat, recht ernsig zu unterrichten, damit sie der Knabe ja auch brauchen könne. Als Geistlicher suche ich ihm über seine wunderbaren Scrupel nur wenig zu sagen, aber ein thätiges Leben führt so viele Ereignisse herbey, daß er bald fühlen muß: daß jede Art von Zweifel nur durch Wirksamkeit gehoben werden kann. Ich gehe sachte zu Werke, wenn ich ihm aber noch seinen Bart und seine Kutte wegnehmen kann, so habe ich viel gewonnen, denn es bringt uns nichts näher dem Wahnsinn, als wenn wir uns vor andern auszeichnen, und nichts erhält so sehr den gemeinen Verstand, als im allgemeinen Sinne mit vielen Menschen zu leben. Wie vieles ist lei-

der nicht in unſerer Erziehung und in unſern bürgerlichen Einrichtungen, wodurch wir uns und unſre Kinder zur Tollheit vorbereiten.

Wilhelm verweilte bey dieſem vernünftigen Manne einige Tage, und erfuhr die intereſſanteſten Geſchichten, nicht allein von verrückten Menſchen, ſondern auch von ſolchen, die man für klug, ja für weiſe zu halten pflegt, und deren Eigenthümlichkeiten nahe an den Wahnſinn grenzen.

Dreyfach belebt aber ward die Unterhaltung, als der Medikus eintrat, der den Geiſtlichen, ſeinen Freund, öfters zu beſuchen, und ihm bey ſeinen menſchenfreundlichen Bemühungen beyzuſtehen pflegte. Es war ein ältlicher Mann, der bey einer ſchwächlichen Geſundheit viele Jahre in Ausübung der edelſten Pflichten zugebracht hatte. Er war ein großer Freund vom Landleben und konnte faſt nicht anders als in freyer Luft ſeyn;

dabey war er äußerſt geſellig und thätig, und hatte ſeit vielen Jahren eine beſondere Neigung mit allen Landgeiſtlichen Freundſchaft zu ſtiften. Jedem, dem er eine nützliche Beſchäftigung kannte, ſuchte er auf alle Weiſe beyzuſtehen; andern, die noch unbeſtimmt waren, ſuchte er eine Liebhaberey einzureden, und da er zugleich mit den Edelleuten, Amtmännern und Gerichtshaltern in Verbindung ſtand, ſo hatte er in Zeit von zwanzig Jahren ſehr viel im Stillen zur Kultur mancher Zweige der Landwirthſchaft beygetragen, und alles was dem Felde, Thieren und Menſchen erſprieslich iſt, in Bewegung gebracht, und ſo die wahrſte Aufklärung befördert. Für den Menſchen, ſagte er, ſey nur das eine ein Unglück, wenn ſich irgend eine Idee bey ihm feſtſetze, die keinen Einfluß ins thätige Leben habe oder ihn wohl gar vom thätigen Leben abziehe. Ich

habe, ſagte er, gegenwärtig einen ſolchen Fall an einem vornehmen und reichen Ehepaar, wo mir bis jetzt noch alle Kunſt mißglükt iſt; faſt gehört der Fall in Ihr Fach, lieber Paſtor, und dieſer junge Mann wird ihn nicht weiter erzählen.

In der Abweſenheit eines vornehmen Mannes verkleidet man, mit einem nicht ganz lobenswürdigen Scherze, einen jungen Menſchen in die Hauskleidung dieſes Herren. Seine Gemahlin ſollte dadurch angeführt werden, und ob man mir es gleich nur als eine Poſſe erzählt hat, ſo fürchte ich doch ſehr, man hatte die Abſicht, die edle, liebenswürdige Dame vom rechten Wege abzuleiten. Der Gemahl kommt unvermuthet zurück, tritt in ſein Zimmer, glaubt ſich ſelbſt zu ſehen, und fällt von der Zeit an in eine Melancholie, in der er die Überzeugung nährt, daß er bald ſterben werde.

Er überläßt ſich Perſonen, die ihm mit religiöſen Ideen ſchmeicheln, und ich ſehe nicht wie er abzuhalten iſt, mit ſeiner Gemahlin unter die Herrenhuter zu gehen, und den größten Theil ſeines Vermögens, da er keine Kinder hat, ſeinen Verwandten zu entziehen.

Mit ſeiner Gemahlin? rief Wilhelm, den dieſe Erzählung nicht wenig erſchreckt hatte, ungeſtüm aus.

Und leider, verſetzte der Arzt, der in Wilhelms Ausrufung nur eine menſchenfreundliche Theilnahme zu hören glaubte, iſt dieſe Dame mit einem noch tiefern Kummer behaftet, der ihr eine Entfernung von der Welt nicht widerlich macht. Eben dieſer junge Menſch nimmt Abſchied von ihr, ſie iſt nicht vorſichtig genug eine aufkeimende Neigung zu verbergen; er wird kühn, ſchließt ſie in ſeine Arme, und drückt ihr das große mit

Brillianten beſetzte Portrait ihres Gemahls gewaltſam wider die Bruſt. Sie empfindet einen heftigen Schmerz, der nach und nach vergeht, erſt eine kleine Röthe und dann keine Spur zurück läßt. Ich bin als Menſch überzeugt, daß ſie ſich nichts weiter vorzuwerfen hat, ich bin als Arzt gewiß, daß dieſer Druck keine üblen Folgen haben werde, aber ſie läßt ſich nicht ausreden, es ſey eine Verhärtung da, und wenn man ihr durch das Gefühl den Wahn benehmen will, ſo behauptet ſie, nur in dieſem Augenblick ſey nichts zu fühlen; ſie hat ſich feſt eingedruckt, es werde dieſes Übel mit einem Krebsſchaden ſich endigen, und ſo iſt ihre Jugend, ihre Liebenswürdigkeit für ſie und andere völlig verlohren.

Ich unglückſeliger! rief Wilhelm, indem er ſich vor die Stirne ſchlug und aus der Geſellſchaft ins Feld lief. Er hatte ſich noch nie in einem ſolchen Zuſtande befunden.

Der Arzt und der Geiſtliche, über dieſe ſeltſame Entdeckung höchlich erſtaunt, hatten Abends genug mit ihm zu thun, als er zurückkam und bey dem umſtändlichern Bekenntniß dieſer Begebenheit ſich aufs lebhafteſte anklagte. Beyde Männer nahmen den größten Antheil an ihm, beſonders da er ihnen ſeine übrige Lage nun auch mit ſchwarzen Farben der augenblicklichen Stimmung mahlte.

Den andern Tag ließ ſich der Arzt nicht lange bitten mit ihm nach der Stadt zu gehen, um ihm Geſellſchaft zu leiſten, um Aurelien, die ihr Freund in bedenklichen Umſtänden zurückgelaſſen hatte, wo möglich Hülfe zu verſchaffen.

Sie fanden ſie auch wirklich ſchlimmer, als ſie vermutheten. Sie hatte eine Art von überſpringendem Fieber, dem um ſo weniger beyzukommen war, als ſie die Anfälle nach

ihrer Art vorsetzlich unterhielt und verstärkte. Der Fremde ward nicht als Arzt eingeführt, und betrug sich sehr gefällig und klug. Man sprach über den Zustand ihres Körpers und ihres Geistes, und der neue Freund erzählte manche Geschichten, wie Personen, ohngeachtet einer solchen Kränklichkeit, ein hohes Alter erreichen könnten, nichts aber sey schädlicher in solchen Fällen, als eine vorsetzliche Erneuerung leidenschaftlicher Empfindungen. Besonders verbarg er nicht, daß er diejenige Person sehr glücklich gefunden habe, die bey einer nicht ganz herzustellenden kränklichen Anlage wahrhaft religiöse Gesinnungen bey sich zu nähren bestimmt gewesen wären. Er sagte das auf eine sehr bescheidene Weise und gleichsam historisch, und versprach dabey seinen neuen Freunden eine sehr interessante Lektüre an einem Manuscript zu verschaffen, das er aus den Händen einer nunmehr ab-

geſchiedenen vortrefflichen Freundin erhalten habe. Es iſt mir unendlich werth, ſagte er, und ich vertraue Ihnen das Original ſelbſt an. Nur der Titel iſt von meiner Hand, Bekenntniſſe einer ſchönen Seele.

Über diätetiſche und mediziniſche Behandlung der unglücklichen aufgeſpannten Aurelie, vertraute der Arzt Wilhelmen noch ſeinen beſten Rath, verſprach zu ſchreiben und wo möglich ſelbſt wieder zu kommen.

Inzwiſchen hatte ſich in Wilhelms Abweſenheit eine Veränderung vorbereitet, die er nicht vermuthen konnte. Wilhem hatte während der Zeit ſeiner Regie das ganze Geſchäft mit einer gewiſſen Freyheit und Liberalität behandelt, vorzüglich auf die Sache geſehen, und beſonders bey Kleidungen, Dekorationen und Requiſiten alles reichlich und anſtändig angeſchaft, auch um den guten Willen der Leute zu erhalten ihrem Eigennutze geſchmei-

chelt, da er ihnen durch edlere Motive nicht beykommen konnte, und er fand ſich hierzu um ſo mehr berechtigt, als Serlo ſelbſt keine Anſprüche machte, ein genauer Wirth zu ſeyn, den Glanz ſeines Theaters gerne loben hörte und zufrieden war, wenn Aurelie, welche die ganze Haushaltung führte, nach Abzug aller Koſten, verſicherte daß ſie keine Schulden habe, und noch ſo viel hergab als nöthig war die Schulden abzutragen, die Serlo unterdeſſen durch außerordentliche Freygebigkeit gegen ſeine Schönen und ſonſt etwa auf ſich geladen haben mochte.

Melina, der indeſſen die Garderobe beſorgte, hatte, kalt und heimtückiſch wie er war, der Sache im ſtillen zugeſehen, und wußte bey der Entfernung Wilhelms und bey der zunehmenden Krankheit Aureliens Serlo fühlbar zu machen, daß man eigentlich mehr einnehmen, weniger ausgeben, und

entweder etwas zurücklegen oder doch am Ende nach Willkühr noch luſtiger leben könne. Serlo hörte das gern und Melina wagte ſich mit ſeinem Plane hervor.

Ich will, ſagte er, nicht behaupten, daß einer von den Schauſpielern gegenwärtig zu viel Gage hat; es ſind verdienſtvolle Leute und ſie würden an jedem Orte willkommen ſeyn; allein für die Einnahme, die ſie uns verſchaffen, erhalten ſie doch zu viel. Mein Vorſchlag wäre eine Oper einzurichten, und was das Schauſpiel betrifft, ſo muß ich Ihnen ſagen, Sie ſind der Mann allein ein ganzes Schauſpiel auszumachen. Müſſen Sie jetzt nicht ſelbſt erfahren, daß man Ihre Verdienſte verkennt. Nicht, weil Ihre Mitſpieler vortrefflich, ſondern weil ſie gut ſind, läßt man Ihrem außerordentlichen Talente keine Gerechtigkeit mehr wiederfahren.

Stellen Sie ſich, wie wohl ſonſt geſche-

hen iſt, nur allein hin, ſuchen Sie mittelmäßige, ja ich darf ſagen ſchlechte Leute für geringe Gage an ſich zu ziehen, ſtutzen Sie das Volk, wie Sie es ſo ſehr verſtehen, im Mechaniſchen zu, wenden Sie das übrige an die Oper und Sie werden ſehen, daß Sie mit derſelben Mühe und mit denſelben Koſten mehr Zufriedenheit erregen, und ungleich mehr Geld als bisher gewinnen werden.

Serlo war zu ſehr geſchmeichelt, als daß ſeine Einwendungen einige Stärke hätten haben ſollen. Er geſtand Melina gern zu, daß er bey ſeiner Liebhaberey zur Muſik längſt ſo etwas gewünſcht habe, doch ſehe er freylich ein, daß die Neigung des Publikums dadurch noch mehr auf Abwege geleitet und daß bey ſo einer Vermiſchung eines Theaters, das nicht recht Oper nicht recht Schauſpiel ſey, nothwendig der Überreſt von Geſchmack, an einen beſtimmten und aus-

führlichen Kunstwerke sich völlig verlieren müsse.

Melina scherzte nicht ganz fein über Wilhelms pedantische Ideale dieser Art, über die Anmaßung das Publikum zu bilden, statt sich von ihm bilden zu lassen, und beyde vereinigten sich mit großer Überzeugung, daß man nur Geld einnehmen, reich werden oder sich lustig machen solle und verbargen sich kaum, daß sie nur jener Personen los zu seyn wünschten, die ihren Plane im Wege standen. Melina bedauerte, daß die schwächliche Gesundheit Aureliens ihr kein langes Leben verspreche, dachte aber gerade das Gegentheil. Serlo schien zu beklagen, daß Wilhelm nicht Sänger sey und gab dadurch zu verstehen, daß er ihn für bald entbehrlich halte. Melina trat mit einem ganzen Register von Ersparnissen, die zu machen seyen, hervor, und Serlo sah in ihm seinen ersten

Schwager dreyfach ersetzt. Sie fühlten wohl, daß sie sich über diese Unterredung das Geheimniß zuzusagen hatten, wurden dadurch nur noch mehr an einander geknüpft und nahmen Gelegenheit insgeheim über alles was vorkam, sich zu besprechen, was Aurelie und Wilhelm unternahmen zu tadeln und ihr neues Projeckt in Gedanken immer mehr auszuarbeiten.

So verschwiegen auch beyde über ihren Plan seyn mochten, und so wenig sie durch Worte sich verriethen, so waren sie doch nicht politisch genug, ihre Gesinnungen in der Handelsweise zu verbergen. Melina widersetzte sich Wilhelmen in manchen Fällen, die in seinem Kreise lagen, und Serlo, der niemals glimpflich mit seiner Schwester umgegangen war, ward nur bitterer, jemehr ihre Kränklichkeit zunahm, und jemehr sie bey ihren ungleichen, leidenschaftlichen Launen Schonung verdient hätte.

Zu eben dieſer Zeit nahm man Emilie Galotti vor. Dieſes Stück war ſehr glücklich beſetzt, und alle konnten in dem beſchränkten Kreiſe dieſes Trauerſpiels die ganze Manigfaltigkeit ihres Spieles zeigen. Serlo war als Marinelli an ſeinem Platze, Odoardo ward ſehr gut vorgetragen, Madam Melina ſpielte die Mutter mit vieler Einſicht, Elmire zeichnete ſich in der Rolle Emiliens zu ihrem Vortheil aus, Laertes trat als Appiani mit vielen Anſtand auf, und Wilhelm hatte ein Studium von mehreren Monaten auf die Rolle des Prinzen verwendet. Bey dieſer Gelegenheit hatte er ſowohl mit ſich ſelbſt als mit Serlo und Aurelien die Frage oft abgehandelt: welch ein Unterſchied ſich zwiſchen einem edlen und vornehmen Betragen zeige, und in wiefern jenes in dieſem, dieſes aber nicht in jenem enthalten zu ſeyn brauche.

Serlo

Serlo der ſelbſt als Marinelli den Hofmann rein, ohne Karrikatur vorſtellte, äußerte über dieſen Punkt manchen guten Gedanken. Der vornehme Anſtand, ſagte er, iſt ſchwer nachzuahmen, weil er eigentlich negativ iſt, und eine lange anhaltende Übung vorausſetzt. Denn man ſoll nicht etwa in ſeinem Benehmen etwas darſtellen, das Würde anzeigt, denn leicht fällt man dadurch in ein förmliches ſtolzes Weſen, man ſoll vielmehr nur alles vermeiden, was Unwürdig was Gemein iſt, man ſoll ſich nie vergeſſen, immer auf ſich und andere acht haben, ſich nichts vergeben, andern nicht zu viel, nicht zu wenig thun, durch nichts gerührt ſcheinen, durch nichts bewegt werden, ſich niemals übereilen, ſich in jedem Momente zu faſſen wiſſen, und ſo ein äußeres Gleichgewicht erhalten, innerlich mag es ſtürmen wie es will. Der edle Menſch kann ſich in Momenten vernachläſ-

ſigen, der vornehme nie. Dieſer iſt wie ein ſehr wohlgekleideter Mann, er wird ſich nirgends anlehnen, und jedermann wird ſich hüten an ihn zu ſtreichen; er unterſcheidet ſich vor andern, und doch darf er nicht allein ſtehen bleiben; denn wie in jeder Kunſt alſo auch in dieſer, ſoll zuletzt das ſchwerſte mit Leichtigkeit ausgeführt werden, ſo ſoll der Vornehme, ohngeachtet aller Abſonderung, immer mit andern verbunden ſcheinen, nirgends ſteif, überall gewandt ſeyn, immer als der erſte erſcheinen und ſich nie als ein ſolcher aufdringen.

Man ſieht alſo, daß man, um vornehm zu ſcheinen, wirklich vornehm ſeyn müſſe; man ſieht warum Frauen im Durchſchnitt ſich eher dieſes Anſehen geben können als Männer, warum Hofleute und Soldaten am ſchnellſten zu dieſem Anſtande gelangen.

Wilhelm verzweifelte nun faſt an ſeiner

Rolle, allein Serlo half ihm wieder auf, indem er ihm über das Einzelne die feinſten Bemerkungen mittheilte, und ihn dergeſtalt ausſtattete, daß er bey der Aufführung, wenigſtens in den Augen der Menge, einen recht feinen Prinzen darſtellte.

Serlo hatte verſprochen ihm nach der Vorſtellung die Bemerkungen mitzutheilen, die er noch allenfalls über ihn machen würde; allein ein unangenehmer Streit zwiſchen Bruder und Schweſter hinderte jede critiſche Unterhaltung. Aurelie hatte die Rolle der Orſina auf eine Weiſe geſpielt, wie man ſie wohl niemals wieder ſehen wird. Sie war mit der Rolle überhaupt ſehr bekannt, und hatte ſie in den Proben gleichgültig behandelt; bey der Aufführung ſelbſt aber zog ſie, möchte man ſagen, alle Schleuſen ihres individuellen Kummers auf, und es ward dadurch eine Darſtellung, wie ſie ſich kein Dich-

ter in dem erſten Feuer der Empfindung hätte denken können. Ein unmäßiger Beyfall des Publikums belohnte ihre ſchmerzlichen Bemühungen, aber ſie lag auch halb ohnmächtig in einem Seſſel als man ſie nach der Aufführung aufſuchte.

Cerlo hatte ſchon über ihr übertriebenes Spiel, wie er es nannte, und über die Entblößung ihres innerſten Herzens vor dem Publikum, das doch mehr oder weniger mit jener fatalen Geſchichte bekannt war, ſeinen Unwillen zu erkennen gegeben, und, wie er es im Zorn zu thun pflegte, mit den Zähnen geknirſcht und mit den Füßen geſtampft. Laßt ſie, ſagte er, als er ſie von den Übrigen umgeben in dem Seſſel fand, ſie wird noch eh'ſtens ganz nackt auf das Theater treten, und dann wird erſt der Beyfall recht willkommen ſeyn.

Undankbarer! rief ſie aus, Unmenſchli-

cher! man wird mich bald nackt dahin tragen, wo kein Beyfall mehr zu unſern Ohren kommt! Mit dieſen Worten ſprang ſie auf und eilte nach der Thüre. Die Magd hatte verſäumt ihr den Mantel zu bringen, die Portechaiſe war nicht da; es hatte geregnet und ein ſehr rauher Wind zog durch die Straßen. Man redete ihr vergebens zu, denn ſie war übermäßig erhitzt; ſie ging vorſetzlich langſam und lobte die Kühlung, die ſie recht begierig einzuſaugen ſchien. Kaum war ſie zu Hauſe, als ſie vor Heiſerkeit kaum ein Wort mehr ſprechen konnte; ſie geſtand aber nicht, daß ſie im Nacken und den Rücken hinab eine völlige Steifigkeit fühlte. Nicht lange ſo überfiel ſie eine Art von Lähmung der Zunge, ſo daß ſie ein Wort fürs andere ſprach; man brachte ſie zu Bette, durch häufig angewandte Mittel legte ſich ein Übel, indem ſich das andere zeigte. Das

Fieber ward ſtark und ihr Zuſtand gefährlich.

Den andern Morgen hatte ſie eine ruhige Stunde. Sie ließ Wilhelm rufen und übergab ihm einen Brief. Dieſes Blatt, ſagte ſie, wartet ſchon lange auf dieſen Augenblick. Ich fühle daß das Ende meines Lebens bald heran naht; verſprechen Sie mir, daß Sie es ſelbſt abgeben und daß Sie durch wenige Worte meine Leiden an dem Ungetreuen rächen wollen. Er iſt nicht fühllos und wenigſtens ſoll ihn mein Tod einen Augenblick ſchmerzen.

Wilhelm übernahm den Brief, indem er ſie jedoch tröſtete und den Gedanken des Todes von ihr entfernen wollte.

Nein, verſetzte ſie, benehmen Sie mir nicht meine nächſte Hoffnung. Ich habe ihn lange erwartet und will ihn freudig in die Arme ſchließen.

Kurz darauf kam das vom Arzt verſprochene Manuſcript an. Sie erſuchte Wilhelmen ihr daraus vorzuleſen, und die Wirkung die es that wird der Leſer am beſten beurtheilen können, wenn er ſich mit dem folgenden Buche bekannt gemacht hat. Das heftige und trotzige Weſen unſrer armen Freundin ward auf einmal gelinder. Sie nahm den Brief zurück und ſchrieb einen andern, wie es ſchien in ſehr ſanfter Stimmung, auch forderte ſie Wilhelmen auf, ihren Freund, wenn er irgend durch die Nachricht ihres Todes betrübt werden ſollte, zu tröſten, ihm zu verſichern, daß ſie ihm verziehen habe, und daß ſie ihm alles Glück wünſche.

Von dieſer Zeit an war ſie ſehr ſtill und ſchien ſich nur mit wenigen Ideen zu beſchäftigen, die ſie ſich aus dem Manuſcript eigen zu machen ſuchte, woraus ihr Wilhelm von Zeit zu Zeit vorleſen mußte. Die Abnahme

ihrer Kräfte war nicht ſichtbar und unvermuthet fand ſie Wilhelm eines Morgens todt, als er ſie beſuchen wollte.

Bey der Achtung, die er für ſie gehabt, und bey der Gewohnheit, mit ihr zu leben, war ihm ihr Verluſt ſehr ſchmerzlich. Sie war die einzige Perſon, die es eigentlich gut mit ihm meynte, und die Kälte Serlos in der letzten Zeit hatte er nur allzuſehr gefühlt. Er eilte daher die aufgetragene Botſchaft auszurichten und wünſchte ſich auf einige Zeit zu entfernen. Von der andern Seite war für Melina dieſe Abreiſe ſehr erwünſcht, denn dieſer hatte ſich bey der weitläuftigen Correſpondenz, die er unterhielt, gleich mit einem Sänger und einer Sängerin eingelaſſen, die das Publikum einſtweilen durch Zwiſchenſpiele zur künftigen Oper vorbereiten ſollten. Der Verluſt Aureliens und Wilhelms Entfernung ſollten auf dieſe Weiſe in der

erſten Zeit übertragen werden, und unſer Freund war mit allem zufrieden was ihm ſeinen Urlaub auf einige Wochen erleichterte.

Er hatte ſich eine ſonderbar wichtige Idee von ſeinem Auftrage gemacht. Der Tod ſeiner Freundin hatte ihn tief gerühret und da er ſie ſo frühzeitig von dem Schauplatze abtreten ſah, mußte er nothwendig gegen den, der ihr Leben verkürzt, und dieſes kurze Leben ihr ſo qualvoll gemacht, feindſelig geſinnt ſeyn.

Ohngeachtet der letzten gelinden Worte der Sterbenden, nahm er ſich doch vor bey Überreichung des Briefs ein ſtrenges Gericht über den ungetreuen Freund ergehen zu laſſen, und da er ſich nicht einer zufälligen Stimmung vertrauen wollte, dachte er an eine Rede, die in der Ausarbeitung pathetiſcher als billig ward. Nachdem er ſich völlig von der guten Compoſition ſeines Aufſatzes über-

zeugt hatte, machte er, indem er ihn auswendig lernte, Anſtalt zu ſeiner Abreiſe. Mignon war beym Einpacken gegenwärtig und fragte ihn, ob er nach Süden oder nach Norden reiſe? und als ſie das lezte von ihm erfuhr, ſagte ſie: ſo will ich Dich hier wieder erwarten. Sie bat ihn um die Perlenſchnur Marianens, die er dem lieben Geſchöpf nicht verſagen konnte; das Halstuch hatte ſie ſchon. Dagegen ſteckte ſie ihm den Schleyer des Geiſtes in den Mantelſack, ob er ihr gleich ſagte, daß ihm dieſer Flor zu keinem Gebrauch ſey.

Melina übernahm die Regie, und ſeine Frau verſprach auf die Kinder ein mütterliches Auge zu haben, von denen ſich Wilhelm ungern losriß. Felix war ſehr luſtig beym Abſchied und als man ihn fragte: was er wolle mitgebracht haben, ſagte er: Höre! bringe mir einen Vater mit. Mignon nahm

Langsam und ängstlich.

Heiß mich nicht re - den, heiß mich schweigen, denn mein Ge - heim - niß ist mir

Pflicht. Ich mach - te sie mein ganzes Innre gu - ten, al - lein das Schick - sal will es nicht.

Ernsthaft mit etwas allmählig zunehmender Lebhaftigkeit.

Zur rechten Zeit ver - treibt der Sonne Lauf die fin - ster Nacht, und sie muß sich er - hel - len, der

har - te Fels schließt sei - nen Busen auf mit - gönnt der Er - de nicht die tief ver - borgnen Quel - len.

Leise, mit tiefer Rührung, noch und noch angehalten.

Ein je - der sucht im Arm des Freundes Ruh, dort kann die Brust in Klagen sich er - gie -

Mit zunehmender Stärke. Mit immer zunehmender Stärke und Lebhaftigkeit.

ßen; al - lein ein Schwur bedrückt mir die Lip - pen zu und nur ein Gott ver - mag sie auf - zu - schlie - ßen.

cresc.

den Scheidenden bey der Hand, und indem ſie ihm, auf die Zehen gehoben, einen treuherzigen und lebhaften Kuß, doch ohne Zärtlichkeit, auf die Lippen drückte, ſagte ſie: Meiſter! vergiß uns nicht und komm bald wieder.

Und ſo laſſen wir unſern Freund unter tauſend Gedanken und Empfindungen ſeine Reiſe antreten, und zeichnen hier noch zum Schluſſe ein Gedicht auf, das Mignon mit großem Ausdruck einigemal rezitirt hatte, und das wir früher mitzutheilen durch den Drang ſo mancher ſonderbaren Ereigniſſe verhindert worden.

Heiß mich nicht reden, heiß mich ſchweigen
Denn mein Geheimniß iſt mir Pflicht;
Ich mögte dir mein ganzes Innre zeigen,
Allein das Schickſal will es nicht.

Zur rechten Zeit vertreibt der Sonne Lauf
Die finſtre Nacht, und ſie muß ſich erhellen,

Der harte Fels ſchließt ſeinen Buſen auf
Mißgönnt der Erde nicht die tiefverborgnen Quellen

Ein jeder ſucht im Arm des Freundes Ruh,
Dort kann die Bruſt in Klagen ſich ergießen;
Allein ein Schwur drückt mir die Lippen zu
Und nur ein Gott vermag ſie aufzuſchließen.

Wilhelm Meiſters
Lehrjahre.

Sechſtes Buch.

Bekenntniſſe einer ſchönen Seele.

Bis in mein achtes Jahr war ich ein ganz geſundes Kind, weiß mich aber von dieſer Zeit ſo wenig zu erinnern, als von dem Tage meiner Geburt. Mit dem Anfange des achten Jahres bekam ich einen Blutſturz und in dem Augenblick war meine Seele ganz Empfindung und Gedächtniß. Die kleinſten Umſtände dieſes Zufalls ſtehn mir noch vor Augen als hätte er ſich geſtern ereignet.

Während des neun monatlichen Krankenlagers, das ich mit Gedult aushielt, ward,

ſo wie mich dünkt, der Grund zu meiner ganzen Denkart gelegt, indem meinem Geiſte die erſten Hülfsmittel gereicht wurden, ſich nach ſeiner eigenen Art zu entwickeln.

Ich litt und liebte, das war die eigentliche Geſtalt meines Herzens. In dem heftigſten Huſten und abmattenden Fieber war ich ſtille wie eine Schnecke, die ſich in ihr Haus zieht; ſo bald ich ein wenig Luft hatte, wollte ich etwas Angenehmes fühlen, und da mir aller übrige Genuß verſagt war, ſuchte ich mich durch Augen und Ohren ſchadlos zu halten. Man brachte mir Puppenwerk und Bilderbücher und wer Sitz an meinem Bette haben wollte, mußte mir etwas erzählen.

Von meiner Mutter hörte ich die bibliſchen Geſchichten gern an; der Vater unterhielt mich mit Gegenſtänden der Natur. Er beſaß ein artiges Kabinet. Davon brachte er gelegentlich eine Schublade nach der andern

her-

herunter, zeigte mir die Dinge und erklärte ſie mir nach der Wahrheit. Getrocknete Pflanzen und Inſekten und manche Arten von anatomiſchen Präparaten. Menſchenhaut, Knochen, Mumien und dergleichen kamen auf das Krankenbette der Kleinen; Vögel und Thiere, die er auf der Jagd erlegte, wurden mir vorgezeigt, ehe ſie nach der Küche gingen, und damit doch auch der Fürſt der Welt eine Stimme in dieſer Verſammlung behielte, erzählte mir die Tante Liebesgeſchichten und Feenmärchen. Alles ward angenommen und alles faßte Wurzel. Ich hatte Stunden, in denen ich mich lebhaft mit dem unſichtbaren Weſen unterhielte, ich weiß noch einige Verſe, die ich der Mutter damals in die Feder dictirte.

Oft erzählte ich dem Vater wieder, was ich von ihm gelernt hatte. Ich nahm nicht leicht eine Arzeney, ohne zu fragen, wo wach-

ſen die Dinge, aus denen ſie gemacht iſt? Wie ſehen ſie aus? Wie heißen ſie? Aber die Erzählungen meiner Tante waren auch nicht auf einen Stein gefallen. Ich dachte mich in ſchöne Kleider und begegnete den allerliebſten Prinzen, die nicht ruhen noch raſten konnten, bis ſie wußten, wer die unbekannte Schöne war. Ein ähnliches Abentheuer mit einem reizenden kleinen Engel, der im weißen Gewand und goldnen Flügeln ſich ſehr um mich bemühte, ſetzte ich ſo lange fort, daß meine Einbildungskraft ſein Bild faſt bis zur Erſcheinung erhöhte.

Nach Jahresfriſt war ich ziemlich wieder hergeſtellt; aber es war mir aus der Kindheit nichts Wildes übrig geblieben. Ich konnte nicht einmal mit Puppen ſpielen, ich verlangte nach Weſen, die meine Liebe erwiederten. Hunde, Katzen und Vögel, dergleichen mein Vater von allen Arten ernährte,

vergnügten mich sehr; aber was hätte ich nicht gegeben, ein Geschöpf zu besitzen, das in einem der Märchen meiner Tante eine sehr wichtige Rolle spielte. Es war ein Schäfchen, das von einem Bauermädchen in dem Walde aufgefangen und ernährt worden war, aber in diesem artigen Thiere stack ein verwünschter Prinz, der sich endlich wieder als schöner Jüngling zeigte und seine Wohlthäterin durch seine Hand belohnte. So ein Schäfchen hätte ich gar zu gerne besessen!

Nun wollte sich aber keines finden, und da alles neben mir so ganz natürlich zuging, mußte mir nach und nach die Hoffnung auf einen so köstlichen Besitz fast vergehen. Unterdessen tröstete ich mich, indem ich solche Bücher las, in denen wunderbare Begebenheiten beschrieben wurden. Unter allen war mir der christliche deutsche Herkules der lieb-

ſte; die andächtige Liebesgeſchichte war ganz nach meinem Sinne. Begegnete ſeiner Baliska irgend etwas, und es begegneten ihr grauſame Dinge, ſo betete er erſt, eh er ihr zu Hülfe eilte, und die Gebete ſtanden ausführlich im Buche. Wie wohl gefiel mir das! Mein Hang zu dem Unſichtbaren, den ich immer auf eine dunkle Weiſe fühle, ward dadurch nur vermehrt; denn ein für allemal ſollte Gott auch mein Vertrauter ſeyn.

Als ich weiter heran wuchs, las ich, der Himmel weiß was alles durch einander; aber die römiſche Octavia behielt vor allen den Preis. Die Verfolgungen der erſten Chriſten in einen Roman gekleidet, erregten bey mir das lebhafteſte Intereſſe.

Nun fing die Mutter an über das ſtete Leſen zu ſchmälen; der Vater nahm ihr zu Liebe mir einen Tag die Bücher aus der

Hand und gab ſie mir den andern wieder. Sie war klug genug zu bemerken, daß hier nichts auszurichten war, und drang nur darauf, daß auch die Bibel eben ſo fleißig geleſen wurde. Auch dazu ließ ich mich nicht treiben, und ich las die heiligen Bücher mit vielem Antheil. Dabey war meine Mutter immer ſorgfältig, daß keine verführeriſchen Bücher in meine Hände kämen, und ich ſelbſt würde jede ſchändliche Schrift aus der Hand geworfen haben, denn meine Prinzen und Prinzeſſinnen waren alle äußerſt tugendhaft, und ich wußte übrigens von der natürlichen Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts mehr als ich merken ließ, und hatte es meiſtens aus der Bibel gelernt. Bedenkliche Stellen hielt ich mit Worten und Dingen die mir vor Augen kamen zuſammen, und brachte bey meiner Wißbegierde und Combinationsgabe die Wahrheit glücklich heraus. Hätte ich

von Hexen gehört, ſo hätte ich auch mit der Hexerey bekannt werden müſſen.

Meiner Mutter und dieſer Wißbegierde hatte ich es zu danken, daß ich bey dem heftigen Hang zu Büchern doch kochen lernte; aber dabey war etwas zu ſehen. Ein Huhn, ein Ferkel aufzuſchneiden, war für mich ein Feſt. Den Vater brachte ich die Eingeweide und er redete mit mir darüber wie mit einem jungen Studenten, und pflegte mich oft mit inniger Freude ſeinen mißrathenen Sohn zu nennen.

Nun war das zwölfte Jahr zurückgelegt. Ich lernte franzöſiſch, tanzen und zeichnen, und erhielt den gewöhnlichen Religionsunterricht. Bey dem letzten wurden manche Empfindungen und Gedanken rege, aber nichts was ſich auf meinen Zuſtand bezogen hätte. Ich hörte gern von Gott reden, ich war ſtolz darauf beſſer als meinesgleichen von ihm re-

den zu können; ich las nun mit Eifer manche Bücher, die mich in den Stand ſetzten von Religion zu ſchwatzen, aber nie fiel es mir ein zu denken, wie es denn mit mir ſtehe, ob meine Seele auch ſo geſtaltet ſey, ob ſie einem Spiegel gleiche, von dem die ewige Sonne wieder glänzen könnte, das hatte ich ein vor allemal ſchon vorausgeſetzt.

Franzöſiſch lernte ich mit vieler Begierde. Mein Sprachmeiſter war ein wackrer Mann. Er war nicht ein leichtſinniger Empiriker, nicht ein trockner Grammatiker; er hatte Wiſſenſchaften, er hatte die Welt geſehen. Zugleich mit dem Sprachunterrichte ſättigte er meine Wißbegierde auf mancherley Weiſe. Ich liebte ihn ſo ſehr, daß ich ſeine Ankunft immer mit Herzklopfen erwartete. Das Zeichnen fiel mir nicht ſchwer, und ich würde es weiter gebracht haben, wenn mein Meiſter Kopf und Kenntniſſe gehabt hätte; er hatte aber nur Hände und Übung.

Tanzen war Anfangs nur meine geringſte Freude; mein Körper war zu empfindlich und ich lernte nur in der Geſellſchaft meiner Schweſter. Durch den Einfall unſers Tanzmeiſters allen ſeinen Schülern und Schülerinnen einen Ball zu geben, ward aber die Luſt zu dieſer Übung ganz anders belebt.

Unter vielen Knaben und Mädchen zeichneten ſich zwey Söhne des Hofmarſchalls aus; der jüngſte ſo alt wie ich, der andere zwey Jahr älter; Kinder von einer ſolchen Schönheit, daß ſie nach dem allgemeinen Geſtändniß alles übertrafen, was man je von ſchönen Kindern geſehen hatte. Auch ich hatte ſie kaum erblickt, ſo ſah ich niemand mehr vom ganzen Haufen. In dem Augenblicke tanzte ich mit Aufmerkſamkeit und wünſchte ſchön zu tanzen. Wie es kam, daß auch dieſe Knaben unter allen andern mich vorzüglich bemerkten? — Genug in der erſten Stunde

waren wir die beſten Freunde, und die kleine Luſtbarkeit ging noch nicht zu Ende, ſo hatten wir ſchon ausgemacht, wo wir uns nächſtens wieder ſehen wollten. Eine große Freude für mich! aber ganz entzückt war ich, als beyde den andern Morgen jeder in einem gallanten Billet, das mit einem Blumenſtrauß begleitet war, ſich nach meinem Befinden erkundigten. So fühlte ich nie mehr, wie ich da fühlte! Artigkeiten wurden mit Artigkeiten, Briefchen mit Briefchen erwiedert. Kirche und Promenaden wurden von nun an zu Rendesvous; unſre jungen Bekannten luden uns ſchon jederzeit zuſammen ein, wir aber waren ſchlau genug, die Sache dergeſtalt zu verdecken, daß die Eltern nicht mehr davon einſahen, als wir für gut hielten.

Nun hatte ich auf einmal zwey Liebhaber bekommen. Ich war für keinen entſchieden; ſie gefielen mir beyde, und wir ſtanden aufs

beſte zuſammen. Auf einmal ward der Älteſte ſehr krank, ich war ſelbſt ſchon oft ſehr krank geweſen und wußte dem Leidenden durch Überſendung mancher Artigkeiten und für einen Kranken ſchicklicher Leckerbiſſen zu erfreuen, daß ſeine Eltern die Aufmerkſamkeit dankbar erkannten, der Bitte des lieben Sohns Gehör gaben und mich ſammt meinen Schweſtern, ſo bald er nur das Bette verlaſſen hatte, zu ihm einluden. Die Zärtlichkeit, womit er mich empfing, war nicht kindiſch, und von dem Tage an war ich für ihn entſchieden. Er warnte mich gleich, vor ſeinem Bruder geheim zu ſeyn; allein das Feuer war nicht mehr zu verbergen, und die Eiferſucht des Jüngſten machte den Roman vollkommen. Er ſpielte uns tauſend Streiche, mit Luſt vernichtete er unſre Freude, und vermehrte dadurch die Leidenſchaft, die er zu zerſtören ſuchte.

Nun hatte ich denn wirklich das gewünſchte Schäfchen gefunden, und dieſe Leidenſchaft hatte wie ſonſt eine Krankheit die Wirkung auf mich, daß ſie mich ſtill machte und mich von der ſchwärmenden Freude zurück zog. Ich war einſam und gerührt und Gott fiel mir wieder ein. Er blieb mein Vertrauter, und ich weiß wohl, mit welchen Thränen ich für den Knaben, der fortkränkelte, zu beten anhielt.

So viel kindiſches in dem Vorgang war, ſo viel trug er zur Bildung meines Herzens bey. Unſerm franzöſiſchen Sprachmeiſter mußten wir täglich, ſtatt der ſonſt gewöhnlichen Überſetzung, Briefe von unſrer eignen Erfindung ſchreiben. Ich brachte meine Liebesgeſchichte unter dem Namen Phyllis und Damon zu Markte. Der Alte ſah bald durch, und, um mich treuherzig zu machen, lobte er meine Arbeit gar ſehr. Ich wurde immer

kühner, ging offenherzig heraus und war bis ins Detail der Wahrheit getreu. Ich weiß nicht mehr, bey welcher Stelle er einst Gelegenheit nahm, zu ſagen: wie das artig, wie das natürlich iſt! Aber die gute Phillis mag ſich in Acht nehmen, es kann bald ernſthaft werden.

Mich verdroß, daß er die Sache nicht ſchon für ernſthaft hielt, und fragte ihn piquirt, was er unter ernſthaft verſtehe? Er ließ ſich nicht zweymal fragen, und erklärte ſich ſo deutlich, daß ich meinen Schrecken kaum verbergen konnte. Doch da ſich gleich darauf bey mir der Verdruß einſtellte, und ich ihm übel nahm, daß er ſolche Gedanken hegen könne, faßte ich mich, wollte meine Schöne rechtfertigen und ſagte mit feuerrothen Wangen: aber mein Herr, Phyllis iſt ein ehrbares Mädchen.

Nun war er boshaft genug, mich mit

meiner ehrbaren Heldin aufzuziehen, und, indem wir franzöſiſch ſprachen, mit dem »honete« zu ſpielen, um die Ehrbarkeit der Phyllis durch alle Bedeutungen durchzuführen. Ich fühlte das Lächerliche und war äußerſt verwirrt. Er, der mich nicht furchtſam machen wolte, brach ab, brachte aber das Geſpräch bey andern Gelegenheiten wieder auf die Bahn. Schauſpiele und kleine Geſchichten, die ich bey ihm las und überſetzte, gaben ihm oft Anlaß zu zeigen, was für ein ſchwacher Schutz die ſogenannte Tugend gegen die Aufforderungen eines Affektes ſey. Ich widerſprach nicht mehr, ärgerte mich aber immer heimlich, und ſeine Anmerkungen wurden mir zur Laſt.

Mit meinem guten Damon kam ich nach und nach aus aller Verbindung. Die Chikanen des jüngſten hatten unſern Umgang zerriſſen. Nicht lange Zeit darauf ſtarben

beyde blühende Jünglinge. Es that mir weh, aber bald waren sie vergessen.

Phyllis wuchs nun schnell heran, war ganz gesund und fing an die Welt zu sehen. Der Erbprinz vermählte sich und trat bald darauf nach dem Tode seines Vaters die Regierung an. Hof und Stadt waren in lebhafter Bewegung. Nun hatte meine Neugierde mancherley Nahrung. Nun gab es Comödien, Bälle und was sich daran anschließt, und ob uns gleich die Eltern so viel als möglich zurück hielten, so mußte man doch bey Hof, wo ich eingeführt war, erscheinen. Die Fremden strömten herbey, in allen Häusern war große Welt, an uns selbst waren einige Cavaliere empfohlen und andre introduzirt, und bey meinem Oheim waren alle Nationen anzutreffen.

Mein ehrlicher Mentor fuhr fort, mich auf eine bescheidene und doch treffende Weise

zu warnen, und ich nahm es ihm immer heimlich übel. Ich war keineswegs von der Wahrheit seiner Behauptung überzeugt, und vielleicht hatte ich auch damals Recht, vielleicht hatte er Unrecht, die Frauen unter allen Umständen für so schwach zu halten; aber er redete zugleich so zudringlich, daß mir einst bange wurde, er möchte Recht haben, da ich denn sehr lebhaft zu ihm sagte: weil die Gefahr so groß und das menschliche Herz so schwach ist, so will ich Gott bitten, daß er mich bewahre.

Die naive Antwort schien ihn zu freuen; er lobte meinen Vorsatz; aber es war bey mir nichts weniger als ernstlich gemeynt; diesmal war es nur ein leeres Wort; denn die Empfindungen für den Unsichtbaren waren bey mir fast ganz verloschen. Der große Schwarm, mit dem ich umgeben war, zerstreute mich und riß mich wie ein starker Strom mit

fort. Es waren die leerſten Jahre meines Lebens. Tagelang von nichts zu reden, keinen geſunden Gedanken zu haben, und nur zu ſchwärmen, das war meine Sache. Nicht einmal der geliebten Bücher wurde gedacht. Die Leute, mit denen ich umgeben war, hatten keine Ahndung von Wiſſenſchaften; es waren deutſche Hofleute und dieſe Klaſſe hatte damals nicht die mindeſte Kultur.

Ein ſolcher Umgang, ſollte man denken, hätte mich an den Rand des Verderbens führen müſſen. Ich lebte in ſinnlicher Munterkeit nur ſo hin, ich ſammlete mich nicht, ich betete nicht, ich dachte nicht an mich noch an Gott; aber ich ſeh es als eine Führung an, daß mir keiner von den vielen ſchönen, reichen und wohlgekleideten Männern gefiel. Sie waren liederlich und verſteckten es nicht, das ſchreckte mich zurück; ihr Geſpräch zierten ſie mit Zweydeutigkeiten, das beleidigte

mich

mich und ich hielt mich kalt gegen ſie; ihre Unart überſtieg manchmal allen Glauben, und ich erlaubte mir, grob zu ſeyn.

Überdieß hatte mir mein Alter einmal vertraulich eröffnet, daß mit den meiſten dieſer leidigen Burſche nicht allein die Tugend ſondern auch die Geſundheit eines Mädchens in Gefahr ſey. Nun graute mir erſt vor ihnen, und ich war ſchon beſorgt, wenn mir einer auf irgend eine Weiſe zu nahe kam. Ich hüthete mich vor Gläſern und Taſſen wie vor dem Stuhle, von dem einer aufgeſtanden war. Auf dieſe Weiſe war ich moraliſch und phyſiſch ſehr iſolirt, und alle die Artigkeiten, die ſie mir ſagten, nahm ich ſtolz für ſchuldigen Weyrauch auf.

Unter den Fremden, die ſich damals bey uns aufhielten, zeichnete ſich ein junger Mann beſonders aus, den wir im Scherz Narciß nannten. Er hatte ſich in der diplomati-

ſchen Laufbahn guten Ruf erworben, und hoffte bey den verſchiedenen Veränderungen, die an unſern neuen Hofe vorgingen, vortheilhaft placirt zu werden. Er ward mit meinem Vater bald bekannt, und ſeine Kenntniſſe und ſein Betragen öffneten ihm den Weg in eine geſchloſſene Geſellſchaft der würdigſten Männer. Mein Vater ſprach viel zu ſeinem Lobe, und ſeine ſchöne Geſtalt hätte noch mehr Eindruck gemacht, wenn ſein ganzes Weſen nicht eine Art von Selbſtgefälligkeit gezeigt hätte. Ich hatte ihn geſehen, dachte gut von ihm, aber wir hatten uns nie geſprochen.

Auf einem großen Balle, auf dem er ſich auch befand, tanzten wir eine Menuet zuſammen; auch dqs ging ohne nähere Bekanntſchaft ab. Als die heftigen Tänze angingen, die ich meinem Vater zu liebe, der für meine Geſundheit beſorgt war, zu ver-

meiden pflegte, begab ich mich in ein Neben-zimmer, und unterhielt mich mit ältern Freun-dinnen, die ſich zum Spiele geſetzt hatten.

Narciß, der eine Weile mit herumgeſprun-gen war, kam auch einmal in das Zimmer, in dem ich mich befand, und fing, nachdem er ſich von einem Naſenbluten, das ihn beym Tanzen überfiel, erhohlt hatte, mit mir über mancherley zu ſprechen an. Binnen einer halben Stunde war der Discours ſo inte-reſſant, ob ſich gleich keine Spur von Zärt-lichkeit drein miſchte, daß wir nun beyde das Tanzen nicht mehr vertragen konnten. Wir wurden bald von den andern darüber ge-neckt, ohne daß wir uns dadurch irre machen ließen. Den andern Abend konnten wir un-ſer Geſpräch wieder anknüpfen und ſchonten unſre Geſundheit ſehr.

Nun war die Bekanntſchaft gemacht. Narciß wartete mir und meinen Schweſtern

auf, und nun fing ich erſt wieder an gewahr zu werden, was ich alles wußte, worüber ich gedacht, was ich empfunden hatte, und worüber ich mich im Geſpräche auszudrücken verſtand. Mein neuer Freund, der von jeher in der beſten Geſellſchaft geweſen war, hatte außer dem hiſtoriſchen und politiſchen Fache, das er ganz überſah, ſehr ausgebreitete literariſche Kenntniſſe, und ihm blieb nichts Neues, beſonders was in Frankreich herauskam, unbekannt. Er brachte und ſendete mir manch angenehmes und nützliches Buch, doch das mußte geheimer als ein verbotenes Liebesverſtändniß gehalten werden. Man hatte die gelehrten Weiber lächerlich gemacht, und man wollte auch die unterrichteten nicht leiden, wahrſcheinlich, weil man für unhöflich hielt, ſo viel unwiſſende Männer beſchämen zu laſſen. Selbſt mein Vater, den dieſe neue Gelegenheit, meinen Geiſt aus-

zubilden, ſehr erwünſcht war, verlangte ausdrücklich, daß dieſes literariſche Commerz ein Geheimniß bleiben ſollte.

So währte unſer Umgang beynahe Jahr und Tag, und ich konnte nicht ſagen, daß Narciß auf irgend eine Weiſe Liebe oder Zärtlichkeit gegen mich geäußert hätte. Er blieb artig und verbindlich, aber zeigte keinen Affekt, vielmehr ſchien der Reiz meiner jüngſten Schweſter, die damals außerordentlich ſchön war, ihn nicht gleichgültig zu laſſen. Er gab ihr im Scherze allerley freundliche Namen aus fremden Sprachen, deren mehrere er ſehr gut ſprach, und deren eigenthümliche Redensarten er gern ins deutſche Geſpräch miſchte. Sie erwiederte ſeine Artigkeiten nicht ſonderlich; ſie war von einem andern Fädchen gebunden, und da ſie überhaupt ſehr raſch und er empfindlich war, ſo wurden ſie nicht ſelten über Kleinigkeiten

uneins. Mit der Mutter und den Tanten wußte er ſich gut zu halten, und ſo war er nach und nach ein Glied der Familie geworden.

Wer weiß wie lange wir noch auf dieſe Weiſe fortgelebt hätten, hätte nicht ein ſonderbarer Zufall unſere Verhältniſſe auf einmal verändert. Ich ward mit meinen Schweſtern in ein gewiſſes Haus gebeten, wohin ich nicht gerne ging. Die Geſellſchaft war zu gemiſcht, und es fanden ſich dort oft Menſchen, wo nicht vom rohſten doch vom plattſten Schlage mit ein; dießmal war Narciß auch mit geladen, und um ſeinetwillen war ich geneigt hin zu gehen; denn ich war doch gewiß jemanden zu finden, mit dem ich mich auf meine Weiſe unterhalten konnte. Schon bey Tafel hatten wir manches auszuſtehen, denn einige Männer hatten ſtark getrunken; nach Tiſche ſollten und

mußten Pfänder geſpielt werden. Es ging dabey ſehr rauſchend und lebhaft zu. Narciß hatte ein Pfand zu löſen; man gab ihm auf, der ganzen Geſellſchaft etwas ins Ohr zu ſagen, das jedermann angenehm wäre. Er mochte ſich bey meiner Nachbarin, der Frau eines Hauptmanns, zu lange verweilen. Auf einmal gab ihm dieſer eine Ohrfeige, daß mir, die ich gleich daran ſaß, der Puder in die Augen flog. Als ich die Augen ausgewiſcht und mich vom Schrecken einigermaßen erholt hatte, ſah ich beyde Männer mit bloßen Degen. Narciß blutete, und der andere, außer ſich von Wein, Zorn und Eiferſucht, konnte kaum von der ganzen übrigen Geſellſchaft zurück gehalten werden. Ich nahm Narciſſen beym Arm und führte ihn zur Thüre hinaus eine Treppe hinauf in ein ander Zimmer, und weil ich meinen

Freund vor ſeinem tollen Gegner nicht ſicher glaubte, riegelte ich die Thüre ſogleich zu.

Wir hielten beyde die Wunde nicht für ernſthaft, denn wir ſahen nur einen leichten Hieb über die Hand; bald aber wurden wir einen Strom von Blut, der den Rücken hinunterfloß, gewahr, und es zeigte ſich eine große Wunde auf dem Kopfe. Nun ward mir bange. Ich eilte auf den Vorplatz um nach Hülfe zu ſchicken, konnte aber niemand anſichtig werden, denn alles war unten geblieben, den raſenden Menſchen zu bändigen. Endlich kam eine Tochter des Hauſes herauf geſprungen und ihre Munterkeit ängſtigte mich nicht wenig, da ſie ſich über den tollen Spectakel und über die verfluchte Comödie faſt zu Tode lachen wollte. Ich bat ſie dringend mir einen Wundarzt zu ſchaffen, und ſie, nach ihrer wilden Art, ſprang gleich die Treppe hinunter, ſelbſt einen zu hohlen.

Ich ging wieder zu meinem Verwundeten, band ihm mein Schnupftuch um die Hand und ein Handtuch das an der Thüre hing, um den Kopf. Er blutete noch immer heftig, kein Wundarzt kam, der Verwundete erblaßte und ſchien in Ohnmacht zu ſinken. Niemand war in der Nähe, der mir hätte beyſtehen können; ich nahm ihn ſehr ungezwungen in den Arm und ſuchte ihn durch Streicheln und Schmeicheln aufzumuntern. Es ſchien die Wirkung eines geiſtigen Lebensmittels zu thun; er blieb bey ſich, aber ſaß todtenbleich da.

Nun kam endlich die thätige Hausfrau und wie erſchrak ſie nicht, als ſie den Freund in dieſer Geſtalt in meinen Armen liegen und uns alle beyde mit Blut überſtrömt ſahe, denn niemand hatte ſich vorgeſtellt, daß Narciß verwundet ſey, alle meynten, ich habe ihn glücklich hinaus gebracht.

Nun war Wein, wohlriechendes Waſſer und was nur erquicken und erfriſchen konnte, im Überfluß da, nun kam auch der Wundarzt und ich hätte wohl abtreten können; allein Narciß hielt mich feſt bey der Hand, und ich wäre ohne gehalten zu werden ſtehen geblieben. Ich fuhr während des Verbandes fort, ihn mit Wein anzuſtreichen und achtete es wenig, daß die ganze Geſellſchaft nunmehr umher ſtand. Der Wundarzt hatte geendigt, der Verwundete nahm einen ſtummen verbindlichen Abſchied von mir und wurde nach Hauſe getragen.

Nun führte mich die Hausfrau in ihr Schlafzimmer; ſie mußte mich ganz auskleiden und ich darf nicht verſchweigen, daß ich, da man ſein Blut von meinem Körper abwuſch, zum erſtenmal zufällig im Spiegel gewahr wurde, daß ich mich auch ohne Hülle für ſchön halten durfte. Ich konnte kei-

nes meiner Kleidungsſtücke wieder anziehn, und da die Perſonen im Hauſe alle kleiner oder ſtärker waren als ich, ſo kam ich in einer ſeltſamen Verkleidung zum größten Erſtaunen meiner Eltern nach Hauſe. Sie waren über mein Schrecken, über die Wunden des Freundes, über den Unſinn des Hauptmanns, über den ganzen Vorfall äußerſt verdrießlich. Wenig fehlte, ſo hätte mein Vater ſelbſt, ſeinen Freund auf der Stelle zu rächen, den Hauptmann heraus gefordert. Er ſchalt die anweſenden Herren, daß ſie ein ſolches meuchelmörderiſches Beginnen nicht auf der Stelle geahndet; denn es war nur zu offenbar, daß der Hauptmann ſogleich, nachdem er geſchlagen, den Degen gezogen und Narciſſen von hinten verwundet habe; der Hieb über die Hand war erſt geführt worden, als Narciß ſelbſt zum Degen griff. Ich war unbeſchreiblich alterirt und afficirt,

oder wie ſoll ich es ausdrücken; der Affekt, der im tiefſten Grunde des Herzens ruhte, war auf einmal losgebrochen, wie eine Flamme die Luft bekömmt. Und wenn Luſt und Freude ſehr geſchickt ſind, die Liebe zuerſt zu erzeugen und im Stillen zu nähren; ſo wird ſie, die von Natur herzhaft iſt, durch den Schrecken am leichteſten angetrieben, ſich zu entſcheiden und zu erklären. Man gab dem Töchterchen Arzney ein und legte es zu Bette. Mit dem frühſten Morgen eilte mein Vater zu dem verwundeten Freund, der an einem ſtarken Wundfieber recht krank darnieder lag.

Mein Vater ſagte mir wenig von dem, was er mit ihm geredet hatte, und ſuchte mich wegen der Folgen, die dieſer Vorfall haben könnte, zu beruhigen. Es war die Rede, ob man ſich mit einer Abbitte begnügen könne, ob die Sache gerichtlich werden

müſſe und was dergleichen mehr war. Ich kannte meinen Vater zu wohl, als daß ich ihm geglaubt hätte, daß er dieſe Sache ohne Zweykampf geendigt zu ſehen wünſchte; allein ich blieb ſtill, denn ich hatte von meinem Vater früh gelernt, daß Weiber in ſolche Händel ſich nicht zu miſchen hätten. Übrigens ſchien es nicht, als wenn zwiſchen den beyden Freunden etwas vorgefallen wäre, das mich betroffen hätte; doch bald vertraute mein Vater den Inhalt ſeiner weitern Unterredung meiner Mutter. Narciß, ſagte er, ſey äußerſt gerührt von meinem geleiſteten Beyſtand, habe ihn umarmt, ſich für meinen ewigen Schuldner erklärt, bezeigt, er verlange kein Glück, wenn er es nicht mit mir theilen ſollte, er habe ſich die Erlaubniß ausgebeten, ihn als Vater anſehn zu dürfen. Mama ſagte mir das alles treulich wieder, hängte aber die wohlmeynende

Erinnerung daran, auf ſo etwas, das in der erſten Bewegung geſagt worden, dürfe man ſo ſehr nicht achten. Ja freylich, antwortete ich mit angenommener Kälte, und fühlte der Himmel weiß was und wieviel dabey.

Narciß blieb zwey Monate krank, konnte wegen der Wunde an der rechten Hand nicht einmal ſchreiben, bezeigte mir aber inzwiſchen ſein Andenken durch die verbindlichſte Aufmerkſamkeit. Alle dieſe mehr als gewöhnliche Höflichkeiten hielt ich mit dem, was ich von der Mutter erfahren hatte, zuſammen, und beſtändig war mein Kopf voller Grillen. Die ganze Stadt unterhielt ſich von der Begebenheit. Man ſprach mit mir davon in einem beſondern Tone, man zog Folgerungen daraus, die, ſo ſehr ich ſie abzulehnen ſuchte, mir immer ſehr nahe gingen. Was vorher Tändeley und Gewohnheit geweſen war, ward nun Ernſt und Nei-

gung. Die Unruhe in der ich lebte, war um ſo heftiger, je ſorgfältiger ich ſie vor allen Menſchen zu verbergen ſuchte. Der Gedanke ihn zu verlieren, erſchreckte mich und die Möglichkeit einer nähern Verbindung machte mich zittern. Der Gedanke des Eheſtandes hat für ein halbkluges Mädchen gewiß etwas Schreckhaftes.

Durch dieſe heftigen Erſchütterungen ward ich wieder an mich ſelbſt erinnert. Die bunten Bilder eines zerſtreuten Lebens, die mir ſonſt Tag und Nacht vor den Augen ſchwebten, waren auf einmal weggeblaſen. Meine Seele fing wieder an ſich zu regen; allein die ſehr unterbrochene Bekanntſchaft mit dem unſichtbaren Freunde war ſo leicht nicht wieder hergeſtellt. Wir blieben noch immer in ziemlicher Entfernung; es war wieder etwas, aber gegen ſonſt ein großer Unterſchied.

Ein Zweykampf, worin der Hauptmann

ſtark verwundet wurde, war vorüber, ohne daß ich etwas davon erfahren hatte, und die öffentliche Meynung war in jedem Sinne auf der Seite meines Geliebten, der endlich wieder auf dem Schauplatze erſchien. Vor allen Dingen ließ er ſich mit verbundnem Haupt und eingewickelter Hand in unſer Haus tragen. Wie klopfte mir das Herz bey dieſem Beſuche! Die ganze Familie war gegenwärtig; es blieb auf beyden Seiten nur bey allgemeinen Dankſagungen und Höflichkeiten, doch fand er Gelegenheit mir einige geheime Zeichen ſeiner Zärtlichkeit zu geben, wodurch meine Unruhe nur zu ſehr vermehrt ward. Nachdem er ſich völlig wieder erhohlt, beſuchte er uns den ganzen Winter auf eben dem Fuß wie ehemals, und bey allen leiſen Zeichen von Empfindung und Liebe, die er mir gab, blieb alles unerörtert.

Auf dieſe Weiſe ward ich in ſteter Übung

gehal-

gehalten. Ich konnte mich keinem Menſchen vertrauen und von Gott war ich zu weit entfernt. Ich hatte dieſen während vier wilder Jahre ganz vergeſſen, nun dachte ich dann und wann wieder an ihn, aber die Bekanntſchaft war erkaltet; es waren nur Cerimonienviſiten, die ich ihm machte, und da ich überdies, wenn ich vor ihm erſchien, immer ſchöne Kleider anlegte, meine Tugend, Ehrbarkeit und Vorzüge, die ich vor andern zu haben glaubte, ihm mit Zufriedenheit vorwies; ſo ſchien er mich in dem Schmucke gar nicht zu bemerken.

Ein Höfling würde, wenn ſein Fürſt, von dem er ſein Glück erwartet, ſich ſo gegen ihn betrüge, ſehr beunruhigt werden; mir aber war nicht übel dabey zu Muthe, ich hatte was ich brauchte, Geſundheit und Bequemlichkeit, wollte ſich Gott mein Andenken gefallen laſſen, ſo war es gut, wo nicht, ſo

glaubte ich doch meine Schuldigkeit gethan zu haben.

So dachte ich freylich damals nicht von mir; aber es war doch die wahrhafte Gestalt meiner Seele. Meine Gesinnungen zu ändern und zu reinigen waren aber auch schon Anstalten gemacht.

Der Frühling kam heran, und Narciß besuchte mich unangemeldet zu einer Zeit, da ich ganz allein zu Hause war. Nun erschien er als Liebhaber und fragte mich, ob ich ihm mein Herz, und wenn er eine ehrenvolle, wohlbesoldete Stelle erhielte, auch dereinst meine Hand schenken wollte?

Man hatte ihn zwar in unsre Dienste genommen; allein zum Anfange hielt man ihn, weil man sich vor seinem Ehrgeiz fürchtete, mehr zurück, als daß man ihn schnell empor gehoben hätte und ließ ihn, weil er eignes Vermögen hatte, bey einer kleinen Besoldung.

Bey aller meiner Neigung zu ihm wußte ich, daß er der Mann nicht war, mit dem man ganz gerade handeln konnte. Ich nahm mich daher zusammen und verwies ihn an meinen Vater, an dessen Einwilligung er nicht zu zweifeln schien, und mit mir erst auf der Stelle einig seyn wollte. Endlich sagte ich Ja, indem ich die Beystimmung meiner Eltern zur nothwendigen Bedingung machte. Er sprach alsdann mit beyden förmlich; sie zeigten ihre Zufriedenheit, man gab sich das Wort auf den bald zu hoffenden Fall, daß man ihn weiter avanciren werde. Schwestern und Tanten wurden davon benachrichtigt, und ihnen das Geheimnis auf das strengste anbefohlen.

Nun war aus einem Liebhaber ein Bräutigam geworden. Die Verschiedenheit zwischen beyden zeigte sich sehr groß. Könnte jemand die Liebhaber aller wohldenkenden

Mädchen in Bräutigame verwandeln, so wäre es eine groſse Wohlthat für unſer Geſchlecht, ſelbſt wenn auf dieſes Verhältniß keine Ehe erfolgen ſollte. Die Liebe zwiſchen beyden Perſonen nimmt dadurch nicht ab, aber ſie wird vernünftiger. Unzählige kleine Thorheiten, alle Koketterien und Launen fallen gleich hinweg. Äußert uns der Bräutigam, daß wir ihm in einer Morgenhaube beſſer als in dem ſchönſten Aufſatze gefallen, dann wird einem wohldenkenden Mädchen gewiß die Friſur gleichgültig, und es iſt nichts natürlicher, als daß er auch ſolid denkt und lieber ſich eine Hausfrau als der Welt eine Putzdocke zu bilden wünſcht. Und ſo geht es durch alle Fächer durch.

Hat ein ſolches Mädchen dabey das Glück, daß ihr Bräutigam Verſtand und Kenntniſſe beſitzt, ſo lernt ſie mehr als hohe Schulen und fremde Länder geben können.

Sie nimmt nicht nur alle Bildung gern an, die er ihr giebt, ſondern ſie ſucht ſich auch auf dieſem Wege ſo immer weiter zu bringen. Die Liebe macht vieles Unmögliche möglich, und endlich geht die dem weiblichen Geſchlecht ſo nöthige und anſtändige Unterwerfung ſogleich an; der Bräutigam herrſcht nicht wie der Ehemann; er bittet nur, und ſeine Geliebte ſucht ihm abzumerken, was er wünſcht, um es noch eher zu vollbringen als er bittet.

So hat mich die Erfahrung gelehrt, was ich nicht um vieles miſſen möchte. Ich war glücklich, wahrhaft glücklich, wie man es in der Welt ſeyn kann, daß heißt, auf kurze Zeit.

Ein Sommer ging unter dieſen ſtillen Freuden hin. Narciß gab mir nicht die mindeſte Gelegenheit zu Beſchwerden; er ward mir immer lieber, meine ganze Seele hing an ihm, das wußte er wohl und wußte es

zu schätzen. Inzwischen entspann sich aus anscheinenden Kleinigkeiten etwas, das, unserm Verhältnisse nach und nach schädlich wurde.

Narciß ging als Bräutigam mit mir um, und nie wagte er es, das von mir zu begehren, was uns noch verboten war. Allein über die Grenzen der Tugend und Sittsamkeit waren wir sehr verschiedener Meynung. Ich wollte sicher gehen und erlaubte durchaus keine Freyheit, als welche allenfalls die ganze Welt hätte wissen dürfen. Er, an Näschereyen gewöhnt, fand diese Diät sehr streng; hier setzte es nun beständigen Widerspruch; er lobte mein Verhalten und suchte meinen Entschluß zu untergraben.

Mir fiel das ernsthaft meines alten Sprachmeisters wieder ein, und zugleich das Hülfsmittel, das ich damals dagegen angegeben hatte.

Mit Gott war ich wieder ein wenig bekannter geworden. Er hatte mir ſo einen lieben Bräutigam gegeben und dafür wußte ich ihm Dank. Die irdiſche Liebe ſelbſt concentrirte meinen Geiſt und ſetzte ihn in Bewegung, und meine Beſchäftigung mit Gott widerſprach ihr nicht. Ganz natürlich klagte ich ihm, was mich bange machte, und bemerkte nicht, daß ich ſelbſt das, was mich bange machte, wünſchte und begehrte. Ich kam mir ſehr ſtark vor und betete nicht etwa: bewahre mich vor Verſuchung, über die Verſuchung war ich meinen Gedanken nach weit hinaus. In dieſem loſen Flitterſchmuck eigner Tugend erſchien ich dreiſt vor Gott; er ſtieß mich nicht weg, auf die geringſte Bewegung zu ihm hinterließ er einen ſanften Eindruck in meiner Seele, und dieſer Eindruck bewegte mich ihn immer wieder aufzuſuchen.

Die ganze Welt war mir auſſer Narciſ-

ſen todt, nichts hatte außer ihm einen Reiz für mich. Selbſt meine Liebe zum Putz hatte nur den Zweck, ihm zu gefallen; wußte ich, daß er mich nicht ſah, ſo konnte ich keine Sorgfalt darauf wenden. Ich tanzte gern, wenn er aber nicht dabey war, ſo ſchien mir, als wenn ich die Bewegung nicht vertragen könnte. Auf ein brillantes Feſt, bey dem er nicht zugegen war, konnte ich mir weder etwas neues anſchaffen, noch das alte der Mode gemäß aufſtutzen. Einer war mir ſo lieb als der andere, doch möchte ich lieber ſagen, einer ſo läſtig als der andere. Ich glaubte meinen Abend recht gut zugebracht zu haben, wenn ich mir mit ältern Perſonen ein Spiel ausmachen konnte, wozu ich ſonſt nicht die mindeſte Luſt hatte, und wenn ein alter guter Freund mich etwa ſcherzhaft darüber aufzog, lächelte ich vielleicht das erſtemal den ganzen Abend. So ging es mit Pro-

Bild, das mir vorſchwebte, auf das ſich meine ganze Liebe bezog; aber das andere Gefühl bezog ſich auf kein Bild und war unausſprechlich angenehm. Ich habe es nicht mehr und kann es mir nicht mehr geben.

Mein Geliebter, der ſonſt alle meine Geheimniſſe wußte, erfuhr nichts hiervon. Ich merkte bald daß er anders dachte; er gab mir öfters Schriften, die alles, was man Zuſammenhang mit dem Unſichtbaren heißen kann, mit leichten und ſchweren Waffen beſtritten. Ich las die Bücher, weil ſie von ihm kamen, und wußte am Ende kein Wort von allem dem, was darin geſtanden hatte.

Über Wiſſenſchaften und Kenntniſſe ging es auch nicht ohne Widerſpruch ab; er machte es wie alle Männer, ſpottete über gelehrte Frauen und bildete unaufhörlich an mir. Über alle Gegenſtände, die Rechtsgelehrſamkeit ausgenommen, pflegte er mit mir zu

ſprechen, und indem er mir Schriften allerley Art beſtändig zubrachte, wiederholte er oft die bedenkliche Lehre: daß ein Frauenzimmer ſein Wiſſen heimlicher halten müßte, als der Calviniſt ſeinen Glauben im katholiſchen Lande, und indem ich wirklich auf eine ganz natürliche Weiſe vor der Welt mich nicht klüger und unterrichteter als ſonſt zu zeigen pflegte, war er der erſte, der gelegentlich der Eitelkeit nicht widerſtehen konnte, von meinen Vorzügen zu ſprechen.

Ein berühmter und damals wegen ſeines Einfluſſes, ſeiner Talente und ſeines Geiſtes ſehr geſchätzter Weltmann, fand an unſerm Hofe großen Beyfall. Er zeichnete Narciſſen beſonders aus und hatte ihn beſtändig um ſich. Sie ſtritten auch über die Tugend der Frauen. Narciß vertraute mir weitläuftig ihre Unterredung; ich blieb mit meinen Anmerkungen nicht dahinten, und mein Freund

verlangte von mir einen schriftlichen Aufsatz. Ich schrieb ziemlich geläufig französisch; ich hatte bey meinem Alten einen guten Grund gelegt. Die Correspondenz mit meinem Freunde war in dieser Sprache geführt, und eine feinere Bildung konnte man überhaupt damals nur aus französischen Büchern nehmen. Mein Aufsatz hatte dem Grafen gefallen; ich mußte einige kleine Lieder hergeben, die ich vor kurzen gedichtet hatte. Genug, Narciß schien sich auf seine Geliebte ohne Rückhalt etwas zu gute zu thun, und die Geschichte endigte zu seiner großen Zufriedenheit mit einer geistreichen Epistel in französischen Versen, die ihm der Graf bey seiner Abreise zusandte, worin ihres freundschaftlichen Streites gedacht war, und mein Freund am Ende glücklich gepriesen wurde, daß er nach so manchen Zweifeln und Irrthümern in den Armen einer reizenden und

tugendhaften Gattin, was Tugend ſey, am ſicherſten erfahren würde.

Dieſes Gedicht ward mir vor allen und dann aber auch faſt jederman gezeigt, und jeder dachte dabey was er wollte. So ging es in mehreren Fällen und ſo mußten alle Fremden, die er ſchätzte, in unſerm Hauſe bekannt werden.

Eine gräfliche Familie hielt ſich wegen unſres geſchickten Arztes eine Zeitlang hier auf. Auch in dieſem Hauſe war Narciß wie ein Sohn gehalten; er führte mich daſelbſt ein, man fand bey dieſen würdigen Perſonen eine angenehme Unterhaltung für Geiſt und Herz, und ſelbſt die gewöhnlichen Zeitvertreibe der Geſellſchaft ſchienen in dieſem Hauſe nicht ſo leer wie anderwärts. Jedermann wußte wie wir zuſammen ſtanden, man behandelte uns, wie es die Umſtände mit ſich brachten, und ließ das Haupt-

verhältniß unberührt. Ich erwähne dieser einen Bekanntschaft, weil sie in der Folge meines Lebens manchen Einfluß auf mich hatte.

Nun war fast ein Jahr unserer Verbindung verstrichen, und mit ihm war auch unser Frühling dahin. Der Sommer kam, und alles wurde ernsthafter und heißer.

Durch einige unerwartete Todesfälle waren Ämter erledigt, auf die Narciß Anspruch machen konnte. Der Augenblick war nahe, in dem sich mein ganzes Schicksal entscheiden sollte, und indeß Narciß und alle Freunde sich bey Hofe die möglichste Mühe gaben, gewisse Eindrücke, die ihm ungünstig waren, zu vertilgen, und ihm den erwünschten Platz zu verschaffen, wendete ich mich mit meinem Anliegen zu dem unsichtbaren Freunde. Ich war so freundlich aufgenommen, daß ich gern wiederkam. Ganz frey

gestand ich meinen Wunsch, Narciß möchte zu der Stelle gelangen; allein meine Bitte war nicht ungestüm, und ich forderte nicht, daß es um meines Gebets willen geschehen sollte.

Die Stelle ward durch einen viel geringeren Concurrenten besetzt. Ich erschrak heftig über die Zeitung, und eilte in mein Zimmer, das ich fest hinter mir zumachte. Der erste Schmerz löste sich in Thränen auf, der nächste Gedanke war: es ist aber doch nicht von ohngefähr geschehen, und sogleich folgte die Entschließung, es mir recht wohl gefallen zu lassen, weil auch dieses anscheinende Übel zu meinem wahren Besten gereichen würde. Nun drangen die sanftesten Empfindungen, die alle Wolken des Kummers zertheilten, herbey; ich fühlte, daß sich mit dieser Hülfe alles ausstehn ließ. Ich ging heiter zu Tische zum größten Erstaunen meiner Hausgenossen.

Narciß hatte weniger Kraft als ich, und ich mußte ihn tröſten. Auch in ſeiner Familie begegneten ihm Widerwärtigkeiten, die ihn ſehr drückten, und bey dem wahren Vertrauen, das unter uns Statt hatte, vertraute er mir alles. Seine Negotiationen in fremde Dienſte zu gehen, waren auch nicht glücklicher, alles fühlte ich tief um ſeinet- und meinetwillen, und alles trug ich zuletzt an den Ort, wo mein Anliegen ſo wohl aufgenommen wurde.

Je ſanfter dieſe Erfahrungen waren, deſto öfter ſuchte ich ſie zu erneuern, und ich ſuchte immer da den Troſt, wo ich ihn ſo oft gefunden hatte; allein ich fand ihn nicht immer, es war mir wie einem, der ſich an der Sonne wärmen will, und dem etwas im Wege ſteht, das Schatten macht. Was iſt das? fragte ich mich ſelbſt. Ich ſpürte der Sache eifrig nach, und bemerkte deutlich,

daß

daß alles von der Beſchaffenheit meiner Seele abhing; wenn die nicht ganz in der geradeſten Richtung zu Gott gekehrt war, ſo blieb ich kalt; ich fühlte ſeine Rückwirkung nicht, und konnte ſeine Antwort nicht vernehmen. Nun war die zweyte Frage: was verhindert dieſe Richtung? Hier war ich in einem weiten Felde, und verwickelte mich in eine Unterſuchung, die beynah das ganze zweyte Jahr meiner Liebesgeſchichte fortdauerte. Ich hätte ſie früher endigen können, denn ich kam bald auf die Spur, aber ich wollte es nicht geſtehen, und ſuchte tauſend Ausflüchte.

Ich fand ſehr bald, daß die gerade Richtung meiner Seele durch thörichte Zerſtreuung und Beſchäftigung mit unwürdigen Sachen geſtöhrt werde; das Wie und Wo war mir bald klar genug. Nun aber wie herauskommen? in einer Welt wo alles gleichgül-

tig oder toll iſt. Gern hätte ich die Sache an ihren Ort geſtellt ſeyn laſſen, und hätte auf geradewohl hingelebt wie andere Leute auch, die ich ganz wohlauf ſah; allein ich durfte nicht, mein Innres widerſprach mir zu oft. Wollte ich mich der Geſellſchaft entziehen und meine Verhältniſſe verändern, ſo konnte ich nicht. Ich war nun einmal in einen Kreis hinein geſperrt; gewiſſe Verbindungen konnte ich nicht los werden, und in der mir ſo angelegenen Sache drängten und häuften ſich die Fatalitäten. Ich legte mich oft mit Thränen zu Bette, und ſtand nach einer ſchlafloſen Nacht auch wieder ſo auf; ich bedurfte einer kräftigen Unterſtützung, und die verlieh mir Gott nicht, wenn ich mit der Schellenkappe herum lief.

Nun ging es an ein Abwiegen aller und jeder Handlungen; Tanzen und Spielen wurden am erſten in Unterſuchung genom-

men. Nie iſt etwas vor oder gegen dieſe Dinge geredet, gedacht, oder geſchrieben worden, das ich nicht aufſuchte, beſprach, las, erwog, vermehrte, verwarf, und mich unerhört herumplagte. Unterließ ich dieſe Dinge, ſo war ich gewiß, Narciſſen zu beleidigen. Denn er fürchtete ſich äußerſt vor dem Lächerlichen, das uns der Anſchein ängſtlicher Gewiſſenhaftigkeit vor der Welt giebt. Weil ich nun das, was ich für Thorheit, für ſchädliche Thorheit hielt, nicht einmal aus Geſchmack, ſondern blos um ſeinetwillen that, ſo wurde mir alles entſetzlich ſchwer.

Ohne unangenehme Weitläuftigkeiten und Wiederholungen würde ich die Bemühungen nicht darſtellen können, welche ich anwendete, um jene Handlungen, die mich nun einmal zerſtreuten und meinen innern Frieden ſtöhrten, ſo zu verrichten, daß dabey mein Herz für die Einwirkungen des unſichtbaren

Weſens offen bliebe, und wie ſchmerzlich ich empfinden mußte, daß der Streit auf dieſe Weiſe nicht beygelegt werden könne. Denn ſobald ich mich in das Gewand der Thorheit kleidete, blieb es nicht bloß bey der Maske, ſondern die Narrheit durchdrang mich ſogleich durch und durch.

Darf ich hier das Geſetz einer blos hiſtoriſchen Darſtellung überſchreiten, und einige Betrachtungen über dasjenige machen, was in mir vorging? Was konnte das ſeyn, das meinen Geſchmack und meine Sinnesart ſo änderte, daß ich im zwey und zwanzigſten Jahre, ja früher, kein Vergnügen an Dingen fand, die Leute von dieſem Alter unſchuldig beluſtigen können? Warum waren ſie mir nicht unſchuldig? Ich darf wohl antworten: eben weil ſie mir nicht unſchuldig waren, weil ich nicht wie andre meines gleichen unbekannt mit meiner Seele war.

Nein, ich wußte aus Erfahrungen, die ich ungeſucht erlangt hatte, daß es höhere Empfindungen gebe, die uns ein Vergnügen wahrhaftig gewährten, das man vergebens bey Luſtbarkeiten ſucht, und daß in dieſen höhern Freuden zugleich ein geheimer Schatz zur Stärkung im Unglück aufbewahrt ſey.

Aber die geſelligen Vergnügungen und Zerſtreuungen der Jugend mußten doch nothwendig einen ſtarken Reiz für mich haben, weil es mir nicht möglich war, ſie zu thun, als thäte ich ſie nicht. Wie manches könnte ich jetzt mit großer Kälte thun, wenn ich nur wollte, was mich damals irre machte, ja Meiſter über mich zu werden drohete. Hier konnte kein Mittelweg gehalten werden, ich mußte entweder die reizenden Vergnügungen oder die erquickenden innerlichen Empfindungen entbehren.

Aber ſchon war der Streit in meiner

Seele ohne mein eigentliches Bewußtseyn entſchieden. Wenn auch etwas in mir war, das ſich nach den ſinnlichen Freuden hinſehnte, ſo konnte ich ſie doch nicht mehr genießen. Wer den Wein noch ſo ſehr liebt, dem wird alle Luſt zum Trinken vergehen, wenn er ſich bey vollen Fäſſern in einem Keller befände, in welchem die verdorbene Luft ihn zu erſticken drohete. Keine Luſt iſt mehr als Wein, das fühlte ich nur zu lebhaft, und es hätte gleich von Anfang an wenig Überlegung bey mir gekoſtet, das Gute dem Reizenden vorzuziehen, wenn mich die Furcht, Narciſſens Gunſt zu verlieren, nicht abgehalten hätte. Aber da ich endlich nach tauſendfältigem Streit, nach immer wiederholter Betrachtung, auch ſcharfe Blicke auf das Band warf, das mich an ihn feſt hielt, entdeckte ich, daß es nur ſchwach war, daß es ſich zerreiſſen laſſe. Ich erkannte

auf einmal, daß es nur eine Glasglocke sey, die mich in den luftleeren Raum sperrte; nur noch so viel Kraft sie entzwey zu schlagen, und du bist gerettet.

Gedacht gewagt. Ich zog die Maske ab und handelte jedesmal wie mirs ums Herz war. Narcissen hatte ich immer zärtlich lieb; aber das Thermometer, das vorher im heißen Wasser gestanden, hing nun an der natürlichen Luft; es konnte nicht höher steigen, als die Atmosphäre warm war.

Unglücklicherweise erkältete sie sich sehr. Narciß fing an sich zurück zu ziehen und fremd zu thun, das stand ihm frey; aber mein Thermometer fiel, so wie er sich zurück zog. Meine Familie bemerkte es, man befragte mich, man wollte sich verwundern. Ich erklärte mit männlichem Trotz, daß ich mich bisher genug aufgeopfert habe, daß ich bereit sey, noch ferner und bis ans Ende

meines Lebens alle Widerwärtigkeiten mit ihm zu theilen, daß ich aber für meine Handlungen völlige Freyheit verlange, daß mein Thun und Laſſen von meiner Überzeugung abhängen müſſe; daß ich zwar niemals eigenſinnig auf meiner Meynung beharren, vielmehr jede Gründe gerne anhören wollte, aber da es mein eigenes Glück betreffe, müſſe die Entſcheidung von mir abhängen, und keine Art von Zwang würde ich dulden. So wenig das Raiſonnement des größten Arztes mich bewegen würde, eine ſonſt vielleicht ganz geſunde und von vielen ſehr geliebte Speiſe zu mir zu nehmen, ſo bald mir meine Erfahrung bewieſe, daß ſie mir jederzeit ſchädlich ſey, wie ich den Gebrauch des Kaffees zum Beyſpiel anführen könnte, ſo wenig und noch viel weniger würde ich mir irgend eine Handlung, die mich verwirrte, als für mich moraliſch zuträglich aufdemonſtriren laſſen.

Da ich mich ſo lange im Stillen vorbereitet hatte, ſo waren mir die Debatten hierüber eher angenehm als verdrießlich. Ich machte meinem Herzen Luft, und fühlte den ganzen Werth meines Entſchluſſes. Ich wich nicht ein Haar breit, und wem ich nicht kindlichen Reſpect ſchuldig war, der wurde derb abgefertigt. In meinem Hauſe ſiegte ich bald. Meine Mutter hatte von Jugend auf ähnliche Geſinnungen, nur waren ſie bey ihr nicht zur Reife gediehen; keine Noth hatte ſie gedrängt, und den Muth ihre Überzeugung durchzuſetzen erhöht. Sie freute ſich durch mich ihre ſtillen Wünſche erfüllt zu ſehen. Die jüngere Schweſter ſchien ſich an mich anzuſchließen; die zweyte war aufmerkſam und ſtill. Die Tante hatte am meiſten einzuwenden. Die Gründe, die ſie vorbrachte, ſchienen ihr unwiderleglich, und waren es auch, weil ſie ganz gemein waren.

Ich war endlich genöthigt, ihr zu zeigen, daß ſie in keinem Sinne eine Stimme in dieſer Sache habe, und ſie ließ nur ſelten merken, daß ſie auf ihrem Sinne verharre. Auch war ſie die einzige, die dieſe Begebenheit von nahen anſah und ganz ohne Empfindung blieb. Ich thue ihr nicht zu viel, wenn ich ſage, daß ſie kein Gemüth und die eingeſchränkteſten Begriffe hatte.

Der Vater benahm ſich ganz ſeiner Denkart gemäß. Er ſprach wenig, aber öfter mit mir über die Sache, und ſeine Gründe waren verſtändig, und als ſeine Gründe unwiderleglich; nur das tiefe Gefühl meines Rechts gab mir Stärke, gegen ihn zu diſputiren. Aber bald veränderten ſich dieſe Scenen; ich mußte an ſein Herz Anſpruch machen. Gedrängt von ſeinem Verſtande brach ich in die affektvollſten Vorſtellungen aus. Ich ließ meiner Zunge und meinen Thränen

freyen Lauf. Ich zeigte ihm, wie ſehr ich Narciſſen liebte, und welchen Zwang ich mir ſeit zwey Jahren angethan hatte, wie gewiß ich ſey, daß ich recht handle, daß ich bereit ſey dieſe Gewißheit mit dem Verluſt des geliebten Bräutigams und anſcheinenden Glücks, ja wenn es nöthig wäre, mit Haab und Gut zu verſiegeln; daß ich lieber mein Vaterland, Eltern und Freunde verlaſſen, und mein Brod in der Fremde verdienen, als gegen meine Einſichten handeln wollte. Er verbarg ſeine Rührung, ſchwieg einige Zeit ſtille und erklärte ſich endlich öffentlich für mich.

Narciß vermied ſeit jener Zeit unſer Haus, und nun gab mein Vater die wöchentliche Geſellſchaft auf, in der ſich dieſer befand. Die Sache machte Aufſehn bey Hofe und in der Stadt. Man ſprach darüber wie gewöhnlich in ſolchen Fällen, an denen das

Publikum heftigen Theil zu nehmen pflegt, weil es verwöhnt ist, auf die Entschließungen schwacher Gemüther einigen Einfluß zu haben. Ich kannte die Welt genug, und wußte, daß man oft von eben den Personen über das getadelt wird, wozu man sich durch sie hat bereden lassen, und auch ohne das würden mir bey meiner innern Verfassung alle solche vorübergehende Meynungen weniger als nichts gewesen seyn.

Dagegen versagte ich mir nicht, meiner Neigung zu Narcissen nachzuhängen. Er war mir unsichtbar geworden, und mein Herz hatte sich nicht gegen ihn geändert. Ich liebte ihn zärtlich, gleichsam auf das neue und viel gesetzter als vorher. Wollte er meine Überzeugung nicht stöhren, so war ich die Seine, ohne diese Bedingung hätte ich ein Königreich mit ihm ausgeschlagen. Mehrere Monate lang trug ich diese Em-

pfindungen und Gedanken mit mir herum, und da ich mich endlich ſtill und ſtark genug fühlte, um ruhig und geſetzt zu Werke zu gehen, ſo ſchrieb ich ihm ein höfliches, nicht zärtliches, Billet, und fragte ihn, warum er nicht mehr zu mir komme?

Da ich ſeine Art kannte, ſich ſelbſt in geringern Dingen nicht gern zu erklären, ſondern ſtillſchweigend zu thun, was ihm gut däuchte; ſo drang ich gegenwärtig mit Vorſatz in ihn. Ich erhielt eine lange und wie mir ſchien abgeſchmackte Antwort, in einem weitläuftigen Styl und unbedeutenden Phraſen: daß er ohne beſſere Stellen ſich nicht einrichten, und mir ſeine Hand anbieten könne, daß ich am beſten wiſſe, wie hinderlich es ihm bisher gegangen, daß er glaube, ein ſo lang fortgeſetzter fruchtloſer Umgang könne meiner Renommée ſchaden, ich würde ihm erlauben, ſich in der bisherigen Entfernung

zu halten; ſo bald er im Stande wäre, mich glücklich zu machen, würde ihm das Wort, das er mir gegeben, heilig ſeyn.

Ich antwortete ihm auf der Stelle: da die Sache aller Welt bekannt ſey, möge es zu ſpät ſeyn, meine Renommée zu menagiren, und für dieſe wären mir mein Gewiſſen und meine Unſchuld die ſicherſten Bürgen; Ihm aber gäbe ich hiermit ſein Wort ohne Bedenken zurück, und wünſchte, daß er dabey ſein Glück finden möchte. In eben der Stunde erhielt ich eine kurze Antwort, die im Weſentlichen mit der erſten völlig gleichlautend war. Er blieb dabey, daß er nach erhaltener Stelle bey mir anfragen würde, ob ich ſein Glück mit ihm theilen wollte.

Mir hieß das nun ſo viel als nichts geſagt. Ich erklärte meinen Verwandten und Bekannten, die Sache ſey abgethan und ſie war es auch wirklich. Denn als er neun

Monate hernach auf das erwünſchteſte beförderet wurde, ließ er mir ſeine Hand nochmals antragen, freylich mit der Bedingung, daß ich als Gattin eines Mannes, der ein Haus machen müßte, meine Geſinnungen würde zu ändern haben. Ich dankte höflich, und eilte mit Herz und Sinn von dieſer Geſchichte weg, wie man ſich aus dem Schauſpielhauſe heraus ſehnt, wenn der Vorhang gefallen iſt. Und da er kurze Zeit darauf, wie es ihm nun ſehr leicht war, eine reiche und anſehnliche Partie gefunden hatte, und ich ihn nach ſeiner Art glücklich wußte, ſo war meine Beruhigung ganz vollkommen.

Ich darf nicht mit Stillſchweigen übergehen, daß einigemal, noch eh er eine Bedienung erhielt, auch nachher anſehnliche Heirathsanträge an mich gethan wurden, die ich aber ganz ohne Bedenken ausſchlug, ſo ſehr Vater und Mutter mehr Nachgiebigkeit von meiner Seite gewünſcht hätten.

Nun ſchien mir nach einem ſtürmiſchen März und April das ſchönſte Maywetter beſchert zu ſeyn. Ich genoß bey einer guten Geſundheit eine unbeſchreibliche Gemüthsruhe; ich mochte mich umſehen, wie ich wollte, ſo hatte ich bey meinem Verluſte noch gewonnen. Jung und voll Empfindung wie ich war, däuchte mir die Schöpfung tauſendmal ſchöner als vorher, da ich Geſellſchaften und Spiele haben mußte, damit mir die Weile in dem ſchönen Garten nicht zu lang wurde. Da ich mich einmal meiner Frömmigkeit nicht ſchämte, ſo hatte ich Herz meine Liebe zu Künſten und Wiſſenſchaften nicht zu verbergen. Ich zeichnete, mahlte, las und fand Menſchen genug, die mich unterſtützten; ſtatt der großen Welt, die ich verlaſſen hatte, oder vielmehr, die mich verließ, bildete ſich eine kleinere um mich her, die weit reicher und unterhaltender war. Ich

hatte

hatte eine Neigung zum geſellſchaftlichen Leben, und ich läugne nicht, daß mir, als ich meine ältern Bekanntſchaften aufgab, vor der Einſamkeit grauete. Nun fand ich mich hinlänglich, ja vielleicht zu ſehr entſchädigt. Meine Bekanntſchaften wurden erſt recht weitläuftig, nicht nur mit Einheimiſchen, deren Geſinnungen mit den meinigen übereinſtimmten, ſondern auch mit Fremden. Meine Geſchichte war ruchtbar geworden, und es waren viele Menſchen neugierig, das Mädchen zu ſehen, die Gott mehr ſchätzte als ihren Bräutigam. Es war damals überhaupt eine gewiſſe religiöſe Stimmung in Deutſchland bemerkbar. In mehreren fürſtlichen und gräflichen Häuſern war eine Sorge für das Heil der Seele lebendig. Es fehlte nicht an Edelleuten die gleiche Aufmerkſamkeit hegten, und in den geringern Ständen war durchaus dieſe Geſinnung verbreitet.

Die gräfliche Familie, deren ich oben erwähnt, zog mich nun näher an ſich. Sie hatte ſich indeſſen verſtärkt, indem ſich einige Verwandte in die Stadt gewendet hatten. Dieſe ſchätzbaren Perſonen ſuchten meinen Umgang, wie ich den ihrigen. Sie hatten große Verwandtſchaft, und ich lernte in dieſem Hauſe einen großen Theil der Fürſten, Grafen und Herrn des Reichs kennen. Meine Geſinnungen waren niemanden ein Geheimniß, und man mochte ſie ehren oder auch nur ſchonen, ſo erlangte ich doch meinen Zweck und blieb ohne Anfechtung.

Noch auf eine andere Weiſe ſollte ich wieder in die Welt geführt werden. Zu eben der Zeit verweilte ein Stiefbruder meines Vaters, der uns ſonſt nur im Vorbeygehn beſucht hatte, länger bey uns. Er hatte die Dienſte ſeines Hofes, wo er geehrt und von Einfluß war, nur deswegen verlaſſen, weil

nicht alles nach seinem Sinne ging. Sein Verstand war richtig und sein Charakter streng, und er war darin meinem Vater sehr ähnlich; nur hatte dieser dabey einen gewissen Grad von Weichheit, wodurch ihm leichter ward in Geschäften nachzugeben und etwas gegen seine Überzeugung nicht zu thun, aber geschehen zu lassen, und den Unwillen darüber alsdann entweder in der Stille für sich oder vertraulich mit seiner Familie zu verkochen. Mein Oheim war um vieles jünger, und seine Selbstständigkeit ward durch seine äußern Umstände nicht wenig bestätigt. Er hatte eine sehr reiche Mutter gehabt, und hatte von ihren nahen und fernen Verwandten noch ein großes Vermögen zu hoffen; er bedurfte keines fremden Zuschusses, anstatt daß mein Vater bey seinem mäßigen Vermögen durch Besoldung an den Dienst fest geknüpft war.

Noch unbiegſamer war mein Oheim durch häusliches Unglück geworden. Er hatte eine liebenswürdige Frau und einen hoffnungsvollen Sohn früh verloren, und er ſchien von der Zeit an alles von ſich entfernen zu wollen, was nicht von ſeinem Willen abhing.

In der Familie fugte man ſich gelegentlich mit einiger Selbſtgefälligkeit in die Ohren, daß er wahrſcheinlich nicht wieder heirathen werde, und daß wir Kinder uns ſchon als Erben ſeines großen Vermögens anſehen könnten. Ich achtete nicht weiter darauf; allein das Betragen der übrigen ward nach dieſen Hoffnungen nicht wenig geſtimmt Bey der Feſtigkeit ſeines Charakters hatte er ſich gewöhnt, in der Unterredung niemand zu widerſprechen, vielmehr die Meynung eines jeden freundlich anzuhören, und die Art wie ſich jeder eine Sache dachte noch ſelbſt durch

Argumente und Beyſpiele zu erheben. Wer ihn nicht kannte glaubte ſtets mit ihm einerley Meynung zu ſeyn, denn er hatte einen überwiegenden Verſtand und konnte ſich in alle Vorſtellungsarten verſetzen. Mit mir ging es ihm nicht ſo glücklich, denn hier war von Empfindungen die Rede, von denen er gar keine Ahndung hatte, und ſo ſchonend, theilnehmend und verſtändig er mit mir über meine Geſinnungen ſprach, ſo war es mir doch auffallend, daß er von dem, worin der Grund aller meiner Handlungen lag, offenbar keinen Begriff hatte.

So geheim er übrigens war, entdeckte ſich doch der Entzweck ſeines ungewöhnlichen Auffenthalts bey uns nach einiger Zeit. Er hatte, wie man endlich bemerken konnte, ſich unter uns die jüngſte Schweſter auserſehen, um ſie nach ſeinem Sinne zu verheirathen

und glücklich zu machen; und gewiß ſie konnte nach ihren körperlichen und geiſtigen Gaben, beſonders wenn ſich ein anſehnliches Vermögen noch mit auf die Schaale legte, auf die erſten Partien Anſpruch machen. Seine Geſinnungen gegen mich gab er gleichfalls pantomimiſch zu erkennen, indem er mir den Platz einer Stiftsdame verſchafte, wovon ich ſehr bald auch die Einkünfte zog.

Meine Schweſter war mit ſeiner Fürſorge nicht ſo zufrieden und nicht ſo dankbar wie ich. Sie entdeckte mir eine Herzensangelegenheit, die ſie bisher ſehr weislich verborgen hatte, denn ſie fürchtete wohl, was auch wirklich geſchah, daß ich ihr auf alle mögliche Weiſe die Verbindung mit einem Manne, der ihr nicht hätte gefallen ſollen, widerrathen würde. Ich that mein möglichſtes, und es gelang mir. Die Abſichten des Oheims waren zu ernſthaft und zu deutlich,

und die Aussicht für meine Schwester, bey ihrem Weltsinne, so reizend, als daß sie nicht eine Neigung, die ihr Verstand selbst mißbilligte, aufzugeben Kraft hätte haben sollen.

Da sie nun den sanften Leitungen des Oheims nicht mehr wie bisher auswich, so war der Grund zu seinem Plane bald gelegt. Sie ward Hofdame an einem benachbarten Hofe, wo er sie einer Freundin, die als Oberhofmeisterin in großem Ansehn stand, zur Aufsicht und Ausbildung übergeben konnte. Ich begleitete sie zu dem Ort ihres neuen Aufenthaltes. Wir konnten beyde mit der Aufnahme, die wir erfuhren, sehr zufrieden seyn, und manchmal mußte ich über die Person, die ich nun als Stiftsdame, als junge und fromme Stiftsdame, in der Welt spielte, heimlich lächeln.

In frühern Zeiten würde ein solches Ver-

hältniß mich ſehr verwirrt, ja mir vielleicht den Kopf verrückt haben; nun aber war ich bey allem, was mich umgab, ſehr gelaſſen. Ich ließ mich in großer Stille ein paar Stunden friſiren, putzte mich und dachte nichts dabey, als daß ich in meinem Verhältniſſe dieſe Gallalivrée anzuziehen ſchuldig ſey. In den angefüllten Sälen ſprach ich mit allen und jeden, ohne daß mir irgend eine Geſtalt oder ein Weſen einen ſtarken Eindruck zurück gelaſſen hätte. Wenn ich wieder nach Hauſe kam, waren müde Beine meiſt alles Gefühl, was ich mit zurück brachte. Meinem Verſtande nützten die vielen Menſchen, die ich ſah, und als Muſter aller menſchlichen Tugenden eines guten und edlen Betragens lernte ich einige Frauen, beſonders die Oberhofmeiſterin, kennen, unter der meine Schweſter ſich zu bilden das Glück hatte.

Doch fühlte ich bey meiner Rückkunft nicht ſo glückliche körperliche Folgen von dieſer Reiſe. Bey der größten Enthaltſamkeit und der genauſten Diät war ich doch nicht wie ſonſt Herr von meiner Zeit und meinen Kräften. Nahrung, Bewegung, Aufſtehn und Schlafengehn, Ankleiden und Ausfahren hing nicht wie zu Hauſe von meinem Willen und meinem Empfinden ab. Im Laufe des geſelligen Kreiſes darf man nicht ſtocken, ohne unhöflich zu ſeyn, und alles was nöthig war, leiſtete ich gern, weil ich es für Pflicht hielt, weil ich wußte, daß es bald vorüber gehen würde, und weil ich mich geſunder als jemals fühlte. Demohngeachtet mußte dieſes fremde unruhige Leben auf mich ſtärker als ich fühlte gewirkt haben. Denn kaum war ich zu Hauſe angekommen und hatte meine Eltern mit einer befriedigenden Erzählung erfreut, ſo überfiel mich ein Blut-

ſturz, der, ob er gleich nicht gefährlich war und ſchnell vorüber ging, doch lange Zeit eine merkliche Schwachheit hinterließ.

Hier hatte ich nun wieder eine neue Lektion aufzuſagen. Ich that es freudig; nichts feſſelte mich an die Welt, und ich war überzeugt, daß ich hier das Rechte niemals finden würde, und ſo war ich in dem heiterſten und ruhigſten Zuſtande, und ward, indem ich Verzicht aufs Leben gethan hatte, beym Leben erhalten.

Eine neue Prüfung hatte ich auszuſtehen, da meine Mutter mit einer drückenden Beſchwerde überfallen wurde, die ſie noch fünf Jahre trug, ehe ſie die Schuld der Natur bezahlte. In dieſer Zeit gab es manche Übung. Oft wenn ihr die Bangigkeit zu ſtark wurde, ließ ſie uns des Nachts alle vor ihr Bette rufen, um wenigſtens durch unſre Gegenwart zerſtreut, wo nicht gebeſſert zu wer-

den. Schwerer, ja kaum zu tragen, war der Druck, als mein Vater auch elend zu werden anfing. Von Jugend auf hatte er öfters heftige Kopfschmerzen, die aber aufs längste nur sechs und dreißig Stunden anhielten. Nun aber wurden sie bleibend und wenn sie auf einen hohen Grad stiegen, so zerriß der Jammer mir das Herz. Bey diesen Stürmen fühlte ich meine körperliche Schwäche am meisten, weil sie mich hinderte, meine heiligsten liebsten Pflichten zu erfüllen, oder mir doch ihre Ausübung äußerst beschwerlich machte.

Nun konnte ich mich prüfen, ob auf dem Wege, den ich eingeschlagen, Wahrheit oder Phantasie sey, ob ich vielleicht nur nach andern gedacht, oder ob der Gegenstand meines Glaubens eine Realität habe, und zu meiner größten Unterstützung fand ich immer das letzte. Die gerade Richtung meines

Herzens zu Gott, der Umgang mit den beloved ones hatte ich gesucht und gefunden und das war was mir alles erleichterte. Wie der Wanderer in den Schatten, so eilte meine Seele nach diesem Schutzort. Wenn mich alles von außen drückte und kam niemals leer zurück.

In der neuern Zeit haben einige Verfechter der Religion, die mehr Eifer als Gefühl für dieselbe zu haben scheinen, ihre Mitgläubigen aufgefordert, Beyspiele von wirklichen Gebetserhörungen bekannt zu machen, wahrscheinlich, weil sie sich Brief und Siegel wünschten, um ihren Gegnern recht diplomatisch und juristisch zu Leibe zu gehen. Wie unbekannt muß ihnen das wahre Gefühl seyn, und wie wenig ächte Erfahrungen mögen sie selbst gemacht haben.

Ich darf sagen, ich kam nie leer zurück, wenn ich unter Druck und Noth Gott ge-

ſucht hatte. Es iſt unendlich viel geſagt, und doch kann und darf ich nicht mehr ſagen. So wichtig jede Erfahrung in dem kritiſchen Augenblicke für mich war, ſo matt, ſo unbedeutend, unwahrſcheinlich würde die Erzählung werden, wenn ich einzelne Fälle anführen wollte. Wie glücklich war ich, daß tauſend kleine Vorgänge zuſammen, ſo gewiß als das Athemholen Zeichen meines Lebens iſt, mir bewieſen: daß ich nicht ohne Gott auf der Welt ſey. Er war mir nahe, ich war vor ihm. Das iſts, was ich mit gefliſſentlicher Vermeidung aller theologiſchen Syſtemſprache mit größter Wahrheit ſagen kann.

Wie ſehr wünſchte ich, daß ich mich auch damals ganz ohne Syſtem befunden hätte; aber wer kommt früh zu dem Glücke, ſich ſeines eigenen Selbſts, ohne fremde Formen in reinen Zuſammenhang bewußt zu ſeyn.

Mir war es Ernſt mit meiner Seligkeit. Ich vertraute beſcheiden fremdem Anſehn; ich ergab mich völlig dem halliſchen Bekehrungsſyſtem, und mein ganzes Weſen wollte auf keine Wege hineinpaſſen.

Nach dieſem Lehrplan muß die Veränderung des Herzens mit einem tiefen Schrecken über die Sünde anfangen; das Herz muß in dieſer Noth bald mehr bald weniger die verſchuldete Strafe erkennen und den Vorſchmack der Hölle koſten, der die Luſt der Sünde verbittert. Endlich muß man eine ſehr merkliche Verſicherung der Gnade fühlen, die aber im Fortgange ſich oft verſteckt und mit Ernſt wieder geſucht werden muß.

Das alles traf bey mir weder nahe noch ferne zu. Wenn ich Gott aufrichtig ſuchte, ſo ließ er ſich finden, und hielt mir von vergangenen Dingen nichts vor. Ich ſah hinten nach wohl ein, wo ich unwürdig geweſen

und wußte auch, wo ich es noch war; aber die Erkenntniß meiner Gebrechen war ohne alle Angſt. Nicht einen Augenblick iſt mir eine Furcht vor der Hölle angekommen, ja die Idee eines böſen Geiſtes und eines Straf- und Quälortes nach dem Tode konnte keinesweges in dem Kreiſe meiner Ideen Platz finden. Ich fand die Menſchen, die ohne Gott lebten, deren Herz dem Vertrauen und der Liebe gegen den Unſichtbaren zugeſchloſſen war, ſchon ſo unglücklich, daß eine Hölle und äußere Strafen mir eher für ſie eine Linderung zu verſprechen, als eine Schärfung der Strafe zu drohen ſchienen. Ich durfte nur Menſchen auf dieſer Welt anſehen, die gehäſſigen Gefühlen in ihrem Buſen Raum geben, die ſich gegen das Gute von irgend einer Art verſtocken und ſich und andern das Schlechte aufdringen wollen, die lieber bey Tage die Augen zuſchließen, um nur behaup-

ten zu können, die Sonne gebe keinen Schein von ſich; wie über allen Ausdruck ſchienen mir dieſe Menſchen elend! Wer hätte eine Hölle ſchaffen können, um ihren Zuſtand zu verſchlimmern.

Dieſe Gemüthsbeſchaffenheit blieb mir einen Tag wie den andern zehn Jahre lang. Sie erhielt ſich durch viele Proben, auch am ſchmerzhaften Sterbebette meiner geliebten Mutter. Ich war offen genug, um bey dieſer Gelegenheit meine heitere Gemüthsverfaſſung frommen aber ganz ſchulgerechten Leuten nicht zu verbergen, und ich mußte darüber manchen freundſchaftlichen Verweis erdulden. Man meynte mir eben zur rechten Zeit vorzuſtellen, welchen Ernſt man anzuwenden hätte, um in geſunden Tagen einen guten Grund zu legen.

An Ernſt wollte ich es auch nicht fehlen laſſen. Ich ließ mich für den Augenblick über-

überzeugen und wäre um mein Leben gern traurig und voll Schrecken geweſen. Wie verwundert war ich aber, da es ein für allemal nicht möglich war. Wenn ich an Gott dachte, war ich heiter und vergnügt, auch bey meiner lieben Mutter ſchmerzensvollen Ende graute mich vor dem Tode nicht. Doch lernte ich vieles und ganz andre Sachen, als meine unberufenen Lehrmeiſter glaubten, in dieſen großen Stunden.

Nach und nach ward ich an den Einſichten ſo mancher hochberühmten Leute zweifelhaft nnd bewahrte meine Geſinnungen in der Stille. Eine gewiſſe Freundin, der ich erſt zu viel eingeräumt hatte, wollte ſich immer in meine Angelegenheiten mengen; auch von dieſer war ich genöthigt mich los zu machen, und einſt ſagte ich ihr ganz entſchieden: ſie ſollte ohne Mühe bleiben, ich brauchte ihren Rath nicht; ich kannte meinen Gott

und wollte ihn ganz allein zum Führer haben. Sie fand ſich ſehr beleidigt und ich glaube, ſie hat mirs nie ganz verziehen.

Dieſer Entſchluß, mich dem Rathe und der Einwirkung meiner Freunde in geiſtlichen Sachen zu entziehen, hatte die Folge, daß ich auch in äußerlichen Verhältniſſen meinen eigenen Weg zu gehen Muth gewann. Ohne den Beyſtand meines treuen unſichtbaren Führers hätte es mir übel gerathen können, und noch muß ich über die weiſe und glückliche Leitung erſtaunen. Niemand wußte eigentlich worauf es bey mir ankam, und ich wußte es ſelbſt nicht.

Das Ding, das noch nie erklärte böſe Ding, das uns von dem Weſen trennt, von dem wir das Leben empfangen haben und aus dem alles, was Leben genannt werden ſoll, ſich unterhalten muß, das Ding das man Sünde nennt, kannte ich noch gar nicht.

In dem Umgange mit dem unſichtbaren Freunde fühlte ich den ſüßeſten Genuß aller meiner Lebenskräfte. Das Verlangen, dieſes Glück immer zu genießen, war ſo groß, daß ich gern unterließ, was dieſen Umgang ſtörte, und hierin war die Erfahrung mein beſter Lehrmeiſter. Allein es ging mir wie den Kranken die keine Arzney haben und ſich mit der Diät zu helfen ſuchen. Es thut etwas, aber lange nicht genug.

In der Einſamkeit konnte ich nicht immer bleiben, ob ich gleich in ihr das beſte Mittel gegen die mir ſo eigene Zerſtreuung der Gedanken fand. Kam ich nachher in Getümmel, ſo machte es einen deſto größern Eindruck auf mich. Mein eigentlichſter Vortheil beſtand darin, daß die Liebe zur Stille herrſchend war, und ich mich am Ende immer dahin wieder zurück zog. Ich erkannte wie in einer Art von Dämmerung, mein

Elend und meine Schwäche, und ich ſuchte mir dadurch zu helfen, daß ich mich ſchonte, daß ich mich nicht ausſetzte.

Sieben Jahre lang hatte ich meine diätetiſche Vorſicht ausgeübt. Ich hielt mich nicht für ſchlimm und fand meinen Zuſtand wünſchenswerth. Ohne ſonderbare Umſtände und Verhältniſſe wäre ich auf dieſer Stufe ſtehen geblieben, und ich kam nur auf einem ſonderbaren Wege weiter; gegen den Rath aller meiner Freunde knüpfte ich ein neues Verhältniß an. Ihre Einwendungen machten mich anfangs ſtutzig. Sogleich wandte ich mich an meinen unſichtbaren Führer, und da dieſer es mir vergönnte, ging ich ohne Bedenken auf meinem Wege fort.

Ein Mann von Geiſt, Herz und Talenten hatte ſich in der Nachbarſchaft angekauft. Unter den Fremden, die ich kennen lernte, war auch er und ſeine Familie. Wir ſtimmten in

unſern Sitten, Hausverfaſſungen und Gewohnheiten ſehr überein, und konnten uns daher bald an einander anſchließen.

Philo, ſo will ich ihn nennen, war ſchon in gewiſſen Jahren, und meinem Vater, deſſen Kräfte abzunehmen anfingen, in gewiſſen Geſchäften von der größten Beyhülfe. Er ward bald der innige Freund unſeres Hauſes, und da er, wie er ſagte, an mir eine Perſon fand, die nicht das Ausſchweifende und Leere der großen Welt, und nicht das Trockne und Ängſtliche der Stillen im Lande habe; ſo waren wir bald vertraute Freunde. Er war mir ſehr angenehm und ſehr brauchbar.

Ob ich gleich nicht die mindeſte Anlage noch Neigung hatte, mich in weltliche Geſchäfte zu miſchen und irgend einen Einfluß zu ſuchen; ſo hörte ich doch gerne davon, und wußte gern, was in der Nähe und Ferne vorging. Von weltlichen Dingen liebte ich,

mir eine gefühlloſe Deutlichkeit zu verſchaffen. Empfindung, Innigkeit, Neigung bewahrte ich für meinen Gott, für die meinigen und für meine Freunde.

Dieſe letzten waren, wenn ich ſo ſagen darf, auf meine neue Verbindung mit Philo eiferſüchtig, und hatten dabey von mehr als einer Seite Recht, wenn ſie mich hierüber warnten. Ich litt viel in der Stille, denn ich konnte ſelbſt ihre Einwendungen nicht ganz für leer oder eigennützig halten. Ich war von jeher gewohnt, meine Einſichten unterzuordnen, und doch wollte diesmal meine Überzeugung nicht nach. Ich flehte zu meinem Gott, auch hier mich zu warnen, zu hindern, zu leiten, und da mich hierauf mein Herz nicht abmahnte, ſo ging ich meinen Pfad getroſt fort.

Philo hatte im Ganzen eine entfernte Ähnlichkeit mit Narciſſen, nur hatte eine

fromme Erziehung ſein Gefühl mehr zuſammen gehalten und belebt. Er hatte weniger Eitelkeit, mehr Charakter, und wenn jener in weltlichen Geſchäften fein, genau, anhaltend und unermüdlich war, ſo war dieſer klar, ſcharf, ſchnell, und arbeitete mit einer unglaublichen Leichtigkeit. Durch ihn erfuhr ich die innerſten Verhältniſſe faſt aller der vornehmen Perſonen, deren Äußeres ich in der Geſellſchaft hatte kennen lernen und ich war froh von meiner Warte dem Getümmel von weiten zuzuſehen. Philo konnte mir nichts mehr verhehlen; er vertraute mir nach und nach ſeine äußern und innern Verbindungen. Ich fürchtete für ihn, denn ich ſah gewiſſe Umſtände und Verwickelungen voraus, und das Übel kam ſchneller als ich vermuthet hatte. Denn er hatte mit gewiſſen Bekenntniſſen immer zurückgehalten und auch zuletzt entdeckte er mir nur ſo viel, daß ich das Schlimmſte vermuthen konnte.

Welche Wirkung hatte das auf mein Herz! Ich gelangte zu Erfahrungen, die mir ganz neu waren. Ich sah mit unbeschreiblicher Wehmuth einen Agathon, der in den Hainen von Delphos erzogen, das Lehrgeld noch schuldig war, und es nun mit schweren rückständigen Zinsen abzahlte, und dieser Agathon war mein genau verbundener Freund. Meine Theilnahme war lebhaft und vollkommen; ich litt mit ihm, und wir befanden uns beyde in dem sonderbarsten Zustande.

Nachdem ich mich lange mit seiner Gemüthsverfassung beschäftigt hatte, wendete sich meine Betrachtung auf mich selbst. Der Gedanke, du bist nicht besser als er, stieg wie eine kleine Wolke vor mir auf, breitete sich nach und nach aus, und verfinsterte meine ganze Seele.

Nun dachte ich nicht mehr bloß, du bist

nicht beſſer als er; ich fühlte es, und fühlte es ſo, daß ich es nicht noch einmal fühlen möchte: Und es war kein ſchneller Übergang. Mehr als ein Jahr mußte ich empfinden, daß wenn mich eine unſichtbare Hand nicht umſchränkt hätte, ich ein Girard, ein Cartouche, ein Damiens und welches Ungeheuer man nennen will, hätte werden können: die Anlage dazu fühlte ich deutlich in meinem Herzen. Gott welche Entdeckung!

Hatte ich nun bisher die Wirklichkeit der Sünde in mir durch die Erfahrung nicht einmal auf das leiſeſte gewahr werden können; ſo war mir jetzt die Möglichkeit derſelben in der Ahndung aufs ſchrecklichſte deutlich geworden, und doch kannte ich das Übel nicht, ich fürchtete es nur; ich fühlte, daß ich ſchuldig ſeyn könnte, und hatte mich nicht anzuklagen.

So tief ich überzeugt war, daß eine ſol-

che Geiſtesbeſchaffenheit, wofür ich die meinige anerkennen mußte, ſich nicht zu einer Vereinigung mit dem höchſten Weſen, die ich nach dem Tode hoſte, ſchicken können; ſo wenig fürchtete ich, in eine ſolche Trennung zu gerathen. Bey allem Böſen, das ich in mir entdeckte, hatte ich ihn lieb und haßte was ich fühlte, ja ich wünſchte es noch ernſtlicher zu haſſen, und mein ganzer Wunſch war, von dieſer Krankheit, und dieſer Anlage zur Krankheit erlöst zu werden, und ich war gewiß, daß mir der große Arzt ſeine Hülfe nicht verſagen würde.

Die einzige Frage war: was heilt dieſen Schaden? Tugendübungen? An die konnte ich nicht einmal denken. Denn zehn Jahre hatte ich ſchon mehr als nur bloße Tugend geübt, und die nun erkannten Greuel hatten dabey tief in meiner Seele verborgen gelegen; hätten ſie nicht auch wie bey Da-

vid losbrechen können, als er Bathseba erblickte, und war er nicht auch ein Freund Gottes, und war ich nicht im Innersten überzeugt, daß Gott mein Freund sey?

Sollte es also wohl eine unvermeidliche Schwäche der Menschheit seyn? müssen wir uns nun gefallen lassen, daß wir irgend einmal die Herrschaft unsrer Neigung empfinden, und bleibt uns bey dem besten Willen nichts anders übrig als den Fall, den wir gethan, zu verabscheuen, und bey einer ähnlichen Gelegenheit wieder zu fallen?

Aus der Sittenlehre konnte ich keinen Trost schöpfen. Weder ihre Strenge, wodurch sie unsre Neigung bemeistern will, noch ihre Gefälligkeit, mit der sie unsre Neigungen zu Tugenden machen möchte, konnte mir genügen. Die Grundbegriffe die mir der Umgang mit dem unsichtbaren Freunde eingeflößt hatte, hatten für mich schon einen viel entschiedenern Werth.

Indem ich einſt die Lieder ſtudierte, welche David nach jener häßlichen Kataſtrophe gedichtet hatte, war mir ſehr auffallend, daß er das in ihm wohnende Böſe ſchon in dem Stoff, woraus er geworden war, erblickte; daß er aber entſündigt ſeyn wollte, und daß er auf das dringendſte um ein reines Herz flehte.

Wie nun aber dazu zu gelangen? Die Antwort aus den ſymboliſchen Büchern wußte ich wohl; es war mir auch eine Bibelwahrheit, daß das Blut Jeſu Chriſti uns von allen Sünden reinige. Nun aber bemerkte ich erſt, daß ich dieſen ſo oft wiederholten Spruch noch nie verſtanden hatte. Die Fragen: was heißt das? Wie ſoll das zugehen? arbeiteten Tag und Nacht in mir ſich durch. Endlich glaubte ich bey einem Schimmer zu ſehen, daß das, was ich ſuchte, in der Menſchwerdung des ewigen Worts,

durch das alles und auch wir erſchaffen ſind, zu ſuchen ſey. Daß der Uranfängliche ſich in die Tiefen, in denen wir ſtecken, die er durchſchaut und umfaßt, einſtmal als Bewohner begeben habe, durch unſer Verhältniß von Stufe zu Stufe von der Empfängniß und Geburt bis zu dem Grabe durchgegangen ſey, daß er durch dieſen ſonderbaren Umweg wieder zu den lichten Höhen aufgeſtiegen, wo wir auch wohnen ſollten, um glücklich zu ſeyn: das ward mir, wie in einer dämmernden Ferne, offenbart.

O warum müſſen wir, um von ſolchen Dingen zu reden, Bilder gebrauchen, die nur äußere Zuſtände anzeigen? Wo iſt vor ihm etwas Hohes oder Tiefes, etwas Dunkles oder Helles; wir nur haben ein Oben und Unten, einen Tag und eine Nacht. Und eben darum iſt er uns ähnlich geworden, weil wir ſonſt keinen Theil an ihm haben könnten.

Wie können wir aber an dieſer unſchätzbaren Wohlthat Theil nehmen? Durch den Glauben, antwortet uns die Schrift. Was iſt denn Glauben? Die Erzählung einer Begebenheit für wahr zu halten, was kann mir das helfen? ich muß mir ihre Wirkungen, ihre Folgen zueignen können. Dieſer zueignende Glaube muß ein eigener, dem natürlichen Menſchen ungewöhnlicher Zuſtand des Gemüths ſeyn.

Nun, Allmächtiger! ſo ſchenke mir Glauben, flehte ich einſt in dem größten Druck des Herzens. Ich lehnte mich auf einen kleinen Tiſch, an dem ich ſaß, und verbarg mein bethräntes Geſicht in meinen Händen. Hier war ich in der Lage, in der man ſeyn muß, wenn Gott auf unſer Gebet achten ſoll, und in der man ſelten iſt.

Ja wer nun ſchildern könnte, was ich da fühlte. Ein Zug brachte meine Seele

nach dem Kreuze hin, an dem Jeſus einſt erblaßte; ein Zug war es, ich kann es nicht anders nennen; demjenigen völlig gleich, wodurch unſre Seele zu einem abweſenden Geliebten geführt wird, ein Zunahen, das vermuthlich viel weſentlicher und wahrhafter iſt, als wir nicht vermuthen. So nahte meine Seele dem Menſchgewordnen und am Kreuz geſtorbenen, und in dem Augenblicke wußte ich, was Glauben war.

Das iſt Glauben, ſagte ich, und ſprang wie halb erſchreckt in die Höhe. Ich ſuchte nun meiner Empfindung, meines Anſchauens gewiß zu werden, und im Kurzen war ich überzeugt, daß mein Geiſt eine Fähigkeit ſich aufzuſchwingen erhalten habe, die ihm ganz neu war.

Bey dieſen Empfindungen verlaſſen uns die Worte. Ich konnte ſie ganz deutlich von aller Phantaſie unterſcheiden; ſie waren

ganz ohne Phantaſie, ohne Bild, und gaben doch eben die Gewißheit eines Gegenſtandes, auf den ſie ſich bezogen, als die Einbildungskraft, indem ſie uns die Züge eines abweſenden Geliebten vormahlt.

Als das erſte Entzücken vorüber war, bemerkte ich, daß mir dieſer Zuſtand der Seele ſchon vorher bekannt geweſen; allein ich hatte ihn nie in dieſer Stärke empfunden. Ich hatte ihn niemals feſt halten, nie zu eigen behalten können. Ich glaube überhaupt, daß jede Menſchenſeele ein und das anderemal davon etwas empfunden hat. Ohne Zweifel iſt Er das, was einem jeden lehrt, daß ein Gott iſt.

Mit dieſer mich ehemals von Zeit zu Zeit nur anwandelnden Kraft war ich bisher ſehr zufrieden geweſen, und wäre mir nicht durch ſonderbare Schickung ſeit Jahr und Tag die unerwartete Plage wiederfahren,

wäre

wäre nicht dabey mein Können und Vermögen bey mir ſelbſt außer allen Credit gekommen, ſo wäre ich vielleicht mit jenem Zuſtande immer zufrieden geblieben.

Nun hatte ich aber ſeit jenem großen Augenblicke Flügel bekommen. Ich konnte mich über das was mich vorher bedrohete aufſchwingen, wie ein Vogel ſingend über den ſchnellſten Strom ohne Mühe fliegt, vor welchem das Hündchen ängſtlich bellend ſtehen bleibt.

Meine Freude war unbeſchreiblich, und ob ich gleich niemand etwas davon entdeckte, ſo merkten doch die meinigen eine ungewöhnliche Heiterkeit an mir, ohne begreifen zu können, was die Urſache meines Vergnügens wäre. Hätte ich doch immer geſchwiegen, und die reine Stimmung in meiner Seele zu erhalten geſucht! Hätte ich mich doch nicht durch Umſtände verleiten laſſen,

mit meinem Geheimniſſe hervor zu treten; ſo hätte ich mir abermals einen groſſen Umweg erſparen können.

Da in meinem vorhergehenden zehnjährigen Chriſtenlauf dieſe nothwendige Kraft nicht in meiner Seele war, ſo hatte ich mich in dem Fall anderer redlichen Leute auch befunden; ich hatte mir dadurch geholfen, daß ich die Phantaſie immer mit Bildern erfüllte, die einen Bezug auf Gott hatten, und auch dieſes iſt ſchon wahrhaft nützlich; denn ſchädliche Bilder und ihre böſen Folgen werden dadurch abgehalten. Sodann ergreift unſre Seele oft ein und das andere von den geiſtigen Bildern, und ſchwingt ſich ein wenig damit in die Höhe, wie ein junger Vogel von einem Zweige auf den andern flattert. So lange man nichts beſſeres hat, iſt doch dieſe Übung nicht ganz zu verwerfen.

Auf Gott zielende Bilder und Eindrücke

verſchaffen uns kirchliche Anſtalten, Glocken, Orgeln und Geſänge, und beſonders die Vorträge unſerer Lehrer. Auf ſie war ich ganz unſäglich begierig; keine Witterung, keine körperliche Schwäche hielt mich ab, die Kirchen zu beſuchen, und nur das ſonntägige Geläute konnte mir auf meinem Krankenbette einige Ungeduld verurſachen. Unſern Oberhofprediger, der ein trefflicher Mann war, hörte ich mit großer Neigung, auch ſeine Collegen waren mir werth, und ich wußte die goldnen Äpfel des göttlichen Wortes auch aus irdenen Schalen unter gemeinem Obſte heraus zu finden. Den öffentlichen Übungen wurden alle mögliche Privaterbauungen, wie man ſie nennt, hinzugefügt und auch dadurch nur Phantaſie und feinere Sinnlichkeit genährt. Ich war ſo an dieſen Gang gewöhnt, ich reſpectirte ihn ſo ſehr, daß mir auch jetzt nichts höheres ein-

fiel. Denn meine Seele hat nur Fühlhörner und keine Augen; sie taſtet nur und ſieht nicht; ach! daß ſie Augen bekäme und ſchauen dürfte!

Auch jetzt ging ich voll Verlangen in die Predigten; aber ach! wie geſchahe mir. Ich fand das nicht mehr was ich ſonſt gefunden. Dieſe Prediger ſtumpften ſich die Zähne an den Schalen ab, indeſſen ich den Kern genoß. Ich mußte ihrer nun bald müde werden; aber mich an den allein zu halten, den ich doch zu finden wußte, dazu war ich zu verwöhnt. Bilder wollte ich haben, äußere Eindrücke bedurfte ich, und glaubte ein reines geiſtiges Bedürfniß zu fühlen.

Philos Eltern hatten mit der Herrnhuthiſchen Gemeinde in Verbindung geſtanden; in ſeiner Bibliothek fanden ſich noch viele Schriften des Grafen. Er hatte mir einigemal ſehr klar und billig darüber geſprochen,

und mich ersucht, einige dieser Schriften durchzublättern, und wäre es auch nur, um ein psychologisches Phänomen kennen zu lernen. Ich hielt den Grafen für einen gar zu argen Ketzer; so ließ ich auch das Ebersdorfer Gesangbuch bey mir liegen, das mir der Freund in ähnlicher Absicht gleichsam aufgedrungen hatte.

In dem völligen Mangel aller äußeren Ermunterungsmittel ergriff ich wie von ohngefähr das gedachte Gesangbuch, und fand zu meinem Erstaunen wirklich Lieder darin, die, freylich unter sehr seltsamen Formen, auf dasjenige zu deuten schienen, was ich fühlte; die Originalität und Naivität der Ausdrücke zog mich an. Eigene Empfindungen schienen auf eine eigene Weise ausgedruckt; keine Schulterminologie erinnerte an etwas Steifes oder Gemeines. Ich ward überzeugt, die Leute fühlten was ich fühlte,

und ich fand mich nun ſehr glücklich, ein ſolches Verſchen ins Gedächtniß zu faſſen und mich einige Tage damit zu tragen.

Seit jenem Augenblick, in welchem mir das Wahre geſchenkt worden war, verfloſſen auf dieſe Weiſe ohngefähr drey Monate. Endlich faßte ich den Entſchluß, meinem Freunde Philo alles zu entdecken, und ihn um die Mittheilung jener Schriften zu bitten, auf die ich nun über die Maßen neugierig geworden war. Ich that es auch wirklich, ohnerachtet mir ein Etwas im Herzen ernſtlich davon abrieth.

Ich erzählte Philo die ganze Geſchichte umſtändlich, und da er ſelbſt darin eine Hauptperſon war, da meine Erzählung auch für ihn die ſtrengſte Bußpredigt enthielt, war er äußerſt betroffen und gerührt. Er zerfloß in Thränen. Ich freute mich, und glaubte, auch bey ihm ſey eine völlige Sinnesänderung bewirkt worden.

Er verſorgte mich mit allen Schriften, die ich nur verlangte, und nun hatte ich überflüßige Nahrung für meine Einbildungskraft. Ich machte große Fortſchritte in der Zinzendorfiſchen Art zu denken und zu ſprechen. Man glaube nicht, daß ich die Art und Weiſe des Grafen nicht auch gegenwärtig zu ſchätzen wiſſe, ich laſſe ihm gern Gerechtigkeit wiederfahren; er iſt kein leerer Phantaſt; er ſpricht von großen Wahrheiten meiſt mit einem kühnen Fluge der Einbildungskraft, und die ihn geſchmäht haben, wußten ſeine Eigenſchaften weder zu ſchätzen, noch zu unterſcheiden.

Ich gewann ihn unbeſchreiblich lieb. Wäre ich mein eigner Herr geweſen, ſo hätte ich gewiß Vaterland und Freunde verlaſſen, wäre zu ihm gezogen; unfehlbar hätten wir uns verſtanden und ſchwerlich hätten wir uns lange vertragen.

Dank ſey meinem Genius, der mich damals in meiner häuslichen Verfaſſung ſo eingeſchränkt hielt! Es war ſchon eine groſſe Reiſe, wenn ich nur in den Hausgarten gehen konnte. Die Pflege meines alten und ſchwächlichen Vaters machte mir Arbeit genug, und in den Ergötzungsſtunden war die edle Phantaſie mein Zeitvertreib. Der einzige Menſch, den ich ſah, war Philo, den mein Vater ſehr liebte, deſſen offnes Verhältniß zu mir aber durch die letzte Erklärung einigermaßen gelitten hatte. Bey ihm war die Rührung nicht tief gedrungen, und da ihm einige Verſuche, in meiner Sprache zu reden, nicht gelungen waren, ſo vermied er dieſe Materie um ſo leichter, als er durch ſeine ausgebreiteten Kenntniſſe immer neue Gegenſtände des Geſprächs herbey zu führen wußte.

Ich war alſo eine herrnhuthiſche Schwe-

ſter auf meine eigene Hand, und hatte dieſe neue Wendung meines Gemüths und meiner Neigungen beſonders vor dem Oberhofprediger zu verbergen, den ich als meinen Beichtvater zu ſchätzen ſehr Urſache hatte, und deſſen große Verdienſte auch gegenwärtig durch ſeine äußerſte Abneigung gegen die herrnhuthiſche Gemeinde in meinen Augen nicht geſchmälert wurden. Leider ſollte dieſer würdige Mann an mir und andern viele Betrübniß erleben!

Er hatte vor mehreren Jahren auswärts einen Cavalier als einen redlichen frommen Mann kennen lernen, und war mit ihm, als einem der Gott ernſtlich ſuchte, in einem ununterbrochenen Briefwechſel geblieben. Wie ſchmerzhaft war es daher für ſeinen geiſtlichen Führer, als dieſer Cavalier ſich in der Folge mit der herrnhuthiſchen Gemeinde einließ, und ſich lange unter den Brüdern auf-

hielt; daher jener eifrige Mann, als ſein Freund ſich mit den Brüdern wieder entzweyte, in ſeiner Nähe zu wohnen ſich entſchloß, und ſich ſeiner Leitung aufs neue völlig zu überlaſſen ſchien.

Nun wurde der Neuangekommene gleichſam im Triumph allen beſonders geliebten Schäfchen des Oberhirten vorgeſtellt. Nur in unſer Haus ward er nicht eingeführt, weil mein Vater niemand mehr zu ſehen pflegte. Der Cavalier fand große Approbation; er hatte das Geſittete des Hofs und das Einnehmende der Gemeinde, dabey viel ſchöne natürliche Eigenſchaften, und ward bald der große Heilige für alle, die ihn kennen lernten, worüber ſich ſein geiſtlicher Gönner äuſſerſt freute. Leider war jener nur über äuſſere Umſtände mit der Gemeine brouillirt, und im Herzen noch ganz Herrnhuther. Er hing wirklich an der Realität der Sache, al-

lein auch ihm war das Tändelwerk, das der Graf darum gehängt hatte, höchſt angemeſſen. Er war an jene Vorſtellungs- und Redensarten nun einmal gewöhnt, und wenn er ſich nunmehr vor ſeinem alten Freunde ſorgfältig verbergen mußte, ſo war es ihm deſto nothwendiger, ſo bald er ein Häufchen vertrauter Perſonen um ſich erblickte, mit ſeinen Verschen, Litaneyen und Bilderchen hervor zu rücken, und er fand, wie man denken kann, großen Beyfall.

Ich wußte von der ganzen Sache nichts, und tändelte auf meine eigene Art fort. Lange Zeit blieben wir uns unbekannt.

Einſt beſuchte ich, in einer freyen Stunde, eine kranke Freundin. Ich traf mehrere Bekannte dort an, und merkte bald, daß ich ſie in einer Unterredung geſtöhrt hatte. Ich ließ mir nichts merken; erblickte aber, zu meiner großen Verwunderung, an der Wand

einige herrnhüthiſche Bilder, in zierlichen Rahmen. Ich faßte geſchwinde, was in der Zeit, da ich nicht im Hauſe geweſen, vorgegangen ſeyn mochte, und bewillkommte dieſe neue Erſcheinung mit einigen angemeſſenen Verſen.

Man denke ſich das Erſtaunen meiner Freundinnen. Wir erklärten uns, und waren auf der Stelle einig und vertraut.

Ich ſuchte nun öfter Gelegenheit auszugehn. Leider fand ich ſie nur alle drey bis vier Wochen, ward mit dem adelichen Apoſtel und nach und nach mit der ganzen heimlichen Gemeinde bekannt. Ich beſuchte, wenn ich konnte, ihre Verſammlungen, und bey meinem geſelligen Sinn war es mir unendlich angenehm, das von andern zu vernehmen und andern mitzutheilen, was ich nur bisher in und mit mir ſelbſt ausgearbeitet hatte.

Ich war nicht so eingenommen, daß ich nicht bemerkt hätte, wie nur wenige den Sinn der zarten Worte und Ausdrücke fühlten, und wie sie dadurch auch nicht mehr, als ehemals durch die kirchlich symbolische Sprache, gefördert waren. Demohngeachtet ging ich mit ihnen fort, und ließ mich nicht irre machen. Ich dachte, daß ich nicht zur Untersuchung und Herzensprüfung berufen sey. War ich doch auch durch manche unschuldige Übung zum Besseren vorbereitet worden. Ich nahm meinen Theil hinweg, drang, wo ich zur Rede kam, auf den Sinn, der bey so zarten Gegenständen eher durch Worte versteckt als angedeutet wird, und ließ übrigens mit stiller Verträglichkeit einen jeden nach seiner Art gewähren.

Auf diese ruhigen Zeiten des heimlichen gesellschaftlichen Genusses, folgten bald die Stürme öffentlicher Streitigkeiten und Wi-

derwärtigkeiten, die am Hofe und in der Stadt große Bewegungen erregten, und ich möchte beynahe sagen, manches Skandal verursachten. Der Zeitpunct war gekommen, in welchem unser Oberhofprediger, dieser große Widersacher der herrnhuthischen Gemeinde, zu seiner gesegneten Demüthigung entdecken sollte, daß seine besten und sonst anhänglichsten Zuhörer sich sämmtlich auf die Seite der Gemeinde neigten. Er war äußerst gekränkt, vergaß im ersten Augenblicke alle Mäßigung und konnte in der Folge sich nicht, selbst wenn er gewollt hätte, zurück ziehn. Es gab heftige Debatten, bey denen ich glücklicher weise nicht genannt wurde, da ich nur ein zufälliges Mitglied der so sehr verhaßten Zusammenkünfte war, und unser eifriger Führer meinen Vater und meinen Freund in bürgerlichen Angelegenheiten nicht entbehren konnte. Ich erhielt mei-

ne Neutralität mit ſtiller Zufriedenheit; denn von ſolchen Empfindungen und Gegenſtänden mich ſelbſt mit wohlwollenden Menſchen zu unterhalten, war mir ſchon verdrießlich, wenn ſie den tiefſten Sinn nicht faſſen konnten, und nur auf der Oberfläche verweilten. Nun aber gar über das mit Widerſachern zu ſtreiten, worüber man ſich kaum mit Freunden verſtund, ſchien mir unnütz, ja verderblich. Denn bald konnte ich bemerken, daß liebevolle edle Menſchen, die in dieſem Falle ihr Herz von Widerwillen und Haß nicht rein halten konnten, gar bald zur Ungerechtigkeit übergingen, und, um eine äußere Form zu vertheidigen, ihr beſtes Innerſtes beynah zerſtöhrten.

So ſehr auch der würdige Mann in dieſem Falle Unrecht haben mochte, und ſo ſehr man mich auch gegen ihn aufzubringen ſuchte; konnte ich ihm doch niemals eine herzli-

che Achtung verſagen. Ich kannte ihn genau; ich konnte mich in ſeine Art, dieſe Sachen anzuſehen, mit Billigkeit verſetzen. Ich hatte niemals einen Menſchen ohne Schwäche geſehen, nur iſt ſie auffallender bey vorzüglichen Menſchen. Wir wünſchen und wollen nun ein für alle mal, daß die, die ſo ſehr privilegirt ſind, auch gar keinen Tribut, keine Abgaben zahlen ſollen. Ich ehrte ihn als einen vorzüglichen Mann, und hoffte den Einfluß meiner ſtillen Neutralität, wo nicht zu einem Frieden, doch zu einem Waffenſtillſtande zu nutzen. Ich weiß nicht, was ich bewirkt hätte; Gott faßte die Sache kürzer, und nahm ihn zu ſich. Bey ſeiner Bahre weinten alle, die noch kurz vorher um Worte mit ihm geſtritten hatten. Seine Rechtſchaffenheit, ſeine Gottesfurcht hatte niemals jemand bezweifelt.

Auch ich mußte um dieſe Zeit das Pup-

pen-

penwerk aus den Händen legen, das mir durch dieſe Streitigkeiten gewiſſermaßen in einem andern Lichte erſchienen war. Der Oheim hatte ſeine Plane auf meine Schweſter in der Stille durchgeführt. Er ſtellte ihr einen jungen Mann von Stande und Vermögen als ihren Bräutigam vor, und zeigte ſich in einer reichlichen Ausſteuer, wie man es von ihm erwarten konnte. Mein Vater willigte mit Freuden ein, die Schweſter war frey und vorbereitet, und veränderte gerne ihren Stand. Die Hochzeit wurde auf des Oheims Schloß ausgerichtet, Familie und Freunde waren eingeladen, und wir kamen alle mit heiterm Geiſte.

Zum erſtenmal in meinem Leben erregte mir der Eintritt in ein Haus Bewunderung. Ich hatte wohl oft von des Oheims Geſchmack, von ſeinem italiäniſchen Baumeiſter, von ſeinen Sammlungen und ſeiner Biblio-

thek reden hören; ich verglich aber das alles mit dem, was ich ſchon geſehen hatte, und machte mir ein ſehr buntes Bild davon in Gedanken. Wie verwundert war ich daher über den ernſten und harmoniſchen Eindruck, den ich beym Eintritt in das Haus empfand, und der ſich in jedem Saal und Zimmer verſtärkte. Hatte Pracht und Zierrath mich ſonſt nur zerſtreut; ſo fühlte ich mich hier geſammlet und auf mich ſelbſt zurück geführt. Auch in allen Anſtalten zu Feierlichkeiten und Feſten erregten Pracht und Würde ein ſtilles Gefallen, und es war mir eben ſo unbegreiflich, daß Ein Menſch das alles hätte erfinden und anordnen können, als daß mehrere ſich vereinigen könnten, um in einem ſo großen Sinne zuſammen zu wirken. Und bey dem allen ſchienen der Wirth und die Seinigen ſo natürlich; es war keine Spur von Steifheit noch von leerem Ceremoniel zu bemerken.

Die Trauung ſelbſt ward unvermuthet auf eine herzliche Art eingeleitet, eine vortrefliche Vocalmuſik überraſchte, [illegible] und der Geiſtliche wußte dieſer Ce[illegible] alle Feierlichkeit der Wahrheit zu geben. Ich ſtand neben Philo, und ſtatt mir Glück zu wünſchen, ſagte er mit einem tiefen Seufzer: als ich die Schweſter ſah die Hand hingeben, war mir's, als ob man mich mit ſiedheißen Waſſer begoſſen hätte. Warum? fragte ich. Es iſt mir allezeit ſo, wenn ich eine Copulation anſehe, verſetzte er. Ich lachte über ihn, und habe nachher oft genug an ſeine Worte zu denken gehabt.

Die Heiterkeit der Geſellſchaft, worunter viel junge Leute waren, ſchien noch einmal ſo glänzend, indem alles, was uns umgab, würdig und ernſthaft war. Aller Hausrath, Tafelzeug, Service und Tiſchaufſätze ſtimmten zu dem Ganzen, und wenn mir ſonſt

die Baumeiſter mit den Conditorn aus einer Schule entſprungen zu ſeyn ſchienen; ſo war hier [illegible]ditor und Taſeldecker bey dem Architekten [illegible] die Schule gegangen.

Da man mehrere Tage zuſammen blieb, hatte der geiſtreiche und verſtändige Wirth für die Unterhaltung der Geſellſchaft auf das mannigfaltigſte geſorgt. Ich wiederholte hier nicht die traurige Erfahrung, die ich ſo oft in meinem Leben gehabt hatte, wie übel eine große gemiſchte Geſellſchaft ſich befinde, die ſich ſelbſt überlaſſen zu den allgemeinſten und ſchalſten Zeitvertreiben greifen muß, damit ja eher die guten als die ſchlechten Subjecte Mangel der Unterhaltung fühlen.

Ganz anders hatte es der Oheim veranſtaltet. Er hatte zwey bis drey Marſchälle, wenn ich ſie ſo nennen darf, beſtellt; der eine hatte für die Freuden der jungen Welt zu ſorgen. Tänze, Spazierfahrten, kleine

Spiele waren von ſeiner Erfindung, und ſtanden unter ſeiner Direction, und da junge Leute gern im Freyen leben, und die Einflüſſe der Luft nicht ſcheuen; ſo war ihnen der Garten und der groſſe Gartenſaal übergeben, an den zu dieſem Endzwecke noch einige Galerien und Pavillons angebauet waren, zwar nur von Brettern und Leinwand aber in ſo edlen Verhältniſſen, daß man nur an Stein und Marmor dabey erinnert ward.

Wie ſelten iſt eine Fete, wobey derjenige, der die Gäſte zuſammen beruft, auch die Schuldigkeit empfindet, für ihre Bedürfniſſe und Bequemlichkeiten auf alle Weiſe zu ſorgen.

Jagd und Spielparthien, kurze Promenaden, Gelegenheiten zu vertraulichen einſamen Geſprächen waren für die ältern Perſonen bereitet, und derjenige, der am frühſten zu

Bette ging, war auch gewiß am weiteſten von allem Lärm einquartirt.

Durch dieſe gute Ordnung ſchien der Raum, in dem wir uns befanden, eine kleine Welt zu ſeyn, und doch, wenn man es bey nahem betrachtete, war das Schloß nicht groß, und man würde ohne genaue Kenntniß deſſelben und ohne den Geiſt des Wirthes wohl ſchwerlich ſo viele Leute darin beherbergt, und jeden nach ſeiner Art bewirthet haben.

So angenehm uns der Anblick eines wohlgeſtalteten Menſchen iſt, ſo angenehm iſt uns eine ganze Einrichtung, aus der uns die Gegenwart eines verſtändigen, vernünftigen Weſens fühlbar wird. Schon in ein reinliches Haus zu kommen, iſt eine Freude, wenn es auch ſonſt geſchmacklos gebauet und verziert iſt; denn es zeigt uns die Gegenwart wenigſtens von Einer Seite gebildeter

Menſchen. Wie doppelt angenehm iſt es uns alſo, wenn aus einer menſchlichen Wohnung uns der Geiſt einer höhern, obgleich auch nur ſinnlichen, Kultur entgegen ſpricht!

Mit vieler Lebhaftigkeit ward mir dieſes auf dem Schloſſe meines Oheims anſchaulich. Ich hatte vieles von Kunſt gehört und geleſen, Philo ſelbſt war ein großer Liebhaber von Gemälden, und hatte eine ſchöne Sammlung; auch ich ſelbſt hatte viel gezeichnet; aber theils war ich zu ſehr mit meinen Empfindungen beſchäftigt, und trachtete nur das eine, was Noth iſt, erſt recht ins Reine zu bringen, theils ſchienen doch alle die Sachen, die ich geſehen hatte, mich wie die übrigen weltlichen Dinge zu zerſtreuen. Nun war ich zum erſtenmal durch etwas Äußerliches auf mich ſelbſt zurück geführt, und ich lernte den Unterſchied zwiſchen dem natürlichen vortreflichen Geſang der

Nachtigall und einem vierſtimmigen Halleluja aus gefühlvollen Menſchenkehlen zu meiner größten Verwunderung erſt kennen.

Ich verbarg meine Freude über dieſe neue Anſchauung meinem Oheim nicht, der, wenn alles andere in ſein Theil gegangen war, ſich mit mir beſonders zu unterhalten pflegte. Er ſprach mit großer Beſcheidenheit von dem, was er beſaß und hervorgebracht hatte, mit großer Sicherheit von dem Sinne, in dem es geſammlet und aufgeſtellt worden war, und ich konnte wohl merken, daß er mit Schonung für mich redete, indem er nach ſeiner alten Art das Gute, wovon er Herr und Meiſter zu ſeyn glaubte, demjenigen unterzuordnen ſchien, was nach meiner Überzeugung das rechte und beſte war.

Wenn wir uns, ſagte er einmal, als möglich denken können, daß der Schöpfer der Welt ſelbſt die Geſtalt ſeiner Creatur

angenommen, und auf ihre Art und Weiſe ſich eine Zeitlang auf der Welt befunden habe; ſo muß uns dieſes Geſchöpf ſchon unendlich vollkommen erſcheinen, weil ſich der Schöpfer ſo innig damit vereinigen konnte. Es muß alſo in dem Begriff des Menſchen kein Widerſpruch mit dem Begriff der Gottheit liegen, und wenn wir auch oft eine gewiſſe Unähnlichkeit und Entfernung von ihr empfinden, ſo iſt es doch um deſto mehr unſere Schuldigkeit, nicht immer wie der Advokat des böſen Geiſtes nur auf die Blößen und Schwächen unſerer Natur zu ſehen, ſondern eher alle Vollkommenheiten aufzuſuchen, wodurch wir die Anſprüche unſrer Gottähnlichkeit beſtätigen können.

Ich lächelte und verſetzte: beſchämen Sie mich nicht zu ſehr, lieber Oheim, durch die Gefälligkeit in meiner Sprache zu reden! Das was Sie mir zu ſagen haben, iſt für

mich von so großer Wichtigkeit, daß ich es in Ihrer eigensten Sprache zu hören wünschte, und ich will alsdann, was ich mir davon nicht ganz zueignen kann, schon zu übersetzen suchen.

Ich werde, sagte er darauf, auch auf meine eigenste Weise, ohne Veränderung des Tons fortfahren können. Des Menschen größtes Verdienst bleibt wohl, wenn er die Umstände so viel als möglich bestimmt und sich so wenig als möglich von ihnen bestimmen läßt. Das ganze Weltwesen liegt vor uns, wie ein großer Steinbruch vor dem Baumeister, der nur dann den Nahmen verdient, wenn er aus diesen zufälligen Naturmassen, ein in seinem Geiste entsprungenes Urbild mit der größten Ökonomie, Zweckmäßigkeit und Festigkeit zusammen stellt. Alles außer uns ist nur Element, ja ich darf wohl sagen, auch alles an uns; aber tief in uns

liegt dieſe ſchöpferiſche Kraft, die das zu erſchaffen vermag, was ſeyn ſoll, und uns nicht ruhen und raſten läßt, bis wir es außer uns oder an uns auf eine oder die andere Weiſe dargeſtellt haben. Sie, liebe Nichte, haben vielleicht das beſte Theil erwählt; Sie haben Ihr ſittliches Weſen, Ihre tiefe liebevolle Natur mit ſich ſelbſt und mit dem höchſten Weſen übereinſtimmend zu machen geſucht, indeß wir andere wohl auch nicht zu tadeln ſind, wenn wir den ſinnlichen Menſchen in ſeinem Umfange zu kennen und thätig in Einheit zu bringen ſuchen.

Durch ſolche Geſpräche wurden wir nach und nach vertrauter, und ich erlangte von ihm, daß er mit mir, ohne Condescendenz, wie mit ſich ſelbſt ſprach. Glauben Sie nicht, ſagte der Oheim zu mir, daß ich Ihnen ſchmeichle, wenn ich Ihre Art zu denken und zu handeln lobe. Ich verehre den Men-

ſchen, der deutlich weiß, was er will, unabläſſig vorſchreitet, die Mittel zu ſeinem Zwecke kennt und ſie zu ergreifen und zu brauchen weiß; in wie fern ſein Zweck groß oder klein ſey, Lob oder Tadel verdiene, das kommt bey mir erſt nachher in Betrachtung. Glauben Sie mir, meine Liebe, der größte Theil des Unheils und deſſen was man bös in der Welt nennt, entſteht bloß, weil die Menſchen zu nachläſſig ſind ihre Zwecke recht kennen zu lernen, und wenn ſie ſolche kennen, ernſthaft darauf los zu arbeiten. Sie kommen mir vor wie Leute, die den Begriff haben, es könne und müſſe ein Thurm gebauet werden, und die doch an den Grund nicht mehr Steine und Arbeit verwenden, als man allenfalls einer Hütte unterſchlüge. Hätten Sie meine Freundin, deren höchſtes Bedürfniß war, mit Ihrer innern ſittlichen Natur ins reine zu kommen, anſtatt der

großen und kühnen Aufopferungen, ſich zwiſchen Ihrer Familie, einem Bräutigam, vielleicht einem Gemahl nur ſo hin behelfen, Sie würden, in einem ewigen Widerſpruch mit ſich ſelbſt, niemals einen zufriedenen Augenblick genoſſen haben.

Sie brauchen, verſetzt ich hier, das Wort Aufopferung, und ich habe manchmal gedacht, wie wir einer höhern Abſicht, gleichſam wie einer Gottheit, das geringere zum Opfer darbringen, ob es uns ſchon am Herzen liegt, wie man ein geliebtes Schaf für die Geſundheit eines verehrten Vaters gern und willig zum Altar führte.

Was es auch ſey, verſetzte er, der Verſtand oder die Empfindung, das uns eins für das andere hingeben, eins vor dem andern wählen heißt, ſo iſt Entſchiedenheit und Folge, nach meiner Meynung, das verehrungswürdigſte am Menſchen. Man kann

die Waare und das Geld nicht zugleich haben! und der iſt eben ſo übel daran, dem es immer nach der Waare gelüſtet, ohne daß er das Herz hat das Geld hinzugeben, als der, den der Kauf reut, wenn er die Waare in Händen hat. Aber ich bin weit entfernt, die Menſchen deshalb zu tadeln, denn ſie ſind eigentlich nicht Schuld, ſondern die verwickelte Lage, in der ſie ſich befinden, und in der ſie ſich nicht zu regieren wiſſen. So werden Sie, zum Beyſpiel, im Durchſchnitt, weniger üble Wirthe auf dem Lande als in den Städten finden, und wieder in kleinen Städten weniger als in großen, und warum? Der Menſch iſt zu einer beſchränkten Lage gebohren, einfache, nahe, beſtimmte Zwecke, vermag er einzuſehen, und er gewöhnt ſich die Mittel zu benutzen, die ihm gleich zur Hand ſind; ſobald er aber ins weite kommt, weiß er weder was er will, noch was er ſoll,

und es ist ganz einerley, ob er durch die Menge der Gegenstände zerstreut, oder ob er durch die Höhe und Würde derselben außer sich gesetzt werde. Es ist immer sein Unglück, wenn er veranlaßt wird, nach etwas zu streben, mit dem er sich durch eine regelmäßige Selbstthätigkeit nicht verbinden kann.

Fürwahr, fuhr er fort, ohne Ernst ist in der Welt nichts möglich, und unter denen, die wir gebildete Menschen nennen, ist eigentlich wenig Ernst zu finden, sie gehen, ich möchte sagen, gegen Arbeiten und Geschäfte, gegen Künste, ja gegen Vergnügungen nur mit einer Art von Selbstvertheidigung zu Werke, man lebt wie man ein Pack Zeitungen liest, nur damit man sie los werde, und es fällt mir dabey jener junge Engländer in Rom ein, der Abends, in einer Gesellschaft, sehr zufrieden erzählte: daß er doch heute sechs Kirchen und zwey Gallerien bey Seite

gebracht habe. Man will mancherley wiſſen und kennen, und gerade das was einen am wenigſten angeht, und man bemerkt nicht, daß kein Hunger dadurch geſtillt wird, wenn man nach der Luft ſchnappt. Wenn ich einen Menſchen kennen lerne, frage ich ſogleich, womit beſchäfftigt er ſich? und wie und in welcher Folge? und mit der Beantwortung der Frage iſt auch mein Intereſſe an ihm auf Zeitlebens entſchieden.

Sie ſind, lieber Oheim, verſetzte ich darauf, vielleicht zu ſtrenge und entziehen manchem guten Menſchen, dem Sie nützlich ſeyn könnten, Ihre hülfreiche Hand.

Iſt es dem zu verdinken, antwortete er, der ſo lange vergebens an ihnen und um ſie gearbeitet hat. Wie ſehr leidet man nicht in der Jugend von Menſchen die uns zu einer angenehmen Luſtparthie einzuladen glauben, wenn ſie uns in der Geſellſchaft

der

der Danaiden, oder des Syſiphus zu bringen verſprechen. Gott ſey Dank, ich habe mich von ihnen los gemacht, und wenn einer unglücklicher Weiſe in meinen Kreis kommt, ſuche ich ihn auf die höflichſte Art hinaus zu komplimentiren; denn grade von dieſen Leuten hört man die bitterſten Klagen über den verworrenen Lauf der Welthändel, über die Seichtigkeit der Wiſſenſchaften, über den Leichtſinn der Künſtler, über die Leerheit der Dichter und was alles noch mehr iſt. Sie bedenken am wenigſten, daß eben ſie ſelbſt und die Menge, die ihnen gleich iſt, grade das Buch nicht leſen würden, das geſchrieben wäre wie ſie es fordern, daß ihnen die ächte Dichtung fremd ſey, und daß ſelbſt ein gutes Kunſtwerk nur durch Vorurtheil ihren Beyfall erlangen könne. Doch laſſen Sie uns abbrechen, es iſt hier keine Zeit zu ſchelten noch zu klagen.

Er leitete meine Aufmerkſamkeit auf die verſchiedenen Gemählde, die an der Wand aufgehängt waren, mein Auge hielt ſich an die, deren Anblick reizend, oder deren Gegenſtand bedeutend war; er ließ es eine Weile geſchehen, dann ſagte er: gönnen Sie nun auch dem Genius, der dieſe Werke hervorgebracht hat, einige Aufmerkſamkeit. Gute Gemüther ſehen ſo gerne den Finger Gottes in der Natur, warum ſollte man nicht auch der Hand ſeines Nachahmers einige Betrachtung ſchenken? Er machte mich ſodann auf unſcheinbare Bilder aufmerkſam, und ſuchte mir begreiflich zu machen, daß eigentlich die Geſchichte der Kunſt uns bloß den Begriff von dem Werth und der Würde eines Kunſtwerks geben könne, daß man erſt die beſchwerlichen Stufen des Mechanismus und des Handwerks, an denen der fähige Menſch ſich Jahrhunderte lang hinauf arbeitet, kennen müſſe

um zu begreifen wie es möglich ſey, daß das Genie auf dem Gipfel, bey deſſen bloßen Anblick uns ſchwindelt, ſich frey und fröhlich bewege.

Er hatte in dieſem Sinne eine ſchöne Reihe zuſammen gebracht, und ich konnte mich nicht enthalten als er mir ſie auslegte, die moraliſche Bildung hier wie im Gleichniſſe vor mir zu ſehen. Als ich ihm meine Gedanken äußerte, verſetzte er: Sie haben vollkommen Recht, und wir ſehen daraus: daß man nicht wohl thut, der ſittlichen Bildung, einſam, in ſich ſelbſt verſchloſſen, nachzuhängen; vielmehr wird man finden daß derjenige, deſſen Geiſt nach einer moraliſchen Cultur ſtrebt, alle Urſache hat, ſeine feinere Sinnlichkeit zugleich mit auszubilden, damit er nicht in Gefahr komme, von ſeiner moraliſchen Höhe herab zu gleiten, indem er ſich den Lockungen einer regelloſen Phantaſie

übergiebt, und ſich in Gefahr ſetzt, ſeine edlere Natur durch Vergnügen an geſchmackloſen Tändeleyen, wo nicht an was ſchlimmerem herab zu würdigen.

Ich hatte ihn nicht in Verdacht, daß er auf mich ziele, aber ich fühlte mich getroffen, wenn ich zurück dachte, daß unter den Liedern, die mich erbauet hatten, manches abgeſchmackte mochte geweſen ſeyn, und daß die Bildchen, die ſich an meine geiſtlichen Ideen anſchloſſen, wohl ſchwerlich vor den Augen des Oheims würden Gnade gefunden haben.

Philo hatte ſich indeſſen öfters in der Bibliothek aufgehalten, und führte mich nunmehr auch in ſelbiger ein. Wir bewunderten die Auswahl und dabey die Menge der Bücher. Sie waren in jedem Sinne geſammlet; denn es wareck beynahe auch nur ſolche darin zu finden, die uns zur deutlichen Erkenntniß führen, oder uns zur rechten Ordnung an-

weiſen; die uns entweder rechte Materialien geben, oder uns von der Einheit unſres Geiſtes überzeugen.

Ich hatte in meinem Leben unſäglich geleſen und in gewiſſen Fächern war mir faſt kein Buch unbekannt, um deſto angenehmer war mirs hier von der Überſicht des Ganzen zu ſprechen, und Lücken zu bemerken, wo ich ſonſt nur eine beſchränkte Verwirrung oder eine unendliche Ausdehnung geſehen hatte.

Zugleich machten wir die Bekanntſchaft eines ſehr intereſſanten ſtillen Mannes. Er war Arzt und Naturforſcher, und ſchien mehr zu den Penaten als zu den Bewohnern des Hauſes zu gehören. Er zeigte uns das Naturalienkabinet, das, wie die Bibliothek, in verſchloſſenen Glasſchränken, zugleich die Wände der Zimmer verzierte und den Raum veredelte ohne ihn zu verengern. Hier ein-

nerte ich mich mit Freuden meiner Jugend, und zeigte meinem Vater mehrere Gegenſtände, die er ehemals auf das Krankenbette ſeines, kaum in die Welt blickenden Kindes gebracht hatte. Dabey verhehlte der Arzt ſo wenig als bey folgenden Unterredungen, daß er ſich mir, in Abſicht auf religiöſe Geſinnungen nähere, lobte dabey den Oheim außerordentlich wegen ſeiner Toleranz und Schätzung von allem, was den Werth und die Einheit der menſchlichen Natur anzeige und befördere, nur verlange er freylich von allen andern Menſchen ein gleiches und pflege nichts ſo ſehr, als individuellen Dünkel und ausſchließende Beſchränktheit, zu verdammen oder zu fliehen.

Seit der Trauung meiner Schweſter ſah' dem Oheim Ne Freude aus den Augen, und er ſprach verſchiedene mal mit mir über das, was er für ſie und ihre Kinder zu thun

denke. Er hatte ſchöne Güter, die er ſelbſt bewirthſchaftete, und die er, in dem beſten Zuſtande, ſeinen Neffen zu übergeben hoffte. Wegen des kleinen Guthes, auf dem wir uns befanden, ſchien er beſondere Gedanken zu hegen: ich werde es, ſagte er, nur einer Perſon überlaſſen, die zu kennen, zu ſchätzen und zu genießen weiß was es enthält, und die einſieht, wie ſehr ein Reicher und Vornehmer, beſonders in Deutſchland, Urſache habe etwas muſtermäßiges aufzuſtellen.

Schon war der größte Theil der Gäſte nach und nach verflogen, wir bereiteten uns zum Abſchied und glaubten die lezte Scene der Feyerlichkeit erlebt zu haben, als wir aufs neue durch ſeine Aufmerkſamkeit, uns ein würdiges Vergnügen zu machen, überraſcht wurden. Wir hatten ihm das Entzücken nicht verbergen können, das wir fühlten, als bey meiner Schweſter Trauung ein

Chor Menſchenſtimmen ſich, ohne alle Begleitung irgend eines Inſtruments, hören ließ. Wir legten es ihm nahe genug, uns das Vergnügen noch einmal zu verſchaffen; er ſchien nicht darauf zu merken. Wie überraſcht waren wir daher, als er eines Abends zu uns ſagte: die Tanzmuſik hat ſich entfernt; die jungen, flüchtigen Freunde haben uns verlaſſen; das Ehepaar ſelbſt ſieht ſchon ernſthafter aus als vor einigen Tagen, und in einer ſolchen Epoche von einander zu ſcheiden, da wir uns vielleicht nie, wenigſtens anders wiederſehen, regt uns zu einer feyerlichen Stimmung, die ich nicht edler nähren kann, als durch eine Muſik, deren Wiederhohlung Sie ſchon früher zu wünſchen ſchienen.

Er ließ durch das indeß verſtärkte und im Stillen noch mehr geübte Chor, uns vier und achtſtimmige Geſänge vortragen, die

uns, ich darf wohl ſagen, wirklich einen Vorſchmack der Seeligkeit gaben. Ich hatte bisher nur den frommen Geſang gekannt, in welchem gute Seelen oft mit heiſerer Kehle, wie die Waldvögelein, Gott zu loben glauben, weil ſie ſich ſelbſt eine angenehme Empfindung machen; dann die eitle Muſik der Concerte, in denen man allenfalls zur Bewunderung eines Talents, ſelten aber, auch nur zu einem vorübergehenden Vergnügen hingeriſſen wird. Nun vernahm ich eine Muſik aus dem tiefſten Sinne der trefflichſten menſchlichen Naturen entſprungen, die, durch beſtimmte und geübte Organe in harmoniſcher Einheit wieder zum tiefſten beſten Sinne des Menſchen ſprach und ihn wirklich in dieſem Augenblicke ſeine Gottähnlichkeit lebhaft empfinden ließ. Alles waren lateiniſche, geiſtliche Geſänge, die ſich, wie Juwelen, in dem goldnen Ringe einer geſit-

teten weltlichen Geſellſchaft ausnahmen, und mich, ohne Anforderung einer ſo genannten Erbauung, auf das geiſtigſte erhoben und glücklich machten.

Bey unſerer Abreiſe wurden wir alle auf das edelſte beſchenkt. Mir überreichte er das Ordenskreuz meines Stiftes, kunſtmäßiger und ſchöner gearbeitet und emaillirt, als man es ſonſt zu ſehen gewohnt war. Es hing an einem großen Brillanten, wodurch es zugleich an das Band befeſtigt wurde, und den er als den edelſten Stein einer Naturaliensammlung anzuſehen bat.

Meine Schweſter zog nun mit ihrem Gemahl auf ſeine Güter; wir andern, kehrten alle nach unſern Wohnungen zurück und ſchienen uns, was unſere äußre Umſtände anbetraf, in ein ganz gemeines Leben zurück gekehrt zu ſeyn. Wir waren, wie aus einem Feenſchloß, auf die platte Erde geſetzt, und

mußten uns nach unſrer Weiſe wieder benehmen und behelfen.

Die ſonderbaren Erfahrungen die ich in jenem neuen Kreiſe gemacht hatte, ließen einen ſchönen Eindruck bey mir zurück, doch blieb er nicht lange in ſeiner ganzen Lebhaftigkeit, obgleich der Oheim ihn zu unterhalten und zu erneuern ſuchte, indem er mir, von Zeit zu Zeit, von ſeinen beſten und gefälligſten Kunſtwerken zuſandte, und wenn ich ſie lange genug genoſſen hatte, wieder mit andern vertauſchte.

Ich war zu ſehr gewohnt, mich mit mir ſelbſt zu beſchäftigen, die Angelegenheiten meines Herzens und meines Gemüthes in Ordnung zu bringen, und mich davon mit ähnlich geſinnten Perſonen zu unterhalten, als daß ich mit Aufmerkſamkeit ein Kunſtwerk hätte betrachten ſollen, ohne bald auf mich ſelbſt zurück zu kehren. Ich war ge-

wohnt, ein Gemählde und einen Kupferſtich nur anzuſehen, wie die Buchſtaben eines Buchs. Ein ſchöner Druck gefällt wohl, aber wer wird ein Buch des Druckes wegen in die Hand nehmen? So ſollte mir auch eine bildliche Darſtellung etwas ſagen, ſie ſollte mich belehren, rühren, beſſern, und der Oheim mochte in ſeinen Briefen, mit denen er ſeine Kunſtwerke erläuterte, reden was er wollte, ſo blieb es mit mir doch immer beym Alten.

Doch mehr als meine eigene Natur zogen mich äußere Begebenheiten, die Veränderungen in meiner Familie von ſolchen Betrachtungen, ja eine Weile von mir ſelbſt ab; ich mußte dulden und würken, mehr, als meine ſchwachen Kräfte zu ertragen ſchienen.

Meine ledige Schweſter war bisher mein rechter Arm geweſen; geſund, ſtark und unbeſchreiblich gütig hatte ſie die Beſorgung der Haushaltung über ſich genommen, wie

mich die perſönliche Pflege des alten Vaters beſchäftigte. Es überfällt ſie ein Kathar, woraus eine Bruſtkrankheit wird, und in drey Wochen liegt ſie auf der Bahre; ihr Tod ſchlug mir Wunden, deren Narben ich jetzt noch nicht gerne anſehe.

Ich lag krank zu Bette, ehe ſie noch beerdiget war; der alte Schaden auf meiner Bruſt ſchien aufzuwachen, ich huſtete heftig, und war ſo heiſer daß ich keinen lauten Ton hervorbringen konnte.

Die verheirathete Schweſter kam vor Schrecken und Betrübniß zu früh in die Wochen. Mein alter Vater fürchtete, ſeine Kinder und die Hoffnung ſeiner Nachkommenſchaft auf einmal zu verliehren, ſeine gerechte Thränen vermehrten meinen Jammer; ich flehte zu Gott um Herſtellung einer leidlichen Geſundheit, und bat ihn nur mein Leben bis nach dem Tode des Vaters zu

friſten. Ich genaß, und war nach meiner Art wohl, konnte wieder meine Pflichten, obgleich nur auf eine kümmerliche Weiſe, erfüllen.

Meine Schweſter ward wieder guter Hoffnung. Mancherley Sorgen, die in ſolchen Fällen der Mutter anvertraut werden, wurden mir mitgetheilt; ſie lebte nicht ganz glücklich mit ihrem Manne, das ſollte dem Vater verborgen bleiben, ich mußte Schiedsrichter ſeyn, und konnte es um ſo eher, da mein Schwager Zutrauen zu mir hatte, und beyde wirklich gute Menſchen waren, nur daß beyde, anſtatt einander nachzuſehen, mit einander rechteten, und aus Begierde, völlig mit einander überein zu leben, niemals einig werden konnten. Nun lernte ich auch die weltlichen Dinge mit Ernſt angreifen, und das ausüben, was ich ſonſt nur geſungen hatte.

Meine Schweſter gebahr einen Sohn, die Unpäßlichkeit meines Vaters verhinderte ihn nicht, zu ihr zu reiſen. Beym Anblick des Kindes war er unglaublich heiter und froh, und bey der Taufe erſchien er mir gegen ſeine Art wie begeiſtert, ja ich möchte ſagen, als ein Genius mit zwey Geſichtern. Mit dem einen blickte er freudig vorwärts in jene Regionen, in die er bald einzugehen hoffte; mit dem andern auf das neue, hoffnungsvolle irdiſche Leben, das in dem Knaben entſprungen war, der von ihm abſtammte. Er ward nicht müde auf dem Rückwege mich von dem Kinde zu unterhalten, von ſeiner Geſtalt, ſeiner Geſundheit, und dem Wunſche, daß die Anlagen dieſes neuen Weltbürgers glücklich ausgebildet werden möchten. Seine Betrachtungen hierüber dauerten fort, als wir zu Hauſe anlangten, und erſt nach einigen Tagen bemerkte man eine

Art Fieber, das ſich nach Tiſch ohne Froſt und durch eine etwas ermattende Hitze äuſſerte. Er legte ſich jedoch nicht nieder, fuhr des morgens aus und verſah treulich ſeine Amtsgeſchäfte, bis ihn endlich anhaltende, ernſthafte Symptome davon abhielten.

Nie werde ich die Ruhe des Geiſtes, die Klarheit und Deutlichkeit vergeſſen, womit er die Angelegenheiten ſeines Hauſes, die Beſorgung ſeines Begräbniſſes, als wie das Geſchäft eines andern, mit der gröſten Ordnung vornahm.

Mit einer Heiterkeit, die ihm ſonſt nicht eigen war, und die bis zu einer lebhaften Freude ſtieg, ſagte er zu mir: wo iſt die Todesfurcht hingekommen, die ich ſonſt noch wohl empfand? ſollt ich zu ſterben ſcheuen? ich habe einen gnädigen Gott, das Grab erweckt mir kein Grauen, ich habe ein ewiges Leben.

Mir die Umſtände ſeines Todes zurück zu rufen, der bald darauf erfolgte, iſt in meiner Einſamkeit eine meiner angenehmſten Unterhaltungen, und die ſichtbaren Wirkungen einer höhern Kraft dabey wird mir niemand wegräſonniren.

Der Tod meines lieben Vaters veränderte meine bisherige Lebensart. Aus dem ſtrengſten Gehorſam, aus der größten Einſchränkung kam ich in die größte Freiheit, und ich genoß ihrer wie einer Speiſe die man lange entbehrt hat. Sonſt war ich ſelten zwey Stunden außer dem Hauſe, nun verlebte ich kaum Einen Tag in meinem Zimmer. Meine Freunde, bey denen ich ſonſt nur abgeriſſene Beſuche machen konnte, wollten ſich meines anhaltenden Umgangs, ſo wie ich mich des ihrigen, erfreuen, öfters wurde ich zu Tiſche geladen, Spazierfahrten und kleine Luſtreiſen kamen hinzu, und ich

blieb nirgends zurück. Als aber der Zirkel durchlaufen war, ſo ſahe ich, daß das unſchätzbare Glück der Freiheit nicht darin beſteht, daß man alles thut, was man thun mag, und wozu uns die Umſtände einladen, ſondern, daß man das ohne Hinderniß und Rückhalt, auf dem graden Wege, thun kann, was man für recht und ſchicklich hält, und ich war alt genug, in dieſem Falle, ohne Lehrgeld zu der ſchönen Überzeugung zu gelangen.

Was ich mir nicht verſagen konnte, war, ſobald als nur möglich, den Umgang mit den Gliedern der Herrnhuthiſchen Gemeine fortzuſetzen, und feſter zu knüpfen, und ich eilte eine ihrer nächſten Einrichtungen zu beſuchen: aber auch da fand ich keinesweges, was ich mir vorgeſtellt hatte. Ich war ehrlich genug meine Meinung merken zu laſſen, und man ſuchte mir hinwieder beyzubringen:

dieſe Verfaſſung ſey gar nichts gegen eine ordentlich eingerichtete Gemeine. Ich konnte mir das gefallen laſſen, doch hätte nach meiner Überzeugung der wahre Geiſt, aus einer kleinen ſo gut, als aus einer großen Anſtalt, hervorblicken ſollen.

Einer ihrer Biſchöfe, der gegenwärtig war, ein unmittelbarer Schüler des Grafen, beſchäftigte ſich viel mit mir; er ſprach vollkommen Engliſch; und weil ich es ein wenig verſtand, meinte er, es ſey ein Wink, daß wir zuſammen gehörten; ich meinte es aber ganz und gar nicht, ſein Umgang konnte mir nicht im geringſten gefallen. Er war ein Meſſerſchmidt, ein gebohrner Mähre, ſeine Art zu denken konnte das handwerksmäßige nicht verleugnen. Beſſer verſtand ich mich mit dem Herrn von L*, der Major in franzöſiſchen Dienſten geweſen war; aber zu der Unterthänigkeit, die er gegen

ſeinen Vorgeſetzten bezeigte, fühlte ich mich niemals fähig; ja es war mir als wenn man mir eine Ohrſeige gäbe, wenn ich die Majorin und andere, mehr oder weniger angeſehene, Frauen dem Biſchof die Hand küſſen ſah. Indeſſen wurde doch eine Reiſe nach Holland verabredet, die aber, und gewiß zu meinem Beſten, niemals zu Stande kam.

Meine Schweſter war mit einer Tochter niedergekommen, und nun war die Reihe an uns Frauen zufrieden zu ſeyn, und zu denken, wie ſie dereinſt, uns ähnlich, erzogen werden ſollte. Mein Schwager war dagegen ſehr unzufrieden, als in dem Jahre darauf abermals eine Tochter erfolgte; er wünſchte bey ſeinen großen Gütern Knaben um ſich zu ſehen, die ihm einſt in der Verwaltung beyſtehen könnten.

Ich hielt mich bey meiner ſchwachen Geſundheit ſtill, und bey einer ruhigen Lebens-

art ziemlich im Gleichgewicht, ich fürchtete den Tod nicht, ja ich wünſchte zu ſterben, aber ich fühlte in der Stille, daß mir Gott Zeit gebe, meine Seele zu unterſuchen und ihm immer näher zu kommen. In den vielen ſchlafloſen Nächten habe ich beſonders etwas empfunden, das ich eben nicht deutlich beſchreiben kann.

Es war als wenn meine Seele ohne Geſellſchaft des Körpers dächte, ſie ſah den Körper ſelbſt als ein, ihr fremdes, Weſen an, wie man etwa ein Kleid anſieht. Sie ſtellte ſich mit einer außerordentlichen Lebhaftigkeit die vergangenen Zeiten und Begebenheiten vor, und fühlte daraus, was folgen werde. Alle dieſe Zeiten ſind dahin, was folgt wird auch dahin gehen; der Körper wird wie ein Kleid zerreißen, aber Ich, das wohlbekannte Ich, Ich bin.

Dieſem großen, erhabenen und tröſtlichen

Gefühle ſo wenig als nur möglich nachzuhängen, lehrte mich ein edler Freund, der ſich mir immer näher verband; es war der Arzt, den ich in dem Hauſe meines Oheims hatte kennen lernen, und der ſich von der Verfaſſung meines Körpers und meines Geiſtes ſehr gut unterrichtet hatte; er zeigte mir wie ſehr dieſe Empfindungen, wenn wir ſie, unabhängig von äußern Gegenſtänden, in uns nähren, uns gewiſſermaßen aushöhlen und den Grund unſeres Daſeyns untergraben. Thätig zu ſeyn, ſagte er, iſt des Menſchen erſte Beſtimmung, und alle Zwiſchenzeiten, in denen er auszuruhen genöthiget iſt, ſollte er anwenden eine deutliche Erkenntniß der äuſſerlichen Dinge zu erlangen, die ihm in der Folge abermals ſeine Thätigkeit erleichterk.

Da der Freund meine Gewohnheit kannte, meinen eigenen Körper als einen äußern

Gegenſtand anzuſehn, und da er wußte, daß ich meine Conſtitution, mein Übel, und die mediciniſchen Hülfsmittel ziemlich kannte, und ich wirklich durch anhaltende eigene und fremde Leiden ein halber Arzt geworden war, ſo leitete er meine Aufmerkſamkeit von der Kenntniß des menſchlichen Körpers und der Specereyen, auf die übrigen nachbarlichen Gegenſtände der Schöpfung, und führte mich wie im Paradieſe umher, und nur zuletzt, wenn ich mein Gleichniß fortſetzen darf, ließ er mich den in der Abendkühle im Garten wandelnden Schöpfer aus der Entfernung ahnden.

Wie gerne ſah ich nunmehr Gott in der Natur, da ich ihn mit ſolcher Gewißheit im Herzen trug, wie intereſſant war mir das Werk ſeiner Hände, und wie dankbar war ich, daß er mich mit dem Athem ſeines Mundes hatte beleben wollen.

Wir hofften aufs neue, mit meiner Schweſter, auf einen Knaben, dem mein Schwager ſo ſehnlich entgegen ſah, und deſſen Geburt er leider nicht erlebte. Der wackere Mann ſtarb an den Folgen eines unglücklichen Sturzes vom Pferde, und meine Schweſter folgte ihm, nachdem ſie der Welt einen ſchönen Knaben gegeben hatte. Ihre vier hinterlaſſenen Kinder konnte ich nur mit Wehmuth anſehn. So manche geſunde Perſon war vor mir, der Kranken, hingegangen, ſollte ich nicht vielleicht von dieſen hoffnungsvollen Blüthen manche abfallen ſehen? Ich kannte die Welt genug, um zu wiſſen, unter wie vielen Gefahren ein Kind, beſonders in dem höheren Stande, herauf wächſt, und es ſchien mir, als wenn ſie ſeit der Zeit meiner Jugend ſich für die gegenwärtige Welt noch vermehrt hätten. Ich fühlte daß ich, bey meiner Schwäche, wenig oder nichts für

die Kinder zu thun im Stande ſey, um deſto erwünſchter war mir des Oheims Entſchluß, der natürlich aus ſeiner Denkungsart entſprang, ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf die Erziehung dieſer liebenswürdigen Geſchöpfe zu verwenden. Und gewiß, ſie verdienten es in jedem Sinne, ſie waren wohlgebildet, und verſprachen, bey ihrer großen Verſchiedenheit, ſämmtlich gutartige und verſtändige Menſchen zu werden.

Seitdem mein guter Arzt mich aufmerkſam gemacht hatte, betrachtete ich gern die Familienähnlichkeit in Kindern und Verwandten. Mein Vater hatte ſorgfältig die Bilder ſeiner Vorfahren aufbewahrt, ſich ſelbſt und ſeine Kinder von leidlichen Meiſtern mahlen laſſen, auch war meine Mutter und ihre Verwandten nicht vergeſſen worden. Wir kannten die Charactere der ganzen Familie genau, und da wir ſie oft

unter einander verglichen hatten, ſo ſuchten wir nun bey den Kindern die Ähnlichkeiten des äuſſern und innern wieder auf. Der älteſte Sohn meiner Schweſter ſchien ſeinem Großvater, väterlicher Seite, zu gleichen, von dem ein jugendliches Bild ſehr gut gemahlt in der Sammlung unſeres Oheims aufgeſtellt war, auch liebte er wie jener, der ſich immer als ein braver Officier gezeigt hatte, nichts ſo ſehr als das Gewehr, womit er ſich immer, ſo oft er mich beſuchte, beſchäftigte. Denn mein Vater hatte einen ſehr ſchönen Gewehrſchrank hinterlaſſen, und der Kleine hatte nicht eher Ruhe, bis ich ihm ein Paar Piſtolen und eine Jagdflinte ſchenkte, und bis er heraus gebracht hatte, wie ein deutſches Schloß aufzuziehen ſey. Übrigens war er in ſeinen Handlungen und ſeinem ganzen Weſen nichts weniger als rauh, ſondern vielmehr ſanft und verſtändig.

Die älteſte Tochter hatte meine ganze Neigung gefeſſelt, und es mochte wohl daher kommen, weil ſie mir ähnlich ſah, und weil ſie ſich von allen vieren am meiſten zu mir hielt. Aber ich kann wohl ſagen, je genauer ich ſie beobachtete, da ſie heran wuchs, deſto mehr beſchämte ſie mich, und ich konnte das Kind nicht ohne Bewunderung, ja ich darf beynahe ſagen, nicht ohne Verehrung anſehn. Man ſah nicht leicht eine edlere Geſtalt, ein ruhiger Gemüth und eine immer gleiche, auf keinen Gegenſtand eingeſchränkte, Thätigkeit. Sie war keinen Augenblick ihres Lebens unbeſchäftigt, und jedes Geſchäft ward unter ihren Händen zur würdigen Handlung. Alles ſchien ihr gleich, wenn ſie nur das verrichten konnte, was in der Zeit und am Platz war, und eben ſo konnte ſie ruhig, ohne Ungeduld, bleiben, wenn ſich nichts zu thun fand. Dieſe Thä-

tigkeit ohne Bedürfniß einer Beſchäftigung habe ich in meinem Leben nicht wieder geſehen. Unnachahmlich war von Jugend auf ihr Betragen gegen Nothleidende und Hülfsbedürftige. Ich geſtehe gern, daß ich niemals das Talent hatte, mir aus der Wohlthätigkeit ein Geſchäft zu machen; ich war nicht karg gegen Arme, ja ich gab oft in meinem Verhältniſſe zu viel dahin, aber gewiſſermaßen kaufte ich mich nur los, und es mußte mir jemand angebohren ſeyn, wenn er mir meine Sorgfalt abgewinnen wollte. Grade das Gegentheil lobe ich an meiner Nichte. Ich habe ſie niemals einem Armen Geld geben ſehen, und was ſie von mir zu dieſem Endzweck erhielt, verwandelte ſie immer erſt in das nächſte Bedürfniß. Niemals erſchien ſie mir liebenswürdiger, als wenn ſie meine Kleider- und Wäſchſchränke plünderte; immer fand ſie etwas, das ich

nicht trug und nicht brauchte, und dieſe alten Sachen zuſammen zu ſchneiden und ſie irgend einem zerlumpten Kinde anzupaſſen, war ihre größte Glückſeligkeit.

Die Geſinnungen ihrer Schweſter zeigten ſich ſchon anders, ſie hatte vieles von der Mutter, verſprach ſchon frühe ſehr zierlich und reizend zu werden und ſcheint ihr Verſprechen halten zu wollen, ſie iſt ſehr mit ihrem Äußern beſchäfftigt und wußte ſich, von früher Zeit an, auf eine in die Augen fallende Weiſe zu putzen und zu tragen. Ich erinnere mich noch immer, mit welchem Entzükken ſie ſich als ein kleines Kind im Spiegel beſah, als ich ihr die ſchönen Perlen, die mir meine Mutter hinterlaſſen hatte, und die ſie von ungefähr bey mir fand, umbinden mußte.

Wenn ich dieſe verſchiedenen Neigungen betrachtete, war es mir angenehm zu den-

ken, wie meine Beſitzungen, nach meinem Tode, unter ſie zerfallen und durch ſie wieder lebendig werden würden. Ich ſah die Jagdflinten meines Vaters ſchon wieder auf dem Rücken des Neffen im Felde herumwandeln, und aus ſeiner Jagdtaſche ſchon wieder Hühner heraus fallen; ich ſah meine ſämmtliche Garderobe bey der Oſterconfirmation, lauter kleinen Mädchen angepaßt, aus der Kirche herauskommen und mit meinen beſten Stoffen ein ſittſames Bürgermädchen an ihrem Brauttage geſchmückt; denn zu Ausſtattung ſolcher Kinder und ehrbarer armer Mädchen hatte Natalie eine beſondere Neigung, ob ſie gleich, wie ich hier bemerken muß, ſelbſt keine Art von Liebe, und wenn ich ſo ſagen darf, kein Bedürfniß einer Anhänglichkeit an ein ſichtbares oder unſichtbares Weſen, wie es ſich bey mir in meiner Jugend ſo lebhaft gezeigt hatte, auf irgend eine Weiſe merken ließ.

Wenn ich nun dachte, daß die Jüngſte an eben demſelben Tage meine Perlen und Juwelen nach Hofe tragen werde, ſo ſah ich mit Ruhe meine Beſitzungen, wie meinem Körper, den Elementen wiedergegeben.

Die Kinder wuchſen heran, und ſind zu meiner Zufriedenheit geſunde, ſchöne und wackre Geſchöpfe. Ich ertrage es mit Geduld, daß der Oheim ſie von mir entfernt hält, und ſehe ſie, wenn ſie in der Nähe oder auch wohl gar in der Stadt ſind, ſelten.

Ein wunderbarer Mann, den man für einen franzöſiſchen Geiſtlichen hält, ohne daß man recht von ſeiner Herkunft unterrichtet iſt, hat die Aufſicht über die ſämmtlichen Kinder, welche an verſchiedenen Orten erzogen werden und bald hier bald da in der Koſt ſind.

Ich konnte anfangs keinen Plan in dieſer Erziehung ſehn, bis mir mein Arzt zuletzt

eröffnete: der Oheim habe ſich durch den Abbé überzeugen laſſen, daß, wenn man an der Erziehung des Menſchen etwas thun wolle, müſſe man ſehen, wohin ſeine Neigungen und ſeine Wünſche gehen? ſodann müſſe man ihn in die Lage verſetzen, jene, ſobald als möglich zu befriedigen, dieſe, ſobald als möglich zu erreichen, damit der Menſch, wenn er ſich geirrt habe, früh genug ſeinen Irrthum gewahr werde, und wenn er das getroffen hat, was für ihn paßt, deſto eifriger daran halte und ſich deſto emſiger fortbilde. Ich wünſche daß dieſer ſonderbare Verſuch gelingen möge, bey ſo guten Naturen iſt es vielleicht möglich.

Aber das, was ich nicht an dieſen Erziehern billigen kann, iſt, daß ſie alles von den Kindern zu entfernen ſuchen, was ſie zu dem Umgange mit ſich ſelbſt und mit dem unſichtbaren, einzigen treuen Freund führen könne.

Ja es verdrießt mich oft von dem Oheim, daß er mich deßhalb für die Kinder für gefährlich hält. Im praktiſchen iſt doch kein Menſch tolerant! denn wer auch verſichert, daß er jedem ſeine Art und Weſen gerne laſſen wolle, ſucht doch immer diejenigen von der Thätigkeit auszuſchließen, die nicht ſo denken wie er.

Dieſe Art, die Kinder von mir zu entfernen, betrübt mich deſto mehr, je mehr ich von der Realität meines Glaubens überzeugt ſeyn kann. Warum ſollte er nicht einen göttlichen Urſprung, nicht einen wirklichen Gegenſtand haben, da er ſich im praktiſchen ſo wirkſam erweiſet. Werden wir durchs praktiſche doch unſeres eigenen Daſeyns ſelbſt erſt recht gewiß, warum ſollten wir uns nicht auch auf eben dem Wege von jenem Weſen überzeugen können, das uns zu allem Guten die Hand reicht?

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.

3-598-50924-3
FN. 18618/444

Daß ich immer vorwärts, nie rückwärts gehe, daß meine Handlungen immer mehr der Idee ähnlich werden, die ich mir von der Vollkommenheit gemacht habe, daß ich täglich mehr Leichtigkeit fühle das zu thun, was ich für Recht halte, selbst bey der Schwäche meines Körpers, der mir so manchen Dienst versagt; läßt sich das alles aus der menschlichen Natur, deren Verderben ich so tief eingesehen habe, erklären? Für mich nun einmal nicht.

Ich erinnere mich kaum eines Gebotes, nichts erscheint mir in Gestalt eines Gesetzes, es ist ein Trieb der mich leitet und mich immer recht führet; ich folge mit Freiheit meinen Gesinnungen, und weiß so wenig von Einschränkung als von Reue. Gott sey Dank, daß ich erkenne, wem ich dieses Glück schuldig bin und daß ich an diese Vorzüge nur mit Demuth denken darf. Denn niemals

werde ich in Gefahr kommen, auf mein eig-
nes Können und Vermögen ſtolz zu werden,
da ich ſo deutlich erkannt habe, welch Unge-
heuer in jedem menſchlichen Buſen, wenn
eine höhere Kraft uns nicht bewahrt, ſich er-
zeugen und nähren könne.

Wilhelm Meisters

Lehrjahre.

Ein Roman.

Herausgegeben

von

Goethe.

Vierter Band.

Berlin.
Bei Johann Friedrich Unger.
1796.

wa

Wilhelm Meisters

Lehrjahre.

Siebentes Buch.

Erſtes Capitel.

Der Frühling war in ſeiner völligen Herrlichkeit erſchienen; ein frühzeitiges Gewitter, das den ganzen Tag gedrohet hatte, ging ſtürmiſch an den Bergen nieder, der Regen zog nach dem Lande, die Sonne trat wieder in ihrem Glanze hervor und auf dem grauen Grunde erſchien der herrliche Bogen. Wilhelm ritt ihm entgegen und ſah ihn mit Wehmuth an. Ach! ſagte er zu ſich ſelbſt, erſcheinen uns denn eben die ſchönſten Farben des Lebens nur auf dunklem Grunde? und müſſen Tropfen fallen, wenn wir entzückt werden ſollen? Ein heiterer Tag iſt wie ein

grauer, wenn wir ihn ungerührt ansehen und was kann uns rühren, als die stille Hoffnung, daß die angebohrne Neigung unsers Herzens nicht ohne Gegenstand bleiben werde? Uns rührt die Erzählung jeder guten That, uns rührt das Anschauen jedes harmonischen Gegenstandes; wir fühlen dabey, daß wir nicht ganz in der Fremde sind, wir wähnen einer Heimath näher zu seyn, nach der unser Bestes, Innerstes ungeduldig hinstrebt.

Inzwischen hatte ihn ein Fußgänger eingeholt, der sich zu ihm gesellte, mit starkem Schritte neben dem Pferde blieb und, nach einigen gleichgültigen Reden, zu dem Reuter sagte: wenn ich mich nicht irre, so muß ich Sie irgendwo schon gesehen haben.

Ich erinnere mich Ihrer auch, versetzte Wilhelm, haben wir nicht zusammen eine lustige Wasserfahrt gemacht? — Ganz recht! erwiederte der andere.

Wilhelm betrachtete ihn genauer und sagte nach einigem Stillschweigen: ich weiß nicht was für eine Veränderung mit Ihnen vorgegangen seyn mag, damals hielt ich Sie für einen lutherischen Landgeistlichen und jetzt scheinen Sie mir eher einem katholischen ähnlich zu sehen.

Heute betrügen Sie sich wenigstens nicht, sagte der andere, indem er den Hut abnahm und die Tonsur sehen ließ. Wo ist denn Ihre Gesellschaft hingekommen? sind Sie noch lange bey ihr geblieben?

Länger als billig, denn leider wenn ich an jene Zeit zurück denke, die ich mit ihr zugebracht habe, so glaube ich in ein unendliches Leere zu sehen, es ist mir nichts davon übrig geblieben?

Darinn irren Sie sich, denn alles was uns begegnet läßt Spuren zurück, alles trägt unmerklich zu unserer Bildung bey; doch es

ist gefährlich, sich davon Rechenschaft geben zu wollen. Wir werden entweder dabey stolz und läßig, oder niedergeschlagen und kleinmüthig, und eins ist für die Folge so hinderlich als das andere. Das sicherste bleibt immer, nur das nächste zu thun was vor uns liegt, und das ist jetzt, fuhr er mit einem Lächeln fort, daß wir eilen ins Quartier zu kommen.

Wilhelm fragte, wie weit noch der Weg nach Lotharios Gut sey, der andere versetzte, daß es hinter dem Berge liege; vielleicht treffe ich Sie dort an, fuhr er fort, ich habe nur in der Nachbarschaft noch etwas zu besorgen. Leben Sie so lange wohl; und mit diesen Worten ging er einen steilen Fußpfad, der schneller über den Berg hinüber zu führen schien.

Ja wohl hat er recht! sagte Wilhelm vor sich, indem er weiter ritt, an das nächste

ſoll man denken und für mich iſt wohl jetzt nichts näheres als der traurige Auftrag, den ich ausrichten ſoll. Laß ſehen, ob ich die Rede noch ganz im Gedächtniß habe, die den grauſamen Freund beſchämen ſoll?

Er fing darauf an, ſich dieſes Kunſtwerk vorzuſagen, es fehlte ihm auch nicht eine Sylbe, und je mehr ihm ſein Gedächtniß zu ſtatten kam, deſto mehr wuchs ſeine Leidenſchaft und ſein Muth. Aureliens Leiden und Tod waren lebhaft vor ſeiner Seele gegenwärtig.

Geiſt meiner Freundin! rief er aus, umſchwebe mich! und wenn es dir möglich iſt, ſo gieb mir ein Zeichen, daß du beſänftigt, daß du verſöhnt ſeyſt.

Unter dieſen Worten und Gedanken war er auf die Höhe des Berges gekommen, und ſah an deſſen Abhang, an der andern Seite, ein wunderliches Gebäude liegen, das er ſo-

gleich für Lothario's Wohnung hielt. Ein altes unregelmäßiges Schloß, mit einigen Thürmen und Giebeln, schien die erste Anlage dazu gewesen zu seyn, allein noch unregelmäßiger waren die neuen Angebäude, die theils nah, theils in einiger Entfernung davon errichtet, mit dem Hauptgebäude durch Gallerien und bedeckte Gänge zusammenhingen. Alle äußere Symmetrie, jedes architectonische Ansehn, schien dem Bedürfniß der innern Bequemlichkeit aufgeopfert zu seyn. Weder eine Spur von Wall und Graben war zu sehen, eben so wenig als von künstlichen Gärten und großen Alleen. Ein Gemüse- und Baumgarten drang bis an die Häuser hinan und kleine nutzbare Gärten waren selbst in den Zwischenräumen angelegt. Ein heiteres Dörfchen lag in einiger Entfernung. Gärten und Felder schienen durchaus in dem besten Zustande.

In seine eignen leidenschaftlichen Betrachtungen vertieft, ritt Wilhelm weiter, ohne viel über das was er sah' nachzudenken, stellte sein Pferd in einem Gasthofe ein und eilte nicht ohne Bewegung nach dem Schlosse zu.

Ein alter Bedienter empfing ihn an der Thüre, und berichtete ihm mit vieler Gutmüthigkeit, daß er heute wohl schwerlich vor den Herren kommen werde; der Herr habe viel Briefe zu schreiben und schon einige seiner Geschäftsleute abweisen lassen. Wilhelm ward dringender, und endlich mußte der Alte nachgeben und ihn melden. Er kam zurück, und führte Wilhelmen in einen großen alten Saal. Dort ersuchte er ihn sich zu gedulden, weil der Herr vielleicht noch eine Zeit lang ausbleiben werde. Wilhelm ging unruhig auf und ab, und warf einige Blicke auf die Ritter und Frauen, deren alte Abbildungen

an der Wand umher hingen, er wiederholte den Anfang seiner Rede, und sie schien ihm in Gegenwart dieser Harnische und Kragen erst recht am Platz. So oft er etwas rauschen hörte, setzte er sich in Positur, um seinen Gegner mit Würde zu empfangen, ihm erst den Brief zu überreichen, und ihn dann mit den Waffen des Vorwurfs anzufallen.

Mehrmals war er schon getäuscht worden, und fing wirklich an verdrießlich und verstimmt zu werden, als endlich aus einer Seitenthür ein wohlgebildeter Mann, in Stiefeln und einem schlichten Überrocke, heraustrat. Was bringen Sie mir Gutes? sagte er mit freundlicher Stimme zu Wilhelmen; verzeihen Sie, daß ich Sie habe warten lassen.

Er faltete, indem er dieses sprach, einen Brief, den er in der Hand hielt. Wilhelm, nicht ohne Verlegenheit, überreichte ihm das

Blatt Aureliens, und ſagte: Ich bringe die letzten Worte einer Freundinn, die Sie nicht ohne Rührung leſen werden.

Lothario nahm den Brief und ging ſogleich in das Zimmer zurück, wo er, wie Wilhelm recht gut durch die offne Thüre ſehen konnte, erſt noch einige Briefe ſiegelte und überſchrieb, dann Aureliens Brief eröffnete und las. Er ſchien das Blatt einigemal durchgeleſen zu haben, und Wilhelm, obgleich ſeinem Gefühl nach die pathetiſche Rede zu dem natürlichen Empfang nicht recht paſſen wollte, nahm ſich doch zuſammen, ging auf die Schwelle loß und wollte ſeinen Spruch beginnen, als eine Tapetenthüre des Kabinets ſich öffnete, und der Geiſtliche hereintrat.

Ich erhalte die wunderlichſte Depeſche von der Welt, rief Lothario ihm entgegen; verzeihn Sie mir, fuhr er fort, indem er ſich gegen Wilhelmen wandte, wenn ich in die-

ſem Augenblicke nicht geſtimmt bin, mich mit Ihnen weiter zu unterhalten. Sie bleiben heute Nacht bey uns! und Sie ſorgen für unſern Gaſt, Abbé, daß ihm nichts abgeht.

Mit dieſen Worten machte er eine Verbeugung gegen Wilhelmen, der Geiſtliche nahm unſern Freund bey der Hand, der nicht ohne Widerſtreben folgte.

Stillſchweigend gingen ſie durch wunderliche Gänge, und kamen in ein gar artiges Zimmer. Der Geiſtliche führte ihn ein, und verließ ihn ohne weitere Entſchuldigung. Bald darauf erſchien ein munterer Knabe, der ſich bey Wilhelmen als ſeine Bedienung ankündigte und das Abendeſſen brachte, bey der Aufwartung von der Ordnung des Hauſes, wie man zu frühſtücken, zu ſpeiſen, zu arbeiten und ſich zu vergnügen pflegte, manches erzählte, und beſonders zu Lotharios Ruhm gar vieles vorbrachte.

So

So angenehm der Knabe war, so bald suchte ihn Wilhelm doch los zu werden. Er wünschte allein zu seyn, denn er fühlte sich in seiner Lage äußerst gedrückt und beklommen. Er machte sich Vorwürfe, seinen Vorsatz so schlecht vollführt, seinen Auftrag nur halb ausgerichtet zu haben. Bald nahm er sich vor, den andern Morgen das Versäumte nachzuholen, bald fühlte er daß Lotharios Gegenwart ihn zu ganz andern Gefühlen stimmte. Das Haus, worin er sich befand, kam ihm auch so wunderbar vor, er wußte sich in seine Lage nicht zu finden. Er wollte sich ausziehen und öfnete seinen Mantelsack; mit seinen Nachtsachen brachte er zugleich den Schleyer des Geistes hervor, den Mignon eingepackt hatte. Der Anblick vermehrte seine traurige Stimmung. Flieh, Jüngling, flieh! rief er aus, was soll das mystische Wort heißen? was fliehen? wohin fliehen?

Weit beſſer hätte der Geiſt mir zugerufen: kehre in dich ſelbſt zurück! Er betrachtete die Engliſchen Kupfer, die an der Wand in Rahmen hingen; gleichgültig ſah er über die meiſten hinweg, endlich fand er auf dem einen ein unglücklich ſtrandendes Schiff vorgeſtellt, ein Vater mit ſeinen ſchönen Töchtern erwartete den Tod von den hereindringenden Wellen. Das eine Frauenzimmer ſchien Ähnlichkeit mit jener Amazone zu haben, ein unausſprechliches Mitleiden ergriff unſern Freund, er fühlte ein unwiderſtehliches Bedürfniß ſeinem Herzen Luft zu machen, Thränen drangen aus ſeinem Auge, und er konnte ſich nicht wieder erholen, bis ihn der Schlaf überwältigte.

Sonderbare Traumbilder erſchienen ihm gegen Morgen. Er fand ſich in einem Garten, den er als Knabe öfters beſucht hatte, und ſah mit Vergnügen die bekannten Al-

leen, Hecken und Blumenbeete wieder, Mariane begegnete ihm, er sprach liebevoll mit ihr und ohne Erinnerung irgend eines vergangenen Mißverhältnisses. Gleich darauf trat sein Vater zu ihnen, im Hauskleide; und mit vertraulicher Mine, die ihm selten war, hieß er den Sohn zwey Stühle aus dem Gartenhause holen, nahm Marianen bey der Hand und führte sie nach einer Laube.

Wilhelm eilte nach dem Gartensaale, fand ihn aber ganz leer, nur sah er Aurelien an dem entgegengesetzten Fenster stehen, er ging sie anzureden, allein sie blieb unverwandt, und ob er sich gleich neben sie stellte, konnte er doch ihr Gesicht nicht sehen. Er blickte zum Fenster hinaus und sah, in einem fremden Garten, viele Menschen beysammen, von denen er einige sogleich erkannte. Frau Melina saß unter einem Baum und spielte mit einer Rose, die sie in der Hand hielt; Laer-

tes ſtand neben ihr und zählte Gold aus einer Hand in die andere. Mignon und Felix lagen im Graſe, jener ausgeſtreckt auf dem Rücken, dieſer auf dem Geſichte. Philine trat hervor, und klatſchte über den Kindern in die Hände, Mignon blieb unbeweglich. Felix ſprang auf und floh vor Philinen. Erſt lachte er im Laufen, als Philine ihn verfolgte, dann ſchrie er ängſtlich, als der Harfenſpieler mit großen, langſamen Schritten ihm nachging. Das Kind lief grade auf einen Teich loß; Wilhelm eilte ihm nach, aber zu ſpät, das Kind lag im Waſſer! Wilhelm ſtand wie eingewurzelt. Nun ſah er die ſchöne Amazone an der andern Seite des Teichs, ſie ſtreckte ihre rechte Hand gegen das Kind aus und ging am Ufer hin, das Kind durchſtrich das Waſſer in gerader Richtung auf den Finger zu, und folgte ihr nach, wie ſie ging, endlich reichte ſie ihm ihre Hand

und zog es aus dem Teiche. Wilhelm war indeſſen näher gekommen, das Kind brannte über und über, und es fielen feurige Tropfen von ihm herab. Wilhelm war noch beſorgter, doch die Amazone nahm ſchnell einen weißen Schleyer vom Haupte und bedeckte das Kind damit. Das Feuer war ſogleich gelöſcht. Als ſie den Schleyer aufhob, ſprangen zwey Knaben hervor, die zuſammen muthwillig hin und her ſpielten, als Wilhelm mit der Amazone Hand in Hand durch den Garten ging, nnd in der Entfernung ſeinen Vater und Marianen in einer Allee ſpatziren ſah, die mit hohen Bäumen den ganzen Garten zu umgeben ſchien; er richtete ſeinen Weg auf beyde los, und machte mit ſeiner ſchönen Begleiterinn den Durchſchnitt des Gartens, als auf einmal der blonde Friedrich ihnen in den Weg trat und ſie mit großem Gelächter und allerley Poſſen auf-

hielt. Sie wollten demungeachtet ihren Weg weiter fortsetzen; da eilte er weg und lief auf jenes entfernte Paar zu, der Vater und Mariane schienen vor ihm zu fliehen, er lief nur desto schneller, und Wilhelm sah jene fast im Fluge durch die Allee hinschweben; Natur und Neigung forderten ihn auf, jenen zu Hülfe zu kommen, aber die Hand der Amazone hielt ihn zurück. Wie gern ließ er sich halten! Mit dieser gemischten Empfindung wachte er auf und fand sein Zimmer schon von der hellen Sonne erleuchtet.

Zweytes Capitel.

Der Knabe lud Wilhelmen zum Frühſtück ein, dieſer fand den Abbé ſchon im Saale; Lothario, hieß es, ſey ausgeritten, der Abbé war nicht ſehr geſprächig und ſchien eher nachdenklich zu ſeyn, er fragte nach Aureliens Tode und hörte mit Theilnahme der Erzählung Wilhelms zu. Ach! rief er aus, wem es lebhaft und gegenwärtig iſt, welche unendliche Operationen Natur und Kunſt machen müſſen, bis ein gebildeter Menſch daſteht, wer ſelbſt ſo viel als möglich an der Bildung ſeiner Mitbrüder Theil nimmt, der möchte verzweifeln, wenn er ſieht, wie freventlich ſich oft der Menſch zerſtöhrt und ſo oft in den Fall kommt, mit oder ohne Schuld, zerſtöhrt zu werden. Wenn ich das bedenke, ſo ſcheint mir das Leben ſelbſt eine

so zufällige Gabe, daß ich jeden loben möchte, der sie nicht höher als billig schätzt.

Er hatte kaum ausgesprochen, als die Thüre mit Heftigkeit sich aufriß, ein junges Frauenzimmer hereinstürzte, und den alten Bedienten, der sich ihr in den Weg stellte, zurückstieß. Sie eilte grade auf den Abbé zu, und konnte, indem sie ihn beym Arm faßte, für Weinen und Schluchzen kaum die wenigen Worte hervorbringen: wo ist er? wo habt ihr ihn? es ist eine entsetzliche Verrätherey! gesteht nur! ich weiß was vorgeht! ich will ihm nach! ich will wissen wo er ist.

Beruhigen Sie sich mein Kind, sagte der Abbé mit angenommener Gelassenheit, kommen Sie auf Ihr Zimmer, Sie sollen alles erfahren, nur müssen Sie hören können, wenn ich Ihnen erzählen soll. Er bot ihr die Hand an, im Sinne sie wegzuführen.

Ich werde nicht auf mein Zimmer gehen, rief sie aus, ich hasse die Wände, zwischen denen ihr mich schon so lange gefangen haltet! und doch habe ich alles erfahren, der Obrist hat ihn herausgefordert, er ist hinausgeritten, seinen Gegner aufzusuchen und vielleicht jetzt eben in diesem Augenblicke! Es war mir etlichemal, als hörte ich schießen. Lassen Sie anspannen und fahren Sie mit mir, oder ich fülle das Haus, das ganze Dorf mit meinem Geschrey.

Sie eilte unter den heftigsten Thränen nach dem Fenster, der Abbé hielt sie zurück, und suchte vergebens sie zu besänftigen.

Man hörte einen Wagen fahren, sie riß das Fenster auf, er ist todt! rief sie, da bringen sie ihn — er steigt aus! sagte der Abbé. Sie sehen er lebt — er ist verwundet, versetzte sie heftig, sonst käm' er zu Pferde! sie führen ihn! er ist gefährlich ver-

wundet! Sie rannte zur Thüre hinaus und die Treppe hinunter, der Abbé eilte ihr nach und Wilhelm folgte ihnen, er ſah wie die Schöne ihrem herauſkommenden Geliebten begegnete.

Lothario lehnte ſich auf ſeinen Begleiter, welchen Wilhelm ſogleich für ſeinen alten Gönner Jarno erkannte, ſprach dem troſtloſen Frauenzimmer gar liebreich und freundlich zu, und indem er ſich auch auf ſie ſtützte, kam er die Treppe langſam herauf, er grüßte Wilhelmen und ward in ſein Cabinet geführt.

Nicht lange darauf kam Jarno wieder heraus und trat zu Wilhelmen: Sie ſind wie es ſcheint, ſagte er, prädeſtinirt, überall Schauſpieler und Theater zu finden; wir ſind eben in einem Drama begriffen, das nicht ganz luſtig iſt.

Ich freue mich, verſetzte Wilhelm, Sie

in dieſem ſonderbaren Augenblicke wieder zu finden, ich bin verwundert, erſchrocken und ihre Gegenwart macht mich gleich ruhig und gefaßt. Sagen Sie mir, hat es Gefahr? iſt der Baron ſchwer verwundet? — Ich glaube nicht, verſetzte Jarno.

Nach einiger Zeit trat der junge Wundarzt aus dem Zimmer. Nun was ſagen Sie? rief ihm Jarno entgegen — daß es ſehr gefährlich ſteht, verſetzte dieſer, und ſteckte einige Inſtrumente in ſeine lederne Taſche zuſammen.

Wilhelm betrachtete das Band, das von der Taſche herunter hing, er glaubte es zu kennen. Lebhafte, widerſprechende Farben, ein ſeltſames Muſter, Gold und Silber in wunderlichen Figuren, zeichneten dieſes Band vor allen Bändern der Welt aus. Wilhelm war überzeugt, die Inſtrumententaſche des alten Chirurgus vor ſich zu ſehen, der ihn

in jenem Walde verbunden hatte, und die Hoffnung, nach so langer Zeit, wieder eine Spur seiner Amazone zu finden, schlug wie eine Flamme durch sein ganzes Wesen.

Wo haben Sie die Tasche her? rief er aus. Wem gehörte sie vor Ihnen? ich bitte, sagen Sie mir's. — Ich habe sie in einer Auction gekauft, versetzte jener, was kümmert mich, wem sie angehörte? Mit diesen Worten entfernte er sich, und Jarno sagte: wenn diesem jungen Menschen nur ein wahres Wort aus dem Munde ginge. — So hat er also diese Tasche nicht erstanden? versetzte Wilhelm. — So wenig als es Gefahr mit Lothario hat, antwortete Jarno.

Wilhelm stand in ein vielfaches Nachdenken versenkt, als Jarno ihn fragte, wie es ihm zeither gegangen sey? Wilhelm erzählte seine Geschichte im allgemeinen, und als er zuletzt von Aureliens Tod und seiner Both-

ſchaft geſprochen hatte, rief jener aus: es iſt doch ſonderbar, ſehr ſonderbar!

Der Abbé trat aus dem Zimmer, winkte Jarno zu, an ſeiner Statt hinein zu gehen, und ſagte zu Wilhelmen: der Baron läßt Sie erſuchen hier zu bleiben, einige Tage die Geſellſchaft zu vermehren und zu ſeiner Unterhaltung unter dieſen Umſtänden beyzutragen. Haben Sie nöthig etwas an die Ihrigen zu beſtellen, ſo ſoll Ihr Brief gleich beſorgt werden, und damit ſie dieſe wunderbare Begebenheit verſtehen, von der Sie Augenzeuge ſind, muß ich Ihnen erzählen, was eigentlich kein Geheimniß iſt. Der Baron hatte ein kleines Abentheuer mit einer Dame, das mehr Aufſehen machte als billig war, weil ſie den Triumph, ihn einer Nebenbuhlerinn entriſſen zu haben, allzu lebhaft genießen wollte. Leider fand er nach einiger Zeit bey ihr nicht die nämliche Un-

terhaltung, er vermied sie, allein bey ihrer heftigen Gemüthsart war es ihr unmöglich ihr Schicksal mit gesetztem Muthe zu tragen. Bey einem Balle gab es einen öffentlichen Bruch, sie glaubte sich äußerst beleidigt, und wünschte gerächet zu werden, kein Ritter fand sich, der sich ihrer angenommen hätte, bis endlich ihr Mann, von dem sie sich lange getrennt hatte, die Sache erfuhr und sich ihrer annahm, den Baron herausforderte und heute verwundete, doch ist der Obrist, wie ich höre, noch schlimmer dabey gefahren.

Von diesem Augenblicke an ward unser Freund im Hause, als gehöre er zur Familie, behandelt.

Drittes Capitel.

Man hatte einigemal dem Kranken vorgelesen, Wilhelm leistete diesen kleinen Dienst mit Freuden. Lydie kam nicht vom Bette hinweg, ihre Sorgfalt für den Verwundeten verschlang alle ihre übrige Aufmerksamkeit, aber heute schien auch Lothario zerstreut, ja er bat, daß man nicht weiter lesen möchte.

Ich fühle heute so lebhaft, sagte er, wie thöricht der Mensch seine Zeit verstreichen läßt! Wie manches habe ich mir vorgenommen, wie manches durchgedacht, und wie zaudert man nicht bey seinen besten Vorsätzen! Ich habe die Vorschläge über die Veränderungen gelesen, die ich auf meinen Gütern machen will, und ich kann sagen, ich freue mich vorzüglich deshalb, daß die

Kugel keinen gefährlichern Weg genommen hat.

Lydie sah ihn zärtlich, ja mit Thränen in den Augen an, als ob sie fragen wollte, ob denn sie, ob seine Freunde nicht auch Antheil an der Lebensfreude fordern könnten. Jarno dagegen versetzte: Veränderungen, wie Sie vorhaben, werden billig erst von allen Seiten überlegt, bis man sich dazu entschließt.

Lange Überlegungen, versetzte Lothario, zeigen gewöhnlich, daß man den Punct nicht im Auge hat, von dem die Rede ist, übereilte Handlungen, daß man ihn gar nicht kennt. Ich übersehe sehr deutlich, daß ich in vielen Stücken, bey der Wirthschaft meiner Güter, die Dienste meiner Landleute nicht entbehren kann, und daß ich auf gewissen Rechten strack und streng halten muß; ich sehe aber auch, daß andere Befugnisse

mir

mir zwar vortheilhaft, aber nicht so unentbehrlich sind, daß ich davon meinen Leuten auch was gönnen kann, und daß man nicht immer verliert, wenn man entbehrt. Nutze ich nicht meine Güter weit besser als mein Vater? werde ich meine Einkünfte nicht noch höher treiben? und soll ich diesen wachsenden Vortheil allein genießen? soll ich dem, der mit und für mich arbeitet, nicht auch in dem Seinigen Vortheile gönnen, die uns erweiterte Kenntnisse, die uns eine vorrückende Zeit darbietet?

Der Mensch ist nun einmal so! rief Jarno, und ich tadle mich nicht, wenn ich mich auch auf dieser Eigenheit ertappe, der Mensch begehrt alles an sich zu reißen, um nur nach Belieben damit schalten und walten zu können; das Geld, das er nicht selbst ausgiebt, scheint ihm selten wohl angewendet.

O ja! versetzte Lothario, wir könnten

manches vom Capital entbehren, wenn wir mit den Interessen weniger willkührlich umgingen.

Das einzige, was ich zu erinnern habe, sagte Jarno, und warum ich nicht rathen kann, daß Sie eben jetzt diese Veränderungen machen, wodurch Sie wenigstens im Augenblicke verlieren, ist, daß Sie selbst noch Schulden haben, deren Abzahlung Sie einengt. Ich würde rathen Ihren Plan aufzuschieben, bis Sie völlig im Reinen wären.

Und indessen einer Kugel, oder einem Dachziegel zu überlassen, ob er die Resultate meines Lebens und meiner Thätigkeit auf immer vernichten wollte! o! mein Freund, fuhr Lothario fort, das ist ein Hauptfehler gebildeter Menschen, daß sie alles an eine Idee, wenig oder nichts an einen Gegenstand wenden mögen. Wozu habe ich Schulden gemacht? warum habe ich mich mit mei-

nem Oheim entzweyt? meine Geſchwiſter ſo lange ſich ſelbſt überlaſſen? als um einer Idee willen. In Amerika glaubte ich zu wirken, über dem Meere glaubte ich nützlich und nothwendig zu ſeyn; war eine Handlung nicht mit tauſend Gefahren umgeben, ſo ſchien ſie mir nicht bedeutend, nicht würdig. Wie anders ſeh ich jetzt die Dinge, und wie iſt mir das nächſte ſo werth, ſo theuer geworden.

Ich erinnere mich wohl des Briefes, verſetzte Jarno, den ich noch über das Meer erhielt. Sie ſchrieben mir: ich werde zurück kehren, und in meinem Hauſe, in meinem Baumgarten, mitten unter den Meinigen ſagen: hier, oder nirgends iſt Amerika!

Ja, mein Freund, und ich wiederhole noch immer daſſelbe, und doch ſchelte ich mich zugleich, daß ich hier nicht ſo thätig

wie dort bin. Zu einer gewiſſen gleichen, fortdauernden Gegenwart brauchen wir nur Verſtand, und wir werden auch nur zu Verſtand, ſo daß wir das außerordentliche, was jeder gleichgültige Tag von uns fordert, nicht mehr ſehen, und wenn wir es erkennen, doch tauſend Entſchuldigungen finden es nicht zu thun. Ein verſtändiger Menſch iſt viel für ſich, aber fürs Ganze iſt er wenig.

Wir wollen, ſagte Jarno, dem Verſtande nicht zu nahe treten, und bekennen, daß das außerordentliche, was geſchieht, meiſtens thöricht iſt.

Ja, und zwar eben deswegen, weil die Menſchen das außerordentliche außer der Ordnung thun; ſo giebt mein Schwager ſein Vermögen, in ſo fern er es veräußern kann, der Brüdergemeinde, und glaubt ſeiner Seele Heil dadurch zu befördern; hätte er einen geringen Theil ſeiner Einkünfte aufgeopfert,

so hätte er viel glückliche Menschen machen, und sich und ihnen einen Himmel auf Erden schaffen können. Selten sind unsere Aufopferungen thätig, wir thun gleich Verzicht auf das, was wir weggeben. Nicht entschlossen, sondern verzweifelt entsagen wir dem, was wir besitzen. Diese Tage, ich gesteh es, schwebt mir der Graf immer vor Augen, und ich bin fest entschlossen, das aus Überzeugung zu thun, wozu ihn ein ängstlicher Wahn treibt, ich will meine Genesung nicht abwarten. Hier sind die Papiere, sie dürfen nur ins reine gebracht werden, nehmen Sie den Gerichtshalter dazu, unser Gast hilft Ihnen auch, Sie wissen so gut als ich, worauf es ankommt, und ich will hier genesend oder sterbend dabey bleiben und ausrufen: hier! oder nirgends ist Herrnhut.

Als Lydie ihren Freund von sterben reden hörte, stürzte sie vor seinem Bette nieder,

hing an seinen Armen und weinte bitterlich, der Wundarzt kam herein, Jarno gab Wilhelmen die Papiere und nöthigte Lydien sich zu entfernen.

Ums Himmels willen! rief Wilhelm, als sie in dem Saal allein waren, was ist das mit dem Grafen? welch ein Graf ist das, der sich unter die Brüdergemeinde begiebt?

Den Sie sehr wohl kennen, versetzte Jarno. Sie sind das Gespenst, das ihn in die Arme der Frömmigkeit jagt, Sie sind der Böswicht, der sein artiges Weib in einen Zustand versetzt, in dem sie erträglich findet, ihrem Manne zu folgen.

Und sie ist Lothario's Schwester? rief Wilhelm.

Nicht anders.

Und Lothario weiß —?

Alles.

O lassen Sie mich fliehen! rief Wilhelm

aus, wie kann ich vor ihm stehen? was kann er sagen?

Daß Niemand einen Stein gegen den andern aufheben soll, und daß niemand lange Reden componiren soll, um die Leute zu beschämen, er müßte sie denn vor dem Spiegel halten wollen.

Auch das wissen Sie?

Wie manches andere, versetzte Jarno lächelnd; doch diesmal, fuhr er fort, werde ich Sie so leicht nicht wie das vorigemal los lassen, und vor meinem Werbesold haben Sie sich auch nicht mehr zu fürchten. Ich bin kein Soldat mehr, und auch als Soldat hätte ich Ihnen diesen Argwohn nicht einflößen sollen. Seit der Zeit, daß ich Sie nicht gesehen habe, hat sich vieles geändert. Nach dem Tode meines Fürsten, meines einzigen Freundes und Wohlthäters, habe ich mich aus der Welt und aus allen weltlichen

Verhältniſſen herausgeriſſen. Ich beförderte gern was vernünftig war, verſchwieg nicht, wenn ich etwas abgeſchmackt fand, und man hatte immer von meinem unruhigen Kopf und von meinem böſen Maule zu reden. Das Menſchenpack fürchtet ſich vor nichts mehr, als vor dem Verſtande; vor der Dummheit ſollten ſie ſich fürchten, wenn ſie begriffen, was fürchterlich iſt; aber jener iſt unbequem, und man muß ihn bey Seite ſchaffen, dieſe iſt nur verderblich, und das kann man abwarten. Doch es mag hingehen, ich habe zu leben, und von meinem Plane ſollen Sie weiter hören. Sie ſollen Theil daran nehmen, wenn Sie mögen; aber ſagen Sie mir, wie iſt es Ihnen ergangen? ich ſehe, ich fühle Ihnen an, auch Sie haben ſich verändert. Wie ſtehts mit Ihrer alten Grille, etwas Schönes und Gutes in Geſellſchaft von Zigeunern hervorzubringen?

Ich bin gestraft genug! rief Wilhelm aus, erinnern Sie mich nicht, woher ich komme und wohin ich gehe. Man spricht viel vom Theater, aber wer nicht selbst darauf war, kann sich keine Vorstellung davon machen. Wie völlig diese Menschen mit sich selbst unbekannt sind, wie sie ihr Geschäft ohne Nachdenken treiben, wie ihre Anforderungen ohne Grenzen sind, davon hat man keinen Begriff. Nicht allein will jeder der erste, sondern auch der einzige seyn, jeder möchte gerne alle übrigen ausschließen, und sieht nicht, daß er mit ihnen zusammen kaum etwas leistet; jeder dünkt sich wunder Original zu seyn, und ist unfähig sich in etwas zu finden, was außer dem Schlendrian ist; dabey eine immerwährende Unruhe nach etwas neuem. Mit welcher Heftigkeit wirken sie gegen einander! und nur die kleinlichste Eigenliebe, der beschränkteste Eigennutz macht,

daß ſie ſich mit einander verbinden. Vom wechſelſeitigen Betragen iſt gar die Rede nicht, ein ewiges Mißtrauen wird durch heimliche Tücke und ſchändliche Reden unterhalten; wer nicht liederlich lebt, lebt albern. Jeder macht Anſpruch auf die unbedingteſte Achtung, jeder iſt empfindlich gegen den mindeſten Tadel. Das hat er alles ſchon ſelbſt beſſer gewußt! und warum hat er denn immer das Gegentheil gethan? Immer bedürftig und immer ohne Zutrauen, ſcheint es, als wenn ſie ſich vor nichts ſo ſehr fürchteten als vor Vernunft und gutem Geſchmack, und nichts ſo ſehr zu erhalten ſuchten, als das Majeſtätsrecht ihrer perſönlichen Willkühr.

Wilhelm holte Athem, um ſeine Litaney noch weiter forzuſetzen, als ein unmäßiges Gelächter Jarno's ihn unterbrach. Die armen Schauſpieler! rief er aus, warf ſich in

einen Seſſel und lachte fort; die armen guten Schauſpieler! Wiſſen Sie denn, mein Freund, fuhr er fort, nachdem er ſich einigermaßen wieder erholt hatte, daß Sie nicht das Theater, ſondern die Welt beſchrieben haben, und daß ich Ihnen aus allen Ständen genug Figuren und Handlungen zu Ihren harten Pinſelſtrichen finden wollte? Verzeihen Sie mir, ich muß wieder lachen, daß Sie glaubten, dieſe ſchönen Qualitäten ſeyen nur auf die Breter gebannt.

Wilhelm faßte ſich, denn wirklich hatte ihn das unbändige und unzeitige Gelächter Jarno's verdroſſen. Sie können, ſagte er, Ihren Menſchenhaß nicht ganz verbergen, wenn Sie behaupten, daß dieſe Fehler allgemein ſeyen.

Und es zeigt von Ihrer Unbekanntſchaft mit der Welt, wenn Sie dieſe Erſcheinungen dem Theater ſo hoch anrechnen. Wahr-

haſtig, ich verzeihe dem Schauſpieler jeden Fehler, der aus dem Selbſtbetrug und aus der Begierde, zu gefallen, entſpringt; denn wenn er ſich und andern nicht etwas ſcheint, ſo iſt er nichts. Zum Schein iſt er berufen, er muß den augenblicklichen Beyfall hoch ſchätzen, denn er erhält keinen andern Lohn; er muß zu glänzen ſuchen, denn deswegen ſteht er da.

Sie erlauben, verſetzte Wilhelm, daß ich wenigſtens von meiner Seite lächele. Nie hätte ich geglaubt, daß Sie ſo billig, ſo nachſichtig ſeyn könnten.

Nein bey Gott! dies iſt mein völliger, wohlbedachter Ernſt. Alle Fehler des Menſchen verzeih ich dem Schauſpieler, keine Fehler des Schauſpielers verzeih ich dem Menſchen. Laſſen Sie mich meine Klaglieder hierüber nicht anſtimmen, ſie würden heftiger klingen als die Ihrigen.

Der Chirurgus kam aus dem Cabinet, und auf Befragen, wie ſich der Kranke befinde? ſagte er mit lebhafter Freundlichkeit: recht ſehr wohl, ich hoffe ihn bald völlig wieder hergeſtellt zu ſehen; ſogleich eilte er zum Saal hinaus, und erwartete Wilhelms Frage nicht, der ſchon den Mund eröfnete, ſich nochmals und dringender nach der Briefſtaſche zu erkundigen. Das Verlangen, von ſeiner Amazone etwas zu erfahren, gab ihm Vertrauen zu Jarno, er entdeckte ihm ſeinen Fall, und bat ihn um ſeine Beyhülfe. Sie wiſſen ſo viel, ſagte er, ſollten Sie nicht auch das erfahren können?

Jarno war einen Augenblick nachdenkend, dann ſagte er zu ſeinem jungen Freunde: ſeyn Sie ruhig, und laſſen Sie ſich weiter nichts merken, wir wollen der Schönen ſchon auf die Spur kommen. Jetzt beunruhigt mich nur Lotharios Zuſtand, die Sache ſteht

gefährlich, das sagt mir die Freundlichkeit und der gute Trost des Wundarztes. Ich hätte Lydien schon gerne weggeschaft, denn sie nutzt hier gar nichts, aber ich weiß nicht, wie ich es anfangen soll. Heute Abend hoff ich soll unser alter Medikus kommen, und dann wollen wir weiter rathschlagen.

Viertes Capitel.

Der Medikus kam; es war der gute, alte, kleine Arzt, den wir ſchon kennen, und dem wir die Mittheilung des intereſſanten Manuſcripts verdanken. Er beſuchte vor allen Dingen den Verwundeten, und ſchien mit deſſen Befinden keinesweges zufrieden. Dann hatte er mit Jarno eine lange Unterredung, doch ließen ſie nichts merken, als ſie Abends zu Tiſche kamen.

Wilhelm begrüßte ihn aufs freundlichſte, und erkundigte ſich nach ſeinem Harfenſpieler. — Wir haben noch Hoffnung, den Unglücklichen zurechte zu bringen, verſetzte der Arzt. — Dieſer Menſch war eine traurige Zugabe zu Ihrem eingeſchränkten und wunderlichen Leben, ſagte Jarno, wie iſt es ihm weiter ergangen? laſſen Sie mich es wiſſen.

Nachdem man Jarno's Neugierde befriediget hatte, fuhr der Arzt fort: nie habe ich ein Gemüth in einer so sonderbaren Lage gesehen. Seit vielen Jahren hat er an nichts, was außer ihm war, den mindesten Antheil genommen, ja fast auf nichts gemerkt, blos in sich gekehrt, betrachtete er sein hohles leeres Ich, das ihm als ein unermeßlicher Abgrund erschien. Wie rührend war es, wenn er von diesem traurigen Zustande sprach! ich sehe nichts vor mir, nichts hinter mir, rief er aus, als eine unendliche Nacht, in der ich mich in der schrecklichsten Einsamkeit befinde, kein Gefühl bleibt mir als das Gefühl einer Schuld, die doch auch nur wie ein entferntes unförmliches Gespenst sich rückwärts sehen läßt. Doch da ist keine Höhe, keine Tiefe, kein Vor noch Zurück, kein Wort drückt diesen immer gleichen Zustand aus, manchmal ruf ich in der Noth

dieser

dieſer Gleichgültigkeit: Ewig! ewig! mit Heftigkeit aus, und dieſes ſeltſame unbegreifliche Wort iſt hell und klar gegen die Finſterniß meines Zuſtandes. Kein Strahl einer Gottheit erſcheint mir in dieſer Nacht, ich weine meine Thränen alle mir ſelbſt und um mich ſelbſt. Nichts iſt mir grauſamer als Freundſchaft und Liebe, denn ſie allein locken mir den Wunſch ab, daß die Erſcheinungen, die mich umgeben, wirklich ſeyn möchten. Aber auch dieſe beyden Geſpenſter ſind nur aus dem Abgrunde geſtiegen, um mich zu ängſtigen, und um mir zuletzt auch das theure Bewußtſeyn dieſes ungeheuren Daſeyns zu rauben.

Sie ſollten ihn hören, fuhr der Arzt fort, wenn er in vertraulichen Stunden auf dieſe Weiſe ſein Herz erleichtert; mit der größten Rührung habe ich ihm einigemal zugehört. Wenn ſich ihm etwas aufdringt, das ihn

nöthigt, einen Augenblick zu gestehen, eine Zeit sey vergangen, so scheint er wie erstaunt, und dann verwirft er wieder die Veränderung an den Dingen als eine Erscheinung der Erscheinungen. Eines Abends sang er ein Lied über seine grauen Haare, wir saßen alle um ihn her und weinten.

O! schaffen Sie es mir! rief Wilhelm aus.

Haben Sie denn aber, fragte Jarno, nichts entdeckt, von dem, was er sein Verbrechen nennt, nicht die Ursache seiner sonderbaren Tracht, sein Betragen beym Brande, seine Wuth gegen das Kind?

Nur durch Muthmaßungen können wir seinem Schicksale näher kommen; ihn unmittelbar zu fragen, würde gegen unsere Grundsätze seyn. Da wir wohl merken, daß er katholisch erzogen ist, haben wir geglaubt, ihm durch eine Beichte Linderung zu ver-

ſchaffen; aber er entfernt ſich auf eine ſonderbare Weiſe jedesmal, wenn wir ihm den Geiſtlichen näher zu bringen ſuchen. Daß ich aber Ihren Wunſch etwas von ihm zu wiſſen nicht ganz unbefriedigt laſſe, will ich Ihnen wenigſtens unſere Vermuthungen entdecken. Er hat ſeine Jugend in dem geiſtlichen Stande zugebracht, daher ſcheint er ſein langes Gewand und ſeinen Bart erhalten zu wollen. Die Freuden der Liebe blieben ihm die größte Zeit ſeines Lebens unbekannt. Erſt ſpät mag eine Verirrung mit einem ſehr nahe verwandten Frauenzimmer, es mag ihr Tod, der einem unglücklichen Geſchöpfe das Daſeyn gab, ſein Gehirn völlig zerrüttet haben.

Sein größter Wahn iſt, daß er überall Unglück bringe, nnd daß ihm der Tod durch einen unſchuldigen Knaben bevorſtehe; erſt fürchtete er ſich vor Mignon, eh' er wußte

daß es ein Mädchen war; nun ängſtigte ihn Felix, und da er das Leben bey allem ſeinen Elend unendlich liebt, ſcheint ſeine Abneigung gegen das Kind daher entſtanden zu ſeyn.

Was haben Sie denn zu ſeiner Beſſerung für Hoffnung? fragte Wilhelm.

Es geht langſam vorwärts, verſetzte der Arzt, aber doch nicht zurück. Seine beſtimmten Beſchäftigungen treibt er fort, und wir haben ihn gewöhnt die Zeitungen zu leſen, die er jetzt immer mit großer Begierde erwartet.

Ich bin auf ſeine Lieder neugierig, ſagte Jarno.

Davon werde ich Ihnen verſchiedene geben können, ſagte der Arzt. Der älteſte Sohn des Geiſtlichen, der ſeinem Vater die Predigten nachzuſchreiben gewohnt iſt, hat manche Strophen, ohne von dem Alten bemerkt zu

werden, aufgezeichnet, und mehrere Lieder nach und nach zusammengesetzt.

Den andern Morgen kam Jarno zu Wilhelmen, und sagte zu ihm: Sie müssen uns einen Gefallen thun; Lydie muß einige Zeit entfernt werden, ihre heftige, und, ich darf wohl sagen, unbequeme Liebe und Leidenschaft hindert des Barons Genesung. Seine Wunde verlangt Ruhe und Gelassenheit, ob sie gleich bey seiner guten Natur nicht gefährlich ist. Sie haben gesehen, wie ihn Lydie mit stürmischer Sorgfalt, unbezwinglicher Angst und nie versiegenden Thränen quält, und — genug, setzte er nach einer Pause, mit einem Lächeln, hinzu, der Medikus verlangt ausdrücklich, daß sie das Haus auf einige Zeit verlassen solle. Wir haben ihr eingebildet, eine sehr gute Freundin halte sich in der Nähe auf, verlange sie zu sehen und erwarte sie jeden Augenblick. Sie hat sich

bereden lassen, zu dem Gerichtshalter zu fahren, der nur zwey Stunden von hier wohnt. Dieser ist unterrichtet, und wird herzlich bedauern, daß Fräulein Therese so eben weggefahren sey; er wird wahrscheinlich machen, daß man sie noch einholen könne, Lydie wird ihr nacheilen, und, wenn das Glück gut ist, wird sie von einem Orte zum andern geführt werden. Zuletzt, wenn sie drauf besteht, wieder umzukehren, darf man ihr nicht widersprechen; man muß die Nacht zu Hülfe nehmen, der Kutscher ist ein gescheiter Kerl, mit dem man noch Abrede nehmen muß. Sie setzen sich zu ihr in den Wagen, unterhalten sie und dirigiren das Abentheuer.

Sie geben mir einen sonderbaren und bedenklichen Auftrag, versetzte Wilhelm, wie ängstlich ist die Gegenwart einer gekränkten, treuen Liebe! und ich soll selbst dazu das Werkzeug seyn? Es ist das erstemal in mei-

nem Leben, daß ich jemanden auf dieſe Weiſe hintergehe. Denn ich habe immer geglaubt, daß es uns zu weit führen könne, wenn wir einmal um des Guten und Nützlichen willen zu betrügen anfangen.

Können wir doch Kinder nicht anders erziehen, als auf dieſe Weiſe, verſetzte Jarno.

Bey Kindern möchte es noch hingehen, ſagte Wilhelm, indem wir ſie ſo zärtlich lieben und offenbar überſehen; aber bey unſers Gleichen, für die uns nicht immer das Herz ſo laut um Schonung anruft, möchte es oft gefährlich werden. Doch glauben Sie nicht, fuhr er nach einem kurzen Nachdenken fort, daß ich deswegen dieſen Auftrag ablehne. Bey der Ehrfurcht, die mir Ihr Verſtand einflößt, bey der Neigung, die ich für Ihren trefflichen Freund fühle, bey dem lebhaften Wunſch, ſeine Geneſung, durch welche Mittel ſie auch möglich ſey, zu befördern, mag

ich mich gerne selbst vergessen. Es ist nicht genug, daß man sein Leben für einen Freund wagen könne, man muß auch im Nothfall seine Überzeugung für ihn verleugnen. Unsere liebste Leidenschaft, unsere besten Wünsche sind wir für ihn aufzuopfern schuldig. Ich übernehme den Auftrag, ob ich gleich schon die Qual voraussehe, die ich von Lydiens Thränen, von ihrer Verzweiflung werde zu erdulden haben.

Dagegen erwartet sie auch keine geringe Belohnung, versetzte Jarno, indem Sie Fräulein Theresen kennen lernen, ein Frauenzimmer, wie es ihrer wenige giebt; sie beschämt hundert Männer, und ich möchte sie eine wahre Amazone nennen, wenn andere nur als artige Hermaphroditen in dieser zweydeutigen Kleidung herum gehen.

Wilhelm war betroffen, er hoffte in Theresen seine Amazone wieder zu finden, um

ſo mehr, als Jarno, von dem er einige Auskunft verlangte, kurz abbrach, und ſich entfernte.

Die neue nahe Hofnung, jene verehrte und geliebte Geſtalt wieder zu ſehen, brachte in ihm die ſonderbarſten Bewegungen hervor. Er hielt nunmehr den Auftrag, der ihm gegeben worden war, für ein Werk einer ausdrücklichen Schickung, und der Gedanke, daß er ein armes Mädchen von dem Gegenſtande ihrer aufrichtigſten und heftigſten Liebe hinterliſtig zu entfernen im Begriff war, erſchien ihm nur im Vorübergehen, wie der Schatten eines Vogels über die erleuchtete Erde wegfliegt.

Der Wagen ſtand vor der Thüre, Lydie zauderte einen Augenblick hinein zu ſteigen; grüßt euren Herren nochmals, ſagte ſie zu dem alten Bedienten, vor Abends bin ich wieder zurück. Thränen ſtanden ihr im

Auge, als sie im Fortfahren sich nochmals umwendete. Sie kehrte sich darauf zu Wilhelmen, nahm sich zusammen, und sagte: Sie werden an Fräulein Theresen eine sehr interessante Person finden. Mich wundert, wie sie in diese Gegend kommt; denn Sie werden wohl wissen, daß sie und der Baron sich heftig liebten. Ohngeachtet der Entfernung war Lothario oft bey ihr, ich war damals um sie, es schien als ob sie nur für einander leben würden. Auf einmal aber zerschlug sichs, ohne daß ein Mensch begreifen konnte, warum; er hatte mich kennen lernen, und ich leugne nicht, daß ich Theresen herzlich beneidete, daß ich meine Neigung zu ihm kaum verbarg, und daß ich ihn nicht zurück stieß, als er auf einmal mich statt Theresen zu wählen schien. Sie betrug sich gegen mich, wie ich es nicht besser wünschen konnte, ob es gleich beynahe scheinen mußte,

als hätte ich ihr einen so werthen Liebhaber geraubt. Aber auch wie viele tausend Thränen und Schmerzen hat mich diese Liebe schon gekostet; erst sahen wir uns nur zuweilen am dritten Orte verstohlen, aber lange konnte ich das Leben nicht ertragen, nur in seiner Gegenwart war ich glücklich, ganz glücklich! fern von ihm hatte ich kein trocknes Auge, keinen ruhigen Pulsschlag. Einst verzog er mehrere Tage, ich war in Verzweiflung, machte mich auf den Weg, und überraschte ihn hier. Er nahm mich liebevoll auf, und wäre nicht dieser unglückseelige Handel dazwischen gekommen, so hätte ich ein himmlisches Leben geführt; und was ich ausgestanden habe, seitdem er in Gefahr ist, seitdem er leidet, sag ich nicht, und noch in diesem Augenblicke mache ich mir lebhafte Vorwürfe, daß ich mich nur einen Tag von ihm habe entfernen können.

Wilhelm wollte sich eben näher nach Theresen erkundigen, als sie bey dem Gerichtshalter vorfuhren, der an den Wagen kam, und von Herzen bedauerte, daß Fräulein Therese schon abgefahren sey. Er bot den Reisenden ein Frühstück an, sagte aber zugleich: der Wagen würde noch im nächsten Dorfe einzuholen seyn. Man entschloß sich nachzufahren, und der Kutscher säumte nicht; man hatte schon einige Dörfer zurückgelegt und niemand angetroffen. Lydie bestand nun darauf, man solle umkehren, der Kutscher fuhr zu als verstünde er es nicht. Endlich verlangte sie es mit größter Heftigkeit; Wilhelm rief ihm zu und gab das abgeredete Zeichen. Der Kutscher erwiederte: wir haben nicht nöthig denselben Weg zurück zu fahren; ich weiß einen nähern, der zugleich viel bequemer ist. Er fuhr nun seitwärts durch einen Wald und über lange Triften

weg. Endlich da kein bekannter Gegenstand zum Vorschein kam, gestand der Kutscher, er sey unglücklicher Weise irre gefahren, wolle sich aber bald wieder zurechte finden, indem er dort ein Dorf sehe. Die Nacht kam herbey, und der Kutscher machte seine Sache so geschickt, daß er überall fragte und nirgends die Antwort abwartete. So fuhr man die ganze Nacht, Lydie schloß kein Auge; bey Mondenschein fand sie überall Ähnlichkeiten, und immer verschwanden sie wieder. Morgens schienen ihr die Gegenstände bekannt, aber desto unerwarteter. Der Wagen hielt vor einem kleinen artig gebauten Landhause stille, ein Frauenzimmer trat aus der Thüre und öfnete den Schlag. Lydie sah sie starr an, sah sich um, sah sie wieder an und lag ohnmächtig in Wilhelms Armen.

Fünftes Capitel.

Wilhelm ward in ein Manſardzimmerchen geführt, das Haus war neu, und ſo klein, als es beynah nur möglich war, äußerſt reinlich und ordentlich. In Thereſen, die ihn und Lydien an der Kutſche empfangen hatte, fand er ſeine Amazone nicht, es war ein anderes, ein himmelweit von ihr unterſchiedenes Weſen. Wohlgebaut, ohne groß zu ſeyn, bewegte ſie ſich mit viel Lebhaftigkeit, und ihren hellen, blauen, offnen Augen ſchien nichts verborgen zu bleiben was vorging.

Sie trat in Wilhelms Stube, und fragte, ob er etwas bedürfe? verzeihen Sie, ſagte ſie, daß ich Sie in ein Zimmer logire, das der Oelgeruch noch unangenehm macht, mein kleines Haus iſt eben fertig geworden, und

Sie weihen dieſes Stübchen ein, das meinen Gäſten beſtimmt iſt. Wären Sie nur bey einem angenehmern Anlaß hier! die arme Lydie! wird uns keine guten Tage machen, und überhaupt müſſen Sie vorlieb nehmen, meine Köchin iſt mir eben zur ganz unrechten Zeit aus dem Dienſte gelaufen, und ein Knecht hat ſich die Hand zerquetſcht. Es thäte Noth, ich verrichtete alles ſelbſt, und am Ende, wenn man ſich darauf einrichtete, müßte es auch gehen. Man iſt mit niemand mehr geplagt als mit den Dienſtboten; es will niemand dienen, nicht einmal ſich ſelbſt.

Sie ſagte noch manches über verſchiedene Gegenſtände, überhaupt ſchien ſie gern zu ſprechen. Wilhelm fragte nach Lydien, ob er das gute Mädchen nicht ſehen und ſich bey ihr entſchuldigen könnte?

Das wird jetzt nicht bey ihr wirken, verſetzte Thereſe, die Zeit entſchuldigt wie ſie

tröſtet, Worte ſind in beyden Fällen von wenig Kraft. Lydie will Sie nicht ſehen. — Laſſen Sie mir ihn ja nicht vor die Augen kommen, rief ſie als ich ſie verließ, ich möchte an der Menſchheit verzweifeln! ſo ein ehrlich Geſicht, ſo ein offnes Betragen und dieſe heimliche Tücke! Lothario iſt ganz bey ihr entſchuldigt, auch ſagt er in einem Briefe an das gute Mädchen: »meine Freunde beredeten mich, meine Freunde nöthigten mich!« Zu dieſen rechnet Lidie Sie auch, und verdammt Sie mit den übrigen.

Sie erzeigt mir zu viel Ehre, indem ſie mich ſchilt, verſetzte Wilhelm, ich darf an die Freundſchaft dieſes trefflichen Mannes noch keinen Anſpruch machen, und bin diesmal nur ein unſchuldiges Werkzeug, ich will meine Handlung nicht loben, genug ich konnte ſie thun! Es war von der Geſundheit, es war von dem Leben eines Mannes

die

die Rede, den ich höher ſchätzen muß als irgend jemand, den ich vorher kannte. O welch ein Mann iſt das! Fräulein, und welche Menſchen umgeben ihn! in dieſer Geſellſchaft hab ich, ſo darf ich wohl ſagen, zum erſtenmal ein Geſpräch geführt, zum erſtenmal kam mir der eigenſte Sinn meiner Worte aus dem Munde eines andern reichhaltiger, voller und in einem größern Umfang wieder entgegen, was ich ahndete ward mir klar, und was ich meynte lernte ich anſchauen. Leider ward dieſer Genuß erſt durch allerley Sorgen und Grillen, dann durch den unangenehmen Auftrag unterbrochen. Ich übernahm ihn mit Ergebung, denn ich hielt für Schuldigkeit, ſelbſt mit Aufopferung meines Gefühls, dieſem trefflichen Kreiſe von Menſchen meinen Einſtand abzutragen.

Thereſe hatte unter dieſen Worten ihren Gaſt ſehr freundlich angeſehen. O! wie ſüß

iſt es! rief ſie aus, ſeine eigne Überzeugung aus einem fremden Munde zu hören! Wie werden wir erſt recht wir ſelbſt, wenn uns ein anderer vollkommen Recht giebt! Auch ich denke über Lothario vollkommen wie Sie, nicht jedermann läßt ihm Gerechtigkeit wiederfahren, dafür ſchwärmen aber auch alle die für ihn, die ihn näher kennen, und das ſchmerzliche Gefühl, das ſich in meinen Herzen zu ſeinem Andenken miſcht, kann mich nicht abhalten täglich an ihn zu denken. Ein Seufzer erweiterte ihre Bruſt, indem ſie dieſes ſagte, und in ihrem rechten Auge blinkte eine ſchöne Thräne. Glauben Sie nicht, fuhr ſie fort, daß ich ſo weich, ſo leicht zu rühren bin! Es iſt nur das Auge, das weint. Ich hatte eine kleine Warze am untern Augenlied, man hat mir ſie glücklich abgebunden, aber das Auge iſt ſeit der Zeit immer ſchwach geblieben, der geringſte Anlaß drängt

mir eine Thräne hervor. Hier ſaß das Wärzchen, Sie ſehen keine Spur mehr davon.

Er ſah keine Spur, aber er ſah ihr ins Auge, es war klar wie Kriſtall, er glaubte bis auf den Grund ihrer Seele zu ſehen.

Wir haben, ſagte ſie, nun das Loſungswort unſerer Verbindung ausgeſprochen, laſſen Sie uns ſobald als möglich mit einander völlig bekannt werden. Die Geſchichte des Menſchen iſt ſein Character. Ich will Ihnen erzählen, wie es mir ergangen iſt, ſchenken Sie mir ein kleines Vertrauen, und laſſen Sie uns auch in der Ferne verbunden bleiben. Die Welt iſt ſo leer, wenn man nur Berge, Flüſſe und Städte darin denkt, aber hie und da jemand zu wiſſen, der mit uns übereinſtimmt, mit dem wir auch ſtillſchweigend fortleben, das macht uns dieſes Erdenrund erſt zu einem bewohnten Garten.

Sie eilte fort, und verſprach ihn bald zum Spaziergange abzuholen. Ihre Gegenwart hatte ſehr angenehm auf ihn gewirkt, er wünſchte ihr Verhältniß zu Lothario zu erfahren. Er ward gerufen, ſie kam ihm aus ihrem Zimmer entgegen.

Als ſie die enge und beynahe ſteile Treppe einzeln hinuntergehen mußten, ſagte ſie: das könnte alles weiter und breiter ſeyn, wenn ich das Anerbieten Ihres großmüthigen Freundes hätte hören wollen; doch um ſeiner werth zu bleiben, muß ich das an mir erhalten, was mich ihm ſo werth machte. Wo iſt der Verwalter? fragte ſie, indem ſie die Treppe völlig herunter kam. Sie müſſen nicht denken, fuhr ſie fort, daß ich ſo reich bin, um einen Verwalter zu brauchen, die wenigen Aecker meines Freygüthchens kann ich wohl ſelbſt beſtellen. Der Verwalter gehört meinem neuen Nachbar, der das ſchöne Gut

gekauft hat, das ich in- und auswendig kenne; der gute alte Mann liegt krank am Podagra, seine Leute sind in dieser Gegend neu, und ich helfe ihnen gerne sich einrichten.

Sie machten einen Spatziergang durch Aecker, Wiesen und einige Baumgärten. Therese bedeutete den Verwalter in allem, sie konnte ihm von jeder Kleinigkeit Rechenschaft geben, und Wilhelm hatte Ursache genug sich über ihre Kenntniß, ihre Bestimmtheit und über die Gewandtheit, wie sie in jedem Falle Mittel anzugeben wußte, zu verwundern. Sie hielt sich nirgends auf, eilte immer zu den bedeutenden Puncten, und so war die Sache bald abgethan. Grüßt euren Herrn, sagte sie, als sie den Mann verabschiedete, ich werde ihn sobald als möglich besuchen, und wünsche vollkommene Besserung. Da könnte ich nun auch, sagte sie, mit Lächeln, als er weg war, bald reich und

vielhabend werden, denn mein guter Nachbar wäre nicht abgeneigt mir seine Hand zu geben.

Der Alte mit dem Podagra? rief Wilhelm, ich wüßte nicht, wie Sie in Ihren Jahren zu so einem verzweifelten Entschluß kommen könnten? — Ich bin auch gar nicht versucht! versetzte Therese. Wohlhabend ist jeder, der dem, was er besitzt, vorzustehen weiß; vielhabend zu seyn ist eine lästige Sache, wenn man es nicht versteht.

Wilhelm zeigte seine Verwunderung über ihre Wirthschaftskenntnisse. — Entschiedene Neigung, frühe Gelegenheit, äußerer Antrieb und eine fortgesetzte Beschäftigung in einer nützlichen Sache, machen in der Welt noch viel mehr möglich, versetzte Therese, und wenn Sie erst erfahren werden, was mich dazu belebt hat, so werden Sie sich über das sonderbar scheinende Talent nicht mehr wundern.

Sie ließ ihn, als sie zu Hause anlangten, in ihrem kleinen Garten, in welchem er sich kaum herumdrehen konnte; so eng waren die Wege, und so reichlich war alles bepflanzt. Er mußte lächeln, als er über den Hof zurückkehrte, denn da lag das Brennholz so akkurat gesägt, gespalten und geschränkt, als wenn es ein Theil des Gebäudes wäre, und immer so liegen bleiben sollte. Rein standen alle Gefäße an ihren Plätzen, das Häuschen war weiß und roth angestrichen und lustig anzusehen. Was das Handwerk hervorbringen kann, das keine schönen Verhältnisse kennt, aber für Bedürfniß, Dauer und Heiterkeit arbeitet, schien auf dem Platze vereinigt zu seyn. Man brachte ihm das Essen auf sein Zimmer, und er hatte Zeit genug Betrachtungen anzustellen. Besonders fiel ihm auf: daß er nun wieder eine so interessante Person kennen lernte, die mit Lothario in einem

nahen Verhältniſſe geſtanden hatte. Billig iſt es, ſagte er zu ſich ſelbſt, daß ſo ein trefflicher Mann auch treffliche Weiberſeelen an ſich ziehe! Wie weit verbreitet ſich die Wirkung der Männlichkeit und Würde. Wenn nur andere nicht ſo ſehr dabey zu kurz kämen! Ja, geſtehe dir nur deine Furcht. Wenn du dereinſt deine Amazone wieder antriffſt, dieſe Geſtalt aller Geſtalten, du findeſt ſie, trotz aller deiner Hoffnungen und Träume, zu deiner Beſchämung und Demüthigung doch noch am Ende — als ſeine Braut.

Sechstes Capitel.

Wilhelm hatte einen unruhigen Nachmittag nicht ganz ohne lange Weile zugebracht, als ſich gegen Abend ſeine Thüre öffnete, und ein junger artiger Jägerburſche mit einem Gruße hereintrat. Wollen wir nun ſpatzieren gehen? ſagte der junge Menſch, und in dem Augenblicke erkannte Wilhelm Thereſen an ihren ſchönen Augen.

Verzeihn Sie mir dieſe Maskerade, fing ſie an, denn leider iſt es jetzt nur Maskerade. Doch da ich Ihnen einmal von der Zeit erzählen ſoll, in der ich mich ſo gerne in dieſer Weſte ſah, will ich mir auch jene Tage auf alle Weiſe vergegenwärtigen. Kommen Sie! ſelbſt der Platz, an dem wir

so oft von unsern Jagden und Spatziergängen ausruhten, soll dazu beytragen.

Sie gingen, und auf dem Wege sagte Therese zu ihrem Begleiter: es ist nicht billig, daß Sie mich allein reden lassen, schon wissen Sie genug von mir, und ich weiß noch nicht das mindeste von Ihnen; erzählen Sie mir indessen etwas von sich, damit ich Muth bekomme Ihnen auch meine Geschichte und meine Verhältnisse vorzulegen. Leider hab ich, versetzte Wilhelm, nichts zu erzählen als Irrthümer auf Irrthümer, Verirrungen auf Verirrungen, und ich wüßte nicht, wem ich die Verworrenheiten, in denen ich mich befand und befinde, lieber verbergen möchte als Ihnen; Ihr Blick und alles was Sie umgiebt, Ihr ganzes Wesen und Ihr Betragen zeigt mir, daß Sie sich Ihres vergangenen Lebens freuen können, daß Sie auf einem schönen reinen Wege in

einer sichern Folge gegangen sind, daß Sie keine Zeit verlohren, daß Sie sich nichts vorzuwerfen haben.

Thereſe lächelte und verſetzte: wir müſſen abwarten, ob Sie auch noch ſo denken, wenn Sie meine Geſchichte hören. Sie gingen weiter, und unter einigen allgemeinen Geſprächen fragte ihn Thereſe: ſind Sie frey? ich glaube es zu ſeyn, verſetzte er, aber ich wünſche es nicht. Gut! ſagte ſie, das deutet auf einen complicirten Roman, und zeigt mir, daß Sie auch etwas zu erzählen haben.

Unter dieſen Worten ſtiegen ſie den Hügel hinan und lagerten ſich bey einer großen Eiche, die ihren Schatten weit umher verbreitete. Hier, ſagte Thereſe, unter dieſem deutſchen Baume will ich Ihnen die Geſchichte eines deutſchen Mädchens erzählen, hören Sie mich geduldig an: Mein Vater

war ein wohlhabender Edelmann dieſer Provinz, ein heiterer, klarer, thätiger, wackrer Mann, ein zärtlicher Vater, ein redlicher Freund, ein trefflicher Wirth, an dem ich nur den einzigen Fehler kannte, daß er gegen eine Frau zu nachſichtig war, die ihn nicht zu ſchätzen wußte. Leider muß ich das von meiner eigenen Mutter ſagen! Ihr Weſen war dem ſeinigen ganz entgegengeſetzt. Sie war raſch, unbeſtändig, ohne Neigung weder für ihr Haus, noch für mich ihr einziges Kind, verſchwenderiſch, aber ſchön, geiſtreich, voller Talente, das Entzücken eines Zirkels, den ſie um ſich zu verſammeln wußte. Freylich war ihre Geſellſchaft niemals groß, oder blieb es nicht lange. Dieſer Zirkel beſtand meiſt aus Männern, denn keine Frau befand ſich wohl neben ihr, und noch weniger konnte ſie das Verdienſt irgend eines Weibes dulden. Ich glich mei-

nem Vater an Gestalt und Gesinnungen. Wie eine junge Ente gleich das Wasser sucht, so war von der ersten Jugend an die Küche, die Vorrathskammer, die Scheunen und Böden mein Element. Die Ordnung und Reinlichkeit des Hauses schien, selbst da ich noch spielte, mein einziger Instinkt, mein einziges Augenmerk zu seyn. Mein Vater freute sich darüber, und gab meinem kindischen Bestreben stufenweise die zweckmäßigsten Beschäftigungen, meine Mutter dagegen liebte mich nicht, und verheelte es keinen Augenblick.

Ich wuchs heran, mit den Jahren vermehrte sich meine Thätigkeit und die Liebe meines Vaters zu mir. Wenn wir allein waren, auf die Felder gingen, wenn ich ihm die Rechnungen durchsehen half, dann konnte ich ihm recht anfühlen wie glücklich er war. Wenn ich ihm in die Augen sah, so war es als wenn ich in mich selbst hinein sähe, denn

eben die Augen waren es, die mich ihm vollkommen ähnlich machten. Aber nicht eben den Muth, nicht eben den Ausdruck behielt er in der Gegenwart meiner Mutter, er entschuldigte mich gelind, wenn sie mich heftig und ungerecht tadelte; er nahm sich meiner an, nicht als wenn er mich beschützen, sondern als wenn er meine guten Eigenschaften nur entschuldigen könnte. So setzte er auch keiner ihrer Neigungen Hindernisse entgegen; sie fing an mit größter Leidenschaft sich auf das Schauspiel zu werfen, ein Theater ward erbauet, an Männern fehlte es nicht von allen Altern und Gestalten, die sich mit ihr auf der Bühne darstellten, an Frauen hingegen mangelte es oft. Lovie, ein artiges Mädchen, das mit mir erzogen worden war, und das gleich in ihrer ersten Jugend reizend zu werden versprach, mußte die zweyten Rollen übernehmen, und eine alte Kammer-

frau die Mütter und Tanten vorstellen, indeß meine Mutter sich die ersten Liebhaberinnen, Heldinnen und Schäferinnen aller Art vorbehielt. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie lächerlich mir es vorkam, wenn die Menschen, die ich alle recht gut kannte, sich verkleidet hatten, da droben standen, und für etwas anders als sie waren gehalten seyn wollten. Ich sah immer nur meine Mutter und Lydien, diesen Baron und jenen Secretair, sie mochten nun als Fürsten und Grafen, oder als Bauern erscheinen, und ich konnte nicht begreifen, wie sie mir zumuthen wollten zu glauben, daß es ihnen wohl oder wehe sey, daß sie verliebt oder gleichgültig, geizig oder freygebig seyen, da ich doch meist von dem Gegentheile genau unterrichtet war. Deswegen blieb ich auch sehr selten unter den Zuschauern, ich putzte ihnen immer die Lichter, damit ich nur etwas zu thun hatte, be-

sorgte das Abendessen, und hatte des andern Morgens, wenn sie noch lange schliefen, schon ihre Garderobe in Ordnung gebracht, die sie des Abends gewöhnlich übereinander geworfen zurückließen.

Meiner Mutter schien diese Thätigkeit ganz recht zu seyn, aber ihre Neigung konnte ich nicht erwerben, sie verachtete mich, und ich weiß noch recht gut, daß sie mehr als einmal mit Bitterkeit wiederholte: wenn die Mutter so ungewis seyn könnte als der Vater, so würde man wohl schwerlich diese Magd für meine Tochter halten. Ich leugnete nicht, daß ihr Betragen mich nach und nach ganz von ihr entfernte, ich betrachtete ihre Handlungen wie die Handlungen einer fremden Person, und da ich gewohnt war wie ein Falke das Gesinde zu beobachten, denn, im Vorbeygehen gesagt, darauf beruht eigentlich der Grund aller Haushaltung;

so

so fielen mir natürlich auch die Verhältnisse meiner Mutter und ihrer Gesellschaft auf. Es ließ sich wohl bemerken, daß sie nicht alle Männer mit ebendenselben Augen ansah, ich gab schärfer acht, und bemerkte bald, daß Lydie Vertraute war, und bey dieser Gelegenheit selbst mit einer Leidenschaft bekannter wurde, die sie von ihrer ersten Jugend an so oft vorgestellt hatte. Ich wußte alle ihre Zusammenkünfte, aber ich schwieg, und sagte meinem Vater nichts, den ich zu betrüben fürchtete, endlich aber ward ich dazu genöthigt. Manches konnten sie nicht unternehmen, ohne das Gesinde zu bestechen. Dieses fing an mir zu trotzen, die Anordnungen meines Vaters zu vernachlässigen und meine Befehle nicht zu vollziehen; die Unordnungen, die daraus entstanden, waren mir unerträglich, ich entdeckte, ich klagte alles meinem Vater.

Er hörte mich gelaſſen an; gutes Kind! ſagte er zuletzt mit Lächeln, ich weiß alles, ſey ruhig, ertrag es mit Geduld, denn es iſt nur um deinetwillen, daß ich es leide.

Ich war nicht ruhig, ich hatte keine Geduld. Ich ſchalt meinen Vater im Stillen, denn ich glaubte nicht, daß er um irgend einer Urſache willen ſo etwas zu dulden brauche, ich beſtand auf der Ordnung, und ich war entſchloſſen, die Sache aufs äußerſte kommen zu laſſen.

Meine Mutter war reich von ſich, verzehrte aber doch mehr als ſie ſollte, und dies gab, wie ich wohl merkte, manche Erklärung zwiſchen meinen Eltern. Lange war der Sache nicht geholfen, bis die Leidenſchaften meiner Mutter ſelbſt eine Art von Entwickelung hervorbrachten.

Der erſte Liebhaber ward auf eine ekelhafte Weiſe ungetreu; das Haus, die G

gend, ihre Verhältniſſe waren ihr zuwider. Sie wollte auf ein anderes Gut ziehen, da war es ihr zu einſam; ſie wollte nach der Stadt, da galt ſie nicht genug. Ich weiß nicht, was alles zwiſchen ihr und meinem Vater vorging, genug er entſchloß ſich endlich unter Bedingungen, die ich nicht erfuhr, in eine Reiſe, die ſie nach dem ſüdlichen Frankreich thun wollte, einzuwilligen.

Wir waren nun frey und lebten wie im Himmel; ja ich glaube, daß mein Vater nichts verlohren hat, wenn er ihre Gegenwart auch ſchon mit einer anſehnlichen Summe abkaufte. Alles unnütze Geſinde ward abgeſchaft, und das Glück ſchien unſere Ordnung zu begünſtigen; wir hatten einige ſehr gute Jahre, alles gelang nach Wunſch. Aber leider dieſer frohe Zuſtand dauerte nicht lange, ganz unvermuthet ward mein Vater von einem Schlagfluſſe befallen, der ihm

die rechte Seite lähmte, und den reinen Gebrauch der Sprache benahm. Man mußte alles errathen, was er verlangte, denn er brachte nie das Wort hervor, das er im Sinne hatte. Sehr ängstlich waren mir daher manche Augenblicke, in denen er mit mir ausdrücklich allein seyn wollte; er deutete mit heftiger Gebärde, daß jedermann sich entfernen sollte, und wenn wir uns allein sahen, war er nicht im Stande das rechte Wort hervor zu bringen; seine Ungeduld stieg aufs äußerste und sein Zustand betrübte mich im innersten Herzen. So viel schien mir gewiß, daß er mir etwas zu vertrauen hatte, das mich besonders anging. Welches Verlangen fühlt' ich nicht es zu erfahren! Sonst konnt ich ihm alles an den Augen ansehen; aber jetzt war es vergebens, selbst seine Augen sprachen nicht mehr! nur so viel war mir deutlich: er wollte nichts, er begehrte

nichts, er ſtrebte nur mir etwas zu entdecken, das ich leider nicht erfuhr. Sein Übel wiederholte ſich, er ward bald darauf ganz unthätig und unfähig; und nicht lange, ſo war er todt.

Ich weiß nicht, wie ſich bey mir der Gedanke feſtgeſetzt hatte, daß er irgendwo einen Schatz niedergelegt habe, den er mir nach ſeinem Tode lieber als meiner Mutter gönnen wollte; ich ſuchte ſchon bey ſeinen Lebzeiten nach, allein ich fand nichts, nach ſeinem Tode ward alles verſiegelt. Ich ſchrieb meiner Mutter und bot ihr an als Verwalter im Hauſe zu bleiben, ſie ſchlug es aus und ich mußte das Gut räumen. Es kam ein wechſelſeitiges Teſtament zum Vorſchein, wodurch ſie im Beſitz und Genuß von allem, und ich, wenigſtens ihre ganze Lebenszeit über, von ihr abhängig blieb. Nun glaubte ich erſt recht die Winke meines Vaters zu

verſtehn; ich bedauerte ihn, daß er ſo ſchwach geweſen war, auch nach ſeinem Tode ungerecht gegen mich zu ſeyn. Denn einige meiner Freunde wollten ſogar behaupten, es ſey beynah nicht beſſer, als ob er mich enterbt hätte, und verlangten ich ſollte das Teſtament angreifen, wozu ich mich aber nicht entſchließen konnte. Ich verehrte das Andenken meines Vaters zu ſehr, ich vertraute dem Schickſal, ich vertraute mir ſelbſt.

Ich hatte mit einer Dame in der Nachbarſchaft, die große Güther beſaß, immer in gutem Verhältniſſe geſtanden, ſie nahm mich mit Vergnügen auf, und es ward mir leicht, bald ihrer Haushaltung vorzuſtehn. Sie lebte ſehr regelmäßig und liebte die Ordnung in allem, und ich half ihr treulich in dem Kampf mit Verwalter und Geſinde. Ich bin weder geizig noch mißgünſtig, aber wir

Weiber bestehn überhaupt viel ernsthafter als selbst ein Mann darauf, daß nichts verschleudert werde. Jeder Unterschleif ist uns unerträglich, wir wollen daß jeder nur genieße, in so fern er dazu berechtigt ist.

Nun war ich wieder in meinem Elemente, und trauerte still über den Tod meines Vaters. Meine Beschützerin war mit mir zufrieden, nur ein kleiner Umstand störte meine Ruhe. Lydie kam zurück, meine Mutter war grausam genug das arme Mädchen abzustoßen, nachdem sie aus dem Grunde verdorben war. Sie hatte bey meiner Mutter gelernt Leidenschaften als Bestimmung anzusehen, sie war gewöhnt sich in nichts zu mäßigen. Als sie unvermuthet wieder erschien, nahm meine Wohlthäterin auch sie auf; sie wollte mir an Handen gehn und konnte sich in nichts schicken.

Um diese Zeit kamen die Verwandten

und künftigen Erben meiner Dame oft ins Haus, und beluſtigten ſich mit der Jagd. Auch Lothario war manchmal mit ihnen, ich bemerkte gar bald, wie ſehr er ſich vor allen andern auszeichnete, jedoch ohne die mindeſte Beziehung auf mich ſelbſt. Er war gegen alle höflich, und bald ſchien Lydie ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen. Ich hatte immer zu thun und war ſelten bey der Geſellſchaft; in ſeiner Gegenwart ſprach ich weniger als gewöhnlich, denn ich will nicht läugnen, daß eine lebhafte Unterhaltung von jeher mir die Würze des Lebens war. Ich ſprach mit meinem Vater gern viel über alles was begegnete. Was man nicht beſpricht, bedenkt man nicht recht. Keinem Menſchen hatte ich jemals lieber zugehört als Lothario, wenn er von ſeinen Reiſen, von ſeinen Feldzügen erzählte. Die Welt lag ihm ſo klar, ſo offen da, wie mir die Gegend, in der ich ge-

wirthſchaftet hatte. Ich hörte nicht etwa die wunderlichen Schickſale des Abentheurers, die übertriebenen Halbwahrheiten eines beſchränkten Reiſenden, der immer nur ſeine Perſon an die Stelle des Landes ſetzt, wovon er uns ein Bild zu geben verſpricht; er erzählte nicht, er führte uns an die Orte ſelbſt, ich habe nicht leicht ein ſo reines Vergnügen empfunden.

Aber unausſprechlich war meine Zufriedenheit, als ich ihn eines Abends über die Frauen reden hörte. Das Geſpräch machte ſich ganz natürlich; einige Damen aus der Nachbarſchaft hatten uns beſucht und über die Bildung der Frauen die gewöhnlichen Geſpräche geführt. Man ſey ungerecht gegen unſer Geſchlecht, hieß es, die Männer wollten alle höhere Kultur für ſich behalten, man wolle uns zu keinen Wiſſenſchaften zulaſſen, man verlange, daß wir nur Tändel-

puppen oder Haushälterinnen seyn sollten. Lothario sprach wenig zu allem diesem; als aber die Gesellschaft kleiner ward, sagte er auch hierüber offen seine Meynung. Es ist sonderbar, rief er aus, daß man es dem Manne verargt, der eine Frau an die höchste Stelle setzen will, die sie einzunehmen fähig ist: und welche ist höher als das Regiment des Hauses? Wenn der Mann sich mit äußern Verhältnissen quält, wenn er die Besitzthümer herbey schaffen und beschützen muß, wenn er sogar an der Staatsverwaltung Antheil nimmt, überall von Umständen abhängt, und, ich möchte sagen, nichts regiert, indem er zu regieren glaubt, immer nur politisch seyn muß, wo er gern vernünftig wäre, versteckt, wo er offen, falsch, wo er redlich zu seyn wünschte, wenn er um des Zieles willen, das er nie erreicht, das schönste Ziel, die Harmonie mit sich selbst, in jedem

Augenblicke aufgeben muß, indeſſen herrſcht eine vernünftige Hausfrau im Innern wirklich, und macht einer ganzen Familie jede Thätigkeit, jede Zufriedenheit möglich. Was iſt das höchſte Glück des Menſchen, als daß wir das ausführen, was wir als recht und gut einſehen? daß wir wirklich Herren über die Mittel zu unſern Zwecken ſind. Und wo ſollen, wo können unſere nächſten Zwecke liegen, als innerhalb des Hauſes? alle immer wiederkehrenden, unentbehrlichen Bedürfniſſe, wo erwarten wir, wo fordern wir ſie, als da, wo wir aufſtehn und uns niederlegen, wo Küche und Keller und jede Art von Vorrath für uns und die unſrigen immer bereit ſeyn ſoll? Welche regelmäßige Thätigkeit wird erfordert, um dieſe immer wiederkehrende Ordnung in einer unverrückten lebendigen Folge durchzuführen? wie wenig Männern iſt es gegeben, gleichſam als

ein Geſtirn regelmäßig wiederzukehren, und dem Tage, ſo wie der Nacht vorzuſtehn? ſich ihre häuslichen Werkzeuge zu bilden, zu pflanzen und zu erndten, zu verwahren und auszuſpenden, und den Kreis immer mit Ruhe, Liebe und Zweckmäßigkeit zu durchwandlen. Hat ein Weib einmal dieſe innere Herrſchaft ergriffen, ſo macht ſie den Mann, den ſie liebt, erſt allein dadurch zum Herrn; ihre Aufmerkſamkeit erwirbt alle Kenntniſſe und ihre Thätigkeit weiß ſie alle zu benutzen. So iſt ſie von niemand abhängig und verſchafft ihrem Manne die wahre Unabhängigkeit, die häusliche, die innere; das was er beſitzt, ſieht er geſichert, das was er erwirbt gut benutzt, und ſo kann er ſein Gemüth nach großen Gegenſtänden wenden, und, wenn das Glück gut iſt, das dem Staate ſeyn, was ſeiner Gattin zu Hauſe ſo wohl anſteht.

Er machte darauf eine Beſchreibung, wie er ſich eine Frau wünſche. Ich ward roth, denn er beſchrieb mich, wie ich leibte und lebte. Ich genoß im Stillen meinen Triumph, um ſo mehr, da ich aus allen Umſtänden ſah, daß er mich perſönlich nicht gemeint hatte, daß er mich eigentlich nicht kannte. Ich erinnere mich keiner angenehmern Empfindung in meinem ganzen Leben, als daß ein Mann, den ich ſo ſehr ſchätzte, nicht meiner Perſon, ſondern meiner innerſten Natur den Vorzug gab. Welche Belohnung fühlte ich! welche Aufmunterung war mir geworden!

Als ſie weg waren, ſagte meine würdige Freundin lächelnd zu mir: Schade daß die Männer oft denken und reden, was ſie doch nicht zur Ausführung kommen laſſen, ſonſt wäre eine treffliche Partie für meine liebe Thereſe geradezu gefunden. Ich ſcherzte über

ihre Äußerung, und fügte hinzu, daß zwar der Verstand der Männer sich nach Haushälterinnen umsehe, daß aber ihr Herz und ihre Einbildungskraft sich nach andern Eigenschaften sehne, und daß wir Haushälterinnen eigentlich gegen die liebenswürdigen und reizenden Mädchen keinen Wettstreit aushalten können. Diese Worte sagte ich Lydien zum Gehör, denn sie verbarg nicht, daß Lothario großen Eindruck auf sie gemacht habe, und auch er schien bey jedem neuen Besuch immer aufmerksamer auf sie zu werden. Sie war arm, sie war nicht von Stande, sie konnte an keine Heirath mit ihm denken, aber sie konnte der Wonne nicht widerstehen, zu reizen und gereizt zu werden. Ich hatte nie geliebt und liebte auch jetzt nicht; ob es mir schon unendlich angenehm war, zu sehen, wohin meine Natur von einem so verehrten Manne gestellt

und gerechnet werde, will ich doch nicht läugnen, daß ich damit nicht ganz zufrieden war Ich wünschte nun auch, daß er mich kennen, daß er persönlich Antheil an mir nehmen möchte. Es entstand bey mir dieser Wunsch ohne irgend einen bestimmten Gedanken, was daraus folgen könnte.

Der größte Dienst, den ich meiner Wohlthäterin leistete, war, daß ich die schönen Waldungen ihrer Güter in Ordnung zu bringen suchte. In diesen köstlichen Besitzungen, deren großen Werth Zeit und Umstände immer vermehren, ging es leider nur immer nach dem alten Schlendrian fort, nirgends war Plan und Ordnung, und des Stehlens und des Unterschleifs kein Ende, manche Berge standen öde, und einen gleichen Wuchs hatten nur noch die ältesten Schläge. Ich beging alles selbst mit einem geschickten Forstmann, ich ließ die Waldungen messen, ich

ließ ſchlagen, ſäen, pflanzen, und in kurzer Zeit war alles im Gange. Ich hatte mir, um leichter zu Pferde fort zu kommen und auch zu Fuße nirgends gehindert zu ſeyn, Mannskleider machen laſſen, ich war an vielen Orten, und man fürchtete mich überall.

Ich hörte daß die Geſellſchaft junger Freunde mit Lothario wieder ein Jagen angeſtellt hatte, zum erſtenmal in meinem Leben fiel mirs ein zu ſcheinen, oder daß ich mir nicht unrecht thue, in den Augen des trefflichen Mannes für das zu gelten, was ich war. Ich zog meine Mannskleider an, nahm die Flinte auf den Rücken und ging mit unſerm Jäger hinaus, um die Geſellſchaft an der Grenze zu erwarten. Sie kam, Lothario kannte mich nicht gleich, einer von den Neffen meiner Wohlthäterinn ſtellte mich ihm als einen geſchickten Forſtmann vor, ſcherzte über meine Jugend und trieb

ſein Spiel zu meinem Lobe ſo lange, bis endlich Lothario mich erkannte. Der Neffe ſecundirte meine Abſicht, als wenn wir es abgeredet hätten, umſtändlich erzählte er, und dankbar, was ich für die Güter der Tante und alſo auch für ihn gethan hatte.

Lothario hörte mit Aufmerkſamkeit zu, unterhielt ſich mit mir, fragte nach allen Verhältniſſen der Güter und der Gegend, und ich war froh, meine Kenntniſſe vor ihm ausbreiten zu können; ich beſtand in meinem Examen ſehr gut, ich legte ihm einige Vorſchläge zu gewiſſen Verbeſſerungen zur Prüfung vor, er billigte ſie, erzählte mir ähnliche Beyſpiele, und verſtärkte meine Gründe durch den Zuſammenhang, den er ihnen gab; meine Zufriedenheit wuchs mit jedem Augenblick. Aber glücklicher Weiſe wollte ich nur gekannt, wollte nicht geliebt ſeyn, denn — wir kamen nach Hauſe, und ich bemerkte

mehr als ſonſt, daß die Aufmerkſamkeit, die er Lydien bezeigte, eine heimliche Neigung zu verrathen ſchien. Ich hatte meinen Endzweck erreicht, und war doch nicht ruhig; er zeigte von dem Tage an eine wahre Achtung und ein ſchönes Vertrauen gegen mich, er redete mich in Geſellſchaft gewöhnlich an, fragte mich um meine Meinung und ſchien beſonders in Haushaltungsſachen das Zutrauen zu mir zu haben, als wenn ich alles wiſſe. Seine Theilnahme munterte mich außerordentlich auf; ſogar wenn von allgemeiner Landesökonomie und von Finanzen die Rede war, zog er mich ins Geſpräch, und ich ſuchte in ſeiner Abweſenheit mehr Kenntniſſe von der Provinz, ja von dem ganzen Lande zu erlangen; es ward mir leicht, denn es wiederholte ſich nur im Großen was ich im Kleinen ſo genau wußte und kannte.

Er kam von dieſer Zeit an öfter in unſer Haus. Es ward, ich kann wohl ſagen, von allem geſprochen, aber gewiſſermaßen ward unſer Geſpräch zuletzt immer ökonomiſch, wenn auch nur im uneigentlichen Sinne. Was der Menſch durch konſequente Anwendung ſeiner Kräfte, ſeiner Zeit, ſeines Geldes, ſelbſt durch geringſcheinende Mittel für ungeheure Wirkungen hervorbringen könne, darüber ward viel geſprochen.

Ich widerſtand der Neigung nicht, die mich zu ihm zog, und ich fühlte leider nur zu bald, wie ſehr, wie herzlich, wie rein und aufrichtig meine Liebe war, da ich immer mehr zu bemerken glaubte, daß ſeine öftern Beſuche Lydien und nicht mir galten. Sie wenigſtens war auf das lebhafteſte davon überzeugt, ſie machte mich zu ihrer Vertrauten, und dadurch fand ich mich noch einigermaßen getröſtet. Das, was ſie ſo ſehr

zu ihrem Vortheile auslegte, fand ich keinesweges bedeutend; von der Absicht einer ernsthaften, dauernden Verbindung zeigte sich keine Spur, um so deutlicher sah ich den Hang des leidenschaftlichen Mädchens um jeden Preis die seinige zu werden.

So standen die Sachen, als mich die Frau vom Hause mit einem unvermutheten Antrag überraschte; Lothario, sagte sie, bietet Ihnen seine Hand an, und wünscht Sie in seinem Leben immer zur Seite zu haben. Sie verbreitete sich über meine Eigenschaften, und sagte mir, was ich so gerne anhörte: daß Lothario überzeugt sey, in mir die Person gefunden zu haben, die er so lange gewünscht hatte.

Das höchste Glück war nun für mich erreicht, ein Mann verlangte mich, den ich so sehr schätzte, bey dem und mit dem ich eine völlige freye, ausgebreitete, nützliche

Wirkung meiner angebohrnen Neigung, meines durch Übung erworbenen Talents vor mir sah; die Summe meines ganzen Daseyns schien sich ins Unendliche vermehrt zu haben. Ich gab meine Einwilligung, er kam selbst, er sprach mit mir allein, er reichte mir seine Hand, er sah mir in die Augen, er umarmte mich und drückte einen Kuß auf meine Lippen. Es war der erste und letzte. Er vertraute mir seine ganze Lage, was ihn sein Amerikanischer Feldzug gekostet, welche Schulden er auf seine Güter geladen, wie er sich mit seinem Großoheim einigermaßen darüber entzweyt habe, wie dieser würdige Mann für ihn zu sorgen denke, aber freylich auf seine eigene Art, er wolle ihm eine reiche Frau geben, da einem wohldenkenden Mann doch nur mit einer haushältischen gedient sey; er hoffe durch seine Schwester den Alten zu bereden. Er legte mir den Zustand

ſeines Vermögens, ſeine Plane, ſeine Ausſichten vor, und erbat ſich meine Mitwirkung. Nur bis zur Einwilligung ſeines Oheims ſollte es ein Geheimniß bleiben.

Kaum hatte er ſich entfernt, ſo fragte mich Lydie: ob er etwa von ihr geſprochen habe? Ich ſagte nein, und machte ihr lange Weile mit Erzählung von ökonomiſchen Gegenſtänden. Sie war unruhig, mißlaunig, und ſein Betragen, als er wieder kam, verbeſſerte ihren Zuſtand nicht.

Doch ich ſehe, daß die Sonne ſich zu ihrem Untergange neigt! Es iſt Ihr Glück, mein Freund, Sie hätten ſonſt die Geſchichte, die ich mir ſo gerne ſelbſt erzähle, mit allen ihren kleinen Umſtänden durchhören müſſen. Laſſen Sie mich eilen, wir nahen einer Epoche, bey der nicht gut zu verweilen iſt.

Lothario machte mich mit ſeiner trefflichen

Schweſter bekannt, und dieſe wußte mich auf eine ſchickliche Weiſe beym Oheim einzuführen; ich gewann den Alten, er willigte in unſere Wünſche, und ich kehrte, mit einer glücklichen Nachricht, zu meiner Wohlthäterin zurück. Die Sache war im Hauſe nun kein Geheimnis mehr, Lydie erfuhr ſie, ſie glaubte etwas Unmögliches zu vernehmen. Als ſie endlich daran nicht mehr zweifeln konnte, verſchwand ſie auf einmal, und man wußte nicht, wohin ſie ſich verlohren hatte.

Der Tag unſerer Verbindung nahte heran, ich hatte ihn ſchon oft um ſein Bildniß gebeten, und ich erinnerte ihn, eben als er wegreiten wollte, nochmals an ſein Verſprechen; Sie haben vergeſſen, ſagte er, mir das Gehäuſe zu geben, wohinein Sie es gepaßt wünſchen. Es war ſo: ich hatte ein Geſchenk von einer Freundin, das ich ſehr werth hielt. Von ihren Haaren war ein

verzogener Nahme unter dem äußern Glaſe befeſtigt, inwendig blieb ein leeres Elfenbein, worauf eben ihr Bild gemahlt werden ſollte, als ſie mir unglücklicher Weiſe durch den Tod entriſſen wurde. Lothario's Neigung beglückte mich in dem Augenblicke, da mir ihr Verluſt noch ſehr ſchmerzhaft war, und ich wünſchte die Lücke, die ſie mir in ihrem Geſchenk zurückgelaſſen hatte, durch das Bild meines Freundes auszufüllen.

Ich eile nach meinem Zimmer, hole mein Schmuckkäſtchen, und eröfne es in ſeiner Gegenwart; kaum ſieht er hinein, ſo erblickt er ein Medaillon mit dem Bilde eines Frauenzimmers, er nimmt es in die Hand, betrachtet es mit Aufmerkſamkeit, und fragt haſtig: wen ſoll dies Portrait vorſtellen? — Meine Mutter, verſetzte ich — hätt' ich doch geſchworen, rief er aus, es ſey das Portrait einer Frau von Saint Alban, die ich vor

einigen Jahren in der Schweiz antraf — es ist einerley Person, versetzte ich lächelnd, und Sie haben also Ihre Schwiegermutter, ohne es zu wissen, kennen gelernt. Saint Alban ist der romantische Nahme, unter dem meine Mutter reist; sie befindet sich unter denselben noch gegenwärtig in Frankreich.

Ich bin der unglücklichste aller Menschen! rief er aus, indem er das Bild in das Kästchen zurück warf, seine Augen mit der Hand bedeckte und sogleich das Zimmer verließ. Er warf sich auf sein Pferd, ich lief auf den Balkon und rief ihm nach, er kehrte sich um warf mir eine Hand zu, entfernte sich eilig — und ich habe ihn nicht wieder gesehen.

Die Sonne ging unter, Thereſe sah mit unverwandtem Blick in die Gluth, und ihre beyden schönen Augen füllten sich mit Thränen.

Thereſe ſchwieg, und legte auf ihres neuen Freundes Hände ihre Hand, er küßte ſie mit Theilnehmung, ſie trocknete ihre Thränen, und ſtand auf. Laſſen Sie uns zurück gehen, ſagte ſie, und für die Unſrigen ſorgen!

Das Geſpräch auf dem Wege war nicht lebhaft; ſie kamen zur Gartenthüre herein, und ſahen Lydien auf einer Bank ſitzen, ſie ſtand auf, wich ihnen aus, und begab ſich ins Haus zurück, ſie hatte ein Papier in der Hand, und zwey kleine Mädchen waren bey ihr. Ich ſehe, ſagte Thereſe, ſie trägt ihren einzigen Troſt, den Brief Lothario's, noch immer bey ſich, ihr Freund verſpricht ihr, daß ſie gleich, ſobald er ſich wohl befindet, wieder an ſeiner Seite leben ſoll, er bittet ſie, ſo lange ruhig bey mir zu verweilen. An dieſen Worten hängt ſie, mit dieſen Zeilen tröſtet ſie ſich, aber ſeine Freunde ſind übel bey ihr angeſchrieben.

Indeſſen waren die beyden Kinder herangekommen, begrüßten Thereſen, und gaben ihr Rechenſchaft von allem, was in ihrer Abweſenheit im Hauſe vorgegangen war. Sie ſehen hier noch einen Theil meiner Beſchäftigung, ſagte Thereſe, ich habe mit Lothario's trefflicher Schweſter einen Bund gemacht, wir erziehen eine Anzahl Kinder gemeinſchaftlich, ich bilde die lebhaften und dienſtfertigen Haushälterinnen, und ſie übernimmt diejenigen, an denen ſich ein ruhigeres und feineres Talent zeigt, denn es iſt billig, daß man auf jede Weiſe für das Glück der Männer und der Haushaltung ſorge. Wenn Sie meine edle Freundin kennen lernen, ſo werden Sie ein neues Leben anfangen, ihre Schönheit, ihre Güte macht ſie der Anbetung einer ganzen Welt würdig. Wilhelm getraute ſich nicht zu ſagen, daß er leider die ſchöne Gräfin ſchon kenne, und

daß ihn sein vorübergehendes Verhältnis zu ihr auf ewig schmerzen werde; er war sehr zufrieden, daß Therese das Gespräch nicht fortsetzte, und daß ihre Geschäfte sie in das Haus zurück zu gehen nöthigten. Er befand sich nun allein, und die letzte Nachricht, daß die junge, schöne Gräfin auch schon genöthigt sey durch Wohlthätigkeit den Mangel an eignem Glück zu ersetzen, machte ihn äußerst traurig, er fühlte, daß es bey ihr nur eine Nothwendigkeit war sich zu zerstreuen, und an die Stelle eines frohen Lebensgenusses die Hoffnung fremder Glückseligkeit zu setzen. Er pries Theresen glücklich, daß selbst bey jener unerwarteten traurigen Veränderung keine Veränderung in ihr selbst vorzugehen brauchte. Wie glücklich ist der über alles! rief er aus, der, um sich mit dem Schicksal in Einigkeit zu setzen, nicht

sein ganzes vorhergehendes Leben wegzuwerfen braucht.

Thereſe kam auf ſein Zimmer, und bat um Verzeihung, daß ſie ihn ſtöre, hier in dem Wandſchrank, ſagte ſie, ſteht meine ganze Bibliothek, es ſind eher Bücher, die ich nicht wegwerfe, als die ich aufhebe. Lydie verlangt ein geiſtliches Buch, es findet ſich wohl auch eins und das andere darunter. Die Menſchen, die das ganze Jahr weltlich ſind, bilden ſich ein, ſie müßten zur Zeit der Noth geiſtlich ſeyn, ſie ſehen alles Gute und Sittliche wie eine Arzeney an, die man mit Widerwillen zu ſich nimmt, wenn man ſich ſchlecht befindet, ſie ſehen in einem Geiſtlichen, einem Sittenlehrer nur einen Arzt, den man nicht geſchwind genug aus dem Hauſe los werden kann; ich aber geſtehe gern, ich habe vom Sittlichen den Begriff als von einer Diät, die eben dadurch

nur Diät ist, wenn ich sie zur Lebensregel mache, wenn ich sie das ganze Jahr nicht außer Augen lasse.

Sie suchten unter den Büchern, und fanden einige sogenannte Erbauungsschriften. Die Zuflucht zu diesen Büchern, sagte Therese, hat Lydie von meiner Mutter gelernt; Schauspiel und Roman waren ihr Leben, so lang der Liebhaber treu blieb, seine Entfernung brachte sogleich diese Bücher wieder in Credit. Ich kann überhaupt nicht begreifen, fuhr sie fort, wie man hat glauben können, daß Gott durch Bücher und Geschichten zu uns spreche. Wem die Welt nicht unmittelbar eröffnet, was sie für ein Verhältnis zu ihm hat, wem sein Herz nicht sagt, was er sich und andern schuldig ist, der wird es wohl schwerlich aus Büchern erfahren, die eigentlich nur geschickt sind unsern Irrthümern Nahmen zu geben.

Sie ließ Wilhelmen allein, und er brachte seinen Abend mit Revision der kleinen Bibliothek zu, sie war wirklich bloß durch Zufall zusammen gekommen.

Therese blieb die wenigen Tage, die Wilhelm bey ihr verweilte, sich immer gleich, sie erzählte ihm die Folgen ihrer Begebenheit in verschiedenen Absätzen sehr umständlich, ihrem Gedächtniß war Tag und Stunde, Platz und Nahme gegenwärtig, und wir ziehen, was unsern Lesern zu wissen nöthig ist, hier ins kurze zusammen.

Die Ursache von Lothario's rascher Entfernung ließ sich leider leicht erklären, er war Theresens Mutter auf ihrer Reise begegnet, ihre Reize zogen ihn an, sie war nicht karg gegen ihn, und nun entfernte ihn dieses unglückliche, schnell vorübergegangene Abentheuer, von der Verbindung mit einem Frauenzimmer, das die Natur selbst für ihn

gebildet zu haben schien. Thereſe blieb in dem reinen Kreiſe ihrer Beſchäftigung und ihrer Pflicht, man erfuhr, daß Lydie ſich heimlich in der Nachbarſchaft aufgehalten habe, ſie war glücklich, als die Heirath, obgleich aus unbekannten Urſachen, nicht vollzogen wurde, ſie ſuchte ſich Lothario zu nähern, und es ſchien, daß er mehr aus Verzweiflung, als aus Neigung, mehr überraſcht, als mit Überlegung, mehr aus langer Weile, als aus Vorſatz ihren Wünſchen begegnet ſey.

Thereſe war ruhig darüber, ſie machte keine weitern Anſprüche auf ihn, und ſelbſt wenn er ihr Gatte geweſen wäre, hätte ſie vielleicht Muth genug gehabt, ein ſolches Verhältnis zu ertragen, wenn es nur ihre häusliche Ordnung nicht geſtört hätte; wenigſtens äußerte ſie oft, daß eine Frau, die das Hausweſen recht zuſammenhalte, ihrem

Manne

Manne jede kleine Phantasie nachsehen, und von seiner Rückkehr jederzeit gewis seyn könne.

Theresens Mutter hatte bald die Angelegenheiten ihres Vermögens in Unordnung gebracht, ihre Tochter mußte es entgelten, denn sie erhielt wenig von ihr; die alte Dame, Theresens Beschützerinn, starb, hinterließ ihr das kleine Freygut und ein artiges Capital zum Vermächtniß. Therese wußte sich sogleich in den engen Kreiß zu finden, Lothario bot ihr ein besseres Besitzthum an, Jarno machte den Unterhändler, sie schlug es aus; ich will, sagte sie, im Kleinen zeigen, daß ich werth war, das Große mit ihm zu theilen, aber das behalte ich mir vor, daß, wenn der Zufall mich um mein oder anderer Willen in Verlegenheit setzt, ich zuerst zu meinem werthen Freund, ohne Bedenken, die Zuflucht nehmen könne.

Nichts bleibt weniger verborgen und ungenutzt, als zweckmäßige Thätigkeit. Kaum hatte sie sich auf ihrem kleinen Gute eingerichtet, so suchten die Nachbarn schon ihre nähere Bekanntschaft und ihren Rath, und der neue Besitzer der angrenzenden Güter gab nicht undeutlich zu verstehen, daß es nur auf sie ankomme, ob sie seine Hand annehmen und Erbe des größten Theils seines Vermögens werden wolle. Sie hatte schon gegen Wilhelmen dieses Verhältnisses erwähnt, und scherzte gelegentlich über Heirathen und Mißheirathen mit ihm.

Es giebt, sagte sie, den Menschen nichts mehr zu reden, als wenn einmal eine Heirath geschieht, die sie nach ihrer Art eine Mißheirath nennen können, und doch sind die Mißheirathen viel gewöhnlicher als die Heirathen; denn es sieht leider nach einer kurzen Zeit mit den meisten Verbindungen

gar mißlich aus. Die Vermischung der Stände durch Heirathen verdienen nur in so fern Mißheirathen genannt zu werden, als Ein Theil an der angebohrnen, angewohnten und gleichsam nothwendig gewordenen Existenz des andern keinen Theil nehmen kann. Die verschiedenen Klassen haben verschiedene Lebensweisen, die sie nicht mit einander theilen noch verwechseln können, und das ists, warum Heirathen dieser Art besser nicht geschlossen werden; aber Ausnahmen und recht glückliche Ausnahmen sind möglich. So ist die Heirath eines jungen Mädchens mit einem bejahrten Manne immer mißlich, und doch habe ich sie recht gut ausschlagen sehen. Für mich kenne ich nur Eine Mißheirath, wenn ich seyern und repräsentiren müßte; ich wollte lieber jeden ehrbaren Pächtersohn aus der Nachbarschaft heirathen.

Wilhelm gedachte nunmehr zurück zu keh-

ren, und bat seine neue Freundin ihm noch ein Abschiedswort von Lydien zu verschaffen. Das leidenschaftliche Mädchen ließ sich bewegen, er sagte ihr einige freundliche Worte, sie versetzte: den ersten Schmerz hab ich überwunden, Lotharie wird mir ewig theuer seyn; aber seine Freunde kenne ich, es ist mir leid, daß er so umgeben ist. Der Abbé wäre fähig, wegen einer Grille die Menschen in Noth zu lassen, oder sie gar hinein zu stürzen, der Arzt möchte gern alles ins Gleiche bringen, Jarno hat kein Gemüth, und Sie — wenigstens keinen Character! fahren Sie nur so fort, und lassen Sie sich als Werkzeug dieser drey Menschen brauchen, man wird Ihnen noch manche Execution auftragen. Lange, mir ist es recht wohl bekannt, war ihnen meine Gegenwart zuwider, ich hatte ihr Geheimniß nicht entdeckt, aber ich hatte beobachtet, daß sie ein Geheimniß verbar-

gen. Wozu dieſe verſchloſſenen Zimmer? dieſe wunderlichen Gänge? warum kann niemand zu dem großen Thurm gelangen? Warum verbannten ſie mich, ſo oft Sie nur konnten, in meine Stube? Ich will geſtehen, daß Eiferſucht zuerſt mich auf dieſe Entdeckung brachte, ich fürchtete eine glückliche Nebenbuhlerin ſey irgendwo verſteckt. Nun glaube ich das nicht mehr, ich bin überzeugt, daß Lotharie mich liebt, daß er es redlich mit mir meint, aber eben ſo gewis bin ich überzeugt, daß er von ſeinen künſtlichen und falſchen Freunden betrogen wird. Wenn Sie ſich um ihn verdient machen wollen, wenn Ihnen verziehen werden ſoll, was Sie an mir verbrochen haben, ſo befreien Sie ihn aus den Händen dieſer Menſchen. Doch was hoffe ich! » überreichen Sie ihm dieſen Brief, wiederholen Sie, was er enthält: daß ich ihn ewig lieben werde, daß ich

mich auf ſein Wort verlaſſe. Ach! rief ſie aus, indem ſie aufſtand und am Halſe Thereſens weinte; er iſt von meinen Feinden umgeben, ſie werden ihn zu bereden ſuchen, daß ich ihm nichts aufgeopfert habe; o! der beſte Mann mag gerne hören, daß er jedes Opfer werth iſt, ohne dafür dankbar ſeyn zu dürfen.

Wilhelms Abſchied von Thereſen war heiterer, ſie wünſchte ihn bald wieder zu ſehen. Sie kennen mich ganz! ſagte ſie, Sie haben mich immer reden laſſen, es iſt das nächſtemal Ihre Pflicht meine Aufrichtigkeit zu erwiedern.

Auf ſeiner Rückreiſe hatte er Zeit genug, dieſe neue, helle Erſcheinung lebhaft in der Erinnerung zu betrachten. Welch ein Zutrauen hatte ſie ihm eingeflößt! Er dachte an Mignon und Felix, wie glücklich die Kinder unter einer ſolchen Aufſicht werden könn-

ten, dann dachte er an ſich ſelbſt, und fühlte, welche Wonne es ſeyn müſſe, in der Nähe eines ſo ganz klaren menſchlichen Weſens zu leben. Als er ſich dem Schloß näherte, fiel ihm der Thurm mit den vielen Gängen und Seitengebäuden mehr als ſonſt auf, er nahm ſich vor, bey der nächſten Gelegenheit Jarno oder den Abbé darüber zur Rede zu ſtellen.

Siebentes Capitel.

Als Wilhelm nach dem Schloſſe kam, fand er den edlen Lothario auf dem völligen Wege der Beſſerung, der Arzt und der Abbé waren nicht zugegen, Jarno allein war geblieben. In kurzer Zeit ritt der Geneſende ſchon wieder aus, bald allein, bald mit ſeinen Freunden. Sein Geſpräch war ernſthaft und gefällig, ſeine Unterhaltung belehrend und erquickend, oft bemerkte man Spuren einer zarten Fühlbarkeit, ob er ſie gleich zu verbergen ſuchte, und, wenn ſie ſich wider ſeinen Willen zeigte, beynah zu mißbilligen ſchien.

So war er eines Abends ſtill bey Tiſche, ob er gleich heiter ausſah.

Sie haben heute gewis ein Abentheuer

gehabt? sagte endlich Jarno, und zwar ein angenehmes.

Wie Sie sich auf Ihre Leute verstehen! versetzte Lothario: Ja, es ist mir ein sehr angenehmes Abentheuer begegnet. Zu einer andern Zeit hätte ich es vielleicht nicht so reizend gefunden, als diesmal, da es mich so empfänglich antraf. Ich ritt gegen Abend jenseit des Wassers durch die Dörfer, einen Weg, den ich oft genug in frühern Jahren besucht hatte. Mein körperliches Leiden muß mich mürber gemacht haben, als ich selbst glaubte. Ich fühlte mich weich, und, bey wieder auflebenden Kräften, wie neugebohren. Alle Gegenstände erschienen mir in eben dem Lichte, wie ich sie in frühern Jahren gesehen hatte; alle so lieblich, so anmuthig, so reizend, wie sie mir lange nicht erschienen sind. Ich merkte wohl, daß es Schwachheit war, ich ließ mir sie aber ganz

wohlgefallen, ritt sachte hin, und es wurde mir ganz begreiflich, wie Menschen eine Krankheit lieb gewinnen können, welche uns zu süßen Empfindungen stimmt. Sie wissen vielleicht, was mich ehmals so oft diesen Weg führte?

Wenn ich mich recht erinnere, versetzte Jarno, so war es ein kleiner Liebeshandel, der sich mit der Tochter eines Pachters entsponnen hatte.

Man dürfte es wohl einen großen nennen, versetzte Lothario, denn wir hatten uns beyde sehr lieb, recht im Ernste, und auch ziemlich lange. Zufälligerweise traf heute alles zusammen, mir die ersten Zeiten unserer Liebe recht lebhaft darzustellen. Die Knaben schüttelten eben wieder Maykäfer von den Bäumen, und das Laub der Eschen war nicht weiter als eben an dem Tage, da ich sie zum erstenmale sah. Nun war es lange,

daß ich Margarethen nicht gesehen habe; denn sie ist weit weg verheirathet, nur hörte ich zufällig, sie sey mit ihren Kindern vor wenigen Wochen gekommen, ihren Vater zu besuchen.

So war ja wohl dieser Spatzierritt nicht so ganz zufällig?

Ich leugne nicht, sagte Lothario, daß ich sie anzutreffen wünschte. Als ich nicht weit von dem Wohnhaus war, sah ich ihren Vater vor der Thüre sitzen, ein Kind von ohngefähr Einem Jahre stand bey ihm. Als ich mich näherte, sah eine Frauensperson schnell oben zum Fenster heraus, und als ich gegen die Thüre kam, hörte ich jemand die Treppe herunter springen. Ich dachte gewiß, sie sey es, und, ich wills nur gestehen, ich schmeichelte mir, sie habe mich erkannt, und sie komme mir eilig entgegen. Aber wie beschämt war ich, als sie zur Thüre heraus

ſprang, das Kind, dem die Pferde näher kamen, anfaßte, und in das Haus hineintrug. Es war mir eine unangenehme Empfindung, und nur wurde meine Eitelkeit ein wenig getröſtet, als ich, wie ſie hinweg eilte, an ihrem Nacken und an dem freyſtehenden Ohr eine merkliche Röthe zu ſehen glaubte.

Ich hielt ſtill und ſprach mit dem Vater, und ſchielte indeſſen an den Fenſtern herum, ob ſie ſich nicht hier oder da blicken ließe; allein ich bemerkte keine Spur von ihr. Fragen wollt ich auch nicht, und ſo ritt ich vorbey. Mein Verdruß wurde durch Verwunderung einigermaßen gemildert, denn ob ich gleich kaum das Geſicht geſehen hatte, ſo ſchien ſie mir faſt gar nicht verändert, und zehn Jahre ſind doch eine Zeit! ja ſie ſchien mir jünger, eben ſo ſchlank, eben ſo leicht auf den Füßen, der Hals wo möglich noch zierlicher als vorher, ihre Wange eben ſo

leicht der liebenswürdigen Röthe empfänglich, dabey Mutter von sechs Kindern, vielleicht noch von mehrern; es paßte diese Erscheinung so gut in die übrige Zauberwelt, die mich umgab, daß ich nur um so mehr mit einem verjüngten Gefühl weiter ritt, und an dem nächsten Walde erst umkehrte, als die Sonne im Untergehen war. So sehr mich auch der fallende Thau an die Vorschrift des Arztes erinnerte, und es wohl räthlicher gewesen wäre gerade nach Hause zu kehren, so nahm ich doch wieder meinen Weg nach der Seite des Pachthofs zurück. Ich bemerkte, daß ein weibliches Geschöpf in dem Garten auf und nieder ging, der mit einer leichten Hecke umzogen ist. Ich ritt auf dem Fußpfade nach der Hecke zu, und ich fand mich eben nicht weit von der Person, nach der ich verlangte.

Ob mir gleich die Abendsonne in den Au-

gen lag, ſah ich doch, daß ſie ſich am Zaune beſchäftigte, der ſie nur leicht bedeckte. Ich glaubte meine alte Geliebte zu erkennen. Da ich an ſie kam, hielt ich ſtill, nicht ohne Regung des Herzens. Einige hohe Zweige wilder Roſen, die eine leiſe Luft hin und her wehte, machten mir ihre Geſtalt undeutlich. Ich redete ſie an, und fragte wie ſie lebe? Sie antwortete mir mit halber Stimme: ganz wohl. Indeß bemerkte ich, daß ein Kind hinter dem Zaune beſchäftigt war Blumen auszureiſſen, und nahm die Gelegenheit ſie zu fragen: wo denn ihre übrigen Kinder ſeyen? Es iſt nicht mein Kind, ſagte ſie, das wäre früh! und in dieſem Augenblick ſchickte ſichs, daß ich durch die Zweige ihr Geſicht genau ſehen konnte, und ich wußte nicht, was ich zu der Erſcheinung ſagen ſollte. Es war meine Geliebte und war es nicht. Faſt jünger, faſt ſchöner als ich

sie vor zehen Jahren gekannt hatte. Sind Sie denn nicht die Tochter des Pachters? fragte ich halb verwirrt. Nein, sagte sie, ich bin ihre Muhme.

Aber Sie gleichen einander so außerordentlich, versetzte ich.

Das sagt jedermann, der sie vor zehen Jahren gekannt hat.

Ich fuhr fort sie verschiedenes zu fragen, mein Irrthum war mir angenehm, ob ich ihn gleich schon entdeckt hatte. Ich konnte mich von dem lebendigen Bilde voriger Glückseeligkeit, das vor mir stand, nicht los reissen. Das Kind hatte sich indessen von ihr entfernt, und war Blumen zu suchen nach dem Teiche gegangen. Sie nahm Abschied, und eilte dem Kinde nach.

Indessen hatte ich doch erfahren, daß meine alte Geliebte noch wirklich in dem Hause ihres Vaters sey, und indem ich ritt,

beschäftigte ich mich mit Muthmaßungen, ob sie selbst, oder die Muhme das Kind vor den Pferden gesichert habe? Ich wiederholte mir die ganze Geschichte mehrmals im Sinne, und ich wüßte nicht leicht, daß irgend etwas angenehmer auf mich gewirkt hätte. Aber ich fühle wohl, ich bin noch krank, und wir wollen den Doctor bitten, daß er uns von dem Überreste dieser Stimmung erlöse.

Es pflegt in vertraulichen Bekenntnissen anmuthiger Liebesbegebenheiten wie mit Gespenstergeschichten zu gehen, ist nur erst eine erzählt, so fließen die übrigen von selbst zu.

Unsere kleine Gesellschaft fand in der Rückerinnerung vergangener Zeiten manchen Stoff dieser Art. Lothario hatte am meisten zu erzählen. Jarno's Geschichten trugen alle einen eignen Character, und was Wilhelm zu gestehen hatte, wissen wir schon. Indessen war ihm bange, daß man ihn an die

Ge-

Geſchichte mit der Gräfin erinnern möchte, allein niemand dachte derſelben auch nur auf die entfernteſte Weiſe.

Es iſt wahr, ſagte Lothario, angenehmer kann keine Empfindung in der Welt ſeyn, als wenn das Herz nach einer gleichgültigen Pauſe ſich der Liebe zu einem neuen Gegenſtande wieder eröfnet, und doch wollt ich dieſem Glück für mein Leben entſagt haben, wenn mich das Schikſal mit Thereſen hätte verbinden wollen. Man iſt nicht immer Jüngling, und man ſollte nicht immer Kind ſeyn. Dem Manne, der die Welt kennt, der weiß, was er darin zu thun, was er von ihr zu hoffen hat, was kann ihm erwünſchter ſeyn, als eine Gattin zu finden, die überall mit ihm wirkt, und die ihm alles vorzubereiten weiß, deren Thätigkeit dasjenige aufnimmt, was die ſeinige liegen laſſen muß, deren Geſchäftigkeit ſich nach allen

Seiten verbreitet, wenn die seinige nur einen geraden Weg fortgehen darf; welchen Himmel hatte ich mir mit Theresen geträumt, nicht den Himmel eines schwärmerischen Glücks, sondern eines sichern Lebens auf der Erde. Ordnung im Glück, Muth im Unglück, Sorge für das Geringste, und eine Seele, fähig das Größte zu fassen und wieder fahren zu lassen. O! ich sah in ihr gar wohl die Anlagen, deren Entwickelung wir bewundern, wenn wir in der Geschichte Frauen sehen, die uns weit vorzüglicher als alle Männer erscheinen; diese Klarheit über die Umstände; diese Gewandtheit in allen Fällen; diese Sicherheit im einzelnen, wodurch das Ganze sich immer so gut befindet, ohne daß sie jemals daran zu denken scheinen. Sie können wohl, fuhr er fort, indem er sich lächelnd gegen Wilhelmen wendete, mir verzeihen, wenn Therese mich Aurelien entführte,

mit jener konnte ich ein heitres Leben hoffen, da bey dieser auch nicht an eine glückliche Stunde zu denken war.

Ich leugne nicht, versetzte Wilhelm, daß ich mit großer Bitterkeit im Herzen gegen Sie hierher gekommen bin, und daß ich mir vorgenommen hatte, Ihr Betragen gegen Aurelien sehr streng zu tadeln.

Auch verdient es Tadel, versetzte Lothario, ich hätte meine Freundschaft zu ihr nicht mit dem Gefühl der Liebe verwechseln sollen, ich hätte nicht an die Stelle der Achtung, die sie verdiente, eine Neigung eindrängen sollen, die sie weder erregen, noch erhalten konnte. Ach! sie war nicht liebenswürdig, wenn sie liebte, und das ist das größte Unglück, das einem Weibe begegnen kann.

Es sey drum, versetzte Wilhelm, wir können nicht immer das Tadelnswerthe vermeiden, nicht vermeiden, daß unsere Gesinnun-

gen und Handlungen auf eine sonderbare Weise von ihrer natürlichen und guten Richtung abgelenkt werden; aber gewisse Pflichten sollten wir niemals aus den Augen setzen. Die Asche der Freundin ruhe sanft, wir wollen, ohne uns zu schelten und sie zu tadeln, mitleidig Blumen auf ihr Grab streuen. Aber bey dem Grabe, in welchem die unglückliche Mutter ruht, lassen Sie mich fragen, warum sie sich des Kindes nicht annehmen? eines Sohnes, dessen sich jedermann erfreuen würde, und den sie ganz und gar zu vernachläßigen scheinen. Wie können Sie, bey Ihren reinen und zarten Gefühlen, das Herz eines Vaters gänzlich verleugnen? Sie haben diese ganze Zeit noch mit keiner Sylbe an das köstliche Geschöpf gedacht, von dessen Anmuth so viel zu erzählen wäre.

Von wem reden Sie? versetzte Lothario, ich verstehe Sie nicht.

Von wem anders, als von Ihrem Sohne, dem Sohne Aureliens, dem ſchönen Kinde, dem zu ſeinem Glücke nichts fehlt, als daß ein zärtlicher Vater ſich ſeiner annimmt?

Sie irren ſehr, mein Freund, verſetzte Lothario, Aurelie hatte keinen Sohn, am wenigſten von mir, ich weiß von keinem Kinde, ſonſt würde ich mich deſſen mit Freuden annehmen, aber auch im gegenwärtigen Falle will ich gern das kleine Geſchöpf als eine Verlaſſenſchaft von ihr anſehen, und für ſeine Erziehung ſorgen; hat ſie ſich denn irgend etwas merken laſſen, daß der Knabe ihr, daß er mir zugehöre?

Nicht daß ich mich erinnere, ein ausdrückliches Wort von ihr gehört zu haben, es war aber einmal ſo angenommen, und ich habe nicht einen Augenblick daran gezweifelt.

Ich kann, fiel Jarno ein, einigen Aufſchluß hierüber geben; ein altes Weib, das

Sie oft müſſen geſehen haben, brachte das Kind zu Aurelien, ſie nahm es mit Leidenſchaft auf, und hoffte ihre Leiden durch ſeine Gegenwart zu lindern: auch hat es ihr manchen vergnügten Augenblick gemacht.

Wilhelm war durch dieſe Entdeckung ſehr unruhig geworden, er gedachte des guten Mignons neben dem ſchönen Felix auf das lebhafteſte, er zeigte ſeinen Wunſch, die beyden Kinder aus der Lage, in der ſie ſich befanden, heraus zu ziehen.

Wir wollen damit bald fertig ſeyn, verſetzte Lotharie, das wunderliche Mädchen übergeben wir Thereſen, ſie kann unmöglich in beſſere Hände gerathen, und was den Knaben betrifft, den, dächt' ich, nähmen Sie ſelbſt zu ſich; denn was ſelbſt die Frauen an uns ungebildet zurück laſſen, das bilden die Kinder aus, wenn wir uns mit ihnen abgeben.

Überhaupt dächte ich, verſetzte Jarno, Sie entſagten kurz und gut dem Theater, zu dem Sie doch einmal kein Talent haben.

Wilhelm war betroffen, er mußte ſich zuſammen nehmen, denn Jarno's harte Worte hatten ſeine Eigenliebe nicht wenig verletzt. Wenn Sie mich davon überzeugen, verſetzte er mit gezwungenen Lächeln, ſo werden Sie mir einen Dienſt erweiſen, ob es gleich nur ein trauriger Dienſt iſt, wenn man uns aus einem Lieblingstraume aufſchüttelt.

Ohne viel weiter darüber zu reden, verſetzte Jarno, möchte ich Sie nur antreiben, erſt die Kinder zu holen, das übrige wird ſich ſchon geben.

Ich bin bereit dazu, verſetzte Wilhelm, ich bin unruhig und neugierig, ob ich nicht von dem Schickſal des Knaben etwas näheres entdecken kann; ich verlange das Mäd-

chen wieder zu sehen, das sich mit so vieler Eigenheit an mich angeschlossen hat.

Man ward einig, daß er bald abreisen sollte.

Den andern Tag hatte er sich dazu vorbereitet, das Pferd war gesattelt, nur wollte er noch von Lothario Abschied nehmen. Als die Essenzeit herbey kam, setzte man sich wie gewöhnlich zu Tische, ohne auf ihn zu warten, er kam erst spät, und setzte sich zu ihnen.

Ich wollte wetten, sagte Jarno, Sie haben heute Ihr zärtliches Herz wieder auf die Probe gestellt, Sie haben der Begierde nicht widerstehen können, Ihre ehemalige Geliebte wieder zu sehen.

Errathen! versetzte Lothario.

Lassen Sie uns hören, sagte Jarno, wie ist es abgelaufen? ich bin äußerst neugierig.

Ich leugne nicht, versetzte Lothario, daß

mir das Abentheuer mehr als billig auf dem Herzen lag, ich faßte daher den Entschluß nochmals hinzureiten, und die Person wirklich zu sehen, deren verjüngtes Bild mir eine so angenehme Illusion gemacht hatte. Ich stieg schon in einiger Entfernung vom Hause ab, und ließ die Pferde bey Seite führen, um die Kinder nicht zu stöhren, die vor dem Thore spielten. Ich ging in das Haus, und von ohngefähr kam sie mir entgegen, denn sie war es selbst, und ich erkannte sie ohngeachtet der großen Veränderung wieder. Sie war stärker geworden, und schien größer zu seyn; ihre Anmuth blickte durch ein gesetztes Wesen hindurch, und ihre Munterkeit war in ein stilles Nachdenken übergegangen. Ihr Kopf, den sie sonst so leicht und frey trug, hing ein wenig gesenkt, und leise Falten waren über ihre Stirne gezogen.

Sie schlug die Augen nieder, als sie mich

ſah, aber keine Röthe verkündigte eine innere Bewegung des Herzens. Ich reichte ihr die Hand, ſie gab mir die ihrige; ich fragte nach ihrem Manne, er war abweſend, nach ihren Kindern, ſie trat an die Thüre und rief ſie herbey, alle kamen und verſammelten ſich um ſie. Es iſt nichts reizender, als eine Mutter zu ſehen, mit einem Kinde auf dem Arme, und nichts ehrwürdiger, als eine Mutter unter vielen Kindern. Ich fragte nach den Nahmen der Kleinen, um doch nur etwas zu ſagen, ſie bat mich hinein zu treten und auf ihren Vater zu warten. Ich nahm es an; ſie führte mich in die Stube, wo ich beynahe noch alles auf dem alten Platze fand, und — ſonderbar! die ſchöne Muhme, ihr Ebenbild, ſaß auf eben dem Schemmel hinter dem Spinnrocken, wo ich meine Geliebte in eben der Geſtalt ſo oft geſunden hatte. Ein kleines Mäd-

chen, das ſeiner Mutter vollkommen glich, war uns nachgefolgt, und ſo ſtand ich in der ſonderbarſten Gegenwart, zwiſchen der Vergangenheit und Zukunft, wie in einem Orangenwalde, wo in einem kleinen Bezirk Blüthen und Früchte ſtufenweis neben einander leben. Die Muhme ging hinaus, einige Erfriſchung zu holen, ich gab dem ehemals ſo geliebten Geſchöpfe die Hand, und ſagte zu ihr: ich habe eine rechte Freude, Sie wieder zu ſehen. — Sie ſind ſehr gut, mir das zu ſagen, verſetzte ſie; aber auch ich kann Ihnen verſichern, daß ich eine unausſprechliche Freude habe. Wie oft habe ich mir gewünſcht, Sie nur noch Einmal in meinem Leben wieder zu ſehen, ich habe es in Augenblicken gewünſcht, die ich für meine letzten hielt; ſie ſagte das mit einer geſetzten Stimme, ohne Rührung, mit jener Natürlichkeit, die mich ehemals ſo ſehr an ihr ent-

zückte. Die Muhme kam wieder, ihr Vater dazu — und ich überlasse euch zu denken, mit welchem Herzen ich blieb, und mit welchem ich mich entfernte.

Achtes Capitel.

Wilhelm hatte auf ſeinem Wege nach der Stadt die edlen weiblichen Geſchöpfe, die er kannte und von denen er gehört hatte, im Sinne, ihre ſonderbaren Schickſale, die wenig erfreuliches enthielten, waren ihm ſchmerzlich gegenwärtig. Ach! rief er aus, arme Mariane! was werde ich noch von dir erfahren müſſen? und dich, herrliche Amazone, edler Schutzgeiſt, dem ich ſo viel ſchuldig bin, dem ich überall zu begegnen hoffe, und den ich leider nirgends finde, in welchen traurigen Umſtänden treff ich dich vielleicht, wenn du mir einſt wieder begegneſt.

In der Stadt war niemand von ſeinen Bekannten zu Hauſe; er eilte auf das Theater; er glaubte, ſie in der Probe zu finden,

alles war still, das Haus schien leer, doch sah er einen Laden offen. Als er auf die Bühne kam, fand er Aureliens alte Dienerinn beschäftigt Leinwand zu einer neuen Decoration zusammen zu nähen, es fiel nur so viel Licht herein, als nöthig war ihre Arbeit zu erhellen; Felix und Mignon saßen neben ihr auf der Erde, beyde hielten ein Buch, und indem Mignon laut las, sagte ihr Felix alle Worte nach, als wenn er die Buchstaben kennte, als wenn er auch zu lesen verstünde.

Die Kinder sprangen auf und begrüßten den Ankommenden; er umarmte sie aufs zärtlichste, und führte sie näher zu der Alten. Bist Du es? sagte er zu ihr mit Ernst, die dieses Kind Aurelien zugeführt hatte; sie sah von ihrer Arbeit auf, und wendete ihr Gesicht zu ihm, er sah sie in vollem Lichte, erschrack, trat einige Schritte zurück, es war die alte Barbara.

Wo ist Mariane? rief er aus, — weit von hier, versetzte die Alte.

Und Felix?

Ist der Sohn dieses unglücklichen nur allzuzärtlich liebenden Mädchens? Möchten Sie niemals empfinden, was Sie uns gekostet haben, möchte der Schatz, den ich Ihnen überliefere, Sie so glücklich machen, als er uns unglücklich gemacht hat.

Sie stand auf, um wegzugehen, Wilhelm hielt sie fest; ich denke Ihnen nicht zu entlaufen, sagte Sie, lassen Sie mich ein Document holen, das Sie erfreuen und schmerzen wird. Sie entfernte sich, und Wilhelm sah den Knaben mit einer ängstlichen Freude an, er durfte sich das Kind noch nicht zueignen. Er ist Dein, rief Mignon, er ist Dein! und drückte das Kind an Wilhelms Knie.

Die Alte kam, und überreichte ihm einen

Brief. Hier sind Marianens letzte Worte, sagte sie.

Sie ist todt! rief er aus.

Todt! sagte die Alte; möchte ich Ihnen doch alle Vorwürfe ersparen können.

Überrascht und verwirrt erbrach Wilhelm den Brief; er hatte aber kaum die ersten Worte gelesen, als ihn ein bittrer Schmerz ergriff, er ließ den Brief fallen, stürzte auf eine Rasenbank, und blieb eine Zeit lang liegen. Mignon bemühte sich um ihn. Indessen hatte Felix den Brief aufgehoben, und zerrte seine Gespielinn so lange, bis diese nachgab, und zu ihm kniete und ihm vorlas. Felix wiederholte die Worte, und Wilhelm war genöthigt sie zweymal zu hören. »Wenn dieses Blatt jemals zu Dir kommt, so bedaure Deine unglückliche Geliebte, Deine Liebe hat ihr den Tod gegeben, der Knabe, dessen Geburt ich nur wenige Tage überlebe,

ist

ist Dein, ich sterbe Dir treu, so sehr der Schein auch gegen mich sprechen mag; mit Dir verlohr ich alles, was mich an das Leben fesselte. Ich sterbe zufrieden, da man mir versichert, das Kind sey gesund und werde leben. Höre die alte Barbara, verzeih ihr, leb wohl und vergiß mich nicht.«

Welch ein schmerzlicher und noch zu seinem Troste halb räzelhafter Brief! dessen Inhalt ihm erst recht fühlbar ward, da ihn die Kinder stockend und stammelnd vortrugen und wiederholten.

Da haben Sie es nun! rief die Alte, ohne abzuwarten, bis er sich erholt hatte; danken Sie dem Himmel, daß, nach dem Verluste eines so guten Mädchens, Ihnen noch ein so vortreffliches Kind übrig bleibt. Nichts wird Ihrem Schmerze gleichen, wenn Sie vernehmen, wie das gute Mädchen Ihnen bis ans Ende treu geblieben, wie un-

glücklich sie geworden ist, und was sie Ihnen alles aufgeopfert hat.

Laß mich den Becher des Jammers und der Freuden, rief Wilhelm aus, auf einmal trinken! überzeuge mich, ja überrede mich nur, daß sie ein gutes Mädchen war, daß sie meine Achtung wie meine Liebe verdiente, und überlaß mich dann meinen Schmerzen über ihren unersetzlichen Verlust.

Es ist jetzt nicht Zeit, versetzte die Alte, ich habe zu thun, und wünschte nicht, daß man uns beysammen fände. Lassen Sie es ein Geheimniß seyn, daß Felix Ihnen angehört; ich hätte über meine bisherige Verstellung zu viel Vorwürfe von der Gesellschaft zu erwarten; Mignon verräth uns nicht, sie ist gut und verschwiegen.

Ich wußte es lange und sagte nichts, versetzte Mignon. — Wie ist es möglich, rief die Alte — woher? fiel Wilhelm ein.

Der Geiſt hat mir's geſagt.

Wie? wo?

Im Gewölbe, da der Alte das Meſſer zog, rief mirs zu: Rufe ſeinen Vater, und da fielſt Du mir ein.

Wer rief denn?

Ich weiß nicht, im Herzen, im Kopfe, ich war ſo Angſt, ich zitterte, ich betete, da riefs, und ich verſtands.

Wilhelm druckte ſie an ſein Herz, empfahl ihr Felix, und entfernte ſich. Er bemerkte erſt zuletzt, daß ſie viel bläſſer und magerer geworden war, als er ſie verlaſſen hatte. Madame Melina fand er von ſeinen Bekannten zuerſt, ſie begrüßte ihn aufs freundlichſte. O! daß Sie doch alles, rief ſie aus, bey uns finden möchten, wie Sie wünſchen!

Ich zweifle daran, ſagte Wilhelm, und erwartete es nicht. Geſtehen Sie nur, man

hat alle Anstalten gemacht mich entbehren zu können.

Warum sind Sie auch weggegangen! versetzte die Freundin.

Man kann die Erfahrung nicht früh genug machen, wie entbehrlich man in der Welt ist. Welche wichtige Personen glauben wir zu seyn! Wir denken allein den Kreis zu beleben, in welchem wir wirken; in unserer Abwesenheit muß, bilden wir uns ein, Leben, Nahrung und Athem stocken, und die Lücke, die entsteht, wird kaum bemerkt, sie füllt sich so geschwind wieder aus, ja sie wird oft nur der Platz, wo nicht für etwas besseres, doch für etwas angenehmeres.

Und die Leiden unserer Freunde bringen wir nicht in Anschlag?

Auch unsere Freunde thun wohl, wenn sie sich bald finden, wenn sie sich sagen: da

wo du bist, da wo du bleibst, wirke was du kannst, sey thätig und gefällig, und laß dir die Gegenwart heiter seyn.

Bey näherer Erkundigung fand Wilhelm, was er vermuthet hatte: die Oper war eingerichtet, und zog die ganze Aufmerksamkeit des Publikums an sich. Seine Rollen waren inzwischen durch Laertes und Horatio besetzt worden, und beyde lockten den Zuschauern einen weit lebhaftern Beyfall ab, als er jemals hatte erlangen können.

Laertes trat herein, und Madame Melina rief aus! sehn Sie hier diesen glücklichen Menschen, der bald ein Capitalist, oder Gott weiß was werden wird. Wilhelm umarmte ihn, und fühlte ein vortrefflich feines Tuch an seinem Rocke, seine übrige Kleidung war einfach, aber alles vom besten Zeuge.

Lösen Sie mir das Räthsel! rief Wilhelm aus.

Es ist noch Zeit genug, versetzte Laertes, um zu erfahren, daß mir mein Hin- und herlaufen nunmehr bezahlt wird, daß ein Patron eines großen Handelshauses von meiner Unruhe, meinen Kenntnissen und Bekanntschaften Vortheil zieht, und mir einen Theil davon abläßt; ich wollte viel drum geben, wenn ich mir dabey auch Zutrauen gegen die Weiber ermäkeln könnte, denn es ist eine hübsche Nichte im Hause, und ich merke wohl, wenn ich wollte, könnte ich bald ein gemachter Mann seyn.

Sie wissen wohl noch nicht, sagte Madame Melina, daß sich indessen auch unter uns eine Heirath gemacht hat? Serlo ist wirklich mit der schönen Otilie öffentlich getraut, da der Vater ihre heimliche Vertraulichkeit nicht gut heißen wollte.

So unterhielten sie sich über manches, was sich in seiner Abwesenheit zugetragen

hatte, und er konnte gar wohl bemerken, daß er, dem Geist und dem Sinne der Gesellschaft nach, wirklich längst verabschiedet war.

Mit Ungedult erwartete er die Alte, die ihm tief in der Nacht ihren sonderbaren Besuch angekündigt hatte. Sie wollte kommen, wenn alles schlief, und verlangte solche Vorbereitungen und Vorsichten, eben als wenn das jüngste Mädchen sich zu einem Geliebten schleichen wollte. Er las indeß Mariannens Brief wohl hundertmal durch, las mit unaussprechlichem Entzücken das Wort Treue von ihrer geliebten Hand, und mit Entsetzen die Ankündigung ihres Todes, dessen Annäherung sie nicht zu fürchten schien.

Mitternacht war vorbey, als etwas an der halboffnen Thüre rauschte, und die Alte mit einem Körbchen hereintrat: ich soll Euch, sagte sie, die Geschichte unserer Leiden er-

zählen, und ich muß erwarten, daß Ihr ungerührt dabey sitzt, daß Ihr nur, um Eure Neugierde zu befriedigen, mich so sorgsam erwartet, und daß Ihr Euch jetzt, wie damals, in Eure kalte Eigenliebe hüllet, wenn uns das Herz bricht. Aber seht her! so brachte ich an jenem glücklichen Abend die Champagnerflasche hervor, so stellte ich die drey Gläser auf den Tisch, und so fingt Ihr an, uns mit gutmüthigen Kindergeschichten zu täuschen und einzuschläfern, wie ich Euch jetzt mit traurigen Wahrheiten aufklären und wach erhalten muß.

Wilhelm wußte nicht, was er sagen sollte, als die Alte wirklich den Stöpsel springen ließ, und die drey Gläser vollschenkte.

Trinkt! rief sie, nachdem sie ihr schäumendes Glas schnell ausgeleert hatte, trinkt! eh' der Geist verraucht! dieses dritte Glas soll zum Andenken meiner unglücklichen Freun-

din ungenoſſen verſchäumen. Wie roth waren ihre Lippen, als ſie Euch damals Beſcheid that! Ach! und nun auf ewig verblaßt und erſtarrt!

Sibylle! Furie! rief Wilhelm aus, indem er aufſprang und mit der Fauſt auf den Tiſch ſchlug, welch ein böſer Geiſt beſitzt und treibt Dich? für wen hältſt Du mich, daß Du denkſt, die einfachſte Geſchichte von Marianens Tod und Leiden werde mich nicht empfindlich genug kränken, daß Du noch ſolche hölliſche Kunſtgriffe brauchſt, um meine Marter zu ſchärfen. Geht Deine unerſättliche Völlerey ſo weit, daß Du beym Todtenmahle ſchwelgen mußt, ſo trink und rede! Ich habe Dich von je her verabſcheut, und noch kann ich mir Marianen nicht unſchuldig denken, wenn ich Dich, ihre Geſellſchafterin, nur anſehe.

Gemach, mein Herr! verſetzte die Alte:

Sie werden mich nicht aus meiner Fassung bringen. Sie sind uns noch sehr verschuldet, und von einem Schuldner läßt man sich nicht übel begegnen. Aber Sie haben recht, auch meine einfachste Erzählung ist Strafe genug für Sie. So hören Sie denn den Kampf und den Sieg Marianens, um die Ihrige zu bleiben.

Die Meinige! rief Wilhelm aus, welch ein Mährchen willst Du beginnen?

Unterbrechen Sie mich nicht, fiel sie ein, hören Sie mich, und dann glauben Sie, was Sie wollen, es ist ohnedem jetzt ganz einerley. Haben Sie nicht am letzten Abend, als Sie bey uns waren, ein Billet gefunden und mitgenommen?

Ich fand das Blatt erst, als ich es mitgenommen hatte, es war in das Halstuch verwickelt, das ich aus inbrünstiger Liebe in den Busen steckte.

Was enthielt das Papier?

Die Aussichten eines verdrießlichen Liebhabers, in der nächsten Nacht besser, als gestern aufgenommen zu werden. Und daß man ihm Wort gehalten hat, habe ich mit eignen Augen gesehen, denn er schlich früh vor Tage aus Eurem Hause hinweg.

Sie können ihn gesehen haben; aber was bey uns vorging, wie traurig Mariane diese Nacht, wie verdrießlich ich sie zubrachte, das werden Sie erst jetzt erfahren. Ich will ganz aufrichtig seyn, weder leugnen noch beschönigen, daß ich Marianen beredete, sich einem gewissen Norberg zu ergeben, sie folgte, ja ich kann sagen sie gehorchte mir mit Widerwillen; er war reich, er schien verliebt, und ich hoffte er werde beständig seyn. Gleich darauf mußte er eine Reise machen, und Mariane lernte Sie kennen, was hatte ich da nicht auszustehen! was zu hindern! was

zu erdulden! o! rief sie manchmal, hättest du meiner Jugend, meiner Unschuld nur noch vier Wochen geschont, so hätte ich einen würdigen Gegenstand meiner Liebe gefunden, ich wäre seiner würdig gewesen, und die Liebe hätte das mit einem ruhigen Bewußtseyn geben dürfen, was ich jetzt wider Willen verkauft habe. Sie überließ sich ganz ihrer Neigung, und ich darf nicht fragen, ob sie glücklich waren? Ich hatte eine uneingeschränkte Gewalt über ihren Verstand, denn ich kannte alle Mittel ihre kleinen Neigungen zu befriedigen; ich hatte keine Macht über ihr Herz, denn niemals billigte sie, was ich für sie that, wozu ich sie bewegte, wenn ihr Herz widersprach, nur der unbezwinglichen Noth gab sie nach, und die Noth erschien ihr bald sehr drückend. In den ersten Zeiten ihrer Jugend hatte es ihr an nichts gemangelt, ihre Familie verlohr durch eine

Verwickelung von Umſtänden ihr Vermögen, das arme Mädchen war an mancherley Bedürfniſſe gewöhnt, und ihrem kleinen Gemüth waren gewiſſe gute Grundſätze eingeprägt, die ſie unruhig machten, ohne ihr viel zu helfen. Sie hatte nicht die mindeſte Gewandtheit in weltlichen Dingen, ſie war unſchuldig im eigentlichen Sinne; ſie hatte keinen Begriff, daß man kaufen könne, ohne zu bezahlen, für nichts war ihr mehr bange, als wenn ſie ſchuldig war, ſie hätte immer lieber gegeben als genommen, und nur eine ſolche Lage machte es möglich, daß ſie genöthigt ward, ſich ſelbſt hinzugeben, um eine Menge kleiner Schulden los zu werden.

Und hätteſt Du, fuhr Wilhelm auf, ſie nicht retten können?

O ja, verſetzte die Alte, mit Hunger und Noth, mit Kummer und Entbehrung, und darauf war ich niemals eingerichtet.

Abscheuliche, niederträchtige Kupplerinn! so hast Du das unglückliche Geschöpf geopfert? so hast Du sie Deiner Kehle, Deinem unersättlichen Heißhunger hingegeben?

Ihr thätet besser Euch zu mäßigen, und mit Schimpfreden inne zu halten, versetzte die Alte. Wenn Ihr schimpfen wollt, so geht in Eure großen vornehmen Häuser, da werdet Ihr Mütter finden, die recht ängstlich besorgt sind, wie sie für ein liebenswürdiges, himmlisches Mädchen den allerabscheulichsten Menschen auffinden wollen, wenn er nur zugleich der reichste ist. Seht das arme Geschöpf vor seinem Schicksale zittern und beben, und nirgends Trost finden, als bis ihr irgend eine erfahrne Freundin begreiflich macht, daß sie durch den Ehestand das Recht erwerbe, über ihr Herz und ihre Person künftig nach Gefallen disponiren zu können.

Schweig! rief Wilhelm, glaubst Du denn,

daß ein Verbrechen durch das andere entſchuldigt werden könne? erzähle! ohne weitere Anmerkungen zu machen.

So hören Sie, ohne mich zu tadeln! Mariane ward wider meinen Willen die Ihre. Bey dieſem Abentheuer habe ich mir wenigſtens nichts vorzuwerfen. Norberg kam zurück, er eilte Marianen zu ſehen, die ihn kalt und verdrießlich aufnahm, und ihm nicht einen Kuß erlaubte. Ich brauchte meine ganze Kunſt, um ihr Betragen zu entſchuldigen, ich ließ ihn merken, daß ein Beichtvater ihr das Gewiſſen geſchärft habe, und daß man ein Gewiſſen, ſo lange es ſpricht, reſpectiren müſſe. Ich brachte ihn dahin, daß er ging, und ich verſprach ihm mein Beſtes zu thun. Er war reich und roh, aber er hatte einen Grund von Gutmüthigkeit, und liebte Marianen auf das äußerſte. Er verſprach mir Geduld, und ich arbeitete deſto

lebhafter, um ihn nicht zu sehr zu prüfen. Ich hatte mit Marianen einen harten Stand, ich überredete sie, ja ich kann sagen, ich zwang sie endlich, durch die Drohung daß ich sie verlassen würde, an ihren Liebhaber zu schreiben, und ihn auf die Nacht einzuladen. Sie kamen und rafften zufälliger Weise seine Antwort in dem Halstuch auf. Ihre unvermuthete Gegenwart hatte mir ein böses Spiel gemacht. Kaum waren Sie weg, so ging die Qual von neuem an, sie schwur, daß sie Ihnen nicht untreu werden könne, und war so leidenschaftlich, so außer sich, daß sie mir ein herzliches Mitleid ablockte; ich versprach ihr endlich, daß ich auch diese Nacht Norbergen beruhigen, und ihn unter allerley Vorwänden entfernen wollte; ich bat sie zu Bette zu gehen, allein sie schien mir nicht zu trauen: sie blieb angezogen,

und

und ſchlief zuletzt, bewegt und ausgeweint, wie ſie war, in ihren Kleidern ein.

Norberg kam, ich ſuchte ihn abzuhalten, ich ſtellte ihm ihre Gewiſſensbiſſe, ihre Reue mit den ſchwärzeſten Farben vor, er wünſchte ſie nur zu ſehen, und ich ging in das Zimmer, um ſie vorzubereiten, er ſchritt mir nach, und wir traten beyde zu gleicher Zeit vor ihr Bette. Sie erwachte, ſprang mit Wuth auf und entriß ſich unſern Armen; ſie beſchwur und bat, ſie flehte, drohte und verſicherte, daß ſie nicht nachgeben würde. Sie war unvorſichtig genug, über ihre wahre Leidenſchaft einige Worte fallen zu laſſen, die der arme Norberg im geiſtlichen Sinne deuten mußte. Endlich verließ er ſie, und ſie ſchloß ſich ein. Ich behielt ihn noch lange bey mir, und ſprach mit ihm über ihren Zuſtand, daß ſie guter Hoffnung ſey, und daß man das arme Mädchen ſchonen müſſe. Er

fühlte ſich ſo ſtolz auf ſeine Vaterſchaft, er freute ſich ſo ſehr auf einen Knaben, daß er alles einging, was ſie von ihm verlangte, und daß er verſprach lieber einige Zeit zu verreiſen, als ſeine Geliebte zu ängſtigen, und ihr durch dieſe Gemüthsbewegungen zu ſchaden. Mit dieſen Geſinnungen ſchlich er Morgens früh von mir weg, und Sie, mein Herr, wenn Sie Schildwache geſtanden haben, ſo hätte es zu ihrer Glückſeeligkeit nichts weiter bedurft, als in den Buſen ihres Nebenbuhlers zu ſehen, den Sie ſo begünſtigt, ſo glücklich hielten, und deſſen Erſcheinung Sie zur Verzweiflung brachte.

Redeſt Du wahr? ſagte Wilhelm.

So wahr, ſagte die Alte, als ich noch hoffe Sie zur Verzweiflung zu bringen.

Ja gewis Sie würden verzweifeln, wenn ich Ihnen das Bild unſers nächſten Morgens recht lebhaft darſtellen könnte. Wie heiter

wachte ſie auf! wie freundlich rief ſie mich herein! wie lebhaft dankte ſie mir! wie herzlich drückte ſie mich an ihren Buſen! Nun, ſagte ſie, indem ſie lächelnd vor den Spiegel trat, darf ich mich wieder an mir ſelbſt, mich an meiner Geſtalt freuen, da ich wieder mir, da ich meinem einzig geliebten Freund angehöre. Wie iſt es ſo ſüß überwunden zu haben! welch eine himmliſche Empfindung iſt es ſeinem Herzen zu folgen! Wie dank ich dir, daß du dich meiner angenommen, daß du deine Klugheit, deinen Verſtand auch einmal zu meinem Vortheil angewendet haſt! ſteh mir bey, und erſinne, was mich ganz glücklich machen kann.

Ich gab ihr nach, ich wollte ſie nicht reizen, ich ſchmeichelte ihrer Hoffnung, und ſie liebkoßte mich auf das anmuthigſte. Entfernte ſie ſich einen Augenblick vom Fenſter, ſo mußte ich Wache ſtehen, denn Sie ſoll-

ten nun ein für allemal vorbey gehen, man wollte Sie wenigstens sehen, so ging der ganze Tag unruhig hin. Nachts, zur gewöhnlichen Stunde, erwarteten wir Sie ganz gewis, ich paßte schon an der Treppe, die Zeit ward mir lang, ich ging wieder zu ihr hinein. Ich fand sie zu meiner Verwunderung in ihrer Officierstracht, sie sah unglaublich heiter und reizend aus. Verdien' ich nicht, sagte sie, heute in Mannstracht zu erscheinen? habe ich mich nicht brav gehalten. Mein Geliebter soll mich heute wie das erstemal sehen, ich will ihn so zärtlich und mit mehr Freiheit an mein Herz drücken, als damals; denn bin ich jetzt nicht vielmehr die seine als damals, da mich ein edler Entschluß noch nicht frey gemacht hatte? Aber, fügte sie nach einigem Nachdenken hinzu, noch hab ich nicht ganz gewonnen, noch muß ich erst das Äußerste wagen, um seiner werth,

um ſeines Beſitzes gewis zu ſeyn; ich muß ihm alles entdecken, meinen ganzen Zuſtand offenbaren, und ihm alsdann überlaſſen, ob er mich behalten oder verſtoßen will, dieſe Scene bereite ich ihm, bereite ich mir zu, und wäre ſein Gefühl mich zu verſtoßen fähig; ſo würde ich alsdann ganz wieder mir ſelbſt angehören, ich würde in meiner Strafe meinen Troſt finden, und alles erdulden, was das Schickſal mir auferlegen wollte.

Mit dieſen Geſinnungen, mit dieſen Hoffnungen, mein Herr, erwartete Sie das liebenswürdige Mädchen, Sie kamen nicht; o! wie ſoll ich den Zuſtand des Wartens und Hoffens beſchreiben? Ich ſehe dich noch vor mir, mit welcher Liebe, mit welcher Inbrunſt du von dem Manne ſprachſt, deſſen Grauſamkeit du noch nicht erfahren hatteſt.

Gute liebe Barbara, rief Wilhelm, indem er aufſprang und die Alte bey der Hand

faßte: es iſt nun genug der Verſtellung, genug der Vorbereitung! Dein gleichgültiger, Dein ruhiger, Dein zufriedner Ton hat Dich verrathen. Gieb mir Marianen wieder, ſie lebt, ſie iſt in der Nähe. Nicht umſonſt haſt Du dieſe ſpäte einſame Stunde zu Deinem Beſuche gewählt, nicht umſonſt haſt Du mich durch dieſe entzückende Erzählung vorbereitet. Wo haſt Du ſie? wo verbirgſt Du ſie? ich glaube Dir alles, ich verſpreche Dir alles zu glauben, wenn Du mir ſie zeigſt, wenn Du ſie meinen Armen wieder giebſt. Ihren Schatten habe ich ſchon im Fluge geſehen, laß mich ſie wieder in meine Arme faſſen! Ich will vor ihr auf den Knien liegen, ich will ſie um Vergebung bitten, ich will ihr zu ihrem Kampfe, zu ihrem Siege über ſich und dich Glück wünſchen, ich will ihr meinen Felix zuführen. Komm! wo haſt Du ſie verſteckt? laß ſie, laß mich nicht län-

ger in Ungewisheit, Dein Endzweck ist erreicht, wo hast Du sie verborgen? Komm, daß ich sie mit diesem Licht beleuchte! daß ich wieder ihr holdes Angesicht sehe!

Er hatte die Alte vom Stuhl aufgezogen, sie sah ihn starr an, die Thränen stürzten ihr aus den Augen, und ein ungeheurer Schmerz ergriff sie. Welch ein unglücklicher Irrthum, rief sie aus, läßt Sie noch einen Augenblick hoffen! — Ja, ich habe sie verborgen, aber unter die Erde, weder das Licht der Sonne noch eine vertrauliche Kerze wird ihr holdes Angesicht jemals wieder erleuchten. Führen Sie den guten Felix an ihr Grab, und sagen Sie ihm, da liegt deine Mutter, die dein Vater ungehört verdammt hat. Das liebe Herz schlägt nicht mehr vor Ungeduld Sie zu sehen, nicht etwa in einer benachbarten Kammer wartet sie auf den Ausgang meiner Erzählung, oder meines

Mährchens, die dunkle Kammer hat sie aufgenommen, wohin kein Bräutigam folgt, woraus man keinem Geliebten entgegen geht.

Sie warf sich auf die Erde an einem Stuhle nieder, und weinte bitterlich; Wilhelm war zum erstenmale völlig überzeugt, daß Mariane todt sey, er befand sich in einem traurigen Zustande. Die Alte hub sich auf. Ich habe Ihnen weiter nichts zu sagen, rief sie, und warf ein Packet auf den Tisch, hier diese Briefschaften mögen völlig Ihre Grausamkeit beschämen, lesen Sie diese Blätter mit trocknen Augen durch, wenn es Ihnen möglich ist. Sie schlich leise fort, und Wilhelm hatte diese Nacht das Herz nicht, die Brieftasche zu öffnen, er hatte sie selbst Marianen geschenkt, er wußte, daß sie jedes Blättchen, das sie von ihm erhalten hatte, sorgfältig darinn aufhob. Den andern Morgen vermochte er es über sich, er lößte das

Band, und es fielen ihm kleine Zettelchen mit Bleyſtift von ſeiner eigenen Hand geſchrieben entgegen, und riefen ihm jede Situation von dem Erſten Tage ihrer anmuthigen Bekanntſchaft, bis zu dem letzten ihrer grauſamen Trennung, wieder herbey. Allein nicht ohne die lebhafteſten Schmerzen durchlas er eine kleine Sammlung von Billeten, die an ihn geſchrieben waren, und die, wie er aus dem Inhalt ſah, von Wernern waren zurückgewieſen worden.

Keines meiner Blätter hat bis zu Dir durchdringen können, mein Bitten und Flehen hat Dich nicht erreicht; haſt Du ſelbſt dieſe grauſamen Befehle gegeben? ſoll ich Dich nie wieder ſehen? noch einmal verſuch ich es, ich bitte Dich: komm, o komm! ich verlange Dich nicht zu behalten, wenn ich

Dich nur noch einmal an mein Herz drücken kann.

Wenn ich sonst bey Dir saß, Deine Hände hielt, Dir in die Augen sah, und mit vollem Herzen der Liebe und des Zutrauens zu Dir sagte: lieber, lieber guter Mann! das hörtest Du so gern, ich mußt' es Dir so oft wiederholen, ich wiederhole es noch einmal; lieber, lieber guter Mann! sey gut, wie Du warst, komm und laß mich nicht in meinem Elende verderben.

Du hältst mich für schuldig, ich bin es auch, aber nicht wie Du denkst. Komm, damit ich nur den einzigen Trost habe, von Dir ganz gekannt zu seyn, es gehe mir nachher wie es wolle.

Nicht um meinet willen, allein auch um

Dein ſelbſt willen flehe ich Dich an, zu kommen. Ich fühle die unerträglichen Schmerzen, die Du leideſt, indem Du mich fliehſt; komm, daß unſere Trennung weniger grauſam werde! Ich war vielleicht nie Deiner würdig, als eben in dem Augenblick, da Du mich in ein grenzenloſes Elend zurück ſtößeſt.

Bey allem, was heilig iſt, bey allem, was ein menſchliches Herz rühren kann, ruf ich Dich an! es iſt um eine Seele, es iſt um ein Leben zu thun, um zwey Leben, von denen Dir eins ewig theuer ſeyn muß. Dein Argwohn wird auch das nicht glauben, und doch werde ich es in der Stunde des Todes ausſprechen: das Kind, das ich unter dem Herzen trage, iſt Dein. Seitdem ich Dich liebe, hat kein anderer mir auch nur die Hand gedrückt; o daß Deine Liebe, daß

Deine Rechtſchaffenheit die Gefährten meiner Jugend geweſen wären!

Du willſt mich nicht hören? ſo muß ich denn zuletzt wohl verſtummen, aber dieſe Blätter ſollen nicht untergehen, vielleicht können ſie noch zu Dir ſprechen, wenn das Leichentuch ſchon meine Lippe bedeckt, und wenn die Stimme Deiner Reue nicht mehr zu meinem Ohr reichen kann. Durch mein trauriges Leben bis an den letzten Augenblick wird das mein einziger Troſt ſeyn: daß ich ohne Schuld gegen Dich war, wenn ich mich auch nicht unſchuldig nennen durfte.

Wilhelm konnte nicht weiter, er überließ ſich ganz ſeinem Schmerz, aber noch mehr war er bedrängt, als Laertes herein trat, dem er ſeine Empfindungen zu verbergen ſuchte. Dieſer brachte einen Beutel mit Du-

caten hervor, zählte und rechnete, und versicherte Wilhelmen: es sey nichts schöneres in der Welt, als wenn man eben auf dem Wege sey reich zu werden, es könne uns auch alsdenn nichts stören oder abhalten. Wilhelm erinnerte sich seines Traums und lächelte; aber zugleich gedachte er auch mit Schaudern: daß in jenem Traumgesichte Mariane ihn verlassen, um seinem verstorbenen Vater zu folgen, und daß beyde zuletzt wie Geister schwebend sich um den Garten bewegt hatten.

Laertes riß ihn aus seinem Nachdenken, und führte ihn auf ein Kaffeehaus, wo sich sogleich mehrere Personen um ihn versammelten, die ihn sonst gern auf dem Theater gesehen hatten, sie freuten sich seiner Gegenwart, bedauerten aber, daß er, wie sie hörten, die Bühne verlassen wolle; sie sprachen so bestimmt und vernünftig von ihm

und seinem Spiele, von dem Grade seines Talentes, von ihren Hoffnungen, daß Wilhelm nicht ohne Rührung zuletzt ausrief: o wie unendlich werth wäre mir diese Theilnahme vor wenig Monaten gewesen! wie belehrend und wie erfreuend! niemals hätte ich mein Gemüth so ganz von der Bühne abgewendet, und niemals wäre ich so weit gekommen, am Publiko zu verzweifeln.

Dazu sollte es überhaupt nicht kommen, sagte ein ältlicher Mann, der hervortrat, das Publikum ist groß, wahrer Verstand und wahres Gefühl sind nicht so selten als man glaubt, nur muß der Künstler niemals einen unbedingten Beyfall für das, was er hervorbringt, verlangen, denn eben der unbedingte ist am wenigsten werth, und den bedingten wollen die Herren nicht gerne. Ich weiß wohl, im Leben wie in der Kunst muß man mit sich zu Rathe gehen, wenn man

etwas thun und hervorbringen soll; wenn es aber gethan oder vollendet ist, so darf man mit Aufmerksamkeit nur viele hören, und man kann sich mit einiger Übung aus diesen vielen Stimmen gar bald ein ganzes Urtheil zusammen setzen, denn diejenigen, die uns diese Mühe ersparen könnten, halten sich meist stille genug.

Das sollten sie eben nicht, sagte Wilhelm, ich habe so oft gehört, daß Menschen, die selbst über gute Werke schwiegen, doch beklagten und bedauerten, daß geschwiegen wird.

So wollen wir heute laut werden, rief ein junger Mann, Sie müssen mit uns speisen, und wir wollen alles einholen, was wir Ihnen und manchmal der guten Aurelie schuldig geblieben sind.

Wilhelm lehnte die Einladung ab, und begab sich zu Madame Melina, die er we-

gen der Kinder ſprechen wollte, indem er ſie von ihr wegzunehmen gedachte.

Das Geheimnis der Alten war nicht zum beſten bey ihm verwahrt. Er verrieth ſich, als er den ſchönen Felix wieder anſichtig ward. O! mein Kind! rief er aus, mein liebes Kind! er hub ihn auf, und drückte ihn an ſein Herz. Vater! was haſt Du mir mitgebracht, rief das Kind. Mignon ſah beyde an, als wenn es ſie warnen wollte, ſich nichts zu verrathen.

Was iſt das für eine neue Erſcheinung? ſagte Madame Melina. Man ſuchte die Kinder bey Seite zu bringen, und Wilhelm, der der Alten das ſtrengſte Geheimnis nicht ſchuldig zu ſeyn glaubte, entdeckte ſeiner Freundin das ganze Verhältnis. Madame Melina ſah ihn lächelnd an. O! über die leichtglaubigen Männer! rief ſie aus, wenn nur etwas auf ihrem Wege iſt; ſo kann

man es ihnen sehr leicht aufbürden, aber dafür sehen sie sich auch ein andermal weder rechts noch links um, und wissen nichts zu schätzen, als was sie vorher mit dem Stempel einer willkührlichen Leidenschaft bezeichnet haben. Sie konnte einen Seufzer nicht unterdrücken, und wenn Wilhelm nicht ganz blind gewesen wäre, so hätte er eine nie ganz besiegte Neigung in ihrem Betragen erkennen müssen.

Er sprach nun mehr mit ihr von den Kindern, wie er Felix bey sich zu behalten und Mignon auf das Land zu thun gedächte. Frau Melina, ob sie sich gleich ungerne von beyden zugleich trennte, fand doch den Vorschlag gut, ja nothwendig; Felix verwilderte bey ihr, und Mignon schien einer freyen Luft und anderer Verhältnisse zu bedürfen, das gute Kind war kränklich und konnte sich nicht erholen.

Lassen Sie sich nicht irren, fuhr Madame Melina fort, daß ich einige Zweifel, ob Ihnen der Knabe wirklich zugehöre, leichtsinnig geäußert habe. Der Alten ist freylich wenig zu trauen, doch kann eins, das Unwahrheit zu seinem Nutzen ersinnt, auch einmal wahr reden, wenn es die Wahrheiten nützlich findet. Aurelien hatte die Alte vorgespiegelt, Felix sey ein Sohn Lothario's, und die Eigenheit haben wir Weiber, daß wir die Kinder unserer Liebhaber recht herzlich lieben, wenn wir schon die Mutter nicht kennen, oder sie von Herzen hassen. Felix kam herein gesprungen, sie drückte ihn an sich, mit einer Lebhaftigkeit, die ihr sonst nicht gewöhnlich war.

Wilhelm eilte nach Hause, und bestellte die Alte, die ihn, jedoch nicht eher als in der Dämmerung, zu besuchen versprach; er empfing sie verdrießlich, und sagte zu ihr: Es

iſt nichts ſchändlichers in der Welt, als ſich auf Lügen und Mahrchen einzurichten! ſchon haſt Du viel Böſes damit geſtiftet, und jetzt, da Dein Wort das Glück meines Lebens entſcheiden könnte, jetzt ſteh ich zweifelhaft, und wage nicht das Kind in meine Arme zu ſchließen, deſſen ungetrübter Beſitz mich äußerſt glücklich machen würde. Ich kann Dich, ſchändliche Kreatur, nicht ohne Haß und Verachtung anſehen.

Euer Betragen kommt mir, wenn ich aufrichtig reden ſoll, verſetzte die Alte, ganz unerträglich vor. Und wenns nun Euer Sohn nicht wäre, ſo iſt es das ſchönſte, angenehmſte Kind von der Welt, das man gern für jeden Preis kaufen möchte, um es nur immer um ſich zu haben. Iſt es nicht werth, daß Ihr Euch ſeiner annehmt? verdiene ich für meine Sorgfalt, für meine Mühe mit ihm, nicht einen kleinen Unter-

halt für mein künftiges Leben? O! ihr Herren, denen nichts abgeht, ihr habt gut von Wahrheit und Gradheit reden; aber wie eine arme Kreatur, deren geringstem Bedürfniß nichts entgegen kommt, die in ihren Verlegenheiten keinen Freund, keinen Rath, keine Hülfe sieht, wie die sich durch die selbstischen Menschen durchdrücken, und im Stillen darben muß — davon würde manches zu sagen seyn, wenn ihr hören wolltet und könntet. Haben Sie Marianens Briefe gelesen? es sind dieselbigen, die sie zu jener unglücklichen Zeit schrieb. Vergebens suchte ich mich Ihnen zu nähern, vergebens Ihnen diese Blätter zuzustellen, Ihr grausamer Schwager hatte Sie so umlagert, daß alle List und Klugheit vergebens war, und zuletzt, als er mir und Marianen mit dem Gefängniß drohte, mußte ich wohl alle Hoffnung aufgeben. Trifft nicht alles mit dem überein, was ich

erzählt habe? und setzt nicht Norbergs Brief die ganze Geschichte außer allem Zweifel?

Was für ein Brief? fragte Wilhelm.

Haben Sie ihn nicht in der Brieftasche gefunden? versetzte die Alte.

Ich habe noch nicht alles durchlesen.

Geben Sie nur die Brieftasche her, auf dieses Document kömmt alles an. Norbergs unglückliches Billet hat die traurige Verwirrung gemacht, ein anderes von seiner Hand mag auch den Knoten lösen, in so fern am Faden noch etwas gelegen ist. Sie nahm ein Blatt aus der Brieftasche, Wilhelm erkannte jene verhaßte Hand, er nahm sich zusammen und las.

»Sag mir nur, Mädchen, wie vermagst Du das über mich? hätt' ich doch nicht geglaubt, daß eine Göttinn selbst mich zum seufzenden Liebhaber umschaffen könnte. Anstatt mir mit offenen Armen entgegen zu ei-

len, ziehst Du Dich zurück; man hätte es wahrhaftig für Abscheu nehmen können, wie Du Dich betrugst. Ists erlaubt, daß ich die Nacht mit der alten Barbara auf einem Koffer in einer Kammer zubringen mußte? und mein geliebtes Mädchen war nur zwey Thüren davon. Es ist zu toll, sag ich Dir! Ich habe versprochen Dir einige Bedenkzeit zu lassen, nicht gleich in Dich zu dringen, und ich möchte rasend werden über jede verlohrne Viertelstunde. Habe ich Dir nicht geschenkt, was ich wußte und konnte? zweifelst Du noch an meiner Liebe? was willst Du haben, sag es nur? es soll Dir an nichts fehlen. Ich wollte der Pfaffe müßte verstummen und verblinden, der Dir solches Zeug in den Kopf gesetzt hat. Mußtest Du auch grade an so einen kommen! Es giebt so viele, die jungen Leuten etwas nachzusehen wissen. Genug ich sage Dir, es muß anders werden,

in ein paar Tagen muß ich Antwort wissen, denn ich gehe bald wieder weg, und wenn Du nicht wieder freundlich und gefällig bist, so sollst Du mich nicht wieder sehen.« —

In dieser Art ging der Brief noch lange fort, drehte sich zu Wilhelms schmerzlicher Zufriedenheit immer um denselben Punct herum, und zeugte für die Wahrheit der Geschichte, die er von Barbara vernommen hatte. Ein zweytes Blatt bewies deutlich, daß Mariane auch in der Folge nicht nachgegeben hatte, und Wilhelm vernahm aus diesen und mehreren Papieren nicht ohne tiefen Schmerz die Geschichte des unglücklichen Mädchens bis zur Stunde ihres Todes.

Die Alte hatte den rohen Menschen nach und nach zahm gemacht, indem sie ihm den Tod Marianens meldete, und ihm den Glauben ließ, als wenn Felix sein Sohn sey; er hatte ihr einigemal Geld geschickt, das sie

aber für sich behielt, da sie Aurelien die Sorge für des Kindes Erziehung aufgeschwatzt hatte. Aber leider dauerte dieser heimliche Erwerb nicht lange. Norberg hatte durch ein wildes Leben den größten Theil seines Vermögens verzehrt, und wiederholte Liebesgeschichten sein Herz gegen seinen ersten, eingebildeten Sohn verhärtet.

So wahrscheinlich das alles lautete, und so schön es zusammentraf, traute Wilhelm doch noch nicht, sich der Freude zu überlassen, er schien sich vor einem Geschenke zu fürchten, das ihm ein böser Genius darreichte.

Ihre Zweifelsucht, sagte die Alte, die seine Gemüthsstimmung errieth, kann nur die Zeit heilen. Sehen Sie das Kind als ein fremdes an, und geben Sie desto genauer auf ihn acht, bemerken Sie seine Gaben, seine Natur, seine Fähigkeiten, und wenn

Sie nicht nach und nach sich selbst wieder erkennen, so müssen Sie schlechte Augen haben. Denn das versichre ich Sie, wenn ich ein Mann wäre, mir sollte niemand ein Kind unterschieben, aber es ist ein Glück für die Weiber, daß die Männer in diesen Fällen nicht so scharfsichtig sind.

Nach allem diesen setzte sich Wilhelm mit der Alten aus einander, er wollte den Felix mit sich nehmen, sie sollte Mignon zu Theresen bringen, und hernach eine kleine Pension, die er ihr versprach, wo sie wollte, verzehren.

Er ließ Mignon rufen, um sie auf diese Veränderung vorzubereiten. — Meister! sagte sie, behalte mich bey Dir, es wird mir wohl thun und weh.

Er stellte ihr vor, daß sie nun heran gewachsen sey, und daß doch etwas für ihre weitere Bildung gethan werden müsse; — ich

bin gebildet genug, versetzte sie, um zu lieben und zu trauern.

Er machte sie auf ihre Gesundheit aufmerksam, daß sie eine anhaltende Sorgfalt und die Leitung eines geschickten Arztes bedürfe. — Warum soll man für mich sorgen, sagte sie, da so viel zu sorgen ist.

Nachdem er sich viele Mühe gegeben, sie zu überzeugen, daß er sie jetzt nicht mit sich nehmen könne, daß er sie zu Personen bringen wolle, wo er sie öfters sehen werde, schien sie von allem dem nichts gehört zu haben. Du willst mich nicht bey Dir? sagte sie, vielleicht ist es besser, schicke mich zum alten Harfenspieler, der arme Mann ist so allein.

Wilhelm suchte ihr begreiflich zu machen, daß der Alte gut aufgehoben sey; — ich sehne mich jede Stunde nach ihm, versetzte das Kind.

Ich habe aber nicht bemerkt, sagte Wilhelm, daß Du ihm so geneigt seyst, als er noch mit uns lebte — ich fürchtete mich vor ihm, wenn er wachte, ich konnte nur seine Augen nicht sehen, aber wenn er schlief, setzte ich mich gern zu ihm, ich wehrte ihm die Fliegen, und konnte mich nicht satt an ihm sehen. O! er hat mir in schrecklichen Augenblicken beygestanden, es weiß niemand, was ich ihm schuldig bin. Hätt' ich nur den Weg gewußt, ich wäre schon zu ihm gelaufen.

Wilhelm stellte ihr die Umstände weitläuftig vor, und sagte: sie sey so ein vernünftiges Kind, sie mögte doch auch diesmal seinen Wünschen folgen. — Die Vernunft ist grausam, versetzte sie, das Herz ist besser, ich will hingehen, wohin Du willst, aber laß mir Deinen Felix.

Nach vielem Hin- und Wiederreden war

sie immer auf ihrem Sinne geblieben, und Wilhelm mußte sich zuletzt entschliessen die beyden Kinder der Alten zu übergeben, und sie zusammen an Fräulein Thereſe zu schicken. Es ward ihm das um so leichter, als er sich noch immer fürchtete, den schönen Felix sich als seinen Sohn zuzueignen, er nahm ihn auf den Arm und trug ihn herum, das Kind mochte gern vor den Spiegel gehoben seyn, und, ohne sich es zu gestehen, trug Wilhelm ihn gern vor den Spiegel, und suchte dort Ähnlichkeiten zwischen sich und dem Kinde auszuspähen. Ward es ihm denn einen Augenblick recht wahrscheinlich, so drückte er den Knaben an seine Brust, aber auf einmal, erschreckt durch den Gedanken, daß er sich betrügen könne, setzte er das Kind nieder, und ließ es hinlaufen. O! rief er aus, wenn ich mir dieses unschätzbare Gut zueignen könnte, und es würde mir dann ent-

riſſen, ſo wäre ich der Unglücklichſte aller Menſchen.

Die Kinder waren weggefahren, und Wilhelm wollte nun ſeinen förmlichen Abſchied vom Theater nehmen, als er fühlte daß er ſchon abgeſchieden ſey, und nur zu gehen brauchte. Mariane war nicht mehr, ſeine zwey Schutzgeiſter hatten ſich entfernt, und ſeine Gedanken eilten ihnen nach. Der ſchöne Knabe ſchwebte wie eine reizende ungewiſſe Erſcheinung vor ſeiner Einbildungskraft, er ſah ihn, an Theresens Hand, durch Felder und Wälder laufen, in der freyen Luft, und neben einer freyen und heitern Begleiterinn ſich bilden; Thereſe war ihm noch viel werther geworden, ſeitdem er das Kind in ihrer Geſellſchaft dachte. Selbſt als Zuſchauer im Theater erinnerte er ſich ihrer mit Lächeln, beynahe war er in ihrem Falle, die Vorſtellungen machten ihm keine Illuſion mehr.

Serlo und Melina waren äußerſt höflich gegen ihn, ſobald ſie merkten, daß er an ſeinen vorigen Platz keinen weitern Anſpruch machte; ein Theil des Publikums wünſchte ihn nochmals auftreten zu ſehen, es wäre ihm unmöglich geweſen, und bey der Geſellſchaft wünſchte es niemand, als allenfalls Frau Melina.

Er nahm nun wirklich Abſchied von dieſer Freundin, er war gerührt, und ſagte: Wenn doch der Menſch ſich nicht vermeſſen wollte irgend etwas für die Zukunft zu verſprechen! das geringſte vermag er nicht zu halten, geſchweige wenn ſein Vorſatz von Bedeutung iſt. Wie ſchäme ich mich, wenn ich denke, was ich Ihnen allen zuſammen in jener unglücklichen Nacht verſprach, da wir beraubt, krank, verletzt und verwundet in eine elende Schenke zuſammen gedrängt waren. Wie erhöhte damals das Unglück

meinen Muth, und welchen Schatz glaubte ich in meinem guten Willen zu finden; nun iſt aus allem dem nichts, gar nichts geworden! Ich verlaſſe Sie als Ihr Schuldner, und mein Glück iſt, daß man mein Verſprechen nicht mehr achtete, als es werth war, und daß niemand mich jemals deshalb gemahnt hat.

Seyn Sie nicht ungerecht gegen ſich ſelbſt, verſetzte Frau Melina; wenn niemand erkennt, was Sie für uns gethan hatten, ſo werde ich es nicht verkennen; denn unſer ganzer Zuſtand wäre völlig anders, wenn wir Sie nicht beſeſſen hätten. Geht es doch unſern Vorſätzen, wie unſern Wünſchen. Sie ſehen ſich gar nicht mehr ähnlich, wenn ſie ausgeführt, wenn ſie erfüllt ſind, und wir glauben nichts gethan, nichts erlangt zu haben.

Sie werden, verſetzte Wilhelm, durch

Ihre freundschaftliche Auslegung mein Gewissen nicht beruhigen, und ich werde mir immer als Ihr Schuldner vorkommen.

Es ist auch wohl möglich, daß Sie es sind, versetzte Madame Melina, nur nicht auf die Art, wie Sie es denken. Wir rechnen uns zur Schande ein Versprechen nicht zu erfüllen, das wir mit dem Munde gethan haben. O, mein Freund, ein guter Mensch verspricht durch seine Gegenwart nur immer zu viel! Das Vertrauen, das er hervor lockt, die Neigung, die er einflößt, die Hoffnungen, die er erregt, sind unendlich, er wird und bleibt ein Schuldner, ohne es zu wissen. Leben Sie wohl. Wenn unsere äußeren Umstände sich unter Ihrer Leitung recht glücklich hergestellt haben; so entsteht in meinen Innern durch Ihren Abschied eine Lücke, die sich so leicht nicht wieder ausfüllen wird.

Wilhelm

Wilhelm ſchrieb vor ſeiner Abreiſe aus der Stadt noch einen weitläuftigen Brief an Wernern. Sie hatten zwar einige Briefe gewechſelt, aber weil ſie nicht einig werden konnten, hörten ſie zuletzt auf zu ſchreiben. Nun hatte ſich Wilhelm wieder genähert, er war im Begriff dasjenige zu thun, was jener ſo ſehr wünſchte, er konnte ſagen: ich verlaſſe das Theater, und verbinde mich mit Männern, deren Umgang mich, in jedem Sinne, zu einer reinen und ſichern Thätigkeit führen muß. Er erkundigte ſich nach ſeinem Vermögen, und es ſchien ihm nunmehr ſonderbar, daß er ſo lange ſich nicht darum bekümmert hatte. Er wußte nicht, daß es die Art aller der Menſchen ſey, denen an ihrer innern Bildung viel gelegen iſt, daß ſie die äußeren Verhältniſſe ganz und gar vernachläſſigen. Wilhelm hatte ſich in dieſem Falle befunden, er ſchien nunmehr

zum erstenmal zu merken, daß er äußerer Hülfsmittel bedürfe, um nachhaltig zu wirken. Er reiste fort mit einem ganz andern Sinn, als das erstemal; die Aussichten, die sich ihm zeigten, waren reizend, und er hoffte auf seinem Wege etwas frohes zu erleben.

Neuntes Capitel.

Als er nach Lothario's Gut zurückkam, fand er eine große Veränderung. Jarno kam ihm entgegen mit der Nachricht, daß der Oheim gestorben, daß Lothario hingegangen sey, die hinterlassenen Güter in Besitz zu nehmen. Sie kommen eben zur rechten Zeit, sagte er, um mir und dem Abbé beyzustehn. Lothario hat uns den Handel um wichtige Güter in unserer Nachbarschaft aufgetragen; es war schon lange vorbereitet, und nun finden wir Geld und Credit eben zur rechten Stunde; das einzige war dabey bedenklich, daß ein auswärtiges Handelshaus auch schon auf dieselben Güter Absicht hatte, nun sind wir kurz und gut entschlossen mit jenen gemeine Sache zu machen, denn sonst hätten

wir uns ohne Noth und Vernunft hinausgetrieben. Wir haben, so scheint es, mit einem klugen Manne zu thun. Nun machen wir Calkuls und Anschläge, auch muß ökonomisch überlegt werden, wie wir die Güter theilen können, so daß jeder ein schönes Besitzthum erhält. Es wurden Wilhelmen die Papiere vorgelegt, man besah die Felder, Wiesen, Schlösser, und obgleich Jarno und der Abbé die Sache sehr gut zu verstehen schienen, so wünschte Wilhelm doch, daß Fräulein Therese von der Gesellschaft seyn möchte.

Sie brachten mehrere Tage mit diesen Arbeiten zu, und Wilhelm hatte kaum Zeit, seine Abentheuer und seine zweifelhafte Vaterschaft den Freunden zu erzählen, die eine ihm so wichtige Begebenheit gleichgültig und leichtsinnig behandelten.

Er hatte bemerkt, daß sie manchmal in

vertrauten Gesprächen, bey Tische und auf Spaziergängen, auf einmal inne hielten, ihren Worten eine andere Wendung gaben, und dadurch wenigstens anzeigten, daß sie unter sich manches abzuthun hatten, das ihm verborgen sey. Er erinnerte sich an das, was Lydie gesagt hatte, und glaubte um so mehr daran, als eine ganze Seite des Schlosses vor ihm immer unzugänglich gewesen war. Zu gewissen Gallerien und besonders zu dem alten Thurm, den er von außen recht gut kannte, hatte er bisher vergebens Weg und Eingang gesucht.

Eines Abends sagte Jarno zu ihm: wir können Sie nun so sicher als den unsern ansehen, daß es unbillig wäre, wenn wir Sie nicht tiefer in unsere Geheimnisse einführten. Es ist gut, daß der Mensch, der erst in die Welt tritt, viel von sich halte, daß er sich viele Vorzüge zu erwerben denke,

daß er alles möglich zu machen suche; aber wenn seine Bildung auf einem gewissen Grade steht, dann ist es vortheilhaft, wenn er sich in einer größern Masse verliehren lernt, wenn er lernt um anderer willen zu leben, und seiner selbst in einer pflichtmäßigen Thätigkeit zu vergessen. Da lernt er sich erst selbst kennen, denn das Handeln eigentlich vergleicht uns mit andern. Sie sollen bald erfahren, welch eine kleine Welt sich in Ihrer Nähe befindet, und wie gut Sie in dieser kleinen Welt gekannt sind; morgen früh, vor Sonnenaufgang, seyn Sie angezogen und bereit.

Jarno kam zur bestimmten Stunde, und führte ihn durch bekannte und unbekannte Zimmer des Schlosses, dann durch einige Gallerien, und sie gelangten endlich vor eine große alte Thüre, die stark mit Eisen beschlagen war. Jarno pochte, die Thüre that

ſich ein wenig auf, ſo daß eben ein Menſch hineinſchlüpfen konnte. Jarno ſchob Wilhelmen hinein, ohne ihm zu folgen. Dieſer fand ſich in einem dunkeln und engen Behältniſſe, es war finſter um ihn, und als er einen Schritt vorwärts gehen wollte, ſtieß er ſchon wieder. Eine nicht ganz unbekannte Stimme rief ihm zu: tritt herein! und nun bemerkte er erſt, daß die Seiten des Raums, in dem er ſich befand, nur mit Teppichen behangen waren, durch welche ein ſchwaches Licht hindurch ſchimmerte. Tritt herein! rief es nochmals, er hob den Teppich auf, und trat hinein.

Der Saal, in dem er ſich nunmehr befand, ſchien ehemals eine Capelle geweſen zu ſeyn, an ſtatt des Altars ſtand ein großer Tiſch, auf einigen Stufen mit einem grünen Teppich behangen, darüber ſchien ein zugezogener Vorhang ein Gemälde zu bedecken;

an den Seiten waren schön gearbeitete Schränke mit feinen Drathgittern verschlossen, wie man sie in Bibliotheken zu sehen pflegt, nur sah er an statt der Bücher viele Rollen aufgestellt. Niemand befand sich in dem Saal; die aufgehende Sonne fiel, durch die farbigen Fenster Wilhelmen grade entgegen, und begrüßte ihn freundlich.

Setze Dich! rief eine Stimme, die von dem Altare her zu tönen schien. Wilhelm setzte sich auf einen kleinen Armstuhl, der wider den Vorschlag des Eingangs stand, es war kein anderer Sitz im ganzen Zimmer, er mußte sich darein ergeben, ob ihn schon die Morgensonne blendete, der Sessel stand fest, er konnte nur die Hand vor die Augen halten.

Indem eröfnete sich, mit einem kleinen Geräusche, der Vorhang über dem Altar, und zeigte, innerhalb eines Rahmens, eine

leere, dunkle Öffnung. Es trat ein Mann hervor in gewöhnlicher Kleidung, der ihn begrüßte, und zu ihm sagte: sollten Sie mich nicht wieder erkennen? sollten Sie, unter andern Dingen, die Sie wissen möchten, nicht auch zu erfahren wünschen, wo die Kunstsammlung Ihres Großvaters sich gegenwärtig befindet? Erinnern Sie sich des Gemäldes nicht mehr, das Ihnen so reizend war? Wo mag der kranke Königssohn wohl jetzo schmachten? Wilhelm erkannte leicht den Fremden, der, in jener bedeutenden Nacht, sich mit ihm im Gasthause unterhalten hatte. Vielleicht, fuhr dieser fort, können wir jetzt über Schicksal und Charakter eher einig werden?

Wilhelm wollte eben antworten, als der Vorhang sich wieder rasch zusammen zog. Sonderbar! sagte er bey sich selbst, sollten zufällige Ereignisse einen Zusammenhang ha-

ben? und das, was wir Schickſal nennen, ſollte es blos Zufall ſeyn? wo mag ſich meines Großvaters Sammlung befinden? und warum erinnert man mich in dieſen feyerlichen Augenblicken daran?

Er hatte nicht Zeit weiter zu denken, denn der Vorhang eröfnete ſich wieder, und es ſtand ein Mann vor ſeinen Augen, den er ſogleich für den Landgeiſtlichen erkannte, der mit ihm und der luſtigen Geſellſchaft jene Waſſerfahrt gemacht hatte; er glich dem Abbé, ob er gleich nicht dieſelbe Perſon ſchien. Mit einem heitern Geſichte und einem würdigen Ausdruck fing der Mann an: nicht vor Irrthum zu bewahren, iſt die Pflicht des Menſchenerziehers, ſondern den irrenden leiten, ja ihn ſeinen Irrthum aus vollen Bechern ausſchlurfen zu laſſen, das iſt Weisheit der Lehrer. Wer ſeinen Irrthum nur koſtet, hält lange damit Haus, er

freuet ſich deſſen als eines ſeltenen Glücks, aber wer ihn ganz erſchöpft, der muß ihn kennen lernen, wenn er nicht wahnſinnig iſt. Der Vorhang ſchloß ſich abermals, und Wilhelm hatte Zeit nachzudenken. Von welchem Irrthum kann der Mann ſprechen? ſagte er zu ſich ſelbſt, als von dem, der mich mein ganzes Leben verfolgt hat, daß ich da Bildung ſuchte, wo keine zu finden war, daß ich mir einbildete ein Talent erwerben zu können, zu dem ich nicht die geringſte Anlage hatte.

Der Vorhang riß ſich ſchneller auf, ein Officier trat hervor, und ſagte nur im Vorbeygehen: lernen Sie die Menſchen kennen, zu denen man Zutrauen haben kann! Der Vorhang ſchloß ſich, und Wilhelm brauchte ſich nicht lange zu beſinnen, um dieſen Officier für denjenigen zu erkennen, der ihn in des Grafen Park umarmt hatte, und Schuld

gewesen war, daß er Jarno für einen Werber hielt. Wie dieser hierher gekommen? und wer er sey, war Wilhelmen völlig ein Räthsel. — Wenn so viele Menschen an dir Theil nahmen, deinen Lebensweg kannten und wußten, was darauf zu thun sey, warum führten sie dich nicht strenger? warum nicht ernster? warum begünstigten sie deine Spiele, an statt dich davon wegzuführen.

Rechte nicht mit uns! rief eine Stimme; Du bist gerettet, und auf dem Wege zum Ziel; Du wirst keine Deiner Thorheiten bereuen und keine zurück wünschen, kein glücklicheres Schicksal kann einem Menschen werden. Der Vorhang riß sich von einander, und, in voller Rüstung, stand der alte König von Dännemark in dem Raume. Ich bin der Geist Deines Vaters, sagte das Bildnis, und scheide getrost, da meine Wünsche für Dich, mehr als ich sie selbst begriff,

erfüllt sind. Steile Gegenden lassen sich nur durch Umwege erklimmen, auf der Ebene führen gerade Wege von einem Ort zum andern. Lebe wohl, und gedenke mein, wenn Du genießest, was ich Dir vorbereitet habe.

Wilhelm war äußerst betroffen, er glaubte die Stimme seines Vaters zu hören, und doch war sie es auch nicht, er befand sich durch die Gegenwart und die Erinnerung in der verworrensten Lage.

Nicht lange konnte er nachdenken, als der Abbé hervortrat, und sich hinter den grünen Tisch stellte. Treten Sie herbey! rief er seinem verwunderten Freunde zu. Er trat herbey, und stieg die Stufen hinan. Auf dem Teppiche lag eine kleine Rolle. Hier ist Ihr Lehrbrief, sagte der Abbé, beherzigen Sie ihn, er ist von wichtigem Inhalt. Wilhelm nahm ihn auf, eröfnete ihn und las:

Lehrbrief.

Die Kunſt iſt lang, das Leben kurz, das Urtheil ſchwierig, die Gelegenheit flüchtig. Handeln iſt leicht, denken ſchwer; nach dem Gedachten handeln unbequem. Aller Anfang iſt heiter, die Schwelle iſt der Platz der Erwartung. Der Knabe ſtaunt, der Eindruck beſtimmt ihn, er lernt ſpielend, der Ernſt überraſcht ihn. Die Nachahmung iſt uns angebohren, das Nachahmende wird nicht leicht erkannt. Selten wird das Treffliche gefunden, ſeltner geſchätzt. Die Höhe reizt uns, nicht die Stufen; den Gipfel im Auge wandeln wir gerne auf der Ebene. Nur Ein Theil der Kunſt kann gelehrt werden, der Künſtler braucht ſie ganz. Wer ſie halb kennt, iſt immer irre und redet viel, wer ſie ganz beſitzt, mag nur thun und redet ſelten oder ſpät. Jene haben keine Geheimniſſe und keine Kraft, ihre Lehre iſt wie ge-

backenes Brod ſchmackhaft und ſättigend für Einen Tag; aber Mehl kann man nicht ſäen, und die Saatfrüchte ſollen nicht vermahlen werden. Die Worte ſind gut, ſie ſind aber nicht das Beſte. Das Beſte wird nicht deutlich durch Worte. Der Geiſt, aus dem wir handeln, iſt das Höchſte. Die Handlung wird nur vom Geiſte begriffen und wieder dargeſtellt. Niemand weiß was er thut, wenn er recht handelt, aber des Unrechten ſind wir uns immer bewußt. Wer bloß mit Zeichen wirkt, iſt ein Pedant, ein Heuchler oder ein Pfuſcher. Es ſind ihrer viel, und es wird ihnen wohl zuſammen. Ihr Geſchwätz hält den Schüler zurück, und ihre beharrliche Mittelmäßigkeit ängſtigt die Beſten. Des ächten Künſtlers Lehre ſchließt den Sinn auf, denn wo die Worte fehlen, ſpricht die That. Der ächte Schüler lernt

aus dem Bekannten das Unbekannte entwickeln, und nähert ſich dem Meiſter.

Genug! rief der Abbé, das übrige zu ſeiner Zeit. Jetzt ſehen Sie ſich in jenen Schränken um.

Wilhelm ging hin, und las die Aufſchriften der Rollen. Er fand mit Verwunderung: Lothario's Lehrjahre, Jarno's Lehrjahre und ſeine eignen Lehrjahre daſelbſt aufgeſtellt, unter vielen andern, deren Nahmen ihm unbekannt waren.

Darf ich hoffen, in dieſe Rollen einen Blick zu werfen?

Es iſt für Sie nunmehr in dieſem Zimmer nichts verſchloſſen.

Darf ich eine Frage thun?

Ohne Bedenken! und Sie können entſcheidende Antwort erwarten, wenn es eine Angelegenheit betrifft, die Ihnen zunächſt

am Herzen liegt, und am Herzen liegen ſoll.

Gut denn, ihr ſonderbaren und weiſen Menſchen, deren Blick in ſo viele Geheimniſſe dringt, könnt Ihr mir ſagen, ob Felix wirklich mein Sohn ſey? —

Heil Ihnen über dieſe Frage! rief der Abbé, indem er vor Freuden die Hände zuſammenſchlug, Felix iſt Ihr Sohn! bey dem Heiligſten, was unter uns verborgen liegt, ſchwör ich Ihnen, Felix iſt Ihr Sohn, und der Geſinnung nach war ſeine abgeſchiedne Mutter Ihrer nicht unwerth; empfangen Sie das liebliche Kind aus unſerer Hand, kehren Sie ſich um, und wagen Sie es, glücklich zu ſeyn.

Wilhelm hörte ein Geräuſch hinter ſich, er kehrte ſich um, und ſah ein Kindergeſicht ſchalkhaft durch die Teppiche des Eingangs hervor gucken. Es war Felix! Der Knabe

verſteckte ſich ſogleich ſcherzend, als er geſehen wurde. Komm hervor! rief der Abbé. Er kam gelaufen, ſein Vater ſtürzte ihm entgegen, nahm ihn in die Arme, und drückte ihn an ſein Herz. Ja ich fühl's, rief er aus, Du biſt mein! welche Gabe des Himmels habe ich meinen Freunden zu verdanken! Wo kommſt Du her, mein Kind, gerade in dieſem Augenblick?

Fragen Sie nicht! ſagte der Abbé. Heil Dir junger Mann! Deine Lehrjahre ſind vorüber, die Natur hat Dich losgeſprochen.

Wilhelm Meisters

Lehrjahre.

Achtes Buch.

Erſtes Capitel.

Felix war in den Garten geſprungen, Wilhelm folgte ihm mit Entzücken, der ſchönſte Morgen zeigte jeden Gegenſtand mit neuen Reizen, und Wilhelm genoß den heiterſten Augenblick. Felix war neu in der freyen und herrlichen Welt, und ſein Vater nicht viel bekannter mit den Gegenſtänden, nach denen der Kleine wiederholt und unermüdet fragte. Sie geſellten ſich endlich zum Gärtner, der die Nahmen und den Gebrauch mancher Pflanzen hererzählen mußte; Wilhelm ſah die Natur durch ein neues Organ, und die Neugierde, die Wißbegierde des

Kindes ließen ihn erst fühlen, welch ein schwaches Interesse er an den Dingen außer sich genommen hatte, wie wenig er kannte und wußte. An diesem Tage, dem vergnügtesten seines Lebens schien auch seine eigne Bildung erst anzufangen, er fühlte die Nothwendigkeit sich zu belehren, indem er zu lehren aufgefordert ward.

Jarno und der Abbé hatten sich nicht wieder sehen lassen; Abends kamen sie, und brachten einen Fremden mit, Wilhelm ging ihm mit Erstaunen entgegen, er traute seinen Augen nicht, es war Werner, der gleichfalls einen Augenblick anstand, ihn anzuerkennen. Beyde umarmten sich aufs zärtlichste, und beyde konnten nicht verbergen, daß sie sich wechselsweise verändert fanden. Werner behauptete, sein Freund sey größer, stärker, gerader, in seinen Wesen gebildeter und in seinem Betragen angenehmer geworden, —

etwas von ſeiner alten Treuherzigkeit vermiß ich, ſetzte er hinzu. — Sie wird ſich auch ſchon wieder zeigen, wenn wir uns nur von der erſten Verwunderung erholt haben, ſagte Wilhelm.

Es fehlte viel, daß Werner einen gleich vortheilhaften Eindruck auf Wilhelmen gemacht haben ſollte. Der gute Mann ſchien eher zurück als vorwärts gegangen zu ſeyn. Er war viel magerer, als ehemals, ſein ſpitzes Geſicht ſchien ſeiner, ſeine Naſe länger zu ſeyn, ſeine Stirn und ſein Scheitel waren von Haren entblößt, ſeine Stimme hell, heftig und ſchreyend, und ſeine eingedruckte Bruſt, ſeine vorfallenden Schultern, ſeine farbloſen Wangen ließen keinen Zweifel übrig, daß ein arbeitſamer Hypochondriſte gegenwärtig ſey.

Wilhelm war beſcheiden genug, um ſich über dieſe große Veränderung ſehr mäßig

zu erklären, da der andere hingegen seiner freundschaftlichen Freude völlig den Lauf ließ. Wahrhaftig! rief er aus, wenn Du Deine Zeit schlecht angewendet, und, wie ich vermuthe, nichts gewonnen hast, so bist Du doch indessen ein Persönchen geworden, das sein Glück machen kann und muß, verschlendere und verschleudere nur auch das nicht wieder; Du sollst mir mit dieser Figur eine reiche und schöne Erbin erkaufen. — Du wirst doch, versetzte Wilhelm lächelnd, Deinen Character nicht verleugnen! kaum findest Du nach langer Zeit Deinen Freund wieder, so siehst Du ihn schon als eine Waare, als einen Gegenstand Deiner Speculation an, mit dem sich etwas gewinnen läßt.

Jarno und der Abbé schienen über diese Erkennung keinesweges verwundert, und ließen beyde Freunde sich nach Belieben über

das Vergangene und Gegenwärtige ausbreiten. Werner ging um seinen Freund herum, drehte ihn hin und her, so, daß er ihn fast verlegen machte. Nein! nein! rief er aus, so was ist mir noch nicht vorgekommen! und doch weiß ich wohl, daß ich mich nicht betrüge. Deine Augen sind tiefer, Deine Stirn ist breiter, Deine Nase feiner und Dein Mund liebreicher geworden. Seht nur einmal, wie er steht! wie das alles paßt und zusammenhängt! wie doch das Faullenzen gedeihet! ich armer Teufel dagegen — er besah sich im Spiegel — wenn ich diese Zeit her nicht recht viel Geld gewonnen hätte, so wäre doch auch gar nichts an mir.

Werner hatte Wilhelms letzten Brief nicht empfangen, ihre Handlung war das fremde Haus, mit welchem Lothario die Güter in Gemeinschaft zu kaufen die Absicht hatte. Dieses Geschäft führte Wernern hierher, er

hatte keine Gedanken, Wilhelmen auf seinem Wege zu finden. Der Gerichtshalter kam, die Papiere wurden vorgelegt, und Werner fand die Vorschläge billig. Wenn Sie es mit diesem jungen Manne, wie es scheint, gut meynen, sagte er, so sorgen Sie selbst dafür, daß unser Theil nicht verkürzt werde; es soll von meinem Freunde abhängen, ob er das Gut annehmen und einen Theil seines Vermögens daran wenden will. Jarno und der Abbé versicherten, daß es dieser Erinnerung nicht bedürfe. Man hatte die Sache kaum im allgemeinen verhandelt, als Werner sich nach einer Parthie Lombre sehnte, wozu sich denn auch gleich der Abbé und Jarno mit hinsetzten; er war es nun einmal so gewohnt, er konnte des Abends ohne Spiel nicht leben.

Als die beyden Freunde nach Tische allein waren, befragten und besprachen sie sich

ſehr lebhaft über alles, was ſie ſich mitzutheilen wünſchten. Wilhelm rühmte ſeine Lage und das Glück ſeiner Aufnahme unter ſo trefflichen Menſchen. Werner ſchüttelte dagegen den Kopf, und ſagte: man ſollte doch auch nichts glauben, als was man mit Augen ſieht! Mehr als Ein dienſtfertiger Freund hat mir verſichert, Du lebteſt mit einem liederlichen jungen Edelmann, führteſt ihm Schauſpielerinnen zu, helfeſt ihm ſein Geld durchbringen, und ſeyeſt ſchuld, daß er mit ſeinen ſämmtlichen Anverwandten geſpannt ſey. — Es würde mich um meinetund um der guten Menſchen willen verdrießen, daß wir ſo verkannt werden, verſetzte Wilhelm, wenn mich nicht meine theatraliſche Laufbahn mit jeder übeln Nachrede verſöhnt hätte. Wie ſollten die Menſchen unſere Handlungen beurtheilen, die ihnen nur einzeln und abgeriſſen erſcheinen, wovon

sie das wenigste sehen, weil Gutes und Böses im Verborgenen geschieht, und eine gleichgültige Erscheinung meistens nur an den Tag kommt. Bringt man ihnen doch Schauspieler und Schauspielerinnen auf erhöhte Bretter, zündet von allen Seiten Licht an, das ganze Werk ist in wenig Stunden abgeschlossen, und doch weiß selten jemand eigentlich, was er daraus machen soll.

Nun ging es an ein Fragen nach der Familie, nach den Jugendfreunden und der Vaterstadt. Werner erzählte, mit großer Hast, alles was sich verändert hatte, und was noch bestand und geschah. Die Frauen im Hause, sagte er, sind vergnügt und glücklich, es fehlt nie an Geld, die eine Hälfte der Zeit bringen sie zu sich zu putzen, und die andere Hälfte sich geputzt sehen zu lassen. Haushältisch sind sie so viel als billig ist, meine Kinder lassen sich zu gescheuten

Jungen an. Ich ſehe ſie im Geiſte ſchon ſitzen und ſchreiben, und rechnen, laufen, handeln und trödeln, einem jeden ſoll ſobald als möglich ein eignes Gewerbe eingerichtet werden! und was unſer Vermögen betrifft, daran ſollſt Du Deine Luſt ſehen. Wenn wir mit den Gütern in Ordnung ſind, mußt Du gleich mit nach Hauſe; denn es ſieht doch aus, als wenn Du, mit einiger Vernunft, in die menſchlichen Unternehmungen eingreifen könnteſt. Deine neuen Freunde ſollen geprieſen ſeyn, daß ſie Dich auf den rechten Weg gebracht haben. Ich bin ein närriſcher Teufel, und merke erſt, wie lieb ich Dich habe, da ich mich nicht ſatt an Dir ſehen kann, daß Du ſo wohl und ſo gut ausſiehſt. Das iſt doch noch eine andere Geſtalt, als das Portrait, das Du einmal an die Schweſter ſchickteſt, und worüber im Hauſe großer Streit war. Mutter und Toch-

ter fanden den jungen Herrn allerliebſt, mit offnem Halſe, halbfreyer Bruſt, großer Krauſe, herumhängendem Haar, rundem Hut, kurzem Weſtchen und ſchlotternden langen Hoſen, indeſſen ich behauptete, das Koſtum ſey nur noch zwey Finger breit vom Hanswurſt. Nun ſiehſt Du doch aus wie ein Menſch, nur fehlt der Zopf, in den ich Deine Haare einzubinden bitte, ſonſt hält man Dich denn doch einmal unterweges als Juden an, und fordert Zoll und Geleite von Dir.

Felix war indeſſen in die Stube gekommen, und hatte ſich, als man auf ihn nicht achtete, aufs Kanapee gelegt, und war eingeſchlafen. Was iſt das für ein Wurm? fragte Werner. Wilhelm hatte in dem Augenblicke den Muth nicht, die Wahrheit zu ſagen, noch Luſt eine doch immer zweydeutige Geſchichte einem Manne zu erzählen,

der von Natur nichts weniger als gläubig war.

Die ganze Gesellschaft begab sich nunmehr auf die Güter, um sie zu besehen und den Handel abzuschließen. Wilhelm ließ seinen Felix nicht von der Seite, und freute sich, um des Knaben willen, recht lebhaft des Besitzes, dem man entgegen sah. Die Lüsternheit des Kindes nach den Kirschen und Beeren, die bald reif werden sollten, erinnerten ihn an die Zeit seiner Jugend und an die vielfache Pflicht des Vaters, den seinigen den Genuß vorzubereiten, zu verschaffen und zu erhalten. Mit welchem Interesse betrachtete er die Baumschulen und die Gebäude, wie lebhaft sann er darauf, das Vernachlässigte wieder herzustellen und das Verfallne zu erneuern. Er sah die Welt nicht mehr wie ein Zugvogel an, ein Gebäude nicht mehr für eine geschwind zusam-

mengeſtellte Laube, die vertrocknet, ehe man ſie verläßt. Alles, was er anzulegen gedachte, ſollte dem Knaben entgegen wachſen, und alles, was er herſtellte, ſollte eine Dauer auf einige Geſchlechter haben. In dieſem Sinne waren ſeine Lehrjahre geendigt, und mit dem Gefühl des Vaters hatte er auch alle Tugenden eines Bürgers erworben. Er fühlte es, und ſeiner Freude konnte nichts gleichen. O! der unnöthigen Strenge der Moral! rief er aus, da die Natur uns auf ihre liebliche Weiſe zu allem bildet, was wir ſeyn ſollen. O! der ſeltſamen Anforderungen der bürgerlichen Geſellſchaft, die uns erſt verwirrt und mißleitet, und dann mehr als die Natur ſelbſt von uns fordert. Wehe jeder Art von Bildung, welche die wirkſamſten Mittel wahrer Bildung zerſtöhrt, und uns auf das Ende hinweißt, an ſtatt uns auf dem Wege ſelbſt zu beglücken.

So

So manches er auch in seinem Leben schon gesehen hatte, so schien ihm doch die menschliche Natur erst durch die Beobachtung des Kindes deutlich zu werden. Das Theater war ihm, wie die Welt, nur als eine Menge ausgeschütteter Würfel vorgekommen, deren jeder einzeln auf seiner Oberfläche bald mehr, bald weniger bedeutet, und die allenfalls, zusammengezählt, eine Summe machen. Hier im Kinde lag ihm, konnte man sagen, ein einzelner Würfel vor, auf dessen vielfachen Seiten der Werth und der Unwerth der menschlichen Natur so deutlich eingegraben war.

Das Verlangen des Kindes nach Unterscheidung wuchs mit jedem Tage. Da es einmal erfahren hatte, daß die Dinge Nahmen haben, so wollte es auch den Nahmen von allem hören, es glaubte nicht anders sein Vater müsse alles wissen, quälte ihn oft

mit Fragen, und gab ihm Anlaß ſich nach Gegenſtänden zu erkundigen, denen er ſonſt wenig Aufmerkſamkeit gewidmet hatte. Auch der eingebohrne Trieb, die Herkunft und das Ende der Dinge zu erfahren, zeigte ſich früh bey dem Knaben. Wenn er fragte, wo der Wind herkomme und wo die Flamme hinkomme? war dem Vater ſeine eigene Beſchränkung erſt recht lebendig, er wünſchte zu erfahren, wie weit ſich der Menſch mit ſeinen Gedanken wagen, und wovon er hoffen dürfe ſich und andern jemals Rechenſchaft zu geben. Die Heftigkeit des Kindes, wenn es irgend einem lebendigen Weſen Unrecht geſchehen ſah, erfreute den Vater höchlich, als das Zeichen eines trefflichen Gemüths. Das Kind ſchlug heftig nach dem Küchenmädchen, das einige Tauben abgeſchnitten hatte; dieſer ſchöne Begriff wurde denn freylich bald wieder zerſtöhrt, als er

den Knaben fand, der ohne Barmherzigkeit Frösche todt schlug und Schmetterlinge zerrupfte. Es erinnerte ihn dieser Zug an so viele Menschen, die höchst gerecht erscheinen, wenn sie ohne Leidenschaft sind, und die Handlungen anderer beobachten.

Dieses angenehme Gefühl, daß der Knabe so einen schönen und wahren Einfluß auf sein Daseyn habe, ward einen Augenblick gestöhrt, als Wilhelm im Kurzen bemerkte, daß wirklich der Knabe mehr ihn als er den Knaben erziehe; er hatte an dem Kinde nichts auszusetzen, er war nicht im Stande ihm eine Richtung zu geben, die es nicht selbst nahm, und sogar die Unarten, gegen die Aurelie so viel gearbeitet hatte, waren, so schien es, nach dem Tode dieser Freundin alle wieder in ihre alten Rechte getreten; noch machte das Kind die Thüre niemals hinter sich zu, noch wollte er seinen Teller

nicht abeſſen, und ſein Behagen war niemals gröſſer, als wenn man ihm nachſah, daß er den Biſſen unmittelbar aus der Schüſſel nehmen, das volle Glas ſtehen laſſen und aus der Flaſche trinken konnte; ſo war er auch ganz allerliebſt, wenn er ſich mit einem Buche in die Ecke ſetzte, und ſehr ernſthaft ſagte: ich muß das gelehrte Zeug ſtudiren! ob er gleich die Buchſtaben noch lange weder unterſcheiden konnte noch wollte.

Bedachte nun Wilhelm, wie wenig er bisher für das Kind gethan hatte, wie wenig er zu thun fähig ſey, ſo entſtand eine Unruhe in ihm, die ſein ganzes Glück aufzuwiegen im Stande war. Sind wir Männer denn, ſagte er zu ſich, ſo ſelbſtiſch gebohren, daß wir unmöglich für ein Weſen außer uns Sorge tragen können? Bin ich mit dem Knaben nicht eben auf dem Wege, auf dem ich mit Mignon war? ich zog das

liebe Kind an, seine Gegenwart ergötzte mich, und dabey habe ich es aufs grausamste vernachlässigt. Was that ich zu seiner Bildung, nach der es so sehr strebte? nichts! Ich überließ es sich selbst und allen Zufälligkeiten, denen es, in einer ungebildeten Gesellschaft, nur ausgesetzt seyn konnte; und dann für diesen Knaben, der dir so merkwürdig war, ehe er dir so werth seyn konnte, hat dich denn dein Herz geheißen auch nur jemals das geringste für ihn zu thun? Es ist nicht mehr Zeit, daß du deine eigenen Jahre und die Jahre anderer vergeudest; nimm dich zusammen, und denke was du für dich und die guten Geschöpfe zu thun hast, welche Natur und Neigung so fest an dich knüpfte.

Eigentlich war dieses Selbstgespräch nur eine Einleitung, sich zu bekennen, daß er schon gedacht, gesorgt, gesucht und gewählt hatte, er konnte nicht länger anstehen, sich

es selbst zu gestehen. Nach oft vergebens wiederholtem Schmerz über den Verlust Marianens, fühlte er nur zu deutlich, daß er eine Mutter für den Knaben suchen müsse, und daß er sie nicht sichrer als in Theresen finden werde. Er kannte dieses vortreffliche Frauenzimmer ganz. Eine solche Gattin und Gehülfin schien die einzige zu seyn, der man sich und die seinen anvertrauen könnte. Ihre edle Neigung zu Lothario machte ihm keine Bedenklichkeit. Sie waren durch ein sonderbares Schicksal auf ewig getrennt, Therese hielt sich für frey, und hatte von einer Heirath zwar mit Gleichgültigkeit, doch als von einer Sache gesprochen, die sich von selbst versteht.

Nachdem er lange mit sich zu Rathe gegangen war, nahm er sich vor, ihr von sich zu sagen, so viel er nur wußte. Sie sollte ihn kennen lernen, wie er sie kannte, und

er fing nun an, ſeine eigene Geſchichte durchzudenken, ſie ſchien ihm an Begebenheiten ſo leer und im Ganzen jedes Bekänntniß ſo wenig zu ſeinem Vortheil, daß er mehr als Einmal von dem Vorſatz abzuſtehn im Begriff war. Endlich entſchloß er ſich die Rolle ſeiner Lehrjahre aus dem Thurme von Jarno zu verlangen; dieſer ſagte: es iſt eben zur rechten Zeit, und Wilhelm erhielt ſie.

Es iſt eine ſchauderhafte Empfindung, wenn ein edler Menſch, mit Bewußtſeyn, auf dem Puncte ſteht, wo er über ſich ſelbſt aufgeklärt werden ſoll. Alle Übergänge ſind Criſen, und iſt eine Criſe nicht Krankheit? Wie ungern tritt man nach einer Krankheit vor den Spiegel! Die Beſſerung fühlt man, und man ſieht nur die Wirkung des vergangenen Übels. Wilhelm war indeſſen vorbereitet genug, die Umſtände hatten ſchon lebhaft zu ihm geſprochen, ſeine Freunde hat-

ten ihn eben nicht geschont, und wenn er gleich das Pergament mit einiger Hast aufrollte, so ward er doch immer ruhiger, je weiter er las. Er fand die umständliche Geschichte seines Lebens in großen scharfen Zügen geschildert, weder einzelne Begebenheiten, noch beschränkte Empfindungen verwirrten seinen Blick, allgemeine liebevolle Betrachtungen gaben ihm Fingerzeige, ohne ihn zu beschämen, und er sah zum erstenmal sein Bild außer sich, zwar nicht, wie im Spiegel, ein zweytes Selbst, sondern wie im Portrait, ein anderes Selbst; man bekennt sich zwar nicht zu allen Zügen, aber man freut sich, daß ein denkender Geist uns so hat fassen, ein großes Talent uns so hat darstellen wollen, daß ein Bild von dem, was wir waren, noch besteht, und daß es länger als wir selbst dauren kann.

Wilhelm beschäftigte sich nunmehr, indem

alle Umstände durch dieß Manuscript in sein Gedächtniß zurück kamen, die Geschichte seines Lebens für Theresen aufzusetzen, und er schämte sich fast, daß er gegen ihre große Tugenden nichts aufzustellen hatte, was eine zweckmäßige Thätigkeit beweisen konnte. So umständlich er in dem Aufsatze war, so kurz faßte er sich in dem Briefe, den er an sie schrieb; er bat sie um ihre Freundschaft, um ihre Liebe, wenns möglich wäre, er bot ihr seine Hand an, und bat sie um baldige Entscheidung.

Nach einigem innerlichen Streit, ob er diese wichtige Sache noch erst mit seinen Freunden, mit Jarno und dem Abbé berathen solle? entschied er sich zu schweigen. Er war zu fest entschlossen, die Sache war für ihn zu wichtig, als daß er sie noch hätte dem Urtheil des vernünftigsten und besten Mannes unterwerfen mögen; ja sogar brauchte

er die Vorsicht, seinen Brief auf der nächsten Post selbst zu bestellen. Vielleicht hatte ihm der Gedanke, daß er in so vielen Umständen seines Lebens, in denen er frey und im Verborgnen zu handeln glaubte, beobachtet, ja sogar geleitet worden war, wie ihm aus der geschriebenen Rolle nicht undeutlich erschien, eine Art von unangenehmer Empfindung gegeben, und nun wollte er, wenigstens zu Theresens Herzen, rein vom Herzen reden, und ihrer Entschließung und Entscheidung sein Schicksal schuldig seyn, und so machte er sich kein Gewissen, seine Wächter und Aufseher in diesem wichtigen Puncte wenigstens zu umgehen.

Zweytes Capitel.

Kaum war der Brief abgeſendet, als Lotario zurück kam Jedermann freuete ſich die vorbereiteten wichtigen Geſchäfte abgeſchloſſen und bald geendigt zu ſehen, und Wilhelm erwartete mit Verlangen, wie ſo viele Fäden theils neu geknüpft, theils aufgelöſt, und nun ſein eignes Verhältniß auf die Zukunft beſtimmt werden ſollte. Lotario begrüßte ſie alle aufs beſte, er war völlig wieder hergeſtellt und heiter, er hatte das Anſehen eines Mannes, der weiß was er thun ſoll, und dem in allem, was er thun will, nichts im Wege ſteht.

Wilhelm konnte ihm ſeinen herzlichen Gruß nicht zurück geben. Dies iſt, mußte er zu ſich ſelbſt ſagen, der Freund, der Ge-

liebte, der Bräutigam Thereſens, an deſſen Statt du dich einzudrängen denkſt. Glaubſt du denn jemals einen ſolchen Eindruck auszulöſchen oder zu verbannen? — Wäre der Brief noch nicht fort geweſen, er hätte vielleicht nicht gewagt ihn abzulaſſen. Glücklicher Weiſe war der Wurf ſchon gethan, vielleicht war Thereſe ſchon entſchieden, nur die Entfernung deckte noch eine glückliche Vollendung mit ihrem Schleyer. Gewinn und Verluſt mußten ſich bald entſcheiden. Er ſuchte ſich durch alle dieſe Betrachtungen zu beruhigen, und doch waren die Bewegungen ſeines Herzens beynahe fieberhaft. Nur wenig Aufmerkſamkeit konnte er auf das wichtige Geſchäft wenden, woran gewiſſermaßen das Schickſal ſeines ganzen Vermögens hing. Ach! wie unbedeutend erſcheint dem Menſchen in leidenſchaftlichen Augenblicken alles was ihn umgiebt, alles was ihm angehört.

Glücklicher Weiſe für ihn behandelte Lothario die Sache groß und Werner mit Leichtigkeit. Dieſer hatte bey ſeiner heftigen Begierde zum Erwerb eine lebhafte Freude über den ſchönen Beſitz, der ihm oder vielmehr ſeinem Freunde werden ſollte. Lothario von ſeiner Seite ſchien ganz andere Betrachtungen zu machen. Ich kann mich nicht ſowohl über einen Beſitz freuen, ſagte er, als über die Rechtmäßigkeit deſſelben.

Nun, beym Himmel! rief Werner, wird denn dieſer unſer Beſitz nicht rechtmäßig genug?

Nicht ganz! verſetzte Lothario.

Geben wir denn nicht unſer baares Geld dafür?

Recht gut! ſagte Lothario, auch werden Sie dasjenige, was ich zu erinnern habe, vielleicht für einen leeren Scrupel halten. Mir kommt kein Beſitz ganz rechtmäßig,

ganz rein vor, als der dem Staate seinen schuldigen Theil abträgt.

Wie? sagte Werner, so wollten Sie also lieber, daß unsere freygekauften Güter steuerbar wären?

Ja! versetzte Lothario, bis auf einen gewissen Grad, denn durch diese Gleichheit mit allen übrigen Besitzungen, entsteht ganz allein die Sicherheit des Besitzes. Was hat der Bauer in den neuern Zeiten, wo so viele Begriffe schwankend werden, für einen Hauptanlaß, den Besitz des Edelmanns für weniger gegründet anzusehen, als den seinigen? nur den, daß jener nicht belastet ist, und auf ihn lastet.

Wie wird es aber mit den Zinsen unseres Capitals aussehen, versetzte Werner.

Um nichts schlimmer! sagte Lothario, wenn uns der Staat gegen eine billige regelmäßige Abgabe das Lehns-Hokus-Pokus erlassen,

und uns mit unsern Gütern nach Belieben zu schalten erlauben wollte, daß wir sie nicht in so großen Massen zusammenhalten müßten, daß wir sie unter unsere Kinder gleicher vertheilen könnten, um alle in eine lebhafte freye Thätigkeit zu versetzen, statt ihnen nur die beschränkten und beschränkenden Vorrechte zu hinterlassen, welche zu genießen wir immer die Geister unserer Vorfahren hervorrufen müssen. Wie viel glücklicher wären Männer und Frauen, wenn sie mit freyen Augen umher sehen, und bald ein würdiges Mädchen, bald einen trefflichen Jüngling, ohne andere Rücksichten, durch ihre Wahl erheben könnten. Der Staat würde mehr, vielleicht bessere Bürger haben, und nicht so oft um Köpfe und Hände verlegen seyn.

Ich kann Sie versichern, sagte Werner, daß ich in meinem Leben nie an den Staat

gedacht habe, meine Abgaben, Zölle und Geleite habe ich nur so bezahlt, weil es einmal hergebracht ist.

Nun sagte Lothario, ich hoffe Sie noch zum guten Patrioten zu machen; denn wie der nur ein guter Vater ist, der bey Tische erst seinen Kindern vorlegt, so ist der nur ein guter Bürger, der vor allen andern Ausgaben das, was er dem Staate zu entrichten hat, zurücklegt.

Durch solche allgemeine Betrachtungen wurden ihre besondern Geschäfte nicht aufgehalten, vielmehr beschleunigt. Als sie ziemlich damit zu Stande waren, sagte Lothario zu Wilhelmen: ich muß Sie nun an einen Ort schicken, wo Sie nöthiger sind als hier, meine Schwester läßt Sie ersuchen sobald als möglich zu ihr zu kommen, der arme Mignon scheint sich zu verzehren, und man glaubt Ihre Gegenwart könnte vielleicht noch

dem Übel Einhalt thun. Meine Schweſter ſchickte mir dieſes Billet noch nach, woraus Sie ſehen können, wie viel ihr daran gelegen iſt. Lothario überreichte ihm ein Blättchen. Wilhelm, der ſchon in der größten Verlegenheit zugehört hatte, erkannte ſogleich an dieſen flüchtigen Bleiſtiftzügen die Hand der Gräfin, und wußte nicht, was er antworten ſollte.

Nehmen Sie Felix mit, ſagte Lothario, damit die Kinder ſich unter einander aufheitern. Sie müßten morgen früh bey Zeiten weg, der Wagen meiner Schweſter, in welchem meine Leute hergefahren ſind, iſt noch hier, ich gebe Ihnen Pferde bis auf halben Weg, dann nehmen Sie Poſt. Leben Sie recht wohl, und richten viele Grüße von mir aus. Sagen Sie dabey meiner Schweſter, ich werde ſie bald wieder ſehen, und ſie ſoll ſich überhaupt auf einige Gäſte vor-

bereiten. Der Freund unſeres Großoheims, der Markeſe Cipriani, iſt auf dem Wege hierher zu kommen, er hoffte den alten Mann noch am Leben anzutreffen, und ſie wollten ſich zuſammen an der Erinnerung früherer Verhältniſſe ergötzen, und ſich ihrer gemeinſamen Kunſtliebhaberey erfreuen. Der Markeſe war viel jünger als mein Oheim, und verdankte ihm den beſten Theil ſeiner Bildung, wir müſſen alles aufbieten, um einigermaßen die Lücke auszufüllen, die er finden wird, und das wird am beſten durch eine größere Geſellſchaft geſchehen.

Lothario ging darauf mit dem Abbé in ſein Zimmer, Jarno war vorher weggeritten, Wilhelm eilte auf ſeine Stube, er hatte niemand, dem er ſich vertrauen, niemand durch den er einen Schritt, vor dem er ſich ſo ſehr fürchtete, hätte abwenden können. Der kleine Diener kam, und erſuchte ihn

einzupacken, weil ſie noch dieſe Nacht aufbinden wollten, um mit Anbruch des Tages wegzufahren. Wilhelm wußte nicht, was er thun ſollte, endlich rief er aus: Du willſt nur machen, daß Du aus dieſem Hauſe kommſt, unterweges überlegſt Du, was zu thun iſt, und bleibſt allenfalls auf der Hälfte des Weges liegen, ſchickſt einen Bothen zurück, ſchreibſt was Du Dir nicht zu ſagen getrauſt, und dann mag werden was will. Ohngeachtet dieſes Entſchluſſes brachte er eine ſchlafloſe Nacht zu, nur ein Blick auf den ſo ſchön ruhenden Felix gab ihm einige Erquickung. O! rief er aus, wer weiß, was noch für Prüfungen auf mich warten, wer weiß wie ſehr mich begangene Fehler noch quälen, wie oft mir gute und vernünftige Plane für die Zukunft mißlingen ſollen, aber dieſen Schatz, den ich einmal beſitze, erhalte mir, du erbittliches, oder unerbittliches Schick-

ſal! wäre es möglich, daß dieſer beſte Theil von mir ſelbſt vor mir zerſtöhrt, daß dieſes Herz von meinem Herzen geriſſen werden könnte, ſo lebe wohl Verſtand und Vernunft, lebe wohl jede Sorgfalt und Vorſicht, verſchwinde du Trieb zur Erhaltung! alles, was uns vom Thier unterſcheidet, verliehre ſich! und wenn es nicht erlaubt iſt, ſeine traurigen Tage freywillig zu endigen, ſo hebe ein frühzeitiger Wahnſinn das Bewußtſeyn auf, ehe der Tod, der es auf immer zerſtöhrt, die lange Nacht herbeyführt.

Er faßte den Knaben in ſeine Arme, küßte ihn, drückte ihn an ſich und benetzte ihn mit reichlichen Thränen. Das Kind wachte auf; ſein helles Auge, ſein freundlicher Blick rührten den Vater aufs innigſte. Welche Scene ſteht mir bevor, rief er aus, wenn ich Dich der ſchönen unglücklichen Gräfin vorſtellen ſoll, wenn ſie Dich an ihren

Buſen drückt, den Dein Vater ſo tief verletzt hat. Muß ich nicht fürchten, ſie ſtößt Dich wieder von ſich mit einem Schrey, ſobald Deine Berührung ihren wahren oder eingebildeten Schmerz erneuert.

Der Kutſcher ließ ihm nicht Zeit weiter zu denken oder zu wählen, er nöthigte ihn vor Tage in den Wagen; nun wickelte er ſeinen Felix wohl ein, der Morgen war kalt aber heiter, das Kind ſah zum erſtenmal in ſeinem Leben die Sonne aufgehn. Sein Erſtaunen über den erſten feurigen Blick, über die wachſende Gewalt des Lichts, ſeine Freude und ſeine wunderlichen Bemerkungen erfreuten den Vater, und ließen ihn einen Blick in das Herz thun, vor welchem die Sonne wie über einem reinen ſtillen See emporſteigt und ſchwebt.

In einer kleinen Stadt ſpannte der Kutſcher aus und ritt zurück. Wilhelm nahm

ſogleich ein Zimmer in Beſitz, und fragte ſich nun, ob er bleiben oder vorwärts gehen ſolle? In dieſer Unentſchloſſenheit wagte er das Blättchen wieder hervor zu nehmen, das er bisher nochmals anzuſehen nicht getraut hatte, es enthielt folgende Worte: Schicke mir Deinen jungen Freund ja bald; Mignon hat ſich dieſe beyden letzten Tage eher verſchlimmert. So traurig dieſe Gelegenheit iſt, ſo ſoll michs doch freuen ihn kennen zu lernen.

Die letzten Worte hatte Wilhelm beym erſten Blick nicht bemerkt. Er erſchrack darüber, und war ſogleich entſchieden, daß er nicht gehen wollte. Wie, rief er aus, Lothario, der das Verhältniß weiß, hat ihr nicht eröfnet wer ich bin. Sie erwartet nicht mit geſetztem Gemüth einen Bekannten, den ſie lieber nicht wieder ſähe, ſie erwartet einen Fremden, und ich trete hinein! Ich ſehe

ſie zurückſchaudern, ich ſehe ſie erröthen! Nein es iſt mir unmöglich dieſer Scene entgegen zu gehen. So eben wurden die Pferde herausgeführt und eingeſpannt; Wilhelm war entſchloſſen abzuhacken und hier zu bleiben. Er war in der größten Bewegung. Als er ein Mädchen zur Treppe herauf kommen hörte, die ihm anzeigen wollte, daß alles fertig ſey, ſann er geſchwind auf eine Urſache, die ihn hier zu bleiben nöthigte, und ſeine Augen ruhten ohne Aufmerkſamkeit auf dem Billet, das er in der Hand hielt. Um Gottes Willen! rief er aus, was iſt das? das iſt nicht die Hand der Gräfin, es iſt die Hand der Amazone!

Das Mädchen trat herein, bat ihn herunter zu kommen, und führte Felix mit ſich fort. Iſt es möglich? rief er aus, iſt es wahr? was ſoll ich thun? bleiben und abwarten und aufklären? oder eilen? eilen!

und mich einer Entwicklung entgegenstürzen? Du bist auf dem Wege zu ihr, und kannst zaudern? Diesen Abend sollst du sie sehen, und willst dich freywillig ins Gefängniß einsperren? Es ist ihre Hand, ja sie ists! diese Hand beruft dich, ihr Wagen ist angespannt, dich zu ihr zu führen, nun löst sich das Räzel: Lothario hat zwey Schwestern. Er weiß mein Verhältniß zu der einen; wie viel ich der andern schuldig bin, ist ihm unbekannt. Auch sie weiß nicht, daß der verwundete Vagabund, der ihr, wo nicht sein Leben, doch seine Gesundheit verdankt, in dem Hause ihres Bruders so unverdient gütig aufgenommen worden ist.

Felix, der sich unten im Wagen schaukelte, rief: Vater komm! o komm! sieh die schönen Wolken, die schönen Farben! ja ich komme, rief Wilhelm, indem er die Treppe hinunter sprang, und alle Erscheinungen des

Himmels, die Du gutes Kind noch ſehr bewunderſt, ſind nichts gegen den Anblick, den ich erwarte.

Im Wagen ſitzend rief er nun alle Verhältniſſe in ſein Gedächtniß zurück. So iſt alſo auch dieſe Natalie die Freundin Thereſens! welch' eine Entdeckung, welche Hoffnung und welche Ausſichten. Wie ſeltſam, daß die Furcht, von der einen Schweſter reden zu hören, mir das Daſeyn der andern ganz und gar verbergen konnte! Mit welcher Freude ſahe er ſeinen Felix an, er hoffte für den Knaben wie für ſich die beſte Aufnahme.

Der Abend kam heran, die Sonne war untergegangen, der Weg nicht der beſte, der Poſtillon fuhr langſam, Felix war eingeſchlafen, und neue Sorgen und Zweifel ſtiegen in dem Buſen unſeres Freundes auf. Von welchem Wahn, von welchen Einfällen

wirst du beherrscht? sagte er zu sich selbst, eine ungewisse Ähnlichkeit der Handschrift macht dich auf einmal sicher, und giebt dir Gelegenheit das wunderbarste Mährchen auszudenken. Er nahm das Billet wieder vor, und bey dem abgehenden Tageslichte glaubte er wieder die Handschrift der Gräfin zu erkennen, seine Augen wollten im Einzelnen nicht wieder finden, was ihm sein Herz im Ganzen auf einmal gesagt hatte. — So ziehen dich denn doch diese Pferde zu einer schrecklichen Scene! wer weiß ob sie dich nicht in wenig Stunden schon wieder zurück führen werden? und wenn du sie nur noch allein anträfest; aber vielleicht ist ihr Gemahl gegenwärtig, vielleicht die Baronesse? wie verändert werde ich sie finden! werde ich vor ihr auf den Füßen stehen können?

Nur eine schwache Hoffnung, daß er seiner Amazone entgegen gehe, konnte manch-

mal durch die trüben Vorſtellungen durchblicken. Es war Nacht geworden, der Wagen raſſelte in einen Hof hinein, und hielt ſtill; ein Bedienter, mit einer Wachsfackel, trat aus einem prächtigen Portal hervor, und kam die breiten Stufen herunter, bis an den Wagen. Sie werden ſchon lange erwartet, ſagte er, indem er das Leder aufſchlug. Wilhelm, nachdem er ausgeſtiegen war, nahm den ſchlafenden Felix auf den Arm, und der erſte Bediente rief zu einem zweyten, der mit einem Lichte in der Thüre ſtand: führe den Herrn gleich zur Baroneſſe.

Blitzſchnell fuhr Wilhelmen durch die Seele: welch ein Glück! es ſey vorſätzlich oder zufällig, die Baroneſſe iſt hier! ich ſoll ſie zuerſt ſehen! wahrſcheinlich ſchläft die Gräfin ſchon! ihr guten Geiſter helft, daß der Augenblick der größten Verlegenheit leidlich vorübergehe.

Er trat in das Haus, und fand sich an dem ernsthaftesten, seinem Gefühle nach, dem heiligsten Orte, den er je betreten hatte. Eine herabhängende blendende Laterne erleuchtete eine breite sanfte Treppe, die ihm entgegenstand, und sich oben beym Umwenden in zwey Theile theilte. Marmorne Statuen und Büsten standen auf Piedestalen und in Nischen geordnet. Einige schienen ihm bekannt. Jugendeindrücke verlöschen nicht auch in ihren kleinsten Theilen. Er erkannte eine Muse, die seinem Großvater gehört hatte, zwar nicht an ihrer Gestalt und an ihrem Werth, doch an einem restaurirten Arme und an den neueingesetzten Stücken des Gewandes. Es war, als wenn er ein Mährchen erlebte. Das Kind ward ihm schwer, er zauderte auf den Stufen, und kniete nieder, als ob er es bequemer fassen wollte. Eigentlich aber bedurfte er einer au-

genblicklichen Erholung. Er konnte kaum sich wieder aufheben. Der vorleuchtende Bediente wollte ihm das Kind abnehmen, er konnte es nicht von sich lassen. Darauf trat er in den Vorsaal, und zu seinem noch größern Erstaunen erblickte er das wohlbekannte Bild vom kranken Königssohn an der Wand. Er hatte kaum Zeit einen Blick darauf zu werfen, der Bediente nöthigte ihn durch ein paar Zimmer in ein Kabinet. Dort, hinter einem Lichtschirme, der sie beschattete, saß ein Frauenzimmer und las. O daß sie es wäre! sagte er zu sich selbst in diesem entscheidenden Augenblick. Er setzte das Kind nieder, das aufzuwachen schien, und dachte sich der Dame zu nähern, aber das Kind sank schlaftrunken zusammen, das Frauenzimmer stand auf und kam ihm entgegen. Die Amazone war's! er konnte sich nicht halten, stürzte auf seine Knie, und rief

aus: sie iſt's! er faßte ihre Hand, und küßte sie mit unendlichem Entzücken. Das Kind lag zwiſchen ihnen beyden auf dem Teppich und ſchlief ſanft.

Felix ward auf das Kanapee gebracht, Natalie ſetzte ſich zu ihm, ſie hieß Wilhelmen auf den Seſſel ſitzen, der zunächſt dabey ſtand. Sie bot ihm einige Erfriſchungen an, die er ausſchlug, indem er nur beſchäftigt war, ſich zu verſichern, daß ſie es ſey, und ihre, durch den Lichtſchirm beſchatteten Züge, genau wieder zu ſehen, und ſicher wieder zu erkennen. Sie erzählte ihm von Mignons Krankheit im allgemeinen, daß das Kind von wenigen tiefen Empfindungen nach und nach aufgezehrt werde, daß es bey ſeiner großen Reizbarkeit, die es verberge, von einem Krampf an ſeinem armen Herzen oft heftig und gefährlich leide, daß dieſes erſte Organ des Lebens, bey unvermutheten

Gemüthsbewegungen, manchmal plötzlich ſtille ſtehe, und keine Spur der heilſamen Lebensregung in dem Buſen des guten Kindes gefühlt werden könne; ſey dieſer ängſtliche Krampf vorbey, ſo äußere ſich die Kraft der Natur wieder in gewaltſamen Pulſen, und ängſtige das Kind nunmehr durch Übermaß, wie es vorher durch Mangel gelitten habe.

Wilhelm erinnerte ſich einer ſolchen krampfhaften Scene, und Natalie bezog ſich auf den Arzt, der weiter mit ihm über die Sache ſprechen, und die Urſache, warum man den Freund und Wohlthäter des Kindes gegenwärtig herbeygerufen, umſtändlicher vorlegen würde. Eine ſonderbare Veränderung, fuhr Natalie fort, werden Sie an ihr finden, ſie geht nunmehr in Frauenkleidern, vor denen ſie ſonſt einen ſo großen Abſcheu zu haben ſchien.

Wie haben Sie das erreicht? fragte Wilhelm.

Wenn es wünschenswerth war, so sind wir es nur dem Zufall schuldig. Hören Sie, wie es zugegangen ist. Sie wissen vielleicht, daß ich immer eine Anzahl junger Mädchen um mich habe, deren Gesinnungen ich, indem sie neben mir aufwachsen, zum Guten und Rechten zu bilden wünschte. Aus meinem Munde hören sie nichts, als was ich selber für wahr halte, doch kann ich und will ich nicht hindern, daß sie nicht auch von andern manches vernehmen, was als Irrthum, als Vorurtheil in der Welt gäng und gäbe ist. Fragen sie mich darüber, so suche ich, so viel nur möglich ist, jene fremden ungehörigen Begriffe irgendwo an einem richtigen anzuknüpfen, um sie dadurch, wo nicht nützlich doch unschädlich zu machen. Schon seit einiger Zeit hatten meine Mädchen, aus dem Munde der Bauerkinder, gar manches von Engeln, vom Knechte Ruprecht,

vom Heiligen Chriſte vernommen, die zu gewiſſen Zeiten in Perſon erſcheinen, gute Kinder beſchenken und unartige beſtrafen ſollten. Sie hatten eine Vermuthung, daß es verkleidete Perſonen ſeyn müßten, worin ich ſie denn auch beſtärkte, und, ohne mich viel auf Deutungen einzulaſſen, mir vornahm, ihnen bey der erſten Gelegenheit ein ſolches Schauſpiel zu geben. Es fand ſich eben, daß der Geburtstag von Zwillingſchweſtern, die ſich immer ſehr gut betragen hatten, nahe war; ich verſprach, daß ihnen diesmal ein Engel die kleinen Geſchenke bringen ſollte, die ſie ſowohl verdient hätten. Sie waren äußerſt geſpannt auf dieſe Erſcheinung. Ich hatte mir Mignon zu dieſer Rolle ausgeſucht, und ſie ward an dem beſtimmten Tage in ein langes, leichtes, weißes Gewand anſtändig gekleidet. Es fehlte nicht an einem goldenen Gürtel um die Bruſt,

und an einem gleichen Diadem in den Haaren. Anfangs wollte ich die Flügel weglassen, doch bestanden die Frauenzimmer, die sie anputzten, auf ein Paar große goldene Schwingen, an denen sie recht ihre Kunst zeigen wollten. So trat, mit einer Lilie in der einen Hand, und mit einem Körbchen in der andern, die wundersame Erscheinung in die Mitte der Mädchen, und überraschte mich selbst. Da kommt der Engel, sagte ich. Die Kinder traten gleichsam alle zurück! Endlich riefen sie aus: es ist Mignon, und getrauten sich doch nicht, dem wundersamen Bilde näher zu treten.

Hier sind eure Gaben, sagte sie, und reichte das Körbchen hin. Man versammelte sich um sie, man betrachtete, man befühlte, man befragte sie.

Bist Du ein Engel? fragte das eine Kind.

Ich wollte ich wär' es, verſetzte Mignon.

Warum trägſt Du eine Lilie?

So rein und offen ſollte mein Herz ſeyn, dann wär' ich glücklich.

Wie iſt's mit den Flügeln? laß ſie ſehen!

Sie ſtellen ſchönere vor, die noch nicht entfaltet ſind.

Und ſo antwortete ſie bedeutend auf jede unſchuldige, leichte Frage. Als die Neugierde der kleinen Geſellſchaft befriedigt war, und der Eindruck dieſer Erſcheinung ſtumpf zu werden anfing, wollte man ſie wieder auskleiden. Sie verwehrte es, nahm ihre Zitter, ſetzte ſich hier auf dieſen hohen Schreibtiſch hinauf, und ſang ein Lied mit unglaublicher Anmuth.

So laßt mich ſcheinen bis ich werde,
Zieht mir das weiße Kleid nicht aus!
Ich eile, von der ſchönen Erde
Hinab in jenes feſte Haus.

Dort ruh ich eine kleine Stille,
Dann öffnet sich der frische Blick,
Ich lasse dann die reine Hülle,
Den Gürtel und den Kranz zurück.

Und jene himmlische Gestalten
Sie fragen nicht nach Mann und Weib,
Und keine Kleider, keine Falten
Umgeben den verklärten Leib.

Zwar lebt' ich ohne Sorg und Mühe,
Doch fühlt' ich tiefen Schmerz genung.
Vor Kummer altert ich zu frühe,
Macht mich auf ewig wieder jung.

Ich entschloß mich sogleich, fuhr Natalie fort, ihr das Kleid zu lassen, und ihr noch einige der Art anzuschaffen, in denen sie nun auch geht, und in denen, wie es mir scheint, ihr Wesen einen ganz andern Ausdruck hat.

Da es schon spät war, entließ Natalie den Ankömmling, der nicht ohne einige Bangigkeit sich von ihr trennte. Ist sie verhei-

rathet oder nicht? dachte er bey sich selbst. Er hatte gefürchtet, so oft sich etwas regte, eine Thüre möchte sich aufthun, und der Gemahl hereintreten. Der Bediente, der ihn in sein Zimmer einließ, entfernte sich schneller, als er Muth gefaßt hatte, nach diesem Verhältniß zu fragen. Die Unruhe hielt ihn noch eine Zeit lang wach, und er beschäftigte sich das Bild der Amazone mit dem Bilde seiner neuen gegenwärtigen Freundin zu vergleichen. Sie wollten noch nicht mit einander zusammenfließen; jenes hatte er sich gleichsam geschaffen, und dieses schien fast ihn umschaffen zu wollen.

Drittes Capitel.

Den andern Morgen, da noch alles ſtille und ruhig war, ging er ſich im Hauſe umzuſehen. Es war die reinſte, ſchönſte, würdigſte Baukunſt, die er geſehen hatte. Iſt doch wahre Kunſt, rief er aus, wie gute Geſellſchaft; ſie nöthigt uns auf die angenehmſte Weiſe das Maaß zu erkennen, nach dem und zu dem unſer Innerſtes gebildet iſt. Unglaublich angenehm war der Eindruck, den die Statuen und Büſten ſeines Großvaters auf ihn machten. Mit Verlangen eilte er dem Bilde vom kranken Königsſohn entgegen, und noch immer fand er es reizend und rührend. Der Bediente öffnete ihm verſchiedene andere Zimmer, er fand eine Bibliothek, eine Naturalienſammlung, ein phy-

ſikaliſches Kabinet. Er fühlte ſich ſo fremd vor allen dieſen Gegenſtänden. Felix war indeſſen erwacht und ihm nachgeſprungen; der Gedanke, wie und wann er Thereſens Brief erhalten werde, machte ihm Sorge, er fürchtete ſich vor dem Anblick Mignons, gewiſſermaßen vor dem Anblick Nataliens. Wie ungleich war ſein gegenwärtiger Zuſtand mit jenen Augenblicken, als er den Brief an Thereſen geſiegelt hatte, und mit frohem Muth ſich ganz einem ſo edlen Weſen hingab.

Natalie ließ ihn zum Frühſtück einladen. Er trat in ein Zimmer, in welchem verſchiedene reinlich gekleidete Mädchen, alle, wie es ſchien, unter zehen Jahren, einen Tiſch zu rechte machten, indem eine ältliche Perſon verſchiedene Arten von Getränken hereinbrachte.

Wilhelm beſchaute ein Bild, das über dem Kanapee hing, mit Aufmerkſamkeit, er

mußte es für das Bild Nataliens erkennen, so wenig es ihm genug thun wollte. Natalie trat herein, und die Ähnlichkeit schien ganz zu verschwinden. Zu seinem Troste hatte es ein Ordenskreuz an der Brust, und er sah ein gleiches an der Brust Nataliens.

Ich habe das Portrait hier angesehen, sagte er zu ihr, und mich verwundert, wie ein Mahler zugleich so wahr und so falsch seyn kann. Das Bild gleicht Ihnen, im Allgemeinen, recht sehr gut, und doch sind es weder Ihre Züge noch ihr Character.

Es ist zu verwundern, versetzte Natalie, daß es noch so viel Ähnlichkeit hat; denn es ist gar mein Bild nicht, es ist das Bild einer Tante, die mir noch in ihrem Alter glich, da ich erst ein Kind war. Es ist gemahlt, als sie ohngefähr meine Jahre hatte, und beym ersten Anblick glaubt jedermann mich zu sehen. Sie hätten diese treffliche Person

kennen ſollen. Ich bin ihr ſo viel ſchuldig. Eine ſehr ſchwache Geſundheit, vielleicht zu viel Beſchäftigung mit ſich ſelbſt, und dabey eine ſittliche und religiöſe Ängſtlichkeit ließen ſie das der Welt nicht ſeyn, was ſie unter andern Umſtänden hätte werden können. Sie war ein Licht, das nur wenigen Freunden und mir beſonders leuchtete.

Wäre es möglich, verſetzte Wilhelm, der ſich einen Augenblick beſonnen hatte, indem nun auf einmal ſo vielerley Umſtände ihm zuſammentreffend erſchienen, wäre es möglich, daß jene ſchöne herrliche Seele, deren ſtille Bekenntniſſe auch mir mitgetheilt worden ſind, Ihre Tante ſey?

Sie haben das Heft geleſen? fragte Natalie.

Ja! verſetzte Wilhelm, mit der größten Theilnahme und nicht ohne Wirkung auf mein ganzes Leben. Was mir am meiſten

aus dieser Schrift entgegen leuchtete, war, ich möchte so sagen, die Reinlichkeit des Daseyns, nicht allein ihrer selbst, sondern auch alles dessen, was sie umgab. Diese Selbstständigkeit ihrer Natur und die Unmöglichkeit, etwas in sich aufzunehmen, was mit der edlen, liebevollen Stimmung nicht harmonisch war.

So sind Sie, versetzte Natalie, billiger, ja ich darf wohl sagen, gerechter gegen diese schöne Natur, als manche andere, denen man auch dieses Manuscript mitgetheilt hat. Jeder gebildete Mensch weiß, wie sehr er an sich und andern mit einer gewissen Rohheit zu kämpfen hat, wie viel ihn seine Bildung kostet, und wie sehr er doch in gewissen Fällen nur an sich selbst denkt und vergißt, was er andern schuldig ist. Wie oft macht der gute Mensch sich Vorwürfe, daß er nicht zart genug gehandelt habe, und

doch wenn nun eine schöne Natur sich allzu zart, sich allzu gewissenhaft bildet, ja, wenn man will, sich überbildet, für diese scheint keine Duldung, keine Nachsicht in der Welt zu seyn. Und doch sind die Menschen dieser Art, außer uns, was die Ideale im Innern sind, Vorbilder, nicht zum Nachahmen, sondern zum Nachstreben. Man lacht über die Reinlichkeit der Holländerinnen, und doch wäre Freundin Thereſe nicht was sie ist, wenn ihr nicht eine ähnliche Idee in ihrem Hauswesen immer vorschwebte.

So finde ich also, rief Wilhelm aus, in Thereſens Freundin jene Natalie vor mir, an welcher das Herz jener köstlichen Verwandten hing, jene Natalie, die von Jugend an so theilnehmend, so liebevoll und hülfreich war. Nur aus einem solchen Geschlecht konnte eine solche Natur entstehen! Welch eine Aussicht eröfnet sich vor mir, da

ich auf einmal Ihre Voreltern und den ganzen Kreis, dem Sie angehören, überschaue.

Ja! versetzte Natalie, Sie könnten in einem gewissen Sinne nicht besser von uns unterrichtet seyn, als durch den Aufsatz unserer Tante; freylich hat ihre Neigung zu mir sie zu viel Gutes von dem Kinde sagen lassen. Wenn man von einem Kinde redet, spricht man niemals den Gegenstand, immer nur seine Hoffnungen aus.

Wilhelm hatte indessen schnell überdacht, daß er nun auch von Lothario's Herkunft und früher Jugend unterrichtet sey; die schöne Gräfin erschien ihm als Kind mit den Perlen ihrer Tante um den Hals; auch er war diesen Perlen so nahe gewesen, als ihre zarten liebevollen Lippen sich zu den seinigen herunter neigten; er suchte diese schönen Erinnerungen durch andere Gedanken zu entfernen. Er lief die Bekanntschaften durch,

die ihm jene Schrift verschafft hatte. So bin ich denn, rief er aus, in dem Hause des würdigen Oheims! Es ist kein Haus, es ist ein Tempel, und Sie sind die würdige Priesterinn, ja der Genius selbst; ich werde mich des Eindrucks von gestern Abend zeitlebens erinnern, als ich hereintrat, und die alten Kunstbilder der frühsten Jugend wieder vor mir standen. Ich erinnerte mich der mitleidigen Marmorbilder in Mignons Lied; aber diese Bilder hatten über mich nicht zu trauern, sie sahen mich mit hohem Ernst an, und schlossen meine früheste Zeit unmittelbar an diesen Augenblick. Diesen unsern alten Familienschatz, diese Lebensfreude meines Großvaters finde ich hier, zwischen so vielen andern würdigen Kunstwerken aufgestellt, und mich, den die Natur zum Liebling dieses guten alten Mannes gemacht hatte, mich Unwürdigen, finde ich nun auch hier! o

Gott! in welchen Verbindungen, in welcher Gesellschaft.

Die weibliche Jugend hatte nach und nach das Zimmer verlassen, um ihren kleinen Beschäftigungen nachzugehn. Wilhelm, der mit Natalien allein geblieben war, mußte ihr seine letzten Worte deutlicher erklären. Die Entdeckung, daß ein schätzbarer Theil der aufgestellten Kunstwerke seinem Großvater angehört hatte, gab eine sehr heitere gesellige Stimmung. So wie er durch jenes Manuscript mit dem Hause bekannnt worden war, so fand er sich nun auch gleichsam in seinem Erbtheile wieder, wünschte Mignon zu sehen, die Freundinn bat ihn sich noch so lange zu gedulden, bis der Arzt, der in die Nachbarschaft gerufen worden, wieder zurück käme. Man kann leicht denken, daß es derselbe kleine thätige Mann sey, den wir schon kennen, und dessen auch die Bekenntnisse einer schönen Seele erwähnten.

Da ich mich, fuhr Wilhelm fort, mitten in jenem Familienkreis befinde, so ist ja wohl der Abbé, dessen jene Schrift erwähnt, auch der wunderbare, unerklärliche Mann, den ich in dem Hause Ihres Bruders, nach den seltsamsten Ereignissen, wiedergefunden habe. Vielleicht geben Sie mir einige nähere Aufschlüsse über ihn?

Natalie versetzte: über ihn wäre vieles zu sagen; wovon ich am genauesten unterrichtet bin, ist der Einfluß, den er auf unsere Erziehung gehabt hat. Er war, wenigstens eine Zeit lang, überzeugt, daß die Erziehung sich nur an die Neigung anschließen müsse; wie er jetzt denkt, kann ich nicht sagen. Er behauptete: das erste und letzte am Menschen sey Thätigkeit, und man könne nichts thun, ohne die Anlage dazu zu haben, ohne den Instinkt, der uns dazu treibe. Man giebt zu, pflegte er zu sagen, daß Poeten

gebohren werden, man giebt es bey allen Künsten zu, weil man muß, und weil jene Wirkungen der menschlichen Natur kaum scheinbar nachgeäfft werden können; aber, wenn man es genau betrachtet, so wird jede auch nur die geringste Fähigkeit uns angebohren, und es giebt keine unbestimmte Fähigkeit. Nur unsere zweydeutige, zerstreute Erziehung macht die Menschen ungewis, sie erregt Wünsche statt Triebe zu beleben, und, anstatt den wirklichen Anlagen aufzuhelfen, richtet sie das Streben nach Gegenständen, die so oft mit der Natur, die sich nach ihnen bemüht, nicht übereinstimmen. Ein Kind, ein junger Mensch, die auf ihrem eigenen Wege irre gehen, sind mir lieber als manche, die auf fremdem Wege recht wandeln. Finden jene, entweder durch sich selbst, oder durch Anleitung, den rechten Weg, das ist den, der ihrer Natur gemäß ist, so werden

sie

sie ihn nie verlassen, an statt daß diese jeden Augenblick in Gefahr sind, ein fremdes Joch abzuschütteln, und sich einer unbedingten Freyheit zu übergeben.

Es ist sonderbar, sagte Wilhelm, daß dieser merkwürdige Mann auch an mir Theil genommen, und mich, wie es scheint, nach seiner Weise, wo nicht geleitet, doch wenigstens eine Zeit lang in meinen Irrthümern gestärkt hat. Wie er es künftig verantworten will, daß er, und wie es scheint mehrere, mich gleichsam zum besten hatten, muß ich wohl mit Geduld erwarten.

Ich habe mich nicht über diese Grille, wenn sie eine ist, zu beklagen, sagte Natalie; denn ich bin freylich unter meinen Geschwistern am besten dabey gefahren. Auch seh' ich nicht, wie mein Bruder Lothario hätte schöner ausgebildet werden können, nur hätte vielleicht meine gute Schwester, die

Gräfin, anders behandelt werden sollen, vielleicht hätte man ihrer Natur etwas mehr Ernst und Stärke einflößen können. Was aus Bruder Friedrich werden soll, läßt sich gar nicht denken; ich fürchte, er wird das Opfer dieser pädagogischen Versuche werden.

Sie haben noch einen Bruder? rief Wilhelm.

Ja versetzte Natalie, und zwar eine sehr lustige, leichtfertige Natur, und da man ihn nicht abgehalten hatte in der Welt herumzufahren, so weiß ich nicht, was aus diesem losen, lockern Wesen werden soll. Ich habe ihn seit langer Zeit nicht gesehen. Das einzige beruhigt mich, daß der Abbé, und überhaupt die Gesellschaft meines Bruders, jederzeit unterrichtet sind, wo er sich aufhält und was er treibt.

Wilhelm war eben im Begriff über die sonderbaren Meinungen sowohl Nataliens

Gedanken zu erforschen, als auch über die geheimnißvolle Gesellschaft von ihr Aufschlüsse zu begehren, als der Medikus hereintrat, und nach dem ersten Willkommen sogleich von Mignons Zustande zu sprechen anfing.

Natalie, die darauf den Felix bey der Hand nahm, sagte, sie wolle ihn zu Mignon führen, und das Kind auf die Erscheinung seines Freundes vorbereiten.

Der Arzt war nunmehr mit Wilhelm allein, und fuhr fort: Ich habe Ihnen wunderbare Dinge zu erzählen, die Sie kaum vermuthen. Natalie läßt uns Raum, damit wir freyer von Dingen sprechen können, die, ob ich sie gleich nur durch sie selbst erfahren konnte, doch in ihrer Gegenwart so frey nicht abgehandelt werden dürften. Die sonderbare Natur des guten Kindes, von dem jetzt die Rede ist, besteht beynah nur aus

einer tiefen Sehnsucht; das Verlangen, ihr Vaterland wieder zu sehen, und das Verlangen nach Ihnen, mein Freund, ist, möchte ich fast sagen, das einzige Irrdische an ihr, beydes greift nur in eine unendliche Ferne, beyde Gegenstände liegen unerreichbar vor diesem einzigen Gemüth. Sie mag in der Gegend von Mailand zu Hause seyn, und ist in sehr früher Jugend, durch eine Gesellschaft Seiltänzer, ihren Eltern entführt worden. Näheres kann man von ihr nicht erfahren, theils weil sie zu jung war, um Ort und Nahmen genau angeben zu können, besonders aber, weil sie einen Schwur gethan hat, keinem lebendigen Menschen ihre Wohnung und Herkunft näher zu bezeichnen. Denn eben jene Leute, die sie in der Irre fanden, und denen sie ihre Wohnung so genau beschrieb, mit so dringenden Bitten sie nach Hause zu führen, nahmen sie nur desto

eiliger mit ſich fort, und ſcherzten Nachts in der Herberge, da ſie glaubten das Kind ſchlafe ſchon, über den guten Fang, und betheuerten, daß es den Weg zurück nicht wieder finden ſollte. Da überfiel das arme Geſchöpf eine gräßliche Verzweiflung, in der ihm zuletzt die Mutter Gottes erſchien, und ihm verſicherte, daß ſie ſich ſeiner annehmen wolle. Es ſchwur darauf bey ſich ſelbſt einen heiligen Eid, daß ſie künftig niemand mehr vertrauen, niemand ihre Geſchichte erzählen und in der Hoffnung einer unmittelbaren göttlichen Hülfe leben und ſterben wolle. Selbſt dieſes, was ich Ihnen hier erzähle, hat ſie Natalien nicht ausdrücklich vertraut; unſere werthe Freundin hat es aus einzelnen Äuſſerungen, aus Liedern und kindlichen Unbeſonnenheiten, die gerade das verrathen, was ſie verſchweigen wollen, zuſammen gebaut.

Wilhelm konnte ſich nunmehr manches Lied, manches Wort dieſes guten Kindes erklären. Er bat ſeinen Freund, aufs dringendſte, ihm ja nichts vorzuenthalten, was ihm von den ſonderbaren Geſängen und Bekenntniſſen des einzigen Weſens bekannt worden ſey.

O! ſagte der Arzt, bereiten Sie ſich auf ein ſonderbares Bekenntniß, auf eine Geſchichte, an der Sie, ohne ſich zu erinnern, viel Antheil haben, die, wie ich fürchte, für Tod und Leben dieſes guten Geſchöpfs entſcheidend iſt.

Laſſen Sie mich hören, verſetzte Wilhelm, ich bin äußerſt ungeduldig.

Erinnern Sie ſich, ſagte der Arzt eines geheimen, nächtlichen, weiblichen Beſuchs nach der Aufführung des Hamlets?

Ja ich erinnere mich deſſen wohl! rief Wilhelm beſchämt, aber ich glaubte nicht

in dieſem Augenblick daran erinnert zu werden.

Wiſſen Sie, wer es war?

Nein! Sie erſchrecken mich! ums Himmels willen doch nicht Mignon? wer war's? ſagen Sie mir's.

Ich weiß es ſelbſt nicht.

Alſo nicht Mignon?

Nein, gewiß nicht, aber Mignon war im Begriff ſich zu Ihnen zu ſchleichen, und mußte, aus einem Winkel, mit Entſetzen ſehen, daß eine Nebenbuhlerinn ihr zuvor kam.

Eine Nebenbuhlerinn! rief Wilhelm aus, reden Sie weiter, Sie verwirren mich ganz und gar.

Seyn Sie froh, ſagte der Arzt, daß Sie dieſe Reſultate ſo ſchnell von mir erfahren können. Natalie und ich, die wir doch nur einen entfernten Antheil nehmen, wir wa-

ren genug gequält, bis wir den verworrenen Zustand dieses guten Wesens, dem wir zu helfen wünschten, nur so deutlich einsehen konnten. Durch leichtsinnige Reden Philinens und der andern Mädchen, durch ein gewisses Liedchen aufmerksam gemacht, war ihr der Gedanke so reizend geworden, eine Nacht bey dem Geliebten zuzubringen, ohne daß sie dabey etwas weiter als eine vertrauliche, glückliche Ruhe zu denken wußte. Die Neigung für Sie, mein Freund, war in dem guten Herzen schon lebhaft und gewaltsam, in ihren Armen hatte das gute Kind schon von manchem Schmerzen ausgeruht, sie wünschte sich nun dieses Glück in seiner ganzen Fülle. Bald nahm sie sich vor, sie freundlich darum zu bitten, bald hielt sie ein heimlicher Schauder wieder davon zurück. Endlich gab ihr der lustige Abend und die Stimmung des häufig genossenen Weins,

den Muth das Wageſtück zu verſuchen, und ſich jene Nacht bey Ihnen einzuſchleichen. Schon war ſie vorausgelaufen, um ſich in der unverſchloſſenen Stube zu verbergen, allein als ſie eben die Treppe hinaufgekommen war, hörte ſie ein Geräuſch, ſie verbarg ſich, und ſah ein weißes, weibliches Weſen in ihr Zimmer ſchleichen. Sie kamen ſelbſt bald darauf, und ſie hörte den großen Riegel zuſchieben.

Mignon empfand unerhörte Qual, alle die heftigen Empfindungen einer leidenſchaftlichen Eiferſucht miſchten ſich zu dem unerkannten Verlangen einer dunkeln Begierde, und griffen die halb entwickelte Natur gewaltſam an. Ihr Herz, das bisher vor Sehnſucht und Erwartung lebhaft geſchlagen hatte, fing auf einmal an zu ſtocken, und drückte, wie eine bleyerne Laſt, ihren Buſen, ſie konnte nicht zu Athem kommen, ſie wußte

ſich nicht zu helfen, ſie hörte die Harfe des Alten, eilte zu ihm unter das Dach, und brachte die Nacht zu ſeinen Füßen unter entſetzlichen Zuckungen hin.

Der Arzt hielt einen Augenblick inne, und da Wilhelm ſtille ſchwieg, fuhr er fort: Natalie hat mir verſichert, es habe ſie in ihrem Leben nichts ſo erſchreckt und angegriffen, als der Zuſtand des Kindes bey dieſer Erzählung; ja unſere edle Freundin machte ſich Vorwürfe, daß ſie durch ihre Fragen und Anleitungen dieſe Bekenntniſſe hervorgelockt, und durch die Erinnerung die lebhaften Schmerzen des guten Mädchens ſo grauſam erneuert habe.

Das gute Geſchöpf, ſo erzählte mir Natalie, war kaum auf dieſem Punkte ſeiner Erzählung, oder vielmehr ſeiner Antworten auf meine ſteigenden Fragen, als es auf einmal vor mir niederſtürzte, und, mit der

Hand am Buſen, über den wiederkehrenden Schmerz jener ſchrecklichen Nacht ſich beklagte. Es wand ſich wie ein Wurm an der Erde, und ich mußte alle meine Faſſung zuſammen nehmen, um die Mittel, die mir für Geiſt und Körper unter dieſen Umſtänden bekannt waren, zu denken und anzuwenden.

Sie ſetzen mich in eine bängliche Lage, verſetzte Wilhelm, indem Sie mich, in dem Augenblicke, da ich das liebe Geſchöpf wieder ſehen ſoll, mein vielfaches Unrecht gegen daſſelbe ſo lebhaft fühlen laſſen. Soll ich ſie ſehen, warum nehmen Sie mir den Muth ihr mit Freyheit entgegen zu treten; und ſoll ich Ihnen geſtehen, da Ihr Gemüth ſo geſtimmt iſt, ſo ſeh ich nicht ein, was meine Gegenwart helfen ſoll? ſind Sie als Arzt überzeugt, daß jene doppelte Sehnſucht ihre Natur ſo weit untergraben hat,

daß ſie ſich vom Leben abzuſcheiden droht, warum ſoll ich durch meine Gegenwart ihre Schmerzen erneuern, und vielleicht ihr Ende beſchleunigen?

Mein Freund! verſetzte der Arzt, wo wir nicht helfen können, ſind wir doch ſchuldig zu lindern, und wie ſehr die Gegenwart eines geliebten Gegenſtandes der Einbildungskraft ihre zerſtöhrende Gewalt nimmt, und die Sehnſucht in ein ruhiges Schauen verwandelt, davon habe ich die wichtigſten Beyſpiele. Alles mit Maaß und Ziel! Denn eben ſo kann die Gegenwart eine verlöſchende Leidenſchaft wieder anfachen. Sehen Sie das gute Kind, betragen Sie ſich freundlich, und laſſen Sie uns abwarten, was daraus entſteht.

Natalie kam eben zurück, und verlangte, daß Wilhelm ihr zu Mignon folgen ſollte. Sie ſcheint mit Felix ganz glücklich zu ſeyn,

und wird den Freund, hoffe ich, gut empfangen. Wilhelm folgte nicht ohne einiges Widerſtreben, er war tief gerührt von dem, was er vernommen hatte, und fürchtete eine leidenſchaftliche Scene. Als er hineintrat, ergab ſich gerade das Gegentheil.

Mignon im langen weißen Frauengewande, theils mit lockigen, theils aufgebundenen, reichen, braunen Haaren, ſaß, hatte Felix auf dem Schoße und drückte ihn an ihr Herz, ſie ſah völlig aus wie ein abgeſchiedner Geiſt, und der Knabe wie das Leben ſelbſt, es ſchien als wenn Himmel und Erde ſich umarmten. Sie reichte Wilhelmen lächelnd die Hand, und ſagte: ich danke Dir, daß Du mir das Kind wieder bringſt, ſie hatten ihn Gott weiß wie entführt, und ich konnte nicht leben zeither. So lange mein Herz auf der Erde noch was bedarf, ſoll dieſer die Lücke ausfüllen.

Die Ruhe, womit Mignon ihren Freund empfangen hatte, verſetzte die Geſellſchaft in große Zufriedenheit. Der Arzt verlangte, daß Wilhelm ſie öfters ſehen, und daß man ſie ſowohl körperlich als geiſtig im Gleichgewicht erhalten ſollte. Er ſelbſt entfernte ſich, und verſprach in kurzer Zeit wieder zu kommen.

Wilhelm konnte nun Natalien in ihrem Kreiſe beobachten, man hätte ſich nichts beſſeres gewünſcht, als neben ihr zu leben, ihre Gegenwart hatte den reinſten Einfluß auf junge Mädchen und Frauenzimmer von verſchiedenem Alter, die theils in ihrem Hauſe wohnten, theils aus der Nachbarſchaft ſie mehr oder weniger zu beſuchen kamen.

Der Gang Ihres Lebens, ſagte Wilhelm einmal zu ihr, iſt wohl immer ſehr gleich geweſen? denn die Schilderung, die Ihre Tante von Ihnen als Kind macht, ſcheint,

wenn ich nicht irre, noch immer zu paſſen. Sie haben ſich, man fühlt es Ihnen wohl an, nie verwirrt. Sie waren nie genöthigt einen Schritt zurück zu thun.

Das bin ich meinem Oheim und dem Abbé ſchuldig, verſetzte Natalie, die meine Eigenheiten ſo gut zu beurtheilen wußten. Ich erinnere mich von Jugend an kaum eines Eindrucks als des lebhafteſten, daß ich überall die Bedürfniſſe der Menſchen ſah, und ein unüberwindliches Verlangen empfand ſie auszugleichen. Das Kind, das noch nicht auf ſeinen Füßen ſtehen konnte, der Alte, der ſich nicht mehr auf den ſeinigen erhielt, das Verlangen einer reichen Familie nach Kindern, die Unfähigkeit einer armen die ihrigen zu erhalten, jedes ſtille Verlangen nach einem Gewerbe, den Trieb zu einem Talente, die Anlagen zu hundert kleinen nothwendigen Fähigkeiten, dieſe überall

zu entdecken, ſchien mein Auge von der Natur beſtimmt. Ich ſah, worauf mich niemand aufmerkſam gemacht hatte, ich ſchien aber auch nur gebohren, um das zu ſehen. Die Reize der lebloſen Natur, für die ſo viele Menſchen äußerſt empfänglich ſind, hatten keine Wirkung auf mich, beynah noch weniger die Reize der Kunſt, meine angenehmſte Empfindung war und iſt es noch, wenn ſich mir ein Mangel, ein Bedürfniß in der Welt darſtellte, ſogleich im Geiſte einen Erſatz, ein Mittel, eine Hülfe aufzufinden.

Sah ich einen Armen in Lumpen, ſo fielen mir die überflüſſigen Kleider ein, die ich in den Schränken der Meinigen hatte hängen ſehen; ſah ich Kinder, die ſich ohne Sorgfalt und ohne Pflege verzehrten, ſo erinnerte ich mich dieſer oder jener Frau, der ich, bey Reichthum und Bequemlichkeit,

Lange-

Langeweile abgemerkt hatte; sah ich viele Menschen in einem engen Raum eingesperrt, so dachte ich sie müßten in die großen Zimmer mancher Häuser und Paläste einquartirt werden. Diese Art zu sehen war bey mir ganz natürlich, ohne die mindeste Reflexion, so daß ich darüber, als Kind, das wunderlichste Zeug von der Welt machte, und mehr als einmal, durch die sonderbarsten Anträge, die Menschen in Verlegenheit setzte. Noch eine Eigenheit war es, daß ich das Geld nur mit Mühe, und spät, als ein Mittel die Bedürfnisse zu befriedigen, ansehen konnte, alle meine Wohlthaten bestanden in Naturalien, und ich weiß daß oft genug über mich gelacht worden ist. Nur der Abbé schien mich zu verstehen, er kam mir überall entgegen, er machte mich mit mir selbst, mit diesen Wünschen und Neigungen bekannt, und lehrte mich, sie zweckmäßig befriedigen.

Haben Sie denn, fragte Wilhelm, bey der Erziehung Ihrer kleinen weiblichen Welt, auch die Grundsätze jener sonderbaren Männer angenommen? lassen Sie denn auch jede Natur sich selbst ausbilden? lassen Sie denn auch die Ihrigen suchen und irren, Mißgriffe thun, sich glücklich am Ziel finden, oder unglücklich in die Irre verliehren?

Nein! sagte Natalie, diese Art mit Menschen zu handeln würde ganz gegen meine Gesinnungen seyn. Wer nicht im Augenblick hilft, scheint mir nie zu helfen, wer nicht im Augenblicke Rath giebt, nie zu rathen. Eben so nöthig scheint es mir gewisse Gesetze auszusprechen, und den Kindern einzuschärfen, die dem Leben einen gewissen Halt geben. Ja, ich möchte beynah behaupten: es sey besser nach Regeln zu irren, als zu irren, wenn uns die Willkühr unserer Natur hin und her treibt, und wie ich die

Menſchen ſehe, ſcheint mir in ihrer Natur immer eine Lücke zu bleiben, die nur durch ein entſchieden ausgeſprochenes Geſetz ausgefüllt werden kann.

So iſt alſo Ihre Handelsweiſe, ſagte Wilhelm, völlig von jener verſchieden, welche unſere Freunde beobachten.

Ja! verſetzte Natalie, Sie können aber hieraus die unglaubliche Toleranz jener Männer ſehen, daß ſie eben auch mich, auf meinem Wege, gerade deswegen, weil es mein Weg iſt, keinesweges ſtören, ſondern mir in allem, was ich nur wünſchen kann, entgegenkommen.

Einen umſtändlichern Bericht, wie Natalie mit ihren Kindern verfuhr, verſparen wir auf eine andere Gelegenheit.

Mignon verlangte oft in der Geſellſchaft zu ſeyn, und man vergönnte es ihr um ſo lieber, als ſie ſich nach und nach wieder an

Wilhelmen zu gewöhnen, ihr Herz gegen ihn aufzuschließen und überhaupt heiterer und lebenslustiger zu werden schien. Sie hing sich, beym Spazierengehen, da sie leicht müde ward, gern an seinen Arm. Nun, sagte sie, Mignon klettert und springt nicht mehr, und doch fühlt er noch immer die Begierde über die Gipfel der Berge wegzuspazieren, von einem Hause aufs andere, von einem Baume auf den andern zu schreiten. Wie beneidenswerth sind die Vögel, besonders wenn sie so artig und vertraulich ihre Nester bauen.

Es ward nun bald zur Gewohnheit, daß Mignon seinen Freund mehr als einmal in den Garten lud. War dieser beschäftigt oder nicht zu finden, so mußte Felix die Stelle vertreten, und wenn das gute Mädchen in manchen Augenblicken ganz von der Erde los schien, so hielt sie sich in andern gleich-

ſam wieder feſt an Väter und Sohn, und ſchien eine Trennung von dieſen mehr als alles zu fürchten.

Natalie ſchien nachdenklich. Wir haben gewünſcht durch Ihre Gegenwart, ſagte ſie, das arme gute Herz wieder aufzuſchließen; ob wir wohl gethan haben, weiß ich nicht. Sie ſchwieg und ſchien zu erwarten, daß Wilhelm etwas ſagen ſollte. Auch ihm fiel ein, daß durch ſeine Verbindung mit Thereſen, Mignon, unter den gegenwärtigen Umſtänden, aufs äußerſte gekränkt werden müſſe; allein er getraute ſich in ſeiner Ungewißheit nichts von dieſem Vorhaben zu ſprechen, er vermuthete nicht, daß Natalie davon unterrichtet ſey.

Eben ſo wenig konnte er mit Freyheit des Geiſtes die Unterredung verfolgen, wenn ſeine edle Freundin von ihrer Schweſter ſprach, ihre guten Eigenſchaften rühmte und ihren Zuſtand bedauerte. Er war nicht we-

nig verlegen, als Natalie ihm ankündigte, daß er die Gräfin bald hier sehen werde. Ihr Gemahl, sagte sie, hat nun keinen andern Sinn, als den abgeschiedenen Grafen in der Gemeinde zu ersetzen, durch Einsicht und Thätigkeit diese große Anstalt zu unterstützen und weiter aufzubauen, er kommt mit ihr zu uns, um eine Art von Abschied zu nehmen, er wird nachher die verschiedenen Orte besuchen, wo die Gemeinde sich niedergelassen hat, man scheint ihn nach seinen Wünschen zu behandeln, und fast glaub ich, er wagt mit meiner armen Schwester eine Reise nach Amerika, um ja seinem Vorgänger recht ähnlich zu werden, und da er einmal schon beynah überzeugt ist, daß ihm nicht viel fehle ein Heiliger zu seyn, so mag ihm der Wunsch manchmal vor der Seele schweben, wo möglich zuletzt auch noch als Märtyrer zu glänzen.

Viertes Capitel.

Oft genug hatte man bisher von Fräulein Thereſe geſprochen, oft genug ihrer im Vorbeygehen erwähnt, und faſt jedesmal war Wilhelm im Begriff ſeiner neuen Freundinn zu bekennen, daß er jenem trefflichen Frauenzimmer ſein Herz und ſeine Hand angeboten habe. Ein genieſſes Gefühl, das er ſich nicht erklären konnte, hielt ihn zurück, er zauderte ſo lange, bis endlich Natalie ſelbſt, mit dem himmliſchen, beſcheidnen, heitern Lächeln, das man an ihr zu ſehen gewohnt war, zu ihm ſagte: ſo muß ich denn doch zuletzt das Stillſchweigen brechen, und mich in Ihr Vertrauen gewaltſam eindrängen! Warum machen Sie mir ein Geheimnis, mein Freund, aus einer Angelegenheit, die

Ihnen so wichtig ist, und die mich selbst so nahe angeht? Sie haben meiner Freundin Ihre Hand angeboten, ich mische mich nicht ohne Beruf in diese Sache, hier ist meine Legitimation, hier ist der Brief, den sie Ihnen schreibt, den sie durch mich Ihnen sendet.

Einen Brief von Theresen! rief er aus.

Ja, mein Herr, und Ihr Schicksal ist entschieden, Sie sind glücklich. Lassen Sie mich Ihnen und meiner Freundin Glück wünschen.

Wilhelm verstummte, und sah vor sich hin. Natalie sah ihn an, sie bemerkte, daß er blaß ward. Ihre Freude ist stark, fuhr sie fort, sie nimmt die Gestalt des Schreckens an, sie raubt Ihnen die Sprache. Mein Antheil ist darum nicht weniger herzlich, weil er mich noch zum Worte kommen läßt. Ich hoffe Sie werden dankbar seyn, denn ich

darf Ihnen ſagen: mein Einfluß auf Thereſens Entſchließung war nicht gering, ſie fragte mich um Rath, und, ſonderbarer Weiſe, waren Sie eben hier, ich konnte die wenigen Zweifel, die meine Freundin noch hegte, glücklich beſiegen, die Bothen gingen lebhaft hin und wieder, hier iſt ihr Entſchluß! hier iſt die Entwicklung! und nun ſollen Sie alle ihre Briefe leſen, Sie ſollen in das ſchöne Herz Ihrer Braut einen freyen, reinen Blick thun.

Wilhelm entfaltete das Blatt, das ſie ihm unverſiegelt überreichte, es enthielt die freundlichen Worte:

Ich bin die Ihre, wie ich bin und wie Sie mich kennen. Ich nenne Sie den meinen, wie Sie ſind und wie ich Sie kenne. Was an uns ſelbſt, was an unſern Verhältniſſen der Eheſtand verändert, werden wir durch Vernunft, frohen Muth und guten

Willen zu übertragen wiſſen. Da uns keine Leidenſchaft, ſondern Neigung und Zutrauen zuſammen führt, ſo wagen wir weniger als tauſend andere. Sie verzeihen mir gewis, wenn ich mich manchmal meines alten Freundes herzlich erinnere, dafür will ich Ihren Sohn als Mutter an meinen Buſen drücken. Wollen Sie mein kleines Haus ſogleich mit mir theilen, ſo ſind Sie Herr und Meiſter, indeſſen wird der Gutekauf abgeſchloſſen. Ich wünſchte, daß dort keine neue Einrichtung ohne mich gemacht würde, um ſogleich zu zeigen, daß ich das Zutrauen verdiene, das Sie mir ſchenken. Leben Sie wohl, lieber, lieber Freund! Geliebter Bräutigam, verehrter Gatte! Thereſe drückt Sie an ihre Bruſt mit Hoffnung und Lebensfreude. Meine Freundin wird Ihnen mehr, wird Ihnen alles ſagen.

Wilhelm, dem dieſes Blatt ſeine Thereſe

wieder völlig vergegenwärtigt hatte, war auch wieder völlig zu ſich ſelbſt gekommen. Unter dem Leſen wechſelten die ſchnellſten Gedanken in ſeiner Seele. Mit Entſetzen fand er lebhafte Spuren einer Neigung gegen Natalien in ſeinem Herzen, er ſchalt ſich, er erklärte jeden Gedanken der Art für Unſinn, er ſtellte ſich Thereſen in ihrer ganzen Vollkommenheit vor, er las den Brief wieder, er ward heiter, oder vielmehr er erholte ſich ſo weit, daß er erſcheinen konnte. Natalie legte ihm die gewechſelten Briefe vor, aus denen wir einige Stellen ausziehen wollen.

Nachdem Thereſe ihren Bräutigam nach ihrer Art geſchildert hatte, fuhr ſie fort:

So ſtelle ich mir den Mann vor, der mir jetzt ſeine Hand anbietet. Wie er von ſich ſelbſt denkt, wirſt Du künftig aus den Papieren ſehen, in welchen er ſich mir ganz

offen beſchreibt; ich bin überzeugt, daß ich mit ihm glücklich ſeyn werde.

Was den Stand betrifft, ſo weißt Du, wie ich von je her drüber gedacht habe. Einige Menſchen fühlen die Mißverhältniſſe der äußern Zuſtände fürchterlich, und können ſie nicht übertragen. Ich will niemanden überzeugen, ſo wie ich nach meiner Überzeugung handeln will. Ich denke kein Beyſpiel zu geben, wie ich doch nicht ohne Beyſpiel handle. Mich ängſtigen nur die innern Mißverhältniſſe, ein Gefäß, das ſich zu dem, was es enthalten ſoll, nicht ſchickt; viel Prunk und wenig Genuß, Reichthum und Geiz, Adel und Roheit, Jugend und Pedanterei, Bedürfnis und Ceremonien, dieſe Verhältniſſe wärens, die mich vernichten könnten, die Welt mag ſie ſtempeln und ſchätzen wie ſie will.

Wenn ich hoffe, daß wir zuſammen paſſen werden, ſo gründe ich meinen Ausſpruch vorzüglich darauf, daß er Dir, liebe Natalie, die ich ſo unendlich ſchätze und verehre, daß er Dir ähnlich iſt. Ja er hat von Dir das edle Suchen und Streben nach dem Beſſern, wodurch wir das Gute, das wir zu finden glauben, ſelbſt hervorbringen. Wie oft habe ich Dich nicht im Stillen getadelt, daß Du dieſen oder jenen Menſchen anders behandelteſt, daß Du in dieſem oder jenen Fall Dich anders betrugſt, als ich würde gethan haben, und doch zeigte der Ausgang meiſt, daß Du Recht hatteſt. Wenn wir, ſagteſt Du, die Menſchen nur nehmen wie ſie ſind, ſo machen wir ſie ſchlechter; wenn wir ſie behandeln, als wären ſie was ſie ſeyn ſollten, ſo bringen wir ſie dahin, wohin ſie zu bringen ſind. Ich kann weder ſo ſehen noch handeln, das weiß ich recht gut.

Einſicht, Ordnung, Zucht, Befehl, das iſt meine Sache. Ich erinnere mich noch wohl, was Jarno ſagte: Thereſe dreſſirt ihre Zöglinge, Natalie bildet ſie. Ja er ging ſo weit, daß er mir einſt die drey ſchönen Eigenſchaften Glaube, Liebe und Hoffnung völlig abſprach. Statt des Glaubens, ſagte er, hat ſie die Einſicht, ſtatt der Liebe, die Beharrlichkeit und ſtatt der Hoffnung das Zutrauen. Auch will ich Dir gerne geſtehen, ehe ich Dich kannte, kannte ich nichts Höheres in der Welt als Klarheit und Klugheit, nur Deine Gegenwart hat mich überzeugt, belebt, überwunden, und Deiner ſchönen hohen Seele tret ich gerne den Rang ab. Auch meinen Freund verehre ich in eben demſelben Sinn, ſeine Lebensbeſchreibung iſt ein ewiges Suchen und nicht finden; aber nicht das leere Suchen, ſondern das wunderbare, gutmüthige Suchen begabt

ihn, er wähnt man könne ihm das geben, was nur von ihm kommen kann. So meine Liebe ſchadet mir auch diesmal meine Klarheit nichts, ich kenne meinen Gatten beſſer, als er ſich ſelbſt kennt, und ich achte ihn nur um deſto mehr. Ich ſehe ihn, aber ich überſehe ihn nicht, und alle meine Einſicht reicht nicht hin zu ahnen, was er wirken kann. Wenn ich an ihn denke, vermiſcht ſich ſein Bild immer mit dem Deinigen, und ich weiß nicht wie ich es werth bin zwey ſolchen Menſchen anzugehören. Aber ich will es werth ſeyn, dadurch daß ich meine Pflicht thue, dadurch daß ich erfülle, was man von mir erwarten und hoffen kann.

Ob ich Lothario's gedenke? Lebhaft und täglich, ihn kann ich in der Geſellſchaft, die mich im Geiſte umgiebt, nicht einen Augenblick miſſen. O wie bedaure ich den treff-

lichen Mann, der durch einen Jugendfehler mit mir verwandt ist, daß die Natur ihn Dir so nahe gewollt hat. Warlich ein Wesen wie Du, wäre seiner mehr werth als ich, Dir könnt ich, Dir müßt ich ihn abtreten, laß uns ihm seyn, was nur möglich ist, bis er eine würdige Gattin findet, und auch dann laß uns zusammen seyn und zusammen bleiben.

Was werden nun aber unsre Freunde sagen? begann Natalie. — Ihr Bruder weiß nichts davon? — Nein! so wenig als die Ihrigen, die Sache ist diesmal nur unter uns Weibern verhandelt worden. Ich weiß nicht, was Lydie Theresen für Grillen in den Kopf gesetzt hat, sie scheint dem Abbé und Jarno zu mißtrauen. Lydie hat ihr gegen gewisse geheime Verbindungen und Plane, von denen ich wohl im Allgemeinen weiß,

weiß, in die ich aber niemals einzudringen gedachte, wenigſtens einigen Argwohn eingeflößt, und bey dieſem entſcheidenden Schritt ihres Lebens wollte ſie niemand als mir einigen Einfluß verſtatten. Mit meinem Bruder war ſie ſchon früher überein gekommen, daß ſie ſich wechſelsweiſe ihre Heirath nur melden, ſich darüber nicht zu Rathe ziehen wollten.

Natalie ſchrieb nun einen Brief an ihren Bruder, ſie lud Wilhelmen ein einige Worte dazu zu ſetzen, Thereſe hatte ſie darum gebeten. Man wollte eben ſiegeln, als Jarno ſich unvermuthet anmelden ließ. Aufs freundlichſte ward er empfangen, auch ſchien er ſehr munter und ſcherzhaft, und konnte endlich nicht unterlaſſen zu ſagen: eigentlich komme ich hieher, um Ihnen eine ſehr wunderbare, doch angenehme Nachricht zu bringen; ſie betrifft unſere Thereſe. Sie haben

uns manchmal getadelt, schöne Natalie! daß wir uns um so vieles bekümmern, nun aber sehen Sie wie gut es ist überall seine Spione zu haben. Rathen Sie, und lassen Sie uns einmal Ihre Sagacität sehen!

Die Selbstgefälligkeit, womit er diese Worte aussprach, die schalkhafte Mine, womit er Wilhelmen und Natalien ansah, überzeugten beyde, daß ihr Geheimniß entdeckt sey. Natalie antwortete lächelnd: wir sind viel künstlicher als Sie denken, wir haben die Auflösung des Räthels, noch ehe es uns aufgegeben wurde, schon zu Papiere gebracht.

Sie überreichte ihm, mit diesen Worten, den Brief an Lothario, und war zufrieden der kleinen Überraschung und Beschämung, die man ihnen zugedacht hatte, auf diese Weise zu begegnen. Jarno nahm das Blatt, mit einiger Verwunderung, überlief es nur, staunte, ließ es aus der Hand sinken, und

ſah ſie beyde mit großen Augen, mit einem Ausdruck der Überraſchung, ja des Entſetzens an, den man auf ſeinem Geſichte nicht gewohnt war. Er ſagte kein Wort.

Wilhelm und Natalie waren nicht wenig betroffen, Jarno ging in der Stube auf und ab. Was ſoll ich ſagen? rief er aus, oder ſoll ich's ſagen? Es kann kein Geheimniß bleiben, die Verwirrung iſt nicht zu vermeiden. Alſo denn Geheimniß gegen Geheimniß! Überraſchung gegen Überraſchung! Thereſe iſt nicht die Tochter ihrer Mutter! das Hinderniß iſt gehoben, ich komme hierher ſie zu bitten, das edle Mädchen zu einer Verbindung mit Lothario vorzubereiten.

Jarno ſah die Beſtürzung der beyden Freunde, welche die Augen zur Erde niederſchlugen. Dieſer Fall iſt einer von denen, ſagte er, die ſich in Geſellſchaft am ſchlechteſten ertragen laſſen. Was jedes dabey zu

denken hat, denkt es am beſten in der Einſamkeit, ich wenigſtens erbitte mir auf eine Stunde Urlaub. Er eilte in den Garten, Wilhelm folgte ihm mechaniſch, aber in der Ferne.

Nach Verlauf einer Stunde fanden ſie ſich wieder zuſammen. Wilhelm nahm das Wort und ſagte: da ich ohne Zweck und Plan leicht, ja leichtfertig lebte, kamen mir Freundſchaft, Liebe, Neigung, Zutrauen mit offenen Armen entgegen, ja ſie drängten ſich zu mir; jetzt, da es Ernſt wird, ſcheint das Schickſal mit mir einen andern Weg zu nehmen: der Entſchluß, Thereſen meine Hand anzubieten, iſt vielleicht der erſte, der ganz rein aus mir ſelbſt kommt. Mit Überlegung machte ich meinen Plan, meine Vernunft war völlig damit einig, und durch die Zuſage des trefflichen Mädchens wurden alle meine Hoffnungen erfüllt. Nun drückt das

ſonderbarſte Geſchick meine ausgeſtreckte Hand nieder, Thereſe reicht mir die ihrige von ferne, wie im Traume, ich kann ſie nicht faſſen, und das ſchöne Bild verläßt mich auf ewig. So lebe denn wohl du ſchönes Bild! und ihr Bilder der reichſten Glückſeligkeit, die ihr euch darum her verſammeltet!

Er ſchwieg einen Augenblick ſtill, ſah vor ſich hin, und Jarno wollte reden. Laſſen Sie mich noch etwas ſagen, fiel Wilhelm ihm ein, denn um mein ganzes Geſchick wird ja doch diesmal das Loos geworfen. In dieſem Augenblick kommt mir der Eindruck zu Hülfe, den Lothario's Gegenwart, beym erſten Anblick, mir einprägte, und der mir beſtändig geblieben iſt. Dieſer Mann verdient jede Art von Neigung und Freundſchaft, und ohne Aufopferung läßt ſich keine Freundſchaft denken. Um ſeinetwillen war

es mir leicht ein unglückliches Mädchen zu bethören, um ſeinetwillen ſoll mir möglich werden der würdigſten Braut zu entſagen. Gehen Sie hin, erzählen Sie ihm die ſonderbare Geſchichte, und ſagen Sie ihm wozu ich bereit bin.

Jarno verſetzte hierauf: in ſolchen Fällen, halte ich dafür, iſt ſchon alles gethan, wenn man ſich nur nicht übereilt. Laſſen Sie uns keinen Schritt ohne Lotharios Einwilligung thun! Ich will zu ihm, erwarten Sie meine Zurückkunft oder ſeine Briefe ruhig.

Er ritt weg, und hinterließ die beyden Freunde in der größten Wehmuth. Sie hatten Zeit ſich dieſe Begebenheit auf mehr als Eine Weiſe zu wiederholen, und ihre Bemerkungen darüber zu machen. Nun fiel es ihnen erſt auf, daß ſie dieſe wunderbare Erklärung ſo gerade von Jarno angenommen, und ſich nicht um die nähern Umſtände er-

kundigt hatten. Ja Wilhelm wollte ſogar einigen Zweifel hegen; aber aufs höchſte ſtieg ihr Erſtaunen, ja ihre Verwirrung, als den andern Tag ein Bothe von Thereſen ankam, der folgenden ſonderbaren Brief an Natalien mitbrachte:

»So ſeltſam es auch ſcheinen mag, ſo muß ich doch meinem vorigen Briefe ſogleich noch einen nachſenden, und Dich erſuchen mir meinen Bräutigam eilig zu ſchicken. Er ſoll mein Gatte werden, was man auch für Plane macht mir ihn zu rauben. Gieb ihm inliegenden Brief! Nur vor keinem Zeugen, es mag gegenwärtig ſeyn wer will.«

Der Brief an Wilhelmen enthielt folgendes: »Was werden Sie von Ihrer Thereſe denken? wenn ſie auf einmal,. leidenſchaftlich, auf eine Verbindung dringt, die der ruhigſte Verſtand nur eingeleitet zu haben ſchien. Laſſen Sie ſich durch nichts abhal-

ten, gleich nach dem Empfang des Briefes abzureiſen. Kommen Sie, lieber, lieber Freund, nun dreyfach Geliebter, da man mir Ihren Beſitz rauben oder wenigſtens erſchweren will.«

Was iſt zu thun? rief Wilhelm aus, als er dieſen Brief geleſen hatte.

Noch in keinem Fall, verſetzte Natalie, nach einigem Nachdenken, hat mein Herz und mein Verſtand ſo geſchwiegen, als in dieſem, ich wüßte nichts zu thun, ſo wie ich nichts zu rathen weiß.

Wäre es möglich? rief Wilhelm mit Heftigkeit aus, daß Lothario ſelbſt nichts davon wüßte, oder wenn er davon weiß, daß er mit uns das Spiel verſteckter Plane wäre? Hat Jarno, indem er unſern Brief geſehen, das Mährchen aus dem Stegreiſe erfunden? Würde er uns was anders geſagt haben, wenn wir nicht zu voreilig geweſen wären?

Was kann man wollen? was für Absichten kann man haben? Was kann Thereſe für einen Plan meynen? Ja es läßt ſich nicht läugnen, Lothario iſt von geheimen Wirkungen und Verbindungen umgeben, ich habe ſelbſt erfahren, daß man thätig iſt, daß man ſich, in einem gewiſſen Sinne, um die Handlungen, um die Schickſale mehrerer Menſchen bekümmert, und ſie zu leiten weiß. Von den Endzwecken dieſer Geheimniſſe verſtehe ich nichts, aber dieſe neuſte Absicht, mir Thereſen zu entreißen, ſehe ich nur allzu deutlich. Auf einer Seite mahlt man mir das möglicher Glück Lotharios, vielleicht nur zum Scheine, vor, auf der andern ſehe ich meine Geliebte, meine verehrte Braut, die mich an ihr Herz ruft. Was ſoll ich thun? Was ſoll ich unterlaſſen?

Nur ein wenig Geduld! ſagte Natalie, nur eine kurze Bedenkzeit. In dieſer ſon-

derbaren Verknüpfung weiß ich nur so viel: daß wir das, was unwiederbringlich ist, nicht übereilen sollen. Gegen ein Mährchen, gegen einen künstlichen Plan stehen Beharrlichkeit und Klugheit uns bey, es muß sich bald aufklären, ob die Sache wahr oder ob sie erfunden ist. Hat mein Bruder wirklich Hoffnung sich mit Theresen zu verbinden, so wäre es grausam, sie ihm auf ewig zu entreißen, da sie ihm so freundlich erscheint. Lassen Sie uns nur abwarten, ob er etwas davon weiß, ob er selbst glaubt, ob er selbst hofft.

Diesen Gründen ihres Raths kam glücklicherweise ein Brief von Lothario zu Hülfe: Ich schicke Jarno nicht wieder zurück, schrieb er, von meiner Hand eine Zeile, ist Dir mehr als die umständlichsten Worte eines Bothen. Ich bin gewiß, daß Therese nicht die Tochter ihrer Mutter ist, und ich kann

die Hoffnung, ſie zu beſitzen, nicht aufgeben, bis ſie auch überzeugt iſt, und alsdann zwiſchen mir und dem Freunde mit ruhiger Überlegung entſcheidet. Laß ihn, ich bitte Dich, nicht von Deiner Seite! das Glück, das Leben eines Bruders hängt davon ab. Ich verſpreche Dir, dieſe Ungewißheit ſoll nicht lange dauern.

Sie ſehen, wie die Sache ſteht, ſagte ſie freundlich zu Wilhelmen, geben Sie mir Ihr Ehrenwort nicht aus dem Hauſe zu gehn.

Ich gebe es! rief er aus, indem er ihr die Hand reichte, ich will dieſes Haus wider Ihren Willen nicht verlaſſen. Ich danke Gott und meinem guten Geiſt, daß ich diesmal geleitet werde und zwar von Ihnen.

Natalie ſchrieb Thereſen den ganzen Verlauf, und erklärte: daß ſie ihren Freund nicht von ſich laſſen werde, ſie ſchickte zugleich Lothario's Brief mit.

Thereſe antwortete: »Ich bin nicht we-nig verwundert, daß Lothario ſelbſt über-zeugt iſt, denn gegen ſeine Schweſter wird er ſich nicht auf dieſen Grad verſtellen. Ich bin verdrießlich, ſehr verdrießlich. Es iſt beſſer, ich ſage nichts weiter. Am beſten iſts, ich komme zu Dir, wenn ich nur erſt die arme Lydie untergebracht habe, mit der man grauſam umgeht. Ich fürchte, wir ſind alle betrogen, und werden ſo betrogen, um nie ins Klare zu kommen. Wenn der Freund meinen Sinn hätte, ſo entſchlüpfte er Dir doch, und würfe ſich an das Herz ſeiner Thereſe, die ihm dann niemand entreißen ſollte; aber ich fürchte ich ſoll ihn verlieren und Lohario nicht wieder gewinnen. Dieſem entreißt man Lydien, indem man ihm die Hoffnung, mich beſitzen zu können, von Wei-ten zeigt. Ich will nichts weiter ſagen, die Verwirrung wird noch größer werden. Ob

nicht indeſſen die ſchönſten Verhältniſſe ſo verſchoben, ſo untergraben und ſo zerrüttet werden, daß auch dann, wenn alles im Klaren ſeyn wird, doch nicht wieder zu helfen iſt, mag die Zeit lehren. Reißt ſich mein Freund nicht los, ſo komme ich in wenigen Tagen, um ihn bey Dir aufzuſuchen und feſt zu halten. Du wunderſt Dich, wie dieſe Leidenſchaft ſich Deiner Thereſe bemächtiget hat. Es iſt keine Leidenſchaft, es iſt Überzeugung! daß, da Lothario nicht mein werden konnte, dieſer neue Freund das Glück meines Lebens machen wird. Sag ihm das! im Nahmen des kleinen Knaben, der mit ihm unter der Eiche ſaß und ſich ſeiner Theilnahme freute. Sag ihm das im Nahmen Thereſens, die ſeinem Antrage mit einer herzlichen Offenheit entgegen kam. Mein erſter Traum, wie ich mit Lothario leben würde, iſt weit von meiner Seele wegge-

rückt, der Traum, wie ich mit meinem neuen Freund zu leben gedachte, ſteht noch ganz gegenwärtig vor mir. Achtet man mich ſo wenig, daß man glaubt, es ſey ſo was leichtes dieſen mit jenem aus dem Stegreiſe wieder umzutauſchen.

Ich verlaſſe mich auf Sie, ſagte Natalie zu Wilhelmen, indem ſie ihm den Brief Thereſens gab, Sie entfliehen mir nicht. Bedenken Sie, daß Sie das Glück meines Lebens in Ihrer Hand haben! Mein Daſeyn iſt mit dem Daſeyn meines Bruders ſo innig verbunden und verwurzelt, daß er keine Schmerzen fühlen kann, die ich nicht empfinde, keine Freude, die nicht auch mein Glück macht. Ja ich kann wohl ſagen, daß ich allein durch ihn empfunden habe, daß das Herz gerührt und erhoben, daß auf der Welt Freude, Liebe und ein Gefühl ſeyn kann, das über alles Bedürfniß hinaus befriedigt.

Sie hielt inne, Wilhelm nahm ihre Hand und rief: O fahren Sie fort, es iſt die rechte Zeit zu einem wahren wechſelſeitigen Vertrauen, wir haben nie nöthiger gehabt uns genauer zu kennen.

Ja, mein Freund! ſagte ſie lächelnd, mit ihrer ruhigen, ſanften, unbeſchreiblichen Hoheit, es iſt vielleicht nicht außer der Zeit, wenn ich Ihnen ſage, daß alles, was uns ſo manches Buch, was uns die Welt als Liebe nennt und zeigt, mir immer nur als ein Mährchen erſchienen ſey.

Sie haben nicht geliebt? rief Wilhelm aus.

Nie oder immer! verſetzte Natalie.

Fünftes Capitel.

Sie waren unter dieſem Geſpräch im Garten auf- und abgegangen, Natalie hatte verſchiedene Blumen, von ſeltſamer Geſtalt, gebrochen, die Wilhelmen völlig unbekannt waren, und nach deren Nahmen er fragte.

Sie vermuthen wohl nicht, ſagte Natalie, für wen ich dieſen Strauß pflücke? er iſt für meinen Oheim beſtimmt, dem wir einen Beſuch machen wollen. Die Sonne ſcheint eben ſo lebhaft nach dem Saale der Vergangenheit, ich muß ſie dieſen Augenblick hineinführen, und ich gehe niemals hin, ohne einige von denen Blumen, die mein Oheim beſonders begünſtigte, mitzubringen. Es war ein ſonderbarer Mann und der eigenſten Eindrücke fähig. Für gewiſſe Pflanzen

und

und Thiere, für gewiſſe Menſchen und Gegenden, ja ſogar zu einigen Steinarten hatte er eine entſchiedene Neigung, die ſelten erklärlich war. Wenn ich nicht, pflegte er oft zu ſagen, mir von Jugend auf ſo ſehr widerſtanden hätte, wenn ich nicht geſtrebt hätte, meinen Verſtand ins Weite und Allgemeine auszubilden, ſo wäre ich der beſchränkteſte und unerträglichſte Menſch geworden, denn nichts iſt unerträglicher als abgeſchnittene Eigenheit an demjenigen, von dem man eine reine, gehörige Thätigkeit fordern kann. Und doch mußte er ſelbſt geſtehen, daß ihm gleichſam Leben und Athem ausgehen würde, wenn er ſich nicht von Zeit zu Zeit nachſähe, und ſich erlaubte, das mit Leidenſchaft zu genießen, was er eben nicht immer loben und entſchuldigen konnte. Es iſt meine Schuld nicht, ſagte er, wenn ich meine Triebe und meine Ver-

nunft nicht völlig habe in Einſtimmung bringen können. Bey ſolchen Gelegenheiten pflegte er meiſt über mich zu ſcherzen und zu ſagen: Natalien kann man bey Leibesleben ſelig preiſen, da ihre Natur nichts fordert, als was die Welt wünſcht und braucht.

Unter dieſen Worten waren ſie wieder in das Hauptgebäude gelangt. Sie führte ihn durch einen geräumigen Gang auf eine Thüre zu, vor der zwey Sphinxe von Granit lagen. Die Thüre ſelbſt war, auf Ägyptiſche Weiſe, oben ein wenig enger als unten, und ihre ehernen Flügel bereiteten zu einem ernſthaften, ja zu einem ſchauerlichen Anblick vor; wie angenehm ward man daher überraſcht, als dieſe Erwartung ſich in die reinſte Heiterkeit auflöſte, indem man in einen Saal trat, in welchem Kunſt und Leben jede Erinnerung an Tod und Grab

aufhoben. In die Wände waren verhältniß-
mäßige Bogen vertieft, in denen größere
Sarkophagen ſtanden, in den Pfeilern da-
zwiſchen ſah man kleinere Öfnungen, mit
Aſchenkäſtchen und Gefäßen geſchmückt; die
übrigen Flächen der Wände und des Ge-
wölbes ſah man in regelmäßige Felder ab-
getheilt und zwiſchen heitern und mannig-
faltigen Einfaſſungen, Kränzen und Zierra-
then heitere und bedeutende Geſtalten, in
Feldern von verſchiedener Größe, gemahlt.
Die architectoniſchen Glieder waren mit dem
ſchönen gelben Marmor, der ins röthliche
hinüberblickt, bekleidet, hellblaue Streifen
von einer glücklichen chemiſchen Compoſition
ahmten den Laſurſtein nach, und gaben, in-
dem ſie gleichſam in einem Gegenſatz das Auge
befriedigten, dem Ganzen Einheit und Ver-
bindung. Alle dieſe Pracht und Zierde ſtellte
ſich in reinen architectoniſchen Verhältniſſen

dar, und so schien jeder, der hineintrat, über sich selbst erhoben zu seyn, indem er durch die zusammentreffende Kunst, erst erfuhr, was der Mensch sey und was er seyn könne.

Der Thüre gegenüber sahe man auf einem prächtigen Sarkophagen das Marmorbild eines würdigen Mannes, an ein Polster gelehnt. Er hielt eine Rolle vor sich, und schien mit stiller Aufmerksamkeit darauf zu blicken. Sie war so gerichtet, daß man die Worte, die sie enthielt, bequem lesen konnte. Es stand darauf: Gedenke zu leben.

Natalie, indem sie einen verwelkten Straus wegnahm, legte den frischen vor das Bild des Oheims. Denn er selbst war in der Figur vorgestellt, und Wilhelm glaubte sich noch der Züge des alten Herrn zu erinnern, den er damals im Walde gesehen hatte. Hier brachten wir manche Stunde zu, sagte

Natalie, bis dieſer Saal fertig war. In ſeinen letzten Jahren hatte er einige geſchickte Künſtler an ſich gezogen, und ſeine beſte Unterhaltung war die Zeichnungen und Cartone zu dieſen Gemählden ausſinnen und beſtimmen zu helfen.

Wilhelm konnte ſich nicht genug der Gegenſtände freuen, die ihn umgaben. Welch ein Leben, rief er aus, in dieſem Saale der Vergangenheit! man könnte ihn eben ſo gut den Saal der Gegenwart und der Zukunft nennen. So war alles und ſo wird alles ſeyn! Nichts iſt vergänglich, als der Eine der genießt und zuſchaut. Hier dieſes Bild der Mutter, die ihr Kind ans Herz drückt, wird viele Generationen glücklicher Mütter überleben, nach Jahrhunderten vielleicht erfreut ſich ein Vater dieſes bärtigen Mannes, der ſeinen Ernſt ablegt, und ſich mit ſeinem Sohne neckt. So verſchämt wird durch alle

Zeiten die Braut sitzen, und bey ihren stillen Wünschen noch bedürfen, daß man sie tröste, daß man ihr zurede; so ungeduldig wird der Bräutigam auf der Schwelle horchen, ob er hereintreten darf.

Wilhelms Augen schweiften auf unzählige Bilder umher. Vom ersten frohen Triebe der Kindheit jedes Glied im Spiele nur zu brauchen und zu üben, bis zum ruhigen abgeschiedenen Ernste des Weisen, konnte man, in schöner lebendigen Folge, sehen wie der Mensch keine angebohrne Neigung und Fähigkeit besitzt, ohne sie zu brauchen und zu nutzen. Von dem ersten zarten Selbstgefühl, wenn das Mädchen verweilt den Krug aus dem klaren Wasser wieder herauf zu heben, und indessen ihr Bild gefällig betrachtet, bis zu jenen hohen Feyerlichkeiten, wenn Könige und Völker zu Zeugen ihrer Verbindungen die Götter am Altare anrufen.

Es war eine Welt, es war ein Himmel, der den Beſchauenden an dieſer Stätte umgab, und außer den Gedanken, welche jene gebildeten Geſtalten erregten, außer den Empfindungen, welche ſie einflößten, ſchien noch etwas anders gegenwärtig zu ſeyn, wovon der ganze Menſch ſich angegriffen fühlte. Auch Wilhelm bemerkte es, ohne ſich davon Rechenſchaft geben zu können. Was iſt das? rief er aus, das, unabhängig von aller Bedeutung, frey von allem Mitgefühl, das uns menſchliche Begebenheiten und Schickſale einflößen, ſo ſtark und zugleich ſo anmuthig auf mich zu wirken vermag? Es ſpricht aus dem Ganzen, es ſpricht aus jedem Theile mich an, ohne daß ich jenes begreifen, ohne daß ich dieſe mir beſonders zueignen könnte! Welchen Zauber ahnd' ich in dieſen Flächen, dieſen Linien, dieſen Höhen und Breiten, dieſen Maſſen und Far-

ben! Was iſt es, das dieſe Figuren, auch nur obenhin betrachtet, ſchon als Zierrath ſo erfreulich macht! Ja ich fühle, man könnte hier verweilen, ruhen, alles mit den Augen faſſen, ſich glücklich finden und ganz etwas anders fühlen und denken, als das, was vor Augen ſteht.

Und gewis! könnten wir beſchreiben wie glücklich alles eingetheilt war, wie an Ort und Stelle durch Verbindung oder Gegenſatz, durch Einfärbigkeit oder Buntheit alles beſtimmt, ſo und nicht anders erſchien, als es erſcheinen ſollte, und eine ſo vollkommne als deutliche Wirkung hervorbrachte; ſo würden wir den Leſer an einen Ort verſetzen, von dem er ſich ſobald nicht zu entfernen wünſchte.

Vier groſſe marmorne Candelaber ſtanden in den Ecken des Saals, vier kleinere in der Mitte, um einen ſehr ſchön gearbei-

teten Sarkophag, der ſeiner Größe nach eine junge Perſon von mittlererer Geſtalt enthalten haben ſollte.

Natalie blieb bey dieſem Monumente ſtehen, und indem ſie die Hand darauf legte, ſagte ſie: mein guter Oheim hatte große Vorliebe zu dieſem Werke des Alterthums. Er ſagte manchmal: nicht allein die erſten Blüthen fallen ab, die ihr da oben in jenen kleinen Räumen verwahren könnt, ſondern auch Früchte, die uns, am Zweige hängend, noch lange die ſchönſte Hoffnung geben, indem ein heimlicher Wurm ihre frühere Reife und ihre Zerſtöhrung vorbereitet. Ich fürchte, fuhr ſie fort, er hat auf das liebe Mädchen geweiſſagt, das ſich unſerer Pflege nach und nach zu entziehen und zu dieſer ruhigen Wohnung zu neigen ſcheint.

Als ſie im Begriff waren wegzugehn, ſagte Natalie: ich muß Sie noch auf etwas

aufmerksam machen. Bemerken Sie diese halbrunden Öfnungen in der Höhe auf beyden Seiten! hier können die Chöre der Sänger verborgen stehen, und diese ehrenen Zierrathen unter dem Gesimse dienen die Teppiche zu befestigen, die nach der Verordnung meines Oheims bey jeder Bestattung aufgehängt werden sollen. Er konnte nicht ohne Musik, besonders nicht ohne Gesang leben, und hatte dabey die Eigenheit, daß er die Sänger nicht sehen wollte. Er pflegte zu sagen: das Theater verwöhnt uns gar zu sehr, die Musik dient dort nur gleichsam dem Auge, sie begleitet die Bewegungen, nicht die Empfindungen, bey Oratorien und Konzerten stöhrt uns immer die Gestalt des Musikus, die wahre Musik ist allein fürs Ohr, eine schöne Stimme ist das Allgemeinste was sich denken laßt, und indem das eingeschränkte Individuum, das sie hervorbringt,

ſich vors Auge ſtellt, zerſtöhret es den reinen Effect jener Allgemeinheit. Ich will jeden ſehen, mit dem ich reden ſoll, denn es iſt ein einzelner Menſch, deſſen Geſtalt und Character die Rede werth oder unwerth macht, hingegen wer mir ſingt, ſoll unſichtbar ſeyn, ſeine Geſtalt ſoll mich nicht beſtechen oder irre machen. Hier ſpricht nur ein Organ zum Organe, nicht der Geiſt zum Geiſte, nicht eine tauſendfältige Welt zum Auge, nicht ein Himmel zum Menſchen. Eben ſo wollte er auch bey Inſtrumentalmuſiken die Orcheſter ſo viel als möglich verſteckt haben, weil man durch die mechaniſchen Bemühungen und durch die nothdürftigen, immer ſeltſamen Gebärden der Inſtrumentenſpieler ſo ſehr zerſtreut und verwirrt werde. Er pflegte daher eine Muſik nicht anders als mit zugeſchloſſenen Augen anzuhören, um ſein ganzes Daſeyn auf den

einzigen, reinen Genuß des Ohrs zu concentriren.

Sie wollten eben den Saal verlaſſen, als ſie die Kinder in dem Gange heftig laufen und den Felix rufen hörten: nein ich! nein ich!

Mignon warf ſich zuerſt zur geöffneten Thüre herein, ſie war außer Athem, und konnte kein Wort ſagen, Felix, noch in einiger Entfernung, rief: Mutter Thereſe iſt da! Die Kinder hatten, ſo ſchien es, die Nachricht zu überbringen, einen Wettlauf angeſtellt. Mignon lag in Nataliens Armen, ihr Herz pochte gewaltſam.

Böſes Kind! ſagte Natalie, iſt Dir nicht alle heftige Bewegung unterſagt? ſieh, wie Dein Herz ſchlägt?

Laß es brechen! ſagte Mignon, mit einem tiefen Seufzer, es ſchlägt ſchon zu lange.

Man hatte sich von dieser Verwirrung, von dieser Art von Bestürzung kaum erholt, als Therese hereintrat. Sie flog auf Natalien zu, umarmte sie und das gute Kind. Dann wendete sie sich zu Wilhelmen, sah ihn mit ihren klaren Augen an, und sagte: nun, mein Freund, wie steht es, Sie haben sich doch nicht irre machen lassen? Er that einen Schritt gegen sie, sie sprang auf ihn loß und hing an seinem Halse. O meine Therese! rief er aus.

Mein Freund! mein Geliebter! mein Gatte! ja auf ewig die Deine, rief sie unter den lebhaftesten Küssen.

Felix zog sie am Rocke und rief: Mutter Therese, ich bin auch da! Natalie stand und sah vor sich hin, Mignon fuhr auf einmal mit der linken Hand nach dem Herzen, und indem sie den rechten Arm heftig ausstreckte, fiel sie mit einem Schrey zu Nataliens Füßen für todt nieder.

Der Schrecken war groß, keine Bewegung des Herzens noch des Pulses war zu spüren. Wilhelm nahm sie auf seinen Arm und trug sie eilig hinauf, der schlotternde Körper hing über seine Schultern. Die Gegenwart des Arztes gab wenig Trost, er und der junge Wundarzt, den wir schon kennen, bemühten sich vergebens. Das liebe Geschöpf war nicht ins Leben zurück zu rufen.

Natalie winkte Theresen. Diese nahm ihren Freund bey der Hand und führte ihn aus dem Zimmer. Er war stumm und ohne Sprache, und hatte den Muth nicht ihren Augen zu begegnen. So saß er neben ihr auf dem Kanapee, auf dem er Natalien zuerst angetroffen hatte. Er dachte mit großer Schnelle eine Reihe von Schicksalen durch, oder vielmehr er dachte nicht, er ließ das auf seine Seele wirken, was er nicht entfernen konnte. Es giebt Augenblicke des Le-

bens, in welchen die Begebenheiten, gleich geflügelten Weberſchiffchen, vor uns ſich hin und wieder bewegen, und unaufhaltſam ein Gewebe vollenden, das wir mehr oder weniger ſelbſt geſponnen und angelegt haben. Mein Freund, ſagte Thereſe! mein Geliebter, indem ſie das Stillſchweigen unterbrach, und ihn bey der Hand nahm, laß uns dieſen Augenblick feſt zuſammenhalten, wie wir noch öfters, vielleicht in ähnlichen Fällen, werden zu thun haben. Dieß ſind die Ereigniſſe, welche zu ertragen man zu zwey in der Welt ſeyn muß. Bedenke, mein Freund, fühle! daß Du nicht allein biſt, zeige, daß Du Deine Thereſe liebſt zuerſt dadurch, daß Du Deine Schmerzen ihr mittheilſt. Sie umarmte ihn und ſchloß ihn ſanft an ihren Buſen, er faßte ſie in ſeine Arme, und drückte ſie mit Heftigkeit an ſich. Das arme Kind, rief er aus, ſuchte in traurigen Au-

genblicken Schutz und Zuflucht an meinem unsichern Busen, laß die Sicherheit des Deinigen mir in dieser schrecklichen Stunde zu gute kommen. Sie hielten sich fest umschlossen, er fühlte ihr Herz an seinem Busen schlagen, aber in seinem Geiste war es öde und leer, nur die Bilder Mignons und Nataliens schwebten wie Schatten vor seiner Einbildungskraft.

Natalie trat herein. Gieb uns Deinen Seegen! rief Thereſe, laß uns in diesem traurigen Augenblicke vor Dir verbunden seyn. Wilhelm hatte sein Gesicht an Theresens Halse verborgen, er war glücklich genug weinen zu können. Er hörte Natalien nicht kommen, er sah sie nicht, nur bey dem Klang ihrer Stimme verdoppelten sich seine Thränen. Was Gott zusammenfügt, will ich nicht scheiden, sagte Natalie lächelnd, aber verbinden kann ich euch nicht, und

kann

kann nicht loben, daß Schmerz und Neigung die Erinnerung an meinen Bruder völlig aus euren Herzen zu verbannen scheint. Wilhelm riß sich bey diesen Worten aus den Armen Theresens. Wo wollen Sie hin, riefen beyde Frauen. Lassen Sie mich das Kind sehen, rief er aus, das ich getödtet habe. Das Unglück, das wir mit Augen sehen, ist geringer, als wenn unsere Einbildungskraft das Übel gewaltsam in unser Gemüth einsenkt, lassen Sie uns den abgeschiedenen Engel sehen! seine heitere Mine wird uns sagen, daß ihm wohl ist! Da die Freundinnen den bewegten Jüngling nicht abhalten konnten, folgten sie ihm, aber der gute Arzt, der mit dem Chirurgus ihnen entgegen kam, hielt sie ab sich der Verblichenen zu nähern, und sagte: Halten Sie Sich von diesem traurigen Gegenstande entfernt, und erlauben Sie mir, daß ich den Resten

dieſes ſonderbaren Weſens, ſo viel meine Kunſt vermag, einige Dauer gebe. Ich will die ſchöne Kunſt, einen Körper nicht allein zu balſamiren, ſondern ihm auch ein lebendiges Anſehn zu erhalten, bey dieſem geliebten Geſchöpfe ſogleich anwenden. Da ich ihren Tod voraus ſahe, habe ich alle Anſtalten gemacht, und mit dieſem Gehülfen hier ſoll mir's gewiß gelingen. Erlauben Sie mir nur noch einige Tage Zeit, und verlangen Sie das liebe Kind nicht wieder zu ſehen, bis wir es in den Saal der Vergangenheit gebracht haben.

Der junge Chirurgus hatte jene merkwürdige Inſtrumententaſche wieder in Hände. Von wem kann er ſie wohl haben, fragte Wilhelm den Arzt. Ich kenne ſie ſehr gut, verſetzte Natalie, er hat ſie von ſeinem Vater, der Sie damals im Walde verband.

O so habe ich mich nicht geirrt, rief Wilhelm, ich erkannte das Band sogleich. Treten Sie mir es ab! es brachte mich zuerst wieder auf die Spur von meiner Wohlthäterinn. Wie viel Wohl und Wehe überdauert nicht ein solches lebloses Wesen! bey wie viel Schmerzen war dies Band nicht schon gegenwärtig, und seine Fäden halten noch immer. Wie vieler Menschen letzten Augenblick hat es schon begleitet, und seine Farben sind noch nicht verblichen. Es war gegenwärtig in einem der schönsten Augenblicke meines Lebens, da ich verwundet auf der Erde lag, und Ihre hülfreiche Gestalt vor mir erschien, als das Kind mit blutigen Haren, mit der zärtlichsten Sorgfalt für mein Leben besorgt war, dessen frühzeitigen Tod wir nun beweinen.

Die Freunde hatten nicht lange Zeit, sich über diese traurige Begebenheit zu unterhal-

ten, und Fräulein Thereſen über das Kind und über die wahrſcheinliche Urſache ſeines unerwarteten Todes aufzuklären; denn es wurden Fremde gemeldet, die, als ſie ſich zeigten, keineswegs fremd waren. Lothario, Jarno, der Abbé traten herein. Natalie ging ihrem Bruder entgegen, unter den übrigen entſtand ein augenblickliches Stillſchweigen. Thereſe ſagte lächelnd zu Lothario: Sie glaubten wohl kaum mich hier zu finden, wenigſtens iſt es eben nicht räthlich, daß wir uns in dieſem Augenblick aufſuchen, indeſſen ſeyn Sie mir, nach einer ſo langen Abweſenheit, herzlich gegrüßt.

Lothario reichte ihr die Hand, und verſetzte: wenn wir einmal leiden und entbehren ſollen, ſo mag es immerhin auch in der Gegenwart des geliebten, wünſchenswerthen Gutes geſchehen, ich verlange keinen Einfluß auf Ihre Entſchließung, und mein Ver-

trauen auf Ihr Herz, auf Ihren Verstand und reinen Sinn ist noch immer so groß, daß ich Ihnen mein Schicksal und das Schicksal meines Freundes gerne in die Hand lege.

Das Gespräch wendete sich sogleich zu allgemeinen, ja, man darf sagen, zu unbedeutenden Gegenständen. Die Gesellschaft trennte sich bald, zum Spaziren gehen, in einzelne Paare. Natalie war mit Lothario, Therese mit dem Abbé gegangen und Wilhelm war mit Jarno auf dem Schlosse geblieben.

Die Erscheinung der drey Freunde, in dem Augenblick da Wilhelmen ein schwerer Schmerz auf der Brust lag, hatte ihn, statt ihn zu zerstreuen, in äußerst schlimme Laune versetzt, er war verdrießlich und argwöhnisch, und konnte und wollte es nicht verhelen, als Jarno ihn über sein mürrisches Stillschweigen zur Rede setzte. Was braucht's

da weiter? rief Wilhelm aus. Lothario kommt mit seinen Beyständen, und es wäre wunderbar, wenn jene geheimnißvollen Mächte des Thurms, die immer so geschäftig sind, jetzt nicht auf uns wirken, und ich weiß nicht was für einen seltsamen Zweck mit und an uns ausführen sollten. So viel ich diese heiligen Männer kenne, scheint es jederzeit ihre löbliche Absicht das Verbundene zu trennen und das Getrennte zu verbinden. Was daraus für ein Gewebe entstehen kann, mag wohl unsern unheiligen Augen ewig ein Räthel bleiben.

Sie sind verdrießlich und bitter, sagte Jarno, das ist recht schön und gut. Wenn Sie nur erst einmal recht böse werden, wird es noch besser seyn.

Dazu kann auch Rath werden, versetzte Wilhelm, und ich fürchte sehr, daß man Lust hat meine angebohrne und angebildete Geduld diesmal aufs Äußerste zu reizen.

So möchte ich Ihnen denn doch, sagte Jarno, indessen, bis wir sehen wo unsere Geschichten hinaus wollen, etwas von dem Thurme erzählen, gegen den Sie ein so großes Mißtrauen zu hegen scheinen.

Es steht bey Ihnen, versetzte Wilhelm, wenn Sie es auf meine Zerstreuung hin wagen wollen. Mein Gemüth ist so vielfach beschäftigt, daß ich nicht weiß, ob es an diesen würdigen Abentheuern den schuldigen Theil nehmen kann.

Ich lasse mich, sagte Jarno, durch Ihre angenehme Stimmung nicht abschrecken, Sie über diesen Punct aufzuklären. Sie halten mich für einen gescheuten Kerl, und Sie sollen mich auch noch für einen ehrlichen halten, und, was mehr ist, diesmal hab' ich Auftrag. — Ich wünschte, versetzte Wilhelm, Sie sprächen aus eigner Bewegung und aus gutem Willen mich aufzuklären;

da ich Sie nicht ohne Mißtrauen hören kann, warum soll ich Sie anhören? — Wenn ich jetzt nichts besseres zu thun habe, sagte Jarno, als Mährchen zu erzählen, so haben Sie ja auch wohl Zeit ihnen einige Aufmerksamkeit zu widmen, vielleicht sind Sie dazu geneigter, wenn ich Ihnen gleich anfangs sage: alles was Sie im Thurme gesehen haben, sind eigentlich nur noch Reliquien von einem jugendlichen Unternehmen, bey dem es anfangs den meisten Eingeweihten großer Ernst war, und über das nun alle gelegentlich nur lächeln.

Also mit diesen würdigen Zeichen und Worten spielt man nur, rief Wilhelm aus, man führt uns mit Feyerlichkeit an einen Ort, der uns Ehrfurcht einflößt, man läßt uns die wunderlichsten Erscheinungen sehen, man giebt uns Rollen voller herrlichen, geheimnißreichen Sprüche, davon wir freylich

das wenigſte verſtehn, man eröfnet uns: daß wir bisher Lehrlinge waren, man ſpricht uns los, und wir ſind ſo klug wie vorher. — Haben Sie das Pergament nicht bey der Hand? fragte Jarno, es enthält viel Gutes; denn jene allgemeinen Sprüche ſind nicht aus der Luft gegriffen, freylich ſcheinen ſie demjenigen leer und dunkel, der ſich keiner Erfahrung dabey erinnert. Geben Sie mir den ſogenannten Lehrbrief doch, wenn er in der Nähe iſt. — Gewiß ganz nah, verſetzte Wilhelm, ſo ein Amulet ſollte man immer auf der Bruſt tragen. — Nun, ſagte Jarno lächelnd: wer weiß ob der Inhalt nicht einmal in Ihrem Kopf und Herzen Platz findet.

Jarno blickte hinein, und überlief die erſte Hälfte mit den Augen. Dieſe, ſagte er, bezieht ſich auf die Ausbildung des Kunſtſinnes, wovon andere ſprechen mögen;

der zweyte handelt vom Leben, und da bin ich besser zu Hause.

Er fing darauf an Stellen zu lesen, sprach dazwischen und knüpfte Anmerkungen und Erzählungen mit ein: Die Neigung der Jugend zum Geheimnis, zu Ceremonien und großen Worten ist außerordentlich, und oft ein Zeichen einer gewissen Tiefe des Charakters. Man will in diesen Jahren sein ganzes Wesen, wenn auch nur dunkel und unbestimmt, ergriffen und berührt fühlen. Der Jüngling, der vieles ahnet, glaubt in einem Geheimnisse viel zu finden, in ein Geheimniß viel legen und durch dasselbe wirken zu müssen. In diesen Gesinnungen bestärkte der Abbé eine junge Gesellschaft, theils nach seinen Grundsätzen, theils aus Neigung und Gewohnheit, da er wohl ehemals mit einer Gesellschaft in Verbindung stand, die selbst viel im Verborgenen gewirkt haben mochte.

Ich konnte mich am wenigſten in dieſes Weſen finden. Ich war älter als die andern, ich hatte von Jugend auf klar geſehen, und wünſchte in allen Dingen nichts als Klarheit, ich hatte kein ander Intereſſe, als die Welt zu kennen wie ſie war; und ſteckte mit dieſer Liebhaberey die übrigen beſten Gefährten an, und faſt hätte darüber unſere ganze Bildung eine falſche Richtung genommen; denn wir fingen an nur die Fehler der andern und ihre Beſchränkung zu ſehen, und uns ſelbſt für treffliche Weſen zu halten. Der Abbé kam uns zu Hülfe und lehrte uns: daß man die Menſchen nicht beobachten müſſe, ohne ſich für ihre Bildung zu intereſſiren, und daß man ſich ſelbſt eigentlich nur in der Thätigkeit zu beobachten und zu erlauſchen im Stande ſey. Er rieth uns jene erſte Formen der Geſellſchaft beyzubehalten, es blieb daher etwas geſetzliches in unſern Zuſammen-

künſten, man ſah wohl die erſten myſtiſchen Eindrücke auf die Einrichtung des Ganzen, nachher nahm es, wie durch ein Gleichniß, die Geſtalt eines Handwerks, das ſich bis zur Kunſt erhob, an. Daher kamen die Benennungen von Lehrlingen, Gehülfen und Meiſtern. Wir wollten mit eignen Augen ſehen, und uns ein eigenes Archiv unſerer Weltkenntnis bilden, daher entſtanden die vielen Confeſſionen, die wir theils ſelbſt ſchrieben, theils wozu wir andere veranlaſſten, und aus denen nachher die Lehrjahre zuſammengeſetzt wurden: Nicht allen Menſchen iſt es eigentlich um ihre Bildung zu thun, viele wünſchen nur ſo ein Hausmittel zum Wohlbefinden, Recepte zum Reichthum und zu jeder Art von Glückſeligkeit. Alle dieſe, die nicht auf ihre Füße geſtellt ſeyn wollten, wurden mit Myſtificationen und anderm Hokus Pokus theils aufgehalten,

theils bey Seite gebracht. Wir sprachen nur nach unserer Art diejenigen los, die lebhaft fühlten und deutlich bekannten, wozu sie gebohren seyen, und die sich genug geübt hatten, um, mit einer gewissen Fröhlichkeit und Leichtigkeit, ihren Weg zu verfolgen.

So haben Sie sich mit mir sehr übereilt, versetzte Wilhelm, denn was ich kann, will oder soll, weiß ich, grade seit jenem Augenblick, am allerwenigsten. — Wir sind ohne Schuld in diese Verwirrung gerathen, das gute Glück mag uns wieder heraushelfen; indessen hören Sie nur: Derjenige, an dem viel zu entwickeln ist, wird später über sich und die Welt aufgeklärt. Es sind nur wenige, die den Sinn haben und zugleich zur That fähig sind. Der Sinn erweitert, aber lähmt, die That belebt, aber beschränkt.

Ich bitte Sie, fiel Wilhelm ein, lesen Sie mir von diesen wunderlichen Worten.

nichts mehr! Dieſe Phraſen haben mich ſchon verwirrt genug gemacht. — So will ich bey der Erzählung bleiben, ſagte Jarno, indem er die Rolle halb zuwickelte, und nur manchmal einen Blick hinein that. Ich ſelbſt habe der Geſellſchaft und den Menſchen am wenigſten genutzt, ich bin ein ſehr ſchlechter Lehrmeiſter, es iſt mir unerträglich zu ſehen, wenn jemand ungeſchickte Verſuche macht, einem Irrenden muß ich gleich zurufen, und wenn es ein Nachtwandler wäre, den ich in Gefahr ſähe auf dem rechten Wege den Hals zu brechen. Darüber hatte ich nun immer meine Noth mit dem Abbé, der behauptet, der Irrthum könne nur durch das Irren geheilt werden. Auch über Sie haben wir uns oft geſtritten, er hatte Sie beſonders in Gunſt genommen, und es will ſchon etwas heißen in dem hohen Grade ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen; Sie müſ-

ſen mir nachſagen, daß ich Ihnen, wo ich Sie antraf, die reine Wahrheit ſagte. — Sie haben mich wenig geſchont, ſagte Wilhelm, und Sie ſcheinen Ihren Grundſätzen treu zu bleiben. Was iſt denn da zu ſchonen, verſetzte Jarno, wenn ein junger Menſch, von mancherley guten Anlagen, eine ganz falſche Richtung nimmt? — Verzeihen Sie, ſagte Wilhelm, Sie haben mir ſtreng genug alle Fähigkeit zum Schauſpieler abgeſprochen; ich geſtehe Ihnen, daß, ob ich gleich dieſer Kunſt ganz entſagt habe, ſo kann ich mich bey mir ſelbſt doch dazu nicht für ganz unfähig erklären. — Und bey mir, ſagte Jarno, iſt es doch ſo rein entſchieden: daß wer ſich nur ſelbſt ſpielen kann, kein Schauſpieler iſt. Wer ſich nicht dem Sinn und der Geſtalt nach in viele Geſtalten verwandeln kann, verdient nicht dieſen Nahmen. So haben Sie, zum Beyſpiel, den Hamlet und einige an-

dere Rollen recht gut gespielt, bey denen Ihnen Ihr Charakter, Ihre Gestalt und die Stimmung des Augenblicks zu gute kamen. Das wäre nun für ein Liebhabertheater und für einen jeden gut genug, der keinen andern Weg vor sich sähe. Man soll sich, fuhr Jarno fort, indem er auf die Rolle sah, vor einem Talente hüten, das man in Vollkommenheit auszuüben nicht Hoffnung hat. Man mag es darin so weit bringen, als man will, so wird man doch immer zuletzt, wenn uns einmal das Verdienst des Meisters klar wird, den Verlust von Zeit und Kräften, die man auf eine solche Pfuscherey gewendet hat, schmerzlich bedauren.

Lesen Sie nichts! sagte Wilhelm, ich bitte Sie inständig, sprechen Sie fort, erzählen Sie mir, klären Sie mich auf! Und so hat also der Abbé mir zum Hamlet geholfen, indem er einen Geist herbeyschaffte? — Ja,

denn

denn er versicherte, daß es der einzige Weg sey Sie zu heilen, wenn Sie heilbar wären. — Und darum ließ er mir den Schleyer zurück, und hieß mich fliehen? — Ja, er hoffte sogar mit der Vorstellung des Hamlets sollte ihre ganze Lust gebüßt seyn, Sie würden nachher das Theater nicht wieder betreten, behauptete er; ich glaubte das Gegentheil und behielt Recht. Wir stritten noch selbigen Abend nach der Vorstellung darüber. — Und Sie haben mich also spielen sehen? — O gewis! — Und wer stellte denn den Geist vor? — Das kann ich selbst nicht sagen, entweder der Abbé oder sein Zwillingsbruder, doch glaub ich dieser, denn er ist um ein weniges größer; — Sie haben also auch Geheimnisse unter einander? — Freunde können und müssen Geheimnisse vor einander haben, sie sind einander doch kein Geheimnis.

Es verwirrt mich ſchon das Andenken dieſer Verworrenheit. Klären Sie mich über den Mann auf, dem ich ſo viel ſchuldig bin, und dem ich ſo viel Vorwürfe zu machen habe.

Was ihn uns ſo ſchätzbar macht, verſetzte Jarno, was ihm gewiſſermaßen die Herrſchaft über uns alle erhält, iſt der freye und ſcharfe Blick, den ihm die Natur über alle Kräfte, die im Menſchen nur wohnen, und wovon ſich jede in ihrer Art ausbilden läßt, gegeben hat. Die meiſten Menſchen, ſelbſt die vorzüglichen, ſind nur beſchränkt, jeder ſchätzt gewiſſe Eigenſchaften an ſich und andern, nur die begünſtigt er, nur die will er ausgebildet wiſſen: Ganz entgegengeſetzt wirkt der Abbé, er hat Sinn für alles, Luſt an allem, es zu erkennen und zu befördern. Da muß ich doch wieder in die Rolle ſehen! fuhr Jarno fort: Nur alle Menſchen machen

die Menſchheit aus, nur alle Kräfte zuſammengenommen die Welt. Dieſe ſind unter ſich oft im Widerſtreit, und indem ſie ſich zu zerſtören ſuchen, hält ſie die Natur zuſammen, und bringt ſie wieder hervor. Von dem geringſten thieriſchen Handwerkstriebe, bis zur höchſten Ausübung der geiſtigſten Kunſt, vom Lallen und Jauchzen des Kindes, bis zur trefflichſten Äuſſerung des Redners und Sängers, vom erſten Balgen der Knaben bis zu den ungeheuren Anſtalten, wodurch Länder erhalten und erobert werden, vom leichteſten Wohlwollen und der flüchtigſten Liebe, bis zur heftigſten Leidenſchaft und zum ernſteſten Bunde, von dem reinſten Gefühl der ſinnlichen Gegenwart bis zu den leiſeſten Ahndungen und Hoffnungen der entfernteſten geiſtigen Zukunft, alles das und weit mehr liegt im Menſchen, und muß ausgebildet werden; aber nicht in Einem, ſon-

dern in vielen. Jede Anlage iſt wichtig, und ſie muß entwickelt werden. Wenn einer nur das Schöne, der andere nur das Nützliche befördert, ſo machen beyde zuſammen erſt einen Menſchen aus. Das Nützliche befördert ſich ſelbſt, denn die Menge bringt es hervor, und alle könnens nicht entbehren; das Schöne muß befördert werden, denn wenige ſtellens dar, und viele bedürfens.

Halten Sie inne, rief Wilhelm, ich habe das alles geleſen. — Nur noch einige Zeilen, verſetzte Jarno, hier ſind ich den Abbé ganz wieder: Eine Kraft beherrſcht die andere, aber keine kann die andere bilden; in jeder Anlage liegt auch allein die Kraft ſich zu vollenden; das verſtehen ſo wenig Menſchen, die doch lehren und wirken wollen. — Und ich verſtehe es auch nicht, verſetzte Wilhelm. — Sie werden über dieſen Text den Abbé noch oft genug hören, und ſo laſſen

Sie uns nur immer recht deutlich ſehen und feſt halten, was an uns iſt, und was wir an uns ausbilden können; laſſen Sie uns gegen die andern gerecht ſeyn, denn wir ſind nur in ſo fern zu achten, als wir zu ſchätzen wiſſen. — Um Gottes willen! keine Sentenzen weiter! ich fühle ſie ſind ein ſchlechtes Heilmittel für ein verwundetes Herz. Sagen Sie mir lieber mit Ihrer grauſamen Beſtimmtheit, was Sie von mir erwarten, und wie und auf welche Weiſe Sie mich aufopfern wollen. — Jeden Verdacht, ich verſichere Sie, werden Sie uns künftig abbitten. Es iſt Ihre Sache zu prüfen und zu wählen, und die unſere Ihnen beyzuſtehn. — Der Menſch iſt nicht glücklich, als bis ſein unbedingtes Streben ſich ſelbſt ſeine Begränzung beſtimmt. Nicht an mich halten Sie ſich, ſondern an den Abbé, nicht an ſich denken Sie, ſondern an das,

was Sie umgiebt. Lernen Sie zum Beyspiel Lothario's Trefflichkeit einsehen, wie sein Überblick und seine Thätigkeit unzertrennlich mit einander verbunden sind, wie er immer im Fortschreiten ist, wie er sich ausbreitet und jeden mit fortreißt. Er führt, wo er auch sey, eine Welt mit sich, seine Gegenwart belebt und feuert an. Sehen Sie unsern guten Medikus dagegen! es scheint gerade die entgegengesetzte Natur zu seyn. Wenn jener nur ins Ganze und auch in die Ferne wirkt, so richtet dieser seinen hellen Blick nur auf die nächsten Dinge, er verschafft mehr die Mittel zur Thätigkeit, als daß er die Thätigkeit hervorbrächte und belebte, sein Handeln sieht einem guten Wirthschaften vollkommen ähnlich, seine Wirksamkeit ist still, indem er einen jeden in seinem Kreis befördert; sein Wissen ist ein beständiges Sammlen und Ausspenden, ein Neh-

men und Mittheilen im Kleinen. Vielleicht könnte Lothario in Einem Tage zerſtöhren, woran dieſer Jahre lang gebaut hat; aber vielleicht theilt auch Lothario, in einem Augenblick, andern die Kraft mit, das Zerſtöhrte hundertfältig wieder herzuſtellen. — Es iſt ein trauriges Geſchäft, ſagte Wilhelm, wenn man über die reinen Vorzüge der andern in einem Augenblicke denken ſoll, da man mit ſich ſelbſt uneins iſt; ſolche Betrachtungen ſtehen dem ruhigen Manne wohl an, nicht dem, der von Leidenſchaft und Ungewisheit bewegt iſt. — Ruhig und vernünftig zu betrachten iſt zu keiner Zeit ſchädlich, und indem wir uns gewöhnen über die Vorzüge anderer zu denken, ſtellen ſich die unſern unvermerkt ſelbſt an ihren Platz, und jede falſche Thätigkeit, wozu uns die Phantaſie lockt, wird alsdann gern von uns aufgegeben. Befreyen Sie wo möglich Ihren

Geist von allem Argwohn und aller Ängstlichkeit! Dort kommt der Abbé, seyn Sie ja freundlich gegen ihn, bis Sie noch mehr erfahren, wie viel Dank Sie ihm schuldig sind. Der Schalk! da geht er zwischen Natalien und Theresen, ich wollte wetten, er denkt sich was aus. So wie er überhaupt gern ein wenig das Schicksal spielt, so läßt er auch nicht von der Liebhaberey, manchmal eine Heirath zu stiften.

Wilhelm, dessen leidenschaftliche und verdrießliche Stimmung durch alle die klugen und guten Worte Jarno's nicht verbessert worden war, fand höchst undelikat, daß sein Freund, gerade in diesem Augenblick, eines solchen Verhältnisses erwähnte, und sagte zwar lächelnd, doch nicht ohne Bitterkeit: ich dächte man überließe die Liebhaberey, Heirathen zu stiften, Personen die sich lieb haben.

Sechstes Capitel.

Die Gesellschaft hatte sich eben wieder begegnet, und unsere Freunde sahen sich genöthigt, das Gespräch abzubrechen. Nicht lange, so ward ein Curier gemeldet, der einen Brief in Lothario's eigene Hände übergeben wollte; der Mann ward vorgeführt, er sah rüstig und tüchtig aus, seine Livree war sehr reich und geschmackvoll. Wilhelm glaubte ihn zu kennen, und er irrte sich nicht, es war derselbe Mann, den er damals Philinen und der vermeinten Mariane nachgeschickt hatte, und der nicht wieder zurück gekommen war. Eben wollte er ihn anreden, als Lothario, der den Brief gelesen hatte, ernsthaft und fast verdrießlich fragte: wie heißt sein Herr?

Das ist unter allen Fragen, versetzte der

Curier mit Bescheidenheit, auf die ich am wenigsten zu antworten weiß, ich hoffe der Brief wird das nöthige vermelden; mündlich ist mir nichts aufgetragen.

Es sey wie ihm sey, versetzte Lothario mit Lächeln, da sein Herr das Zutrauen zu mir hat, mir so hasenfüßig zu schreiben, so soll er uns willkommen seyn. Er wird nicht lange auf sich warten lassen, versetzte der Curier mit einer Verbeugung, und entfernte sich.

Vernehmet nur, sagte Lothario, die tolle abgeschmackte Bothschaft. Da unter allen Gästen, so schreibt der Unbekannte, ein guter Humor der angenehmste Gast seyn soll, wenn er sich einstellt, und ich denselben als Reisegefährten beständig mit mir herum führe, so hoffe ich, der Besuch, den ich Ew. Gnaden und Liebden zugedacht habe, wird nicht übel vermerkt werden, vielmehr hoffe ich

mit der sämmtlichen hohen Familie vollkommener Zufriedenheit anzulangen, und gelegentlich mich wieder zu entfernen, der ich mich, und so weiter, Graf von Schneckenfuß.

Das ist eine neue Familie, sagte der Abbé.

Es mag ein Vikariatsgraf seyn, versetzte Jarno.

Das Geheimnis ist leicht zu errathen, sagte Natalie, ich wette es ist Bruder Friedrich, der uns schon seit dem Tode des Oheims mit einem Besuche droht.

Getroffen! schöne und weise Schwester, rief jemand aus einem nahen Busche, und zugleich trat ein angenehmer, heiterer, junger Mann hervor, Wilhelm konnte sich kaum eines Schreyes enthalten. Wie? rief er, unser blonder Schelm, der soll mir auch hier noch erscheinen? Friedrich ward aufmerksam, sah Wilhelmen an und rief: wahr-

lich, weniger erſtaunt wär ich geweſen, die berühmten Pyramiden, die doch in Ägypten ſo feſt ſtehen, oder das Grab des Königs Mauſolus, das, wie man mir verſichert hat, gar nicht mehr exiſtirt, hier in dem Garten meines Oheims zu finden, als Euch meinen alten Freund und vielfachen Wohlthäter. Seyd mir beſonders und ſchönſtens gegrüßt.

Nachdem er rings herum alles bewillkommt und geküßt hatte, ſprang er wieder auf Wilhelmen los, und rief: Haltet mir ihn ja warm dieſen Helden, Heerführer und dramatiſchen Philoſophen. Ich habe ihn bey unſrer erſten Bekanntſchaft ſchlecht, ja, ich darf wohl ſagen, mit der Hechel friſirt, und er hat mir doch nachher eine tüchtige Tracht Schläge erſpart. Er iſt großmüthig wie Scipio, freygebig wie Alexander, gelegentlich auch verliebt, doch ohne ſeine Nebenbuhler zu haſſen. Nicht etwa, daß er ſeinen

Feinden Kohlen aufs Haupt sammelte, welches, wie man sagt, ein schlechter Dienst seyn soll, den man jemanden erzeigen kann, nein, er schickt vielmehr den Freunden, die ihm sein Mädchen entführen, gute und treue Diener nach, damit ihr Fuß an keinen Stein stoße.

In diesem Geschmack fuhr er unaufhaltsam fort, ohne daß jemand ihm Einhalt zu thun im Stande gewesen wäre, und du, niemand in dieser Art ihm erwiedern konnte, so behielt er das Wort ziemlich allein. Verwundert euch nicht, rief er aus, über meine große Belesenheit in heiligen und profan Scribenten, ihr sollt erfahren, wie ich zu diesen Kenntnissen gelangt bin. Man wollte von ihm wissen, wie es ihm gehe? wo er herkomme? allein er konnte vor lauter Sittensprüchen und alten Geschichten nicht zur deutlichen Erklärung gelangen.

Natalie ſagte leiſe zu Thereſen: ſeine Art von Luſtigkeit thut mir wehe, ich wollte wetten, daß ihm dabey nicht wohl iſt.

Da Friedrich, außer einigen Späßen, die ihm Jarno erwiederte, keinen Anklang für ſeine Poſſen in der Geſellſchaft fand, ſagte er: es bleibt mir nichts übrig, als mit der ernſthaften Familie auch ernſthaft zu werden, und weil mir, unter ſolchen bedenklichen Umſtänden, ſogleich meine ſämmtliche Sündenlaſt ſchwer auf die Seele fällt, ſo will ich mich kurz und gut zu einer Generalbeichte entſchließen, wovon Ihr aber, meine werthen Herren und Damen, nichts vernehmen ſollt. Dieſer edle Freund hier, dem ſchon einiges von meinem Leben und Thun bekannt iſt, ſoll es allein erfahren, um ſo mehr als er darnach allein zu fragen einige Urſache hat. Wäret Ihr nicht neugierig zu wiſſen, fuhr er gegen Wilhelmen fort, wie

und wo? wer? wann und warum? wie ſiehts mit der Conjugation des griechiſchen Verbi Phileo, Philoo? und mit den Derivativis dieſes allerliebſten Zeitwortes aus?

Somit nahm er Wilhelmen beym Arme, führte ihn fort, indem er ihn auf alle Weiſe drückte und küßte.

Kaum war Friedrich auf Wilhelms Zimmer gekommen, als er im Fenſter ein Pudermeſſer liegen fand, mit der Inſchrift: gedenket mein. Ihr hebt Eure werthen Sachen gut auf, ſagte er, wahrlich das iſt Philinens Pudermeſſer, das ſie Euch jenen Tag ſchenkte, als ich Euch ſo gerauft hatte. Ich hoffe Ihr habt des ſchönen Mädchens fleißig dabey gedacht, und ich verſichere Euch, ſie hat Euch auch nicht vergeſſen, und wenn ich nicht jede Spur von Eiferſucht ſchon lange aus meinem Herzen verbannt hätte, ſo würde ich Euch nicht ohne Neid anſehen.

Reden Sie nichts mehr von dieſem Geſchöpfe, verſetzte Wilhelm. Ich leugne nicht, daß ich den Eindruck ihrer angenehmen Gegenwart lange nicht los werden konnte, aber das war auch alles.

Pfui! ſchämt Euch, rief Friedrich, wer wird eine Geliebte verläugnen? und Ihr habt ſie ſo complet geliebt, als man es nur wünſchen konnte. Es verging kein Tag, daß Ihr ihr nicht etwas ſchenktet, und wenn der Deutſche ſchenkt, liebt er gewiß. Es blieb mir nichts übrig, als ſie Euch zuletzt wegzuputzen, und dem rothen Officierchen iſt es denn auch endlich geglückt.

Wie? Sie waren der Officier, den wir bey Philinen antrafen, und mit dem ſie wegreiſte?

Ja, verſetzte Friedrich, den Sie für Marianen hielten. Wir haben genug über den Irrthum gelacht.

Welche

Welche Grauſamkeit! rief Wilhelm, mich in einer ſolchen Ungewisheit zu laſſen.

Und noch dazu den Curier, den Sie uns nachſchickten, gleich in Dienſte zu nehmen! verſetzte Friedrich. Es iſt ein tüchtiger Kerl, und iſt dieſe Zeit nicht von unſerer Seite gekommen. Und das Mädchen lieb ich noch immer ſo raſend wie jemals. Mir hat ſie's ganz eigens angethan, daß ich mich ganz nahe zu in einem mythologiſchen Falle befinde, und alle Tage fürchte verwandelt zu werden.

Sagen Sie mir nur, fragte Wilhelm, wo haben Sie Ihre ausgebreitete Gelehrſamkeit her? Ich höre mit Verwunderung der ſeltſamen Manier zu, die Sie angenommen haben, immer mit Beziehung auf alte Geſchichten und Fabeln zu ſprechen.

Auf die luſtigſte Weiſe, ſagte Friedrich, bin ich gelehrt und zwar ſehr gelehrt gewor-

den. Philine iſt nun bey mir, wir haben einem Pachter das alte Schloß eines Rittergutes abgemiethet, worin wir, wie die Kobolde, aufs luſtigſte leben. Dort haben wir eine zwar compendiöſe, aber doch ausgeſuchte Bibliothek gefunden, enthaltend eine Bibel in Folio, Gottfrieds Chronik, zwey Bände Theatrum Europaeum, die Acerra Philologica, Gryphii Schriften und noch einige minder wichtige Bücher. Nun hatten wir denn doch, wenn wir ausgetobt hatten, manchmal lange Weile, wir wollten leſen, und ehe wir's uns verſahen, ward unſere lange Weile noch länger. Endlich hatte Philine den herrlichen Einfall, die ſämmtlichen Bücher auf einem großen Tiſch aufzuſchlagen, wir ſetzten uns gegeneinander und laſen gegeneinander, und immer nur ſtellenweiſe, aus einem Buch wie aus dem andern. Das war nun eine rechte Luſt! wir glaub-

ten wirklich in guter Gesellschaft zu seyn, wo man für unschicklich hält irgend eine Materie zu lange fortsetzen, oder wohl gar gründlich erörtern zu wollen. Wir glaubten in lebhafter Gesellschaft zu seyn, wo keins das andere zum Wort kommen läßt. Diese Unterhaltung geben wir uns regelmäßig alle Tage, und werden dadurch nach und nach so gelehrt, daß wir uns selbst darüber verwunderten. Schon finden wir nichts neues mehr unter der Sonne, zu allem bietet uns unsere Wissenschaft einen Beleg an. Wir variiren, diese Art uns zu unterrichten, auf gar vielerley Weise. Manchmal lesen wir nach einer alten verderbenen Sanduhr, die in einigen Minuten ausgelaufen ist. Schnell dreht sie das andere herum, und fängt aus einem Buche zu lesen an, und kaum ist wieder der Sand im untern Glase, so beginnt das andere schon wieder seinen Spruch, und

ſo ſtudiren wir wirklich auf wahrhaft akademiſche Weiſe, nur daß wir kürzere Stunden haben, und unſere Studien äußerſt mannigfaltig ſind.

Dieſe Tollheit begreife ich wohl, ſagte Wilhelm, wenn einmal ſo ein luſtiges Paar beyſammen iſt; wie aber das lockere Paar ſo lange beyſammen bleiben kann, das iſt mir nicht ſobald begreiflich.

Das iſt, rief Friedrich, eben das Glück und das Unglück. Philine darf ſich nicht ſehen laſſen, ſie mag ſich ſelbſt nicht ſehen, ſie iſt guter Hoffnung. Unförmlicher und lächerlicher iſt nichts in der Welt als ſie. Noch kurz ehe ich weg ging, kam ſie zufälliger Weiſe vor den Spiegel. Pfui Teufel, ſagte ſie, und wendete das Geſicht ab, die leibhaftige Frau Melina! das garſtige Bild! Man ſieht doch ganz niederträchtig aus.

Ich muß geſtehen, verſetzte Wilhelm lä-

chelnd, daß es ziemlich komisch seyn mag, Euch als Vater und Mutter beysammen zu sehen.

Es ist ein recht närrischer Streich, sagte Friedrich, daß ich noch zuletzt als Vater gelten soll. Sie behauptets, und die Zeit trifft auch. Anfangs machte mich der verwünschte Besuch, den sie Euch nach dem Hamlet abgestattet hatte, ein wenig irre.

Was für ein Besuch?

Ihr werdet das Andenken daran doch nicht ganz und gar verschlafen haben? das allerliebste, fühlbare Gespenst jener Nacht, wenn Ihrs noch nicht wißt, war Philine. Die Geschichte war mir freylich eine harte Mitgift, doch wenn man sich so etwas nicht gefallen lassen kann, so muß man gar nicht lieben. Die Vaterschaft beruht überhaupt nur auf der Überzeugung, ich bin überzeugt und also bin ich Vater. Da seht Ihr, daß

ich die Logik auch am rechten Orte zu brauchen weiß. Und wenn das Kind sich nicht gleich nach der Geburt auf der Stelle zu Tode lacht; so kann es wo nicht ein nützlicher doch angenehmer Weltbürger werden.

Indessen die Freunde sich auf diese lustige Weise von leichtfertigen Gegenständen unterhielten, hatte die übrige Gesellschaft ein ernsthaftes Gespräch begonnen. Kaum hatten Friedrich und Wilhelm sich entfernt, als der Abbé die Freunde unvermerkt in einen Gartensaal führte, und, als sie Platz genommen hatten, seinen Vortrag begann.

Wir haben, sagte er, im Allgemeinen behauptet, daß Fräulein Therese nicht die Tochter ihrer Mutter sey; es ist nöthig, daß wir uns hierüber auch nun im Einzelnen erklären. Hier ist die Geschichte, die ich sodann auf alle Weise zu belegen und zu beweisen mich erbiete.

Frau von *** lebte die erſten Jahre ihres Eheſtandes mit ihrem Gemahl in dem beſten Vernehmen, nur hatten ſie das Unglück, daß die Kinder, zu denen einigemal Hoffnung war, todt zur Welt kamen, und bey dem dritten die Aerzte ſchon beynahe der Mutter den Tod verkündigten, und ihn bey einem folgenden als ganz unvermeidlich weiſſagten. Man war genöthigt ſich zu entſchließen, man wollte das Eheband nicht aufheben, man befand ſich, bürgerlich genommen, zu wohl. Frau von *** ſuchte in der Ausbildung ihres Geiſtes, in einer gewiſſen Repräſentation, in den Freuden der Eitelkeit, eine Art von Entſchädigung für das Mutterglück, das ihr verſagt war. Sie ſah ihrem Gemahl mit ſehr viel Heiterkeit nach, als er Neigung zu einem Frauenzimmer faßte, welche die ganze Haushaltung verſah, eine ſchöne Geſtalt und einen ſehr

ſoliden Charakter hatte. Frau von *** bot nach kurzer Zeit einer Einrichtung ſelbſt die Hände, nach welcher das gute Mädchen ſich Thereſens Vater überließ, in der Beſorgung des Hausweſens fortfuhr und gegen die Frau vom Hauſe faſt noch mehr Dienſtfertigkeit und Ergebung als vorher bezeigte.

Nach einiger Zeit erklärte ſie ſich guter Hoffnung, und die beyden Eheleute kamen bey dieſer Gelegenheit, ob wohl aus ganz verſchiedenen Anläſſen, auf einerley Gedanken. Herr von *** wünſchte das Kind ſeiner Geliebten als ſein rechtmäßiges im Hauſe einzuführen, und Frau von ***, verdrießlich, daß durch die Indiscretion ihres Arztes ihr Zuſtand in der Nachbarſchaft hatte verlauten wollen, dachte durch ein untergeſchobenes Kind ſich wieder in Anſehn zu ſetzen, und durch eine ſolche Nachgiebigkeit ein Übergewicht im Hauſe zu erhalten, das ſie unter

den übrigen Umständen zu verliehren fürchtete. Sie war zurückhaltender als ihr Gemahl, sie merkte ihm seinen Wunsch ab, und wußte, ohne ihm entgegen zu gehn, eine Erklärung zu erleichtern. Sie machte ihre Bedingungen, und erhielt fast alles, was sie verlangte, und so entstand das Testament, worin so wenig für das Kind gesorgt zu seyn schien. Der alte Arzt war gestorben, man wendete sich an einen jungen, thätigen, geschcuten Mann, er ward gut belohnt, und er konnte selbst eine Ehre darin suchen, die Unschicklichkeit und Übereilung seines abgeschiedenen Collegen herauszusetzen und zu verbessern. Die wahre Mutter willigte nicht ungern ein, man spielte die Verstellung sehr gut, Thereſe kam zur Welt, und wurde einer Stiefmutter zugeeignet, indeß ihre wahre Mutter ein Opfer dieser Verstellung ward, indem sie sich zu früh

wieder heraus wagte, ſtarb, und den guten Mann troſtlos hinterließ.

Frau von *** hatte indeſſen ganz ihre Abſicht erreicht, ſie hatte vor den Augen der Welt ein liebenswürdiges Kind, mit dem ſie übertrieben paradirte, ſie war zugleich eine Nebenbuhlerinn los geworden, deren Verhältniß ſie denn doch mit neidiſchen Augen anſah, und deren Einfluß ſie, für die Zukunft wenigſtens, heimlich fürchtete, ſie überhäufte das Kind mit Zärtlichkeit, und wußte ihren Gemahl, in vertraulichen Stunden, durch eine ſo lebhafte Theilnahme an ſeinem Verluſt dergeſtalt an ſich zu ziehen, daß er ſich ihr, man kann wohl ſagen, ganz ergab, ſein Glück und das Glück ihres Kindes in ihre Hände legte, und kaum kurze Zeit vor ſeinem Tode, und noch gewiſſermaßen nur durch ſeine erwachſene Tochter, wieder Herr im Hauſe ward. Das war,

ſchöne Thereſe, das Geheimniß, daß Ihnen Ihr kranker Vater wahrſcheinlich ſo gern entdeckt hätte, das iſts, was ich Ihnen jetzt, eben da der junge Freund, der durch die ſonderbarſte Verknüpfung von der Welt Ihr Bräutigam geworden iſt, in der Geſellſchaft fehlt, umſtändlich vorlegen wollte. Hier ſind die Papiere, die aufs ſtrengſte beweiſen, was ich behauptet habe. Sie werden daraus zugleich erfahren, wie lange ich ſchon dieſer Entdeckung auf der Spur war, und wie ich doch erſt jetzt zur Gewißheit kommen konnte, wie ich nicht wagte, meinem Freund etwas von der Möglichkeit des Glücks zu ſagen, da es ihn zu tief gekränkt haben würde, wenn dieſe Hoffnung zum zweytenmale verſchwunden wäre. Sie werden Lydiens Argwohn begreifen; denn ich geſtehe gern, daß ich die Neigung unſeres Freundes zu dieſem guten Mädchen keinesweges

begünſtigte, ſeitdem ich ſeiner Verbindung mit Thereſen wieder entgegen ſah.

Niemand erwiederte etwas auf dieſe Geſchichte. Die Frauenzimmer gaben die Papiere nach einigen Tagen zurück, ohne derſelben weiter zu erwähnen.

Man hatte Mittel genug in der Nähe, die Geſellſchaft, wenn ſie beyſammen war, zu beſchäftigen, auch bot die Gegend ſo manche Reize dar, daß man ſich gern darin theils einzeln, theils zuſammen, zu Pferde, zu Wagen oder zu Fuße umſah. Jarno richtete, bey einer ſolchen Gelegenheit, ſeinen Auftrag an Wilhelmen aus, legte ihm die Papiere vor, ſchien aber weiter keine Entſchließung von ihm zu verlangen.

In dieſem höchſt ſonderbaren Zuſtand, in dem ich mich befinde, ſagte Wilhelm darauf, brauche ich Ihnen nur das zu wiederholen, was ich gleich Anfangs, in Gegenwart Na-

kaliens, und gewis mit einem reinen Herzen, gesagt habe: Lothario und seine Freunde können jede Art von Entsagung von mir fordern, ich lege Ihnen hiermit alle meine Ansprüche an Theresen in die Hand, verschaffen Sie mir dagegen meine förmliche Entlassung. O! es bedarf, mein Freund, keines großen Bedenkens mich zu entschließen. Schon diese Tage hab ich gefühlt, daß Theresse Mühe hat nur einen Schein der Lebhaftigkeit, mit der sie mich zuerst hier begrüßte, zu erhalten. Ihre Neigung ist mir entwendet, oder vielmehr ich habe sie nie besessen.

Solche Fälle möchten sich wohl besser, sagte nach und nach, unter Schweigen und Erwarten aufklären, versetzte Jarno, als durch viele Reden, wodurch immer eine Art von Verlegenheit und Gährung entsteht.

Ich dächte vielmehr, sagte Wilhelm, daß

gerade dieser Fall der ruhigsten und der reinsten Entscheidung fähig sey. Man hat mir so oft den Vorwurf des Zauderns und der Ungewisheit gemacht; warum will man jetzt, da ich entschlossen bin, geradezu einen Fehler, den man an mir tadelte, gegen mich selbst begehn? giebt sich die Welt nur darum so viel Mühe uns zu bilden, um uns fühlen zu lassen, daß sie sich nicht bilden mag? Ja, gönnen Sie mir recht bald das heitere Gefühl, ein Mißverhältniß los zu werden, in das ich mit den reinsten Gesinnungen von der Welt gerathen bin.

Ohngeachtet dieser Bitte vergingen einige Tage, in denen er nichts von dieser Sache hörte, noch auch eine weitere Veränderung an seinen Freunden bemerkte, die Unterhaltung war vielmehr bloß allgemein und gleichgültig.

Siebentes Capitel.

Einſt ſaßen Natalie, Jarno und Wilhelm zuſammen, und Natalie begann: Sie ſind nachdenklich Jarno, ich kann es Ihnen ſchon einige Zeit abmerken.

Ich bin es, verſetzte der Freund, und ich ſehe ein wichtiges Geſchäft vor mir, das bey uns ſchon lange vorbereitet iſt, und jetzt wohl angegriffen werden muß. Sie wiſſen ſchon etwas im Allgemeinen davon, und ich darf wohl vor unſerm jungen Freunde davon reden, weil es auf ihm ankommen ſoll, ob er Theil daran zu nehmen Luſt hat. Sie werden mich nicht lange mehr ſehen, denn ich bin im Begriff nach Amerika überzuſchiffen.

Nach Amerika? verſetzte Wilhelm lächelnd;

ein ſolches Abentheuer hätte ich nicht von Ihnen erwartet, noch weniger daß Sie mich zum Gefährten ausſehen würden.

Wenn Sie unſern Plan ganz kennen, verſetzte Jarno, ſo werden Sie ihm einen beſſern Nahmen geben, und vielleicht für ihn eingenommen werden. Hören Sie mich an. Man darf nur ein wenig mit den Welthändeln bekannt ſeyn, um zu bemerken, daß uns große Veränderungen bevorſtehn, und daß die Beſitzthümer beynah nirgends mehr recht ſicher ſind.

Ich habe keinen deutlichen Begriff von den Welthändeln, fiel Willhelm ein, und habe mich erſt vor kurzen um meine Beſitzthümer bekümmert. Vielleicht hätte ich wohl gethan, ſie mir noch länger aus dem Sinne zu ſchlagen, da ich bemerken muß, daß die Sorge für ihre Erhaltung ſo hypochondriſch macht.

Hören

Hören Sie mich aus, ſagte Jarno, die Sorge geziemt dem Alter, damit die Jugend eine Zeit lang ſorglos ſeyn könne. Das Gleichgewicht in den menſchlichen Handlungen kann leider nur durch Gegenſätze hergeſtellt werden. Es iſt gegenwärtig nichts weniger als räthlich, nur an Einem Ort zu beſitzen, nur Einem Platze ſein Geld anzuvertrauen, und es iſt wieder ſchwer an vielen Orten Aufſicht darüber zu führen; wir haben uns deswegen etwas anders ausgedacht, aus unſerm alten Thurm ſoll eine Societät ausgehen, die ſich in alle Theile der Welt ausbreiten, in die man aus jedem Theile der Welt eintreten kann. Wir aſſecuriren uns unter einander unſere Exiſtenz, auf den einzigen Fall, daß eine Staatsrevolution den einen oder den andern von ſeinen Beſitzthümern völlig vertriebe. Ich gehe nun hinüber nach Amerika, um die guten Verhält-

niſſe zu benutzen, die ſich unſer Freund bey ſeinem dortigen Aufenthalt gemacht hat. Der Abbé will nach Rußland gehn, und Sie ſollen die Wahl haben, wenn Sie ſich an uns anſchließen wollen, ob Sie Lothario in Deutſchland beyſtehn, oder mit mir gehen wollen. Ich dächte Sie wählten das letzte. Denn eine große Reiſe zu thun iſt für einen jungen Mann äußerſt nützlich.

Wilhelm nahm ſich zuſammen und antwortete: Der Antrag iſt aller Überlegung werth, denn mein Wahlſpruch wird doch nächſtens ſeyn; je weiter weg, je beſſer! Sie werden mich, hoffe ich, mit Ihrem Plane näher bekannt machen. Es kann von meiner Unbekanntſchaft mit der Welt herrühren; mir ſcheinen aber einer ſolchen Verbindung ſich unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen zu ſetzen.

Davon ſich die meiſten nur dadurch he-

ben werden, verſetzte Jarno, daß unſerer bis jetzt nur wenig ſind, redliche, geſcheute und entſchloſſene Leute, die einen gewiſſen, allgemeinen Sinn haben, aus dem allein der geſellige Sinn entſtehen kann.

Friedrich, der bisher nur zugehört hatte, verſetzte darauf: und wenn Ihr mir ein gutes Wort gebt, gehe ich auch mit.

Jarno ſchüttelte den Kopf.

Nun, was habt Ihr an mir auszuſetzen? fuhr Friedrich fort. Bey einer neuen Colonie werden auch junge Coloniſten erfordert, und die bring ich gleich mit; auch luſtige Coloniſten, das verſichre ich Euch. Und dann wüßte ich noch ein gutes junges Mädchen, das hierüber nicht mehr am Platz iſt, die ſüße reizende Lydie. Wo ſoll das arme Kind mit ſeinem Schmerz und Jämmer hin, wenn ſie ihn nicht gelegentlich in die Tiefe des Meeres werfen kann, und wenn ſich nicht

ein braver Mann ihrer annimmt? Ich dächte mein Jugendfreund, da Ihr doch im Gange seyd, Verlassene zu trösten, Ihr entschlößt Euch! jeder nähme sein Mädchen unter den Arm, und wir folgten dem alten Herrn.

Dieser Antrag verdroß Wilhelmen. Er antwortete mit verstellter Ruhe: weiß ich doch nicht einmal ob sie frey ist, und da ich überhaupt im Werben nicht glücklich zu seyn scheine, so möchte ich einen solchen Versuch nicht machen.

Natalie sagte darauf: Bruder Friedrich, Du glaubst, weil Du für Dich so leichtsinnig handelst, auch für andere gelte Deine Gesinnung. Unser Freund verdient ein weibliches Herz, das ihm ganz angehöre, das nicht an seiner Seite von fremden Erinnerungen bewegt werde; nur mit einem höchst vernünftigen und reinen Charakter, wie Theresens, war ein Wagestück dieser Art zu rathen.

Was Wageſtück! rief Friedrich. In der Liebe iſt alles Wageſtück. Unter der Laube, oder vor dem Altar, mit Umarmungen, oder goldenen Ringen, beym Geſange der Heimchen oder bey Trompeten und Pauken; es iſt alles nur ein Wageſtück, und der Zufall thut alles.

Ich habe immer geſehen, verſetzte Natalie, daß unſere Grundſätze nur ein Supplement zu unſern Exiſtenzen ſind. Wir hängen unſern Fehlern gar zu gern das Gewand eines gültigen Geſetzes um. Gieb nur Acht, welchen Weg Dich die Schöne noch führen wird, die Dich auf eine ſo gewaltſame Weiſe angezogen hat und feſt hält.

Sie iſt ſelbſt auf einem ſehr guten Wege, verſetzte Friedrich, auf dem Wege zur Heiligkeit. Es iſt freylich ein Umweg, aber deſto luſtiger und ſichrer; Maria von Magdala iſt ihn auch gegangen, und wer weiß

wie viel andere. Überhaupt, Schweſter, wenn von Liebe die Rede iſt, ſollteſt Du Dich gar nicht drein miſchen. Ich glaube Du heiratheſt nicht eher, als bis einmal irgendwo eine Braut fehlt, und Du giebſt Dich alsdann, nach Deiner gewohnten Gutherzigkeit, auch als Supplement irgend einer Exiſtenz hin. Alſo laß uns nur jetzt, mit dieſem Seelenverkäufer da, unſern Handel ſchließen, und über unſere Reiſegeſellſchaft einig werden.

Sie kommen mit Ihren Vorſchlägen zu ſpät, ſagte Jarno, für Lydien iſt geſorgt.

Und wie? fragte Friedrich.

Ich habe ihr ſelbſt meine Hand angeboten, verſetzte Jarno.

Alter Herr, ſagte Friedrich, da macht Ihr einen Streich, zu dem man, wenn man ihn als ein Subſtantivum betrachtet, verſchiedene Adjectiva, und folglich, wenn man

ihn als Subject betrachtet, verſchiedene Prädicate finden könnte.

Ich muß aufrichtig geſtehen, verſetzte Natalie, es iſt ein gefährlicher Verſuch, ſich ein Mädchen zuzueignen, in dem Augenblicke, da ſie aus Liebe zu einem andern verzweifelt.

Ich habe es gewagt, verſetzte Jarno, ſie wird unter einer gewiſſen Bedingung mein. Und, glauben Sie mir, es iſt in der Welt nichts ſchätzbarer als ein Herz, das der Liebe und der Leidenſchaft fähig iſt. Ob es geliebt habe? ob es noch liebe? Darauf kommt es nicht an. Die Liebe, mit der ein anderer geliebt wird, iſt mir beynah reizender als die, mit der ich geliebt werden könnte; ich ſehe die Kraft, die Gewalt eines ſchönen Herzens, ohne daß die Eigenliebe mir den reinen Anblick trübt.

Haben Sie Lydien in dieſen Tagen ſchon geſprochen? verſetzte Natalie.

Jarno nickte lächelnd, Natalie ſchüttelte den Kopf und ſagte, indem ſie aufſtand: ich weiß bald nicht mehr, was ich aus Euch machen ſoll, aber mich ſollt Ihr gewiß nicht irre machen.

Sie wollte ſich eben entfernen, als der Abbé mit einem Brief in der Hand hereintrat, und zu ihr ſagte: bleiben Sie! ich habe hier einen Vorſchlag, bey dem Ihr Rath willkommen ſeyn wird. Der Markeſe, der Freund Ihres verſtorbenen Oheims, den wir ſeit einiger Zeit erwarten, muß in dieſen Tagen hier ſeyn. Er ſchreibt mir, daß ihm doch die deutſche Sprache nicht ſo geläufig ſey, als er geglaubt, daß er eines Geſellſchafters bedürfe, der ſie vollkommen nebſt einigen andern beſitze; da er mehr wünſche, in wiſſenſchaftliche als politiſche Verbindungen zu treten, ſo ſey ihm ein ſolcher Dolmetſcher unentbehrlich. Ich wüßte nie-

mand geſchickter dazu als unſern jungen Freund. Er kennt die Sprache, iſt ſonſt in vielem unterrichtet, und es wird für ihn ſelbſt ein großer Vortheil ſeyn, in ſo guter Geſellſchaft und unter ſo vortheilhaften Umſtänden Deutſchland zu ſehen. Wer ſein Vaterland nicht kennt, hat keinen Maaßſtab für fremde Länder. Was ſagen Sie, meine Freunde? was ſagen Sie, Natalie?

Niemand wußte gegen den Antrag etwas einzuwenden. Jarno ſchien ſeinen Vorſchlag, nach Amerika zu reiſen, ſelbſt als kein Hinderniß anzuſehn, indem er ohnehin nicht ſogleich aufbrechen würde. Natalie ſchwieg, und Friedrich führte verſchiedene Sprüchwörter über den Nutzen des Reiſens an.

Wilhelm war über dieſen neuen Vorſchlag im Herzen ſo entrüſtet, daß er es kaum verbergen konnte. Er ſah eine Verabredung, ihn bald möglichſt los ſeyn zu

wollen, nur gar zu deutlich, und was das ſchlimmſte war, man ließ ſie ſo offenbar, ſo ganz ohne Schonung ſehen. Auch der Verdacht, den Lydie bey ihm erregt, alles, was er ſelbſt erfahren hatte, wurde wieder aufs neue vor ſeiner Seele lebendig, und die natürliche Art, wie Jarno ihm alles ausgelegt hatte, ſchien ihm auch nur eine künſtliche Darſtellung zu ſeyn.

Er nahm ſich zuſammen und antwortete: Dieſer Antrag verdient allerdings eine reifliche Überlegung.

Eine geſchwinde Entſchließung möchte nöthig ſeyn, verſetzte der Abbé.

Dazu bin ich jetzt nicht gefaßt, antwortete Wilhelm. Wir können die Ankunft des Mannes abwarten, und dann ſehen, ob wir zuſammen paſſen. Eine Hauptbedingung aber muß man zum voraus eingehen, daß ich meinen Felix mitnehmen, und ihn überall mit hinführen darf.

Diese Bedingung wird schwerlich zugestanden werden, versetzte der Abbé.

Und ich sehe nicht, rief Wilhelm aus, warum ich mir von irgend einem Menschen sollte Bedingungen vorschreiben lassen? und warum ich, wenn ich einmal mein Vaterland sehen will, einen Italiener zur Gesellschäft brauche?

Weil ein junger Mensch, versetzte der Abbé, mit einem gewissen imponirenden Ernste, immer Ursache hat sich anzuschließen.

Wilhelm, der wohl merkte, daß er länger an sich zu halten nicht im Stande sey, da sein Zustand nur durch die Gegenwart Nataliens noch einigermaßen gelindert ward, ließ sich hierauf mit einiger Hast vernehmen: man vergönne mir nur noch kurze Bedenkzeit, und ich vermuthe es wird sich geschwinde entscheiden, ob ich Ursache habe mich weiter anzuschließen, oder ob nicht viel-

mehr Herz und Klugheit mir unwiderſtehlich gebieten, mich von ſo mancherley Banden loszureißen, die mir eine ewige, elende Gefangenſchaft drohen.

So ſprach er, mit einem lebhaft bewegten Gemüth. Ein Blick auf Natalien beruhigte ihn einigermaßen, indem ſich in dieſem leidenſchaftlichen Augenblick, ihre Geſtalt und ihr Werth nur deſto tiefer bey ihm eindrückten.

Ja, ſagte er zu ſich ſelbſt, indem er ſich allein fand, geſtehe dir nur, du liebſt ſie, und du fühlſt wieder, was es heiße, wenn der Menſch mit allen Kräften lieben kann. So liebte ich Marianen, und ward ſo ſchrecklich an ihr irre; ich liebte Philinen und mußte ſie verachten. Aurelien achtete ich, und konnte ſie nicht lieben; ich verehrte Thereſen, und die väterliche Liebe nahm die Geſtalt einer Neigung zu ihr an, und jetzt

da in deinem Herzen alle Empfindungen zuſammentreffen, die den Menſchen glücklich machen ſollten, jetzt biſt du genöthigt zu fliehen! Ach! warum muß ſich zu dieſen Empfindungen, zu dieſen Erkenntniſſen das unüberwindliche Verlangen des Beſitzes geſellen? und warum richten, ohne Beſitz, eben dieſe Empfindungen, dieſe Überzeugungen jede andere Art von Glückſeligkeit völlig zu Grunde? Werde ich künftig der Sonne und der Welt, der Geſellſchaft oder irgend eines Glücksgutes genießen? wirſt du nicht immer zu dir ſagen: Natalie iſt nicht da! und doch wird leider Natalie dir immer gegenwärtig ſeyn. Schließeſt du die Augen, ſo wird ſie ſich dir darſtellen; öfneſt du ſie, ſo wird ſie vor allen Gegenſtänden hinſchweben, wie die Erſcheinung, die ein blendendes Bild im Auge zurück läßt. War nicht ſchon früher die ſchnell vorübergegangene Geſtalt der

Amazone deiner Einbildungskraft immer gegenwärtig? und da hatteſt ſie nur geſehen, du kannteſt ſie nicht. Nun da du ſie kennſt, da du ihr ſo nahe warſt, da ſie ſo vielen Antheil an dir gezeigt hat, nun ſind ihre Eigenſchaften ſo tief in dein Gemüth geprägt, als ihr Bild jemals in deine Sinne. Angſtlich iſt es immer zu ſuchen, aber viel ängſtlicher gefunden zu haben und verlaſſen zu müſſen. Wornach ſoll ich in der Welt nun weiter fragen? wornach ſoll ich mich weiter umſehen? welche Gegend, welche Stadt verwahrt einen Schatz, der dieſem gleich iſt? und ich ſoll reiſen, um nur immer das Geringere zu finden? Iſt denn das Leben blos wie eine Rennbahn, wo man ſogleich ſchnell wieder umkehren muß, wenn man das äußerſte Ende erreicht hat? Uns ſteht das Gute, das Vortreffliche nur wie ein feſtes, unverrücktes Ziel da, von dem

man ſich eben ſo ſchnell mit raſchen Pferden wieder entfernen muß, als man es erreicht zu haben glaubt, an ſtatt daß jeder andere, der nach irdiſchen Waaren ſtrebt, ſie in den verſchiedenen Himmelsgegenden, oder wohl gar auf der Meſſe und dem Jahrmarkt anſchaffen kann.

Komm, lieber Knabe! rief er ſeinem Sohn entgegen, der eben daher geſprungen kam, ſey und bleibe Du mir alles! Du warſt mir zum Erſatz Deiner geliebten Mutter gegeben, Du ſollteſt mir die zweyte Mutter erſetzen, die ich Dir beſtimmt hatte, und nun haſt Du noch die größere Lücke auszufüllen. Beſchäftige mein Herz, beſchäftige meinen Geiſt mit Deiner Schönheit, Deiner Liebenswürdigkeit, Deiner Wißbegierde und Deinen Fähigkeiten.

Der Knabe war mit einem neuen Spielwerke beſchäftigt, der Vater ſuchte es ihm

beſſer, ordentlicher, zweckmäßiger einzurichten; aber auch in dem Augenblicke verlohr das Kind die Luſt daran. Du biſt ein wahrer Menſch! rief Wilhelm aus, komm mein Sohn! komm mein Bruder, laß uns in der Welt zwecklos hinſpielen, ſo gut wir können.

Sein Entſchluß ſich zu entfernen, das Kind mit ſich zu nehmen, und ſich an den Gegenſtänden der Welt zu zerſtreuen, war nun ſein feſter Vorſatz. Er ſchrieb an Werner, erſuchte ihn um Geld und Creditbriefe, und ſchickte Friedrichs Curier mit dem geſchärften Auftrage weg, bald wieder zu kommen. So ſehr er gegen die übrigen Freunde auch verſtimmt war, ſo rein blieb ſein Verhältniß zu Natalien. Er vertraute ihr ſeine Abſicht; auch ſie nahm für bekannt an, daß er gehen könne und müſſe, und wenn ihn auch gleich dieſe ſcheinbare Gleichgültigkeit an ihr ſchmerzte, ſo beruhigte ihn doch ihre

gute

gute Art und ihre Gegenwart vollkommen. Sie rieth ihm verſchiedene Städte zu beſuchen, um dort einige ihrer Freunde und Freundinnen kennen zu lernen. Der Curier kam zurück, brachte was Wilhelm verlangt hatte, obgleich Werner mit dieſem neuen Ausflug nicht zufrieden zu ſeyn ſchien. Meine Hoffnung, daß Du vernünftig werden würdeſt, ſchrieb dieſer, iſt nun wieder eine gute Weile hinaus geſchoben. Wo ſchweift Ihr nun alle zuſammen herum? und wo bleibt denn das Frauenzimmer, zu deſſen wirthſchaftlichem Beyſtande Du mir Hoffnung machteſt? Auch die übrigen Freunde ſind nicht gegenwärtig; dem Gerichtshalter und mir iſt das ganze Geſchäft aufgewälzt. Ein Glück, daß er eben ein ſo guter Rechtsmann iſt, als ich ein Finanzman bin, und daß wir beyde etwas zu ſchleppen gewohnt ſind. Lebe wohl. Deine Ausſchweifungen ſollen

Dir verziehen ſeyn, da doch ohne ſie unſer Verhältnis in dieſer Gegend nicht hätte ſo gut werden können.

Was das Äußere betraf, hätte er nun immer abreiſen können, allein ſein Gemüth war noch durch zwey Hinderniſſe gebunden. Man wollte ihm ein für allemal Mignons Körper nicht zeigen, als bey den Exequien, welche der Abbé zu halten gedachte, zu welcher Feyerlichkeit noch nicht alles bereit war. Auch war der Arzt, durch einen ſonderbaren Brief des Landgeiſtlichen, abgerufen worden. Es betraf den Harfenſpieler, von deſſen Schickſalen Wilhelm näher unterrichtet ſeyn wollte.

In dieſem Zuſtande fand er weder bey Tag noch bey Nacht Ruhe der Seele oder des Körpers. Wenn alles ſchlief, ging er in dem Hauſe hin und her. Die Gegenwart der alten bekannten Kunſtwerke zog ihn an,

und ſtieß ihn ab. Er konnte nichts, was ihn umgab, weder ergreifen noch laſſen, alles erinnerte ihn an alles, er überſah den ganzen Ring ſeines Lebens, nur lag er leider zerbrochen vor ihm, und ſchien ſich auf ewig nicht ſchließen zu wollen. Dieſe Kunſtwerke, die ſein Vater verkauft hatte, ſchienen ihm ein Symbol, daß auch er von einem ruhigen und gründlichen Beſitz des wünſchenswerthen in der Welt theils ausgeſchloſſen, theils deſſelben durch eigne oder fremde Schuld beraubt werden ſollte. Er verlohr ſich ſo weit in dieſen ſonderbaren und traurigen Betrachtungen, daß er ſich ſelbſt manchmal wie ein Geiſt vorkam, und ſelbſt, wenn er die Dinge außer ſich befühlte und betaſtete, ſich kaum des Zweifels erwehren konnte, ob er denn auch wirklich lebe und da ſey.

Nur der lebhafte Schmerz, der ihn manch-

mal ergriff, daß er alles das Gefundene und Wiedergefundene ſo freventlich und doch ſo nothwendig verlaſſen müſſe, nur ſeine Thränen gaben ihm das Gefühl ſeines Daſeyns wieder, vergebens rief er ſich den glücklichen Zuſtand, in dem er ſich doch eigentlich befand, vors Gedächtniß. So iſt denn alles nichts! rief er aus, wenn das Eine fehlt, das dem Menſchen alles übrige werth iſt.

Der Abbé verkündigte der Geſellſchaft die Ankunft des Markeſe. Sie ſind zwar, wie es ſcheint, ſagte er zu Wilhelmen, mit Ihrem Knaben allein abzureiſen entſchloſſen, lernen Sie jedoch wenigſtens dieſen Mann kennen, der Ihnen, wo Sie ihn auch unterweges antreffen, auf alle Fälle nützlich ſeyn kann. Der Markeſe erſchien, es war ein Mann noch nicht hoch in Jahren, eine von den wohlgeſtalteten, gefälligen lombardiſchen

Figuren. Er hatte als Jüngling mit dem Oheim, der ſchon um vieles älter war, bey der Armee, dann in Geſchäften Bekanntſchaft gemacht, ſie hatten nachher einen großen Theil von Italien zuſammen durchreiſt, und die Kunſtwerke, diß der Markeſe hier wieder fand, waren, zum großen Theil, in ſeiner Gegenwart, und unter manchen glücklichen Umſtänden, deren er ſich noch wohl erinnerte, gekauft und angeſchafft worden.

Der Italiener hat überhaupt ein tieferes Gefühl für die hohe Würde der Kunſt als andere Nationen; jeder, der nur irgend etwas treibt, will Künſtler, Meiſter und Profeſſor heißen, und bekennt wenigſtens durch dieſe Titelſucht, daß es nicht genug ſey nur etwas durch Überlieferung zu erhaſchen, oder durch Übung irgend eine Gewandheit zu erlangen; er geſteht, daß jeder vielmehr über

das, was er thut, auch fähig seyn solle zu denken, Grundsätze aufzustellen, und die Ursachen, warum dieses oder jenes zu thun sey, sich selbst und andern deutlich zu machen.'

Der Fremde ward gerührt, so schöne Besitzthümer ohne den Besitzer wieder zu finden, und erfreut den Geist seines Freundes aus den vortrefflichen Hinterlassenen sprechen zu hören. Sie gingen die verschiedenen Werke durch, und fanden eine große Behaglichkeit sich einander verständlich machen zu können. Der Markese und der Abbé führten das Wort, Natalie, die sich wieder in die Gegenwart ihres Oheims versetzt fühlte, wußte sich sehr gut in ihre Meinungen und Gesinnungen zu finden. Wilhelm mußte sichs in theatralische Terminologie übersetzen, wenn er etwas davon verstehen sollte. Man hatte Noth Friedrichs Scherze in Schranken zu halten. Jarno war selten zugegen.

Bey der Betrachtung, daß vortreffliche Kunſtwerke in der neuern Zeit ſo ſelten ſeyen, ſagte der Markeſe: es läßt ſich nicht leicht denken und überſehen, was die Umſtände für den Künſtler thun müſſen, und dann ſind bey dem größten Genie, bey dem entſchiedenſten Talente noch immer die Forderungen unendlich, die er an ſich ſelbſt zu machen hat, unſäglich der Fleiß, der zu ſeiner Ausbildung nöthig iſt. Wenn nun die Umſtände wenig für ihn thun, wenn er bemerkt, daß die Welt ſehr leicht zu befriedigen iſt, und ſelbſt nur einen leichten, gefälligen, behaglichen Schein begehrt; ſo wäre es zu verwundern, wenn nicht Bequemlichkeit und Eigenliebe ihn bey dem Mittelmäßigen feſt hielten, es wäre ſeltſam, wenn er nicht lieber für Modewaaren Geld und Lob eintauſchen, als den rechten Weg wählen ſollte, der ihn mehr oder weniger zu einem

kümmerlichen Märtyrerthum führt. Deswegen bieten die Künstler unserer Zeit nur immer an, um niemals zu geben. Sie wollen immer reizen, um niemals zu befriedigen; alles ist nur angedeutet, und man findet nirgends Grund noch Ausführung. Man darf aber auch nur eine Zeit lang ruhig in einer Gallerie verweilen, und beobachten, nach welchen Kunstwerken sich die Menge zieht, welche gepriesen und welche vernachlässigt werden, so hat man wenig Lust an der Gegenwart, und für die Zukunft wenig Hoffnung.

Ja, versetzte der Abbé, und so bilden sich Liebhaber und Künstler wechselsweise; der Liebhaber sucht nur einen allgemeinen unbestimmten Genuß, das Kunstwerk soll ihm ohngefähr wie ein Naturwerk behagen, und die Menschen glauben, die Organe, ein Kunstwerk zu genießen, bildeten sich eben

ſo von ſelbſt aus, wie die Zunge und der Gaum, man urtheile über ein Kunſtwerk, wie über eine Speiſe, und man begreift nicht, was für einer andern Kultur es bedarf, um ſich zum wahren Kunſtgenuſſe zu erheben. Das ſchwerſte finde ich die Art von Abſonderung, die der Menſch in ſich ſelbſt bewirken muß, wenn er ſich überhaupt bilden will, deswegen finden wir ſo viel einſeitige Kulturen, wovon doch jede ſich anmaßt über das Ganze abzuſprechen.

Was Sie da ſagen, iſt mir nicht ganz deutlich, ſagte Jarno, der eben hinzutrat.

Auch iſt es ſchwer, verſetzte der Abbé, ſich in der Kürze beſtimmt hierüber zu erklären. Ich ſage nur ſo viel: ſobald der Menſch an mannigfaltige Thätigkeit oder mannigfaltigen Genuß Anſpruch macht, ſo muß er auch fähig ſeyn mannigfaltige Organe an ſich gleichſam unabhängig von ein-

ander auszubilden. Wer alles und jedes in ſeiner ganzen Menſchheit thun oder genieſſen will, wer alles auſſer ſich zu einer ſolchen Art von Genuß verknüpfen will, der wird ſeine Zeit nur mit einem ewig unbefriedigten Streben hinbringen. Wie ſchwer iſt es, was ſo natürlich ſcheint, eine gute Natur, ein treffliches Gemählde an und für ſich zu beſchauen, den Geſang um des Geſangs willen zu vernehmen, den Schauſpieler im Schauſpieler zu bewundern, ſich eines Gebäudes um ſeiner eigenen Harmonie und ſeiner Dauer willen zu erfreuen. Nun ſieht man aber meiſt nur die Menſchen die entſcheidendſten Werke der Kunſt gerade zu behandeln, als wenn es ein weicher Thon wäre. Nach ihren Neigungen, Meinungen und Grillen ſoll ſich der gebildete Marmor ſogleich wieder ummodeln, das feſtgemauerte Gebäude ſich ausdehnen oder zuſammenzie-

hen, ein Gemählde ſoll lehren, ein Schauſpieler beſſern und alles ſoll alles werden. Eigentlich aber weil die meiſten Menſchen ſelbſt formlos ſind, weil ſie ſich und ihrem Weſen ſelbſt keine Geſtalt geben können, ſo arbeiten ſie den Gegenſtänden ihre Geſtalt zu nehmen, damit ja alles loſer und lockrer Stoff werde, wozu ſie auch gehören. Alles reduciren ſie zuletzt auf den ſogenannten Effect, alles iſt relativ, und ſo wird auch alles relativ, außer dem Unſinn und der Abgeſchmacktheit, die denn auch ganz abſolut regiert.

Ich verſtehe Sie, verſetzte Jarno, oder vielmehr ich ſehe wohl ein, wie das, was Sie ſagen, mit den Grundſätzen zuſammenhängt, an denen Sie ſo feſt halten; ich kann es aber mit den armen Teufeln von Menſchen unmöglich ſo genau nehmen. Ich kenne freylich ihrer genug, die ſich bey den gröſ-

ten Werken der Kunſt und der Natur ſogleich ihres armſeligſten Bedürfniſſes erinnern, ihr Gewiſſen und ihre Moral mit in die Oper nehmen, ihre Liebe und Haß vor einem Säulengange nicht ablegen, und das Beſte und Größte, was ihnen von außen gebracht werden kann, in ihrer Vorſtellungsart erſt möglichſt verkleinern müſſen, um es mit ihrem kümmerlichen Weſen nur einigermaßen verbinden zu können.

Achtes Capitel.

Am Abend lud der Abbé zu den Exequien Mignons ein. Die Gesellschaft begab sich in den Saal der Vergangenheit, und fand denselben auf das sonderbarste erhellt und ausgeschmückt. Mit himmelblauen Teppichen waren die Wände fast von oben bis unten bekleidet, so daß nur Sockel und Frieß hervorschienen. Auf den vier Candelabern in den Ecken brannten große Wachsfackeln, und so nach Verhältnis auf den vier kleinern, die den mittlern Sarkophagen umgaben. Neben diesem standen vier Knaben, himmelblau mit Silber gekleidet, und schienen einer Figur, die auf dem Sarkophagen lag, mit breiten Fächern von Straußenfedern Luft zuzuwehn. Die Gesellschaft setzte sich, und

zwey unſichtbare Chöre fingen mit holdem Geſang an zu fragen: Wen bringt ihr uns zur ſtillen Geſellſchaft? Die vier Kinder antworteten mit lieblicher Stimme: Einen müden Geſpielen bringen wir euch, laßt ihn unter euch ruhen, bis das Jauchzen himmliſcher Geſchwiſter ihn dereinſt wieder aufweckt.

Chor.

Erſtling der Jugend in unſerm Kreiſe, ſey willkommen! mit Trauer willkommen! Dir folge kein Knabe, kein Mädchen nach! Nur das Alter nahe ſich willig und gelaſſen der ſtillen Halle, und in ernſter Geſellſchaft ruhe das liebe, liebe Kind.

Knaben.

Ach! wie ungern brachten wir ihn her! Ach! und er ſoll hier bleiben! laßt uns auch bleiben, laßt uns weinen, weinen an ſeinem Sarge!

Chor.

Seht die mächtigen Flügel doch an! seht das leichte reine Gewand! wie blinkt die goldene Binde vom Haupt! seht die schöne, die würdige Ruh!

Knaben.

Ach! die Flügel heben sie nicht, im leichten Spiele flattert das Gewand nicht mehr: als wir mit Rosen kränzten ihr Haupt, blickte sie hold und freundlich nach uns.

Chor.

Schaut mit den Augen des Geistes hinan! in euch lebe die bildende Kraft, die das Schönste, das Höchste hinauf über die Sterne das Leben trägt.

Knaben.

Aber ach! wir vermissen sie hier, in den Gärten wandelt sie nicht, sammelt der Wiese

Blumen nicht mehr. Laßt uns weinen, wir laſſen ſie hier! laßt uns weinen und bey ihr bleiben.

Chor.

Kinder kehret ins Leben zurück! Eure Thränen trockne die friſche Luft, die um das ſchlängelnde Waſſer ſpielt. Entflieht der Nacht! Tag und Luſt und Dauer iſt das Loos der Lebendigen.

Knaben.

Auf, wir kehren ins Leben zurück. Gebe der Tag uns Arbeit und Luſt, bis der Abend uns Ruhe bringt, und der nächtliche Schlaf uns erquickt.

Chor.

Kinder! eilet ins Leben hinan! In der Schönheit reinem Gewande begegn' euch die Liebe

Liebe mit himmliſchem Blick und dem Kranz der Unſterblichkeit.

Die Knaben waren ſchon fern, der Abbé ſtand von ſeinem Seſſel auf, und trat hinter den Sarg. Es iſt die Verordnung, ſagte er, des Mannes, der dieſe ſtille Wohnung bereitet hat, daß jeder neue Ankömmling mit Feyerlichkeit empfangen werden ſoll. Nach ihm, dem Erbauer dieſes Hauſes, dem Errichter dieſer Stätte, haben wir zuerſt einen jungen Fremdling hierher gebracht, und ſo faßt ſchon dieſer kleine Raum zwey ganz verſchiedene Opfer der ſtrengen, willkührlichen und unerbittlichen Todesgöttinn. Nach beſtimmten Geſetzen treten wir ins Leben ein, die Tage ſind gezählt, die uns zum Anblicke des Lichts reif machen, aber für die Lebensdauer iſt kein Geſetz. Der ſchwächſte Lebensfaden zieht ſich in unerwartete Länge, und den ſtärkſten zerſchneidet gewaltſam die

Schere einer Parze, die ſich in Widerſprüchen zu gefallen ſcheint. Von dem Kinde, das wir hier beſtatten, wiſſen wir wenig zu ſagen. Noch iſt uns unbekannt, woher es kam, ſeine Eltern kennen wir nicht, und die Zahl ſeiner Lebensjahre vermuthen wir nur. Sein tiefes verſchloſſenes Herz ließ uns ſeine innerſten Angelegenheiten kaum errathen, nichts war deutlich an ihm, nichts offenbar, als die Liebe zu dem Mann, der es aus den Händen eines Barbaren rettete. Dieſe zärtliche Neigung, dieſe lebhafte Dankbarkeit ſchien die Flamme zu ſeyn, die das Öl ihres Lebens aufzehrte; die Geſchicklichkeit des Arztes konnte das ſchöne Leben nicht erhalten, die ſorgfältigſte Freundſchaft vermochte nicht es zu friſten. Aber wenn die Kunſt den ſcheidenden Geiſt nicht zu feſſeln vermochte; ſo hat ſie alle ihre Mittel angewandt, den Körper zu erhalten und ihn der Vergänglich-

keit zu entziehen. Eine balſamiſche Maſſe iſt durch alle Adern gedrungen, und färbt nun an der Stelle des Bluts die ſo früh verblichenen Wangen. Treten Sie näher, meine Freunde, und ſehen Sie das Wunder der Kunſt und Sorgfalt!

Er hub den Schleyer auf, und das Kind lag in ſeinen Engelkleidern, wie ſchlafend, in der angenehmſten Stellung. Alle traten herbey, und bewunderten dieſen Schein des Lebens. Nur Wilhelm blieb in ſeinem Seſſel ſitzen, er konnte ſich nicht faſſen; was er empfand durfte er nicht denken, und jeder Gedanke ſchien ſeine Empfindung zerſtöhren zu wollen.

Die Rede war um des Markeſe willen franzöſiſch geſprochen worden. Dieſer trat mit den andern herbey, und betrachtete die Geſtalt mit Aufmerkſamkeit. Der Abbé fuhr fort: mit einem heiligen Vertrauen war auch

dieſes gute, gegen die Menſchen ſo verſchloſſene Herz, beſtändig zu ſeinem Gott gewendet. Die Demuth, ja eine Neigung ſich äußerlich zu erniedrigen, ſchien ihm angebohren. Mit Eifer hing es an der katholiſchen Religion, in der es gebohren und erzogen war. Oft äußerte ſie den ſtillen Wunſch, auf geweihtem Boden zu ruhen, und wir haben nach den Gebräuchen der Kirche dieſes marmorne Behältniß und die wenige Erde geweihet, die in ihrem Kopfkiſſen verborgen iſt. Mit welcher Inbrunſt küßte ſie in ihren letzten Augenblicken das Bild des Gekreuzigten, das auf ihren zarten Armen mit vielen hundert Punkten ſehr zierlich abgebildet ſteht. Er ſtreifte zugleich, indem er das ſagte, ihren rechten Arm auf, und ein Cruzifix, von verſchiedenen Buchſtaben und Zeichen begleitet, ſah man blaulich auf der weißen Haut.

Der Markeſe betrachtete dieſe neue Erſcheinung ganz in der Nähe. O Gott! rief er aus, indem er ſich aufrichtete, und ſeine Hände gen Himmel hob, armes Kind! unglückliche Nichte! finde ich Dich hier wieder! welche ſchmerzliche Freude, Dich, auf die wir ſchon lange Verzicht gethan hatten, dieſen guten lieben Körper, den wir lange im See einen Raub der Fiſche glaubten, hier wieder zu finden, zwar todt, aber erhalten. Ich wohne Deiner Beſtattung bey, die ſo herrlich durch ihr Äußeres, und noch herrlicher durch die guten Menſchen wird, die Dich zu Deiner Ruheſtätte begleiten. Und wenn ich werde reden können, ſagte er mit gebrochner Stimme, werde ich ihnen danken.

Die Thränen verhinderten ihn, etwas weiter hervorzubringen. Durch den Druck einer Feder verſenkte der Abbé den Körper in die Tiefe des Marmors. Vier Jünglinge,

bekleidet wie jene Knaben, traten hinter den Teppichen hervor, hoben den ſchweren, ſchön verzierten Deckel auf den Sarg, und fingen zugleich ihren Geſang an.

Die Jünglinge.

Wohl verwahrt iſt nun der Schatz! das ſchöne Gebild der Vergangenheit! hier im Marmor ruht es unverzehrt, auch in euren Herzen lebt es, wirkt es fort. Schreitet, ſchreitet ins Leben zurück! nehmet den heiligen Ernſt mit hinaus, denn der Ernſt, der heilige, macht allein das Leben zur Ewigkeit.

Das unſichtbare Chor fiel in die letzten Worte mit ein, aber niemand von der Geſellſchaft vernahm die ſtärkenden Worte, jedes war zu ſehr mit den wunderbaren Entdeckungen und ſeinen eignen Empfindungen beſchäftigt. Der Abbé und Natalie führten den Markeſe, Thereſe und Lothario Wilhel-

men hinaus, und erſt als der Geſang ihnen völlig verhallte, fielen die Schmerzen, die Betrachtungen, die Gedanken, die Neugierde ſie mit aller Gewalt wieder an, und ſehnlich wünſchten ſie ſich in jenes Element wieder zurück.

Neuntes Capitel.

Der Markeſe vermied von der Sache zu reden, hatte aber heimliche und lange Geſpräche mit dem Abbé. Er erbat ſich, wenn die Geſellſchaft beyſammen war, öfters Muſik, man ſorgte gern dafür, weil jedermann zufrieden war des Geſprächs überhoben zu ſeyn. So lebte man einige Zeit fort, als man bemerkte, daß er Anſtalt zur Abreiſe mache. Eines Tages ſagte er zu Wilhelmen: ich verlange nicht die Reſte des guten Kindes zu beunruhigen, es bleibe an dem Orte zurück, wo es geliebt und gelitten hat, aber ſeine Freunde müſſen mir verſprechen, mich in ſeinem Vaterlande, an dem Platze zu beſuchen, wo das arme Geſchöpf gebohren und erzogen wurde, ſie müſſen die Säulen und

Statuen ſehen, von denen ihm noch eine dunkle Idee übrig geblieben iſt.

Ich will Sie in die Buchten führen, wo ſie ſo gern die Steinchen zuſammenlas. Sie werden ſich, lieber junger Mann, der Dankbarkeit einer Familie nicht entziehen, die Ihnen ſo viel ſchüldig iſt. Morgen reiſe ich weg. Ich habe dem Abbé die ganze Geſchichte vertraut, er wird ſie Ihnen wieder erzählen, er konnte mir verzeihen, wenn mein Schmerz mich unterbrach, und er wird als ein Dritter die Begebenheiten mit mehr Zuſammenhang vortragen. Wollen Sie mir noch, wie der Abbé vorſchlug, auf meiner Reiſe durch Deutſchland folgen, ſo ſind Sie willkommen. Laſſen Sie Ihren Knaben nicht zurück, bey jeder kleinen Unbequemlichkeit, die er uns macht, wollen wir uns Ihrer Vorſorge für meine arme Nichte wieder erinnern.

Noch ſelbigen Abend ward man durch die Ankunft der Gräfin überraſcht. Wilhelm bebte an allen Gliedern, als ſie hereintrat, und ſie, ob ſie gleich vorbereitet war, hielt ſich an ihrer Schweſter, die ihr bald einen Stuhl reichte. Wie ſonderbar einfach war ihr Anzug, und wie verändert ihre Geſtalt! Wilhelm durfte kaum auf ſie hinblicken, ſie begrüßte ihn mit Freundlichkeit, und einige allgemeine Worte konnten ihre Geſinnung und Empfindungen nicht verbergen. Der Markeſe war bey Zeiten zu Bette gegangen, und die Geſellſchaft hatte noch keine Luſt ſich zu trennen; der Abbé brachte ein Manuſcript hervor. Ich habe, ſagte er, ſogleich die ſonderbare Geſchichte, wie ſie mir anvertraut wurde, zu Papiere gebracht. Wo man am wenigſten Tinte und Feder ſparen ſoll, das iſt beym Aufzeichnen einzelner Umſtände merkwürdiger, Begebenheiten. Man unter-

richtete die Gräfin, wovon die Rede ſey, und der Abbé las:

Meinen Vater, ſagte der Markeſe, muß ich, ſo viel Welt ich auch geſehen habe, immer für einen der wunderbarſten Menſchen halten. Sein Charakter war edel und gerad, ſeine Ideen weit, und man darf ſagen groß; er war ſtreng gegen ſich ſelbſt, in allen ſeinen Planen fand man eine unbeſtechliche Folge, an allen ſeinen Handlungen eine ununterbrochene Schrittmäßigkeit. So gut ſich daher von einer Seite mit ihm umgehen, und ein Geſchäft verhandeln ließ, ſo wenig konnte er, um eben dieſer Eigenſchaften willen, ſich in die Welt finden, da er vom Staate, von ſeinen Nachbarn, von Kindern und Geſinde die Beobachtung aller der Geſetze forderte, die er ſich ſelbſt auferlegt hatte. Seine mäßigſten Forderungen wurden übertrieben durch ſeine Strenge, und er konnte

nie zum Genuß gelangen, weil nichts auf die Weiſe entſtand, wie er ſichs gedacht hatte. Ich habe ihn in dem Augenblick, da er einem Palaſt bauete, einen Garten anlegte, ein großes neues Gut in der ſchönſten Lage erwarb, innerlich, mit dem ernſteſten Ingrimm überzeugt, geſehen, das Schickſal habe ihn verdammt, enthaltſam zu ſeyn und zu dulden. In ſeinem Äußerlichen beobachtete er die größte Würde; wenn er ſcherzte, zeigte er nur die Überlegenheit ſeines Verſtandes, es war ihm unerträglich getadelt zu werden, und ich habe ihn nur einmal in meinem Leben ganz außer aller Faſſung geſehen, da er hörte, daß man von einer ſeiner Anſtalten wie von etwas Lächerlichem ſprach. In eben dieſem Geiſte hatte er über ſeine Kinder und ſein Vermögen diſponiert. Mein älteſter Bruder ward als ein Mann erzogen, der künftig große Güter zu

hoffen hatte. Ich ſollte den geiſtlichen Stand ergreifen, und der jüngſte Soldat werden. Ich war lebhaft, feurig, thätig, ſchnell, zu allen körperlichen Übungen geſchickt. Der jüngſte ſchien zu einer Art von ſchwärmeriſcher Ruhe geneigter, den Wiſſenſchaften, der Muſik und der Dichtkunſt ergeben. Nur nach dem härtſten Kampf, nach der völligſten Überzeugung der Unmöglichkeit gab der Vater, wiewohl mit Widerwillen, nach, daß wir unſern Beruf umtauſchen dürften, und ob er gleich jeden von uns beyden zufrieden ſah, ſo konnte er ſich doch nicht drein finden, und verſicherte, daß nichts gutes daraus entſtehen werde. Je älter er ward, deſto abgeſchnittener fühlte er ſich von aller Geſellſchaft. Er lebte zuletzt faſt ganz allein. Nur ein alter Freund, der unter den Deutſchen gedient, im Feldzuge ſeine Frau verlohren hatte, und eine Tochter mitbrachte,

die ohngefähr zehn Jahr alt war, blieb sein einziger Umgang. Dieser kaufte sich ein artiges Gut in der Nachbarschaft, sah meinen Vater zu bestimmten Tagen und Stunden der Woche, in denen er auch manchmal seine Tochter mitbrachte. Er widersprach meinem Vater niemals, der sich zuletzt völlig an ihn gewöhnte, und ihn als den einzigen erträglichen Gesellschafter duldete. Nach dem Tode unseres Vaters merkten wir wohl, daß dieser Mann von unserm Alten trefflich ausgestattet worden war, und seine Zeit nicht umsonst zugebracht hatte; er erweiterte seine Güter, seine Tochter konnte eine schöne Mitgift erwarten. Das Mädchen wuchs heran, und war von sonderbarer Schönheit, mein älterer Bruder scherzte oft mit mir, daß ich mich um sie bewerben sollte.

Indessen hatte Bruder Augustin im Kloster seine Jahre in dem sonderbarsten Zu-

ſtande zugebracht, er überließ ſich ganz dem Genuß einer heiligen Schwärmerey, jenen halb geiſtigen, halb phyſiſchen Empfindungen, die, wie ſie ihn eine Zeit lang in den dritten Himmel erhuben, bald darauf in einen Abgrund von Ohnmacht und leeres Elend verſinken ließen. Bey meines Vaters Lebzeiten war an keine Veränderung zu denken, und was hätte man wünſchen oder vorſchlagen ſollen? Nach dem Tode unſers Vaters beſuchte er uns fleißig; ſein Zuſtand, der uns im Anfang jammerte, ward nach und nach um vieles erträglicher, denn die Vernunft hatte geſiegt. Allein je ſichrer ſie ihm völlige Zufriedenheit und Heilung auf dem reinen Wege der Natur verſprach, deſto lebhafter verlangte er von uns, daß wir ihn von ſeinen Gelübden befreyen ſollten; er gab zu verſtehen, daß ſeine Abſicht auf Speraka, unſere Nachbarin, gerichtet ſey.

Mein älterer Bruder hatte zu viel durch die Härte unſeres Vaters gelitten, als daß er hätte bey dem Zuſtande des jüngſten uns gerührt bleiben können. Wir ſprachen mit dem Beichtvater unſerer Familie, einem alten würdigen Manne, entdeckten ihm die doppelte Abſicht unſeres Bruders, und baten ihn die Sache einzuleiten und zu befördern. Wider ſeine Gewohnheit zögerte er, und als endlich unſer Bruder in uns drang, und wir die Angelegenheit dem Geiſtlichen lebhafter empfahlen, mußte er ſich entſchließen uns die ſonderbare Geſchichte zu entdecken.

Sperata war unſre Schweſter, und zwar ſowohl von Vater als Mutter; Neigung und Sinnlichkeit hatten den Mann in ſpäteren Jahren nochmals überwältigt, in welchen das Recht der Ehegatten ſchon verloſchen zu ſeyn ſcheint; über einen ähnlichen Fall hatte man ſich kurz vorher in der Ge-

gend

gend luſtig gemacht, und mein Vater, um ſich nicht gleichfalls dem Lächerlichen auszuſetzen, beſchloß dieſe ſpäte, geſetzmäßige Frucht der Liebe mit eben der Sorgfalt zu verheimlichen, als man ſonſt die frühern zufälligen Früchte der Neigung zu verbergen pflegt. Unſere Mutter kam heimlich nieder, das Kind wurde aufs Land gebracht, und der alte Hausfreund, der nebſt dem Beichtvater allein um das Geheimniß wußte, ließ ſich leicht bereden, ſie für ſeine Tochter auszugeben. Der Beichtvater hatte ſich nur ausbedungen, im äuſterſten Fall das Geheimniß entdecken zu dürfen. Der Vater war geſtorben, das zarte Mädchen lebte unter der Aufſicht einer alten Frau, wir wußten daß Geſang und Muſik unſern Bruder ſchon bey ihr eingeführt hatten, und da er uns wiederholt aufforderte, ſeine alten Bande zu trennen, um das neue zu knüpfen, ſo war

es nöthig, ihn, sobald als möglich, von der Gefahr zu unterrichten, in der er schwebte.

Er sah uns mit wilden, verachtenden Blicken an. Spart eure unwahrscheinlichen Mährchen! rief er aus, für Kinder und leichtgläubige Thoren; mir werdet ihr Speraten nicht vom Herzen reissen, sie ist mein. Verleugnet sogleich euer schreckliches Gespenst, das mich nur vergebens ängstigen würde. Sperata ist nicht meine Schwester, sie ist mein Weib. Er beschrieb uns mit Entzücken, wie ihn das himmlische Mädchen aus dem Zustande der unnatürlichen Absonderung von den Menschen in das wahre Leben geführt, wie beyde Gemüther gleich beyden Kehlen zusammen stimmten, und wie er alle seine Leiden und Verirrungen segnete, weil sie ihn von allen Frauen bis dahin entfernt gehalten, und weil er nun ganz und gar sich dem liebenswürdigsten Mädchen ergeben

könne. Wir entsetzten uns über die Entdeckung, uns jammerte sein Zustand, wir wußten uns nicht zu helfen, er versicherte uns mit Heftigkeit, daß Sperata ein Kind von ihm im Busen trage. Unser Beichtvater that alles, was ihm seine Pflicht eingab, aber das Übel ward dadurch nur schlimmer. Die Verhältnisse der Natur und der Religion, der sittlichen Rechte und der bürgerlichen Gesetze wurden von meinem Bruder aufs heftigste durchgefochten. Nichts schien ihm heilig als das Verhältnis zu Sperata, nichts schien ihm würdig als der Nahme Vater und Gattin. Diese allein, rief er aus, sind der Natur gemäß, alles andere sind Grillen und Meinungen. Gab es nicht edle Völker, die eine Heirath mit der Schwester billigten? Nennt eure Götter nicht, rief er aus, ihr braucht die Nahmen nie, als wenn ihr uns bethören, uns von dem

Wege der Natur abführen, und die edelsten Triebe, durch schändlichen Zwang, zu Verbrechen entstellen wollt. Zur größten Verwirrung des Geistes, zum schändlichsten Mißbrauche des Körpers nöthigt ihr die Schlachopfer, die ihr lebendig begrabt.

Ich darf reden, denn ich habe gelitten wie keiner, von der höchsten süßesten Fülle der Schwärmerey bis zu den fürchterlichen Wüsten der Ohnmacht, der Leerheit, der Vernichtung und Verzweiflung, von den höchsten Ahndungen überirdischer Wesen, bis zu dem völligsten Unglauben, dem Unglauben an mir selbst. Allen diesen entsetzlichen Bodensatz des am Rande schmeichelnden Kelchs habe ich ausgetrunken, und mein ganzes Wesen war bis in ihr Innerstes vergiftet; nun da mich die gütige Natur durch ihre größten Gaben, durch die Liebe, wieder geheilt hat, da ich an dem Busen eines himmlischen Mäd-

chens wieder fühle, daß ich bin, daß sie ist, daß wir eins sind, daß aus dieser lebendigen Verbindung ein drittes entstehen und uns entgegenlächeln soll, nun eröfnet ihr die Flammen eurer Höllen, eurer Fegefeuer, die nur eine kranke Einbildungskraft versengen können, und stellt sie dem lebhaften, wahren, unzerstöhrlichen Genuß der reinen Liebe entgegen. Begegnet uns unter jenen Cypressen, die ihre ernsthaften Gipfel gen Himmel wenden, besucht uns an jenen Spalieren, wo die Citronen und Pomeranzen neben uns blühn, wo die zierliche Myrthe uns ihre zarten Blumen darreicht, und dann wagt es, uns mit euren trüben, grauen von Menschen gesponnenen Netzen zu ängstigen.

So bestand er lange Zeit auf einem hartnäckigen Unglauben unserer Erzählung, und zuletzt, da wir ihm die Wahrheit derselben betheuerten, da sie ihm der Beichtvater selbst

versicherte, ließ er sich doch dadurch nicht irre machen, vielmehr rief er aus: Fragt nicht den Wiederhall eurer Kreuzgänge, nicht euer vermodertes Pergament, nicht eure verschränkten Grillen und Verordnungen, fragt die Natur und euer Herz, sie wird euch lehren, vor was ihr zu schaudern habt, sie wird euch mit dem strengsten Finger zeigen, worüber sie ewig und unwiederruflich ihren Fluch ausspricht. Seht die Lilien an, entspringt nicht Gatte und Gattin auf Einem Stengel? verbindet beyde nicht die Blume, die beyde gebahr, und ist die Lilie nicht das Bild der Unschuld, und ist ihre geschwisterliche Vereinigung nicht fruchtbar? Wenn die Natur verabscheut, so spricht sie es laut aus; das Geschöpf, das nicht seyn soll, kann nicht werden, das Geschöpf, das falsch lebt, wird früh zerstöhrt. Unfruchtbarkeit, kümmerliches Daseyn, frühzeitiges Zerfallen, das sind ihre

Flüche, die Kenzeichen ihrer Strenge. Nur durch unmittelbare Folgen straft sie. Da! seht um euch her, und was verboten, was verflucht ist, wird euch in die Augen fallen. In der Stille des Klosters und im Geräusche der Welt sind tausend Handlungen geheiligt und geehrt, auf denen ihr Fluch ruht. Auf bequemem Müssiggang so gut, als überstrengte Arbeit, auf Willkühr und Überfluß, wie auf Noth und Mangel sieht sie mit traurigen Augen nieder, zur Mäßigkeit ruft sie, wahr sind alle ihre Verhältnisse, und ruhig alle ihre Wirkungen. Wer gelitten hat, wie ich, hat das Recht frey zu seyn. Sperata ist mein, nur der Tod soll mir sie nehmen. Wie ich sie behalten kann? wie ich glücklich werden kann? das ist eure Sorge! Gleich jetzt geh ich zu ihr, um mich nicht wieder von ihr zu trennen.

Er wollte nach dem Schiffe, um zu ihr

überzusetzen, wir hielten ihn ab, und baten ihn, daß er keinen Schritt thun möchte, der die schrecklichsten Folgen haben könnte. Er solle überlegen, daß er nicht in der freyen Welt seiner Gedanken und Vorstellungen, sondern in einer Verfassung lebe, deren Gesetze und Verhältnisse die Unbezwinglichkeit eines Naturgesetzes angenommen haben. Wir mußten dem Beichtvater versprechen, daß wir den Bruder nicht aus den Augen, noch weniger aus dem Schlosse lassen wollten, darauf ging er weg, und versprach in einigen Tagen wieder zu kommen. Was wir vorausgesehen hatten, traf ein, der Verstand hatte unsern Bruder stark gemacht, aber sein Herz war weich; die frühern Eindrücke der Religion wurden lebhaft, und die entsetzlichsten Zweifel bemächtigten sich seiner. Er brachte zwey fürchterliche Tage und Nächte zu, der Beichtvater kam ihm wieder

zu Hülfe, umsonst! Der ungebundene freye Verstand sprach ihn los, sein Gefühl, seine Religion, alle gewohnten Begriffe erklärten ihn für einen Verbrecher.

Eines Morgens fanden wir sein Zimmer leer, ein Blatt lag auf dem Tische, worinn er uns erklärte, daß er, da wir ihn mit Gewalt gefangen hielten, berechtigt sey, seine Freyheit zu suchen; er entfliehe, er gehe zu Sperata, er hoffe mit ihr zu entkommen, er sey auf alles gefaßt, wenn man sie trennen wollte.

Wir erschracken nicht wenig, allein der Beichtvater bat uns ruhig zu seyn. Unser armer Bruder war nahe genug beobachtet worden; die Schiffer, an statt ihn überzusetzen, führten ihn in sein Kloster. Ermüdet von einem vierzigstündigen Wachen schlief er ein, sobald ihn der Kahn im Mondenschein schaukelte, und erwachte nicht früher,

als bis er ſich in den Händen ſeiner Brüder ſahe, er erholte ſich nicht eher, als bis er die Kloſterpforte hinter ſich zuſchlagen hörte.

Schmerzlich gerührt von dem Schickſal unſeres Bruders machten wir unſerm Beichtvater die lebhafteſten Vorwürfe, allein dieſer ehrwürdige Mann wußte uns bald mit den Gründen des Wundarztes zu überreden, daß unſer Mitleid für den armen Kranken tödtlich ſey. Er handle nicht aus eigner Willkühr, ſondern auf Befehl des Biſchoffs und des hohen Rathes. Die Abſicht war: alles öffentliche Ärgerniß zu vermeiden, und den traurigen Fall mit dem Schleyer einer geheimen Kirchenzucht zu verdecken. Sperata ſollte geſchont werden, ſie ſollte nicht erfahren, daß ihr Geliebter zugleich ihr Bruder ſey. Sie ward einem Geiſtlichen anempfohlen, dem ſie vorher ſchon ihren Zuſtand vertraut hatte. Man wußte ihre Schwanger-

ſchaft und Niederkunft zu verbergen. Sie war als Mutter in dem kleinen Geſchöpfe ganz glücklich. So wie die meiſten unſerer Mädchen konnte ſie weder ſchreiben, noch Geſchriebenes leſen, ſie gab daher dem Pater Aufträge, was er ihrem Geliebten ſagen ſollte. Dieſer glaubte den frommen Betrug einer ſäugenden Mutter ſchuldig zu ſeyn, er brachte ihr Nachrichten von unſerm Bruder, den er niemals ſah, ermahnte ſie in ſeinem Nahmen zur Ruhe, bat ſie für ſich und das Kind zu ſorgen, und wegen der Zukunft Gott zu vertrauen.

Sperata war von Natur zur Religioſität geneigt. Ihr Zuſtand, ihre Einſamkeit vermehrten dieſen Zug, der Geiſtliche unterhielt ihn, um ſie nach und nach auf eine ewige Trennung vorzubereiten. Kaum war das Kind entwöhnt, kaum glaubte er ihren Körper ſtark genug, die ängſtlichſten See-

lenleiden zu ertragen, ſo fing er an das Vergehen ihr mit ſchrecklichen Farben vorzumahlen, das Vergehen ſich einem Geiſtlichen ergeben zu haben, das er als eine Art von Sünde gegen die Natur, als einen Inceſt behandelte. Denn er hatte den ſonderbaren Gedanken, ihre Reue jener Reue gleich zu machen, die ſie empfunden haben würde, wenn ſie das wahre Verhältnis ihres Fehltrittes erfahren hätte. Er brachte dadurch ſo viel Jammer und Kummer in ihr Gemüth, er erhöhte die Idee der Kirche und ihres Oberhauptes ſo ſehr vor ihr, er zeigte ihr die ſchrecklichen Folgen für das Heil aller Seelen, wenn man in ſolchen Fällen nachgeben, und die Straffälligen durch eine rechtmäßige Verbindung noch gär belohnen wolle; er zeigte ihr, wie heilſam es ſey, einen ſolchen Fehler in der Zeit abzubüßen, und dafür dereinſt die Krone der Herrlichkeit zu er-

werben, daß ſie endlich wie eine arme Sünderinn ihren Nacken dem Beil willig darreichte, und inſtändig bat, daß man ſie auf ewig von unſerm Bruder entfernen möchte. Als man ſo viel von ihr erlangt hatte, ließ man ihr, doch unter einer gewiſſen Aufſicht, die Freiheit, bald in ihrer Wohnung, bald in dem Kloſter zu ſeyn, je nachdem ſie es für gut hielte.

Ihr Kind wuchs heran, und zeigte bald eine ſonderbare Natur. Es konnte ſehr früh laufen, und ſich mit aller Geſchicklichkeit bewegen, es ſang bald ſehr artig, und lernte die Zither gleichſam von ſich ſelbſt. Nur mit Worten konnte es ſich nicht ausdrücken, und es ſchien das Hindernis mehr in ſeiner Denkungsart als in den Sprachwerkzeugen zu liegen. Die arme Mutter fühlte indeſſen ein trauriges Verhältnis zu dem Kinde, die Behandlung des Geiſtlichen hatte ihre Vor-

ſtellungsart ſo verwirrt, daß ſie, ohne wahnſinnig zu ſeyn, ſich in den ſeltſamſten Zuſtänden befand. Ihr Vergehen ſchien ihr immer ſchrecklicher und ſtraffälliger zu werden, das oft wiederholte Gleichniß des Geiſtlichen vom Inceſte hatte ſich ſo tief bey ihr eingeprägt, daß ſie einen ſolchen Abſcheu empfand, als wenn ihr das Verhältniß ſelbſt bekannt geweſen wäre. Der Beichtvater dünkte ſich nicht wenig über das Kunſtſtück, wodurch er das Herz eines unglücklichen Geſchöpfes zerriß. Jämmerlich war es anzuſehen, wie die Mutterliebe, die über das Daſeyn des Kindes ſich ſo herzlich zu erfreuen geneigt war, mit dem ſchrecklichen Gedanken ſtritt, daß dieſes Kind nicht da ſeyn ſollte. Bald ſtritten dieſe beyden Gefühle zuſammen, bald war der Abſcheu über die Liebe gewaltig.

Man hatte das Kind ſchon lange von

ihr weggenommen, und zu guten Leuten unten am See gegeben, und in der mehrern Freiheit, die es hatte, zeigte sich bald seine besondre Lust zum klettern. Die höchsten Gipfel zu ersteigen, auf den Rändern der Schiffe wegzulaufen und den Seiltänzern, die sich manchmal in dem Orte sehen ließen, die wunderlichsten Kunststücke nachzumachen, war ein natürlicher Trieb.

Um das alles leichter zu üben, liebte sie mit den Knaben die Kleider zu wechseln, und ob es gleich von ihren Pflegeeltern höchst unanständig und unzuläßig gehalten wurde, so ließen wir ihr doch so viel als möglich nachsehen. Ihre wunderlichen Wege und Sprünge führten sie manchmal weit, sie verirrte sich, sie blieb aus, und kam immer wieder. Meistentheils wenn sie zurückkehrte, setzte sie sich unter die Säulen des Portals vor einem Landhause in der Nachbarschaft;

man ſuchte ſie nicht mehr, man erwartete ſie. Dort ſchien ſie auf den Stufen auszuruhen, dann lief ſie in den großen Saal, beſahe die Statuen, und wenn man ſie nicht beſonders aufhielt, eilte ſie nach Hauſe.

Zuletzt ward denn doch unſer Hoffen getäuſcht, und unſere Nachſicht beſtraft. Das Kind blieb aus, man fand ſeinen Hut auf dem Waſſer ſchwimmen, nicht weit von dem Orte, wo ein Gießbach ſich in den See ſtürzt. Man vermuthete, daß es bey ſeinem Klettern zwiſchen den Felſen verunglückt ſey, bey allem Nachforſchen konnte man den Körper nicht finden.

Durch das unvorſichtige Geſchwätz ihrer Geſellſchafterinnen erfuhr Sperata bald den Tod ihres Kindes, ſie ſchien ruhig und heiter, und gab nicht undeutlich zu verſtehen, ſie freue ſich, daß Gott das arme Geſchöpf

zu ſich genommen und ſo bewahrt habe, ein größeres Unglück zu erdulden oder zu ſtiften.

Bey dieſer Gelegenheit kamen alle Mährchen zur Sprache, die man von unſern Waſſern zu erzählen pflegt. Es hieß: der See müſſe alle Jahre ein unſchuldiges Kind haben, er leide keinen todten Körper, und werfe ihn früh oder ſpät ans Ufer, ja ſogar das letzte Knöchelchen, wenn es zu Grunde geſunken ſey, müſſe wieder heraus. Man erzählte die Geſchichte einer untröſtlichen Mutter, deren Kind im See ertrunken ſey, und die Gott und ſeine Heiligen angerufen habe, nur wenigſtens ihr die Gebeine zum Begräbniß zu gönnen; der nächſte Sturm habe den Schädel, der folgende den Rumpf ans Ufer gebracht, und nachdem alles beyſammen geweſen, habe ſie ſämmtliche Gebeine in einem Tuch zur Kirche getragen, aber, o Wunder! als ſie in den Tempel ge-

treten, sey das Paket immer schwerer geworden, und endlich als sie es auf die Stufen des Altars gelegt, habe das Kind zu schreyen angefangen, und habe sich zu jedermanns Erstaunen aus dem Tuche losgemacht, nur ein Knöchelchen des kleinen Fingers, an der rechten Hand habe gefehlt, welches denn die Mutter nachher noch sorgfältig aufgesucht und gefunden, das denn auch noch zum Gedächtniß unter andern Reliquien in der Kirche aufgehoben werde.

Auf die arme Mutter machten diese Geschichten großen Eindruck, ihre Einbildungskraft fühlte einen neuen Schwung, und begünstigte die Empfindung ihres Herzens. Sie nahm an, daß das Kind nunmehr für sich und seine Eltern abgebüßt habe, daß Fluch und Strafe, die bisher auf ihnen geruht, nunmehr gänzlich gehoben sey, daß es nur darauf ankomme, die Gebeine des Kindes

wieder zu finden, um ſie nach Rom zu bringen, ſo würde das Kind auf den Stufen des großen Altars der Peterskirche wieder, mit ſeiner ſchönen friſchen Haut umgeben, vor dem Volke daſtehn. Es werde mit ſeinen eignen Augen wieder Vater und Mutter ſchauen, und der Papſt, von der Einſtimmung Gottes und ſeiner Heiligen überzeugt, werde unter dem lauten Zuruf des Volks, den Eltern die Sünde vergeben, ſie losſprechen und ſie verbinden.

Nun waren ihre Augen und ihre Sorgfalt immer nach dem See und dem Ufer gerichtet. Wenn Nachts im Mondſchein ſich die Wellen umſchlugen, glaubte ſie jeder blinkende Saum treibe ihr Kind hervor, es mußte jemand zum Scheine hinablaufen, um es am Ufer aufzufangen.

So war ſie auch des Tages unermüdet an den Stellen, wo das kießichte Ufer flach

in die See ging, ſie ſammelte in ein Körbchen alle Knochen, die ſie fand. Niemand durfte ihr ſagen, daß es Thierknochen ſeyen; die großen begrub ſie, die kleinen hub ſie auf. In dieſer Beſchäftigung lebte ſie unabläſſig fort. Der Geiſtliche, der durch die unerläßliche Ausübung ſeiner Pflicht ihren Zuſtand verurſacht hatte, nahm ſich auch ihrer nun aus allen Kräften an. Durch ſeinen Einfluß ward ſie in der Gegend für eine Entzückte, nicht für eine Verrückte, gehalten, man ſtand mit gefalteten Händen, wenn ſie vorbeyging, und die Kinder küßten ihr die Hand.

Ihrer alten Freundin und Begleiterin war von dem Beichtvater die Schuld, die ſie bey der unglücklichen Verbindung beyder Perſonen gehabt haben mochte, nur unter der Bedingung erlaſſen, daß ſie, unabläſſig treu, ihr ganzes künftiges Leben die Un-

glückliche begleiten ſolle, und ſie hat mit einer bewundernswürdigen Geduld und Gewiſſenhaftigkeit ihre Pflichten bis zuletzt ausgeübt.

Wir hatten unterdeſſen unſern Bruder nicht aus den Augen verlohren, weder die Ärzte noch die Geiſtlichkeit ſeines Kloſters wollten uns erlauben, vor ihm zu erſcheinen; allein um uns zu überzeugen, daß es ihm nach ſeiner Art wohl gehe, konnten wir ihn, ſo oft wir wollten, in dem Garten, in den Kreuzgängen, ja durch ein Fenſter an der Decke ſeines Zimmers belauſchen.

Nach vielen ſchrecklichen und ſonderbaren Epochen, die ich übergehe, war er in einen ſeltſamen Zuſtand der Ruhe des Geiſtes und der Unruhe des Körpers gerathen. Er ſaß faſt niemals, als wenn er ſeine Harfe nahm und darauf ſpielte, da er ſie denn meiſtens mit Geſang begleitete. Übrigens war er im-

mer in Bewegung, und in allem äußerſt lenkſam und folgſam, denn alle ſeine Leidenſchaften ſchienen ſich in der einzigen Furcht des Todes aufgelöſt zu haben. Man konnte ihn zu allem in der Welt bewegen, wenn man ihm mit einer gefährlichen Krankheit oder mit dem Tode drohte.

Außer dieſer Sonderbarkeit, daß er unermüdet im Kloſter hin und her ging, und nicht undeutlich zu verſtehen gab: daß es noch beſſer ſeyn würde, über Berg und Thäler ſo zu wandeln, ſprach er auch von einer Erſcheinung, die ihn gewöhnlich ängſtigte. Er behauptete nämlich, daß bey ſeinem Erwachen, zu jeder Stunde der Nacht, ein ſchöner Knabe unten an ſeinem Bette ſtehe, und ihm mit einem blanken Meſſer drohe. Man verſetzte ihn in ein anderes Zimmer, allein er behauptete, auch da und zuletzt ſogar an andern Stellen des Kloſters ſtehe

der Knabe im Hinterhalt. Sein Auf- und Abwandeln ward unruhiger, ja man erinnerte ſich nachher, daß er in der Zeit öfters als ſonſt an dem Fenſter geſtanden und über den See hinüber geſehen habe.

Unſere arme Schweſter indeſſen ſchien von dem einzigen Gedanken, von der beſchränkten Beſchäftigung nach und nach aufgerieben zu werden, und unſer Arzt ſchlug vor, man ſollte ihr, nach und nach, unter ihre übrigen Gebeine die Knochen eines Kinderſkelets miſchen, um dadurch ihre Hoffnung zu vermehren. Der Verſuch war zweifelhaft, doch ſchien wenigſtens ſo viel dabey gewonnen, daß man ſie, wenn alle Theile beyſammen wären, von dem ewigen Suchen abbringen, und ihr zu einer Reiſe nach Rom Hoffnung machen könnte.

Es geſchah, und ihre Begleiterin vertauſchte unmerklich die ihr anvertrauten Klei-

Tuch auf, und fand das Käſtchen leer. Sie warf ſich auf ihre Knie, man kam und hörte ihr freudiges, inbrünſtiges Gebet. Ja! es iſt wahr, rief ſie aus, es war kein Traum, es iſt wirklich! freuet euch meine Freunde mit mir, ich habe das gute, ſchöne Geſchöpf wieder lebendig geſehen. Es ſtand auf, und warf den Schleyer von ſich, ſein Glanz erleuchtete das Zimmer, ſeine Schönheit war verklärt, es konnte den Boden nicht betreten, ob es gleich wollte. Leicht ward es empor gehoben, und konnte mir nicht einmal ſeine Hand reichen. Da rief es mich zu ſich, und zeigte mir den Weg, den ich gehen ſoll. Ich werde ihm folgen und bald folgen, ich fühl es, und es wird mir ſo leicht ums Herz. Mein Kummer iſt verſchwunden, und ſchon das Anſchauen meines wieder Auferſtandenen hat mir einen Vorſchmack der himmliſchen Freude gegeben.

Von der Zeit an war ihr ganzes Gemüth mit den heiterſten Ausſichten beſchäftigt, auf keinen irrdiſchen Gegenſtand richtete ſie ihre Aufmerkſamkeit mehr, ſie genoß nur wenige Speiſen, und ihr Geiſt machte ſich nach und nach von den Banden des Körpers los. Auch fand man ſie zuletzt unvermuthet erblaßt und ohne Empfindung, ſie öfnete die Augen nicht wieder, ſie war, was wir todt nennen.

Der Ruf ihrer Viſion hatte ſich bald unter das Volk verbreitet, und das ehrwürdige Anſehn, das ſie in ihrem Leben genoß, verwandelte ſich nach ihrem Tode ſchnell in den Gedanken, daß man ſie ſogleich für ſeelig, ja für heilig halten müſſe.

Als man ſie zu Grabe beſtatten wollte, drängten ſich viele Menſchen mit unglaublicher Heftigkeit hinzu, man wollte ihre Hand, man wollte wenigſtens ihr Kleid berühren. In dieſer leidenſchaftlichen Erhöhung fühlten

verſchiedene Kranke die Übel nicht, von denen ſie ſonſt gequält wurden, ſie hielten ſich für geheilt, ſie bekannten's, ſie prieſen Gott und ſeine neue Heilige. Die Geiſtlichkeit war genöthigt, den Körper in eine Capelle zu ſtellen, das Volk verlangte Gelegenheit ſeine Andacht zu verrichten, der Zudrang war unglaublich; die Bergbewohner, die ohnedies zu lebhaften, religiöſen Gefühlen geſtimmt ſind, drangen aus ihren Thälern herbey; die Andacht, die Wunder, die Anbetung vermehrten ſich mit jedem Tage. Die biſchöfflichen Verordnungen, die einen ſolchen neuen Dienſt einſchränken und nach und nach niederſchlagen ſollten, konnten nicht zur Ausführung gebracht werden; bey jedem Widerſtand war das Volk heftig, und gegen jeden Ungläubigen bereit in Thätlichkeiten auszubrechen. Wandelte nicht auch, riefen ſie, der heilige Borromäus unter unſern Vor-

fahren? erlebte seine Mutter nicht die Wonne seiner Seligsprechung? hat man nicht durch jenes große Bildniß auf dem Felsen bey Arona uns seine geistige Größe sinnlich vergegenwärtigen wollen? leben die seinigen nicht noch unter uns? und hat Gott nicht zugesagt unter einem gläubigen Volke seine Wunder stets zu erneuern?

Als der Körper nach einigen Tagen keine Zeichen der Fäulnis von sich gab, und eher weißer und gleichsam durchsichtig ward, erhöhte sich das Zutrauen der Menschen immer mehr, und es zeigten sich unter der Menge verschiedene Kuren, die der aufmerksame Beobachter selbst nicht erklären, und auch nicht geradezu als Betrug ansprechen konnte. Die ganze Gegend war in Bewegung, und wer nicht selbst kam, hörte wenigstens eine Zeit lang von nichts anderm reden.

Das Kloſter, worin mein Bruder ſich befand, erſcholl ſo gut als die übrige Gegend von dieſen Wundern, und man nahm ſich um ſo weniger in Acht, in ſeiner Gegenwart davon zu ſprechen, als er ſonſt auf nichts aufzumerken pflegte, und ſein Verhältnis niemanden bekannt war. Diesmal ſchien er aber mit großer Genauigkeit gehört zu haben, er führte ſeine Flucht mit ſolcher Schlauheit aus, daß niemals jemand hat begreifen können, wie er aus dem Kloſter herausgekommen ſey. Man erfuhr nachher, daß er ſich mit einer Anzahl Wallfahrer überſetzen laſſen, und daß er die Schiffer, die nichts weiter Verkehrtes an ihm wahrnahmen, nur um die größte Sorgfalt gebeten, daß das Schiff nicht umſchlagen möchte. Tief in der Nacht kam er in jene Capelle, wo ſeine unglückliche Geliebte von ihrem Leiden ausruhte, nur wenige Andächtige knieten in den

Winkeln, ihre alte Freundin saß zu ihren Häupten, er trat hinzu und grüßte sie, und fragte: wie sich ihre Gebieterin befände? Ihr seht es, versetzte diese nicht ohne Verlegenheit. Er blickte den Leichnam nur von der Seite an. Nach einigem Zaudern nahm er ihre Hand. Erschreckt von der Kälte, ließ er sie sogleich wieder fahren, er sah sich unruhig um, und sagte zu der Alten: ich kann jetzt nicht bey ihr bleiben, ich habe noch einen sehr weiten Weg zu machen, ich will aber zur rechten Zeit schon wieder da seyn, sag ihr das, wenn sie aufwacht.

So ging er hinweg, wir wurden nur spät von diesem Vorgange benachrichtigt, man forschte nach, wo er hingekommen sey, aber vergebens! Wie er sich durch Berge und Thäler durchgearbeitet haben mag, ist unbegreiflich. Endlich nach langer Zeit fanden wir in Graubünden eine Spur von

ihm wieder, allein zu ſpät, und ſie verlohr ſich bald. Wir vermutheten, daß er nach Deutſchland ſey, allein der Krieg hatte ſolche ſchwache Fußtapfen gänzlich verwiſcht.

Zehntes Capitel.

Der Abbé hörte zu lesen auf, und niemand hatte ohne Thränen zugehört. Die Gräfin brachte ihr Tuch nicht von den Augen, zuletzt stand sie auf und verließ mit Natalien das Zimmer. Die übrigen schwiegen, und der Abbé sprach: Es entsteht nun die Frage, ob man den guten Markese soll abreisen lassen, ohne ihm unser Geheimnis zu entdecken. Denn wer zweifelt wohl einen Augenblick daran, daß Augustin und unser Harfenspieler Eine Person sey. Es ist zu überlegen, was wir thun, sowohl um des unglücklichen Mannes als der Familie willen. Mein Rath wäre nichts zu übereilen, abzuwarten, was uns der Arzt, den wir eben von dort zurück erwarten, für Nachrichten bringt.

Jeder-

Jedermann war derſelben Meynung, und der Abbé fuhr fort: eine andere Frage, die vielleicht ſchneller abzuthun iſt, entſteht zu gleicher Zeit, der Markeſe iſt unglaublich gerührt über die Gaſtfreundſchaft, die ſeine arme Nichte bey uns, beſonders bey unſerm jungen Freunde gefunden hat. Ich habe ihm die ganze Geſchichte umſtändlich, ja wiederholt erzählen müſſen, und er zeigte ſeine lebhafteſte Dankbarkeit. Der junge Mann, ſagte er, hat ausgeſchlagen mit mir zu reiſen, ehe er das Verhältniß kannte, das unter uns beſteht. Ich bin ihm nun kein Fremder mehr, von deſſen Art zu ſeyn, und von deſſen Laune er etwa nicht gewis wäre; ich bin ſein Verbundener, wenn Sie wollen ſein Verwandter, und da ſein Knabe, den er nicht zurück laſſen wollte, erſt das Hinderniß war, das ihn abhielt ſich zu mir zu geſellen, ſo laſſen Sie jetzt dieſes Kind zum

schönern Bande werden, das uns nur desto fester aneinander knüpft. Über die Verbindlichkeit, die ich nun schon habe, sey er mir noch auf der Reise nützlich, er kehre mit mir zurück, mein älterer Bruder wird ihn mit Freuden empfangen, er verschmähe die Erbschaft seines Pflegekindes nicht, denn nach einer geheimen Abrede unseres Vaters mit seinem Freunde ist das Vermögen, das er seiner Tochter zugewendet hatte, wieder an uns zurückgefallen, und wir wollen dem Wohlthäter unserer Nichte gewiß das nicht vorenthalten, was er verdient hat.

Therese nahm Wilhelmen bey der Hand, und sagte: wir erleben abermals hier so einen schönen Fall, daß uneigennütziges Wohlthun die höchsten und schönsten Zinsen bringt. Folgen Sie diesem sonderbaren Ruf, und indem Sie sich um den Markese doppelt verdient machen, eilen Sie einem schönen Lande

entgegen, das Ihre Einbildungskraft und Ihr Herz mehr als Einmal an ſich gezogen hat.

Ich überlaſſe mich ganz meinen Freunden und Ihrer Führung, ſagte Wilhelm; es iſt vergebens in dieſer Welt nach eigenem Willen zu ſtreben. Was ich feſt zu halten wünſchte, muß ich fahren laſſen, und eine unverdiente Wohlthat drängt ſich mir auf.

Mit einen Druck auf Thereſens Hand machte Wilhelm die ſeinige los. Ich überlaſſe Ihnen ganz, ſagte er zu dem Abbé, was Sie über mich beſchließen, wenn ich meinen Felix nicht von mir zu laſſen brauche, ſo bin ich zufrieden überall hinzugehn, und alles, was man für recht hält, zu unternehmen.

Auf dieſe Erklärung entwarf der Abbé ſogleich ſeinen Plan. Man ſolle, ſagte er, den Markeſe abreiſen laſſen, Wilhelm ſolle

die Nachricht des Arztes abwarten, und alsdann, wenn man überlegt hätte, was zu thun ſey, könne Wilhelm mit Felix nachreiſen. So bedeutete er auch den Markeſe, unter einem Vorwand, daß die Einrichtungen des jungen Freundes zur Reiſe ihn nicht abhalten müßten, die Merkwürdigkeiten der Stadt indeſſen zu beſehn. Der Markeſe ging ab, nicht ohne wiederholte lebhafte Verſicherung ſeiner Dankbarkeit, wovon die Geſchenke, die er zurückließ, und die aus Juwelen, geſchnittenen Steinen und geſtickten Stoffen beſtunden, einen genugſamen Beweis gaben.

Wilhelm war nun auch völlig reiſefertig, und man war um ſo mehr verlegen, daß keine Nachrichten von dem Arzt kommen wollten, man befürchtete dem armen Harfenſpieler möchte ein Unglück begegnet ſeyn, zu eben der Zeit als man hoffen konnte, ihn

durchaus in einen beſſern Zuſtand zu verſetzen. Man ſchickte den Curier fort, der kaum weggeritten war, als am Abend der Arzt mit einem Fremden hereintrat, deſſen Geſtalt und Weſen bedeutend, ernſthaft und auffallend war, und den niemand kannte. Beyde Ankömmlinge ſchwiegen eine Zeit lang ſtille, endlich ging der Fremde auf Wilhelmen los, reichte ihm die Hand und ſagte: Kennen Sie Ihren alten Freund nicht mehr? Es war die Stimme des Harfenſpielers, aber von ſeiner Geſtalt ſchien keine Spur übrig geblieben zu ſeyn. Er war in der gewöhnlichen Tracht eines Reiſenden, reinlich und anſtändig gekleidet, ſein Bart war verſchwunden, ſeinen Locken ſah man einige Kunſt an, und was ihn eigentlich ganz unkenntlich machte, war, daß an ſeinem bedeutenden Geſichte die Züge des Alters nicht mehr erſchienen. Wilhelm umarmte ihn mit der leb-

haftesten Freude, er ward den andern vorgestellt, und betrug sich sehr vernünftig, und wußte nicht, wie bekannt er der Gesellschaft noch vor kurzem geworden war. Sie werden Geduld mit einem Menschen haben, fuhr er mit großer Gelassenheit fort, der, so erwachsen er auch aussieht, nach einem langen Leiden erst wie ein unerfahrnes Kind in die Welt tritt. Diesem wackren Mann bin ich schuldig, daß ich wieder in einer menschlichen Gesellschaft erscheinen kann.

Man hieß ihn willkommen, und der Arzt veranlaßte sogleich einen Spaziergang, um das Gespräch abzubrechen, und ins Gleichgültige zu lenken.

Als man allein war, gab der Arzt folgende Erklärung: Die Genesung dieses Mannes ist uns durch den sonderbarsten Zufall geglückt. Wir hatten ihn lange nach unserer Überzeugung moralisch und physisch be-

handelt, es ging auch bis auf einen gewiſſen Grad ganz gut, allein die Todesfurcht war noch immer groß bey ihm, und ſeinen Bart und ſein langes Kleid wollte er uns nicht aufopfern; übrigens nahm er mehr Theil an den weltlichen Dingen, und ſeine Geſänge ſchienen, wie ſeine Vorſtellungsart, wieder dem Leben ſich zu nähern. Sie wiſſen, welch ein ſonderbarer Brief des Geiſtlichen mich von hier abrief, ich kam, ich fand unſern Mann ganz verändert, er hatte freywillig ſeinen Bart hergegeben, er hatte erlaubt ſeine Locken in eine hergebrachte Form zuzuſchneiden; er verlangte gewöhnliche Kleider, und ſchien auf einmal ein anderer Menſch geworden zu ſeyn. Wir waren neugierig die Urſache dieſer Verwandlung zu ergründen, und wagten doch nicht uns mit ihm ſelbſt darüber einzulaſſen; endlich entdeckten wir zufällig das ſonderbare Verhält-

nis. Ein Glas flüssiges Opium fehlte in der Hausapotheke des Geistlichen, man hielt für nöthig die strengste Untersuchung anzustellen, jedermann suchte sich des Verdachtes zu erwehren, es gab unter den Hausgenossen heftige Scenen. Endlich trat dieser Mann auf, und gestand, daß er es besitze; man fragte ihn, ob er davon genommen habe? er sagte nein! fuhr aber fort: Ich danke diesem Besitz, die Wiederkehr meiner Vernunft, es hängt von euch ab mir dieses Fläschchen zu nehmen, und ihr werdet mich ohne Hoffnung in meinen alten Zustand wieder zurückfallen sehen. Das Gefühl, daß es wünschenswerth sey die Leiden dieser Erde durch den Tod geendigt zu sehen, brachte mich zuerst auf den Weg der Genesung; bald darauf entstand der Gedanke, sie durch einen freywillig[illegible] Tod zu endigen, und ich nahm in dieser Absicht, das Glas hinweg; die Mög-

lichkeit, sogleich die großen Schmerzen auf ewig aufzuheben, gab mir Kraft die Schmerzen zu ertragen, und so habe ich, seitdem ich den Talismann besitze, mich durch die Nähe des Todes wieder in das Leben zurückgedrängt? Sorgt nicht, sagte er, daß ich Gebrauch davon mache, sondern entschließt Euch, als Kenner des menschlichen Herzens, mich, indem Ihr mir die Unabhängigkeit vom Leben zugesteht, erst vom Leben recht abhängig zu machen. Nach reiflicher Überlegung drangen wir nicht weiter in ihn, und er führt nun in einem festen, geschliffnen Glasfläschchen dieses Gift als das sonderbarste Gegengift bey sich.

Man unterrichtete den Arzt von allem, was indessen entdeckt worden war, und man beschloß gegen Augustin das tiefste Stillschweigen zu beobachten. Der Abbé nahm sich vor, ihn nicht von seiner Seite zu las-

ſen, und ihn auf dem guten Wege, den er betreten hatte, fortzuführen.

Indeſſen ſollte Wilhelm die Reiſe durch Deutſchland mit dem Markeſe vollenden. Schien es möglich Auguſtinen eine Neigung zu ſeinem Vaterlande wieder einzuflößen, ſo wollte man ſeinen Verwandten den Zuſtand entdecken, und Wilhelm ſollte ihn den Seinigen wieder zuführen.

Dieſer hatte nun alle Anſtalten zu ſeiner Reiſe gemacht, und wenn es im Anfang wunderbar ſchien, daß Auguſtin ſich freute, als er vernahm, wie ſein alter Freund und Wohlthäter ſich ſogleich wieder entfernen ſollte, ſo entdeckte doch der Abbé bald den Grund dieſer ſeltſamen Gemüthsbewegung. Auguſtin konnte ſeine alte Furcht, die er vor Felix hatte, nicht überwinden, und wünſchte den Knaben je eher, je lieber entfernt zu ſehen.

Nun waren nach und nach so viele Menschen angekommen, so daß man sie im Schloß und in den Seitengebäuden kaum alle unterbringen konnte, um so mehr als man nicht gleich Anfangs auf den Empfang so vieler Gäste die Einrichtung gemacht hatte. Man frühstückte, man speiste zusammen, und hätte sich gern beredet, man lebe in einer vergnüglichen Übereinstimmung, wenn schon in der Stille die Gemüther sich gewissermaßen auseinander sehnten. Therese war manchmal mit Lothario, noch öfters aber allein ausgeritten, sie hatte in der Nachbarschaft schon alle Landwirthe und Landwirthinnen kennen lernen; es war ihr Haushaltungsprinzip, und sie mochte nicht unrecht haben, daß man mit Nachbarn und Nachbarinnen im besten Vernehmen und immer in einem ewigen Gefälligkeitswechsel stehen müsse. Von einer Verbindung zwischen ihr

und Lothario schien gar die Rede nicht zu seyn, die beyden Schwestern hatten sich viel zu sagen, der Abbé schien den Umgang des Harfenspielers zu suchen. Jarno hatte mit dem Arzt öftere Conferenzen, Friedrich hielt sich an Wilhelmen, und Felix war überall, wo es ihm gut ging. So vereinigten sich auch meistentheils die Paare auf dem Spaziergang, indem die Gesellschaft sich trennte, und wenn sie zusammen seyn mußten, so nahm man geschwind seine Zuflucht zur Musik, um alle zu verbinden, indem man jeden sich selbst wieder gab.

Unversehens vermehrte der Graf die Gesellschaft, seine Gemahlin abzuholen, und, wie es schien, einen feyerlichen Abschied von seinen weltlichen Verwandten zu nehmen. Jarno eilte ihm bis an den Wagen entgegen, und als der Ankommende fragte, was er für Gesellschaft finde? so sagte jener in

einem Anfall von toller Laune, die ihn immer ergriff, sobald er den Grafen gewahr ward. Sie finden den ganzen Adel der Welt beysammen, Markesen, Marqui's, Milord's und Baronen, es hat nur noch an einen Grafen gefehlt. So ging man die Treppe hinauf, und Wilhelm war die erste Person, die ihnen im Vorsaal entgegen kam. Milord! sagte der Graf zu ihm auf französisch, nachdem er ihn einen Augenblick betrachtet hatte, ich freue mich sehr, Ihre Bekanntschaft unvermuthet zu erneuern; denn ich müßte mich sehr irren, wenn ich Sie nicht im Gefolge des Prinzen sollte in meinem Schlosse gesehen haben. — Ich hatte das Glück Ew. Exzellenz damals aufzuwarten, versetzte Wilhelm, nur erzeigen Sie mir zu viel Ehre, wenn Sie mich für einen Engländer und zwar vom ersten Range halten, ich bin ein Deutscher, und — zwar ein sehr

braver junger Mann, fiel Jarno sogleich ein. Der Graf sah Wilhelmen lächelnd an, und wollte eben etwas erwiedern, als die übrige Gesellschaft herbey kam, und ihn aufs freundlichste begrüßte. Man entschuldigte sich, daß man ihm nicht sogleich ein anständiges Zimmer anweisen könne, und versprach den nöthigen Raum ungesäumt zu verschaffen.

Ey ey! sagte er lächelnd, ich sehe wohl, daß man dem Zufalle überlassen hat, den Fourierzettel zu machen; mit Vorsicht und Einrichtung, wie viel ist da nicht möglich! Jetzt bitte ich Euch, rührt mir keinen Pantoffel vom Platze, denn sonst, seh ich wohl, giebt es eine große Unordnung, jedermann wird unbequem wohnen, und das soll niemand um meinetwillen wo möglich auch nur eine Stunde. Sie waren Zeuge, sagte er zu Jarno, und auch Sie Mister, indem er sich zu Wilhelmen wandte, wie viele

Menſchen ich damals auf meinem Schloſſe bequem untergebracht habe. Man gebe mir die Liſte der Perſonen und Bedienten, man zeige mir an, wie jedermann gegenwärtig einquartirt iſt, ich will einen Dislokationsplan machen, daß mit der wenigſten Bemühung jedermann eine geräumliche Wohnung finde, und daß noch Platz für einen Gaſt bleiben ſoll, der ſich zufälligerweiſe bey uns einſtellen könnte.

Jarno machte ſogleich den Adjutanten des Grafen, verſchaffte ihm alle nöthigen Notizen, und hatte nach ſeiner Art den größten Spaß, wenn er den alten Herrn mitunter irre machen konnte. Dieſer gewann aber bald einen großen Triumph. Die Einrichtung war fertig, er ließ in ſeiner Gegenwart die Nahmen über alle Thüren ſchreiben, und man konnte nicht leugnen, daß mit wenig Umſtänden und Veränderungen

der Zweck völlig erreicht war. Auch hatte es Jarno unter andern so geleitet, daß die Personen, die in dem gegenwärtigen Augenblick ein Interesse an einander nahmen, zusammen wohnten.

Nachdem alles eingerichtet war, sagte der Graf zu Jarno: Helfen Sie mir auf die Spur wegen des jungen Mannes, den Sie da Meister nennen, und der ein Deutscher seyn soll. Jarno schwieg still, denn er wußte recht gut, daß der Graf einer von denen Leuten war, die, wenn sie fragen, eigentlich belehren wollen, auch fuhr dieser, ohne Antwort abzuwarten, in seiner Rede fort: Sie hatten mir ihn damals vorgestellt, und im Nahmen des Prinzen bestens empfohlen. Wenn seine Mutter auch eine Deutsche war, so hafte ich für, daß sein Vater ein Engländer ist, und zwar von Stande; wer wollte das englische Blut alles berechnen, das seit

dreyßig

dreyßig Jahren in deutſchen Adern herum fließt; ich will weiter nicht darauf dringen, Ihr habt immer ſolche Familiengeheimniſſe, doch mir wird man in ſolchen Fällen nichts aufbinden. Darauf erzählte er noch verſchiedenes, was damals mit Wilhelmen auf ſeinem Schloß vorgegangen ſeyn ſollte, wozu Jarno gleichfalls ſchwieg, obgleich der Graf ganz irrig war, und Wilhelmen mit einem jungen Engländer in des Prinzen Gefolge mehr als einmal verwechſelte. Der gute Herr hatte in frühern Zeiten ein vortreffliches Gedächtniß gehabt, und war noch immer ſtolz darauf, ſich der geringſten Umſtände ſeiner Jugend erinnern zu können; nun beſtimmte er aber mit eben der Gewißheit wunderbare Combinationen und Fabeln als wahr, die ihm bey zunehmender Schwäche ſeines Gedächtniſſes ſeine Einbildungskraft einmal vorgeſpiegelt hatte. Übrigens war er

ſehr mild und gefällig geworden, und ſeine Gegenwart wirkte recht günſtig auf die Geſellſchaft. Er verlangte, daß man etwas Nützliches zuſammen leſen ſollte, ja ſogar gab er manchmal kleine Spiele an, die er, wo nicht mitſpielte, doch mit großer Sorgfalt dirigirte, und da man ſich über ſeine Herablaſſung verwunderte, ſagte er: es ſey die Pflicht eines jeden, der ſich in Hauptſachen von der Welt entferne, daß er in gleichgültigen Dingen ſich ihr deſtomehr gleich ſtelle.

Wilhelm hatte unter dieſen Spielen mehr als Einen bänglichen und verdrießlichen Augenblick, der leichtſinnige Friedrich ergriff manche Gelegenheit, um auf eine Neigung Wilhelms gegen Natalien zu deuten. Wie konnte er darauf fallen? wodurch war er dazu berechtigt? und mußte nicht die Geſellſchaft glauben, daß, weil beyde viel mit

einander umgingen, Wilhelm ihm eine so unvorsichtige und unglückliche Confidenz gemacht habe.

Eines Tages waren sie bey einem solchen Scherze heiterer als gewöhnlich, als Augustin auf einmal zur Thüre, die er aufriß, mit gräßlicher Gebärde herein stürzte; sein Angesicht war blaß, sein Auge wild, er schien reden zu wollen, die Sprache versagte ihm. Die Gesellschaft entsetzte sich, Lothario und Jarno, die eine Rückkehr des Wahnsinns vermutheten, sprangen auf ihn los, und hielten ihn fest. Stotternd und dumpf, dann heftig und gewaltsam sprach und rief er: nicht mich haltet, eilt! helft! rettet das Kind! Felix ist vergiftet!

Sie ließen ihn los, er eilte zur Thüre hinaus, und voll Entsetzen drängte sich die Gesellschaft ihm nach. Man rief nach dem Arzte, Augustin richtete seine Schritte nach

dem Zimmer des Abbés, man fand das Kind, das erſchrocken und verlegen ſchien, als man ihm ſchon von weitem zurief: was haſt Du angefangen?

Lieber Vater! rief Felix, ich habe nicht aus der Flaſche, ich habe aus dem Glaſe getrunken, ich war ſo durſtig.

Auguſtin ſchlug die Hände zuſammen, rief: er iſt verlohren! drängte ſich durch die Umſtehenden, und eilte davon.

Sie fanden ein Glas Mandelmilch auf dem Tiſche ſtehen, und eine Karavine daneben, die über die Hälfte leer war, der Arzt kam, er erfuhr, was man wußte, und ſah mit Entſetzen das wohlbekannte Fläſchchen, worin ſich das flüſſige Opium befunden hatte, leer auf dem Tiſche liegen, er ließ Eſſig herbey ſchaffen, und rief alle Mittel ſeiner Kunſt zu Hülfe.

Natalie ließ den Knaben in ein Zimmer

bringen, sie bemühte sich ängstlich um ihn. Der Abbé war fortgerannt, Augustinen aufzusuchen, und einige Aufklärungen von ihm zu erdringen. Eben so hatte sich der unglückliche Vater vergebens bemüht, und fand, als er zurückkam, auf allen Gesichtern Bangigkeit und Sorge. Der Arzt hatte indessen die Mandelmilch im Glase untersucht, es entdeckte sich die stärkste Beymischung von Opium, das Kind lag auf dem Ruhebette und schien sehr krank, es bat den Vater, daß man ihm nur nichts mehr einschütten, daß man es nur nicht mehr quälen möchte. Lothar hatte seine Leute ausgeschickt und war selbst weggeritten, um der Flucht Augustins auf die Spur zu kommen. Natalie saß bey dem Kinde, es flüchtete auf ihren Schooß, und bat sie flehentlich um Schutz, flehentlich um ein Stückchen Zucker, der Essig sey gar zu sauer! Der Arzt gab es zu; man müsse

das Kind, das in der entſetzlichſten Bewegung war, ſagte er, einen Augenblick ruhen laſſen, es ſey alles räthliche geſchehen, er wolle das mögliche thun. Der Graf trat mit einigem Unwillen, wie es ſchien, herbey, er ſah ernſt, ja feyerlich aus, legte die Hände auf das Kind, blickte gen Himmel, und blieb einige Augenblicke in dieſer Stellung. Wilhelm, der troſtlos in einem Seſſel lag, ſprang auf, warf einen Blick voll Verzweiflung auf Natalien und ging zur Thüre hinaus.

Kurz darauf verließ auch der Graf das Zimmer.

Ich begreife nicht, ſagte der Arzt nach einiger Pauſe, daß ſich auch nicht die geringſte Spur eines gefährlichen Zuſtandes am Kinde zeigt. Auch nur mit einem Schluck muß es eine ungeheure Doſe Opium zu ſich genommen haben, und nun finde ich an ſeinem Pulſe keine weitere Bewegung, als ich mei-

nen Mitteln und der Furcht zuſchreiben kann, in die wir das Kind verſetzt haben.

Bald darauf trat Jarno mit der Nachricht herein, daß man Auguſtin auf dem Oberboden in ſeinem Blute gefunden habe, ein Schermeſſer habe neben ihm gelegen, wahrſcheinlich habe er ſich die Kehle abgeſchnitten. Der Arzt eilte fort und begegnete den Leuten, welche den Körper zur Treppe heruntérbrachten. Er ward auf ein Bett gelegt und genau unterſucht, der Schnitt war in die Luftröhre gegangen, auf einen ſtarken Blutverluſt war eine Ohnmacht gefolgt, doch ließ ſich bald bemerken, daß noch Leben, daß noch Hoffnung übrig ſey. Der Arzt brachte den Körper in die rechte Lage, fügte die getrennten Theile zuſammen, und legte den Verband auf. Die Nacht ging allen ſchlafloſ und ſorgenvoll vorüber. Das Kind wollte ſich nicht von Natalien trennen laſſen.

Wilhelm ſaß vor ihr auf einem Schemel; er hatte die Füße des Knaben auf ſeinem Schoße, Kopf und Bruſt lagen auf dem ihrigen, ſo theilten ſie die angenehme Laſt und die ſchmerzlichen Sorgen, und verharrten bis der Tag anbrach, in der unbequemen und traurigen Lage. Natalie hatte Wilhelmen ihre Hand gegeben, ſie ſprachen kein Wort, ſahen auf das Kind, und ſahen einander an. Lothario und Jarno ſaßen am andern Ende des Zimmers, und führten ein ſehr bedeutendes Geſpräch, das wir gern, wenn uns die Begebenheiten nicht zu ſehr drängten, unſern Leſern hier mittheilten. Der Knabe ſchlief ſanft, erwachte am frühen Morgen ganz heiter, ſprang auf und verlangte ein Butterbrodt.

Sobald Auguſtin ſich einigermaßen erholt hatte, ſuchte man einige Aufklärung von ihm zu erhalten, man erfuhr nicht ohne

Mühe, und nur nach und nach: daß, als er bey der unglücklichen Dislocation des Grafen in Ein Zimmer mit dem Abbé versetzt worden, er das Manuscript gefunden habe, worin er seine Geschichte las, sein Entsetzen sey ohne gleichen gewesen, und er habe sich nun überzeugt, daß er nicht länger leben dürfe, sogleich habe er seine gewöhnliche Zuflucht zum Opium genommen, habe es in ein Glas Mandelmilch geschüttet, und habe doch, als er es an den Mund gesetzt, geschaudert; darauf habe er es stehen lassen, um nochmals durch den Garten zu laufen und die Welt zu sehen, bey seiner Zurückkunft habe er das Kind gefunden, eben beschäftigt, das Glas, woraus es getrunken, wieder voll zu gießen.

Man bat den Unglücklichen, ruhig zu seyn, er faßte Wilhelmen krampfhaft bey der Hand; ach! sagte er, warum habe ich dich nicht längst verlassen, ich wußte wohl,

daß ich den Knaben tödten würde, und er mich. Der Knabe lebt! ſagte Wilhelm. Der Arzt, der aufmerkſam zugehört hatte, fragte Auguſtinen, ob alles Getränke vergiftet geweſen? Er verſetzte, nein! nur das Glas. So hat durch den glücklichſten Zufall, rief der Arzt, das Kind aus der Flaſche getrunken! Ein guter Genius hat ſeine Hand geführt, daß es nicht nach den Tode griff, der ſo nahe zubereitet ſtand! Nein! nein! rief Wilhelm mit einem Schrey, indem er die Hände vor die Augen hielt, wie fürchterlich iſt dieſe Ausſage! ausdrücklich ſagte das Kind: daß es nicht aus der Flaſche, ſondern aus dem Glaſe getrunken habe. Seine Geſundheit iſt nur ein Schein, es wird uns unter den Händen wegſterben. Er eilte fort, der Arzt ging hinunter und fragte, indem er das Kind liebkoſte, nicht wahr, Felix, du haſt aus der Flaſche getrunken und nicht aus dem

Glaſe? das Kind fing an zu weinen. Der Arzt erzählte Natalien im ſtillen, wie ſich die Sache verhalte, auch ſie bemühte ſich vergebens, die Wahrheit von dem Kinde zu erfahren, es weinte nur heftiger, und ſo lange bis es einſchlief.

Wilhelm wachte bey ihm, die Nacht verging ruhig. Den andern Morgen fand man Auguſtinen todt in ſeinem Bette, er hatte die Aufmerkſamkeit ſeiner Wärter durch eine ſcheinbare Ruhe betrogen, den Verband ſtill aufgelöſt, und ſich verblutet. Natalie ging mit dem Kinde ſpatzieren, es war munter wie in ſeinen glücklichſten Tagen. Du biſt doch gut, ſagte Felix zu ihr, du zankſt nicht, du ſchlägſt mich nicht, ich will dirs nur ſagen, ich habe aus der Flaſche getrunken; Mutter Aurelie ſchlug mich immer auf die Finger, wenn ich nach der Karavine griff, der Vater ſah ſo bös aus, ich dachte, er würde mich ſchlagen.

Mit beflügelten Schritten eilte Natalie zu dem Schloſſe, Wilhelm kam ihr, noch voller Sorgen, entgegen. Glücklicher Vater! rief ſie laut, indem ſie das Kind aufhob und es ihm in die Arme warf, da haſt du deinen Sohn! er hat aus der Flaſche getrunken, ſeine Unart hat ihn gerettet.

Man erzählte den glücklichen Ausgang dem Grafen, der aber nur mit lächelnder, ſtillen, beſcheidnen Gewißheit zuhörte, mit der man den Irrthum guter Menſchen ertragen mag. Jarno, aufmerkſam auf alles, konnte diesmal eine ſolche hohe Selbſtgenügſamkeit nicht erklären, bis er endlich nach manchen Umſchweifen erfuhr: der Graf ſey überzeugt, das Kind habe wirklich Gift genommen, er habe es aber durch ſein Gebet und durch das Auflegen ſeiner Hände, wunderbar am Leben erhalten. Nun beſchloß er auch ſogleich wegzugehn, gepackt war bey

ihm alles wie gewöhnlich in Einem Augenblicke, und beym Abſchied faßte die ſchöne Gräfin Wilhelms Hand, ehe ſie noch die Hand der Schweſter los ließ, drückte alle vier Hände zuſammen, kehrte ſich ſchnell um, und ſtieg in den Wagen.

So viel ſchreckliche und wunderbare Begebenheiten, die ſich eine über die andere drängten, zu einer ungewohnten Lebensart nöthigten, und alles in Unordnung und Verwirrung ſetzten, hatten eine Art von fieberhafter Schwingung in das Haus gebracht. Die Stunden des Schlafens und Wachens, des Eſſens, Trinkens und geſellſchaften Zuſammenſeyns waren verrückt und umgekehrt. Außer Thereſen war niemand in ſeinem Geleiſe geblieben, die Männer ſuchten durch geiſtige Getränke ihre gute Laune wieder herzuſtellen, und, indem ſie ſich eine künſtliche Stimmung gaben, entfernten ſie die natür-

liche, die uns allein wahre Heiterkeit und Thätigkeit gewährt.

Wilhelm war durch die heftigſten Leidenſchaften bewegt und zerrüttet, die unvermutheten und ſchreckhaften Anfälle hatten ſein Innerſtes ganz aus aller Faſſung gebracht, einer Leidenſchaft zu wiederſtehn, die ſich des Herzens ſo gewaltſam bemächtigt hatte. Felix war ihm wiedergegeben, und doch ſchien ihm alles zu fehlen, die Briefe von Wernern mit den Anweiſungen waren da, ihm mangelte nichts zu ſeiner Reiſe, als der Muth ſich zu entfernen. Alles drängte ihn zu dieſer Reiſe. Er konnte vermuthen, daß Lothario und Thereſe nur auf ſeine Entfernung warteten, um ſich trauen zu laſſen. Jarno war wieder ſeine Gewohnheit ſtill, und man hätte beynahe ſagen können, es habe ſich etwas von ſeiner gewöhnlichen Heiterkeit verlohren. Glücklicherweiſe half der Arzt

unſerm Freunde einigermaßen aus der Verlegenheit, indem er ihn für krank erklärte, und ihm Arzney gab.

Die Geſellſchaft kam immer Abends zuſammen, und Friedrich, der ausgelaſſene Menſch, der gewöhnlich mehr Wein als billig trank, bemächtigte ſich des Geſprächs, und brachte nach ſeiner Art, mit hundert Zitaten und eulenſpiegelhaften Anſpielungen, die Geſellſchaft zum Lachen, und ſetzte ſie auch nicht ſelten in Verlegenheit, indem er laut zu denken ſich erlaubte.

An die Krankheit ſeines Freundes ſchien er gar nicht zu glauben. Einſt, als ſie alle beyſammen waren, rief er aus: Wie nennt ihr das Übel, Doktor, das unſern Freund angefallen hat? paßt hier keiner von den dreytauſend Nahmen, mit denen ihr eure Unwiſſenheit ausputzt? An ähnlichen Beyſpielen wenigſtens hat es nicht gefehlt. Es

kommt, fuhr er mit einem emphatiſchen Tone fort, ein ſolcher Kaſus in der ägyptiſchen oder babyloniſchen Geſchichte vor.

Die Geſellſchaft ſah einander an und lächelte.

Wie hieß der König? rief er aus, und hielt einen Augenblick inne. Wenn ihr mir nicht einhelfen wollt, fuhr er fort, ſo werde ich mir ſelbſt zu helfen wiſſen. Er riß die Thürflügel auf, und wies nach dem großen Bilde im Vorſaal. Wie heißt der Ziegenbart mit der Krone dort, der ſich am Fuße des Bettes um ſeinen kranken Sohn abhärmt? Wie heißt die Schöne, die herein tritt, und in ihren ſittſamen Schelmenaugen Gift und Gegengift zugleich führt? Wie heißt der Pfuſcher von Arzt, dem erſt in dieſem Augenblicke ein Licht aufgeht, der das erſtemal in ſeinem Leben Gelegenheit findet, ein vernünftiges Recept zu verordnen, eine Arzney

zu reichen, die aus dem Grunde curirt, und die eben so wohlschmeckend als heilsam ist?

In diesem Tone fuhr er fort zu schwadroniren. Die Gesellschaft nahm sich so gut als möglich zusammen, und verbarg ihre Verlegenheit hinter einem gezwungenen Lächeln. Eine leichte Röthe überzog Nataliens Wangen, und verrieth die Bewegungen ihres Herzens. Glücklicherweise ging sie mit Jarno auf und nieder; als sie an die Thüre kam, schritt sie mit einer klugen Bewegung hinaus, einigemal in dem Vorsaale hin und wieder, und ging sodann auf ihr Zimmer.

Die Gesellschaft war still. Friedrich fing an zu tanzen und zu singen:

O Ihr werdet Wunder sehn!
Was geschehn ist, ist geschehn,
Was gesagt ist, ist gesagt.
Eh es tagt,
Sollt Ihr Wunder sehn.

Thereſe war Natalien nachgegangen, Friedrich zog den Arzt vor das große Gemälde, hielt eine lächerliche Lobrede auf die Medicin, und ſchlich davon.

Lothario hatte bisher in einer Fenſtervertiefung geſtanden, und ſah, ohne ſich zu rühren, in den Garten hinunter. Wilhelm war in der ſchrecklichſten Lage. Selbſt, da er ſich nun mit ſeinem Freunde allein ſah, blieb er eine Zeit lang ſtill, er überlief mit flüchtigem Blick ſeine Geſchichte, und ſah zuletzt mit Schaudern auf ſeinen gegenwärtigen Zuſtand, endlich ſprang er auf und rief: bin ich Schuld an dem, was vorgeht, an dem, was mir und Ihnen begegnet, ſo ſtrafen Sie mich! Zu meinen übrigen Leiden entziehen Sie mir Ihre Freundſchaft, und laſſen Sie mich ohne Troſt in die weite Welt hinaus gehen, in der ich mich lange hätte verlieren ſollen. Sehen Sie aber in mir

das Opfer einer grauſamen zufälligen Verwicklung, aus der ich mich heraus zu winden unfähig war, ſo geben Sie mir die Verſicherung Ihrer Liebe, Ihrer Freundſchaft auf eine Reiſe mit, die ich nicht länger verſchieben darf. Es wird eine Zeit kommen, wo ich Ihnen werde ſagen können, was dieſe Tage in mir vorgegangen iſt, vielleicht leide ich eben jetzt dieſe Strafe, weil ich mich Ihnen nicht früh genug entdeckte, weil ich gezaudert habe, mich Ihnen ganz zu zeigen, wie ich bin; Sie hätten mir beygeſtanden, Sie hätten mir zur rechten Zeit los geholfen. Aber und abermal gehen mir die Augen über mich ſelbſt auf, immer zu ſpät und immer umſonſt. Wie ſehr verdiente ich die Strafrede Jarno's! Wie glaubte ich ſie gefaßt zu haben, wie hoffte ich ſie zu nutzen, ein neues Leben zu gewinnen! Konnte ichs? Sollte ichs? Vergebens klagen wir Menſchen

uns ſelbſt, vergebens das Schickſal an! Wir ſind elend und zum Elend beſtimmt, und iſt es nicht völlig einerley, ob eigene Schuld, höherer Einfluß oder Zufall, Tugend oder Laſter, Weisheit oder Wahnſinn uns ins Verderben ſtürzen. Leben Sie wohl, ich werde keinen Augenblick länger in dem Hauſe verweilen, in welchem ich das Gaſtrecht, wi[der] der meinen Willen, ſo ſchrecklich verletzt ha[be], die Indiskretion Ihres Bruders iſt unv[er]zeihlich, ſie treibt mein Unglück auf den höchſten Grad, ſie macht mich verzweifeln.

Und wenn nun, verſetzte Lothario, indem er ihn bey der Hand nahm, Ihre Verbindung mit meiner Schweſter die geheime Bedingung wäre, unter welcher ſich Thereſe entſchloſſen hat, mir ihre Hand zu geben? Eine ſolche Entſchädigung hat Ihnen das edle Mädchen zugedacht; ſie ſchwur, daß dieſes doppelte Paar an Einem Tage zum

Altare gehen ſollte. Sein Verſtand hat mich gewählt, ſagte ſie, ſein Herz fordert Natalien, und mein Verſtand wird ſeinem Herzen zu Hülfe kommen. Wir wurden einig, Natalien und ſie zu beobachten, wir machten den Abbé zu unſerm Vertrauten, dem wir verſprechen mußten, keinen Schritt zu dieſer Verbindung zu thun, ſondern alles ſeinen Gang gehen zu laſſen. Wir haben es gethan. Die Natur hat gewirkt, und der tolle Bruder hat nur die reiſe Frucht abgeſchüttelt. Laſſen Sie uns, da wir einmal ſo wunderbar zuſammen kommen, nicht ein gemeines Leben führen, laſſen Sie uns zuſammen auf eine würdige Weiſe thätig ſeyn! Unglaublich iſt es, was ein gebildeter Menſch für ſich und andere thun kann, wenn er, ohne herrſchen zu wollen, das Gemüth hat Vormund von Vielen zu ſeyn, ſie leitet dasjenige zur rechten Zeit zu thun, was ſie

doch alle gerne thun möchten, und ſie zu ihren Zwecken führt, die ſie meiſtentheils recht gut im Auge haben, und nur meiſt die Wege dazu verfehlen. Laſſen Sie uns hierauf einen Bund ſchließen, es iſt keine Schwärmerey, es iſt eine Idee, die recht gut ausführbar iſt, und die öfters, nur nicht immer mit klarem Bewuſtſeyn, von guten Menſchen ausgeführt wird. Meine Schweſter Natalie iſt hiervon ein lebhaftes Beyſpiel. Unerreichbar wird immer die Handelsweiſe bleiben, welche die Natur dieſer ſchönen Seele vorgeſchrieben hat. Ja ſie verdient dieſen Ehrennahmen vor vielen andern, mehr, wenn ich ſagen darf, als unſre edle Tante ſelbſt, die zu der Zeit, als unſer guter Arzt jenes Manuſcript ſo rubricirte, die ſchönſte Natur war, die wir in unſerm Kreiſe kannten. Indeß hat Natalie ſich entwickelt, und die Menſchheit freut ſich einer ſolchen Erſcheinung.

Er wollte weiter reden, aber Friedrich sprang mit großem Geschrey herein. Welch einen Kranz verdien ich? rief er aus, und wie werdet Ihr mich belohnen? Myrthen, Lorbeer, Epheu, Eichenlaub, das frischeste, das Ihr finden könnt, windet zusammen! so viel Verdienste habt Ihr in mir zu krönen. Natalie ist Dein! ich bin der Zauberer, der diesen Schatz gehoben hat.

Er schwärmt, sagte Wilhelm, und ich gehe.

Hast Du Auftrag? sagte der Baron, indem er Wilhelmen fest hielt.

Aus eigner Macht und Gewalt, versetzte Friedrich, auch von Gottes Gnaden, wenn Ihr wollt; so war ich Freyersmann, so bin ich jetzt Gesandter, ich habe an der Thüre gehorcht, sie hat sich ganz dem Abbé entdeckt.

Unverschämter! sagte Lotario, wer heißt Dich horchen.

Wer heißt sie sich einschließen! versetzte Friedrich; ich hörte alles ganz genau, Natalie war sehr bewegt. In der Nacht, da das Kind so krank schien, und halb auf ihrem Schoße ruhte, als Du trostlos vor ihr saßest, und die geliebte Bürde mit ihr theiltest, that sie das Gelübde, wenn das Kind stürbe, Dir ihre Liebe zu bekennen, und Dir selbst die Hand anzubieten; jetzt da das Kind lebt, warum soll sie ihre Gesinnung verändern? Was man einmal so verspricht, hält man unter jeder Bedingung. Nun wird der Pfaffe kommen, und wunder denken, was er für Neuigkeiten bringt.

Der Abbé trat ins Zimmer. Wir wissen alles, rief Friedrich ihm entgegen, macht es kurz, denn ihr kommt bloß um der Formalität willen, zu weiter nichts werden die Herren verlangt.

Er hat gehorcht, sagte der Baron. — Wie ungezogen! rief der Abbé!

Nun geschwind, versetzte Friedrich, wie sieht's mit den Ceremonien aus? die lassen sich an den Fingern herzählen, ihr müßt reisen, die Einladung des Markese kommt euch herrlich zu statten. Seyd ihr nur einmal über die Alpen, so findet sich zu Hause alles, die Menschen wissen's euch Dank, wenn ihr etwas wunderliches unternehmt, ihr verschafft ihnen eine Unterhaltung, die sie nicht zu bezahlen brauchen. Es ist eben, als wenn ihr eine Freyredoute gäbt, es können alle Stände daran Theil nehmen.

Ihr habt euch freylich mit solchen Volksfesten schon sehr ums Publikum verdient gemacht, versetzte der Abbé, und ich komme, so scheint es heute, nicht mehr zum Wort.

Ist nicht alles wie ich's sage; versetzte Friedrich, so belehrt uns eines bessern. Kommt

herüber, kommt herüber! wir müssen sie sehen und uns freuen.

Lothario umarmte seinen Freund und führte ihn zu der Schwester, sie kam mit Theresen ihnen entgegen, alles schwieg.

Nicht gezaudert, rief Friedrich, in zwey Tagen könnt ihr reisefertig seyn. Wie meint ihr Freund, fuhr er fort, indem er sich zu Wilhelmen wendete, als wir Bekanntschaft machten, als ich euch den schönen Strauß abforderte, wer konnte denken, daß ihr jemals eine solche Blume aus meiner Hand empfangen würdet?

Erinnern Sie mich nicht in diesem Augenblicke des höchsten Glückes an jene Zeiten!

Deren ihr euch nicht schämen sollet, so wenig man sich seiner Abkunft zu schämen hat. Die Zeiten waren gut, und ich muß lachen, wenn ich dich ansehe, du kommst mir vor wie Saul, der Sohn Kis, der ausging

ſeines Vaters Eſelinnen zu ſuchen, und ein Königreich fand.

Ich kenne den Werth eines Königreichs nicht, verſetzte Wilhelm, aber ich weiß, daß ich ein Glück erlangt habe, das ich nicht verdiene, und das ich mit nichts in der Welt vertauſchen möchte.

Bei Johann Friedrich Unger ſind folgende neue Werke zur Michaelis-Meſſe 1796 fertig geworden.

Beleuchtung, (nähere) des dem Freiherrn von Mack zugeſchriebenen Operationsplans für den Feldzug 1794 des öſterr. franz. Krieges, freimüthig und wahr, 3ter und letzter Bd. gr. 8. mit Plane. 1 thl. 12 gr.

Deutſchland, fürs Jahr 1796. 6, 7, 8s Heft. Der Jahrgang aus 12 Stück beſtehend 8. broſchirt, koſtet 5 thlr.

Girtanners D. Chriſtoph hiſtoriſche Nachrichten über die franz. Revolution. 8ter Bd. 8.

Neue Aufl. Mit einem Plane der Thuillerien. 1 thl. 8 gr.

Deſſelben 12ter Band. 8. 1 thl. 12. gr.

Göthe's neue Schriften. 6ter Band. 8.

Deſſelben Wilhelm Meiſters Lehrjahre. 4ter und letzter Band. 8. 2 thl.

Handbuch der Staats-Wirthſchaft, zum Gebrauch akademiſcher Vorleſungen. Nach Adam Smiths Grundſätzen ausgearbeitet, von Georg Sartorius. 8. 20 gr.

Hoffmann (des Herrn Geh. Rath von) einige kurze allgemeine Bemerkungen über den Staat, in Rückſicht ſeiner Aufnahme. 8. 6 gr.

Herzensergießungen eines kunſtliebenden Kloſterbruders. Mit dem Bildniß Raphaels. 20 gr.

Kochbuch (neueſtes Berliniſches) oder Anweiſung Speiſen, Saucen und Gebackenes

ſchmackhaft zuzurichten. 11 Band. Dritte Auflage. 12 gr.

Oeuvres choisies de Mr de Florian recueillies à l'usage de la jeunesse. 8. 16 gr.

Recueil de tous les Traités, Conventions, Mémoires et Notes, conclus et publiés par la Couronne de Danemarc depuis l'avènement au trône du roi régnant jusqu' à l'époque actuelle, ou de l'année 1766 jusqu'en 1794 inclusivement. gr. 8. 1 thl. 12. gr.

Wittſtock (Levin Markus) ein Tauſend und Zwei und Sechzig Münz- und Wechſeltabellen von Friedrichsd'or, Dukaten, Souverain, Karolin, und Laubthaler, und von Berliner und Breslauer Pfunden, Hamburger Thaler und Mark Banko, Wiener und Holländiſchen Gulden, Londner Schilling und Pfund Sterling. Alles von 1 bis 100,000 gegen Preuß. Kourant reduzirt.

Zur großen Bequemlichkeit des handelnden Publikums sorgfältig berechnet. 8. 2 thl.

Woltmanns Geschichte der europäischen Staaten. 1 thl. 8 gr.

Sechs Kupfer

zu

Wilhelm Meisters Lehrjahre

von

J. W. von Göthe.

Berlin,

bei Friedrich Vieweg dem älteren.

10991

ZENTRALE DER DEUTSCHEN KLASSE
NATIONALE FORSCHUNGS- UND GEDENKSTÄTTEN

NATIONALE FORSCHUNGS- UND GEDENKSTÄTTEN

ZENTRALE GEDENKSTÄTTE DER DEUTSCHEN KLASSIK BUCHENWALD
NATIONALE FORSCHUNGS- UND GEDENKSTÄTTEN

Was wir bringen.

Vorspiel,

bey Eröffnung des neuen Schauspielhauses
zu Lauchstädt.

Von

Göthe.

Tübingen,
In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1802.

Was wir bringen.

Vorspiel.

Personen.

Vater Märten . . .	Hr. Malkolmi.
Mutter Marthe . .	Mad. Beck.
Nymphe	Dem. Maas.
Phone	Dem. Jagemann.
Pathos	Dem. Malkolmi.
Reisender	Hr. Becker.
Zwey Knaben.	

Bauernſtube.

An der rechten Seite niedriger Heerd, mit gelindem Feuer und einigen Töpfen; an der linken Seite hölzerner Tiſch und Stuhl. In der Höhe, gleich unter der Decke, ein Teppich aufgehängt.

Erſter Auftritt.

Vater Märten, Mutter Marthe.

Beyde in rechtlichen Bauerkleidern.

Vater.

(geht in Gedanken, einigermaſen bewegt, auf und ab.)

Mutter.

(hausmütterlich geſchäftig, hin und wieder. Sie breitet eine Serviette auf den Tiſch, nimmt vom Heerde einen Napf, trägt ihn auf, legt einen Löffel dazu und ſpricht indeſſen.)

Setze dich doch, lieber Alter, ſetze dich ruhig hin, genieße dein Frühſtück mit Gelaſſenheit! Nun? was ſoll denn das ſchon wieder? ſage nur, was haſt du? Alle dieſe Tage her biſt du nachdenk-

lich, gehst auf und ab, sprichst wenig, bist zerstreut. Hast du was auf dem Herzen? Heraus damit! wie kannst du mirs verschweigen?

Vater.

Es giebt in der Welt so mancherley zu bedenken

Mutter.

Ja freylich zu bedenken und zu bethun. Frühstücke jetzt in Ruhe! dann hinaus, aufs Feld, sieh zu, wie sich die Früchte erholt haben, und bringe mir gute Nachricht. Für mich giebts zu Hause genug zu schaffen, im Stalle, in der Scheune, auf dem Boden, im Keller, in der Küche. Und das Gesinde mag seyn wie es will, wenn die Frau nicht hinten und vorne ist; so kommt doch nichts zu Stande. Laß dir die Suppe schmekken, setze dich. (sie nöthigt ihn zu sitzen.) Daß sie nicht kalt wird! Hier ist der Löffel! hier! (sie nöthigt ihn zu essen.)

Vater.

Nun nun, nur nicht zu hastig. Ich will das Maul schon finden.

Mutter.

(im Hinausgehen bey Seite.) Ich begreife nicht,

was er haben mag. Er scheint mir schon seit einigen Tagen ganz verändert. Seine Pfeife schmeckt ihm nicht mehr, und er lebt mir nicht mehr zu Willen. Was kann das heissen? das muß heraus, und zwar je eher je lieber.

Zweyter Auftritt.

Vater Märten allein.

(er steht auf und sieht sich behutsam um, ob die Frau weg ist.) Sie ist fort, nun bin ich auf eine Weile sicher. Geschwind ans Werk! noch einmal durchgemessen, ob wohl auch alles, wie wirs zugelegt haben, auf die Stelle paßt. (Er holt einen etwa sechsfüßigen Maasstab und mißt, erst aus der Tiefe des Theaters hervor) Sechs, und hernach wieder Vier, sodann Acht und wieder Sechs! ganz richtig. (Er ist indessen ins Proscenium gekommen) Wie wird sie sich wundern, wenn sie erfährt, daß ich das alte Haus wegreiße, daß ich ein neues baue, daß alles schon parat ist.

Dritter Auftritt.

Vater Märten, Mutter Marthe.

Mutter.

(tritt geſchäftig herein, wie jemand, der etwas verloren oder vergeſſen hat, ſie ſtutzt, indem ſie die Handlung ihres Mannes gewahr wird, und kommt langſam hervor.)

Vater. . . . . .

(miſt indeß von der linken Seite des Proſceniums gegen die rechte.) Vier, und dann Sechs und wieder Sechs! (indem er den Maasſtab umſchlagen will, trift er ſeine Frau, die eben dazwiſchen tritt.).

Mutter.

(den Schlag parirend und den Maasſtab auffaſſend) Halte! nicht ſo eifrig.

Vater.

(einigermaßen verlegen) Ey ſieh! biſt du auch da?

Mutter.

Um noch in meinen alten Tagen Schläge zu kriegen.

Vater.

(verdrießlich, humoriſtiſch.) Warum gehſt du nicht aus dem Wege, wenn gemeſſen wird.

Mutter.

Was wird gemeſſen?

Vater.

(der ſich gefaßt hat.) Siehſt du nicht? dieſer Fußboden, dieſes Zimmer, dieſes Haus.

Mutter.

Und wozu ſolche Umſtände?

Vater.

(nach einer Pauſe.) Da es nun einmal nicht länger zu verheimlichen iſt, da du mich belauſcht haſt; ſo mag's denn auch heraus. Kurz und gut! ich baue.

Mutter.

Doch wohl Schlöſſer in die Luft, wie ſchon öfters.

Vater.

Nein, nein, im Ernſte. Dieſes unſer Haus baue ich ganz neu, von Grund auf, und ehe ein Paar Tage vergehn, reißt ich das alte auf der Stelle nieder.

Mutter.

Das iſt eine Grille, die dir ſchon oft gekommen und oft vergangen iſt.

Vater.

Dießmal ſoll ſie ausgeführt werden.

Mutter.

In deinen alten Tagen.

Vater.

Eben, wenn man alt iſt, muß man zeigen, daß man noch Luſt zu leben hat. Mache dich gefaßt, räume auf, räume aus! Richte dich ein. Nächſtens wirſt du da droben die Schindeln krachen hören.

Mutter.

Ach! du lieber Gott! was ſoll das heißen? Du biſt ja ganz verändert, Männchen. Sonſt nahmſt du doch vernünftige Vorſtellungen an, jetzt willſt du deiner guten Frau das Haus überm Kopfe zuſammen reißen.

Vater.

Ueberm Kopf nicht, du darfſt nur hinaus gehen.

Mutter.

Meine ſchönen Geſchirre werden mir zerſchlagen und verbeult.

Vater.

Die trägſt du zur Nachbarin.

Mutter.

Und meine Kleider!

Vater.

Die giebſt du der Frau Pfarrin aufzuheben.

Mutter.

Meine Tiſche, Stühle und Betten.

Vater.

Die ſtellen wir in die Scheune, bis alles wieder fertig iſt.

Mutter.

Und mein Heerd, an dem ich ſchon dreyßig Jahre koche.

Vater.

Der wird weggeriſſen, dafür baue ich dir eine eigene Küche, in der du wieder dreyßig Jahre kochen kannſt.

Mutter.

Das werde ich nie gewohnt werden.

Vater.

Zur Bequemlichkeit gewöhnt man ſich doch auch. Aber daß mir durch das alte, morſche Dach Schnee und Regen auf der Naſe tanzen ſoll, daran kann ich mich nicht gewöhnen.

Mutter.

Laß es ausflicken.

Vater.

Es muß ganz herunter. Hängt doch da dro-ben noch der Teppich, den wir neulich aufbin-den mußten, als uns der Schnee im Bett zu be-suchen kam.

Mutter.

Das geht vorüber.

Vater.

Der Staub auch und die Unluſt, die du vom Bauen haben wirſt.

Mutter.

Soll es denn wirklich wahr werden? Läßt du dir denn gar nicht zureden.

Vater.

Laß dir nur auch einmal zureden, dann iſt al-les gut. Unſer Haus liegt an der Straße, wo ſo viele Leute vorbey fahren, wo ſo mancher einkehrt, und nun ſoll ich, bis an mein Ende, die Demü-thigung erdulden, daß die Reiſenden auswendig ſpotten, und die Gäſte inwendig klagen.

Mutter.

Haben ſie doch das Eſſen gelobt.

Vater.

Aber die Wohnung geſcholten.

Mutter.

Den Kaffe gepriesen.

Vater.

Und auf die niedrigen Thüren geflucht.

Mutter.

Die Betten gut gefunden.

Vater.

Und einen bequemen Sitz entbehrt. Nur Geduld! Was wir gutes hatten, werden wir behalten, und was uns fehlte, muß ſich finden. Geſtehe ich dirs alſo nur! mit dem Gevatter Mauter, mit dem Vetter Zimmermann iſt ſchon Abrede genommen.

Mutter.

Eine Verſchwörung unter den Männern! Ihr saubern Zeiſige.

Vater.

Die Steine, die da draußen angefahren ſind, und zugehauen werden —

Mutter.

Ich will nicht hoffen!

Vater.

Die Zulage, an der sie eben arbeiten —

Mutter.

Ists möglich! welche Treulosigkeit.

Vater.

Gehören zu unserm Hause. Sind unser Haus, wie es nächstens da stehen wird.

Mutter.

Und ihr macht mir weiß, das Amt lasse neue Scheunen bauen.

Vater.

Das mußt du verzeihen.

Mutter.

Und ihr habt mich zum besten!

Vater.

Freylich! zu deinem Besten geschiehts.

Mutter.

Nein, das ist zu arg! Hinter meinem Rükken! Ohne mein Wissen und Willen.

Vater.

Beruhige dich.

Mutter.

Das schöne, alte Gebälke, noch von meinem Urgroßvater her.

Vater.

Schön wars zu seiner Zeit, jetzt ist es überall wurmstichig.

Mutter.

Das soll ich alles vor meinen Augen niederreißen sehen.

Vater.

Thue die Augen zu, bis es herunter ist. Sieh nicht hin, bis das neue droben steht! dann sollst du schon deine Freude haben. Eine schlechte Wohnung macht brave Leute verächtlich. Gut gesessen ist halb gegessen, und wenn du künftig deinen Gästen in bessern Zimmern, auf bequemern Sitzen deine guten Speisen aufsetzest, so werden sie ihnen gewiß besser schmecken als bisher.

Mutter.

Ich glaube es kaum! Sie werden im bessern Haus auch bessere Tafel erwarten.

Vater.

Nun, das ist auch kein Unglück. Da raffinirt man, man lernt was, man geht mit der Zeit.

Mutter.

Die Zeit läuft gar zu geschwind für meine alten Beine.

Vater.

Wir spannen vor.

Mutter.

Nein, ich kenne dich ganz und gar nicht. Ein böser Geist hat dich verblendet. Mit rechten Dingen gehts nicht zu. (sich setzend) Mir ists in alle Glieder geschlagen, ich kann nicht von der Stelle.

Vater.

(der indessen durchs Fenster gesehen) Da sich nun einmal die schwer bepackte Kutsche, mit sechs Pferden! Wahrscheinlich was Vornehmes. Ich schäme mich zu Tode, wenn sie bey uns einkehren.

Mutter.

(aufspringend) Laß sie nur kommen. Ist das Haus schlecht; so ist es doch reinlich und über die Bedienung sollen sie sich nicht beklagen. Ich habe noch allerley Vorrath! Geschwinde; geschwinde soll ein Essen parat stehen.

Vater.

Sieh nur! ein Paar artige kleine Knaben sitzen auf dem Bocke, der eine springt herunter, die Kutsche fährt langsam, er kommt aufs Haus zu. Das ist ein Springinsfeld! da ist er schon.

Vierter Auftritt:

Die Vorigen. Erster Knabe.

Erster Knabe.

Kann man hier unterkommen?

Mutter.

O ja, mein Sohn.

Erster Knabe.

Meine Herrschaften möchten sich hier ein Stündchen aufhalten.

Mutter.

Sie sollen uns nur die Ehre erzeigen, herein zu treten. Es wird sich schon was zu ihrer Bewirthung finden.

Erster Knabe.

O! dafür seyd unbesorgt; sie führen alles mit sich, was sie brauchen. (ab:)

Vater.

Nicht die beſte Nachricht für den Wirth.

Mutter.

Gleich bringe ich alles in Ordnung. (Sie räumt auf.) Geh ihnen indeſſen entgegen.

Vater.

Da iſt ſchon eine.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Nymphe, dann ein zweyter Knabe, welcher eine Chatulle nachträgt.

Nymphe.

Seyd mir gegrüßt, gute Leute.

Mutter.

Gegrüßt, ſchönes Frauenzimmer.

Vater.

Von Herzen willkommen.

Nymphe.

(ſieht ſich überall um.)

Vater.

(leiſe zur Mutter.) Sieh nur acht! Wie die den Mund aufthut, wirds wieder über das arme

Haus hergehen. Wahrscheinlich ists das Kammermädchen, die sich nach der Gelegenheit umsehen soll.

Mutter.

Laß das nur gut seyn, es geschieht heute nicht zum erstenmal.

Vater.

(vor sich.) Aber gewiß zum letztenmal. Morgen soll mir das Dach herunter.

Nymphe.

(die lebhaft zwischen beyde tritt.) O! wie wohl es mir bey euch wird, ihr lieben, guten Leute! diese geringscheinende Hütte wird mir ein Himmel.

Mutter.

Hörst du Alter!

Vater.

(vor sich.) Nun das ist curios. Das erstemal daß ich diese Redensarten höre!

Nymphe.

Hier fühle ich mich ganz zunächst an der Natur. Hier wird mein Auge durch keinen falschen Schimmer geblendet, hier genießt mein Herz die volle Freyheit, sich dem einfachen, beglückenden

Gefühl zu überlaſſen. Ach könnten meine Schweſtern, meine Freundinnen empfinden wie ich, wir würden zuſammen unſere Tage bey euch zubringen.

Mutter.

Haſt du es gehört, Alter?

Vater.

(für ſich.) Ich begreife kein Wort davon. Sie ſpricht von Schweſtern, von Freundinnen, alſo nicht von Herrſchaft. Wer mag ſie ſeyn? das ſchöne Kind, das in ſo einem verwünſchten Neſte ſein Leben zubringen möchte.

Nymphe.

(die indeſſen hinter den Heerd getreten iſt.) An dieſem Heerde wollt' ich ſtehen, hier wollte ich unſchuldige Speiſen kochen, euch mit herzlicher Liebe dienen, eyer Alter erleichtern, und mich ſo glücklich fühlen! (Sie nimmt einige Gefäße aus der Chatulle, und fängt an, ein Frühſtück zu bereiten.)

Sechſter Auftritt.

Die Vorigen. Erſter Knabe.

Erſter Knabe.

Wie finden Sie's denn? Iſt es erträglich?

Nymphe.

So schön, allerliebst, einzig! Sie sollen herein, geschwind herein.

(erster Knabe und Vater ab.)

Nymphe.

Ich weiß mir gar nichts besseres, als unter diesem ehrwürdigen Dache, an diesem niedrigen Heerde, in völliger Einstimmung mit meinen eignen Gefühlen, einen heitern Tag nach dem andern zu durchleben.

Mutter.

Ach Sie allerliebstes Kind, wären Sie nur um weniges früher gekommen. Mein Mann will das Haus einreißen, vielleicht hätten Sie es noch gerettet.

Nymphe.

Einreißen? dieses Denkmal früherer, goldener Zeiten, diese Wohnung des Friedens. O, der Grausame! (sie fährt in ihrer Beschäftigung fort.)

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Vater Märten. Phone. Erſter Knabe.

Vater.

Belieben Sie herein zu treten und ſich ſelbſt zu überzeugen, daß es noch allenfalls leidlich bey uns iſt. Freylich, wenn Sie in einiger Zeit wieder kommen, ſollen Sie es ſchon beſſer finden.

Phone.

Laſſen Sie das nur gut ſeyn, lieber Herr Wirth. Auf etwas mehr oder weniger kommts uns nicht an. Wir haben einen ſo guten Humor, daß wir uns alle Zuſtände leidlich, ja vergnüglich zu machen wiſſen.

Vater.

Da ſind Sie und das Fräulein dort ja wohl Zwillingsgeſchwiſter. Sie erzeigte uns auch die Ehre, dieſe Herberge ganz allerliebſt zu finden.

Phone.

Das könnte ich nun eben nicht ſagen. Mir iſt der Ort ganz gleichgültig. Das einzige, was ich nicht vertragen kann, iſt die lange Weile.

Vater.

Die iſt freylich mitunter hier zu Hauſe.

Phone.

Mir iſt aber dafür gar nicht bange; denn ich weiß ſie mir und andern zu vertreiben.

Vater.

Nun möchte ich doch ſehen, wie Sie das hier anfangen wollen.

Phone.

Das ſollt ihr gleich erfahren.

(ſie ſingt ein beliebtes Lied.)

Vater.

(der bisher mit Verwendrung zugehört.) Schön, allerliebſt! Ja ſo laß ich mirs gefallen.

Mutter.

(die gleichfalls von Zeit zu Zeit auf den Geſang gemerkt.) Wie meynſt du Alter! Ich dächte das ließe ſich hören.

Nymphe.

Liebe Schweſter, habe Dank für den holden Geſang, durch den du mein kleines Geſchäft erheitert haſt (indem Nymphe und Mutter den Tiſch zum Frühſtück zurechte machen. Sie ſtellen eine Art kleiner Terrine

und ſilberne Becher auf.) Genießt jetzt aber auch der einfachen Koſt, am ländlichen Heerde zubereitet. (zum Knaben) Gehe hinaus, bringe mir einige Feldblumen, daß ich dieſe Tafel damit ſchmücke.

Phone.

Das machſt du ſehr ſchön, liebe Schweſter.

Nymphe.

Aber wo bleibt unſere Dritte?

Erſter Knabe.

Sie ſitzt noch im Wagen, ſie will nicht herein, ich habe ſie zum ſchönſten gebeten. Sie ſchwur, eine ſolche Höhle nicht zu betreten.

Phone.

Wir müſſen ſelbſt gehen ſie zu holen. Komm.

Achter Auftritt.

Vater und Mutter.

Vater.

Hörſt du? eine Höhle! das ſoll man mir nicht zum zweytenmale ſagen, morgen muß das Dach herunter! ich will die Höhle ſchon luftig machen.

Mutter.

So höre doch, was die artige Kleine da sagt, es sey ein Paradies, versichert sie, unser Haus.

Vater.

Wer weiß, was sie unter Paradies versteht! Was aber eine Höhle heißen soll, weiß ich recht gut.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Pathos. Nymphe. Phone. Die beyden Knaben, welche sich bald entfernen.

Phone.

So komm doch herein, gute Schwester. Wo wir sind, kannst du wohl auch seyn.

Nymphe.

Genieße was wir dir bereitet haben, und verschmähe nicht diesen einfachen unschuldigen Aufenthalt.

Pathos.

Verschone mich mit deiner Kost. Was ich genießen kann, habe ich genossen. Laßt euch wohl werden auf eure Weise und bleibt unbesorgt um

mich. Nun aber vor allen Dingen verschließt Thor und Thüre, daß niemand weiter sich in unsern Kreis eindränge.

Vater.

(Geht auf kurze Zeit ab.)

Phone und Nymphe.

(setzen sich an den Tisch, und schlürfen, aus silbernen Bechern, das Aufgetragene.)

Pathos.

Wo ich hintrete, verwandelt sich alles! Und wenn mein Geist das Wirkliche umschaffen könnte, so müßte dieser Raum zum Tempel werden.

Mutter zu Vater.

Es muß doch so schlimm in unserm Hause nicht aussehen! die eine findet ein Paradies darin, die andere will es gar zum Tempel machen.

Vater.

Hätte ich das voraussehen können, so wären freylich die Baukosten zu ersparen gewesen. Indessen scheint es diese guten Kinder verwandeln nur für sich und nicht für andere Leute.

Pathos.

(zwischen beyde hineintretend.) Ihr scheint mir ein Paar ehrwürdige Leute.

Mutter.

Ob wir ehrwürdig ſind, das wiſſen wir nicht; aber daß wir ehrlich ſind, können wir betheuern.

Pathos.

Ihr lebt lange zuſammen?

Mutter.

Seit unſerer Jugend.

Pathos.

In dieſem baufälligen Hauſe.

Vater.

Ganz recht! das Haus war baufällig; da wir noch rüſtig waren.

Pathos.

(beyde mit einigem Erſtaunen anblickend.) Sollte ich wohl irren?

Mutter.

Was ſeht ihr uns ſo an, mein Fräulein?

Pathos.

Sollten die fabelhaften Zeiten wieder kehren?

Vater.

Wie meynt ihr das?

Pathos.

Sollte wohl hinter euch was anders verborgen ſeyn?

Mutter.

Ich begreife euch nicht. Ihr macht mir bange.

Pathos.

Habt ihr nichts von Philemon und Baucis gehört?

Vater.

Kein Sterbenswort.

Mutter.

Wer war denn das?

Pathos.

Ihr seyd es selbst, ohne es zu wissen. Ich sehe Philemon und Baucis vor mir.

Vater.

(vor sich) Nein, das wird zu arg! Erst verwandeln sie mir mein Haus in ein Paradies, eine Höhle, einen Tempel, und nun solls gar an uns selbst kommen! Wenn wir sie doch nur schon wieder los wären.

Pathos.

Ich sehe sie vor mir, die würdigen Gatten, verbunden in ihrer ersten Jugend, in treuer Gesellschaft ihr Leben hinbringen. Ein Chor von munteren Geschöpfen um sie her! Nach und nach lösen

ſie ſich los, die Töchter werden ausgeſtattet, die Söhne verſorgt, und ein frohes thätiges Alter beglükt die beyden.

Vater.

Bis jetzt redt ſie wahr.

Mutter.

Das trifft vollkommen.

Pathos.

Gaſtfreundlich und geſchäftig haben ſie immer Fremde bey ſich aufgenommen. Je beſchränkter ihre Wohnung war, deſto lebhafter zeigte ſich ihre Bemühung. Durch Neigung und Aufmerkſamkeit erſetzten ſie, was zu erſetzen war.

Mutter.

Hörſt du, das klingt anders, als du erwarteteſt.

Vater.

Auf eine ſolche Lobrede hatte ich mich freylich nicht vorgeſehen.

Pathos.

In dem Gefühl ihrer Beſcheidenheit hielten ſie ihren Zuſtand nicht gering, das alte Haus nicht zu enge, nicht zu ſchlecht.

Vater.

(bey Seite) Das paßt nun nicht, denn das alte Haus habe ich schon lange sehr schlecht gefunden.

Pathos.

Und eben diese Bescheidenheit verhinderte sie, zu erkennen, daß sie Götter aufgenommen hatten.

Vater.

(bey Seite) Nun fängt mirs an, unheimlich zu werden. Denn entweder das sind die Götter selbst, oder es ist nicht richtig im Oberstübchen.

Pathos.

(zu den übrigen, die indessen aufgestanden sind) O! meine Schwestern, diese guten würdigen Leute verdienen, daß ihnen ein neues Haus erbauet, daß sie verjüngt, daß sie zu Priestern eingeweiht werden des Tempels der schönsten Gastfreundschaft.

Phone.

Wir sind es zufrieden, meine Schwester. Du vermagst viel über die Gemüther; aber was wirst du über diese Balken und Steine vermögen?

Vater.

Was das betrifft, deßhalb seyn Sie unbesorgt, eben bin ich im Begriff zu bauen. Steine, Holz

und alles Nöthige ist angeschafft. Nur mit meiner Frau bin ich noch nicht ganz einig.

Mutter.

Nun, nun! die Frauenzimmer haben auch vom Verjüngen gesprochen. Wenn sich das so thun ließe! Zum neuen Gasthof eine neue Wirthin, ein neuer Wirth! das ließe sich hören.

Vater.

Laß das gut seyn! daran, fürcht' ich, möcht es hapern.

Pathos.

Sprecht nicht mehr vom Gasthof, es ist von ganz andern Dingen die Rede.

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Reisender.

Reisender.

(draußen) He! Wirthshaus! Wirthshaus! Warum ist das Thor zu? Warum ist die Thüre verschlossen? Laßt mich ein! ich muß hinein.

Pathos.

Wer ist der Unverschämte, der unsere heiligen Zirkel zu stören droht.

Vater.

(gegen das Fenster) Es ist ein Fußreisender.

Phone.

(gegen das Fenster) Ein hübscher, junger Mensch.

Nymphe.

(gegen das Fenster) Ach gewiß einer von den liebenswürdigen, die sichs so sauer werden lassen, überall die holden Naturscenen aufzusuchen. Der Himmel hat sich auf einmal überzogen, ich fürchte ein Gewitter. Laßt mir den Guten nicht weiter gehen, laßt ihn herein.

Pathos.

Habt ihr ein ander Zimmer, gute Leute, daß ich allein seyn kann?

Vater.

Was ihr seht, ist das ganze Haus.

Pathos.

So muß er draußen bleiben, ich kann ihm nicht helfen.

(das Fenster geht auf, Reisender springt herein, im Kostum der bessern deutschen Zufreisenden.)

Reisender.

Was sehe ich? Einen leeren, verlaßnen Raum

glaubte ich zu betreten, und finde die vortrefflichſte Geſellſchaft. Seyn Sie mir gegrüßt, meine Damen, gegrüßt, Herr und Frau Wirthin! Manchen Wald habe ich durchwandelt, manch Gebirg durchſtiegen, manche Ausſicht bewundert, maſtche Ruine durchkrochen, in mancher Mühle durchnachtet; aber ſolch ein glückliches Abentheuer iſt mir nirgends aufgeſtoßen.

Phone.

(leiſe zu den andern) Er gefällt mir gar nicht übel.

Nymphe.

Er hat was ſehr intereſſantes.

Pathos.

Gute Sitten und Lebensart läßt er hoffen.

Reiſender.

Wo ſoll ich anfangen? wo ſoll ich aufhören? Soll ich geiſtreicher Anmuth, ſoll ich edler Natürlichkeit, ſoll ich der Majeſtät, dem Biederſinn, der Treuherzigkeit opfern?

Phone.

Das ſcheint ein Phiſionomiſt zu ſeyn, er macht uns Complimente, die wir gern annehmen. Wenn

er mir nur nicht, um ſichrer zu gehen, nach der neuen Methode, den Kopf befühlen will.

Vater.

Womit kann man dienen?

Mutter.

Was ſteht zu Befehl?

Nymphe.

Vielleicht verſchmähen Sie unſer Frühſtück nicht? Kann ich aufwarten? (ſie reicht ihm einen Becher.)

Reiſender.

Aus ſo ſchönen Händen einen Labetrunk. Wer könnte den verſchmähen; aber beſchämen Sie mich nicht! an mir iſt zu fragen: womit ich aufwarten? womit ich dienen kann?

Phone.

Was haben Sie uns denn anzubieten?

Reiſender.

Ohne Praleren, die kunſtreichſte Unterhaltung.

Phone.

Uns! eine kunſtreiche Unterhaltung! Schweſter, wir wollen doch ſehen, wie er das anfängt.

Nymphe.

Nun iſt meine ganze Freude hin! ich hielte ihn

für einen zarten, feinfühlenden Sohn der Natur und wollte mich eben mit ihm über Berg und Hügel, über Aussichten, Thäler und verfallene Schlösser unterhalten, und am Ende ist der gute Mensch ein Taschenspieler!

Pathos.

Und wenn es wäre; so hätte es nichts zu sagen. Ich kann dergleichen wohl mit ansehen, wenn ich nur weiter nichts damit zu schaffen haben soll.

Phone.

(zum Reisenden) Nun! und so wären Sie also denn doch, was man einen Taschenspieler heißt?

Reisender.

Keineswegs, meine Damen! Für eine jede Kunst, für ein jedes Handwerk hat die Welt einen Spitznahmen, ja für das Edelste und Beste einen Eckelnahmen gefunden. Doch wenn ich mich selbst ankündigen soll; so bin ich ein Physikus, der wunderliche Dinge hervorzubringen und darzustellen weiß. Ein Physikus ist verwandt mit dem höchsten Ernst, da mag er ein Philosoph heißen und mit dem gemeinsten Spas, da kann er für einen Taschenspieler gelten.

Nymphe.

Mit allem solchem Zeuge mag ich eben gar nichts zu thun haben.

Phone.

Und warum nicht? ich werde immer heiter, wenn man mich auf eine unschuldige Weise zum Besten hat.

Pathos.

So laßt ihn denn doch nur gewähren und seht seinen Scherzen mit Vergnügen zu. Immer ist es besser, daß er eure Augen, eure Sinne betrügt, als wenn er euer Herz oder euren Geschmack verführen wollte.

Reisender.

Sie scheinen, meine Damen, diese geringen Verdienste, die ich Ihnen anzubieten habe, wenn ich aufrichtig seyn soll, auch etwas gar zu gering zu schätzen. Es möchten wohl Späße seyn, was ich im Sinn habe; aber so ganz pur spaßhaft sind sie nicht; denn ich spaße zum Beyspiel nicht allein. Wollen Sie nicht Theil daran nehmen, und zwar persönlichen Theil; so läßt sich gar nichts ausrich-

ten. Fangen wir zum Beyſpiel gleich davon an: daß Sie ſich hier nicht zum Beſten befinden.

Nymphe.

Und warum nicht?

Phone.

So ganz übel könnt ich doch auch nicht ſagen.

Pathos.

Wir wollen geſtehen, daß es wohl beſſer ſeyn könnte.

Reiſender.

Viel zu umſtändlich wäre es, hier am Orte eine Veränderung abzuwarten.

Vater.

Nun freylich! und ich müßte noch dazu Sie erſuchen, das Haus zu räumen, ehe ich das neue aufſtellen könnte.

Reiſender.

Deshalb hielte ich es für das ſicherſte, wir veränderten ſelbſt den Ort! welches mit keinen gar zu großen Schwierigkeiten verbunden ſeyn möchte.

Phone.

Freylich, wenn wir uns in den Wagen ſetzen und, in ſchlechtem oder gutem Wetter, noch ſo viele Meilen weiter fahren wollten.

Nymphe.

Ja wohl! und mir gefällt es hier für dießmal, laß uns eben bleiben.

Pathos.

So hört doch wenigstens, was er zu sagen hat. Die Art, wie er es vorbringt, läßt mich hoffen, daß er dabey was eigenes denken mag.

Reisender.

Gewiß und ohngezweifelt, meine Damen! denn wie würde ich mich nur irgend mit Recht einen Physikus nennen können, wenn ich nicht die wunderbaren Mittel, durch die man das Unmögliche möglich macht, so bequem wie ein anderes Hokus Pokus, in Händen hätte. Beliebt nun, zum Beyspiel Ihnen sämmtlich, wie wir hier beysammen sind, den Ort zu verändern, in die Luft zu steigen, an einem andern Orte, an einem würdigern Platze sich niederzulassen?

Pathos.

Das sollte mir ganz angenehm seyn.

Phone.

Ich gehe gleich auch mit.

Nymphe.

Ich entschliesse mich, obgleich ungern. Hier von diesem Bezirk der Unschuld reiße ich mich nur mit Schmerzen los.

Reisender.

Nun Alter, wie sichts mit euch aus? seyd ihr auch dabey?

Vater.

Es ist ein wunderlicher Vorschlag! Fast habe ich Lust! doch sagt mir nur erst wie es werden soll?

Reisender.

Und sie, gute Frau?

Mutter.

Nein, ich will nichts damit zu schaffen haben. Das ist baare Hexerey! und bin ich doch schon oft, blos darum, weil ich eine tüchtige gute Hausmutter bin, in den Verdacht gekommen, als flöge der Drache bey mir ein und aus. Fort, junger Herr, bleibt mir vom Leibe.

Reisender.

Niemand ist gezwungen. Die meisten Stimmen, hoffe ich, sind für die Fahrt, wenn wir ein

künſtliches Fuhrwerk herbeyſchaffen. Wer mitgehen will, hebe die Hand auf.

(alle heben die Hand auf außer Mutter.)

Vorher aber muß ich ſie auch durchaus beruhigen. Von Luftballonen haben Sie neuerer Zeit viel gehört. Herren und Frauen ſind damit aufgeſtiegen. Ferner aus ältern Zeiten, iſt die wahrhafte Geſchichte von Fauſts Mantel jedem bekannt. Aus dieſen beyden Verſuchen werden wir einen dritten bilden, der fürtrefflich gelingen muß. Hier oben ſehe ich einen Teppich hängen! was iſt das für ein Teppich?

Vater.

Sonſt hielten wir ihn ſehr in Ehren. Es iſt ein alter, geerbter Teppich; doch jetzt haben wir ihn dahinauf gebunden, weil der letzte Schnee uns eben auf die unverſchämteſte Weiſe im Bette beſuchen wollte.

Reiſender.

Könnten wir den Teppich nicht geſchwind herunter nehmen?

Vater.

Geſchwind nicht wohl! Ich müßte die große

Leiter holen. Wir haben ein paar Stunden gebraucht, um ihn hinauf zu knüpfen.

Reisender.

Das thäte so viel nicht. Wenn Sie mitwirken wollen, meine Schönen, so getraue ich mir ihn in kurzer Zeit herab zu bringen. Nehmen Sie hier dieſe Blättchen, und ſingen Sie die wenigen Noten. Sie haben ſonſt von Liedern gehört, mit denen man den Mond herunter zieht, hier gilt es nur einen Teppich; aber es gilt für alles Hohe, das wir zu uns herunter ziehen, um uns deſto lebhafter von ihm hinaufheben zu laſſen.

(Die Damen ſingen. Reiſender entfernt ſich indeſſen, und benutzt die Zeit, die zu ſeiner Umkleidung nöthig iſt. Der Teppich ſteigt langſam nieder, und breitet ſich auf dem Boden aus.)

Warum doch erſchallen
Himmelwärts die Lieder? —
Zögen gerne nieder
Sterne, die droben
Blinken und wallen.
Zögen ſich Lunas
Lieblich Umarmen,

Zögen die warmen,
Wonnigen Tage
Seeliger Götter
Gern uns herab.

Reisender.

(der in einem weiten Talar zurückkommt.) Sie verzeihen, wenn ich in einer fremden Tracht erscheine! doch man bewirkt das Wunderbare nicht auf alltägliche Weise. Sie sehen, der Teppich hat sich herabgelassen und ist eben so bereit, um mit uns allen wieder aufzusteigen. Das Leichte hebt er leicht und mit Grazie; aber auch selbst das Schwerste schleppt er wenigstens in die Höhe. Wer hat Muth, ihn zu betreten.

Pathos.

(auf den Teppich tretend.) Ich werde ihn in die Höhe heben, er nicht mich.

Phone.

Ich merke schon wohin das geht, ich bin dabey. (sie tritt auf den Teppich.)

Nymphe.

Ich fühle eine gewisse Furcht. Ganz wohl ist mirs nicht zu Muthe, indeß, ihr Schwestern

zieht mich und ich bleibe nicht zurück. (tritt gleichfalls auf den Teppich.)

Reisender.

Nun Alter! wie siehts denn mit euch aus? getraut ihr euch nicht auch heran?

Vater.

Ich möchte wohl! ja, ich kann mich kaum enthalten. So etwas neues und sonderbares hätte ich gerne längst versucht.

Mutter.

Bist du denn ganz von allem guten Rath verlassen? Wo willst du hin? gelingt es, so bist du auf ewig verloren, mißlingt es, so brichst du wenigstens ein Bein.

Vater.

Abhalten laß ich mich nicht. Wo findet sich so eine Gelegenheit zum zweytenmale. Soll ich nicht so viel Muth haben, wie diese schönen Kinder.

Phone.

So recht Vater, kommt, haltet euch an mir, wenns euch schwindelt.

Vater.

Charmant. Das will ich mir nicht zum zweytenmale sagen lassen. (tritt auf den Teppich.)

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE.J.W.

3-598-50924-3
FN. 18819445

Reisender.

(der sie ordnet und revidirt.) Bald ists gut! noch aber fehlt das Gleichgewicht, denn, sehen Sie, ich werde mich als Ballast quer in die Mitte legen. Sie gute Frau muß nothwendig noch heran. Ich bitte gar sehr, komm sie doch zu uns.

Mutter.

Nein! da behüte mich Gott vor. Ich will mein Gewissen nicht beflecken! ich bleibe hier stehen und halten, und ich will mich gewiß nicht verführen lassen. Lieber Mann, gehe mir von dem verwünschten Teppiche herunter! ich bitte dich inständigst, aufs inständigste!

Vater.

Ich habe einmal Posto gefaßt, und ich denke mir, daß daraus was werden soll. Sage dem Gevater Maurer, sage dem Vetter Zimmermann: sie sollen nur alles besorgen und thun wie wir es abgeredet haben. Ich fahre indessen hin, ich komme, wills Gott, wieder. Ein neues Haus, ein neuer Mensch. So dächte ich, du kämst auch mit, da wäre doch alles gemeinschaftlich.

(die vordere Seite des Teppichs fängt an, sich in die Höhe zu heben und die darauf Stehenden zu bedecken.)

Mutter.

O weh! o weh! ich habe es für Spas gehalten, ich habe es für unmöglich gehalten und nun macht der Heremmeister Ernst. Der Teppich geht in die Höhe. Sie fliegen auf und davon. Ich fürchte auch die Frauen sind durchaus Heren und Zaubervolk.

Reisender.

(der hinter dem Teppich hervorkommt.) Liebe Frau, ich bitte sie mitzukommen. Es ist keine Gefahr dabey, es geht so sanft, wie ein Schiffchen auf dem Teich, und sie ist in der besten Gesellschaft.

Mutter.

Nein, nein, ich will von euch allen nichts wissen. Das mag mir eine saubere Gesellschaft seyn, die sich, mir nichts, dir nichts, entschließt, zum Teufel zu fahren. Ja, ja, Herr! mache er nur große Augen, schneide er nur Gesichter, mich erschreckt er nicht. Denkt er denn, daß ich den Schwarzen nicht auch im bunten Kittel erkennen werde. Ein Schwarzkünstler ist er, oder der Gott sey bey uns selbst.

Reisender.

Will sie, oder will sie nicht?

Mutter.

Laß er doch erst einmal seine Hände sehen! Warum hat er denn so lange Ermel, wenn er nicht die Klauen verbergen will? Warum ist denn der Talar so lang? als daß man den Pferdefuß nicht sehen soll. Nun so schlag er ihn doch zurück, wenn er ein gut Gewissen hat.

Reisender.

Sie hat mich ja vorhin ganz schmuk gesehen.

Mutter.

Was? was? Handschuh hatte er an, und Elephantenstränipfe! darunter läßt sich gar viel verbergen.

Reisender.

Nun so bleibe sie und erwarte sie wie es ihr geht. Wie wir hinaufgeflogen sind, stürzt das Haus zusammen. Mache sie wenigstens daß sie hinauskommt.

Mutter.

Nein! nein! hier bin ich gebohren, hier will ich leben und sterben. Laß doch sehen, ob die bösen

Geiſter das Haus einwerfen können, das die guten ſo lange erhalten haben.

Reiſender.

Nun Adjeu! denn! wenn ſie durchaus ſo halsſtarrig iſt; ſo folge ſie wenigſtens meinem letzten Rath: halte ſie die Augen feſt zu, bis alles vorbey iſt, und ſo Gott befohlen. (Geht hinter den Teppich.)

Mutter.

Gott befohlen! nun, das klingt doch nicht ſo ganz teufliſch. In dieß Eckchen will ich mich ſteken, die Augen will ich zuthun, mein Gebetlein verrichten, und abwarten, was über mich ergehen ſoll.

Vater.

(Hinter dem Teppich.) Lebe wohl Frau! nun geht es fort.

Mutter.

(An der rechten Seite knieend, und mit beyden Händen die Augen zuhaltend, ganz auſſer ſich.) Ja, nun gehts fort, und ich höre ſchon ſauſen, rauſchen, quiken, ſchreyen, ächzen. Der böſe Geiſt hat ſie in ſeinen Klauen. O weh! o weh! mein armer

Mann! Ich unglückseliges Weib. Ich höre knistern und krachen, das Gebälke bricht, der Schornstein fällt, die Mauern bersten. Ach! ach! Wär ich doch hinaus. Nun ists vorbey und das ist mein letztes.

Eilfter Auftritt.

(Der Schauplatz verwandelt sich in einen prächtigen Saal. Zu gleicher Zeit hebt sich der Teppich empor und bleibt in einer gewissen Höhe, als Baldachin, schweben. Darunter stehen Pathos in tragischer, Phone in opernhaft-phantastischer Kleidung, Nymphe weiß, mit Rosenguirlanden, Vater Märten in französischem, nicht zu altfränkischem Staatskleide, mit Alpongeperücke, Stock, den Hut unterm Arm. Der zweyte Knabe, mit zwey großen Masken, einer tragischen und komischen in Händen, der erste Knabe halb schwarz und halb rosenfarb gekleidet, mit zwey Fackeln, Reisender als Merkur.)

Mutter.

Nun ists vorbey! Alles ist so still geworden. Nun darf ich wohl wieder aufblinzen. (sie sieht erst durch die Finger, dann starrt sie die Gruppe, so wie das Haus an.) Wo bin ich hingekommen? bin ich auch entführt? Hat sich um mich alles verän-

dert? O wie seh ich aus? In diesen meinen Alltagskleidern, in der Kirche! unter so vornehmen Leuten. Wo verkrieche ich mich hin?

(sie tritt in die Coulisse, die ihr zunächst steht.)

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen außer Marthe.

Pathos.

Dank den Göttern, wir sind in unsere Heimath gebracht. Der Wunderbau ist vollendet: wie gut läßt sichs hier weilen und wohnen. Kommt Schwestern! durchforscht mit mir die Hallen unseres neuen Tempels.

(sie geht mit gemessenen Schritten nach dem Hintergrunde.)

Dreyzehnter Auftritt.

Die Vorigen außer Pathos.

Phone.

(zu Nymphe) Mir gefällt es hier außerordentlich.

Nymphe.

Ich wollte wir wären wo wir hergekommen sind. Dort war mirs doch behaglicher.

Phone.

Sieh nur! welche artige Kinder zu unſern Seiten ſtehen. Der meine iſt beſonders liebenswürdig. Du wendeſt dich weg, artiger Knabe! du fliehſt mich! o! ſo bleibe doch. Komm in meine Arme.

Erſter Knabe.

(Macht eine Bewegung nach der linken Seite.)

Phone.

(Folgt ihm.)

Erſter Knabe.

(Wendet ſich gegen die Rechte und zeigt ſeine ſchwarze Hälfte.)

Phone.

Was ſeh ich? welch ein wandelbarer Cameleon biſt du? Erſt ziehſt du mich mit allen Reizen an, nun erſcheinſt du mir fürchterlich. An dieſer Verwandlung erkenne ich dich wohl.

Erſter Knabe.

(der ſich wieder nach der linken Seite wendet und ſeine helle Hälfte zeigt.)

Phone.

Nun ſehe ich dich wieder heiter und ſchön. So abwechſelnd gefällſt du mir eben. Ich muß dich

haſchen, dich feſt halten und vermag ich es nicht, ſo will ich dich ewig verfolgen.

(Beyde ab, an der linken Seite des Grundes.)

Vierzehnter Auftritt.

Die Vorigen außer Phone und dem erſten Knaben.

Nymphe.

(zu dem Knaben) Laß mich in dieſen glänzenden Prachtſälen, in denen ich nur ein unendlich Leeres empfinde, dich liebes Kind an mein Herz drücken, und in deiner Kindernatur mich wieder herſtellen.

Zweyter Knabe.

(Hebt die komiſche Maske empor und hält ſie vors Geſicht.)

Nymphe.

O pfui! welch ein Abſcheu! welch ein Schreckbild! welch Entſetzen! entferne dich! (ſie macht einige Schritte gegen die linke Seite, der Knabe tritt ihr nach.) Laß mich! bleib zurück! Welch ein böſer Genius verfolgt mich. Ahnete mein Herz doch hier nichts gutes. Wie entkomme ich? wo fliehe ich hin? (ſie entflieht, vom Knaben verfolgt, nach der rechten Seite des Grundes.)

Fünfzehnter Auftritt.

Die Vorigen, außer Nymphe und zweyter Knabe.

Vater.

(welcher die ganze Zeit mit Verwunderung da gestanden, an der linken Seite ein wenig hervortretend.) Wunderbar genug gehts hier zu. Ich erhole mich noch nicht von meinem Erstaunen. Möchte ich doch wohl wissen, wie das zugegangen ist? wo wir sind? welcher König diesen Pallast bewohnt? Besonders artig aber sind ich es von den Geistern, daß sie auch gleich für unsere Garderobe gesorgt haben. Potz Fischchen! ich dächte so könnten wir uns bey Hofe wohl sehen lassen. (er geht mit Behaglichkeit nach dem Grunde.)

Sechzehnter Auftritt.

Merkur allein

(gegen die Zuschauer vortretend.)

Wenn ihr, verehrte Viele, die sich diesen Tag,
Zu unsres Festes Weihe, mächtig zugedrängt,
Des ersten Spiels leichtfertige Verworrenheit,
Mit günstigen Augen, angesehn, mit günstgem Ohr
Die räthselhaften Reden willig aufgefaßt;

So ſind auch wir der Pflichten, dankbar, eingedenk
Und, ohne Säumen, tret ich abgeſendet her,
Den Schleyer eilig wegzuheben, der, vielleicht,
Noch über unſern raſchbewegten Scherzen ſchwebt.

Wenn das Gefühl ſich herzlich oft in Dämmrung freut,
So gnüget heitre Sonnenklarheit nur dem Geiſt.
Und eurem Geiſte zuzuſprechen haben wir
Beſondrer Formen bunte Mannigfaltigkeit,
Verwegen und vertraulich, euch vorbey geführt.

Zuförderſt alſo wird euch nicht entgangen ſeyn,
Daß jener Bauernſtube niedrige Gelegenheit
Das alte Schauſpielhaus bedeutet, das euch ſonſt,
Mit ungefälliger Umgebung, oft bedrängt.
So gut als uns und das wir ſämmtlich ſtets verwünſcht.
Geſprengt iſt jene Raupenhülle, neu belebt
Erſcheinen wir in dieſes weiten Tempels Raum.
Bedeutend iſts zu gleicher Zeit und wirklich auch;
Denn ihr habt alle beſſern Platz, ſo gut als wir.
Drum Lob den Architecten, deren Sinn und Kraft,
Auch den Gewerken, deren Hand es ausgeführt.

Und wenn wir aus dem alten in den neuen Raum
Zu Fuße nicht gegangen, sondern, unverhofft,
Ein höh'res Wirken scheinbar uns hinweg geführt,
So zeigen diese Scherze, daß wir, mehr und mehr,
Zu höh'ren Regionen unsrer edlen Kunst
Uns aufzuschwingen, alle vorbereitet sind.
Weil aber uns im Sinne schwebt der alte Spruch:
Daß von den Göttern alles zu beginnen ist;
So denket jener Oberhäupter, deren Gunst
Des neuen Zustands Freundlichkeit gewährt.
Der beyden Fürsten, die von Einem alten Stamm
Entsprossen, und, gerüstet mit des Wirkens Kraft,
In ihrer hohen Thaten unbedingten Kreis
Auch uns, mit Vaterarmen, aufgefaßt.
So danket jenem, dieses Landes Herrn,
Der in dem holden Thale, das den grünen Schmuck
Belebter Zierde seiner Vaterhand verdankt,
Auch uns den Platz bezeichnet, uns, zugleich
Mit all den Seinen, friedliche Gesetzlichkeit
Und reifer Fülle sichern Dauerstand gewährt.
Sodann, dem nahverwandten danket, der uns her
Gesendet, einen Mustertheil des lauten Chors,
Der ihn umgiebt, verbreitend Kunst und Wissenschaft.

So haben beyde väterliche Fürsten denn
Der neuen Anstalt solche hohe Gunst erzeigt,
Auf daß, an unsern Stellen, beyde, wir und ihr,
Gedenken mögen, im Vergnügen unsrer Pflicht:
Uns wechselsweis zu bilden. Denn der Künste Chor
Tritt nie behaglich auf, wofern es nicht bequem
Gebahnte Wege findet. Durch ein wild Gesträuch,
Durch rohen Dorngeflechtes Unzugänglichkeit
Kann es die leichten Tänze nicht gefällig ziehn.
Was sie zu leisten immer auch sich vorgesetzt
Gelingt nur dann und wächst nur dann erst weiter fort,
Wenn, schon gebildet, ihnen, heiter, Herz und Sinn,
Mit lebenskräftger Fülle, reich, entgegen strebt.
So denken jene, die uns diesen Platz vertraut;
Und also denkt der große König ebenfalls,
Der nachbarlich an diese reiche Fluren gränzt.
Auch er erwartet, auf gesunden derben Stamm
Gepfropfter, guter, edler Früchte sich zu freun,
Und hoffet reiner Sitten innerlich Gesetz
Im Busen seines Volks lebendig aufgestellt,
Und, auf dem Weg durch die Gefilde schöner Kunst,
Nach lebensthätgen Zwecken unverwandten Blick.

So füllet nun das Haus, ihr Erdengötter,
Mit eurer Gegenwart, mit Euerm Sinn.
Daß, schauend oder wirkend, alle wir zugleich
Der höhern Bildung unverrückt entgegen gehn.
Und bietet aller Bildung nicht die Schauspielkunst,
Mit hundert Armen, ein phantastischer Riesengott,
Unendlich mannigfaltge, reiche Mittel dar?
Davon an unsern kleinen Kreis heran zu ziehn,
So viel als möglich, ist ein unverrückt Gesetz
In unserm Haushalt, und wir haben, heute gleich,
Das was wir bringen, euch, in Bildern, dargestellt.
Von denen geb ich schuld'ge Rechenschaft, zum Schluß,
Damit ihr deutlich schauet unsern ganzen Sinn.

Siebenzehnter Auftritt.

Merkur. Mutter Marthe.

Mutter.

(eilig von der rechten Seite her eintretend.) Ist denn niemand, gar niemand hier? ich laufe mich, in den weitläufigen Kreutzgängen, fast außer Athem. Es wird mir bange in dieser Einsamkeit.

Merkur.

So ſchneidet mir die gute Frau den Vortrag ab.

Mutter.

(ihn erblickend.) Gott ſey Dank wieder eine lebendige Seele. Wer ihr auch ſeyd habt Barmherzigkeit mit mir, ſagt mir wo ich bin, wo mein Mann iſt und, weil ihr gewiß mit dieſen Hexenmeiſtern zuſammenhängt, ſo ſchafft mir doch meine Sontagskleider. Zu Hauſe im Kaſten liegen ſie ganz ordentlich auf einander. Für einen von euren Geiſtern iſt es ein kleines Packet und mir iſt alles daran gelegen, mich, als eine wohl anſtändige Perſon, zu recommandiren.

Merkur.

(gegen das Publikum gewendet.)

Doch, daß ich ihre Gegenwart ſogleich benutze;
So ſprech' ichs aus: Hier dieſe gute Frau,
So wenig es ihr Anſehn geben mag,
Iſt ſelbſt ein allegoriſch Weſen.

Mutter.

Wie? was? ich ein Weſen? ich allegoriſch? Das ſagt mir ein anderer nach. Ich bin nicht allegoriſch, bin nicht a la mediſch. Doch wenn ich ſau-

bere Kleider haben will, um mich anständig, in vornehmer Gesellschaft sehen zu lassen; so ist es eine Schuldigkeit. Man geht nicht mit Alltagskleidern in die Kirche.

Merkur.

(immer gegen das Publikum gekehrt.)

Man könnte sie auch wohl symbolisch nennen.

Mutter.

Das ist zu arg, mein Herr, ich bin nicht simpel. Ein gutes einfaches Weib bin ich, das will ich bleiben und dafür gelten. (sie weint.)

Merkur. (wie oben)

Sie weine nur, bis ich mich deutlicher erklärt.
Sie zeigt, symbolisch, jenes aufgeweckte Spiel,
Das euch, grotesk, die Menschen darzustellen wagt.
Beschränkten Eigensinnen, heftige Begier
Und Abscheu, Zornes Raserey und faulen Schlaf,
Leichtfertige Verwegenheit, gemeinen Stolz.
In solchem Spiele tritt sie auf als Meisterin
Und außerdem, in manchem Sinn, erfreut sie euch.
Doch heute hat sie sich das Eine Bauerweib
So fest in Kopf gesetzt.

(auf sie losgehend.)

Madam!

Mutter.

Ey was Madam! Frau Marthe bin ich.

Merkur.

Wer dieſe Säle nur betritt der iſt Madam,
Drum fügen Sie ſich nur.

Mutter.

(ihm ſcharf ins Geſicht ſehend)

Irr' ich mich nicht, ſo ſeyd ihr gar der Schelm,
der mir den Mann entführt. Wo iſt mein Mann?

Achtzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Vater Märten, im Staatskleide.

Merkur.

Dieß zu erfahren fragen Sie die Excellenz,
Die dort ſich, gravitätiſch langſam, her bewegt.
Der Herr muß alles wiſſen, denn er iſt, ſchon längſt,
Der Königin Fac Totum, die uns alle vereint.

Mutter.

(geht, mit zunehmenden Reverenzen, auf den Hereintretenden los.)

Merkur.

Ich rede wahr, denn mannigfaltig ſind des

Mann's

Bemühungen, ihr wißt es wohl, in manchem Fach;
Doch heute stellt er euch das biedre Schauspiel dar,
Das euch des bürgerlichen Lebens innern Gang,
Mit wahrer Form und Farbe, vor die Augen bringt.
Ihr wißt wem dieß die Deutschen schuldig sind,
Nicht ungerüstet kommen wir zu diesem Fach.
(wie die beyden andern vortreten, zieht er sich ein wenig zurück.)

Vater.

(der gravitätisch, ohne auf die Frau zu merken, gegen das Proscenium hervor gekommen.)
Was will sie gute Frau?

Mutter.

Ach! gnädger Herr! wo ist mein Mann? Sie haben mir meinen Mann entführt. Ich bitte, um aller Welt willen, schaffen Sie mir ihn wieder.

Vater.

Haben ihn die Werber weggenommen? so eine junge hübsche Frau mag wohl einen hübschen, rüstigen Mann haben. Ich bedaure ihren Verlust! Es geht jezt etwas heftig mit der Rekroutirung.

Mutter.

Ach mein Gott! was sprechen Euer Excellenz!

was sprechen Sie von rüstig! von Rekrouten! Einen armen, alten, schwachen Ehekrüppel muß ich, schon mehrere Jahre, nur so hegen und pflegen.

Vater.

(halb für sich.) Ey du vermaledeytes Weib.

Mutter.

Was meinen Euer Excellenz?

Vater.

(mit verhaltenem Zorn.) Ich meyne: daß eine Frau besser von ihrem Mann sprechen sollte.

Mutter.

Verzeihen Euer Excellenz, ich habe viel zu viel Respect, um Ihnen eine Unwahrheit zu sagen. Die Haushaltung liegt ganz allein auf mir, mit dem Feldbau geht es nur so so. Nun hat er sich aus lauter Müßiggang, beym Pfeifchen Tabak, einen neuen Hausbau ausgedacht. Ueberhaupt weiß ich gar nicht was ich denken soll. Ehemals tappte er, nun man sollte es nicht sagen, aber wahr ists, auf allen Vieren, nur so durch die Welt hin, und sah weder rechts noch links, und gehorchte mir blindlings; nun aber hat er sich auf einmal auf die Hinterbeine gesetzt.

Vater.

Ordentlich wie ein Mensch? da thut er wohl dran.

Mutter.

Keineswegs, denn gleich hauen die Männer über die Schnur, wenn man ihnen ein bischen Luft läßt. Er hat sich mit Herrenmeistern eingelassen, die haben ihn auf und davon geführt und mich selbst behext, daß ich nicht weiß, wo ich zu Hause bin. Der thörige Graukopf ist an allem Schuld.

Vater.

Sie sollte vom Alter nicht verächtlich reden! weiß sie das. Ich bin auch alt und bin kein Krüppel, kein Tagedieb.

Mutter.

Ach ich bitte tausendmal um Vergebung! mit Euer Excellenz ist es ganz was anders. Euer Exzellenz stehen so derb auf den Füßen, anstatt daß mein Alter immer mit geknickten Knieen herumschlurft. Wie schön gerad halten Sie sich nicht, indeß mein Alter krumm und gebückt einher geht. In Euer Excellenz glattem Gesicht ist keine Runzel zu bemerken! und nun gar der Anstand, die majestäti-

ſche Perücke. Wie glücklich iſt Ihre Frau Gemahlin, einen ſolchen Herrn zu beſitzen.

Vater.

Wer weiß wie ſie hinter ſeinem Rücken ſpricht.

Mutter.

Was könnte ſie anders als Gutes.

Vater.

Das denkt jeder gute Ehemann und läßt ſich bey der Naſe herum führen; aber das wird uns gar zu ſchlecht gelohnt. Marthe! Marthe! das hätte ich nicht von dir gedacht.

Mutter.

Was höre ich! was ſeh ich! die Excellenz und mein Mann iſt es einer? ſind es zwey?

Merkur.

(der zwiſchen ſie hinein tritt, ein Gewand auf dem Arm.)
Er iſt es freylich! Wundern müſſen Sie ſich nicht
In dieſem Wunderlande. Faſſen Sie Sich, gute Frau.
Vor allen Dingen aber ziehen Sie nur das Gewand,
Gefällig, an, auch dieſes wird ein Wunder thun.
Es friſchet Ihnen das Gedächtniß lebhaft an.
Vergangner Tagen werden Sie gedenken gleich.

Mutter.

Nun laſſen Sie ſehen! (Sie nimmt das Gewand über.)

Merkur.

Und haben Sie von Seelenwanderung nicht gehört?

Mutter.

Ach, ich weiß nicht ob meine Seele oder mein Körper auf der Wanderschaft ist.

Merkur.

Wir eben alle sind dergleichen wandernde,
Bewegliche Seelen, die, gelegentlich,
Aus einem Körper in den andern übergehn.
Zum Beyspiel! haben Sie Frau Wunschel nicht gekannt?

Mutter.

Ja Frau von Wunschel wollen Sie sagen. Ich erinnere mich derselben noch gar wohl. Eine liebe, liebe Frau. (hier wird eine schickliche Stelle aus der Rolle der Madame Wunschel eingeschaltet.)

Merkur.

Die Frau von Brumbach ist wohl Ihnen auch nicht fremd.

Mutter.

Ach ja es ist eine Dame in ihren besten Jahren. Sie hatte so ein Gänschen von Nichte. (Hier wird eine schickliche Stelle aus der Rolle der Frau von Brumbach eingeschaltet.)

Merkur.

Das alles waren Sie und sind es noch,
Sobald Sie wollen, meine liebe, gnädge Frau!

Mutter.

Nun spricht der Herr ganz vernünftig. Das laß ich mir gefallen.

Merkur.

Nun edler Herr! die Hand an diese Dame hier!
Versöhnung! Was man Märten übels zugefügt,
Das darf die Excellenz nicht ahnen.

(Mann und Frau geben einander die Hände)

So ists recht.
Und nun, als Baucis und Philemon unsers Tempelbau's,
Genieſſet lange noch des guten Glücks
Die Herren und Frauen zu ergötzen. Tretet bald,
Als Oberförster, Oberförsterin, im Glanz
Der Kunst und der Natur, bewundert auf.
Nun aber dächt' ich wir empfehlen uns.

Mutter.

Ey freylich! das versteht sich von selbst. Wir werden nicht weggehen wie die Katze vom Taubenschlag. Und somit wollen wir uns bestens em-

pfohlen haben. Es soll uns jederzeit angenehm seyn, wenn Sie einkehren, und mit uns vorlieb nehmen wollen.

Vater.

Ich confirmire mich mit meiner gesprächigen Hälfte, und wünsche allerseits wohl zu leben.

(er giebt ihr den Arm und sie gehen zusammen ab.)

Neunzehnter Auftritt.

Nymphe. Zweiter Knabe, der sie verfolgt. Merkur.

Nymphe.

(flieht vor dem Knaben, der sie mit der Maske scheucht, sie eilt auf Merkur los, und wirft sich ihm um den Hals.)

Rette mich geliebter, schöner, göttlicher Jüngling von dem ungeheuern Gespenst, das mich verfolgt. Du erschienst mir vor kurzem in menschlicher Bildung, und gleich neigte sich mein Herz dir zu. Ich erquickte dich mit irrdischem Trank, nun laß mir auch deine himmlische Gewalt zu Gute kommen.

Merkur.

Du süsse kleine Leidenschaft erhole dich.

Nymphe.

Ihr habt mich weggerissen aus der stillen länd-

lichen Wohnung, wo ich die unſchuldigſten Freuden genoß, ihr habt mich in dieſe Säle geführt, wo für mich nichts reizendes zu finden iſt, wo mich Larven verfolgen, vor denen ich keine Rettung finde, als an deinem Buſen.

Merkur.

(indem Nymphe an ihm gelehnt bleibt, zu den Zuſchauern.)

Indem ſich, meine Herrn, das ſchöne Kind
An meinen Buſen drängt, verwirr ich mich;
Vergeſſe faſt, daß ich als Gott mich dargeſtellt,
Und daß ich überdieß, als Prologus,
Als Commentator dieſes erſten Spiels
Vor euch in Pflichten ſtehe; doch verzeiht!
Ich ſelber finde meine Lage ſehr bedenklich.
Und wenn das ſchöne liebevolle Kind
Nicht eilig ſich erholt, daß ich mich ſchnell
Von ihr entfernen kann, ſo fürcht' ich ſehr
Die Flügelchen an Hut und Schuh und Stab
Verpfänd ich gegen einen einzgen Kuß.
Indeſſen will ich mich um euret Willen
So gut als möglich faſſen, euch ſo viel
Nur ſagen: daß mein gutes, holdes Kind

Das Liebliche, Natürliche bedeutet,
Das sich so redlich ausspricht wie es ist,
Das ohne Rückhalt sein gedrängt Gefühl
Auf Bäume, Blüthen, Wälder, Bäche, Felsen,
Auf alte Mauern, wie auf Menschen überträgt.

(zu Nymphe.)

Bist du beruhigt liebe kleine Seele?

Zweiter Knabe. (zu Merkur.)

Ihr sprecht von allen gegen diese Herren;
Nur mich vergeßt ihr, sagt auch wer ich bin.

Merkur.

Wohl billig kommt die Reihe nun an dich;
Doch producire dich nur selbst! du siehst es ja
Ich habe hier genug zu thun. Frisch und beherzt
Hervor und sprich: der Jüngste bin ich dieses Chors,
Das maskenhafte Spiel, das ein gewandter Freund
Aus Roms verfallenem Schutte, ja, was mehr,
Aus altem Schulstaub neubelebt, herangeführt.
Laß deine Maske sehen! diese da!

(das Kind hebt die komische Maske auf.)

Dieß derbe wunderliche Kunstgebild,
Zeigt, mit gewaltger Form, das Frazenhafte;

(das Kind hebt die tragische Maske auf.)

Doch dieſes läßt vom Höheren und Schönen
Den allgemeinen, ernſten Abglanz ahnen.
Perſönlichkeit der wohlbekannten Künſtler
Iſt aufgehoben, ſchnell erſcheinet eine Schaar
Von fremden Männern, wie dem Dichter nur beliebt,
Zu mannigfaltigem Ergötzen, eurem Blick.
Daran gewöhnt euch, bitten wir nur erſt im Scherz.
Denn bald wird ſelbſt das hohe Heldenſpiel,
Der alten Kunſt und Würde völlig eingedenk,
Von uns Cothurn und Maske willig leihen.
Sie kennen dich! nun Liebchen ſey es dir genug.
Ein andres bleibt uns übrig, dieſes holde Kind,
Das dich ſo ſchüchtern floh, dir zu verſöhnen.
Drum heb ich meinen Stab, den Seelenführer,
Berühre dich und ſie. Nun werdet ihr,
Natürliches und Künſtliches, nicht mehr
Einander widerſtreben, ſondern ſtets vereint,
Der Bühne Freuden mannigfaltig ſteigern.

Nymphe.

Wie iſt mir! welchen Schleyer nahmſt du mir
Von meinen Augen weg, indeß mein Herz
So warm als ſonſt, ja freyer glüht und ſchlägt.

(Merkur tritt zurück.)

Herbey du Kleiner! keinen Gegner seh ich,
Nur einen Freund erblick' ich neben mir.
Erheitre mir die sonst beladne Brust,
In meinen Ernst verflechte deinen Scherz
Und laß mich lächeln, wo die bittre Thräne floß.
Im Sinne schwebt mir eines Dichters alter Spruch,
Den man mich lehrte, ohne daß ich ihn begriff,
Und den ich nun verstehe, weil er mich beglückt.

Natur und Kunst sie scheinen sich zu fliehen
Und haben sich, eh man es denkt, gefunden;
Der Widerwille ist auch mir verschwunden,
Und beyde scheinen gleich mich anzuziehen.

Es gilt wohl nur ein redliches Bemühen!
Und wenn wir erst, in abgemeßnen Stunden,
Mit Geist und Fleiß, uns an die Kunst gebunden;
Mag frey Natur im Herzen wieder glühen.

So ists mit aller Bildung auch beschaffen.
Vergebens werden ungebundne Geister
Nach der Vollendung reiner Höhe streben.

Wer großes will muß sich zusammen raffen.
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister

Und das Geſetz nur kann uns Freyheit geben.

(Nymphe mit dem Knaben ab.)

Zwanzigſter Auftritt.

Merkur. Erſter Knabe.

Erſter Knabe. (eilig heranlaufend)

Beſchütze mich! dort hinten folgt mir jene!
Sie will mich haſchen und ich leid es nicht.

Merkur.

Gelegen wirfſt du, allerliebſtes Wunderkind,
Mir in die Hände deine Wechſelfarbigkeit.
Den Augenblick benutz ich euch zu ſagen:
Daß wir, die Phantaſie euch darzuſtellen,
Ein ſchäckich Knäblein mit Bedacht gewählt.
Dieß Zwerglein, wenn es ungebunden ſchwärmt,
Macht Glück und Unglück, wie dem Augenblick
beliebt.
Bald wirds euch düſter das Vergangne mahlen,
Mit trübem Firniß gegenwärtge Freuden
Und mit der Sorge grauem Spinnenflor
Der Hoffnung reizendes Gebild umnebeln.
Bald wieder, wenn ihr, in die tiefſte Noth
Verſunken, ſchon verzweifelt, euch behend

Der ſchönſten Morgenröthe Purpurſaum
Um das gebeugte Haupt, erquickend, winden.
Doch iſt er auch zu bänd'gen. Ja er bändigt
Sogar ſich ſelbſt, ſobald ich ihm den Stab,
Vertrauend, überliefre, der die Seelen führt.
Sogleich iſt er geregelt und ein roher Stoff,
Zu neuer Schöpfung, bildet ſich zuſammen.
Wie von Apollos Leyer aufgefordert,
Bewegt, zu Mauern, das Geſtein ſich her,
Und wie zu Orpheus Zaubertönen eilt
Ein Wald heran und bildet ſich zum Tempel.
Uns alle führt er an, wir folgen ihm
Und unſre Reihen ſchlingt er mannigfach.
Beſonders aber ſtrebt ihm jene Schöne dort,
Auf des Geſanges raſchem Fittig, nach.
Wär er zu halten, dieſe hielt ihn feſt;
Doch wollt' er bleiben, ſie entließ ihn gleich.

Ein und zwanzigſter Auftritt.

Die Vorigen. Phone.

Phone.

Ich ſeh du haſt ihn! alſo liefre mir ihn aus.

Merkur.

Zuerſt erlaube, daß ich dich erkläre!

Phone.

Ein Mädchen zu erklären, wäre Kunſt.

Merkur (zu den Zuſchauern.)

Der Oper Zauberfreuden ſtellt ſie vor.

Phone.

Was ſtell' ich vor?

Merkur.

Die Oper, den Geſang!

Phone.

Vorſtellen läßt ſich der Geſang nicht; aber leiſten.

Merkur.

Nur friſch zur allgemeinen Freude immer zu.

Phone.

(ſie ſingt eine große Arie, nach deren Schluß ſie ſich gegen den Grund wendet.)

Merkur.

Zum Schluſſe merk' ich, neigt ſich unſer buntes Spiel.

(zum erſten Knaben der ſich indeſſen, als Phone ſingt, im Hintergrunde aufgehalten hat, und wie ſie nach dem Hintergrunde geht, ſogleich wieder zu Merkur hervor eilt.)

Hier haſt du meinen Stab, nun geh, mein Kind,
Und führe mir die Seelen alle her.

(das Kind geht ab.)

Zwey und zwanzigſter Auftritt.

Merkur. Pathos.

Merkur.

Sie kommt in ſtillem Ernſte, die uns heut
Das Tragiſche bedeutet, hört ſie an.
Was ſie zu ſagen hat, verkünde ſie allein.

(er entfernt ſich.)

Pathos.

Sie ſind gethan die ungeheure Thaten,
Kein heißer Wunſch ruft ſie zurück,
Kein Wählen gilt, es frommt kein Rathen,
Zerſtoben iſt, auf ewig, alles Glück.
Von Königen ergießt, auf ihre Staaten,
Sich weit und breit, ein tödliches Geſchick,
Welch eine Horde muß ich vor mir ſehen?
Das Schreckliche geſchieht und wird geſchehen!
Der Nächſte ſtößt den Nächſten tückiſch nieder,
Und tückiſch wird zuletzt auch er beſiegt;
Denn, wie ein Schmied, im Feuer, Glied an Glie-
der,

Zur ehrnen, ungeheuren Kette fügt;
So schlingt in Greuel sich ein Greuel wieder,
Durch Laster wird die Lasterthat gerügt,
In Todesnebel, Höllenqualm und Grausen
Scheint die Verzweiflung nur allein zu hausen.
Doch senkt sich spät ein heiliges Verschonen
In der Beklemmung allzudichte Nacht,
Am holden Blick in höhre Regionen
Fühlt nun sich jedes edle Herz erwacht,
Dort drängts euch hin, dort hoffet ihr zu wohnen,
Auf einmal wird ein Himmel euch gebracht;
Vom Reinen läßt das Schicksal sich versöhnen
Und alles löst sich auf im Guten und im Schönen.

Letzter Auftritt.

Alle.

Sie reihen sich in folgender Ordnung:
Marthe. Nymphe. Zweyter Knabe. Pathos. Erster Knabe. Phone. Märten.

Merkur.

(der vorwärts an die linke Seite tritt.)
Und wenn sie nun zusammen sich gesellen,

Nach der Verwandſchaft, endlich, angereiht;
So merkt ſie wohl, damit in künftgen Fällen,
Ihr ſie erkennet, wenn, von Zeit zu Zeit,
Sie einzeln ſich euch vor die Augen ſtellen,
Wenn jedes einzeln ſeine Gabe beut.
Zu unſrer Pflicht könnt ihr uns liebreich zwingen,
Wenn ihr genehmigt was wir bringen.

Prolog,

bey Wiederholung des Vorſpiels in Weimar.

Ein Schiffer, wenn er nach beglückter, langer
Fahrt,
An manchem fremden Ufer mit Genuß verweilt,
Und mancher ſchönen Früchte, landend, ſich er-
freut,
Empfindet erſt der höchſten Wünſche Ziel erreicht,
Wenn ihm der heimſche Hafen Arm und Buſen beut.
So geht es uns, wenn wir, nach manchem heitren
Tag,
Den wir, an fremder Stätte, thätig froh, verlebt,
Zuletzt uns wieder an bekannter Stelle ſehn,
Wo wir, als in dem Vaterland verweilen; denn
Wo wir uns bilden, da iſt unſer Vaterland.
Doch wie wir denken, wie wir fühlen iſt euch ſchon
Genug bekannt und wie, mit Neigung und Ver-
traun
Und Ehrfurcht, wir vor euch uns mühen wißt ihr
wohl.

Darum scheint es ein Ueberfluß, wenn man mich jetzt
Hervorgesendet euch zu grüßen, unsern Kreis
Aufs neu euch zu empfehlen. Auch erschein ich nicht
Um dessentwillen eigentlich, wiewohl man oft
Das ganz Bekannte mit Vergnügen hören mag;
Denn heute hab ich was zu bitten, habe was
Gewissermasen zu entschuldigen. Ja! fürwahr!
Das was wir wollen, was wir bringen dürfen wir
Euch nicht verkünden, da vor euren Augen sich
Was wir begonnen, nach und nach entwickelt hat.
Als wir jedoch die nachbarliche Flur besucht,
Und dort, vor einer neuen Bühne, großen Drang
Der Fremden zu gewarten hatten, die vielleicht
Der kühnen Neuerungen Wagestücke nicht
Mit günstigen Augen sähe, unserm Wunsch gemäß.
Da traten wir zusammen und in seiner Art
Ein jeder suchte das zu leisten was ihm wohl
Am leidlichsten gelänge, was denn auch zuletzt
Auf Mannigfaltigkeit des Spieles, deren wir
Uns rühmen dürfen, leicht und heiter, deutete.
Das ist denn auch gelungen und wir hatten uns,
Auf manche Weise, der geschenkten Gunst zu freun.

Vielleicht nun wär es klug gethan, wenn wir's dabey
Bewenden ließen, das was glücklich dort gewirkt,
Weil es besonders zu dem Fall geeignet war,
Nicht wiederbrächten, hier, wo es doch eigentlich,
An mancher Stelle, nicht gehörig passen mag.

Weil aber das Besondre, wenn es nur zugleich
Bedeutend ist, auch als ein Allgemeines wirkt;
So wagen wir, auf eure Freundlichkeit, getrost,
Euch eben darzubringen was wir dort gebracht.
Ihr habt uns oft begleitet in die fernste Welt,
Nach Samarkand und Pekin und ins Feenreich;
So laßt euch heut gefallen in das nächste Bad
Mit uns zu wandern, nehmt bequemen Platz daselbst,
In einem neuen Hause, das in kurzer Zeit,
Fast wie durch Zauberkünste, sich heraufgebaut;
Gedenkt, mit Lächeln, einer alten Hütte dann,
In der ihr sonst, mit Unlust, oft die Lust gesucht;
Denn etwas ähnlichs ist euch doch auch hier geschehn.

Und wenn ihr das was andern zubereitet war,
Mit gutem Willen zu genießen euch entschließt;

So findet ihr wohl manches, das ihr euch
Und eurem Zustand anzueignen, nicht verschmäht.
Das alles hegt in seinem Herzen! Bitt ich euch!
Und mit Gefühl und Phantasie empfanget mich,
Wenn ich, als fremde Herrn und Frauen, euch zuletzt,
Als Sachsen und als Preußen, anzureden wagen muß.

Goethe's

Werke.

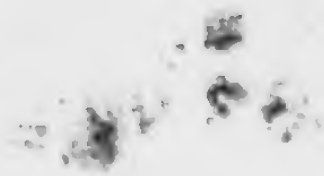

Erster Band.

Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1806.

N 3349

Subscribenten-Verzeichniß.

Aarau.

rr Christen, Buchhändler. — Weiß Drky. 2 Cr.

Aichach.

v. Baur, königl. bairischer Landrichter. — Weiß Drky. 1 —

Altdorf.

Bieringer, Stud. der Theologie. — Ord. Drky. 1 —
Feiler, Professor der Medizin. — Ord. Drky. 1 —
Michel, Stud. der Theologie. — Ord. Drky. 1 —

Altenburg.

Rink, Buchhändler. — Ord. Drky. 4 —

Altona.

Bechtold. — Ord. Drky. 1 —
Hammerich, Buchhändler. — Schw. Pay. 2 — / Weiß Drky. 4 — / Ord. Drky. 12 —

Alzey.

Kayser, Canditat. — Ord. Drky. 1 —

Amorbach.

Historius, Regierungs-Rath. — Weiß Drky. 1 —
Steinwarz, fürstl. leining. Regierungs-Secretair. — Weiß Drky. 1 —
Steinwarz, Geheimer Secretair. — Ord. Drky. 1 —

Ansbach.

Lenkohl, Stadt-Rath. — Weiß Drky. 1 —
Kassert, Buchhändler. — Ord. Drky. 3 —
Löch, Geheimer Justiz-Rath. — Weiß Drky. 1 —
Lohnöder, Lesebibliothekar. — Ord. Drky. 1 —

Arnstadt.

Herr Klüger, Buchhändler. — Weiß Drkp. 1 Ex.

Aschaffenburg.

— Ettlinger, Buchhändler. — Ord. Drkp. 5 —

Aubonne.

— D. Laharpe. — Ord. Drkp. 1 —

Augsburg.

— Gottfried von Ammon, Patrizier. — Weiß Drkp. 1 —
— Braun, Buchhändler. — Ord. Drkp. 2 —
— Freiherr von Hacke, Obristhofmeister Sr. Churfürstl. Durchlaucht zu Trier. — Velin Pap. 1 —
— Stage, Buchhändler. — Ord. Drkp. 2 —
— Wolf, Post-Officier und Cassier der fahrenden Post. — Weiß Drkp. 1 —

Auendorf.

Frau Gräfin von Königseck-Auendorf. — Schw. Pap. 1 —

Baireuth.

Herr Freiherr von Hardenberg, königl. preuss. Land-Jägermeister. — Schw. Pap. 1 —
Frau Otto, geb. Herold. — Ord. Drkp. 1 —
Herr Schmidt, Criminal-Rath. — Weiß Drkp. 1 —

Bamberg.

— Göbhardt, Buchhändler. — Schw. Pap. 1 — / Weiß Drkp. 1 — / Ord. Drkp. 3 —
— Niethammer, Consistorial-Rath. — Schw. Pap. 1 — / Weiß Drkp. 1 —

Bautzen.

— Schulze, Buchhändler. — Ord. Drkp. 1 —

Kloster Bergen.

— von Hymmen. — Weiß Drkp. 1 —
— Kibbeck. — Weiß Drkp. 1 —
— M. Tiemann. — Weiß Drkp. 1 —

Berlin.

— J. L. S. Bartholdy. — Ord. Drkp. 1 —
— Bischoff, D. und Professor. — Schw. Pap. 1 —
— Bubitz, Professor. — Ord. Drkp. 1 —
— Himburg, Buchhändler. — Ord. Drkp. 4 —
— Hufeland, Geh. Rath und Leibmedicus. — Velin Pap. 1 —
— Kunth, Geheimer Rath. — Weiß Drkp. 1 —

Berlin.

Herr Lange, Buchhändler.	Weiß Drkp. 1 Cr. Ord. Drkp. 3 —
— Mosisch Wittwe und Tamnau.	Schw. Pap. 1 —
— Mylius, Buchhändler.	Schw. Pap. 2 — Weiß Drkp. 6 — Ord. Drkp. 8 —
— Nauck, Buchhändler.	Weiß Drkp. 1 —
— Nicolai, Buchhändler.	Schw. Pap. 3 — Weiß Drkp. 2 — Ord. Drkp. 23 —
— Pauli, Prediger.	Weiß Drkp. 1 —
— Quien, Buchhändler.	Ord. Drkp. 2 —
Löbl. Realschulbuchhandlung.	Velin Pap. 1 — Schw. Pap. 1 — Weiß Drkp. 2 —
Herr Sander, Buchhändler.	Ord. Drkp. 1 —
— Vieweg, Buchhändler.	Ord. Drkp. 1 —
— von Winterfeld.	Weiß Drkp. 1 —
— Wittich, Buchhändler.	Weiß Drkp. 1 —

Bern.

— Burgdorfer, Buchhändler.	Weiß Drkp. 1 —
— Wyß, Professor der Philosophie.	Ord. Drkp. 1 —

Bertholsdorf.

— Franz Jos. v. Mutius, Kreisdeputirter.	Weiß Drkp. 1 —

Bettenburg.

— Freiherr v. Truchseß, Churhess. Major.	Ord. Drkp. 1 —

Bielefeld.

— van Hemert, aus Amsterdam.	Weiß Drkp. 1 —
— C. van Laar, Kaufmann.	Schw. Pap. 1 —
— Nasse, D. der Medizin.	Velin Pap. 1 — Ord. Drkp. 1 —
— D. F. Weber, Kaufmann.	Weiß Drkp. 1 —
— D. Willmans.	Ord. Drkp. 1 —
— Wörmann, Kaufmann.	Weiß Drkp. 1 —

Birkenfeld.

Frau von Wölwarth.	Ord. Drkp. 1 —

St. Blasien.

Herr Böhringer, Hofrath und Oberregt.	Ord. Drkp. 1 —

Bobbin.

— D. Baier.	Weiß Drkp. 1 —

Bonn.

Herr Eichhoff, Rheinzoll-Einnehmer.	Ord. Drkp.	1 Ex.
— Fischenich, Hofrath.	Ord. Drkp.	1 —
— W. Krupp.	Ord. Drkp.	1 —
— Kügelchen, Direktor des Lyceums.	Weiß Drkp.	1 —
Löbl. Lesegesellschaft.	Weiß Drkp.	1 —
Herr Nettekoven, Domaineneinnehmer.	Ord. Drkp.	1 —
— Wegeler, Professor.	Schw. Pap.	1 —
	Weiß Drkp.	1 —

Bremen.

Frau H. Albers, geb. Thorbek.	Ord. Drkp.	1 —
Herr Bode.	Weiß Drkp.	1 —
Frau H. Bredenkamp, geb. Schröder.	Ord. Drkp.	1 —
Herr D. H. Brenk.	Weiß Drkp.	1 —
— D. Focke.	Ord. Drkp.	1 —
Frau Doris [illegible]	Schw. Pap.	1 —
Herr D. Gildemeister.	Weiß Drkp.	1 —
— Heyse, Buchhändler.	Weiß Drkp.	1 —
	Ord. Drkp.	3 —
— D. Fr. Körte.	Ord. Drkp.	1 —
— Diedr. Kulenkamp.	Ord. Drkp.	1 —
Frau Charlotte Kulenkamp, geb. Platzmann.	Weiß Drkp.	1 —
Herr Mertens, Professor.	Ord. Drkp.	1 —
— D. Nic. Meyer.	Schw. Pap.	1 —
— D. Noltenius.	Weiß Drkp.	1 —
— D. Dan. Oelrichs.	Schw. Pap.	11 —
Frau Oelrichs, geb. Treviranus.	Weiß Drkp.	1 —
Mlle. C. Schubart.	Weiß Drkp.	1 —
Herr Stolz, D. und Professor.	Weiß Drkp.	1 —

Breslau.

— Hamberger, Buchhändler.	Ord. Drkp.	1 —
— Hoffmann, Kaufmann.	Weiß Drkp.	1 —
— Kayſ, Kammerregiſtrator.	Ord. Drkp.	1 —
— J. J. Korn, Buchhändler.	Schw. Pap.	2 —
	Weiß Drkp.	3 —
— W. G. Korn, Buchhändler.	Ord. Drkp.	1 —
— Meyer, Buchhändler.	Ord. Drkp.	2 —
— Schiller, Oberamts-Regierungs-Rath.	Schw. Pap.	1 —
— Streit, Cammer-Canzleydirecter.	Weiß Drkp.	1 —
	Ord. Drkp.	6 —

Briesen.

— Vetter, königl. Weſtpreuß. Landrichter.	Weiß Drkp.	1 —

Bruchſal.

— Pommer, Diaconus.	Schw. Pap.	1 —

Carlsruhe.

Herr Graf von Benzel, Vice-Präsident.	Ord. Drkp. 1 Cr.
— Frey, Hofrath.	Velin Pap. 1 — Schw. Pap. 2 — Ord. Drkp. 1 —
— Winter, Geheimer Secretair.	Weiß Drkp. 1 —

Cassel.

— Ludw. Hummel.	Ord. Drkp. 1 —
— von Kopp, Kriegs-Rath.	Ord. Drkp. 1 —

Clausthal.

— Wächter, Oberförster.	Weiß Drkp. 1 —

Coblenz.

— Lassaulx, Buchhändler.	Schw. Pap. 1 —

Cöln.

— Romerskirchen, Buchhändler.	Weiß Drkp. 1 — Ord. Drkp. 1 —
— Upphof, Rheinschiffarths-Zolleinnehmer.	Weiß Drkp. 1 —

Copenhagen.

— Hudtwalker, Pastor.	Ord. Drkp. 1 —
— Niebuhr, Assessor.	Weiß Drkp. 1 —
— D. Schmidt.	Ord. Drkp. 1 —

Cosmich.

— Meister, Hofprediger.	Weiß Drkp. 1 —

Crefeld.

— Abr. ter Meer, Buchhändler.	Ord. Drkp. 1 —

Danzig.

— Troschel, Buchhändler.	Schw. Pap. 1 — Ord. Drkp. 2 —

Darmstadt.

— Böhler, Kaufmann.	Ord. Drkp. 1 —
— Gerhardi, Hofgerichts-Advocat.	Ord. Drkp. 1 —
— Heyer, Buchhändler.	Velin Pap. 1 — Weiß Drkp. 2 — Ord. Drkp. 2 —
— Höpfner, Hofgerichts-Assessor.	Ord. Drkp. 1 —
— Lichtenberg, Hofgerichts-Assessor.	Ord. Drkp. 1 —
— Maurer, Hof-Secretair.	Ord. Drkp. 1 —
— Orth, Canditat.	Ord. Drkp. 1 —
— Schäfer, Freyprediger.	Ord. Drkp. 1 —

Herr Stubé., Apotheker.	Ord. Drky. 1 Cr.
— Zimmermann, Kammer-Aſſeſſor.	Weiß Drky. 1 —

Demmin.

— D. Muhrbeck.	Weiß Drky. 1 —

Deſſau.

— Akermann, Buchhändler.	Ord. Drky. 1 —
— Böttger, Hofprediger.	Schw. Pay. 1 —
— de Marees, Conrector.	Weiß Drky. 1 —
— de Marees, Pfarrer.	Ord. Drky. 1 —
— von Seydewitz, Kammerjunker.	Weiß Drky. 1 —

Diefenhofen.

— Heinrich Hanhardt, Cand. der Theologie.	Ord. Drky. 1 —

Dillenburg.

— W. H. Seel, D. der Philoſ. u. Pfarrer.	Ord. Drky. 1 —

Dinkelsbühl.

— Lehmus, Diaconus.	Ord. Drky. 1 —

Dresden.

— Arnold, Buchhändler.	Weiß Drky. 1 — / Ord. Drky. 1 —
— B. von Frieſen, Cammerjunker.	Weiß Drky. 3 —

Düſſeldorf.

— Schreiner, Buchhändler.	Weiß Drky. 2 —

Duisburg.

— Bädeker u. Comp. Buchhändler.	Ord. Drky. 1 —

Thal Ehrenbreitſtein.

— B. Meurers, Regierungs-Advocat.	Ord. Drky. 1 —

Elberfeld.

— Büſchler, Buchhändler.	Schw. Pay. 1 —

Emden.

— Hillesheim, Juſtiz-Commiſſarius.	Schw. Pay. 1 —

Erfurth.

— Keyſer, Buchhändler.	Ord. Drky. 2 —

Erlangen.

Herr Jordan, Stud. der Theologie. Ord. Drkp. 1 Cr.
— Karbach, reformirter Prediger. Ord. Drkp. 1 —
— Marheinicke, Profeſſor und Univerſitäts-Prediger. Ord. Drkp. 1 —
— Palm, Buchhändler. Velin Pap. 1 —, Ord. Drkp. 16 —

Eutin.

— H. H. Kindt. Ord. Drkp. 2 —

Flensburg.

— Korte, Buchhändler. Weiß Drkp. 2 —, Ord. Drkp. 2 —

Frankfurt a. d. O.

Löbl. Akademie-Buchhandlung. Schw. Pap. 1 —, Weiß Drkp. 3 —, Ord. Drkp. 12 —

Frankfurt a. M.

Löbl. André'ſche Buchhandlung. Velin Pap. 1 —, Weiß Drkp. 1 —, Ord. Drkp. 1 —

Herr J. C. Behrends, D. jur. Weiß Drkp. 1 —, Ord. Drkp. 1 —
— Deloſea. Schw. Pap. 1 —, Weiß Drkp. 1 —, Ord. Drkp. 3 —
— Eichenberg, Buchhändler. Schw. Pap. 1 —, Weiß Drkp. 2 —, Ord. Drkp. 1 —
— J. B. Engelmann. Ord. Drkp. 1 —
— von Gerning, Geheimer Rath. Ord. Drkp. 1 —
— Guilhaumann, Buchhändler. Schw. Pap. 1 —, Ord. Drkp. 1 —
— J. C. Herrmann, Buchhändler. Schw. Pap. 1 —, Ord. Drkp. 2 —
Löbl. Jäger'ſche Buchhandlung.
Herr J. F. v. Leonhardi, ruſſ. kaiſerl. Geheimer Legationsrath und bevollmächtigter Miniſter an den Höfen von Wirtemberg und Baden. Ord. Drkp. 1 —
— Mohr, Buchhändler. Weiß Drkp. 1 —, Ord. Drkp. 3 —
— C. F. Pfeffel, bei Herrn Bethmann. Ord. Drkp. 2 —
— Schorf, Kaufmann. Ord. Drkp. 1 —
— D. J. F. H. Schloſſer. Schw. Pap. 1 —
— Stein, Kaufmann. Ord. Drkp. 1 —

Frankfurt a. M.

Herr Varrentrapp u. Wenner, Buchhdlr.	Velin Pay.	1 Cr.
	Schw. Pay.	1 —
	Ord. Drky.	3 —

Freiberg.

— Craz und Gerlach.	Schw. Pay.	1 —

Freiburg.

— Schnehler, Magistrats-Rath.	Weiß Drky.	2 —

Fürstenstein.

— Graf von Hochberg.	Ord. Drky.	1 —

Fulda.

— von Breitenstein, Regierungs-Rath.	Ord. Drky.	1 —
— Majer, Regierungs-Rath.	Ord. Drky.	1 —
— Mierz, Staatssecretaire.	Schw. Pay.	1 —

Galenbeck.

— von Rieben.	Schw. Pay.	1 —

Gera.

— Heinsius, Buchhändler.	Ord. Drky.	1 —

Geißlingen.

— Graf Schenk von Stauffenberg.	Ord. Drky.	1 —
— von Tröltsch, Landgerichts-Actuar.	Ord. Drky.	1 —

Giessen.

— Balser, Medicinal-Rath.	Ord. Drky.	1 —
— D. Diessenbach.	Ord. Drky.	1 —
— Schmid, Kirchenrath.	Ord. Drky.	1 —
— Welker, Stud.	Ord. Drky.	1 —
— D. Welker.	Ord. Drky.	1 —
— D. Zimmermann.	Ord. Drky.	1 —

Glückstadt.

— W. von Schirach.	Weiß Drky.	1 —
	Ord. Drky.	1 —

Görlitz.

— Anton, Buchhändler.	Weiß Drky.	4 —
	Ord. Drky.	1 —

Göttingen.

— Behn, Stud.	Ord. Drky.	1 —
— Baron von Brewern.	Weiß Drky.	1 —
— Baron von Budberg.	Weiß Drky.	1 —
— Danckwerth, Buchhändler.	Weiß Drky.	1 —
— Dietrich, Buchhändler.	Schw. Pay.	1 —
	Weiß Drky.	1 —
	Ord. Drky.	14 —
— Durand von Metz, Stud. jur.	Weiß Drky.	1 —

Göttingen.

Herr Ebert, Stud.	Ord. Drkp.	1 Ex.
— von Fircks, aus Kurland.	Ord. Drkp.	1 —
— Grave, Stud.	Ord. Drkp.	1 —
— von Hagemeister, aus Rußland.	Weiß Drkp.	1 —
— Herbart, Professor der Philosophie.	Schw. Pap.	1 —
— von Klopmann, aus Kurland.	Ord. Drkp.	1 —
— D. Kuhé.	Weiß Drkp.	1 —
— Baron von Koschkull.	Weiß Drkp.	1 —
— Meyer, Stud.	Ord. Drkp.	1 —
— von Mirbach, aus Kurland.	Ord. Drkp.	1 —
— Pütz, Professor.	Weiß Drkp.	1 —
— Baron von Peck.	Weiß Drkp.	1 —
— Baron von Rönne, aus Kurland.	Weiß Drkp.	1 —
— Schneider, Buchhändler.	Schw. Pap.	1 —
	Weiß Drkp.	1 —
— J. A. Severinus, aus Hermannstadt.	Ord. Drkp.	1 —
— von Stempel, aus Kurland.	Ord. Drkp.	1 —
— Strube, Stud.	Ord. Drkp.	1 —
— Thorbeck, Stud.	Ord. Drkp.	1 —
— Tiedebald, Stud.	Ord. Drkp.	1 —
— von Tiesenhausen, aus Livland.	Ord. Drkp.	1 —
— C. von Törring-Seefeld, aus Kurland.	Ord. Drkp.	1 —
— von Vietinghoff, genannt Scheel, aus Kurland.	Ord. Drkp.	1 —
— Baron von Wrisberg.	Ord. Drkp.	1 —
— D. Wunderlich, Collaborator.	Ord. Drkp.	1 —

Gotha.

Sr. Herzogl. Durchlaucht, der regierende Herzog von Sachsen-Gotha.	Schw. Pap.	1 —
Herr Ettinger, Buchhändler.	Velin Pap.	2 —
	Weiß Drkp.	2 —
	Ord. Drkp.	6 —
Fräulein Amalie von Hendrich.	Schw. Pap.	1 —
Herr Perthes, Buchhändler.	Ord. Drkp.	1 —
— Steudel und Keil, Buchhändler.	Ord. Drkp.	1 —
Frau C. v. Wangenheim, Cammer-Räthin.	Schw. Pap.	1 —

Greiz.

Herr Jerstl, Buchhändler.	Ord. Drkp.	1 —

Greifswald.

— D. Arndt.	Weiß Drkp.	1 —
— D. Wiederstädt.	Weiß Drkp.	1 —
— Billrott, Syndicus.	Weiß Drkp.	1 —
— D. Eichstädt, Kammerarius.	Weiß Drkp.	1 —
— Fabricius, Hofrath.	Weiß Drkp.	1 —

Greiffswald.

Herr D. von Gagern, Rathsherr.	Weiß Drky.	1	Cr.
— Gutjahr, Justizrath.	Weiß Drky.	1	—
— Häckermann, Stud.	Weiß Drky.	1	—
— D. Langemack, Tribunals-Protonotar.	Weiß Drky.	1	—
— Ledebour, Tribunals-Registrator.	Weiß Drky.	1	—
— Mauritius, Kaufmann.	Weiß Drky.	1	—
— D. Meyer, Syndicus.	Weiß Drky.	1	—
— D. Muhrbeck.	Weiß Drky.	1	—
— von Neetherwood.	Weiß Drky.	1	—
— Parow, Professor.	Weiß Drky.	1	—
— von Quieleseld, Rentmeister.	Weiß Drky.	1	—
— Retzius, Advocat.	Weiß Drky.	1	—
— Rodbertus, Justizrath.	Weiß Drky.	1	—
— D. Rühs.	Weiß Drky.	1	—
— D. Schlegel, General-Superintendent und Mitglied des Nordsternordens.	Weiß Drky.	1	—
— von Vahl.	Weiß Drky.	1	—
— von Walfradt, Stud.	Weiß Drky.	1	—
— Wallenius, Professor.	Weiß Drky.	1	—
— Wanberg, Secretaire.	Weiß Drky.	1	—
— Weigel, Archiater.	Weiß Drky.	1	—
— D. Theodor Ziemssen.	Weiß Drky.	1	—
— D. Ziemssen, Professor.	Weiß Drky.	1	—
— W. Ziemssen, Stud.	Weiß Drky.	1	—

Güstrow.

— G. Krüger, Hof- u. Landgerichts-Advocat.	Ord. Drky.	1	—
— von Lettow, Hof- und Landgerichts-Procurator.	Ord. Drky.	1	—

Halberstadt.

— Groß, Buchhändler.	Weiß Drky.	1	—
	Ord. Drky.	1	—
— W. Körte.	Weiß Drky.	1	—
	Ord. Drky.	6	—

Halle.

— Hemmerde und Schwetschke, Buchhändler.	Schw. Pap.	2	—
	Weiß Drky.	3	—
	Ord. Drky.	2	—
— Kümmel, Buchhändler.	Weiß Drky.	2	—
	Ord. Drky.	1	—
— Renger, Buchhändler.	Ord. Drky.	1	—
— Sauer, Stud. der Medizin.	Weiß Drky.	1	—
— Schütz, Professor.	Schw. Pap.	1	—
	Weiß Drky.	1	—

Halle.

Löbl. Societätsbuchhandlung.	Weiß Drkp.	3 Cr.
	Ord. Drkp.	9 —
— Waisenhausbuchhandlung.	Ord. Drkp.	1 —

Hamburg.

Frau Albrecht, geb. von Aren.	Schw. Pap.	1 —
Herr O. von Aren.	Schw. Pap.	1 —
— Bachmann und Gundermann, Buchhändler.	Schw. Pap.	1 —
	Weiß Drkp.	2 —
— D. Berkhahn.	Ord. Drkp.	1 —
— Graf Friedr. von Bernstorf.	Ord. Drkp.	2 —
— Alex. Bertheau.	Schw. Pap.	1 —
— Bohn, Buchhändler.	Velin Pap.	1 —
	Schw. Pap.	1 —
	Weiß Drkp.	2 —
	Ord. Drkp.	7 —
Frau Borkenstein.	Weiß Drkp.	1 —
Herr Brau.	Ord. Drkp.	1 —
— Brandes, Cand.	Ord. Drkp.	1 —
— Campe, Buchhändler.	Velin Pap.	1 —
	Weiß Drkp.	6 —
	Ord. Drkp.	7 —
— D. Chaussepié.	Weiß Drkp.	1 —
— Sal. Deyn.	Schw. Pap.	1 —
— Doormann, Syndicus.	Weiß Drkp.	1 —
— D. Ebeling.	Ord. Drkp.	1 —
— C. G. Eisse.	Ord. Drkp.	1 —
— J. W. Fischer.	Weiß Drkp.	1 —
Frau Gessken.	Ord. Drkp.	1 —
Herr D. Graßmeyer.	Weiß Drkp.	1 —
— G. L. W. Graßmeyer	Schw. Pap.	1 —
— D. Gries.	Weiß Drkp.	1 —
— D. Gutfeld.	Ord. Drkp.	1 —
— Haller.	Schw. Pap.	1 —
— J. A. Hanfeld.	Ord. Drkp.	1 —
— Harder.	Weiß Drkp.	1 —
— D. Heckscher.	Weiß Drkp.	1 —
— Jos. Helst.	Schw. Pap.	1 —
— Herrfeldt, k. k. Oberpostamts-Secretaire.	Ord. Drkp.	2 —
— H. Hesse.	Weiß Drkp.	1 —
— Hipp, Professor.	Schw. Pap.	1 —
— Höpfner, Cand.	Weiß Drkp.	1 —
— Hofmann, Buchhändler.	Velin Pap.	2 —
	Schw. Pap.	8 —
	Weiß Drkp.	12 —

Hamburg.

Herr D. Hoyer.	Ord. Drkp.	1 Ex.
— Hudtwalcker, Senator.	Schw. Pap.	1 —
— J. H. Jencquel.	Schw. Pap.	1 —
— Kratzsch, Buchhändler.	Schw. Pap.	1 —
	Weiß Drkp.	3 —
— Vincent Kumpf.	Ord. Drkp.	1 —
— S. M. Lemann.	Weiß Drkp.	1 —
— D. Luis.	Weiß Drkp.	1 —
— H. Michaelis.	Weiß Drkp.	1 —
	Schw. Pap.	2 —
— Graf Adolph von Moltke.	Schw. Pap.	1 —
— Pappenheimer.	Weiß Drkp.	1 —
— D. Paul.	Ord. Drkp.	1 —
— Perthes, Buchhändler.	Velin Pap.	12 —
	Schw. Pap.	12 —
	Weiß Drkp.	34 —
	Ord. Drkp.	34 —
— L. A. Pröfch.	Schw. Pap.	1 —
— A. Rodatz.	Ord. Drkp.	1 —
— M. A. Rücker.	Schw. Pap.	1 —
— von Schack, Lieutenant im Regiment von Owstien.	Ord. Drkp.	1 —
— D. Schleiden.	Schw. Pap.	1 —
— Schlüter, Senator.	Weiß Drkp.	1 —
— Schmidt, Buchhändler.	Velin Pap.	1 —
	Schw. Pap.	2 —
	Weiß Drkp.	2 —
	Ord. Drkp.	3 —
— J. Schramm.	Ord. Drkp.	1 —
— P. N. Schröder.	Ord. Drkp.	1 —
— D. A. Schumacher.	Ord. Drkp.	1 —
— J. D. Schumacher.	Schw. Pap.	1 —
Frau Sieveking.	Weiß Drkp.	1 —
Herr Joh. Spetter.	Schw. Pap.	1 —
— D. Steitz.	Weiß Drkp.	1 —
— L. Salomons.	Weiß Drkp.	1 —
— Friedr. von Thünen.	Weiß Drkp.	1 —
— D. Veith.	Weiß Drkp.	1 —
— Leonhardt Wächter.	Weiß Drkp.	1 —
— P. Waß.	Schw. Pap.	1 —
— Wesselmann, Cand.	Ord. Drkp.	1 —
Frau Christ. Westphalen, geb. von Aren.	Schw. Pap.	1 —
Herr Willebrand, Licentiat.	Weiß Drkp.	1 —
— Willerding.	Weiß Drkp.	1 —
— Fr. Wolter.	Schw. Pap.	1 —
— Zabig.	Weiß Drkp.	1 —

Hanau.

Herr J. A. Sommer.	Ord. Drkp.	1 Ex.

Hannover.

— von Arnswald, Geh. Cammer-Rath.	Velin Pap.	1 —
— Hahn, Buchhändler.	Schw. Pap.	1 —
	Weiß Drkp.	1 —
	Ord. Drkp.	13 —
— Hellwing, Buchhändler.	Weiß Drkp.	1 —
— Kästner, jur. Stud.	Ord. Drkp.	1 —
— Palm, Amtschreiber.	Ord. Drkp.	1 —
— Rudloff, Geh. Canzley-Secretaire.	Weiß Drkp.	1 —
— J. A. Schäfer.	Ord. Drkp.	1 —

Harvstehude.

— Twesten.	Ord. Drkp.	1 —

Hechingen.

Die Durchlauchtige Prinzessin Maximiliane v. Hohenzollern-Hechingen.	Ord. Drkp.	1 —
Herr Nathan W. Kaulla.	Ord. Drkp.	1 —

Heidelberg.

— Püsing, der Jüngere.	Schw. Pap.	1 —
— Cammerer.	Weiß Drkp.	1 —
— Creuzer, Hofrath.	Ord. Drkp.	1 —
— Daub, Kirchen-Rath.	Ord. Drkp.	1 —
— Diederichs.	Schw. Pap.	1 —
— G. Dümgé, Privatlehrer.	Weiß Drkp.	1 —
— Eckstein.	Ord. Drkp.	1 —
— Ellwert, juris Stud.	Ord. Drkp.	1 —
— Wilhelm Fenner.	Weiß Drkp.	1 —
— Graf Jugger.	Weiß Drkp.	1 —
— Guttenberger, Conrector.	Weiß Drkp.	1 —
— Heise, Professor.	Ord. Drkp.	1 —
— Held.	Ord. Drkp.	1 —
— Joseph Hennig.	Weiß Drkp.	1 —
— Hudtwalcker.	Schw. Pap.	1 —
— Kastner, Professor.	Weiß Drkp.	1 —
— Graf von Königseck.	Schw. Pap.	1 —
Herren Mohr und Zimmer, Buchhändler.	Velin Pap.	1 —
	Schw. Pap.	1 —
	Weiß Drkp.	3 —
	Ord. Drkp.	2 —
Herr Wilhelm Müller.	Ord. Drkp.	1 —
— Overbeck.	Weiß Drkp.	1 —
— Petri.	Weiß Drkp.	1 —
— Peyer.	Ord. Drkp.	1 —

Dmlle. Caroline Rudolphi.	Weiß Drkp. 1 Ct.
Herr Schellenberger.	Ord. Drkp. 1 —
— Schott.	Ord. Drkp. 1 —
— Schreiber, Profeſſor.	Weiß Drkp. 1 —
— G. W. Stierlin.	Ord. Drkp. 1 —
— Stuhr.	Ord. Drkp. 1 —
— Thibaut, Hofrath.	Ord. Drkp. 1 —
— Voß, Hofrath.	Schw. Pap. 1 —
— D. W.	Ord. Drkp. 1 —
Frau Baronin von Wambolbt.	Schw. Pap. 1 —
Herr Wilken, Profeſſor.	Weiß Drkp. 1 —
— D. Zimmermann.	Weiß Drkp. 1 —

Heiligenſtadt.

— von Werder, Kriegs- und Domainenrath.	Weiß Drkp. 1 —

Helmſtädt.

— Bredow, Profeſſor.	Ord. Drkp. 1 —
Frau Bruns, Hofräthin.	Schw. Pap. 1 —
Herr Fleckiſen, Buchhändler.	Ord. Drkp. 4 —

Hildesheim.

— Gerſtenberg, Buchhändler.	Weiß Drkp. 3 —
	Ord. Drkp. 7 —

Hof.

— Grau, Buchhändler.	Ord. Drkp. 2 —

Horſten.

— J. A. Nachtigal, Candidat.	Weiß Drkp. 1 —

Jena.

— Cröker, Buchhändler.	Weiß Drkp. 1 —

Inſpruck.

— Wagner, Buchhändler.	Ord. Drkp. 1 —

Iſernhagen.

— Pater von Wehrs, Ordens-Caplan.	Ord. Drkp. 1 —

Itzehö.

— Hans von Ancken.	Ord Drkp. 1 —

Kempten.

— Frölich, Profeſſor.	Ord. Drkp. 1 —

Kiel.

Bbl. Neue Akademiſche Buchhandlung.	Ord. Drkp. 1 —

Kirchheim.

Herr Lempp, Oberamtmann.	Ord. Drkp. 1 —

Klötzen.

Herr von Rosenberg-Gruszinsky, Cammerherr und Landrath. Velin Pap. 1 Ex.

Königsberg.

— Ludwig von Baczko, Professor an der Artillerie-Akademie. Ord. Drkp. 1 —
— Göbbels und Unger, Buchhändler. Weiß Drkp. 1 —

Kraszna.

Frau Christina von Eiserer, geb. Gräfin von Haller. Schw. Pap. 1 —
— Sophie Antoinette Kahlinsky, geb. Gräfin von Török. Schw. Pap. 1 —

Kreuznach.

Herr Gräff. Schw. Pap. 1 —
— W. Weinmann, Professor. Ord. Drkp. 1 —

Kuppingen.

— M. Seubert, Vicarius. Ord. Drkp. 1 —

Landshut in Baiern.

— Krüll, Buchhändler. Schw. Pap. 1 —
Ord. Drkp. 9 —

Landshut in Schlesien.

— Meitzen, Kaufmann. Ord. Drkp. 1 —
— Scholz. Ord. Drkp. 1 —

Langenthal.

— J. D. Mummenthaler. Ord. Drkp. 1 —

Lauterbach.

— Arnoldi, Amts-Assessor. Ord. Drkp. 1 —
— Schleiter, Pastor. Ord. Drkp. 1 —

Leimen.

— Abegg, Inspector. Ord. Drkp. 1 —

Leipzig.

— Barth, Buchhändler. Schw. Pap. 1 —
Weiß Drkp. 1 —
— Böhme. Ord. Drkp. 2 —
— Brauer. Ord. Drkp. 1 —
— Breitkopf, Buchhändler. Schw. Pap. 1 —
Weiß Drkp. 1 —
— Carus, Professor. Weiß Drkp. 1 —
— Crusius, Buchhändler. Weiß Drkp. 2 —

Leipzig.

Herr Dyck, Buchhändler.	Schw. Pap.	1 Cr.
	Weiß Drkp.	5 —
	Ord. Drkp.	7 —
— Feind, Buchhändler.	Weiß Drkp.	1 —
— J. B. S. Fleischer, Buchhändler.	Ord. Drkp.	1 —
— Heinsius, Buchhändler.	Ord. Drkp.	1 —
— Joachim, Buchhändler.	Weiß Drkp.	1 —
— von Kleefeld, Buchhändler.	Ord. Drkp.	2 —
— Kummer, Buchhändler.	Weiß Drkp.	2 —
	Ord. Drkp.	10 —
— Linke, Buchhändler.	Weiß Drkp.	2 —
	Ord. Drkp.	1 —
— Rein, Buchhändler.	Velin Pap.	2 —
	Schw. Pap.	1 —
	Weiß Drkp.	2 —
— Steinacker, Buchhändler.	Weiß Drkp.	1 —
Löbl. Weidmann'sche Buchhandlung.	Ord. Drkp.	1 —

Lemgo.

Herr von Dohm, königl. preuss. Cammer-Präsident.	Weiß Drkp.	1 —

Liban.

— Friedrich, Buchhändler.	Velin Pap.	1 —
	Ord. Drkp.	1 —

Liengen.

— Jülicher, Buchhändler.	Weiß Drkp.	1 —

London.

— Wieler.	Schw. Pap.	1 —

Lucern.

— J. M. Anich, Buchhändler.	Weiß Drkp.	1 —
— Kopp, Oberschreiber der Finanzkammer.	Ord. Drkp.	1 —

Lübeck.

— Bohn, Buchhändler.	Velin Pap.	2 —
	Schw. Pap.	3 —
	Weiß Drkp.	2 —
	Ord. Drkp.	4 —
— Herrmann.	Weiß Drkp.	1 —

Lüneburg.

— Herold u. Wahlstab, Buchhändler.	Ord. Drkp.	4 —

Magdeburg.

— Golde, Cand. des Predigtamts.	Ord. Drkp.	4 —
— Hessenland.	Ord. Drkp.	1 —
— Keil, Buchhändler.	Ord. Drkp.	1 —

Mannheim.

Herr Fuchs, Hofraths-Aſſeſſor.	Ord. Drky. 1	Kr.
— Freiherr v. Hacke, Hofraths-Präſident.	Velin Pap. 1	—
— Löffler, Buchhändler.	Ord. Drky. 1	—
— Georg Primaveſi.	Ord. Drky. 1	—
— Schwan und Götz, Buchhändler.	Schw. Pap. 1 Weiß Drky. 2 Ord. Drky. 7	— — —
— Baron C. von Wambolt.	Weiß Drky. 1	—

Marburg.

— D. Braumann.	Ord. Drky. 1	—
— Creuzer, Profeſſor.	Ord. Drky. 1	—
— Groß, Stud.	Ord. Drky. 1	—
— D. Juſti.	Ord. Drky. 1	—
— Krieger, Buchhändler.	Schw. Pap. 3 Weiß Drky. 1 Ord. Drky. 1	— — —
— Laſſaulx, Stud.	Ord. Drky. 1	—
— Loh, Auditor.	Ord. Drky. 1	—
— W. Ueſener, Prediger u. Definitor.	Weiß Drky. 1 Ord. Drky. 5	— —
Fräulein von Urff.	Ord. Drky. 1	—

Marggröningen.

Herr Frey, Stadtſchreiber.	Ord. Drky. 1	—

Mekkenburg.

— Freudenfeld, D. der Philoſophie.	Ord. Drky. 1	—

Meinungen.

Ihro Herzogl. Durchlaucht, die regierende Frau Herzogin v. Sachſen-Meinungen.	Schw. Pap. 1	—

Memel.

Herr Podlech, Poſtſecretaire.	Ord. Drky. 3	—

Mühlhauſen.

— Miſler und Comp. Buchhändler.	Ord. Drky. 3	—

Mühlheim.

— Philipp Regnier.	Schw. Pap. 1	—

Müncheberg.

— Noack, königl. preuſſ. Superintendent.	Schw. Pap. 1	—

München.

S. königl. Majeſtät, der König von Baiern.	Velin Pap. 1	—
Ihro Königl. Majeſtät, die regierende Königin von Bayern.	Velin Pap. 1	—

München.

Herr Freiherr von Aretin, Geh. Referendair in auswärtigen Angelegenheiten.	Schw. Pay.	1 Ex.
Hochlöbl. königl. Hofbibliothek.	Schw. Pay.	1 —
Herr Docen, königl. Hofbibliothek-Scriptor.	Schw. Pay.	1 —
— Freiherr v. Franenberg, Geh. Rath und Präsident des Studien- u. Schulcureaus.	Weiß Drkp.	1 —
— Hazzi, Landesdirections-Rath.	Schw. Pay.	1 —
— von Hochstetten, Hofgerichts-Rath.	Schw. Pay.	1 —
— von Kobell, Geh. Conferenz-Secretaire.	Schw. Pay.	1 —
— Lindauer, Buchhändler.	Weiß Drkp.	1 —
	Ord. Drkp.	1 —
— Baron von Moll, Geh. Rath und Vice-Präsident.	Schw. Pay.	1 —
— Reibender, Secretaire des Museums.	Ord. Drkp.	1 —
— Schelling, Professor.	Schw. Pay.	1 —
— Baron von Schenk, Geh. Referendair.	Weiß Drkp.	1 —
Löbl. Schererſche Buchhandlung.	Ord. Drkp.	1 —
Herr Schmidt, Cabinets-Prediger.	Schw. Pay.	1 —
— Waldhäuſer, Professor.	Ord. Drkp.	1 —
— Rehmann, Kaufmann.	Weiß Drkp.	1 —
— Schäfer, Handlungs-Commis.	Ord. Drkp.	1 —

Münſter.

— Aſchendorf, Buchhändler.	Ord. Drkp.	3 —
— Waldeck, Buchhändler.	Schw. Pay.	4 —
	Weiß Drkp.	6 —
	Ord. Drkp.	3 —

Neckarſteinach.

— Hellmann, Lederfabrikant.	Ord. Drkp.	1 —

Neuſtrelitz.

— Albanus, Buchhändler.	Weiß Drkp.	1 —
	Ord. Drkp.	8 —

Newcaſtle.

— Sorbie.	Schw. Pay.	1 —

St. Nicola.

— Joſeph Kurz.	Schw. Pay.	1 —

Nippenburg.

Frau von Leutrum, geb. von Bothmer.	Schw. Pay.	1 —

Nordenſtädt.

Herr Stannarius, Pfarrer.	Ord. Drkp.	1 —

Nördlingen.

— J. W. Doppelmayr, Actuar.	Ord. Drkp.	2 —
Frau Aiderlin, Stadträthin.	Weiß Drkp.	1 —

Nörten.

Frau Gräfin von Hardenberg. — Velin Pap. 1 Ex.

Nürnberg.

Herr Felsecker, Buchhändler. — Velin Pap. 1 —; Ord. Drkp. 4 —

— Frauenholz Kunsthändler. — Ord. Drkp. 1 —

— Riegel und Wiesner, Buchhändler. — Velin Pap. 1 —; Schw. Pap. 2 —; Ord. Drkp. 4 —

Ortenberg.

— Christian, Graf zu Stollberg. — Weiß Drkp. 1 —

Osterholz.

— Salfeld, Lehrer. — Ord. Drkp. 1 —

Ost-Ingersleben.

— Gempf, Pastor. — Ord. Drkp. 1 —

Paderborn.

— Wesener, Buchhändler. — Ord. Drkp. 1 —

Paris.

— D. Rölle, Legations-Secretaire. — Ord. Drkp. 1 —

— Macedo, königl. portugiesischer Legations-Secretaire. — Schw. Pap. 1 —

Passau.

— Müller, königl. bairischer Oberschul-Commissair. — Schw. Pap. 5 —

Pennig.

— Dienemann und Comp. Buchhändler. — Weiß Drkp. 1 —

Pest.

— Hartleben, Buchhändler. — Velin Pap. 1 —; Schw. Pap. 1 —; Ord. Drkp. 1 —

Pfullendorf.

— Hoffmann, Spitalamtschreiber. — Ord. Drkp. 1 —

Plock.

— Heveike, Cammer-Secretair. — Ord. Drkp. 1 —

Potsdam.

— Horvath, Buchhändler. — Schw. Pap. 1 —

Prag.

— Barth, Buchhändler. — Velin Pap. 1 —; Schw. Pap. 2 —; Weiß Drkp. 2 —

Prag.

Herr Calve, Buchhändler. Schw. Pap. 1 Cr. Ord. Drkp. 1 —
— Schönfeld, Buchhändler. Ord. Drkp. 1 —
— Widtmann, Buchhändler. Weiß. Drkp. 1 —

Rechtenbach.

— Weinrich, Pfarrer. Ord. Drkp. 1 —

Regensburg.

Ihro Hochfürstl. Durchlaucht, die regierende Frau Fürstin von Thurn und Taxis. Velin Pap. 1 —
Herr Freiherr von Eyben königl. dänischer bevollmächtigter Minister bei der Reichsversammlung. Weiß Drkp. 1 —
— Mämminger, Oberlandesgerichts-Rath. Ord. Drkp. 1 —
— Montag und Weiß, Buchhändler. Ord. Drkp. 1 —
— Schlund, Hofmeister. Ord. Drkp. 1 —
— Baron von Schmid. Ord. Drkp. 1 —
— Baron Leopold von Seckendorf. Weiß Drkp. 1 —

Reval.

— Kreck. Ord. Drkp. 11 —

Riga.

— Dingelstedt, Pastor. Ord. Drkp. 1 —
— G. Tielemann, Privatlehrer. Schw. Pap. 11 —

Rom.

— W. von Humbold, königl. preuß. bevollmächtigter Minister. Schw. Pap. 1 —

Rostock.

— Stiller, Buchhändler. Weiß Drkp. 4 — Ord. Drkp. 2 —

Rothweil.

— Herder, Buchdrucker. Ord. Drkp. 1 —

Saarbrücken.

— Röchling, D. der Medizin. Weiß Drkp. 1 —

Salzburg.

Löbl. Mayrsche Buchhandlung. Weiß Drkp. 1 —

Schaffhausen.

— Hurter'sche Buchhandlung. Ord. Drkp. 1 —

Schleswig.

Herr Röhß, Buchhändler. Ord. Drkp. 2 —

Schnepfenthal.

— J. C. Weissenborn, Erzieher an dem Salzmann'schen Institut. Weiß Drkp. 1 —

Schorndorf.

Herr D. Paulus, der Jüngere. Ord. Drkp. 1 Ex.

Schulpforte.

— M. Messerschmidt. Ord. Drkp. 1 —

Schutthausen.

— Herrmann, Pfarrer. Weiß Drkp. 1 —

Seelheim.

— Hopf, Pfarrer. Ord. Drkp. 1 —

Siedlce.

— DuChet, Kreiskommissair. Schw. Pap. 1 —

Speyer.

— Kolb, Buchhändler. Weiß Drkp. 2 —

Sprendlingen.

— Wund, Pfarrer. Ord. Drkp. 1 —

Stephansdorf.

Frau Gräfin Amalie von Schweinitz. Weiß Drkp. 1 —

Stockholm.

Herr Wiborg, Buchhändler. Velin Pap. 1 — / Schw. Pap. 2 — / Weiß Drkp. 4 —

Stralsund.

— Biel, Advocat. Weiß Drkp. 1 —
— Brandenburg, Advocat. Weiß Drkp. 1 —
— Reinke, Advocat. Weiß Drkp. 1 —

Strasburg.

— Treuttel und Würz, Buchhändler. Ord. Drkp. 1 —

Straubing.

— Heigl und Comp. Buchhändler. Schw. Pap. 1 —

Stuttgardt.

— Baron von Ende, Staats- und Justiz-Minister. Schw. Pap. 1 —
— Erhardt, Buchhändler. Schw. Pap. 1 — / Weiß Drkp. 1 — / Ord. Drkp. 1 —
— Haug, Geh. Secretair. Ord. Drkp. 1 —
— D. Lebret. Ord. Drkp. 1 —
— Löfflund, Buchhändler. Ord. Drkp. 1 —
— A. F. Macklot, Buchdrucker. Ord. Drkp. 1 —
— Pfizer, Amtschreiber. Ord. Drkp. 1 —
— Ernst von Phull, Hauptmann. Schw. Pap. 1 —
— Rehfues, Bibliothekar bei Sr. königl. Hoheit dem Kronprinzen Ord. Drkp. 1 —
— Schott, D. jur. Ord. Drkp. 1 —

Süberslapel.

Herr Scholz, Landvogt. Ord. Drkp. 1 Ex.

Suhr.

— Strähl, Pfarrer. Weiß Drkp. 1 —

Tarnowitz.

— Aug. Padiera, Justiz-Commissarius und Landrichter. Ord. Drkp. 1 —

Thurnau.

— Graf Carl von Giech. Weiß Drkp. 1 —

Trarbach.

— Louis Döcking. Velin Pap. 1 —

Trier.

— Linde, Buchhändler. Ord. Drkp. 1 —

Tübingen.

— Binder, Stud. der Theologie. Ord. Drkp. 1 —
— Brever, Oberappellationsgerichts-Secretaire. Schw. Pap. 1 —
— Conz, Professor. Ord. Drkp. 1 —
— M. Faber. Ord. Drkp. 11 —
— M. Figel. Ord. Drkp. 11 —
— M. Finckh. Ord. Drkp. 1 —
— M. Geiger. Ord. Drkp. 1 —
— D. Georg Gmelin, Obertribunals-Procurator. Ord. Drkp. 1 —
— Heyd, juris Stud. Ord. Drkp. 1 —
— Hirzel, Stud. der Medizin. Ord. Drkp. 1 —
— M. Hochstetter. Ord. Drkp. 1 —
— D. Kielmeyer, Professor. Ord. Drkp. 1 —
— Riemer, Stud. der Theologie. Ord. Drkp. 1 —
— M. Römer. Ord. Drkp. 1 —
— M. Romig. Ord. Drkp. 1 —
— Roser, juris Stud. Ord. Drkp. 1 —
— D. juris Schott, von Erlangen, Ord. Drkp. 1 —
— M. Seiz. Ord. Drkp. 1 —
— D. Tafinger, Professor. Schw. Pap. 1 —
— Wächter, juris Stud. Ord. Drkp. 1 —

Turnowitz.

— von Mielecki, Berg-Assessor. Schw. Pap. 1 —

Tuttlingen.

— C. Beckh, Kaufmann. Ord. Drkp. 1 —

Ulm.

— J. C. Capoll, Akademiker. Ord. Drkp. 1 —
— J. M. Frick, Stud. Ord. Drkp. 1 —

Ulm.

Herr J. A. Miller, Stud.	Ord. Drkp. 1	Kr.
— A. Miller, Cand. der Theologie.	Ord. Drkp. 1	—
— J. Moser, Stud.	Ord. Drkp. 1	—
— G. H. Moser, Stud.	Ord. Drkp. 1	—
— J. G. Renner, Stud.	Ord. Drkp. 1	—
— J. F. Schmoller, Stud.	Ord. Drkp. 1	—
— J. M. Sieß, Stud.	Ord. Drkp. 1	—
— J. P. Sieß, juris Cand.	Ord. Drkp. 1	—
Löbl. Stettin'ſche Buchhandlung.	Ord. Drkp. 2	—
Herr S. Wieland, Stud.	Ord. Drkp. 1	—
Löbl. Wohler'ſche Buchhandlung.	Ord. Drkp. 1	—
Herr C. L. Wollbach, Stud.	Ord. Drkp. 1	—

Urach.

— D. Pfleiderer.	Ord. Drkp. 1	—

Waldenburg in Schleſien.

— Alberti, Kaufmann.	Ord. Drkp. 1	—

Weimar.

Ihro Herzogl. Durchlaucht die reg. Herzogin von Sachſen-Weimar und Eiſenach.	Velin Pap. 1	—
— Herzogl. Durchlaucht, die verwittwete Frau Herzogin von Sachſen-Weimar und Eiſenach.	Velin Pap. 1	—
— Herzogl. Durchlaucht, der Erbprinz von Sachſen-Weimar und Eiſenach.	Velin Pap. 1	—
— Kaiſerl. Hoheit, die Erb-Prinzeſſin von Sachſen-Weimar und Eiſenach, geb. Großfürſtin von Rußland.	Velin Pap. 1	—
Ihro Herzogl. Durchlaucht, die Prinzeſſin Caroline von Sachſen-Weimar und Eiſenach.	Weiß Drkp. 1	—
Frau von Egloffſtein, Hof-Marſchallin.	Weiß Drkp. 1	—
Fräulein von Göchhauſen.	Weiß Drkp. 1	—
Frau Gräfin Ottilia Henkel von Donnersmark, geb. Gräfin von Lepel.	Schw. Pap. 1	—
Herr Hofmann, Buchhändler.	Ord. Drkp. 1	—
— D. Huſchke, Hofrath und Leibarzt.	Ord. Drkp. 2	—
Löbl. Induſtrie-Comptoir.	Schw. Pap. 1	—
Herr Müller, Regierungs-Rath.	Weiß Drkp. 1	—
Frau Lore von Stein.	Weiß Drkp. 1	—
— von Webel, Oberhofmeiſterin.	Weiß Drkp. 1	—
— von Wohlzogen, geb. von Lengefeld.	Schw. Pap. 1	—

Weinheim.

Herr Thilo, Amtſchreiber.	Weiß Drkp. 1	—

Wien.

— Degen, Buchhändler.	Weiß Drkp.	1 —
	Ord. Drkp.	2 —
	Velin Pap.	3 —
— Geißinger, Buchhändler.	Schw. Pap.	3 —
	Weiß Drkp.	2 —
	Ord. Drkp.	6 —
— Schalbacher, Buchhändler.	Velin Pap.	1 —
	Schw. Pap.	2 —
	Weiß Drkp.	2 —
	Ord. Drkp.	8 —
— Schaumburg u. Comp. Buchhändler.	Schw. Pap.	1 —
	Weiß Drkp.	2 —
	Ord. Drkp.	1 —
— Wappler und Bek, Buchhändler.	Velin Pap.	2 —
	Schw. Pap.	2 —
	Weiß Drkp.	7 —
	Ord. —	7 —

Wiesbaden.

— Lange, Archivar.	Schw. Pap.	1 —

Wirzburg.

— Medicus, Professor.	Ord. Drkp.	1 —
— Stahel, Buchhändler.	Ord. Drkp.	2 —

Wismar.

— D. Jordan.	Schw. Pap.	1 —
	Ord. Drkp.	1 —

Wormlage.

— von Schönfeld.	Weiß Drkp.	1 —

Wrietzen.

— Ulrich, Conrector.	Ord. Drkp.	1 —

Züllichau.

— Darumann.	Weiß Drkp.	1 —
	Ord. Drkp.	6 —

Zürich.

— H. Geßner, Buchhändler.	Ord. Drkp.	3 —
— Hirzel, Professor.	Ord. Drkp.	1 —
— Orell und Comp. Buchhändler.	Schw. Pap.	1 —
	Weiß Drkp.	2 —
— D. Usteri.	Schw. Pap.	1 —
— Ziegler und Söhne, Buchhändler.	Schw. Pap.	1 —
	Ord. Drkp.	2 —

Lieder.

An die Günſtigen.

Dichter lieben nicht zu ſchweigen,
Wollen ſich der Menge zeigen.
Lob und Tadel muß ja ſeyn!
Niemand beichtet gern in Proſa;
Doch vertraun wir oft ſub Roſa
In der Muſen ſtillem Hain.

Was ich irrte, was ich ſtrebte,
Was ich litt und was ich lebte,
Sind hier Blumen nur im Strauß;
Und das Alter wie die Jugend,
Und der Fehler wie die Tugend
Nimmt ſich gut in Liedern aus.

Der neue Amadis.

Als ich noch ein Knabe war,
Sperrte man mich ein;
Und so saß ich manches Jahr
Ueber mir allein,
Wie im Mutterleib.

Doch du warst mein Zeitvertreib,
Goldne Phantasie,
Und ich ward ein warmer Held,
Wie der Prinz Pipi,
Und durchzog die Welt.

Baute manch krystallen Schloß,
Und zerstört' es auch,
Warf mein blinkendes Geschoß
Drachen durch den Bauch,
Ja ich war ein Mann!

Ritterlich befreyt' ich dann
Die Prinzessin Fisch;
Sie war gar zu obligeant,
Führte mich zu Tisch,
Und ich war galant.

Und ihr Kuß war Götterbrodt,
Glühend wie der Wein.
Ach! ich liebte fast mich todt!
Rings mit Sonnenſchein
War ſie emaillirt.

Ach! wer hat ſie mir entführt?
Hielt kein Zauberband
Sie zurück vom ſchnellen Fliehn?
Sagt, wo iſt ihr Land?
Wo der Weg dahin?

Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg.

Nach Mittage ſaßen wir
Junges Volk im Kühlen;
Amor kam, und ſtirbt der Fuchs
Wollt' er mit uns ſpielen.

Jeder meiner Freunde ſaß
Froh bey ſeinem Herzchen;
Amor blies die Fackel aus,
Sprach: hier iſt das Kerzchen!

Und die Fackel, wie ſie glomm,
Ließ man eilig wandern,
Jeder drückte ſie geſchwind
In die Hand des andern.

Und mir reichte Dorills
Sie mit Spott und Scherze;
Kaum berührt mein Finger ſie,
Hell entflammt die Kerze,

Sengt mir Augen und Geſicht,
Setzt die Bruſt in Flammen,
Ueber meinem Haupte ſchlug
Faſt die Gluth zuſammen.

Löſchen wollt' ich, patſchte zu;
Doch es brennt beſtändig;
Statt zu ſterben ward der Fuchs
Recht bey mir lebendig.

Heidenröslein.

Sah ein Knab' ein Röslein ſtehn,
Röslein auf der Heiden,
War ſo jung und morgenſchön,
Lief er ſchnell es nah zu ſehn,
Sah's mit vielen Freuden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden.

Knabe ſprach: ich breche dich,
Röslein auf der Heiden!
Röslein ſprach: ich ſteche dich,
Daß du ewig denkſt an mich,
Und ich will's nicht leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden.

Und der wilde Knabe brach
's Röslein auf der Heiden;
Röslein wehrte ſich und ſtach,
Half ihr doch kein Weh und Ach,
Mußt' es eben leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden.

Blinde Kuh.

1.

O liebliche Thereſe!
Wie wandelt gleich im's Böſe
Dein offnes Auge ſich!
Die Augen zugebunden
Haſt du mich ſchnell gefunden,
Und warum fingſt du eben mich?

Du faßteſt mich aufs beſte,
Und hielteſt mich ſo feſte,
Ich ſank in deinen Schoos.
Kaum warſt du aufgebunden
War alle Luſt verſchwunden;
Du ließeſt kalt den Blinden los.

Er tappte hin und wieder,
Verrenkte faſt die Glieder,
Und alle foppten ihn.
Und willſt du mich nicht lieben;
So geh' ich ſtets im Trüben,
Wie mit verbundnen Augen hin.

Die Spröde.

An dem reinſten Frühlingsmorgen
Ging die Schäferinn und ſang,
Jung und ſchön und ohne Sorgen,
Daß es durch die Felder klang,
So la la! le ralla!

Thyrſis bot ihr für ein Mäulchen
Zwey, drey Schäfchen gleich am Ort,
Schalkhaft blickte ſie ein Veilchen;
Doch ſie ſang und lachte fort,
So la la! le ralla.

Und ein andrer bot ihr Bänder
Und der dritte bot ſein Herz;
Doch ſie trieb mit Herz und Bändern
So wie mit den Lämmern Scherz,
Nur la la! le ralla.

Die Bekehrte.

Bey dem Glanze der Abendröthe
Ging ich ſtill den Wald entlang,
Damon ſaß und blies die Flöte,
Daß es von den Felſen klang,
So la la!

Und er zog mich, ach! an ſich nieder,
Küßte mich ſo hold, ſo ſüß.
Und ich ſagte: blaſe wieder!
Und der gute Junge blies,
So la la!

Meine Ruhe iſt nun verloren,
Meine Freude floh davon,
Und ich höre vor meinen Ohren
Immer nur den alten Ton,
So la la, le ralla.
u. ſ. w.

Der Muſenſohn.

Durch Feld und Wald zu ſchweifen,
Mein Liedchen wegzupfeifen,
So gehts von Ort zu Ort!
Und nach dem Tacte reget,
Und nach dem Maaß beweget
Sich alles an mir fort.

Ich kann ſie kaum erwarten
Die erſte Blum' im Garten,
Die erſte Blüt' am Baum.
Sie grüßen meine Lieder,
Und kommt der Winter wieder,
Sing' ich noch jenen Traum.

Ich ſing' ihn in der Weite,
Auf Eiſes Läng' und Breite,
Da blüht der Winter ſchön!
Auch dieſe Blüte ſchwindet
Und neue Freude findet
Sich auf bekannten Höhn.

Denn wie ich bey der Linde
Das junge Veilchen finde,
Sogleich erreg' ich ſie.
Der ſtumpfe Burſche blüht ſich,
Das ſteife Mädchen dreht ſich
Nach meiner Melodie.

Ihr gebt den Sohlen Flügel,
Und treibt, durch Thal und Hügel,
Den Liebling weit von Haus.
Ihr lieben holden Musen,
Wann ruh' ich ihr am Busen
Auch endlich wieder aus?

Stiftungslied.

Was gehſt du, ſchöne Nachbarinn,
Im Garten ſo allein?
Und wenn du Haus und Felder pflegſt,
Will ich dein Diener ſeyn.

Mein Bruder ſchlich zur Kellnerinn
Und ließ ihr keine Ruh.
Sie gab ihm einen friſchen Trunk
Und einen Kuß dazu.

Mein Vetter iſt ein kluger Wicht,
Er iſt der Köchinn hold.
Den Braten dreht er, für und für,
Um ſüßen Minneſold.

Die ſechſe die verzehrten dann
Zuſammen ein gutes Mahl,
Und ſingend kam ein viertes Paar
Geſprungen in den Saal.

Willkommen! und willkommen auch!
Fürs wackre fünfte Paar,
Das voll Geſchicht' und Neuigkeit
Und friſcher Schwänke war.

Noch blieb für Räthſel, Witz und Geiſt
Und feine Spiele Platz;
Ein ſechstes Pärchen kam heran,
Gefunden war der Schatz.

Doch eines fehlt' und fehlte sehr,
Was doch das beste thut.
Ein zärtlich Pärchen schloß sich an,
Ein treues — nun war's gut.

Geselig feiert, fort und fort,
Das ungestörte Mahl,
Und eins im andern freue sich
Der heil'gen Doppelzahl.

Zum neuen Jahr.

Zwiſchen dem Alten,
Zwiſchen dem Neuen,
Hier uns zu freuen
Schenkt uns das Glück.
Und das Vergangne
Heißt, mit Vertrauen,
Vorwärts zu ſchauen,
Schauen zurück.

Stunden der Plage,
Leider, ſie ſcheiden
Treue von Leiden,
Liebe von Luſt;
Beſſere Tage
Sammlen uns wieder,
Heitere Lieder
Stärken die Bruſt.

Leiden und Freuden,
Jener verſchwundnen,
Sind die Verbundnen
Fröhlich gedenk.
O! des Geſchickes
Seltſamer Wendung!
Alte Verbindung,
Neues Geſchenk!

Dankt es dem regen,
Wogenden Glücke,
Dankt dem Geſchicke
Männiglich Gut.
Freut euch des Wechſels
Heiterer Triebe,
Offener Liebe,
Heimlicher Glut.

Andere ſchauen
Deckende Falten,
Ueber dem Alten,
Traurig und ſcheu;
Aber uns leuchtet
Freundliche Treue.
Sehet das Neue
Findet uns Neu.

So wie im Tanze
Bald ſich verſchwindet,
Wieder ſich findet
Liebendes Paar;
So, durch des Lebens
Wirrende Bengung,
Führe die Neigung
Uns in das Jahr.

Wechſellied zum Tanze.

Die Gleichgültigen.

Komm mit, o Schöne, komm mit mir zum Tanze;
Tanzen gehöret zum feſtlichen Tag.
Biſt du mein Schatz nicht, ſo kannſt du es werden,
Wirſt du es nimmer, ſo tanzen wir doch.
Komm mit, o Schöne, komm mit mir zum Tanze;
Tanzen verherrlicht den feſtlichen Tag.

Die Zärtlichen.

Ohne dich, Liebſte, was wären die Feſte?
Ohne dich, Süße, was wäre der Tanz?
Wärſt du mein Schatz nicht, ſo möcht' ich nicht tanzen;
Bleibſt du es immer, iſt Leben ein Feſt.
Ohne dich, Liebſte, was wären die Feſte?
Ohne dich, Süße, was wäre der Tanz?

Die Gleichgültigen.

Laß ſie nur lieben, und laß du uns tanzen!
Schmachtende Liebe vermeidet den Tanz.
Schlingen wir fröhlich den drehenden Reihen,
Schleichen die andern zum dämmernden Wald.
Laß ſie nur lieben, und laß du uns tanzen!
Schmachtende Liebe vermeidet den Tanz.

Die Zärtlichen.

Laß ſie ſich drehen, und laß du uns wandeln!
Wandeln der Liebe iſt himmliſcher Tanz.
Amor, der Rabe, der höret ſie ſpotten,
Rächet ſich einmal, und rächet ſich bald.
Laß ſie ſich drehen, und laß du uns wandeln!
Wandeln der Liebe iſt himmliſcher Tanz.

Selbſtbetrug.

Der Vorhang ſchwebet hin und her
Bey meiner Nachbarinn.
Gewiß ſie lauſchet überqueer
Ob ich zu Hauſe bin,

Und ob der eiferſücht'ge Groll,
Den ich am Tag gehegt,
Sich, wie er nun auf immer ſoll,
Im tiefen Herzen regt.

Doch leider hat das ſchöne Kind
Dergleichen nicht gefühlt.
Ich ſeh' es iſt der Abendwind,
Der mit dem Vorhang ſpielt.

Kriegserklärung.

Wenn ich doch so schön wär
Wie die Mädchen auf dem Land!
Sie tragen gelbe Hüte
Mit rosenrothem Band.

Glauben daß man schön sey,
Dächt' ich, ist erlaubt.
In der Stadt ach! ich hab' es
Dem Junker geglaubt.

Nun im Frühling ach! ist's
Um die Freuden gethan;
Ihn ziehen die Dirnen,
Die ländlichen, an.

Und die Taill' und den Schleyr
Verändr' ich zur Stund',
Das Leibchen ist länger,
Das Röckchen ist rund.

Trage gelblichen Hut,
Und ein Mieder wie Schnee;
Und ficke, mit andern,
Den blühenden Klee.

Spürt er unter dem Eher
Etwas zierliches aus;
Der lüsterne Knabe
Er winkt mir in's Haus.

Ich begleit' ihn verſchämt
Und er kennt mich noch nicht,
Er kneipt mir die Wangen
Und ſieht mein Geſicht.

Die Städterinn droht
Euch Dirnen den Krieg,
Und doppelte Reize
Behaupten den Sieg.

Antworten,
bey einem gesellschaftlichen Frageſpiel.

Die Dame.

Was ein weiblich Herz erfreue?
In der klein- und groſsen Welt.
Ganz gewiſs iſt es das Neue,
Dessen Blüte stets gefällt;
Doch viel werther iſt die Treue,
Die, auch in der Früchte Zeit,
Noch mit Blüten uns erfreut.

Der junge Herr.

Paris war, in Wald und Hüten
Mit den Nymphen wohl bekannt,
Bis ihm Zeus, um ihn zu quälen,
Drey der Himmlischen gesandt;
Und es fühlte wohl im Wählen,
In der alt- und neuen Zeit,
Niemand mehr Verlegenheit.

Der Erfahrne.

Geh den Weibern zart entgegen.
Du gewinnst sie auf mein Wort;
Und wer rasch iſt und verwegen
Kommt vielleicht noch beſser fort;
Doch wem wenig dran gelegen
Scheinet, ob er reizt und rührt,
Der beleidigt, der verführt.

Der Zufriedne.

Vielfach ist der Menschen Streben,
Ihre Unruh, ihr Verdruß,
Auch ist manches Gut gegeben,
Mancher liebliche Genuß;
Doch das größte Glück im Leben
Und der reichlichste Gewinn
Ist ein guter leichter Sinn.

Der lustige Rath.

Wer der Menschen thöricht Treiben
Täglich sieht und täglich schilt,
Und, wenn Andre Narren bleiben,
Selbst für einen Narren gilt,
Der trägt schwerer als zur Mühle
Irgend ein beladen Thier.
Und, wie ich im Busen fühle,
Wahrlich! so ergeht es mir.

Verſchiedene Empfindungen an einem Platze.

Das Mädchen.

Ich hab' ihn geſehen!
Wie iſt mir geſchehen?
O himmliſcher Blick!
Er kommt mir entgegen,
Ich weiche verlegen,
Ich ſchwanke zurück.
Ich irre, ich träume!
Ihr Felſen, ihr Bäume,
Verberget meine Freude,
Verberget mein Glück.

Der Jüngling.

Hier muß ich ſie finden!
Ich ſah ſie verſchwinden,
Ihr folgte mein Blick.
Sie kam mir entgegen,
Dann trat ſie verlegen
Und ſchamroth zurück.
Iſts Hoffnung? ſinds Träume?
Ihr Felſen, ihr Bäume,
Entdeckt mir die Liebſte,
Entdeckt mir mein Glück.

Der Schmachtende.

Hier klag' ich, verborgen,
Dem thauenden Morgen
Mein einſam Geſchick.
Verkannt von der Menge,
Wie zieh' ich ins Enge
Mich ſtille zurück!
O! zärtliche Seele,
O! ſchweige, verhehle
Die ewigen Leiden,
Verhehle dein Glück.

Der Jäger.

Es lehnet mich heute
Mit dreyreiter Beute
Ein gutes Geſchick.
Der redliche Diener
Bringt Haſen und Hühner
Beladen zurück.
Hier ſind' ich gefangen
Auch Vögel noch hangen.
Es lebe der Jäger!
Es lebe ſein Glück!

Wer kauft Liebesgötter?

Von allen ſchönen Waaren,
Zum Markte hergefahren,
Wird keine mehr behagen
Als die wir euch getragen,
Aus fremden Ländern bringen.
O höret was wir ſingen!
Und ſeht die ſchönen Vögel,
Sie ſtehen zum Verkauf.

Zuerſt beſeht den großen,
Den luſtigen, den Roſen!
Er hüpfet, leicht und munter,
Von Baum und Buſch herunter;
Gleich iſt er wieder droben.
Wir wollen ihn nicht loben.
O ſeht den muntern Vogel!
Er ſteht hier zum Verkauf.

Betrachtet nun den kleinen,
Er will bedächtig ſcheinen
Und doch iſt er der Loſe,
So gut als wie der Große;
Er zielet meiſt im ſtillen
Den allerbeſten Willen.
Der loſe kleine Vogel,
Er ſteht hier zum Verkauf.

O! ſeht das kleine Täubchen,
Das liebe Turteineibchen!
Die Mädchen ſind ſo zierlich,
Verſtändig und manierlich;
Sie mag ſich gerne putzen
Und eure Liebe nutzen.
Der kleine zarte Vogel,
Er ſteht hier zum Verkauf.

Wir wollen ſie nicht loben,
Sie ſehn zu allen Proben.
Sie lieben ſich das Neue;
Doch über ihre Treue
Verlangt nicht Brief und Siegel,
Sie haben alle Flügel.
Wie artig ſind die Vögel!
Wie reizend iſt der Kauf!

Der Abſchied.

Laß mein Aug' den Abſchied ſagen,
Den mein Mund nicht nehmen kann!
Schwer, wie ſchwer iſt er zu tragen!
Und ich bin doch ſonſt ein Mann.

Traurig wird in dieſer Stunde
Selbſt der Liebe ſüßtes Pfand,
Kalt der Kuß von deinem Munde,
Matt der Druck von deiner Hand.

Sonſt, ein leicht geſtohlnes Mäulchen,
O wie hat es mich entzückt!
So erfreuet uns ein Veilchen,
Das man früh im März gepflückt.

Doch ich pflücke nun kein Kränzchen,
Keine Roſe mehr für dich,
Frühling iſt es, liebes Fränzchen,
Aber leider Herbſt für mich!

Die ſchöne Nacht.

Nun verlaſſ' ich dieſe Hütte,
Meiner Liebſten Aufenthalt,
Wandle mit verhülltem Schritte
Durch den öden, finſtern Wald:
Luna bricht durch Buſch und Eichen,
Zephyr meldet ihren Lauf,
Und die Birken ſtreun mit Neigen
Ihr den ſüßten Weihrauch auf.

Wie ergötz' ich mich im Kühlen
Dieſer ſchönen Sommernacht!
O wie ſtill iſt hier zu fühlen,
Was die Seele glücklich macht!
Läßt ſich kaum die Wonne faſſen;
Und doch, wollt' ich, Himmel, die
Tauſend ſolcher Nächte laſſen,
Gäb' mein Mädchen Eine mir.

An die Erwählte.

Hand in Hand! und Lipp' auf Lippe!
Liebes Mädchen, bleibe treu!
Lebe wohl! und manche Klippe
Fährt dein Liebſter noch vorbey;
Aber wenn er einſt den Hafen,
Nach dem Sturme, wieder grüßt,
Mögen ihn die Götter ſtrafen,
Wenn er ohne dich genießt.

Friſch gewagt iſt ſchon gewonnen,
Halb iſt ſchon mein Werk vollbracht!
Sterne leuchten mir wie Sonnen,
Nur dem Feigen iſt es Nacht.
Wär' ich müßig dir zur Seite,
Drückte noch der Kummer mich;
Doch in aller dieſer Weite
Wirk' ich raſch und nur für dich.

Schon iſt mir das Thal gefunden
Wo wir einſt zuſammen gehn,
Und den Strom in Abendſtunden
Sanft hinunter gleiten ſehn.
Dieſe Pappeln auf den Wieſen,
Dieſe Buchen in dem Hain!
Ach! und hinter allen dieſen
Wird doch auch ein Hüttchen ſeyn.

Erſter Verluſt.

Ach! wer bringt die ſchönen Tage,
Jene Tage der erſten Liebe,
Ach! wer bringt nur eine Stunde
Jener holden Zeit zurück!

Einſam nähr' ich meine Wunde,
Und mit ſtets erneuter Klage
Traur' ich um's verlorne Glück.

Ach! wer bringt die ſchönen Tage,
Jene holde Zeit zurück!

Nach-gefühl.

Wenn die Reben wieder blühen,
Rühret ſich der Wein im Faſſe;
Wenn die Roſen wieder glühen
Weiß ich nicht wie mir geſchieht.

Thränen rinnen von den Wangen,
Was ich thue, was ich laſſe;
Nur ein unbeſtimmt Verlangen
Fühl' ich, das die Bruſt durchglüht.

Und zuletzt muß ich mir ſagen,
Wenn ich mich bedenk' und faſſe,
Daß in ſolchen ſchönen Tagen
Doris einſt für mich geglüht.

Nähe des Geliebten.

Ich denke dein, wenn mir der Sonne Schimmer
Vom Meere ſtrahlt;
Ich denke dein, wenn ſich des Mondes Flimmer
In Quellen mahlt.

Ich ſehe dich, wenn auf dem fernen Wege
Der Staub ſich hebt;
In tiefer Nacht, wenn auf dem ſchmalen Stege
Der Wanderer bebt.

Ich höre dich, wenn dort mit dumpfem Rauſchen
Die Welle ſteigt.
Im ſtillen Haine geh ich oft zu lauſchen,
Wenn alles ſchweigt.

Ich bin bey dir, du ſeyſt auch noch ſo ferne,
Du biſt mir nah!
Die Sonne ſinkt, bald leuchten mir die Sterne.
O wärſt du da!

An die Entfernte.

So hab' ich wirklich dich verloren?
Bist du, o Schöne, mir entflohn?
Noch klingt in den gewohnten Ohren
Ein jedes Wort, ein jeder Ton.

So wie des Wandrers Blick am Morgen
Vergebens in die Lüfte dringt,
Wenn, in dem blauen Raum verborgen,
Hoch über ihm die Lerche singt:

So dringet ängstlich hin und wieder
Durch Feld und Busch und Wald mein Blick;
Dich rufen alle meine Lieder;
O komm, Geliebte, mir zurück!

Am Fluſſe.

Verflieſet, vielgeliebte Lieder,
Zum Meere der Vergeſſenheit!
Kein Knabe ſing' entzückt euch wieder,
Kein Mädchen in der Blütenzeit.

Ihr ſanget nur von meiner Lieben,
Nun ſpricht ſie meiner Treue Hohn;
Ihr wart in's Waſſer eingeſchrieben,
So flieſt denn auch mit ihm davon.

Die Freuden.

Es flattert um die Quelle
Die wechſelnde Libelle,
Mich freut ſie lange ſchon;
Bald dunkel und bald helle,
Wie der Chamäleon,
Bald roth, bald blau,
Bald blau, bald grün;
O daß ich in der Nähe
Doch ihre Farben ſähe!

Sie ſchwirrt und ſchwebet, raſtet nie!
Doch ſtill, ſie ſetzt ſich an die Weiden.
Da hab' ich ſie! Da hab' ich ſie!
Und nun betracht' ich ſie genau,
Und ſeh' ein traurig-dunkles Blau —

So geht es dir, Zergliedrer deiner Freuden!

Abſchied.

Zu lieblich iſt's, ein Wort zu brechen,
Zu ſchwer die wohlerkannte Pflicht,
Und leider kann man nichts verſprechen,
Was unſerm Herzen widerſpricht.

Du übſt die alten Zauberlieder,
Du lockſt ihn, der kaum ruhig war,
Zum Schaukelkahn der ſüßen Thorheit wieder,
Erneuſt, verdoppelſt die Gefahr.

Was ſuchſt du mir dich zu verſtecken!
Sey offen, flieh nicht meinen Blick!
Früh oder ſpät mußt' ichs entdecken,
Und hier haſt du dein Wort zurück.

Was ich gefollt, hab' ich vollendet,
Durch mich ſey dir von nun an nichts verwehrt;
Allein verzeih dem Freund, der ſich nun von dir wendet,
Und ſtill in ſich zurücke kehrt.

Wechſel.

Auf Kieſeln im Bache da lieg' ich, wie helle!
Verbreite die Arme der kommenden Welle,
Und buhleriſch drückt ſie die ſehnende Bruſt;
Dann führt ſie der Leichtſinn im Strome danieder;
Es naht ſich die zweyte, ſie ſtreichelt mich wieder:
So fühl' ich die Freuden der wechſelnden Luſt.

Und doch, und ſo traurig, verſchleifſt du vergebens
Die köſtlichen Stunden des eilenden Lebens,
Weil dich das geliebteſte Mädchen vergißt!
O ruf' ſie zurücke die vorigen Zeiten!
Es küßt ſich ſo ſüße die Lippe der zweyten,
Als kaum ſich die Lippe der erſten geküßt.

Ueberzeugung.

Ach was ſoll der Menſch verlangen?
Iſt es beſſer ruhig bleiben?
Klammernd feſt ſich anzuhangen?
Iſt es beſſer ſich zu treiben?
Soll er ſich ein Häuschen bauen?
Soll er unter Zelten leben?
Soll er auf die Felſen trauen?
Selbſt die feſten Felſen beben.

Eines ſchickt ſich nicht für alle;
Sehe jeder wie ers treibe,
Sehe jeder wo er bleibe,
Und wer ſteht, daß er nicht falle.

Meeres Stille.

Tiefe Stille herrſcht im Waſſer,
Ohne Regung ruht das Meer,
Und bekümmert ſieht der Schiffer
Glatte Fläche rings umher.
Keine Luft von keiner Seite!
Todesſtille fürchterlich!
In der ungeheuern Weite
Reget keine Welle ſich.

Glückliche Fahrt.

Die Nebel zerreißen,
Der Himmel iſt helle
Und Aeolus löſet
Das ängſtliche Band.
Es ſäuſeln die Winde,
Es rührt ſich der Schiffer.
Geſchwinde! Geſchwinde!
Es theilt ſich die Welle,
Es naht ſich die Ferne,
Schon ſeh' ich das Land!

Muth.

Sorglos über die Fläche weg,
Wo vom kühnſten Wager die Bahn
Dir nicht vorgegraben du ſiehſt,
Mache dir ſelber Bahn!

Stille, Liebchen, mein Herz!
Kracht's gleich, bricht's doch nicht!
Bricht's gleich, bricht's nicht mit dir!

Erinnerung.

Willſt du immer weiter ſchweifen?
Sieh, das Gute liegt ſo nah.
Lerne nur das Glück ergreifen,
Denn das Glück iſt immer da.

Willkommen und Abſchied.

Es ſchlug mein Herz, geſchwind zu Pferde!
Es war gethan faſt eh' gedacht;
Der Abend wiegte ſchon die Erde,
Und an den Bergen hing die Nacht:
Schon ſtand im Nebelkleid die Eiche,
Ein aufgethürmter Rieſe, da,
Wo Finſterniß aus dem Geſträuche
Mit hundert ſchwarzen Augen ſah.

Der Mond von einem Wolkenhügel
Sah kläglich aus dem Duft hervor,
Die Winde ſchwangen leiſe Flügel,
Umſauſ'ten ſchauerlich mein Ohr;
Die Nacht ſchuf tauſend Ungeheuer;
Doch friſch und fröhlich war mein Muth:
In meinen Adern welches Feuer!
In meinem Herzen welche Gluth!

Dich ſah ich, und die milde Freude
Floß von dem ſüßen Blick auf mich,
Ganz war mein Herz an deiner Seite,
Und jeder Athemzug für dich.
Ein roſenfarbnes Frühlingswetter
Umgab das liebliche Geſicht,
Und Zärtlichkeit für mich — Ihr Götter!
Ich hofft' es, ich verdient' es nicht!

Doch ach! ſchon mit der Morgenſonne
Verengt der Abſchied mir das Herz:
In deinen Küſſen, welche Wonne!
In deinem Auge, welcher Schmerz!
Ich ging, du ſtandſt und ſahſt zur Erden,
Und ſahſt mir nach mit naſſem Blick:
Und doch, welch Glück geliebt zu werden!
Und lieben, Götter, welch ein Glück!

Neue Liebe neues Leben.

Herz, mein Herz, was ſoll das geben?
Was bedränget dich ſo ſehr?
Welch ein fremdes, neues Leben!
Ich erkenne dich nicht mehr.
Weg iſt alles was du liebteſt,
Weg warum du dich betrübteſt,
Weg dein Fleiß und deine Ruh' —
Ach wie kamſt du nur dazu!

Feſſelt dich die Jugendblüte,
Dieſe liebliche Geſtalt,
Dieſer Blick voll Treu' und Güte,
Mit unendlicher Gewalt?
Will ich raſch mich ihr entziehen,
Mich ermannen, ihr entfliehen,
Führet mich im Augenblick
Ach! mein Weg zu ihr zurück.

Und an dieſem Zauberfädchen,
Das ſich nicht zerreißen läßt,
Hält das liebe, loſe Mädchen
Mich ſo wider Willen feſt;
Muß in ihrem Zauberkreiſe
Leben nun auf ihre Weiſe.
Die Verändrung ach wie groß!
Liebe! Liebe! laß mich los!

An Belinden.

Warum ziehst du mich unwiderstehlich
Ach in jene Pracht?
War ich guter Junge nicht so selig
In der öden Nacht?

Heimlich in mein Zimmerchen verschlossen,
Lag im Mondenschein
Ganz von seinem Schauerlicht umflossen,
Und ich dämmert' ein;

Träumte da von vollen goldnen Stunden
Ungemischter Lust,
Hatte schon dein liebes Bild empfunden
Tief in meiner Brust.

Bin ich's noch, den du bey so viel Lichtern
An dem Spieltisch hältst?
Oft so unerträglichen Gesichtern
Gegen über stellst?

Reizender ist mir des Frühlings Blüte
Nun nicht auf der Flur;
Wo du, Engel, bist, ist Lieb' und Güte,
Wo du bist, Natur.

Maylied.

Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!

Es dringen Blüten
Aus jedem Zweig,
Und tausend Stimmen
Aus dem Gesträuch,

Und Freud' und Wonne
Aus jeder Brust.
O Erd'! o Sonne!
O Glück! o Lust!

O Lieb'! o Liebe!
So golden schön,
Wie Morgenwolken
Auf jenen Höhn!

Du segnest herrlich
Das frische Feld,
Im Blütendampfe
Die volle Welt.

O Mädchen, Mädchen,
Wie lieb' ich dich!
Wie blickt dein Auge!
Wie liebst du mich!

So liebt die Lerche
Gesang und Luft,
Und Morgenblumen
Den Himmelsduft,

Wie ich dich liebe
Mit warmem Blut,
Die du mir Jugend
Und Freud' und Muth

Zu neuen Liedern
Und Tänzen giebst.
Sey ewig glücklich,
Wie du mich liebst!

Mit einem gemahlten Band.

Kleine Blumen, kleine Blätter
Streuen mir mit leichter Hand
Gute junge Frühlings-Götter
Tändelnd auf ein luftig Band.

Zephyr, nimm's auf deine Flügel,
Schling's um meiner Liebſten Kleid;
Und ſo tritt ſie vor den Spiegel
All in ihrer Munterkeit,

Sieht mit Roſen ſich umgeben,
Selbſt wie eine Roſe jung.
Einen Blick, geliebtes Leben!
Und ich bin belohnt genung.

Fühle was dieß Herz empfindet,
Reiche frey mir deine Hand,
Und das Band, das uns verbindet,
Sey kein ſchwaches Roſen-Band!

Mit einem goldnen Halskettchen.

Dir darf dieß Blatt ein Kettchen bringen,
Das, ganz zur Biegſamkeit gewöhnt,
Sich mit viel hundert kleinen Schlingen
Um deinen Hals zu ſchmiegen ſehnt.

Gewähr dem Närrchen die Begierde,
Sie iſt voll Unſchuld, iſt nicht kühn;
Am Tag iſt's eine kleine Zierde,
Am Abend wirfſt du's wieder hin.

Doch bringt dir einer jene Kette,
Die ſchwerer drückt und ernſter faßt;
Verdenk' ich dir es nicht, Liſette,
Wenn du ein klein Bedenken haſt.

An Lottchen.

Mitten im Getümmel mancher Freuden,
Mancher Sorgen, mancher Herzensnoth,
Denk' ich dein, o Lottchen, denken dein die beyden,
Wie beym stillen Abendroth
Du die Hand uns freundlich reichtest,
Da du uns auf reich bebauter Flur,
In dem Schooße herrlicher Natur,
Manche leicht verhüllte Spur
Einer lieben Seele zeigtest.

Wohl ist mir's, daß ich dich nicht verkannt,
Daß ich gleich dich in der ersten Stunde,
Ganz den Herzensausdruck in dem Munde,
Dich ein wahres gutes Kind genannt.

Still und eng und ruhig auferzogen,
Wirft man uns auf Einmal in die Welt,
Uns umspülen hunderttausend Wogen,
Alles reißt uns, mancherley gefällt,
Mancherley verdrießt uns, und von Stund' zu Stunden
Schwankt das leichtunruhige Gefühl,
Wir empfinden, und was wir empfunden,
Spült hinweg das bunte Weltgewühl.

Wohl, ich weiß es, da durchschleicht uns innen
Manche Hoffnung, mancher Schmerz.
Lottchen, wer kennt unsre Sinnen?
Lottchen, wer kennt unser Herz?

Ach! es möchte gern gekannt ſeyn, überfließen
In das Mitempfinden einer Creatur,
Und vertrauend zwiefach neu genießen
Alles Leid und Freude der Natur.

Und da ſucht das Aug' oft ſo vergebens
Rings umher, und findet alles zu;
So vertaumelt ſich der ſchönſte Theil des Lebens
Ohne Sturm und ohne Ruh';
Und zu deinem ew'gen Unbehagen
Stößt dich heute, was dich geſtern zog.
Kannſt du zu der Welt nur Neigung tragen,
Die ſo oft dich trog,
Und bey deinem Weh, bey deinem Glücke,
Blieb in eigenwill'ger, ſtarrer Ruh'?
Sieh, da tritt der Geiſt in ſich zurücke,
Und das Herz — es ſchließt ſich zu.

So fand ich dich und ging dir frey entgegen.
O ſie iſt werth zu ſeyn geliebt!
Rief ich, erflehte dir des Himmels reinſten Segen,
Den er dir nun in deiner Freundin giebt.

Bundeslied.

In allen guten Stunden
Erhöht von Lieb und Wein,
Soll dieſes Lied verbunden
Von uns geſungen ſeyn!
Uns hält der Gott zuſammen,
Der uns hierher gebracht,
Erneuert unſre Flammen,
Er hat ſie angefacht.

So glühet fröhlich heute,
Seyd recht von Herzen eins,
Auf! trinkt erneuter Freude
Dieß Glas des echten Weins.
Auf! in der holden Stunde
Stoßt an, und küſſet treu,
Bey jedem neuen Bunde,
Die alten wieder neu!

Wer lebt in unſerm Kreiſe,
Und lebt nicht ſelig drin?
Genießt die freye Weiſe
Und treuen Bruderſinn!
So bleibt durch alle Zeiten
Herz Herzen zugekehrt;
Von keinen Kleinigkeiten
Wird unſer Bund geſtört.

Uns hat ein Gott geſegnet
Mit freyem Lebensblick,
Und alles was begegnet,
Erneuert unſer Glück.
Durch Grillen nicht gedränget,
Verknickt ſich keine Luſt,
Durch Zieren nicht geenget,
Schlägt freyer unſre Bruſt.

Mit jedem Schritt wird weiter
Die raſche Lebensbahn,
Und heiter, immer heiter
Steigt unſer Blick hinan.
Uns wird es nimmer bange,
Wenn alles ſteigt und fällt,
Und bleiben lange! lange!
Auf ewig ſo geſellt.

Tiſchlied.

Mich ergreift, ich weiß nicht wie,
Himmliſches Behagen.
Will mich's etwa gar hinauf
Zu den Sternen tragen?
Doch ich bleibe lieber hier,
Kann ich redlich ſagen,
Beym Geſang und Glaſe Wein
Auf den Tiſch zu ſchlagen.

Wundert euch, ihr Freunde, nicht
Wie ich mich gebärde,
Wirklich iſt es allerliebſt
Auf der lieben Erde:
Darum ſchwör' ich feyerlich,
Und ohn' alle Fährde,
Daß ich mich nicht freventlich
Wegbegeben werde.

Da wir aber allzumal
So beyſammen weilen,
Dächt' ich, klänge der Pocal
Zu des Dichters Zeilen.
Gute Freunde ziehen fort,
Wohl ein hundert Meilen,
Darum ſoll man hier am Ort
Anzuſtoßen eilen.

Lebe hoch, wer Leben ſchafft!
Das iſt meine Lehre.
Unſer König denn voran,
Ihm gebührt die Ehre.
Gegen inn- und äußern Feind
Setzt er ſich zur Wehre;
Ans Erhalten denkt er zwar,
Mehr noch wie er mehre.

Nun begrüß' ich ſie ſogleich,
Sie die einzig Eine.
Jeder denke, ritterlich,
Sich dabey die Seine.
Merket auch ein ſchönes Kind,
Wen ich eben meyne;
Nun ſo nicke ſie mir zu:
Leb' auch ſo der Meine.

Freunden gilt das dritte Glas,
Zweyen oder dreyen,
Die mit uns, am guten Tag,
Sich im Stillen freuen
Und der Nebel trübe Nacht,
Leis und leicht, zerſtreuen.
Dieſen ſey ein Hoch gebracht,
Alten oder neuen.

Breiter wallet nun der Strom,
Mit vermehrten Wellen.
Leben jetzt, im hohen Ton,
Redliche Geſellen!
Die ſich, mit gedrängter Kraft,
Brav zuſammen ſtellen,
In des Glückes Sonnenſchein
Und in ſchlimmen Fällen.

Wie wir nun zuſammen ſind,
Sind zuſammen viele.
Wohl gelingen denn, wie uns,
Andern ihre Spiele!
Von der Quelle bis ans Meer
Mahlet manche Mühle,
Und das Wohl der ganzen Welt
Iſt's worauf ich ziele.

Generalbeichte.

Laſſet heut, im edlen Kreis,
Meine Warnung gelten!
Nehmt die ernſte Stimmung wahr,
Denn ſie kommt ſo ſelten.
Manches habt ihr vernommen,
Manches iſt euch ſchlecht bekommen,
Und ich muß euch ſchelten.

Reue ſoll man doch einmal,
In der Welt, empfinden;
So bekennt, vertraut und fromm,
Eure größten Sünden!
Aus des Irrthums falſchen Weiten
Sammelt euch und ſucht, bey Zeiten,
Euch zu recht zu finden.

Ja, wir haben, ſey's bekannt!
Wachend oft geträumet,
Nicht geleert das friſche Glas,
Wenn der Wein geſchäumet,
Manche raſche Schäferſtunde,
Flücht'gen Kuß vom lieben Munde,
Haben wir verſäumet.

Still und maulfaul ſaßen wir,
Wenn Philiſter ſchwätzten,
Ueber göttlichen Geſang
Ihr Geklatſche ſchätzten;
Wegen glücklicher Momente,
Deren man ſich rühmen könnte,
Uns zur Rede ſetzten.

Willſt du Abſolution
Deinen Treuen geben;
Wollen wir nach deinem Wink,
Unabläßlich ſtreben,
Uns vom Halben zu entwöhnen,
Und, im Ganzen, Guten, Schönen,
Reſolut zu leben;

Den Philiſtern allzumal
Wohlgemuth zu ſchnippen,
Jenen Perlenſchaum des Weins
Nicht nur flach zu nippen,
Nicht zu liebeln, leis mit Augen,
Sondern feſt uns anzuſaugen
An geliebte Lippen.

Weltſeele.

Vertheilet Euch, nach allen Regionen,
Von dieſem heil'gen Schmaus,
Begeiſtert reißt Euch durch die nächſten Zonen
In's All und füllt es aus.

Schon ſchwebet Ihr, in ungemeßnen Fernen,
Den ſeel'gen Göttertraum,
Und leuchtet neu, geſellig, unter Sternen
Im lichtbeſäten Raum.

Dann treibt Ihr Euch, gewaltige Kometen,
In's Weit' und Weite' hinan.
Das Labyrinth der Sonnen und Planeten
Durchſchneidet Eure Bahn.

Ihr greifet raſch nach ungeformten Erden
Und wirket, ſchöpferiſch jung,
Daß ſie belebt und ſtets belebter werden,
Im abgemeßnen Schwung.

Und kreiſend führt Ihr in bewegten Lüften
Den wandelbaren Flor,
Und ſchreibt dem Stein, in allen ſeinen Grüften,
Die feſten Formen vor.

Nun alles ſich, mit göttlichem Erkühnen,
Zu übertreffen ſtrebt;
Das Waſſer will, das unfruchtbare, grünen
Und jedes Stäubchen lebt.

Und ſo verdrängt, mit liebevollem Streiten,
Der feuchten Qualme Nacht;
Nun glühen ſchon des Paradieſes Weiten,
In überbunter Pracht.

Wie regt ſich bald, ein holdes Licht zu ſchauen,
Geſtaltenreiche Schaar,
Und Ihr erſtaunt, auf den beglückten Auen,
Nun als das erſte Paar.

Und bald verliſcht ein unbegränztes Streben,
Im ſeel'gen Wechſelblick.
Und ſo empfangt, mit Dank, das ſchönſte Leben
Vom All in's All zurück.

Dauer im Wechsel.

Hielte dieſen frühen Segen
Ach nur Eine Stunde feſt!
Aber vollen Blütenregen
Schüttelt ſchon der laue Weſt.
Soll ich mich des Grünen freuen?
Dem ich Schatten erſt verdankt;
Bald wird Sturm auch das zerſtreuen,
Wenn es falb im Herbſt geſchwankt.

Willſt du nach den Früchten greifen;
Eilig nimm dein Theil davon!
Dieſe fangen an zu reifen
Und die andern keimen ſchon;
Gleich, mit jedem Regenguſſe,
Aendert ſich dein holdes Thal,
Ach! und in demſelben Fluſſe
Schwimmſt du nicht zum zweytenmal.

Du nun ſelbſt! Was felſenfeſte
Sich vor dir hervorgethan,
Mauern ſiehſt du, ſiehſt Paläſte
Stets mit andern Augen an.
Weggeſchwunden iſt die Lippe,
Die im Kuſſe ſonſt genas,
Jener Fuß, der an der Klippe,
Sich, mit Gemſenfreche, maß.

Jene Hand, die gern und milde
Sich bewegte wohlzuthun,
Das gegliederte Gebilde
Alles iſt ein andres nun.
Und was ſich, an jener Stelle,
Nun mit deinem Nahmen nennt,
Kam herbey, wie eine Welle,
Und ſo eilt's zum Element.

Laß den Anfang mit dem Ende
Sich in Eins zuſammenziehn!
Schneller als die Gegenſtände
Selber dich vorüberfliehn.
Danke, daß die Gunſt der Muſen
Unvergängliches verheißt,
Den Gehalt in deinem Buſen
Und die Form in deinem Geiſt.

Die glücklichen Gatten.

Nach dieſem Frühlingsregen,
Den wir, ſo warm, erfleht,
Weibchen! o! ſieh den Segen,
Der unſre Flur durchweht.
Nur in der blauen Trübe
Verliert ſich fern der Blick;
Hier wandelt noch die Liebe,
Hier hauſet noch das Glück.

Das Pärchen weißer Tauben,
Du ſiehſt, es fliegt dorthin,
Wo, um beſonnte Lauben,
Gefüllte Veilchen blühn.
Dort banden wir zuſammen
Den allererſten Strauß,
Dort ſchlugen unſre Flammen,
Zuerſt, gewaltig aus.

Doch als uns vom Altare,
Nach dem beliebten Ja,
Mit manchem jungen Paare,
Der Pfarrer eilen ſah;
Da gingen andre Sonnen
Und andre Monden auf,
Da war die Welt gewonnen,
Für unſern Lebenslauf.

Und hunderttauſend Siegel
Bekräftigten den Bund,
Im Wäldchen auf dem Hügel,
Im Buſch am Wieſengrund,
In Höhlen, im Gemäuer
Auf des Gelüſtes Höh,
Und Amor trug das Feuer
Selbſt in das Rohr am See.

Wir wandelten zufrieden,
Wir glaubten uns zu zwey;
Doch anders war's beſchieden
Und ſieh! wir waren drey.
Und vier' und fünf' und ſechſe,
Sie ſaßen um den Topf,
Und nun ſind die Gewächſe
Faſt all' uns übern Kopf.

Und dort, in ſchöner Fläche,
Das ungebaute Haus
Umſchlingen Pappelbäche,
So freundlich ſieht's heraus.
Wer ſchaffte wohl, da drüben,
Sich dieſen frohen Sitz?
Iſt es, mit ſeiner Lieben,
Nicht unſer braver Fritz?

Und wo, im Felſengrunde,
Der eingeklemmte Fluß
Sich, ſchäumend, aus dem Schlunde,
Auf Räder ſtürzen muß.
Man ſpricht von Müllerinnen
Und wie ſo ſchön ſie ſind;
Doch immer wird gewinnen
Dort hinten unſer Kind.

Doch wo das Grün, ſo dichte,
Um Kirch' und Raſen ſteht,
Da wo die alte Fichte,
Allein zum Himmel weht;
Da ruhet unſrer Todten
Frühzeitiges Geſchick,
Und leitet, von dem Boden
Zum Himmel unſern Blick.

Es blitzen Waffenwegen
Den Hügel, ſchwankend, ab.
Das Heer es kommt gezogen,
Das uns den Frieden gab.
Wer, mit der Ehrenbinde,
Bewegt ſich ſtolz voraus?
Er gleichet unſerm Kinde!
So kommt der Carl nach Haus!

Den liebſten aller Gäſte
Bewirthet nun die Braut,
Sie wird, am Friedensfeſte,
Dem Treuen angetraut;
Und zu den Feyertänzen
Drängt jeder ſich herbey,
Da ſchmückeſt du mit Kränzen,
Der jüngſten Kinder drey.

Bey Flöten und Schalmeyen
Erneuert ſich die Zeit,
Da wir uns einſt, im Reihen,
Als junges Paar gefreut,
Und in des Jahres Laufe,
Die' Wonne fühl' ich ſchon!
Begleiten wir zur Taufe
Den Enkel und den Sohn.

Auf dem See.

Und frische Nahrung, neues Blut
Saug' ich aus freyer Welt;
Wie ist Natur so hold und gut,
Die mich am Busen hält!
Die Welle wieget unsern Kahn
Im Rudertackt hinauf,
Und Berge, wollig himmelan,
Begegnen unserm Lauf.

Aug', mein Aug', was sinkst du nieder?
Goldne Träume kommt ihr wieder?
Weg, du Traum! so Gold du bist;
Hier auch Lieb' und Leben ist.

Auf der Welle blinken
Tausend schwebende Sterne,
Weiche Nebel trinken
Rings die thürmende Ferne;
Morgenwind umflügelt
Die beschattete Bucht,
Und im See bespiegelt
Sich die reifende Frucht.

Vom Berge.

Wenn ich, liebe Lill, dich nicht liebte,
Welche Wonne gäb' mir dieser Blick!
Und doch wenn ich, Lill, dich nicht liebte,
Fänd' ich hier und fänd' ich dort mein Glück?

Frühzeitiger Frühling.

Tage der Wonne
Kommt ihr ſo bald?
Schenkt mir die Sonne,
Hügel und Wald?

Reichlicher fließen
Bächlein zumal.
Sind es die Wieſen?
Iſt es das Thal?

Blauliche Friſche!
Himmel und Höh!
Goldene Fiſche
Wimmeln im See.

Buntes Gefieder
Rauſchet im Hain,
Himmliſche Lieder
Schallen darein.

Unter des Grünen
Blühender Kraft,
Naſchen die Bienen
Summend am Saft.

Leiſe Bewegung
Bebt in der Luft,
Reizende Regung
Schläfernder Duft.

Mächtiger rühret
Bald ſich ein Hauch,
Doch er verlieret
Gleich ſich im Strauch.

Aber zum Buſen
Kehrt er zurück,
Helfet ihr Muſen
Tragen das Glück!

Saget ſeit geſtern
Wie mir geſchah?
Liebliche Schweſtern
Liebchen iſt da!

Herbſtgefühl.

Fetter grüne, du Laub',
Am Rebengeländer
Hier mein Fenſter herauf!
Gedrängter quellet,
Zwillingsbeeren, und reifet
Schneller und glänzend voller!
Euch brütet der Mutter Sonne
Scheideblick; euch umſäuſelt
Des holden Himmels
Fruchtende Fülle;
Euch kühlet des Mondes
Freundlicher Zauberhauch,
Und euch bethauen, ach!
Aus dieſen Augen
Der ewig belebenden Liebe
Vollſchwellende Thränen.

Raſtloſe Liebe.

Dem Schnee, dem Regen,
Dem Wind entgegen,
Im Dampf der Klüfte,
Durch Nebeldüfte,
Immer zu! Immer zu!
Ohne Raſt und Ruh!

Lieber durch Leiden
Möcht' ich mich ſchlagen,
Als ſo viel Freuden
Des Lebens ertragen.
Alle das Neigen
Von Herzen zu Herzen,
Ach wie ſo eigen
Schaffet das Schmerzen!

Wie ſoll ich fliehen?
Wälderwärts ziehen?
Alles vergebens!
Krone des Lebens,
Glück ohne Ruh,
Liebe, biſt du!

Schäfers Klagelied.

Da droben auf jenem Berge
Da steh' ich tausendmal,
An meinem Stabe gebogen
Und schaue hinab in das Thal.

Dann folg' ich der weidenden Heerde,
Mein Hündchen bewahret mir sie.
Ich bin herunter gekommen
Und weiß doch selber nicht wie.

Da stehet von schönen Blumen
Die ganze Wiese so voll,
Ich breche sie, ohne zu wissen,
Wem ich sie geben soll.'

Und Regen, Sturm und Gewitter
Verpaß' ich unter dem Baum.
Die Thüre dort bleibet verschlossen;
Doch alles ist leider ein Traum.

Es stehet ein Regenbogen
Wohl über jenem Haus!
Sie aber ist weggezogen,
Und weit in das Land hinaus.

Hinaus in das Land und weiter,
Vielleicht gar über die See.
Vorüber ihr Schafe vorüber,
Dem Schäfer ist gar so weh.

Troſt in Thränen.

Wie kommt's, daß du ſo traurig biſt,
Da alles froh erſcheint?
Man ſieht dir's an den Augen an,
Gewiß du haſt geweint.

„Und hab' ich einſam auch geweint,
So iſt's mein eigner Schmerz,
Und Thränen fließen gar ſo ſüß,
Erleichtern mir das Herz."

Die frohen Freunde laden dich,
O! komm an unſre Bruſt!
Und was du auch verloren haſt,
Vertraue den Verluſt.

„Ihr lärmt und rauſcht, und ahndet nicht
Was mich den Armen quält.
Ach nein! Verloren hab' ich's nicht
So ſehr es mir auch fehlt."

So raffe denn dich eilig auf,
Du biſt ein junges Blut.
In deinen Jahren hat man Kraft,
Und zum Erwerben Muth.

„Ach nein! erwerben kann ich's nicht
Es ſteht mir gar zu fern.
Es weilt ſo hoch, es blinkt ſo ſchön,
Wie droben jener Stern.“

Die Sterne die begehrt man nicht,
Man freut ſich ihrer Pracht,
Und mit Entzücken blickt man auf
In jeder heitern Nacht.

„Und mit Entzücken blick' ich auf,
So manchen lieben Tag,
Verweinen laſt die Nächte mich,
So lang' ich weinen mag.“

Nachtgesang.

O! gieb, vom weichen Pfühle,
Träumend, ein halb Gehör!
Bey meinem Saitenspiele,
Schlafe! was willst du mehr?

Bey meinem Saitenspiele
Segnet der Sterne Heer
Die ewigen Gefühle;
Schlafe! was willst du mehr?

Die ewigen Gefühle
Heben mich, hoch und hehr,
Aus irdischem Gewühle;
Schlafe! was willst du mehr?

Vom irdischen Gewühle
Trennst du mich nur zu sehr,
Bannst mich in diese Kühle;
Schlafe! was willst du mehr?

Bannst mich in diese Kühle,
Giebst nur im Traum Gehör.
Ach! auf dem weichen Pfühle
Schlafe! was willst du mehr?

Sehnſucht.

Was zieht mir das Herz ſo?
Was zieht mich hinaus?
Und windet und ſchraubt mich
Aus Zimmer und Haus?
Wie dort ſich die Wolken
Um Felſen verziehn,
Da möcht' ich hinüber
Da möcht' ich wohl hin!

Nun wiegt ſich der Raben
Geſelliger Flug,
Ich miſche mich drunter
Und folge dem Zug.
Und Berg und Gemäuer
Umflittigen wir,
Sie weilet da drunten
Ich ſpähe nach ihr.

Da kommt ſie und wandelt
Ich eile ſobald,
Ein ſingender Vogel,
Zum buſchichten Wald.
Sie weilet und horchet,
Und lächelt mit ſich:
„Er ſinget ſo lieblich
Und ſingt es an mich."

Die ſcheidende Sonne
Vergoldet die Höhn,
Die ſinnende Schöne
Sie läßt es geſchehn.
Sie wandelt am Bache
Die Wieſen entlang,
Und finſter und finſtrer
Umſchlingt ſich der Gang.

Auf einmal erſchein' ich
Ein blinkender Stern.
„Was glänzet da droben?
So nah und ſo fern?"
Und haſt du, mit Staunen,
Das Leuchten erblickt;
Ich lieg dir zu Füßen,
Da bin ich beglückt!

An Mignon.

Ueber Thal und Fluß getragen
Ziehet rein der Sonne Wagen.
Ach! sie regt, in ihrem Lauf,
So wie deine, meine Schmerzen,
Tief im Herzen,
Immer morgens wieder auf.

Kaum will mir die Nacht noch frommen,
Denn die Träume selber kommen
Nun in trauriger Gestalt,
Und ich fühle dieser Schmerzen,
Still im Herzen,
Heimlich bildende Gewalt.

Schon seit manchen schönen Jahren
Seh' ich unten Schiffe fahren,
Jedes kommt an seinen Ort;
Aber ach! die steten Schmerzen,
Fest im Herzen,
Schwimmen nicht im Strome fort.

Schön in Kleidern muß ich kommen,
Aus dem Schrank sind sie genommen,
Weil es heute Festtag ist;
Niemand ahndet daß von Schmerzen,
Herz im Herzen,
Grimmig mir zerrissen ist.

Heimlich muß ich immer weinen,
Aber freundlich kann ich scheinen
Und sogar gesund und roth;
Wären tödtlich diese Schmerzen
Meinem Herzen,
Ach! schon lange wär' ich todt.

Bergſchloß.

Da droben auf jenem Berge
Da ſteht ein altes Schloß,
Wo, hinter Thoren und Thüren,
Sonſt lauerten Ritter und Roß.

Verbrannt ſind Thüren und Thore
Und überall iſt es ſo ſtill,
Das alte verfallne Gemäuer
Durchklettr' ich, wie ich nur will.

Hierneben lag ein Keller,
So voll von köſtlichem Wein,
Nun ſteiget nicht mehr, mit Krügen,
Die Kellnerinn heiter hinein.

Sie ſetzt den Gäſten, im Saale,
Nicht mehr die Becher umher,
Sie füllt, zum heiligen Mahle,
Dem Pfaffen das Fläſchchen nicht mehr.

Sie reicht dem lüſternen Knappen
Nicht mehr, auf dem Gange, den Trank,
Und nimmt, für flüchtige Gabe,
Nicht mehr den flüchtigen Dank.

Denn alle Balken und Decken,
Sie ſind ſchon lange verbrannt,
Und Trepp' und Gang und Capelle
In Schutt und Trümmer verwandt.

Doch als mit Zither und Flasche
Nach diesen felsigen Höhn,
Ich, an dem heitersten Tage,
Mein Liebchen steigen gesehn;

Da drängte sich frohes Behagen
Hervor aus verödeter Ruh,
Da ging's wie in alten Tagen
Recht feyerlich wieder zu.

Als wären für stattliche Gäste,
Die weitesten Räume bereit,
Als käm' ein Pärchen gegangen
Aus jener tüchtigen Zeit.

Als stünd', in seiner Capelle,
Der würdige Pfaffe schon da,
Und fragte: wollt ihr einander?
Wir aber lächelten: Ja!

Und tief bewegten Gesänge
Des Herzens innigsten Grund,
Es zeugte, statt der Menge,
Der Echo schallender Mund.

Und als sich, gegen den Abend,
Im Stillen alles verlor,
Da blickte die glühende Sonne
Zum schroffen Gipfel empor.

Und Knapp und Kellnerinn glänzen,
Als Herren, weit und breit,
Sie nimmt sich zum Kredenzen
Und er zum Danke sich Zeit.

Geiſtes-Gruß.

Hoch auf dem alten Thurme ſteht
Des Helden edler Geiſt,
Der, wie das Schiff vorübergeht,
Es wohl zu fahren heißt.

„Sieh, dieſe Sehne war ſo ſtark,
„Dieß Herz ſo feſt und wild,
„Die Knochen voll von Rittermark,
„Der Becher angefüllt;

„Mein halbes Leben ſtürmt' ich fort,
„Verdehnt' die Hälft' in Ruh,
„Und du, du Menſchen-Schifflein dort,
„Fahr immer, immer zu."

An ein goldnes Herz, das er am Halſe trug.

Angedenken du verklung'ner Freude,'
Das ich immer noch am Halſe trage,
Hältſt du länger als das Seelenband uns beyde?
Verlängerſt du der Liebe kurze Tage?

Flieh' ich, Lili, vor dir! Muß noch an deinem Bande,
Durch fremde Lande,
Durch ferne Thäler und Wälder wallen!
Ach! Lili's Herz konnte ſo bald nicht
Von meinem Herzen fallen.

Wie ein Vogel, der den Faden bricht
Und zum Walde kehrt,
Er ſchleppt des Gefängniſſes Schmach,
Noch ein Stückchen des Fadens nach,
Er iſt der alte freygeborne Vogel nicht,
Er hat ſchon jemand angehört.

Wonne der Wehmuth.

Trocknet nicht, trocknet nicht,
Thränen der ewigen Liebe!
Ach! nur dem halbgetrockneten Auge
Wie öde, wie todt die Welt ihm erscheint!
Trocknet nicht, trocknet nicht,
Thränen unglücklicher Liebe!

Wandrers Nachtlied.

Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest,
Ach! ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede!
Komm, ach komm in meine Brust!

Jägers Abendlied.

Im Felde schleich' ich still und wild,
Gespannt mein Feuerrohr,
Da schwebt so licht dein liebes Bild,
Dein süßes Bild mir vor.

Du wandelst jetzt wohl still und mild
Durch Feld und liebes Thal,
Und ach mein schnell verrauschend Bild,
Stellt sich dir's nicht einmal?

Des Menschen, der die Welt durchstreift
Voll Unmuth und Verdruß,
Nach Osten und nach Westen schweift,
Weil er dich lassen muß.

Mir ist es, denk' ich nur an dich,
Als in den Mond zu sehn,
Ein stiller Friede kommt auf mich,
Weiß nicht wie mir geschehn.

An den Mond.

Füllest wieder Busch und Thal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz;

Breitest über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Wie des Freundes Auge, mild
Ueber mein Geschick.

Jeden Nachklang fühlt mein Herz
Froh- und trüber Zeit,
Wandle zwischen Freud' und Schmerz
In der Einsamkeit.

Fließe, fließe, lieber Fluß,
Nimmer werd' ich froh,
So verrauschte Scherz und Kuß,
Und die Treue so.

Ich besaß es doch einmal,
Was so köstlich ist!
Daß man doch zu seiner Qual
Nimmer es vergißt!

Rausche, Fluß, das Thal entlang,
Ohne Rast und Ruh,!
Rausche, flüstre meinem Sang
Melodien zu!

Wenn du in der Winternacht
Wüthend überschwillst,
Oder um die Frühlingspracht
Junger Knospen quillst.

Selig wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt,

Was von Menschen nicht gewußt,
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

Einschränkung.

Ich weiß nicht was mir hier gefällt,
In dieser engen, kleinen Welt
Mit holdem Zauberband mich hält?
Vergeß' ich doch, vergeß' ich gern,
Wie seltsam mich das Schicksal leitet;
Und ach! ich fühle, nah' und fern
Ist mir noch manches zubereitet.
O wäre doch das rechte Maß getroffen!
Was bleibt mir nun, als, eingehüllt,
Von holder Lebenskraft erfüllt,
In stiller Gegenwart die Zukunft zu erhoffen!

Hoffnung.

Schaff, das Tagwerk meiner Hände,
Hehes Glück, daß ich's vollende!
Laß, o laß mich nicht ermatten!
Nein es sind nicht leere Träume;
Jetzt nur Stangen, diese Bäume
Geben einst noch Frucht und Schatten.

Sorge.

Kehre nicht in dieſem Kreiſe
Neu und immer neu zurück!
Laß, o laß mir meine Weiſe,
Gönn', o gönne mir mein Glück!
Soll ich fliehen? Soll ich's faſſen?
Nun gezweifelt iſt genug.
Willſt du mich nicht glücklich laſſen,
Sorge, nun ſo mach mich klug.

Stoßſeufzer.

Ach man ſparte viel!
Seiner wäre verrückt das Ziel,
Wär weniger Dumpfheit, vergebnes Sehnen,
Ich könnte viel glücklicher ſeyn;
Gäb's nur keinen Wein
Und keine Weiberthränen!

Räthſel.

Ein Bruder iſt's von vielen Brüdern,
In allem ihnen völlig gleich,
Ein nöthig Glied von vielen Gliedern,
In eines großen Vaters Reich.
Jedoch erblickt man ihn nur ſelten,
Faſt wie ein eingeſchobnes Kind,
Die andern laſſen ihn nur gelten
Da wo ſie unvermögend ſind.

Das Sonett.

Sich in erneutem Kunſtgebrauch zu üben
Iſt heil'ge Pflicht, die wir dir auferlegen.
Du kannſt dich auch, wie wir, beſtimmt bewegen
Nach Tritt und Schritt, wie es dir vorgeſchrieben.

Denn eben die Beſchränkung läßt ſich lieben,
Wenn ſich die Geiſter gar gewaltig regen;
Und wie ſie ſich denn auch gebärden mögen,
Das Werk zuletzt iſt doch vollendet blieben.

So möcht' ich ſelbſt in künſtlichen Sonetten,
In ſprachgewandter Maßen kühnem Stolze,
Das beſte, was Gefühl mir gäbe, reimen;

Doch weiß ich hier mich nicht bequem zu betten,
Ich ſchneide ſonſt ſo gern aus ganzem Holze,
Und müßte nun doch auch mitunter leimen.

Perfectibilität.

Möcht' ich doch wohl beſſer ſeyn
Als ich bin! — Was wär' es?
Soll ich aber beſſer ſeyn
Als du biſt; — ſo lehr' es!

Möcht' ich auch wohl beſſer ſeyn
Als ſo mancher andre!
„Willſt du beſſer ſeyn als wir,
Lieber Freund, ſo wandre.“

Vorſchlag zur Güte.

Er.

Du gefällſt mir ſo wohl, mein liebes Kind,
Und wie wir hier bey einander ſind;
So möcht' ich nimmer ſcheiden,
Da wär' es wohl uns beyden.

Sie.

Gefall' ich dir; ſo gefällſt du mir.
Du ſagſt es frey, ich ſag' es dir.
Eh nun! Heyrathen wir eben!
Das übrige wird ſich geben.

Er.

Heyrathen, Engel, iſt wunderlich Wort.
Ich meynt' da müßt' ich gleich wieder fort.

Sie.

Was iſt's denn ſo großes Leiden?
Geht's nicht; ſo laſſen wir uns ſcheiden.

Vanitas! vanitatum vanitas.

Ich hab mein Sach auf nichts geſtellt
Juchhe!
Drum iſt's ſo wohl mir in der Welt
Juchhe!
Und wer will mein Kammerade ſeyn
Der ſtoße mit an, der ſtimme mit ein,
Bey dieſer Reige Wein.

Ich ſtellt mein Sach auf Geld und Gut
Juchhe!
Darüber verlor ich Freud' und Muth
O weh!
Die Münze rollte hier und dort
Und haſcht' ich ſie an einem Ort
Am andern war ſie fort.

Auf Weiber ſtellt ich nun mein Sach
Juchhe!
Daher mir kam viel Ungemach
O weh!
Die falſche ſucht ſich ein ander Theil
Die treue macht mir Langeweil
Die beſte war nicht feil.

Ich ſtellt mein Sach auf Reiſ' und Fahrt
Juchhe!
Und ließ meine Vaterlandesart
O weh!
Und mir behagt es nirgends recht,
Die Koſt war fremd, das Bett war ſchlecht,
Niemand verſtand mich recht.

Ich ſtellt mein Sach auf Ruhm und Ehr
Juchhe!
Und ſieh! gleich hatt ein andrer mehr
O weh!
Wie ich mich hatt hervorgethan
Da ſahen die Leute ſcheel mich an,
Hatte keinem Recht gethan.

Ich ſetzt mein Sach auf Kampf und Krieg
Juchhe!
Und uns gelang ſo mancher Sieg.
Juchhe!
Wir zogen in Feindes Land hinein
Dem Freunde ſollt's nicht viel beſſer ſeyn
Und ich verlor ein Bein.

Nun hab ich mein Sach auf nichts geſtellt
Juchhe!
Und mein gehört die ganze Welt
Juchhe!
Zu Ende geht nun Sang und Schmaus
Nur trinkt mir alle Neigen aus
Die letzte muß heraus!

Kophtiſches Lied.

Laſſet Gelehrte ſich zanken und ſtreiten,
Streng und bedächtig die Lehrer auch ſeyn!
Alle die Weiſeſten aller der Zeiten
Lächeln und winken und ſtimmen mit ein:
Thöricht auf Beſſrung der Thoren zu harren!
Kinder der Klugheit, o! habet die Narren
Eben zum Narren auch wie ſich's gehört.

Merlin der Alte, im leuchtenden Grabe,
Wo ich als Jüngling geſprochen ihn habe,
Hat mich mit ähnlicher Antwort belehrt:
Thöricht auf Beſſrung der Thoren zu harren!
Kinder der Klugheit, o! habet die Narren
Eben zum Narren auch wie ſich's gehört.

Und auf den Höhen der Indiſchen Lüfte,
Und in den Tiefen Aegyptiſcher Grüfte
Hab ich das heilige Wort nur gehört:
Thöricht auf Beſſrung der Thoren zu harren!
Kinder der Klugheit, o! habet die Narren
Eben zum Narren auch wie ſich's gehört.

Ein andres.

Geh! gehorche meinen Winken,
Nutze deine jungen Tage,
Lerne zeitig klüger seyn.
Auf des Glückes großer Wage
Steht die Zunge selten ein.
Du mußt steigen oder sinken,
Du mußt herrschen und gewinnen,
Oder dienen und verlieren,
Leiden oder triumphiren,
Amboß oder Hammer seyn.

Muſen und Grazien in der Mark.

O! wie iſt die Stadt ſo wenig,
Laßt die Maurer künftig ruhn!
Unſre Bürger, unſer König
Könnten wohl was beſſers thun.
Wall und Oper wird uns tödten,
Liebchen komm auf meine Flur,
Denn beſonders die Poeten
Die verderben die Natur.

O wie freut es mich, mein Liebchen,
Daß du ſo natürlich biſt;
Unſre Mädchen, unſre Bübchen,
Spielen künftig auf dem Miſt!
Und auf unſern Promenaden
Zeigt ſich erſt die Neigung ſtark,
Liebes Mädchen! laß uns waden,
Waden noch, durch dieſen Quark.

Dann im Sand uns zu verlieren,
Der uns keinen Weg verſperrt!
Dich den Anger hin zu führen,
Wo der Dorn das Röckchen zerrt!
Zu dem Dörfchen laß uns ſchleichen,
Mit dem ſpitzen Thurme hier;
Welch ein Wirthshaus ſonder gleichen!
Trocknes Brot! und ſaures Bier!

Sagt mir nichts von gutem Boden,
Nichts vom Magdeburger Land!
Unſre Saamen, unſre Todten,
Ruhen in dem leichten Sand.
Selbſt die Wiſſenſchaft verlieret
Nichts an ihrem raſchen Lauf,
Denn bey uns, was vegetiret,
Alles keimt getrocknet auf.

Geht es nicht in unſerm Hofe
Wie im Paradieſe zu?
Statt der Dame, ſtatt der Zofe
Macht die Henne Gin! gin! gin!
Uns beſchäftigt nicht der Pfauen,
Nur der Gänſe Lebenslauf;
Meine Mutter zieht die grauen,
Meine Frau die weißen auf.

Laß den Witzling uns beſticheln!
Glücklich! wenn ein deutſcher Mann,
Seinem Freunde, Vetter Michein,
Guten Abend bieten kann.
Wie iſt der Gedanke labend!
Solch ein Edler bleibt uns nah!
Immer ſagt man: geſtern Abend
War doch Vetter Michel da!

Und in unſern Liedern keimet
Sylb' aus Sylbe, Wort aus Wort.
Ob ſich gleich auf deutſch nichts reimet,
Reimt der Deutſche dennoch fort.
Ob es kräftig oder zierlich,
Geht uns ſo genau nicht an;
Wir ſind bieder und natürlich,
Und das iſt genug gethan.

Der Rattenfänger.

Ich bin der wohlbekannte Sänger,
Der viel gereiſ'te Rattenfänger,
Den dieſe altberühmte Stadt
Gewiß beſonders nöthig hat.
Und wären's Ratten noch ſo viele,
Und wären Wieſel mit im Spiele;
Von allen ſäubr' ich dieſen Ort,
Sie müſſen mit einander fort.

Dann iſt der gutgelaunte Sänger
Mitunter auch ein Kinderfänger,
Der ſelbſt die wildeſten bezwingt,
Wenn er die goldnen Mährchen ſingt.
Und wären Knaben noch ſo trutzig,
Und wären Mädchen noch ſo ſtutzig,
In meine Saiten greif' ich ein,
Sie müſſen alle hinter drein.

Dann iſt der vielgewandte Sänger
Gelegentlich ein Mädchenfänger;
In keinem Städtchen langt er an,
Wo er's nicht mancher angethan.
Und wären Mädchen noch ſo blöde,
Und wären Weiber noch ſo ſpröde;
Doch allen wird ſo liebebang,
Bey Zauberſaiten und Geſang.

(Von Anfang.)

Frühlingsorakel.

Du prophet'ſcher Vogel du,
Blütenſänger, o! Coucou!
Bitten eines jungen Paares,
In der ſchönſten Zeit des Jahres,
Höre liebſter Vogel du,
Kann es hoffen; ruf ihm zu:
Dein Coucou, dein Coucou,
Immer mehr Coucou, Coucou.

Hörſt du! ein verliebtes Paar
Sehnt ſich herzlich zum Altar;
Und es iſt, bey ſeiner Jugend,
Voller Treue, voller Tugend.
Iſt die Stunde denn noch nicht voll?
Sage wie lange es warten ſoll?
Horch! Coucou! Horch! Coucou!
Immer ſtille! Nichts hinzu.

Iſt es doch nicht unſre Schuld!
Nur zwey Jahre noch Geduld!
Aber, wenn wir uns genommen,
Werden Pa, pa, pa, papas kommen?
Wiſſe daß du uns erfreuſt,
Wenn du viele prophezeyſt.
Eins! Coucou! Zwey! Coucou!
Immer weiter Coucou, Coucou, Cou.

Haben wir wohl recht gezählt;
Wenig am Halbdutzend fehlt.
Wenn wir gute Worte geben;
Sagst du wohl wie lange wir leben?
Freylich, wir gestehen dir's,
Gern zum längsten trieben wir's.
Cou Coucou, Cou Coucou,
Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou.

Leben ist ein großes Fest,
Wenn sich's nicht berechnen läßt.
Sind wir nun zusammen blieben;
Bleibt denn auch das treue Lieben?
Könnte das zu Ende gehn;
Wäre doch alles nicht mehr schön.
Cou Coucou, Cou Coucou :|:
Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou.
(Mit Grazie in infinitum.)

An Lina.

Liebchen, kommen dieſe Lieder
Jemals wieder dir zu Hand,
Sitze beym Claviere nieder,
Wo der Freund ſonſt bey dir ſtand.

Laß die Saiten raſch erklingen
Und dann ſieh in's Buch hinein.
Nur nicht leſen! immer ſingen!
Und ein jedes Blatt iſt dein.

Ach! wie traurig ſieht in Lettern,
Schwarz auf weiß, das Lied mich an,
Das aus deinem Mund vergöttern,
Das ein Herz zerreißen kann.

Vermiſchte Gedichte.

Klaggeſang

von der edeln Frauen des Aſan Aga aus dem Morlackiſchen.

Was iſt weißes dort am grünen Walde?
Iſt es Schnee wohl, oder ſind es Schwäne?
Wär' es Schnee, er wäre weggeſchmolzen;
Wären's Schwäne, wären weggeflogen.
Iſt kein Schnee nicht, es ſind keine Schwäne,
's iſt der Glanz der Zelten Aſan Aga.
Niederliegt er drinn an ſeiner Wunde;
Ihn beſucht die Mutter und die Schweſter;
Schamhaft ſäumt ſein Weib zu ihm zu kommen.

Als nun ſeine Wunde linder wurde,
Ließ er ſeinem treuen Weibe ſagen:
„Harre mein nicht mehr an meinem Hofe,
„Nicht am Hofe und nicht bey den Meinen."

Als die Frau dieß harte Wort vernommen,
Stand die Treue ſtarr und voller Schmerzen,
Hört der Pferde Stampfen vor der Thüre,
Und es däucht ihr, Aſan käm', ihr Gatte,
Springt zum Thurme, ſich herab zu ſtürzen.
Aengſtlich folgen ihr zwey liebe Töchter,
Rufen nach ihr, weinend bittre Thränen:
„Sind nicht unſers Vaters Aſans Roſſe,
„Iſt dein Bruder Pintorowich kommen!"

Und es kehret die Gemahlinn Asans,
Schlingt die Arme jammernd um den Bruder:
„Sieh die Schmach, o Bruder, deiner Schwester!
„Mich verstoßen! Mutter dieser fünfe!“

Schweigt der Bruder, ziehet aus der Tasche,
Eingehüllet in hochrothe Seide,
Ausgefertiget den Brief der Scheidung,
Daß sie kehre zu der Mutter Wohnung,
Frey sich einem andern zu ergeben.

Als die Frau den Trauer-Scheidbrief sahe,
Küßte sie der beyden Knaben Stirne,
Küßt' die Wangen ihrer beyden Mädchen.
Aber ach! vom Säugling in der Wiege
Kann sie sich im bittern Schmerz nicht reißen!

Reißt sie los der ungestüme Bruder,
Hebt sie auf das muntre Roß behende,
Und so eilt er mit der bangen Frauen
Grad' nach seines Vaters hoher Wohnung.

Kurze Zeit war's, noch nicht sieben Tage;
Kurze Zeit g'nug; von viel großen Herren
Unsre Frau in ihrer Wittwen-Trauer,
Unsre Frau zum Weib begehret wurde.

Und der größte war Imoklis Cadi;
Und die Frau bat weinend ihren Bruder:
„Ich beschwöre dich bey deinem Leben,
„Gib mich keinem andern mehr zur Frauen,
„Daß das Wiedersehen meiner lieben
„Armen Kinder mir das Herz nicht breche.“

Ihre Reden achtet nicht der Bruder,
Fest, Imoslis Cadi sie zu trauen.
Doch die Gute bittet ihn unendlich:
Schicke wenigstens ein Blatt, o Bruder,
Mit den Worten zu Imoslis Cadi:
„Dich begrüßt die junge Wittib freundlich,
„Und läßt durch dieß Blatt dich höchlich bitten,
„Daß, wenn dich die Suaten herbegleiten,
„Du mir einen langen Schleyer bringest,
„Daß ich mich vor Asans Haus verhülle,
„Meine lieben Waisen nicht erblicke.“.

Kaum ersah der Cadi dieses Schreiben,
Als er seine Suaten alle sammelt,
Und zum Wege nach der Braut sich rüstet,
Mit den Schleyer, den sie heischte, tragend.

Glücklich kamen sie zur Fürstinn Hause,
Glücklich sie mit ihr vom Hause wieder.
Aber als sie Asans Wohnung nah'ten,
Sah'n die Kinder oben ab die Mutter,
Riefen: „Komm zu deiner Halle wieder!
„Iß das Abendbrot mit deinen Kindern.“
Traurig hört' es die Gemahlin Asans,
Kehrete sich zu der Suaten Fürsten:
„Laß doch, laß die Suaten und die Pferde
„Halten wenig vor der Lieben Thüre,
„Daß ich meine Kleinen noch beschenke.“

Und sie hielten vor der Lieben Thüre,
Und den armen Kindern gab sie Gaben;
Gab den Knaben goldgestickte Stiefel,
Gab den Mädchen lange reiche Kleider,
Und dem Säugling, hülflos in der Wiege,
Gab sie für die Zukunft auch ein Röckchen.

Das beyseit sah Vater Asan Aga,
Rief gar traurig seinen lieben Kindern:
„Kehrt zu mir, ihr lieben armen Kleinen!
„Eurer Mutter Brust ist Eisen worden,
„Fest verschlossen, kann nicht Mitleid fühlen.“

Wie das hörte die Gemahlinn Asans,
Stürzt' sie bleich den Boden schütternd nieder,
Und die Seel' entfloh dem bangen Busen,
Als sie ihre Kinder vor sich fliehn sah.

Mahomets Gesang.

Seht den Felsenquell,
Freudehell
Wie ein Sternenblick,
Ueber Wolken
Nährten seine Jugend
Gute Geister
Zwischen Klippen im Gebüsch.

Jünglingfrisch
Tanzt er aus der Wolke
Auf die Marmorfelsen nieder,
Jauchzet wieder
Nach dem Himmel.

Durch die Gipfelgänge
Jagt er bunten Kieseln nach,
Und mit frühem Führertritt
Reißt er seine Bruderquellen
Mit sich fort.

Drunten werden in dem Thal
Unter seinem Fußtritt Blumen,
Und die Wiese
Lebt von seinem Hauch.

Doch ihn hält kein Schattenthal,
Keine Blumen,
Die ihm seine Knie' umschlingen,
Ihm mit Liebesaugen schmeicheln:
Nach der Ebne dringt sein Lauf
Schlangenwandelnd.

Bäche schmiegen
Sich gesellig an. Nun tritt er
In die Ebne silberprangend,
Und die Ebne prangt mit ihm,
Und die Flüsse von der Ebne,
Und die Bäche von den Bergen,
Jauchzen ihm und rufen: Bruder!
Bruder, nimm die Brüder mit.
Mit zu deinem alten Vater,
Zu dem ew'gen Ocean,
Der mit ausgespannten Armen
Unser wartet,
Die sich ach! vergebens öffnen,
Seine Sehnenden zu fassen;
Denn uns frißt in öder Wüste
Gier'ger Sand, die Sonne drohen
Saugt an unserm Blut, ein Hügel
Hemmet uns zum Teiche! Bruder,
Nimm die Brüder von der Ebne,
Nimm die Brüder von den Bergen
Mit, zu deinem Vater mit.

Kommt ihr alle! —
Und nun ſchwillt er
Herrlicher, ein ganz Geſchlechte
Trägt den Fürſten hoch empor!
Und im rollenden Triumphe
Gibt er Ländern Namen, Städte
Werden unter ſeinem Fuß.

Unaufhaltſam rauſcht er weiter,
Läßt der Thürme Flammengipfel,
Marmorhäuſer, eine Schöpfung
Seiner Fülle, hinter ſich.

Zedernhäuſer trägt der Atlas
Auf den Rieſenſchultern; ſauſend
Wehen über ſeinem Haupte
Tauſend Flaggen durch die Lüfte,
Zeugen ſeiner Herrlichkeit.

Und ſo trägt er ſeine Brüder,
Seine Schätze, ſeine Kinder,
Dem erwartenden Erzeuger
Freudebrauſend an das Herz.

Gesang der Geister über den Wassern.

Des Menschen Seele
Gleicht dem Wasser:
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es
Und wieder nieder
Zur Erde muß es,
Ewig wechselnd.

Strömt von der hohen,
Steilen Felswand
Der reine Strahl,
Dann stäubt er lieblich
In Wolkenwellen
Zum glatten Fels,
Und leicht empfangen,
Wallt er verschleyernd,
Leiserauschend,
Zur Tiefe nieder.

Ragen Klippen
Dem Sturz' entgegen,
Schäumt er unmuthig
Stufenweise
Zum Abgrund.

Im flachen Bette
Schleicht er das Wieſenthal hin,
Und in dem glatten See
Weiden ihr Antlitz
Alle Geſtirne.

Wind iſt der Welle
Lieblicher Buhler;
Wind miſcht vom Grund aus
Schäumende Wogen.

Seele des Menſchen
Wie gleichſt du dem Waſſer!
Schickſal des Menſchen,
Wie gleichſt du dem Wind!

Meine Göttinn.

Welcher Unſterblichen
Soll der höchſte Preis ſeyn?
Mit Niemand ſtreit' ich,
Aber ich geb' ihn
Der ewig beweglichen,
Immer neuen,
Seltſamen Tochter Jovis,
Seinem Schooßkinde,
Der Phantaſie.

Denn ihr hat er
Alle Launen,
Die er ſonſt nur allein
Sich vorbehält,
Zugeſtanden,
Und hat ſeine Freude
An der Thörinn.

Sie mag roſenbekränzt
Mit dem Lilienſtängel
Blumenthäler betreten,
Sommervögeln gebieten,
Und leichtnährenden Thau
Mit Bienenlippen
Von Blüten ſaugen:

Oder ſie mag,
Mit fliegendem Haar,
Und düſterm Blicke,
Im Winde ſauſen
Um Felſenwände,
Und tauſendfarbig,
Wie Morgen und Abend,
Immer wechſelnd
Wie Mondesblicke,
Den Sterblichen ſcheinen.

Laßt uns alle
Den Vater preiſen!
Den alten, hohen,
Der ſolch eine ſchöne,
Unverwelkliche Gattinn
Dem ſterblichen Menſchen
Geſellen mögen!

Denn uns allein
Hat er ſie verbunden
Mit Himmelsband,
Und ihr geboten,
In Freud' und Elend,
Als treue Gattinn,
Nicht zu entweichen.

Alle die andern
Armen Geſchlechter
Der kinderreichen
Lebendigen Erde

Wandeln und weiden
In dunkelm Genuß
Und trüben Schmerzen
Des augenblicklichen
Beschränkten Lebens,
Gebeugt vom Joche
Der Nothdurft.

Uns aber hat er
Seine gewandteste,
Verzärtelte Tochter,
Freut euch! gegönnt!
Begegnet ihr lieblich,
Wie einer Geliebten,
Laßt ihr die Würde
Der Frauen im Haus.

Und daß die alte
Schwiegermutter Weisheit
Das zarte Seelchen
Ja nicht beleid'ge!

Doch kenn' ich ihre Schwester,
Die ältere, gesetztere,
Meine stille Freundinn:
O daß die erst
Mit dem Lichte des Lebens
Sich von mir wende,
Die edle Treiberinn,
Trösterinn, Hoffnung!

Harzreiſe im Winter.

Dem Geyer gleich,
Der auf ſchweren Morgenwolken
Mit ſanftem Fittig ruhend
Nach Beute ſchaut,
Schwebe mein Lied.

Denn ein Gott hat
Jedem ſeine Bahn
Vorgezeichnet,
Die der Glückliche
Raſch zum freudigen
Ziele rennt:
Wem aber Unglück
Das Herz zuſammenzog,
Er ſträubt vergebens
Sich gegen die Schranken
Des ehernen Fadens,
Den die doch bittre Schere
Nur einmal löſt.

In Dickichts Schauer
Drängt ſich das rauhe Wild,
Und mit den Sperlingen
Haben längſt die Reichen
In ihre Simpfe ſich geſenkt.

Leicht iſt's folgen dem Wagen,
Den Fortuna führt,
Wie der gemächliche Troß
Auf gebeſſerten Wegen,
Hinter des Fürſten Einzug.

Aber abſeits wer iſt's?
In's Gebüſch verliert ſich ſein Pfad,
Hinter ihm ſchlagen
Die Sträuche zuſammen,
Das Gras ſteht wieder auf,
Die Oede verſchlingt ihn.

Ach wer heilet die Schmerzen
Deß, dem Balſam zu Gift ward?
Der ſich Menſchenhaß
Aus der Fülle der Liebe trank!
Erſt verachtet, nun ein Verächter,
Zehrt er heimlich auf
Seinen eignen Werth
In ung'nügender Selbſtſucht.

Iſt auf deinem Pfelter,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohre vernehmlich,
So erquicke ſein Herz!
Oeffne den umwölkten Blick
Ueber die tauſend Quellen
Neben dem Durſtenden
In der Wüſte.

Der du der Freuden viel ſchaffſt,
Jedem ein überfließend Maß,
Segne die Brüder der Jagd
Auf der Fährte des Wilds,
Mit jugendlichem Uebermuth
Fröhlicher Mordſucht,
Späte Rächer des Unbilds,
Dem ſpäten Jahre vergeblich
Wehrt mit Knitteln der Bauer.

Aber den Einſamen hüll'
In deine Goldwolken,
Umgieb mit Wintergrün,
Bis die Roſe wieder heranreift,
Die feuchten Haare,
O Liebe, deines Dichters!

Mit der dämmernden Fackel
Leuchteſt du ihm
Durch die Furten bey Nacht,
Ueber grundloſe Wege
Auf öden Gefilden;
Mit dem tauſendfarbigen Morgen
Lachſt du in's Herz ihm;
Mit dem beißenden Sturm
Trägſt du ihn hoch empor;
Winterſtröme ſtürzen vom Felſen
In ſeine Pſalmen,
Und Altar des lieblichſten Danks

Wird ihm des gefürchteten Gipfels
Schneebehangner Scheitel
Den mit Geisterreihen
Kränzten ahndende Völker.

Du stehst mit unerforschtem Busen
Geheimnißvoll offenbar
Ueber der erstaunten Welt,
Und schaust aus Wolken
Auf ihre Reiche und Herrlichkeit,
Die du aus den Adern deiner Brüder
Neben dir nässest.

An Schwager Kronos.

Spude dich, Kronos!
Fort den raſſelnden Trott!
Bergab gleitet der Weg;
Eilles Schwindeln zögert
Mir vor die Stirne dein Zaudern.
Friſch, holpert es gleich,
Ueber Stock und Steine den Trott
Raſch in's Leben hinein!

Nun ſchon wieder
Den erathmenden Schritt
Mühſam Berg hinauf!
Auf denn, nicht träge denn,
Strebend und hoffend hinan!

Weit, hoch, herrlich der Blick
Rings ins Leben hinein,
Vom Gebirg' zum Gebirg'
Schwebet der ewige Geiſt,
Ewigen Lebens ahndevoll.

Seitwärts des Ueberdachs Schatten
Zieht dich an,
Und ein Friſchung verheißender Blick
Auf der Schwelle des Mädchens da.
Labe dich — Mir auch, Mädchen,
Dieſen ſchäumenden Trank,
Dieſen friſchen Geſundheitsblick!

Ab denn, rascher hinab!
Sieh, die Sonne sinkt!
Eh' sie sinkt, eh' mich Greisen
Ergreift, im Moore Nebeldust,
Entzahnte Kiefer schnattern
Und das schlotternde Gebein.

Trunken vom letzten Strahl
Reiß mich, ein Feuermeer
Mir im schäumenden Aug',
Mich geblendeten Taumelnden
In der Hölle nächtliches Thor.

Töne, Schwager, in's Horn,
Rasle den schallenden Trab,
Daß der Orcus vernehme: wir kommen,
Daß gleich an der Thüre
Der Wirth uns freundlich empfange.

Seefahrt.

Lange Tag' und Nächte ſtand mein Schiff befrachtet,
Günſt'ger Winde harrend, ſaß mit treuen Freunden,
Mir Geduld und guten Muth erzechend,
Ich im Hafen.

Und ſie waren doppelt ungeduldig:
Gerne gönnen wir die ſchnellſte Reiſe,
Gern die hohe Fahrt dir; Güterfülle
Wartet drüben in den Welten deiner,
Wird Rückkehrendem in unſern Armen
Lieb' und Preis dir.

Und am frühen Morgen ward's Getümmel,
Und dem Schlaf entjauchzt uns der Matroſe,
Alles wimmelt, alles lebet, webet,
Mit dem erſten Segenshauch zu ſchiffen.

Und die Segel blähen in dem Hauche,
Und die Sonne lockt mit Feuerliebe,
Ziehn die Segel, ziehn die hohen Wolken,
Jauchzen an dem Ufer alle Freunde
Hoffnungslieder nach, im Freudetaumel
Reiſefreuden wähnend, wie des Einſchiffmorgens,
Wie der erſten hohen Sternennächte.

Aber gottgesandte Wechselwinde treiben
Seitwärts ihn der vorgesteckten Fahrt ab,
Und er scheint sich ihnen hinzugeben,
Strebet leise sie zu überlisten,
Treu dem Zweck auch auf dem schiefen Wege.

Aber aus der dumpfen, grauen Ferne
Kündet leisewandelnd sich der Sturm an,
Drückt die Vögel nieder auf's Gewässer,
Drückt der Menschen schwellend Herz darnieder,
Und er kommt. Vor seinem starken Wüthen,
Streckt der Schiffer flug die Segel nieder;
Mit dem angsterfüllten Balle spielen
Wind und Wellen.

Und an jenem Ufer drüben stehen
Freund' und Lieben, beben auf dem Festen:
Ach warum ist er nicht hier geblieben!
Ach der Sturm! Verschlagen weg vom Glücke!
Soll der Gute so zu Grunde gehen?
Ach er sollte, ach er könnte! Götter!

Doch er stehet männlich an dem Steuer;
Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen;
Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen:
Herrschend blickt er auf die grimme Tiefe,
Und vertrauet, scheiternd oder landend,
Seinen Göttern.

Adler und Taube.

Ein Adlerjüngling hob die Flügel
Nach Raub aus;
Ihn traf des Jägers Pfeil und schnitt
Der rechten Schwinge Sennkraft ab.
Er stürzt herab in einen Myrtenhain,
Fraß seinen Schmerz drey Tage lang,
Und zuckt an Qual
Drey lange, lange Nächte lang:
Zuletzt heilt ihn
Allgegenwärt'ger Balsam
Alltheilender Natur.
Er schleicht aus dem Gebüsch hervor
Und reckt die Flügel — ach!
Die Schwingkraft weggeschnitten —
Hebt sich mühsam kaum
Am Boden weg
Unwürd'gem Raubbedürfniß nach,
Und ruht tieftrauernd
Auf dem niedern Fels am Bach;
Er blickt zur Eich' hinauf,
Hinauf zum Himmel,
Und eine Thräne füllt sein hehes Aug'.

Da kommt muthwillig durch die Myrtenäste
Dahergerauscht ein Taubenpaar,
Läßt sich herab und wandelt nickend
Ueber goldnen Sand und Bach,

Und ruft einander an,
Ihr röthlich Auge buhlt umher,
Erblickt den Innigtrauernden.
Der Tauber schwingt neugiergesellig sich
Zum nahen Busch und blickt
Mit Selbgefälligkeit ihn freundlich an.
Du trauerst, liebelt er,
Sey guten Muthes, Freund!
Hast du zur ruhigen Glückseligkeit
Nicht alles hier?
Kannst du dich nicht des goldnen Zweiges
Der vor des Tages Gluth dich schützt?
Kannst du der Abendsonne Schein
Auf weichem Moos am Bache nicht
Die Brust entgegen heben?
Du wandelst durch der Blumen frischen
Pflückst aus dem Ueberfluß
Des Waldgebüsches dir
Gelegne Speise, letzest
Den leichten Durst am Silberquell —
O Freund, das wahre Glück
Ist die Genügsamkeit
Und die Genügsamkeit
Hat überall genug.
O Weise! sprach der Adler, und tief er
Versinkt er tiefer in sich selbst,
O Weisheit! Du redst wie eine Taube!

Prometheus.

Bedecke deinen Himmel, Zeus,
Mit Wolkendunst,
Und übe, dem Knaben gleich,
Der Disteln köpft,
An Eichen dich und Bergeshöhn;
Mußt mir meine Erde
Doch lassen stehn,
Und meine Hütte, die du nicht gebaut,
Und meinen Herd,
Um dessen Gluth
Du mich beneidest.

Ich kenne nichts ärmeres
Unter der Sonn' als euch, Götter!
Ihr nähret kümmerlich
Von Opfersteuern
Und Gebetshauch
Eure Majestät,
Und darbtet, wären
Nicht Kinder und Bettler
Hoffnungsvolle Thoren.

Da ich ein Kind war,
Nicht wußte wo aus noch ein,
Kehrt' ich mein verirrtes Auge
Zur Sonne, als wenn drüber wär'

Ein Ohr zu hören meine Klage,
Ein Herz wie mein's,
Sich des Bedrängten zu erbarmen.

Wer half mir
Wider der Titanen Uebermuth?
Wer rettete vom Tode mich
Von Sklaverey?
Hast du nicht alles selbst vollendet,
Heilig glühend Herz?
Und glühtest jung und gut,
Betrogen, Rettungsdank
Dem Schlafenden da droben?

Ich dich ehren? Wofür?
Hast du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Hast du die Thränen gestillet
Je des Geängsteten?
Hat nicht mich zum Manne geschmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schicksal,
Meine Herrn und deine?

Wähntest du etwa,
Ich sollte das Leben hassen,
In Wüsten fliehen,
Weil nicht alle
Blütenträume reiften?

Hier ſitz' ich, forme Menſchen
Nach meinem Bilde,
Ein Geſchlecht, das mir gleich ſey,
Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen und zu freuen ſich,
Und dein nicht zu achten,
Wie ich!

Ganymed.

Wie im Morgenglanze
Du rings mich anglühst,
Frühling, Geliebter!
Mit tausendfacher Liebeswonne
Sich an mein Herz drängt
Deiner ewigen Wärme
Heilig Gefühl,
Unendliche Schöne!

Daß ich dich fassen möcht'
In diesen Arm!

Ach an deinem Busen
Lieg' ich, schmachte,
Und deine Blumen, dein Gras
Drängen sich an mein Herz.
Du kühlst den brennenden
Durst meines Busens,
Lieblicher Morgenwind.
Ruft drein die Nachtigall
Liebend nach mir aus dem Nebelthal.
Ich komm'! ich komme!
Wohin? Ach, wohin!

Hinauf! Hinauf ſtrebt's.
Es ſchweben die Wolken
Abwärts, die Wolken
Neigen ſich der ſehnenden Liebe.
Mir! Mir!
In euerm Schooße
Aufwärts!
Umfangend umfangen!
Aufwärts an deinen Buſen,
Allliebender Vater!

Gränzen der Menſchheit.

Wenn der uralte,
Heilige Vater
Mit gelaſſener Hand
Aus rollenden Wolken
Segnende Blitze
Ueber die Erde ſä't,
Küß' ich den letzten
Saum ſeines Kleides,
Kindliche Schauer
Treu in der Bruſt.

Denn mit Göttern
Soll ſich nicht meſſen
Irgend ein Menſch.
Hebt er ſich aufwärts,
Und berührt
Mit dem Scheitel die Sterne,
Nirgends haften dann
Die unſichern Sohlen,
Und mit ihm ſpielen
Wolken und Winde.

Steht er mit feſten,
Markigen Knochen
Auf der wohlgegründeten,
Dauernden Erde;

Reicht er nicht auf,
Nur mit der Eiche
Oder der Rebe
Sich zu vergleichen.

Was unterscheidet
Götter von Menschen?
Daß viele Wellen
Vor jenen wandeln,
Ein ewiger Strom:
Uns hebt die Welle,
Verschlingt die Welle,
Und wir versinken.

Ein kleiner Ring
Begränzt unser Leben,
Und viele Geschlechter
Reihen sich dauernd
An ihres Daseyns
Unendliche Kette.

Das Göttliche.

Edel ſey der Menſch,
Hülfreich und gut!
Denn das allein
Unterſcheidet ihn
Von allen Weſen,
Die wir kennen.

Heil den unbekannten
Höhern Weſen,
Die wir ahnden!
Sein Beyſpiel lehr' uns
Jene glauben.

Denn unfühlend
Iſt die Natur:
Es leuchtet die Sonne
Ueber Böſ' und Gute,
Und dem Verbrecher
Glänzen wie dem Beſten
Der Mond und die Sterne.

Wind und Ströme,
Donner und Hagel
Rauſchen ihren Weg
Und ergreifen,
Vorüber eilend,
Einen um den andern.

Auch ſo das Glück
Tappt unter die Menge,
Faßt bald des Knaben
Lockige Unſchuld,
Bald auch den kahlen
Schuldigen Scheitel.

Nach ewigen, ehrnen,
Großen Geſetzen,
Müſſen wir alle
Unſeres Daſeyns
Kreiſe vollenden.

Nur allein der Menſch
Vermag das Unmögliche:
Er unterſcheidet,
Wählet und richtet;
Er kann dem Augenblick
Dauer verleihen.

Er allein darf
Den Guten lohnen,
Den Böſen ſtrafen;
Heilen und retten
Alles Irrende, Schweifende
Nützlich verbinden.

Und wir verehren
Die Unſterblichen,
Als wären ſie Menſchen,
Thäten im Großen,
Was der Beſte im Kleinen
Thut oder möchte.

Der edle Menſch
Sey hülfreich und gut!
Unermüdet ſchaff' er
Das Nützliche, Rechte,
Sey uns ein Vorbild
Jener geahndeten Weſen!

Herzog Leopold von Braunſchweig.

Dich ergriff mit Gewalt der alte Herrſcher des Fluſſes,
Hält dich und theilet mit dir ewig ſein ſtrömendes Reich.
Ruhig ſchlummerſt du nun beym ſtilleren Rauſchen der Urne,
Bis dich ſtürmende Fluth wieder zu Thaten erweckt.
Hülfreich werde dem Volke! ſo wie du ein Sterblicher wollteſt,
Und vollend' als ein Gott, was dir als Menſchen mißlang.

Dem Ackermann.

Flach bedecket und leicht den goldenen Samen der Furche,
Guter! die tiefere deckt endlich dein ruhend Gebein.
Fröhlich gepflügt und geſä't! Hier keimet lebendige Nahrung
Und die Hoffnung entfernt ſelbſt von dem Grabe ſich nicht.

Anakreons Grab.

Wo die Roſe hier blüht, wo Reben um Lorbeer ſich ſchlingen,
Wo das Turtelchen lockt, wo ſich das Grillchen ergötzt,
Welch ein Grab iſt hier, das alle Götter mit Leben
Schön bepflanzt und geziert? Es iſt Anakreons Ruh.
Frühling, Sommer und Herbſt genoß der glückliche Dichter,
Vor dem Winter hat ihn endlich der Hügel geſchützt.

Die Geſchwiſter.

Schlummer und Schlaf, zwey Brüder, zum Dienſte der Götter berufen,
Bat ſich Prometheus herab ſeinem Geſchlechte zum Troſt;
Aber den Göttern ſo leicht, doch ſchwer zu ertragen den Menſchen,
Ward nun ihr Schlummer uns Schlaf, ward nun ihr Schlaf uns zum Tod.

Zeitmaaß.

Eros wie ſeh' ich dich hier! In jeglichem Händchen die Sanduhr!
Wie? leichtſinniger Gott, miſſeſt du doppelt die Zeit?
Langſam rinnen aus einer die Stunden entfernter Geliebten,
Gegenwärtigen fließt eilig die zweyte herab.

Warnung.

Wecke den Amor nicht auf! noch ſchläft der liebliche Knabe;
Geh', vollbring' dein Geſchäft, wie es der Tag dir gebeut!
So der Zeit bedienet ſich klug die ſorgliche Mutter,
Wenn ihr Knäbchen entſchläft, denn es erwacht nur zu bald.

Einſamkeit.

Die ihr Felſen und Bäume bewohnt, o heilſame Nymphen,
Gebet jeglichem gern, was er im Stillen begehrt!
Schaffet dem Traurigen Troſt, dem Zweifelhaften Belehrung,
Und dem Liebenden gönnt, daß ihm begegne ſein Glück.
Denn euch gaben die Götter, was ſie den Menſchen verſagten,
Jeglichem, der euch vertraut, tröſtlich und hülflich zu ſeyn.

Erkanntes Glück.

Was bedächtlich Natur sonst unter viele vertheilet,
Gab sie mit reichlicher Hand alles der Einzigen, ihr.
Und die so herrlich begabte, von vielen so innig verehrte
Gab ein liebend Geschick freundlich dem Glücklichen, mir.

Erwählter Fels.

Hier im Stillen gedachte der Liebende ſeiner Geliebten;
Heiter ſprach er zu mir: werde mir Zeuge du Stein!
Doch erhebe dich nicht, du haſt noch viele Geſellen;
Jedem Felſen der Flur, die mich den Glücklichen nährt,
Jedem Baume des Wald's, um den ich wandernd mich ſchlinge,
Denkmal bleibe des Glücks! ruf' ich ihm weihend und froh.
Doch die Stimme verleih' ich nur dir, wie unter der Menge
Einen die Muſe ſich wählt, freundlich die Lippen ihm küßt.

Ländliches Glück.

Seyd, o Geister des Hains, o seyd, ihr Nymphen des Flusses,
Unter Entfernten gedenk, unseren Nahen zur Lust!
Weihend feyerten sie im Stillen die ländlichen Feste,
Wir dem gebahnten Pfad folgend beschleichen das Glück.
Amor wohne mit uns, es macht der himmlische Knabe
Gegenwärtige lieb, und die Entfernten euch nah.

Philomele.

Dich hat Amor gewiß, o Sängerinn, fütternd erzogen,
Kindiſch reichte der Gott dir mit dem Pfeile die Koſt.
So, durchdrungen von Gift die harmlosathmende Kehle
Trifft mit der Liebe Gewalt nun Philomele das Herz.

Geweihter Platz.

Wenn zu den Reihen der Nymphen, verſammelt
heiliger Mondnacht,
Sich die Grazien heimlich herab vom Olympus geſellen;
Hier belauſcht ſie der Dichter und hört die ſchönen Geſäng
Sieht verſchwiegener Tänze geheimnißvolle Bewegung.
Was der Himmel nur herrliches hat, was glücklich die E
Reizendes immer gebar, das erſcheint dem wachen
Träumer.
Alles erzählt er den Muſen, und daß die Götter ni
zürnen,
Lehren die Muſen ihn gleich beſcheiden Geheimniſſe ſprech

Der Park.

Wach ein himmliſcher Garten entſpringt aus Oed' und aus Wüſte,
Wird und lebet und glänzt herrlich im Lichte vor mir.
Wohl den Schöpfer ahmet ihr nach, ihr Götter der Erde
Fels und See und Gebüſch, Vögel und Fiſch und Gewild.
Nur daß euere Stätte ſich ganz zum Eden vollende
Fehlt hier ein Glücklicher, fehlt euch am Sabbat die Ruh.

Die Lehrer.

Als Diogenes still in seiner Tonne sich sonnte,
Und Calanus mit Lust stieg in das flammende Grab,
Welche herrliche Lehre dem raschen Sohn des Philippus,
Wäre der Herrscher der Welt nicht auch der Lehre zu groß!

Verſuchung.

Reichte die ſchädliche Frucht einſt Mutter Eva dem Gatten,
Ach! vom thörichten Biß kränkelt das ganze Geſchlecht.
Nun, vom heiligen Leibe, der Seelen ſpeiſet und heilet,
Koſteſt du Lydia fromm, liebliches küſſendes Kind;
Darum ſchick' ich dir eilig die Frucht voll irdiſcher Süße,
Daß der Himmel dich nicht deinem Geliebten entzieh.

Ungleiche Heirath.

Selbst ein so himmlisches Paar fand nach der Verbindung
sich ungleich,
Psyche ward älter und klug, Amor ist immer noch Kind.

Heilige Familie.

O des ſüßen Kindes, und o der glücklichen Mutter!
Wie ſie ſich einzig in ihm, wie es in ihr ſich ergötzt!
Welche Wonne gewährte der Blick auf dieß herrliche Bild mir,
Stünd' ich Armer nicht ſo heilig, wie Joſeph, dabey!

Entſchuldigung.

Du verklageſt das Weib, ſie ſchwanke von einem zum
Table ſie nicht, ſie ſucht einen beſtändigen Man

Der Chineſe in Rom.

Einen Chineſen ſah ich in Rom, die geſammten Gebäude
Alter und neuerer Zeit ſchienen ihm läſtig und ſchwer.
Ach! ſo ſeufzt' er, die Armen! ich hoffe, ſie ſollen begreifen
Wie erſt Säulchen von Holz tragen des Daches Gezelt,
Daß an Latten und Pappen, Geſchnitz und bunter Vergol-
dung
Sich des gebildeten Aug's feinerer Sinn nur erfreut.
Siehe, da glaubt' ich, im Bilde, ſo manchen Schwärmer zu
ſchauen,
Der ſein luftig Geſpinnſt mit der ſoliden Natur
Ewigem Teppich vergleicht, den ächten reinen Geſunden
Krank nennt, daß ja nur er heiße, der Kranke, geſund.

Phöbos und Hermes.

Delos erster Beherrscher und Maias Sohn, der gewandte,
Rechteten heftig, es wünscht jeder den herrlichen Preis.
Hermes verlangte die Leyer, die Leyer verlangt auch Apollon,
Doch vergeblich erfüllt Hoffnung den beyden das Herz;
Denn rasch dränget sich Ares heran, gewaltsam entscheidend,
Schlägt das goldene Spiel, wild, mit dem Eisen entzwey.
Hermes lacht unmäßig, der schadenfrohe, doch Phöbos
Und den Musen ergreift inniger Schmerz das Gemüth.

Spiegel der Muſe.

Sich zu ſchmücken begierig verfolgte den rinnenden Bach einſt
Früh die Muſe hinab, ſie ſuchte die ruhigſte Stelle.
Eilend und rauſchend indeß verzog die ſchwankende Fläche
Stets das bewegliche Bild, die Göttinn wandte ſich zürnend;
Doch der Bach rief hinter ihr drein und höhnte ſie: Freylich
Magſt du die Wahrheit nicht ſehn, wie rein dir mein Spie-
gel ſie zeiget!
Aber indeſſen ſtand ſie ſchon fern, am Winkel des Sees,
Ihrer Geſtalt ſich erfreuend und rückte den Kranz ſich zurechte.

Der neue Amor.

Amor, nicht das Kind, der Jüngling der Psychen verfü
Sah im Olympus sich um, frech und der Siege
wohl;
Eine Göttinn erblickt er, vor allen die herrlichste Schö
Venus Urania war's, und er entbrannte für sie.
Ach! die Heilige selbst, sie widerstand nicht dem Werbe
Und der Verwegene hielt fest sie im Arme bestrickt
Da entstand aus ihnen ein neuer, lieblicher Amor,
Der dem Vater den Sinn, Sitte der Mutter ver
Immer findest du ihn in holder Musen Gesellschaft,
Und sein reizender Pfeil stiftet die Liebe der Kunst

Liebebedürfniß.

Wer vernimmt mich? ach! wem ſoll ichs klagen?
Wer's vernähme, würd' er mich bedauern?
Ach! die Lippe, die ſo manche Freude
Sonſt genoſſen hat und ſonſt gegeben,
Iſt geſpalten und ſie ſchmerzt erbärmlich.
Und ſie iſt nicht etwa wund geworden,
Weil die Liebſte mich zu wild ergriffen,
Hold mich angebiſſen, daß ſie feſter
Sich des Freunds verſichernd ihn genöſſe:
Nein, das zarte Lippchen iſt geſprungen,
Weil nun über Reif und Froſt die Winde
Spitz und ſcharf und Leblos mir begegnen.

Und nun ſoll mir Saft der edlen Traube,
Mit dem Saft der Bienen, bey dem Feuer
Meines Heerds vereinigt, Lind'rung ſchaffen.
Ach was will das helfen, mischt die Liebe
Nicht ein Tröpfchen ihres Balſams drunter?

Anliegen.

O ſchönes Mädchen du,
Du mit dem ſchwarzen Haar,
Die du an's Fenſter trittſt,
Auf dem Balcone ſtehſt!
Und ſtehſt du wohl umſonſt?
O ſtündeſt du für mich
Und zögſt die Klinke los,
Wie glücklich wär' ich da!
Wie ſchnell ſprang' ich hinauf!

An ſeine Sprödе.

Siehſt du die Pomeranze?
Noch hängt ſie an dem Baume,
Schon iſt der März verfloſſen,
Und neue Blüten kommen.
Ich trete zu dem Baume,
Und ſage: Pomeranze,
Du reife Pomeranze,
Du ſüße Pomeranze,
Ich ſchüttle, fühl', ich ſchüttle,
O fall' in meinen Schoß!

Die Musageten.

Oft in tiefen Winternächten
Rief ich an die holden Musen:
Keine Morgenröthe leuchtet
Und es will kein Tag erscheinen,
Aber bringt zur rechten Stunde
Mir der Lampe fromm Geleuchte,
Daß es, statt Auror' und Phöbus,
Meinen stillen Fleiß belebe.
Doch sie ließen mich im Schlafe,
Dumpf und unerquicklich, liegen,
Und nach jedem späten Morgen,
Folgten ungenutzte Tage.

Da sich nun der Frühling regte,
Sagt' ich zu den Nachtigallen:
Liebe Nachtigallen schlaget
Früh', o früh'! vor meinem Fenster,
Weckt mich aus dem vollen Schlafe,
Der den Jüngling mächtig fesselt.
Doch die liederfüllten Sänger
Dehnten Nachts vor meinem Fenster
Ihre süßen Melodien,
Fielen nach die liebe Seele,
Regten zartes neues Sehnen
Aus dem neugerührten Busen.
Und so ging die Nacht vorüber
Und Aurora fand mich schlafen,
Ja mich weckte kaum die Sonne.

Endlich iſt es Sommer worden,
Und beym erſten Morgenſchimmer
Reizt mich aus dem holden Schlummer
Die geſchäftig frühe Fliege.
Unbarmherzig kehrt ſie wieder
Wenn auch oft der halb erwachte
Ungeduldig ſie verſcheuchet,
Lockt die unverſchämten Schweſtern,
Und von meinen Augenliedern
Muß der holde Schlaf entweichen.
Rüſtig ſpring' ich von dem Lager
Suche die geliebten Muſen,
Finde ſie im Buchenhaine
Mich gefällig zu empfangen.
Und den leidigen Inſecten
Dank' ich manche goldne Stunde.
Seyd mir doch, ihr Unbequemen,
Von dem Dichter hochgeprieſen,
Als die wahren Muſageten.

Morgenklagen.

O du loſes, leidigliebes Mädchen,
Sag mir an, womit hab' ich's verſchuldet,
Daß du mich auf dieſe Folter ſpanneſt,
Daß du dein gegeben Wort gebrochen?

Drucktest doch ſo freundlich geſtern Abend
Mir die Hände, liſpelteſt ſo lieblich:
Ja, ich komme, komme gegen Morgen
Ganz gewiß, mein Freund, auf deine Stube.

Angelehnet ließ ich meine Thüre,
Hatte wohl die Angeln erſt geprüfet,
Und mich recht gefreut, daß ſie nicht knarrten.

Welche Nacht des Wartens iſt vergangen!
Wacht' ich doch und zählte jedes Viertel:
Schlief ich ein auf wenig Augenblicke,
War mein Herz beſtändig wach geblieben,
Weckte mich von meinem leiſen Schlummer.

Ja da ſegnet' ich die Finſterniſſe,
Die ſo ruhig alles überdeckten,
Freute mich der allgemeinen Stille,
Horchte lauſchend immer in die Stille,
Ob ſich nicht ein Laut bewegen möchte.

„Hätte ſie Gedanken wie ich denke,
„Hätte ſie Gefühl wie ich empfinde,
„Würde ſie den Morgen nicht erwarten,
„Würde ſchon in dieſer Stunde kommen.“

Hörſt' ein Kätzchen eben über'n Boden,
Kniſterte das Mäuschen in der Ecke,
Regte ſich, ich weiß nicht was, im Hauſe,
Immer hofft' ich deinen Schritt zu hören,
Immer glaubt' ich deinen Tritt zu hören.

Und ſo lag ich lang' und immer länger,
Und es fing der Tag ſchon an zu grauen,
Und es rauſchte hier und rauſchte dorten.

„Iſt es ihre Thüre? Wärs die meine!“
Saß ich aufgeſtemmt in meinem Bette,
Schaute nach der halb erhellten Thüre,
Ob ſie nicht ſich wohl bewegen möchte.
Angelehnet blieben beyde Flügel
Auf den leiſen Angeln ruhig hangen.

Und der Tag ward immer hell und heller:
Hört' ich ſchon des Nachbars Thüre gehen,
Der das Taglohn zu gewinnen eilet,
Hört' ich bald darauf die Wagen raſſeln,
War das Thor der Stadt nun auch eröffnet,
Und es regte ſich der ganze Plunder
Des bewegten Marktes durch einander.

Ward nun in dem Haus ein Gehn und Kommen,
Auf und ab die Stiegen, hin und wieder
Knarrten Thüren, klapperten die Tritte;
Und ich konnte, wie vom schönen Leben,
Mich noch nicht von meiner Hoffnung scheiden.

Endlich, als die ganz verhaßte Sonne
Meine Fenster traf und meine Wände,
Sprang ich auf, und eilte nach dem Garten,
Meinen heißen, sehnsuchtsvollen Athem,
Mit der kühlen Morgenluft zu mischen;
Dir vielleicht im Garten zu begegnen:
Und nun bist du weder in der Laube,
Noch im hohen Lindengang zu finden.

Der Beſuch.

Meine Liebſte wollt' ich heut beſchleichen,
Aber ihre Thüre war verſchloſſen.
Hab' ich doch den Schlüſſel in der Taſche!
Oeffn' ich leiſe die geliebte Thüre!

Auf dem Saale fand ich nicht das Mädchen
Fand das Mädchen nicht in ihrer Stube,
Endlich da ich leiſ die Kammer öffne,
Find ich ſie gar zierlich eingeſchlafen
Angekleidet auf dem Sopha liegen.

Bey der Arbeit war ſie eingeſchlafen,
Das Geſtrickte mit den Nadeln ruhte
Zwiſchen den gefaltnen zarten Händen.
Und ich ſetzte mich an ihre Seite
Ging bey mir zu Rath' ob ich ſie weckte.

Da betrachtet' ich den ſchönen Frieden
Der auf ihren Augenliedern ruhte:
Auf den Lippen war die ſtille Treue,
Auf den Wangen Lieblichkeit zu Hauſe.
Und die Unſchuld eines guten Herzens
Regte ſich im Buſen hin und wieder.
Jedes ihrer Glieder lag gefällig
Aufgelöſ't vom ſüßen Götterbalſam.

Freudig ſaß ich da, und die Betrachtung
Hielte die Begierde ſie zu wecken
Mit geheimen Banden feſt und feſter.

O du Liebe, dacht' ich, kann der Schlummer,
Der Verräther jedes falſchen Zuges,
Kann er dir nicht ſchaden, nichts entdecken
Was des Freundes zarte Meynung ſtörte.

Deine holde Augen ſind geſchloſſen,
Die mich offen ſchon allein bezaubern;
Es bewegen deine ſüßen Lippen
Weder ſich zur Rede noch zum Kuſſe;
Aufgelöſt ſind dieſe Zauber-Bande
Deiner Arme, die mich ſonſt umſchlingen,
Und die Hand, die reitzende Gefährtin
Süßer Schmeicheleyen, unbeweglich.
Wärs ein Irrthum, wie ich von dir denke,
Wär es Selbſtbetrug, wie ich dich liebe,
Müßt ichs jetzt entdecken, da ſich Amor
Ohne Binde neben mich geſtellet.

Lange ſaß ich ſo und freute herzlich
Ihres Werthes mich und meiner Liebe,
Schlafend hatte ſie mir ſo gefallen,
Daß ich mich nicht traute ſie zu wecken.

Leiſe leg' ich ihr zwey Pomeranzen
Und zwey Roſen auf das Tiſchchen nieder,
Sachte, ſachte ſchlich ich meiner Wege.
Oeffnet ſie die Augen meine Gute,
Gleich erblickt ſie dieſe bunte Gabe,
Staunt wie immer bey verſchloſſnen Thüren
Dieſes freundliche Geſchenk ſich fande.

Seh' ich dieſe Nacht den Engel wieder,
O wie freut ſie ſich, vergilt mir doppelt
Dieſes Opfer meiner zarten Liebe.

Magiſches Netz.
Zum 1ſten May 1803.

Sind es Kämpfe, die ich ſehe?
Sind es Spiele? ſind es Wunder?
Fünf der allerliebſten Knaben
Gegen fünf Geſchwiſter ſtreitend,
Regelmäßig, taktbeſtändig,
Einer Zaubrin zu Gebote.

Blanke Spieße führen jene,
Dieſe flechten ſchnelle Fäden,
Daß man glaubt in ihren Schlingen
Werde ſich das Eiſen fangen.
Bald gefangen ſind die Spieße;
Doch im leichten Kriegestanze,
Stiehlt ſich einer nach dem andern
Aus der zarten Schleifenreihe,
Die ſogleich den Freyen haſchet,
Wenn ſie den Gebundnen löſet.

So mit Ringen, Streiten, Siegen
Wechſelflucht und Wiederkehren
Wird ein künſtlich Netz geflochten,
Himmelsflecken gleich an Weiße,
Die, vom Lichten in das Dichte,
Muſterhafte Streifen ziehen,
Wie es Zarten kaum vermöchten.

Wer empfängt nun der Gewänder
Allerwünſchtes? Wen begünſtigt
Unſre vielgeliebte Herrin,
Als den auerkannten Diener?
Mich beglückt des holden Looſes
Treu und ſtill erſehntes Zeichen!
Und ich fühle mich umſchlungen,
Ihrer Dienerſchaft gewidmet.

Doch indem ich ſo behaglich,
Aufgeſchmückt ſtolzirend wandle,
Sieh! da knüpfen jene Loſen,
Ohne Streit, geheim geſchäftig,
Andre Netze, fein und feiner,
Dämmrungsfäden, Mondenblicke,
Nachtviolenduft verwebend.

Eh' wir nur das Netz bemerken,
Iſt ein Glücklicher gefangen;
Den wir andern, den wir alle,
Segnend und beneidend, grüßen.

Der Becher.

Einen wohlgeſchnitzten vollen Becher
Hielt ich drückend in den beyden Händen,
Sog begierig ſüßen Wein vom Rande,
Gram und Sorg' auf Einmal zu vertrinken.

Amor trat herein und fand mich ſitzen,
Und er lächelte beſcheidenweiſe,
Als den Unverſtändigen bedauernd.

„Freund, ich kenn' ein ſchöneres Gefäſe,
„Werth die ganze Seele drein zu ſenken;
„Was gelobſt du, wenn ich dir es gönne,
„Es mit anderm Nectar dir erfülle?"

O wie freundlich hat er Wort gehalten!
Da er, Lida, dich mit ſanfter Neigung
Mir, dem lange ſehnenden, geeignet.

Wenn ich deinen lieben Leib umfaße,
Und von deinen einzig treuen Lippen
Langbewahrter Liebe Balſam koſte,
Selig ſprech' ich dann zu meinem Geiſte:

Nein, ein ſolch Geſäß hat, außer Amorn,
Nie ein Gott gebildet noch beſeſſen!
Solche Formen treibet nie Vulcanus
Mit den ſinnbegabten, feinen Hämmern!
Auf belaubten Hügeln mag Lyäus
Durch die ältſten, klügſten ſeiner Faunen
Ausgeſuchte Trauben keltern laſſen,
Selbſt geheimnißvoller Gährung vorſtehn:
Solchen Trank verſchafft ihm keine Sorgfalt!

Nachtgedanken.

Euch bedaur' ich, unglückſel'ge Sterne,
Die ihr ſchön ſeyd und ſo herrlich ſcheinet,
Dem bedrängten Schiffer gerne leuchtet,
Unbelohnt von Göttern und von Menſchen:
Denn ihr liebt nicht, kanntet nie die Liebe!
Unaufhaltſam führen ew'ge Stunden
Eure Reihen durch den weiten Himmel.
Welche Reiſe habt ihr ſchon vollendet!
Seit ich weilend in dem Arm der Liebſten
Euer und der Mitternacht vergeſſen.

An Silvien.

Wenn die Zweige Wurzeln ſchlagen,
Wachſen, grünen, Blüten tragen;
Möchteſt da dem Angedenken
Eines Freunds ein Lächeln ſchenken.

Ferne.

Königen, ſagt man, gab die Natur vor andern gebornen
Eines längeren Arms weithinaus faſſende Kraft.
Doch auch mir dem Geringen verlieh ſie das fürſtliche Vorrecht,
Denn ich faſſe von fern, halte dich, Lida, mir feſt.

An Lida.

Den einzigen, Lida, welchen du lieben kannſt,
Forderſt du ganz für dich, und mit Recht.
Auch iſt er einzig dein.
Denn, ſeit ich von dir bin,
Scheint mir des ſchnellſten Lebens
Lärmende Bewegung
Nur ein leichter Flor, durch den ich deine Geſtalt
Immerfort wie in Wolken erblicke:
Sie leuchtet mir freundlich und treu,
Wie durch des Nordlichts bewegliche Strahlen
Ewige Sterne ſchimmern.

Nähe.

Wie du mir oft, geliebtes Kind,
Ich weiß nicht wie, so fremde bist,
Wenn wir im Schwarm der vielen Menschen sind,
Das schlägt mir alle Freude nieder.
Doch Ja, wenn alles still und finster um uns ist,
Erkenn' ich dich an deinen Küssen wieder.

Süße Sorgen.

Weichet, Sorgen, von mir! — Doch ach! den ſterbli-
chen Menſchen
Läſſet die Sorge nicht los, eh' ihn das Leben verläßt.
Soll es einmal denn ſeyn; ſo kommt ihr, Sorgen der Liebe,
Treibt die Geſchwiſter hinaus, nehmt und behauptet mein
Herz!

An die Cicade
nach dem Anakreon.

Selig bist du, liebe Kleine,
Die du auf der Bäume Zweigen,
Von geringem Trank begeistert,
Singend, wie ein König lebest!
Dir gehöret eigen alles,
Was du auf den Feldern siehest,
Alles, was die Stunden bringen;
Lebest unter Ackersleuten,
Ihre Freundinn, unbeschädigt,
Du den Sterblichen verehrte,
Süßen Frühlings süßer Bothe!
Ja, dich lieben alle Musen,
Phöbus selber muß dich lieben,
Gaben dir die Silberstimme,
Dich ergreifet nie das Alter,
Weise, zarte, Dichterfreundinn,
Ohne Fleisch und Blut geborne,
Leidenlose Erdentochter,
Fast den Göttern zu vergleichen.

Die Nectartropfen.

Als Minerva jenen Liebling,
Den Prometheus, zu begünſt'gen,
Eine volle Nectarſchale
Von dem Himmel niederbrachte,
Seine Menſchen zu beglücken,
Und den Trieb zu holden Künſten
Ihrem Buſen einzuflößen;
Eilte ſie mit ſchnellen Füßen,
Daß ſie Jupiter nicht ſähe;
Und die goldne Schale ſchwankte,
Und es fielen wenig Tropfen
Auf den grünen Boden nieder.

Emſig waren drauf die Bienen
Hinterher, und ſaugten fleißig;
Kam der Schmetterling geſchäftig,
Auch ein Tröpfchen zu erhaſchen;
Selbſt die ungeſtalte Spinne
Kroch herbey und ſog gewaltig.

Glücklich haben ſie gekoſtet,
Sie und andre zarte Thierchen!
Denn ſie theilen mit dem Menſchen
Nun das ſchönſte Glück, die Kunſt.

Der Wandrer.

Wandrer.

Gott segne dich, junge Frau,
Und den säugenden Knaben
An deiner Brust!
Laß mich an der Felsenwand hier,
In des Ulmbaums Schatten
Meine Bürde werfen,
Neben dir ausruhn.

Frau.

Welch Gewerbe treibt dich
Durch des Tages Hitze
Den staubigen Pfad her?
Bringst du Waaren aus der Stadt
Im Land herum?
Lächelst, Fremdling,
Ueber meine Frage?

Wandrer.

Keine Waaren bring' ich aus der Stadt
Kühl wird nun der Abend.
Zeige mir den Brunnen,
Draus du trinkest,
Liebes junges Weib.

Frau.

Hier den Felſenpfad hinauf.
Geh voran. Durch's Gebüſche
Geht der Pfad nach der Hütte,
Drin ich wohne,
Zu dem Brunnen,
Den ich trinke.

Wandrer.

Spuren ordnender Menſchenhand
Zwiſchen dem Geſträuch!
Dieſe Steine haſt du nicht gefügt,
Reichhinſtreuende Natur!

Frau.

Weiter hinauf.

Wandrer.

Von dem Moos gedeckt ein Architrav!
Ich erkenne dich, bildender Geiſt!
Haſt dein Siegel in den Stein geprägt.

Frau.

Weiter, Fremdling!

Wandrer.

Eine Inſchrift, über die ich trete!
Nicht zu leſen!
Weggewandelt ſeyd ihr,
Tiefgegrabne Worte,
Die ihr eures Meiſters Andacht
Tauſend Enkeln zeigen ſolltet.

Frau.

Staunest, Fremdling,
Diese Stein' an?
Droben sind der Steine viel
Um meine Hütte.

Wandrer.

Droben?

Frau.

Gleich zur Linken
Durchs Gebüsch hinan;
Hier.

Wandrer.

Ihr Musen und Grazien!

Frau.

Das ist meine Hütte.

Wandrer.

Eines Tempels Trümmern!

Frau.

Hier zur Seit' hinab
Quillt der Brunnen,
Den ich trinke.

Wandrer.

Glühend webst du
Ueber deinem Grabe,
Genius! Ueber dir
Ist zusammengestürzt
Dein Meisterstück,
O du Unsterblicher!

Frau.

Wart', ich hole das Gefäß
Dir zum Trinken.

Wandrer.

Epheu hat deine ſchlanke
Götterbildung umkleidet.
Wie du emporſtrebſt
Aus dem Schutte,
Säulenpaar!
Und du einſame Schweſter dort,
Wie ihr,
Düſtres Moos auf dem heiligen Haupt,
Majeſtätiſch trauernd herabſchaut,
Auf die zertrümmerten
Zu euern Füßen,
Eure Geſchwiſter!
In des Brombeergeſträuches Schatten
Deckt ſie Schutt und Erde,
Und hohes Gras wankt drüber hin!
Schätzeſt du ſo, Natur,
Deines Meiſterſtücks Meiſterſtück?
Unempfindlich zertrümmerſt du
Dein Heiligthum?
Säeſt Diſteln drein?

Frau.

Wie der Knabe ſchläft!
Willſt du in der Hütte ruhn,
Fremdling? willſt du hier
Lieber in dem Freyen bleiben?

Es ist kühl! Nimm den Knaben,
Daß ich Wasser schöpfen gehe.
Schlafe, Lieber! schlaf!

Wandrer.

Süß ist deine Ruh!
Wie's in himmlischer Gesundheit
Schwimmend, ruhig athmet!
Du, geboren über Resten
Heiliger Vergangenheit,
Ruh' ihr Geist auf dir!
Welchen der umschwebt,
Wird in Götterselbstgefühl,
Jedes Tags genießen.
Voller Keim blüh' auf,
Des glänzenden Frühlings
Herrlicher Schmuck,
Und leuchte vor deinen Gesellen!
Und welkt die Blütenhülle weg,
Dann steig' aus deinem Busen
Die volle Frucht,
Und reife der Sonn' entgegen!

Frau.

Gesegne's Gott! — Und schläft er noch?
Ich habe nichts zum frischen Trunk
Als ein Stück Brod, das ich dir biethen kann.

Wandrer.

Ich danke dir.
Wie herrlich alles blüht umher,
Und grünt!

Frau.

Mein Mann wird bald
Nach Hauſe ſeyn
Vom Feld. O bleibe, bleibe, Mann!
Und iß mit uns das Abendbrot.

Wandrer.

Ihr wohnet hier?

Frau.

Da, zwiſchen dem Gemäuer her.
Die Hütte baute noch mein Vater
Aus Ziegeln und des Schuttes Steinen.
Hier wohnen wir.
Er gab mich einem Ackersmann,
Und ſtarb in unſern Armen.
Haſt du geſchlafen, liebes Herz?
Wie er munter iſt, und ſpielen will!
Du Scheim!

Wandrer.

Natur! du ewig keimende,
Schaffſt jeden zum Genuß des Lebens,
Haſt deine Kinder alle mütterlich
Mit Erbtheil ausgeſtattet, einer Hütte.
Hoch baut die Schwalb' an das Geſims,
Unfühlend, welchen Zierrath
Sie verliebt.
Die Raup' umſpinnt den goldnen Zweig
Zum Winterhaus für ihre Brut;

Und du flickſt zwiſchen der Vergangenheit
Erhabne Trümmer
Für deine Bedürfniſſe
Eine Hütte, o Menſch,
Genießeſt über Gräbern! —
Leb wohl, du glücklich Weib!

Frau.

Du willſt nicht bleiben?

Wandrer.

Gott erhalt' euch,
Segn' euern Knaben!

Frau.

Glück auf den Weg!

Wandrer.

Wohin führt mich der Pfad
Dort über'n Berg?

Frau.

Nach Cuma.

Wandrer.

Wie weit iſt's hin?

Frau.

Drey Meilen gut.

Wandrer.

Leb wohl!
O leite meinen Gang, Natur!
Den Fremdlings Reiſetritt,

Den über Gräber
Heiliger Vergangenheit
Ich wandle.
Leit' ihn zum Schutzort,
Vor'm Nord gedeckt,
Und wo dem Mittagsſtrahl
Ein Pappelwäldchen wehrt.
Und kehr' ich dann
Am Abend heim
Zur Hütte,
Vergoldet vom letzten Sonnenſtrahl;
Laß mich empfangen ſolch ein Weib,
Den Knaben auf dem Arm!

Künſtlers Morgenlied.

Der Tempel iſt euch aufgebaut,
Ihr hohen Muſen all,
Und hier in meinem Herzen iſt
Das Allerheiligſte.

Wenn Morgens mich die Sonne weckt,
Warm, froh ich ſchau' umher,
Steht rings ihr ewig lebenden
Im heil'gen Morgenglanz.

Ich bet' hinan, und Lobgeſang
Iſt lauter mein Gebet,
Und freudeklingend Saitenſpiel
Begleitet mein Gebet.

Ich trete vor den Altar hin,
Und leſe, wie ſich's ziemt,
Andacht liturg'ſcher Lection
Im heiligen Homer.

Und wenn er ins Getümmel mich
Von Löwenkriegern reißt,
Und Götterſöhn' auf Wagen hoch
Rachglühend ſtürmen an,

Und Roß dann vor dem Wagen ſtürzt,
Und drunter und drüber ſich
Freund', Feinde wälzen in Todesblut —
Er ſeugte ſie dahin

Mit Flammenſchwert der Heldenſohn,
Zehntauſend auf einmal,
Bis dann auch er, gebändiget
Von einer Götterhand,

Ab auf den Regus niederſtürzt,
Den er ſich ſelbſt gehäuft,
Und Feinde nun den ſchönen Leib
Verſchändend taſten an:

Da greif' ich muthig auf, es wird
Die Kohle zum Gewehr,
Und jene meine hohe Wand
In Schlachtfeld-Wogen brauſ't.

Hinan! Hinan! Es heulet laut
Gebrüll der Feindeswuth,
Und Schild an Schild, und Schwert auf Helm
Und um den Todten Tod.

Ich dränge mich hinan, hinan,
Da kämpfen ſie um ihn,
Die tapfern Freunde, tapferer
In ihrer Thränenwuth.

Ach rettet! Kämpfet! Rettet ihn!
In's Lager tragt ihn fort,
Und Balſam gießt dem Todten auf,
Und Thränen Todten-Ehr!

Und find' ich mich zurück hierher,
Empfängst du, Liebe, mich,
Mein Mädchen, ach, im Bilde nur,
Und so im Bilde warm!

Ach wie du ruhtest neben mir,
Und schmachtetest mich an,
Und mir's vom Aug' durch's Herz hindurch
Zum Griffel schmachtete!

Wie ich an Aug' und Wange mich
Und Mund mich weidete,
Und mir's im Busen jung und frisch,
Wie einer Gottheit, war!

O kehre doch und bleibe dann
In meinen Armen fest,
Und keine, keine Schlachten mehr,
Nur dich in meinem Arm;

Und sollst mir, meine Liebe, seyn,
Allbedeutend Ideal,
Madonna seyn, ein Erstlingskind,
Ein heilig an der Brust;

Und haschen will ich, Nymphe, dich,
Im tiefen Waldgebüsch;
O fliehe nicht die rauhe Brust,
Mein aufgerecktes Ohr!

Und liegen will ich Mars zu dir,
Du Liebesgöttin ſtark,
Und ziehn ein Neß um uns herum,
Und rufen dem Olymp,

Wer von den Göttern kommen will,
Beneiden unſer Glück,
Und ſoll's die Frauge Eiferſucht
Am Bettfuß angebannt.

Amor ein Landſchaftsmahler.

Saß ich früh auf einer Felſenſpitze,
Sah mit ſtarren Augen in den Nebel,
Wie ein grau grundirtes Tuch geſpannet,
Deckt' er alles in die Breit' und Höhe.

Stellt' ein Knabe ſich mir an die Seite,
Sagte: Lieber Freund, wie magſt du ſtarrend
Auf das leere Tuch gelaſſen ſchauen?
Haſt du denn zum Mahlen und zum Bilden
Alle Luſt auf ewig wohl verloren?

Sah ich an das Kind, und dachte heimlich:
Will das Bübchen doch den Meiſter machen!

Willſt du immer trüb' und müßig bleiben,
Sprach der Knabe, kann nichts kluges werden:
Sieh, ich will dir gleich ein Bildchen mahlen,
Dich ein hübſches Bildchen mahlen lehren.

Und er richtete den Zeigefinger,
Der ſo röthlich war wie eine Roſe,
Nach dem weiten ausgeſpannten Teppich,
Fing mit ſeinem Finger an zu zeichnen:

Oben mahlt' er eine ſchöne Sonne,
Die mir in die Augen mächtig glänzte,
Und den Saum der Wolken macht' er golden,
Ließ die Strahlen durch die Wolken dringen:

Mahlte dann die zarten leichten Wipfel
Frisch erquickter Bäume, zog die Hügel,
Einen nach dem andern frey dahinter;
Unten ließ ers nicht an Wasser fehlen,
Zeichnete den Fluß so ganz natürlich,
Daß er schien im Sonnenstrahl zu glühern,
Daß er schien am hohen Rand zu rauschen.

Ach da standen Blumen an dem Flusse,
Und da waren Farben auf der Wiese,
Gold und Schmelz und Purpur und ein Grünes,
Alles wie Schmaragd und wie Karfunkel!
Hell und rein lasirt er drauf den Himmel,
Und die blauen Berge fern und ferner:
Daß ich ganz entzückt und neu geboren
Bald den Mahler, bald das Bild beschaute.

Hab' ich doch, so sagt' er, dir bewiesen,
Daß ich dieses Handwerk gut verstehe;
Doch es ist das schwerste noch zurücke.

Zeichnete darnach mit spitzem Finger
Und mit großer Sorgfalt an dem Wäldchen,
G'rad' an's Ende, wo die Sonne kräftig
Von dem hellen Boden wiederglänzte,
Zeichnete das allerliebste Mädchen,
Wohlgebildet, zierlich angekleidet,
Frische Wangen unter braunen Haaren,
Und die Wangen waren von der Farbe,
Wie das Fingerchen, das sie gebildet.

O du Knabe! rief ich, welch ein Meister
Hat in seine Schule dich genommen,
Daß du so geschwind und so natürlich
Alles klug beginnst und gut vollendest!

Da ich noch so rede, sieh, da rühret
Sich ein Windchen, und bewegt die Gipfel,
Kräuselt alle Wellen auf dem Flusse,
Füllt den Schleyer des vollkommnen Mädchens,
Und, was mich erstaunten mehr erstaunte,
Fängt das Mädchen an den Fuß zu rühren,
Geht zu kommen, nähert sich dem Orte,
Wo ich mit dem losen Lehrer sitze.

Da nun alles, alles sich bewegte,
Bäume, Fluß und Blumen und der Schleyer
Und der zarte Fuß der Allerschönsten;
Glaubt ihr wohl, ich sey auf meinem Felsen,
Wie ein Felsen, still und fest geblieben?

Künſtlers Abendlied.

Ach, daß die innre Schöpfungskraft
Durch meinen Sinn erſchölle!
Daß eine Bildung voller Saft
Aus meinen Fingern quölle!

Ich zittre nur, ich ſtottre nur,
Und kann es doch nicht laſſen;
Ich fühl', ich kenne dich, Natur,
Und ſo muß ich dich faſſen.

Bedenk' ich dann, wie manches Jahr
Sich ſchon mein Sinn erſchließet,
Wie er, wo dürre Haide war,
Nun Freudenquell genießet;

Wie ſehn' ich mich, Natur, nach dir,
Dich treu und lieb zu fühlen!
Ein luſt'ger Springbrunn, wirſt du mir
Aus tauſend Röhren ſpielen.

Wirſt alle meine Kräfte mir
In meinem Sinn erheitern,
Und dieſes enge Daſeyn mir
Zur Ewigkeit erweitern.

Kenner und Künstler.

Kenner.

Gut! brav mein Herr! Allein
Die linke Seite
Nicht ganz gleich der rechten;
Hier scheint es mir zu lang,
Und hier zu breit,
Hier zuckt's ein wenig,
Und die Lippe
Nicht ganz Natur,
So todt noch alles!

Künstler.

O rathet! Helft mir,
Daß ich mich vollende!
Wo ist der Urquell der Natur,
Daraus ich schöpfend
Himmel fühl' und Leben
In die Fingerspitzen hervor?
Daß ich mit Göttersinn
Und Menschenhand
Vermöge zu bilden,
Was den meinem Weib'
Ich animalisch kann und muß.

Kenner.

Da sehen Sie zu.

Künstler.

So!

Kenner und Enthusiast.

Ich führt' einen Freund zum Maidel jung,
Wollt', ihm zu genießen geben,
Was alles es hätt' gar Freud' genung
Frisch junges warmes Leben.
Wir fanden sie sitzen an ihrem Bett,
Thät' sich auf ihr Händlein stützen.
Der Herr der macht' ihr ein Compliment,
Thät' gegen ihr über sitzen.
Er spitzt die Nase, er stutzt sie an,
Betracht sie herüber, hinüber:
Und um mich war's gar bald gethan,
Die Sinnen gingen mir über.

Der liebe Herr für allen Dank
Führt mich drauf in eine Ecken,
Und sagt, sie wär' doch allzu schlank,
Und hätt' auch Sommerflecken.
Da nahm ich von meinem Kind Adieu,
Und scheidend sah ich in die Höh:
Ach Herre Gott, ach Herre Gott,
Erbarm dich doch des Herren!

Da führt' ich ihn in die Gallerie
Voll Menschengut und Geistes;
Mir wirds da gleich, ich weiß nicht wie,
Mein ganzes Herz zerreißt es.

O Mahler! Mahler! rief ich laut,
Belohn' dir Gott dein Mahlen!
Und nur die allerschönste Braut
Kann dich für uns bezahlen.

Und sieh, da ging mein Herr herum,
Und stochert sich die Zähne,
Registrirt in Catalogum
Mir meine Götterssöhne.
Mein Busen war so voll und bang,
Von hundert Weiten trächtig;
Ihm war bald was zu kurz, zu lang,
Wägt' alles gar bedächtig.

Da warf ich in ein Eckchen mich,
Die Eingeweide brannten.
Um ihn versammelten Männer sich,
Die ihn einen Kenner nannten.

Monolog des Liebhabers.

Was nutzt die glühende Natur
Vor deinen Augen dir,
Was nutzt dir das Gebildete
Der Kunst rings um dich her,
Wenn liebevolle Schöpfungskraft
Nicht deine Seele füllt,
Und in den Fingerspitzen dir
Nicht wieder bildend wird?

Guter Rath.

Geſchieht wohl, daß man einen Tag
Weder ſich noch andre leiden mag,
Will nichts dir nach dem Herzen ein;
Sollt's in der Kunſt wohl anders ſeyn?
Drum beize dich nicht zur ſchlimmen Zeit,
Denn Füll' und Kraft ſind nimmer weit:
Haſt in der böſen Stund' geruht,
Iſt dir die gute doppelt gut.

Dithyrambe.

Unter dieſen
Lorbeerbüſchen,
Auf den Wieſen,
An den friſchen
Waſſerfällen,
Meines Lebens zu genießen,
Gab Apoll dem heitern Knaben;
Und ſo haben
Mich, im Stillen,
Nach des Gottes hohem Willen,
Hehre Muſen auferzogen,
Aus den hellen
Silberquellen
Des Parnaſſus mich erquicket,
Und das keuſche reine Siegel
Auf die Lippen mir gedrücket.

Und die Nachtigal umkreiſet
Mich mit dem beſcheidnen Flügel.
Hier in Büſchen, dort auf Bäumen,
Ruft ſie die verwandte Menge,
Und die himmliſchen Geſänge
Lehren mich von Liebe träumen.

Und im Herzen wächſt die Fülle
Der geſellig edlen Triebe,
Nährt ſich Freundſchaft, keimet Liebe,
Und Apoll belebt die Stille

Seiner Thäler, seiner Höhen.
Süße laube Lüfte weben.
Alle, denen er gewogen,
Werden mächtig angezogen
Und ein Edler folgt dem andern.

Dieser kommt mit munterm Wesen
Und mit offnem, heitrem Blicke;
Diesen seh' ich ernster wandeln;
Und ein andrer, kaum genesen,
Ruft die alte Kraft zurücke.
Denn ihm drang durch Mark und Leben
Die verderblich holde Flamme,
Und was Amor ihm entwendet
Kann Apoll nur wiedergeben,
Ruh' und Lust und Harmonien
Und ein kräftig rein Bestreben.

Auf ihr Brüder,
Ehrt die Lieder!
Sie sind gleich den guten Thaten.
Wer kann besser als der Sänger
Dem verirrten Freunde rathen?
Wirke gut, so wirkst du länger
Als es Menschen sonst vermögen.

Ja! ich höre sie von weiten,
Ja! sie greifen in die Saiten,
Mit gewalt'gen Götterschlägen
Rufen sie zu Recht und Pflichten
Und bewegen,
Wie sie singen, wie sie dichten,

Zum erhabenſten Geſchäfte,
Zu der Bildung aller Kräfte.
Auch die holden Phantaſien
Blühen
Rings umher auf allen Zweigen,
Die ſich balde,
Wie im holden Zauberwalde,
Voller goldnen Früchte beugen.
Was wir fühlen, was wir ſchauen
In dem Land der höchſten Wonne,
Dieſer Boden, dieſe Sonne,
Lockt auch die beſten Frauen.
Und der Hauch der lieben Muſen
Weckt des Mädchens zarten Buſen,
Stimmt die Kehle zum Geſange,
Und mit ſchöngefärbter Wange
Singet ſie ſchon würd'ge Lieder,
Setzt ſich zu den Schweſtern nieder
Und es ſingt die ſchöne Kette,
Zart und zärter, um die Wette.
Doch die eine
Geht alleine,
Wey den Buchen,
Unter Linden,
Dort zu ſuchen,
Dort zu finden
Was im ſtillen Myrthenhaine
Amor ſchalkiſch ihr entwendet,
Ihres Herzens holde Stille,
Ihres Buſens erſte Fülle.

Und ſie träget in die grünen,
Schattenwälder,
Was die Männer nicht verdienen,
Ihre lieblichen Gefühle;
Scheuet nicht des Tages Schwüle,
Achtet nicht des Abends Kühle
Und verliert ſich in die Felder.
Stört ſie nicht auf ihren Wegen!
Muſe geh' ihr ſtill entgegen!
Doch was hör' ich? welch ein Schall
Ueberbrauſ't den Waſſerfall?
Sauſet heftig durch den Hain?
Welch' ein Lärmen, welches Schreyen!
Iſt es möglich ſeh' ich recht?
Ein verwegenes Geſchlecht
Dringt ins Heiligthum herein.
Hier hervor
Strömt ein Chor!
Liebeswuth,
Weinesgluth,
Raſt im Blick,
Sträubt das Haar!
Und die Schaar
Mann und Weib —
Tigerfell
Schlägt umher —
Ohne Scheu,
Zeigt den Leib.
Und Metall
Rauher Schall

Grellt ins Ohr.
Wer ſie hört
Wird geſtört.
Hier hervor
Drängt das Chor,
Alles flieht
Wer ſie ſieht.
Ach die Büſche ſind geknickt!
Ach die Blumen ſind erſtickt!
Von den Sohlen dieſer Brut.
Wer begegnet ihrer Wuth?
Brüder laßt uns alles wagen,
Eure reine Wange glüht.
Phöbus hilft ſie uns verjagen,
Wenn er unſre Schmerzen ſieht.
Und uns Waffen
Zu verſchaffen,
Schüttert er des Berges Wipfel,
Und vom Gipfel
Praſſeln Steine,
Durch die Haine.
Brüder faßt ſie mächtig auf!
Schloßenregen
Ströme dieſer Brut entgegen!
Und vertreib' aus unſern milden
Himmelreinen Luftgefilden
Dieſe Fremden, dieſe Wilden.
Doch was ſeh' ich?
Iſt es möglich?
Unerträglich

Fährt es mir durch alle Glieder,
Und die Hand
Sinket von dem Schwunge nieder.
Iſt es möglich?
Keine Fremden!
Unſre Brüder
Zeigen ihnen ſelbſt die Wege!
O! die Frechen!
Wie ſie mit den Klapperblechen
Selbſt voraus im Tacte ziehn!
Gute Brüder laßt uns fliehn.

Doch ein Wort zu den Verwegnen!
Ja ein Wort ſoll euch begegnen
Kräftig wie ein Donnerſchlag.
Worte ſind des Dichters Waffen.
Will der Gott ſich Recht verſchaffen,
Folgen ſeine Pfeile nach.

War es möglich eure hohe
Götterwürde
Zu vergeſſen! Iſt der rohe
Schwere Thyrſus keine Bürde
Für die Hand, auf zarten Saiten
Nur gewöhnet hinzugleiten?
Aus den klaren Waſſerfällen,
Aus den zarten Rieſelwellen
Tränket ihr
Gar Silens abſcheulich Thier?
Dort entweiht es Aganippen
Mit den rohen breiten Lippen,

Stampft mit ungeſchickten Füßen,
Bis die Wellen trübe fließen.
O! wie möcht' ich gern mich täuſchen;
Aber Schmerzen fühlt das Ohr,
Aus dem keuſchen
Heil'gen Schatten
Dringt verhaßter Ton hervor.
Wild Gelächter,
Statt der Liebe ſüßem Wahn!
Weiberhaſſer und Verächter
Stimmen ein Triumphlied an.
Nachtigal und Turtel fliehen
Das ſo keuſch erwärmte Neſt
Und in wüthendem Erglühen
Hält der Faun die Nymphe feſt.
Hier wird ein Gewand zerriſſen,
Dem Genuſſe folgt der Spott,
Und zu ihren frechen Küſſen
Leuchtet mit Verdruß der Gott.
Ja ich ſehe ſchon von weiten
Wolkenzug und Dunſt und Rauch.
Nicht die Leyer nur hat Saiten
Saiten hat der Bogen auch.
Selbſt den Buſen des Verehrers
Schüttert das gewalt'ge Nahn,
Denn die Flamme des Verheerers
Kündet ihn von weiten an.
O! vernehmt noch meine Stimme
Meiner Liebe Bruderwort!
Fliehet vor des Gottes Grimme,

Eilt aus unſern Gränzen fort!
Daß ſie wieder heilig werde
Lenkt hinweg den wilden Zug.
Vielen Boden hat die Erde
Und unheiligen genug.
Uns umleuchten reine Sterne,
Hier nur hat das Edle Werth.
Doch wenn ihr aus rauher Ferne
Wieder einſt zu uns begehrt,
Wenn euch nichts ſo ſehr beglücket
Als was ihr bey uns erprobt,
Euch nicht mehr ein Spiel entzücket,
Das die Schranken übertobt;
Kommt als gute Pilger wieder,
Steiget froh den Berg heran,
Tief gefühlte Reuelieder
Künden uns die Brüder an.
Und ein neuer Kranz umwindet
Eure Schläfe feyerlich.
Wenn ſich der Verirrte findet,
Freuen alle Götter ſich.
Schneller noch als Lethes Fluten
Um der Todten ſtilles Haus,
Löſcht der Liebe Kelch den Guten
Jedes Fehls Erinnrung aus.
Alles eilet euch entgegen
Und ihr kommt verklärt heran,
Und man fleht um euren Segen
Ihr gehört uns doppelt an!

Balladen
und
Romanzen.

Der Sänger.

Was hör' ich draußen vor dem Thor,
Was auf der Brücke ſchallen?
Laß den Geſang vor unſerm Ohr
Im Saale wiederhallen!
Der König ſprachs, der Page lief;
Der Page kam, der König rief:
Laßt mir herein den Alten!

Gegrüßet ſeyd mir, edle Herrn,
Gegrüßt ihr, ſchöne Damen!
Welch reicher Himmel! Stern bey Stern!
Wer kennet ihre Nahmen?
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
Schließt Augen euch; hier iſt nicht Zeit,
Sich ſtaunend zu ergötzen.

Der Sänger drückt' die Augen ein,
Und ſchlug in vollen Tönen;
Die Ritter ſchauten muthig drein,
Und in den Schooß die Schönen.
Der König, dem es wohlgefiel,
Ließ, ihn zu ehren für ſein Spiel,
Eine goldne Kette holen.

Die goldne Kette gieb mir nicht;
Die Kette gieb den Rittern,
Vor deren kühnem Angesicht
Der Feinde Lanzen splittern;
Gieb sie dem Kanzler, den du hast,
Und laß ihn noch die goldne Last
Zu andern Lasten tragen.

Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet.
Doch darf ich bitten, bitt' ich eins:
Laß mir den besten Becher Weins,
In purem Golde reichen.

Er setzt' ihn an, er trank ihn aus:
O, Trank voll süßer Labe!
O, wohl dem hochbeglückten Haus,
Wo das ist kleine Gabe!
Ergeht's euch wohl, so denkt an mich,
Und danket Gott so warm, als ich
Für diesen Trunk euch danke.

Das Veilchen.

Ein Veilchen auf der Wieſe ſtand,
Gebückt in ſich und unbekannt;
Es war ein herzig's Veilchen.
Da kam eine junge Schäferinn,
Mit leichtem Schritt und munterm Sinn,
Daher, daher,
Die Wieſe her, und ſang.

Ach! denkt das Veilchen, wär' ich nur
Die ſchönſte Blume der Natur,
Ach nur ein kleines Veilchen,
Bis mich das Liebchen abgepflückt,
Und an dem Buſen matt gedrückt!
Ach nur, ach nur,
Ein Viertelſtündchen lang!

Ach! aber ach! das Mädchen kam
Und nicht in Acht das Veilchen nahm,
Ertrat das arme Veilchen.
Es ſang und ſtarb und freut ſich noch:
Und ſterb' ich denn, ſo ſterb' ich doch
Durch ſie, durch ſie,
Zu ihren Füßen doch.

Der untreue Knabe.

Es war ein Knabe frech genung,
War erſt aus Frankreich kommen,
Der hatt' ein armes Mädel jung
Gar oft in Arm genommen,
Und liebgekoſ't und liebgeherzt,
Als Bräutigam herum geſcherzt,
Und endlich ſie verlaſſen.

Das braune Mädel das erfuhr,
Vergingen ihr die Sinnen,
Sie lacht und weint und bet't und ſchwur:
So fuhr die Seel' von hinnen.
Die Stund, da ſie verſchieden war,
Wird bang dem Buben, grauſ't ſein Haar,
Es treibt ihn fort zu Pferde.

Er gab die Sporen kreuz und quer,
Und ritt auf alle Seiten,
Herüber, hinüber, hin und her,
Kann keine Ruh erreiten.
Reit't ſieben Tag' und ſieben Nacht;
Es blitzt und donnert, ſtürmt und kracht,
Die Fluthen reißen über.

Und reit't in Blitz und Wetterſchein
Gemäuerwerk entgegen,
Bind't's Pferd hauſ' an, und kriecht hinein,
Und duckt ſich vor dem Regen.
Und wie er tappt, und wie er fühlt,
Eich unter ihm die Erd' erwühlt;
Er ſtürzt wohl hundert Klaftern.

Und als er ſich ermannt vom Schlag,
Sieht er drey Lichtlein ſchleichen.
Er raſft ſich auf und krabbelt nach;
Die Lichtlein ferne weichen:
Irr' führen ihn, die Quer' und Läng',
Trepp' auf, Trepp' ab, durch enge Gäng',
Verfallne, wüſte Keller.

Auf einmal ſteht er hoch im Saal,
Sieht ſitzen hundert Gäſte,
Hohläugig grinſen allzumahl
Und winken ihm zum Feſte.
Er ſieht ſein Schädel unten an,
Mit weißen Tüchern angethan,
Die wend't ſich —

Erlkönig.

Wer reitet ſo ſpät durch Nacht und Wind?
Es iſt der Vater mit ſeinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
Er faßt ihn ſicher, er hält ihn warm.

Mein Sohn, was birgſt du ſo bang dein Geſicht? —
Siehſt, Vater, du den Erlkönig nicht?
Den Erlenkönig mit Kron' und Schweif?
Mein Sohn, es iſt ein Nebelſtreif. —

„Du liebes Kind, komm, geh mit mir!
„Gar ſchöne Spiele ſpiel' ich mit dir;
„Manch' bunte Blumen ſind an dem Strand;
„Meine Mutter hat manch güldn Gewand." —

Mein Vater, mein Vater, und höreſt du nicht,
Was Erlenkönig mir leiſe verſpricht? —
Sey ruhig, bleibe ruhig, mein Kind;
In dürren Blättern ſäuſelt der Wind. —

„Willſt, feiner Knabe, du mit mir gehn?
„Meine Töchter ſollen dich warten ſchön;
„Meine Töchter führen den nächtlichen Reihn,
„Und wiegen und tanzen und ſingen dich ein."

Mein Vater, mein Vater, und ſiehſt du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düſtern Ort? —
Mein Sohn, mein Sohn, ich ſeh' es genau;
Es ſcheinen die alten Weiden ſo grau. —

„Ich liebe dich, mich reizt deine ſchöne Geſtalt;
„Und biſt du nicht willig, ſo brauch' ich Gewalt.“ —
Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
Erlkönig hat mir ein Leids gethan! —

Dem Vater grauſet's, er reitet geſchwind,
Er hält in Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Mühe und Noth;
In ſeinen Armen das Kind war todt.

Der Fiſcher.

Das Waſſer rauſcht', das Waſſer ſchwoll,
Ein Fiſcher ſaß daran,
Sah nach dem Angel ruhevoll,
Kühl bis ans Herz hinan.
Und wie er ſitzt und wie er lauſcht,
Theilt ſich die Fluth empor:
Aus dem bewegten Waſſer rauſcht
Ein feuchtes Weib hervor.

Sie ſang zu ihm, ſie ſprach zu ihm:
Was lockſt du meine Brut,
Mit Menſchenwitz und Menſchenliſt,
Hinauf in Todesgluth?
Ach! wüßteſt du, wie's Fiſchlein iſt
So wohlig auf dem Grund,
Du ſtiegſt herunter, wie du biſt,
Und würdeſt erſt geſund.

Labt ſich die liebe Sonne nicht,
Der Mond ſich nicht im Meer?
Kehrt wellenathmend ihr Geſicht
Nicht doppelt ſchöner her?
Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
Das feuchtverklärte Blau?
Lockt dich dein eigen Angeſicht
Nicht her in ew'gen Thau?

Das Waſſer rauſcht', das Waſſer ſchwoll,
Netzt' ihm den nackten Fuß;
Sein Herz wuchs ihm ſo ſehnſuchtsvoll,
Wie bey der Liebſten Gruß.
Sie ſprach zu ihm, ſie ſang zu ihm;
Da war's um ihn geſchehn:
Halb zog ſie ihn, halb ſank er hin,
Und ward nicht mehr geſehn.

Der König in Thule.

Es war ein König in Thule
Gar treu bis an das Grab,
Dem sterbend seine Buhle
Einen goldnen Becher gab.

Es ging ihm nichts darüber,
Er leert ihn jeden Schmaus;
Die Augen gingen ihm über,
So oft er trank daraus.

Und als er kam zu sterben,
Zählt' er seine Städt' im Reich,
Gönnt' alles seinem Erben,
Den Becher nicht zugleich.

Er saß beym Königsmahle,
Die Ritter um ihn her,
Auf hohem Vätersaale,
Dort auf dem Schloß am Meer.

Dort stand der alte Zecher,
Trank letzte Lebensgluth,
Und warf den heil'gen Becher
Hinunter in die Fluth.

Er ſah ihn ſtürzen, triefen
Und ſinken tief ins Meer.
Die Augen thäten ihm ſinken,
Trank nie einen Tropfen mehr.

Das Blümlein Wunderschön.

Lied des gefangenen Grafen.

Graf.

Ich kenn' ein Blümlein Wunderschön
Und trage darnach Verlangen;
Ich möcht' es gerne zu suchen gehn,
Allein ich bin gefangen.
Die Schmerzen sind mir nicht gering;
Denn als ich in der Freyheit ging,
Da hatt' ich es in der Nähe.

Von diesem ringsum steilen Schloß
Laß' ich die Augen schweifen,
Und kann's vom hohen Thurmgeschoß
Mit Blicken nicht ergreifen;
Und wer mir's vor die Augen brächt',
Es wäre Ritter oder Knecht,
Der sollte mein Trauter bleiben.

Rose.

Ich blühe schön, und höre dieß
Hier unter keinem Gitter.
Du meynest mich, die Rose, gewiß,
Du edler, armer Ritter!
Du hast gar einen hohen Sinn,
Es herrscht die Blumenkönigin
Gewiß auch in deinem Herzen.

Graf.

Dein Purpur iſt aller Ehren werth,
Im grünen Ueberkleide,
Darob das Mädchen dein begehrt,
Wie Gold und edel Geſchmeide.
Dein Kranz erhöht das ſchönſte Geſicht:
Allein du biſt das Blümchen nicht,
Das ich im Stillen verehre.

Lilie.

Das Röslein hat gar ſtolzen Brauch,
Und ſtrebet immer nach oben;
Doch wird ein liebes Liebchen auch
Der Lilie Zierde loben.
Wem's Herze ſchlägt in treuer Bruſt
Und iſt ſich rein, wie ich, bewußt,
Der hält mich wohl am höchſten.

Graf.

Ich nenne mich zwar keuſch und rein,
Und rein von böſen Fehlen;
Doch muß ich hier gefangen ſeyn,
Und muß mich einſam quälen.
Du biſt mir zwar ein ſchönes Bild
Von mancher Jungfrau rein und mild:
Doch weiß ich noch was lieberes.

Nelke.

Das mag wohl ich, die Nelke, seyn,
Hier in des Wächters Garten,
Wie würde sonst der Alte mein
Mit so viel Sorge warten?
Im schönen Kreis der Blätter Drang,
Und Wohlgeruch das Leben lang,
Und alle tausend Farben.

Graf.

Die Nelke soll man nicht verschmähn,
Sie ist des Gärtners Wonne:
Bald muß sie in dem Lichte stehn,
Bald schützt er sie vor Sonne;
Doch was den Grafen glücklich macht,
Es ist nicht ausgesuchte Pracht:
Es ist ein stilles Blümchen.

Veilchen.

Ich steh verborgen und gebückt,
Und mag nicht gerne sprechen;
Doch will ich, weil sich's eben schickt,
Mein tiefes Schweigen brechen.
Wenn ich es bin, du guter Mann,
Wie schmerzt mich's, daß ich hinauf nicht kann
Dir alle Gerüche senden.

Graf.

Das gute Veilchen ſchätz' ich ſehr:
Es iſt ſo gar beſcheiden,
Und duftet ſo ſchön; doch brauch' ich mehr
In meinem herben Leiden.
Ich will es euch nur eingeſtehn:
Auf dieſen dürren Felſenhöhn
Iſt's Liebchen nicht zu finden.

Doch wandelt unten, an dem Bach,
Das treuſte Weib der Erde,
Und ſeufzet leiſe manches Ach,
Bis ich erlöſet werde.
Wenn ſie ein blaues Blümchen bricht,
Und immer ſagt: Vergiß mein nicht!
So fühl' ich's in der Ferne.

Ja, in der Ferne fühlt ſich die Macht,
Wenn zwey ſich redlich lieben;
Drum bin ich in des Kerkers Nacht
Auch noch lebendig geblieben.
Und wenn mir faſt das Herze bricht
So ruf' ich nur: Vergiß mein nicht!
Da komm' ich nieder in's Leben.

Ritter Curts Brautfahrt.

Mit des Bräutigams Behagen
Schwingt ſich Ritter Curt auf's Roß,
Zu der Trauung ſoll's ihn tragen,
Auf der edlen Liebſten Schloß;
Als am öden Felſenorte,
Drohend ſich ein Gegner naht,
Ohne Zögern, ohne Worte
Schreiten ſie zu raſcher That.

Lange ſchwankt des Kampfes Welle,
Bis ſich Curt im Siege freut,
Er entfernt ſich von der Stelle,
Ueberwinder und geblänt.
Aber was er bald gewahret
In des Buſches Zitterſchein!
Mit dem Säugling ſtill gepaaret
Schleicht ein Liebchen durch den Hain.

Und ſie winkt ihn auf das Plätzchen:
Lieber Herr, nicht ſo geſchwind!
Habt ihr nichts an euer Schätzchen?
Habt ihr nichts für euer Kind?
Ihn durchglühet ſüße Flamme,
Daß er nicht vorbey begehrt,
Und er findet nun die Amme
Wie die Jungfrau liebenswerth.

Doch er hört die Diener blaſen,
Denket nun der hohen Braut,
Und nun wird auf ſeinen Straßen
Jahresfeſt und Markt ſo laut,
Und er wühlet in den Buden
Manches Pfand zu Lieb' und Huld;
Aber ach! da kommen Juden
Mit dem Schein vertagter Schuld.

Und nun halten die Gerichte
Den bebenden Ritter auf.
O! verteufelte Geſchichte!
Heldenhafter Lebenslauf!
Soll ich heute mich gedulden?
Die Verlegenheit iſt groß.
Widerſacher, Weiber, Schulden,
Ach! kein Ritter wird ſie los.

Hochzeitlied.

Wir ſingen und ſagen vom Grafen ſo gern,
Der hier in dem Schloſſe gehauſet,
Da wo ihr den Enkel des ſeligen Herrn,
Den heute vermählten, beſchmauſet.
Nun hatte ſich jener im heiligen Krieg
Zu Ehren geſtritten durch mannigen Sieg,
Und als er zu Hauſe vom Rößlein ſtieg,
Da fand er ſein Schlößlein oben;
Doch Diener und Habe zerſtoben.

Da biſt du nun Gräflein, da biſt du zu Haus,
Das Heimiſche findeſt du ſchlimmer!
Zum Fenſter da ziehen die Winde hinaus,
Sie kommen durch alle die Zimmer.
Was wäre zu thun in der herbſtlichen Nacht?
So hab' ich doch manche noch ſchlimmer vollbracht,
Der Morgen hat alles wohl beſſer gemacht.
Drum raſch, bey der mondlichen Helle,
In's Bett, in das Stroh, in's Geſtelle.

Und als er im willigen Schlummer ſo lag,
Bewegt es ſich unter dem Bette.
Die Ratte die raſchle ſo lange ſie mag!
Ja, wenn ſie ein Mößlein hätte!
Doch ſiehe! da ſtehet ein winziger Wicht,
Ein Zwerglein ſo zierlich, mit Ampelen-Licht,
Mit Redner-Gebärden und Sprecher-Gewicht,
Zum Fuß des ermüdeten Grafen,
Der, ſchläft er nicht, möcht' er doch ſchlafen.

Wir haben uns Feſte hier oben erlaubt,
Seitdem du die Zimmer verlaſſen,
Und weil wir dich weit in der Ferne geglaubt;
So dachten wir eben zu praſſen.
Und wenn du vergönneſt und wenn dir nicht graut;
So ſchmauſen die Zwerge, behaglich und laut,
Zu Ehren der reichen, der niedlichen Braut.
Der Graf, im Behagen des Traumes:
Bedienet euch immer des Raumes.

Da kommen drey Reiter, ſie reiten hervor,
Die unter dem Bette gehalten,
Dann folget ein ſingendes, klingendes Chor
Poſſirlicher kleiner Geſtalten;
Und Wagen auf Wagen mit allem Geräth,
Das einem ſo Hören als Sehen vergeht,
Wie's nur in den Schlöſſern der Könige ſieht;
Zuletzt, auf vergoldetem Wagen,
Die Braut und die Gäſte getragen.

So rennet nun alles in vollem Galopp
Und kehrt ſich im Saale ſein Plätzchen.
Zum Drehen und Walzen und luſtigen Hopp
Erkieſet ſich jeder ein Schätzchen.
Da pfeift es und geigt es und klinget und klirrt,
Da ringelt's und ſchleift es und rauſchet und wirrt,
Da piſpert's und kuſſert's und ſtiſtert's und ſchwirrt.
Das Gräflein es blicket hinüber,
Es dünkt ihn, als läg' er im Fieber.

Nun dappelt's und rappelt's und klappert's im Saal,
Von Bänken und Stühlen und Tischen,
Da will nun ein jeder, am festlichen Mahl,
Sich neben dem Liebchen erfrischen.
Sie tragen die Würste, die Schinken so klein
Und Braten und Fisch und Geflügel herein,
Es kreiset beständig der köstliche Wein.
Das toset und koset so lange,
Verschwindet zuletzt mit Gesange.

Und sollen wir singen was weiter geschehn;
So schweige das Toben und Tosen.
Denn was er, so artig, im Kleinen gesehn,
Erfuhr er, genoß er im Großen.
Trompeten und klingender, singender Schall,
Und Wagen und Reiter und bräutlicher Schwall,
Sie kommen und zeigen und neigen sich all,
Unzählige, selige Leute.
So ging es und geht es noch heute.

Der Schatzgräber.

Arm am Beutel, krank am Herzen,
Schleppt' ich meine langen Tage.
Armuth iſt die größte Plage,
Reichthum iſt das höchſte Gut!
Und zu enden meine Schmerzen,
Ging ich einen Schatz zu graben.
Meine Seele ſollſt du haben!
Schrieb ich hin mit eignem Blut.

Und ſo zog ich Kreiſ' um Kreiſe,
Stellte wunderbare Flammen,
Kraut und Knochenwerk zuſammen:
Die Beſchwörung war vollbracht.
Und auf die gelernte Weiſe
Grub ich nach dem alten Schatze,
Auf dem angezeigten Platze.
Schwarz und ſtürmiſch war die Nacht.

Und ich ſah ein Licht von weiten;
Und es kam, gleich einem Sterne,
Hinten aus der fernſten Ferne,
Eben als es zwölfe ſchlug.
Und da galt kein Vorbereiten.
Heller ward's mit einemmale
Von dem Glanz der vollen Schale,
Die ein ſchöner Knabe trug.

Holde Augen ſah ich blinken
Unter dichtem Blumenkranze;
In des Trankes Himmelsglanze
Trat er in den Kreis herein.
Und er hieß mich freundlich trinken;
Und ich dacht': es kann der Knabe,
Mit der ſchönen lichten Gabe,
Wahrlich! nicht der Böſe ſeyn.

Trinke Muth des reinen Lebens!
Dann verſtehſt du die Belehrung,
Kommſt, mit ängſtlicher Beſchwörung,
Nicht zurück an dieſen Ort.
Grabe hier nicht mehr vergebens.
Tages Arbeit! Abends Gäſte!
Saure Wochen! Frohe Feſte!
Sey dein künftig Zauberwort.

Die Spinnerinn.

Als ich ſtill und ruhig ſpann,
Ohne nur zu ſtocken,
Trat ein ſchöner junger Mann
Nahe mir zum Rocken.

Lobte, was zu loben war:
Sollte das was ſchaden?
Mein dem Flachſe gleiches Haar,
Und den gleichen Faden.

Ruhig war er nicht dabey,
Ließ es nicht beym Alten;
Und der Faden riß entzwey,
Den ich lang' erhalten.

Und des Flachſes Stein-Gewicht
Gab noch viele Zahlen;
Aber, ach! ich konnte nicht
Mehr mit ihnen prahlen.

Als ich ſie zum Weber trug,
Fühlt' ich was ſich regen,
Und mein armes Herze ſchlug
Mit geſchwindern Schlägen.

Nun, beym heißen Sonnenſtich,
Bring' ich's auf die Bleiche,
Und mit Mühe bück' ich mich
Nach dem nächſten Teiche.

Was ich in dem Kämmerlein
Still und fein geſponnen,
Kommt — wie kann es anders ſeyn? —
Endlich an die Sonnen.

Der Edelknabe und die Müllerinn.

Edelknabe.

Wohin? wohin?
Schöne Müllerinn!
Wie heißt du?

Müllerinn.

Liſe.

Edelknabe.

Wohin denn? wohin,
Mit dem Rechen in der Hand?

Müllerinn.

Auf des Vaters Land,
Auf des Vaters Wieſe.

Edelknabe.

Und gehſt ſo allein?

Müllerinn.

Das Heu ſoll herein,
Das bedeutet der Rechen;
Und im Garten daran
Fangen die Birn zu reifen an,
Die will ich brechen.

Edelknabe.

Iſt nicht eine ſtille Laube dabey?

Müllerinn.

Sogar ihrer zwey,
Zu beyden Eken.

Edelknabe.

Ich komme dir nach,
Und am heißen Mittag,
Wollen wir uns drein verſtecken.
Nicht wahr, im grünen vertraulichen Haus —

Müllerinn.

Das gäbe Geſchichten.

Edelknabe.

Ruhſt du in meinen Armen aus?

Müllerinn.

Mit nichten!
Denn wer die artige Müllerinn küßt,
Auf der Stelle verrathen iſt.
Euer ſchönes dunkles Kleid
Thät mir leid
So weiß zu färben.
Gleich und gleich! ſo allein iſt's recht!
Darauf will ich leben und ſterben.
Ich liebe mir den Müllerknecht;
An dem iſt nichts zu verderben.

Der Junggeſell und der Mühlbach.

Geſell.

Wo willſt du klares Bächlein hin,
So munter?
Du eilſt, mit frohem leichtem Sinn
Hinunter.
Was ſuchſt du eilig in dem Thal?
So höre doch, und ſprich einmal!

Bach.

Ich war ein Bächlein, Junggeſell;
Sie haben
Mich ſo gefaßt, damit ich ſchnell,
Im Graben,
Zur Mühle dort hinunter ſoll,
Und immer bin ich raſch und voll.

Geſell.

Du eileſt, mit gelaſſnem Muth,
Zur Mühle,
Und weißt nicht, was ich junges Blut
Hier fühle.
Es blickt die ſchöne Müllerinn
Wohl freundlich manchmal nach dir hin?

Bach.

Sie öffnet früh, beym Morgenlicht,
Den Laden,
Und kommt ihr liebes Angeſicht
Zu baden.
Ihr Buſen iſt ſo voll und weiß;
Es wird mir gleich zum Dampfen heiß.

Geſell.

Kann ſie im Waſſer Liebesgluth
Entzünden;
Wie ſoll man Ruh mit Fleiſch und Blut
Wohl finden?
Wenn man ſie Einmal nur geſehn,
Ach! immer muß man nach ihr gehn.

Bach.

Dann ſtürz' ich auf die Räder mich,
Mit Brauſen,
Und alle Schaufeln drehen ſich
Im Sauſen.
Seitdem das ſchöne Mädchen ſchafft,
Hat auch das Waſſer beſſ're Kraft.

Geſell.

Du Armer, fühlſt du nicht den Schmerz,
Wie Andre?
Sie lacht dich an, und ſagt in Scherz:
Nun wandre!
Sie hielte dich wohl ſelbſt zurück
Mit einem ſüßen Liebesblick?

Bach.

Mir wird ſo ſchwer, ſo ſchwer, vom Ort
Zu fließen:
Ich krümme mich nur ſachte fort
Durch Wieſen;
Und käm' es erſt auf mich nur an,
Der Weg wär' bald zurück gethan.

Geſell.

Geſelle meiner Liebesqual,
Ich ſcheide;
Du murmelſt mir vielleicht einmal
Zur Freude.
Geh, ſag' ihr gleich, und ſag' ihr oft,
Was ſtill der Knabe wünſcht und hofft.

Der Müllerinn Verrath.

Woher der Freund ſo früh und ſchnelle,
Da kaum der Tag im Oſten graut?
Hat er ſich in der Waldkapelle,
So kalt und friſch es iſt, erbaut?
Es ſtarret ihm der Bach entgegen;
Mag er mit Willen barfuß gehn?
Was ſucht er ſeinen Morgenſegen
Durch die beſchneiten, wilden Höhn?

Ach, wohl! er kommt vom warmen Bette,
Wo er ſich andern Spaß verſprach;
Und wenn er nicht den Mantel hätte,
Wie ſchrecklich wäre ſeine Schmach!
Es hat ihn jener Schalk betrogen,
Und ihm den Bündel abgepackt;
Der arme Freund iſt ausgezogen,
Und faſt, wie Adam, bloß und nackt.

Warum auch ſchlich er dieſe Wege
Nach einem friſchen Aepfelpaar,
Das freylich ſchön im Mühlgehege,
So wie im Paradieſe, war.
Er wird den Scherz nicht leicht erneuen;
Er drückte ſchnell ſich aus dem Haus,
Und bricht auf einmal nun, im Freyen,
In bittre, laute Klagen aus.

„Ich las in ihren Feuerblicken
Nicht eine Sylbe von Verrath;
Sie ſchien mit mir ſich zu entzücken,
Und ſann auf ſolche ſchwarze That!
Kennt' ich in ihren Armen träumen,
Wie meuchleriſch der Buſen ſchlug?
Sie hieß den holden Amor ſäumen,
Und günſtig war er uns genug.

Sich meiner Liebe zu erfreuen!
Der Nacht, die nie ein Ende nahm!
Und erſt die Mutter anzuſchreien,
Nun eben als der Morgen kam!
Da drang ein Dutzend Anverwandten
Herein, ein wahrer Menſchenſtrom;
Da kamen Vettern, kuckten Tanten,
Es kam ein Bruder und ein Ohm.

Das war ein Toben, war ein Wüthen!
Ein jeder ſchien ein andres Thier.
Sie forderten des Mädchens Blüthen,
Mit ſchrecklichem Geſchrei, von mir. —
Was bringt ihr alle, wie von Sinnen,
Auf den unſchuld'gen Jüngling ein?
Denn ſolche Schätze zu gewinnen,
Da muß man viel lebender ſeyn.

Weiß Amor seinem schönen Spiele
Doch immer zeitig nachzugehn;
Er läßt fürwahr nicht in der Mühle
Die Blumen sechzehn Jahre stehn. —
Sie raubten nun das Kleiderbündel,
Und wollten auch den Mantel noch.
Wie nur so viel verflucht Gesindel
Im engen Hause sich verkroch!

Nun sprang ich auf, und tobt' und fluchte,
Gewiß, durch alle durchzugehn.
Ich sah noch einmal die Verruchte,
Und ach! sie war noch immer schön.
Sie alle wichen meinem Grimme;
Da flog noch manches wilde Wort,
Da macht' ich mich, mit Donnerstimme,
Noch endlich aus der Höhle fort.

Man soll euch Mädchen auf dem Lande,
Wie Mädchen aus den Städten, fliehn.
So lasset doch den Frau'n von Stande
Die Lust, die Diener auszuziehn!
Doch seyd ihr auch von den Geübten,
Und kennt ihr keine zarte Pflicht,
So ändert immer die Geliebten;
Doch sie verrathen müßt ihr nicht."

So ſingt er in der Winterſtunde,
Wo nicht ein armes Hälmchen grünt.
Ich lache ſeiner tiefen Wunde;
Denn wirklich iſt ſie wohlverdient.
So geh' es jedem, der am Tage
Sein edles Liebchen frech betriegt,
Und Nachts, mit allzukühner Wage,
Zu Amors falſcher Mühle kriecht.

Der Müllerinn Reue.

Jüngling.

Nur fort, du trunne Hexe, fort!
Aus meinem gereinigten Hauſe,
Daß ich dich, nach dem ernſten Wort,
Nicht zauſe!
Was ſingſt du hier für Heucheley,
Von Lieb' und ſtiller Mädchentreu?
Wer mag das Mährchen hören!

Zigeunerinn.

Ich ſinge von des Mädchens Reu,
Und langem, heißem Sehnen;
Denn Leichtſinn wandelte ſich in Treu
Und Thränen.
Sie fürchtet der Mutter Drohen nicht mehr,
Sie fürchtet des Bruders Fauſt nicht ſo ſehr,
Als den Haß des herzlich Geliebten.

Jüngling.

Von Eigennutz ſing' und von Verrath,
Von Mord und diebiſchem Rauben;
Man wird dir jede falſche That
Wohl glauben.
Wenn ſie Beute vertheilt, Gewand und Gut,
Schlimmer als je ihr Zigeuner thut,
Das ſind geachtete Geſchäften.

Zigeunerinn.

„Ach weh! ach weh! was hab' ich gethan!
Was hilft mir nun das Lauſchen!
Ich hör' an meine Kammer heran
Ihn rauſchen.
Da klopfte mir doch das Herz, ich dacht':
O, hätteſt du doch die Liebesnacht
Der Mutter nicht verrathen!"

Jüngling.

Ach, leider! trat ich auch einſt hinein,
Und ging verführt im Stillen:
Ach Süßchen! laß mich zu dir ein,
Mit Willen.
Doch gleich entſtand ein Lärm und Geſchrei;
Es rannten die tollen Verwandten herbey.
Noch ſiedet das Blut mir im Leibe.

Zigeunerinn.

„Kommt nun dieſelbige Stunde zurück,
Wie ſtill mich's kränket und ſchmerzet!
Ich habe das nahe, das einzige Glück
Verſcherzet.
Ich armes Mädchen, ich war zu jung!
Es war mein Bruder verrucht genug,
So ſchlecht an dem Liebſten zu handeln."

Der Dichter.

So ging das ſchwarze Weib in das Haus
In den Hof zur ſpringenden Quelle;
Sie wuſch ſich heftig die Augen aus,
Und helle
Ward Aug' und Geſicht, und weiß und klar
Stellt ſich die ſchöne Müllerinn dar
Dem erſtaunt-erzürnten Knaben.

Müllerinn.

Ich fürchte fürwahr dein erzürnt Geſicht,
Du Süßer, Schöner und Trauter!
Und Schläg' und Meſſerſtiche nicht;
Nur lauter
Sag' ich von Schmerz und Liebe dir,
Und will zu deinen Füßen hier
Nun leben oder auch ſterben.

Jüngling.

O Neigung, ſage, wie haſt du ſo tief
Im Herzen dich verſtecket?
Wer hat dich, die verborgen ſchlief,
Geweckt?
Ach Liebe, du wohl unſterblich biſt!
Nicht kann Verrath und hämiſche Liſt
Dein göttlich Leben tödten.

Müllerinn.

Liebſt du mich noch ſo hoch und ſehr,
Wie du mir ſonſt geſchworen,
So iſt uns beiden auch nichts mehr
Verloren.
Nimm hin das vielgeliebte Weib!
Den jungen unberührten Leib,
Es iſt nun alles dein eigen!

Beide.

Nun, Sonne, gehe hinab und hinauf,
Ihr Sterne leuchtet und dunkelt!
Es geht ein Liebesgeſtirn mir auf
Und funkelt.
So lange die Quelle ſpringt und rinnt,
So lange bleiben wir gleichgeſinnt,
Eins an des andern Herzen.

Wandrer und Pächterinn.

Er.

Kannſt du ſchöne Pächtrin ohne gleichen,
Unter dieſer breiten Schattenlinde,
Wo ich Wandrer kurze Ruhe finde,
Labung mir, für Durſt und Hunger, reichen?

Sie.

Willſt du Vielgereiſ'ter hier dich laben;
Seinen Raum und Brot und reife Früchte,
Nur die ganz natürlichſten Gerichte
Kannſt du reichlich an der Quelle haben.

Er.

Iſt mir doch ich müßte ſchon dich kennen,
Unvergeßne Zierde holder Stunden!
Aehnlichkeiten hab' ich oft gefunden,
Dieſe muß ich doch ein Wunder nennen.

Sie.

Ohne Wunder findet ſich, bey Wandrern,
Oft ein ſehr erklärliches Erſtaunen.
Ja die Blonde gleichet oft der Braunen,
Eine reizet eben wie die andern.

Er.

Heute nicht, fürwahr, zum erſtenmale
Hat mirs dieſe Bildung abgewonnen!
Damals war ſie Sonne vieler Sonnen,
In dem feſtlich aufgeſchmückten Saale.

Sie.

Freut es dich, ſo kann es wohl geſchehen,
Daß man deinen Mährchenſcherz vollende:
Purpurſeide floß von ihrer Lende,
Da du ſie zum erſtenmal geſehen.

Er.

Nein, fürwahr das haſt du nicht gedichtet!
Konnten Geiſter dir es offenbaren;
Von Juwelen haſt du auch erfahren
Und von Perlen, die ihr Blick vernichtet.

Sie.

Dieſes eine ward mir wohl vertrauet:
Daß die Schöne, ſchamhaft zu geſtehen,
Und in Hoffnung wieder dich zu ſehen,
Manche Schlöſſer in die Luft erbauet.

Er.

Trieben mich umher doch alle Winde!
Suchte' ich Ehr' und Geld auf jede Weiſe!
Doch geſegnet, wenn, am Schluß der Reiſe,
Ich das edle Bildniß wieder finde.

Sie.

Nicht ein Bildniß, wirklich ſiehſt du jene
Hohe Tochter des verdrängten Blutes;
Nun im Pachte des verlaßnen Gutes,
Mit dem Bruder freuet ſich Helene.

Er.

Aber dieſe herrlichen Gefilde
Kann ſie der Beſitzer ſelbſt vermeiden?
Reiche Felder, breite Mieſ' und Weiden,
Mächt'ge Quellen, ſüße Himmelsmilde.

Sie.

Iſt er doch in alle Welt entlaufen!
Wir Geſchwiſter haben viel erworben.
Wenn der Gute, wie man ſagt, geſtorben,
Wollen wir das Hinterlaßne kaufen.

Er.

Wohl zu kaufen iſt es meine Schöne!
Vom Beſitzer hört' ich die Bedinge;
Doch der Preis iſt keineswegs geringe,
Denn das letzte Wort es iſt Helene!

Sie.

Konnt' uns Glück und Höhe nicht vereinen!
Hat die Liebe dieſen Weg genommen?
Doch ich ſeh den wackren Bruder kommen,
Wenn er's hören wird, was kann er meinen?

Die erſte Walpurgisnacht.

Ein Druide.

Es lacht der Mai!
Der Wald iſt frey
Von Eis und Reifgehänge.
Der Schnee iſt fort;
Am grünen Ort
Erſchallen Luftgeſänge.
Ein reiner Schnee
Liegt auf der Höh';
Doch eilen wir nach oben,
Begehn den alten, heil'gen Brauch,
Allvater dort zu loben.
Die Flamme lodre durch den Rauch!
So wird das Herz erhoben.

Die Druiden.

Die Flamme lodre durch den Rauch!
Begeht den alten heil'gen Brauch,
Allvater dort zu loben!
Hinauf! hinauf nach oben!

Einer aus dem Volke.

Könnt ihr ſo verwegen handeln?
Wollt ihr denn zum Tode wandeln?
Kennet ihr nicht die Geſetze
Unſrer harten Ueberwinder?

Rings geſtellt ſind ihre Netze
Auf die Heiden, auf die Sünder.
Ach! ſie ſchlachten auf dem Walle
Unſre Weiber, unſre Kinder,
Und wir alle
Nahen uns gewiſſem Falle.

Chor der Weiber.

Auf des Lagers hohem Walle
Schlachten ſie ſchon unſre Kinder.
Ach, die ſtrengen Ueberwinder!
Und wir alle
Nahen uns gewiſſem Falle.

Ein Druide.

Wer Orſer heut
Zu bringen ſcheut,
Verdient erſt ſeine Bande.
Der Wald iſt frey!
Das Holz herbey,
Und ſchichtet es zum Brande!
Doch bleiben wir
Im Buchrevier
Am Tage noch im Stillen,
Und Männer ſtellen wir zur Hut,
Um eurer Sorgen willen.
Dann aber laßt, mit friſchem Muth,
Uns unſre Pflicht erfüllen.

Chor der Wächter.

Vertheilt euch, wackre Männer, hier
Durch dieses ganze Waldrevier,
Und wachet hier im Stillen,
Wenn sie die Pflicht erfüllen.

Ein Wächter.

Diese dumpfen Pfaffenchristen,
Laßt uns keck sie überlisten!
Mit dem Teufel, den sie fabeln,
Wollen wir sie selbst erschrecken.
Kommt! Mit Zacken und mit Gabeln,
Und mit Gluth und Klapperstöcken
Lärmen wir bey nächt'ger Weile
Durch die engen Felsenstrecken.
Kauz und Eule,
Heul' in unser Rundgeheule.

Chor der Wächter.

Kommt mit Zacken und mit Gabeln,
Wie der Teufel, den sie fabeln,
Und mit wilden Klapperstöcken,
Durch die leeren Felsenstrecken!
Kauz und Eule,
Heul' in unser Rundgeheule.

Ein Druide.

So weit gebracht,
Daß wir bey Nacht

Allvater heimlich ſingen!
Doch iſt es Tag,
Sobald man mag
Ein reines Herz dir bringen.
Du kannſt zwar heut,
Und manche Zeit,
Dem Feinde viel erlauben.
Die Flamme reinigt ſich vom Rauch:
So reinig' unſern Glauben!
Und raubt man uns den alten Brauch;
Dein Licht, wer will es rauben!

Ein chriſtlicher Wächter.

Hilf! ach hilf mir, Kriegsgeſelle!
Ach, es kommt die ganze Hölle!
Sieh, wie die verherten Leiber
Durch und durch von Flamme glühen!
Menſchen-Wölf' und Drachen-Weiber,
Die im Flug vorüber ziehen!
Welch entſetzliches Getöſe!
Laßt uns, laßt uns alle fliehen!
Oben flammt und ſauſt der Böſe;
Aus dem Boden
Dampfet rings ein Höllen-Broden.

Chor der chriſtlichen Wächter.

Schreckliche, verherte Leiber,
Menſchen-Wölf' und Drachen-Weiber!

Welch entſetzliches Getöſe!
Sieh, da flammt, da zieht der Böſe!
Aus dem Boden
Dampfet rings ein Höllen-Broden.

Chor der Druiden.

Die Flamme reinigt ſich vom Rauch:
So reinig' unſern Glauben!
Und raubt man uns den alten Brauch;
Dein Licht, wer kann es rauben!

Der Zauberlehrling.

Hat der alte Hexenmeiſter
Sich doch einmal wegbegeben!
Und nun ſollen ſeine Geiſter
Auch nach meinem Willen leben.
Seine Wort' und Werke
Merkt' ich, und den Brauch,
Und mit Geiſtesſtärke
Thu' ich Wunder auch.

Walle! walle!
Manche Strecke,
Daß, zum Zwecke,
Waſſer fließe,
Und mit reichem, vollem Schwalle
Zu dem Bade ſich ergieße.

Und nun komm du alter Beſen,
Nimm die ſchlechten Lumpenhüllen!
Biſt ſchon lange Knecht geweſen;
Nun erfülle meinen Willen.
Auf zwey Beinen ſtehe,
Oben ſey ein Kopf,
Eile nun, und gehe
Mit dem Waſſertopf!

Walle! walle!
Manche Strecke,
Daß, zum Zwecke,
Waſſer fließe,
Und, mit reichem, vollem Schwalle,
Zu dem Bade ſich ergieße.

Sehd, er läuft zum Ufer nieder;
Wahrlich! iſt ſchon an dem Fluſſe,
Und mit Blitzesſchnelle wieder
Iſt er hier mit raſchem Guſſe.
Schon zum zweytenmale!
Wie das Becken ſchwillt!
Wie ſich jede Schale
Voll mit Waſſer füllt!

Stehe! ſtehe!
Denn wir haben
Deiner Gaben
Vollgemeſſen! —
Ach, ich merk' es! Wehe! wehe!
Hab' ich doch das Wort vergeſſen!

Ach! das Wort, worauf am Ende
Er das wird, was er geweſen.
Ach! er läuft und bringt lebende.
Wärſt du doch der alte Beſen!
Immer neue Güſſe
Bringt er ſchnell herein,
Ach! und hundert Fluſſe
Stürzen auf mich ein.

Nein, nicht länger
Kann ich's laſſen;
Will ihn faſſen.
Das iſt Tücke!
Ach! nun wird mir immer bänger!
Welche Mine! welche Blicke!

O, du Ausgeburt der Hölle!
Soll das ganze Haus erſaufen?
Seh' ich über jede Schwelle
Doch ſchon Waſſerſtröme laufen.
Ein verruchter Beſen,
Der nicht hören will!
Stock, der du geweſen,
Steh doch wieder ſtill!

Willſt's am Ende
Gar nicht laſſen?
Will dich faſſen,
Will dich halten,
Und das alte Holz behende
Mit dem ſcharfen Beile ſpalten.

Seht, da kommt er ſchleppend wieder!
Wie ich mich nur auf dich werfe,
Gleich, o Kobold, liegſt du nieder;
Krachend trifft die glatte Schärfe.
Wahrlich! brav getroffen!
Seht, er iſt entzwey!
Und nun kann ich hoffen,
Und ich athme frey!

Wehe! wehe!
Beide Theile
Stehn in Eile
Schon als Knechte
Völlig fertig in die Höhe!
Helft mir, ach! ihr hohen Mächte!

Und ſie laufen! Naß und näſſer
Wird's im Saal und auf den Stufen.
Welch' entſetzliches Gewäſſer!
Herr und Meiſter, hör' mich rufen! —
Ach, da kommt der Meiſter!
Herr, die Noth iſt groß!
Die ich rief, die Geiſter,
Werd' ich nun nicht los.

„In die Ecke
Beſen! Beſen!
Seyd's geweſen.
Denn als Geiſter
Ruft euch nur, zu ſeinem Zwecke,
Erſt hervor der alte Meiſter."

Die Braut von Corinth.

Nach Corinthus von Athen gezogen
Kam ein Jüngling, dort noch unbekannt.
Einen Bürger hofft' er ſich gewogen;
Beide Väter waren gaſtverwandt,
Hatten frühe ſchon
Töchterchen und Sohn
Braut und Bräutigam voraus genannt.

Aber wird er auch willkommen ſcheinen,
Wenn er theuer nicht die Gunſt erkauft?
Er iſt noch ein Heide mit den Seinen,
Und ſie ſind ſchon Chriſten und getauft.
Keimt ein Glaube neu,
Wird oft Lieb' und Treu
Wie ein böſes Unkraut aufgerauft.

Und ſchon lag das ganze Haus im Stillen,
Vater, Töchter, nur die Mutter wacht;
Sie empfängt den Gaſt mit beſtem Willen,
Gleich ins Prunkgemach wird er gebracht.
Wein und Eſſen kränzt,
Eh' er es verlangt:
So verſorgend kennt ſie gute Nacht.

Aber bey dem wohlbeſtellten Eſſen
Wird die Luſt der Speiſe nicht erregt;
Müdigkeit läßt Speiſ' und Trank vergeſſen,
Daß er angekleidet ſich aufs Bette legt,
Und er ſchlummert faſt,
Als ein ſeltner Gaſt
Sich zur offnen Thür herein bewegt.

Denn er ſieht, bey ſeiner Lampe Schimmer
Tritt, mit weißem Schleyer und Gewand,
Sittſam ſtill ein Mädchen in das Zimmer,
Um die Stirn ein ſchwarz und goldnes Band.
Wie ſie ihn erblickt,
Fehrt ſie, die erſchrickt,
Mit Erſtaunen eine weiße Hand.

Bin ich, rief ſie aus, ſo fremd im Hauſe,
Daß ich von dem Gaſte nichts vernahm?
Ach, ſo hält man mich in meiner Klauſe!
Und nun überfällt mich hier die Scham.
Finde nur ſo fort
Auf dem Lager dort,
Und ich gehe ſchnell, ſo wie ich kam.

Bleibe, ſchönes Mädchen! ruft der Knabe.
Haſt von ſeinem Lager ſich geſchwind:
Hier iſt Ceres, hier iſt Bachus Gabe;
Und du bringſt den Amor, liebes Kind;
Biſt vor Schrecken blaß!
Liebe komm und laß,
Laß uns ſehn, wie froh die Götter ſind.

Ferne bleib', o Jünaling! bleibe ſtehen;
Ich gehöre nicht den Freuden an.
Schon der letzte Schritt iſt, ach! geſchehen,
Durch der guten Mutter kranken Wahn,
Die geneſend ſchwur:
Jugend und Natur
Sey dem Himmel künftig unterthan.

Und der alten Götter bunt Gewimmel
Hat ſogleich das ſtille Haus geleert.
Unſichtbar wird Einer nur im Himmel,
Und ein Heiland wird am Kreuz verehrt;
Opfer fallen hier,
Weder Lamm noch Stier,
Aber Menſchenopfer unerhört.

Und er fragt und wäget alle Worte,
Deren keines ſeinem Geiſt entgeht.
Iſt es möglich, daß am ſtillen Orte
Die gelei'te Braut hier vor mir ſteht?
Sey die meine nur!
Unſrer Väter Schwur
Hat vom Himmel Segen uns erfleht.

Mich erhältſt du nicht, du gute Seele;
Meiner zweyten Schweſter gönnt man dich,
Wenn ich mich in ſtiller Klauſe quäle,
Ach! in ihren Armen denk' an mich,
Die an dich nur denkt,
Die ſich liebend kränkt;
In die Erde bald verbirgt ſie ſich.

Nein! bey dieſer Flamme ſey's geſchworen,
Gütig zeigt ſie Hymen uns voraus,
Biſt der Freude nicht und mir verloren,
Kommſt mit mir in meines Vaters Haus.
Liebchen, bleibe hier!
Feire gleich mit mir
Unerwartet unſern Hochzeitſchmaus.

Und ſchon wechſeln ſie der Treue Zeichen:
Gelben reicht ſie ihm die Kette dar,
Und er will ihr eine Schale reichen,
Silbern, künſtlich, wie nicht eine war.
Die iſt nicht für mich;
Doch, ich bitte dich,
Eine Locke gieb von deinem Haar.

Eben ſchlug die trunkne Geiſterſtunde,
Und nun ſchien es ihr erſt wohl zu ſeyn.
Gierig ſchlürfte ſie, mit blaſſem Munde,
Nun den dunkel blutgefärbten Wein;
Doch vom Weizenrot,
Das er freundlich bot,
Nahm ſie nicht den kleinſten Biſſen ein.

Und dem Jüngling reichte ſie die Schale,
Der wie ſie, nun haſtig lüſtern trank.
Liebe fordert er zum ſüßen Mahle;
Ach! ſein armes Herz war krankheitskrank.
Doch ſie widerſteht,
Wie er immer fleht,
Bis er weinend auf das Bette ſank.

Und ſie kommt und wirft ſich zu ihm nieder:
Ach! wie ungern ſeh' ich dich gequält!
Aber, ach! berührſt du meine Glieder,
Fühlſt du ſchaudernd, was ich dir verhehlt.
Wie der Schnee ſo weiß,
Aber kalt wie Eis,
Iſt das Liebchen, das du dir erwählt.

Heftig faßt er ſie, mit ſtarken Armen,
Von der Liebe Jugendkraft durchmannt:
Hoffe doch bey mir noch zu erwarmen,
Wär'ſt du ſelbſt mir aus dem Grab geſandt!
Wechſelhauch und Kuß!
Liebesüberfluß!
Brennſt du nicht und fühleſt mich entbrannt?

Liebe ſchließet feſter ſie zuſammen,
Thränen miſchen ſich in ihre Luſt;
Gierig ſaugt ſie ſeines Mundes Flammen,
Eins iſt nur im andern ſich bewußt.
Seine Liebeswuth
Wärmt ihr ſtarres Blut;
Doch es ſchlägt kein Herz in ihrer Bruſt.

Unterdeſſen ſchleichet auf dem Gange,
Häuslich ſpät die Mutter noch vorbey,
Horchet an der Thür, und horchet lange,
Welch ein ſonderbarer Ton es ſey.
Klag- und Wonnelaut
Bräutigams und Braut,
Und des Liebesſammelns Raſerey.

Unbeweglich bleibt ſie an der Thüre,
Weil ſie erſt ſich überzeugen muß,
Und ſie hört die höchſten Liebesſchwüre,
Lieb' und Schmeichelworte, mit Verdruß —
Still! der Hahn erwacht! —
Aber morgen Nacht
Biſt du wieder da? — und Kuß auf Kuß.

Länger hält die Mutter nicht das Zürnen,
Oeffnet das bekannte Schloß geſchwind —
Giebt es hier im Hauſe ſolche Dirnen,
Die dem Fremden gleich zu Willen ſind? —
Eh zur Thür hinein
Bey der Lampe Schein
Sieht ſie — Gott! ſie ſieht ihr eigen Kind.

Und der Jüngling will im erſten Schrecken
Mit des Mädchens eignem Schleierflor,
Mit dem Teppich die Geliebte decken;
Doch ſie windet gleich ſich ſelbſt hervor.
Wie mit Geiſt's Gewalt,
Hebet die Geſtalt
Lang und langſam ſich im Bett' empor.

Mutter! Mutter! ſpricht ſie hohle Worte:
Eh mißgönnt Ihr mir die ſchöne Nacht!
Ihr vertreibt mich von dem warmen Orte,
Bin ich zur Verzweiflung nur erwacht?
Iſt's Euch nicht genug,
Daß im's Leichentuch,
Daß Ihr früh mich in das Grab gebracht?

Aber aus der ſchwerbedeckten Enge
Treibet mich ein eigenes Gericht.
Eurer Prieſter ſummende Geſänge
Und ihr Segen haben kein Gewicht;
Salz und Waſſer kühlt
Nicht, wo Jugend fühlt,
Ach! die Erde kühlt die Liebe nicht.

Dieſer Jüngling war mir erſt verſprochen,
Als noch Venus heitrer Tempel ſtand.
Mutter, habt Ihr doch das Wort gebrochen
Weil ein fremd, ein falſch Gelübd Euch ba
Doch kein Gott erhört,
Wenn die Mutter ſchwört,
Zu verſagen ihrer Tochter Hand.

Aus dem Grabe werd' ich ausgetrieben,
Noch zu ſuchen das vermißte Gut,
Noch den ſchon verlornen Mann zu lieben,
Und zu ſaugen ſeines Herzens Blut.
Iſt's um den geſchehn,
Muß nach andern gehn,
Und das junge Volk erliegt der Wuth.

Schöner Jüngling! kannſt nicht länger le
Du verſiechſt nun an dieſem Ort.
Meine Kette hab' ich dir gegeben,
Deine Locke nehm' ich mit mir fort.
Lieb' ſie an geman!
Bergen biſt du gern,
Und nur kraun erſcheinſt du wieder dort.

Höre, Mutter, nun die letzte Bitte:
Einen Scheiterhaufen schichte du;
Oeffne meine bange kleine Hütte,
Bring' in Flammen Liebende zur Ruh.
Wenn der Funke sprüht,
Wenn die Asche glüht,
Eilen wir den alten Göttern zu.

Der Gott und die Bajadere.

Indiſche Legende.

Mahadöh, der Herr der Erde,
Kommt herab zum ſechstenmal,
Daß er unſers gleichen werde,
Mit zu fühlen Freud' und Qual.
Er bequemt ſich hier zu wohnen,
Läßt ſich alles ſelbſt geſchehn.
Soll er ſtrafen oder ſchonen,
Muß er Menſchen menſchlich ſehn.
Und hat er die Stadt ſich als Wandrer betrachtet,
Die Großen belauert, auf Kleine geachtet,
Verläßt er ſie Abends, um weiter zu gehn.

Als er nun hinausgegangen,
Wo die letzten Häuſer ſind,
Sieht er, mit gemahlten Wangen,
Ein verlornes ſchönes Kind.
Grüß dich Jungfrau! — Dank der Ehre!
Wart', ich komme gleich hinaus —
Und wer biſt du? — Bajadere,
Und dies iſt der Liebe Haus.
Sie rührt ſich, die Zimbeln zum Tanze zu ſchlagen;
Sie weiß ſich ſo lieblich im Kreiſe zu tragen,
Sie neigt ſich und biegt ſich, und reicht ihm den Strauß.

Schmeichelnd zieht ſie ihn zur Schwelle,
Lebhaft ihn ins Haus hinein.
Schöner Fremdling, lampenhelle
Soll ſogleich die Hütte ſeyn.
Biſt du müd', ich will dich laben,
Lindern deiner Füße Schmerz.
Was du willſt, das ſollſt du haben,
Ruhe, Freuden oder Scherz.
Sie lindert geſchäftig geheuchelte Leiden.
Der Göttliche lächelt; er ſiehet mit Freuden,
Durch tiefes Verderben, ein menſchliches Herz.

Und er fordert Sklavendienſte;
Immer heitrer wird ſie nur,
Und des Mädchens frühe Künſte
Werden nach und nach Natur.
Und ſo ſtellet auf die Räthe
Bald und bald die Zucht ſich ein;
Iſt Gehorſam im Gemüthe,
Wird nicht fern die Liebe ſeyn.
Aber, ſie ſchärfer und ſchärfer zu prüfen,
Wählet der Kenner der Höhen und Tiefen
Luſt und Entſetzen und grimmige Pein.

Und er küßt die bunten Wangen,
Und ſie fühlt der Liebe Qual,
Und das Mädchen ſteht gefangen,
Und ſie weint zum erſtenmal;
Sinkt zu ſeinen Füßen nieder,
Nicht um Wolluſt noch Gewinnſt,
Ach! und die gelenken Glieder,
Sie verſagen allen Dienſt.
Und ſo zu des Lagers vergnüglicher Feier
Bereiten den dunklen behaglichen Schleier
Die nächtlichen Stunden das ſchöne Geſpinnſt.

Spät entſchlummert, unter Scherzen,
Früh erwacht, nach kurzer Raſt,
Findet ſie, an ihrem Herzen,
Todt den vielgeliebten Gaſt.
Schreiend ſtürzt ſie auf ihn nieder;
Aber nicht erweckt ſie ihn,
Und man trägt die ſtarren Glieder
Bald zur Flammengrube hin.
Sie höret die Prieſter, die Todtengeſänge,
Sie raſet und rennet, und theilet die Menge.
Wer biſt du? was drängt zu der Grube dich hin?

Neu der Bahre ſtürzt ſie nieder,
Ihr Geſchrei durchdringt die Luft:
Meinen Gatten will ich wieder!
Und ich ſuch' ihn in der Gruft.
Soll zu Aſche mir zerfallen
Dieſer Glieder Götterpracht?
Mein! er war es, mein vor allen!
Ach, nur Eine ſuße Nacht!
Es ſingen die Prieſter: wir tragen die Alten,
Nach langem Ermatten und ſpätem Erkalten,
Wir tragen die Jugend, noch eh' ſie's gedacht.

Höre deiner Prieſter Lehre:
Dieſer war dein Gatte nicht.
Lebſt du doch als Bajadere,
Und ſo haſt du keine Pflicht.
Nur dem Körper folgt der Schatten
In das ſtille Todtenreich;
Nur die Gattin folgt dem Gatten:
Das iſt Pflicht und Ruhm zugleich.
Ertöne Drommete zu heiliger Klage!
O, nehmet, ihr Götter! die Zierde der Tage,
O, nehmet den Jüngling in Flammen zu euch.

So das Chor, das ohn' Erbarmen
Mehret ihres Herzens Noth;
Und mit ausgestreckten Armen
Springt sie in den heißen Tod.
Doch der Götter-Jüngling hebet
Aus der Flamme sich empor,
Und in seinen Armen schwebet
Die Geliebte mit hervor.

Es freut sich die Gottheit der reuigen Sünder;
Unsterbliche heben verlorene Kinder
Mit feurigen Armen zum Himmel empor.

Elegieen.

I.

I.

Saget, Steine, mir an, o! ſprecht, ihr hohen Paläſte!
Straßen redet ein Wort! Genius regſt du dich nicht?
Ja, es iſt alles beſeelt in deinen heiligen Mauern,
Ewige Roma; nur mir ſchweiget noch alles ſo ſtill.
O! wer flüſtert mir zu, an welchem Fenſter erblick' ich
Einſt das holde Geſchöpf, das mich verſengend erquickt?
Rhud' ich die Wege noch nicht, durch die ich immer und immer,
Zu ihr und von ihr zu gehn, opfre die köſtliche Zeit?
Noch betracht' ich Kirch' und Palaſt, Ruinen und Säulen,
Wie ein bedächtiger Mann ſchicklich die Reiſe benutzt.
Doch bald iſt es vorbey; dann wird ein einziger Tempel,
Amors Tempel nur ſeyn, der den Geweihten empfängt.
Eine Welt zwar biſt du, o Rom; doch ohne die Liebe
Wäre die Welt nicht die Welt, wäre denn Rom auch nicht Rom.

II.

Ehret, wen ihr auch wollt! Nun bin ich endlich geborgen!
Schöne Damen und ihr Herren der feineren Welt:
Fraget nach Oheim und Vetter und alten Ahnmen und Tanten;
Und dem gebundnen Gespräch folge das traurige Spiel.
Auch ihr Uebrigen fahret mir wohl, in großen und kleinen
Zirkeln, die ihr mich oft nah der Verzweiflung gebracht.
Wiederholet, politisch und zwecklos, jegliche Meinung,
Die den Wandrer mit Wuth über Europa verfolgt.
So verfolgte das Liedchen Malbrough den reisenden Britten
Einst von Paris nach Livorn, dann von Livorno nach Rom,
Weiter nach Napel hinunter; und wär' er nach Smyrna gesegelt,
Malbrough! empfing ihn auch dort! Malbrough! im Hafen das Lied.
Und so mußt' ich bis jetzt auf allen Tritten und Schritten
Schelten hören das Volk, schelten der Könige Rath.
Nun entdeckt ihr mich nicht so bald in meinem Asyle,
Das mir Amor der Fürst, königlich schützend, verlieh.
Hier bedecket er mich mit seinem Fittig; die Lichte
Fürchtet, Römisch gesinnt, wüthende Gallier nicht;
Sie erkundigt sich nie nach neuer Mähre, sie spähet
Sorglich den Wünschen des Mann's, dem sie sich eigenete, nach.
Sie ergötzt sich an ihm, dem freyen rüstigen Fremden,

Der von Bergen und Schnee, hölzernen Häuſern erzählt;
Theilt die Flammen, die ſie in ſeinem Buſen entzündet,
Freut ſich, daß er das Geld nicht wie der Römer bedenkt.
Beſſer iſt ihr Tiſch nun beſtellt; es fehlet an Kleidern,
Fehlet am Wagen ihr nicht, der nach der Oper ſie bringt.
Mutter und Tochter erfreun ſich ihres nordiſchen Gaſtes,
Und der Barbare beherrſcht Römiſchen Buſen und Leib.

III.

Laß dich, Geliebte, nicht reu'n, daß du mir ſo ſchnell dich ergeben!
Glaub' es, ich denke nicht frech, denke nicht niedrig von dir.
Vielfach wirken die Pfeile des Amor: einige ritzen,
Und vom ſchleichenden Gift kranket auf Jahre das Herz.
Aber mächtig befiedert, mit friſchgeſchliffener Schärfe
Dringen die andern ins Mark, zünden behende das Blut.
In der bereiſchen Zeit, da Götter und Göttinnen liebten,
Folgte Begierde dem Blick, folgte Genuß der Begier.
Glaubſt du, es habe ſich lange die Göttinn der Liebe beſonnen,
Als im Idäiſchen Hain einſt ihr Anchiſes gefiel?
Hätte Luna geſäumt den ſchönen Schläfer zu küſſen;
O, ſo hätt' ihn geſchwind, neidend, Aurora geweckt.
Hero erblickte Leandern am lauten Feſt, und behende
Stürzte der Liebende ſich beiß in die nächtliche Fluth.
Rhea Sylvia wandelt, die fürſtliche Jungfrau, der Tiber
Waſſer zu ſchöpfen, hinab, und ſie ergreifet der Gott.
So erzeugte die Söhne ſich Mars! — Die Zwillinge tränket
Eine Wölfin, und Rom nennt ſich die Fürſtin der Welt.

IV.

Fromm ſind wir Liebende, ſtill verehren wir alle Dämonen,
Wünſchen uns jeglichen Gott, jegliche Göttinn geneigt.
Und ſo gleichen wir euch, o römiſche Sieger! den Göttern
Aller Völker der Welt bietet ihr Wohnungen an.
Habe ſie ſchwarz und ſireng, aus altem Baſalt der Egypter,
Oder ein Grieche ſie weiß, reizend, aus Marmor geformt.
Doch verdrießet es nicht die Ewigen, wenn wir beſonders
Weihrauch köſtlicher Art Einer der Göttlichen ſtreun.
Ja, wir bekennen euch gern, es bleiben unſre Gebete,
Unſer täglicher Dienſt Einer beſonders geweiht.
Schallhaft, munter und ernſt begehen wir heimliche Feſte,
Und das Schweigen geziemt allen Geweihten genau.
Eh' an die Ferſe leckten wir ſelbſt, durch gräßliche Thaten,
Uns die Erinnyen her, wagten es eher des Zeus
Hartes Gericht am rollenden Rad und am Felſen zu dulden,
Als dem reizenden Dienſt unſer Gemüth zu entziehn.
Dieſe Göttinn, ſie heißt Gelegenheit, lernet ſie kennen!
Sie erſcheinet euch oft, immer in andrer Geſtalt.
Tochter des Proteus möchte ſie ſeyn, mit Thetis gezeuget,
Deren verwandelte Liſt manchen Heroen betrog.
So betriegt nun die Tochter den Unerfahrnen, den Blöden,
Schwimmernde neckt ſie ſtets, Wachende ſiegt ſie vorbey;
Gern ergiebt ſie ſich nur dem raſchen thätigen Manne,
Dieſer findet ſie zahm, ſpielend und zärtlich und hold.
Einſt erſchien ſie auch mir, ein bräunliches Mädchen, die Haare
Fielen ihr dunkel und reich über die Stirne herab,

Kurze Locken ringelten ſich um's zierliche Hälschen,
Ungeflochtenes Haar krauſ'te vom Scheitel ſich auf.
Und ich verkannte ſie nicht, ergriff die Eilende, lieblich
Gab ſie Umarmung und Kuß bald mir gelehrig zurück.
O, wie war ich beglückt! — Doch ſtille, die Zeit iſt vorüber,
Und unwunden bin ich, römiſche Flechten, von euch.

V.

Froh empfind' ich mich nun auf klaſſiſchem Boden begeiſtert,
Vor- und Mitwelt ſpricht lauter und reizender mir.
Hier befolg' ich den Rath, durchblättre die Werke der Alten
Mit geſchäftiger Hand, täglich mit neuem Genuß.
Aber die Nächte hindurch hält Amor mich anders beſchäftigt;
Werd' ich auch halb nur gelehrt, bin ich doch doppelt beglückt.
Und belehr' ich mich nicht, indem ich des lieblichen Buſens
Formen ſpähe, die Hand leite die Hüften hinab?
Dann verſteh' ich den Marmor erſt recht; ich denk' und vergleiche,
Sehe mit fühlendem Aug', fühle mit ſehender Hand.
Raubt die Liebſte denn gleich mir einige Stunden des Tages;
Giebt ſie Stunden der Nacht mir zur Entſchädigung hin.
Wird doch nicht immer geküßt, es wird vernünftig geſprochen;
Ueberfällt ſie der Schlaf, lieg' ich und denke mir viel.
Oftmals hab' ich auch ſchon in ihren Armen gedichtet,
Und des Hexameters Maß, leiſe mit fingernder Hand,
Ihr auf den Rücken gezählt. Sie athmet in lieblichem Schlummer,
Und es durchglühet ihr Hauch mir bis ins tiefſte die Bruſt.
Amor ſchüret die Lamp' indeß, und denket der Zeiten,
Da er den nämlichen Dienſt ſeinen Triumvirn gethan.

VI.

„Kannſt du, o Grauſamer! mich in ſolchen Worten betrüben?
Reden ſo bitter und hart liebende Männer bey euch?
Wenn das Volk mich verklagt, ich muß es dulden! und bin ich
Etwa nicht ſchuldig? Doch, ach! ſchuldig nur bin ich mit dir!
Dieſe Kleider, ſie ſind der neidiſchen Nachbarin Zeugen,
Daß die Wittwe nicht mehr einſam den Gatten beweint.
Biſt du ohne Verdacht nicht oft bey Mondſchein gekommen?
Grau, im dunkeln Surtout, hinten gerundet das Haar.
Haſt du dir ſcherzend nicht ſelbſt die geiſtliche Maske gewählet?
Soll's ein Prälate denn ſeyn! gut, der Prälate biſt du.
In dem geiſtlichen Rom, kaum ſcheint es zu glauben, doch ſchwör' ich:
Nie hat ein Geiſtlicher ſich meiner Umarmung gefreut.
Arm war ich leider! und jung, und wohlbekannt den Verführern.
Falconieri hat mir oft in die Augen gegafft,
Und ein Kuppler Albani's mich, mit gewichtigen Zetteln,
Bald nach Oſtia, bald nach den vier Brunnen gelockt.
Aber wer nicht kam, war das Mädchen. So hab' ich von Herzen
Rothſtrumpf immer gehaßt und Violetſtrumpf dazu.
Denn „ihr Mädchen bleibt am Ende doch die Betrognen,"
Sagte der Vater, wenn auch leichter die Mutter es nahm.

Und ſo bin ich denn auch am Ende betrogen! du zürneſt
Nur zum Scheine mit mir, weil du zu fliehen gedenkſt.
Geh! ihr ſeyd der Frauen nicht werth! Wir tragen die Kinder
Unter dem Herzen, und ſo tragen die Treue wir auch;
Aber ihr Männer, ihr ſchüttet, mit eurer Kraft und Begierde,
Auch die Liebe zugleich in den Umarmungen aus!"
Alſo ſprach die Geliebte, und nahm den Kleinen vom Stuhle,
Drückt' ihn küſſend ans Herz, Thränen entquollen dem Blick.
Und wie ſaß ich beſchämt, daß Reden feindlicher Menſchen
Dieſes liebliche Bild mir zu beflecken vermocht!
Dunkel brennt das Feuer nur augenblicklich und dampfet,
Wenn das Waſſer die Gluth, ſtürzend und gähling, verhüllt.
Aber ſie reinigt ſich ſchnell, verjagt die trübenden Dämpfe,
Neuer und mächtiger dringt leuchtende Flamme hinauf.

VII.

O, wie fühl' ich in Rom mich so froh! gedenk' ich der Zeiten,
Da mich ein graulicher Tag hinten im Norden umfing,
Trübe der Himmel und schwer auf meine Scheitel sich senkte,
Farb'- und gestaltlos die Welt um den Ermatteten lag,
Und ich über mein Ich, des unbefriedigten Geistes
Düstre Wege zu grübn, still in Betrachtung versank.
Nun umleuchtet der Glanz des helleren Aethers die Stirne;
Phöbus rufet, der Gott, Formen und Farben hervor.
Sternhell glänzet die Nacht, sie klingt von weichen Gesängen,
Und mir leuchtet der Mond heller als nordischer Tag.
Welche Seligkeit ward mir Sterblichen! Träum' ich? Empfänget
Dein ambrosisches Haus, Jupiter Vater, den Gast?
Ach! hier lieg' ich, und strecke nach deinen Knieen die Hände
Flehend aus. O, vernimm Jupiter Xenius mich!
Wie ich hereingekommen, ich kann's nicht sagen; es faßte
Hebe den Wandrer, und zog mich in die Hallen heran.
Haß du ihr einen Hereen herauf zu führen geboten?
Irrte die Schöne? Vergieb! Laß mir des Irrthums Gewinn!
Deine Tochter Fortuna sie auch! Die herrlichsten Gaben
Theilt als ein Mädchen sie aus, wie es die Laune gebeut.
Bist du der wirthliche Gott? O! dann so verstoße den Gastfreund
Nicht von deinem Olymp wieder zur Erde hinab.

„Dichter! wohin verſteigeſt du dich?“ — Vergieb mir; der hohe
Capitoliniſche Berg iſt dir ein zweyter Olymp.
Dulde mich Jupiter hier, und Hermes führe mich ſpäter,
Ceſtius Mahl vorbey, leiſe zum Orkus hinab.

VIII.

Wenn du mir ſagſt, du habeſt als Kind, Geliebte, den Menſchen
Nicht gefallen, und dich habe die Mutter verſchmäht,
Bis du größer geworden und ſtill dich entwickelt; ich glaub' es:
Gerne denk' ich mir dich als ein beſonderes Kind.
Fehlet Bildung und Farbe doch auch der Blüthe des Weinſtocks,
Wenn die Beere, gereift, Menſchen und Götter entzückt.

IX.

Herbſtlich leuchtet die Flamme vom ländlich geſelligen Herde,
Kniſtert und glänzet, wie raſch! ſauſend vom Reiſig empor.
Dieſen Abend erfreut ſie mich mehr; denn eh' noch zur Kohle
Sich das Bündel verzehrt, unter die Aſche ſich neigt,
Kommt mein liebliches Mädchen. Dann flammen Reiſig und Scheite,
Und die erwärmte Nacht wird uns ein glänzendes Feſt.
Morgen frühe geſchäftig verläßt ſie das Lager der Liebe,
Weckt aus der Aſche behend Flammen aufs neue hervor.
Denn vor andern verlieh der Schmeichlerinn Amor die Gabe
Freude zu wecken, die kaum ſtill wie zu Aſche verſank.

X.

Alexander und Cäsar und Heinrich und Friedrich die Großen
Gäben die Hälfte mir gern ihres erworbenen Ruhms,
Könnt' ich auf Eine Nacht dieß Lager jedem vergönnen;
Aber die Armen, sie hält strenge des Orkus Gewalt.
Freue dich also, Lebend'ger, der lieberwärmeten Stätte,
Ehe den fliehenden Fuß schauerlich Lethe dir netzt.

XI.

Euch, o Grazien, legt die wenigen Blätter ein Dichter
Auf den reinen Altar, Knospen der Roſe dazu.
Und er thut es getroſt. Der Künſtler freuet ſich ſeiner
Werkſtatt, wenn ſie um ihn immer ein Pantheon ſcheint.
Jupiter ſenket die göttliche Stirn', und Juno erhebt ſie,
Phöbus ſchreitet hervor, ſchüttelt das lockige Haupt;
Trocken ſchauet Minerva herab, und Hermes, der Leichte,
Wendet zur Seite den Blick, ſchalkiſch und zärtlich zugleich.
Aber nach Bachus, dem Weichen, dem Träumenden, hebet Cythere
Blicke ſüßer Begier, ſelbſt in dem Marmor noch feucht.
Seiner Umarmung gedenket ſie gern, und ſcheinet zu fragen:
Sollte der herrliche Sohn uns an der Seite nicht ſtehn?

XII.

Höreſt du, Lieben, das muntre Geſchrey den Flaminiſchen Weg her?
Schnitter ſind es; ſie ziehn wieder nach Hauſe zurück,
Weit hinweg. Sie haben des Römers Ernte vollendet,
Der für Ceres den Kranz ſelber zu flechten verſchmäht.
Keine Feſte ſind mehr der großen Göttin gewidmet,
Die, ſtatt Eicheln, zur Koſt goldenen Weizen verlieh.
Laß uns Beide das Feſt im Stillen freudig begehen!
Sind zwey Liebende doch ſich ein verſammeltes Volk.
Haſt du wohl je gehört von jener myſtiſchen Feier,
Die von Eleuſis hieher frühe dem Sieger gefolgt?
Griechen ſtifteten ſie, und immer riefen nur Griechen,
Selbſt in den Mauern Roms: „Kommt zur geheiligten Nacht!“
Fern entwich der Profane; da bebte der wartende Neuling,
Den ein weiſſes Gewand, Zeichen der Reinheit, umgab.
Wunderlich irrte darauf der Eingeführte durch Kreiſe
Seltner Geſtalten; im Traum ſchien er zu wallen: denn hier
Wanden ſich Schlangen am Boden umher, verſchloſſene Käſtchen,
Reich mit Aehren umkränzt, trugen hier Mädchen vorbey,
Vielbedeutend geberdeten ſich die Prieſter, und ſummten;
Ungeduldig und bang harrte der Lehrling auf Licht.
Erſt nach mancherley Proben und Prüfungen ward ihm enthüllet,
Was der geheiligte Kreis ſeltſam in Bildern verbarg.

Und was war das Geheimniß? als daß Demeter, die große,
Sich gefällig einmal auch einem Helden bequemt,
Als ſie dem Jaſion einſt, dem rüſtigen König der Kreter,
Ihres unſterblichen Leib's holdes Verborgne gegönnt.
Da war Kreta beglückt; das Hochzeitbette der Göttinn
Schwoll von Aehren, und reich drückte den Acker die Saat.
Aber die übrige Welt verſchmachtete; denn es verſäumte
Ueber der Liebe Genuß Ceres den ſchönen Beruf.
Voll Erſtaunen vernahm der Eingeweihte das Mährchen,
Winkte der Liebſten — Verſtehſt du nun, Geliebte, den Wink?
Jene buſchige Myrte beſchattet ein heiliges Plätzchen;
Unſre Zufriedenheit bringt keine Gefährde der Welt.

XIII.

Amor bleibet ein Schalk, und wer ihm vertraut, iſt betrogen!
Heuchelnd kam er zu mir: „Dießmal nur traue mir noch.
Redlich mein' ich's mit dir, du haſt dein Leben und Dichten,
Dankbar erkenn' ich es wohl, meiner Verehrung geweiht.
Siehe, dir bin ich nun gar nach Rom gefolget, ich möchte
Dir im fremden Gebiet gern was gefälliges thun.
Jeder Reiſende klagt, er finde ſchlechte Bewirthung;
Welchen Amor empfiehlt, köſtlich bewirthet iſt er.
Du betrachteſt mit Staunen die Trümmern alter Gebäude,
Und durchwandelſt mit Sinn dieſen geheiligten Raum.
Du verehrteſt noch mehr die werthen Reſte des Bildens
Einziger Künſtler, die ſtets ich in der Werkſtatt beſucht.
Dieſe Geſtalten, ich formte ſie ſelbſt! Verzeih mir, ich prahle
Dießmal nicht; du geſtehſt, was ich dir ſage, ſey wahr.
Nun du mir läßiger dienſt, wo ſind die ſchönen Geſtalten,
Wo die Farben, der Glanz deiner Erfindungen hin?
Denkſt du nun wieder zu bilden, o Freund? Die Schule der Griechen
Blieb noch offen, das Thor ſchloſſen die Jahre nicht zu.
Ich, der Lehrer, bin ewig jung, und liebe die Jungen.
Alting lieb' ich dich nicht! Munter! Begreife mich wohl!
War das Antike doch neu, da jene Glücklichen lebten!
Lebe glücklich, und ſo lebe die Vorzeit in dir.

Stoff zum Liede, wo nimmſt du ihn her? Ich muß dir ihn geben,
Und den höheren Styl lehret die Liebe dich nur.“
Alſo ſprach der Serbiſt. Wer widerſprach' ihm? und leider
Bin ich zu folgen gewöhnt, wenn der Gebieter befiehlt. —
Nun, verrätheriſch hält er ſein Wort, giebt Stoff zu Geſängen,
Ach! und raubt mir die Zeit, Kraft und Beſinnung zugleich.
Blick und Händedruck, und Küſſe, gemüthliche Worte,
Selben ſüßlichen Sinns wechſelt ein liebendes Paar.
Da wird Liſpeln Geſchwätz, wird Stottern liebliche Rede:
Solch ein Hymnus verhallt ohne proſodiſches Maß.
Dich, Aurora, wie kannt' ich dich ſonſt als Freundinn der Muſen!
Hat, Aurora, dich auch Amor, der Loſe, verführt?
Du erſcheineſt mir nun als ſeine Freundinn, und weckeſt
Mich an ſeinem Altar wieder zum feſtlichen Tag.
Find' ich die Fülle der Locken an meinem Buſen! das Köpfchen
Ruhet und drucket den Arm, der ſich dem Halſe bequemt.
Welch ein freudig Erwachen, erheitert ihr ruhige Stunden
Mir das Denkmahl der Luſt, die in dem Schlaf uns gewiegt! —
Sie bewegt ſich im Schlummer, und ſinkt auf die Breite des Lagers
Weggewendet; und doch läßt ſie mir Hand noch in Hand.
Herzliche Liebe verbindet uns ſtets und treues Verlangen,
Und den Wechſel behielt nur die Begierde ſich vor.

Einen Druck der Hand, ich ſehe die himmliſchen Augen
Wieder offen. — O nein! Laßt auf der Bildung mich ruhn!
Bleibt geſchloſſen! ihr macht mich verwirrt und trunken, ihr raubet
Mir den ſtillen Genuß reiner Betrachtung zu früh.
Dieſe Formen, wie groß! wie edel gewendet die Glieder!
Schlief Ariadne ſo ſchön; Theſeus, du konnteſt entfliehn?
Dieſen Lippen ein einziger Kuß! O Theſeus, nun ſcheide!
Blick' ihr ins Auge! Sie wacht! — Ewig nun hält ſie dich feſt.

XIV.

Zünde mir Licht an, Knabe! — „Noch iſt es hell, ihr verzehret
Oel und Docht nur umſonſt. Schließet die Läden doch nicht!
Hinter die Häuſer entweicht, nicht hinter den Berg uns die Sonne;
Ein halb Stündchen noch währt's bis zum Geläute der Nacht.“ —
Unglückſeliger! geh und gehorch'! Mein Mädchen erwart' ich;
Tröſte mich Lämpchen indeß, lieblicher Bote der Nacht.

XV.

Cäſarn wär' ich wohl nie zu fernen Britannen gefolget,
Flerus hätte mich leicht in die Pyrine geſchleppt!
Denn mir bleiben weit mehr die Nebel des traurigen Nordens,
Als ein geſchäftiges Volk ſüdlicher Flöhe verhaßt.
Und noch ſchöner von heut' an ſeyd mir gegrüßet, ihr Schenken,
Oſterien, wie euch ſchicklich der Römer benennt;
Denn ihr zeigtet mir heute die Liebſte begleitet vom Oheim,
Den die Gute ſo oft, mich zu beſitzen, betrügt.
Hier ſtand unſer Tiſch, den Deutſche vertraulich umgaben;
Drüben ſuchte das Kind neben der Mutter den Platz,
Rückte vielmals die Bank, und wußt' es artig zu machen,
Daß ich halb ihr Geſicht, völlig den Nacken gewann.
Lauter ſprach ſie, als hier die Römerinn pflegt, credenzte,
Blickte gewendet nach mir, goß und verfehlte das Glas.
Wein floß über den Tiſch, und ſie, mit zierlichem Finger,
Zog auf dem hölzernen Blatt Kreiſe der Feuchtigkeit hin.
Meinen Namen verſchlang ſie dem ihrigen; immer begierig
Schaut' ich dem Fingerchen nach, und ſie bemerkte mich wohl.
Endlich zog ſie bedeutend das Zeichen der römiſchen Zünfte
Und ein Strichlein darein. Schnell, und ſobald ich's geſehn,
Schlang ſie Kreiſe durch Kreiſe, die Lettern und Ziffern zu löſchen;
Aber die köſtliche Vier blieb mir in's Auge geprägt.
Stumm war ich ſitzen geblieben, und biß die glühende Lippe,

Halb aus Schalkheit und Luſt, halb aus Begierde, mir wund.
Erſt noch ſo lange bis Nacht! dann noch vier Stunden zu warten!
Hehre Sonne du weilſt und du beſchauſt dein Rom!
Größeres ſahſt du nichts und wirſt nichts Größeres ſehen,
Wie es dein Prieſter Horaz in der Entzückung verſprach.
Aber heute verweile mir nicht, und wende die Blicke
Von dem Siebengebirg früher und williger ab.
Einem Dichter zu Liebe verkürze die herrlichen Stunden,
Die mit begierigem Blick ſelig der Mahler genießt;
Glühend blicke noch ſchnell zu dieſen hohen Faßaden,
Kuppeln und Säulen zuletzt, und Obelisken herauf;
Stürze dich eilig ins Meer, um morgen früher zu ſehen,
Was Jahrhunderte ſchon göttliche Luſt dir gewährt:
Dieſe feuchten mit Rohr ſo lange bewachſ'nen Geſtade,
Dieſe mit Bäumen und Buſch düſter beſchatteten Höhn.
Wenig Hütten zeigten ſie erſt; dann ſahſt du auf einmal
Sie vom wimmelnden Volk glücklicher Räuber belebt.
Alles ſchleppten ſie drauf an dieſe Stätte zuſammen;
Kaum war das übrige Rund deiner Betrachtung noch werth,
Sahſt eine Welt hier entſtehn, ſahſt dann eine Welt hier in Trümmern,
Aus den Trümmern auf's neu faſt eine größere Welt!
Daß ich dieſe noch lange, von dir beleuchtet, erblicke,
Spinne die Parze mir flug langſam den Faden herab;
Aber ſie eile herbei, die ſchön bezeichnete Stunde! —

Glücklich! Hör' ich ſie ſchon? Nein; doch ich höre ſchon Drey.
So, ihr lieben Muſen, betregt ihr nieder die Länge
Dieſer Weile, die mich von der Geliebten getrennt.
Lebet wohl! nun eil' ich, und fürcht' euch nicht zu beleid'gen;
Denn, ihr Stolzen, ihr geht Amorn doch immer den Rang.

XVI.

„Warum biſt du, Geliebter, nicht heute zur Vigne gekommen?
Einſam, wie ich verſprach, wartet' ich oben auf dich.“ —
Veſte, ſchon war ich hinein; da ſah ich zum Glücke den Oheim
Neben den Stöcken, bemüht, hin ſich und her ſich zu drehn.
Schleichend eilt' ich hinaus! — „O, welch ein Irrthum ergriff dich!
Eine Scheuche nur war's, was dich vertrieb! Die Geſtalt
Flickten wir emſig zuſammen aus alten Kleidern und Rohren;
Emſig half ich daran, ſelbſt mir zu ſchaden bemüht.
Nun! des Alten Wunſch iſt erfüllt; den loſeſten Vogel
Scheucht er heute, der ihm Gärtchen und Nichte beſtiehlt.“

XVII.

Manche Töne ſind mir Verdruß, doch bleibet am meiſten
Hundegebell mir verhaßt, lärmend zerreißt es mein Ohr.
Einen Hund nur hör' ich ſehr oft mit frohem Behagen
Bellend bläſen, den Hund, den ſich der Nachbar erzog.
Denn er bellte mir einſt mein Mädchen an, da ſie ſich heimlich
Zu mir ſtahl, und verrieth unſer Geheimniß beynah.
Jetzo, hör' ich ihn bellen, ſo denk' ich nur immer: ſie kommt wohl!
Oder ich denke der Zeit, da die Erwartete kam.

XVIII.

Eines iſt mir verdrießlich vor allen Dingen, ein andres
Bleibt mir abſcheulich, empört jegliche Faſer in mir
Nur der bloße Gedanke. Ich will es euch, Freunde, ge-
ſtehen:
Gar verdrießlich iſt mir einſam das Lager zu Nacht.
Aber ganz abſcheulich iſt's, auf dem Wege der Liebe
Schlangen zu fürchten, und Gift unter den Roſen der
Luſt,
Wenn im ſchönſten Moment der hin ſich gebenden Freude
Deinem ſinkenden Haupt liſpelnde Sorge ſich naht.
Darum macht Fauſtine mein Glück; ſie theilet das Lager
Gerne mit mir, und bewahrt Treue dem Treuen genau.
Reizendes Hinderniß will die raſche Jugend; ich liebe,
Mich des verſicherten Guts lange bequem zu erfreun.
Welche Seligkeit iſt's! wir wechſeln ſichere Küſſe,
Athem und Leben getroſt ſaugen und ſöfen wir ein.
So erfreuen wir uns der langen Nächte, wir lauſchen,
Buſen an Buſen gedrängt, Stürmen und Regen und Guß.
Und ſo dämmert der Morgen heran; es bringen die Stunden
Neue Blumen herbey, ſchmücken uns feſtlich den Tag.
Gönnet mir, o Quiriten! das Glück, und jedem gewähre
Aller Güter der Welt erſtes und letztes der Gott!

XIX.

Schwer erhalten wir uns den guten Namen, denn Fama
Steht mit Amorn, ich weiß, meinem Gebieter, im Streit.
Wißt auch ihr, woher es entsprang, daß beide sich haßen?
Alte Geschichten sind das, und ich erzähle sie wohl.
Immer die mächtige Göttinn, doch war sie für die Gesellschaft
Unverträglich, denn gern führt sie das herrschende Wort;
Und so war sie von je, bey allen Götterversammlungen,
Mit der Stimme von Erz, Großen und Kleinen verhaßt.
So berühmte sie einst sich übermüthig, sie habe
Jovis herrlichen Sohn ganz sich zum Sklaven gemacht.
„Meinen Herkules führ' ich bereinst, o Vater der Götter,"
Rief triumphirend sie aus, „wiedergeboren dir zu.
Herkules ist es nicht mehr, den dir Alkmene geboren;
Seine Verehrung für mich macht ihn auf Erden zum Gott.
Schaut er nach dem Olymp, so glaubst du, er schaue nach deinen
Mächtigen Knieen; vergieb! nur in den Aether nach mir
Blickt der würdigste Mann, nur mich zu verdienen, durchschreitet
Leicht sein mächtiger Fuß Bahnen, die keiner betrat;
Aber auch ich begegn' ihm auf seinen Wegen, und preise
Seinen Namen voraus, eh' er die That noch beginnt.
Mich vermählst du ihm einst; der Amazonen Besieger

Werd' auch meiner, und ihn nenn' ich mit Freuden Gemahl!"

Alles ſchwieg; ſie mochten nicht gern die Prahlerinn reizen:
Denn ſie denkt ſich, erzürnt, leicht was gehäſſiges aus.
Amorn bemerkte ſie nicht: er ſchlich bey Seite; den Helden
Bracht' er mit weniger Kunſt unter der Schönſten Gewalt.
Nun vermummt er ſein Paar; ihr hängt er die Bürde des Löwen
Ueber die Schultern, und lehnt mühſam die Keule dazu.
Drauf beſpickt er mit Blumen des Helden ſträubende Haare,
Reichet den Rocken der Fauſt, die ſich dem Scherze bequemt.
So vollendet er bald die nediſche Gruppe, dann läuft er,
Ruft durch den ganzen Olymp: „herrliche Thaten geſchehn!
Nie hat Erd' und Himmel, die unermüdete Sonne
Hat auf der ewigen Bahn keines der Wunder erblickt."
Alles eilte; ſie glaubten dem loſen Knaben, denn ernſtlich
Hatt' er geſprochen; und auch Fama, ſie blieb nicht zurück.
Wer ſich freute, den Mann ſo tief erniedrigt zu ſehen,
Denkt ihr! Juno. Es galt Amorn ein freundlich Geſicht.
Fama daueten, wie ſtand ſie beſchämt, verlegen, verzweifelnd!
Anfangs lachte ſie nur: „Masken, ihr Götter ſind das!
Meinen Helden, ich kenn' ihn zu gut! es haben Tragöden
Uns zum beſten!" Doch bald ſah ſie mit Schmerzen, er war's! —
Nicht den tauſendſten Theil verdroß es Vulkanen, ſein Weibchen
Mit dem rüſtigen Freund unter den Maſchen zu ſehn,
Als das verſtändige Reh im rechten Moment ſie umſahn,

Rasch die Verschlungnen umschlang, fest die Genießenden hielt.
Wie sich die Jünglinge freuten! Merkur und Bacchus! sie beide
Mußten gestehn: es sey, über dem Busen zu ruhn
Dieses herrlichen Weibes, ein schöner Gedanke. Sie baten:
Löse, Vulkan, sie noch nicht! Laß sie noch einmal besehn.
Und der Alte war so Hahnrey, und hielt sie nur fester. —
Aber Xama, sie floh rasch und voll Grimmes davon.
Seit der Zeit ist zwischen den zweyen der Fehde nicht Stillstand;
Wie sie sich Helden erwählt, gleich ist der Knabe darnach.
Wer sie am höchsten verehrt, den weiß er am besten zu fassen,
Und den Sittlichsten greift er am gefährlichsten an.
Will ihm einer entgehn, den bringt er vom Schlimmen ins Schlimmste.
Mädchen bietet er an; wer sie ihm thöricht verschmäht,
Muß erst grimmige Pfeile von seinem Bogen erdulden;
Mann erhitzt er auf Mann, treibt die Begierden auf's Thier.
Wer sich seiner schämt, der muß erst leiden, dem Heuchler
Streut er bittern Genuß unter Verbrechen und Noth.
Aber auch sie, die Göttinn, verfolgt ihn mit Augen und Ohren.
Sieht sie ihn einmal bey dir, gleich ist sie feindlich gesinnt,
Schreckt dich mit ernstem Blick, verachtenden Mienen, und heftig
Strenge verruft sie das Haus, das er gewöhnlich besucht.
Und so geht es auch mir: schon leid' ich ein wenig; die Göttinn,
Eifersüchtig, sie forscht meinem Geheimnisse nach.
Doch es ist ein altes Gesetz: ich schweig' und verehre;
Denn der Könige Zwist büßten die Griechen, wie ich.

XX.

Zieret Stärke den Mann, und freyes muthiges Weſen,
O! ſo ziemet ihm faſt tiefes Geheimniß noch mehr.
Städtebezwingerinn, du Verſchwiegenheit! Fürſtinn der Völker!
Theure Göttinn, die mich ſicher durch's Leben geführt,
Welches Schickſal erfahr' ich! Es löſet ſcherzend die Muſe,
Amor löſet, der Schalk! mir den verſchloſſenen Mund.
Ach, ſchon wird es ſo ſchwer, der Könige Schande verbergen!
Weder die Krone bedeckt, weder ein phrygiſcher Bund
Midas verlängertes Ohr; der nächſte Diener entdeckt es,
Und ihm ängſtet und drückt gleich das Geheimniß die Bruſt.
In die Erde vergrüb' er es gern, um ſich zu erleichtern:
Doch die Erde verwahrt ſolche Geheimniſſe nicht;
Rohre ſprießen hervor, und rauſchen und liſpeln im Winde:
Midas! Midas, der Fürſt, trägt ein verlängertes Ohr!
Schwerer wird es nun mir, ein ſchönes Geheimniß zu wahren;
Ach, den Lippen entquillt Fülle des Herzens ſo leicht!
Keiner Freundinn darf ich's vertraun: ſie möchte mich ſchelten;
Keinem Freunde: vielleicht brächte der Freund mir Gefahr.
Mein Entzücken dem Hain, dem ſchallenden Felſen zu ſagen,
Bin ich endlich nicht jung, bin ich nicht einſam genug.
Dir Hexameter, dir Pentameter ſey es vertrauet,
Wie ſie des Tags mich erfreut, wie ſie des Nachts mich beglückt.

Sie, von vielen Männern geſucht, vermeidet die Schlingen,
Die ihr der Kühnere frech, heimlich der Liſtige legt;
Klug und zierlich ſchlüpft ſie vorbey, und kennet die Wege,
Wo ſie der Liebſte gewiß lauſchend begierig empfängt.
Zaudre, Luna, ſie kommt! damit ſie der Nachbar nicht ſehe,
Rausche, Lüftchen, im Laub, niemand vernehme den Tritt.
Und ihr, wachſet und blüht, geliebte Lieder, und wieget
Euch im leiſeſten Hauch lauer und liebender Luft,
Und entdeckt den Quiriten, wie jene Rehre geſchwätzig,
Eines glücklichen Paars ſchönes Geheimniß zuletzt.

Elegieen.

II.

Alexis und Dora.

Ach! unaufhaltſam ſtrebet das Schiff mit jedem Momente
Durch die ſchäumende Fluth weiter und weiter hinaus!
Langhin furcht ſich die Gleiſe des Kiels, worin die Del-
phine
Springend folgen, als flöh' ihnen die Beute davon.
Alles deutet auf glückliche Fahrt: der ruhige Bootsmann
Ruckt am Segel, gelind, das ſich für alle bemüht;
Vorwärts dringt der Schiffenden Geiſt, wie Flaggen und
Wimpel,
Einer nur ſieht rückwärts traurig gewendet am Maſt,
Sieht die Berge ſchon blau, die ſcheidenden, ſieht in das
Meer ſie
Niederſinken, es ſinkt jegliche Freude vor ihm.
Auch dir iſt es verſchwunden, das Schiff, das deinen Alexis,
Dir, o Dora, den Freund, ach! dir den Bräutigam
raubt.
Auch du blickeſt vergebens nach mir. Noch ſchlagen die
Herzen
Für einander, doch, ach! nun an einander nicht mehr.
Einziger Augenblick, in welchem ich lebte! du wiegeſt
Alle Tage, die ſonſt kalt mir verſchwindenden, auf.
Ach! nur im Augenblick, im letzten, flieg mir ein Leben,
Unvermuthet in dir, wie von den Göttern, herab.
Nur umſonſt verklärſt du mit deinem Lichte den Aether,
Dein allleuchtender Tag, Phöbus, mir iſt er verhaßt.
Zu mich ſelber kehr' ich zurück; da will ich im Stillen
Wiederholen die Zeit, als ſie mir täglich erſchien.

War es möglich, die Schönheit zu ſehn und nicht zu empfinden?
Wirkte der himmliſche Reiz nicht auf dein ſtumpfes Gemüth?
Klage dich, Armer, nicht an! — So legt der Dichter ein Räthſel,
Künſtlich mit Worten verſchränkt, oft der Verſammlung ins Ohr.
Jeden freuet die ſeltne, der zierlichen Bilder Verknüpfung;
Aber noch fehlet das Wort, das die Bedeutung verwahrt.
Iſt es endlich entdeckt, dann heitert ſich jedes Gemüth auf,
Und erblickt im Gedicht doppelt erfreulichen Sinn.
Ach! warum ſo ſpät, o Amor, nahmſt du die Binde,
Die du um's Aug' mir geknüpft, nahmſt ſie zu ſpät mir hinweg!
Lange ſchon harrte beſtrachtet das Schiff auf günſtige Lüfte;
Endlich ſtreckte der Wind, glücklich, vom Ufer ins Meer.
Leere Zeiten der Jugend! und leere Träume der Zukunft!
Ihr verſchwindet, es bleibt einzig die Stunde mir nur.
Ja, ſie bleibt, es bleibt mir das Glück! ich halte dich, Dora!
Und die Hoffnung zeigt, Dora, dein Bild mir allein.
Oefter ſah ich zum Tempel dich gehn, geſchmückt und geſittet,
Und das Mütterchen ging feyerlich neben dir her.
Eilig warſt du und friſch, zu Markte die Früchte zu tragen;
Und vom Brunnen, wie kühn! wiegte dein Haupt das Gefäß.
Da erſchien dein Hals, erſchien dein Nacken vor allen,

Und vor allen erſchien deiner Bewegungen Maß.
Oftmals hab' ich geſorgt, es möchte der Krug dir entſtürzen;
Doch er hielt ſich ſtet auf dem geringelten Tuch.
Schöne Nachbarinn, ja, ſo war ich gewohnt dich zu ſehen,
Wie man die Sterne ſieht, wie man den Mond ſich beſchaut,
Sich an ihnen erfreut, und innen im ruhigen Buſen
Nicht der entfernteſte Wunſch, ſie zu beſitzen, ſich regt.
Jahre, ſo gingt ihr dahin! Nur zwanzig Schritte getrennet
Waren die Häuſer, und nie hab' ich die Schwelle berührt.
Und nun trennt uns die gräßliche Fluth! Du lügſt nur den Himmel,
Welle! dein herrliches Blau iſt mir die Farbe der Nacht.
Alles rührte ſich ſchon; da kam ein Knabe gelaufen
An mein väterlich Haus, rief mich zum Strande hinab.
Schon erhebt ſich das Segel, es flattert im Winde: ſo ſprach er;
Und geliftet, mit Kraft, trennt ſich der Anker vom Sand.
Komm, Alexis, o komm! Da drückte der wackere Vater,
Würdig, die ſegnende Hand mir auf das lockige Haupt,
Sorglich reichte die Mutter ein nachbereitetes Bündel:
Glücklich kehre zurück! riefen ſie, glücklich und reich!
Und ſo ſprang ich hinweg, das Bündelchen unter dem Arme,
An der Mauer hinab, fand an der Thüre dich ſtehn,
Deines Gartens. Du lächelteſt mir, und ſagteſt: Alexis!
Sind die Lärmenden dort deine Geſellen der Fahrt?
Fremde Küſten beſuchſt du nun, und köſtliche Waaren
Handelſt du ein, und Schmuck reichen Matronen der Stadt.

Aber bringe mir auch ein leichtes Kettchen; ich will es
Dankbar zahlen: ſo eſt hab' ich die Zierde gewünſcht!
Stehen! war ich geblieben, und fragte, nach Weiſe des Kaufmanns,
Erſt nach Form und Gewicht deiner Beſtellung genau.
Gar beſcheiden erwogſt du den Preis; da blickt' ich indeſſen
Nach dem Halſe, des Schmucks unſerer Königinn werth.
Heftiger tönte vom Schiff das Geſchrey; da ſagteſt du freundlich:
Nimm aus dem Garten noch einige Früchte mit dir!
Nimm die reifſten Orangen, die weißen Feigen; das Meer bringt
Keine Früchte, ſie bringt jegliches Land nicht hervor.
Und ſo trat ich herein. Du brachſt nun die Früchte geſchäftig,
Und die goldene Laſt zog das geſchürzte Gewand.
Oefters bat ich: es ſey nun genug! und immer noch eine
Schönere Frucht fiel dir, leiſe berührt, in die Hand.
Endlich kamſt du zur Laube hinan; da fand ſich ein Körbchen,
Und die Myrte beg, blühend, ſich über uns hin.
Schweigend begannſt du nun, geſchickt, die Früchte zu ordnen:
Erſt die Orange, die ſchwer ruht, als ein goldener Ball,
Dann die weichliche Feige, die jeder Druck ſchon entſtellet;
Und mit Myrte bedeckt ward, und geziert, das Geſchenk.
Aber ich hob es nicht auf; ich ſtand. Wir ſahen einander
In die Augen, und mir ward vor dem Auge ſo trüb.
Deinen Buſen fühlt' ich an meinem! Den herrlichen Nacken,

Ihn umſchlang nun mein Arm; tauſendmal küſt' ich den Hals.
Mir ſank über die Schulter dein Haupt; nun knüpften auch deine
Lieblichen Arme das Band um den Beglückten herum.
Amors Hände fühlt' ich: er drückt' uns gewaltig zuſammen,
Und aus heiterer Luft donnert' es dreymal; da floß
Häufig die Thräne vom Aug' mir herab, du weinteſt, ich weinte,
Und vor Jammer und Glück ſchien uns die Welt zu vergehn.
Immer heftiger rief es am Strand; da wollten die Füße
Mich nicht tragen, ich rief: Dora! und biſt du nicht mein?
Ewig! ſagteſt du leiſe. Da ſchienen unſere Thränen,
Wie durch göttliche Luft, leiſe vom Auge gehaucht.
Näher rief es: Alexis! Da blickte der ſuchende Knabe
Durch die Thüre herein. Wie er das Körbchen empfing!
Wie er mich trieb! Wie ich dir die Hand noch drückte! — Zu Schiffe
Wie ich gekommen? Ich weiß, daß ich ein Trunkener ſchien.
Und ſo hielten mich auch die Geſellen, ſchonten den Kranken;
Und ſchon deckte der Hauch trüber Entfernung die Stadt.
Ewig! Dora, liſpelteſt du; mir ſchallt es im Ohre
Mit dem Donner des Zevs! Stand ſie doch neben dem Thron,
Seine Tochter, die Göttinn der Liebe; die Grazien ſtanden
Ihr zur Seiten! Er iſt götterbekräftigt, der Bund!
O, ſo eile denn Schiff, mit allen günſtigen Winden!

Strecke, mächtiger Kiel, trenne die schäumende Fluth!
Bringe dem fremden Hafen mich zu, damit mir der Gold-
schmidt
In der Werkstatt gleich ordne das himmliſche Pfand.
Wirklich! zur Kette ſoll das Kettchen werden, o Dora!
Neunmal umgebe ſie dir, locker gewunden, den Hals.
Ferner ſchaff' ich noch Schmuck, den mannichfaltigſten; goldne
Spangen ſollen dir auch reichlich verzieren die Hand:
Da wetteifre Rubin und Smaragd, der liebliche Sapphir
Stelle dem Hyacinth ſich gegenüber, und Gold
Halte das Edelgeſtein in ſchöner Verbindung zuſammen.
O, wie den Bräutigam freut, einzig zu ſchmücken die Braut!
Seh' ich Perlen, ſo denk' ich an dich; bey jeglichem Ringe
Kommt mir der länglichen Hand ſchönes Gebild' in den Sinn.
Tauſchen will ich und kaufen; du ſollſt das ſchönſte von allem
Wählen; ich widmete gern alle die Ladung nur dir.
Doch nicht Schmuck und Juwelen allein verſchafft dein Geliebter;
Was ein häusliches Weib freuet, das bringt er dir auch.
Feine wollene Decken, mit Purpurſäumen, ein Lager
Zu bereiten, das uns traulich und weichlich empfängt;
Köſtlicher Leinwand Stücke. Du ſitzeſt und näheſt und kleideſt
Mich und dich, und auch wohl noch ein Drittes darein.
Bilder der Hoffnung, täuſchet mein Herz! O mäßiget, Götter,

Dieſen gewaltigen Brand, der mir den Buſen durchtobt!
Aber auch ſie verlang' ich zurück, die ſchmerzliche Freude,
Wenn die Sorge ſich kalt, gräßlich gelaſſen, mir naht.
Nicht der Erinnyen Fackel, das Bellen der hölliſchen Hunde
Schreckt den Verbrecher ſo, in der Verzweiflung Gefild,
Als das gelaſſ'ne Geſpenſt mich ſchreckt, das die Schöne von fern mir
Zeiget: die Thüre ſteht wirklich des Gartens noch auf!
Und ein anderer kommt! Für ihn auch fallen die Früchte!
Und die Feige gewährt ſtärkenden Honig auch ihm!
Lockt ſie auch ihn nach der Laube? und folgt er? O, macht mich, ihr Götter,
Blind, verwiſchet das Bild jeder Erinnrung in mir!
Ja, ein Mädchen iſt ſie! und die ſich geſchwinde dem Einen
Giebt, ſie kehret ſich auch ſchnell zu dem Andern herum.
Lache nicht diesmal, Zevs, der frechgebrochenen Schwüre!
Donnere ſchrecklicher! triff! — Halte die Blitze zurück!
Sende die ſchwankenden Wellen mir nach! im nächtlichen Dunkel
Treffe dein leuchtender Blitz dieſen unglücklichen Maſt!
Streue die Planken umher, und gieb der tobenden Welle
Dieſe Waaren, und mich gieb den Delphinen zum Raub. —
Nun, ihr Muſen, genug! vergebens ſtrebt ihr zu ſchildern,
Wie ſich Jammer und Glück wechſeln in liebender Bruſt.
Heilen könnet die Wunden ihr nicht, die Amor geſchlagen;
Aber Linderung kommt einzig, ihr Guten, von euch.

Der neue Pauſias

und

ſein Blumenmädchen.

Pauſias von Sicyon, der Mahler, war als Jüngling in Glycereu, ſeine Mitbürgerinn, verliebt, welche Blumenkränze zu winden einen ſehr erfinderiſchen Geiſt hatte. Sie wetteiferten mit einander, und er brachte die Nachahmung der Blumen zur größten Mannichfaltigkeit. Endlich mahlte er ſeine Geliebte, ſitzend, mit einem Kranze beſchäftigt. Dieſes Bild wurde für eins ſeiner beſten gehalten, und die Kranzwinderinn, oder Kranzhändlerinn genannt, weil Glycere ſich auf dieſe Weiſe als ein armes Mädchen ernährt hatte. Lucius Lucullus kaufte eine Copie in Athen für zwey Talente. Plinius B. XXXV. C. XI.

Sie.

Schütte die Blumen nur her, zu meinen Füßen und deinen!
Welch ein chaotiſches Bild holder Verwirrung du ſtreuſt!

Er.

Du erſcheineſt als Liebe, die Elemente zu knüpfen;
Wie du ſie findeſt, ſo wird nun erſt ein Leben daraus.

Sie.

Sanft berühre die Roſe, ſie bleib' im Körbchen verborgen;
Wo ich dich finde, mein Freund, öffentlich reich' ich ſie dir.

Er.

Und ich thu', als kennt' ich dich nicht, und danke dir freundlich;
Aber dem Gegengeſchenk weichet die Geberinn aus.

Sie.

Reiche die Hyacinthe mir nun, und reiche die Nelke,
Daß die ſpätere zugleich necken der früheren ſey.

Er.

Laß im blumigen Kreiſe zu deinen Füßen mich ſitzen,
Und ich fülle den Schooß dir mit der lieblichen Schaar.

Sie.

Reiche den Faden mir erſt; dann ſollen die Gartenverwandten
Die ſich von ferne nur ſahn, neben einander ſich freun.

Er.

Was bewundr' ich zuerſt? was zuletzt? die herrlichen Blumen?
Oder der Finger Geſchick? oder der Wählerinn Geiſt?

Sie.

Gieb auch Blätter, den Glanz der blendenden Blumen zu mildern;
Auch das Leben verlangt ruhige Blätter im Kranz.

Er.

Sage, was wählſt du ſo lange bey dieſem Strauße? Gewiß iſt
Dieſer jemand geweiht, den du beſonders bedenkſt.

Sie.

Hundert Sträuße vertheil' ich des Tags, und Kränze die Menge;
Aber den ſchönſten doch bring' ich am Abende dir.

Er.

Ach! wie wäre der Mahler beglückt, der dieſe Gewinde
Mahlte, das blumige Feld, ach! und die Göttinn zuerſt.

Sie.

Aber doch mäßig beglückt iſt der, mich dünkt, der am Boden
Hier ſitzt, dem ich den Kuß reichend noch glücklicher bin.

Er.

Ach, Geliebte, noch Einen! die neidiſchen Lüfte des Morgens
Nahmen den erſten ſogleich mir von den Lippen hinweg.

Sie.

Wie der Frühling die Blumen mir giebt, ſo geb' ich die Küſſe
Gern dem Geliebten; und hier ſey mit dem Kuſſe der Kranz!

Er.

Hätt' ich das hohe Talent des Panfias glücklich empfangen:
Nachzubilden den Kranz, wär' ein Geschäfte des Tags!

Sie.

Schön ist er wirklich. Sieh' ihn nur an! es wechseln die schönsten
Kinder Florens um ihn, bunt und gefällig, den Tanz.

Er.

In die Kelche versenkt' ich mich dann, und erschöpfte den süßen
Zauber, den die Natur über die Kronen ergoß.

Sie.

Und so fänd' ich am Abend noch frisch den gebundenen Kranz hier;
Unverwelklich sprächt' uns von der Tafel er an.

Er.

Ach, wie fühl' ich mich arm und unvermögend! wie wünscht' ich
Fest zu halten das Glück, das mir die Augen versengt.

Sie.

Unzufriedener Mann! du bist ein Dichter, und neidest
Jenes Alten Talent? Brauche das deinige doch!

Er.

Und erreicht wohl der Dichter den Schmelz der farbigen Blumen?
Neben deiner Gestalt bleibt nur ein Schatten sein Wort!

Sie.

Aber vermag der Mahler wohl auszudrücken? ich liebe!
Nur dich lieb' ich, mein Freund! lebe für dich nur allein!

Er.

Ach! und der Dichter selbst vermag nicht zu sagen: ich liebe!
Wie du, himmlisches Kind, süß mir es schmeichelst ins Ohr.

Sie.

Viel vermögen sie Beide; doch bleibt die Sprache des Kusses,
Mit der Sprache des Blicks nur den Verliebten geschenkt.

Er.

Du vereinigeſt alles; du dichteſt und mahleſt mit Blumen:
Florens Kinder ſind dir Farben und Worte zugleich.

Sie.

Nur ein vergängliches Werk entwindet der Hand ſich des Mädchens
Jeden Morgen; die Pracht welkt vor dem Abende ſchon.

Er.

Auch ſo geben die Götter vergängliche Gaben, und locken
Mit erneutem Geſchenk immer die Sterblichen an.

Sie.

Hat dir doch kein Strauß, kein Kranz des Tages gefehlet,
Seit dem erſten, der dich mir ſo von Herzen verband.

Er.

Ja, noch hängt er zu Hauſe, der erſte Kranz, in der Kammer,
Welchen du mir, den Schmans lieblich umwandelnd, gereicht.

Sie.

Da ich den Becher dir kränzte, die Roſenknoſpe hineinfiel,
Und du tranleſt, und rieſſt: Mädchen, die Blumen ſind Gift!

Er.

Und dagegen du ſagteſt: ſie ſind voll Honig, die Blumen;
Aber die Biene nur findet die Süßigkeit aus.

Sie.

Und der rohe Timanth ergriff mich, und ſagte: die Hummeln
Forſchen des herrlichen Kelchs ſüße Geheimniſſe wohl?

Er.

Und du wandteſt dich weg, und wollteſt fliehen; es ſtürzten,
Vor dem täppiſchen Mann, Körbchen und Blumen hinab.

Sie.

Und du rieſſt ihm gebietend: das Mädchen laß nur! die Sträuße,
So wie das Mädchen ſelbſt, ſind für den feineren Sinn.

Er.

Aber feſter hielt er dich nur; es grinſ'te der Lacher,
Und dein Kleid zerriß oben vom Nacken herab.

Sie.

Und du warfſt in begeiſterter Wuth den Becher hinüber,
Daß er am Schedel ihm, häßlich vergoſſen, erklang.

Er.

Wein und Zorn verblendeten mich; doch ſah ich den weißen
Nacken, die herrliche Bruſt, die du bedeckteſt, im Blick.

Sie.

Welch ein Getümmel ward und ein Aufſtand! Purpurn das Blut lief,
Mit dem Weine vermiſcht, gräulich dem Gegner vom Haupt.

Er.

Dich nur ſah' ich, nur dich am Boden knieend, verdrießlich;
Mit der einen Hand hielteſt das Gewand du hinauf.

Sie.

Ach da flogen die Teller nach dir! Ich ſorgte, den edlen
Fremdling träfe der Wurf kreiſend geſchlungnen Metalls.

Er.

Und doch ſah ich nur dich, wie raſch mit der anderen Hand du
Körbchen, Blumen und Kranz ſammelteſt unter dem Stuhl.

Sie.

Schützend trateſt du vor, daß nicht mich verletzte der Zufall,
Oder der zornige Wirth, weil ich das Mahl ihm geſtört.

Er.

Ja, ich erinn're mich noch; ich nahm den Teppich, wie einer,
Der auf dem linken Arm gegen den Stier ihn bewegt.

Sie.

Ruhe gebot der Wirth und ſinnige Freunde. Da ſchlüpft' ich
Sachte hinaus; nach dir wendet' ich immer den Blick.

Er.

Ach, du warſt mir verſchwunden! vergebens ſucht' ich in allen
Winkeln des Hauſes herum, ſo wie auf Straßen und Markt.

Sie.

Schamhaft blieb ich verborgen. Das unbeſcholtene Mädchen,
Sonſt von den Bürgern geliebt, war nun das Mährchen
des Tags.

Er.

Blumen ſah ich genug und Sträuße, Kränze die Menge;
Aber du fehlteſt mir, aber du fehlteſt der Stadt.

Sie.

Stille ſaß ich zu Hauſe. Da blätterte los ſich vom Zweige
Manche Roſe, ſo auch dorrte die Nelke dahin.

Er.

Mancher Jüngling ſprach auf dem Platz: da liegen die Blumen!
Aber die Liebliche fehlt, die ſie verbände zum Kranz.

Sie.

Kränze band ich indeſſen zu Hauſ', und ließ ſie verwelken.
Siehſt du? da hangen ſie noch, neben dem Herde, für dich.

Er.

Auch ſo welkte der Kranz, dein erſtes Geſchenk! Ich vergaß nicht
Ihn im Getümmel, ich hing neben dem Bett mir ihn auf.

Sie.

Abends betrachtet' ich mir die welkenden, ſaß noch und weinte,
Bis in der dunkelen Nacht Farbe nach Farbe verloſch.

Er.

Irrend ging ich umher, und fragte nach deiner Behauſung;
Keiner der eiteliſten ſelbſt konnte mir geben Beſcheid.

Sie.

Keiner hat je mich beſucht, und keiner weiß die entlegne
Wohnung; die Größe der Stadt birget die Aermere leicht.

Er.

Irrend lief ich umher, und flehte zur ſpähenden Sonne:
Zeige mir, mächtiger Gott, wo du im Winkel ihr ſcheinſt!

Sie.

Große Götter hörten dich nicht; doch Penia hört' es.
Endlich trieb die Noth nach dem Gewerbe mich aus.

Er.

Trieb nicht noch dich ein anderer Gott, den Beſchützer zu ſuchen?
Hatte nicht Amor für uns wechſelnde Pfeile getauſcht?

Sie.

Spähend ſucht' ich dich auf bey vollem Markt, und ich ſah dich!

Er.

Und es hielt das Gedräng' keines der Liebenden auf.

Sie.

Schnell wir theilten das Volk, wir kamen zuſammen, du ſtandeſt,

Er.

Und du ſtandeſt vor mir, ja! und wir waren allein.

Sie.

Mitten unter den Menſchen! ſie ſchienen nur Sträuches und Bäume,

Er.

Und mir ſchien ihr Getöſ' nur ein Geriefel des Quells.

Sie.

Immer allein sind Liebende sich in der größten Versammlung;
Aber sind sie zu zwey'n, stellt auch der Dritte sich ein.

Er.

Amor, ja! er schmückt sich mit diesen herrlichen Kränzen.
Schütte die Blumen nun doch fort, aus dem Schooße den Reif!

Sie.

Nun, ich schüttle sie weg, die schönen. In deiner Umarmung,
Lieber, geht mir auch heut wieder die Sonne nur auf.

Euphroſyne.

Auch von des höchſten Gebirgs beeisten zackigen Gipfeln
Schwindet Purpur und Glanz ſcheidender Sonne hinweg.
Lange verhüllt ſchon Nacht das Thal und die Pfade des Wandrers.
Der, am toſenden Strom, auf zu der Hütte ſich ſehnt,
Zu dem Ziele des Tags, der ſüßen hirtlichen Wohnung;
Und der göttliche Schlaf eilet gefällig voraus,
Dieſer holde Geſelle des Reiſenden. Daß er auch heute,
Segnend, kränze das Haupt mir mit dem heiligen Mohn!
Aber was leuchtet mir dort vom Felſen glänzend herüber,
Und erhellet den Duft ſchäumender Ströme ſo hold?
Strahlt die Sonne vielleicht durch heimliche Spalten und Klüfte?
Denn kein irdiſcher Glanz iſt es, der wandelnde, dort.
Näher wälzt ſich die Wolke; ſie glüht. Ich ſtaune dem Wunder!
Wird der roſige Strahl nicht ein bewegtes Gebild?
Welche Göttinn nahet ſich mir? und welche der Muſen
Suchet den treuen Freund, ſelbſt in dem grauſen Gefilde?
Schöne Göttinn! enthülle dich mir, und täuſche, verſchwindend,
Nicht den begeiſterten Sinn, nicht das gerührte Gemüth.
Nenne, wenn du es darfſt vor einem Sterblichen, deinen
Göttlichen Namen; wo nicht: rege bedeutend mich auf,
Daß ich fühle, welche du ſeyſt von den ewigen Töchtern
Zevs, und der Dichter ſogleich preiſe dich würdig im Lied.
„Kennſt du mich, Guter, nicht mehr? und käme dieſe Geſtalt dir,
Die du doch ſonſt geliebt, ſchon als ein fremdes Gebild?
Zwar der Erde gehör' ich nicht mehr, und trauernd entſchwang ſich
Schon der ſchaudernde Geiſt jugendlich frohem Genuß;
Aber ich hoffte, mein Bild noch feſt in des Freundes Erinn'rung
Eingeſchrieben, und noch ſchön durch die Liebe verklärt.

Ja, ſchon ſagt mir gerührt dein Blick, mir ſagt es die Thräne:
Cuthbertine, ſie iſt noch von dem Freunde gekannt.
Sieh, die Scheidende zieht durch Wald und grauſes Gebirge,
Sucht den wandernden Mann, ach! in der Ferne noch auf;
Sucht den Lehrer, den Freund, den Vater, blicket noch einmal
Nach dem leichten Gerüſt irdiſcher Freuden zurück.
Laß mich der Tage gedenken, da mich, das Kind, du dem Spiele
Jener täuſchenden Kunſt reizender Muſen geweiht.
Laß mich der Stunde gedenken, und jedes kleineren Umſtands.
Ach, wer ruft nicht ſo gern Unwiederbringliches an!
Jenes ſüße Gedränge der leichteſten irdiſchen Tage,
Ach, wer ſchätzt ihn genug, dieſen vereilenden Werth!
Klein erſcheinet es nun, doch ach! nicht kleinlich dem Herzen;
Macht die Liebe, die Kunſt, jegliches Kleine doch groß.
Denkſt du der Stunde noch wohl, wie, auf dem Bretter-Gerüſte,
Du mich der höheren Kunſt ernſtere Stufen geführt?
Knabe ſchien ich, ein rührendes Kind, du nannteſt mich Arthur,
Und belebteſt in mir Brittiſches Dichter-Gebild,
Drohteſt mit grimmiger Gluth den armen Augen, und wandteſt
Selbſt den thränenden Blick, innig getäuſchet, hinweg.
Ach! da warſt du ſo hold und ſchützteſt ein trauriges Leben,
Das die verwegene Flucht endlich dem Knaben entriß.
Freundlich faßteſt du mich, den Zerſchmetterten, trugſt mich von dannen,
Und ich heuchelte lang', dir an dem Buſen, den Tod.
Endlich ſchlug die Augen ich auf, und ſah dich, in ernſte,
Stille Betrachtung verſenkt, über den Liebling geneigt.
Kindlich ſtrebt' ich empor, und küßte die Hände dir dankbar,
Reichte, zum reinen Kuß, dir den gefälligen Mund.
Fragte: warum, mein Vater, ſo ernſt? und hab' ich gefehlet,

O! so zeige mir an, wie mir das Beſte gelingt.
Keine Mühe verdrießt mich bey dir, und alles und jedes
Wiederhol' ich so gern, wenn du mich leiteſt und lehreſt.
Aber du faßteſt mich ſtark, und drückteſt mich feſter im Arme,
Und es ſchauderte mir tief in dem Buſen das Herz.
Nein! mein liebliches Kind, ſo rieſſt du, alles und jedes,
Wie du es heute gezeigt, zeig' es auch morgen der Stadt.
Führe ſie alle, wie mich du gerührt, und es fließen, zum Beyfall,
Dir von dem trockenſten Aug' herrliche Thränen herab.
Aber am tiefſten traffſt du doch mich, den Freund, der im Arm dich
Hält, den ſelber der Schein früherer Leiche geſchreckt.
Ach, Natur, wie ſicher und groß in allem erſcheinſt du!
Himmel und Erde befolgt ewiges, feſtes Geſetz,
Jahre folgen auf Jahre, dem Frühlinge reichet der Sommer,
Und dem reichlichen Herbſt traulich der Winter die Hand.
Felſen ſtehen gegründet, es ſtürzt ſich das ewige Waſſer,
Aus der bewölkten Kluft, ſchäumend und brauſend hinab.
Fichten grünen ſo fort, und ſelbſt die entlaubten Gebüſche
Hegen, im Winter ſchon, heimliche Knoſpen am Zweig.
Alles entſteht und vergeht nach Geſetz; doch über des Menſchen
Leben, den köſtlichen Schatz, herrſchet ein ſchwankendes Loos.
Nicht dem blühenden nickt der willig ſcheidende Vater,
Seinem trefflichen Sohn, freundlich vom Rande der Gruft;
Nicht der jüngere ſchließt dem älteren immer das Auge,
Das ſich willig geſenkt, kräftig dem ſchwächeren zu.
Oefter, ach! verkehrt das Geſchick die Ordnung der Tage;
Hülflos klaget ein Greis Kinder und Enkel umſonſt,
Steht, ein beſchädigter Stamm, dem rings zerſchmetterte Zweige
Um die Seiten umher ſtrömende Schloſſen geſtreckt.
Und ſo, liebliches Kind, durchdrang mich die tiefe Betrachtung,

Als du zur Leiche verstellt über die Arme mir klingst;
Aber freudig seh' ich dich mir, in dem Glanze der Jugend
Vielgeliebtes Geschöpf, wieder am Herzen belebt.
Springe fröhlich dahin, verjüngter Knabe! das Mädchen
Wächst zur Freude der Welt, mir zum Entzücken heran.
Immer strebe so fort, und deine natürlichen Gaben
Bilde, bey jeglicher Stufe steigenden Lebens, die Kunst.
Sey mir lange zur Lust, und eh' mein Auge sich schließet,
Wünsch' ich dein schönes Talent glücklich vollendet zu sehn. —
Also sprachst du, und nie vergaß ich der wichtigen Stunde;
Deutend entwickelt' ich mich an dem erhabenen Wort.
O, wie sprach ich so gerne zum Volk die rührenden Reden,
Die du, voller Gehalt, kindlichen Lippen vertraut!
O, wie bildet' ich mich an deinen Augen, und suchte
Dich im tiefen Gedräng' staunender Hörer heraus!
Doch dort wirst du nun seyn, und stehn, und nimmer bewegt sich
Euphrosyne hervor, dir zu erheitern den Blick.
Du vernimmst sie nicht mehr, die Töne des wachsenden Zöglings,
Die du zu liebendem Schmerz frühe, so frühe! gestimmt.
Andere kommen und gehn; es werden dir andre gefallen,
Selbst dem großen Talent drängt sich ein größeres nach.
Aber du, vergesse mich nicht! Wenn eine dir jemals
Sich im verworrnen Geschäft heiter entgegen bewegt,
Deinem Winke sich fügt, an deinem Lächeln sich freuet,
Und am Platze sich nur, den du bestimmtest, gefällt;
Wenn sie Mühe nicht spart noch Fleiß, wenn thätig, der Kräfte,
Selbst bis zur Pforte des Grabs, freudiges Opfer sie bringt;
Guter! dann gedenkest du mein, und rufest auch spät noch:
Euphrosyne, sie ist wieder erstanden vor mir!
Vieles sagt' ich noch gern; doch, ach! die Scheidende weilt nicht,

Wie ſie wollte, mich führt ſtreng ein gebietender Gott.
Lebe wohl! ſchon zieht mich's dahin in ſchwankendem Eilen.
Einen Wunſch nur vernimm, freundlich gewähre mir ihn:
Laß nicht ungerühmt mich zu den Schatten hinabgehn!
Nur die Muſe gewährt einiges Leben dem Tod.
Denn geſtaltlos ſchweben umher in Perſeſoneias
Reiche, maſſenweiſ', Schatten vom Namen getrennt;
Wen der Dichter aber gerühmt, der wandelt, geſtaltet,
Einzeln, geſellet dem Chor aller Heroen ſich zu.
Freudig tret' ich einher, von deinem Liede verkündet,
Und der Göttinn Blick weilet gefällig auf mir.
Mild empfängt ſie mich dann, und nennt mich; es winken die hehren
Göttlichen Frauen mich an, immer die nächſten am Thron.
Penelopeia redet zu mir, die treuſte der Weiber,
Auch Evadne, gelehnt auf den geliebten Gemahl.
Jüngere nahen ſich dann, zu früh herunter geſandte,
Und beklagen mit mir unſer gemeines Geſchick.
Wenn Antigone kommt, die ſchweſterlichſte der Seelen,
Und Polyxena, trüb' noch von dem bräutlichen Tod,
Seh' ich als Schweſtern ſie an, und trete würdig zu ihnen;
Denn der tragiſchen Kunſt holde Geſchöpfe ſind ſie.
Bildete doch ein Dichter auch mich; und ſeine Geſänge,
Ja, ſie vollenden an mir, was mir das Leben verſagt."
Alſo ſprach ſie, und noch bewegte der liebliche Mund ſich,
Weiter zu reden; allein ſchwirrend verſagte der Ton.
Denn aus dem Purpurgewölk, dem ſchwebenden, immer bewegten,
Trat der herrliche Gott, Hermes, gelaſſen hervor,
Mild erhob er den Stab und deutete; wallend verſchlangen
Wachſende Wolken, im Zug, beide Geſtalten vor mir.
Tiefer liegt die Nacht um mich her; die ſtürzenden Waſſer

Brauſen gewaltiget nun neben dem ſchlüpfrigen Pfad.
Unbezwingliche Trauer befällt mich, entkräftender Jammer,
Und ein moosiger Fels ſtützet den Sinkenden nur.
Wehmuth reißt durch die Saiten der Bruſt; die nächtlichen Thränen
Fließen, und über dem Wald findet der Morgen ſich an.

Das Wiedersehn.

Er.

Süße Freundinn noch Einen, nur Einen Kuß noch
Diesen Lippen! Warum bist du mir heute so karg?
Gestern blühte wie heute der Baum; wir wechselten
Tausendfältig; dem Schwarm Bienen verglichst du
Wie sie den Blüthen sich nahn und saugen, schweben und
Saugen, und lieblicher Ton süßen Genusses erschall
Alle noch üben das holde Geschäft. Und wäre der
Aus verübergeflohn, eh' sich die Blüthe zerstreut?

Sie.

Träume, lieblicher Freund, nur immer, rede von ge
Gerne hör' ich dich an, drücke dich redlich ans Herz
Gestern, sagst du? — Es war, ich weiß, ein köstliches
Worte verklangen im Wort, Küsse verdrängten den
Schmerzlich war's zu scheiden am Abende, traurig die
Nacht von gestern auf heut, die den Getrennten
Doch der Morgen kehret zurück. Ach! daß mir indes
Zehnmal, leider! der Baum Blüthen und Früchte

Amyntas.

Nikias, trefflicher Mann, du Arzt des Leibs und der Seele!
Krank! ich bin es fürwahr; aber dein Mittel iſt hart.
Ach! mir ſchwanden die Kräfte dahin, dem Rathe zu folgen;
Ja, und es ſcheinet der Freund ſchon mir ein Gegner zu ſeyn.
Widerlegen kann ich dich nicht; ich ſage mir alles,
Sage das härtere Wort, das du verſchweigeſt, mir auch.
Aber, ach! das Waſſer entſtürzt der Steile des Felſens
Raſch, und die Welle des Bachs halten Geſänge nicht auf.
Raſt nicht unaufhaltſam der Sturm? und wälzet die Sonne
Sich, von dem Gipfel des Tags, nicht in die Wellen hinab?
Und ſo ſpricht mir rings die Natur: auch du biſt, Amyntas,
Unter das ſtrenge Geſetz ehrner Gewalten gebeugt.
Runzle die Stirne nicht tiefer, mein Freund, und höre gefällig,
Was mich geſtern ein Baum, dort an dem Bache, gelehrt.
Wenig Aepfel trägt er mir nur, der ſonſt ſo beladne,
Sieh, der Epheu iſt Schuld, der ihn gewaltig umgiebt.
Und ich faßte das Meſſer, das krummgebogene, ſcharfe,
Trennte ſchneidend, und riß Ranke nach Ranken herab;
Aber ich ſchauderte gleich, als, tief erſeufzend und kläglich,
Aus den Wipfeln zu mir liſpelnde Klage ſich goß.
O, verletze mich nicht! den treuen Gartengenoſſen,
Dem du, als Knabe, ſo früh, manche Genüſſe verdankt.
O, verletze mich nicht! du reißeſt mit dieſem Geflechte,
Das du gewaltig zerſtörſt, grauſam das Leben mir aus.
Hab' ich nicht ſelbſt ſie genährt, und ſanft ſie herauf mir erzogen?
Iſt, wie mein eigenes Laub, nicht mir das ihre verwandt?
Soll ich nicht lieben die Pflanze, die, meiner einzig bedürftig,
Still, mit begieriger Kraft, mir um die Seite ſich ſchlingt?

Tauſend Ranken wurzelten an, mit tauſend und tauſend
Faſern ſenket ſie feſt mir in das Leben ſich ein.
Nahrung nimmt ſie von mir; was ich bedürfte, genießt ſie,
Und ſo ſaugt ſie das Mark, ſauget die Seele mir aus.
Nur vergebens nährt' ich mich noch; die gewaltige Wurzel
Sendet lebendigen Saftes, ach! nur die Hälfte hinauf.
Denn der gefährliche Gaſt, der gelichteſte, maſet behende
Unterweges die Kraft derbſäftiger Früchte ſich an.
Nichts gelangt zur Krone hinauf; die äußerſten Wipfel
Dorren, es dorret der Aſt über dem Boden ſchon hin.
Ja, die Verrätherinn iſt's! ſie ſchmeichelt mir Leben und Güter,
Schmeichelt die ſtrebende Kraft, ſchmeichelt die Hoffnung mir ab.
Sie nur fühl' ich, nur ſie, die umſchlingende, freue der Feſſeln,
Freue des tödtenden Schmucks, fremder Umlaubung mich nur.
Halte das Meſſer zurück! o Nikias, ſchone den Armen,
Der ſich in liebender Luſt, willig gezwungen, verzehrt!
Süß iſt jede Verſchwendung; o, laß mich der ſchönſten genießen!
Wer ſich der Liebe vertraut, hält er ſein Leben zu Rath?

Die Metamorphoſe der Pflanzen.

Dich verwirret, Geliebte, die tauſendfältige Miſchung
Dieſes Blumengewühls über den Garten umher;
Viele Nahmen höreſt du an, und immer verdränget,
Mit barbariſchem Klang, einer den andern im Ohr.
Alle Geſtalten ſind ähnlich, und keine gleichet der andern;
Und ſo deutet das Chor auf ein geheimes Geſetz,
Auf ein heiliges Räthſel. O, könnt' ich dir, liebliche Freundinn,
Ueberliefern ſogleich glücklich das löſende Wort!
Werdend betrachte ſie nun, wie nach und nach ſich die Pflanze,
Stufenweiſe geführt, bilde zu Blüthen und Frucht.
Aus dem Samen entwickelt ſie ſich, ſobald ihn der Erde
Stille befruchtender Schooß hold in das Leben entläßt,
Und dem Reize des Lichts, des heiligen, ewig bewegten,
Gleich den zärteſten Bau keimender Blätter empfiehlt.
Einfach ſchlief in dem Samen die Kraft; ein beginnendes Vorbild
Lag, verſchloſſen in ſich, unter die Hülle gebeugt;
Blatt und Wurzel und Keim, nur halb geformet und farblos;
Trocken erhält ſo der Kern ruhiges Leben bewahrt,
Quillet ſtrebend empor, ſich milder Feuchte vertrauend,
Und erhebt ſich ſogleich aus der umgebenden Nacht.
Aber einfach bleibt die Geſtalt der erſten Erſcheinung;
Und ſo bezeichnet ſich auch unter den Pflanzen das Kind.
Gleich darauf ein folgender Trieb, ſich erhebend, erneuet,
Knoten auf Knoten gethürmt, immer das erſte Gebild.
Zwar nicht immer das gleiche; denn mannigfaltig erzeugt ſich,
Ausgebildet, du ſiehſt's, immer das folgende Blatt,
Ausgedehnter, gekerbter, getrennter in Spitzen und Theile,
Die verwachſen vorher ruhten im untern Organ.

Und ſo erreicht es zuerſt die höchſt beſtimmte Vollendung,
Die bey manchem Geſchlecht dich zum Erſtaunen bewegt.
Viel gerippt und gezackt, auf maſſig ſtrotzender Fläche
Scheinet die Fülle des Triebs frey und unendlich zu ſeyn.
Doch hier hält die Natur, mit mächtigen Händen, die Bildung
An, und lenket ſie ſanft in das Vollkommnere hin.
Mäßiger leitet ſie nun den Saft, verengt die Gefäße,
Und gleich zeigt die Geſtalt zärtere Wirkungen an.
Stille zieht ſich der Trieb der ſtrebenden Ränder zurücke,
Und die Rippe des Stiels bildet ſich völliger aus.
Plötzlich aber und ſchnell erhebt ſich der zärtere Stengel,
Und ein Wundergebild zieht den Betrachtenden an.
Rings im Kreiſe ſtellet ſich nun, gezählet und ohne
Zahl, das kleinere Blatt neben dem ähnlichen hin.
Um die Achſe gedrängt entſcheidet der bergende Kelch ſich,
Der zur höchſten Geſtalt farbige Kronen entläßt.
Alſo prangt die Natur in hoher, voller Erſcheinung,
Und ſie zeiget, gereiht, Glieder an Glieder geſtuft.
Immer erſtaunſt du auf's neue, ſobald ſich am Stengel die Blume
Ueber dem ſchlanken Gerüſt wechſelnder Blätter bewegt.
Aber die Herrlichkeit wird des neuen Schaffens Verkündung.
Ja, das farbige Blatt fühlet die göttliche Hand.
Und zuſammen zieht es ſich ſchnell; die zärteſten Formen,
Zwiefach ſtreben ſie vor, ſich zu vereinen beſtimmt.
Traulich ſtehen ſie nun, die holden Paare, beyſammen,
Zahlreich ordnen ſie ſich um den geweihten Altar.
Hymen ſchwebet herbey, und herrliche Düfte, gewaltig,
Strömen ſüßen Geruch, alles belebend, umher.
Nun vereinzelt ſchwellen ſogleich unzählige Keime,
Hold in den Mutterſchooß ſchwellender Früchte gehüllt.

Und hier ſchließt die Natur den Ring der ewigen Kräfte;
Doch ein neuer ſogleich faſſet den vorigen an,
Daß die Kette ſich fort durch alle Zeiten verlänge,
Und das Ganze belebt, ſo wie das Einzelne, ſey.
Wende nun, o Geliebte, den Blick zum bunten Gewimmel,
Das verwirrend nicht mehr ſich vor dem Geiſte bewegt.
Jede Pflanze verkündet dir nun die ew'gen Geſetze,
Jede Blume, ſie ſpricht lauter und lauter mit dir.
Aber entzifferſt du hier der Göttinn heilige Lettern,
Ueberall ſiehſt du ſie dann, auch in verändertem Zug.
Kriechend zaudre die Raupe, der Schmetterling eile geſchäftig,
Bildſam ändre der Menſch ſelbſt die beſtimmte Geſtalt.
O, gedenke denn auch, wie aus dem Keim der Bekanntſchaft
Nach und nach in uns holde Gewohnheit entſproß,
Freundſchaft ſich mit Macht aus unſerm Innern enthüllte,
Und wie Amor zuletzt Blüthen und Früchte gezeugt.
Denke, wie mannigfach bald die, bald jene Geſtalten,
Still entfaltend, Natur unſern Gefühlen geliehn!
Freue dich auch des heutigen Tags! Die heilige Liebe
Strebt zu der höchſten Frucht gleicher Geſinnungen auf,
Gleicher Anſicht der Dinge, damit in harmoniſchem Anſchaun
Sich verbinde das Paar, finde die höhere Welt.

Herrmann und Dorothea.

Also das wäre Verbrechen, daß einst Properz mich begeiſte
Daß Martial ſich zu mir auch, der Vermegne, geſellt?
Daß ich die Alten nicht hinter mir ließ, die Schule zu hüte
Daß ſie nach Latium gern mir in das Leben gefolgt?
Daß ich Natur und Kunſt zu ſchaun mich treulich beſtrebe
Daß kein Name mich täuſcht, daß mich kein Dogma
ſchränkt?
Daß nicht des Lebens bedingender Drang mich, den Me
ſchen, verändert;
Daß ich der Heucheley dürftige Maske verſchmäht?
Solcher Fehler, die du, o Muſe, ſo emſig gepfleget,
Zeihet der Pöbel mich; Pöbel nur ſieht er in mir.
Ja, ſogar der Beſſere ſelbſt, gutmüthig und bieder,
Will mich anders; doch du, Muſe, beſiehlſt mir allein.
Denn du biſt es allein, die noch mir die innere Jugend
Friſch erneueſt, und ſie mir bis zu Ende verſprichſt..
Aber verdoppele nunmehr, o Göttinn, die heilige Sorgfalt!
Ach! die Scheitel umwallt reichlich die Locke nicht mehr:
Da bedarf man der Kränze, ſich ſelbſt und Andre zu täuſchen
Kränzte doch Cäſar ſelbſt nur aus Bedürfniß das Haup
Haſt du ein Lorbeerreis mir beſtimmt, ſo laß es am Zweig
Weiter grünen, und gieb einſt es dem Würdigern hin;

Aber Roſen winde genug zum häuslichen Kranze;
Bald als Lilie ſchlingt ſilberne Locke ſich durch.
Schüre die Gattinn das Feuer! auf reinlichem Herde zu kochen;
Werfe der Knabe das Reis ſpielend, geſchäftig dazu!
Laß im Becher nicht fehlen den Wein! Geſprächige Freunde,
Gleich geſinnte, herein! Kränze! ſie warten auf euch.
Erſt die Geſundheit des Mannes, der, endlich vom Namen Homeros
Kühn uns befreiend, uns auch ruft in die vollere Bahn.
Denn wer wagte mit Göttern den Kampf? und wer mit dem Einen?
Doch Homeride zu ſeyn, auch nur als letzter, iſt ſchön.
Darum höret das neuſte Gedicht! Noch einmal getrunken!
Euch beſteche der Wein, Freundſchaft und Liebe das Ohr.
Deutſchen ſelber führ' ich euch zu, in die ſtillere Wohnung.
Wo ſich nah der Natur, menſchlich der Menſch noch erzieht.
Uns begleite des Dichters Geiſt, der ſeine Luiſe
Raſch dem würdigen Freund, uns zu entzücken, verband.
Auch die traurigen Bilder der Zeit, ſie führ' ich vorüber;
Aber es ſiege der Muth in dem geſunden Geſchlecht.
Hab' ich euch Thränen ins Auge gelockt, und Luſt in die Seele
Singend geflößt, ſo kommt, drücket mich herzlich ans Herz.
Weiſe denn ſey das Geſpräch! Uns lehret Weisheit am Ende
Das Jahrhundert; wen hat das Geſchick nicht geprüft?

Blickt heiterer nun auf jene Schmerzen zurücke,
Wenn euch ein fröhlicher Sinn manches entbehrlich
Menſchen lernten wir kennen und Nationen; ſo laßt
Unſer eigenes Herz kennend, uns deſſen erfreun.

Epiſteln.

Erſte Epiſtel.

Jetzt da jeglicher lieſt und viele Leſer das Buch nur
Ungeduldig durchblättern und ſelbſt die Feder ergreifend
Auf das Büchlein ein Tuch mit ſeltner Fertigkeit pfropfen,
Soll auch ich, du willſt es mein Freund, hier über das Schreiben
Schreibend die Menge vermehren und meine Meynung verkünden,
Daß auch andre wieder darüber meynen und immer
So ins Unendliche fort die ſchwankende Woge ſich wälze.
Doch ſo fähret der Fiſcher dem hohen Meer zu, ſo bald ihm
Günſtig der Wind und der Morgen erſcheint; er treibt ſein Gewerbe,
Wenn auch hundert Geſellen die blinkende Fläche durchkreuzen.

Edler Freund, du wünſcheſt das Wohl des Menſchengeſchlechtes,
Unſerer Deutſchen beſonders und ganz vorzüglich des nächſten
Bürgers und fürchteſt die Folgen gefährlicher Bücher, wir haben
Leider oft ſie geſehen. Was ſollte man, oder was könnten
Biedere Männer vereint, was könnten die Herrſcher bewirken?
Ernſt und wichtig erſcheint mir die Frage, doch trifft ſie mich eben
In vergnüglicher Stimmung. Im warmen heiteren Wetter
Glänzet fruchtbar die Gegend, mir bringen liebliche Lüfte
Ueber die wallende Flut ſüß duftende Kühlung herüber,
Und dem Heitern erſcheint die Welt auch heiter, und ferne
Schwebt die Sorge mir nur in leichten Wölkchen vorüber.

Was mein leichter Griffel entwirft iſt leicht zu verlöſchen,
Und viel tiefer präget ſich nicht der Eindruck der Lettern
Die, ſo ſagt man, der Ewigkeit trotzen. Freylich an Viele
Spricht die gedruckte Columne, doch bald, wie jeder ſein Antlitz,
Das er im Spiegel geſehen, vergißt, die behaglichen Züge,
So vergißt er das Wort, wenn auch von Erze geſtempelt.

Reden ſchwanken ſo leicht herüber hinüber, wenn Viele
Sprechen und jeder nur ſich im eigenen Worte, ſogar auch
Nur ſich ſelbſt im Worte vernimmt das der andere ſagte.
Mit den Büchern iſt es nicht anders. Lieſ't doch nur jeder
Aus dem Buch ſich heraus, und iſt er gewaltig, ſo lieſ't er
In das Buch ſich hinein, amalgamirt ſich das Fremde.
Ganz vergebens ſtrebſt du daher durch Schriften des Menſchen
Schon entſchiedenen Hang und ſeine Neigung zu wenden;
Aber beſtärken kannſt du ihn wohl in ſeiner Geſinnung,
Oder wär' er noch neu, in dieſes ihn tauchen und jenes.

Sag' ich, wie ich es denke, ſo ſcheint durchaus mir, es bildet
Nur das Leben den Mann und wenig bedeuten die Worte.
Denn zwar hören wir gern, was unſre Meynung beſtätigt,
Aber das Hören beſtimmt nicht die Meynung: was uns zuwider
Wäre, glaubten wir wohl dem künſtlichen Redner; doch eilet
Unſer befreytes Gemüth gewohnte Bahnen zu ſuchen.
Sollen wir freudig horchen und willig gehorchen, ſo mußt du
Schmeicheln. Sprichſt du zum Volke, zu Fürſten und Königen, allen
Magſt du Geſchichten erzählen, worinn als wirklich erſcheinet
Was ſie wünſchen und was ſie ſelber zu leben begehrten.

Wäre Homer von allen gehört, von allen geleſen,
Schmeichelt' er nicht dem Geiſte ſich ein, es ſey auch der Hörer
Wer er ſey, und klinget nicht immer im hohen Palaſte
In des Königes Zelt, die Ilias herrlich dem Helden?
Hört nicht aber dagegen Ulyſſens wandernde Klugheit
Auf dem Markte ſich beſſer, da wo ſich der Bürger verſammelt?
Dort ſieht jeglicher Held in Helm und Harniſch, es ſieht hier
Sich der Bettler ſogar in ſeinen Lumpen veredelt.

Alſo hört' ich einmal, am wohlgepflaſterten Ufer
Jener Neptuniſchen Stadt, allwo man geflügelte Löwen
Göttlich verehrt, ein Mährchen erzählen. Im Kreiſe geſchloſſen,
Drängte das horchende Volk ſich um den zerlumpten Rhapſoden.
Einſt, ſo ſprach er, verſchlug mich der Sturm ans Ufer der Inſel
Die Utopien heißt. Ich weiß nicht ob ſie ein andrer
Dieſer Geſellſchaft jemals betrat, ſie lieget im Meere
Links von Hercules Säulen. Ich ward gar freundlich empfangen,
In ein Gaſthaus führte man mich, woſelbſt ich das beſte
Eſſen und Trinken fand und weiches Lager und Pflege.
So verſtrich ein Monat geſchwind. Ich hatte des Kummers
Völlig vergeſſen und jeglicher Noth; da fing ſich im Stillen
Aber die Sorge nun an: wie wird die Zeche dir leider
Nach der Mahlzeit bekommen? Denn nichts enthielte der Seckel.
Reiche mir weniger! bat ich den Wirth; er brachte nur immer
Deſto mehr. Da wuchs mir die Angſt, ich konnte nicht länger
Eſſen und ſorgen, und ſagte zuletzt: ich bitte die Zeche
Billig zu machen, Herr Wirth! Er aber mit finſterem Auge
Sah von der Seite mich an, ergriff den Knittel und ſchwenkte
Unbarmherzig ihn über mich her und traf mir die Schultern,

Traf den Kopf und hätte beynah mich zu Tode geſchlagen.
Eilend lief ich davon, und ſuchte den Richter, man hohlte
Gleich den Wirth, der ruhig erſchien und bedächtig verſetzte:

Alſo müſſ' es allen ergehn, die das heilige Gaſtrecht
Unſrer Inſel verletzen und, unanſtändig und gottlos,
Zeche verlangen vom Manne, der ſie doch höflich bewirthet.
Sollt' ich ſolche Beleidigung dulden im eigenen Hauſe?
Nein! es hätte fürwahr ſtatt meines Herzens ein Schwamm nur
Mir im Buſen gewohnt, wofern ich dergleichen gelitten.

Darauf ſagte der Richter zu mir: veraeſſet die Schläge,
Denn ihr habt die Strafe verdient, ja ſchärfere Schmerzen;
Aber wollt ihr bleiben und mitbewohnen die Inſel,
Müſſet ihr euch erſt würdig beweiſen und tüchtig zum Bürger.
Ach! verſetzt' ich, mein Herr, ich habe leider mich niemals
Gerne zur Arbeit gefügt. So hab' ich auch keine Talente,
Die den Menſchen bequemer ernähren, man hat mich im
Spott nur
Hans Ohnſorge genannt und mich von Hauſe vertrieben.

O ſo ſey uns gegrüßt! verſetzte der Richter, du ſollſt dich
Oben ſetzen zu Tiſch, wenn ſich die Gemeine verſammelt,
Sollſt im Rathe den Platz, den du verdieneſt, erhalten.
Aber hüte dich wohl, daß nicht ein ſchändlicher Rückfall
Dich zur Arbeit verleite, daß man nicht etwa das Grabſcheit
Oder das Ruder bey dir im Hauſe finde, du wäreſt
Gleich auf immer verloren und ohne Nahrung und Ehre.

Aber auf dem Markte zu ſitzen, die Arme geſchlungen
Ueber dem ſchwellenden Bauch, zu hören luſtige Lieder
Unſrer Sänger, zu ſehn die Tänze der Mädchen, der Knaben
Spiele, das werde dir Pflicht, die du gelobeſt und ſchwöreſt.

So erzählte der Mann und heiter waren die Stirnen
Aller Hörer geworden und alle wünſchten des Tages,
Solche Wirthe zu finden, ja ſolche Schläge zu dulden.

Zweyte Epiſtel.

Würdiger Freund, du runzelſt die Stirn, dir ſcheinen die Scherze
Nicht am rechten Orte zu ſeyn, die Frage war ernſthaft,
Und bekennen verlangſt du die Antwort; da weiß ich, beym Himmel!
Nicht, wie eben ſich mir der Schalk im Buſen bewegte.
Doch ich fahre bedächtiger fort. Du ſagſt mir: ſo möchte
Meinetwegen die Menge ſich halten im Leben und Leſen,
Wie ſie könnte; doch denke dir nur die Töchter im Hauſe,
Die mir der kuppelnde Dichter mit allem Böſen bekannt macht.

Dem iſt leichter geholfen, verſetz' ich, als ein andrer
Denken möchte. Die Mädchen ſind gut und machen ſich gerne
Was zu ſchaffen. Da gieb nur dem einen die Schlüſſel zum Keller,
Daß es die Weine des Vaters beſorge, ſo bald ſie vom Winzer
Oder vom Kaufmann geliefert die weiten Gewölbe bereichern.
Manches zu ſchaffen hat ein Mädchen, die vielen Gefäße
Leere Fäſſer und Flaſchen in reinlicher Ordnung zu halten.
Dann betrachtet ſie oft des ſchäumenden Moſtes Bewegung,
Gießt das Fehlende zu, damit die wallenden Blaſen
Leicht die Oeffnung des Faſſes erreichen, trinkbar und helle
Endlich der edelſte Saft ſich künftigen Jahren vollende.
Unermüdet iſt ſie alsdann zu füllen, zu ſchöpfen,
Daß ſtets geiſtig der Trank und rein die Tafel belebe.

Laß der andern die Küche zum Reich, da giebt es, wahrhaftig!
Arbeit genug, das tägliche Mahl, durch Sommer und Winter,

Schmackhaft ſtets zu bereiten und ohne Beſchwerde des Beutels.
Denn im Frühjahr ſorget ſie ſchon im Hofe die Küchlein
Bald zu erziehen und bald die ſchnatternden Enten zu futtern.
Alles was ihr die Jahrszeit giebt das bringt ſie bey Zeiten
Dir auf den Tiſch und weiß mit jeglichem Tage die Speiſen
Klug zu wechſeln und reift nur eben der Sommer die Früchte,
Denkt ſie an Vorrath ſchon für den Winter. Im kühlen
Gewölbe
Gährt ihr der kräftige Kohl, und reifen im Eſſig die Gurken;
Aber die luftige Kammer bewahrt ihr die Gaben Pomonens.
Gerne nimmt ſie das Lob vom Vater und allen Geſchwiſtern.
Und mißlingt ihr etwas, dann iſt's ein größeres Unglück,
Als wenn dir ein Schuldner entläuft und den Wechſel zurücklaßt.
Immer iſt ſo das Mädchen beſchäftigt und reifet im Stillen
Häuslicher Tugend entgegen, den klugen Mann zu beglücken.
Wünſcht ſie dann endlich zu leſen, ſo wählt ſie gewißlich ein
Kochbuch,
Deren Hunderte ſchon die eifrigen Preſſen uns gaben.

Eine Schweſter beſorget den Garten, der ſchwerlich zur
Wildniß,
Deine Wohnung romantiſch und feucht zu umgeben verdammt iſt,
Sondern in zierliche Beete getheilt, als Vorhof der Küche,
Nützliche Kräuter ernährt und jugend-beglückende Früchte.
Patriarchaliſch erzeuge ſo ſelbſt dir ein kleines gedrängtes
Königreich und bevölkre dein Haus mit treuem Geſinde.
Haſt du der Töchter noch mehr, die lieber ſitzen, und ſtille
Weibliche Arbeit verrichten, da iſt's noch beſſer, die Nadel
Ruht im Jahre nicht leicht: denn noch ſo häußlich im Hauſe,
Mögen ſie öffentlich gern als müßige Damen erſcheinen.

Wie ſich das Nähen und Flicken vermehrt, das Waſchen und Biegeln

Hundertfältig ſeitdem in weißer arkadiſcher Hülle
Sich das Mädchen gefällt, mit langen Röcken und Schleppen
Gaſſen kehret und Gärten, und Staub erreget im Tanzſaal.
Wahrlich! wären wir nur der Mädchen ein Dutzend im Hauſe,
Niemals wär' ich verlegen um Arbeit, ſie machen ſich Arbeit
Selber genug, es ſollte kein Buch im Laufe des Jahres
Ueber die Schwelle mir kommen, vom Bücherverleiher geſendet.

Epigramme.

Venedig 1790.

1.

Sarkophagen und Urnen verzierte der Heide mit Leben.
Faunen tanzen umher, mit der Bachantinnen Chor
Machen ſie bunte Reihe; der ziegengefüßete Pausback
Zwingt den heiſeren Ton wild aus dem ſchmetternden Horn.
Pymbeintrommeln erklingen; wir ſehen und hören den Marmor.
Flatternde Vögel, wie ſchmeckt herrlich dem Schnabel die Frucht!
Euch verſcheuchet kein Lärm, noch weniger ſcheucht er den Amor,
Der in dem bunten Gewühl erſt ſich der Fackel erfreut.
So überwältiget Fülle den Tod; und die Aſche da drinnen
Scheint, im ſtillen Bezirk, noch ſich des Lebens zu freun.
So umgebe denn ſpät den Sarkophagen des Dichters
Dieſe Rolle, von ihm reichlich mit Leben geſchmückt.

2.

Kaum an dem blaueren Himmel erblickt' ich die glänzende Sonne,
Reich, vom Felſen herab, Epheu zu Kränzen geſchmückt,
Sah den emſigen Winzer die Rebe der Pappel verbinden,
Ueber die Wiege Virgils kam mir ein laulicher Wind:
Da geſellten die Muſen ſich gleich zum Freunde; wir pflogen
Abgeriſſ'nes Geſpräch, wie es den Wanderer freut.

3.

Immer halt' ich die Liebſte begierig im Arme geſchloſſen,
Immer drängt ſich mein Herz feſt an den Buſen ihr an,
Immer lehnet mein Haupt an ihren Knieen, ich blicke
Nach dem lieblichen Mund, ihr nach den Augen hinauf.

Weichling! ſchölte mich einer, und ſo verbringſt du die Tage?
Ach, ich verbringe ſie ſchlimm! Höre nur, wie mir geſchieht!
Leider wend' ich den Rüken der einzigen Freude des Lebens;
Schon den zwanzigſten Tag ſchleppt mich der Wagen dahin.
Vetturine trotzen mir nun, es ſchmeichelt der Kämm'rer,
Und der Bediente vom Platz ſinnet auf Lügen und Trug.
Will ich ihnen entgehn, ſo faßt mich der Meiſter der Poſten,
Poſtillone ſind Herrn, dann die Degane dazu!
„Ich verſtehe dich nicht! du widerſprichſt dir! du ſchieneſt
Paradieſiſch zu ruhn, ganz, wie Rinaldo, beglückt.“
Ach! ich verſtehe mich wohl: es iſt mein Körper auf Reiſen,
Und es ruhet mein Geiſt ſtets der Geliebten im Schooß.

4.

Das iſt Italien, das ich verließ. Noch ſtäuben die Wege,
Noch iſt der Fremde geprellt, ſtell' er ſich, wie er auch will.
Deutſche Redlichkeit ſuchſt du in allen Winkeln vergebens;
Leben und Weben iſt hier, aber nicht Ordnung und Zucht;
Jeder ſorgt nur für ſich, mißtraut dem andern, iſt eitel,
Und die Meiſter des Staats ſorgen nur wieder für ſich.
Schön iſt das Land; doch, ach! Fauſtinen find' ich nicht wieder.
Das iſt Italien nicht mehr, das ich mit Schmerzen verließ.

5.

In der Gondel lag ich geſtreckt und fuhr durch die Schiffe,
Die in dem groſſen Kanal, viele befrachtete, ſtehn.
Mancherley Waare findeſt du da für manches Bedürfniß,
Weizen, Wein und Gemüs, Scheite wie leichtes Geſträuch.
Pfeilſchnell drangen wir durch; da traf ein verlorener Lorbeer
Derb mir die Wangen. Ich rief: Daphne, verletzeſt du mich?

Lohn erwartet' ich eher! Die Nymphe lispelte lächelnd:
Dichter sind'gen nicht schwer! leicht ist die Strafe. Nur zu!

6.

Seh' ich den Pilgrim, so kann ich mich nie der Thränen enthalten.
O, wie beseliget uns Menschen ein falscher Begriff!

7.

Eine Liebe hatt' ich, sie war mir lieber als alles!
Aber ich hab' sie nicht mehr! Schweig', und ertrag' den Verlust.

8.

Diese Gondel vergleich' ich der sanft einschaukelnden Wiege,
Und das Kästchen darauf scheint ein geräumiger Sarg.
Recht so! Zwischen der Wieg' und dem Sarg wir schwanken und schweben,
Auf dem großen Kanal sorgles durch's Leben dahin.

9.

Feierlich sehn wir neben dem Doge den Nuncius gehen
Sie begraben den Herrn, einer versiegelt den Stein.
Was der Doge sich denkt, ich weiß es nicht; aber der Andre
Lächelt über den Ernst dieses Gepränges gewiß.

10.

Warum treibt sich das Volk so, und schreit? Es will sich ernähren,
Kinder zeugen, und die nähren, so gut es vermag.
Merke dir, Reisender, das, und thue zu Hause desgleichen!
Weiter bringt es kein Mensch, stell' er sich, wie er auch will.

11.

Wie ſie klingeln, die Pfaffen! Wie angelegen ſie's machen,
Daß man komme, nur ja plappre, wie geſtern ſo heut!
Scheltet mir nicht die Pfaffen; ſie kennen des Menſchen Bedürfniß!
Denn wie iſt er beglückt, plappert er morgen wie heut!

12.

Mache der Schwärmer ſich Schüler, wie Sand am Meere, der Sand iſt
Sand; die Perle ſey mein, du, o vernünftiger Freund.

13.

Süß den ſproſſenden Klee mit weichlichen Füßen im Frühling,
Und die Wolle des Lamms taſten mit zärtlicher Hand;
Süß voll Blüthen zu ſehn die neulebendigen Zweige,
Dann das grünende Laub locken mit ſehnendem Blick.
Aber ſüßer, mit Blumen dem Buſen der Schäferinn ſchmeicheln;
Und dieß vielfache Glück läßt mich entbehren der May.

14.

Dieſem Ambos vergleich' ich das Land, den Hammer dem Herrſcher,
Und dem Volke das Blech, das in der Mitte ſich krümmt.
Wehe dem armen Blech! wenn nur willkührliche Schläge
Ungewiß treffen, und nie fertig der Keſſel erſcheint.

15.

Schüler macht ſich der Schwärmer genug, und rühret die Menge,
Wenn der vernünftige Mann einzelne Liebende zählt.

Wunderthätige Bilder ſind meiſt nur ſchlechte Gemählde:
Werke des Geiſt's und der Kunſt ſind für den Pöbel nicht da.

16.

Mache zum Herrſcher ſich der, der ſeinen Vortheil verſtehet:
Doch wir wählten uns den, der ſich auf unſern verſteht.

17.

Noth lehrt beten, man ſagt's; will einer es lernen, er gehe
Nach Italien! Noth findet der Fremde gewiß.

18.

Welch ein heftig Gedränge nach dieſem Laden! wie emſig
Wägt man, empfängt man das Geld, reicht man die Waare dahin!
Schnupftaback wird hier verkauft. Das heißt ſich ſelber erkennen!
Nieswurz holt ſich das Volk, ohne Verordnung und Arzt.

19.

Jeder Edle Venedigs kann Doge werden, das macht ihn
Gleich als Knaben ſo fein, eigen, bedächtig und ſtolz.
Darum ſind die Oblaten ſo zart im katholiſchen Welſchland;
Denn aus demſelbigen Teig weihet der Prieſter den Gott.

20.

Ruhig am Arſenal ſtehn zwey altgriechiſche Löwen,
Klein wird neben dem Paar Pforte, wie Thurm und Kanal.
Käme die Mutter der Götter herab, es ſchmiegten ſich beide
Vor den Wagen, und ſie freute ſich ihres Geſpanns.
Aber nun ruhen ſie traurig; der neue geflügelte Kater
Schnurrt überall, und ihn nennet Venedig Patron.

21.

Emſig wallet der Pilger! und wird er den Heiligen finden?
Hören und ſehen den Mann, welcher die Wunder gethan?
Nein, es führte die Zeit ihn hinweg: du findeſt nur Reſte,
Seinen Schedel, ein Paar ſeiner Gebeine verwahrt.
Pilgrimme ſind wir alle, die wir Italien ſuchen;
Nur ein zerſtreutes Gebein ehren wir gläubig und froh.

22.

Jupiter Pluvius, heut erſcheinſt du ein freundlicher Dämon;
Denn ein vielfach Geſchenk giebſt du in Einem Moment:
Giebſt Venedig zu trinken, dem Lande grünendes Wachsthum;
Manches kleine Gedicht giebſt du dem Büchelchen hier.

23.

Gieße nur, tränke nur fort die rothbemäntelten Fröſche,
Wäſſ're das durſtende Land, daß es es uns Broccoli ſchickt.
Nur durchwäſſ're mir nicht dieß Büchlein; es ſey mir ein Fläſchchen
Reinen Araks, und Punſch mache ſich jeder nach Luſt.

24.

Sanct Johannes im Koth heißt jene Kirche; Venedig
Nenn' ich mit doppeltem Recht heute Sanct Marcus im Koth.

25.

Haſt du Bajä geſehn, ſo kennſt du das Meer und die Fiſche.
Hier iſt Venedig; du kennſt nun auch den Pfuhl und den Freſch.

26.

Schläfst du noch immer? Nur still, und laß mich ruhen; erwach' ich,
Nun, was soll ich denn hier? Breit ist das Bette, doch leer.
Ist überall ja doch Sardinien, wo man allein schläft;
Tibur, Freund, überall, wo dich die Liebliche weckt.

27.

Alle neun, sie winkten mir oft, ich meyne die Musen;
Doch ich achtet' es nicht, hatte das Mädchen im Schooß.
Nun verließ ich mein Liebchen; mich haben die Musen verlassen,
Und ich schielte, verwirrt, suchte nach Messer und Strick.
Doch von Göttern ist voll der Olymp; du kamst mich zu retten,
Langeweile! du bist Mutter der Musen gegrüßt.

28.

Welch ein Mädchen ich wünsche zu haben? ihr fragt mich.
Ich hab sie,
Wie ich sie wünsche, das heißt, dünkt mich, mit wenigem viel.
An dem Meere ging ich, und suchte mir Muscheln. In einer
Fand ich ein Perlchen; es bleibt nun mir am Herzen verwahrt.

29.

Vieles hab' ich versucht, gezeichnet, in Kupfer gestochen,
Oel gemahlt, in Thon hab' ich auch manches gedruckt,
Unbeständig jedoch, und nichts gelernt noch geleistet;
Nur ein einzig Talent bracht' ich der Meisterschaft nah:
Deutsch zu schreiben. Und so verderb' ich unglücklicher Dichter
In dem schlechtesten Stoff leider nun Leben und Kunst.

30.

Schöne Kinder tragt ihr, und ſteht mit verdeckten Geſichtern,
Bettelt: das heißt, mit Macht reden aus männliche Herz.
Jeder wünſcht ſich ein Knäbchen, wie ihr das dürftige zeiget,
Und ein Liebchen, wie man's unter dem Schleyer ſich denkt.

31.

Das iſt dein eigenes Kind nicht, worauf du betteliſt, und rührſt mich:
O, wie rührt mich erſt die, die mir mein eigenes bringt!

32.

Warum leckſt du dein Mäulchen, indem du mir eilig begegneſt?
Wohl, dein Züngelchen ſagt mir, wie geſprächig es ſey.

33.

Sämmtliche Künſte lernt und treibet der Deutſche; zu jeder
Zeigt er ein ſchönes Talent, wenn er ſie ernſtlich ergreift.
Eine Kunſt nur treibt er, und will ſie nicht lernen, die Dichtkunſt.
Darum pfuſcht er auch ſo; Freunde, wir haben's erlebt.

34. a)

Oft erklärtet ihr euch als Freunde des Dichters, ihr Götter.
Gebt ihm auch, was er bedarf! Mäßiges braucht er, doch viel:
Erſtlich freundliche Wohnung, dann leidlich zu eſſen, zu trinken
Gut: der Deutſche verſteht ſich auf den Nektar, wie ihr.
Dann geziemende Kleidung und Freunde, vertraulich zu ſchwatzen;
Dann ein Liebchen des Nachts, das ihn von Herzen begehrt.
Dieſe fünf natürlichen Dinge verlang' ich vor allem.
Gebet mir ferner dazu Sprachen, die alten und neu'n,

Daß ich der Völker Gewerb' und ihre Geſchichten vernehme;
Gebt mir ein reines Gefühl, was ſie in Künſten gethan.
Anſehn gebt mir im Volke, verſchafft bey Mächtigen Einfluß,
Oder was ſonſt noch bequem unter den Menſchen erſcheint;
Gut — ſchon dank' ich euch, Götter; ihr habt den glücklichſten Menſchen
Chſtens fertig: denn ihr gönntet das meiſte mir ſchon.

34. b)

Klein iſt unter den Fürſten Germaniens freylich der meine,
Kurz und ſchmal iſt ſein Land, mäßig nur, was er vermag.
Aber ſo wende nach innen, ſo wende nach außen die Kräfte
Jeder; da wär' ein Feſt Deutſcher mit Deutſchen zu ſeyn.
Doch was prieſeſt du ihn, den Thaten und Werke verkünden?
Und beſtechen erſchien deine Verehrung vielleicht;
Denn mir hat er gegeben, was Große ſelten gewähren,
Neigung, Muße, Vertraun, Felder und Garten und Haus.
Niemand braucht' ich zu danken als ihm, und manches bedurft' ich,
Der ich mich auf den Erwerb ſchlecht, als ein Dichter, verſtand.
Hat mich Europa gelobt, was hat mir Europa gegeben?
Nichts! Ich habe, wie ſchwer! meine Gedichte bezahlt.
Deutſchland ahmte mich nach, und Frankreich mochte mich leſen.
England! freundlich empfingſt du den zerrütteten Gaſt.
Doch was fördert es mich, daß auch ſogar der Chineſe
Mahlet, mit ängſtlicher Hand, Werthern und Lotten auf Glas?
Niemals frug ein Kaiſer nach mir, es hat ſich kein König
Um mich bekümmert, und Er war mir Auguſt und Mäzen.

35.

Eines Menſchen Leben, was iſt's? Doch Tauſende können
Reden über den Mann, was er und wie er's gethan.
Weniger iſt ein Gedicht; doch können es Tauſend genießen,
Tauſende tadeln. Mein Freund, lebe nur, dichte nur fort.

36.

Müde war ich geworden, nur immer Gemählde zu ſehen,
Herrliche Schätze der Kunſt, wie ſie Venedig bewahrt.
Denn auch dieſer Genuß verlangt Erholung und Muße;
Nach lebendigem Reiz ſuchte mein ſchmachtender Blick.
Gauklerin'! da erſah ich in dir zu den Pürkchen das Urbild,
Wie ſie Johannes Bellin reizend mit Flügeln gemahlt,
Wie ſie Paul Veroneſe mit Bechern dem Bräutigam ſendet,
Deſſen Gäſte, getäuſcht, Waſſer genießen für Wein.

37.

Wie, von der künſtlichſten Hand geſchnitzt, das liebe Figürchen,
Weich und ohne Gebein, wie die Moluska nur ſchwimmt!
Alles iſt Glied, und alles Gelenk, und alles gefällig,
Alles nach Maſen gebaut, alles nach Willkühr bewegt.
Menſchen hab' ich gekannt, und Thiere ſo Vögel als Fiſche,
Manches beſondre Gewürm, Wunder der großen Natur;
Und doch ſtaun' ich dich an, Bettine, liebliches Wunder,
Die du alles zugleich biſt, und ein Engel dazu.

38.

Kehre nicht, liebliches Kind, die Beinchen hinauf zu dem Himmel;
Jupiter ſieht dich, der Schalk, und Ganymed iſt beſorgt.

39.

Wende die Füßchen zum Himmel nur ohne Sorge! Wir ſtrecken
Arme betend empor; aber nicht ſchuldlos, wie du.

40.

Seitwärts neigt ſich dein Hälschen. Iſt das ein Wunder?
Es träget
Oft dich Ganze; du biſt leicht, nur dem Hälschen zu ſchwer.
Mir iſt ſie gar nicht zuwider die ſchiefe Stellung des Köpfchens;
Unter ſchönerer Laſt beugte kein Nacken ſich je.

41.

So verwirret mit dumpf willkührlich verwebten Geſtalten,
Hölliſch und trübe geſinnt, Breughel den ſchwankenden Blick;
So zerrüttet auch Dürer mit apokalyptiſchen Bildern,
Menſchen und Grillen zugleich, unſer geſundes Gehirn;
So erreget ein Dichter, von Sphinxen, Sirenen, Centauren
Singend mit Macht Neugier in dem verwunderten Ohr;
So beweget ein Traum den Sorglichen, wenn er zu greifen,
Vorwärts glaubet zu gehn, alles veränderlich ſchwebt:
So verwirrt uns Bettine, die holden Glieder verwechſelnd;
Doch erfreut ſie uns gleich, wenn ſie die Sohlen betritt.

42.

Gern überſchreit' ich die Gränze, mit kreiter Kreide gezogen.
Macht ſie Bettegha, das Kind, drängt ſie mich artig zurück.

43.

„Ach! mit dieſen Seelen, was macht er? Jeſus Maria!
„Bündelchen Wäſche ſind das, wie man zum Brunnen ſie trägt.

„Wahrlich, ſie fällt! Ich halt' es nicht aus! Komm, gehn wir! Wie zierlich!
„Sieh nur, wie ſieht ſie! nie leicht! Alles mit Lächeln und Luſt!"
Altes Weib, du bewunderſt mit Recht Bettinen; du ſcheinſt mir
Jünger zu werden und ſchön, da dich mein Liebling erfreut.

44.

Alles ſeh' ich ſo gerne von dir; doch ſeh' ich am liebſten,
Wenn der Vater behend über dich ſelber dich wirft,
Du dich im Schwung überſchlägſt und, nach dem tödtlichen Sprunge,
Wieder ſtehſt und läufſt, eben ob nichts wär' geſchehn.

45.

Schon entrunzelt ſich jedes Geſicht; die Furchen der Mühe,
Sorgen und Armuth fliehn, Glückliche glaubt man zu ſehn.
Dir erweicht ſich der Schiffer, und klopft dir die Wange; der Seckel
Thut ſich dir kärglich zwar, aber er thut ſich doch auf,
Und der Bewohner Venedigs entfaltet den Mantel, und reicht dir,
Eben als flehteſt du laut bey den Miraleln Antons,
Bey des Herrn fünf Wunden, dem Herzen der ſeligſten Jungfrau,
Bey der feurigen Qual, welche die Seelen durchfegt.
Jeder kleine Knabe, der Schiffer, der Höle, der Bettler
Drängt ſich, und freut ſich bey dir, daß er ein Kind iſt, wie du.

46.

Dichten iſt ein luſtig Metier; nur ſind ich es theuer:
Wie dieß Büchlein mir wächſt, gehn die Zechinen mir fort.

47.

„Welch ein Wahnsinn ergriff die Müßigen? Hältst du nicht inne?
Wird dies Mädchen ein Buch? Stimme was Klügeres an!“
Wartet, ich singe die Könige bald, die Großen der Erde,
Wenn ich ihr Handwerk einst besser begreife, wie jetzt.
Doch Bettinen sing' ich indeß; denn Gaukler und Dichter
Sind gar nahe verwandt, suchen und finden sich gern.

48.

Böcke, zur Linken mit euch! so ordnet künftig der Richter:
Und ihr Schäfchen, ihr sollt ruhig zur Rechten mir stehn!
Wohl! Doch eines ist noch von ihm zu hoffen; dann sagt er:
Seyd, Vernünftige, mir grad' gegenüber gestellt.

49.

Wißt ihr, wie ich gewiß zu Hunderten euch Epigramme
Fertige? Führet mich nur weit von der Liebsten hinweg.

50.

Alle Freiheits-Apostel, sie waren mir immer zuwider;
Willkühr suchte doch nur jeder am Ende für sich.
Willst du viele befrein, so wag' es, vielen zu dienen!
Wie gefährlich das sey; willst du es wissen? versuch's.

51.

Könige wollen das Gute, die Demagogen desgleichen,
Sagt man; doch irren sie sich: Menschen, ach, sind sie,
wie wir.
Nie gelingt es der Menge, für sich zu wollen; wir wissens:
Doch wer versiehet für uns Alle zu wollen? Er zeig's.

52.

Jeglichen Schwärmer ſchlagt mir an's Kreuz im dreyßigſten Jahre;
Kennt er nur einmal die Welt, wird der Betrogne der Scheim.

53.

Frankreichs traurig Geſchick, die Großen mögen's bedenken;
Aber bedenken fürwahr ſollen es Kleine noch mehr.
Große gingen zu Grunde: doch wer beſchüzte die Menge
Gegen die Menge? Da war Menge der Menge Tyrann.

54.

Tolle Zeiten hab' ich erlebt, und hab' nicht ermangelt
Selbſt auch thöricht zu ſeyn, wie es die Zeit mir gebot.

55.

Sage, thun wir nicht recht? Wir müſſen den Pöbel betrügen.
Sieh nur, wie ungeſchickt, ſieh nur, wie wild er ſich zeigt!
Ungeſchickt und wild ſind alle rohen Betrognen;
Seyd nur redlich, und ſo führt ihn zum Menſchlichen an.

56.

Fürſten prägen ſo oft auf kaum verſilbertes Kupfer
Ihr bedeutendes Bild; lange betrügt ſich das Volk.
Schwärmer prägen den Stempel des Geiſt's auf Lügen und Unſinn;
Wem der Probierſtein fehlt, hält ſie für redliches Gold.

57.

Jene Menſchen ſind toll, ſo ſagt ihr von heftigen Sprechern,
Die wir in Frankreich laut hören auf Straßen und Markt.

Mir auch ſcheinen ſie toll; doch redet ein Toller in Freiheit
Weiſe Sprüche, wenn, ach! Weisheit im Sklaven verſtummt.

58.

Lange haben die Großen der Franzen Sprache geſprochen,
Halb nur geachtet den Mann, dem ſie vom Munde nicht floß.
Nun lallt alles Volk entzückt die Sprache der Franken.
Zürnet, Mächtige, nicht! was ihr verlangtet, geſchieht.

59.

„Seyd nicht ſo frech, Epigramme!" Warum nicht? Wir ſind nur
Ueberſchriften; die Welt hat die Kapitel des Buchs.

60.

Wie dem hohen Apoſtel ein Tuch voll Thiere gezeigt ward,
Rein und unrein, zeigt, Lieber, das Büchlein ſich dir.

61.

Ein Epigramm, ob es gut ſey? Kannſt du's entſcheiden?
Weiß man doch eben nicht ſtets, was er ſich dachte, der Schalk.

62.

Um ſo gemeiner es iſt, und näher dem Neide, der Mißgunſt;
Um ſo eher begreifſt du das Gedichtchen gewiß.

63.

Chloe ſchwöret, ſie liebt mich; ich glaub's nicht. Aber ſie liebt dich!
Sagt mir ein Kenner. Schon gut; glaubt' ich's, da wär' es vorbei.

64.

Niemand liebſt du, und mich, Philarchos, liebſt du ſo heftig.
Iſt denn kein anderer Weg mich zu bezwingen, als der?

65.

Iſt denn ſo groß das Geheimniß, was Gott und der Menſch und die Welt ſey?
Nein! Doch niemand hört's gerne; da bleibt es geheim.

66.

Vieles kann ich ertragen. Die meiſten beſchwerlichen Dinge
Duld' ich mit ruhigem Muth, wie es ein Gott mir gebeut.
Wenige ſind mir jedoch wie Gift und Schlange zuwider;
Viere: Rauch des Tabacks, Wanzen und Knoblauch und †.

67.

Längſt ſchon hätt' ich euch gern von jenen Thierchen geſprochen,
Die ſo zierlich und ſchnell fahren dahin und daher.
Schlängelchen ſcheinen ſie gleich, doch viergefüßet; ſie laufen,
Kriechen und ſchleichen, und leicht ſchleppen die Schwänzchen ſie nach.
Seht, hier ſind ſie! und hier! Nun ſind ſie verſchwunden! Wo ſind ſie?
Welche Ritze, welch Kraut nahm die Entfliehenden auf?
Wollt ihr mir's künftig erlauben, ſo nenn' ich die Thierchen Lacerten;
Denn ich brauche ſie noch oft als gefälliges Bild.

68.

Wer Lacerten geſehn, der kann ſich die zierlichen Mädchen
Denken, die über den Platz fahren dahin und daher.

Schnell und beweglich ſind ſie, und gleiten, ſtehen und ſchwatzen,
Und es rauſcht das Gewand hinter den Eilenden drein.
Sieh, hier iſt ſie! und hier! verlierſt du ſie einmal, ſo ſuchſt du
Sie vergebens; ſo bald kommt ſie nicht wieder hervor.
Wenn du aber die Winkel nicht ſcheuſt, nicht Gäßchen und Treppchen,
Folg' ihr, wie ſie dich lockt, in die Spelunke hinein.

69.

Was Spelunke nun ſey, verlangt ihr zu wiſſen? Da wird ja
Faſt zum Lexikon dies epigrammatiſche Buch.
Dunkele Häuſer ſind's in engen Gäßchen; zum Kaffee
Führt dich die Schöne, und ſie zeigt ſich geſchäftig, nicht du.

70.

Zwey der feinſten Lacerten, ſie hielten ſich immer zuſammen;
Eine beynahe zu groß, eine beynahe zu klein.
Siehſt du beide zuſammen, ſo wird die Wahl dir unmöglich;
Jede beſonders, ſie ſchien einzig die Schönſte zu ſeyn.

71.

Heilige Leute, ſagt man, ſie wollten beſonders dem Sünder
Und der Sünderinn wohl. Geht's mir doch eben auch ſo.

72.

Wär' ich ein häusliches Weib, und hätte, was ich bedürfte,
Treu ſeyn wollt' ich und frey, herzen und küſſen den Mann.
So ſang, unter andern gemeinen Liedern, ein Dirnchen
Mir in Venedig, und nie hört' ich ein frömmer Gebet.

73.

Wundern kann es mich nicht, daß Menſchen die Hunde ſo lieben;
Denn ein erbärmlicher Schuft iſt, wie der Menſch, ſo der Hund.

74.

Frech wohl bin ich geworden; es iſt kein Wunder. Ihr Götter
Wißt, und wißt nicht allein, daß ich auch fromm bin und treu.

75.

Haſt du nicht gute Geſellſchaft geſehn? Es zeigt uns dein Büchlein
Faſt nur Gaukler und Volk, ja was noch niedriger iſt.
Gute Geſellſchaft hab' ich geſehn; man neunt ſie die gute,
Wenn ſie zum kleinſten Gedicht keine Gelegenheit giebt.

76.

Was mit mir das Schickſal gewollt? Es wäre verwegen,
Das zu fragen; denn meiſt will es mit vielen nicht viel.
Einen Dichter zu bilden, die Abſicht wär' ihm gelungen,
Hätte die Sprache ſich nicht unüberwindlich gezeigt.

77.

Mit Botanik giebſt du dich ab? mit Optik? Was thuſt du?
Iſt es nicht ſchönrer Gewinn, rühren ein zärtliches Herz?
Ach, die zärtlichen Herzen! ein Pfuſcher vermag ſie zu rühren;
Sey es mein einziges Glück, dich zu berühren, Natur!

78.

Weiß hat Newton gemacht aus allen Farben. Gar manches
Hat er euch weis gemacht, das ihr ein Selulum glaubt.

79.

„Alles erklärt ſich wohl, ſo ſagt mir ein Schüler, aus jenen
Theorien, die uns weislich der Meiſter gelehrt.“
Habt ihr einmal das Kreuz von Holze tüchtig gezimmert,
Paſſt ein lebendiger Leib freylich zur Strafe daran.

80.

Wenn auf beſchwerlichen Reiſen ein Jüngling zur Liebſten
ſich windet,
Hab' er dieß Büchlein; es iſt reizend und tröſtlich zugleich.
Und erwartet dereinſt ein Mädchen den Liebſten, ſie halte
Dieſes Büchlein, und nur, kommt er, ſo werfe ſie's weg.

81.

Gleich den Winken des Mädchens, des eilenden, welche verſtohlen
Im Vorbeygehn nur freundlich mir ſtreifet den Arm,
So vergönnt, ihr Muſen, dem Reiſenden kleine Gedichte:
O, behaltet dem Freund größere Gunſt noch bevor!

82.

Wenn in Wolken und Dünſte verhüllt, die Sonne nur trübe
Stunden ſendet; wie ſtill wandeln die Pfade wir fort!
Dränget Regen den Wandrer; wie iſt uns des ländlichen Daches
Schirm willkommen! Wie ſanft ruht ſich's in ſtürmiſcher Nacht!
Aber die Göttinn kehret zurück! ſchnell ſcheuche die Nebel
Von der Stirne hinweg; gleiche der Mutter Natur!

83.

Willſt du mit reinem Gefühl der Liebe Freuden genießen,
O, laß Frechheit und Ernſt ferne vom Herzen dir ſeyn.

Die will Amorn verjagen, und der gedenkt ihn zu feſſeln;
Beiden das Gegentheil lächelt der ſchelmiſche Gott.

34.

Göttlicher Morpheus, umſonſt bewegſt du die lieblichen Mohne;
Bleibt das Auge doch wach, wenn mir es Amor nicht ſchließt.

35.

Liebe flößeſt du ein, und Begier; ich fühl' es, und brenne.
Liebenswürdige, nun flöße Vertrauen mir ein.

36.

Ha! ich kenne dich, Amor, ſo gut als einer! Da bringſt du
Deine Fackel, und ſie leuchtet im Dunkel uns vor.
Aber du führeſt uns bald verworrene Pfade; wir brauchten
Deine Fackel erſt recht, ach! und die Falſche erliſcht.

37.

Eine einzige Nacht an deinem Herzen! — das andre
Giebt ſich. Es trennet uns noch Amor in Nebel und Nacht.
Ja, ich erlebe den Morgen, an dem Aurora die Freunde
Buſen an Buſen belauſcht, Phöbus, der Frühe, ſie weckt.

38.

Iſt es dir Ernſt, ſo zaudre nun länger nicht; mache mich glücklich!
Wollteſt du ſcherzen? Es ſey, Liebchen, des Scherzes genug.

39.

Daß ich ſchweige, verdrießt dich? Was ſoll ich reden? Du merkeſt
Auf der Seufzer, des Blicks leiſe Beredſamkeit nicht.

Eine Göttinn vermag der Lippe Siegel zu löſen;
Nur Aurora, ſie weckt einſt dir am Buſen mich auf.
Ja, dann töne mein Hymnus den frühen Göttern entgegen,
Wie das Memnoniſche Bild lieblich Geheimniſſe ſang.

90.

Welch ein luſtiges Spiel! es windet am Faden die Scheibe,
Die von der Hand entfloh, eilig ſich wieder herauf!
Seht, ſo ſchein ich mein Herz bald dieſer Schönen, bald jener
Zuzuwerfen; doch gleich kehrt es im Fluge zurück.

91.

O, wie achtet' ich ſonſt auf alle Zeiten des Jahres;
Grüßte den kommenden Lenz, ſehnte dem Herbſte mich nach!
Aber nun iſt nicht Sommer noch Winter, ſeit mich Beglückten
Amors Fittig bedeckt, ewiger Frühling umſchwebt.

92.

Sage, wie lebſt du? Ich lebe! und wären hundert und hundert
Jahre dem Menſchen gegönnt, wünſcht' ich mir morgen,
wie heut.

93.

Götter, wie ſoll ich euch danken! Ihr habt mir alles gegeben,
Was der Menſch ſich erfleht; nur in der Regel faſt nichts.

94.

In der Dämmrung des Morgens den höchſten Gipfel erklimmen,
Frühe den Boten des Tags grüßen, dich freundlichen Stern,
Ungeduldig die Blicke der Himmelsfürſtinn erwarten,
Wonne des Jünglings, wie oft lockteſt du Nachts mich heraus!

Nun erſcheint ihr mir, Boten des Tags, ihr himmliſchen Augen
Meiner Geliebten, und ſtets kommt mir die Sonne zu früh.

95.

Du erſtaunſt, und zeigſt mir das Meer; es ſcheinet zu brennen.
Wie bewegt ſich die Fluth flammend um's nächtliche Schiff!
Mich verwundert es nicht; das Meer gebar Aphroditen,
Und entſprang nicht aus ihr uns eine Flamme, der Sohn?

96.

Glänzen ſah ich das Meer, und blinken die liebliche Welle;
Friſch mit günſtigem Wind zogen die Segel dahin.
Keine Sehnſucht fühlte mein Herz; es wendete rückwärts,
Nach dem Schnee des Gebirgs, bald ſich der ſchmachtende Blick.
Südwärts liegen der Schätze, wie viel! Doch einer im Norden
Zieht, ein großer Magnet, unwiderſtehlich zurück.

97.

Ach! mein Mädchen verreiſ't! Sie ſteigt zu Schiffe! — Mein König,
Aeolus! mächtiger Fürſt! halte die Stürme zurück!
Thörichter! ruft mir der Gott: befürchte nicht wüthende Stürme;
Fürchte den Hauch, wenn ſanft Amor die Flügel bewegt!

98.

Arm und kleiderlos war, als ich ſie geworben, das Mädchen;
Damals gefiel ſie mir nackt, wie ſie mir jetzt noch gefällt.

99.

Oftmals hab' ich geirrt, und habe mich wieder gefunden,
Aber glücklicher nie; nun iſt dies Mädchen mein Glück!

Iſt auch dieſes ein Irrthum, ſo ſchont mich, ihr klügeren Götter,
Und benehmt mir ihn erſt drüben am kalten Geſtad.

100.

Traurig, Midas, war dein Geſchick; in bebenden Händen
Fühlteſt du, hungriger Greis, ſchwere verwandelte Koſt.
Mir, im ähnlichen Fall, geht's luſtiger; denn was ich berühre,
Wird mir unter der Hand gleich ein bebendes Gedicht.
Holde Muſen, ich ſträube mich nicht; nur daß ihr mein Liebchen,
Drück' ich es feſt an die Bruſt, nicht mir zum Mährchen verkehrt!

101.

Ach, mein Hals iſt ein wenig geſchwollen! ſo ſagte die Beſte
Aengſtlich. — Stille, mein Kind! ſtill! und vernehme das Wort:
Dich hat die Hand der Venus berührt; ſie deutet dir leiſe,
Daß ſie das Körperchen bald, ach! unaufhaltſam verſtellt.
Bald verdirbt ſie die ſchlanke Geſtalt, die zierlichen Brüſtchen.
Alles ſchwillt nun; es paßt nirgend das neuſte Gewand.
Sey nur ruhig! Es deutet die fallende Blüthe dem Gärtner,
Daß die liebliche Frucht ſchwellend im Herbſte gedeiht.

102.

Wonniglich iſt's, die Geliebte verlangend im Arme zu halten,
Wenn ihr klopfendes Herz Liebe zuerſt dir geſteht.
Wonniglicher, das Pochen des Neulebendigen fühlen,
Das in dem lieblichen Schooß immer ſich nährend bewegt.
Schon verſucht es die Sprünge der raſchen Jugend; es klopfet
Ungeduldig ſchon an, ſehnt ſich nach himmliſchem Licht.
Harre noch wenige Tage! Auf allen Pfaden des Lebens
Führen die Feren dich ſtreng, wie es das Schickſal gebeut.

Widerfahre dir, was dir auch will, du wachsender Liebling
Liebe bildete dich; werde dir Liebe zu Theil!

103.

Und so tändelt' ich mir, von allen Freunden geschieden,
In der neptunischen Stadt Tage wie Stunden hinweg.
Alles, was ich erfuhr, ich würzt' es mit süßer Erinn'rung
Würzt' es mit Hoffnung; sie sind lieblichste Würzen der Welt.

Weissagungen des Bakis.

1.

Wahnſinn ruft man dem Calchas, und Wahnſinn ruft man Caſſandren,
Eh' man nach Ilion zog, wenn man von Ilion kommt.
Wer kann hören das Morgen und Uebermorgen? Nicht Einer!
Denn was geſtern und ehgeſtern geſprochen — wer hörts?

2.

Lang und ſchmal iſt ein Weg. Sobald du ihn geheſt, ſo wird er
Breiter; aber du ziehſt Schlangengewinde dir nach.
Biſt du an's Ende gekommen, ſo werde der ſchreckliche Knoten
Dir zur Blume, und du gieb ſie dem Ganzen dahin.

3.

Nicht Zukünftiges nur verkündet Vakis; auch jetzt noch
Still Verborgenes zeigt er, als ein Kundiger, an.
Wünſchelruthen ſind hier: ſie zeigen am Stamm nicht die Schätze;
Nur in der fühlenden Hand regt ſich das magiſche Reis.

4.

Wenn ſich der Hals des Schwanes verkürzt und, mit Menſchengeſichte,
Sich der prophetiſche Gaſt über den Spiegel beſtrebt;
Läßt den ſilbernen Schleyer die Schöne dem Nachen entfallen,
Ziehen dem ſchwimmenden gleich goldene Ströme ſich nach.

5.

Zweye ſeh' ich! den Groſen! ich ſeh' den Größern! die Beiden
Reiben, mit feindlicher Kraft, einer den andern ſich auf.
Hier iſt Felſen und Land, und dort ſind Felſen und Wellen!
Welcher der Größere ſey, redet die Parze nur aus.

6.

Kommt ein wandernder Fürſt auf kalter Schwelle zu ſchlafen,
Schlinge Ceres den Kranz, ſtille verflechtend, um ihn:
Dann verſtummen die Hunde; es wird ein Geyer ihn wecken,
Und ein thätiges Volk freut ſich des neuen Geſchicks.

7.

Sieben gehn verhüllt, und ſieben mit offnem Geſichte.
Jene fürchtet das Volk, fürchten die Groſen der Welt.
Aber die andern ſind's, die Verräther! von Keinem erforſchet;
Denn ihr eigen Geſicht birget, als Maske, den Schalk.

8.

Geſtern war es noch nicht, und weder heute noch morgen
Wird es, und jeder verſpricht Nachbarn und Freunden es
ſchon;
Ja, er verſpricht es den Feinden. So edel gehn wir ins neue
Säkulum hinüber, und leer bleibet die Hand und der Mund.

9.

Mänſe laufen zuſammen auf offnem Markte; der Wandrer
Kommt, auf hölzernem Fuß, vierfach und klappernd heran.
Fliegen die Tauben der Saat in gleichem Momente vorüber:
Dann iſt, Tola, das Glück unter der Erde dir hold.

10.

Einſam ſchmückt ſich, zu Hauſe, mit Gold und Seide die Jungfrau;
Nicht vom Spiegel belehrt, fühlt ſie das ſchickliche Kleid.
Tritt ſie hervor, ſo gleicht ſie der Magd; nur Einer von allen
Kennt ſie: es zeiget ſein Aug' ihr das vollendete Bild.

11.

Ja, vom Jupiter rollt ihr, mächtig ſtrömende Fluthen,
Ueber Ufer und Damm, Felder und Gärten mit fort.
Einen ſeh' ich! er ſitzt und harfenirt der Verwüſtung;
Aber der reißende Strom nimmt auch die Lieder hinweg.

12.

Mächtig biſt du! gebildet zugleich, und alles verneigt ſich,
Wenn du, mit herrlichem Zug, über den Markt dich bewegſt.
Endlich iſt er vorüber. Da liſpelt fragend ein jeder:
War denn Gerechtigkeit auch in der Tugenden Zug?

13.

Mauern ſeh' ich geſtürzt, und Mauern ſeh' ich errichtet,
Hier Gefangene, dort auch der Gefangenen viel.
Iſt vielleicht nur die Welt ein großer Kerker? und frey iſt
Wohl der Tolle, der ſich Ketten zu Kränzen erlieſt.

14.

Laß mich ruhen, ich ſchlafe. — „Ich aber wache.“ — Mit nichten! —
„Träumſt du?“ — Ich werde geliebt! — „Freylich du redeſt im Traum.“ —

Wachender, ſage, was haſt du? — „Da ſieh nur alle die Schätze!“ —
Sehen ſoll ich? Ein Schatz, wird er mit Augen geſehn?

15.

Schlüſſel liegen im Buche zerſtreut, das Räthſel zu löſen;
Denn der prophetiſche Geiſt ruft den Verſtändigen an.
Jene nenn' ich die klügſten, die leicht ſich vom Tage belehren
Laſſen, es bringt wohl der Tag Räthſel und Löſung zugleich.

16.

Auch Vergangenes zeigt euch Vakis; denn ſelbſt das Vergangne
Ruht, verblendete Welt, oft als ein Räthſel vor dir.
Wer das Vergangene kennte, der wüßte das Künftige; Beides
Schließt an Heute ſich rein, als ein Vollendetes, an.

17.

Thun die Himmel ſich auf und regnen, ſo träufelt das Waſſer
Ueber Felſen und Gras, Mauern und Bäume zugleich.
Kehret die Sonne zurück, ſo verdampfet vom Steine die Wohlthat;
Nur das Lebendige hält Gabe der Göttlichen feſt.

18.

Sag', was zählſt du? — „Ich zähle, damit ich die Zehne begreife,
Dann ein andres Zehn, Hundert und Tauſend hernach.“ —

Näher kommſt du dazu, ſobald du mir folgeſt. — „Und wie denn?“ —
Sage zur Zehne ſey zehn! Dann ſind die Tauſende dein.

19.

Haſt du die Welle geſehen, die über das Ufer einher ſchlug?
Siehe die zweyte, ſie kommt! rollet ſich ſprühend ſchon aus.
Gleich erhebt ſich die dritte! Fürwahr, du erwarteſt vergebens,
Daß die letzte ſich heut ruhig zu Füßen dir legt.

20.

Einem möcht' ich gefallen! ſo denkt das Mädchen; den Zweyten
Find' ich edel und gut, aber er reizet mich nicht.
Wäre der Dritte gewiß, ſo wäre mir dieſer der Liebſte.
Ach, daß der Unbeſtand immer das Lieblichſte bleibt!

21.

Blaß erſcheineſt du mir, und todt dem Auge. Wie rufſt du,
Aus der innern Kraft, heiliges Leben empor?
„Wär' ich dem Auge vollendet, ſo könnteſt du ruhig genießen;
Nur der Mangel erhebt über dich ſelbſt dich hinweg.“

22.

Zweymal färbt ſich das Haar; zuerſt aus dem Blonden ins Braune,
Bis das Braune ſodann ſilbergediegen ſich zeigt.
Halb errathe das Räthſel! ſo iſt die andere Hälfte
Völlig dir zu Gebot, daß du die erſte bezwingſt.

23.

Was erſchrickſt du? — „Hinweg, hinweg, mit dieſen Geſpenſtern!
Zeige die Blume mir doch; zeig' mir ein Menſchengeſicht!"
Ja, nun ſeh' ich die Blumen; ich ſehe die Menſchengeſichter. —
Aber ich ſehe dich nun ſelbſt als betrognes Geſpenſt.

24.

Einer rollet daher; es ſtehen ruhig die neune:
Nach vollendetem Lauf liegen die viere geſtreckt.
Helfen finden es ſchön, gewaltſam treffend zu wirken;
Denn es vermag nur ein Gott Kegel und Kugel zu ſeyn.

25.

Wie viel Aepfel verlangſt du für dieſe Blüthen? — „Ein Tauſend;
Denn der Blüthen ſind wohl zwanzig der tauſende hier.
Und von zwanzig nur Einen, das ſind' ich billig." — Du biſt ſchon
Glücklich, wenn du dereinſt Einen von Tauſend behältſt.

26.

Sprich, wie werd' ich die Sperlinge los? ſo ſagte der Gärtner:
Und die Raupen dazu, ferner das Käſergeſchlecht,
Maulwurf, Erdfloh, Weſpe, die Würmer, das Teufelsgezüchte? —
Laß ſie nur alle, ſo frißt einer den anderen auf.

27.

Klingeln hör' ich; es ſind die luſtigen Schlittengeläute.
Wie ſich die Thorheit doch ſelbſt in der Kälte noch rührt!
„Klingeln hörſt du? Mich deucht es iſt die eigne Kappe,
Die ſich am Ofen dir leiſ' um die Ohren bewegt."

28.

Seht den Vogel! er fliegt von einem Baume zum andern.
Naſcht mit geſchäftigem Pick unter den Früchten umher.
Frag' ihn, er plappert auch wohl, und wird dir offen verſichern,
Daß er der hehren Natur herrliche Tiefen erpickt.

29.

Eines kenn' ich verehrt, ja angebetet zu Fuße;
Auf die Scheitel geſtellt, wird es von jedem verflucht.
Eines kenn' ich, und feſt bedruckt es zufrieden die Lippe;
Doch in dem zweyten Moment iſt es der Abſcheu der Welt.

30.

Dieſes iſt es, das Höchſte, zu gleicher Zeit das Gemeinſte;
Nun das Schönſte, ſogleich auch das Abſcheulichſte nun.
Nur im Schlürfen genieße du das, und koſte nicht tiefer;
Unter dem reizenden Schaum ſinket die Neige zu Grund.

31.

Ein beweglicher Körper erfreut mich, ewig gewendet
Erſt nach Norden, und dann ernſt nach der Tiefe hinab.
Doch ein andrer gefällt mir nicht ſo; er gehorchet den Winden,
Und ſein ganzes Talent löſ't ſich in Bücklingen auf.

32.

Ewig wird er euch seyn der Eine, der sich in viele
Theilt, und Einer jedoch, ewig der einzige bleibt.
Findet in Einem die Vielen, empfindet die Viele, wie Einen;
Und ihr habt den Beginn, habet das Ende der Kunst.

Vier Jahrszeiten.

Frühling.

1.

Auf, ihr Diſtichen, friſch! Ihr muntern, lebendigen Knaben,
Reich iſt Garten und Feld! Blumen zum Kranze herbey!

2.

Reich iſt an Blumen die Flur; doch einige ſind nur dem Auge,
Andre dem Herzen nur ſchön: wähle dir, Leſer, nun ſelbſt.

3.

Roſenknoſpe, du biſt dem blühenden Mädchen gewidmet,
Die als die herrlichſte ſich, als die beſcheidenſte zeigt.

4.

Viele der Veilchen zuſammen geknüpft, das Sträußchen erſcheinet
Erſt als Blume; du biſt, häusliches Mädchen, gemeint.

5.

Eine kannt' ich, ſie war wie die Lilie ſchlank, und ihr Stolz war
Unſchuld; herrlicher hat Salomo keine geſehn.

6.

Schön erhebt ſich der Agley, und ſenkt das Köpfchen herunter.
Iſt es Gefühl? oder iſt's Muthwill? Ihr rathet es nicht.

7.

Viele duftende Glocken, o Hyacinthe, bewegſt du;
Aber die Glocken ziehn, nie die Gerüche, nicht an.

16.

Zierde wärſt du der Gärten; doch wo du erſcheineſt, da ſagſt du:
Ceres ſtreute mich ſelbſt aus, mit der goldenen Saat.

17.

Deine liebliche Kleinheit, dein holdes Auge, ſie ſagen,
Immer: Vergiß mein nicht! immer: Vergiß nur nicht mein!

18.

Schwänden dem inneren Auge die Bilder ſämmtlicher Blumen
Eleonore, dein Bild brächte das Herz ſich hervor.

Sommer.

19.

Grauſam erweiſet ſich Amor an mir! O, ſpielet, ihr Muſen,
Mit den Schmerzen, die er, ſpielend, im Buſen erregt!

20.

Manuſcripte beſitz' ich, wie kein Gelehrter noch König;
Denn mein Liebchen, ſie ſchreibt, was ich ihr dichtete, mir.

21.

Wie im Winter die Saat nur langſam keimet, im Sommer
Lebhaft treibet und reift, ſo war die Neigung zu dir.

22.

Immer war mir das Feld und der Wald, und der Fels und die Gärten
Nur ein Raum, und du machſt ſie, Geliebte, zum Ort.

23.

Raum und Zeit, ich empfind' es, ſind bloſe Formen des Anſchauns,
Da das Eachen mit dir, Liebchen, unendlich mir ſcheint.

24.

Sorge! ſie ſteiget mit dir zu Roß, ſie ſteiget zu Schiffe;
Viel zudringlicher noch packet ſich Amor uns auf.

25.

Neigung beſiegen iſt ſchwer, geſellet ſich aber Gewohnheit,
Wurzelnd, allmählig zu ihr, unüberwindlich iſt ſie.

26.

Welche Schrift ich zwey-, ja dreymal hinter einander
Lese? Das herzliche Blatt, das die Geliebte mir schreibt.

27.

Sie entzückt mich, und täuschet vielleicht. O, Dichter und Sänger,
Mimen! lerntet ihr doch meiner Geliebten was ab!

28.

Alle Freude des Dichters, ein gutes Gedicht zu erschaffen,
Fühle das liebliche Kind, das ihn begeisterte, mit.

29.

Ein Epigramm sey zu kurz, mir etwas herzliches zu sagen?
Wie, mein Geliebter, ist nicht kürzer der herzliche Kuß?

30.

Kennst du das herrliche Gift der unbefriedigten Liebe?
Es versengt und erquickt, zehret am Mark und erneut's.

31.

Kennst du die herrliche Wirkung der endlich befriedigten Liebe?
Körper verbindet sie schön, wenn sie die Geister befreyt.

32.

Das ist die wahre Liebe, die immer und immer sich gleich bleibt,
Wenn man ihr alles gewährt, wenn man ihr alles versagt.

33.

Alles wünscht' ich zu haben, um mit ihr alles zu theilen;
Alles gäb' ich dahin, wär' sie, die Einzige, mein.

34.

Kränken ein liebendes Herz, und schweigen müssen; geschärfter
Können die Qualen nicht seyn, die Rhadamant sich ersinnt.

35.

Warum bin ich vergänglich, o Zeus? so fragte die Schönheit.
Macht' ich doch, sagte der Gott, nur das Vergängliche schön.

36.

Und die Liebe, die Blumen, der Thau und die Jugend vernahmen's;
Alle gingen sie weg, weinend, von Jupiters Thron.

37.

Leben muß man und lieben; es endet Leben und Liebe.
Schnittest du, Parze, doch nur beiden die Fäden zugleich!

Herbſt.

38.

Früchte bringet das Leben dem Mann; doch hangen ſie ſelten
Roth und luſtig am Zweig, wie uns ein Apfel begrüßt.

39.

Richtet den herrſchenden Stab auf Leben und Handeln, und laſſet
Amorn, dem lieblichen Gott, doch mit der Muſe das Spiel!

40.

Lehret! es ziemet euch wohl, auch wir verehren die Sitte;
Aber die Muſe läßt nicht ſich gebieten von euch.

41.

Nimm dem Prometheus die Fackel, beleb', o Muſe, die Menſchen;
Nimm ſie dem Amor, und raſch quäl' und beglücke, wie er.

42.

Alle Schöpfung iſt Werk der Natur. Von Jupiters Throne
Zuckt der allmächtige Strahl, nährt und erſchüttert die Welt.

43.

Freunde, treibet nur alles mit Ernſt und Liebe; die beiden
Stehen dem Deutſchen ſo ſchön, den ach! ſo vieles entſtellt.

44.

Kinder werfen den Ball an die Wand, und fangen ihn wieder;
Aber ich lobe das Spiel, wirft mir der Freund ihn zurück.

45.

Immer ſtrebe zum Ganzen, und kannſt du ſelber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied ſchließ' an ein Ganzes dich an.

46.

Wär't ihr, Schwärmer, im Stande die Ideale zu faſſen,
O! ſo verehrtet ihr auch, wie ſich's gebührt, die Natur.

47.

Wem zu glauben iſt, redlicher Freund, das kann ich dir ſagen:
Glaube dem Leben; es lehrt beſſer als Redner und Buch.

48.

Alle Blüthen müſſen vergehn, daß Früchte beglücken;
Blüthen und Frucht zugleich gebet ihr Muſen allein.

50.

Schädliche Wahrheit, ich ziehe ſie vor dem nützlichen Irrthum.
Wahrheit heilet den Schmerz, den ſie vielleicht uns erregt.

51.

Schadet ein Irrthum wohl? Nicht immer; aber das Irren
Immer ſchadet's. Wie ſehr, ſieht man am Ende des Wegs.

52.

Fremde Kinder, wir lieben ſie nie ſo ſehr als die eignen;
Irrthum, das eigene Kind, iſt uns dem Herzen ſo nah.

53.

Irrthum verläßt uns nie; doch zieht ein höher Bedürfniß
Immer den ſtrebenden Geiſt leiſe zur Wahrheit hinan.

54.

Gleich ſey keiner dem Andern; doch gleich ſey jeder dem Höchſten.
Wie das zu machen? Es ſey jeder vollendet in ſich.

55.

Warum will ſich Geſchmack und Genie ſo ſelten vereinen?
Jener fürchtet die Kraft; dieſes verachtet den Zaum.

56.

Fortzupflanzen die Welt ſind alle vernünftgen Diſcurſe
Unvermögend; durch ſie kommt auch kein Kunſtwerk hervor.

57.

Welchen Leſer ich wünſche? den unbefangenſten, der mich,
Sich und die Welt vergißt, und in dem Buche nur lebt.

58.

Dieſer iſt mir der Freund, der mit mir Strebenden wandelt;
Läd't er zum Sitzen mich ein, ſtehl' ich für heute mich weg.

59.

Wie beklag' ich es tief, daß dieſe herrliche Seele,
Werth, mit zum Zwecke zu gehn, mich nur als Mittel begreift!

60.

Preiſe dem Kinde die Puppen, wofür es begierig die Groſchen
Hinwirft; wahrlich! du wirſt Krämern und Kindern ein Gott.

61.

Wie verfährt die Natur, um Hohes und Niedres im Menſchen
Zu vereinden? Sie ſtellt Eitelkeit zwiſchen hinein.

62.

Auf das empfindſame Volk hab' ich nie was gehalten; es werden,
Kommt die Gelegenheit, nur ſchlechte Geſellen daraus.

63.

Franzthum drängt in dieſen verworrenen Tagen, wie ehmals
Lutherthum es gethan, ruhige Bildung zurück.

64.

Wo Partheyen entſtehn, hält jeder ſich hüben und drüben;
Viele Jahre vergehn, eh' ſie die Mitte vereint.

65.

„Jene machen Parthey; welch unerlaubtes Beginnen!
Aber unire Parthey, freylich, verſteht ſich von ſelbſt."

66.

Willſt du, mein Sohn, frey bleiben, ſo lerne was Rechtes,
und halte
Dich genügſam, und nie blicke nach oben hinauf.

67.

Wer iſt der edlere Mann in jedem Stande? Der ſtets ſich
Neiget zum Gleichgewicht, was er auch habe voraus.

68.

Wißt ihr, wie auch der Kleine was iſt? Er mache das Kleine
Recht; der Große begehrt juſt ſo das Große zu thun.

69.

Was iſt heilig? Das iſt's, was viele Seelen zuſammen
Bindet; bänd' es auch nur leicht, wie die Binſe den Kranz.

70.

Was iſt das Heiligſte? Das, was, heut und ewig, die Geiſter,
Tiefer und tiefer gefühlt, immer nur einiger macht.

71.

Wer iſt das würdigſte Glied des Staats? Ein wackerer Bürger;
Unter jeglicher Form bleibt er der edelſte Stoff.

72.

Wer iſt denn wirklich ein Fürſt? Ich hab' es immer geſehen,
Der nur iſt wirklich Fürſt, der es vermochte zu ſeyn.

73.

Fehlet die Einſicht oben, der gute Wille von unten,
Führt ſogleich die Gewalt, oder ſie endet den Streit.

74.

Republiken hab' ich geſehn, und das iſt die beſte,
Die dem regierenden Theil Laſten, nicht Vortheil, gewährt.

75.

Bald, es kenne nur jeder den eigenen, gönne dem andern
Seinen Vortheil, ſo iſt ewiger Friede gemacht.

76.

Keiner beſcheidet ſich gern mit dem Theile, der ihm gebühret,
Und ſo habt ihr den Stoff immer und ewig zum Krieg.

77.

Zweyerley Arten giebt es, die treffende Wahrheit zu ſagen:
Oeffentlich immer dem Volk, immer dem Fürſten geheim.

78.

Wenn du laut den einzelnen ſchiltſt, er wird ſich verſtocken,
Wie ſich die Menge verſtockt, wenn du im Ganzen ſie lobſt.

79.

Du biſt König und Ritter, und kannſt befehlen und ſtreiten;
Aber zu jedem Vertrag rufe den Kanzler herbey.

80.

Klug und thätig und feſt, bekannt mit allem, nach oben
Und nach unten gewandt, ſey er Miniſter und bleib's.

81.

Welchen Hofmann ich ehre? Den klärſten und feinſten! Das andre,
Was er noch ſonſt beſitzt, kommt ihm als Menſchen zu gut.

82.

Ob du der Klügſte ſeyſt: daran iſt wenig gelegen;
Aber der Biederſte ſey, ſo wie bey Rathe, zu Haus.

83.

Ob du wachſt, das kümmert uns nicht, wofern du nur ſingeſt.
Singe, Wächter, dein Lied ſchlafend, wie mehrere thun.

84.

Diesmal ſtreuſt du, o Herbſt, nur leichte, welkende Blätter;
Gieb mir ein andermal ſchwellende Früchte dafür.

Winter.

85.

Waſſer iſt Körper und Boden der Fluß. Das neuſte Theater
Thut, in der Sonne Glanz, zwiſchen den Ufern ſich auf.

86.

Wahrlich, es ſcheint nur ein Traum! Bedeutende Bilder des Lebens
Schweben, lieblich und ernſt, über die Fläche dahin.

87.

Eingefroren ſahen wir ſo Jahrhunderte ſtarren,
Menſchengefühl und Vernunft ſchlich nur verborgen am Grund.

88.

Nur die Fläche beſtimmt die kreiſenden Bahnen des Lebens;
Iſt ſie glatt, ſo vergißt jeder die nahe Gefahr.

89.

Alle ſtreben und eilen und ſuchen und ſtieben einander;
Aber alle beſchränkt freundlich die glättere Bahn.

90.

Durch einander gleiten ſie her, die Schüler und Meiſter,
Und das gewöhnliche Volk, das in der Mitte ſich hält.

91.

Jeder zeigt hier, was er vermag; nicht Lob und nicht Tadel
Hielte dieſen zurück, förderte jenen zum Ziel.

92.

Euch Präconen des Pfuſchers, des Meiſters Verkleinerer, wünſcht' ich,
Mit ohnmächtiger Wuth, ſtumm hier am Ufer zu ſehn.

93.

Lehrling, du ſchwankeſt und zauderſt, und ſcheueſt die glättere Fläche.
Nur gelaſſen! du wirſt einſt noch die Freude der Bahn.

94.

Willſt du ſchon zierlich erſcheinen? und biſt nicht ſicher. Vergebens!
Nur aus vollendeter Kraft blicket die Anmuth hervor.

95.

Fallen iſt der Sterblichen Loos. So fällt hier der Schüler,
Wie der Meiſter; doch ſtürzt dieſer gefährlicher hin.

96.

Stürzt der rüſtigſte Läufer der Bahn, ſo lacht man am Ufer:
Wie man des Bier und Tabak über Beſiegte ſich hebt.

97.

Gleite fröhlich dahin, gieb Rath dem werdenden Schüler,
Freue des Meiſters dich, und ſo genieße des Tags.

98.

Siehe, ſchon nahet der Frühling; das ſtrömende Waſſer verzehret
Unten, der ſanftere Blick, oben, der Sonne, das Eis.

99.

Dieſes Geſchlecht iſt hinweg, zerſtreut die bunte Geſellſchaft;
Schiffern und Fiſchern gehört wieder die wallende Fluth.

100.

Schwimme, du mächtige Schelle, nur hin! und kommſt du als Schelle
Nicht hinunter, du kommſt doch wohl als Tropfen ins Meer.

Verzeichniß des Inhalts.

Lieder.

	Seite
An die Günstigen.	3
Der neue Amadis.	4
Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg.	6
Heidenröslein.	7
Blinde Kuh.	8
Die Erndte.	9
Die Bekehrte.	10
Der Musensohn.	11
Erntemahlied.	13
Zum neuen Jahr.	15
Wechsellied zum Tanze.	17
Selbstbetrug.	18
Kriegserklärung.	19
Antworten bey einem geistlichmattlichen Trauerspiel.	21
Verschiedene Empfindungen an einem Platze.	23
Wer kauft Liebesgötter?	25
Der Abschied.	27
Die schöne Nacht.	28
An die Erwählte.	29
Erster Verlust.	30
Nachgefühl	31

	Seite
Nähe des Geliebten.	32
An die Entfernte.	33
Am Fluße.	34
Die Freuden.	35
Abschied.	36
Wechsel.	37
Bekehrung.	38
Meeres Stille. / Glückliche Fahrt.	39
Musik.	40
Erinnerung.	41
Willkommen und Abschied.	42
Neue Liebe neues Leben	43
An Belinden.	45
Maylied.	46
Mit einem gemahlten Band.	48
Mit einem goldnen Haarkettchen.	49
An Lottchen.	50
Tanzlied.	52
Trinklied.	54
Generalbeichte.	57
Gleichnis.	59
Dauer im Wechsel	61
Die glücklichen Gatten.	63
Auf dem See.	67
Vom Berge.	68
Frühzeitiger Frühling.	69
Herbstgefühl.	71
Rastlose Liebe.	72
Schäfers Klagelied.	73
Trost in Thränen.	74
Nachtgesang.	76
Sehnsucht.	77
An Mignon.	79
Vergänglichkeit.	81

Seite

Geiſtes-Gruß. 83
An ein goldnes Herz, das er am Halſe trug. . . 84
Wonne der Wehmuth. 85
Wandrers Nachtlied. 86
Jägers Abendlied. 87
An den Mond. 88
Einſchränkung. 90
Hoffnung. 91
Sorge. 92
Stoßſeufzer. 93
Räthſel. 94
Das Sonett. 95
Perfectibilität. 96
Vorſchlag zur Güte. 97
Vanitas! vanitatum vanitas! 98
Koptiſches Lied. 100
Ein andres. 101
Muſen und Grazien in der Mark. 102
Der Rattenfänger. 105
Frühlingsorakel. 106
An Lina. 108

Vermiſchte Gedichte.

Klagegeſang von der edeln Frauen des Asan Aga. . . 111
Mahomets Geſang. 115
Geſang der Geiſter über den Waſſern. 113
Meine Göttinn. 120
Harzreiſe im Winter. 121
An Schwager Kronos. 127
Seefahrt. 129
Adler und Taube. 131
Prometheus. 133
Ganymed. 136
Gränzen der Menſchheit. 138
Das Göttliche. 140

Seite

Herzog Leopold von Braunſchweig. 143

Dem Ackermann. 144

Anakreons Grab. 145

Die Geſchwiſter 146

Zeitmaaß. 147

Warnung. 148

Einſamkeit. 149

Erkanntes Glück. 150

Erwählter Fels. 151

Ländliches Glück. 152

Philomele. 153

Gewichter Pfad. 154

Der Tark. 155

Der Leberer. 156

Vermächtniß. 157

Ungleiche Heirath. 158

Heutige Familie. 159

Entſchuldigung. 160

Der Chimäre in Rom. 161

Phöbos und Hermes. 162

Ehrgeiz der Kunſt. 163

Der neue Amor. 164

Liebesbedürfniß. 165

Antiteon. 166

An ſeine Erröde. 167

Die Muſagoten. 168

Morgenklagen. 170

Der Beſuch. 171

Mantiſches Ney. 175

Der Becher. 178

Nachtgedanken. 180

An Eleonen. 181

Ferne. 182

An Lida. 183

Nähe. 184

	Seite
Süße Sorgen.	185
An die Cikade.	186
Die Nectartropfen.	187
Der Wanderer.	188
Künſtlers Morgenlied.	196
Amor ein Landſchaftsmahler.	200
Künſtlers Abendlied.	203
Kenner und Künſtler.	204
Kenner und Enthuſiaſt.	205
Monolog des Liebhabers.	207
Guter Rath.	208
Dithyrambe.	209

Balladen und Romanzen.

Der Sänger.	219
Das Veilchen.	221
Der untreue Knabe.	222
Erlkönig.	224
Der Fiſcher.	226
Der König in Thule.	229
Das Blumlein Wunderſchön.	230
Ritter Curts Brautfahrt.	234
Hochzeitlied.	236
Der Schatzgräber.	239
Die Spinnerinn.	241
Der Edelknabe und die Müllerinn.	243
Der Junggeſell und der Mühlbach.	245
Der Müllerinn Verrath.	248
Der Müllerinn Reue.	252
Wanderer und Pächterinn.	256
Die erſte Walpurgisnacht.	259
Der Zauberlehrling.	264
Die Braut von Corinth.	268
Der Gott und die Bajadere.	276

Elegien.

I) römiſche. Zwanzig. . . . . Sei
II) Alexis und Dora. 3
Der neue Pauſias. 3
Euphroſyne. 3
Das Wiederſehen. 3
Amyntas. 3
Die Metamorphoſe der Pflanzen. . . . 3
Herrmann und Dorothea. 3

Epiſteln.

Epigramme

von Venedig. Hundert und drey. . . . 3
Weiſſagungen des Bakis. Zwey und dreyßig. . . 3
Vier Jahrzeiten. Hundert. 3

Goethe's

Werke.

Emilie von Schiller

Zweyter Band.

Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung,
1806.

R 3344 b

Wilhelm Meiſters Lehrjahre.

Erſtes Buch.

Erſtes Capitel.

Das Schauſpiel dauerte ſehr lange. Die alte Barbara trat einigemal ans Fenſter und horchte, ob die Kutſchen nicht raſſeln wollten. Sie erwartete Marianen, ihre ſchöne Gebieterin, die heute im Nachſpiele, als junger Officier gekleidet, das Publikum entzückte, mit gröſſerer Ungedult, als ſonſt, wenn ſie ihr nur ein mäßiges Abendeſſen vorzuſetzen hatte; diesmal ſollte ſie mit einem Packet überraſcht werden, das Norberg, ein junger reicher Kaufmann, mit der Poſt geſchickt hatte, um zu zeigen, daß er auch in der Entfernung ſeiner Geliebten gedenke.

Barbara war als alte Dienerin, Vertraute, Rathgeberin, Unterhändlerin, und Haushälterin im Beſitz des Rechtes, die Siegel zu eröffnen, und auch dieſen Abend konnte ſie ihrer Neugierde um ſo weniger widerſtehen, als ihr die Gunſt des freygebigen Liebhabers mehr als ſelbſt Marianen am Herzen lag. Zu ihrer gröſten Freude hatte ſie in dem Packete ein feines Stück Neſſeltuch und die neueſten Bänder für Marianen, für

ſich aber ein Stück Kattun, Halstücher und ein Röllchen Geld gefunden. Mit welcher Neigung, welcher Dankbarkeit erinnerte ſie ſich des abweſenden Norbergs! wie lebhaft nahm ſie ſich vor, auch bey Marianen ſeiner im beſten zu gedenken, ſie zu erinnern, was ſie ihm ſchuldig ſey und was er von ihrer Treue hoffen und erwarten müſſe.

Das Neſſeltuch, durch die Farbe der halbaufgerollten Bänder belebt, lag wie ein Chriſtgeſchenk auf dem Tiſchchen; die Stellung der Lichter erhöhte den Glanz der Gabe, alles war in Ordnung, als die Alte den Tritt Marianens auf der Treppe vernahm und ihr entgegen eilte. Aber wie ſehr verwundert trat ſie zurück, als das weibliche Officierchen, ohne auf die Liebkoſungen zu achten, ſich an ihr vorbey drängte, mit ungewöhnlicher Haſt und Bewegung in das Zimmer trat, Federhut und Degen auf den Tiſch warf, unruhig auf und nieder ging und den feyerlich angezündeten Lichtern keinen Blick gönnte.

Was haſt du, Liebchen? rief die Alte verwundert aus. Ums Himmels willen, Töchterchen, was giebts? Sieh hier dieſe Geſchenke! Von wem können ſie ſeyn, als von deinem zärtlichſten Freunde? Norberg ſchickt dir das Stück Mouſſelin zum Nachtkleide, bald iſt er ſelbſt da; er ſcheint mir eifriger und freygebiger als jemals.

Die Alte kehrte ſich um, und wollte die Gaben, womit er auch ſie bedacht, vorweiſen, als Mariane, ſich von den Geſchenken wegwendend, mit Leidenſchaft aus-

rief: fort! fort! heute will ich nichts von allem dieſen hören, ich habe dir gehorcht, du haſt es gewollt, es ſey ſo! Wenn Norberg zurückkehrt, bin ich wieder ſein, bin ich dein, mache mit mir, was du willſt, aber bis dahin will ich mein ſeyn, und hätteſt du tauſend Zungen, du ſollteſt mir meinen Vorſatz nicht ausreden. Dieſes ganze Mein will ich dem geben, der mich liebt und den ich liebe. Keine Geſichter! Ich will mich dieſer Leidenſchaft überlaſſen, als wenn ſie ewig dauern ſollte.

Der Alten fehlte es nicht an Gegenvorſtellungen und Gründen; doch da ſie in fernerem Wortwechſel heftig und bitter ward, ſprang Mariane auf ſie los und faßte ſie bey der Bruſt. Die Alte lachte überlaut. Ich werde ſorgen müſſen, rief ſie aus, daß ſie wieder bald in lange Kleider kommt, wenn ich meines Lebens ſicher ſeyn will. Fort, zieht euch aus! Ich hoffe das Mädchen wird mir abbitten, was mir der flüchtige Junker Leids zugefügt hat; herunter mit dem Rock und immer ſo fort alles herunter, es iſt eine unbequeme Tracht, und für euch gefährlich wie ich merke. Die Achſelbänder, begeiſtern euch.

Die Alte hatte Hand an ſie gelegt, Mariane riß ſich los. Nicht ſo geſchwind! rief ſie aus: ich habe noch heute Beſuch zu erwarten.

Das iſt nicht gut, verſetzte die Alte. Doch nicht den jungen, zärtlichen, unbefiederten Kaufmannsſohn? Eben den, verſetzte Mariane.

Es ſcheint, als wenn die Großmuth eure herrſchende

Leidenſchaft werden wollte, erwiederte die Alte ſpottend; ihr nehmt euch der Unmündigen, der Unvermögenden mit großem Eifer an. Es muß reizend ſeyn, als uneigennützige Geberinn angebetet zu werden. —

Spotte wie du willſt. Ich lieb' ihn! ich lieb' ihn! Mit welchem Entzücken ſprech ich zum erſtenmal dieſe Worte aus! Das iſt dieſe Leidenſchaft, die ich ſo oft vorgeſtellt habe, von der ich keinen Begriff hatte. Ja, ich will mich ihm um den Hals werfen! ich will ihn faſſen, als wenn ich ihn ewig halten wollte. Ich will ihm meine ganze Liebe zeigen, ſeine Liebe in ihrem ganzen Umfang genießen. —

Mäßigt euch, ſagte die Alte gelaſſen: mäßigt euch! Ich muß eure Freude durch Ein Wort unterbrechen: Norberg kommt: in vierzehn Tagen kommt er! Hier iſt ſein Brief, der die Geſchenke begleitet hat. —

Und wenn mir die Morgenſonne meinen Freund rauben ſollte, will ich mirs verbergen. Vierzehn Tage! Welche Ewigkeit! In vierzehn Tagen, was kann da nicht vorfallen, was kann ſich da nicht verändern!

Wilhelm trat hinein. Mit welcher Lebhaftigkeit flog ſie ihm entgegen! mit welchem Entzücken umſchlang er die rothe Uniform! drückte er das weiße Atlaßweſtchen an ſeine Bruſt! Wer wagte hier zu beſchreiben, wem geziemt es, die Seeligkeit zweyer Liebenden auszuſprechen! Die Alte ging murrend bey Seite, wir entfernen uns mit ihr und laſſen die Glücklichen allein.

Zweytes Capitel.

Als Wilhelm seine Mutter des andern Morgens begrüßte, eröffnete sie ihm, daß der Vater sehr verdrießlich sey, und ihm den täglichen Besuch des Schauspiels nächstens untersagen werde. Wenn ich gleich selbst, fuhr sie fort, manchmal gern ins Theater gehe; so möchte ich es doch oft verwünschen, da meine häusliche Ruhe durch deine unmäßige Leidenschaft zu diesem Vergnügen gestört wird. Der Vater wiederholt immer, wozu es nur nütze sey? Wie man seine Zeit so verderben könne? —

Ich habe es auch schon von ihm hören müssen, versetzte Wilhelm, und habe ihm vielleicht zu hastig geantwortet; aber ums Himmelswillen Mutter! ist denn alles unnütz, was uns nicht unmittelbar Geld in den Beutel bringt, was uns nicht den allernächsten Besitz verschaft? Hatten wir in dem alten Hause nicht Raum genug? und war es nöthig ein neues zu bauen? Verwendet der Vater nicht jährlich einen ansehnlichen Theil seines Handelsgewinnes zur Verschönerung der Zimmer? Diese seidenen Tapeten, diese englischen Mobilien sind sie nicht auch unnütz? Könnten wir uns nicht mit geringeren begnügen? Wenigstens bekenne ich, daß mir diese gestreiften

Wände, dieſe hundertmal wiederholten Blumen, Schnörkel, Körbchen und Figuren einen durchaus unangenehmen Eindruck machen. Sie kommen mir höchſtens vor wie unſer Theatervorhang. Aber wie anders iſts vor dieſem zu ſitzen! Wenn man noch ſo lange warten muß, ſo weiß man doch, er wird in die Höhe gehen, und wir werden die mannigfaltigſten Gegenſtände ſehen, die uns unterhalten, aufklären und erheben. —

Mach' es nur mäßig, ſagte die Mutter: der Vater will auch Abends unterhalten ſeyn, und dann glaubt er, es zerſtreue dich, und am Ende trag ich, wenn er verdrießlich wird, die Schuld. Wie oft mußte ich mir das verwünſchte Puppenſpiel vorwerfen laſſen, das ich euch vor zwölf Jahren zum heiligen Chriſt gab, und das euch zuerſt Geſchmack am Schauſpiel beybrachte!

Schelten Sie das Puppenſpiel nicht, laſſen Sie ſich Ihre Liebe und Vorſorge nicht gereuen. Es waren die erſten vergnügten Augenblicke, die ich in dem neuen leeren Hauſe genoß, ich ſehe es dieſen Augenblick noch vor mir, ich weiß, wie ſonderbar es mir vorkam, als man uns, nach Empfang der gewöhnlichen Chriſtgeſchenke, vor einer Thüre niederſitzen hieß, die aus einem andern Zimmer herein ging. Sie eröffnete ſich; allein nicht wie ſonſt zum hin und wiederlaufen, der Eingang war durch eine unerwartete Feſtlichkeit ausgefüllt. Es baute ſich ein Portal in die Höhe, das von einem myſtiſchen Vorhang verdeckt war. Erſt ſtanden wir alle von ferne, und

wie unſre Neugierde gröſſer ward, um zu ſehen was wohl blinkendes und raſſelndes ſich hinter der halb durchſichtigen Hülle verbergen möchte, wieß man jedem ſein Stühlchen an und gebot uns in Geduld zu warten.

So ſaß nun alles und war ſtill; eine Pfeife gab das Signal, der Vorhang rollte in die Höhe, und zeigte eine hochroth gemahlte Ausſicht in den Tempel. Der Hoheprieſter Samuel erſchien mit Jonathan, und ihre wechſelnden wunderlichen Stimmen kamen mir höchſt ehrwürdig vor. Kurz darauf betrat Saul die Scene, in groſſer Verlegenheit über die Impertinenz des ſchwerlöthigen Kriegers, der ihn und die ſeinigen herausgefordert hatte. Wie wohl ward es mir daher als der zwerggeſtaltete Sohn Iſai mit Schäferſtab, Hirtentaſche und Schleuder hervorhüpfte und ſprach: Groſsmächtigſter König und Herr Herr! es entfalle keinem der Muth um deſswillen; wenn Ihro Majeſtät mir erlauben wollen, ſo will ich hingehen und mit dem gewaltigen Rieſen in den Streit treten — Der erſte Akt war geendet und die Zuſchauer höchſt begierig zu ſehen was nun weiter vorgehen ſollte, jedes wünſchte die Muſik möchte nur bald aufhören. Endlich ging der Vorhang wieder in die Höhe. David weihte das Fleiſch des Ungeheuers den Vögeln unter dem Himmel und den Thieren auf dem Felde, der Philiſter ſprach Hohn, ſtampfte viel mit beyden Füſsen, fiel endlich wie ein Klotz und gab der ganzen Sache einen herrlichen Ausſchlag. Wie dann nachher die Jungfrauen

ſangen: Saul hat Tauſend geſchlagen, David aber Zehntauſend! der Kopf des Rieſen vor dem kleinen Ueberwinder hergetragen wurde, und er die ſchöne Königstochter zur Gemahlinn erhielt; verdroß es mich doch bey aller Freude, daß der Glücksprinz ſo zwergmäßig gebildet ſey. Denn nach der Idee des großen Goliath und kleinen David hatte man nicht verfehlt beyde recht charakteriſtiſch zu machen. Ich bitte Sie, wo sind die Puppen hingekommen? Ich habe verſprochen, ſie einem Freunde zu zeigen, dem ich viel Vergnügen machte, indem ich ihn neulich von dieſem Kinderſpiel unterhielt.

Es wundert mich nicht, daß du dich dieſer Dinge ſo lebhaft erinnerſt: denn du nahmſt gleich den größten Antheil daran. Ich weiß, wie du mir das Büchlein entwendeteſt und das ganze Stück auswendig lernteſt, ich wurde es erſt gewahr, als du eines Abends dir einen Goliath und David von Wachs machteſt, ſie beyde gegen einander peroriren lieſſeſt, dem Rieſen endlich einen Stoß gabſt und ſein unförmliches Haupt auf einer groſſen Stecknadel mit wächſernem Griff dem kleinen David in die Hand klebteſt. Ich hatte damals ſo eine herzliche mütterliche Freude über dein gutes Gedächtniß und deine pathetiſche Rede, daß ich mir ſogleich vornahm, dir die hölzerne Truppe nun ſelbſt zu übergeben. Ich dachte damals nicht, daß es mir ſo manche verdrießliche Stunde machen ſollte. —

Laſſen Sie ſich's nicht gereuen, verſetzte Wilhelm:

denn es haben uns dieſe Scherze manche vergnügte Stunde gemacht.

Und mit dieſem erbat er ſich die Schlüſſel, eilte, fand die Puppen und war einen Augenblick in jene Zeiten verſetzt, wo ſie ihm noch belebt ſchienen, wo er ſie durch die Lebhaftigkeit ſeiner Stimme, durch die Bewegung ſeiner Hände zu beleben glaubte. Er nahm ſie mit auf ſeine Stube und verwahrte ſie ſorgfältig.

Drittes Capitel.

Wenn die erste Liebe, wie ich allgemein behaupten höre, das Schönste ist, was ein Herz früher oder später empfinden kann; so müssen wir unsern Helden dreyfach glücklich preisen, daß ihm gegönnt ward, die Wonne dieser einzigen Augenblicke in ihrem ganzen Umfange zu genießen. Nur wenig Menschen werden so vorzüglich begünstigt, indeß die meisten von ihren frühern Empfindungen nur durch eine harte Schule geführt werden, in welcher sie, nach einem kümmerlichen Genuß, gezwungen sind, ihren besten Wünschen entsagen, und das, was ihnen als höchste Glückseligkeit vorschwebte, für immer entbehren zu lernen.

Auf den Flügeln der Einbildungskraft hatte sich Wilhelms Begierde zu dem reizenden Mädchen erhoben, nach einem kurzen Umgange hatte er ihre Neigung gewonnen, er fand sich im Besitz einer Person, die er so sehr liebte, ja verehrte: denn sie war ihm zuerst in dem günstigen Lichte theatralischer Vorstellung erschienen, und seine Leidenschaft zur Bühne verband sich mit der ersten Liebe zu einem weiblichen Geschöpfe. Seine Jugend ließ ihn reiche Freuden genießen, die von einer leb-

haften Dichtung erhöht und erhalten wurden. Auch der Zuſtand ſeiner Geliebten gab ihrem Betragen eine Stimmung, welche ſeinen Empfindungen ſehr zu Hülfe kam; die Furcht, ihr Geliebter möchte ihre übrigen Verhältniſſe vor der Zeit entdecken, verbreitete über ſie einen liebenswürdigen Anſchein von Sorge und Schaam, ihre Leidenſchaft für ihn war lebhaft, ſelbſt ihre Unruhe ſchien ihre Zärtlichkeit zu vermehren; ſie war das lieblichſte Geſchöpf in ſeinen Armen.

Als er aus dem erſten Taumel der Freude erwachte, und auf ſein Leben und ſeine Verhältniſſe zurückblickte, erſchien ihm alles neu, ſeine Pflichten heiliger, ſeine Liebhabereyen lebhafter, ſeine Kenntniſſe deutlicher, ſeine Talente kräftiger, ſeine Vorſätze entſchiedener. Es ward ihm daher leicht, eine Einrichtung zu treffen, um den Vorwürfen ſeines Vaters zu entgehen, ſeine Mutter zu beruhigen und Marianens Liebe ungeſtört zu genießen. Er verrichtete des Tags ſeine Geſchäfte pünktlich, entſagte gewöhnlich dem Schauſpiel, war Abends bey Tiſche unterhaltend, und ſchlich, wenn alles zu Bette war, in ſeinen Mantel gehüllt, ſachte zu dem Garten hinaus, und eilte, alle Lindors und Leanders im Buſen, unaufhaltſam zu ſeiner Geliebten.

Was bringen Sie, fragte Mariane, als er eines Abends ein Bündel hervorwies, das die Alte, in Hoffnung angenehmer Geſchenke, ſehr aufmerkſam betrachtete. Sie werden es nicht errathen, verſetzte Wilhelm.

Wie verwunderte ſich Mariane, wie entſetzte ſich Barbara, als die aufgebundene Serviette einen verworrenen Haufen ſpannenlanger Puppen ſehen ließ. Mariane lachte laut, als Wilhelm die verworrenen Dräte auseinander zu wickeln und jede Figur einzeln vorzuzeigen bemühet war. Die Alte ſchlich verdrießlich bey Seite.

Es bedarf nur einer Kleinigkeit, um zwey Liebende zu unterhalten, und ſo vergnügten ſich unſre Freunde dieſen Abend aufs beſte. Die kleine Truppe wurde gemuſtert, jede Figur genau betrachtet und belacht. König Saul im ſchwarzen Sammtrocke mit der goldenen Krone wollte Marianen gar nicht gefallen; er ſähe ihr, ſagte ſie, zu ſteif und pedantiſch aus. Deſto beſſer behagte ihr Jonathan, ſein glattes Kinn, ſein gelb und rothes Kleid und der Turban. Auch wußte ſie ihn gar artig am Drate hin und her zu drehen, ließ ihn Reverenzen machen und Liebeserklärungen herſagen. Dagegen wollte ſie dem Propheten Samuel nicht die mindeſte Aufmerkſamkeit ſchenken, wenn ihr gleich Wilhelm das Bruſtſchildchen anpries und erzählte, daß der Schillertaft des Leibrocks von einem alten Kleide der Großmutter genommen ſey. David war ihr zu klein, und Goliath zu groß, ſie hielt ſich an ihren Jonathan. Sie wußte ihm ſo artig zu thun, und zuletzt ihre Liebkoſungen von der Puppe auf unſern Freund herüber zu tragen, daß auch dießmal wieder ein geringes Spiel die Einleitung glücklicher Stunden ward.

Aus der Süßigkeit ihrer zärtlichen Träume wurden ſie

durch einen Lerm geweckt, welcher auf der Straße entſtand. Mariane rief der Alten, die, nach ihrer Gewohnheit noch fleißig, die veränderlichen Materialien der Theatergarderobe zum Gebrauch des nächſten Stückes anzupaſſen beſchäftigt war. Sie gab die Auskunft, daß eben eine Geſellſchaft luſtiger Geſellen aus dem Italiäner Keller neben an heraus taumle, wo ſie bey friſchen Auſtern, die eben angekommen, des Champagners nicht geſchont hätten.

Schade, ſagte Mariane: daß es uns nicht früher eingefallen iſt, wir hätten uns auch was zu Gute thun ſollen.

Es iſt wohl noch Zeit, verſetzte Wilhelm und reichte der Alten einen Louisdor hin: verſchaft Sie uns, was wir wünſchen, ſo ſoll Sie's mit genießen.

Die Alte war behend, und in kurzer Zeit ſtand ein artig beſtellter Tiſch mit einer wohlgeordneten Collation vor den Liebenden. Die Alte mußte ſich dazu ſetzen, man aß, trank und ließ ſich's wohl ſeyn.

In ſolchen Fällen fehlt es nie an Unterhaltung. Mariane nahm ihren Jonathan wieder vor, und die Alte wußte das Geſpräch auf Wilhelms Lieblingsmaterie zu wenden. Sie haben uns ſchon einmal, ſagte ſie, von der erſten Aufführung eines Puppenſpiels am Weihnachts-Abend unterhalten, es war luſtig zu hören. Sie wurden eben unterbrochen, als das Ballet angehen ſollte. Nun kennen wir das herrliche Perſonal, das jene groſſen Wirkungen hervorbrachte.

Ja, sagte Mariane: erzähle uns weiter, wie war dir's zu Muthe?

Es ist eine schöne Empfindung, liebe Mariane, versetzte Wilhelm: wenn wir uns alter Zeiten und alter unschädlicher Irrthümer erinnern, besonders wenn es in einem Augenblicke geschieht, da wir eine Höhe glücklich erreicht haben, von welcher wir uns umsehen und den zurückgelegten Weg überschauen können. Es ist so angenehm, selbstzufrieden, sich mancher Hindernisse zu erinnern, die wir oft mit einem peinlichen Gefühle für unüberwindlich hielten, und dasjenige, was wir jetzt entwickelt sind, mit dem zu vergleichen, was wir damals unentwickelt waren. Aber unaussprechlich glücklich fühl' ich mich jetzt, da ich in diesem Augenblicke mit dir von dem Vergangnen rede, weil ich zugleich vorwärts in das reizende Land schaue, das wir zusammen Hand in Hand durchwandern können.

Wie war es mit dem Ballet? fiel die Alte ihm ein. Ich fürchte, es ist nicht alles abgelaufen, wie es sollte.

O ja, versetzte Wilhelm: sehr gut! Von jenen wunderlichen Sprüngen der Mohren und Mohrinnen, Schäfer und Schäferinnen, Zwerge und Zwerginnen, ist mir eine dunkle Erinnerung auf mein ganzes Leben geblieben. Nun fiel der Vorhang, die Thüre schloß sich und die ganze kleine Gesellschaft eilte wie betrunken und taumelnd zu Bette; ich weiß aber wohl, daß ich nicht einschlafen konnte, daß ich noch etwas erzählt haben wollte, daß ich

noch

noch viele Fragen that, und daß ich nur ungern die Wärterin entließ, die uns zur Ruhe gebracht hatte.

Den andern Morgen war leider das magiſche Gerüſte wieder verſchwunden, der myſtiſche Schleyer weggehoben, man ging durch jene Thüre wieder frey aus einer Stube in die andere, und ſo viel Abentheuer hatten keine Spur zurückgelaſſen. Meine Geſchwiſter liefen mit ihren Spielſachen auf und ab, ich allein ſchlich hin und her, es ſchien mir unmöglich, daß da nur zwo Thürpfoſten ſeyn ſollten, wo geſtern ſo viel Zauberey geweſen war. Ach wer eine verlorne Liebe ſucht, kann nicht unglücklicher ſeyn, als ich mir damals ſchien.

Ein freudetrunkner Blick, den er auf Marianen warf, überzeugte ſie, daß er nicht fürchtete, jemals in dieſen Fall kommen zu können.

Viertes Capitel.

Mein einziger Wunsch war nunmehr, fuhr Wilhelm fort, eine zweyte Aufführung des Stücks zu sehen. Ich lag der Mutter an, und diese suchte zu einer gelegenen Stunde den Vater zu bereden; allein ihre Mühe war vergebens. Er behauptete, nur ein seltenes Vergnügen könne bey den Menschen einen Werth haben, Kinder und Alte wüßten nicht zu schätzen, was ihnen Gutes täglich begegnete.

Wir hätten auch noch lange, vielleicht bis wieder Weihnachten, warten müssen, hätte nicht der Erbauer und heimliche Director des Schauspiels selbst Lust gefühlt, die Vorstellung zu wiederholen und dabey in einem Nachspiele einen ganz frisch fertig gewordenen Hanswurst zu produziren.

Ein junger Mann von der Artillerie, mit vielen Talenten begabt, besonders in mechanischen Arbeiten geschickt, der dem Vater während des Bauens viele wesentlichen Dienste geleistet hatte und von ihm reichlich beschenkt worden war, wollte sich am Christfeste der kleinen Familie dankbar erzeigen, und machte dem Hause seines Gönners ein Geschenk mit diesem ganz eingerich-

teten Theater, das er ehmals in müßigen Stunden zuſammen gebaut, geſchnitzt und gemahlt hatte. Er war es, der mit Hülfe eines Bedienten ſelbſt die Puppen regierte und mit verſtellter Stimme die verſchiedenen Rollen herſagte. Ihm ward nicht ſchwer, den Vater zu bereden, der einem Freunde aus Gefälligkeit zugeſtand, was er ſeinen Kindern aus Ueberzeugung abgeſchlagen hatte. Genug, das Theater ward wieder aufgeſtellt, einige Nachbarskinder gebeten und das Stück wiederholt.

Hatte ich das erſtemal die Freude der Ueberraſchung und des Staunens, ſo war zum zweytenmale die Wolluſt des Aufmerkens und Forſchens groß. Wie das zugehe? war jetzt mein Anliegen. Daß die Puppen nicht ſelbſt redeten, hatte ich mir ſchon das erſtemal geſagt, daß ſie ſich nicht von ſelbſt bewegten, vermuthete ich auch; aber warum das alles doch ſo hübſch war? und es doch ſo ausſah, als wenn ſie ſelbſt redeten und ſich bewegten? und wo die Lichter und die Leute ſeyn möchten? dieſe Räthſel beunruhigten mich um deſto mehr, je mehr ich wünſchte, zugleich unter den Bezauberten und Zauberern zu ſeyn, zugleich meine Hände verdeckt im Spiel zu haben und als Zuſchauer die Freude der Illuſion zu genießen.

Das Stück war zu Ende, man machte Vorbereitungen zum Nachſpiel, die Zuſchauer waren aufgeſtanden und ſchwatzten durcheinander. Ich drängte mich näher an die Thüre und hörte inwendig am Klappern, daß man

mit Aufräumen beschäftigt sey. Ich hub den untern Teppich auf und guckte zwischen dem Gestelle durch. Meine Mutter bemerkte es und zog mich zurück; allein ich hatte doch so viel gesehen, daß man Freunde und Feinde, Saul und Goliath und wie sie alle heißen mochten, in Einen Schiebkasten packte, und so erhielt meine halbbefriedigte Neugierde frische Nahrung. Dabey hatte ich zu meinem größten Erstaunen den Lieutenant im Heiligthume sehr geschäftig erblickt. Nunmehr konnte mich der Hanswurst, so sehr er mit seinen Absätzen klapperte, nicht unterhalten. Ich verlohr mich in tiefes Nachdenken und war nach dieser Entdeckung ruhiger und unruhiger als vorher. Nachdem ich etwas erfahren hatte, kam es mir erst vor, als ob ich gar nichts wisse, und ich hatte Recht: denn es fehlte mir der Zusammenhang, und darauf kommt doch eigentlich alles an.

Fünftes Capitel.

Die Kinder haben, fuhr Wilhelm fort, in wohleingerichteten und geordneten Häusern eine Empfindung, wie ungefähr Ratten und Mäuse haben mögen: sie sind aufmerksam auf alle Ritzen und Löcher, wo sie zu einem verbotenen Naschwerk gelangen können; sie genießen es mit einer solchen verstohlnen wollüstigen Furcht, die einen großen Theil des kindischen Glücks ausmacht.

Ich war vor allen meinen Geschwistern aufmerksam, wenn irgend ein Schlüssel stecken blieb. Je größer die Ehrfurcht war, die ich für die verschlossenen Thüren in meinem Herzen herumtrug, an denen ich Wochen und Monate lang vorbeygehen mußte, und in die ich nur manchmal, wenn die Mutter das Heiligthum öfnete, um etwas heraus zu holen, einen verstohlnen Blick that; desto schneller war ich, einen Augenblick zu benutzen, den mich die Nachläßigkeit der Wirthschafterinnen manchmal treffen ließ.

Unter allen Thüren war, wie man leicht erachten kann, die Thüre der Speisekammer diejenige, auf die meine Sinne am schärfsten gerichtet waren. Wenig ahndungsvolle Freuden des Lebens gleichen der Empfindung, wenn mich meine Mutter manchmal hineinrief, um ihr

etwas heraustragen zu helfen, und ich dann einige gedörrte Pflaumen entweder ihrer Güte oder meiner List zu danken hatte. Die aufgehäuften Schätze übereinander umfingen meine Einbildungskraft mit ihrer Fülle, und selbst der wunderliche Geruch, den so mancherley Spezereyen durcheinander aushauchten, hatte so eine leckere Wirkung auf mich, daß ich niemals versäumte, so oft ich in der Nähe war, mich wenigstens an der eröfneten Atmosphäre zu weiden. Dieser merkwürdige Schlüssel blieb eines Sonntag Morgens, da die Mutter von dem Geläute übereilt ward, und das ganze Haus in einer tiefen Sabbathstille lag, stecken. Kaum hatte ich es bemerkt, als ich etlichemal sachte an der Wand hin und her ging, mich endlich still und fein andrängte, die Thüre öfnete, und mich mit Einem Schritt in der Nähe so vieler langgewünschter Glückseligkeit fühlte. Ich besah Kästen, Säcke, Schachteln, Büchsen, Gläser mit einem schnellen zweifelnden Blicke, was ich wählen und nehmen sollte? griff endlich nach den vielgeliebten gewelkten Pflaumen, versah mich mit einigen getrockneten Äpfeln, und nahm genügsam noch eine eingemachte Pomeranzenschale dazu: mit welcher Beute ich meinen Weg wieder rückwärts glitschen wollte, als mir ein paar nebeneinanderstehende Kasten in die Augen fielen, aus deren einem Dräte, eben mit Häkchen versehen, durch den übel verschlossenen Schieber heraushingen. Ahndungsvoll fiel ich darüber her; und mit welcher überirdischen Empfindung ent-

deckte ich, daß darin meine Helden- und Freudenwelt aufeinander gepackt ſey? Ich wollte die oberſten aufheben, betrachten, die unterſten hervorziehen; allein gar bald verwirrte ich die leichten Dräte, kam darüber in Unruhe und Bangigkeit, beſonders da die Köchin in der benachbarten Küche einige Bewegungen machte, daß ich alles, ſo gut ich konnte, zuſammendrückte, den Kaſten zuſchob, nur ein geſchriebenes Büchelchen, worin die Comödie von David und Goliath aufgezeichnet war, das oben aufgelegen hatte, zu mir ſteckte, und mich mit dieſer Beute leiſe die Treppe hinauf in eine Dachkammer rettete.

Von der Zeit an wandte ich alle verſtohlenen einſamen Stunden darauf, mein Schauſpiel wiederholt zu leſen, es auswendig zu lernen, und mir in Gedanken vorzuſtellen, wie herrlich es ſeyn müßte, wenn ich auch die Geſtalten dazu mit meinen Fingern beleben könnte. Ich ward darüber in meinen Gedanken ſelbſt zum David und Goliath. In allen Winkeln des Bodens, der Ställe, des Gartens, unter allerley Umſtänden, ſtudierte ich das Stück ganz in mich hinein, ergriff alle Rollen, und lernte ſie auswendig, nur daß ich mich meiſt an den Platz der Hauptheldn zu ſetzen pflegte, und die übrigen wie Trabanten nur im Gedächtniſſe mitlaufen ließ. So lagen mir die großmüthigen Reden Davids, mit denen er den übermüthigen Rieſen Goliath herausforderte, Tag und Nacht im Sinne; ich murmelte ſie oft vor mich hin, niemand gab Acht darauf,

als der Vater, der manchmal einen solchen Ausruf bemerkte, und bey sich selbst das gute Gedächtniß seines Knaben pries, der von so wenigem Zuhören so mancherley habe behalten können.

Hierdurch ward ich immer verwegener, und rezitirte eines Abends das Stück zum größten Theile vor meiner Mutter, indem ich mir einige Wachsklümpchen zu Schauspielern bereitete. Sie merkte auf, drang in mich, und ich gestand.

Glücklicher Weise fiel diese Entdeckung in die Zeit, da der Lieutenant selbst den Wunsch geäussert hatte, mich in diese Geheimnisse einweihen zu dürfen. Meine Mutter gab ihm sogleich Nachricht von dem unerwarteten Talente ihres Sohnes, und er wußte nun einzuleiten, daß man ihm ein Paar Zimmer im obersten Stocke, die gewöhnlich leer standen, überließ, in deren einem wieder die Zuschauer sitzen, in dem andern die Schauspieler seyn, und das Proscenium abermals die Oefnung der Thüre ausfüllen sollte. Der Vater hatte seinem Freunde das alles zu veranstalten erlaubt, er selbst schien nur durch die Finger zu sehen, nach dem Grundsatze, man müsse den Kindern nicht merken lassen, wie lieb man sie habe, sie griffen immer zu weit um sich; er meynte, man müsse bey ihren Freuden ernst scheinen, und sie ihnen manchmal verderben, damit ihre Zufriedenheit sie nicht übermäßig und übermüthig mache.

Sechstes Capitel.

Der Lieutenant ſchlug nunmehr das Theater auf, und beſorgte das Uebrige. Ich merkte wohl, daß er die Woche mehrmals zu ungewöhnlicher Zeit ins Haus kam, und vermuthete die Abſicht. Meine Begierde wuchs unglaublich, da ich wohl fühlte, daß ich vor Sonnabends keinen Theil an dem, was zubereitet wurde, nehmen durfte. Endlich erſchien der gewünſchte Tag. Abends um fünf Uhr kam mein Führer, und nahm mich mit hinauf. Zitternd vor Freude trat ich hinein, und erblickte auf beyden Seiten des Geſtelles die herabhängenden Puppen in der Ordnung, wie ſie auftreten ſollten; ich betrachtete ſie ſorgfältig, ſtieg auf den Tritt, der mich über das Theater erhub, ſo daß ich nun über der kleinen Welt ſchwebte. Ich ſah nicht ohne Ehrfurcht zwiſchen die Bretchen hinunter, weil die Erinnerung, welche herrliche Wirkung das Ganze von auſſen thue, und das Gefühl, in welche Geheimniſſe ich eingeweiht ſey, mich umfaßten. Wir machten einen Verſuch, und es ging gut.

Den andern Tag, da eine Geſellſchaft Kinder geladen war, hielten wir uns treflich, auſſer daß ich in

dem Feuer der Aktion meinen Jonathan fallen ließ, und genöthigt war, mit der Hand hinunter zu greifen, und ihn zu holen: ein Zufall, der die Illusion sehr unterbrach, ein großes Gelächter verursachte, und mich unsäglich kränkte. Auch schien dieses Versehn dem Vater sehr willkommen zu seyn, der das große Vergnügen, sein Söhnchen so fähig zu sehen, wohlbedächtig nicht an den Tag gab, nach geendigtem Stücke sich gleich an die Fehler hing, und sagte, es wäre recht artig gewesen, wenn nur dies oder das nicht versagt hätte.

Mich kränkte das innig, ich ward traurig für den Abend, hatte aber am kommenden Morgen allen Verdruß schon wieder verschlafen, und war in dem Gedanken selig, daß ich, ausser jenem Unglück, treflich gespielt habe. Dazu kam der Beyfall der Zuschauer, welche durchaus behaupteten: obgleich der Lieutenant in Absicht der groben und feinen Stimme sehr viel gethan habe, so perorire er doch meist zu affektirt und steif; dagegen spreche der neue Anfänger seinen David und Jonathan vortreflich, besonders lobte die Mutter den freymüthigen Ausdruck, wie ich den Goliath herausgefordert, und dem Könige den bescheidenen Sieger vorgestellt habe.

Nun blieb zu meiner größten Freude das Theater aufgeschlagen, und da der Frühling herbeykam, und man ohne Feuer bestehen konnte, lag ich in meinen Frey- und Spielstunden in der Kammer, und ließ die

Puppen wacker durch einander spielen. Oft lud ich meine Geschwister und Kameraden hinauf; wenn sie aber auch nicht kommen wollten, war ich allein oben. Meine Einbildungskraft brütete über der kleinen Welt, die gar bald eine andere Gestalt gewann.

Ich hatte kaum das erste Stück, wozu Theater und Schauspieler geschaffen und gestempelt waren, etlichemal aufgeführt, als es mir schon keine Freude mehr machte. Dagegen waren mir unter den Büchern des Großvaters die deutsche Schaubühne und verschiedene italiänisch-deutsche Opern in die Hände gekommen, in die ich mich sehr vertiefte und jedesmal nur erst vorne die Personen überrechnete, und dann sogleich, ohne weiters, zur Aufführung des Stückes schritt. Da mußte nun König Saul in seinem schwarzen Sammtkleide den Chaumigrem, Cato und Darius spielen; wobey zu bemerken ist, daß die Stücke niemals ganz, sondern meistentheils nur die fünften Akte, wo es an ein Todtstechen ging, aufgeführt wurden.

Auch war es natürlich, daß mich die Oper mit ihren mannichfaltigen Veränderungen und Abentheuern mehr als alles anziehen mußte. Ich fand darin stürmische Meere, Götter, die in Wolken herabkommen, und, was mich vorzüglich glücklich machte, Blitze und Donner. Ich half mir mit Pappe, Farbe und Papier, wußte gar treflich Nacht zu machen, der Blitz war fürchterlich anzusehen, nur der Donner gelang nicht

immer, doch das hatte so viel nicht zu sagen. Auch fand sich in den Opern mehr Gelegenheit, meinen David und Goliath anzubringen, welches im regelmäßigen Drama gar nicht angehen wollte. Ich fühlte täglich mehr Anhänglichkeit für das enge Plätzchen, wo ich so manche Freude genoß; und ich gestehe, daß der Geruch, den die Puppen aus der Speiskammer an sich gezogen hatten, nicht wenig dazu beytrug.

Die Dekorationen meines Theaters waren nunmehr in ziemlicher Vollkommenheit; denn, daß ich von Jugend auf ein Geschick gehabt hatte, mit dem Zirkel umzugehen, Pappe auszuschneiden, und Bilder zu illuminiren, kam mir jetzt wohl zu statten. Um desto weher that es mir, wenn mich gar oft das Personal an Ausführung großer Sachen hinderte.

Meine Schwestern, indem sie ihre Puppen aus- und ankleideten, erregten in mir den Gedanken, meinen Helden auch nach und nach bewegliche Kleider zu verschaffen. Man trennte ihnen die Läppchen vom Leibe, setzte sie, so gut man konnte, zusammen, sparte sich etwas Geld, kaufte neues Band und Flittern, bettelte sich manches Stückchen Taft zusammen, und schaffte nach und nach eine Theater-Garderobe an, in welcher besonders die Reifröcke für die Damen nicht vergessen waren.

Die Truppe war nun wirklich mit Kleidern für das größte Stück versehen, und man hätte denken sollen,

es würde nun erſt recht eine Aufführung der andern folgen; aber es ging mir, wie es den Kindern öfter zu gehen pflegt, ſie faſſen weite Plane, machen große Anſtalten, auch wohl einige Verſuche, und es bleibt alles zuſammen liegen. Dieſes Fehlers muß ich mich anklagen. Die größte Freude lag bey mir in der Erfindung, und in der Beſchäftigung der Einbildungskraft. Dieß oder jenes Stück intereſſirte mich um irgend einer Scene willen, und ich ließ gleich wieder neue Kleider dazu machen. Ueber ſolchen Anſtalten waren die urſprünglichen Kleidungsſtücke meiner Helden in Unordnung gerathen und verſchleppt worden, daß alſo nicht einmal das erſte große Stück mehr aufgeführt werden konnte. Ich überließ mich meiner Phantaſie, probirte und bereitete ewig, baute tauſend Luftſchlöſſer, und ſpürte nicht, daß ich den Grund des kleinen Gebäudes zerſtört hatte.

Während dieſer Erzählung hatte Mariane alle ihre Freundlichkeit gegen Wilhelm aufgeboten, um ihre Schläfrigkeit zu verbergen. So ſcherzhaft die Begebenheit von einer Seite ſchien; ſo war ſie ihr doch zu einfach, und die Betrachtungen dabey zu ernſthaft. Sie ſetzte zärtlich ihren Fuß auf den Fuß des Geliebten, und gab ihm ſcheinbare Zeichen ihrer Aufmerkſamkeit und ihres Beyfalls. Sie trank aus ſeinem Glaſe, und Wilhelm war überzeugt, es ſey kein Wort ſeiner Geſchichte auf die Erde gefallen. Nach einer kleinen Pauſe rief er aus: es iſt nun an dir, Mariane, mir auch

deine erſten jugendlichen Freuden mitzutheilen. Noch waren wir immer zu ſehr mit dem Gegenwärtigen beſchäftigt, als daß wir uns wechſelſeitig um unſere vorige Lebensweiſe hätten bekümmern können, ſage mir: unter welchen Umſtänden biſt du erzogen? Welche ſind die erſten lebhaften Eindrücke, deren du dich erinnerſt?

Dieſe Fragen würden Marianen in große Verlegenheit geſetzt haben, wenn ihr die Alte nicht ſogleich zu Hülfe gekommen wäre. Glauben Sie denn, ſagte das kluge Weib, daß wir auf das, was uns früh begegnet, o aufmerkſam ſind, daß wir ſo artige Begebenheiten zu erzählen haben, und, wenn wir ſie zu erzählen hätten, daß wir der Sache auch ein ſolches Geſchick zu geben wüßten?

Als wenn es deſſen bedürfte! rief Wilhelm aus. Ich liebe dieſes zärtliche, gute, liebliche Geſchöpf ſo ſehr, daß mich jeder Augenblick meines Lebens verdrießt, den ich ohne ſie zugebracht habe. Laß mich wenigſtens durch die Einbildungskraft Theil an deinem vergangenen Leben nehmen! erzähle mir alles, ich will dir alles erzählen. Wir wollen uns wo möglich täuſchen, und jene für die Liebe verlorne Zeiten wieder zu gewinnen ſuchen.

Wenn Sie ſo eifrig darauf beſtehen, können wir Sie wohl befriedigen, ſagte die Alte. Erzählen Sie uns nur erſt, wie Ihre Liebhaberey zum Schauſpiele nach und nach gewachſen ſey, wie Sie ſich geübt, wie Sie ſo glücklich zugenommen haben, daß Sie nunmehr

für einen guten Schauſpieler gelten können? Es hat Ihnen dabey gewiß nicht an luſtigen Begebenheiten gemangelt. Es iſt nicht der Mühe werth, daß wir uns zur Ruhe legen, ich habe noch eine Flaſche in Reſerve; und wer weiß, ob wir bald wieder ſo ruhig und zufrieden zuſammenſitzen?

Mariane ſchaute mit einem traurigen Blick nach ihr auf, den Wilhelm nicht bemerkte, und in ſeiner Erzählung fortfuhr.

Siebentes Capitel.

Die Zerſtreuungen der Jugend, da meine Geſpannſchaft ſich zu vermehren anfing, thaten dem einſamen ſtillen Vergnügen Eintrag. Ich war wechſelsweiſe bald Jäger, bald Soldat, bald Reuter, wie es unſre Spiele mit ſich brachten; doch hatte ich immer darin einen kleinen Vorzug vor den andern, daß ich im Stande war, ihnen die nöthigen Geräthſchaften ſchicklich auszubilden. So waren die Schwerter meiſtens aus meiner Fabrik, ich verzierte und vergoldete die Schlitten, und ein geheimer Inſtinkt ließ mich nicht ruhen, bis ich unſre Miliz ins Antike umgeſchaffen hatte. Helme wurden verfertiget, mit papiernen Büſchen geſchmückt, Schilde, ſogar Harniſche wurden gemacht, Arbeiten, bey denen die Bedienten im Hauſe, die etwa Schneider waren, und die Nätherinnen manche Nadel zerbrachen.

Einen Theil meiner jungen Geſellen ſah ich nun wohlgerüſtet, die übrigen wurden auch nach und nach, doch geringer, ausſtaffirt, und es kam ein ſtattliches Korps zuſammen. Wir marſchirten in Höfen und Gärten, ſchlugen uns brav auf die Schilde und auf die Köpfe; es gab manche Mißhelligkeit, die aber bald beygelegt war.

Dieſes

Dieſes Spiel, das die andern ſehr unterhielt, war kaum etlichemal getrieben worden, als es mich ſchon nicht mehr befriedigte. Der Anblick ſo vieler gerüſteten Geſtalten mußte in mir nothwendig die Ritter-Ideen aufreizen, die ſeit einiger Zeit, da ich in das Leſen alter Romane gefallen war, meinen Kopf anfüllten.

Das befreyte Jeruſalem, davon mir Koppens Ueberſetzung in die Hände fiel, gab meinen herumſchweifenden Gedanken endlich eine beſtimmte Richtung. Ganz konnte ich zwar das Gedicht nicht leſen; es waren aber Stellen, die ich auswendig wußte, deren Bilder mich umſchwebten. Beſonders feſſelte mich Chlorinde mit ihrem ganzen Thun und Laſſen. Die Mannweiblichkeit, die ruhige Fülle ihres Daſeyns, thaten mehr Wirkung auf den Geiſt, der ſich zu entwickeln anfing, als die gemachten Reize Armidens, ob ich gleich ihren Garten nicht verachtete.

Aber hundert und hundertmal, wenn ich Abends auf dem Altan, der zwiſchen den Giebeln des Hauſes angebracht iſt, ſpazierte, über die Gegend hinſah, und von der hinabgewichenen Sonne ein zitternder Schein am Horizont heraufdämmerte, die Sterne hervortraten, aus allen Winkeln und Tiefen die Nacht hervordrang, und der klingende Ton der Grillen durch die feyerliche Stille ſchrillte, ſagte ich mir die Geſchichte des traurigen Zweykampfs zwiſchen Tancred und Chlorinden vor.

So ſehr ich, wie billig, von der Parthey der Chri-

ſten war, ſtand ich doch der heidniſchen Heldin mit ganzem Herzen bey, als ſie unternahm, den großen Thurm der Belagerer anzuzünden. Und wie nun Tancred dem vermeynten Krieger in der Nacht begegnet, unter der düſtern Hülle der Streit beginnt, und ſie gewaltig kämpfen! — Ich konnte nie die Worte ausſprechen:

Allein das Lebensmaß Chlorindens iſt nun voll,
Und ihre Stunde kommt, in der ſie ſterben ſoll!

daß mir nicht die Thränen in die Augen kamen, die reichlich floſſen, wie der unglückliche Liebhaber ihr das Schwert in die Bruſt ſtößt, der Sinkenden den Helm löſt, ſie erkennt, und zur Taufe bebend das Waſſer holt.

Aber wie ging mir das Herz über, wenn in dem bezauberten Walde Tancredens Schwert den Baum triſt, Blut nach dem Hiebe fließt, und eine Stimme ihm in die Ohren tönt, daß er auch hier Chlorinden verwunde, daß er vom Schickſal beſtimmt ſey, das was er liebt überall unwiſſend zu verletzen!

Es bemächtigte ſich die Geſchichte meiner Einbildungskraft ſo, daß ſich mir, was ich von dem Gedichte geleſen hatte, dunkel zu einem Ganzen in der Seele bildete, von dem ich dergeſtalt eingenommen war, daß ich es auf irgend eine Weiſe vorzuſtellen gedachte. Ich wollte Tancreden und Reinalden ſpielen, und fand dazu zwey Rüſtungen ganz bereit, die ich ſchon gefertigt hatte. Die eine von dunkelgrauem Papier mit Schuppen ſollte den ernſten Tancred, die andre von Silber- und Gold-

papier den glänzenden Reinald zieren. In der Lebhaftigkeit meiner Vorſtellung erzählte ich alles meinen Geſpannen, die davon ganz entzückt wurden, und nur nicht wohl begreifen konnten, daß das alles aufgeführt, und zwar von ihnen aufgeführt werden ſollte.

Dieſen Zweifeln half ich mit vieler Leichtigkeit ab. Ich diſponirte gleich über ein paar Zimmer in eines benachbarten Geſpielen Haus, ohne zu berechnen, daß die alte Tante ſie nimmermehr hergeben würde; eben ſo war es mit dem Theater, wovon ich auch keine beſtimmte Idee hatte, auſſer daß man es auf Balken ſetzen, die Couliſſen von getheilten ſpaniſchen Wänden hinſtellen und zum Grund ein großes Tuch nehmen müſſe. Woher aber die Materialien und Geräthſchaften kommen ſollten, hatte ich nicht bedacht.

Für den Wald fanden wir eine gute Auskunft: wir gaben einem alten Bedienten aus einem der Häuſer, der nun Förſter geworden war, gute Worte, daß er uns junge Birken und Fichten ſchaffen möchte, die auch wirklich geſchwinder als wir hoffen konnten herbergebracht wurden. Nun aber fand man ſich in großer Verlegenheit, wie man das Stück, eh die Bäume verdorrten, zu Stande bringen könne. Da war guter Rath theuer, es fehlte an Platz, am Theater, an Vorhängen. Die ſpaniſchen Wände waren das einzige was wir hatten.

In dieſer Verlegenheit gingen wir wieder den Lieutenant an, dem wir eine weitläuftige Beſchreibung von

der Herrlichkeit machten, die es geben sollte. So wenig er uns begriff, so behülflich war er, schob in eine kleine Stube, was sich von Tischen im Hause und der Nachbarschaft nur finden wollte an einander, stellte die Wände darauf, machte eine hintere Aussicht von grünen Vorhängen, die Bäume wurden auch gleich mit in die Reihe gestellt.

Indessen war es Abend geworden, man hatte die Lichter angezündet, die Mägde und Kinder saßen auf ihren Plätzen, das Stück sollte angehn, die ganze Heldenschaar war angezogen; nun spürte aber jeder zum erstenmal, daß er nicht wisse, was er zu sagen habe. In der Hitze der Erfindung, da ich ganz von meinem Gegenstande durchdrungen war, hatte ich vergessen, daß doch jeder wissen müsse, was und wo er es zu sagen habe; und in der Lebhaftigkeit der Ausführung war es den übrigen auch nicht beygefallen: sie glaubten sie würden sich leicht als Helden darstellen, leicht so handeln und reden können, wie die Personen, in deren Welt ich sie versetzt hatte. Sie standen alle erstaunt, fragten sich einander, was zuerst kommen sollte? und ich, der ich mich als Tancred vorne an gedacht hatte, fing, allein auftretend, einige Verse aus dem Heldengedichte herzusagen an. Weil aber die Stelle gar zu bald ins Erzählende überging, und ich in meiner eignen Rede endlich als dritte Person vorkam, auch der Gottfried, von dem die Sprache war, nicht herauskommen wollte; so mußte ich unter großem Gelächter meiner Zuschauer eben wieder

abziehen, ein Unfall, der mich tief in der Seele kränkte. Verunglückt war die Expedition; die Zuschauer saßen da, und wollten etwas sehen. Gekleidet waren wir, ich raffte mich zusammen, und entschloß mich kurz und gut, David und Goliath zu spielen. Einige der Gesellschaft hatten ehemals das Puppenspiel mit mir aufgeführt, alle hatten es oft gesehn, man theilte die Rollen aus, es versprach jeder sein Bestes zu thun, und ein kleiner drolliger Junge mahlte sich einen schwarzen Bart, um, wenn ja eine Lücke einfallen sollte, sie als Hanswurst mit einer Posse auszufüllen, eine Anstalt, die ich, als dem Ernste des Stückes zuwider, sehr ungern geschehen ließ. Doch schwur ich mir, wenn ich nur einmal aus dieser Verlegenheit gerettet wäre, mich nie, als mit der größten Ueberlegung, an die Vorstellung eines Stücks zu wagen.

Achtes Capitel.

Mariane, vom Schlaf überwältigt, lehnte ſich an ihren Geliebten, der ſie feſt an ſich drückte und in ſeiner Erzählung fortfuhr, indeß die Alte den Ueberreſt des Weins mit gutem Bedachte genoß.

Die Verlegenheit, ſagte er, in der ich mich mit meinen Freunden befunden hatte, indem wir ein Stück das nicht exiſtirte zu ſpielen unternahmen, war bald vergeſſen. Meiner Leidenſchaft, jeden Roman den ich las, jede Geſchichte die man mich lehrte, in einem Schauſpiele darzuſtellen, konnte ſelbſt der unbiegſamſte Stoff nicht widerſtehen. Ich war völlig überzeugt, daß alles was in der Erzählung ergötzte, vorgeſtellt eine viel gröſſere Wirkung thun müſſe; alles ſollte vor meinen Augen, alles auf der Bühne vorgehen. Wenn uns in der Schule die Weltgeſchichte vorgetragen wurde, zeichnete ich mir ſorgfältig aus, wo einer auf eine beſondere Weiſe erſtochen oder vergiftet wurde, und meine Einbildungskraft ſah über Expoſition und Verwicklung hinweg und eilte dem intereſſanten fünften Akte zu. So fing ich auch wirklich an, einige Stück von hinten hervor zu ſchreiben,

ohne daß ich auch nur bey einem einzigen bis zum Anfange gekommen wäre.

Zu gleicher Zeit las ich, theils aus eignem Antrieb, theils auf Veranlassung meiner guten Freunde, welche in den Geschmack gekommen waren Schauspiele aufzuführen, einen ganzen Wust theatralischer Productionen durch, wie sie der Zufall mir in die Hände führte. Ich war in den glücklichen Jahren, wo uns noch alles gefällt, wo wir in der Menge und Abwechslung unsre Befriedigung finden. Leider aber ward mein Urtheil noch auf eine andere Weise bestochen. Die Stücke gefielen mir besonders, in denen ich zu gefallen hoffte, und es waren wenige, die ich nicht in dieser angenehmen Täuschung durchlas; und meine lebhafte Vorstellungskraft, da ich mich in alle Rollen denken konnte, verführte mich zu glauben, daß ich auch alle darstellen würde: gewöhnlich wählte ich daher bey der Austheilung diejenigen, welche sich gar nicht für mich schickten, und wenn es nur einigermaßen angehn wollte, wohl gar ein paar Rollen.

Kinder wissen beym Spiele aus allem alles zu machen; ein Stab wird zur Flinte, ein Stückchen Holz zum Degen, jedes Bündelchen zur Puppe, und jeder Winkel zur Hütte. In diesem Sinne entwickelte sich unser Privattheater. Bey der völligen Unkenntniß unsrer Kräfte unternahmen wir alles, bemerkten kein qui pro quo, und waren überzeugt, jeder müsse uns dafür nehmen, wofür wir uns gaben. Leider ging alles einen

ſo gemeinen Gang, daß mir nicht einmal eine merkwürdige Albernheit zu erzählen übrig bleibt. Erſt ſpielten wir die wenigen Stücke durch, in welchen nur Mannsperſonen auftreten; dann verkleideten wir einige aus unſerm Mittel, und zogen zuletzt die Schweſtern mit ins Spiel. In einigen Häuſern hielt man es für eine nützliche Beſchäftigung und lud Geſellſchaften darauf. Unſer Artillerielieutenant verließ uns auch hier nicht. Er zeigte uns, wie wir kommen und gehen, deklamiren und geſtikuliren ſollten; allein er erntete für ſeine Bemühung meiſtens wenig Dank, indem wir die theatraliſchen Künſte ſchon beſſer als er zu verſtehen glaubten.

Wir verfielen gar bald auf das Trauerſpiel: denn wir hatten oft ſagen hören, und glaubten ſelbſt, es ſey leichter eine Tragödie zu ſchreiben und vorzuſtellen, als im Luſtſpiele vollkommen zu ſeyn. Auch fühlten wir uns beym erſten tragiſchen Verſuche ganz in unſerm Elemente, wir ſuchten uns der Höhe des Standes, der Vortreflichkeit der Charaktere, durch Steifheit und Affectation zu nähern, und dünkten uns durchaus nicht wenig; allein vollkommen glücklich waren wir nur, wenn wir recht raſen, mit den Füßen ſtampfen und uns wohl gar vor Wuth und Verzweiflung auf die Erde werfen durften.

Knaben und Mädchen waren in dieſen Spielen nicht lange beyſammen, als die Natur ſich zu regen, und die Geſellſchaft ſich in verſchiedene kleine Liebesgeſchichten zu

theilen anfing, da denn meiſtentheils Comödie in der Comödie geſpielt wurde. Die glücklichen Paare drückten ſich hinter den Theaterwänden die Hände auf das zärtlichſte; ſie verſchwammen in Glückſeligkeit, wenn ſie einander, ſo bebändert und aufgeſchmückt, recht idealiſch vorkamen, indeß gegen über die unglücklichen Nebenbuhler ſich vor Neid verzehrten, und mit Trotz und Schadenfreude allerley Unheil anrichteten.

Dieſe Spiele, obgleich ohne Verſtand unternommen und ohne Anleitung durchgeführt, waren doch nicht ohne Nutzen für uns. Wir übten unſer Gedächtniß und unſern Körper, und erlangten mehr Geſchmeidigkeit im Sprechen und Betragen, als man ſonſt in ſo frühen Jahren gewinnen kann. Für mich aber war jene Zeit beſonders Epoche, mein Geiſt richtete ſich ganz nach dem Theater, und ich fand kein größer Glück, als Schauſpiele zu leſen, zu ſchreiben und zu ſpielen.

Der Unterricht meiner Lehrer dauerte fort, man hatte mich dem Handelsſtand gewidmet, und zu unſerm Nachbar auf das Comptoir gethan; aber eben zu ſelbiger Zeit entfernte ſich mein Geiſt nur gewaltſamer von allem, was ich für ein niedriges Geſchäft halten mußte. Der Bühne wollte ich meine ganze Thätigkeit widmen, auf ihr mein Glück und meine Zufriedenheit finden.

Ich erinnere mich noch eines Gedichtes, das ſich unter meinen Papieren finden muß, in welchem die Muſe der tragiſchen Dichtkunſt und eine andere Frauensgeſtalt,

in der ich das Gewerbe perſonifizirt hatte, ſich um meine werthe Perſon recht wacker zanken. Die Erfindung iſt gemein, und ich erinnere mich nicht, ob die Verſe etwas taugen; aber Ihr ſollt es ſehen, um der Furcht, des Abſcheues, der Liebe und der Leidenſchaft willen, die darin herrſchen. Wie ängſtlich hatte ich die alte Hausmutter geſchildert mit dem Rocken im Gürtel, mit Schlüſſeln an der Seite, Brillen auf der Naſe, immer fleißig, immer in Unruhe, zänkiſch und haushälteriſch, kleinlich und beſchwerlich! Wie kümmerlich beſchrieb ich den Zuſtand deſſen, der ſich unter ihrer Ruthe bücken und ſein knechtiſches Tagewerk im Schweiße des Angeſichtes verdienen ſollte!

Wie anders trat jene dagegen auf! Welche Erſcheinung ward ſie dem bekümmerten Herzen! Herrlich gebildet, in ihrem Weſen und Betragen als eine Tochter der Freyheit anzuſehen. Das Gefühl ihrer ſelbſt gab ihr Würde ohne Stolz; ihre Kleider ziemten ihr, ſie umhüllten jedes Glied, ohne es zu zwängen, und die reichlichen Falten des Stoffes wiederholten, wie ein tauſendfaches Echo, die reizenden Bewegungen der Göttlichen. Welch ein Contraſt! und auf welche Seite ſich mein Herz wandte, kannſt du leicht denken. Auch war nichts vergeſſen, um meine Muſe kenntlich zu machen. Kronen und Dolche, Ketten und Masken, wie ſie mir meine Vorgänger überliefert hatten, waren ihr auch hier zugetheilt. Der Wettſtreit war heftig, die Reden beider Perſonen

kontraſtirten gehörig, da man im vierzehnten Jahre gewöhnlich das Schwarze und Weiße recht nah an einander zu mahlen pflegt. Die Alte redete, wie es einer Perſon geziemt, die eine Stecknadel aufhebt, und jene, wie eine, die Königreiche verſchenkt. Die warnenden Drohungen der Alten wurden verſchmäht; ich ſah die mir verſprochenen Reichthümer ſchon mit dem Rücken an: enterbt und nackt übergab ich mich der Muſe, die mir ihren goldnen Schleyer zuwarf und meine Blöße bedeckte. —

Hätte ich denken können, o meine Geliebte! rief er aus, indem er Marianen feſt an ſich drückte, daß eine ganz andere, eine lieblichere Gottheit kommen, mich in meinem Vorſatz ſtärken, mich auf meinem Wege begleiten würde; welch eine ſchönere Wendung würde mein Gedicht genommen haben, wie intereſſant würde nicht der Schluß deſſelben geworden ſeyn! Doch es iſt kein Gedicht, es iſt Wahrheit und Leben, was ich in deinen Armen finde; laß uns das ſüße Glück mit Bewußtſeyn genießen!

Durch den Druck ſeines Armes, durch die Lebhaftigkeit ſeiner erhöhten Stimme, war Mariane erwacht, und verbarg durch Liebkoſungen ihre Verlegenheit: denn ſie hatte auch nicht ein Wort von dem letzten Theile ſeiner Erzählung vernommen, und es iſt zu wünſchen, daß unſer Held für ſeine Lieblingsgeſchichten aufmerkſamere Zuhörer künftig finden möge.

Neuntes Capitel.

So brachte Wilhelm seine Nächte im Genusse vertraulicher Liebe, seine Tage in Erwartung neuer seliger Stunden zu. Schon zu jener Zeit, als ihn Verlangen und Hoffnung zu Marianen hinzog, fühlte er sich wie neu belebt, er fühlte, daß er ein anderer Mensch zu werden beginne; nun war er mit ihr vereinigt, die Befriedigung seiner Wünsche ward eine reizende Gewohnheit. Sein Herz strebte, den Gegenstand seiner Leidenschaft zu veredeln, sein Geist, das geliebte Mädchen mit sich empor zu heben. In der kleinsten Abwesenheit ergriff ihn ihr Andenken. War sie ihm sonst nothwendig gewesen, so war sie ihm jetzt unentbehrlich, da er mit allen Banden der Menschheit an sie geknüpft war. Seine reine Seele fühlte, daß sie die Hälfte, mehr als die Hälfte seiner selbst sey. Er war dankbar und hingegeben ohne Gränzen.

Auch Mariane konnte sich eine Zeitlang täuschen, sie theilte die Empfindung seines lebhaften Glücks mit ihm. Ach! wenn nur nicht manchmal die kalte Hand des Vorwurfs ihr über das Herz gefahren wäre! Selbst an dem Busen Wilhelms war sie nicht sicher davor, selbst

unter den Flügeln ſeiner Liebe. Und wenn ſie nun gar wieder allein war, und aus den Wolken, in denen ſeine Leidenſchaft ſie emportrug, in das Bewußtſeyn ihres Zuſtandes herabſank; dann war ſie zu bedauern. Denn Leichtſinn kam ihr zu Hülfe, ſo lange ſie in niedriger Verworrenheit lebte, ſich über ihre Verhältniſſe betrog, oder vielmehr ſie nicht kannte; da erſchienen ihr die Vorfälle, denen ſie ausgeſetzt war, nur einzeln: Vergnügen und Verdruß löſten ſich ab, Demüthigung wurde durch Eitelkeit, und Mangel oft durch augenblicklichen Ueberfluß vergütet; ſie konnte Noth und Gewohnheit ſich als Geſetz und Rechtfertigung anführen, und ſo lange ließen ſich alle unangenehmen Empfindungen von Stund zu Stunde, von Tag zu Tage abſchütteln. Nun aber hatte das arme Mädchen ſich Augenblicke in eine beſſere Welt hinüber gerückt gefühlt, hatte, wie von oben herab, aus Licht und Freude ins öde, verworfene ihres Lebens herunter geſehen, hatte gefühlt, welche elende Creatur ein Weib iſt, das mit dem Verlangen nicht zugleich Liebe und Ehrfurcht einflößt, und fand ſich äußerlich und innerlich um nichts gebeſſert. Sie hatte nichts, was ſie aufrichten konnte. Wenn ſie in ſich blickte und ſuchte, war es in ihrem Geiſte leer, und ihr Herz hatte keinen Wiederhalt. Je trauriger dieſer Zuſtand war, deſto heftiger ſchloß ſich ihre Neigung an den Geliebten feſt; ja die Leidenſchaft wuchs mit jedem Tage, wie die Gefahr, ihn zu verlieren, mit jedem Tage näher rückte.

Dagegen ſchwebte Wilhelm glücklich in höheren Regionen, ihm war auch eine neue Welt aufgegangen, aber reich an herrlichen Ausſichten. Kaum ließ das Uebermaaß der erſten Freude nach, ſo ſtellte ſich das hell vor ſeine Seele, was ihn bisher dunkel durchwühlt hatte. Sie iſt dein! Sie hat ſich dir hingegeben! Sie, das geliebte, geſuchte, angebetete Geſchöpf, dir auf Treu und Glauben hingegeben; aber ſie hat ſich keinem Undankbaren überlaſſen. Wo er ſtand und ging, redete er mit ſich ſelbſt, ſein Herz floß beſtändig über, und er ſagte ſich in einer Fülle von prächtigen Worten die erhabenſten Geſinnungen vor. Er glaubte den hellen Wink des Schickſals zu verſtehen, das ihm durch Marianen die Hand reichte, ſich aus dem ſtockenden, ſchleppenden bürgerlichen Leben heraus zu reißen, aus dem er ſchon ſo lange ſich zu retten gewünſcht hatte. Seines Vaters Haus, die Seinigen zu verlaſſen, ſchien ihm etwas leichtes. Er war jung und neu in der Welt, und ſein Muth, in ihren Weiten nach Glück und Befriedigung zu rennen, durch die Liebe erhöht. Seine Beſtimmung zum Theater war ihm nunmehr klar; das hohe Ziel, das er ſich vorgeſteckt ſah, ſchien ihm näher, indem er an Marianens Hand hinſtrebte, und in ſelbſtgefälliger Beſcheidenheit erblickte er in ſich den trefflichen Schauſpieler, den Schöpfer eines künftigen National-Theaters, nach dem er ſo vielfältig hatte ſeufzen hören. Alles, was in den innerſten Winkeln ſeiner Seele bisher ge-

ſchlummert hatte, wurde rege. Er bildete aus den vielerley Ideen mit Farben der Liebe ein Gemählde auf Nebelgrund, deſſen Geſtalten freylich ſehr in einander floſſen; dafür aber auch das Ganze eine deſto reizendere Wirkung that.

Zehntes Capitel.

Er saß nun zu Hause, kramte unter seinen Papieren, und rüstete sich zur Abreise. Was nach seiner bisherigen Bestimmung schmeckte, ward bey Seite gelegt, er wollte bey seiner Wanderung in die Welt auch von jeder unangenehmen Erinnerung frey seyn. Nur Werke des Geschmacks, Dichter und Critiker wurden als bekannte Freunde unter die Erwählten gestellt; und da er bisher die Kunstrichter sehr wenig genutzt hatte, so erneuerte sich seine Begierde nach Belehrung, als er seine Bücher wieder durchsah und fand, daß die theoretischen Schriften noch meist unaufgeschnitten waren. Er hatte sich, in der völligen Ueberzeugung von der Nothwendigkeit solcher Werke, viele davon angeschaft, und mit dem besten Willen in keines auch nur bis in die Hälfte sich hinein lesen können.

Dagegen hatte er sich desto eifriger an Beyspiele gehalten, und in allen Arten die ihm bekannt worden waren, selbst Versuche gemacht.

Werner trat herein, und als er seinen Freund mit den bekannten Heften beschäftigt sah, rief er aus: Bist du schon wieder über diesen Papieren? Ich wette, du hast

nicht

nicht die Abſicht, eins oder das andere zu vollenden! Du ſiehſt ſie durch und wieder durch, und beginnſt allenfalls etwas neues. —

Zu vollenden iſt nicht die Sache des Schülers, es iſt genug wenn er ſich übt. —

Aber doch fertig macht, ſo gut er kann.

Und doch ließe ſich wohl die Frage aufwerfen: ob man nicht eben gute Hoffnung von einem jungen Menſchen faſſen könne, der bald gewahr wird, wenn er etwas Ungeſchicktes unternommen hat, in der Arbeit nicht fortfährt, und an etwas, das niemals einen Werth haben kann, weder Mühe noch Zeit verſchwenden mag.

Ich weiß wohl, es war nie deine Sache, etwas zu Stande zu bringen, du warſt immer müde, eh' es zur Hälfte kam. Da du noch Direktor unſers Puppenſpiels warſt, wie oft wurden neue Kleider für die Zwerggeſellſchaft gemacht? neue Dekorationen ausgeſchnitten? Bald ſollte dieſes, bald jenes Trauerſpiel aufgeführt werden, und höchſtens gabſt du einmal den fünften Akt, wo alles recht bunt durch einander ging, und die Leute ſich erſtachen.

Wenn du von jenen Zeiten ſprechen willſt, wer war denn Schuld, daß wir die Kleider, die unſern Puppen angepaßt und auf den Leib feſt genäht waren, herunter trennen ließen, und den Aufwand einer weitläuftigen und unnützen Garderobe machten? Warſt du's nicht, der immer ein neues Stück Band zu verhandeln hatte, der

meine Liebhaberey anzufeuern und zu nützen wußte? —

Werner lachte und rief aus: Ich erinnere mich immer noch mit Freuden, daß ich von euren theatralischen Feldzügen Vortheil zog, wie Lieferanten vom Kriege. Als Ihr Euch zur Befreyung Jerusalems rüstetet, machte ich auch einen schönen Profit, wie ehemals die Venetianer im ähnlichen Falle. Ich finde nichts vernünftiger in der Welt, als von den Thorheiten anderer Vortheil zu ziehen.

Ich weiß nicht, ob es nicht ein edleres Vergnügen wäre, die Menschen von ihren Thorheiten zu heilen. —

Wie ich sie kenne, möchte das wohl ein eitles Bestreben seyn. Es gehört schon etwas dazu, wenn ein einziger Mensch klug und reich werden soll, und meistens wird er es auf Unkosten der Andern.

Es fällt mir eben recht der Jüngling am Scheidewege in die Hände, versetzte Wilhelm, indem er ein Heft aus den übrigen Papieren herauszog: das ist doch fertig geworden, es mag übrigens seyn wie es will.

Leg es bey Seite, wirf es ins Feuer: versetzte Werner. Die Erfindung ist nicht im geringsten lobenswürdig; schon vormals ärgerte mich diese Composition genug, und zog dir den Unwillen des Vaters zu. Es mögen ganz artige Verse seyn; aber die Vorstellungsart ist grundfalsch. Ich erinnere mich noch deines personifizirten Gewerbes, deiner zusammengeschrumpften erbärmlichen Sybille. Du magst das Bild in irgend einem elenden Kramladen aufgeschnappt haben. Von der Handlung

hatteſt du damals keinen Begriff; ich wüßte nicht, weſſen Geiſt ausgebreiteter wäre, ausgebreiteter ſeyn müßte, als der Geiſt eines ächten Handelsmannes. Welchen Ueberblick verſchafft uns nicht die Ordnung, in der wir unſere Geſchäfte führen! Sie läßt uns jederzeit das Ganze überſchauen, ohne daß wir nöthig hätten, uns durch das Einzelne verwirren zu laſſen. Welche Vortheile gewährt die doppelte Buchhaltung dem Kaufmanne! Es iſt eine der ſchönſten Erfindungen des menſchlichen Geiſtes, und ein jeder gute Haushalter ſollte ſie in ſeiner Wirthſchaft einführen.

Verzeih mir, ſagte Wilhelm lächelnd, du fängſt von der Form an, als wenn das die Sache wäre; gewöhnlich vergeſt ihr aber auch über eurem Addiren und Bilanciren das eigentliche Facit des Lebens.

Leider ſiehſt du nicht, mein Freund, wie Form und Sache hier nur eins iſt, eins ohne das andere nicht beſtehen könnte. Ordnung und Klarheit vermehrt die Luſt zu ſparen und zu erwerben. Ein Menſch, der übel haushält, befindet ſich in der Dunkelheit ſehr wohl, er mag die Poſten nicht gerne zuſammen rechnen, die er ſchuldig iſt. Dagegen kann einem guten Wirthe nichts angenehmer ſeyn, als ſich alle Tage die Summe ſeines wachſenden Glückes zu ziehen. Selbſt ein Unfall, wenn er ihn verdrießlich überraſcht, erſchreckt ihn nicht; denn er weiß ſogleich, was für erworbene Vortheile er auf die andere Waagſchaale zu legen hat. Ich bin überzeugt,

mein lieber Freund, wenn du nur einmal einen rechten Geschmack an unsern Geschäften finden könntest, so würdest du dich überzeugen, daß manche Fähigkeiten des Geistes auch dabey ihr freyes Spiel haben können.

Es ist möglich, daß mich die Reise, die ich vorhabe, auf andere Gedanken bringt.

O gewiß! glaube mir, es fehlt dir nur der Anblick einer großen Thätigkeit, um dich auf immer zu dem unsern zu machen; und wenn du zurück kommst, wirst du dich gern zu denen gesellen, die durch alle Arten von Spedition und Spekulation einen Theil des Geldes und Wohlbefindens, das in der Welt seinen nothwendigen Kreislauf führt, an sich zu reißen wissen. Wirf einen Blick auf die natürlichen und künstlichen Producte aller Welttheile, betrachte wie sie wechselsweise zur Nothdurft geworden sind! Welch eine angenehme geistreiche Sorgfalt ist es, alles, was in dem Augenblicke am meisten gesucht wird, und doch bald fehlt, bald schwer zu haben ist, zu kennen, jedem, was er verlangt, leicht und schnell zu verschaffen, sich vorsichtig in Vorrath zu setzen, und den Vortheil jedes Augenblickes dieser großen Cirkulation zu genießen! Dieß ist, dünkt mich, was jedem, der Kopf hat, eine große Freude machen wird.

Wilhelm schien nicht abgeneigt, und Werner fuhr fort: Besuche nur erst ein paar große Handelsstädte, ein paar Häfen, und du wirst gewiß mit fortgerissen werden. Wenn du siehst, wie viele Menschen beschäftiget

ſind, wenn du ſiehſt, wo ſo manches herkommt, wo es hingeht, ſo wirſt du es gewiß auch mit Vergnügen durch deine Hände gehen ſehen. Die geringſte Waare ſiehſt du im Zuſammenhange mit dem ganzen Handel, und eben darum hältſt du nichts für gering, weil alles die Cirkulation vermehrt, von welcher dein Leben ſeine Nahrung zieht.

Werner, der ſeinen richtigen Verſtand in dem Umgange mit Wilhelm ausbildete, hatte ſich gewöhnt, auch an ſein Gewerbe, an ſeine Geſchäfte mit Erhebung der Seele zu denken, und glaubte immer, daß er es mit mehrerem Rechte thue, als ſein ſonſt verſtändiger und geſchätzter Freund, der, wie es ihm ſchien, auf das unreellſte von der Welt einen ſo großen Werth, und das Gewicht ſeiner ganzen Seele legte. Manchmal dachte er, es könne gar nicht fehlen, dieſer falſche Enthuſiasmus müſſe zu überwältigen, und ein ſo guter Menſch auf den rechten Weg zu bringen ſeyn. In dieſer Hoffnung fuhr er fort: es haben die Großen dieſer Welt ſich der Erde bemächtiget, ſie leben in Herrlichkeit und Ueberfluß. Der kleinſte Raum unſers Welttheils iſt ſchon in Beſitz genommen, jeder Beſitz befeſtiget, Aemter und andere bürgerliche Geſchäfte tragen wenig ein; wo giebt es nun noch einen rechtmäßigeren Erwerb, eine billigere Eroberung als den Handel? Haben die Fürſten dieſer Welt die Flüſſe, die Wege, die Häfen in ihrer Gewalt, und nehmen von dem, was durch und vorbey geht, einen ſtarken Gewinn: ſollen

wir nicht mit Freuden die Gelegenheit ergreifen, und durch unſere Thätigkeit auch Zoll von jenen Artikeln nehmen, die theils das Bedürfniß, theils der Uebermuth den Menſchen unentbehrlich gemacht hat? Und ich kann dir verſichern, wenn du nur deine dichteriſche Einbildungskraft anwenden wollteſt, ſo könnteſt du meine Göttin als eine unüberwindliche Siegerin der deinigen kühn entgegenſtellen. Sie führt freylich lieber den Oelzweig als das Schwert; Dolch und Ketten kennt ſie gar nicht: aber Kronen theilet ſie auch ihren Lieblingen aus, die, es ſey ohne Verachtung jener geſagt, von ächtem aus der Quelle geſchöpftem Golde und von Perlen glänzen, die ſie aus der Tiefe des Meeres durch ihre immer geſchäftigen Diener geholt hat.

Wilhelmen verdroß dieſer Ausfall ein wenig, doch verbarg er ſeine Empfindlichkeit; denn er erinnerte ſich, daß Werner auch ſeine Apoſtrophen mit Gelaſſenheit anzuhören pflegte. Uebrigens war er billig genug, um gerne zu ſehen, wenn jeder von ſeinem Handwerk aufs beſte dachte; nur mußte man ihm das ſeinige, dem er ſich mit Leidenſchaft gewidmet hatte, unangefochten laſſen.

Und dir, rief Werner aus, der du an menſchlichen Dingen ſo herzlichen Antheil nimmſt, was wird es dir für ein Schauſpiel ſeyn, wenn du das Glück, das muthige Unternehmungen begleitet, vor deinen Augen den Menſchen wirſt gewährt ſehen! Was iſt reizender als der Anblick eines Schiffes, das von einer glücklichen Fahrt

wieder anlangt, das von einem reichen Fange frühzeitig zurückkehrt! Nicht der Verwandte, der Bekannte, der Theilnehmer allein, ein jeder fremde Zuſchauer wird hingeriſſen, wenn er die Freude ſieht, mit welcher der eingeſperrte Schiffer ans Land ſpringt, noch ehe ſein Fahrzeug es ganz berührt, ſich wieder frey fühlt, und nunmehr das, was er dem falſchen Waſſer entzogen, der getreuen Erde anvertrauen kann. Nicht in Zahlen allein, mein Freund, erſcheint uns der Gewinn; das Glück iſt die Göttin der lebendigen Menſchen, und um ihre Gunſt wahrhaft zu empfinden, muß man leben und Menſchen ſehen, die ſich recht lebendig bemühen und recht ſinnlich genießen.

Eilftes Capitel.

Es iſt nun Zeit, daß wir auch die Väter unſrer beyden Freunde näher kennen lernen; ein paar Männer von ſehr verſchiedener Denkungsart, deren Geſinnungen aber darin übereinkamen, daß ſie den Handel für das edelſte Geſchäft hielten, und beide höchſt aufmerkſam auf jeden Vortheil waren, den ihnen irgend eine Spekulation bringen konnte. Der alte Meiſter hatte gleich nach dem Tode ſeines Vaters eine koſtbare Sammlung von Gemählden, Zeichnungen, Kupferſtichen und Antiquitäten ins Geld geſetzt, ſein Haus nach dem neueſten Geſchmacke von Grund aus aufgebaut und möblirt, und ſein übriges Vermögen auf alle mögliche Weiſe gelten gemacht. Einen anſehnlichen Theil davon hatte er dem alten Werner in die Handlung gegeben, der als ein thätiger Handelsmann berühmt war, und deſſen Spekulationen gewöhnlich durch das Glück begünſtigt wurden. Nichts wünſchte aber der alte Meiſter ſo ſehr, als ſeinem Sohne Eigenſchaften zu geben, die ihm ſelbſt fehlten, und ſeinen Kindern Güter zu hinterlaſſen, auf deren Beſitz er den größten Werth legte. Zwar empfand er eine beſondere

Neigung zum Prächtigen, zu dem was in die Augen fällt, das aber auch zugleich einen innern Werth und eine Dauer haben ſollte. In ſeinem Hauſe mußte alles ſolid und maſſiv ſeyn, der Vorrath reichlich, das Silbergeſchirr ſchwer, das Tafelſervice koſtbar; dagegen waren die Gäſte ſelten, denn eine jede Mahlzeit ward ein Feſt, das ſowohl wegen der Koſten als wegen der Unbequemlichkeit nicht oft wiederholt werden konnte. Sein Haushalt ging einen gelaſſenen und einförmigen Schritt, und alles was ſich darin bewegte und erneuerte, war gerade das, was niemanden einigen Genuß gab.

Ein ganz entgegengeſetztes Leben führte der alte Werner in einem dunkeln und finſtern Hauſe. Hatte er ſeine Geſchäfte in der engen Schreibſtube am uralten Pulte vollendet; ſo wollte er gut eſſen, und wo möglich noch beſſer trinken, auch konnte er das Gute nicht allein genieſſen: neben ſeiner Familie mußte er ſeine Freunde, alle Freunde, die nur mit ſeinem Hauſe in einiger Verbindung ſtanden, immer bey Tiſche ſehen, ſeine Stühle waren uralt, aber er lud täglich jemanden ein, darauf zu ſitzen. Die guten Speiſen zogen die Aufmerkſamkeit der Gäſte auf ſich, und niemand bemerkte, daß ſie in gemeinem Geſchirr aufgetragen wurden. Sein Keller hielt nicht viel Wein, aber der ausgetrunkene ward gewöhnlich durch einen beſſern erſetzt.

So lebten die beiden Väter, welche öfter zuſammen kamen, ſich wegen gemeinſchaftlicher Geſchäfte berath-

ſchlagten, und eben heute die Verſendung Wilhelms in Handelsangelegenheiten beſchloſſen.

Er mag ſich in der Welt umſehen, ſagte der alte Meiſter, und zugleich unſre Geſchäfte an fremden Orten betreiben; man kann einem jungen Menſchen keine gröſſere Wohlthat erweiſen, als wenn man ihn zeitig in die Beſtimmung ſeines Lebens einweiht. Ihr Sohn iſt von ſeiner Expedition ſo glücklich zurück gekommen, hat ſeine Geſchäfte ſo gut zu machen gewußt, daß ich recht neugierig bin, wie ſich der meinige beträgt; ich fürchte, er wird mehr Lehrgeld geben, als der Ihrige.

Der alte Meiſter, welcher von ſeinem Sohne und deſſen Fähigkeiten einen groſſen Begriff hatte, ſagte dieſe Worte in Hoffnung, daß ſein Freund ihm widerſprechen und die vortrefflichen Gaben des jungen Mannes herausſtreichen ſollte. Allein hierin betrog er ſich; der alte Werner, der in praktiſchen Dingen niemanden traute, als dem, den er geprüft hatte, verſetzte gelaſſen: Man muß alles verſuchen, wir können ihn eben denſelben Weg ſchicken, wir geben ihm eine Vorſchrift, wornach er ſich richtet; es ſind verſchiedene Schulden einzukaſſiren, alte Bekanntſchaften zu erneuern, neue zu machen. Er kann auch die Spekulation, mit der ich Sie neulich unterhielt, befördern helfen, denn ohne genaue Nachrichten an Ort und Stelle zu ſammeln, läßt ſich dabey wenig thun.

Er mag ſich vorbereiten, verſetzte der alte Meiſter, und ſobald als möglich aufbrechen. Wo nehmen wir ein

Pferd für ihn her, das ſich zu dieſer Expedition ſchickt?

Wir werden nicht weit darnach ſuchen. Ein Krämer in H***, der uns noch einiges ſchuldig, aber ſonſt ein guter Mann iſt, hat mir eins an Zahlungsſtatt angeboten; mein Sohn kennt es, es ſoll ein recht brauchbares Thier ſeyn.

Er mag es ſelbſt hohlen, mag mit dem Poſtwagen hinüberfahren, ſo iſt er übermorgen bey Zeiten wieder da, man macht ihm indeſſen den Mantelſack und die Briefe zurechte, und ſo kann er zu Anfang der künftigen Woche aufbrechen.

Wilhelm wurde gerufen und man machte ihm den Entſchluß bekannt. Wer war froher als er, da er die Mittel zu ſeinem Vorhaben in ſeinen Händen ſah, da ihm die Gelegenheit ohne ſein Mitwirken zubereitet werden! So groß war ſeine Leidenſchaft, ſo rein ſeine Ueberzeugung, er handle vollkommen recht, ſich dem Drucke ſeines bisherigen Lebens zu entziehen, und einer neuen edlern Bahn zu folgen, daß ſein Gewiſſen ſich nicht im mindeſten regte, keine Sorge in ihm entſtand, ja daß er vielmehr dieſen Betrug für heilig hielt. Er war gewiß, daß ihn Eltern und Verwandte in der Folge für dieſen Schritt preiſen und ſegnen ſollten, er erkannte den Wink eines leitenden Schickſals an dieſen zuſammentreffenden Umſtänden.

Wie lang ward ihm die Zeit bis zur Nacht, bis zur Stunde, in der er ſeine Geliebte wieder ſehen ſollte! Er

ſaß auf ſeinem Zimmer und überdachte ſeinen Reiſeplan, wie ein künſtlicher Dieb oder Zauberer in der Gefangenſchaft manchmal die Füße aus den feſtgeſchloſſenen Ketten herauszieht, um die Ueberzeugung bey ſich zu nähren, daß ſeine Rettung möglich, ja noch näher ſey als kurzſichtige Wächter glauben.

Endlich ſchlug die nächtliche Stunde; er entfernte ſich aus ſeinem Hauſe, ſchüttelte allen Druck ab, und wandelte durch die ſtillen Gaſſen. Auf dem groſſen Platze hub er ſeine Hände gen Himmel, fühlte alles hinter und unter ſich, er hatte ſich von allem los gemacht. Nun dachte er ſich in den Armen ſeiner Geliebten, dann wieder mit ihr auf dem blendenden Theatergerüſte, er ſchwebte in einer Fülle von Hoffnungen, und nur manchmal erinnerte ihn der Ruf des Nachtwächters, daß er noch auf dieſer Erde wandle.

Seine Geliebte kam ihm an der Treppe entgegen, und wie ſchön! wie lieblich! In dem neuen weißen Negligee empfing ſie ihn, er glaubte ſie noch nie ſo reizend geſehen zu haben. So weihte ſie das Geſchenk des abweſenden Liebhabers in den Armen des gegenwärtigen ein, und mit wahrer Leidenſchaft verſchwendete ſie den ganzen Reichthum ihrer Liebkoſungen, welche ihr die Natur eingab, welche die Kunſt ſie gelehrt hatte, an ihren Liebling, und man frage, ob er ſich glücklich, ob er ſich ſelig fühlte?

Er entdeckte ihr was vorgegangen war, und ließ ihr

im allgemeinen seinen Plan, seine Wünsche sehen. Er wolle unter zu kommen suchen, sie alsdann abholen, er hoffe, sie werde ihm ihre Hand nicht versagen. Das arme Mädchen aber schwieg, verbarg ihre Thränen und drückte den Freund an ihre Brust, der, ob er gleich ihr Verstummen auf das günstigste auslegte, doch eine Antwort gewünscht hätte, besonders da er sie zuletzt auf das bescheidenste, auf das freundlichste fragte: ob er sich denn nicht Vater glauben dürfe? Aber auch darauf antwortete sie nur mit einem Seufzer, einem Kusse.

Zwölftes Capitel.

Den andern Morgen erwachte Mariane nur zu neuer Betrübniß; ſie fand ſich ſehr allein, mochte den Tag nicht ſehen, blieb im Bette und weinte. Die Alte ſetzte ſich zu ihr, ſuchte ihr einzureden, ſie zu tröſten; aber es gelang ihr nicht, das verwundete Herz ſo ſchnell zu heilen. Nun war der Augenblick nahe, dem das arme Mädchen wie dem letzten ihres Lebens entgegen geſehen hatte. Konnte man ſich auch in einer ängſtlichern Lage fühlen? Ihr Geliebter entfernte ſich, ein unbequemer Liebhaber drohte zu kommen, und das gröſte Unheil ſtand bevor, wenn beide, wie es leicht möglich war, einmal zuſammentreffen ſollten.

Beruhige dich, Liebchen, rief die Alte: verweine mir deine ſchönen Augen nicht! Iſt es denn ein ſo groſes Unglück, zwey Liebhaber zu beſitzen? Und wenn du auch deine Zärtlichkeit nur dem einen ſchenken kannſt; ſo ſey wenigſtens dankbar gegen den andern, der, nach der Art wie er für dich ſorgt, gewiß dein Freund genannt zu werden verdient.

Es ahndete meinem Geliebten, verſetzte Mariane da-

gegen mit Thränen, daß uns eine Trennung bevorſtehe; ein Traum hat ihm entdeckt, was wir ihm ſo ſorgfältig zu verbergen ſuchen. Er ſchlief ſo ruhig an meiner Seite. Auf einmal höre ich ihn ängſtliche, unvernehmliche Töne ſtammeln. Mir wird bange, und ich wecke ihn auf. Ach! mit welcher Liebe, mit welcher Zärtlichkeit, mit welchem Feuer umarmt' er mich! O Mariane! rief er aus, welchem ſchrecklichen Zuſtande haſt du mich entriſſen! Wie ſoll ich dir danken, daß du mich aus dieſer Hölle befreyt haſt? Mir träumte, fuhr er fort, ich befände mich, entfernt von dir, in einer unbekannten Gegend; aber dein Bild ſchwebte mir vor; ich ſah dich auf einem ſchönen Hügel, die Sonne beſchien den ganzen Platz, wie reizend kamſt du mir vor! Aber es währte nicht lange, ſo ſah ich dein Bild hinunter gleiten, immer hinunter gleiten, ich ſtreckte meine Arme nach dir aus, ſie reichten nicht durch die Ferne. Immer ſank dein Bild und näherte ſich einem großen See, der am Fuße des Hügels weit ausgebreitet lag, eher ein Sumpf als ein See. Auf einmal gab dir ein Mann die Hand, er ſchien dich hinaufführen zu wollen, aber leitete dich ſeitwärts, und ſchien dich nach ſich zu ziehen. Ich rief, da ich dich nicht erreichen konnte, ich hoffte dich zu warnen. Wollte ich gehen, ſo ſchien der Boden mich feſt zu halten; konnt' ich gehen, ſo hinderte mich das Waſſer, und ſogar mein Schreyen erſtickte in der beklemmten Bruſt. So erzählte der Arme, indem er ſich von ſeinem Schre-

den an meinem Busen erholte, und sich glücklich prie
einen fürchterlichen Traum durch die seligste Wirklich
keit verdrängt zu sehen.

Die Alte suchte so viel möglich durch ihre Pre
die Poesie ihrer Freundin ins Gebiet des gemeinen L
bens herunter zu locken, und bediente sich dabey der g
ten Art, welche Vogelstellern zu gelingen pflegt, inde
sie durch ein Pfeifchen die Töne derjenigen nachzuah
men suchen, welche sie bald und häufig in ihrem Gar
zu sehen wünschen. Sie lobte Wilhelmen, rühmte sei
Gestalt, seine Augen, seine Liebe. Das arme Mädch
hörte ihr gerne zu, stand auf, ließ sich ankleiden un
schien ruhiger. Mein Kind, mein Liebchen, fuhr d
Alte schmeichelnd fort, ich will dich nicht betrüben, nic
beleidigen, ich denke dir nicht dein Glück zu rauben
Darfst du meine Absicht verkennen, und hast du verge
sen, daß ich jederzeit mehr für dich als für mich gesorg
habe? Sag mir nur was du willst, wir wollen scho
sehen, wie wir es ausführen.

Was kann ich wollen, versetzte Mariane; ich bi
elend, auf mein ganzes Leben elend, ich liebe ihn, de
mich liebt, sehe, daß ich mich von ihm trennen muß
und weiß nicht, wie ich es überleben kann. Norber
kommt, dem wir unsere ganze Existenz schuldig sind
den wir nicht entbehren können. Wilhelm ist sehr ein
geschränkt, er kann nichts für mich thun. —

Ja, er ist unglücklicherweise von jenem Liebhabern
die

die nichts als ihr Herz bringen, und eben dieſe haben die meiſten Prätenſionen.

Spotte nicht! der Unglückliche denkt ſein Haus zu verlaſſen, auf das Theater zu gehen, mir ſeine Hand anzubieten.

Leere Hände haben wir ſchon vier.

Ich habe keine Wahl, fuhr Mariane fort, entſcheide du! Stoße mich da oder dort hin, nur wiſſe noch eins: wahrſcheinlich trag' ich ein Pfand im Buſen, das uns noch mehr an einander feſſeln ſollte, das bedenke und entſcheide, wen ſoll ich laſſen? wem ſoll ich folgen?

Nach einigem Stillſchweigen rief die Alte: daß doch die Jugend immer zwiſchen den Extremen ſchwankt! Ich finde nichts natürlicher, als alles zu verbinden, was uns Vergnügen und Vortheil bringt. Liebſt du den Einen, ſo mag der Andere bezahlen, es kommt nur darauf an, daß wir klug genug ſind, ſie beide auseinander zu halten. —

Mache was du willſt, ich kann nichts denken; aber folgen will ich.

Wir haben den Vortheil, daß wir den Eigenſinn des Directors, der auf die Sitten ſeiner Truppe ſtolz iſt, vorſchützen können. Beide Liebhaber ſind ſchon gewohnt, heimlich und vorſichtig zu Werke zu gehen. Für Stunde und Gelegenheit will ich ſorgen, nur muſt du hernach die Rolle ſpielen, die ich dir vorſchreibe. Wer weiß welcher Umſtand uns hilft. Käme Merberg nur jetzt, da

Wilhelm entfernt iſt! Wer wehrt dir, in den Armen des einen an den andern zu denken? Ich wünſche dir zu einem Sohne Glück, er ſoll einen reichen Vater haben.

Mariane war durch dieſe Vorſtellungen nur für kurze Zeit gebeſſert. Sie konnte ihren Zuſtand nicht in Harmonie mit ihrer Empfindung, ihrer Ueberzeugung bringen; ſie wünſchte dieſe ſchmerzlichen Verhältniſſe zu vergeſſen, und tauſend kleine Umſtände mußten ſie jeden Augenblick daran erinnern.

Dreyzehntes Capitel.

Wilhelm hatte indeſſen die kleine Reiſe vollendet, und überreichte, da er ſeinen Handelsfreund nicht zu Hauſe fand, das Empfelungsſchreiben der Gattin des Abweſenden. Aber auch dieſe gab ihm auf ſeine Fragen wenig Beſcheid; ſie war in einer heftigen Gemüthsbewegung und das ganze Haus in großer Verwirrung.

Es währte jedoch nicht lange, ſo vertraute ſie ihm (und es war auch nicht zu verheimlichen) daß ihre Stieftochter mit einem Schauſpieler davon gegangen ſey, mit einem Menſchen, der ſich von einer kleinen Geſellſchaft vor kurzem los gemacht, ſich im Orte aufgehalten, und im Franzöſiſchen Unterricht gegeben habe. Der Vater, auſſer ſich vor Schmerz und Verdruß, ſey ins Amt gelaufen, um die Flüchtigen verfolgen zu laſſen. Sie ſchalt ihre Tochter heftig, ſchmähte den Liebhaber, ſo daß an beiden nichts Lebenswürdiges übrig blieb, beklagte mit vielen Worten die Schande, die dadurch auf die Familie gekommen, und ſetzte Wilhelmen in nicht geringe Verlegenheit, der ſich und ſein heimliches Verhalten durch dieſe Sibylle gleichſam mit prophetiſchem Geiſte voraus getadelt und geſtraft fühlte. Noch ſtärkern und

innigern Antheil mußte er aber an den Schmerzen des Vaters nehmen, der aus dem Amte zurückkam, mit ſtiller Trauer und halben Worten ſeine Expedition der Frau erzählte, und, indem er, nach eingeſehenem Briefe, das Pferd Wilhelmen vorführen ließ, ſeine Zerſtreuung und Verwirrung nicht verbergen konnte.

Wilhelm gedachte ſogleich das Pferd zu beſteigen, und ſich aus einem Hauſe zu entfernen, in welchem ihm, unter den gegebenen Umſtänden, unmöglich wohl werden konnte; allein der gute Mann wollte den Sohn eines Hauſes, dem er ſo viel ſchuldig war, nicht unbewirthet und ohne ihn eine Nacht unter ſeinem Dache behalten zu haben, entlaſſen.

Unſer Freund hatte ein trauriges Abendeſſen eingenommen, eine unruhige Nacht ausgeſtanden, und eilte frühmorgens ſobald als möglich ſich von Leuten zu entfernen, die, ohne es zu wiſſen, ihn mit ihren Erzählungen und Aeußerungen auf das empfindlichſte gequält hatten.

Er ritt langſam und nachdenkend die Straße hin, als er auf einmal eine Anzahl gewaffneter Leute durchs Feld kommen ſah, die er an ihren langen und weiten Röcken, großen Aufſchlägen, unförmlichen Hüten und plumpen Gewehren, an ihrem treuherzigen Gange und dem bequemen Tragen ihres Körpers ſogleich für ein Commando Landmiliz erkannte. Unter einer alten Eiche hielten ſie ſtille, ſetzten ihre Flinten nieder, und lagerten ſich

bequem auf dem Raſen, um eine Pfeife zu rauchen. Wilhelm verweilte bey ihnen, und ließ ſich mit einem jungen Menſchen, der zu Pferde herbey kam, in ein Geſpräch ein. Er mußte die Geſchichte der beiden Entflohenen, die ihm nur zu ſehr bekannt war, leider noch einmal und zwar mit Bemerkungen, die weder dem jungen Paare noch den Eltern ſonderlich günſtig waren, vernehmen. Zugleich erfuhr er, daß man hierher gekommen ſey, die jungen Leute wirklich in Empfang zu nehmen, die in dem benachbarten Städtchen eingeholt und angehalten worden waren. Nach einiger Zeit ſah man von ferne einen Wagen herbeykommen, der von einer Bürgerwache mehr lächerlich als fürchterlich umgeben war. Ein unförmlicher Stadtſchreiber ritt voraus, und komplimentirte mit dem gegenſeitigen Aktuarius (denn das war der junge Mann, mit dem Wilhelm geſprochen hatte) an der Gränze mit großer Gewiſſenhaftigkeit und wunderlichen Gebärden, wie es etwa Geiſt und Zauberer, der eine innerhalb der andere außerhalb des Kreiſes, bey gefährlichen nächtlichen Operationen thun mögen.

Die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer war indeß auf den Bauerwagen gerichtet, und man betrachtete die armen Verirrten nicht ohne Mitleiden, die auf ein paar Bündeln Stroh bey einander ſaßen, ſich zärtlich anblickten, und die Umſtehenden kaum zu bemerken ſchienen. Zufälligerweiſe hatte man ſich genöthigt geſehen, ſie von

dem letzten Dorfe auf eine ſo unſchickliche Art fort zu bringen, indem die alte Kutſche, in welcher man die Schöne transportirte, zerbrochen war. Sie erbat ſich bey dieſer Gelegenheit die Geſellſchaft ihres Freundes, den man, in der Ueberzeugung, er ſey auf einem capitalen Verbrechen betroffen, bis dahin mit Ketten beſchwert nebenher gehen laſſen. Dieſe Ketten trugen denn freylich nicht wenig bey, den Anblick der zärtlichen Gruppe intereſſanter zu machen, beſonders weil der junge Mann ſie mit vielem Anſtand bewegte, indem er wiederholt ſeiner Geliebten die Hände küßte.

Wir ſind ſehr unglücklich! rief ſie den Umſtehenden zu; aber nicht ſo ſchuldig wie wir ſcheinen. So belohnen grauſame Menſchen treue Liebe, und Eltern, die das Glück ihrer Kinder gänzlich vernachläſſigen, reißen ſie mit Ungeſtüm aus den Armen der Freude, die ſich ihrer nach langen trüben Tagen bemächtigte.

Indeß die Umſtehenden auf verſchiedene Weiſe ihre Theilnahme zu erkennen gaben, hatten die Gerichte ihre Zeremonien abſolvirt, der Wagen ging weiter, und Wilhelm, der an dem Schickſal der Verliebten großen Theil nahm, eilte auf dem Fußpfade voraus, um mit dem Amtmanne, noch ehe der Zug ankäme, Bekanntſchaft zu machen. Er erreichte aber kaum das Amthaus, wo alles in Bewegung und zum Empfang der Flüchtlinge bereit war, als ihn der Aktuarius einholte, und durch eine umſtändliche Erzählung, wie alles ge-

gangen, beſonders aber durch ein weitläuftiges Lob ſeines Pferdes, das er erſt geſtern vom Juden getauſcht, jedes andere Geſpräch verhinderte.

Schon hatte man das unglückliche Paar auſſen am Garten, der durch eine kleine Pforte mit dem Amthauſe zuſammenhing, abgeſetzt, und ſie in der Stille hineingeführt. Der Aktuarius nahm über dieſe ſchonende Behandlung von Wilhelmen ein aufrichtiges Lob an, ob er gleich eigentlich dadurch nur das vor dem Amthauſe verſammelte Volk necken, und ihm das angenehme Schauſpiel einer gedemüthigten Mitbürgerin entziehen wollte.

Der Amtmann, der von ſolchen außerordentlichen Fällen kein ſonderlicher Liebhaber war, weil er meiſtentheils dabey einen und den andern Fehler machte, und für den beſten Willen gewöhnlich von fürſtlicher Regierung mit einem derben Verweiſe belohnt wurde, ging mit ſchweren Schritten nach der Amtsſtube, wohin ihm der Aktuarius, Wilhelm und einige angeſehene Bürger folgten.

Zuerſt ward die Schöne vorgeführt, die, ohne Frechheit, gelaſſen und mit Bewußtſeyn ihrer ſelbſt hereintrat. Die Art, wie ſie gekleidet war und ſich überhaupt betrug, zeigte, daß ſie ein Mädchen ſey, die etwas auf ſich halte. Sie fing auch, ohne gefragt zu werden, über ihren Zuſtand nicht unſchicklich zu reden an.

Der Aktuarius gebot ihr zu ſchweigen, und hielt ſeine Feder über dem gebrochenen Blatte. Der Amt-

mann ſetzte ſich in Faſſung, ſah ihn an, räuſperte ſ
und fragte das arme Kind, wie ihr Nahme heiße
wie alt ſie ſey?

Ich bitte Sie, mein Herr, verſetzte ſie, es muß
gar wunderbar vorkommen, daß Sie mich um mei
Nahmen und mein Alter fragen, da Sie ſehr gut
ſen, wie ich heiße, und daß ich ſo alt wie Ihr älte
Sohn bin. Was Sie von mir wiſſen wollen, und
Sie wiſſen müſſen, will ich gern ohne Umſchw
ſagen.

Seit meines Vaters zweiter Heirath werde ich
Hauſe nicht zum beſten gehalten. Ich hätte ein
hübſche Parthien thun können, wenn nicht meine Sti
mutter, aus Furcht vor der Ausſtattung, ſie zu vereit
gewußt hätte. Nun habe ich den jungen Melina k
nen lernen, ich habe ihn lieben müſſen, und da wir
Hinderniſſe vorausſahen, die unſerer Verbindung
Wege ſtunden, entſchloſſen wir uns mit einander in d
weiten Welt ein Glück zu ſuchen, das uns zu Ha
nicht gewährt ſchien. Ich habe nichts mitgenomm
als was mein eigen war, wir ſind nicht als Diebe u
Räuber entflohen, und mein Geliebter verdient nic
daß er mit Ketten und Banden belegt herumgeſchlep
werde. Der Fürſt iſt gerecht, er wird dieſe Härte ni
billigen. Wenn wir ſtrafbar ſind, ſo ſind wir es nic
auf dieſe Weiſe.

Der alte Amtmann kam hierüber doppelt und dre

ſach in Verlegenheit. Die gnädigſten Anſpnzer ſummten ihm ſchon um den Kopf, und die geläufige Rede des Mädchens hatte ihm den Entwurf des Protokolls gänzlich zerrüttet. Das Uebel wurde noch größer, als ſie bey wiederholten ordentlichen Fragen ſich nicht weiter einlaſſen wollte, ſondern ſich auf das, was ſie eben geſagt, ſtandhaft berief.

Ich bin keine Verbrecherin, ſagte ſie. Man hat mich auf Strohbündeln zur Schande hierher geführt; es iſt eine höhere Gerechtigkeit, die uns wieder zu Ehren bringen ſoll.

Der Aktuarius hatte indeſſen immer ihre Worte nachgeſchrieben, und flüſterte dem Amtmanne zu: er ſolle nur weiter gehen, ein förmliches Protokoll würde ſich nachher ſchon verfaſſen laſſen.

Der Alte nahm wieder Muth, und fing nun an, nach den ſüßen Geheimniſſen der Liebe mit dürren Worten und in hergebrachten trockenen Formeln ſich zu erkundigen.

Wilhelmen ſtieg die Röthe ins Geſicht, und die Wangen der artigen Verbrecherin belebten ſich gleichfalls durch die reizende Farbe der Schamhaftigkeit. Sie ſchwieg und ſtockte, bis die Verlegenheit ſelbſt zuletzt ihrem Muth zu erhöhen ſchien.

Seyn Sie verſichert, rief ſie aus, daß ich ſtark genug ſeyn würde, die Wahrheit zu bekennen, wenn ich auch gegen mich ſelbſt ſprechen müßte; ſollte ich nun

zaudern und stocken, da sie mir Ehre macht? Ja, ich habe ihn von dem Augenblicke an, da ich seiner Neigung und seiner Treue gewiß war, als meinen Ehemann angesehen, ich habe ihm alles gerne gegönnt, was die Liebe fordert, und was ein überzeugtes Herz nicht versagen kann. Machen Sie nun mit mir, was Sie wollen. Wenn ich einen Augenblick zu gestehen zauderte, so war die Furcht, daß mein Bekenntniß für meinen Geliebten schlimme Folgen haben könnte, allein daran Ursache.

Wilhelm faßte, als er ihr Geständniß hörte, einen hohen Begriff von den Gesinnungen des Mädchens, indeß sie die Gerichtspersonen für eine freche Dirne erkannten, und die gegenwärtigen Bürger Gott dankten, daß dergleichen Fälle in ihren Familien entweder nicht vorgekommen oder nicht bekannt geworden waren.

Wilhelm versetzte seine Mariane in diesem Augenblicke vor den Richterstuhl, legte ihr noch schönere Worte in den Mund, ließ ihre Aufrichtigkeit noch herzlicher und ihr Bekenntniß noch edler werden. Die heftigste Leidenschaft, beiden Liebenden zu helfen, bemächtigte sich seiner. Er verbarg sie nicht, und bat den zaudernden Amtmann heimlich, er mögte doch der Sache ein Ende machen, es sey ja alles so klar als möglich, und bedürfe keiner weitern Untersuchung.

Dieses half so viel, daß man das Mädchen abtreten, dafür aber den jungen Menschen, nachdem man ihm vor der Thüre die Fesseln abgenommen hatte, hereinkom-

men ließ. Dieser schien über sein Schicksal mehr nachdenkend. Seine Antworten waren gesetzter, und wenn er von einer Seite weniger heroische Freymüthigkeit zeigte, so empfahl er sich hingegen durch Bestimmtheit und Ordnung seiner Aussage.

Da auch dieses Verhör geendiget war, welches mit dem vorigen in Allem, übereinstimmte, nur daß er, um das Mädchen zu schonen, hartnäckig läugnete, was sie selbst schon bekannt hatte, ließ man auch sie endlich wieder vortreten, und es entstand zwischen beiden eine Scene, welche ihnen das Herz unsers Freundes gänzlich zu eigen machte.

Was nur in Romanen und Komödien vorzugehen pflegt, sah er hier in einer unangenehmen Gerichtsstube vor seinen Augen: den Streit wechselseitiger Großmuth, die Stärke der Liebe im Unglück.

Ist es denn also wahr, sagte er bey sich selbst, daß die schüchterne Zärtlichkeit, die vor dem Auge der Sonne und der Menschen sich verbirgt, und nur in abgesonderter Einsamkeit, in tiefem Geheimnisse zu genießen wagt, wenn sie durch einen feindseligen Zufall hervorgeschleppt wird, sich alsdann muthiger, stärker, tapferer zeigt, als andere brausende und großthuende Leidenschaften?

Zu seinem Troste schloß sich die ganze Handlung noch ziemlich bald. Sie wurden beide in leibliche Verwahrung genommen, und wenn es möglich gewesen wäre,

so hätte er noch diesen Abend das Frauenzimmer zu ihren Eltern hinüber gebracht. Denn er setzte sich fest vor, hier ein Mittelsmann zu werden, und die glückliche und anständige Verbindung beider Liebenden zu befördern.

Er erbat sich von dem Amtmanne die Erlaubniß, mit Melina allein zu reden, welche ihm denn auch ohne Schwierigkeit verstattet wurde.

Vierzehntes Capitel.

Das Geſpräch der beiden neuen Bekannten wurde gar bald vertraut und lebhaft. Denn als Wilhelm dem niedergeſchlagnen Jüngling ſein Verhältniß zu den Eltern des Frauenzimmers entdeckte, ſich zum Mittler anbot, und ſelbſt die beſten Hoffnungen zeigte, erheiterte ſich das traurige und ſorgenvolle Gemüth des Gefangnen, er fühlte ſich ſchon wieder befreyt, mit ſeinen Schwiegereltern verſöhnt, und es war nun von künftigem Erwerb und Unterkommen die Rede.

Darüber werden Sie doch nicht in Verlegenheit ſeyn, verſetzte Wilhelm; denn Sie ſcheinen mir beiderſeits von der Natur beſtimmt, in dem Stande, den Sie gewählt haben, Ihr Glück zu machen. Eine angenehme Geſtalt, eine wohlklingende Stimme, ein gefühlvolles Herz! können Schauſpieler beſſer ausgeſtattet ſeyn? Kann ich Ihnen mit einigen Empfehlungen dienen, ſo wird es mir viel Freude machen.

Ich danke Ihnen von Herzen, verſetzte der andere; aber ich werde wohl ſchwerlich davon Gebrauch machen können, denn ich denke, wo möglich, nicht auf das Theater zurück zu kehren.

Daran thun Sie sehr übel, sagte Wilhelm nach einer Pause, in welcher er sich von seinem Erstaunen erholt hatte, denn er dachte nicht anders, als daß der Schauspieler, so bald er mit seiner jungen Gattin befreyt worden, das Theater aufsuchen werde. Es schien ihm eben so natürlich und nothwendig, als daß der Frosch das Wasser sucht. Nicht einen Augenblick hatte er daran gezweifelt, und mußte nun zu seinem Erstaunen das Gegentheil erfahren.

Ja, versetzte der andere, ich habe mir vorgenommen, nicht wieder auf das Theater zurück zu kehren, vielmehr eine bürgerliche Bedienung, sie sey auch welche sie wolle, anzunehmen, wenn ich nur eine erhalten kann.

Das ist ein sonderbarer Entschluß, den ich nicht billigen kann; denn ohne besondere Ursache ist es niemals rathsam, die Lebensart, die man ergriffen hat, zu verändern, und überdieß wüßte ich keinen Stand, der so viel Annehmlichkeiten, so viel reizende Aussichten darböte, als den eines Schauspielers.

Man sieht, daß Sie keiner gewesen sind, versetzte jener. —

Darauf sagte Wilhelm: mein Herr, wie selten ist der Mensch mit dem Zustande zufrieden, in dem er sich befindet, er wünscht sich immer den seines Nächsten, aus welchem sich dieser gleichfalls herausſehnt! —

Indeß bleibt doch ein Unterschied, versetzte Melina, zwischen dem schlimmen und dem schlimmern; Erfah-

rung, nicht Ungeduld, macht mich ſo handeln. Iſt wohl irgend ein Stückchen Brot kümmerlicher, unſicherer und mühſeliger in der Welt? Beynahe wäre es eben ſo gut, vor den Thüren zu betteln. Was hat man von dem Neide ſeiner Mitgenoſſen, und der Partheylichkeit des Directors, von der veränderlichen Laune des Publikums auszuſtehen? Wahrhaftig, man muß ein Fell haben wie ein Bär, der in Geſellſchaft von Affen und Hunden an der Kette herumgeführt und geprügelt wird, um bey dem Tone eines Dudelſacks vor Kindern und Pöbel zu tanzen.

Wilhelm dachte allerley bey ſich ſelbſt, was er jedoch dem guten Menſchen nicht ins Geſicht ſagen wollte. Er ging alſo nur von ferne mit dem Geſpräch um ihn herum. Jener ließ ſich deſto aufrichtiger und weitläuftiger heraus. — Thäte es nicht Noth, ſagte er, daß ein Director jedem Stadtrathe zu Füßen fiele, um nur die Erlaubniß zu haben, vier Wochen zwiſchen der Meſſe ein paar Groſchen mehr an einem Orte cirkuliren zu laſſen. Ich habe den unſrigen, der ſo weit ein guter Mann war, oft bedauret, wenn er mir gleich zu anderer Zeit Urſache zu Mißvergnügen gab. Ein guter Akteur ſteigert ihn, die ſchlechten kann er nicht los werden; und wenn er ſeine Einnahme einigermaßen der Ausgabe gleich ſetzen will; ſo iſt es dem Publikum gleich zu viel, das Haus ſteht leer, und man muß, um nur nicht gar zu Grunde zu gehen, mit Schaden und Kummer ſpielen.

Nein, mein Herr, da ſie ſich unſrer, wie Sie ſagen, annehmen mögen; ſo bitte ich Sie, ſprechen Sie auf das ernſtlichſte mit den Eltern meiner Geliebten! Man verſorge mich hier, man gebe mir einen kleinen Schreiber- oder Einnehmer-Dienſt, und ich will mich glücklich ſchätzen.

Nachdem ſie noch einige Worte gewechſelt hatten, ſchied Wilhelm mit dem Verſprechen, Morgen ganz früh die Eltern anzugehen und zu ſehen, was er ausrichten könne. Kaum war er allein, ſo mußte er ſich in folgenden Ausrufungen Luft machen: unglücklicher Melina, nicht in deinem Stande, ſondern in dir liegt das armſelige, über das du nicht Herr werden kannſt! Welcher Menſch in der Welt, der ohne innern Beruf ein Handwerk, eine Kunſt oder irgend eine Lebensart ergriffe, müßte nicht wie du ſeinen Zuſtand unerträglich finden? Wer mit einem Talente zu einem Talente gebohren iſt, findet in demſelben ſein ſchönſtes Daſeyn! Nichts iſt auf der Erde ohne Beſchwerlichkeit, nur der innre Trieb, die Luſt, die Liebe helfen uns Hinderniſſe überwinden, Wege bahnen, und uns aus dem engen Kreiſe, worin ſich andere kümmerlich abängſtigen, emporheben. Dir ſind die Bretter nichts als Bretter, und die Rollen, was einem Schulknaben ſein Penſum iſt. Die Zuſchauer ſiehſt du an, wie ſie ſich ſelbſt an Werkeltagen vorkommen. Dir könnte es alſo freylich einerley ſeyn, hinter einem Pult über liniirten Büchern zu

ſitzen,

ſitzen, Zinſen einzutragen und Reſte herauszuſiechern. Du fühlſt nicht das zuſammenbrennende, zuſammentreffende Ganze, das allein durch den Geiſt erfunden, begriffen und ausgeführt wird, du fühlſt nicht, daß in den Menſchen ein beſſerer Funke lebt, der, wenn er keine Nahrung erhält, wenn er nicht geregt wird, von der Aſche täglicher Bedürfniſſe und Gleichgültigkeit tiefer bedeckt, und doch ſo ſpät und faſt nie erſtickt wird. Du fühlſt in deiner Seele keine Kraft ihn aufzublaſen, in deinem eignen Herzen keinen Reichthum, um dem erweckten Nahrung zu geben. Der Hunger treibt dich, die Unbequemlichkeiten ſind dir zuwider, und es iſt dir verborgen, daß in jedem Stande dieſe Feinde lauren, die nur mit Freudigkeit und Gleichmuth zu überwinden ſind. Du thuſt wohl, dich in jene Gränzen einer gemeinen Stelle zu ſehnen; denn welche würdeſt du wohl ausfüllen, die Geiſt und Muth verlangt! Gieb einem Soldaten, einem Staatsmanne, einem Geiſtlichen deine Geſinnungen, und mit eben ſo viel Recht wird er ſich über das Kümmerliche ſeines Standes beſchweren können. Ja, hat es nicht ſogar Menſchen gegeben, die von allem Lebensgefühl ſo ganz verlaſſen waren, daß ſie das ganze Leben und Weſen der Sterblichen für ein Nichts, für ein kummervolles und ſtaubgleiches Daſeyn erklärt haben? Regten ſich lebendig in deiner Seele die Geſtalten würkender Menſchen, wärmte deine Bruſt ein theilnehmendes Feuer, verbreitete ſich über deine ganze Geſtalt die Stimmung,

die aus dem innerſten kommt, wären die Töne deiner Kehle, die Worte deiner Lippen lieblich anzuhören, fühlteſt du dich genug in dir ſelbſt, ſo würdeſt du dir gewiß Ort und Gelegenheit aufſuchen, dich in andern fühlen zu können.

Unter ſolchen Worten und Gedanken hatte ſich unſer Freund ausgekleidet, und ſtieg mit einem Gefühle des innigſten Behagens zu Bette. Ein ganzer Roman, was er an der Stelle des Unwürdigen morgenden Tages thun würde, entwickelte ſich in ſeiner Seele, angenehme Phantaſien begleiteten ihn in das Reich des Schlafes ſanft hinüber, und überließen ihn dort ihren Geſchwiſtern, den Träumen, die ihn mit offenen Armen aufnahmen, und das ruhende Haupt unſers Freundes mit dem Vorbilde des Himmels umgaben.

Am frühen Morgen war er ſchon wieder erwacht, und dachte ſeiner vorſtehenden Unterhandlung nach. Er kehrte in das Haus der verlaßnen Eltern zurück, wo man ihn mit Verwunderung aufnahm. Er trug ſein Anbringen beſcheiden vor, und fand gar bald mehr und weniger Schwierigkeiten, als er vermuthet hatte. Geſchehen war es einmal, und wenngleich außerordentlich ſtrenge und harte Leute ſich gegen das Vergangene und Nichtzuändernde mit Gewalt zu ſetzen, und das Uebel dadurch zu vermehren pflegen, ſo hat dagegen das Geſchehene auf die Gemüther der meiſten eine unwiderſtehliche Gewalt, und was unmöglich ſchien, nimmt ſogleich, als es geſchehen

iſt, neben dem Gemeinen ſeinen Platz ein. Es war alſo bald ausgemacht, daß der Herr Melina die Tochter heirathen ſollte, dagegen ſollte ſie wegen ihrer Unart kein Heirathsgut mitnehmen und verſprechen, das Vermächtniß einer Tante, noch einige Jahre, gegen geringe Intereſſen, in des Vaters Händen zu laſſen. Der zweyte Punkt, wegen einer bürgerlichen Verſorgung fand ſchon größere Schwierigkeiten. Man wollte das ungerathene Kind nicht vor Augen ſehen, man wollte die Verbindung eines hergelaufenen Menſchen mit einer ſo angeſehenen Familie, welche ſogar mit einem Superintendenten verwandt war, ſich durch die Gegenwart nicht beſtändig aufrücken laſſen, man konnte eben ſo wenig hoffen, daß die fürſtlichen Collegien ihm eine Stelle anvertrauen würden. Beide Eltern waren gleich ſtark dagegen, und Wilhelm, der ſehr eifrig dafür ſprach, weil er dem Menſchen, den er geringſchätzte, die Rückkehr auf das Theater nicht gönnte, und überzeugt war, daß er eines ſolchen Glückes nicht werth ſey, konnte mit allen ſeinen Argumenten nichts ausrichten. Hätte er die geheimen Triebfedern gekannt, ſo würde er ſich die Mühe gar nicht gegeben haben, die Eltern überreden zu wollen. Denn der Vater, der ſeine Tochter gerne bey ſich behalten hätte, haßte den jungen Menſchen, weil ſeine Frau ſelbſt ein Auge auf ihn geworfen hatte, und dieſe konnte in ihrer Stieftochter eine glückliche Nebenbuhlerin nicht vor Augen leiden. Und ſo mußte Melina

wider seinen Willen mit seiner jungen Braut, die schon größere Lust bezeigte, die Welt zu sehen, und sich der Welt sehen zu lassen, nach einigen Tagen abreisen, um bey irgend einer Gesellschaft ein Unterkommen zu finden.

Funfzehntes Capitel.

Glückliche Jugend! glückliche Zeiten des erſten Liebesbedürfniſſes! Der Menſch iſt dann wie ein Kind, das ſich am Echo ſtundenlang ergötzt, die Unkoſten des Geſpräches allein trägt, und mit der Unterhaltung wohl zufrieden iſt, wenn der unſichtbare Gegenpart auch nur die letzten Sylben der ausgerufenen Worte wiederholt.

So war Wilhelm in den frühern, beſonders aber in den ſpätern Zeiten ſeiner Leidenſchaft für Marianen, als er den ganzen Reichthum ſeines Gefühls auf ſie hinüber trug, und ſich dabey als einen Bettler anſah, der von ihren Almoſen lebte. Und wie uns eine Gegend reizender, ja allein reizend vorkommt, wenn ſie von der Sonne beſchienen wird; ſo war auch alles in ſeinen Augen verſchönert und verherrlicht, was ſie umgab, was ſie berührte.

Wie oft ſtand er auf dem Theater hinter den Wänden, wozu er ſich das Privilegium von dem Direktor erbeten hatte! Dann war freylich die perſpectiviſche Magie verſchwunden, aber die viel mächtigere Zauberey der Liebe fing erſt an zu wirken. Stundenlang konnte er am ſchmutzigen Lichtwagen ſtehen, den Qualm der Unſchlitt-

Lampen einziehen, nach der Geliebten hinaus blicken, und, wenn sie wieder hereintrat und ihn freundlich ansah, sich in Wonne verloren dicht an dem Balken- und Latten-Gerippe, in einen paradiesischen Zustand versetzt fühlen. Die ausgestopften Lämmchen, die Wasserfälle von Zindel, die pappenen Rosenstöcke und die einseitigen Strohhütten erregten in ihm liebliche dichterische Bilder uralter Schäferwelt. Sogar die in der Nähe häßlich erscheinenden Tänzerinnen waren ihm nicht immer zuwider, weil sie auf Einem Brete mit seiner Vielgeliebten standen. Und so ist es gewiß, daß Liebe, welche Rosenlauben, Myrthenwäldchen und Mondschein erst beleben muß, auch sogar Hobelspänen und Papierschnitzeln einen Anschein belebter Naturen geben kann. Sie ist eine so starke Würze, daß selbst schaale und ekle Brühen davon schmackhaft werden.

Solch einer Würze bedurft' es freylich, um jenen Zustand leidlich, ja in der Folge angenehm zu machen, in welchem er gewöhnlich ihre Stube, ja gelegentlich sie selbst antraf.

In einem feinen Bürgerhause erzogen, war Ordnung und Reinlichkeit das Element, worin er athmete, und indem er von seines Vaters Prunkliebe einen Theil geerbt hatte, wußte er, in den Knabenjahren, sein Zimmer, das er als sein kleines Reich ansah, stattlich auszustaffiren. Seine Bettvorhänge waren in große Falten aufgezogen und mit Quasten befestigt, wie man Thronen vorzustel-

len pflegt; er hatte ſich einen Teppich in die Mitte des Zimmers, und einen feinern auf den Tiſch anzuſchaffen gewußt; ſeine Bücher und Geräthſchaften legte und ſtellte er faſt mechaniſch ſo, daß ein niederländiſcher Mahler gute Gruppen zu ſeinen Still-Leben hätte heraus nehmen können. Eine weiße Mütze hatte er wie einen Turban zurecht gebunden, und die Ermel ſeines Schlafrocks nach orientaliſchem Coſtüme kurz ſtutzen laſſen. Doch gab er hiervon die Urſache an, daß die langen weiten Ermel ihn im Schreiben hinderten. Wenn er Abends ganz allein war, und nicht mehr fürchten durfte geſtört zu werden, trug er gewöhnlich eine ſeidene Schärpe um den Leib, und er ſoll manchmal einen Dolch, den er ſich aus einer alten Rüſtkammer zugeeignet, in den Gürtel geſteckt, und ſo die ihm zugetheilten tragiſchen Rollen memorirt und probirt, ja in eben dem Sinne ſein Gebet kniend auf dem Teppich verrichtet haben.

Wie glücklich pries er daher in früheren Zeiten den Schauſpieler, den er im Beſitz ſo mancher majeſtätiſchen Kleider, Rüſtungen und Waffen, und in ſteter Uebung eines edlen Betragens ſah, deſſen Geiſt einen Spiegel des herrlichſten und prächtigſten, was die Welt an Verhältniſſen, Geſinnungen und Leidenſchaften hervorgebracht, darzuſtellen ſchien. Eben ſo dachte ſich Wilhelm auch das häusliche Leben eines Schauſpielers als eine Reihe von würdigen Handlungen und Beſchäftigungen, davon die Erſcheinung auf dem Theater die äuſſerſte Spitze ſey,

etwa wie ein Silber, das vom Läuter-Feuer lange herum getrieben worden, endlich farbig ſchön vor den Augen des Arbeiters erſcheint, und ihm zugleich andeutet, daß das Metall nunmehr von allen fremden Zuſätzen gereiniget ſey.

Wie ſehr ſtutzte er daher Anfangs, wenn er ſich bey ſeiner Geliebten befand, und durch den glücklichen Nebel, der ihn umgab, neben aus auf Tiſche, Stühle und Boden ſah. Die Trümmer eines augenblicklichen, leichten und falſchen Putzes lagen wie das glänzende Kleid eines abgeſchuppten Fiſches zerſtreut in wilder Unordnung durch einander. Die Werkzeuge menſchlicher Reinlichkeit, als Kämme, Seife, Tücher waren mit den Spuren ihrer Beſtimmung gleichfalls nicht verſteckt. Muſik, Rollen und Schuhe, Wäſche und italiäniſche Blumen, Etuis, Haarnadeln, Schminktöpfchen und Bänder, Bücher und Strohhüte, keines verſchmähte die Nachbarſchaft des andern, alle waren durch ein gemeinſchaftliches Element, durch Puder und Staub, vereinigt. Jedoch da Wilhelm in ihrer Gegenwart wenig von allem andern bemerkte, ja vielmehr ihm alles, was ihr gehörte, ſie berührt hatte, lieb werden mußte; ſo fand er zuletzt in dieſer verworrenen Wirthſchaft einen Reiz, den er in ſeiner ſtattlichen Prunkordnung niemals empfunden hatte. Es war ihm — wenn er hier ihre Schnürbruſt wegnahm, um zum Klavier zu kommen, dort ihre Röcke aufs Bette legte, um ſich ſetzen zu können, wenn ſie ſelbſt

mit unbefangener Freymüthigkeit manches Natürliche, das man ſonſt gegen einen andern aus Anſtand zu verheimlichen pflegt, vor ihm nicht zu verbergen ſuchte — es war ihm, ſag' ich, als wenn er ihr mit jedem Augenblicke näher würde, als wenn eine Gemeinſchaft zwiſchen ihnen durch unſichtbare Bande befeſtigt würde.

Nicht eben ſo leicht konnte er die Aufführung der übrigen Schauſpieler, die er bey ſeinen erſten Beſuchen manchmal bey ihr antraf, mit ſeinen Begriffen vereinigen. Geſchäftig im Müſſiggange ſchienen ſie an ihren Beruf und Zweck am wenigſten zu denken, über den poetiſchen Werth eines Stückes hörte er ſie niemals reden, und weder richtig noch unrichtig darüber urtheilen; es war immer nur die Frage: was wird das Stück machen? Iſt es ein Zugſtück? Wie lange wird es ſpielen? wie oft kann es wohl gegeben werden? und was Fragen und Bemerkungen dieſer Art mehr waren. Dann ging es gewöhnlich auf den Director los, daß er mit der Gage zu karg, und beſonders gegen den einen und den andern ungerecht ſey, dann auf das Publikum, daß es mit ſeinem Beyfall ſelten den rechten Mann belohne, daß das deutſche Theater ſich täglich verbeſſere, daß der Schauſpieler nach ſeinen Verdienſten immer mehr geehrt werde, und nicht genug geehrt werden könne. Dann ſprach man viel von Kaffeehäuſern und Weingärten, und was daſelbſt vorgefallen, wieviel irgend ein Camerad Schulden habe und Abzug leiden müſſe, von Dis-

proportion der wöchentlichen Gage, von Cabalen einer Gegenparthey, wobey denn doch zuletzt die große und verdiente Aufmerksamkeit des Publikums wieder in Betracht kam, und der Einfluß des Theaters auf die Bildung einer Nation und der Welt nicht vergessen wurde.

Alle diese Dinge, die Wilhelmen sonst schon manche unruhige Stunde gemacht hatten, kamen ihm gegenwärtig wieder ins Gedächtniß, als ihn sein Pferd langsam nach Hause trug, und er die verschiedenen Vorfälle, die ihm begegnet waren, überlegte. Die Bewegung, welche durch die Flucht eines Mädchens in eine gute Bürgerfamilie, ja in ein ganzes Städtchen gekommen war, hatte er mit Augen gesehen, die Scenen auf der Landstraße und im Amthause, die Gesinnungen Melinas, und was sonst noch vorgegangen war, stellten sich ihm wieder dar, und brachten seinen lebhaften, vordringenden Geist in eine Art von sorglicher Unruhe, die er nicht lange ertrug, sondern seinem Pferde die Sporen gab und nach der Stadt zueilte.

Allein auch auf diesem Wege rannte er nur neuen Unannehmlichkeiten entgegen. Werner, sein Freund und vermuthlicher Schwager, wartete auf ihn, um ein ernsthaftes, bedeutendes und unerwartetes Gespräch mit ihm anzufangen.

Werner war einer von den geprüften, in ihrem Daseyn bestimmten Leuten, die man gewöhnlich kalte Leute zu nennen pflegt, weil sie bey Anlässen weder schnell

noch ſichtlich auflodern; auch war ſein Umgang mit Wilhelmen ein anhaltender Zwiſt, wodurch ſich ihre Liebe aber nur deſto feſter knüpfte: denn ungeachtet ihrer verſchiedenen Denkungsart fand jeder ſeine Rechnung bey dem andern. Werner that ſich darauf etwas zu gute, daß er dem vortrefflichen, obgleich gelegentlich ausſchweifenden Geiſt Wilhelms mitunter Zügel und Gebiß anzulegen ſchien, und Wilhelm fühlte oft einen herrlichen Triumph, wenn er ſeinen bedächtlichen Freund in warmer Aufwallung mit ſich fortnahm. So übte ſich einer an dem andern, ſie wurden gewohnt ſich täglich zu ſehen, und man hätte ſagen ſollen, das Verlangen einander zu finden, ſich mit einander zu beſprechen, ſey durch die Unmöglichkeit, einander verſtändlich zu werden, vermehrt worden. Im Grunde aber gingen ſie doch, weil ſie beide gute Menſchen waren, neben einander, mit einander nach Einem Ziel, und konnten niemals begreifen, warum denn keiner den andern auf ſeine Geſinnung reduciren könne.

Werner bemerkte ſeit einiger Zeit, daß Wilhelms Beſuche ſeltner wurden, daß er in Lieblingsmaterien kurz und zerſtreut abbrach, daß er ſich nicht mehr in lebhafte Ausbildung ſeltſamer Vorſtellungen vertiefte, an welcher ſich freylich ein freyes, in der Gegenwart des Freundes Ruhe und Zufriedenheit findendes Gemüth am ſicherſten erkennen läßt. Der pünktliche und bedächtige Werner ſuchte anfangs den Fehler in ſeinem eignen Betragen,

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50924-3
GOETHE,J.W. FN. 18620/446

bis ihn einige Stadtgespräche auf die rechte Spur brachten, und einige Unvorsichtigkeiten Wilhelms ihn der Gewißheit näher führten. Er ließ sich auf eine Untersuchung ein, und entdeckte gar bald, daß Wilhelm vor einiger Zeit eine Schauspielerin öffentlich besucht, mit ihr auf dem Theater gesprochen und sie nach Hause gebracht habe; er wäre trostlos gewesen, wenn ihm auch die nächtlichen Zusammenkünfte bekannt geworden wären; denn er hörte, daß Mariane ein verführerisches Mädchen sey, die seinen Freund wahrscheinlich ums Geld bringe, und sich noch nebenher von dem unwürdigsten Liebhaber unterhalten lasse.

Sobald er seinen Verdacht so viel möglich zur Gewißheit erhoben, beschloß er einen Angriff auf Wilhelmen, und war mit allen Anstalten völlig in Bereitschaft, als dieser eben verdrießlich und verstimmt von seiner Reise zurückkam.

Werner trug ihm noch denselben Abend alles, was er wußte, erst gelassen, dann mit dem dringenden Ernste einer wohldenkenden Freundschaft vor, ließ keinen Zug unbestimmt, und gab seinem Freunde alle die Bitterkeiten zu kosten, die ruhige Menschen an Liebende mit tugendhafter Schadenfreude so freygebig auszuspenden pflegen. Aber wie man sich denken kann, richtete er wenig aus. Wilhelm versetzte mit inniger Bewegung, doch mit großer Sicherheit: du kennst das Mädchen nicht, der Schein ist vielleicht nicht zu ihrem Vortheil, aber ich bin

ihrer Treue und Tugend so gewiß als meiner Liebe.

Werner beharrte auf seiner Anklage, und erbot sich zu Beweisen und Zeugen. Wilhelm verwarf sie, und entfernte sich von seinem Freunde verdrießlich und erschüttert, wie einer, dem ein ungeschickter Zahnarzt einen schadhaften festsitzenden Zahn gefaßt und vergebens daran gerückt hat.

Höchst unbehaglich fand sich Wilhelm, das schöne Bild Mariannens erst durch die Grillen der Reise, dann durch Werners Unfreundlichkeit in seiner Seele getrübt und beynahe entstellt zu sehen. Er griff zum sichersten Mittel, ihm die völlige Klarheit und Schönheit wieder herzustellen, indem er Nachts auf den gewöhnlichen Wegen zu ihr hineilte. Sie empfing ihn mit lebhafter Freude; denn er war bey seiner Ankunft vorbey geritten, sie hatte ihn diese Nacht erwartet, und es läßt sich denken, daß alle Zweifel bald aus seinem Herzen vertrieben wurden. Ja ihre Zärtlichkeit schloß sein ganzes Vertrauen wieder auf, und er erzählte ihr, wie sehr sich das Publikum, wie sehr sich sein Freund an ihr versündiget.

Mancherley lebhafte Gespräche führten sie auf die ersten Zeiten ihrer Bekanntschaft, deren Erinnerung eine der schönsten Unterhaltungen zweyer Liebenden bleibt. Die ersten Schritte, die uns in den Irrgarten der Liebe bringen, sind so angenehm, die ersten Aussichten so reizend, daß man sie gar zu gern in sein Gedächtniß zurück

ruft. Jeder Theil ſucht einen Vorzug vor dem andern zu behalten; er habe früher, uneigennütziger geliebt, und jedes wünſcht in dieſem Wettſtreite lieber überwunden zu werden, als zu überwinden.

Wilhelm wiederholte Marianen, was ſie ſchon ſo oft gehört hatte, daß ſie bald ſeine Aufmerkſamkeit von dem Schauſpiel ab und auf ſich allein gezogen habe, daß ihre Geſtalt, ihr Spiel, ihre Stimme ihn gefeſſelt, wie er zuletzt nur die Stücke, in denen ſie geſpielt, beſucht habe, wie er endlich aufs Theater geſchlichen ſey, oft, ohne von ihr bemerkt zu werden, neben ihr geſtanden habe; dann ſprach er mit Entzücken von dem glücklichen Abende, an dem er eine Gelegenheit gefunden, ihr eine Gefälligkeit zu erzeigen, und ein Geſpräch einzuleiten.

Mariane dagegen wollte nicht Wort haben, daß ſie ihn ſo lange nicht bemerkt hätte; ſie behauptete, ihn ſchon auf dem Spatziergange geſehen zu haben, und bezeichnete ihm zum Beweis das Kleid, das er am ſelbigen Tage angehabt; ſie behauptete, daß er ihr damals vor allen andern gefallen, und daß ſie ſeine Bekanntſchaft gewünſcht habe.

Wie gern glaubte Wilhelm das alles! wie gern ließ er ſich überreden, daß ſie zu ihm, als er ſich ihr genähert, durch einen unwiderſtehlichen Zug hingeführt worden, daß ſie abſichtlich zwiſchen die Couliſſen neben ihn getreten ſey, um ihn näher zu ſehen, und Bekanntſchaft mit ihm zu machen, und daß ſie zuletzt, da ſeine

Zurückhaltung und Blödigkeit nicht zu überwinden gewesen, ihm selbst Gelegenheit gegeben, und ihn gleichsam genöthigt habe, ein Glas Limonade herbeyzuholen.

Unter diesem liebevollen Wettstreit, den sie durch alle kleine Umstände ihres kurzen Romans verfolgten, vergingen ihnen die Stunden sehr schnell, und Wilhelm verließ völlig beruhigt seine Geliebte, mit dem festen Vorsatze, sein Vorhaben unverzüglich ins Werk zu richten.

Sechszehntes Capitel.

Was zu seiner Abreise nöthig war, hatten Vater und Mutter besorgt, nur einige Kleinigkeiten, die an der Equipage fehlten, verzögerten seinen Aufbruch auf einige Tage. Wilhelm benutzte die Zeit, um an Marianen einen Brief zu schreiben, wodurch er die Angelegenheit endlich zur Sprache bringen wollte, über welche sie sich mit ihm zu unterhalten bisher immer vermieden hatte. Folgendermaßen lautete der Brief:

„Unter der lieben Hülle der Nacht, die mich sonst in deinen Armen bedeckte, sitze ich und denke und schreibe an dich, und was ich sinne und treibe, ist nur um deinetwillen. O Mariane! mir, dem glücklichsten unter den Männern, ist es wie einem Bräutigam, der ahndungsvoll, welch' eine neue Welt sich in ihm und durch ihn entwickeln wird, auf den festlichen Teppichen steht, und, während der heiligen Zeremonien, sich gedankenvoll lüstern vor die geheimnißreichen Vorhänge versetzt, woher ihm die Lieblichkeit der Liebe entgegen säuselt.

Ich habe über mich gewonnen, dich in einigen Tagen nicht zu sehen, es war leicht in Hoffnung einer solchen Entschädigung, ewig mit dir zu seyn, ganz der deinige

nige zu bleiben! Soll ich wiederholen was ich wünsche? und doch ist es nöthig; denn es scheint, als habest du mich bisher nicht verstanden.

Wie oft habe ich mit leisen Tönen der Treue, die, weil sie alles zu halten wünscht, wenig zu sagen wagt, an deinem Herzen gefors cht nach dem Verlangen einer ewigen Verbindung. Verstanden hast du mich gewiß, denn in deinem Herzen muß eben der Wunsch keimen; vernommen hast du mich in jedem Kusse, in der anschmiegenden Ruhe jener glücklichen Abende. Da lernt' ich deine Bescheidenheit kennen, und wie vermehrte sich meine Liebe! Wo eine andere sich künstlich betragen hätte, um durch überflüssigen Sonnenschein einen Entschluß in dem Herzen ihres Liebhabers zur Reife zu bringen, eine Erklärung hervor zu locken, und ein Versprechen zu befestigen, eben da ziehst du dich zurück, schließest die halbgeöffnete Brust deines Geliebten wieder zu, und suchst durch eine anscheinende Gleichgültigkeit deine Beystimmung zu verbergen; aber ich verstehe dich! Welch ein Elender müßte ich seyn, wenn ich an diesen Zeichen die reine, uneigennützige, nur für den Freund besorgte Liebe nicht erkennen wollte! Vertraue mir und sey ruhig. Wir gehören einander an, und keins von beiden verläßt oder verliert etwas, wenn wir für einander leben.

Nimm sie hin, diese Hand! feyerlich noch dies überflüssige Zeichen. Alle Freuden der Liebe haben wir em-

pfunden, aber es ſind neue Seligkeiten in dem beſtätigten Gedanken der Dauer. Frage nicht wie? Sorge nicht! Das Schickſal ſorgt für die Liebe, und um ſo gewiſſer, da Liebe genügſam iſt.

Mein Herz hat ſchon lange meiner Eltern Haus verlaſſen, es iſt bey dir, wie mein Geiſt auf der Bühne ſchwebt. O meine Geliebte! iſt wohl einem Menſchen ſo gewährt, ſeine Wünſche zu verbinden, wie mir? Kein Schlaf kömmt in meine Augen, und wie eine ewige Morgenröthe ſteigt deine Liebe und dein Glück vor mir auf und ab.

Kaum daß ich mich halte, nicht auffahre, zu dir hinrenne und mir deine Einwilligung erzwinge, und gleich morgen frühe weiter in die Welt nach meinem Ziele hinſtrebe. — Nein, ich will mich bezwingen! ich will nicht unbeſonnen thörichte, verwegene Schritte thun; mein Plan iſt entworfen, und ich will ihn ruhig ausführen.

Ich bin mit Director Serlo bekannt, meine Reiſe geht gerade zu ihm, er hat vor einem Jahre oft ſeinen Leuten etwas von meiner Lebhaftigkeit und Freude am Theater gewünſcht, und ich werde ihm gewiß willkommen ſeyn; denn bey eurer Truppe möchte ich aus mehr als einer Urſache nicht eintreten, auch ſpielt Serlo ſo weit von hier, daß ich anfangs meinen Schritt verbergen kann. Einen leidlichen Unterhalt finde ich da gleich, ich ſehe mich in dem Publiko um, lerne die Geſellſchaft kennen, und hole dich nach.

Mariane du siehst, was ich über mich gewinnen kann, um dich gewiß zu haben; denn dich so lange nicht zu sehen, dich in der weiten Welt zu wissen! recht lebhaft darf ich mir's nicht denken. Wenn ich mir dann aber wieder deine Liebe vorstelle, die mich vor allem sichert, wenn du meine Bitte nicht verschmähst, ehe wir scheiden, und du mir deine Hand vor dem Priester reichst; so werde ich ruhig gehen. Es ist nur eine Formel unter uns, aber eine so schöne Formel, der Seegen des Himmels zu dem Seegen der Erde. In der Nachbarschaft, im ritterschaftlichen, geht es leicht und heimlich an.

Für den Anfang habe ich Geld genug, wir wollen theilen, es wird für uns beide hinreichen; ehe das verzehrt ist, wird der Himmel weiter helfen.

Ja, Liebste, es ist mir gar nicht bange. Was mit so viel Fröhlichkeit begonnen wird, muß ein glückliches Ende erreichen. Ich habe nie gezweifelt, daß man sein Fortkommen in der Welt finden könne, wenn es einem Ernst ist, und ich fühle Muth genug für zwey, ja für mehrere einen reichlichen Unterhalt zu gewinnen. Die Welt ist undankbar, sagen viele, ich habe noch nicht gefunden, daß sie undankbar sey, wenn man auf die rechte Art etwas für sie zu thun weiß. Mir glüht die ganze Seele bey dem Gedanken, endlich einmal aufzutreten und den Menschen in das Herz hinein zu reden, was sie sich so lange zu hören sehnen. Wie tausendmal ist es

freylich mir, der ich von der Herrlichkeit des Theaters so eingenommen bin, bang durch die Seele gegangen, wenn ich die elendesten gesehen habe sich einbilden, sie könnten uns ein großes treffliches Wort ans Herz reden. Ein Ton, der durch die Fistel gezwungen wird, klingt viel besser und reiner; es ist unerhört, wie sich diese Bursche in ihrer groben Ungeschicklichkeit versündigen.

Das Theater hat oft einen Streit mit der Kanzel gehabt, sie sollten, dünkt mich, nicht mit einander hadern. Wie sehr wäre zu wünschen, daß an beiden Orten nur durch edle Menschen Gott und Natur verherrlicht würden! Es sind keine Träume, meine Liebste. Wie ich an deinem Herzen habe fühlen können, daß du in Liebe bist; so ergreife ich auch den glänzenden Gedanken und sage — ich wills nicht aussagen, aber hoffen will ich, daß wir einst als ein Paar gute Geister den Menschen erscheinen werden, ihre Herzen aufzuschliessen, ihre Gemüther zu berühren, und ihnen himmlische Genüsse zu bereiten, so gewiß mir an deinem Busen Freuden gewährt waren, die immer himmlisch genennt werden müssen, weil wir uns in jenen Augenblicken aus uns selbst gerückt, über uns selbst erhaben fühlen.

Ich kann nicht schließen, ich habe schon zu viel gesagt, und weiß nicht, ob ich dir schon alles gesagt habe, alles was dich angeht; denn die Bewegung des Rades, das sich in meinen Herzen dreht, sind keine Worte vermögend auszudrücken.

Nimm dieſes Blatt indeß, meine Liebe, ich habe es wieder durchgeleſen und finde, daß ich von vorne anfangen ſollte, doch enthält es alles, was du zu wiſſen nöthig haſt, was dir Vorbereitung iſt, wenn ich bald mit Fröhlichkeit der ſüßen Liebe an deinen Buſen zurückkehre. Ich komme mir vor wie ein Gefangener, der in einem Kerker lauſchend ſeine Feſſeln abfeilt; ich ſage gute Nacht meinen ſorglos ſchlafenden Eltern! — Lebe wohl, Geliebte! Lebe wohl! Für dießmal ſchließ ich; die Augen ſind mir zwey, dreymal zugefallen, es iſt ſchon tief in der Nacht.“

Siebzehntes Capitel.

Der Tag wollte nicht endigen, als Wilhelm, seinen Brief schön gefaltet in der Tasche, sich zu Marianen hinsehnte, auch war es kaum düster geworden, als er sich wider seine Gewohnheit nach ihrer Wohnung hinschlich. Sein Plan war: sich auf die Nacht anzumelden, seine Geliebte auf kurze Zeit wieder zu verlassen, ihr, eh' er wegginge, den Brief in die Hand zu drücken, und bey seiner Rückkehr in tiefer Nacht ihre Antwort, ihre Einwilligung zu erhalten, oder durch die Macht seiner Liebkosungen zu erzwingen. Er flog in ihre Arme und konnte sich an ihrem Busen kaum wieder fassen. Die Lebhaftigkeit seiner Empfindungen verbarg ihm anfangs, daß sie nicht wie sonst mit Herzlichkeit antwortete; doch konnte sie einen ängstlichen Zustand nicht lange verbergen, sie schützte eine Krankheit, eine Unpäßlichkeit vor, sie beklagte sich über Kopfweh, sie wollte sich auf den Vorschlag, daß er heute Nacht wieder kommen wolle, nicht einlassen. Er ahndete nichts Böses, drang nicht weiter in sie; fühlte aber, daß es nicht die Stunde sey, ihr sei-

nen Brief zu übergeben. Er behielt ihn bey sich, und da verschiedene ihrer Bewegungen und Reden ihn auf eine höfliche Weise wegzugehen nöthigten, ergriff er im Taumel seiner ungenügsamen Liebe eines ihrer Halstücher, steckte es in die Tasche, und verließ wider Willen ihre Lippen und ihre Thüre. Er schlich nach Hause, konnte aber auch da nicht lange bleiben, kleidete sich um, und suchte wieder die freye Luft.

Als er einige Straßen auf und abgegangen war, begegnete ihm ein Unbekannter, der nach einem gewissen Gasthofe fragte; Wilhelm erbot sich, ihm das Haus zu zeigen; der Fremde erkundigte sich nach dem Nahmen der Straße, nach den Besitzern verschiedener großen Gebäude, vor denen sie vorbey gingen, sodann nach einigen Polizey-Einrichtungen der Stadt, und sie waren in einem ganz interessanten Gespräche begriffen, als sie am Thore des Wirthshauses ankamen. Der Fremde nöthigte seinen Führer hinein zu treten, und ein Glas Punsch mit ihm zu trinken, zugleich gab er seinen Nahmen an und seinen Geburtsort, auch die Geschäfte, die ihn hierher gebracht hätten, und ersuchte Wilhelmen um ein gleiches Vertrauen. Dieser verschwieg eben so wenig seinen Nahmen, als seine Wohnung.

Sind Sie nicht ein Enkel des alten Meisters, der die schöne Kunstsammlung besaß? fragte der Fremde.

Ja, ich bins, ich war zehn Jahre als der Großvater

ſtarb, und es ſchmerzte mich lebhaft, dieſe ſchönen Sachen verkaufen zu ſehen.

Ihr Vater hat eine große Summe Geldes dafür erhalten.

Sie wiſſen alſo davon?

O ja, ich habe dieſen Schatz noch in Ihrem Hauſe geſehen. Ihr Großvater war nicht blos ein Sammler, er verſtand ſich auf die Kunſt, er war in einer frühern glücklichen Zeit in Italien geweſen, und hatte Schätze von dort mit zurück gebracht, welche jetzt um keinen Preis mehr zu haben wären. Er beſaß treffliche Gemählde von den beſten Meiſtern, man traute kaum ſeinen Augen, wenn man ſeine Handzeichnungen durchſah; unter ſeinen Marmorn waren einige unſchätzbare Fragmente; von Bronzen beſaß er eine ſehr inſtructive Suite; ſo hatte er auch ſeine Münzen für Kunſt und Geſchichte zweckmäßig geſammelt, ſeine wenigen geſchnittenen Steine verdienten alles Lob; auch war das Ganze gut aufgeſtellt, wenn gleich die Zimmer und Säle des alten Hauſes nicht ſymmetriſch gebaut waren.

Sie können denken, was wir Kinder verloren, als alle die Sachen herunter genommen und eingepackt wurden. Es waren die erſten traurigen Zeiten meines Lebens. Ich weiß noch, wie leer uns die Zimmer vorkamen, als wir die Gegenſtände nach und nach verſchwinden ſahen, die uns von Jugend auf unterhalten hatten,

und die wir eben so unveränderlich hielten, als das Haus und die Stadt selbst.

Wenn ich nicht irre, so gab Ihr Vater das gelöste Capital in die Handlung eines Nachbars, mit dem er eine Art Gesellschafts-Handel einging.

Ganz richtig! und ihre gesellschaftlichen Speculationen sind ihnen wohl geglückt; sie haben in diesen zwölf Jahren ihr Vermögen sehr vermehrt, und sind beide nur desto heftiger auf den Erwerb gestellt; auch hat der alte Werner einen Sohn, der sich viel besser zu diesem Handwerke schickt, als ich.

Es thut mir leid, daß dieser Ort eine solche Zierde verloren hat, als das Cabinet Ihres Großvaters war. Ich sah es noch kurz vorher, ehe es verkauft wurde, und ich darf wohl sagen, ich war Ursache, daß der Kauf zu Stande kam. Ein reicher Edelmann, ein großer Liebhaber, der aber bey so einem wichtigen Handel sich nicht allein auf sein eigen Urtheil verließ, hatte mich hierher geschickt, und verlangte meinen Rath. Sechs Tage besah ich das Cabinet, und am siebenten rieth ich meinem Freunde, die ganze geforderte Summe ohne Anstand zu bezahlen. Sie waren als ein munterer Knabe oft um mich herum; Sie erklärten mir die Gegenstände der Gemählde, und wußten überhaupt das Cabinet recht gut auszulegen.

Ich erinnere mich einer solchen Person, aber in Ihnen hätte ich sie nicht wieder erkannt.

Es iſt auch ſchon eine geraume Zeit, und wir verändern uns doch mehr oder weniger. Sie hatten, wenn ich mich recht erinnere, ein Lieblings-Bild darunter, von dem Sie mich gar nicht weglaſſen wollten.

Ganz richtig, es ſtellte die Geſchichte vor, wie der kranke Königsſohn ſich über die Braut ſeines Vaters in Liebe verzehrt.

Es war eben nicht das beſte Gemählde, nicht gut zuſammengeſetzt, von keiner ſonderlichen Farbe, und die Ausführung durchaus manierirt.

Das verſtand ich nicht, und verſteh es noch nicht; der Gegenſtand iſt es, der mich an einem Gemählde reizt, nicht die Kunſt.

Da ſchien Ihr Großvater anders zu denken; denn der größte Theil ſeiner Sammlung beſtand aus trefflichen Sachen, in denen man immer das Verdienſt ihres Meiſters bewunderte, ſie mochten vorſtellen was ſie wollten; auch hing dieſes Bild in dem äuſſerſten Vorſaale, zum Zeichen, daß er es wenig ſchätzte.

Da war es eben, wo wir Kinder immer ſpielen durften, und wo dieſes Bild einen unauslöſchlichen Eindruck auf mich machte, den mir ſelbſt Ihre Kritik, die ich übrigens verehre, nicht auslöſchen könnte, wenn wir auch jetzt vor dem Bilde ſtünden. Wie jammert mich, wie jammert mich noch ein Jüngling, der die ſüßen Triebe, das ſchönſte Erbtheil, das uns die Natur gab, in ſich

verſchließen, und das Feuer, das ihn und andere erwärmen und beleben ſollte, in ſeinem Buſen verbergen muß, ſo daß ſein Innerſtes unter ungeheuren Schmerzen verzehrt wird. Wie bedaure ich die Unglückliche, die ſich einem andern widmen ſoll, wenn ihr Herz ſchon den würdigen Gegenſtand eines wahren und reinen Verlangens gefunden hat.

Dieſe Gefühle ſind freylich ſehr weit von jenen Betrachtungen entfernt, unter denen ein Kunſtliebhaber die Werke großer Meiſter anzuſehen pflegt; wahrſcheinlich würde Ihnen aber, wenn das Cabinet ein Eigenthum Ihres Hauſes geblieben wäre, nach und nach der Sinn für die Werke ſelbſt aufgegangen ſeyn, ſo daß Sie nicht immer nur ſich ſelbſt und Ihre Neigung in den Kunſtwerken geſehen hätten.

Gewiß that mir der Verkauf des Cabinets gleich ſehr leid, und ich habe es auch in reifern Jahren öfters vermißt; wenn ich aber bedenke, daß es gleichſam ſo ſeyn mußte, um eine Liebhaberey, um ein Talent in mir zu entwickeln, die weit mehr auf mein Leben wirken ſollten, als jene lebloſen Bilder je gethan hätten; ſo beſcheide ich mich dann gern, und verehre das Schickſal, das mein Beſtes und eines jeden Beſtes einzuleiten weiß.

Leider höre ich ſchon wieder das Wort Schickſal von einem jungen Manne ausſprechen, der ſich eben in einem Alter befindet, wo man gewöhnlich ſeinen lebhaf-

ten Neigungen den Willen höherer Wesen unterzuschieben pflegt.

So glauben Sie kein Schicksal? Keine Macht, die über uns waltet, und alles zu unserm Besten lenkt?

Es ist hier die Rede nicht von meinem Glauben, noch der Ort auszulegen, wie ich mir Dinge, die uns allen unbegreiflich sind, einigermaßen denkbar zu machen suche; hier ist nur die Frage, welche Vorstellungsart zu unserm Besten gereicht. Das Gewebe dieser Welt ist aus Nothwendigkeit und Zufall gebildet, die Vernunft des Menschen stellt sich zwischen beide, und weiß sie zu beherrschen, sie behandelt das Nothwendige als den Grund ihres Daseyns, das Zufällige weiß sie zu lenken, zu leiten und zu nutzen, und nur, indem sie fest und unerschütterlich steht, verdient der Mensch ein Gott der Erde genannt zu werden. Wehe dem, der sich von Jugend auf gewöhnt, in dem Nothwendigen etwas Willkührliches finden zu wollen, der dem Zufälligen eine Art von Vernunft zuschreiben möchte, welcher zu folgen sogar eine Religion sey. Heißt das etwas weiter, als seinem eignen Verstande entsagen, und seinen Neigungen unbedingten Raum geben? Wir bilden uns ein, fromm zu seyn, indem wir ohne Ueberlegung hinschlendern, uns durch angenehme Zufälle determiniren lassen, und endlich dem Resultate eines solchen schwankenden Lebens den Nahmen einer göttlichen Führung geben.

Waren Sie niemals in dem Falle, daß ein kleiner Umstand Sie veranlaßte, einen gewissen Weg einzuschlagen, auf welchem bald eine gefällige Gelegenheit Ihnen entgegen kam, und eine Reihe von unerwarteten Vorfällen Sie endlich ans Ziel brachte, das Sie selbst noch kaum ins Auge gefaßt hatten? Sollte das nicht Ergebenheit in das Schicksal, Zutrauen zu einer solchen Leitung einflößen? —

Mit diesen Gesinnungen könnte kein Mädchen ihre Tugend, niemand sein Geld im Beutel behalten; denn es giebt Anlässe genug, beides los zu werden. Ich kann mich nur über den Menschen freuen, der weiß, was ihm und andern nütze ist, und seine Willkühr zu beschränken arbeitet. Jeder hat sein eigen Glück unter den Händen, wie der Künstler eine rohe Materie, die er zu einer Gestalt umbilden will. Aber es ist mit dieser Kunst wie mit allen, nur die Fähigkeit dazu wird uns angeboren, sie will gelernt und sorgfältig ausgeübt seyn.

Dieses und mehreres wurde noch unter ihnen abgehandelt; endlich trennten sie sich, ohne daß sie einander sonderlich überzeugt zu haben schienen, doch bestimmten sie auf den folgenden Tag einen Ort der Zusammenkunft.

Wilhelm ging noch einige Straßen auf und nieder; er hörte Clarinetten, Waldhörner und Fagotte, es schwoll sein Busen. Durchreisende Spielleute machten eine an-

genehme Nachtmuſik. Er ſprach mit ihnen, und um ein Stück Geld folgten ſie ihm zu Marianens Wohnung. Hohe Bäume zierten den Platz vor ihrem Hauſe, darunter ſtellte er ſeine Sänger, er ſelbſt ruhte auf einer Bank in einiger Entfernung, und überließ ſich ganz den ſchwebenden Tönen, die in der labenden Nacht um ihn ſäuſelten. Unter den holden Sternen hingeſtreckt war ihm ſein Daſeyn wie ein goldner Traum. — Sie hört auch dieſe Flöten, ſagte er in ſeinem Herzen; ſie fühlt, weſſen Andenken, weſſen Liebe die Nacht wohlklingend macht, auch in der Entfernung ſind wir durch dieſe Melodien zuſammen gebunden, wie in jeder Entfernung durch die feinſte Stimmung der Liebe. Ach zwey liebende Herzen, ſie ſind wie zwey Magnetuhren, was in der einen ſich regt, muß auch die andere mit bewegen, denn es iſt nur Eins, was in beiden wirkt, Eine Kraft, die ſie durchgeht. Kann ich in ihren Armen eine Möglichkeit fühlen, mich von ihr zu trennen? und doch, ich werde fern von ihr ſeyn, werde einen Heilort für unſere Liebe ſuchen, und werde ſie immer mit mir haben.

Wie oft iſt mirs geſchehen, daß ich abweſend von ihr, in Gedanken an ſie verloren, ein Buch, ein Kleid oder ſonſt etwas berührte, und glaubte ihre Hand zu fühlen, ſo ganz war ich mit ihrer Gegenwart umkleidet. Und jener Augenblicke mich zu erinnern, die das Licht des Tages wie das Auge des kalten Zuſchauers fliehen, die

zu genieſſen Götter den ſchmerzloſen Zuſtand der reinen Seligkeit zu verlaſſen ſich entſchließen dürften. — Mich zu erinnern? — Als wenn man den Rauſch des Tanmelkelchs in der Erinnerung erneuern könnte, der unſere Sinne von himmliſchen Banden umſtrickt aus aller ihrer Faſſung reißt. — Und ihre Geſtalt — — Er verlor ſich im Andenken an ſie, ſeine Ruhe ging in Verlangen über, er umfaßte einen Baum, kühlte ſeine heiße Wange an der Rinde, und die Winde der Nacht ſaugten begierig den Hauch auf, der aus dem reinen Buſen bewegt hervordrang. Er fühlte nach dem Halstuch, das er von ihr mitgenommen hatte, es war vergeſſen, es ſteckte im vorigen Kleide. Seine Lippen lechzten, ſeine Glieder zitterten vor Verlangen.

Die Muſik hörte auf, und es war ihm, als wär' er aus dem Elemente gefallen, in dem ſeine Empfindungen bisher empor getragen wurden. Seine Unruhe vermehrte ſich, da ſeine Gefühle nicht mehr von den ſanften Tönen genährt und gelindert wurden. Er ſetzte ſich auf ihre Schwelle nieder, und war ſchon mehr beruhigt. Er küßte den meſſingenen Ring, womit man an ihre Thüre pochte, er küßte die Schwelle, über die ihre Füße aus und ein gingen, und erwärmte ſie durch das Feuer ſeiner Bruſt. Dann ſaß er wieder eine Weile ſtille, und dachte ſie hinter ihren Vorhängen, im weißen Nachtkleide mit dem rothen Band um den Kopf in ſüßer

Ruhe, und dachte sich selbst so nahe zu ihr hin, daß ihm vorkam, sie müßte nun von ihm träumen. Seine Gedanken waren lieblich, wie die Geister der Dämmerung; Ruhe und Verlangen wechselten in ihm, die Liebe lief mit schaudernder Hand tausendfältig über alle Saiten seiner Seele, es war, als wenn der Gesang der Sphären über ihm stille stünde, um die leisen Melodien seines Herzens zu belauschen.

Hätte er den Hauptschlüssel bey sich gehabt, der ihm sonst Mariannens Thüre öffnete, er würde sich nicht gehalten haben, würde ins Heiligtum der Liebe eingedrungen seyn. Doch er entfernte sich langsam, schwankte halb träumend unter den Bäumen hin, wollte nach Hause, und ward immer wieder umgewendet; endlich als er's über sich vermochte, ging, und an der Ecke noch einmal zurück sah, kam es ihm vor, als wenn Mariannens Thüre sich öffnete, und eine dunkle Gestalt sich heraus bewegte. Er war zu weit, um deutlich zu sehen, und eh er sich faßte und recht aufsah, hatte sich die Erscheinung schon in der Nacht verloren, nur ganz weit glaubte er sie wieder an einem weißen Hause vorbey streifen zu sehen. Er stund und blinzte, und ehe er sich ermannte und nacheilte, war das Phantom verschwunden. Wohin sollt' er ihm folgen? Welche Straße hatte den Menschen aufgenommen, wenn es einer war?

Wie einer, dem der Blitz die Gegend in einem Winkel erhellte, gleich darauf mit geblendeten Augen die vorigen Gestalten, den Zusammenhang der Pfade in der Finsterniß vergebens sucht, so war's vor seinen Augen, so war's in seinem Herzen. Und wie ein Gespenst der Mitternacht, das ungeheure Schrecken erzeugt, in folgenden Augenblicken der Fassung für ein Kind des Schreckens gehalten wird, und die fürchterliche Erscheinung Zweifel ohne Ende in der Seele zurück läßt; so war auch Wilhelm in der größten Unruhe, als er an einen Eckstein gelehnt, die Helle des Morgens und das Geschrey der Hähne nicht achtete, bis die frühen Gewerbe lebendig zu werden anfingen, und ihn nach Hause trieben.

Er hatte, wie er zurück kam, das unerwartete Blendwerk mit den triftigsten Gründen beynahe aus der Seele vertrieben; doch die schöne Stimmung der Nacht, an die er jetzt auch nur wie an eine Erscheinung zurück dachte, war auch dahin. Sein Herz zu letzen, ein Siegel seinem wiederkehrenden Glauben aufzudrücken, nahm er das Halstuch aus der vorigen Tasche. Das Rauschen eines Zettels, der herausfiel, zog ihm das Tuch von den Lippen; er hob auf und las:

„So hab ich dich lieb, feiner Narre, was war dir auch gestern? Heute Nacht komm ich zu dir. Ich glaube wohl, daß dir's leid thut, von hier wegzugehen; aber habe Geduld, auf die Messe komm ich

dir nach. Höre, thu mir nicht wieder die ſchwarz-grün-braune Jacke an, du ſiehſt drin aus wie die Hexe von Endor. Hab' ich dir nicht das weiße Negligé darum geſchickt, daß ich ein weißes Schäfchen in meinen Armen haben will. Schick mir deine Zettel immer durch die alte Sibylle, die hat der Teufel ſelbſt zur Iris beſtellt."

Wilhelm Meisters Lehrjahre.

Zweites Buch.

Erſtes Capitel.

Jeder, der mit lebhaften Kräften vor unſern Augen eine Abſicht zu erreichen ſtrebt, kann, wir mögen ſeinen Zweck loben oder tadeln, ſich unſre Theilnahme verſprechen; ſobald aber die Sache entſchieden iſt, wenden wir unſer Auge ſogleich von ihm weg; alles was geendigt, was abgethan da liegt, kann unſre Aufmerkſamkeit keinesweges feſſeln, beſonders wenn wir ſchon frühe der Unternehmung einen übeln Ausgang prophezeiht haben.

Deswegen ſollen unſre Leſer nicht umſtändlich mit dem Jammer und der Noth unſers verunglückten Freundes, in die er gerieth, als er ſeine Hoffnungen und Wünſche, auf eine ſo unerwartete Weiſe, zerſtört ſah, unterhalten werden. Wir überſpringen vielmehr einige Jahre, und ſuchen ihn erſt da wieder auf, wo wir ihn in einer Art von Thätigkeit und Genuß zu finden hoffen, wenn wir vorher nur kürzlich ſo viel, als zum Zuſammenhang der Geſchichte nöthig iſt, vorgetragen haben.

Die Peſt, oder ein böſes Fieber raſen in einem geſunden, vollſaftigen Körper, den ſie anfallen, ſchneller und heftiger, und ſo ward der arme Wilhelm unvermuthet von einem unglücklichen Schickſale überwältigt, daß in Einem Augenblicke ſein ganzes Weſen zerrüttet war. Wie wenn von ungefähr unter der Zurüſtung ein Feuerwerk in Brand geräth, und die künſtlich gebohrten und gefüllten Hülſen, die, nach einem gewiſſen Plane geordnet und abgebrannt, prächtig abwechſelnde Feuer-Bilder in die Luft zeichnen ſollten, nunmehr unordentlich und gefährlich durch einander ziſchen und ſauſen; ſo gingen auch jetzt in ſeinem Buſen Glück und Hoffnung, Wolluſt und Freuden, Wirkliches und Geträumtes auf einmal ſcheiternd durch einander. In ſolchen wüſten Augenblicken erſtarrt der Freund, der zur Rettung hinzu eilt, und dem, den es trift, iſt es eine Wohlthat, daß ihn die Sinne verlaſſen.

Tage des lauten, ewig wiederkehrenden und mit Vorſatz erneuerten Schmerzens folgten darauf; doch ſind auch dieſe für eine Gnade der Natur zu achten. In ſolchen Stunden hatte Wilhelm ſeine Geliebte noch nicht ganz verloren; ſeine Schmerzen waren unermüdet erneuerte Verſuche, das Glück, das ihm aus der Seele entfloh, noch feſt zu halten, die Möglichkeit deſſelben in der Vorſtellung wieder zu erhaſchen, ſeinen auf immer abgeſchiedenen Freuden ein kurzes Nachleben zu verſchaffen. Wie man einen Körper, ſo lange die Verweſung

dauert, nicht ganz todt nennen kann, so lange die Kräfte, die vergebens nach ihren alten Bestimmungen zu wirken suchen, an der Zerstörung der Theile, die sie sonst belebten, sich abarbeiten; nur dann, wenn sich alles an einander aufgerieben hat, wenn wir das Ganze in gleichgültigen Staub zerlegt sehen, dann entsteht das erbärmliche, leere Gefühl des Todes in uns, nur durch den Athem des Ewiglebenden zu erquicken.

In einem so neuen, ganzen, lieblichen Gemüthe war viel zu zerreissen, zu zerstören, zu ertödten, und die schnellheilende Kraft der Jugend gab selbst der Gewalt des Schmerzens neue Nahrung und Heftigkeit. Der Streich hatte sein ganzes Daseyn an der Wurzel getroffen. Werner, aus Noth sein Vertrauter, griff voll Eifer zu Feuer und Schwert, um einer verhaßten Leidenschaft, dem Ungeheuer, ins innerste Leben zu dringen. Die Gelegenheit war so glücklich, das Zeugniß so bey der Hand, und wieviel Geschichten und Erzählungen wußt' er nicht zu nutzen. Er trieb's mit solcher Heftigkeit und Grausamkeit Schritt vor Schritt, ließ dem Freunde nicht das Labsal des mindesten augenblicklichen Betruges, vertrat ihm jeden Schlupfwinkel, in welchen er sich vor der Verzweiflung hätte retten können, daß die Natur, die ihren Liebling nicht wollte zu Grunde gehen lassen, ihn mit Krankheit anfiel, um ihm von der andern Seite Luft zu machen.

Ein lebhaftes Fieber mit seinem Gefolge, den Arze-

neyen, der Ueberſpannung und der Mattigkeit; dabey die Bemühungen der Familie, die Liebe der Mitgebohrnen, die durch Mangel und Bedürfniſſe ſich erſt recht fühlbar macht, waren ſo viele Zerſtreuungen eines veränderten Zuſtandes, und eine kümmerliche Unterhaltung. Erſt als er wieder beſſer wurde, das heißt, als ſeine Kräfte erſchöpft waren, ſah Wilhelm mit Entſetzen in den qualvollen Abgrund eines dürren Elendes hinab, wie man in den ausgebrannten hohlen Becher eines Vulkans hinunter blickt.

Nunmehr machte er ſich ſelbſt die bitterſten Vorwürfe, daß er, nach ſo großem Verluſt, noch einen ſchmerzenloſen, ruhigen, gleichgültigen Augenblick haben könne. Er verachtete ſein eigen Herz, und ſehnte ſich nach dem Labſal des Jammers und der Thränen.

Um dieſe wieder in ſich zu erwecken, brachte er vor ſein Andenken alle Scenen des vergangenen Glücks. Mit der größten Lebhaftigkeit mahlte er ſie ſich aus, ſtrebte wieder in ſie hinein, und wenn er ſich zur möglichſten Höhe hinauf gearbeitet hatte, wenn ihm der Sonnenſchein voriger Tage wieder die Glieder zu beleben, den Buſen zu heben ſchien, ſah er rückwärts auf den ſchrecklichen Abgrund, labte ſein Auge an der zerſchmetternden Tiefe, warf ſich hinunter, und erzwang von der Natur die bitterſten Schmerzen. Mit ſo wiederholter Grauſamkeit zerriß er ſich ſelbſt; denn die Jugend, die ſo reich an eingehüllten Kräften iſt, weiß nicht,

was sie verschleudert, wenn sie dem Schmerz, den ein Verlust erregt, noch so viele erzwungene Leiden zugesellt, als wollte sie dem Verlornen dadurch noch erst einen rechten Werth geben. Auch war er so überzeugt, daß dieser Verlust der Einzige, der erste und letzte sey, den er in seinem Leben empfinden könne, daß er jeden Trost verabscheute, der ihm diese Leiden als endlich vorzustellen unternahm.

Zweytes Capitel.

Gewöhnt, auf diese Weise sich selbst zu quälen, griff er nun auch das übrige, was ihm nach der Liebe und mit der Liebe die größten Freuden und Hoffnungen gegeben hatte, sein Talent als Dichter und Schauspieler, mit hämischer Kritik von allen Seiten an. Er sah in seinen Arbeiten nichts als eine geistlose Nachahmung einiger hergebrachten Formen, ohne innern Werth; er wollte darin nur steife Schulexercitien erkennen, denen es an jedem Funken von Naturell, Wahrheit und Begeisterung fehle. In seinen Gedichten fand er nur ein monotones Sylbenmaaß, in welchem, durch einen armseligen Reim zusammen gehalten, ganz gemeine Gedanken und Empfindungen sich hinschleppten; und so benahm er sich auch jede Aussicht, jede Lust, die ihn von dieser Seite noch allenfalls hätte wieder aufrichten können.

Seinem Schauspieler-Talente ging es nicht besser. Er schalt sich, daß er nicht früher die Eitelkeit entdeckt, die allein dieser Anmaßung zum Grunde gelegen. Seine Figur, sein Gang, seine Bewegung und Deklamation mußten herhalten, er sprach sich jede Art von Vorzug,

jedes Verdienſt, das ihn über das Gemeine empor gehoben hätte, entſcheidend ab, und vermehrte ſeine ſtumme Verzweiflung dadurch auf den höchſten Grad. Denn, wenn es hart iſt, der Liebe eines Weibes zu entſagen, ſo iſt die Empfindung nicht weniger ſchmerzlich, von dem Umgange der Muſen ſich los zu reißen, ſich ihrer Gemeinſchaft auf immer unwürdig zu erklären, und auf den ſchönſten und nächſten Beyfall, der unſrer Perſon, unſerm Betragen, unſrer Stimme öffentlich gegeben wird, Verzicht zu thun.

Auf dieſe Weiſe hatte ſich unſer Freund völlig reſignirt, und ſich zugleich mit groſſem Eifer den Handelsgeſchäften gewidmet. Zum Erſtaunen ſeines Freundes und zur größten Zufriedenheit ſeines Vaters war niemand auf dem Comtoir und der Börſe, im Laden und Gewölbe thätiger, als er; Correſpondenz und Rechnungen, und was ihm aufgetragen wurde, beſorgte und verrichtete er mit größtem Fleiß und Eifer. Freylich nicht mit dem heitern Fleiße, der zugleich dem Geſchäftigen Belohnung iſt, wenn wir dasjenige, wozu wir gebohren ſind, mit Ordnung und Folge verrichten, ſondern mit dem ſtillen Fleiße der Pflicht, der den beſten Vorſatz zum Grunde hat, der durch Ueberzeugung genährt und durch ein innres Selbſtgefühl belohnt wird; der aber doch oft, ſelbſt dann, wenn ihm das ſchönſte Bewußtſeyn die Krone reicht, einen vordringenden Seufzer kaum zu erſticken vermag.

Auf dieſe Weiſe hatte Wilhelm eine Zeitlang ſehr emſig fortgelebt und ſich überzeugt, daß jene harte Prüfung vom Schickſale zu ſeinem Beſten veranſtaltet worden. Er war froh, auf dem Wege des Lebens ſich bey Zeiten, obgleich unfreundlich genug, gewarnt zu ſehen, anſtatt daß andere ſpäter und ſchwerer die Mißgriffe büßen, wozu ſie ein jugendlicher Dünkel verleitet hat. Denn gewöhnlich wehrt ſich der Menſch ſo lange als er kann, den Thoren, den er im Buſen hegt, zu verabſchieden, einen Hauptirrthum zu bekennen, und eine Wahrheit einzugeſtehen, die ihn zur Verzweiflung bringt.

So entſchloſſen er war, ſeinen liebſten Vorſtellungen zu entſagen, ſo war doch einige Zeit nöthig, um ihn von ſeinem Unglücke völlig zu überzeugen. Endlich aber hatte er jede Hoffnung der Liebe, des poetiſchen Hervorbringens und der perſönlichen Darſtellung, mit triftigen Gründen, ſo ganz in ſich vernichtet, daß er Muth faßte, alle Spuren ſeiner Thorheit, alles, was ihn irgend noch daran erinnern könnte, völlig auszulöſchen. Er hatte daher an einem kühlen Abende ein Kaminfeuer angezündet, und holte ein Reliquienkäſtchen hervor, in welchem ſich hunderterley Kleinigkeiten fanden, die er in bedeutenden Augenblicken von Marianen erhalten, oder derſelben geraubt hatte. Jede vertrocknete Blume erinnerte ihn an die Zeit, da ſie noch friſch in ihren Haaren blühte, jedes Zettelchen an die glückliche Stunde, wozu ſie ihn dadurch einlud, jede Schleife an

den lieblichen Ruheplatz seines Hauptes, ihren schönen Busen. Mußte nicht auf diese Weise jede Empfindung, die er schon lange getödtet glaubte, sich wieder zu bewegen anfangen? Mußte nicht die Leidenschaft, über die er, abgeschieden von seiner Geliebten, Herr geworden war, in der Gegenwart dieser Kleinigkeiten wieder mächtig werden? Denn wir merken erst, wie traurig und unangenehm ein trüber Tag ist, wenn ein einziger, durchdringender Sonnenblick uns den aufmunternden Glanz einer heitern Stunde darstellt.

Nicht ohne Bewegung sah er daher diese so lange bewahrten Heiligthümer nach einander in Rauch und Flamme vor sich aufgehen. Einigemal hielt er zaudernd inne, und hatte noch eine Perlenschnur und ein flohrnes Halstuch übrig, als er sich entschloß, mit den dichterischen Versuchen seiner Jugend das abnehmende Feuer wieder anzufrischen.

Bis jetzt hatte er alles sorgfältig aufgehoben, was ihm, von der frühsten Entwicklung seines Geistes an, aus der Feder geflossen war. Noch lagen seine Schriften in Bündel gebunden auf dem Boden des Koffers, wohin er sie gepackt hatte, als er sie auf seiner Flucht mitzunehmen hoffte. Wie ganz anders eröffnete er sie jetzt, als er sie damals zusammen band!

Wenn wir einen Brief, den wir unter gewissen Umständen geschrieben und gesiegelt haben, der aber den Freund, an den er gerichtet war, nicht antrift, sondern

wieder zu uns zurück gebracht wird, nach einiger Zeit eröffnen, überfällt uns eine sonderbare Empfindung, indem wir unser eignes Siegel erbrechen, und uns mit unserm veränderten Selbst wie mit einer dritten Person unterhalten. Ein ähnliches Gefühl ergriff mit Heftigkeit unsern Freund, als er das erste Packet eröffnete, die zertheilten Hefte ins Feuer warf, die eben gewaltsam auflohderten, als Werner hereintrat, sich über die lebhafte Flamme verwunderte, und fragte, was hier vorgehe?

Ich gebe einen Beweis, sagte Wilhelm, daß es mir Ernst sey, ein Handwerk aufzugeben, wozu ich nicht geboren ward; und mit diesen Worten warf er das zweyte Packet in das Feuer. Werner wollte ihn abhalten, allein es war geschehen.

Ich sehe nicht ein, wie du zu diesem Extrem kommst, sagte dieser. Warum sollen denn nun diese Arbeiten, wenn sie nicht vortrefflich sind, gar vernichtet werden?

Weil ein Gedicht entweder vortrefflich seyn, oder gar nicht existiren soll. Weil jeder, der keine Anlage hat, das Beste zu leisten, sich der Kunst enthalten, und sich vor jeder Verführung dazu ernstlich in Acht nehmen sollte. Denn freylich regt sich in jedem Menschen ein gewisses unbestimmtes Verlangen, dasjenige was er sieht, nachzuahmen; aber dieses Verlangen beweist gar nicht, daß auch die Kraft in uns wohne, mit dem was wir unternehmen, zu Stande zu kommen. Sieh nur die Knaben an, wie sie jedesmal, so oft Seiltänzer in der

Stadt geweſen, auf allen Planken und Balken hin und wieder gehen und balanciren, bis ein anderer Reiz ſie wieder zu einem ähnlichen Spiele hinzieht. Haſt du es nicht in dem Zirkel unſrer Freunde bemerkt? So oft ſich ein Virtuoſe hören läßt, finden ſich immer einige, die ſogleich daſſelbe Inſtrument zu lernen anfangen. Wie viele irren auf dieſem Wege herum! glücklich wer den Fehlſchluß von ſeinen Wünſchen auf ſeine Kräfte bald gewahr wird!

Werner widerſprach; die Unterredung ward lebhaft, und Wilhelm konnte nicht ohne Bewegung die Argumente, mit denen er ſich ſelbſt ſo oft gequält hatte, gegen ſeinen Freund wiederholen. Werner behauptete, es ſey nicht vernünftig, ein Talent, zu dem man nur einigermaßen Neigung und Geſchick habe, deswegen, weil man es niemals in der größten Vollkommenheit ausüben werde, ganz aufzugeben. Es finde ſich ja ſo manche leere Zeit, die man dadurch ausfüllen, und nach und nach etwas hervorbringen könne, wodurch wir uns und andern ein Vergnügen bereiten.

Unſer Freund, der hierin ganz anderer Meynung war, fiel ihm ſogleich ein, und ſagte mit großer Lebhaftigkeit:

Wie ſehr irrſt du, lieber Freund, wenn du glaubſt, daß ein Werk, deſſen erſte Vorſtellung die ganze Seele füllen muß, in unterbrochenen, zuſammen gegeizten Stunden könne hervorgebracht werden. Nein, der Dich-

ter muß ganz ſich, ganz in ſeinen geliebten Gegenſtänden leben. Er, der vom Himmel innerlich auf das köſtlichſte begabt iſt, der einen ſich immer ſelbſt vermehrenden Schatz im Buſen bewahrt, er muß auch von außen ungeſtört mit ſeinen Schätzen in der ſtillen Glückſeligkeit leben, die ein Reicher vergebens mit aufgehäuften Gütern um ſich hervorzubringen ſucht. Sieh die Menſchen an, wie ſie nach Glück und Vergnügen rennen! Ihre Wünſche, ihre Mühe, ihr Geld jagen raſtlos, und wonach? Nach dem, was der Dichter von der Natur erhalten hat, nach dem Genuß der Welt, nach dem Mitgefühl ſeiner ſelbſt in andern, nach einem harmoniſchen Zuſammenſeyn mit vielen oft unvereinbaren Dingen.

Was beunruhiget die Menſchen, als daß ſie ihre Begriffe nicht mit den Sachen verbinden können, daß der Genuß ſich ihnen unter den Händen wegſtiehlt, daß das gewünſchte zu ſpät kommt, und daß alles erreichte und erlangte auf ihr Herz nicht die Wirkung thut, welche die Begierde uns in der Ferne ahnden läßt. Gleichſam wie einen Gott hat das Schickſal den Dichter über dieſes alles hinüber geſetzt. Er ſieht das Gewirre der Leidenſchaften, Familien und Reiche ſich zwecklos bewegen, er ſieht die unauflöslichen Räthſel der Mißverſtändniſſe, denen oft nur ein einſylbiges Wort zur Entwicklung fehlt, unſäglich verderbliche Verwirrungen verurſachen. Er fühlt das Traurige und das Freudige jedes Menſchenſchickſals mit. Wenn der Weltmenſch in einer

ab-

abzehrenden Melancholie über großen Verluſt ſeine Tage hinſchleicht, oder in ausgelaſſener Freude ſeinem Schickſale entgegen geht, ſo ſchreitet die empfängliche leichtbewegliche Seele des Dichters, wie die wandelnde Sonne, von Nacht zu Tag fort, und mit leiſen Uebergängen ſtimmt ſeine Harfe zu Freude und Leid. Eingeboren auf dem Grund ſeines Herzens wächſt die ſchöne Blume der Weisheit hervor, und wenn die andern wachend träumen, und von ungeheuren Vorſtellungen aus allen ihren Sinnen geängſtiget werden, ſo lebt er den Traum des Lebens als ein wachender, und das ſeltenſte, was geſchieht, iſt ihm zugleich Vergangenheit und Zukunft. Und ſo iſt der Dichter zugleich Lehrer, Wahrſager, Freund der Götter und der Menſchen. Wie! willſt du, daß er zu einem kümmerlichen Gewerbe herunter ſteige? er, der wie ein Vogel gebaut iſt, um die Welt zu überſchweben, auf hohen Gipfeln zu niſten, und ſeine Nahrung von Knospen und Früchten, einen Zweig mit dem andern leicht verwechſelnd, zu nehmen, er ſollte zugleich wie der Stier am Pfluge ziehen, wie der Hund ſich auf eine Fährte gewöhnen, oder vielleicht gar an die Kette geſchloſſen einen Meyerhof durch ſein Bellen ſichern?

Werner hatte, wie man ſich denken kann, mit Verwunderung zugehört. Wenn nur auch die Menſchen, fiel er ihm ein, wie die Vögel gemacht wären, und, ohne daß ſie ſpinnen und weben, holdſelige Tage in beſtändigem Genuß zubringen könnten. Wenn ſie nur auch bey

Ankunft des Winters sich so leicht in ferne Gegenden begeben könnten, dem Mangel auszuweichen, und sich vor dem Frysie zu sichern.

So haben die Dichter in Zeiten gelebt, wo das Ehrwürdige mehr erkannt ward, rief Wilhelm aus, und so sollten sie immer leben. Genugsam in ihrem Innersten ausgestattet bedurften sie wenig von außen; die Gabe, schöne Empfindungen, herrliche Bilder den Menschen in süßen, sich an jeden Gegenstand anschmiegenden Worten und Melodien mitzutheilen, bezauberte von jeher die Welt, und war für den Begabten ein reichliches Erbtheil. An der Könige Höfen, an den Tischen der Reichen, vor den Thüren der Verliebten horchte man auf sie, indem sich das Ohr und die Seele für alles andere verschloß; wie man sich selig preist und entzückt stille steht, wenn aus den Gebüschen, durch die man wandelt, die Stimme der Nachtigall gewaltig rührend hervordringt! Sie fanden eine gastfreye Welt, und ihr niedrig scheinender Stand erhöhte sie nur desto mehr. Der Held lauschte ihren Gesängen, und der Ueberwinder der Welt huldigte einem Dichter, weil er fühlte, daß, ohne diesen, sein ungeheures Daseyn nur wie ein Sturmwind vorüberfahren würde; der Liebende wünschte sein Verlangen und seinen Genuß so tausendfach und so harmonisch zu fühlen, als ihn die beseelte Lippe zu schildern verstand; und selbst der Reiche konnte seine Besitzthümer, seine Abgötter nicht mit eigenen Augen so kostbar sehen, als sie ihm

vom Glanze des allen Werth fühlenden und erhöhenden Geiſtes beleuchtet erſchienen. Ja, wer hat, wenn du willſt, Götter gebildet, uns zu ihnen erhoben, ſie zu uns herniedergebracht, als der Dichter?

Mein Freund, verſetzte Werner nach einigem Nachdenken, ich habe ſchon oft bedauert, daß du das, was du ſo lebhaft fühlſt, mit Gewalt aus deiner Seele zu verbannen ſtrebſt. Ich müßte mich ſehr irren, wenn du nicht beſſer thäteſt, dir ſelbſt einigermaßen nachzugeben, als dich durch die Widerſprüche eines ſo harten Entſagens aufzureiben, und dir mit der Einen unſchuldigen Freude den Genuß aller übrigen zu entziehen.

Darf ich dir's geſtehen, mein Freund, verſetzte der andre, und wirſt du mich nicht lächerlich finden, wenn ich dir bekenne, daß jene Bilder mich noch immer verfolgen, ſo ſehr ich ſie fliehe, und daß, wenn ich mein Herz unterſuche, alle frühen Wünſche feſt, ja noch feſter als ſonſt darin haften? Doch was bleibt mir Unglücklichen gegenwärtig übrig? Ach wer mir vorausgeſagt hätte, daß die Arme meines Geiſtes ſobald zerſchmettert werden ſollten, mit denen ich ins Unendliche griff, und mit denen ich doch gewiß ein Großes zu umfaſſen hoffte, wer mir das vorausgeſagt hätte, würde mich zur Verzweiflung gebracht haben. Und noch jetzt, da das Gericht über mich ergangen iſt, jetzt, da ich die verloren habe, die anſtatt einer Gottheit mich zu meinen Wünſchen hinüber führen ſollte, was bleibt mir übrig, als

mich den bitterſten Schmerzen zu überlaſſen? O mein Bruder, fuhr er fort, ich leugne nicht, ſie war mir bey meinen heimlichen Anſchlägen der Kloben, an den eine Strickleiter befeſtiget iſt; gefährlich hoffend ſchwebt der Abenteurer in der Luft, das Eiſen bricht, und er liegt zerſchmettert am Fuße ſeiner Wünſche. Es iſt auch nun für mich kein Troſt, keine Hofnung mehr! Ich werde, rief er aus, indem er aufſprang, von dieſen unglückſeligen Papieren keines übrig laſſen. Er faßte abermals ein Paar Hefte an, riß ſie auf und warf ſie ins Feuer. Werner wollte ihn abhalten, aber vergebens. Laß mich! rief Wilhelm, was ſollen dieſe elenden Blätter? Für mich ſind ſie weder Stufe noch Aufmunterung mehr. Sollen ſie übrig bleiben, um mich bis ans Ende meines Lebens zu peinigen? Sollen Sie vielleicht einmal der Welt zum Geſpötte dienen, anſtatt Mitleiden und Schauer zu erregen? Weh über mich und über mein Schickſal! Nun verſtehe ich erſt die Klagen der Dichter, der aus Noth weiſe gewordnen Traurigen. Wie lange hielt ich mich für unzerſtörbar, für unverwundlich, und ach! nun ſeh ich, daß ein tiefer früher Schade nicht wieder auswachſen, ſich nicht wieder herſtellen kann; ich fühle, daß ich ihn mit ins Grab nehmen muß. Nein! keinen Tag des Lebens ſoll der Schmerz von mir weichen, der mich noch zuletzt umbringt, und auch ihr Andenken ſoll bey mir bleiben, mit mir leben und ſterben, das Andenken der Unwürdigen — ach, mein Freund! wenn ich

von Herzen reden soll — der gewiß nicht ganz Unwürdigen! Ihr Stand, ihre Schicksale haben sie tausendmal bey mir entschuldigt. Ich bin zu grausam gewesen, du hast mich in deine Kälte, in deine Härte unbarmherzig eingeweiht, meine zerrütteten Sinne gefangen gehalten und mich verhindert, das für sie und für mich zu thun, was ich uns beiden schuldig war. Wer weiß, in welchen Zustand ich sie versetzt habe, und erst nach und nach fällt mir's auf's Gewissen, in welcher Verzweiflung, in welcher Hülflosigkeit ich sie verließ. War's nicht möglich, daß sie sich entschuldigen konnte? War's nicht möglich? Wieviel Mißverständnisse können die Welt verwirren, wieviel Umstände können dem größten Fehler Vergebung erflehen? — Wie oft denke ich mir sie, in der Stille für sich sitzend, auf ihren Ellenbogen gestützt. — Das ist, sagt sie, die Treue, die Liebe, die er mir zuschwur! Mit diesem unsanften Schlag das schöne Leben zu endigen, das uns verband! — Er brach in einen Strom von Thränen aus, indem er sich mit dem Gesichte auf den Tisch warf, und die übergebliebenen Papiere benetzte.

Werner stand in der größten Verlegenheit dabey. Er hatte sich dieses rasche Auflodern der Leidenschaft nicht vermuthet. Etlichemal wollte er seinem Freunde in die Rede fallen, etlichemal das Gespräch wo anders hinlenken, vergebens! er widerstand dem Strome nicht. Auch hier übernahm die ausdauernde Freundschaft wie-

der ihr Amt. Er ließ den heftigſten Anfall des Schmerzes vorüber, indem er durch ſeine ſtille Gegenwart, eine aufrichtige reine Theilnehmung am beſten ſehen ließ, und ſo blieben ſie dieſen Abend; Wilhelm ins ſtille Nachgefühl des Schmerzens verſenkt, und der andere erſchreckt durch den neuen Ausbruch einer Leidenſchaft, die er lange bemeiſtert und durch guten Rath und eifriges Zureden überwältigt zu haben glaubte.

Drittes Capitel.

Nach solchen Rückfällen pflegte Wilhelm meist nur desto eifriger sich den Geschäften und der Thätigkeit zu widmen, und es war der beste Weg, dem Labyrinthe, das ihn wieder anzulocken suchte, zu entfliehen. Seine gute Art, sich gegen Fremde zu betragen, seine Leichtigkeit, fast in allen lebenden Sprachen Correspondenz zu führen, gaben seinem Vater und dessen Handelsfreunde immer mehr Hoffnung, und trösteten sie über die Krankheit, deren Ursache ihnen nicht bekannt geworden war, und über die Pause, die ihren Plan unterbrochen hatte. Man beschloß Wilhelms Abreise zum zweytenmal, und wir finden ihn auf seinem Pferde, den Mantelsack hinter sich, erheitert durch freye Luft und Bewegung, dem Gebirge sich nähern, wo er einige Aufträge ausrichten sollte.

Er durchstrich langsam Thäler und Berge mit der Empfindung des größten Vergnügens. Ueberhangende Felsen, rauschende Wasserbäche, bewachsene Wände, tiefe Gründe sah er hier zum erstenmal, und doch hatten seine frühsten Jugendträume schon in solchen Gegenden geschwebt. Er fühlte sich bey diesem Anblicke wieder ver-

jüngt, alle erduldete Schmerzen waren aus seiner Seele weggewaschen, und mit völliger Heiterkeit sagte er sich Stellen aus verschiedenen Gedichten, besonders aus dem Pastor fido vor, die an diesen einsamen Plätzen schaarenweis seinem Gedächtnisse zuflossen. Auch erinnerte er sich mancher Stellen aus seinen eigenen Liedern, die er mit einer besondern Zufriedenheit rezitirte. Er belebte die Welt, die vor ihm lag, mit allen Gestalten der Vergangenheit, und jeder Schritt in die Zukunft war ihm voll Ahndung wichtiger Handlungen und merkwürdiger Begebenheiten.

Mehrere Menschen, die auf einander folgend hinter ihm herkamen, an ihm mit einem Gruße vorbeygingen, und den Weg ins Gebirge, durch steile Fußpfade, eilig fortsetzten, unterbrachen einigemal seine stille Unterhaltung, ohne daß er jedoch aufmerksam auf sie geworden wäre. Endlich gesellte sich ein gesprächiger Gefährte zu ihm, und erzählte die Ursache der starken Pilgerschaft.

Zu Hochdorf, sagte er, wird heute Abend eine Comödie gegeben, wozu sich die ganze Nachbarschaft versammlet.

Wie, rief Wilhelm, in diesen einsamen Gebirgen, zwischen diesen undurchdringlichen Wäldern hat die Schauspielkunst einen Weg gefunden, und sich einen Tempel aufgebaut? und ich muß zu ihrem Feste wallfahrten?

Sie werden sich noch mehr wundern, sagte der an-

dere, wenn Sie hören, durch wen das Stück aufgeführt wird. Es ist eine große Fabrik in dem Orte, die viel Leute ernährt. Der Unternehmer, der so zu sagen von aller menschlichen Gesellschaft entfernt lebt, weiß seine Arbeiter im Winter nicht besser zu beschäftigen, als daß er sie veranlaßt hat, Comödie zu spielen. Er leidet keine Karten unter ihnen, und wünscht sie auch sonst von rohen Sitten abzuhalten. So bringen sie die langen Abende zu, und heute, da des Alten Geburtstag ist, geben sie ihm zu Ehren eine besondere Festlichkeit.

Wilhelm kam zu Hochdorf an, wo er übernachten sollte, und stieg bey der Fabrik ab, deren Unternehmer auch als Schuldner auf seiner Liste stand.

Als er seinen Nahmen nannte, rief der Alte verwundert aus: ey, mein Herr, sind Sie der Sohn des braven Mannes, dem ich so viel Dank und bis jetzt noch Geld schuldig bin? Ihr Herr Vater hat so viel Geduld mit mir gehabt, daß ich ein Böswicht seyn müßte, wenn ich nicht eilig und fröhlich bezahlte. Sie kommen eben zur rechten Zeit, um zu sehen, daß es mir Ernst ist.

Er rief seine Frau herbey, welche eben so erfreut war, den jungen Mann zu sehen; sie versicherte, daß er seinem Vater gleiche, und bedauerte, daß sie ihn wegen der vielen Fremden die Nacht nicht beherbergen könne.

Das Geschäft war klar und bald berichtigt; Wilhelm steckte ein Röllchen Gold in die Tasche, und

wünschte, daß seine übrigen Geschäfte auch so leicht gehen möchten.

Die Stunde des Schauspiels kam heran, man erwartete nur noch den Oberforstmeister, der endlich auch anlangte, mit einigen Jägern eintrat, und mit der größten Verehrung empfangen wurde.

Die Gesellschaft wurde nunmehr ins Schauspielhaus geführt, wozu man eine Scheune eingerichtet hatte, die gleich am Garten lag. Haus und Theater waren, ohne sonderlichen Geschmack, munter und artig genug angelegt. Einer von den Mahlern, die auf der Fabrik arbeiteten, hatte bey dem Theater in der Residenz gehandlangt, und hatte nun Wald, Straße und Zimmer, freylich etwas roh, hingestellt. Das Stück hatten sie von einer herumziehenden Truppe geborgt, und nach ihrer eigenen Weise zurecht geschnitten. So wie es war, unterhielt es. Die Intrigue, daß zwey Liebhaber ein Mädchen ihrem Vormunde und wechselsweise sich selbst entreissen wollen, brachte allerley interessante Situationen hervor. Es war das erste Stück, das unser Freund nach einer so langen Zeit wieder sah, er machte mancherley Betrachtungen; es war voller Handlung, aber ohne Schilderung wahrer Charaktere. Es gefiel und ergötzte. So sind die Anfänge aller Schauspielkunst. Der rohe Mensch ist zufrieden, wenn er nur etwas vorgehen sieht; der gebildete will empfinden, und Nachdenken ist nur dem ganz ausgebildeten angenehm.

Den Schauspielern hätte er hie und da gerne nachgeholfen; denn es fehlte nur wenig, so hätten sie um vieles besser seyn können.

In seinen stillen Betrachtungen störte ihn der Tabacksdampf, der immer stärker und stärker wurde. Der Oberforstmeister hatte bald nach Anfang des Stücks seine Pfeife angezündet, und nach und nach nahmen sich mehrere diese Freyheit heraus. Auch machten die großen Hunde dieses Herrn schlimme Auftritte. Man hatte sie zwar ausgesperrt; allein sie fanden bald den Weg zur Hinterthüre herein, liefen auf das Theater, rannten wider die Acteurs, und gesellten sich endlich durch einen Sprung über das Orchester zu ihrem Herrn, der den ersten Platz im Parterr eingenommen hatte.

Zum Nachspiel ward ein Opfer dargebracht. Ein Portrait, das den Alten in seinem Bräutigamskleide vorstellte, stand auf einem Altar mit Kränzen behangen. Alle Schauspieler huldigten ihm in demuthsvollen Stellungen. Das jüngste Kind trat, weiß gekleidet, hervor, und hielt eine Rede in Versen, wodurch die ganze Familie und sogar der Oberforstmeister, der sich dabey an seine Kinder erinnerte, zu Thränen bewegt wurde. So endigte sich das Stück, und Wilhelm konnte nicht umhin, das Theater zu besteigen, die Actricen in der Nähe zu besehen, sie wegen ihres Spiels zu loben, und ihnen auf die Zukunft einigen Rath zu geben.

Die übrigen Geschäfte unsers Freundes, die er nach

und nach in gröſseren und kleineren Gebirgsorten verrichtete, liefen nicht alle ſo glücklich, noch ſo vergnügt ab. Manche Schuldner baten um Aufſchub, manche waren unhöflich, manche leugneten. Nach ſeinem Auftrage ſollte er einige verklagen; er mußte einen Advocaten aufſuchen, dieſen inſtruiren, ſich vor Gericht ſtellen, und was dergleichen verdrießliche Geſchäfte noch mehr waren.

Eben ſo ſchlimm erging es ihm, wenn man ihm eine Ehre erzeigen wollte. Nur wenig Leute fand er, die ihn einigermaßen unterrichten konnten; wenige, mit denen er in ein nützliches Handelsverhältniß zu kommen hoffte. Da nun auch unglücklicherweiſe Regentage einfielen, und eine Reiſe zu Pferd in dieſen Gegenden mit unerträglichen Beſchwerden verknüpft war; ſo dankte er dem Himmel, als er ſich dem flachen Lande wieder näherte, und am Fuße des Gebirges, in einer ſchönen und fruchtbaren Ebene, an einem ſanften Fluſſe, im Sonnenſcheine, ein heiteres Landſtädtchen liegen ſah, in welchem er zwar keine Geſchäfte hatte, aber eben deswegen ſich entſchloß, ein Paar Tage daſelbſt zu verweilen, um ſich und ſeinem Pferde, das von dem ſchlimmen Wege ſehr gelitten hatte, einige Erholung zu verſchaffen.

Viertes Capitel.

Als er in einem Wirthshause auf dem Markte abtrat, ging es darin sehr lustig, wenigstens sehr lebhaft zu. Eine große Gesellschaft Seiltänzer, Springer und Gaukler, die einen starken Mann bey sich hatten, waren mit Weib und Kindern eingezogen, und machten, indem sie sich auf eine öffentliche Erscheinung bereiteten, einen Unfug über den andern. Bald stritten sie mit dem Wirthe, bald unter sich selbst, und wenn ihr Zank unleidlich war, so waren die Aeusserungen ihres Vergnügens ganz und gar unerträglich. Unschlüssig, ob er gehen oder bleiben sollte, stand er unter dem Thore, und sah den Arbeitern zu, die auf dem Platze ein Gerüst aufzuschlagen anfingen.

Ein Mädchen, das Rosen und andere Blumen herumtrug, bot ihm ihren Korb dar, und er kaufte sich einen schönen Strauß, den er mit Liebhaberey anders band und mit Zufriedenheit betrachtete, als das Fenster eines, an der Seite des Platzes stehenden, andern Gasthauses sich aufthat, und ein wohlgebildetes Frauenzimmer sich an demselben zeigte. Er konnte ohngeachtet der Entfernung bemerken, daß eine angenehme Heiterkeit ihr Ge-

ſicht belebte. Ihre blonden Haare fielen nachläſſig aufgelößt um ihren Nacken, ſie ſchien ſich nach dem Fremden umzuſehen. Einige Zeit darauf trat ein Knabe, der eine Friſirſchürze umgegürtet, und ein weißes Jäckchen an hatte, aus der Thüre jenes Hauſes, ging auf Wilhelmen zu, begrüßte ihn und ſagte: das Frauenzimmer am Fenſter läßt Sie fragen, ob Sie ihr nicht einen Theil der ſchönen Blumen abtreten wollen? — Sie ſtehn ihr alle zu Dienſten, verſetzte Wilhelm, indem er dem leichten Boten das Bouquet überreichte, und zugleich der Schönen ein Kompliment machte, welches ſie mit einem freundlichen Gegengruß erwiederte, und ſich vom Fenſter zurückzog.

Nachdenkend über dieſes artige Abenteuer ging er nach ſeinem Zimmer die Treppe hinauf, als ein junges Geſchöpf ihm entgegen ſprang, das ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Ein kurzes ſeidnes Weſtchen mit geſchlitzten ſpaniſchen Ermeln, knappe lange Beinkleider mit Puffen ſtanden dem Kinde gar artig. Lange ſchwarze Haare waren in Locken und Zöpfen um den Kopf gekräuſelt und gewunden. Er ſah die Geſtalt mit Verwunderung an, und konnte nicht mit ſich einig werden, ob er ſie für einen Knaben oder für ein Mädchen erklären ſollte. Doch entſchied er ſich bald für das letzte, und hielt ſie auf, da ſie bey ihm vorbey kam, bot ihr einen guten Tag, und fragte ſie, wem ſie angehörz? ob er ſchon leicht ſehen konnte, daß ſie ein Glied der

ſpringenden und tanzenden Geſellſchaft ſeyn müſſe. Mit einem ſcharfen, ſchwarzen Seitenblick ſah ſie ihn an, indem ſie ſich von ihm losmachte, und in die Küche lief, ohne zu antworten.

Als er die Treppe hinauf kam, fand er auf dem weiten Vorſaale zwey Mannsperſonen, die ſich im Fechten übten, oder vielmehr ihre Geſchicklichkeit an einander zu verſuchen ſchienen. Der eine war offenbar von der Geſellſchaft, die ſich im Hauſe befand, der andere hatte ein weniger wildes Anſehn. Wilhelm ſah ihnen zu, und hatte Urſache, ſie beide zu bewundern, und als nicht lange darauf der ſchwarzbärtige nervige Streiter den Kampfplatz verließ, bot der andere, mit vieler Artigkeit, Wilhelmen das Rappier an.

Wenn Sie einen Schüler, verſetzte dieſer, in die Lehre nehmen wollen, ſo bin ich wohl zufrieden, mit Ihnen einige Gänge zu wagen. Sie fochten zuſammen, und obgleich der Fremde dem Ankömmling weit überlegen war, ſo war er doch höflich genug zu verſichern, daß alles nur auf Uebung ankomme, und wirklich hatte Wilhelm auch gezeigt, daß er früher von einem guten und gründlichen deutſchen Fechtmeiſter unterrichtet worden war.

Ihre Unterhaltung ward durch das Getöſe unterbrochen, mit welchem die bunte Geſellſchaft aus dem Wirthshauſe auszog, um die Stadt von ihrem Schauſpiel zu benachrichtigen, und auf ihre Künſte begierig zu

machen. Einem Tambour folgte der Entrepreneur zu Pferde, hinter ihm eine Tänzerin auf einem ähnlichen Gerippe, die ein Kind vor sich hielt, das mit Bändern und Flittern wohl herausgeputzt war. Darauf kam die übrige Truppe zu Fuß, wovon einige auf ihren Schultern Kinder, in abenteuerlichen Stellungen, leicht und bequem daher trugen, unter denen die junge, schwarzköpfige, düstere Gestalt Wilhelms Aufmerksamkeit aufs neue erregte.

Pagliasso lief unter der andringenden Menge drollig hin und her, und theilte mit sehr begreiflichen Späßen, indem er bald ein Mädchen küßte, bald einen Knaben pritschte, seine Zettel aus, und erweckte unter dem Volke eine unüberwindliche Begierde, ihn näher kennen zu lernen.

In den gedruckten Anzeigen waren die mannichfaltigen Künste der Gesellschaft, besonders eines Monsieur Narciß und der Demoiselle Landrinette herausgestrichen, welche beide, als Hauptpersonen, die Klugheit gehabt hatten, sich von dem Zuge zu enthalten, sich dadurch ein vornehmeres Ansehn zu geben, und größre Neugier zu erwecken.

Während des Zuges hatte sich auch die schöne Nachbarin wieder am Fenster sehen lassen, und Wilhelm hatte nicht verfehlt, sich bey seinem Gesellschafter nach ihr zu erkundigen. Dieser, den wir einstweilen Laertes nennen wollen, erbot sich, Wilhelmen zu ihr hinüber zu begleiten.

Ich

Ich und das Frauenzimmer, sagte er lächelnd, sind ein paar Trümmer einer Schauspielergesellschaft, die vor kurzem hier scheiterte. Die Anmuth des Orts hat uns bewogen, einige Zeit hier zu bleiben, und unsre wenige gesammelte Baarschaft in Ruhe zu verzehren, indeß ein Freund ausgezogen ist, ein Unterkommen für sich und uns zu suchen.

Laertes begleitete sogleich seinen neuen Bekannten zu Philinens Thüre, wo er ihn einen Augenblick stehen ließ, um in einem benachbarten Laden Zuckerwerk zu holen. Sie werden mir es gewiß danken, sagte er, indem er zurück kam, daß ich Ihnen diese artige Bekanntschaft verschasse.

Das Frauenzimmer kam ihnen auf ein paar leichten Pantöffelchen mit hohen Absätzen aus der Stube entgegen getreten. Sie hatte eine schwarze Mantille über ein weißes Negligee geworfen, das, eben weil es nicht ganz reinlich war, ihr ein häusliches und bequemes Ansehn gab; ihr kurzes Röckchen ließ die niedlichsten Füße von der Welt sehen.

Seyn Sie mir willkommen! rief sie Wilhelmen zu, und nehmen Sie meinen Dank für die schönen Blumen. Sie führte ihn mit der einen Hand ins Zimmer, indem sie mit der andern den Strauß an die Brust drückte. Als sie sich niedergesetzt hatten, und in gleichgültigen Gesprächen begriffen waren, denen sie eine reizende Wendung zu geben wußte, schüttete ihr Laertes gebrannte

Mandeln in den Schooß, von denen sie sogleich zu naschen anfing. Sehn Sie, welch ein Kind dieser junge Mensch ist! rief sie aus: er wird Sie überreden wollen, daß ich eine große Freundin von solchen Näschereyen sey, und er ist's, der nicht leben kann, ohne irgend etwas Leckeres zu genießen.

Lassen Sie uns nur gestehn, versetzte Laertes, daß wir hierin, wie in mehrerem, einander gern Gesellschaft leisten. Zum Beyspiel, sagte er, es ist heute ein sehr schöner Tag, ich dächte wir führen spatzieren und nähmen unser Mittagsmahl auf der Mühle. — Recht gern, sagte Philine, wir müssen unserm neuen Bekannten eine kleine Veränderung machen. Laertes sprang fort, denn er ging niemals, und Wilhelm wollte einen Augenblick nach Hause, um seine Haare, die von der Reise noch verworren aussahen, in Ordnung bringen zu lassen. Das können Sie hier, sagte sie, rief ihren kleinen Diener, nöthigte Wilhelmen auf die artigste Weise, seinen Rock auszuziehen, ihren Pudermantel anzulegen, und sich in ihrer Gegenwart frisiren zu lassen. Man muß ja keine Zeit versäumen, sagte sie, man weiß nicht, wie lange man noch beysammen bleibt.

Der Knabe, mehr trotzig und unwillig als ungeschickt, benahm sich nicht zum Besten, raufte Wilhelmen, und schien so bald nicht fertig werden zu wollen. Philine verwies ihm einigemal seine Unart, stieß ihn endlich ungeduldig hinweg, und jagte ihn zur Thüre hinaus.

Nun übernahm sie selbst die Bemühung, und kräuselte die Haare unsers Freundes mit großer Leichtigkeit und Zierlichkeit, ob sie gleich auch nicht zu eilen schien, und bald dieses bald jenes an ihrer Arbeit auszusetzen hatte, indem sie nicht vermeiden konnte mit ihren Knieen die seinigen zu berühren, und Strauß und Busen so nahe an seine Lippen zu bringen, daß er mehr als einmal in Versuchung gesetzt ward, einen Kuß darauf zu drücken.

Als Wilhelm mit einem kleinen Pudermesser seine Stirne gereinigt hatte, sagte sie zu ihm: stecken Sie es ein, und gedenken Sie meiner dabey. Es war ein artiges Messer; der Griff von eingelegtem Stahl zeigte die freundlichen Worte: gedenkt mein. Wilhelm steckte es zu sich, dankte ihr, und bat um die Erlaubniß, ihr ein kleines Gegengeschenk machen zu dürfen.

Nun war man fertig geworden. Laertes hatte die Kutsche gebracht, und nun begann eine sehr lustige Fahrt. Philine warf jedem Armen, der sie anbettelte, etwas zum Schlage hinaus, indem sie ihm zugleich ein munteres und freundliches Wort zurief.

Sie waren kaum auf der Mühle angekommen, und hatten ein Essen bestellt, als eine Musik vor dem Hause sich hören ließ. Es waren Bergleute, die, zu Zitter und Triangel, mit lebhaften und grellen Stimmen, verschiedene artige Lieder vortrugen. Es dauerte nicht lange, so hatte eine herbeyströmende Menge einen Kreis um sie geschlossen, und die Gesellschaft nickte ihnen ihren Bey-

fall aus den Fenstern zu. Als sie diese Aufmerksamkeit gesehen, erweiterten sie ihren Kreis, und schienen sich zu ihrem wichtigsten Stückchen vorzubereiten. Nach einer Pause trat ein Bergmann mit einer Hacke hervor, und stellte, indeß die andern eine ernsthafte Melodie spielten, die Handlung des Schürfens vor.

Es währte nicht lange, so trat ein Bauer aus der Menge, und gab jenem pantomimisch drohend zu verstehen, daß er sich von hier hinwegbegeben solle. Die Gesellschaft war darüber verwundert, und erkannte erst den, in einen Bauer verkleideten, Bergmann, als er den Mund aufthat, und in einer Art von Rezitativ den andern schalt, daß er wage, auf seinem Acker zu handthieren. Jener kam nicht aus der Fassung, sondern fing an, den Landmann zu belehren, daß er Recht habe hier einzuschlagen, und gab ihm dabey die ersten Begriffe vom Bergbau. Der Bauer, der die fremde Terminologie nicht verstand, that allerlei alberne Fragen, worüber die Zuschauer, die sich klüger fühlten, ein herzliches Gelächter aufschlugen. Der Bergmann suchte ihn zu berichten, und bewies ihm den Vortheil, der zuletzt auch auf ihn fließe, wenn die unterirrdischen Schätze des Landes herausgewühlt würden. Der Bauer, der jenem zuerst mit Schlägen gedroht hatte, ließ sich nach und nach besänftigen, und sie schieden als gute Freunde von einander; besonders aber zog sich der Bergmann auf die honorabelste Art aus diesem Streite.

Wir haben, sagte Wilhelm bei Tische, an diesem kleinen Dialog das lebhafteste Beispiel, wie nützlich allen Ständen das Theater seyn könnte, wie vielen Vortheil der Staat selbst daraus ziehen müßte, wenn man die Handlungen, Gewerbe und Unternehmungen der Menschen von ihrer guten, lobenswürdigen Seite und in dem Gesichtspunkte auf das Theater brächte, aus welchem sie der Staat selbst ehren und schützen muß. Jetzt stellen wir nur die lächerliche Seite der Menschen dar; der Lustspieldichter ist gleichsam nur ein hämischer Controleur, der auf die Fehler seiner Mitbürger überall ein wachsames Auge hat und froh zu seyn scheint, wenn er ihnen eins anhängen kann. Sollte es nicht eine angenehme und würdige Arbeit für einen Staatsmann seyn, den natürlichen, wechselseitigen Einfluß aller Stände zu überschauen, und einen Dichter, der Humor genug hätte, bei seinen Arbeiten zu leiten? Ich bin überzeugt, es könnten auf diesem Wege manche sehr unterhaltende, zugleich nützliche und lustige Stücke ersonnen werden.

So viel ich, sagte Lacrtes, überall wo ich herumgeschwärmt bin, habe bemerken können, weiß man nur zu verbieten, zu hindern und abzulehnen; selten aber zu gebieten, zu befördern und zu belohnen. Man läßt alles in der Welt gehn, bis es schädlich wird, dann zürnt man und schlägt drein.

Laßt mir den Staat und die Staatsleute weg, sagte Philine, ich kann mir sie nicht anders als in Perücken

vorstellen, und eine Perücke, es mag sie aufhaben wer da will, erregt in meinen Fingern eine krampfhafte Bewegung; ich möchte sie gleich dem ehrwürdigen Herrn herunter nehmen, in der Stube herumspringen und den Kahlkopf auslachen.

Mit einigen lebhaften Gesängen, welche sie sehr schön vortrug, schnitt Philine das Gespräch ab, und trieb zu einer schnellen Rückfahrt, damit man die Künste der Seiltänzer am Abende zu sehen nicht versäumen möchte. Drollig bis zur Ausgelassenheit, setzte sie ihre Freigebigkeit gegen die Armen auf dem Heimwege fort, indem sie zuletzt, da ihr und ihren Reisegefährten das Geld ausging, einem Mädchen ihren Strohhut und einem alten Weibe ihr Halstuch zum Schlage hinaus warf.

Philine lud beide Begleiter zu sich in ihre Wohnung, weil man, wie sie sagte, aus ihren Fenstern das öffentliche Schauspiel besser als im andern Wirthshause sehen könne.

Als sie ankamen, fanden sie das Gerüst aufgeschlagen, und den Hintergrund mit aufgehängten Teppichen geziert. Die Schwungbretter waren schon gelegt, das Schlappseil an die Pfosten befestigt, und das straffe Seil über die Böcke gezogen. Der Platz war ziemlich mit Volk gefüllt, und die Fenster mit Zuschauern einiger Art besetzt.

Pagliaß bereitete erst die Versammlung mit einigen Albernheiten, worüber die Zuschauer immer zu lachen

pflegen, zur Aufmerksamkeit und guten Laune vor. Einige Kinder, deren Körper die seltsamsten Verrenkungen darstellten, erregten bald Verwunderung, bald Grausen, und Wilhelm konnte sich des tiefen Mitleidens nicht enthalten, als er das Kind, an dem er beim ersten Anblicke Theil genommen, mit einiger Mühe die sonderbaren Stellungen hervorbringen sah. Doch bald erregten die lustigen Springer ein lebhaftes Vergnügen, wenn sie erst einzeln, dann hinter einander und zuletzt alle zusammen sich vorwärts und rückwärts in der Luft überschlugen. Ein lautes Händeklatschen und Jauchzen erscholl aus der ganzen Versammlung.

Nun aber ward die Aufmerksamkeit auf einen ganz andern Gegenstand gewendet. Die Kinder, eins nach dem andern, mußten das Seil betreten, und zwar die Lehrlinge zuerst, damit sie durch ihre Uebungen das Schauspiel verlängerten, und die Schwierigkeit der Kunst ins Licht setzten. Es zeigten sich auch einige Männer und erwachsene Frauenspersonen mit ziemlicher Geschicklichkeit; allein es war noch nicht Monsieur Narciß, noch nicht Demoiselle Landrinette.

Endlich traten auch diese aus einer Art von Zelt, hinter aufgespannten rothen Vorhängen hervor, und erfüllten durch ihre angenehme Gestalt und zierlichen Putz die bisher glücklich genährte Hoffnung der Zuschauer. Er, ein munteres Bürschchen von mittlerer Größe, schwarzen Augen und einem starken Haarzopf; sie,

nicht minder wohl und kräftig gebildet; beide zeigten sich nach einander auf dem Seile mit leichten Bewegungen, Sprüngen und seltsamen Posituren. Ihre Leichtigkeit, seine Verwegenheit, die Genauigkeit, womit beide ihre Kunststücke ausführten, erhöhten mit jedem Schritt und Sprung das allgemeine Vergnügen. Der Anstand, womit sie sich betrugen, die anscheinenden Bemühungen der andern um sie, gaben ihnen das Ansehn, als wenn sie Herr und Meister der ganzen Truppe wären, und jedermann hielt sie des Ranges werth.

Die Begeisterung des Volks theilte sich den Zuschauern an den Fenstern mit, die Damen sahen unverwandt nach Narcissen, die Herrn nach Landrinetten. Das Volk jauchzte, und das feinere Publikum enthielt sich nicht des Klatschens, kaum daß man noch über Pagliassen lachte. Wenige nur schlichen sich weg, als einige von der Truppe, um Geld zu sammlen, sich mit zinnernen Tellern durch die Menge drängten.

Sie haben ihre Sache, dünkt mich, gut gemacht, sagte Wilhelm zu Philinen, die bey ihm am Fenster lag, ich bewundere ihren Verstand, womit sie auch geringe Kunststückchen, nach und nach und zur rechten Zeit angebracht, gelten zu machen wußten, und wie sie aus der Ungeschicklichkeit ihrer Kinder und aus der Virtuosität ihrer Besten ein Ganzes zusammen arbeiteten, das erst unsre Aufmerksamkeit erregte, und dann uns auf das angenehmste unterhielt.

Das Volk hatte sich nach und nach verlaufen, und der Platz war leer geworden, indeß Philine und Laertes über die Gestalt und die Geschicklichkeit Narcissens und Landrinettens in Streit geriethen, und sich wechselsweise neckten. Wilhelm sah das wunderbare Kind auf der Straße bey andern spielenden Kindern stehen, machte Philinen darauf aufmerksam, die sogleich, nach ihrer lebhaften Art, dem Kinde rief und winkte, und da es nicht kommen wollte, singend die Treppe hinunter klapperte und es heraufführte.

Hier ist das Räthsel, rief sie, als sie das Kind zur Thüre herein zog. Es blieb am Eingange stehen, eben als wenn es gleich wieder hinaus schlüpfen wollte, legte die rechte Hand vor die Brust, die linke vor die Stirn, und bückte sich tief. Fürchte dich nicht, liebe Kleine, sagte Wilhelm, indem er auf sie los ging. Sie sah ihn mit unsicherm Blick an, und trat einige Schritte näher.

Wie nennst du dich? fragte er. — Sie heißen mich Mignon. — Wie viel Jahre hast du? — Es hat sie niemand gezählt. — Wer war dein Vater? — Der große Teufel ist todt. —

Nun das ist wunderlich genug! rief Philine aus. Man fragte sie noch einiges: sie brachte ihre Antworten in einem gebrochnen Deutsch und mit einer sonderbar feyerlichen Art vor, dabey legte sie jedesmal die Hände an Brust und Haupt, und neigte sich tief.

Wilhelm konnte sie nicht genug ansehen. Seine Augen und sein Herz wurden unwiderstehlich von dem geheimnißvollen Zustande dieses Wesens angezogen. Er schätzte sie zwölf bis dreyzehn Jahre; ihr Körper war gut gebaut, nur daß ihre Glieder einen stärkern Wuchs versprachen, oder einen zurückgehaltenen ankündigten. Ihre Bildung war nicht regelmäßig aber auffallend; ihre Stirne geheimnißvoll, ihre Nase ausserordentlich schön, und der Mund, ob er schon für ihr Alter zu sehr geschlossen schien, und sie manchmal mit den Lippen nach einer Seite zuckte, noch immer treuherzig und reizend genug. Ihre bräunliche Gesichtsfarbe konnte man durch die Schminke kaum erkennen. Diese Gestalt prägte sich Wilhelmen sehr tief ein; er sah sie noch immer an, schwieg und vergaß der Gegenwärtigen über seinen Betrachtungen. Philine weckte ihn aus seinem Halbtraume, indem sie dem Kinde etwas übriggebliebenes Zuckerwerk reichte, und ihm ein Zeichen gab, sich zu entfernen. Es machte seinen Bückling, wie oben, und fuhr blitzschnell zur Thüre hinaus.

Als die Zeit nunmehr herbey kam, daß unsere neuen Bekannten sich für diesen Abend trennen sollten, redeten sie vorher noch eine Spazierfahrt auf den morgenden Tag ab. Sie wollten abermals an einem andern Orte, auf einem benachbarten Jägerhause, ihr Mittagsmahl einnehmen. Wilhelm sprach diesen Abend noch manches zu Philinens Lobe, worauf Laertes nur kurz und leichtsinnig antwortete.

Den andern Morgen, als sie sich abermals eine Stunde im Fechten geübt hatten, gingen sie nach Philinens Gasthofe, vor welchem sie die bestellte Kutsche schon hatten anfahren sehen. Aber wie verwundert war Wilhelm, als die Kutsche verschwunden, und wie noch mehr, als Philine nicht zu Hause anzutreffen war. Sie hatte sich, so erzählte man, mit ein paar Fremden, die diesen Morgen angekommen waren, in den Wagen gesetzt, und war mit ihnen davon gefahren. Unser Freund, der sich in ihrer Gesellschaft eine angenehme Unterhaltung versprochen hatte, konnte seinen Verdruß nicht verbergen. Dagegen lachte Laertes, und rief: so gefällt sie mir! das sieht ihr ganz ähnlich! Lassen Sie uns nur gerade nach dem Jagdhause gehen, sie mag seyn, wo sie will, wir wollen ihretwegen unsere Promenade nicht versäumen.

Als Wilhelm unterwegens diese Inconsequenz des Betragens zu tadeln fortfuhr, sagte Laertes: ich kann nicht inconsequent finden, wenn jemand seinem Charakter treu bleibt. Wenn sie sich etwas vornimmt oder jemanden etwas verspricht, so geschieht es nur unter der stillschweigenden Bedingung, daß es ihr auch bequem seyn werde, den Vorsatz auszuführen oder ihr Versprechen zu halten. Sie verschenkt gern, aber man muß immer bereit seyn, ihr das Geschenkte wieder zu geben.

Dies ist ein seltsamer Charakter, versetzte Wilhelm.

Nichts weniger als seltsam, nur daß sie keine Heuchlerin ist. Ich liebe sie deswegen, ja ich bin ihr Freund,

weil ſie mir das Geſchlecht ſo rein darſtellt, das ich zu haſſen ſo viel Urſache habe. Sie iſt mir die wahre Eva, die Stammmutter des weiblichen Geſchlechts; ſo ſind alle, nur wollen ſie es nicht Wort haben.

Unter mancherley Geſprächen, in welchen Laertes ſeinen Haß gegen das weibliche Geſchlecht ſehr lebhaft ausdrückte, ohne jedoch die Urſache davon anzugeben, waren ſie in den Wald gekommen, in welchen Wilhelm ſehr verſtimmt eintrat, weil die Aeuſſerungen des Laertes ihm die Erinnerung an ſein Verhältniß zu Marianen wieder lebendig gemacht hatten. Sie fanden nicht weit von einer beſchatteten Quelle, unter herrlichen alten Bäumen, Philinen allein, an einem ſteinernen Tiſche, ſitzen. Sie ſang ihnen ein luſtiges Liedchen entgegen, und als Laertes nach ihrer Geſellſchaft fragte, rief ſie aus: ich habe ſie ſchön angeführt, ich habe ſie zum Beſten gehabt, wie ſie es verdienten. Schon unterwegs ſetzte ich ihre Freygebigkeit auf die Probe, und da ich bemerkte, daß ſie von den kargen Näſchern waren, nahm ich mir gleich vor, ſie zu beſtrafen. Nach unſrer Ankunft fragten ſie den Kellner, was zu haben ſey? der mit der gewöhnlichen Geläufigkeit ſeiner Zunge alles, was da war, und mehr als da war, hererzählte. Ich ſah ihre Verlegenheit, ſie blickten einander an, ſtotterten, und fragten nach dem Preiſe. Was bedenken Sie ſich lange, rief ich aus, die Tafel iſt das Geſchäft eines Frauenzimmers, laſſen Sie mich dafür ſorgen. Ich

fing darauf an, ein unsinniges Mittagmahl zu bestellen, wozu noch manches durch Boten aus der Nachbarschaft geholt werden sollte. Der Kellner, den ich durch ein paar schiefe Mäuler zum Vertrauten gemacht hatte, half mir endlich, und so haben wir sie durch die Vorstellung eines herrlichen Gastmahls dergestalt geängstigt, daß sie sich kurz und gut zu einem Spatziergange in den Wald entschlossen, von dem sie wohl schwerlich zurück kommen werden. Ich habe eine Viertelstunde auf meine eigene Hand gelacht, und werde lachen, so oft ich an die Gesichter denke. Bey Tische erinnerte sie Laertes an ähnliche Fälle; sie kamen in den Gang, lustige Geschichten, Mißverständnisse und Prellereyen zu erzählen.

Ein junger Mann, von ihrer Bekanntschaft aus der Stadt, kam mit einem Buche durch den Wald geschlichen, setzte sich zu ihnen, und rühmte den schönen Platz. Er machte sie auf das Rieseln der Quelle, auf die Bewegung der Zweige, auf die einfallenden Lichter und auf den Gesang der Vögel aufmerksam. Philine sang ein Liedchen vom Kuckuck, welches dem Ankömmling nicht zu behagen schien; er empfahl sich bald.

Wenn ich nur nichts mehr von Natur und Naturscenen hören sollte, rief Philine aus, als er weg war, es ist nichts unerträglicher, als sich das Vergnügen vorrechnen zu lassen, das man genießt. Wenn schön Wetter ist, geht man spatzieren, wie man tanzt, wenn aufs

gespielt wird. Wer mag aber nur einen Augenblick an die Musik, wer an's schöne Wetter denken? Der Tänzer interessirt uns, nicht die Violine, und in ein paar schöne schwarze Augen zu sehen, thut einem paar blauen Augen gar zu wohl. Was sollen dagegen Quellen und Brunnen, und alte morsche Linden! Sie sah, indem sie so sprach, Wilhelmen, der ihr gegenüber saß, mit einem Blick in die Augen, dem er nicht wehren konnte, wenigstens bis an die Thüre seines Herzens vorzudringen.

Sie haben Recht, versetzte er mit einiger Verlegenheit, der Mensch ist dem Menschen das Interessanteste, und sollte ihn vielleicht ganz allein interessiren. Alles andere, was uns umgiebt, ist entweder nur Element, in dem wir leben, oder Werkzeug, dessen wir uns bedienen. Jemehr wir uns dabey aufhalten, jemehr wir darauf merken und Theil daran nehmen, desto schwächer wird das Gefühl unsers eignen Werthes und das Gefühl der Gesellschaft. Die Menschen, die einen großen Werth auf Gärten, Gebäude, Kleider, Schmuck oder irgend ein Besitzthum legen, sind weniger gesellig und gefällig; sie verlieren die Menschen aus den Augen, welche zu erfreuen und zu versammlen nur sehr wenigen glückt. Sehn wir es nicht auch auf dem Theater? Ein guter Schauspieler macht uns bald eine elende, unschickliche Dekoration vergessen, dahingegen das schönste Theater den Mangel an guten Schauspielern erst recht fühlbar macht.

Nach Tiſche ſetzte Philine ſich in das beſchattete hohe Gras. Ihre beiden Freunde mußten ihr Blumen in Menge herbeyſchaffen. Sie wand ſich einen vollen Kranz, und ſetzte ihn auf: ſie ſah unglaublich reizend aus. Die Blumen reichten noch zu einem andern hin, auch den flocht ſie, indem ſich beide Männer neben ſie ſetzten. Als er unter allerley Scherz und Anſpielungen fertig geworden war, drückte ſie ihn Wilhelmen mit der größten Anmuth aufs Haupt und rückte ihn mehr als einmal anders, bis er recht zu ſitzen ſchien. Und ich werde, wie es ſcheint, leer ausgehen? ſagte Laertes.

Mit nichten, verſetzte Philine. Ihr ſollt Euch keineswegs beklagen. Sie nahm ihren Kranz vom Haupte, und ſetzte ihn Laertes auf.

Wären wir Nebenbuhler, ſagte dieſer, ſo würden wir ſehr heftig ſtreiten können, welchen von beiden du am meiſten begünſtigſt.

Da wär't ihr rechte Thoren, verſetzte ſie, indem ſie ſich zu ihm hinüberbog, und ihm den Mund zum Kuß reichte, ſich aber ſogleich umwendete, ihren Arm um Wilhelmen ſchlang und einen lebhaften Kuß auf ſeine Lippen drückte. Welcher ſchmeckt am beſten? fragte ſie neckiſch.

Wunderlich! rief Laertes. Es ſcheint, als wenn ſo etwas niemals nach Wermuth ſchmecken könne.

So wenig, ſagte Philine, als irgend eine Gabe, die jemand ohne Neid und Eigenſinn genießt. Nun hätte

ich, rief sie aus, noch Lust eine Stunde zu tanzen, und dann müssen wir wohl wieder nach unsern Springern sehen.

Man ging nach dem Hause, und fand Musik daselbst. Philine, die eine gute Tänzerin war, belebte ihre beiden Gesellschafter. Wilhelm war nicht ungeschickt, allein es fehlte ihm an einer künstlichen Uebung. Seine beiden Freunde nahmen sich vor, ihn zu unterrichten.

Man verspätete sich. Die Seiltänzer hatten ihre Künste schon zu produziren angefangen. Auf dem Platze hatten sich viele Zuschauer eingefunden, doch war unsern Freunden, als sie ausstiegen, ein Getümmel merkwürdig, das eine große Anzahl Menschen nach dem Thore des Gasthofes, in welchem Wilhelm eingekehrt war, hingezogen hatte. Wilhelm sprang hinüber, um zu sehen, was es sey, und mit Entsetzen erblickte er, als er sich durch's Volk drängte, den Herrn der Seiltänzergesellschaft, der das interessante Kind bey den Haaren aus dem Hause zu schleppen bemüht war, und mit einem Peitschenstiel unbarmherzig auf den kleinen Körper losschlug.

Wilhelm fuhr wie ein Blitz auf den Mann zu, und faßte ihn bey der Brust. Laß das Kind los! schrie er wie ein Rasender, oder einer von uns bleibt hier auf der Stelle. Er faßte zugleich den Kerl mit einer Gewalt, die nur der Zorn geben kann, bey der Kehle, daß dieser zu ersticken glaubte, das Kind losließ, und sich

gegen den Angreifenden zu vertheidigen ſuchte. Einige Leute, die mit dem Kinde Mitleiden fühlten, aber Streit anzufangen nicht gewagt hatten, fielen dem Seiltänzer ſogleich in die Arme, entwaffneten ihn, und drohten ihm mit vielen Schimpfreden. Dieſer, der ſich jetzt nur auf die Waffen ſeines Mundes reduzirt ſah, fing gräßlich zu drohen und zu fluchen an, die faule unnütze Kreatur wolle ihre Schuldigkeit nicht thun; ſie verweigere den Eiertanz zu tanzen, den er dem Publiko verſprochen habe; er wolle ſie todtſchlagen, und es ſolle ihn niemand daran hindern. Er ſuchte ſich los zu machen um das Kind, das ſich unter der Menge verkrochen hatte, aufzuſuchen. Wilhelm hielt ihn zurück, und rief: du ſollſt nicht eher dieſes Geſchöpf weder ſehen noch berühren, bis du vor Gericht Rechenſchaft giebſt, wo du es geſtohlen haſt; ich werde dich aufs äußerſte treiben, du ſollſt mir nicht entgehen. Dieſe Rede, welche Wilhelm in der Hitze, ohne Gedanken und Abſicht, aus einem dunkeln Gefühl, oder wenn man will, aus Inſpiration ausgeſprochen hatte, brachte den wüthenden Menſchen auf einmal zur Ruhe. Er rief: was hab' ich mit der unnützen Kreatur zu ſchaffen! Zahlen Sie mir, was mich ihre Kleider koſten, und Sie mögen ſie behalten, wir wollen dieſen Abend noch einig werden. Er eilte darauf, die unterbrochene Vorſtellung fortzuſetzen, und die Unruhe des Publikums durch einige bedeutende Kunſtſtücke zu befriedigen.

Wilhelm ſuchte nunmehr, da es ſtille geworden war, nach dem Kinde, das ſich aber nirgends fand. Einige wollten es auf dem Boden, andere auf den Dächern der benachbarten Häuſer geſehen haben. Nachdem man es aller Orten geſucht hatte, mußte man ſich beruhigen, und abwarten, ob es nicht von ſelbſt wieder herbey kommen wolle.

Indeß war Narciß nach Hauſe gekommen, welchen Wilhelm über die Schickſale und die Herkunft des Kindes befragte. Dieſer wußte nichts davon, denn er war nicht lange bey der Geſellſchaft; erzählte dagegen mit großer Leichtigkeit und vielem Leichtſinne ſeine eigenen Schickſale. Als ihm Wilhelm zu dem großen Beyfall Glück wünſchte, deſſen er ſich zu erfreuen hatte, äuſſerte er ſich ſehr gleichgültig darüber. Wir ſind gewohnt, ſagte er, daß man über uns lacht, und unſre Künſte bewundert; aber wir werden durch den auſſerordentlichen Beyfall um nichts gebeſſert. Der Entrepreneur zahlt uns, und mag ſehen, wie er zurechte kömmt. Er beurlaubte ſich darauf, und wollte ſich eilig entfernen.

Auf die Frage, wo er ſo ſchnell hin wolle? lächelte der junge Menſch, und geſtand, daß ſeine Figur und Talente ihm einen ſolidern Beyfall zugezogen, als der des großen Publikums ſey. Er habe von einigen Frauenzimmern Botſchaft erhalten, die ſehr eifrig verlangten, ihn näher kennen zu lernen, und er fürchte, mit den Beſuchen, die er abzulegen habe, vor Mitternacht

kaum fertig zu werden. Er fuhr fort mit der größten Aufrichtigkeit seine Abentheuer zu erzählen, und hätte die Namen, Straßen und Häuser angezeigt, wenn nicht Wilhelm eine solche Indiscretion abgelehnt und ihn höflich entlassen hätte.

Laertes hatte indessen Landrinetten unterhalten, und versicherte, sie sey vollkommen würdig, ein Weib zu seyn und zu bleiben.

Nun ging die Unterhandlung mit dem Entrepreneur wegen des Kindes an, das unserm Freunde für dreyßig Thaler überlassen wurde, gegen welche der schwarzbärtige heftige Italiener seine Ansprüche völlig abtrat; von der Herkunft des Kindes aber weiter nichts bekennen wollte, als daß er solches nach dem Tode seines Bruders, den man, wegen seiner ausserordentlichen Geschicklichkeit, den großen Teufel genannt, zu sich genommen habe.

Der andere Morgen ging meist mit Aufsuchen des Kindes hin. Vergebens durchkroch man alle Winkel des Hauses und der Nachbarschaft; es war verschwunden, und man fürchtete, es möchte in ein Wasser gesprungen seyn, oder sich sonst ein Leid angethan haben.

Philinens Reize konnten die Unruhe unsers Freundes nicht ableiten. Er brachte einen traurigen nachdenklichen Tag zu. Auch des Abends, da Springer und Tänzer alle ihre Kräfte aufboten, um sich dem Publiko aufs Beste zu empfehlen, konnte sein Gemüth nicht erheitert und zerstreut werden.

Durch den Zulauf aus benachbarten Ortschaften hatte die Anzahl der Menschen ausserordentlich zugenommen, und so wälzte sich auch der Schneeball des Beyfalls zu einer ungeheuren Größe. Der Sprung über die Degen und durch das Faß mit papiernen Böden machte eine große Sensation. Der starke Mann ließ zum allgemeinen Grausen, Entsetzen und Erstaunen, indem er sich mit dem Kopf und den Füßen auf ein Paar aus einander geschobene Stühle legte, auf seinen hohlschwebenden Leib einen Ambos heben und auf demselben, von einigen wackern Schmiedegesellen, ein Hufeisen fertig schmieden.

Auch war die sogenannte Herkules-Stärke, da eine Reihe Männer auf den Schultern einer ersten Reihe stehend, abermals Frauen und Jünglinge trägt, so daß zuletzt eine lebendige Pyramide entsteht, deren Spitze ein Kind auf den Kopf gestellt, als Knopf und Wetterfahne ziert, in diesen Gegenden noch nie gesehen worden, und endigte würdig das ganze Schauspiel. Narciß und Landrinette ließen sich in Tragsesseln auf den Schultern der übrigen durch die vornehmsten Straßen der Stadt unter lautem Freudengeschrey des Volks tragen. Man warf ihnen Bänder, Blumensträuße und seidene Tücher zu, und drängte sich, sie ins Gesicht zu fassen. Jedermann schien glücklich zu seyn, sie anzusehn, und von ihnen eines Blicks gewürdigt zu werden.

Welcher Schauspieler, welcher Schriftsteller, ja welcher Mensch überhaupt würde sich nicht auf dem Gipfel

ſeiner Wünſche ſehen, wenn er durch irgend ein edles Wort oder eine gute That einen ſo allgemeinen Eindruck hervorbrächte? Welche köſtliche Empfindung müßte es ſeyn, wenn man gute, edle, der Menſchheit würdige Gefühle eben ſo ſchnell durch einen elektriſchen Schlag ausbreiten, ein ſolches Entzücken unter dem Volke erregen könnte, als dieſe Leute durch ihre körperliche Geſchicklichkeit gethan haben; wenn man der Menge das Mitgefühl alles Menſchlichen geben, wenn man ſie mit der Vorſtellung des Glücks und Unglücks, der Weisheit und Thorheit, ja des Unſinns und der Albernheit entzünden, erſchüttern, und ihr ſtockendes Innere in freye, lebhafte und reine Bewegung ſetzen könnte! So ſprach unſer Freund, und da weder Philine noch Laertes geſtimmt ſchienen, einen ſolchen Diskurs fortzuſetzen, unterhielt er ſich allein mit dieſen Lieblingsbetrachtungen, als er bis ſpät in die Nacht um die Stadt ſpazierte, und ſeinen alten Wunſch, das Gute, Edle, Groſſe durch das Schauſpiel zu verſinnlichen, wieder einmal mit aller Lebhaftigkeit und aller Freyheit einer losgebundenen Einbildungskraft verfolgte.

Fünftes Capitel.

Des andern Tages, als die Seiltänzer mit großem Geräusch abgezogen waren, fand sich Mignon sogleich wieder ein, und trat hinzu, als Wilhelm und Laertes ihre Fechtübungen auf dem Saale fortsetzten. Wo hast du gesteckt? fragte Wilhelm freundlich, du hast uns viel Sorge gemacht. Das Kind antwortete nichts, und sah ihn an. Du bist nun unser, rief Laertes, wir haben dich gekauft. — Was hast du bezahlt? fragte das Kind ganz trocken. — Hundert Dukaten, versetzte Laertes, wenn du sie wieder giebst, kannst du frey seyn. — Das ist wohl viel? fragte das Kind. — O ja, du magst dich nur gut aufführen. — Ich will dienen, versetzte sie.

Von dem Augenblicke an merkte sie genau, was der Kellner den beiden Freunden für Dienste zu leisten hatte und litt schon des andern Tages nicht mehr, daß er ins Zimmer kam. Sie wollte alles selbst thun, und machte auch ihre Geschäfte zwar langsam und mit unter unbehülflich, doch genau und mit großer Sorgfalt.

Sie stellte sich oft an ein Gefäß mit Wasser, und wusch ihr Gesicht mit so großer Emsigkeit und Hefti-

keit, daß sie sich fast die Backen aufrieb, bis Laertes durch Fragen und Necken erfuhr, daß sie die Schminke von ihren Wangen auf alle Weise los zu werden suche, und über dem Eifer, womit sie es that, die Röthe, die sie durchs Reiben hervorgebracht hatte, für die hartnäckigste Schminke halte. Man bedeutete sie, und sie ließ ab, und nachdem sie wieder zur Ruhe gekommen war, zeigte sich eine schöne braune, obgleich nur von wenigem Roth erhöhte Gesichtsfarbe.

Durch die frevelhaften Reize Philinens, durch die geheimnißvolle Gegenwart des Kindes, mehr als er sich selbst gestehen durfte, unterhalten, brachte Wilhelm verschiedene Tage in dieser sonderbaren Gesellschaft zu, und rechtfertigte sich bey sich selbst durch eine fleißige Uebung in der Fecht- und Tanzkunst, wozu er so leicht nicht wieder Gelegenheit zu finden glaubte.

Nicht wenig verwundert, und gewissermaßen erfreut war er, als er eines Tages Herrn und Frau Melina ankommen sah, welche, gleich nach dem ersten frohen Gruße, sich nach der Directrice und den übrigen Schauspielern erkundigten, und mit großem Schrecken vernahmen, daß jene sich schon lange entfernt habe, und diese bis auf wenige zerstreut seyen.

Das junge Paar hatte sich nach ihrer Verbindung, zu der, wie wir wissen, Wilhelm behülflich gewesen, an einigen Orten nach Engagement umgesehen, keines gefunden, und war endlich in dieses Städtchen gewiesen

worden, wo einige Perſonen, die ihnen unterwegs begegneten, ein gutes Theater geſehen haben wollten.

Philinen wollte Madam Melina, und Herr Melina dem lebhaften Laertes, als ſie Bekanntſchaft machten, keinesweges gefallen. Sie wünſchten die neuen Ankömmlinge gleich wieder los zu ſeyn, und Wilhelm konnte ihnen keine günſtigen Geſinnungen beybringen, ob er ihnen gleich wiederholt verſicherte, daß es recht gute Leute ſeyen.

Eigentlich war auch das bisherige luſtige Leben unſrer drey Abentheurer durch die Erweiterung der Geſellſchaft auf mehr als eine Weiſe geſtört; denn Melina fing im Wirthshauſe (er hatte in eben demſelben, in welchem Philine wohnte, Platz gefunden) gleich zu markten und zu quängeln an. Er wollte für weniges Geld beſſeres Quartier, reichlichere Mahlzeit und promptere Bedienung haben. In kurzer Zeit machten Wirth und Kellner verdrießliche Geſichter, und wenn die andern, um froh zu leben, ſich alles gefallen ließen, und nur geſchwind bezahlten, um nicht länger an das zu denken, was ſchon verzehrt war; ſo mußte die Mahlzeit, die Melina regelmäßig ſogleich berichtigte, jederzeit von vorn wieder durchgenommen werden, ſo daß Philine ihn, ohne Umſtände, ein wiederkäuendes Thier nannte.

Noch verhaßter war Madam Melina dem luſtigen Mädchen. Dieſe junge Frau war nicht ohne Bildung, doch fehlte es ihr gänzlich an Geiſt und Seele. Sie die

klamirte nicht übel, und wollte immer deklamiren; allein man merkte bald, daß es nur eine Wortdeklamation war, die auf einzelne Stellen laſtete, und die Empfindung des Ganzen nicht ausdrückte. Bey dieſem allen war ſie nicht leicht jemanden, beſonders Männern, unangenehm. Vielmehr ſchrieben ihr diejenigen, die mit ihr umgingen, gewöhnlich einen ſchönen Verſtand zu; denn ſie war, was ich mit einem Worte eine Unempfinderinn nennen möchte; ſie wußte einem Freunde, um deſſen Achtung ihr zu thun war, mit einer beſondern Aufmerkſamkeit zu ſchmeicheln, in ſeine Ideen ſo lange als möglich einzugehen; ſo bald ſie aber ganz über ihren Horizont waren, mit Extaſe eine ſolche neue Erſcheinung aufzunehmen. Sie verſtand zu ſprechen und zu ſchweigen, und ob ſie gleich kein tückiſches Gemüth hatte, mit groſſer Vorſicht aufzupaſſen, wo des andern ſchwache Seite ſeyn möchte.

Sechstes Capitel.

Melina hatte sich indessen nach den Trümmern der vorigen Direction genau erkundigt. Sowohl Dekorationen als Garderobe waren an einige Handelsleute versetzt, und ein Notarius hatte den Auftrag von der Directrice erhalten, unter gewissen Bedingungen, wenn sich Liebhaber fänden, in den Verkauf aus freyer Hand zu willigen. Melina wollte die Sachen besehen, und zog Wilhelmen mit sich. Dieser empfand, als man ihnen die Zimmer eröffnete, eine gewisse Neigung dazu, die er sich jedoch selbst nicht gestand. In so einem schlechten Zustande auch die gelleckten Dekorationen waren, so wenig scheinbar auch türkische und heidnische Kleider, alte Karikatur-Röcke für Männer und Frauen, Kutten für Zauberer, Juden und Pfaffen seyn mochten; so konnt' er sich doch der Empfindung nicht erwehren, daß er die glücklichsten Augenblicke seines Lebens in der Nähe eines ähnlichen Trödelkrams gefunden hatte. Hätte Melina in sein Herz sehen können, so würde er ihm eifriger zugesetzt haben, eine Summe Geldes auf die Befreyung, Aufstellung und neue Belebung dieser zerstreuten Glieder zu einem schönen Ganzen herzugeben. Welch ein glück-

licher Menſch, rief Melina aus, könnte ich ſeyn, wenn ich nur zwey hundert Thaler beſäße, um zum Anfange den Beſitz dieſer erſten theatraliſchen Bedürfniſſe zu erlangen. Wie bald wollt' ich ein kleines Schauſpiel beyſammen haben, das uns in dieſer Stadt, in dieſer Gegend gewiß ſogleich ernähren ſollte. Wilhelm ſchwieg, und beide verließen nachdenklich die wieder eingeſperrten Schätze.

Melina hatte von dieſer Zeit an keinen andern Diskurs als Projecte und Vorſchläge, wie man ein Theater einrichten, und dabey ſeinen Vortheil finden könnte. Er ſuchte Philinen und Laertes zu intereſſiren, und man that Wilhelmen Vorſchläge, Geld herzuſchießen, und Sicherheit dagegen anzunehmen. Dieſem fiel aber erſt bey dieſer Gelegenheit recht auf, daß er hier ſo lange nicht hätte verweilen ſollen; er entſchuldigte ſich, und wollte Anſtalten machen, ſeine Reiſe fortzuſetzen.

Indeſſen war ihm Mignons Geſtalt und Weſen immer reizender geworden. In alle ſeinem Thun und Laſſen hatte das Kind etwas ſonderbares. Es ging die Treppe weder auf noch ab, ſondern ſprang; es ſtieg auf den Geländern der Gänge weg, und eh man ſich's verſah, ſaß es oben auf dem Schranke, und blieb eine Weile ruhig. Auch hatte Wilhelm bemerkt, daß es für jeden eine beſondere Art von Gruß hatte. Ihn grüßte ſie, ſeit einiger Zeit, mit über die Bruſt geſchlagenen Armen. Manche Tage war ſie ganz ſtumm, zu Zeiten

antwortete ſie mehr auf verſchiedene Fragen, immer ſonderbar, doch ſo, daß man nicht unterſcheiden konnte, ob es Witz oder Unkenntniß der Sprache war, indem ſie ein gebrochnes mit franzöſiſch und italiäniſch durchflochtenes Deutſch ſprach. In ſeinem Dienſte war das Kind unermüdet, und früh mit der Sonne auf; es verlor ſich dagegen Abends zeitig, ſchlief in einer Kammer auf der nackten Erde, und war durch nichts zu bewegen, ein Bette oder einen Strohſack anzunehmen. Er fand ſie oft, daß ſie ſich wuſch. Auch ihre Kleider waren reinlich, obgleich alles faſt doppelt und dreyfach an ihr geflickt war. Man ſagte Wilhelmen auch, daß ſie alle Morgen ganz früh in die Meſſe gehe, wohin er ihr einmal folgte, und ſie in der Ecke der Kirche mit dem Roſenkranze knien und andächtig beten ſah. Sie bemerkte ihn nicht, er ging nach Hauſe, machte ſich vielerley Gedanken über dieſe Geſtalt, und konnte ſich bey ihr nichts beſtimmtes denken.

Neues Andringen Melinas um eine Summe Geldes, zur Auslöſung der mehr erwähnten Theatergeräthſchaften, beſtimmte Wilhelmen noch mehr, an ſeine Abreiſe zu denken. Er wollte den Seinigen, die lange nichts von ihm gehört hatten, noch mit dem heutigen Poſttage ſchreiben, er fing auch wirklich einen Brief an Wernern an, und war mit Erzählung ſeiner Abenteuer, wobey er, ohne es ſelbſt zu bemerken, ſich mehrmal von der Wahrheit entfernt hatte, ſchon ziemlich

weit gekommen, als er, zu seinem Verdruß, auf der hintern Seite des Briefblatts schon einige Verse geschrieben fand, die er für Madam Melina aus seiner Schreibtafel zu copiren angefangen hatte. Unwillig zerriß er das Blatt und verschob die Wiederholung seines Bekenntnisses auf den nächsten Posttag.

Siebentes Capitel.

Unsre Gesellschaft befand sich abermals beysammen, und Philine, die auf jedes Pferd, das vorbey kam, auf jeden Wagen, der anfuhr, äusserst aufmerksam war, rief mit großer Lebhaftigkeit: unser Pedant! da kommt unser allerliebster Pedant! Wen mag er bey sich haben! Sie rief und winkte zum Fenster hinaus, und der Wagen hielt stille.

Ein kümmerlich armer Teufel, den man an seinem verschabten, graulich-braunem Rocke und an seinen übelconditionirten Unterkleidern für einen Magister, wie sie auf Akademien zu vermodern pflegen, hätte halten sollen, stieg aus dem Wagen, und entblößte, indem er Philinen zu grüßen den Hut abzog, eine übelgepuderte, aber übrigens sehr steife Perrücke, und Philine warf ihm hundert Kußhände zu.

So wie sie ihre Glückseligkeit fand, einen Theil der Männer zu lieben und ihre Liebe zu genießen; so war das Vergnügen nicht viel geringer, das sie sich so oft als möglich gab, die übrigen, die sie eben in diesem Augenblicke nicht liebte, auf eine sehr leichtfertige Weise zum Besten zu haben.

Ueber den Lärm, womit sie diesen alten Freund empfing, vergaß man auf die übrigen zu achten, die ihm nachfolgten. Doch glaubte Wilhelm die zwey Frauenzimmer, und einen ältlichen Mann, der mit ihnen hereintrat, zu kennen. Auch entdeckte sich's bald, daß er sie alle drey vor einigen Jahren, bey der Gesellschaft die in seiner Vaterstadt spielte, mehrmals gesehen hatte. Die Töchter waren seit der Zeit heran gewachsen; der Alte aber hatte sich wenig verändert. Dieser spielte gewöhnlich die guthmüthigen, polternden Alten, wovon das deutsche Theater nicht leer wird, und die man auch im gemeinen Leben nicht selten antrift. Denn da es der Charakter unsrer Landsleute ist, das Gute ohne viel Prunk zu thun und zu leisten; so denken sie selten daran, daß es auch eine Art gebe, das Rechte mit Zierlichkeit und Anmuth zu thun, und verfallen vielmehr, von einem Geiste des Widerspruchs getrieben, leicht in den Fehler, durch ein mürrisches Wesen, ihre liebste Tugend im Contraste darzustellen.

Solche Rollen spielte unser Schauspieler sehr gut, und er spielte sie so oft und ausschließlich, daß er darüber eine ähnliche Art sich zu betragen im gemeinen Leben angenommen hatte.

Wilhelm gerieth in grosse Bewegung, sobald er ihn erkannte, denn er erinnerte sich, wie oft er diesen Mann neben seiner geliebten Mariane auf dem Theater gesehen hatte; er hörte ihn noch schelten, er hörte ihre schmei-

chelnde Stimme, mit der sie seinem rauhen Wesen in manchen Rollen zu begegnen hatte.

Die erste lebhafte Frage an die neuen Ankömmlinge, ob ein Unterkommen auswärts zu finden und zu hoffen sey? ward leider mit nein beantwortet, und man mußte vernehmen, daß die Gesellschaften, bey denen man sich erkundigt, besetzt, und einige davon sogar in Sorgen seyen, wegen des bevorstehenden Krieges auseinander gehen zu müssen. Der polternde Alte hatte mit seinen Töchtern, aus Verdruß und Liebe zur Abwechselung, ein vortheilhaftes Engagement aufgegeben, hatte mit dem Pedanten, den er unterwegs antraf, einen Wagen gemiethet, um hieher zu kommen, wo denn auch, wie sie fanden, guter Rath theuer war.

Die Zeit, in welcher sich die übrigen über ihre Angelegenheiten sehr lebhaft unterhielten, brachte Wilhelm nachdenklich zu. Er wünschte den Alten allein zu sprechen, wünschte und fürchtete von Marianen zu hören, und befand sich in der größten Unruhe.

Die Artigkeiten der neuangekommenen Frauenzimmer konnten ihn nicht aus seinem Traume reißen; aber ein Wortwechsel, der sich erhub, machte ihn aufmerksam. Es war Friedrich, der blonde Knabe, der Philinen aufzuwarten pflegte, sich aber diesmal lebhaft widersetzte, als er den Tisch decken und Essen herbeyschaffen sollte. Ich habe mich verpflichtet, rief er aus, Ihnen zu dienen, aber nicht allen Menschen aufzuwarten. Sie geriethen

darüber in einen heftigen Streit. Philine beſtand darauf, er habe ſeine Schuldigkeit zu thun, und als er ſich hartnäckig widerſetzte, ſagte ſie ihm ohne Umſtände, er könne gehn, wohin er wolle.

Glauben Sie etwa, daß ich mich nicht von Ihnen entfernen könne? rief er aus, ging trotzig weg, machte ſeinen Bündel zuſammen, und eilte ſogleich zum Hauſe hinaus. Geh, Miguon, ſagte Philine, und ſchaff uns, was wir brauchen; ſag es dem Kellner, und hilf aufwarten.

Mignon trat vor Wilhelm hin, und fragte in ihrer lakoniſchen Art: ſoll ich? darf ich? und Wilhelm verſetzte: thu mein Kind, was Mademoiſelle dir ſagt.

Das Kind beſorgte alles, und wartete den ganzen Abend mit großer Sorgfalt den Gäſten auf. Nach Tiſche ſuchte Wilhelm mit dem Alten einen Spatziergang allein zu machen; es gelang ihm, und nach mancherley Fragen, wie es ihm bisher gegangen? wendete ſich das Geſpräch auf die ehmalige Geſellſchaft, und Wilhelm wagte zuletzt nach Marianen zu fragen.

Sagen Sie mir nichts von dem abſcheulichen Geſchöpf! rief der Alte, ich habe verſchworen, nicht mehr an ſie zu denken. Wilhelm erſchrack über dieſe Aeußerung, war aber noch in größerer Verlegenheit, als der Alte fortfuhr, auf ihre Leichtfertigkeit und Liederlichkeit zu ſchmähten. Wie gern hätte unſer Freund das Geſpräch

abgebrochen; allein er mußte nun einmal die polternden Ergießungen des wunderlichen Mannes aushalten.

Ich schäme mich, fuhr dieser fort, daß ich ihr so geneigt war. Doch hätten Sie das Mädchen näher gekannt, Sie würden mich gewiß entschuldigen. Sie war so artig, natürlich und gut, so gefällig und in jedem Sinne leidlich. Nie hätt' ich mir vorgestellt, daß Frechheit und Undank die Hauptzüge ihres Charakters seyn sollten.

Schon hatte sich Wilhelm gefaßt gemacht, das Schlimmste von ihr zu hören, als er auf einmal mit Verwunderung bemerkte, daß der Ton des Alten milder wurde, seine Rede endlich stockte, und er ein Schnupftuch aus der Tasche nahm, um die Thränen zu trocknen, die zuletzt seine Rede völlig unterbrachen.

Was ist Ihnen? rief Wilhelm aus. Was giebt Ihren Empfindungen auf einmal eine so entgegengesetzte Richtung? Verbergen Sie mir es nicht, ich nehme an dem Schicksale dieses Mädchens mehr Antheil als Sie glauben, nur lassen Sie mich alles wissen.

Ich habe wenig zu sagen, versetzte der Alte, indem er wieder in seinen ernstlichen, verdrießlichen Ton überging: ich werde es ihr nie vergeben, was ich um sie geduldet habe. Sie hatte, fuhr er fort, immer ein gewisses Zutrauen zu mir; ich liebte sie wie meine Tochter, und hatte, da meine Frau noch lebte, den Entschluß gefaßt, sie zu mir zu nehmen, und sie aus den Händen der

Alten zu retten, von deren Anleitung ich mir nicht viel Gutes verſprach. Meine Frau ſtarb, das Project zerſchlug ſich.

Gegen das Ende des Aufenthalts in Ihrer Vaterſtadt, es ſind nicht gar drey Jahre, merkte ich ihr eine ſichtbare Traurigkeit an; ich fragte ſie, aber ſie wich aus. Endlich machten wir uns auf die Reiſe. Sie fuhr mit mir in Einem Wagen, und ich bemerkte, was ſie mir auch bald geſtand, daß ſie guter Hoffnung ſey, und in der größten Furcht ſchwebe, von unſerm Director verſtoßen zu werden. Auch dauerte es nur kurze Zeit, ſo machte er die Entdeckung, kündigte ihr den Contract, der ohnedies nur auf ſechs Wochen ſtand, ſogleich auf, zahlte was ſie zu fordern hatte, und ließ ſie, aller Vorſtellungen ungeachtet, in einem kleinen Städtchen, in einem ſchlechten Wirthshauſe zurück.

Der Henker hole alle liederlichen Dirnen! rief der Alte mit Verdruß, und beſonders dieſe, die mir ſo manche Stunde meines Lebens verdorben hat. Was ſoll ich lange erzählen, wie ich mich ihrer angenommen, was ich für ſie gethan, was ich an ſie gehängt, wie ich auch in der Abweſenheit für ſie geſorgt habe. Ich wollte lieber mein Geld in den Teich werfen, und meine Zeit hinbringen, räudige Hunde zu erziehen, als nur jemals wieder auf ſo ein Geſchöpf die mindeſte Aufmerkſamkeit wenden. Was war's? Im Anfang erhielt ich Dankſagungsbriefe, Nachricht von einigen Orten ihres

Aufenthalts, und zuletzt kein Wort mehr, nicht einmal Dank für das Geld, das ich ihr zu ihren Wochen geschickt hatte. O die Verstellung und der Leichtsinn der Weiber ist so recht zusammengepaart, um ihnen ein bequemes Leben, und einem ehrlichen Kerl manche verdrießliche Stunde zu schaffen!

Achtes Capitel.

Man denke ſich Wilhelms Zuſtand, als er von dieſer Unterredung nach Hauſe kam. Alle ſeine alte Wunden waren wieder aufgeriſſen, und das Gefühl, daß ſie ſeiner Liebe nicht ganz unwürdig geweſen, wieder lebhaft geworden; denn in dem Intereſſe des Alten, in dem Lobe, das er ihr wider Willen geben mußte, war unſerm Freunde ihre ganze Liebenswürdigkeit wieder erſchienen; ja ſelbſt die heftige Anklage des leidenſchaftlichen Mannes enthielt nichts, was ſie vor Wilhelms Augen hätte herabſetzen können. Denn dieſer bekannte ſich ſelbſt als Mitſchuldigen ihrer Vergehungen, und ihr Schweigen zuletzt ſchien ihm nicht tadelhaft; er machte ſich vielmehr nur traurige Gedanken darüber, ſah ſie als Wöchnerin, als Mutter in der Welt ohne Hülfe herumirren, wahrſcheinlich mit ſeinem eigenen Kinde herumirren, Vorſtellungen, welche das ſchmerzlichſte Gefühl in ihm erregten.

Mignon hatte auf ihn gewartet, und leuchtete ihm die Treppe hinauf. Als ſie das Licht niedergeſetzt hatte, bat ſie ihn, zu erlauben, daß ſie ihm heute Abend mit einem Kunſtſtücke aufwarten dürfe. Er hätte es lieber

verbeten, beſonders da er nicht wußte, was es werden ſollte. Allein er konnte dieſem guten Geſchöpfe nichts abſchlagen. Nach einer kurzen Zeit trat ſie wieder herein. Sie trug einen Teppich unter dem Arme, den ſie auf der Erde ausbreitete. Wilhelm ließ ſie gewähren. Sie brachte darauf vier Lichter, ſtellte eins auf jeden Zipfel des Teppichs. Ein Körbchen mit Eiern, das ſie darauf holte, machte die Abſicht deutlicher. Künſtlich abgemeſſen ſchritt ſie nunmehr auf dem Teppich hin und her, und legte in gewiſſen Maaßen die Eier auseinander, dann rief ſie einen Menſchen herein, der im Hauſe aufwartete und die Violine ſpielte. Er trat mit ſeinem Inſtrument in die Ecke, ſie verband ſich die Augen, gab das Zeichen, und fing zugleich mit der Muſik, wie ein aufgezogenes Räderwerk, ihre Bewegungen an, indem ſie Takt und Melodie mit dem Schlage der Caſtagnetten begleitete.

Behende, leicht, raſch, genau führte ſie den Tanz. Sie trat ſo ſcharf und ſo ſicher zwiſchen die Eier hinein, bey den Eiern nieder, daß man jeden Augenblick dachte, ſie müſſe eins zertreten, oder bey ſchnellen Wendungen das andre fortſchleudern. Mit nichten! Sie berührte keines, ob ſie gleich mit allen Arten von Schritten, engen und weiten, ja ſogar mit Sprüngen, und zuletzt halb knieend ſich durch die Reihen durchwand.

Unaufhaltſam, wie ein Uhrwerk, lief ſie ihren Weg, und die ſonderbare Muſik gab dem immer wieder von

vorne anfangenden und losrauſchenden Tanze bey jeder Wiederholung einen neuen Stoß. Wilhelm war von dem ſonderbaren Schauſpiele ganz hingeriſſen, er vergaß ſeiner Sorgen, folgte jeder Bewegung der geliebten Creatur, und war verwundert, wie in dieſem Tanze ſich ihr Charakter vorzüglich entwickelte.

Streng, ſcharf, trocken, heftig, und in ſanften Stellungen mehr feyerlich als angenehm, zeigte ſie ſich. Er empfand, was er ſchon für Mignon gefühlt, in dieſem Augenblicke auf einmal. Er ſehnte ſich, dieſes verlaſſene Weſen an Kindesſtatt ſeinem Herzen einzuverleiben, es in ſeine Arme zu nehmen, und mit der Liebe eines Vaters Freude des Lebens in ihm zu erwecken.

Der Tanz ging zu Ende; ſie rollte die Eier mit den Füßen ſachte zuſammen auf ein Häufchen, ließ keines zurück, beſchädigte keines, und ſtellte ſich dazu, indem ſie die Binde von den Augen nahm, und ihr Kunſtſtück mit einem Bücklinge endigte.

Wilhelm dankte ihr, daß ſie ihm den Tanz, den er zu ſehen gewünſcht, ſo artig und unvermuthet vorgetragen habe. Er ſtreichelte ſie, und bedauerte, daß ſie ſich's habe ſo ſauer werden laſſen. Er verſprach ihr ein neues Kleid, worauf ſie heftig antwortete: deine Farbe! Auch das verſprach er ihr, ob er gleich nicht deutlich wußte, was ſie darunter meyne. Sie nahm die Eier zuſammen, den Teppich unter den Arm, fragte ob er

noch etwas zu befehlen habe, und ſchwang ſich zur Thüre hinaus.

Von dem Muſikus erfuhr er, daß ſie ſich ſeit einiger Zeit viele Mühe gegeben, ihm den Tanz, welches der bekannte Fandango war, ſo lange vorzuſingen, bis er ihn habe ſpielen können. Auch habe ſie ihm für ſeine Bemühungen etwas Geld angeboten, das er aber nicht nehmen wollen.

Neuntes Capitel.

Nach einer unruhigen Nacht, die unſer Freund theils wachend, theils von ſchweren Träumen geängſtigt, zubrachte, in denen er Marianen bald in aller Schönheit, bald in kümmerlicher Geſtalt, jetzt mit einem Kinde auf dem Arm, bald deſſelben beraubt ſah, war der Morgen kaum angebrochen, als Mignon ſchon mit einem Schneider hereintrat. Sie brachte graues Tuch und blauen Taffet, und erklärte nach ihrer Art, daß ſie ein neues Weſtchen und Schifferhoſen, wie ſie ſolche an den Knaben in der Stadt geſehen, mit blauen Aufſchlägen und Bändern haben wolle.

Wilhelm hatte ſeit dem Verluſt Marianens alle muntern Farben abgelegt. Er hatte ſich an das Grau, an die Kleidung der Schatten, gewöhnt, und nur etwa ein himmelblaues Futter oder ein kleiner Kragen von dieſer Farbe belebte einigermaßen jene ſtille Kleidung. Mignon, begierig ſeine Farbe zu tragen, trieb den Schneider, der in kurzem die Arbeit zu liefern verſprach.

Die Tanz- und Fecht-Stunden, die unſer Freund heute mit Laertes nahm, wollten nicht zum Beſten glücken. Auch wurden ſie bald durch Melinas Ankunft unterbro-

chen, der umständlich zeigte, wie jetzt eine kleine Gesellschaft beysammen sey, mit welcher man schon Stücke genug aufführen könne. Er erneuerte seinen Antrag, daß Wilhelm einiges Geld zum Etablissement vorstrecken solle, wobey dieser abermals seine Unentschlossenheit zeigte.

Philine und die Mädchen kamen bald hierauf mit Lachen und Lärmen herein. Sie hatten sich abermals eine Spazierfahrt ausgedacht. Denn Veränderung des Orts und der Gegenstände war eine Lust, nach der sie sich immer sehnten. Täglich an einem andern Orte zu essen, war ihr höchster Wunsch. Diesmal sollte es eine Wasserfahrt werden.

Das Schiff, womit sie die Krümmungen des angenehmen Flusses hinunterfahren wollten, war schon durch den Pedanten bestellt. Philine trieb, die Gesellschaft zauderte nicht, und war bald eingeschifft.

Was fangen wir nun an? sagte Philine, indem sich alle auf die Bänke niedergelassen hatten.

Das Kürzeste wäre, versetzte Laertes, wir extemporirten ein Stück. Nehme jeder eine Rolle, die seinem Character am angemessensten ist, und wir wollen sehen, wie es uns gelingt.

Fürtrefflich! sagte Wilhelm, denn in einer Gesellschaft, in der man sich nicht verstellt, in welcher jedes nur seinem Sinne folgt, kann Anmuth und Zufriedenheit nicht lange wohnen, und wo man sich immer verstellt, dahin kommen sie gar nicht. Es ist also nicht

übel gethan, wir geben uns die Verstellung gleich von Anfang zu, und sind nachher unter der Maske so aufrichtig, als wir wollen.

Ja, sagte Laertes, deswegen geht sich's so angenehm mit Weibern um, die sich niemals in ihrer natürlichen Gestalt sehen lassen.

Das macht, versetzte Madam Melina, daß sie nicht so eitel sind wie die Männer, welche sich einbilden, sie seyen schon immer liebenswürdig genug, wie sie die Natur hervorgebracht hat.

Indessen war man zwischen angenehmen Büschen und Hügeln, zwischen Gärten und Weinbergen hingefahren, und die jungen Frauenzimmer, besonders aber Madam Melina, drückten ihr Entzücken über die Gegend aus. Letztre fing sogar an, ein artiges Gedicht von der beschreibenden Gattung über eine ähnliche Naturscene feyerlich herzusagen; allein Philine unterbrach sie, und schlug ein Gesetz vor, daß sich niemand unterfangen solle, von einem unbelebten Gegenstande zu sprechen; sie setzte vielmehr den Vorschlag zur extemporirten Komödie mit Eifer durch. Der polternde Alte sollte einen pensionirten Officier, Laertes einen vacirenden Fechtmeister, der Pedant einen Juden vorstellen; sie selbst welle eine Tyrolerin machen, und überließ den übrigen sich ihre Rollen zu wählen. Man sollte fingiren, als ob sie eine Gesellschaft weltfremder Menschen seyen, die so eben auf einem Marktschiffe zusammen komme.

Sie fing sogleich mit dem Juden ihre Rolle zu spielen an, und eine allgemeine Heiterkeit verbreitete sich.

Man war nicht lange gefahren, als der Schiffer stille hielt, um mit Erlaubniß der Gesellschaft noch jemand einzunehmen, der am Ufer stand, und gewinkt hatte.

Das ist eben noch, was wir brauchten, rief Philine, ein blinder Passagier fehlte noch der Reisegesellschaft.

Ein wohlgebildeter Mann stieg in das Schiff, den man an seiner Kleidung und seiner ehrwürdigen Miene wohl für einen Geistlichen hätte nehmen können. Er begrüßte die Gesellschaft, die ihm nach ihrer Weise dankte, und ihn bald mit ihrem Scherz bekannt machte. Er nahm darauf die Rolle eines Landgeistlichen an, die er zur Verwunderung aller auf das artigste durchsetzte, indem er bald ermahnte, bald Histörchen erzählte, einige schwache Seiten blicken ließ, und sich doch im Respekt zu erhalten wußte.

Indessen hatte jeder, der nur ein einzigesmal aus seinem Character herausgegangen war, ein Pfand geben müssen. Philine hatte sie mit großer Sorgfalt gesammelt, und besonders den geistlichen Herrn mit vielen Küssen bey der künftigen Einlösung bedroht, ob er gleich selbst nie in Strafe genommen ward. Melina dagegen war völlig ausgeplündert, Hemdenknöpfe und Schnallen, und alles was Bewegliches an seinem Leibe war, hatte Philine zu sich genommen. Denn er wollte einen

reisenden Engländer vorstellen, und konnte auf keine Weise in seine Rolle hineinkommen.

Die Zeit war indeß auf das angenehmste vergangen, jedes hatte seine Einbildungskraft und seinen Witz aufs möglichste angestrengt, und jedes seine Rolle mit angenehmen und unterhaltenden Scherzen ausstaffirt. So kam man an dem Orte an, wo man sich den Tag über aufhalten wollte, und Wilhelm gerieth mit dem Geistlichen, wie wir ihn, seinem Aussehn und seiner Rolle nach, nennen wollen, auf dem Spatziergange bald in ein interessantes Gespräch.

Ich finde diese Uebung, sagte der Unbekannte, unter Schauspielern, ja in Gesellschaft von Freunden und Bekannten, sehr nützlich. Es ist die beste Art, die Menschen aus sich heraus und durch einen Umweg wieder in sich hinein zu führen. Es sollte bey jeder Truppe eingeführt seyn, daß sie sich manchmal auf diese Weise üben müßte, und das Publikum würde gewiß dabei gewinnen, wenn alle Monate ein nicht geschriebenes Stück aufgeführt würde, worauf sich freilich die Schauspieler in mehreren Proben müßten vorbereitet haben.

Man dürfte sich, versetzte Wilhelm, ein extemporirtes Stück nicht als ein solches denken, das aus dem Stegreife sogleich componirt würde, sondern als ein solches, wovon zwar Plan, Handlung und Scenen-Eintheilung gegeben wären, dessen Ausführung aber dem Schauspieler überlassen bliebe.

Ganz richtig, ſagte der Unbekannte, und eben was dieſe Ausführung betrifft, würde ein ſolches Stück, ſobald die Schauſpieler nur einmal im Gang wären, auſſerordentlich gewinnen. Nicht die Ausführung durch Worte, denn durch dieſe muß freylich der überlegende Schriftſteller ſeine Arbeit zieren, ſondern die Ausführung durch Gebährden und Minen, Ausrufungen und was dazu gehört; kurz das ſtumme, halblaute Spiel, welches nach und nach bey uns ganz verloren zu gehen ſcheint. Es ſind wohl Schauſpieler in Deutſchland, deren Körper das zeigt, was ſie denken und fühlen, die durch Schweigen, Zaudern, durch Winke, durch zarte anmuthige Bewegungen des Körpers eine Rede vorzubereiten, und die Pauſen des Geſprächs durch eine gefällige Pantomime mit dem Ganzen zu verbinden wiſſen; aber eine Uebung, die einem glücklichen Naturell zu Hülfe käme, und es lehrte, mit dem Schriftſteller zu wetteifern, iſt nicht ſo im Gange, als es zum Troſte derer, die das Theater beſuchen, wohl zu wünſchen wäre.

Sollte aber nicht, verſetzte Wilhelm, ein glückliches Naturell, als das erſte und letzte, einen Schauſpieler, wie jeden andern Künſtler, ja vielleicht wie jeden Menſchen, allein zu einem ſo hochaufgeſteckten Ziele bringen?

Das erſte und letzte, Anfang und Ende möchte es wohl ſeyn und bleiben; aber in der Mitte dürfte dem Künſtler manches fehlen, wenn nicht Bildung das erſt aus ihm macht, was er ſeyn ſoll, und zwar frühe: Bil-

dung; denn vielleicht iſt derjenige, dem man Genie zuſchreibt, übler daran als der, der nur gewöhnliche Fähigkeiten beſitzt; denn jener kann leichter verbildet und viel heftiger auf falſche Wege geſtoßen werden, als dieſer.

Aber, verſetzte Wilhelm, wird das Genie ſich nicht ſelbſt retten, die Wunden, die es ſich geſchlagen, ſelbſt heilen?

Mit nichten, verſetzte der andere, oder wenigſtens nur nothdürftig; denn niemand glaube die erſten Eindrücke der Jugend verwinden zu können. Iſt er in einer löblichen Freyheit, umgeben von ſchönen und edlen Gegenſtänden, in dem Umgange mit guten Menſchen aufgewachſen, haben ihn ſeine Meiſter das gelehrt, was er zuerſt wiſſen mußte, um das übrige leichter zu begreifen, hat er gelernt, was er nie zu verlernen braucht, wurden ſeine erſten Handlungen ſo geleitet, daß er das Gute künftig leichter und bequemer vollbringen kann, ohne ſich irgend etwas abgewöhnen zu müſſen; ſo wird dieſer Menſch ein reineres, vollkommneres und glücklicheres Leben führen, als ein anderer, der ſeine erſten Jugendkräfte im Widerſtand und im Irrthum zugeſetzt hat. Es wird ſo viel von Erziehung geſprochen und geſchrieben, und ich ſehe nur wenig Menſchen, die den einfachen aber großen Begriff, der alles andere in ſich ſchließt, faſſen und in die Ausführung übertragen können.

Das mag wohl wahr ſeyn, ſagte Wilhelm, denn jeder Menſch iſt beſchränkt genug, den andern zu ſeinem Ebenbild erziehen zu wollen. Glücklich ſind diejenigen

daher, deren ſich das Schickſal annimmt, das jeden nach ſeiner Weiſe erzieht!

Das Schickſal, verſetzte lächelnd der andere, iſt ein vornehmer, aber theurer Hofmeiſter. Ich würde mich immer lieber an die Vernunft eines menſchlichen Meiſters halten. Das Schickſal, für deſſen Weisheit ich alle Ehrfurcht trage, mag an dem Zufall, durch den es wirkt, ein ſehr ungelenkes Organ haben. Denn ſelten ſcheint dieſer genau und rein auszuführen, was jenes beſchloſſen hatte.

Sie ſcheinen einen ſehr ſonderbaren Gedanken auszuſprechen, verſetzte Wilhelm.

Mit nichten! Das meiſte, was in der Welt begegnet, rechtfertigt meine Meinung. Zeigen viele Begebenheiten im Anfange nicht einen großen Sinn, und gehen die meiſten nicht auf etwas albernes hinaus?

Sie wollen ſcherzen.

Und iſt es nicht, fuhr der andere fort, mit dem, was einzelnen Menſchen begegnet, eben ſo? Geſetzt, das Schickſal hätte einen zu einem guten Schauſpieler beſtimmt, (und warum ſollt' es uns nicht auch mit guten Schauſpielern verſorgen?) unglücklicherweiſe führte der Zufall aber den jungen Mann in ein Puppenſpiel, wo er ſich früh nicht enthalten könnte, an etwas Abgeſchmacktem Theil zu nehmen, etwas Albernes leidlich, wohl gar intereſſant zu finden, und ſo die jugendlichen Eindrücke, welche nie verlöſchen, denen wir eine gewiſſe An-

hänglichkeit nie entziehen können, von einer falschen Seite zu empfangen.

Wie kommen Sie auf's Puppenspiel? fiel ihm Wilhelm mit einiger Bestürzung ein.

Es war nur ein unwillkührliches Beyspiel; wenn es Ihnen nicht gefällt, so nehmen wir ein anderes. Gesetzt das Schicksal hätte einen zu einem großen Mahler bestimmt, und dem Zufall beliebte es, seine Jugend in schmutzige Hütten, Ställe und Scheunen zu verstoßen, glauben Sie, daß ein solcher Mann sich jemals zur Reinlichkeit, zum Adel, zur Freyheit der Seele erheben werde? Mit je lebhafterm Sinn er das Unreine in seiner Jugend angefaßt, und nach seiner Art veredelt hat, desto gewaltsamer wird es sich in der Folge seines Lebens an ihm rächen, indem es sich, inzwischen daß er es zu überwinden suchte, mit ihm auf's innigste verbunden hat. Wer früh in schlechter unbedeutender Gesellschaft gelebt hat, wird sich, wenn er auch später eine bessere haben kann, immer nach jener zurücksehnen, deren Eindruck ihm, zugleich mit der Erinnerung jugendlicher, nur selten zu wiederholender Freuden, geblieben ist.

Man kann denken, daß unter diesem Gespräch sich nach und nach die übrige Gesellschaft entfernt hatte. Besonders war Philine gleich vom Anfang auf die Seite getreten. Man kam durch einen Seitenweg zu ihnen zurück. Philine brachte die Pfänder hervor, welche auf

allerley Weiſe gelöſt werden mußten, wobey der Fremde ſich durch die artigſten Erfindungen und durch eine ungezwungene Theilnahme der ganzen Geſellſchaft, und beſonders den Frauenzimmern, ſehr empfahl, und ſo floſſen die Stunden des Tages unter Scherzen, Singen, Küſſen und allerley Neckereyen auf das angenehmſte vorbey.

Zehntes Capitel.

Als ſie ſich wieder nach Hauſe begeben wollten, ſahen ſie ſich nach ihrem Geiſtlichen um; allein er war verſchwunden, und an keinem Orte zu finden.

Es iſt nicht artig von dem Manne, der ſonſt viel Lebensart zu haben ſcheint, ſagte Madam Melina, eine Geſellſchaft, die ihn ſo freundlich aufgenommen, ohne Abſchied zu verlaſſen.

Ich habe mich die ganze Zeit her ſchon beſonnen, ſagte Laertes, wo ich dieſen ſonderbaren Mann ſchon ehemals möchte geſehen haben. Ich war eben im Begriff, ihn beym Abſchiede darüber zu befragen.

Mir ging es eben ſo, verſetzte Wilhelm, und ich hätte ihn gewiß nicht entlaſſen, bis er uns etwas Näheres von ſeinen Umſtänden entdeckt hätte. Ich müßte mich ſehr irren, wenn ich ihn nicht ſchon irgendwo geſprochen hätte.

Und doch könntet ihr euch, ſagte Philine, darin wirklich irren. Dieſer Mann hat eigentlich nur das falſche Anſehen eines Bekannten, weil er ausſieht wie ein Menſch, und nicht wie Hans oder Kunz.

Was soll das heißen, sagte Laertes, sehen wir nicht auch aus wie Menschen?

Ich weiß, was ich sage, versetzte Philine, und wenn ihr mich nicht begreift, so laßt's gut seyn. Ich werde nicht am Ende noch gar meine Worte auslegen sollen.

Zwey Kutschen fuhren vor. Man lobte die Sorgfalt des Laertes, der sie bestellt hatte. Philine nahm neben Madam Melina Wilhelmen gegenüber Platz, und die übrigen richteten sich ein, so gut sie konnten. Laertes selbst ritt auf Wilhelms Pferde, das auch mit heraus gekommen war, nach der Stadt zurück.

Philine saß kaum in dem Wagen, als sie artige Lieder zu singen und das Gespräch auf Geschichten zu lenken wußte, von denen sie behauptete, daß sie mit Glück dramatisch behandelt werden könnten. Durch diese kluge Wendung hatte sie gar bald ihren jungen Freund in seine beste Laune gesetzt, und er komponirte aus dem Reichthum seines lebendigen Bildervorraths sogleich ein ganzes Schauspiel mit allen seinen Acten, Scenen, Characteren und Verwicklungen. Man fand für gut, einige Arien und Gesänge einzuflechten; man dichtete sie und Philine, die in alles einging, paßte ihnen gleich bekannte Melodien an, und sang sie aus dem Stegreife.

Sie hatte eben heute ihren schönen, sehr schönen Tag, sie wußte mit allerley Neckereyen unsern Freund zu bele-

ben; es ward ihm wohl, wie es ihm lange nicht gewesen war.

Seitdem ihn jene grausame Entdeckung von der Seite Marianens gerissen hatte, war er dem Gelübde treu geblieben, sich vor der zusammenschlagenden Falle einer weiblichen Umarmung zu hüten, das treulose Geschlecht zu meiden, seine Schmerzen, seine Neigung, seine süßen Wünsche in seinem Busen zu verschließen. Die Gewissenhaftigkeit, womit er dieß Gelübde beobachtete, gab seinem ganzen Wesen eine geheime Nahrung, und da sein Herz nicht ohne Theilnehmung bleiben konnte, so ward eine liebevolle Mittheilung nun zum Bedürfnisse. Er ging wieder wie von dem ersten Jugendnebel begleitet umher, seine Augen faßten jeden reizenden Gegenstand mit Freuden auf, und nie war sein Urtheil über eine liebenswürdige Gestalt schonender gewesen. Wie gefährlich ihm in einer solchen Lage das verwegene Mädchen werden mußte, läßt sich leider nur zu gut einsehen.

Zu Hause fanden sie auf Wilhelms Zimmer schon alles zum Empfange bereit, die Stühle zu einer Vorlesung zurechte gestellt, und den Tisch in die Mitte gesetzt, auf welchem der Punschnapf seinen Platz nehmen sollte.

Die deutschen Ritterstücke waren damals eben neu, und hatten die Aufmerksamkeit und Neigung des Publikums an sich gezogen. Der alte Polterer hatte eines dieser Art mitgebracht, und die Vorlesung war beschlossen

worden. Man setzte sich nieder. Wilhelm bemächtigte sich des Exemplars, und fing zu lesen an.

Die geharnischten Ritter, die alten Burgen, die Treuherzigkeit, Rechtlichkeit und Redlichkeit, besonders aber die Unabhängigkeit der handelnden Personen wurden mit großem Beyfall aufgenommen. Der Vorleser that sein Möglichstes, und die Gesellschaft kam ganz ausser sich. Zwischen dem zweyten und dritten Akt kam der Punsch in einem großen Napfe, und da in dem Stücke selbst sehr viel getrunken und angestoßen wurde; so war nichts natürlicher, als daß die Gesellschaft, bey jedem solchen Falle, sich lebhaft an den Platz der Helden versetzte, gleichfalls anklingte, und die Günstlinge unter den handelnden Personen hoch leben ließ.

Jedermann war von dem Feuer des edelsten Nationalgeistes entzündet. Wie sehr gefiel es dieser deutschen Gesellschaft, sich, ihrem Character gemäß, auf eignem Grund und Boden poetisch zu ergötzen! Besonders thaten die Gewölbe und Keller, die verfallenen Schlösser, das Moos und die hohlen Bäume, über alles aber die nächtlichen Zigeunerscenen und das heimliche Gericht eine ganz unglaubliche Wirkung. Jeder Schauspieler sah nun, wie er bald in Helm und Harnisch, jede Schauspielerin, wie sie mit einem großen stehenden Kragen ihre Deutschheit vor dem Publiko produziren werde. Jeder wollte sich sogleich einen Namen aus dem Stücke oder aus der deutschen Geschichte zueignen, und Madam Me-

lina betheuerte, Sohn oder Tochter, wozu sie Hoffnung hatte, nicht anders als Adelbert oder Mathilde taufen zu lassen.

Gegen den fünften Akt ward der Beyfall lärmender und lauter, ja zuletzt, als der Held wirklich seinem Unterdrücker entging, und der Tyrann gestraft wurde; war das Entzücken so groß, daß man schwur, man habe nie so glückliche Stunden gehabt. Melina, den der Trank begeistert hatte, war der lauteste, und da der zweyte Punschnapf geleert war, und Mitternacht herannahte, schwur Laertes hoch und theuer, es sey kein Mensch würdig, an diese Gläser jemals wieder eine Lippe zu setzen, und warf mit dieser Betheuerung sein Glas hinter sich und durch die Scheiben auf die Gasse hinaus. Die übrigen folgten seinem Beispiele, und ohnerachtet der Protestationen des herbeyeilenden Wirthes, wurde der Punschnapf selbst, der nach einem solchen Feste durch unheiliges Getränk nicht wieder entweiht werden sollte, in tausend Stücke geschlagen. Philine, der man ihren Rausch am wenigsten ansah, indeß die beiden Mädchen nicht in den anständigsten Stellungen auf dem Kanape lagen, reizte die andern mit Schadenfreude zum Lermen. Madam Melina rezitirte einige erhabene Gedichte, und ihr Mann, der im Rausche nicht sehr liebenswürdig war, fieng an auf die schlechte Bereitung des Punsches zu schelten, versicherte, daß er ein Fest ganz anders einzurichten verstehe, und ward zuletzt, als Laertes

Stillschweigen gebot, immer gröber und lauter, so daß dieser, ohne sich lange zu bedenken, ihm die Scherben des Napfs an den Kopf warf, und dadurch den Lärm nicht wenig vermehrte.

Indessen war die Schaarwache herbey gekommen und verlangte ins Haus eingelassen zu werden. Wilhelm, vom Lesen sehr erhitzt, ob er gleich nur wenig getrunken, hatte genug zu thun, um mit Beihülfe des Wirths die Leute durch Geld und gute Worte zu befriedigen, und die Glieder der Gesellschaft in ihren mißlichen Umständen nach Hause zu schaffen. Er warf sich, als er zurück kam, vom Schlafe überwältigt, voller Unmuth, unausgekleidet auf's Bette, und nichts glich der unangenehmen Empfindung, als er des andern Morgens die Augen aufschlug, und mit düsterm Blick auf die Verwüstungen des vergangenen Tages, den Unrath und die bösen Wirkungen hinsah, die ein geistreiches, lebhaftes und wohlgemeyntes Dichterwerk hervorgebracht hatte.

Eilftes Capitel.

Nach einem kurzen Bedenken rief er sogleich den Wirth herbey, und ließ sowohl den Schaden als die Zeche auf seine Rechnung schreiben. Zugleich vernahm er nicht ohne Verdruß, daß sein Pferd von Laertes gestern bey dem Hereinreiten dergestalt angegriffen worden, daß es wahrscheinlich, wie man zu sagen pflegt, verschlagen habe, und daß der Schmidt wenig Hoffnung zu seinem Aufkommen gebe.

Ein Gruß von Philinen, den sie ihm aus ihrem Fenster zuwinkte, versetzte ihn dagegen wieder in einen heitern Zustand, und er ging sogleich in den nächsten Laden, um ihr ein kleines Geschenk, das er ihr gegen das Pudermesser noch schuldig war, zu kaufen, und wir müssen bekennen, er hielt sich nicht in den Grenzen eines proportionirten Gegengeschenks. Er kaufte ihr nicht allein ein Paar sehr niedliche Ohrringe, sondern nahm dazu noch einen Hut und Halstuch, und einige andere Kleinigkeiten, die er sie den ersten Tag hatte verschwenderisch wegwerfen sehen.

Madam Melina, die ihn eben als er seine Gaben überreichte, zu beobachten kam, suchte noch vor Tisch

eine Gelegenheit, ihn sehr ernstlich über die Empfindung für dieses Mädchen zur Rede zu setzen, und er war um so erstaunter, als er nichts weniger denn diese Vorwürfe zu verdienen glaubte. Er schwur hoch und theuer, daß es ihm keineswegs eingefallen sey, sich an diese Person, deren ganzen Wandel er wohl kenne, zu wenden, er entschuldigte sich so gut er konnte über sein freundliches und artiges Betragen gegen sie, befriedigte aber Madam Melina auf keine Weise, vielmehr ward diese immer verdrießlicher, da sie bemerken mußte, daß die Schmeicheley, wodurch sie sich eine Art von Neigung unsers Freundes erworben hatte, nicht hinreiche, diesen Besitz gegen die Angriffe einer lebhaften, jüngern und glücklicher begabten Natur zu vertheidigen.

Ihren Mann fanden sie gleichfalls, da sie zu Tische kamen, bey sehr üblem Humor, und er fing schon an, ihn über Kleinigkeiten auszulassen, als der Wirth hereintrat und einen Harfenspieler anmeldete. Sie werden, sagte er, gewiß Vergnügen an der Musik und an den Gesängen dieses Mannes finden, es kann sich niemand, der ihn hört, enthalten, ihn zu bewundern, und ihm etwas weniges mitzutheilen.

Lassen Sie ihn weg, versetzte Melina, ich bin nichts weniger als gestimmt einen Leyermann zu hören, und wir haben allenfalls Sänger unter uns, die gern etwas verdienten. Er begleitete diese Worte mit einem tückischen Seitenblicke, den er auf Philinen warf. Sie verstand

ihn, und war gleich bereit, zu seinem Verdruß, den angemeldeten Sänger zu beschützen. Sie wendete sich zu Wilhelmen, und sagte, sollen wir den Mann nicht hören, sollen wir nichts thun, um uns aus der erbärmlichen Langeweile zu retten?

Melina wollte ihr antworten, und der Streit wäre lebhafter geworden, wenn nicht Wilhelm den im Augenblick hereintretenden Mann begrüßt und ihn herbeygewinkt hätte.

Die Gestalt dieses seltsamen Gastes setzte die ganze Gesellschaft in Erstaunen, und er hatte schon von einem Stuhle Besitz genommen, ehe jemand ihn zu fragen oder sonst etwas vorzubringen das Herz hatte. Sein kahler Scheitel war von wenig grauen Haaren umkränzt, große blaue Augen blickten sanft unter langen weißen Augenbraunen hervor. An eine wohlgebildete Nase schloß sich ein langer weißer Bart an, ohne die gefällige Lippe zu bedecken, und ein langes dunkelbraunes Gewand umhüllte den schlanken Körper vom Halse bis zu den Füßen, und so fing er auf der Harfe, die er vor sich genommen hatte, zu präludiren an.

Die angenehmen Töne, die er aus dem Instrumente hervorlockte, erheiterten gar bald die Gesellschaft.

Ihr pflegt auch zu singen, guter Alter, sagte Philine.

Gebt uns etwas, das Herz und Geist zugleich mit den Sinnen ergötze, sagte Wilhelm. Das Instrument sollte nur die Stimme begleiten; denn Melodien, Gänge

und Läufe ohne Worte und Sinn, scheinen mir Schmetterlingen oder schönen bunten Vögeln ähnlich zu seyn, die in der Luft vor unsern Augen herum schweben, die wir allenfalls haschen und uns zueignen mögten; da sich der Gesang dagegen wie ein Genius gen Himmel hebt, und das bessere Ich in uns ihn zu begleiten anreizt.

Der Alte sah Wilhelmen an, alsdann in die Höhe, that einige Griffe auf der Harfe, und begann sein Lied. Es enthielt ein Lob auf den Gesang, pries das Glück der Sänger, und ermahnte die Menschen, sie zu ehren. Er trug das Lied mit soviel Leben und Wahrheit vor, daß es schien, als hätte er es in diesem Augenblicke und bey diesem Anlasse gedichtet. Wilhelm enthielt sich kaum, ihm um den Hals zu fallen, nur die Furcht, ein lautes Gelächter zu erregen, zog ihn auf seinen Stuhl zurück; denn die übrigen machten schon halb laut einige alberne Anmerkungen, und stritten, ob es ein Pfaffe oder ein Jude sey?

Als man nach dem Verfasser des Liedes fragte, gab er keine bestimmte Antwort, nur versicherte er, daß er reich an Gesängen sey, und wünsche nur, daß sie gefallen möchten. Der größte Theil der Gesellschaft war fröhlich und freudig, ja selbst Melina nach seiner Art offen geworden, und indem man unter einander schwatzte und scherzte, fing der Alte das Lob des geselligen Lebens auf das geistreichste zu singen an. Er pries Einigkeit und Gefälligkeit mit einschmeichelnden Tönen. Auf einmal

ward sein Gesang trocken, rauh und verworren, als er gehässige Verschlossenheit, kurzsinnige Feindschaft und gefährlichen Zwiespalt bedauerte, und gern warf jede Seele diese unbequemen Fesseln ab, als er, auf den Fittigen einer vordringenden Melodie getragen, die Friedensstifter pries, und das Glück der Seelen, die sich wieder finden, sang.

Kaum hatte er geendigt, als ihm Wilhelm zurief: wer du auch seyst, der du als ein hülfreicher Schutzgeist, mit einer segnenden und belebenden Stimme zu uns kommst, nimm meine Verehrung und meinen Dank, fühle, daß wir alle dich bewundern, und vertrau uns, wenn du etwas bedarfst.

Der Alte schwieg, ließ erst seine Finger über die Saiten schleichen, dann griff er sie stärker an, und sang:

Was hör' ich draußen vor dem Thor?
Was auf der Brücke schallen?
Laßt den Gesang zu unserm Ohr
Im Saale wiederhallen!
Der König sprach's, der Page lief,
Der Knabe kam, der König rief:
Bring ihn herein den Alten.

Gegrüßet seyd ihr hohen Herrn,
Gegrüßt ihr, schöne Damen!
Welch reicher Himmel! Stern bey Stern!
Wer kennet ihre Namen?

Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
Schließt Augen euch, hier iſt nicht Zeit
Sich ſtaunend zu ergötzen.

Der Sänger drückt die Augen ein,
Und ſchlug die vollen Töne.
Der Ritter ſchaute muthig drein,
Und in den Schoos die Schöne.
Der König, dem das Lied gefiel,
Ließ ihm, zum Lohne für ſein Spiel,
Eine goldne Kette holen.

Die goldne Kette gieb mir nicht,
Die Kette gieb den Rittern,
Vor deren kühnem Angeſicht
Der Feinde Lanzen ſplittern.
Gieb ſie dem Kanzler, den du haſt,
Und laß ihn noch die goldne Laſt
Zu andern Laſten tragen.

Ich ſinge, wie der Vogel ſingt,
Der in den Zweigen wohnet.
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Iſt Lohn, der reichlich lohnet;
Doch darf ich bitten, bitt' ich eins,
Laß einen Trunk des beſten Weins
In reinem Glaſe bringen.

Er ſetzt es an, er trank es aus.
O Trank der ſüßen Labe!
O! dreymal hochbeglücktes Haus
Wo das iſt kleine Gabe!

Ergeht's euch wohl, so denkt an mich,
Und danket Gott, so warm als ich
Für diesen Trunk euch danke.

Da der Sänger nach geendigtem Liede ein Glas Wein, das für ihn eingeschenkt da stand, ergriff, und es mit freundlicher Miene, sich gegen seine Wohlthäter wendend, austrank, entstand eine allgemeine Freude in der Versammlung. Man klatschte, und rief ihm zu, es möge dieses Glas zu seiner Gesundheit, zur Stärkung seiner alten Glieder gereichen. Er sang noch einige Romanzen, und erregte immer mehr Munterkeit in der Gesellschaft.

Kannst du die Melodie, Alter, rief Philine, der Schäfer putzte sich zum Tanz?

O ja, versetzte er, wenn Sie das Lied singen und aufführen wollen, an mir soll es nicht fehlen.

Philine stand auf, und hielt sich fertig. Der Alte begann die Melodie, und sie sang ein Lied, das wir unsern Lesern nicht mittheilen können, weil sie es vielleicht abgeschmackt oder wohl gar unanständig finden könnten.

Inzwischen hatte die Gesellschaft, die immer heiterer geworden war, noch manche Flasche Wein ausgetrunken, und fing an sehr laut zu werden. Da aber unserm Freunde die bösen Folgen ihrer Lust noch in frischem Andenken schwebten, suchte er abzubrechen, steckte dem Alten für seine Bemühung eine reichliche Belohnung in die Hand, die andern thaten auch etwas, man ließ ihn abtreten und

ruhen, und verſprach ſich auf den Abend eine wiederholte Freude von ſeiner Geſchicklichkeit.

Als er hinweg war, ſagte Wilhelm zu Philinen, ich kann zwar in Ihrem Leibgeſange weder ein dichteriſches noch ſittliches Verdienſt finden; doch wenn Sie mit eben der Naivität, Eigenheit und Zierlichkeit etwas ſchickliches auf dem Theater jemals ausführen, ſo wird Ihnen allgemeiner lebhafter Beyfall gewiß zu Theil werden.

Ja, ſagte Philine, es müßte eine recht angenehme Empfindung ſeyn, ſich am Eiſe zu wärmen.

Ueberhaupt, ſagte Wilhelm, wie ſehr beſchämt dieſer Mann manchen Schauſpieler. Haben Sie bemerkt, wie richtig der dramatiſche Ausdruck ſeiner Romanzen war? Gewiß es lebte mehr Darſtellung in ſeinem Geſang, als in unſern ſteifen Perſonen auf der Bühne; man ſollte die Aufführung mancher Stücke eher für eine Erzählung halten, und dieſen muſikaliſchen Erzählungen eine ſinnliche Gegenwart zuſchreiben.

Sie ſind ungerecht, verſetzte Laertes, ich gebe mich weder für einen großen Schauſpieler noch Sänger; aber das weiß ich, daß, wenn die Muſik die Bewegungen des Körpers leitet, ihnen Leben giebt, und ihnen zugleich das Maaß vorſchreibt; wenn Declamation und Ausdruck ſchon von dem Compoſiteur auf mich übertragen werden: ſo bin ich ein ganz anderer Menſch, als wenn ich im proſaiſchen Drama das alles erſt erſchaffen, und

Takt

Takt und Declamation mir erſt erfinden ſoll, worin mich noch dazu jeder Mitſpielende ſtören kann.

So viel weiß ich, ſagte Melina, daß uns dieſer Mann in Einem Punkte gewiß beſchämt, und zwar in einem Hauptpunkte. Die Stärke ſeiner Talente zeigt ſich in dem Nutzen, den er davon zieht. Uns, die wir vielleicht bald in Verlegenheit ſeyn werden, wo wir eine Mahlzeit hernehmen, bewegt er, unſre Mahlzeit mit ihm zu theilen. Er weiß uns das Geld, das wir anwenden könnten, um uns in einige Verfaſſung zu ſetzen, durch ein Liedchen aus der Taſche zu locken. Es ſcheint ſo angenehm zu ſeyn, das Geld zu verſchleudern, womit man ſich und andern eine Exiſtenz verſchaffen könnte.

Das Geſpräch bekam durch dieſe Bemerkung nicht die angenehmſte Wendung. Wilhelm, auf den der Vorwurf eigentlich gerichtet war, antwortete mit einiger Leidenſchaft, und Melina, der ſich eben nicht der größten Feinheit befliß, brachte zuletzt ſeine Beſchwerden mit ziemlich trockenen Worten vor. Es ſind nun ſchon vierzehn Tage, ſagte er, daß wir das hier verpfändete Theater und die Garderobe beſehen haben, und beides konnten wir für eine ſehr leidliche Summe haben. Sie machten mir damals Hoffnung, daß Sie mir ſo viel creditiren würden, und bis jetzt habe ich noch nicht geſehen, daß Sie die Sache weiter bedacht oder ſich einem Entſchluß genähert hätten. Griffen Sie damals zu, ſo wären wir jetzt im Gan-

ge. Ihre Absicht zu verreisen haben Sie auch noch nicht ausgeführt, und Geld scheinen Sie mir diese Zeit über auch nicht gespart zu haben; wenigstens giebt es Personen, die immer Gelegenheit zu verschaffen wissen, daß es geschwinder weggehe.

Dieser nicht ganz ungerechte Vorwurf traf unsern Freund. Er versetzte einiges darauf mit Lebhaftigkeit, ja mit Heftigkeit, und ergriff, da die Gesellschaft aufstand und sich zerstreute, die Thüre, indem er nicht undeutlich zu erkennen gab, daß er sich nicht lange mehr bey so unfreundlichen und undankbaren Menschen aufhalten wolle. Er eilte verdrießlich hinunter, sich auf eine steinerne Bank zu setzen, die vor dem Thore seines Gasthofs stand, und bemerkte nicht, daß er halb aus Lust, halb aus Verdruß mehr als gewöhnlich getrunken hatte.

Zwölftes Capitel.

Nach einer kurzen Zeit, die er, beunruhigt von mancherley Gedanken, ſitzend und vor ſich hinſehend zugebracht hatte, ſchlenderte Philine ſingend zur Hausthüre heraus, ſetzte ſich zu ihm, ja man dürfte beynahe ſagen, auf ihn, ſo nahe rückte ſie an ihn heran, lehnte ſich auf ſeine Schultern, ſpielte mit ſeinen Locken, ſtreichelte ihn, und gab ihm die beſten Worte von der Welt. Sie bat ihn, er möchte ja bleiben, und ſie nicht in der Geſellſchaft allein laſſen, in der ſie vor langer Weile ſterben müßte; ſie könne nicht mehr mit Melina unter Einem Dache ausdauern, und habe ſich deswegen herüber quartirt.

Vergebens ſuchte er ſie abzuweiſen, ihr begreiflich zu machen, daß er länger weder bleiben könne noch dürfe. Sie ließ mit Bitten nicht ab, ja unvermuthet ſchlang ſie ihren Arm um ſeinen Hals, und küßte ihn mit dem lebhafteſten Ausdrucke des Verlangens.

Sind Sie toll, Philine? rief Wilhelm aus, indem er ſich loszumachen ſuchte. Die öffentliche Straße zum Zeugen ſolcher Liebkoſungen zu machen, die ich auf keine Weiſe verdiene. Laſſen Sie mich los, ich kann nicht und ich werde nicht bleiben.

Und ich werde dich fest halten, sagte sie, und ich werde dich hier auf öffentlicher Gasse so lange küssen, bis du mir versprichst, was ich wünsche. Ich lache mich zu Tode, fuhr sie fort; nach dieser Vertraulichkeit halten mich die Leute gewiß für deine Frau von vier Wochen, und die Ehemänner, die eine so anmuthige Scene sehen, werden mich ihren Weibern als ein Muster einer kindlich unbefangenen Zärtlichkeit anpreisen.

Eben gingen einige Leute vorbey, und sie liebkoste ihn auf das anmuthigste, und er, um kein Skandal zu geben, war gezwungen, die Rolle des geduldigen Ehemannes zu spielen. Dann schnitt sie den Leuten Gesichter im Rücken, und trieb voll Uebermuth allerhand Ungezogenheiten, bis er zuletzt versprechen mußte, noch heute und morgen und übermorgen zu bleiben.

Sie sind ein rechter Stock, sagte sie darauf, indem sie von ihm abließ, und ich eine Thörin, daß ich so viel Freundlichkeit an Sie verschwende. Sie stand verdrießlich auf, und ging einige Schritte; dann kehrte sie lachend zurück, und rief: ich glaube eben, daß ich darum in dich vernarrt bin, ich will nur gehen und meinen Strickstrumpf holen, daß ich etwas zu thun habe. Bleibe ja, damit ich den steinernen Mann auf der steinernen Bank wieder finde.

Dießmal that sie ihm unrecht; denn so sehr er sich von ihr zu enthalten strebte, so würde er doch in diesem Augenblicke, hätte er sich mit ihr in einer einsamen

Laube befunden, ihre Liebkosungen wahrscheinlich nicht unerwiedert gelassen haben.

Sie ging, nachdem sie ihm einen leichtfertigen Blick zugeworfen, in das Haus. Er hatte keinen Beruf, ihr zu folgen, vielmehr hatte ihr Betragen einen neuen Widerwillen in ihm erregt; doch hob er sich, ohne selbst recht zu wissen warum, von der Bank, um ihr nachzugehen.

Er war eben im Begriff in die Thüre zu treten, als Melina herbeykam, ihn bescheiden anredete, und ihn wegen einiger im Wortwechsel zu hart ausgesprochenen Ausdrücke um Verzeihung bat. Sie nehmen mir nicht übel, fuhr er fort, wenn ich in dem Zustande, in dem ich mich befinde, mich vielleicht zu ängstlich bezeige; aber die Sorge für eine Frau, vielleicht bald für ein Kind, verhindert mich von einem Tag zum andern, ruhig zu leben, und meine Zeit mit dem Genuß angenehmer Empfindungen hinzubringen, wie Ihnen noch erlaubt ist. Ueberdenken Sie, und wenn es Ihnen möglich ist, so setzen Sie mich in den Besitz der theatralischen Geräthschaften, die sich hier vorfinden. Ich werde nicht lange Ihr Schuldner und Ihnen dafür ewig dankbar bleiben.

Wilhelm, der sich ungern auf der Schwelle aufgehalten sah, über die ihn eine unwiderstehliche Neigung in diesem Augenblicke zu Philinen hinüberzog, sagte mit einer überraschten Zerstreuung und eilfertigen Gutmüthigkeit: wenn ich Sie dadurch glücklich und zufrieden machen

kann, ſo will ich mich nicht länger bedenken. Gehn Sie hin, machen Sie alles richtig. Ich bin bereit, noch dieſen Abend oder morgen früh das Geld zu zahlen. Er gab hierauf Melina'n die Hand zur Beſtätigung ſeines Verſprechens, und war ſehr zufrieden, als er ihn eilig über die Straße weggehen ſah; leider aber wurde er von ſeinem Eindringen ins Haus zum zweytenmal und auf eine unangenehmere Weiſe zurück gehalten.

Ein junger Menſch mit einem Bündel auf dem Rücken kam eilig die Straße her, und trat zu Wilhelmen, der ihn gleich für Friedrichen erkannte.

Da bin ich wieder! rief er aus, indem er ſeine groſſen blauen Augen freudig umher und hinauf an alle Fenſter gehen ließ; wo iſt Mamſell? Der Henker mag es länger in der Welt aushalten, ohne ſie zu ſehen.

Der Wirth, der eben dazu getreten war, verſetzte, ſie iſt oben, und mit wenigen Sprüngen war er die Treppe hinauf, und Wilhelm blieb auf der Schwelle wie eingewurzelt ſtehen. Er hätte in den erſten Augenblicken den Jungen bey den Haaren rückwärts die Treppe herunterreiſſen mögen; dann hemmte der heftige Kampf einer gewaltſamen Eiferſucht auf einmal den Lauf ſeiner Lebensgeiſter und ſeiner Ideen, und da er ſich nach und nach von ſeiner Erſtarrung erholte, überfiel ihn eine Unruhe, ein Unbehagen, dergleichen er in ſeinem Leben noch nicht empfunden hatte.

Er ging auf seine Stube, und fand Mignon mit Schreiben beschäftigt. Das Kind hatte sich eine Zeit her mit grossem Fleisse bemüht, alles, was es auswendig wusste, zu schreiben, und hatte seinem Herrn und Freund das Geschriebene zu korrigiren gegeben. Sie war unermüdet, und fasste gut; aber die Buchstaben blieben ungleich und die Linien krumm. Auch hier schien ihr Körper dem Geiste zu widersprechen. Wilhelm, dem die Aufmerksamkeit des Kindes, wenn er ruhigen Sinnes war, grosse Freude machte, achtete dießmal wenig auf das, was sie ihm zeigte; sie fühlte es, und betrübte sich darüber nur destomehr, als sie glaubte, dießmal ihre Sache recht gut gemacht zu haben.

Wilhelms Unruhe trieb ihn auf den Gängen des Hauses auf und ab, und bald wieder an die Hausthüre. Ein Reiter sprengte vor, der ein gutes Ansehn hatte, und der bey gesetzten Jahren noch viel Munterkeit verrieth. Der Wirth eilte ihm entgegen, reichte ihm als einem bekannten Freunde die Hand, und rief: ey, Herr Stallmeister, sieht man Sie auch einmal wieder.

Ich will nur hier füttern, versetzte der Fremde, ich muß gleich hinüber auf das Gut, um in der Geschwindigkeit allerley einrichten zu lassen. Der Graf kömmt morgen mit seiner Gemahlin, sie werden sich eine Zeitlang drüben aufhalten, um den Prinzen von *** auf das Beste zu bewirthen, der in dieser Gegend wahrscheinlich sein Hauptquartier aufschlägt.

Es iſt Schade, daß Sie nicht bey uns bleiben können, verſetzte der Wirth, wir haben gute Geſellſchaft. Der Reitknecht, der nachſprengte, nahm dem Stallmeiſter das Pferd ab, der ſich unter der Thüre mit dem Wirth unterhielt, und Wilhelmen von der Seite anſah.

Dieſer, da er merkte, daß von ihm die Rede ſey, begab ſich weg, und ging einige Straßen auf und ab.

Dreyzehntes Capitel.

In der verdrießlichen Unruhe, in der er ſich befand, fiel ihm ein, den Alten aufzuſuchen, durch deſſen Hauſe er die böſen Geiſter zu verſcheuchen hoffte. Man wies ihn, als er nach dem Manne fragte, an ein ſchlechtes Wirthshaus in einem entfernten Winkel des Städtchens, und in demſelben die Treppe hinauf, bis auf den Boden, wo ihm der ſüße Harfenklang aus einer Kammer entgegen ſchallte. Es waren herzrührende, klagende Töne, von einem traurigen, ängſtlichen Geſange begleitet. Wilhelm ſchlich an die Thüre, und da der gute Alte eine Art von Phantaſie vortrug, und wenige Strophen theils ſingend theils recitirend immer wiederholte, konnte der Horcher, nach einer kurzen Aufmerkſamkeit, ungefähr folgendes verſtehen:

Wer nie ſein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf ſeinem Bette weinend ſaß,
Der kennt euch nicht, ihr himmliſchen Mächte.

Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen ſchuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein:
Denn alle Schuld rächt ſich auf Erden.

Die wehmüthige herzliche Klage drang tief in die Seele des Hörers. Es schien ihm, als ob der Alte manchmal von Thränen gehindert würde fortzufahren; dann klangen die Saiten allein, bis sich wieder die Stimme leise in gebrochenen Lauten darein mischte. Wilhelm stand an dem Pfosten, seine Seele war tief gerührt, die Trauer des Unbekannten schloß sein beklommenes Herz auf; er widerstand nicht dem Mitgefühl, und konnte und wollte die Thränen nicht zurückhalten, die des Alten herzliche Klage endlich auch aus seinen Augen hervorlockte. Alle Schmerzen, die seine Seele drückten, lösten sich zu gleicher Zeit auf, er überließ sich ihnen ganz, stieß die Kammerthüre auf, und stand vor dem Alten, der ein schlechtes Bette, den einzigen Hausrath dieser armseligen Wohnung, zu seinem Sitze zu nehmen genöthigt gewesen.

Was hast du mir für Empfindungen rege gemacht, guter Alter? rief er aus: Alles, was in meinem Herzen stockte, hast du los gelöst; laß dich nicht stören, sondern fahre fort, indem du deine Leiden lindern, einen Freund glücklich zu machen. Der Alte wollte aufstehen und etwas reden, Wilhelm verhinderte ihn daran; denn er hatte zu Mittage bemerkt, daß der Mann ungern sprach; er setzte sich vielmehr zu ihm auf den Strohsack nieder.

Der Alte trocknete seine Thränen, und fragte mit einem freundlichen Lächeln: wie kommen Sie hierher? Ich wollte Ihnen diesen Abend wieder aufwarten.

Wir ſind hier ruhiger, verſetzte Wilhelm, ſinge mir, was du willſt, was zu deiner Lage paßt, und thue nur, als ob ich gar nicht hier wäre. Es ſcheint mir, als ob du heute nicht irren könnteſt. Ich finde dich ſehr glücklich, daß du dich in der Einſamkeit ſo angenehm beſchäftigen und unterhalten kannſt, und da du überall ein Fremdling biſt, in deinem Herzen die angenehmſte Bekanntſchaft findeſt.

Der Alte blickte auf ſeine Saiten, und nachdem er ſanft präludirt, ſtimmte er an und ſang:

Wer ſich der Einſamkeit ergiebt
Ach! der iſt bald allein.
Ein jeder lebt, ein jeder liebt,
Und läßt ihn ſeiner Pein.

Ja! laßt mich meiner Qual!
Und kann ich nur einmal
Recht einſam ſeyn,
Dann bin ich nicht allein.

Es ſchleicht ein Liebender lauſchend ſacht!
Ob ſeine Freundin allein?
So überſchleicht bey Tag und Nacht
Mich Einſamen die Pein,
Mich Einſamen die Qual.
Ach werd' ich erſt einmal
Einſam im Grabe ſeyn,
Da läßt ſie mich allein!

Wir würden zu weitläuftig werden, und doch die Anmuth der ſeltſamen Unterredung nicht ausdrücken können,

die unſer Freund mit dem abenteuerlichen Fremden hielt. Auf alles, was der Jüngling zu ihm ſagte, antwortete der Alte mit der reinſten Uebereinſtimmung durch Anklänge, die alle verwandten Empfindungen rege machten, und der Einbildungskraft ein weites Feld eröffneten.

Wer einer Verſammlung frommer Menſchen, die ſich, abgeſondert von der Kirche, reiner, herzlicher und geiſtreicher zu erbauen glauben, beygewohnt hat, wird ſich auch einen Begriff von der gegenwärtigen Scene machen können; er wird ſich erinnern, wie der Liturg ſeinen Worten den Vers eines Geſanges anzupaſſen weiß, der die Seele dahin erhebt, wohin der Redner wünſcht, daß ſie ihren Flug nehmen möge, wie bald darauf ein anderer aus der Gemeinde, in einer andern Melodie, den Vers eines andern Liedes hinzufügt, und an dieſen wieder ein dritter einen dritten anknüpft, wodurch die verwandten Ideen der Lieder, aus denen ſie entlehnt ſind, zwar erregt werden, jede Stelle aber durch die neue Verbindung neu und individuell wird, als wenn ſie in dem Augenblicke erfunden worden wäre; wodurch denn aus einem bekannten Kreiſe von Ideen, aus bekannten Liedern und Sprüchen, für dieſe beſondere Geſellſchaft, für dieſen Augenblick ein eigenes Ganzes entſteht, durch deſſen Genuß ſie belebt, geſtärkt und erquickt wird. So erbaute der Alte ſeinen Gaſt, indem er, durch bekannte und unbekannte Lieder und Stellen, nahe und ferne Gefühle,

wachende und ſchlummernde, angenehme und ſchmerzliche Empfindungen in eine Zirkulation brachte, von der in dem gegenwärtigen Zuſtande unſers Freundes das beſte zu hoffen war.

Vierzehntes Capitel.

Denn wirklich fing er auf dem Rückwege über seine Lage lebhafter, als bisher geschehen, zu denken an, und war mit dem Vorsatze, sich aus derselben heraus zu reissen, nach Hause gelangt, als ihm der Wirth sogleich im Vertrauen eröffnete, daß Mademoiselle Philine an dem Stallmeister des Grafen eine Eroberung gemacht habe, der, nachdem er seinen Auftrag auf dem Guthe ausgerichtet, in höchster Eile zurück gekommen sey, und ein gutes Abendessen oben auf ihrem Zimmer mit ihr verzehre.

In eben diesem Augenblicke trat Melina mit dem Notarius herein; sie gingen zusammen auf Wilhelms Zimmer, wo dieser, wiewohl mit einigem Zaudern, seinem Versprechen Genüge leistete, dreyhundert Thaler, auf Wechsel, an Melina auszahlte, welche dieser sogleich dem Notarius übergab, und dagegen das Document über den geschlossenen Kauf der ganzen theatralischen Geräthschaft erhielt, welche ihm morgen früh übergeben werden sollte.

Kaum waren sie auseinander gegangen, als Wilhelm ein entsetzliches Geschrey in dem Hause vernahm.

Er hörte eine jugendliche Stimme, die, zornig und drohend, durch ein unmäßiges Weinen und Heulen, durchbrach. Er hörte diese Wehklage von oben herunter an seiner Stube vorbey nach dem Hausplatze eilen.

Als die Neugierde unsern Freund herunter lockte, fand er Friedrichen in einer Art von Raserey. Der Knabe weinte, knirschte, stampfte, drohte mit geballten Fäusten, und stellte sich ganz ungebährdig vor Zorn und Verdruß. Mignon stand gegenüber und sah mit Verwunderung zu, und der Wirth erklärte einigermaßen diese Erscheinung.

Der Knabe sey nach seiner Rückkunft, da ihn Philine gut aufgenommen, zufrieden, lustig und munter gewesen, habe gesungen und gesprungen bis zur Zeit, da der Stallmeister mit Philinen Bekanntschaft gemacht. Nun habe das Mittelding zwischen Kind und Jüngling angefangen, seinen Verdruß zu zeigen, die Thüren zuzuschlagen, und auf und nieder zu rennen. Philine habe ihm befohlen, heute Abend bei Tische aufzuwarten, worüber er nur noch mürrischer und trotziger geworden; endlich habe er eine Schüssel mit Ragout, anstatt sie auf den Tisch zu setzen, zwischen Mademoiselle und den Gast, die ziemlich nahe zusammen gesessen, hineingeworfen, worauf ihm der Stallmeister ein paar tüchtige Ohrfeigen gegeben, und ihn zur Thüre hinausgeschmissen. Er, der Wirth, habe darauf die beiden Personen säubern helfen, deren Kleider sehr übel zugerichtet gewesen.

Als der Knabe die gute Wirkung seiner Rache vernahm, fing er laut zu lachen an, indem ihm noch immer die Thränen an den Backen herunter liefen. Er freute sich einige Zeit herzlich, bis ihm der Schimpf, den ihm der Stärkere angethan, wieder einfiel, da er denn von neuem zu heulen und zu drohen anfing.

Wilhelm stand nachdenklich und beschämt vor dieser Scene. Er sah sein eignes Innerstes, mit starken und übertriebenen Zügen dargestellt; auch er war von einer unüberwindlichen Eifersucht entzündet, auch er, wenn ihn der Wohlstand nicht zurückgehalten hätte, würde gern seine wilde Laune befriedigt, gern, mit tückischer Schadenfreude, den geliebten Gegenstand verletzt, und seinen Nebenbuhler aufgefordert haben; er hätte die Menschen, die nur zu seinem Verdrusse da zu seyn schienen, vertilgen mögen.

Laertes, der auch herbeygekommen war, und die Geschichte vernommen hatte, bestärkte schelmisch den aufgebrachten Knaben, als dieser betheuerte und schwur, der Stallmeister müsse ihm Satisfaction geben, er habe noch keine Beleidigung auf sich sitzen lassen, weigere sich der Stallmeister, so werde er sich zu rächen wissen.

Laertes war hier grade in seinem Fache. Er ging ernsthaft hinauf, den Stallmeister im Namen des Knaben heraus zu fordern.

Das ist lustig, sagte dieser, einen solchen Spaß hätte ich mir heute Abend kaum vorgestellt. Sie gingen

hinunter, und Philine folgte ihnen. Mein Sohn, sagte der Stallmeister zu Friedrichen, du bist ein braver Junge, und ich weigere mich nicht, mit dir zu fechten; nur da die Ungleichheit unsrer Jahre und Kräfte die Sache ohnehin etwas abenteuerlich macht, so schlag ich statt anderer Waffen ein Paar Rappiere vor; wir wollen die Knöpfe mit Kreide bestreichen, und wer dem andern den ersten, oder die meisten Stöße auf den Rock zeichnet, soll für den Ueberwinder gehalten, und von dem andern mit dem besten Weine, der in der Stadt zu haben ist, tractirt werden.

Laertes entschied, daß dieser Vorschlag angenommen werden könnte; Friedrich gehorchte ihm als seinem Lehrmeister. Die Rappiere kamen herbey. Philine setzte sich hin, strickte, und sah beiden Kämpfern mit großer Gemüthsruhe zu.

Der Stallmeister, der sehr gut focht, war gefällig genug, seinen Gegner zu schonen, und sich einige Kreidenflecke auf den Rock bringen zu lassen, worauf sie sich umarmten, und Wein herbeygeschaft wurde. Der Stallmeister wollte Friedrichs Herkunft und seine Geschichte wissen, der denn ein Mährchen erzählte, das er schon oft wiederhohlt hatte, und mit dem wir ein andermal unsre Leser bekannt zu machen denken.

In Wilhelms Seele vollendete indeſſen dieſer Zweykampf die Darſtellung ſeiner eigenen Gefühle, denn er konnte ſich nicht leugnen, daß er das Rappier, ja lieber noch einen Degen ſelbſt gegen den Stallmeiſter zu führen wünſchte, wenn er ſchon einſah, daß ihm dieſer in der Fechtkunſt weit überlegen ſey. Doch würdigte er Philinen nicht eines Blicks, hütete ſich vor jeder Aeuſſerung, die ſeine Empfindung hätte verrathen können, und eilte, nachdem er einigemal auf die Geſundheit der Kämpfer Beſcheid gethan, auf ſein Zimmer, wo ſich tauſend unangenehme Gedanken auf ihn zudrängten.

Er erinnerte ſich der Zeit, in der ſein Geiſt durch ein unbedingtes hoffnungsreiches Streben empor gehoben wurde, wo er in dem lebhafteſten Genuſſe aller Art, wie in einem Elemente ſchwamm. Es ward ihm deutlich, wie er jetzt in ein unbeſtimmtes Schlendern gerathen war, in welchem er nur noch ſchlürfend koſtete, was er ſonſt mit vollen Zügen eingeſogen hatte; aber deutlich konnte er nicht ſehen, welches unüberwindliche Bedürfniß ihm die Natur zum Geſetz gemacht hatte, und wie ſehr dieſes Bedürfniß durch Umſtände nur gereizt, halb befriedigt und irre geführt worden war.

Es darf alſo niemand wundern, wenn er bey Betrachtung ſeines Zuſtandes, und indem er ſich aus demſelben heraus zu denken arbeitete, in die gröſte Verwir-

rung gerieth. Es war nicht genug, daß er durch ſeine Freundſchaft zu Laertes, durch ſeine Neigung zu Philinen, durch ſeinen Antheil an Mignon, länger als billig an einem Orte und in einer Geſellſchaft feſtgehalten wurde, in welcher er ſeine Lieblingsneigung hegen, gleichſam verſtohlen ſeine Wünſche befriedigen, und ohne ſich einen Zweck vorzuſetzen, ſeinen alten Träumen nachſchleichen konnte. Aus dieſen Verhältniſſen ſich los zu reiſſen, und gleich zu ſcheiden, glaubte er Kraft genug zu beſitzen. Nun hatte er aber vor wenigen Augenblicken ſich mit Melina in ein Geldgeſchäfte eingelaſſen, er hatte den räthſelhaften Alten kennen lernen, welchen zu entziffern er eine unbeſchreibliche Begierde fühlte. Allein auch dadurch ſich nicht zurück halten zu laſſen, war er nach lang hin und her geworfenen Gedanken entſchloſſen, oder glaubte wenigſtens entſchloſſen zu ſeyn. Ich muß fort, rief er aus, ich will fort! Er warf ſich in einen Seſſel, und war ſehr bewegt. Mignon trat herein und fragte, ob ſie ihn aufwickeln dürfe? Sie kam ſtill; es ſchmerzte ſie tief, daß er ſie heute ſo kurz abgefertigt hatte.

Nichts iſt rührender, als wenn eine Liebe, die ſich im Stillen genährt, eine Treue, die ſich im Verborgenen befeſtiget hat, endlich dem, der ihrer bisher nicht werth geweſen, zur rechten Stunde nahe kommt, und ihm offenbar wird. Die lange und ſtreng verſchloſſene Knoſpe

war reif, und Wilhelms Herz konnte nicht empfänglicher seyn.

Sie stand vor ihm, und sah seine Unruhe. — Herr! rief sie aus, wenn du unglücklich bist, was soll Mignon werden? — Liebes Geschöpf, sagte er, indem er ihre Hände nahm, du bist auch mit unter meinen Schmerzen. — Ich muß fort. — Sie sah ihm in die Augen, die von verhaltenen Thränen blinkten, und kniete mit Heftigkeit vor ihm nieder. Er behielt ihre Hände, sie legte ihr Haupt auf seine Knie, und war ganz still. Er spielte mit ihren Haaren, und war freundlich. Sie blieb lange ruhig. Endlich fühlte er an ihr eine Art Zucken, das ganz sachte anfing, und sich durch alle Glieder wachsend verbreitete. — Was ist dir Mignon? rief er aus, was ist dir? — Sie richtete ihr Köpfchen auf, und sah ihn an, fuhr auf einmal nach dem Herzen, wie mit einer Gebährde, welche Schmerzen verbeißt. Er hob sie auf, und sie fiel auf seinen Schoos, er druckte sie an sich, und küßte sie. Sie antwortete durch keinen Händedruck, durch keine Bewegung. Sie hielt ihr Herz fest, und auf einmal that sie einen Schrey, der mit krampfigen Bewegungen des Körpers begleitet war. Sie fuhr auf, und fiel auch sogleich wie an allen Gelenken gebrochen vor ihm nieder. Es war ein gräßlicher Anblick! — Mein Kind! rief er aus, indem er sie aufhob, und fest umarmte, mein Kind, was ist dir? — Die Zuckung dauerte fort, die vom Her-

gen ſich den ſchlotternden Gliedern mittheilte; ſie hieng nur in ſeinen Armen. Er ſchloß ſie an ſein Herz, und benetzte ſie mit ſeinen Thränen. Auf einmal ſchien ſie wieder angeſpannt, wie eins, das den höchſten körperlichen Schmerz erträgt; und bald mit einer neuen Heftigkeit wurden alle ihre Glieder wieder lebendig, und ſie warf ſich ihm, wie ein Reſſort, das zuſchlägt, um den Hals, indem in ihrem Innerſten wie ein gewaltiger Riß geſchah, und in dem Augenblicke floß ein Strom von Thränen aus ihren geſchloſſenen Augen in ſeinen Buſen. Er hielt ſie feſt. Sie weinte, und keine Zunge ſpricht die Gewalt dieſer Thränen aus. Ihre langen Haare waren aufgegangen, und hingen von der Weinenden nieder, und ihr ganzes Weſen ſchien in einen Bach von Thränen unaufhaltſam dahin zu ſchmelzen. Ihre ſtarren Glieder wurden gelinder, es ergoß ſich ihr Innerſtes, und in der Verirrung des Augenblickes fürchtete Wilhelm, ſie werde in ſeinen Armen zerſchmelzen, und er nichts von ihr übrig behalten. Er hielt ſie nur feſter und feſter. — Mein Kind! rief er aus, mein Kind! du biſt ja mein! wenn dich das Wort tröſten kann. Du biſt mein! ich werde dich behalten, dich nicht verlaſſen! — Ihre Thränen floſſen noch immer. — Endlich richtete ſie ſich auf. Eine weiche Heiterkeit glänzte von ihrem Geſichte. — Mein Vater! rief ſie, du willſt mich nicht verlaſſen! willſt mein Vater ſeyn! — Ich bin dein Kind!

Sanft fing vor der Thüre die Harfe an zu klingen; der Alte brachte seine herzlichsten Lieder dem Freunde zum Abendopfer, der, sein Kind immer fester in Armen haltend, des reinsten unbeschreiblichsten Glückes genoß.

Wilhelm Meisters Lehrjahre.

Drittes Buch.

Erſtes Capitel.

Kennſt du das Land? wo die Citronen blühn,
Im dunkeln Laub die Gold-Orangen glühn,
Ein ſanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte ſtill und hoch der Lorbeer ſteht,
Kennſt du es wohl?
Dahin! Dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn.

Kennſt du das Haus? auf Säulen ruht ſein Dach,
Es glänzt der Saal, es ſchimmert das Gemach,
Und Marmorbilder ſtehn und ſehn mich an:
Was hat man dir, du armes Kind gethan?
Kennſt du es wohl?
Dahin! Dahin!
Möcht' ich mit dir, o mein Beſchützer, ziehn.

Kennſt du den Berg und ſeinen Wolkenſteg?
Das Maulthier ſucht im Nebel ſeinen Weg,
In Hölen wohnt der Drachen alte Brut,
Es ſtürzt der Fels und über ihn die Fluth.
Kennſt du ihn wohl?
Dahin! Dahin!
Geht unſer Weg! o Vater, laß uns ziehn!

Als Wilhelm des Morgens sich nach Mignon im Hause umsah, fand er sie nicht, hörte aber, daß sie früh mit Melina ausgegangen sey, welcher sich, um die Garderobe und die übrigen Theater-Geräthschaften zu übernehmen, bey Zeiten aufgemacht hatte.

Nach Verlauf einiger Stunden hörte Wilhelm Musik vor seiner Thüre. Er glaubte anfänglich, der Harfenspieler sey schon wieder zugegen; allein er unterschied bald die Töne einer Zitter, und die Stimme, welche zu singen anfing, war Mignons Stimme. Wilhelm öfnete die Thüre, das Kind trat herein und sang das Lied, das wir so eben aufgezeichnet haben.

Melodie und Ausdruck gefielen unserm Freunde besonders, ob er gleich die Worte nicht alle verstehen konnte. Er ließ sich die Strophen wiederholen und erklären, schrieb sie auf und übersetzte sie ins Deutsche. Aber die Originalität der Wendungen konnte er nur von ferne nachahmen; die kindliche Unschuld des Ausdrucks verschwand, indem die gebrochene Sprache übereinstimmend, und das Unzusammenhängende verbunden ward. Auch konnte der Reiz der Melodie mit nichts verglichen werden.

Sie fing jeden Vers feyerlich und prächtig an, als ob sie auf etwas sonderbares aufmerksam machen, als ob sie etwas wichtiges vortragen wollte. Bei der dritten Zeile ward der Gesang dumpfer und düsterer, das: kennst du es wohl? drückte sie geheimnißvoll und bedächtig aus, in dem: dahin! dahin! lag eine un-

widerstehliche Sehnsucht, und ihr: Laß uns ziehn! wußte sie, bey jeder Wiederholung, dergestalt zu modifiziren, daß es bald bittend und dringend, bald treibend und vielversprechend war.

Nachdem sie das Lied zum zweytenmale geendigt hatte, hielt sie einen Augenblick inne, sah Wilhelmen scharf an und fragte: kennst du das Land? — Es muß wohl Italien gemeynt seyn, versetzte Wilhelm, woher hast du das Liedchen? — Italien! sagte Mignon bedeutend: gehst du nach Italien, so nimm mich mit, es friert mich hier. — Bist du schon dort gewesen, liebe Kleine? fragte Wilhelm. — Das Kind war still und nichts weiter aus ihm zu bringen.

Melina, der hereinkam, besah die Zitter und freute sich, daß sie schon so hübsch zurecht gemacht sey. Das Instrument war ein Inventarienstück der alten Garderobe. Mignon hatte sich's diesen Morgen ausgebeten, der Harfenspieler bezog es sogleich, und das Kind entwickelte bey dieser Gelegenheit ein Talent, was man an ihm bisher noch nicht kannte.

Melina hatte schon die Garderobe mit allem Zugehör übernommen; einige Glieder des Stadtraths versprachen ihm gleich die Erlaubniß, einige Zeit im Orte zu spielen. Mit frohem Herzen und erheitertem Gesichte kam er nunmehr wieder zurück. Er schien ein ganz anderer Mensch zu seyn. Denn er war sanft, höflich gegen jedermann, ja zuvorkommend und einnehmend. Er wünschte sich Glück,

daß er nunmehr seine Freunde, die bisher verlegen und müßig gewesen, werde beschäftigen und auf eine Zeitlang engagiren können, wobey er zugleich bedauerte, daß er freylich zum Anfange nicht im Stande sey, die vortrefflichen Subjecte, die das Glück ihm zugeführt, nach ihren Fähigkeiten und Talenten zu belohnen, da er seine Schuld einem so großmüthigen Freunde, als Wilhelm sich gezeigt habe, vor allen Dingen abtragen müsse.

Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, sagte Melina zu ihm, welche Freundschaft Sie mir erzeigen, indem Sie mir zur Direction eines Theaters verhelfen. Denn als ich Sie antraf, befand ich mich in einer sehr wunderlichen Lage. Sie erinnern sich, wie lebhaft ich Ihnen bey unsrer ersten Bekanntschaft meine Abneigung gegen das Theater sehen ließ, und doch mußte ich mich, sobald ich verheirathet war, aus Liebe zu meiner Frau, welche sich viel Freude und Beyfall versprach, nach einem Engagement umsehen. Ich fand keins, wenigstens kein beständiges, dagegen aber, glücklicherweise, einige Geschäftsmänner, die eben in außerordentlichen Fällen jemanden brauchen konnten, der mit der Feder umzugehen wußte, Französisch verstand, und im Rechnen nicht ganz unerfahren war. So ging es mir eine Zeitlang recht gut, ich ward leidlich bezahlt, schaffte mir manches an, und meine Verhältnisse machten mir keine Schande. Allein die außerordentlichen Aufträge meiner Gönner gingen zu Ende, an eine dauerhafte Versorgung war nicht zu denken, und

meine Frau verlangte nur deſto eifriger nach dem Thea-
ter, leider zu einer Zeit, wo ihre Umſtände nicht die vor-
theilhafteſten ſind, um ſich dem Publico mit Ehren dar-
zuſtellen. Nun, hoffe ich, ſoll die Anſtalt, die ich durch
Ihre Hülfe einrichten werde, für mich und die meinigen
ein guter Anfang ſeyn, und ich verdanke Ihnen mein künf-
tiges Glück, es werde auch wie es wolle.

Wilhelm hörte dieſe Aeußerungen mit Zufriedenheit
an, und die ſämmtlichen Schauſpieler waren gleichfalls
mit den Erklärungen des neuen Directors ſo ziemlich zu-
frieden, freuten ſich heimlich, daß ſich ſo ſchnell ein En-
gagement zeige, und waren geneigt, für den Anfang,
mit einer geringen Gage vorlieb zu nehmen, weil die mei-
ſten dasjenige, was ihnen ſo unvermuthet angeboten wur-
de, als einen Zuſchuß anſahen, auf den ſie vor kurzem
noch nicht Rechnung machen konnten. Melina war im
Begriff dieſe Dispoſition zu benutzen, ſuchte auf eine ge-
ſchickte Weiſe jeden beſonders zu ſprechen, und hatte bald
den einen auf dieſe den andern auf eine andere Weiſe zu
bereden gewußt, daß ſie die Contracte geſchwind abzu-
ſchließen geneigt waren, über das neue Verhältniß kaum
nachdachten, und ſich ſchon geſichert glaubten, mit ſechs-
wöchentlicher Aufkündigung wieder loskommen zu können.

Nun ſollten die Bedingungen in gehörige Form ge-
bracht werden, und Melina dachte ſchon an die Stücke,
mit denen er zuerſt das Publicum anlocken wollte, als
ein Courier dem Stallmeiſter die Ankunft der Herrſchaft

verkündigte, und dieſer die untergelegten Pferde vorzuführen befahl.

Bald darauf fuhr der hochbepackte Wagen, von deſſen Bocke zwey Bedienten heruntersprangen, vor dem Gaſthauſe vor, und Philine war nach ihrer Art am erſten bey der Hand und ſtellte ſich unter die Thüre.

Wer iſt Sie? fragte die Gräfin im Hereintreten.

Eine Schauſpielerin, Ihro Erellenz zu dienen, war die Antwort, indem der Schalk mit einem gar frommen Geſichte und demüthigen Gebärden ſich neigte und der Dame den Rock küßte.

Der Graf, der noch einige Perſonen umher ſtehen ſah, die ſich gleichfalls für Schauſpieler ausgaben, erkundigte ſich nach der Stärke der Geſellſchaft, nach dem lezten Orte ihres Aufenthalts und ihrem Director. Wenn es Franzoſen wären, ſagte er zu ſeiner Gemahlin, könnten wir dem Prinzen eine unerwartete Freude machen, und ihm bey uns ſeine Lieblingsunterhaltung verſchaffen.

Es käme darauf an, verſetzte die Gräfin, ob wir nicht dieſe Leute, wenn ſie ſchon unglücklicherweiſe nur Deutſche ſind, auf dem Schloß, ſo lange der Fürſt bey uns bleibt, ſpielen ließen. Sie haben doch wohl einige Geſchicklichkeit. Eine große Societät läßt ſich am beſten durch ein Theater unterhalten, und der Baron würde ſie ſchon zuſtutzen.

Unter dieſen Worten gingen ſie die Treppe hinauf, und Melina präſentirte ſich oben als Director. Auf Er

ſeine Leute zuſammen, ſagte der Graf, und ſtell Er ſie mir vor, damit ich ſehe, was an ihnen iſt. Ich will auch zugleich die Liſte von den Stücken ſehen, die ſie allenfalls aufführen könnten.

Melina eilte mit einem tiefen Bücklinge aus dem Zimmer, und kam bald mit den Schauſpielern zurück. Sie drückten ſich vor und hinter einander, die einen präſentirten ſich ſchlecht, aus großer Begierde zu gefallen, und die andern nicht beſſer, weil ſie ſich leichtſinnig darſtellten. Philine bezeigte der Gräfin, die außerordentlich gnädig und freundlich war, alle Ehrfurcht; der Graf muſterte indeß die übrigen. Er fragte einen jeden nach ſeinem Fache, und äußerte gegen Melina: daß man ſtreng auf Fächer halten müſſe, welchen Ausſpruch dieſer in der größten Devotion aufnahm.

Der Graf bemerkte darauf einem jeden, worauf er beſonders zu ſtudiren, was er an ſeiner Figur und Stellung zu beſſern habe, zeigte ihnen einleuchtend, woran es den Deutſchen immer fehle, und ließ ſo außerordentliche Kenntniſſe ſehen, daß alle in der größten Demuth vor ſo einem erleuchteten Kenner und erlauchten Beſchützer ſtanden, und kaum Athem zu holen ſich getrauten.

Wer iſt der Menſch dort in der Ecke? fragte der Graf, indem er nach einem Subjecte ſah, das ihm noch nicht vorgeſtellt worden war, und eine hagre Figur nahte ſich in einem abgetragenen, auf dem Ellbogen mit Fleckchen beſetzten Rocke; eine kümmerliche Perücke bedeckte das Haupt des demüthigen Klienten.

Dieſer Menſch, den wir ſchon aus dem vorigen Buche als Philinens Liebling kennen, pflegte gewöhnlich Pedanten, Magiſter und Poeten zu ſpielen, und meiſtens die Rolle zu übernehmen, wenn jemand Schläge kriegen oder begoſſen werden ſollte. Er hatte ſich gewiſſe kriechende, lächerliche, furchtſame Bücklinge angewöhnt, und ſeine ſtockende Sprache, die zu ſeinen Rollen paßte, machte die Zuſchauer lachen, ſo daß er immer noch als ein brauchbares Glied der Geſellſchaft angeſehen wurde, beſonders da er übrigens ſehr dienſtfertig und gefällig war. Er nahte ſich auf ſeine Weiſe dem Grafen, neigte ſich vor demſelben, und beantwortete jede Frage auf die Art, wie er ſich in ſeinen Rollen auf dem Theater zu gebärden pflegte. Der Graf ſah ihn mit gefälliger Aufmerkſamkeit und mit Ueberlegung eine Zeitlang an, alsdann rief er, indem er ſich zu der Gräfin wendete: mein Kind, betrachte mir dieſen Mann genau, ich hafte dafür, das iſt ein großer Schauſpieler, oder kann es werden. Der Menſch machte von ganzem Herzen einen albernen Bückling, ſo daß der Graf laut über ihn lachen mußte, und ausrief: Er macht ſeine Sachen excellent, ich wette, dieſer Menſch kann ſpielen was er will, und es iſt Schade, daß man ihn bisher zu nichts beſſerm gebraucht hat.

Ein ſo außerordentlicher Vorzug war für die übrigen ſehr kränkend, nur Melina empfand nichts davon, er gab vielmehr dem Grafen vollkommen recht, und verſetzte

mit

mit ehrfurchtsvoller Mine: ach ja, es hat wohl ihm und mehreren von uns nur ein solcher Kenner und eine solche Aufmunterung gefehlt, wie wir sie gegenwärtig an Ew. Excellenz gefunden haben.

Ist das die sämmtliche Gesellschaft? sagte der Graf.

Es sind einige Glieder abwesend, versetzte der kluge Melina, und überhaupt könnten wir, wenn wir nur Unterstützung fänden, sehr bald aus der Nachbarschaft vollzählig seyn.

Indessen sagte Philine zur Gräfin: es ist noch ein recht hübscher junger Mann oben, der sich gewiß bald zum ersten Liebhaber qualifiziren würde.

Warum läßt er sich nicht sehen? versetzte die Gräfin.

Ich will ihn holen, rief Philine, und eilte zur Thüre hinaus.

Sie fand Wilhelmen noch mit Mignon beschäftigt, und beredete ihn mit herunter zu gehen. Er folgte ihr mit einigem Unwillen, doch trieb ihn die Neugier; denn da er von vornehmen Personen hörte, war er voll Verlangen, sie näher kennen zu lernen. Er trat ins Zimmer, und seine Augen begegneten sogleich den Augen der Gräfin, die auf ihn gerichtet waren. Philine zog ihn zu der Dame, indeß der Graf sich mit den übrigen beschäftigte. Wilhelm neigte sich, und gab auf verschiedene Fragen, welche die reizende Dame an ihn that, nicht ohne Verwirrung Antwort. Ihre Schönheit, Jugend,

Anmuth, Zierlichkeit und feines Betragen machten den angenehmsten Eindruck auf ihn, um so mehr, da ihre Reden und Gebärden mit einer gewissen Schamhaftigkeit, ja man dürfte sagen, Verlegenheit, begleitet waren. Auch dem Grafen ward er vorgestellt, der aber wenig Acht auf ihn hatte, sondern zu seiner Gemahlin ans Fenster trat, und sie um etwas zu fragen schien. Man konnte bemerken, daß ihre Meinung auf das lebhafteste mit der seinigen übereinstimmte, ja daß sie ihn eifrig zu bitten und ihn in seiner Gesinnung zu bestärken schien.

Er kehrte sich darauf bald zu der Gesellschaft, und sagte: ich kann mich gegenwärtig nicht aufhalten, aber ich will einen Freund zu euch schicken, und wenn ihr billige Bedingungen macht, und euch recht viel Mühe geben wollt, so bin ich nicht abgeneigt, euch auf dem Schlosse spielen zu lassen.

Alle bezeigten ihre große Freude darüber, und besonders küßte Philine mit der größten Lebhaftigkeit der Gräfin die Hände.

Sieht Sie Kleine, sagte die Dame, indem sie dem leichtfertigen Mädchen die Backen klopfte: sieht Sie, mein Kind: da kommt Sie wieder zu mir, ich will schon mein Versprechen halten, Sie muß sich nur besser anziehen. Philine entschuldigte sich, daß sie wenig auf ihre Garderobe zu verwenden habe, und sogleich befahl die Gräfin ihren Kammerfrauen, einen englischen Hut und ein seidnes Halstuch, die leicht auszupacken waren, her-

auf zu geben. Nun putzte die Gräfin ſelbſt Philinen an, die fortfuhr ſich mit einer ſcheinheiligen, unſchuldigen Miene gar artig zu gebärden und zu betragen.

Der Graf bot ſeiner Gemahlin die Hand und führte ſie hinunter. Sie grüßte die ganze Geſellſchaft im Vorbeygehen freundlich, und kehrte ſich nochmals gegen Wilhelmen um, indem ſie mit der huldreichſten Miene zu ihm ſagte: wir ſehen uns bald wieder.

So glückliche Ausſichten belebten die ganze Geſellſchaft; jeder ließ nunmehr ſeinen Hoffnungen, Wünſchen und Einbildungen freyen Lauf, ſprach von den Rollen, die er ſpielen, von dem Beyfall, den er erhalten wollte. Melina überlegte, wie er noch geſchwind, durch einige Vorſtellungen, den Einwohnern des Städtchens etwas Geld abnehmen und zugleich die Geſellſchaft in Athem ſetzen könne, indeß andre in die Küche gingen, um ein beſſeres Mittagseſſen zu beſtellen, als man ſonſt einzunehmen gewohnt war.

Zweytes Capitel.

Nach einigen Tagen kam der Baron, und Melina empfing ihn nicht ohne Furcht. Der Graf hatte ihn als einen Kenner angekündigt, und es war zu besorgen, er werde gar bald die schwache Seite des kleinen Haufens entdecken, und einsehen, daß er keine formirte Truppe vor sich habe, indem sie kaum Ein Stück gehörig besetzen konnten; allein sowohl der Director als die sämmtlichen Glieder waren bald aus aller Sorge, da sie an dem Baron einen Mann fanden, der mit dem größten Enthusiasmus das vaterländische Theater betrachtete, dem ein jeder Schauspieler und jede Gesellschaft willkommen und erfreulich war. Er begrüßte sie alle mit Feyerlichkeit, pries sich glücklich eine deutsche Bühne so unvermuthet anzutreffen, mit ihr in Verbindung zu kommen, und die vaterländischen Musen in das Schloß seines Verwandten einzuführen. Er brachte bald darauf ein Heft aus der Tasche, in welchem Melina die Puncte des Contracts zu erblicken hoffte; allein es war ganz etwas anderes. Der Baron bat sie, ein Drama, das er selbst verfertigt, und das er von ihnen gespielt zu sehen wünschte, mit Aufmerksamkeit anzuhören. Willig schlossen sie einen Kreis,

und waren erfreut, mit so geringen Kosten sich in der Gunst eines so nothwendigen Mannes befestigen zu können, obgleich ein jeder nach der Dicke des Heftes übermäßig lange Zeit befürchtete. Auch war es wirklich so, das Stück war in fünf Akten geschrieben, und von der Art, die gar kein Ende nimmt.

Der Held war ein vornehmer, tugendhafter, großmüthiger und dabey verkannter und verfolgter Mann, der aber denn doch zuletzt den Sieg über seine Feinde davon trug, über welche sodann die strengste poetische Gerechtigkeit ausgeübt worden wäre, wenn er ihnen nicht auf der Stelle verziehen hätte.

Indem dieses Stück vorgetragen wurde, hatte jeder Zuhörer Raum genug an sich selbst zu denken, und ganz sachte aus der Demuth, zu der er sich noch vor kurzem geneigt fühlte, zu einer glücklichen Selbstgefälligkeit empor zu steigen, und von da aus die anmuthigsten Aussichten in die Zukunft zu überschauen. Diejenigen, die keine ihnen angemessene Rolle in dem Stück fanden, erklärten es bey sich für schlecht, und hielten den Baron für einen unglücklichen Autor, dagegen die andern eine Stelle, bey der sie beklatscht zu werden hofften, mit dem größten Lobe zur möglichsten Zufriedenheit des Verfassers verfolgten.

Mit dem Oekonomischen waren sie geschwind fertig. Melina wußte zu seinem Vortheil mit dem Baron den

Contract abzuschließen, und ihn vor den übrigen Schauspielern geheim zu halten.

Ueber Wilhelmen sprach Melina den Baron im Vorbeygehen, und versicherte, daß er sich sehr gut zum Theaterdichter qualifizire, und zum Schauspieler selbst keine üblen Anlagen habe. Der Baron machte sogleich mit ihm als einem Collegen Bekanntschaft, und Wilhelm produzirte einige kleine Stücke, die nebst wenigen Reliquien an jenem Tage, als er den grösten Theil seiner Arbeiten in Feuer aufgehen ließ, durch einen Zufall gerettet wurden. Der Baron lobte sowohl die Stücke als den Vortrag, nahm als bekannt an, daß er mit hinüber auf das Schloß kommen würde, versprach, bey seinem Abschiede, allen die beste Aufnahme, bequeme Wohnung, gutes Essen, Beyfall und Geschenke, und Melina setzte noch die Versicherung eines bestimmten Taschengeldes hinzu.

Man kann denken, in welche gute Stimmung durch diesen Besuch die Gesellschaft gesetzt war, indem sie statt eines ängstlichen und niedrigen Zustandes auf einmal Ehre und Behagen vor sich sah. Sie machten sich schon zum voraus auf jene Rechnung lustig, und jedes hielt für unschicklich, nur noch irgend einen Groschen Geld in der Tasche zu behalten.

Wilhelm ging indessen mit sich zu Rathe, ob er die Gesellschaft auf das Schloß begleiten solle? und fand in mehr als einem Sinne räthlich dahin zu gehen. Melina

hofte bey dieſem vortheilhaften Engagement ſeine Schuld wenigſtens zum Theil abtragen zu können, und unſer Freund, der auf Menſchenkenntniß ausging, wollte die Gelegenheit nicht verſäumen, die große Welt näher kennen zu lernen, in der er viele Aufſchlüſſe über das Leben, über ſich ſelbſt und die Kunſt zu erlangen hofte. Dabei durfte er ſich nicht geſtehen, wie ſehr er wünſche, der ſchönen Gräfin wieder näher zu kommen. Er ſuchte ſich vielmehr im Allgemeinen zu überzeugen, welchen großen Vortheil ihm die nähere Kenntniß der vornehmen und reichen Welt bringen würde. Er machte ſeine Betrachtungen über den Grafen, die Gräfin, den Baron, über die Sicherheit, Bequemlichkeit und Anmuth ihres Betragens, und rief, als er allein war, mit Entzücken aus:

Dreymal glücklich ſind diejenigen zu preiſen, die ihre Geburt ſogleich über die untern Stufen der Menſchheit hinaus hebt; die durch jene Verhältniſſe, in welchen ſich manche gute Menſchen die ganze Zeit ihres Lebens abängſtigen, nicht durchzugehen, auch nicht einmal darin als Gäſte zu verweilen brauchen. Allgemein und richtig muß ihr Blick auf dem höheren Standpunkte werden, leicht ein jeder Schritt ihres Lebens! Sie ſind von Geburt an gleichſam in ein Schiff geſetzt, um bey der Ueberfahrt, die wir alle machen müſſen, ſich des günſtigen Windes zu bedienen, und den widrigen abzuwarten, anſtatt daß andere nur für ihre Perſon ſchwimmend ſich abarbeiten, vom günſtigen Winde wenig Vortheil genieſſen,

und im Sturme mit bald erschöpften Kräften untergehen. Welche Bequemlichkeit, welche Leichtigkeit giebt ein angebohrnes Vermögen! und wie sicher blühet ein Handel, der auf ein gutes Kapitel gegründet ist, so daß nicht jeder mißlungene Versuch sogleich in Unthätigkeit versetzt! Wer kann den Werth und Unwerth irrdischer Dinge besser kennen, als der sie zu genießen von Jugend auf im Falle war, und wer kann seinen Geist früher auf das Nothwendige, das Nützliche, das Wahre leiten, als der sich von so vielen Irrthümern in einem Alter überzeugen muß, wo es ihm noch an Kräften nicht gebricht, ein neues Leben anzufangen.

So rief unser Freund allen denenjenigen Glück zu, die sich in den höheren Regionen befinden; aber auch denen, die sich einem solchen Kreise nähern, aus diesen Quellen schöpfen können, und pries seinen Genius, der Anstalt machte, auch ihn diese Stufen hinan zu führen.

Indessen mußte Melina, nachdem er lange sich den Kopf zerbrochen, wie er, nach dem Verlangen des Grafen und nach seiner eigenen Ueberzeugung, die Gesellschaft in Fächer eintheilen und einem jeden seine bestimmte Mitwirkung übertragen wollte, zuletzt, da es an die Ausführung kam, sehr zufrieden seyn, wenn er bey einem so geringen Personal die Schauspieler willig fand, sich nach Möglichkeit in diese oder jene Rollen zu schicken. Doch übernahm gewöhnlich Laertes die Liebhaber, Philine die Kammermädchen, die beiden jungen Frauenzimmer theil-

ten ſich in die naiven und zärtlichen Liebhaberinnen, der alte Polterer ward am beſten gespielt. Melina ſelbſt glaubte als Chevalier auftreten zu dürfen, Madam Melina mußte, zu ihrem größten Verdruß, in das Fach der jungen Frauen, ja ſogar der zärtlichen Mütter übergehen, und weil in den neuern Stücken nicht leicht mehr ein Pedant oder Poet, wenn er auch vorkommen ſollte, lächerlich gemacht wird; ſo mußte der bekannte Günſtling des Grafen nunmehr die Präſidenten und Miniſter ſpielen, weil dieſe gewöhnlich als Böſewichter vorgeſtellt und im fünften Akte übel behandelt werden. Eben ſo ſteckte Melina mit Vergnügen, als Kammerjunker oder Kammerherr, die Grobheiten ein, welche ihm von biedern deutſchen Männern, hergebrachter Maßen, in mehreren beliebten Stücken aufgedrungen wurden, weil er ſich doch bey dieſer Gelegenheit artig herausputzen konnte, und das Air eines Hofmannes, das er vollkommen zu beſitzen glaubte, anzunehmen die Erlaubniß hatte.

Es dauerte nicht lange, ſo kamen von verſchiedenen Gegenden mehrere Schauſpieler herbeygefloſſen, welche ohne ſonderliche Prüfung angenommen, aber auch ohne ſonderliche Bedingungen feſtgehalten wurden.

Wilhelm, den Melina vergebens einigemal zu einer Liebhaberrolle zu bereden ſuchte, nahm ſich der Sache mit vielem guten Willen an, ohne daß unſer neuer Director ſeine Bemühungen im mindeſten anerkannte; vielmehr glaubte dieſer mit ſeiner Würde auch alle nöthige

Einsicht überkommen zu haben; besonders war das Streichen eine seiner angenehmsten Beschäftigungen, wodurch er ein jedes Stück auf das gehörige Zeitmaaß herunter zu setzen wußte, ohne irgend eine andere Rücksicht zu nehmen. Er hatte viel Zuspruch, das Publikum war sehr zufrieden, und die geschmackvollsten Einwohner des Städtchens behaupteten, daß das Theater in der Residenz keineswegs so gut als das ihre bestellt sey.

Drittes Capitel.

Endlich kam die Zeit herbey, da man ſich zur Ueberfahrt ſchicken, die Kutſchen und Wagen erwarten ſollte, die unſere ganze Truppe nach dem Schloſſe des Grafen hinüber zu führen beſtellt waren. Schon zum voraus fielen große Streitigkeiten vor, wer mit dem andern fahren? wie man ſitzen ſollte? Die Ordnung und Eintheilung ward endlich nur mit Mühe ausgemacht und feſtgeſetzt, doch leider ohne Wirkung. Zur beſtimmten Stunde kamen weniger Wagen als man erwartet hatte, und man mußte ſich einrichten. Der Baron, der zu Pferde nicht lange hinterdrein folgte, gab zur Urſache an: daß im Schloſſe alles in großer Bewegung ſey, weil nicht allein der Fürſt einige Tage früher eintreffen werde, als man geglaubt, ſondern weil auch unerwarteter Beſuch ſchon gegenwärtig angelangt ſey; der Platz gehe ſehr zuſammen, ſie würden auch deswegen nicht ſo gut logiren, als man es ihnen vorher beſtimmt habe, welches ihm außerordentlich leid thue.

Man theilte ſich in die Wagen, ſo gut es gehen wollte, und da leidlich Wetter und das Schloß nur einige Stunden entfernt war, machten ſich die Luſtigſten lieber

zu Fuße auf den Weg, als daß sie die Rückkehr der Kutschen hätten abwarten sollen. Die Caravane zog mit Freudengeschrey aus, zum erstenmal ohne Sorgen, wie der Wirth zu bezahlen sey. Das Schloß des Grafen stand ihnen wie ein Feengebäude vor der Seele, sie waren die glücklichsten und fröhlichsten Menschen von der Welt, und jeder knüpfte unterwegs an diesen Tag, nach seiner Art zu denken, eine Reihe von Glück, Ehre und Wohlstand.

Ein starker Regen, der unerwartet einfiel, konnte sie nicht aus diesen angenehmen Empfindungen reissen; da er aber immer anhaltender und stärker wurde, spürten viele von ihnen eine ziemliche Unbequemlichkeit. Die Nacht kam herbey, und erwünschter konnte ihnen nichts erscheinen, als der durch alle Stockwerke erleuchtete Pallast des Grafen, der ihnen von einem Hügel entgegen glänzte, so daß sie die Fenster zählen konnten.

Als sie näher kamen, fanden sie auch alle Fenster der Seitengebäude erhellet. Ein jeder dachte bey sich, welches wohl sein Zimmer werden möchte? und die meisten begnügten sich bescheiden mit einer Stube in der Mansarde oder den Flügeln.

Nun fuhren sie durch das Dorf und am Wirthshause vorbey. Wilhelm ließ halten, um dort abzusteigen; allein der Wirth versicherte, daß er ihm nicht den geringsten Raum anweisen könne. Der Herr Graf habe, weil unvermuthete Gäste angekommen, sogleich das ganze

Wirthshaus besprochen, an allen Zimmern stehe schon seit gestern mit Kreide deutlich angeschrieben, wer darinne wohnen solle. Wider seinen Willen mußte also unser Freund mit der übrigen Gesellschaft zum Schloßhofe hineinfahren.

Um die Küchenfeuer in einem Seitengebäude sahen sie geschäftige Köche sich hin und her bewegen, und waren durch diesen Anblick schon erquickt; eilig kamen Bediente mit Lichtern auf die Treppe des Hauptgebäudes gesprungen, und das Herz der guten Wanderer quell über diesen Aussichten auf. Wie sehr verwunderten sie sich dagegen, als sich dieser Empfang in ein entsetzliches Fluchen auflöste. Die Bedienten schimpften auf die Fuhrleute, daß sie hier herein gefahren seyen; sie sollten umwenden, rief man, und wieder hinaus nach dem alten Schlosse zu, hier sey kein Raum für diese Gäste! Einem so unfreundlichen und unerwarteten Bescheide fügten sie noch allerley Spöttereyen hinzu, und lachten sich untereinander aus, daß sie durch diesen Irrthum in den Regen gesprengt worden. Es goß noch immer, keine Sterne standen am Himmel, und nun wurde die Gesellschaft durch einen holprichten Weg zwischen zwey Mauren in das alte hintere Schloß gezogen, welches unbewohnt da stand, seit der Vater des Grafen das vordere gebaut hatte. Theils im Hofe, theils unter einem langen gewölbten Thorwege hielten die Wagen still, und die Fuhrleute, Anspanner aus dem Dorfe, spannten aus und ritten ihrer Wege.

Da niemand zum Empfange der Gesellschaft sich zeigte, stiegen sie aus, riefen, suchten; vergebens! Alles blieb finster und stille. Der Wind blies durch das hohe Thor, und grauerlich waren die alten Thürme und Höfe, wovon sie kaum die Gestalten in der Finsterniß unterschieden. Sie froren und schauerten, die Frauen fürchteten sich, die Kinder fingen an zu weinen, ihre Ungeduld vermehrte sich mit jedem Augenblicke, und ein so schneller Glückswechsel, auf den niemand vorbereitet war, brachte sie alle ganz und gar aus der Fassung.

Da sie jeden Augenblick erwarteten, daß jemand kommen und ihnen aufschließen werde, da bald Regen bald Sturm sie täuschte, und sie mehr als einmal den Tritt des erwünschten Schloßvoigts zu hören glaubten, blieben sie eine lange Zeit unmuthig und unthätig, es fiel keinem ein, in das neue Schloß zu gehen, und dort mitleidige Seelen um Hülfe anzurufen. Sie konnten nicht begreifen, wo ihr Freund, der Baron, geblieben sey, und waren in einer höchstbeschwerlichen Lage.

Endlich kamen wirklich Menschen an, und man erkannte an ihren Stimmen jene Fußgänger, die auf dem Wege hinter den Fahrenden zurück geblieben waren. Sie erzählten, daß der Baron mit dem Pferde gestürzt sey, sich am Fuße stark beschädigt habe, und daß man auch sie, da sie im Schlosse nachgefragt, mit Ungestüm hieher gewiesen habe.

Die ganze Gesellschaft war in der größten Verlegenheit, man rathschlagte, was man thun sollte, und konnte keinen Entschluß fassen: Endlich sah man von weitem eine Laterne kommen, und holte frischen Athem; allein die Hofnung einer baldigen Erlösung verschwand auch wieder, indem die Erscheinung näher kam und deutlich ward. Ein Reitknecht leuchtete dem bekannten Stallmeister des Grafen vor, und dieser erkundigte sich, als er näher kam, sehr eifrig nach Mademoiselle Philinen. Sie war kaum aus dem übrigen Haufen hervorgetreten, als er ihr sehr dringend anbot, sie in das neue Schloß zu führen, wo ein Plätzchen für sie bey den Kammerjungfern der Gräfin bereitet sey. Sie besann sich nicht lange das Anerbieten dankbar zu ergreifen, faßte ihn bey dem Arme und wollte, da sie den andern ihren Koffer empfohlen, mit ihm forteilen; allein man trat ihnen in den Weg, fragte, bat, beschwor den Stallmeister, daß er endlich, um nur mit seiner Schönen los zu kommen, alles versprach, und versicherte: in kurzem solle das Schloß eröffnet und sie auf das Beste einquartiert werden. Bald darauf sahen sie den Schein seiner Laterne verschwinden, und hofften lange vergebens auf das neue Licht, das ihnen endlich nach vielen Worten, Schelten und Schmähen erschien, und sie mit einigem Troste und Hofnung belebte.

Ein alter Hausknecht eröfnete die Thüre des alten Gebäudes, in das sie mit Gewalt eindrangen. Ein jeder

ſorgte nun für ſeine Sachen, ſie abzupacken, ſie herein zu ſchaffen. Das meiſte war, wie die Perſonen ſelbſt, tüchtig durchweicht. Bey dem Einen Lichte ging alles ſehr langſam. Im Gebäude ſtieß man ſich, ſtolperte, fiel. Man bat um mehr Lichter, man bat um Feuerung. Der einſylbige Hausknecht ließ mit genauer Noth ſeine Laterne da, ging, und kam nicht wieder.

Nun fing man an das Haus zu durchſuchen, die Thüren aller Zimmer waren offen, große Oefen, gewirkte Tapeten, eingelegte Fußböden waren von ſeiner vorigen Pracht noch übrig; von anderm Hausgeräthe aber nichts zu finden, kein Tiſch, kein Stuhl, kein Spiegel, kaum einige ungeheuere leere Bettſtellen, alles Schmuckes und alles Nothwendigen beraubt. Die naſſen Koffer und Mantelſäcke wurden zu Sitzen gewählt, ein Theil der müden Wandrer bequemten ſich auf dem Fußboden, Wilhelm hatte ſich auf einige Stufen geſetzt, Mignon lag auf ſeinen Knieen; das Kind war unruhig, und auf ſeine Frage was ihm fehlte? antwortete es: mich hungert! Er fand nichts bey ſich, um das Verlangen des Kindes zu ſtillen, die übrige Geſellſchaft hatte jeden Vorrath auch aufgezehrt, und er mußte die arme Kreatur ohne Erquickung laſſen. Er blieb bey dem ganzen Vorfalle unthätig, ſtill in ſich gekehrt: denn er war ſehr verdrießlich und grimmig, daß er nicht auf ſeinem Sinne beſtanden und bey dem Wirthshauſe abgeſtiegen ſey, wenn er auch auf dem oberſten Boden hätte ſein Lager nehmen ſollen.

Die

Die übrigen gebärdeten sich jeder nach seiner Art. Einige hatten einen Haufen altes Gebölz in einen ungeheuren Kamin des Saals geschaft und zündeten, mit großem Jauchzen, den Scheiterhaufen an. Unglücklicherweise ward auch diese Hoffnung sich zu trocknen und zu wärmen auf das schrecklichste getäuscht, denn dieser Kamin stand nur zur Zierde da, und war von oben herein vermauert, der Dampf trat schnell zurück und erfüllte auf einmal die Zimmer; das dürre Holz schlug prasselnd in Flammen auf, und auch die Flamme ward herausgetrieben, der Zug, der durch die zerbrochenen Fensterscheiben drang, gab ihr eine unstäte Richtung, man fürchtete das Schloß anzuzünden, mußte das Feuer auseinander ziehen, austreten, dämpfen, der Rauch vermehrte sich, der Zustand wurde unerträglicher, man kam der Verzweiflung nahe.

Wilhelm war vor dem Rauch in ein entferntes Zimmer gewichen, wohin ihm bald Mignon folgte und einen wohlgekleideten Bedienten, der eine hohe hellbrennende, doppelt erleuchtete Laterne trug, hereinführte; dieser wendete sich an Wilhelmen, und indem er ihm auf einem schönen porzelanenen Teller Konfekt und Früchte überreichte, sagte er: dieß schickt Ihnen das junge Frauenzimmer von drüben, mit der Bitte, zur Gesellschaft zu kommen; sie läßt sagen, setzte der Bediente mit einer leichtfertigen Mine hinzu: es gehe ihr sehr wohl, und sie wünsche ihre Zufriedenheit mit ihren Freunden zu theilen.

Wilhelm erwartete nichts weniger als diesen Antrag, denn er hatte Philinen, seit dem Abenteuer der steinernen Bank, mit entschiedener Verachtung begegnet, und war so fest entschlossen, keine Gemeinschaft mehr mit ihr zu haben, daß er im Begriff stand, die süße Gabe wieder zurück zu schicken, als ein bittender Blick Mignons ihn vermochte, sie anzunehmen, und im Namen des Kindes dafür zu danken; die Einladung schlug er ganz aus. Er bat den Bedienten, einige Sorge für die angekommene Gesellschaft zu haben, und erkundigte sich nach dem Baron. Dieser lag zu Bette, hatte aber schon, soviel der Bediente zu sagen wußte, einem Andern Auftrag gegeben, für die elend Beherbergten zu sorgen.

Der Bediente ging und hinterließ Wilhelmen eins von seinen Lichtern, das dieser in Ermanglung eines Leuchters auf das Fenstergesims kleben mußte, und nun wenigstens bey seinen Betrachtungen die vier Wände des Zimmers erhellt sah. Denn es währte noch lange, ehe die Anstalten rege wurden, die unsere Gäste zur Ruhe bringen sollten. Nach und nach kamen Lichter, jedoch ohne Lichtputzen, dann einige Stühle, eine Stunde darauf Deckbetten, dann Kissen, alles wohl durchnetzt, und es war schon weit über Mitternacht, als endlich Strohsäcke und Matratzen herbeygeschaft wurden, die, wenn man sie zuerst gehabt hätte, höchstwillkommen gewesen wären.

In der Zwiſchenzeit war auch etwas von Eſſen und Trinken angelangt, das ohne viele Kritik genoſſen wurde, ob es gleich einem ſehr unordentlichen Abhub ähnlich ſah, und von der Achtung, die man für die Gäſte hatte, kein ſonderliches Zeugniß ablegte.

Viertes Capitel.

Durch die Unart und den Uebermuth einiger leichtfertigen Gesellen, vermehrte sich die Unruhe und das Uebel der Nacht, indem sie sich einander neckten, aufweckten und sich wechselsweise allerley Streiche spielten. Der andere Morgen brach an, unter lauten Klagen über ihren Freund, den Baron, daß er sie so getäuscht und ihnen ein ganz anderes Bild von der Ordnung und Bequemlichkeit, in die sie kommen würden, gemacht habe. Doch zur Verwunderung und Trost erschien in aller Frühe der Graf selbst mit einigen Bedienten, und erkundigte sich nach ihren Umständen. Er war sehr entrüstet, als er hörte, wie übel es ihnen ergangen, und der Baron, der geführt herbey hinkte, verklagte den Haushofmeister, wie befehlswidrig er sich bey dieser Gelegenheit gezeigt, und glaubte ihm ein rechtes Bad angerichtet zu haben.

Der Graf befahl sogleich, daß alles in seiner Gegenwart zur möglichsten Bequemlichkeit der Gäste geordnet werden solle. Darauf kamen einige Offiziere, die von den Aktricen sogleich Kundschaft nahmen, und der Graf ließ sich die ganze Gesellschaft vorstellen, redete einen jeden bey seinem Namen an, und mischte einige Scherze in die

Unterredung, daß alle über einen so gnädigen Herrn ganz entzückt waren. Endlich mußte Wilhelm auch an die Reihe, an den sich Mignon anhing. Wilhelm entschuldigte sich so gut er konnte über seine Freyheit, der Graf hingegen schien seine Gegenwart als bekannt anzunehmen.

Ein Herr, der neben dem Grafen stand, den man für einen Offizier hielt, ob er gleich keine Uniform anhatte, sprach besonders mit unserm Freunde, und zeichnete sich vor allen andern aus. Große hellblaue Augen leuchteten unter einer hohen Stirne hervor, nachläſſig waren seine blonden Haare aufgeschlagen, und seine mittlere Statur zeigte ein sehr wackres, festes und bestimmtes Wesen. Seine Fragen waren lebhaft, und er schien sich auf alles zu verstehen, wonach er fragte.

Wilhelm erkundigte sich nach diesem Manne bey dem Baron, der aber nicht viel Gutes von ihm zu sagen wußte. Er habe den Charakter als Major, sey eigentlich der Günstling des Prinzen, versehe dessen geheimste Geschäfte und werde für dessen rechten Arm gehalten, ja man habe Ursach zu glauben, er sey sein natürlicher Sohn. In Frankreich, England, Italien sey er mit Gesandtschaften gewesen, er werde überall sehr distinguirt, und das machte ihn einbildisch, er wähne, die deutsche Litteratur aus dem Grunde zu kennen, und erlaube sich allerley schaale Spöttereyen gegen dieselbe. Er, der Baron, vermeide alle Unterredung mit ihm, und Wilhelm werde wohl thun, sich auch von ihm entfernt zu halten, denn am Ende gebe er

jedermann etwas ab. Man nenne ihn Jarno, wisse aber nicht recht, was man aus dem Namen machen solle.

Wilhelm hatte darauf nichts zu sagen, denn er empfand gegen den Fremden, ob er gleich etwas Kaltes und Abstoßendes hatte, eine gewisse Neigung.

Die Gesellschaft wurde in dem Schlosse eingetheilt, und Melina befahl sehr strenge, sie sollten sich nunmehr ordentlich halten, die Frauen sollten besonders wohnen, und jeder nur auf seine Rollen, auf die Kunst sein Augenmerk und seine Neigung richten. Er schlug Vorschriften und Gesetze, die aus vielen Puncten bestanden, an alle Thüren. Die Summe der Strafgelder war bestimmt, die ein jeder Uebertreter in eine gemeine Büchse entrichten sollte.

Diese Verordnungen wurden wenig geachtet. Junge Offiziere gingen aus und ein, spaßten nicht eben auf das feinste mit den Aktricen, hatten die Akteure zum besten, und vernichteten die ganze kleine Polizeyordnung, noch ehe sie Wurzel fassen konnte. Man jagte sich durch die Zimmer, verkleidete sich, versteckte sich. Melina, der Anfangs einigen Ernst zeigen wollte, ward mit allerley Muthwillen auf das äußerste gebracht, und als ihn bald darauf der Graf holen ließ, um den Platz zu sehen, wo das Theater aufgerichtet werden sollte, ward das Uebel nur immer ärger. Die jungen Herren ersannen sich allerley platte Späße, durch Hülfe einiger Akteure wurden sie noch plumper, und es schien, als wenn das ganze alte

Schloß vom wüthenden Heere beſeſſen ſey, auch endigte der Unfug nicht eher, als bis man zur Tafel ging.

Der Graf hatte Melina'n in einen großen Saal geführt, der noch zum alten Schloſſe gehörte, durch eine Gallerie mit dem neuen verbunden war, und worin ein kleines Theater ſehr wohl aufgeſtellt werden konnte. Daſelbſt zeigte der einſichtsvolle Hausherr, wie er alles wolle eingerichtet haben.

Nun ward die Arbeit in großer Eile vorgenommen, das Theatergerüſte aufgeſchlagen und ausgeziert; was man von Dekorationen in dem Gepäcke hatte und brauchen konnte, angewendet, und das übrige mit Hülfe einiger geſchickten Leute des Grafen verfertiget. Wilhelm griff ſelbſt mit an, half die Perſpektive beſtimmen, die Umriſſe abſchnüren, und war höchſt beſchäftigt, daß es nicht unſchicklich werden ſollte. Der Graf, der öfters dazu kam, war ſehr zufrieden damit, zeigte wie ſie das, was ſie wirklich thaten, eigentlich machen ſollten, und ließ dabey ungemeine Kenntniſſe jeder Kunſt ſehen.

Nun fing das Probiren recht ernſtlich an, wozu ſie auch Raum und Muße genug gehabt hätten, wenn ſie nicht von den vielen anweſenden Fremden immer geſtört worden wären. Denn es kamen täglich neue Gäſte an, und ein jeder wollte die Geſellſchaft in Augenſchein nehmen.

Fünftes Capitel.

Der Baron hatte Wilhelmen einige Tage mit der Hoffnung hingehalten, daß er der Gräfin noch beſonders vorgeſtellt werden ſollte. — Ich habe, ſagte er, dieſer vortrefflichen Dame ſo viel von ihren geiſtreichen und empfindungsvollen Stücken erzählt, daß ſie nicht erwarten kann, Sie zu ſprechen und ſich eins und das andere vorleſen zu laſſen. Halten Sie ſich ja gefaßt auf den erſten Wink hinüber zu kommen, denn bey dem nächſten ruhigen Morgen werden Sie gewiß gerufen werden. Er bezeichnete ihm darauf das Nachſpiel, welches er zuerſt vorleſen ſollte, wodurch er ſich ganz beſonders empfehlen würde. Die Dame bedaure gar ſehr, daß er zu einer ſolchen unruhigen Zeit eingetroffen ſey, und ſich mit der übrigen Geſellſchaft in dem alten Schloſſe ſchlecht behelfen müſſe. —

Mit großer Sorgfalt nahm darauf Wilhelm das Stück vor, womit er ſeinen Eintritt in die große Welt machen ſollte. Du haſt, ſagte er, bisher im Stillen für dich gearbeitet, nur von einzelnen Freunden Beyfall erhalten; du haſt eine Zeit lang ganz an deinem Talente verzweifelt, und du mußt immer noch in Sorgen ſeyn, ob

du dann auch auf dem rechten Wege bist, und ob du so viel Talent als Neigung zum Theater hast? Vor den Ohren solcher geübten Kenner, im Kabinette, wo keine Illusion statt findet, ist der Versuch weit gefährlicher als anderwärts, und ich möchte doch auch nicht gerne zurück bleiben, diesen Genuß an meine vorigen Freuden knüpfen, und die Hoffnung auf die Zukunft erweitern.

Er nahm darauf einige Stücke durch, las sie mit der größten Aufmerksamkeit, korrigirte hier und da, rezitirte sie sich laut vor, um auch in Sprache und Ausdruck recht gewandt zu seyn, und steckte dasjenige, welches er am meisten geübt, womit er die größte Ehre einzulegen glaubte, in die Tasche, als er an einem Morgen hinüber vor die Gräfin gefordert wurde.

Der Baron hatte ihn versichert, sie würde allein mit einer guten Freundin seyn. Als er in das Zimmer trat, kam die Baronesse von C** ihm mit vieler Freundlichkeit entgegen, freute sich seine Bekanntschaft zu machen, und präsentirte ihn der Gräfin, die sich eben frisiren ließ, und ihn mit freundlichen Worten und Blicken empfing; neben deren Stuhl er aber leider Philinen knien und allerley Thorheiten machen sah. — Das schöne Kind, sagte die Baronesse, hat uns verschiedenes vorgesungen. Endige Sie doch das angefangene Liedchen, damit wir nichts davon verlieren. —

Wilhelm hörte das Stückchen mit großer Geduld an, indem er die Entfernung des Frisens wünschte, ehe er

seine Vorlesung anfangen wollte. Man bot ihm eine Tasse Chokolade an, wozu ihm die Baronesse selbst den Zwieback reichte. Demohngeachtet schmeckte ihm das Frühstück nicht, denn er wünschte zu lebhaft der schönen Gräfin irgend etwas vorzutragen, was sie interessiren, wodurch er ihr gefallen könnte. Auch Philine war ihm nur zu sehr im Wege, die ihm als Zuhörerin oft schon unbequem gewesen war. Er sah mit Schmerzen dem Friseur auf die Hände, und hoffte in jedem Augenblicke mehr auf die Vollendung des Baues.

Indessen war der Graf hereingetreten, und erzählte von den heut zu erwartenden Gästen, von der Eintheilung des Tages, und was sonst etwa Häusliches vorkommen möchte. Da er hinaus ging, ließen einige Offiziere bey der Gräfin um die Erlaubniß bitten, ihr, weil sie noch vor Tafel wegreiten müßten, aufwarten zu dürfen. Der Kammerdiener war indessen fertig geworden, und sie ließ die Herren hereinkommen.

Die Baronesse gab sich inzwischen Mühe unsern Freund zu unterhalten, und ihm viele Achtung zu bezeigen, die er mit Ehrfurcht, obgleich etwas zerstreut, aufnahm. Er fühlte manchmal nach dem Manuscripte in der Tasche, hoffte auf jeden Augenblick, und fast wollte seine Geduld reissen, als ein Galanteriehändler hereingelassen wurde, der seine Pappen, Kasten, Schachteln unbarmherzig eine nach der andern eröfnete, und jede Sorte seiner Waaren mit einer diesem Geschlechte eigenen Zudringlichkeit vorwies.

Die Gesellschaft vermehrte sich. Die Baronesse sah Wilhelmen an, und sprach leise mit der Gräfin; er bemerkte es ohne die Absicht zu verstehen, die ihm endlich zu Hause klar wurde, als er sich nach einer ängstlich und vergebens durchharrten Stunde wegbegab. Er fand ein schönes englisches Portefeuille in der Tasche. Die Baronesse hatte es ihm heimlich beyzustecken gewußt, und gleich darauf folgte der Gräfin kleiner Mohr, der ihm eine artig gestickte Weste überbrachte, ohne recht deutlich zu sagen, woher sie komme.

Sechstes Capitel.

Das Gemiſch der Empfindungen von Verdruß und Dankbarkeit verdarb ihm den ganzen Reſt des Tages, bis er gegen Abend wieder Beſchäftigung fand, indem Melina ihm eröfnete, der Graf habe von einem Vorſpiele geſprochen, das dem Prinzen zu Ehren, den Tag ſeiner Ankunft, aufgeführt werden ſollte. Er wolle darin die Eigenſchaften dieſes großen Helden und Menſchenfreundes perſonifizirt haben. Dieſe Tugenden ſollten mit einander auftreten, ſein Lob verkündigen und zuletzt ſeine Büſte mit Blumen- und Lorbeerkränzen umwinden, wobey ſein verzogener Name mit dem Fürſtenhute durchſcheinend glänzen ſollte. Der Graf habe ihm aufgegeben, für die Verſifikation und übrige Einrichtung dieſes Stückes zu ſorgen, und er hoffe, daß ihm Wilhelm, dem es etwas leichtes ſey, hierin gerne beyſtehen werde.

Wie! rief dieſer verdrießlich aus, haben wir nichts als Porträte, verzogene Namen und allegoriſche Figuren, um einen Fürſten zu ehren, der nach meiner Meinung ein ganz anderes Lob verdient? Wie kann es einem vernünftigen Manne ſchmeicheln, ſich in Effigie aufgeſtellt und ſeinen Namen auf geöhltem Papiere ſchimmern zu

sehen! Ich fürchte sehr, die Allegorien würden, besonders bey unserer Garderobe, zu manchen Zweydeutigkeiten und Späßen Anlaß geben. Wollen Sie das Stück machen oder machen lassen, so kann ich nichts dawider haben, nur bitte ich, daß ich damit verschont bleibe.

Melina entschuldigte sich, es sey nur die ohngefähre Angabe des Herrn Grafen, der ihnen übrigens ganz überlasse, wie sie das Stück arrangiren wollten. Herzlich gerne, versetzte Wilhelm, trage ich etwas zum Vergnügen dieser vortreflichen Herrschaft bey, und meine Muse hat noch kein so angenehmes Geschäft gehabt, als zum Lob eines Fürsten, der so viel Verehrung verdient, auch nur stammelnd sich hören zu lassen. Ich will der Sache nachdenken, vielleicht gelingt es mir, unsere kleine Truppe so zu stellen, daß wir doch wenigstens einigen Effekt machen.

Von diesem Augenblicke sann Wilhelm eifrig dem Auftrage nach. Ehe er einschlief, hatte er alles schon ziemlich geordnet, und den andern Morgen, bey früher Zeit, war der Plan fertig, die Scenen entworfen, ja schon einige der vornehmsten Stellen und Gesänge in Verse und zu Papiere gebracht.

Wilhelm eilte morgens gleich den Baron wegen gewisser Umstände zu sprechen, und legte ihm seinen Plan vor. Diesem gefiel er sehr wohl, doch bezeigte er einige Verwunderung. Denn er hatte den Grafen gestern Abend

von einem ganz andern Stücke sprechen hören, welches nach seiner Angabe in Verse gebracht werden sollte.

Es ist mir nicht wahrscheinlich, versetzte Wilhelm, daß es die Absicht des Herrn Grafen gewesen sey, gerade das Stück, so wie er es Melina'n angegeben, fertigen zu lassen; wenn ich nicht irre, so wollte er uns blos durch einen Fingerzeig auf den rechten Weg weisen. Der Liebhaber und Kenner zeigt dem Künstler an, was er wünscht, und überläßt ihm alsdann die Sorge das Werk hervorzubringen.

Mitnichten, versetzte der Baron, der Herr Graf verläßt sich darauf, daß das Stück so und nicht anders, wie er es angegeben, aufgeführt werde. Das Ihrige hat freylich eine entfernte Aehnlichkeit mit seiner Idee, und wenn wir es durchsetzen und ihn von seinen ersten Gedanken abbringen wollen, so müssen wir es durch die Damen bewirken. Vorzüglich weiß die Baronesse dergleichen Operationen meisterlich anzulegen, es wird die Frage seyn, ob ihr der Plan so gefällt, daß sie sich der Sache annehmen mag, und dann wird es gewiß gehen.

Wir brauchen ohnedieß die Hülfe der Damen, sagte Wilhelm, denn es möchte unser Personale und unsere Garderobe zu der Ausführung nicht hinreichen. Ich habe auf einige hübsche Kinder gerechnet, die im Hause hin und wieder laufen, und die dem Kammerdiener und dem Haushofmeister zugehören.

Darauf ersuchte er den Baron, die Damen mit seinem Plane bekannt zu machen. Dieser kam bald zurück und brachte die Nachricht, sie wollten ihn selbst sprechen. Heute Abend, wenn die Herren sich zum Spiele setzten, das ohnedieß wegen der Ankunft eines gewissen Generals ernsthafter werden würde, als gewöhnlich, wollten sie sich unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit in ihr Zimmer zurück ziehen, er sollte durch die geheime Treppe eingeführt werden, und ihnne alsdann seine Sache auf das beste vortragen. Diese Art von Geheimniß gebe der Angelegenheit nunmehr einen doppelten Reiz, und die Baronesse besonders freue sich wie ein Kind auf dieses Rendesvous, und noch mehr darauf, daß es heimlich und geschickt gegen den Willen des Grafen unternommen werden sollte.

Gegen Abend, um die bestimmte Zeit, ward Wilhelm abgeholt und mit Vorsicht hinauf geführt. Die Art, mit der ihm die Baronesse in einem kleinen Kabinette entgegen kam, erinnerte ihn einen Augenblick an vorige glückliche Zeiten. Sie brachte ihn in das Zimmer der Gräfin, und nun ging es an ein Fragen, an ein Untersuchen. Er legte seinen Plan mit der möglichsten Wärme und Lebhaftigkeit vor, so daß die Damen dafür ganz eingenommen wurden, und unsere Leser werden erlauben, daß wir sie auch in der Kürze damit bekannt machen.

In einer ländlichen Scene sollten Kinder das Stück mit einem Tanze eröfnen, der jenes Spiel vorstellte, wo

eins herum gehen und dem andern einen Platz abgewinnen muß. Darauf sollten sie mit andern Scherzen abwechseln und zuletzt zu einem immer wiederkehrenden Reihentanze ein fröhliches Lied singen. Darauf sollte der Harfner mit Mignon herbeykommen, Neugierde erregen und mehrere Landleute herbeylocken, der Alte sollte verschiedene Lieder zum Lobe des Friedens, der Ruhe, der Freude singen, und Mignon darauf den Eyertanz tanzen.

In dieser unschuldigen Freude werden sie durch eine kriegerische Musik gestört, und die Gesellschaft von einem Trupp Soldaten überfallen. Die Mannspersonen setzen sich zur Wehre und werden überwunden, die Mädchen fliehen und werden eingeholt. Es scheint alles im Getümmel zu Grunde zu gehen, als eine Person, über deren Bestimmung der Dichter noch ungewiß war, herbey kommt und durch die Nachricht, daß der Heerführer nicht weit sey, die Ruhe wieder herstellt. Hier wird der Charakter des Helden mit den schönsten Zügen geschildert, mitten unter den Waffen Sicherheit versprochen, dem Uebermuth und der Gewaltthätigkeit Schranken gesetzt. Es wird ein allgemeines Fest zu Ehren des großmüthigen Heerführers begangen.

Die Damen waren mit dem Plane sehr zufrieden, nur behaupteten sie, es müsse nothwendig etwas Allegorisches in dem Stücke seyn, um es dem Herrn Grafen angenehm zu machen. Der Baron that den Vorschlag,

den Anführer der Soldaten als den Genius der Zwietracht und der Gewaltthätigkeit zu bezeichnen; zuletzt aber müsse Minerva herbey kommen, ihm Fesseln anzulegen, Nachricht von der Ankunft des Helden zu geben und dessen Lob zu preisen. Die Baronesse übernahm das Geschäft, den Grafen zu überzeugen, daß der von ihm angegebene Plan, nur mit einiger Veränderung, ausgeführt worden sey; dabey verlangte sie ausdrücklich: daß am Ende des Stücks nothwendig die Büste, der verzogene Namen und der Fürstenhut erscheinen müßten, weil sonst alle Unterhandlung vergeblich seyn würde.

Wilhelm, der sich schon im Geiste vorgestellt hatte, wie fein er seinen Helden aus dem Munde der Minerva preisen wollte, gab nur nach langem Widerstande in diesem Punkte nach, allein er fühlte sich auf eine sehr angenehme Weise gezwungen. Die schönen Augen der Gräfin, und ihr liebenswürdiges Betragen hätten ihn gar leicht bewogen, auch auf die schönste und angenehmste Erfindung, auf die so erwünschte Einheit einer Composition und auf alle schicklichen Details Verzicht zu thun, und gegen sein poetisches Gewissen zu handeln. Eben so stand auch seinem bürgerlichen Gewissen ein harter Kampf bevor, indem, bey bestimmterer Austheilung der Rollen, die Damen ausdrücklich darauf bestanden, daß er mitspielen müsse.

Laertes hatte zu seinem Theil jenen gewaltthätigen Kriegsgott erhalten, Wilhelm sollte den Anführer der

Landleute vorstellen, der einige sehr artige und gefühlvolle Verse zu sagen hatte. Nachdem er sich eine Zeitlang gesträubt, mußte er sich endlich doch ergeben; besonders fand er keine Entschuldigung, da die Baronesse ihm vorstellte, die Schaubühne hier auf dem Schlosse sey ohnedem nur als ein Gesellschaftstheater anzusehen, auf dem sie gern, wenn man nur eine schickliche Einleitung machen könnte, mitzuspielen wünschte. Darauf entließen die Damen unsern Freund mit vieler Freundlichkeit. Die Baronesse versicherte ihm, daß er ein unvergleichlicher Mensch sey, und begleitete ihn bis an die kleine Treppe, wo sie ihm mit einem Händedruck gute Nacht gab.

Siebentes Capitel.

Befeuert durch den aufrichtigen Antheil, den die Frauenzimmer an der Sache nahmen, ward der Plan, der ihm durch die Erzählung gegenwärtiger geworden war, ganz lebendig. Er brachte den größten Theil der Nacht und den andern Morgen mit der sorgfältigsten Versification des Dialogs und der Lieder zu.

Er war so ziemlich fertig, als er in das neue Schloß gerufen wurde, wo er hörte, daß die Herrschaft, die eben frühstückte, ihn sprechen wollte. Er trat in den Saal, die Baronesse kam ihm wieder zuerst entgegen, und unter dem Vorwande, als wenn sie ihm einen guten Morgen bieten wollte, lispelte sie heimlich zu ihm: Sagen Sie nichts von Ihrem Stücke, als was Sie gefragt werden.

Ich höre, rief ihm der Graf zu, Sie sind recht fleißig und arbeiten an meinem Vorspiele, das ich zu Ehren des Prinzen geben will. Ich billige, daß Sie eine Minerva darin anbringen wollen, und ich denke bey Zeiten darauf, wie die Göttin zu kleiden ist, damit man nicht gegen das Kostüme verstößt. Ich lasse deswegen aus

meiner Bibliothek alle Bücher herbeybringen, worin sich das Bild derselben befindet.

In eben dem Augenblicke traten einige Bedienten mit großen Körben voll Bücher allerley Formats in den Saal.

Montfaucon, die Sammlungen antiker Statüen, Gemmen und Münzen, alle Arten mythologischer Schriften wurden aufgeschlagen und die Figuren verglichen. Aber auch daran war es noch nicht genug! Des Grafen vortreffliches Gedächtniß stellte ihm alle Minerven vor, die etwa noch auf Titelkupfern, Vignetten, oder sonst vorkommen mochten. Es mußte deßhalb ein Buch nach dem andern aus der Bibliothek herbeygeschafft werden, so daß der Graf zuletzt in einem Haufen von Büchern saß. Endlich, da ihm keine Minerva mehr einfiel, rief er mit Lachen aus: Ich wollte wetten, daß nun keine Minerva mehr in der ganzen Bibliothek sey, und es möchte wohl das erstemal vorkommen, daß eine Büchersammlung so ganz und gar des Bildes ihrer Schutzgöttin entbehren muß.

Die ganze Gesellschaft freute sich über den Einfall, und besonders Jarno, der den Grafen immer mehr Bücher herbeyzuschaffen gereizt hatte, lachte ganz unmäßig.

Nunmehr, sagte der Graf, indem er sich zu Wilhelmen wendete, ist es eine Hauptsache, welche Göttin meynen Sie? Minerva oder Pallas? die Göttin des Kriegs oder der Künste?

Sollte es nicht am schicklichsten seyn, Ew. Excellenz, versetzte Wilhelm, wenn man hierüber sich nicht bestimmt ausdrückte, und sie, eben weil sie in der Mythologie eine doppelte Person spielt, auch hier in doppelter Qualität erscheinen ließe. Sie meldet einen Krieger an, aber nur um das Volk zu beruhigen, sie preißt einen Helden, indem sie seine Menschlichkeit erhebt, sie überwindet die Gewaltthätigkeit und stellt die Freude und Ruhe unter dem Volke wieder her.

Die Baroneſſe, der es bange wurde, Wilhelm möchte sich verrathen, schob geschwinde den Leibschneider der Gräfin dazwischen, der seine Meinung abgeben mußte, wie ein solcher antiker Rock auf das beste gefertiget werden könnte. Dieser Mann, in Maskenarbeiten erfahren, wußte die Sache sehr leicht zu machen, und da Madam Melina, ohngeachtet ihrer hohen Schwangerschaft, die Rolle der himmlischen Jungfrau übernommen hatte, so wurde er angewiesen, ihr das Maas zu nehmen, und die Gräfin bezeichnete, wiewohl mit einigem Unwillen ihrer Kammerjungfern, die Kleider aus der Garderobe, welche dazu verschnitten werden sollten.

Auf eine geschickte Weise wußte die Baroneſſe Wilhelmen wieder bey Seite zu schaffen, und ließ ihn bald darauf wissen, sie habe die übrigen Sachen auch besorgt. Sie schickte ihm zugleich den Musikus, der des Grafen Hauskapelle dirigirte, damit dieser theils die nothwendigen Stücke komponiren, theils schickliche Melodien aus

dem Muſikvorrathe dazu ausſuchen ſollte. Nunmehr ging alles nach Wunſche, der Graf fragte dem Stücke nicht weiter nach, ſondern war hauptſächlich mit der transparenten Dekoration beſchäftigt, welche am Ende des Stückes die Zuſchauer überraſchen ſollte. Seine Erfindung und die Geſchicklichkeit ſeines Konditors brachten zuſammen wirklich eine recht angenehme Erleuchtung zuwege. Denn auf ſeinen Reiſen hatte er die größten Feyerlichkeiten dieſer Art geſehen, viele Kupfer und Zeichnungen mitgebracht, und wußte, was dazu gehörte, mit vielem Geſchmacke anzugeben.

Unterdeſſen endigte Wilhelm ſein Stück, gab einem jeden ſeine Rolle, übernahm die ſeinige, und der Muſikus, der ſich zugleich ſehr gut auf den Tanz verſtand, richtete das Ballet ein, und ſo ging alles zum beſten.

Nur ein unerwartetes Hinderniß legte ſich in den Weg, das ihm eine böſe Lücke zu machen drohte. Er hatte ſich den größten Effekt von Mignons Eyertanze verſprochen, und wie erſtaunt war er daher, als das Kind ihm, mit ſeiner gewöhnlichen Trockenheit, abſchlug zu tanzen, verſicherte, es ſey nunmehr ſein und werde nicht mehr auf das Theater gehen. Er ſuchte es durch allerley Zureden zu bewegen, und ließ nicht eher ab, als bis es bitterlich zu weinen anfing, ihm zu Füßen fiel und rief: lieber Vater! bleib auch Du von den Brettern! Er merkte nicht auf dieſen Wink, und ſann, wie er durch eine andere Wendung die Scene intereſſant machen wollte.

Philine, die eins von den Landmädchen machte, und in dem Reihentanz die einzelne Stimme ſingen und die Verſe dem Chore zubringen ſollte, freute ſich recht ausgelaſſen darauf. Uebrigens ging es ihr vollkommen nach Wunſche, ſie hatte ihr beſonderes Zimmer, war immer um die Gräfin, die ſie mit ihren Affenpoſſen unterhielt, und dafür täglich etwas geſchenkt bekam: ein Kleid zu dieſem Stücke wurde auch für ſie zurechte gemacht; und weil ſie von einer leichten nachahmenden Natur war, ſo hatte ſie ſich bald aus dem Umgange der Damen ſo viel gemerkt, als ſich für ſie ſchickte, und war in kurzer Zeit voll Lebensart und guten Betragens geworden. Die Sorgfalt des Stallmeiſters nahm mehr zu als ab, und da die Officiere auch ſtark auf ſie eindrangen, und ſie ſich in einem ſo reichlichen Elemente befand, fiel es ihr ein, auch einmal die Spröde zu ſpielen, und auf eine geſchickte Weiſe ſich in einem gewiſſen vornehmen Anſehn zu üben. Kalt und fein wie ſie war, kannte ſie in acht Tagen die Schwächen des ganzen Hauſes, daß, wenn ſie abſichtlich hätte verfahren können, ſie gar leicht ihr Glück würde gemacht haben. Allein auch hier bediente ſie ſich ihres Vortheils nur, um ſich zu beluſtigen, um ſich einen guten Tag zu machen und impertinent zu ſeyn, wo ſie merkte, daß es ohne Gefahr geſchehen konnte.

Die Rollen waren gelernt, eine Hauptprobe des Stücks ward befohlen, der Graf wollte dabey ſeyn, und ſeine Gemahlin fing an zu ſorgen, wie er es aufnehmen möch-

te? Die Baroneſſe berief Wilhelmen heimlich, und man zeigte, je näher die Stunde herbey rückte, immer mehr Verlegenheit: denn es war doch eben ganz und gar nichts von der Idee des Grafen übrig geblieben. Jarno, der eben hereintrat, wurde in das Geheimniß gezogen. Es freute ihn herzlich, und er war geneigt, ſeine guten Dienſte den Damen anzubieten. Es wäre gar ſchlimm, ſagte er, gnädige Frau, wenn Sie ſich aus dieſer Sache nicht allein heraus helfen wollten; doch auf alle Fälle will ich im Hinterhalte liegen bleiben. Die Baroneſſe erzählte hierauf, wie ſie bisher dem Grafen das ganze Stück, aber nur immer ſtellenweiſe und ohne Ordnung erzählt habe, daß er alſo auf jedes Einzelne vorbereitet ſey, nur ſehe er freylich in Gedanken, das Ganze werde mit ſeiner Idee zuſammentreffen. Ich will mich, ſagte ſie, heute Abend in der Probe zu ihm ſetzen, und ihn zu zerſtreuen ſuchen. Den Konditor habe ich auch ſchon vorgehabt, daß er ja die Dekoration am Ende recht ſchön macht, dabey aber doch etwas geringes fehlen läßt.

Ich wüßte einen Hof, verſetzte Jarno, wo wir ſo thätige und kluge Freunde brauchten, als Sie ſind. Will es heut Abend mit Ihren Künſten nicht mehr fort, ſo winken Sie mir, und ich will den Grafen heraus holen, und ihn nicht eher wieder hinein laſſen, bis Minerva auftritt, und von der Illumination bald Sukkurs zu hoffen iſt. Ich habe ihm ſchon ſeit einigen Tagen etwas zu eröffnen, das ſeinen Vetter betrift, und das ich noch immer aus

Urſachen aufgeſchoben habe. Es wird ihm auch das eine Diſtraktion geben, und zwar nicht die angenehmſte.

Einige Geſchäfte hinderten den Grafen, beym Anfange der Probe zu ſeyn, dann unterhielt ihn die Baroneſſe. Jarnos Hülfe war gar nicht nöthig. Denn indem der Graf genug zurecht zu weiſen, zu verbeſſern und anzuordnen hatte, vergaß er ſich ganz und gar darüber, und da Frau Melina zuletzt nach ſeinem Sinne ſprach, und die Illumination gut ausfiel, bezeigte er ſich vollkommen zufrieden. Erſt als alles vorbey war, und man zum Spiele ging, ſchien ihm der Unterſchied aufzufallen, und er fing an nachzudenken, ob denn das Stück auch wirklich von ſeiner Erfindung ſey? Auf einen Wink fiel nun Jarno aus ſeinem Hinterhalte hervor, der Abend verging, die Nachricht, daß der Prinz wirklich komme, beſtätigte ſich, man ritt einigemal aus, die Avantgarde in der Nachbarſchaft kampiren zu ſehen, das Haus war voll Lärmen und Unruhe, und unſere Schauſpieler, die nicht immer zum beſten von den unwilligen Bedienten verſorgt wurden, mußten, ohne daß jemand ſonderlich ſich ihrer erinnerte, in dem alten Schloſſe ihre Zeit in Erwartungen und Uebungen zubringen.

Achtes Capitel.

Endlich war der Prinz angekommen, die Generalität, die Stabsofficiere und das übrige Gefolge, das zu gleicher Zeit eintraf, die vielen Menschen, die theils zum Besuche, theils geschäftswegen einsprachen, machten das Schloß einem Bienenstocke ähnlich, der eben schwärmen will. Jedermann drängte sich herbey, den vortreflichen Fürsten zu sehen, und jedermann bewunderte seine Leutseligkeit und Herablassung, jedermann erstaunte in dem Helden und Heerführer zugleich den gefälligsten Hofmann zu erblicken.

Alle Hausgenossen mußten nach Order des Grafen bey der Ankunft des Fürsten auf ihrem Posten seyn, kein Schauspieler durfte sich blicken lassen, weil der Prinz mit den vorbereiteten Feyerlichkeiten überrascht werden sollte, und so schien er auch des Abends, als man ihn in den großen wohlerleuchteten und mit gewirkten Tapeten des vorigen Jahrhunderts ausgezierten Saal führte, ganz und gar nicht auf ein Schauspiel, vielweniger auf ein Vorspiel zu seinem Lobe, vorbereitet zu seyn. Alles lief auf das beste ab, und die Truppe mußte nach vollendeter Vorstellung herbey und sich dem Prinzen zeigen, der jeden

auf die freundlichſte Weiſe etwas zu fragen, jedem auf die gefälligſte Art etwas zu ſagen wußte. Wilhelm als Autor mußte beſonders vortreten, und ihm ward gleichfalls ſein Theil Beyfall zugeſpendet.

Nach dem Vorſpiele fragte niemand ſonderlich, in einigen Tagen war es, als wenn nichts dergleichen wäre aufgeführt worden, außer daß Jarno mit Wilhelmen gelegentlich davon ſprach, und es ſehr verſtändig lobte, nur ſetzte er hinzu: es iſt Schade, daß Sie mit hohlen Nüſſen um hohle Nüſſe ſpielen. — Mehrere Tage lag Wilhelmen dieſer Ausdruck im Sinne, er wußte nicht, wie er ihn auslegen, noch was er daraus nehmen ſollte.

Unterdeſſen ſpielte die Geſellſchaft jeden Abend ſo gut, als ſie es nach ihren Kräften vermochte, und that das mögliche, um die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer auf ſich zu ziehen. Ein unverdienter Beyfall munterte ſie auf, und in ihrem alten Schloſſe glaubten ſie nun wirklich, eigentlich um ihretwillen dränge ſich die große Verſammlung herbey, nach ihren Vorſtellungen ziehe ſich die Menge der Fremden, und ſie ſeyen der Mittelpunkt, um den und um deßwillen ſich alles drehe und bewege.

Wilhelm allein bemerkte zu ſeinem großen Verdruſſe gerade das Gegentheil. Denn obgleich der Prinz die erſten Vorſtellungen von Anfange bis zu Ende auf ſeinem Seſſel ſitzend, mit der größten Gewiſſenhaftigkeit abwartete, ſo ſchien er ſich doch nach und nach auf eine gute Weiſe davon zu diſpenſiren. Gerade diejenigen, welche

Wilhelm im Geſpräche als die Verſtändigſten gefunden hatte, Jarno an ihrer Spitze, brachten nur flüchtige Augenblicke im Theaterſaale zu, übrigens ſaßen ſie im Vorzimmer, ſpielten, oder ſchienen ſich von Geſchäften zu unterhalten.

Wilhelmen verdroß gar ſehr, bey ſeinen anhaltenden Bemühungen des erwünſchteſten Beyfalls zu entbehren. Bey der Auswahl der Stücke, der Abſchrift der Rollen, den häufigen Proben, und was ſonſt nur immer vorkommen konnte, ging er Melina'n eifrig zur Hand, der ihn denn auch, ſeine eigene Unzulänglichkeit im ſtillen fühlend, zuletzt gewähren ließ. Die Rollen memorirte Wilhelm mit Fleiß, und trug ſie mit Wärme und Lebhaftigkeit, und mit ſo viel Anſtand vor, als die wenige Bildung erlaubte, die er ſich ſelbſt gegeben hatte.

Die fortgeſetzte Theilnahme des Barons benahm indeß der übrigen Geſellſchaft jeden Zweifel, indem er ſie verſicherte, daß ſie die gröſten Effekte hervorbringe, beſonders indem ſie eins ſeiner eigenen Stücke aufführte, nur bedauerte er, daß der Prinz eine ausſchlieſſende Neigung für das franzöſiſche Theater habe, daß ein Theil ſeiner Leute hingegen, worunter ſich Jarno beſonders auszeichne, den Ungeheuren der engliſchen Bühne einen leidenſchaftlichen Vorzug gebe.

War nun auf dieſe Weiſe die Kunſt unſrer Schauſpieler nicht auf das beſte bemerkt und bewundert; ſo waren dagegen ihre Perſonen den Zuſchauern und Zuſchauerinnen nicht völlig gleichgültig. Wir haben ſchon oben angezeigt, daß

die Schauſpielerinnen gleich von Anfang die Aufmerkſamkeit junger Officiere erregten; allein ſie waren in der Folge glücklicher und machten wichtigere Eroberungen. Doch wir ſchweigen davon und bemerken nur, daß Wilhelm der Gräfin von Tag zu Tag intereſſanter vorkam, ſo wie auch in ihm eine ſtille Neigung gegen ſie aufzukeimen anfing. Sie konnte, wenn er auf dem Theater war, die Augen nicht von ihm abwenden, und er ſchien bald nur allein gegen ſie gerichtet zu ſpielen und zu rezitiren. Sich wechſelſeitig anzuſehen, war ihnen ein unausſprechliches Vergnügen, dem ſich ihre harmloſen Seelen ganz überließen, ohne lebhaftere Wünſche zu nähren, oder für irgend eine Folge beſorgt zu ſeyn.

Wie über einen Fluß hinüber, der ſie ſcheidet, zwey feindliche Vorpoſten ſich ruhig und luſtig zuſammen beſprechen, ohne an den Krieg zu denken, in welchen ihre beiderſeitigen Partheyen begriffen ſind: ſo wechſelte die Gräfin mit Wilhelm bedeutende Blicke über die ungeheure Kluft der Geburt und des Standes hinüber, und jedes glaubte an ſeiner Seite, ſicher ſeinen Empfindungen nachhängen zu dürfen.

Die Baroneſſe hatte ſich indeſſen den Laertes ausgeſucht, der ihr als ein wackerer, munterer Jüngling beſonders wohlgefiel, und der, ſo ſehr Weiberfeind er war, doch ein vorbeygehendes Abenteuer nicht verſchmähete, und wirklich dießmal wider Willen durch die Leutſeligkeit und das einnehmende Weſen der Baroneſſe gefeſſelt

worden wäre, hätte ihm der Baron zufällig nicht einen guten, oder, wenn man will, einen schlimmen Dienst erzeigt, indem er ihn mit den Gesinnungen dieser Dame näher bekannt machte.

Denn als Laertes sie einst laut rühmte, und sie allen andern ihres Geschlechts vorzog, versetzte der Baron scherzend: ich merke schon wie die Sachen stehen, unsre liebe Freundin hat wieder einen für ihre Ställe gewonnen. Dieses unglückliche Gleichniß, das nur zu klar auf die gefährlichen Liebkosungen einer Circe deutete, verdroß Laertes über die maaßen, und er konnte dem Baron nicht ohne Aergerniß zuhören, der ohne Barmherzigkeit fortfuhr:

Jeder Fremde glaubt, daß er der erste sey, dem ein so angenehmes Betragen gelte; aber er irrt gewaltig, denn wir alle sind einmal auf diesem Wege herumgeführt worden; Mann, Jüngling oder Knabe, er sey wer er sey, muß sich eine Zeitlang ihr ergeben, ihr anhängen, und sich mit Sehnsucht um sie bemühen.

Den Glücklichen, der eben, in die Gärten einer Zauberin hinein tretend, von allen Seligkeiten eines künstlichen Frühlings empfangen wird, kann nichts unangenehmer überraschen, als wenn ihm, dessen Ohr ganz auf den Gesang der Nachtigall lauscht, irgend ein verwandelter Vorfahr unvermuthet entgegen grunzt.

Laertes schämte sich nach dieser Entdeckung recht von Herzen, daß ihn seine Eitelkeit nochmals verleitet habe,

von irgend einer Frau auch nur im mindeſten gut zu denken. Er vernachläſſigte ſie nunmehr völlig, hielt ſich zu dem Stallmeiſter, mit dem er fleißig focht und auf die Jagd ging; bey Proben und Vorſtellungen aber ſich betrug, als wenn dieß blos eine Nebenſache wäre.

Der Graf und die Gräfin ließen manchmal morgens einige von der Geſellſchaft rufen, da jeder denn immer Philinens unverdientes Glück zu beneiden Urſache fand. Der Graf hatte ſeinen Liebling, den Pedanten, oft Stundenlang bey ſeiner Toilette. Dieſer Menſch ward nach und nach bekleidet, und bis auf Uhr und Doſe equipirt und ausgeſtattet.

Auch wurde die Geſellſchaft manchmal ſammt und ſonders nach Tafel vor die hohen Herrſchaften gefordert. Sie ſchätzten ſich es zur gröſten Ehre, und bemerkten nicht, daß man zu eben derſelben Zeit durch Jäger und Bediente eine Anzahl Hunde hereinbringen, und Pferde im Schloßhofe vorführen ließ.

Man hatte Wilhelmen geſagt, daß er ja gelegentlich des Prinzen Liebling, Racine, loben, und dadurch auch von ſich eine gute Meinung erwecken ſolle. Er fand dazu an einem ſolchen Nachmittage Gelegenheit, da er auch mit vorgefordert worden war, und der Prinz ihn fragte, ob er auch fleißig die groſſen franzöſiſchen Theaterſchriftſteller leſe? darauf ihm denn Wilhelm mit einem ſehr lebhaften Ja antwortete. Er bemerkte nicht, daß der Fürſt, ohne ſeine Antwort abzuwarten, ſchon im Begriff war

ſich weg und zu jemand anderm zu wenden, er faßte ihn vielmehr ſogleich und trat ihm beynah in den Weg, indem er fortfuhr: er ſchätze das franzöſiſche Theater ſehr hoch und leſe die Werke der großen Meiſter mit Entzücken, beſonders habe er zu wahrer Freude gehört, daß der Fürſt den großen Talenten eines Racine völlige Gerechtigkeit wiederfahren laſſe. Ich kann es mir vorſtellen, fuhr er fort, wie vornehme und erhabene Perſonen einen Dichter ſchätzen müſſen, der die Zuſtände ihrer höheren Verhältniſſe ſo vortrefflich und richtig ſchildert. Corneille hat, wenn ich ſo ſagen darf, große Menſchen dargeſtellt, und Racine vornehme Perſonen. Ich kann mir, wenn ich ſeine Stücke leſe, immer den Dichter denken, der an einem glänzenden Hofe lebt, einen großen König vor Augen hat, mit den Beſten umgeht, und in die Geheimniſſe der Menſchheit dringt, wie ſie ſich hinter koſtbar gewürkten Tapeten verbergen. Wenn ich ſeinen Brittanikus, ſeine Berenice ſtudire, ſo kommt es mir wirklich vor, ich ſey am Hofe, ſey in das Große und Kleine dieſer Wohnungen der irdiſchen Götter geweyht, und ich ſehe, durch die Augen eines feinfühlenden Franzoſen, Könige, die eine ganze Nation anbetet, Hofleute, die von viel tauſenden beneidet werden, in ihrer natürlichen Geſtalt mit ihren Fehlern und Schmerzen. Die Anekdote, daß Racine ſich zu Tode gegrämt habe, weil Ludwig der vierzehnte ihn nicht mehr angeſehen, ihn ſeine Unzufriedenheit fühlen laſſen,

laſſen, iſt mir ein Schlüſſel zu allen ſeinen Werken, und es iſt unmöglich, daß ein Dichter von ſo großen Talenten, deſſen Leben und Tod an den Augen eines Königes hängt, nicht auch Stücke ſchreiben ſolle, die des Beyfalls eines Königes und eines Fürſten werth ſeyen.

Jarno war herbey getreten und hörte unſerem Freunde mit Verwunderung zu; der Fürſt, der nicht geantwortet und nur mit einem gefälligen Blicke ſeinen Beyfall gezeigt hatte, wandte ſich ſeitwärts, obgleich Wilhelm, dem es noch unbekannt war, daß es nicht anſtändig ſey, unter ſolchen Umſtänden einen Diskurs fortſetzen und eine Materie erſchöpfen zu wollen, noch gerne mehr geſprochen und dem Fürſten gezeigt hätte, daß er nicht ohne Nutzen und Gefühl ſeinen Lieblingsdichter geleſen.

Haben Sie denn niemals, ſagte Jarno, indem er ihn beyſeite nahm, ein Stück von Shakeſpearen geſehen?

Nein, verſetzte Wilhelm: denn ſeit der Zeit, daß ſie in Deutſchland bekannter geworden ſind, bin ich mit dem Theater unbekannt worden, und ich weiß nicht, ob ich mich freuen ſoll, daß ſich zufällig eine alte jugendliche Liebhaberey und Beſchäftigung gegenwärtig wieder erneuerte. Indeſſen hat mich alles, was ich von jenen Stücken gehört, nicht neugierig gemacht, ſolche ſeltſame Ungeheuer näher kennen zu lernen, die über alle Wahrſcheinlichkeit, allen Wohlſtand hinauszuſchreiten ſcheinen.

Ich will Ihnen denn doch rathen, verſetzte jener, einen Verſuch zu machen, es kann nichts ſchaden, wenn

man auch das seltsame mit eigenen Augen sieht. Ich will Ihnen ein Paar Theile borgen, und Sie können Ihre Zeit nicht besser anwenden, als wenn Sie sich gleich von allen losmachen, und in der Einsamkeit Ihrer alten Wohnung in die Zauberlaterne dieser unbekannten Welt sehen. Es ist sündlich, daß Sie Ihre Stunden verderben, diese Affen menschlicher ausputzen, und diese Hunde tanzen zu lehren. Nur eins bedinge ich mir aus, daß Sie sich an die Form nicht stoßen, das übrige kann ich Ihrem richtigen Gefühle überlassen.

Die Pferde standen vor der Thür, und Jarno setzte sich mit einigen Cavalieren auf, um sich mit der Jagd zu erlustigen. Wilhelm sah ihm traurig nach. Er hätte gerne mit diesem Manne noch vieles gesprochen, der ihm, wiewohl auf eine unfreundliche Art, neue Ideen gab, Ideen deren er bedurfte.

Der Mensch kommt manchmal, indem er sich einer Entwicklung seiner Kräfte, Fähigkeiten und Begriffe nähert, in eine Verlegenheit, aus der ihm ein guter Freund leicht helfen könnte. Er gleicht einem Wanderer, der nicht weit von der Herberge ins Wasser fällt; griffe jemand sogleich zu, risse ihn ans Land, so wäre es um einmal naß werden gethan, anstatt daß er sich auch wohl selbst, aber am jenseitigen Ufer, heraus hilft, und einen beschwerlichen weiten Umweg nach seinem bestimmten Ziele zu machen hat.

Wilhelm fing an zu wittern, daß es in der Welt anders zugehe, als er es sich gedacht. Er sah das wich-

tige und bedeutungsvolle Leben der Vornehmen und Groſſen in der Nähe, und verwunderte ſich, wie einen leichten Anſtand ſie ihm zu geben wußten. Ein Heer auf dem Marſche, ein fürſtlicher Held an ſeiner Spitze, ſo viele mitwürkende Krieger, ſo viele zudringende Verehrer erhöhten ſeine Einbildungskraft. In dieſer Stimmung erhielt er die verſprochenen Bücher, und in kurzem, wie man es vermuthen kann, ergriff ihn der Strom jenes großen Genius, und führte ihn einem unüberſehlichen Meere zu, worin er ſich gar bald völlig vergaß und verlor.

Neuntes Capitel.

Das Verhältniß des Barons zu den Schauſpielern hatte ſeit ihrem Aufenthalte im Schloſſe verſchiedene Veränderungen erlitten. Im Anfange gereichte es zu beiderſeitiger Zufriedenheit: denn indem der Baron das erſtemal in ſeinem Leben eines ſeiner Stücke, mit denen er ein Geſellſchaftstheater ſchon belebt hatte, in den Händen wirklicher Schauſpieler und auf dem Wege zu einer anſtändigen Vorſtellung ſah, war er von dem beſten Humor, bewies ſich freygebig, und kaufte bey jedem Galanteriehändler, deren ſich manche einſtellten, kleine Geſchenke für die Schauſpielerinnen, und wußte den Schauſpielern manche Bouteille Champagner extra zu verſchaffen; dagegen gaben ſie ſich auch mit ſeinen Stücken alle Mühe, und Wilhelm ſparte keinen Fleiß, die herrlichen Reden des vortrefflichen Helden, deſſen Rolle ihm zugefallen war, auf das genaueſte zu memoriren.

Indeſſen hatten ſich doch auch nach und nach einige Mißhelligkeiten eingeſchlichen. Die Vorliebe des Barons für gewiſſe Schauſpieler wurde von Tag zu Tag merklicher, und nothwendig mußte dieß die übrigen verdrießen. Er erhob ſeine Günſtlinge ganz ausſchließlich, und brach-

te dadurch Eiferſucht und Uneinigkeit unter die Geſellſchaft. Melina, der ſich bey ſtreitigen Fällen ohnedem nicht zu helfen wußte, befand ſich in einem ſehr unangenehmen Zuſtande. Die Geprieſenen nahmen das Lob an, ohne ſonderlich dankbar zu ſeyn, und die Zurückgeſetzten ließen auf allerley Weiſe ihren Verdruß ſpühren, und wußten ihrem erſt hochverehrten Gönner den Aufenthalt unter ihnen auf eine oder die andere Weiſe unangenehm zu machen, ja es war ihrer Schadenfreude keine geringe Nahrung, als ein gewiſſes Gedicht, deſſen Verfaſſer man nicht kannte, im Schloſſe viele Bewegung verurſachte. Bisher hatte man ſich immer, doch auf eine ziemlich feine Weiſe, über den Umgang des Barons mit den Comödianten aufgehalten, man hatte allerley Geſchichten auf ihn gebracht, gewiſſe Vorfälle ausgeputzt, und ihnen eine luſtige und intereſſante Geſtalt gegeben. Zuletzt fing man an zu erzählen, es entſtehe eine Art von Handwerksneid zwiſchen ihm und einigen Schauſpielern, die ſich auch einbildeten, Schriftſteller zu ſeyn, und auf dieſe Sage gründet ſich das Gedicht, von welchem wir ſprachen, und welches lautete wie folgt:

Ich armer Teufel, Herr Baron,
Beneide Sie um Ihren Stand,
Um Ihren Platz ſo nah am Thron,
Und um manch ſchön Stück Acker Land,
Um Ihres Vaters feſtes Schloß,
Um ſeine Wildbahn und Geſchoß.

Mich armen Teufel, Herr Baron,
Beneiden Sie, ſo wie es ſcheint,
Weil die Natur vom Knaben ſchon
Mit mir es mütterlich gemeint.
Ich ward' mit leichtem Muth und Kopf,
Zwar arm, doch nicht ein armer Tropf.

Nun dächt' ich, lieber Herr Baron,
Wir ließen's beide wie wir ſind:
Sie blieben des Herrn Vaters Sohn,
Und ich blieb meiner Mutter Kind.
Wir leben ohne Neid und Haß,
Begehren nicht des andern Titel,
Sie keinen Platz auf dem Parnaß,
Und keinen ich in dem Capitel.

Die Stimmen über dieſes Gedicht, das in einigen faſt unleſerlichen Abſchriften ſich in verſchiedenen Händen befand, waren ſehr getheilt, auf den Verfaſſer aber wußte niemand zu muthmaßen, und als man mit einiger Schadenfreude ſich darüber zu ergötzen anfing, erklärte ſich Wilhelm ſehr dagegen.

Wir Deutſchen, rief er aus, verdienten, daß unſere Muſen in der Verachtung blieben, in der ſie ſo lange geſchmachtet hätten, da wir nicht Männer von Stande zu ſchätzen wiſſen, die ſich mit unſerer Litteratur auf irgend eine Weiſe abgeben mögen. Geburt, Stand und Vermögen ſtehen in keinem Widerſpruch mit Genie und Geſchmack, das haben uns fremde Nationen gelehrt, welche unter ihren beſten Köpfen eine große Anzahl Edelleute

zählen. War es bisher in Deutschland ein Wunder, wenn ein Mann von Geburt sich den Wissenschaften widmete, wurden bisher nur wenige berühmte Namen durch ihre Neigung zu Kunst und Wissenschaft noch berühmter; stiegen dagegen manche aus der Dunkelheit hervor, und traten wie unbekannte Sterne an den Horizont, so wird das nicht immer so seyn, und wenn ich mich nicht sehr irre, so ist die erste Klasse der Nation auf dem Wege, sich ihrer Vortheile auch zu Erringung des schönsten Kranzes der Musen in Zukunft zu bedienen. Es ist mir daher nichts unangenehmer, als wenn ich nicht allein den Bürger oft über den Edelmann, der die Musen zu schätzen weiß, spotten, sondern auch Personen vom Stande selbst, mit unüberlegter Laune und niemals zu billigender Schadenfreude, ihres Gleichen von einem Wege abschrecken sehe, auf dem einen jeden Ehre und Zufriedenheit erwartet.

Es schien die letzte Aeußerung gegen den Grafen gerichtet zu seyn, von welchem Wilhelm gehört hatte, daß er das Gedicht wirklich gut finde. Freylich war diesem Herrn, der immer auf seine Art mit dem Baron zu scherzen pflegte, ein solcher Anlaß sehr erwünscht, seinen Verwandten auf alle Weise zu plagen. Jedermann hatte seine eigenen Muthmaßungen, wer der Verfasser des Gedichtes seyn könnte, und der Graf, der sich nicht gern im Scharfsinn von jemand übertroffen sah, fiel auf einen Gedanken, den er sogleich zu beschwören bereit war: das Gedicht könne sich nur von seinem Pedanten herschreiben,

der ein sehr feiner Bursche sey, und an dem er schon lange so etwas poetisches Genie gemerkt habe. Um sich ein rechtes Vergnügen zu machen, ließ er deswegen an einem Morgen diesen Schauspieler rufen, der ihm in Gegenwart der Gräfin, der Baronesse und Jarno's das Gedicht nach seiner Art vorlesen mußte, und dafür Lob, Beyfall und ein Geschenk einerndtete, und die Frage des Grafen, ob er nicht sonst noch einige Gedichte von frühern Zeiten besitze? mit Klugheit abzulehnen wußte. So kam der Pedant zum Rufe eines Dichters, eines Witzlings, und in den Augen derer, die dem Baron günstig waren, eines Pasquillanten und schlechten Menschen. Von der Zeit an applaudirte ihm der Graf nur immer mehr, er mochte seine Rolle spielen wie er wollte, so daß der arme Mensch zuletzt aufgeblasen, ja beynahe verrückt wurde, und darauf sann, gleich Philinen ein Zimmer im Schlosse zu beziehen.

Wäre dieser Plan sogleich zu vollführen gewesen, so möchte er einen großen Unfall vermieden haben. Denn als er eines Abends spät nach dem alten Schlosse ging, und in dem dunkeln engen Wege herum tappte, ward er auf einmal angefallen, von einigen Personen festgehalten, indessen andere auf ihn wacker losschlugen, und ihn im Finstern so zerdraschen, daß er beynahe liegen blieb, und nur mit Mühe zu seinen Kameraden hinauf kroch, die, so sehr sie sich entrüstet stellten, über diesen Unfall ihre heimliche Freude fühlten, und sich kaum des Lachens

erwehren konnten, als ſie ihn ſo wohl durchwalkt, und ſeinen neuen braunen Rock über und über weiß, als wenn er mit Müllern Händel gehabt, beſtäubt und befleckt ſahen.

Der Graf, der ſogleich hiervon Nachricht erhielt, brach in einen unbeſchreiblichen Zorn aus. Er behandelte dieſe That als das gröſte Verbrechen, qualifizirte ſie zu einem beleidigten Burgfrieden, und ließ durch ſeinen Gerichtshalter die ſtrengſte Inquiſition vornehmen. Der weißbeſtäubte Rock ſollte eine Hauptanzeige geben. Alles was nur irgend mit Puder und Mehl im Schloſſe zu ſchaffen haben konnte, wurde mit in die Unterſuchung gezogen, jedoch vergebens.

Der Baron verſicherte bey ſeiner Ehre feyerlich: jene Art zu ſcherzen habe ihm freylich ſehr mißfallen, und das Betragen des Herrn Grafen ſey nicht das freundſchaftlichſte geweſen, aber er habe ſich darüber hinauszuſetzen gewußt, und an dem Unfall, der dem Poeten oder Pasquillanten, wie man ihn nennen wolle, begegnet, habe er nicht den mindeſten Antheil.

Die übrigen Bewegungen der Fremden und die Unruhe des Hauſes brachten bald die ganze Sache in Vergeſſenheit, und der unglückliche Günſtling mußte das Vergnügen, fremde Federn eine kurze Zeit getragen zu haben, theuer bezahlen.

Unſere Truppe, die regelmäßig alle Abende fortſpielte, und im Ganzen ſehr wohl gehalten wurde, fing nun an,

je beſſer es ihr ging, deſto größere Anforderungen zu machen. In kurzer Zeit war ihnen Eſſen, Trinken, Aufwartung, Wohnung zu gering, und ſie lagen ihrem Beſchützer, dem Baron, an, daß er für ſie beſſer ſorgen, und ihnen zu dem Genuſſe und der Bequemlichkeit, die er ihnen verſprochen, doch endlich verhelfen ſolle. Ihre Klagen wurden lauter, und die Bemühungen ihres Freundes, ihnen genug zu thun, immer fruchtloſer.

Wilhelm kam indeſſen, auſſer in Proben und Spielſtunden, wenig mehr zum Vorſcheine. In einem der hinterſten Zimmer verſchloſſen, wozu nur Mignon und dem Harfner der Zutritt gerne verſtattet wurde, lebte und webte er in der ſhakeſpeariſchen Welt, ſo daß er auſſer ſich nichts kannte noch empfand.

Man erzählt von Zauberern, die durch magiſche Formeln eine ungeheure Menge allerley geiſtiger Geſtalten in ihre Stube herbeyziehen. Die Beſchwörungen ſind ſo kräftig, daß ſie bald den Raum des Zimmers ausfüllen, und die Geiſter bis an den kleinen gezogenen Kreis hinangedrängt, um denſelben und über dem Haupte des Meiſters in ewig drehender Verwandlung ſich bewegend vermehren. Jeder Winkel iſt vollgepfropft, und jedes Geſims beſetzt. Eier dehnen ſich aus und Rieſengeſtalten ziehen ſich in Pilze zuſammen. Unglücklicher Weiſe hat der Schwarzkünſtler das Wort vergeſſen, womit er dieſe Geiſterfluth wieder zur Ebbe bringen könnte. — So ſaß Wilhelm, und mit unbekannter Bewegung wurden tau-

ſend Empfindungen und Fähigkeiten in ihm rege, von denen er keinen Begriff und keine Ahndung gehabt hatte. Nichts konnte ihn aus dieſem Zuſtande reiſſen, und er war ſehr unzufrieden, wenn irgend jemand zu kommen Gelegenheit nahm, und ihn von dem, was auswärts vorging, zu unterhalten.

So merkte er kaum auf, als man ihm die Nachricht brachte, es ſollte in dem Schloßhof eine Execution vorgehen und ein Knabe geſtäupt werden, der ſich eines nächtlichen Einbruchs verdächtig gemacht habe, und da er den Rock eines Perückenmachers trage, wahrſcheinlich mit unter den Meuchlern geweſen ſey. Der Knabe läugne zwar auf das hartnäckigſte, und man könne ihn deswegen nicht förmlich beſtrafen, wolle ihm aber als einem Vagabunden einen Denkzettel geben und ihn weiter ſchicken, weil er einige Tage in der Gegend herumgeſchwärmt ſey, ſich des Nachts in den Mühlen aufgehalten, endlich eine Leiter an die Gartenmauer angelehnt habe, und herüber geſtiegen ſey.

Wilhelm fand an dem ganzen Handel nichts ſonderlich merkwürdig, als Mignon haſtig herein kam und ihm verſicherte, der Gefangene ſey Friedrich; der ſich ſeit den Händeln mit dem Stallmeiſter von der Geſellſchaft und aus unſern Augen verlohren hatte.

Wilhelm, den der Knabe intereſſirte, machte ſich eilends auf, und fand im Schloßhofe ſchon Zurüſtungen. Denn der Graf liebte die Feyerlichkeit auch in dergleichen

Fällen. Der Knabe wurde herbeygebracht. Wilhelm trat dazwiſchen und bat, daß man inne halten möchte, indem er den Knaben kenne, und vorher erſt verſchiedenes ſeinetwegen anzubringen habe. Er hatte Mühe mit ſeinen Vorſtellungen durchzudringen, und erhielt endlich die Erlaubniß, mit dem Delinquenten allein zu ſprechen. Dieſer verſicherte, von dem Ueberfalle, bey dem ein Akteur ſollte gemißhandelt worden ſeyn, wiſſe er gar nichts. Er ſey nur um das Schloß herum geſtreift, und des Nachts herein geſchlichen, um Philinen aufzuſuchen, deren Schlafzimmer er ausgekundſchaftet gehabt und es auch gewiß würde getroffen haben, wenn er nicht unterweges aufgefangen worden wäre.

Wilhelm, der, zur Ehre der Geſellſchaft, das Verhältniß nicht gerne entdecken wollte, eilte zu dem Stallmeiſter und bat ihn, nach ſeiner Kenntniß der Perſonen und des Hauſes, dieſe Angelegenheit zu vermitteln, und den Knaben zu befreyen.

Dieſer launichte Mann erdachte, unter Wilhelms Beyſtand, eine kleine Geſchichte, daß der Knabe zur Truppe gehört habe, von ihr entlaufen ſey, doch wieder gewünſcht, ſich bey ihr einzufinden und aufgenommen zu werden. Er habe deswegen die Abſicht gehabt, bey Nachtzeit einige ſeiner Gönner aufzuſuchen, und ſich ihnen zu empfehlen. Man bezeugte übrigens, daß er ſich ſonſt gut aufgeführt, die Damen miſchten ſich darein, und er ward entlaſſen.

Wilhelm nahm ihn auf, und er war nunmehr die dritte Perſon der wunderbaren Familie, die Wilhelm ſeit einiger Zeit als ſeine eigene anſah. Der Alte und Mignon nahmen den Wiederkehrenden freundlich auf, und alle drey verbanden ſich nunmehr, ihrem Freunde und Beſchützer aufmerkſam zu dienen, und ihm etwas angenehmes zu erzeigen.

Zehntes Capitel.

Philine wußte sich nun täglich besser bey den Damen einzuschmeicheln. Wenn sie zusammen allein waren, leitete sie meistentheils das Gespräch auf die Männer, welche kamen und gingen, und Wilhelm war nicht der letzte, mit dem man sich beschäftigte. Dem klugen Mädchen blieb es nicht verborgen, daß er einen tiefen Eindruck auf das Herz der Gräfin gemacht habe; sie erzählte daher von ihm was sie wußte und nicht wußte; hütete sich aber irgend etwas vorzubringen, das man zu seinem Nachtheil hätte deuten können, und rühmte dagegen seinen Edelmuth, seine Freygebigkeit und besonders seine Sittsamkeit im Betragen gegen das weibliche Geschlecht. Alle übrigen Fragen, die an sie geschahen, beantwortete sie mit Klugheit, und als die Baronesse die zunehmende Neigung ihrer schönen Freundin bemerkte, war auch ihr diese Entdeckung sehr willkommen. Denn ihre Verhältnisse zu mehrern Männern, besonders in diesen letzten Tagen zu Jarno, blieben der Gräfin nicht verborgen, deren reine Seele einen solchen Leichtsinn nicht ohne Mißbilligung und ohne sanften Tadel bemerken konnte.

Auf dieſe Weiſe hatte die Baroneſſe ſowohl als Phi-
line, jede ein beſonderes Intereſſe, unſern Freund der
Gräfin näher zu bringen, und Philine hoffte noch über-
dieß bey Gelegenheit, wieder für ſich zu arbeiten, und
die verlohrne Gunſt des jungen Mannes ſich wo möglich
wieder zu erwerben.

Eines Tags, als der Graf mit der übrigen Geſell-
ſchaft auf die Jagd geritten war, und man die Herren
erſt den andern Morgen zurück erwartete, erſann ſich die
Baroneſſe einen Scherz, der völlig in ihrer Art war; denn
ſie liebte die Verkleidungen und kam, um die Geſellſchaft
zu überraſchen, bald als Bauermädchen, bald als Page,
bald als Jägerburſche zum Vorſchein. Sie gab ſich da-
durch das Anſehn einer kleinen Fee, die überall, und ge-
rade da, wo man ſie am wenigſten vermuthet, gegen-
wärtig iſt. Nichts glich ihrer Freude, wenn ſie uner-
kannt eine Zeitlang die Geſellſchaft bedient, oder ſonſt un-
ter ihr gewandelt hatte, und ſie ſich zuletzt auf eine ſcherz-
hafte Weiſe zu entdecken wußte.

Gegen Abend ließ ſie Wilhelmen auf ihr Zimmer for-
dern, und da ſie eben noch etwas zu thun hatte, ſollte
Philine ihn vorbereiten.

Er kam und fand, nicht ohne Verwunderung, ſtatt
der gnädigen Frauen, das leichtfertige Mädchen im Zim-
mer. Sie begegnete ihm mit einer gewiſſen anſtändigen
Freymüthigkeit, in der ſie ſich bisher geübt hatte, und nö-
thigte ihn dadurch gleichfalls zur Höflichkeit.

Zuerſt ſcherzte ſie im Allgemeinen über das gute Glück, das ihn verfolge, und ihn auch, wie ſie wohl merke, gegenwärtig hierher gebracht habe; ſodann warf ſie ihm auf eine angenehme Art ſein Betragen vor, womit er ſie bisher gequält habe, ſchalt und beſchuldigte ſich ſelbſt, geſtand, daß ſie ſonſt wohl ſo ſeine Begegnung verdient, machte eine ſo aufrichtige Beſchreibung ihres Zuſtandes, den ſie den vorigen nannte, und ſetzte hinzu: daß ſie ſich ſelbſt verachten müſſe, wenn ſie nicht fähig wäre ſich zu ändern, und ſich ſeiner Freundſchaft werth zu machen.

Wilhelm war über dieſe Rede betroffen. Er hatte zu wenig Kenntniß der Welt, um zu wiſſen, daß eben ganz leichtſinnige und der Beſſerung unfähige Menſchen ſich oft am lebhafteſten anklagen, ihre Fehler mit großer Freymüthigkeit bekennen und bereuen, ob ſie gleich nicht die mindeſte Kraft in ſich haben, von dem Wege zurück zu treten, auf den eine übermüthige Natur ſie hinreißt. Er konnte daher nicht unfreundlich gegen die zierliche Sünderin bleiben; er ließ ſich mit ihr in ein Geſpräch ein, und vernahm von ihr den Vorſchlag zu einer ſonderbaren Verkleidung, womit man die ſchöne Gräfin zu überraſchen gedachte.

Er fand dabey einiges Bedenken, das er Philinen nicht verheelte; allein die Baroneſſe, welche in dem Augenblick herein trat, ließ ihm keine Zeit zu Zweifeln übrig, ſie zog ihn vielmehr mit ſich fort, indem ſie verſicherte, es ſey eben die rechte Stunde.

Es war dunkel geworden, und ſie führte ihn in die Garderobe des Grafen, ließ ihn ſeinen Rock ausziehen, und in den ſeidnen Schlafrock des Grafen hinein ſchlüpfen, ſetzte ihm darauf die Mütze mit dem rothen Bande auf, führte ihn ins Kabinet und hieß ihn, ſich in den großen Seſſel ſetzen und ein Buch nehmen, zündete die argantiſche Lampe ſelbſt an, die vor ihm ſtand, und unterrichtete ihn, was er zu thun, und was er für eine Rolle zu ſpielen habe.

Man werde, ſagte ſie, der Gräfin die unvermuthete Ankunft ihres Gemahls, und ſeine üble Laune ankündigen, ſie werde kommen, einigemal im Zimmer auf und abgehn, ſich alsdann auf die Lehne des Seſſels ſetzen, ihren Arm auf ſeine Schulter legen, und einige Worte ſprechen. Er ſolle ſeine Ehemannsrolle ſo lange und ſo gut als möglich ſpielen, wenn er ſich aber endlich entdecken müßte, ſo ſolle er hübſch artig und galant ſeyn.

Wilhelm ſaß nun unruhig genug in dieſer wunderlichen Maske, der Vorſchlag hatte ihn überraſcht, und die Ausführung eilte der Ueberlegung zuvor. Schon war die Baroneſſe wieder zum Zimmer hinaus, als er erſt bemerkte, wie gefährlich der Poſten war, den er eingenommen hatte. Er leugnete ſich nicht, daß die Schönheit, die Jugend, die Anmuth der Gräfin einigen Eindruck auf ihn gemacht hatten; allein da er ſeiner Natur nach von aller leeren Galanterie weit entfernt war, und ihm ſeine Grundſätze einen Gedanken an ernſthaftere Un-

ternehmungen nicht erlaubten, so war er wirklich in diesem Augenblicke in nicht geringer Verlegenheit. Die Furcht, der Gräfin zu mißfallen, oder ihr mehr als billig zu gefallen, war gleich groß bey ihm.

Jeder weibliche Reiz, der jemals auf ihn gewirkt hatte, zeigte sich wieder vor seiner Einbildungskraft. Mariane erschien ihm im weißen Morgenkleide, und flehte um sein Andenken. Philinens Liebenswürdigkeit, ihre schönen Haare, und ihr einschmeichelndes Betragen waren durch ihre neuste Gegenwart wieder wirksam geworden; doch alles trat wie hinter den Flor der Entfernung zurück, wenn er sich die edle, blühende Gräfin dachte, deren Arm er in wenig Minuten an seinem Halse fühlen sollte, deren unschuldige Liebkosungen er zu erwiedern aufgefordert war.

Die sonderbare Art, wie er aus dieser Verlegenheit sollte gezogen werden, ahndete er freylich nicht. Denn wie groß war sein Erstaunen, ja sein Schrecken, als hinter ihm die Thüre sich aufthat, und er bey dem ersten verstohlnen Blick in den Spiegel den Grafen ganz deutlich erblickte, der mit einem Lichte in der Hand herein trat. Sein Zweifel, was er zu thun habe, ob er sitzen bleiben oder aufstehen, fliehen, bekennen, leugnen oder um Vergebung bitten solle, dauerte nur einige Augenblicke. Der Graf, der unbeweglich in der Thür stehen geblieben war, trat zurück und machte sie sachte zu. In dem Moment sprang die Baronesse zur Seitenthür her-

ein, löschte die Lampe aus, riß Wilhelmen vom Stuhle, und zog ihn nach sich in das Kabinet. Geschwind warf er den Schlafrock ab, der sogleich wieder seinen gewöhnlichen Platz erhielt. Die Baronesse nahm Wilhelms Rock über den Arm, und eilte mit ihm durch einige Stuben, Gänge und Verschläge in ihr Zimmer, wo Wilhelm, nachdem sie sich erhohlt hatte, von ihr vernahm: sie sey zu der Gräfin gekommen, um ihr die erdichtete Nachricht von der Ankunft des Grafen zu bringen. Ich weiß es schon, sagte die Gräfin: was mag wohl begegnet seyn? Ich habe ihn so eben zum Seitenthore herein treten sehen. Erschrocken sey die Baronesse sogleich auf des Grafen Zimmer gelaufen, um ihn abzuholen.

Unglücklicherweise sind Sie zu spät gekommen! rief Wilhelm aus. Der Graf war vorhin im Zimmer, und hat mich sitzen sehen.

Hat er sie erkannt?

Ich weis es nicht. Er sah mich im Spiegel, so wie ich ihn, und eh' ich wußte, ob es ein Gespenst oder er selbst war, trat er schon wieder zurück, und drückte die Thür hinter sich zu.

Die Verlegenheit der Baronesse vermehrte sich, als ein Bedienter sie zu rufen kam, und anzeigte, der Graf befinde sich bey seiner Gemahlin. Mit schwerem Herzen ging sie hin, und fand den Grafen zwar still und in sich gekehrt, aber in seinen Aeusserungen milder und freundlicher als gewöhnlich. Sie wußte nicht, was sie denken

ſollte. Man ſprach von den Vorfällen der Jagd und den Urſachen ſeiner früheren Zurückkunft. Das Geſpräch ging bald aus. Der Graf ward ſtille, und beſonders mußte der Baroneſſe auffallen, als er nach Wilhelm fragte, und den Wunſch äuſſerte, man möchte ihn rufen laſſen, damit er etwas vorleſe.

Wilhelm, der ſich im Zimmer der Baroneſſe wieder angekleidet und einigermaßen erholt hatte, kam nicht ohne Sorgen auf den Befehl herben. Der Graf gab ihm ein Buch, aus welchem er eine abentheuerliche Novelle nicht ohne Beklemmung vorlas. Sein Ton hatte etwas Unſicheres, Zitterndes, das glücklicherweiſe dem Inhalt der Geſchichte gemäß war. Der Graf gab einigemal freundliche Zeichen des Beyfalls, und lobte den beſondern Ausdruck der Vorleſung, da er zuletzt unſern Freund entließ.

Eilftes Capitel.

Wilhelm hatte kaum einige Stücke Shakeſpears geleſen, als ihre Wirkung auf ihn ſo ſtark wurde, daß er weiter fortzufahren nicht im Stande war. Seine ganze Seele gerieth in Bewegung. Er ſuchte Gelegenheit, mit Jarno zu ſprechen, und konnte ihm nicht genug für die verſchafte Freude danken.

Ich habe es wohl voraus-geſehen, ſagte dieſer, daß Sie gegen die Trefflichkeit des auſſerordentlichſten und wunderbarſten aller Schriftſteller nicht unempfindlich bleiben würden.

Ja, rief Wilhelm aus, ich erinnere mich nicht, daß ein Buch, ein Menſch oder irgend eine Begebenheit des Lebens ſo groſſe Wirkungen auf mich hervorgebracht hätte, als die köſtlichen Stücke, die ich durch Ihre Gütigkeit habe kennen lernen. Sie ſcheinen ein Werk eines himmliſchen Genius zu ſeyn, der ſich den Menſchen nähert, um ſie mit ſich ſelbſt auf die gelindeſte Weiſe bekannt zu machen. Es ſind keine Gedichte! man glaubt vor den aufgeſchlagenen, ungeheuren Büchern des Schickſals zu ſtehen, in denen der Sturmwind des bewegteſten Lebens ſauſt, und ſie mit Gewalt raſch hin und wieder blättert.

Ich bin über die Stärke und Zartheit, über die Gewalt und Ruhe ſo erſtaunt und auſſer aller Faſſung gebracht, daß ich nur mit Sehnſucht auf die Zeit warte, da ich mich in einem Zuſtande befinden werde, weiter zu leſen.

Bravo, ſagte Jarno, indem er unſerm Freunde die Hand reichte und ſie ihm drückte, ſo wollte ich es haben! und die Folgen, die ich hoffe, werden gewiß auch nicht ausbleiben. —

Ich wünſchte, verſetzte Wilhelm, daß ich Ihnen alles, was gegenwärtig in mir vorgeht, entdecken könnte! Alle Vorgefühle, die ich jemals über Menſchheit und ihre Schickſale gehabt, die mich von Jugend auf, mir ſelbſt unbemerkt, begleiteten, finde ich in Shakeſpears Stücken erfüllt und entwickelt. Es ſcheint, als wenn er uns alle Räthſel offenbarte, ohne daß man doch ſagen kann: hier oder da iſt das Wort der Auflöſung. Seine Menſchen ſcheinen natürliche Menſchen zu ſeyn, und ſie ſind es doch nicht. Dieſe geheimnißvollſten und zuſammengeſetzteſten Geſchöpfe der Natur handeln vor uns in ſeinen Stücken, als wenn ſie Uhren wären, deren Zifferblatt und Gehäuſe man von Kryſtall gebildet hätte, ſie zeigten nach ihrer Beſtimmung den Lauf der Stunden an, und man kann zugleich das Räder- und Federwerk erkennen, das ſie treibt. Dieſe wenigen Blicke, die ich in Shakeſpears Welt gethan, reizen mich mehr als irgend etwas anders, in der wirklichen Welt ſchnellere Fortſchritte vorwärts zu thun, mich in die Zinth der Schick-

sale zu mischen, die über sie verhängt sind, und dereinst, wenn es mir glücken sollte, aus dem großen Meere der wahren Natur wenige Becher zu schöpfen, und sie von der Schaubühne dem lechzenden Publikum meines Vaterlandes auszuspenden.

Wie freut mich die Gemüthsverfassung, in der ich Sie sehe, versetzte Jarno, und legte dem bewegten Jüngling die Hand auf die Schulter. Lassen Sie den Vorsatz nicht fahren, in ein thätiges Leben überzugehen, und eilen Sie die guten Jahre, die ihnen gegönnt sind, wacker zu nutzen. Kann ich Ihnen behülflich seyn, so geschieht es von ganzem Herzen. Noch habe ich nicht gefragt, wie Sie in diese Gesellschaft gekommen sind, für die Sie weder gebohren noch erzogen seyn können. So viel hoffe ich und sehe ich, daß Sie sich heraus sehnen. Ich weiß nichts von Ihrer Herkunft, von Ihren häuslichen Umständen, überlegen Sie, was Sie mir vertrauen wollen. So viel kann ich Ihnen nur sagen, die Zeiten des Krieges, in denen wir leben, können schnelle Wechsel des Glückes hervorbringen; mögen Sie Ihre Kräfte und Talente unserm Dienste widmen, Mühe, und wenn es Noth thut, Gefahr nicht scheuen, so habe ich eben jetzo eine Gelegenheit, Sie an einen Platz zu stellen, den eine Zeitlang bekleidet zu haben, Sie in der Folge nicht gereuen wird. Wilhelm konnte seinen Dank nicht genug ausdrücken, und war willig seinem Freunde und Beschützer die ganze Geschichte seines Lebens zu erzählen.

Sie hatten sich unter diesem Gespräch weit in den Park verloren, und waren auf die Landstraße, welche durch denselben ging, gekommen. Jarno stand einen Augenblick still, und sagte: bedenken Sie meinen Vorschlag, entschließen Sie sich, geben Sie mir in einigen Tagen Antwort, und schenken Sie mir Ihr Vertrauen. Ich versichre Sie, es ist mir bisher unbegreiflich gewesen, wie Sie sich mit solchem Volke haben gemein machen können. Ich hab' es oft mit Ekel und Verdruß gesehen, wie Sie, um nur einigermaßen leben zu können, Ihr Herz an einen herumziehenden Bänkelsänger und an ein albernes zwitterhaftes Geschöpf hängen mußten.

Er hatte noch nicht ausgeredet, als ein Officier zu Pferde eilends herankam, dem ein Reitknecht mit einem Handpferd folgte. Jarno rief ihm einen lebhaften Gruß zu. Der Officier sprang vom Pferde, beide umarmten sich und unterhielten sich mit einander, indem Wilhelm, bestürzt über die letzten Worte seines kriegerischen Freundes, in sich gekehrt an der Seite stand. Jarno durchblätterte einige Papiere, die ihm der Ankommende überreicht hatte, dieser aber ging auf Wilhelmen zu, reichte ihm die Hand, und rief mit Emphase: ich treffe Sie in einer würdigen Gesellschaft, folgen Sie dem Rathe Ihres Freundes, und erfüllen Sie dadurch zugleich die Wünsche eines Unbekannten, der herzlichen Theil an Ihnen nimmt. Er sprachs, umarmte Wilhelmen, drückte ihn mit Lebhaftigkeit an seine Brust. Zu gleicher Zeit trat Jarno

herbey, und sagte zu dem Fremden: es ist am besten, ich reite gleich mit Ihnen hinein, so können Sie die nöthigen Ordres erhalten, und Sie reiten noch vor Nacht wieder fort. Beide schwangen sich darauf zu Pferde, und überließen unsern verwunderten Freund seinen eigenen Betrachtungen.

Die letzten Worte Jarnos klangen noch in seinen Ohren. Ihm war unerträglich, das Paar menschlicher Wesen, das ihm unschuldigerweise seine Neigung abgewonnen hatte, durch einen Mann, den er so sehr verehrte, so tief heruntergesetzt zu sehen. Die sonderbare Umarmung des Officiers, den er nicht kannte, machte wenig Eindruck auf ihn, sie beschäftigte seine Neugierde und Einbildungskraft einen Augenblick; aber Jarnos Reden hatten sein Herz getroffen; er war tief verwundet, und nun brach er auf seinem Rückwege gegen sich selbst in Vorwürfe aus, daß er nur einen Augenblick die hartherzige Kälte Jarnos, die ihm aus den Augen heraussehe, und aus allen seinen Gebärden spreche, habe verkennen und vergessen mögen. — Nein, rief er aus, du bildest dir nur ein, du abgestorbener Weltmann, daß du ein Freund seyn könnest! Alles, was du mir anbieten magst, ist der Empfindung nicht werth, die mich an diese Unglücklichen bindet. Welch ein Glück, daß ich noch bey Zeiten entdecke, was ich von dir zu erwarten hatte! —

Er schloß Mignon, die ihm eben entgegen kam, in die Arme, und rief aus: nein, uns soll nichts trennen, du

gutes kleines Geſchöpf! Die ſcheinbare Klugheit der Welt ſoll mich nicht vermögen dich zu verlaſſen, noch zu vergeſſen, was ich dir ſchuldig bin.

Das Kind, deſſen heftige Liebkoſungen er ſonſt abzulehnen pflegte, erfreute ſich dieſes unerwarteten Ausdrucks der Zärtlichkeit, und hing ſich ſo feſt an ihn, daß er es nur mit Mühe zuletzt los werden konnte.

Seit dieſer Zeit gab er mehr auf Jarnos Handlungen acht, die ihm nicht alle lobenswürdig ſchienen; ja es kam wohl manches vor, das ihm durchaus mißfiel. So hatte er zum Beyſpiel ſtarken Verdacht, das Gedicht auf den Baron, welches der arme Pedant ſo theuer hatte bezahlen müſſen, ſey Jarnos Arbeit. Da nun dieſer in Wilhelms Gegenwart über den Vorfall geſcherzt hatte, glaubte unſer Freund hierin das Zeichen eines höchſt verdorbenen Herzens zu erkennen; denn was konnte boshafter ſeyn, als einen Unſchuldigen, deſſen Leiden man verurſacht, zu verſpotten, und weder an Genugthuung noch Entſchädigung zu denken. Gern hätte Wilhelm ſie ſelbſt veranlaßt, denn er war durch einen ſehr ſonderbaren Zufall den Thätern jener nächtlichen Mißhandlung auf die Spur gekommen.

Man hatte ihm bisher immer zu verbergen gewußt, daß einige junge Officiere, im unteren Saale des alten Schloſſes, mit einem Theile der Schauſpieler und Schauſpielerinnen ganze Nächte auf eine luſtige Weiſe zubrachten. Eines Morgens, als er nach ſeiner Gewohnheit

früh aufgeſtanden, kam er von ohngefähr in das Zimmer, und fand die jungen Herren, die eine höchſt ſonderbare Toilette zu machen im Begriff ſtunden. Sie hatten in einen Napf mit Waſſer Kreide eingerieben, und trugen den Teig mit einer Bürſte auf ihre Weſten und Beinkleider, ohne ſie auszuziehen, und ſtellten alſo die Reinlichkeit ihrer Garderobe auf das ſchnellſte wieder her. Unſerm Freunde, der ſich über dieſe Handgriffe wunderte, fiel der weiß beſtäubte und befleckte Rock des Pedanten ein, der Verdacht wurde um ſo viel ſtärker, als er erfuhr, daß einige Verwandten des Barons ſich unter der Geſellſchaft befänden.

Um dieſem Verdacht näher auf die Spur zu kommen, ſuchte er die jungen Herren mit einem kleinen Frühſtücke zu beſchäftigen. Sie waren ſehr lebhaft, und erzählten viele luſtige Geſchichten. Der eine beſonders, der eine Zeitlang auf Werbung geſtanden, wußte nicht genug die Liſt und Thätigkeit ſeines Hauptmanns zu rühmen, der alle Arten von Menſchen an ſich zu ziehen, und jeden nach ſeiner Art zu überliſten verſtand. Umſtändlich erzählte er, wie junge Leute von gutem Hauſe und ſorgfältiger Erziehung, durch allerley Vorſpiegelungen einer anſtändigen Verſorgung, betrogen worden, und lachte herzlich über die Gimpel, denen es im Anfange ſo wohl gethan habe, ſich von einem angeſehenen, tapfern, klugen und freygebigen Officier geſchätzt und hervorgezogen zu ſehen.

Wie segnete Wilhelm seinen Genius, der ihm so unvermuthet den Abgrund zeigte, dessen Rande er sich unschuldigerweise genähert hatte. Er sah nun in Jarno nichts als den Werber; die Umarmung des fremden Officiers war ihm leicht erklärlich. Er verabscheute die Gesinnungen dieser Männer, und vermied von dem Augenblicke mit irgend jemand, der eine Uniform trug, zusammen zu kommen, und so wäre ihm die Nachricht, daß die Armee weiter vorwärts rücke, sehr angenehm gewesen, wenn er nicht zugleich hätte fürchten müssen, aus der Nähe seiner schönen Freundin, vielleicht auf immer verbannt zu werden.

Zwölftes Capitel.

Inzwiſchen hatte die Baroneſſe mehrere Tage, von Sorgen und einer unbefriedigten Neugierde gepeinigt, zugebracht. Denn das Betragen des Grafen ſeit jenem Abentheuer war ihr ein völliges Räthſel. Er war ganz aus ſeiner Manier herausgegangen, von ſeinen gewöhnlichen Scherzen hörte man keinen. Seine Forderungen an die Geſellſchaft und an die Bedienten hatten ſehr nachgelaſſen. Von Pedanterie und gebieteriſchem Weſen merkte man wenig, vielmehr war er ſtill und in ſich gekehrt, jedoch ſchien er heiter, und wirklich ein anderer Menſch zu ſeyn. Bey Vorleſungen, zu denen er zuweilen Anlaß gab, wählte er ernſthafte, oft religiöſe Bücher, und die Baroneſſe lebte in beſtändiger Furcht, es möchte hinter dieſer anſcheinenden Ruhe ſich ein geheimer Groll verbergen, ein ſtiller Vorſatz, den Frevel, den er ſo zufällig entdeckt, zu rächen. Sie entſchloß ſich daher, Jarno zu ihrem Vertrauten zu machen, und ſie konnte es um ſo mehr, als ſie mit ihm in einem Verhältniſſe ſtand, in dem man ſich ſonſt wenig zu verbergen pflegt. Jarno war ſeit kurzer Zeit ihr entſchiedener Freund, doch waren ſie klug genug, ihre Neigung und ihre Freuden vor der lermenden Welt,

die ſie umgab, zu verbergen. Nur den Augen der Grä-
fin war dieſer neue Roman nicht entgangen, und höchſt
wahrſcheinlich ſuchte die Baroneſſe ihre Freundin gleich-
falls zu beſchäftigen, um den ſtillen Vorwürfen zu ent-
gehen, welche ſie denn doch manchmal von jener edlen
Seele zu erdulden hatte.

Kaum hatte die Baroneſſe ihrem Freunde die Geſchich-
te erzählt, als er lachend ausrief: da glaubt der Alte ge-
wiß ſich ſelbſt geſehen zu haben, er fürchtet, daß ihm die-
ſe Erſcheinung Unglück, ja vielleicht gar den Tod bedeute,
und nun iſt er zahm geworden, wie alle die Halbmen-
ſchen, wenn ſie an die Auflöſung denken, welcher niemand
entgangen iſt, noch entgehen wird. Nur ſtille! da ich
hoffe, daß er noch lange leben ſoll, ſo wollen wir ihn bey
dieſer Gelegenheit wenigſtens ſo formiren, daß er ſeiner
Frau und ſeinen Hausgenoſſen nicht mehr zur Laſt ſeyn
ſoll.

Sie fingen nun, ſo bald es nur ſchicklich war, in Ge-
genwart des Grafen an, von Ahndungen, Erſcheinungen,
und dergleichen zu ſprechen. Jarno ſpielte den Zweifler,
ſeine Freundin gleichfalls, und ſie trieben es ſo weit, daß
der Graf endlich Jarno bey Seite nahm, ihm ſeine Frey-
geiſterey verwies und ihn, durch ſein eignes Beyſpiel, von
der Möglichkeit und Wirklichkeit ſolcher Geſchichten zu
überzeugen ſuchte. Jarno ſpielte den Betroffenen, Zwei-
felnden und endlich den Ueberzeugten, machte ſich aber
gleich darauf in ſtiller Nacht mit ſeiner Freundin deſto

luſtiger über den ſchwachen Weltmann, der nun auf einmal von ſeinen Unarten durch einen Popanz bekehrt worden, und der nur noch deswegen zu loben ſey, weil er mit ſo vieler Faſſung ein bevorſtehendes Unglück, ja vielleicht gar den Tod erwarte.

Auf die natürlichſte Folge, welche dieſe Erſcheinung hätte haben können, möchte er doch wohl nicht gefaßt ſeyn, rief die Baroneſſe mit ihrer gewöhnlichen Munterkeit, zu der ſie, ſo bald ihr eine Sorge vom Herzen genommen war, gleich wieder übergehen konnte. Jarno ward reichlich belohnt, und man ſchmiedete neue Anſchläge, den Grafen noch mehr kirre zu machen, und die Neigung der Gräfin zu Wilhelm noch mehr zu reizen und zu beſtärken.

In dieſer Abſicht erzählte man der Gräfin die ganze Geſchichte, die ſich zwar anfangs unwillig darüber zeigte, aber ſeit der Zeit nachdenklicher ward, und in ruhigen Augenblicken jene Scene, die ihr zubereitet war, zu bedenken, zu verfolgen und auszumahlen ſchien.

Die Anſtalten, welche nunmehr von allen Seiten getroffen wurden, ließen keinen Zweifel mehr übrig, daß die Armeen bald vorwärts rücken, und der Prinz zugleich ſein Hauptquartier verändern würde; ja es hieß, daß der Graf zugleich auch das Gut verlaſſen und wieder nach der Stadt zurückkehren werde. Unſere Schauſpieler konnten ſich alſo leicht die Nativität ſtellen, doch nur der einzige Melina nahm ſeine Maaßregeln darnach, die andern

ſuchte nur noch von dem Augenblicke ſo viel als möglich das Vergnüglichſte zu erhaſchen.

Wilhelm war indeſſen auf eine eigene Weiſe beſchäftigt. Die Gräfin hatte von ihm die Abſchrift ſeiner Stücke verlangt, und er ſah dieſen Wunſch der liebenswürdigen Frau als die ſchönſte Belohnung an.

Ein junger Autor, der ſich noch nicht gedruckt geſehen, wendet in einem ſolchen Falle die gröſte Aufmerkſamkeit auf eine reinliche und zierliche Abſchrift ſeiner Werke. Es iſt gleichſam das goldne Zeitalter der Autorſchaft; man ſieht ſich in jene Jahrhunderte verſetzt, in denen die Preſſe noch nicht die Welt mit ſo viel unnützen Schriften überſchwemmt hatte; wo nur würdige Geiſtesprodukte abgeſchrieben, und von den edelſten Menſchen verwahrt wurden, und wie leicht begeht man alsdann den Fehlſchluß, daß ein ſorgfältig abgezirkeltes Manuſcript auch ein würdiges Geiſtesproduct ſey, werth von einem Kenner und Beſchützer beſeſſen und aufgeſtellt zu werden.

Man hatte zu Ehren des Prinzen, der nun in kurzem abgehen ſollte, noch ein groſſes Gaſtmahl angeſtellt. Viele Damen aus der Nachbarſchaft waren geladen, und die Gräfin hatte ſich bey Zeiten angezogen. Sie hatte dieſen Tag ein reicheres Kleid angelegt, als ſie ſonſt zu thun gewohnt war. Friſur und Aufſatz waren geſuchter, ſie war mit allen ihren Juwelen geſchmückt. Eben ſo hatte die Baroneſſe das Mögliche gethan, um ſich mit Pracht und Geſchmack anzukleiden.

Philine, als ſie merkte, daß den beyden Damen in Erwartung ihrer Gäſte die Zeit lang wurde, ſchlug vor, Wilhelmen kommen zu laſſen, der ſein fertiges Manuſcript zu überreichen und noch einige Kleinigkeiten vorzuleſen wünſche. Er kam und erſtaunte im Hereintreten über die Geſtalt, über die Anmuth der Gräfin, die durch ihren Putz nur ſichtbarer geworden waren. Er las nach dem Befehle der Damen; allein ſo zerſtreut und ſchlecht, daß, wenn die Zuhörerinnen nicht ſo nachſichtig geweſen wären, ſie ihn gar bald würden entlaſſen haben.

So oft er die Gräfin anblickte, ſchien es ihm, als wenn ein elektriſcher Funke ſich vor ſeinen Augen zeigte; er wußte zuletzt nicht mehr, wo er Athem zu ſeiner Recitation hernehmen ſolle. Die ſchöne Dame hatte ihm immer gefallen; aber jetzt ſchien es ihm, als ob er nie etwas vollkommneres geſehen hätte, und von den tauſenderley Gedanken, die ſich in ſeiner Seele kreuzten, mochte ohngefähr folgendes der Inhalt ſeyn:

Wie thöricht lehnen ſich doch ſo viele Dichter und ſogenannte gefühlvolle Menſchen gegen Putz und Pracht auf, und verlangen nur in einfachen, der Natur angemeſſenen Kleidern die Frauen alles Standes zu ſehen. Sie ſchelten den Putz, ohne zu bedenken, daß es der arme Putz nicht iſt, der uns mißfällt, wenn wir eine häßliche oder minder ſchöne Perſon reich und ſonderbar gekleidet erblicken; aber ich wollte alle Kenner der Welt hier verſammeln und ſie fragen, ob ſie wünſchten et-

was von diesen Falten, von diesen Bändern und Spitzen, von diesen Puffen, Locken und leuchtenden Steinen wegzunehmen? Würden sie nicht fürchten, den angenehmen Eindruck zu stören, der ihnen hier so willig und natürlich entgegen kommt? Ja, natürlich darf ich wohl sagen! Wenn Minerva ganz gerüstet aus dem Haupte des Jupiter entsprang, so scheinet diese Göttin in ihrem vollen Putze aus irgend einer Blume mit leichtem Fuße hervorgetreten zu seyn.

Er sah sie oft im Lesen an, als wenn er diesen Eindruck sich auf ewig einprägen wollte, und las einigemal falsch, ohne darüber in Verwirrung zu gerathen, ob er gleich sonst über die Verwechselung eines Wortes oder eines Buchstabens als über einen leidigen Schandfleck einer ganzen Vorlesung verzweifeln konnte.

Ein falscher Lärm, als wenn die Gäste angefahren kämen, machte der Vorlesung ein Ende, die Baronesse ging weg, und die Gräfin, im Begriff ihren Schreibtisch zuzumachen, der noch offen stand, ergriff ein Ringkästchen und steckte noch einige Ringe an die Finger. Wir werden uns bald trennen, sagte sie, indem sie ihre Augen auf das Kästchen heftete: nehmen Sie ein Andenken von einer guten Freundin, die nichts lebhafter wünscht, als daß es Ihnen wohlgehen möge. Sie nahm darauf einen Ring heraus, der unter einem Krystall ein schön von Haaren geflochtenes Schild zeigte, und mit Steinen besetzt war. Sie überreichte ihn Wilhelmen, der, als

er ihn annahm, nichts zu ſagen und nichts zu thun wußte, ſondern wie eingewurzelt in den Boden da ſtand. Die Gräfin ſchloß den Schreibtiſch zu, und ſetzte ſich auf ihren Sopha.

Und ich ſoll leer ausgehn, ſagte Philine, indem ſie zur rechten Hand der Gräfin niederkniete: ſeht nur den Menſchen, der zur Unzeit ſo viele Worte im Munde führt, und jetzt nicht einmal eine armſelige Dankſagung herſtammeln kann. Friſch, mein Herr, thun Sie wenigſtens pantominiſch Ihre Schuldigkeit, und wenn Sie heute ſelbſt nichts zu erfinden wiſſen, ſo ahmen Sie mir wenigſtens nach.

Philine ergriff die rechte Hand der Gräfin, und küßte ſie mit Lebhaftigkeit. Wilhelm ſtürzte auf ſeine Kniee, faßte die linke, und drückte ſie an ſeine Lippen. Die Gräfin ſchien verlegen, aber ohne Widerwillen.

Ach! rief Philine aus, ſo viel Schmuck hab' ich wohl ſchon geſehen, aber noch nie eine Dame, ſo würdig ihn zu tragen. Welche Armbänder! aber auch welche Hand! Welcher Halsſchmuck! aber welche Bruſt!

Stille, Schmeichlerin, rief die Gräfin.

Stellt denn das den Herrn Grafen vor? ſagte Philine, indem ſie auf ein reiches Medaillon deutete, das die Gräfin an koſtbaren Ketten an der linken Seite trug.

Er iſt als Bräutigam gemahlt, verſetzte die Gräfin.

War er denn damals ſo jung? fragte Philine: Sie ſind ja nur erſt, wie ich weiß, wenige Jahre verheurathet.

Diese Jugend kommt auf die Rechnung des Mahlers, versetzte die Gräfin.

Es ist ein schöner Mann, sagte Philine. Doch sollte wohl niemals, fuhr sie fort, indem sie die Hand auf das Herz der Gräfin legte, in diese verborgene Kapsel sich ein ander Bild eingeschlichen haben?

Du bist sehr verwegen, Philine! rief sie aus: ich habe dich verzogen. Laß mich so etwas nicht zum zweytenmal hören.

Wenn Sie zürnen, bin ich unglücklich, rief Philine, sprang auf und eilte zur Thür hinaus.

Wilhelm hielt die schönste Hand noch in seinen Händen. Er sah unverwandt auf das Armschloß, das, zu seiner größten Verwunderung, die Anfangsbuchstaben seiner Nahmen in brillantenen Zügen sehen ließ.

Besitz ich, fragte er bescheiden, in dem kostbaren Ringe, denn wirklich ihre Haare?

Ja, versetzte sie mit halber Stimme; dann nahm sie sich zusammen, und sagte, indem sie ihm die Hand drückte: stehen Sie auf, und leben Sie wohl.

Hier steht mein Name, rief er aus: durch den sonderbarsten Zufall! Er zeigte auf das Armschloß.

Wie? rief die Gräfin: es ist die Chiffer einer Freundin!

Es sind die Anfangsbuchstaben meines Namens. Vergessen Sie meiner nicht. Ihr Bild steht unauslöschlich in meinem Herzen. Leben Sie wohl, lassen Sie mich fliehen!

Er küßte ihre Hand, und wollte aufſtehn; aber wie im Traum das Seltſamſte aus dem Seltſamſten ſich entwickelnd uns überraſcht; ſo hielt er, ohne zu wiſſen wie es geſchah, die Gräfin in ſeinen Armen, ihre Lippen ruhten auf den ſeinigen, und ihre wechſelſeitigen lebhaften Küſſe gewährten ihnen eine Seligkeit, die wir nur aus dem erſten aufbrauſenden Schaum des friſch eingeſchenkten Bechers der Liebe ſchlürfen.

Ihr Haupt ruhte auf ſeiner Schulter, und der zerdrückten Locken und Bänder ward nicht gedacht. Sie hatte ihren Arm um ihn geſchlungen; er umfaßte ſie mit Lebhaftigkeit, und drückte ſie wiederholend an ſeine Bruſt. O daß ein ſolcher Augenblick nicht Ewigkeiten währen kann, und wehe dem neidiſchen Geſchick, das auch unſern Freunden dieſe kurzen Augenblicke unterbrach.

Wie erſchrack Wilhelm, wie betäubt fuhr er aus einem glücklichen Traume auf, als die Gräfin ſich auf einmal mit einem Schrey von ihm losriß, und mit der Hand nach ihrem Herzen fuhr.

Er ſtand betäubt vor ihr da; ſie hielt die andere Hand vor die Augen, und rief nach einer Pauſe: entfernen Sie ſich, eilen Sie!

Er ſtand noch immer.

Verlaſſen Sie mich, rief ſie, und indem Sie die Hand von den Augen nahm, und ihn mit einem unbeſchreiblichen Blicke anſah, ſetzte ſie mit der lieblichſten Stimme hinzu: fliehen Sie mich, wenn Sie mich lieben

Wilhelm war aus dem Zimmer, und wieder auf seiner Stube, eh' er wußte, wo er sich befand.

Die Unglücklichen! welche sonderbare Warnung des Zufalls oder der Schickung rieß sie aus einander?

Wilhelm Meisters Lehrjahre.

Viertes Buch.

Erſtes Capitel.

Laertes ſtand nachdenklich am Fenſter und blickte, auf ſeinen Arm geſtützt, in das Feld hinaus. Philine ſchlich über den großen Saal herbey, lehnte ſich auf den Freund, und verſpottete ſein ernſthaftes Anſehen.

Lache nur nicht, verſetzte er, es iſt abſcheulich, wie die Zeit vergeht, wie alles ſich verändert und ein Ende nimmt! Sieh nur, hier ſtand vor kurzem noch ein ſchönes Lager, wie luſtig ſahen die Zelte aus! wie lebhaft ging es darin zu! wie ſorgfältig bewachte man den ganzen Bezirk! und nun iſt alles auf einmal verſchwunden. Nur kurze Zeit wird das zertretne Stroh und die eingegrabenen Kochlöcher noch eine Spur zeigen, dann wird alles bald umgepflügt ſeyn, und die Gegenwart ſo vieler tauſend rüſtigen Menſchen in dieſer Gegend wird nur noch in den Köpfen einiger alten Leute ſpuken.

Philine fing an zu ſingen, und zog ihren Freund zu einem Tanze in den Saal. Laß uns, rief ſie, da wir der Zeit nicht nachlaufen können, wenn ſie vorüber iſt, ſie wenigſtens als eine ſchöne Göttin, indem ſie bey uns vorbeyzieht, fröhlich und zierlich verehren.

Sie hatten kaum einige Wendungen gemacht, als Madam Melina durch den Saal ging. Philine war boshaft genug, sie gleichfalls zum Tanze einzuladen, und sie dadurch an die Mißgestalt zu erinnern, in welche sie durch ihre Schwangerschaft versetzt war.

Wenn ich nur, sagte Philine hinter ihrem Rücken, keine Frau mehr guter Hoffnung sehen sollte!

Sie hofft doch, sagte Laertes.

Aber es kleidet sie so häßlich. Hast du die vordere Wackelfalte des verkürzten Rocks gesehen, die immer voraus spaziert, wenn sie sich bewegt? Sie hat gar keine Art noch Geschick, sich nur ein bischen zu mustern und ihren Zustand zu verbergen.

Laß nur, sagte Laertes, die Zeit wird ihr schon zu Hülfe kommen.

Es wäre doch immer hübscher, rief Philine, wenn man die Kinder von den Bäumen schüttelte.

Der Baron trat herein, und sagte ihnen etwas freundliches im Namen des Grafen und der Gräfin, die ganz früh abgereist waren, und machte ihnen einige Geschenke. Er ging darauf zu Wilhelmen, der sich im Nebenzimmer mit Mignon beschäftigte. Das Kind hatte sich sehr freundlich und zuthätig bezeigt, nach Wilhelms Eltern, Geschwistern und Verwandten gefragt, und ihn dadurch an seine Pflicht erinnert, den Seinigen von sich einige Nachricht zu geben.

Der Baron brachte ihm, nebſt einem Abſchiedsgruße von den Herrſchaften, die Verſicherung, wie ſehr der Graf mit ihm, ſeinem Spiele, ſeinen poetiſchen Arbeiten und ſeinen theatraliſchen Bemühungen zufrieden geweſen ſey. Er zog darauf zum Beweis dieſer Geſinnung einen Beutel hervor, durch deſſen ſchönes Gewebe die reizende Farbe neuer Goldſtücke durchſchimmerte; Wilhelm trat zurück, und weigerte ſich ihn anzunehmen.

Sehen Sie, fuhr der Baron fort, dieſe Gabe als einen Erſatz für Ihre Zeit, als eine Erkenntlichkeit für Ihre Mühe, nicht als eine Belohnung Ihres Talents an. Wenn uns dieſes einen guten Namen und die Neigung der Menſchen verſchaft, ſo iſt billig, daß wir durch Fleiß und Anſtrengung zugleich die Mittel erwerben, unſre Bedürfniſſe zu befriedigen, da wir doch einmal nicht ganz Geiſt ſind. Wären wir in der Stadt, wo alles zu finden iſt; ſo hätte man dieſe kleine Summe in eine Uhr, einen Ring oder ſonſt etwas verwandelt; nun gebe ich aber den Zauberſtab unmittelbar in Ihre Hände, ſchaffen Sie ſich ein Kleinod dafür, das Ihnen am liebſten und am dienlichſten iſt, und verwahren Sie es zu unſerm Andenken. Dabey halten Sie ja den Beutel in Ehren. Die Damen haben ihn ſelbſt geſtrickt, und ihre Abſicht war, durch das Gefäß dem Inhalt die annehmlichſte Form zu geben.

Vergeben Sie, verſetzte Wilhelm, meiner Verlegenheit und meinen Zweifel, dieſes Geſchenk anzunehmen.

Es vernichtet gleichsam das Wenige was ich gethan habe, und hindert das freye Spiel einer glücklichen Erinnerung. Geld ist eine schöne Sache, wo etwas abgethan werden soll, und ich wünschte nicht in dem Andenken Ihres Hauses so ganz abgethan zu seyn.

Das ist nicht der Fall, versetzte der Baron; aber indem Sie selbst zart empfinden, werden Sie nicht verlangen, daß der Graf sich völlig als ihren Schuldner denken soll: ein Mann der seinen gröſten Ehrgeiz darein setzt, aufmerksam und gerecht zu seyn. Ihm ist nicht entgangen, welche Mühe Sie sich gegeben, und wie Sie seinen Absichten ganz Ihre Zeit gewidmet haben, ja er weiß, daß Sie, um gewisse Anstalten zu beschleunigen, Ihr eignes Geld nicht schonten. Wie will ich wieder vor ihm erscheinen, wenn ich ihn nicht versichern kann, daß seine Erkenntlichkeit Ihnen Vergnügen gemacht hat.

Wenn ich nur an mich selbst denken, wenn ich nur meinen eigenen Empfindungen folgen dürfte, versetzte Wilhelm, würde ich mich, ohnerachtet aller Gründe, hartnäckig weigern, diese Gabe, so schön und ehrenvoll sie ist, anzunehmen; aber ich läugne nicht, daß sie mich in dem Augenblicke, indem sie mich in Verlegenheit setzt, aus einer Verlegenheit reißt, in der ich mich bisher gegen die Meinigen befand, und die mir manchen stillen Kummer verursachte. Ich habe sowohl mit dem Gelde als mit der Zeit, von denen ich Rechenschaft zu geben habe, nicht zum Besten haus-gehalten, nun wird es mir

durch den Edelmuth des Herrn Grafen möglich, den Meinigen getroſt von dem Glücke Nachricht zu geben, zu dem mich dieſer ſonderbare Seitenweg geführt hat. Ich opfre die Delikateſſe, die uns wie ein zartes Gewiſſen bey ſolchen Gelegenheiten warnt, einer höhern Pflicht auf, und um meinem Vater muthig unter die Augen treten zu können, ſteh ich beſchämt vor den Ihrigen.

Es iſt ſonderbar, verſetzte der Baron, welch ein wunderlich Bedenken man ſich macht, Geld von Freunden und Gönnern anzunehmen, von denen man jede andere Gabe mit Dank und Freude empfangen würde. Die menſchliche Natur hat mehr ähnliche Eigenheiten, ſolche Skrupel gern zu erzeugen und ſorgfältig zu nähren.

Iſt es nicht das nemliche mit allen Ehrenpunkten? fragte Wilhelm.

Ach ja, verſetzte der Baron, und andern Vorurtheilen. Wir wollen ſie nicht ausjäten, um nicht vielleicht edle Pflanzen zugleich mit auszuraufen. Aber mich freut immer, wenn einzelne Perſonen fühlen, über was man ſich hinausſetzen kann und ſoll, und ich denke mit Vergnügen an die Geſchichte des geiſtreichen Dichters, der für ein Hoftheater einige Stücke verfertigte, welche den ganzen Beyfall des Monarchen erhielten. Ich muß ihn anſehnlich belohnen, ſagte der großmüthige Fürſt, man forſche an ihm, ob ihm irgend ein Kleinod Vergnügen macht; oder ob er nicht verſchmäht Geld anzunehmen. Nach ſeiner ſcherzhaften Art antwortete der

Dichter dem abgeordneten Hofmann: ich danke lebhaft für die gnädigen Gesinnungen, und da der Kaiser alle Tage Geld von uns nimmt, so sehe ich nicht ein, warum ich mich schämen sollte, Geld von ihm anzunehmen.

Der Baron hatte kaum das Zimmer verlassen, als Wilhelm eifrig die Baarschaft zählte, die ihm so unvermuthet, und, wie er glaubte, so unverdient zugekommen war. Es schien, als ob ihm der Werth und die Würde des Goldes, die uns in spätern Jahren erst fühlbar werden, ahndungsweise zum erstenmal entgegen blickten, als die schönen blinkenden Stücke aus dem zierlichen Beutel hervorrollten. Er machte seine Rechnung und fand, daß er, besonders da Melina den Vorschuß sogleich wieder zu bezahlen versprochen hatte, eben so viel, ja noch mehr in Cassa habe, als an jenem Tage, da Philine ihm den ersten Strauß abfordern ließ. Mit heimlicher Zufriedenheit blickte er auf sein Talent, mit einem kleinen Stolze auf das Glück, das ihn geleitet und begleitet hatte. Er ergriff nunmehr mit Zuversicht die Feder, um einen Brief zu schreiben, der auf einmal die Familie aus aller Verlegenheit und sein bisheriges Betragen in das beste Licht setzen sollte. Er vermied eine eigentliche Erzählung, und ließ nur in bedeutenden und mystischen Ausdrücken dasjenige, was ihm begegnet seyn könnte, errathen. Der gute Zustand seiner Casse, der Erwerb, den er seinem Talent schuldig war, die Gunst der Grossen, die Neigung der Frauen, die Bekanntschaft in ei-

nem weiten Kreiſe, die Ausbildung ſeiner körperlichen und geiſtigen Anlagen, die Hoffnung für die Zukunft bildeten ein ſolches wunderliches Luftgemählde, daß Fata Morgagna ſelbſt es nicht ſeltſamer hätte durcheinander wirken können.

In dieſer glücklichen Exaltation fuhr er fort, nachdem der Brief geſchloſſen war, ein langes Selbſtgeſpräch zu unterhalten, in welchem er den Inhalt des Schreibens recapitulirte, und ſich eine thätige und würdige Zukunft ausmahlte. Das Beyſpiel ſo vieler edlen Krieger hatte ihn angefeuert, die Shakeſpeariſche Dichtung hatte ihm eine neue Welt eröfnet, und von den Lippen der ſchönen Gräfin hatte er ein unausſprechliches Feuer in ſich geſogen. Das alles konnte, das ſollte nicht ohne Wirkung bleiben.

Der Stallmeiſter kam und fragte: ob ſie mit Einpacken fertig ſeyen? Leider hatte auſſer Melina noch niemand daran gedacht. Nun ſollte man eilig aufbrechen. Der Graf hatte verſprochen, die ganze Geſellſchaft einige Tagereiſen weit transportiren zu laſſen, die Pferde waren eben bereit, und konnten nicht lange entbehrt werden. Wilhelm fragte nach ſeinem Koffer; Madam Melina hatte ſich ihn zu Nutze gemacht; er verlangte nach ſeinem Gelde, Herr Melina hatte es ganz unten in den Koffer mit groſſer Sorgfalt gepackt. Philine ſagte: ich habe in dem meinigen noch Platz, nahm Wilhelms Kleider, und

befahl Mignon das Uebrige nachzubringen. Wilhelm mußte es, nicht ohne Widerwillen, geſchehen laſſen.

Indem man aufpackte, und alles zubereitete, ſagte Melina: es iſt mir verdrießlich, daß wir wie Seiltänzer und Marktſchreyer reiſen; ich wünſchte, daß Mignon Weiberkleider anzöge, und daß der Harfenſpieler ſich noch geſchwinde den Bart ſcheren ließe. Mignon hielt ſich feſt an Wilhelm, und ſagte mit großer Lebhaftigkeit: ich bin ein Knabe, ich will kein Mädchen ſeyn. Der Alte ſchwieg, und Philine machte bey dieſer Gelegenheit über die Eigenheit des Grafen, ihres Beſchützers, einige luſtige Anmerkungen. Wenn der Harfner ſeinen Bart abſchneidet, ſagte ſie, ſo mag er ihn nur ſorgfältig auf Band nähen und bewahren, daß er ihn gleich wieder vornehmen kann, ſo bald er dem Herrn Grafen irgendwo in der Welt begegnet; denn dieſer Bart allein hat ihm die Gnade dieſes Herrn verſchaft.

Als man in ſie drang und eine Erklärung dieſer ſonderbaren Aeuſſerung verlangte, ließ ſie ſich folgendergeſtalt vernehmen: der Graf glaubt, daß es zur Illuſion ſehr viel beytrage, wenn der Schauſpieler auch im gemeinen Leben ſeine Rolle fortſpielt, und ſeinen Charakter ſoutenirt; deswegen war er dem Pedanten ſo günſtig, und er fand, es ſey recht geſcheid, daß der Harfner ſeinen falſchen Bart nicht allein des Abends auf dem Theater, ſondern auch beſtändig bey Tage trage, und freute ſich ſehr über das natürliche Ausſehen der Maskerade.

Als

Als die andern über dieſen Irrthum und über die ſonderbaren Meinungen des Grafen ſpotteten, ging der Harfner mit Wilhelm bey Seite, nahm von ihm Abſchied, und bat mit Thränen, ihn ja ſogleich zu entlaſſen. Wilhelm redete ihm zu, und verſicherte, daß er ihn gegen jedermann ſchützen werde, daß ihm niemand ein Haar krümmen, vielweniger ohne ſeinen Willen abſchneiden ſolle.

Der Alte war ſehr bewegt, und in ſeinen Augen glühte ein ſonderbares Feuer. Nicht dieſer Anlaß treibt mich hinweg, rief er aus, ſchon lange mache ich mir ſtille Vorwürfe, daß ich um Sie bleibe. Ich ſollte nirgends verweilen, denn das Unglück ereilt mich und beſchädigt die, die ſich zu mir geſellen. Fürchten Sie alles, wenn Sie mich nicht entlaſſen, aber fragen Sie mich nicht, ich gehöre nicht mir zu, ich kann nicht bleiben.

Wem gehörſt du an? Wer kann eine ſolche Gewalt über dich ausüben?

Mein Herr, laſſen Sie mir mein ſchaudervolles Geheimniß, und geben Sie mich los. Die Rache, die mich verfolgt, iſt nicht des irrdiſchen Richters; ich gehöre einem unerbittlichen Schickſale; ich kann nicht bleiben, und ich darf nicht!

In dieſem Zuſtande, in dem ich dich ſehe, werde ich dich gewiß nicht laſſen.

Es iſt Hochverrath an Ihnen, mein Wohlthäter, wenn ich zaudre. Ich bin ſicher bey Ihnen, aber Sie ſind in Gefahr. Sie wiſſen nicht, wen Sie in Ihrer Nähe be-

gen. Ich bin schuldig, aber unglücklicher als schuldig. Meine Gegenwart verscheucht das Glück, und die gute That wird ohnmächtig, wenn ich dazu trete. Flüchtig und unstät sollt' ich seyn, daß mein unglücklicher Genius mich nicht einholet, der mich nur langsam verfolgt, und nur dann sich merken läßt, wenn ich mein Haupt niederlegen und ruhen will. Dankbarer kann ich mich nicht bezeigen, als wenn ich Sie verlasse.

Sonderbarer Mensch! du kannst mir das Vertrauen in dich so wenig nehmen, als die Hoffnung, dich glücklich zu sehen. Ich will in die Geheimnisse deines Aberglaubens nicht eindringen, aber wenn du ja in Ahndung wunderbarer Verknüpfungen und Vorbedeutungen lebst; so sage ich dir zu deinem Trost und zu deiner Aufmunterung: geselle dich zu meinem Glücke, und wir wollen sehen, welcher Genius der stärkste ist, dein schwarzer oder mein weißer!

Wilhelm ergriff diese Gelegenheit, um ihm noch mancherley Tröstliches zu sagen; denn er hatte schon seit einiger Zeit in seinem wunderbaren Begleiter einen Menschen zu sehen geglaubt, der durch Zufall oder Schickung eine große Schuld auf sich geladen hat, und nun die Erinnerung derselben immer mit sich fortschleppt. Noch vor wenigen Tagen hatte Wilhelm seinen Gesang behorcht, und folgende Zeilen wohl gemerkt:

Ihm färbt der Morgensonne Licht
Den reinen Horizont mit Flammen,

Und über seinem schuldigen Haupte bricht
Das schöne Bild der ganzen Welt zusammen.

Der Alte mochte nun sagen was er wollte, so hatte Wilhelm immer ein stärker Argument, wußte alles zum Besten zu kehren und zu wenden, wußte so brav, so herzlich und tröstlich zu sprechen, daß der Alte selbst wieder aufzuleben und seinen Grillen zu entsagen schien.

Zweytes Capitel.

Melina hatte Hoffnung in einer kleinen aber wohlhabenden Stadt mit seiner Gesellschaft unterzukommen. Schon befanden sie sich an dem Orte, wohin sie die Pferde des Grafen gebracht hatten, und sahen sich nach andern Wagen und Pferden um, mit denen sie weiter zu kommen hofften. Melina hatte den Transport übernommen, und zeigte sich, nach seiner Gewohnheit, übrigens sehr karg. Dagegen hatte Wilhelm die schönen Dukaten der Gräfin in der Tasche, auf deren fröhliche Verwendung er das größte Recht zu haben glaubte, und sehr leicht vergaß er, daß er sie in der stattlichen Bilanz, die er den Seinigen zuschickte, schon sehr ruhmredig aufgeführt hatte.

Sein Freund Shakespear, den er mit großer Freude auch als seinen Pathen anerkannte, und sich nur um so lieber Wilhelm nennen ließ, hatte ihm einen Prinzen bekannt gemacht, der sich unter geringer, ja sogar schlechter Gesellschaft eine Zeitlang aufhält, und, ohngeachtet seiner edlen Natur, an der Roheit, Unschicklichkeit und Albernheit solcher ganz sinnlichen Bursche sich ergötzt. Höchst willkommen war ihm das Ideal, womit er seinen gegenwärtigen Zustand vergleichen konnte, und der Selbstbe-

trug, wozu er eine faſt unüberwindliche Neigung ſpürte, ward ihm dadurch auſſerordentlich erleichtert.

Er fing nun an über ſeine Kleidung nachzudenken. Er fand, daß ein Weſtchen, über das man im Nothfall einen kurzen Mantel würfe, für einen Wanderer eine ſehr angemeſſene Tracht ſey. Lange geſtrickte Beinkleider und ein Paar Schnürſtiefeln ſchienen die wahre Tracht eines Fußgängers. Dann verſchaffte er ſich eine ſchöne ſeidne Schärpe, die er zuerſt unter dem Vorwande, den Leib warm zu halten, umband; dagegen befreyte er ſeinen Hals von der Knechtſchaft einer Binde, und ließ ſich einige Streifen Neſſeltuch aus Hemde heften, die aber etwas breit geriethen, und das völlige Anſehn eines antiken Kragens erhielten. Das ſchöne ſeidne Halstuch, das gerettete Andenken Marianens, lag nur locker geknüpft unter der neſſeltuchnen Krauſe. Ein runder Hut mit einem bunten Bande und einer großen Feder machte die Maskerade vollkommen.

Die Frauen betheuerten, dieſe Tracht laſſe ihm vorzüglich gut. Philine ſtellte ſich ganz bezaubert darüber, und bat ſich ſeine ſchönen Haare aus, die er, um dem natürlichen Ideal nur deſto näher zu kommen, unbarmherzig abgeſchnitten hatte. Sie empfahl ſich dadurch nicht übel, und unſer Freund, der durch ſeine Freygebigkeit ſich das Recht erworben hatte, auf Prinz Harry's Manier mit den übrigen umzugehen, kam bald ſelbſt in den Geſchmack, einige tolle Streiche anzugeben und

zu befördern. Man focht, man tanzte, man erfand allerley Spiele, und in der Fröhlichkeit des Herzens genoß man des leidlichen Weins, den man angetroffen hatte, in ſtarkem Maaße, und Philine lauerte in der Unordnung dieſer Lebensart dem ſpröden Helden auf, für den ſein guter Genius Sorge tragen möge.

Eine vorzügliche Unterhaltung, mit der ſich die Geſellſchaft beſonders ergötzte, beſtand in einem extemporirten Spiel, in welchem ſie ihre bisherigen Gönner und Wohlthäter nachahmten und durchzogen. Einige unter ihnen hatten ſich ſehr gut die Eigenheiten des äuſſern Anſtandes verſchiedner vornehmer Perſonen gemerkt, und die Nachbildung derſelben ward von der übrigen Geſellſchaft mit dem größten Beyfall aufgenommen, und als Philine aus dem geheimen Archiv ihrer Erfahrungen einige beſondere Liebeserklärungen, die an ſie geſchehen waren, vorbrachte, wußte man ſich vor Lachen und Schadenfreude kaum zu laſſen.

Wilhelm ſchalt ihre Undankbarkeit; allein man ſetzte ihm entgegen, daß ſie das was ſie dort erhalten, genugſam abverdient, und daß überhaupt das Betragen gegen ſo verdienſtvolle Leute, wie ſie ſich zu ſeyn rühmten, nicht das Beſte geweſen ſey. Nun beſchwerte man ſich, mit wie wenig Achtung man ihnen begegnet, wie ſehr man ſie zurück geſetzt habe. Das Spotten, Necken und Nachahmen ging wieder an, und man ward immer bitterer und ungerechter.

Ich wünſchte, ſagte Wilhelm darauf, daß durch euere Aeuſſerungen weder Neid noch Eigenliebe durchſchiene, und daß ihr jene Perſonen und ihre Verhältniſſe aus dem rechten Geſichtspunkte betrachtetet. Es iſt eine eigene Sache, ſchon durch die Geburt auf einen erhabenen Platz in der menſchlichen Geſellſchaft geſetzt zu ſeyn. Wem ererbte Reichthümer eine vollkommene Leichtigkeit des Daſeyns verſchaft haben, wer ſich, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, von allem Beywesen der Menſchheit, von Jugend auf, reichlich umgeben findet, gewöhnt ſich meiſt dieſe Güter als das Erſte und Größte zu betrachten, und der Werth einer von der Natur ſchön ausgeſtatteten Menſchheit wird ihm nicht ſo deutlich. Das Betragen der Vornehmen gegen Geringere und auch unter einander, iſt nach äuſſern Vorzügen abgemeſſen; ſie erlauben jedem ſeinen Titel, ſeinen Rang, ſeine Kleider und Equipage, nur nicht ſeine Verdienſte geltend zu machen.

Dieſen Worten gab die Geſellſchaft einen unmäßigen Beyfall. Man fand abſcheulich, daß der Mann von Verdienſt immer zurück ſtehen müſſe, und daß in der groſſen Welt keine Spur von natürlichem und herzlichem Umgang zu finden ſey. Sie kamen beſonders über dieſen letzten Punkt aus dem Hundertſten ins Tauſendſte.

Scheltet ſie nicht darüber, rief Wilhelm aus, bedauert ſie vielmehr. Denn von jenem Glück, das wir als das höchſte erkennen, das aus dem innern Reichthum der Natur fließt, haben ſie ſelten eine erhöhte Empfindung. Nur

uns Armen, die wir wenig oder nichts besitzen, ist es gegönnt, das Glück der Freundschaft in reichem Maaße zu genießen. Wir können unsre Geliebten weder durch Gnade erheben, noch durch Gunst befördern, noch durch Geschenke beglücken. Wir haben nichts als uns selbst. Dieses ganze Selbst müssen wir hingeben, und, wenn es einigen Werth haben soll, dem Freunde das Gut auf ewig versichern. Welch ein Genuß, welch ein Glück für den Geber und Empfänger! In welchen seeligen Zustand versetzt uns die Treue! sie giebt dem vorübergehenden Menschenleben eine himmlische Gewißheit; sie macht das Hauptcapital unsers Reichthums aus.

Mignon hatte sich ihm unter diesen Worten genähert, schlang ihre zarten Arme um ihn, und blieb mit dem Köpfchen an seine Brust gelehnt stehen. Er legte die Hand auf des Kindes Haupt, und fuhr fort: Wie leicht wird es einem Großen, die Gemüther zu gewinnen, wie leicht eignet er sich die Herzen zu. Ein gefälliges, bequemes, nur einigermaßen menschliches Betragen thut Wunder, und wie viele Mittel hat er, die einmal erworbenen Geister fest zu halten. Uns kommt alles seltner, wird alles schwerer, und wie natürlich ist es, daß wir auf das, was wir erwerben und leisten, einen größern Werth legen. Welche rührende Beyspiele von treuen Dienern, die sich für ihre Herren aufopferten! Wie schön hat uns Shakespear solche geschildert! Die Treue ist, in diesem Falle, ein Bestreben einer edlen Seele, einem Größern

gleich zu werden. Durch fortdauernde Anhänglichkeit und Liebe wird der Diener seinem Herrn gleich, der ihn sonst nur als einen bezahlten Sklaven anzusehen berechtigt ist. Ja, diese Tugenden sind nur für den geringen Stand; er kann sie nicht entbehren, und sie kleiden ihn schön. Wer sich leicht loskaufen kann, wird so leicht versucht, sich auch der Erkenntlichkeit zu überheben. Ja, in diesem Sinne glaube ich behaupten zu können, daß ein Großer wohl Freunde haben, aber nicht Freund seyn könne.

Mignon drückte sich immer fester an ihn.

Nun gut, versetzte einer aus der Gesellschaft: wir brauchen ihre Freundschaft nicht, und haben sie niemals verlangt. Nur sollten sie sich besser auf Künste verstehen, die sie doch beschützen wollen. Wenn wir am besten gespielt haben, hat uns niemand zugehört; alles war lauter Parteylichkeit. Wem man günstig war, der gefiel, und man war dem nicht günstig, der zu gefallen verdiente. Es war nicht erlaubt, wie oft das Alberne und Abgeschmackte Aufmerksamkeit und Beyfall auf sich zog.

Wenn ich abrechne, versetzte Wilhelm, was Schadenfreude und Ironie gewesen seyn mag: so denk' ich, es geht in der Kunst wie in der Liebe! Wie will der Weltmann bey seinem zerstreuten Leben die Innigkeit erhalten, in der ein Künstler bleiben muß, wenn er etwas Vollkommenes hervorzubringen denkt, und die selbst demjenigen nicht fremd seyn darf, der einen solchen Antheil am Werke nehmen will, wie der Künstler ihn wünscht und hofft.

Glaubt mir, meine Freunde, es iſt mit den Talenten wie mit der Tugend: man muß ſie um ihrer ſelbſt willen lieben, oder ſie ganz aufgeben. Und doch werden ſie beide nicht anders erkannt und belohnt, als wenn man ſie, gleich einem gefährlichen Geheimniß, im Verborgnen üben kann.

Unterdeſſen, bis ein Kenner uns auffindet, kann man Hungers ſterben, rief einer aus der Ecke.

Nicht eben ſogleich, verſetzte Wilhelm. Ich habe geſehen, ſo lange einer lebt und ſich rührt, findet er immer ſeine Nahrung, und wenn ſie auch gleich nicht die reichlichſte iſt. Und worüber habt ihr euch denn zu beſchweren? Sind wir nicht ganz unvermuthet, eben da es mit uns am ſchlimmſten ausſah, gut aufgenommen und bewirthet worden? Und jetzt, da es uns noch an nichts gebricht, fällt es uns denn ein, etwas zu unſerer Uebung zu thun, und nur einigermaßen weiter zu ſtreben? Wir treiben fremde Dinge, und entfernen, den Schulkindern ähnlich, alles, was uns nur an unſre Lection erinnern konnte.

Wahrhaftig, ſagte Philine, es iſt unverantwortlich! laßt uns ein Stück wählen; wir wollen es auf der Stelle ſpielen. Jeder muß ſein Möglichſtes thun, als wenn er vor dem größten Auditorium ſtünde.

Man überlegte nicht lange; das Stück ward beſtimmt. Es war eines deren, die damals in Deutſchland großen Beifall fanden, und nun verſchollen ſind. Einige pfif-

ſen eine Symphonie, jeder beſann ſich ſchnell auf ſeine Rolle, man fing an und ſpielte mit der größten Aufmerkſamkeit das Stück durch, und wirklich über Erwartung, gut. Man applaudirte ſich wechſelsweiſe; man hatte ſich ſelten ſo wohl gehalten.

Als ſie fertig waren, empfanden ſie alle ein ausnehmendes Vergnügen, theils über ihre wohlzugebrachte Zeit, theils weil jeder beſonders mit ſich zufrieden ſeyn konnte. Wilhelm ließ ſich weitläuftig zu ihrem Lobe heraus, und ihre Unterhaltung war heiter und fröhlich.

Ihr ſolltet ſehen, rief unſer Freund, wie weit wir kommen müßten, wenn wir unſre Uebungen auf dieſe Art fortſetzten, und nicht bloß auf Auswendiglernen, Probiren und Spielen uns mechaniſch pflicht- und handwerksmäßig einſchränkten. Wie viel mehr Lob verdienen die Tonkünſtler, wie ſehr ergötzen ſie ſich, wie genau ſind ſie, wenn ſie gemeinſchaftlich ihre Uebungen vornehmen! Wie ſind ſie bemüht, ihre Inſtrumente übereinzuſtimmen, wie genau halten ſie Takt, wie zart wiſſen ſie die Stärke und Schwäche des Tons auszudrücken! Keinem fällt es ein, ſich bey dem Solo eines andern durch ein vorlautes Accompagniren Ehre zu machen. Jeder ſucht in dem Geiſt und Sinne des Componiſten zu ſpielen, und jeder das, was ihm aufgetragen iſt, es mag viel oder wenig ſeyn, gut auszudrücken.

Sollten wir nicht eben ſo genau und eben ſo geiſtreich zu Werke gehen, da wir eine Kunſt treiben, die noch viel

zarter als jede Art von Musik ist, da wir die gewöhnlichsten und seltensten Aeusserungen der Menschheit geschmackvoll und ergötzend darzustellen berufen sind? Kann etwas abscheulicher seyn, als in den Proben zu sudeln, und sich bey der Vorstellung auf Laune und gut Glück zu verlassen? Wir sollten unser gröstes Glück und Vergnügen darein setzen, mit einander übereinzustimmen, um uns wechselsweise zu gefallen, und auch nur in so fern den Beyfall des Publikums zu schätzen, als wir ihn uns gleichsam unter einander schon selbst garantirt hätten. Warum ist der Kapellmeister seines Orchesters gewisser, als der Director seines Schauspiels? Weil dort jeder sich seines Mißgriffs, der das äußere Ohr beleidigt, schämen muß; aber wie selten hab' ich einen Schauspieler verzeihliche und unverzeihliche Mißgriffe, durch die das innere Ohr so schnöde beleidigt wird, anerkennen und sich ihrer schämen sehen! Ich wünschte nur, daß das Theater so schmal wäre, als der Draht eines Seiltänzers, damit sich kein Ungeschickter hinauf wagte, anstatt daß jetzo ein jeder sich Fähigkeit genug fühlt, darauf zu paradiren.

Die Gesellschaft nahm diese Apostrophe gut auf, indem jeder überzeugt war, daß nicht von ihm die Rede seyn könne, da er sich noch vor kurzem nebst den übrigen so gut gehalten. Man kam vielmehr überein, daß man in dem Sinne, wie man angefangen, auf dieser Reise und künftig, wenn man zusammen bliebe, eine gesellige Bearbeitung wolle obwalten lassen. Man fand nur, daß weil

dieſes eine Sache der guten Laune und des freyen Willens ſey, ſo müſſe ſich eigentlich kein Director darein miſchen. Man nahm als ausgemacht an, daß unter guten Menſchen die republikaniſche Form die beſte ſey; man behauptete, das Amt eines Directors müſſe herum gehen; er müſſe von allen gewählt werden, und eine Art von kleinem Senat ihm jederzeit beygeſetzt bleiben. Sie waren ſo von dieſem Gedanken eingenommen, daß ſie wünſchten, ihn gleich ins Werk zu richten.

Ich habe nichts dagegen, ſagte Melina, wenn ihr auf der Reiſe einen ſolchen Verſuch machen wollt; ich ſuſpendire meine Directorſchaft gern, bis wir wieder an Ort und Stelle kommen. Er hoffte, dabey zu ſparen, und manche Ausgaben der kleinen Republik oder dem Interimsdirector aufzuwälzen. Nun ging man ſehr lebhaft zu Rathe, wie man die Form des neuen Staates aufs Beſte einrichten wolle.

Es iſt ein wanderndes Reich, ſagte Laertes, wir werden wenigſtens keine Grenzſtreitigkeiten haben.

Man ſchritt ſogleich zur Sache, und erwählte Wilhelmen zum erſten Director. Der Senat ward beſtellt, die Frauen erhielten Sitz und Stimme, man ſchlug Geſetze vor, man verwarf, man genehmigte. Die Zeit ging unvermerkt unter dieſem Spiele vorüber, und weil man ſie angenehm zubrachte, glaubte man auch wirklich etwas Nützliches gethan und durch die neue Form eine neue Ausſicht für die vaterländiſche Bühne eröfnet zu haben.

Drittes Capitel.

Wilhelm hoffte nunmehr, da er die Gesellschaft in so guter Disposition sah, sich auch mit ihr über das dichterische Verdienst der Stücke unterhalten zu können. Es ist nicht genug, sagte er zu ihnen, als sie des andern Tages wieder zusammen kamen, daß der Schauspieler ein Stück nur so oben hin ansehe, dasselbe nach dem ersten Eindrucke beurtheile, und ohne Prüfung sein Gefallen oder Mißfallen daran zu erkennen gebe. Dieß ist dem Zuschauer wohl erlaubt, der gerührt und unterhalten seyn, aber eigentlich nicht urtheilen will. Der Schauspieler dagegen soll von dem Stücke und von den Ursachen seines Lobes und Tadels Rechenschaft geben können: und wie will er das, wenn er nicht in den Sinn seines Autors, wenn er nicht in die Absichten desselben einzudringen versteht? Ich habe den Fehler, ein Stück aus einer Rolle zu beurtheilen, eine Rolle nur an sich und nicht im Zusammenhange mit dem Stücke zu betrachten, an mir selbst in diesen Tagen so lebhaft bemerkt, daß ich euch das Beyspiel erzählen will, wenn ihr mir ein geneigtes Gehör gönnen wollt.

Ihr kennt Shakespears unvergleichlichen Hamlet aus einer Vorlesung, die euch schon auf dem Schlosse das größte Vergnügen machte. Wir setzten uns vor, das Stück zu spielen, und ich hatte, ohne zu wissen was ich that, die Rolle des Prinzen übernommen; ich glaubte sie zu studieren, indem ich anfing die stärksten Stellen, die Selbstgespräche und jene Auftritte zu memoriren, in denen Kraft der Seele, Erhebung des Geistes und Lebhaftigkeit freyen Spielraum haben, wo das bewegte Gemüth sich in einem gefühlvollen Ausdrucke zeigen kann.

Auch glaubte ich recht in den Geist der Rolle einzudringen, wenn ich die Last der tiefen Schwermuth gleichsam selbst auf mich nähme, und unter diesem Druck meinem Vorbilde durch das seltsame Labyrinth so mancher Launen und Sonderbarkeiten zu folgen suchte. So memorirte ich, und so übte ich mich, und glaubte nach und nach mit meinem Helden zu einer Person zu werden.

Allein je weiter ich kam, desto schwerer ward mir die Vorstellung des Ganzen, und mir schien zuletzt fast unmöglich, zu einer Uebersicht zu gelangen. Nun ging ich das Stück in einer ununterbrochenen Folge durch, und auch da wollte mir leider manches nicht passen. Bald schienen sich die Charaktere, bald der Ausdruck zu widersprechen, und ich verzweifelte fast, einen Ton zu finden, in welchem ich meine ganze Rolle mit allen Abweichungen und Schattirungen vortragen könnte. In diesen Irrgängen bemühte ich mich lange vergebens, bis ich mich

endlich auf einem ganz besondern Wege meinem Ziele zu nähern hoffte.

Ich suchte jede Spur auf, die sich von dem Character Hamlets in früherer Zeit vor dem Tode seines Vaters zeigte; ich bemerkte, was unabhängig von dieser traurigen Begebenheit, unabhängig von dem nachfolgenden schrecklichen Ereignisse, dieser interessante Jüngling gewesen war, und was er ohne sie vielleicht geworden wäre.

Zart und edel entsprossen wuchs die königliche Blume, unter den unmittelbaren Einflüssen der Majestät, hervor; der Begriff des Rechts und der fürstlichen Würde, das Gefühl des Guten und Anständigen mit dem Bewußtseyn der Höhe seiner Geburt, entwickelten sich zugleich in ihm. Er war ein Fürst, ein gebohrner Fürst, und wünschte zu regieren, nur damit der Gute ungehindert gut seyn möchte. Angenehm von Gestalt, gesittet von Natur, gefällig von Herzen aus, sollte er das Muster der Jugend seyn, und die Freude der Welt werden.

Ohne irgend eine hervorstechende Leidenschaft, war seine Liebe zu Ophelien ein stilles Vorgefühl süßer Bedürfnisse; sein Eifer zu ritterlichen Uebungen war nicht ganz original, vielmehr mußte diese Lust, durch das Lob, das man dem Dritten beylegte, geschärft und erhöht werden; rein fühlend kannte er die Redlichen, und wußte die Ruhe zu schätzen, die ein aufrichtiges Gemüth an dem offnen Busen eines Freundes genießt. Bis auf

einen gewiſſen Grad hatte er in Künſten und Wiſſenſchaften das Gute und Schöne erkennen und würdigen gelernt; das Abgeſchmackte war ihm zuwider, und wenn in ſeiner zarten Seele der Haß aufkeimen konnte, ſo war es nur eben ſo viel als nöthig iſt, um bewegliche und falſche Höflinge zu verachten, und ſpöttiſch mit ihnen zu ſpielen. Er war gelaſſen in ſeinem Weſen, in ſeinem Betragen einfach, weder im Müßiggange behaglich, noch allzubegierig nach Beſchäftigung. Ein akademiſches Hinſchlendern ſchien er auch bey Hofe fortzuſetzen. Er beſaß mehr Fröhlichkeit der Laune als des Herzens, war ein guter Geſellſchafter, nachgiebig, beſcheiden, beſorgt, und konnte eine Beleidigung vergeben und vergeſſen; aber niemals konnte er ſich mit dem vereinigen, der die Grenzen des Rechten, des Guten, des Anſtändigen überſchritt.

Wenn wir das Stück wieder zuſammen leſen werden, könnt ihr beurtheilen, ob ich auf dem rechten Wege bin. Wenigſtens hoffe ich meine Meinung durchaus mit Stellen belegen zu können.

Man gab der Schilderung lauten Beyfall; man glaubte voraus zu ſehen, daß ſich nun die Handelsweiſe Hamlets gar gut werde erklären laſſen; man freute ſich über dieſe Art, in den Geiſt des Schriftſtellers einzudringen. Jeder nahm ſich vor, auch irgend ein Stück auf dieſe Art zu ſtudieren und den Sinn des Verfaſſers zu entwickeln.

Viertes Capitel.

Nur einige Tage mußte die Gesellschaft an dem Orte liegen bleiben, und sogleich zeigten sich für verschiedene Glieder derselben nicht unangenehme Abenteuer, besonders aber ward Laertes von einer Dame angereizt, die in der Nachbarschaft ein Gut hatte, gegen die er sich aber äußerst kalt, ja unartig betrug, und darüber von Philinen viele Spöttereyen erdulden mußte. Sie ergriff die Gelegenheit, unserm Freunde die unglückliche Liebesgeschichte zu erzählen, über die der arme Jüngling dem ganzen weiblichen Geschlechte feind geworden war. Wer wird ihm übel nehmen, rief sie aus, daß er ein Geschlecht haßt, das ihm so übel mitgespielt hat, und ihm alle Uebel, die sonst Männer von Weibern zu befürchten haben, in einem sehr concentrirten Tranke zu verschlucken gab? Stellen Sie sich vor: binnen vier und zwanzig Stunden war er Liebhaber, Bräutigam, Ehemann, Hahnrey, Patient und Wittwer! Ich wüßte nicht, wie man's einem ärger machen wollte!

Laertes lief halb lachend, halb verdrießlich zur Stube hinaus, und Philine fing in ihrer allerliebsten Art die Geschichte zu erzählen an, wie Laertes als ein junger

Menſch von achtzehn Jahren, eben als er bey einer Theatergeſellſchaft eingetroffen, ein ſchönes vierzehnjähriges Mädchen gefunden, die eben mit ihrem Vater, der ſich mit dem Direktor entzweyet, abzureiſen Willens geweſen. Er habe ſich aus dem Stegereife ſterblich verliebt, dem Vater alle mögliche Vorſtellungen gethan zu bleiben, und endlich verſprochen, das Mädchen zu heirathen. Nach einigen angenehmen Stunden des Brautſtandes ſey er getraut worden, habe eine glückliche Nacht als Ehemann zugebracht, darauf habe ihn ſeine Frau des andern Morgens, als er in der Probe geweſen, nach Standesgebühr mit einem Hörnerſchmuck beehrt; weil er aber aus allzugroßer Zärtlichkeit viel zu früh nach Hauſe geeilt, habe er leider einen ältern Liebhaber an ſeiner Stelle gefunden, habe mit unſinniger Leidenſchaft drein geſchlagen, Liebhaber und Vater herausgefordert, und ſey mit einer leidlichen Wunde davon gekommen. Vater und Tochter ſeyen darauf noch in der Nacht abgereiſt, und er ſey leider auf eine doppelte Weiſe verwundet zurück geblieben. Sein Unglück habe ihn zu dem ſchlechteſten Feldſcheer von der Welt geführt, und der Arme ſey leider mit ſchwarzen Zähnen und triefenden Augen aus dieſem Abentheuer geſchieden. Er ſey zu bedauern, weil er übrigens der bravſte Junge ſey, den Gottes Erdboden trüge. Beſonders, ſagte ſie, thut es mir leid, daß der arme Narr nun die Weiber haßt: denn wer die Weiber haßt, wie kann der leben?

Melina unterbrach sie, mit der Nachricht, daß alles zum Transport völlig bereit sey, und daß sie morgen früh abfahren könnten. Er überreichte ihnen eine Disposition, wie sie fahren sollten.

Wenn mich ein guter Freund auf den Schooß nimmt, sagte Philine, so bin ich zufrieden, daß wir eng und erbärmlich sitzen, übrigens ist mir alles einerley.

Es thut nichts, sagte Laertes, der auch herbey kam.

Es ist verdrießlich! sagte Wilhelm, und eilte weg. Er fand für sein Geld noch einen gar bequemen Wagen, den Melina verleugnet hatte. Eine andere Eintheilung ward gemacht, und man freute sich, bequem abreisen zu können, als die bedenkliche Nachricht einlief: daß auf dem Wege, den sie nehmen wollten, sich ein Freycorps sehen lasse, von dem man nicht viel Gutes erwartete.

An dem Orte selbst war man sehr auf diese Zeitung aufmerksam, wenn sie gleich nur schwankend und zweydeutig war. Nach der Stellung der Armeen schien es unmöglich, daß ein feindliches Corps sich habe durchschleichen, oder daß ein freundliches so weit habe zurück bleiben können. Jedermann war eifrig, unsrer Gesellschaft die Gefahr, die auf sie wartete, recht gefährlich zu beschreiben, und ihr einen andern Weg anzurathen.

Die meisten waren darüber in Unruhe und Furcht gesetzt, und als nach der neuen republikanischen Form die sämmtlichen Glieder des Staats zusammen gerufen wur-

den, um über diesen ausserordentlichen Fall zu berathschlagen, waren sie fast einstimmig der Meinung, daß man das Uebel vermeiden und am Orte bleiben, oder ihm ausweichen und einen andern Weg erwählen müsse.

Nur Wilhelm, von Furcht nicht eingenommen, hielt für schimpflich, einen Plan, in den man mit so viel Ueberlegung eingegangen war, nunmehr auf ein bloßes Gerücht aufzugeben. Er sprach ihnen Muth ein, und seine Gründe waren männlich und überzeugend.

Noch, sagte er, ist es nichts als ein Gerücht, und wie viele dergleichen entstehen im Kriege! Verständige Leute sagen, daß der Fall höchst unwahrscheinlich, ja beynah unmöglich sey. Sollten wir uns in einer so wichtigen Sache bloß durch ein so ungewisses Gerede bestimmen lassen? Die Route, welche uns der Herr Graf angegeben hat, auf die unser Paß lautet, ist die kürzeste und wir finden auf selbiger den besten Weg. Sie führt uns nach der Stadt, wo ihr Bekanntschaften, Freunde vor euch seht, und eine gute Aufnahme zu hoffen habt. Der Umweg bringt uns auch dahin; aber in welche schlimme Wege verwickelt er uns, wie weit führt er uns ab! Können wir Hoffnung haben, uns in der späten Jahrszeit wieder heraus zu finden, und was für Zeit und Geld werden wir indessen versplittern! Er sagte noch viel, und trug die Sache von so mancherley vortheilhaften Seiten vor, daß ihre Furcht sich verringerte, und ihr Muth zunahm. Er wußte ihnen so viel von der Mannszucht der

regelmäßigen Truppen vorzusagen, und ihnen die Marodeurs und das hergelaufene Gesindel so nichtswürdig zu schildern, und selbst die Gefahr so lieblich und lustig darzustellen, daß alle Gemüther aufgeheitert wurden.

Laertes war vom ersten Moment an auf seiner Seite, und versicherte, daß er nicht wanken noch weichen wolle. Der alte Polterer fand wenigstens einige übereinstimmende Ausdrücke in seiner Manier, Philine lachte sie alle zusammen aus, und da Madam Melina, die, ihrer hohen Schwangerschaft ungeachtet, ihre natürliche Herzhaftigkeit nicht verloren hatte, den Vorschlag heroisch fand; so konnte Melina, der denn freylich auf dem nächsten Wege, auf den er accordirt hatte, viel zu sparen hofte, nicht widerstehen, und man willigte in den Vorschlag von ganzem Herzen.

Nun fing man an, sich auf alle Fälle zur Vertheidigung einzurichten. Man kaufte große Hirschfänger, und hing sie an wohlgestickten Riemen über die Schultern. Wilhelm steckte noch überdieß ein Paar Terzerole in den Gürtel, Laertes hatte ohnedem eine gute Flinte bey sich, und man machte sich mit einer hohen Freudigkeit auf den Weg.

Den zweyten Tag schlugen die Fuhrleute, die der Gegend wohl kundig waren, vor: sie wollten auf einem waldigen Bergplatze Mittagsruhe halten, weil das Dorf weit abgelegen sey, und man bey guten Tagen gern diesen Weg nähme.

Die Witterung war schön, und jedermann stimmte leicht in den Vorschlag ein. Wilhelm eilte zu Fuß durch das Gebirge voraus, und über seine sonderbare Gestalt mußte jeder, der ihm begegnete, stutzig werden. Er eilte mit schnellen und zufriedenen Schritten den Wald hinauf, Laertes pfiff hinter ihm drein, nur die Frauen ließen sich in den Wagen fortschleppen. Mignon lief gleichfalls nebenher, stolz auf den Hirschfänger, den man ihr, als die Gesellschaft sich bewaffnete, nicht abschlagen konnte. Um ihren Hut hatte sie die Perlenschnur gewunden, die Wilhelm von Marianens Reliquien übrig behalten hatte. Friedrich der Blonde trug die Flinte des Laertes, der Harfner hatte das friedlichste Ansehen. Sein langes Kleid war in den Gürtel gesteckt, und so ging er freyer. Er stützte sich auf einen knotigen Stab, sein Instrument war bei den Wagen zurück geblieben.

Nachdem sie nicht ganz ohne Beschwerlichkeit die Höhe erstiegen, erkannten sie sogleich den angezeigten Platz an den schönen Buchen, die ihn umgaben und bedeckten. Eine große sanft-abhängige Waldwiese lud zum Bleiben ein; eine eingefaßte Quelle bot die lieblichste Erquickung dar, und es zeigte sich an der andern Seite durch Schluchten und Waldrücken eine ferne, schöne und hoffnungsvolle Aussicht. Da lagen Dörfer und Mühlen in den Gründen, Städtchen in der Ebene, und neue in der Ferne eintretende Berge machten die Aussicht

noch hoffnungsvoller, indem sie nur wie eine sanfte Beschränkung hereintraten.

Die ersten Ankommenden nahmen Besitz von der Gegend, ruhten im Schatten aus, machten ein Feuer an, und erwarteten geschäftig, singend die übrige Gesellschaft, welche nach und nach herbey kam, und den Platz, das schöne Wetter, die unaussprechlich schöne Gegend mit Einem Munde begrüßte.

Fünftes Capitel.

Hatte man oft zwiſchen vier Wänden gute und fröhliche Stunden zuſammen genoſſen; ſo war man natürlich noch viel aufgeweckter hier, wo die Freyheit des Himmels und die Schönheit der Gegend jedes Gemüth zu reinigen ſchien. Alle fühlten ſich einander näher, alle wünſchten in einem ſo angenehmen Aufenthalt ihr ganzes Leben hinzubringen. Man beneidete die Jäger, Köhler und Holzhauer, Leute, die ihr Beruf in dieſen glücklichen Wohnplätzen feſt hält; über alles aber pries man die reizende Wirthſchaft eines Zigeunerhaufens. Man beneidete dieſe wunderlichen Geſellen, die in ſeligem Müßiggange alle abenteuerlichen Reize der Natur zu genießen berechtigt ſind; man freute ſich, ihnen einigermaßen ähnlich zu ſeyn.

Indeſſen hatten die Frauen angefangen, Erdäpfel zu ſieden, und die mitgebrachten Speiſen auszupacken und zu bereiten. Einige Töpfe ſtanden beym Feuer, gruppenweiſe lagerte ſich die Geſellſchaft unter den Bäumen und Büſchen. Ihre ſeltſamen Kleidungen und die mancherley Waffen gaben ihr ein fremdes Anſehen. Die Pferde wurden bey Seite gefüttert, und wenn man die

Kutſchen hätte verſtecken wollen, ſo wäre der Anblick dieſer kleinen Horde bis zur Illuſion romantiſch geweſen.

Wilhelm genoß ein nie gefühltes Vergnügen. Er konnte hier eine wandernde Colonie und ſich als Anführer derſelben denken. In dieſem Sinne unterhielt er ſich mit einem jeden, und bildete den Wahn des Moments ſo poetiſch als möglich aus. Die Gefühle der Geſellſchaft erhöhten ſich; man aß, trank und jubilirte, und bekannte wiederholt, niemals ſchönere Augenblicke erlebt zu haben.

Nicht lange hatte das Vergnügen zugenommen, als bey den jungen Leuten die Thätigkeit erwachte. Wilhelm und Laertes griffen zu den Rappieren, und fingen dießmal in theatraliſcher Abſicht ihre Uebungen an. Sie wollten den Zweykampf darſtellen, in welchem Hamlet und ſein Gegner ein ſo tragiſches Ende nehmen. Beide Freunde waren überzeugt, daß man in dieſer wichtigen Scene nicht, wie es wohl auf Theatern zu geſchehen pflegt, nur ungeſchickt hin und wieder ſtoßen dürfe; ſie hofften ein Muſter darzuſtellen, wie man, bey der Aufführung, auch dem Kenner der Fechtkunſt ein würdiges Schauſpiel zu geben habe. Man ſchloß einen Kreis um ſie her; beide fochten mit Eifer und Einſicht, das Intereſſe der Zuſchauer wuchs mit jedem Gange.

Auf einmal aber fiel im nächſten Buſche ein Schuß, und gleich darauf noch einer, und die Geſellſchaft fuhr erſchreckt auseinander. Bald erblickte man bewaffnete

Leute, die auf den Ort zudrangen, wo die Pferde nicht weit von den bepackten Kutſchen ihr Futter einnahmen.

Ein allgemeiner Schrey entfuhr dem weiblichen Geſchlechte, unſre Helden warfen die Rappiere weg, griffen nach den Piſtolen, eilten den Räubern entgegen, und forderten, unter lebhaften Drohungen, Rechenſchaft des Unternehmens.

Als man ihnen lakoniſch mit ein Paar Musketenſchüſſen antwortete, druckte Wilhelm ſeine Piſtole auf einen Krauskopf ab, der den Wagen erſtiegen hatte, und die Stricke des Gepäckes auseinander ſchnitt. Wohlgetroffen ſtürzte er ſogleich herunter; Laertes hatte auch nicht fehl geſchoſſen, und beide Freunde zogen beherzt ihre Seitengewehre, als ein Theil der räuberiſchen Bande, mit Fluchen und Gebrüll, auf ſie losbrach, einige Schüſſe auf ſie that, und ſich mit blinkenden Säbeln ihrer Kühnheit entgegen ſetzte. Unſre jungen Helden hielten ſich tapfer; ſie riefen ihren übrigen Geſellen zu, und munterten ſie zu einer allgemeinen Vertheidigung auf. Bald aber verlor Wilhelm den Anblick des Lichtes, und das Bewußtſeyn deſſen, was vorging. Von einem Schuß, der ihn zwiſchen der Bruſt und dem linken Arm verwundete, von einem Hiebe, der ihm den Hut ſpaltete, und faſt bis auf die Hirnſchale durchdrang, betäubt, fiel er nieder, und mußte das unglückliche Ende des Ueberfalls nur erſt in der Folge aus der Erzählung vernehmen.

Als er die Augen wieder aufſchlug, befand er ſich in der wunderbarſten Lage. Das erſte, was ihm durch die Dämmerung, die noch vor ſeinen Augen lag, entgegen blickte, war das Geſicht Philinens, das ſich über das ſeine herüber neigte. Er fühlte ſich ſchwach, und da er, um ſich empor zu richten, eine Bewegung machte, fand er ſich in Philinens Schooß, in den er auch wieder zurück ſank. Sie ſaß auf dem Raſen, hatte den Kopf des vor ihr ausgeſtreckten Jünglings leiſe an ſich gedrückt, und ihm in ihren Armen, ſo viel ſie konnte, ein ſanftes Lager bereitet. Mignon kniete mit zerſtreuten blutigen Haaren an ſeinen Füßen, und umfaßte ſie mit vielen Thränen.

Als Wilhelm ſeine blutigen Kleider anſah, fragte er mit gebrochener Stimme, wo er ſich befinde? was ihm und den andern begegnet ſey? Philine bat ihn, ruhig zu bleiben, die übrigen, ſagte ſie, ſeyen alle in Sicherheit, und niemand als er und Laertes verwundet. Weiter wollte ſie nichts erzählen, und bat ihn inſtändig, er möchte ſich ruhig halten, weil ſeine Wunden nur ſchlecht und in der Eile verbunden ſeyen. Er reichte Mignon die Hand, und erkundigte ſich nach der Urſache der blutigen Locken des Kindes, das er auch verwundet glaubte.

Um ihn zu beruhigen, erzählte Philine: dieſes gutherzige Geſchöpf, da es ſeinen Freund verwundet geſehen, habe ſich in der Geſchwindigkeit auf nichts beſonnen,

um das Blut zu ſtillen, es habe ſeine eigenen Haare die um den Kopf geflogen, genommen, um die Wunden zu ſtopfen, habe aber bald von dem vergeblichen Unternehmen abſtehen müſſen. Nachher verband man ihn mit Schwamm und Moos, Philine hatte dazu ihr Halstuch hergegeben.

Wilhelm bemerkte, daß Philine mit dem Rücken gegen ihren Koffer ſaß, der noch ganz wohl verſchloſſen und unbeſchädigt ausſah. Er fragte, ob die andern auch ſo glücklich geweſen, ihre Haabſeligkeiten zu retten? Sie antwortete mit Achſelzucken und einem Blick auf die Wieſe, wo zerbrochne Kaſten, zerſchlagne Koffer, zerſchnittne Mantelſäcke und eine Menge kleiner Geräthſchaften zerſtreut hin und wieder lagen. Kein Menſch war auf dem Platze zu ſehen, und die wunderliche Gruppe fand ſich in dieſer Einſamkeit allein.

Wilhelm erfuhr nun immer mehr als er wiſſen wollte: die übrigen Männer, die allenfalls noch Widerſtand hätten thun können, waren gleich in Schrecken geſetzt und bald überwältigt; ein Theil floh, ein Theil ſah mit Entſetzen dem Unfalle zu. Die Fuhrleute, die ſich noch wegen ihrer Pferde am hartnäckigſten gehalten hatten, wurden niedergeworfen und gebunden, und in kurzem war alles rein ausgeplündert und weggeſchleppt. Die beängſtigten Reiſenden fingen, ſobald die Sorge für ihr Leben vorüber war, ihren Verluſt zu bejammern an, eilten, mit möglichſter Geſchwindigkeit, dem benachbarten Dorfe

zu, führten den leicht verwundeten Laertes mit ſich, und brachten nur wenige Trümmer ihrer Beſitzthümer davon. Der Harfner hatte ſein beſchädigtes Inſtrument an einen Baum gelehnt, und war mit nach dem Orte geeilt, einen Wundarzt aufzuſuchen, und ſeinem für todt zurückgelaſſenen Wohlthäter nach Möglichkeit beyzuſpringen.

Sechstes Capitel.

Unſre drey verunglückten Abenteurer blieben indeß noch eine Zeitlang in ihrer ſeltſamen Lage, niemand eilte ihnen zu Hülfe. Der Abend kam herbey, die Nacht drohte hereinzubrechen; Philinens Gleichgültigkeit fing an in Unruhe überzugehen, Mignon lief hin und wieder, und die Ungeduld des Kindes nahm mit jedem Augenblick zu. Endlich da ihnen ihr Wunſch gewährt ward, und Menſchen ſich ihnen näherten, überfiel ſie ein neuer Schrecken. Sie hörten ganz deutlich einen Trupp Pferde in dem Wege herauf kommen, den auch ſie zurück gelegt hatten, und fürchteten, daß abermals eine Geſellſchaft ungebetener Gäſte dieſen Wahlplatz beſuchen möchte, um Nachleſe zu halten.

Wie angenehm wurden ſie dagegen überraſcht, als ihnen aus den Büſchen, auf einem Schimmel reitend, ein Frauenzimmer zu Geſichte kam, die von einem ältlichen Herrn und einigen Cavalieren begleitet wurde; Reitknechte, Bedienten und ein Trupp Huſaren folgten nach.

Philine, die zu dieſer Erſcheinung groſſe Augen machte, war eben im Begriff zu rufen und die ſchöne Ama-

zone um Hülfe anzuflehen, als dieſe ſchon erſtaunt ihre Augen nach der wunderbaren Gruppe wendete, ſogleich ihr Pferd lenkte, herzuritt und ſtille hielt. Sie erkundigte ſich eifrig nach dem Verwundeten, deſſen Lage, in dem Schooße der leichtfertigen Samariterin, ihr höchſt ſonderbar vorzukommen ſchien.

Iſt es Ihr Mann? fragte ſie Philinen. Es iſt nur ein guter Freund, verſetzte dieſe mit einem Ton, der Wilhelmen höchſt zuwider war. Er hatte ſeine Augen auf die ſanften, hohen, ſtillen, theilnehmenden Geſichtszüge der Ankommenden geheftet; er glaubte nie etwas edleres noch liebenswürdigeres geſehen zu haben. Ein weiter Mannsüberrock verbarg ihm ihre Geſtalt; ſie hatte ihn, wie es ſchien, gegen die Einflüſſe der kühlen Abendluft von einem ihrer Geſellſchafter geborgt.

Die Ritter waren indeß auch näher gekommen; einige ſtiegen ab, die Dame that ein gleiches, und fragte, mit menſchenfreundlicher Theilnehmung, nach allen Umſtänden des Unfalls, der die Reiſenden betroffen hatte, beſonders aber nach den Wunden des hingeſtreckten Jünglings. Darauf wandte ſie ſich ſchnell um, und ging mit einem alten Herrn ſeitwärts nach den Wagen, welche langſam den Berg herauf kamen, und auf dem Wahlplatz ſtille hielten.

Nachdem die junge Dame eine kurze Zeit am Schlage der einen Kutſche geſtanden, und ſich mit den Ankommenden unterhalten hatte, ſtieg ein Mann von

unter-

unterſetzter Geſtalt heraus, den ſie zu unſerm verwundeten Helden führte. An dem Käſtchen, das er in der Hand hatte, und an der ledernen Taſche mit Inſtrumenten erkannte man ihn bald für einen Wundarzt. Seine Manieren waren mehr rauh als einnehmend, doch ſeine Hand leicht, und ſeine Hülfe willkommen.

Er unterſuchte genau, erklärte, keine Wunde ſey gefährlich, er wolle ſie auf der Stelle verbinden, alsdann könne man den Kranken in das nächſte Dorf bringen.

Die Beſorgniſſe der jungen Dame ſchienen ſich zu vermehren. Sehen Sie nur, ſagte ſie, nachdem ſie einigemal hin- und hergegangen war, und den alten Herrn wieder herbey führte, ſehn Sie, wie man ihn zugerichtet hat! Und leidet er nicht um unſertwillen? Wilhelm hörte dieſe Worte, und verſtand ſie nicht. Sie ging unruhig hin und wieder; es ſchien, als könnte ſie ſich nicht von dem Anblick des Verwundeten losreiſſen, und als fürchtete ſie zugleich den Wohlſtand zu verletzen, wenn ſie ſtehen bliebe, zu der Zeit, da man ihn, wiewohl mit Mühe, zu entkleiden anfing. Der Chirurgus ſchnitt eben den linken Ermel auf, als der alte Herr hinzutrat und ihr, mit einem ernſthaften Tone, die Nothwendigkeit ihre Reiſe fortzuſetzen vorſtellte. Wilhelm hatte ſeine Augen auf ſie gerichtet, und war von ihren Blicken ſo eingenommen, daß er kaum fühlte, was mit ihm vorging.

Philine war indeſſen aufgeſtanden, um der gnädigen Dame die Hand zu küſſen. Als ſie neben einander ſtanden, glaubte unſer Freund nie einen ſolchen Abſtand geſehn zu haben. Philine war ihm noch nie in einem ſo ungünſtigen Lichte erſchienen. Sie ſollte, wie es ihm vorkam, ſich jener edlen Natur nicht nahen, noch weniger ſie berühren.

Die Dame fragte Philinen verſchiedenes, aber leiſe. Endlich kehrte ſie ſich zu dem alten Herrn, der noch immer trocken daben ſtand, und ſagte: lieber Oheim, darf ich auf Ihre Koſten freygebig ſeyn? Sie zog ſogleich den Ueberrock aus, und ihre Abſicht, ihn dem Verwundeten und Unbekleideten hinzugeben, war nicht zu verkennen.

Wilhelm, den der heilſame Blick ihrer Augen bisher feſtgehalten hatte, war nun, als der Ueberrock fiel, von ihrer ſchönen Geſtalt überraſcht. Sie trat näher herzu, und legte den Rock ſanft über ihn hin. In dieſem Augenblicke, da er den Mund öffnen und einige Worte des Dankes ſtammeln wollte, wirkte der lebhafte Eindruck ihrer Gegenwart ſo ſonderbar auf ſeine ſchon angegriffenen Sinne, daß es ihm auf einmal vorkam, als ſey ihr Haupt mit Strahlen umgeben, und über ihr ganzes Bild verbreite ſich nach und nach ein glänzendes Licht. Der Chirurgus berührte ihn eben unſanfter, indem er die Kugel, welche in der Wunde ſtack,

herauszuziehen Anſtalt machte. Die Heilige verſchwand vor den Augen des Hinſinkenden; er verlor alles Bewußtſeyn, und als er wieder zu ſich kam, waren Reiter und Wagen, die Schöne ſammt ihren Begleitern verſchwunden.

Siebentes Capitel.

Nachdem unſer Freund verbunden und angekleidet war, eilte der Chirurgus weg, eben als der Harfenſpieler mit einer Anzahl Bauern heraufkam. Sie bereiteten eilig aus abgehauenen Aeſten und eingeflochtnem Reiſig eine Trage, luden den Verwundeten darauf, und brachten ihn unter Anführung eines reitenden Jägers, den die Herrſchaft zurück gelaſſen hatte, ſachte den Berg hinunter. Der Harfner, ſtill und in ſich gekehrt, trug ſein beſchädigtes Inſtrument, einige Leute ſchleppten Philinens Koffer, ſie ſchlenderte mit einem Bündel nach, Mignon ſprang bald voraus, bald zur Seite durch Buſch und Wald, und blickte ſehnlich nach ihrem kranken Beſchützer hinüber.

Dieſer lag, in ſeinen warmen Ueberrock gehüllt, ruhig auf der Bahre. Eine elektriſche Wärme ſchien aus der feinen Wolle in ſeinen Körper überzugehen; genug er fühlte ſich in die behaglichſte Empfindung verſetzt. Die ſchöne Beſitzerin des Kleides hatte mächtig auf ihn gewirkt. Er ſah noch den Rock von ihren Schultern fallen, die edelſte Geſtalt, von Strahlen umgeben, vor ſich ſtehen, und ſeine Seele eilte der Verſchwundnen durch Felſen und Wälder auf dem Fuße nach.

Nur mit ſinkender Nacht kam der Zug im Dorfe vor dem Wirthshauſe an, in welchem ſich die übrige Geſellſchaft befand, und verzweiflungsvoll den unerſetzlichen Verluſt beklagte. Die einzige kleine Stube des Hauſes war von Menſchen vollgepropft; einige lagen auf der Streue, andere hatten die Bänke eingenommen; einige ſich hinter den Ofen gedruckt, und Frau Melina erwartete, in einer benachbarten Kammer, ängſtlich ihre Niederkunft. Der Schrecken hatte ſie beſchleunigt, und unter dem Beyſtande der Wirthin, einer jungen, unerfahrnen Frau, konnte man wenig Gutes erwarten.

Als die neuen Ankömmlinge herein gelaſſen zu werden verlangten, entſtand ein allgemeines Murren. Man behauptete nun, daß man allein auf Wilhelms Rath, unter ſeiner beſondern Anführung, dieſen gefährlichen Weg unternommen, und ſich dieſem Unfall ausgeſetzt habe. Man warf die Schuld des übeln Ausgangs auf ihn, widerſetzte ſich an der Thüre ſeinem Eintritt, und behauptete: er müſſe anderswo unterzukommen ſuchen. Philinen begegnete man noch ſchnöder, der Harfenſpieler und Mignon mußten auch das ihrige leiden.

Nicht lange hörte der Jäger, dem die Vorſorge für die Verlaßnen von ſeiner ſchönen Herrſchaft ernſtlich anbefohlen war, dem Streite mit Geduld zu; er fuhr mit Fluchen und Drohen auf die Geſellſchaft los, gebot ihnen zuſammen zu rücken, und den Ankommenden Platz zu machen. Man fing an ſich zu bequemen. Er bereite-

te Wilhelmen einen Platz auf einem Tische, den er in eine Ecke schob; Philine ließ ihren Koffer daneben stellen, und setzte sich drauf. Jeder druckte sich so gut er konnte, und der Jäger begab sich weg, um zu sehen, ob er nicht ein bequemes Quartier für das Ehepaar ausmachen könne.

Kaum war er fort, als der Unwille wieder laut zu werden anfing, und ein Vorwurf den andern drängte. Jedermann erzählte und erhöhte seinen Verlust, man schalt die Verwegenheit, durch die man so vieles eingebüßt, man verhehlte sogar die Schadenfreude nicht, die man über die Wunden unsers Freundes empfand, man verhöhnte Philinen, und wollte ihr die Art und Weise, wie sie ihren Koffer gerettet, zum Verbrechen machen. Aus allerley Anzüglichkeiten und Stichelreden hätte man schließen sollen, sie habe sich während der Plünderung und Niederlage um die Gunst des Anführers der Bande bemüht, und habe ihn, wer weiß durch welche Künste und Gefälligkeiten, vermocht, ihren Koffer frey zu geben. Man wollte sie eine ganze Weile vermißt haben. Sie antwortete nichts und klapperte nur mit den großen Schlössern ihres Koffers, um ihre Neider recht von seiner Gegenwart zu überzeugen, und die Verzweiflung des Haufens durch ihr eignes Glück zu vermehren.

Achtes Capitel.

Wilhelm, ob er gleich durch den ſtarken Verluſt des Blutes ſchwach und nach der Erſcheinung jenes hülfreichen Engels mild und ſanft geworden war, konnte ſich doch zuletzt des Verdruſſes über die harten und ungerechten Reden nicht enthalten, welche bey ſeinem Stillſchweigen von der unzufriednen Geſellſchaft immer erneuert wurden. Endlich fühlte er ſich geſtärkt genug, um ſich aufzurichten, und ihnen die Unart vorzuſtellen, mit der ſie ihren Freund und Führer beunruhigten. Er hob ſein verbundenes Haupt in die Höhe, und fing, indem er ſich mit einiger Mühe ſtützte und gegen die Wand lehnte, folgendergeſtalt zu reden an:

Ich vergebe dem Schmerze, den jeder über ſeinen Verluſt empfindet, daß ihr mich in einem Augenblicke beleidigt, wo ihr mich beklagen ſolltet, daß ihr mir widerſteht und mich von euch ſtoßt, das erſtemal da ich Hülfe von euch erwarten konnte. Für die Dienſte, die ich euch erzeigte, für die Gefälligkeiten, die ich euch erwies, habe ich mich durch euren Dank, durch euer freundſchaftliches Betragen bisher genugſam belohnt gefunden; verleitet mich nicht, zwingt mein Gemüth nicht zurückzuge-

ben und zu überdenken, was ich für euch gethan habe; dieſe Berechnung würde mir nur peinlich werden. Der Zufall hat mich zu euch geführt, Umſtände und eine heimliche Neigung haben mich bey euch gehalten. Ich nahm an euren Arbeiten, an euren Vergnügungen Theil; meine wenigen Kenntniſſe waren zu eurem Dienſte. Gebt ihr mir jetzt auf eine bittre Weiſe den Unfall Schuld, der uns betroffen hat; ſo erinnert ihr euch nicht, daß der erſte Vorſchlag dieſen Weg zu nehmen, von fremden Leuten kam, von euch allen geprüft, und ſo gut von jedem als von mir gebilligt worden iſt.

Wäre unſre Reiſe glücklich vollbracht, ſo würde ſich jeder wegen des guten Einfalls loben, daß er dieſen Weg angerathen, daß er ihn vorgezogen, er würde ſich unſrer Ueberlegungen und ſeines ausgeübten Stimmrechts mit Freuden erinnern; jetzo macht ihr mich allein verantwortlich, ihr zwingt mir eine Schuld auf, die ich willig übernehmen wollte, wenn mich das reinſte Bewußtſeyn nicht frey ſpräche, ja wenn ich mich nicht auf euch ſelbſt berufen könnte. Habt ihr gegen mich etwas zu ſagen, ſo bringt es ordentlich vor, und ich werde mich zu vertheidigen wiſſen; habt ihr nichts Gegründetes anzugeben, ſo ſchweigt, und quält mich nicht, jetzt da ich der Ruhe ſo äußerſt bedürftig bin.

Statt aller Antwort fingen die Mädchen an abermals zu weinen und ihren Verluſt umſtändlich zu erzählen. Melina war ganz außer Faſſung: denn er hatte freylich

am meiſten und mehr als wir denken können, eingebüßt. Wie ein Raſender ſtolperte er in dem engen Raume hin und her, ſtieß den Kopf wider die Wand, fluchte und ſchalt auf das unziemlichſte; und da nun gar zu gleicher Zeit die Wirthin aus der Kammer trat, mit der Nachricht, daß ſeine Frau mit einem todten Kinde niedergekommen, erlaubte er ſich die heftigſten Ausbrüche, und einſtimmig mit ihm heulte, ſchrie, brummte und lermte alles durcheinander.

Wilhelm, der zugleich von mitleidiger Theilnehmung an ihrem Zuſtande und von Verdruß über ihre niedrige Geſinnung bis in ſein Innerſtes bewegt war, fühlte, ohnerachtet der Schwäche ſeines Körpers, die ganze Kraft ſeiner Seele lebendig. Faſt, rief er aus, muß ich euch verachten, ſo beklagenswerth ihr auch ſeyn mögt. Kein Unglück berechtigt uns, einen Unſchuldigen mit Vorwürfen zu beladen; habe ich Theil an dieſem falſchen Schritte, ſo büße ich auch mein Theil. Ich liege verwundet hier, und wenn die Geſellſchaft verloren hat, ſo verliere ich das meiſte. Was an Garderobe geraubt worden, was an Dekorationen zu Grunde gegangen, war mein; denn Sie, Herr Melina, haben mich noch nicht bezahlt, und ich ſpreche Sie von dieſer Forderung hiermit völlig frey.

Sie haben gut ſchenken, rief Melina, was niemand wiederſehen wird. Ihr Geld lag in meiner Frauen Koffer, und es iſt Ihre Schuld, daß es Ihnen verloren geht.

Aber, o! wenn das alles wäre! — Er fing aufs neue zu ſtampfen, zu ſchimpfen und zu ſchreyen an. Jedermann erinnerte ſich der ſchönen Kleider aus der Garderobe des Grafen, der Schnallen, Uhren, Doſen, Hüte, welche Melina von dem Kammerdiener ſo glücklich gehandelt hatte. Jedem fielen ſeine eigenen, obgleich viel geringeren Schätze dabey wieder ins Gedächtniß; man blickte mit Verdruß auf Philinens Koffer, man gab Wilhelmen zu verſtehen, er habe wahrlich nicht übel gethan, ſich mit dieſer Schönen zu aſſociiren, und durch ihr Glück auch ſeine Habſeligkeiten zu retten.

Glaubt ihr denn, rief er endlich aus, daß ich etwas Eignes haben werde, ſo lange ihr darbt, und iſt es wohl das erſtemal, daß ich in der Noth mit euch redlich theile? Man öffne den Koffer, und was mein iſt, will ich zum öffentlichen Bedürfniß niederlegen.

Es iſt mein Koffer, ſagte Philline, und ich werde ihn nicht eher aufmachen, bis es mir beliebt. Ihre Paar Fittige, die ich Ihnen aufgehoben, können wenig betragen, und wenn ſie an die redlichſten Juden verkauft werden. Denken Sie an ſich, was Ihre Heilung koſten, was Ihnen in einem fremden Lande begegnen kann.

Sie werden mir, Philine, verſetzte Wilhelm, nichts vorenthalten, was mein iſt, und das wenige wird uns aus der erſten Verlegenheit retten. Allein der Menſch beſitzt noch manches, womit er ſeinen Freunden beyſtehen kann, das eben nicht klingende Münze zu ſeyn braucht.

Alles was in mir iſt, ſoll dieſen Unglücklichen gewidmet ſeyn, die gewiß, wenn ſie wieder zu ſich ſelbſt kommen, ihr gegenwärtiges Betragen bereuen werden. Ja, fuhr er fort, ich fühle, daß ihr bedürft, und was ich vermag, will ich euch leiſten, ſchenkt mir euer Vertrauen aufs neue, beruhigt euch für dieſen Augenblick, nehmet an, was ich euch verſpreche! Wer will die Zuſage im Namen aller von mir empfangen?

Hier ſtreckte er ſeine Hand aus, und rief: ich verſpreche, daß ich nicht eher von euch weichen, euch nicht eher verlaſſen will, als bis ein jeder ſeinen Verluſt doppelt und dreyfach erſetzt ſieht, bis ihr den Zuſtand, in dem ihr euch, durch weſſen Schuld es wolle, befindet, völlig vergeſſen, und mit einem glücklichern vertauſcht habt.

Er hielt ſeine Hand noch immer ausgeſtreckt, und niemand wollte ſie faſſen. Ich verſprech' es noch einmal, rief er aus, indem er auf ſein Kiſſen zurück ſank. Alle blieben ſtille; ſie waren beſchämt, aber nicht getröſtet, und Philine, auf ihrem Koffer ſitzend, knackte Nüſſe auf, die ſie in ihrer Taſche gefunden hatte.

Neuntes Capitel.

Der Jäger kam mit einigen Leuten zurück, und machte Anſtalt, den Verwundeten wegzuſchaffen. Er hatte den Pfarrer des Orts beredet, das Ehepaar aufzunehmen; Philinens Koffer ward fortgetragen, und ſie folgte mit natürlichem Anſtand. Mignon lief voraus, und da der Kranke im Pfarrhaus ankam, ward ihm ein weites Ehebette, das ſchon lange Zeit als Gaſt- und Ehrenbette bereit ſtand, eingegeben. Hier bemerkte man erſt, daß die Wunde aufgegangen war und ſtark geblutet hatte. Man mußte für einen neuen Verband ſorgen. Der Kranke verfiel in ein Fieber, Philine wartete ihn treulich, und als die Müdigkeit ſie übermeiſterte, löste ſie der Harfenſpieler ab; Mignon war, mit dem feſten Vorſatz zu wachen, in einer Ecke eingeſchlafen.

Des Morgens, als Wilhelm ſich ein wenig erholt hatte, erfuhr er von dem Jäger, daß die Herrſchaft, die ihnen geſtern zu Hülfe gekommen ſey, vor kurzem ihre Güter verlaſſen habe, um den Kriegsbewegungen auszuweichen, und ſich bis zum Frieden in einer ruhigern Gegend aufzuhalten. Er nannte den ältlichen Herrn und ſeine Nichte, zeigte den Ort an, wohin ſie ſich zuerſt begeben,

erklärte Wilhelmen, wie das Fräulein ihm eingebunden, für die Verlaßnen Sorge zu tragen.

Der hereintretende Wundarzt unterbrach die lebhaften Dankſagungen, in welche ſich Wilhelm gegen den Jäger ergoß, machte eine umſtändliche Beſchreibung der Wunden, verſicherte, daß ſie leicht heilen würden, wenn der Patient ſich ruhig hielte und ſich abwartete.

Nachdem der Jäger weggeritten war, erzählte Philine, daß er ihr einen Beutel mit zwanzig Louisd'oren zurückgelaſſen, daß er dem Geiſtlichen ein Douceur für die Wohnung gegeben, und die Curkoſten für den Chirurgus bey ihm niedergelegt habe. Sie gelte durchaus für Wilhelms Frau, introduzire ſich ein für allemal bey ihm in dieſer Qualität, und werde nicht zugeben, daß er ſich nach einer andern Wartung umſehe.

Philine, ſagte Wilhelm, ich bin Ihnen bey dem Unfall, der uns begegnet iſt, ſchon manchen Dank ſchuldig worden, und ich wünſchte nicht, meine Verbindlichkeiten gegen Sie vermehrt zu ſehen. Ich bin unruhig, ſo lange Sie um mich ſind, denn ich weiß nichts, womit ich Ihnen die Mühe vergelten kann. Geben Sie mir meine Sachen, die Sie in Ihrem Koffer gerettet haben, heraus, ſchließen Sie ſich an die übrige Geſellſchaft an, ſuchen Sie ein ander Quartier, nehmen Sie meinen Dank und die goldne Uhr als eine kleine Erkenntlichkeit, nur verlaſſen Sie mich; Ihre Gegenwart beunruhigt mich mehr, als Sie glauben.

Sie lachte ihm ins Geſicht, als er geendigt hatte. Du biſt ein Thor, ſagte ſie, du wirſt nicht klug werden. Ich weiß beſſer, was dir gut iſt; ich werde bleiben; ich werde mich nicht von der Stelle rühren. Auf den Dank der Männer habe ich niemals gerechnet, alſo auch auf deinen nicht; und wenn ich dich lieb habe, was geht's dich an?

Sie blieb, und hatte ſich bald bey dem Pfarrer und ſeiner Familie eingeſchmeichelt, indem ſie immer luſtig war, jedem etwas zu ſchenken, jedem nach dem Sinne zu reden wußte, und dabey immer that, was ſie wollte. Wilhelm befand ſich nicht übel; der Chirurgus, ein unwiſſender, aber nicht ungeſchickter Menſch, ließ die Natur walten, und ſo war der Patient bald auf dem Wege der Beſſerung. Sehnlich wünſchte dieſer ſich wieder hergeſtellt zu ſehen, um ſeine Plane, ſeine Wünſche eifrig verfolgen zu können.

Unaufhörlich rief er ſich jene Begebenheit zurück, welche einen unauslöſchlichen Eindruck auf ſein Gemüth gemacht hatte. Er ſah die ſchöne Amazone reitend aus den Büſchen hervorkommen, ſie näherte ſich ihm, ſtieg ab, ging hin und wieder, und bemühte ſich um ſeinetwillen. Er ſah das umhüllende Kleid von ihren Schultern fallen; ihr Geſicht, ihre Geſtalt glänzend verſchwinden. Alle ſeine Jugendträume knüpften ſich an dieſes Bild. Er glaubte nunmehr die edle heldenmüthige Chlorinde mit eignen Augen geſehen zu haben; ihm fiel der kranke Kö-

nigssohn wieder ein, an dessen Lager die schöne theilnehmende Prinzessin mit stiller Bescheidenheit hereintrat.

Sollten nicht, sagte er manchmal im Stillen zu sich selbst, uns in der Jugend wie im Schlafe, die Bilder zukünftiger Schicksale umschweben, und unserm unbefangenen Auge ahndungsvoll sichtbar werden? sollten die Keime dessen, was uns begegnen wird, nicht schon von der Hand des Schicksals ausgestreut, sollte nicht ein Vorgenuß der Früchte, die wir einst zu brechen hoffen, möglich seyn?

Sein Krankenlager gab ihm Zeit, jene Scene tausendmal zu wiederholen. Tausendmal rief er den Klang jener süßen Stimme zurück, und wie beneidete er Philinen, die jene hülfreiche Hand geküßt hatte. Oft kam ihm die Geschichte wie ein Traum vor, und er würde sie für ein Mährchen gehalten haben, wenn nicht das Kleid zurück geblieben wäre, das ihm die Gewißheit der Erscheinung versicherte.

Mit der größten Sorgfalt für dieses Gewand war das lebhafteste Verlangen verbunden, sich damit zu bekleiden. Sobald er aufstand, warf er es über, und befürchtete den ganzen Tag, es möchte durch einen Flecken, oder auf sonst eine Weise beschädigt werden.

Zehntes Kapitel.

Laertes besuchte seinen Freund. Er war bey jener lebhaften Scene im Wirthshause nicht gegenwärtig gewesen, denn er lag in einer obern Kammer. Ueber seinen Verlust war er sehr getröstet, und half sich mit seinem gewöhnlichen: was thuts? Er erzählte verschiedne lächerliche Züge von der Gesellschaft, besonders gab er Frau Melina Schuld: sie beweine den Verlust ihrer Tochter nur deswegen, weil sie nicht das altdeutsche Vergnügen haben könne, eine Mechtilde taufen zu lassen. Was ihren Mann betreffe, so offenbare sichs nun, daß er viel Geld bey sich gehabt, und auch schon damals des Vorschusses, den er Wilhelmen abgelockt, keinesweges bedurft habe. Melina wolle nunmehr mit dem nächsten Postwagen abgehen, und werde von Wilhelmen ein Empfehlungsschreiben an seinen Freund den Director Serlo verlangen, bey dessen Gesellschaft er, weil die eigne Unternehmung gescheitert, nun unterzukommen hoffe.

Mignon war einige Tage sehr still gewesen, und als man in sie drang, gestand sie endlich, daß ihr rechter Arm verrenkt sey. Das hast du deiner Verwegenheit zu danken, sagte Philine, und erzählte: wie das Kind im

Ge-

Gefechte ſeinen Hirſchfänger gezogen, und als es ſeinen Freund in Gefahr geſehen, wacker auf die Freybeuter zugehauen habe. Endlich ſey es beym Arme ergriffen und auf die Seite geſchleudert worden. Man ſchalt auf ſie, daß ſie das Uebel nicht eher entdeckt habe, doch merkte man wohl, daß ſie ſich vor dem Chirurgus geſcheut, der ſie bisher immer für einen Knaben gehalten hatte. Man ſuchte das Uebel zu heben, und ſie mußte den Arm in der Binde tragen. Hierüber war ſie aufs neue empfindlich, weil ſie den beſten Theil der Pflege und Wartung ihres Freundes Philinen überlaſſen mußte, und die angenehme Sünderin zeigte ſich nur um deſto thätiger und aufmerkſamer.

Eines Morgens als Wilhelm erwachte, fand er ſich mit ihr in einer ſonderbaren Nähe. Er war auf ſeinem weiten Lager in der Unruhe des Schlafs ganz an die hintere Seite gerutſcht. Philine lag queer über den vordern Theil hingeſtreckt; ſie ſchien auf dem Bette ſitzend und leſend eingeſchlafen zu ſeyn. Ein Buch war ihr aus der Hand gefallen, ſie war zurück und mit dem Kopf nah' an ſeine Bruſt geſunken, über die ſich ihre blonden aufgelößten Haare in Wellen ausbreiteten. Die Unordnung des Schlafs erhöhte mehr als Kunſt und Vorſatz ihre Reize; eine kindiſche lächelnde Ruhe ſchwebte über ihrem Geſichte. Er ſah ſie eine Zeitlang an, und ſchien ſich ſelbſt über das Vergnügen zu tadeln, womit er ſie anſah, und wir wiſſen nicht, ob er ſeinen Zuſtand ſegnete, oder ta-

delte, der ihm Ruhe und Mäßigung zur Pflicht machte. Er hatte sie eine Zeitlang aufmerksam betrachtet, als sie sich zu regen anfing. Er schloß die Augen sachte zu, doch konnte er nicht unterlassen zu blinzen und nach ihr zu sehen, als sie sich wieder zurecht putzte und wegging, nach dem Frühstück zu fragen.

Nach und nach hatten sich nun die sämmtlichen Schauspieler bey Wilhelmen gemeldet, hatten Empfehlungsschreiben und Reisegeld mehr oder weniger unartig und ungestüm gefordert und immer mit Widerwillen Philinens erhalten. Vergebens stellte sie ihrem Freunde vor, daß der Jäger auch diesen Leuten eine ansehnliche Summe zurückgelassen, daß man ihn nur zum Besten habe. Vielmehr kamen sie darüber in einen lebhaften Zwist, und Wilhelm behauptete nunmehr ein für allemal, daß sie sich gleichfalls an die übrige Gesellschaft anschließen und ihr Glück bey Serlo versuchen sollte.

Nur einige Augenblicke verließ sie ihr Gleichmuth, dann erholte sie sich schnell wieder, und rief: wenn ich nur meinen Blonden wieder hätte, so wollt' ich mich um euch alle nichts kümmern. Sie meinte Friedrichen, der sich vom Wahlplatze verloren und nicht wieder gezeigt hatte.

Des andern Morgens brachte Mignon die Nachricht ans Bette: daß Philine in der Nacht abgereist sey; im Nebenzimmer habe sie alles, was ihm gehöre, sehr ordentlich zusammen gelegt. Er empfand ihre Abwesen-

heit; er hatte an ihr eine treue Wärterin, eine muntere Gesellschafterin verloren; er war nicht mehr gewohnt allein zu seyn. Allein Mignon füllte die Lücke bald wieder aus.

Seitdem jene leichtfertige Schöne in ihren freundlichen Bemühungen den Verwundeten umgab, hatte sich die Kleine nach und nach zurückgezogen, und war stille für sich geblieben; nun aber da sie wieder freyes Feld gewann, trat sie mit Aufmerksamkeit und Liebe hervor, war eifrig ihm zu dienen, und munter ihn zu unterhalten.

Eilftes Capitel.

Mit lebhaften Schritten nahete er ſich der Beſſerung. Er hoffte nun in wenig Tagen ſeine Reiſe antreten zu können. Er wollte nicht etwa planlos ein ſchlenderndes Leben fortſetzen, ſondern zweckmäßige Schritte ſollten künftig ſeine Bahn bezeichnen. Zuerſt wollte er die hülfreiche Herrſchaft aufſuchen, um ſeine Dankbarkeit an den Tag zu legen, alsdann zu ſeinem Freunde dem Director eilen, um für die verunglückte Geſellſchaft auf das beſte zu ſorgen, und zugleich die Handelsfreunde, an die er mit Addreſſen verſehen war, beſuchen, und die ihm aufgetragnen Geſchäfte verrichten. Er machte ſich Hoffnung, daß ihm das Glück wie vorher auch künftig beyſtehen, und ihm Gelegenheit verſchaffen werde, durch eine glückliche Spekulation den Verluſt zu erſetzen, und die Lücke ſeiner Caſſe wieder auszufüllen.

Das Verlangen, ſeine Retterin wieder zu ſehen, wuchs mit jedem Tage. Um ſeine Reiſeroute zu beſtimmen, ging er mit dem Geiſtlichen zu Rathe, der ſchöne geographiſche und ſtatiſtiſche Kenntniſſe hatte, und eine artige Bücher- und Karten-Sammlung beſaß. Man ſuchte nach dem Orte, den die edle Familie während des Krieg-

zu ihrem Sitz erwählt hatte, man ſuchte Nachrichten von ihr ſelbſt auf; allein der Ort war in keiner Geographie, auf keiner Karte zu finden, und die genealogiſchen Handbücher ſagten nichts von einer ſolchen Familie.

Wilhelm wurde unruhig, und als er ſeine Bekümmerniß laut werden ließ, entdeckte ihm der Harfenſpieler: er habe Urſache zu glauben, daß der Jäger, es ſey aus welcher Urſache es wolle, den wahren Nahmen verſchwiegen habe.

Wilhelm, der nun einmal ſich in der Nähe der Schönen glaubte, hoffte einige Nachricht von ihr zu erhalten, wenn er den Harfenſpieler abſchickte; aber auch dieſe Hoffnung ward getäuſcht. So ſehr der Alte ſich auch erkundigte, konnte er doch auf keine Spur kommen. In jenen Tagen waren verſchiedene lebhafte Bewegungen und unvorgeſehene Durchmärſche in dieſen Gegenden vorgefallen, niemand hatte auf die reiſende Geſellſchaft beſonders Acht gegeben, ſo daß der ausgeſendete Bote, um nicht für einen jüdiſchen Spion angeſehen zu werden, wieder zurück gehen und ohne Oelblatt vor ſeinem Herrn und Freund erſcheinen mußte. Er legte ſtrenge Rechenſchaft ab, wie er den Auftrag auszurichten geſucht, und war bemüht, allen Verdacht einer Nachläſſigkeit von ſich zu entfernen. Er ſuchte auf alle Weiſe Wilhelms Betrübniß zu lindern, beſann ſich auf alles, was er von dem Jäger erfahren hatte, und brachte mancherley Muthmaßungen vor, wobey denn endlich ein Umſtand vor-

kam, woraus Wilhelm einige räthſelhafte Worte der ſchönen Verſchwundnen deuten konnte.

Die räuberiſche Bande nämlich hatte nicht der wandernden Truppe, ſondern jener Herrſchaft aufgepaßt, bey der ſie mit Recht vieles Geld und Koſtbarkeiten vermuthete, und von deren Zug ſie genaue Nachricht mußte gehabt haben. Man wußte nicht, ob man die That einem Freycorps, ob man ſie Marodeurs oder Räubern zuſchreiben ſollte. Genug, zum Glücke der vornehmen und reichen Caravane waren die Geringen und Armen zuerſt auf den Platz gekommen, und hatten das Schickſal erduldet, das jenen zubereitet war. Darauf bezogen ſich die Worte der jungen Dame, deren ſich Wilhelm noch gar wohl erinnerte. Wenn er nun vergnügt und glücklich ſeyn konnte, daß ein vorſichtiger Genius ihn zum Opfer beſtimmt hatte, eine vollkommene Sterbliche zu retten, ſo war er dagegen nahe an der Verzweiflung, da ihm, ſie wieder zu finden, ſie wieder zu ſehen, wenigſtens für den Augenblick, alle Hoffnung verſchwunden war.

Was dieſe ſonderbare Bewegung in ihm vermehrte, war die Aehnlichkeit, die er zwiſchen der Gräfin und der ſchönen Unbekannten entdeckt zu haben glaubte. Sie glichen ſich, wie ſich Schweſtern gleichen mögen, deren keine die jüngere noch die ältere genannt werden darf, denn ſie ſcheinen Zwillinge zu ſeyn.

Die Erinnerung an die liebenswürdige Gräfin war ihm unendlich süß. Er rief ſich ihr Bild nur allzugern wieder ins Gedächtniß. Aber nun trat die Geſtalt der edlen Amazone gleich dazwiſchen, eine Erſcheinung verwandelte ſich in die andere, ohne daß er im Stande geweſen wäre, dieſe oder jene feſt zu halten.

Wie wunderbar mußte ihm daher die Aehnlichkeit ihrer Handſchriften ſeyn, denn er verwahrte ein reizendes Lied von der Hand der Gräfin in ſeiner Schreibtafel, und in dem Ueberrock hatte er ein Zettelchen gefunden, worin man ſich mit viel zärtlicher Sorgfalt nach dem Befinden eines Oheims erkundigte.

Wilhelm war überzeugt, daß ſeine Aetterin dieſes Billet geſchrieben; daß es auf der Reiſe in einem Wirthshauſe aus einem Zimmer in das andere geſchickt und von dem Oheim in die Taſche geſteckt werden ſey. Er hielt beide Handſchriften gegen einander, und wenn die zierlich geſtellten Buchſtaben der Gräfin ihm ſonſt ſo ſehr gefallen hatten; ſo fand er in den ähnlichen aber freyeren Zügen der Unbekannten eine unausſprechlich fließende Harmonie. Das Billet enthielt nichts, und ſchon die Züge ſchienen ihn, ſo wie ehemals die Gegenwart der Schönen, zu erheben.

Er verfiel in eine träumende Sehnſucht, und wie einſtimmend mit ſeinen Empfindungen war das Lied, das eben in dieſer Stunde Mignon und der Harfner als ein unregelmäßiges Duett mit dem herzlichſten Ausdrucke ſangen:

Nur wer die Sehnſucht kennt,
Weiß was ich leide!
Allein und abgetrennt
Von aller Freude,
Seh ich ans Firmament
Nach jener Seite.
Ach! der mich liebt und kennt
Iſt in der Weite.
Es ſchwindelt mir, es brennt
Mein Eingeweide.
Nur wer die Sehnſucht kennt,
Weiß was ich leide!

Zwölftes Capitel.

Die ſanften Lockungen des lieben Schutzgeiſtes, anſtatt unſern Freund auf irgend einen Weg zu führen, nährten und vermehrten die Unruhe, die er vorher empfunden hatte. Eine heimliche Gluth ſchlich in ſeinen Adern, beſtimmte und unbeſtimmte Gegenſtände wechſelten in ſeiner Seele, und erregten ein endloſes Verlangen. Bald wünſchte er ſich ein Roß, bald Flügel, und indem es ihm unmöglich ſchien, bleiben zu können, ſah er ſich erſt um, wohin er denn eigentlich begehre.

Der Faden ſeines Schickſals hatte ſich ſo ſonderbar verworren; er wünſchte die ſeltſamen Knoten aufgelöſt oder zerſchnitten zu ſehen. Oft wenn er ein Pferd traben oder einen Wagen rollen hörte, ſchaute er eilig zum Fenſter hinaus, in der Hoffnung, es würde jemand ſeyn, der ihn aufſuchte, und wäre es auch nur durch Zufall, ihm Nachricht, Gewisheit und Freude brächte. Er erzählte ſich Geſchichten vor, wie ſein Freund Werner in dieſe Gegend kommen und ihn überraſchen könnte, daß Mariane vielleicht erſcheinen dürfte. Der Ton eines jeden Poſthorns ſetzte ihn in Bewegung. Melina ſolle von ſeinem Schickſale Nachricht geben, vorzüglich aber

ſollte der Jäger wieder kommen und ihn zu jener angebeteten Schönheit einladen.

Von allem dieſen geſchah leider nichts, und er mußte zuletzt wieder mit ſich allein bleiben, und indem er das Vergangne wieder durchnahm, ward ihm ein Umſtand, je mehr er ihn betrachtete und beleuchtete, immer widriger und unerträglicher. Es war ſeine verunglückte Heerführerſchaft, an die er ohne Verdruß nicht denken konnte. Denn ob er gleich am Abend jenes böſen Tages ſich vor der Geſellſchaft ſo ziemlich herausgeredet hatte; ſo konnte er ſich doch ſelbſt ſeine Schuld nicht verleugnen. Er ſchrieb ſich vielmehr in hypochondriſchen Augenblicken den ganzen Vorfall allein zu.

Die Eigenliebe läßt uns ſowohl unſre Tugenden als unſre Fehler viel bedeutender, als ſie ſind, erſcheinen. Er hatte das Vertrauen auf ſich rege gemacht, den Willen der übrigen gelenkt, und war, von Unerfahrenheit und Kühnheit geleitet, vorangegangen; es ergriff ſie eine Gefahr, der ſie nicht gewachſen waren. Laute und ſtille Vorwürfe verfolgten ihn, und wenn er der irregeführten Geſellſchaft nach dem empfindlichen Verluſte zugeſagt hatte, ſie nicht zu verlaſſen, bis er ihnen das Verlorne mit Wucher erſetzt hätte; ſo hatte er ſich über eine neue Verwegenheit zu ſchelten, womit er ein allgemein ausgetheiltes Uebel auf ſeine Schultern zu nehmen ſich vermaß. Bald verwies er ſich, daß er durch Aufſpannung und Drang des Augenblicks ein ſolches Verſprechen ge-

than hatte; bald fühlte er wieder, daß jenes gutmüthige Hinreichen ſeiner Hand, die niemand anzunehmen würdigte, nur eine leichte Förmlichkeit ſey gegen das Gelübde, das ſein Herz gethan hatte. Er ſann auf Mittel, ihnen wohlthätig und nützlich zu ſeyn, und fand alle Urſache, ſeine Reiſe zu Serlo zu beſchleunigen. Er packte nunmehr ſeine Sachen zuſammen, und eilte, ohne ſeine völlige Geneſung abzuwarten, ohne auf den Rath des Paſtors und Wundarztes zu hören, in der wunderbaren Geſellſchaft Mignons und des Alten, der Unthätigkeit zu entfliehen, in der ihn ſein Schickſal abermals nur zu lange gehalten hatte.

Dreizehntes Capitel.

Serlo empfing ihn mit offnen Armen, und rief ihm entgegen: Seh ich Sie? Erkenn' ich Sie wieder? Sie haben sich wenig oder nicht geändert: ist Ihre Liebe zur edelsten Kunst noch immer so stark und lebendig? So sehr erfreu' ich mich über Ihre Ankunft, daß ich selbst das Mißtrauen nicht mehr fühle, das Ihre letzten Briefe bey mir erregt haben.

Wilhelm bat betroffen um eine nähere Erklärung.

Sie haben sich, versetzte Serlo, gegen mich nicht wie ein alter Freund betragen; Sie haben mich wie einen großen Herrn behandelt, dem man mit gutem Gewissen unbrauchbare Leute empfehlen darf. Unser Schicksal hängt von der Meinung des Publikums ab, und ich fürchte, daß Ihr Herr Melina mit den seinigen schwerlich bey uns wohl aufgenommen werden dürfte.

Wilhelm wollte etwas zu ihren Gunsten sprechen, aber Serlo fing an, eine so unbarmherzige Schilderung von ihnen zu machen, daß unser Freund sehr zufrieden war, als ein Frauenzimmer in das Zimmer trat, das Gespräch unterbrach, und ihm sogleich als Schwester Aurelia von seinem Freunde vorgestellt ward. Sie em-

pfing ihn auf das freundſchaftlichſte, und ihre Unterhaltung war ſo angenehm, daß er nicht einmal einen entſchiedenen Zug des Kummers gewahr wurde, der ihrem geiſtreichen Geſicht noch ein beſonderes Intereſſe gab.

Zum erſtenmal ſeit langer Zeit fand ſich Wilhelm wieder in ſeinem Elemente. Bey ſeinen Geſprächen hatte er ſonſt nur nothdürftig gefällige Zuhörer gefunden, da er gegenwärtig mit Künſtlern und Kennern zu ſprechen das Glück hatte, die ihn nicht allein vollkommen verſtanden, ſondern die auch ſein Geſpräch belehrend erwiederten. Mit welcher Geſchwindigkeit ging man die neuſten Stücke durch! mit welcher Sicherheit beurtheilte man ſie! wie wußte man das Urtheil des Publikums zu prüfen und zu ſchätzen! in welcher Geſchwindigkeit klärte man einander auf!

Nun mußte ſich, bey Wilhelms Vorliebe für Shakeſpearen, das Geſpräch nothwendig auf dieſen Schriftſteller lenken. Er zeigte die lebhafteſte Hoffnung auf die Epoche, welche dieſe vortrefflichen Stücke in Deutſchland machen müßten, und bald brachte er ſeinen Hamlet vor, der ihn ſo ſehr beſchäftigt hatte.

Serlo verſicherte, daß er das Stück längſt, wenn es nur möglich geweſen wäre, gegeben hätte, daß er gern die Rolle des Polonius übernehmen wolle. Dann ſetzte er mit Lächeln hinzu: und Ophelien finden ſich wohl auch, wenn wir nur erſt den Prinzen haben.

Wilhelm bemerkte nicht, daß Aurelien dieſer Scherz des Bruders zu mißfallen ſchien; er ward vielmehr nach ſeiner Art weitläuftig und lehrreich, im welchem Sinne er den Hamlet geſpielt haben wolle. Er legte ihnen die Reſultate umſtändlich dar, mit welchen wir ihn oben beſchäftigt geſehn, und gab ſich alle Mühe, ſeine Meinung annehmlich zu machen, ſo viel Zweifel auch Serlo gegen ſeine Hypotheſe erregte. Nun gut, ſagte dieſer zuletzt, wir geben Ihnen alles zu, was wollen Sie weiter daraus erklären?

Vieles, alles, verſetzte Wilhelm. Denken Sie ſich einen Prinzen, wie ich ihn geſchildert habe, deſſen Vater unvermuthet ſtirbt. Ehrgeitz und Herrſchſucht ſind nicht die Leidenſchaften, die ihn beleben; er hatte ſich's gefallen laſſen, Sohn eines Königs zu ſeyn; aber nun iſt er erſt genöthigt auf den Abſtand aufmerkſamer zu werden, der den König vom Unterthanen ſcheidet. Das Recht zur Krone war nicht erblich, und doch hätte ein längeres Leben ſeines Vaters die Anſprüche ſeines einzigen Sohnes mehr befeſtigt, und die Hoffnung zur Krone geſichert. Dagegen ſieht er ſich nun durch ſeinen Oheim, ohngeachtet ſcheinbarer Verſprechungen, vielleicht auf immer ausgeſchloſſen, er fühlt ſich nun ſo arm an Gnade, an Gütern, und fremd in dem, was er von Jugend auf als ſein Eigenthum betrachten konnte. Hier nimmt ſein Gemüth die erſte traurige Richtung. Er fühlt, daß er nicht mehr, ja nicht ſo viel iſt als jeder Edelmann, er

giebt ſich für einen Diener eines jeden, er iſt nicht höflich, nicht herablaſſend, nein, herabgeſunken und bedürftig.

Nach ſeinem vorigen Zuſtande blickt er nur wie nach einem verſchwundnen Traume. Vergebens, daß ſein Oheim ihn aufmuntern, ihm ſeine Lage aus einem andern Geſichtspunkte zeigen will, die Empfindung ſeines Nichts verläßt ihn nie.

Der zweyte Schlag, der ihn traf, verletzte tiefer, beugte noch mehr. Es iſt die Heirath ſeiner Mutter. Ihm, einem treuen und zärtlichen Sohne, blieb, da ſein Vater ſtarb, eine Mutter noch übrig; er hoffte in Geſellſchaft ſeiner hinterlaſſenen edlen Mutter die Heldengeſtalt jenes großen Abgeſchiednen zu verehren; aber auch ſeine Mutter verliert er, und es iſt ſchlimmer, als wenn ſie ihm der Tod geraubt hätte. Das zuverläßige Bild, das ſich ein wohlgerathenes Kind ſo gern von ſeinen Eltern macht, verſchwindet; bey dem Todten iſt keine Hülfe, und an der Lebendigen kein Halt. Sie iſt auch ein Weib, und unter dem allgemeinen Geſchlechtsnahmen, Gebrechlichkeit, iſt auch ſie begriffen.

Nun erſt fühlt er ſich recht gebeugt, nun erſt verwaiſt, und kein Glück der Welt kann ihm wieder erſetzen, was er verloren hat. Nicht traurig, nicht nachdenklich von Natur, wird ihm Trauer und Nachdenken zur ſchweren Bürde. So ſehen wir ihn auftreten. Ich

glaube nicht, daß ich etwas in das Stück hineinlege, oder einen Zug übertreibe.

Serlo sah seine Schwester an, und sagte: habe ich Dir ein falsches Bild von unserm Freunde gemacht? Er fängt gut an, und wird uns noch manches vorerzählen und viel überreden. Wilhelm schwur hoch und theuer, daß er nicht überreden, sondern überzeugen wolle, und bat nur noch um einen Augenblick Geduld.

Denken Sie sich, rief er aus, diesen Jüngling, diesen Fürstensohn recht lebhaft, vergegenwärtigen Sie sich seine Lage, und dann beobachten Sie ihn, wenn er erfährt, die Gestalt seines Vaters erscheine; stehen Sie ihm bey in der schrecklichen Nacht, wenn der ehrwürdige Geist selbst vor ihm auftritt. Ein ungeheures Entsetzen ergreift ihn; er redet die Wundergestalt an; sieht sie winken, folgt und hört. — Die schreckliche Anklage wider seinen Oheim ertönt in seinen Ohren; Aufforderung zur Rache und die dringende wiederholte Bitte: erinnere Dich meiner!

Und da der Geist verschwunden ist, wen sehen wir vor uns stehen? Einen jungen Helden, der nach Rache schnaubt? Einen gebohrnen Fürsten, der sich glücklich fühlt, gegen den Ursurpator seiner Krone aufgefordert zu werden? Nein! Staunen und Trübsinn überfällt den Einsamen; er wird bitter gegen die lächelnden Böswichter; schwört den Abgeschiedenen nicht zu vergessen, und schließt mit dem bedeutenden Seufzer: die Zeit ist aus

dem

dem Gelenke; wehe mir, daß ich gebohren ward ſie wieder einzurichten.

In dieſen Worten, dünkt mich, liegt der Schlüſſel zu Hamlets ganzem Betragen, und mir iſt deutlich, daß Shakeſpear habe ſchildern wollen: eine groſſe That auf eine Seele gelegt, die der That nicht gewachſen iſt. Und in dieſem Sinne find' ich das Stück durchgängig gearbeitet. Hier wird ein Eichbaum in ein köſtliches Gefäß gepflanzt, das nur liebliche Blumen in ſeinen Schooß hätte aufnehmen ſollen; die Wurzeln dehnen ſich aus, das Gefäß wird zernichtet.

Ein ſchönes, reines, edles, höchſt moraliſches Weſen, ohne die ſinnliche Stärke, die den Helden macht, geht unter einer Laſt zu Grunde, die er weder tragen noch abwerfen kann; jede Pflicht iſt ihm heilig, dieſe zu ſchwer. Das Unmögliche wird von ihm gefordert, nicht das Unmögliche an ſich, ſondern das was ihm unmöglich iſt. Wie er ſich windet, dreht, ängſtigt, vor und zurück tritt; immer erinnert wird, ſich immer erinnert, und zuletzt faſt ſeinen Zweck aus dem Sinne verliert, ohne doch jemals wieder froh zu werden.

Vierzehntes Capitel.

Verschiedene Personen traten herein, die das Gespräch unterbrachen. Es waren Virtuosen, die sich bey Serlo gewöhnlich einmal die Woche zu einem kleinen Concerte versammelten. Er liebte die Musik sehr, und behauptete, daß ein Schauspieler ohne diese Liebe niemals zu einem deutlichen Begriff und Gefühl seiner eigenen Kunst gelangen könne. So wie man viel leichter und anständiger agire, wenn die Gebärden durch eine Melodie begleitet und geleitet werden, so müsse der Schauspieler sich auch seine prosaische Rolle gleichsam im Sinne komponiren, daß er sie nicht etwa eintönig nach seiner individuellen Art und Weise hinsudele, sondern sie in gehöriger Abwechselung nach Takt und Maaß behandle.

Aurelie schien an allem, was vorging, wenig Antheil zu nehmen, vielmehr führte sie zuletzt unsern Freund in ein Seitenzimmer, und indem sie ans Fenster trat und den gestirnten Himmel anschaute, sagte sie zu ihm: Sie sind uns manches über Hamlet schuldig geblieben; ich will zwar nicht voreilig seyn, und wünsche, daß mein Bruder auch mit anhören möge, was Sie uns noch zu

ſagen haben, doch laſſen Sie mich ihre Gedanken über Ophelien hören.

Von ihr läßt ſich nicht viel ſagen, verſetzte Wilhelm, denn nur mit wenig Meiſterzügen iſt ihr Charakter vollendet. Ihr ganzes Weſen ſchwebt in reiſer ſüßer Sinnlichkeit. Ihre Neigung zu dem Prinzen, auf deſſen Hand ſie Anſpruch machen darf, fließt ſo aus der Quelle, das gute Herz überläßt ſich ſo ganz ſeinem Verlangen, daß Vater und Bruder beide fürchten, beide geradezu und unbeſcheiden warnen. Der Wohlſtand wie der leichte Flor auf ihrem Buſen, kann die Bewegung ihres Herzens nicht verbergen, er wird vielmehr ein Verräther dieſer leiſen Bewegung. Ihre Einbildungskraft iſt angeſteckt, ihre ſtille Beſcheidenheit athmet eine liebevolle Begierde, und ſollte die bequeme Göttin Gelegenheit das Bäumchen ſchütteln, ſo würde die Frucht ſogleich herabfallen.

Und nun, ſagte Aurelie, wenn ſie ſich verlaſſen ſieht, verſtoßen und verſchmäht, wenn in der Seele ihres wahnſinnigen Geliebten ſich das Höchſte zum Tiefſten umwendet, und er ihr, ſtatt des ſüßen Bechers der Liebe, den bittern Kelch der Leiden hinreicht —

Ihr Herz bricht, rief Wilhelm aus, das ganze Gerüſt ihres Daſeyns rückt aus ſeinen Fugen, der Tod ihres Vaters ſtürmt herein, und das ſchöne Gebäude ſtürzt völlig zuſammen.

Wilhelm hatte nicht bemerkt, mit welchem Ausdruck Amelie die letzten Worte aussprach. Nur auf das Kunstwerk, dessen Zusammenhang und Vollkommenheit gerichtet, ahndete er nicht, daß seine Freundin eine ganz andere Wirkung empfand; nicht, daß ein eigner tiefer Schmerz durch diese dramatischen Schattenbilder in ihr lebhaft erregt ward.

Noch immer hatte Amelie ihr Haupt von ihren Armen unterstützt, und ihre Augen, die sich mit Thränen füllten, gen Himmel gewendet. Endlich hielt sie nicht länger ihren verborgnen Schmerz zurück; sie faßte des Freundes beide Hände, und rief, indem er erstaunt vor ihr stand: verzeihen Sie, verzeihen Sie einem geängstigten Herzen! die Gesellschaft schnürt und preßt mich zusammen, vor meinem unbarmherzigen Bruder muß ich mich zu verbergen suchen; nun hat Ihre Gegenwart alle Bande aufgelöst. Mein Freund! fuhr sie fort, seit einem Augenblicke sind wir erst bekannt, und schon werden Sie mein Vertrauter. Sie konnte die Worte kaum aussprechen, und sank an seine Schulter. Denken Sie nicht übler von mir, sagte sie schluchzend, daß ich mich Ihnen so schnell eröffne, daß Sie mich so schwach sehen. Seyn Sie, bleiben Sie mein Freund, ich verdiene es. Er redete ihr auf das herzlichste zu, umsonst! ihre Thränen flossen und erstickten ihre Worte.

In diesem Augenblicke trat Serlo sehr unwillkommen herein, und sehr unerwartet Philine, die er bey

der Hand hielt. Hier iſt Ihr Freund, ſagte er zu ihr, er wird ſich freun, Sie zu begrüßen.

Wie! rief Wilhelm erſtaunt, muß ich Sie hier ſehen? Mit einem beſcheidnen, geſetzten Weſen ging ſie auf ihn los, hieß ihn willkommen, rühmte Serlo's Güte, der ſie ohne ihr Verdienſt, bloß in Hoffnung, daß ſie ſich bilden werde, unter ſeine treffliche Truppe aufgenommen habe. Sie that dabey gegen Wilhelm freundlich, doch aus einer ehrerbietigen Entfernung.

Dieſe Verſtellung währte aber nicht länger, als die Beiden zugegen waren. Denn als Aurelie ihren Schmerz zu verbergen wegging, und Serlo abgerufen ward, ſah Philine erſt recht genau nach den Thüren, ob beide auch gewiß fort ſeyen, dann hüpfte ſie wie thöricht in der Stube herum, ſetzte ſich an die Erde, und wollte vor Kichern und Lachen erſticken. Dann ſprang ſie auf, ſchmeichelte unſerm Freunde, und freute ſich über alle maßen, daß ſie ſo klug geweſen ſey, vorauszugehen, das Terrain zu recognoſciren und ſich einzuniſten.

Hier geht es bunt zu, ſagte ſie, gerade ſo wie mir's recht iſt. Aurelie hat einen unglücklichen Liebeshandel mit einem Edelmanne gehabt, der ein prächtiger Menſch ſeyn muß, und den ich ſelbſt wohl einmal ſehen möchte. Er hat ihr ein Andenken hinterlaſſen, oder ich müßte mich ſehr irren. Es läuft da ein Knabe herum, ohngefähr von drey Jahren, ſchön wie die Sonne; der Papa mag allerliebſt ſeyn, ich kann ſonſt die Kinder nicht lei-

den, aber dieſer Junge freut mich. Ich habe ihr nachgerechnet. Der Tod ihres Mannes, die neue Bekanntſchaft, das Alter des Kindes, alles trift zuſammen.

Nun iſt der Freund ſeiner Wege gegangen; ſeit einem Jahre ſieht er ſie nicht mehr. Sie iſt darüber auſſer ſich und untröſtlich. Die Närrin! — Der Bruder hat unter der Truppe eine Tänzerin, mit der er ſchön thut, ein Aktrischen, mit der er vertraut iſt, in der Stadt noch einige Frauen, denen er aufwartet, und nun ſteh ich auch auf der Liſte. Der Narr! — Vom übrigen Volke ſollſt du morgen hören. Und nun noch ein Wörtchen von Philinen, die Du kennſt, die Erznärrin iſt in Dich verliebt. Sie ſchwur, daß es wahr ſey, und betheuerte, daß es ein rechter Spaß ſey. Sie bat Wilhelmen inſtändig, er möchte ſich in Aurelien verlieben, dann werde die Hetze erſt recht angehen. Sie läuft ihrem Ungetreuen, Du ihr, ich Dir und der Bruder mir nach. Wenn das nicht eine Luſt auf ein halbes Jahr giebt, ſo will ich an der erſten Epiſode ſterben, die ſich zu dieſem vierfach verſchlungenen Romane hinzuwirft. Sie bat ihn, er möchte ihr den Handel nicht verderben, und ihr ſo viel Achtung bezeigen, als ſie durch ihr öffentliches Betragen verdienen wolle.

Funfzehntes Capitel.

Den nächſten Morgen gedachte Wilhelm Madam Melina zu beſuchen; er fand ſie nicht zu Hauſe, fragte nach den übrigen Gliedern der wandernden Geſellſchaft, und erfuhr: Philine habe ſie zum Frühſtück eingeladen. Aus Neugier eilte er hin, und traf ſie alle ſehr aufgeräumt und getröſtet. Das kluge Geſchöpf hatte ſie verſammelt, ſie mit Chocolade bewirthet, und ihnen zu verſtehen gegeben, noch ſey nicht alle Ausſicht verſperrt; ſie hoffe durch ihren Einfluß den Director zu überzeugen, wie vortheilhaft es ihm ſey, ſo geſchickte Leute in ſeine Geſellſchaft aufzunehmen. Sie hörten ihr aufmerkſam zu, ſchlurften eine Taſſe nach der andern hinunter, fanden das Mädchen gar nicht übel, und nahmen ſich vor, das Beſte von ihr zu reden.

Glauben ſie denn, ſagte Wilhelm, der mit Philinen allein geblieben war, daß Serlo ſich noch entſchließen werde, unſre Gefährten zu behalten? Mit nichten, verſetzte Philine, es iſt mir auch gar nichts daran gelegen, ich wollte, ſie wären je eher je lieber fort! den einzigen Laertes wünſcht' ich zu behalten; die übrigen wollen wir ſchon nach und nach bey Seite bringen.

Hierauf gab sie ihrem Freunde zu verstehen, daß sie gewiß überzeugt sey, er werde nunmehr sein Talent nicht länger vergraben, sondern unter Direction eines Serlo auf's Theater gehen. Sie konnte die Ordnung, den Geschmack, den Geist, der hier herrsche, nicht genug rühmen; sie sprach so schmeichelnd zu unserm Freunde, so schmeichelhaft von seinen Talenten, daß sein Herz und seine Einbildungskraft sich eben so sehr diesem Vorschlage näherten, als sein Verstand und seine Vernunft sich davon entfernten. Er verbarg seine Neigung vor sich selbst und vor Philinen, und brachte einen unruhigen Tag zu, an dem er sich nicht entschließen konnte, zu seinen Handelscorrespondenten zu gehen, und die Briefe, die dort für ihn liegen möchten, abzuholen. Denn ob er sich gleich die Unruhe der Seinigen diese Zeit über vorstellen konnte, so scheute er sich doch, ihre Sorgen und Vorwürfe umständlich zu erfahren, um so mehr, da er sich einen grossen und reinen Genuß diesen Abend von der Aufführung eines neuen Stücks versprach.

Serlo hatte sich geweigert, ihn bey der Probe zuzulassen. Sie müssen uns, sagte er, erst von der besten Seite kennen lernen, eh wir zugeben, daß Sie uns in die Karte sehen.

Mit der größten Zufriedenheit wohnte aber auch unser Freund den Abend darauf der Vorstellung bey. Es war das erstemal, daß er ein Theater in solcher Vollkommenheit sah. Man traute sämmtlichen Schauspielern für-

treffliche Gaben, glückliche Anlagen und einen hohen und klaren Begriff von ihrer Kunſt zu, und doch waren ſie einander nicht gleich; aber ſie hielten und trugen ſich wechſelsweiſe, feuerten einander an, und waren in ihrem ganzen Spiele ſehr beſtimmt und genau. Man fühlte bald, daß Serlo die Seele des Ganzen war, und er zeichnete ſich ſehr zu ſeinem Vortheil aus. Eine heitere Laune, eine gemäßigte Lebhaftigkeit, ein beſtimmtes Gefühl des Schicklichen bey einer großen Gabe der Nachahmung, mußte man an ihm, wie er aufs Theater trat, wie er den Mund öffnete, bewundern. Die innere Behaglichkeit ſeines Daſeyns ſchien ſich über alle Zuhörer auszubreiten, und die geiſtreiche Art, mit der er die feinſten Schattirungen der Rollen leicht und gefällig ausdruckte, erweckte um ſo viel mehr Freude, als er die Kunſt zu verbergen wußte, die er ſich durch eine anhaltende Uebung eigen gemacht hatte.

Seine Schweſter Aurelie blieb nicht hinter ihm, und erhielt noch größeren Beyfall, indem ſie die Gemüther der Menſchen rührte, die er zu erheitern und zu erfreuen ſo ſehr im Stande war.

Nach einigen Tagen, die auf eine angenehme Weiſe zugebracht wurden, verlangte Aurelie nach unſerm Freund. Er eilte zu ihr, und fand ſie auf dem Kanape liegen; ſie ſchien am Kopfweh zu leiden, und ihr ganzes Weſen konnte eine fieberhafte Bewegung nicht verbergen. Ihr Auge erheiterte ſich, als ſie den

Hereintretenden anſah. Vergeben Sie! rief ſie ihm entgegen, das Zutrauen, das Sie mir einflößten, hat mich ſchwach gemacht. Bisher konnt' ich mich mit meinen Schmerzen im Stillen unterhalten, ja ſie gaben mir Stärke und Troſt, nun haben Sie, ich weiß nicht wie es zugegangen iſt, die Bande der Verſchwiegenheit gelöſt, und Sie werden nun ſelbſt wider Willen Theil an dem Kampfe nehmen, den ich gegen mich ſelbſt ſtreite.

Wilhelm antwortete ihr freundlich und verbindlich. Er verſicherte, daß ihr Bild und ihre Schmerzen ihm beſtändig vor der Seele geſchwebt, daß er ſie um ihr Vertrauen bitte, daß er ſich ihr zum Freund widme.

Indem er ſo ſprach, wurden ſeine Augen von dem Knaben angezogen, der vor ihr auf der Erde ſaß, und allerley Spielwerk durcheinander warf. Er mochte, wie Philine ſchon angegeben, ohngefähr drey Jahre alt ſeyn, und Wilhelm verſtand nun erſt, warum das leichtfertige, in ihren Ausdrücken ſelten erhabene Mädchen den Knaben der Sonne verglichen. Denn um die offnen Augen und das volle Geſicht kräuſelten ſich die ſchönſten goldnen Locken, an einer blendend weißen Stirne zeigten ſich zarte dunkle ſanftgebogene Augenbraunen, und die lebhafte Farbe der Geſundheit glänzte auf ſeinen Wangen. Setzen Sie ſich zu mir, ſagte Aurelie, Sie ſehen das glückliche Kind mit Verwundrung an; gewiß, ich habe es mit Freuden

auf meine Arme genommen, ich bewahre es mit Sorgfalt; nur kann ich auch recht an ihm den Grad meiner Schmerzen erkennen, denn sie lassen mich den Werth einer solchen Gabe nur selten empfinden.

Erlauben Sie mir, fuhr sie fort, daß ich nun auch von mir und meinem Schicksale rede; denn es ist mir sehr daran gelegen, daß Sie mich nicht verkennen. Ich glaubte einige gelassene Augenblicke zu haben, darum ließ ich Sie rufen; Sie sind nun da, und ich habe meinen Faden verloren.

Ein verlaßnes Geschöpf mehr in der Welt! werden Sie sagen. Sie sind ein Mann, und denken: wie gebärdet sie sich bey einem nothwendigen Uebel, das gewisser als der Tod über einem Weibe schwebt, bey der Untreue eines Mannes, die Thörin! — O mein Freund, wäre mein Schicksal gemein, ich wollte gern gemeines Uebel ertragen, aber es ist so ausserordentlich, warum kann ichs Ihnen nicht im Spiegel zeigen, warum nicht jemand auftragen, es Ihnen zu erzählen? O wäre ich verführt, überrascht und dann verlassen, dann würde in der Verzweiflung noch Trost seyn; aber ich bin weit schlimmer daran, ich habe mich selbst hintergangen, mich selbst wider Wissen betrogen, das ists, was ich mir niemals verzeihen kann.

Bey edlen Gesinnungen, wie die Ihrigen sind, versetzte der Freund, können Sie nicht ganz unglücklich seyn.

Und wissen Sie, wem ich meine Gesinnung schuldig bin? fragte Aurelie; der allerschlechtesten Erziehung, durch die jemals ein Mädchen hätte verderbt werden sollen, dem schlimmsten Beyspiele, um Sinne und Neigung zu verführen.

Nach dem frühzeitigen Tode meiner Mutter brachte ich die schönsten Jahre der Entwicklung bey einer Tante zu, die sich zum Gesetz machte, die Gesetze der Ehrbarkeit zu verachten. Blindlings überließ sie sich einer jeden Neigung, sie mochte über den Gegenstand gebieten oder sein Sklav seyn, wenn sie nur im wilden Genuß ihrer selbst vergessen konnte.

Was mußten wir Kinder mit dem feinen und deutlichen Blick der Unschuld uns für Begriffe von dem männlichen Geschlechte machen? Wie dumpf, dringend, dreist, ungeschickt war jeder, den sie herbeyreizte, wie satt, übermüthig, leer und abgeschmackt dagegen, sobald er seiner Wünsche Befriedigung gefunden hatte. So hab' ich diese Frau Jahre lang unter dem Gebote der schlechtesten Menschen erniedrigt gesehen; was für Begegnungen mußte sie erdulden, und mit welcher Stirne wußte sie sich in ihr Schicksal zu finden, ja mit welcher Art diese schändlichen Fesseln zu tragen!

So lernte ich Ihr Geschlecht kennen, mein Freund, und wie rein haßte ichs, da ich zu bemerken schien, daß selbst leidliche Männer, im Verhältniß gegen das unsrige, jedem guten Gefühl zu entsagen schienen, zu

dem ſie die Natur ſonſt noch mochte fähig gemacht haben.

Leider muſt' ich auch bey ſolchen Gelegenheiten viel traurige Erfahrungen über mein eigen Geſchlecht machen, und wahrhaftig, als Mädchen von ſechzehn Jahren war ich klüger als ich jetzt bin, jetzt, da ich mich ſelbſt kaum verſtehe. Warum ſind wir ſo klug, wenn wir jung ſind, ſo klug, um immer thörichter zu werden?

Der Knabe machte Lerm, Aurelie ward ungeduldig und klingelte. Ein altes Weib kam herein, ihn wegzuholen. Haſt du noch immer Zahnweh? ſagte Aurelie zu der Alten, die das Geſicht verbunden hatte. Faſt unleidliches, verſetzte dieſe mit dumpfer Stimme, hob den Knaben auf, der gerne mitzugehen ſchien, und brachte ihn weg.

Kaum war das Kind bey Seite, als Aurelie bitterlich zu weinen anfing. Ich kann nichts als jammern und klagen, rief ſie aus, und ich ſchäme mich, wie ein armer Wurm vor Ihnen zu liegen. Meine Beſonnenheit iſt ſchon weg, und ich kann nicht mehr erzählen. Sie ſtockte und ſchwieg. Ihr Freund, der nichts Allgemeines ſagen wollte, und nichts Beſonderes zu ſagen wußte, drückte ihre Hand, und ſah ſie eine Zeitlang an. Endlich nahm er in der Verlegenheit ein Buch auf, das er vor ſich auf dem Tiſchchen liegen fand; es waren Shakeſpears Werke und Hamlet aufgeſchlagen.

Serlo, der eben zur Thür herein kam, nach dem Befinden ſeiner Schweſter fragte, ſchaute in das Buch, das unſer Freund in der Hand hielt, und rief aus: find' ich Sie wieder über Ihrem Hamlet? Eben recht! Es ſind mir gar manche Zweifel aufgeſtoßen, die das canoniſche Anſehn, das Sie dem Stücke ſo gerne geben möchten, ſehr zu vermindern ſcheinen. Haben doch die Engländer ſelbſt bekannt, daß das Hauptintereſſe ſich mit dem dritten Akt ſchlöſſe, daß die zwey letzten Akte nur kümmerlich das Ganze zuſammen hielten, und es iſt doch wahr, das Stück will gegen das Ende weder gehen noch rücken.

Es iſt ſehr möglich, ſagte Wilhelm, daß einige Glieder einer Nation, die ſo viel Meiſterſtücke aufzuweiſen hat, durch Vorurtheile und Beſchränktheit auf falſche Urtheile geleitet werden, aber das kann uns nicht hindern, mit eignen Augen zu ſehen, und gerecht zu ſeyn. Ich bin weit entfernt, den Plan dieſes Stücks zu tadeln, ich glaube vielmehr, daß kein größerer erſonnen worden ſey. Ja, er iſt nicht erſonnen, es iſt ſo.

Wie wollen Sie das auslegen? fragte Serlo.

Ich will nichts auslegen, verſetzte Wilhelm, ich will Ihnen nur vorſtellen, was ich mir denke.

Aurelie hob ſich von ihrem Kiſſen auf, ſtützte ſich auf ihre Hand, und ſah unſern Freund an, der mit der größten Verſicherung, daß er Recht habe, alſo zu

reden fortfuhr: es gefällt uns ſo wohl, es ſchmeichelt ſo ſehr, wenn wir einen Helden ſehen, der durch ſich ſelbſt handelt, der liebt und haßt, wenn es ihm ſein Herz gebietet, der unternimmt und ausführt, alle Hinderniſſe abwendet und zu einem großen Zwecke gelangt. Geſchichtsſchreiber und Dichter möchten uns gerne überreden, daß ein ſo ſtolzes Loos dem Menſchen fallen könne. Hier werden wir anders belehrt; der Held hat keinen Plan, aber das Stück iſt planvoll. Hier wird nicht etwa nach einer ſtarr und eigenſinnig durchgeführten Idee von Rache ein Böſewicht beſtraft, nein es geſchieht eine ungeheure That, ſie wälzt ſich in ihren Folgen fort, reißt Unſchuldige mit; der Verbrecher ſcheint dem Abgrunde, der ihm beſtimmt iſt, ausweichen zu wollen, und ſtürzt hinein, eben da, wo er ſeinen Weg glücklich auszulaufen gedenkt.

Denn das iſt die Eigenſchaft der Greuelthat, daß ſie auch Böſes über den Unſchuldigen, wie der guten Handlung, daß ſie viele Vortheile auch über den Unverdienten ausbreitet, ohne daß der Urheber von beiden oft weder beſtraft noch belohnt wird. Hier in unſerm Stücke wie wunderbar! Das Fegefeuer ſendet ſeinen Geiſt und fordert Rache, aber vergebens. Alle Umſtände kommen zuſammen, und treiben die Rache, vergebens! Weder Irrdiſchen noch Unterirrdiſchen kann gelingen, was dem Schickſal allein vorbehalten iſt. Die Gerichtsſtunde kommt. Der Böſe fällt mit dem

Guten. Ein Geſchlecht wird weggemäht, und das andere ſproßt auf.

Nach einer Pauſe, in der ſie einander anſahen, nahm Serlo das Wort: Sie machen der Vorſehung kein ſonderlich Compliment, indem Sie den Dichter erheben, und dann ſcheinen Sie mir wieder zu Ehren Ihres Dichters, wie andere zu Ehren der Vorſehung, ihm Endzweck und Plan unterzuſchieben, an die er nicht gedacht hat.

Sechszehntes Capitel.

Laſſen Sie mich, ſagte Aurelie, nun auch eine Frage thun. Ich habe Opheliens Rolle wieder angeſehen, ich bin zufrieden damit, und getraue mir ſie unter gewiſſen Umſtänden zu ſpielen. Aber ſagen Sie mir, hätte der Dichter ſeiner Wahnſinnigen nicht andere Liedchen unterlegen ſollen? Könnte man nicht Fragmente aus melancholiſchen Balladen wählen? was ſollen Zweydeutigkeiten und lüſterne Albernheiten in dem Munde dieſes edlen Mädchens?

Beſte Freundin, verſetzte Wilhelm, ich kann auch hier nicht ein Jota nachgeben. Auch in dieſen Sonderbarkeiten, auch in dieſer anſcheinenden Unſchicklichkeit liegt ein großer Sinn. Wiſſen wir doch gleich zu Anfange des Stücks, womit das Gemüth des guten Kindes beſchäftigt iſt. Stille lebte ſie vor ſich hin, aber kaum verbarg ſie ihre Sehnſucht, ihre Wünſche. Heimlich klangen die Töne der Lüſternheit in ihrer Seele, und wie oft mag ſie verſucht haben, gleich einer unvorſichtigen Wärterin, ihre Sinnlichkeit zur Ruhe zu ſingen mit Liedchen, die ſie nur mehr wach halten mußten. Zuletzt, da ihr jede Gewalt über ſich ſelbſt entriſſen iſt,

da ihr Herz auf der Zunge ſchwebt, wird dieſe Zunge ihre Verrätherin, und in der Unſchuld des Wahnſinns ergötzt ſie ſich, vor König und Königin, an dem Nachklange ihrer geliebten, loſen Lieder: vom Mädchen, das gewonnen ward; vom Mädchen, das zum Knaben ſchleicht, und ſo weiter.

Er hatte noch nicht ausgeredet, als auf einmal eine wunderbare Scene vor ſeinen Augen entſtand, die er ſich auf keine Weiſe erklären konnte.

Serlo war einigemal in der Stube auf und abgegangen, ohne daß er irgend eine Abſicht merken ließ. Auf einmal trat er an Aureliens Putztiſch, griff ſchnell nach etwas das darauf lag, und eilte mit ſeiner Beute der Thür zu. Aurelie bemerkte kaum ſeine Handlung, als ſie auffuhr, ſich ihm in den Weg warf, ihn mit unglaublicher Leidenſchaft angriff, und geſchickt genug war, ein Ende des geraubten Gegenſtandes zu faſſen. Sie rangen und balgten ſich ſehr hartnäckig, drehten und wanden ſich lebhaft mit einander herum; er lachte, ſie ereiferte ſich, und als Wilhelm hinzu eilte, ſie auseinander zu bringen und zu beſänftigen, ſah er auf einmal Aurelien mit einem bloßen Dolch in der Hand auf die Seite ſpringen, indem Serlo die Scheide, die ihm zurückgeblieben war, verdrießlich auf den Boden warf. Wilhelm trat erſtaunt zurück und ſeine ſtumme Verwunderung ſchien nach der Urſache zu fragen, warum ein ſo ſonderbarer

Streit über einen so wunderbaren Hausrath habe unter ihnen entstehen können?

Sie sollen, sprach Serlo, Schiedsrichter zwischen uns beiden seyn. Was hat sie mit dem scharfen Stahle zu thun? Lassen Sie sich ihn zeigen. Dieser Dolch ziemt keiner Schauspielerin; spitz und scharf wie Nadel und Messer! Zu was die Posse? Heftig wie sie ist, thut sie sich noch einmal von ohngefähr ein Leids. Ich habe einen innerlichen Haß gegen solche Sonderbarkeiten, ein ernstlicher Gedanke dieser Art ist toll, und ein so gefährliches Spielwerk ist abgeschmackt.

Ich habe ihn wieder, rief Aurelie, indem sie die blanke Klinge in die Höhe hielt, ich will meinen treuen Freund nun besser verwahren. Verzeih mir, rief sie aus, indem sie den Stahl küßte, daß ich dich so vernachläßigt habe!

Serlo schien im Ernste böse zu werden. — Nimm es wie du willst, Bruder, fuhr sie fort, kannst du denn wissen, ob mir nicht etwa unter dieser Form ein köstlicher Talisman beschcert ist; ob ich nicht Hülfe und Rath zur schlimmsten Zeit bey ihm finde; muß denn alles schädlich seyn, was gefährlich aussieht?

Dergleichen Reden, in denen kein Sinn ist, können mich toll machen, sagte Serlo, und verließ mit heimlichem Grimme das Zimmer. Aurelie verwahrte den Dolch sorgfältig in der Scheide, und steckte ihn zu sich. Lassen Sie uns das Gespräch fortsetzen, das der un-

glückliche Bruder gestört hat, fiel sie ein, als Wilhelm einige Fragen über den sonderbaren Streit vorbrachte.

Ich muß Ihre Schilderung Opheliens wohl gelten lassen, fuhr sie fort: ich will die Absicht des Dichters nicht verkennen; nur kann ich sie mehr bedauern, als mit ihr empfinden. Nun aber erlauben Sie mir eine Betrachtung, zu der Sie mir in der kurzen Zeit oft Gelegenheit gegeben haben: mit Bewunderung bemerke ich an Ihnen den tiefen und richtigen Blick, mit dem Sie Dichtung und besonders dramatische Dichtung beurtheilen; die tiefsten Abgründe der Erfindung sind Ihnen nicht verborgen, und die feinsten Züge der Ausführung sind Ihnen bemerkbar. Ohne die Gegenstände jemals in der Natur erblickt zu haben, erkennen Sie die Wahrheit im Bilde; es scheint eine Vorempfindung der ganzen Welt in Ihnen zu liegen, welche durch die harmonische Berührung der Dichtkunst erregt und entwickelt wird. Denn wahrhaftig, fuhr sie fort, von aussen kommt nichts in Sie hinein; ich habe nicht leicht jemanden gesehen, der die Menschen, mit denen er lebt, so wenig kennt, so von Grund aus verkennt, wie Sie. Erlauben Sie mir, es zu sagen: wenn man Sie Ihren Shakespear erklären hört, glaubt man, Sie kämen eben aus dem Rathe der Götter, und hätten zugehört, wie man sich daselbst beredet, Menschen zu bilden; wenn Sie dagegen mit Leuten umgehen, seh ich in Ihnen gleichsam das erste, groß gebohrne Kind der Schöpfung,

das mit sonderlicher Verwunderung und erbaulicher Gutmüthigkeit Löwen und Affen, Schafe und Elephanten anstaunt, und sie treuherzig als seines gleichen anspricht, weil sie eben auch da sind und sich bewegen.

Die Ahndung meines schülerhaften Wesens, werthe Freundin, versetzte er, ist mir öfters lästig, und ich werde Ihnen danken, wenn Sie mir über die Welt zu mehrerer Klarheit verhelfen wollen. Ich habe von Jugend auf die Augen meines Geistes mehr nach Innen als nach Aussen gerichtet, und da ist es sehr natürlich, daß ich den Menschen bis auf einen gewissen Grad habe kennen lernen, ohne die Menschen im mindesten zu verstehen und zu begreifen.

Gewiß, sagte Aurelie, ich hatte Sie Anfangs in Verdacht, als wollten Sie uns zum Besten haben, da Sie von den Leuten, die Sie meinem Bruder zugeschickt haben, so manches Gute sagten, wenn ich Ihre Briefe mit den Verdiensten dieser Menschen zusammen hielt.

Die Bemerkung Aureliens, so wahr sie seyn mochte, und so gern ihr Freund diesen Mangel bey sich gestand, führte doch etwas Drückendes, ja sogar Beleidigendes mit sich, daß er still ward, und sich zusammen nahm, theils um keine Empfindlichkeit merken zu lassen, theils in seinem Busen nach der Wahrheit dieses Vorwurfs zu forschen.

Sie dürfen nicht darüber betreten seyn, fuhr Aurelie fort, zum Lichte des Verstandes können wir immer

gelangen; aber die Fülle des Herzens kann uns niemand geben. Sind Sie zum Künstler bestimmt; so können Sie diese Dunkelheit und Unschuld nicht lange genug bewahren; sie ist die schöne Hülle über der jungen Knospe; Unglücks genug, wenn wir zu früh herausgetrieben werden. Gewiß es ist gut, wenn wir die nicht immer kennen, für die wir arbeiten.

O! ich war auch einmal in diesem glücklichen Zustande, als ich mit dem höchsten Begrif von mir selbst und meiner Nation die Bühne betrat. Was waren die Deutschen nicht in meiner Einbildung, was konnten sie nicht seyn! Zu dieser Nation sprach ich, über die mich ein kleines Gerüst erhob, von welcher mich eine Reihe Lampen trennte, deren Glanz und Dampf mich hinderte, die Gegenstände vor mir genau zu unterscheiden. Wie willkommen war mir der Klang des Beyfalls, der aus der Menge herauf tönte; wie dankbar nahm ich das Geschenk an, das mir einstimmig von so vielen Händen dargebracht wurde! Lange wiegte ich mich so hin; wie ich wirkte, wirkte die Menge wieder auf mich zurück, ich war mit meinem Publikum in dem besten Vernehmen; ich glaubte eine vollkommene Harmonie zu fühlen, und jederzeit die Edelsten und Besten der Nation vor mir zu sehen.

Unglücklicherweise war es nicht die Schauspielerin allein, deren Naturell und Kunst die Theaterfreunde interessirte, sie machten auch Ansprüche an das junge

lebhafte Mädchen. Sie gaben mir nicht undeutlich zu verſtehen, daß meine Pflicht ſey, die Empfindungen, die ich in ihnen rege gemacht, auch perſönlich mit ihnen zu theilen. Leider war das nicht meine Sache, ich wünſchte ihre Gemüther zu erheben; aber an das, was ſie ihr Herz nannten, hatte ich nicht den mindeſten Anſpruch. und nun wurden mir alle Stände, Alter und Charaktere, einer um den andern zur Laſt; und nichts war mir verdrießlicher, als daß ich mich nicht, wie ein anderes ehrliches Mädchen, in mein Zimmer verſchließen. und ſo mir manche Mühe erſparen konnte.

Die Männer zeigten ſich meiſt, wie ich ſie bey meiner Tante zu ſehen gewohnt war, und ſie würden mir auch diesmal nur wieder Abſcheu erregt haben, wenn mich nicht ihre Eigenheiten und Albernheiten unterhalten hätten. Da ich nicht vermeiden konnte, ſie bald auf dem Theater, bald an öffentlichen Orten, bald zu Hauſe zu ſehen, nahm ich mir vor, ſie alle auszulauern, und mein Bruder half mir wacker dazu. Und wenn Sie denken, daß vom beweglichen Ladenbiener und dem eingebildeten Kaufmannsſohn, bis zum gewandten abwiegenden Weltmann, dem kühnen Soldaten und dem raſchen Prinzen, alle nach und nach, bey mir vorbey gegangen ſind, und jeder nach ſeiner Art ſeinen Roman anzuknüpfen gedachte; ſo werden Sie mir verzeihen, wenn ich mir einbildete, mit meiner Nation ziemlich bekannt zu ſeyn.

Den phantaſtiſch aufgeſtutzten Studenten, den demüthig-ſtolz verlegenen Gelehrten, den ſchwankfüßigen genügſamen Domherrn, den ſteifen aufmerkſamen Geſchäftsmann, den derben Landbaron, den freundlich glattplatten Hofmann, den jungen aus der Bahn ſchreitenden Geiſtlichen, den gelaſſenen, ſo wie den ſchnellen und thätig ſpekulirenden Kaufmann, alle habe ich in Bewegung geſehen, und beym Himmel! wenige fanden ſich darunter, die mir nur ein gemeines Intereſſe einzuflößen im Stande geweſen wären, vielmehr war es mir äußerſt verdrießlich, den Beyfall der Thoren im einzelnen, mit Beſchwerlichkeit und langer Weile, einzucaſſiren, der mir im Ganzen ſo wohl behagt hatte, den ich mir im Großen ſo gerne zueignete.

Wenn ich über mein Spiel ein vernünftiges Kompliment erwartete, wenn ich hoffte, ſie ſollen einen Autor loben, den ich hochſchätzte; ſo machten ſie eine alberne Anmerkung über die andere, und nannten ein abgeſchmacktes Stück, in welchem ſie wünſchten mich ſpielen zu ſehen. Wenn ich in der Geſellſchaft herum horchte, ob nicht etwa ein edler, geiſtreicher, witziger Zug nachklänge, und zur rechten Zeit wieder zum Vorſchein käme, konnte ich ſelten eine Spur vernehmen. Ein Fehler, der vorgekommen war, wenn ein Schauſpieler ſich verſprach oder irgend einen Provinzialism hören ließ, das waren die wichtigen Puncte, an denen ſie ſich feſt hielten, von denen ſie nicht los kommen konnten.

Ich wußte zuletzt nicht, wohin ich mich wenden ſollte; ſie dünkten ſich zu klug, ſich unterhalten zu laſſen, und ſie glaubten mich wunderſam zu unterhalten, wenn ſie an mir herum tätſchelten. Ich fing an, ſie alle von Herzen zu verachten, und es war mir eben, als wenn die ganze Nation ſich recht vorſätzlich bey mir durch ihre Abgeſandte habe proſtituiren wollen. Sie kam mir im Ganzen ſo linkiſch vor, ſo übel erzogen, ſo ſchlecht unterrichtet, ſo leer von gefälligem Weſen, ſo geſchmacklos. Oft rief ich aus: es kann doch kein Deutſcher einen Schuh zuſchnallen, der es nicht von einer fremden Nation gelernt hat!

Sie ſehen, wie verblendet, wie hypochondriſch ungerecht ich war, und je länger es währte, deſto mehr nahm meine Krankheit zu. Ich hätte mich umbringen können; allein ich verfiel auf ein ander Extrem: ich verheirathete mich, oder vielmehr ich ließ mich verheirathen. Mein Bruder, der das Theater übernommen hatte, wünſchte ſehr einen Gehülfen zu haben. Seine Wahl fiel auf einen jungen Mann, der mir nicht zuwider war, dem alles mangelte, was mein Bruder beſaß, Genie, Leben, Geiſt und raſches Weſen; an dem ſich aber auch alles fand, was jenem abging: Liebe zur Ordnung, Fleiß, eine köſtliche Gabe hauszuhalten, und mit Geld umzugehen.

Er iſt mein Mann geworden, ohne daß ich weiß wie, wir haben zuſammen gelebt, ohne daß ich recht

weiß warum. Genug, unſere Sachen gingen gut. Wir nahmen viel ein, davon war die Thätigkeit meines Bruders Urſache; wir kamen gut aus, und das war das Verdienſt meines Mannes. Ich dachte nicht mehr an Welt und Nation. Mit der Welt hatte ich nichts zu theilen, und den Begriff von Nation hatte ich verloren. Wenn ich auftrat, that ich's um zu leben; ich öffnete den Mund nur, weil ich nicht ſchweigen durfte, weil ich doch heraus gekommen war, um zu reden.

Doch, daß ich es nicht zu arg mache, eigentlich hatte ich mich ganz in die Abſicht meines Bruders ergeben; ihm war um Beyfall und Geld zu thun; denn, unter uns, er hört ſich gerne loben und braucht viel. Ich ſpielte nun nicht mehr nach meinem Gefühl, nach meiner Ueberzeugung, ſondern wie er mich anwies, und wenn ich es ihm zu Danke gemacht hatte, war ich zufrieden. Er richtete ſich nach allen Schwächen des Publikums; es ging Geld ein, er konnte nach ſeiner Willkühr leben, und wir hatten gute Tage mit ihm.

Ich war indeſſen in einen handwerksmäßigen Schlendrian gefallen. Ich zog meine Tage ohne Freude und Antheil hin, meine Ehe war kinderlos und dauerte nur kurze Zeit. Mein Mann ward krank, ſeine Kräfte nahmen ſichtbar ab, die Sorge für ihn unterbrach meine allgemeine Gleichgültigkeit. In dieſen Tagen machte ich eine Bekanntſchaft, mit der ein neues Leben für mich

anfing, ein neues und ſchnelleres, denn es wird bald zu Ende ſeyn.

Sie ſchwieg eine Zeitlang ſtille, dann fuhr ſie fort: auf einmal ſtockt meine geſchwätzige Laune, und ich getraue mir den Mund nicht weiter aufzuthun. Laſſen Sie mich ein wenig ausruhen; Sie ſollen nicht weggehen, ohne ausführlich all mein Unglück zu wiſſen. Rufen Sie doch indeſſen Mignon herein, und hören was ſie will.

Das Kind war während Aurelius Erzählung einigemal im Zimmer geweſen. Da man bey ſeinem Eintritt leiſer ſprach, war es wieder weggeſchlichen, ſaß auf dem Saale ſtill, und wartete. Als man ſie wieder hereinkommen hieß, brachte ſie ein Buch mit, das man bald an Form und Einband für einen kleinen geographiſchen Atlas erkannte. Sie hatte bei dem Pfarrer unterwegs mit großer Verwunderung die erſten Landkarten geſehen, ihn viel darüber gefragt, und ſich, ſo weit es gehen wollte, unterrichtet. Ihr Verlangen etwas zu lernen ſchien durch dieſe neue Kenntnis noch viel lebhafter zu werden. Sie bat Wilhelmen inſtändig, ihr das Buch zu kaufen. Sie habe dem Bildermann ihre großen ſilbernen Schnallen dafür eingeſetzt, und wolle ſie, weil es heute Abend ſo ſpät geworden, morgen früh wieder einlöſen. Es ward ihr bewilligt, und ſie fing nun an, dasjenige, was ſie wußte, theils herzuſagen, theils nach ihrer Art die wunderlichſten Fragen

zu thun. Man konnte auch hier wieder bemerken, daß bey einer großen Anstrengung sie nur schwer und mühsam begriff. So war auch ihre Handschrift, mit der sie sich viele Mühe gab. Sie sprach noch immer sehr gebrochen deutsch, und nur wenn sie den Mund zum Singen aufthat, wenn sie die Zither rührte, schien sie sich des einzigen Organs zu bedienen, wodurch sie ihr Innerstes aufschliessen und mittheilen konnte.

Wir müssen, da wir gegenwärtig von ihr sprechen, auch der Verlegenheit gedenken, in die sie seit einiger Zeit unsern Freund öfters versetzte. Wenn sie kam oder ging, guten Morgen, oder gute Nacht sagte, schloß sie ihn so fest in ihre Arme, und küßte ihn mit solcher Inbrunst, daß ihn die Heftigkeit dieser aufkeimenden Natur oft angst und bange machte. Die zuckende Lebhaftigkeit schien sich in ihrem Betragen täglich zu vermehren, und ihr ganzes Wesen bewegte sich in einer rastlosen Stille. Sie konnte nicht seyn, ohne einen Bindfaden in den Händen zu drehen, ein Tuch zu kneten, Papier oder Hölzchen zu kauen. Jedes ihrer Spiele schien nur eine innere heftige Erschütterung abzuleiten. Das Einzige, was ihr einige Heiterkeit zu geben schien, war die Nähe des kleinen Felix, mit dem sie sich sehr artig abzugeben wußte.

Aurelie, die nach einiger Ruhe gestimmt war, sich mit ihrem Freunde über einen Gegenstand, der ihr so sehr am Herzen lag, endlich zu erklären, ward über die

Beharrlichkeit der Kleinen diesmal ungeduldig, und gab ihr zu verstehen, daß sie sich wegbegeben sollte, und man mußte sie endlich, da alles nicht helfen wollte, ausdrücklich und wider ihren Willen fortschicken.

Jetzt oder niemals, sagte Aurelie, muß ich Ihnen den Rest meiner Geschichte erzählen. Wäre mein zärtlich geliebter, ungerechter Freund nur wenige Meilen von hier, ich würde sagen, setzen Sie sich zu Pferde, suchen Sie auf irgend eine Weise Bekanntschaft mit ihm, und wenn Sie zurückkehren, so haben Sie mir gewiß verziehen, und bedauern mich von Herzen. Jetzt kann ich Ihnen nur mit Worten sagen, wie liebenswürdig er war, und wie sehr ich ihn liebte.

Eben zu der kritischen Zeit, da ich für die Tage meines Mannes besorgt seyn mußte, lernt' ich ihn kennen. Er war eben aus Amerika zurück gekommen, wo er in Gesellschaft einiger Franzosen mit vieler Distinktion unter den Fahnen der vereinigten Staaten gedient hatte.

Er begegnete mir mit einem gelaßnen Anstande, mit einer offnen Gutmüthigkeit, sprach über mich selbst, meine Lage, mein Spiel, wie ein alter Bekannter, so theilnehmend und so deutlich, daß ich mich zum erstenmal freuen konnte, meine Existenz in einem andern Wesen so klar wieder zu erkennen. Seine Urtheile waren richtig ohne absprechend, treffend ohne lieblos zu seyn. Er zeigte keine Härte, und sein Muthwille war zugleich

gefällig. Er ſchien des guten Glücks bey Frauen gewohnt zu ſeyn, das machte mich aufmerkſam; er war keinesweges ſchmeichelnd und andringend, das machte mich ſorglos.

In der Stadt ging er mit wenigen um, war meiſt zu Pferde, beſuchte ſeine vielen Bekannten in der Gegend, und beſorgte die Geſchäfte ſeines Hauſes. Kam er zurück, ſo ſtieg er bey mir ab, behandelte meinen immer kränkern Mann mit warmer Sorge, ſchafte dem Leidenden durch einen geſchickten Arzt Linderung, und wie er an allem, was mich betraf, Theil nahm, ließ er mich auch an ſeinem Schickſale Theil nehmen. Er erzählte mir die Geſchichte ſeiner Campagne, ſeiner unüberwindlichen Neigung zum Soldatenſtande, ſeine Familienverhältniſſe; er vertraute mir ſeine gegenwärtigen Beſchäftigungen. Genug, er hatte nichts geheimes vor mir; er entwickelte mir ſein Innerſtes, ließ mich in die verborgenſten Winkel ſeiner Seele ſehen; ich lernte ſeine Fähigkeiten, ſeine Leidenſchaften kennen. Es war das erſtemal in meinem Leben, daß ich eines herzlichen, geiſtreichen Umgangs genoß. Ich war von ihm angezogen, von ihm hingeriſſen, eh' ich über mich ſelbſt Betrachtungen anſtellen konnte.

Inzwiſchen verlor ich meinen Mann ohngefähr wie ich ihn genommen hatte. Die Laſt der theatraliſchen Geſchäfte fiel nun ganz auf mich. Mein Bruder, unverbeſſerlich auf dem Theater, war in der Haushaltung

niemals nütze; ich beſorgte alles, und ſtudierte dabey meine Rollen fleißiger als jemals. Ich ſpielte wieder wie vor Alters, ja mit ganz anderer Kraft und neuem Leben, zwar durch ihn und um ſeinetwillen, doch nicht immer gelang es mir zum Beſten, wenn ich meinen edlen Freund im Schauſpiel wußte; aber einigemal behorchte er mich, und wie angenehm mich ſein unvermutheter Beyfall überraſchte, können Sie denken.

Gewiß, ich bin ein ſeltſames Geſchöpf. Bey jeder Rolle, die ich ſpielte, war es mir eigentlich nur immer zu Muthe, als wenn ich ihn lobte und zu ſeinen Ehren ſpräche; denn das war die Stimmung meines Herzens, die Worte mochten übrigens ſeyn, wie ſie wollten. Wußt' ich ihn unter den Zuhörern, ſo getraute ich mich nicht, mit der ganzen Gewalt zu ſprechen, eben als wenn ich ihm meine Liebe, mein Lob nicht geradezu ins Geſicht aufdringen wollte; war er abweſend, dann hatte ich freyes Spiel, ich that mein Beſtes mit einer gewiſſen Ruhe, mit einer unbeſchreiblichen Zufriedenheit. Der Beyfall freute mich wieder, und wenn ich dem Publikum Vergnügen machte, hätte ich immer zugleich hinunter rufen mögen: das ſeyd ihr ihm ſchuldig!

Ja, mir war wie durch ein Wunder das Verhältniß zum Publikum, zur ganzen Nation verändert. Sie erſchien mir auf einmal wieder in dem vortheilhafteſten Lichte, und ich erſtaunte recht über meine bisherige Verblendung.

Wie unverſtändig, ſagt' ich oft zu mir ſelbſt, war es, als du ehemals auf eine Nation ſchalteſt, eben weil es eine Nation iſt. Müſſen denn, können denn einzelne Menſchen ſo intereſſant ſeyn? Keinesweges! Es fragt ſich, ob unter der großen Maſſe eine Menge von Anlagen, Kräften und Fähigkeiten vertheilt ſey, die durch günſtige Umſtände entwickelt, durch vorzügliche Menſchen zu einem gemeinſamen Endzwecke geleitet werden können? Ich freute mich nun, ſo wenig hervorſtechende Originalität unter meinen Landsleuten zu finden; ich freute mich, daß ſie eine Richtung von außen anzunehmen nicht verſchmähten. Ich freute mich, einen Anführer gefunden zu haben.

Lothar — Laſſen Sie mich meinen Freund mit ſeinem geliebten Vornahmen nennen — hatte mir immer die Deutſchen von der Seite der Tapferkeit vorgeſtellt, und mir gezeigt, daß keine bravere Nation in der Welt ſey, wenn ſie recht geführt werde, und ich ſchämte mich, an die erſte Eigenſchaft eines Volks niemals gedacht zu haben. Ihm war die Geſchichte bekannt, und mit den meiſten verdienſtvollen Männern ſeines Zeitalters ſtand er in Verhältniſſen. So jung er war, hatte er ein Auge auf die hervorkeimende hoffnungsvolle Jugend ſeines Vaterlandes, auf die ſtillen Arbeiten in ſo vielen Fächern beſchäftigter und thätiger Männer. Er ließ mich einen Ueberblick über Deutſchland thun, was es ſey, und was es ſeyn könne, und ich ſchämte mich,

eine

eine Nation nach der verworrenen Menge beurtheilt zu haben, die ſich in eine Theatergarderobe drängen mag. Er machte mir's zur Pflicht, auch in meinem Fache wahr, geiſtreich und belebend zu ſeyn. Nun ſchien ich mir ſelbſt inſpirirt, ſo oft ich auf das Theater trat. Mittelmäßige Stellen wurden zu Gold in meinem Munde, und hätte mir damals ein Dichter zweckmäßig beygeſtanden, ich hätte die wunderbarſten Wirkungen hervorgebracht.

So lebte die junge Wittwe Monate lang fort. Er konnte mich nicht entbehren, und ich war höchſt unglücklich, wenn er außen blieb. Er zeigte mir die Briefe ſeiner Verwandten, ſeiner vortrefflichen Schweſter. Er nahm an den kleinſten Umſtänden meiner Verhältniſſe Theil; inniger, vollkommener iſt keine Einigkeit zu denken. Der Nahme der Liebe ward nicht genannt. Er ging und kam, kam und ging — und nun, mein Freund, es iſt hohe Zeit, daß Sie auch gehen.

Siebzehntes Capitel.

Wilhelm konnte nun nicht länger den Beſuch bey ſeinen Handelsfreunden aufſchieben. Er ging nicht ohne Verlegenheit dahin; denn er wußte, daß er Briefe von den Seinigen daſelbſt antreffen werde. Er fürchtete ſich vor den Vorwürfen, die ſie enthalten mußten; wahrſcheinlich hatte man auch dem Handelshauſe Nachricht von der Verlegenheit gegeben, in der man ſich ſeinetwegen befand. Er ſcheute ſich, nach ſo vielen ritterlichen Abenteuern, vor dem ſchülerhaften Anſehen, in dem er erſcheinen würde, und nahm ſich vor, recht trotzig zu thun, und auf dieſe Weiſe ſeine Verlegenheit zu verbergen.

Allein zu ſeiner großen Verwunderung und Zufriedenheit ging alles ſehr gut und leidlich ab. In dem großen lebhaften und beſchäftigten Comtoir hatte man kaum Zeit, ſeine Briefe aufzuſuchen, ſeines längern Ausſenbleibens ward nur im Vorbeygehn gedacht. Und als er die Briefe ſeines Vaters und ſeines Freundes Werner eröffnete, fand er ſie ſämmtlich ſehr leidlichen Inhalts. Der Alte, in Hoffnung eines weitläuftigen Journals, deſſen Führung er dem Sohne beym Abſchiede ſorgfäl-

tig empfohlen, und wozu er ihm ein tabellariſches Schema mitgegeben, ſchien über das Stillſchweigen der erſten Zeit ziemlich beruhigt, ſo wie er ſich nur über das Räthſelhafte des erſten und einzigen vom Schloſſe des Grafen noch abgeſandten Briefes beſchwerte. Werner ſcherzte nur auf ſeine Art, erzählte luſtige Stadtgeſchichten, und bat ſich Nachricht von Freunden und Bekannten aus, die Wilhelm nunmehr in der großen Handelsſtadt häufig würde kennen lernen. Unſer Freund, der auſſerordentlich erfreut war, um einen ſo wohlfeilen Preis loszukommen, antwortete ſogleich in einigen ſehr muntern Briefen, und verſprach dem Vater ein ausführliches Reiſejournal, mit allen verlangten geographiſchen, ſtatiſtiſchen und merkantiliſchen Bemerkungen. Er hatte vieles auf der Reiſe geſehen, und hoffte daraus ein leidliches Heft zuſammenſchreiben zu können. Er merkte nicht, daß er beynah in eben dem Falle war, in dem er ſich befand, als er, um ein Schauſpiel, das weder geſchrieben, noch weniger memorirt war, aufzuführen, Lichter angezündet und Zuſchauer herbeygerufen hatte. Als er daher wirklich anfing, an ſeine Compoſition zu gehen, ward er leider gewahr, daß er von Empfindungen und Gedanken, von manchen Erfahrungen des Herzens und Geiſtes ſprechen und erzählen könnte, nur nicht von äuſſern Gegenſtänden, denen er, wie er nun merkte, nicht die mindeſte Aufmerkſamkeit geſchenkt hatte.

In dieſer Verlegenheit kamen die Kenntniſſe ſeines Freundes Laertes ihm gut zu ſtatten. Die Gewohnheit hatte beyde junge Leute, ſo unähnlich ſie ſich waren, zuſammen verbunden, und jener war bey allen ſeinen Fehlern, mit ſeinen Sonderbarkeiten wirklich ein intereſſanter Menſch. Mit einer heitern glücklichen Sinnlichkeit begabt, hätte er alt werden können, ohne über ſeinen Zuſtand irgend nachzudenken. Nun hatte ihm aber ſein Unglück und ſeine Krankheit das reine Gefühl der Jugend geraubt, und ihm dagegen einen Blick auf die Vergänglichkeit, auf das Zerſtückelte unſers Daſeyns eröffnet. Daraus war eine launigte, rhapſodiſche Art über die Gegenſtände zu denken, oder vielmehr ihre unmittelbaren Eindrücke zu äußern, entſtanden. Er war nicht gern allein, trieb ſich auf allen Kaffeehäuſern, an allen Wirthstiſchen herum, und wenn er ja zu Hauſe blieb, waren Reiſebeſchreibungen ſeine liebſte, ja ſeine einzige Lektüre. Dieſe konnte er nun, da er eine große Leihbibliothek fand, nach Wunſch befriedigen, und bald ſpukte die halbe Welt in ſeinem guten Gedächtniſſe.

Wie leicht konnte er daher ſeinem Freunde Muth einſprechen, als dieſer ihm den völligen Mangel an Vorrath zu der von ihm ſo feyerlich verſprochenen Relation entdeckte. Da wollen wir ein Kunſtſtück machen, ſagte jener, das ſeines gleichen nicht haben ſoll.

Iſt nicht Deutſchland von einem Ende zum andern durchreißt, durchkreuzt, durchzogen, durchkrochen und durchflogen? und hat nicht jeder deutſche Reiſende den herrlichen Vortheil, ſich ſeine groſſen oder kleinen Ausgaben vom Publikum wieder erſtatten zu laſſen? Gieb mir nur deine Reiſeroute ehe du zu uns kamſt, das andere weiß ich. Die Quellen und Hülfsmittel zu deinem Werke will ich dir aufſuchen; an Quadratmeilen, die nicht gemeſſen ſind, und an Volksmenge, die nicht gezählt iſt, müſſen wir's nicht fehlen laſſen. Die Einkünfte der Länder nehmen wir aus Taſchenbüchern und Tabellen, die, wie bekannt, die zuverläſſigſten Documente ſind. Darauf gründen wir unſre politiſchen Räſonnements; an Seitenblicken auf die Regierungen ſolls nicht fehlen. Ein Paar Fürſten beſchreiben wir als wahre Väter des Vaterlandes, damit man uns deſto eher glaubt, wenn wir einigen andern etwas anhängen; und wenn wir nicht geradezu durch den Wohnort einiger berühmten Leute durchreiſen, ſo begegnen wir ihnen in einem Wirthshauſe, laſſen ſie uns im Vertrauen das albernſte Zeug ſagen. Beſonders vergeſſen wir nicht eine Liebesgeſchichte mit irgend einem naiven Mädchen auf das anmuthigſte einzuflechten, und es ſoll ein Werk geben, das nicht allein Vater und Mutter mit Entzücken erfüllen ſoll, ſondern das dir auch jeder Buchhändler mit Vergnügen bezahlt.

Man ſchritt zum Werke, und beide Freunde hatten viel Luſt an ihrer Arbeit, indeß Wilhelm Abends im Schauſpiel und in dem Umgange mit Serlo und Aurelien die gröſßte Zufriedenheit fand, und ſeine Ideen, die nur zu lange ſich in einem engen Kreiſe herumgedreht hatten, täglich weiter ausbreitete.

Achtzehntes Kapitel.

Nicht ohne das größte Intereſſe vernahm er Stückweiſe den Lebenslauf Serlo's; denn es war nicht die Art dieſes ſeltnen Mannes vertraulich zu ſeyn, und über irgend etwas im Zuſammenhange zu ſprechen. Er war, man darf ſagen, auf dem Theater geboren und geſäugt. Schon als ſtummes Kind mußte er durch ſeine bloße Gegenwart die Zuſchauer rühren, weil auch ſchon damals die Verfaſſer dieſe natürlichen und unſchuldigen Hülfsmittel kannten, und ſein erſtes: Vater und Mutter, brachte in beliebten Stücken ihm ſchon den größten Beyfall zuwege, ehe er wußte, was das Händeklatſchen bedeute. Als Amor kam er, zitternd, mehr als einmal, im Flugwerke herunter, entwickelte ſich als Harlekin aus dem Ey, und machte als kleiner Eſſenkehrer ſchon früh die artigſten Streiche.

Leider mußte er den Beyfall, den er an glänzenden Abenden erhielt, in den Zwiſchenzeiten ſehr theuer bezahlen. Sein Vater, überzeugt, daß nur durch Schläge die Aufmerkſamkeit der Kinder erregt und feſtgehalten werden könne, prügelte ihn beym Einſtudieren einer jeden Rolle zu abgemeſſenen Zeiten; nicht, weil

das Kind ungeschickt war, sondern damit es sich desto gewisser und anhaltender geschickt zeigen möge. So gab man ehemals, indem ein Gränzstein gesetzt wurde, den umstehenden Kindern tüchtige Ohrfeigen, und die ältesten Leute erinnern sich noch genau des Ortes und der Stelle. Er wuchs heran, und zeigte ausserordentliche Fähigkeiten des Geistes und Fertigkeiten des Körpers, und dabey eine große Biegsamkeit sowohl in seiner Vorstellungsart, als in Handlungen und Gebärden. Seine Nachahmungsgabe überstieg allen Glauben. Schon als Knabe ahmte er Personen nach, so daß man sie zu sehen glaubte, ob sie ihm schon an Gestalt, Alter und Wesen völlig unähnlich und unter einander verschieden waren. Dabey fehlte es ihm nicht an der Gabe sich in die Welt zu schicken, und sobald er sich einigermaßen seiner Kräfte bewußt war, fand er nichts natürlicher, als seinem Vater zu entfliehen, der, wie die Vernunft des Knaben zunahm, und seine Geschicklichkeit sich vermehrte, ihnen noch durch harte Begegnung nachzuhelfen für nöthig fand.

Wie glücklich fühlte sich der lose Knabe nun in der freyen Welt, da ihm seine Eulenspiegelspossen überall eine gute Aufnahme verschafften. Sein guter Stern führte ihn zuerst in der Fastnachtszeit, in ein Kloster, wo er, weil eben der Pater, der die Umgänge zu besorgen, und durch geistliche Maskeraden die christliche Gemeinde zu ergötzen hatte, gestorben war, als ein

hülfreicher Schutzengel auftrat. Auch übernahm er sogleich die Rolle Gabriels in der Verkündigung, und mißfiel dem hübschen Mädchen nicht, die als Maria seinen obligeanten Gruß, mit äußerlicher Demuth und innerlichem Stolze, sehr zierlich aufnahm. Er spielte darauf successive in den Mysterien die wichtigsten Rollen, und wußte sich nicht wenig, da er endlich gar als Heiland der Welt verspottet, geschlagen und ans Kreuz geheftet wurde.

Einige Kriegsknechte mochten bey dieser Gelegenheit ihre Rollen gar zu natürlich spielen, daher er sie, um sich auf die schicklichste Weise an ihnen zu rächen, bey Gelegenheit des jüngsten Gerichts in die prächtigsten Kleider von Kaisern und Königen steckte, und ihnen in dem Augenblicke, da sie, mit ihren Rollen sehr wohl zufrieden, auch in dem Himmel allen andern vorauszugehen den Schritt nahmen, unvermuthet in Teufelsgestalt begegnete, und sie mit der Ofengabel, zur herzlichsten Erbauung sämmtlicher Zuschauer und Bettler, weidlich durchdrosch, und unbarmherzig zurück in die Grube stürzte, wo sie sich von einem hervordringenden Feuer aufs übelste empfangen sahen.

Er war klug genug einzusehen, daß die gekrönten Häupter sein freches Unternehmen nicht wohl vermerken, und selbst vor seinem privilegirten Ankläger- und Schergen-Amte keinen Respekt haben würden; er machte sich daher, noch ehe das tausendjährige Reich an-

ging, in aller Stille davon, und ward in einer benachbarten Stadt von einer Gesellschaft, die man damals Kinder der Freude nannte, mit offnen Armen aufgenommen. Es waren verständige, geistreiche, lebhafte Menschen, die wohl einsahen, daß die Summe unsrer Existenz durch Vernunft dividirt, niemals rein aufgehe, sondern daß immer ein wunderlicher Bruch übrig bleibe. Diesen hinderlichen, und, wenn er sich in die ganze Masse vertheilt, gefährlichen Bruch, suchten sie zu bestimmten Zeiten vorsetzlich los zu werden. Sie waren einen Tag der Woche recht ausführlich Narren, und straften an demselben wechselseitig durch allegorische Vorstellungen, was sie während der übrigen Tage an sich und andern närrisches bemerkt hatten. War diese Art gleich roher als eine Folge von Ausbildung, in welcher der sittliche Mensch sich täglich zu bemerken, zu warnen und zu strafen pflegt; so war sie doch lustiger und sicherer: denn indem man einen gewissen Schooßnarren nicht verleugnete, so tractirte man ihn auch nur für das was er war, anstatt daß er auf dem andern Wege, durch Hülfe des Selbstbetrugs, oft im Hause zur Herrschaft gelangt, und die Vernunft zur heimlichen Knechtschaft zwingt, die sich einbildet, ihn lange verjagt zu haben. Die Narrenmaske ging in der Gesellschaft herum, und jedem war erlaubt, sie an seinem Tage, mit eigenen oder fremden Attributen, charakteristisch auszuzieren. In der Karnavalszeit nahm man

ſich die gröſßte Freyheit, und wetteiferte mit der Bemühung der Geiſtlichen, das Volk zu unterhalten und anzuziehen. Die feyerlichen und allegoriſchen Aufzüge von Tugenden und Laſtern, Künſten und Wiſſenſchaften, Welttheilen und Jahrszeiten verſinnlichten dem Volke eine Menge Begriffe, und gaben ihm Ideen entfernter Gegenſtände, und ſo waren dieſe Scherze nicht ohne Nutzen, da von einer andern Seite die geiſtlichen Mummereyen nur einen abgeſchmackten Aberglauben noch mehr befeſtigten.

Der junge Serlo war auch hier wieder ganz in ſeinem Elemente; eigentliche Erfindungskraft hatte er nicht, dagegen aber das gröſßte Geſchick, was er vor ſich fand zu nutzen, zurecht zu ſtellen, und ſcheinbar zu machen. Seine Einfälle, ſeine Nachahmungsgabe, ja ſein beiſßender Witz, den er wenigſtens einen Tag in der Woche völlig frey, ſelbſt gegen ſeinen Wohlthäter, üben durfte, machte ihn der ganzen Geſellſchaft werth, ja unentbehrlich.

Doch trieb ihn ſeine Unruhe bald aus dieſer vortheilhaften Lage in andere Gegenden ſeines Vaterlandes, wo er wieder eine neue Schule durchzugehen hatte. Er kam in den gebildeten aber auch bildloſen Theil von Deutſchland, wo es zur Verehrung des Guten und Schönen zwar nicht an Wahrheit, aber oft an Geiſt gebricht; er konnte mit ſeinen Masken nichts mehr ausrichten; er muſßte ſuchen auf Herz und Gemüth zu wir-

ken. Nur kurze Zeit hielt er ſich bey kleinen und groſſen Geſellſchaften auf, und merkte, bey dieſer Gelegenheit, ſämmtlichen Stücken und Schauſpielern ihre Eigenheiten ab. Die Monotonie, die damals auf dem deutſchen Theater herrſchte; den albernen Fall und Klang der Alexandriner, den geſchraubtplatten Dialog; die Trockenheit und Gemeinheit der unmittelbaren Sittenprediger hatte er bald gefaßt, und zugleich bemerkt, was rührte und gefiel.

Nicht Eine Rolle der gangbaren Stücke, ſondern die ganzen Stücke blieben leicht in ſeinem Gedächtniß, und zugleich der eigenthümliche Ton des Schauſpielers, der ſie mit Beyfall vorgetragen hatte. Nun kam er zufälligerweiſe auf ſeinen Streifereien, da ihm das Geld völlig ausgegangen war, zu dem Einfall, allein, ganze Stücke beſonders auf Edelhöfen und in Dörfern vorzuſtellen, und ſich dadurch überall ſogleich Unterhalt und Nachtquartier zu verſchaffen. In jeder Schenke, jedem Zimmer und Garten war ſein Theater gleich aufgeſchlagen; mit einem ſchelmiſchen Ernſt und anſcheinenden Enthuſiasmus wußte er die Einbildungskraft ſeiner Zuſchauer zu gewinnen, ihre Sinne zu täuſchen, und vor ihren offenen Augen einen alten Schrank zu einer Burg, und einen Fächer zum Dolche umzuſchaffen. Seine Jugendwärme erſetzte den Mangel eines tiefen Gefühls, eine Heftigkeit ſchien Stärke, und ſeine Schmeicheley Zärtlichkeit. Diejenigen, die das Theater ſchon kann-

ten, erinnerte er an alles, was ſie geſehen und gehört hatten, und in den übrigen erregte er eine Ahndung von etwas Wunderbaren, und den Wunſch, näher damit bekannt zu werden. Was an einem Orte Wirkung that, verfehlte er nicht am andern zu wiederholen, und hatte die herzlichſte Schadenfreude, wenn er alle Menſchen, auf gleiche Weiſe, aus dem Stegreiſe, zum beſten haben konnte.

Bey ſeinem lebhaften, freyen und durch nichts gehinderten Geiſt verbeſſerte er ſich, indem er Rollen und Stücke oft wiederholte, ſehr geſchwind. Bald rezitirte und ſpielte er dem Sinne gemäßer, als die Muſter, die er Anfangs nur nachgeahmt hatte. Auf dieſem Wege kam er nach und nach dazu, natürlich zu ſpielen und doch immer verſtellt zu ſeyn. Er ſchien hingeriſſen, und lauerte auf den Effekt, und ſein größter Stolz war: die Menſchen ſtufenweiſe in Bewegung zu ſetzen. Selbſt das tolle Handwerk, das er trieb, nöthigte ihn bald mit einer gewiſſen Mäßigung zu verfahren, und ſo lernte er, theils gezwungen, theils aus Inſtinkt, das, wovon ſo wenig Schauſpieler einen Begriff zu haben ſcheinen: mit Organ und Gebärden ökonomiſch zu ſeyn.

So wußte er ſelbſt rohe und unfreundliche Menſchen zu bändigen, und für ſich zu intereſſiren. Da er überall mit Nahrung und Obdach zufrieden war, jedes Geſchenk dankbar annahm, das man ihm reichte, ja manchmal gar das Geld, wenn er deſſen nach ſeiner

Meinung genug hatte, ausſchlug; ſo ſchickte man ihn mit Empfehlungsſchreiben einander zu; und ſo wanderte eine ganze Zeit von einem Edelhofe zum andern, wo er manches Vergnügen erregte, manches genoß, und nicht ohne die angenehmſten und artigſten Abenteuer blieb.

Bey der innerlichen Kälte ſeines Gemüthes liebte er eigentlich niemand; bey der Klarheit ſeines Blicks konnte er niemand achten, denn er ſah nur immer die äußern Eigenheiten der Menſchen, und trug ſie in ſeine mimiſche Sammlung ein. Dabey aber war ſeine Selbſtigkeit äuſerſt beleidigt, wenn er nicht jedem gefiel, und wenn er nicht überall Beyfall erregte. Wie dieſer zu erlangen ſey, darauf hatte er nach und nach ſo genau acht gegeben, und hatte ſeinen Sinn ſo geſchärft, daß er nicht allein bey ſeinen Darſtellungen, ſondern auch im gemeinen Leben nicht mehr anders als ſchmeicheln konnte. Und ſo arbeitete ſeine Gemüthsart, ſein Talent und ſeine Lebensart dergeſtalt wechſelsweiſe gegen einander, daß er ſich unvermerkt zu einem vollkommnen Schauſpieler ausgebildet ſah. Ja, durch eine ſeltſam ſcheinende, aber ganz natürliche Wirkung und Gegenwirkung ſtieg, durch Einſicht und Uebung, ſeine Rezitation, Deklamation und ſein Gebärdenſpiel zu einer hohen Stufe von Wahrheit, Freyheit und Offenheit, indem er im Leben und Umgang immer heimlicher, künſtlicher, ja verſtellt und ängſtlich zu werden ſchien.

Von ſeinen Schickſalen und Abenteuern ſprechen wir vielleicht an einem andern Orte, und bemerken hier nur ſo viel: daß er in ſpäteren Zeiten, da er ſchon ein gemachter Mann, im Beſitz von entſchiednem Nahmen, und in einer ſehr guten obgleich nicht feſten Lage war, ſich angewöhnt hatte, im Geſpräch auf eine feine Weiſe theils ironiſch, theils ſpöttiſch den Sophiſten zu machen, und dadurch faſt jede ernſthafte Unterhaltung zu zerſtören. Beſonders gebrauchte er dieſe Manier gegen Wilhelm, ſobald dieſer, wie es ihm oft begegnete, ein allgemeines theoretiſches Geſpräch anzuknüpfen Luſt hatte. Demungeachtet waren ſie ſehr gern beyſammen, indem durch ihre beyderſeitige Denkart die Unterhaltung lebhaft werden mußte. Wilhelm wünſchte, alles aus den Begriffen, die er gefaßt hatte, zu entwickeln, und wollte die Kunſt in einem Zuſammenhange behandelt haben. Er wollte ausgeſprochene Regeln feſtſetzen, beſtimmen, was recht, ſchön und gut ſey, und was Beyfall verdiene; genug, er behandelte alles auf das ernſtlichſte. Serlo hingegen nahm die Sache ſehr leicht, und indem er niemals direct auf eine Frage antwortete, wußte er, durch eine Geſchichte oder einen Schwank, die artigſte und vergnüglichſte Erläuterung beyzubringen, und die Geſellſchaft zu unterrichten, indem er ſie erheiterte.

Neunzehntes Capitel.

Indem nun Wilhelm auf dieſe Weiſe ſehr angenehme Stunden zubrachte, befanden ſich Melina und die übrigen in einer deſto verdrießlichern Lage. Sie erſchienen unſerm Freunde manchmal wie böſe Geiſter, und machten ihm nicht blos durch ihre Gegenwart, ſondern auch oft durch flämiſche Geſichter und bittre Reden einen verdrießlichen Augenblick. Serlo hatte ſie nicht einmal zu Gaſtrollen gelaſſen, geſchweige daß er ihnen Hoffnung zum Engagement gemacht hätte, und hatte demungeachtet nach und nach ihre ſämmtlichen Fähigkeiten kennen gelernt. So oft ſich Schauſpieler bey ihm geſellig verſammelten, hatte er die Gewohnheit leſen zu laſſen, und manchmal ſelbſt mitzuleſen. Er nahm Stücke vor, die noch gegeben werden ſollten, die lange nicht gegeben waren, und zwar meiſtens nur Theilweiſe. So ließ er auch, nach einer erſten Aufführung, Stellen, bey denen er etwas zu erinnern hatte, wiederholen, vermehrte dadurch die Einſicht der Schauſpieler, und verſtärkte ihre Sicherheit, den rechten Punkt zu treffen. Und wie ein geringer aber richtiger Verſtand mehr als ein verworrenes und ungeläutertes Genie zur

Zufriedenheit anderer würken kann; ſo erhub er mittelmäßige Talente, durch die deutliche Einſicht, die er ihnen unmerklich verſchafte, zu einer bewunderungswürdigen Fähigkeit. Nicht wenig trug dazu bey, daß er auch Gedichte leſen ließ, und in ihnen das Gefühl jenes Reizes erhielt, den ein wohlvorgetragener Rythmus in unſrer Seele erregt, anſtatt daß man bey andern Geſellſchaften ſchon anfing, nur diejenige Proſa vorzutragen, wo zu einem jeden der Schnabel gewachſen war.

Bey ſolchen Gelegenheiten hatte er auch die ſämmtlichen angekommenen Schauſpieler kennen lernen, das was ſie waren, und was ſie werden konnten, beurtheilt, und ſich in der Stille vorgenommen, von ihren Talenten bey einer Revolution, die ſeiner Geſellſchaft drohete, ſogleich Vortheil zu ziehen. Er ließ die Sache eine Weile auf ſich beruhen, lehnte alle Interceſſionen Wilhelms für ſie mit Achſelzucken ab, bis er ſeine Zeit erſah, und ſeinem jungen Freunde ganz unerwartet den Vorſchlag that: er ſolle doch ſelbſt bey ihm aufs Theater gehen, und unter dieſer Bedingung wolle er auch die übrigen engagiren.

Die Leute müſſen alſo doch ſo unbrauchbar nicht ſeyn, wie Sie mir ſolche bisher geſchildert haben, verſetzte ihm Wilhelm, wenn ſie jetzt auf einmal zuſammen angenommen werden können, und ich dächte, ihrer Talente müßten auch ohne mich dieſelbigen bleiben.

Serlo eröffnete ihm darauf, unter dem Siegel der Verschwiegenheit, seine Lage: wie sein erster Liebhaber Miene mache, ihn bey der Erneuerung des Contracts zu steigern, und wie er nicht gesinnt sey, ihm nachzugeben, besonders da die Gunst des Publikums gegen ihn so groß nicht mehr sey. Ließe er diesen gehen, so würde sein ganzer Anhang ihm folgen, wodurch denn die Gesellschaft einige gute, aber auch einige mittelmäßige Glieder verlöre. Hierauf zeigte er Wilhelmen, was er dagegen an ihm, an Laertes, dem alten Polterer und selbst an Frau Melina zu gewinnen hoffe. Ja, er versprach dem armen Pedanten als Juden, Minister, und überhaupt als Böswicht einen entschiedenen Beyfall zu verschaffen.

Wilhelm stutzte, und vernahm den Vortrag nicht ohne Unruhe, und nur um etwas zu sagen, versetzte er, nachdem er tief Athem geholt hatte: Sie sprechen auf eine sehr freundliche Weise nur von dem Guten, was Sie an uns finden und von uns hoffen; wie sieht es denn aber mit den schwachen Seiten aus, die Ihrem Scharfsinne gewiß nicht entgangen sind?

Die wollen wir bald durch Fleiß, Uebung und Nachdenken zu starken Seiten machen, versetzte Serlo. Es ist unter euch allen, die ihr denn doch nur Naturalisten und Pfuscher seyd, keiner, der nicht mehr oder weniger Hoffnung von sich gäbe; denn so viel ich alle beurtheilen kann, so ist kein einziger Stock darun-

ter, und Stöcke allein ſind die Unverbeſſerlichen, ſie mögen nun aus Eigendünkel, Dummheit oder Hypochondrie ungelenk und unbiegſam ſeyn.

Serlo legte darauf mit wenigen Worten die Bedingungen dar, die er machen könne und wolle, bat Wilhelmen um ſchleunige Entſcheidung, und verließ ihn in nicht geringer Unruhe.

Bey der wunderlichen und gleichſam nur zum Scherz unternommenen Arbeit jener fingirten Reiſebeſchreibung, die er mit Laertes zuſammenſetzte, war er auf die Zuſtände und das tägliche Leben der wirklichen Welt aufmerkſamer geworden, als er ſonſt geweſen war. Er begriff jetzt ſelbſt erſt die Abſicht des Vaters, als er ihm die Führung des Journals ſo lebhaft empfohlen. Er fühlte zum erſtenmale, wie angenehm und nützlich es ſeyn könne, ſich zur Mittelsperſon ſo vieler Gewerbe und Bedürfniſſe zu machen, und bis in die tiefſten Gebirge und Wälder des feſten Landes Leben und Thätigkeit verbreiten zu helfen. Die lebhafte Handelsſtadt, in der er ſich befand, gab ihm bey der Unruhe des Laertes, der ihn überall mit herumſchleppte, den anſchaulichſten Begriff eines großen Mittelpunktes, woher alles ausfließt, und wohin alles zurückkehrt, und es war das erſtemal, daß ſein Geiſt im Anſchauen dieſer Art von Thätigkeit ſich wirklich ergötzte. In dieſem Zuſtande hatte ihm Serlo den Antrag ge-

than, und ſeine Wünſche, ſeine Neigung, ſein Zutrauen auf ein angebornes Talent, und ſeine Verpflichtung gegen die hülfloſe Geſellſchaft wieder rege gemacht.

Da ſteh ich nun, ſagte er zu ſich ſelbſt, abermals am Scheidewege zwiſchen den beiden Frauen, die mir in meiner Jugend erſchienen. Die eine ſieht nicht mehr ſo kümmerlich aus, wie damals, und die andere nicht ſo prächtig. Der einen wie der andern zu folgen fühlſt du eine Art von innerm Beruf, und von beiden Seiten ſind die äuſſern Anläſſe ſtark genug; es ſcheint dir unmöglich dich zu entſcheiden, du wünſcheſt, daß irgend ein Uebergewicht von Auſſen deine Wahl beſtimmen möge, und doch, wenn du dich recht unterſuchſt, ſo ſind es nur äuſſere Umſtände, die dir eine Neigung zu Gewerb, Erwerb und Beſitz einflößen, aber dein innerſtes Bedürfniß erzeugt und nährt den Wunſch, die Anlagen, die in dir zum Guten und Schönen ruhen mögen, ſie ſeyen körperlich oder geiſtig, immer mehr zu entwickeln und auszubilden. Und muß ich nicht das Schickſal verehren, das mich ohne mein Zuthun hierher an das Ziel aller meiner Wünſche führt? Geſchieht nicht alles, was ich mir ehemals ausgedacht und vorgeſetzt, nun zufällig ohne mein Mitwirken? Sonderbar genug! Der Menſch ſcheint mit nichts vertrauter zu ſeyn als mit ſeinen Hoffnungen und Wünſchen, die er lange im Herzen nährt und bewahrt, und doch, wenn

ſie ihm nun begegnen, wenn ſie ſich ihm gleichſam aufdringen, erkennt er ſie nicht und weicht vor ihnen zurück. Alles, was ich mir ſeit jener unglücklichen Nacht, die mich von Marianen entfernte, nur träumen ließ, ſteht vor mir, und bietet ſich mir ſelbſt an. Hierher wollte ich flüchten, und bin ſachte hergeleitet worden, bey Serlo wollte ich unterzukommen ſuchen, er ſucht nun mich, und bietet mir Bedingungen an, die ich als Anfänger nie erwarten konnte. War es denn bloß Liebe zu Marianen, die mich ans Theater feſſelte? oder war es Liebe zur Kunſt, die mich an das Mädchen feſtknüpfte? War jene Ausſicht, jener Ausweg nach der Bühne blos einem unordentlichen, unruhigen Menſchen willkommen, der ein Leben fortzuſetzen wünſchte, das ihm die Verhältniſſe der bürgerlichen Welt nicht geſtatteten, oder war es alles anders, reiner, würdiger? und was ſollte dich bewegen können, deine damaligen Geſinnungen zu ändern? Haſt du nicht vielmehr bisher ſelbſt unwiſſend deinen Plan verfolgt, iſt nicht jetzt der letzte Schritt noch mehr zu billigen, da keine Nebenabſichten dabey im Spiele ſind, und da du zugleich ein feyerlich gegebenes Wort halten, und dich auf eine edle Weiſe von einer ſchweren Schuld befreyen kannſt?

Alles, was in ſeinem Herzen und ſeiner Einbildungskraft ſich bewegte, wechſelte nun auf das lebhafteſte gegen einander ab. Daß er ſeine Mignon behalten könne, daß

er den Harfner nicht zu verſtoßen brauche, war kein kleines Gewicht auf der Wagſchale, und doch ſchwankte ſie noch hin und wieder, als er ſeine Freundin Aurelie gewohnterweiſe zu beſuchen ging.

Zwanzigſtes Kapitel.

Er fand ſie auf ihrem Ruhebette; ſie ſchien ſtille. Glauben Sie noch morgen ſpielen zu können? fragte er. O ja, verſetzte ſie lebhaft; Sie wiſſen, daran hindert mich nichts. — Wenn ich nur ein Mittel wüßte, den Beyfall unſers Parterr's von mir abzulehnen: ſie meinen es gut, und werden mich noch umbringen. Vorgeſtern dacht' ich das Herz müßte mir reißen! Sonſt konnt' ich es wohl leiden, wenn ich mir ſelbſt gefiel; wenn ich lange ſtudirt und mich vorbereitet hatte, dann freute ich mich, wenn das willkommene Zeichen: nun ſey es gelungen, von allen Enden wiedertönte. Jetzo ſag ich nicht, was ich will, nicht wie ichs will ich werde hingeriſſen, ich verwirre mich, und mein Spiel macht einen weit größern Eindruck. Der Beyfall wird lauter, und ich denke: wüßtet ihr, was euch entzückt! die dumpfen, heftigen, unbeſtimmten Anklänge rühren euch, zwingen euch Bewunderung ab, und ihr fühlt nicht, daß es die Schmerzenstöne der Unglücklichen ſind, der ihr euer Wohlwollen geſchenkt habt.

Heute früh hab' ich gelernt, jetzt wiederholt und verſucht. Ich bin müde, zerbrochen, und morgen geht es

wieder von vorn an. Morgen Abend soll gespielt werden', so schlepp' ich mich hin und her, es ist mir langweilig aufzustehen, und verdrießlich zu Bette zu gehen. Alles macht einen ewigen Zirkel in mir. Dann treten die leidigen Tröstungen vor mir auf, dann werf ich sie weg, und verwünsche sie. Ich will mich nicht ergeben, nicht der Nothwendigkeit ergeben — warum soll das nothwendig seyn, was mich zu Grunde richtet? Könnte es nicht auch anders seyn? ich muß es eben bezahlen, daß ich eine Deutsche bin; es ist der Charakter der Deutschen, daß sie über allem schwer werden, daß alles über ihnen schwer wird.

O, meine Freundin, fiel Wilhelm ein, könnten Sie doch aufhören selbst den Dolch zu schärfen, mit dem Sie mich unablässig verwunden! Bleibt Ihnen denn nichts? Ist denn Ihre Jugend, Ihre Gestalt, Ihre Gesundheit, sind Ihre Talente nichts? Wenn Sie ein Gut ohne Ihr Verschulden verloren haben, müssen Sie denn alles Uebrige hinterdrein werfen? Ist das auch nothwendig?

Sie schwieg einige Augenblicke, dann fuhr sie auf: ich weiß es wohl, daß es Zeitverderb ist, nichts als Zeitverderb ist die Liebe! Was hätte ich nicht thun können! thun sollen! nun ist alles rein zu nichts geworden. Ich bin ein armes verliebtes Geschöpf, nichts als verliebt! Haben Sie Mitleiden mit mir, bey Gott, ich bin ein armes Geschöpf!

Sie verſank in ſich, und nach einer kurzen Pauſe rief ſie heftig aus: ihr ſeyd gewohnt, daß ſich euch alles an den Hals wirft, nein ihr könnt es nicht fühlen, kein Mann iſt im Stande, den Werth eines Weibes zu fühlen, das ſich zu ehren weiß. Bey allen heiligen Engeln, bey allen Bildern der Seligkeit, die ſich ein reines gutmüthiges Herz erſchafft, es iſt nichts Himmliſchers, als ein weibliches Weſen, das ſich dem geliebten Manne hingiebt!

Wir ſind kalt, ſtolz, hoch, klar, klug, wenn wir verdienen Weiber zu heißen, und alle dieſe Vorzüge legen wir euch zu Füßen, ſobald wir lieben, ſobald wir hoffen, Gegenliebe zu erwerben. O wie hab' ich mein ganzes Daſeyn ſo mit Wiſſen und Willen weggeworfen! aber nun will ich auch verzweifeln, abſichtlich verzweifeln. Es ſoll kein Blutstropfen in mir ſeyn, der nicht geſtraft wird, keine Faſer die ich nicht peinigen will. Lächeln Sie nur, lachen Sie nur über den theatraliſchen Aufwand von Leidenſchaft.

Fern war von unſerm Freunde jede Anwandlung des Lachens. Der entſetzliche, halb natürliche, halb erzwungene Zuſtand ſeiner Freundin peinigte ihn nur zu ſehr. Er empfand die Foltern der unglücklichen Anſpannung mit; ſein Gehirn zerrüttete ſich, und ſein Blut war in einer fieberhaften Bewegung.

Sie war aufgeſtanden, und ging in der Stube hin und wieder. Ich ſage mir alles vor, rief ſie aus, warum

ich ihn nicht lieben ſollte. Ich weiß auch, daß er es nicht werth iſt; ich wende mein Gemüth ab, dahin und dorthin, beſchäftige mich, wie es nur gehen will. Bald nehm ich eine Rolle vor, wenn ich ſie auch nicht zu ſpielen habe, ich übe die alten, die ich durch und durch kenne, fleißiger und flitzіger, ins Einzelne, und übe und übe — mein Freund, mein Vertrauter, welche entſetzliche Arbeit iſt es, ſich mit Gewalt von ſich ſelbſt zu entfernen! Mein Verſtand leidet, mein Gehirn iſt ſo angeſpannt; um mich vom Wahnſinne zu retten, überlaß ich mich wieder dem Gefühle, daß ich ihn liebe. — Ja, ich liebe ihn, ich liebe ihn! rief ſie unter tauſend Thränen, ich liebe ihn, und ſo will ich ſterben.

Er faßte ſie bey der Hand, und bat ſie auf das inſtändigſte, ſich nicht ſelbſt aufzureiben. O, ſagte er, wie ſonderbar iſt es, daß dem Menſchen nicht allein ſo manches Unmögliche, ſondern auch ſo manches Mögliche verſagt iſt. Sie waren nicht beſtimmt, ein treues Herz zu finden, das Ihre ganze Glückſeligkeit würde gemacht haben. Ich war dazu beſtimmt, das ganze Heil meines Lebens an eine Unglückliche feſtzuknüpfen, die ich durch die Schwere meiner Treue wie ein Rohr zu Boden zog, ja vielleicht gar zerbrach.

Er hatte Aurelien ſeine Geſchichte mit Marianen vertraut, und konnte ſich alſo jetzt darauf beziehen. Sie ſah ihm ſtarr in die Augen, und fragte: können Sie ſagen, daß Sie noch niemals ein Weib betrogen, daß

Sie keiner mit leichtſinniger Galanterie, mit frevelhafter Betheurung, mit herzlockenden Schwüren ihre Gunſt abzuſchmeicheln geſucht?

Das kann ich, verſetzte Wilhelm, und zwar ohne Ruhmredigkeit; denn mein Leben war ſehr einfach, und ich bin ſelten in die Verſuchung gerathen, zu verſuchen. Und welche Warnung, meine ſchöne, meine edle Freundin, iſt mir der traurige Zuſtand, in den ich Sie verſetzt ſehe! Nehmen Sie ein Gelübde von mir, daß meinem Herzen ganz angemeſſen iſt, das durch die Rührung, die Sie mir einflößten, ſich bey mir zur Sprache und Form beſtimmt, und durch dieſen Augenblick geheiligt wird: jeder flüchtigen Neigung will ich widerſtehen, und ſelbſt die ernſtlichſten in meinem Buſen bewahren; kein weibliches Geſchöpf ſoll ein Bekenntniß der Liebe von meinen Lippen vernehmen, dem ich nicht mein ganzes Leben widmen kann!

Sie ſah ihn mit einer wilden Gleichgültigkeit an, und entfernte ſich, als er ihr die Hand reichte, um einige Schritte. Es iſt nichts daran gelegen, rief ſie, ſo viel Weiberthränen mehr oder weniger, die See wird darum doch nicht wachſen. Doch, fuhr ſie fort, unter Tauſenden Eine gerettet, das iſt doch etwas, unter Tauſenden Einen Redlichen gefunden, das iſt anzunehmen. Wiſſen Sie auch was Sie verſprechen?

Ich weiß es, verſetzte Wilhelm lächelnd, und hielt ſeine Hand hin.

Ich nehm' es an, verſetzte ſie, und machte eine Bewegung mit ihrer Rechten, ſo daß er glaubte, ſie würde die ſeine faſſen; aber ſchnell fuhr ſie in die Taſche, riß den Dolch blitzgeſchwind heraus, und fuhr mit Spitze und Schneide ihm raſch über die Hand weg. Er zog ſie ſchnell zurück, aber ſchon lief das Blut herunter.

Man muß euch Männer ſcharf zeichnen, wenn ihr merken ſollt, rief ſie mit einer wilden Heiterkeit aus, die bald in eine haſtige Geſchäftigkeit überging. Sie nahm ihr Schnupftuch und umwickelte ſeine Hand damit, um das erſte hervordringende Blut zu ſtillen. Verzeihen Sie einer halbwahnſinnigen, rief ſie aus, und laſſen Sie ſich dieſe Tropfen Bluts nicht reuen. Ich bin verſöhnt, ich bin wieder bey mir ſelber. Auf meinen Knieen will ich Abbitte thun, laſſen Sie mir den Troſt, Sie zu heilen.

Sie eilte nach ihrem Schranke, holte Leinwand und einiges Geräth, ſtillte das Blut, und beſah die Wunde ſorgfältig. Der Schnitt ging durch den Ballen gerade unter dem Daumen, theilte die Lebenslinie, und lief gegen den kleinen Finger aus. Sie verband ihn ſtill, und mit einer nachdenklichen Bedeutſamkeit in ſich gekehrt. Er fragte einigemal: Beſte, wie konnten Sie Ihren Freund verletzen?

Still! erwiederte ſie, indem ſie den Finger auf den Mund legte: ſtill!

Goethe's

Werke.

Dritter Band.

Tübingen
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1806.

H 3349

Wilhelm Meiſters Lehrjahre.

Fünftes Buch.

Erſtes Capitel.

So hatte Wilhelm zu ſeinen zwey kaum geheilten Wunden abermals eine friſche dritte, die ihm nicht wenig unbequem war. Aurelie wollte nicht zugeben, daß er ſich eines Wundarztes bediente; ſie ſelbſt verband ihn unter allerley wunderlichen Reden, Zeremonien und Sprüchen, und ſetzte ihn dadurch in eine ſehr peinliche Lage. Doch nicht er allein, ſondern alle Perſonen die ſich in ihrer Nähe befanden, litten durch ihre Unruhe und Sonderbarkeit; niemand aber mehr als der kleine Felix. Das lebhafte Kind war unter einem ſolchen Druck höchſt ungeduldig und zeigte ſich immer unartiger, je mehr ſie es tadelte und zurecht wies.

Der Knabe gefiel ſich in gewiſſen Eigenheiten, die man auch Unarten zu nennen pflegt, und die ſie ihm keinesweges nachzuſehen gedachte. Er trank, zum Beyſpiel, lieber aus der Flaſche als aus dem Glaſe, und offenbar ſchmeckten ihm die Speiſen aus der Schüſſel beſſer als von dem Teller. Eine ſolche Unſchicklichkeit wurde nicht überſehen, und wenn er nun gar die Thüre aufließ oder zuſchlug, und, wenn ihm etwas befohlen wurde, entweder nicht von der Stelle wich oder ungeſtüm da-

von rannte: ſo mußte er eine groſſe Lection anhören, ohne daß er darauf je einige Beſſerung hätte ſpüren laſſen. Vielmehr ſchien die Neigung zu Aurelien ſich täglich mehr zu verlieren; in ſeinem Tone war nichts zärtliches wenn er ſie Mutter nannte, er hing vielmehr leidenſchaftlich an der alten Amme, die ihm denn freylich allen Willen ließ.

Aber auch dieſe war ſeit einiger Zeit ſo krank geworden, daß man ſie aus dem Hauſe in ein ſtilles Quartier bringen mußte, und Felix hätte ſich ganz allein geſehen, wäre nicht Mignon auch ihm als ein liebevoller Schutzgeiſt erſchienen. Auf das artigſte unterhielten ſich beide Kinder mit einander; ſie lehrte ihm kleine Lieder, und er, der ein ſehr gutes Gedächtniß hatte, rezitirte ſie oft zur Verwunderung der Zuhörer. Auch wollte ſie ihm die Landkarten erklären, mit denen ſie ſich noch immer ſehr abgab, wobey ſie jedoch nicht mit der beſten Methode verfuhr. Denn eigentlich ſchien ſie bey den Ländern kein beſonderes Intereſſe zu haben, als ob ſie kalt oder warm ſeyen? Von den Weltpolen, von dem ſchrecklichen Eiſe daſelbſt, und von der zunehmenden Wärme, je mehr man ſich von ihnen entfernte, wußte ſie ſehr gut Rechenſchaft zu geben. Wenn jemand reiſ'te, fragte ſie nur, ob er nach Norden oder nach Süden gehe, und bemühte ſich die Wege auf ihren kleinen Karten aufzufinden. Beſonders wenn Wilhelm von Reiſen ſprach war ſie ſehr aufmerkſam, und ſchien ſich immer zu be-

trüben ſobald das Geſpräch auf eine andere Materie über=ging. So wenig man ſie bereden konnte, eine Rolle zu übernehmen, oder auch nur wenn geſpielt wurde, auf das Theater zu gehen; ſo gern und fleißig lernte ſie Oden und Lieder auswendig und erregte, wenn ſie ein ſolches Gedicht, gewöhnlich von der ernſten und fey=erlichen Art, oft unvermuthet wie aus dem Stegreiſe declamirte, bey jedermann Erſtaunen.

Serlo, der auf jede Spur eines aufkeimenden Ta=lentes zu achten gewohnt war, ſuchte ſie aufzumuntern; am meiſten aber empfahl ſie ſich ihm durch einen ſehr ar=tigen, manigfaltigen und manchmal ſelbſt muntern Ge=ſang, und auf eben dieſem Wege hatte ſich der Harfen=ſpieler ſeine Gunſt erworben.

Serlo, ohne ſelbſt Genie zur Muſik zu haben, oder irgend ein Inſtrument zu ſpielen, wußte ihren hohen Werth zu ſchätzen; er ſuchte ſich ſo oft als möglich die=ſen Genuß, der mit keinem andern verglichen werden kann, zu verſchaffen. Er hatte wöchentlich einmal Concert, und nun hatte ſich ihm durch Mignon, den Harfenſpieler und Laertes, der auf der Violine nicht ungeſchickt war, eine wunderliche kleine Hauskapelle ge=bildet.

Er pflegte zu ſagen: der Menſch iſt ſo geneigt ſich mit dem Gemeinſten abzugeben, Geiſt und Sinne ſtum=pfen ſich ſo leicht gegen die Eindrücke des Schönen und Vollkommenen ab, daß man die Fähigkeit es zu em=

pfinden, bey sich auf alle Weise erhalten sollte. Denn einen solchen Genuß kann niemand ganz entbehren, und nur die Ungewohnheit etwas Gutes zu genießen ist Ursache, daß viele Menschen schon am Albernen und Abgeschmackten, wenn es nur neu ist, Vergnügen finden. Man sollte, sagte er, alle Tage wenigstens ein kleines Lied hören, ein gutes Gedicht lesen, ein treffliches Gemählde sehen, und, wenn es möglich zu machen wäre, einige vernünftige Worte sprechen.

Bey diesen Gesinnungen, die Serlo gewissermaßen natürlich waren, konnte es den Personen, die ihn umgaben, nicht an angenehmer Unterhaltung fehlen. Mitten in diesem vergnüglichen Zustande brachte man Wilhelmen eines Tags einen schwarzgesiegelten Brief. Werners Petschaft deutete auf eine traurige Nachricht, und er erschrak nicht wenig, als er den Tod seines Vaters nur mit einigen Worten angezeigt fand. Nach einer unerwarteten kurzen Krankheit war er aus der Welt gegangen, und hatte seine häuslichen Angelegenheiten in der besten Ordnung hinterlassen.

Diese unvermuthete Nachricht traf Wilhelmen im Innersten. Er fühlte tief, wie unempfindlich man oft Freunde und Verwandte, so lange sie sich mit uns des irdischen Aufenthaltes erfreuen, vernachlässigt, und nur dann erst die Versäumniß bereut, wenn das schöne Verhältniß wenigstens für dießmal aufgehoben ist. Auch konnte der Schmerz über das zeitige Absterben des bra-

ven Mannes nur durch das Gefühl gelindert werden, daß er auf der Welt wenig geliebt, und durch die Ueberzeugung, daß er wenig genossen habe.

Wilhelms Gedanken wandten sich nun bald auf seine eigenen Verhältnisse, und er fühlte sich nicht wenig beunruhigt. Der Mensch kann in keine gefährlichere Lage versetzt werden, als wenn durch äußere Umstände eine große Veränderung seines Zustandes bewirkt wird, ohne daß seine Art zu empfinden und zu denken darauf vorbereitet ist. Es giebt alsdann eine Epoche ohne Epoche, und es entsteht nur ein desto größerer Widerspruch, je weniger der Mensch bemerkt, daß er zu dem neuen Zustande noch nicht ausgebildet sey.

Wilhelm sah sich in einem Augenblicke frey, in welchem er mit sich selbst noch nicht einig werden konnte. Seine Gesinnungen waren edel, seine Absichten lauter und seine Vorsätze schienen nicht verwerflich. Das alles durfte er sich mit einigem Zutrauen selbst bekennen; allein er hatte Gelegenheit genug gehabt zu bemerken, daß es ihm an Erfahrung fehle, und er legte daher auf die Erfahrung anderer und auf die Resultate, die sie daraus mit Ueberzeugung ableiteten, einen übermäßigen Werth, und kam dadurch nur immer mehr in die Irre. Was ihm fehlte, glaubte er am ersten zu erwerben, wenn er alles Denkwürdige, was ihm in Büchern und im Gespräch vorkommen mochte, zu erhalten und zu sammeln unternähme. Er schrieb daher fremde und

eigene Meynungen und Ideen, ja ganze Gespräche die ihm interessant waren, auf, und hielt leider auf diese Weise das Falsche so gut als das Wahre fest, blieb viel zu lange an einer Idee, ja man möchte sagen an Einer Sentenz hängen, und verlies dabei seine natürliche Denk- und Handelsweise, indem er oft fremden Lichtern als Leitsternen folgte. Aureliens Bitterkeit und seines Freundes Laertes kalte Verachtung der Menschen bestachen öfters als billig war sein Urtheil; niemand aber war ihm gefährlicher gewesen als Jarno, ein Mann, dessen heller Verstand von gegenwärtigen Dingen ein richtiges, strenges Urtheil fällte, dabey aber den Fehler hatte, daß er diese einzelnen Urtheile mit einer Art von Allgemeinheit aussprach, da doch die Aussprüche des Verstandes eigentlich nur Einmal und zwar in dem bestimmtesten Falle gelten, und schon unrichtig werden, wenn man sie auf den nächsten anwendet.

So entfernte sich Wilhelm, indem er mit sich selbst einig zu werden strebte, immer mehr von der heilsamen Einheit, und bey dieser Verwirrung ward es seinen Leidenschaften um so leichter alle Zurüstungen zu ihrem Vortheil zu gebrauchen, und ihn über das was er zu thun hatte nur noch mehr zu verwirren.

Serlo benutzte die Todespost zu seinem Vortheil, und wirklich hatte er auch täglich immer mehr Ursache an eine andere Einrichtung seines Schauspiels zu den-

ken. Er mußte entweder ſeine alten Contracte erneuern, wozu er keine groſſe Luſt hatte, indem mehrere Mitglieder, die ſich für unentbehrlich hielten, täglich unleidlicher wurden; oder er mußte, wohin auch ſein Wunſch ging, der Geſellſchaft eine ganz neue Geſtalt geben.

Ohne ſelbſt in Wilhelmen zu dringen, regte er Aurelien und Philinen auf; und die übrigen Geſellen, die ſich nach Engagement ſehnten, ließen unſerm Freunde gleichfalls keine Ruhe, ſo daß er mit ziemlicher Verlegenheit an einem Scheidewege ſtand. Wer hätte gedacht, daß ein Brief von Wernern, der ganz im entgegengeſetzten Sinne geſchrieben war, ihn endlich zu einer Entſchließung hindrängen ſollte. Wir laſſen nur den Eingang weg und geben übrigens das Schreiben mit weniger Veränderung.

Zweites Capitel.

„ — So war es und ſo muß es denn auch w
recht ſeyn, daß jeder bey jeder Gelegenheit ſeinem
werbe nachgeht und ſeine Thätigkeit zeigt. Der
Alte war kaum verſchieden, als auch in der nächſ
Viertelſtunde ſchon nichts mehr nach ſeinem Sinne
Hauſe geſchah. Freunde, Bekannte und Verwan
drängten ſich zu, beſonders aber alle Menſchenart
die bey ſolchen Gelegenheiten etwas zu gewinnen hab
Man brachte, man trug, man zahlte, ſchrieb und r
nete; die einen hohlten Wein und Kuchen, die and
tranken und aßen; niemanden ſah ich aber ernſthaf
beſchäftigt, als die Weiber, indem ſie die Trauer a
ſuchten.

Du wirſt mir alſo verzeihen, mein Lieber, wenn
bey dieſer Gelegenheit auch an meinen Vortheil dac
mich deiner Schweſter ſo hülfreich und thätig als m
lich zeigte und ihr, ſo bald es nur einigermaßen ſch
lich war, begreiflich machte, daß es nunmhr unſre
che ſey, eine Verbindung zu beſchleunigen, die u
Väter aus allzugroßer Umſtändlichkeit bisher verzög
hatten.

Nun mußt du aber ja nicht denken, daß es uns eingefallen ſey, das große leere Haus in Beſitz zu nehmen. Wir ſind beſcheidner und vernünftiger; unſern Plan ſollſt du hören. Deine Schweſter zieht nach der Heirath gleich in unſer Haus herüber, und ſogar auch deine Mutter mit.

Wie iſt das möglich? wirſt du ſagen, ihr habt ja ſelbſt in dem Neſte kaum Platz. Das iſt eben die Kunſt, mein Freund! Die geſchickte Einrichtung macht alles möglich, und du glaubſt nicht wieviel Platz man findet, wenn man wenig Raum braucht. Das große Haus verkaufen wir, wozu ſich ſogleich eine gute Gelegenheit darbietet; das daraus gelöſte Geld ſoll hundertfältige Zinſen tragen.

Ich hoffe du biſt damit einverſtanden, und wünſche daß du nichts von den unfruchtbaren Liebhabereyen deines Vaters und Großvaters geerbt haben mögeſt. Dieſer ſetzte ſeine höchſte Glückſeligkeit in eine Anzahl unſcheinbarer Kunſtwerke, die niemand, ich darf wohl ſagen niemand, mit ihm genießen konnte; jener lebte in einer koſtbaren Einrichtung, die er niemand mit ſich genießen ließ. Wir wollen es anders machen, und ich hoffe deine Beyſtimmung.

Es iſt wahr, ich ſelbſt behalte in unſerm ganzen Haus keinen Platz als den an meinem Schreibepulte, und noch ſeh' ich nicht ab, wo man künftig eine Wiege hinſetzen will; aber dafür iſt der Raum außer dem

Hause desto größer. Die Kaffeehäuser und Clubbs für den Mann, die Spaziergänge und Spazierfahrten für die Frau, und die schönen Lustörter auf dem Lande für beyde. Dabey ist der größte Vortheil, daß auch unser runder Tisch ganz besetzt ist, und es dem Vater unmöglich wird Freunde zu sehen, die sich nur desto leichtfertiger über ihn aufhalten, je mehr er sich Mühe gegeben hat sie zu bewirthen.

Nur nichts überflüssiges im Hause! nur nicht zu viel Möbeln, Geräthschaften, nur keine Kutsche und Pferde! Nichts als Geld, und dann auf eine vernünftige Weise jeden Tag gethan was dir beliebt; nur keine Garderobe, immer das neuste und beste auf dem Leibe; der Mann mag seinen Rock abtragen und die Frau den ihrigen vertrödeln, so bald er nur einigermaßen aus der Mode kömmt. Es ist mir nichts unerträglicher, als so ein alter Kram von Besitzthum. Wenn man mir den kostbarsten Edelstein schenken wollte, mit der Bedingung ihn täglich am Finger zu tragen, ich würde ihn nicht annehmen; denn wie läßt sich bei einem todten Capital nur irgend eine Freude denken? Das ist also mein lustiges Glaubensbekenntniß seine Geschäfte verrichtet, Geld geschafft, sich mit den Seinigen lustig gemacht und um die übrige Welt sich nicht mehr bekümmert, als in so fern man sie nutzen kann.

Nun wirst du aber sagen: wie ist denn in eurem saubern Plane an mich gedacht? Wo soll ich unterkommen, wenn ihr mir das väterliche Haus verkauft, und in dem eurigen nicht der mindeste Raum übrig bleibt?

Das ist freylich der Hauptpunkt, Brüderchen, und auf den werde ich dir gleich dienen können, wenn ich dir vorher das gebührende Lob über deine vortrefflich angewendete Zeit werde entrichtet haben.

Sage nur, wie hast du es angefangen, in so wenig Wochen ein Kenner aller nützlichen und interessanten Gegenstände zu werden? So viel Fähigkeiten ich an dir kenne, hätte ich dir doch solche Aufmerksamkeit und solchen Fleiß nicht zugetraut. Dein Tagebuch hat uns überzeugt, mit welchem Nutzen du die Reise gemacht hast; die Beschreibung der Eisen- und Kupferhämmer ist vortrefflich und zeigt von vieler Einsicht in die Sache. Ich habe sie ehemals auch besucht, aber meine Relation, wenn ich sie dagegen halte, sieht sehr stümpermäßig aus. Der ganze Brief über die Leinwandfabrication ist lehrreich und die Anmerkung über die Concurrenz sehr treffend. An einigen Orten hast du Fehler in der Addition gemacht, die jedoch sehr verzeihlich sind.

Was aber mich und meinen Vater am meisten und höchsten freut, sind deine gründlichen Einsichten in die Bewirthschaftung und besonders in der Verbesserung der Feldgüter. Wir haben Hoffnung, ein großes Gut,

das in Sequeſtration liegt, in einer ſehr fruchtbaren Gegend zu erkaufen. Wir wenden das Geld, das wir aus dem väterlichen Hauſe löſen, dazu an; ein Theil wird geborgt, und ein Theil kann ſtehen bleiben; und wir rechnen auf dich, daß du dahin ziehſt, den Verbeſſerungen vorſtehſt, und ſo kann, um nicht viel zu ſagen, das Gut in einigen Jahren um ein Drittel an Werth ſteigen; man verkauft es wieder, ſucht ein größeres, verbeſſert und handelt wieder, und dazu biſt du der Mann. Unſre Federn ſollen indeß zu Hauſe nicht müßig ſeyn, und wir wollen uns bald in einen beneidenswerthen Zuſtand verſetzen.

Jetzt lebe wohl! Genieße das Leben auf der Reiſe, und ziehe hin, wo du es vergnüglich und nützlich findeſt. Vor dem erſten halben Jahre bedürfen wir deiner nicht; du kannſt dich alſo nach Belieben in der Welt umſehen, denn die beſte Bildung findet ein geſcheider Menſch auf Reiſen. Lebe wohl, ich freue mich, ſo nahe mit dir verbunden, auch nunmehr im Geiſt der Thätigkeit mit dir vereint zu werden."

So gut dieſer Brief geſchrieben war, und ſo viel ökonomiſche Wahrheiten er enthalten mochte, mißfiel er doch Wilhelmen auf mehr als eine Weiſe. Das Lob, das er über ſeine fingirten ſtatiſtiſchen, technologiſchen und kuraliſchen Kenntniſſe erhielt, war ihm ein ſtiller Vorwurf; und das Ideal, das ihm ſein Schwager vom Glück des bürgerlichen Lebens vorzeichnete, reizte ihn

keineswegs; vielmehr ward er durch einen heimlichen Geiſt des Widerſpruchs mit Heftigkeit auf die entgegengeſetzte Seite getrieben. Er überzeugte ſich, daß er nur auf dem Theater die Bildung, die er ſich zu geben wünſchte, vollenden könne, und ſchien in ſeinem Entſchluſſe nur deſtomehr beſtärkt zu werden, je lebhafter Werner, ohne es zu wiſſen, ſein Gegner geworden war. Er faßte darauf alle ſeine Argumente zuſammen und beſtätigte bey ſich ſeine Meynungen nur um deſtomehr, je mehr er Urſache zu haben glaubte, ſie dem klugen Werner in einem günſtigen Lichte darzuſtellen, und auf dieſe Weiſe entſtand eine Antwort, die wir gleichfalls einrücken.

Drittes Capitel.

„Dein Brief iſt ſo wohl geſchrieben, und ſo geſcheit und klug gedacht, daß ſich nichts mehr dazu ſetzen läßt Du wirſt mir aber verzeihen, wenn ich ſage, daß man gerade das Gegentheil davon meynen, behaupten und thun, und doch auch recht haben kann. Deine Art zu ſeyn und zu denken geht auf einen unbeſchränkten Beſitz und auf eine leichte luſtige Art zu genießen hinaus, und ich brauche dir kaum zu ſagen, daß ich daran nichts was mich reizte finden kann.

Zuerſt muß ich dir leider bekennen, daß mein Tagebuch aus Noth, um meinem Vater gefällig zu ſeyn mit Hülfe eines Freundes aus mehrern Büchern zuſammen geſchrieben iſt, und daß ich wohl die darin enthaltenen Sachen und noch mehrere dieſer Art weiß, aber keinesweges verſtehe, noch mich damit abgeben mag Was hilft es mir, gutes Eiſen zu fabriziren, wenn mein eigenes Inneres voller Schlacken iſt? und was, ein Landgut in Ordnung zu bringen, wenn ich mit mir ſelber uneins bin?

Daß ich dir's mit Einem Worte ſage, mich ſelbſt ganz wie ich da bin, auszubilden, das war dunkel vor

Ju

Jugend auf mein Wunſch und meine Abſicht. Noch hege ich eben dieſe Geſinnungen, nur daß mir die Mittel, die mir es möglich machen werden, etwas deutlicher ſind. Ich habe mehr Welt geſehen, als du glaubſt, und ſie beſſer benutzt, als du denkſt. Schenke deswegen dem, was ich ſage, einige Aufmerkſamkeit, wenn es gleich nicht ganz nach deinem Sinne ſeyn ſollte.

Wäre ich ein Edelmann, ſo wäre unſer Streit bald abgethan; da ich aber nur ein Bürger bin, ſo muß ich einen eigenen Weg nehmen, und ich wünſche daß du mich verſtehen mögeſt. Ich weiß nicht wie es in fremden Ländern iſt, aber in Deutſchland iſt nur dem Edelmann eine gewiſſe allgemeine, wenn ich ſagen darf perſonelle Ausbildung möglich. Ein Bürger kann ſich Verdienſt erwerben und zur höchſten Noth ſeinen Geiſt ausbilden; ſeine Perſönlichkeit geht aber verloren, er mag ſich ſtellen wie er will. Indem es dem Edelmann, der mit den Vornehmſten umgeht, zur Pflicht wird, ſich ſelbſt einen vornehmen Anſtand zu geben, indem dieſer Anſtand, da ihm weder Thür noch Thor verſchloſſen iſt, zu einem freyen Anſtand wird, da er mit ſeiner Figur, mit ſeiner Perſon, es ſey bey Hofe oder bey der Armee, bezahlen muß: ſo hat er Urſache etwas auf ſie zu halten, und zu zeigen, daß er etwas auf ſie hält. Eine gewiſſe feyerliche Grazie bey gewöhnlichen Dingen, eine Art von leichtſinniger Zierlichkeit bey ernſthaften und wichtigen kleidet ihn

wohl, weil er ſehen läßt, daß er überall im Gleichgewicht ſteht. Er iſt eine öffentliche Perſon, und je ausgebildeter ſeine Bewegungen, je ſonorer ſeine Stimme, je gehaltner und gemeßner ſein ganzes Weſen iſt, deſto vollkommner iſt er, wenn er gegen hohe und niedre, gegen Freunde und Verwandte immer eben derſelbe bleibt, ſo iſt nichts an ihm auszuſetzen, man darf ihn nicht anders wünſchen. Er ſey kalt, aber verſtändig; verſtellt, aber klug. Wenn er ſich äußerlich in jedem Momente ſeines Lebens zu beherrſchen weiß, ſo hat niemand eine weitere Forderung an ihn zu machen, und alles übrige was er an und um ſich hat, Fähigkeit, Talent. Reichthum, alles ſcheinen nur Zugaben zu ſeyn.

Nun denke dir irgend einen Bürger, der an jene Vorzüge nur einigen Anſpruch zu machen gedächte; durchaus muß es ihm mißlingen, und er müßte deſto unglücklicher werden, je mehr ſein Naturell ihm zu jener Art zu ſeyn Fähigkeit und Trieb gegeben hätte.

Wenn der Edelmann im gemeinen Leben gar keine Gränzen kennt, wenn man aus ihm Könige oder königähnliche Figuren erſchaffen kann; ſo darf er überall mit einem ſtillen Bewußtſeyn vor ſeines gleichen treten; er darf überall vorwärts dringen, anſtatt daß dem Bürger nichts beſſer anſteht, als das reine ſtille Gefühl der Gränzlinie, die ihm gezogen iſt. Er darf nicht fragen: was biſt du? ſondern nur: was haſt du? Welch

Einſicht, welche Kenntniß, welche Fähigkeit, wieviel Vermögen? Wenn der Edelmann durch die Darſtellung ſeiner Perſon alles giebt, ſo giebt der Bürger durch ſeine Perſönlichkeit nichts und ſoll nichts geben. Jener darf und ſoll ſcheinen; dieſer ſoll nur ſeyn, und was er ſcheinen will iſt lächerlich und abgeſchmackt. Jener ſoll thun und wirken, dieſer ſoll leiſten und ſchaffen; er ſoll einzelne Fähigkeiten ausbilden, um brauchbar zu werden, und es wird ſchon voraus geſetzt, daß in ſeinem Weſen keine Harmonie ſey, noch ſeyn dürfte, weil er, um ſich auf eine Weiſe brauchbar zu machen, alles übrige vernachläßigen muß.

An dieſem Unterſchiede iſt nicht etwa die Anmaßung der Edelleute und die Nachgiebigkeit der Bürger, ſondern die Verfaſſung der Geſellſchaft ſelbſt Schuld; ob ſie daran einmal etwas ändern wird und was ſich ändern wird, bekümmert mich wenig; genug, ich habe, wie die Sachen jetzt ſtehen, an mich ſelbſt zu denken, und wie ich mich ſelbſt und das was mir ein unerläßliches Bedürfniß iſt, rette und erreiche.

Ich habe nun einmal gerade zu jener harmoniſchen Ausbildung meiner Natur, die mir meine Geburt verſagt, eine unwiderſtehliche Neigung. Ich habe, ſeit ich dich verlaſſen, durch Leibesübung viel gewonnen; ich habe viel von meiner gewöhnlichen Verlegenheit abgelegt und ſtelle mich ſo ziemlich dar. Eben ſo habe ich meine Sprache und Stimme ausgebildet, und ich darf

ohne Eitelkeit ſagen, daß ich in Geſellſchaften nicht mißfalle. Nun läugne ich dir nicht, daß mein Trieb täglich unüberwindlicher wird, eine öffentliche Perſon zu ſeyn, und in einem weitern Kreiſe zu gefallen und zu wirken. Dazu kömmt meine Neigung zur Dichtkunſt und zu allem, was mit ihr in Verbindung ſteht, und das Bedürfniß meinen Geiſt und Geſchmack auszubilden, damit ich nach und nach auch bey dem Genuß, den ich nicht entbehren kann, nur das Gute wirklich für gut und das Schöne für ſchön halte. Du ſiehſt wohl, daß alles für mich nur auf dem Theater zu finden iſt, und daß ich mich in dieſem einzigen Elemente nach Wunſch rühren und ausbilden kann. Auf den Brettern erſcheint der gebildete Menſch ſo gut perſönlich in ſeinem Glanz als in den obern Klaſſen; Geiſt und Körper müſſen bey jeder Bemühung gleichen Schritt gehen, und ich werde da ſo gut ſeyn und ſcheinen können, als irgend anderswo. Suche ich daneben noch Beſchäftigungen, ſo giebt es dort mechaniſche Quälereyen genug, und ich kann meiner Geduld tägliche Uebung verſchaffen.

Disputire mit mir nicht darüber; denn eh' du mir ſchreibſt, iſt der Schritt ſchon geſchehen. Wegen der herrſchenden Vorurtheile will ich meinen Nahmen verändern, weil ich mich ohnehin ſchäme als Meiſter aufzutreten. Lebe wohl. Unſer Vermögen iſt in ſo guter Hand, daß ich mich darum gar nicht bekümmere; was ich brauche, verlange ich gelegentlich von dir; es

wird nicht viel seyn, denn ich hoffe daß mich meine Kunst auch nähren soll."

Der Brief war kaum abgeschickt, als Wilhelm auf der Stelle Wort hielt und zu Serlo's und der Uebrigen großer Verwunderung sich auf einmal erklärte: daß er sich zum Schauspieler widme und einen Contract auf billige Bedingungen eingehen wolle. Man war hierüber bald einig; denn Serlo hatte schon früher sich so erklärt, daß Wilhelm und die übrigen damit gar wohl zufrieden seyn konnten. Die ganze verunglückte Gesellschaft, mit der wir uns so lange unterhalten haben, ward auf einmal angenommen, ohne daß jedoch, außer etwa Laertes, sich einer gegen Wilhelmen dankbar erzeigt hätte. Wie sie ohne Zutrauen gefordert hatten, so empfingen sie ohne Dank. Die meisten wollten lieber ihre Anstellung dem Einflusse Philinens zuschreiben, und richteten ihre Danksagungen an sie. Indessen wurden die ausgefertigten Contracte unterschrieben, und durch eine unerklärliche Verknüpfung von Ideen entstand vor Wilhelms Einbildungskraft, in dem Augenblicke, als er seinen fingirten Nahmen unterzeichnete, das Bild jenes Waldplatzes, wo er verwundet in Philinens Schooß gelegen. Auf einem Schimmel kam die liebenswürdige Amazone aus den Büschen, nahte sich ihm und stieg ab. Ihr menschenfreundliches Bemühen hieß sie gehen und kommen; endlich stand sie vor ihm. Das Kleid fiel von ihren Schultern, ihr Gesicht, ihre Gestalt sing

an zu glänzen und ſie verſchwand. So ſchrieb er ſeinen Nahmen nur mechaniſch hin, ohne zu wiſſen was er that, und fühlte erſt, nachdem er unterzeichnet hatte, daß Mignon an ſeiner Seite ſtand, ihn am Arm hielt und ihm die Hand leiſe wegzuziehen verſucht hatte.

Viertes Capitel.

Eine der Bedingungen, unter denen Wilhelm ſich aufs Theater begab, war von Serlo nicht ohne Einſchränkung zugeſtanden worden. Jener verlangte, daß Hamlet ganz und unzerſtückt aufgeführt werden ſollte, und dieſer ließ ſich das wunderliche Begehren in ſo fern gefallen, als es möglich ſeyn würde. Nun hatten ſie hierüber bisher manchen Streit gehabt; denn was möglich oder nicht möglich ſey, und was man von dem Stück weglaſſen könne, ohne es zu zerſtücken, darüber waren beyde ſehr verſchiedener Meynung.

Wilhelm befand ſich noch in den glücklichen Zeiten, da man nicht begreifen kann, daß an einem geliebten Mädchen, an einem verehrten Schriftſteller irgend etwas mangelhaft ſeyn könne. Unſere Empfindung von ihnen iſt ſo ganz, ſo mit ſich ſelbſt übereinſtimmend, daß wir uns auch in ihnen eine ſolche vollkommene Harmonie denken müſſen. Serlo hingegen ſonderte gern und beynah zu viel; ſein ſcharfer Verſtand wollte in einem Kunſtwerke gewöhnlich nur ein mehr oder weniger unvollkommenes Ganzes erkennen. Er glaubte, ſo wie man die Stücke finde, habe man wenig Urſache mit

ihnen so gar bedächtig umzugehen, und so mußte auch Shakespear, so mußte besonders Hamlet vieles leiden.

Wilhelm wollte gar nicht hören, wenn jener von der Absonderung der Spreu von dem Weizen sprach. Es ist nicht Spreu und Weizen durcheinander, rief dieser, es ist ein Stamm, Aeste, Zweige, Blätter, Knospen, Blüthen und Früchte. Ist nicht eins mit dem andern und durch das andere? Jener behauptete, man bringe nicht den ganzen Stamm auf den Tisch, der Künstler müsse goldne Aepfel in silbernen Schalen seinen Gästen reichen. Sie erschöpften sich in Gleichnissen, und ihre Meynungen schienen sich immer weiter von einander zu entfernen.

Gar verzweifeln wollte unser Freund, als Serlo ihm einst nach langem Streit das einfachste Mittel anrieth, sich kurz zu resolviren, die Feder zu ergreifen und in dem Trauerspiele, was eben nicht gehen wolle noch könne, abzustreichen, mehrere Personen in Eine zu drängen, und wenn er mit dieser Art noch nicht bekannt genug sey, oder noch nicht Herz genug dazu habe, so solle er ihm die Arbeit überlassen, und er wolle bald fertig seyn.

Das ist nicht unserer Abrede gemäß, versetzte Wilhelm. Wie können Sie bei so viel Geschmack so leichtsinnig seyn?

Mein Freund, rief Serlo aus, Sie werden es auch schon werden. Ich kenne das Abscheuliche dieser Manier

nur zu wohl, die vielleicht noch auf keinem Theater in der Welt ſtatt gefunden hat. Aber wo iſt auch eins ſo verwahrloſt als das unſere? Zu dieſer ekelhaften Verſtümmelung zwingen uns die Autoren, und das Publikum erlaubt ſie. Wie viel Stücke haben wir denn, die nicht über das Maaß des Perſonals, der Dekorationen und Theatermechanik, der Zeit, des Dialogs und der phyſiſchen Kräfte des Acteurs hinausſchritten? und doch ſollen wir ſpielen, und immer ſpielen und immer neu ſpielen. Sollen wir uns dabey nicht unſers Vortheils bedienen, da wir mit zerſtückelten Werken eben ſo viel ausrichten als mit ganzen? Setzt uns das Publikum doch ſelbſt in den Vortheil. Wenig Deutſche, und vielleicht nur wenige Menſchen aller neuern Nationen, haben Gefühl für ein äſthetiſches Ganzes; ſie loben und tadeln nur ſtellenweiſe; ſie entzücken ſich nur ſtellenweiſe; und für wen iſt das ein größeres Glück als für den Schauſpieler, da das Theater immer nur ein geſtoppeltes und geſtückeltes Weſen bleibt.

Iſt! verſetzte Wilhelm; aber muß es denn auch ſo bleiben, muß denn alles bleiben was iſt? Ueberzeugen Sie mich ja nicht, daß Sie recht haben; denn keine Macht in der Welt würde mich bewegen können, einen Contract zu halten, den ich nur im gröbſten Irrthum geſchloſſen hätte.

Serlo gab der Sache eine luſtige Wendung und erſuchte Wilhelmen, ihre öftern Geſpräche über Hamlet

nochmals zu bedenken, und ſelbſt die Mittel zu einer glücklichen Bearbeitung zu erſinnen.

Nach einigen Tagen, die er in der Einſamkeit zugebracht hatte, kam Wilhelm mit frohem Blicke zurück. Ich müßte mich ſehr irren, rief er aus, wenn ich nicht gefunden hätte, wie dem Ganzen zu helfen iſt; ja ich bin überzeugt, daß Shakeſpear es ſelbſt ſo würde gemacht haben, wenn ſein Genie nicht auf die Hauptſache ſo ſehr gerichtet, und nicht vielleicht durch die Novellen, nach denen er arbeitete, verführt worden wäre.

Laſſen Sie hören, ſagte Serlo, indem er ſich gravitätiſch aufs Kanapee ſetzte, ich werde ruhig aufhorchen, aber auch deſto ſtrenger richten.

Wilhelm verſetzte: Mir iſt nicht bange; hören Sie nur. Ich unterſcheide, nach der genauſten Unterſuchung, nach der reiflichſten Ueberlegung, in der Compoſition dieſes Stücks zweyerley: das erſte ſind die groſſen innern Verhältniſſe der Perſonen und der Begebenheiten, die mächtigen Wirkungen, die aus den Characteren und Handlungen der Hauptfiguren entſtehen, und dieſe ſind einzeln vortrefflich, und die Folge in der ſie aufgeſtellt ſind unverbeſſerlich. Sie können durch keine Art von Behandlung zerſtört, ja kaum verunſtaltet werden. Dieſe ſinds, die jedermann zu ſehen verlangt, die niemand anzutaſten wagt, die ſich tief in die Seele eindrücken, und die man, wie ich höre, beynahe alle auf das deutſche Theater gebracht hat. Nur hat man, wie

ich glaube, darin gefehlt, daß man das zweyte, was bey dieſem Stück zu bemerken iſt, ich meyne die äußern Verhältniſſe der Perſonen, wodurch ſie von einem Orte zum andern gebracht, oder auf dieſe und jene Weiſe durch gewiſſe zufällige Begebenheiten verbunden werden, für allzuunbedeutend angeſehen, nur im vorbeygehn davon geſprochen, oder ſie gar weggelaſſen hat. Freylich ſind dieſe Fäden nur dünn und loſe, aber ſie gehen doch durchs ganze Stück, und halten zuſammen, was ſonſt auseinander fiele, auch wirklich auseinander fällt, wenn man ſie wegſchneidet, und ein übriges gethan zu haben glaubt, wenn man die Enden ſtehen läßt.

Zu dieſen äuſſern Verhältniſſen zähle ich die Unruhen in Norwegen, den Krieg mit dem jungen Fortinbras, die Geſandtſchaft an den alten Oheim, den geſchlichteten Zwiſt, den Zug des jungen Fortinbras nach Polen und ſeine Rückkehr am Ende. Ingleichen die Rückkehr des Horatio von Wittenberg, die Luſt Hamlets dahin zu gehen, die Reiſe des Laertes nach Frankreich, ſeine Rückkunft, die Verſchickung Hamlets nach England, ſeine Gefangenſchaft beym Seeräuber, der Tod der beyden Hofleute auf den Uriasbrief; alles dieſes ſind Umſtände und Begebenheiten, die einen Roman weit und breit machen können, die aber der Einheit dieſes Stücks, in dem beſonders der Held keinen Plan hat, auf das äuſſerſte ſchaden und höchſt fehlerhaft ſind.

So höre ich Sie einmal gerne! rief Serlo.

Fallen Sie mir nicht ein, versetzte Wilhelm, Sie möchten mich nicht immer loben. Diese Fehler sind wie flüchtige Stützen eines Gebäudes, die man nicht wegnehmen darf, ohne vorher eine feste Mauer unterzuziehen. Mein Vorschlag ist also, an jenen ersten grossen Situationen gar nicht zu rühren, sondern sie sowohl im Ganzen als Einzelnen möglichst zu schonen, aber diese äussern, einzelnen, zerstreuten und zerstreuenden Motive alle auf einmal weg zu werfen und ihnen ein Einziges zu substituiren.

Und das wäre? fragte Serlo, indem er sich aus seiner ruhigen Stellung aufhob.

Es liegt auch schon im Stücke, erwiederte Wilhelm, nur mache ich den rechten Gebrauch davon. Es sind die Unruhen in Norwegen. Hier haben Sie meinen Plan zur Prüfung.

Nach dem Tode des alten Hamlet werden die erstеroberten Norweger unruhig. Der dortige Statthalter schickt seinen Sohn Horatio, einen alten Schulfreund Hamlets, der aber an Tapferkeit und Lebensklugheit allen andern vorgelaufen ist, nach Dännemark, auf die Ausrüstung der Flotte zu dringen, welche unter dem neuen, der Schwelgerey ergebenen König nur saumselig von Statten geht. Horatio kennt den alten König, denn er hat seinen letzten Schlachten beygewohnt, hat bey ihm in Gunsten gestanden, und die erste Geisterscene

wird dadurch nicht verlieren. Der neue König gibt sodann dem Horatio Audienz und schickt den Laertes nach Norwegen mit der Nachricht, daß die Flotte bald anlanden werde, indeß Horatio den Auftrag erhält, die Rüstung derselben zu beschleunigen; dagegen will die Mutter nicht einwilligen, daß Hamlet, wie er wünschte, mit Horatio zur See gehe.

Gott sey Dank! rief Serlo, so werden wir auch Wittenberg und die hohe Schule los, die immer ein leidiger Anstoß war. Ich finde Ihren Gedanken recht gut, denn ausser den zwey einzigen fernen Bildern, Norwegen und der Flotte, braucht der Zuschauer sich nichts zu denken; das übrige sieht er alles, das übrige geht alles vor, anstatt daß sonst seine Einbildungskraft in der ganzen Welt herum gejagt würde.

Sie sehen leicht, versetzte Wilhelm, wie ich nunmehr auch das übrige zusammen halten kann. Wenn Hamlet dem Horatio die Missethat seines Stiefvaters entdeckt, so räth ihm dieser mit nach Norwegen zu gehen, sich der Armee zu versichern und mit gewaffneter Hand zurück zu kehren. Da Hamlet dem König und der Königinn zu gefährlich wird, haben sie kein näheres Mittel ihn los zu werden, als ihn nach der Flotte zu schikken, und ihm Rosenkranz und Güldenstern zu Beobachtern mitzugeben; und da indeß Laertes zurück kommt, soll dieser bis zum Meuchelmord erhitzte Jüngling ihm nachgeschickt werden. Die Flotte bleibt wegen ungün-

ſtigen Windes liegen; Hamlet kehrt nochmals zurück, ſeine Wanderung über den Kirchhof kann vielleicht glücklich motivirt werden; ſein Zuſammentreffen mit Laertes in Ophelions Grabe iſt ein großer unentbehrlicher Moment. Hierauf mag der König bedenken, daß es beſſer ſey Hamlet auf der Stelle los zu werden; das Feſt der Abreiſe, der ſcheinbaren Verſöhnung mit Laertes wird nun feyerlich begangen, wobey man Ritterſpiele hält und auch Hamlet und Laertes fechten. Ohne die vier Leichen kann ich das Stück nicht ſchließen; es darf niemand übrig bleiben. Hamlet giebt, da nun das Wahlrecht des Volks wieder eintritt, ſeine Stimme ſterbend dem Horatio.

Nur geſchwind, verſetzte Serlo, ſetzen Sie ſich hin und arbeiten das Stück aus; die Idee hat völlig meinen Beyfall, nur daß die Luſt nicht verraucht.

Fünftes Capitel.

Wilhelm hatte ſich ſchon lange mit einer Ueberſetzung Hamlets abgegeben; er hatte ſich dabey der geiſtvollen Wieland'ſchen Arbeit bedient, durch die er überhaupt Shakeſpearn zuerſt kennen lernte. Was in derſelben ausgelaſſen war, fügte er hinzu, und ſo war er im Beſitz eines vollſtändigen Exemplars in dem Augenblikke, da er mit Serlo über die Behandlung ſo ziemlich einig geworden war. Er fing nun an nach ſeinem Plane auszuheben und einzuſchieben, zu trennen und zu verbinden, zu verändern und oft wieder herzuſtellen; denn ſo zufrieden er auch mit ſeiner Idee war, ſo ſchien ihm doch bey der Ausführung immer, daß das Original nur verdorben werde.

Sobald er fertig war, las er es Serlo und der übrigen Geſellſchaft vor. Sie bezeugten ſich ſehr zufrieden damit, beſonders machte Serlo manche günſtige Bemerkung.

Sie haben, ſagte er unter andern, ſehr richtig empfunden, daß äuſſere Umſtände dieſes Stück begleiten, aber einfacher ſeyn müſſen, als ſie uns der groſſe Dichter gegeben hat. Was auſſer dem Theater vorgeht, was

der Zuſchauer nicht ſieht, was er ſich vorſtellen muß, iſt wie ein Hintergrund, vor dem die ſpielenden Figuren ſich bewegen. Die groſſe einfache Ausſicht auf die Flotte und Norwegen wird dem Stück ſehr gut thun; nähme man ſie ganz weg, ſo iſt es nur eine Familienſcene, und der groſſe Begriff, daß hier ein ganzes königliches Haus durch innere Verbrechen und Unſchicklichkeiten zu Grunde geht, wird nicht in ſeiner Würde dargeſtellt. Bliebe aber jener Hintergrund ſelbſt mannichfaltig, beweglich, confus; ſo thäte er dem Eindrukke der Figuren Schaden.

Wilhelm nahm nun wieder die Parthie Shakeſpears, und zeigte, daß er für Inſulaner geſchrieben habe, für Engländer, die ſelbſt im Hintergrunde nur Schiffe und Seereiſen, die Küſte von Frankreich und Caper zu ſehen gewohnt ſind, und daß, was jenen etwas ganz gewöhnliches ſey, uns ſchon zerſtreue und verwirre.

Serlo mußte nachgeben, und beyde ſtimmten darin überein, daß, da das Stück nun einmal auf das deutſche Theater ſolle, dieſer ernſtere, einfachere Hintergrund für unſre Vorſtellungsart am beſten werde.

Die Rollen hatte man ſchon früher ausgetheilt; den Polonius übernahm Serlo; Aurelie, Ophelien; Laertes war durch ſeinen Namen ſchon bezeichnet; ein junger, unterſetzter, muntrer, neuangekommener Jüngling, erhielt die Rolle des Horatio; nur wegen des Königs und des Geiſtes war man in einiger Verlegenheit. Für beyde

de Rollen war nur der alte Polterer da. Serlo ſchlug den Pedanten zum Könige vor; wogegen Wilhelm aber aufs äußerſte proteſtirte. Man konnte ſich nicht entſchließen.

Ferner hatte Wilhelm in ſeinem Stücke die beyden Rollen von Roſenkranz und Güldenſtern ſtehen laſſen. Warum haben Sie dieſe nicht in Eine verbunden? fragte Serlo; dieſe Abbreviatur iſt doch ſo leicht gemacht.

Gott bewahre mich vor ſolchen Verkürzungen, die zugleich Sinn und Wirkung aufheben! verſetzte Wilhelm. Das was dieſe beyden Menſchen ſind und thun, kann nicht durch Einen vergeſtellt werden. In ſolchen Kleinigkeiten zeigt ſich Shakeſpears Größe. Dieſes leiſe Auftreten, dieſes Schmiegen und Biegen, dies Jaſagen, Streicheln und Schmeicheln, dieſe Behendigkeit, dies Schwenzeln, dieſe Allheit und Leerheit, dieſe rechtliche Schurkerey, dieſe Unfähigkeit, wie kann ſie durch Einen Menſchen ausgedruckt werden? Es ſollten ihrer wenigſtens ein Dutzend ſeyn, wenn man ſie haben könnte, denn ſie ſind bloß in Geſellſchaft etwas, ſie ſind die Geſellſchaft, und Shakeſpear war ſehr beſcheiden und weiſe, daß er nur zwey ſolche Repräſentanten auftreten ließ. Ueberdieß brauche ich ſie in meiner Bearbeitung als ein Paar, das mit dem Einen; guten, trefflichen Horatio contraſtirt.

Ich verſtehe Sie, ſagte Serlo, und wir können uns helfen. Den einen geben wir Elmiren (ſo nannte man

die älteſte Tochter des Polterers); es kann nicht ſchaden, wenn ſie gut ausſehen, und ich will die Puppen putzen und dreſſiren, daß es eine Luſt ſeyn ſoll.

Philine freute ſich außerordentlich, daß ſie die Herzoginn in der kleinen Comödie ſpielen ſollte. Das will ich ſo natürlich machen, rief ſie aus, wie man in der Geſchwindigkeit einen zweyten heirathet, nachdem man den erſten ganz außerordentlich geliebt hat. Ich hoffe mir den größten Beyfall zu erwerben, und jeder Mann ſoll wünſchen der dritte zu werden.

Aurelie machte ein verdrießliches Geſicht bey dieſen Aeußerungen; ihr Widerwille gegen Philinen nahm mit jedem Tage zu.

Es iſt recht Schade, ſagte Serlo, daß wir kein Ballet haben, ſonſt ſollten Sie mir mit Ihrem erſten und zweyten Manne ein Pas de deux tanzen, und der Alte ſollte nach dem Takt einſchlafen, und Ihre Füßchen und Wädchen würden ſich dort hinten auf dem Kindertheater ganz allerliebſt ausnehmen.

Von meinen Wädchen wiſſen Sie ja wohl nicht viel, verſetzte ſie ſchnippiſch, und was meine Füßchen betrift, rief ſie, indem ſie ſchnell unter den Tiſch reichte, ihre Pantöffelchen herauf holte und neben einander vor Serlo hinſtellte: hier ſind die Stelzchen, und ich gebe Ihnen auf, niedlichere zu finden.

Es war Ernſt! ſagte er, als er die zierlichen Halbſchuhe betrachtete. Gewiß, man konnte nicht leicht etwas artigers ſehen!

Sie waren Pariſer Arbeit; Philine hatte ſie von der Gräfin zum Geſchenk erhalten, einer Dame, deren ſchöner Fuß berühmt war.

Ein reitzender Gegenſtand! rief Serlo, das Herz hüpft mir wenn ich ſie anſehe.

Welche Verzuckungen! ſagte Philine.

Es geht nichts über ein paar Pantöffelchen von ſo feiner ſchöner Arbeit, rief Serlo; doch iſt ihr Klang noch reitzender, als ihr Anblick. Er hub ſie auf und ließ ſie einigemal hinter einander wechſelsweiſe auf den Tiſch fallen.

Was ſoll das heißen? Nur wieder her damit! rief Philine.

Darf ich ſagen, verſetzte er mit verſtellter Beſcheidenheit und ſchalkhaftem Ernſt, wir andern Junggeſellen, die wir Nachts meiſt allein ſind, und uns doch wie andre Menſchen fürchten, und im Dunkeln uns nach Geſellſchaft ſehnen, beſonders in Wirthshäuſern und fremden Orten wo es nicht ganz geheuer iſt, wir finden es gar tröſtlich, wenn ein gutherziges Kind uns Geſellſchaft und Beyſtand leiſten will. Es iſt Nacht, man liegt im Bette, es raſchelt, man ſchaudert, die Thüre thut ſich auf, man erkennt ein liebes piſperndes Stimmchen, es ſchleicht was herbey, die Vorhänge rauſchen, klipp! klapp! die Pantoffeln fallen, und huſch! man iſt nicht mehr allein. Ach der liebe, der einzige Klang, wenn die Abſätzchen auf den Boden

aufſchlagen! Je zierlicher ſie ſind, je feiner klingts. Man ſpreche mir von Philomelen, von rauſchenden Bächen, vom Säuſeln der Winde, und von allem was je gorgelt und gepfiffen worden iſt, ich halte mich an das Klipp! Klapp! — Klipp! Klapp! iſt das ſchönſte Thema zu einem Rondeau, das man immer wieder von vorne zu hören wünſcht.

Philine nahm ihm die Pantoffeln aus den Händen und ſagte: wie ich ſie krumm getreten habe! ſie ſind mir viel zu weit. Dann ſpielte ſie damit und rieb die Sohlen gegen einander. Was das heiß wird! rief ſie aus, indem ſie die eine Sohle flach an die Wange hielt, dann wieder rieb und ſie gegen Serlo hinreichte. Er war gutmüthig genug nach der Wärme zu fühlen, und Klipp! Klapp! rief ſie, indem ſie ihm einen derben Schlag mit dem Abſatz verſetzte, daß er ſchreyend die Hand zurück zog. Ich will euch lehren bey meinen Pantoffeln was anders denken, ſagte Philine lachend.

Und ich will dich lehren alte Leute wie Kinder anführen! rief Serlo dagegen, ſprang auf, faßte ſie mit Heftigkeit und raubte ihr manchen Kuß, deren jeden ſie ſich mit ernſtlichem Widerſtreben gar künſtlich abzwingen ließ. Ueber dem Balgen fielen ihre langen Haare herunter und wickelten ſich um die Gruppe, der Stuhl ſchlug an den Boden, und Aurelie, die von dieſem Unweſen innerlich beleidigt war, ſtand mit Verdruß auf.

Sechstes Capitel.

Obgleich bey der neuen Bearbeitung Hamlets manche Personen weggefallen waren, so blieb die Anzahl derselben doch immer noch groß genug, und fast wollte die Gesellschaft nicht hinreichen.

Wenn das so fort geht, sagte Serlo, wird unser Soufleur auch noch aus dem Loche hervorsteigen müssen, unter uns wandeln, und zur Person werden.

Schon oft habe ich ihn an seiner Stelle bewundert, versetzte Wilhelm.

Ich glaube nicht, daß es einen vollkommenern Einhelfer giebt, sagte Serlo. Kein Zuschauer wird ihn jemals hören; wir auf dem Theater verstehen jede Sylbe. Er hat sich gleichsam ein eigen Organ dazu gemacht, und ist wie ein Genius, der uns in der Noth vernehmlich zulispelt. Er fühlt welchen Theil seiner Rolle der Schauspieler vollkommen inne hat, und ahndet von weitem wenn ihn das Gedächtniß verlassen will. In einigen Fällen, da ich die Rolle kaum überlesen konnte, da er sie mir Wort vor Wort vorsagte, spielte ich sie mit Glück; nur hat er Sonderbarkeiten, die jeden andern unbrauchbar machen würden: er nimmt so herzlichen Antheil an den Stücken, daß er pathetische Stellen nicht

eben declamirt, aber doch affectvoll rezitirt. Mit dieſer Unart hat er mich mehr als einmal irre gemacht.

So wie er mich, ſagte Aurelie, mit einer andern Sonderbarkeit einſt an einer ſehr gefährlichen Stelle ſtecken ließ.

Wie war das bei ſeiner Aufmerkſamkeit möglich? fragte Wilhelm.

Er wird, verſetzte Aurelie, bey gewiſſen Stellen ſo gerührt, daß er heiße Thränen weint, und einige Augenblicke ganz aus der Faſſung kommt; und es ſind eigentlich nicht die ſogenannten rührenden Stellen, die ihn in dieſen Zuſtand verſetzen; es ſind, wenn ich mich deutlich ausdrücke, die ſchönen Stellen, aus welchen der reine Geiſt des Dichters gleichſam aus hellen offenen Augen hervorſieht, Stellen, bey denen wir andern uns nur höchſtens freuen, und worüber viele Tauſende wegſehen.

Und warum erſcheint er mit dieſer zarten Seele nicht auf dem Theater?

Ein heiſeres Organ und ein ſteifes Betragen ſchließen ihn von der Bühne, und ſeine hypochondriſche Natur von der Geſellſchaft aus, verſetzte Serlo. Wieviel Mühe habe ich mir gegeben, ihn an mich zu gewöhnen! aber vergebens. Er lieſt vortreflich, wie ich nicht wieder habe leſen hören; niemand hält wie er die zarte Gränzlinie zwiſchen Declamation und affectvoller Recitation.

Gefunden! rief Wilhelm, gefunden! Welch eine glückliche Entdeckung! Nun haben wir den Schauſpieler, der uns die Stelle vom rauhen Pyrrhus rezitiren ſoll.

Man muß ſo viel Leidenſchaft haben wie Sie, verſetzte Serlo, um alles zu ſeinem Endzwecke zu nutzen.

Gewiß, ich war in der größten Sorge, rief Wilhelm, daß vielleicht dieſe Stelle wegbleiben müßte, und das ganze Stück würde dadurch gelähmt werden.

Das kann ich doch nicht einſehen, verſetzte Aurelie.

Ich hoffe Sie werden bald meiner Meynung ſeyn, ſagte Wilhelm. Shakeſpear führt die ankommenden Schauſpieler zu einem doppelten Entzweck herein. Erſt macht der Mann, der den Tod des Priamus mit ſo viel eigner Rührung declamirt, tiefen Eindruck auf den Prinzen ſelbſt; er ſchärft das Gewiſſen des jungen ſchwankenden Mannes: und ſo wird dieſe Scene das Präludium zu jener, in welcher das kleine Schauſpiel ſo große Wirkung auf den König thut. Hamlet fühlt ſich durch den Schauſpieler beſchämt, der an fremden, an fingirten Leiden ſo großen Theil nimmt; und der Gedanke auf eben die Weiſe einen Verſuch auf das Gewiſſen ſeines Stiefvaters zu machen, wird dadurch bey ihm ſogleich erregt. Welch ein herrlicher Monolog iſts, der den zweyten Act ſchließt! Wie freue ich mich darauf, ihn zu rezitiren:

„O! welch ein Schurke, welch ein niedriger Sklave bin ich! — Iſt es nicht ungeheuer, daß dieſer Schauſpieler hier, nur durch Erdichtung, durch einen Traum von Leidenſchaft, ſeine Seele ſo nach ſeinem Willen zwingt, daß ihre Wirkung ſein ganzes Geſicht entfärbt: — Thränen im Auge! Verwirrung im Betragen! Gebrochne Stimme! Sein ganzes Weſen von Einem Gefühl durchdrungen! und das alles um nichts — um Hekuba! — Was iſt Hekuba für ihn oder er für Hekuba, daß er um ſie weinen ſollte?“

Wenn wir nur unſern Mann auf das Theater bringen können, ſagte Aurelie.

Wir müſſen, verſetzte Serlo, ihn nach und nach hinein führen. Bey den Proben mag er die Stelle leſen, und wir ſagen daß wir einen Schauſpieler, der ſie ſpielen ſoll, erwarten, und ſo ſehen wir, wie wir ihm näher kommen.

Nachdem ſie darüber einig waren, wendete ſich das Geſpräch auf den Geiſt. Wilhelm konnte ſich nicht entſchließen, die Rolle des lebenden Königs dem Pedanten zu überlaſſen, damit der Polterer den Geiſt ſpielen könne, und meynte vielmehr, daß man noch einige Zeit warten ſollte, indem ſich doch noch einige Schauſpieler gemeldet hätten, und ſich unter ihnen der rechte Mann finden könnte.

Man kann ſich daher denken wie verwundert Wilhelm war, als er, unter der Adreſſe ſeines Theater-

namens, Abends folgendes Billet mit wunderbaren Zügen verſiegelt auf ſeinem Tiſche fand!

„Du biſt, o ſonderbarer Jüngling, wir wiſſen es, in großer Verlegenheit. Du findeſt kaum Menſchen zu deinem Hamlet, geſchweige Geiſter. Dein Eifer verdient ein Wunder; Wunder können wir nicht thun, aber etwas Wunderbares ſoll geſchehen. Haſt du Vertrauen, ſo ſoll zur rechten Stunde der Geiſt erſcheinen! Habe Muth und bleibe gefaßt! Es bedarf keiner Antwort, dein Entſchluß wird uns bekannt werden.“

Mit dieſem ſeltſamen Blatte eilte er zu Serlo zurück, der es las und wieder las, und endlich mit bedenklicher Miene verſicherte: die Sache ſey von Wichtigkeit, man müſſe wohl überlegen, ob man es wagen dürfe und könne. Sie ſprachen vieles hin und wieder; Aurelie war ſtill und lächelte von Zeit zu Zeit, und als nach einigen Tagen wieder davon die Rede war, gab ſie nicht undeutlich zu verſtehen, daß ſie es für einen Scherz von Serlo halte. Sie bat Wilhelmen völlig außer Sorge zu ſeyn, und den Geiſt geduldig zu erwarten.

Ueberhaupt war Serlo von dem beſten Humor; denn die abgehenden Schauſpieler gaben ſich alle mögliche Mühe gut zu ſpielen, damit man ſie ja recht vermiſſen ſollte, und von der Neugierde auf die neue Geſellſchaft konnte er auch die beſte Einnahme erwarten.

Sogar hatte der Umgang Wilhelms auf ihn einigen Einfluß gehabt. Er fing an mehr über Kunſt zu ſpre-

chen, denn er war am Ende doch ein Deutſcher, und dieſe Nation giebt ſich gern Rechenſchaft von dem was ſie thut. Wilhelm ſchrieb ſich manche ſolche Unterredung auf; und wir werden, da die Erzählung hier nicht ſo oft unterbrochen werden darf, denjenigen unſrer Leſer die ſich dafür intereſſiren, ſolche dramaturgiſche Verſuche bey einer andern Gelegenheit vorlegen.

Beſonders war Serlo eines Abends ſehr luſtig, als er von der Rolle des Polonius ſprach, wie er ſie zu faſſen gedachte. Ich verſpreche, ſagte er, diesmal einen recht würdigen Mann zum Beſten zu geben; ich werde die gehörige Ruhe und Sicherheit, Leerheit und Bedeutſamkeit, Annehmlichkeit und geſchmackloſes Weſen, Freyheit und Aufpaſſen, treuherzige Schalkheit und erlogene Wahrheit, da wo ſie hin gehören, recht zierlich aufſtellen. Ich will einen ſolchen grauen, redlichen, ausdauernden, der Zeit dienenden Halbſchelm aufs allerhöflichſte vorſtellen und vortragen, und dazu ſollen mir die etwas rohen und groben Pinſelſtriche unſers Autors gute Dienſte leiſten. Ich will reden wie ein Buch, wenn ich mich vorbereitet habe, und wie ein Thor, wenn ich bey guter Laune bin. Ich werde abgeſchmackt ſeyn, um jedem nach dem Maule zu reden, und immer ſo fein, es nicht zu merken wenn mich die Leute zum Beſten haben. Nicht leicht habe ich eine Rolle mit ſolcher Luſt und Schalkheit übernommen.

Wenn ich nur auch von der meinigen ſo viel hoffen könnte, ſagte Aurelie. Ich habe weder Jugend noch Weichheit genug, um mich in dieſen Charakter zu finden. Nur eins weiß ich leider: das Gefühl, das Ophelien den Kopf verrückt, wird mich nicht verlaſſen.

Wir wollen es ja nicht ſo genau nehmen, ſagte Wilhelm: denn eigentlich hat mein Wunſch den Hamlet zu ſpielen, mich bey allem Studium des Stücks, aufs Aeußerſte irre geführt. Je mehr ich mich in die Rolle ſtudiere, deſto mehr ſehe ich, daß in meiner ganzen Geſtalt kein Zug der Phyſiognomie iſt, wie Shakeſpear ſeinen Hamlet aufſtellt. Wenn ich es recht überlege, wie genau in der Rolle alles zuſammen hängt, ſo getraue ich mir kaum eine leidliche Wirkung hervor zu bringen.

Sie treten mit groſſer Gewiſſenhaftigkeit in Ihre Laufbahn, verſetzte Serlo: der Schauſpieler ſchickt ſich in die Rolle wie er kann, und die Rolle richtet ſich nach ihm wie ſie muß. Wie hat aber Shakeſpear ſeinen Hamlet vorgezeichnet? Iſt er Ihnen denn ſo ganz unähnlich?

Zuförderſt iſt Hamlet blond, erwiederte Wilhelm.

Das heiß ich weit geſucht, ſagte Aurelie. Woher ſchließen Sie das?

Als Däne, als Nordländer, iſt er blond von Hauſe aus, und hat blaue Augen.

„Sollte Shakeſpear daran gedacht haben?“

Beſtimmt ſind' ich es nicht ausgedruckt, aber in Ver-

bindung mit andern Stellen ſcheint es mir unwiderſprechlich. Ihm wird das Fechten ſauer, der Schweis läuft ihm vom Geſichte, und die Königinn ſpricht: er iſt fett, laßt ihn zu Athem kommen. Kann man ſich ihn da anders als blond und wohlbehäglich vorſtellen, denn braune Leute ſind in ihrer Jugend ſelten in dieſem Falle. Paßt nicht auch ſeine ſchwankende Melancholie, ſeine weiche Trauer, ſeine thätige Unentſchloſſenheit beſſer zu einer ſolchen Geſtalt, als wenn Sie ſich einen ſchlanken, braunlockigen Jüngling denken, von dem man mehr Entſchloſſenheit und Behendigkeit erwartet.

Sie verderben mir die Imagination, rief Aurelie, weg mit Ihrem fetten Hamlet! ſtellen Sie uns ja nicht Ihren wohlbeleibten Prinzen vor! Geben Sie uns lieber irgend ein Quiproquo, das uns reizt, das uns rührt. Die Intention des Autors liegt uns nicht ſo nahe als unſer Vergnügen, und wir verlangen einen Reiz der uns homogen iſt.

Siebentes Capitel.

Einen Abend ſtritt die Geſellſchaft, ob der Roman oder das Drama den Vorzug verdiene? Serlo verſicherte, es ſey ein vergeblicher, mißverſtandner Streit; beyde könnten in ihrer Art vortrefflich ſeyn, nur müßten ſie ſich in den Gränzen ihrer Gattung halten.

Ich bin ſelbſt noch nicht ganz im Klaren darüber, verſetzte Wilhelm.

Wer iſt es auch? ſagte Serlo, und doch wäre es der Mühe werth, daß man der Sache näher käme.

Sie ſprachen viel herüber und hinüber, und endlich war folgendes ohngefähr das Reſultat ihrer Unterhaltung:

Im Roman wie im Drama ſehen wir menſchliche Natur und Handlung. Der Unterſchied beyder Dichtungsarten liegt nicht bloß in der äußern Form, nicht darin, daß die Perſonen in dem einen ſprechen, und daß in dem andern gewöhnlich von ihnen erzählt wird. Leider viele Dramen ſind nur dialogirte Romane, und es wäre nicht unmöglich ein Drama in Briefen zu ſchreiben.

Im Roman ſollen vorzüglich Geſinnungen und Begebenheiten vorgeſtellt werden; im Drama Characters und Thaten. Der Roman muß langſam gehen, und die Geſinnungen der Hauptfigur müſſen, es ſey auf welche Weiſe es wolle, das Vordringen des Ganzen zur Entwickelung aufhalten. Das Drama ſoll eilen, und der Charakter der Hauptfigur muß ſich nach dem Ende drängen, und nur aufgehalten werden. Der Romanheld muß leidend, wenigſtens nicht im hohen Grade wirkend ſeyn; von dem dramatiſchen verlangt man Wirkung und That. Grandiſon, Clariſſe, Pamela, der Landprieſter von Wakefield, Tom Jones ſelbſt ſind, wo nicht leidende, doch retardirende Perſonen, und alle Begebenheiten werden gewiſſermaßen nach ihren Geſinnungen gemodelt. Im Drama modelt der Held nichts nach ſich, alles widerſteht ihm, und er räumt und rückt die Hinderniſſe aus dem Wege, oder unterliegt ihnen.

So vereinigte man ſich auch darüber, daß man dem Zufall im Roman gar wohl ſein Spiel erlauben könne; daß er aber immer durch die Geſinnungen der Perſonen gelenkt und geleitet werden müſſe; daß hingegen das Schickſal, das die Menſchen, ohne ihr Zuthun, durch unzuſammenhängende äußere Umſtände zu einer unvorgeſehenen Cataſtrophe hindrängt, nur im Drama ſtatt habe; daß der Zufall wohl pathetiſche, niemals aber tragiſche Situationen hervorbringen dürfe; das

Schickſal hingegen müſſe immer fürchterlich ſeyn, und werde im höchſten Sinne tragiſch, wenn es ſchuldige und unſchuldige, von einander unabhängige Thaten in eine unglückliche Verknüpfung bringt.

Dieſe Betrachtungen führten wieder auf den wunderlichen Hamlet, und auf die Eigenheiten dieſes Stücks. Der Held, ſagte man, hat eigentlich auch nur Geſinnungen; es ſind nur Begebenheiten die zu ihm ſtoßen, und deswegen hat das Stück etwas von dem gedehnten des Romans: weil aber das Schickſal den Plan gezeichnet hat, weil das Stück von einer fürchterlichen That ausgeht, und der Held immer vorwärts zu einer fürchterlichen That gedrängt wird, ſo iſt es im höchſten Sinne tragiſch, und leidet keinen andern als einen tragiſchen Ausgang.

Nun ſollte Leſeprobe gehalten werden, welche Wilhelm eigentlich als ein Feſt anſah. Er hatte die Rollen vorher collationirt, daß alſo von dieſer Seite kein Anſtoß ſeyn konnte. Die ſämmtlichen Schauſpieler waren mit dem Stücke bekannt, und er ſuchte ſie nur, ehe ſie anfingen, von der Wichtigkeit einer Leſeprobe zu überzeugen. Wie man von jedem Muſikus verlange, daß er, bis auf einen gewiſſen Grad, vom Blatte ſpielen könne, ſo ſolle auch jeder Schauſpieler, ja jeder wohlerzogene Menſch, ſich üben vom Blatte zu leſen, einem Drama, einem Gedicht, einer Erzählung ſogleich ihren Charakter abzugewinnen, und ſie mit Fertigkeit vorzutragen.

Alles Memoriren helfe nichts, wenn der Schauſpieler nicht vorher in den Geiſt und Sinn des guten Schriftſtellers eingedrungen ſey, der Buchſtabe könne nichts wirken.

Serlo verſicherte, daß er jeder andern Probe, ja der Hauptprobe nachſehen wolle, ſobald der Leſeprobe ihr Recht wiederfahren ſey: denn gewöhnlich, ſagte er, iſt nichts luſtiger, als wenn Schauſpieler von ſtudieren ſprechen; es kommt mir eben ſo vor, als wenn die Freymäurer von arbeiten reden.

Die Probe lief nach Wunſch ab, und man kann ſagen, daß der Ruhm und die gute Einnahme der Geſellſchaft ſich auf dieſe wenigen wohlangewandten Stunden gründete.

Sie haben wohl gethan, mein Freund, ſagte Serlo, nachdem ſie wieder allein waren, daß Sie unſern Mitarbeitern ſo ernſtlich zuſprachen, wenn ich gleich fürchte daß ſie Ihre Wünſche ſchwerlich erfüllen werden.

Wie ſo? verſetzte Wilhelm.

Ich habe gefunden, ſagte Serlo, daß ſo leicht man der Menſchen Imagination in Bewegung ſetzen kann, ſo gern ſie ſich Mährchen erzählen laſſen, eben ſo ſelten iſt es, eine Art von productiver Imagination bey ihnen zu finden. Bey den Schauſpielern iſt dieſes ſehr auffallend. Jeder iſt ſehr wohl zufrieden eine ſchöne lobenswürdige brillante Rolle zu übernehmen; ſelten aber thut einer mehr, als ſich mit Selbſtgefälligkeit an die Stelle des

Hel-

Helden ſetzen, ohne ſich im mindeſten zu bekümmern, ob ihn auch jemand dafür halten werde. Aber mit Lebhaftigkeit zu umfaſſen was ſich der Autor beym Stück gedacht hat, was man von ſeiner Individualität hingeben müſſe um einer Rolle genug zu thun, wie man durch eigene Ueberzeugung, man ſey ein ganz anderer Menſch, den Zuſchauer gleichfalls zur Ueberzeugung hinreiſſe; wie man, durch eine innere Wahrheit der Darſtellungskraft, dieſe Bretter in Tempel, die Pappen in Wälder verwandelt, iſt wenigen gegeben. Dieſe innere Stärke des Geiſtes, wodurch ganz allein der Zuſchauer getäuſcht wird, dieſe erlogene Wahrheit, die ganz allein Wirkung hervorbringt, wodurch ganz allein die Illuſion erzielt wird, wer hat davon einen Begriff?

Laſſen Sie uns daher ja nicht zu ſehr auf Geiſt und Empfindung dringen! Das ſicherſte Mittel iſt, wenn wir unſern Freunden mit Gelaſſenheit zuerſt den Sinn des Buchſtabens erklären, und ihnen den Verſtand eröffnen. Wer Anlag hat, eilt alsdann ſelbſt dem geiſtreichen und empfindungsvollen Ausdrucke entgegen; und wer ſie nicht hat, wird wenigſtens niemals ganz falſch ſpielen und rezitiren. Ich habe aber bey Schauſpielern, ſo wie überhaupt, keine ſchlimmere Anmaſſung gefunden, als wenn jemand Anſprüche an Geiſt macht, ſo lange ihm der Buchſtabe noch nicht deutlich und geläufig iſt.

Achtes Capitel.

Wilhelm kam zur erſten Theaterprobe ſehr zeitig und fand ſich auf den Brettern allein. Das Lokal überraſchte ihn, und gab ihm die wunderbarſten Erinnerungen. Die Wald- und Dorfdekoration ſtand genau ſo, als auf der Bühne ſeiner Vaterſtadt, auch bey einer Probe, als ihm an jenem Morgen Mariane lebhaft ihre Liebe bekannte, und ihm die erſte glückliche Nacht zuſagte. Die Bauernhäuſer glichen ſich auf dem Theater wie auf dem Lande; die wahre Morgenſonne beſchien, durch einen halb offenen Fenſterladen hereinfallend, einen Theil der Bank die neben der Thüre ſchlecht befeſtigt war, nur leider ſchien ſie nicht wie damals auf Marianens Schooß und Buſen. Er ſetzte ſich nieder, dachte dieſer wunderbaren Uebereinſtimmung nach, und glaubte zu ahnden, daß er ſie vielleicht auf dieſem Platze bald wieder ſehen werde. Ach, und es war weiter nichts, als daß ein Nachſpiel, zu welchem dieſe Dekoration gehörte, damals auf dem deutſchen Theater ſehr oft gegeben wurde.

In dieſen Betrachtungen ſtörten ihn die übrigen ankommenden Schauſpieler, mit denen zugleich zwey

Theater- und Garderobenfreunde herein traten, und Wilhelmen mit Enthuſiasmus begrüßten. Der eine war gewißermaſſen an Madam Melina attachirt; der andere aber ein ganz reiner Freund der Schauſpielkunſt, und beyde von der Art, wie ſich jede gute Geſellſchaft Freunde wünſchen ſollte. Man wußte nicht zu ſagen, ob ſie das Theater mehr kannten oder liebten? Sie liebten es zu ſehr um es recht zu kennen, ſie kannten es genug um das Gute zu ſchätzen und das Schlechte zu verbannen. Aber bey ihrer Neigung war ihnen das Mittelmäßige nicht unerträglich, und der herrliche Genuß, mit dem ſie das Gute vor und nach koſteten, war über allen Ausdruck. Das Mechaniſche machte ihnen Freude, das Geiſtige entzückte ſie, und ihre Neigung war ſo groß, daß auch eine zerſtückelte Probe ſie in eine Art von Illuſion verſetzte. Die Mängel ſchienen ihnen jederzeit in die Ferne zu treten, das Gute berührte ſie wie ein naher Gegenſtand. Kurz ſie waren Liebhaber, wie ſie ſich der Künſtler in ſeinem Fache wünſcht. Ihre liebſte Wanderung war von den Couliſſen ins Parterr, vom Parterr in die Couliſſen, ihr angenehmſter Aufenthalt in der Garderobe, ihre emſigſte Beſchäftigung an der Stellung, Kleidung, Recitation und Declamation der Schauſpieler etwas zuzuſtutzen, ihr lebhafteſtes Geſpräch über den Effekt, den man hervorgebracht hatte, und ihre beſtändigſte Bemühung, den Schauſpieler aufmerkſam, thätig und ge-

nau zu erhalten, ihm etwas zu gute oder zu liebe zu thun, und, ohne Verſchwendung, der Geſellſchaft manchen Genuß zu verſchaffen. Sie hatten ſich beyde das ausſchließende Recht verſchaft, bey Proben und Aufführungen auf dem Theater zu erſcheinen. Sie waren, was die Aufführung Hamlets betraf, mit Wilhelmen nicht bey allen Stellen einig; hie und da gab er nach, meiſtens aber behauptete er ſeine Meynung, und im Ganzen diente dieſe Unterhaltung ſehr zur Bildung ſeines Geſchmacks. Er ließ die beyden Freunde ſehen wie ſehr er ſie ſchätze, und ſie dagegen weiſſagten nichts weniger von dieſen vereinten Bemühungen, als eine neue Epoche fürs deutſche Theater.

Die Gegenwart dieſer beyden Männer war bey den Proben ſehr nützlich. Beſonders überzeugten ſie unſre Schauſpieler, daß man bey der Probe Stellung und Action, wie man ſie bey der Aufführung zu zeigen gedenke, immerfort mit der Rede verbinden und alles zuſammen durch Gewohnheit mechaniſch vereinigen müſſe. Beſonders mit den Händen ſolle man ja bey der Probe einer Tragödie keine gemeine Bewegung vornehmen; ein tragiſcher Schauſpieler, der in der Probe Taback ſchnupft, mache ſie immer bange, denn höchſt wahrſcheinlich werde er an einer ſolchen Stelle, bey der Aufführung, die Priſe vermiſſen. Ja ſie hielten dafür, daß niemand in Stiefeln probiren ſolle, wenn die Rolle in Schuhen zu ſpielen ſey. Nichts aber, verſicherten ſie, ſchmerze

ſie mehr, als wenn die Frauenzimmer in den Proben ihre Hände in die Rockfalten verſteckten.

Auſſerdem ward durch das Zureden dieſer Männer noch etwas ſehr gutes bewirkt, daß nämlich alle Mannsperſonen exerciren lernten. Da ſo viele Militärrollen vorkommen, ſagten ſie, ſieht nichts betrübter aus als Menſchen, die nicht die mindeſte Dreſſur zeigen, in Hauptmanns- und Majors-Uniform auf dem Theater herum ſchwanken zu ſehen.

Wilhelm und Laertes waren die erſten, die ſich der Pädagogik eines Unterofficiers unterwarfen, und ſetzten dabey ihre Fechtübungen mit groſſer Anſtrengung fort.

So viel Mühe gaben ſich beyde Männer mit der Ausbildung einer Geſellſchaft, die ſich ſo glücklich zuſammen gefunden hatte. Sie ſorgten für die künftige Zufriedenheit des Publikums, indeß ſich dieſes über ihre entſchiedene Liebhaberey gelegentlich aufhielt. Man wußte nicht wieviel Urſache man hatte ihnen dankbar zu ſeyn, beſonders da ſie nicht verſäumten den Schauſpielern oft den Hauptpunkt einzuſchärfen, daß es nämlich ihre Pflicht ſey laut und vernehmlich zu ſprechen. Sie fanden hierbey mehr Widerſtand und Unwillen, als ſie anfangs gedacht hatten. Die meiſten wollten ſo gehört ſeyn wie ſie ſprachen, und wenige bemühten ſich ſo zu ſprechen, daß man ſie hören könnte. Einige ſchoben den Fehler aufs Gebäude, andere ſagten, man könne

doch nicht ſchreyen, wenn man natürlich, heimlich oder zärtlich zu ſprechen habe.

Unſre Theaterfreunde, die eine unſägliche Geduld hatten, ſuchten auf alle Weiſe dieſe Verwirrung zu löſen, dieſem Eigenſinne beyzukommen. Sie ſparten weder Gründe noch Schmeicheleyen, und erreichten zuletzt doch ihren Endzweck, wobey ihnen das gute Beyſpiel Wilhelms beſonders zu ſtatten kam. Er bat ſich aus, daß ſie ſich bey den Proben in die entfernteſten Ecken ſetzen, und ſobald ſie ihn nicht vollkommen verſtünden, mit dem Schlüſſel auf die Bank pochen möchten. Er artikulirte gut, ſprach gemäßigt aus, ſteigerte den Ton ſtufenweiſe, und überſchrie ſich nicht in den heftigſten Stellen. Die pochenden Schlüſſel hörte man bey jeder Probe weniger; nach und nach ließen ſich die andern dieſelbe Operation gefallen, und man konnte hoffen, daß das Stück endlich in allen Winkeln des Hauſes von jedermann würde verſtanden werden.

Man ſieht aus dieſem Beyſpiel, wie gern die Menſchen ihren Zweck nur auf ihre eigene Weiſe erreichen möchten; wieviel Noth man hat, ihnen begreiflich zu machen was ſich eigentlich von ſelbſt verſteht, und wie ſchwer es iſt, denjenigen, der etwas zu leiſten wünſcht, zur Erkenntniß der erſten Bedingungen zu bringen, unter denen ſein Vorhaben allein möglich wird.

Neuntes Capitel.

Man fuhr nun fort, die nöthigen Anſtalten zu Dekorationen und Kleidern und was ſonſt erforderlich war zu machen. Ueber einige Scenen und Stellen hatte Wilhelm beſondere Grillen, denen Serlo nachgab, theils in Rückſicht auf den Contract, theils aus Ueberzeugung, und weil er hoffte, Wilhelmen durch dieſe Gefälligkeit zu gewinnen, und in der Folge deſtomehr nach ſeinen Abſichten zu lenken.

So ſollte zum Beyſpiel König und Königin bey der erſten Audienz auf dem Throne ſitzend erſcheinen, die Hofleute an den Seiten und Hamlet unbedeutend unter ihnen ſtehen. Hamlet, ſagte er, muß ſich ruhig verhalten, ſeine ſchwarze Kleidung unterſcheidet ihn ſchon genug. Er muß ſich eher verbergen als zum Vorſchein kommen. Nur dann, wenn die Audienz geendigt iſt, wenn der König mit ihm als Sohn ſpricht, dann mag er herbey treten und die Scene ihren Gang gehen.

Noch eine Hauptſchwierigkeit machten die beyden Gemählde, auf die ſich Hamlet in der Scene mit ſeiner Mutter ſo heftig bezieht. Mir ſollen, ſagte Wil-

helm, in Lebensgröße beyde im Grunde des Zimmers neben der Hauptthür ſichtbar ſeyn, und zwar muß der der alte König in völliger Rüſtung, wie der Geiſt, auf eben der Seite hängen wo dieſer hervortritt. Ich wünſche daß die Figur mit der rechten Hand eine befehlende Stellung annehme, etwas gewandt ſey und gleichſam über die Schulter ſehe, damit ſie dem Geiſte völlig gleiche, in dem Augenblicke da dieſer zur Thüre hinaus geht. Es wird eine ſehr große Wirkung thun, wenn in dieſem Augenblick Hamlet nach dem Geiſte und die Königin nach dem Bilde ſieht. Der Stiefvater mag dann im königlichen Ornat, doch unſcheinbarer als jener, vorgeſtellt werden.

So gab es noch verſchiedene Punkte, von denen wir zu ſprechen vielleicht Gelegenheit haben.

Sind Sie auch unerbittlich, daß Hamlet am Ende ſterben muß? fragte Serlo.

Wie kann ich ihn am Leben erhalten, ſagte Wilhelm, da ihn das ganze Stück zu Tode drückt? Wir haben ja ſchon ſo weitläuftig darüber geſprochen.

Aber das Publikum wünſcht ihn lebendig.

Ich will ihm gern jeden andern Gefallen thun, nur diesmal iſts unmöglich. Wir wünſchen auch, daß ein braver nützlicher Mann, der an einer chroniſchen Krankheit ſtirbt, noch länger leben möge. Die Familie weint und beſchwört den Arzt, der ihn nicht halten kann: und ſo wenig als dieſer einer Natur-Nothwendigkeit

zu widerſtehen vermag, ſo wenig können wir einer anerkannten Kunſtnothwendigkeit gebieten. Es iſt eine falſche Nachgiebigkeit gegen die Menge, wenn man ihnen die Empfindungen erregt, die ſie haben **wollen**, und nicht die ſie haben **ſollen**.

„Wer das Geld bringt, kann die Waare nach ſeinem Sinne verlangen.“

Gewiſſermaßen; aber ein großes Publikum verdient, daß man es achte, daß man es nicht wie Kinder, denen man das Geld abnehmen will, behandle. Man bringe ihm nach und nach durch das Gute — Gefühl und Geſchmack für das Gute bey, und es wird ſein Geld mit doppeltem Vergnügen einlegen, weil ihm der Verſtand, ja die Vernunft ſelbſt bey dieſer Ausgabe nichts vorzuwerfen hat. Man kann ihm ſchmeicheln wie einem geliebten Kinde, ſchmeicheln um es zu beſſern, um es künftig aufzuklären; nicht wie einem Vornehmen und Reichen, um den Irrthum, den man nutzt, zu verewigen.

So handelten ſie noch manches ab, das ſich beſonders auf die Frage bezog: was man noch etwa an dem Stücke verändern dürfe, und was man unberührt laſſen müſſe? Wir laſſen uns hierauf nicht weiter ein, ſondern legen vielleicht künftig die neue Bearbeitung Hamlets ſelbſt demjenigen Theile unſrer Leſer vor, der ſich etwa dafür intereſſiren könnte.

Zehntes Kapitel.

Die Hauptprobe war vorbey. Sie hatte übermäßig lange gedauert. Serlo und Wilhelm fanden noch manches zu beſorgen; denn ungeachtet der vielen Zeit, die man zur Vorbereitung verwendet hatte, waren doch ſehr nothwendige Anſtalten bis auf den letzten Augenblick verſchoben worden.

So waren, zum Beyſpiel, die Gemählde der beyden Könige noch nicht fertig, und die Scene zwiſchen Hamlet und ſeiner Mutter, von der man einen ſo groſſen Effekt hoffte, ſah noch ſehr mager aus, indem weder der Geiſt noch ſein gemahltes Ebenbild dabey gegenwärtig war. Serlo ſcherzte bey dieſer Gelegenheit und ſagte: wir wären doch im Grunde recht übel angeführt, wenn der Geiſt ausbliebe, die Wache wirklich mit der Luft fechten, und unſer Souſleur aus der Couliſſe den Vortrag des Geiſtes ſuppliren müſte.

Wir wollen den wunderbaren Freund nicht durch unſern Unglauben verſcheuchen, verſetzte Wilhelm; er kommt gewiß zur rechten Zeit, und wird uns ſo gut als die Zuſchauer überraſchen.

Gewiß, rief Serio, ich werde froh ſeyn, wenn das Stück morgen gegeben iſt, es macht uns mehr Umſtände als ich geglaubt habe.

Aber niemand in der Welt wird froher ſeyn als ich, wenn das Stück morgen geſpielt iſt, verſetzte Philine, ſo wenig mich meine Rolle drückt. Denn immer und ewig von Einer Sache reden zu hören, wobey doch nichts weiter heraus kommt als eine Repräſentation, die, wie ſo viele hundert andere, vergeſſen werden wird, dazu will meine Geduld nicht hinreichen. Macht doch in Gottesnahmen nicht ſo viel Umſtände! Die Gäſte die vom Tiſche aufſtehen, haben nachher an jedem Gerichte was auszuſetzen; ja wenn man ſie zu Hauſe reden hört, ſo iſt es ihnen kaum begreiflich, wie ſie eine ſolche Noth haben ausſtehen können.

Laſſen Sie mich Ihr Gleichniß zu meinem Vortheile brauchen, ſchönes Kind, verſetzte Wilhelm. Bedenken Sie was Natur und Kunſt, was Handel, Gewerke und Gewerbe zuſammen ſchaffen müſſen, bis ein Gaſtmahl gegeben werden kann. Wie viel Jahre muß der Hirſch im Walde, der Fiſch im Fluß oder Meere zubringen, bis er unſre Tafel zu beſetzen würdig iſt, und was hat die Hausfrau, die Köchin nicht alles in der Küche zu thun? Mit welcher Nachläſſigkeit ſchlürft man die Sorge des entfernteſten Winzers, des Schiffers, des Kellermeiſters, beym Nachtiſche hinunter, als müſſe es nur ſo ſeyn. Und ſollten deswegen alle dieſe

Menſchen nicht arbeiten, nicht ſchaffen und bereiten, ſollte der Hausherr das alles nicht ſorgfältig zuſammenbringen und zuſammen halten, weil am Ende der Genuß nur vorübergehend iſt? Aber kein Genuß iſt vorübergehend; denn der Eindruck den er zurückläßt iſt bleibend, und was man mit Fleiß und Anſtrengung thut, theilt dem Zuſchauer ſelbſt eine verborgene Kraft mit, von der man nicht wiſſen kann, wie weit ſie wirkt.

Mir iſt alles einerley, verſetzte Philine, nur muß ich auch dießmal erfahren, daß Männer immer im Widerſpruch mit ſich ſelbſt ſind. Bey all eurer Gewiſſenhaftigkeit, den großen Autor nicht verſtümmeln zu wollen, laßt ihr doch den ſchönſten Gedanken aus dem Stücke.

Den ſchönſten? rief Wilhelm.

„Gewiß den ſchönſten, auf den ſich Hamlet ſelbſt was zu gute thut.“

Und der wäre? rief Serlo.

Wenn ſie eine Perücke auf hätten, verſetzte Philine, würde ich ſie Ihnen ganz ſäuberlich abnehmen; denn es ſcheint nöthig, daß man Ihnen das Verſtändniß eröffne.

Die andern dachten nach, und die Unterhaltung ſtockte. Man war aufgeſtanden, es war ſchon ſpät, man ſchien auseinander gehen zu wollen. Als man ſo unentſchloſſen da ſtand, fing Philine ein Liedchen, auf eine ſehr zierliche und gefällige Melodie, zu ſingen an.

Singet nicht in Trauertönen
Von der Einſamkeit der Nacht,
Nein, ſie iſt, o holde Schönen,
Zur Geſelligkeit gemacht.

Wie das Weib dem Mann gegeben
Als die ſchönſte Hälfte war,
Iſt die Nacht das halbe Leben,
Und die ſchönſte Hälfte zwar.

Könnt ihr euch des Tages freuen
Der nur Freuden unterbricht?
Er iſt gut ſich zu zerſtreuen,
Zu was anderm taugt er nicht.

Aber wenn in nächt'ger Stunde
Süßer Lampre Dämmrung fließt,
Und vom Mund zum nahen Munde
Scherz und Liebe ſich ergießt;

Wenn der raſche loſe Knabe,
Der ſonſt wild und feurig eilt,
Oft, bey einer kleinen Gabe,
Unter leichten Spielen weilt;

Wenn die Nachtigall Verliebten
Liebevoll ein Liedchen ſingt,
Das Geſangnen und Betrübten
Nur wie Ach und Wehe klingt:

Mit wie leichtem Herzensregen
Horchet ihr der Glocke nicht,
Die mit zwölf bedächt'gen Schlägen
Ruh und Sicherheit verſpricht!

Darum an dem langen Tage
Merke dir es, liebe Bruſt:
Jeder Tag hat ſeine Plage
Und die Nacht hat ihre Luſt.

Sie machte eine leichte Verbeugung als ſie geendigt hatte, und Serlo rief ihr ein lautes Bravo zu. Sie ſprang zur Thür hinaus und eilte mit Gelächter fort. Man hörte ſie die Treppe hinunter ſingen und mit den Abſätzen klappern.

Serlo ging in das Seitenzimmer, und Aurelie blieb vor Wilhelmen, der ihr ein gute Nacht wünſchte, noch einige Augenblicke ſtehen und ſagte:

Wie ſie mir zuwider iſt! recht meinem innern Weſen zuwider! bis auf die kleinſten Zufälligkeiten. Die rechte braune Augenwimper bey den blonden Haaren, die der Bruder ſo reizend findet, mag ich gar nicht anſehn, und die Schramme auf der Stirne hat mir ſo was widriges, ſo was niedriges, daß ich immer zehn Schritte von ihr zurück treten möchte. Sie erzählte neulich als einen Scherz, ihr Vater habe ihr in ihrer Kindheit einen Teller an den Kopf geworfen, davon ſie noch das Zeichen trage. Wohl iſt ſie recht an Augen und Stirne gezeichnet, daß man ſich vor ihr hüten möge.

Wilhelm antwortete nichts, und Aurelie ſchien mit mehr Unwillen fortzufahren:

Es ist mir beinahe unmöglich ein freundliches höfliches Wort mit ihr zu reden, so sehr hasse ich sie, und doch ist so anschmiegend. Ich wollte wir wären sie los. Auch Sie, mein Freund, haben eine gewisse Gefälligkeit gegen dieses Geschöpf, ein Betragen, das mich in der Seele kränkt, eine Aufmerksamkeit, die an Achtung gränzt, und die sie bei Gott nicht verdient!

Wie sie ist, bin ich ihr Dank schuldig, versetzte Wilhelm; ihre Aufführung ist zu tadeln, ihrem Charakter muß ich Gerechtigkeit wiederfahren lassen.

Charakter! rief Aurelie: glauben Sie, daß so eine Creatur einen Charakter hat? O ihr Männer, daran erkenne ich euch! Solcher Frauen seyd ihr werth!

Sollten Sie mich in Verdacht haben, meine Freundin? versetzte Wilhelm. Ich will von jeder Minute Rechenschaft geben, die ich mit ihr zugebracht habe.

Nun, nun, sagte Aurelie, es ist spät, wir wollen nicht streiten. Alle wie einer, einer wie alle! Gute Nacht mein Freund! gute Nacht mein feiner Paradiesvogel!

Wilhelm fragte, wie er zu diesem Ehrentitel komme?

Ein andermal, versetzte Aurelie, ein andermal. Man sagt, sie hätten keine Füße, sie schwebten in der Luft, und nährten sich vom Aether. Es ist aber ein Mährchen, fuhr sie fort, eine poetische Fiction. Gute Nacht, laßt euch was schönes träumen wenn ihr Glück habt.

Sie ging in ihr Zimmer und ließ ihn allein; er eilte auf das seinige.

Halb unwillig ging er auf und nieder. Der scherzende aber entschiedne Ton Aureliens hatte ihn beleidigt: er fühlte tief wie Unrecht sie ihm that. Philine konnte er nicht widrig, nicht unhold begegnen; sie hatte nichts gegen ihn verbrochen, und dann fühlte er sich so fern von jeder Neigung zu ihr, daß er recht stolz und standhaft vor sich selbst bestehen konnte.

Eben war er im Begriff sich auszuziehen, nach seinem Lager zu gehen und die Vorhänge aufzuschlagen, als er zu seiner größten Verwunderung ein Paar Frauenpantoffeln vor dem Bett erblickte; der eine stand, der andere lag. — Es waren Philinens Pantoffeln, die er nur zu gut erkannte; er glaubte auch eine Unordnung an den Vorhängen zu sehen, ja es schien als bewegten sie sich; er stand und sah mit unverwandten Augen hin.

Eine neue Gemüthsbewegung, die er für Verdruß hielt, versetzte ihm den Athem; und nach einer kurzen Pause, in der er sich erholt hatte, rief er gefaßt:

Stehen Sie auf, Philine! was soll das heißen? Wo ist Ihre Klugheit, Ihr gutes Betragen? Sollen wir morgen das Mährchen des Hauses werden?

Es rührte sich nichts.

Ich scherze nicht, fuhr er fort, diese Neckereyen sind bei mir übel angewandt.

Kein Laut! Keine Bewegung!

Entſchloſſen und unmuthig ging er endlich auf das Bette zu, und riß die Vorhänge von einander. Stehen Sie auf, ſagte er, wenn ich Ihnen nicht das Zimmer dieſe Nacht überlaſſen ſoll.

Mit großem Erſtaunen fand er ſein Bette leer, die Kiſſen und Decken in ſchönſter Ruhe. Er ſah ſich um, ſuchte nach, ſuchte alles durch, und fand keine Spur von dem Schalk. Hinter dem Bette, dem Ofen, den Schränken war nichts zu ſehen; er ſuchte ängſtiger und ängſtiger; ja ein boshafter Zuſchauer hätte glauben mögen, er ſuche um zu finden.

Kein Schlaf ſtellte ſich ein; er ſetzte die Pantoffeln auf ſeinen Tiſch, ging auf und nieder, blieb manchmal bey dem Tiſche ſtehen, und ein ſchelmiſcher Genius, der ihn belauſchte, will verſichern: er habe ſich einen großen Theil der Nacht mit den allerliebſten Stelzchen beſchäftigt; er habe ſie mit einem gewiſſen Intereſſe angeſehen, behandelt, damit geſpielt, und ſich erſt gegen Morgen in ſeinen Kleidern aufs Bette geworfen, wo er unter den ſeltſamſten Phantaſien einſchlummerte.

Und wirklich ſchlief er noch, als Serlo herein trat und rief: wo ſind Sie? Noch im Bette? Unmöglich! Ich ſuchte Sie auf dem Theater, wo noch ſo mancherley zu thun iſt.

Eilftes Capitel.

Vor- und Nachmittag verfloſſen eilig. Das Haus war ſchon voll und Wilhelm eilte ſich anzuziehen. Nicht mit der Behaglichkeit, mit der er die Maske zum erſtenmal anprobirte, konnte er ſie gegenwärtig anlegen; er zog ſich an um fertig zu werden. Als er zu den Frauen ins Verſammlungszimmer kam, beriefen ſie ihn einſtimmig, daß nichts recht ſitze; der ſchöne Federbuſch ſey verſchoben, die Schnalle paſſe nicht; man fing wieder an aufzutrennen, zu nähen, zuſammen zu ſtecken. Die Symphonie ging an, Philine hatte etwas gegen die Krauſe einzuwenden, Aurelie viel an dem Mantel auszuſetzen. Laßt mich, ihr Kinder, rief er, dieſe Nachläßigkeit wird mich erſt recht zum Hamlet machen. Die Frauen ließen ihn nicht los und fuhren fort zu putzen. Die Symphonie hatte aufgehört und das Stück war angegangen. Er beſah ſich im Spiegel, drückte den Hut tiefer ins Geſicht und erneuerte die Schminke.

In dieſem Augenblick ſtürzte jemand herein und rief: der Geiſt! der Geiſt!

Wilhelm hatte den ganzen Tag nicht Zeit gehabt, an die Hauptſorge zu denken, ob der Geiſt auch kom-

men werde? Nun war ſie ganz weggenommen, und man hatte die wunderlichſte Gaſtrolle zu erwarten. Der Theatermeiſter kam und fragte über dieſes und jenes; Wilhelm hatte nicht Zeit ſich nach dem Geſpenſt umzuſehen, und eilte nur ſich am Throne einzufinden, wo König und Königin ſchon von ihrem Hofe umgeben in aller Herrlichkeit glänzten; er hörte nur noch die letzten Worte des Horatio, der über die Erſcheinung des Geiſtes ganz verwirrt ſprach, und faſt ſeine Rolle vergeſſen zu haben ſchien.

Der Zwiſchenvorhang ging in die Höhe und er ſah das volle Haus vor ſich. Nachdem Horatio ſeine Rede gehalten und vom Könige abgefertigt war, drängte er ſich an Hamlet, und als ob er ſich ihm, dem Prinzen präſentire, ſagte er: der Teufel ſteckt in dem Harniſche! Er hat uns alle in Furcht gejagt.

In der Zwiſchenzeit ſah man nur zwey große Männer in weißen Mänteln und Capuzen in den Couliſſen ſtehen, und Wilhelm, dem in der Zerſtreuung, Unruhe und Verlegenheit der erſte Monolog, wie er glaubte, mißglückt war, trat, ob ihn gleich ein lebhafter Beyfall beym Abgehen begleitete, in der ſchauerlichen dramatiſchen Winternacht wirklich recht unbehaglich auf. Doch nahm er ſich zuſammen und ſprach die ſo zweckmäßig angebrachte Stelle, über das Schmauſen und Trinken der Nordländer, mit der gehörigen Gleichgültigkeit, vergaß, ſo wie die Zuſchauer, darüber des Geiſtes, und

erschrak wirklich, als Horatio ausrief: seht her, es kommt! Er fuhr mit Heftigkeit herum, und die edle große Gestalt, der leise, unhörbare Tritt, die leichte Bewegung in der schwerscheinenden Rüstung, machten einen so starken Eindruck auf ihn, daß er wie versteinert da stand, und nur mit halber Stimme: ihr Engel und himmlischen Geister beschützt uns! ausrufen konnte. Er starrte ihn an, hohlte einigemal Athem, und brachte die Anrede an den Geist so verwirrt, zerstückt und gezwungen vor, daß die größte Kunst sie nicht so trefflich hätte ausdrücken können.

Seine Uebersetzung dieser Stelle kam ihm sehr zu statten. Er hatte sich nahe an das Original gehalten, dessen Wortstellung ihm die Verfassung eines überraschten, erschreckten, von Entsetzen ergriffenen Gemüths einzig auszudrücken schien.

„Sey du ein guter Geist, sey ein verdammter Kobold, bringe Düfte des Himmels mit dir oder Dämpfe der Hölle, sey Gutes oder Böses dein Beginnen, du kommst in so einer würdigen Gestalt, ja ich rede mit dir, ich nenne dich Hamlet, König, Vater, o antworte mir!“ —

Man spürte im Publiko die größte Wirkung. Der Geist winkte, der Prinz folgte ihm unter dem lautesten Beyfall.

Das Theater verwandelte sich, und als sie auf den entfernten Platz kamen, hielt der Geist unvermuthet in-

ne und wandte ſich um; dadurch kam ihm Hamlet etwas zu nahe zu ſtehen. Mit Verlangen und Neugierde ſah Wilhelm ſogleich zwiſchen das niedergelaſſene Viſir hinein, konnte aber nur tiefliegende Augen neben einer wohlgebildeten Naſe erblicken. Furchtſam ausſpähend ſtand er vor ihm; allein als die erſten Töne aus dem Helme hervordrangen, als eine wohlklingende, nur ein wenig rauhe Stimme ſich in den Worten hören ließ: ich bin der Geiſt deines Vaters, trat Wilhelm einige Schritte ſchaudernd zurück, und das ganze Publikum ſchauderte. Die Stimme ſchien jedermann bekannt, und Wilhelm glaubte eine Aehnlichkeit mit der Stimme ſeines Vaters zu bemerken. Dieſe wunderbaren Empfindungen und Erinnerungen, die Neugierde den ſeltſamen Freund zu entdecken und die Sorge ihn zu beleidigen, ſelbſt die Unſchicklichkeit ihm als Schauſpieler in dieſer Situation zu nahe zu treten, bewegten Wilhelmen nach entgegengeſetzten Seiten. Er veränderte während der langen Erzählung des Geiſtes ſeine Stellung ſo oft, ſchien ſo unbeſtimmt und verlegen, ſo aufmerkſam und ſo zerſtreut, daß ſein Spiel eine allgemeine Bewunderung, ſo wie der Geiſt ein allgemeines Entſetzen erregte. Dieſer ſprach mehr mit einem tiefen Gefühl des Verdruſſes als des Jammers, aber eines geiſtigen, langſamen und unüberſehlichen Verdruſſes. Es war der Mißmuth einer großen Seele, die von allem Irdiſchen getrennt iſt, und doch unendlichen Leiden unterliegt. Zuletzt ver-

ſank der Geiſt, aber auf eine ſonderbare Art: denn ein leichter, grauer, durchſichtiger Flor, der wie ein Dampf aus der Verſenkung zu ſteigen ſchien, legte ſich über ihn weg und zog ſich mit ihm hinunter.

Nun kamen Hamlets Freunde zurück und ſchwuren auf das Schwerdt. Da war der alte Maulwurf ſo geſchäftig unter der Erde, daß er ihnen, wo ſie auch ſtehen mochten, immer unter den Füßen rief: ſchwört! und ſie, als ob der Boden unter ihnen brennte, ſchnell von einem Ort zum andern eilten. Auch erſchien da, wo ſie ſtanden, jedesmal eine kleine Flamme aus dem Boden, vermehrte die Wirkung, und hinterließ bey allen Zuſchauern den tiefſten Eindruck.

Nun ging das Stück unaufhaltſam ſeinen Gang fort, nichts mißglückte, alles gerieth; das Publikum bezeigte ſeine Zufriedenheit; die Luſt und der Muth der Schauſpieler ſchien mit jeder Scene zuzunehmen.

Zwölftes Capitel.

Der Vorhang fiel und der lebhafteſte Beyfall erſcholl aus allen Ecken und Enden. Die vier fürſtlichen Leichen ſprangen behend in die Höhe und umarmten ſich vor Freuden. Polonius und Ophelia kamen auch aus ihren Gräbern hervor und hörten noch mit lebhaftem Vergnügen, wie Horatio, als er zum Ankündigen heraustrat, auf das heftigſte beklatſcht wurde. Man wollte ihn zu keiner Anzeige eines andern Stücks laſſen, ſondern begehrte mit Ungeſtüm die Wiederholung des heutigen.

Nun haben wir gewonnen, rief Serlo, aber auch heute Abend kein vernünftig Wort mehr! Alles kommt auf den erſten Eindruck an. Man ſoll ja keinem Schauſpieler übel nehmen, wenn er bey ſeinen Debüts vorſichtig und eigenſinnig iſt.

Der Caſſir kam und überreichte ihm eine ſchwere Caſſe. Wir haben gut debütirt, rief er aus, und das Vorurtheil wird uns zu ſtatten kommen. Wo iſt denn nun das verſprochene Abendeſſen? Wir dürfen es uns heute ſchmecken laſſen

Sie hatten ausgemacht, daß sie in ihren Theaterkleidern beysammen bleiben und sich selbst ein Fest feyern wollten. Wilhelm hatte unternommen das Lokal, und Madam Melina das Essen zu besorgen.

Ein Zimmer, worin man sonst zu mahlen pflegte, war aufs beste gesäubert, mit allerley kleinen Dekorationen umstellt und so herausgeputzt worden, daß es halb einem Garten, halb einem Säulengange ähnlich sah. Beim Hereintreten wurde die Gesellschaft von dem Glanz vieler Lichter geblendet, die einen feyerlichen Schein durch den Dampf des süßesten Räucherwerks, das man nicht gespart hatte, über eine wohlgeschmückte und bestellte Tafel verbreiteten. Mit Ausrufungen lobte man die Anstalten und nahm wirklich mit Anstand Platz; es schien, als wenn eine königliche Familie im Geisterreiche zusammen käme. Wilhelm saß zwischen Aurelien und Madam Melina; Serlo zwischen Philinen und Elmiren; niemand war mit sich selbst noch mit seinem Platze unzufrieden.

Die beyden Theaterfreunde, die sich gleichfalls eingefunden hatten, vermehrten das Glück der Gesellschaft. Sie waren einigemal während der Vorstellung auf die Bühne gekommen, und konnten nicht genug von ihrer eignen und von des Publikums Zufriedenheit sprechen; nunmehr ging's aber ans Besondere, jedes ward für seinen Theil reichlich belohnt.

Mit einer unglaublichen Lebhaftigkeit ward ein Verdienſt nach dem andern, eine Stelle nach der andern herausgehoben. Dem Souſleur, der beſcheiden am Ende der Tafel ſaß, ward ein großes Lob über ſeinen rauhen Pyrrhus; die Fechtübung Hamlets und Laertes konnte man nicht genug erheben; Opheliens Trauer war über allen Ausdruck ſchön und erhaben; von Polonius Spiel durfte man gar nicht ſprechen; jeder Gegenwärtige hörte ſein Lob in dem andern und durch ihn!

Aber auch der abweſende Geiſt nahm ſeinen Theil Lob und Bewunderung hinweg. Er hatte die Rolle mit einem ſehr glücklichen Organ und in einem großen Sinne geſprochen, und man wunderte ſich am meiſten, daß er von allem, was bey der Geſellſchaft vorgegangen war, unterrichtet ſchien. Er glich völlig dem gemahlten Bilde als wenn er dem Künſtler geſtanden hätte, und die Theaterfreunde konnten nicht genug rühmen, wie ſchauerlich es ausgeſehen habe, als er unſern von dem Gemählde hervorgetreten und vor ſeinem Ebenbilde vorbey geſchritten ſey. Wahrheit und Irrthum habe ſich dabey ſo ſonderbar vermiſcht, und man habe wirklich ſich überzeugt, daß die Königinn die eine Geſtalt nicht ſehe. Madam Melina ward bey dieſer Gelegenheit ſehr gelobt, daß ſie bey dieſer Stelle in die Höhe nach dem Bilde geſtarrt, indeß Hamlet nieder auf den Geiſt gewieſen.

Man erkundigte ſich wie das Geſpenſt habe hereinſchleichen können, und erfuhr vom Theatermeiſter, daß

zu einer hintern Thüre, die ſonſt immer mit Dekorationen verſtellt ſey, dieſen Abend aber, weil man den gothiſchen Saal gebraucht, frey geworden, zwey große Figuren in weißen Mänteln und Capuzen hereingekommen, die man von einander nicht unterſcheiden können, und ſo ſeyen ſie nach geendigtem dritten Act wahrſcheinlich auch wieder hinausgegangen.

Serlo lobte beſonders an ihm, daß er nicht ſo ſchneidermäßig gejammert und ſogar am Ende eine Stelle, die einem ſo großen Helden beſſer zieme ſeinen Sohn zu befeuern, angebracht habe. Wilhelm hatte ſie im Gedächtniß behalten und verſprach ſie ins Manuſcript nachzutragen.

Man hatte in der Freude des Gaſtmahls nicht bemerkt, daß die Kinder und der Harfenſpieler fehlten; bald aber machten ſie eine ſehr angenehme Erſcheinung. Denn ſie traten zuſammen herein, ſehr abenteuerlich ausgeputzt; Felix ſchlug den Triangel, Mignon das Tambourin und der Alte hatte die ſchwere Harfe umgehangen und ſpielte ſie, indem er ſie vor ſich trug. Sie zogen um den Tiſch und ſangen allerley Lieder. Man gab ihnen zu eſſen und die Gäſte glaubten den Kindern eine Wohlthat zu erzeigen, wenn ſie ihnen ſo viel ſüßen Wein gäben, als ſie nur trinken wollten. Denn die Geſellſchaft ſelbſt hatte die köſtlichen Flaſchen nicht geſchont, welche dieſen Abend, als ein Geſchenk der Theaterfreunde, in einigen Körben angekommen waren.

Die Kinder ſprangen und ſangen fort, und beſonders war Mignon ausgelaſſen, wie man ſie niemals geſehen. Sie ſchlug das Tambourin mit aller möglichen Zierlichkeit und Lebhaftigkeit, indem ſie bald mit druckendem Finger auf dem Felle ſchnell hin und her ſchnurrte, bald mit dem Rücken der Hand, bald mit den Knöcheln darauf pochte, ja mit abwechſelnden Rythmen das Pergament, bald wider die Knice, bald wider den Kopf ſchlug, bald ſchüttelnd die Schellen allein klingen ließ, und ſo aus dem einfachſten Inſtrumente gar verſchiedene Töne hervorlockte. Nachdem ſie lange gelärmt hatten, ſetzten ſie ſich in einen Lehnſeſſel, der gerade Wilhelmen gegenüber am Tiſche leer geblieben war.

Bleibt von dem Seſſel weg! rief Serlo, er ſteht vermuthlich für den Geiſt da; wenn er kommt, kanns euch übel gehen.

Ich fürchte ihn nicht, rief Mignon; kommt er, ſo ſtehen wir auf. Es iſt mein Oheim, er thut mir nichts zu leide. Dieſe Rede verſtand niemand, als wer wußte, daß ſie ihren vermeintlichen Vater den großen Teufel genannt hatte.

Die Geſellſchaft ſah einander an, und ward noch mehr in dem Verdacht beſtärkt, daß Serlo um die Erſcheinung des Geiſtes wiſſe. Man ſchwatzte und trank und die Mädchen ſahen von Zeit zu Zeit furchtſam nach der Thüre.

Die Kinder, die in dem groſsen Seſſel ſitzend, nur wie Pulcinellpuppen aus dem Kaſten über den Tiſch hervorragten, fingen an, auf dieſe Weiſe ein Stück aufzuführen. Mignon machte den ſchnarrenden Ton ſehr artig nach, und ſie ſtieſsen zuletzt die Köpfe dergeſtalt zuſammen und auf die Tiſchkante, wie es eigentlich nur Holzpuppen aushalten können. Mignon ward bis zur Wuth luſtig, und die Geſellſchaft, ſo ſehr ſie Anfangs über den Scherz gelacht hatte, mußte zuletzt Einhalt thun. Aber wenig half das Zureden, denn nun ſprang ſie auf und raſte, die Schellentrommel in der Hand, um den Tiſch herum. Ihre Haare flogen, und indem ſie den Kopf zurück und alle ihre Glieder gleichſam in die Luft warf, ſchien ſie einer Mänade ähnlich, deren wilde und beynah unmögliche Stellungen uns auf alten Monumenten noch oft in Erſtaunen ſetzen.

Durch das Talent der Kinder und ihren Lärm aufgereizt, ſuchte jedermann zur Unterhaltung der Geſellſchaft etwas beyzutragen. Die Frauenzimmer ſangen einige Kanons, Laertes ließ eine Nachtigall hören, und der Pedant gab ein Concert pianiſſimo auf der Maultrommel. Indeſſen ſpielten die Nachbarn und Nachbarinnen allerley Spiele, wobey ſich die Hände begegnen und vermiſchen, und es fehlte manchem Paare nicht am Ausdruck einer hoffnungsvollen Zärtlichkeit. Madam Melina beſonders ſchien eine lebhafte Neigung zu Wilhelmen nicht zu verhehlen. Es war ſpät in der Nacht,

und Aurelie, die faſt allein noch Herrſchaft über ſich behalten hatte, ermahnte die übrigen, indem ſie aufſtand, auseinander zu gehen.

Serlo gab noch zum Abſchied ein Feuerwerk, indem er mit dem Munde, auf eine faſt unbegreifliche Weiſe, den Ton der Raketen, Schwärmer und Feuerräder nachzuahmen wußte. Man durfte die Augen nur zumachen, ſo war die Täuſchung vollkommen. Indeſſen war jedermann aufgeſtanden, und man reichte den Frauenzimmern den Arm ſie nach Hauſe zu führen. Wilhelm ging zuletzt mit Aurelien. Auf der Treppe begegnete ihnen der Theatermeiſter, und ſagte: hier iſt der Schleier, worin der Geiſt verſchwand. Er iſt an der Verſenkung hängen geblieben und wir haben ihn eben gefunden. Eine wunderbare Reliquie! rief Wilhelm, und nahm ihn ab.

In dem Augenblicke fühlte er ſich am linken Arme ergriffen und zugleich einen ſehr heftigen Schmerz. Mignon hatte ſich verſteckt gehabt, hatte ihn angefaßt und ihn in den Arm gebiſſen. Sie fuhr an ihm die Treppe hinunter und verſchwand.

Als die Geſellſchaft in die freye Luft kam, merkte faſt jedes, daß man für dieſen Abend des Guten zu viel genoſſen hatte. Ohne Abſchied zu nehmen verlor man ſich auseinander.

Wilhelm hatte kaum ſeine Stube erreicht, als er ſeine Kleider abwarf und nach ausgelöſchtem Licht ins

Bette eilte. Der Schlaf wollte sogleich sich seiner bemeistern, allein ein Geräusch, das in seiner Stube hinter dem Ofen zu entstehen schien, machte ihn aufmerksam. Eben schwebte vor seiner erhitzten Phantasie das Bild des geharnischten Königs; er richtete sich auf, das Gespenst anzureden, als er sich von zarten Armen umschlungen, seinen Mund mit lebhaften Küssen verschlossen, und eine Brust an der seinigen fühlte, die er wegzustoßen nicht Muth hatte.

Dreizehntes Capitel.

Wilhelm fuhr des andern Morgens mit einer unbehaglichen Empfindung in die Höhe, und fand sein Bette leer. Von dem nicht völlig ausgeschlafenen Rausche war ihm der Kopf düster, und die Erinnerung an den unbekannten nächtlichen Besuch machte ihn unruhig. Sein erster Verdacht fiel auf Philinen, und doch schien der liebliche Körper, den er in seine Arme geschlossen hatte, nicht der ihrige gewesen zu seyn. Unter lebhaften Liebkosungen war unser Freund an der Seite dieses seltsamen, stummen Besuches eingeschlafen und nun war weiter keine Spur mehr davon zu entdecken. Er sprang auf, und indem er sich anzog, fand er seine Thüre, die er sonst zu verriegeln pflegte, nur angelehnt, und wußte sich nicht zu erinnern, ob er sie gestern Abend zugeschlossen hatte.

Am wunderbarsten aber erschien ihm der Schleyer des Geistes, den er auf seinem Bette fand. Er hatte ihn mit herauf gebracht und wahrscheinlich selbst dahin geworfen. Es war ein grauer Flor, an dessen Saum er eine Schrift mit schwarzen Buchstaben gestickt sah. Er entfaltete sie und las die Worte: Zum ersten

und letztenmal! Flieh! Jüngling, flieh! Er war betroffen und wußte nicht was er sagen sollte.

In eben dem Augenblick trat Mignon herein und brachte ihm das Frühstück. Wilhelm erstaunte über den Anblick des Kindes, ja man kann sagen er erschrack. Sie schien diese Nacht größer geworden zu seyn; sie trat mit einem hohen edlen Anstand vor ihn hin und sah ihm sehr ernsthaft in die Augen, so daß er den Blick nicht ertragen konnte. Sie rührte ihn nicht an wie sonst, da sie gewönlich ihm die Hand drückte, seine Wange, seinen Mund, seinen Arm, oder seine Schulter küßte, sondern ging, nachdem sie seine Sachen in Ordnung gebracht, stillschweigend wieder fort.

Die Zeit einer angesetzten Leseprobe kam nun herbey, man versammelte sich und alle waren durch das gestrige Fest verstimmt. Wilhelm nahm sich zusammen so gut er konnte, um nicht gleich anfangs gegen seine so lebhaft gepredigten Grundsätze zu verstoßen. Seine große Uebung half ihm durch; denn Uebung und Gewohnheit müssen in jeder Kunst die Lücken ausfüllen, welche Genie und Laune so oft lassen würden.

Eigentlich aber konnte man bey dieser Gelegenheit die Bemerkung recht wahr finden, daß man keinen Zustand, der länger dauern, ja der eigentlich ein Beruf, eine Lebensweise werden soll, mit einer Feyerlichkeit anfangen dürfe. Man feyre nur was glücklich vollendet ist, alle Zeremonien zum Anfange erschöpfen Lust und

Kräfte,

Kräfte, die das Streben hervorbringen und uns bey einer fortgesetzten Mühe beystehen sollen. Unter allen Festen ist das Hochzeitfest das unschicklichste; keines sollte mehr in Stille, Demuth und Hoffnung begangen werden als dieses.

So schlich der Tag nun weiter, und Wilhelmen war noch keiner jemals so alltäglich vorgekommen. Statt der gewöhnlichen Unterhaltung Abends fing man zu gähnen an; das Interesse an Hamlet war erschöpft und man fand eher unbequem, daß er des folgenden Tages zum zweytenmal vorgestellt werden sollte. Wilhelm zeigte den Schleyer des Geistes vor, man mußte daraus schließen, daß er nicht wieder kommen werde. Serlo war besonders dieser Meynung; er schien mit den Rathschlägen der wunderbaren Gestalt sehr vertraut zu seyn; dagegen ließen sich aber die Worte: Flieh Jüngling, flieh! nicht erklären. Wie konnte Serlo mit jemanden einstimmen, der den vorzüglichsten Schauspieler seiner Gesellschaft zu entfernen die Absicht zu haben schien.

Nothwendig war es nunmehr, die Rolle des Geistes dem Polterer und die Rolle des Königs dem Pedanten zu geben. Beyde erklärten, daß sie schon einstudirt seyen, und es war kein Wunder, denn bey den vielen Proben und der weitläuftigen Behandlung dieses Stücks waren alle so damit bekannt geworden, daß sie sämmtlich gar leicht mit den Rollen hätten wechseln können. Doch probirte man einiges in der Ge-

schwindigkeit und als man spät genug auseinander ging, flüsterte Philine beym Abschiede Wilhelmen leise zu: Ich muß meine Pantoffeln holen, du schiebst doch den Riegel nicht vor? Diese Worte setzten ihn, als er auf seine Stube kam, in ziemliche Verlegenheit; denn die Vermuthung, daß der Gast der vorigen Nacht Philine gewesen, ward dadurch bestärkt, und wir sind auch genöthigt uns zu dieser Meynung zu schlagen, besonders da wir die Ursachen, welche ihn hierüber zweifelhaft machten und ihm einen andern, sonderbaren Argwohn einflößen mußten, nicht entdecken können. Er ging unruhig einigemal in seinem Zimmer auf und ab, und hatte wirklich den Riegel noch nicht vorgeschoben.

Auf einmal stürzte Mignon in das Zimmer, faßte ihn an und rief: Meister! rette das Haus! es brennt! Wilhelm sprang vor die Thüre und ein gewaltiger Rauch drängte sich die obere Treppe herunter ihm entgegen. Auf der Gasse hörte man schon das Feuergeschrey, und der Harfenspieler kam, sein Instrument in der Hand, durch den Rauch athemlos die Treppe herunter. Aurelie stürzte aus ihrem Zimmer und warf den kleinen Felix in Wilhelms Arme.

Retten Sie das Kind! rief sie, wir wollen nach dem übrigen greifen.

Wilhelm, der die Gefahr nicht für so groß hielt, gedachte zuerst nach dem Ursprunge des Brandes hin-

zubringen, um ihn vielleicht noch im Anfange zu ersticken. Er gab dem Alten das Kind, und befahl ihm die steinerne Wendeltreppe hinunter, die durch ein kleines Gartengewölbe in den Garten führte, zu eilen, und mit den Kindern im Freyen zu bleiben. Mignon nahm ein Licht ihm zu leuchten. Wilhelm bat darauf Aurelien ihre Sachen auf eben diesem Wege zu retten. Er selbst drang durch den Rauch hinauf; allein vergebens setzte er sich der Gefahr aus. Die Flamme schien von dem benachbarten Hause herüber zu dringen und hatte schon das Holzwerk des Bodens und eine leichte Treppe gefaßt; andre die zur Rettung herbeveilten, litten wie er, von Qualm und Feuer. Doch sprach er ihnen Muth ein und rief nach Wasser; er beschwor sie, der Flamme nur Schritt vor Schritt zu weichen, und versprach bey ihnen zu bleiben. In diesem Augenblick sprang Mignon herauf und rief: Meister! rette deinen Felix! der Alte ist rasend! der Alte bringt ihn um! Wilhelm sprang ohne sich zu besinnen die Treppe hinab und Mignon folgte ihm an den Fersen.

Auf den letzten Stufen die ins Gartengewölbe führten, blieb er mit Entsetzen stehen. Große Bündel Stroh und Reisholz, die man daselbst aufgehäuft hatte, brannten mit heller Flamme; Felix lag am Boden und schrie; der Alte stand mit niedergesenktem Haupte seitwärts an der Wand. Was machst du Unglücklicher? rief Wilhelm. Der Alte schwieg, Mignon

hatte den Felix aufgehoben, und ſchleppte mit Mühe den Knaben in den Garten, indeß Wilhelm das Feuer auseinander zu zerren und zu dämpfen ſtrebte, aber dadurch nur die Gewalt und Lebhaftigkeit der Flamme vermehrte. Endlich mußte er mit verbrannten Augenwimpern und Haaren auch in den Garten fliehen, indem er den Alten mit durch die Flamme riß, der ihm mit verſengtem Barte unwillig folgte.

Wilhelm eilte ſogleich die Kinder im Garten zu ſuchen. Auf der Schwelle eines entfernten Luſthäuschens fand er ſie, und Mignon that ihr möglichſtes den Kleinen zu beruhigen. Wilhelm nahm ihn auf den Schooß, fragte ihn, befühlte ihn und konnte nichts zuſammenhängendes aus beyden Kindern herausbringen.

Indeſſen hatte das Feuer gewaltſam mehrere Häuſer ergriffen und erhellte die ganze Gegend. Wilhelm beſah das Kind beym rothen Schein der Flamme; er konnte keine Wunde, kein Blut, ja keine Beule wahrnehmen. Er betaſtete es überall, es gab kein Zeichen von Schmerz von ſich, es beruhigte ſich vielmehr nach und nach, und fing an ſich über die Flamme zu verwundern, ja ſich über die ſchönen, der Ordnung nach, wie eine Illumination, brennenden Sparren und Gebälke zu erfreuen.

Wilhelm dachte nicht an die Kleider und was er ſonſt verloren haben konnte, er fühlte ſtark wie werth ihm dieſe beyden menſchlichen Geſchöpfe ſeyen, die er

einer ſo groſſen Gefahr entronnen ſah. Er drückte den Kleinen mit einer ganz neuen Empfindung an ſein Herz, und wollte auch Mignon mit freudiger Zärtlichkeit umarmen, die es aber ſanft ablehnte, ihn bey der Hand nahm und ſie feſt hielt.

Meiſter, ſagte ſie (noch niemals, als dieſen Abend, hatte ſie ihm dieſen Nahmen gegeben, denn Anfangs pflegte ſie ihn Herr, und nachher Vater zu nennen.) Meiſter! wir ſind einer groſſen Gefahr entronnen, dein Felix war am Tode.

Durch viele Fragen erfuhr endlich Wilhelm, daß der Harfenſpieler, als ſie in das Gewölbe gekommen, ihr das Licht aus der Hand geriſſen und das Stroh ſogleich angezündet habe. Darauf habe er den Felix niedergeſetzt, mit wunderlichen Geberden die Hände auf des Kindes Kopf gelegt und ein Meſſer gezogen, als wenn er ihn opfern wolle. Sie ſey zugeſprungen und habe ihm das Meſſer aus der Hand geriſſen; ſie habe geſchrien, und einer vom Hauſe, der einige Sachen nach dem Garten zu gerettet, ſey ihr zu Hülfe gekommen, der müſſe aber in der Verwirrung wieder weggegangen ſeyn, und den Alten und das Kind allein gelaſſen haben.

Zwey bis drey Häuſer ſtanden in vollen Flammen. In den Garten hatte ſich niemand retten können, wegen des Brandes im Gartengewölbe. Wilhelm war verlegen wegen ſeiner Freunde, weniger wegen ſeiner

Sachen. Er getraute ſich nicht die Kinder zu verlaſſen, und ſah das Unglück ſich immer vergrößern.

Er brachte einige Stunden in einer bänglichen Lage zu. Felix war auf ſeinem Schooße eingeſchlafen, Mignon lag neben ihm und hielt ſeine Hand feſt. Endlich hatten die getroffenen Anſtalten dem Feuer Einhalt gethan. Die ausgebrannten Gebäude ſtürzten zuſammen, der Morgen kam herbey, die Kinder fingen an zu frieren, und ihm ſelbſt ward in ſeiner leichten Kleidung der fallende Thau faſt unerträglich. Er führte ſie zu den Trümmern des zuſammen geſtürzten Gebäudes, und ſie fanden neben einem Kohlen = und Aſchenhaufen eine ſehr behagliche Wärme.

Der anbrechende Tag brachte nun alle Freunde und Bekannte nach und nach zuſammen. Jedermann hatte ſich gerettet, niemand hatte viel verloren.

Wilhelms Koffer fand ſich auch wieder, und Serlo trieb, als es gegen zehn Uhr ging, zur Probe von Hamlet, wenigſtens einiger Scenen, die mit neuen Schauſpielern beſetzt waren. Er hatte darauf noch einige Debatten mit der Polizey. Die Geiſtlichkeit verlangte: daß nach einem ſolchen Strafgerichte Gottes das Schauſpielhaus geſchloſſen bleiben ſollte, und Serlo behauptete: daß theils zum Erſatz deſſen, was er dieſe Nacht verlohren, theils zur Aufheiterung der erſchreckten Gemüther, die Aufführung eines intereſſanten Stückes mehr als jemals am Platz ſey. Dieſe letz-

te Meynung drang durch und das Haus war gefüllt. Die Schauspieler spielten mit seltenem Feuer und mit mehr leidenschaftlicher Freyheit als das erstemal. Die Zuschauer, deren Gefühl durch die schreckliche nächtliche Scene erhöht, und durch die Langeweile eines zerstreuten und verdorbenen Tages noch mehr auf eine interessante Unterhaltung gespannt war, hatten mehr Empfänglichkeit für das Ausserordentliche. Der gröste Theil waren neue, durch den Ruf des Stücks herbeygezogene Zuschauer, die keine Vergleichung mit dem ersten Abend anstellen konnten. Der Polterer spielte ganz im Sinne des unbekannten Geistes, und der Pedant hatte seinem Vorgänger gleichfalls gut aufgepaßt; daneben kam ihm seine Erbärmlichkeit sehr zu statten, daß ihm Hamlet wirklich nicht Unrecht that, wenn er ihn, trotz seines Purpurmantels und Hermelinkragens, einen zusammengeflickten Lumpen-König schalt.

Sonderbarer als er, war vielleicht niemand zum Throne gelangt; und obgleich die Uebrigen, besonders aber Philine, sich über seine neue Würde äußerst lustig machten, so ließ er doch merken, daß der Graf, als ein grosser Kenner, das und noch viel mehr von ihm beym ersten Anblick voraus gesagt habe; dagegen ermahnte ihn Philine zur Demuth und versicherte: sie werde ihm gelegentlich die Rockärmel pudern, damit er sich jener unglücklichen Nacht im Schlosse erinnern, und die Krone mit Bescheidenheit tragen möge.

Vierzehntes Capitel.

Man hatte ſich in der Geſchwindigkeit nach Quartieren umgeſehen, und die Geſellſchaft war dadurch ſehr zerſtreut worden. Wilhelm hatte das Luſthaus in dem Garten, bey dem er die Nacht zugebracht, liebgewonnen; er erhielt leicht die Schlüſſel dazu und richtete ſich daſelbſt ein; da aber Aurelie in ihrer neuen Wohnung ſehr eng war, mußte er den Felix bey ſich behalten und Mignon wollte den Knaben nicht verlaſſen.

Die Kinder hatten ein artiges Zimmer in dem erſten Stocke eingenommen, Wilhelm hatte ſich in dem untern Saale eingerichtet. Die Kinder ſchliefen, aber er konnte keine Ruhe finden.

Neben dem anmuthigen Garten, den der eben aufgegangene Vollmond herrlich erleuchtete, ſtanden die traurigen Ruinen, von denen hier und da noch Dampf aufſtieg, die Luft war angenehm und die Nacht auſſerordentlich ſchön! Philine hatte, beym Herausgehen aus dem Theater, ihn mit dem Ellenbogen angeſtrichen und ihm einige Worte zugeliſpelt, die er aber nicht verſtanden hatte. Er war verwirrt und verdrießlich, und wußte nicht was er erwarten oder thun ſoll-

te. Philine hatte ihn einige Tage gemieden und ihm nur diesen Abend wieder ein Zeichen gegeben. Leider war nun die Thüre verbrannt, die er nicht zuschließen sollte, und die Pantöffelchen waren in Rauch aufgegangen. Wie die Schöne in den Garten kommen wollte, wenn es ihre Absicht war, wußte er nicht. Er wünschte sie nicht zu sehen, und doch hätte er sich gar zu gern mit ihr erklären mögen.

Was ihm aber noch schwerer auf dem Herzen lag, war das Schicksal des Harfenspielers, den man nicht wieder gesehen hatte. Wilhelm fürchtete, man würde ihn beym Aufräumen todt unter dem Schutte finden. Wilhelm hatte gegen jedermann den Verdacht verborgen den er hegte, daß der Alte Schuld an dem Brande sey. Denn er kam ihm zuerst von dem brennenden und rauchenden Boden entgegen, und die Verzweiflung im Gartengewölbe schien die Folge eines solchen unglücklichen Ereignist zu seyn. Doch war es bey der Untersuchung, welche die Polizey sogleich anstellte, wahrscheinlich geworden, daß nicht in dem Hause wo sie wohnten, sondern in dem dritten davon der Brand entstanden sey, der sich auch sogleich unter den Dächern weggeschlichen hatte.

Wilhelm überlegte das alles in einer Laube sitzend, als er in einem nahen Gange jemanden schleichen hörte. An dem traurigen Gesange, der sogleich angestimmt ward, erkannte er den Harfenspieler. Das Lied, das

Funfzehntes Capitel.

Aus der groſſen Verlegenheit, worin ſich Wilhelm befand, was er mit dem unglücklichen Alten beginnen ſollte, der ſo deutliche Spuren des Wahnſinns zeigte, riß ihn Laertes noch am ſelbigen Morgen. Dieſer, der nach ſeiner alten Gewohnheit überall zu ſeyn pflegte, hatte auf dem Kaffehaus einen Mann geſehen, der vor einiger Zeit die heftigſten Anfälle von Melancholie erduldete. Man hatte ihn einem Landgeiſtlichen anvertraut, der ſich ein beſonders Geſchäft daraus machte, dergleichen Leute zu behandeln. Auch dießmal war es ihm gelungen; noch war er in der Stadt, und die Familie des Wiederhergeſtellten erzeigte ihm groſſe Ehre.

Wilhelm eilte ſogleich den Mann aufzuſuchen, vertraute ihm den Fall und ward mit ihm einig. Man wußte unter gewiſſen Vorwänden ihm den Alten zu übergeben. Die Scheidung ſchmerzte Wilhelmen tief, und nur die Hoffnung, ihn wieder hergeſtellt zu ſehen, konnte ſie ihm einigermaßen erträglich machen, ſo ſehr war er gewohnt den Mann um ſich zu ſehen und ſeine geiſtreichen und herzlichen Töne zu vernehmen. Die

Harfe war mit verbrannt; man ſuchte eine andere, die man ihm auf die Reiſe mitgab.

Auch hatte das Feuer die kleine Garderobe Mignons verzehrt, und als man ihr wieder etwas neues ſchaffen wollte, that Aurelie den Vorſchlag, daß man ſie doch endlich als Mädchen kleiden ſolle.

Nun gar nicht! rief Mignon aus und beſtand mit großer Lebhaftigkeit auf ihrer alten Tracht, worin man ihr denn auch willfahren mußte.

Die Geſellſchaft hatte nicht viel Zeit, ſich zu beſinnen; die Vorſtellungen gingen ihren Gang.

Wilhelm horchte oft ins Publikum, und nur ſelten kam ihm eine Stimme entgegen, wie er ſie zu hören wünſchte, ja öfters vernahm er was ihn betrübte oder verdroß. So erzählte zum Beyſpiel, gleich nach der erſten Aufführung Hamlets, ein junger Menſch mit großer Lebhaftigkeit, wie zufrieden er an jenem Abend im Schauſpielhauſe geweſen. Wilhelm lauſchte und hörte, zu ſeiner großen Beſchämung, daß der junge Mann zum Verdruß ſeiner Hintermänner, den Huth aufbehalten und ihn hartnäckig das ganze Stück hindurch nicht abgethan hatte, welcher Heldenthat er ſich mit dem größten Vergnügen erinnerte.

Ein anderer verſicherte: Wilhelm habe die Rolle des Laertes ſehr gut geſpielt, hingegen mit dem Schauſpieler, der den Hamlet unternommen, könne man nicht eben ſo zufrieden ſeyn. Dieſe Verwechslung war nicht

ganz unnatürlich, denn Wilhelm und Laertes glichen sich, wiewohl in einem sehr entfernten Sinne.

Ein dritter lobte sein Spiel, besonders in der Scene mit der Mutter aufs lebhafteste, und bedauerte nur: daß eben in diesem feurigen Augenblick ein weißes Band unter der Weste hervorgesehen habe, wodurch die Illusion äusserst gestöhrt worden sey.

In dem Innern der Gesellschaft gingen indessen allerley Veränderungen vor. Philine hatte seit jenem Abend nach dem Brande Wilhelmen auch nicht das geringste Zeichen einer Annäherung gegeben. Sie hatte, wie es schien vorsetzlich, ein entfernteres Quartier gemiethet, vertug sich mit Elmiren und kam seltener zu Serlo; womit Aurelie wohl zufrieden war. Serlo, der ihr immer gewogen blieb, besuchte sie manchmal, besonders da er Elmiren bey ihr zu finden hoffte, und nahm eines Abends Wilhelmen mit sich. Beyde waren im hereintreten sehr verwundert, als sie Philinen in dem zweyten Zimmer, in den Armen eines jungen Officiers sahen, der eine rothe Uniform und weiße Unterkleider an hatte, dessen abgewendetes Gesicht sie aber nicht sehen konnten. Philine kam ihren besuchenden Freunden in das Vorzimmer entgegen und verschloß das andere. Sie überraschen mich bey einem wunderbaren Abenteuer! rief sie aus.

So wunderbar ist es nicht, sagte Serlo: lassen Sie uns den hübschen, jungen, beneidenswerthen Freund se-

hen; Sie haben uns ohnedem schon so zugestutzt, daß wir nicht eifersüchtig seyn dürfen.

Ich muß Ihnen diesen Verdacht noch eine Zeitlang lassen, sagte Philine scherzend; doch kann ich Sie versichern, daß es nur eine gute Freundin ist, die sich einige Tage unbekannt bey mir aufhalten will. Sie sollen ihre Schicksale künftig erfahren, ja vielleicht das interessante Mädchen selbst kennen lernen, und ich werde wahrscheinlich alsdann Ursache haben, meine Bescheidenheit und Nachsicht zu üben, denn ich fürchte, die Herren werden über ihre neue Bekanntschaft ihre alte Freundin vergessen.

Wilhelm stand versteinert da; denn gleich beym ersten Anblick hatte ihn die rothe Uniform an den so sehr geliebten Rock Marianens erinnert; es war ihre Gestalt, es waren ihre blonden Haare, nur schien ihm der gegenwärtige Officier etwas gröſser zu seyn.

Um des Himmels Willen! rief er aus, lassen Sie uns mehr von Ihrer Freundin wissen, lassen Sie uns das verkleidete Mädchen sehen. Wir sind nun einmal Theilnehmer des Geheimnisses; wir wollen versprechen, wir wollen schwören, aber lassen Sie uns das Mädchen sehen!

O wie er in Feuer ist! rief Philine, nur gelassen, nur geduldig, heute wird einmal nichts daraus.

So lassen Sie uns nur ihren Nahmen wissen! rief Wilhelm.

Das wäre alsdann ein schönes Geheimniß, versetzte Philine.

Wenigstens nur den Vornahmen.

Wenn Sie ihn rathen, meinetwegen. Dreymal dürfen Sie rathen, aber nicht öfter; Sie könnten mich sonst durch den ganzen Kalender durchführen.

Gut, sagte Wilhelm: Cecile also?

Nichts von Cecilen!

Henriette?

Keineswegs! Nehmen Sie sich in Acht! Ihre Neugierde wird ausschlafen müssen.

Wilhelm zauderte und zitterte; er wollte seinen Mund aufthun, aber die Sprache versagte ihm. Mariane? stammelte er endlich, Mariane!

Bravo! rief Philine, getroffen! indem sie sich nach ihrer Gewohnheit auf dem Absatze herum drehte.

Wilhelm konnte kein Wort hervorbringen, und Serlo, der seine Gemüthsbewegung nicht bemerkte, fuhr fort in Philinen zu dringen, daß sie die Thüre öffnen sollte.

Wie verwundert waren daher beyde, als Wilhelm auf einmal heftig ihre Neckerey unterbrach, sich Philinen zu Füßen warf und sie mit dem lebhaftesten Ausdrucke der Leidenschaft bat und beschwor. Lassen Sie mich das Mädchen sehen, rief er aus, sie ist mein, es ist meine Mariane! Sie, nach der ich mich alle

Tage meines Lebens geſehnt habe, ſie, die mir noch immer ſtatt aller andern Weiber in der Welt iſt! Gehen Sie wenigſtens zu ihr hinein, ſagen Sie ihr daß ich hier bin, daß der Menſch hier iſt, der ſeine erſte Liebe und das ganze Glück ſeiner Jugend an ſie knüpfte. Er will ſich rechtfertigen, daß er ſie unfreundlich verließ, er will ſie um Verzeihung bitten, er will ihr vergeben, was ſie auch gegen ihn gefehlt haben mag, er will ſogar keine Anſprüche an ſie mehr machen, wenn er ſie nur noch einmal ſehen kann, wenn er nur ſehen kann, daß ſie lebt und glücklich iſt!

Philine ſchüttelte den Kopf und ſagte: mein Freund, reden Sie leiſe! Betrügen wir uns nicht! und iſt das Frauenzimmer wirklich Ihre Freundin, ſo müſſen wir ſie ſchonen, denn ſie vermuthet keinesweges Sie hier zu ſehen. Ganz andere Angelegenheiten führen ſie hierher, und das wiſſen Sie doch, man möchte oft lieber ein Geſpenſt als einen alten Liebhaber zur unrechten Zeit vor Augen ſehen. Ich will ſie fragen, ich will ſie vorbereiten und wir wollen überlegen, was zu thun iſt. Ich ſchreibe Ihnen morgen ein Billet, zu welcher Stunde Sie kommen ſollen, oder ob Sie kommen dürfen; gehorchen Sie mir pünktlich, denn ich ſchwöre, niemand ſoll gegen meinen und meiner Freundin Willen dieſes liebenswürdige Geſchöpf mit Augen ſehen. Meine Thüren werde ich beſſer verſchloſſen halten,

und

und mit Art und Beil werden Sie mich nicht beſuchen wollen.

Wilhelm beſchwor ſie, Serlo redete ihr zu, vergebens! beyde Freunde mußten zuletzt nachgeben, das Zimmer und das Haus räumen.

Welche unruhige Nacht Wilhelm zubrachte, wird ſich jedermann denken. Wie langſam die Stunden des Tages dahinzogen, in denen er Philinens Billet erwartete, läßt ſich begreifen. Unglücklicherweiſe mußte er ſelbigen Abend ſpielen; er hatte niemals eine größere Pein ausgeſtanden. Nach geendigtem Stücke eilte er zu Philinen, ohne nur zu fragen, ob er eingeladen worden. Er fand ihre Thüre verſchloſſen und die Hausleute ſagten: Mademoiſelle ſey heute früh mit einem jungen Officier weggefahren; ſie habe zwar geſagt, daß ſie in einigen Tagen wiederkomme, man glaube es aber nicht, weil ſie alles bezahlt und ihre Sachen mitgenommen habe.

Wilhelm war auſſer ſich über dieſe Nachricht. Er eilte zu Laertes, und ſchlug ihm vor, ihr nachzuſetzen, und, es koſte was es wolle, über ihren Begleiter Gewißheit zu erlangen. Laertes dagegen verwies ſeinem Freunde ſeine Leidenſchaft und Leichtgläubigkeit. Ich will wetten, ſagte er, es iſt niemand anders als Friedrich. Der Junge iſt von gutem Hauſe, ich weiß es recht wohl; er iſt unſinnig in das Mädchen verliebt, und hat wahrſcheinlich ſeinen Verwandten ſo viel

Geld abgelockt, daß er wieder eine Zeitlang mit ihr leben kann.

Durch dieſe Einwendungen ward Wilhelm nicht überzeugt, doch zweifelhaft. Laertes ſtellte ihm vor, wie unwahrſcheinlich das Mährchen ſey, das Philine ihnen vorgeſpiegelt hatte, wie Figur und Haar ſehr gut auf Friedrichen paſſe, wie ſie bey zwölf Stunden Vorſprung ſo leicht nicht einzuholen ſeyn würden, und hauptſächlich wie Serlo keinen von ihnen beyden beym Schauſpiele entbehren könne.

Durch alle dieſe Gründe wurde Wilhelm, endlich nur ſo weit gebracht, daß er Verzicht darauf that, ſelbſt nachzuſetzen. Laertes wußte noch in ſelbiger Nacht einen tüchtigen Mann zu ſchaffen, dem man den Auftrag geben konnte. Es war ein geſetzter Mann, der mehreren Herrſchaften auf Reiſen als Kurier und Führer gedient hatte, und eben jetzt ohne Beſchäftigung ſtille lag. Man gab ihm Geld, man unterrichtete ihn von der ganzen Sache, mit dem Auftrage, daß er die Flüchtlinge aufſuchen und einholen, ſie alsdenn nicht aus den Augen laſſen und die Freunde ſogleich, wo und wie er ſie fände, benachrichtigen ſolle. Er ſetzte ſich in derſelbigen Stunde zu Pferde und ritt dem zweydeutigen Paare nach, und Wilhelm war durch dieſe Anſtalt wenigſtens einigermaßen beruhigt.

Sechzehntes Capitel.

Die Entfernung Philinens machte keine auffallende Senſation weder auf dem Theater noch im Publiko. Es war ihr mit allem wenig Ernſt; die Frauen haßten ſie durchgängig, und die Männer hätten ſie lieber unter vier Augen als auf dem Theater geſehen, und ſo war ihr ſchönes, und für die Bühne ſelbſt glückliches Talent verloren. Die übrigen Glieder der Geſellſchaft gaben ſich deſto mehr Mühe; Madam Melina beſonders that ſich durch Fleiß und Aufmerkſamkeit ſehr hervor. Sie merkte, wie ſonſt, Wilhelmen ſeine Grundſätze ab, richtete ſich nach ſeiner Theorie und ſeinem Beyſpiel, und hatte zeither ein ich weiß nicht was in ihrem Weſen, das ſie intereſſanter machte. Sie erlangte bald ein richtiges Spiel und gewann den natürlichen Ton der Unterhaltung vollkommen, und den der Empfindung bis auf einen gewiſſen Grad. Sie wußte ſich in Serlo's Launen zu ſchicken, und befliß ſich des Singens ihm zu gefallen, worin ſie auch bald ſo weit kam, als man deſſen zur geſelligen Unterhaltung bedarf.

Durch einige neuangenommene Schauſpieler war die Geſellſchaft noch vollſtändiger, und indem Wilhelm und

Serlo jeder in seiner Art wirkte, jener bey jedem Stücke auf den Sinn und Ton des Ganzen drang, dieser die einzelnen Theile gewissenhaft durcharbeitete; belebte ein lobenswürdiger Eifer auch die Schauspieler, und das Publikum nahm an ihnen einen lebhaften Antheil.

Wir sind auf einem guten Wege, sagte Serlo einst, und wenn wir so fortfahren, wird das Publikum auch bald auf dem rechten seyn. Man kann die Menschen sehr leicht durch tolle und unschickliche Darstellungen irre machen; aber man lege ihnen das Vernünftige und Schickliche auf eine interessante Weise vor, so werden sie gewiß darnach greifen.

Was unserm Theater hauptsächlich fehlt, und warum weder Schauspieler noch Zuschauer zur Besinnung kommen, ist, daß es darauf im Ganzen zu bunt aussieht, und daß man nirgends eine Grenze hat, woran man sein Urtheil anlehnen könnte. Es scheint mir kein Vortheil zu seyn, daß wir unser Theater gleichsam zu einem unendlichen Naturschauplatze ausgeweitet haben; doch kann jetzt weder Direktor noch Schauspieler sich in die Enge ziehen, bis vielleicht der Geschmack der Nation in der Folge den rechten Kreis selbst bezeichnet. Eine jede gute Societät existirt nur unter gewissen Bedingungen, so auch ein gutes Theater. Gewisse Manieren und Redensarten, gewisse Gegenstände und Arten des Betragens müssen ausgeschlossen seyn. Man wird nicht ärmer, wenn man sein Hauswesen zusammen zieht.

Sie waren hierüber mehr oder weniger einig und uneinig. Wilhelm und die meiſten waren auf der Seite des engliſchen; Serlo und einige auf der Seite des franzöſiſchen Theaters.

Man ward einig in leeren Stunden, deren ein Schauſpieler leider ſo viele hat, in Geſellſchaft die berühmteſten Schauſpiele beyder Theater durchzugehen, und das beſte und nachahmenswerthe derſelben zu bemerken. Man machte auch wirklich einen Anfang mit einigen franzöſiſchen Stücken. Aurelie entfernte ſich jedesmal, ſobald die Vorleſung anging. Anfangs hielt man ſie für krank, einſt aber fragte ſie Wilhelm darüber, dem es aufgefallen war.

Ich werde bey keiner ſolchen Vorleſung gegenwärtig ſeyn, ſagte ſie, denn wie ſoll ich hören und urtheilen, wenn mir das Herz zerriſſen iſt? Ich haſſe die franzöſiſche Sprache von ganzer Seele.

Wie kann man einer Sprache feind ſeyn? rief Wilhelm aus, der man den gröſten Theil ſeiner Bildung ſchuldig iſt, und der wir noch viel ſchuldig werden müſſen, ehe unſer Weſen eine Geſtalt gewinnen kann.

Es iſt kein Vorurtheil! verſetzte Aurelie, ein unglücklicher Eindruck, eine verhaßte Erinnerung an meinen treuloſen Freund hat mir die Luſt an dieſer ſchönen und ausgebildeten Sprache geraubt. Wie ich ſie jetzt von ganzem Herzen haſſe! Während der Zeit unſerer freundſchaftlichen Verbindung ſchrieb er deutſch, und welch ein

herzliches, wahres, kräftiges Deutsch! nun da er mich los seyn wollte, fing er an französisch zu schreiben, das vorher manchmal nur im Scherze geschehen war. Ich fühlte, ich merkte was es bedeuten sollte. Was er in seiner Muttersprache zu sagen erröthete, konnte er nun mit gutem Gewissen hinschreiben. Zu Reservationen, Halbheiten und Lügen ist es eine treffliche Sprache; sie ist eine perfide Sprache! ich finde, Gott sey Dank! kein deutsches Wort, um perfid in seinem ganzen Umfange auszudrücken. Unser armseliges treulos ist ein unschuldiges Kind dagegen. Perfid ist treulos mit Genuß, mit Uebermuth und Schadenfreude. O, die Ausbildung einer Nation ist zu beneiden, die so feine Schattirungen in Einem Worte auszudrücken weiß! Französisch ist recht die Sprache der Welt, werth die allgemeine Sprache zu seyn, damit sie sich nur alle unter einander recht betrügen und belügen können! Seine französischen Briefe ließen sich noch immer gut genug lesen. Wenn man sichs einbilden wollte, klangen sie warm und selbst leidenschaftlich; doch genau besehen waren es Phrasen, vermaledeyte Phrasen! Er hat mir alle Freude an der ganzen Sprache, an der französischen Litteratur, selbst an dem schönen und köstlichen Ausdruck edler Seelen in dieser Mundart verdorben; mich schaudert, wenn ich ein französisches Wort höre!

Auf diese Weise konnte sie stundenlang fortfahren ihren Unmuth zu zeigen, und jede andere Unterhaltung

zu unterbrechen oder zu verſtimmen. Serlo machte früher oder ſpäter ihren launiſchen Aeußerungen mit einiger Bitterkeit ein Ende; aber gewöhnlich war für dieſen Abend das Geſpräch zerſtört.

Ueberhaupt iſt es leider der Fall, daß alles was durch mehrere zuſammentreffende Menſchen und Umſtände hervorgebracht werden ſoll, keine lange Zeit ſich vollkommen erhalten kann. Von einer Theatergeſellſchaft ſo gut wie von einem Reiche, von einem Zirkel Freunde ſo gut wie von einer Armee, läßt ſich gewöhnlich der Moment angeben, wenn ſie auf der höchſten Stufe ihrer Vollkommenheit, ihrer Uebereinſtimmung, ihrer Zufriedenheit und Thätigkeit ſtanden; oft aber verändert ſich ſchnell das Perſonal, neue Glieder treten hinzu, die Perſonen paſſen nicht mehr zu den Umſtänden, die Umſtände nicht mehr zu den Perſonen; es wird alles anders, und was vorher verbunden war, fällt nunmehr bald aus einander. So konnte man ſagen, daß Serlos Geſellſchaft eine Zeitlang ſo vollkommen war, als irgend eine deutſche ſich hätte rühmen können. Die meiſten Schauſpieler ſtanden an ihrem Platze; alle hatten genug zu thun, und alle thaten gern was zu thun war. Ihre perſönlichen Verhältniſſe waren leidlich und jedes ſchien in ſeiner Kunſt viel zu verſprechen, weil jedes die erſten Schritte mit Feuer und Munterkeit that. Bald aber entdeckte ſich, daß ein Theil doch nur Automaten waren, die nur das erreichen konnten, wohin man ohne

Gefühl gelangen kann, und bald mischten sich die Leidenschaften dazwischen, die gewöhnlich jeder guten Einrichtung im Wege stehen und alles so leicht auseinander zerren, was vernünftige und wohldenkende Menschen zusammen zu halten wünschen.

Philinens Abgang war nicht so unbedeutend als man Anfangs glaubte. Sie hatte mit großer Geschicklichkeit Serlo zu unterhalten, und die Uebrigen mehr oder weniger zu reizen gewußt. Sie ertrug Aureliens Heftigkeit mit großer Geduld, und ihr eigenstes Geschäft war Wilhelmen zu schmeicheln. So war sie eine Art von Bindungsmittel fürs Ganze, und ihr Verlust mußte bald fühlbar werden.

Serlo konnte ohne eine kleine Liebschaft nicht leben. Elmire, die in weniger Zeit herangewachsen und man könnte beynahe sagen schön geworden war, hatte schon lange seine Aufmerksamkeit erregt, und Philine war klug genug, diese Leidenschaft, die sie merkte, zu begünstigen. Man muß sich, pflegte sie zu sagen, bei Zeiten aufs Kuppeln legen, es bleibt uns doch weiter nichts übrig, wenn wir alt werden. Dadurch hatten sich Serlo und Elmire dergestalt genähert, daß sie nach Philinens Abschiede bald einig wurden, und der kleine Roman interessirte sie beyde um so mehr, als sie ihn vor dem Alten, der über eine solche Unregelmäßigkeit keinen Scherz verstanden hätte, geheim zu halten alle Ursache hatten. Elmirens Schwester war mit im Verständniß,

und Serlo mußte beyden Mädchen daher vieles nachſehen. Eine ihrer größten Untugenden war eine unmäßige Näſcherei, ja wenn man will, eine unleidliche Gefräßigkeit, worin ſie Philinen keinesweges glichen, die dadurch einen neuen Schein von Liebenswürdigkeit erhielt, daß ſie gleichfalls nur von der Luft lebte, ſehr wenig aß, und nur den Schaum eines Champagnerglaſes mit der größten Zierlichkeit wegſchlürfte.

Nun aber mußte Serlo, wenn er ſeiner Schönen gefallen wollte, das Frühſtück mit dem Mittagseſſen verbinden, und an dieſes durch ein Veſperbrod das Abendeſſen anknüpfen. Dabey hatte Serlo einen Plan, deſſen Ausführung ihn beunruhigte. Er glaubte eine gewiſſe Neigung zwiſchen Wilhelmen und Aurelien zu entdecken, und wünſchte ſehr, daß ſie ernſtlich werden möchte. Er hofte den ganzen mechaniſchen Theil der Theaterwirthſchaft Wilhelmen aufzubürden, und an ihm, wie an ſeinem erſten Schwager, ein treues und fleißiges Werkzeug zu finden. Schon hatte er ihm nach und nach den größten Theil der Beſorgung unmerklich übertragen, Aurelie führte die Caſſe, und Serlo lebte wieder wie in früheren Zeiten ganz nach ſeinem Sinne. Doch war etwas, was ſowohl ihn als ſeine Schweſter heimlich kränkte.

Das Publikum hat eine eigne Art, gegen öffentliche Menſchen von anerkanntem Verdienſte zu verfahren; es fängt nach und nach an gleichgültig gegen ſie zu

werden, und begünſtigt viel geringere aber neu erſcheinende Talente, es macht an jene übertriebene Forderungen, und läßt ſich von dieſen alles gefallen.

Serlo und Aurelie hatten Gelegenheit genug hierüber Betrachtungen anzuſtellen. Die neuen Ankömmlinge, beſonders die jungen und wohlgebildeten, hatten alle Aufmerkſamkeit, allen Beyfall auf ſich gezogen, und beyde Geſchwiſter mußten die meiſte Zeit, nach ihren eifrigſten Bemühungen, ohne den willkommenen Klang der zuſammenſchlagenden Hände abtreten. Freilich kamen dazu noch beſondere Urſachen. Aureliens Stolz war auffallend, und von ihrer Verachtung des Publikums waren viele unterrichtet. Serlo ſchmeichelte zwar jedermann im Einzelnen, aber ſeine ſpitzen Reden über das Ganze waren doch auch öfters herumgetragen und wiederholt worden. Die neuen Glieder hingegen waren theils fremd und unbekannt, theils jung, liebenswürdig und hülfsbedürftig, und hatten alſo auch ſämmtlich Gönner gefunden.

Nun gab es auch bald innerliche Unruhen und manches Mißvergnügen; denn kaum bemerkte man, daß Wilhelm die Beſchäftigung eines Regiſſeurs übernommen hatte, ſo fingen die meiſten Schauſpieler um deſto mehr an unartig zu werden, als er nach ſeiner Weiſe etwas mehr Ordnung und Genauigkeit in das Ganze zu bringen wünſchte, und beſonders darauf beſtand, daß alles mechaniſche vor allen Dingen pünktlich und ordentlich gehen ſolle.

In kurzer Zeit war das ganze Verhältniß, das wirklich eine Zeitlang beinahe idealiſch gehalten hatte, ſo gemein, als man es nur irgend bey einem herumreiſenden Theater finden mag. Und leider in dem Augenblicke, als Wilhelm durch Mühe, Fleiß und Anſtrengung ſich mit allen Erforderniſſen des Metiers bekannt gemacht und ſeine Perſon ſowohl als ſeine Geſchäftigkeit vollkommen dazu gebildet hatte, ſchien es ihm endlich in trüben Stunden, daß dieſes Handwerk weniger als irgend ein anders, den nöthigen Aufwand von Zeit und Kräften verdiene. Das Geſchäft war läſtig und die Belohnung gering. Er hätte jedes andere lieber übernommen, bey dem man doch, wenn es vorbey iſt, der Ruhe des Geiſtes genießen kann, als dieſes, wo man nach überſtandenen mechaniſchen Mühſeligkeiten noch durch die höchſte Anſtrengung des Geiſtes und der Empfindung erſt das Ziel ſeiner Thätigkeit erreichen ſoll. Er mußte die Klagen Aureliens über die Verſchwendung des Bruders hören, er mußte die Winke Serlo's mißverſtehen, wenn dieſer ihn zu einer Heyrath mit der Schweſter von ferne zu leiten ſuchte. Er hatte dabey ſeinen Kummer zu verbergen, der ihn auf das tiefſte drückte, indem der nach dem zweydeutigen Officier fortgeſchickte Bote nicht zurück kam, auch nichts von ſich hören ließ, und unſer Freund daher ſeine Mariane zum zweytenmal verlohren zu haben fürchten mußte.

Zu eben der Zeit fiel eine allgemeine Trauer ein, wodurch man genöthigt ward, das Theater auf einige Wochen zu schließen. Er ergriff jene Zwischenzeit, um jenen Geistlichen zu besuchen, bey welchem der Harfenspieler in der Kost war. Er fand ihn in einer angenehmen Gegend, und das erste was er in dem Pfarrhofe erblickte, war der Alte, der einem Knaben auf seinem Instrumente Lection gab. Er bezeugte viel Freude Wilhelmen wieder zu sehen, stand auf und reichte ihm die Hand und sagte: Sie sehen, daß ich in der Welt doch noch zu etwas nütze bin; Sie erlauben daß ich fortfahre, denn die Stunden sind eingetheilt.

Der Geistliche begrüßte Wilhelmen auf das freundlichste und erzählte ihm, daß der Alte sich schon recht gut anlasse und daß man Hoffnung zu seiner völligen Genesung habe.

Ihr Gespräch fiel natürlich auf die Methode, Wahnsinnige zu kuriren.

Ausser dem Physischen, sagte der Geistliche, das uns oft unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg legt und worüber ich einen denkenden Arzt zu Rathe ziehe, finde ich die Mittel vom Wahnsinne zu heilen sehr einfach. Es sind eben dieselben, wodurch man gesunde Menschen hindert wahnsinnig zu werden. Man erege ihre Selbstthätigkeit, man gewöhne sie an Ordnung, man gebe ihnen einen Begriff, daß sie ihr Seyn und Schicksal mit so vielen gemein haben, daß das

auſſerordentliche Talent, das gröſte Glück und das höchſte Unglück nur kleine Abweichungen von dem gewöhnlichen ſind; ſo wird ſich kein Wahnſinn einſchleichen, und wenn er da iſt, nach und nach wieder verſchwinden. Ich habe des alten Mannes Stunden eingetheilt, er unterrichtet einige Kinder auf der Harfe, er hilft im Garten arbeiten, und iſt ſchon viel heiterer. Er wünſcht von dem Kohle zu genieſſen, den er pflanzt, und wünſcht meinen Sohn, dem er die Harfe auf den Todesfall geſchenkt hat, recht emſig zu unterrichten, damit ſie der Knabe ja auch brauchen könne. Als Geiſtlicher ſuche ich ihm über ſeine wunderbaren Scrupel nur wenig zu ſagen, aber ein thätiges Leben führt ſo viele Ereigniſſe herbey, daß er bald fühlen muß: daß jede Art von Zweifel nur durch Wirkſamkeit gehoben werden kann. Ich gehe ſachte zu Werke, wenn ich ihm aber noch ſeinen Bart und ſeine Kutte wegnehmen kann, ſo habe ich viel gewonnen: denn es bringt uns nichts näher dem Wahnſinn, als wenn wir uns vor andern auszeichnen, und nichts erhält ſo ſehr den gemeinen Verſtand, als im allgemeinen Sinne mit vielen Menſchen zu leben. Wie vieles iſt leider nicht in unſerer Erziehung und in unſern bürgerlichen Einrichtungen, wodurch wir uns und unſere Kinder zur Tollheit vorbereiten.

Wilhelm verweilte bey dieſem vernünftigen Manne einige Tage, und erfuhr die intereſſanteſten Geſchichten,

nicht allein von verrückten Menſchen, ſondern auch von ſolchen, die man für klug, ja für weiſe zu halten pflegt, und deren Eigenthümlichkeiten nahe an den Wahnſinn grenzen.

Dreyfach belebt aber war die Unterhaltung, als der Medikus eintrat, der den Geiſtlichen, ſeinen Freund, öfters zu beſuchen, und ihm bey ſeinen menſchenfreundlichen Bemühungen beyzuſtehen pflegte. Es war ein ältlicher Mann, der bey einer ſchwächlichen Geſundheit viele Jahre in Ausübung der edelſten Pflichten zugebracht hatte. Er war ein großer Freund vom Landleben und konnte faſt nicht anders als in freyer Luft ſeyn; dabey war er äußerſt geſellig und thätig, und hatte ſeit vielen Jahren eine beſondere Neigung mit allen Landgeiſtlichen Freundſchaft zu ſtiften. Jedem, an dem er eine nützliche Beſchäftigung kannte, ſuchte er auf alle Weiſe beyzuſtehen; andern, die noch unbeſtimmt waren, ſuchte er eine Liebhaberey einzureden; und da er zugleich mit den Edelleuten, Amtmännern und Gerichtshaltern in Verbindung ſtand, ſo hatte er in Zeit von zwanzig Jahren ſehr viel im Stillen zur Kultur mancher Zweige der Landwirthſchaft beygetragen, und alles was dem Felde, Thieren und Menſchen erſprieslich iſt, in Bewegung gebracht, und ſo die wahrſte Aufklärung befördert. Für den Menſchen, ſagte er, ſey nur das eine ein Unglück, wenn ſich irgend eine Idee bey ihm feſtſetze, die keinen Einfluß

ins thätige Leben habe oder ihn wohl gar vom thätigen Leben abziehe. Ich habe, ſagte er, gegenwärtig einen ſolchen Fall an einem vornehmen und reichen Ehepaar, wo mir bis jetzt noch alle Kunſt mißglückt iſt; faſt gehört der Fall in Ihr Fach, lieber Paſtor, und dieſer junge Mann wird ihn nicht weiter erzählen.

In der Abweſenheit eines vornehmen Mannes verkleidete man mit einem nicht ganz lebenswürdigen Scherze, einen jungen Menſchen in die Hauskleidung dieſes Herren. Seine Gemahlin ſollte dadurch angeführt werden, und ob man mir es gleich nur als eine Poſſe erzählt hat, ſo fürchte ich doch ſehr, man hatte die Abſicht, die edle, liebenswürdige Dame vom rechten Wege abzuleiten. Der Gemahl kommt unvermuthet zurück, tritt in ſein Zimmer, glaubt ſich ſelbſt zu ſehen, und fällt von der Zeit an in eine Melancholie, in der er die Ueberzeugung nährt, daß er bald ſterben werde.

Er überläßt ſich Perſonen, die ihm mit religiöſen Ideen ſchmeicheln, und ich ſehe nicht wie er abzuhalten iſt, mit ſeiner Gemahlin unter die Herrenhuter zu gehen, und den größten Theil ſeines Vermögens, da er keine Kinder hat, ſeinen Verwandten zu entziehen.

Mit ſeiner Gemahlin? rief Wilhelm, den dieſe Erzählung nicht wenig erſchreckt hatte, ungeſtüm aus.

Und leider, verſetzte der Arzt, der in Wilhelms Ausrufung nur eine menſchenfreundliche Theilnahme

zu hören glaubte, iſt dieſe Dame mit einem noch tiefern Kummer behaftet, der ihr eine Entfernung von der Welt nicht widerlich macht. Eben dieſer junge Menſch nimmt Abſchied von ihr, ſie iſt nicht vorſichtig genug eine aufkeimende Neigung zu verbergen; er wird kühn, ſchließt ſie in ſeine Arme, und drückt ihr das große mit Brillianten beſetzte Portrait ihres Gemahls gewaltſam wider die Bruſt. Sie empfindet einen heftigen Schmerz, der nach und nach vergeht, erſt eine kleine Röthe und dann keine Spur zurück läßt. Ich bin als Menſch überzeugt, daß ſie ſich nichts weiter vorzuwerfen hat, ich bin als Arzt gewiß, daß dieſer Druck keine üblen Folgen haben werde, aber ſie läßt ſich nicht ausreden, es ſey eine Verhärtung da, und wenn man ihr durch das Gefühl den Wahn benehmen will, ſo behauptet ſie, nur in dieſem Augenblick ſey nichts zu fühlen; ſie hat ſich feſt eingebildet, es werde dieſes Uebel mit einem Krebsſchaden ſich endigen, und ſo ihre Jugend, ihre Liebenswürdigkeit für ſie und andere völlig verlohren.

Ich unglückſeliger! rief Wilhelm, indem er ſich vor die Stirne ſchlug und aus der Geſellſchaft ins Feld lief. Er hatte ſich noch nie in einem ſolchen Zuſtande befunden.

Der Arzt und der Geiſtliche, über dieſe ſeltſame Entdeckung höchlich erſtaunt, hatten Abends genug mit ihm zu thun, als er zurückkam und bey dem umſtändlichern

lichern Bekenntniß dieſer Begebenheit ſich aufs lebhafteſte anklagte. Beyde Männer nahmen den größten Antheil an ihm, beſonders da er ihnen ſeine übrige Lage nun auch mit ſchwarzen Farben der augenblicklichen Stimmung mahlte.

Den andern Tag ließ ſich der Arzt nicht lange bitten mit ihm nach der Stadt zu gehen, um ihm Geſellſchaft zu leiſten, um Aurelien, die ihr Freund in bedenklichen Umſtänden zurückgelaſſen hatte, wo möglich Hülfe zu verſchaffen.

Sie fanden ſie auch wirklich ſchlimmer, als ſie vermutheten. Sie hatte eine Art von überſpringendem Fieber, dem um ſo weniger beyzukommen war, als ſie die Anfälle nach ihrer Art vorſetzlich unterhielt und verſtärkte. Der Fremde ward nicht als Arzt eingeführt, und betrug ſich ſehr gefällig und klug. Man ſprach über den Zuſtand ihres Körpers und ihres Geiſtes, und der neue Freund erzählte manche Geſchichten, wie Perſonen, ohngeachtet einer ſolchen Kränklichkeit, ein hohes Alter erreichen könnten, nichts aber ſey ſchädlicher in ſolchen Fällen, als eine vorſetzliche Erneuerung leidenſchaftlicher Empfindungen. Beſonders verbarg er nicht, daß er diejenigen Perſonen ſehr glücklich gefunden habe, die bey einer nicht ganz herzuſtellenden kränklichen Anlage wahrhaft religiöſe Geſinnungen bey ſich zu nähren beſtimmt geweſen wären. Er ſagte das auf eine ſehr beſcheidene Weiſe und gleichſam hiſteriſch,

und verſprach dabey ſeinen neuen Freunden eine ſehr intereſſante Lektüre an einem Manuſcript zu verſchaffen, das er aus den Händen einer nunmehr abgeſchiedenen vortrefflichen Freundin erhalten habe. Es iſt mir unendlich werth, ſagte er, und ich vertraue Ihnen das Original ſelbſt an. Nur der Titel iſt von meiner Hand, Bekenntniſſe einer ſchönen Seele.

Ueber diätetiſche und mediziniſche Behandlung der unglücklichen aufgeſpannten Aurelie, vertraute der Arzt Wilhelmen noch ſeinen beſten Rath, verſprach zu ſchreiben und wo möglich ſelbſt wieder zu kommen.

Inzwiſchen hatte ſich in Wilhelms Abweſenheit eine Veränderung vorbereitet, die er nicht vermuthen konnte. Wilhelm hatte während der Zeit ſeiner Regie das ganze Geſchäft mit einer gewiſſen Freyheit und Liberalität behandelt, vorzüglich auf die Sache geſehen, und beſonders bey Kleidungen, Dekorationen und Requiſiten alles reichlich und anſtändig angeſchaft, auch, um den guten Willen der Leute zu erhalten, ihrem Eigennutze geſchmeichelt, da er ihnen durch edlere Motive nicht beykommen konnte; und er fand ſich hierzu um ſo mehr berechtigt, als Serlo ſelbſt keine Anſprüche machte, ein genauer Wirth zu ſeyn, den Glanz ſeines Theaters gerne loben hörte und zufrieden war, wenn Aurelie, welche die ganze Haushaltung führte, nach Abzug aller Koſten, verſicherte, daß ſie keine Schulden habe, und noch ſo viel hergab als nöthig war die

Schulden abzutragen, die Serlo unterdeſſen durch auſſerordentliche Freygebigkeit gegen ſeine Schönen und ſonſt etwa auf ſich geladen haben mochte.

Melina, der indeſſen die Garderobe beſorgte, hatte, kalt und heimtückiſch wie er war, der Sache im ſtillen zugeſehen, und wußte, bey der Entfernung Wilhelms und bey der zunehmenden Krankheit Aureliens, Serlo fühlbar zu machen, daß man eigentlich mehr einnehmen, weniger ausgeben, und entweder etwas zurücklegen oder doch am Ende nach Willkühr noch luſtiger leben könne. Serlo hörte das gern und Melina wagte ſich mit ſeinem Plane hervor.

Ich will, ſagte er, nicht behaupten, daß einer von den Schauſpielern gegenwärtig zu viel Gage hat; es ſind verdienſtvolle Leute und ſie würden an jedem Orte willkommen ſeyn; allein für die Einnahme, die ſie uns verſchaffen, erhalten ſie doch zu viel. Mein Vorſchlag wäre eine Oper einzurichten, und was das Schauſpiel betrifft, ſo muß ich Ihnen ſagen, Sie ſind der Mann allein ein ganzes Schauſpiel auszumachen. Müſſen Sie jetzt nicht ſelbſt erfahren, daß man Ihre Verdienſte verkennt. Nicht, weil Ihre Mitſpieler vortrefflich, ſondern weil ſie gut ſind, läßt man Ihrem auſſerordentlichen Talente keine Gerechtigkeit mehr widerfahren.

Stellen Sie ſich, wie wohl ſonſt geſchehen iſt, nur allein hin, ſuchen Sie mittelmäßige, ja ich darf ſa-

gen ſchlechte Leute für geringe Gage an ſich zu ziehen, ſtutzen Sie das Volk, wie Sie es ſo ſehr verſtehen, im Mechaniſchen zu, wenden Sie das übrige an die Oper und Sie werden ſehen, daß Sie mit derſelben Mühe und mit denſelben Koſten mehr Zufriedenheit erregen, und ungleich mehr Geld als bisher gewinnen werden.

Serlo war zu ſehr geſchmeichelt, als daß ſeine Einwendungen einige Stärke hätten haben ſollen. Er geſtand Melina'n gerne zu, daß er bey ſeiner Liebhaberey zur Muſik längſt ſo etwas gewünſcht habe, doch ſehe er freylich ein, daß die Neigung des Publikums dadurch noch mehr auf Abwege geleitet, und daß bey ſo einer Vermiſchung eines Theaters, das nicht recht Oper nicht recht Schauſpiel ſey, nothwendig der Ueberreſt von Geſchmack an einem beſtimmten und ausführlichen Kunſtwerke ſich völlig verlieren müſſe.

Melina ſcherzte nicht ganz fein über Wilhelms pedantiſche Ideale dieſer Art, über die Anmaßung das Publikum zu bilden, ſtatt ſich von ihm bilden zu laſſen, und beyde vereinigten ſich mit großer Ueberzeugung, daß man nur Geld einnehmen, reich werden oder ſich luſtig machen ſolle, und verbargen ſich kaum, daß ſie nur jener Perſonen los zu ſeyn wünſchten, die ihrem Plane im Wege ſtanden. Melina bedauerte, daß die ſchwächliche Geſundheit Aureliens ihr kein langes Leben verſpreche, dachte aber gerade das Gegentheil.

Serlo ſchien zu beklagen, daß Wilhelm nicht Sänger ſey und gab dadurch zu verſtehen, daß er ihn für bald entbehrlich halte. Melina trat mit einem ganzen Regiſter von Erſparniſſen, die zu machen ſeyen, hervor, und Serlo ſah in ihm ſeinen erſten Schwager dreyfach erſetzt. Sie fühlten wohl, daß ſie ſich über dieſe Unterredung das Geheimniß zuzuſagen hatten, wurden dadurch nur noch mehr aneinander geknüpft und nahmen Gelegenheit, insgeheim über alles was vorkam ſich zu beſprechen, was Aurelie und Wilhelm unternahmen zu tadeln, und ihr neues Projekt in Gedanken immer mehr auszuarbeiten.

So verſchwiegen auch beyde über ihren Plan ſeyn mochten, und ſo wenig ſie durch Worte ſich verriethen, ſo waren ſie doch nicht politiſch genug, in dem Betragen ihre Geſinnungen zu verbergen. Melina widerſetzte ſich Wilhelmen in manchen Fällen, die in ſeinem Kreiſe lagen, und Serlo, der niemals glimpflich mit ſeiner Schweſter umgegangen war, ward nur bitterer, jemehr ihre Kränklichkeit zunahm, und je mehr ſie bey ihren ungleichen, leidenſchaftlichen Launen Schonung verdient hätte.

Zu eben dieſer Zeit nahm man Emilie Galotti vor. Dieſes Stück war ſehr glücklich beſetzt, und alle konnten in dem beſchränkten Kreiſe dieſes Trauerſpiels die ganze Mannigfaltigkeit ihres Spiels zeigen. Serlo war als Marinelli an ſeinem Platze, Odoardo ward ſehr

gut vorgetragen, Madam Melina ſpielte die Mutter mit vieler Einſicht, Elmire zeichnete ſich in der Rolle Emiliens zu ihrem Vortheil aus, Laertes trat als Appiani mit vielem Anſtand auf, und Wilhelm hatte ein Studium von mehreren Monaten auf die Rolle des Prinzen verwendet. Bey dieſer Gelegenheit hatte er, ſowohl mit ſich ſelbſt als mit Serlo und Aurelien, die Frage oft abgehandelt: welch ein Unterſchied ſich zwiſchen einem edlen und vornehmen Betragen zeige, und in wiefern jenes in dieſem, dieſes aber nicht in jenem enthalten zu ſeyn brauche.

Serlo, der ſelbſt als Marinelli den Hofmann rein, ohne Karrikatur vorſtellte, äußerte über dieſen Punkt manchen guten Gedanken. Der vornehme Anſtand, ſagte er, iſt ſchwer nachzuahmen, weil er eigentlich negativ iſt, und eine lange anhaltende Uebung vorausſetzt. Denn man ſoll nicht etwa in ſeinem Benehmen etwas darſtellen, das Würde anzeigt, denn leicht fällt man dadurch in ein förmliches ſtolzes Weſen, man ſoll vielmehr nur alles vermeiden, was Unwürdig, was Gemein iſt, man ſoll ſich nie vergeſſen, immer auf ſich und andere acht haben, ſich nichts vergeben, andern nicht zu viel, nicht zu wenig thun, durch nichts gerührt ſcheinen, durch nichts bewegt werden, ſich niemals übereilen, ſich in jedem Momente zu faſſen wiſſen, und ſo ein äußeres Gleichgewicht erhalten, innerlich mag es ſtürmen wie es will. Der edle Menſch

kann ſich in Momenten vernachläſſigen, der vornehme nie. Dieſer iſt wie ein ſehr wohlgekleideter Mann, er wird ſich nirgends anlehnen, und jedermann wird ſich hüten an ihn zu ſtreichen; er unterſcheidet ſich vor andern, und doch darf er nicht allein ſtehen bleiben; denn wie in jeder Kunſt alſo auch in dieſer, ſoll zuletzt das ſchwerſte mit Leichtigkeit ausgeführt werden, ſo ſoll der Vornehme, ohngeachtet aller Abſonderung, immer mit andern verbunden ſcheinen, nirgends ſteif, überall gewandt ſeyn, immer als der erſte erſcheinen und ſich nie als ein ſolcher aufdringen.

Man ſieht alſo, daß man, um vornehm zu ſcheinen, wirklich vornehm ſeyn müſſe; man ſieht, warum Frauen im Durchſchnitt ſich eher dieſes Anſehen geben können als Männer, warum Hofleute und Soldaten am ſchnellſten zu dieſem Anſtande gelangen.

Wilhelm verzweifelte nun faſt an ſeiner Rolle, allein Serlo half ihm wieder auf, indem er ihm über das Einzelne die feinſten Bemerkungen mittheilte, und ihn dergeſtalt ausſtattete, daß er bey der Aufführung, wenigſtens in den Augen der Menge, einen recht feinen Prinzen darſtellte.

Serlo hatte verſprochen ihm nach der Vorſtellung die Bemerkungen mitzutheilen, die er noch allenfalls über ihn machen würde; allein ein unangenehmer Streit zwiſchen Bruder und Schweſter hinderte jede critiſche Unterhaltung. Aurelie hatte die Rolle der Orſina auf eine Weiſe geſpielt, wie man ſie wohl niemals wieder

ſehen wird. Sie war mit der Rolle überhaupt ſehr bekannt, und hatte ſie in den Proben gleichgültig behandelt; bey der Aufführung ſelbſt aber zog ſie, möchte man ſagen, alle Schleuſen ihres individuellen Kummers auf, und es ward dadurch eine Darſtellung, wie ſie ſich kein Dichter in dem erſten Feuer der Empfindung hätte denken können. Ein unmäßiger Beyfall des Publikums belohnte ihre ſchmerzlichen Bemühungen, aber ſie lag auch halb ohnmächtig in einem Seſſel als man ſie nach der Aufführung aufſuchte.

Serlo hatte ſchon über ihr übertriebenes Spiel, wie er es nannte, und über die Entblößung ihres innerſten Herzens vor dem Publikum, das doch mehr oder weniger mit jener fatalen Geſchichte bekannt war, ſeinen Unwillen zu erkennen gegeben, und, wie er es im Zorn zu thun pflegte, mit den Zähnen gekniſcht und mit den Füßen geſtampft. Laßt ſie, ſagte er, als er ſie von den Uebrigen umgeben in dem Seſſel fand, ſie wird noch eh'ſtens ganz nackt auf das Theater treten, und dann wird erſt der Beyfall recht willkommen ſeyn.

Undankbarer! rief ſie aus, Unmenſchlicher! man wird mich bald nackt dahin tragen, wo kein Beyfall mehr zu unſern Ohren kommt! Mit dieſen Worten ſprang ſie auf und eilte nach der Thüre. Die Magd hatte verſäumt ihr den Mantel zu bringen, die Portechaiſe war nicht da; es hatte geregnet und ein ſehr rauher Wind zog durch die Straßen. Man redete ihr vergebens zu, denn ſie war übermäßig erhitzt; ſie

ging vorsetzlich langsam und lobte die Kühlung, die sie recht begierig einzusaugen schien. Kaum war sie zu Hause, als sie vor Heiserkeit kaum ein Wort mehr sprechen konnte; sie gestand aber nicht, daß sie im Nacken und den Rücken hinab eine völlige Steifigkeit fühlte. Nicht lange so überfiel sie eine Art von Lähmung der Zunge, so daß sie ein Wort fürs andere sprach; man brachte sie zu Bette, durch häufig angewandte Mittel legte sich ein Uebel, indem sich das andere zeigte. Das Fieber ward stark und ihr Zustand gefährlich.

Den andern Morgen hatte sie eine ruhige Stunde. Sie lies Wilhelm rufen und übergab ihm einen Brief. Dieses Blatt, sagte sie, wartet schon lange auf diesen Augenblick. Ich fühle daß das Ende meines Lebens bald heran naht; versprechen Sie mir, daß Sie es selbst abgeben und daß Sie durch wenige Worte mein Leiden an dem Ungetreuen rächen wollen. Er ist nicht fühllos und wenigstens soll ihn mein Tod einen Augenblick schmerzen.

Wilhelm übernahm den Brief, indem er sie jedoch tröstete und den Gedanken des Todes von ihr entfernen wollte.

Nein, versetzte sie, benehmen Sie mir nicht meine nächste Hoffnung. Ich habe ihn lange erwartet und will ihn freudig in die Arme schließen.

Kurz darauf kam das vom Arzt versprochene Manuscript an. Sie ersuchte Wilhelmen ihr daraus vorzulesen, und die Wirkung die es that wird der Leser am besten beurtheilen können, wenn er sich mit dem folgen

den Buche bekannt gemacht hat. Das heftige und trotzige Weſen unſrer armen Freundin ward auf einmal gelindert. Sie nahm den Brief zurück und ſchrieb einen andern, wie es ſchien in ſehr ſanfter Stimmung, auch forderte ſie Wilhelmen auf, ihren Freund, wenn er irgend durch die Nachricht ihres Todes betrübt werden ſollte, zu tröſten, ihm zu verſichern, daß ſie ihm verziehen habe, und daß ſie ihm alles Glück wünſche.

Von dieſer Zeit an war ſie ſehr ſtill und ſchien ſich nur mit wenigen Ideen zu beſchäftigen, die ſie ſich aus dem Manuſcript eigen zu machen ſuchte, woraus ihr Wilhelm von Zeit zu Zeit vorleſen mußte. Die Abnahme ihrer Kräfte war nicht ſichtbar und unvermuthet fand ſie Wilhelm eines Morgens todt, als er ſie beſuchen wollte.

Bei der Achtung die er für ſie gehabt, und bey der Gewohnheit mit ihr zu leben, war ihm ihr Verluſt ſehr ſchmerzlich. Sie war die einzige Perſon, die es eigentlich gut mit ihm meynte, und die Kälte Serlos in der letzten Zeit hatte er nur allzuſehr gefühlt. Er eilte daher die aufgetragene Botſchaft auszurichten und wünſchte ſich auf einige Zeit zu entfernen. Von der andern Seite war für Melina dieſe Abreiſe ſehr erwünſcht, denn dieſer hatte ſich bey der weitläuftigen Correſpondenz, die er unterhielt, gleich mit einem Sänger und einer Sängerin eingelaſſen, die das Publikum einſtweilen durch Zwiſchenſpiele zur künftigen Oper vorbereiten ſollten. Der Verluſt Aureliens und Wilhelms Entfernung ſollten auf

dieſe Weiſe in der erſten Zeit übertragen werden, und unſer Freund war mit allem zufrieden was ihm ſeinen Urlaub auf einige Wochen erleichterte.

Er hatte ſich eine ſonderbar wichtige Idee von ſeinem Auftrage gemacht. Der Tod ſeiner Freundin hatte ihn tief gerührt, und da er ſie ſo frühzeitig von dem Schauplatze abtreten ſah, mußte er nothwendig gegen den, der ihr Leben verkürzt, und dieſes kurze Leben ihr ſo qualvoll gemacht, feindſelig geſinnt ſeyn.

Ohngeachtet der letzten gelinden Worte der Sterbenden, nahm er ſich doch vor bey Ueberreichung des Briefs ein ſtrenges Gericht über den ungetreuen Freund ergehn zu laſſen, und da er ſich nicht einer zufälligen Stimmung vertrauen wollte, dachte er an eine Rede, die in der Ausarbeitung pathetiſcher als billig ward. Nachdem er ſich völlig von der guten Compoſition ſeines Aufſatzes überzeugt hatte, machte er, indem er ihn auswendig lernte, Anſtalt zu ſeiner Abreiſe. Mignon war beym Einpacken gegenwärtig und fragte ihn, ob er nach Süden oder nach Norden reiſe? und als ſie das letzte von ihm erfuhr, ſagte ſie: ſo will ich Dich hier wieder erwarten. Sie bat ihn um die Perlenſchnur Marianens, die er dem lieben Geſchöpf nicht verſagen konnte; das Halstuch hatte ſie ſchon. Dagegen ſteckte ſie ihm den Schleyer des Geiſtes in den Mantelſack, ob er ihr gleich ſagte, daß ihm dieſer Flor zu keinem Gebrauch ſey.

Melina übernahm die Regie, und ſeine Frau verſprach auf die Kinder ein mütterliches Auge zu haben,

von denen sich Wilhelm ungern losriß. Felix war sehr lustig beym Abschiede und als man ihn fragte: was er wolle mitgebracht haben, sagte er: Hore! bringe mir einen Vater mit. Mignon nahm den Scheidenden bey der Hand, und indem sie, auf die Zehen gehoben, ihm einen treuherzigen und lebhaften Kuß, doch ohne Zärtlichkeit, auf die Lippen drückte, sagte sie: Meister! vergiß uns nicht und komm bald wieder.

Und so lassen wir unsern Freund unter tausend Gedanken und Empfindungen seine Reise antreten, und zeichnen hier noch zum Schlusse ein Gedicht auf, das Mignon mit großem Ausdruck einigemal rezitirt hatte, und das wir früher mitzutheilen durch den Drang so mancher sonderbaren Ereignisse verhindert wurden.

Heiß mich nicht reden, heiß mich schweigen,
Denn mein Geheimniß ist mir Pflicht;
Ich möchte dir mein ganzes Innre zeigen,
Allein das Schicksal will es nicht.

Zur rechten Zeit vertreibt der Sonne Lauf
Die finstre Nacht, und sie muß sich erhellen,
Der harte Fels schließt seinen Busen auf
Mißgönnt der Erde nicht die tiefverborgnen Quellen.

Ein jeder sucht im Arm des Freundes Ruh,
Dort kann die Brust in Klagen sich ergießen;
Allein ein Schwur drückt mir die Lippen zu
Und nur ein Gott vermag sie aufzuschließen.

Wilhelm Meisters Lehrjahre.

Sechstes Buch.

Bekenntnisse einer schönen Seele.

Bis in mein achtes Jahr war ich ein ganz gesundes Kind, weiß mich aber von dieser Zeit so wenig zu erinnern, als von dem Tage meiner Geburt. Mit dem Anfange des achten Jahres bekam ich einen Blutsturz und in dem Augenblick war meine Seele ganz Empfindung und Gedächtniß. Die kleinsten Umstände dieses Zufalls stehn mir noch vor Augen als hätte er sich gestern ereignet.

Während des neunmonatlichen Krankenlagers, das ich mit Geduld aushielt, ward, so wie mich dünkt, der Grund zu meiner ganzen Denkart gelegt, indem meinem Geiste die ersten Hülfsmittel gereicht wurden, sich nach seiner eigenen Art zu entwickeln.

Ich litt und liebte, das war die eigentliche Gestalt meines Herzens. In dem heftigsten Husten und abmattenden Fieber war ich stille wie eine Schnecke, die sich in ihr Haus zieht; so bald ich ein wenig Luft hatte,

wollte ich etwas Angenehmes fühlen, und da mir aller übrige Genuß versagt war, suchte ich mich durch Augen und Ohren schadlos zu halten. Man brachte mir Puppenwerk und Bilderbücher, und wer Sitz an meinem Bette haben wollte, mußte mir etwas erzählen.

Von meiner Mutter hörte ich die biblischen Geschichten gern an; der Vater unterhielt mich mit Gegenständen der Natur. Er besaß ein artiges Kabinet. Davon brachte er gelegentlich eine Schublade nach der andern herunter, zeigte mir die Dinge und erklärte sie mir nach der Wahrheit. Getrocknete Pflanzen und Insekten und manche Arten von anatomischen Präparaten, Menschenhaut, Knochen, Mumien und dergleichen kamen auf das Krankenbette der Kleinen; Vögel und Thiere, die er auf der Jagd erlegte, wurden mir vorgezeigt, ehe sie nach der Küche gingen, und damit doch auch der Fürst der Welt eine Stimme in dieser Versammlung behielte, erzählte mir die Tante Liebesgeschichten und Feenmärchen. Alles ward angenommen und alles faßte Wurzel. Ich hatte Stunden, in denen ich mich lebhaft mit dem unsichtbaren Wesen unterhielt, ich weiß noch einige Verse, die ich der Mutter damals in die Feder dictirte.

Oft erzählte ich dem Vater wieder, was ich von ihm gelernt hatte. Ich nahm nicht leicht eine Arzeney, ohne zu fragen, wo wachsen die Dinge, aus denen sie gemacht ist,? Wie sehen sie aus? Wie heißen sie? Aber die Erzählungen meiner Tante waren auch nicht auf ei-

nen

nen Stein gefallen. Ich dachte mich in ſchöne Kleider und begegnete den allerliebſten Prinzen, die nicht ruhen noch raſten konnten, bis ſie wußten, wer die unbekannte Schöne war. Ein ähnliches Abenteuer mit einem reizenden kleinen Engel, der in weißem Gewand und goldnen Flügeln ſich ſehr um mich bemühte, ſetzte ich ſo lange fort, daß meine Einbildungskraft ſein Bild faſt bis zur Erſcheinung erhöhte.

Nach Jahresfriſt war ich ziemlich wieder hergeſtellt; aber es war mir aus der Kindheit nichts Wildes übrig geblieben. Ich konnte nicht einmal mit Puppen ſpielen, ich verlangte nach Weſen, die meine Liebe erwiederten. Hunde, Katzen und Vögel, dergleichen mein Vater von allen Arten ernährte, vergnügten mich ſehr; aber was hätte ich nicht gegeben, ein Geſchöpf zu beſitzen, das in einem der Mährchen meiner Tante eine ſehr wichtige Rolle ſpielte. Es war ein Schäfchen, das von einem Bauermädchen in dem Walde aufgefangen und ernährt worden war, aber in dieſem artigen Thiere ſtack ein verwünſchter Prinz, der ſich endlich wieder als ſchöner Jüngling zeigte und ſeine Wohlthäterin durch ſeine Hand belohnte. So ein Schäfchen hätte ich gar zu gerne beſeſſen!

Nun wollte ſich aber keines finden, und da alles neben mir ſo ganz natürlich zuging, muſte mir nach und nach die Hoffnung auf einen ſo köſtlichen Beſitz faſt vergehen. Unterdeſſen tröſtete ich mich, indem ich ſolche

Bücher las, in denen wunderbare Begebenheiten beschrieben wurden. Unter allen war mir der christliche deutsche Herkules der liebste; die andächtige Liebesgeschichte war ganz nach meinem Sinne. Begegnete seiner Valiska irgend etwas, und es begegneten ihr grausame Dinge, so betete er erst, eh er ihr zu Hülfe eilte, und die Gebete standen ausführlich im Buche. Wie wohl gefiel mir das! Mein Hang zu dem Unsichtbaren, den ich immer auf eine dunkle Weise fühlte, ward dadurch nur vermehrt; denn ein für allemal sollte Gott auch mein Vertrauter seyn.

Als ich weiter heran wuchs, las ich, der Himmel weiß was, alles durch einander; aber die römische Octavia behielt vor allen den Preis. Die Verfolgungen der ersten Christen in einen Roman gekleidet, erregten bey mir das lebhafteste Interesse.

Nun fing die Mutter an über das stete Lesen zu schmälen; der Vater nahm ihr zu Liebe mir einen Tag die Bücher aus der Hand und gab sie mir den andern wieder. Sie war klug genug zu bemerken, daß hier nichts auszurichten war, und drang nur darauf, daß auch die Bibel eben so fleißig gelesen wurde. Auch dazu ließ ich mich nicht treiben, und ich las die heiligen Bücher mit vielem Antheil. Dabey war meine Mutter immer sorgfältig, daß keine verführerischen Bücher in meine Hände kämen, und ich selbst würde jede schändliche Schrift aus der Hand geworfen haben; denn meine Prinzen und

Prinzeſſinnen waren alle äußerſt tugendhaft, und ich wußte übrigens von der natürlichen Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts mehr als ich merken ließ, und hatte es meiſtens aus der Bibel gelernt. Bedenkliche Stellen hielt ich mit Worten und Dingen die mir vor Augen kamen zuſammen, und brachte bey meiner Wißbegierde und Combinationsgabe die Wahrheit glücklich heraus. Hätte ich von Hexen gehört, ſo hätte ich auch mit der Hexerey bekannt werden müſſen.

Meiner Mutter und dieſer Wißbegierde hatte ich es zu danken, daß ich bey dem heftigen Hang zu Büchern doch kochen lernte; aber dabey war etwas zu ſehen. Ein Huhn, ein Ferkel aufzuſchneiden, war für mich ein Feſt. Dem Vater brachte ich die Eingeweide und er redete mit mir darüber wie mit einem jungen Studenten, und pflegte mich oft mit inniger Freude ſeinen mißrathenen Sohn zu nennen.

Nun war das zwölfte Jahr zurückgelegt. Ich lernte franzöſiſch, tanzen und zeichnen, und erhielt den gewöhnlichen Religionsunterricht. Bey dem letzten wurden manche Empfindungen und Gedanken rege, aber nichts was ſich auf meinen Zuſtand bezogen hätte. Ich hörte gern von Gott reden, ich war ſtolz darauf beſſer als meinesgleichen von ihm reden zu können; ich las nun mit Eifer manche Bücher, die mich in den Stand ſetzten von Religion zu ſchwatzen, aber nie fiel es mir ein zu denken, wie es denn mit mir ſtehe, ob

meine Sache so gestaltet sey, ob sie einem Spiegel gleiche, von dem die ewige Sonne wieder glänzen könnte; das hatte ich ein für allemal schon vorausgesetzt.

Französisch lernte ich mit vieler Begierde. Mein Sprachmeister war ein wackrer Mann. Er war nicht ein leichtsinniger Empiriker, nicht ein trockner Grammatiker; er hatte Wissenschaften, er hatte die Welt gesehen. Zugleich mit dem Sprachunterrichte sättigte er meine Wißbegierde auf mancherley Weise. Ich liebte ihn so sehr, daß ich seine Ankunft immer mit Herzklopfen erwartete. Das Zeichnen fiel mir nicht schwer, und ich würde es weiter gebracht haben, wenn mein Meister Kopf und Kenntnisse gehabt hätte; er hatte aber nur Hände und Uebung.

Tanzen war Anfangs nur meine geringste Freude; mein Körper war zu empfindlich und ich lernte nur in der Gesellschaft meiner Schwester. Durch den Einfall unsers Tanzmeisters allen seinen Schülern und Schülerinnen einen Ball zu geben, ward aber die Lust zu dieser Uebung ganz anders belebt.

Unter vielen Knaben und Mädchen zeichneten sich zwey Söhne des Hofmarschalls aus; der jüngste so alt wie ich, der andere zwey Jahr älter; Kinder von einer solchen Schönheit, daß sie nach dem allgemeinen Geständniß alles übertrafen, was man je von schönen Kindern gesehen hatte. Auch ich hatte sie kaum erblickt, so sah ich niemand mehr vom ganzen Haufen. In dem

Augenblicke tanzte ich mit Aufmerksamkeit und wünschte schön zu tanzen. Wie es kam, daß auch diese Knaben unter allen andern mich vorzüglich bemerkten? — Genug in der ersten Stunde waren wir die besten Freunde, und die kleine Lustbarkeit ging noch nicht zu Ende, so hatten wir schon ausgemacht, wo wir uns nächstens wieder sehen wollten. Eine große Freude für mich! aber ganz entzückt war ich, als beyde den andern Morgen jeder in einem gallanten Billet, das mit einem Blumenstrauß begleitet war, sich nach meinem Befinden erkundigten. So fühlte ich nie mehr, wie ich da fühlte! Artigkeiten wurden mit Artigkeiten, Briefchen mit Briefchen erwiedert. Kirche und Premenaden wurden von nun an zu Rendezvous; unsre jungen Bekannten luden uns schon jederzeit zusammen ein, wir aber waren schlau genug, die Sache dergestalt zu verdecken, daß die Eltern nicht mehr davon einsahen, als wir für gut hielten.

Nun hatte ich auf einmal zwey Liebhaber bekommen. Ich war für keinen entschieden; sie gefielen mir beyde, und wir standen aufs beste zusammen. Auf einmal ward der Aelteste sehr krank; ich war selbst schon oft sehr krank gewesen und wußte den Leidenden durch Uebersendung mancher Artigkeiten und für einen Kranken schicklicher Leckerbissen zu erfreuen, daß seine Eltern die Aufmerksamkeit dankbar erkannten, der Bitte des lieben Sohns Gehör gaben und mich sammt meinen Schwe-

ſtern, ſobald er nur das Bette verlaſſen hatte, zu ihm einluden. Die Zärtlichkeit, womit er mich empfing, war nicht kindiſch, und von dem Tage an war ich für ihn entſchieden. Er warnte mich gleich, vor ſeinem Bruder geheim zu ſeyn; allein das Feuer war nicht mehr zu verbergen, und die Eiferſucht des Jüngſten machte den Roman vollkommen. Er ſpielte uns tauſend Streiche, mit Luſt vernichtete er unſre Freude, und vermehrte dadurch die Leidenſchaft, die er zu zerſtören ſuchte.

Nun hatte ich denn wirklich das gewünſchte Schäfchen gefunden, und dieſe Leidenſchaft hatte, wie ſonſt eine Krankheit, die Wirkung auf mich, daß ſie mich ſtill machte und mich von der ſchwärmenden Freude zurück zog. Ich war einſam und gerührt, und Gott fiel mir wieder ein. Er blieb mein Vertrauter, und ich weiß wohl, mit welchen Thränen ich für den Knaben, der fortkränkelte, zu beten anhielt.

So viel kindiſches in dem Vorgang war, ſo viel trug er zur Bildung meines Herzens bey. Unſerm franzöſiſchen Sprachmeiſter mußten wir täglich, ſtatt der ſonſt gewöhnlichen Ueberſetzung, Briefe von unſrer eignen Erfindung ſchreiben. Ich brachte meine Liebesgeſchichte unter dem Namen Phyllis und Damon zu Markte. Der Alte ſah bald durch, und um mich treuherzig zu machen, lobte er meine Arbeit gar ſehr. Ich wurde immer kühner, ging offenherzig heraus und war bis ins Detail der Wahrheit getreu. Ich weiß nicht

mehr, bey welcher Stelle er einſt Gelegenheit nahm, zu ſagen: wie das artig, wie das natürlich iſt! Aber die gute Phyllis mag ſich in Acht nehmen, es kann bald ernſthaft werden.

Mich verdroß, daß er die Sache nicht ſchon für ernſthaft hielt, und fragte ihn piquirt, was er unter ernſthaft verſtehe? Er ließ ſich nicht zweymal fragen, und erklärte ſich ſo deutlich, daß ich meinen Schrecken kaum verbergen konnte. Doch da ſich gleich darauf bey mir der Verdruß einſtellte, und ich ihm übel nahm, daß er ſolche Gedanken hegen könne, faßte ich mich, wollte meine Schöne rechtfertigen und ſagte mit feuerrothen Wangen: aber mein Herr, Phyllis iſt ein ehrbares Mädchen.

Nun war er boshaft genug, mich mit meiner ehrbaren Heldin aufzuziehen, und, indem wir franzöſiſch ſprachen, mit dem „honête“ zu ſpielen, um die Ehrbarkeit der Phyllis durch alle Bedeutungen durchzuführen. Ich fühlte das Lächerliche und war äuſſerſt verwirrt. Er, der mich nicht furchtſam machen wollte, brach ab, brachte aber das Geſpräch bey andern Gelegenheiten wieder auf die Bahn. Schauſpiele und kleine Geſchichten, die ich bey ihm las und überſetzte, gaben ihm oft Anlaß zu zeigen, was für ein ſchwacher Schutz die ſogenannte Tugend gegen die Aufforderungen eines Affekts ſey. Ich widerſprach nicht mehr, ärgerte mich aber immer heimlich, und ſeine Anmerkungen wurden mir zur Laſt.

Mit meinem guten Damon kam ich auch nach und nach aus aller Verbindung. Die Chikanen des jüngſten hatten unſern Umgang zerriſſen. Nicht lange Zeit darauf ſtarben beyde blühende Jünglinge. Es that mir weh, aber bald waren ſie vergeſſen.

Phyllis wuchs nun ſchnell heran, war ganz geſund und fing an die Welt zu ſehen. Der Erbprinz vermählte ſich und trat bald darauf nach dem Tode ſeines Vaters die Regierung an. Hof und Stadt waren in lebhafter Bewegung. Nun hatte meine Neugierde mancherley Nahrung. Nun gab es Comödien, Bälle und was ſich daran anſchließt, und ob uns gleich die Eltern ſo viel als möglich zurück hielten, ſo mußte man doch bey Hof, wo ich eingeführt war, erſcheinen. Die Fremden ſtrömten herbey, in allen Häuſern war große Welt, an uns ſelbſt waren einige Cavaliere empfohlen und andre introduzirt, und bey meinem Oheim waren alle Nationen anzutreffen.

Mein ehrlicher Mentor fuhr fort, mich auf eine beſcheidene und doch treffende Weiſe zu warnen, und ich nahm es ihm immer heimlich übel. Ich war keineswegs von der Wahrheit ſeiner Behauptung überzeugt, und vielleicht hatte ich auch damals Recht, vielleicht hatte er Unrecht, die Frauen unter allen Umſtänden für ſo ſchwach zu halten; aber er redete zugleich ſo zudringlich, daß mir einſt bange wurde, er möchte Recht haben, da ich denn ſehr lebhaft zu ihm ſagte:

weil die Gefahr so groß und das menschliche Herz so schwach ist, so will ich Gott bitten, daß er mich bewahre.

Die naive Antwort schien ihn zu freuen; er lobte meinen Vorsatz; aber es war bey mir nichts weniger als ernstlich gemeynt; diesmal war es nur ein leeres Wort; denn die Empfindungen für den Unsichtbaren waren bey mir fast ganz verloschen. Der große Schwarm, mit dem ich umgeben war, zerstreute mich und riß mich wie ein starker Strom mit fort. Es waren die leersten Jahre meines Lebens. Tagelang von nichts zu reden, keinen gesunden Gedanken zu haben, und nur zu schwärmen, das war meine Sache. Nicht einmal der geliebten Bücher wurde gedacht. Die Leute, mit denen ich umgeben war, hatten keine Ahndung von Wissenschaften; es waren deutsche Hofleute und diese Klasse hatte damals nicht die mindeste Kultur.

Ein solcher Umgang, sollte man denken, hätte mich an den Rand des Verderbens führen müssen. Ich lebte in sinnlicher Munterkeit nur so hin, ich sammelte mich nicht, ich betete nicht, ich dachte nicht an mich noch an Gott; aber ich seh' es als eine Führung an, daß mir keiner von den vielen schönen, reichen und wohlgekleideten Männern gefiel. Sie waren liederlich und versteckten es nicht, das schreckte mich zurück; ihr Gespräch zierten sie mit Zweydeutigkeiten, das beleidigte mich und ich hielt mich kalt gegen sie; ihre Unart über-

ſtieg manchmal allen Glauben, und ich erlaubte mir grob zu ſeyn.

Ueberdieß hatte mir mein Alter einmal vertraulich eröffnet, daß mit den meiſten dieſer leidigen Burſche nicht allein die Tugend, ſondern auch die Geſundheit eines Mädchens in Gefahr ſey. Nun graute mir erſt vor ihnen, und ich war ſchon beſorgt, wenn mir einer auf irgend eine Weiſe zu nahe kam. Ich hüthete mich vor Gläſern und Taſſen wie vor dem Stuhle, von dem einer aufgeſtanden war. Auf dieſe Weiſe war ich moraliſch und phyſiſch ſehr iſolirt, und alle die Artigkeiten, die ſie mir ſagten, nahm ich ſtolz für ſchuldigen Weihrauch auf.

Unter den Fremden, die ſich damals bei uns aufhielten, zeichnete ſich ein junger Mann beſonders aus, den wir im Scherz Narciß nannten. Er hatte ſich in der diplomatiſchen Laufbahn guten Ruf erworben, und hoffte bey verſchiedenen Veränderungen, die an unſerm neuen Hofe vorgingen, vortheilhaft placirt zu werden. Er ward mit meinem Vater bald bekannt, und ſeine Kenntniſſe und ſein Betragen öffneten ihm den Weg in eine geſchloſſene Geſellſchaft der würdigſten Männer. Mein Vater ſprach viel zu ſeinem Lobe, und ſeine ſchöne Geſtalt hätte noch mehr Eindruck gemacht, wenn ſein ganzes Weſen nicht eine Art von Selbſtgefälligkeit gezeigt hätte. Ich hatte ihn geſehen, dachte gut von ihm, aber wir hatten uns nie geſprochen.

Auf einem groſſen Balle, auf dem er ſich auch befand, tanzten wir eine Menuet zuſammen; auch das ging ohne nähere Bekanntſchaft ab. Als die heftigen Tänze angingen, die ich meinem Vater zu Liebe, der für meine Geſundheit beſorgt war, zu vermeiden pflegte, begab ich mich in ein Nebenzimmer, und unterhielt mich mit ältern Freundinnen, die ſich zum Spiele geſetzt hatten.

Narciß, der eine Weile mit herumgeſprungen war, kam auch einmal in das Zimmer, in dem ich mich befand, und fing, nachdem er ſich von einem Naſenbluten, das ihn beym Tanzen überfiel, erholt hatte, mit mir über mancherley zu ſprechen an. Binnen einer halben Stunde war der Diſcours ſo intereſſant, ob ſich gleich keine Spur von Zärtlichkeit drein miſchte, daß wir nun beyde das Tanzen nicht mehr vertragen konnten. Wir wurden bald von den andern darüber geneckt, ohne daß wir uns dadurch irre machen ließen. Den andern Abend kannten wir unſer Geſpräch wieder anknüpfen und ſchonten unſre Geſundheit ſehr.

Nun war die Bekanntſchaft gemacht. Narciß wartete mir und meinen Schweſtern auf, und nun fing ich erſt wieder an gewahr zu werden, was ich alles wußte, worüber ich gedacht, was ich empfunden hatte, und worüber ich mich im Geſpräche auszudrücken verſtand. Mein neuer Freund, der von jeher in der beſten Geſellſchaft geweſen war, hatte außer dem hiſtoriſchen und

politiſchen Fache, das er ganz überſah, ſehr ausgebreitete literariſche Kenntniſſe, und ihm blieb nichts Neues, beſonders was in Frankreich herauskam, unbekannt. Er brachte und ſendete mir manch angenehmes Buch, doch das mußte geheimer als ein verbotenes Liebesverſtändniß gehalten werden. Man hatte die gelehrten Weiber lächerlich gemacht, und man wollte auch die unterrichteten nicht leiden, wahrſcheinlich, weil man für unhöflich hielt, ſo viel unwiſſende Männer beſchämen zu laſſen. Selbſt mein Vater, dem dieſe neue Gelegenheit, meinen Geiſt auszubilden, ſehr erwünſcht war, verlangte ausdrücklich, daß dieſes literariſche Commerz ein Geheimniß bleiben ſollte.

So währte unſer Umgang beynahe Jahr und Tag, und ich konnte nicht ſagen, daß Narciß auf irgend eine Weiſe Liebe oder Zärtlichkeit gegen mich geäußert hätte. Er blieb artig und verbindlich, aber zeigte keinen Affekt, vielmehr ſchien der Reiz meiner jüngſten Schweſter, die damals auſſerordentlich ſchön war, ihn nicht gleichgültig zu laſſen. Er gab ihr im Scherze allerley freundliche Namen aus fremden Sprachen, deren mehrere er ſehr gut ſprach, und deren eigenthümliche Redensarten er gern ins deutſche Geſpräch miſchte. Sie erwiederte ſeine Artigkeiten nicht ſonderlich; ſie war von einem andern Fädchen gebunden, und da ſie überhaupt ſehr raſch und er empfindlich war, ſo wurden ſie nicht ſel-

ten über Kleinigkeiten uneins. Mit der Mutter und den Tanten wußte er ſich gut zu halten, und ſo war er nach und nach ein Glied der Familie geworden.

Wer weiß wie lange wir noch auf dieſe Weiſe fortgelebt hätten, wären durch einen ſonderbaren Zufall unſere Verhältniſſe nicht auf einmal verändert worden. Ich ward mit meinen Schweſtern in ein gewiſſes Haus gebeten, wohin ich nicht gerne ging. Die Geſellſchaft war zu gemiſcht, und es fanden ſich dort oft Menſchen, wo nicht vom rohſten doch vom plattſten Schlage, mit ein; dießmal war Narciß auch mit geladen, und um ſeinetwillen war ich geneigt hin zu gehen; denn ich war doch gewiß jemanden zu finden, mit dem ich mich auf meine Weiſe unterhalten konnte. Schon bey Tafel hatten wir manches auszuſtehen, denn einige Männer hatten ſtark getrunken; nach Tiſche ſollten und mußten Pfänder geſpielt werden. Es ging dabey ſehr rauſchend und lebhaft zu. Narciß hatte ein Pfand zu löſen; man gab ihm auf, der ganzen Geſellſchaft etwas ins Ohr zu ſagen, das jedermann angenehm wäre. Er mochte ſich bey meiner Nachbarin, der Frau eines Hauptmanns, zu lange verweilen. Auf einmal gab ihm dieſer eine Ohrfeige, daß mir, die ich gleich daran ſaß, der Puder in die Augen flog. Als ich die Augen ausgewiſcht und mich vom Schrecken einigermaßen erholt hatte, ſah ich beyde Männer mit

bloßen Degen. Narciß blutete, und der andere, außer ſich von Wein, Zorn und Eiferſucht, konnte kaum von der ganzen übrigen Geſellſchaft zurück gehalten werden. Ich nahm Narciſſen beym Arm und führte ihn zur Thüre hinaus eine Treppe hinauf in ein ander Zimmer, und weil ich meinen Freund vor ſeinem tollen Gegner nicht ſicher glaubte, riegelte ich die Thüre ſogleich zu.

Wir hielten beyde die Wunde nicht für ernſthaft, denn wir ſahen nur einen leichten Hieb über die Hand; bald aber wurden wir einen Strom von Blut, der den Rücken hinunterfloß, gewahr, und es zeigte ſich eine große Wunde auf dem Kopfe. Nun ward mir bange. Ich eilte auf den Vorplatz um nach Hülfe zu ſchicken, konnte aber niemand anſichtig werden, denn alles war unten geblieben, den raſenden Menſchen zu bändigen. Endlich kam eine Tochter des Hauſes heraufgeſprungen und ihre Munterkeit ängſtigte mich nicht wenig, da ſie ſich über den tollen Spektakel und über die verfluchte Comödie faſt zu Tode lachen wollte. Ich bat ſie dringend mir einen Wundarzt zu ſchaffen, und ſie, nach ihrer wilden Art, ſprang gleich die Treppe hinunter, ſelbſt einen zu holen.

Ich ging wieder zu meinem Verwundeten, band ihm mein Schnupftuch um die Hand, und ein Halstuch, das an der Thüre hing, um den Kopf. Er blutete noch immer heftig, der Verwundete erblaßte und

ſchien in Ohnmacht zu ſinken. Niemand war in der Nähe, der mir hätte beyſtehen können; ich nahm ihn ſehr ungezwungen in den Arm und ſuchte ihn durch Streicheln und Schmeicheln aufzumuntern. Es ſchien die Wirkung eines geiſtigen Heilmittels zu thun; er blieb bey ſich, aber ſaß todtenbleich da.

Nun kam endlich die thätige Hausfrau und wie erſchrack ſie, als ſie den Freund in dieſer Geſtalt in meinen Armen liegen und uns alle beyde mit Blut überſtrömt ſah: denn niemand hatte ſich vorgeſtellt, daß Narciß verwundet ſey, alle meynten, ich habe ihn glücklich hinaus gebracht.

Nun war Wein, wohlriechendes Waſſer und was nur erquicken und erfriſchen konnte, im Ueberfluß da, nun kam auch der Wundarzt und ich hätte wohl abtreten können; allein Narciß hielt mich feſt bey der Hand, und ich wäre ohne gehalten zu werden ſtehen geblieben. Ich fuhr während des Verbandes fort, ihn mit Wein anzuſtreichen und achtete es wenig, daß die ganze Geſellſchaft nunmehr umher ſtand. Der Wundarzt hatte geendigt, der Verwundete nahm einen ſtummen verbindlichen Abſchied von mir und wurde nach Hauſe getragen.

Nun führte mich die Hausfrau in ihr Schlafzimmer; ſie mußte mich ganz auskleiden und ich darf nicht verſchweigen, daß ich, da man ſein Blut von meinem Körper abwuſch, zum erſtenmal zufällig im

Spiegel gewahr wurde, daß ich mich auch ohne Hülle für schön halten durfte. Ich konnte keines meiner Kleidungsstücke wieder anziehn, und da die Personen im Hause alle kleiner oder stärker waren als ich, so kam ich in einer seltsamen Verkleidung zum größten Erstaunen meiner Eltern nach Hause. Sie waren über mein Schrecken, über die Wunden des Freundes, über den Unsinn des Hauptmanns, über den ganzen Vorfall äusserst verdrießlich. Wenig fehlte, so hätte mein Vater selbst, seinen Freund auf der Stelle zu rächen, den Hauptmann herausgefordert. Er schalt die anwesenden Herren, daß sie ein solches meuchlerisches Beginnen nicht auf der Stelle geahndet; denn es war nur zu offenbar, daß der Hauptmann sogleich nachdem er geschlagen, den Degen gezogen und Narcissen von hinten verwundet habe; der Hieb über die Hand war erst geführt worden, als Narciß selbst zum Degen griff. Ich war unbeschreiblich alterirt und afficirt, oder wie soll ich es ausdrücken; der Affekt, der im tiefsten Grunde des Herzens ruhte, war auf einmal losgebrochen, wie eine Flamme, welche Luft bekömmt. Und wenn Lust und Freude sehr geschickt sind, die Liebe zuerst zu erzeugen und im Stillen zu nähren; so wird sie, die von Natur herzhaft ist, durch den Schrecken am leichtesten angetrieben, sich zu entscheiden und zu erklären. Man gab dem Töchterchen Arzney ein und legte es zu

Bet-

Bette. Mit dem früheſten Morgen eilte mein Vater zu dem verwundeten Freund, der an einem ſtarken Wundfieber recht krank darnieder lag.

Mein Vater ſagte mir wenig von dem, was er mit ihm geredet hatte, und ſuchte mich wegen der Folgen, die dieſer Vorfall haben könnte, zu beruhigen. Es war die Rede, ob man ſich mit einer Abbitte begnügen könne, ob die Sache gerichtlich werden müſſe und was dergleichen mehr war. Ich kannte meinen Vater zu wohl, als daß ich ihm geglaubt hätte, daß er dieſe Sache ohne Zweykampf geendigt zu ſehen wünſchte; allein ich blieb ſtill, denn ich hatte von meinem Vater früh gelernt, daß Weiber in ſolche Händel ſich nicht zu miſchen hätten. Uebrigens ſchien es nicht, als wenn zwiſchen den beyden Freunden etwas vorgefallen wäre, das mich betroffen hätte; doch bald vertraute mein Vater den Inhalt ſeiner weitern Unterredung meiner Mutter. Narciß, ſagte er, ſey äuſſerſt gerührt von meinem geleiſteten Beyſtand, habe ihn umarmt, ſich für meinen ewigen Schuldner erklärt, bezeigt, er verlange kein Glück, wenn er es nicht mit mir theilen ſollte, er habe ſich die Erlaubniß ausgebeten, ihn als Vater anſehn zu dürfen. Mama ſagte mir das alles treulich wieder, hängte aber die wohlmeynende Erinnerung daran, auf ſo etwas, das in der erſten Bewegung geſagt werden, dürfe man ſo ſehr nicht achten.

Ja freylich, antwortete ich mit angenommener Kälte, und fühlte der Himmel weiß was und wieviel dabey.

Narciß blieb zwey Monate krank, konnte wegen der Wunde an der rechten Hand nicht einmal schreiben, bezeigte mir aber inzwischen sein Andenken durch die verbindlichste Aufmerksamkeit. Alle diese mehr als gewöhnlichen Höflichkeiten hielt ich mit dem, was ich von der Mutter erfahren hatte, zusammen, und beständig war mein Kopf voller Grillen. Die ganze Stadt unterhielt sich von der Begebenheit. Man sprach mit mir davon in einem besondern Tone, man zog Folgerungen daraus, die, so sehr ich sie abzulehnen suchte, mir immer sehr nahe gingen. Was vorher Tändeley und Gewohnheit gewesen war, ward nun Ernst und Neigung. Die Unruhe in der ich lebte, war um so heftiger, je sorgfältiger ich sie vor allen Menschen zu verbergen suchte. Der Gedanke ihn zu verlieren, erschreckte mich, und die Möglichkeit einer nähern Verbindung machte mich zittern. Der Gedanke des Ehestandes hat für ein halbkluges Mädchen gewiß etwas Schreckhaftes.

Durch diese heftigen Erschütterungen ward ich wieder an mich selbst erinnert. Die bunten Bilder eines zerstreuten Lebens, die mir sonst Tag und Nacht vor den Augen schwebten, waren auf einmal weggeblasen. Meine Seele fing wieder an sich zu regen; allein die sehr unterbrochene Bekanntschaft mit dem unsichtbaren Freun-

de war ſo leicht nicht wieder hergeſtellt. Wir blieben noch immer in ziemlicher Entfernung; es war wieder etwas, aber gegen ſonſt ein groſſer Unterſchied.

Ein Zweykampf, worin der Hauptmann ſtark verwundet wurde, war verüber, ohne daß ich etwas davon erfahren hatte, und die öffentliche Meynung war in jedem Sinne auf der Seite meines Geliebten, der endlich wieder auf dem Schauplatze erſchien. Vor allen Dingen ließ er ſich mit verbundnem Haupt und eingewickelter Hand in unſer Haus tragen. Wie klopfte mir das Herz bey dieſem Beſuche! Die ganze Familie war gegenwärtig; es blieb auf beyden Seiten nur bey allgemeinen Dankſagungen und Höflichkeiten, doch fand er Gelegenheit mir einige geheime Zeichen ſeiner Zärtlichkeit zu geben, wodurch meine Unruhe nur zu ſehr vermehrt ward. Nachdem er ſich völlig wieder erholt, beſuchte er uns den ganzen Winter auf eben dem Fuß wie ehemals, und bey allen leiſen Zeichen von Empfindung und Liebe, die er mir gab, blieb alles unerörtert.

Auf dieſe Weiſe ward ich in ſteter Uebung gehalten. Ich konnte mich keinem Menſchen vertrauen und von Gott war ich zu weit entfernt. Ich hatte dieſen während vier wilder Jahre ganz vergeſſen, nun dachte ich dann und wann wieder an ihn, aber die Bekanntſchaft war erkaltet; es waren nur Cerimonienviſiten, die ich ihm machte, und da ich überdies, wenn ich vor ihm er-

ſchien, immer ſchöne Kleider anlegte, meine Tugend, Ehrbarkeit und Vorzüge, die ich vor andern zu haben glaubte, ihm mit Zufriedenheit vorwies; ſo ſchien er mich in dem Schmucke gar nicht zu bemerken.

Ein Höfling würde, wenn ſein Fürſt, von dem er ſein Glück erwartet, ſich ſo gegen ihn betrüge, ſehr beunruhigt werden; mir aber war nicht übel dabey zu Muthe, ich hatte was ich brauchte, Geſundheit und Bequemlichkeit, wollte ſich Gott mein Andenken gefallen laſſen, ſo war es gut, wo nicht, ſo glaubte ich doch meine Schuldigkeit gethan zu haben.

So dachte ich freylich damals nicht von mir; aber es war doch die wahrhafte Geſtalt meiner Seele. Meine Geſinnungen zu ändern und zu reinigen waren aber auch ſchon Anſtalten gemacht.

Der Frühling kam heran, und Narciß beſuchte mich unangemeldet zu einer Zeit, da ich ganz allein zu Hauſe war. Nun erſchien er als Liebhaber und fragte mich, ob ich ihm mein Herz, und wenn er eine ehrenvolle wohlbeſoldete Stelle erhielte, auch dereinſt meine Hand ſchenken wollte?

Man hatte ihn zwar in unſre Dienſte genommen; allein Anfangs hielt man ihn, weil man ſich vor ſeinem Ehrgeiz fürchtete, mehr zurück, als daß man ihn ſchnell empor gehoben hätte, und ließ ihn, weil er eignes Vermögen hatte, bey einer kleinen Beſoldung.

Bey aller meiner Neigung zu ihm wußte ich, daß er der Mann nicht war, mit dem man ganz gerade handeln konnte. Ich nahm mich daher zuſammen und verwies ihn an meinen Vater, an deſſen Einwilligung er nicht zu zweifeln ſchien, und mit mir erſt auf der Stelle einig ſeyn wollte. Endlich ſagte ich Ja, indem ich die Beyſtimmung meiner Eltern zur nothwendigen Bedingung machte. Er ſprach alsdann mit beyden förmlich; ſie zeigten ihre Zufriedenheit, man gab ſich das Wort auf den bald zu hoffenden Fall, daß man ihn weiter avanciren werde. Schweſtern und Tanten wurden davon benachrichtigt, und ihnen das Geheimnis auf das ſtrengſte anbefohlen.

Nun war aus einem Liebhaber ein Bräutigam geworden. Die Verſchiedenheit zwiſchen beyden zeigte ſich ſehr groß. Könnte jemand die Liebhaber aller wohldenkenden Mädchen in Bräutigame verwandeln, ſo wäre es eine groſſe Wohlthat für unſer Geſchlecht, ſelbſt wenn auf dieſes Verhältniß keine Ehe erfolgen ſollte. Die Liebe zwiſchen beyden Perſonen nimmt dadurch nicht ab, aber ſie wird vernünftiger. Unzählige kleine Thorheiten, alle Koketterien und Launen fallen gleich hinweg. Aeuſſert uns der Bräutigam, daß wir ihm in einer Morgenhaube beſſer als in dem ſchönſten Aufſatze gefallen, dann wird einem wohldenkenden Mädchen gewiß die Friſur gleichgültig, und es iſt nichts natürlicher, als daß er auch ſolid denkt, und lieber ſich eine Hausfrau als der Welt

eine Putzdocke zu bilden wünſcht. Und ſo geht es durch alle Fächer durch.

Hat ein ſolches Mädchen dabey das Glück, daß ihr Bräutigam Verſtand und Kenntniſſe beſitzt, ſo lernt ſie mehr als hohe Schulen und fremde Länder geben können. Sie nimmt nicht nur alle Bildung gern an, die er ihr giebt, ſondern ſie ſucht ſich auch auf dieſem Wege ſo immer weiter zu bringen. Die Liebe macht vieles Unmögliche möglich, und endlich geht die dem weiblichen Geſchlecht ſo nöthige und anſtändige Unterwerfung ſogleich an; der Bräutigam herrſcht nicht wie der Ehemann; er bittet nur, und ſeine Geliebte ſucht ihm abzumerken, was er wünſcht, um es noch eher zu vollbringen als er bittet.

So hat mich die Erfahrung gelehrt, was ich nicht um vieles miſſen möchte. Ich war glücklich, wahrhaft glücklich, wie man es in der Welt ſeyn kann, das heißt, auf kurze Zeit.

Ein Sommer ging unter dieſen ſtillen Freuden hin. Narciß gab mir nicht die mindeſte Gelegenheit zu Beſchwerden; er ward mir immer lieber, meine ganze Seele hing an ihm, das wußte er wohl und wußte es zu ſchätzen. Inzwiſchen entſpann ſich aus anſcheinenden Kleinigkeiten etwas, das unſerm Verhältniſſe nach und nach ſchädlich wurde.

Narciß ging als Bräutigam mit mir um, und nie wagte er es, das von mir zu begehren, was uns noch

verboten war. Allein über die Grenzen der Tugend und Sittſamkeit waren wir ſehr verſchiedener Meynung. Ich wollte ſicher gehen und erlaubte durchaus keine Freyheit, als welche ebenfalls die ganze Welt hätte wiſſen dürfen. Er, an Näſchereyen gewöhnt, fand dieſe Diät ſehr ſtreng; hier ſetzte es nun beſtändigen Widerſpruch; er lobte mein Verhalten und ſuchte meinen Entſchluß zu untergraben.

Mir fiel das ernſthafte meines alten Sprachmeiſters wieder ein, und zugleich das Hülfsmittel, das ich damals dagegen angegeben hatte.

Mit Gott war ich wieder ein wenig bekannter geworden. Er hatte mir ſo einen lieben Bräutigam gegeben und dafür wußte ich ihm Dank. Die irdiſche Liebe ſelbſt concentrirte meinen Geiſt und ſetzte ihn in Bewegung, und meine Beſchäftigung mit Gott widerſprach ihr nicht. Ganz natürlich klagte ich ihm, was mich bange machte, und bemerkte nicht, daß ich ſelbſt das, was mich bange machte, wünſchte und begehrte. Ich kam mir ſehr ſtark vor und betete nicht etwa: bewahre mich vor Verſuchung, über die Verſuchung war ich meinen Gedanken nach weit hinaus. In dieſem loſen Flitterſchmuck eigner Tugend erſchien ich dreiſt vor Gott; er ſtieß mich nicht weg, auf die geringſte Bewegung zu ihm hinterließ er einen ſanften Eindruck in meiner Seele, und dieſer Eindruck bewegte mich ihn immer wieder aufzuſuchen.

Die ganze Welt war mir außer Narciſſen todt, nichts hatte außer ihm einen Reiz für mich. Selbſt meine Liebe zum Putz hatte nur den Zweck, ihm zu gefallen; wußte ich, daß er mich ſah, ſo konnte ich keine Sorgfalt darauf wenden. Ich tanzte gern, wenn er aber nicht dabey war, ſo ſchien mir, als wenn ich die Bewegung nicht vertragen könnte. Auf ein brillantes Feſt, bey dem er nicht zugegen war, konnte ich mir weder etwas neues anſchaffen, noch das alte der Mode gemäß aufſtutzen. Einer war mir ſo lieb als der andere, doch möchte ich lieber ſagen, einer ſo läſtig als der andere. Ich glaubte meinen Abend recht gut zugebracht zu haben, wenn ich mir mit ältern Perſonen ein Spiel ausmachen konnte, wozu ich ſonſt nicht die mindeſte Luſt hatte, und wenn ein alter guter Freund mich etwa ſcherzhaft darüber aufzog, lächelte ich vielleicht das erſtemal den ganzen Abend. So ging es mit Promenaden und allen geſellſchaftlichen Vergnügungen, die ſich nur denken laſſen.

Ich hatt' ihn einzig mir erkohren;
Ich ſchien mir nur für ihn gebohren,
Begehrte nichts als ſeine Gunſt.

So war ich oft in der Geſellſchaft einſam, und die völlige Einſamkeit war mir meiſtens lieber. Allein mein geſchäftiger Geiſt konnte weder ſchlafen noch träumen; ich fühlte und dachte und erlangte nach und nach eine Fertigkeit, von meinen Empfindungen und Gedanken mit Gott zu reden. Da entwickelten ſich Empfindungen anderer Art

in meiner Seele, die jenen nicht widersprachen. Denn meine Liebe zu Narciß war dem ganzen Schöpfungsplane gemäß und stieß nirgend gegen meine Pflichten an. Sie widersprachen sich nicht und waren doch unendlich verschieden. Narciß wär das einzige Bild, das mir vorschwebte, auf das sich meine ganze Liebe bezog; aber das andere Gefühl bezog sich auf kein Bild und war unaussprechlich angenehm. Ich habe es nicht mehr und kann es mir nicht mehr geben.

Mein Geliebter, der sonst alle meine Geheimnisse wußte, erfuhr nichts hiervon. Ich merkte bald, daß er anders dachte; er gab mir öfters Schriften, die alles, was man Zusammenhang mit dem Unsichtbaren heißen kann, mit leichten und schweren Waffen bestritten. Ich las die Bücher, weil sie von ihm kamen, und wußte am Ende kein Wort von alle dem, was darin gestanden hatte.

Ueber Wissenschaften und Kenntnisse ging es auch nicht ohne Widerspruch ab; er machte es wie alle Männer, spottete über gelehrte Frauen und bildete unaufhörlich an mir. Ueber alle Gegenstände, die Rechtsgelehrsamkeit ausgenommen, pflegte er mit mir zu sprechen, und indem er mir Schriften von allerley Art beständig zubrachte, wiederholte er oft die bedenkliche Lehre: daß ein Frauenzimmer sein Wissen heimlicher halten müsse, als der Calvinist seinen Glauben im katholischen Lande; und indem ich wirklich auf eine ganz na-

türliche Weiſe vor der Welt mich nicht klüger und unterrichteter als ſonſt zu zeigen pflegte, war er der erſte, der gelegentlich der Eitelkeit nicht widerſtehen konnte, von meinen Vorzügen zu ſprechen.

Ein berühmter und damals wegen ſeines Einfluſſes, ſeiner Talente und ſeines Geiſtes ſehr geſchätzter Weltmann, fand an unſerm Hofe großen Beyfall. Er zeichnete Narciſſen beſonders aus und hatte ihn beſtändig um ſich. Sie ſtritten auch über die Tugend der Frauen. Narciß vertraute mir weitläuftig ihre Unterredung; ich blieb mit meinen Anmerkungen nicht dahinten, und mein Freund verlangte von mir einen ſchriftlichen Aufſatz. Ich ſchrieb ziemlich geläufig franzöſiſch; ich hatte bey meinem Alten einen guten Grund gelegt. Die Correſpondenz mit meinem Freunde war in dieſer Sprache geführt, und eine feinere Bildung konnte man überhaupt damals nur aus franzöſiſchen Büchern nehmen. Mein Aufſatz hatte dem Grafen gefallen; ich mußte einige kleine Lieder hergeben, die ich vor kurzem gedichtet hatte. Genug, Narciß ſchien ſich auf ſeine Geliebte ohne Rückhalt etwas zu gute zu thun, und die Geſchichte endigte zu ſeiner großen Zufriedenheit mit einer geiſtreichen Epiſtel in franzöſiſchen Verſen, die ihm der Graf bey ſeiner Abreiſe zuſandte, worin ihres freundſchaftlichen Streites gedacht war, und mein Freund am Ende glücklich geprieſen wurde, daß er nach ſo manchen Zweifeln und Irrthümern in den Armen einer reizenden und tugend-

haften Gattin, was Tugend sey, am sichersten erfahren würde.

Dieses Gedicht ward mir vor allen und dann aber auch fast jedermann gezeigt, und jeder dachte dabey was er wollte. So ging' es in mehreren Fällen und so mußten alle Fremden, die er schätzte, in unserm Hause bekannt werden.

Eine gräfliche Familie hielt sich wegen unsres geschickten Arztes eine Zeitlang hier auf. Auch in diesem Hause war Narciß wie ein Sohn gehalten; er führte mich daselbst ein, man fand bey diesen würdigen Personen eine angenehme Unterhaltung für Geist und Herz, und selbst die gewöhnlichen Zeitvertreibe der Gesellschaft schienen in diesem Hause nicht so leer wie anderwärts. Jedermann wußte wie wir zusammen standen, man behandelte uns, wie es die Umstände mit sich brachten, und ließ das Hauptverhältniß unberührt. Ich erwähne dieser einen Bekanntschaft, weil sie in der Folge meines Lebens manchen Einfluß auf mich hatte.

Nun war fast ein Jahr unserer Verbindung verstrichen, und mit ihm war auch unser Frühling dahin. Der Sommer kam und alles wurde ernsthafter und heißer.

Durch einige unerwartete Todesfälle waren Aemter erledigt, auf die Narciß Anspruch machen konnte. Der Augenblick war nahe, in dem sich mein ganzes Schicksal entscheiden sollte, und indeß Narciß und alle Freun-

de ſich bey Hofe die möglichſte Mühe gaben, gewiſſe Eindrücke, die ihm ungünſtig waren, zu vertilgen, und ihm den erwünſchten Platz zu verſchaffen, wendete ich mich mit meinem Anliegen zu dem unſichtbaren Freunde. Ich ward ſo freundlich aufgenommen, daß ich gern wiederkam. Ganz frey geſtand ich meinen Wunſch, Narciß möchte zu der Stelle gelangen; allein meine Bitte war nicht ungeſtüm, und ich forderte nicht, daß es um meines Gebets willen geſchehen ſollte.

Die Stelle ward durch einen viel geringern Concurrenten beſetzt. Ich erſchrack heftig über die Zeitung, und eilte in mein Zimmer, das ich feſt hinter mir zumachte. Der erſte Schmerz löste ſich in Thränen auf, der nächſte Gedanke war: es iſt aber doch nicht von ungefähr geſchehen, und ſogleich folgte die Entſchließung, es mir recht wohl gefallen zu laſſen, weil auch dieſes anſcheinende Uebel zu meinem wahren Beſten gereichen würde. Nun drangen die ſanfteſten Empfindungen, die alle Wolken des Kummers zertheilten, herbey; ich fühlte, daß ſich mit dieſer Hülfe alles ausſtehen ließ. Ich ging heiter zu Tiſche zum Erſtaunen meiner Hausgenoſſen.

Narciß hatte weniger Kraft als ich, und ich mußte ihn tröſten. Auch in ſeiner Familie begegneten ihm Widerwärtigkeiten, die ihn ſehr drückten, und bey dem wahren Vertrauen, das unter uns Statt hatte, vertraute er mir alles. Seine Negotiationen in fremde

Dienſte zu gehen, waren auch nicht glücklicher, alles fühlte ich tief um ſeinet- und meinetwillen, und alles trug ich zuletzt an den Ort, wo mein Anliegen ſo wohl aufgenommen wurde.

Je ſanfter dieſe Erfahrungen waren, deſto öfter ſuchte ich ſie zu erneuern, und den Troſt immer da, wo ich ihn ſo oft gefunden hatte; allein ich fand ihn nicht immer, es war mir wie einem, der ſich an der Sonne wärmen will, und dem etwas im Wege ſteht, das Schatten macht. Was iſt das? fragte ich mich ſelbſt. Ich ſpürte der Sache eifrig nach, und bemerkte deutlich, daß alles von der Beſchaffenheit meiner Seele abhing; wenn die nicht ganz in der geradeſten Richtung zu Gott gekehrt war, ſo blieb ich kalt; ich fühlte ſeine Rückwirkung nicht, und konnte ſeine Antwort nicht vernehmen. Nun war die zweyte Frage: was verhindert dieſe Richtung? Hier war ich in einem weiten Feld, und verwickelte mich in eine Unterſuchung, die beynah das ganze zweyte Jahr meiner Liebesgeſchichte fortdauerte. Ich hätte ſie früher endigen können, denn ich kam bald auf die Spur, aber ich wollte es nicht geſtehen, und ſuchte tauſend Ausflüchte.

Ich fand ſehr bald, daß die gerade Richtung meiner Seele durch thörichte Zerſtreuung und Beſchäftigung mit unwürdigen Sachen geſtöhrt werde; das Wie und Wo war mir bald klar genug. Nun aber wie herauskommen? in einer Welt, wo alles gleichgültig oder

toll ist. Gern hätte ich die Sache an ihren Ort gestellt seyn lassen, und hätte auf gerathewohl hingelebt wie andere Leute auch, die ich ganz wohlauf sah; allein ich durfte nicht, mein Innres widersprach mir zu oft. Wollte ich mich der Gesellschaft entziehen und meine Verhältnisse verändern, so konnte ich nicht. Ich war nun einmal in einen Kreis hinein gesperrt; gewisse Verbindungen konnte ich nicht los werden, und in der mir so angelegenen Sache drängten und häuften sich die Fatalitäten. Ich legte mich oft mit Thränen zu Bette, und stand nach einer schlaflosen Nacht auch wieder so auf; ich bedurfte einer kräftigen Unterstützung, und die verlieh mir Gott nicht, wenn ich mit der Schellenkappe herum lief.

Nun ging es an ein Abwiegen aller und jeder Handlungen; Tanzen und Spielen wurden am ersten in Untersuchung genommen. Nie ist etwas für oder gegen diese Dinge geredet, gedacht, oder geschrieben worden, das ich nicht aufsuchte, besprach, las, erwog, vermehrte, verwarf, und mich unerhört herumplagte. Unterließ ich diese Dinge, so war ich gewiß, Narcissen zu beleidigen. Denn er fürchtete sich äusserst vor dem Lächerlichen, das uns der Anschein ängstlicher Gewissenhaftigkeit vor der Welt giebt. Weil ich nun das, was ich für Thorheit, für schädliche Thorheit hielt, nicht einmal aus Geschmack, sondern blos um seinetwillen that, so wurde mir alles entsetzlich schwer.

Ohne unangenehme Weitläuftigkeiten und Wiederholungen würde ich die Bemühungen nicht darstellen können, welche ich anwendete, um jene Handlungen, die mich nun einmal zerstreuten und meinen innern Frieden störten, so zu zernichten, daß dabey mein Herz für die Einwirkungen des unsichtbaren Wesens offen bliebe, und wie schmerzlich ich empfinden mußte, daß der Streit auf diese Weise nicht beygelegt werden könne. Denn sobald ich mich in das Gewand der Thorheit kleidete, blieb es nicht bloß bey der Maske, sondern die Narrheit durchdrang mich sogleich durch und durch.

Darf ich hier das Gesetz einer blos historischen Darstellung überschreiten, und einige Betrachtungen über dasjenige machen, was in mir verging? Was konnte das seyn, das meinen Geschmack und meine Sinnesart so änderte, daß ich im zwey und zwanzigsten Jahre, ja früher, kein Vergnügen an Dingen fand, die Leute von diesem Alter unschuldig belustigen können? Warum waren sie mir nicht unschuldig? Ich darf wohl antworten: eben weil sie mir nicht unschuldig waren, weil ich nicht wie andre meinesgleichen unbekannt mit meiner Seele war. Nein, ich wußte aus Erfahrungen, die ich ungesucht erlangt hatte, daß es höhere Empfindungen gebe, die uns ein Vergnügen wahrhaftig gewährten, das man vergebens bey Lustbarkeiten sucht, und daß in diesen höhern Freuden zugleich ein geheimer Schatz zur Stärkung im Unglück aufbewahrt sey.

Aber die geſelligen Vergnügungen und Zerſtreuungen der Jugend mußten doch nothwendig einen ſtarken Reiz für mich haben, weil es mir nicht möglich war, ſie zu thun, als thäte ich ſie nicht. Wie manches könnte ich jetzt mit großer Kälte thun, wenn ich nur wollte, was mich damals irre machte, ja Meiſter über mich zu werden drohte. Hier konnte kein Mittelweg gehalten werden, ich mußte entweder die reizenden Vergnügungen oder die erquickenden innerlichen Empfindungen entbehren.

Aber ſchon war der Streit in meiner Seele ohne mein eigentliches Bewußtſeyn entſchieden. Wenn auch etwas in mir war, das ſich nach den ſinnlichen Freuden hinſehnte, ſo konnte ich ſie doch nicht mehr genießen. Wer den Wein noch ſo ſehr liebt, dem wird alle Luſt zum Trinken vergehen, wenn er ſich bey vollen Fäſſern in einem Keller befände, in welchem die verdorbene Luft ihn zu erſticken drohete. Reine Luft iſt mehr als Wein, das fühlte ich nur zu lebhaft, und es hätte gleich vom Anfang an wenig Ueberlegung bey mir gekoſtet, das Gute dem Reizenden vorzuziehen, wenn mich die Furcht, Narciſſens Gunſt zu verlieren, nicht abgehalten hätte. Aber da ich endlich nach tauſendfältigem Streit, nach immer wiederholter Betrachtung, auch ſcharfe Blicke auf das Band warf, das mich an ihn feſt hielt, entdeckte ich, daß es nur ſchwach war, daß es ſich zerreiſſen laſſe. Ich erkannte auf einmal

mal, daß es nur eine Glasglocke ſey, die mich in den luftleeren Raum ſperrte; nur noch ſo viel Kraft ſie entzwey zu ſchlagen, und du biſt gerettet.

Gedacht gewagt. Ich zog die Maske ab und handelte jedesmal wie mirs ums Herz war. Narciſſen hatte ich immer zärtlich lieb; aber das Thermometer, das vorher im heißen Waſſer geſtanden, hing nun an der natürlichen Luft; es konnte nicht höher ſteigen, als die Atmoſphäre warm war.

Unglücklicherweiſe erkältete ſie ſich ſehr. Narciß fing an ſich zurück zu ziehen und fremd zu thun, das ſtand ihm frey; aber mein Thermometer fiel, ſo wie er ſich zurück zog. Meine Familie bemerkte es, man befragte mich, man wollte ſich verwundern. Ich erklärte mit männlichem Trotz, daß ich mich bisher genug aufgeopfert habe, daß ich bereit ſey, noch ferner und bis ans Ende meines Lebens alle Widerwärtigkeiten mit ihm zu theilen, daß ich aber für meine Handlungen völlige Freyheit verlange, daß mein Thun und Laſſen von meiner Ueberzeugung abhängen müſſe; daß ich zwar niemals eigenſinnig auf meiner Meynung beharren, vielmehr jede Gründe gerne anhören wolle, aber da es mein eignes Glück betreffe, müſſe die Entſcheidung von mir abhängen, und keine Art von Zwang würde ich dulden. So wenig das Räſonnement des größten Arztes mich bewegen würde, eine ſonſt vielleicht ganz geſunde und von vielen ſehr geliebte Speiſe zu mir zu nehmen, ſo bald

mir meine Erfahrung bewieſe, daß ſie mir jederzeit ſchädlich ſey, wie ich den Gebrauch des Kaffees zum Beyſpiel anführen könnte, ſo wenig und noch viel weniger würde ich mir irgend eine Handlung, die mich verwirrte, als für mich moraliſch zuträglich aufdemonſtriren laſſen.

Da ich mich ſo lange im Stillen vorbereitet hatte, ſo waren mir die Debatten hierüber eher angenehm als verdrießlich. Ich machte meinem Herzen Luft, und fühlte den ganzen Werth meines Entſchluſſes. Ich wich nicht ein Haar breit, und wem ich nicht kindlichen Reſpect ſchuldig war, der wurde derb abgefertigt. In meinem Hauſe ſiegte ich bald. Meine Mutter hatte von Jugend auf ähnliche Geſinnungen, nur waren ſie bey ihr nicht zur Reife gediehen; keine Noth hatte ſie gedrängt, und den Muth ihre Ueberzeugung durchzuſetzen erhöht. Sie freute ſich durch mich ihre ſtillen Wünſche erfüllt zu ſehen. Die jüngere Schweſter ſchien ſich an mich anzuſchließen; die zweyte war aufmerkſam und ſtill. Die Tante hatte am meiſten einzuwenden. Die Gründe, die ſie vorbrachte, ſchienen ihr unwiderleglich, und waren es auch, weil ſie ganz gemein waren. Ich war endlich genöthigt, ihr zu zeigen, daß ſie in keinem Sinne eine Stimme in dieſer Sache habe, und ſie ließ nur ſelten merken, daß ſie auf ihrem Sinne verharre. Auch war ſie die einzige, die dieſe Begebenheit von nahem anſah und ganz ohne Empfindung blieb. Ich

thue ihr nicht zu viel, wenn ich ſage, daß ſie kein Gemüth und die eingeſchränkteſten Begriffe hatte.

Der Vater benahm ſich ganz ſeiner Denkart gemäß. Er ſprach weniges, aber öfter mit mir über die Sache, und ſeine Gründe waren verſtändig, und als ſeine Gründe unwiderleglich; nur das tiefe Gefühl meines Rechts gab mir Stärke, gegen ihn zu diſputiren. Aber bald veränderten ſich dieſe Scenen; ich mußte an ſein Herz Anſpruch machen. Gedrängt von ſeinem Verſtande brach ich in die affektvollſten Vorſtellungen aus. Ich ließ meiner Zunge und meinen Thränen freyen Lauf. Ich zeigte ihm, wie ſehr ich Narciſſen liebte, und welchen Zwang ich mir ſeit zwey Jahren angethan hatte, wie gewiß ich ſey, daß ich recht handle, daß ich bereit ſey dieſe Gewißheit mit dem Verluſt des geliebten Bräutigams und anſcheinenden Glücks, ja wenn es nöthig wäre, mit Haab und Gut zu verſiegeln; daß ich lieber mein Vaterland, Eltern und Freunde verlaſſen, und mein Brod in der Fremde verdienen, als gegen meine Einſichten handeln wolle. Er verbarg ſeine Rührung, ſchwieg einige Zeit ſtille und erklärte ſich endlich öffentlich für mich.

Narciß vermied ſeit jener Zeit unſer Haus, und nun gab mein Vater die wöchentliche Geſellſchaft auf, in der ſich dieſer befand. Die Sache machte Aufſehn bey Hofe und in der Stadt. Man ſprach darüber wie gewöhnlich in ſolchen Fällen, an denen das Publikum hef-

tigen Antheil zu nehmen pflegt, weil es verwöhnt iſt, auf die Entſchließungen ſchwacher Gemüther einigen Einfluß zu haben. Ich kannte die Welt genug, und wußte, daß man oft von eben den Perſonen über das getadelt wird, wozu man ſich durch ſie hat bereden laſſen, und auch ohne das würden mir bey meiner innern Verfaſſung alle ſolche vorübergehenden Meynungen ſo gut als gar nicht geweſen ſeyn.

Dagegen verſagte ich mir nicht, meiner Neigung zu Narciſſen nachzuhängen. Er war mir unſichtbar geworden, und mein Herz hatte ſich nicht gegen ihn geändert. Ich liebte ihn zärtlich, gleichſam auf das neue und viel geſetzter als vorher. Wollte er meine Ueberzeugung nicht ſöhren, ſo war ich die Seine, ohne dieſe Bedingung hätte ich ein Königreich mit ihm ausgeſchlagen. Mehrere Monate lang trug ich dieſe Empfindungen und Gedanken mit mir herum, und da ich mich endlich ſtill und ſtark genug fühlte, um ruhig und geſetzt zu Werke zu gehen, ſo ſchrieb ich ihm ein höfliches, nicht zärtliches, Billet, und fragte ihn, warum er nicht mehr zu mir komme?

Da ich ſeine Art kannte, ſich ſelbſt in geringern Dingen nicht gern zu erklären, ſondern ſtillſchweigend zu thun, was ihm gut däuchte; ſo drang ich gegenwärtig mit Vorſatz in ihn. Ich erhielt eine lange und wie mir ſchien abgeſchmackte Antwort, in einem weitläuftigen Styl und unbedeutenden Phraſen: daß er ohne

beſſere Stellen ſich nicht einrichten, und mir ſeine Hand anbieten könne, daß ich am beſten wiſſe, wie hinderlich es ihm bisher gegangen, daß er glaube, ein ſo lang fortgeſetzter fruchtloſer Umgang könne meiner Renommée ſchaden, ich würde ihm erlauben, ſich in der bisherigen Entfernung zu halten; ſo bald er im Stande wäre, mich glücklich zu machen, würde ihm das Wort, das er mir gegeben, heilig ſeyn.

Ich antwortete ihm auf der Stelle: da die Sache aller Welt bekannt ſey, möge es zu ſpät ſeyn, meine Renommée zu menagiren, und für dieſe wären mir mein Gewiſſen und meine Unſchuld die ſicherſten Bürgen; Ihm aber gäbe ich hiermit ſein Wort ohne Bedenken zurück, und wünſchte, daß er dabey ſein Glück finden möchte. In eben der Stunde erhielt ich eine kurze Antwort, die im Weſentlichſten mit der erſten völlig gleichlautend war. Er blieb dabey, daß er nach erhaltener Stelle bey mir anfragen würde, ob ich ſein Glück mit ihm theilen wollte.

Mir hieß das nun ſo viel als nichts geſagt. Ich erklärte meinen Verwandten und Bekannten, die Sache ſey abgethan, und ſie war es auch wirklich. Denn als er neun Monate hernach auf das erwünſchteſte befördert wurde, ließ er mir ſeine Hand nochmals antragen, freylich mit der Bedingung, daß ich als Gattin eines Mannes, der ein Haus machen müßte, meine Geſinnungen würde zu ändern haben. Ich dankte höflich,

und eilte mit Herz und Sinn von dieſer Geſchichte weg, wie man ſich aus dem Schauſpielhauſe heraus ſehnt, wenn der Vorhang gefallen iſt. Und da er kurze Zeit darauf, wie es ihm nun ſehr leicht war, eine reiche und anſehnliche Partie gefunden hatte, und ich ihn nach ſeiner Art glücklich wußte, ſo war meine Beruhigung ganz vollkommen.

Ich darf nicht mit Stillſchweigen übergehen, daß einigemal, noch ehe er eine Bedienung erhielt, auch nachher anſehnliche Heirathsanträge an mich gethan wurden, die ich aber ganz ohne Bedenken ausſchlug, ſo ſehr Vater und Mutter mehr Nachgiebigkeit von meiner Seite gewünſcht hätten.

Nun ſchien mir nach einem ſtürmiſchen März und April das ſchönſte Maywetter beſchert zu ſeyn. Ich genoß bei einer guten Geſundheit eine unbeſchreibliche Gemüthsruhe; ich mochte mich umſehen, wie ich wollte, ſo hatte ich bey meinem Verluſte noch gewonnen. Jung und voll Empfindung wie ich war, däuchte mir die Schöpfung tauſendmal ſchöner als vorher, da ich Geſellſchaften und Spiele haben mußte, damit mir die Weile in dem ſchönen Garten nicht zu lang wurde. Da ich mich einmal meiner Frömmigkeit nicht ſchämte, ſo hatte ich Herz meine Liebe zu Künſten und Wiſſenſchaften nicht zu verbergen. Ich zeichnete, mahlte, las und fand Menſchen genug, die mich unterſtützten; ſtatt der großen Welt, die ich verlaſſen hatte, oder vielmehr,

die mich verließ, bildete ſich eine kleinere um mich her, die weit reicher und unterhaltender war. Ich hatte eine Neigung zum geſellſchaftlichen Leben, und ich läugne nicht, daß mir, als ich meine ältern Bekanntſchaften aufgab, vor der Einſamkeit grauete. Nun fand ich mich hinlänglich, ja vielleicht zu ſehr entſchädigt. Meine Bekanntſchaften wurden erſt recht weitläuftig, nicht nur mit Einheimiſchen, deren Geſinnungen mit den meinigen übereinſtimmten, ſondern auch mit Fremden. Meine Geſchichte war ruchbar geworden, und es waren viele Menſchen neugierig, das Mädchen zu ſehen, die Gott mehr ſchätzte als ihren Bräutigam. Es war damals überhaupt eine gewiſſe religiöſe Stimmung in Deutſchland bemerkbar. In mehreren fürſtlichen und gräflichen Häuſern war eine Sorge für das Heil der Seele lebendig. Es fehlte nicht an Edelleuten die gleiche Aufmerkſamkeit hegten, und in den geringern Ständen war durchaus dieſe Geſinnung verbreitet.

Die gräfliche Familie, deren ich oben erwähnt, zog mich nun näher an ſich. Sie hatte ſich indeſſen verſtärkt, indem ſich einige Verwandte in die Stadt gewendet hatten. Dieſe ſchätzbaren Perſonen ſuchten meinen Umgang, wie ich den ihrigen. Sie hatten große Verwandtſchaft, und ich lernte in dieſem Hauſe einen großen Theil der Fürſten, Grafen und Herrn des Reichs kennen. Meine Geſinnungen waren niemanden ein Geheimniß, und man mochte ſie ehren oder auch nur ſchо-

nen, ſo erlangte ich doch meinen Zweck und blieb ohne Anfechtung.

Noch auf eine andere Weiſe ſollte ich wieder in die Welt geführt werden. Zu eben der Zeit verweilte ein Stiefbruder meines Vaters, der uns ſonſt nur im Vorbeygehn beſucht hatte, länger bey uns. Er hatte die Dienſte ſeines Hofes, wo er geehrt und von Einfluß war, nur deswegen verlaſſen, weil nicht alles nach ſeinem Sinne ging. Sein Verſtand war richtig und ſein Charakter ſtreng, und er war darin meinem Vater ſehr ähnlich; nur hatte dieſer dabey einen gewiſſen Grad von Weichheit, wodurch ihm leichter ward in Geſchäften nachzugeben und etwas gegen ſeine Ueberzeugung nicht zu thun, aber geſchehen zu laſſen, und den Unwillen darüber alsdann entweder in der Stille für ſich oder vertraulich mit ſeiner Familie zu verkochen. Mein Oheim war um vieles jünger, und ſeine Selbſtſtändigkeit ward durch ſeine äußern Umſtände nicht wenig beſtätigt. Er hatte eine ſehr reiche Mutter gehabt, und hatte von ihren nahen und fernen Verwandten noch ein groſſes Vermögen zu hoffen; er bedurfte keines fremden Zuſchuſſes, anſtatt daß mein Vater bei ſeinem mäßigen Vermögen durch Beſoldung an den Dienſt feſt geknüpft war.

Noch unbiegſamer war mein Oheim durch häusliches Unglück geworden. Er hatte eine liebenswürdige Frau und einen hoffnungsvollen Sohn früh verloren,

und er ſchien von der Zeit an alles von ſich entfernen zu wollen, was nicht von ſeinem Willen abhing.

In der Familie ſagte man ſich gelegentlich mit einiger Selbſtgefälligkeit in die Ohren, daß er wahrſcheinlich nicht wieder heirathen werde, und daß wir Kinder uns ſchon als Erben ſeines großen Vermögens anſehen könnten. Ich achtete nicht weiter darauf; allein das Betragen der übrigen ward nach dieſen Hoffnungen nicht wenig geſtimmt. Bey der Feſtigkeit ſeines Charakters hatte er ſich gewöhnt, in der Unterredung niemand zu widerſprechen, vielmehr die Meynung eines jeden freundlich anzuhören, und die Art wie ſich jeder eine Sache dachte noch ſelbſt durch Argumente und Beyſpiele zu erheben. Wer ihn nicht kannte glaubte ſtets mit ihm einerley Meynung zu ſeyn, denn er hatte einen überwiegenden Verſtand und konnte ſich in alle Vorſtellungsarten verſetzen. Mit mir ging es ihm nicht ſo glücklich, denn hier war von Empfindungen die Rede, von denen er gar keine Ahndung hatte, und ſo ſchonend, theilnehmend und verſtändig er mit mir über meine Geſinnungen ſprach, ſo war es mir doch auffallend, daß er von dem, worin der Grund aller meiner Handlungen lag, offenbar keinen Begriff hatte.

So geheim er übrigens war, entdeckte ſich doch der Entzweck ſeines ungewöhnlichen Aufenthalts bey uns nach einiger Zeit. Er hatte, wie man endlich bemerken konnte, ſich unter uns die jüngſte Schweſter auserſehen,

um ſie nach ſeinem Sinne zu verheirathen und glücklich zu machen; und gewiß ſie konnte nach ihren körperlichen und geiſtigen Gaben, beſonders wenn ſich ein anſehnliches Vermögen noch mit auf die Schaale legte, auf die erſten Partien Anſpruch machen. Seine Geſinnungen gegen mich gab er gleichfalls pantomimiſch zu erkennen, indem er mir den Platz einer Stiftsdame verſchafte, wovon ich ſehr bald auch die Einkünfte zog.

Meine Schweſter war mit ſeiner Fürſorge nicht ſo zufrieden und nicht ſo dankbar wie ich. Sie entdeckte mir eine Herzensangelegenheit, die ſie bisher ſehr weislich verborgen hatte, denn ſie fürchtete wohl, was auch wirklich geſchah, daß ich ihr auf alle mögliche Weiſe die Verbindung mit einem Manne, der ihr nicht hätte gefallen ſollen, widerrathen würde. Ich that mein möglichſtes, und es gelang mir. Die Abſichten des Oheims waren zu ernſthaft und zu deutlich, und die Ausſicht für meine Schweſter, bey ihrem Weltſinne, ſo reizend, als daß ſie nicht eine Neigung, die ihr Verſtand ſelbſt mißbilligte, aufzugeben Kraft hätte haben ſollen.

Da ſie nun den ſanften Leitungen des Oheims nicht mehr wie bisher auswich, ſo war der Grund zu ſeinem Plane bald gelegt. Sie ward Hofdame an einem benachbarten Hofe, wo er ſie einer Freundin, die als Oberhofmeiſterin in großem Anſehn ſtand, zur Aufſicht und Ausbildung übergeben konnte. Ich begleitete ſie

zu dem Ort ihres neuen Aufenthaltes. Wir konnten beyde mit der Aufnahme, die wir erfuhren, sehr zufrieden seyn, und manchmal mußte ich über die Person, die ich nun als Stiftsdame, als junge und fromme Stiftsdame, in der Welt spielte, heimlich lächeln.

In frühern Zeiten würde ein solches Verhältniß mich sehr verwirrt, ja mir vielleicht den Kopf verrückt haben; nun aber war ich bey allem, was mich umgab, sehr gelassen. Ich ließ mich in großer Stille ein paar Stunden frisiren, putzte mich und dachte nichts dabey, als daß ich in meinem Verhältnisse diese Gallalivrée anzuziehen schuldig sey. In den angefüllten Sälen sprach ich mit allen und jeden, ohne daß mir irgend eine Gestalt oder ein Wesen einen starken Eindruck zurück gelassen hätte. Wenn ich wieder nach Hause kam, waren müde Beine meist alles Gefühl, was ich mit zurück brachte. Meinem Verstande nützten die vielen Menschen, die ich sah, und als Muster aller menschlichen Tugenden eines guten und edlen Betragens lernte ich einige Frauen, besonders die Oberhofmeisterin, kennen, unter der meine Schwester sich zu bilden das Glück hatte.

Doch fühlte ich bey meiner Rückkunft nicht so glückliche körperliche Folgen von dieser Reise. Bey der größten Enthaltsamkeit und der genauesten Diät war ich doch nicht wie [illegible] Herr von meiner Zeit und meinen Kräften. Nahrung, Bewegung, Aufstehn und Schla-

ſengehn, Ankleiden und Ausfahren hing nicht wie zu Hauſe von meinem Willen und meinem Empfinden ab. Im Laufe des geſelligen Kreiſes darf man nicht ſtecken, ohne unhöflich zu ſeyn, und alles was nöthig war, leiſtete ich gern, weil ich es für Pflicht hielt, weil ich wußte, daß es bald vorüber gehen würde, und weil ich mich geſunder als jemals fühlte. Demohngeachtet mußte dieſes fremde unruhige Leben auf mich ſtärker als ich fühlte gewirkt haben. Denn kaum war ich zu Hauſe angekommen und hatte meine Eltern mit einer befriedigenden Erzählung erfreut, ſo überfiel mich ein Blutſturz, der, ob er gleich nicht gefährlich war und ſchnell vorüber ging, doch lange Zeit eine merkliche Schwachheit hinterließ.

Hier hatte ich nun wieder eine neue Lektion aufzuſagen. Ich that es freudig; nichts feſſelte mich an die Welt, und ich war überzeugt, daß ich hier das Rechte niemals finden würde, und ſo war ich in dem heiterſten und ruhigſten Zuſtande, und ward, indem ich Verzicht aufs Leben gethan hatte, beym Leben erhalten.

Eine neue Prüfung hatte ich auszuſtehen, da meine Mutter mit einer drückenden Beſchwerde überfallen wurde, die ſie noch fünf Jahre trug, ehe ſie die Schuld der Natur bezahlte. In dieſer Zeit gab es manche Uebung. Oft wenn ihr die Bangigkeit zu ſtark wurde, ließ ſie uns des Nachts alle vor ihr Bette rufen, um wenigſtens durch unſre Gegenwart zerſtreut, wo nicht gebeſſert zu

werden. Schwerer, ja kaum zu tragen, war der Druck, als mein Vater auch elend zu werden anfing. Von Jugend auf hatte er öfters heftige Kopfschmerzen, die aber aufs längste nur sechs und dreißig Stunden anhielten. Nun aber wurden sie bleibend und wenn sie auf einen hohen Grad stiegen, so zerriß der Jammer mir das Herz. Bey diesen Stürmen fühlte ich meine körperliche Schwäche am meisten, weil sie mich hinderte, meine heiligsten liebsten Pflichten zu erfüllen, oder mir doch ihre Ausübung äußerst beschwerlich machte.

Nun konnte ich mich prüfen, ob auf dem Wege, den ich eingeschlagen, Wahrheit oder Phantasie sey, ob ich vielleicht nur nach andern gedacht, oder ob der Gegenstand meines Glaubens eine Realität habe, und zu meiner größten Unterstützung fand ich immer das letzte. Die gerade Richtung meines Herzens zu Gott, den Umgang mit den beloved ones hatte ich gesucht und gefunden, und das war was mir alles erleichterte. Wie der Wanderer in den Schatten, so eilte meine Seele nach diesem Schutzort, wenn mich alles von außen drückte, und kam niemals leer zurück.

In der neuern Zeit haben einige Verfechter der Religion, die mehr Eifer als Gefühl für dieselbe zu haben scheinen, ihre Mitgläubigen aufgefordert, Beyspiele von wirklichen Gebetserhörungen bekannt zu machen, wahrscheinlich, weil sie sich Brief und Siegel wünschten, um ihren Gegnern recht diplomatisch und juristisch zu

Leide zu gehen. Wie unbekannt muß ihnen das wahre Gefühl ſeyn, und wie wenig ächte Erfahrungen mögen ſie ſelbſt gemacht haben!

Ich darf ſagen, ich kam nie leer zurück, wenn ich unter Druck und Noth Gott geſucht hatte. Es iſt unendlich viel geſagt, und doch kann und darf ich nicht mehr ſagen. So wichtig jede Erfahrung in dem kritiſchen Augenblicke für mich war, ſo matt, ſo unbedeutend, unwahrſcheinlich würde die Erzählung werden, wenn ich einzelne Fälle anführen wollte. Wie glücklich war ich, daß tauſend kleine Vorgänge zuſammen, ſo gewiß als das Athemholen Zeichen meines Lebens iſt, mir bewieſen: daß ich nicht ohne Gott auf der Welt ſey. Er war mir nahe, ich war vor ihm. Das iſts, was ich mit gefliſſentlicher Vermeidung aller theologiſchen Syſtemſprache mit größter Wahrheit ſagen kann.

Wie ſehr wünſchte ich, daß ich mich auch damals ganz ohne Syſtem befunden hätte; aber wer kommt früh zu dem Glücke, ſich ſeines eigenen Selbſt, ohne fremde Formen, in reinem Zuſammenhang bewußt zu ſeyn. Mir war es Ernſt mit meiner Seligkeit. Beſcheiden vertraute ich fremdem Anſehn; ich ergab mich völlig dem halliſchen Bekehrungsſyſtem, und mein ganzes Weſen wollte auf keine Wege hinpaſſen.

Nach dieſem Lehrplan muß die Veränderung des Herzens mit einem tiefen Schrecken über die Sünde anfangen; das Herz muß in dieſer Noth bald mehr bald

weniger die verſchuldete Strafe erkennen und den Verſchmack der Hölle leſen, der die Luſt der Sünde verbittert. Endlich muß man eine ſehr merkliche Verſicherung der Gnade fühlen, die aber im Fortgange ſich oft verſteckt und mit Ernſt wieder geſucht werden muß.

Das alles traf bey mir weder nahe noch ferne zu. Wenn ich Gott aufrichtig ſuchte, ſo ließ er ſich finden, und hielt mir von vergangenen Dingen nichts vor. Ich ſah hinten nach wohl ein, wo ich unwürdig geweſen und wußte auch, wo ich es noch war; aber die Erkenntniß meiner Gebrechen war ohne alle Angſt. Nicht einen Augenblick iſt mir eine Furcht vor der Hölle angekommen, ja die Idee eines böſen Geiſtes und eines Straf- und Quälortes nach dem Tode konnte keinesweges in dem Kreiſe meiner Ideen Platz finden. Ich fand die Menſchen, die ohne Gott lebten, deren Herz dem Vertrauen und der Liebe gegen den Unſichtbaren zugeſchloſſen war, ſchon ſo unglücklich, daß eine Hölle und äuſſere Strafen mir eher für ſie eine Linderung zu verſprechen, als eine Schärfung der Strafe zu drohen ſchienen. Ich durfte nur Menſchen auf dieſer Welt anſehen, die gehäſſigen Gefühlen in ihrem Buſen Raum geben, die ſich gegen das Gute von irgend einer Art verſtocken und ſich und andern das Schlechte aufdringen wollen, die lieber bey Tage die Augen zuſchlieſſen, um nur behaupten zu können, die Sonne gebe keinen Schein von ſich; wie über allen Ausdruck ſchienen mir dieſe Menſchen

elend! Wer hätte eine Hölle ſchaffen können, um ihren Zuſtand zu verſchlimmern.

Dieſe Gemüthsbeſchaffenheit blieb mir, einen Tag wie den andern, zehn Jahre lang. Sie erhielt ſich durch viele Proben, auch am ſchmerzhaften Sterbebette meiner geliebten Mutter. Ich war offen genug, um bey dieſer Gelegenheit meine heitere Gemüthsverfaſſung frommen aber ganz ſchulgerechten Leuten nicht zu verbergen, und ich mußte darüber manchen freundſchaftlichen Verweis erdulden. Man meynte mir eben zur rechten Zeit vorzuſtellen, welchen Ernſt man anzuwenden hätte, um in geſunden Tagen einen guten Grund zu legen.

An Ernſt wollte ich es auch nicht fehlen laſſen. Ich ließ mich für den Augenblick überzeugen und wäre um mein Leben gern traurig und voll Schrecken geweſen. Wie verwundert war ich aber, da es ein für allemal nicht möglich war. Wenn ich an Gott dachte, war ich heiter und vergnügt, auch bey meiner lieben Mutter ſchmerzensvollem Ende graute mir vor dem Tode nicht. Doch lernte ich vieles und ganz andre Sachen, als meine unberufenen Lehrmeiſter glaubten, in dieſen großen Stunden.

Nach und nach ward ich an den Einſichten ſo mancher hochberühmten Leute zweifelhaft und bewahrte meine Geſinnungen in der Stille. Eine gewiſſe Freundin, der ich erſt zu viel eingeräumt hatte, wollte ſich immer

in

in meine Angelegenheiten mengen; auch von dieser war ich genöthigt mich los zu machen, und einst sagte ich ihr ganz entschieden: sie solle ohne Mühe bleiben, ich brauche ihren Rath nicht; ich kenne meinen Gott und wolle ihn ganz allein zum Führer haben. Sie fand sich sehr beleidigt und ich glaube, sie hat mirs nie ganz verziehen.

Dieser Entschluß, mich dem Rathe und der Einwirkung meiner Freunde in geistlichen Sachen zu entziehen, hatte die Folge, daß ich auch in äusserlichen Verhältnissen meinen eigenen Weg zu gehen Muth gewann. Ohne den Beystand meines treuen unsichtbaren Führers hätte es mir übel gerathen können, und noch muß ich über die weise und glückliche Leitung erstaunen. Niemand wußte eigentlich worauf es bey mir ankam, und ich wußte es selbst nicht.

Das Ding, das noch nie erklärte böse Ding, das uns von dem Wesen trennt, dem wir das Leben verdanken, von dem Wesen aus dem alles, was Leben genannt werden soll, sich unterhalten muß; das Ding das man Sünde nennt, kannte ich noch gar nicht.

In dem Umgange mit dem unsichtbaren Freunde fühlte ich den süßesten Genuß aller meiner Lebenskräfte. Das Verlangen, dieses Glück immer zu genießen, war so groß, daß ich gern unterließ, was diesen Umgang störte, und hierin war die Erfahrung mein bester Lehrmeister. Allein es ging mir wie Kranken, die kein

Arzney haben und ſich mit der Diät zu helfen ſuchen. Es thut etwas, aber lange nicht genug.

In der Einſamkeit konnte ich nicht immer bleiben, ob ich gleich in ihr das beſte Mittel gegen die mir ſo eigene Zerſtreuung der Gedanken fand. Kam ich nachher in Getümmel, ſo machte es einen deſto gröſſern Eindruck auf mich. Mein eigentlichſter Vortheil beſtand darin, daß die Liebe zur Stille herrſchend war, und ich mich am Ende immer dahin wieder zurück zog. Ich erkannte, wie in einer Art von Dämmerung, mein Elend und meine Schwäche, und ich ſuchte mir dadurch zu helfen, daß ich mich ſchonte, daß ich mich nicht ausſetzte.

Sieben Jahre lang hatte ich meine diätetiſche Vorſicht ausgeübt. Ich hielt mich nicht für ſchlimm und fand meinen Zuſtand wünſchenswerth. Ohne ſonderbare Umſtände und Verhältniſſe wäre ich auf dieſer Stufe ſtehen geblieben, und ich kam nur auf einem ſonderbaren Wege weiter; gegen den Rath aller meiner Freunde knüpfte ich ein neues Verhältniß an. Ihre Einwendungen machten mich anfangs ſtutzig. Sogleich wandte ich mich an meinen unſichtbaren Führer, und da dieſer es mir vergönnte, ging ich ohne Bedenken auf meinem Wege fort.

Ein Mann von Geiſt, Herz und Talenten hatte ſich in der Nachbarſchaft angekauft. Unter den Fremden, die ich kennen lernte, war auch er und ſeine Familie. Wir ſtimmten in unſern Sitten, Hausverfaſ-

ſungen und Gewohnheiten ſehr überein, und konnten uns daher bald an einander anſchlieſſen.

Philo, ſo will ich ihn nennen, war ſchon in gewiſſen Jahren, und meinem Vater, deſſen Kräfte abzunehmen anfingen, in gewiſſen Geſchäften von der gröſten Beihülfe. Er ward bald der innige Freund unſers Hauſes, und da er, wie er ſagte, an mir eine Perſon fand, die nicht das Ausſchweifende und Leere der groſſen Welt, und nicht das Trockne und Aengſtliche der Stillen im Lande habe; ſo waren wir bald vertraute Freunde. Er war mir ſehr angenehm und ſehr brauchbar.

Ob ich gleich nicht die mindeſte Anlage noch Neigung hatte, mich in weltliche Geſchäfte zu miſchen und irgend einen Einfluß zu ſuchen; ſo hörte ich doch gerne davon, und wuſte gern, was in der Nähe und Ferne vorging. Von weltlichen Dingen liebte ich, mir eine gefühlloſe Deutlichkeit zu verſchaffen; Empfindung, Innigkeit, Neigung bewahrte ich für meinen Gott, für die meinigen und für meine Freunde.

Dieſe letzten waren, wenn ich ſo ſagen darf, auf meine neue Verbindung mit Philo eiferſüchtig, und hatten dabey von mehr als einer Seite Recht, wenn ſie mich hierüber warnten. Ich litt viel in der Stille, denn ich konnte ſelbſt ihre Einwendungen nicht ganz für leer oder eigennützig halten. Ich war von jeher gewohnt, meine Einſichten unterzuordnen, und doch wollte dieſ-

mal meine Ueberzeugung nicht nach. Ich flehte zu meinem Gott, auch hier mich zu warnen, zu hindern, zu leiten, und da mich hierauf mein Herz nicht abmahnte, ſo ging ich meinen Pfad getroſt fort.

Philo hatte im Ganzen eine entfernte Aehnlichkeit mit Narciſſen, nur hatte eine fromme Erziehung ſein Gefühl mehr zuſammen gehalten und belebt. Er hatte weniger Eitelkeit, mehr Charakter, und wenn jener in weltlichen Geſchäften fein, genau, anhaltend und unermüdlich war, ſo war dieſer klar, ſcharf, ſchnell, und arbeitete mit einer unglaublichen Leichtigkeit. Durch ihn erfuhr ich die innerſten Verhältniſſe faſt aller der vornehmen Perſonen, deren Aeuſſeres ich in der Geſellſchaft hatte kennen lernen, und ich war froh von meiner Warte dem Getümmel von weiten zuzuſehen. Philo konnte mir nichts mehr verhehlen: er vertraute mir nach und nach ſeine äuſſern und innern Verbindungen. Ich fürchtete für ihn, denn ich ſah gewiſſe Umſtände und Verwickelungen voraus, und das Uebel kam ſchneller als ich vermuthet hatte. Denn er hatte mit gewiſſen Bekenntniſſen immer zurückgehalten und auch zuletzt entdeckte er mir nur ſo viel, daß ich das Schlimmſte vermuthen konnte.

Welche Wirkung hatte das auf mein Herz! Ich gelangte zu Erfahrungen, die mir ganz neu waren. Ich ſah mit unbeſchreiblicher Wehmuth einen Agathon, der in den Hainen von Delphi erzogen, das Lehrgeld noch

ſchuldig war, und es nun mit ſchweren rückſtändigen Zinſen abzahlte, und dieſer Agathon war mein genau verbundener Freund. Meine Theilnahme war lebhaft und vollkommen; ich litt mit ihm, und wir befanden uns beyde in dem ſonderbarſten Zuſtande.

Nachdem ich mich lange mit ſeiner Gemüthsverfaſſung beſchäftigt hatte, wendete ſich meine Betrachtung auf mich ſelbſt. Der Gedanke, du biſt nicht beſſer als er, ſtieg wie eine kleine Wolke vor mir auf, breitete ſich nach und nach aus, und verfinſterte meine ganze Seele.

Nun dachte ich nicht mehr bloß, du biſt nicht beſſer als er; ich fühlte es, und fühlte es ſo, daß ich es nicht noch einmal fühlen möchte: und es war kein ſchneller Uebergang. Mehr als ein Jahr mußte ich empfinden, daß wenn mich eine unſichtbare Hand nicht umſchränkt hätte, ich ein Girard, ein Cartouche, ein Damiens und welches Ungeheuer man nennen will, hätte werden können: die Anlage dazu fühlte ich deutlich in meinem Herzen. Gott welche Entdeckung!

Hatte ich nun bisher die Wirklichkeit der Sünde in mir durch die Erfahrung nicht einmal auf das leiſeſte gewahr werden können; ſo war mir jetzt die Möglichkeit derſelben in der Ahndung aufs ſchrecklichſte deutlich geworden, und doch kannte ich das Uebel nicht, ich fürchtete es nur; ich fühlte, daß ich ſchuldig ſeyn könnte, und hatte mich nicht anzuklagen.

So tief ich überzeugt war, daß eine ſolche Geiſtesbeſchaffenheit, wofür ich die meinige anerkennen mußte, ſich nicht zu einer Vereinigung mit dem höchſten Weſen, die ich nach dem Tode hoffte, ſchicken könne; ſo wenig fürchtete ich, in eine ſolche Trennung zu gerathen. Bey allem Böſen, das ich in mir entdeckte, hatte ich ihn lieb und haßte was ich fühlte, ja ich wünſchte es noch ernſtlicher zu haſſen, und mein ganzer Wunſch war, von dieſer Krankheit und dieſer Anlage zur Krankheit erlöst zu werden, und ich war gewiß, daß mir der große Arzt ſeine Hülfe nicht verſagen würde.

Die einzige Frage war: was heilt dieſen Schaden? Tugendübungen? An die konnte ich nicht einmal denken. Denn zehn Jahre hatte ich ſchon mehr als nur bloße Tugend geübt, und die nun erkannten Greuel hatten dabey tief in meiner Seele verborgen gelegen; hätten ſie nicht auch wie bey David losbrechen können, als er Bathſeba erblickte, und war er nicht auch ein Freund Gottes, und war ich nicht im Innerſten überzeugt, daß Gott mein Freund ſey?

Sollte es alſo wohl eine unvermeidliche Schwäche der Menſchheit ſeyn? müſſen wir uns nun gefallen laſſen, daß wir irgend einmal die Herrſchaft unſrer Neigung empfinden, und bleibt uns bey dem beſten Willen nichts anders übrig, als den Fall den wir gethan zu

verabſcheuen, und bey einer ähnlichen Gelegenheit wieder zu fallen?

Aus der Sittenlehre konnte ich keinen Troſt ſchöpfen. Weder ihre Strenge, wodurch ſie unſre Neigung meiſtern will, noch ihre Gefälligkeit, mit der ſie unſre Neigungen zu Tugenden machen möchte, konnte mir genügen. Die Grundbegriffe, die mir der Umgang mit dem unſichtbaren Freunde eingeflößt hatte, hatten für mich ſchon einen viel entſchiedenern Werth.

Indem ich einſt die Lieder ſtudierte, welche David nach jener häßlichen Kataſtrophe gedichtet hatte, war mir ſehr auffallend, daß er das in ihm wohnende Böſe ſchon in dem Stoff, woraus er geworden war, erblickte; daß er aber entſündigt ſeyn wollte, und daß er auf das dringendſte um ein reines Herz flehte.

Wie nun aber dazu zu gelangen? Die Antwort aus den ſymboliſchen Büchern wußte ich wohl; es war mir auch eine Bibelwahrheit, daß das Blut Jeſu Chriſti uns von allen Sünden reinige. Nun aber bemerkte ich erſt, daß ich dieſen ſo oft wiederholten Spruch noch nie verſtanden hatte. Die Fragen: was heißt das? Wie ſoll das zugehen? arbeiteten Tag und Nacht in mir ſich durch. Endlich glaubte ich bey einem Schimmer zu ſehen, daß das, was ich ſuchte, in der Menſchwerdung des ewigen Worts, durch das alles und auch wir erſchaffen ſind, zu ſuchen ſey. Daß der Uranfängliche

ſich in die Tiefen, in denen wir ſtecken, die er durchſchaut und umfaßt, einſtmal als Bewohner begeben habe, durch unſer Verhältniß von Stufe zu Stufe, von der Empfängniß und Geburt bis zu dem Grabe, durchgegangen ſey, daß er durch dieſen ſonderbaren Umweg wieder zu den lichten Höhen aufgeſtiegen, wo wir auch wohnen ſollten, um glücklich zu ſeyn: das ward mir, wie in einer dämmernden Ferne, offenbart.

O warum müſſen wir, um von ſolchen Dingen zu reden, Bilder gebrauchen, die nur äuſſere Zuſtände anzeigen? Wo iſt vor ihm etwas Hohes oder Tiefes, etwas Dunkles oder Helles; wir nur haben ein Oben und Unten, einen Tag und eine Nacht. Und eben darum iſt er uns ähnlich geworden, weil wir ſonſt keinen Theil an ihm haben könnten.

Wie können wir aber an dieſer unſchätzbaren Wohlthat Theil nehmen? Durch den Glauben, antwortet uns die Schrift. Was iſt denn Glauben? Die Erzählung einer Begebenheit für wahr halten, was kann mir das helfen? ich muß mir ihre Wirkungen, ihre Folgen zueignen können. Dieſer zueignende Glaube muß ein eigener, dem natürlichen Menſchen ungewöhnlicher Zuſtand des Gemüths ſeyn.

Nun, Allmächtiger! ſo ſchenke mir Glauben, flehte ich einſt in dem gröſten Druck des Herzens. Ich lehnte mich auf einen kleinen Tiſch, an dem ich ſaß, und verbarg mein bethräntes Geſicht in meinen Händen.

Hier war ich in der Lage, in der man ſeyn muß, wenn Gott auf unſer Gebet achten ſoll, und in der man ſelten iſt.

Ja wer nur ſchildern könnte, was ich da fühlte. Ein Zug brachte meine Seele nach dem Kreuze hin, an dem Jeſus einſt erblaßte; ein Zug war es, ich kann es nicht anders nennen, demjenigen völlig gleich, wodurch unſre Seele zu einem abweſenden Geliebten geführt wird, ein Zunahen, das vermuthlich viel weſentlicher und wahrhafter iſt, als wir vermuthen. So nahte meine Seele dem Menſchgewordnen und am Kreuz geſtorbenen, und in dem Augenblicke wußte ich, was Glauben war.

Das iſt Glauben, ſagte ich, und ſprang wie halb erſchreckt in die Höhe. Ich ſuchte nun meiner Empfindung, meines Anſchauens gewiß zu werden, und in Kurzem war ich überzeugt, daß mein Geiſt eine Fähigkeit ſich aufzuſchwingen erhalten habe, die ihm ganz neu war.

Bey dieſen Empfindungen verlaſſen uns die Worte. Ich konnte ſie ganz deutlich von aller Phantaſie unterſcheiden; ſie waren ganz ohne Phantaſie, ohne Bild, und gaben doch eben die Gewißheit eines Gegenſtandes, auf den ſie ſich bezogen, als die Einbildungskraft, indem ſie uns die Züge eines abweſenden Geliebten vormahlt.

Als das erſte Entzücken vorüber war, bemerkte ich, daß mir dieſer Zuſtand der Seele ſchon vorher bekannt geweſen; allein ich hatte ihn nie in dieſer Stärke empfunden. Ich hatte ihn niemals feſt halten, nie zu eigen behalten können. Ich glaube überhaupt, daß jede Menſchenſeele ein und das anderemal davon etwas empfunden hat. Ohne Zweifel iſt Er das, was einem jeden lehrt, daß ein Gott iſt.

Mit dieſer mich ehemals von Zeit zu Zeit nur anwandelnden Kraft war ich bisher ſehr zufrieden geweſen, und wäre mir nicht durch ſonderbare Schickung ſeit Jahr und Tag die unerwartete Plage widerfahren, wäre nicht dabey mein Können und Vermögen bey mir ſelbſt auſſer allen Credit gekommen, ſo wäre ich vielleicht mit jenem Zuſtande immer zufrieden geblieben.

Nun hatte ich aber ſeit jenem großen Augenblicke Flügel bekommen. Ich konnte mich über das, was mich vorher bedrohete, aufſchwingen, wie ein Vogel ſingend über den ſchnellſten Strom ohne Mühe fliegt, vor welchem das Hündchen ängſtlich bellend ſtehen bleibt.

Meine Freude war unbeſchreiblich, und ob ich gleich niemand etwas davon entdeckte, ſo merkten doch die meinigen eine ungewöhnliche Heiterkeit an mir, ohne begreifen zu können, was die Urſache meines Vergnügens wäre. Hätte ich doch immer geſchwiegen, und die reine Stimmung in meiner Seele zu erhalten geſucht!

Hätte ich mich doch nicht durch Umſtände verleiten laſſen, mit meinem Geheimniſſe hervor zu treten! dann hätte ich mir abermals einen großen Umweg erſparen können.

Da in meinem vorhergehenden zehnjährigen Chriſtenlauf dieſe nothwendige Kraft nicht in meiner Seele war, ſo hatte ich mich in dem Fall anderer redlichen Leute auch befunden; ich hatte mir dadurch geholfen, daß ich die Phantaſie immer mit Bildern erfüllte, die einen Bezug auf Gott hatten, und auch dieſes iſt ſchon wahrhaft nützlich; denn ſchädliche Bilder und ihre böſen Folgen werden dadurch abgehalten. Sodann ergreift unſre Seele oft ein und das andere von den geiſtigen Bildern, und ſchwingt ſich ein wenig damit in die Höhe, wie ein junger Vogel von einem Zweige auf den andern flattert. So lange man nichts beſſeres hat, iſt doch dieſe Uebung nicht ganz zu verwerfen.

Auf Gott zielende Bilder und Eindrücke verſchaffen uns kirchliche Anſtalten, Glocken, Orgeln und Geſänge, und beſonders die Vorträge unſrer Lehrer. Auf ſie war ich ganz unſäglich begierig; keine Witterung, keine körperliche Schwäche hielt mich ab, die Kirchen zu beſuchen, und nur das ſonntägige Geläute konnte mir auf meinem Krankenlager einige Ungeduld verurſachen. Unſern Oberhofprediger, der ein trefflicher Mann war, hörte ich mit großer Neigung, auch ſeine Collegen waren mir werth, und ich wußte die goldnen Aepfel der

göttlichen Wortes auch aus irdenen Schalen unter gemeinem Obſte heraus zu finden. Den öffentlichen Uebungen wurden alle mögliche Privaterbauungen, wie man ſie nennt, hinzugefügt, und auch dadurch nur Phantaſie und feinere Sinnlichkeit genährt. Ich war ſo an dieſen Gang gewöhnt, ich reſpectirte ihn ſo ſehr, daß mir auch jetzt nichts höheres einfiel. Denn meine Seele hat nur Fühlhörner und keine Augen; ſie taſtet nur und ſieht nicht; ach! daß ſie Augen bekäme und ſchauen dürfte!

Auch jetzt ging ich voll Verlangen in die Predigten; aber ach! wie geſchah mir. Ich fand das nicht mehr was ich ſonſt gefunden. Dieſe Prediger ſtumpften ſich die Zähne an den Schalen ab, indeſſen ich den Kern genoß. Ich mußte ihrer nun bald müde werden; aber mich an den allein zu halten, den ich doch zu finden wußte, dazu war ich zu verwöhnt. Bilder wollte ich haben, äuſſere Eindrücke bedurfte ich, und glaubte ein reines geiſtiges Bedürfniß zu fühlen.

Philos Eltern hatten mit der Herrnhuthiſchen Gemeinde in Verbindung geſtanden; in ſeiner Bibliothek fanden ſich noch viele Schriften des Grafen. Er hatte mir einigemal ſehr klar und billig darüber geſprochen, und mich erſucht, einige dieſer Schriften durchzublättern, und wäre es auch nur, um ein pſychologiſches Phänomen kennen zu lernen. Ich hielt den Grafen für einen gar zu argen Ketzer; ſo ließ ich auch das Ebers-

dorfer Geſangbuch bey mir liegen, das mir der Freund in ähnlicher Abſicht gleichſam aufgedrungen hatte.

In dem völligen Mangel aller äußeren Ermunterungsmittel ergriff ich wie von ohngefähr das gedachte Geſangbuch, und fand zu meinem Erſtaunen wirklich Lieder darin, die, freylich unter ſehr ſeltſamen Formen, auf dasjenige zu deuten ſchienen, was ich fühlte; die Originalität und Naivität der Ausdrücke zog mich an. Eigene Empfindungen ſchienen auf eine eigene Weiſe ausgedruckt; keine Schulterminologie erinnerte an etwas Steifes oder Gemeines. Ich ward überzeugt, die Leute fühlten was ich fühlte, und ich fand mich nun ſehr glücklich, ein ſolches Verschen ins Gedächtniß zu faſſen und mich einige Tage damit zu tragen.

Seit jenem Augenblick, in welchem mir das Wahre geſchenkt worden war, verfloſſen auf dieſe Weiſe ohngefähr drey Monate. Endlich faßte ich den Entſchluß, meinem Freunde Philo alles zu entdecken, und ihn um die Mittheilung jener Schriften zu bitten, auf die ich nun über die Maßen neugierig geworden war. Ich that es auch wirklich, ohnerachtet mir ein Etwas im Herzen ernſtlich davon abrieth.

Ich erzählte Philo die ganze Geſchichte umſtändlich, und da er ſelbſt darin eine Hauptperſon war, da meine Erzählung auch für ihn die ſtrengſte Bußpredigt enthielt, war er äuſſerſt betroffen und gerührt. Er zerfloß in Thränen. Ich freute mich, und glaubte, auch

auch bey ihm sey eine völlige Sinnesänderung bewirkt worden.

Er versorgte mich mit allen Schriften, die ich nur verlangte, und nun hatte ich überflüssige Nahrung für meine Einbildungskraft. Ich machte große Fortschritte in der Zinzendorfischen Art zu denken und zu sprechen. Man glaube nicht, daß ich die Art und Weise des Grafen nicht auch gegenwärtig zu schätzen wisse, ich lasse ihm gern Gerechtigkeit wiederfahren; er ist kein leerer Phantast; er spricht von großen Wahrheiten meist in einem kühnen Fluge der Einbildungskraft, und die ihn geschmäht haben, wußten seine Eigenschaften weder zu schätzen, noch zu unterscheiden.

Ich gewann ihn unbeschreiblich lieb. Wäre ich mein eigner Herr gewesen, so hätte ich gewiß Vaterland und Freunde verlassen, wäre zu ihm gezogen; unfehlbar hätten wir uns verstanden, und schwerlich hätten wir uns lange vertragen.

Dank sey meinem Genius, der mich damals in meiner häuslichen Verfassung so eingeschränkt hielt! Es war schon eine große Reise, wenn ich nur in den Hausgarten gehen konnte. Die Pflege meines alten und schwächlichen Vaters machte mir Arbeit genug, und in den Erholungsstunden war die edle Phantasie mein Zeitvertreib. Der einzige Mensch, den ich sah, war Philo, den mein Vater sehr liebte, dessen offnes Verhältniß zu mir aber durch die letzte Erklärung einiger-

maßen gelitten hatte. Bey ihm war die Rührung nicht tief gedrungen, und da ihm einige Versuche, in meiner Sprache zu reden, nicht gelungen waren, so vermied er diese Materie um so leichter, als er durch seine ausgebreiteten Kenntnisse immer neue Gegenstände des Gesprächs herbey zu führen wußte.

Ich war also eine herrnhuthische Schwester auf meine eigene Hand, und hatte diese neue Wendung meines Gemüths und meiner Neigungen besonders vor dem Oberhofprediger zu verbergen, den ich als meinen Beichtvater zu schätzen sehr Ursache hatte, und dessen große Verdienste auch gegenwärtig, durch seine äusserste Abneigung gegen die herrnhuthische Gemeinde, in meinen Augen nicht geschmälert wurden. Leider sollte dieser würdige Mann an mir und andern viele Betrübniß erleben!

Er hatte vor mehreren Jahren auswärts einen Cavalier als einen redlichen frommen Mann kennen lernen, und war mit ihm, als einem der Gott ernstlich suchte, in einem ununterbrochenen Briefwechsel geblieben. Wie schmerzhaft war es daher für seinen geistlichen Führer, als dieser Cavalier sich in der Folge mit der herrnhuthischen Gemeinde einließ, und sich lange unter den Brüdern aufhielt; wie angenehm dagegen, als sein Freund sich mit den Brüdern wieder entzweyte, in seiner Nähe zu wohnen sich entschloß, und sich seiner Leitung aufs neue völlig zu überlassen schien.

Nun wurde der Neuangekommene gleichſam im Triumph allen beſonders geliebten Schäfchen des Oberhirten vorgeſtellt. Nur in unſer Haus ward er nicht eingeführt, weil mein Vater niemand mehr zu ſehen pflegte. Der Cavalier fand große Approbation; er hatte das Geſittete des Hofs und das Einnehmende der Gemeinde, dabey viel ſchöne natürliche Eigenſchaften, und ward bald der große Heilige für alle, die ihn kennen lernten, worüber ſich ſein geiſtlicher Gönner äuſſerſt freute. Leider war jener nur über äuſſere Umſtände mit der Gemeine brouillirt, und im Herzen noch ganz Herrnhuther. Er hing zwar wirklich an der Realität der Sache; allein auch ihm war das Tändelwerk, das der Graf darum gehängt hatte, höchſt angemeſſen. Er war an jene Vorſtellungs- und Redensarten nun einmal gewöhnt, und wenn er ſich nunmehr vor ſeinem alten Freunde ſorgfältig verbergen mußte, ſo war es ihm deſto nothwendiger, ſo bald er ein Häufchen vertrauter Perſonen um ſich erblickte, mit ſeinen Verschen, Litaneyen und Bilderchen hervor zu rücken, und er fand, wie man denken kann, großen Beyfall.

Ich wußte von der ganzen Sache nichts, und tändelte auf meine eigene Art fort. Lange Zeit blieben wir uns unbekannt.

Einſt beſuchte ich, in einer freyen Stunde, eine kranke Freundin. Ich traf mehrere Bekannte dort an, und merkte bald, daß ich ſie in einer Unterredung geſtöhrt hatte

hatte. Ich ließ mir nichts merken; erblickte aber zu meiner großen Verwunderung, an der Wand einige herrnhuthiſche Bilder, in zierlichen Rahmen. Ich faßte geſchwinde, was in der Zeit, da ich nicht im Hauſe geweſen, vorgegangen ſeyn mochte, und bewillkommte dieſe neue Erſcheinung mit einigen angemeſſenen Verſen.

Man denke ſich das Erſtaunen meiner Freundinnen. Wir erklärten uns, und waren auf der Stelle einig und vertraut.

Ich ſuchte nun öfter Gelegenheit auszugehn. Leider fand ich ſie nur alle drey bis vier Wochen, ward mit dem adelichen Apoſtel und nach und nach mit der ganzen heimlichen Gemeinde bekannt. Ich beſuchte, wenn ich konnte, ihre Verſammlungen, und bey meinem geſelligen Sinn war es mir unendlich angenehm, das von andern zu vernehmen und andern mitzutheilen, was ich nur bisher in und mit mir ſelbſt ausgearbeitet hatte.

Ich war nicht ſo eingenommen, daß ich nicht bemerkt hätte, wie nur wenige den Sinn der zarten Worte und Ausdrücke fühlten, und wie ſie dadurch auch nicht mehr, als ehemals durch die kirchlich ſymboliſche Sprache, gefördert waren. Demohngeachtet ging ich mit ihnen fort, und ließ mich nicht irre machen. Ich dachte, daß ich nicht zur Unterſuchung und Herzensprüfung berufen ſey. War ich doch auch

durch manche unschuldige Uebung zum Besseren vorbereitet worden. Ich nahm meinen Theil hinweg, drang, wo ich zur Rede kam, auf den Sinn, der bey so zarten Gegenständen eher durch Worte versteckt als angedeutet wird, und ließ übrigens mit stiller Verträglichkeit einen jeden nach seiner Art gewähren.

Auf diese ruhigen Zeiten des heimlichen geselschaftlichen Genusses, folgten bald die Stürme öffentlicher Streitigkeiten und Widerwärtigkeiten, die am Hofe und in der Stadt große Bewegungen erregten, und ich möchte beynahe sagen, manches Skandal verursachten. Der Zeitpunkt war gekommen, in welchem unser Oberhofprediger, dieser große Widersacher der herrnhuthischen Gemeinde, zu seiner gesegneten Demüthigung entdecken sollte, daß seine besten und sonst anhänglichsten Zuhörer sich sämmtlich auf die Seite der Gemeinde neigten. Er war äusserst gekränkt, vergaß im ersten Augenblicke alle Mäßigung, und konnte in der Folge sich nicht, selbst wenn er gewollt hätte, zurück ziehn. Es gab heftige Debatten, bey denen ich glücklicherweise nicht genannt wurde, da ich nur ein zufälliges Mitglied der so sehr verhaßten Zusammenkünfte war, und unser eifriger Führer meinen Vater und meinen Freund in bürgerlichen Angelegenheiten nicht entbehren konnte. Ich erhielt meine Neutralität mit stiller Zufriedenheit; denn mich von solchen Empfindungen und Gegenständen selbst mit wohlwollenden

Menſchen zu unterhalten, war mir ſchon verdrießlich, wenn ſie den tiefſten Sinn nicht faſſen konnten, und nur auf der Oberfläche verweilten. Nun aber gar über das mit Widerſachern zu ſtreiten, worüber man ſich kaum mit Freunden verſtand, ſchien mir unnütz, ja verderblich. Denn bald konnte ich bemerken, daß liebevolle edle Menſchen, die in dieſem Falle ihr Herz von Widerwillen und Haß nicht rein halten konnten, gar bald zur Ungerechtigkeit übergingen, und, um eine äuſſere Form zu vertheidigen, ihr beſtes Innerſtes beynah zerſtöhrten.

So ſehr auch der würdige Mann in dieſem Falle Unrecht haben mochte, und ſo ſehr man mich auch gegen ihn aufzubringen ſuchte; konnte ich ihm doch niemals eine herzliche Achtung verſagen. Ich kannte ihn genau; ich konnte mich in ſeine Art, dieſe Sachen anzuſehen, mit Billigkeit verſetzen. Ich hatte niemals einen Menſchen ohne Schwäche geſehen, nur iſt ſie auffallender bey vorzüglichen Menſchen. Wir wünſchen und wollen nun ein für alle mal, daß die, die ſo ſehr privilegirt ſind, auch gar keinen Tribut, keine Abgaben zahlen ſollen. Ich ehrte ihn als einen vorzüglichen Mann, und hoffte den Einfluß meiner ſtillen Neutralität, wo nicht zu einem Frieden, doch zu einem Waffenſtillſtande zu nutzen. Ich weiß nicht, was ich bewirkt hätte; Gott faßte die Sache kürzer, und nahm ihn zu ſich. Bey ſeiner Bahre weinten alle, die noch

kurz vorher um Worte mit ihm geſtritten hatten. Seine Rechtſchaffenheit, ſeine Gottesfurcht hatte niemals jemand bezweifelt.

Auch ich mußte um dieſe Zeit das Puppenwerk aus den Händen legen, das mir durch dieſe Streitigkeiten gewiſſermaſſen in einem andern Lichte erſchienen war. Der Oheim hatte ſeine Plane auf meine Schweſter in der Stille durchgeführt. Er ſtellte ihr einen jungen Mann von Stande und Vermögen als ihren Bräutigam vor, und zeigte ſich in einer reichlichen Ausſteuer, wie man es von ihm erwarten konnte. Mein Vater willigte mit Freuden ein, die Schweſter war frey und vorbereitet, und veränderte gerne ihren Stand. Die Hochzeit wurde auf des Oheims Schloß ausgerichtet, Familie und Freunde waren eingeladen, und wir kamen alle mit heiterm Geiſte.

Zum erſtenmal in meinem Leben erregte mir der Eintritt in ein Haus Bewunderung. Ich hatte wohl oft von des Oheims Geſchmack, von ſeinem italiäniſchen Baumeiſter, von ſeinen Sammlungen und ſeiner Bibliothek reden hören; ich verglich aber das alles mit dem, was ich ſchon geſehen hatte, und machte mir ein ſehr buntes Bild davon in Gedanken. Wie verwundert war ich daher über den ernſten und harmoniſchen Eindruck, den ich beym Eintritt in das Haus empfand, und der ſich in jedem Saal und Zimmer verſtärkte. Hatte Pracht und Zierrath mich ſonſt nur

zerſtreut; ſo fühlte ich mich hier geſammlet und auf mich ſelbſt zurück geführt. Auch in allen Anſtalten zu Feyerlichkeiten und Feſten erregten Pracht und Würde ein ſtilles Gefallen, und es war mir eben ſo unbegreiflich, daß Ein Menſch das alles hätte erfinden und anordnen können, als daß mehrere ſich vereinigen könnten, um in einem ſo großen Sinne zuſammen zu wirken. Und bey dem allen ſchienen der Wirth und die Seinigen ſo natürlich; es war keine Spur von Steifheit noch von leerem Ceremoniel zu bemerken.

Die Trauung ſelbſt war unvermuthet auf eine herzliche Art eingeleitet, eine vortreffliche Vocalmuſik überraſchte uns, und der Geiſtliche wußte dieſer Ceremonie alle Feierlichkeit der Wahrheit zu geben. Ich ſtand neben Philo, und ſtatt mir Glück zu wünſchen, ſagte er mit einem tiefen Seufzer: als ich die Schweſter ſah die Hand hingeben, war mir's, als ob man mich mit ſiedheißem Waſſer begoſſen hätte. Warum? fragte ich. Es iſt mir allezeit ſo, wenn ich eine Copulation anſehe, verſetzte er. Ich lachte über ihn, und habe nachher oft genug an ſeine Worte zu denken gehabt.

Die Heiterkeit der Geſellſchaft, worunter viel junge Leute waren, ſchien noch einmal ſo glänzend, indem alles, was uns umgab, würdig und ernſthaft war. Aller Hausrath, Tafelzeug, Service und Tiſchaufſätze ſtimmten zu dem Ganzen, und wenn mir ſonſt die Baumeiſter mit den Conditorn aus einer Schule cut-

ſprungen zu ſeyn ſchienen; ſo war hier Conditor und Tafeldecker bey dem Architekten in die Schule gegangen.

Da man mehrere Tage zuſammen blieb, hatte der geiſtige und verſtändige Wirth für die Unterhaltung der Geſellſchaft auf das mannigfaltigſte geſorgt. Ich wiederholte hier nicht die traurige Erfahrung, die ich ſo oft in meinem Leben gehabt hatte, wie übel eine große gemiſchte Geſellſchaft ſich befinde, die ſich ſelbſt überlaſſen zu den allgemeinſten und ſchalſten Zeitvertreiben greifen muß, damit ja eher die guten als die ſchlechten Subjecte Mangel der Unterhaltung fühlen.

Ganz anders hatte es der Oheim veranſtaltet. Er hatte zwey bis drey Marſchälle, wenn ich ſie ſo nennen darf, beſtellt; der eine hatte für die Freuden der jungen Welt zu ſorgen. Tänze, Spazierfahrten, kleine Spiele waren von ſeiner Erfindung, und ſtanden unter ſeiner Direction, und da junge Leute gern im Freyen leben, und die Einflüſſe der Luft nicht ſcheuen; ſo war ihnen der Garten und der große Gartenſaal übergeben, an den zu dieſem Endzwecke noch einige Galerien und Pavillions angebauet waren, zwar nur von Brettern und Leinwand aber in ſo edlen Verhältniſſen, daß man nur an Stein und Marmor dabey erinnert ward.

Wie ſelten iſt eine Fete, wobey derjenige, der die Gäſte zuſammen beruft, auch die Schuldigkeit empfin-

det, für ihre Bedürfnisse und Bequemlichkeiten auf alle Weise zu sorgen.

Jagd und Spielparthien, kurze Promenaden, Gelegenheiten zu vertraulichen einsamen Gesprächen waren für die ältern Personen bereitet, und derjenige, der am frühsten zu Bette ging, war auch gewiß am weitesten von allem Lärm einquartirt.

Durch diese gute Ordnung schien der Raum, in dem wir uns befanden, eine kleine Welt zu seyn, und doch wenn man es bey nahem betrachtete, war das Schloß nicht groß, und man würde ohne genaue Kenntniß desselben und ohne den Geist des Wirthes wohl schwerlich so viele Leute darin beherbergt, und jeden nach seiner Art bewirthet haben.

So angenehm uns der Anblick eines wohlgestalteten Menschen ist, so angenehm ist uns eine ganze Einrichtung, aus der uns die Gegenwart eines verständigen, vernünftigen Wesens fühlbar wird. Schon in ein reinliches Haus zu kommen ist eine Freude, wenn es auch sonst geschmacklos gebauet und verziert ist; denn es zeigt uns die Gegenwart wenigstens von Einer Seite gebildeter Menschen. Wie doppelt angenehm ist es uns also, wenn aus einer menschlichen Wohnung uns der Geist einer höhern, obgleich auch nur sinnlichen, Kultur entgegen spricht!

Mit vieler Lebhaftigkeit ward mir dieses auf dem Schlosse meines Oheims anschaulich. Ich hatte vieles

von Kunſt gehört und geleſen, Philo ſelbſt war ein großer Liebhaber von Gemälden, und hatte eine ſchöne Sammlung; auch ich ſelbſt hatte viel gezeichnet; aber theils war ich zu ſehr mit meinen Empfindungen beſchäftigt, und trachtete nur das eine, was Noth iſt, erſt recht ins Reine zu bringen, theils ſchienen doch alle die Sachen, die ich geſehen hatte, mich wie die übrigen weltlichen Dinge zu zerſtreuen. Nun war ich zum erſtenmal durch etwas Aeußerliches auf mich ſelbſt zurück geführt, und ich lernte den Unterſchied zwiſchen dem natürlichen vortrefflichen Geſang der Nachtigall und einem vierſtimmigen Hallelujah aus gefühlvollen Menſchenkehlen zu meiner größten Verwunderung erſt kennen.

Ich verbarg meine Freude über dieſe neue Anſchauung meinem Oheim nicht, der, wenn alles andere in ſein Theil gegangen war, ſich mit mir beſonders zu unterhalten pflegte. Er ſprach mit großer Beſcheidenheit von dem, was er beſaß und hervorgebracht hatte, mit großer Sicherheit von dem Sinne, in dem es geſammlet und aufgeſtellt worden war, und ich konnte wohl merken, daß er mit Schonung für mich redete, indem er nach ſeiner alten Art das Gute, wovon er Herr und Meiſter zu ſeyn glaubte, demjenigen unterzuordnen ſchien, was nach meiner Ueberzeugung das rechte und beſte war.

Wenn wir uns, ſagte er einmal, als möglich denken können, daß der Schöpfer der Welt ſelbſt die Geſtalt ſeiner Creatur angenommen, und auf ihre Art und Weiſe ſich eine Zeitlang auf der Welt befunden habe; ſo muß uns dieſes Geſchöpf ſchon unendlich vollkommen erſcheinen, weil ſich der Schöpfer ſo innig damit vereinigen konnte. Es muß alſo in dem Begriff des Menſchen kein Widerſpruch mit dem Begriff der Gottheit liegen, und wenn wir auch oft eine gewiſſe Unähnlichkeit und Entfernung von ihr empfinden; ſo iſt es doch um deſto mehr unſere Schuldigkeit, nicht immer wie der Advokat des böſen Geiſtes nur auf die Blößen und Schwächen unſerer Natur zu ſehen, ſondern eher alle Vollkommenheiten aufzuſuchen, wodurch wir die Anſprüche unſrer Gottähnlichkeit beſtätigen können.

Ich lächelte und verſetzte: beſchämen Sie mich nicht zu ſehr, lieber Oheim, durch die Gefälligkeit in meiner Sprache zu reden! Das was Sie mir zu ſagen haben, iſt für mich von ſo großer Wichtigkeit, daß ich es in Ihrer eigenſten Sprache zu hören wünſchte, und ich will alsdann, was ich mir davon nicht ganz zueignen kann, ſchon zu überſetzen ſuchen.

Ich werde, ſagte er darauf, auch auf meine eigenſte Weiſe, ohne Veränderung des Tons fortfahren können. Des Menſchen größtes Verdienſt bleibt wohl, wenn er die Umſtände ſo viel als möglich beſtimmt

und ſich ſo wenig als möglich von ihnen beſtimmen läßt. Das ganze Weltweſen liegt vor uns, wie ein groſser Steinbruch vor dem Baumeiſter, der nur dann den Nahmen verdient, wenn er aus dieſen zufälligen Naturmaſſen, ein in ſeinem Geiſte entſprungenes Urbild mit der gröſsten Oekonomie, Zweckmäſsigkeit und Feſtigkeit zuſammen ſtellt. Alles auſſer uns iſt nur Element, ja ich darf wohl ſagen, auch alles an uns; aber tief in uns liegt dieſe ſchöpferiſche Kraft, die das zu erſchaffen vermag, was ſeyn ſoll, und uns nicht ruhen und raſten läßt, bis wir es auſſer uns oder an uns, auf eine oder die andere Weiſe, dargeſtellt haben. Sie, liebe Nichte, haben vielleicht das beſte Theil erwählt; Sie haben Ihr ſittliches Weſen, Ihre tiefe liebevolle Natur mit ſich ſelbſt und mit dem höchſten Weſen übereinſtimmend zu machen geſucht, indeſs wir andere wohl auch nicht zu tadeln ſind, wenn wir den ſinnlichen Menſchen in ſeinem Umfange zu kennen und thätig in Einheit zu bringen ſuchen.

Durch ſolche Geſpräche wurden wir nach und nach vertrauter, und ich erlangte von ihm, daſs er mit mir, ohne Condescendenz, wie mit ſich ſelbſt ſprach. Glauben Sie nicht, ſagte der Oheim zu mir, daſs ich Ihnen ſchmeichle, wenn ich Ihre Art zu denken und zu handeln lobe. Ich verehre den Menſchen, der deutlich weiſs, was er will, unabläſſig vorſchreitet, die Mittel zu ſeinem Zwecke kennt und ſie zu ergreifen und zu

brauchen weiß; in wie fern sein Zweck groß oder klein sey, Lob oder Tadel verdiene, das kommt bey mir erst nachher in Betrachtung. Glauben Sie mir, meine Liebe, der größte Theil des Unheils und dessen was man bös in der Welt nennt, entsteht blos, weil die Menschen zu nachlässig sind ihre Zwecke recht kennen zu lernen, und wenn sie solche kennen, ernsthaft darauf los zu arbeiten. Sie kommen mir vor wie Leute, die den Begriff haben, es könne und müsse ein Thurm gebauet werden, und die doch an den Grund nicht mehr Steine und Arbeit verwenden, als man allenfalls einer Hütte unterschlüge. Hätten Sie meine Freundin, deren höchstes Bedürfniß war, mit Ihrer innern sittlichen Natur ins Reine zu kommen, anstatt der großen und kühnen Aufopferungen, sich zwischen Ihrer Familie, einem Bräutigam, vielleicht einem Gemahl nur so hin beholfen, Sie würden, in einem ewigen Widerspruch mit sich selbst, niemals einen zufriedenen Augenblick genossen haben.

Sie brauchen, versetzte ich hier, das Wort Aufopferung, und ich habe manchmal gedacht, wie wir einer höhern Absicht, gleichsam wie einer Gottheit, das geringere zum Opfer darbringen, ob es uns schon am Herzen liegt, wie man ein geliebtes Schaf für die Gesundheit eines verehrten Vaters gern und willig zum Altar führen würde.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.

3-598-50924-3
FN. 18621447

Was es auch ſey, verſetzte er, der Verſtand oder die Empfindung, das uns eins für das andere hingeben, eins vor dem andern wählen heißt, ſo iſt Entſchiedenheit und Folge, nach meiner Meynung, das verehrungswürdigſte am Menſchen. Man kann die Waare und das Geld nicht zugleich haben; und der iſt eben ſo übel daran, dem es immer nach der Waare gelüſtet, ohne daß er das Herz hat das Geld hinzugeben, als der, den der Kauf reut, wenn er die Waare in Händen hat. Aber ich bin weit entfernt, die Menſchen deshalb zu tadeln, denn ſie ſind eigentlich nicht Schuld, ſondern die verwickelte Lage, in der ſie ſich befinden, und in der ſie ſich nicht zu regieren wiſſen. So werden Sie, zum Beyſpiel, im Durchſchnitt, weniger üble Wirthe auf dem Lande als in den Städten finden, und wieder in kleinen Städten weniger als in großen, und warum? Der Menſch iſt zu einer beſchränkten Lage gebohren; einfache, nahe, beſtimmte Zwecke, vermag er einzuſehen, und er gewöhnt ſich die Mittel zu benutzen, die ihm gleich zur Hand ſind; ſobald er aber ins weite kommt, weiß er weder was er will, noch was er ſoll, und es iſt ganz einerley, ob er durch die Menge der Gegenſtände zerſtreut, oder ob er durch die Höhe und Würde derſelben außer ſich geſetzt werde. Es iſt immer ſein Unglück, wenn er veranlaßt wird, nach etwas zu ſtreben, mit dem er ſich durch eine regelmäßige Selbſtthätigkeit nicht verbinden kann.

Fürwahr, fuhr er fort, ohne Ernſt iſt in der Welt nichts möglich, und unter denen, die wir gebildete Menſchen nennen, iſt eigentlich wenig Ernſt zu finden; ſie gehen, ich möchte ſagen, gegen Arbeiten und Geſchäfte, gegen Künſte, ja gegen Vergnügungen nur mit einer Art von Selbſtvertheidigung zu Werke, man lebt wie man ein Pack Zeitungen lieſt, nur damit man ſie los werde, und es fällt mir dabey jener junge Engländer in Rom ein, der Abends, in einer Geſellſchaft, ſehr zufrieden erzählte: daß er doch heute ſechs Kirchen und zwey Gallerien bey Seite gebracht habe. Man will mancherley wiſſen und kennen, und gerade das was einen am wenigſten angeht, und man bemerkt nicht, daß kein Hunger dadurch geſtillt wird, wenn man nach der Luft ſchnappt. Wenn ich einen Menſchen kennen lerne, frage ich ſogleich, womit beſchäftigt er ſich? und wie und in welcher Folge? und mit der Beantwortung der Frage iſt auch mein Intereſſe an ihm auf Zeitlebens entſchieden.

Sie ſind, lieber Oheim, verſetzte ich darauf, vielleicht zu ſtrenge und entziehen manchem guten Menſchen, dem Sie nützlich ſeyn könnten, Ihre hülfreiche Hand.

Iſt es dem zu verdenken, antwortete er, der ſo lange vergebens an ihnen und um ſie gearbeitet hat. Wie ſehr leidet man nicht in der Jugend von Menſchen, die uns zu einer angenehmen Luſtpartie einzuladen glauben, wenn ſie uns in der Geſellſchaft der Danaiden,

oder des Sisyphus zu bringen verſprechen. Gott ſey Dank, ich habe mich von ihnen los gemacht, und wenn einer unglücklicher Weiſe in meinen Kreis kommt, ſuche ich ihn auf die höflichſte Art hinaus zu komplimentiren; denn gerade von dieſen Leuten hört man die bitterſten Klagen über den verworrenen Lauf der Welthändel, über die Seichtigkeit der Wiſſenſchaften, über den Leichtſinn der Künſtler, über die Leerheit der Dichter und was alles noch mehr iſt. Sie bedenken am wenigſten, daß eben ſie ſelbſt und die Menge, die ihnen gleich iſt, gerade das Buch nicht leſen würden, das geſchrieben wäre wie ſie es fordern, daß ihnen die ächte Dichtung fremd ſey, und daß ſelbſt ein gutes Kunſtwerk nur durch Vorurtheil ihren Beifall erlangen könne. Doch laſſen Sie uns abbrechen, es iſt hier keine Zeit zu ſchelten noch zu klagen.

Er leitete meine Aufmerkſamkeit auf die verſchiedenen Gemählde, die an der Wand aufgehängt waren, mein Auge hielt ſich an die, deren Anblick reizend, oder deren Gegenſtand bedeutend war; er ließ es eine Weile geſchehen, dann ſagte er: gönnen Sie nun auch dem Genius, der dieſe Werke hervorgebracht hat, einige Aufmerkſamkeit. Gute Gemüther ſehen ſo gerne den Finger Gottes in der Natur, warum ſollte man nicht auch der Hand ſeines Nachahmers einige Betrachtung ſchenken? Er machte mich ſodann auf unſcheinbare Bilder aufmerkſam, und ſuchte mir begreiflich zu machen; daß

eigentlich die Geſchichte der Kunſt allein uns den Begriff von dem Werth und der Würde eines Kunſtwerks geben könne, daß man erſt die beſchwerlichen Stufen des Mechanismus und des Handwerks, an denen der fähige Menſch ſich Jahrhunderte lang hinauf arbeitet, kennen müſſe, um zu begreifen wie es möglich ſey, daß das Genie auf dem Gipfel, bey deſſen bloßen Anblick uns ſchwindelt, ſich frey und fröhlich bewege.

Er hatte in dieſem Sinne eine ſchöne Reihe zuſammen gebracht, und ich konnte mich nicht enthalten als er mir ſie auslegte, die moraliſche Bildung hier wie im Gleichniſſe vor mir zu ſehen. Als ich ihm meine Gedanken äußerte, verſetzte er: Sie haben vollkommen Recht, und wir ſehen daraus, daß man nicht wohl thut, der ſittlichen Bildung, einſam, in ſich ſelbſt verſchloſſen nachzuhängen; vielmehr wird man finden, daß derjenige, deſſen Geiſt nach einer moraliſchen Cultur ſtrebt, alle Urſache hat, ſeine feinere Sinnlichkeit zugleich mit auszubilden, damit er nicht in Gefahr komme, von ſeiner moraliſchen Höhe herab zu gleiten, indem er ſich den Lockungen einer regelloſen Phantaſie übergiebt, und in den Fall kommt, ſeine edlere Natur durch Vergnügen an geſchmackloſen Tändeleyen, wo nicht an etwas ſchlimmerem herab zu würdigen.

Ich hatte ihn nicht in Verdacht, daß er auf mich ziele, aber ich fühlte mich getroffen, wenn ich zurück dachte, daß unter den Liedern, die mich erbauet hatten,

manches abgeschmackte mochte gewesen seyn, und daß die Bildchen, die sich an meine geistlichen Ideen anschlossen, wohl schwerlich vor den Augen des Oheims würden Gnade gefunden haben.

Philo hatte sich indessen öfters in der Bibliothek aufgehalten, und führte mich nunmehr auch in selbiger ein. Wir bewunderten die Auswahl und dabey die Menge der Bücher. Sie waren in jedem Sinne gesammlet; denn es waren beynahe auch nur solche darin zu finden, die uns zur deutlichen Erkenntniß führen, oder uns zur rechten Ordnung anweisen; die uns entweder rechte Materialien geben, oder uns von der Einheit unsres Geistes überzeugen.

Ich hatte in meinem Leben unsäglich gelesen, und in gewissen Fächern war mir fast kein Buch unbekannt, um desto angenehmer war mirs hier von der Uebersicht des Ganzen zu sprechen, und Lücken zu bemerken, wo ich sonst nur eine beschränkte Verwirrung oder eine unendliche Ausdehnung gesehen hatte.

Zugleich machten wir die Bekanntschaft eines sehr interessanten stillen Mannes. Er war Arzt und Naturforscher, und schien mehr zu den Penaten als zu den Bewohnern des Hauses zu gehören. Er zeigte uns das Naturalienkabinet, das, wie die Bibliothek, in verschlossenen Glasschränken, zugleich die Wände des Zimmers verzierte und den Raum veredelte ohne ihn zu verengen. Hier erinnerte ich mich mit Freuden meiner Ju-

gend

gend, und zeigte meinem Vater mehrere Gegenſtände, die er ehemals auf das Krankenbette ſeines kaum in die Welt blickenden Kindes gebracht hatte. Dabey verhehlte der Arzt ſo wenig als bey folgenden Unterredungen, daß er ſich mir, in Abſicht auf religiöſe Geſinnungen nähere, lobte dabey den Oheim außerordentlich wegen ſeiner Toleranz und Schätzung von allem, was den Werth und die Einheit der menſchlichen Natur anzeige und befördere, nur verlange er freylich von allen andern Menſchen ein gleiches und pflege nichts ſo ſehr, als individuellen Dünkel und ausſchließende Beſchränktheit, zu verdammen oder zu fliehen.

Seit der Trauung meiner Schweſter ſah' dem Oheim die Freude aus den Augen, und er ſprach verſchiedenemal mit mir über das, was er für ſie und ihre Kinder zu thun denke. Er hatte ſchöne Güter, die er ſelbſt bewirthſchaftete und die er, in dem beſten Zuſtande, ſeinen Neffen zu übergeben hoffte. Wegen des kleinen Guthes, auf dem wir uns befanden, ſchien er beſondere Gedanken zu hegen: ich werde es, ſagte er, nur einer Perſon überlaſſen, die zu kennen, zu ſchätzen und zu genießen weiß was es enthält, und die einſieht, wie ſehr ein Reicher und Vornehmer, beſonders in Deutſchland, Urſache habe etwas muſtermäßiges aufzuſtellen.

Schon war der gröſte Theil der Gäſte nach und nach verflogen, wir bereiteten uns zum Abſchied und glaubten die letzte Scene der Feyerlichkeit erlebt zu ha-

den, als wir aufs neue durch seine Aufmerksamkeit, uns ein würdiges Vergnügen zu machen, überrascht wurden. Wir hatten ihm das Entzücken nicht verbergen können, das wir fühlten, als bey meiner Schwester Trauung ein Chor Menschenstimmen sich, ohne alle Begleitung irgend eines Instruments, hören ließ. Wir legten es ihm nahe genug, uns das Vergnügen noch einmal zu verschaffen; er schien nicht darauf zu merken. Wie überrascht waren wir daher, als er eines Abends zu uns sagte: die Tanzmusik hat sich entfernt; die jungen, flüchtigen Freunde haben uns verlassen; das Ehepaar selbst sieht schon ernsthafter aus als vor einigen Tagen, und in einer solchen Epoche von einander zu scheiden, da wir uns vielleicht nie, wenigstens anders wiedersehen, regt uns zu einer feyerlichen Stimmung, die ich nicht edler nähren kann, als durch eine Musik, deren Wiederhohlung Sie schon früher zu wünschen schienen.

Er ließ durch das indeß verstärkte und im Stillen noch mehr geübte Chor, uns vier und achtstimmige Gesänge vortragen, die uns, ich darf wohl sagen, wirklich einen Vorschmack der Seligkeit gaben. Ich hatte bisher nur den frommen Gesang gekannt, in welchem gute Seelen oft mit heiserer Kehle, wie die Waldvöglein, Gott zu loben glauben, weil sie sich selbst eine angenehme Empfindung machen; dann die eitle Musik der Concerte, in denen man allenfalls zur Bewunderung

eines Talents, ſelten aber, auch nur zu einem vorüber-gehenden Vergnügen, hingeriſſen wird. Nun vernahm ich eine Muſik aus dem tiefſten Sinne der trefflichſten menſchlichen Naturen entſprungen, die, durch beſtimmte und geübte Organe in harmoniſcher Einheit wieder zum tiefſten beſten Sinne des Menſchen ſprach und ihn wirklich in dieſem Augenblicke ſeine Gottähnlichkeit lebhaft empfinden ließ. Alles waren lateiniſche, geiſtliche Geſänge, die ſich, wie Juwelen, in dem goldnen Ringe einer geſitteten weltlichen Geſellſchaft ausnahmen, und mich, ohne Anforderung einer ſo genannten Erbauung, auf das geiſtigſte erhoben und glücklich machten.

Bey unſerer Abreiſe wurden wir alle auf das edelſte beſchenkt. Mir überreichte er das Ordenskreuz meines Stiftes, kunſtmäßiger und ſchöner gearbeitet und emaillirt, als man es ſonſt zu ſehen gewohnt war. Es hing an einem groſſen Brillanten, wodurch es zugleich an das Band befeſtigt wurde; und den er als den edelſten Stein einer Naturalienſammlung anzuſehen hat.

Meine Schweſter zog nun mit ihrem Gemahl auf ſeine Güter; wir andern kehrten alle nach unſern Wohnungen zurück und ſchienen uns, was unſere äußren Umſtände anbetraf, in ein ganz gemeines Leben zurück gekehrt zu ſeyn. Wir waren, wie aus einem Feenſchloß, auf die platte Erde geſetzt und mußten uns wieder nach unſrer Weiſe benehmen und behelfen.

Die ſonderbaren Erfahrungen, die ich in jenem neuen Kreiſe gemacht hatte, ließen einen ſchönen Eindruck bey mir zurück, doch blieb er nicht lange in ſeiner ganzen Lebhaftigkeit, obgleich der Oheim ihn zu unterhalten und zu erneuern ſuchte, indem er mir, von Zeit zu Zeit, von ſeinen beſten und gefälligſten Kunſtwerken zuſandte, und wenn ich ſie lange genug genoſſen hatte, wieder mit andern vertauſchte.

Ich war zu ſehr gewohnt, mich mit mir ſelbſt zu beſchäftigen, die Angelegenheiten meines Herzens und meines Gemüthes in Ordnung zu bringen, und mich davon mit ähnlich geſinnten Perſonen zu unterhalten, als daß ich mit Aufmerkſamkeit ein Kunſtwerk hätte betrachten ſollen, ohne bald auf mich ſelbſt zurück zu kehren. Ich war gewohnt, ein Gemählde und einen Kupferſtich nur anzuſehen, wie die Buchſtaben eines Buchs. Ein ſchöner Druck gefällt wohl, aber wer wird ein Buch des Druckes wegen in die Hand nehmen? So ſollte mir auch eine bildliche Darſtellung etwas ſagen, ſie ſollte mich belehren, rühren, beſſern; und der Oheim mochte in ſeinen Briefen, mit denen er ſeine Kunſtwerke erläuterte, reden was er wollte, ſo blieb es mit mir doch immer beym Alten.

Doch mehr als meine eigene Natur zogen mich äuſſere Begebenheiten, die Veränderungen in meiner Familie von ſolchen Betrachtungen, ja eine Weile von mir

ſelbſt ab; ich mußte dulden und würken, mehr, als meine ſchwachen Kräfte zu ertragen ſchienen.

Meine ledige Schweſter war bisher mein rechter Arm geweſen; geſund, ſtark und unbeſchreiblich gütig hatte ſie die Beſorgung der Haushaltung über ſich genommen, wie mich die perſönliche Pflege des alten Vaters beſchäftigte. Es überfällt ſie ein Katharr, woraus eine Bruſtkrankheit wird, und in drey Wochen liegt ſie auf der Bahre; ihr Tod ſchlug mir Wunden, deren Narben ich jetzt noch nicht gerne anſehe.

Ich lag krank zu Bette, ehe ſie noch beerdigt war; der alte Schaden auf meiner Bruſt ſchien aufzuwachen, ich huſtete heftig, und war ſo heiſer daß ich keinen lauten Ton hervorbringen konnte.

Die verheirathete Schweſter kam vor Schrecken und Betrübniß zu früh in die Wochen. Mein alter Vater fürchtete, ſeine Kinder und die Hoffnung ſeiner Nachkommenſchaft auf einmal zu verlieren, ſeine gerechten Thränen vermehrten meinen Jammer; ich flehte zu Gott um Herſtellung einer leidlichen Geſundheit, und bat ihn nur mein Leben bis nach dem Tode des Vaters zu friſten. Ich genas, und war nach meiner Art wohl, konnte wieder meine Pflichten, obgleich nur auf eine kümmerliche Weiſe, erfüllen.

Meine Schweſter ward wieder guter Hoffnung. Mancherley Sorgen, die in ſolchen Fällen der Mutter anvertraut werden, wurden mir mitgetheilt; ſie lebte

nicht ganz glücklich mit ihrem Manne, das ſollte dem Vater verborgen bleiben; ich mußte Schiedsrichter ſeyn, und konnte es um ſo eher, da mein Schwager Zutrauen zu mir hatte, und beyde wirklich gute Menſchen waren, nur daß beyde, anſtatt einander nachzuſehen, mit einander rechteten, und aus Begierde, völlig mit einander überein zu leben, niemals einig werden konnten. Nun lernte ich auch die weltlichen Dinge mit Ernſt angreifen, und das ausüben, was ich ſonſt nur geſungen hatte.

Meine Schweſter gebar einen Sohn; die Unpäßlichkeit meines Vaters verhinderte ihn nicht, zu ihr zu reiſen. Beym Anblick des Kindes war er unglaublich heiter und froh, und bey der Taufe erſchien er mir gegen ſeine Art wie begeiſtert, ja ich möchte ſagen, als ein Genius mit zwey Geſichtern. Mit dem einen blickte er freudig vorwärts in jene Regionen, in die er bald einzugehen hoffte; mit dem andern auf das neue, hoffnungsvolle irdiſche Leben, das in dem Knaben entſprungen war, der von ihm abſtammte. Er ward nicht müde auf dem Rückwege mich von dem Kinde zu unterhalten, von ſeiner Geſtalt, ſeiner Geſundheit, und dem Wunſche, daß die Anlagen dieſes neuen Weltbürgers glücklich ausgebildet werden möchten. Seine Betrachtungen hierüber dauerten fort, als wir zu Hauſe anlangten, und erſt nach einigen Tagen bemerkte man eine Art Fieber, die ſich nach Tiſch ohne Froſt durch eine

etwas ermattende Hitze äuſſerte. Er legte ſich jedoch nicht nieder, fuhr des morgens aus und verſah treulich ſeine Amtsgeſchäfte, bis ihn endlich anhaltende, ernſthafte Symptome davon abhielten.

Nie werde ich die Ruhe des Geiſtes, die Klarheit und Deutlichkeit vergeſſen, womit er die Angelegenheiten ſeines Hauſes, die Beſorgung ſeines Begräbniſſes, als wie das Geſchäft eines andern, mit der gröſten Ordnung vornahm.

Mit einer Heiterkeit, die ihm ſonſt nicht eigen war, und die bis zu einer lebhaften Freude ſtieg, ſagte er zu mir: wo iſt die Todesfurcht hingekommen, die ich ſonſt noch wohl empfand? ſollt ich zu ſterben ſcheuen? ich habe einen gnädigen Gott, das Grab erweckt mir kein Grauen, ich habe ein ewiges Leben.

Mir die Umſtände ſeines Todes zurück zu rufen, der bald darauf erfolgte, iſt in meiner Einſamkeit eine meiner angenehmſten Unterhaltungen, und die ſichtbaren Wirkungen einer höhern Kraft dabey wird mir niemand wegräſonniren.

Der Tod meines lieben Vaters veränderte meine bisherige Lebensart. Aus dem ſtrengſten Gehorſam, aus der gröſten Einſchränkung kam ich in die gröſte Freiheit, und ich genoß ihrer wie einer Speiſe, die man lange entbehrt hat. Sonſt war ich ſelten zwey Stunden auſſer dem Hauſe, nun verlebte ich kaum Einen Tag in meinem Zimmer. Meine Freunde, bey denen

ich ſonſt nur abgeriſſene Beſuche machen konnte, wollten ſich meines anhaltenden Umgangs, ſo wie ich mich des ihrigen, erfreuen, öfters wurde ich zu Tiſche geladen, Spazierfahrten und kleine Luſtreiſen kamen hinzu, und ich blieb nirgends zurück. Als aber der Zirkel durchlaufen war, ſah ich, daß das unſchätzbare Glück der Freiheit nicht darin beſteht, daß man alles thut, was man thun mag, und wozu uns die Umſtände einladen, ſondern, daß man das ohne Hinderniß und Rückhalt, auf dem geraden Wege, thun kann, was man für recht und ſchicklich hält, und ich war alt genug, in dieſem Falle ohne Lehrgeld zu der ſchönen Ueberzeugung zu gelangen.

Was ich mir nicht verſagen konnte, war, ſobald als nur möglich, den Umgang mit den Gliedern der Herrnhuthiſchen Gemeine fortzuſetzen, und feſter zu knüpfen, und ich eilte eine ihrer nächſten Einrichtungen zu beſuchen: aber auch da fand ich keinesweges, was ich mir vorgeſtellt hatte. Ich war ehrlich genug meine Meinung merken zu laſſen, und man ſuchte mir hinwieder beyzubringen: dieſe Verfaſſung ſey gar nichts gegen eine ordentlich eingerichtete Gemeine. Ich konnte mir das gefallen laſſen, doch hätte nach meiner Ueberzeugung der wahre Geiſt aus einer kleinen ſo gut, als aus einer groſſen Anſtalt hervorblicken ſollen.

Einer ihrer Biſchöfe, der gegenwärtig war, ein unmittelbarer Schüler des Grafen, beſchäftigte ſich viel

mit mir; er ſprach vollkommen Engliſch, und weil ich es ein wenig verſtand, meinte er, es ſey ein Wink, daß wir zuſammen gehörten; ich meinte es aber ganz und gar nicht, ſein Umgang konnte mir nicht im geringſten gefallen. Er war ein Meſſerſchmidt, ein gebohrner Mähre, ſeine Art zu denken konnte das handwerksmäßige nicht verleugnen. Beſſer verſtand ich mich mit dem Herrn von L°, der Major in franzöſiſchen Dienſten geweſen war; aber zu der Unterthänigkeit, die er gegen ſeinen Vorgeſetzten bezeigte, fühlte ich mich niemals fähig; ja es war mir als wenn man mir eine Ohrfeige gäbe, wenn ich die Majorin und andere, mehr oder weniger angeſehene, Frauen dem Biſchof die Hand küſſen ſah. Indeſſen wurde doch eine Reiſe nach Holland verabredet, die aber, und gewiß zu meinem Beſten, niemals zu Stande kam.

Meine Schweſter war mit einer Tochter niedergekommen, und nun war die Reihe an uns Frauen, zufrieden zu ſeyn und zu denken, wie ſie dereinſt, uns ähnlich, erzogen werden ſollte. Mein Schwager war dagegen ſehr unzufrieden, als in dem Jahr darauf abermals eine Tochter erfolgte; er wünſchte bey ſeinen groſſen Gütern Knaben um ſich zu ſehen, die ihm einſt in der Verwaltung beyſtehen könnten.

Ich hielt mich bey meiner ſchwachen Geſundheit ſtill, und bey einer ruhigen Lebensart ziemlich im Gleichgewicht; ich fürchtete den Tod nicht, ja ich wünſchte zu

ſterben, aber ich fühlte in der Stille, daß mir Gott Zeit gebe, meine Seele zu unterſuchen und ihm immer näher zu kommen. In den vielen ſchlafloſen Nächten habe ich beſonders etwas empfunden, das ich eben nicht deutlich beſchreiben kann.

Es war als wenn meine Seele ohne Geſellſchaft des Körpers dächte, ſie ſah den Körper ſelbſt als ein ihr fremdes Weſen an, wie man etwa ein Kleid anſieht. Sie ſtellte ſich mit einer außerordentlichen Lebhaftigkeit die vergangenen Zeiten und Begebenheiten vor, und fühlte daraus, was folgen werde. Alle dieſe Zeiten ſind dahin, was folgt wird auch dahin gehen; der Körper wird wie ein Kleid zerreißen, aber Ich, das wohlbekannte Ich, Ich bin.

Dieſem großen, erhabenen und tröſtlichen Gefühle ſo wenig als nur möglich nachzuhängen, lehrte mich ein edler Freund, der ſich mir immer näher verband; es war der Arzt, den ich in dem Hauſe meines Oheims hatte kennen lernen, und der ſich von der Verfaſſung meines Körpers und meines Geiſtes ſehr gut unterrichtet hatte; er zeigte mir, wie ſehr dieſe Empfindungen, wenn wir ſie unabhängig von äußern Gegenſtänden, in uns nähren, uns gewiſſermaßen aushöhlen und den Grund unſeres Daſeyns untergraben. Thätig zu ſeyn, ſagte er, iſt des Menſchen erſte Beſtimmung, und alle Zwiſchenzeiten, in denen er auszuruhen genöthiget iſt, ſollte er anwenden eine deutliche Erkenntniß der äuſſerli-

chen Dinge zu erlangen, die ihm in der Folge abermals seine Thätigkeit erleichtert.

Da der Freund meine Gewohnheit kannte, meinen eigenen Körper als einen äußern Gegenstand anzusehn, und da er wußte, daß ich meine Conſtitution, mein Uebel, und die mediciniſchen Hülfsmittel ziemlich kannte, und ich wirklich durch anhaltende eigene und fremde Leiden ein halber Arzt geworden war; ſo leitete er meine Aufmerkſamkeit von der Kenntniß des menſchlichen Körpers und der Specereyen, auf die übrigen nachbarlichen Gegenſtände der Schöpfung, und führte mich wie im Paradieſe umher, und nur zuletzt, wenn ich mein Gleichniß fortſetzen darf, ließ er mich den in der Abendkühle im Garten wandelnden Schöpfer aus der Entfernung ahnden.

Wie gerne ſah ich nunmehr Gott in der Natur, da ich ihn mit ſolcher Gewißheit im Herzen trug, wie intereſſant war mir das Werk ſeiner Hände, und wie dankbar war ich, daß er mich mit dem Athem ſeines Mundes hatte beleben wollen!

Wir hofften aufs neue, mit meiner Schweſter, auf einen Knaben, dem mein Schwager ſo ſehnlich entgegen ſah, und deſſen Geburt er leider nicht erlebte. Der wackere Mann ſtarb an den Folgen eines unglücklichen Sturzes vom Pferde, und meine Schweſter folgte ihm, nachdem ſie der Welt einen ſchönen Knaben gegeben hatte. Ihre vier hinterlaſſenen Kinder konnte ich nun

mit Wehmuth anſehn. So manche geſunde Perſon war vor mir, der Kranken, hingegangen, ſollte ich nicht vielleicht von dieſen hoffnungsvollen Blüthen manche abfallen ſehen? Ich kannte die Welt genug, um zu wiſſen, unter wie vielen Gefahren ein Kind, beſonders in dem höhern Stande, herauf wächſt, und es ſchien mir, als wenn ſie ſeit der Zeit meiner Jugend ſich für die gegenwärtige Welt noch vermehrt hätten. Ich fühlte, daß ich, bey meiner Schwäche, wenig oder nichts für die Kinder zu thun im Stande ſey, um deſto erwünſchter war mir des Oheims Entſchluß, der natürlich aus ſeiner Denkungsart entſprang, ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf die Erziehung dieſer liebenswürdigen Geſchöpfe zu verwenden. Und gewiß, ſie verdienten es in jedem Sinne, ſie waren wohlgebildet, und verſprachen, bey ihrer großen Verſchiedenheit, ſämmtlich gutartige und verſtändige Menſchen zu werden.

Seitdem mein guter Arzt mich aufmerkſam gemacht hatte, betrachtete ich gern die Familienähnlichkeit in Kindern und Verwandten. Mein Vater hatte ſorgfältig die Bilder ſeiner Vorfahren aufbewahrt, ſich ſelbſt und ſeine Kinder von leidlichen Meiſtern mahlen laſſen, auch war meine Mutter und ihre Verwandten nicht vergeſſen worden. Wir kannten die Charactere der ganzen Familie genau, und da wir ſie oft unter einander verglichen hatten, ſo ſuchten wir nun bey den Kindern die Aehnlichkeiten des äuſſern und innern wieder auf.

Der älteſte Sohn meiner Schweſter ſchien ſeinem Groß-vater, väterlicher Seite, zu gleichen, von dem ein jugendliches Bild ſehr gut gemahlt in der Sammlung unſeres Oheims aufgeſtellt war, auch liebte er wie jener, der ſich immer als ein braver Officier gezeigt hatte, nichts ſo ſehr als das Gewehr, womit er ſich immer, ſo oft er mich beſuchte, beſchäftigte. Denn mein Vater hatte einen ſehr ſchönen Gewehrſchrank hinterlaſſen, und der Kleine hatte nicht eher Ruhe, bis ich ihm ein Paar Piſtolen und eine Jagdflinte ſchenkte, und bis er heraus gebracht hatte, wie ein deutſches Schloß aufzuziehen ſey. Uebrigens war er in ſeinen Handlungen und ſeinem ganzen Weſen nichts weniger als rauh, ſondern vielmehr ſanft und verſtändig.

Die älteſte Tochter hatte meine ganze Neigung gefeſſelt, und es mochte wohl daher kommen, weil ſie mir ähnlich ſah, und weil ſie ſich von allen vieren am meiſten zu mir hielt. Aber ich kann wohl ſagen, je genauer ich ſie beobachtete, da ſie heran wuchs, deſto mehr beſchämte ſie mich, und ich konnte das Kind nicht ohne Bewunderung, ja ich darf beynahe ſagen, nicht ohne Verehrung anſehn. Man ſah nicht leicht eine edlere Geſtalt, ein ruhiger Gemüth und eine immer gleiche, auf keinen Gegenſtand eingeſchränkte, Thätigkeit. Sie war keinen Augenblick ihres Lebens unbeſchäftigt, und jedes Geſchäft ward unter ihren Händen zur würdigen Handlung. Alles ſchien ihr gleich, wenn ſie

nur das verrichten konnte, was in der Zeit und am Platz war, und eben so konnte sie ruhig, ohne Ungeduld, bleiben, wenn sich nichts zu thun fand. Diese Thätigkeit ohne Bedürfniß einer Beschäftigung habe ich in meinem Leben nicht wieder gesehen. Unnachahmlich war von Jugend auf ihr Betragen gegen Nothleidende und Hülfsbedürftige. Ich gestehe gern, daß ich niemals das Talent hatte, mir aus der Wohlthätigkeit ein Geschäft zu machen; ich war nicht karg gegen Arme, ja ich gab oft in meinem Verhältnisse zu viel dahin, aber gewissermaßen kaufte ich mich nur los, und es mußte mir jemand angebohren seyn, wenn er mir meine Sorgfalt abgewinnen wollte. Gerade das Gegentheil lobe ich an meiner Nichte. Ich habe sie niemals einem Armen Geld geben sehen, und was sie von mir zu diesem Endzweck erhielt, verwandelte sie immer erst in das nächste Bedürfniß. Niemals erschien sie mir liebenswürdiger, als wenn sie meine Kleider- und Wäschschränke plünderte; immer fand sie etwas, das ich nicht trug und nicht brauchte, und diese alten Sachen zusammen zu schneiden und sie irgend einem zerlumpten Kinde anzupassen, war ihre größte Glückseligkeit.

Die Gesinnungen ihrer Schwester zeigten sich schon anders, sie hatte vieles von der Mutter, versprach schon frühe sehr zierlich und reizend zu werden und scheint ihr Versprechen halten zu wollen, sie ist sehr mit ihrem Aeußern beschäftigt und wußte sich, von früher

Zeit an, auf eine in die Augen fallende Weiſe zu putzen und zu tragen. Ich erinnere mich noch immer, mit welchem Entzücken ſie ſich als ein kleines Kind im Spiegel beſah, als ich ihr die ſchönen Perlen, die mir meine Mutter hinterlaſſen hatte, und die ſie von ungefähr bey mir fand, umbinden mußte.

Wenn ich dieſe verſchiedenen Neigungen betrachtete, war es mir angenehm zu denken, wie meine Beſitzungen, nach meinem Tode, unter ſie zerfallen und durch ſie wieder lebendig werden würden. Ich ſah die Jagdflinten meines Vaters ſchon wieder auf dem Rücken des Neffen im Felde herumwandeln, und aus ſeiner Jagdtaſche ſchon wieder Hühner herausfallen; ich ſah meine ſämmtliche Garderobe bey der Oſterconfirmation, lauter kleinen Mädchen angepaßt, aus der Kirche herauskommen und mit meinen beſten Stoffen ein ſittſames Bürgermädchen an ihrem Brauttage geſchmückt; denn zu Ausſtattung ſolcher Kinder und ehrbarer armer Mädchen hatte Natalie eine beſondere Neigung, ob ſie gleich, wie ich hier bemerken muß, ſelbſt keine Art von Liebe, und wenn ich ſo ſagen darf, kein Bedürfniß einer Anhänglichkeit an ein ſichtbares oder unſichtbares Weſen, wie es ſich bey mir in meiner Jugend ſo lebhaft gezeigt hatte, auf irgend eine Weiſe merken ließ.

Wenn ich nun dachte, daß die Jüngſte an eben demſelben Tage meine Perlen und Juwelen nach Hofe tra-

gen werde, ſo ſah ich mit Ruhe meine Beſitzungen, wie meinen Körper, den Elementen wieder gegeben.

Die Kinder wuchſen heran, und ſind zu meiner Zufriedenheit geſunde, ſchöne und wackre Geſchöpfe. Ich ertrage es mit Geduld, daß der Oheim ſie von mir entfernt hält, und ſehe ſie, wenn ſie in der Nähe oder auch wohl gar in der Stadt ſind, ſelten.

Ein wunderbarer Mann, den man für einen franzöſiſchen Geiſtlichen hält, ohne daß man recht von ſeiner Herkunft unterrichtet iſt, hat die Aufſicht über die ſämmtlichen Kinder, welche an verſchiedenen Orten erzogen werden und bald hier bald da in der Koſt ſind.

Ich konnte anfangs keinen Plan in dieſer Erziehung ſehn, bis mir mein Arzt zuletzt eröffnete: der Oheim habe ſich durch den Abbé überzeugen laſſen, daß, wenn man an der Erziehung des Menſchen etwas thun wolle, müſſe man ſehen, wohin ſeine Neigungen und Wünſche gehen? ſodann müſſe man ihn in die Lage verſetzen, jene, ſobald als möglich zu befriedigen, dieſe, ſobald als möglich zu erreichen, damit der Menſch, wenn er ſich geirret habe, früh genug ſeinen Irrthum gewahr werde, und wenn er das getroffen hat, was für ihn paßt, deſto eifriger daran halte und ſich deſto emſiger fortbilde. Ich wünſche daß dieſer ſonderbare Verſuch gelingen möge, bey ſo guten Naturen iſt es vielleicht möglich.

Aber das, was ich nicht an dieſen Erziehern billigen kann, iſt, daß ſie alles von den Kindern zu entfernen ſuchen, was ſie zu dem Umgange mit ſich ſelbſt und mit dem unſichtbaren, einzigen treuen Freunde führen könne. Ja es verdrießt mich oft von dem Oheim, daß er mich deßhalb für die Kinder für gefährlich hält. Im praktiſchen iſt doch kein Menſch tolerant! denn wer auch verſichert, daß er jedem ſeine Art und Weſen gerne laſſen wolle, ſucht doch immer diejenigen von der Thätigkeit auszuſchließen, die nicht ſo denken wie er.

Dieſe Art, die Kinder von mir zu entfernen, betrübte mich deſto mehr, je mehr ich von der Realität meines Glaubens überzeugt ſeyn kann. Warum ſollte er nicht einen göttlichen Urſprung, nicht einen wirklichen Gegenſtand haben, da er ſich im praktiſchen ſo wirkſam erweiſet? Werden wir durchs praktiſche doch unſeres eigenen Daſeyns ſelbſt erſt recht gewiß, warum ſollten wir uns nicht auch auf eben dem Wege von jenem Weſen überzeugen können, das uns zu allem Guten die Hand reicht?

Daß ich immer vorwärts, nie rückwärts gehe, daß meine Handlungen immer mehr der Idee ähnlich werden, die ich mir von der Vollkommenheit gemacht habe, daß ich täglich mehr Leichtigkeit fühle das zu thun, was ich für Recht halte, ſelbſt bey der Schwäche meines Körpers, der mir ſo manchen Dienſt verſagt; läßt

ſich das alles aus der menſchlichen Natur, deren Verderben ich ſo tief eingeſehen habe, erklären? Für mich nun einmal nicht.

Ich erinnere mich kaum eines Gebotes, nichts erſcheint mir in Geſtalt eines Geſetzes, es iſt ein Trieb der mich leitet und mich immer recht führet; ich folge mit Freiheit meinen Geſinnungen, und weiß ſo wenig von Einſchränkung als von Reue. Gott ſey Dank, daß ich erkenne, wem ich dieſes Glück ſchuldig bin und daß ich an dieſe Vorzüge nur mit Demuth denken darf. Denn niemals werde ich in Gefahr kommen, auf mein eignes Können und Vermögen ſtolz zu werden, da ich ſo deutlich erkannt habe, welch Ungeheuer in jedem menſchlichen Buſen, wenn eine höhere Kraft uns nicht bewahrt, ſich erzeugen und ernähren könne.

Wilhelm Meiſters Lehrjahre.

Siebentes Buch.

Erstes Capitel.

Der Frühling war in seiner völligen Herrlichkeit erschienen; ein frühzeitiges Gewitter, das den ganzen Tag gedrohet hatte, ging stürmisch an den Bergen nieder, der Regen zog nach dem Lande, die Sonne trat wieder in ihrem Glanze hervor und auf dem grauen Grunde erschien der herrliche Bogen. Wilhelm ritt ihm entgegen und sah ihn mit Wehmuth an. Ach! sagte er zu sich selbst, erscheinen uns denn eben die schönsten Farben des Lebens nur auf dunklem Grunde? und müssen Tropfen fallen, wenn wir entzückt werden sollen? Ein heiterer Tag ist wie ein grauer, wenn wir ihn ungerührt ansehen, und was kann uns rühren, als die stille Hoffnung, daß die angebohrne Neigung unsers Herzens nicht ohne Gegenstand bleiben werde? Uns rührt die Erzählung jeder guten That, uns rührt das Anschauen jedes harmonischen Gegenstandes; wir fühlen dabey, daß wir nicht ganz in der Fremde sind, wir wähnen einer Heimath, näher zu seyn, nach der unser Bestes, Innerstes ungeduldig hinstrebt.

Inzwischen hatte ihn ein Fußgänger eingeholt, der sich zu ihm gesellte, mit starkem Schritte neben dem

Pferde blieb, und, nach einigen gleichgültigen Reden, zu dem Reiter ſagte: wenn ich mich nicht irre, ſo muß ich Sie irgend wo ſchon geſehen haben.

Ich erinnere mich Ihrer auch, verſetzte Wilhelm, haben wir nicht zuſammen eine luſtige Waſſerfahrt gemacht? — Ganz recht! erwiederte der andere.

Wilhelm betrachtete ihn genauer und ſagte nach einigem Stillſchweigen: ich weiß nicht was für eine Veränderung mit Ihnen vorgegangen ſeyn mag, damals hielt ich Sie für einen lutheriſchen Landgeiſtlichen und jetzt ſehen Sie mir eher einem katholiſchen ähnlich.

Heute betrügen Sie ſich wenigſtens nicht, ſagte der andere, indem er den Hut abnahm und die Tonſur ſehen ließ. Wo iſt denn Ihre Geſellſchaft hingekommen? ſind Sie noch lange bey ihr geblieben?

Länger als billig; denn leider wenn ich an jene Zeit zurück denke, die ich mit ihr zugebracht habe, ſo glaube ich in ein unendliches Leeres zu ſehen, es iſt mir nichts davon übrig geblieben.

Darinn irren Sie ſich; alles was uns begegnet läßt Spuren zurück, alles trägt unmerklich zu unſerer Bildung bey; doch es iſt gefährlich, ſich davon Rechenſchaft geben zu wollen. Wir werden dabey entweder ſtolz und läßig, oder niedergeſchlagen und kleinmüthig, und eins iſt für die Folge ſo hinderlich als das andere. Das ſicherſte bleibt immer, nur das nächſte zu thun

was vor uns liegt, und das ist jetzt, fuhr er mit einem Lächeln fort, daß wir eilen ins Quartier zu kommen.

Wilhelm fragte, wie weit noch der Weg nach Lothario's Gut sey? der andere versetzte, daß es hinter dem Berge liege; vielleicht treffe ich Sie dort an, fuhr er fort, ich habe nur in der Nachbarschaft noch etwas zu besorgen. Leben Sie so lange wohl; und mit diesen Worten ging er einen steilen Pfad, der schneller über den Berg hinüber zu führen schien.

Ja wohl hat er recht! sagte Wilhelm vor sich, indem er weiter ritt, an das nächste soll man denken, und für mich ist wohl jetzt nichts näheres als der traurige Auftrag, den ich ausrichten soll. Laß sehen, ob ich die Rede noch ganz im Gedächtniß habe, die den grausamen Freund beschämen soll?

Er fing darauf an, sich dieses Kunstwerk vorzusagen, es fehlte ihm auch nicht eine Sylbe, und je mehr ihm sein Gedächtniß zu statten kam, desto mehr wuchs seine Leidenschaft und sein Muth. Aureliens Leiden und Tod waren lebhaft vor seiner Seele gegenwärtig.

Geist meiner Freundin! rief er aus, umschwebe mich! und wenn es dir möglich ist, so gieb mir ein Zeichen, daß du besänftigt, daß du versöhnt seyst!

Unter diesen Worten und Gedanken war er auf die Höhe des Berges gekommen, und sah an dessen Abhang, an der andern Seite, ein wunderliches Gebäude liegen, das er sogleich für Lothario's Wohnung hielt.

Ein altes unregelmäßiges Schloß, mit einigen Thürmen und Giebeln, ſchien die erſte Anlage dazu geweſen zu ſeyn; allein noch unregelmäßiger waren die neuen Angebäude, die theils nah, theils in einiger Entfernung davon errichtet, mit dem Hauptgebäude durch Gallerien und bedeckte Gänge zuſammen hingen. Alle äußere Symmetrie, jedes architektoniſche Anſehn ſchien dem Bedürfniß der innern Bequemlichkeit aufgeopfert zu ſeyn. Keine Spur von Wall und Graben war zu ſehen, eben ſo wenig als von künſtlichen Gärten und großen Alleen. Ein Gemüſe- und Baumgarten drang bis an die Häuſer hinan und kleine nutzbare Gärten waren ſelbſt in den Zwiſchenräumen angelegt. Ein heiteres Dörfchen lag in einiger Entfernung, Gärten und Felder ſchienen durchaus in dem beſten Zuſtande.

In ſeine eignen leidenſchaftlichen Betrachtungen vertieft, ritt Wilhelm weiter, ohne viel über das was er ſah nachzudenken, ſtellte ſein Pferd in einem Gaſthofe ein und eilte nicht ohne Bewegung nach dem Schloſſe zu.

Ein alter Bedienter empfing ihn an der Thüre, und berichtete ihm mit vieler Gutmüthigkeit, daß er heute wohl ſchwerlich vor den Herren kommen werde; der Herr habe viel Briefe zu ſchreiben und ſchon einige ſeiner Geſchäftsleute abweiſen laſſen. Wilhelm ward dringender, und endlich mußte der Alte nachgeben und ihn melden. Er kam zurück, und führte Wilhelmen in einen großen

alten Saal. Dort ersuchte er ihn sich zu gedulden, weil der Herr vielleicht noch eine Zeit lang ausbleiben werde. Wilhelm ging unruhig auf und ab, und warf einige Blicke auf die Ritter und Frauen, deren alte Abbildungen an der Wand umher hingen; er wiederholte den Anfang seiner Rede, und sie schien ihm in Gegenwart dieser Harnische und Kragen erst recht am Platz. So oft er etwas rauschen hörte, setzte er sich in Positur, um seinen Gegner mit Würde zu empfangen, ihm erst den Brief zu überreichen, und ihn dann mit den Waffen des Vorwurfs anzufallen.

Mehrmals war er schon getäuscht worden, und fing wirklich an verdrießlich und verstimmt zu werden, als endlich aus einer Seitenthür ein wohlgebildeter Mann, in Stiefeln und einem schlichten Ueberrocke, heraustrat. Was bringen Sie mir Gutes? sagte er mit freundlicher Stimme zu Wilhelmen; verzeihen Sie, daß ich Sie habe warten lassen.

Er faltete, indem er dieses sprach, einen Brief, den er in der Hand hielt. Wilhelm, nicht ohne Verlegenheit, überreichte ihm das Blatt Aureliens, und sagte: Ich bringe die letzten Worte einer Freundinn, die sie nicht ohne Rührung lesen werden.

Lothario nahm den Brief und ging sogleich in das Zimmer zurück, wo er, wie Wilhelm recht gut durch die offne Thüre sehen konnte, erst noch einige Briefe siegelte und überschrieb, dann Aureliens Brief eröffnete

und las. Er ſchien das Blatt einigemal durchgeleſen zu haben, und Wilhelm, obgleich ſeinem Gefühl nach die pathetiſche Rede zu dem natürlichen Empfang nicht recht paſſen wollte, nahm ſich doch zuſammen, ging auf die Schwelle los und wollte ſeinen Spruch beginnen, als eine Tapetenthüre des Kabinets ſich öffnete, und der Geiſtliche hereintrat.

Ich erhalte die wunderlichſte Depeſche von der Welt, rief Lothario ihm entgegen; verzeihen Sie mir, fuhr er fort, indem er ſich gegen Wilhelmen wandte, wenn ich in dieſem Augenblicke nicht geſtimmt bin, mich mit Ihnen weiter zu unterhalten. Sie bleiben heute Nacht bey uns! und Sie ſorgen für unſern Gaſt, Abbé, daß ihm nichts abgeht.

Mit dieſen Worten machte er eine Verbeugung gegen Wilhelmen; der Geiſtliche nahm unſern Freund bey der Hand, der nicht ohne Widerſtreben folgte.

Stillſchweigend gingen ſie durch wunderliche Gänge, und kamen in ein gar artiges Zimmer. Der Geiſtliche führte ihn ein, und verließ ihn ohne weitere Entſchuldigung. Bald darauf erſchien ein munterer Knabe, der ſich bey Wilhelmen als ſeine Bedienung ankündigte und das Abendeſſen brachte, bey der Aufwartung von der Ordnung des Hauſes, wie man zu frühſtücken, zu ſpeiſen, zu arbeiten und ſich zu vergnügen pflegte, manches erzählte, und beſonders zu Lothario's Ruhm gar vieles vorbrachte.

So angenehm auch der Knabe war, ſo ſuchte ihn Wilhelm doch bald los zu werden. Er wünſchte allein zu ſeyn, denn er fühlte ſich in ſeiner Lage äußerſt gedrückt und beklommen. Er machte ſich Vorwürfe, ſeinen Vorſatz ſo ſchlecht vollführt, ſeinen Auftrag nur halb ausgerichtet zu haben. Bald nahm er ſich vor, den andern Morgen das Verſäumte nachzuholen, bald ward er gewahr, daß Lothario's Gegenwart ihn zu ganz andern Gefühlen ſtimmte. Das Haus, worin er ſich befand, kam ihm auch ſo wunderbar vor, er wußte ſich in ſeine Lage nicht zu finden. Er wollte ſich ausziehen und öfnete ſeinen Mantelſack; mit ſeinen Nachtſachen brachte er zugleich den Schleyer des Geiſtes hervor, den Mignon eingepackt hatte. Der Anblick vermehrte ſeine traurige Stimmung. Flieh, Jüngling, flieh! rief er aus, was ſoll das myſtiſche Wort heißen? was fliehen? wohin fliehen? Weit beſſer hätte der Geiſt mir zugerufen: kehre in dich ſelbſt zurück! Er betrachtete die Engliſchen Kupfer, die an der Wand in Rahmen hingen; gleichgültig ſah er über die meiſten hinweg, endlich fand er auf dem einen ein unglücklich ſtrandendes Schiff vorgeſtellt, ein Vater mit ſeinen ſchönen Töchtern erwartete den Tod von den hereindringenden Wellen. Das eine Frauenzimmer ſchien Aehnlichkeit mit jener Amazone zu haben, ein unausſprechliches Mitleiden ergriff unſern Freund, er fühlte ein unwiderſtehliches Bedürfniß ſeinem Herzen Luft zu ma-

chen, Thränen drangen aus ſeinem Auge, und er konnte ſich nicht wieder erholen, bis ihn der Schlaf überwältigte.

Sonderbare Traumbilder erſchienen ihm gegen Morgen. Er fand ſich in einem Garten, den er als Knabe öfters beſucht hatte, und ſah mit Vergnügen die bekannten Alleen, Hecken und Blumenbeete wieder; Mariane begegnete ihm, er ſprach liebevoll mit ihr und ohne Erinnerung irgend eines vergangenen Mißverhältniſſes. Gleich darauf trat ſein Vater zu ihnen, im Hauskleide; und mit vertraulicher Mine, die ihm ſelten war, hieß er den Sohn zwey Stühle aus dem Gartenhauſe holen, nahm Marianen bey der Hand und führte ſie nach einer Laube.

Wilhelm eilte nach dem Gartenſaale, fand ihn aber ganz leer, nur ſah er Aurelien an dem entgegengeſetzten Fenſter ſtehen, er ging ſie anzureden, allein ſie blieb unverwandt, und ob er ſich gleich neben ſie ſtellte, konnte er doch ihr Geſicht nicht ſehen. Er blickte zum Fenſter hinaus und ſah, in einem fremden Garten, viele Menſchen beyſammen, von denen er einige ſogleich erkannte. Frau Melina ſaß unter einem Baum und ſpielte mit einer Roſe, die ſie in der Hand hielt; Laertes ſtand neben ihr und zählte Gold aus einer Hand in die andere. Mignon und Felix lagen im Graſe, jener ausgeſtreckt auf dem Rücken, dieſer auf dem Geſichte. Philine trat hervor, und klatſchte über den Kindern

in die Hände, Mignon blieb unbeweglich, Felix ſprang auf und floh vor Philinen. Erſt lachte er im Laufen, als Philine ihn verfolgte, dann ſchrie er ängſtlich, als der Harfenſpieler mit großen, langſamen Schritten ihm nachging. Das Kind lief grade auf einen Teich los; Wilhelm eilte ihm nach, aber zu ſpät, das Kind lag im Waſſer! Wilhelm ſtand wie eingewurzelt. Nun ſah er die ſchöne Amazone an der andern Seite des Teiches, ſie ſtreckte ihre rechte Hand gegen das Kind aus und ging am Ufer hin, das Kind durchſtrich das Waſſer in gerader Richtung auf den Finger zu, und folgte ihr nach, wie ſie ging, endlich reichte ſie ihm ihre Hand und zog es aus dem Teiche. Wilhelm war indeſſen näher gekommen, das Kind brannte über und über, und es fielen feurige Tropfen von ihm herab. Wilhelm war noch beſorgter, doch die Amazone nahm ſchnell einen weißen Schleyer vom Haupte und bedeckte das Kind damit. Das Feuer war ſogleich gelöſcht. Als ſie den Schleyer aufhob, ſprangen zwey Knaben hervor, die zuſammen muthwillig hin und her ſpielten, als Wilhelm mit der Amazone Hand in Hand durch den Garten ging, und in der Entfernung ſeinen Vater und Marianen in einer Allee ſpatziren ſah, die mit hohen Bäumen den ganzen Garten zu umgeben ſchien; er richtete ſeinen Weg auf beyde zu, und machte mit ſeiner ſchönen Begleiterinn den Durchſchnitt des Gartens, als auf einmal der blonde Friedrich ihnen in den Weg trat und ſi-

mit großem Gelächter und allerley Poſſen aufhielt. Sie wollten demungeachtet ihren Weg weiter fortſetzen; da eilte er weg und lief auf jenes entfernte Paar zu, der Vater und Mariane ſchienen vor ihm zu fliehen, er lief nur deſto ſchneller, und Wilhelm ſah jene faſt im Fluge durch die Allee hinſchweben; Natur und Neigung forderten ihn auf, jenen zu Hülfe zu kommen, aber die Hand der Amazone hielt ihn zurück. Wie gern ließ er ſich halten! Mit dieſer gemiſchten Empfindung wachte er auf und fand ſein Zimmer ſchon von der hellen Sonne erleuchtet.

Zweytes Capitel.

Der Knabe lud Wilhelmen zum Frühſtück ein, dieſer fand den Abbé ſchon im Saale; Lothario, hieß es, ſey ausgeritten, der Abbé war nicht ſehr geſprächig und ſchien eher nachdenklich zu ſeyn; er fragte nach Aureliens Tode und hörte mit Theilnahme der Erzählung Wilhelms zu. Ach! rief er aus, wem es lebhaft und gegenwärtig iſt, welche unendliche Operationen Natur und Kunſt machen müſſen, bis ein gebildeter Menſch daſteht, wer ſelbſt ſo viel als möglich an der Bildung ſeiner Mitbrüder Theil nimmt, der möchte verzweifeln, wenn er ſieht, wie freventlich ſich oft der Menſch zerſtöhrt und ſo oft in den Fall kommt, mit oder ohne Schuld, zerſtöhrt zu werden. Wenn ich das bedenke, ſo ſcheint mir das Leben ſelbſt eine ſo zufällige Gabe, daß ich jeden loben möchte, der ſie nicht höher als billig ſchätzt.

Er hatte kaum ausgeſprochen, als die Thüre mit Heftigkeit ſich aufriß, ein junges Frauenzimmer hereinſtürzte, und den alten Bedienten, der ſich ihr in den Weg ſtellte, zurückſtieß. Sie eilte gerade auf den Abbé zu, und konnte, indem ſie ihn beym Arm faßte, vor

Weinen und Schluchzen kaum die wenigen Worte hervorbringen: wo ist er? wo habt ihr ihn? es ist eine entsetzliche Verrätherey! gesteht nur! ich weiß was vorgeht! ich will ihm nach! ich will wissen wo er ist.

Beruhigen Sie sich mein Kind, sagte der Abbé mit angenommener Gelassenheit, kommen Sie auf Ihr Zimmer, Sie sollen alles erfahren, nur müssen Sie hören können, wenn ich Ihnen erzählen soll. Er bot ihr die Hand an, im Sinne sie wegzuführen. Ich werde nicht auf mein Zimmer gehen, rief sie aus, ich hasse die Wände, zwischen denen ihr mich schon so lange gefangen haltet! und doch habe ich alles erfahren, der Obrist hat ihn herausgefordert, er ist hinausgeritten, seinen Gegner aufzusuchen und vielleicht jetzt eben in diesem Augenblicke — Es war mir etlichemal, als hörte ich schießen. Lassen Sie anspannen und fahren Sie mit mir, oder ich fülle das Haus, das ganze Dorf mit meinem Geschrey.

Sie eilte unter den heftigsten Thränen nach dem Fenster, der Abbé hielt sie zurück, und suchte vergebens sie zu besänftigen.

Man hörte einen Wagen fahren, sie riß das Fenster auf, er ist todt! rief sie, da bringen sie ihn — er steigt aus! sagte der Abbé. Sie sehen er lebt — er ist verwundet, versetzte sie heftig, sonst käm' er zu Pferde! sie führen ihn! er ist gefährlich verwundet! Sie rannte zur Thüre hinaus und die Treppe hinunter, der Abbé

eilte

eilte ihr nach und Wilhelm folgte ihnen, er ſah wie die Schöne ihrem heraufkommenden Geliebten begegnete.

Lothario lehnte ſich auf ſeinen Begleiter, welchen Wilhelm ſogleich für ſeinen alten Gönner Jarno erkannte, ſprach dem troſtloſen Frauenzimmer gar liebreich und freundlich zu, und indem er ſich auch auf ſie ſtützte, kam er die Treppe langſam herauf, er grüßte Wilhelmen und ward in ſein Cabinet geführt.

Nicht lange darauf kam Jarno wieder heraus und trat zu Wilhelmen: Sie ſind wie es ſcheint, ſagte er, prädeſtinirt, überall Schauſpieler und Theater zu finden; wir ſind eben in einem Drama begriffen, das nicht ganz luſtig iſt.

Ich freue mich, verſetzte Wilhelm, Sie in dieſem ſonderbaren Augenblicke wieder zu finden, ich bin verwundert, erſchrocken, und Ihre Gegenwart macht mich gleich ruhig und gefaßt. Sagen Sie mir, hat es Gefahr? iſt der Baron ſchwer verwundet? — Ich glaube nicht, verſetzte Jarno.

Nach einiger Zeit trat der junge Wundarzt aus dem Zimmer. Nun was ſagen Sie? rief ihm Jarno entgegen — daß es ſehr gefährlich ſteht, verſetzte dieſer, und ſteckte einige Inſtrumente in ſeine lederne Taſche zuſammen.

Wilhelm betrachtete das Band, das von der Taſche herunter hing, er glaubte es zu kennen. Lebhafte, widerſprechende Farben, ein ſeltſames Muſter, Gold und

Silber in wunderlichen Figuren, zeichneten dieſes Band vor allen Bändern der Welt aus. Wilhelm war überzeugt, die Inſtrumententaſche des alten Chirurgus vor ſich zu ſehen, der ihn in jenem Walde verbunden hatte, und die Hoffnung, nach ſo langer Zeit, wieder eine Spur ſeiner Amazone zu finden, ſchlug wie eine Flamme durch ſein ganzes Weſen.

Wo haben Sie die Taſche her? rief er aus. Wem gehörte ſie vor Ihnen? ich bitte, ſagen Sie mir's. — Ich habe ſie in einer Auction gekauft, verſetzte jener, was kümmert's mich, wem ſie angehörte? Mit dieſen Worten entfernte er ſich, und Jarno ſagte: wenn dieſem jungen Menſchen nur ein wahres Wort aus dem Munde ginge. — So hat er alſo dieſe Taſche nicht erſtanden? verſetzte Wilhelm. — So wenig als es Gefahr mit Lothario hat, antwortete Jarno.

Wilhelm ſtand in ein vielfaches Nachdenken verſenkt, als Jarno ihn fragte, wie es ihm zeither gegangen ſey? Wilhelm erzählte ſeine Geſchichte im allgemeinen, und als er zuletzt von Aureliens Tod und ſeiner Bothſchaft geſprochen hatte, rief jener aus: es iſt doch ſonderbar, ſehr ſonderbar!

Der Abbé trat aus dem Zimmer, winkte Jarno zu, an ſeiner Statt hinein zu gehen, und ſagte zu Wilhelmen: der Baron läßt Sie erſuchen hier zu bleiben, einige Tage die Geſellſchaft zu vermehren und zu ſeiner Unterhaltung unter dieſen Umſtänden beyzutragen. Ha-

ben Sie nöthig etwas an die Ihrigen zu beſtellen, ſo ſoll Ihr Brief gleich beſorgt werden, und damit Sie dieſe wunderbare Begebenheit verſtehen, von der Sie Augenzeuge ſind, muß ich Ihnen erzählen, was eigentlich kein Geheimniß iſt. Der Baron hatte ein kleines Abentheuer mit einer Dame, das mehr Aufſehen machte als billig war, weil ſie den Triumph, ihn einer Nebenbuhlerinn entriſſen zu haben, allzu lebhaft genießen wollte. Leider fand er nach einiger Zeit bey ihr nicht die nämliche Unterhaltung, er vermied ſie; allein bey ihrer heftigen Gemüthsart war es ihr unmöglich ihr Schickſal mit geſetztem Muthe zu tragen. Bey einem Balle gab es einen öffentlichen Bruch, ſie glaubte ſich äußerſt beleidigt, und wünſchte gerächt zu werden, kein Ritter fand ſich, der ſich ihrer angenommen hätte, bis endlich ihr Mann, von dem ſie ſich lange getrennt hatte, die Sache erfuhr und ſich ihrer annahm, den Baron herausforderte und heute verwundete; doch iſt der Obriſt, wie ich höre, noch ſchlimmer dabey gefahren.

Von dieſem Augenblicke an ward unſer Freund im Hauſe, als gehöre er zur Familie, behandelt.

Drittes Capitel.

Man hatte einigemal dem Kranken vorgeleſen, Wilhelm leiſtete dieſen kleinen Dienſt mit Freuden. Lydie kam nicht vom Bette hinweg, ihre Sorgfalt für den Verwundeten verſchlang alle ihre übrige Aufmerkſamkeit, aber heute ſchien auch Lothario zerſtreut, ja er bat, daß man nicht weiter leſen möchte.

Ich fühle heute ſo lebhaft, ſagte er, wie thöricht der Menſch ſeine Zeit verſtreichen läßt! Wie manches habe ich mir vorgenommen, wie manches durchdacht, und wie zaudert man nicht bey ſeinen beſten Vorſätzen! Ich habe die Vorſchläge über die Veränderungen geleſen, die ich auf meinen Gütern machen will, und ich kann ſagen, ich freue mich vorzüglich dieſerwegen, daß die Kugel keinen gefährlichern Weg genommen hat.

Lydie ſah ihn zärtlich, ja mit Thränen in den Augen an, als wollte ſie fragen, ob denn ſie, ob ſeine Freunde nicht auch Antheil an der Lebensfreude fordern könnten? Jarno dagegen verſetzte: Veränderungen, wie Sie vorhaben, werden billig erſt von allen Seiten überlegt, bis man ſich dazu entſchließt.

Lange Ueberlegungen, verſetzte Lothario, zeigen gewöhnlich, daß man den Punct nicht im Auge hat, von dem die Rede iſt, übereilte Handlungen, daß man ihn gar nicht kennt. Ich überſehe ſehr deutlich, daß ich in vielen Stücken, bey der Wirthſchaft meiner Güter, die Dienſte meiner Landleute nicht entbehren kann, und daß ich auf gewiſſen Rechten ſtrack und ſtreng halten muß; ich ſehe aber auch, daß andere Befugniſſe mir zwar vortheilhaft, aber nicht ganz unentbehrlich ſind, ſo daß ich davon meinen Leuten auch was gönnen kann. Man verliert nicht immer, wenn man entbehrt. Nutze ich nicht meine Güter weit beſſer als mein Vater? werde ich meine Einkünfte nicht noch höher treiben? und ſoll ich dieſen wachſenden Vortheil allein genießen? ſoll ich dem, der mit mir und für mich arbeitet, nicht auch in dem Seinigen Vortheile gönnen, die uns erweiterte Kenntniſſe, die uns eine vorrückende Zeit darbietet?

Der Menſch iſt nun einmal ſo! rief Jarno, und ich tadle mich nicht, wenn ich mich auch in dieſer Eigenheit ertappe; der Menſch begehrt alles an ſich zu reißen, um nur nach Belieben damit ſchalten und walten zu können; das Geld, das er nicht ſelbſt ausgiebt, ſcheint ihm ſelten wohl angewendet.

O ja! verſetzte Lothario, wir könnten manches vom Capital entbehren, wenn wir mit den Intereſſen weniger willkührlich umgingen.

Das einzige, was ich zu erinnern habe, ſagte Jarno, und warum ich nicht rathen kann, daß Sie eben jetzt dieſe Veränderungen machen, wodurch Sie wenigſtens im Augenblicke verlieren, iſt, daß Sie ſelbſt noch Schulden haben, deren Abzahlung Sie einengt. Ich würde rathen Ihren Plan aufzuſchieben, bis Sie völlig im Reinen wären.

Und indeſſen einer Kugel, oder einem Dachziegel zu überlaſſen, ob er die Reſultate meines Lebens und meiner Thätigkeit auf immer vernichten wollte! o! mein Freund, fuhr Lothario fort, das iſt ein Hauptfehler gebildeter Menſchen, daß ſie alles an eine Idee, wenig oder nichts an einen Gegenſtand wenden mögen. Wozu habe ich Schulden gemacht? warum habe ich mich mit meinem Oheim entzweyt? meine Geſchwiſter ſo lange ſich ſelbſt überlaſſen? als um einer Idee willen. In Amerika glaubte ich zu wirken, über dem Meere glaubte ich nützlich und nothwendig zu ſeyn; war eine Handlung nicht mit tauſend Gefahren umgeben, ſo ſchien ſie mir nicht bedeutend, nicht würdig. Wie anders ſeh ich jetzt die Dinge, und wie iſt mir das nächſte ſo werth, ſo theuer geworden.

Ich erinnere mich wohl des Briefes, verſetzte Jarno, den ich noch über das Meer erhielt. Sie ſchrieben mir: ich werde zurückkehren, und in meinem Hauſe, in meinem Baumgarten, mitten unter den Meinigen ſagen: hier, oder nirgend iſt Amerika!

Ja, mein Freund, und ich wiederhole noch immer daſſelbe, und doch ſchelte ich mich zugleich, daß ich hier nicht ſo thätig wie dort bin. Zu einer gewiſſen gleichen, fortdauernden Gegenwart brauchen wir nur Verſtand, und wir werden auch nur zu Verſtand, ſo daß wir das außerordentliche, was jeder gleichgültige Tag von uns fordert, nicht mehr ſehen, und wenn wir es erkennen, doch tauſend Entſchuldigungen finden es nicht zu thun. Ein verſtändiger Menſch iſt viel für ſich, aber fürs Ganze iſt er wenig.

Wir wollen, ſagte Jarno, dem Verſtande nicht zu nahe treten, und bekennen, daß das außerordentliche, was geſchieht, meiſtens thöricht iſt.

Ja, und zwar eben deswegen, weil die Menſchen das außerordentliche außer der Ordnung thun. So giebt mein Schwager ſein Vermögen, in ſo fern er es veräußern kann, der Brüdergemeinde, und glaubt ſeiner Seele Heil dadurch zu befördern; hätte er einen geringen Theil ſeiner Einkünfte aufgeopfert, ſo hätte er viel glückliche Menſchen machen, und ſich und ihnen einen Himmel auf Erden ſchaffen können. Selten ſind unſere Aufopferungen thätig, wir thun gleich Verzicht auf das, was wir weggeben. Nicht entſchloſſen, ſondern verzweifelt entſagen wir dem, was wir beſitzen. Dieſe Tage, ich geſteh es, ſchwebt mir der Graf immer vor Augen, und ich bin feſt entſchloſſen, das aus Ueberzeugung zu thun, wozu ihn ein ängſtlicher Wahn treibt;

ich will meine Geneſung nicht abwarten. Hier ſind die Papiere, ſie dürfen nur ins Reine gebracht werden, nehmen Sie den Gerichtshalter dazu, unſer Gaſt hilft Ihnen auch, Sie wiſſen ſo gut als ich, worauf es ankommt, und ich will hier geneſend oder ſterbend dabey bleiben und ausrufen: hier! oder nirgend iſt Herrnhut.

Als Lydie ihren Freund von ſterben reden hörte, ſtürzte ſie vor ſeinem Bette nieder, hing an ſeinen Armen und weinte bitterlich, der Wundarzt kam herein, Jarno gab Wilhelmen die Papiere und nöthigte Lydien ſich zu entfernen.

Ums Himmels willen! rief Wilhelm, als ſie in dem Saal allein waren, was iſt das mit dem Grafen? welch ein Graf iſt das, der ſich unter die Brüdergemeine begiebt?

Den Sie ſehr wohl kennen, verſetzte Jarno. Sie ſind das Geſpenſt, das ihn in die Arme der Frömmigkeit jagt, Sie ſind der Böſewicht, der ſein artiges Weib in einen Zuſtand verſetzt, in dem ſie erträglich findet, ihrem Manne zu folgen.

Und ſie iſt Lotharios Schweſter? rief Wilhelm.

Nicht anders.

Und Lothario weiß —?

Alles.

O laſſen Sie mich fliehen! rief Wilhelm aus, wie kann ich vor ihm ſtehen? was kann er ſagen?

Daß niemand einen Stein gegen den andern aufheben ſoll, und daß niemand lange Reden componiren ſoll, um die Leute zu beſchämen, er müßte ſie denn vor dem Spiegel halten wollen.

Auch das wiſſen Sie?

Wie manches andere, verſetzte Jarno lächelnd; doch diesmal, fuhr er fort, werde ich Sie ſo leicht nicht wie das vorigemal los laſſen, und vor meinem Werbeſold haben Sie ſich auch nicht mehr zu fürchten. Ich bin kein Soldat mehr, und auch als Soldat hätte ich Ihnen dieſen Argwohn nicht einflößen ſollen. Seit der Zeit, daß ich Sie nicht geſehen habe, hat ſich vieles geändert. Nach dem Tode meines Fürſten, meines einzigen Freundes und Wohlthäters, habe ich mich aus der Welt und aus allen weltlichen Verhältniſſen herausgeriſſen. Ich beförderte gern was vernünftig war, verſchwieg nicht wenn ich etwas abgeſchmackt fand, und man hatte immer von meinem unruhigen Kopf und von meinem böſen Maule zu reden. Das Menſchenpack fürchtet ſich vor nichts mehr, als vor dem Verſtande; vor der Dummheit ſollten ſie ſich fürchten, wenn ſie begriffen, was fürchterlich iſt; aber jener iſt unbequem, und man muß ihn bey Seite ſchaffen, dieſe iſt nur verderblich, und das kann man abwarten. Doch es mag hingehen, ich habe zu leben, und von meinem Plane ſollen Sie weiter hören. Sie ſollen Theil daran nehmen, wenn Sie mögen; aber ſagen Sie mir, wie iſt es Ihnen ergangen?

ich ſehe, ich fühle Ihnen an, auch Sie haben ſich verändert. Wie ſtehts mit Ihrer alten Grille, etwas Schönes und Gutes in Geſellſchaft von Zigeunern hervorzubringen?

Ich bin geſtraft genug! rief Wilhelm aus, erinnern Sie mich nicht, woher ich komme und wohin ich gehe. Man ſpricht viel vom Theater, aber wer nicht ſelbſt darauf war, kann ſich keine Vorſtellung davon machen. Wie völlig dieſe Menſchen mit ſich ſelbſt unbekannt ſind, wie ſie ihr Geſchäft ohne Nachdenken treiben, wie ihre Anforderungen ohne Grenzen ſind, davon hat man keinen Begriff. Nicht allein will jeder der erſte, ſondern auch der einzige ſeyn, jeder möchte gerne alle übrigen ausſtechen, und ſieht nicht, daß er mit ihnen zuſammen kaum etwas leiſtet; jeder dünkt ſich wunder originell zu ſeyn, und iſt unfähig ſich in etwas zu finden, was außer dem Schlendrian iſt; dabey eine immerwährende Unruhe nach etwas neuem. Mit welcher Heftigkeit wirken ſie gegen einander! und nur die kleinlichſte Eigenliebe, der beſchränkteſte Eigennutz macht, daß ſie ſich mit einander verbinden. Vom wechſelſeitigen Betragen iſt gar die Rede nicht, ein ewiges Mißtrauen wird durch heimliche Tücke und ſchändliche Reden unterhalten; wer nicht liederlich lebt, lebt albern. Jeder macht Anſpruch auf die unbedingteſte Achtung, jeder iſt empfindlich gegen den mindeſten Tadel. Das hat er ſelbſt alles ſchon beſſer gewußt! und warum hat er

denn immer das Gegentheil gethan? Immer bedürftig und immer ohne Zutrauen, scheint es, als wenn sie sich vor nichts so sehr fürchteten als vor Vernunft und gutem Geschmack, und nichts so sehr zu erhalten suchten, als das Majestätsrecht ihrer persönlichen Willkühr.

Wilhelm holte Athem, um seine Litaney noch weiter fortzusetzen, als ein unmäßiges Gelächter Jarno's ihn unterbrach. Die armen Schauspieler! rief er aus, warf sich in einen Sessel und lachte fort; die armen guten Schauspieler! Wissen Sie denn, mein Freund, fuhr er fort, nachdem er sich einigermaßen wieder erholt hatte, daß Sie nicht das Theater, sondern die Welt beschrieben haben, und daß ich Ihnen aus allen Ständen genug Figuren und Handlungen zu Ihren harten Pinselstrichen finden wollte? Verzeihen Sie mir, ich muß wieder lachen, daß Sie glaubten, diese schönen Qualitäten seyen nur auf die Bretter gebannt.

Wilhelm faßte sich, denn wirklich hatte ihn das unbändige und unzeitige Gelächter Jarno's verdrossen. Sie können, sagte er, Ihren Menschenhaß nicht ganz verbergen, wenn Sie behaupten, daß diese Fehler allgemein seyen.

Und es zeigt von Ihrer Unbekanntschaft mit der Welt, wenn Sie diese Erscheinungen dem Theater so hoch anrechnen. Wahrhaftig, ich verzeihe dem Schauspieler jeden Fehler, der aus dem Selbstbetrug und aus der Begierde zu gefallen, entspringt; denn wenn er sich

und andern nicht etwas ſcheint, ſo iſt er nichts. Zum Schein iſt er berufen, er muß den augenblicklichen Beyfall hoch ſchätzen, denn er erhält keinen andern Lohn; er muß zu glänzen ſuchen, denn deswegen ſteht er da.

Sie erlauben, verſetzte Wilhelm, daß ich von meiner Seite wenigſtens lächele. Nie hätte ich geglaubt, daß Sie ſo billig, ſo nachſichtig ſeyn könnten.

Nein bey Gott! dies iſt mein völliger, wohlbedachter Ernſt. Alle Fehler des Menſchen verzeih' ich dem Schauſpieler, keine Fehler des Schauſpielers verzeih' ich dem Menſchen. Laſſen Sie mich meine Klaglieder hierüber nicht anſtimmen, ſie würden heftiger klingen als die Ihrigen.

Der Chirurgus kam aus dem Cabinet, und auf Befragen, wie ſich der Kranke befinde? ſagte er mit lebhafter Freundlichkeit, recht ſehr wohl, ich hoffe ihn bald völlig wieder hergeſtellt zu ſehen; ſogleich eilte er zum Saal hinaus, und erwartete Wilhelms Frage nicht, der ſchon den Mund öfnete, ſich nochmals und dringender nach der Brieftaſche zu erkundigen. Das Verlangen, von ſeiner Amazone etwas zu erfahren, gab ihm Vertrauen zu Jarno, er entdeckte ihm ſeinen Fall, und bat ihn um ſeine Beyhülfe. Sie wiſſen ſo viel, ſagte er, ſollten Sie nicht auch das erfahren können?

Jarno war einen Augenblick nachdenkend, dann ſagte er zu ſeinem jungen Freunde: ſeyn Sie ruhig, und laſſen Sie ſich weiter nichts merken, wir wollen der Sache

nen ſchon auf die Spur kommen. Jetzt beunruhigt mich nur Lotharios Zuſtand, die Sache ſteht gefährlich, das ſagt mir die Freundlichkeit und der gute Troſt des Wundarztes. Ich hätte Lydien ſchon gerne weggeſchaft, denn ſie nutzt hier gar nichts, aber ich weiß nicht, wie ich es anfangen ſoll. Heute Abend hoff ich ſoll unſer alter Medikus kommen, und dann wollen wir weiter rathſchlagen.

Viertes Capitel.

Der Medikus kam; es war der gute, alte, kleine Arzt, den wir ſchon kennen, und dem wir die Mittheilung des intereſſanten Manuſcripts verdanken. Er beſuchte vor allen Dingen den Verwundeten, und ſchien mit deſſen Befinden keinesweges zufrieden. Dann hatte er mit Jarno eine lange Unterredung, doch ließen ſie nichts merken, als ſie Abends zu Tiſche kamen.

Wilhelm begrüßte ihn aufs freundlichſte, und erkundigte ſich nach ſeinem Harfenſpieler. — Wir haben noch Hoffnung, den Unglücklichen zu rechte zu bringen, verſetzte der Arzt. — Dieſer Menſch war eine traurige Zugabe zu Ihrem eingeſchränkten und wunderlichen Leben, ſagte Jarno, wie iſt es ihm weiter ergangen? laſſen Sie mich es wiſſen.

Nachdem man Jarno's Neugierde befriediget hatte, fuhr der Arzt fort: nie habe ich ein Gemüth in einer ſo ſonderbaren Lage geſehen. Seit vielen Jahren hat er an nichts, was außer ihm war, den mindeſten Antheil genommen, ja faſt auf nichts gemerkt, blos in ſich gekehrt, betrachtete er ſein hohles leeres Ich, das ihm als ein unermeßlicher Abgrund erſchien. Wie rührend

war es, wenn er von dieſem traurigen Zuſtande ſprach! ich ſehe nichts vor mir, nichts hinter mir, rief er aus, als eine unendliche Nacht, in der ich mich in der ſchrecklichſten Einſamkeit befinde, kein Gefühl bleibt mir als das Gefühl meiner Schuld, die doch auch nur wie ein entferntes unförmliches Geſpenſt ſich rückwärts ſehen läßt. Doch da iſt keine Höhe, keine Tiefe, kein Vor noch Zurück, kein Wort drückt dieſen immer gleichen Zuſtand aus. Manchmal ruf ich in der Noth dieſer Gleichgültigkeit: Ewig! ewig! mit Heftigkeit aus, und dieſes ſeltſame unbegreifliche Wort iſt hell und klar gegen die Finſterniß meines Zuſtandes. Kein Strahl einer Gottheit erſcheint mir in dieſer Nacht, ich weine meine Thränen alle mir ſelbſt und um mich ſelbſt. Nichts iſt mir grauſamer als Freundſchaft und Liebe, denn ſie allein locken mir den Wunſch ab, daß die Erſcheinungen, die mich umgeben, wirklich ſeyn möchten. Aber auch dieſe beyden Geſpenſter ſind nur aus dem Abgrunde geſtiegen, um mich zu ängſtigen, und um mir zuletzt auch das theure Bewußtſeyn dieſes ungeheuren Daſeyns zu rauben.

Sie ſollten ihn hören, fuhr der Arzt fort, wenn er in vertraulichen Stunden auf dieſe Weiſe ſein Herz erleichtert; mit der größten Rührung habe ich ihm einigemal zugehört. Wenn ſich ihm etwas aufdringt, das ihn nöthigt, einen Augenblick zu geſtehen, eine Zeit ſey vergangen, ſo ſcheint er wie erſtaunt, und dann ver-

wirft er wieder die Veränderung an den Dingen als eine Erſcheinung der Erſcheinungen. Eines Abends ſang er ein Lied über ſeine grauen Haare, wir ſaßen alle um ihn her und weinten.

O! ſchaffen Sie es mir! rief Wilhelm aus.

Haben Sie denn aber, fragte Jarno, nichts entdeckt, von dem, was er ſein Verbrechen nennt, nicht die Urſache ſeiner ſonderbaren Tracht, ſein Betragen beym Brande, ſeine Wuth gegen das Kind?

Nur durch Muthmaßungen können wir ſeinem Schickſale näher kommen; ihn unmittelbar zu fragen, würde gegen unſere Grundſätze ſeyn. Da wir wohl merken, daß er katholiſch erzogen iſt, haben wir geglaubt, ihm durch eine Beichte Linderung zu verſchaffen; aber er entfernt ſich auf eine ſonderbare Weiſe jedesmal, wenn wir ihn dem Geiſtlichen näher zu bringen ſuchen. Daß ich aber Ihren Wunſch etwas von ihm zu wiſſen nicht ganz unbefriedigt laſſe, will ich Ihnen wenigſtens unſere Vermuthungen entdecken. Er hat ſeine Jugend in dem geiſtlichen Stande zugebracht, daher ſcheint er ſein langes Gewand und ſeinen Bart erhalten zu wollen. Die Freuden der Liebe blieben ihm die größte Zeit ſeines Lebens unbekannt. Erſt ſpät mag eine Verirrung mit einem ſehr nahe verwandten Frauenzimmer, es mag ihr Tod, der einem unglücklichen Geſchöpfe das Daſeyn gab, ſein Gehirn völlig zerrüttet haben.

Sein größter Wahn iſt, daß er überall Unglück bringe, und daß ihm der Tod durch einen unſchuldigen Knaben bevorſtehe; erſt fürchtete er ſich vor Mignon, eh' er wußte, daß es ein Mädchen war; nun ängſtigte ihn Felix, und da er das Leben bey alle ſeinem Elend unendlich liebt, ſcheint ſeine Abneigung gegen das Kind daher entſtanden zu ſeyn.

Was haben Sie denn zu ſeiner Beſſerung für Hoffnung? fragte Wilhelm.

Es geht langſam vorwärts, verſetzte der Arzt, aber doch nicht zurück. Seine beſtimmten Beſchäftigungen treibt er fort, und wir haben ihn gewöhnt die Zeitungen zu leſen, die er jetzt immer mit großer Begierde erwartet.

Ich bin auf ſeine Lieder neugierig, ſagte Jarno.

Davon werde ich Ihnen verſchiedene geben können, ſagte der Arzt. Der älteſte Sohn des Geiſtlichen, der ſeinem Vater die Predigten nachzuſchreiben gewohnt iſt, hat manche Strophe, ohne von dem Alten bemerkt zu werden, aufgezeichnet, und mehrere Lieder nach und nach zuſammengeſetzt.

Den andern Morgen kam Jarno zu Wilhelmen, und ſagte ihm: Sie müſſen uns einen Gefallen thun; Lydie muß einige Zeit entfernt werden, ihre heftige, und, ich darf wohl ſagen, unbequeme Liebe und Leidenſchaft hindert des Barons Geneſung. Seine Wunde verlangt Ruhe und Gelaſſenheit, ob ſie gleich bey

ſeiner guten Natur nicht gefährlich iſt. Sie haben geſehen, wie ihn Lydie mit ſtürmiſcher Sorgfalt, unbezwinglicher Angſt und nie verſiegenden Thränen quält, und — genug, ſetzte er nach einer Pauſe, mit einem Lächeln, hinzu, der Medikus verlangt ausdrücklich, daß ſie das Haus auf einige Zeit verlaſſen ſolle. Wir haben ihr eingebildet, eine ſehr gute Freundin halte ſich in der Nähe auf, verlange ſie zu ſehen und erwarte ſie jeden Augenblick. Sie hat ſich bereden laſſen, zu dem Gerichtshalter zu fahren, der nur zwey Stunden von hier wohnt. Dieſer iſt unterrichtet, und wird herzlich bedauern, daß Fräulein Thereſe ſo eben weggefahren ſey; er wird wahrſcheinlich machen, daß man ſie noch einholen könne, Lydie wird ihr nacheilen, und, wenn das Glück gut iſt, wird ſie von einem Orte zum andern geführt werden. Zuletzt, wenn ſie darauf beſteht, wieder umzukehren, darf man ihr nicht widerſprechen; man muß die Nacht zu Hülfe nehmen, der Kutſcher iſt ein geſcheiter Kerl, mit dem man noch Abrede nehmen muß. Sie ſetzen ſich zu ihr in den Wagen, unterhalten ſie und dirigiren das Abenteuer.

Sie geben mir einen ſonderbaren und bedenklichen Auftrag, verſetzte Wilhelm, wie ängſtlich iſt die Gegenwart einer gekränkten treuen Liebe! und ich ſoll ſelbſt dazu das Werkzeug ſeyn? Es iſt das erſtemal in meinem Leben, daß ich jemanden auf dieſe Weiſe hintergehe. Denn ich habe immer geglaubt, daß es uns zu weit

führen könne, wenn wir einmal um des Guten und Nützlichen willen zu betrügen anfangen.

Können wir doch Kinder nicht anders erziehen, als auf dieſe Weiſe, verſetzte Jarno.

Bey Kindern möchte es noch hingehen, ſagte Wilhelm, indem wir ſie ſo zärtlich lieben und offenbar überſehen; aber bey unſers Gleichen, für die uns nicht immer das Herz ſo laut um Schonung anruft, möchte es oft gefährlich werden. Doch glauben Sie nicht, fuhr er nach einem kurzen Nachdenken fort, daß ich deswegen dieſen Auftrag ablehne. Bey der Ehrfurcht, die mir Ihr Verſtand einflößt, bey der Neigung, die ich für Ihren trefflichen Freund fühle, bey dem lebhaften Wunſch, ſeine Geneſung, durch welche Mittel ſie auch möglich ſey, zu befördern, mag ich mich gerne ſelbſt vergeſſen. Es iſt nicht genug, daß man ſein Leben für einen Freund wagen könne, man muß auch im Nothfall ſeine Ueberzeugung für ihn verleugnen. Unſere liebſte Leidenſchaft, unſere beſten Wünſche ſind wir für ihn aufzuopfern ſchuldig. Ich übernehme den Auftrag, ob ich gleich ſchon die Qual vorausſehe, die ich von Lydiens Thränen, von ihrer Verzweiflung werde zu erdulden haben.

Dagegen erwartet Sie auch keine geringe Belohnung, verſetzte Jarno, indem Sie Fräulein Thereſen kennen lernen, ein Frauenzimmer, wie es ihrer wenige giebt; ſie beſchämt hundert Männer, und ich möchte ſie ei-

ne wahre Amazone nennen, wenn andere nur als artige Hermaphroditen in dieſer zweydeutigen Kleidung herum gehen.

Wilhelm war betroffen, er hoffte in Thereſen ſeine Amazone wieder zu finden, um ſo mehr, als Jarno, von dem er einige Auskunft verlangte, kurz abbrach, und ſich entfernte.

Die neue nahe Hofnung, jene verehrte und geliebte Geſtalt wieder zu ſehen, brachte in ihm die ſonderbarſten Bewegungen hervor. Er hielt nunmehr den Auftrag, der ihm gegeben worden war, für ein Werk einer ausdrücklichen Schickung, und der Gedanke, daß er ein armes Mädchen von dem Gegenſtande ihrer aufrichtigſten und heftigſten Liebe hinterliſtig zu entfernen im Begriff war, erſchien ihm nur im Vorübergehen, wie der Schatten eines Vogels über die erleuchtete Erde wegfliegt.

Der Wagen ſtand vor der Thüre, Lydie zauderte einen Augenblick hinein zu ſteigen; grüßt euren Herrn nochmals, ſagte ſie zu dem alten Bedienten, vor Abend bin ich wieder zurück. Thränen ſtanden ihr im Auge, als ſie im Fortfahren ſich nochmals umwendete. Sie kehrte ſich darauf zu Wilhelmen, nahm ſich zuſammen, und ſagte: Sie werden an Fräulein Thereſen eine ſehr intereſſante Perſon finden. Mich wundert, wie ſie in dieſe Gegend kommt; denn Sie werden wohl wiſſen, daß ſie und der Baron ſich heftig liebten. Ohngeachtet

der Entfernung war Lothario oft bey ihr, ich war damals um ſie, es ſchien als ob ſie nur für einander leben würden. Auf einmal aber zerſchlug ſichs, ohne daß ein Menſch begreifen konnte, warum; er hatte mich kennen lernen, und ich leugne nicht, daß ich Thereſen herzlich beneidete, daß ich meine Neigung zu ihm kaum verbarg, und daß ich ihn nicht zurück ſtieß, als er auf einmal mich ſtatt Thereſen zu wählen ſchien. Sie betrug ſich gegen mich, wie ich es nicht beſſer wünſchen konnte, ob es gleich beynahe ſcheinen mußte, als hätte ich ihr einen ſo werthen Liebhaber geraubt. Aber auch wie viel tauſend Thränen und Schmerzen hat mich dieſe Liebe ſchon gekoſtet; erſt ſahen wir uns nur zuweilen am dritten Orte verſtohlen, aber lange konnte ich das Leben nicht ertragen, nur in ſeiner Gegenwart war ich glücklich, ganz glücklich! fern von ihm hatte ich kein trocknes Auge, keinen ruhigen Pulsſchlag. Einſt verzog er mehrere Tage, ich war in Verzweiflung, machte mich auf den Weg, und überraſchte ihn hier. Er nahm mich liebevoll auf, und wäre nicht dieſer unglückſelige Handel dazwiſchen gekommen, ſo hätte ich ein himmliſches Leben geführt; und was ich ausgeſtanden habe, ſeitdem er in Gefahr iſt, ſeitdem er leidet, ſag' ich nicht, und noch in dieſem Augenblicke mache ich mir lebhafte Vorwürfe, daß ich mich nur einen Tag von ihm habe entfernen können.

Wilhelm wollte ſich eben näher nach Thereſen erkundigen, als ſie bey dem Gerichtshalter vorfuhren, der an den Wagen kam, und von Herzen bedauerte, daß Fräulein Thereſe ſchon abgefahren ſey. Er bot den Reiſenden ein Frühſtück an, ſagte aber zugleich: der Wagen würde noch im nächſten Dorfe einzuholen ſeyn. Man entſchloß ſich nachzufahren, und der Kutſcher ſäumte nicht; man hatte ſchon einige Dörfer zurückgelegt und niemand angetroffen. Lydie beſtand nun darauf, man ſolle umkehren, der Kutſcher fuhr zu als verſtünde er es nicht. Endlich verlangte ſie es mit gröſter Heftigkeit; Wilhelm rief ihm zu und gab das verabredete Zeichen. Der Kutſcher erwiederte: wir haben nöthig denſelben Weg zurück zu fahren; ich weiß einen nähern, der zugleich viel bequemer iſt. Er fuhr nun ſeitwärts durch einen Wald und über lange Triften weg. Endlich da kein bekannter Gegenſtand zum Vorſchein kam, geſtand der Kutſcher, er ſey unglücklicher Weiſe irre gefahren, wolle ſich aber bald wieder zurechte finden, indem er dort ein Dorf ſehe. Die Nacht kam herbey, und der Kutſcher machte ſeine Sache ſo geſchickt, daß er überall fragte und nirgends die Antwort abwartete. So fuhr man die ganze Nacht, Lydie ſchloß kein Auge; bey Mondſchein fand ſie überall Aehnlichkeiten, und immer verſchwanden ſie wieder. Morgens ſchienen ihr die Gegenſtände bekannt, aber deſto unerwarteter. Der Wagen hielt vor einem kleinen artig gebauten Land-

hauſe ſtille, ein Frauenzimmer trat aus der Thüre und öfnete den Schlag. Lydie ſah ſie ſtarr an, ſah ſich um, ſah ſie wieder an und lag ohnmächtig in Wilhelms Armen.

Fünftes Kapitel.

Wilhelm ward in ein Manſardzimmerchen geführt, das Haus war neu, und ſo klein, als es beynah nur möglich war, äußerſt reinlich und ordentlich. In Thereſen, die ihn und Lydien an der Kutſche empfangen hatte, fand er ſeine Amazone nicht, es war ein anderes, ein himmelweit von ihr unterſchiedenes Weſen. Wohlgebaut, ohne groß zu ſeyn, bewegte ſie ſich mit viel Lebhaftigkeit, und ihren hellen, blauen, offnen Augen ſchien nichts verborgen zu bleiben was vorging.

Sie trat in Wilhelms Stube, und fragte, ob er etwas bedürfe? verzeihen Sie, ſagte ſie, daß ich Sie in ein Zimmer logire, das der Oelgeruch noch unangenehm macht, mein kleines Haus iſt eben fertig geworden, und Sie weihen dieſes Stübchen ein, das meinen Gäſten beſtimmt iſt. Wären Sie nur bey einem angenehmern Anlaß hier; die arme Lydie wird uns keine guten Tage machen, und überhaupt müſſen Sie vorlieb nehmen, meine Köchin iſt mir eben zur ganz unrechten Zeit aus dem Dienſte gelaufen, und ein Knecht hat ſich die Hand zerquetſcht. Es thäte Noth, ich verrichtete alles ſelbſt, und am Ende, wenn man ſich dar-

auf einrichtete, müßte es auch gehen. Man iſt mit niemand mehr geplagt als mit den Dienſtboten; es will niemand dienen, nicht einmal ſich ſelbſt.

Sie ſagte noch manches über verſchiedene Gegenſtände, überhaupt ſchien ſie gern zu ſprechen. Wilhelm fragte nach Lydien, ob er das gute Mädchen nicht ſehen und ſich bey ihr entſchuldigen könnte?

Das wird jetzt nicht bey ihr wirken, verſetzte Thereſe, die Zeit entſchuldigt wie ſie tröſtet. Worte ſind in beyden Fällen von wenig Kraft. Lydie will Sie nicht ſehen. — Laſſen Sie mir ihn ja nicht vor die Augen kommen, rief ſie als ich ſie verließ, ich möchte an der Menſchheit verzweifeln! ſo ein ehrlich Geſicht, ſo ein offnes Betragen und dieſe heimliche Tücke! Lothario iſt ganz bey ihr entſchuldigt, auch ſagt er in einem Briefe an das gute Mädchen: „meine Freunde beredeten mich, meine Freunde nöthigten mich"! Zu dieſen rechnet Lydie Sie auch, und verdammt Sie mit den übrigen.

Sie erzeigt mir zu viel Ehre, indem ſie mich ſchilt, verſetzte Wilhelm, ich darf an die Freundſchaft dieſes trefflichen Mannes noch keinen Anſpruch machen, und bin diesmal nur ein unſchuldiges Werkzeug, ich will meine Handlung nicht loben, genug ich konnte ſie thun! Es war von der Geſundheit, es war von dem Leben eines Mannes die Rede, den ich höher ſchätzen muß als irgend jemand, den ich vorher kannte. O welch ein Mann iſt das! Fräulein, und welche Menſchen umge-

den ihn! in dieſer Geſellſchaft hab' ich, ſo darf ich wohl ſagen, zum erſtenmal ein Geſpräch geführt, zum erſtenmal kam mir der eigenſte Sinn meiner Worte aus dem Munde eines andern reichhaltiger, voller und in einem größern Umfang wieder entgegen, was ich ahndete ward mir klar, und was ich meynte lernte ich anſchauen. Leider ward dieſer Genuß erſt durch allerley Sorgen und Grillen, dann durch den unangenehmen Auftrag unterbrochen. Ich übernahm ihn mit Ergebung, denn ich hielt für Schuldigkeit, ſelbſt mit Aufopferung meines Gefühls, dieſem trefflichen Kreiſe von Menſchen meinen Einſtand abzutragen.

Thereſe hatte unter dieſen Worten ihren Gaſt ſehr freundlich angeſehen. O! wie ſüß iſt es! rief ſie aus, ſeine eigne Ueberzeugung aus einem fremden Munde zu hören! Wie werden wir nur erſt dann recht wir ſelbſt, wenn uns ein anderer vollkommen Recht giebt! Auch ich denke über Lothario vollkommen wie Sie, nicht jedermann läßt ihm Gerechtigkeit widerfahren, dafür ſchwärmen aber auch alle die für ihn, die ihn näher kennen, und das ſchmerzliche Gefühl, das ſich in meinem Herzen zu ſeinem Andenken miſcht, kann mich nicht abhalten täglich an ihn zu denken. Ein Seufzer erweiterte ihre Bruſt, indem ſie dieſes ſagte, und in ihrem rechten Augen blinkte eine ſchöne Thräne. Glauben Sie nicht, fuhr ſie fort, daß ich ſo weich, ſo leicht zu rühren bin! Es iſt nur das Auge, das weint. Ich

hatte eine kleine Warze am untern Augenlied, man hat mir ſie glücklich abgebunden, aber das Auge iſt ſeit der Zeit immer ſchwach geblieben, der geringſte Anlaß drängt mir eine Thräne hervor. Hier ſaß das Wärzchen, Sie ſehen keine Spur mehr davon.

Er ſah keine Spur, aber er ſah ihr ins Auge, es war klar wie Criſtall, er glaubte bis auf den Grund ihrer Seele zu ſehen.

Wir haben, ſagte ſie, nun das Loſungswort unſerer Verbindung ausgeſprochen, laſſen Sie uns ſobald als möglich mit einander völlig bekannt werden. Die Geſchichte des Menſchen iſt ſein Charakter. Ich will Ihnen erzählen, wie es mir ergangen iſt, ſchenken Sie mir ein kleines Vertrauen, und laſſen Sie uns auch in der Ferne verbunden bleiben. Die Welt iſt ſo leer, wenn man nur Berge, Flüſſe und Städte darin denkt, aber hie und da jemand zu wiſſen, der mit uns übereinſtimmt, mit dem wir auch ſtillſchweigend fortleben, das macht uns dieſes Erdenrund erſt zu einem bewohnten Garten.

Sie eilte fort, und verſprach ihn bald zum Spatziergange abzuholen. Ihre Gegenwart hatte ſehr angenehm auf ihn gewirkt, er wünſchte ihr Verhältniß zu Lothario zu erfahren. Er ward gerufen, ſie kam ihm aus ihrem Zimmer entgegen.

Als ſie die enge und beynahe ſteile Treppe einzeln hinuntergehen mußten, ſagte ſie: das könnte alles wei-

ter und breiter ſeyn, wenn ich auf das Anerbieten Ihres großmüthigen Freundes hätte hören wollen; doch um ſeiner werth zu bleiben, muß ich das an mir erhalten, was mich ihm ſo werth machte. Wo iſt der Verwalter? fragte ſie, indem ſie die Treppe völlig herunter kam. Sie müſſen nicht denken, fuhr ſie fort, daß ich ſo reich bin, um einen Verwalter zu brauchen, die wenigen Aecker meines Freygüthchens kann ich wohl ſelbſt beſtellen. Der Verwalter gehört meinem neuen Nachbar, der das ſchöne Gut gekauft hat, das ich in- und auswendig kenne; der gute alte Mann liegt krank am Podagra, ſeine Leute ſind in dieſer Gegend neu, und ich helfe ihnen gerne ſich einrichten.

Sie machten einen Spatziergang durch Aecker, Wieſen und einige Baumgärten. Thereſe bedeutete den Verwalter in allem, ſie konnte ihm von jeder Kleinigkeit Rechenſchaft geben, und Wilhelm hatte Urſache genug ſich über ihre Kenntniß, ihre Beſtimmtheit und über die Gewandtheit, wie ſie in jedem Falle Mittel anzugeben wußte, zu verwundern. Sie hielt ſich nirgends auf, eilte immer zu den bedeutenden Puncten, und ſo war die Sache bald abgethan. Grüßt euren Herrn, ſagte ſie, als ſie den Mann verabſchiedete, ich werde ihn ſobald als möglich beſuchen, und wünſche vollkommene Beſſerung. Da könnte ich nun auch, ſagte ſie, mit Lächeln, als er weg war, bald reich und vielhabend werden, denn mein guter Nachbar wäre nicht abgeneigt mir ſeine Hand zu geben.

Der Alte mit dem Podagra? rief Wilhelm, ich wüßte nicht, wie Sie in Ihren Jahren zu so einem verzweifelten Entschluß kommen könnten? — ich bin auch gar nicht versucht! versetzte Therese. Wohlhabend ist jeder, der dem, was er besitzt, vorzustehen weiß; vielhabend zu seyn ist eine lästige Sache, wenn man es nicht versteht.

Wilhelm zeigte seine Verwunderung über ihre Wirthschaftskenntnisse. — Entschiedene Neigung, frühe Gelegenheit, äußerer Antrieb und eine fortgesetzte Beschäftigung in einer nützlichen Sache, machen in der Welt noch viel mehr möglich, versetzte Therese, und wenn Sie erst erfahren werden, was mich dazu belebt hat, so werden Sie sich über das sonderbar scheinende Talent nicht mehr verwundern.

Sie ließ ihn, als sie zu Hause anlangten, in ihrem kleinen Garten, in welchem er sich kaum herumdrehen konnte; so eng waren die Wege, und so reichlich war alles bepflanzt. Er mußte lächeln, als er über den Hof zurückkehrte, denn da lag das Brennholz so akkurat gesägt, gespalten und geschränkt, als wenn es ein Theil des Gebäudes wäre, und immer so liegen bleiben sollte. Rein standen alle Gefäße an ihren Plätzen, das Häuschen war weiß und roth angestrichen und lustig anzusehen. Was das Handwerk hervorbringen kann, das keine schönen Verhältnisse kennt, aber für Bedürfniß, Dauer und Heiterkeit arbeitet, schien auf dem

Platze vereinigt zu ſeyn. Man brachte ihm das Eſſen auf ſein Zimmer, und er hatte Zeit genug Betrachtungen anzuſtellen. Beſonders fiel ihm auf: daß er nun wieder eine ſo intereſſante Perſon kennen lernte, die mit Lothario in einem nahen Verhältniſſe geſtanden hatte. Billig iſt es, ſagte er zu ſich ſelbſt, daß ſo ein trefflicher Mann auch treffliche Weiberſeelen an ſich ziehe! Wie weit verbreitet ſich die Wirkung der Männlichkeit und Würde. Wenn nur andere nicht ſo ſehr dabey zu kurz kämen! Ja, geſtehe dir nur deine Furcht. Wenn du dereinſt deine Amazone wieder antrifft, dieſe Geſtalt aller Geſtalten, du findeſt ſie, trotz aller deiner Hoffnungen und Träume, zu deiner Beſchämung und Demüthigung doch noch am Ende — als ſeine Braut.

Sechstes Capitel.

Wilhelm hatte einen unruhigen Nachmittag nicht ganz ohne lange Weile zugebracht, als ſich gegen Abend ſeine Thüre öffnete, und ein junger artiger Jägerburſche mit einem Gruße hereintrat. Wollen wir nun ſpatzieren gehen? ſagte der junge Menſch, und in dem Augenblicke erkannte Wilhelm Thereſen an ihren ſchönen Augen.

Verzeihn Sie mir dieſe Maskerade, fing ſie an, denn leider iſt es jetzt nur Maskerade. Doch da ich Ihnen einmal von der Zeit erzählen ſoll, in der ich mich ſo gerne in dieſer Welt ſah, will ich mir auch jene Tage auf alle Weiſe vergegenwärtigen. Kommen Sie! ſelbſt der Platz, an dem wir ſo oft von unſern Jagden und Spatziergängen ausruhten, ſoll dazu beytragen.

Sie gingen, und auf dem Wege ſagte Thereſe zu ihrem Begleiter: es iſt nicht billig, daß Sie mich allein reden laſſen, ſchon wiſſen Sie genug von mir, und ich weiß noch nicht das mindeſte von Ihnen; erzählen Sie mir indeſſen etwas von ſich, damit ich Muth bekomme Ihnen auch meine Geſchichte und meine Verhältniſſe vorzulegen. Leider hab ich, verſetzte Wilhelm, nichts

zu erzählen als Irrthümer auf Irrthümer, Verirrungen auf Verirrungen, und ich wüßte nicht, wem ich die Verworrenheiten, in denen ich mich befand und befinde, lieber verbergen möchte als Ihnen; Ihr Blick und alles was Sie umgiebt, Ihr ganzes Weſen und Ihr Betragen zeigt mir, daß Sie ſich Ihres vergangenen Lebens freuen können, daß Sie auf einem ſchönen reinen Wege in einer ſichern Folge gegangen ſind, daß Sie keine Zeit verlohren, daß Sie ſich nichts vorzuwerfen haben.

Thereſe lächelte und verſetzte: wir müſſen abwarten, ob Sie auch noch ſo denken, wenn Sie meine Geſchichte hören. Sie gingen weiter, und unter einigen allgemeinen Geſprächen fragte ihn Thereſe: ſind Sie frey? ich glaube es zu ſeyn, verſetzte er, aber ich wünſche es nicht. Gut! ſagte ſie, das deutet auf einen complicirten Roman, und zeigt mir, daß Sie auch etwas zu erzählen haben.

Unter dieſen Worten ſtiegen ſie den Hügel hinan und lagerten ſich bey einer großen Eiche, die ihren Schatten weit umher verbreitete. Hier, ſagte Thereſe, unter dieſem deutſchen Baume will ich Ihnen die Geſchichte eines deutſchen Mädchens erzählen, hören Sie mich geduldig an.

Mein Vater war ein wohlhabender Edelmann dieſer Provinz, ein heiterer, klarer, thätiger, wackrer Mann, ein zärtlicher Vater, ein redlicher Freund, ein trefflicher Wirth, an dem ich nur den einzigen Fehler kannte,

daß

daß er gegen eine Frau zu nachſichtig war, die ihn nicht zu ſchätzen wußte. Leider muß ich das von meiner eigenen Mutter ſagen! Ihr Weſen war dem ſeinigen ganz entgegengeſetzt. Sie war raſch, unbeſtändig, ohne Neigung weder für ihr Haus, noch für mich ihr einziges Kind, verſchwenderiſch, aber ſchön, geiſtreich, voller Talente, das Entzücken eines Zirkels, den ſie um ſich zu verſammeln wußte. Freylich war ihre Geſellſchaft niemals groß, oder blieb es nicht lange. Dieſer Zirkel beſtand meiſt aus Männern, denn keine Frau befand ſich wohl neben ihr, und noch weniger konnte ſie das Verdienſt irgend eines Weibes dulden. Ich glich meinem Vater an Geſtalt und Geſinnungen. Wie eine junge Ente gleich das Waſſer ſucht, ſo war von der erſten Jugend an die Küche, die Vorrathskammer, die Scheunen und Böden mein Element. Die Ordnung und Reinlichkeit des Hauſes ſchien, ſelbſt da ich noch ſpielte, mein einziger Inſtinkt, mein einziges Augenmerk zu ſeyn. Mein Vater freute ſich darüber, und gab meinem kindiſchen Beſtreben ſtufenweiſe die zweckmäßigſten Beſchäftigungen, meine Mutter dagegen liebte mich nicht, und verheelte es keinen Augenblick.

Ich wuchs heran, mit den Jahren vermehrte ſich meine Thätigkeit und die Liebe meines Vaters zu mir. Wenn wir allein waren, auf die Felder gingen, wenn ich ihm die Rechnungen durchſehen half, dann konnte ich ihm recht anfühlen wie glücklich er war. Wenn ich

ihm in die Augen ſah, ſo war es als wenn ich in mich ſelbſt hinein ſähe, denn eben die Augen waren es, die mich ihm vollkommen ähnlich machten. Aber nicht eben den Muth, nicht eben den Ausdruck behielt er in der Gegenwart meiner Mutter, er entſchuldigte mich gelind, wenn ſie mich heftig und ungerecht tadelte; er nahm ſich meiner an, nicht als wenn er mich beſchützen, ſondern als wenn er meine guten Eigenſchaften nur entſchuldigen könnte. So ſetzte er auch keiner von ihren Neigungen Hinderniſſe entgegen; ſie fing an mit gröſter Leidenſchaft ſich auf das Schauſpiel zu werfen, ein Theater ward erbauet, an Männern fehlte es nicht von allen Altern und Geſtalten, die ſich mit ihr auf der Bühne darſtellten, an Frauen hingegen mangelte es oft. Lydie, ein artiges Mädchen, das mit mir erzogen worden war, und das gleich in ihrer erſten Jugend reizend zu werden verſprach, mußte die zweyten Rollen übernehmen, und eine alte Kammerfrau die Mütter und Tanten vorſtellen, indeß meine Mutter ſich die erſten Liebhaberinnen, Heldinnen und Schäferinnen aller Art vorbehielt. Ich kann Ihnen gar nicht ſagen, wie lächerlich mir es vorkam, wenn die Menſchen, die ich alle recht gut kannte, ſich verkleidet hatten, da droben ſtanden, und für etwas anders als ſie waren gehalten ſeyn wollten. Ich ſah immer nur meine Mutter und Lydien, dieſen Baron und jenen Secretair, ſie mochten nun als Fürſten und Grafen, oder als Bauern erſcheinen, und ich konnte

nicht begreifen, wie ſie mir zumuthen wollten zu glauben, daß es ihnen wohl oder wehe ſey, daß ſie verliebt oder gleichgültig, geizig oder freygebig ſeyen, da ich doch meiſt von dem Gegentheile genau unterrichtet war. Deswegen blieb ich auch ſehr ſelten unter den Zuſchauern, ich putzte ihnen immer die Lichter, damit ich nur etwas zu thun hatte, beſorgte das Abendeſſen, und hatte des andern Morgens, wenn ſie noch lange ſchliefen, ſchon ihre Garderobe in Ordnung gebracht, die ſie des Abends gewöhnlich übereinander geworfen zurückließen.

Meiner Mutter ſchien dieſe Thätigkeit ganz recht zu ſeyn, aber ihre Neigung konnte ich nicht erwerben, ſie verachtete mich, und ich weiß noch recht gut, daß ſie mehr als einmal mit Bitterkeit wiederholte: wenn die Mutter ſo ungewiß ſeyn könnte als der Vater, ſo würde man wohl ſchwerlich dieſe Magd für meine Tochter halten. Ich leugnete nicht, daß ihr Betragen mich nach und nach ganz von ihr entfernte, ich betrachtete ihre Handlungen wie die Handlungen einer fremden Perſon, und da ich gewohnt war wie ein Falke das Geſinde zu beobachten, denn, im Vorbeygehen geſagt, darauf beruht eigentlich der Grund aller Haushaltung; ſo fielen mir natürlich auch die Verhältniſſe meiner Mutter und ihrer Geſellſchaft auf. Es ließ ſich wohl bemerken, daß ſie nicht alle Männer mit ebendenſelben Augen anſah, ich gab ſchärfer acht, und bemerkte bald, daß Lydie Vertraute war, und bey dieſer Gelegenheit ſelbſt mit

einer Leidenſchaft bekannter wurde, die ſie von ihrer erſten Jugend an ſo oft vorgeſtellt hatte. Ich wußte alle ihre Zuſammenkünfte, aber ich ſchwieg, und ſagte meinem Vater nichts, den ich zu betrüben fürchtete, endlich aber ward ich dazu genöthigt. Manches konnten ſie nicht unternehmen, ohne das Geſinde zu beſtechen. Dieſes fing an mir zu trotzen, die Anordnungen meines Vaters zu vernachläßigen und meine Befehle nicht zu vollziehen; die Unordnungen, die daraus entſtanden, waren mir unerträglich, ich entdeckte, ich klagte alles meinem Vater.

Er hörte mich gelaſſen an; gutes Kind! ſagte er zuletzt mit Lächeln, ich weiß alles, ſey ruhig, ertrag es mit Geduld, denn es iſt nur um deinetwillen, daß ich es leide.

Ich war nicht ruhig, ich hatte keine Geduld. Ich ſchalt meinen Vater im Stillen, denn ich glaubte nicht, daß er um irgend einer Urſache willen ſo etwas zu dulden brauche, ich beſtand auf der Ordnung, und ich war entſchloſſen, die Sache aufs äußerſte kommen zu laſſen.

Meine Mutter war reich von ſich, verzehrte aber doch mehr als ſie ſollte, und dies gab, wie ich wohl merkte, manche Erklärung zwiſchen meinen Eltern. Lange war der Sache nicht geholfen, bis die Leidenſchaften meiner Mutter ſelbſt eine Art von Entwickelung hervorbrachten.

Der erſte Liebhaber ward auf eine eklatante Weiſe ungetreu; das Haus, die Gegend, ihre Verhältniſſe waren ihr zuwider. Sie wollte auf ein anderes Gut ziehen, da war es ihr zu einſam; ſie wollte nach der Stadt, da galt ſie nicht genug. Ich weiß nicht, was alles zwiſchen ihr und meinem Vater vorging, genug er entſchloß ſich endlich unter Bedingungen, die ich nicht erfuhr, in eine Reiſe, die ſie nach dem ſüdlichen Frankreich thun wollte, einzuwilligen.

Wir waren nun frey und lebten wie im Himmel; ja ich glaube, daß mein Vater nichts verlohren hat, wenn er ihre Gegenwart auch ſchon mit einer anſehnlichen Summe ablauſte. Alles unnütze Geſinde ward abgeſchaft, und das Glück ſchien unſere Ordnung zu begünſtigen; wir hatten einige ſehr gute Jahre, alles gelang nach Wunſch. Aber leider dauerte dieſer frohe Zuſtand nicht lange, ganz unvermuthet ward mein Vater von einem Schlagfluſſe befallen, der ihm die rechte Seite lähmte, und den reinen Gebrauch der Sprache benahm. Man mußte alles errathen, was er verlangte, denn er brachte nie das Wort hervor, das er im Sinne hatte. Sehr ängſtlich waren mir daher manche Augenblicke, in denen er mit mir ausdrücklich allein ſeyn wollte; er deutete mit heftiger Gebärde, daß jedermann ſich entfernen ſollte, und wenn wir uns allein ſahen, war er nicht im Stande das rechte Wort hervor zu bringen; ſeine Ungeduld ſtieg aufs äußerſte und ſein Zuſtand betrübte mich

im innerſten Herzen. So viel ſchien mir gewiß, daß er mir etwas zu vertrauen hatte, das mich beſonders anging. Welches Verlangen fühlt' ich nicht es zu erfahren? Sonſt konnt ich ihm alles an den Augen anſehen; aber jetzt war es vergebens, ſelbſt ſeine Augen ſprachen nicht mehr! nur ſo viel war mir deutlich: er wollte nichts, er begehrte nichts, er ſtrebte nur mir etwas zu entdecken, das ich leider nicht erfuhr. Sein Uebel wiederholte ſich, er ward bald darauf ganz unthätig und unfähig; und nicht lange, ſo war er todt.

Ich weiß nicht, wie ſich bey mir der Gedanke feſtgeſetzt hatte, daß er irgendwo einen Schatz niedergelegt habe, den er mir nach ſeinem Tode lieber als meiner Mutter gönnen wollte; ich ſuchte ſchon bey ſeinen Lebzeiten nach, allein ich fand nichts, nach ſeinem Tode ward alles verſiegelt. Ich ſchrieb meiner Mutter und bot ihr an als Verwalter im Hauſe zu bleiben, ſie ſchlug es aus und ich mußte das Gut räumen. Es kam ein wechſelſeitiges Teſtament zum Vorſchein, wodurch ſie im Beſitz und Genuß von allem, und ich, wenigſtens ihre ganze Lebenszeit über, von ihr abhängig blieb. Nun glaubte ich erſt recht die Winke meines Vaters zu verſtehn; ich bedauerte ihn, daß er ſo ſchwach geweſen war, auch nach ſeinem Tode ungerecht gegen mich zu ſeyn. Denn einige meiner Freunde wollten ſogar behaupten, es ſey beynah nicht beſſer, als ob er mich enterbt hätte, und verlangten ich ſollte das Teſtament

angreifen, wozu ich mich aber nicht entſchließen konnte. Ich verehrte das Andenken meines Vaters zu ſehr, ich vertraute dem Schickſal, ich vertraute mir ſelbſt.

Ich hatte mit einer Dame in der Nachbarſchaft, die große Güter beſaß, immer in gutem Verhältniſſe geſtanden, ſie nahm mich mit Vergnügen auf, und es ward mir leicht, bald ihrer Haushaltung vorzuſtehn. Sie lebte ſehr regelmäßig und liebte die Ordnung in allem, und ich half ihr treulich in dem Kampf mit Verwalter und Geſinde. Ich bin weder geizig noch mißgünſtig, aber wir Weiber beſtehn überhaupt viel ernſthafter als ſelbſt ein Mann darauf, daß nichts verſchleudert werde. Jeder Unterſchleif iſt uns unerträglich, wir wollen daß jeder nur genieße, in ſo fern er dazu berechtigt iſt.

Nun war ich wieder in meinem Elemente, und trauerte ſtill über den Tod meines Vaters. Meine Beſchützerin war mit mir zufrieden, nur ein kleiner Umſtand ſtörte meine Ruhe. Lydie kam zurück, meine Mutter war grauſam genug das arme Mädchen abzuſtoßen, nachdem ſie aus dem Grunde verdorben war. Sie hatte bey meiner Mutter gelernt Leidenſchaften als Beſtimmung anzuſehen, ſie war gewöhnt ſich in nichts zu mäßigen. Als ſie unvermuthet wieder erſchien, nahm meine Wohlthäterin auch ſie auf; ſie wollte mir an die Hand gehn und konnte ſich in nichts ſchicken.

Um dieſe Zeit kamen die Verwandten und künftigen Erben meiner Dame oft ins Haus, und beluſtigten ſich mit der Jagd. Auch Lothario war manchmal mit ihnen, ich bemerkte gar bald, wie ſehr er ſich vor allen andern auszeichnete, jedoch ohne die mindeſte Beziehung auf mich ſelbſt. Er war gegen alle höflich, und bald ſchien Lydie ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen. Ich hatte immer zu thun und war ſelten bey der Geſellſchaft; in ſeiner Gegenwart ſprach ich weniger als gewöhnlich, denn ich will nicht läugnen, daß eine lebhafte Unterhaltung von jeher mir die Würze des Lebens war. Ich ſprach mit meinem Vater gern viel über alles was begegnete. Was man nicht beſpricht, bedenkt man nicht recht. Keinem Menſchen hatte ich jemals lieber zugehört als Lothario, wenn er von ſeinen Reiſen, von ſeinen Feldzügen erzählte. Die Welt lag ihm ſo klar, ſo offen da, wie mir die Gegend, in der ich gewirthſchaftet hatte. Ich hörte nicht etwa die wunderlichen Schickſale des Abenteurers, die übertriebenen Halbwahrheiten eines beſchränkten Reiſenden, der immer nur ſeine Perſon an die Stelle des Landes ſetzt, wovon er uns ein Bild zu geben verſpricht; er erzählte nicht, er führte uns an die Orte ſelbſt, ich habe nicht leicht ein ſo reines Vergnügen empfunden.

Aber unausſprechlich war meine Zufriedenheit, als ich ihn eines Abends über die Frauen reden hörte. Das Geſpräch machte ſich ganz natürlich; einige Damen

aus der Nachbarſchaft hatten uns beſucht und über die Bildung der Frauen die gewöhnlichen Geſpräche geführt. Man ſey ungerecht gegen unſer Geſchlecht, hieß es, die Männer wollten alle höhere Kultur für ſich behalten, man wolle uns zu keinen Wiſſenſchaften zulaſſen, man verlange, daß wir nur Tändelpuppen oder Haushälterinnen ſeyn ſollten. Lothario ſprach wenig zu all dieſem; als aber die Geſellſchaft kleiner ward, ſagte er auch hierüber offen ſeine Meynung. Es iſt ſonderbar, rief er aus, daß man es dem Manne verargt, der eine Frau an die höchſte Stelle ſetzen will, die ſie einzunehmen fähig iſt: und welche iſt höher als das Regiment des Hauſes? Wenn der Mann ſich mit äußern Verhältniſſen quält, wenn er die Beſitzthümer herbey ſchaffen und beſchützen muß, wenn er ſogar an der Staatsverwaltung Antheil nimmt, überall von Umſtänden abhängt, und, ich möchte ſagen, nichts regiert, indem er zu regieren glaubt, immer nur politiſch ſeyn muß, wo er gern vernünftig wäre, verſteckt, wo er offen, falſch, wo er redlich zu ſeyn wünſchte, wenn er um des Zieles willen, das er nie erreicht, das ſchönſte Ziel, die Harmonie mit ſich ſelbſt, in jedem Augenblicke aufgeben muß, indeſſen herrſcht eine vernünftige Hausfrau im Innern wirklich, und macht einer ganzen Familie jede Thätigkeit, jede Zufriedenheit möglich. Was iſt das höchſte Glück des Menſchen, als daß wir das ausführen, was wir als recht und gut einſehen?

daß wir wirklich Herren über die Mittel zu unſern Zwecken ſind. Und wo ſollen, wo können unſere nächſten Zwecke liegen, als innerhalb des Hauſes? alle immer wiederkehrenden, unentbehrlichen Bedürfniſſe, wo erwarten wir, wo fordern wir ſie, als da, wo wir aufſtehn und uns niederlegen, wo Küche und Keller und jede Art von Vorrath für uns und die unſrigen immer bereit ſeyn ſoll? Welche regelmäßige Thätigkeit wird erfordert, um dieſe immer wiederkehrende Ordnung in einer unverrückten lebendigen Folge durchzuführen? wie wenig Männern iſt es gegeben, gleichſam als ein Geſtirn regelmäßig wiederzukehrten, und dem Tage, ſo wie der Nacht vorzuſtehn? ſich ihre häuslichen Werkzeuge zu bilden, zu pflanzen und zu erndten, zu verwahren und auszuſpenden, und den Kreis immer mit Ruhe, Liebe und Zweckmäßigkeit zu durchwandlen. Hat ein Weib einmal dieſe innere Herrſchaft ergriffen, ſo macht ſie den Mann, den ſie liebt, erſt allein dadurch zum Herrn; ihre Aufmerkſamkeit erwirbt alle Kenntniſſe, und ihre Thätigkeit weiß ſie alle zu benutzen. So iſt ſie von niemand abhängig und verſchafft ihrem Manne die wahre Unabhängigkeit, die häusliche, die innere; das was er beſitzt, ſieht er geſichert, das was er erwirbt, gut benutzt, und ſo kann er ſein Gemüth nach groſſen Gegenſtänden wenden, und, wenn das Glück gut iſt, das dem Staate ſeyn, was ſeiner Gattin zu Hauſe ſo wohl anſteht.

Er machte darauf eine Beſchreibung, wie er ſich eine Frau wünſche. Ich ward roth, denn er beſchrieb mich, wie ich leibte und lebte. Ich genoß im Stillen meinen Triumph, um ſo mehr, da ich aus allen Umſtänden ſah, daß er mich perſönlich nicht gemeint hatte, daß er mich eigentlich nicht kannte. Ich erinnere mich keiner angenehmern Empfindung in meinem ganzen Leben, als daß ein Mann, den ich ſo ſehr ſchätzte, nicht meiner Perſon, ſondern meiner innerſten Natur den Vorzug gab. Welche Belohnung fühlte ich! welche Aufmunterung war mir geworden!

Als ſie weg waren, ſagte meine würdige Freundin lächelnd zu mir: Schade, daß die Männer oft denken und reden, was ſie doch nicht zur Ausführung kommen laſſen, ſonſt wäre eine treffliche Partie für meine liebe Thereſe geradezu gefunden. Ich ſcherzte über ihre Aeußerung, und fügte hinzu, daß zwar der Verſtand der Männer ſich nach Haushälterinnen umſehe, daß aber ihr Herz und ihre Einbildungskraft ſich nach andern Eigenſchaften ſehne, und daß wir Haushälterinnen eigentlich gegen die liebenswürdigen und reizenden Mädchen keinen Wettſtreit aushalten könnten. Dieſe Worte ſagte ich Lydien zum Gehör, denn ſie verbarg nicht, daß Lothario groſſen Eindruck auf ſie gemacht habe, und auch er ſchien bey jedem neuen Beſuche immer aufmerkſamer auf ſie zu werden. Sie war arm,

ſie war nicht von Stande, ſie konnte an keine Heirath mit ihm denken, aber ſie konnte der Wonne nicht widerſtehen, zu reizen und gereizt zu werden. Ich hatte nie geliebt und liebte auch jetzt nicht; allein ob es mir ſchon unendlich angenehm war, zu ſehen, wohin meine Natur von einem ſo verehrten Manne geſtellt und gerechnet werde, will ich doch nicht läugnen, daß ich damit nicht ganz zufrieden war. Ich wünſchte nun auch, daß er mich kennen, daß er perſönlich Antheil an mir nehmen möchte. Es entſtand bey mir dieſer Wunſch ohne irgend einen beſtimmten Gedanken, was daraus folgen könnte.

Der größte Dienſt, den ich meiner Wohlthäterin leiſtetete, war, daß ich die ſchönen Waldungen ihrer Güter in Ordnung zu bringen ſuchte. In dieſen köſtlichen Beſitzungen, deren großen Werth Zeit und Umſtände immer vermehren, ging es leider nur immer nach dem alten Schlendrian fort, nirgends war Plan und Ordnung, und des Stehlens und des Unterſchleifs kein Ende, manche Berge ſtanden öde, und einen gleichen Wuchs hatten nur noch die älteſten Schläge. Ich beging alles ſelbſt mit einem geſchickten Forſtmann, ich ließ die Waldungen meſſen, ich ließ ſchlagen, ſäen, pflanzen, und in kurzer Zeit war alles im Gange. Ich hatte mir, um leichter zu Pferde fort zu kommen und auch zu Fuße nirgends gehindert zu ſeyn, Mannskleis-

der machen laſſen, ich war an vielen Orten, und man fürchtete mich überall.

Ich hörte daß die Geſellſchaft junger Freunde mit Lothario wieder ein Jagen angeſtellt hatte, zum erſtenmal in meinem Leben fiel mirs ein zu ſcheinen; oder daß ich mir nicht unrecht thue, in den Augen des trefflichen Mannes für das zu gelten, was ich war. Ich zog meine Mannskleider an, nahm die Flinte auf den Rücken und ging mit unſerm Jäger hinaus, um die Geſellſchaft an der Grenze zu erwarten. Sie kam, Lothario kannte mich nicht gleich, einer von den Neffen meiner Wohlthäterin ſtellte mich ihm als einen geſchickten Forſtmann vor, ſcherzte über meine Jugend und trieb ſein Spiel zu meinem Lobe ſo lange, bis endlich Lothario mich erkannte. Der Neffe ſecundirte meine Abſicht, als wenn wir es abgeredet hätten, umſtändlich erzählte er, und dankbar, was ich für die Güter der Tante und alſo auch für ihn gethan hatte.

Lothario hörte mit Aufmerkſamkeit zu, unterhielt ſich mit mir, fragte nach allen Verhältniſſen der Güter und der Gegend, und ich war froh, meine Kenntniſſe vor ihm ausbreiten zu können; ich beſtand in meinem Examen ſehr gut, ich legte ihm einige Vorſchläge zu gewiſſen Verbeſſerungen zur Prüfung vor, er billigte ſie, erzählte mir ähnliche Beyſpiele, und verſtärkte meine Gründe durch den Zuſammenhang, den er ihnen gab; meine Zufriedenheit wuchs mit jedem Augen-

blick. Aber glücklicher Weiſe wollte ich nur gekannt, wollte nicht geliebt ſeyn, denn — wir kamen nach Hauſe, und ich bemerkte mehr als ſonſt, daß die Aufmerkſamkeit, die er Lydien bezeigte, eine heimliche Neigung zu verrathen ſchien. Ich hatte meinen Endzweck erreicht, und war doch nicht ruhig; er zeigte von dem Tage an eine wahre Achtung und ein ſchönes Vertrauen gegen mich, er redete mich in Geſellſchaft gewöhnlich an, fragte mich um meine Meinung und ſchien beſonders in Haushaltungsſachen das Zutrauen zu mir zu haben, als wenn ich alles wiſſe. Seine Theilnahme munterte mich außerordentlich auf; ſogar wenn von allgemeiner Landesökonomie und von Finanzen die Rede war, zog er mich ins Geſpräch, und ich ſuchte in ſeiner Abweſenheit mehr Kenntniſſe von der Provinz, ja von dem ganzen Lande zu erlangen; es ward mir leicht, denn es wiederholte ſich nur im Großen was ich im Kleinen ſo genau wußte und kannte.

Er kam von dieſer Zeit an öfter in unſer Haus. Es ward, ich kann wohl ſagen, von allem geſprochen, aber gewiſſermaßen ward unſer Geſpräch zuletzt immer ökonomiſch, wenn auch nur im uneigentlichen Sinne. Was der Menſch durch konſequente Anwendung ſeiner Kräfte, ſeiner Zeit, ſeines Geldes, ſelbſt durch geringſcheinende Mittel für ungeheure Wirkungen hervorbringen könne, darüber ward viel geſprochen.

Ich widerſtand der Neigung nicht, die mich zu ihm zog, und ich fühlte leider nur zu bald, wie ſehr, wie herzlich, wie rein und aufrichtig meine Liebe war, da ich immer mehr zu bemerken glaubte, daß ſeine öftern Beſuche Lydien und nicht mir galten. Sie wenigſtens war auf das lebhafteſte davon überzeugt, ſie machte mich zu ihrer Vertrauten, und dadurch fand ich mich noch einigermaßen getröſtet. Das, was ſie ſo ſehr zu ihrem Vortheil auslegte, fand ich keinesweges bedeutend; von der Abſicht einer ernſthaften, dauernden Verbindung zeigte ſich keine Spur, um ſo deutlicher ſah ich den Hang des leidenſchaftlichen Mädchens, um jeden Preis die ſeinige zu werden.

So ſtanden die Sachen, als mich die Frau vom Hauſe mit einem unvermutheten Antrag überraſchte; Lothario, ſagte ſie, bietet Ihnen ſeine Hand an, und wünſcht Sie in ſeinem Leben immer zur Seite zu haben. Sie verbreitete ſich über meine Eigenſchaften, und ſagte mir, was ich ſo gerne anhörte: daß Lothario überzeugt ſey, in mir die Perſon gefunden zu haben, die er ſo lange gewünſcht hatte.

Das höchſte Glück war nun für mich erreicht, ein Mann verlangte mich, den ich ſo ſehr ſchätzte, bey dem und mit dem ich eine völlige, freye, ausgebreitete, nützliche Wirkung meiner angebohrnen Neigung, meines durch Uebung erworbenen Talents vor mir ſah; die Summe meines ganzen Daſeyns ſchien ſich ins Unend-

liche vermehrt zu haben. Ich gab meine Einwilligung, er kam ſelbſt, er ſprach mit mir allein, er reichte mir ſeine Hand, er ſah mir in die Augen, er umarmte mich und drückte einen Kuß auf meine Lippen. Es war der erſte und letzte. Er vertraute mir ſeine ganze Lage, was ihn ſein Amerikaniſcher Feldzug gekoſtet, welche Schulden er auf ſeine Güter geladen, wie er ſich mit ſeinem Großoheim einigermaßen darüber entzweyt habe, wie dieſer würdige Mann für ihn zu ſorgen denke, aber freylich auf ſeine eigene Art, er wolle ihm eine reiche Frau geben, da einem wohldenkenden Manne doch nur mit einer haushältiſchen gedient ſey; er hoffe durch ſeine Schweſter den Alten zu bereden. Er legte mir den Zuſtand ſeines Vermögens, ſeine Plane, ſeine Ausſichten vor, und erbat ſich meine Mitwirkung. Nur bis zur Einwilligung ſeines Oheims ſollte es ein Geheimniß bleiben.

Kaum hatte er ſich entfernt, ſo fragte mich Lydie: ob er etwa von ihr geſprochen habe? Ich ſagte nein, und machte ihr lange Weile mit Erzählung von ökonomiſchen Gegenſtänden. Sie war unruhig, mißlaunig, und ſein Betragen, als er wieder kam, verbeſſerte ihren Zuſtand nicht.

Doch ich ſehe, daß die Sonne ſich zu ihrem Untergange neigt! Es iſt Ihr Glück, mein Freund, Sie hätten ſonſt die Geſchichte, die ich mir ſo gerne ſelbſt erzähle, mit allen ihren kleinen Umſtänden durchhören müſſen

müſſen. Laſſen Sie mich eilen, wir nahen einer Epoche, bey der nicht gut zu verweilen iſt.

Lothario machte mich mit ſeiner trefflichen Schweſter bekannt, und dieſe wußte mich auf eine ſchickliche Weiſe beym Oheim einzuführen; ich gewann den Alten, er willigte in unſere Wünſche, und ich kehrte, mit einer glücklichen Nachricht, zu meiner Wohlthäterin zurück. Die Sache war im Hauſe nun kein Geheimnis mehr, Lydie erfuhr ſie, ſie glaubte etwas Unmögliches zu vernehmen. Als ſie endlich daran nicht mehr zweifeln konnte, verſchwand ſie auf einmal, und man wußte nicht, wohin ſie ſich verlohren hatte.

Der Tag unſerer Verbindung nahte heran; ich hatte ihn ſchon oft um ſein Bildniß gebeten, und ich erinnerte ihn, eben als er wegreiten wollte, nochmals an ſein Verſprechen; Sie haben vergeſſen, ſagte er, mir das Gehäuſe zu geben, wohinein Sie es gepaßt wünſchen. Es war ſo: ich hatte ein Geſchenk von einer Freundin, das ich ſehr werth hielt. Von ihren Haaren war ein verzogener Rahme unter dem äußern Glaſe befeſtigt, inwendig blieb ein leeres Elfenbein, worauf eben ihr Bild gemahlt werden ſollte, als ſie mir unglücklicher Weiſe durch den Tod entriſſen wurde. Lotharios Neigung beglückte mich in dem Augenblicke, da ihr Verluſt mir noch ſehr ſchmerzhaft war, und ich wünſchte die Lücke, die ſie mir in ihrem Geſchenk zu-

rückgelaſſen hatte, durch das Bild meines Freundes auszufüllen.

Ich eile nach meinem Zimmer, hole mein Schmuckkäſtchen, und eröfne es in ſeiner Gegenwart; kaum ſieht er hinein, ſo erblickt er ein Medaillon mit dem Bilde eines Frauenzimmers, er nimmt es in die Hand, betrachtet es mit Aufmerkſamkeit, und fragt haſtig: wen ſoll dies Portrait vorſtellen? — Meine Mutter, verſetzte ich — hätt' ich doch geſchworen, rief er aus, es ſey das Portrait einer Frau von Saint Alban, die ich vor einigen Jahren in der Schweitz antraf — es iſt einerley Perſon, verſetzte ich lächelnd, und Sie haben alſo Ihre Schwiegermutter, ohne es zu wiſſen, kennen gelernt. Saint Alban iſt der romantiſche Nahme, unter dem meine Mutter reiſ't, ſie befindet ſich unter demſelben noch gegenwärtig in Frankreich.

Ich bin der unglücklichſte aller Menſchen! rief er aus, indem er das Bild in das Käſtchen zurück warf, ſeine Augen mit der Hand bedeckte und ſogleich das Zimmer verließ. Er warf ſich auf ſein Pferd, ich lief auf den Balkon und rief ihm nach, er kehrte ſich um, warf mir eine Hand zu, entfernte ſich eilig — und ich habe ihn nicht wieder geſehen.

Die Sonne ging unter, Thereſe ſah mit unverwandtem Blick in die Gluth, und ihre beyden ſchönen Augen füllten ſich mit Thränen.

Thereſe ſchwieg, und legte auf ihres neuen Freundes Hände ihre Hand, er küßte ſie mit Theilnehmung, ſie trocknete ihre Thränen, und ſtand auf. Laſſen Sie uns zurück gehen, ſagte ſie, und für die Unſrigen ſorgen!

Das Geſpräch auf dem Wege war nicht lebhaft; ſie kamen zur Gartenthüre herein, und ſahen Lydien auf einer Bank ſitzen, ſie ſtand auf, wich ihnen aus, und begab ſich ins Haus zurück, ſie hatte ein Papier in der Hand, und zwey kleine Mädchen waren bey ihr. Ich ſehe, ſagte Thereſe, ſie trägt ihren einzigen Troſt, den Brief Lothario's, noch immer bey ſich, ihr Freund verſpricht ihr, daß ſie gleich, ſobald er ſich wohl befinden, wieder an ſeiner Seite leben ſoll, er bittet ſie, ſo lange ruhig bey mir zu verweilen. An dieſen Worten hängt ſie, mit dieſen Zeilen tröſtet ſie ſich, aber ſeine Freunde ſind übel bey ihr angeſchrieben.

Indeſſen waren die beyden Kinder herangekommen, begrüßten Thereſen, und gaben ihr Rechenſchaft von allem, was in ihrer Abweſenheit im Hauſe vorgegangen war. Sie ſehen hier noch einen Theil meiner Beſchäftigung, ſagte Thereſe, ich habe mit Lothario's trefflicher Schweſter einen Bund gemacht, wir erziehen eine Anzahl Kinder gemeinſchaftlich, ich bilde die lebhaften und dienſtfertigen Haushälterinnen, und ſie übernimmt diejenigen, an denen ſich ein ruhigeres und feineres Talent zeigt, denn es iſt billig, daß man auf

jede Weiſe für das Glück der Männer und der Haushaltung ſorge. Wenn Sie meine edle Freundin kennen lernen, ſo werden Sie ein neues Leben anfangen, ihre Schönheit, ihre Güte macht ſie der Anbetung einer ganzen Welt würdig. Wilhelm getraute ſich nicht zu ſagen, daß er leider die ſchöne Gräfin ſchon kenne, und daß ihn ſein vorübergehendes Verhältnis zu ihr auf ewig ſchmerzen werde; er war ſehr zufrieden, daß Thereſe das Geſpräch nicht fortſetzte, und daß ihre Geſchäfte ſie in das Haus zurück zu gehen nöthigten. Er befand ſich nun allein, und die letzte Nachricht, daß die junge, ſchöne Gräfin auch ſchon genöthigt ſey durch Wohlthätigkeit den Mangel an eignem Glück zu erſetzen, machte ihn äußerſt traurig, er fühlte, daß es bey ihr nur eine Nothwendigkeit war ſich zu zerſtreuen, und an die Stelle eines frohen Lebensgenuſſes die Hoffnung fremder Glückſeligkeit zu ſetzen. Er pries Thereſen glücklich, daß ſelbſt bei jener unerwarteten traurigen Veränderung keine Veränderung in ihr ſelbſt vorzugehen brauchte. Wie glücklich iſt der über alles! rief er aus, der, um ſich mit dem Schickſal in Einigkeit zu ſetzen, nicht ſein ganzes vorhergehendes Leben wegzuwerfen braucht.

Thereſe kam auf ſein Zimmer, und bat um Verzeihung, daß ſie ihn ſtöre, hier in dem Wandſchrank, ſagte ſie, ſteht meine ganze Bibliothek, es ſind eher Bücher, die ich nicht wegwerfe, als die ich aufhebe.

Lydie verlangt ein geiſtliches Buch, es findet ſich wohl auch eins und das andere darunter. Die Menſchen, die das ganze Jahr weltlich ſind, bilden ſich ein, ſie müßten zur Zeit der Noth geiſtlich ſeyn, ſie ſehen alles Gute und Sittliche wie eine Arzeney an, die man mit Widerwillen zu ſich nimmt, wenn man ſich ſchlecht befindet, ſie ſehen in einem Geiſtlichen, einem Sittenlehrer nur einen Arzt, den man nicht geſchwind genug aus dem Hauſe los werden kann; ich aber geſtehe gern, ich habe vom Sittlichen den Begriff als von einer Diät, die eben dadurch nur Diät iſt, wenn ich ſie zur Lebensregel mache, wenn ich ſie das ganze Jahr nicht außer Augen laſſe.

Sie ſuchten unter den Büchern, und fanden einige ſogenannte Erbauungsſchriften. Die Zuflucht zu dieſen Büchern, ſagte Thereſe, hat Lydie von meiner Mutter gelernt; Schauſpiele und Romane waren ihr Leben, ſo lange der Liebhaber treu blieb, ſeine Entfernung brachte ſogleich dieſe Bücher wieder in Credit. Ich kann überhaupt nicht begreifen, fuhr ſie fort, wie man hat glauben können, daß Gott durch Bücher und Geſchichten zu uns ſpreche. Wem die Welt nicht unmittelbar eröffnet, was ſie für ein Verhältnis zu ihm hat, wem ſein Herz nicht ſagt, was er ſich und andern ſchuldig iſt, der wird es wohl ſchwerlich aus Büchern erfahren, die eigentlich nur geſchickt ſind, unſern Irrthümern Namen zu geben.

Sie ließ Wilhelmen allein, und er brachte seinen Abend mit Reviſion der kleinen Bibliothek zu, ſie war wirklich bloß durch Zufall zuſammen gekommen.

Thereſe blieb die wenigen Tage, die Wilhelm bey ihr verweilte, ſich immer gleich, ſie erzählte ihm die Folgen ihrer Begebenheit in verſchiedenen Abſätzen ſehr umſtändlich, ihrem Gedächtniß war Tag und Stunde, Platz und Nahme gegenwärtig, und wir ziehen, was unſern Leſern zu wiſſen nöthig iſt, hier ins Kurze zuſammen.

Die Urſache von Lotharios raſcher Entfernung ließ ſich leider leicht erklären, er war Thereſens Mutter auf ihrer Reiſe begegnet, ihre Reize zogen ihn an, ſie war nicht karg gegen ihn, und nun entfernte ihn dieſes unglückliche, ſchnell verübergegangene Abenteuer, von der Verbindung mit einem Frauenzimmer, das die Natur ſelbſt für ihn gebildet zu haben ſchien. Thereſe blieb in dem reinen Kreiſe ihrer Beſchäftigung und ihrer Pflicht. Man erfuhr, daß Lydie ſich heimlich in der Nachbarſchaft aufgehalten habe, ſie war glücklich, als die Heirath, obgleich aus unbekannten Urſachen, nicht vollzogen wurde, ſie ſuchte ſich Lotharios zu nähern, und es ſchien, daß er mehr aus Verzweiflung, als aus Neigung, mehr überraſcht, als mit Ueberlegung, mehr aus langer Weile, als aus Vorſatz ihren Wünſchen begegnet ſey.

Thereſe war ruhig darüber, ſie machte keine weitern Anſprüche auf ihn, und ſelbſt wenn er ihr Gatte geweſen wäre, hätte ſie vielleicht Muth genug gehabt, ein ſolches Verhältnis zu ertragen, wenn es nur ihre häusliche Ordnung nicht geſtört hätte; wenigſtens äuſſerte ſie oft, daß eine Frau, die das Hausweſen recht zuſammenhalte, ihrem Manne jede kleine Phantaſie nachſehen, und von ſeiner Rückkehr jederzeit gewis ſeyn könne.

Thereſens Mutter hatte bald die Angelegenheiten ihres Vermögens in Unordnung gebracht, ihre Tochter mußte es entgelten, denn ſie erhielt wenig von ihr; die alte Dame, Thereſens Beſchützerin, ſtarb, hinterließ ihr das kleine Freygut und ein artiges Capital zum Vermächtniß; Thereſe wußte ſich ſogleich in den engen Kreiß zu finden, Lothario bot ihr ein beſſeres Beſitzthum an, Jarno machte den Unterhändler, ſie ſchlug es aus; ich will, ſagte ſie, im Kleinen zeigen, daß ich werth war, das Groſſe mit ihm zu theilen, aber das behalte ich mir vor, daß, wenn der Zufall mich um meiner oder anderer Willen in Verlegenheit ſetzt, ich zuerſt zu meinem werthen Freund, ohne Bedenken, die Zuflucht nehmen könne.

Nichts bleibt weniger verborgen und ungenutzt, als zweckmäſſige Thätigkeit. Kaum hatte ſie ſich auf ihrem kleinen Gute eingerichtet, ſo ſuchten die Nachbarn ſchon ihre nähere Bekanntſchaft und ihren Rath, und der neue

Beſitzer der angrenzenden Güter gab nicht undeutlich zu verſtehen, daß es nur auf ſie ankomme, ob ſie ſeine Hand annehmen und Erbe des gröſsten Theils ſeines Vermögens werden wolle. Sie hatte ſchon gegen Wilhelmen dieſes Verhältniſſes erwähnt, und ſcherzte gelegentlich über Heirathen und Mißheirathen mit ihm.

Es giebt, ſagte ſie, den Menſchen nichts mehr zu reden, als wenn einmal eine Heirath geſchieht, die ſie nach ihrer Art eine Mißheirath nennen können, und doch ſind die Mißheirathen viel gewöhnlicher als die Heirathen; denn es ſieht leider nach einer kurzen Zeit mit den meiſten Verbindungen gar mißlich aus. Die Vermiſchung der Stände durch Heirathen verdienen nur in ſo fern Mißheirathen genannt zu werden, als der eine Theil an der angebohrnen, angewohnten und gleichſam nothwendig gewordenen Exiſtenz des andern keinen Theil nehmen kann. Die verſchiedenen Klaſſen haben verſchiedene Lebensweiſen, die ſie nicht mit einander theilen noch verwechſeln können, und das iſts, warum Heirathen dieſer Art beſſer nicht geſchloſſen werden; aber Ausnahmen und recht glückliche Ausnahmen ſind möglich. So iſt die Heirath eines jungen Mädchens mit einem bejahrten Manne immer mißlich, und doch habe ich ſie recht gut ausſchlagen ſehen. Für mich kenne ich nur Eine Mißheirath, wenn ich ſeyern und repräſentiren müßte; ich wollte lieber jeden ehrbaren Pächtersſohn aus der Nachbarſchaft heirathen.

Wilhelm gedachte nunmehr zurück zu kehren, und bat ſeine neue Freundin ihm noch ein Abſchiedswort bey Lydien zu verſchaffen. Das leidenſchaftliche Mädchen ließ ſich bewegen, er ſagte ihr einige freundliche Worte, ſie verſetzte: den erſten Schmerz hab ich überwunden, Lothario wird mir ewig theuer ſeyn; aber ſeine Freunde kenne ich, es iſt mir leid, daß er ſo umgeben iſt. Der Abbé wäre fähig, wegen einer Grille die Menſchen in Noth zu laſſen, oder ſie gar hinein zu ſtürzen, der Arzt möchte gern alles ins Gleiche bringen, Jarno hat kein Gemüth, und Sie — wenigſtens keinen Character! fahren Sie nur ſo fort, und laſſen Sie ſich als Werkzeug dieſer drey Menſchen brauchen, man wird Ihnen noch manche Execution auftragen. Lange, mir iſt es recht wohl bekannt, war ihnen meine Gegenwart zuwider, ich hatte ihr Geheimniß nicht entdeckt, aber ich hatte beobachtet, daß ſie ein Geheimniß verbargen. Wozu dieſe verſchloſſenen Zimmer? dieſe wunderlichen Gänge? warum kann niemand zu dem großen Thurm gelangen? Warum verbannten ſie mich, ſo oft ſie nur konnten, in meine Stube? Ich will geſtehen, daß Eiferſucht zuerſt mich auf dieſe Entdeckung brachte, ich fürchtete eine glückliche Nebenbuhlerin ſey irgendwo verſteckt. Nun glaube ich das nicht mehr, ich bin überzeugt, daß Lothario mich liebt, daß er es redlich mit mir meint, aber eben ſo gewis bin ich überzeugt, daß er von ſeinen künſtlichen und falſchen Freunden betrogen wird, Wenn Sie ſich um ihn verdient machen wol-

len, wenn Ihnen verziehen werden ſoll, was Sie an mir verbrochen haben, ſo befreien Sie ihn aus den Händen dieſer Menſchen. Doch was hoffe ich! überreichen Sie ihm dieſen Brief, wiederholen Sie, was er enthält: daß ich ihn ewig lieben werde, daß ich mich auf ſein Wort verlaſſe. Ach! rief ſie aus, indem ſie aufſtand und am Halſe Thereſens weinte; er iſt von meinen Feinden umgeben, ſie werden ihn zu bereden ſuchen, daß ich ihm nichts aufgeopfert habe; o! der beſte Mann mag gerne hören, daß er jedes Opfer werth iſt, ohne dafür dankbar ſeyn zu dürfen.

Wilhelms Abſchied von Thereſen war heiterer, ſie wünſchte ihn bald wieder zu ſehen. Sie kennen mich ganz! ſagte ſie, Sie haben mich immer reden laſſen, es iſt das nächſtemal Ihre Pflicht meine Aufrichtigkeit zu erwiedern.

Auf ſeiner Rückreiſe hatte er Zeit genug, dieſe neue, helle Erſcheinung lebhaft in der Erinnerung zu betrachten. Welch ein Zutrauen hatte ſie ihm eingeflößt! Er dachte an Mignon und Felix, wie glücklich die Kinder unter einer ſolchen Aufſicht werden könnten, dann dachte er an ſich ſelbſt, und fühlte, welche Wonne es ſeyn müſſe, in der Nähe eines ſo ganz klaren menſchlichen Weſens zu leben. Als er ſich dem Schloß näherte, fiel ihm der Thurm mit den vielen Gängen und Seitengebäuden mehr als ſonſt auf, er nahm ſich vor, bey der nächſten Gelegenheit Jarno oder den Abbé darüber zur Rede zu ſtellen.

Siebentes Capitel.

Als Wilhelm nach dem Schloſſe kam, fand er den edlen Lothario auf dem Wege der völligen Beſſerung, der Arzt und der Abbé waren nicht zugegen, Jarno allein war geblieben. In kurzer Zeit ritt der Geneſende ſchon wieder aus, bald allein, bald mit ſeinen Freunden. Sein Geſpräch war ernſthaft und gefällig, ſeine Unterhaltung belehrend und erquickend, oft bemerkte man Spuren einer zarten Fühlbarkeit, ob er ſie gleich zu verbergen ſuchte, und, wenn ſie ſich wider ſeinen Willen zeigte, beynah zu mißbilligen ſchien.

So war er eines Abends ſtill bey Tiſche, ob er gleich heiter ausſah.

Sie haben heute gewiß ein Abenteuer gehabt? ſagte endlich Jarno, und zwar ein angenehmes.

Wie Sie ſich auf Ihre Leute verſtehen! verſetzte Lothario: Ja, es iſt mir ein ſehr angenehmes Abenteuer begegnet. Zu einer andern Zeit hätte ich es vielleicht nicht ſo reizend gefunden, als diesmal, da es mich ſo empfänglich antraf. Ich ritt gegen Abend jenſeit des Waſſers durch die Dörfer, einen Weg, den ich oft genug in frühern Jahren beſucht hatte. Mein körperliches Leiden muß

mich mürber gemacht haben, als ich ſelbſt glaubte. Ich fühlte mich weich, und, bey wieder auflebenden Kräften, wie neugebohren. Alle Gegenſtände erſchienen mir in eben dem Lichte, wie ich ſie in frühern Jahren geſehen hatte; alle ſo lieblich, ſo anmuthig, ſo reizend, wie ſie mir lange nicht erſchienen ſind. Ich merkte wohl, daß es Schwachheit war, ich ließ mir ſie aber ganz wohlgefallen, ritt ſachte hin, und es wurde mir ganz begreiflich, wie Menſchen eine Krankheit lieb gewinnen können, welche uns zu ſüßen Empfindungen ſtimmt. Sie wiſſen vielleicht, was mich ehemals ſo oft dieſen Weg führte?

Wenn ich mich recht erinnere, verſetzte Jarno, ſo war es ein kleiner Liebeshandel, der ſich mit der Tochter eines Pachters entſponnen hatte.

Man dürfte es wohl einen großen nennen, verſetzte Lothario, denn wir hatten uns beyde ſehr lieb, recht im Ernſt, und auch ziemlich lange. Zufälligerweiſe traf heute alles zuſammen, mir die erſten Zeiten unſerer Liebe recht lebhaft darzuſtellen. Die Knaben ſchüttelten eben wieder Maykäfer von den Bäumen, und das Laub der Eſchen war eben nicht weiter als an dem Tage, da ich ſie zum erſtenmal ſah. Nun war es lange, daß ich Margarethen nicht geſehen habe; denn ſie iſt weit weg verheirathet, nur hörte ich zufällig, ſie ſey mit ihren Kindern vor wenigen Wochen gekommen, ihren Vater zu beſuchen.

So war ja wohl dieſer Spatzierritt nicht ſo ganz zufällig?

Ich leugne nicht, ſagte Lothario, daß ich ſie anzutreffen wünſchte. Als ich nicht weit von dem Wohnhaus war, ſah ich ihren Vater vor der Thüre ſitzen, ein Kind von ohngefähr Einem Jahre ſtand bey ihm. Als ich mich näherte, ſah eine Frauensperſon ſchnell oben zum Fenſter heraus, und als ich gegen die Thüre kam, hörte ich jemand die Treppe herunter ſpringen. Ich dachte gewiß, ſie ſey es, und, ich wills nur geſtehen, ich ſchmeichelte mir, ſie habe mich erkannt, und ſie komme mir eilig entgegen. Aber wie beſchämt war ich, als ſie zur Thüre heraus ſprang, das Kind, dem die Pferde näher kamen, anfaßte, und in das Haus hineintrug. Es war mir eine unangenehme Empfindung, und nur wurde meine Eitelkeit ein wenig getröſtet, als ich, wie ſie hinweg eilte, an ihrem Nacken und an dem freyſtehenden Ohr eine mehrliche Röthe zu ſehen glaubte.

Ich hielt ſtill und ſprach mit dem Vater, und ſchielte indeſſen an den Fenſtern herum, ob ſie ſich nicht hier oder da blicken ließe; allein ich bemerkte keine Spur von ihr. Fragen wollt ich auch nicht, und ſo ritt ich vorbey. Mein Verdruß wurde durch Verwunderung einigermaßen gemildert, denn ob ich gleich kaum das Geſicht geſehen hatte, ſo ſchien ſie mir faſt gar nicht verändert, und zehn Jahre ſind doch eine Zeit! ja ſie ſchien mir jünger, eben ſo ſchlank, eben ſo leicht auf den Füßen,

der Hals wo möglich noch zierlicher als vorher, ihre Wange eben ſo leicht der liebenswürdigen Röthe empfänglich, dabey Mutter von ſechs Kindern, vielleicht noch von mehrern; es paßte dieſe Erſcheinung ſo gut in die übrige Zauberwelt, die mich umgab, daß ich um ſo mehr mit einem verjüngten Gefühl weiter ritt, und an dem nächſten Walde erſt umkehrte, als die Sonne im Untergehen war. So ſehr mich auch der fallende Thau an die Vorſchrift des Arztes erinnerte, und es wohl räthlicher geweſen wäre gerade nach Hauſe zu kehren, ſo nahm ich doch wieder meinen Weg nach der Seite des Pachthofs zurück. Ich bemerkte, daß ein weibliches Geſchöpf in dem Garten auf und nieder ging, der mit einer leichten Hecke umzogen iſt. Ich ritt auf dem Fußpfade nach der Hecke zu, und ich fand mich eben nicht weit von der Perſon, nach der ich verlangte.

Ob mir gleich die Abendſonne in den Augen lag, ſah ich doch, daß ſie ſich am Zaune beſchäftigte, der ſie nur leicht bedeckte. Ich glaubte meine alte Geliebte zu erkennen. Da ich an ſie kam, hielt ich ſtill, nicht ohne Regung des Herzens. Einige hohe Zweige wilder Roſen, die eine leiſe Luft hin und her wehte, machten mir ihre Geſtalt undeutlich. Ich redete ſie an, und fragte wie ſie lebe? Sie antwortete mir mit halber Stimme: ganz wohl. Indeß bemerkte ich, daß ein Kind hinter dem Zaune beſchäftigt war Blumen auszureiſſen, und nahm die Gelegenheit ſie zu fragen: wo

denn ihre übrigen Kinder seyen? Es ist nicht mein Kind, sagte sie, das wäre früh! und in diesem Augenblick schickte sichs, daß ich durch die Zweige ihr Gesicht genau sehen konnte, und ich wußte nicht, was ich zu der Erscheinung sagen sollte. Es war meine Geliebte und war es nicht. Fast jünger, fast schöner als ich sie vor zehen Jahren gekannt hatte. Sind Sie denn nicht die Tochter des Pachters? fragte ich halb verwirrt. Nein, sagte sie, ich bin ihre Muhme.

Aber Sie gleichen einander so außerordentlich, versetzte ich.

Das sagt jedermann, der sie vor zehen Jahren gekannt hat.

Ich fuhr fort sie verschiedenes zu fragen, mein Irrthum war mir angenehm, ob ich ihn gleich schon entdeckt hatte. Ich konnte mich von dem lebendigen Bilde voriger Glückseligkeit, das vor mir stand, nicht losreissen. Das Kind hatte sich indessen von ihr entfernt, und war Blumen zu suchen nach dem Teiche gegangen. Sie nahm Abschied, und eilte dem Kinde nach.

Indessen hatte ich doch erfahren, daß meine alte Geliebte noch wirklich in dem Hause ihres Vaters sey, und indem ich ritt, beschäftigte ich mich mit Muthmaßungen, ob sie selbst, oder die Muhme das Kind vor den Pferden gesichert habe? Ich wiederholte mir die ganze Geschichte mehrmals im Sinne, und ich wußte nicht leicht, daß irgend etwas angenehmer auf mich ge-

wirkt hätte. Aber ich fühle wohl, ich bin noch krank, und wir wollen den Doctor bitten, daß er uns von dem Ueberreſte dieſer Stimmung erlöſe.

Es pflegt in vertraulichen Bekenntniſſen anmuthiger Liebesbegebenheiten wie mit Geſpenſtergeſchichten zu gehen, iſt nur erſt eine erzählt, ſo fließen die übrigen von ſelbſt zu.

Unſere kleine Geſellſchaft fand in der Rückerinnerung vergangener Zeiten manchen Stoff dieſer Art. Lothario hatte am meiſten zu erzählen. Jarno's Geſchichten trugen alle einen eigenen Character, und was Wilhelm zu geſtehen hatte, wiſſen wir ſchon. Indeſſen war ihm bange, daß man ihn an die Geſchichte mit der Gräfin erinnern möchte, allein niemand dachte derſelben auch nur auf die entfernteſte Weiſe.

Es iſt wahr, ſagte Lothario, angenehmer kann keine Empfindung in der Welt ſeyn, als wenn das Herz nach einer gleichgültigen Pauſe ſich der Liebe zu einem neuen Gegenſtande wieder öfnet, und doch wollt' ich dieſem Glück für mein Leben entſagt haben, wenn mich das Schickſal mit Thereſen hätte verbinden wollen. Man iſt nicht immer Jüngling, und man ſollte nicht immer Kind ſeyn. Dem Manne, der die Welt kennt, der weiß, was er darin zu thun, was er von ihr zu hoffen hat, was kann ihm erwünſchter ſeyn, als eine Gattin zu finden, die überall mit ihm wirkt, und die ihm alles vorzubereiten weiß, deren Thätigkeit dasje-

nige

nige aufnimmt, was die ſeinige liegen laſſen muß, deren Geſchäftigkeit ſich nach allen Seiten verbreitet, wenn die ſeinige nur einen geraden Weg fortgehen darf; welchen Himmel hatte ich mir mit Thereſen geträumt! nicht den Himmel eines ſchwärmeriſchen Glücks, ſondern eines ſichern Lebens auf der Erde. Ordnung im Glück, Muth im Unglück, Sorge für das Geringſte, und eine Seele, fähig das Größte zu faſſen und wieder fahren zu laſſen. O! ich ſah in ihr gar wohl die Anlagen, deren Entwickelung wir bewundern, wenn wir in der Geſchichte Frauen ſehen, die uns weit vorzüglicher als alle Männer erſcheinen; dieſe Klarheit über die Umſtände; dieſe Gewandtheit in allen Fällen; dieſe Sicherheit im einzelnen, wodurch das Ganze ſich immer ſo gut befindet, ohne daß ſie jemals daran zu denken ſcheinen. Sie können wohl, fuhr er fort, indem er ſich lächelnd gegen Wilhelmen wendete, mir verzeihen, wenn Thereſe mich Aurelien entführte, mit jener konnte ich ein heitres Leben hoffen, da bey dieſer auch nicht an eine glückliche Stunde zu denken war.

Ich leugne nicht, verſetzte Wilhelm, daß ich mit großer Bitterkeit im Herzen gegen Sie hieher gekommen bin, und daß ich mir vorgenommen hatte, Ihr Betragen gegen Aurelien ſehr ſtreng zu tadeln.

Auch verdient es Tadel, ſagte Lothario, ich hätte meine Freundſchaft zu ihr nicht mit dem Gefühl der Liebe verwechſeln ſollen, ich hätte nicht an die Stelle

der Achtung, die ſie verdiente, eine Neigung eindrängen ſollen, die ſie weder erregen, noch erhalten konnte. Ach! ſie war nicht liebenswürdig, wenn ſie liebte, und das iſt das größte Unglück, das einem Weibe begegnen kann.

Es ſey drum, erwiederte Wilhelm, wir können nicht immer das Tadelnswerthe vermeiden, nicht vermeiden, daß unſere Geſinnungen und Handlungen auf eine ſonderbare Weiſe von ihrer natürlichen und guten Richtung abgelenkt werden; aber gewiſſe Pflichten ſollten wir niemals aus den Augen ſetzen. Die Aſche der Freundin ruhe ſanft, wir wollen, ohne uns zu ſchelten und ſie zu tadeln, mitleidig Blumen auf ihr Grab ſtreuen. Aber bey dem Grabe, in welchem die unglückliche Mutter ruht, laſſen Sie mich fragen, warum Sie ſich des Kindes nicht annehmen? eines Sohnes, deſſen ſich jedermann erfreuen würde, und den Sie ganz und gar zu vernachläßigen ſcheinen. Wie können Sie, bey Ihren reinen und zarten Gefühlen, das Herz eines Vaters gänzlich verleugnen? Sie haben dieſe ganze Zeit noch mit keiner Sylbe an das köſtliche Geſchöpf gedacht, von deſſen Anmuth ſo viel zu erzählen wäre.

Von wem reden Sie? verſetzte Lothario, ich verſtehe Sie nicht.

Von wem anders, als von Ihrem Sohne, dem Sohne Aureliens, dem ſchönen Kinde, dem zu ſeinem

Glücke nichts fehlt, als daß ein zärtlicher Vater ſich ſeiner annimmt?

Sie irren ſehr, mein Freund, rief Lothario, Aurelie hatte keinen Sohn, am wenigſten von mir, ich weiß von keinem Kinde, ſonſt würde ich mich deſſen mit Freuden annehmen, aber auch im gegenwärtigen Falle will ich gern das kleine Geſchöpf als eine Verlaſſenſchaft von ihr anſehen, und für ſeine Erziehung ſorgen; hat ſie ſich denn irgend etwas merken laſſen, daß der Knabe ihr, daß er mir zugehöre?

Nicht daß ich mich erinnere, ein ausdrückliches Wort von ihr gehört zu haben, es war aber einmal ſo angenommen, und ich habe nicht einen Augenblick daran gezweifelt.

Ich kann, fiel Jarno ein, einigen Aufſchluß hierüber geben; ein altes Weib, das Sie oft müſſen geſehen haben, brachte das Kind zu Aurelien, ſie nahm es mit Leidenſchaft auf, und hoffte ihre Leiden durch ſeine Gegenwart zu lindern: auch hat es ihr manchen vergnügten Augenblick gemacht.

Wilhelm war durch dieſe Entdeckung ſehr unruhig geworden, er gedachte der guten Mignon neben dem ſchönen Felix auf das lebhafteſte, er zeigte ſeinen Wunſch, die beyden Kinder aus der Lage, in der ſie ſich befanden, heraus zu ziehen.

Wir wollen damit bald fertig ſeyn, verſetzte Lothario, das wunderliche Mädchen übergeben wir Thereſen.

ſie kann unmöglich in beſſere Hände gerathen, und was den Knaben betrifft, den, dächt' ich, nähmen Sie ſelbſt zu ſich; denn was ſogar die Frauen an uns ungebildet zurück laſſen, das bilden die Kinder aus, wenn wir uns mit ihnen abgeben.

Ueberhaupt dächte ich, verſetzte Jarno, Sie entſagten kurz und gut dem Theater, zu dem Sie doch einmal kein Talent haben.

Wilhelm war betroffen, er mußte ſich zuſammen nehmen, denn Jarno's harte Worte hatten ſeine Eigenliebe nicht wenig verletzt. Wenn Sie mich davon überzeugen, verſetzte er mit gezwungenem Lächeln, ſo werden Sie mir einen Dienſt erweiſen, ob es gleich nur ein trauriger Dienſt iſt, wenn man uns aus einem Lieblingstraume aufſchüttelt.

Ohne viel weiter darüber zu reden, verſetzte Jarno, möchte ich Sie nur antreiben, erſt die Kinder zu holen, das übrige wird ſich ſchon geben.

Ich bin bereit dazu, verſetzte Wilhelm, ich bin unruhig und neugierig, ob ich nicht von dem Schickſal des Knaben etwas näheres entdecken kann; ich verlange das Mädchen wieder zu ſehen, das ſich mit ſo vieler Eigenheit an mich geſchloſſen hat.

Man ward einig, daß er bald abreiſen ſollte.

Den andern Tag hatte er ſich dazu vorbereitet, das Pferd war geſattelt, nur wollte er noch von Lothario Abſchied nehmen. Als die Eßzeit herbey kam, ſetzte

man ſich wie gewöhnlich zu Tiſche, ohne auf den Hausherrn zu warten, er kam erſt ſpät, und ſetzte ſich zu ihnen.

Ich wollte wetten, ſagte Jarno, Sie haben heute Ihr zärtliches Herz wieder auf die Probe geſtellt, Sie haben der Begierde nicht widerſtehen können, Ihre ehemalige Geliebte wieder zu ſehen.

Errathen! verſetzte Lothario.

Laſſen Sie uns hören, ſagte Jarno, wie iſt es abgelaufen? ich bin äußerſt neugierig.

Ich leugne nicht, verſetzte Lothario, daß mir das Abenteuer mehr als billig auf dem Herzen lag, ich faßte daher den Entſchluß nochmals hinzureiten, und die Perſon wirklich zu ſehen, deren verjüngtes Bild mir eine ſo angenehme Illuſion gemacht hatte. Ich ſtieg ſchon in einiger Entfernung vom Hauſe ab, und ließ die Pferde bey Seite führen, um die Kinder nicht zu ſtöhren, die vor dem Thore ſpielten. Ich ging in das Haus, und von ohngefähr kam ſie mir entgegen, denn ſie war es ſelbſt, und ich erkannte ſie ohngeachtet der großen Veränderung wieder. Sie war ſtärker geworden, und ſchien größer zu ſeyn; ihre Anmuth blickte durch ein geſetztes Weſen hindurch, und ihre Munterkeit war in ein ſtilles Nachdenken übergegangen. Ihr Kopf, den ſie ſonſt ſo leicht und frey trug, hing ein wenig geſenkt, und leiſe Falten waren über ihre Stirne gezogen.

Sie ſchlug die Augen nieder, als ſie mich ſah, aber keine Röthe verkündigte eine innere Bewegung des Herzens. Ich reichte ihr die Hand, ſie gab mir die ihrige; ich fragte nach ihrem Manne, er war abweſend, nach ihren Kindern, ſie trat an die Thüre und rief ſie herbey, alle kamen und verſammelten ſich um ſie. Es iſt nichts reizender, als eine Mutter zu ſehen mit einem Kinde auf dem Arme, und nichts ehrwürdiger, als eine Mutter unter vielen Kindern. Ich fragte nach den Namen der Kleinen, um doch nur etwas zu ſagen, ſie bat mich hinein zu treten und auf ihren Vater zu warten. Ich nahm es an; ſie führte mich in die Stube, wo ich beynahe noch alles auf dem alten Platze fand, und — ſonderbar! die ſchöne Muhme, ihr Ebenbild, ſaß auf eben dem Schemmel hinter dem Spinnrocken, wo ich meine Geliebte in eben der Geſtalt ſo oft gefunden hatte. Ein kleines Mädchen, das ſeiner Mutter vollkommen glich, war uns nachgefolgt, und ſo ſtand ich in der ſonderbarſten Gegenwart, zwiſchen der Vergangenheit und Zukunft, wie in einem Orangenwalde, wo in einem kleinen Bezirk Blüthen und Früchte ſtufenweis neben einander leben. Die Muhme ging hinaus, einige Erfriſchung zu holen, ich gab dem ehemals ſo geliebten Geſchöpfe die Hand, und ſagte zu ihr: ich habe eine rechte Freude, Sie wieder zu ſehen. — Sie ſind ſehr gut, mir das zu ſagen, verſetzte ſie, aber auch ich kann Ihnen verſichern, daß ich eine unausſprechliche

Freude habe. Wie oft habe ich mir gewünscht, Sie nur noch einmal in meinem Leben wieder zu sehen, ich habe es in Augenblicken gewünscht, die ich für meine letzten hielt; sie sagte das mit einer gesetzten Stimme, ohne Rührung, mit jener Natürlichkeit, die mich ehemals so sehr an ihr entzückte. Die Muhme kam wieder, ihr Vater dazu — und ich überlasse euch zu denken, mit welchem Herzen ich blieb, und mit welchem ich mich entfernte.

Achtes Capitel.

Wilhelm hatte auf ſeinem Wege nach der Stadt die edlen weiblichen Geſchöpfe, die er kannte und von denen er gehört hatte, im Sinne, ihre ſonderbaren Schickſale, die wenig erfreuliches enthielten, waren ihm ſchmerzlich gegenwärtig. Ach! rief er aus, arme Mariane! was werde ich noch von dir erfahren müſſen? und dich, herrliche Amazone, edler Schutzgeiſt, dem ich ſo viel ſchuldig bin, dem ich überall zu begegnen hoffe, und den ich leider nirgends finde, in welchen traurigen Umſtänden treff' ich dich vielleicht, wenn du mir einſt wieder begegneſt.

In der Stadt war niemand von ſeinen Bekannten zu Hauſe; er eilte auf das Theater; er glaubte, ſie in der Probe zu finden, alles war ſtill, das Haus ſchien leer, doch ſah er einen Laden offen. Als er auf die Bühne kam, fand er Aureliens alte Dienerinn beſchäftigt, Leinwand zu einer neuen Decoration zuſammen zu nähen, es fiel nur ſo viel Licht herein, als nöthig war ihre Arbeit zu erhellen; Felix und Mignon ſaßen neben ihr auf der Erde, beyde hielten ein Buch und indem Mignon laut las, ſagte ihr Felix alle Worte nach, als

wenn er die Buchſtaben kennte, als wenn er auch zu leſen verſtünde.

Die Kinder ſprangen auf und begrüßten den Ankommenden: er umarmte ſie aufs zärtlichſte, und führte ſie näher zu der Alten. Biſt du es? ſagte er zu ihr mit Ernſt, die dieſes Kind Aurelien zugeführt hatte; ſie ſah von ihrer Arbeit auf, und wendete ihr Geſicht zu ihm, er ſah ſie in vollem Lichte, erſchrack, trat einige Schritte zurück, es war die alte Barbara.

Wo iſt Mariane? rief er aus, — weit von hier, verſetzte die Alte.

Und Felix?

Iſt der Sohn dieſes unglücklichen nur allzuzärtlich liebenden Mädchens? Möchten Sie niemals empfinden, was Sie uns gekoſtet haben, möchte der Schatz, den ich Ihnen überliefere, Sie ſo glücklich machen, als er uns unglücklich gemacht hat!

Sie ſtand auf, um wegzugehen, Wilhelm hielt ſie feſt; ich denke Ihnen nicht zu entlaufen, ſagte Sie, laſſen ſie mich ein Document holen, das Sie erfreuen und ſchmerzen wird. Sie entfernte ſich, und Wilhelm ſah den Knaben mit einer ängſtlichen Freude an, er durfte ſich das Kind noch nicht zueignen. Er iſt Dein, rief Mignon, er iſt Dein! und drückte das Kind an Wilhelms Knie.

Die Alte kam, und überreichte ihm einen Brief. Hier ſind Marianens letzte Worte, ſagte ſie.

Sie iſt todt! rief er aus.

Todt! ſagte die Alte; möchte ich Ihnen doch alle Vorwürfe erſparen können.

Ueberraſcht und verwirrt erbrach Wilhelm den Brief; er hatte aber kaum die erſten Worte geleſen, als ihn ein bittrer Schmerz ergriff, er ließ den Brief fallen, ſtürzte auf eine Raſenbank, und blieb eine Zeit lang liegen. Mignon bemühte ſich um ihn. Indeſſen hatte Felix den Brief aufgehoben, und zerrte ſeine Geſpielinn ſo lange, bis dieſe nachgab, und zu ihm kniete und ihm vorlas. Felix wiederholte die Worte, und Wilhelm war genöthigt ſie zweymal zu hören. „Wenn dieſes Blatt jemals zu Dir kommt, ſo bedaure deine unglückliche Geliebte. Deine Liebe hat ihr den Tod gegeben, der Knabe, deſſen Geburt ich nur wenige Tage überlebe, iſt Dein, ich ſterbe Dir treu, ſo ſehr der Schein auch gegen mich ſprechen mag; mit Dir verlohr ich alles, was mich an das Leben feſſelte. Ich ſterbe zufrieden, da man mir verſichert, das Kind ſey geſund und werde leben. Höre die alte Barbara, verzeih ihr, leb wohl und vergiß mich nicht.“

Welch ein ſchmerzlicher und noch zu ſeinem Troſte halb räthſelhafter Brief! deſſen Inhalt ihm erſt recht fühlbar ward, da ihn die Kinder ſtockend und ſtammelnd vortrugen und wiederholten.

Da haben Sie es nun! rief die Alte, ohne abzuwarten, bis er ſich erholt hatte; danken Sie dem Himmel, daß, nach dem Verluſte eines ſo guten Mädchens, Ih-

nen noch ein ſo vortreffliches Kind übrig bleibt. Nichts wird Ihrem Schmerze gleichen, wenn Sie vernehmen, wie das gute Mädchen Ihnen bis ans Ende treu geblieben, wie unglücklich ſie geworden iſt, und was ſie Ihnen alles aufgeopfert hat.

Laß mich den Becher des Jammers und der Freuden, rief Wilhelm aus, auf einmal trinken! überzeuge mich, ja überrede mich nur, daß ſie ein gutes Mädchen war, daß ſie meine Achtung wie meine Liebe verdiente, und überlaß mich dann meinen Schmerzen über ihren unerſetzlichen Verluſt.

Es iſt jetzt nicht Zeit, verſetzte die Alte, ich habe zu thun, und wünſchte nicht, daß man uns beyſammen fände. Laſſen Sie es ein Geheimniß ſeyn, daß Felix Ihnen angehört; ich hätte über meine bisherige Verſtellung zu viel Vorwürfe von der Geſellſchaft zu erwarten; Mignon verräth uns nicht, ſie iſt gut und verſchwiegen.

Ich wußte es lange und ſagte nichts, verſetzte Mignon. — Wie iſt es möglich? rief die Alte, — woher? fiel Wilhelm ein.

Der Geiſt hat mirs geſagt.

Wie? wo?

Im Gewölbe, da der Alte das Meſſer zog, rief mirs zu: Rufe ſeinen Vater, und da fielſt Du mir ein.

Wer rief denn?

Ich weiß nicht, im Herzen, im Kopfe, ich war ſo

Angſt, ich zitterte, ich betete, da rieſs, und ich verſtands.

Wilhelm druckte ſie an ſein Herz, empfahl ihr Felix, und entfernte ſich. Er bemerkte erſt zuletzt, daß ſie viel bläſſer und magerer geworden war, als er ſie verlaſſen hatte. Madame Melina fand er von ſeinen Bekannten zuerſt, ſie begrüßte ihn aufs freundlichſte. O! daß Sie doch alles, rief ſie aus, bey uns finden möchten, wie Sie wünſchen!

Ich zweifle daran, ſagte Wilhelm, und erwarte es nicht. Geſtehen Sie nur, man hat alle Anſtalten gemacht mich entbehren zu können.

Warum ſind Sie auch weggegangen, verſetzte die Freundinn.

Man kann die Erfahrung nicht früh genug machen, wie entbehrlich man in der Welt iſt. Welche wichtige Perſonen glauben wir zu ſeyn! Wir denken allein den Kreis zu beleben, in welchem wir wirken; in unſerer Abweſenheit muß, bilden wir uns ein, Leben, Nahrung und Athem ſtocken, und die Lücke, die entſteht, wird kaum bemerkt, ſie füllt ſich ſo geſchwind wieder aus, ja ſie wird oft nur der Platz, wo nicht für etwas beſſeres, doch für etwas angenehmeres.

Und die Leiden unſerer Freunde bringen wir nicht in Anſchlag?

Auch unſere Freunde thun wohl, wenn ſie ſich bald finden, wenn ſie ſich ſagen: da wo du biſt, da wo du

bleibst, wirke was du kannst, sey thätig und gefällig, und laß dir die Gegenwart heiter seyn.

Bey näherer Erkundigung fand Wilhelm, was er vermuthet hatte: die Oper war eingerichtet, und zog die ganze Aufmerksamkeit des Publikums an sich. Seine Rollen waren inzwischen durch Laertes und Horatio besetzt worden, und beyde lockten den Zuschauern einen weit lebhaftern Beyfall ab, als er jemals hatte erlangen können.

Laertes trat herein, und Madame Melina rief aus! sehn Sie hier diesen glücklichen Menschen, der bald ein Capitalist, oder Gott weiß was werden wird. Wilhelm umarmte ihn, und fühlte ein vortrefflich feines Tuch an seinem Rocke, seine übrige Kleidung war einfach, aber alles vom besten Zeuge.

Lösen Sie mir das Räthsel! rief Wilhelm aus.

Es ist noch Zeit genug, versetzte Laertes, um zu erfahren, daß mir mein Hin- und herlaufen nunmehr bezahlt wird, daß ein Patron eines großen Handelshauses von meiner Unruhe, meinen Kenntnissen und Bekanntschaften Vortheil zieht, und mir einen Theil davon abläßt; ich wollte viel drum geben, wenn ich mir dabey auch Zutrauen gegen die Weiber ermäkeln könnte, denn es ist eine hübsche Nichte im Hause, und ich merke wohl, wenn ich wollte, könnte ich bald ein gemachter Mann seyn.

Sie wiſſen wohl noch nicht, ſagte Madame Melina, daß ſich indeſſen auch unter uns eine Heirath gemacht hat? Serlo iſt wirklich mit der ſchönen Otilie öffentlich getraut, da der Vater ihre heimliche Vertraulichkeit nicht gut heißen wollte.

So unterhielten ſie ſich über manches, was ſich in ſeiner Abweſenheit zugetragen hatte, und er konnte gar wohl bemerken, daß er, dem Geiſt und dem Sinne der Geſellſchaft nach, wirklich längſt verabſchiedet war.

Mit Ungeduld erwartete er die Alte, die ihm tief in der Nacht ihren ſonderbaren Beſuch angekündigt hatte. Sie wollte kommen, wenn alles ſchlief, und verlangte ſolche Vorbereitungen, eben als wenn das jüngſte Mädchen ſich zu einem Geliebten ſchleichen wolte. Er las indeß Marianens Brief wohl hundertmal durch, las mit unausſprechlichem Entzücken das Wort Treue von ihrer geliebten Hand, und mit Entſetzen die Ankündigung ihres Todes, deſſen Annäherung ſie nicht zu fürchten ſchien.

Mitternacht war vorbey, als etwas an der halboffnen Thüre rauſchte, und die Alte mit einem Körbchen hereintrat: ich ſoll Euch, ſagte ſie, die Geſchichte unſerer Leiden erzählen, und ich muß erwarten, daß Ihr ungerührt dabey ſitzt, daß Ihr nur, um Eure Neugierde zu befriedigen, mich ſo ſorgſam erwartet, und daß Ihr Euch jetzt, wie damals, in Eure kalte Eigenliebe hüllet, wenn uns das Herz bricht. Aber

ſeht her! ſo brachte ich an jenem glücklichen Abend die Champagnerflaſche hervor, ſo ſtellte ich die drey Gläſer auf den Tiſch, und ſo fingt Ihr an, uns mit gutmüthigen Kindergeſchichten zu täuſchen und einzuſchläfern, wie ich Euch jetzt mit traurigen Wahrheiten aufklären und wach erhalten muß.

Wilhelm wußte nicht, was er ſagen ſollte, als die Alte wirklich den Stöpſel ſpringen ließ, und die drey Gläſer vollſchenkte.

Trinkt! rief ſie, nachdem ſie ihr ſchäumendes Glas ſchnell ausgeleert hatte, trinkt! eh' der Geiſt verraucht! dieſes dritte Glas ſoll zum Andenken meiner unglücklichen Freundin ungenoſſen verſchäumen. Wie roth waren ihre Lippen, als ſie Euch demals Beſcheid that! Ach! und nun auf ewig verblaßt und erſtarrt!

Sibylle! Furie! rief Wilhelm aus, indem er aufſprang und mit der Fauſt auf den Tiſch ſchlug, welch ein böſer Geiſt beſitzt und treibt Dich? für wen hältſt Du mich, daß Du denkſt, die einfachſte Geſchichte von Marianens Tod und Leiden werde mich nicht empfindlich genug kränken, daß Du noch ſolche hölliſche Kunſtgriffe brauchſt, um meine Marter zu ſchärfen. Geht Deine unerſättliche Völlerey ſo weit, daß Du beym Todtenmahle ſchwelgen mußt, ſo trink und rede! Ich habe Dich von jeher verabſcheut, und noch kann ich mir Marianen nicht unſchuldig denken, wenn ich Dich, ihre Geſellſchafterin, nur anſehe.

Gemach, mein Herr! verſetzte die Alte: Sie werden mich nicht aus meiner Faſſung bringen. Sie ſind uns noch ſehr verſchuldet, und von einem Schuldner läßt man ſich nicht übel begegnen. Aber Sie haben recht, auch meine einfachſte Erzählung iſt Strafe genug für Sie. So hören Sie denn den Kampf und den Sieg Marianens, um die Ihrige zu bleiben.

Die Meinige! rief Wilhelm aus, welch ein Mährchen willſt Du beginnen?

Unterbrechen Sie mich nicht, fiel ſie ein, hören Sie mich, und dann glauben Sie, was Sie wollen, es iſt ohnedem jetzt ganz einerley. Haben Sie nicht am letzten Abend als Sie bey uns waren, ein Billet gefunden und mitgenommen?

Ich fand das Blatt erſt, als ich es mitgenommen hatte, es war in das Halstuch verwickelt, das ich aus inbrünſtiger Liebe ergriff und zu mir ſteckte.

Was enthielt das Papier?

Die Ausſichten eines verdrießlichen Liebhabers, in der nächſten Nacht beſſer als geſtern aufgenommen zu werden. Und daß man ihm Wort gehalten hat, habe ich mit eignen Augen geſehen, denn er ſchlich früh vor Tage aus Eurem Hauſe hinweg.

Sie können ihn geſehen haben; aber was bey uns vorging, wie traurig Mariane dieſe Nacht, wie verdrießlich ich ſie zubrachte, das werden Sie erſt jetzt erfahren. Ich will ganz aufrichtig ſeyn, weder leugnen

noch

noch beſchönigen, daß ich Marianen beredete, ſich einem gewiſſen Norberg zu ergeben; ſie folgte, ja ich kann ſagen, ſie gehorchte mir mit Widerwillen; er war reich, er ſchien verliebt, und ich hoffte er werde beſtändig ſeyn. Gleich darauf mußte er eine Reiſe machen und Mariane lernte Sie kennen, was hatte ich danicht auszuſtehen! was zu hindern! was zu erdulden! o! rief ſie manchmal, hätteſt du meiner Jugend, meiner Unſchuld nur noch vier Wochen geſchont, ſo hätte ich einen würdigen Gegenſtand meiner Liebe gefunden, ich wäre ſeiner würdig geweſen, und die Liebe hätte das mit einem ruhigen Bewußtſeyn geben dürfen, was ich jetzt wider Willen verkauft habe. Sie überließ ſich ganz ihrer Neigung, und ich darf nicht fragen, ob Sie glücklich waren? Ich hatte eine uneingeſchränkte Gewalt über ihren Verſtand, denn ich kannte alle Mittel ihre kleinen Neigungen zu befriedigen; ich hatte keine Macht über ihr Herz, denn niemals billigte ſie, was ich für ſie that, wozu ich ſie bewegte, wenn ihr Herz widerſprach, nur der unbezwinglichen Noth gab ſie nach, und die Noth erſchien ihr bald ſehr drückend. In den erſten Zeiten ihrer Jugend hatte es ihr an nichts gemangelt, ihre Familie verlohr durch eine Verwickelung von Umſtänden ihr Vermögen, das arme Mädchen war an mancherley Bedürfniſſe gewöhnt, und ihrem kleinen Gemüth waren gewiſſe gute Grundſätze eingeprägt, die ſie unruhig machten, ohne ihr viel zu

helfen. Sie hatte nicht die mindeſte Gewandheit in weltlichen Dingen, ſie war unſchuldig im eigentlichen Sinne; ſie hatte keinen Begriff, daß man kaufen könne, ohne zu bezahlen, für nichts war ihr mehr bange, als wenn ſie ſchuldig war, ſie hätte immer lieber gegeben als genommen, und nur eine ſolche Lage machte es möglich, daß ſie genöthigt ward, ſich ſelbſt hinzugeben, um eine Menge kleiner Schulden los zu werden.

Und hätteſt Du, fuhr Wilhelm auf, ſie nicht retten können?

O ja, verſetzte die Alte, mit Hunger und Noth, mit Kummer und Entbehrung, und darauf war ich niemals eingerichtet.

Abſcheuliche, niederträchtige Kupplerinn! ſo haſt Du das unglückliche Geſchöpf geopfert? ſo haſt Du ſie Deiner Kehle, Deinem unerſättlichen Heißhunger hingegeben?

Ihr thätet beſſer Euch zu mäßigen, und mit Schimpfreden inne zu halten, verſetzte die Alte. Wenn Ihr ſchimpfen wollt, ſo geht in Eure großen vornehmen Häuſer, da werdet Ihr Mütter finden, die recht ängſtlich beſorgt ſind, wie ſie für ein liebenswürdiges, himmliſches Mädchen den allerabſcheulichſten Menſchen auffinden wollen, wenn er nur zugleich der reichſte iſt. Seht das arme Geſchöpf vor ſeinem Schickſale zittern und beben, und nirgends Troſt finden, als bis ihr irgend eine erfahrne Freundin begreiflich macht, daß ſie

durch den Eheſtand das Recht erwerbe, über ihr Herz und ihre Perſon künftig nach Gefallen diſponiren zu können.

Schweig! rief Wilhelm, glaubſt Du denn, daß ein Verbrechen durch das andere entſchuldigt werden könne? erzähle, ohne weitere Anmerkungen zu machen!

So hören Sie, ohne mich zu tadeln! Mariane ward wider meinen Willen die Ihre. Bey dieſem Abenteuer habe ich mir wenigſtens nichts vorzuwerfen. Norberg kam zurück, er eilte Marianen zu ſehen, die ihn kalt und verdrießlich aufnahm, und ihm nicht einen Kuß erlaubte. Ich brauchte meine ganze Kunſt, um ihr Betragen zu entſchuldigen, ich ließ ihn merken, daß ein Beichtvater ihr das Gewiſſen geſchärft habe, und daß man ein Gewiſſen, ſo lange es ſpricht, reſpectiren müſſe. Ich brachte ihn dahin, daß er ging, und verſprach ihm mein Beſtes zu thun. Er war reich und roh, aber er hatte einen Grund von Gutmüthigkeit, und liebte Marianen auf das äußerſte. Er verſprach mir Geduld, und ich arbeitete deſto lebhafter, um ihn nicht zu ſehr zu prüfen. Ich hatte mit Marianen einen harten Stand, ich überredete ſie, ja ich kann ſagen, ich zwang ſie endlich, durch die Drohung daß ich ſie verlaſſen würde, an ihren Liebhaber zu ſchreiben, und ihn auf die Nacht einzuladen. Sie kamen und rafften zufälliger Weiſe ſeine Antwort in dem Halstuch auf. Ihre unvermuthete Gegenwart hatte mir ein böſes

Spiel gemacht. Kaum waren Sie weg, ſo ging die Qual von neuem an, ſie ſchwur, daß ſie Ihnen nicht untreu werden könne, und war ſo leidenſchaftlich, ſo außer ſich, daß ſie mir ein herzliches Mitleid ablockte; ich verſprach ihr endlich, daß ich auch dieſe Nacht Norberg beruhigen, und ihn unter allerley Vorwänden entfernen wollte; ich bat ſie zu Bette zu gehen, allein ſie ſchien mir nicht zu trauen: ſie blieb angezogen, und ſchlief zuletzt, bewegt und ausgeweint, wie ſie war, in ihren Kleidern ein.

Norberg kam; und ich ſuchte ihn abzuhalten, ich ſtellte ihm ihre Gewiſſensbiſſe, ihre Reue mit den ſchwärzeſten Farben vor, er wünſchte ſie nur zu ſehen, und ich ging in das Zimmer, um ſie vorzubereiten, er ſchritt mir nach, und wir traten beyde zu gleicher Zeit vor ihr Bette. Sie erwachte, ſprang mit Wuth auf und entriß ſich unſern Armen; ſie beſchwur und bat, ſie flehte, drohte und verſicherte, daß ſie nicht nachgeben würde. Sie war unvorſichtig genug, über ihre wahre Leidenſchaft einige Worte fallen zu laſſen, die der arme Norberg im geiſtlichen Sinne deuten mußte. Endlich verließ er ſie, und ſie ſchloß ſich ein. Ich behielt ihn noch lange bey mir, und ſprach mit ihm über ihren Zuſtand, daß ſie guter Hoffnung ſey, und daß man das arme Mädchen ſchonen müſſe. Er fühlte ſich ſo ſtolz auf ſeine Vaterſchaft, er freute ſich ſo ſehr auf einen Knaben, daß er alles einging, was ſie

von ihm verlangte, und daß er verſprach lieber einige Zeit zu verreiſen, als ſeine Geliebte zu ängſtigen, und ihr durch dieſe Gemüthsbewegungen zu ſchaden. Mit dieſen Geſinnungen ſchlich er Morgens früh von mir weg, und Sie, mein Herr, wenn Sie Schildwache geſtanden haben, ſo hätte es zu Ihrer Glückſeligkeit nichts weiter bedurft, als in den Buſen ihres Nebenbuhlers zu ſehen, den Sie ſo begünſtigt, ſo glücklich hielten, und deſſen Erſcheinung Sie zur Verzweiflung brachte.

Redeſt Du wahr? ſagte Wilhelm.

So wahr, ſagte die Alte, als ich noch hoffe Sie zur Verzweiflung zu bringen.

Ja gewis Sie würden verzweifeln, wenn ich Ihnen das Bild unſers nächſten Morgens recht lebhaft darſtellen könnte. Wie heiter wachte ſie auf! wie freundlich rief ſie mich herein! wie lebhaft dankte ſie mir! wie herzlich drückte ſie mich an ihren Buſen! Nun, ſagte ſie, indem ſie lächelnd vor den Spiegel trat, darf ich mich wieder an mir ſelbſt, mich an meiner Geſtalt freuen, da ich wieder mir, da ich meinem einzig geliebten Freund angehöre. Wie iſt es ſo ſüß überwunden zu haben! welch eine himmliſche Empfindung iſt es ſeinem Herzen zu folgen! Wie dank ich dir, daß du dich meiner angenommen, daß du deine Klugheit, deinen Verſtand auch einmal zu meinem Vortheil angewendet haſt! ſteh mir bey, und erſinne, was mich ganz glücklich machen kann.

Ich gab ihr nach, ich wollte ſie nicht reizen, ich ſchmeichelte ihrer Hoffnung, und ſie liebkoſ'te mich auf das anmuthigſte. Entfernte ſie ſich einen Augenblick vom Fenſter, ſo mußte ich Wache ſtehen, denn Sie ſollten nun ein für allemal vorbey gehen, man wollte Sie wenigſtens ſehen; ſo ging der ganze Tag unruhig hin. Nachts, zur gewöhnlichen Stunde, erwarteten wir Sie ganz gewis, ich paßte ſchon an der Treppe, die Zeit ward mir lang, ich ging wieder zu ihr hinein. Ich fand Sie zu meiner Verwunderung in ihrer Officierstracht, ſie ſah unglaublich heiter und reizend aus. Verdien' ich nicht, ſagte ſie, heute in Mannstracht zu erſcheinen? habe ich mich nicht brav gehalten. Mein Geliebter ſoll mich heute wie das erſtemal ſehen, ich will ihn ſo zärtlich und mit mehr Freyheit an mein Herz drücken, als damals; denn bin ich jetzt nicht vielmehr die ſeine als damals, da mich ein edler Entſchluß noch nicht frey gemacht hatte? Aber, fügte ſie nach einigem Nachdenken hinzu, noch hab ich nicht ganz gewonnen, noch muß ich erſt das Aeußerſte wagen, um ſeiner werth, um ſeines Beſitzes gewis zu ſeyn; ich muß ihm alles entdecken, meinen ganzen Zuſtand offenbaren, und ihm alsdann überlaſſen, ob er mich behalten oder verſtoßen will, dieſe Scene bereite ich ihm, bereite ich mir zu, und wäre ſein Gefühl mich zu verſtoßen fähig; ſo würde ich alsdann ganz wieder mir ſelbſt angehören, ich würde in meiner Stra-

ſe meinen Troſt finden, und alles erdulden, was das Schickſal mir auferlegen wollte.

Mit dieſen Geſinnungen, mit dieſen Hoffnungen, mein Herr, erwartete Sie das liebenswürdige Mädchen, Sie kamen nicht; o! wie ſoll ich den Zuſtand des Wartens und Hoffens beſchreiben? Ich ſehe dich noch vor mir, mit welcher Liebe, mit welcher Inbrunſt du von dem Manne ſprachſt, deſſen Grauſamkeit du noch nicht erfahren hatteſt.

Gute liebe Barbara, rief Wilhelm, indem er aufſprang und die Alte bey der Hand faßte: es iſt nun genug der Verſtellung, genug der Vorbereitung! Dein gleichgültiger, Dein ruhiger, Dein zufriedner Ton hat Dich verrathen. Gieb mir Marianen wieder, ſie lebt, ſie iſt in der Nähe. Nicht umſonſt haſt Du dieſe ſpäte einſame Stunde zu Deinem Beſuche gewählt, nicht umſonſt haſt Du mich durch dieſe entzückende Erzählung vorbereitet. Wo haſt Du ſie? wo verbirgſt Du ſie? ich glaube Dir alles, ich verſpreche Dir alles zu glauben, wenn Du mir ſie zeigſt, wenn Du ſie meinen Armen wieder giebſt. Ihren Schatten habe ich ſchon im Fluge geſehen, laß mich ſie wieder in meine Arme faſſen! Ich will vor ihr auf den Knien liegen, ich will ſie um Vergebung bitten, ich will ihr zu ihrem Kampfe, zu ihrem Siege über ſich und dich Glück wünſchen, ich will ihr meinen Felix zuführen. Komm! wo haſt Du ſie verſteckt? laß ſie, laß mich nicht länger in Un-

gewißheit, Dein Endzweck iſt erreicht, wo haſt du ſie verborgen? Komm, daß ich ſie mit dieſem Licht beleuchte! daß ich wieder ihr holdes Angeſicht ſehe!

Er hatte die Alte vom Stuhl aufgezogen, ſie ſah ihn ſtarr an, die Thränen ſtürzten ihr aus den Augen, und ein ungeheurer Schmerz ergriff ſie. Welch ein unglücklicher Irrthum, rief ſie aus, läßt Sie noch einen Augenblick hoffen! — Ja, ich habe ſie verborgen, aber unter die Erde, weder das Licht der Sonne noch eine vertrauliche Kerze wird ihr holdes Angeſicht jemals wieder erleuchten. Führen Sie den guten Felix an ihr Grab, und ſagen Sie ihm, da liegt deine Mutter, die dein Vater ungehört verdammt hat. Das liebe Herz ſchlägt nicht mehr vor Ungeduld Sie zu ſehen, nicht etwa in einer benachbarten Kammer wartet ſie auf den Ausgang meiner Erzählung, oder meines Mährchens, die dunkle Kammer hat ſie aufgenommen, wohin kein Bräutigam folgt, woraus man keinem Geliebten entgegen geht.

Sie warf ſich auf die Erde an einem Stuhle nieder, und weinte bitterlich; Wilhelm war zum erſtenmale völlig überzeugt, daß Mariane todt ſey, er befand ſich in einem traurigen Zuſtande. Die Alte richtete ſich auf, ich habe ihnen weiter nichts zu ſagen, rief ſie, und warf ein Packet auf den Tiſch, hier dieſe Briefſchaften mögen völlig Ihre Grauſamkeit beſchämen, leſen Sie dieſe Blätter mit trocknen Augen durch, wenn es Ih-

nen möglich iſt. Sie ſchlich leiſe fort, und Wilhelm hatte dieſe Nacht das Herz nicht, die Brieftaſche zu öffnen, er hatte ſie ſelbſt Marianen geſchenkt, er wußte, daß ſie jedes Blättchen, das ſie von ihm erhalten hatte, ſorgfältig darinn aufhob. Den andern Morgen vermochte er es über ſich, er löſte das Band, und es fielen ihm kleine Zettelchen mit Bleyſtift von ſeiner eigenen Hand geſchrieben entgegen, und riefen ihm jede Situation, von dem erſten Tage ihrer anmuthigen Bekanntſchaft bis zu dem letzten ihrer grauſamen Trennung, wieder herbey. Allein nicht ohne die lebhafteſten Schmerzen durchlas er eine kleine Sammlung von Billeten, die an ihn geſchrieben waren, und die, wie er aus dem Inhalt ſah, von Wernern waren zurückgewieſen worden.

Keines meiner Blätter hat bis zu Dir durchdringen können, mein Bitten und Flehen hat Dich nicht erreicht; haſt Du ſelbſt dieſe grauſamen Befehle gegeben? ſoll ich Dich nie wieder ſehen? noch einmal verſuch' ich es, ich bitte Dich: komm, o komm! ich verlange Dich nicht zu behalten, wenn ich Dich nur noch einmal an mein Herz drücken kann.

Wenn ich ſonſt bey Dir ſaß, Deine Hände hielt, Dir in die Augen ſah, und mit vollem Herzen der Liebe und des Zutrauens zu Dir ſagte: lieber, lieber guter

Mann! das hörteſt Du ſo gern, ich mußt' es Dir ſo oft wiederholen, ich wiederhole es noch einmal: lieber, lieber guter Mann! ſey gut, wie Du warſt, komm und laß mich nicht in meinem Elende verderben.

Du hältſt mich für ſchuldig, ich bin es auch, aber nicht wie Du denkſt. Komm, damit ich nur den einzigen Troſt habe, von Dir ganz gekannt zu ſeyn, es gehe mir nachher wie es wolle.

Nicht um meinetwillen allein, auch um Dein ſelbſt willen fleh' ich Dich an, zu kommen. Ich fühle die unerträglichen Schmerzen, die Du leideſt, indem Du mich fliehſt; komm, daß unſere Trennung weniger grauſam werde! Ich war vielleicht nie Deiner würdig, als eben in dem Augenblick, da Du mich in ein grenzenloſes Elend zurück ſtößeſt.

Bey allem, was heilig iſt, bey allem, was ein menſchliches Herz rühren kann, ruf' ich Dich an, es iſt um eine Seele, es iſt um ein Leben zu thun, um zwey Leben, von denen Dir eins ewig theuer ſeyn muß. Dein Argwohn wird auch das nicht glauben, und doch werde ich es in der Stunde des Todes ausſprechen: das Kind, das ich unter dem Herzen trage, iſt Dein. Seitdem ich Dich liebe, hat kein andrer mir auch nur die Hand gedrückt; o daß Deine Liebe, daß Deine

Rechtſchaffenheit die Gefährten meiner Jugend geweſen wären!

Du willſt mich nicht hören? ſo muß ich denn zuletzt wohl verſtummen, aber dieſe Blätter ſollen nicht untergehen, vielleicht können ſie noch zu Dir ſprechen, wenn das Leichentuch ſchon meine Lippe bedeckt, und wenn die Stimme Deiner Reue nicht mehr zu meinem Ohre reichen kann. Durch mein trauriges Leben bis an den letzten Augenblick wird das mein einziger Troſt ſeyn: daß ich ohne Schuld gegen Dich war, wenn ich mich auch nicht unſchuldig nennen durfte.

Wilhelm konnte nicht weiter, er überließ ſich ganz ſeinem Schmerz, aber noch mehr war er bedrängt, als Laertes herein trat, dem er ſeine Empfindungen zu verbergen ſuchte. Dieſer brachte einen Beutel mit Ducaten hervor, zählte und rechnete, und verſicherte Wilhelmen: es ſey nichts ſchöneres in der Welt, als wenn man eben auf dem Wege ſey reich zu werden, es könne uns auch alsdann nichts ſtören oder abhalten. Wilhelm erinnerte ſich ſeines Traums und lächelte; aber zugleich dachte er auch mit Schaudern: daß in jenem Traumgeſichte Mariane ihn verlaſſen, um ſeinem verſtorbenen Vater zu folgen, und daß beyde zuletzt wie Geiſter ſchwebend ſich um den Garten bewegt hatten.

Laertes riß ihn aus ſeinem Nachdenken, und führte ihn auf ein Kaffeehaus, wo ſich ſogleich mehrere Perſonen um ihn verſammelten, die ihn ſonſt gern auf dem Theater geſehen hatten, ſie freuten ſich ſeiner Gegenwart, bedauerten aber, daß er, wie ſie hörten, die Bühne verlaſſen wolle; ſie ſprachen ſo beſtimmt und vernünftig von ihm und ſeinem Spiele, von dem Grade ſeines Talents, von ihren Hoffnungen, daß Wilhelm nicht ohne Rührung zuletzt ausrief: o wie unendlich werth wäre mir dieſe Theilnahme vor wenig Monaten geweſen! wie belehrend und wie erfreuend! niemals hätte ich mein Gemüth ſo ganz von der Bühne abgewendet, und niemals wäre ich ſo weit gekommen, am Publiko zu verzweifeln.

Dazu ſollte es überhaupt nicht kommen, ſagte ein ältlicher Mann, der hervortrat, das Publikum iſt groß, wahrer Verſtand und wahres Gefühl ſind nicht ſo ſelten als man glaubt, nur muß der Künſtler niemals einen unbedingten Beyfall für das, was er hervorbringt, verlangen, denn eben der unbedingte iſt am wenigſten werth, und den bedingten wollen die Herren nicht gern. Ich weiß wohl, im Leben wie in der Kunſt muß man mit ſich zu Rathe gehen, wenn man etwas thun und hervorbringen ſoll; wenn es aber gethan oder vollendet iſt, ſo darf man mit Aufmerkſamkeit nur viele hören, und man kann ſich mit einiger Uebung aus dieſen vielen Stimmen gar bald ein ganzes Urtheil zuſam-

men ſetzen, denn diejenigen, die uns dieſe Mühe erſparen könnten, halten ſich meiſt ſtille genug.

Das ſollten ſie eben nicht, ſagte Wilhelm, ich habe ſo oft gehört, daß Menſchen, die ſelbſt über gute Werke ſchwiegen, doch beklagten und bedauerten, daß geſchwiegen wird.

So wollen wir heute laut werden, rief ein junger Mann, Sie müſſen mit uns ſpeiſen, und wir wollen alles einholen, was wir Ihnen und manchmal der guten Aurelie ſchuldig geblieben ſind.

Wilhelm lehnte die Einladung ab, und begab ſich zu Madame Melina, die er wegen der Kinder ſprechen wollte, indem er ſie von ihr wegzunehmen gedachte.

Das Geheimnis der Alten war nicht zum beſten bey ihm verwahrt. Er verrieth ſich, als er den ſchönen Felix wieder anſichtig ward. O! mein Kind! rief er aus, mein liebes Kind! er hub ihn auf, und drückte ihn an ſein Herz. Vater! was haſt Du mir mitgebracht, rief das Kind. Mignon ſah beyde an, als wenn ſie warnen wollte, ſich nicht zu verrathen.

Was iſt das für eine neue Erſcheinung? ſagte Madame Melina. Man ſuchte die Kinder bey Seite zu bringen, und Wilhelm, der der Alten das ſtrengſte Geheimnis nicht ſchuldig zu ſeyn glaubte, entdeckte ſeiner Freundin das ganze Verhältnis. Madame Melina ſah ihn lächelnd an. O! über die leichtgläubigen Männer! rief ſie aus, wenn nur etwas auf ihrem Wege iſt, ſo

kann man es ihnen ſehr leicht aufbürden; aber dafür ſehen ſie ſich auch ein andermal weder rechts noch links um, und wiſſen nichts zu ſchätzen, als was ſie vorher mit dem Stempel einer willkührlichen Leidenſchaft bezeichnet haben. Sie konnte einen Seufzer nicht unterdrücken, und wenn Wilhelm nicht ganz blind geweſen wäre, ſo hätte er eine nie ganz beſiegte Neigung in ihrem Betragen erkennen müſſen.

Er ſprach nunmehr mit ihr von den Kindern, wie er Felix bey ſich zu behalten und Mignon auf das Land zu thun gedächte. Frau Melina, ob ſie ſich gleich ungerne von beyden zugleich trennte, fand doch den Vorſchlag gut, ja nothwendig; Felix verwilderte bey ihr, und Mignon ſchien einer freyen Luft und anderer Verhältniſſe zu bedürfen, das gute Kind war kränklich und konnte ſich nicht erholen.

Laſſen Sie ſich nicht irren, fuhr Madame Melina fort, daß ich einige Zweifel, ob Ihnen der Knabe wirklich zugehöre, leichtſinnig geäußert habe. Der Alten iſt freylich wenig zu trauen, doch wer Unwahrheit zu ſeinem Nutzen erſinnt, kann auch einmal wahr reden, wenn ihm die Wahrheiten nützlich ſcheinen. Aurelien hatte die Alte vorgeſpiegelt, Felix ſey ein Sohn Lothario's, und die Eigenheit haben wir Weiber, daß wir die Kinder unſerer Liebhaber recht herzlich lieben, wenn wir ſchon die Mutter nicht kennen, oder ſie von Herzen haſſen. Felix kam herein geſprungen, ſie drückte ihn an

ſich, mit einer Lebhaftigkeit, die ihr ſonſt nicht gewöhnlich war.

Wilhelm eilte nach Hauſe, und beſtellte die Alte, die ihn, jedoch nicht eher als in der Dämmerung, zu beſuchen verſprach; er empfing ſie verdrießlich, und ſagte zu ihr: Es iſt nichts ſchändlichers in der Welt, als ſich auf Lügen und Mährchen einzurichten! ſchon haſt Du viel Böſes damit geſtiftet, und jetzt, da Dein Wort das Glück meines Lebens entſcheiden könnte, jetzt ſteh ich zweifelhaft, und wage nicht das Kind in meine Arme zu ſchließen, deſſen ungetrübter Beſitz mich äuſſerſt glücklich machen würde. Ich kann Dich, ſchändliche Kreatur, nicht ohne Haß und Verachtung anſehen.

Euer Betragen kommt mir, wenn ich aufrichtig reden ſoll, verſetzte die Alte, ganz unerträglich vor. Und wenns nun Euer Sohn nicht wäre, ſo iſt es das ſchönſte, angenehmſte Kind von der Welt, das man gern für jeden Preis kaufen möchte, um es nur immer um ſich zu haben. Iſt es nicht werth, daß Ihr Euch ſeiner annehmt? verdiene ich für meine Sorgfalt, für meine Mühe mit ihm, nicht einen kleinen Unterhalt für mein künftiges Leben? O! ihr Herren, denen nichts abgeht, ihr habt gut von Wahrheit und Geradheit reden; aber wie eine arme Kreatur, deren geringſtem Bedürfniß nichts entgegen kommt, die in ihren Verlegenheiten keinen Freund, keinen Rath, keine Hülfe ſieht, wie die ſich durch die ſelbſtiſchen Menſchen durchdrücken, und

im Stillen darben muß — davon würde manches zu ſagen ſeyn, wenn ihr hören wolltet und könntet. Haben Sie Marianens Briefe geleſen? es ſind dieſelben, die ſie zu jener unglücklichen Zeit ſchrieb. Vergebens ſuchte ich mich Ihnen zu nähern, vergebens Ihnen dieſe Blätter zuzuſtellen, Ihr grauſamer Schwager hatte Sie ſo umlagert, daß alle Liſt und Klugheit vergebens war, und zuletzt, als er mir und Marianen mit dem Gefängniß drohte, mußte ich wohl alle Hoffnung aufgeben. Trifft nicht alles mit dem überein, was ich erzählt habe? und ſetzt nicht Norbergs Brief die ganze Geſchichte außer allen Zweifel?

Was für ein Brief? fragte Wilhelm.

Haben Sie ihn nicht in der Brieftaſche gefunden? verſetzte die Alte.

Ich habe noch nicht alles durchleſen.

Geben Sie nur die Brieftaſche her, auf dieſes Document kommt alles an. Norbergs unglückliches Billet hat die traurige Verwirrung gemacht, ein anderes von ſeiner Hand mag auch den Knoten löſen, in ſo fern am Faden noch etwas gelegen iſt. Sie nahm ein Blatt aus der Brieftaſche, Wilhelm erkannte jene verhaßte Hand, er nahm ſich zuſammen und las.

„Sag mir nur, Mädchen, wie vermagſt Du das über mich? hätt' ich doch nicht geglaubt, daß eine Göttinn ſelbſt mich zum ſeufzenden Liebhaber umſchaffen könnte. An ſtatt mir mit offenen Armen entgegen zu

eilen,

eilen, ziehſt Du Dich zurück; man hätte es wahrhaftig für Abſcheu nehmen können, wie Du Dich betrugſt. Iſts erlaubt, daß ich die Nacht mit der alten Barbara auf einem Koffer in einer Kammer zubringen mußte? und mein geliebtes Mädchen war nur zwey Thüren davon. Es iſt zu toll, ſag ich Dir! Ich habe verſprochen Dir einige Bedenkzeit zu laſſen, nicht gleich in Dich zu dringen, und ich möchte raſend werden über jede verlohrne Viertelſtunde. Habe ich Dir nicht geſchenkt, was ich wußte und konnte? zweifelſt Du noch an meiner Liebe? was willſt Du haben, ſag es nur? es ſoll Dir an nichts fehlen. Ich wollte der Pfaffe müßte verſtummen und verblinden, der Dir ſolches Zeug in den Kopf geſetzt hat. Mußteſt Du auch gerade an ſo einen kommen! Es giebt ſo viele, die jungen Leuten etwas nachzuſehen wiſſen. Genug ich ſage Dir, es muß anders werden, in ein paar Tagen muß ich Antwort wiſſen, denn ich gehe bald wieder weg, und wenn Du nicht wieder freundlich und gefällig biſt, ſo ſollſt Du mich nicht wieder ſehen." —

In dieſer Art ging der Brief noch lange fort, drehte ſich zu Wilhelms ſchmerzlicher Zufriedenheit immer um denſelben Punct herum, und zeugte für die Wahrheit der Geſchichte, die er von Barbara vernommen hatte. Ein zweytes Blatt bewies deutlich, daß Mariane auch in der Folge nicht nachgegeben hatte, und Wilhelm vernahm aus dieſen und mehreren Papieren nicht ohne tie-

ſen Schmerz die Geſchichte des unglücklichen Mädchens bis zur Stunde ihres Todes.

Die Alte hatte den rohen Menſchen nach und nach zahm gemacht, indem ſie ihm den Tod Marianens meldete, und ihm den Glauben ließ, als wenn Felix ſein Sohn ſey; er hatte ihr einigemal Geld geſchickt, das ſie aber für ſich behielt, da ſie Aurelien die Sorge für des Kindes Erziehung aufgeſchwatzt hatte. Aber leider dauerte dieſer heimliche Erwerb nicht lange. Norberg hatte durch ein wildes Leben den größten Theil ſeines Vermögens verzehrt, und wiederholte Liebesgeſchichten ſein Herz gegen ſeinen erſten, eingebildeten Sohn verhärtet.

So wahrſcheinlich das alles lautete, und ſo ſchön es zuſammentraf, traute Wilhelm doch noch nicht, ſich der Freude zu überlaſſen, er ſchien ſich vor einem Geſchenke zu fürchten, das ihm ein böſer Genius darreichte.

Ihre Zweifelſucht, ſagte die Alte, die ſeine Gemüthsſtimmung errieth, kann nur die Zeit heilen. Sehen Sie das Kind als ein fremdes an, und geben Sie deſto genauer auf ihn acht, bemerken Sie ſeine Gaben, ſeine Natur, ſeine Fähigkeiten, und wenn Sie nicht nach und nach ſich ſelbſt wieder erkennen, ſo müſſen Sie ſchlechte Augen haben. Denn das verſichre ich Sie, wenn ich ein Mann wäre, mir ſollte niemand ein Kind unterſchieben, aber es iſt ein Glück für die Weiber, daß die Männer in dieſen Fällen nicht ſo ſcharfſichtig ſind.

Nach allem dieſen ſetzte ſich Wilhelm mit der Alten aus einander, er wollte den Felix mit ſich nehmen, ſie ſollte Mignon zu Thereſen bringen, und hernach eine kleine Penſion, die er ihr verſprach, wo ſie wollte, verzehren.

Er ließ Mignon rufen, um ſie auf dieſe Veränderung vorzubereiten. — Meiſter! ſagte ſie, behalte mich bey Dir, es wird mir wohl thun und weh.

Er ſtellte ihr vor, daß ſie nun heran gewachſen ſey, und daß doch etwas für ihre weitere Bildung gethan werden müſſe; — ich bin gebildet genug, verſetzte ſie, um zu lieben und zu trauern.

Er machte ſie auf ihre Geſundheit aufmerkſam, daß ſie eine anhaltende Sorgfalt und die Leitung eines geſchickten Arztes bedürfe. — Warum ſoll man für mich ſorgen, ſagte ſie, da ſo viel zu ſorgen iſt.

Nachdem er ſich viele Mühe gegeben, ſie zu überzeugen, daß er ſie jetzt nicht mit ſich nehmen könne, daß er ſie zu Perſonen bringen wolle, wo er ſie öfters ſehen werde, ſchien ſie von alle dem nichts gehört zu haben. Du willſt mich nicht bey Dir? ſagte ſie, vielleicht iſt es beſſer, ſchicke mich zum alten Harfenſpieler, der arme Mann iſt ſo allein.

Wilhelm ſuchte ihr begreiflich zu machen, daß der Alte gut aufgehoben ſey; — ich ſehne mich jede Stunde nach ihm, verſetzte das Kind.

Ich habe aber nicht bemerkt, ſagte Wilhelm, daß Du ihm ſo geneigt ſeyſt, als er noch mit uns lebte.

Ich fürchtete mich vor ihm, wenn er wachte, ich konnte nur ſeine Augen nicht ſehen, aber wenn er ſchlief, ſetzte ich mich gern zu ihm, ich wehrte ihm die Fliegen, und konnte mich nicht ſatt an ihm ſehen. O! er hat mir in ſchrecklichen Augenblicken beygeſtanden, es weiß niemand, was ich ihm ſchuldig bin. Hätt' ich nur den Weg gewußt, ich wäre ſchon zu ihm gelaufen.

Wilhelm ſtellte ihr die Umſtände weitläuftig vor, und ſagte: ſie ſey ſo ein vernünftiges Kind, ſie mögte doch auch diesmal ſeinen Wünſchen folgen. — Die Vernunft iſt grauſam, verſetzte ſie, das Herz iſt beſſer, ich will hingehen, wohin Du willſt, aber laß mir Deinen Felix.

Nach vielem Hin- und Wiederreden war ſie immer auf ihrem Sinne geblieben, und Wilhelm mußte ſich zuletzt entſchlieſſen die beyden Kinder der Alten zu übergeben, und ſie zuſammen an Fräulein Thereſe zu ſchicken. Es ward ihm das um ſo leichter, als er ſich noch immer fürchtete, den ſchönen Felix ſich als ſeinen Sohn zuzueignen, er nahm ihn auf den Arm und trug ihn herum, das Kind mochte gern vor den Spiegel gehoben ſeyn, und, ohne ſich es zu geſtehen, trug Wilhelm ihn gern vor den Spiegel, und ſuchte dort Aehnlichkeiten zwiſchen ſich und dem Kinde auszuſpähen. Ward es ihm denn einen Augenblick recht wahrſchein-

lich, so drückte er den Knaben an seine Brust, aber auf einmal, erschreckt durch den Gedanken, daß er sich betrügen könne, setzte er das Kind nieder, und ließ es hinlaufen. O! rief er aus, wenn ich mir dieses unschätzbare Gut zueignen könnte, und es würde mir dann entrissen, so wäre ich der Unglücklichste aller Menschen.

Die Kinder waren weggefahren, und Wilhelm wollte nun seinen förmlichen Abschied vom Theater nehmen, als er fühlte daß er schon abgeschieden sey, und nur zu gehen brauchte. Mariane war nicht mehr, seine zwey Schutzgeister hatten sich entfernt, und seine Gedanken eilten ihnen nach. Der schöne Knabe schwebte wie eine reizende ungewisse Erscheinung vor seiner Einbildungskraft, er sah ihn, an Theresens Hand, durch Felder und Wälder laufen, in der freyen Luft und neben einer freyen und heitern Begleiterinn sich bilden; Therese war ihm noch viel werther geworden, seitdem er das Kind in ihrer Gesellschaft dachte. Selbst als Zuschauer im Theater erinnerte er sich ihrer mit Lächeln, beynahe war er in ihrem Falle, die Vorstellungen machten ihm keine Illusion mehr.

Serlo und Melina waren äusserst höflich gegen ihn, sobald sie merkten, daß er an seinen vorigen Platz keinen weitern Anspruch machte; ein Theil des Publikums wünschte ihn nochmals auftreten zu sehen, es wäre ihm unmöglich gewesen, und bey der Gesellschaft wünschte es niemand, als allenfalls Frau Melina.

Er nahm nun wirklich Abſchied von dieſer Freundin, er war gerührt, und ſagte: wenn doch der Menſch ſich nicht vermeſſen wollte irgend etwas für die Zukunft zu verſprechen! das geringſte vermag er nicht zu halten, geſchweige wenn ſein Vorſatz von Bedeutung iſt. Wie ſchäme ich mich, wenn ich denke, was ich Ihnen allen zuſammen in jener unglücklichen Nacht verſprach, da wir beraubt, krank, verletzt und verwundet in eine elende Schenke zuſammen gedrängt waren. Wie erhöhte damals das Unglück meinen Muth, und welchen Schatz glaubte ich in meinem guten Willen zu finden; nun iſt aus allem dem nichts, gar nichts geworden! Ich verlaſſe Sie als Ihr Schuldner, und mein Glück iſt, daß man mein Verſprechen nicht mehr achtete, als es werth war, und daß niemand mich jemals deshalb gemahnt hat.

Seyn Sie nicht ungerecht gegen ſich ſelbſt, verſetzte Frau Melina; wenn niemand erkennt, was Sie für uns gethan hatten, ſo werde ich es nicht verkennen; denn unſer ganzer Zuſtand wäre völlig anders, wenn wir Sie nicht beſeſſen hätten. Geht es doch unſern Vorſätzen, wie unſern Wünſchen. Sie ſehen ſich gar nicht mehr ähnlich, wenn ſie ausgeführt, wenn ſie erfüllt ſind, und wir glauben nichts gethan, nichts erlangt zu haben.

Sie werden, verſetzte Wilhelm, durch Ihre freundſchaftliche Auslegung mein Gewiſſen nicht beruhigen,

und ich werde mir immer als Ihr Schuldner vorkommen.

Es iſt auch wohl möglich, daß Sie es ſind, verſetzte Madame Melina, nur nicht auf die Art, wie Sie es denken. Wir rechnen uns zur Schande ein Verſprechen nicht zu erfüllen, das wir mit dem Munde gethan haben. O, mein Freund, ein guter Menſch verſpricht durch ſeine Gegenwart nur immer zu viel! Das Vertrauen, das er hervor lockt, die Neigung, die er einflößt, die Hoffnungen, die er erregt, ſind unendlich, er wird und bleibt ein Schuldner, ohne es zu wiſſen. Leben Sie wohl. Wenn unſere äußeren Umſtände ſich unter Ihrer Leitung recht glücklich hergeſtellt haben; ſo entſteht in meinem Innern durch Ihren Abſchied eine Lücke, die ſich ſo leicht nicht wieder ausfüllen wird.

Wilhelm ſchrieb vor ſeiner Abreiſe aus der Stadt noch einen weitläuftigen Brief an Wernern. Sie hatten zwar einige Briefe gewechſelt, aber weil ſie nicht einig werden konnten, hörten ſie zuletzt auf zu ſchreiben. Nun hatte ſich Wilhelm wieder genähert, er war im Begriff dasjenige zu thun, was jener ſo ſehr wünſchte, er konnte ſagen: ich verlaſſe das Theater, und verbinde mich mit Männern, deren Umgang mich, in jedem Sinne, zu einer reinen und ſichern Thätigkeit führen muß. Er erkundigte ſich nach ſeinem Vermögen, und es ſchien ihm nunmehr ſonderbar; daß er ſo lange ſich

nicht darum bekümmert hatte. Er wuſte nicht, daß es die Art aller der Menſchen ſey, denen an ihrer innern Bildung viel gelegen iſt, daß ſie die äußeren Verhältniſſe ganz und gar vernachläßigen. Wilhelm hatte ſich in dieſem Falle befunden, er ſchien nunmehr zum erſtenmal zu merken, daß er äußerer Hülfsmittel bedürfe, um nachhaltig zu wirken. Er reiſte fort mit einem ganz andern Sinn, als das erſtemal; die Ausſichten, die ſich ihm zeigten, waren reizend, und er hoffte auf ſeinem Wege etwas frohes zu erleben.

Neuntes Capitel.

Als er nach Lothario's Gut zurückkam, fand er eine groſse Veränderung. Jarno kam ihm entgegen mit der Nachricht, daß der Oheim geſtorben, daß Lothario hingegangen ſey, die hinterlaſſenen Güter in Beſitz zu nehmen. Sie kommen eben zur rechten Zeit, ſagte er, um mir und dem Abbé beyzuſtehn. Lothario hat uns den Handel um wichtige Güter in unſerer Nachbarſchaft aufgetragen; es war ſchon lange vorbereitet, und nun finden wir Geld und Credit eben zur rechten Stunde; das einzige war dabey bedenklich, daß ein auswärtiges Handelshaus auch ſchon auf dieſelben Güter Abſicht hatte, nun ſind wir kurz und gut entſchloſſen mit jenen gemeine Sache zu machen, denn ſonſt hätten wir uns ohne Noth und Vernunft hinaufgetrieben. Wir haben, ſo ſcheint es, mit einem klugen Manne zu thun. Nun machen wir Calkuls und Anſchläge, auch muß ökonomiſch überlegt werden, wie wir die Güter theilen können, ſo daß jeder ein ſchönes Beſitzthum erhält. Es wurden Wilhelmen die Papiere vorgelegt, man beſah die Felder, Wieſen, Schlöſſer, und obgleich Jarno und der Abbé die Sache ſehr gut zu verſtehen ſchienen, ſo wünſch-

te Wilhelm doch, daß Fräulein Thereſe von der Geſellſchaft ſeyn möchte.

Sie brachten mehrere Tage mit dieſen Arbeiten zu, und Wilhelm hatte kaum Zeit, ſeine Abenteuer und ſeine zweifelhafte Vaterſchaft den Freunden zu erzählen, die eine ihm ſo wichtige Begebenheit gleichgültig und leichtſinnig behandelten.

Er hatte bemerkt, daß ſie manchmal in vertrauten Geſprächen, bey Tiſche und auf Spatziergängen, auf einmal inne hielten, ihren Worten eine andere Wendung gaben, und dadurch wenigſtens anzeigten, daß ſie unter ſich manches abzuthun hatten, das ihm verborgen ſey. Er erinnerte ſich an das, was Lydie geſagt hatte, und glaubte um ſo mehr daran, als eine ganze Seite des Schloſſes vor ihm immer unzugänglich geweſen war. Zu gewiſſen Gallerien und beſonders zu dem alten Thurm, den er von außen recht gut kannte, hatte er bisher vergebens Weg und Eingang geſucht.

Eines Abends ſagte Jarno zu ihm: wir können Sie nun ſo ſicher als den unſern anſehen, daß es unbillig wäre, wenn wir Sie nicht tiefer in unſere Geheimniſſe einführten. Es iſt gut, daß der Menſch, der erſt in die Welt tritt, viel von ſich halte, daß er ſich viele Vorzüge zu erwerben denke, daß er alles möglich zu machen ſuche; aber wenn ſeine Bildung auf einem gewiſſen Grade ſteht, dann iſt es vortheilhaft, wenn er ſich in einer größern Maſſe verlieren lernt, wenn er lernt, um

anderer willen zu leben, und seiner selbst in einer pflichtmäßigen Thätigkeit zu vergessen. Da lernt er erst sich selbst kennen, denn das Handeln eigentlich vergleicht uns mit andern. Sie sollen bald erfahren, welch eine kleine Welt sich in Ihrer Nähe befindet, und wie gut Sie in dieser kleinen Welt gekannt sind; morgen früh, vor Sonnenaufgang, seyn Sie angezogen und bereit.

Jarno kam zur bestimmten Stunde, und führte ihn durch bekannte und unbekannte Zimmer des Schlosses, dann durch einige Gallerien, und sie gelangten endlich vor eine große alte Thüre, die stark mit Eisen beschlagen war. Jarno pochte, die Thüre that sich ein wenig auf, so daß eben ein Mensch hineinschlüpfen konnte. Jarno schob Wilhelmen hinein, ohne ihm zu folgen. Dieser fand sich in einem dunkeln und engen Behältnisse, es war finster um ihn, und als er einen Schritt vorwärts gehen wollte, stieß er schon wider. Eine nicht ganz unbekannte Stimme rief ihm zu: tritt herein! und nun bemerkte er erst, daß die Seiten des Raums, in dem er sich befand, nur mit Teppichen behangen waren, durch welche ein schwaches Licht hindurch schimmerte. Tritt herein! rief es nochmals, er hob den Teppich auf, und trat hinein.

Der Saal, in dem er sich nunmehr befand, schien ehemals eine Capelle gewesen zu seyn, an statt des Altars stand ein großer Tisch auf einigen Stufen, mit einem grünen Teppich behangen, darüber schien ein zu-

gezogener Vorhang ein Gemälde zu bedecken; an den Seiten waren schön gearbeitete Schränke mit feinen Drathgittern verschlossen, wie man sie in Bibliotheken zu sehen pfleat, nur sah er an statt der Bücher viele Rollen aufgestellt. Niemand befand sich in dem Saal; die aufgehende Sonne fiel durch die farbigen Fenster Wilhelmen grade entgegen, und begrüßte ihn freundlich.

Setze Dich! rief eine Stimme, die von dem Altar her zu tönen schien. Wilhelm setzte sich auf einen kleinen Armstuhl, der wider den Vorschlag des Eingangs stand, es war kein anderer Sitz im ganzen Zimmer, er mußte sich darein ergeben, ob ihn schon die Morgensonne blendete, der Sessel stand fest, er konnte nur die Hand vor die Augen halten.

Indem eröfnete sich, mit einem kleinen Geräusche, der Vorhang über dem Altar, und zeigte, innerhalb eines Rahmens, eine leere, dunkle Oefnung. Es trat ein Mann hervor in gewöhnlicher Kleidung, der ihn begrüßte, und zu ihm sagte: sollten Sie mich nicht wieder erkennen? sollten Sie, unter andern Dingen, die Sie wissen möchten, nicht auch zu erfahren wünschen, wo die Kunstsammlung Ihres Großvaters sich gegenwärtig befindet? Erinnern Sie sich des Gemäldes nicht mehr, das Ihnen so reizend war? Wo mag der kranke Königssohn wohl jetzo schmachten? Wilhelm erkannte leicht den Fremden, der, in jener bedeutenden Nacht, sich mit ihm im Gasthause unterhalten hatte. Vielleicht, fuhr dieser

fort, können wir jetzt über Schickſal und Charakter eher einig werden.

Wilhelm wollte eben antworten, als der Vorhang ſich wieder raſch zuſammenzog. Sonderbar! ſagte er bey ſich ſelbſt, ſollen zufällige Ereigniſſe einen Zuſammenhang haben? und das, was wir Schickſal nennen, ſollte es blos Zufall ſeyn? wo mag ſich meines Großvaters Sammlung befinden? und warum erinnert man mich in dieſen feyerlichen Augenblicken daran?

Er hatte nicht Zeit weiter zu denken, denn der Vorhang öfnete ſich wieder, und ein Mann ſtand vor ſeinen Augen, den er ſogleich für den Landgeiſtlichen erkannte, der mit ihm und der luſtigen Geſellſchaft jene Waſſerfahrt gemacht hatte; er glich dem Abbé, ob er gleich nicht dieſelbe Perſon ſchien. Mit einem heitern Geſichte und einem würdigen Ausdruck fing der Mann an: nicht vor Irrthum zu bewahren, iſt die Pflicht des Menſchenerziehers, ſondern den irrenden zu leiten, ja ihn ſeinen Irrthum aus vollen Bechern ausſchlurfen zu laſſen, das iſt Weisheit der Lehrer. Wer ſeinen Irrthum nur koſtet, hält lange damit Haus, er freuet ſich deſſen als eines ſeltenen Glücks, aber wer ihn ganz erſchöpft, der muß ihn kennen lernen, wenn er nicht wahnſinnig iſt. Der Vorhang ſchloß ſich abermals, und Wilhelm hatte Zeit nachzudenken. Von welchem Irrthum kann der Mann ſprechen? ſagte er zu ſich ſelbſt, als von dem, der mich mein ganzes Leben verfolgt hat, daß ich da

Bildung ſuchte, wo keine zu finden war, daß ich mir einbildete ein Talent erwerben zu können, zu dem ich nicht die geringſte Anlage hatte.

Der Vorhang riß ſich ſchneller auf, ein Officier trat hervor, und ſagte nur im Vorbeygehen: lernen Sie die Menſchen kennen, zu denen man Zutrauen haben kann! Der Vorhang ſchloß ſich, und Wilhelm brauchte ſich nicht lange zu beſinnen, um dieſen Officier für denjenigen zu erkennen, der ihn in des Grafen Park umarmt hatte, und Schuld geweſen war, daß er Jarno für einen Werber hielt. Wie dieſer hierher gekommen? und wer er ſey, war Wilhelmen völlig ein Räthſel. — Wenn ſo viele Menſchen an dir Theil nahmen, deinen Lebensweg kannten und wußten, was darauf zu thun ſey, warum führten ſie dich nicht ſtrenger? warum nicht ernſter? warum begünſtigten ſie deine Spiele an ſtatt dich davon wegzuführen.

Rechte nicht mit uns! rief eine Stimme; Du biſt gerettet, und auf dem Wege zum Ziel; Du wirſt keine Deiner Thorheiten bereuen und keine zurück wünſchen, kein glücklicheres Schickſal kann einem Menſchen werden. Der Vorhang riß ſich von einander, und, in voller Rüſtung, ſtand der alte König von Dännemark in dem Raume. Ich bin der Geiſt Deines Vaters, ſagte das Bildnis, und ſcheide getroſt, da meine Wünſche für Dich, mehr als ich ſie ſelbſt begriff, erfüllt ſind. Steile Gegenden laſſen ſich nur durch Umwege erklim-

men, auf der Ebene führen gerade Wege von einem Ort zum andern. Lebe wohl, und gedenke mein, wenn Du genießeſt, was ich Dir vorbereitet habe.

Wilhelm war äußerſt betroffen, er glaubte die Stimme ſeines Vaters zu hören, und doch war ſie es auch nicht, er befand ſich durch die Gegenwart und die Erinnerung in der verworrenſten Lage.

Nicht lange konnte er nachdenken, als der Abbé hervortrat, und ſich hinter den grünen Tiſch ſtellte. Treten Sie herbey! rief er ſeinem verwunderten Freunde zu. Er trat herbey, und ſtieg die Stufen hina n. An dem Teppiche lag eine kleine Rolle. Hier iſt Ihr Lehrbrief, ſagte der Abbé, beherzigen Sie ihn, er iſt von wichtigem Inhalt. Wilhelm nahm ihn auf, öfnete ihn und las:

Lehrbrief.

Die Kunſt iſt lang, das Leben kurz, das Urtheil ſchwierig, die Gelegenheit flüchtig. Handeln iſt leicht, denken ſchwer; nach dem Gedachten handeln unbequem. Aller Anfang iſt heiter, die Schwelle iſt der Platz der Erwartung. Der Knabe ſtaunt, der Eindruck beſtimmt ihn, er lernt ſpielend, der Ernſt überraſcht ihn. Die Nachahmung iſt uns angebohren, der Nachzuahmende wird nicht leicht erkannt. Selten wird das Treffliche gefunden, ſeltner geſchätzt. Die Höhe reizt uns, nicht die Stufen; den Gipfel im Auge wandeln wir gerne auf der Ebene. Nur ein Theil der Kunſt kann gelehrt

werden, der Künſtler braucht ſie ganz. Wer ſie halb kennt, iſt immer irre und redet viel, wer ſie ganz beſitzt, mag nur thun und redet ſelten oder ſpät. Jene haben keine Geheimniſſe und keine Kraft, ihre Lehre iſt wie gebackenes Brod ſchmackhaft und ſättigend für Einen Tag; aber Mehl kann man nicht ſäen, und die Saatfrüchte ſollen nicht vermahlen werden. Die Worte ſind gut, ſie ſind aber nicht das Beſte. Das Beſte wird nicht deutlich durch Worte. Der Geiſt, aus dem wir handeln, iſt das Höchſte. Die Handlung wird nur vom Geiſte begriffen und wieder dargeſtellt. Niemand weiß was er thut, wenn er recht handelt, aber des Unrechten ſind wir uns immer bewußt. Wer bloß mit Zeichen wirkt, iſt ein Pedant, ein Heuchler oder ein Pfuſcher. Es ſind ihrer viel, und es wird ihnen wohl zuſammen. Ihr Geſchwätz hält den Schüler zurück, und ihre beharrliche Mittelmäßigkeit ängſtigt die Beſten. Des ächten Künſtlers Lehre ſchließt den Sinn auf, denn wo die Worte fehlen, ſpricht die That. Der ächte Schüler lernt aus dem Bekannten das Unbekannte entwickeln, und nähert ſich dem Meiſter.

Genug! rief der Abbé, das übrige zu ſeiner Zeit. Jetzt ſehen Sie ſich in jenen Schränken um.

Wilhelm ging hin und las die Aufſchriften der Rollen. Er fand mit Verwunderung: Lotharios Lehrjahre, Jarnos Lehrjahre und ſeine eignen Lehr-

Lehrjahre daſelbſt aufgeſtellt, unter vielen andern, deren Nahmen ihm unbekannt waren.

Darf ich hoffen, in dieſe Rollen einen Blick zu werfen?

Es iſt für Sie nunmehr in dieſem Zimmer nichts verſchloſſen.

Darf ich eine Frage thun?

Ohne Bedenken! und Sie können entſcheidende Antwort erwarten, wenn es eine Angelegenheit betrifft, die Ihnen zunächſt am Herzen liegt, und am Herzen liegen ſoll.

Gut denn, ihr ſonderbaren und weiſen Menſchen, deren Blick in ſo viele Geheimniſſe dringt, könnt Ihr mir ſagen, ob Felix wirklich mein Sohn ſey? —

Heil Ihnen über dieſe Frage! rief der Abbé, indem er vor Freuden die Hände zuſammenſchlug, Felix iſt Ihr Sohn! bey dem Heiligſten, was unter uns verborgen liegt, ſchwör' ich Ihnen, Felix iſt Ihr Sohn! und der Geſinnung nach war ſeine abgeſchiedne Mutter Ihrer nicht unwerth; empfangen Sie das liebliche Kind aus unſerer Hand, kehren Sie ſich um, und wagen Sie es, glücklich zu ſeyn.

Wilhelm hörte ein Geräuſch hinter ſich, er kehrte ſich um, und ſah ein Kindergeſicht ſchalkhaft durch die Teppiche des Eingangs hervor guken. Es war Felix. Der Knabe verſteckte ſich ſogleich ſcherzend, als er geſehen wurde. Komm hervor! rief der Abbé. Er kam ge-

laufen, ſein Vater ſtürzte ihm entgegen, nahm ihn in die Arme, und drückte ihn an ſein Herz. Ja ich fühl's, rief er aus, Du biſt mein! welche Gabe des Himmels habe ich meinen Freunden zu verdanken! Wo kommſt Du her, mein Kind, gerade in dieſem Augenblick?

Fragen Sie nicht, ſagte der Abbé. Heil Dir junger Mann! Deine Lehrjahre ſind vorüber, die Natur hat Dich losgeſprochen.

Wilhelm Meisters Lehrjahre.

Achtes Buch.

Erſtes Capitel.

Felix war in den Garten geſprungen, Wilhelm folgte ihm mit Entzücken, der ſchönſte Morgen zeigte jeden Gegenſtand mit neuen Reizen, und Wilhelm genoß den heiterſten Augenblick. Felix war neu in der freyen und herrlichen Welt, und ſein Vater nicht viel bekannter mit den Gegenſtänden, nach denen der Kleine wiederholt und unermüdet fragte. Sie geſellten ſich endlich zum Gärtner, der die Nahmen und den Gebrauch mancher Pflanzen hererzählen mußte; Wilhelm ſah die Natur durch ein neues Organ, und die Neugierde, die Wißbegierde des Kindes ließen ihn erſt fühlen, welch ein ſchwaches Intereſſe er an den Dingen außer ſich genommen hatte, wie wenig er kannte und wußte. An dieſem Tage, dem vergnügteſten ſeines Lebens, ſchien auch ſeine eigne Bildung erſt anzufangen, er fühlte die Nothwendigkeit ſich zu belehren, indem er zu lehren aufgefordert ward.

Jarno und der Abbé hatten ſich nicht wieder ſehen laſſen; Abends kamen ſie, und brachten einen Fremden

mit, Wilhelm ging ihm mit Erſtaunen entgegen, er traute ſeinen Augen nicht, es war Werner, der gleichfalls einen Augenblick anſtand, ihn anzuerkennen. Beyde umarmten ſich aufs zärtlichſte, und beyde konnten nicht verbergen, daß ſie ſich wechſelsweiſe verändert fanden. Werner behauptete, ſein Freund ſey größer, ſtärker, gerader, in ſeinem Weſen gebildeter und in ſeinem Betragen angenehmer geworden, — etwas von ſeiner alten Treuherzigkeit vermiß' ich, ſetzte er hinzu. — Sie wird ſich auch ſchon wieder zeigen, wenn wir uns nur von der erſten Verwunderung erholt haben, ſagte Wilhelm.

Es fehlte viel, daß Werner einen gleich vortheilhaften Eindruck auf Wilhelmen gemacht hätte. Der gute Mann ſchien eher zurück als vorwärts gegangen zu ſeyn. Er war viel magerer, als ehemals, ſein ſpitzes Geſicht ſchien feiner, ſeine Naſe länger zu ſeyn, ſeine Stirn und ſein Scheitel waren von Haaren entblößt, ſeine Stimme hell, heftig und ſchreyend, und ſeine eingedrückte Bruſt, ſeine vorfallenden Schultern, ſeine farbloſen Wangen ließen keinen Zweifel übrig, daß ein arbeitſamer Hypochendriſt gegenwärtig ſey.

Wilhelm war beſcheiden genug, um ſich über dieſe große Veränderung ſehr mäßig zu erklären, da der andere hingegen ſeiner freundſchaftlichen Freude völligen Lauf ließ. Wahrhaftig! rief er aus, wenn Du Deine Zeit ſchlecht angewendet, und, wie ich vermuthe, nichts

gewonnen haſt, ſo biſt Du doch indeſſen ein Perſönchen geworden, das ſein Glück machen kann und muß, verſchlendere und verſchleudere nur auch das nicht wieder; Du ſollſt mir mit dieſer Figur eine reiche und ſchöne Erbin erkaufen. — Du wirſt doch, verſetzte Wilhelm lächelnd, Deinen Character nicht verleugnen! kaum findeſt Du nach langer Zeit Deinen Freund wieder, ſo ſiehſt Du ihn ſchon als eine Waare, als einen Gegenſtand Deiner Speculation an, mit dem ſich etwas gewinnen läßt.

Jarno und der Abbé ſchienen über dieſe Erkennung keineswegs verwundert, und ließen beyde Freunde ſich nach Belieben über das Vergangene und Gegenwärtige ausbreiten. Werner ging um ſeinen Freund herum, drehte ihn hin und her, ſo, daß er ihn faſt verlegen machte. Nein! nein! rief er aus, ſo was iſt mir noch nicht vorgekommen, und doch weiß ich wohl, daß ich mich nicht betrüge. Deine Augen ſind tiefer, Deine Stirn iſt breiter, Deine Naſe feiner und Dein Mund liebreicher geworden. Seht nur einmal, wie er ſteht! wie das alles paßt und zuſammenhängt! wie doch das Faullenzen gedeihet, ich armer Teufel dagegen — er beſah ſich im Spiegel — wenn ich dieſe Zeit her nicht recht viel Geld gewonnen hätte, ſo wäre doch auch gar nichts an mir.

Werner hatte Wilhelms letzten Brief nicht empfangen, ihre Handlung war das fremde Haus, mit welchem Lothario die Güter in Gemeinſchaft zu kaufen die

Abſicht hatte. Dieſes Geſchäft führte Wernern hierher, er hatte keine Gedanken, Wilhelmen auf ſeinem Wege zu finden. Der Gerichtshalter kam, die Papiere wurden vorgelegt, und Werner fand die Vorſchläge billig. Wenn Sie es mit dieſem jungen Manne, wie es ſcheint, gut meynen, ſagte er, ſo ſorgen Sie ſelbſt dafür, daß unſer Theil nicht verkürzt werde; es ſoll von meinem Freunde abhängen, ob er das Gut annehmen und einen Theil ſeines Vermögens daran wenden will. Jarno und der Abbé verſicherten, daß es dieſer Erinnerung nicht bedürfe. Man hatte die Sache kaum im allgemeinen verhandelt, als Werner ſich nach einer Parthie Lombre ſehnte, wozu ſich denn auch gleich der Abbé und Jarno mit hinſetzte; er war es nun einmal ſo gewohnt, er konnte des Abends ohne Spiel nicht leben.

Als die beyden Freunde nach Tiſche allein waren, befragten und beſprachen ſie ſich ſehr lebhaft über alles, was ſie ſich mitzutheilen wünſchten. Wilhelm rühmte ſeine Lage und das Glück ſeiner Aufnahme unter ſo trefflichen Menſchen. Werner dagegen ſchüttelte den Kopf, und ſagte: man ſollte doch auch nichts glauben, als was man mit Augen ſieht! Mehr als Ein dienſtfertiger Freund hat mir verſichert, Du lebteſt mit einem liederlichen jungen Edelmann, führteſt ihm Schauſpielerinnen zu, hälfeſt ihm ſein Geld durchbringen, und ſeyeſt ſchuld, daß er mit ſeinen ſämmtlichen Anverwandten geſpannt ſey. — Es würde mich um meinet- und um

der guten Menſchen willen verdrießen, daß wir ſo verkannt werden, verſetzte Wilhelm, wenn mich nicht meine theatraliſche Laufbahn mit jeder übeln Nachrede verſöhnt hätte. Wie ſollten die Menſchen unſere Handlungen beurtheilen, die ihnen nur einzeln und abgeriſſen erſcheinen, wovon ſie das wenigſte ſehen, weil Gutes und Böſes im Verborgenen geſchieht, und eine gleichgültige Erſcheinung meiſtens nur an den Tag kommt. Bringt man ihnen doch Schauſpieler und Schauſpielerinnen auf erhöhte Bretter, zündet von allen Seiten Licht an, das ganze Werk iſt in wenig Stunden abgeſchloſſen, und doch weiß ſelten jemand eigentlich, was er daraus machen ſoll.

Nun ging es an ein Fragen nach der Familie, nach den Jugendfreunden und der Vaterſtadt. Werner erzählte, mit großer Haſt, alles was ſich verändert hatte, und was noch beſtand und geſchah. Die Frauen im Hauſe, ſagte er, ſind vergnügt und glücklich, es fehlt nie an Geld. Die eine Hälfte der Zeit bringen ſie zu ſich zu putzen, und die andere Hälfte ſich geputzt ſehen zu laſſen. Haushältiſch ſind ſie ſo viel als billig iſt, meine Kinder laſſen ſich zu geſcheidten Jungen an. Ich ſehe ſie im Geiſte ſchon ſitzen und ſchreiben, und rechnen, laufen, handeln und trödeln, einem jeden ſoll ſobald als möglich ein eignes Gewerbe eingerichtet werden, und was unſer Vermögen betrifft, daran ſollſt Du Deine Luſt ſehen. Wenn wir mit den Gütern in Ordnung

ſind, mußt Du gleich mit nach Hauſe; denn es ſieht doch aus, als wenn Du, mit einiger Vernunft, in die menſchlichen Unternehmungen eingreifen könnteſt. Deine neuen Freunde ſollen geprieſen ſeyn, da ſie Dich auf den rechten Weg gebracht haben. Ich bin ein närriſcher Teufel, und merke erſt, wie lieb ich Dich habe, da ich mich nicht ſatt an Dir ſehen kann, daß Du ſo wohl und ſo gut ausſiehſt. Das iſt doch noch eine andere Geſtalt, als das Portrait, das Du einmal an die Schweſter ſchickteſt, und worüber im Hauſe großer Streit war. Mutter und Tochter fanden den jungen Herrn allerliebſt, mit offnem Halſe, halbfreyer Bruſt, großer Krauſe, herumhängendem Haar, rundem Hut, kurzem Weſtchen und ſchlotternden langen Hoſen, indeſſen ich behauptete, das Koſtum ſey nur noch zwey Finger breit vom Hanswurſt. Nun ſiehſt Du doch aus wie ein Menſch, nur fehlt der Zopf, in den ich Deine Haare einzubinden bitte, ſonſt hält man Dich denn doch einmal unterweges als Juden an, und fordert Zoll und Geleite von Dir.

Felix war indeſſen in die Stube gekommen, und hatte ſich, als man auf ihn nicht achtete, aufs Kanape gelegt, und war eingeſchlafen. Was iſt das für ein Wurm? fragte Werner. Wilhelm hatte in dem Augenblicke den Muth nicht, die Wahrheit zu ſagen, noch Luſt eine doch immer zweydeutige Geſchichte einem

Manne zu erzählen, der von Natur nichts weniger als gläubig war.

Die ganze Gesellschaft begab sich nunmehr auf die Güter, um sie zu besehen und den Handel abzuschließen. Wilhelm ließ seinen Felix nicht von der Seite, und freute sich, um des Knaben willen, recht lebhaft des Besitzes, dem man entgegen sah. Die Lüsternheit des Kindes nach den Kirschen und Beeren, die bald reif werden sollten, erinnerten ihn an die Zeit seiner Jugend und an die vielfache Pflicht des Vaters, den seinigen den Genuß vorzubereiten, zu verschaffen und zu erhalten. Mit welchem Interesse betrachtete er die Baumschulen und die Gebäude! wie lebhaft sann er darauf, das Vernachläßigte wieder herzustellen und das Verfallene zu erneuern! Er sah die Welt nicht mehr wie ein Zugvogel an, ein Gebäude nicht mehr für eine geschwind zusammengestellte Laube, die vertrocknet, ehe man sie verläßt. Alles, was er anzulegen gedachte, sollte dem Knaben entgegen wachsen, und alles, was er herstellte, sollte eine Dauer auf einige Geschlechter haben. In diesem Sinne waren seine Lehrjahre geendigt, und mit dem Gefühl des Vaters hatte er auch alle Tugenden eines Bürgers erworben. Er fühlte es, und seiner Freude konnte nichts gleichen. O! der unnöthigen Strenge der Moral! rief er aus, da die Natur uns auf ihre liebliche Weise zu allem bildet, was wir seyn sollen. O! der seltsamen Anforderungen der

bürgerlichen Gesellschaft, die uns erst verwirrt und mißleitet, und dann mehr als die Natur selbst von uns fordert. Wehe jeder Art von Bildung, welche die wirksamsten Mittel wahrer Bildung zerstöhrt, und uns auf das Ende hinweist, an statt uns auf dem Wege selbst zu beglücken.

So manches er auch in seinem Leben schon gesehen hatte, so schien ihm doch die menschliche Natur erst durch die Beobachtung des Kindes deutlich zu werden. Das Theater war ihm, wie die Welt, nur als eine Menge ausgeschütteter Würfel vorgekommen, deren jeder einzeln auf seiner Oberfläche bald mehr, bald weniger bedeutet, und die allenfalls, zusammengezählt, eine Summe machen. Hier im Kinde lag ihm, konnte man sagen, ein einzelner Würfel vor, auf dessen vielfachen Seiten der Werth und der Unwerth der menschlichen Natur so deutlich eingegraben war.

Das Verlangen des Kindes nach Unterscheidung wuchs mit jedem Tage. Da es einmal erfahren hatte, daß die Dinge Nahmen haben, so wollte es auch den Nahmen von allem hören, es glaubte nicht anders sein Vater müsse alles wissen, quälte ihn oft mit Fragen, und gab ihm Anlaß sich nach Gegenständen zu erkundigen, denen er sonst wenig Aufmerksamkeit gewidmet hatte. Auch der eingeborne Trieb, die Herkunft und das Ende der Dinge zu erfahren, zeigte sich frühe bey dem Knaben. Wenn er fragte, wo der Wind herkom-

me und wo die Flamme hinkomme? war dem Vater seine eigene Beschränkung erst recht lebendig, er wünschte zu erfahren, wie weit sich der Mensch mit seinen Gedanken wagen, und wovon er hoffen dürfe sich und andern jemals Rechenschaft zu geben. Die Heftigkeit des Kindes, wenn es irgend einem lebendigen Wesen Unrecht geschehen sah, erfreute den Vater höchlich, als das Zeichen eines trefflichen Gemüths. Das Kind schlug heftig nach dem Küchenmädchen, das einige Tauben abgeschnitten hatte; dieser schöne Begriff wurde denn freylich bald wieder zerstöhrt, als er den Knaben fand, der ohne Barmherzigkeit Frösche todt schlug und Schmetterlinge zerrupfte. Es erinnerte ihn dieser Zug an so viele Menschen, die höchst gerecht erscheinen, wenn sie ohne Leidenschaft sind, und die Handlungen anderer beobachten.

Dieses angenehme Gefühl, daß der Knabe so einen schönen und wahren Einfluß auf sein Daseyn habe, ward einen Augenblick gestöhrt, als Wilhelm in Kurzem bemerkte, daß wirklich der Knabe mehr ihn als er den Knaben erziehe. Er hatte an dem Kinde nichts auszusetzen, er war nicht im Stande ihm eine Richtung zu geben, die es nicht selbst nahm, und sogar die Unarten, gegen die Aurelie so viel gearbeitet hatte, waren, so schien es, nach dem Tode dieser Freundinn alle wieder in ihre alten Rechte getreten. Noch machte das Kind die Thüre niemals hinter sich zu, noch wollte er seinen Tel-

ler nicht abeſſen, und ſein Behagen war niemals gröſſer, als wenn man ihm nachſah, daß er den Biſſen unmittelbar aus der Schüſſel nehmen, das volle Glas ſtehen laſſen und aus der Flaſche trinken konnte. So war er auch ganz allerliebſt, wenn er ſich mit einem Buche in die Ecke ſetzte, und ſehr ernſthaft ſagte: ich muß das gelehrte Zeug ſtudiren! ob er gleich die Buchſtaben noch lange weder unterſcheiden konnte noch wollte.

Bedachte nun Wilhelm, wie wenig er bisher für das Kind gethan hatte, wie wenig er zu thun fähig ſey, ſo entſtand eine Unruhe in ihm, die ſein ganzes Glück aufzuwiegen im Stande war. Sind wir Männer denn, ſagte er zu ſich, ſo ſelbſtiſch geboren, daß wir unmöglich für ein Weſen auſſer uns Sorge tragen können? Bin ich mit dem Knaben nicht eben auf dem Wege, auf dem ich mit Mignon war? ich zog das liebe Kind an, ſeine Gegenwart ergötzte mich, und dabey hab ich es aufs grauſamſte vernachläſſigt. Was that ich zu ſeiner Bildung, nach der es ſo ſehr ſtrebte? nichts! Ich überließ es ſich ſelbſt und allen Zufälligkeiten, denen es, in einer ungebildeten Geſellſchaft, nur ausgeſetzt ſeyn konnte; und dann für dieſen Knaben, der dir ſo merkwürdig war, ehe er dir ſo werth ſeyn konnte, hat dich denn dein Herz geheißen auch nur jemals das geringſte für ihn zu thun? Es iſt nicht mehr Zeit, daß du deine eigenen Jahre und die Jahre anderer vergeudeſt; nimm dich zu-

ſammen, und denke was du für dich und die guten Geſchöpfe zu thun haſt, welche Natur und Neigung ſo feſt an dich knüpfte.

Eigentlich war dieſes Selbſtgeſpräch nur eine Einleitung, ſich zu bekennen, daß er ſchon gedacht, geſorgt, geſucht und gewählt hatte, er konnte nicht länger zögern, ſich es ſelbſt zu geſtehen. Nach oft vergebens wiederholtem Schmerz über den Verluſt Marianens, fühlte er nur zu deutlich, daß er eine Mutter für den Knaben ſuchen müſſe, und daß er ſie nicht ſichrer als in Thereſen finden werde. Er kannte dieſes vortreffliche Frauenzimmer ganz. Eine ſolche Gattin und Gehülfin ſchien die einzige zu ſeyn, der man ſich und die ſeinen anvertrauen könnte. Ihre edle Neigung zu Lothario machte ihm keine Bedenklichkeit. Sie waren durch ein ſonderbares Schickſal auf ewig getrennt, Thereſe hielt ſich für frey, und hatte von einer Heirath zwar mit Gleichgültigkeit, doch als von einer Sache geſprochen, die ſich von ſelbſt verſteht.

Nachdem er lange mit ſich zu Rathe gegangen war, nahm er ſich vor, ihr von ſich zu ſagen, ſo viel er nur wußte. Sie ſollte ihn kennen lernen, wie er ſie kannte, und er fing nun an, ſeine eigene Geſchichte durchzudenken, ſie ſchien ihm an Begebenheiten ſo leer und im Ganzen jedes Bekenntniß ſo wenig zu ſeinem Vortheil, daß er mehr als einmal von dem Vorſatz abzuſtehn im

Begriff war. Endlich entſchloß er ſich die Rolle ſeiner Lehrjahre aus dem Thurme von Jarno zu verlangen; dieſer ſagte: es iſt eben zur rechten Zeit, und Wilhelm erhielt ſie.

Es iſt eine ſchauderhafte Empfindung, wenn ein edler Menſch, mit Bewußtſeyn, auf dem Puncte ſteht, wo er über ſich ſelbſt aufgeklärt werden ſoll. Alle Uebergänge ſind Criſen, und iſt eine Criſe nicht Krankheit? Wie ungern tritt man nach einer Krankheit vor den Spiegel! Die Beſſerung fühlt man, und man ſieht nur die Wirkung des vergangenen Uebels. Wilhelm war indeſſen vorbereitet genug, die Umſtände hatten ſchon lebhaft zu ihm geſprochen, ſeine Freunde hatten ihn eben nicht geſchont, und wenn er gleich das Pergament mit einiger Haſt aufrollte, ſo ward er doch immer ruhiger, je weiter er las. Er fand die umſtändliche Geſchichte ſeines Lebens in großen ſcharfen Zügen geſchildert, weder einzelne Begebenheiten, noch beſchränkte Empfindungen verwirrten ſeinen Blick, allgemeine liebevolle Betrachtungen gaben ihm Fingerzeige, ohne ihn zu beſchämen, und er ſah zum erſtenmal ſein Bild auſſer ſich, zwar nicht, wie im Spiegel, ein zweytes Selbſt, ſondern wie im Portrait, ein anderes Selbſt, man bekennt ſich zwar nicht zu allen Zügen, aber man freut ſich, daß ein denkender Geiſt uns ſo hat faſſen, ein großes Talent uns ſo hat darſtellen wollen, daß ein

Bild

Bild von dem, was wir waren, noch beſteht, und daß es länger als wir ſelbſt dauren kann.

Wilhelm beſchäftigte ſich nunmehr, indem alle Umſtände durch dieß Manuſcript in ſein Gedächtniß zurück kamen, die Geſchichte ſeines Lebens für Thereſen aufzuſetzen, und er ſchämte ſich faſt, daß er gegen ihre groſſen Tugenden nichts aufzuſtellen hatte, was eine zweckmäßige Thätigkeit beweiſen konnte. So umſtändlich er in dem Aufſatze war, ſo kurz faßte er ſich in dem Briefe, den er an ſie ſchrieb; er bat ſie um ihre Freundſchaft, um ihre Liebe, wenns möglich wäre, er bot ihr ſeine Hand an, und bat ſie um baldige Entſcheidung.

Nach einigem innerlichen Streit, ob er dieſe wichtige Sache noch erſt mit ſeinen Freunden, mit Jarno und dem Abbé berathen ſolle, entſchied er ſich zu ſchweigen. Er war zu feſt entſchloſſen, die Sache war für ihn zu wichtig, als daß er ſie noch hätte dem Urtheil des vernünftigſten und beſten Mannes unterwerfen mögen; ja ſogar brauchte er die Vorſicht, ſeinen Brief auf der nächſten Poſt ſelbſt zu beſtellen. Vielleicht hatte ihm der Gedanke, daß er in ſo vielen Umſtänden ſeines Lebens, in denen er frey und im Verborgenen zu handeln glaubte, beobachtet, ja ſogar geleitet worden war, wie ihm aus der geſchriebenen Rolle nicht undeutlich erſchien, eine Art von unangenehmer Empfindung gegeben, und nun wollte er, wenigſtens

zu Thereſens Herzen, rein vom Herzen reden, und ihrer Entſchließung und Entſcheidung ſein Schickſal ſchuldig ſeyn, und ſo machte er ſich kein Gewiſſen, ſeine Wächter und Aufſeher in dieſem wichtigen Punkte wenigſtens zu umgehen.

Zweytes Capitel.

Kaum war der Brief abgeſendet, als Lothario zurückkam. Jedermann freuete ſich die vorbereiteten wichtigen Geſchäfte abgeſchloſſen und bald geendigt zu ſehen, und Wilhelm erwartete mit Verlangen, wie ſo viele Fäden theils neu geknüpft, theils aufgelöſt, und nun ſein eignes Verhältniß auf die Zukunft beſtimmt werden ſollte. Lothario begrüßte ſie alle aufs beſte, er war völlig wieder hergeſtellt und heiter, er hatte das Anſehen eines Mannes, der weiß was er thun ſoll, und dem in allem, was er thun will, nichts im Wege ſteht.

Wilhelm konnte ihm ſeinen herzlichen Gruß nicht zurück geben. Dies iſt, mußte er zu ſich ſelbſt ſagen, der Freund, der Geliebte, der Bräutigam Thereſens, an deſſen Statt du dich einzudrängen denkſt. Glaubſt du denn jemals einen ſolchen Eindruck auszulöſchen oder zu verbannen? — Wäre der Brief noch nicht fort geweſen, er hätte vielleicht nicht gewagt ihn abzuſenden. Glücklicher Weiſe war der Wurf ſchon gethan, vielleicht war Thereſe ſchon entſchieden, nur die Entfernung deckte noch eine glückliche Vollendung mit ihrem Schleyer. Gewinn und Verluſt mußten ſich bald ent-

ſcheiden. Er ſuchte ſich durch alle dieſe Betrachtungen zu beruhigen, und doch waren die Bewegungen ſeines Herzens beynahe fieberhaft. Nur wenig Aufmerkſamkeit konnte er auf das wichtige Geſchäft wenden, woran gewiſſermaßen das Schickſal ſeines ganzen Vermögens hing. Ach! wie unbedeutend erſcheint dem Menſchen in leidenſchaftlichen Augenblicken alles was ihn umgiebt, alles was ihm angehört!

Zu ſeinem Glücke behandelte Lothario die Sache groß und Werner mit Leichtigkeit. Dieſer hatte bey ſeiner heftigen Begierde zum Erwerb eine lebhafte Freude über den ſchönen Beſitz, der ihm oder vielmehr ſeinem Freunde werden ſollte. Lothario von ſeiner Seite ſchien ganz andere Betrachtungen zu machen. Ich kann mich nicht ſowohl über einen Beſitz freuen, ſagte er, als über die Rechtmäßigkeit deſſelben.

Nun, beym Himmel! rief Werner, wird denn dieſer unſer Beſitz nicht rechtmäßig genug?

Nicht ganz! verſetzte Lothario.

Geben wir denn nicht unſer baares Geld dafür?

Recht gut! ſagte Lothario, auch werden Sie dasjenige, was ich zu erinnern habe, vielleicht für einen leeren Scrupel halten. Mir kommt kein Beſitz ganz rechtmäßig, ganz rein vor, als der dem Staate ſeinen ſchuldigen Theil abträgt.

Wie? ſagte Werner, ſo wollten Sie alſo lieber, daß unſere frey gekauften Güter ſteuerbar wären?

Ja! verſetzte Lothario, bis auf einen gewiſſen Grad, denn durch dieſe Gleichheit mit allen übrigen Beſitzungen, entſteht ganz allein die Sicherheit des Beſitzes. Was hat der Bauer in den neuern Zeiten, wo ſo viele Begriffe ſchwankend werden, für einen Hauptanlaß, den Beſitz des Edelmanns für weniger gegründet anzuſehen, als den ſeinigen? nur den, daß jener nicht belaſtet iſt, und auf ihn laſtet.

Wie wird es aber mit den Zinſen unſeres Capitals ausſehen? verſetzte Werner.

Um nichts ſchlimmer! ſagte Lothario, wenn uns der Staat gegen eine billige regelmäßige Abgabe das Lehns-Hokus-Pokus erlaſſen, und uns mit unſern Gütern nach Belieben zu ſchalten erlauben wollte, daß wir ſie nicht in ſo großen Maſſen zuſammenhalten müßten, daß wir ſie unter unſere Kinder gleicher vertheilen könnten, um alle in eine lebhafte freye Thätigkeit zu verſetzen, ſtatt ihnen nur die beſchränkten und beſchränkenden Vorrechte zu hinterlaſſen, welche zu genießen wir immer die Geiſter unſerer Vorfahren hervorrufen müſſen. Wie viel glücklicher wären Männer und Frauen, wenn ſie mit freyen Augen umher ſehen, und bald ein würdiges Mädchen bald einen trefflichen Jüngling, ohne andere Rückſichten, durch ihre Wahl erheben könnten. Der Staat würde mehr, vielleicht beſſere Bürger haben, und nicht ſo oft um Köpfe und Hände verlegen ſeyn.

Ich kann Sie verſichern, ſagte Werner, daß ich in meinem Leben nie an den Staat gedacht habe, meine Abgaben, Zölle und Geleite habe ich nur ſo bezahlt, weil es einmal hergebracht iſt.

Nun, ſagte Lothario, ich hoffe Sie noch zum guten Patrioten zu machen; denn wie der nur ein guter Vater iſt, der bey Tiſche erſt ſeinen Kindern vorlegt, ſo iſt der nur ein guter Bürger, der vor allen andern Ausgaben das, was er dem Staate zu entrichten hat, zurücklegt.

Durch ſolche allgemeine Betrachtungen wurden ihre beſondern Geſchäfte nicht aufgehalten, vielmehr beſchleunigt. Als ſie ziemlich damit zu Stande waren, ſagte Lothario zu Wilhelmen: ich muß Sie nun an einen Ort ſchicken, wo Sie nöthiger ſind als hier, meine Schweſter läßt Sie erſuchen ſobald als möglich zu ihr zu kommen, der arme Mignon ſcheint ſich zu verzehren, und man glaubt Ihre Gegenwart könnte vielleicht noch dem Uebel Einhalt thun. Meine Schweſter ſchickte mir dieſes Billet noch nach, woraus Sie ſehen können, wie viel ihr daran gelegen iſt. Lothario überreichte ihm ein Blättchen. Wilhelm, der ſchon in der größten Verlegenheit zugehört hatte, erkannte ſogleich an dieſen flüchtigen Bleiſtiftzügen die Hand der Gräfin, und wußte nicht, was er antworten ſollte.

Nehmen Sie Felix mit, ſagte Lothario, damit die Kinder ſich unter einander aufheitern. Sie müßten mor-

gen früh bey Zeiten weg, der Wagen meiner Schweſter, in welchem meine Leute hergefahren ſind, iſt noch hier, ich gebe Ihnen Pferde bis auf halben Weg, dann nehmen Sie Poſt. Leben Sie recht wohl, und richten viele Grüße von mir aus. Sagen Sie dabey meiner Schweſter, ich werde ſie bald wieder ſehen, und ſie ſoll ſich überhaupt auf einige Gäſte vorbereiten. Der Freund unſeres Großoheims der Markeſe Cipriani, iſt auf dem Wege, hierher zu kommen, er hoffte den alten Mann noch am Leben anzutreffen, und ſie wollten ſich zuſammen an der Erinnerung früherer Verhältniſſe ergötzen, und ſich ihrer gemeinſamen Kunſtliebhaberey erfreuen. Der Markeſe war viel jünger als mein Oheim, und verdankte ihm den beſten Theil ſeiner Bildung; wir müſſen alles aufbieten, um einigermaßen die Lücke auszufüllen, die er finden wird, und das wird am beſten durch eine größere Geſellſchaft geſchehen.

Lothario ging darauf mit dem Abbé in ſein Zimmer, Jarno war vorher weggeritten, Wilhelm eilte auf ſeine Stube, er hatte niemand, dem er ſich vertrauen, niemand durch den er einen Schritt, vor dem er ſich ſo ſehr fürchtete, hätte abwenden können. Der kleine Diener kam, und erſuchte ihn einzupacken, weil ſie noch dieſe Nacht aufbinden wollten, um mit Anbruch des Tages wegzufahren. Wilhelm wußte nicht, was er thun ſollte, endlich rief er aus: Du willſt nur machen, daß Du aus dieſem Hauſe kommſt, unterweges

überlegſt Du, was zu thun iſt, und bleibſt allenfalls auf der Hälfte des Weges liegen, ſchickſt einen Bothen zurück, ſchreibſt was Du Dir nicht zu ſagen getrauſt, und dann mag werden was will. Ohngeachtet dieſes Entſchluſſes brachte er eine ſchlafloſe Nacht zu, nur ein Blick auf den ſo ſchön ruhenden Felix gab ihm einige Erquickung. O! rief er aus, wer weiß, was noch für Prüfungen auf mich warten, wer weiß, wie ſehr mich begangene Fehler noch quälen, wie oft mir gute und vernünftige Plane für die Zukunft mißlingen ſollen, aber dieſen Schatz, den ich einmal beſitze, erhalte mir, du erbittliches, oder unerbittliches Schickſal! wäre es möglich, daß dieſer beſte Theil von mir ſelbſt vor mir zerſtört, daß dieſes Herz von meinem Herzen geriſſen werden könnte, ſo lebe wohl Verſtand und Vernunft, lebe wohl jede Sorgfalt und Vorſicht, verſchwinde du Trieb zur Erhaltung! alles, was uns vom Thiere unterſcheidet, verliere ſich! und wenn es nicht erlaubt iſt, ſeine traurigen Tage freywillig zu endigen, ſo hebe ein frühzeitiger Wahnſinn das Bewußtſeyn auf, ehe der Tod, der es auf immer zerſtört, die lange Nacht herbeyführt!

Er faßte den Knaben in ſeine Arme, küßte ihn, drückte ihn an ſich und benetzte ihn mit reichlichen Thränen. Das Kind wachte auf; ſein helles Auge, ſein freundlicher Blick rührten den Vater aufs innigſte. Welche Scene ſteht mir bevor! rief er aus, wenn ich Dich der ſchönen unglücklichen Gräfin vorſtellen ſoll,

wenn ſie Dich an ihren Buſen drückt, den Dein Vater ſo tief verletzt hat. Muß ich nicht fürchten, ſie ſtößt Dich wieder von ſich mit einem Schrey, ſobald Deine Berührung ihren wahren oder eingebildeten Schmerz erneuert!

Der Kutſcher ließ ihm nicht Zeit weiter zu denken oder zu wählen, er nöthigte ihn vor Tage in den Wagen; nun wickelte er ſeinen Felix wohl ein, der Morgen war kalt aber heiter, das Kind ſah zum erſtenmal in ſeinem Leben die Sonne aufgehn. Sein Erſtaunen über den erſten feurigen Blick, über die wachſende Gewalt des Lichts, ſeine Freude und ſeine wunderlichen Bemerkungen erfreuten den Vater, und ließen ihn einen Blick in das Herz thun, vor welchem die Sonne wie über einem reinen ſtillen See empor ſteigt und ſchwebt.

In einer kleinen Stadt ſpannte der Kutſcher aus und ritt zurück. Wilhelm nahm ſogleich ein Zimmer in Beſitz, und fragte ſich nun, ob er bleiben oder vorwärts gehen ſolle? In dieſer Unentſchloſſenheit wagte er das Blättchen wieder hervorzunehmen, das es bisher nochmals anzuſehen nicht getraut hatte, es enthielt folgende Worte: Schicke mir Deinen jungen Freund ja bald; Mignon hat ſich dieſe beyden letzten Tage eher verſchlimmert. So traurig dieſe Gelegenheit iſt, ſo ſoll michs doch freuen ihn kennen zu lernen.

Die letzten Worte hatte Wilhelm beym erſten Blick nicht bemerkt. Er erſchrack darüber, und war ſogleich entſchieden, daß er nicht gehen wollte. Wie? rief er aus, Lothario, der das Verhältniß weiß, hat ihr nicht eröfnet wer ich bin? Sie erwartet nicht mit geſetztem Gemüth einen Bekannten, den ſie lieber nicht wieder ſähe, ſie erwartet einen Fremden, und ich trete hinein! Ich ſehe ſie zurückſchaudern, ich ſehe ſie erröthen! Nein es iſt mir unmöglich dieſer Scene entgegen zu gehen. So eben wurden die Pferde herausgeführt und eingeſpannt; Wilhelm war entſchloſſen abzupacken und hier zu bleiben. Er war in der größten Bewegung. Als er ein Mädchen zur Treppe herauf kommen hörte, die ihm anzeigen wollte, daß alles fertig ſey, ſann er geſchwind auf eine Urſache, die ihn hier zu bleiben nöthigte, und ſeine Augen ruhten ohne Aufmerkſamkeit auf dem Billet, das er in der Hand hielt. Um Gottes Willen! rief er aus, was iſt das? das iſt nicht die Hand der Gräfin, es iſt die Hand der Amazone!

Das Mädchen trat herein, bat ihn herunter zu kommen, und führte Felix mit ſich fort. Iſt es möglich? rief er aus, iſt es wahr? was ſoll ich thun? bleiben und abwarten und aufklären? oder eilen? eilen! und mich einer Entwicklung entgegenſtürzen? Du biſt auf dem Wege zu ihr, und kannſt zaudern? Dieſen Abend ſollſt du ſie ſehen, und willſt dich freywillig ins Gefängniß einſperren? Es iſt ihre Hand, ja ſie

iſts! dieſe Hand beruft dich, ihr Wagen iſt angeſpannt, dich zu ihr zu führen, nun löſt' ſich das Räthſel: Lothario hat zwey Schweſtern. Er weiß mein Verhältniß zu der einen; wie viel ich der andern ſchuldig bin, iſt ihm unbekannt. Auch ſie weiß nicht, daß der verwundete Vagabund, der ihr, wo nicht ſein Leben, doch ſeine Geſundheit verdankt, in dem Hauſe ihres Bruders ſo unverdient gütig aufgenommen worden iſt.

Felix, der ſich unten im Wagen ſchaukelte, rief: Vater komm! o komm! ſieh die ſchönen Wolken, die ſchönen Farben! ja ich komme, rief Wilhelm, indem er die Treppe hinunter ſprang, und alle Erſcheinungen des Himmels, die Du gutes Kind noch ſehr bewunderſt, ſind nichts gegen den Anblick, den ich erwarte.

Im Wagen ſitzend rief er nun alle Verhältniſſe in ſein Gedächtniß zurück. So iſt alſo auch dieſe Natalie die Freundin Thereſens! welch' eine Entdeckung, welche Hoffnung und welche Ausſichten! Wie ſeltſam, daß die Furcht, von der einen Schweſter reden zu hören, mir das Daſeyn der andern ganz und gar verbergen konnte! Mit welcher Freude ſah er ſeinen Felix an, er hoffte für den Knaben wie für ſich die beſte Aufnahme.

Der Abend kam heran, die Sonne war untergegangen, der Weg nicht der beſte, der Poſtillon fuhr langſam, Felix war eingeſchlafen, und neue Sorgen und Zweifel ſtiegen in dem Buſen unſers Freundes auf. Von welchem Wahn, von welchen Einfällen wirſt du

beherrſcht? ſagte er zu ſich ſelbſt, eine ungewiſſe Aehnlichkeit der Handſchrift macht dich auf einmal ſicher, und giebt dir Gelegenheit das wunderbarſte Mährchen auszudenken. Er nahm das Billet wieder vor, und bey dem abgehenden Tageslicht glaubte er wieder die Handſchrift der Gräfin zu erkennen, ſeine Augen wollten im Einzelnen nicht wieder finden, was ihm ſein Herz im Ganzen auf einmal geſagt hatte. — So ziehen dich denn doch dieſe Pferde zu einer ſchrecklichen Scene! wer weiß ob ſie dich nicht in wenig Stunden ſchon wieder zurück führen werden? und wenn du ſie nur noch allein anträfeſt; aber vielleicht iſt ihr Gemahl gegenwärtig, vielleicht die Baroneſſe? wie verändert werde ich ſie finden! werde ich vor ihr auf den Füßen ſtehen können?

Nur eine ſchwache Hoffnung, daß er ſeiner Amazone entgegen gehe, konnte manchmal durch die trüben Vorſtellungen durchblicken. Es war Nacht geworden, der Wagen raſſelte in einen Hof hinein, und hielt ſtill; ein Bedienter, mit einer Wachsfackel, trat aus einem prächtigen Portal hervor, und kam die breiten Stufen herunter, bis an den Wagen. Sie werden ſchon lange erwartet, ſagte er, indem er das Leder aufſchlug. Wilhelm, nachdem er ausgeſtiegen war, nahm den ſchlafenden Felix auf den Arm, und der erſte Bediente rief zu einem zweyten, der mit einem Lichte in der Thüre ſtand: führe den Herrn gleich zur Baroneſſe.

Blitz ſchnell fuhr Wilhelmen durch die Seele: welch ein Glück! es ſey vorſätzlich oder zufällig, die Baroneſſe iſt hier! ich ſoll ſie zuerſt ſehen! wahrſcheinlich ſchläft die Gräfin ſchon! ihr guten Geiſter helft, daß der Augenblick der gröſten Verlegenheit leidlich vorübergehe.

Er trat in das Haus, und fand ſich an dem ernſthafteſten, ſeinem Gefühle nach, dem heiligſten Orte, den er je betreten hatte. Eine herabhängende blendende Laterne erleuchtete eine breite ſanfte Treppe, die ihm entgegenſtand, und ſich oben beym Umwenden in zwey Theile theilte. Marmorne Statuen und Büſten ſtanden auf Piedeſtalen und in Niſchen geordnet. Einige ſchienen ihm bekannt. Jugendeindrücke verlöſchen nicht auch in ihren kleinſten Theilen. Er erkannte eine Muſe, die ſeinem Groſvater gehört hatte, zwar nicht an ihrer Geſtalt und an ihrem Werth, doch an einem reſtaurirten Arme und an den neueingeſetzten Stücken des Gewandes. Es war, als wenn er ein Mährchen erlebte. Das Kind ward ihm ſchwer, er zauderte auf den Stufen, und kniete nieder, als ob er es bequemer faſſen wollte. Eigentlich aber bedurfte er einer augenblicklichen Erholung. Er konnte kaum ſich wieder aufheben. Der vorleuchtende Bediente wollte ihm das Kind abnehmen, er konnte es nicht von ſich laſſen. Darauf trat er in den Vorſaal, und zu ſeinem noch gröſsern Erſtaunen erblickte er das wohlbekannte Bild

vom kranken Königsſohn an der Wand. Er hatte kaum Zeit einen Blick darauf zu werfen, der Bediente nöthigte ihn durch ein paar Zimmer in ein Kabinet. Dort, hinter einem Lichtſchirme, der ſie beſchattete, ſaß ein Frauenzimmer und las. O daß ſie es wäre! ſagte er zu ſich ſelbſt in dieſem entſcheidenden Augenblick. Er ſetzte das Kind nieder, das aufzuwachen ſchien, und dachte ſich der Dame zu nähern, aber das Kind ſank ſchlaftrunken zuſammen, das Frauenzimmer ſtand auf und kam ihm entgegen. Die Amazone war's! er konnte ſich nicht halten, ſtürzte auf ſeine Knie, und rief aus: ſie iſt's! er faßte ihre Hand, und küßte ſie mit unendlichem Entzücken. Das Kind lag zwiſchen ihnen beyden auf dem Teppich und ſchlief ſanft.

Felix ward auf das Kanapee gebracht, Natalie ſetzte ſich zu ihm, ſie hieß Wilhelmen auf den Seſſel ſitzen, der zunächſt dabey ſtand. Sie bot ihm einige Erfriſchungen an, die er ausſchlug, indem er nur beſchäftigt war, ſich zu verſichern, daß ſie es ſey, und ihre, durch den Lichtſchirm beſchatteten Züge, genau wieder zu ſehen, und ſicher wieder zu erkennen. Sie erzählte ihm von Mignons Krankheit im allgemeinen, daß das Kind von wenigen tiefen Empfindungen nach und nach aufgezehrt werde, daß es bey ſeiner großen Reizbarkeit, die es verberge, von einem Krampf an ſeinem armen Herzen oft heftig und gefährlich leide, daß dieſes erſte Organ des Lebens, bey unvermutheten Ge-

müthsbewegungen, manchmal plötzlich ſtille ſtehe, und keine Spur der heilſamen Lebensregung in dem Buſen des guten Kindes gefühlt werden könne; ſey dieſer ängſtliche Krampf vorbey, ſo äußere ſich die Kraft der Natur wieder in gewaltſamen Pulſen, und ängſtige das Kind nunmehr durch Uebermaß, wie es vorher durch Mangel gelitten habe.

Wilhelm erinnerte ſich einer ſolchen krampfhaften Scene, und Natalie bezog ſich auf den Arzt, der weiter mit ihm über die Sache ſprechen, und die Urſache, warum man den Freund und Wohlthäter des Kindes gegenwärtig herbeygerufen, umſtändlicher vorlegen würde. Eine ſonderbare Veränderung, fuhr Natalie fort, werden Sie an ihr finden, ſie geht nunmehr in Frauenkleidern, vor denen ſie ſonſt einen ſo großen Abſcheu zu haben ſchien.

Wie haben Sie das erreicht? fragte Wilhelm.

Wenn es wünſchenswerth war, ſo ſind wir es nur dem Zufall ſchuldig. Hören Sie, wie es zugegangen iſt. Sie wiſſen vielleicht, daß ich immer eine Anzahl junger Mädchen um mich habe, deren Geſinnungen ich, indem ſie neben mir aufwachſen, zum Guten und Rechten zu bilden wünſche. Aus meinem Munde hören ſie nichts, als was ich ſelber für wahr halte, doch kann ich und will ich nicht hindern, daß ſie nicht auch von andern manches vernehmen, was als Irrthum, als Vorurtheil in der Welt gäng und gäbe iſt. Fragen ſie

mich darüber, ſo ſuche ich, ſo viel nur möglich iſt, jene fremden ungehörigen Begriffe irgendwo an einem richtigen anzuknüpfen, um ſie dadurch, wo nicht nützlich doch unſchädlich zu machen. Schon ſeit einiger Zeit hatten meine Mädchen, aus dem Munde der Bauerkinder, gar manches von Engeln, vom Knechte Ruprecht, vom Heiligen Chriſte vernommen, die zu gewiſſen Zeiten in Perſon erſcheinen, gute Kinder beſchenken und unartige beſtrafen ſollten. Sie hatten eine Vermuthung, daß es verkleidete Perſonen ſeyn müßten, worin ich ſie denn auch beſtärkte, und, ohne mich viel auf Deutungen einzulaſſen, mir vornahm, ihnen bey der erſten Gelegenheit ein ſolches Schauſpiel zu geben. Es fand ſich eben, daß der Geburtstag von Zwillingsſchweſtern, die ſich immer ſehr gut betragen hatten, nahe war; ich verſprach, daß ihnen diesmal ein Engel die kleinen Geſchenke bringen ſollte, die ſie ſo wohl verdient hätten. Sie waren äußerſt geſpannt auf dieſe Erſcheinung. Ich hatte mir Mignon zu dieſer Rolle ausgeſucht, und ſie ward an dem beſtimmten Tage in ein langes, leichtes, weißes Gewand anſtändig gekleidet. Es fehlte nicht an einem goldenen Gürtel um die Bruſt und an einem gleichen Diadem in den Haaren. Anfangs wollte ich die Flügel weglaſſen, doch beſtanden die Frauenzimmer, die ſie anputzten, auf ein Paar groſſe goldne Schwingen, an denen ſie recht ihre Kunſt zeigen wollten. So trat, mit einer Lilie in der

einen

einen Hand und mit einem Körbchen in der andern, die wunderſame Erſcheinung in die Mitte der Mädchen, und überraſchte mich ſelbſt. Da kommt der Engel! ſagte ich. Die Kinder traten alle wie zurück! Endlich riefen ſie aus: es iſt Mignon, und getrauten ſich doch nicht, dem wunderſamen Bilde näher zu treten.

Hier ſind eure Gaben, ſagte ſie, und reichte das Körbchen hin. Man verſammelte ſich um ſie, man betrachtete, man befühlte, man befragte ſie.

Biſt Du ein Engel? fragte das eine Kind.

Ich wollte ich wär' es, verſetzte Mignon.

Warum trägſt Du eine Lilie?

So rein und offen ſollte mein Herz ſeyn, dann wär' ich glücklich.

Wie iſt's mit den Flügeln? laß ſie ſehen!

Sie ſtellen ſchönere vor, die noch nicht entfaltet ſind.

Und ſo antwortete ſie bedeutend auf jede unſchuldige, leichte Frage. Als die Neugierde der kleinen Geſellſchaft befriedigt war, und der Eindruck dieſer Erſcheinung ſtumpf zu werden anfing, wollte man ſie wieder auskleiden. Sie verwehrte es, nahm ihre Zitter, ſetzte ſich hier auf dieſen hohen Schreibtiſch hinauf, und ſang ein Lied mit unglaublicher Anmuth.

So laßt mich ſcheinen bis ich werde,
Zieht mir das weiße Kleid nicht aus!
Ich eile, von der ſchönen Erde
Hinab in jenes feſte Haus.

Dort ruh ich eine kleine Stille,
Dann öffnet ſich der friſche Blick,
Ich laſſe dann die reine Hülle,
Den Gürtel und den Kranz zurück.

Und jene himmliſche Geſtalten
Sie fragen nicht nach Mann und Weib,
Und keine Kleider, keine Falten
Umgeben den verklärten Leib.

Zwar lebt' ich ohne Sorg und Müde
Doch fühlt' ich tiefen Schmerz genung.
Vor Kummer altert ich zu frühe,
Macht mich auf ewig wieder jung.

Ich entſchloß mich ſogleich, fuhr Natalie fort, ihr das Kleid zu laſſen, und ihr noch einige der Art anzuſchaffen, in denen ſie nun auch geht, und in denen, wie es mir ſcheint, ihr Weſen einen ganz andern Ausdruck hat.

Da es ſchon ſpät war, entließ Natalie den Ankömmling, der nicht ohne einige Bangigkeit ſich von ihr trennte. Iſt ſie verheirathet oder nicht? dachte er bey ſich ſelbſt. Er hatte gefürchtet, ſo oft ſich etwas regte, eine Thüre möchte ſich aufthun, und der Gemahl hereintreten. Der Bediente, der ihn in ſein Zimmer einließ, entfernte ſich ſchneller, als er Muth gefaßt hatte, nach dieſem Verhältniß zu fragen. Die Unruhe hielt ihn noch eine Zeit lang wach, und er beſchäftigte ſich das Bild der Amazone mit dem Bilde ſeiner neuen

gegenwärtigen Freundin zu vergleichen. Sie wollten noch nicht mit einander zuſammenfließen; jenes hatte er ſich gleichſam geſchaffen, und dieſes ſchien faſt ihn umſchaffen zu wollen.

Drittes Capitel.

Den andern Morgen, da noch alles ſtill und ruhig war, ging er ſich im Hauſe umzuſehen. Es war die reinſte, ſchönſte, würdigſte Baukunſt, die er geſehen hatte. Iſt doch wahre Kunſt, rief er aus, wie gute Geſellſchaft; ſie nöthigt uns auf die angenehmſte Weiſe das Maaß zu erkennen, nach dem und zu dem unſer Innerſtes gebildet iſt. Unglaublich angenehm war der Eindruck, den die Statuen und Büſten ſeines Großvaters auf ihn machten. Mit Verlangen eilte er dem Bilde vom kranken Königsſohn entgegen, und noch immer fand er es reizend und rührend. Der Bediente öffnete ihm verſchiedene andere Zimmer, er fand eine Bibliothek, eine Naturalienſammlung, ein phyſikaliſches Kabinet. Er fühlte ſich ſo fremd vor allen dieſen Gegenſtänden. Felix war indeſſen erwacht und ihm nachgeſprungen; der Gedanke, wie und wann er Thereſens Brief erhalten werde, machte ihm Sorge, er fürchtete ſich vor dem Anblick Mignons, gewiſſermaßen vor dem Anblick Nataliens. Wie ungleich war ſein gegenwärtiger Zuſtand mit jenen Augenblicken, als er

den Brief an Thereſen geſiegelt hatte, und mit frohem Muth ſich ganz einem ſo edlen Weſen hingab.

Natalie ließ ihn zum Frühſtück einladen. Er trat in ein Zimmer, in welchem verſchiedene reinlich gekleidete Mädchen, alle, wie es ſchien, unter zehn Jahren, einen Tiſch zu rechte machten, indem eine ältliche Perſon verſchiedene Arten von Getränken hereinbrachte.

Wilhelm beſchaute ein Bild, das über dem Kanapte hing, mit Aufmerkſamkeit, er mußte es für das Bild Nataliens erkennen, ſo wenig es ihm genug thun wollte. Natalie trat herein, und die Aehnlichkeit ſchien ganz zu verſchwinden. Zu ſeinem Troſte hatte es ein Ordenskreuz an der Bruſt, und er ſah ein gleiches an der Bruſt Nataliens.

Ich habe das Portrait hier angeſehen, ſagte er zu ihr, und mich verwundert, wie ein Mahler zugleich ſo wahr und ſo falſch ſeyn kann. Das Bild gleicht Ihnen, im Allgemeinen, recht ſehr gut, und doch ſind es weder Ihre Züge noch Ihr Character.

Es iſt vielmehr zu verwundern, verſetzte Natalie, daß es ſo viel Aehnlichkeit hat; denn es iſt gar mein Bild nicht, es iſt das Bild einer Tante, die mir noch in ihrem Alter glich, da ich erſt ein Kind war. Es iſt gemahlt, als ſie ohngefähr meine Jahre hatte, und beym erſten Anblick glaubt jedermann mich zu ſehen. Sie hätten dieſe treffliche Perſon kennen ſollen. Ich bin ihr ſo viel ſchuldig. Eine ſehr ſchwache Geſundheit,

vielleicht zu viel Beſchäftigung mit ſich ſelbſt, und dabey eine ſittliche und religiöſe Aengſtlichkeit ließen ſie das der Welt nicht ſeyn, was ſie unter andern Umſtänden hätte werden können. Sie war ein Licht, das nur wenigen Freunden und mir beſonders leuchtete.

Wäre es möglich, verſetzte Wilhelm, der ſich einen Augenblick beſonnen hatte, indem nun auf einmal ſo vielerley Umſtände ihm zuſammentreffend erſchienen, wäre es möglich, daß jene ſchöne herrliche Seele, deren ſtille Bekenntniſſe auch mir mitgetheilt worden ſind, Ihre Tante ſey?

Sie haben das Heft geleſen? fragte Natalie.

Ja! verſetzte Wilhelm, mit der größten Theilnahme und nicht ohne Wirkung auf mein ganzes Leben. Was mir am meiſten aus dieſer Schrift entgegen leuchtete, war, ich möchte ſo ſagen, die Reinlichkeit des Daſeyns, nicht allein ihrer ſelbſt, ſondern auch alles deſſen, was ſie umgab, dieſe Selbſtſtändigkeit ihrer Natur und die Unmöglichkeit, etwas in ſich aufzunehmen, was mit der edlen liebevollen Stimmung nicht harmoniſch war.

So ſind Sie, verſetzte Natalie, billiger, ja ich darf wohl ſagen, gerechter gegen dieſe ſchöne Natur, als manche andere, denen man auch dieſes Manuſcript mitgetheilt hat. Jeder gebildete Menſch weiß, wie ſehr er an ſich und andern mit einer gewiſſen Roheit zu kämpfen hat, wie viel ihn ſeine Bildung koſtet, und wie ſehr er doch in gewiſſen Fällen nur an ſich ſelbſt

denkt und vergißt, was er andern ſchuldig iſt. Wie oft macht der gute Menſch ſich Vorwürfe, daß er nicht zart genug gehandelt habe, und doch, wenn nun eine ſchöne Natur ſich allzu zart, ſich allzu gewiſſenhaft bildet, ja, wenn man will, ſich überbildet, für dieſe ſcheint keine Duldung, keine Nachſicht in der Welt zu ſeyn. Dennoch ſind die Menſchen dieſer Art, außer uns, was die Ideale im Innern ſind, Vorbilder, nicht zum Nachahmen, ſondern zum Nachſtreben. Man lacht über die Reinlichkeit der Holländerinnen, aber wäre Freundin Thereſe was ſie iſt, wenn ihr nicht eine ähnliche Idee in ihrem Hausweſen immer vorſchwebte?

So finde ich alſo, rief Wilhelm aus, in Thereſens Freundin jene Natalie vor mir, an welcher das Herz jener köſtlichen Verwandten hing, jene Natalie, die von Jugend an ſo theilnehmend, ſo liebevoll und hülfreich war. Nur aus einem ſolchen Geſchlecht konnte eine ſolche Natur entſtehen! Welch eine Ausſicht eröfnet ſich vor mir, da ich auf einmal Ihre Voreltern und den ganzen Kreis, dem Sie angehören, überſchaue.

Ja! verſetzte Natalie, Sie könnten in einem gewiſſen Sinne nicht beſſer von uns unterrichtet ſeyn, als durch den Aufſatz unſerer Tante; freylich hat ihre Neigung zu mir ſie zu viel Gutes von dem Kinde ſagen laſſen. Wenn man von einem Kinde redet, ſpricht man niemals den Gegenſtand, immer nur ſeine Hoffnungen aus.

Wilhelm hatte indeſſen ſchnell überdacht, daß er nun auch von Lothario's Herkunft und früher Jugend unterrichtet ſey; die ſchöne Gräfin erſchien ihm als Kind mit den Perlen ihrer Tante um den Hals; auch er war dieſen Perlen ſo nahe geweſen, als ihre zarten liebevollen Lippen ſich zu den ſeinigen herunter neigten; er ſuchte dieſe ſchönen Erinnerungen durch andere Gedanken zu entfernen. Er lief die Bekanntſchaften durch, die ihm jene Schrift verſchafft hatte. So bin ich denn, rief er aus, in dem Hauſe des würdigen Oheims! Es iſt kein Haus, es iſt ein Tempel, und Sie ſind die würdige Prieſterinn, ja der Genius ſelbſt; ich werde mich des Eindrucks von geſtern Abend zeitlebens erinnern, als ich hereintrat, und die alten Kunſtbilder der frühſten Jugend wieder vor mir ſtanden. Ich erinnerte mich der mitleidigen Marmorbilder in Mignons Lied; aber dieſe Bilder hatten über mich nicht zu trauern, ſie ſahen mich mit hohem Ernſt an, und ſchloſſen meine früheſte Zeit unmittelbar an dieſen Augenblick. Dieſen unſern alten Familienſchatz, dieſe Lebensfreude meines Großvaters finde ich hier, zwiſchen ſo vielen andern würdigen Kunſtwerken aufgeſtellt, und mich, den die Natur zum Liebling dieſes guten alten Mannes gemacht hatte, mich Unwürdigen, finde ich nun auch hier! o Gott! in welchen Verbindungen, in welcher Geſellſchaft.

Die weibliche Jugend hatte nach und nach das Zimmer verlaſſen, um ihren kleinen Beſchäftigungen nachzugehn. Wilhelm, der mit Natalien allein geblieben war, mußte ihr ſeine letzten Worte deutlicher erklären. Die Entdeckung, daß ein ſchätzbarer Theil der aufgeſtellten Kunſtwerke ſeinem Großvater angehört hatte, gab eine ſehr heitere geſellige Stimmung. So wie er durch jenes Manuſcript mit dem Hauſe bekannt worden war, ſo fand er ſich nun auch gleichſam in ſeinem Erbtheile wieder. Nun wünſchte er Mignon zu ſehen, die Freundinn bat ihn ſich noch ſo lange zu gedulden, bis der Arzt, der in die Nachbarſchaft gerufen worden, wieder zurück käme. Man kann leicht denken, daß es derſelbe kleine thätige Mann war, den wir ſchon kennen, und deſſen auch die Bekenntniſſe einer ſchönen Seele erwähnten.

Da ich mich, fuhr Wilhelm fort, mitten in jenem Familienkreis befinde, ſo iſt ja wohl der Abbé, deſſen jene Schrift erwähnt, auch der wunderbare, unerklärliche Mann, den ich in dem Hauſe Ihres Bruders, nach den ſeltſamſten Ereigniſſen, wiedergefunden habe? Vielleicht geben Sie mir einige nähere Aufſchlüſſe über ihn?

Natalie verſetzte: über ihn wäre vieles zu ſagen; wovon ich am genaueſten unterrichtet bin, iſt der Einfluß, den er auf unſere Erziehung gehabt hat. Er war, wenigſtens eine Zeit lang, überzeugt, daß die

Erziehung ſich nur an die Neigung anſchlieſſen müſſe; wie er jetzt denkt, kann ich nicht ſagen. Er behauptete: das erſte und letzte am Menſchen ſey Thätigkeit, und man könne nichts thun, ohne die Anlage dazu zu haben, ohne den Inſtinkt, der uns dazu treibe. Man giebt zu, pflegte er zu ſagen, daß Poeten geboren werden, man giebt es bey allen Künſten zu, weil man muß, und weil jene Wirkungen der menſchlichen Natur kaum ſcheinbar nachgeäfft werden können; aber wenn man es genau betrachtet, ſo wird jede auch nur die geringſte Fähigkeit uns angeboren, und es giebt keine unbeſtimmte Fähigkeit. Nur unſere zweydeutige, zerſtreute Erziehung macht die Menſchen ungewiß, ſie erregt Wünſche ſtatt Triebe zu beleben, und, anſtatt den wirklichen Anlagen aufzuhelfen, richtet ſie das Streben nach Gegenſtänden, die ſo oft mit der Natur, die ſich nach ihnen bemüht, nicht übereinſtimmen. Ein Kind, ein junger Menſch, die auf ihrem eigenen Wege irre gehen, ſind mir lieber als manche, die auf fremdem Wege recht wandeln. Finden jene, entweder durch ſich ſelbſt, oder durch Anleitung, den rechten Weg, das iſt den, der ihrer Natur gemäß iſt, ſo werden ſie ihn nie verlaſſen, anſtatt daß dieſe jeden Augenblick in Gefahr ſind, ein fremdes Joch abzuſchütteln, und ſich einer unbedingten Freyheit zu übergeben.

Es iſt ſonderbar, ſagte Wilhelm, daß dieſer merkwürdige Mann auch an mir Theil genommen, und

mich, wie es ſcheint, nach ſeiner Weiſe, wo nicht geleitet, doch wenigſtens eine Zeit lang in meinen Irrthümern geſtärkt hat. Wie er es künftig verantworten will, daß er, in Verbindung mit mehreren, mich gleichſam zum beſten hatte, muß ich wohl mit Geduld erwarten.

Ich habe mich nicht über dieſe Grille, wenn ſie eine iſt, zu beklagen, ſagte Natalie; denn ich bin freylich unter meinen Geſchwiſtern am beſten dabey gefahren. Auch ſeh' ich nicht, wie mein Bruder Lothario hätte ſchöner ausgebildet werden können, nur hätte vielleicht meine gute Schweſter, die Gräfin, anders behandelt werden ſollen, vielleicht hätte man ihrer Natur etwas mehr Ernſt und Stärke einflößen können. Was aus Bruder Friedrich werden ſoll, läßt ſich gar nicht denken; ich fürchte, er wird das Opfer dieſer pädagogiſchen Verſuche werden.

Sie haben noch einen Bruder? rief Wilhelm.

Ja! verſetzte Natalie, und zwar eine ſehr luſtige, leichtfertige Natur, und da man ihn nicht abgehalten hatte in der Welt herumzufahren, ſo weiß ich nicht, was aus dieſem loſen, lockern Weſen werden ſoll. Ich habe ihn ſeit langer Zeit nicht geſehen. Das einzige beruhigt mich, daß der Abbé, und überhaupt die Geſellſchaft meines Bruders, jederzeit unterrichtet ſind, wo er ſich aufhält und was er treibt.

Wilhelm war eben im Begriff Nataliens Gedanken ſo wohl über dieſe Paradoxen zu erforſchen, als auch über die geheimnißvolle Geſellſchaft von ihr Aufſchlüſſe zu begehren, als der Medikus hereintrat, und nach dem erſten Willkommen ſogleich von Mignons Zuſtande zu ſprechen anfing.

Natalie, die darauf den Felix bey der Hand nahm, ſagte, ſie wolle ihn zu Mignon führen, und das Kind auf die Erſcheinung ſeines Freundes vorbereiten.

Der Arzt war nunmehr mit Wilhelm allein, und fuhr fort: Ich habe Ihnen wunderbare Dinge zu erzählen, die Sie kaum vermuthen. Natalie läßt uns Raum, damit wir freyer von Dingen ſprechen können, die, ob ich ſie gleich nur durch ſie ſelbſt erfahren konnte, doch in ihrer Gegenwart ſo frey nicht abgehandelt werden dürften. Die ſonderbare Natur des guten Kindes, von dem jetzt die Rede iſt, beſteht beynah nur aus einer tiefen Sehnſucht; das Verlangen, ihr Vaterland wieder zu ſehen, und das Verlangen nach Ihnen, mein Freund, iſt, möchte ich faſt ſagen, das einzige Irrdiſche an ihr, beydes greift nur in eine unendliche Ferne, beyde Gegenſtände liegen unerreichbar vor dieſem einzigen Gemüth. Sie mag in der Gegend von Mailand zu Hauſe ſeyn, und iſt in ſehr früher Jugend, durch eine Geſellſchaft Seiltänzer, ihren Eltern entführt worden. Näheres kann man von ihr nicht erfahren, theils weil ſie zu jung war, um Ort und Nahmen

genau angeben zu können, beſonders aber, weil ſie einen Schwur gethan hat, keinem lebendigen Menſchen ihre Wohnung und Herkunft näher zu bezeichnen. Denn eben jene Leute, die ſie in der Irre fanden, und denen ſie ihre Wohnung ſo genau beſchrieb, mit ſo dringenden Bitten ſie nach Hauſe zu führen, nahmen ſie nur deſto eiliger mit ſich fort, und ſcherzten Nachts in der Herberge, da ſie glaubten das Kind ſchlafe ſchon, über den guten Fang, und betheuerten, daß es den Weg zurück nicht wieder finden ſollte. Da überfiel das arme Geſchöpf eine gräßliche Verzweiflung, in der ihm zuletzt die Mutter Gottes erſchien, und ihm verſicherte, daß ſie ſich ſeiner annehmen wolle. Es ſchwur darauf bey ſich ſelbſt einen heiligen Eid, daß ſie künftig niemand mehr vertrauen, niemand ihre Geſchichte erzählen und in der Hoffnung einer unmittelbaren göttlichen Hülfe leben und ſterben wolle. Selbſt dieſes, was ich Ihnen hier erzähle, hat ſie Natalien nicht ausdrücklich vertraut; unſere werthe Freundin hat es aus einzelnen Aeuſſerungen, aus Liedern und kindlichen Unbeſonnenheiten, die gerade das verrathen, was ſie verſchweigen wollen, zuſammen gereiht.

Wilhelm konnte ſich nunmehr manches Lied, manches Wort dieſes guten Kindes erklären. Er bat ſeinen Freund aufs dringendſte, ihm ja nichts vorzuenthalten, was ihm von den ſonderbaren Geſängen und Bekenntniſſen des einzigen Weſens bekannt worden ſey.

O! ſagte der Arzt, bereiten Sie ſich auf ein ſonderbares Bekenntniß, auf eine Geſchichte, an der Sie, ohne ſich zu erinnern, viel Antheil haben, die, wie ich fürchte, für Tod und Leben dieſes guten Geſchöpfs entſcheidend iſt.

Laſſen Sie mich hören, verſetzte Wilhelm, ich bin äußerſt ungeduldig.

Erinnern Sie ſich, ſagte der Arzt eines geheimen, nächtlichen, weiblichen Beſuchs nach der Aufführung des Hamlets?

Ja ich erinnere mich deſſen wohl! rief Wilhelm beſchämt, aber ich glaubte nicht in dieſem Augenblick daran erinnert zu werden.

Wiſſen Sie, wer es war?

Nein! Sie erſchrecken mich! ums Himmels willen doch nicht Mignon? wer war's ſagen Sie mir's.

Ich weiß es ſelbſt nicht.

Alſo nicht Mignon?

Nein, gewiß nicht! aber Mignon war im Begriff ſich zu Ihnen zu ſchleichen, und mußte, aus einem Winkel, mit Entſetzen ſehen, daß eine Nebenbuhlerinn ihr zuvor kam.

Eine Nebenbuhlerinn! rief Wilhelm aus, reden Sie weiter, Sie verwirren mich ganz und gar.

Seyn Sie froh, ſagte der Arzt, daß Sie dieſe Reſultate ſo ſchnell von mir erfahren können. Natalie und ich, die wir doch nur einen entfernten Antheil

nehmen, wir waren genug gequält, bis wir den verworrenen Zuſtand dieſes guten Weſens, dem wir zu helfen wünſchten, nur ſo deutlich einſehen konnten. Durch leichtſinnige Reden Philinens und der andern Mädchen, durch ein gewiſſes Liedchen aufmerkſam gemacht, war ihr der Gedanke ſo reizend geworden, eine Nacht bey dem Geliebten zuzubringen, ohne daß ſie dabey etwas weiter als eine vertrauliche, glückliche Ruhe zu denken wußte. Die Neigung für Sie, mein Freund, war in dem guten Herzen ſchon lebhaft und gewaltſam, in Ihren Armen hatte das gute Kind ſchon von manchem Schmerz ausgeruht, ſie wünſchte ſich nun dieſes Glück in ſeiner ganzen Fülle. Bald nahm ſie ſich vor Sie freundlich darum zu bitten, bald hielt ſie ein heimlicher Schauder wieder davon zurück. Endlich gab ihr der luſtige Abend und die Stimmung des häufig genoſſenen Weins, den Muth das Wageſtück zu verſuchen, und ſich jene Nacht bey Ihnen einzuſchleichen. Schon war ſie vorausgelaufen, um ſich in der unverſchloſſenen Stube zu verbergen, allein als ſie eben die Treppe hinaufgekommen war, hörte ſie ein Geräuſch, ſie verbarg ſich, und ſah ein weißes, weibliches Weſen in Ihr Zimmer ſchleichen. Sie kamen ſelbſt bald darauf, und ſie hörte den groſſen Riegel zuſchieben.

Mignon empfand unerhörte Qual, alle die heftigen Empfindungen einer leidenſchaftlichen Eiferſucht

miſchten ſich zu dem unerkannten Verlangen einer dunkeln Begierde, und griffen die halb entwickelte Natur gewaltſam an. Ihr Herz, das bisher vor Sehnſucht und Erwartung lebhaft geſchlagen hatte, fing auf einmal an zu ſtocken, und drückte, wie eine bleyerne Laſt, ihren Buſen, ſie konnte nicht zu Athem kommen, ſie wußte ſich nicht zu helfen, ſie hörte die Harfe des Alten, eilte zu ihm unter das Dach, und brachte die Nacht zu ſeinen Füßen unter entſetzlichen Zuckungen hin.

Der Arzt hielt einen Augenblick inne, und da Wilhelm ſtille ſchwieg, fuhr er fort: Natalie hat mir verſichert, es habe ſie in ihrem Leben nichts ſo erſchreckt und angegriffen, als der Zuſtand des Kindes bey dieſer Erzählung; ja unſere edle Freundin machte ſich Vorwürfe, daß ſie durch ihre Fragen und Anleitungen dieſe Bekenntniſſe hervorgelockt, und durch die Erinnerung die lebhaften Schmerzen des guten Mädchens ſo grauſam erneuert habe.

Das gute Geſchöpf, ſo erzählte mir Natalie, war kaum auf dieſem Punkte ſeiner Erzählung, oder vielmehr ſeiner Antworten auf meine ſteigenden Fragen, als es auf einmal vor mir niederſtürzte, und, mit der Hand am Buſen, über den wiederkehrenden Schmerz jener ſchrecklichen Nacht ſich beklagte. Es wand ſich wie ein Wurm an der Erde, und ich mußte alle meine Faſſung zuſammen nehmen, um die Mittel, die mir für Geiſt

und

und Körper unter dieſen Umſtänden bekannt waren, zu denken und anzuwenden.

Sie ſetzen mich in eine bängliche Lage, rief Wilhelm, indem Sie mich, eben im Augenblicke, da ich das liebe Geſchöpf wieder ſehen ſoll, mein vielfaches Unrecht gegen daſſelbe ſo lebhaft fühlen laſſen. Soll ich ſie ſehen, warum nehmen Sie mir den Muth ihr mit Freyheit entgegen zu treten? und ſoll ich Ihnen geſtehen, da Ihr Gemüth ſo geſtimmt iſt, ſo ſeh ich nicht ein, was meine Gegenwart helfen ſoll? ſind Sie als Arzt überzeugt, daß jene doppelte Sehnſucht ihre Natur ſo weit untergraben hat, daß ſie ſich vom Leben abzuſcheiden droht, warum ſoll ich durch meine Gegenwart ihre Schmerzen erneuern, und vielleicht ihr Ende beſchleunigen?

Mein Freund! verſetzte der Arzt, wo wir nicht helfen können, ſind wir doch ſchuldig zu lindern, und wie ſehr die Gegenwart eines geliebten Gegenſtandes der Einbildungskraft ihre zerſtörende Gewalt nimmt, und die Sehnſucht in ein ruhiges Schauen verwandelt, davon habe ich die wichtigſten Beyſpiele. Alles mit Maaß und Ziel! Denn eben ſo kann die Gegenwart eine verlöſchende Leidenſchaft wieder anfachen. Sehen Sie das gute Kind, betragen Sie ſich freundlich, und laſſen Sie uns abwarten, was daraus entſteht.

Natalie kam eben zurück, und verlangte, daß Wilhelm ihr zu Mignon folgen ſollte. Sie ſcheint mit Je-

lir ganz glücklich zu ſeyn, und wird den Freund, hoffe ich, gut empfangen. Wilhelm folgte nicht ohne einiges Widerſtreben, er war tief gerührt von dem, was er vernommen hatte, und fürchtete eine leidenſchaftliche Scene. Als er hineintrat, ergab ſich gerade das Gegentheil.

Mignon im langen weißen Frauengewande, theils mit lockigen, theils aufgebundenen, reichen, braunen Haaren, ſaß, hatte Felix auf dem Schoße und drückte ihn an ihr Herz; ſie ſah völlig aus wie ein abgeſchiedner Geiſt, und der Knabe wie das Leben ſelbſt, es ſchien als wenn Himmel und Erde ſich umarmten. Sie reichte Wilhelmen lächelnd die Hand, und ſagte: ich danke Dir, daß Du mir das Kind wieder bringſt, ſie hatten ihn Gott weiß wie entführt, und ich konnte nicht leben zeither. So lange mein Herz auf der Erde noch etwas bedarf, ſoll dieſer die Lücke ausfüllen.

Die Ruhe, womit Mignon ihren Freund empfangen hatte, verſetzte die Geſellſchaft in große Zufriedenheit. Der Arzt verlangte, daß Wilhelm ſie öfters ſehen, und daß man ſie ſowohl körperlich als geiſtig im Gleichgewicht erhalten ſollte. Er ſelbſt entfernte ſich, und verſprach in kurzer Zeit wieder zu kommen.

Wilhelm konnte nun Natalien in ihrem Kreiſe beobachten, man hätte ſich nichts beſſeres gewünſcht, als neben ihr zu leben, ihre Gegenwart hatte den reinſten Einfluß auf junge Mädchen und Frauenzimmer von

verſchiedenem Alter, die theils in ihrem Hauſe wohnten, theils aus der Nachbarſchaft ſie mehr oder weniger zu beſuchen kamen.

Der Gang Ihres Lebens, ſagte Wilhelm einmal zu ihr, iſt wohl immer ſehr gleich geweſen? denn die Schilderung, die Ihre Tante von Ihnen als Kind macht, ſcheint, wenn ich nicht irre, noch immer zu paſſen. Sie haben ſich, man fühlt es Ihnen wohl an, nie verwirrt. Sie waren nie genöthigt einen Schritt zurück zu thun.

Das bin ich meinem Oheim und dem Abbé ſchuldig, verſetzte Natalie, die meine Eigenheiten ſo gut zu beurtheilen wußten. Ich erinnere mich von Jugend an kaum eines lebhaftern Eindrucks, als daß ich überall die Bedürfniſſe der Menſchen ſah und ein unüberwindliches Verlangen empfand ſie auszugleichen. Das Kind, das noch nicht auf ſeinen Füßen ſtehen konnte, der Alte, der ſich nicht mehr auf den ſeinigen erhielt, das Verlangen einer reichen Familie nach Kindern, die Unfähigkeit einer armen die ihrigen zu erhalten, jedes ſtille Verlangen nach einem Gewerbe, den Trieb zu einem Talente, die Anlagen zu hundert kleinen nothwendigen Fähigkeiten, dieſe überall zu entdecken, ſchien mein Auge von der Natur beſtimmt. Ich ſah, worauf mich niemand aufmerkſam gemacht hatte, ich ſchien aber auch nur geboren, um das zu ſehen. Die Reize der lebloſen Natur, für die ſo viele Menſchen äußerſt empfänglich ſind, hatten keine Wirkung auf mich, beynah noch

weniger die Reize der Kunſt, meine angenehmſte Empfindung war und iſt es noch, wenn ſich mir ein Mangel, ein Bedürfniß in der Welt darſtellte, ſogleich im Geiſte einen Erſatz, ein Mittel, eine Hülfe aufzufinden.

Sah ich einen Armen in Lumpen, ſo fielen mir die überflüſſigen Kleider ein, die ich in den Schränken der Meinigen hatte hängen ſehen; ſah ich Kinder, die ſich ohne Sorgfalt und ohne Pflege verzehrten, ſo erinnerte ich mich dieſer oder jener Frau, der ich, bey Reichthum und Bequemlichkeit, Langeweile abgemerkt hatte; ſah ich viele Menſchen in einem engen Raume eingeſperrt, ſo dachte ich, ſie müßten in die großen Zimmer mancher Häuſer und Paläſte einquartirt werden. Dieſe Art zu ſehen war bey mir ganz natürlich, ohne die mindeſte Reflexion, ſo daß ich darüber, als Kind, das wunderlichſte Zeug von der Welt machte, und mehr als einmal, durch die ſonderbarſten Anträge, die Menſchen in Verlegenheit ſetzte. Noch eine Eigenheit war es, daß ich das Geld nur mit Mühe, und ſpät, als ein Mittel die Bedürfniſſe zu befriedigen, anſehen konnte, alle meine Wohlthaten beſtanden in Naturalien, und ich weiß daß oft genug über mich gelacht worden iſt. Nur der Abbé ſchien mich zu verſtehen, er kam mir überall entgegen, er machte mich mit mir ſelbſt, mit dieſen Wünſchen und Neigungen bekannt, und lehrte mich, ſie zweckmäßig befriedigen.

Haben Sie denn, fragte Wilhelm, bey der Erziehung Ihrer kleinen weiblichen Welt, auch die Grundsätze jener sonderbaren Männer angenommen? laſſen Sie denn auch jede Natur ſich ſelbſt ausbilden? laſſen Sie denn auch die Ihrigen ſuchen und irren, Mißgriffe thun, ſich glücklich am Ziele finden, oder unglücklich in die Irre verlieren?

Nein! ſagte Natalie, dieſe Art mit Menſchen zu handeln würde ganz gegen meine Geſinnungen ſeyn. Wer nicht im Augenblick hilft, ſcheint mir nie zu helfen, wer nicht im Augenblicke Rath giebt, nie zu rathen. Eben ſo nöthig ſcheint es mir gewiſſe Geſetze auszuſprechen und den Kindern einzuſchärfen, die dem Leben einen gewiſſen Halt geben. Ja, ich möchte beynah behaupten: es ſey beſſer nach Regeln zu irren, als zu irren, wenn uns die Willkühr unſerer Natur hin und her treibt, und wie ich die Menſchen ſehe, ſcheint mir in ihrer Natur immer eine Lücke zu bleiben, die nur durch ein entſchieden ausgeſprochenes Geſetz ausgefüllt werden kann.

So iſt alſo Ihre Handelsweiſe, ſagte Wilhelm, völlig von jener verſchieden, welche unſere Freunde beobachten?

Ja! verſetzte Natalie, Sie können aber hieraus die unglaubliche Toleranz jener Männer ſehen, daß ſie eben auch mich, auf meinem Wege, gerade deswegen, weil es mein Weg iſt, keineswegs ſtören, ſondern mir in allem, was ich nur wünſchen kann, entgegenkommen.

Einen umſtändlichern Bericht, wie Natalie mit ihren Kindern verfuhr, verſparen wir auf eine andere Gelegenheit.

Mignon verlangte oft in der Geſellſchaft zu ſeyn, und man vergönnte es ihr um ſo lieber, als ſie ſich nach und nach wieder an Wilhelmen zu gewöhnen, ihr Herz gegen ihn aufzuſchließen und überhaupt heiterer und lebensluſtiger zu werden ſchien. Sie hing ſich, beim Spazierengehen, da ſie leicht müde ward, gern an ſeinen Arm. Nun, ſagte ſie, Mignon klettert und ſpringt nicht mehr, und doch fühlt er noch immer die Begierde über die Gipfel der Berge wegzuſpazieren, von einem Hauſe aufs andere, von einem Baume auf den andern zu ſchreiten. Wie beneidenswerth ſind die Vögel, beſonders wenn ſie ſo artig und vertraulich ihre Neſter bauen.

Es ward nun bald zur Gewohnheit, daß Mignon ihren Freund mehr als einmal in den Garten lud. War dieſer beſchäftigt oder nicht zu finden, ſo mußte Felix die Stelle vertreten, und wenn das gute Mädchen in manchen Augenblicken ganz von der Erde los ſchien, ſo hielt ſie ſich in andern gleichſam wieder feſt an Vater und Sohn, und ſchien eine Trennung von dieſen mehr als alles zu fürchten.

Natalie ſchien nachdenklich. Wir haben gewünſcht durch Ihre Gegenwart, ſagte ſie, das arme gute Herz wieder aufzuſchließen; ob wir wohl gethan haben, weiß

ich nicht. Sie ſchwieg und ſchien zu erwarten, daß Wilhelm etwas ſagen ſollte. Auch ihm fiel ein, daß durch ſeine Verbindung mit Thereſen, Mignon, unter den gegenwärtigen Umſtänden, aufs äußerſte gekränkt werden müſſe; allein er getraute ſich in ſeiner Ungewißheit nichts von dieſem Vorhaben zu ſprechen, er vermuthete nicht, daß Natalie davon unterrichtet ſey.

Eben ſo wenig konnte er mit Freyheit des Geiſtes die Unterredung verfolgen, wenn ſeine edle Freundin von ihrer Schweſter ſprach, ihre guten Eigenſchaften rühmte, und ihren Zuſtand bedauerte. Er war nicht wenig verlegen, als Natalie ihm ankündigte, daß er die Gräfin bald hier ſehen werde. Ihr Gemahl, ſagte ſie, hat nun keinen andern Sinn, als den abgeſchiedenen Grafen in der Gemeinde zu erſetzen, durch Einſicht und Thätigkeit dieſe große Anſtalt zu unterſtützen und weiter aufzubauen. Er kommt mit ihr zu uns, um eine Art von Abſchied zu nehmen, er wird nachher die verſchiedenen Orte beſuchen, wo die Gemeinde ſich niedergelaſſen hat, man ſcheint ihn nach ſeinen Wünſchen zu behandeln, und faſt glaub' ich, er wagt mit meiner armen Schweſter eine Reiſe nach Amerika, um ja ſeinem Vorgänger recht ähnlich zu werden; und da er einmal ſchon beynah überzeugt iſt, daß ihm nicht viel fehle ein Heiliger zu ſeyn, ſo mag ihm der Wunſch manchmal vor der Seele ſchweben, wo möglich zuletzt auch noch als Märtyrer zu glänzen.

Viertes Capitel.

Oft genug hatte man bisher von Fräulein Thereſe geſprochen, oft genug ihrer im Vorbeygehen erwähnt, und faſt jedesmal war Wilhelm im Begriff ſeiner neuen Freundinn zu bekennen, daß er jenem trefflichen Frauenzimmer ſein Herz und ſeine Hand angeboten habe. Ein gewiſſes Gefühl, das er ſich nicht erklären konnte, hielt ihn zurück, er zauderte ſo lange, bis endlich Natalie ſelbſt, mit dem himmliſchen, beſcheidnen, heitern Lächeln, das man an ihr zu ſehen gewohnt war, zu ihm ſagte: ſo muß ich denn doch zuletzt das Stillſchweigen brechen, und mich in Ihr Vertrauen gewaltſam eindrängen! Warum machen Sie mir ein Geheimnis, mein Freund, aus einer Angelegenheit, die Ihnen ſo wichtig iſt, und die mich ſelbſt ſo nahe angeht? Sie haben meiner Freundin Ihre Hand angeboten, ich miſche mich nicht ohne Beruf in dieſe Sache, hier iſt meine Legitimation, hier iſt der Brief, den ſie Ihnen ſchreibt, den ſie durch mich Ihnen ſendet.

Einen Brief von Thereſen! rief er aus.

Ja, mein Herr, und Ihr Schickſal iſt entſchieden, Sie ſind glücklich. Laſſen Sie mich Ihnen und meiner Freundin Glück wünſchen.

Wilhelm verſtummte, und ſah vor ſich hin. Natalie ſah ihn an, ſie bemerkte, daß er blaß ward. Ihre Freude iſt ſtark, fuhr ſie fort, ſie nimmt die Geſtalt des Schreckens an, ſie raubt Ihnen die Sprache. Mein Antheil iſt darum nicht weniger herzlich, weil er mich noch zum Worte kommen läßt. Ich hoffe Sie werden dankbar ſeyn, denn ich darf Ihnen ſagen: mein Einfluß auf Thereſens Entſchließung war nicht gering, ſie fragte mich um Rath, und, ſonderbarer Weiſe, waren Sie eben hier, ich konnte die wenigen Zweifel, die meine Freundin noch hegte, glücklich beſiegen, die Bothen gingen lebhaft hin und wieder, hier iſt ihr Entſchluß! hier iſt die Entwicklung! und nun ſollen Sie alle ihre Briefe leſen, Sie ſollen in das ſchöne Herz Ihrer Braut einen freyen, reinen Blick thun.

Wilhelm entfaltete das Blatt, das ſie ihm unverſiegelt überreichte, es enthielt die freundlichen Worte:

Ich bin die Ihre, wie ich bin und wie Sie mich kennen. Ich nenne Sie den meinen, wie Sie ſind und wie ich Sie kenne. Was an uns ſelbſt, was an unſern Verhältniſſen der Eheſtand verändert, werden wir durch Vernunft, frohen Muth und guten Willen zu übertragen wiſſen. Da uns keine Leidenſchaft, ſondern Neigung und Zutrauen zuſammen führt, ſo wa-

gen wir weniger als tauſend andere. Sie verzeihen mir gewis, wenn ich mich manchmal meines alten Freundes herzlich erinnere, dafür will ich Ihren Sohn als Mutter an meinen Buſen drücken. Wollen Sie mein kleines Haus ſogleich mit mit theilen, ſo ſind Sie Herr und Meiſter, indeſſen wird der Gutslauf abgeſchloſſen. Ich wünſchte, daß dort keine neue Einrichtung ohne mich gemacht würde, um ſogleich zu zeigen, daß ich das Zutrauen verdiene, das Sie mir ſchenken. Leben Sie wohl, lieber, lieber Freund! Geliebter Bräutigam, verehrter Gatte! Thereſe drückt Sie an ihre Bruſt mit Hoffnung und Lebensfreude. Meine Freundin wird Ihnen mehr, wird Ihnen alles ſagen.

Wilhelm, dem dieſes Blatt ſeine Thereſe wieder völlig vergegenwärtigt hatte, war auch wieder völlig zu ſich ſelbſt gekommen. Unter dem Leſen wechſelten die ſchnellſten Gedanken in ſeiner Seele. Mit Entſetzen fand er lebhafte Spuren einer Neigung gegen Natalien in ſeinem Herzen, er ſchalt ſich, er erklärte jeden Gedanken der Art für Unſinn, er ſtellte ſich Thereſen in ihrer ganzen Vollkommenheit vor, er las den Brief wieder, er ward heiter, oder vielmehr er erholte ſich ſo weit, daß er heiter ſcheinen konnte. Natalie legte ihm die gewechſelten Briefe vor, aus denen wir einige Stellen ausziehen wollen.

Nachdem Thereſe ihren Bräutigam nach ihrer Art geſchildert hatte, fuhr ſie fort:

So ſtelle ich mir den Mann vor, der mir jetzt ſeine Hand anbietet. Wie er von ſich ſelbſt denkt, wirſt Du künftig aus den Papieren ſehen, in welchen er ſich mir ganz offen beſchreibt; ich bin überzeugt, daß ich mit ihm glücklich ſeyn werde.

Was den Stand betrifft, ſo weißt Du, wie ich von je her drüber gedacht habe. Einige Menſchen fühlen die Mißverhältniſſe der äußern Zuſtände fürchterlich, und können ſie nicht übertragen. Ich will niemanden überzeugen, ſo wie ich nach meiner Ueberzeugung handeln will. Ich denke kein Beyſpiel zu geben, wie ich doch nicht ohne Beyſpiel handle. Mich ängſtigen nur die innern Mißverhältniſſe, ein Gefäß, das ſich zu dem, was es enthalten ſoll, nicht ſchickt; viel Prunk und wenig Genuß, Reichthum und Geiz, Adel und Roheit, Jugend und Pedanterei, Bedürfnis und Ceremonien, dieſe Verhältniſſe wärens, die mich vernichten könnten, die Welt mag ſie ſtempeln und ſchätzen wie ſie will.

Wenn ich hoffe, daß wir zuſammen paſſen werden, ſo gründe ich meinen Ausſpruch vorzüglich darauf, daß er Dir, liebe Natalie, die ich ſo unendlich ſchätze und verehre, daß er Dir ähnlich iſt. Ja er hat von Dir das edle Suchen und Streben nach dem Beſſern, wodurch wir das Gute, das wir zu finden glauben, ſelbſt hervorbringen. Wie oft habe ich Dich nicht im Stil-

len getadelt, daß Du dieſen oder jenen Menſchen anders behandelteſt, daß Du in dieſem oder jenem Fall Dich anders betrugſt, als ich würde gethan haben, und doch zeigte der Ausgang meiſt, daß Du Recht hatteſt. Wenn wir, ſagteſt Du, die Menſchen nur nehmen wie ſie ſind, ſo machen wir ſie ſchlechter; wenn wir ſie behandeln, als wären ſie was ſie ſeyn ſollten, ſo bringen wir ſie dahin, wohin ſie zu bringen ſind. Ich kann weder ſo ſehen noch handeln, das weiß ich recht gut. Einſicht, Ordnung, Zucht, Befehl, das iſt meine Sache. Ich erinnere mich noch wohl, was Jarno ſagte: Thereſe dreſſirt ihre Zöglinge, Natalie bildet ſie. Ja er ging ſo weit, daß er mir einſt die drey ſchönen Eigenſchaften Glaube, Liebe und Hoffnung völlig abſprach. Statt des Glaubens, ſagte er, hat ſie die Einſicht, ſtatt der Liebe, die Beharrlichkeit und ſtatt der Hoffnung, das Zutrauen. Auch ich will Dir gerne geſtehen, ehe ich Dich kannte, kannte ich nichts Höheres in der Welt als Klarheit und Klugheit, nur Deine Gegenwart hat mich überzeugt, belehrt, überwunden, und Deiner ſchönen hohen Seele tret' ich gerne den Rang ab. Auch meinen Freund verehre ich in eben demſelben Sinn, ſeine Lebensbeſchreibung iſt ein ewiges Suchen und nicht finden; aber nicht das leere Suchen, ſondern das wunderbare, gutmüthige Suchen begabt ihn, er wähnt man könne ihm das geben, was nur von ihm kommen kann. So, meine Liebe, ſchadet mir auch

diesmal meine Klarheit nichts, ich kenne meinen Gatten beſſer, als er ſich ſelbſt kennt, und ich achte ihn nur um deſto mehr. Ich ſehe ihn, aber ich überſehe ihn nicht, und alle meine Einſicht reicht nicht hin zu ahnen, was er wirken kann. Wenn ich an ihn denke, vermiſcht ſich ſein Bild immer mit dem Deinigen, und ich weiß nicht, wie ich es werth bin zwey ſolchen Menſchen anzugehören. Aber ich will es werth ſeyn, dadurch daß ich meine Pflicht thue, dadurch daß ich erfülle, was man von mir erwarten und hoffen kann.

Ob ich Lothario's gedenke? Lebhaft und täglich, ihn kann ich in der Geſellſchaft, die mich im Geiſte umgiebt, nicht einen Augenblick miſſen. O wie bedaure ich den trefflichen Mann, der durch einen Jugendfehler mit mir verwandt iſt, daß die Natur ihn Dir ſo nahe gewollt hat. Warlich ein Weſen wie Du, wäre ſeiner mehr werth als ich, Dir könnt' ich, Dir müßt' ich ihn abtreten, laß uns ihm ſeyn, was nur möglich iſt, bis er eine würdige Gattin findet, und auch dann laß uns zuſammen ſeyn und zuſammen bleiben!

Was werden nun aber unſre Freunde ſagen? begann Natalie. — Ihr Bruder weiß nichts davon? — Nein! ſo wenig als die Ihrigen, die Sache iſt diesmal nur unter uns Weibern verhandelt worden. Ich weiß nicht, was Lydie Thereſen für Grillen in den Kopf geſetzt hat, ſie ſcheint dem Abbé und Jarno zu mißtrauen. Lydie

hat ihr gegen gewiſſe geheime Verbindungen und Plane, von denen ich wohl im Allgemeinen weiß, in die ich aber niemals einzudringen gedachte, wenigſtens einigen Argwohn eingeflößt, und bey dieſem entſcheidenden Schritt ihres Lebens wollte ſie niemand als mir einigen Einfluß verſtatten. Mit meinem Bruder war ſie ſchon früher überein gekommen, daß ſie ſich wechſelsweiſe ihre Heirath nur melden, ſich darüber nicht zu Rathe ziehen wollten.

Natalie ſchrieb nun einen Brief an ihren Bruder, ſie lud Wilhelmen ein, einige Worte dazu zu ſetzen, Thereſe hatte ſie darum gebeten. Man wollte eben ſiegeln, als Jarno ſich unvermuthet anmelden ließ. Aufs freundlichſte ward er empfangen, auch ſchien er ſehr munter und ſcherzhaft, und konnte endlich nicht unterlaſſen zu ſagen: eigentlich komme ich hieher, um Ihnen eine ſehr wunderbare, doch angenehme Nachricht zu bringen; ſie betrifft unſere Thereſe. Sie haben uns manchmal getadelt, ſchöne Natalie! daß wir uns um ſo vieles bekümmern, nun aber ſehen Sie wie gut es iſt, überall ſeine Spione zu haben. Rathen Sie, und laſſen Sie uns einmal Ihre Sagacität ſehen!

Die Selbſtgefälligkeit, womit er dieſe Worte ausſprach, die ſchalkhafte Mine, womit er Wilhelmen und Natalien anſah, überzeugten beyde, daß ihr Geheimniß entdeckt ſey. Natalie antwortete lächelnd: wir ſind viel künſtlicher als Sie denken, wir haben die Auflöſung des

Räthſels, noch ehe es uns aufgegeben wurde, ſchon zu Papiere gebracht.

Sie überreichte ihm, mit dieſen Worten, den Brief an Lothario, und war zufrieden, der kleinen Ueberraſchung und Beſchämung, die man ihnen zugedacht hatte, auf dieſe Weiſe zu begegnen. Jarno nahm das Blatt mit einiger Verwunderung, überlief es nur, ſtaunte, ließ es aus der Hand ſinken, und ſah ſie beyde mit großen Augen, mit einem Ausdruck der Ueberraſchung, ja des Entſetzens an, den man auf ſeinem Geſichte nicht gewohnt war. Er ſagte kein Wort.

Wilhelm und Natalie waren nicht wenig betroffen, Jarno ging in der Stube auf und ab. Was ſoll ich ſagen? rief er aus, oder ſoll ich's ſagen? Es kann kein Geheimniß bleiben, die Verwirrung iſt nicht zu vermeiden. Alſo denn Geheimniß gegen Geheimniß! Ueberraſchung gegen Ueberraſchung! Thereſe iſt nicht die Tochter ihrer Mutter! das Hinderniß iſt gehoben, ich komme hierher ſie zu bitten, das edle Mädchen zu einer Verbindung mit Lothario vorzubereiten.

Jarno ſah die Beſtürzung der beyden Freunde, welche die Augen zur Erde niederſchlugen. Dieſer Fall iſt einer von denen, ſagte er, die ſich in Geſellſchaft am ſchlechteſten ertragen laſſen. Was jedes dabey zu denken hat, denkt es am beſten in der Einſamkeit, ich wenigſtens erbitte mir auf eine Stunde Urlaub. Er eilte in

den Garten, Wilhelm folgte ihm mechaniſch, aber in der Ferne.

Nach Verlauf einer Stunde fanden ſie ſich wieder zuſammen. Wilhelm nahm das Wort und ſagte: ſonſt da ich ohne Zweck und Plan leicht, ja leichtfertig lebte, kamen mir Freundſchaft, Liebe, Neigung, Zutrauen mit offenen Armen entgegen, ja ſie drängten ſich zu mir; jetzt, da es Ernſt wird, ſcheint das Schickſal mit mir einen andern Weg zu nehmen: der Entſchluß, Thereſen meine Hand anzubieten, iſt vielleicht der erſte, der ganz rein aus mir ſelbſt kommt. Mit Ueberlegung machte ich meinen Plan, meine Vernunft war völlig damit einig, und durch die Zuſage des trefflichen Mädchens wurden alle meine Hoffnungen erfüllt. Nun drückt das ſonderbarſte Geſchick meine ausgeſtreckte Hand nieder, Thereſe reicht mir die ihrige von ferne, wie im Traume, ich kann ſie nicht faſſen, und das ſchöne Bild verläßt mich auf ewig. So lebe denn wohl du ſchönes Bild! und ihr Bilder der reichſten Glückſeligkeit, die ihr euch darum her verſammeltet!

Er ſchwieg einen Augenblick ſtill, ſah vor ſich hin, und Jarno wollte reden. Laſſen Sie mich noch etwas ſagen, fiel Wilhelm ihm ein, denn um mein ganzes Geſchick wird ja doch diesmal das Loos geworfen. In dieſem Augenblick kommt mir der Eindruck zu Hülfe, den Lothario's Gegenwart, beym erſten Anblick, mir einprägte, und der mir beſtändig geblieben iſt. Dieſer

Mann

Mann verdient jede Art von Neigung und Freundſchaft, und ohne Aufopferung läßt ſich keine Freundſchaft denken. Um ſeinetwillen war es mir leicht ein unglückliches Mädchen zu bethören, um ſeinetwillen ſoll mir möglich werden der würdigſten Braut zu entſagen. Gehen Sie hin, erzählen Sie ihm die ſonderbare Geſchichte, und ſagen Sie ihm wozu ich bereit bin.

Jarno verſetzte hierauf: in ſolchen Fällen, halte ich dafür, iſt ſchon alles gethan, wenn man ſich nur nicht übereilt. Laſſen Sie uns keinen Schritt ohne Lothario's Einwilligung thun! Ich will zu ihm, erwarten Sie meine Zurückkunft oder ſeine Briefe ruhig.

Er ritt weg, und hinterließ die beyden Freunde in der größten Wehmuth. Sie hatten Zeit ſich dieſe Begebenheit auf mehr als Eine Weiſe zu wiederholen, und ihre Bemerkungen darüber zu machen. Nun fiel es ihnen erſt auf, daß ſie dieſe wunderbare Erklärung ſo gerade von Jarno angenommen, und ſich nicht um die nähern Umſtände erkundigt hatten. Ja Wilhelm wollte ſogar einigen Zweifel hegen; aber aufs höchſte ſtieg ihr Erſtaunen, ja ihre Verwirrung, als den andern Tag ein Bothe von Thereſen ankam, der folgenden ſonderbaren Brief an Natalien mitbrachte:

„So ſeltſam es auch ſcheinen mag, ſo muß ich doch meinem vorigen Briefe ſogleich noch einen nachſenden, und Dich erſuchen mir meinen Bräutigam eilig zu ſchicken. Er ſoll mein Gatte werden, was man auch für

Plane macht mir ihn zu rauben. Gieb ihm inliegenden Brief! Nur vor keinem Zeugen, es mag gegenwärtig seyn wer will.“

Der Brief an Wilhelmen enthielt folgendes: „Was werden Sie von Ihrer Thereſe denken? wenn ſie auf einmal, leidenſchaftlich, auf eine Verbindung dringt, die der ruhigſte Verſtand nur eingeleitet zu haben ſchien. Laſſen Sie ſich durch nichts abhalten, gleich nach dem Empfang des Briefes abzureiſen. Kommen Sie, lieber, lieber Freund, nun dreyfach Geliebter, da man mir Ihren Beſitz rauben oder wenigſtens erſchweren will.“

Was iſt zu thun? rief Wilhelm aus, als er dieſen Brief geleſen hatte.

Noch in keinem Fall, verſetzte Natalie, nach einigem Nachdenken, hat mein Herz und mein Verſtand ſo geſchwiegen, als in dieſem, ich wüßte nichts zu thun, ſo wie ich nichts zu rathen weiß.

Wäre es möglich? rief Wilhelm mit Heftigkeit aus, daß Lothario ſelbſt nichts davon wüßte, oder wenn er davon weiß, daß er mit uns das Spiel verſteckter Plane wäre? Hat Jarno, indem er unſern Brief geſehen, das Mährchen aus dem Stegreiſe erfunden? Würde er uns was anders geſagt haben, wenn wir nicht zu voreilig geweſen wären? Was kann man wollen? was für Abſichten kann man haben? Was kann Thereſe für einen Plan meynen? Ja es läßt ſich nicht läugnen, Lo-

thario iſt von geheimen Wirkungen und Verbindungen umgeben, ich habe ſelbſt erfahren, daß man thätig iſt, daß man ſich, in einem gewiſſen Sinne, um die Handlungen, um die Schickſale mehrerer Menſchen bekümmert, und ſie zu leiten weiß. Von den Endzwecken dieſer Geheimniſſe verſtehe ich nichts, aber dieſe neuſte Abſicht, mir Thereſen zu entreißen, ſehe ich nur allzu deutlich. Auf einer Seite mahlt man mir das mögliche Glück Lothario's, vielleicht nur zum Scheine, vor, auf der andern ſehe ich meine Geliebte, meine verehrte Braut, die mich an ihr Herz ruft. Was ſoll ich thun? Was ſoll ich unterlaſſen?

Nur ein wenig Geduld! ſagte Natalie, nur eine kurze Bedenkzeit. In dieſer ſonderbaren Verknüpfung weiß ich nur ſo viel, daß wir das, was unwiederbringlich iſt, nicht übereilen ſollen. Gegen ein Mährchen, gegen einen künſtlichen Plan ſtehen Beharrlichkeit und Klugheit uns bey, es muß ſich bald aufklären, ob die Sache wahr oder ob ſie erfunden iſt. Hat mein Bruder wirklich Hoffnung ſich mit Thereſen zu verbinden, ſo wäre es grauſam, ihm ein Glück auf ewig zu entreißen, in dem Augenblicke da es ihm ſo freundlich erſcheint. Laſſen Sie uns nur abwarten, ob er etwas davon weiß, ob er ſelbſt glaubt, ob er ſelbſt hofft.

Dieſen Gründen ihres Raths kam glücklicherweiſe ein Brief von Lothario zu Hülfe: Ich ſchicke Jarno nicht wieder zurück, ſchrieb er, von meiner Hand eine Zeile.

iſt Dir mehr als die umſtändlichſten Worte eines Bethen. Ich bin gewiß, daß Thereſe nicht die Tochter ihrer Mutter iſt, und ich kann die Hoffnung, ſie zu beſitzen, nicht aufgeben, bis ſie auch überzeugt iſt, und alsdann zwiſchen mir und dem Freunde mit ruhiger Beilegung entſcheidet. Laß ihn, ich bitte Dich, nicht von Deiner Seite! das Glück, das Leben eines Bruders hängt davon ab. Ich verſpreche Dir, dieſe Ungewißheit ſoll nicht lange dauern.

Sie ſehen, wie die Sache ſteht, ſagte ſie freundlich zu Wilhelmen, geben Sie mir Ihr Ehrenwort nicht aus dem Hauſe zu gehen.

Ich gebe es! rief er aus, indem er ihr die Hand reichte, ich will dieſes Haus wider Ihren Willen nicht verlaſſen. Ich danke Gott und meinem guten Geiſt, daß ich diesmal geleitet werde und zwar von Ihnen.

Natalie ſchrieb Thereſen den ganzen Verlauf, und erklärte: daß ſie ihren Freund nicht von ſich laſſen werde, ſie ſchickte zugleich Lotharios Brief mit.

Thereſe antwortete: „Ich bin nicht wenig verwundert, daß Lothario ſelbſt überzeugt iſt, denn gegen ſeine Schweſter wird er ſich nicht auf dieſen Grad verſtellen. Ich bin verdrießlich, ſehr verdrießlich. Es iſt beſſer, ich ſage nichts weiter. Am beſten iſts, ich komme zu Dir, wenn ich nur erſt die arme Lydie untergebracht habe, mit der man grauſam umgeht. Ich fürchte, wir ſind alle betrogen, und werden ſo betrogen, um

nie ins Klare zu kommen. Wenn der Freund meinen Sinn hätte, so entſchlüpfte er Dir doch, und würfe ſich an das Herz ſeiner Thereſe, die ihm dann niemand entreißen ſollte; aber ich fürchte ich ſoll ihn verlieren und Lothario nicht wieder gewinnen. Dieſem entreißt man Lydien, indem man ihm die Hoffnung, mich beſitzen zu können, von Weitem zeigt. Ich will nichts weiter ſagen, die Verwirrung wird noch größer werden. Ob nicht indeſſen die ſchönſten Verhältniſſe ſo verſchoben, ſo untergraben und ſo zerrüttet werden, daß auch dann, wenn alles im Klaren ſeyn wird, doch nicht wieder zu helfen iſt, mag die Zeit lehren. Reißt ſich mein Freund nicht los, ſo komme ich in wenigen Tagen, um ihn bey Dir aufzuſuchen und feſt zu halten. Du wunderſt Dich, wie dieſe Leidenſchaft ſich Deiner Thereſe bemächtiget hat. Es iſt keine Leidenſchaft, es iſt Ueberzeugung, daß, da Lothario nicht mein werden konnte, dieſer neue Freund das Glück meines Lebens machen wird. Sag ihm das! im Nahmen des kleinen Knaben, der mit ihm unter der Eiche ſaß und ſich ſeiner Theilnahme freute. Sag ihm das im Nahmen Thereſens, die ſeinem Antrage mit einer herzlichen Offenheit entgegen kam. Mein erſter Traum, wie ich mit Lothario leben würde, iſt weit von meiner Seele weggerückt, der Traum, wie ich mit meinem neuen Freund zu leben gedachte, ſteht noch ganz gegenwärtig vor mir. Achtet man mich ſo wenig, daß man glaubt, es ſey ſo

was leichtes dieſen mit jenem aus dem Stegreiſe wieder umzutauſchen?“

Ich verlaſſe mich auf Sie, ſagte Natalie zu Wilhelmen, indem ſie ihm den Brief Thereſens gab, Sie entfliehen mir nicht. Bedenken Sie, daß Sie das Glück meines Lebens in ihrer Hand haben! Mein Daſeyn iſt mit dem Daſeyn meines Bruders ſo innig verbunden und verwurzelt, daß er keine Schmerzen fühlen kann, die ich nicht empfinde, keine Freude, die nicht auch mein Glück macht. Ja ich kann wohl ſagen, daß ich allein durch ihn empfunden habe, daß das Herz gerührt und erhoben, daß auf der Welt Freude, Liebe und ein Gefühl ſeyn kann, das über alles Bedürfniß hinaus befriedigt.

Sie hielt inne, Wilhelm nahm ihre Hand und rief: O fahren Sie fort, es iſt die rechte Zeit zu einem wahren wechſelſeitigen Vertrauen, wir haben nie nöthiger gehabt uns genauer zu kennen.

Ja, mein Freund! ſagte ſie lächelnd, mit ihrer ruhigen, ſanften, unbeſchreiblichen Hoheit, es iſt vielleicht nicht außer der Zeit, wenn ich Ihnen ſage, daß alles, was uns ſo manches Buch, was uns die Welt als Liebe nennt und zeigt, mir immer nur als ein Mährchen erſchienen ſey.

Sie haben nicht geliebt? rief Wilhelm aus.

Nie oder immer! verſetzte Natalie.

Fünftes Kapitel.

Sie waren unter dieſem Geſpräch im Garten auf- und abgegangen, Natalie hatte verſchiedene Blumen, von ſeltſamer Geſtalt, gebrochen, die Wilhelmen völlig unbekannt waren, und nach deren Nahmen er fragte.

Sie vermuthen wohl nicht, ſagte Natalie, für wen ich dieſen Strauß pflücke? er iſt für meinen Oheim beſtimmt, dem wir einen Beſuch machen wollen. Die Sonne ſcheint eben ſo lebhaft nach dem Saale der Vergangenheit, ich muß Sie dieſen Augenblick hineinführen, und ich gehe niemals hin, ohne einige von den Blumen, die mein Oheim beſonders begünſtigte, mitzubringen. Er war ein ſonderbarer Mann und der eigenſten Eindrücke fähig. Für gewiſſe Pflanzen und Thiere, für gewiſſe Menſchen und Gegenden, ja ſogar zu einigen Steinarten hatte er eine entſchiedene Neigung, die ſelten erklärlich war. Wenn ich nicht, pflegte er oft zu ſagen, mir von Jugend auf ſo ſehr widerſtanden hätte, wenn ich nicht geſtrebt hätte, meinen Verſtand ins Weite und Allgemeine auszubilden, ſo wäre ich der beſchränkteſte und unerträglichſte Menſch geworden;

denn nichts iſt unerträglicher als abgeſchnittene Eigenheit an demjenigen, von dem man eine reine, gehörige Thätigkeit fordern kann. Und doch mußte er ſelbſt geſtehen, daß ihm gleichſam Leben und Athem ausgehen würde, wenn er ſich nicht von Zeit zu Zeit nachſähe, und ſich erlaubte, das mit Leidenſchaft zu genießen, was er eben nicht immer loben und entſchuldigen konnte. Meine Schuld iſt es nicht, ſagte er, wenn ich meine Triebe und meine Vernunft nicht völlig habe in Einſtimmung bringen können. Bey ſolchen Gelegenheiten pflegte er meiſt über mich zu ſcherzen und zu ſagen: Natalien kann man bey Leibesleben ſelig preiſen, da ihre Natur nichts fordert, als was die Welt wünſcht und braucht.

Unter dieſen Worten waren ſie wieder in das Hauptgebäude gelangt. Sie führte ihn durch einen geräumigen Gang auf eine Thüre zu, vor der zwey Sphinxe von Granit lagen. Die Thüre ſelbſt war, auf ägyptiſche Weiſe, oben ein wenig enger als unten, und ihre ehernen Flügel bereiteten zu einem ernſthaften, ja zu einem ſchauerlichen Anblick vor; wie angenehm ward man daher überraſcht, als dieſe Erwartung ſich in die reinſte Heiterkeit auflöſte, indem man in einen Saal trat, in welchem Kunſt und Leben jede Erinnerung an Tod und Grab aufhoben. In die Wände waren verhältnißmäßige Bogen vertieft, in denen größere Sarkophagen ſtanden, in den Pfeilern dazwiſchen ſah man

kleinere Oeffnungen, mit Aſchenkäſtchen und Gefäßen geſchmückt; die übrigen Flächen der Wände und des Gewölbes ſah man regelmäßig abgetheilt, und zwiſchen heitern und mannigfaltigen Einfaſſungen, Kränzen und Zierrathen heitere und bedeutende Geſtalten, in Feldern von verſchiedener Größe, gemahlt. Die architectoniſchen Glieder waren mit dem ſchönen gelben Marmor, der ins röthliche hinüberblickt, bekleidet, hellblaue Streifen von einer glücklichen chemiſchen Compoſition ahmten den Laſurſtein nach, und gaben, indem ſie gleichſam in einem Gegenſatz das Auge befriedigten, dem Ganzen Einheit und Verbindung. Alle dieſe Pracht und Zierde ſtellte ſich in reinen architectoniſchen Verhältniſſen dar, und ſo ſchien jeder, der hineintrat, über ſich ſelbſt erhoben zu ſeyn, indem er durch die zuſammentreffende Kunſt erſt erfuhr, was der Menſch ſey und was er ſeyn könne.

Der Thüre gegenüber ſah man auf einem prächtigen Sarkophagen das Marmorbild eines würdigen Mannes, an ein Polſter gelehnt. Er hielt eine Rolle vor ſich, und ſchien mit ſtiller Aufmerkſamkeit darauf zu blicken. Sie war ſo gerichtet, daß man die Worte, die ſie enthielt, bequem leſen konnte. Es ſtand darauf: Gedenke zu leben.

Natalie, indem ſie einen verwelkten Strauß wegnahm, legte den friſchen vor das Bild des Oheims. Denn er ſelbſt war in der Figur vorgeſtellt, und Wil-

heim glaubte ſich noch der Züge des alten Herrn zu erinnern, den er damals im Walde geſehen hatte. Hier brachten wir manche Stunde zu, ſagte Natalie, bis dieſer Saal fertig war. In ſeinen letzten Jahren hatte er einige geſchickte Künſtler an ſich gezogen, und ſeine beſte Unterhaltung war die Zeichnungen und Cartone zu dieſen Gemählden ausſinnen und beſtimmen zu helfen.

Wilhelm konnte ſich nicht genug der Gegenſtände freuen, die ihn umgaben. Welch ein Leben, rief er aus, in dieſem Saale der Vergangenheit! man könnte ihn eben ſo gut den Saal der Gegenwart und der Zukunft nennen. So war alles und ſo wird alles ſeyn! Nichts iſt vergänglich, als der Eine der genießt und zuſchaut. Hier dieſes Bild der Mutter, die ihr Kind ans Herz drückt, wird viele Generationen glücklicher Mütter überleben; nach Jahrhunderten vielleicht erfreut ſich ein Vater dieſes bärtigen Mannes, der ſeinen Ernſt ablegt, und ſich mit ſeinem Sohne neckt. So verſchämt wird durch alle Zeiten die Braut ſitzen, und bey ihren ſtillen Wünſchen noch bedürfen, daß man ſie tröſte, daß man ihr zurede; ſo ungeduldig wird der Bräutigam auf der Schwelle horchen, ob er hereintreten darf.

Wilhelms Augen ſchweiften auf unzählige Bilder umher. Vom erſten frohen Triebe der Kindheit jedes Glied im Spiele nur zu brauchen und zu üben, bis zum ruhigen abgeſchiedenen Ernſte des Weiſen, konnte man, in ſchöner lebendiger Folge, ſehen, wie der Menſch

keine angebohrne Neigung und Fähigkeit beſitzt, ohne ſie zu brauchen und zu nutzen. Von dem erſten zarten Selbſtgefühl, wenn das Mädchen verweilt den Krug aus dem klaren Waſſer wieder herauf zu heben, und indeſſen ihr Bild gefällig betrachtet, bis zu jenen hohen Feyerlichkeiten, wenn Könige und Völker zu Zeugen ihrer Verbindungen die Götter am Altare anrufen, zeigte ſich alles bedeutend und kräftig.

Es war eine Welt, es war ein Himmel, der den Beſchauenden an dieſer Stätte umgab, und außer den Gedanken, welche jene gebildeten Geſtalten erregten, außer den Empfindungen, welche ſie einflößten, ſchien noch etwas anders gegenwärtig zu ſeyn, wovon der ganze Menſch ſich angegriffen fühlte. Auch Wilhelm bemerkte es, ohne ſich davon Rechenſchaft geben zu können. Was iſt das? rief er aus, das, unabhängig von aller Bedeutung, frey von allem Mitgefühl, das uns menſchliche Begebenheiten und Schickſale einflößen, ſo ſtark und zugleich ſo anmuthig auf mich zu wirken vermag? Es ſpricht aus dem Ganzen, es ſpricht aus jedem Theile mich an, ohne daß ich jenes begreifen, ohne daß ich dieſe mir beſonders zueignen könnte! Welchen Zauber ahnd' ich in dieſen Flächen, dieſen Linien, dieſen Höhen und Breiten, dieſen Maſſen und Farben! Was iſt es, das dieſe Figuren, auch nur obenhin betrachtet, ſchon als Zierrath ſo erfreulich macht! Ja ich fühle, man könnte hier verweilen, ruhen, alles mit

den Augen faſſen, ſich glücklich finden und ganz etwas anders fühlen und denken, als das, was vor Augen ſteht.

Und gewis! könnten wir beſchreiben wie glücklich alles eingetheilt war, wie an Ort und Stelle durch Verbindung oder Gegenſatz, durch Einfärbigkeit oder Buntheit alles beſtimmt, ſo und nicht anders erſchien, als es erſcheinen ſollte, und eine ſo vollkommne als deutliche Wirkung hervorbrachte; ſo würden wir den Leſer an einen Ort verſetzen, von dem er ſich ſobald nicht zu entfernen wünſchte.

Vier groſſe marmorne Candelaber ſtanden in den Ecken des Saals, vier kleinere in der Mitte, um einen ſehr ſchön gearbeiteten Sarkophag, der ſeiner Gröſſe nach eine junge Perſon von mittlerer Geſtalt konnte enthalten haben.

Natalie blieb bey dieſem Monumente ſtehen, und indem ſie die Hand darauf legte, ſagte ſie: mein guter Oheim hatte groſſe Vorliebe zu dieſem Werke des Alterthums. Er ſagte manchmal: nicht allein die erſten Blüthen fallen ab, die ihr da oben in jenen kleinen Räumen verwahren könnt, ſondern auch Früchte, die am Zweige hängend, uns noch lange die ſchönſte Hoffnung geben, indeſſ ein heimlicher Wurm ihre frühere Reife und ihre Zerſtörung vorbereitet. Ich fürchte, fuhr ſie fort, er hat auf das liebe Mädchen geweiſſagt, das

ſich unſerer Pflege nach und nach zu entziehen und zu dieſer ruhigen Wohnung zu neigen ſcheint.

Als ſie im Begriff waren wegzugehn, ſagte Natalie: ich muß Sie noch auf etwas aufmerkſam machen. Bemerken Sie dieſe halbrunden Oefnungen in der Höhe auf beyden Seiten! hier können die Chöre der Sänger verborgen ſtehen, und dieſe ehrnen Zierrathen unter dem Geſimſe dienen die Teppiche zu befeſtigen, die nach der Verordnung meines Oheims bey jeder Beſtattung aufgehängt werden ſollen. Er konnte nicht ohne Muſik, beſonders nicht ohne Geſang leben, und hatte dabey die Eigenheit, daß er die Sänger nicht ſehen wollte. Er pflegte zu ſagen: das Theater verwöhnt uns gar zu ſehr, die Muſik dient dort nur gleichſam dem Auge, ſie begleitet die Bewegungen, nicht die Empfindungen, bey Oratorien und Conzerten führt uns immer die Geſtalt des Muſikus, die wahre Muſik iſt allein fürs Ohr, eine ſchöne Stimme iſt das Allgemeinſte was ſich denken läßt, und indem das eingeſchränkte Individuum, das ſie hervorbringt, ſich vors Auge ſtellt, zerſtört es den reinen Effect jener Allgemeinheit. Ich will jeden ſehen, mit dem ich reden ſoll, denn es iſt ein einzelner Menſch, deſſen Geſtalt und Character die Rede werth oder unwerth macht, hingegen wer mir ſingt, ſoll unſichtbar ſeyn, ſeine Geſtalt ſoll mich nicht beſtechen oder irre machen. Hier ſpricht nur ein Organ zum Organe, nicht der Geiſt zum Geiſte, nicht eine tauſend-

fältige Welt zum Auge, nicht ein Himmel zum Menſchen. Eben ſo wollte er auch bey Inſtrumentalmuſiken die Orcheſter ſo viel als möglich verſteckt haben, weil man durch die mechaniſchen Bemühungen und durch die nothdürftigen, immer ſeltſamen Gebärden der Inſtrumentenſpieler ſo ſehr zerſtreut und verwirrt werde. Er pflegte daher eine Muſik nicht anders als mit zugeſchloſſenen Augen anzuhören, um ſein ganzes Daſeyn auf den einzigen, reinen Genuß des Ohrs zu concentriren.

Sie wollten eben den Saal verlaſſen, als ſie die Kinder in dem Gange heftig laufen und den Felix rufen hörten: mein ich! mein ich!

Mignon warf ſich zuerſt zur geöffneten Thüre herein, ſie war außer Athem, und konnte kein Wort ſagen, Felix, noch in einiger Entfernung, rief: Mutter Thereſe iſt da! Die Kinder hatten, ſo ſchien es, die Nachricht zu überbringen, einen Wettlauf angeſtellt. Mignon lag in Nataliens Armen, ihr Herz pochte gewaltſam.

Böſes Kind, ſagte Natalie, iſt Dir nicht alle heftige Bewegung unterſagt? ſieh, wie Dein Herz ſchlägt?

Laß es brechen! ſagte Mignon, mit einem tiefen Seufzer, es ſchlägt ſchon zu lange.

Man hatte ſich von dieſer Verwirrung, von dieſer Art von Beſtürzung kaum erholt, als Thereſe hereintrat. Sie flog auf Natalien zu, umarmte ſie und das

gute Kind. Dann wendete ſie ſich zu Wilhelmen, ſah ihn mit ihren klaren Augen an, und ſagte: nun, mein Freund, wie ſteht es, Sie haben ſich doch nicht irre machen laſſen? Er that einen Schritt gegen ſie, ſie ſprang auf ihn zu und hing an ſeinem Halſe. O meine Thereſe! rief er aus.

Mein Freund! mein Geliebter! mein Gatte! ja auf ewig die Deine, rief ſie unter den lebhafteſten Küſſen.

Felix zog ſie am Rocke und rief: Mutter Thereſe, ich bin auch da! Natalie ſtand und ſah vor ſich hin, Mignon fuhr auf einmal mit der linken Hand nach dem Herzen, und indem ſie den rechten Arm heftig ausſtreckte, fiel ſie mit einem Schrey zu Nataliens Füßen für todt nieder.

Der Schrecken war groß, keine Bewegung des Herzens noch des Pulſes war zu ſpüren. Wilhelm nahm ſie auf ſeinen Arm und trug ſie eilig hinauf, der ſchlotternde Körper hing über ſeine Schultern. Die Gegenwart des Arztes gab wenig Troſt, er und der junge Wundarzt, den wir ſchon kennen, bemühten ſich vergebens. Das liebe Geſchöpf war nicht ins Leben zurück zu rufen.

Natalie winkte Thereſen. Dieſe nahm ihren Freund bey der Hand und führte ihn aus dem Zimmer. Er war ſtumm und ohne Sprache, und hatte den Muth nicht, ihren Augen zu begegnen. So ſaß er neben ihr auf dem Kanape, auf dem er Natalien zuerſt anz-

troffen hatte. Er dachte mit groſser Schnelle eine Reihe von Schickſalen durch, oder vielmehr er dachte nicht, er ließ das auf ſeine Seele wirken, was er nicht entfernen konnte. Es giebt Augenblicke des Lebens, in welchen die Begebenheiten, gleich geflügelten Weberſchiffchen, vor uns ſich hin und wieder bewegen, und unaufhaltſam ein Gewebe vollenden, das wir mehr oder weniger ſelbſt geſponnen und angelegt haben. Mein Freund, ſagte Thereſe! mein Geliebter, indem ſie das Stillſchweigen unterbrach, und ihn bey der Hand nahm, laß uns dieſen Augenblick feſt zuſammenhalten, wie wir noch öfters, vielleicht in ähnlichen Fällen werden zu thun haben. Dieß ſind die Ereigniſſe, welche zu ertragen man zu zweyen in der Welt ſeyn muß. Bedenke, mein Freund, fühle, daß Du nicht allein biſt, zeige, daß Du Deine Thereſe liebſt zuerſt dadurch, daß Du Deine Schmerzen ihr mittheilſt! Sie umarmte ihn und ſchloß ihn ſanft an ihren Buſen, er faßte ſie in ſeine Arme, und drückte ſie mit Heftigkeit an ſich. Das arme Kind, rief er aus, ſuchte in traurigen Augenblicken Schutz und Zuflucht an meinem unſichern Buſen, laß die Sicherheit des Deinigen mir in dieſer ſchrecklichen Stunde zu gute kommen. Sie hielten ſich feſt umſchloſſen, er fühlte ihr Herz an ſeinem Buſen ſchlagen, aber in ſeinem Geiſte war es öde und leer, nur die Bilder Mignons und Nataliens ſchwebten wie Schatten vor ſeiner Einbildungskraft.

Natalie trat herein. Gieb uns Deinen Seegen! rief Thereſe, laß uns in dieſem traurigen Augenblicke vor Dir verbunden ſeyn. Wilhelm hatte ſein Geſicht an Thereſens Halſe verborgen, er war glücklich genug weinen zu können. Er hörte Natalien nicht kommen, er ſah ſie nicht, nur bey dem Klang ihrer Stimme verdoppelten ſich ſeine Thränen. Was Gott zuſammenfügt, will ich nicht ſcheiden, ſagte Natalie lächelnd, aber verbinden kann ich euch nicht, und kann nicht loben, daß Schmerz und Neigung die Erinnerung an meinen Bruder völlig aus euren Herzen zu verbannen ſcheint. Wilhelm riß ſich bey dieſen Worten aus den Armen Thereſens. Wo wollen Sie hin? riefen beyde Frauen. Laſſen Sie mich das Kind ſehen, rief er aus, das ich getödtet habe! Das Unglück, das wir mit Augen ſehen, iſt geringer, als wenn unſere Einbildungskraft das Uebel gewaltſam in unſer Gemüth einſenkt; laſſen Sie uns den abgeſchiedenen Engel ſehen! ſeine heitere Mine wird uns ſagen, daß ihm wohl iſt! Da die Freundinnen den bewegten Jüngling nicht abhalten konnten, folgten ſie ihm, aber der gute Arzt, der mit dem Chirurgus ihnen entgegen kam, hielt ſie ab ſich der Verblichenen zu nähern, und ſagte: Halten Sie ſich von dieſem traurigen Gegenſtande entfernt, und erlauben Sie mir, daß ich den Reſten dieſes ſonderbaren Weſens, ſo viel meine Kunſt vermag, einige Dauer gebe. Ich will die ſchöne Kunſt, einen Körper nicht

allein zu balſamiren, ſondern ihm auch ein lebendiges Anſehn zu erhalten, bey dieſem geliebten Geſchöpfe ſogleich anwenden. Da ich ihren Tod voraus ſah, habe ich alle Anſtalten gemacht, und mit dieſem Gehülfen hier ſoll mir's gewiß gelingen. Erlauben Sie mir nur noch einige Tage Zeit, und verlangen Sie das liebe Kind nicht wieder zu ſehen, bis wir es in den Saal der Vergangenheit gebracht haben.

Der junge Chirurgus hatte jene merkwürdige Inſtrumententaſche wieder in Händen. Von wem kann er ſie wohl haben? fragte Wilhelm den Arzt. Ich kenne ſie ſehr gut, verſetzte Natalie, er hat ſie von ſeinem Vater, der Sie damals im Walde verband.

O ſo habe ich mich nicht geirrt, rief Wilhelm, ich erkannte das Band ſogleich! Treten Sie mir es ab! es brachte mich zuerſt wieder auf die Spur von meiner Wohlthäterinn. Wie viel Wohl und Wehe überdauert nicht ein ſolches lebloſes Weſen! bey wie viel Schmerzen war dies Band nicht ſchon gegenwärtig, und ſeine Fäden halten noch immer! Wie vieler Menſchen letzten Augenblick hat es ſchon begleitet, und ſeine Farben ſind noch nicht verblichen! Es war gegenwärtig in einem der ſchönſten Augenblicke meines Lebens, da ich verwundet auf der Erde lag, und Ihre hülfreiche Geſtalt vor mir erſchien, als das Kind mit blutigen Haren, mit der zärtlichſten Sorgfalt für mein Leben beſorgt war, deſſen frühzeitigen Tod wir nun beweinen.

Die Freunde hatten nicht lange Zeit, ſich über dieſe traurige Begebenheit zu unterhalten, und Fräulein Thereſen über das Kind und über die wahrſcheinliche Urſache ſeines unerwarteten Todes aufzuklären; denn es wurden Freunde gemeldet, die, als ſie ſich zeigten, keineswegs fremd waren. Lothario, Jarno, der Abbé traten herein. Natalie ging ihrem Bruder entgegen, unter den übrigen entſtand ein augenblickliches Stillſchweigen. Thereſe ſagte lächelnd zu Lotharin: Sie glaubten wohl kaum mich hier zu finden, wenigſtens iſt es eben nicht räthlich, daß wir uns in dieſem Augenblick aufſuchen, indeſſen ſeyn Sie mir, nach einer ſo langen Abweſenheit, herzlich gegrüßt.

Lothario reichte ihr die Hand, und verſetzte: wenn wir einmal leiden und entbehren ſollen, ſo mag es immerhin auch in der Gegenwart des geliebten, wünſchenswerthen Gutes geſchehen, ich verlange keinen Einfluß auf Ihre Entſchließung, und mein Vertrauen auf Ihr Herz, auf Ihren Verſtand und reinen Sinn iſt noch immer ſo groß, daß ich Ihnen mein Schickſal und das Schickſal meines Freundes gerne in die Hand lege.

Das Geſpräch wendete ſich ſogleich zu allgemeinen, ja, man darf ſagen, zu unbedeutenden Gegenſtänden. Die Geſellſchaft trennte ſich bald, zum Spaziren gehen, in einzelne Paare. Natalie war mit Lotharin, Thereſe mit dem Abbé gegangen, und Wilhelm war mit Jarno auf dem Schloſſe geblieben.

Die Erſcheinung der drey Freunde, in dem Augenblick da Wilhelmen ein ſchwerer Schmerz auf der Bruſt lag, hatte ſtatt ihn zu zerſtreuen, ſeine Laune gereizt und verſchlimmert; er war verdrießlich und argwöhniſch, und konnte und wollte es nicht verhelen, als Jarno ihn über ſein mürriſches Stillſchweigen zur Rede ſetzte. Was braucht's da weiter? rief Wilhelm aus. Lothario kommt mit ſeinen Beyſtänden, und es wäre wunderbar, wenn jene geheimnißvollen Mächte des Thurms, die immer ſo geſchäftig ſind, jetzt nicht auf uns wirken, und ich weiß nicht was für einen ſeltſamen Zweck mit und an uns ausführen ſollten. So viel ich dieſe heiligen Männer kenne, ſcheint es jederzeit ihre löbliche Abſicht das Verbundene zu trennen und das Getrennte zu verbinden. Was daraus für ein Gewebe entſtehen kann, mag wohl unſern unheiligen Augen ewig ein Räthſel bleiben.

Sie ſind verdrießlich und bitter, ſagte Jarno, das iſt recht ſchön und gut. Wenn Sie nur erſt einmal recht böſe werden, wird es noch beſſer ſeyn.

Dazu kann auch Rath werden, verſetzte Wilhelm, und ich fürchte ſehr, daß man Luſt hat meine angeborne und angebildete Geduld dießmal aufs Aeußerſte zu reizen.

So möchte ich Ihnen denn doch, ſagte Jarno, indeſſen, bis wir ſehen wo unſere Geſchichten hinaus wol-

len, etwas von dem Thurme erzählen, gegen den Sie ein ſo groſſes Mißtrauen zu hegen ſcheinen.

Es ſteht bey Ihnen, verſetzte Wilhelm, wenn Sie es auf meine Zerſtreuung hin wagen wollen. Mein Gemüth iſt ſo vielfach beſchäftigt, daß ich nicht weiß, ob es an dieſen würdigen Abenteuern den ſchuldigen Theil nehmen kann.

Ich laſſe mich, ſagte Jarno, durch Ihre angenehme Stimmung nicht abſchrecken, Sie über dieſen Punct aufzuklären. Sie halten mich für einen geſcheidten Kerl, und Sie ſollen mich auch noch für einen ehrlichen halten, und, was mehr iſt, diesmal hab' ich Auftrag. — Ich wünſchte, verſetzte Wilhelm, Sie ſprächen aus eigner Bewegung und aus gutem Willen mich aufzuklären; und da ich Sie nicht ohne Mißtrauen hören kann, warum ſoll ich Sie anhören? — Wenn ich jetzt nichts beſſeres zu thun habe, ſagte Jarno, als Mährchen zu erzählen, ſo haben Sie ja auch wohl Zeit ihnen einige Aufmerkſamkeit zu widmen, vielleicht ſind Sie dazu geneigter, wenn ich Ihnen gleich anfangs ſage: alles was Sie im Thurme geſehen haben, ſind eigentlich nur noch Reliquien von einem jugendlichen Unternehmen, bey dem es anfangs den meiſten Eingeweihten groſſer Ernſt war, und über das nun alle gelegentlich nur lächeln.

Alſo mit dieſen würdigen Zeichen und Worten ſpielt man nur, rief Wilhelm aus, man führt uns mit Feyer-

lichkeit an einen Ort, der uns Ehrfurcht einflößt, man läßt uns die wunderlichſten Erſcheinungen ſehen, man giebt uns Rollen voll herrlicher, geheimnißreicher Sprüche, davon wir freylich das wenigſte verſtehn, man eröfnet uns: daß wir bisher Lehrlinge waren, man ſpricht uns los, und wir ſind ſo klug wie vorher. — Haben Sie das Pergament nicht bey der Hand? ſagte Jarno, es enthält viel Gutes; denn jene allgemeinen Sprüche ſind nicht aus der Luft gegriffen, freylich ſcheinen ſie demjenigen leer und dunkel, der ſich keiner Erfahrung dabey erinnert. Geben Sie mir den ſogenannten Lehrbrief doch, wenn er in der Nähe iſt. — Gewiß ganz nah, verſetzte Wilhelm, ſo ein Amulet ſollte man immer auf der Bruſt tragen. — Nun, ſagte Jarno lächelnd: wer weiß ob der Inhalt nicht einmal in Ihrem Kopf und Herzen Platz findet.

Jarno blickte hinein, und überlief die erſte Hälfte mit den Augen. Dieſe, ſagte er, bezieht ſich auf die Ausbildung des Kunſtſinnes, wovon andere ſprechen mögen; der zweyte handelt vom Leben, und da bin ich beſſer zu Hauſe.

Er fing darauf an Stellen zu leſen, ſprach dazwiſchen und knüpfte Anmerkungen und Erzählungen mit ein: Die Neigung der Jugend zum Geheimnis, zu Ceremonien und großen Worten iſt außerordentlich, und eſt ein Zeichen einer gewiſſen Tiefe des Charakters. Man will in dieſen Jahren ſein ganzes Weſen, wenn

auch nur dunkel und unbeſtimmt, ergriffen und berührt fühlen. Der Jüngling, der vieles ahnet, glaubt in einem Geheimniſſe viel zu finden, in ein Geheimnis viel legen und durch daſſelbe wirken zu müſſen. In dieſen Geſinnungen beſtärkte der Abbé eine junge Geſellſchaft, theils nach ſeinen Grundſätzen, theils aus Neigung und Gewohnheit, da er wohl ehemals mit einer Geſellſchaft in Verbindung ſtand, die ſelbſt viel im Verborgenen gewirkt haben mochte. Ich konnte mich am wenigſten in dieſes Weſen finden. Ich war älter, als die andern, ich hatte von Jugend auf klar geſehen, und wünſchte in allen Dingen nichts als Klarheit, ich hatte kein ander Intereſſe, als die Welt zu kennen wie ſie war; und ſteckte mit dieſer Liebhaberey die übrigen beſten Gefährten an, und faſt hätte darüber unſere ganze Bildung eine falſche Richtung genommen; denn wir fingen an nur die Fehler der andern und ihre Beſchränkung zu ſehen, und uns ſelbſt für treffliche Weſen zu halten. Der Abbé kam uns zu Hülfe und lehrte uns: daß man die Menſchen nicht beobachten müſſe, ohne ſich für ihre Bildung zu intereſſiren, und daß man ſich ſelbſt eigentlich nur in der Thätigkeit zu beobachten und zu erlauſchen im Stande ſey. Er rieth uns jene erſten Formen der Geſellſchaft beyzubehalten, es blieb daher etwas geſetzliches in unſern Zuſammenkünften, man ſah wohl die erſten myſtiſchen Eindrücke auf die Einrichtung des Ganzen, nachher nahm es, wie durch ein Gleichniß,

die Geſtalt eines Handwerks an, das ſich bis zur Kunſt erhob. Daher kamen die Benennungen von Lehrlingen, Gehülfen und Meiſtern. Wir wollten mit eignen Augen ſehen, und uns ein eigenes Archiv unſerer Weltkenntnis bilden, daher entſtanden die vielen Confeſſionen, die wir theils ſelbſt ſchrieben, theils wozu wir andere veranlaßten, und aus denen nachher die Lehrjahre zuſammengeſetzt wurden: Nicht allen Menſchen iſt es eigentlich um ihre Bildung zu thun, viele wünſchen nur ſo ein Hausmittel zum Wohlbefinden, Recepte zum Reichthum und zu jeder Art von Glückſeligkeit. Alle dieſe, die nicht auf ihre Füße geſtellt ſeyn wollten, wurden mit Myſtificationen und anderm Hokus Pokus theils aufgehalten, theils bey Seite gebracht. Wir ſprachen nach unſerer Art nur diejenigen los, die lebhaft fühlten und deutlich bekannten, wozu ſie geboren ſeyen, und die ſich genug geübt hatten, um, mit einer gewiſſen Fröhlichkeit und Leichtigkeit, ihren Weg zu verfolgen.

So haben Sie ſich mit mir ſehr übereilt, verſetzte Wilhelm, denn was ich kann, will oder ſoll, weiß ich, gerade ſeit jenem Augenblick, am allerwenigſten. — Wir ſind ohne Schuld in dieſe Verwirrung gerathen, das gute Glück mag uns wieder heraushelfen; indeſſen hören Sie nur: Derjenige, an dem viel zu entwickeln iſt, wird ſpäter über ſich und die Welt aufgeklärt. Es ſind nur wenige, die den Sinn haben und zugleich zur

That fähig ſind. Der Sinn erweitert, aber lähmt, die That belebt, aber beſchränkt.

Ich bitte Sie, fiel Wilhelm ein, leſen Sie mir von dieſen wunderlichen Worten nichts mehr! Dieſe Phraſen haben mich ſchon verwirrt genug gemacht. — So will ich bey der Erzählung bleiben, ſagte Jarno, indem er die Rolle halb zuwickelte, und nur manchmal einen Blick hinein that. Ich ſelbſt habe der Geſellſchaft und den Menſchen am wenigſten genutzt, ich bin ein ſehr ſchlechter Lehrmeiſter, es iſt mir unerträglich zu ſehen, wenn jemand ungeſchickte Verſuche macht, einem Irrenden muß ich gleich zurufen, und wenn es ein Nachtwandler wäre, den ich in Gefahr ſähe geraden Weges den Hals zu brechen. Darüber hatte ich nun immer meine Noth mit dem Abbé, der behauptet, der Irrthum könne nur durch das Irren geheilt werden. Auch über Sie haben wir uns oft geſtritten, er hatte Sie beſonders in Gunſt genommen, und es will ſchon etwas heißen in dem hohen Grade ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen; Sie müſſen mir nachſagen, daß ich Ihnen, wo ich Sie antraf, die reine Wahrheit ſagte. — Sie haben mich wenig geſchont, ſagte Wilhelm, und Sie ſcheinen Ihren Grundſätzen treu zu bleiben. Was iſt denn da zu ſchonen, verſetzte Jarno, wenn ein junger Menſch, von mancherley guten Anlagen, eine ganz falſche Richtung nimmt? — Verzeihen Sie, ſagte Wilhelm, Sie haben mir ſtreng genug alle Fähigkeit zum

Schauſpieler abgeſprochen; ich geſtehe Ihnen, daß, ob ich gleich dieſer Kunſt ganz entſagt habe, ſo kann ich mich doch unmöglich bey mir ſelbſt dazu für ganz unfähig erklären. — Und bey mir, ſagte Jarno, iſt es doch ſo rein entſchieden, daß wer ſich nur ſelbſt ſpielen kann, kein Schauſpieler iſt. Wer ſich nicht dem Sinn und der Geſtalt nach in viele Geſtalten verwandeln kann, verdient nicht dieſen Nahmen. So haben Sie, zum Beyſpiel, den Hamlet und einige andere Rollen recht gut geſpielt, bey denen Ihr Charakter, Ihre Geſtalt und die Stimmung des Augenblicks Ihnen zu gute kamen. Das wäre nun für ein Liebhabertheater und für einen jeden gut genug, der keinen andern Weg vor ſich ſähe. Man ſoll ſich, fuhr Jarno fort, indem er auf die Rolle ſah, vor einem Talente hüten, das man in Vollkommenheit auszuüben nicht Hoffnung hat. Man mag es darin ſo weit bringen, als man will, ſo wird man doch immer zuletzt, wenn uns einmal das Verdienſt des Meiſters klar wird, den Verluſt von Zeit und Kräften, die man auf eine ſolche Pfuſcherey gewendet hat, ſchmerzlich bedauren.

Leſen Sie nichts; ſagte Wilhelm, ich bitte Sie inſtändig, ſprechen Sie fort, erzählen Sie mir, klären Sie mich auf! Und ſo hat alſo der Abbé mir zum Hamlet geholfen, indem er einen Geiſt herbeyſchaffte? — Ja, denn er verſicherte, daß es der einzige Weg ſey Sie zu heilen, wenn Sie heilbar wären. — Und

darum lieſs er mir den Schleyer zurück, und hieß mich fliehen? — Ja, er hoffte ſogar mit der Vorſtellung des Hamlets ſollte Ihre ganze Luſt gebüßt ſeyn, Sie würden nachher das Theater nicht wieder betreten, behauptete er; ich glaubte das Gegentheil und behielt Recht. Wir ſtritten noch ſelbigen Abend nach der Vorſtellung darüber. — Und Sie haben mich alſo ſpielen ſehen? — O gewis! — Und wer ſtellte denn den Geiſt vor? — Das kann ich ſelbſt nicht ſagen, entweder der Abbé oder ſein Zwillingsbruder, doch glaub' ich dieſer, denn er iſt um ein weniges gröſſer; — Sie haben alſo auch Geheimniſſe unter einander? — Freunde können und müſſen Geheimniſſe vor einander haben, ſie ſind einander doch kein Geheimnis.

Es verwirrt mich ſchon das Andenken dieſer Verwerrenheit. Klären Sie mich über den Mann auf, dem ich ſo viel ſchuldig bin, und dem ich ſo viel Vorwürfe zu machen habe.

Was ihn uns ſo ſchätzbar macht, verſetzte Jarno, was ihm gewiſſermaßen die Herrſchaft über uns alle erhält, iſt der freye und ſcharfe Blick, den ihm die Natur über alle Kräfte, die im Menſchen nur wohnen, und wovon ſich jede in ihrer Art ausbilden läßt, gegeben hat. Die meiſten Menſchen, ſelbſt die vorzüglichen, ſind nur beſchränkt, jeder ſchätzt gewiſſe Eigenſchaften an ſich und andern, nur die begünſtigt er, nur die will er ausgebildet wiſſen. Ganz entgegengeſetzt wirkt der

Abbé, er hat Sinn für alles, Luſt an allem, es zu erkennen und zu befördern. Da muß ich doch wieder in die Rolle ſehen! fuhr Jarno fort: Nur alle Menſchen machen die Menſchheit aus, nur alle Kräfte zuſammengenommen die Welt. Dieſe ſind unter ſich oft im Widerſtreit, und indem ſie ſich zu zerſtören ſuchen, hält ſie die Natur zuſammen, und bringt ſie wieder hervor. Von dem geringſten thieriſchen Handwerkstriebe, bis zur höchſten Ausübung der geiſtigſten Kunſt, vom Lallen und Jauchzen des Kindes, bis zur trefflichen Aeuſſerung des Redners und Sängers, vom erſten Balgen der Knaben bis zu den ungeheuren Anſtalten, wodurch Länder erhalten und erobert werden, vom leichteſten Wohlwollen und der flüchtigſten Liebe, bis zur heftigſten Leidenſchaft und zum ernſteſten Bunde, von dem reinſten Gefühl der ſinnlichen Gegenwart bis zu den leiſeſten Ahndungen und Hoffnungen der entfernteſten geiſtigen Zukunft, alles das und weit mehr liegt im Menſchen, und muß ausgebildet werden; aber nicht in Einem, ſondern in vielen. Jede Anlage iſt wichtig, und ſie muß entwickelt werden. Wenn einer nur das Schöne, der andere nur das Nützliche befördert, ſo machen beyde zuſammen erſt einen Menſchen aus. Das Nützliche befördert ſich ſelbſt, denn die Menge bringt es hervor, und alle könnens nicht entbehren; das Schöne muß befördert werden, denn wenige ſtellens dar, und viele bedürfens.

Halten Sie inne, rief Wilhelm, ich habe das alles geleſen. — Nur noch einige Zeilen, verſetzte Jarno, hier ſind' ich den Abbé ganz wieder: Eine Kraft beherrſcht die andere, aber keine kann die andere bilden; in jeder Anlage liegt auch allein die Kraft ſich zu vollenden; das verſtehen ſo wenig Menſchen, die doch lehren und wirken wollen. — Und ich verſtehe es auch nicht, verſetzte Wilhelm. — Sie werden über dieſen Text den Abbé noch oft genug hören, und ſo laſſen Sie uns nur immer recht deutlich ſehen und feſt halten, was an uns iſt, und was wir an uns ausbilden können; laſſen Sie uns gegen die andern gerecht ſeyn, denn wir ſind nur in ſo fern zu achten, als wir zu ſchätzen wiſſen. — Um Gottes willen! keine Sentenzen weiter! ich fühle ſie ſind ein ſchlechtes Heilmittel für ein verwundetes Herz. Sagen Sie mir lieber mit Ihrer grauſamen Beſtimmtheit, was Sie von mir erwarten, und wie und auf welche Weiſe Sie mich aufopfern wollen. — Jeden Verdacht, ich verſichere Sie, werden Sie uns künftig abbitten. Es iſt Ihre Sache zu prüfen und zu wählen, und die unſere Ihnen beyzuſtehn. Der Menſch iſt nicht eher glücklich, als bis ſein unbedingtes Streben ſich ſelbſt ſeine Begränzung beſtimmt. Nicht an mich halten Sie ſich, ſondern an den Abbé, nicht an ſich denken Sie, ſondern an das, was Sie umgiebt. Lernen Sie zum Beyſpiel Lothario's Trefflichkeit einſehen, wie ſein Ueberblick und ſeine Thätigkeit unzertrennlich

mit einander verbunden ſind, wie er immer im Fortſchreiten iſt, wie er ſich ausbreitet und jeden mit fortreißt. Er führt, wo er auch ſey, eine Welt mit ſich, ſeine Gegenwart belebt und feuert an. Sehen Sie unſern guten Medikus dagegen! es ſcheint gerade die entgegengeſetzte Natur zu ſeyn. Wenn jener nur ins Ganze und auch in die Ferne wirkt, ſo richtet dieſer ſeinen hellen Blick nur auf die nächſten Dinge, er verſchafft mehr die Mittel zur Thätigkeit, als daß er die Thätigkeit hervorbrächte und belebte, ſein Handeln ſieht einem guten Wirthſchaften vollkommen ähnlich, ſeine Wirkſamkeit iſt ſtill, indem er einen jeden in ſeinem Kreis befördert; ſein Wiſſen iſt ein beſtändiges Sammlen und Ausſpenden, ein Nehmen und Mittheilen im Kleinen. Vielleicht könnte Lothario in Einem Tage zerſtören, woran dieſer Jahre lang gebaut hat; aber vielleicht theilt auch Lothario, in einem Augenblick, andern die Kraft mit, das Zerſtörte hundertfältig wieder herzuſtellen. — Es iſt ein trauriges Geſchäft, ſagte Wilhelm, wenn man über die reinen Vorzüge der andern in einem Augenblicke denken ſoll, da man mit ſich ſelbſt uneins iſt; ſolche Betrachtungen ſtehen dem ruhigen Manne wohl an, nicht dem, der von Leidenſchaft und Ungewisheit bewegt iſt. — Ruhig und vernünftig zu betrachten iſt zu keiner Zeit ſchädlich, und indem wir uns gewöhnen über die Vorzüge anderer zu denken, ſtellen ſich die unſern unvermerkt ſelbſt an ihren Platz, und jede fal-

ſche Thätigkeit, wozu uns die Phantaſie lockt, wird alsdann gern von uns aufgegeben. Befreyen Sie wo möglich Ihren Geiſt von allem Argwohn und aller Aengſtlichkeit! Dort kommt der Abbé, ſeyn Sie ja freundlich gegen ihn, bis Sie noch mehr erfahren, wie viel Dank Sie ihm ſchuldig ſind. Der Schalk! da geht er zwiſchen Natalien und Thereſen, ich wollte wetten, er denkt ſich was aus. So wie er überhaupt gern ein wenig das Schickſal ſpielt, ſo läßt er auch nicht von der Liebhaberey, manchmal eine Heirath zu ſtiften.

Wilhelm, deſſen leidenſchaftliche und verdrießliche Stimmung durch alle die klugen und guten Worte Jarno's nicht verbeſſert worden war, fand höchſt unbelikat, daß ſein Freund, gerade in dieſem Augenblick, eines ſolchen Verhältniſſes erwähnte, und ſagte zwar lächelnd, doch nicht ohne Bitterkeit: ich dächte man überließe die Liebhaberey, Heirathen zu ſtiften, Perſonen die ſich lieb haben.

Sechstes Capitel.

Die Gesellschaft hatte sich eben wieder begegnet, und unsere Freunde sahen sich genöthigt, das Gespräch abzubrechen. Nicht lange, so ward ein Curier gemeldet, der einen Brief in Lothario's eigene Hände übergeben wollte; der Mann ward vorgeführt, er sah rüstig und tüchtig aus, seine Livree war sehr reich und geschmackvoll. Wilhelm glaubte ihn zu kennen, und er irrte sich nicht, es war derselbe Mann, den er damals Philinen und der vermeinten Mariane nachgeschickt hatte, und der nicht wieder zurück gekommen war. Eben wollte er ihn anreden, als Lothario, der den Brief gelesen hatte, ernsthaft und fast verdrießlich fragte: wie heißt sein Herr?

Das ist unter allen Fragen, versetzte der Curier mit Bescheidenheit, auf die ich am wenigsten zu antworten weiß, ich hoffe der Brief wird das nöthige vermelden; mündlich ist mir nichts aufgetragen.

Es sey wie ihm sey, versetzte Lothario mit Lächeln, da sein Herr das Zutrauen zu mir hat, mir so hasenfüßig zu schreiben, so soll er uns willkommen seyn. Er

wird

wird nicht lange auf ſich warten laſſen, verſetzte der Curier mit einer Verbeugung, und entfernte ſich.

Vernehmet nur, ſagte Lotharie, die tolle abgeſchmackte Bothſchaft. Da unter allen Gäſten, ſo ſchreibt der Unbekannte, ein guter Humor der angenehmſte Gaſt ſeyn ſoll, wenn er ſich einſtellt, und ich denſelben als Reiſegefährten beſtändig mit mir herum führe, ſo bin ich überzeugt, der Beſuch, den ich Ew. Gnaden und Liebden zugedacht habe, wird nicht übel vermerkt werden, vielmehr hoffe ich mit der ſämmtlichen hohen Familie vollkommener Zufriedenheit anzulangen, und gelegentlich mich wieder zu entfernen, der ich mich, und ſo weiter, Graf von Schneckenfuß.

Das iſt eine neue Familie, ſagte der Abbé.

Es mag ein Vikariatsgraf ſeyn, verſetzte Jarno.

Das Geheimniß iſt leicht zu errathen, ſagte Natalie, ich wette es iſt Bruder Friedrich, der uns ſchon ſeit dem Tode des Oheims mit einem Beſuche droht.

Getroffen! ſchöne und weiſe Schweſter, rief jemand aus einem nahen Buſche, und zugleich trat ein angenehmer, heiterer, junger Mann hervor, Wilhelm konnte ſich kaum eines Schreyes enthalten. Wie? rief er, unſer blonder Schelm, der ſoll mir auch hier noch erſcheinen? Friedrich ward aufmerkſam, ſah Wilhelmen an und rief: wahrlich, weniger erſtaunt wär' ich geweſen, die berühmten Pyramiden, die doch in Aegypten ſo feſt ſtehen, oder das Grab des Königs Mauſolus,

das, wie man mir verſichert hat, gar nicht mehr exiſtirt, hier in dem Garten meines Oheims zu finden, als Euch meinen alten Freund und vielfachen Wohlthäter. Seyd mir beſonders und ſchönſtens gegrüßt.

Nachdem er rings herum alles bewillkommt und geküßt hatte, ſprang er wieder auf Wilhelmen los, und rief: Haltet mir ihn ja warm dieſen Helden, Heerführer und dramatiſchen Philoſophen! Ich habe ihr bey unſrer erſten Bekanntſchaft ſchlecht, ja, ich darf wohl ſagen, mit der Hechel friſirt, und er hat mir doch nachher eine tüchtige Tracht Schläge erſpart. Er iſt großmüthig wie Scipio, freygebig wie Alexander, gelegentlich auch verliebt, doch ohne ſeine Nebenbuhler zu haſſen. Nicht etwa, daß er ſeinen Feinden Kohlen aufs Haupt ſammelte, welches, wie man ſagt, ein ſchlechter Dienſt ſeyn ſoll, den man jemanden erzeigen kann, nein, er ſchickt vielmehr den Freunden, die ihm ſein Mädchen entführen, gute und treue Diener nach, damit ihr Fuß an keinen Stein ſtoße.

In dieſem Geſchmack fuhr er unaufhaltſam fort, ohne daß jemand ihm Einhalt zu thun im Stande geweſen wäre, und da niemand in dieſer Art ihm erwiedern konnte, ſo behielt er das Wort ziemlich allein. Verwundert euch nicht, rief er aus, über meine große Beleſenheit in heiligen und Profan-Scribenten, ihr ſollt erfahren, wie ich zu dieſen Kenntniſſen gelangt bin. Man wollte von ihm wiſſen, wie es ihm gehe? wo er

herkomme? allein er konnte vor lauter Sittenſprüchen und alten Geſchichten nicht zur deutlichen Erklärung gelangen.

Natalie ſagte leiſe zu Thereſen: ſeine Art von Luſtigkeit thut mir wehe, ich wollte wetten, daß ihm dabey nicht wohl iſt.

Da Friedrich, außer einigen Späßen, die ihm Jarno erwiederte, keinen Anklang für ſeine Poſſen in der Geſellſchaft fand, ſagte er: es bleibt mir nichts übrig, als mit der ernſthaften Familie auch ernſthaft zu werden, und weil mir, unter ſolchen bedenklichen Umſtänden, ſogleich meine ſämmtliche Sündenlaſt ſchwer auf die Seele fällt, ſo will ich mich kurz und gut zu einer Generalbeichte entſchließen, wovon Ihr aber, meine werthen Herren und Damen, nichts vernehmen ſollt. Dieſer edle Freund hier, dem ſchon einiges von meinem Leben und Thun bekannt iſt, ſoll es allein erfahren, um ſo mehr, als er allein darnach zu fragen einige Urſache hat. Wäret Ihr nicht neugierig zu wiſſen, fuhr er gegen Wilhelmen fort, wie und wo? wer? wann und warum? wie ſiehts mit der Conjugation des griechiſchen Verbi Phileo, Philoo? und mit den Derivativis dieſes allerliebſten Zeitwortes aus?

Somit nahm er Wilhelmen beym Arme, führte ihn fort, indem er ihn auf alle Weiſe drückte und küßte.

Kaum war Friedrich auf Wilhelms Zimmer gekommen, als er im Fenſter ein Pudermeſſer liegen fand,

mit der Inſchrift: gedenket mein. Ihr hebt Eure werthen Sachen gut auf! ſagte er, wahrlich das iſt Philinens Pudermeſſer, das ſie Euch jenen Tag ſchenkte, als ich Euch ſo gerauft hatte. Ich hoffe Ihr habt des ſchönen Mädchens fleißig dabey gedacht, und ich verſichere Euch, ſie hat Euch auch nicht vergeſſen, und wenn ich nicht jede Spur von Eiferſucht ſchon lange aus meinem Herzen verbannt hätte, ſo würde ich Euch nicht ohne Neid anſehen.

Reden Sie nichts mehr von dieſem Geſchöpfe, verſetzte Wilhelm. Ich leugne nicht, daß ich den Eindruck ihrer angenehmen Gegenwart lange nicht los werden konnte, aber das war auch alles.

Pfui! ſchämt Euch, rief Friedrich, wer wird eine Geliebte verläugnen? und Ihr habt ſie ſo complet geliebt, als man es nur wünſchen konnte. Es verging kein Tag, daß Ihr dem Mädchen nicht etwas ſchenktet, und wenn der Deutſche ſchenkt, liebt er gewiß. Es blieb mir nichts übrig, als ſie Euch zuletzt wegzuputzen, und dem rothen Officierchen iſt es denn auch endlich geglückt.

Wie? Sie waren der Officier, den wir bey Philinen antrafen, und mit dem ſie wegreiſte?

Ja, verſetzte Friedrich, den Sie für Marianen hielten. Wir haben genug über den Irrthum gelacht.

Welche Grauſamkeit! rief Wilhelm, mich in einer ſolchen Ungewißheit zu laſſen.

Und noch dazu den Curier, den Sie uns nachſchickten, gleich in Dienſte zu nehmen! verſetzte Friedrich. Es iſt ein tüchtiger Kerl, und iſt dieſe Zeit nicht von unſerer Seite gekommen. Und das Mädchen lieb' ich noch immer ſo raſend wie jemals. Mir hat ſie's ganz eigens angethan, daß ich mich ganz nahe zu in einem mythologiſchen Falle befinde, und alle Tage fürchte verwandelt zu werden.

Sagen Sie mir nur, fragte Wilhelm, wo haben Sie Ihre ausgebreitete Gelehrſamkeit her? Ich höre mit Verwunderung der ſeltſamen Manier zu, die Sie angenommen haben, immer mit Beziehung auf alte Geſchichten und Fabeln zu ſprechen.

Auf die luſtigſte Weiſe, ſagte Friedrich, bin ich gelehrt und zwar ſehr gelehrt geworden. Philine iſt nun bey mir, wir haben einem Pachter das alte Schloß eines Rittergutes abgemiethet, worin wir, wie die Kobolde, aufs luſtigſte leben. Dort haben wir eine zwar compendiöſe, aber doch ausgeſuchte Bibliothek gefunden, enthaltend eine Bibel in Folio, Gottfrieds Chronik, zwey Bände Theatrum Europaeum, die Acerra Philologica, Gryphii Schriften und noch einige minder wichtige Bücher. Nun hatten wir denn doch, wenn wir ausgetobt hatten, manchmal lange Weile, wir wollten leſen, und ehe wir's uns verſahen, ward unſere lange Weile noch länger. Endlich hatte Philine den herrlichen Einfall, die ſämmtlichen Bücher auf einem großen Tiſch aufzuſchlagen,

wir ſetzten uns gegeneinander und laſen gegeneinander, und immer nur ſtellenweiſe, aus einem Buch wie aus dem andern. Das war nun eine rechte Luſt! wir glaubten wirklich in guter Geſellſchaft zu ſeyn, wo man für unſchicklich hält irgend eine Materie zu lange fortſetzen, oder wohl gar gründlich erörtern zu wollen. Wir glaubten in lebhafter Geſellſchaft zu ſeyn, wo keins das andere zum Wort kommen läßt. Dieſe Unterhaltung geben wir uns regelmäßig alle Tage, und werden dadurch nach und nach ſo gelehrt, daß wir uns ſelbſt darüber verwundern. Schon finden wir nichts neues mehr unter der Sonne, zu allem bietet uns unſere Wiſſenſchaft einen Beleg an. Wir variiren dieſe Art uns zu unterrichten, auf gar vielerley Weiſe. Manchmal leſen wir nach einer alten verdorbenen Sanduhr, die in einigen Minuten ausgelaufen iſt. Schnell dreht ſie das andere herum, und fängt aus einem Buche zu leſen an, und kaum iſt wieder der Sand im untern Glaſe, ſo beginnt das andere ſchon wieder ſeinen Spruch, und ſo ſtudiren wir wirklich auf wahrhaft academiſche Weiſe, nur daß wir kürzere Stunden haben, und unſere Studien äußerſt mannigfaltig ſind.

Dieſe Tollheit begreife ich wohl, ſagte Wilhelm, wenn einmal ſo ein luſtiges Paar beyſammen iſt; wie aber das lockere Paar ſo lange beyſammen bleiben kann, das iſt mir nicht ſobald begreiflich.

Das iſt, rief Friedrich, eben das Glück und das Un-

Glück, Philine darf ſich nicht ſehen laſſen, ſie mag ſich ſelbſt nicht ſehen, ſie iſt guter Hoffnung. Unförmlicher und lächerlicher iſt nichts in der Welt als ſie. Noch kurz ehe ich weg ging, kam ſie zufälliger Weiſe vor den Spiegel. Pfui Teufel! ſagte ſie, und wendete das Geſicht ab, die leibhaftige Frau Melina! das garſtige Bild! Man ſieht doch ganz niederträchtig aus.

Ich muß geſtehen, verſetzte Wilhelm lächelnd, daß es ziemlich komiſch ſeyn mag, Euch als Vater und Mutter beyſammen zu ſehen.

Es iſt ein recht närriſcher Streich, ſagte Friedrich, daß ich noch zuletzt als Vater gelten ſoll. Sie behauptet's, und die Zeit trifft auch. Anfangs machte mich der verwünſchte Beſuch, den ſie Euch nach dem Hamlet abgeſtattet hatte, ein wenig irre.

Was für ein Beſuch?

Ihr werdet das Andenken daran doch nicht ganz und gar verſchlafen haben? das allerliebſte, fühlbare Geſpenſt jener Nacht, wenn Ihrs noch nicht wißt, war Philine. Die Geſchichte war mir freylich eine harte Mitgift, doch wenn man ſich ſo etwas nicht mag gefallen laſſen, ſo muß man gar nicht lieben. Die Vaterſchaft beruht überhaupt nur auf der Ueberzeugung, ich bin überzeugt und alſo bin ich Vater. Da ſeht Ihr, daß ich die Logik auch am rechten Orte zu brauchen weiß. Und wenn das Kind ſich nicht gleich nach der Geburt auf der Stelle zu Tode lacht; ſo kann es wo

nicht ein nützlicher doch angenehmer Weltbürger werden.

Indessen die Freunde sich auf diese lustige Weise von leichtfertigen Gegenständen unterhielten, hatte die übrige Gesellschaft ein ernsthaftes Gespräch angefangen. Kaum hatten Friedrich und Wilhelm sich entfernt, als der Abbé die Freunde unvermerkt in einen Gartensaal führte, und, als sie Platz genommen hatten, seinen Vortrag begann.

Wir haben, sagte er, im Allgemeinen behauptet, daß Fräulein Therese nicht die Tochter ihrer Mutter sey; es ist nöthig, daß wir uns hierüber auch nun im Einzelnen erklären. Hier ist die Geschichte, die ich sodann auf alle Weise zu belegen und zu beweisen mich erbiete.

Frau von *** lebte die ersten Jahre ihres Ehestandes mit ihrem Gemahl in dem besten Vernehmen, nur hatten sie das Unglück, daß die Kinder, zu denen einigemal Hoffnung war, todt zur Welt kamen, und bey dem dritten die Aerzte der Mutter beynahe den Tod verkündigten, und ihn bey einem folgenden als ganz unvermeidlich weissagten. Man war genöthigt sich zu entschließen, man wollte das Eheband nicht aufheben, man befand sich, bürgerlich genommen, zu wohl. Frau von *** suchte in der Ausbildung ihres Geistes, in einer gewissen Repräsentation, in den Freuden der Eitelkeit, eine Art von Entschädigung für das Mutterglück, das ihr versagt war. Sie sah ihrem Gemahl mit sehr viel Hei-

terkeit nach, als er Neigung zu einem Frauenzimmer faßte, welche die ganze Haushaltung versah, eine schöne Gestalt und einen sehr soliden Charakter hatte. Frau von *** bot nach kurzer Zeit einer Einrichtung selbst die Hände, nach welcher das gute Mädchen sich Theresens Vater überließ, in der Besorgung des Hauswesens fortfuhr und gegen die Frau vom Hause fast noch mehr Dienstfertigkeit und Ergebung als vorher bezeigte.

Nach einiger Zeit erklärte sie sich guter Hoffnung, und die beyden Eheleute kamen bey dieser Gelegenheit, ob wohl aus ganz verschiedenen Anlässen, auf einerley Gedanken. Herr von *** wünschte das Kind seiner Geliebten als sein rechtmäßiges im Hause einzuführen, und Frau von ***, verdrießlich, daß durch die Indiscretion ihres Arztes ihr Zustand in der Nachbarschaft hatte verlauten wollen, dachte durch ein untergeschobenes Kind sich wieder in Ansehn zu setzen, und durch eine solche Nachgiebigkeit ein Uebergewicht im Hause zu erhalten, das sie unter den übrigen Umständen zu verliehren fürchtete. Sie war zurückhaltender als ihr Gemahl, sie merkte ihm seinen Wunsch ab, und wußte, ohne ihm entgegen zu gehn, eine Erklärung zu erleichtern. Sie wachte ihre Bedingungen, und erhielt fast alles, was sie verlangte, und so entstand das Testament, worin so wenig für das Kind gesorgt zu seyn schien. Der alte Arzt war gestorben, man wendete sich an einen jungen, thätigen, geschickten Mann, er ward gut belohnt, und

er konnte ſelbſt eine Ehre darin ſuchen, die Unſchicklichkeit und Uebereilung ſeines abgeſchiedenen Collegen ins Licht zu ſetzen und zu verbeſſern. Die wahre Mutter willigte nicht ungern ein, man ſpielte die Verſtellung ſehr gut, Thereſe kam zur Welt, und wurde einer Stiefmutter zugeeignet, indeß ihre wahre Mutter ein Opfer dieſer Verſtellung ward, indem ſie ſich zu früh wieder heraus wagte, ſtarb, und den guten Mann troſtlos hinterließ.

Frau von * ° ° hatte indeſſen ganz ihre Abſicht erreicht, ſie hatte vor den Augen der Welt ein liebenswürdiges Kind, mit dem ſie übertrieben paradirte, ſie war zugleich eine Nebenbuhlerin los geworden, deren Verhältniß ſie denn doch mit neidiſchen Augen anſah, und deren Einfluß ſie, für die Zukunft wenigſtens, heimlich fürchtete, ſie überhäufte das Kind mit Zärtlichkeit, und wußte ihren Gemahl in vertraulichen Stunden, durch eine ſo lebhafte Theilnahme an ſeinem Verluſt dergeſtalt an ſich zu ziehen, daß er ſich ihr, man kann wohl ſagen, ganz ergab, ſein Glück und das Glück ihres Kindes in ihre Hände legte, und kaum kurze Zeit vor ſeinem Tode, und noch gewiſſermaßen nur durch ſeine erwachſene Tochter, wieder Herr im Hauſe ward. Das war, ſchöne Thereſe, das Geheimniß, das Ihnen Ihr kranker Vater wahrſcheinlich ſo gern entdeckt hätte, das iſts, was ich Ihnen jetzt, eben da der junge Freund, der durch die ſonderbarſte Verknüpfung von der Welt

Ihr Bräutigam geworden iſt, in der Geſellſchaft fehlte, umſtändlich vorlegen wollte. Hier ſind die Papiere, die aufs ſtrengſte beweiſen, was ich behauptet habe. Sie werden daraus zugleich erfahren, wie lange ich ſchon dieſer Entdeckung auf der Spur war, und wie ich doch erſt jetzt zur Gewißheit kommen konnte, wie ich nicht wagte, meinem Freund etwas von der Möglichkeit des Glücks zu ſagen, da es ihn zu tief gekränkt haben würde, wenn dieſe Hoffnung zum zweytenmale verſchwunden wäre. Sie werden Lydiens Argwohn begreifen; denn ich geſtehe gern, daß ich die Neigung unſeres Freundes zu dieſem guten Mädchen keineswegs begünſtigte, ſeitdem ich ſeiner Verbindung mit Thereſen wieder entgegen ſah.

Niemand erwiederte etwas auf dieſe Geſchichte. Die Frauenzimmer gaben die Papiere nach einigen Tagen zurück, ohne derſelben weiter zu erwähnen.

Man hatte Mittel genug in der Nähe, die Geſellſchaft, wenn ſie beyſammen war, zu beſchäftigen, auch bot die Gegend ſo manche Reize dar, daß man ſich gern darin theils einzeln, theils zuſammen, zu Pferde, zu Wagen oder zu Fuße umſah. Jarno richtete, bey einer ſolchen Gelegenheit, ſeinen Auftrag an Wilhelmen aus, legte ihm die Papiere vor, ſchien aber weiter keine Entſchließung von ihm zu verlangen.

In dieſem höchſt ſonderbaren Zuſtand, in dem ich mich befinde, ſagte Wilhelm darauf, brauche ich Ih-

nen nur das zu wiederholen, was ich gleich Anfangs, in Gegenwart Nataliens, und gewis mit einem reinen Herzen, gesagt habe: Lothario und seine Freunde können jede Art von Entsagung von mir fordern, ich lege Ihnen hiermit alle meine Ansprüche an Theresen in die Hand, verschaffen Sie mir dagegen meine förmliche Entlassung. O! es bedarf, mein Freund, keines großen Bedenkens mich zu entschließen. Schon diese Tage hab ich gefühlt, daß Therese Mühe hat nur einen Schein der Lebhaftigkeit, mit der sie mich zuerst hier begrüßte, zu erhalten. Ihre Neigung ist mir entwendet, oder vielmehr ich habe sie nie besessen.

Solche Fälle möchten sich wohl besser, nach und nach, unter Schweigen und Erwarten aufklären, versetzte Jarno, als durch vieles Reden, wodurch immer eine Art von Verlegenheit und Gährung entsteht.

Ich dächte vielmehr, sagte Wilhelm, daß gerade dieser Fall der ruhigsten und der reinsten Entscheidung fähig sey. Man hat mir so oft den Vorwurf des Zauderns und der Ungewisheit gemacht; warum will man jetzt, da ich entschlossen bin, gerade zu einen Fehler, den man an mir tadelte, gegen mich selbst begehn? giebt sich die Welt nur darum so viel Mühe uns zu bilden, um uns fühlen zu lassen, daß sie sich nicht bilden mag? Ja, gönnen Sie mir recht bald das heitere Gefühl, ein Mißverhältniß los zu werden, in das ich mit den reinsten Gesinnungen von der Welt gerathen bin.

Ohngeachtet dieſer Bitte vergingen einige Tage, in denen er nichts von dieſer Sache hörte, noch auch eine weitere Veränderung an ſeinen Freunden bemerkte, die Unterhaltung war vielmehr bloß allgemein und gleichgültig.

Siebentes Capitel.

Einſt ſaßen Natalie, Jarno und Wilhelm zuſammen, und Natalie begann: Sie ſind nachdenklich Jarno, ich kann es Ihnen ſchon einige Zeit abmerken.

Ich bin es, verſetzte der Freund, und ich ſehe ein wichtiges Geſchäft vor mir, das bey uns ſchon lange vorbereitet iſt, und jetzt nothwendig angegriffen werden muß. Sie wiſſen ſchon etwas im Allgemeinen davon, und ich darf wohl vor unſerm jungen Freunde davon reden, weil es auf ihn ankommen ſoll, ob er Theil daran zu nehmen Luſt hat. Sie werden mich nicht lange mehr ſehen, denn ich bin im Begriff nach Amerika überzuſchiffen.

Nach Amerika? verſetzte Wilhelm lächelnd; ein ſolches Abenteuer hätte ich nicht von Ihnen erwartet, noch weniger daß Sie mich zum Gefährten ausſehen würden.

Wenn Sie unſern Plan ganz kennen, verſetzte Jarno, ſo werden Sie ihm einen beſſern Nahmen geben, und vielleicht für ihn eingenommen werden. Hören Sie mich an! Man darf nur ein wenig mit den Welthändeln bekannt ſeyn, um zu bemerken, daß uns große

Veränderungen bevorſtehn, und daß die Beſitzthümer beynah nirgends mehr recht ſicher ſind.

Ich habe keinen deutlichen Begriff von den Welthändeln, fiel Wilhelm ein, und habe mich erſt vor kurzem um meine Beſitzthümer bekümmert. Vielleicht hätte ich wohl gethan, ſie mir noch länger aus dem Sinne zu ſchlagen, da ich bemerken muß, daß die Sorge für ihre Erhaltung ſo hypochondriſch macht.

Hören Sie mich aus, ſagte Jarno, die Sorge geziemt dem Alter, damit die Jugend eine Zeit lang ſorglos ſeyn könne. Das Gleichgewicht in den menſchlichen Handlungen kann leider nur durch Gegenſätze hergeſtellt werden. Es iſt gegenwärtig nichts weniger als räthlich, nur an Einem Ort zu beſitzen, nur Einem Platze ſein Geld anzuvertrauen, und es iſt wieder ſchwer an vielen Orten Aufſicht darüber zu führen; wir haben uns deswegen etwas anders ausgedacht, aus unſerm alten Thurm ſoll eine Societät ausgehen, die ſich in alle Theile der Welt ausbreiten, in die man aus jedem Theile der Welt ein[illegible]cten kann. Wir aſſecuriren uns unter einander unſere Exiſtenz, auf den einzigen Fall, daß eine Staatsrevolution den einen oder den andern von ſeinen Beſitzthümern völlig vertreibe. Ich gehe nun hinüber nach Amerika, um die guten Verhältniſſe zu benutzen, die ſich unſer Freund bey ſeinem dortigen Aufenthalt gemacht hat. Der Abbé will nach Rußland gehn, und Sie ſollen die Wahl haben, wenn Sie ſich

an uns anſchließen wollen, ob Sie Lotharin Deutſchland beſtehn, oder mit mir gehen wollen. Ich dächte Sie wählten das letzte. Denn eine große Reiſe zu thun iſt für einen jungen Mann äußerſt nützlich.

Wilhelm nahm ſich zuſammen und antwortete: Der Antrag iſt aller Ueberlegung werth, denn mein Wahlſpruch wird doch nächſtens ſeyn: je weiter weg, je beſſer! Sie werden mich, hoffe ich, mit Ihrem Plane näher bekannt machen. Es kann von meiner Unbekanntſchaft mit der Welt herrühren; mir ſcheinen aber einer ſolchen Verbindung ſich unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen zu ſetzen.

Davon ſich die meiſten nur dadurch heben werden, verſetzte Jarno, daß unſerer bis jetzt nur wenig ſind, redliche, geſcheidte und entſchloſſene Leute, die einen gewiſſen, allgemeinen Sinn haben, aus dem allein der geſellige Sinn entſtehen kann.

Friedrich, der bisher nur zugehört hatte, verſetzte darauf: und wenn Ihr mir ein gutes Wort gebt, gehe ich auch mit.

Jarno ſchüttelte den Kopf.

Nun, was habt Ihr an mir auszuſetzen? fuhr Friedrich fort. Bey einer neuen Colonie werden auch junge Coloniſten erfordert, und die bring ich gleich mit; auch luſtige Coloniſten, das verſichre ich Euch. Und dann wüßte ich noch ein gutes junges Mädchen, das hierhüben nicht mehr am Platz iſt, die ſüße reizende Lydie.

Wo ſoll das arme Kind mit ſeinem Schmerz und Jammer hin, wenn ſie ihn nicht gelegentlich in die Tiefe des Meeres werfen kann, und wenn ſich nicht ein braver Mann ihrer annimmt? Ich dächte, mein Jugendfreund, da Ihr doch im Gange ſeyd, Verlaſſene zu tröſten, Ihr entſchlöſſt Euch! jeder nähme ſein Mädchen unter den Arm, und wir folgten dem alten Herrn.

Dieſer Antrag verdroß Wilhelmen. Er antwortete mit verſtellter Ruhe: weiß ich doch nicht einmal ob ſie frey iſt, und da ich überhaupt im Werben nicht glücklich zu ſeyn ſcheine, ſo möchte ich einen ſolchen Verſuch nicht machen.

Natalie ſagte darauf: Bruder Friedrich, Du glaubſt, weil Du für Dich ſo leichtſinnig handelſt, auch für andere gelte Deine Geſinnung. Unſer Freund verdient ein weibliches Herz, das ihm ganz angehöre, das nicht an ſeiner Seite von fremden Erinnerungen bewegt werde; nur mit einem höchſt vernünftigen und reinen Charakter, wie Thereſens, war ein Wageſtück dieſer Art zu rathen.

Was Wageſtück! rief Friedrich. In der Liebe iſt alles Wageſtück. Unter der Laube oder vor dem Altar, mit Umarmungen, oder goldenen Ringen, beym Geſange der Heimchen oder den Trompeten und Pauken, es iſt alles nur ein Wageſtück, und der Zufall thut alles.

Ich habe immer geſehen, verſetzte Natalie, daß unſere Grundſätze nur ein Supplement zu unſern Exiſtenzen ſind. Wir hängen unſern Fehlern gar zu gern das Gewand eines gültigen Geſetzes um. Gieb nur Acht, welchen Weg Dich die Schöne noch führen wird, die Dich auf eine ſo gewaltſame Weiſe eingezogen hat und feſt hält.

Sie iſt ſelbſt auf einem ſehr guten Wege, verſetzte Friedrich, auf dem Wege zur Heiligkeit. Es iſt freylich ein Umweg, aber deſto luſtiger und ſichrer; Maria von Magdala iſt ihn auch gegangen, und wer weiß wie viel andere. Ueberhaupt, Schweſter, wenn von Liebe die Rede iſt, ſollteſt Du Dich gar nicht drein miſchen. Ich glaube Du heiratheſt nicht eher, als bis einmal irgendwo eine Braut fehlt, und Du giebſt Dich alsdann, nach Deiner gewohnten Gutherzigkeit, auch als Supplement irgend einer Exiſtenz hin. Alſo laß uns nur jetzt, mit dieſem Seelenverkäufer da, unſern Handel ſchließen, und über unſere Reiſegeſellſchaft einig werden.

Sie kommen mit Ihren Vorſchlägen zu ſpät, ſagte Jarno, für Lydien iſt geſorgt.

Und wie? fragte Friedrich.

Ich habe ihr ſelbſt meine Hand angeboten, verſetzte Jarno.

Alter Herr, ſagte Friedrich, da macht Ihr einen Streich, zu dem man, wenn man ihn als ein Subſtan-

tionin betrachtet, verſchiedene Adjectiva, und folglich, wenn man ihn als Subject betrachtet, verſchiedene Prädicate finden konnte.

Ich muß aufrichtig geſtehen, verſetzte Natalie, es iſt ein gefährlicher Verſuch, ſich ein Mädchen zuzueignen, in dem Augenblicke, da ſie aus Liebe zu einem andern verzweifelt.

Ich habe es gewagt, verſetzte Jarno, ſie wird unter einer gewiſſen Bedingung mein. Und, glauben Sie mir, es iſt in der Welt nichts ſchätzbarer als ein Herz, das der Liebe und der Leidenſchaft fähig iſt. Ob es geliebt habe? ob es noch liebe? darauf kommt es nicht an. Die Liebe, mit der ein anderer geliebt wird, iſt mir beynah reizender als die, mit der ich geliebt werden könnte; ich ſehe die Kraft, die Gewalt eines ſchönen Herzens, ohne daß die Eigenliebe mir den reinen Anblick trübt.

Haben Sie Lydien in dieſen Tagen ſchon geſprochen? verſetzte Natalie.

Jarno nickte lächelnd, Natalie ſchüttelte den Kopf und ſagte, indem ſie aufſtand: ich weiß bald nicht mehr, was ich aus Euch machen ſoll, aber mich ſollt Ihr gewiß nicht irre machen.

Sie wollte ſich eben entfernen, als der Abbé mit einem Brief in der Hand hereintrat, und zu ihr ſagte: bleiben Sie! ich habe hier einen Vorſchlag, bey dem Ihr Rath willkommen ſeyn wird. Der Marleſe, der

Freund Ihres verſtorbenen Oheims, den wir ſeit einiger Zeit erwarten, muß in dieſen Tagen hier ſeyn. Er ſchreibt mir, daß ihm doch die deutſche Sprache nicht ſo geläufig ſey, als er geglaubt, daß er eines Geſellſchafters bedürfe, der ſie vollkommen nebſt einigen andern beſitze; da er mehr wünſche in wiſſenſchaftliche als politiſche Verbindungen zu treten, ſo ſey ihm ein ſolcher Dolmetſcher unentbehrlich. Ich wüßte niemand geſchickter dazu als unſern jungen Freund. Er kennt die Sprache, iſt ſonſt in vielem unterrichtet, und es wird für ihn ſelbſt ein großer Vortheil ſeyn, in ſo guter Geſellſchaft und unter ſo vortheilhaften Umſtänden Deutſchland zu ſehen. Wer ſein Vaterland nicht kennt, hat keinen Maaßſtab für fremde Länder. Was ſagen Sie, meine Freunde? was ſagen Sie, Natalie?

Niemand wußte gegen den Antrag etwas einzuwenden. Jarno ſchien ſeinen Vorſchlag, nach Amerika zu reiſen, ſelbſt als kein Hinderniß anzuſehn, indem er ohnehin nicht ſogleich aufbrechen würde. Natalie ſchwieg, und Friedrich führte verſchiedene Sprüchwörter über den Nutzen des Reiſens an.

Wilhelm war über dieſen neuen Vorſchlag im Herzen ſo entrüſtet, daß er es kaum verbergen konnte. Er ſah eine Verabredung, ihn bald möglichſt los zu werden, nur gar zu deutlich, und was das ſchlimmſte war, man ließ ſie ſo offenbar, ſo ganz ohne Schonung ſehen. Auch der Verdacht, den Lydie bey ihm erregt, alles, was

er ſelbſt erfahren hatte, wurde wieder aufs neue vor ſeiner Seele lebendig, und die natürliche Art, wie Jarno ihm alles ausgelegt hatte, ſchien ihm auch nur eine künſtliche Darſtellung zu ſeyn.

Er nahm ſich zuſammen und antwortete: Dieſer Antrag verdient allerdings eine reifliche Ueberlegung.

Eine geſchwinde Entſchlieſſung möchte nöthig ſeyn, verſetzte der Abbé.

Dazu bin ich jetzt nicht gefaßt, antwortete Wilhelm. Wir können die Ankunft des Mannes abwarten, und dann ſehen, ob wir zuſammen paſſen. Eine Hauptbedingung aber muß man zum voraus eingehen, daß ich meinen Felix mitnehmen, und ihn überall mit hinführen darf.

Dieſe Bedingung wird ſchwerlich zugeſtanden werden, verſetzte der Abbé.

Und ich ſehe nicht, rief Wilhelm aus, warum ich mir von irgend einem Menſchen ſollte Bedingungen vorſchreiben laſſen? und warum ich, wenn ich einmal mein Vaterland ſehen will, einen Italiäner zur Geſellſchaft brauche?

Weil ein junger Menſch, verſetzte der Abbé mit einem gewiſſen imponirenden Ernſte, immer Urſache hat ſich anzuſchließen.

Wilhelm, der wohl merkte, daß er länger an ſich zu halten nicht im Stande ſey, da ſein Zuſtand nur durch die Gegenwart Nataliens noch einigermaßen ge-

lindert ward, ließ ſich hierauf mit einiger Haſt vernehmen: man vergönne mir nur noch kurze Bedenkzeit, und ich vermuthe es wird ſich geſchwind entſcheiden, ob ich Urſache habe mich weiter anzuſchließen, oder ob nicht vielmehr Herz und Klugheit mir unwiderſtehlich gebieten, mich von ſo mancherley Banden loszureißen, die mir eine ewige, elende Gefangenſchaft drohen.

So ſprach er, mit einem lebhaft bewegten Gemüth. Ein Blick auf Natalien beruhigte ihn einigermaßen, indem ſich in dieſem leidenſchaftlichen Augenblick, ihre Geſtalt und ihr Werth nur deſto tiefer bey ihm eindrückten.

Ja, ſagte er zu ſich ſelbſt, indem er ſich allein fand, geſtehe dir nur, du liebſt ſie, und du fühlſt wieder, was es heiße, wenn der Menſch mit allen Kräften lieben kann. So liebte ich Marianen, und ward ſo ſchrecklich an ihr irre; ich liebte Philinen und mußte ſie verachten. Aurelien achtete ich, und konnte ſie nicht lieben; ich verehrte Thereſen, und die väterliche Liebe nahm die Geſtalt einer Neigung zu ihr an, und jetzt da in deinem Herzen alle Empfindungen zuſammentreffen, die den Menſchen glücklich machen ſollten, jetzt biſt du genöthigt zu fliehen! Ach! warum muß ſich zu dieſen Empfindungen, zu dieſen Erkenntniſſen das unüberwindliche Verlangen des Beſitzes geſellen? und warum richten, ohne Beſitz, eben dieſe Empfindungen, dieſe Ueberzeugungen jede andere Art von Glückſeligkeit völlig zu Grunde? Werde ich künftig der Sonne und der Welt, der

Geſellſchaft oder irgend eines Glücksgutes genieſſen? wirſt du nicht immer zu dir ſagen: Natalie iſt nicht da! und doch wird leider Natalie dir immer gegenwärtig ſeyn. Schließeſt du die Augen, ſo wird ſie ſich dir darſtellen; öffneſt du ſie, ſo wird ſie vor allen Gegenſtänden hinſchweben, wie die Erſcheinung, die ein blendendes Bild im Auge zurück läßt. War nicht ſchon früher die ſchnell vorübergegangene Geſtalt der Amazone deiner Einbildungskraft immer gegenwärtig? und du hatteſt ſie nur geſehen, du kannteſt ſie nicht. Nun da du ſie kennſt, da du ihr ſo nahe warſt, da ſie ſo vielen Antheil an dir gezeigt hat, nun ſind ihre Eigenſchaften ſo tief in dein Gemüth geprägt, als ihr Bild jemals in deine Sinne. Aengſtlich iſt es immer zu ſuchen, aber viel ängſtlicher gefunden zu haben und verlaſſen zu müſſen. Wornach ſoll ich in der Welt nun weiter fragen? wornach ſoll ich mich weiter umſehen? welche Gegend, welche Stadt verwahrt einen Schatz, der dieſem gleich iſt? und ich ſoll reiſen, um nur immer das Geringere zu finden? Iſt denn das Leben blos wie eine Rennbahn, wo man ſogleich ſchnell wieder umkehren muß, wenn man das äußerſte Ende erreicht hat? Und ſteht das Gute, das Vortreffliche nur wie ein feſtes, unverrücktes Ziel da, von dem man ſich eben ſo ſchnell mit raſchen Pferden wieder entfernen muß, als man es erreicht zu haben glaubt? an ſtatt daß jeder andere, der nach irdiſchen Waaren ſtrebt, ſie ſich in den verſchiede-

nen Himmelsgegenden, oder wohl gar auf der Meſſe und dem Jahrmarkt anſchaffen kann.

Komm, lieber Knabe! rief er ſeinem Sohn entgegen, der eben daher geſprungen kam, ſey und bleibe Du mir alles! Du warſt mir zum Erſatz Deiner geliebten Mutter gegeben, Du ſollteſt mir die zweyte Mutter erſetzen, die ich Dir beſtimmt hatte, und nun haſt Du noch die gröſsere Lücke auszufüllen. Beſchäftige mein Herz, beſchäftige meinen Geiſt mit Deiner Schönheit, Deiner Liebenswürdigkeit, Deiner Wiſsbegierde und Deinen Fähigkeiten!

Der Knabe war mit einem neuen Spielwerke beſchäftigt, der Vater ſuchte es ihm beſſer, ordentlicher, zweckmäſsiger einzurichten; aber in dem Augenblicke verlor auch das Kind die Luſt daran. Du biſt ein wahrer Menſch! rief Wilhelm aus, komm mein Sohn! komm mein Bruder, laſs uns in der Welt zwecklos hinſpielen, ſo gut wir können!

Sein Entſchluſs ſich zu entfernen, das Kind mit ſich zu nehmen, und ſich an den Gegenſtänden der Welt zu zerſtreuen, war nun ſein feſter Vorſatz. Er ſchrieb an Wernern, erſuchte ihn um Geld und Creditbriefe, und ſchickte Friedrichs Curier mit dem geſchäfften Auftrage weg, bald wieder zu kommen. So ſehr er gegen die übrigen Freunde auch verſtimmt war, ſo rein blieb ſein Verhältniſs zu Natalien. Er vertraute ihr ſeine Abſicht; auch ſie nahm für bekannt an, daſs er gehen könne

und müſſe, und wenn ihn auch gleich dieſe ſcheinbare Gleichgültigkeit an ihr ſchmerzte, ſo beruhigte ihn doch ihre gute Art und ihre Gegenwart vollkommen. Sie rieth ihm verſchiedene Städte zu beſuchen, um dort einige ihrer Freunde und Freundinnen kennen zu lernen. Der Curier kam zurück, brachte was Wilhelm verlangt hatte, obgleich Werner mit dieſem neuen Ausflug nicht zufrieden zu ſeyn ſchien. Meine Hoffnung, daß Du vernünftig werden würdeſt, ſchrieb dieſer, iſt nun wieder eine gute Weile hinaus geſchoben. Wo ſchweift Ihr nun alle zuſammen herum? und wo bleibt denn das Frauenzimmer, zu deſſen wirthſchaftlichem Beyſtande Du mir Hoffnung machteſt? Auch die übrigen Freunde ſind nicht gegenwärtig; dem Gerichtshalter und mir iſt das ganze Geſchäft aufgewälzt. Ein Glück, daß er eben ein ſo guter Rechtsmann iſt, als ich ein Finanzmann bin, und daß wir beyde etwas zu ſchleppen gewohnt ſind. Lebe wohl. Deine Ausſchweifungen ſollen Dir verziehen ſeyn, da doch ohne ſie unſer Verhältnis in dieſer Gegend nicht hätte ſo gut werden können.

Was das Aeußere betraf, hätte er nun immer abreiſen können, allein ſein Gemüth war noch durch zwey Hinderniſſe gebunden. Man wollte ihm ein für allemal Mignons Körper nicht zeigen, als bey den Exſequien, welche der Abbé zu halten gedachte, zu welcher Feverlichkeit noch nicht alles bereit war. Auch war der Arzt, durch einen ſonderbaren Brief des Landgeiſtlichen,

abgerufen werden. Es betraf den Harfenſpieler, von deſſen Schickſalen Wilhelm näher unterrichtet ſeyn wollte.

In dieſem Zuſtande fand er, weder bey Tag noch bey Nacht, Ruhe der Seele oder des Körpers. Wenn alles ſchlief, gieng er in dem Hauſe hin und her. Die Gegenwart der alten bekannten Kunſtwerke zog ihn an, und ſtieß ihn ab. Er konnte nichts, was ihn umgab, weder ergreifen noch laſſen, alles erinnerte ihn an alles, er überſah den ganzen Ring ſeines Lebens, nur lag er leider zerbrochen vor ihm, und ſchien ſich auf ewig nicht ſchließen zu wollen. Dieſe Kunſtwerke, die ſein Vater verkauft hatte, ſchienen ihm ein Symbol, daß auch er von einem ruhigen und gründlichen Beſitz des wünſchenswerthen in der Welt theils ausgeſchloſſen, theils deſſelben durch eigne oder fremde Schuld beraubt werden ſollte. Er verlor ſich ſo weit in dieſen ſonderbaren und traurigen Betrachtungen, daß er ſich ſelbſt manchmal wie ein Geiſt vorkam, und ſelbſt wenn er die Dinge außer ſich befühlte und betaſtete, ſich kaum des Zweifels erwehren konnte, ob er denn auch wirklich lebe und da ſey.

Nur der lebhafte Schmerz, der ihn manchmal ergriff, daß er alles das Gefundene und Wiedergefundene ſo freventlich und doch ſo nothwendig verlaſſen müſſe, nur ſeine Thränen gaben ihm das Gefühl ſeines Daſeyns wieder. Vergebens rief er ſich den glücklichen Zuſtand, in dem er ſich doch eigentlich befand, vors Gedächtniß.

So iſt denn alles nichts! rief er aus, wenn das Eine fehlt, das dem Menſchen alles übrige werth iſt.

Der Abbé verkündigte der Geſellſchaft die Ankunft des Markeſe. Sie ſind zwar, wie es ſcheint, ſagte er zu Wilhelmen, mit Ihrem Knaben allein abzureiſen entſchloſſen, lernen Sie jedoch wenigſtens dieſen Mann kennen, der Ihnen, wo Sie ihn auch unterweges antreffen, auf alle Fälle nützlich ſeyn kann. Der Markeſe erſchien, es war ein Mann noch nicht hoch in Jahren, eine von den wohlgeſtalteten, gefälligen lombardiſchen Figuren. Er hatte als Jüngling mit dem Oheim, der ſchon um vieles älter war, bey der Armee, dann in Geſchäften Bekanntſchaft gemacht, ſie hatten nachher einen groſſen Theil von Italien zuſammen durchreiſt, und die Kunſtwerke, die der Markeſe hier wieder fand, waren, zum groſſen Theil, in ſeiner Gegenwart, und unter manchen glücklichen Umſtänden, deren er ſich noch wohl erinnerte, gekauft und angeſchafft worden.

Der Italiäner hat überhaupt ein tieferes Gefühl für die hohe Würde der Kunſt als andere Nationen; jeder, der nur irgend etwas treibt, will Künſtler, Meiſter und Profeſſor heiſſen, und bekennt wenigſtens durch dieſe Titelſucht, daß es nicht genug ſey nur etwas durch Ueberlieferung zu erhaſchen, oder durch Uebung irgend eine Gewandheit zu erlangen; er geſteht, daß jeder vielmehr über das, was er thut, auch fähig ſeyn ſolle zu denken, Grundſätze aufzuſtellen, und die Urſachen, war-

um dieſes oder jenes zu thun ſey, ſich ſelbſt und andern deutlich zu machen.

Der Fremde ward gerührt, ſo ſchöne Beſitzthümer ohne den Beſitzer wieder zu finden, und erfreut den Geiſt ſeines Freundes aus den vortrefflichen Hinterlaſſenen ſprechen zu hören. Sie gingen die verſchiedenen Werke durch, und fanden eine groſſe Behaglichkeit ſich einander verſtändlich machen zu können. Der Markeſe und der Abbé führten das Wort, Natalie, die ſich wieder in die Gegenwart ihres Oheims verſetzt fühlte, wußte ſich ſehr gut in ihre Meinungen und Geſinnungen zu finden. Wilhelm mußte ſichs in theatraliſche Terminologie überſetzen, wenn er etwas davon verſtehen wollte. Man hatte Noth Friedrichs Scherze in Schranken zu halten. Jarno war ſelten zugegen.

Bey der Betrachtung, daß vortreffliche Kunſtwerke in der neuern Zeit ſo ſelten ſeyen, ſagte der Markeſe: es läßt ſich nicht leicht denken und überſehen, was die Umſtände für den Künſtler thun müſſen, und dann ſind bey dem gröſten Genie, bey dem entſchiedenſten Talente noch immer die Forderungen unendlich, die er an ſich ſelbſt zu machen hat, unſäglich der Fleiß, der zu ſeiner Ausbildung nöthig iſt. Wenn nun die Umſtände wenig für ihn thun, wenn er bemerkt, daß die Welt ſehr leicht zu befriedigen iſt, und ſelbſt nur einen leichten, gefälligen, behaglichen Schein begehrt; ſo wäre es zu verwundern, wenn nicht Bequemlichkeit und Eigenliebe ihn

bey dem Mittelmäßigen feſt hielten, es wäre ſeltſam, wenn er nicht lieber für Modewaaren Geld und Lob eintauſchen, als den rechten Weg wählen ſollte, der ihn mehr oder weniger zu einem kümmerlichen Märtyrerthum führt. Deswegen bieten die Künſtler unſerer Zeit nur immer an, um niemals zu geben. Sie wollen immer reizen, um niemals zu befriedigen; alles iſt nur angedeutet, und man findet nirgends Grund noch Ausführung. Man darf aber auch nur eine Zeit lang ruhig in einer Gallerie verweilen, und beobachten, nach welchen Kunſtwerken ſich die Menge zieht, welche geprieſen und welche vernachläßigt werden, ſo hat man wenig Luſt an der Gegenwart, und für die Zukunft wenig Hoffnung.

Ja, verſetzte der Abbé, und ſo bilden ſich Liebhaber und Künſtler wechſelsweiſe; der Liebhaber ſucht nur einen allgemeinen unbeſtimmten Genuß, das Kunſtwerk ſoll ihm ohngefähr wie ein Naturwerk behagen, und die Menſchen glauben, die Organe, ein Kunſtwerk zu genießen, bildeten ſich eben ſo von ſelbſt aus, wie die Zunge und der Gaum, man urtheile über ein Kunſtwerk, wie über eine Speiſe. Sie begreifen nicht, was für einer andern Kultur es bedarf, um ſich zum wahren Kunſtgenuſſe zu erheben. Das ſchwerſte finde ich die Art von Abſonderung, die der Menſch in ſich ſelbſt bewirken muß, wenn er ſich überhaupt bilden will, des-

wegen finden wir ſo viel einſeitige Kulturen, wovon doch jede ſich anmaßt über das Ganze abzuſprechen.

Was Sie da ſagen, iſt mir nicht ganz deutlich, ſagte Jarno, der eben hinzutrat.

Auch iſt es ſchwer, verſetzte der Abbé, ſich in der Kürze beſtimmt hierüber zu erklären. Ich ſage nur ſo viel: ſobald der Menſch an mannigfaltige Thätigkeit oder mannigfaltigen Genuß Anſpruch macht, ſo muß er auch fähig ſeyn, mannigfaltige Organe an ſich gleichſam unabhängig von einander auszubilden. Wer alles und jedes in ſeiner ganzen Menſchheit thun oder genießen will, wer alles außer ſich zu einer ſolchen Art von Genuß verknüpfen will, der wird ſeine Zeit nur mit einem ewig unbefriedigten Streben hinbringen. Wie ſchwer iſt es, was ſo natürlich ſcheint, eine gute Natur, ein treffliches Gemählde an und für ſich zu beſchauen, den Geſang um des Geſangs willen zu vernehmen, den Schauſpieler im Schauſpieler zu bewundern, ſich eines Gebäudes um ſeiner eigenen Harmonie und ſeiner Dauer willen zu erfreuen. Nun ſieht man aber meiſt die Menſchen entſchiedene Werke der Kunſt gerade zu behandeln, als wenn es ein weicher Thon wäre. Nach ihren Neigungen, Meinungen und Grillen ſoll ſich der gebildete Marmor ſogleich wieder ummodeln, das feſtgemauerte Gebäude ſich ausdehnen oder zuſammenziehen, ein Gemählde ſoll lehren, ein Schauſpiel beſſern und alles ſoll alles werden. Eigentlich aber weil die meiſten Menſchen ſelbſt formlos ſind, weil ſie ſich

und ihrem Weſen ſelbſt keine Geſtalt geben können, ſo arbeiten ſie den Gegenſtänden ihre Geſtalt zu nehmen, damit ja alles loſer und lockrer Stoff werde, wozu ſie auch gehören. Alles reduciren ſie zuletzt auf den ſogenannten Effect, alles iſt relativ, und ſo wird auch alles relativ, außer dem Unſinn und der Abgeſchmacktheit, die denn auch ganz abſolut regiert.

Ich verſtehe Sie, verſetzte Jarno, oder vielmehr ich ſehe wohl ein, wie das, was Sie ſagen, mit den Grundſätzen zuſammenhängt, an denen Sie ſo feſt halten; ich kann es aber mit den armen Teufeln von Menſchen unmöglich ſo genau nehmen. Ich kenne freylich ihrer genug, die ſich bey den größten Werken der Kunſt und der Natur ſogleich ihres armſeligſten Bedürfniſſes erinnern, ihr Gewiſſen und ihre Moral mit in die Oper nehmen, ihre Liebe und Haß vor einem Säulengange nicht ablegen, und das Beſte und Größte, was Ihnen von außen gebracht werden kann, in ihrer Vorſtellungsart erſt möglichſt verkleinern müſſen, um es mit ihrem kümmerlichen Weſen nur einigermaßen verbinden zu können.

Achtes Capitel.

Am Abend fand der Abbé zu den Erſequien Mignons ein. Die Geſellſchaft begab ſich in den Saal der Vergangenheit, und fand denſelben auf das ſonderbarſte erhellt und ausgeſchmückt. Mit himmelblauen Teppichen waren die Wände faſt von oben bis unten bekleidet, ſo daß nur Sockel und Frieß hervorſchienen. Auf den vier Candelabern in den Ecken brannten groſſe Wachsfackeln, und ſo nach Verhältnis auf den vier kleinern, die den mittlern Sarkophag umgaben. Neben dieſem ſtanden vier Knaben, himmelblau mit Silber gekleidet, und ſchienen einer Figur, die auf dem Sarkophag ruhte, mit breiten Fächern von Straußenfedern Luft zuzuwehn. Die Geſellſchaft ſetzte ſich, und zwey unſichtbare Chöre fingen mit holdem Geſang an zu fragen: Wen bringt ihr uns zur ſtillen Geſellſchaft? Die vier Kinder antworteten mit lieblicher Stimme: Einen müden Geſpielen bringen wir euch, laßt ihn unter euch ruhen, bis das Jauchzen himmliſcher Geſchwiſter ihn dereinſt wieder aufweckt.

Chor.

Erſtling der Jugend in unſerm Kreiſe, ſey willkommen!

men! mit Trauer willkommen! Dir folge kein Knabe, kein Mädchen nach! Nur das Alter nahe ſich willig und gelaſſen der ſtillen Halle, und in ernſter Geſellſchaft ruhe das liebe, liebe Kind.

Knaben.

Ach! wie ungern brachten wir ihn her! Ach! und er ſoll hier bleiben! laßt uns auch bleiben, laßt uns weinen, weinen an ſeinem Sarge!

Chor.

Seht die mächtigen Flügel doch an! ſeht das leichte reine Gewand! wie blinkt die goldene Binde vom Haupt! ſeht die ſchöne, die würdige Ruh!

Knaben.

Ach! die Flügel heben ſie nicht, im leichten Spiele flattert das Gewand nicht mehr: als wir mit Roſen kränzten ihr Haupt, blickte ſie hold und freundlich nach uns.

Chor.

Schaut mit den Augen des Geiſtes hinan! in euch lebe die bildende Kraft, die das Schönſte, das Höchſte hinauf über die Sterne das Leben trägt.

Knaben.

Aber ach! wir vermiſſen ſie hier, in den Gärten wandelt ſie nicht, ſammelt der Wieſe Blumen nicht mehr. Laßt uns weinen, wir laſſen ſie hier! laßt uns weinen und bey ihr bleiben.

Chor.

Kinder kehret ins Leben zurück! Eure Thränen trocknet die frische Luft, die um das schlängelnde Waſſer ſpielt. *Entfliehe der Nacht!* Tag und Luft und Dauer iſt das Loos der Lebendigen.

Knaben.

Auf, wir kehren ins Leben zurück. Gebe der Tag uns Arbeit und Luſt, bis der Abend uns Ruhe bringt, und der nächtliche Schlaf uns erquickt.

Chor.

Kinder! eilet ins Leben hinan! In der Schönheit reinem Gewande begegn' euch die Liebe mit himmliſchem Blick und dem Kranz der Unſterblichkeit.

Die Knaben waren ſchon fern, der Abbé ſtand von ſeinem Seſſel auf, und trat hinter den Sarg. Es iſt die Verordnung, ſagte er, des Mannes, der dieſe ſtille Wohnung bereitet hat, daß jeder neue Ankömmling mit Feyerlichkeit empfangen werden ſoll. Nach ihm, dem Erbauer dieſes Hauſes, dem Errichter dieſer Stätte, haben wir zuerſt einen jungen Fremdling hierher gebracht, und ſo faßt ſchon dieſer kleine Raum zwey ganz verſchiedene Opfer der ſtrengen, willkührlichen und unerbittlichen Todesgöttinn. Nach beſtimmten Geſetzen treten wir ins Leben ein, die Tage ſind gezählt, die uns zum Anblicke des Lichts reif machen, aber für die Lebensdauer iſt kein Geſetz. Der ſchwächſte Lebensfaden zieht ſich in unerwartete Länge, und den ſtärkſten zerſchneidet gewaltſam

die Schere einer Parze, die ſich in Widerſprüchen zu gefallen ſcheint. Von dem Kinde, das wir hier beſtatten, wiſſen wir wenig zu ſagen. Noch iſt uns unbekannt, woher es kam, ſeine Eltern kennen wir nicht, und die Zahl ſeiner Lebensjahre vermuthen wir nur. Sein tiefes verſchloſſenes Herz ließ uns ſeine innerſten Angelegenheiten kaum errathen, nichts war deutlich an ihm, nichts offenbar, als die Liebe zu dem Manne, der es aus den Händen eines Barbaren rettete. Dieſe zärtliche Neigung, dieſe lebhafte Dankbarkeit ſchien die Flamme zu ſeyn, die das Oel ihres Lebens aufzehrte; die Geſchicklichkeit des Arztes konnte das ſchöne Leben nicht erhalten, die ſorgfältigſte Freundſchaft vermochte nicht es zu friſten. Aber wenn die Kunſt den ſcheidenden Geiſt nicht zu feſſeln vermochte; ſo hat ſie alle ihre Mittel angewandt, den Körper zu erhalten und ihn der Vergänglichkeit zu entziehen. Eine balſamiſche Maſſe iſt durch alle Adern gedrungen, und färbt nun an der Stelle des Bluts die ſo früh verblichenen Wangen. Treten Sie näher, meine Freunde, und ſehen Sie das Wunder der Kunſt und Sorgfalt!

Er hub den Schleyer auf, und das Kind lag in ſeinen Engelkleidern, wie ſchlafend, in der angenehmſten Stellung. Alle traten herbey, und bewunderten dieſen Schein des Lebens. Nur Wilhelm blieb in ſeinem Seſſel ſitzen, er konnte ſich nicht faſſen; was er empfand durfte er nicht denken, und jeder Gedanke ſchien ſeine Empfindung zerſtören zu wollen.

Die Rede war um des Markeſe willen franzöſiſch geſprochen worden. Dieſer trat mit den andern herbey, und betrachtete die Geſtalt mit Aufmerkſamkeit. Der Abbé fuhr fort: mit einem heiligen Vertrauen war auch dieſes gute, gegen die Menſchen ſo verſchloſſene Herz, beſtändig zu ſeinem Gott gewendet. Die Demuth, ja eine Neigung ſich äußerlich zu erniedrigen, ſchien ihm angeboren. Mit Eifer hing es an der katholiſchen Religion, in der es geboren und erzogen war. Oft äußerte ſie den ſtillen Wunſch, auf geweihtem Boden zu ruhen, und wir haben, nach den Gebräuchen der Kirche, dieſes marmorne Behältniß und die wenige Erde geweihet, die in ihrem Kopfkiſſen verborgen iſt. Mit welcher Inbrunſt küßte ſie in ihren letzten Augenblicken das Bild des Gekreuzigten, das auf ihren zarten Armen mit vielen hundert Punkten ſehr zierlich abgebildet ſteht. Er ſtreifte zugleich, indem er das ſagte, ihren rechten Arm auf, und ein Crucifix, von verſchiedenen Buchſtaben und Zeichen begleitet, ſah man blaulich auf der weißen Haut.

Der Markeſe betrachtete dieſe neue Erſcheinung ganz in der Nähe. O Gott! rief er aus, indem er ſich aufrichtete, und ſeine Hände gen Himmel hob, armes Kind! unglückliche Nichte! finde ich Dich hier wieder! welche ſchmerzliche Freude, Dich, auf die wir ſchon lange Verzicht gethan hatten, dieſen guten lieben Körper, den wir lange im See einen Raub der Fiſche glaubten, hier wieder zu finden, zwar todt, aber erhalten! Ich wohne Dei-

ner Beſtattung bey, die ſo herrlich durch ihr Aeußeres, und noch herrlicher durch die guten Menſchen wird, die Dich zu Deiner Ruheſtätte begleiten. Und wenn ich werde reden können, ſagte er mit gebrochner Stimme, werde ich ihnen danken.

Die Thränen verhinderten ihn, etwas weiter hervorzubringen. Durch den Druck einer Feder verſenkte der Abbé den Körper in die Tiefe des Marmors. Vier Jünglinge, gekleidet wie jene Knaben, traten hinter den Teppichen hervor, hoben den ſchweren, ſchön verzierten Deckel auf den Sarg, und fingen zugleich ihren Geſang an.

Die Jünglinge.

Wohl verwahrt iſt nun der Schatz! das ſchöne Gebild der Vergangenheit! hier im Marmor ruht es unverzehrt, auch in eurem Herzen lebt es, wirkt es fort. Schreitet, ſchreitet ins Leben zurück! nehmet den heiligen Ernſt mit hinaus, denn der Ernſt, der heilige, macht allein das Leben zur Ewigkeit.

Das unſichtbare Chor fiel in die letzten Worte mit ein, aber niemand von der Geſellſchaft vernahm die ſtärkenden Worte, jedes war zu ſehr mit den wunderbaren Entdeckungen und ſeinen eignen Empfindungen beſchäftigt. Der Abbé und Natalie führten den Markeſe, Wilhelmen Thereſe und Lothario hinaus, und erſt als der Geſang ihnen völlig verhallte, fielen die Schmerzen, die Betrachtungen, die Gedanken, die Neugierde ſie mit aller Gewalt wieder an, und ſehnlich wünſchten ſie ſich in jenes Element wieder zurück.

Neuntes Capitel.

Der Markeſe vermied von der Sache zu reden, hatte aber heimliche und lange Geſpräche mit dem Abbé. Er erbat ſich, wenn die Geſellſchaft beyſammen war, öfters Muſik, man ſorgte gern dafür, weil jedermann zufrieden war des Geſprächs überhoben zu ſeyn. So lebte man einige Zeit fort, als man bemerkte, daß er Anſtalt zur Abreiſe mache. Eines Tages ſagte er zu Wilhelmen: ich verlange nicht die Reſte des guten Kindes zu beunruhigen, es bleibe an dem Orte zurück, wo es geliebt und gelitten hat, aber ſeine Freunde müſſen mir verſprechen, mich in ſeinem Vaterlande, an dem Platze zu beſuchen, wo das arme Geſchöpf geboren und erzogen wurde, ſie müſſen die Säulen und Statuen ſehen, von denen ihm noch eine dunkle Idee übrig geblieben iſt.

Ich will Sie in die Buchten führen, wo ſie ſo gern die Steinchen zuſammenlas. Sie werden ſich, lieber junger Mann, der Dankbarkeit einer Familie nicht entziehen, die Ihnen ſo viel ſchuldig iſt. Morgen reiſe ich weg. Ich habe dem Abbé die ganze Geſchichte vertraut, er wird ſie Ihnen wieder erzählen, er konnte mir ver-

zeihen, wenn mein Schmerz mich unterbrach, und er wird als ein Dritter die Begebenheiten mit mehr Zuſammenhang vortragen. Wollen Sie mir noch, wie der Abbé vorſchlug, auf meiner Reiſe durch Deutſchland folgen, ſo ſind Sie willkommen. Laſſen Sie Ihren Knaben nicht zurück, bey jeder kleinen Unbequemlichkeit, die er uns macht, wollen wir uns Ihrer Vorſorge für meine arme Nichte wieder erinnern.

Noch ſelbigen Abend ward man durch die Ankunft der Gräfin überraſcht. Wilhelm bebte an allen Gliedern, als ſie hereintrat, und ſie, obgleich vorbereitet, hielt ſich an ihrer Schweſter, die ihr bald einen Stuhl reichte. Wie ſonderbar einfach war ihr Anzug, und wie verändert ihre Geſtalt! Wilhelm durfte kaum auf ſie hinblicken, ſie begrüßte ihn mit Freundlichkeit, und einige allgemeine Worte konnten ihre Geſinnung und Empfindungen nicht verbergen. Der Markeſe war bey Zeiten zu Bette gegangen, und die Geſellſchaft hatte noch keine Luſt ſich zu trennen; der Abbé brachte ein Manuſcript hervor. Ich habe, ſagte er, ſogleich die ſonderbare Geſchichte, wie ſie mir anvertraut wurde, zu Papiere gebracht. Wo man am wenigſten Tinte und Feder ſparen ſoll, das iſt beym Aufzeichnen einzelner Umſtände merkwürdiger Begebenheiten. Man unterrichtete die Gräfin, wovon die Rede ſey, und der Abbé las:

Meinen Vater, ſagte der Markeſe, muß ich, ſo viel Welt ich auch geſehen habe, immer für einen der wun-

derbarſten Menſchen halten. Sein Charakter war edel und gerade, ſeine Ideen weit, und man darf ſagen groß; er war ſtreng gegen ſich ſelbſt, in allen ſeinen Planen fand man eine unbeſtechliche Folge, an allen ſeinen Handlungen eine ununterbrochene Schrittmäßigkeit. So gut ſich daher von einer Seite mit ihm umgehen, und ein Geſchäft verhandeln ließ, ſo wenig konnte er, um eben dieſer Eigenſchaften willen, ſich in die Welt finden, da er vom Staate, von ſeinen Nachbarn, von Kindern und Geſinde die Beobachtung aller der Geſetze forderte, die er ſich ſelbſt auferlegt hatte. Seine mäßigſten Forderungen wurden übertrieben durch ſeine Strenge, und er konnte nie zum Genuß gelangen, weil nichts auf die Weiſe entſtand, wie er ſichs gedacht hatte. Ich habe ihn in dem Augenblick, da er einen Palaſt bauete, einen Garten anlegte, ein großes neues Gut in der ſchönſten Lage erwarb, innerlich mit dem ernſteſten Ingrimm überzeugt geſehen, das Schickſal habe ihn verdammt, enthaltſam zu ſeyn und zu dulden. In ſeinem Aeußerlichen beobachtete er die größte Würde; wenn er ſcherzte, zeigte er nur die Ueberlegenheit ſeines Verſtandes, es war ihm unerträglich getadelt zu werden, und ich habe ihn nur einmal in meinem Leben ganz außer aller Faſſung geſehen, da er hörte, daß man von einer ſeiner Anſtalten wie von etwas Lächerlichem ſprach. In eben dieſem Geiſte hatte er über ſeine Kinder und ſein Vermögen disponirt. Mein älteſter Bruder ward als ein Mann er-

zogen, der künftig groſſe Güter zu hoffen hatte. Ich ſollte den geiſtlichen Stand ergreifen, und der jüngſte Soldat werden. Ich war lebhaft, feurig, thätig, ſchnell, zu allen körperlichen Uebungen geſchickt. Der jüngſte ſchien zu einer Art von ſchwärmeriſcher Ruhe geneigter, den Wiſſenſchaften, der Muſik und der Dichtkunſt ergeben. Nur nach dem härtſten Kampf, nach der völligſten Ueberzeugung der Unmöglichkeit gab der Vater, wiewohl mit Widerwillen, nach, daß wir unſern Beruf umtauſchen dürften, und ob er gleich jeden von uns beyden zufrieden ſah, ſo konnte er ſich doch nicht drein finden, und verſicherte, daß nichts gutes daraus entſtehen werde. Je älter er ward, deſto abgeſchnittener fühlte er ſich von aller Geſellſchaft. Er lebte zuletzt faſt ganz allein. Nur ein alter Freund, der unter den Deutſchen gedient, im Feldzuge ſeine Frau verloren, und eine Tochter mitgebracht hatte, die ohngefähr zehn Jahr alt war, blieb ſein einziger Umgang. Dieſer kaufte ſich ein artiges Gut in der Nachbarſchaft, ſah meinen Vater zu beſtimmten Tagen und Stunden der Woche, in denen er auch manchmal ſeine Tochter mitbrachte. Er widerſprach meinem Vater niemals, der ſich zuletzt völlig an ihn gewöhnte, und ihn als den einzigen erträglichen Geſellſchafter duldete. Nach dem Tode unſeres Vaters merkten wir wohl, daß dieſer Mann von unſerm Alten trefflich ausgeſtattet worden war, und ſeine Zeit nicht umſonſt zugebracht hatte; er erweiterte ſeine Gü-

ter, ſeine Tochter konnte eine ſchöne Mitgift erwarten. Das Mädchen wuchs heran, und war von ſonderbarer Schönheit, mein älterer Bruder ſcherzte oft mit mir, daß ich mich um ſie bewerben ſollte.

Indeſſen hatte Bruder Auguſtin im Kloſter ſeine Jahre in dem ſonderbarſten Zuſtande zugebracht, er überließ ſich ganz dem Genuß einer heiligen Schwärmerey, jenen halb geiſtigen, halb phyſiſchen Empfindungen, die, wie ſie ihn eine Zeit lang in den dritten Himmel erhuben, bald darauf in einen Abgrund von Ohnmacht und leeres Elend verſinken ließen. Bey meines Vaters Lebzeiten war an keine Veränderung zu denken, und was hätte man wünſchen oder vorſchlagen ſollen? Nach dem Tode unſers Vaters beſuchte er uns fleißig; ſein Zuſtand, der uns im Anfang jammerte, ward nach und nach um vieles erträglicher, denn die Vernunft hatte geſiegt. Allein je ſichrer ſie ihm völlige Zufriedenheit und Heilung auf dem reinen Wege der Natur verſprach, deſto lebhafter verlangte er von uns, daß wir ihn von ſeinen Gelübden befreyen ſollten; er gab zu verſtehen, daß ſeine Abſicht auf Sperata, unſere Nachbarin, gerichtet ſey.

Mein älterer Bruder hatte zu viel durch die Härte unſeres Vaters gelitten, als daß er ungerührt bey dem Zuſtande des jüngſten hätte bleiben können. Wir ſprachen mit dem Beichtvater unſerer Familie, einem alten würdigen Manne, entdeckten ihm die doppelte Abſicht unſeres Bruders, und baten ihn die Sache einzuleiten

und zu befördern. Wider ſeine Gewohnheit zögerte er, und als endlich unſer Bruder in uns drang, und wir die Angelegenheit dem Geiſtlichen lebhafter empfahlen, mußte er ſich entſchließen uns die ſonderbare Geſchichte zu entdecken.

Sperata war unſre Schweſter, und zwar ſowohl von Vater als Mutter; Neigung und Sinnlichkeit hatten den Mann in ſpäteren Jahren nochmals überwältigt, in welchen das Recht der Ehegatten ſchon verloſchen zu ſeyn ſcheint; über einen ähnlichen Fall hatte man ſich kurz vorher in der Gegend luſtig gemacht, und mein Vater, um ſich nicht gleichfalls dem Lächerlichen auszuſetzen, beſchloß dieſe ſpäte, geſetzmäßige Frucht der Liebe mit eben der Sorgfalt zu verheimlichen, als man ſonſt die frühern zufälligen Früchte der Neigung zu verbergen pflegt. Unſere Mutter kam heimlich nieder, das Kind wurde aufs Land gebracht, und der alte Hausfreund, der nebſt dem Beichtvater allein um das Geheimniß wußte, ließ ſich leicht bereden, ſie für ſeine Tochter auszugeben. Der Beichtvater hatte ſich nur ausbedungen, im äußerſten Fall das Geheimniß entdecken zu dürfen. Der Vater war geſtorben, das zarte Mädchen lebte unter der Aufſicht einer alten Frau, wir wußten daß Geſang und Muſik unſern Bruder ſchon bey ihr eingeführt hatten, und da er uns wiederholt aufforderte, ſeine alten Bande zu trennen, um das neue zu knüpfen, ſo war es nöthig, ihn, ſobald als möglich, von der Gefahr zu unterrichten, in der er ſchwebte.

Er ſah uns mit wilden, verachtenden Blicken an. Spart eure unwahrſcheinlichen Mährchen! rief er aus, für Kinder und leichtglaubige Thoren; mir werdet ihr Sperata nicht vom Herzen reiſſen, ſie iſt mein. Verleugnet ſogleich euer ſchreckliches Geſpenſt, das mich nur vergebens ängſtigen würde. Sperata iſt nicht meine Schweſter, ſie iſt mein Weib. Er beſchrieb uns mit Entzücken, wie ihn das himmliſche Mädchen aus dem Zuſtande der unnatürlichen Abſonderung von den Menſchen in das wahre Leben geführt, wie beyde Gemüther gleich beyden Kehlen zuſammen ſtimmten, und wie er alle ſeine Leiden und Verirrungen ſegnete, weil ſie ihn von allen Frauen bis dahin entfernt gehalten, und weil er nun ganz und gar ſich dem liebenswürdigſten Mädchen ergeben könne. Wir entſetzten uns über die Entdeckung, uns jammerte ſein Zuſtand, wir wußten uns nicht zu helfen, er verſicherte uns mit Heftigkeit, daß Sperata ein Kind von ihm im Buſen trage. Unſer Beichtvater that alles, was ihm ſeine Pflicht eingab, aber dadurch ward das Uebel nur ſchlimmer. Die Verhältniſſe der Natur und der Religion, der ſittlichen Rechte und der bürgerlichen Geſetze wurden von meinem Bruder aufs heftigſte durchgefochten. Nichts ſchien ihm heilig als das Verhältnis zu Sperata, nichts ſchien ihm würdig als der Nahme Vater und Gattin. Dieſe allein, rief er aus, ſind der Natur gemäß, alles andere ſind Grillen und Meinungen. Gab es nicht edle Völker, die eine Heirath mit

der Schweſter billigten? Nennt eure Götter nicht, rief er aus, ihr braucht die Nahmen nie, als wenn ihr uns bethören, uns von dem Wege der Natur abführen, und die edelſten Triebe, durch ſchändlichen Zwang, zu Verbrechen entſtellen wollt. Zur gröſsten Verwirrung des Geiſtes, zum ſchändlichſten Mißbrauche des Körpers nöthigt ihr die Schlachtopfer, die ihr lebendig begrabt.

Ich darf reden, denn ich habe gelitten wie keiner, von der höchſten ſüſseſten Fülle der Schwärmerey bis zu den fürchterlichen Wüſten der Ohnmacht, der Leerheit, der Vernichtung und Verzweiflung, von den höchſten Ahndungen überirdiſcher Weſen, bis zu dem völligſten Unglauben, dem Unglauben an mir ſelbſt. Allen dieſen entſetzlichen Bodenſatz des am Rande ſchmeichelnden Kelchs habe ich ausgetrunken, und mein ganzes Weſen war bis in ſein Innerſtes vergiftet. Nun, da mich die gütige Natur durch ihre gröſsten Gaben, durch die Liebe, wieder geheilt hat, da ich an dem Buſen eines himmliſchen Mädchens wieder fühle, daſs ich bin, daſs ſie iſt, daſs wir eins ſind, daſs aus dieſer lebendigen Verbindung ein drittes entſtehen und uns entgegenlächeln ſoll, nun eröfnet ihr die Flammen eurer Höllen, eurer Fegefeuer, die nur eine kranke Einbildungskraft verſengen können, und ſtellt ſie dem lebhaften, wahren, unzerſtörlichen Genuſs der reinen Liebe entgegen! Begegnet uns unter jenen Cypreſſen, die ihre ernſthaften Gipfel gen Himmel wenden, beſucht uns an jenen Spa-

lieren, wo die Citronen und Pomeranzen neben uns blühn, wo die zierliche Myrte uns ihre zarten Blumen darreicht, und dann wagt es, uns mit euren trüben, grauen von Menschen gesponnenen Netzen zu ängstigen!

So bestand er lange Zeit auf einem hartnäckigen Unglauben unserer Erzählung, und zuletzt, da wir ihm die Wahrheit derselben betheuerten, da sie ihm der Beichtvater selbst versicherte, ließ er sich doch dadurch nicht irre machen, vielmehr rief er aus: Fragt nicht den Wiederhall eurer Kreuzgänge, nicht euer vermodertes Pergament, nicht eure verschränkten Grillen und Verordnungen, fragt die Natur und euer Herz, sie wird euch lehren, vor was ihr zu schaudern habt, sie wird euch mit dem strengsten Finger zeigen, worüber sie ewig und unwiederruflich ihren Fluch ausspricht. Seht die Lilien an, entspringt nicht Gatte und Gattin auf Einem Stengel? verbindet beyde nicht die Blume, die beyde gebahr, und ist die Lilie nicht das Bild der Unschuld, und ihre geschwisterliche Vereinigung nicht fruchtbar? Wenn die Natur verabscheut, so spricht sie es laut aus; das Geschöpf, das nicht seyn soll, kann nicht werden, das Geschöpf, das falsch lebt, wird früh zerstört. Unfruchtbarkeit, kümmerliches Daseyn, frühzeitiges Zerfallen, das sind ihre Flüche, die Kennzeichen ihrer Strenge. Nur durch unmittelbare Folgen straft sie. Da seht um euch her, und was verboten, was verflucht ist, wird euch in die Augen fallen. In der Stille des Klosters

und im Geräuſche der Welt ſind tauſend Handlungen geheiligt und geehrt, auf denen ihr Fluch ruht. Auf bequemen Müſſiggang ſo gut, als überſtrengte Arbeit, auf Willkühr und Ueberfluß, wie auf Noth und Mangel, ſieht ſie mit traurigen Augen nieder, zur Mäßigkeit ruft ſie, wahr ſind alle ihre Verhältniſſe, und ruhig alle ihre Wirkungen. Wer gelitten hat, wie ich, hat das Recht frey zu ſeyn. Sperata iſt mein, nur der Tod ſoll mir ſie nehmen. Wie ich ſie behalten kann? wie ich glücklich werden kann? das iſt eure Sorge! Jetzt gleich geh ich zu ihr, um mich nicht wieder von ihr zu trennen.

Er wollte nach dem Schiffe, um zu ihr überzuſetzen, wir hielten ihn ab, und baten ihn, daß er keinen Schritt thun möchte, der die ſchrecklichſten Folgen haben könnte. Er ſolle überlegen, daß er nicht in der freyen Welt ſeiner Gedanken und Vorſtellungen, ſondern in einer Verfaſſung lebe, deren Geſetze und Verhältniſſe die Unbezwinglichkeit eines Naturgeſetzes angenommen haben. Wir mußten dem Beichtvater verſprechen, daß wir den Bruder nicht aus den Augen, noch weniger aus dem Schloſſe laſſen wollten, darauf ging er weg, und verſprach in einigen Tagen wieder zu kommen. Was wir vorausgeſehen hatten, traf ein, der Verſtand hatte unſern Bruder ſtark gemacht, aber ſein Herz war weich; die frühern Eindrücke der Religion wurden lebhaft, und die entſetzlichſten Zweifel bemächtigten ſich ſeiner. Er

brachte zwey fürchterliche Tage und Nächte zu, der Beichtvater kam ihm wieder zu Hülfe, umsonſt! Der ungebundene freye Verſtand ſprach ihn los, ſein Gefühl, ſeine Religion, alle gewohnten Begriffe erklärten ihn für einen Verbrecher.

Eines Morgens fanden wir ſein Zimmer leer, ein Blatt lag auf dem Tiſche, worinn er uns erklärte, daß er, da wir ihn mit Gewalt gefangen hielten, berechtigt ſey, ſeine Freyheit zu ſuchen; er entfliehe, er gehe zu Sperata, er hoffe mit ihr zu entkommen, er ſey auf alles gefaßt, wenn man ſie trennen wollte.

Wir erſchracken nicht wenig, allein der Beichtvater bat uns ruhig zu ſeyn. Unſer armer Bruder war nahe genug beobachtet worden: die Schiffer, an ſtatt ihn überzuſetzen, führten ihn in ſein Kloſter. Ermüdet von einem vierzigſtündigen Wachen ſchlief er ein, ſobald ihn der Kahn im Mondenſchein ſchaukelte, und erwachte nicht früher, als bis er ſich in den Händen ſeiner geiſtlichen Brüder ſah, er erholte ſich nicht eher, als bis er die Kloſterpforte hinter ſich zuſchlagen hörte.

Schmerzlich gerührt von dem Schickſal unſeres Bruders machten wir unſerm Beichtvater die lebhafteſten Vorwürfe, allein dieſer ehrwürdige Mann wußte uns bald mit den Gründen des Wundarztes zu überreden, daß unſer Mitleid für den armen Kranken tödtlich ſey. Er handle nicht aus eigner Willkühr, ſondern auf Befehl des Biſchoffs und des hohen Rathes. Die Abſicht

war

war: alle öffentliche Aergerniß zu vermeiden, und den traurigen Fall mit dem Schleyer einer geheimen Kirchenzucht zu verdecken. Sperata ſollte geſchont werden, ſie ſollte nicht erfahren, daß ihr Geliebter zugleich ihr Bruder ſey. Sie ward einem Geiſtlichen anempfohlen, dem ſie vorher ſchon ihren Zuſtand vertraut hatte. Man wußte ihre Schwangerſchaft und Niederkunft zu verbergen. Sie war als Mutter in dem kleinen Geſchöpfe ganz glücklich. So wie die meiſten unſerer Mädchen konnte ſie weder ſchreiben, noch Geſchriebenes leſen, ſie gab daher dem Pater Aufträge, was er ihrem Geliebten ſagen ſollte. Dieſer glaubte den frommen Betrug einer ſäugenden Mutter ſchuldig zu ſeyn, er brachte ihr Nachrichten von unſerm Bruder, den er niemals ſah, ermahnte ſie in ſeinem Nahmen zur Ruhe, bat ſie für ſich und das Kind zu ſorgen, und wegen der Zukunft Gott zu vertrauen.

Sperata war von Natur zur Religioſität geneigt. Ihr Zuſtand, ihre Einſamkeit vermehrten dieſen Zug, der Geiſtliche unterhielt ihn, um ſie nach und nach auf eine ewige Trennung vorzubereiten. Kaum war das Kind entwöhnt, kaum glaubte er ihren Körper ſtark genug, die ängſtlichſten Seelenleiden zu ertragen, ſo fing er an das Vergehen ihr mit ſchrecklichen Farben vorzumahlen, das Vergehen ſich einem Geiſtlichen ergeben zu haben, das er als eine Art von Sünde gegen die Natur, als einen Inceſt behandelte. Denn er hatte den ſonder-

baren Gedanken, ihre Reue jener Reue gleich zu machen, die sie empfunden haben würde, wenn sie das wahre Verhältniß ihres Fehltrittes erfahren hätte. Er brachte dadurch so viel Jammer und Kummer in ihr Gemüth, er erhöhte die Idee der Kirche und ihres Oberhauptes so sehr vor ihr, er zeigte ihr die schrecklichen Folgen für das Heil aller Seelen, wenn man in solchen Fällen nachgeben, und die Straffälligen durch eine rechtmäßige Verbindung noch gar belohnen wolle; er zeigte ihr, wie heilsam es sey, einen solchen Fehler in der Zeit abzubüßen, und dafür dereinst die Krone der Herrlichkeit zu erwerben, daß sie endlich wie eine arme Sünderinn ihren Nacken dem Beil willig darreichte, und inständig bat, daß man sie auf ewig von unserm Bruder entfernen möchte. Als man so viel von ihr erlangt hatte, ließ man ihr, doch unter einer gewissen Aufsicht, die Freiheit, bald in ihrer Wohnung, bald in dem Kloster zu seyn, je nachdem sie es für gut hielte.

Ihr Kind wuchs heran, und zeigte bald eine sonderbare Natur. Es konnte sehr früh laufen, und sich mit aller Geschicklichkeit bewegen, es sang bald sehr artig, und lernte die Zither gleichsam von sich selbst. Nur mit Worten konnte es sich nicht ausdrücken, und es schien das Hinderniß mehr in seiner Denkungsart als in den Sprachwerkzeugen zu liegen. Die arme Mutter fühlte indessen ein trauriges Verhältniß zu dem Kinde, die Behandlung des Geistlichen hatte ihre Vorstellungsart so

verwirrt, daß ſie, ohne wahnſinnig zu ſeyn, ſich in den ſeltſamſten Zuſtänden befand. Ihr Vergehen ſchien ihr immer ſchrecklicher und ſtraffälliger zu werden, das oft wiederholte Gleichniß des Geiſtlichen vom Inceſt hatte ſich ſo tief bey ihr eingeprägt, daß ſie einen ſolchen Abſcheu empfand, als wenn ihr das Verhältnis ſelbſt bekannt geweſen wäre. Der Beichtvater dünkte ſich nicht wenig über das Kunſtſtück, wodurch er das Herz eines unglücklichen Geſchöpfes zerriß. Jämmerlich war es anzuſehen, wie die Mutterliebe, die über das Daſeyn des Kindes ſich ſo herzlich zu erfreuen geneigt war, mit dem ſchrecklichen Gedanken ſtritt, daß dieſes Kind nicht da ſeyn ſollte. Bald ſtritten dieſe beyden Gefühle zuſammen, bald war der Abſcheu über die Liebe gewaltig.

Man hatte das Kind ſchon lange von ihr weggenommen, und zu guten Leuten unten am See gegeben, und in der mehrern Freiheit, die es hatte, zeigte ſich bald ſeine beſondre Luſt zum klettern. Die höchſten Gipfel zu erſteigen, auf den Rändern der Schiffe wegzulaufen und den Seiltänzern, die ſich manchmal in dem Orte ſehen ließen, die wunderlichſten Kunſtſtücke nachzumachen, war ein natürlicher Trieb.

Um das alles leichter zu üben, liebte ſie mit den Knaben die Kleider zu wechſeln, und ob es gleich von ihren Pflegeltern höchſt unanſtändig und unzuläßig gehalten wurde, ſo ließen wir ihr doch ſo viel als möglich nachſehen. Ihre wunderlichen Wege und Sprünge führ-

ten ſie manchmal weit, ſie verirrte ſich, ſie blieb aus, und kam immer wieder. Meiſtentheils wenn ſie zurückkehrte, ſetzte ſie ſich unter die Säulen des Portals vor einem Landhauſe in der Nachbarſchaft; man ſuchte ſie nicht mehr, man erwartete ſie. Dort ſchien ſie auf den Stufen auszuruhen, dann lief ſie in den großen Saal, beſah die Statuen, und wenn man ſie nicht beſonders aufhielt, eilte ſie nach Hauſe.

Zuletzt ward denn doch unſer Hoffen getäuſcht, und unſere Nachſicht beſtraft. Das Kind blieb aus, man fand ſeinen Hut auf dem Waſſer ſchwimmen, nicht weit von dem Orte, wo ein Gießbach ſich in den See ſtürzt. Man vermuthete, daß es bey ſeinem Klettern zwiſchen den Felſen verunglückt ſey, bey allem Nachforſchen konnte man den Körper nicht finden.

Durch das unvorſichtige Geſchwätz ihrer Geſellſchafterinnen erfuhr Sperata bald den Tod ihres Kindes, ſie ſchien ruhig und heiter, und gab nicht undeutlich zu verſtehen, ſie freue ſich, daß Gott das arme Geſchöpf zu ſich genommen und ſo bewahrt habe, ein größeres Unglück zu erdulden oder zu ſtiften.

Bey dieſer Gelegenheit kamen alle Mährchen zur Sprache, die man von unſern Waſſern zu erzählen pflegt. Es hieß: der See müſſe alle Jahre ein unſchuldiges Kind haben, er leide keinen todten Körper, und werfe ihn früh oder ſpät ans Ufer, ja ſogar das letzte Knäbchen, wenn es zu Grunde geſunken ſey, müſſe wieder

heraus. Man erzählte die Geſchichte einer untröſtlichen Mutter, deren Kind im See ertrunken ſey, und die Gott und ſeine Heiligen angerufen habe, ihr nur wenigſtens die Gebeine zum Begräbniß zu gönnen; der nächſte Sturm habe den Schädel, der folgende den Rumpf ans Ufer gebracht, und nachdem alles beyſammen geweſen, habe ſie ſämmtliche Gebeine in einem Tuch zur Kirche getragen, aber, o Wunder! als ſie in den Tempel getreten, ſey das Paket immer ſchwerer geworden, und endlich als ſie es auf die Stufen des Altars gelegt, habe das Kind zu ſchreyen angefangen, und ſich zu jedermanns Erſtaunen aus dem Tuche losgemacht, nur ein Knöchelchen des kleinen Fingers, an der rechten Hand habe gefehlt, welches denn die Mutter nachher noch ſorgfältig aufgeſucht und gefunden, das denn auch noch zum Gedächtniß unter andern Reliquien in der Kirche aufgehoben werde.

Auf die arme Mutter machten dieſe Geſchichten groſſen Eindruck, ihre Einbildungskraft fühlte einen neuen Schwung, und begünſtigte die Empfindung ihres Herzens. Sie nahm an, daß das Kind nunmehr für ſich und ſeine Eltern abgebüßt habe, daß Fluch und Strafe, die bisher auf ihnen geruht, nunmehr gänzlich gehoben ſey, daß es nur darauf ankomme, die Gebeine des Kindes wieder zu finden, um ſie nach Rom zu bringen, ſo würde das Kind auf den Stufen des groſſen Altars der Peterskirche wieder, mit ſeiner ſchönen friſchen Haut umgeben, vor dem Volke daſtehn. Es werde mit ſeinen

eignen Augen wieder Vater und Mutter ſchauen, und der Pabſt, von der Einſtimmung Gottes und ſeiner Heiligen überzeugt, werde unter dem lauten Zuruf des Volks, den Eltern die Sünde vergeben, ſie losſprechen und ſie verbinden.

Nun waren ihre Augen und ihre Sorgfalt immer nach dem See und dem Ufer gerichtet. Wenn Nachts im Mondglanz ſich die Wellen umſchlugen, glaubte ſie jeder blinkende Saum treibe ihr Kind hervor, es muſte zum Scheine jemand hinablaufen, um es am Ufer aufzufangen.

So war ſie auch des Tages unermüdet an den Stellen, wo das kieſichte Ufer flach in die See ging, ſie ſammelte in ein Körbchen alle Knochen, die ſie fand. Niemand durfte ihr ſagen, daß es Thierknochen ſeyen; die großen begrub ſie, die kleinen hub ſie auf. In dieſer Beſchäftigung lebte ſie unabläſſig fort. Der Geiſtliche, der durch die unerläßliche Ausübung ſeiner Pflicht ihren Zuſtand verurſacht hatte, nahm ſich auch ihrer nun aus allen Kräften an. Durch ſeinen Einfluß ward ſie in der Gegend für eine Entzückte, nicht für eine Verrückte, gehalten, man ſtand mit gefalteten Händen, wenn ſie vorbeyging, und die Kinder küßten ihr die Hand.

Ihrer alten Freundin und Begleiterin war von dem Beichtvater die Schuld, die ſie bey der unglücklichen Verbindung beyder Perſonen gehabt haben mochte, nur unter der Bedingung erlaſſen, daß ſie, unabläſſig treu,

ihr ganzes künftiges Leben die Unglückliche begleiten ſolle, und ſie hat mit einer bewundernswürdigen Geduld und Gewiſſenhaftigkeit ihre Pflichten bis zuletzt ausgeübt.

Wir hatten unterdeſſen unſern Bruder nicht aus den Augen verloren, weder die Aerzte noch die Geiſtlichkeit ſeines Kloſters wollten uns erlauben, vor ihm zu erſcheinen; allein um uns zu überzeugen, daß es ihm nach ſeiner Art wohl gehe, konnten wir ihn, ſo oft wir wollten, in dem Garten, in den Kreuzgängen, ja durch ein Fenſter an der Decke ſeines Zimmers belauſchen.

Nach vielen ſchrecklichen und ſonderbaren Epochen, die ich übergehe, war er in einen ſeltſamen Zuſtand der Ruhe des Geiſtes und der Unruhe des Körpers gerathen. Er ſaß faſt niemals, als wenn er ſeine Harfe nahm und darauf ſpielte, da er ſie denn meiſtens mit Geſang begleitete. Uebrigens war er immer in Bewegung, und in allem äußerſt lenkſam und folgſam, denn alle ſeine Leidenſchaften ſchienen ſich in der einzigen Furcht des Todes aufgelöſt zu haben. Man konnte ihn zu allem in der Welt bewegen, wenn man ihm mit einer gefährlichen Krankheit oder mit dem Tode drohte.

Außer dieſer Sonderbarkeit, daß er unermüdet im Kloſter hin und her ging, und nicht undeutlich zu verſtehen gab: daß es noch beſſer ſeyn würde, über Berg und Thäler ſo zu wandeln, ſprach er auch von einer Erſcheinung, die ihn gewöhnlich ängſtigte. Er behauptete nehmlich, daß bey ſeinem Erwachen, zu jeder Stunde

der Nacht, ein ſchöner Knabe unten an ſeinem Bette ſtehe, und ihm mit einem blanken Meſſer drohe. Man verſetzte ihn in ein andres Zimmer, allein er behauptete, auch da, und zuletzt ſogar an andern Stellen des Kloſters, ſtehe der Knabe im Hinterhalt. Sein Auf- und Abwandeln ward unruhiger, ja man erinnerte ſich nachher, daß er in der Zeit öfters als ſonſt an dem Fenſter geſtanden und über den See hinüber geſehen habe.

Unſere arme Schweſter indeſſen ſchien von dem einzigen Gedanken, von der beſchränkten Beſchäftigung nach und nach aufgerieben zu werden, und unſer Arzt ſchlug vor, man ſollte ihr, nach und nach, unter ihre übrigen Gebeine die Knochen eines Kinderſkelets miſchen, um dadurch ihre Hoffnung zu vermehren. Der Verſuch war zweifelhaft, doch ſchien wenigſtens ſo viel dabey gewonnen, daß man ſie, wenn alle Theile beyſammen wären, von dem ewigen Suchen abbringen, und ihr zu einer Reiſe nach Rom Hoffnung machen könnte.

Es geſchah, und ihre Begleiterin vertauſchte unmerklich die ihr anvertrauten kleinen Reſte mit den gefundenen, und eine unglaubliche Wonne verbreitete ſich über die arme Kranke, als die Theile ſich nach und nach zuſammen fanden, und man diejenigen bezeichnen konnte, die noch fehlten. Sie hatte mit großer Sorgfalt jeden Theil, wo er hingehörte, mit Fäden und Bändern befeſtigt, ſie hatte, wie man die Körper der Heiligen

zu ehren pflegt, mit Seide und Stickerey die Zwiſchenräume ausgefüllt.

So hatte man die Glieder zuſammen kommen laſſen, es fehlten nur wenige der äußeren Enden. Eines Morgens, als ſie noch ſchlief, und der Medikus gekommen war, nach ihrem Befinden zu fragen, nahm die Alte die verehrten Reſte aus dem Käſtchen weg, das in der Schlafkammer ſtand, um dem Arzte zu zeigen, wie ſich die gute Kranke beſchäftige. Kurz darauf hörte man ſie aus dem Bette ſpringen, ſie hob das Tuch auf, und fand das Käſtchen leer. Sie warf ſich auf ihre Knie, man kam und hörte ihr freudiges, inbrünſtiges Gebet. Ja! es iſt wahr, rief ſie aus, es war kein Traum, es iſt wirklich! freuet euch, meine Freunde, mit mir! ich habe das gute, ſchöne Geſchöpf wieder lebendig geſehen. Es ſtand auf, und warf den Schleyer von ſich, ſein Glanz erleuchtete das Zimmer, ſeine Schönheit war verklärt, es konnte den Boden nicht betreten, ob es gleich wollte. Leicht ward es empor gehoben, und konnte mir nicht einmal ſeine Hand reichen. Da rief es mich zu ſich, und zeigte mir den Weg, den ich gehen ſoll. Ich werde ihm folgen und bald folgen, ich fühl es, und es wird mir ſo leicht ums Herz. Mein Kummer iſt verſchwunden, und ſchon das Anſchauen meines wieder Auferſtandenen hat mir einen Vorſchmack der himmliſchen Freude gegeben.

Von der Zeit an war ihr ganzes Gemüth mit den

heiterſten Ausſichten beſchäftigt, auf keinen irrdiſchen Gegenſtand richtete ſie ihre Aufmerkſamkeit mehr, ſie genoß nur wenige Speiſen, und ihr Geiſt machte ſich nach und nach von den Banden des Körpers los. Auch fand man ſie zuletzt unvermuthet erblaßt und ohne Empfindung, ſie öfnete die Augen nicht wieder, ſie war, was wir todt nennen.

Der Ruf ihrer Viſion hatte ſich bald unter das Volk verbreitet, und das ehrwürdige Anſehn, das ſie in ihrem Leben genoß, verwandelte ſich nach ihrem Tode ſchnell in den Gedanken, daß man ſie ſogleich für ſeelig, ja für heilig halten müſſe.

Als man ſie zu Grabe beſtatten wollte, drängten ſich viele Menſchen mit unglaublicher Heftigkeit hinzu, man wollte ihre Hand, man wollte wenigſtens ihr Kleid berühren. In dieſer leidenſchaftlichen Erhöhung fühlten verſchiedene Kranke die Uebel nicht, von denen ſie ſonſt gequält wurden, ſie hielten ſich für geheilt, ſie bekannten's, ſie prieſen Gott und ſeine neue Heilige. Die Geiſtlichkeit war genöthigt, den Körper in eine Capelle zu ſtellen, das Volk verlangte Gelegenheit ſeine Andacht zu verrichten, der Zudrang war unglaublich; die Bergbewohner, die ohnedies zu lebhaften, religiöſen Gefühlen geſtimmt ſind, drangen aus ihren Thälern herbey; die Andacht, die Wunder, die Anbetung vermehrten ſich mit jedem Tage. Die biſchöfflichen Verordnungen, die einen ſolchen neuen Dienſt einſchränken und nach und

nach niederſchlagen ſollten, konnten nicht zur Ausführung gebracht werden; bey jedem Widerſtand war das Volk heftig, und gegen jeden Ungläubigen bereit in Thätlichkeiten auszubrechen. Wandelte nicht auch, riefen ſie, der heilige Borromäus unter unſern Vorfahren? erlebte ſeine Mutter nicht die Wonne ſeiner Seligſprechung? hat man nicht durch jenes groſſe Bildniß auf dem Felſen bey Arona uns ſeine geiſtige Gröſſe ſinnlich vergegenwärtigen wollen? leben die ſeinigen nicht noch unter uns? und hat Gott nicht zugeſagt unter einem gläubigen Volke ſeine Wunder ſtets zu erneuern?

Als der Körper nach einigen Tagen keine Zeichen der Fäulnis von ſich gab, und eher weiſſer und gleichſam durchſichtig ward, erhöhte ſich das Zutrauen der Menſchen immer mehr, und es zeigten ſich unter der Menge verſchiedene Kuren, die der aufmerkſame Beobachter ſelbſt nicht erklären, und auch nicht geradezu als Betrug anſprechen konnte. Die ganze Gegend war in Bewegung, und wer nicht ſelbſt kam, hörte wenigſtens eine Zeit lang von nichts anderm reden.

Das Kloſter, worin mein Bruder ſich befand, erſcholl ſo gut als die übrige Gegend von dieſen Wundern, und man nahm ſich um ſo weniger in Acht, in ſeiner Gegenwart davon zu ſprechen, als er ſonſt auf nichts aufzumerken pflegte, und ſein Verhältnis niemanden bekannt war. Diesmal ſchien er aber mit groſſer Genau-

igkeit gehört zu haben, er führte seine Flucht mit solcher Schlauheit aus, daß niemals jemand hat begreifen können, wie er aus dem Kloster herausgekommen sey. Man erfuhr nachher, daß er sich mit einer Anzahl Wallfahrer übersetzen lassen, und daß er die Schiffer, die weiter nichts Verkehrtes an ihm wahrnahmen, nur um die größte Sorgfalt gebeten, daß das Schiff nicht umschlagen möchte. Tief in der Nacht kam er in jene Capelle, wo seine unglückliche Geliebte von ihrem Leiden ausruhte, nur wenig Andächtige knieten in den Winkeln, ihre alte Freundin saß zu ihren Häupten, er trat hinzu und grüßte sie, und fragte: wie sich ihre Gebieterin befände? Ihr seht es, versetzte diese nicht ohne Verlegenheit. Er blickte den Leichnam nur von der Seite an. Nach einigem Zaudern nahm er ihre Hand. Erschreckt von der Kälte, ließ er sie sogleich wieder fahren, er sah sich unruhig um, und sagte zu der Alten: ich kann jetzt nicht bey ihr bleiben, ich habe noch einen sehr weiten Weg zu machen, ich will aber zur rechten Zeit schon wieder da seyn, sag ihr das, wenn sie aufwacht.

So ging er hinweg, wir wurden nur spät von diesem Vorgange benachrichtigt, man forschte nach, wo er hingekommen sey, aber vergebens! Wie er sich durch Berge und Thäler durchgearbeitet haben mag, ist unbegreiflich. Endlich nach langer Zeit fanden wir in

Graubünden eine Spur von ihm wieder, allein zu spät, und sie verlor sich bald. Wir vermutheten, daß er nach Deutschland sey, allein der Krieg hatte solche schwache Fußtapfen gänzlich verwischt.

Zehntes Capitel.

Der Abbé hörte zu leſen auf, und niemand hatte ohne Thränen zugehört. Die Gräfin brachte ihr Tuch nicht von den Augen, zuletzt ſtand ſie auf und verließ mit Natalien das Zimmer. Die übrigen ſchwiegen, und der Abbé ſprach: Es entſteht nun die Frage, ob man den guten Markeſe ſoll abreiſen laſſen, ohne ihm unſer Geheimnis zu entdecken. Denn wer zweifelt wohl einen Augenblick daran, daß Auguſtin und unſer Harfenſpieler Eine Perſon iſt? Ueberlegen wir, was zu thun ſey, ſowohl um des unglücklichen Mannes als der Familie willen. Mein Rath wäre, nichts zu übereilen, abzuwarten, was uns der Arzt, den wir eben von dort zurückerwarten, für Nachrichten bringt.

Jedermann war derſelben Meynung und der Abbé fuhr fort: eine andere Frage, die vielleicht ſchneller abzuthun iſt, entſteht zu gleicher Zeit. Der Markeſe iſt unglaublich gerührt über die Gaſtfreundſchaft, die ſeine arme Nichte bey uns, beſonders bey unſerm jungen Freunde gefunden hat. Ich habe ihm die ganze Geſchichte umſtändlich, ja wiederholt erzählen müſſen, und er zeigte ſeine lebhafteſte Dankbarkeit. Der junge Mann,

ſagte er, hat ausgeſchlagen mit mir zu reiſen, ehe er das Verhältnis kannte, das unter uns beſteht. Ich bin ihm nun kein Fremder mehr, von deſſen Art zu ſeyn, und von deſſen Laune er etwa nicht gewis wäre; ich bin ſein Verbundener, wenn Sie wollen ſein Verwandter, und da ſein Knabe, den er nicht zurücklaſſen wollte, erſt das Hindernis war, das ihn abhielt ſich zu mir zu geſellen, ſo laſſen Sie jetzt dieſes Kind zum ſchönern Bande werden, das uns nur deſto feſter aneinander knüpft. Ueber die Verbindlichkeit, die ich nun ſchon habe, ſey er mir noch auf der Reiſe nützlich, er kehre mit mir zurück, mein älterer Bruder wird ihn mit Freuden empfangen, er verſchmähe die Erbſchaft ſeines Pflegekindes nicht, denn nach einer geheimen Abrede unſers Vaters mit ſeinem Freunde iſt das Vermögen, das er ſeiner Tochter zugewendet hatte, wieder an uns zurückgefallen, und wir wollen dem Wohlthäter unſerer Nichte gewiß das nicht verenthalten, was er verdient hat.

Thereſe nahm Wilhelmen bey der Hand, und ſagte: wir erleben abermals hier ſo einen ſchönen Fall, daß uneigennütziges Wohlthun die höchſten und ſchönſten Zinſen bringt. Folgen Sie dieſem ſonderbaren Ruf, und indem Sie ſich um den Markeſe doppelt verdient machen, eilen Sie einem ſchönen Lande entgegen, das Ihre Einbildungskraft und Ihr Herz mehr als Einmal an ſich gezogen hat.

Ich überlaſſe mich ganz meinen Freunden und Ihrer

Führung, ſagte Wilhelm; es iſt vergebens in dieſer Welt nach eigenem Willen zu ſtreben. Was ich feſt zu halten wünſchte, muß ich fahren laſſen, und eine unverdiente Wohlthat drängt ſich mir auf.

Mit einem Druck auf Thereſens Hand machte Wilhelm die ſeinige los. Ich überlaſſe Ihnen ganz, ſagte er zu dem Abbé, was Sie über mich beſchließen; wenn ich meinen Felix nicht von mir zu laſſen brauche, ſo bin ich zufrieden überall hinzugehn, und alles, was man für recht hält, zu unternehmen.

Auf dieſe Erklärung entwarf der Abbé ſogleich ſeinen Plan, man ſolle, ſagte er, den Markeſe abreiſen laſſen, Wilhelm ſolle die Nachricht des Arztes abwarten, und alsdann, wenn man überlegt hätte, was zu thun ſey, könne Wilhelm mit Felix nachreiſen. So bedeutete er auch den Markeſe, unter einem Vorwand, das die Einrichtungen des jungen Freundes zur Reiſe ihn nicht abhalten müßten, die Merkwürdigkeiten der Stadt indeſſen zu beſehn. Der Markeſe ging ab, nicht ohne wiederholte lebhafte Verſicherung ſeiner Dankbarkeit, wovon die Geſchenke, die er zurückließ, und die aus Juwelen, geſchnittenen Steinen und geſtickten Stoffen beſtanden, einen genugſamen Beweis gaben.

Wilhelm war nun auch völlig reiſefertig und man war um ſo mehr verlegen, daß keine Nachrichten von dem Arzt kommen wollten, man befürchtete dem armen Harfenſpieler möchte ein Unglück begegnet ſeyn, zu eben

der Zeit als man hoffen konnte, ihn durchaus in einen beſſern Zuſtand zu verſetzen. Man ſchickte den Curier fort, der kaum weggeritten war, als am Abend der Arzt mit einem Fremden hereintrat, deſſen Geſtalt und Weſen bedeutend, ernſthaft und auffallend war, und den niemand kannte. Beyde Ankömmlinge ſchwiegen eine Zeit lang ſtill, endlich ging der Fremde auf Wilhelmen zu, reichte ihm die Hand und ſagte: Kennen Sie Ihren alten Freund nicht mehr? Es war die Stimme des Harfenſpielers, aber von ſeiner Geſtalt ſchien keine Spur übrig geblieben zu ſeyn. Er war in der gewöhnlichen Tracht eines Reiſenden, reinlich und anſtändig gekleidet, ſein Bart war verſchwunden, ſeinen Locken ſah man einige Kunſt an, und was ihn eigentlich ganz unkenntlich machte, war, daß an ſeinem bedeutenden Geſichte die Züge des Alters nicht mehr erſchienen. Wilhelm umarmte ihn mit der lebhafteſten Freude, er ward den andern vorgeſtellt, und betrug ſich ſehr vernünftig, und wußte nicht, wie bekannt er der Geſellſchaft noch vor kurzem geworden war. Sie werden Geduld mit einem Menſchen haben, fuhr er mit groſſer Gelaſſenheit fort, der, ſo erwachſen er auch ausſieht, nach einem langen Leiden erſt wie ein unerfahrnes Kind in die Welt tritt. Dieſem wackren Mann bin ich ſchuldig, daß ich wieder in einer menſchlichen Geſellſchaft erſcheinen kann.

Man hieß ihn willkommen, und der Arzt veranlaßte

ſogleich einen Spaziergang, um das Geſpräch abzubrechen, und ins Gleichgültige zu lenken.

Als man allein war, gab der Arzt folgende Erklärung: Die Geneſung dieſes Mannes iſt uns durch den ſonderbarſten Zufall geglückt. Wir hatten ihn lange, nach unſerer Ueberzeugung, moraliſch und phyſiſch behandelt, es ging auch bis auf einen gewiſſen Grad ganz gut, allein die Todesfurcht war noch immer groß bey ihm, und ſeinen Bart und ſein langes Kleid wollte er uns nicht aufopfern; übrigens nahm er mehr Theil an den weltlichen Dingen, und ſeine Geſänge ſchienen, wie ſeine Vorſtellungsart, wieder dem Leben ſich zu nähern. Sie wiſſen, welch ein ſonderbarer Brief des Geiſtlichen mich von hier abrief. Ich kam, ich fand unſern Mann ganz verändert, er hatte freywillig ſeinen Bart hergegeben, er hatte erlaubt ſeine Locken in eine hergebrachte Form zuzuſchneiden; er verlangte gewöhnliche Kleider, und ſchien auf einmal ein anderer Menſch geworden zu ſeyn. Wir waren neugierig die Urſache dieſer Verwandlung zu ergründen, und wagten doch nicht uns mit ihm ſelbſt darüber einzulaſſen; endlich entdeckten wir zufällig die ſonderbare Bewandniß. Ein Glas flüſſiges Opium fehlte in der Hausapotheke des Geiſtlichen, man hielt für nöthig die ſtrengſte Unterſuchung anzuſtellen, jedermann ſuchte ſich des Verdachtes zu erwehren, es gab unter den Hausgenoſſen heftige Scenen. Endlich trat dieſer Mann auf, und geſtand, daß er es beſitze; man

fragte ihn, ob er davon genommen habe? er ſagte nein! fuhr aber fort: Ich danke dieſem Beſitz die Wiederkehr meiner Vernunft. Es hängt von euch ab mir dieſes Fläſchchen zu nehmen, und ihr werdet mich ohne Hoffnung in meinen alten Zuſtand wieder zurückfallen ſehen. Das Gefühl, daß es wünſchenswerth ſey die Leiden dieſer Erde durch den Tod geendigt zu ſehen, brachte mich zuerſt auf den Weg der Geneſung; bald darauf entſtand der Gedanke, ſie durch einen freywilligen Tod zu endigen, und ich nahm in dieſer Abſicht das Glas hinweg; die Möglichkeit, ſogleich die großen Schmerzen auf ewig aufzuheben, gab mir Kraft die Schmerzen zu ertragen, und ſo habe ich, ſeitdem ich den Taliſmann beſitze, mich durch die Nähe des Todes wieder in das Leben zurückgedrängt. Sorgt nicht, ſagte er, daß ich Gebrauch davon mache, ſondern entſchließt Euch, als Kenner des menſchlichen Herzens, mich, indem Ihr mir die Unabhängigkeit vom Leben zugeſteht, erſt vom Leben recht abhängig zu machen. Nach reiflicher Ueberlegung drangen wir nicht weiter in ihn, und er führt nun in einem feſten, geſchliffnen Glasfläſchchen dieſes Gift als das ſonderbarſte Gegengift bey ſich.

Man unterrichtete den Arzt von allem, was indeſſen entdeckt worden war, und man beſchloß gegen Auguſtin das tiefſte Stillſchweigen zu beobachten. Der Abbé nahm ſich vor, ihn nicht von ſeiner Seite zu laſſen, und ihn

auf dem guten Wege, den er betreten hatte, fortzuführen.

Indeſſen ſollte Wilhelm die Reiſe durch Deutſchland mit dem Markeſe vollenden. Schien es möglich Auguſtinen eine Neigung zu ſeinem Vaterlande wieder einzuflößen, ſo wollte man ſeinen Verwandten den Zuſtand entdecken, und Wilhelm ſollte ihn den Seinigen wieder zuführen.

Dieſer hatte nun alle Anſtalten zu ſeiner Reiſe gemacht, und wenn es im Anfang wunderbar ſchien, daß Auguſtin ſich freute, als er vernahm, wie ſein alter Freund und Wohlthäter ſich ſogleich wieder entfernen ſollte, ſo entdeckte doch der Abbé bald den Grund dieſer ſeltſamen Gemüthsbewegung. Auguſtin konnte ſeine alte Furcht, die er vor Felix hatte, nicht überwinden, und wünſchte den Knaben je eher, je lieber entfernt zu ſehen.

Nun waren nach und nach ſo viele Menſchen angekommen, daß man ſie im Schloß und in den Seitengebäuden kaum alle unterbringen konnte, um ſo mehr da man nicht gleich Anfangs auf den Empfang ſo vieler Gäſte die Einrichtung gemacht hatte. Man frühſtückte, man ſpeiſte zuſammen, und hätte ſich gern beredet, man lebe in einer vergnüglichen Uebereinſtimmung, wenn ſchon in der Stille die Gemüther ſich gewiſſermaßen aus einander ſehnten. Thereſe war manchmal mit Lotario, noch öfter allein ausgeritten, ſie hatte in der Nachbarſchaft ſchon alle Landwirthe und Landwirthinnen kennen

lernen; es war ihr Haushaltungsprinzip, und ſie mochte nicht unrecht haben, daß man mit Nachbarn und Nachbarinnen im beſten Vernehmen und immer in einem ewigen Gefälligkeitswechſel ſtehen müſſe. Von einer Verbindung zwiſchen ihr und Lothario ſchien gar die Rede nicht zu ſeyn, die beyden Schweſtern hatten ſich viel zu ſagen, der Abbé ſchien den Umgang des Harfenſpielers zu ſuchen, Jarno hatte mit dem Arzt öftere Conferenzen, Friedrich hielt ſich an Wilhelmen, und Felix war überall, wo es ihm gut ging. So vereinigten ſich auch meiſtentheils die Paare auf dem Spaziergang, indem die Geſellſchaft ſich trennte, und wenn ſie zuſammen ſeyn mußten, ſo nahm man geſchwind ſeine Zuflucht zur Muſik, um alle zu verbinden, indem man jeden ſich ſelbſt wieder gab.

Unverſehens vermehrte der Graf die Geſellſchaft, ſeine Gemahlin abzuholen, und, wie es ſchien, einen feyerlichen Abſchied von ſeinen weltlichen Verwandten zu nehmen. Jarno eilte ihm bis an den Wagen entgegen, und als der Ankommende fragte, was er für Geſellſchaft finde? ſo ſagte jener in einem Anfall von toller Laune, die ihn immer ergriff, ſobald er den Grafen gewahr ward: Sie finden den ganzen Adel der Welt beyſammen, Markeſen, Marqui's, Mylord's und Baronen, es hat nur noch an einem Grafen gefehlt. So ging man die Treppe hinauf, und Wilhelm war die erſte Perſon, die ihm im Vorſaal entgegen kam. Mylord!

ſagte der Graf zu ihm auf franzöſiſch, nachdem er ihn einen Augenblick betrachtet hatte, ich freue mich ſehr, Ihre Bekanntſchaft unvermuthet zu erneuern; denn ich müßte mich ſehr irren, wenn ich Sie nicht im Gefolge des Prinzen ſollte in meinem Schloſſe geſehen haben. — Ich hatte das Glück Ew. Exzellenz damals aufzuwarten, verſetzte Wilhelm, nur erzeigen Sie mir zu viel Ehre, wenn Sie mich für einen Engländer und zwar vom erſten Range halten, ich bin ein Deutſcher, und — zwar ein ſehr braver junger Mann, fiel Jarno ſogleich ein. Der Graf ſah Wilhelmen lächelnd an, und wollte eben etwas erwiedern, als die übrige Geſellſchaft herbey kam, und ihn aufs freundlichſte begrüßte. Man entſchuldigte ſich, daß man ihm nicht ſogleich ein anſtändiges Zimmer anweiſen könne, und verſprach den nöthigen Raum ungeſäumt zu verſchaffen.

Ey ey! ſagte er lächelnd, ich ſehe wohl, daß man dem Zufalle überlaſſen hat, den Fourierzettel zu machen; mit Vorſicht und Einrichtung, wie viel iſt da nicht möglich! Jetzt bitte ich Euch, rührt mir keinen Pantoffel vom Platze, denn ſonſt, ſeh' ich wohl, giebt es eine große Unordnung, jedermann wird unbequem wohnen, und das ſoll niemand um meinetwillen wo möglich auch nur eine Stunde. Sie waren Zeuge, ſagte er zu Jarno, und auch Sie Meiſter, indem er ſich zu Wilhelmen wandte, wie viele Menſchen ich damals auf meinem Schloſſe bequem untergebracht habe. Man gebe mir die

Liſte der Perſonen und Bedienten, man zeige mir an, wie jedermann gegenwärtig einquartirt iſt, ich will einen Dislokationsplan machen, daß mit der wenigſten Bemühung jedermann eine geräumige Wohnung finde, und daß noch Platz für einen Gaſt bleiben ſoll, der ſich zufälligerweiſe bey uns einſtellen könnte.

Jarno machte ſogleich den Adjutanten des Grafen, verſchaffte ihm alle nöthigen Notizen, und hatte nach ſeiner Art den größten Spaß, wenn er den alten Herrn mitunter irre machen konnte. Dieſer gewann aber bald einen groſſen Triumph. Die Einrichtung war fertig, er ließ in ſeiner Gegenwart die Nahmen über alle Thüren ſchreiben, und man konnte nicht leugnen, daß mit wenig Umſtänden und Veränderungen der Zweck völlig erreicht war. Auch hatte es Jarno unter andern ſo geleitet, daß die Perſonen, die in dem gegenwärtigen Augenblick ein Intereſſe an einander nahmen, zuſammen wohnten.

Nachdem alles eingerichtet war, ſagte der Graf zu Jarno: Helfen Sie mir auf die Spur wegen des jungen Mannes, den Sie da Meiſter nennen, und der ein Deutſcher ſeyn ſoll. Jarno ſchwieg ſtill, denn er wußte recht gut, daß der Graf einer von denen Leuten war, die, wenn ſie fragen, eigentlich belehren wollen; auch fuhr dieſer, ohne Antwort abzuwarten, in ſeiner Rede fort: Sie hatten mir ihn damals vorgeſtellt, und im Nahmen des Prinzen beſtens empfohlen. Wenn ſeine

Mutter auch eine Deutſche war, ſo hafte ich dafür, daß ſein Vater ein Engländer iſt, und zwar von Stande; wer wollte das engliſche Blut alles berechnen, das ſeit dreyßig Jahren in deutſchen Adern herum fließt! ich will weiter nicht darauf dringen, Ihr habt immer ſolche Familiengeheimniſſe, doch mir wird man in ſolchen Fällen nichts aufbinden. Darauf erzählte er noch verſchiedenes, was damals mit Wilhelmen auf ſeinem Schloß vorgegangen ſeyn ſollte, wozu Jarno gleichfalls ſchwieg, obgleich der Graf ganz irrig war, und Wilhelmen mit einem jungen Engländer in des Prinzen Gefolge mehr als einmal verwechſelte. Der gute Herr hatte in frühern Zeiten ein vortreffliches Gedächtniß gehabt, und war noch immer ſtolz darauf, ſich der geringſten Umſtände ſeiner Jugend erinnern zu können; nun beſtimmte er aber mit eben der Gewißheit wunderbare Combinationen und Fabeln als wahr, die ihm bey zunehmender Schwäche ſeines Gedächtniſſes ſeine Einbildungskraft einmal vorgeſpiegelt hatte. Uebrigens war er ſehr mild und gefällig geworden, und ſeine Gegenwart wirkte recht günſtig auf die Geſellſchaft. Er verlangte, daß man etwas Nützliches zuſammen leſen ſollte, ja ſogar gab er manchmal kleine Spiele an, die er, wo nicht mitſpielte, doch mit großer Sorgfalt dirigirte, und da man ſich über ſeine Herablaſſung verwunderte, ſagte er: es ſey die Pflicht eines jeden, der

ſich in Hauptſachen von der Welt entferne, daß er in gleichgültigen Dingen ſich ihr deſtomehr gleich ſtelle.

Wilhelm hatte unter dieſen Spielen mehr als Einen bänglichen und verdrießlichen Augenblick; der leichtſinnige Friedrich ergriff manche Gelegenheit, um auf eine Neigung Wilhelms gegen Natalien zu deuten. Wie konnte er darauf fallen? wodurch war er dazu berechtigt? und mußte nicht die Geſellſchaft glauben, daß, weil beyde viel mit einander umgingen, Wilhelm ihm eine ſo unvorſichtige und unglückliche Confidenz gemacht habe?

Eines Tages waren ſie bey einem ſolchen Scherze heiterer als gewöhnlich, als Auguſtin auf einmal zur Thüre, die er aufriß, mit gräßlicher Gebärde herein ſtürzte; ſein Angeſicht war blaß, ſein Auge wild, er ſchien reden zu wollen, die Sprache verſagte ihm. Die Geſellſchaft entſetzte ſich, Lothario und Jarno, die eine Rückkehr des Wahnſinns vermutheten, ſprangen auf ihn los, und hielten ihn feſt. Stotternd und dumpf, dann heftig und gewaltſam ſprach und rief er: nicht mich haltet, eilt! helft! rettet das Kind! Felix iſt vergiftet!

Sie ließen ihn los, er eilte zur Thüre hinaus, und voll Entſetzen drängte ſich die Geſellſchaft ihm nach. Man rief nach dem Arzte, Auguſtin richtete ſeine Schritte nach dem Zimmer des Abbés, man fand das Kind, das erſchrocken und verlegen ſchien, als man

ihm ſchon von weitem zurief: was haſt Du angefangen?

Lieber Vater! rief Felix, ich habe nicht aus der Flaſche, ich habe aus dem Glaſe getrunken, ich war ſo durſtig.

Auguſtin ſchlug die Hände zuſammen, rief: er iſt verlohren! drängte ſich durch die Umſtehenden, und eilte davon.

Sie fanden ein Glas Mandelmilch auf dem Tiſche ſtehen, und eine Karavine darneben, die über die Hälfte leer war, der Arzt kam, er erfuhr, was man wußte, und ſah mit Entſetzen das wohlbekannte Fläſchchen, worin ſich das flüſſige Opium befunden hatte, leer auf dem Tiſche liegen, er ließ Eſſig herbey ſchaffen, und rief alle Mittel ſeiner Kunſt zu Hülfe.

Natalie ließ den Knaben in ein Zimmer bringen, ſie bemühte ſich ängſtlich um ihn. Der Abbé war fortgerannt, Auguſtinen aufzuſuchen, und einige Aufklärungen von ihm zu erdringen. Eben ſo hatte ſich der unglückliche Vater vergebens bemüht, und fand als er zurückkam, auf allen Geſichtern Bangigkeit und Sorge. Der Arzt hatte indeſſen die Mandelmilch im Glaſe unterſucht, es entdeckte ſich die ſtärkſte Beymiſchung von Opium, das Kind lag auf dem Ruhebette und ſchien ſehr krank, es bat den Vater, daß man ihm nur nichts mehr einſchütten, daß man es nur nicht mehr quälen möchte. Lothar hatte ſeine Leute ausgeſchickt und war

ſelbſt weggeritten, um der Flucht Auguſtins auf die Spur zu kommen. Natalie ſaß bey dem Kinde, es flüchtete auf ihren Schooß, und bat ſie flehentlich um Schutz, flehentlich um ein Stückchen Zucker, der Eſſig ſey gar zu ſauer! Der Arzt gab es zu; man müſſe das Kind, das in der entſetzlichſten Bewegung war, einen Augenblick ruhen laſſen, ſagte er; es ſey alles räthliche geſchehen, er wolle das mögliche thun. Der Graf trat mit einigem Unwillen, wie es ſchien, herbey, er ſah ernſt, ja feyerlich aus, legte die Hände auf das Kind, blickte gen Himmel, und blieb einige Augenblicke in dieſer Stellung. Wilhelm, der troſtlos in einem Seſſel lag, ſprang auf, warf einen Blick voll Verzweiflung auf Natalien und ging zur Thüre hinaus.

Kurz darauf verließ auch der Graf das Zimmer.

Ich begreife nicht, ſagte der Arzt nach einiger Pauſe, daß ſich auch nicht die geringſte Spur eines gefährlichen Zuſtandes am Kinde zeigt. Auch nur mit einem Schluck muß es eine ungeheure Doſis Opium zu ſich genommen haben, und nun finde ich an ſeinem Pulſe keine weitere Bewegung, als die ich meinen Mitteln und der Furcht zuſchreiben kann, in die wir das Kind verſetzt haben.

Bald darauf trat Jarno mit der Nachricht herein, daß man Auguſtin auf dem Oberboden in ſeinem Blute gefunden habe, ein Scheermeſſer habe neben ihm gelegen, wahrſcheinlich habe er ſich die Kehle abgeſchnitten. Der Arzt eilte fort und begegnete den Leuten, welche

den Körper die Treppe herunterbrachten. Er ward auf ein Bett gelegt und genau unterſucht, der Schnitt war in die Luftröhre gegangen, auf einen ſtarken Blutverluſt war eine Ohnmacht gefolgt, doch ließ ſich bald bemerken, daß noch Leben, daß noch Hoffnung übrig ſey. Der Arzt brachte den Körper in die rechte Lage, fügte die getrennten Theile zuſammen, und legte den Verband auf. Die Nacht ging allen ſchlaflos und ſorgenvoll vorüber. Das Kind wollte ſich nicht von Natalien trennen laſſen. Wilhelm ſaß vor ihr auf einem Schemel; er hatte die Füße des Knaben auf ſeinem Schooße, Kopf und Bruſt lagen auf dem ihrigen, ſo theilten ſie die angenehme Laſt und die ſchmerzlichen Sorgen, und verharrten bis der Tag anbrach, in der unbequemen und traurigen Lage. Natalie hatte Wilhelmen ihre Hand gegeben, ſie ſprachen kein Wort, ſahen auf das Kind, und ſahen einander an. Lothario und Jarno ſaßen am andern Ende des Zimmers, und führten ein ſehr bedeutendes Geſpräch, das wir gern, wenn uns die Begebenheiten nicht zu ſehr drängten, unſern Leſern hier mittheilen würden. Der Knabe ſchlief ſanft, erwachte am frühen Morgen ganz heiter, ſprang auf und verlangte ein Butterbrodt.

Sobald Auguſtin ſich einigermaßen erholt hatte, ſuchte man einige Aufklärung von ihm zu erhalten. Man erfuhr nicht ohne Mühe, und nur nach und nach: daß, als er bey der unglücklichen Dislocation des Gra-

ſen in Ein Zimmer mit dem Abbé verſetzt worden, er das Manuſcript und darin ſeine Geſchichte gefunden habe, ſein Entſetzen ſey ohne gleichen geweſen, und er habe ſich nun überzeugt, daß er nicht länger leben dürfe, ſogleich habe er ſeine gewöhnliche Zuflucht zum Opium genommen, habe es in ein Glas Mandelmilch geſchüttet, und habe doch, als er es an den Mund geſetzt, geſchaudert; darauf habe er es ſtehen laſſen, um nochmals durch den Garten zu laufen und die Welt zu ſehen, bey ſeiner Zurückkunft habe er das Kind gefunden, eben beſchäftigt, das Glas, woraus es getrunken, wieder voll zu gießen.

Man bat den Unglücklichen, ruhig zu ſeyn, er faßte Wilhelmen krampfhaft bey der Hand; ach! ſagte er, warum habe ich dich nicht längſt verlaſſen, ich wußte wohl, daß ich den Knaben tödten würde, und er mich. Der Knabe lebt! ſagte Wilhelm. Der Arzt, der aufmerkſam zugehört hatte, fragte Auguſtinen, ob alles Getränke vergiftet geweſen? Nein! verſetzte er, nur das Glas. So hat durch den glücklichſten Zufall, rief der Arzt, das Kind aus der Flaſche getrunken! Ein guter Genius hat ſeine Hand geführt, daß es nicht nach dem Tode griff, der ſo nahe zubereitet ſtand! Nein! nein! rief Wilhelm mit einem Schrey, indem er die Hände vor die Augen hielt, wie fürchterlich iſt dieſe Ausſage! ausdrücklich ſagte das Kind, daß es nicht aus der Flaſche, ſondern aus dem Glaſe getrunken habe.

Seine Geſundheit iſt nur ein Schein, es wird uns unter den Händen wegſterben. Er eilte fort, der Arzt ging hinunter und fragte, indem er das Kind liebkoſte, nicht wahr, Felix, du haſt aus der Flaſche getrunken und nicht aus dem Glaſe? das Kind fing an zu weinen. Der Arzt erzählte Natalien im ſtillen, wie ſich die Sache verhalte, auch ſie bemühte ſich vergebens, die Wahrheit von dem Kinde zu erfahren, es weinte nur heftiger, und ſo lange bis es einſchlief.

Wilhelm wachte bey ihm, die Nacht verging ruhig. Den andern Morgen fand man Auguſtinen todt in ſeinem Bette, er hatte die Aufmerkſamkeit ſeiner Wärter durch eine ſcheinbare Ruhe betrogen, den Verband ſtill aufgelöſt, und ſich verblutet. Natalie ging mit dem Kinde ſpatzieren, es war munter wie in ſeinen glücklichſten Tagen. Du biſt doch gut, ſagte Felix zu ihr, du zankſt nicht, du ſchlägſt mich nicht, ich will dirs nur ſagen, ich habe aus der Flaſche getrunken; Mutter Aurelie ſchlug mich immer auf die Finger, wenn ich nach der Karavine griff, der Vater ſah ſo bös aus, ich dachte, er würde mich ſchlagen.

Mit beflügelten Schritten eilte Natalie zu dem Schloſſe, Wilhelm kam ihr, noch voller Sorgen, entgegen. Glücklicher Vater! rief ſie laut, indem ſie das Kind aufhob und es ihm in die Arme warf, da haſt du deinen Sohn! er hat aus der Flaſche getrunken, ſeine Unart hat ihn gerettet.

Man erzählte den glücklichen Ausgang dem Grafen, der aber nur mit lächelnder, ſtillen, beſcheidnen Gewißheit zuhörte, mit der man den Irrthum guter Menſchen ertragen mag. Jarno, aufmerkſam auf alles, konnte diesmal eine ſolche hohe Selbſtgenügſamkeit nicht erklären, bis er endlich nach manchen Umſchweifen erfuhr: der Graf ſey überzeugt, das Kind habe wirklich Gift genommen, er habe es aber durch ſein Gebet und durch das Auflegen ſeiner Hände, wunderbar am Leben erhalten. Nun beſchloß er auch ſogleich wegzugehn, gepackt war bey ihm alles wie gewöhnlich in Einem Augenblicke, und beym Abſchied faßte die ſchöne Gräfin Wilhelms Hand, ehe ſie noch die Hand der Schweſter losließ, drückte alle vier Hände zuſammen, kehrte ſich ſchnell um, und ſtieg in den Wagen.

So viel ſchreckliche und wunderbare Begebenheiten, die ſich eine über die andere drängten, zu einer ungewohnten Lebensart nöthigten, und alles in Unordnung und Verwirrung ſetzten, hatten eine Art von fieberhafter Schwingung in das Haus gebracht. Die Stunden des Schlafens und Wachens, des Eſſens, Trinkens und geſelligen Zuſammenſeyns waren verrückt und umgekehrt. Außer Thereſen war niemand in ſeinem Gleiſe geblieben, die Männer ſuchten durch geiſtige Getränke ihre gute Laune wieder herzuſtellen, und, indem ſie ſich eine künſtliche Stimmung gaben, entfernten ſie die natürliche, die allein uns wahre Heiterkeit und Thätigkeit gewährt.

Wilhelm war durch die heftigsten Leidenschaften bewegt und zerrüttet, die unvermutheten und schreckhaften Anfälle hatten sein Innerstes ganz aus aller Fassung gebracht, einer Leidenschaft zu widerstehn, die sich des Herzens so gewaltsam bemächtigt hatte. Felix war ihm wiedergegeben, und doch schien ihm alles zu fehlen, die Briefe von Wernern mit den Anweisungen waren da, ihm mangelte nichts zu seiner Reise, als der Muth sich zu entfernen. Alles drängte ihn zu dieser Reise. Er konnte vermuthen, daß Lothario und Therese nur auf seine Entfernung warteten, um sich trauen zu lassen. Jarno war wieder seine Gewohnheit still, und man hätte beynahe sagen können, er habe etwas von seiner gewöhnlichen Heiterkeit verlohren. Glücklicherweise half der Arzt unserm Freunde einigermaßen aus der Verlegenheit, indem er ihn für krank erklärte, und ihm Arzney gab.

Die Gesellschaft kam immer Abends zusammen, und Friedrich, der ausgelassene Mensch, der gewöhnlich mehr Wein als billig trank, bemächtigte sich des Gesprächs, und brachte nach seiner Art, mit hundert Citaten und eulenspiegelhaften Anspielungen, die Gesellschaft zum Lachen, und setzte sie auch nicht selten in Verlegenheit, indem er laut zu denken sich erlaubte.

An die Krankheit seines Freundes schien er gar nicht zu glauben. Einst, als sie alle beysammen waren, rief er aus: Wie nennt ihr das Uebel, Dokter, das unsern Freund angefallen hat? paßt hier keiner von den dreytausend Nahmen, mit denen ihr eure Unwissenheit ausputzt? An ähnlichen Beyspielen wenigstens hat es nicht gefehlt. Es kommt, fuhr er mit einem emphatischen

Tone fort, ein ſolcher Caſus in der ägyptiſchen oder babyloniſchen Geſchichte vor.

Die Geſellſchaft ſah einander an und lächelte.

Wie hieß der König? rief er aus, und hielt einen Augenblick inne. Wenn ihr mir nicht einhelfen wollt, fuhr er fort, ſo werde ich mir ſelbſt zu helfen wiſſen. Er riß die Thürflügel auf, und wies nach dem großen Bilde im Vorſaal. Wie heißt der Ziegenbart mit der Krone dort, der ſich am Fuße des Bettes um ſeinen kranken Sohn abhärmt? Wie heißt die Schöne, die hereintritt, und in ihren ſittſamen Schelmenaugen Gift und Gegengift zugleich führt? Wie heißt der Pfuſcher von Arzt, dem erſt in dieſem Augenblicke ein Licht aufgeht, der das erſtemal in ſeinem Leben Gelegenheit findet, ein vernünftiges Recept zu verordnen, eine Arzney zu reichen, die aus dem Grunde curirt, und die eben ſo wohlſchmeckend als heilſam iſt?

In dieſem Tone fuhr er fort zu ſchwadroniren. Die Geſellſchaft nahm ſich ſo gut als möglich zuſammen, und verbarg ihre Verlegenheit hinter einem gezwungenen Lächeln. Eine leichte Röthe überzog Nataliens Wangen, und verrieth die Bewegungen ihres Herzens. Glücklicherweiſe ging ſie mit Jarno auf und nieder; als ſie an die Thüre kam, ſchritt ſie mit einer klugen Bewegung hinaus, einigemal in dem Vorſaale hin und wieder, und ging ſodann auf ihr Zimmer.

Die Geſellſchaft war ſtill. Friedrich fing an zu tanzen und zu ſingen:

O Ihr werdet Wunder ſehn
Was geſchehn iſt, iſt geſchehn,
Was geſagt iſt, iſt geſagt.

Eh es tagt,
Sollt Ihr Wunder sehn.

Thereſe war Natalien nachgegangen, Friedrich zog den Arzt vor das große Gemälde, hielt eine lächerliche Lobrede auf die Medicin, und ſchlich davon.

Lothario hatte bisher in einer Fenſtervertiefung geſtanden, und ſah, ohne ſich zu rühren, in den Garten hinunter. Wilhelm war in der ſchrecklichſten Lage. Selbſt da er ſich nun mit ſeinem Freunde allein ſah, blieb er eine Zeit lang ſtill, er überlief mit flüchtigem Blick ſeine Geſchichte, und ſah zuletzt mit Schaudern auf ſeinen gegenwärtigen Zuſtand, endlich ſprang er auf und rief: bin ich Schuld an dem, was vorgeht, an dem, was mir und Ihnen begegnet, ſo ſtrafen Sie mich! Zu meinen übrigen Leiden entziehen Sie mir Ihre Freundſchaft, und laſſen Sie mich ohne Troſt in die weite Welt hinaus gehen, in der ich mich lange hätte verlieren ſollen. Sehen Sie aber in mir das Opfer einer grauſamen zufälligen Verwicklung, aus der ich mich heraus zu winden unfähig war, ſo geben Sie mir die Verſicherung Ihrer Liebe, Ihrer Freundſchaft auf eine Reiſe mit, die ich nicht länger verſchieben darf. Es wird eine Zeit kommen, wo ich Ihnen werde ſagen können, was dieſe Tage in mir vorgegangen iſt, vielleicht leide ich eben jetzt dieſe Strafe, weil ich mich Ihnen nicht früh genug entdeckte, weil ich gezaudert habe, mich Ihnen ganz zu zeigen, wie ich bin; Sie hätten mir beygeſtanden, Sie hätten mir zur rechten Zeit los geholfen. Aber und abermal gehen mir die Augen über mich ſelbſt auf, immer zu ſpät und immer umſonſt. Wie ſehr verdiente ich die Strafrede Jarno's! Wie glaubte ich ſie ge-

faßt zu haben, wie hoffte ich ſie zu nutzen, ein neues Leben zu gewinnen! Konnte ichs? Sollte ichs? Vergebens klagen wir Menſchen uns ſelbſt, vergebens das Schickſal an! Wir ſind elend und zum Elend beſtimmt, und iſt es nicht völlig einerley, ob eigene Schuld, höherer Einfluß oder Zufall, Tugend oder Laſter, Weisheit oder Wahnſinn uns ins Verderben ſtürzen. Leben Sie wohl, ich werde keinen Augenblick länger in dem Hauſe verweilen, in welchem ich das Gaſtrecht, wider meinen Willen, ſo ſchrecklich verletzt habe, die Indiskretion Ihres Bruders iſt unverzeihlich, ſie treibt mein Unglück auf den höchſten Grad, ſie macht mich verzweifeln.

Und wenn nun, verſetzte Lothario, indem er ihn bey der Hand nahm, Ihre Verbindung mit meiner Schweſter die geheime Bedingung wäre, unter welcher ſich Thereſe entſchloſſen hat, mir ihre Hand zu geben? Eine ſolche Entſchädigung hat Ihnen das edle Mädchen zugedacht; ſie ſchwur, daß dieſes doppelte Paar an Einem Tage zum Altare gehen ſollte. Sein Verſtand hat mich gewählt, ſagte ſie, ſein Herz fordert Natalien, und mein Verſtand wird ſeinem Herzen zu Hülfe kommen. Wir wurden einig, Natalien und Sie zu beobachten, wir machten den Abbé zu unſerm Vertrauten, dem wir verſprechen mußten, keinen Schritt zu dieſer Verbindung zu thun, ſondern alles ſeinen Gang gehen zu laſſen. Wir haben es gethan. Die Natur hat gewirkt, und der tolle Bruder hat nur die reife Frucht abgeſchüttelt. Laſſen Sie uns, da wir einmal ſo wunderbar zuſammen kommen, nicht ein gemeines Leben führen, laſſen Sie uns zuſammen auf eine würdige Weiſe thätig ſeyn! Unglaublich iſt es, was ein gebildeter

Menſch für ſich und andere thun kann, wenn er, ohne herrſchen zu wollen, das Gemüth hat Vormund von Vielen zu ſeyn, ſie leitet dasjenige zur rechten Zeit zu thun, was ſie doch alle gerne thun möchten, und ſie zu ihren Zwecken führt, die ſie meiſt recht gut im Auge haben, und nur die Wege dazu verfehlen. Laſſen Sie uns hierauf einen Bund ſchließen, es iſt keine Schwärmerey, es iſt eine Idee, die recht gut ausführbar iſt, und die öfters, nur nicht immer mit klarem Bewußtſeyn, von guten Menſchen ausgeführt wird. Meine Schweſter Natalie iſt hiervon ein lebhaftes Beyſpiel. Unerreichbar wird immer die Handlungsweiſe bleiben, welche die Natur dieſer ſchönen Seele vorgeſchrieben hat. Ja ſie verdient dieſen Ehrennahmen vor vielen andern, mehr, wenn ich ſagen darf, als unſre edle Tante ſelbſt, die zu der Zeit, als unſer guter Arzt jenes Manuſcript ſo rubricirte, die ſchönſte Natur war, die wir in unſerm Kreiſe kannten. Indeß hat Natalie ſich entwickelt, und die Menſchheit freut ſich einer ſolchen Erſcheinung.

Er wollte weiter reden, aber Friedrich ſprang mit großem Geſchrey herein. Welch einen Kranz verdien ich? rief' er aus, und wie werdet Ihr mich belohnen? Myrten, Lorbeer, Epheu, Eichenlaub, das friſcheſte, das Ihr finden könnt, windet zuſammen! ſo viel Verdienſte habt Ihr in mir zu krönen. Natalie iſt Dein ich bin der Zauberer, der dieſen Schatz gehoben hat.

Er ſchwärmt, ſagte Wilhelm, und ich gehe.

Haſt Du Auftrag? ſagte der Baron, indem er Wilhelmen feſt hielt.

Aus eigner Macht und Gewalt, verſetzte Friedrich, auch von Gottes Gnaden, wenn Ihr wollt; ſo war ich

Freyersmann, ſo bin ich jetzt Geſandter, ich habe an der Thüre gehorcht, ſie hat ſich ganz dem Abbé entdeckt.

Unverſchämter! ſagte Lothario, wer heißt Dich horchen.

Wer heißt ſie ſich einſchließen! verſetzte Friedrich; ich hörte alles ganz genau, Natalie war ſehr bewegt. In der Nacht, da das Kind ſo krank ſchien, und halb auf ihrem Schoße ruhte, als Du troſtlos vor ihr ſaßeſt, und die geliebte Bürde mit ihr theilteſt, that ſie das Gelübde, wenn das Kind ſtürbe, Dir ihre Liebe zu bekennen, und Dir ſelbſt die Hand anzubieten; jetzt da das Kind lebt, warum ſoll ſie ihre Geſinnung verändern? Was man einmal ſo verſpricht, hält man unter jeder Bedingung. Nun wird der Pfaffe kommen, und wunder denken, was er für Neuigkeiten bringt.

Der Abbé trat ins Zimmer. Wir wiſſen alles, rief Friedrich ihm entgegen, macht es kurz, denn ihr kommt bloß um der Formalität willen, zu weiter nichts werden die Herren verlangt.

Er hat gehorcht, ſagte der Baron. — Wie ungezogen! rief der Abbé.

Nun geſchwind, verſetzte Friedrich, wie ſieht's mit den Ceremonien aus? die laſſen ſich an den Fingern herzählen, ihr müßt reiſen, die Einladung des Markeſe kommt euch herrlich zu ſtatten. Seyd ihr nur einmal über die Alpen, ſo findet ſich zu Hauſe alles, die Menſchen wiſſen's euch Dank, wenn ihr etwas wunderliches unternehmt, ihr verſchafft ihnen eine Unterhaltung, die ſie nicht zu bezahlen brauchen. Es iſt eben, als wenn ihr eine Freyredoute gäbt, es können alle Stände daran Theil nehmen.

Ihr habt euch freylich mit ſolchen Volksfeſten ſchon ſehr ums Publikum verdient gemacht, verſetzte der Abbé, und ich komme, ſo ſcheint es, heute nicht mehr zum Wort.

Iſt nicht alles wie ich's ſage, verſetzte Friedrich, ſo belehrt uns eines beſſern. Kommt herüber, kommt herüber! wir müſſen ſie ſehen und uns freuen.

Lothario umarmte ſeinen Freund und führte ihn zu der Schweſter, ſie kam mit Thereſen ihnen entgegen, alles ſchwieg.

Nicht gezaudert! rief Friedrich, in zwey Tagen könnt ihr reiſefertig ſeyn. Wie meint ihr Freund, fuhr er fort, indem er ſich zu Wilhelmen wendete, als wir Bekanntſchaft machten, als ich euch den ſchönen Strauß abforderte, wer konnte denken, daß ihr jemals eine ſolche Blume aus meiner Hand empfangen würdet?

Erinnern Sie mich nicht in dieſem Augenblicke des höchſten Glückes an jene Zeiten!

Deren ihr euch nicht ſchämen ſollet, ſo wenig man ſich ſeiner Abkunft zu ſchämen hat. Die Zeiten waren gut, und ich muß lachen, wenn ich dich anſehe, du kommſt mir vor wie Saul, der Sohn Kis, der ausging, ſeines Vaters Eſelinnen zu ſuchen, und ein Königreich fand.

Ich kenne den Werth eines Königreichs nicht, verſetzte Wilhelm, aber ich weiß, daß ich ein Glück erlangt habe, das ich nicht verdiene, und das ich mit nichts in der Welt vertauſchen möchte.

In der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Tübingen iſt erſchienen, und in allen Buchhandlungen, Poſtämter und Zeitungs-Expeditionen zu haben:

Morgenblatt

für gebildete Stände 1807.

Nro. 1 — 29.

Inhalt.

Abſchiedsrede bey dem künftigen Schluß des Morgenblatts; von Jean Paul. — Kunſt. Danneckers Traum, mit Kupfern. Ueberſicht der neuſten Taſchenbücher und Almanache. Preisaufgaben. Petrach und die ſchöne Kölnerinnen. Europa von Pfeffel. Hülfe in der Noth, von Haug. Gelöste Widerſprüche, von Haug. An Bays Sohn, von W. Korreſpondenz-Nachrichten von Paris, Wien, Berlin, Leipzig. Literariſche Notiz. An die Leſer des Morgenblatts, von Böttiger. Gemälde von Neapel, von H. J. N. Lichtenberg an Gleim über Blizableiter. — Anekdote. Klage der Jahrzahl 1806., von W. Das deutſche Sonnet. Korreſpondenz-Nachrichten von Halle, Paris. — Götter-Bekenntniße, vom Verf. des goldenen Kalbes. Ueberſicht der neueſten Almanache und Taſchenbücher. Garrik im Lager. Ordre des General Friant. Miſcellen. Korreſpondenz-Nachrichten von Regensburg. Literariſche Nachrichten aus England. E. M. Arndt Reiſe durch Schweden im Jahr 1804. 3r. 4r. Schreiben einer Dame an den Herausgeber des Morgenblatts. Rettung Mayhaels. Die Schöpfung der Roſe, von J. F. W. Charaden. Korreſpondenz-Nachrichten von London, Dresden, Carlsruhe. Verkauf der Gips-Abgüſſe von antiken Kunſtwerken in Paris. Apherismen, von Ernſt Wagner. Auszüge aus den Mémoires Ludwigs XVI. Pigers Klagen, von W. Der Fall bey Manchem, von Haug. Korreſpondenz-Nachrichten von Paris, Amſterdam. Gemälde von Neapel: Bonhomie der Neapolitaner. Talent zum Burlesken. Ueberſicht der neuſten Taſchenbücher und Almanache. Engliſcher Kunſtfleiß. Etwas von Edward Young. Fragen. An die Harfe, von C. Miſcellen. Korreſpondenz-Nachrichten von Wien, Florenz. Reiſe nach dem Krater des Veſuvs im Juli 1806. Verkauf der Gyps-Abgüſſe in Paris. Le Caveau moderne, nach dem Franz. Etwas über Marelle's Gedanken. Börhave in ſeinem Alter. — Die Gleichgültigkeit. — Leſer und Recenſent. An die Mondbewohner. — Ueber den Mißbrauch des Wortes Neu. — Ueberſicht der neuſten Almanache und Taſchenbücher 1807. — Der letzte Abend des alten Jahrs in Paris. — Notizen. Die Perlen-Fiſcherey. Miſcellen. Charade. — Logogriphe. — Jean

Paul Levens oder Erziehungslehre von Herſtig. — Die europäiſche Colonie weißer Indianer. — Verkauf der Gyps-Abgüſſe von antiken Kunſtwerken in Paris. — Pegaſus und der Affe, von Pfeffel. — Phädra auf dem Stuttgarter Theater. — Ausſtellung im Muſeum Napoleon im Septemb. 1806. — Muſikaliſche Incrovables. — Herzog Welf, der Oheim Friederich I. — Werke unter der Preſſe v. W. — Erfüllung v. J. R. W. Vertheidigung von Haug. Beſteigung der Ortelesſpitze im Tyrol. — Aroerismen v. C. Wagner. — Merkwürdige Beſtallung eines Vice-Präſidenten der Berliner Akademie zu Anfang des vorigen Jahrhunderts. Engliſcher Kunſtfleiß. — Die alten Barden-Geſänge. — Auſſerordentliche Regen-Erſcheinungen. — Größe und Kleinheit des Menſchen. — Schweizeriſche Miſcellen. — An ungläubigen Naper v. W. An die Freundſchaft. — Unmögliche Liebe. — Peſtalozzis Journal für die Erziehung 1807. — Mann und Weib v. Jean Paul. — Ueber Johannes von Müller. — Die Unſichtbaren v. B. — Korreſpondenz-Nachrichten von Paris, Wien, Berlin, Hamburg, Amſterdam, Weimar, Dresden, München, Kopenhagen, Marburg, Wittenberg, Karlsruhe, Florenz, Palermo, Schweiz. — Swedenborg ein Schwärmer. Verbeſſerungen der Pariſerwaſſerkunſt. Neu erfundene Terrmaſchine. — Briefe aus Paris. Deutſche Carricaturen mit 1 ill. Blatt. Ein Wort über geiſtliche Muſik von Fr. Horn. Vermiſchte Bemerkungen über Schottland. Genauer Anſchlag von Haug. Leſſings Nathan. Notizen. Blume auf Huberts Grab. Merkwürdiger phyſikaliſcher Verſuch in München. Ein Bedürfniß unſerer Literatur. Reflexionen von Rommel. Das Palais de Justice zu Paris. Die beyden Eichen zu Dodona von Krummacher. Preis-Aufgaben für die bildenden Künſte. Individualitäten in und über Paris von C. F. Kramer. Voß an den Verleger des Morgenblatts.

Der angeführte eben ſo mannigfaltige als intereſſante Inhalt iſt hinreichend zur Empfehlung dieſer Zeitung, deren Werth durch die vereinte Bemühung ſo vieler Mitarbeiter nicht nur erhalten, ſondern gewiß auch erhöhet werden wird. Jeder Rath zur Vervollkommnung dieſes Inſtituts, ſo wie jeder zweckmäßige Beitrag wird daher der Verlagshandlung willkommen ſeyn, und nach Verlangen honorirt werden.

Den bisherigen Beſitzern der engliſchen, franzöſiſchen und italieniſchen Miſcellen müſſen wir bey dieſer Gelegenheit anzeigen, daß, da nach dem Zweck des Morgenblatts dieſes alle diejenigen Gegenſtände, welche in jenen Miſcellen vorkamen, zu ordnen hat, und wir das Publikum das Nemliche nicht doppelt möchten bezahlen laſſen, mit den laufenden Bänden die Miſcellen geſchloſſen werden, und das Morgenblatt alſo gleichſam an ihre Stelle tritt.

Wer dieſe Zeitung poſtfreyen zu haben wünſcht, kann bey den Poſtämtern in Ulm, Augsburg, München, Schaffhauſen, ſo wie in Heidelberg, Mannheim, Frankfurt den halben Jahrgang für 7 fl. 30 kr. bekommen.

Goethe's

Werke.

Vierter Band.

Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1806.

R 3349 α

Inhalt.

Die Laune des Verliebten.

Die Mitſchuldigen.

Die Geſchwiſter.

Mahomet.

Tancred.

Clavigo. Fragment.

Die Laune des Verliebten.

Ein

Schäferspiel

in Versen

und

Einem Acte.

Personen.

Egle.

Amine.

Eriben.

Lamon.

Erſter Auftritt.

Amine und Egle ſitzen an der einen Seite des Theaters und winden Kränze. Lamon kommt dazu, und bringt ein Körbchen mit Blumen.

Lamon.

(indem er das Körbchen niederſetzt.)

Hier ſind noch Blumen.

Egle.

Gut!

Lamon.

Seht doch wie ſchön ſie ſind!

Die Neſſe brach' ich dir.

Egle.

Die Roſe! —

Lamon.

Nein, mein Kind!

Aminen reich' ich heut das ſeltene vom Jahr,

Die Roſe ſetz' ich gern in einem ſchwarzen Haar.

Egle.

Und das ſoll ich wohl gar verbindlich, artig nennen?

Lamon.

Wie lange liebſt du mich ſchon, ohne mich zu kennen?

Ich weiß es ganz gewiß, du liebſt nur mich allein,

Und dieſes muntre Herz iſt auch auf ewig dein,

Du weißt es. Doch verlangſt du mich noch mehr zu binden?

Iſt es wohl ſcheltenswerth auch andre ſchön zu finden?
Ich wehre dir ja nicht zu ſagen: der iſt ſchön,
Der artig, ſcherzhaft der, ich will es eingeſtehn,
Nicht böſe ſeyn.

Egle.

Sey's nicht, ich will es auch nicht werden.
Wir fehlen beyde gleich. Mit freundlichen Geberden
Hör' ich gar manchen an, und mancher Schäferin
Sagſt du was ſüßes vor, wenn ich nicht bey dir bin.
Dem Herzen läßt ſich wohl, dem Scherze nichts gebieten,
Vor Unbeſtändigkeit muß uns der Leichtſinn hüten.
Mich kleidet Eiferſucht noch weniger als dich.

(zu Aminen.)

Du lächelſt über uns! Was denkſt du, Liebe? ſprich!

Amine.

Nicht viel.

Egle.

Genug, mein Glück und deine Quaal zu fühlen.

Amine.

Wie ſo?

Egle.

Wie ſo! Anſtatt, daß wir zuſammen ſpielen,
Daß Amors Schläfrigkeit bey unſerm Lachen flieht;
Beginnet deine Quaal, wenn dich dein Liebſter ſieht.
Nie war der Eigenſinn bey einem Menſchen größer.
Du denkſt, er liebe dich. O nein, ich kenn' ihn beſſer;
Er ſieht, daß du gehorchſt, drum liebt dich der Tyrann,
Damit er jemand hat, dem er befehlen kann.

Amine.

Ach, er gehorcht mir oft.

Egle.

Ihn wieder zu befehlen.

Mußt du nicht jeden Blick von seinen Augen stehlen?
Die Macht von der Natur in unsern Blick gelegt,
Daß er den Mann entzückt, daß er ihn niederschlägt,
Hast du an ihn geschenkt, und mußt dich glücklich halten,
Wenn er nur freundlich sieht. Die Stirne voller Falten,
Die Augenbraunen tief, die Augen düster, wild,
Die Lippen aufgedrückt, ein liebenswürdig Bild
Wie er sich täglich zeigt, bis Bitten, Küsse, Klagen,
Den rauhen Winterzug von seiner Stirne jagen.

Amine.

Du kennst ihn nicht genug, du hast ihn nicht geliebt.
Es ist nicht Eigensinn der seine Stirne trübt;
Ein launischer Verdruß ist seines Herzens Plage,
Und trübet mir und ihm die besten Sommertage.
Und doch vergnüg' ich mich, da, wenn er mich nur sieht,
Wenn er mein Schmeicheln hört, bald seine Laune flieht.

Egle.

Fürwahr ein großes Glück, das man entbehren könnte.
Doch nenne mir die Lust, die er dir je vergönnte.
Wie pochte deine Brust, wenn man vom Tanze sprach,
Dein Liebster flieht den Tanz, und zieht dich Arme nach.
Kein Wunder, daß er dich bey keinem Feste leidet,
Da er der Wiese Gras um deine Tritte neidet,
Den Vogel, den du liebst, als Nebenbuhler haßt;
Wie könnt' er ruhig seyn, wenn dich ein And'rer faßt,
Und gar, indem er sich mit dir im Reihen kräuselt,
Dich zärtlich an sich drückt, und Liebeswerte säuselt.

Amine.

Sey auch nicht ungerecht, da er mich dieſes Feſt,
Weil ich ihn darum bat, mit euch begehen läßt.

Egle.

Das wirſt du fühlen.

Amine.

Wie?

Egle.

Warum bleibt er zurücke?

Amine.

Er liebt den Tanz nicht ſehr.

Egle.

Nein, es iſt eine Tücke.
Kommſt du vergnügt zurück; fängt er halb ſpöttiſch an:
Ihr wart wohl ſehr vergnügt? — ſehr — das war wohlgethan.
Ihr ſpieltet? — Pfänder — So! Damit war auch zugegen?
Und tanztet? — Um den Baum — Ich hätt' euch ſehen mögen.
Er tanzte wohl recht ſchön? Was gabſt du ihm zum Lohn?

Amine. (lächelnd)

Ja.

Egle.

Lachſt du?

Amine.

Freundin ja, das iſt ſein ganzer Ton. —
Noch Blumen!

Lamon.

Hier! das ſind die beſten.

Amine.

Doch mit Freuden
Seh' ich ihn meinen Blick der ganzen Welt beneiden;

Ich ſeh' an dieſem Neid, wie mich mein Liebſter ſchätzt,
Und meinem kleinen Stolz wird alle Quaal erſetzt.

Egle.

Kind, ich bedau're dich, du biſt nicht mehr zu retten,
Da du dein Elend liebſt; du klirrſt mit deinen Ketten
Und überredeſt dich, es ſey Muſik.

Amine.

Ein Band

Zur Schleife fehlt mir noch.

Egle. (zu Lamon)

Du haſt mir eins entwandt,
Das ich vom Maienkranz beym Frühlingsfeſt bekommen.

Lamon.

Ich will es holen.

Egle.

Doch du muſt bald wiederkommen.

Zweyter Auftritt.

Egle. Amine.

Amine.

Er achtet das nicht viel, was ihm ſein Mädchen ſchenkt.

Egle.

Mir ſelbſt gefällt es nicht, wie mein Geliebter denkt;
Zu wenig rühren ihn der Liebe Tändeleyen,
Die ein empfindlich Herz, ſo klein ſie ſind, erfreuen.
Doch, Freundin, glaube mir, es iſt geringre Pein,
Nicht gar ſo ſehr geliebt, als es zu ſehr zu ſeyn.
Die Treue lob' ich gern; doch muß ſie unſerm Leben,
Bey voller Sicherheit, die volle Ruhe geben.

Amine.

Ach, Freundin! ſchätzenswerth iſt ſolch ein zärtlich Herz.
Zwar oft betrübt er mich, doch rührt ihn auch mein Schmerz.
Wirft er mir etwas vor, fängt er an, mich zu plagen;
So darf ich nur ein Wort, ein gutes Wort nur ſagen,
Gleich iſt er umgekehrt, die wilde Zankſucht flieht,
Er weint ſogar mit mir, wenn er mich weinen ſieht,
Fällt zärtlich vor mir hin, und fleht, ihm zu vergeben.

Egle.

Und du vergiebſt ihm?

Amine.

Stets.

Egle.

Heißt das nicht elend leben?
Dem Liebſten, der uns ſtets beleidigt, ſtets verzeih'n,
Um Liebe ſich bemüh'n und nie belohnt zu ſeyn!

Amine.

Was man nicht ändern kann —

Egle.

Nicht ändern? ihn bekehren
Iſt keine Schwierigkeit.

Amine.

Wie das?

Egle.

Ich will dich's lehren.
Es ſtammet deine Noth, die Unzufriedenheit
Des Cridons

Amine.

Von was?

Egle.

Von deiner Zärtlichkeit.

Amine.

Die, dacht' ich, ſollte nichts als Gegenlieb' entzünden,

Egle.

Du irrſt; ſey hart und ſtreng, du wirſt ihn zärtlich finden.
Verſuch' es nur einmal, bereit' ihm kleine Pein:
Erringen will der Menſch, er will nicht ſicher ſeyn.
Kommt Eridon, mit dir ein Stündchen zu verbringen;
So weiß er nur zu gut, es muß ihm ſtets gelingen.
Der Nebenbuhler Zahl iſt ihm nicht fürchterlich,
Er weiß, du liebeſt ihn weit ſtärker als er dich.
Sein Glück iſt ihm zu groß, und er iſt zu belachen,
Da er kein Elend hat, will er ſich Elend machen.
Er ſieht, daß du nichts mehr als ihn auf Erden liebſt,
Und zweifelt nur, weil du ihm nichts zu zweifeln giebſt.
Begegn' ihm, daß er glaubt, du könnteſt ihn entbehren;
Zwar er wird rasen, doch das wird nicht lange währen,
Dann wird ein Blick ihn mehr, als jetzt ein Kuß erfreu'n,
Mach', daß er fürchten muß, und er wird glücklich ſeyn.

Amine.

Ja, das iſt alles gut; allein es auszuführen
Vermag ich nicht.

Egle.

Wer wird auch gleich den Muth verlieren.
Geh, du biſt allzuſchwach. Sieh dort!

Amine.

Mein Eridon!

Egle.

Das dacht' ich. Armes Kind! er kömmt, du zitterſt ſchon
Vor Freude, das iſt nichts; willſt du ihn je bekehren,
Mußt du ihn ruhig ſehn ſich nah'n, ihn ruhig hören.

Das Wallen aus der Bruſt! die Röthe vom Geſicht!
Und dann —

Amine.

O laß mich los! So liebt Amine nicht.

Dritter Auftritt.

Eridon (kömmt langſam mit übereinander gelegten Armen), Amine, (ſteht auf und läuft ihm entgegen.) Egle (bleibt in ihrer Beſchäftigung ſitzen).

Amine. (ihn bey der Hand faſſend)

Geliebter Eridon!

Eridon. (küßt ihr die Hand)

Mein Mädchen!

Egle. (für ſich)

Ach wie ſüße!

Amine.

Die ſchönen Blumen! Sprich mein Freund, wer gab dir dieſe?

Eridon.

Wer? meine Liebſte.

Amine.

Wie? — Ah, ſind das die von mir?
So friſch von geſtern noch?

Eridon.

Erhalt' ich was von dir;
So iſt mir's werth. Doch die von mir?

Amine.

Zu jenen Kränzen
Für's Feſt gebraucht' ich ſie.

Eridon.

Dazu! Wie wirſt du glänzen!
Lieb' in des Jünglings Herz, und bey den Mädchen Neid
Erregen.

Egle.

Freue dich, daß du die Zärtlichkeit
So eines Mädchens haſt, um die ſo viele ſtreiten.

Eridon.

Ich kann nicht glücklich ſeyn, wenn viele mich beneiden.

Egle.

Und kannteſt doch; denn wer iſt ſicherer als du?

Eridon (zu Amincn).

Erzähl' mir doch vom Feſt; kömmt wohl Damöt dazu?

Egle. (einfallend)

Er ſagte mir es ſchon, er werde heut' nicht fehlen.

Eridon. (zu Amincn)

Mein Kind, wen wirſt du dir zu deinem Tänzer wählen?

(Amine ſchweigt, er wendet ſich zu Egln.)

O ſorge, gieb ihr den, der ihr am liebſten ſey!

Amine.

Das iſt unmöglich, Freund, denn du biſt nicht dabey!

Egle.

Nein, hör' nur, Eridon, ich kann's nicht mehr ertragen,
Welch eine Luſt iſt das, Amincn ſo zu plagen?
Verlaß ſie, wenn du glaubſt, daß ſie die Treue bricht;
Glaubſt du, daß ſie dich liebt, nun gut, ſo plag' ſie nicht.

Eridon.

Ich plage ſie ja nicht.

Egle.

Wie? heißt das ſie erfreuen?

Aus Eiferſucht, Verdruß auf ihr Vergnügen ſtreuen,
Stets zweifeln, da ſie dir doch niemals Urſach giebt,
Daß ſie —

Eridon.

Bürgſt du mir denn, daß ſie mich wirklich liebt?

Amine.

Ich dich nicht lieben! Ich!

Eridon.

Wenn liebſt du mich es glauben?
Wer ließ ſich einen Strauß vom kecken Damon rauben?
Wer nahm das ſchöne Band vom jungen Thyrſis an?

Amine.

Mein Eridon! —

Eridon.

Nicht wahr, das haſt du nicht gethan?
Belohnteſt du ſie denn? O ja, du weißt zu küſſen.

Amine.

Mein Beſter, weißt du nicht? —

Egle.

O ſchweig'; er will nichts wiſſen!
Was du ihm ſagen kannſt, haſt du ihm längſt geſagt,
Er hat es angehört, und doch auf's neu' geklagt.
Was hilft's dich? magſt du's ihm auch heut' noch einmal ſagen;
Er wird beruhigt gehn, und morgen wieder klagen.

Eridon.

Und das vielleicht mit Recht.

Amine.

Mit Recht? Ich! Untreu ſeyn?
Amine dir? Mein Freund kannſt du es glauben?

Eridon.

Nein!

Ich kann, ich will es nicht.

Amine.

Gab ich in meinem Leben

Dir je Gelegenheit?

Eridon.

Die haſt du oft gegeben.

Amine.

Wenn war ich untreu?

Eridon.

Nie! Das iſt es was mich quält,

Aus Verſatz haſt du nie, aus Leichtſinn ſtets gefehlt.

Das was mir wichtig ſcheint, hältſt du für Kleinigkeiten,

Das was mich ärgert, hat bey dir nichts zu bedeuten.

Egle.

Gut! nimmt's Amine leicht, ſo ſag' was ſchadet's dir?

Eridon.

Das hat ſie oft gefragt; ja freylich ſchadet's mir!

Egle.

Was denn? Amine wird nie andern viel erlauben.

Eridon.

Zu wenig zum Verdacht, zu viel, ſie treu zu glauben.

Egle.

Mehr als ein weiblich Herz je liebte, liebt ſie dich.

Eridon.

Und liebt den Tanz, die Luſt, den Scherz ſo ſehr als mich.

Egle.

Wer das nicht leiden kann, mag unſre Mütter lieben!

Amine.

Schweig Egle! Eridon hör' auf mich zu betrüben!

Frag' unſre Freunde nur, wie ich an dich gedacht,
Selbſt wenn wir fern von dir getändelt und gelacht;
Wie oft ich mit Verdruß, der mein Vergnügen nagte,
Weil du nicht bey mir warſt, was mag er machen? fragte.
O wenn du es nicht glaubſt, komm heute mit mir hin,
Und dann ſag' noch einmal, daß ich dir untreu bin.
Ich tanze nur mit dir, ich will dich nie verlaſſen,
Dich nur ſoll dieſer Arm, dich dieſe Hand nur faſſen.
Wenn mein Betragen dir den kleinſten Argwohn giebt —

Eridon.

Daß man ſich zwingen kann, beweiſt nicht, daß man liebt.

Egle.

Sieh ihre Thränen an, ſie fließen dir zur Ehre!
Nie dacht' ich, daß dein Herz im Grund ſo böſe wäre.
Die Unzufriedenheit, die keine Gränzen kennt,
Und immer mehr verlangt, je mehr man ihr vergönnt;
Der Stolz, in ihrer Bruſt der Jugend kleine Freuden,
Die ganz unſchuldig ſind, nicht neben dir zu leiden,
Beherrſchen wechſelsweiſ' dein haſſenswürdig Herz,
Nicht ihre Liebe rührt, dich rühret nicht ihr Schmerz.
Sie iſt mir werth, du ſollſt hinfort ſie nicht betrüben:
Schwer wird es ſeyn dich fliehn, doch ſchwerer iſt's dich lieben.

Amine. (für ſich)

Ach! warum muß mein Herz ſo voll von Liebe ſeyn!

Eridon.

(Sieht einen Augenblick ſtill, dann naht er ſich furchtſam Aminen, und faßt ſie bey der Hand.)

Amine! liebſtes Kind, kannſt du mir noch verzeihn?

Amine.

Ah hab' ich dir es nicht ſchon allzuoft bewieſen?

Eridon.

Großmüth'ges, beſtes Herz, laß mich zu deinen Füßen!

Amine.

Steh auf, mein Eridon!

Egle.

Jetzt nicht ſo vielen Dank!
Was man ſo heftig fühlt, fühlt man nicht allzulang'.

Eridon.

Und dieſe Heftigkeit, mit der ich ſie verehre —

Egle.

Wär' weit ein größer Glück, wenn ſie ſo groß nicht wäre.
Ihr lebtet ruhiger, und dein und ihre Pein —

Eridon.

Vergieb mir dießmal noch, ich werde klüger ſeyn.

Amine.

Geh, lieber Eridon, mir einen Strauß zu pflücken!
Iſt er von deiner Hand, wie ſchön wird er mich ſchmücken!

Eridon.

Du haſt die Roſe ja!

Amine.

Ihr Namen gab ſie mir.
Sie ſteht mir ſchön.

Eridon. (nachdenklich)

Ja wohl —

Amine.

Doch, Freund, ich geb' ſie dir,
Daß du nicht böſe wirſt.

Eridon.

(nimmt ſie an und küßt ihr die Hand.)

Gleich will ich Blumen bringen.

(ab.)

Vierter Auftritt.

Amine. Egle. Hernach Lamon.

Egle.

Gutherzig armes Kind, ſo wird dir's nicht gelingen!
Sein ſtolzer Hunger wächſt je mehr daß du ihm giebſt.
Gieb Acht, er raubt zuletzt dir alles, was du liebſt.

Amine.

Verlier' ich ihn nur nicht, das Eine macht mir bange.

Egle.

Wie ſchön! Man ſieht es wohl, du liebſt noch nicht gar lange.
Im Anfang geht es ſo; hat man ſein Herz verſchenkt,
So denkt man nichts, wenn man nicht an den Liebſten denkt.
Ein ſeufzender Roman zu dieſer Zeit geleſen,
Wie zärtlich der geliebt, wie jener treu geweſen,
Wie fühlbar jener Held, wie groß in der Gefahr,
Wie mächtig zu dem Streit er durch die Liebe war,
Verdreht uns gar den Kopf, wir glauben uns zu finden,
Wir wollen elend ſeyn, wir wollen überwinden.
Ein junges Herz nimmt leicht den Eindruck vom Roman;
Allein ein Herz das liebt, nimmt ihn noch leichter an.
Wir lieben lange ſo, bis wir zuletzt erfahren,
Daß wir ſtatt treu zu ſeyn, von Herzen närriſch waren.

Amine.

Doch das iſt nicht mein Fall.

Egle.

Ja, in der Hitze ſpricht
Ein Kranker oft zum Arzt, ich hab' das Fieber nicht.
Glaubt man ihm das? niemals. Trutz allem Widerſtreben
Giebt man ihm Arzeney. So muß man dir ſie geben.

Amine.

Amine.

Von Kindern ſpricht man ſo, von mir klingt's lächerlich;
Bin ich ein Kind?

Egle.

Du liebſt!

Amine.

Du auch!

Egle.

Ja, lieb' wie ich!
Beſänftige den Sturm, der dich bisher getrieben!
Man kann ſehr ruhig ſeyn, und doch ſehr zärtlich lieben.

Lamon.

Da iſt das Band!

Amine.

Sehr ſchön!

Egle.

Wie lange zauderſt du!

Lamon.

Ich gieng am Hügel hin, da rief mir Chloris zu.
Da hab' ich ihr den Hut mit Blumen ſchmücken müſſen.

Egle.

Was gab ſie dir dafür?

Lamon.

Was? Nichts! ſie ließ ſich küſſen.
Man thu' auch was man will, man trägt doch nie zum Lohn
Von einem Mädchen mehr als einen Kuß davon.

Amine.

(reicht Egln den Kranz mit der Schleife.)

Iſt es ſo recht?

Egle.

Ja, gieb! (ſie hängt Aminen den Kranz um, ſo daß die Schleife auf die rechte Schulter kommt. Mittlerweile redet ſie mit Lamon.)

Hör'! nur recht luſtig heute!

Lamon.

Nur heute recht gelärmt! Man fühlt nur halbe Freude,
Wenn man ſie ſittſam fühlt, und lang' ſich's überlegt,
Ob unſer Liebſter das, der Wohlſtand jen's erträgt.

Egle.

Du haſt wohl recht.

Lamon.

Ja wohl!

Egle.

Amine, ſetz' dich nieder!

(Amine ſetzt ſich, Egle ſteckt ihr Blumen in die Haare, indem ſie fortredet.)

Komm, gieb mir doch den Kuß von deiner Chloris wieder.

Lamon. (küßt ſie)

Von Herzen gerne. Hier!

Amine.

Seyd ihr nicht wunderlich!

Egle.

Wär' Eridon es ſo, es wär' ein Glück für dich.

Amine.

Gewiß er dürfte mir kein fremdes Mädchen küſſen.

Lamon.

Wo iſt die Roſe?

Egle.

Sie hat ſie ihm geben müſſen,
Ihn zu beſänftigen.

Amine.

Ich muß gefällig ſeyn.

Lamon.

Gar recht! Verzeih du ihm, ſo wird er dir verzeihn.
Ja, ja! Ich merk' es wohl, ihr plagt euch um die Wette.

Egle.

(als ein Zeichen, daß ſie mit dem Kopfputze fertig iſt.)

So!

Lamon.

Schön!

Amine.

Ach daß ich doch ſchon jetzt die Blumen hätte,
Die Eridon mir bringt.

Egle.

Erwart' ihn immer hier.
Ich geh' und putze mich. Komm Lamon, geh mit mir!
Wir laſſen dich allein und kommen bald zurücke.

Fünfter Auftritt.

Amine, hernach Eridon.

Amine.

O welche Zärtlichkeit! beneidenswürd'ges Glücke!
Wie wünſcht' ich — Sollt' es wohl in meinen Kräften ſtehn,
Den Eridon vergnügt, und mich beglückt zu ſehn?
Hätt' ich nicht ſo viel Macht ihm über mich gegeben,
Er würde glücklicher, und ich zufriedner leben.
Verſuch', ihm dieſe Macht durch Kaltſinn zu entziehn!
Doch, wie wird ſeine Wuth bey meiner Kälte glühn!
Ich kenne ſeinen Zorn, wie zittr' ich, ihn zu fühlen!

Wie ſchlecht wirſt du mein Herz die ſchwere Rolle ſpielen!
Doch wenn du es ſo weit, wie deine Freundin bringſt,
Da er dich ſonſt bezwang, du künftig ihn bezwingſt —
Heut' iſt Gelegenheit; ſie nicht vorbey zu laſſen,
Will ich gleich jetzt — er kommt! mein Herz, du mußt dich faſſen.

Eridon. (giebt ihr Blumen)

Sie ſind nicht gar zu ſchön, mein Kind! verzeih' es mir,
Aus Eile nahm ich ſie.

Amine.

Genug, ſie ſind von dir.

Eridon.

So blühend ſind ſie nicht, wie jene Roſen waren
Die Damen dir geraubt.

Amine. (ſteckt ſie an den Buſen)

Ich will ſie ſchon bewahren;
Hier wo du wohnſt, ſoll auch der Blumen Wohnplatz ſeyn.

Eridon.

Iſt ihre Sicherheit da —

Amine.

Glaubſt du etwa? —

Eridon.

Nein!
Ich glaube nichts, mein Kind; nur Furcht iſt's, was ich fühle.
Das allerbeſte Herz vergißt bey munterm Spiele,
Wenn es des Tanzes Luſt, des Feſtes Lärm zerſtreut,
Was ihm die Klugheit räth, und ihm die Pflicht gebeut.
Du magſt wohl oft an mich auch beym Vergnügen denken;
Doch fehlt es dir an Ernſt die Freiheit einzuſchränken,
Zu der das junge Volk ſich bald berechtigt glaubt,
Wenn ihm ein Mädchen nur im Scherze was erlaubt.

Es hält ihr eitler Stolz ein tändelndes Vergnügen
Sehr leicht für Zärtlichkeit.

Amine.

Gnug, daß ſie ſich betrügen!
Wohl ſchleicht ein ſeufzend Volk Liebhaber um mich her;
Doch du nur haſt mein Herz, und ſag' was willſt du mehr?
Du kannſt den Armen wohl mich anzuſehn erlauben,
Sie glauben Wunder —

Eridon.

Nein, ſie ſollen gar nichts glauben!
Das iſt's, was mich verdrießt. Zwar weiß ich, du biſt mein;
Doch einer denkt vielleicht beglückt wie ich zu ſeyn,
Schaut in das Auge dir, und glaubt dich ſchon zu küſſen
Und triumphirt wohl gar, daß er dich mir entriſſen.

Amine.

So ſtöre den Triumph! Geliebter geh' mit mir,
Laß ſie den Vorzug ſehn, den du —

Eridon.

Ich danke dir.
Es würde grauſam ſeyn, das Opfer anzunehmen,
Mein Kind du würdeſt dich des ſchlechten Tänzers ſchämen;
Ich weiß, wem euer Stolz beym Tanz den Vorzug giebt,
Dem, der mit Anmuth tanzt, und nicht dem, den ihr liebt.

Amine.

Das iſt die Wahrheit.

Eridon. (mit zurückgehaltenem Spott)

Ja! Ach, daß ich nicht die Gabe
Des leichten Damorens, des vielgeprieſ'nen, habe!
Wie reizend tanzt er nicht!

Amine.

Schön! daß ihm niemand gleicht.

Eridon.

Und jedes Mädchen —

Amine.

Schön! —

Eridon.

Liebt ihn darum!

Amine.

Vielleicht.

Eridon.

Vielleicht? verflucht! gewiß!

Amine.

Was machst du für Gebärden?

Eridon.

Du fragst? Plagst du mich nicht, ich möchte rasend werden.

Amine.

Ich? Sag' bist du nicht Schuld, an mein und deiner Pein?
Grausamer Eridon! wie kannst du nur so seyn?

Eridon.

Ich muß; ich liebe dich. Die Liebe lehrt mich klagen,
Liebt' ich dich nicht so sehr, ich würde dich nicht plagen.
Ich fühl' mein zärtlich Herz von Wonne hoch entzückt,
Wenn mir dein Auge lacht, wenn deine Hand mich drückt,
Ich dank' den Göttern, die mir dieses Glücke gaben;
Doch ich verlang's allein, kein Andrer soll es haben.

Amine.

Nun gut, was klagst du denn? Kein Andrer hat es nie.

Eridon.

Und du erträgst sie doch; nein, hassen sollst du sie!

Amine.

Sie haſſen? und warum?

Eridon.

Darum! weil ſie dich lieben.

Amine.

Der ſchöne Grund!

Eridon.

Ich ſeh's, du willſt ſie nicht betrüben,
Du muſt ſie ſchonen; ſonſt wird deine Luſt geſchwächt,
Wenn du nicht —

Amine.

Eriden, du biſt ſehr ungerecht.
Heißt uns die Liebe denn die Menſchlichkeit verlaſſen?
Ein Herz das Einen liebt, kann keinen Menſchen haſſen.
Dies zärtliche Gefühl läßt kein ſo ſchrecklich's zu;
Zum wenigſten bey mir.

Eridon.

Wie ſchön vertheidigſt du
Des zärtlichen Geſchlechts hochmüthiges Vergnügen,
Wenn zwanzig Thoren knie'n, die zwanzig zu betrügen!
Heut iſt ein groſer Tag, der deinen Hochmuth nährt,
Heut wirſt du manchen ſehn, der dich als Göttin ehrt;
Noch manches junge Herz wird ſich für dich entzünden,
Kaum wirſt du Blicke g'nug für alle Diener finden.
Gedenk' an mich, wenn dich der Thoren Schwarm vergnügt,
Ich bin der gröſte! Geh!

Amine. (für ſich)

Flieh, ſchwaches Herz! Er ſiegt.
Ihr Götter! lebt er denn mir jede Luſt zu ſtören?
Währt denn mein Elend fort, um niemals aufzuhören?

(zu Eridon)

Der Liebe leichtes Band machst du zum schweren Joch,
Du quälst mich als Tyrann, und ich? ich lieb' dich noch!
Mit aller Zärtlichkeit antwort' ich auf dein Wüthen,
Zu allem geb' ich nach, doch bist du nicht zufrieden.
Was opfert' ich nicht auf! Ach! dir genügt es nie.
Du willst die heut'ge Lust! Nun gut, hier hast du sie!
(sie nimmt die Kränze aus den Haaren, und von der Schulter, wirft sie weg, und fährt in einem gezwungen ruhigen Tone fort.)
Nicht wahr, mein Eridon? so siehst du mich viel lieber,
Als zu dem Fest geputzt. Ist nicht dein Zorn vorüber?
Du siehst! siehst mich nicht an! bist du erzürnt auf mich?

Eridon (fällt vor ihr nieder).

Amine! Schaam und Reu'! Verzeih, ich liebe dich!
Geh zu dem Fest!

Amine.

Mein Freund, ich werde bey dir bleiben;
Ein zärtlicher Gesang soll uns die Zeit vertreiben.

Eridon.

Geliebtes Kind, geh!

Amine.

Geh'! hol' deine Flöte her.

Eridon.

Du willst's!

Sechster Auftritt.

Amine.

Er scheint betrübt, und heimlich jauchzet er.
An ihm wirst du umsonst die Zärtlichkeit verlieren.
Dieß Opfer rührt es ihn? Es schien ihn kaum zu rühren:

Er hielt's für Schuldigkeit. Was willſt du, armes Herz?
Du murrſt, drückſt dieſe Bruſt. Verdient' ich dieſen Schmerz?
Ja wohl verdienſt du ihn! Du ſiehſt, dich zu betrüben
Hört er nicht auf, und doch hörſt du nicht auf zu lieben.
Ich trag's nicht lange mehr. Still! Ha! ich höre dort
Schon die Muſik. Es hüpft mein Herz, mein Fuß will fort.
Ich will! Was drückt mir ſo die bange Bruſt zuſammen!
Wie ängſtlich wird es mir! Es zehren heiſſe Flammen,
Am Herzen. Fort, zum Feſt! Ach, er hält mich zurück!
Armſel'ges Mädchen! Sieh, das iſt der Liebe Glück!

(Sie wirft ſich auf einen Rasen, und weint, da die andern auftreten, wiſcht ſie ſich die Augen, und ſteht auf.)

Weh mir! da kommen ſie, wie werden ſie mich höhnen!

Siebenter Auftritt.

Amine. Egle. Lamon.

Egle.

Geſchwind! Der Zug geht fort! Amine! wie? in Thränen?

Lamon. (hebt die Kränze auf)

Die Kränze?

Egle.

Was iſt das? wer riß ſie dir vom Haupt?

Amine.

[361]

Egle.

Willſt du denn nicht mit?

Amine.

Gern, wär' es mir erlaubt.

Egle.

Wer hat dir denn was zu erlauben? Geh, und rede

Nicht ſo geheimnißvoll! Sey gegen uns nicht blöde!
Hat Erlkön?

Amine.

Ja! Er!

Egle.

Das hatt' ich wohl gedacht.
Du Närrin, daß dich nicht der Schaden klüger macht!
Verſprachſt du ihm vielleicht, du wollteſt bey ihm bleiben?
Um dieſen ſchönen Tag mit Seufzern zu vertreiben.
Ich zweifle nicht mein Kind, daß du ihm ſo gefällſt.
(nach einigem Stillſchweigen, indem ſie Lamon einen Wink giebt.)
Doch, du ſiehſt beſſer aus, wenn du den Kranz behältſt.
Komm ſetz' ihn auf! und den, ſieh! den häng' hier herüber!
Nun biſt du ſchön.
(Amine ſteht mit niedergeſchlagenen Augen, und läßt Egle machen.
Egle giebt Lamon ein Zeichen.
Doch ach, es läuft die Zeit vorüber,
Ich muß zum Tanz!

Lamon.

Ja wohl! Dein Diener, gutes Kind.

Amine. (beklommen)

Lebt wohl!

Egle. (im Weggehen)

Amine! nun, gehſt du nicht mit? Geſchwind!

Amine.

(ſieht ſie traurig an und ſchweigt.)

Lamon.

(faßt Egle bey der Hand, ſie fortzuführen.)

Ach laß ſie doch nur gehn! Vor Bosheit möcht' ich ſterben,
Da muß ſie einem nun den ſchönen Tanz verderben!
Den Tanz mit Rechts und Links; ſie kann ihn ganz allein

Wie ſich's gehört; ich beſſ' auf ſie, nun fällt's ihr ein
Zu Hauſ' zu bleiben! Komm ich mag ihr nichts mehr ſagen.

Egle.

Den Tanz verſäumſt du! Ja, du biſt wohl zu beklagen.
Er tanzt ſich ſchön. Leb wohl!

(Egle will Aminten küſſen, Amine fällt ihr um den Hals und weint.)

Amine.

Ich kann's nicht mehr ertragen.

Egle.

Du weinſt?

Amine.

So weint mein Herz, und ängſtlich drückt es mich.
Ich möchte! — Eriben, ich glaub' ich haſſe dich.

Egle.

Er hätt's verdient. Doch nein! wer wird den Liebſten haſſen?
Du mußt ihn lieben, doch dich nicht beherrſchen laſſen.
Das ſagt' ich lange ſchon! Komm mit!

Lamon.

Zum Tanz, zum Feſt!

Amine.

Und Eriben?

Egle.

Geh nur! ich bleib'. Gleich Acht, er läßt
Sich fangen, und geht mit. Sag', würde dich's nicht freuen?

Amine.

Unendlich!

Lamon.

Nun ſo komm! Hörſt du dort die Schalmeien?
Die ſchöne Melodie. (er faßt Aminen bey der Hand, ſingt und tanzt)

Egle. (ſingt)

Und wenn Euch der Liebſte mit Eiferſucht plagt,

Sich über ein Nicken, ein Lächeln beklagt,
Mit Falschheit euch neckt, von Wankelmuth spricht;
Dann singet und tanzet, da hört ihr ihn nicht.

(Ramon zieht im Tanz Aminen mit sich fort.)

Amine. (im Abgehen)

O bring' ihn ja mit dir!

Achter Auftritt.

Egle, hernach Eridon mit einer Flöte und Liedern.

Egle.

Schon gut! Wir wollen sehn! Schon lange wünscht' ich mir
Gelegenheit und Glück, den Schäfer zu belehren.
Heut' wird mein Wunsch erfüllt; wart' nur, ich will dich lehren!
Dir zeigen, wer du bist; und wenn du dann sie plagst! —
Er kommt! Hör' Eridon! —

Eridon.

Wo ist sie?

Egle.

Wie! du fragst?
Mit meinem Ramon dort wo die Schalmeien blasen.

Eridon.

(wirft die Flöte auf die Erde, und zerreißt die Lieder.)

Verfluchte Lieder!

Egle.

Rasest du?

Eridon.

Sollt' ich nicht rasen!
Da reißt die Heuchlerin mit lächelndem Gesicht

Die Kränze von dem Haupt, und ſagt: Ich tanze nicht!
Verlangt' ich das? Und — O!

(er kämpft mit dem Fuße und wirft die zerriſſenen Lieder weg.

Egle (in einem gezwungenen Tone).

Erlaub' mir doch zu fragen:
Was haſt du für ein Recht, den Tanz ihr zu verſagen?
Wiſſt du denn, daß ein Herz von keiner Liebe voll
Kein Glück, als nur das Glück um dich, empfinden ſoll?
Meynſt du, es ſey der Trieb nach jeder Luſt geſtillet,
Sobald die Zärtlichkeit das Herz des Mädchens füllet?
Genug iſt's, daß ſie dir die beſten Stunden ſchenkt,
Mit dir am liebſten weilt, abweſend an dich denkt.
Drum iſt es Thorheit, Freund, ſie ewig zu betrüben;
Sie kann den Tanz, das Spiel, und doch dich immer lieben.

Eriden.

(Eriden ſchlägt die Arme unter und ſieht in die Höhe.)

Ah!

Egle.

Sag' mir, glaubſt du denn, daß dieſes Liebe ſey,
Wenn du ſie bey dir hältſt? Nein, das iſt Sklaverey.
Du kommſt: nun ſoll ſie dich, nur dich beym Feſte ſehen;
Du gehſt: nun ſoll ſie gleich mit dir von dannen gehen;
Sie zaudert: alſobald verdüſtert ſich dein Blick;
Nun folgt ſie dir, doch bleibt ihr Herz gar oft zurück.

Eriden.

Weh! immer!

Egle.

Hört man doch, wenn die Verliebt'rung redet.
Wo keine Freyheit iſt, wird jede Luſt getödtet.
Wir ſind nun ſo. Ein Kind iſt zum Gefang geneigt;

Man ſagt ihm, ſing' mir doch! Es wird beſtürzt und ſchweigt.
Wenn du ihr Freyheit läſt, ſo wird ſie dich nicht laſſen;
Doch, machſt du's ihr zu arg; gieb Acht, ſie wird dich haſſen.

Eridon.

Mich haſſen!

Egle.

Nach Verdienſt. Ergreife dieſe Zeit,
Und ſchaffe dir das Glück der ächten Zärtlichkeit;
Denn nur ein zärtlich Herz von eigner Glut getrieben,
Das kann beſtändig ſeyn, das nur kann wirklich lieben.
Bekenne, weiſt du denn, ob dir der Vogel treu,
Den du im Käfig hältſt?

Eridon.

Nein!

Egle.

Aber wenn er frey,
Durch Feld und Garten fliegt, und doch zurücke kehret?

Eridon.

Ja! Gut! da weiß ich's.

Egle.

Wird nicht deine Luſt vermehret?
Wenn du das Thierchen ſiehſt, das dich ſo zärtlich liebt,
Die Freyheit kennt, und dir dennoch den Vorzug giebt.
Und kommt dein Mädchen einſt von einem Feſt zurücke,
Noch von dem Tanz bewegt, und ſucht dich; ihre Blicke
Verrathen, daß die Luſt nie ganz vollkommen ſey,
Wenn du ihr Liebling, du ihr Einz'ger nicht dabey,
Wenn ſie dir ſchwört, ein Kuß von dir, ſey mehr als Freuden
Von tauſend Feſten; biſt du da nicht zu beneiden?

Eridon. (gerührt)

O Egle!

Egle.

Fürchte, daß der Götter Zorn entbrennt,
Da der Beglückteſte ſein Glück ſo wenig kennt.
Auf! ſey zufrieden, Freund! Sie rächen ſonſt die Thränen
Des Mädchens, das dich liebt.

Eridon.

Könnt' ich mich nur gewöhnen,
Zu ſehn, daß mancher ihr beym Tanz die Hände drückt,
Der eine nach ihr ſieht, ſie nach dem andern blickt.
Denk' ich nur dran, mein Herz möcht' da vor Wuth zerreißen!

Egle.

Eh! laß das immer ſeyn! das will noch gar nichts heißen.
Sogar ein Kuß iſt nichts!

Eridon.

Was ſagſt du? nichts, ein Kuß?

Egle.

Ich glaube, daß man viel im Herzen fühlen muß,
Wenn er was ſagen ſoll — Doch! willſt du ihr verzeihn:
Denn, wenn du böſe thuſt, ſo kann ſie nichts erfreun.

Eridon.

Ach Freundin!

Egle. (ſchmeichelnd)

Thu' es nicht, mein Freund; du biſt auch gut.
Leb wohl! (ſie faßt ihn bey der Hand)
Du biſt erhitzt!

Eridon.

Es ſchlägt mein wallend Blut —

Egle.

Noch von dem Zorn? Genug! Du haſt es ihr vergeben.
Ich eile jetzt zu ihr. Sie fragt nach dir mit Beben;

Ich ſag' ihr: Er iſt gut, und ſie beruhigt ſich.
Ihr Herz wallt zärtlicher, und heißer liebt ſie dich.
(ſie ſieht ihn mit Empfindung an)
Sieh Acht, ſie ſucht dich auf, ſobald das Feſt vorüber,
Und durch das Suchen ſelbſt wirſt du ihr immer lieber.
(Egle ſtrebt ſich immer zärtlicher, lehnt ſich auf ſeine Schulter.
Er nimmt ihre Hand und küßt ſie.)
Und endlich ſieht ſie dich! O, welcher Augenblick!
Drück' ſie an deine Bruſt, und fühl' dein ganzes Glück.
Ein Mädchen wird beym Tanz verſchönert, rothe Wangen,
Ein Mund, der lächelnd haucht, geſunk'ne Locken hangen
Um die bewegte Bruſt, ein ſanfter Reiz umzieht
Den Körper tauſendfach, wie er im Tanze ſieht,
Die vollen Adern glühn, und bey des Körpers Schweben,
Scheint jede Nerve ſich lebendiger zu heben.
(ſie äußert eine zärtliche Entzückung, und ſinkt an ſeine Bruſt,
er ſchlingt ſeinen Arm um ſie.)
Die Wolluſt dieß zu ſehn, was überwiegt wohl die?
Du gehſt nicht mit zum Feſt, und fühlſt die Rührung nie.

Eriden.

Zu ſehr, an deiner Bruſt, o Freundin, fühl' ich ſie!
(er küßt Eglen um den Hals und küßt ſie, ſie läßt es geſchehn. Dann
tritt ſie einige Schritte zurück, und ſagt mit einem leichtfertigen Ton.)
Liebſt du Aminen?

Eriden.

Sie, wie mich!

Egle.

Und kannſt mich küſſen?
O warte nur, du ſollſt mir dieſe Falſchheit büßen!
Du ungetreuer Menſch!

Eriden.

Eriden.

Wie? glaubſt du denn, daß ich —

Egle.

Ich glaube was ich kann. Mein Freund, du küßteſt mich
Nicht zärtlich, das iſt wahr. Ich bin damit zufrieden.
Schmeckt dir mein Kuß? Ich denk's; die beißen Lippen glühten
Nach mehr. Du armes Kind! Amine, wärſt du hier!

Eriden.

Wär' ſie's!

Egle.

Nur noch getrutzt! wie ſchlimm ergieng' es dir!

Eriden.

Ja, beißen würde ſie. Du mußt mich nicht verrathen.
Ich habe dich geküßt, jedoch was kann's ihr ſchaden?
Und wenn Amine mich auch noch ſo reizend küßt,
Darf ich nicht fühlen, daß dein Kuß auch reizend iſt?

Egle.

Da frag' ſie ſelbſt.

Letzter Auftritt.

Amine. Egle. Eriden.

Eriden.

Weh mir!

Amine.

Ich muß, ich muß ihn ſehen!
Geliebter Eriden! Es hieß mich Egle gehen,
Ich brach mein Wort, mich reut's; mein Freund, ich gehe nicht!

Eriden. (vor ſich)

Ich Falſcher!

Amine.

Zürnſt du noch? du wendeſt dein Geſicht?

Eridon. (für ſich)

Was werd' ich ſagen!

Amine.

Ach! verdient ſie dieſe Rache,

So eine kleine Schuld? Du haſt gerechte Sache,

Doch laß —

Egle.

O laß ihn gehn! Er hat mich erſt geküßt;

Das ſchmeckt ihm noch.

Amine.

Geküßt!

Egle.

Recht zärtlich!

Amine.

Ach! das iſt

Zu viel für dieſes Herz! So ſchnell kannſt du mich haſſen?

Ich Unglückſelige! Mein Freund hat mich verlaſſen!

Wer andre Mädchen küßt, fängt ſein's zu lieben an.

Ach! ſeit ich dich geliebt, hab' ich ſo was gethan?

Kein Jüngling durfte mehr nach meinen Lippen ſtreben;

Kaum hab' ich einen Kuß beym Pfänderſpiel gegeben.

Mir nagt die Eiferſucht ſo gut das Herz, wie dir;

Und doch verzeih' ich dir's, nur wende dich zu mir!

Doch, armes Herz, umſonſt biſt du ſo ſehr vertheidigt!

Er fühlt nicht Liebe mehr, ſeitdem du ihn beleidigt.

Die mächt'ge Rednerin, ſpricht nun umſonſt für dich.

Eridon.

O welche Zärtlichkeit! wie ſehr beſchämt ſie mich!

Amine.

O Freundin, konnteſt du mir meinen Freund verführen!

Egle.

Getroſt mein gutes Kind! du ſollſt ihn nicht verlieren.
Ich kenn' den Eriden, und weiß, wie treu er iſt.

Amine.

Und hat —

Egle.

Ja, das iſt wahr, und hat mich doch geküßt.
Ich weiß, wie es geſchah, du kannſt ihm wohl vergeben.
Sieh! wie er es bereut!

Eriden (kniet vor Aminen nieder).

Amine! liebſtes Leben!
O zürne du mit ihr! ſie machte ſich ſo ſchön;
Ich war dem Mund ſo nah, und konnt' nicht widerſtehn.
Doch kenneſt du mein Herz, mir kannſt du das erlauben,
So eine kleine Luſt wird dir mein Herz nicht rauben.

Egle.

Amine küß' ihn! weil er ſo vernünftig ſpricht.
(zu Eriden)
Luſt raubt ihr nicht dein Herz, dir raubt ſie ihres nicht.
So Freund, du mußteſt dir dein eigen Urtheil ſprechen:
Du ſiehſt, liebt ſie den Tanz, ſo iſt es kein Verbrechen.
(Zu Amine)
Und wenn ein Jüngling ihr beym Tanz die Hände drückt,
Der eine nach ihr ſieht, ſie nach dem andern blickt,
Auch das hat, wie du weißt, nicht gar ſo viel zu ſagen.
Ich hoffe, du wirſt nie Aminen wieder plagen,
Und denke: du gehſt mit.

Amine.

Komm mit zum Feſt!

Eridon.

Ich muß;

Ein Kuß belehrte mich.

Egle. (zu Amintas)

Verzeih' uns diesen Kuß.

Und kehrt die Eifersucht in seinen Busen wieder,
So sprich von diesem Kuß, dieß Mittel schlag' ihn nieder. —
Ihr Eifersüchtigen, die ihr ein Mädchen klagt,
Denkt euren Streichen nach, dann habt das Herz und klagt.

Die Mitſchuldigen.

Ein Luſtſpiel

in Verſen

und

drey Acten.

Personen.

Der Wirth.

Sophie, seine Tochter.

Söller, ihr Mann.

Alceſt.

Ein Keller.

Der Schauplatz iſt im Wirthshaus.

Erſter Aufzug.

Die Wirths-Stube.

Erſter Auftritt.

Söller, im Domino an einem Tiſchchen, ein Tourtelle Wein vor ſich. Sophie, gegen über, eine weiße Feder auf einem Hut befeſtigt. Der Wirth kommt herein. Im Grunde ſteht ein Tiſch mit Feder, Tinte und Papier, daneben ein Großvaterſtuhl.

Wirth.

Schon wieder auf den Ball! Im Ernſt, Herr Schwiegerſohn,
Ich hab' Sein Raſen ſatt, und dächt', Er blieb' davon.
Mein Mädchen hab' ich Ihm wahrhaftig nicht gegeben,
Um ſo in Tag hinein von meinem Geld zu leben.
Ich bin ein alter Mann, ich ſehnte mich nach Ruh,
Ein Helfer fehlte mir, nahm ich Ihn nicht dazu?
Ein ſchöner Helfer wohl, mein Töchterchen durchzubringen!

Söller.

(ſummt ein Liedchen in den Bart.)

Wirth.

Ja, ſing' Er, ſing' Er nur, ich will Ihm auch was ſingen!
Er iſt ein Taugenichts, der voller Thorheit ſteckt,
Spielt, ſäuft und Tabak raucht, und tolle Streiche heckt.
Die ganze Nacht verſchwärmt, den halben Tag im Bette;
Es iſt kein Fürſt im Reich, der beſſer Leben hätte.

Da ſitzt das Abenteu'r mit weiten Aermeln da,
Der König Haſenfuß!

Söller. (trinkt)

Ihr Wohlergehn, Papa!

Wirth.

Ein ſaub'res Wohlergehn! Das Fieber möcht' ich kriegen.

Sophie.

Mein Vater, ſeyn Sie gut!

Söller. (trinkt)

Mein Fiekchen, dein Vergnügen!

Sophie.

Vergnügen! Könnt' ich Euch nur einmal einig ſehn!

Wirth.

Wenn er nicht anders wird, ſo kann das nie geſchehn.
Ich bin wahrhaftig längſt des ew'gen Zankens müde,
Doch wie er's täglich treibt, da halt' der Henker Friede!
Er iſt ein ſchlechter Menſch, ſo kalt, ſo undankbar;
Er ſieht nicht was er iſt; er denkt nicht was er war,
Nicht an die Dürftigkeit, aus der ich ihn geriſſen,
An ſeine Schulden nicht, die ich doch zahlen müſſen.
Man ſieht, es beſſert auch nicht Elend, Neu' noch Zeit;
Einmal ein Lumpenhund, er bleibt's in Ewigkeit.

Sophie.

Er ändert ſich gewiß.

Wirth.

Muß er's ſo lang' verſchieben?

Sophie.

Das iſt nun Jugendart.

Söller. (trinkt)

Ja, Fiekchen, was wir lieben!

Wirth.

Zum einen Ohr hinein, zum andern flugs heraus!
Er hört mich nicht einmal. Was bin ich denn im Haus?
Ich hab' nun zwanzig Jahr mit Ehren mich gehalten.
Meint Er, was ich erwarb, damit woll' Er nun ſchalten,
Und woll' es nach und nach vertheilen? Nein, mein Freund,
Das laß' Er ſich vergehn! So bös iſt's nicht gemeynt!
Mein Ruf hat lang gewährt, und ſoll noch länger währen,
Es kennt die ganze Welt den Wirth zum ſchwarzen Bären.
Es iſt kein dummer Bär, er conſervirt ſein Fell;
Jetzt wird mein Haus gemahlt, und dann heiß' ich's Hotel.
Da regnet's Cavaliers, da kommt das Geld mit Haufen;
Doch da gilt's fleißig ſeyn, und nicht ſich dumm zu ſaufen!
Nach Mitternacht zu Bett', und Morgens auf bey Zeit,
So heißt's da!

Söller.

Bis dahin iſt es noch ziemlich weit.
Ging's nur ſo ſeinen Gang, und wär' nicht täglich ſchlimmer!
Wer kommt denn viel zu uns? Da droben ſtehn die Zimmer.

Wirth.

Wer reiſt denn jetzt auch viel? Das iſt nun ſo einmal,
Und hat nicht Herr Alceſt zwey Stuben und den Saal?

Söller.

Ja, ja, das iſt ſchon was, das iſt ein guter Kunde;
Allein Minuten ſind erſt ſechzig eine Stunde,
Und dann weiß Herr Alceſt warum er hier iſt.

Wirth.

Wie?

Söller.

Ah apropos, Papa! Man ſagt mir heute früh,

In Deutſchland gäb's ein Corps von braven jungen Leuten,
Die für America Succurs und Geld bereiten.
Man ſagt, es wären viel, und hätten Muth genug,
Und wie das Frühjahr käm', ſo geh' der ganze Zug.

Wirth.

Ja, ja, beym Glaſe Wein hört' ich wohl manchen prahlen,
Er ließe Haut und Haar für meine Provinzialen:
Da lebt' die Freyheit hoch, wer jeder brav und kühn,
Und wenn der Morgen kam, ging eben keiner hin.

Söller.

Ach es giebt Kerls genug, bey denen's immer ſprudelt;
Und wenn ſo einen denn die Liebe weiblich hudelt,
So müßt's romanenhaft, ſogar erhaben ſtehn,
So mit dem Kopf voran, in alle Welt zu gehn.

Wirth.

Wenn einen nur die Luſt von unſern Kunden triebe,
Der auch hübſch artig wär' und dann uns manchmal ſchriebe,
Das wär' doch noch ein Spaß!

Söller.

Es iſt verteufelt weit.

Wirth.

Eh nun, was liegt daran? Der Brief läuft eine Zeit.
Ich will doch gleich hinauf in kleinen Vorſaal gehen,
Wie weit's iſt ohngefähr, auf meiner Karte ſehen.

(ab)

Zweyter Auftritt.

Sophie. Söller.

Söller.

Im Haus iſt nichts ſo ſchlimm, die Zeitung macht es gut.

Sophie.

Ja, gieb ihm immer nach!

Söller.

Ich hab' kein ſchnelles Blut,
Das iſt ſein Glück! Denn ſonſt mich ſo zu ruiniren!

Sophie.

Ich bitt' dich!

Söller.

Nein, man muß da die Geduld verlieren!
Ich weiß das alles wohl, daß ich vor einem Jahr
Ein lock'rer Paſſagier und voller Schulden war —

Sophie.

Mein Guter, ſey nicht böſe.

Söller.

Er ſchildert mich ſo gräulich,
Und doch fand mich Sophie nicht ganz und gar abſcheulich.

Sophie.

Dein ew'ger Vorwurf läßt mich keine Stunde froh.

Söller.

Ich werfe dir nichts vor, ich meyne ja nur ſo.
Ach eine ſchöne Frau ergetzet uns unendlich,
Es ſey nun wie ihm will! Siehſt du, man iſt erkenntlich.
Sophie, wie ſchön biſt du, und ich bin nicht von Stein,
Ich kenne gar zu wohl das Glück dein Mann zu ſeyn;
Ich liebe dich —

Sophie.

Und doch kannſt du mich immer plagen?

Söller.

O geh, was liegt denn dran? Das darf ich ja wohl ſagen:

Daß dich Alceſt geliebt, daß er für dich gebrannt,
Daß du ihn auch geliebt, daß du ihn lang' gekannt.

Sophie.

Ach!

Söller.

Nein, ich wüßte nicht, was ich da böſes ſähe!
Ein Bäumchen, das man pflanzt, das ſchießt zu ſeiner Höhe,
Und wenn es Früchte bringt, ey! da genießet ſie
Wer da iſt: über's Jahr giebt's wieder. Ja, Sophie,
Ich kenne dich zu gut, um was daraus zu machen,
Ich ſind's nur lächerlich.

Sophie.

Ich finde nichts zu lachen.
Daß mich Alceſt geliebt, daß er für mich gebrannt,
Daß ich ihn auch geliebt, daß ich ihn lang' gekannt,
Was iſt's nun weiter?

Söller.

Nichts! das will ich auch nicht ſagen,
Daß es was weiter iſt. Denn in den erſten Tagen,
Wenn dir das Mädchen keimt, da liebt ſie eins zum Spaß
Es krabbelt ihr ums Herz, und ſie verſteht nicht was.
Man küßt beym Pfänderſpiel, und wird allmählich größer,
Der Kuß wird ernſtlicher und ſchmeckt nun immer beſſer,
Und da begreift ſie nicht, warum die Mutter ſchmält,
Voll Tugend wenn ſie liebt, iſt's Unſchuld wenn ſie fehlt.
Und kommt Erfahrenheit zu ihren andern Gaben,
So ſey ihr Mann vergnügt ein kluges Weib zu haben!

Sophie.

Du kennſt mich nicht genug.

Söller.

O laß das immer ſeyn.

Dem Mädchen iſt ein Kuß, was uns ein Gläschen Wein,
Eins, und dann wieder eins, und noch eins, bis wir ſinken.
Wenn man nicht taumeln will, ſo muß man gar nicht trinken!
Genug du biſt nun mein! — Iſt es nicht vier'halb Jahr,
Daß Herr Alceſt dein Freund und hier im Hauſe war?
Wie lange war er weg?

Sophie.

Drey Jahre, denk' ich.

Söller.

Drüber.

Nun iſt er wieder da, ſchon vierzehn Tage —

Sophie.

Lieber,

Zu was dient der Diſcours?

Söller.

Eh nun, daß man was ſpricht,
Denn zwiſchen Mann und Weib red't ſich ſo gar viel nicht.
Warum iſt er wohl hier?

Sophie.

Eh nun, ſich zu vergnügen.

Söller.

Ich glaube wohl, du magſt ihm ſehr am Herzen liegen.
Wenn er dich liebte, he! gäbſt du ihm wohl Gehör?

Sophie.

Die Liebe kann wohl viel, allein die Pflicht noch mehr.
Du glaubſt? —

Söller.

Ich glaube nichts, und kann das wohl begreifen;
Ein Mann iſt immer mehr, als Herrchen die nur pfeifen.
Der allerſüßte Ton, den auch der Schäfer hat,
Es iſt doch nur ein Ton, und Ton, den wird man ſatt.

Sophie.

Ja Ton! Nun gut, ihr Ton! Doch iſt der deine beſſer?
Die Unzufriedenheit in dir wird täglich größer.
Nicht einen Augenblick biſt du mit Necken ſtill.
Man ſey erſt liebenswerth, wenn man geliebt ſeyn will.
Warſt du denn wohl der Mann ein Mädchen zu beglücken?
Erwartſt du dir ein Recht mir ewig vorzurücken,
Was doch im Grund' nichts iſt? Es wankt das ganze Haus,
Du thuſt nicht einen Streich, und giebſt am meiſten aus.
Du lebſt in Tag hinein; fehlt dir's, ſo machſt du Schulden,
Und wenn die Frau was braucht, ſo hat ſie keinen Gulden,
Und du fragſt nicht darnach, wo ſie ihn kriegen kann.
Willſt du ein braves Weib, ſo ſey ein rechter Mann!
Verſchaff' ihr was ſie braucht, hilf ihr die Zeit vertreiben,
Und um das Uebrige kannſt du dann ruhig bleiben.

Söller.

Ey, ſprich den Vater an!

Sophie.

Dem kann' ich eben recht.
Wir brauchen ſo genug, und alles geht ſo ſchlecht.
Erſt geſtern muſt' ich ihn nothwendig etwas bitten.
Ha, rief er, du kein Geld, und Söller fährt im Schlitten?
Er gab mir nichts und lärmt' mir noch die Ohren voll.
Nun ſage mir einmal, woher ich's nehmen ſoll?
Denn du biſt nicht der Mann für eine Frau zu ſorgen.

Söller.

O warte, liebes Kind, vielleicht empfang' ich morgen
Von einem guten Freund —

Sophie.

Wenn er ein Narr iſt, ja!

Zum Holen ſind zwar oft die guten Freunde da;
Doch einen, der was bringt, den hab' ich noch zu ſehen!
Nein, Söller, ſiehſt du wohl, ſo kann's nicht weiter gehen!

Söller.

Du haſt ja was man braucht.

Sophie.

Schon gut, das iſt wohl was:
Doch wer nie dürftig war, der wiß noch mehr als das.
Das Glück verwöhnet uns gar leicht durch ſeine Gaben,
Man hat ſo viel man braucht und glaubt noch nichts zu haben.
Die Luſt, die jede Frau, die jedes Mädchen hat,
Ich bin nicht hungrig drauf, doch bin ich auch nicht ſatt.
Der Putz, der Ball! — Genug, ich bin ein Frauenzimmer.

Söller.

Eh' nun, ſo geh' doch mit: ſag' ich dir's denn nicht immer?

Sophie.

Daß wie die Faßnachtsluſt auch unſre Wirthſchaft ſey,
Die kurze Zeit geſchwärmt, dann auf einmal vorbey!
Viel lieber ſitz' ich hier allein zu ganzen Jahren!
Wenn du nicht ſparen willſt, ſo muß die Frau wohl ſparen.
Mein Vater iſt genug ſchon über dich erboßt:
Ich ſtille ſeinen Zorn und bin ſein ganzer Troſt.
Nein, Herr! ich helf Ihm nicht mein eigen Geld verſchwenden:
Spar' Er es erſt an ſich, um es an mich zu wenden!

Söller.

Mein Kind, für diesmal nur laß mich noch luſtig ſeyn,
Und wenn die Meſſe kommt, ſo richten wir uns ein.

Ein Keller. (tritt auf)

Herr Söller!

Söller.

Hr; was giebts?

Keller.

Der Herr von Tirinette!

Sophie.

Der Spieler?

Söller.

Schick' ihn fort! Daß ihn der Teufel hätte!

Keller.

Er ſagt, er muß Sie ſehn.

Sophie.

Was will er denn bey dir?

Söller.

Ah, er verreiſ't — (zum Keller) ich komm'! —
(zu Sophie) und er empfiehlt ſich mir.
(ab.)

Dritter Auftritt.

Sophie. (allein)

Der mahnt ihn ganz gewiß! Er macht im Spiele Schulden,
Er bringt noch alles durch, und ich, ich muß es dulden.
Das iſt nun alle Luſt und mein geträumtes Glück!
Solch eines Menſchen Frau! ſo weit kamſt du zurück!
Wo iſt ſie hin die Zeit, da noch zu ganzen Schaaren,
Die ſüßen jungen Herrn zu deinen Füßen waren?
Da jeder ſein Geſchick in deinen Blicken ſah?
Ich ſtand im Ueberfluß wie eine Göttin da!
Aufmerkſam rings umher die Diener meiner Grillen;
Es war genug, mein Herz mit Eitelkeit zu füllen.
Und ach! ein Mädchen iſt wahrhaftig übel dran!

Iſt man ein Mädchen hübſch, gleich ſieht man jedem an,
Da ſummt uns unſer Kopf den ganzen Tag von Lobe!
Und welches Mädchen hält wohl dieſe Feuerprobe?
Ihr könnt ſo ehrlich thun, man glaubt euch gern aufs Wort,
Ihr Männer! — auf einmal führt euch der Henker fort.
Wenn's was zu naſchen gibt, ſind alle flugs beym Schmauſe;
Doch macht ein Mädchen Ernſt, ſo iſt kein Menſch zu Hauſe.
So geht's mit unſern Herrn in dieſer ſchlimmen Zeit;
Es gehen zwanzig drauf, bis daß ein halber freyt.
Zwar fand ich mich zuletzt nicht eben ganz verlaſſen;
Mit vier und zwanzigen iſt nicht viel zu verpaſſen.
Der Söller kam mir vor — Eh, und ich nahm ihn an;
Es iſt ein ſchlechter Menſch, allein es iſt ein Mann.
Da ſitz' ich nun, und bin nicht beſſer als begraben.
Anbeter könnt' ich wohl noch in der Menge haben;
Allein, was ſollen ſie? Man quälet, ſind ſie dumm,
Zur Langeweile nur mit ihnen ſich herum;
Und einen klugen Freund iſt es gefährlich lieben,
Er wird die Klugheit bald zu euerm Schaden üben.
Auch ohne Liebe war mir jeder Dienſt verhaßt, —
— Und jezt — mein armes Herz, warſt du darauf gefaßt?
Alexſt iſt wieder hier. Ach welche neue Plage!
Ja vormals, war er da, wie waren's andre Tage!
Wie liebt' ich ihn! — Und noch — Ich weiß nicht was ich will!
Ich weich' ihm ängſtlich aus, er iſt nachdenkend, ſtill,
Ich fürchte mich vor ihm; die Furcht iſt wohl gegründet.
Ach wüßt' er was mein Herz noch jezt für ihn empfindet!
Er kommt. Ich zittre ſchon. Die Bruſt iſt mir ſo voll,
Ich weiß nicht was ich will, viel weniger was ich ſoll.

Vierter Auftritt.

Sophie. Alceſt.

Alceſt.

(angekleidet, ohne Hut und Degen.)

Verzeihen Sie, Madam, wenn ich beſchwerlich falle.

Sophie.

Sie ſcherzen, Herr Alceſt! dies Zimmer iſt für alle.

Alceſt.

Ich fühle; jezt bin ich für Sie wie jedermann.

Sophie.

Ich ſeh' nicht wie Alceſt darüber klagen kann.

Alceſt.

Du ſiehſt nicht, Grauſame? Ich ſollte das erleben?

Sophie.

Erlauben Sie, mein Herr! ich muß mich wegbegeben.

Alceſt.

Wohin? Sophie? wohin? — Du wendeſt dein Geſicht?
Verſagſt mir deine Hand? Sophie, kennſt du mich nicht?
Sieh her! es iſt Alceſt, der um Gehör dich bittet.

Sophie.

Weh mir! Wie iſt mein Herz, mein armes Herz zerrüttet!

Alceſt.

Biſt du Sophie, ſo bleib.

Sophie.

Ich bitte, ſchonen Sie!
Ich muß, ich muß hinweg!

Alceſt.

Unzärtliche Sophie!
Verlaſſen Sie mich nur! — In dieſem Augenblicke,

Dacht' ich, iſt ſie allein; du nahſt dich keinem Glücke.
Jetzt, beſſt' ich, redet ſie ein freundlich Wort mit dir.
O gehn Sie, gehn Sie nur! — In dieſem Zimmer hier
Entdeckte mir Sophie zuerſt die ſchönſten Flammen,
Die Liebe ſchlang uns hier das erſtemal zuſammen.
An eben dieſem Platz — erinnerſt du dich noch? —
Schwurſt du mir ew'ge Treu!

Sophie.

O ſchonen Sie mich doch!

Alceſt.

Ein ſchöner Abend war's — ich werd' es nie vergeſſen!
Dein Auge redete, und ich, ich ward vermeſſen.
Mit Zittern bet'ſt du mir die ſüße Lippe dar.
Noch fühlt mein Herz zu ſehr, wie ganz ich glücklich war.
Da war dein Glück mich ſehn, dein Glück an mich zu denken!
Und jetzo willſt du mir nicht eine Stunde ſchenken?
Du ſiehſt ich ſuche dich du ſiehſt, ich bin betrübt —
Geh nur du falſches Herz, du haſt mich nie geliebt!

Sophie.

Ich bin geplagt genug, willſt du mich auch noch plagen?
Sophie dich nie geliebt! Alceſt, das darfſt du ſagen?
Du warſt mein einz'ger Wunſch, du warſt mein höchſtes Gut,
Für dich ſchlug dieſes Herz, dir wallte dieſes Blut!
Und dieſes gute Herz, das du einſt ganz beſeſſen,
Kann nicht unzärtlich ſeyn, es kann dich nicht vergeſſen.
Ach die Erinnerung hat mich ſo oft betrübt!
Alceſt! — ich liebe dich — noch, wie ich dich geliebt.

Alceſt.

Du Engel! beſtes Herz! (will ſie umarmen.)

Sophie.

Ich höre jemand gehen.'

Alceſt.

Auch nicht ein einzig Wort! das iſt nicht auszuſtehen!
So geht's den ganzen Tag! Wie iſt man nicht geplagt!
Schon vierzehn Tage hier, und dir kein Wort geſagt!
Ich weiß, du liebſt mich noch; allein das muß mich ſchmerzen,
Niemals ſind wir allein, und reden nie von Herzen;
Nicht einen Augenblick iſt hier im Zimmer Ruh,
Bald iſt der Vater da, bald kommt der Mann dazu.
Lang bleib' ich dir nicht hier, das iſt mir unerträglich.
Allein, Sophie, wer will, iſt dem nicht alles möglich?
Sonſt war dir nichts zu ſchwer, du halfeſt uns geſchwind;
Es war die Eiferſucht mit hundert Augen blind.
Und wenn du wollteſt —

Sophie.

Was?

Alceſt.

Wenn du nur denken wollteſt,
Daß du Alceſten nicht verzweifeln laſſen ſollteſt!
Geliebte, ſuche doch uns nur Gelegenheit
Zur Unterredung auf, die dieſer Ort verbeut.
O höre, heute Nacht; dein Mann geht aus dem Hauſe,
Man meynt, ich gehe ſelbſt zu einem Faſtnachtsſchmauſe;
Allein, das Hinterthor iſt meiner Treppe nah —
Es merkt's kein Menſch im Hauſ' und ich bin wieder da.
Die Schlüſſel hab' ich hier, und willſt du mir erlauben —

Sophie.

Alceſt, ich wundre mich —

Alceſt.

Und ich, ich ſoll dir glauben,
Daß du kein hartes Herz, kein falſches Mädchen biſt?
Du ſchlägſt das Mittel aus, das uns noch übrig iſt?
Kennſt du Alceſten nicht, Sophie? und darfſt du zaudern
In ſtiller Nacht mit ihm ein Stündchen zu verplaudern?
Genug, nicht wahr, Sophie, heut' Nacht beſuch' ich dich?
Doch kommt dir's ſich'rer vor, ſo komm, beſuche mich.

Sophie.

Das iſt zu viel!

Alceſt.

Zu viel! zu viel! O, ſchön geſprochen!
Verflucht! zu viel! zu viel! Verderb' ich meine Wochen
Hier ſo umſonſt? — Verdammt! was hält mich dieſer Ort,
Wenn mich Sophie nicht hält? Ich gehe morgen fort.

Sophie.

Geliebter! Beſter!

Alceſt.

Nein, du kennſt, du ſiehſt mein Leiden,
Und du bleibſt ungerührt! Ich will dich ewig meiden!

Fünfter Auftritt.

Vorige. Der Wirth.

Wirth.

Da iſt ein Brief; er muß von jemand Hohes ſeyn,
Das Siegel iſt ſehr groß, und das Papier iſt fein.

Alceſt.

(reißt den Brief auf.)

Wirth. (vor ſich)

Den Inhalt möcht' ich wohl von dieſem Briefe wiſſen!

Alceſt.

(der den Brief flüchtig durchgeleſen hat.)

Ich werde morgen früh von hier verreiſen müſſen.
Die Rechnung!

Wirth.

Ey! ſo ſchnell in dieſer ſchlimmen Zeit
Verreiſen? — Dieſer Brief iſt wohl von Wichtigkeit?
Darf man ſich unterſtehn und Ihre Gnaden fragen?

Alceſt.

Nein!

Wirth. (zu Sophien)

Frag' ihn doch einmal, gewiß dir wird er's ſagen.

(er geht an den Tiſch im Grunde, wo er auf der Schublade ſeine Bücher ſieht, ſich niederſetzt und die Rechnung ſchreibt.)

Sophie.

Alceſt, iſt es gewiß?

Alceſt.

Das ſchmeichelnde Geſicht!

Sophie.

Alceſt, ich bitte dich, verlaß Sophien nicht!

Alceſt.

Nun gut, entſchließe dich, mich heute Nacht zu ſehen.

Sophie. (für ſich)

Was ſoll, was kann ich thun? Er darf, er darf nicht gehen,
Er iſt mein einz'ger Troſt. — Du ſiehſt, daß ich nicht kann —
Denk', ich bin eine Frau.

Alceſt.

Der Teufel hol' den Mann,

So biſt du Wittwe! Nein, kennte dieſe Stunden,
Zum erſt- und letztenmal ſind ſie vielleicht gefunden!
Ein Wort! um Mitternacht, Geliebte, bin ich da!

Sophie.

An meinem Zimmer iſt mein Vater allzunah.

Alceſt.

Eh nun, ſo komm zu mir! Was ſoll da viel Beſinnen?
In dieſen Zweifeln flieht der Augenblick von hinnen.
Hier, nimm die Schlüſſel nur.

Sophie.

Der meine öffnet ſchon.

Alceſt.

So komm denn, liebes Kind! was hält dich ab davon?
Nun, willſt du?

Sophie.

Ob ich will?

Alceſt.

Nun?

Sophie.

Ich will zu dir kommen.

Alceſt. (zum Wirth)

Herr Wirth, ich reiſe nicht!

Wirth. (hervortretend)

So! (zu Sophien) Haſt du was vernommen?

Sophie.

Er will nichts ſagen.

Wirth.

Nichts?

Sechster Auftritt.

Vorige. Söller.

Mein Hut!

Sophie.

Da liegt er! hier!

Alceſt.

Adieu, ich muß nun fort.

Söller.

Ich wünſche viel Plaiſir!

Alceſt.

Adieu, ſcharmante Frau!

Sophie.

Adieu, Alceſt!

Söller.

Ihr Diener!

Alceſt.

Ich muß noch erſt hinauf.

Söller. (vor ſich).

Der Kerl wird täglich kühner.

Wirth.

(ein Licht nehmend.)

Erlauben Sie, mein Herr!

Alceſt.

(es ihm aus der Hand complimentirend.)

Herr Wirth, nicht einen Schritt!

(ab.)

Sophie.

Nun, Söller, gehſt du denn! Wie wär's, du nähmſt mich mit?

Söller.

Aha! es kommt dir jetzt —

Sophie.

Nein, geh! ich ſprach's im Scherze.

Söller.

Nein, nein, ich weiß das ſchon, es wird dir warm um's Herze.
Wenn man ſo jemand ſieht, der ſich zum Balle ſchickt,
Und man ſoll ſchlafen gehn, da iſt hier was, das drückt.
Es iſt ein andermal.

Sophie.

O ja, ich kann wohl warten,
Nur, Söller, ſey geſcheid und hüt' dich vor den Karten.
(zum Wirth, der die Zeit über in tiefen Gedanken geſtanden.)
Nun, gute Nacht, Papa, ich will zu Bette gehn.

Wirth.

Gut' Nacht, Sophie!

Söller.

Schlaf wohl!
(ihr nachſehend.)
Nein, ſie iſt wahrlich ſchön!
(er läuft ihr nach und küßt ſie noch einmal an der Thür.)
Schlaf wohl, mein Schäfchen!
(zum Wirth) Nun, geht Er nicht auch zu Bette?

Wirth.

Da iſt ein Teufelsbrief; wenn ich den Brief nur hätte!
(zu Söller.)
Nun, Faſtnacht! gute Nacht!

Söller.

Dank's! angenehme Ruh!

Wirth.

Herr Söller, wenn Er geht, mach' Er das Thor recht zu!
(ab.)

Söller.

Ja, ſorgen Sie für nichts.

Siebenter Auftritt.

Söller. (allein)

Was iſt nun anzufangen?
O das verfluchte Spiel! o wär' der Kerl gehangen!
Beym Abzug war's nicht juſt; doch muß ich ſtille ſeyn.
Er haut und ſchießt ſich gleich! Ich weiß nicht aus noch ein.
Wie wär's? — Aceſt hat Geld — und viele Dietrich' ſchließen.
Er hat auch große Luſt bey mir was zu genießen!
Er ſchleicht um meine Frau, das iſt mir lang' verhaßt:
Eh nun! da lad' ich mich einmal bey ihm zu Gaſt.
Allein, kam' es heraus, da gäb's die ſchlimme Sachen —
Ich bin nun in der Noth, was kann ich anders machen?
Der Spieler will ſein Geld, ſonſt prügelt er mich aus.
Courage! Söller! fort! Es ſchläft das ganze Haus.
Und wird es ja entdeckt; bin ich doch wohl gerettet;
Denn eine ſchöne Frau hat manchen Dieb gerettet.

(ab.)

Zweyter Aufzug.

Das Zimmer Mesſtens.

(Das Theater iſt von vorn nach dem Fond zu erhöht in Stufen und Alkoven. An der einen Seite der Stufen ſteht ein Tiſch, darauf Papiere und eine Schatulle. Im Grunde eine große Thüre, und an der Seite eine kleine beym Alkoven angebracht.)

Erſter Auftritt.

Söller.

(Im Domino, die Maske vorm Geſicht, in Strümpfen, eine Blendlaterne in der Hand, kommt zur kleinen Thüre herein, leuchtet ſich um im Zimmer herum; dann tritt er geſchäftig hervor, nimmt die Maske ab, und ſpricht.)

Es braucht's nicht eben juſt, daß einer tapfer iſt.
Man kommt auch durch die Welt mit Schleichen und mit Liſt.
Der eine geht euch hin, bewaffnet mit Piſtolen,
Sich einen Sack voll Geld, vielleicht den Tod zu holen,
Und ſpricht: „Den Beutel her, der ehne viel zu ſperr'n!“
Mit ſo gelaſſ'nem Blut als ſpräch' er: „Preſt, ihr Herr'n!
Ein andrer zieht herum, mit zauberiſchen Händen,
Und Volten wie der Blitz die Uhren zu entwenden;
Und wenn ihr's haben wollt, er ſagt euch in's Geſicht:
Ich ſtehle! Gebt wohl Acht! Er ſtiehlt, und ihr ſeht's nicht.
Mich machte die Natur nun freylich viel geringer;
Mein Herz iſt allzuleicht, zu plump ſind meine Finger:

Und doch kein Schelm zu ſeyn iſt heut zu Tage ſchwer!
Das Geld nimmt täglich ab, und täglich braucht man mehr.
Du biſt nun einmal drinn; nun hilf dir aus der Falle!
Ich alles meynt im Hauſ', ich ſey die Nacht beym Balle.
Mein Herr Aleſt — der ſchwärmt — mein Weibchen ſchläft
allein —
Die Conſtellation, wie kann ſie ſchöner ſeyn?
(Sah dem Licht nachsinnt.)
O komm, du Heiligthum! Du Gott in der Schatulle!
Ein König ohne dich iſt eine große Nulle.
Habt Dank, ihr Dietriche! ihr ſeyd der Troß der Welt:
Durch euch erlang' ich ihn, den großen Dietrich: Geld.
(indem er die Schatulle zu eröffnen ſucht.)
Ich hatt' als Acceſſiſt einmal beym Amt gelauert,
Doch hat auch da mein Fleiß nicht eben lang' gedauert.
Das Schreiben wollte nicht, mir war's zu einerley;
Erſt in der Ferne Brod, und täglich Plackerey,
Das ſtand mir gar nicht an — Ein Dieb war eingefangen,
Die Schlüſſel fanden ſich, und er, er ward gehangen.
Nun weiß man, die Juſtiz bedenkt zuförderſt ſich;
Ich war nur Subaltern, das Eiſen kam an mich.
Ich hob es auf. Ein Ding ſcheint euch nicht viel zu nützen,
Es kommt ein Augenblick, man freut ſich's zu beſitzen!
Und jetzt — (das Schloß ſpringt auf.)
O ſchön gemünzt! ha! das iſt wahre Luſt!
(er ſteckt ein)
Die Taſche ſchwillt von Geld, von Freuden meine Bruſt —
Wenn es nicht Angſt iſt. Horch! Verflucht! ihr feigen Glieder!
Was zittert ihr? — Genug!
(er ſieht noch einmal in die Schatulle und nimmt noch)
Noch eins! Nun gut!

(er macht ſie zu und ſieht zuſammen)

Schon wieder!

Es geht was auf dem Gang'! es geht doch ſonſt nicht um —
Der Teufel hat vielleicht ſein Spiel — das Spiel wär' dumm!
Iſt's eine Katze? Nein! das wär' ein ſchwerer Kater.
Geſchwind! es drebt am Schloß —

(ſteckt in den Ofen.)

Zweyter Auftritt.

Der Wirth, (mit einem Wachslicht, am Leuchter haltend,) Söller.

Söller.

Sehn't! mein Schwiegervater?

Wirth.

Es iſt ein närriſch D'ng um ein empfindlich Blut;
Es recht, wenn man auch nur halbweg was Böſes thut.
Neugierig bin ich ſonſt mein Tage nicht geweſen,
Dächt' ich nicht in dem Brief was wichtiges zu leſen.
Und mit der Zeitung iſt's ein ew'ger Aufenthalt,
Das Neuſte was man hört iſt immer monatsalt.
Und dann iſt das auch ſchon ein unerträglich Weſen,
Wenn jeder ſpricht: O ja, ich hab' es auch geleſen.
Wär' ich nur Cavalier, Miniſter müßt' ich ſeyn,
Und jeglicher Courier ging bey mir aus und ein.
Ich find' ihn nicht den Brief! Hat er ihn mitgenommen?
Es iſt doch ganz verflucht! man ſoll zu gar nichts kommen!

Söller. (vor ſich)

Du guter alter Narr! ich ſeh' wohl, es hat dich
Der Diebs- und Zeitungsgott nicht halb ſo lieb wie mich.

Wirth.

Ich ſeh' ihn nicht! — O weh! — Hör' ich euch recht? — daneben
Im Saale —

Söller.

Nicht er mich vielleicht?

Wirth.

Es knarrt eben

Mir wer'n ein Weiberſchuh.

Söller.

Schuh! Nein, das bin ich nicht.

Wirth.

(ſtößt den Nachtſtuhl aus, und da er in Verlegenheit das Schloß der kleinen Thüre nicht aufmachen kann, läßt er ihn fallen.

Jetzt hindert mich das Schloß noch gar!

(öffnet die Thür auf und geht.)

Dritter Auftritt.

Sophie. (zur Hinterthüre mit einem Licht herein) Söller.

Söller. (im Alkoven für ſich)

Ein Weibsgeſicht!

Höll! Teufel! meine Frau! Was ſoll mir das?

Sophie.

Ich bebe

Vor dem verwegnen Schritt.

Söller.

Sie iſt's, ſo wahr ich lebe!

Giebt das ein Rendevous! — Allein, geſetzten Falls
Ich zeigte mich! — Ja dann — es krabelt mir am Hals!

Sophie.

Ja, folgt der Liebe nur! Mit freundlichen Geberden
Lockt ſie euch anfangs nach —

Söller.

Ich möchte raſend werden!

Und darf nicht —

Sophie.

— Doch wenn ihr Claudi den Weg verliert,
Dann führt kein Irrlicht euch ſo ſchlimm als ſie euch führt.

Söller.

Ja wohl, dir wär' ein Sumpf geſünder als das Zimmer!

Sophie.

Bisher ging's freylich ſchlimm, doch täglich wird es ſchlimmer.
Mein Mann macht's bald zu toll. Bisher gab's wohl Verdruß,
Jetzt treibt er es ſo arg, daß ich ihn haſſen muß.

Söller.

Du Herr!

Sophie.

Meine Hand hat er — Alceſt inzwiſchen
Beſitzt, wie ſonſt, mein Herz.

Söller.

Zu zaubern, Gift zu miſchen,

Iſt nicht ſo ſchlimm!

Sophie.

Dieß Herz, das ganz für ihn geflammt,
Das erſt durch ihn gelernt was Liebe ſey —

Söller.

Verdammt! —

Sophie.

Gleichgültig war's und kalt, eh' es Alceſt erreichte.

Göller.

Ihr Männer, ſtudiret ihr nur all' einmal ſo leichte!

Sophie.

Wie liebte mich Wirſt!

Göller.

Ah, das iſt nun vorbey!

Sophie.

Wie herzlich liebt' ich ihn!

Göller.

Pah! das war Kinderey!

Sophie.

Du Schickſal, trenneſt uns, und ach! für meine Sünden
Muß' ich mich — welch ein Muß! — mit einem Vieh verbinden.

Göller.

Ah, Vieh? — Ja wohl ein Vieh, von dem gehörnten Vieh!

Sophie.

Was ſeh' ich?

Göller.

Was, Madam?

Sophie.

Des Vaters Wachsſtock! Wie
Kam er hieher? — Doch nicht? — Da werd' ich fliehen müſſen;
Vielleicht belauſcht er uns! —

Göller.

O ſeh' ihr zu, Gewiſſen!

Sophie.

Doch das begreif' ich nicht, wie er ihn hier verlor.

Göller.

Sie ſcheut den Vater nicht, mahl' ihr den Teufel vor!

Sophie.

Sophie.

Ich mein, das ganze Haus liegt in dem tiefſten Schlafe.

Söller.

Die Luſt iſt mächtiger als alle Furcht der Strafe.

Sophie.

Mein Vater iſt zu Bett' — Wer weiß wie das geſchah!
Es mag denn ſeyn!

Söller.

O weh!

Sophie.

Weißt iſt noch nicht da?

Söller.

O dürft' ich ſie!

Sophie.

Mein Herz ſchwimmt noch in bangem Zweifel.
Ich lieb' und fürcht' ihn doch.

Söller.

Ich fürcht' ihn wie den Teufel,
Und mehr noch. Käm' er nur, der Fürſt der Unterwelt,
Ich bät' ihn: hol' mir ſie, da haſt du all' mein Geld!

Sophie.

Du biſt zu redlich, Herz! was iſt denn dein Verbrechen?
Verſprachſt du treu zu ſeyn? und konnteſt du verſprechen?
Dem Menſchen treu zu ſeyn, an dem kein gutes Haar,
Der unverſtändig, grob, falſch —

Söller.

Das bin ich?

Sophie.

Fürwahr,
Wenn ſo ein Scheuſal nicht den Abſcheu g'nug entſchuldigt,

So leb' ich mit des Land, wo man dem Teufel huldigt.
Er iſt ein Teufel!

Söller.

Was? ein Teufel! Scheuſal! — Ja!
Ich halt's nicht länger aus!
(er macht Gebärde hervorzuſpringen.)

Vierter Auftritt.

Alceſt ungeſtalter mit Hut und Degen, den Mantel werfend, den er gleich anzog. Vorige.

Alceſt.

Du wartest ſchon auf mich?

Sophie.

Sophie kam dir zuvor.

Alceſt.

Du zitterſt?

Sophie.

Die Gefahren!

Alceſt.

Nicht! Weibchen! Nicht!

Söller.

Du! dir! das ſind Präliminaren.

Sophie.

Du fühlteſt, was dieß Herz um deinetwillen litt,
Du kennſt dieß ganze Herz, verzeih' ihm dieſen Schritt!

Alceſt.

Sophie!

Sophie.

Verzeihſt du ihm, ſo fühl' ich keine Reue.

Söller.

Ja, frage mich einmal, ob ich dir ihn verzeihe?

Sophie.

Was führte mich hieher? Gewiß, ich weiß es kaum.

Söller.

Ich weiß es nur zu wohl!

Sophie.

Es iſt mir wie ein Traum.

Söller.

Ich wollt' ich träumte!

Sophie.

Sieh, ein ganzes Herz voll Plagen
Bring' ich zu dir.

Alceſt.

Der Schmerz vermindert ſich im Klagen.

Sophie.

Ein ſympathetiſch Herz wie deines fand ich nie.

Söller.

Wenn ihr zuſammen gähnt, das nennt ihr Sympathie!
Vortrefflich!

Sophie.

Mußt' ich nur dich ſo vollkommen finden,
Um mit dem Widerſpiel von dir mich zu verbinden?
Ich hab' ein Herz, das nicht todt für die Tugend iſt.

Alceſt.

Ich kenn's!

Söller.

Ja, ja, ich auch!

Sophie.

So liebenswerth du biſt,

Du hätteſt nie von mir ein einzig Wort vernommen,
Wär' dieſes arme Herz nicht hoffnungslos beklommen.
Ich ſehe Tag vor Tag die Wirthſchaft untergehn,
Das Leben meines Mann's! Wie können wir beſtehn?
Ich weiß er liebt mich nicht, er fühlt nicht meine Thränen;
Und wenn mein Vater ſtürmt, muß ich auch den verſöhnen!
Mit jedem Morgen geht ein neues Leiden an.

Söller. (gerührt auf ſeine Art)

Nein doch, die arme Frau iſt wirklich übel dran!

Sophie.

Mein Mann hat keinen Sinn für halb ein menſchlich Leben,
Was hab' ich nicht gered't, was hab' ich nachgegeben!
Er ſäuft den vollen Tag, macht Schulden hier und dort,
Spielt, ſäbelt, rockt und kriecht, das geht an Einem fort!
Sein ganzer Witz erzeugt nur Albernheit und Schwänke,
Was er für Klugheit hält ſind ungeſchliffne Ränke,
Er lügt, verläumdet, trügt —

Söller.

Ich ſeh', ſie ſammelt ſchon
Die Perſonalien zu meinem Leichſermon.

Sophie.

O glaub', ich hätte mich ſchon lange todt betrübet,
Wüßt' ich nicht —

Söller.

Nur heraus!

Sophie.

Daß mich Alceſt noch liebet.

Alceſt.

Er liebt, er klagt, wie du.

Sophie.

Das lindert meine Pein,

Von Einem wenigſtens, von dir beklagt zu ſeyn.
Alceſt, bey dieſer Hand, der theuern Hand, beſchwöre
Ich dich, behalte mir dein Herz beſtändig!

Söller.

Hier,

Wie ſchön ſie thut!

Sophie.

Dieß Herz, das nur für dich gebrannt,

Kennt keinen andern Troſt als nur von deiner Hand.

Alceſt.

Ich kenne für dein Herz kein Mittel.

(Er faßt Sophien in den Arm und küßt ſie.)

Söller.

Weh mir Armen!

Will denn kein Zufall nicht ſich über mich erbarmen!
Das Herz, das macht mir bang'!

Sophie.

Mein Freund!

Söller.

Nein, nun wird's matt;

Ich bin der Freundſchaft nun in allen Gliedern ſatt,
Und wollte, weil ſie ſich doch nichts zu ſagen wiſſen,
Sie gieng' nun ihren Weg und ließe mir das Küſſen!

Alceſt.

Geliebteſte!

Sophie.

Mein Freund, noch dieſen letzten Kuß,

Und dann leb' wohl!

Alceſt.

Du gehſt?

Sophie.

Ich gehe — denn ich muß.

Alceſt.

Du ſiehſt mich, und du gehſt?

Sophie.

Ich geh' — weil ich dich liebe.
Ich würde einen Freund verlieren, wenn ich bliebe.
Es ſtrömt der Klagen Lauf am liebſten in der Nacht,
In einem ſichern Ort, wo nichts uns zittern macht.
Man wird vertraulicher, je ruhiger man klaget;
Allein für mein Geſchlecht iſt es zu viel gewaget.
Zu viel Gefahren ſind in der Vertraulichkeit.
Ein ſchmerzerweichtes Herz in dieſer ſchönen Zeit
Verſagt dem Freunde nicht den Mund zu Freundſchaftküſſen.
Ein Freund iſt auch ein Menſch —

Söller.

Sie ſcheint es gut zu wiſſen.

Sophie.

Leb' wohl, und glaube nur, daß ich die deine ſey.

Söller.

Das Ungewitter zieht mir nah' am Kopf vorbey.

(Sophie ab. Alceſt begleitet ſie durch die Mittelthüre, die offen bleibt. Man ſieht ſie beyde in der Ferne zuſammen ſtehn.)

Söller.

Für dießmal nimm fürlieb! hier iſt nicht viel zu ſinnen,
Der Augenblick macht Luft, nur friſch mit dir von hinnen!

(aus dem Alkoven und ſchnell durch die Seitenthüre ab.)

Fünfter Auftritt.

Alceſt. (zurückkommend)

Was willſt du nun, mein Herz? — Es iſt doch wunderbar!
Dir bleibt das liebe Weib noch immer was ſie war.
Hier iſt die Dankbarkeit für jene goldnen Stunden
Des erſten Liebesglücks nicht ganz hinweggeſchwunden.
Was hab' ich nicht gedacht! Was hab' ich nicht gefühlt!
Und jenes Bild iſt hier noch nicht herausgeſpült,
Wie mir die Liebe ſie vollkommen herrlich zeigte,
Das Bild, dem ſich mein Herz in tiefer Ehrfurcht neigte.
Wie anders iſt mir's nicht? wie heller ſeit der Zeit?
Und doch bleibt dir ein Reſt von jener Heiligkeit.
Bekenn' es ehrlich nur was dich hieher getrieben,
Nun wendet ſich das Blatt, fängſt wieder an zu lieben,
Und die Kreuzfahrerey, und was du fern gedacht,
Der Hehn, den du ihr ſprachſt, der Plan den du gemacht —
Wie anders ſieht das aus! Wird dir nicht heimlich bange?
Gewiß eh' du ſie fängſt, ſie hat ſie dich ſchon lange!
Nun das iſt Menſchenlos! Man rennt wohl öfters an,
Und wer viel drüber ſinnt, iſt noch weit übler dran.
Nur jezt das nöthigſte! Ich muß die Art erdenken,
Um ihr gleich morgen früh was baares Geld zu ſchenken.
Im Grund' iſts doch verflucht — Ihr Schickſal drückt mich ſehr.
Ihr Mann, der Lumpenhund, macht ihr das Leben ſchwer.
Ich hab' juſt noch ſo viel. Laß ſehn! Ja, es wird reichen.
Wär' ich auch völlig fremd, ſie müßte mich erweichen:
Allein es liegt mir nur zu tief in Herz und Sinn,
Daß ich gar vieles Schuld an ihrem Elend bin. —
Das Schickſal wollt' es ſo! Ich konnt's einmal nicht hindern;

Was ich nicht ändern kann, das will ich immer ſindern.
(er macht die Schatulle auf.)
Was Teufel? was iſt das? Faſt die Schatulle leer!
Von allem Silbergeld iſt nicht das Viertel mehr.
Das Geld hab' ich bey mir. Ich hab' die Schlüſſel immer!
Erſt ſeit dem Nachmittag! Wer war denn wohl im Zimmer?
Sophie? — Pfui! — Ja, Sophie? Unwürd'ge Grille fort!
Mein Diener? — O! der liegt an einem ſichern Ort;
Er ſchläft. — Der gute Kerl, er iſt gewiß nicht ſchuldig!
Allein wer ſonſt? — Bey Gott! Es macht mich ungeduldig.

Dritter Aufzug.

Die Wirths-Stube.

Erſter Auftritt.

Der Wirth.

(am Schenktiſch, im Seſſel neben dem Tiſch, worauf ein halb abgebrannt. Licht, Tabakspfeife, Pfeifen und die Zeitungen. Nach dem erſten Verſe ſteht er auf, und geht ſo in dieſem Auftritte und dem Anfange des folgenden um.)

Ach, der verfluchte Brief bringt mich um Schlaf und Ruh!
Es gieng wahrhaftig nicht mit rechten Dingen zu!
Unmöglich ſcheint es mir, das Räthſel aufzulöſen:
Wenn man was Böſes thut, erſchrickt man vor dem Böſen.
Es war nicht mein Beruf, drum kam die Furcht mich an;
Und doch für einen Wirth iſt es nicht wohlgethan
Zu zittern, wenn's im Hauſ' rumort und geht und kniſiert;
Denn mit Geſpenſtern ſind die Diebe nah verſchwiſtert.
Es war kein Menſch zu Hauſ', nicht Söller, nicht Alceſt;
Der Keller konnt's nicht ſeyn, die Mägde ſchlieſen feſt.
Doch halt! — In aller Früh', ſo zwiſchen drey und viere,
Hört' ich ein leis Geräuſch, es gieng Sophiens Thüre.
Sie war vielleicht wohl ſelbſt der Geiſt, vor dem ich floh.
Es war ein Weibertritt, Sophie geht eben ſo.
Allein, was that ſie da? — Man weiß, wie's Weiber machen.

Sie viſitiren gern und ſehn der Fremden Sachen
Und Wäſch' und Kleider gern. Hätt' ich nur dran gedacht,
Ich hätte ſie erſchreckt und dann ſie ausgelacht.
Sie hätte mit geſucht, der Brief wär' nun gefunden;
Jetzt iſt die ſchöne Zeit ſo ungebraucht verſchwunden!
Verflucht! zur rechten Zeit fällt einem nie was ein,
Und was man Gutes denkt, kommt meiſt erſt hinterdrein.

Zweyter Auftritt.

Der Wirth. Sophie.

Sophie.

Mein Vater! denken Sie! —

Wirth.

Nicht einmal guten Morgen?

Sophie.

Verzeihen Sie, Papa! Mein Kopf iſt voller Sorgen.

Wirth.

Warum?

Sophie.

Alceſtens Geld, das er nicht lang' erhielt,
Iſt miteinander fort.

Wirth.

Warum hat er geſpielt?
Sie bleiben nicht davon!

Sophie.

Nicht doch! es iſt geſtohlen!

Wirth.

Wie?

Sophie.

Ey, vom Zimmer weg!

Wirth.

Den ſoll der Teufel holen,

Den Dieb! Wer iſt's? Geſchwind!

Sophie.

Wer's wüßte!

Wirth.

Hier, im Haus?

Sophie.

Ja, von Alexens Tiſch, aus der Schatull' heraus.

Wirth.

Ich wann!

Sophie.

Heut' Nacht!

Wirth. (vor ſich)

Das iſt für meine Neugierſünden!

Die Schuld kommt noch auf mich, man wird den Wachsſtock finden.

Sophie. (vor ſich)

Er iſt beſtürzt und murrt. Hätt' er ſo was gethan?

Im Zimmer war er doch, der Wachsſtock klagt ihn an.

Wirth. (vor ſich)

Hat es Sophie wohl ſelbſt? Verflucht! das wär' noch ſchlimmer!

Sie wollte geſtern Geld, und war heut' Nacht im Zimmer.

(laut.)

Das iſt ein dummer Streich! gieb Acht! der thut uns weh:

Wohlfeil und ſicher ſeyn iſt unſre Renommee.

Sophie.

Ja! er verſchmerzt es wohl, uns wird es ſicher ſchaden,

Es wird am Ende doch dem Gaſtwirth aufgeladen.

Wirth.

Das weiß ich nur zu ſehr. Es bleibt ein dummer Streich.

Wenn's auch ein Handdieb iſt, ja, wer entdeckt ihn gleich?
Das macht uns viel Verdruß!

Sophie.

Es ſchlägt mich völlig nieder.

Wirth. (vor ſich)

Aha, es wird ihr bang.

(laut, etwas verdrießlicher.)

Ich wollt', er hätt' es wieder!
Ich wär' recht froh.

Sophie. (vor ſich)

Es ſcheint, die Reue kommt ihm ein.

(laut.)

Und wenn er's wieder hat, ſo mag der Thäter ſeyn
Wer will, man ſagt's ihm nicht, und ihn bekümmert's weiter
Auch nicht.

Wirth (vor ſich)

Wenn ſie's nicht hat, bin ich ein Bärenhäuter!

(laut.)

Du biſt ein gutes Kind und mein Vertraun zu dir —
Wart' nur!

(er geht nach der Thür zu ſehn.)

Sophie. (vor ſich)

Ney Gott! er kömmt und offenbart ſich mir!

Wirth.

Ich kenne dich, Sophie, du pflegteſt nie zu lügen —

Sophie.

Eh' hab' ich aller Welt als Ihnen was verſchwiegen.
Drum hoff' ich dießmal auch wohl zu verdienen —

Wirth.

Schön!
Du biſt mein Kind, und was geſchehn iſt, iſt geſchehn.

Sophie.

Es kann das beſte Herz in dunkeln Stunden fehlen.

Wirth.

Wir wollen uns nicht mehr mit dem Vergangnen quälen.
Daß du im Zimmer warſt, das weiß kein Menſch als ich.

Sophie (erſchrocken)

Sie wiſſen? —

Wirth.

Ich war drinn, du kamſt, ich hörte dich,
Ich wußt' nicht wer es war, und lief als käm' der Teufel.

Sophie. (vor ſich)

Ja, ja, er hat das Geld! Nun iſt es außer Zweifel.

Wirth.

Erſt jetzo fiel mir ein, ich hört' dich heute früh.

Sophie.

Und was vortrefflich iſt, es denkt kein Menſch an Sie.
Ich fand den Wachsſtock —

Wirth.

Du?

Sophie.

Ich!

Wirth.

Schön, bey meinem Leben!
Nun ſag', wie machen wir's, daß wir's ihm wiedergeben?

Sophie.

Sie ſagen: Herr Alceſt! verſchonen Sie mein Haus,
Das Geld iſt wieder da, ich hab' den Dieb heraus.
Sie wiſſen ſelbſt, wie leicht Gelegenheit verführet;
Doch kaum war es entwandt, ſo war er ſchon gerühret,

Bekannt' und gab es mir. Da haben Sie's! Verzeih'n
Sie ihm! — Gewiß, Alexi wird gern zufrieden ſeyn.

Wirth.

So was zu ſtehlen, haſt du eine ſeltne Gabe.

Sophie.

Ja, bringen Sie's ihm ſo!

Wirth.

Gleich! wenn ichs nur erſt habe.

Sophie.

Sie haben's nicht?

Wirth.

Ey nein! Wo hätt' ich es denn her?

Sophie.

Woher?

Wirth.

Nun ja! woher? Gabſt du mir's denn?

Sophie.

Und wer
Hat's denn?

Wirth.

Wer's hat?

Sophie.

Ja wohl! wenn Sie's nicht haben?

Wirth.

Poſſen!

Sophie.

Wo thaten Sie's denn hin?

Wirth.

Ich glaub', du biſt geſchoſſen!
Haſt du's denn nicht?

Sophie.

Ich?

Wirth.

Ja!

Sophie.

Wie kam' ich denn dazu?

Wirth.

Eh! (macht ihr pantomimiſch das Stehlen vor.)

Sophie.

Ich verſteh' Sie nicht!

Wirth.

Wie unverſchämt biſt du!
Jetzt, da du's geben ſollſt, gedenkſt du auszuweichen.
Du haſt's ja erſt bekannt. Pfui dir mit ſolchen Streichen!

Sophie.

Nein, das iſt mir zu hoch! Jetzt klagen Sie mich an,
Und ſagten nur vorhin, Sie hätten's ſelbſt gethan!

Wirth.

Du Kröte! Ich's gethan! Iſt das die ſchuld'ge Liebe,
Die Ehrfurcht gegen mich? du machſt mich gar zum Diebe,
Da du die Diebin biſt!

Sophie.

Mein Vater!

Wirth.

Warſt du nicht
Heut' früh im Zimmer?

Sophie.

Ja!

Wirth.

Und ſagſt mir in's Geſicht,
Du hätteſt nicht das Geld?

Sophie.

Beweiſ't das gleich?

Wirth.

Ja!

Sophie.

Waren

Sie denn nicht auch heut' früh —

Wirth.

Ich faß' dich bey den Haaren,

Wenn du nicht ſchweigſt und gehſt!

(ſie geht weinend ab.)

Du treibſt den Spaß zu weit,

Nichtswürd'ge! — Sie iſt fort! Es war ihr hohe Zeit!

Vielleicht bild't ſie ſich ein mit Läugnen durchzukommen;

Das Geld iſt einmal fort, und gnug, ſie hat's genommen!

Dritter Auftritt.

Alceſt (in Gedanken, im Morgenſtrack.) Der Wirth.

Wirth (verlegen und bittend)

Ich bin recht ſehr beſtürzt, daß ich erfahren muß! —

Ich ſehe, gnäd'ger Herr! Sie ſind noch voll Verdruß.

Doch bitt' ich, vor der Hand es gütigſt zu verſchweigen,

Ich will das meine thun. Ich hoff' es wird ſich zeigen.

Erfährt man's in der Stadt, ſo freun die Neider ſich,

Und ihre Bosheit ſchiebt wohl alle Schuld auf mich.

Es kann kein Fremder ſeyn! Ein Hausdieb hat's genommen!

Seyn Sie nur nicht erzürnt, es wird ſchon wieder kommen.

Wie hoch beläuft ſich's denn?

Alceſt.

Alceſt.

Ein hundert Thaler!

Wirth.

Ey!

Alceſt.

Doch hundert Thaler —

Wirth.

Peß! ſind keine Kinderey!

Alceſt.

Und dennoch wollt' ich ſie vergeſſen und entbehren,
Wüßt' ich, durch wen und wie ſie weggekommen wären.

Wirth.

Es wär' das Geld nur da, ich fragte gern nicht mehr,
Ob's Michel oder Hanns und wenn und wie es wär'?

Alceſt. (vor ſich)

Mein alter Diener! nein! der kann mich nicht berauben,
Und in dem Zimmer war — Nein, nein, ich mag's nicht glauben!

Wirth.

Sie brechen ſich den Kopf? Es iſt vergeb'ne Müh,
Genug, ich ſchaff' das Geld.

Alceſt.

Mein Geld?

Wirth.

Ich bitte Sie,
Daß niemand nichts erfährt! Wir kennen uns ſo lange,
Und genug ich ſchaff' Ihr Geld. Da ſeyn Sie gar nicht bange!

Alceſt.

Sie wiſſen alſo? —

Wirth.

Hm! Ich bring's heraus das Geld.

Alceſt.

Ey, ſagen Sie mir doch —

Wirth.

Nicht um die ganze Welt!

Alceſt.

Wer nahm's, ich bitte Sie!

Wirth.

Ich ſag', ich darf's nicht ſagen.

Alceſt.

Doch jemand aus dem Hauſ?

Wirth.

Sie werden's nicht ertragen.

Alceſt.

Vielleicht die junge Magd?

Wirth.

Die gute Hanne! Nein!

Alceſt.

Der Keller hat's doch nicht?

Wirth.

Der Keller kann's nicht ſeyn.

Alceſt.

Die Köchinn iſt gewandt —

Wirth.

Im Sieden und im Braten.

Alceſt.

Der Küchenjunge Hanns?

Wirth.

Es iſt nun nicht zu rathen!

Alceſt.

Der Gärtner könnte wohl —

Wirth.

Nein, noch ſind Sie nicht da!

Alceſt.

Der Sohn des Gärtners?

Wirth.

Nein!

Alceſt.

Vielleicht —

Wirth. (bald vor ſich)

Der Hanshund? — Ja.

Alceſt. (vor ſich)

Wart' nur, du dummer Kerl, ich weiß dich ſchon zu kriegen!

(laut)

So hab' es denn wer will! Daran kann wenig liegen,
Wenn's wiederkommt! (thut als wenn er weg.)

Wirth.

Ja wohl!

Alceſt.

(als wenn ihm etwas einfiele)

Herr Wirth! mein Dintenfaß
Iſt leer, und dieſer Brief verlangt expreß —

Wirth.

Ey was!
Erſt geſtern kam er an, und heute ſchon zu ſchreiben,
Es muß was Wichtig's ſeyn.

Alceſt.

Er darf nicht liegen bleiben.

Wirth.

Es iſt ein groſſes Glück, wenn man correſpondirt.

Alceſt.

Nicht eben allemal! Die Zeit, die man verliert,
Iſt mehr werth als der Spaß.

Wirth.

O das geht wie im Spiele,
Da kommt ein ein'ger Brief und tröſtet uns für viele.
Verzeihn Sie, gnäd'ger Herr! der geſtrige enthält
Viel Wichtig's? Dürft' ich wohl? —

Alceſt.

Nicht um die ganze Welt!

Wirth.

Nichts aus America?

Alceſt.

Ich ſag', ich darf's nicht ſagen.

Wirth.

Iſt Friedrich wieder krank?

Alceſt.

Sie werden's nicht erfragen.

Wirth.

Aus Heſſen, bleibt's dabey? gehn wieder Leute --

Alceſt.

Nein!

Wirth.

Der Kaiſer hat was vor?

Alceſt.

Ja, das kann möglich ſeyn.

Wirth.

In Norden iſt's nicht juſt!

Alceſt.

Ich wollte nicht drauf ſchwören.

Wirth.

Es gährt ſo heimlich noch.

Alceſt.

Wir werden manches hören.

Wirth.

Kein Unglück irgend wo?

Alceſt.

Nur zu! bald ſind Sie da!

Wirth.

Gab's wohl beym letzten Froſt —

Alceſt.

Erfrorne Haſen? — Ja!

Wirth.

Sie ſcheinen gar nicht viel auf Ihren Knecht zu bauen.

Alceſt.

Mein Herr, Mißtrauiſchen pflegt man nicht zu vertrauen.

Wirth.

Und was verlangen Sie für ein Vertraun von mir?

Alceſt.

Wer iſt der Dieb? Mein Brief ſteht gleich zu Dienſten hier;
Sehr billig iſt der Tauſch, zu dem ich mich erbiete.
Nun, wollen Sie den Brief?

Wirth. (confundirt und heuchelnd.)

Ach allzuviele Güte!

(vor ſich.)

Wär's nur nicht eben das, was er von mir begehrt.

Alceſt.

Sie ſehen doch, ein Dienſt iſt wohl den andern werth,
Und ich verrathe nichts, ich ſchwör's bey meiner Ehre.

Wirth. (vor ſich)

Wenn nur der Brief nicht gar zu appetitlich wäre!
Allein wie? wenn Serbie — Eh nun! da mag ſie ſehn!
Die Reizung iſt zu groß, kein Menſch kann widerſtehn!
Er mäſert mir das Maul, wie ein gereizter Haſe.

Alceſt. (vor ſich)

So ſtach kein Schinken je dem Windhund in die Naſe.

Wirth.

(beſchämt, manierlich und noch zaudernd.)

Sie wollen's, gnäd'ger Herr, und Ihre Gutigkeit —

Alceſt. (vor ſich)

Jetzt beißt er an.

Wirth.

Zwingt mich auch zur Vertraulichkeit.

(zweifelnd und bald bittend.)

Verſprechen Sie, ſoll ich auch gleich den Brief bekommen?

Alceſt. (reicht den Brief hin)

Den Augenblick!

(der ſich langſam dem Alceſt, mit unverwandten Augen auf den Brief, nähert.)

Wirth.

Der Dieb —

Alceſt.

Der Dieb!

Wirth.

Der's weggenommen,
Iſt —

Alceſt.

Nur heraus!

Wirth.

Iſt mei —

Alceſt.

Nun!

Wirth.

(mit einem herzhaften Ton, und fährt zugleich zu, und reißt Alceſten den Brief aus der Hand)

Meine Tochter!

Alceſt. (erſtaunt)

Wie?

Wirth.

(fährt hervor, reißt vor grimmigem Aufmachen das Couvert in Stücken und fängt an zu leſen.

„Hochwohlgeborner Herr!“

Alceſt. (faßt ihn bey der Schulter)

Sie wär's? Nein, ſagen Sie Die Wahrheit!

Wirth. (unwillig)

Ja, ſie iſt's! O, er iſt unerträglich!

(er lieſt)

„Inſonders“ —

Alceſt. (wie oben)

Nein, Herr Wirth! Sophie! das iſt unmöglich!

Wirth.

(reißt ſich los, und fährt ohne ihm zu antworten fort)

„Hochzuverehrender“

Alceſt. (wie oben)

Sie hätte das gethan! Ich muß verſtummen.

Wirth.

„Herr“ —

Alceſt. (wie oben)

So hören Sie mich an! Wie gieng die Sache zu?

Wirth.

Hernach will ich's erzählen.

Alceſt.

Iſt's denn gewiß?

Wirth.

Gewiß!

Alceſt. (im Wegen zu ſich)

Nun, denk' ich, ſoll's nicht fehlen!

Vierter Auftritt.

Der Wirth.

(lieſt und ſpricht dazwiſchen)

„Und Gönner" — Iſt er fort? — „Die viele Gütigkeit
„Die mir ſo manchen Fehl verziehen hat, verzeiht
„Mir, hoff' ich, diesmal auch." — Was giebt's denn zu verzeihen?
„Ich weiß es, gnäd'ger Herr, daß Sie ſich mit mir freuen."
Schon gut! — „Der Himmel hat mir heut' ein Glück geſchenkt,
„Wobey mein dankbar Herz an Sie zum erſten denkt,
„Er hat vom ſechſten Sohn mein liebes Weib entbunden."
Ich bin des Todes! „Früh hat er ſich eingefunden,
„Der Knab'" — Der Balg! Der! — O erſäuft! erdroſſelt ihn!
„Und Ihre Nachſicht macht mich armen Mann ſo kühn" —
Ach ich erſticke faſt! In meinen alten Tagen
Soll mir ſo was geſchehn? Es iſt nicht zu ertragen!
Wart' nur! das geht dir nicht ſo ungeneſſen aus,
Alceſt! ich will dich ſchon! Du ſollſt mir aus dem Hauſ'!
Mich, einen guten Freund, ſo ſchändlich anzuführen!
Dürft' ich ihn wieder nur wie er's verdient tractiren!

Doch meine Tochter! O! das Fenstersding geht schief!
Und ich verrathe sie um den Gevatterbrief!
(er faßt sich in die Perücke)
Verstuchter Ochsenkopf! bist du so alt geworden!
Der Brief! Das Gift! Der Streich! Ich möchte mich erwerden!
Was fang' ich an? Wohin? Wie räch' ich diesen Streich?
(er erwischt einen Stock, und läuft auf dem Theater herum.)
Tret' einer mir zu nah', ich schlag' ihn lederweich!
Hätt' ich sie jetzt nur hier, die mich sonst skiräniren,
Ich würd' sie alle Herr! Wie wollt' ich sie curiren!
Ich sterbe, wenn ich nicht — Ich gäb', ich weiß nicht was,
Zerbräch' der Junge mir gleich jetzt ein Stengelglas.
Ich zehr' mich selber auf — Und Rache muß ich haben!
(er stößt auf einen Sessel und prügelt ihn aus)
Ha! bist du stäubig! komm! An dir will ich mich laben!

Fünfter Auftritt.

Der Wirth. (schlägt immer fort) Söller (kömmt herein und erschrickt; er ist im Domino, die Maske auf den Arm gebunden und hat ein halbes Räuschchen).

Söller.

Was giebts? Was? Ist er toll? Nun sey auf deiner Hut,
Das wär' ein schön Emploi, des Sessels Substitut!
Was für ein böser Geist mag doch den Alten treiben?
Das beste wär', ich gieng'! da ist nicht sicher bleiben.

Wirth (ohne Söllern zu sehen)

Ich kann nicht mehr! o weh! es schmerzt mich Rück und Arm!
(er wirft sich in den Sessel)
Ich schwitz' am ganzen Leib.

Söller. (vor ſich)

Ja, ja, Motion macht warm.

(er zeigt ſich dem Wirth)

Herr Vater!

Wirth.

Ah, Meeje! Er lebt die Nacht im Sauſe,
Ich quäle mich zu Tod', und Er läuft aus dem Hauſe?
Da trägt der Faſtnachtnarr zum Tanz und Spiel ſein Geld,
Und lacht, wenn hier im Haus der Teufel Faſtnacht hält!

Söller.

So aufgebracht!

Wirth.

O wart', ich will mich nicht mehr quälen.

Söller.

Was gab's?

Wirth.

Nichts! Sophie! Soll ich's Ihm noch erzählen?

Söller.

Nein, nein!

Wirth.

Wärt' Ihr geholt, ſo hätt' ich endlich Ruh,
Und der verdammte Kerl mit ſeinem Brief dazu!

(ab.)

Sechster Auftritt.

Söller.

(mit Caricatur von Angſt.)

Was gab's? Weh' dir! vielleicht in wenig Augenblicken —
Gieb deinen Schädel Preis! parire nur den Rücken!

Vielleicht iſt's 'raus! o weh! o wie mir Armen grauſt,
Es wird mir ſiedend heiß. So war's dem Doktor Fauſt
Nicht bald zu Muth! Nicht bald war's ſo Richard dem Dritten!
Höll' da! der Galgen da! der Haburey in der Mitten!
(er läuft wie unſinnig herum, endlich besinnt er ſich)
Ach des geſtohl'nen Guts wird keiner jemals froh!
Geh, Memme, Beſewicht! Warum erſchrickſt du ſo?
Vielleicht iſts nicht ſo ſchlimm. Ich will es ſchon erfahren.
(er erblickt Alceſten und läuft fort)
O weh! er iſts! er iſts! Er faßt mich bey den Haaren.

Siebenter Auftritt.

Alceſt.

(angekleidet, mit Hut und Degen)

Solch einen ſchweren Streit empfand dieß Herz noch nie.
Das ſeltene Geſchöpf, in dem die Phantaſie
Des zärtlichen Alceſt das Bild der Tugend ehrte,
Die ihn den höchſten Grad der ſchönſten Liebe lehrte,
Ihm Gottheit, Mädchen, Freund, in allem alles war;
Jetzt ſo herabgeſetzt! Es überläuft mich! zwar
Iſt ſie ſo ziemlich weg, die Hoheit der Ideen;
Ich laß ſie als ein Weib bey andern Weibern ſtehen;
Allein ſo tief! ſo tief! das treibt zur Raſerey.
Mein widerſpenſtig Herz ſteht ihr noch immer bey.
Wie klein! Kannſt du denn das nicht über dich vermögen?
Ergreif das ſchöne Glück! Es kommt dir ja entgegen.
Ein unvergleichlich Weib, das du begierig liebſt,
Braucht Geld. Geſchwind, Alceſt! Der Pfennig, den du giebſt,
Trägt ſeinen Thaler. Nun hat ſie ſich's ſelbſt genommen —

Schon gut! Sie mag mir noch einmal mit Tugend kommen!
Geh, faß dir nur ein Herz, ſag' ihr mit kaltem Blut:
Bedürfen Sie vielleicht geringer Barſchaft? Gut!
Verſchweigen Sie mir's nicht! Nur ohne Furcht bedienen
Sie ſich des Meinigen. Was mein iſt, iſt auch Ihnen —
Sie kommt! Auf einmal weg iſt die erleg'ne Ruh!
Du glaubſt, ſie nahm das Geld, und traust ihr's doch nicht zu.

Achter Auftritt.

Alceſt. Sophie.

Sophie.

Was machen Sie, Alceſt! Sie ſcheinen mich zu fliehen —
Hat denn die Einſamkeit ſo viel Sie anzuziehen?

Alceſt.

Für dießmal weiß ich nicht, was mich beſonders ſog,
Und ohne viel Raiſon giebt's manchen Monolog.

Sophie.

Zwar der Verluſt iſt groß, und kann Sie billig ſchmerzen.

Alceſt.

Ach! es bedeutet nichts und liegt mir nicht am Herzen!
Wir haben's ja; was iſt denn nun das Bißchen Geld!
Wer weiß, ob es nicht gar in gute Hände fällt.

Sophie.

Ja, Ihre Gütigkeit läßt uns nicht drunter leiden.

Alceſt.

Mit etwas Offenheit war alles zu vermeiden.

Sophie.

Wie ſoll ich das verſtehn?

Alceſt. (lächelnd)

Das?

Sophie.

Ja, wie paßt das hier?

Alceſt.

Sie kennen mich, Sophie, ſeyn Sie vertraut mit mir!
Das Geld iſt einmal fort! Wo's liegt, da mag es liegen!
Hätt' ich es eh' gewußt, ich hätte ſtill geſchwiegen,
Da ſich die Sache ſo verhält —

Sophie. (erſtaunt)

So wiſſen Sie?

Alceſt.

(mit Zärtlichkeit, er ergreift ihre Hand und küßt ſie.)

Ihr Vater! — Ja, ich weiß, geliebteſte Sophie.

Sophie.

(verwundert und beſchämt)

Und Sie verzeihn?

Alceſt.

Den Scherz, wer macht den zum Verbrechen?

Sophie.

Mich dünkt —

Alceſt.

Erlaube mir, daß wir von Herzen ſprechen.
Du weißt es, daß Alceſt noch immer für dich brennt.
Das Glück entriß dich mir, und hat uns nicht getrennt:
Dein Herz iſt immer mein, mein's immer dein geblieben.
Mein Geld iſt dein, ſo gut, als wär' es dir verſchrieben:
Du haſt ein gleiches Recht auf all' mein Gut wie ich.
Nimm, was du gerne magſt, Sophie, nur liebe mich.

(er umarmt ſie; ſie ſchweigt)

Befiehl! Du findeſt mich zu allem gleich erbötig.

Sophie.

(ſtolz, indem ſie ſich von ihm losreißt.)

Reſpekt vor Ihrem Geld! allein ich hab's nicht nöthig.
Was iſt das für ein Ton? Ich weiß nicht, faß' ich's recht?
Ha! Sie verkennen mich. —

Alceſt. (räsonirt)

O, Ihr ergebner Knecht
Kennt Sie nur gar zu wohl, und weiß auch was er fodert,
Und ſieht nicht ein, warum Ihr Zorn ſo heftig lodert.
Wer ſich ſo weit vergeht —

Sophie. (erſtaunt.)

Vergeht? wie das?

Alceſt.

Madam!

Sophie. (aufgebracht)

Was ſoll das heißen, Herr?

Alceſt.

Verzeih'n Sie meiner Schaam:
Ich liebe Sie zu ſehr, um ſo was laut zu ſagen.

Sophie. (mit Zorn)

Alceſt!

Alceſt.

Belieben Sie nur den Papa zu fragen.
Der weiß, ſo ſcheint es —

Sophie.

(mit einem Ausbruche von Heftigkeit)

Was? ich will es wiſſen, was?
Mein Herr, ich ſcherze nicht!

Alceſt.

Er ſagte, daß Sie das —

Sophie. (wie oben)

Nun! das!

Alceſt.

Eh nun! daß Sie — daß Sie das Geld genommen.

Sophie.

(mit Wuth und Thränen indem ſie ſich wegwendet)

Er darf? O Gott! Iſt es ſo weit mit ihm gekommen?

Alceſt. (bittend)

Sophie!

Sophie. (weggewendet)

Sie ſind nicht werth —

Alceſt. (wie oben)

Sophie!

Sophie.

Mir vom Geſicht!

Alceſt.

Verzeih'n Sie!

Sophie.

Weg von mir! Nein, ich verzeih' es nicht!
Mein Vater ſcheut ſich nicht die Ehre mir zu rauben.
Und von Sorbien? Wie? Alceſt, Sie konnten's glauben?
Ich hätt' es nicht geſagt um alles Gut der Welt —
Allein, es muß heraus! — Mein Vater hat das Geld.

(eilig ab.)

Neunter Auftritt.

Alceſt, hernach Söller.

Alceſt.

Nun wären wir geſcheid! Das iſt ein tolles Weſen!
Der Teufel mag das Ding nun auseinander leſen!

Zwey Menſchen, beyde gut und treu ihr Lebenlang,
Verklagen ſich — Mir wird um meine Sinne bang.
Das iſt das erſtemal, daß ich ſo was erfahre,
Und kenne ſie nun doch die ſchönen langen Jahre.
Hier iſt ein Fall, wo man beym Denken nichts gewinnt;
Man wird nur tiefer dumm, je tiefer daß man ſinnt.
Sophie! der alte Mann! die ſollten mich berauben?
Wär' Söller angeklagt, das ließ' ſich eher glauben!
Fiel' auf den Kanzen nur ein Fünfchen von Verdacht!
Doch er war auf dem Ball die liebe lange Nacht.

Söller.

(in gewöhnlicher Kleidung mit einer Weinlaune.)

Da ſitzt der Teufelskerl und ruhet aus vom Schmauſen,
Könnt' ich ihm nur an Hals, wie wollt' ich ihn zerzauſen!

Alceſt. (vor ſich)

Da kömmt er, wie beſtellt! (laut) Wie ſteht's Herr Söller?

Söller.

Dumm!
Es geht mir die Muſik noch ſo im Kopf herum.
(er reibt die Stirn)
Er thut mir gräulich weh.

Alceſt.

Sie waren auf dem Balle;
Viel Damen da?

Söller.

Wie ſonſt! Die Maus läuft nach der Falle,
Weil Speck drinn iſt.

Alceſt.

Gieng's brav?

Söller.

Gar ſehr!

Alceſt.

Alceſt.

Was tanzten Sie?

Söller.

Ich hab' nur zugeſehn.

(vor ſich) Den Tanz von heute früh.

Alceſt.

Herr Söller nicht getanzt? Woher iſt das gekommen?

Söller.

Ich hatte mir es doch recht ernſtlich vorgenommen.

Alceſt.

Und gieng es nicht?

Söller.

Eh! nein! Im Kopfe drückt' es mich
Gewaltig, und da war's mir gar nicht tanzerlich.

Alceſt.

Ey!

Söller.

Und das ſchlimmſte war, ich konnte gar nicht wehren,
Je mehr ich hört' und ſah, vergieng mir Sehn und Hören.

Alceſt.

So arg? Das iſt mir leid! Das Uebel kommt geſchwind.

Söller.

O nein, ich ſpür' es ſchon ſeitdem Sie bey uns ſind,
Und länger.

Alceſt.

Sonderbar!

Söller.

Und iſt nicht zu vertreiben.

Alceſt.

Ey, laß Er ſich den Kopf mit warmen Tüchern reiben!
Vielleicht verzieht es ſich.

Söller. (vor ſich)

Ich glaub' er ſpottet noch!

(laut)

Ja, das geht nicht ſo leicht.

Alceſt.

Am Ende giebt ſich's doch.

Und es geſchieht Ihm recht. Es wird noch beſſer kommen!
Er hat die arme Frau nicht einmal mitgenommen,
Wenn Er zum Balle gieng. Herr, das iſt gar nicht fein;
Er läßt die junge Frau zur Winterzeit allein.

Söller.

Ach! Sie bleibt gern zu Hauſ' und läßt mich immer ſchwärmen;
Denn ſie verſteht die Kunſt ſich ohne mich zu wärmen.

Alceſt.

Das wäre doch curios!

Söller.

O ja, wer's Naſchen liebt,
Der merkt ſich ohne Wink, wo's was zum Beſten giebt.

Alceſt. (pikiert)

Wie ſo verblümt?

Söller.

Es iſt ganz deutlich, was ich meyne.
Exempli Gratia: des Vaters alte Weine
Trink' ich recht gern; allein er rückt nicht gern heraus,
Er ſchont das Seinige; da trink' ich auſſerm Haus!

Alceſt. (mit Abneigung)

Mein Herr, bedenken Sie! —

Söller. (mit Hohn).

Herr Freund von Frauenzimmern,

Sie iſt nun meine Frau; was kann Sie das bekümmern?
Und wenn ſie auch ihr Mann für ſonſt was anders hält.

Alceſt (mit zurückgehaltenem Zorne)

Was Mann! Mann oder nicht! ich troz' der ganzen Welt;
Und unterſtehn Sie ſich noch einmal was zu ſagen —

Söller. (erſchrickt. Vor ſich)

O ſchön! Ich ſoll ihn noch wohl gar am Ende fragen,
Wie tugendhaft ſie iſt? (laut)

Mein Herd bleibt doch mein Herd!
Troz jedem fremden Koch!

Alceſt.

Er iſt die Frau nicht werth!
So ſchön, ſo tugendhaft! ſo vielen Reiz der Seele!
So viel Ihm zugebracht! nichts was dem Engel fehle!

Söller.

Sie hat, ich hab's gemerkt, beſondern Reiz im Blut,
Und auch der Kopfſchmuck war ein zugebrachtes Gut.
Ich war prädeſtinirt zu einem ſolchen Weibe,
Und ohne Frage ſchon gekrönt in Mutterleibe.

Alceſt. (dreinſprechend)

Herr Söller!

Söller. (keck)

Soll er was?

Alceſt. (zurückhaltend)

Ich ſag' ihm, ſey Er ſtill!

Söller.

Ich will doch ſehn, wer mir das Maul verbieten will?

Alceſt.

Hätt' ich Ihn anderswo, ich wieſ' Ihm wer es wäre!

Söller. (halb laut)

Er ſchlüge ſich wohl gar um meiner Frauen Ehre.

Alceſt.

Gewiß!

Söller. (wie erſt)

Es weiß kein Menſch ſo gut wie weit ſie geht.

Alceſt.

Verflucht!

Söller.

O Herr Alceſt! wir wiſſen ja wie's ſteht.
Nur ſtill! ein Bißchen ſtill! Wir wollen uns vergleichen
Und da verſteht ſich ſchon, die Herren Ihres Gleichen,
Die ſchneiden meiſt für ſich das ganze Kornfeld um,
Und laſſen dann dem Mann das Spicilegium.

Alceſt.

Mein Herr, ich wundre mich, daß Sie ſich unterfangen —

Söller.

O, mir ſind auch gar oft die Augen übergangen,
Und täglich iſt mir's noch als röch' ich Zwiebeln.

Alceſt. (zornig und entſchieden)

Wie?
Mein Herr, nun geht's zu weit! Heraus! was wollen Sie?
Man wird Ihm, ſeh' ich wohl, die Zunge löſen müſſen.

Söller. (beherzt)

Eh, Herre, was man ſieht, das, dächt' ich, kann man wiſſen.

Alceſt.

Wie, ſieht? Wie nehmen Sie das Sehen?

Söller.

Wie man's nimmt.
Vom Hören und vom Sehen.

Alceſt.

Ha!

Söller.

Nur nicht ſo ergrimmt!

Alceſt. (mit dem entſchloſſenſten Zorn)

Was haben Sie gehört? Was haben Sie geſehen?

Söller.

(erſchrocken, will ſich wegbegeben)

Erlauben Sie, mein Herr!

Alceſt. (ihn zurückhaltend)

Wohin?

Söller.

Beyſeit zu gehen.

Alceſt.

Sie kommen hier nicht los!

Söller. (vor ſich)

Ob ihn der Teufel plagt!

Alceſt.

Was hörten Sie?

Söller.

Ich? Nichts! Man hat mir's nur geſagt!

Alceſt. (dringend zornig)

Wer war der Mann?

Söller.

Der Mann! das war ein Mann —

Alceſt.

(heftiger und auf ihn losgehend.)

Geſchwinde!

Söller. (in Angſt)

Der's ſelbſt mit Augen ſah.

(herzhafter) Ich rufe das Geſinde!

Alceſt. (kriegt ihn beym Kragen)

Wer war's?

Söller (will ſich losreiſſen)

Was? Hölle!

Alceſt. (hält ihn feſter)

Wer? Sie übertreiben mich!

(er zieht den Degen)

Wer iſt der Böſewicht? der Schelm? der Lügner?

Söller.

(fällt vor Angſt auf die Knie)

Ich!

Alceſt. (drohend)

Was haben Sie geſehn?

Söller. (furchtſam)

Ey nun, das ſieht man immer:
Der Herr, das iſt ein Herr, Sophie ein Frauenzimmer.

Alceſt. (wie oben)

Und weiter?

Söller.

Nun, da geht's denn ſo den Lauf der Welt,
Wie's geht, wenn ſie dem Herrn und ihr der Herr gefällt.

Alceſt.

Das heißt?

Söller.

Ich dächte doch, Sie wüßten's ohne Fragen.

Alceſt.

Nun?

Söller.

Man hat nicht das Herz, ſo etwas zu verſagen.

Alceſt.

So etwas? Deutlicher!

Söller.

O laſſen Sie mir Ruh!

Alceſt. (immer wie oben)

Es heißt? Verym Teufel!

Söller.

Nun, es heißt ein Rendevous.

Alceſt. (erſchrocken)

Er lügt!

Söller. (vor ſich)

Er iſt erſchreckt.

Alceſt. (vor ſich)

Wie hat er das erfahren?

(er ſteckt den Degen ein.)

Söller. (vor ſich)

Courage!

Alceſt. (vor ſich)

Wer verrieth, daß wir beyſammen waren?

(erholt.)

Was meynen Sie damit?

Söller. (trotzig)

O wir verſtehn uns ſchon.

Das Luſtſpiel heute Nacht! ich ſtand nicht weit davon.

Alceſt. (erſtaunt)

Und wo?

Söller.

Im Cabinet!

Alceſt.

So war Er auf dem Balle?

Söller.

Wer war denn auf dem Schmaus? Nur ſtill und ohne Galle

Zwey Wörtchen: Was man noch ſo heimlich treiben mag,
Ihr Herren, merkt's Euch wohl, es kommt zuletzt an Tag.

Alceſt.

Es kommt noch wohl heraus, daß Er mein Dieb iſt. Raben
Und Dolen wollt' ich eh' in meinem Hauſe haben
Als Ihn. Pfui! ſchlechter Menſch!

Söller.

Ja, ja, ich bin wohl ſchlecht;
Allein, Ihr großen Herrn, Ihr habt wohl immer Recht!
Ihr wollt mit unſerm Gut nur nach Belieben ſchalten,
Ihr haltet kein Geſetz, und andre ſollen's halten?
Das iſt ſehr einerley, Geiſt nach Fleiſch, nach Gold.
Seyd erſt nicht hängenswerth, wenn Ihr uns hängen wollt.

Alceſt.

Er unterſteht ſich noch —

Söller.

Ich darf mich unterſtehen:
Gewiß, es iſt kein Spaß, gehörnt herum zu gehen.
In Summa, nehmen Sie's nur nicht ſo gar genau,
Ich ſtahl dem Herrn ſein Geld und Er mir meine Frau.

Alceſt. (drohend)

Was ſtahl ich?

Söller.

Nichts, mein Herr! es war ſchon längſt Ihr eigen,
Noch eh' ich's mein geglaubt.

Alceſt.

Soll —

Söller.

Da muß ich wohl ſchweigen.

Alceſt.

An Galgen mit dem Dieb!

Söller.

Erinnern Sie ſich nicht,
Daß auch ein ſcharf Geſetz von andern Leuten ſpricht?

Alceſt.

Herr Söller!

Söller. (macht ein Zeichen des Köpfens)

Ja, man hilft Euch Räſchern auch vom Brode.

Alceſt.

Iſt Er ein Practicus und hält das Zeug für Mode? —
Gehangen wird Er noch, zum wenigſten geſtäupt.

Söller. (zeigt auf die Stirne)

Gebrandmarkt bin ich ſchon.

Zehnter Auftritt.

Vorige. Der Wirth. Sophie.

Sophie. (im Zorn)

Mein harter Vater bleibt
Auf dem verhaßten Ton.

Wirth. (im Zorn)

Das Mädchen will nicht weichen.

Sophie.

Da iſt Alceſt.

Wirth. (erblickt Alceſten)

Ha!

Sophie.

Es muß, es muß ſich zeigen!

Wirth. (zu Alceſten)

Mein Herr, ſie iſt der Dieb!

Sophie. (auf der andern Seite)

Er iſt der Dieb, mein Herr!

Alceſt.

(ſieht ſie beyde lachend an, dann ſagt er in einem Tone wie ſie, auf Söllern deutend.)

Er iſt der Dieb!

Söller. (vor ſich)

Nun Hant, nun halte feſt!

Sophie.

Er?

Wirth.

Er?

Alceſt.

Sie haben's beyde nicht; er hat's!

Wirth.

Schlagt einen Nagel

Ihm durch den Kopf, auf's Rad!

Sophie.

Du?

Söller. (vor ſich)

Wolkenbruch und Hagel!

Wirth.

Ich möchte dich —

Alceſt.

Mein Herr! ich bitte nur Geduld!

Sophie war im Verdacht, doch nicht mit ihrer Schuld.

Sie kam, beſuchte mich. Der Schritt war wohl verwegen;

Doch ihre Tugend darf's —

(zu Söller.)

Sie waren ja zugegen!

Sophie. (erſtaunt)

Wir wußten nichts davon, vertraulich ſchwieg die Nacht,
Die Tugend —

Söller.

Ja, ſie hat mir ziemlich warm gemacht.

Alceſt. (zum Wirth)

Doch Sie?

Wirth.

Aus Neugier war ich auch hinaufgekommen,
Von dem verwünſchten Brief war ich ſo eingenommen.
Doch Ihnen, Herr Alceſt, hätt' ich's nicht zugetraut!
Den Herrn Gevatter hab' ich noch nicht recht verdaut.

Alceſt.

Verzeihn Sie dieſen Scherz! Und Sie, Sophie, vergeben
Mir auch gewiß!

Sophie.

Alceſt!

Alceſt.

Ich zweiß' in meinem Leben
An Ihrer Tugend nie. Verzeihn Sie jenen Schritt!
So gut wie tugendhaft —

Söller.

Faſt glaub' ich's ſelber mit.

Alceſt. (zu Sophien)

Und Sie vergeben doch auch unſerm Söller?

Sophie.

(Sie giebt ihm die Hand) Gerne!

Alceſt. (zum Wirth)

Allens!

Wirth. (giebt Söllern die Hand)

Stiehl nicht mehr!

Söller.

Die Länge bringt die Ferne!

Alceſt.

Allein, was macht mein Geld?

Söller.

O Herr, es war aus Noth;
Der Spieler peinigte mich Armen faſt zu Tod.
Ich wußte keinen Rath, ich ſtahl und zahlte Schulden,
Hier iſt das übrige, ich weiß nicht wie viel Gulden.

Alceſt.

Was fort iſt, ſchenk' ich Ihm.

Söller.

Für dießmal wär's vorbey!

Alceſt.

Allein, ich hoff', Er wird fein höflich, ſtill und treu!
Und unterſteht Er ſich noch einmal anzufangen! —

Söller.

So! — Dießmal bleiben wir wohl alle ungehangen.

Die Geſchwiſter.

Ein

Schauſpiel

in

einem Act.

Perſonen.

Wilhelm, ein Kaufmann.

Marianne, ſeine Schweſter.

Fabrice.

Briefträger.

Wilhelm. (an einem Pult mit Handelsbüchern und Papieren.) Dieſe Woche wieder zwey neue Kunden! Wenn man ſich rührt, gibt's doch immer etwas; ſollt' es auch nur wenig ſeyn, am Ende ſummirt ſich's doch, und wer klein Spiel ſpielt, hat immer Freude, auch am kleinen Gewinn, und der kleine Verluſt iſt zu verſchmerzen. Was gibt's?

Briefträger. Einen beſchwerten Brief, zwanzig Ducaten franco halb.

Wilhelm. Gut! ſehr gut! Notir' Er mir's zum übrigen.

Briefträger (ab.)

Wilhelm. (den Brief anſehend.) Ich wollte mir heute den ganzen Tag nicht ſagen, daß ich ſie erwartete. Nun kann ich Fabricen gerade bezahlen, und mißbrauche ſeine Gutheit nicht weiter. Geſtern ſagte er mir: Morgen komm' ich zu dir! Es war mir nicht recht. Ich wußte, daß er mich nicht mahnen würde, und ſo mahnt mich ſeine Gegenwart juſt doppelt. (Indem er die Schatulle aufmacht und zählt.) In vorigen Zeiten, wo ich ein Bißchen bunter wirthſchaftete, konnt' ich die ſtillen Gläubiger am wenigſten leiden. Gegen einen der mich überläuft, belagert, gegen den gilt Unverſchämtheit und alles was

dran hängt; der andere, der ſchweigt, geht gerade an's Herz, und fordert am dringendſten, da er mir ſein Anliegen überläßt. (Er legt Geld zuſammen, auf den Tiſch.) Lieber Gott, wie dank' ich dir, daß ich aus der Wirthſchaft heraus und wieder geborgen bin! (Er hebt ein Buch auf.) Deinen Segen im Kleinen! mir, der ich deine Gaben im Großen verſchleuderte. — Und ſo — Kann ich's ausdrücken? — — Doch du thuſt nichts für mich, wie ich nichts für mich thue. Wenn das holde liebe Geſchöpf nicht wäre, ſäß' ich hier, und vergliche Brüche? — O Marianne! wenn du wüßteſt, daß der, den du für deinen Bruder hältſt, daß der mit ganz anderm Herzen, ganz andern Hoffnungen für dich arbeitet! — Vielleicht! — Ach! — es iſt doch bitter — — Sie liebt mich — ja als Bruder — Nein, pfui! das iſt wieder Unglaube, und der hat nie was gutes geſtiftet. — Marianne! ich werde glücklich ſeyn, du wirſt's ſeyn, Marianne!

Marianne. Was willſt du, Bruder? Du riefſt mich.

Wilhelm. Ich nicht, Marianne.

Marianne. Sticht dich der Muthwille, daß du mich aus der Küche hereinverirſt?

Wilhelm. Du ſiehſt Geiſter.

Marianne. Sonſt wohl. Nur deine Stimme kenn' ich zu gut, Wilhelm!

Wilhelm. Nun, was machſt du draußen?

Marian-

Marianne. Ich habe nur ein paar Tauben gerupft, weil doch wohl Fabrice heut' Abend miteſſen wird.

Wilhelm. Vielleicht.

Marianne. Sie ſind bald fertig, du darfſt es nachher nur ſagen. Er muß mich auch ſein neues Liedchen lehren.

Wilhelm. Du lernſt wohl gern was von ihm?

Marianne. Liedchen kann er recht hübſch. Und wenn du bey Tiſche ſitzeſt und den Kopf hängſt, da fang' ich gleich an. Denn ich weiß doch, daß du lachſt, wenn ich ein Liedchen anfange das dir lieb iſt.

Wilhelm. Haſt du mir's abgemerkt?

Marianne. Ja wer euch Mannsleuten auch nichts abmerkte! — Wenn du ſonſt nichts haſt, ſo geh' ich wieder; denn ich habe noch allerley zu thun. Adieu. — Nun gieb mir noch einen Kuß.

Wilhelm. Wenn die Tauben gut gebraten ſind, ſollſt du einen zum Nachtiſch haben.

Marianne. Es iſt doch verwünſcht, was die Brüder grob ſind! Wenn Fabrice oder ſonſt ein guter Junge einen Kuß nehmen dürfte, die ſprängen Wände hoch, und der Herr da verſchmäht einen, den ich geben will. — Jetzt verbrenn' ich die Tauben. (ab.)

Wilhelm. Engel! lieber Engel! daß ich mich halte, daß ich ihr nicht um den Hals falle, ihr alles entdecke! — Siehſt du denn auf uns herunter, heilige Frau, die du mir dieſen Schatz aufzuheben gabſt? —

Ja, ſie wiſſen von uns droben! ſie wiſſen von uns! — Charlotte, du konnteſt meine Liebe zu dir nicht herrlicher, heiliger belohnen, als daß du, mir ſcheidend deine Tochter anvertrauteſt! Du gabſt mir alles was ich bedurfte, knüpfteſt mich an's Leben! Ich liebte ſie als dein Kind — und nun! — Noch iſt mir's Täuſchung. Ich glaube dich wieder zu ſehen, glaube, daß mir das Schickſal verjüngt dich wieder gegeben hat, daß ich nun mit dir vereinigt bleiben und wohnen kann, wie ich's in jenem erſten Traum des Lebens nicht konnte, nicht ſollte! — Glücklich! glücklich! All deinen Segen, Vater im Himmel!

Fabrice. Guten Abend.

Wilhelm. Lieber Fabrice, ich bin gar glücklich: es iſt alles Gute über mich gekommen dieſen Abend. Nun nichts von Geſchäften! Da liegen deine dreyhundert Thaler! Friſch in die Taſche! Meinen Schein gibſt du mir gelegentlich wieder. Und laß uns eins plaudern!

Fabrice. Wenn du ſie weiter brauchſt —

Wilhelm. Wenn ich ſie wieder brauche, gut! Ich bin dir immer dankbar, nur jetzt nimm ſie zu dir. — Höre, Charlottens Andenken iſt dieſen Abend wieder unendlich neu und lebendig vor mir geworden.

Fabrice. Das thut's wohl öfters.

Wilhelm. Du hätteſt ſie kennen ſollen! Ich ſage dir, es war eins der herrlichſten Geſchöpfe.

Fabrice. Sie war Wittwe, wie du ſie kennen lerntest?

Wilhelm. So rein und groß! Da las ich geſtern noch einen ihrer Briefe. Du biſt der einzige Menſch, der je was davon geſehen hat.

(Er geht nach der Schatulle.)

Fabrice. (vor ſich.) Wenn er mich nur jetzt verſchonte! Ich habe die Geſchichte ſchon ſo oft gehört! Ich höre ihm ſonſt auch gern zu, denn es geht ihm immer vom Herzen; nur heute hab' ich ganz andere Sachen im Kopf, und juſt möcht' ich ihn in guter Laune erhalten.

Wilhelm. Es war in den erſten Tagen unſerer Bekanntſchaft. „Die Welt wird mir wieder lieb," ſchreibt ſie, „ich hatte mich ſo los von ihr gemacht, wieder lieb durch Sie. Mein Herz macht mir Vorwürfe, ich fühle, daß ich Ihnen und mir Qualen zubereite. Vor einem halben Jahre war ich ſo bereit zu ſterben, und ich bin's nicht mehr."

Fabrice. Eine ſchöne Seele!

Wilhelm. Die Erde war ſie nicht werth. Fabrice, ich hab' dir ſchon oft geſagt, wie ich durch ſie ein ganz anderer Menſch wurde. Beſchreiben kann ich die Schmerzen nicht, wenn ich dann zurück und mein väterliches Vermögen von mir verſchwendet ſah! Ich durfte ihr meine Hand nicht anbiethen, konnte ihren Zuſtand nicht erträglicher machen. Ich fühlte zum erſtenmal den

Trieb, mir einen nöthigen ſchicklichen Unterhalt zu erwerben; aus der Verdroſſenheit, in der ich einen Tag nach dem andern kümmerlich hingelebt hatte, mich herauszureißen. Ich arbeitete — aber was war das? — Ich hielt an, brachte ſo ein mühſeliges Jahr durch; endlich kam mir ein Schein von Hoffnung; mein Weniges vermehrte ſich zuſehends — und ſie ſtarb — Ich konnte nicht bleiben. Du ahndeſt nicht, was ich litt. Ich konnte die Gegend nicht mehr ſehen, wo ich mit ihr gelebt hatte, und den Boden nicht verlaſſen, wo ſie ruhte. Sie ſchrieb mir kurz vor ihrem Ende —

(Er nimmt einen Brief aus der Schatulle.)

Fabrice. Es iſt ein herrlicher Brief, du haſt mir ihn neulich geleſen. — Höre, Wilhelm —

Wilhelm. Ich kann ihn auswendig und leſ' ihn immer. Wenn ich ihre Schrift ſehe, das Blatt, wo ihre Hand geruht hat, meyn' ich wieder, ſie ſey noch da — Sie iſt auch noch da! — (Man hört ein Kind ſchreyen.) Daß doch Marianne nicht ruhen kann! Da hat ſie wieder den Jungen unſers Nachbars; mit dem treibt ſie ſich täglich herum, und ſtört mich zur unrechten Zeit. (An der Thür.) Marianne, ſey ſtill mit dem Jungen, oder ſchick' ihn fort, wenn er unartig iſt. Wir haben zu reden. (Er ſteht in ſich gekehrt.)

Fabrice. Du ſollteſt dieſe Erinnerungen nicht ſo oft reizen.

Wilhelm. Dieſe Zeilen ſind's! dieſe letzten! der

Abſchiedshauch des ſcheidenden Engels. (Er legt den Brief wieder zuſammen.) Du haſt Recht, es iſt ſündlich. Wie ſelten ſind wir werth, die vergangenen ſelig elenden Augenblicke unſers Lebens wieder zu fühlen!

Fabrice. Dein Schickſal geht mir immer zu Herzen. Sie hinterließ eine Tochter, erzählteſt du mir, die ihrer Mutter leider bald folgte. Wenn die nur leben geblieben wäre, du hätteſt wenigſtens etwas von ihr übrig gehabt, etwas gehabt, woran ſich deine Sorgen und dein Schmerz geheftet hätten.

Wilhelm. (ſich lebhaft nach ihm wendend.) Ihre Tochter? Es war ein holdes Blütchen. Sie übergab mir's — Es iſt zu viel, was das Schickſal für mich gethan hat! — Fabrice, wenn ich dir alles ſagen könnte —

Fabrice. Wenn dir's einmal um's Herz iſt.

Wilhelm. Warum ſollt' ich nicht —

Marianne. (mit einem Knaben.) Er will noch gute Nacht ſagen, Bruder. Du mußt ihm kein finſter Geſicht machen, und mir auch nicht. Du ſagſt immer, du wollteſt heirathen, und möchteſt gern viele Kinder haben. Die hat man nicht immer ſo am Schnürchen, daß ſie nur ſchreyen, wenn's dich nicht ſtört.

Wilhelm. Wenn's meine Kinder ſind.

Marianne. Das mag wohl auch ein Unterſchied ſeyn.

Fabrice. Meynen Sie, Marianne?

Marianne. Das muß gar zu glücklich ſeyn!

(Sie kauert ſich zum Knaben und küßt ihn.) Ich habe Chriſtleln ſo lieb! Wenn er erſt mein wäre! — Er kann ſchon buchſtabiren; er lernt's bey mir.

Wilhelm. Und da meynſt du, deiner könnte ſchon leſen?

Marianne. Ja wohl! Denn da thät' ich mich den ganzen Tag mit nichts abgeben, als ihn aus und anziehen, und lehren, und zu eſſen geben, und putzen, und allerley ſonſt.

Fabrice. Und der Mann?

Marianne. Der thäte mitſpielen: der würd' ihn ja wohl ſo lieb haben wie ich. Chriſtel muß nach Hauſ' und empfiehlt ſich. (Sie führt ihn zu Wilhelmen.) Hier, gib eine ſchöne Hand, eine rechte Patſchhand!

Fabrice. (vor ſich.) Sie iſt gar zu lieb, ich muß mich erklären.

Marianne. (Das Kind zu Fabricen führend.) Hier dem Herrn auch.

Wilhelm. (vor ſich.) Sie wird dein ſeyn! Du wirſt — Es iſt zu viel, ich verdien's nicht. — (Laut.) Marianne, ſchaff' das Kind weg; unterhalt' Herrn Fabricen bis zum Nachteſſen; ich will nur ein paar Gaſſen auf und ablaufen; ich habe den ganzen Tag geſeſſen.

(Marianne ab.)

Wilhelm. Unter dem Sternhimmel nur einen freyen Athemzug! — Mein Herz iſt ſo voll, ich bin gleich wieder da! (ab.)

Fabrice. Mach' der Sache ein Ende, Fabrice. Wenn du's nun immer länger und länger trägſt, wird's doch nicht reifer. Du haſt's beſchloſſen. Es iſt gut, es iſt trefflich! Du hilfſt ihrem Bruder weiter, und ſie — ſie liebt mich nicht wie ich ſie liebe. Aber ſie kann auch nicht heftig lieben. — Liebes Mädchen! — Sie vermuthet wohl keine andere als freundſchaftliche Geſinnungen in mir! — Es wird uns wohl gehen, Marianne! — Ganz erwünſcht und wie beſtellt, die Gelegenheit! Ich muß mich ihr entdecken — Und wenn mich ihr Herz nicht verſchmäht — von dem Herzen des Bruders bin ich ſicher.

Marianne und Fabrice.

Fabrice. Haben Sie den Kleinen weggeſchafft?

Marianne. Ich hätt' ihn gern da behalten; ich weiß nur, der Bruder hat's nicht gern, und da unterlaß' ich's. Manchmal erbettelt ſich der kleine Dieb ſelbſt die Erlaubniß von ihm, mein Schlafkammerade zu ſeyn.

Fabrice. Iſt er Ihnen denn nicht läſtig?

Marianne. Ach gar nicht. Er iſt ſo wild den ganzen Tag, und wenn ich zu ihm in's Bette komm', iſt er ſo gut wie ein Lämmchen! Ein Schmeichelkätzchen! und herzt mich was er kann; manchmal kann ich ihn gar nicht zum Schlafen bringen.

Fabrice. (halb vor ſich.) Die liebe Natur!

Marianne. Er hat mich auch lieber als ſeine Mutter.

Marianne. Man ſollt's denken. Wenn ich's überlege, iſt's wohl wahr. Und hernach iſt mir's wieder ſo als wenn's nicht anginge.

Fabrice. Ich begreife Sie nicht.

Marianne. Es iſt nun ſo — Wenn ich aufwache, horch' ich, ob der Bruder ſchon auf iſt; rührt ſich nichts, huy bin ich aus dem Bette in der Küche, mache Feuer an, daß das Waſſer über und über kocht, bis die Magd aufſteht, und er ſeinen Kaffee hat wie er die Augen aufthut.

Fabrice. Hausmütterchen!

Marianne. Und dann ſetze ich mich hin und ſtricke Strümpfe für meinen Bruder, und hab' eine Wirthſchaft, und meſſe ſie ihm zehnmal an, ob ſie auch lang genug ſind, ob die Wade recht ſitzt, ob der Fuß nicht zu kurz iſt, daß er manchmal ungeduldig wird. Es iſt mir auch nicht um's Meſſen, es iſt mir nur, daß ich was um ihn zu thun habe, daß er mich einmal anſehen muß, wenn er ein paar Stunden geſchrieben hat, und er mir nicht Hypochonder wird. Denn es thut ihm doch wohl, wenn er mich anſieht; ich ſeh's ihm an den Augen ab, wenn er mir's gleich ſonſt nicht will merken laſſen. Ich lache manchmal heimlich, daß er thut als wenn er ernſt wäre oder böſe. Er thut wohl; ich peinigte ihn ſonſt den ganzen Tag.

Fabrice. Er iſt glücklich.

Marianne. Nein ich bin's. Wenn ich ihn nicht

hätte, wüßt' ich nicht, was ich in der Welt anfangen ſollte. Ich thue doch auch alles für mich, und mir iſt als wenn ich alles für ihn thäte, weil ich auch bey dem was ich für mich thue immer an ihn denke.

Fabrice. Und wenn Sie nun das alles für einen Gatten thäten, wie ganz glücklich würde er ſeyn! Wie dankbar würde er ſeyn, und welch ein häuslich Leben würde das werden!

Marianne. Manchmal ſtell' ich mir's vor, und kann mir ein langes Mährchen erzählen, wenn ich ſo ſitze und ſtricke oder nähe, wie alles gehen könnte und gehen möchte. Komm' ich aber hernach auf's Wahre zurück, ſo will's immer nicht werden.

Fabrice. Warum?

Marianne. Wo wollt' ich einen Gatten finden, der zufrieden wäre, wenn ich ſagte: „ich will euch lieb haben," und müßte gleich dazu ſetzen: „lieber als meinen Bruder kann ich euch nicht haben, für den muß ich alles thun dürfen, wie bisher." — — — Ach, Sie ſehen, daß das nicht geht!

Fabrice. Sie würden nachher einen Theil für den Mann thun, Sie würden die Liebe auf ihn übertragen. —

Marianne. Da ſitzt der Knoten! Ja, wenn ſich Liebe herüber und hinüber zahlen ließe wie Geld, oder den Herrn alle Quartal veränderte wie eine ſchlechte Dienſtmagd. Bey einem Manne würde das alles erſt

werden müſſen, was hier ſchon iſt, was nie ſo wieder werden kann.

Fabrice. Es macht ſich viel.

Marianne. Ich weiß nicht. Wenn er ſo bey Tiſche ſitzt und den Kopf auf die Hand ſtemmt, niederſieht, und ſtill iſt in Sorgen — ich kann halbe Stunden lang ſitzen und ihn anſehen. Er iſt nicht ſchön, ſag' ich manchmal zu mir ſelbſt, und mir iſt's ſo wohl, wenn ich ihn anſehe. — Freylich fühl' ich nun wohl, daß es mit für mich iſt, wenn er ſorgt; freylich ſagt mir das der erſte Blick, wenn er wieder aufſieht, und das thut ein großes.

Fabrice. Alles, Marianne. Und ein Gatte der für Sie ſorgte! —

Marianne. Da iſt noch eins; da ſind eure Launen. Wilhelm hat auch ſeine Launen; von ihm drücken ſie mich nicht, von jedem andern wären ſie mir unerträglich. Er hat leiſe Launen, ich fühl' ſie doch manchmal. Wenn er in unholden Augenblicken eine gute theilnehmende liebevolle Empfindung wegſtößt. — Es trift mich! freylich nur einen Augenblick; und wenn ich auch über ihn knurre, ſo iſt's mehr, daß er meine Liebe nicht erkennt, als daß ich ihn weniger liebe.

Fabrice. Wenn ſich nun aber einer fände, der es auf alles das hin wagen wollte, Ihnen ſeine Hand anzubieten?

Marianne. Er wird ſich nicht finden! Und dann wäre die Frage, ob ich's mit ihm wagen dürfte!

Fabrice. Warum nicht?

Marianne. Er wird ſich nicht finden!

Fabrice. Marianne, Sie haben ihn!

Marianne. Fabrice!

Fabrice. Sie ſehen ihn vor ſich. Soll ich eine lange Rede halten? ſoll ich Ihnen hinſchütten was mein Herz ſo lange bewahrt? Ich liebe Sie, das wiſſen Sie lange; ich biete Ihnen meine Hand an, das vermutheten Sie nicht. Nie hab' ich ein Mädchen geſehen, das ſo wenig dachte, daß es Gefühle dem der ſie ſieht, erregen muß, als dich. — Marianne, es iſt nicht ein feuriger, unbedachter Liebhaber, der mit Ihnen ſpricht; ich kenne Sie, ich habe Sie erkoren, mein Haus iſt eingerichtet, wollen Sie mein ſeyn? — — — Ich habe in der Liebe mancherley Schickſale gehabt, war mehr als Einmal entſchloſſen, mein Leben als Hageſtolz zu enden. Sie haben mich nun — Widerſtehen Sie nicht! Sie kennen mich; ich bin Eins mit Ihrem Bruder; Sie können kein reineres Band denken. — Oeffnen Sie Ihr Herz! — Ein Wort, Marianne!

Marianne. Lieber Fabrice, laſſen Sie mir Zeit, ich bin Ihnen gut.

Fabrice. Sagen Sie, daß Sie mich lieben! Ich laſſe Ihrem Bruder ſeinen Platz; ich will Bruder Ihres Bruders ſeyn, wir wollen vereint für ihn ſorgen. Mein

Vermögen, zu dem seinen geschlagen, wird ihn mancher kummervollen Stunde überheben, er wird Muth kriegen, er wird — Marianne, ich möchte Sie nicht gern überreden.

Marianne. Fabrice, es ist mir nie eingefallen — In welche Verlegenheit setzen Sie mich! —

Fabrice. Nur Ein Wort! Darf ich hoffen?

Marianne. Reden Sie mit meinem Bruder!

Fabrice. (kniet.) Engel! Allerliebste!

Marianne. (einen Augenblick still.) Gott! was hab' ich gesagt! (ab.)

Fabrice. Sie ist dein! — — — Ich kann dem lieben kleinen Narren wohl die Tändeley mit dem Bruder erlauben; das wird sich so nach und nach herüber begeben, wenn wir einander näher kennen lernen, und er soll nichts dabey verlieren. Es thut mir gar wohl, wieder so zu lieben, und gelegentlich wieder so geliebt zu werden! Es ist doch eine Sache, woran man nie den Geschmack verliert. — Wir wollen zusammen wohnen. Ohne das hätt' ich des guten Menschen gewissenhafte Häuslichkeit zeither schon gern ein Bißchen ausgeweitet; als Schwager wird's schon gehen. Er wird sonst ganz Hypochonder mit seinen ewigen Erinnerungen, Bedenklichkeiten, Nahrungssorgen und Geheimnissen. Es wird alles hübsch! Er soll freyer Luft athmen; das Mädchen soll einen Mann haben — das nicht wenig ist; und du kriegst noch mit Ehren eine Frau — das viel ist!

Wilhelm. Fabrice.

Fabrice. Iſt dein Spazirgang zu Ende?

Wilhelm. Ich ging auf den Markt und die Pfarrgaſſe hinauf und an der Börſe zurück. Mir iſt's eine wunderliche Empfindung Nachts durch die Stadt zu gehen. Wie von der Arbeit des Tages alles theils zur Ruh' iſt, theils darnach eilt, und man nur noch die Emſigkeit des kleinen Gewerbes in Bewegung ſieht! Ich hätte meine Freude an einer alten Käſefrau, die mit der Brille auf der Naſe beym Stümpfchen Licht ein Stück nach dem andern ab- und zuſchnitt, bis die Käuferinn ihr Gewicht hatte.

Fabrice. Jeder bemerkt in ſeiner Art. Ich glaub' es ſind viele die Straße gegangen, die nicht nach den Käſemüttern und ihren Brillen geguckt haben.

Wilhelm. Was man treibt gewinnt man lieb, und der Erwerb im Kleinen iſt mir ehrwürdig, ſeit ich weiß, wie ſauer ein Thaler wird, wenn man ihn groſchenweiſe verdienen ſoll. (Steht einige Augenblicke in ſich gekehrt.) Mir iſt ganz wunderbar geworden auf dem Wege. Es ſind mir ſo viele Sachen auf Einmal und durch einander eingefallen, — und das, was mich im Tiefſten meiner Seele beſchäftigt — (Er wird nachdenkend.)

Fabrice. (vor ſich.) Es geht mir närriſch; ſobald er gegenwärtig iſt, unterſteh' ich mich nicht recht zu bekennen, daß ich Mariannen liebe. — Ich muß ihm doch erzählen was vorgegangen iſt. — (Laut.) Wilhelm!

ſag' mir! du wollteſt hier ausziehen? Du haſt wenig Gelaß und ſitzeſt theuer. Weißt du ein ander Quartier?

Wilhelm. (zerſtreut.) Nein.

Fabrice. Ich dächte, wir könnten uns beyde erleichtern. Ich habe da mein väterliches Haus und bewohne nur den obern Stock, und den untern könnteſt du einnehmen; du verheiratheſt dich doch ſo bald nicht. — Du haſt den Hof und eine kleine Niederlage für deine Spedition, und gibſt mir einen leidlichen Hauszins, ſo iſt uns beyden geholfen.

Wilhelm. Du biſt gar gut. Es iſt mir warlich auch manchmal eingefallen, wenn ich zu dir kam und ſo viel leer ſtehen ſah, und ich muß mich ſo ängſtlich behelfen. — Dann ſind wieder andre Sachen — — — Man muß es eben ſeyn laſſen, es geht doch nicht.

Fabrice. Warum nicht?

Wilhelm. Wenn ich nun heirathete?

Fabrice. Dem wäre zu helfen. Ledig hätteſt du mit deiner Schweſter Platz, und mit einer Frau ging's eben ſo wohl.

Wilhelm. (lächelnd.) Und meine Schweſter?

Fabrice. Die nähm' ich allenfalls zu mir.

Wilhelm. (iſt ſtill.)

Fabrice. Und auch ohne das. Laß uns ein klug Wort reden. — Ich liebe Mariannen; gib mir ſie zur Frau!

Wilhelm. Wie?

Fabrice. Warum nicht? Gib dein Wort. Höre mich, Bruder! Ich liebe Mariannen! Ich hab's lang überlegt: ſie allein, du allein, ihr könnt mich ſo glücklich machen, als ich auf der Welt noch ſeyn kann. Gib mir ſie! Gib mir ſie!

Wilhelm. (verworren.) Du weißt nicht was du willſt.

Fabrice. Ach wie weiß ich's! Soll ich dir alles erzählen, was mir fehlt, und was ich haben werde, wenn ſie meine Frau und du mein Schwager werden wirſt?

Wilhelm. (aus Gedanken auffahrend, haſtig.) Nimmermehr! nimmermehr!

Fabrice. Was haſt du? — Mir thut's weh — den Abſchen! — Wenn du einen Schwager haben ſollſt, wie ſich's doch früh oder ſpäter macht, warum mich nicht? den du ſo kennſt, den du liebſt! Wenigſtens glaubt' ich —

Wilhelm. Laß mich! — — ich hab' keinen Verſtand.

Fabrice. Ich muß alles ſagen. Von dir allein hängt mein Schickſal ab. Ihr Herz iſt mir geneigt, das mußt du gemerkt haben. Sie liebt dich mehr als ſie mich liebt; ich bin's zufrieden. Den Mann wird ſie mehr als den Bruder lieben; ich werde in deine Rechte treten, du in meine, und wir werden alle vergnügt ſeyn. Ich habe noch keinen Knoten geſehen, der ſich ſo menſchlich ſchön knüpfte.

Wilhelm. (ſtumm.)

Fabrice. Und was alles feſt macht — Beſter, gib du nur dein Wort, deine Einwilligung! ſag' ihr, daß dich's freut, daß dich's glücklich macht — Ich hab' ihr Wort.

Wilhelm. Ihr Wort?

Fabrice. Sie warf's hin, wie einen ſcheidenden Blick, der mehr ſagte, als alles Bleiben geſagt hätte. Ihre Verlegenheit und ihre Liebe, ihr Wollen und Zittern, es war ſo ſchön.

Wilhelm. Nein! nein!

Fabrice. Ich verſteh' dich nicht. Ich fühle, du haſt keinen Widerwillen gegen mich, und biſt mir ſo entgegen? Sey's nicht! Sey ihrem Glücke, ſey meinem nicht hinderlich! — Und ich denke immer, du ſollſt mit uns glücklich ſeyn! — Verſag' meinen Wünſchen dein Wort nicht! dein freundlich Wort!

Wilhelm. (ſtumm in ſtreitenden Qualen.)

Fabrice. Ich begreife dich nicht —

Wilhelm. Sie? — du willſt ſie haben? —

Fabrice. Was iſt das?

Wilhelm. Und ſie dich?

Fabrice. Sie antwortete wie's einem Mädchen ziemt.

Wilhelm. Geh! geh! — Marianne! — — Ich ahndet's! ich fühl' es!

Fabrice. Sag' mir nur —

Wilhelm. Was ſagen! — Das war's, was mir auf der Seele lag dieſen Abend, wie eine Wetterwolke. Es zuckt, es ſchlägt — — Nimm ſie! — Nimm ſie! Mein Einziges — mein Alles.

Fabrice. (ihn ſtumm anſehend.)

Wilhelm. Nimm ſie! — Und daß du weißt, was du mir nimmſt — (Pauſe. Er faßt ſich zuſammen.) Von Charlotten erzählt' ich dir, dem Engel, der meinen Händen entwich, und mir ſein Ebenbild eine Tochter hinterließ — — und dieſe Tochter — ich habe dich belogen — ſie iſt nicht todt; dieſe Tochter iſt Marianne! — Marianne iſt nicht meine Schweſter!

Fabrice. Darauf war ich nicht vorbereitet.

Wilhelm. Und von dir hätt' ich das fürchten ſollen! — Warum folgt' ich meinem Herzen nicht, und verſchloß dir mein Haus, wie jedem, in den erſten Tagen, da ich herkam? Dir allein vergönnt' ich einen Zutritt in dieß Heiligthum, und du wußteſt mich durch Güte, Freundſchaft, Unterſtützung, ſcheinbare Kälte gegen die Weiber, einzuſchläfern. Wie ich dem Schein nach ihr Bruder war, hielt ich dein Gefühl für ſie für das wahre brüderliche: und wenn mir ja auch manchmal ein Argwohn kommen wollte, warf ich ihn weg als unedel, ſchrieb ihre Gutheit für dich auf Rechnung des Engelherzens, das eben alle Welt mit einem liebevollen Blick anſieht. — Und du! — Und ſie!

Fabrice. Ich mag nichts weiter hören, und zu ſagen hab' ich auch nichts. Alſo Adieu. (ab.)

Wilhelm. Geh' nur! — Du trägſt ſie alle mit dir weg, meine ganze Seligkeit. So weggeſchnitten, weggebrochen alle Ausſichten — die nächſten — auf Einmal — Am Abgrunde! Und zuſammengeſtürzt die goldne Zauberbrücke, die mich in die Wonne der Himmel hinüberführen ſollte — Weg! und durch ihn, den Verräther! der ſo mißbraucht hat die Offenheit, das Zutrauen! — — O Wilhelm! Wilhelm! du biſt ſo weit gebracht, daß du gegen den guten Menſchen ungerecht ſeyn muſt! — Was hat er verbrochen? — — — Du liegſt ſchwer über mir und biſt gerecht, vergeltendes Schickſal! — Warum ſtehſt du da? Und du? Juſt in dem Augenblicke! — Verzeiht mir! Hab' ich nicht gelitten dafür? Verzeiht! es iſt lange! — Ich habe unendlich gelitten. Ich ſchien euch zu lieben; ich glaubte euch zu lieben; mit leichtſinnigen Gefälligkeiten ſchloß ich euer Herz auf und machte euch elend! — Verzeiht und laßt mich — Soll ich ſo geſtraft werden? — Soll ich Mariannen verlieren! die letzte meiner Hoffnungen, den Inbegriff meiner Sorgen? — Es kann nicht! es kann nicht! (Er bleibt ſtille.)

Marianne. (naht verlegen.) Bruder!

Wilhelm. Ah!

Marianne. Lieber Bruder, du muſt mir verge-

ben, ich bitte dich um alles. Du biſt böſe, ich dacht' es wohl. Ich habe eine Thorheit begangen — es iſt mir ganz wunderlich.

Wilhelm. (ſich zuſammennehmend.) Was haſt du, Mädchen?

Marianne. Ich wollte, daß ich dir's erzählen könnte. — Mir geht's ſo confus im Kopf herum. — Fabrice will mich zur Frau, und ich —

Wilhelm. (halb bitter.) Sag's heraus, du ſchlägſt ein?

Marianne. Nein, nicht um's Leben! Nimmermehr werd' ich ihn heirathen, ich kann ihn nicht heirathen.

Wilhelm. Wie anders klingt das!

Marianne. Wunderlich genug. Du biſt gar unhold, Bruder; ich ginge gern und wartete eine gute Stunde ab, wenn mir's nicht gleich vom Herzen müßte: Ein- für allemal, ich kann Fabricen nicht heirathen.

Wilhelm. (ſteht auf und nimmt ſie bey der Hand.) Wie Marianne?

Marianne. Er war da, und redete ſo viel, und ſtellte mir ſo allerley vor, daß ich mir einbildete, es wäre möglich. Er drang ſo, und in der Unbeſonnenheit ſagt' ich, er ſollte mit dir reden. — Er nahm das als Jawort, und im Augenblicke fühlt' ich, daß es nicht werden konnte.

Wilhelm. Er hat mit mir gesprochen.

Marianne. Ich bitte dich was ich kann und mag, mit all' der Liebe die ich zu dir habe, bey all' der Liebe mit der du mich liebst, mach' es wieder gut, bedeut' ihn!

Wilhelm. (vor sich.) Ewiger Gott!

Marianne. Sey nicht böse! Er soll auch nicht böse seyn. Wir wollen wieder leben wie vorher und immer so fort. — Denn nur mit dir kann ich leben, mit dir allein mag ich leben. Es liegt von jeher in meiner Seele, und dieses hat's herausgeschlagen, gewaltsam herausgeschlagen. — Ich liebe nur dich!

Wilhelm. Marianne!

Marianne. Bester Bruder! Diese Viertelstunde über, — ich kann dir nicht sagen, was in meinem Herzen auf und abgerannt ist. — Es ist mir wie neulich, da es auf dem Markte brannte und erst Rauch und Dampf über alles zog, bis auf Einmal das Feuer das Dach hob und das ganze Haus in Einer Flamme stand. — Verlaß mich nicht! stoß' mich nicht von dir, Bruder!

Wilhelm. Es kann doch nicht immer so bleiben.

Marianne. Das eben ängstet mich so! — Ich will dir gern versprechen nicht zu heirathen, ich will immer für dich sorgen, immer immer so fort. — Da drüben wohnen so ein paar alte Geschwister zusammen;

da denk' ich manchmal zum Spaß: wenn du ſo alt und ſchrumpflich biſt, wenn ihr nur zuſammen ſeyd.

Wilhelm. (ſein Herz haltend, halb vor ſich) Wenn du das aushälſt, biſt du nie wieder zu enge.

Marianne. Dir iſt's nun wohl nicht ſo; du nimmſt doch wohl eine Frau mit der Zeit, und es würde mir immer leid thun, wenn ich ſie auch noch ſo gern lieben wollte. — Es hat dich niemand ſo lieb wie ich, es kann dich niemand ſo lieb haben.

Wilhelm. (verſucht zu reden.)

Marianne. Du biſt immer ſo zurückhaltend, und ich hab's immer im Munde, dir ganz zu ſagen, wie mir's iſt, und wag's nicht. Gott ſey Dank, daß mir der Zufall die Zunge löſt!

Wilhelm. Nichts weiter, Marianne!

Marianne. Du ſollſt mich nicht hindern, laß mich alles ſagen! Dann will ich in die Küche gehen, und Tage lang an meiner Arbeit ſitzen, nur manchmal dich anſehn als wollt' ich ſagen: du weißt's! —

Wilhelm. (ſtumm in dem Umfange ſeiner Freuden.)

Marianne. Du konnteſt es lange wiſſen, du weißt's auch, ſeit dem Tod unſerer Mutter, wie ich aufkam aus der Kindheit und immer mit dir war. — Sieh, ich fühle mehr Vergnügen bey dir zu ſeyn, als Dank für deine mehr als brüderliche Sorgfalt. Und nach und nach nahmſt du ſo mein ganzes Herz, mei-

nen ganzen Kopf ein, daß jetzt noch etwas anders Mühe hat ein Plätzchen drin zu gewinnen. Ich weiß wohl noch, daß du manchmal lachteſt, wenn ich Romanen las: es geſchah einmal mit der Julie Mandeville, und ich fragte, ob der Heinrich, oder wie er heißt, nicht ausgeſehen habe wie du? — Du lachteſt — das gefiel mir nicht. Da ſchwieg ich ein andermal ſtill. Mir war's aber ganz ernſthaft; denn was die liebſten, die beſten Menſchen waren, die ſahen bey mir alle aus wie du. Dich ſah' ich in den großen Gärten ſpaziren, und reiten, und reiſen, und ſich duelliren — —

(Sie lacht vor ſich.)

Wilhelm. Wie iſt dir?

Marianne. Daß ich's eben ſo mehr auch geſtehe: wenn eine Dame recht hübſch war und recht gut und recht geliebt — und recht verliebt — das war ich immer ſelbſt. — Nur zuletzt, wenn's an die Entwicklung kam, und ſie ſich nach allen Hinderniſſen noch heiratheten — — Ich bin doch auch ein gar treuherziges, gutes, geſchwätziges Ding!

Wilhelm. Fahr' fort! (Weggewendet.) Ich muß den Freudenkelch austrinken. Erhalte mich bey Sinnen, Gott im Himmel!

Marianne. Unter allen konnt' ich am wenigſten leiden, wenn ſich ein paar Leute lieb haben und endlich kommt heraus daß ſie verwandt ſind, oder Ge-

ſchwiſter ſind — Die Miß Fanny hätt' ich verbrennen können! — Ich habe ſo viel geweint! Es iſt ſo ein gar erbärmlich Schickſal! (Sie wendet ſich und weint bitterlich.)

Wilhelm. (auffahrend an ihrem Hals). Marianne! — meine Marianne!

Marianne. Wilhelm! nein! nein! ewig laß' ich dich nicht! du biſt mein! — Ich halte dich! ich kann dich nicht laſſen!

Fabrice (tritt auf).

Marianne. Ha, Fabrice, Sie kommen zur rechten Zeit! Mein Herz iſt offen und ſtark, daß ich's ſagen kann. Ich habe Ihnen nichts zugeſagt. Seyn Sie unſer Freund! heirathen werd' ich Sie nie.

Fabrice. (kalt und bitter). Ich dacht' es, Wilhelm, wenn du dein ganzes Gewicht auf die Schale legteſt, muſit' ich zu leicht erfunden werden. Ich komme zurück, daß ich mir vom Herzen ſchaffe, was doch herunter muß. Ich gebe alle Anſprüche auf, und ſehe, die Sachen haben ſich ſchon gemacht; mir iſt wenigſtens lieb, daß ich unſchuldige Gelegenheit dazu gegeben habe.

Wilhelm. Läſtre nicht in dem Augenblick, und raub' dir nicht ein Gefühl, um das du vergebens in die weite Welt wallfahrteteſt! Siehe hier das Geſchöpf — ſie iſt ganz mein — — und ſie weiß nicht —

Fabrice. (halb frottend). Sie weiß nicht?

Marianne. Was weiß ich nicht?

Wilhelm. Hier lügen, Fabrice? —

Fabrice. (getroffen). Sie weiß nicht?

Wilhelm. Ich ſag's.

Fabrice. Behaltet einander, ihr ſeyd einander werth!

Marianne. Was iſt das?

Wilhelm. (ihr um den Hals fallend). Du biſt mein, Marianne!

Marianne. Gott! was iſt das? — Darf ich dir dieſen Kuß zurück geben? — Welch ein Kuß war das, Bruder?

Wilhelm. Nicht des zurückhaltenden kaltſcheinenden Bruders, der Kuß eines ewig einzig glücklichen Liebhabers. — (Zu ihren Füßen). Marianne, du biſt nicht meine Schweſter! Charlotte war deine Mutter, nicht meine.

Marianne. Du! du!

Wilhelm. Dein Geliebter! — von dem Augenblick an dein Gatte, wenn du ihn nicht verſchmähſt.

Marianne. Sag' mir, wie war's möglich?

Fabrice. Genießt, was euch Gott ſelbſt nur Einmal geben kann! Nimm es an, Marianne, und frag'

nicht. — Ihr werdet noch Zeit genug finden, euch zu erklären.

Marianne. (ihn anſehend). Nein, es iſt nicht möglich!

Wilhelm. Meine Geliebte! meine Gattinn!

Marianne. (an ſeinem Hals). Wilhelm, es iſt nicht möglich!

Mahomet.

Trauerſpiel

in fünf Aufzügen,

nach Voltaire.

Perſonen.

Mahomet.

Sopir, Scherif von Mekka.

Omar, Heerführer unter Mahomet.

Seide, Mahomets Sclave.

Palmire, Mahomets Sclavin.

Phanor, Senator von Mekka.

Bürger von Mekka.

Muſulmänner.

Der Schauplatz iſt in Mekka.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Sopir. Phaner.

Sopir.

Was? ich! vor falſchen Wundern niederknieen?
Dem Gaukelſpiele des Betrügers opfern?
In Mekka den verehren, den ich einſt verbannt?
Nein, ſtraft, gerechte Götter! ſtraft Sopiren,
Wenn ich, mit dieſen freien, reinen Händen,
Dem Aufruhr ſchmeichle, den Betrug begrüße!

Phaner.

Wir ehren deinen väterlichen Eifer,
Des heiligen Senats erhabner Scherif;
Doch dieſer Eifer, dieſer Widerſtand
Reizt nur den Sieger, ſtatt ihn zu ermüden.
Wenn du denſelben Mahomet vor Zeiten,
Durch der Geſetze Kraft, darnieder hielteſt,
Und eines Bürgerkrieges furchtbarn Brand,
In ſeinen erſten Funken, weiſe tilgteſt,
Da war er noch ein Bürger und erſchien
Als Schwärmer, Ordnungsſtöhrer, Aufruhrſtifter;
Heut iſt er Fürſt, er triumphirt, er herrſcht.
Aus Mekka muſt' er als Betrüger flüchten,

Medina nahm ihn als Propheten auf,
Ja, dreyßig Nationen beten ihn
Und die Verbrechen an, die wir verwünſchen.
Was ſag ich! ſelbſt in dieſen Mauern ſchleicht
Der Gift des Wahnes. Ein verirrtes Volk,
Berauſcht von trübem Fenereifer, giebt
Gewicht den falſchen Wundern, breitet
Partheygeiſt aus und reget innern Sturm.
Man fürchtet und man wünſcht ſein Heer, man glaubt
Ein Schreckensgott begeiſtre, treibe, führe,
Unwiderſtehlich, ihn von Sieg zu Sieg.
Zwar ſind mit dir die ächten Bürger eins;
Doch ihre Zahl iſt kleiner als du denkſt.
Wo ſchmeichelt ſich die Heucheley nicht ein?
Und Schwärmerey, die ihren Vortheil kennt?
Zu Neuerungen Luſt, ein falſcher Eifer, Furcht
Zerſtöhren Mekkas aufgeregten Kreis,
Und dieſes Volk, das du ſo lange Zeit beglückt,
Ruft ſeinen Vater an, und fordert Frieden.

Sopir.

Mit dem Verräther Frieden! o du feiges Volk!
Von ihm erwarte nur der Knechtſchaft Jammer.
Tragt feyerlich ihn her, bedient ihn knieend,
Den Götzen, deſſen Laſt euch bald erdrückt.
Doch ich bewahr' ihm einen ewigen Haß,
Mein tief verwundet Herz, nie kann es heilen.
Und er nährt gleiche Rache gegen mich.
Mein Weib und meine Kinder mordet' er,
Bis in ſein Lager trug ich Schwert und Tod,
Ein eigner Sohn fiel, Opfer meiner Wuth.

Nein! nein! der Haß glüht ewig zwiſchen uns,
Und keine Zeit kann dieſes Feuer löſchen.

Phanor.

Verbirg die Glut, ſie brenne heimlich fort;
Dem Ganzen opfre deiner Seele Schmerzen.
Rächſt du die Deinen, wenn er dieſe Stadt
Mit Feuer und mit Schwert verheerend ſtraft?
Verlorſt du Sohn und Tochter, Gattin, Bruder;
Den Staat bedenke, der gehört dir an.

Sopir.

Dem Staate bringt die Furchtſamkeit Verderben.

Phanor.

Auch Starrſinn bringt ihn ſeinem Falle nah.

Sopir.

So fallen wir! Wenns ſeyn muß.

Phanor.

Dieſe Kühnheit
Setzt uns dem Schiffbruch aus, ſo nah dem Hafen.
Du ſiehſt der Himmel gab in deine Hand
Ein Mittel, den Tyrannen zu bezähmen.
Palmire, ſeines Lagers holder Zögling,
Die in den letzten Schlachten du geraubt,
Iſt als ein Friedensengel uns erſchienen,
Der ſeine Siegerwuth beſänftigen ſoll.
Schon forderte ſein Herold ſie zurück.

Sopir.

Und dieſes gäb ich dem Barbaren wieder?
Du wollteſt, daß mit ſolchem edlen Schatz
Die Räuberhände ſich bereicherten?
Wie? da er uns mit Schwert und Trug bekämpft.

Soll Unſchuld ſich um ſeine Gunſt bewerben?
Und Schönheit ſeine tolle Wuth belohnen?
Mein graues Haar trifft der Verdacht wohl nicht,
Daß ich in ihr das holde Weib begehre.
Denn jugendliche Glut erregt nicht mehr
Mein traurig Herz, erdrückt von Zeit und Jammer.
Doch ſey es, daß vom Alter ſelbſt die Schönheit
Ein unwillkührlich ſtilles Opfer fordre!
Mag ich vielleicht, dem eigne Kinder fehlen,
In ihr das längſt Verlorne wieder ſehen!
Ich weiß nicht, welcher Hang zu ihr mich zieht,
Die Oede mancher Jahre wieder füllt.
Sey's Schwäche, ſey's Vernunft! nicht ohne Schaudern
Säh' ich ſie in des Lügenkünſtlers Hand.
O! möchte ſie ſich meinen Wünſchen fügen!
Und heimlich dieſen Schutzort lieb gewinnen!
O! daß ihr Herz, für meine Wohlthat fühlbar,
Ihn, den ich haſſen muß, verwünſchen möchte!
Sie kommt, in dieſen Hallen mich zu ſprechen,
Im Angeſicht der Götter dieſes Hauſes.
Sie kommt! ihr Antlitz, edler Unſchuld Bild,
Läßt alle Reinheit ihres Herzens ſehen.

(Phaner ab.)

Zweyter Auftritt.

Sopir. Palmire.

Sopir.

Wie ſegn' ich, edles Kind, das Glück des Kriegs,
Das dich, durch meinen Arm, zu uns geführt!

Nicht

Nicht in Barbaren Hand biſt du gefallen.
Ein jeder, ſo wie ich, ehrt dein Geſchick,
Dein Alter, deiner Schönheit, deiner Jugend Reiz.
O ſprich! und blieb mir, in dem Sturm der Zeit,
Bey meinem Volke, noch ſo viel Gewalt
Um deine ſtillen Wünſche zu befriedgen;
So will ich meine letzten Tage ſegnen.

Palmire.

Zwey Monden ſchon genieß' ich deinen Schutz,
Erhabner Mann, und dulde mein Geſchick,
Das du erleichterſt und die Thränen ſtilleſt,
Die eine harte Prüfung mir entlockt.
Wohlthät'ger Mann! Du öffneſt mir den Mund,
Von dir erwart' ich meines Lebens Glück.
Wie Mahomet begehrt, von meinen Banden mich
Befreyt zu ſehn, ſo wünſch' ich's auch. Entlaß
Ein Mädchen, die des Krieges ſchwere Hand
Nicht fühlen ſollte. Sey, nach dem Propheten,
Mein zweyter Vater, dem ich alles danke.

Seyde.

Du ſehnſt dich nach den Feſſeln Mahomets,
Dem Lärm des Lagers, nach der Wüſte Schreckniß!
Ein wandelnd Vaterland reizt es ſo ſehr?

Palmire.

Dort iſt mein Herz, dort iſt mein Vaterland.
Mein erſt Gefühl hat Mahomet gebildet,
Von ſeinen Frauen ward ich auferzogen,
In ihrer Wohnung, einem Heiligthum,
Wo dieſe Schaar, verehret und geliebt
Von ihrem Herrn, in ruhigen Geleiten

Und ſtill beſchäftigt, ſeel'ge Zeiten lebt.
Der einz'ge Tag war mir ein Tag des Grauens,
An dem der Krieg in unſre Wohnung drang,
Und unſrer Helden Kraft nur kurze Zeit
Den Streichen eines raſchen Feindes wich.
O Herr! verzeihe meinen Schmerzgefühlen!
Du hältſt mich hier; doch ich bin immer dort.

Sopir.

Wohl ich verſteh'! die Hoffnung nährest du,
Des ſtolzen Mannes Herz und Hand zu theilen.

Palmire.

Herr, ich verehr' ihn, ja ich glaube, bebend,
In Mahomet den Schreckensgott zu ſehen.
Zu ſolchem Bunde ſtrebt mein Herz nicht auf,
Aus ſolcher Niedrigkeit, zu ſolchem Glanz.

Sopir.

Wer du auch ſeyſt, iſt denn wohl er geboren,
Dich als Gemahl, als Herr dich zu beſitzen?
Das Blut, aus dem du ſtammſt, ſcheint mir beſtimmt,
Dem frechen Araber Geſetz zu geben,
Der über Könige ſich nun erhebt.

Palmire.

Ich weiß von keinem Stolze der Geburt,
Nicht Vaterland, nicht Eltern kannt' ich je;
Mein Loos von Jugend auf war Sclaverey.
Die Knechtſchaft macht mich vielen andern gleich
Und alles iſt mir fremd, nur nicht mein Gott.

Sopir.

Wie? dir iſt alles fremd und dir gefällt
Ein ſolcher Zuſtand? Wie? du dienest einem Herrn

Und fühlſt nach einem Vater keine Sehnſucht!
In meinem traurigen Pallaſt allein
Und kinderlos, o! fänd' ich ſolche Stütze!
Und wenn ich dir ein heiteres Geſchick
Bereitet, wollt' ich in den letzten Stunden
Die Ungerechtigkeit des Meinigen vergeſſen.
Doch ach! verhaßt bin ich, mein Vaterland
Und mein Geſetz dem eingenommnen Herzen.

Palmire.

Wie kann ich dein ſeyn, bin ich doch nicht mein!
Ungern, o güt'ger Mann, verlaß' ich dich;
Doch Mahomet, er iſt und bleibt mein Vater.

Sopir.

Ein Vater, ſolch ein tyranniſch Ungeheuer!

Palmire.

Welch unerhörte Reden gegen den,
Der, als Prophet auf Erden angeleitet,
Vom Himmel uns die heil'ge Botſchaft bringt!

Sopir.

O wie verblendet ſind die Sterblichen,
Wenn ſie ein falſcher Heuchelwahn betäubt!
Auch mich verläßt hier alles, ihm Altäre,
Dem Frevler, zu errichten, den ich einſt
Sein Richter ſchenkte, der, ein Miſſethäter,
Von hier entfloh und Kronen ſich erlog.

Palmire.

Mich ſchaudert! Gott! ſollt' ich in meinem Leben
So freche Reden hören! und von dir!
Die Dankbarkeit, die Neigung räumte ſchon
Gewalt auf dieſes Herz dir ein. Von dir

Vernehm' ich dieſe Läſtrung auf den Mann
Der mich beſchützt, mit Schrecken und mit Abſcheu.

Sopir.

Ach! in des Aberglaubens feſten Banden
Verliert dein ſchönes Herz die Menſchlichkeit.
Wie jede Knechtſchaft, raubt auch dieſe dir
Den freyen Blick, das Würdige zu ſchätzen.
Du jammerſt mich, Palmire! deinen Irrthum,
Der dich umſtrikt, bewein' ich wider Willen.

Palmire.

Und meine Bitte willſt du nicht geſtatten?

Sopir.

Nein! dem Tyrannen, der dein Herz betrog,
Das, zart und biegſam, ſich ihm öffnete,
Geb' ich dich nicht zurück. Du biſt ein Gut,
Durch das mir Mahomet verhaßter wird.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Phanor.

Sopir.

Was bringſt du Phanor?

Phanor.

An dem Thor der Stadt,
Das gegen Moabs reiche Felder weiſ't,
Iſt Omar angelangt.

Sopir.

Wie? Omar? dieſer wilde,
Verwegne Mann, den auch der Irrthum faßte
Und an den Wagen des Tyrannen feſſelte?

Als Bote kommt er des Verführers nun,
Den er zuerſt, als guter Bürger, ſelbſt
Verabſcheut und bekämpft, und ſo, vor vielen,
Sich um ſein Vaterland verdient gemacht.

Phanor.

Er liebt es noch vielleicht; denn diesmal kömmt er
Nicht ſchrecklich als ein Krieger; ſeine Hand
Trägt einen Oehlzweig über ſeinem Schwert,
Und bietet uns ein Pfand des Friedens an.
Man ſpricht mit ihm, man tauſchet Geiſeln aus,
Er bringt Seiden mit. Den jungen Krieger,
Den Liebling des Propheten, und des Heers
Erfreulich ſchöne Hoffnung —

Palmire.

Gott! welch Glück!
Seide kommt!

Phanor.

Und Omar nahet ſchon.

Sopir.

Ich muß ihn hören. Lebe wohl, Palmire!

(Palmire geht.)

Und Omar wagt's vor meinen Blick zu treten!
Was kann er ſagen! Götter meines Landes!
Dreytauſend Jahre ſchützt ihr Ismaels
Grosmüth'ge Kinder. Sonne! heilige Lichter!
Der Götter Bilder, deren Licht ihr bringt,
Blickt auf mich nieder, ſtärket meine Bruſt,
Die ich dem Unrecht ſtets entgegenſetzte.

Vierter Auftritt.

Sopir. Omar. Phanor.

Sopir.

Nun alſo kömmſt du nach ſechs Jahren wieder,
Betrittſt dein Vaterland, das einſt dein Arm
Vertheidigte, das nun dein Herz verräth?
Noch ſind von deinen Thaten dieſe Mauren
Erfüllt, und du, Abtrünniger, erſcheinſt
Im heiligen Bezirk, verwegen, wo
Die Götter, die Geſetze herrſchen, die du flohſt.
Was bringſt du, Werkzeug eines Räubers, der
Den Tod verdient? was willſt du?

Omar.

Dir vergeben!
Der göttliche Prophet ſieht deine Jahre,
Dein frühes Unglück mit Bedauern an.
Er ehret deinen Muth und reichet dir
Die Hand, die dich erdrücken könnte. Nimm
Den Frieden an, den er euch bieten mag.

Sopir.

Und er, der Aufruhrſtifter, der um Gnade
Zu flehen hätte, will uns Friede ſchenken!
Erlaubt ihr, große Götter, daß der Frevler
Uns Frieden geben oder nehmen könne?
Und du, der des Verräthers Willen bringſt,
Erröthteſt nicht ſolch einem Herrn zu dienen?
Haſt du ihn nicht geſehn, verworfen, arm,
Am letzten Platz der letzten Bürger kriechen.
Wie war er weit von ſolchem Ruhm entfernt,
Der ſich um ihn gewaltſam nun verbreitet.

Omar.

Nichtswürd'ge Hoheit feſſelt deinen Sinn.
So wägſt du das Verdienſt? und ſchätzeſt Menſchen
Nach dem Gewicht des Glücks in deiner Hand?
Und weißt du nicht, du ſchwacher, ſtolzer Mann,
Daß das Inſect, das ſich im Halm verbarg,
So wie der Adler, der die Wolken theilt,
Dem Ewigen belebter Staub erſcheine?
Die Sterblichen ſind gleich! Nicht die Geburt,
Die Tugend nur macht allen Unterſchied.
Doch Geiſter giebt's, begünſtiget vom Himmel,
Die durch ſich ſelbſt ſind, alles ſind, und nichts
Dem Ahnherrn ſchuldig, nichts der Welt. So iſt
Der Mann, den ich zum Herren mir erwählte.
Er in der Welt allein verdient's zu ſeyn;
Und allen Sterblichen, die ihm gehorchen ſollen,
Gab ich ein Beyſpiel, das mich ehren wird.

Sopir.

Omar ich kenne dich. Du ſcheineſt hier
Als Schwärmer dieſes Wunderbild zu zeichnen;
Doch ſeh' ich nur den klugen Redner durch.
Du glaubſt umſonſt, wie andre, mich zu täuſchen;
Ihr betet an, wo ich verachten muß.
Verbanne jeden Trug! Mit weiſem Blick
Sieh den Propheten an, den du verehrſt.
Den Menſchen ſieh in Mahomet! Geſteh!
Du hobſt ihn, du, zu dieſer Himmelshöhe.
Des Schwärmens, der Verſtellung ſey genug.
Laß mit Vernunft uns deinen Meiſter richten,
Wie zeigt er ſich? Er treibt, ein roher Knecht,

Kamele vor ſich her, betrügt, durch Heuchelbienſt
Und Schwärmerey, ein Weib, das ihm vertraut.
So wird Fatime ſein. Von Traum in Traum
Führt er ein leicht gewonnen Volk und macht Parthey,
Erregt die Stadt. Man fängt ihn, führet ihn
Zu meinen Füſſen. Vierzig Aelteſte
Verdammen, ſie verbannen ihn, und ſo,
Zu leicht beſtraft, wächſt nur ſein kühner Unſinn.
Von Höhle flüchtet er zu Höhle mit Fatimen
Und ſeine Jünger, zwiſchen Stadt und Wüſte,
Verbannt, verfolgt, geächtet, eingekerkert,
Verbreiten ihre Wuth als Götterlehre.
Medina wird von ihrem Gift entzündet.
Da ſtandeſt du, du ſelbſt, du ſtandeſt auf,
Mit Weisheit dieſem Uebel abzuwehren.
Da warſt du glücklich, brav, gerecht, und ſtellteſt,
Als freyer Mann, dich gegen Tyranney.
Iſt er Prophet, wie durfteſt du ihn ſtrafen?
Iſt er Betrüger, und du dieneſt ihm?

Omar.

Ich wollt' ihn ſtrafen, als ich ſie verkannte,
Die erſten Schritte dieſes groſſen Mannes.
Doch nun erkenn' ich's, ja! er iſt geboren
Die Welt zu ſeinen Füßen zu verwandeln.
Sein Geiſt erleuchtete den meinen, und ich ſah ihn
Zum unbegrenzten Laufe ſich erheben.
Bereit und unerſchüttert, immer wunderbar,
Sprach, handelt', ſtraft', vergab er wie ein Gott.
Da ſchloß ich dieſen ungeheuern Thaten
Mein Leben an, und Thronen und Altäre

Erwarben wir; ich theile ſie mit ihm.
Ich war, laß mich's geſtehn, ſo blind wie du.
Ermanne dich, Sovir, verlaſſe, ſchnell
Belehrt, wie ich, den alten Eigenſinn.
Hör' auf, die Wuth des falſchen Eifers mir
Verwerfen eitel vorzurühmen. Daß
Du grauſam unſer Volk verfolgeſt, unſre Brüder
Mit Freuden quälſt und läſterſt unſern Gott.
Dem Helden fall zu Füßen; den du einſt
Zu unterdrücken dachteſt, küſſe dieſe Hand,
Die nun den Donner trägt. Ja! ſieh mich an,
Der erſte bin ich nach ihm auf der Erde.
Die Stelle, die dir bleibt, iſt ſchön genug
Und werth, daß du dem neuen Herren huldigſt.
Sieh was wir waren, ſiehe was wir ſind.'
Für große Menſchen iſt das ſchwache Volk
Geboren. Glauben ſoll's, bewundern und gehorchen.
Komm herrſche nun mit uns, erhebe dich,
Theil' unſre Größe, der ſich nichts entzieht,
Und ſchrecke ſo das Volk, das dich beherrſchte.

Sovir.

Nur Mahomet, und dich, und deines gleichen,
Wünſch' ich durch meine Redlichkeit zu ſchrecken.
Du willſt der Scherif des Senates ſein,
Abtrünnig, dem Betrüger huld'gen, den Verführer
Beſtät'gen, den Rebellen krönen. Zwar
Ich leugne nicht, daß dieſer kühne Geiſt
Viel Klugheit zeigt und Kraft und hohen Muth.
Wie du erkenn' ich deines Herrn Talente,
Und wär er tugendhaft, er wär ein Held.

Doch dieſer Held iſt grauſam, ein Verräther,
So ſchuldig war noch niemals ein Tyrann.
Mir kündigſt du die trügeriſche Huld
Vergebens an, der Rache tiefe Künſte
Verſteht er meiſterlich, mir drohen ſie.
Im Laufe dieſes Krieges fiel ſein Sohn
Durch meine Hand, ja dieſer Arm erlegt' ihn,
Und meine Stimme ſprach des Vaters Bann.
Mein Haß iſt unbezwinglich wie ſein Zorn.
Will er nach Mekka, muß er mich verderben,
Und der Gerechte ſchont Verräther nicht.

Omar.

Daß Mahomet verzeihend ſchonen kann,
Sollſt du erfahren. Folge ſeinem Beyſpiel!
Er trägt dir an, zu theilen. Deine Stämme
Vom Raub der überwundnen Kön'ge zu bereichern.
Um welchen Preis willſt du den Frieden geben?
Um welchen Preis Palmiren? Unſ're Schätze
Sind dein.

Sopir.

Und ſo glaubſt du mich anzulocken!
Mir meine Schande zu verkaufen! Mir
Den Frieden abzumarkten; weil du Schätze
Zu bieten haſt, die ihr mit Miſſethaten
Errangt. Palmiren will er wieder? Nein!
So viele Tugenden ſind nicht geſchaffen,
Ihm unterthan zu ſeyn. Er ſoll ſie nicht beſitzen,
Der Trüger, der Tyrann, der die Geſetze
Zu ſtürzen kommt, die Sitten zu vergiften.

Omar.

Du ſprichſt unbiegſam noch als hoher Richter,
Der von dem Tribunal den Schuld'gen ſchreckt.
Du willſt ein Staatsmann ſeyn, ſo denke, handle
Wie's einem Staatsmann ziemt. Betrachte mich
Als den Geſandten eines großen Manns
Und Königs.

Sopir.

Wer hat ihn gekrönt?

Omar.

Der Sieg!
Bedenke ſeine Macht und ſeinen Ruhm!
Man nennt ihn Ueberwinder, Held, Eroberer;
Doch heute will er Friedensſtifter heißen.
Noch iſt ſein Heer von dieſer Stadt entfernt,
Doch es umſchließt euch bald, und dieſe Mauern,
Die mich gezeugt, ſoll ich belagern helfen.
O höre mich! laß uns das Blut erſparen;
Er will dich ſehn, er will dich ſprechen!

Sopir.

Wer?

Omar.

Er wünſcht es.

Sopir.

Mahomet?

Omar.

Er ſelbſt!

Sopir.

Verräther!
Herrſcht' ich allein in dieſen heilgen Mauern;
So würde Strafe ſtatt der Antwort folgen.

Omar.

Sopir, mich jammert deine falſche Tugend!
Doch da, wie du geſtehſt, ein abgewürdigter
Senat das ſchwache Reich mit dir zu theilen
Sich anmaßt; wohl, er ſoll mich hören.
Nicht alle Herzen, weiß ich, ſind für dich.

Sopir.

Ich folge dir, und zeigen wird ſich bald,
Wen man zu hören hat. Geſetz und Götter
Und Vaterland vertheidigt meine Stimme;
Erhebe dann die deine! leihe ſie
Dem Gotte der Verfolgung, dem Entſetzen
Des menſchlichen Geſchlechts, den ein Betrüger,
Die Waffen in der Hand, verkünden darf.

(zu Phanor, nachdem Omar abgegangen.)

Und du! hilf den Verräther mir verdrängen.
Ihn dulden, heißt ihn ſchonen, heißt es ſeyn.
Komm laß uns ſeinen Plan vereiteln! ſeinen Stolz
Beſchämen. Komm! und wenn ich nicht vermag,
Dem Richtplatz ihn zu weihen, ſteig ich willig
Ins Grab hinunter. Hört mich der Senat;
Befreyt ſind wir, die Welt iſt's, vom Tyrannen.

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Seide. Palmire.

Palmire.

Führt dich ein Gott in mein Gefängniß? ſoll
Mein Jammer enden? ſeh' ich dich, Seide!

Seide.

O ſüßer Anblick! Freude meines Lebens!
Palmire, meiner Schmerzen einz'ger Troſt.
Wie viele Thränen haſt du mich gekoſtet,
Seit jenem Tag des Schreckens, da der Feind
Dich meinem blutgefärbten Arm entriß.
Vergebens widerſtand ich ſeiner Macht,
Die in das Heiligſte des Lagers drang,
Vergebens ſtürzt' ich mich den Räubern nach,
Nur einen Augenblick errang ich dich.
Bald lag ich unter Todten hingeſtreckt
Am Saibar, verzweifelnd, mein Geſchrey,
Das dich nicht mehr erreichte, rief den Tod.
Er hörte nicht. In welchen Abgrund ſtürzte,
Geliebteſte Palmire, dein Verluſt
Mein armes Herz. Mit jammervollen Sorgen
Bedacht' ich die Gefahren um dich her.
Entbrannt von Wuth irrt' ich und ſchalt, verwegen,

Der Rache Zaudern, ſtürzte mich im Geiſt
Auf dieſe Mauern. Ich beſchleunigte
Den Tag des Bluts, des Mordes, und ſchon flammte,
Von meinen Händen angezündet, der Bezirk,
Der deinen Jammer eingekerkert hält.
Vergebens! Meine rege Phantaſie
Verſchwand in Finſterniß. Ich war allein.
Nun aber handelt Mahomet. Wer darf
In ſeiner Plane Göttertiefe ſpähen?
Er ſendet Omar fort, nach Mekka, hör' ich,
Um einen heil'gen Stillſtand einzugehen,
Ich eil' ihm nach, am Thor erreich' ich ihn,
Man fordert Geiſeln, und ich bin bereit.
Man nimmt mich an, man läßt mich ein, und hier
Bleib ich bey dir, gefangen oder todt.

Palmire.

Du kommſt mich von Verzweiflung zu erretten!
In dieſer Stunde warf ich mich, bewegt,
Zu meines Räubers Füßen, flehend, hin.
O kenne, rief ich aus, mein ganzes Herz!
Mein Leben iſt im Lager. Wie du mich von dort
Entführteſt, ſende mich zurück und gieb
Das einz'ge Gut, das du geraubt, mir wieder.
Vergebens floſſen meine Thränen, hart
Verſagt' er meine Bitten, mir verſchwand
Des Tages Licht, mein Herz, beklemmt und kalt,
Von keiner Hoffnung mehr belebt, es ſchien
Auf ewig nun zu ſtocken, alles war
Für mich verloren, und Seide kommt.

Seide.

Und wer kann deinen Thränen widerſtehn?

Palmire.

Sopir. Er ſchien gerührt von meinem Jammer;
Doch bald verhärtet und verſtockt, erklärt er,
Es ſey umſonſt, er gebe mich nicht los. —

Seide.

Du irrſt, Barbar! dir drohet Mahomet
Und Omar, auch Seide darf ſich nennen
Nach dieſen großen Nahmen. Liebe,
Vertrauen, Hoffnung, Glaube, Muth befeuern
Den Jüngling, der nach Heldenruhm ſich ſehnte,
Und dem nun hier die ſchönſte Palme winkt.
Wir brechen deine Ketten, trocknen deine Thränen!
Gott Mahomets! Beſchützer unſrer Waffen!
Du deſſen heiliges Panier ich trug,
Der du Medinens Mauern niederriſſeſt;
Auch Mekka ſtürze nieder, uns zu Füßen!
Omar iſt in der Stadt. Geruhig ſieht
Das Volk ihn an, nicht mit Entſetzen,
Wie Feinde feindlich den Beſieger ſehn.
Ihn ſendet Mahomet zu großen Zwecken.

Palmire.

Uns liebet Mahomet, befreyet mich,
Verbindet uns, zwey Herzen die ihm ganz
Gehören; aber ach! er iſt entfernt,
Wir ſind in Ketten.

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Omar.

Omar.

Nur getroſt, es ſpringen
Die Ketten bald entzwey. Der Himmel iſt
Euch günſtig. Mahomet iſt nah.

Seide.

Wer?

Palmire.

Unſer hoher Vater?

Omar.

Zu dem Rath
Von Mekkas Aelteſten ſprach eben jetzt,
Sein Geiſt durch meinen Mund.
„Der Freund des Gottes, der die Schlachten lenkt,
Der große Mann, der, einſt bey euch geboren,
Nun Könige beherrſchet und beſchützt,
Den wollt ihr nicht als Bürger anerkennen?
Kommt er nun euch zu feſſeln? zu verderben?
Er kommt euch zu beſchützen! und noch mehr,
Er kommt euch zu belehren, und ſein Reich
Allein in euren Herzen aufzurichten.“
So ſprach ich, mancher Richter war bewegt,
Die Geiſter ſchwankten. Doch Sopir ſteht auf,
Er, der ſich vor dem Himmelslichte fürchtet,
Das allen alten Wahn zerſtreuen ſoll,
Beruft das Volk, für ſich es zu beſtimmen,
Es läuft zuſammen und ich dringe zu.
Nun red' ich auch und weiß die Bürger bald

Zu ſchrecken, bald zu überreden. Endlich
Erhalt' ich einen Stillſtand und das Thor
Für Mahomet iſt offen, endlich naht er,
Nach fünfzehnjähriger Verbannung, ſeinem Herde.
Die Tapferſten umgeben ihn, er kommt
Mit Ali, Pharan, Ammon, alles Volk
Stürzt, ihn zu ſehn, an ſeinen Weg. Die Blicke
Sind, wie der Bürger Sinn, verſchieden. Dieſer ſieht
In ihm den Helden, dieſer den Tyrannen.
Der eine flucht und droht, der andre ſtürzt
Zu ſeinen Füßen, küßt ſie, betet an.
Wir rufen dem bewegten Volk entgegen
Die heiligen Nahmen: Friede! Freyheit! Gott!
Und die Parthey Seyirs, verzweifelnd, haucht
Der Raſerey ohnmächtige Flammen aus.
Durch den Tumult, mit ruhig freyer Stirn,
Tritt Mahomet heran, als Herrſcher; doch er führt
Den Oehlzweig, und der Stillſtand iſt geſchloſſen,
Groß iſt der Augenblick. Hier kommt er ſelbſt.

Dritter Auftritt.

Mahomet. Omar. Gefolge. Seide. Palmire.

Mahomet.

Unüberwindliche Gefährten meiner Macht,
Mein edler Ali, Morat, Pharan, Ammon,
Begebt euch zu dem Volk zurück, belehrt's
In meinem Nahmen, droh't, verſprecht. Die Wahrheit
Allein ſoll ſie regieren, wie mein Gott.

Anbeten ſoll man ihn, man ſoll ihn fürchten.
Wie? auch Seide hier?

Seide.

Mein Vater! mein Gebieter!
Der Gott, der dich begeiſtert, trieb mich an.
Bereit für dich unmögliches zu wagen,
Zu ſterben, eilt' ich vor, eh' du befahlſt.

Mahomet.

Du hätteſt warten ſollen! Mir zu dienen
Verſteht nur der, der meinen Wink befolgt.
Gehorch' ich meinem Gott, gehorchet mir.

Palmire.

O Herr! vergieb ihm, ſeiner Ungeduld,
Du ließeſt uns zuſammen auferziehn,
Ein Geiſt belebt uns, Ein Gefühl durchdringt uns.
Ach! meine Tagen waren trüb genug.
Entfernt von dir, von ihm, gefangen, ſchmachtend,
Eröffnet ſich mein mattes Aug' dem Licht,
Nach langer Zeit, zum erſtenmale wieder.
Ach! dieſen Augenblick vergäll' ihn nicht.

Mahomet.

Genug Palmire! Deines Herzens Tiefen
Durchſchau' ich. Bleibe ſtill und unbeſorgt.
Leb' wohl! die Sorge für Altar und Thron
Hält mich nicht ab, dein Schickſal zu bedenken.
Ich bin für dich beſorgt, wie für die Welt;
Drum warn' ich dich vor einem Manne, vor
Sopiren.

(Zu Seiden)

Du ſuchſt meine Krieger auf.

Vierter Auftritt.

Mahomet. Omar.

Mahomet.

Du, wackrer Omar, bleibeſt und vernimmſt,
Was ich in meinem Sinn und Herzen wälze.
Soll ich die Stadt belagern? die vielleicht
Hartnäckig widerſteht, und meinen Sieg
Im raſchen Laufe hemmet, ja wohl gar
Die Bahn begrenzt, die ich durchlaufen kann.
Die Völker müſſen keine Zeit gewinnen,
Von meiner Thaten Glanz ſich zu erholen.
Das Vorurtheil beherrſcht den Pöbel. Alt
Iſt das Orakel, die gemeine Sage,
Die einen gottgeſandten Mann der Welt
Verſprechen. Ueberall ſoll ihn der Sieg
Erſt krönen, und er ſoll nach Mekka dann,
Mit einem Oehlzweig kommen, wohlempfangen,
Den Krieg von dieſer heil'gen Stätte wenden.
Laß uns der Erde Wahn getroſt benutzen;
Ich fühle mich zu ihrem Herrn beſtimmt.
Die Meinen dringen ſchon, mit neuem Eifer,
Und Geiſteskraft aufs unbeſtänd'ge Volk.
Du aber ſage mir, wie fandeſt du
Palmiren und Seiden?

Omar.

Immer gleich.
Von allen Kindern, welche Hammen dir
Erzogen, ſie zu deinem Dienſt, zu deinem
Geſetz genähret und gebildet, die

Vor deinem Gott ſich beugen, dich als Vater
Verehren, keins von allen hat ein Herz
So bildſam, keins von allen einen Geiſt
Zum Glauben ſo geneigt als dieſes Paar.
Ergeben ſind ſie dir wie keine ſind.

Mahomet.

Und dennoch ſind ſie meine größten Feinde.
Sie lieben ſich! das iſt genug.

Omar.

Und ſchiltſt
Du ihre Zärtlichkeit?

Mahomet.

O lerne mich,
Und meine Wuth, und meine Schwachheit kennen!

Omar.

Was ſagſt du?

Mahomet.

Omar, dir iſt nicht verborgen,
Wie Eine Leidenſchaft die übrigen,
Die in mir glühen, mit Gewalt beherrſcht.
Von Sorge für die Welt belaſtet, rings umgeben
Vom Sturm des Krieges, der Parthenen Wege,
Schwing' ich das Rauchfaß, führ' ich Scepter, Waffen;
Mein Leben iſt ein Streit, und mäßig, nüchtern,
Bezwing' ich die Natur, mit Ernſt und Strenge.
Verbannt iſt der verrätheriſche Trank,
Der Sterbliche zu heben ſcheint und ſchwächt.
Im glühnden Sand, auf rauhen Felſenflächen,
Trag ich, mit dir, der ſtrenge Lüfte Pein.
Und keiner unſrer Krieger duldet beſſer

Der Heereszüge tauſendfält'ge Noth.
Für alles tröſtet mich die Liebe. Sie allein,
Sie iſt mein Lohn, der Arbeit einz'ger Zweck,
Der Götze dem ich räuchre, ja! mein Gott!
Und dieſe Leidenſchaft, ſie gleicht der Raſerey
Der Eiferſucht, die mich über alles hebt.
Geſteh' ich's! heimlich glüh' ich für Palmiren! ſie
Iſt mir vor allen meinen Frauen werth.
Begreifſt du nun die höchſte Raſerey
Der Eiferſucht, wenn ſich Palmire mir
Zu Füßen wirft, ihr ganzes Herz mir zeigt,
Das einem andern ſchon gehört? Entrüſtet
Steh' ich vor ihr, und fühle mich beſchämt.

Omar.

Und du biſt nicht gerochen?

Mahomet.

Hör' erſt alles,
Und lern' ihn kennen, um ihn zu verwünſchen.
Die beyden, meine Feinde, die Verbrecher, ſind —
Sind Kinder des Tyrannen, den ich haſſe!

Omar.

Sopir?

Mahomet.

Iſt Vater dieſer beyden! Hammon brachte
Vor fünfzehn Jahren ſie in meine Hand.
An meinem Buſen nährt' ich dieſe Schlangen,
Und ihre Triebe feindeten mich an.
Sie glühten für einander, und ich fachte
Selbſt Odem ihren Leidenſchaften zu.
Vielleicht verſammelt hier der Himmel alle

Verbrechen! Ja ich will — Er kommt, er blickt
Uns grimmig haſſend an, und ſeinen Zorn
Verbirgt er nicht. Du gehſt, bemerkeſt alles.
Mit meinen Tapfern ſoll ſich Ali feſt
Am Thore halten! Bringe mir Bericht,
Zu überlegen, ob mit meinen Streichen
Auf ihn ich zaudern, oder eilen ſoll.

Fünfter Auftritt.

Mahomet. Sopir.

Sopir.

O welche Laſt zu meinen tiefen Schmerzen!
Empfangen ſoll ich hier den Feind der Welt.

Mahomet.

Da uns der Himmel hier zuſammen bringt; ſo komm!
Sieh ohne Furcht mich an und ohn' Erröthen.

Sopir.

Erröthen ſollt' ich nur für dich, der nicht
Geruht, bis, mit Gewalt und Liſt, er endlich
Sein Vaterland dem Abgrund zugeführet.
Für dich, der hier nur Miſſethaten ſä't,
Und mitten in dem Frieden Krieg erzeugt.
Dein Nahme ſchon zerrüttet unſ're Häuſer,
Und Gatten, Eltern, Mütter, Kinder feinden
Sich, Weltverwirrer, deinetwegen an.
Der Stillſtand iſt für dich nur Mittel, uns
Zu untergraben, wo du ſchreiteſt, drängt
Der Bürgerkrieg ſich Deinem Pfade nach.
Du Inbegriff von Lügen und von Kühnheit!

Tyrann der deinen! und du wollteſt hier
Mir Frieden geben und mir Gott verkünden?

Mahomet.

Sprächʼ ich mit einem andern als mit dir;
So ſollte nur der Gott, der mich begeiſtert, reden.
Das Schwert, der Koran, in der blutʼgen Hand,
Sollt' einem jeden Schweigen auferlegen.
Wie Donnerſchläge wirkte meine Stimme,
Und ihre Stirnen ſäh ich tief im Staub.
Doch dich behandl' ich anders, und mit dir
Sprech' ich als Menſch und ohne Hinterhalt.
Ich fühle mich ſo groß, daß ich dir nicht
Zu heucheln brauche. Wir ſind hier allein!
Du ſollſt mich kennen lernen; höre mich.
Mich treibt die Ehrſucht, jeden Menſchen treibt ſie;
Doch niemals hat ein König, nie ein Prieſter,
Ein Feldherr, oder Bürger ſolchen Plan,
Wie ich, empfangen, oder ausgebildet.
Von mir geht eine raſche Wirkung aus,
Die auch den Meinen hohes Glück verſpricht.
Wie manches Volk hat auf der Erde ſchon
Geglänzt an ſeiner Stelle, durch Geſetz,
Durch Künſte, doch beſonders durch den Krieg.
Nun endlich tritt Arabien hervor.
Ein edles Volk, in Wüſten, unbekannt,
Vergräbt es lange ſeinen hohen Werth.
Blick' auf und ſieh die neuen Siegestage
Herannahn! Sieh von Norden gegen Süden
Die Welt verſunken, Perſien in Blut,
Schwach Indien, in Sclaverey Egypten

Erniedrigt, und den Glanz der Mauren Conſtantins
Verfinſtert; ſieh das Reich, dem Rom gebot,
Nach allen Seiten aus einander brechen!
Zerſtückt den großen Körper! ſeine Glieder,
Zerſtreut, und ohne Hoffnung traurig ſuchen.
Auf dieſe Trümmern einer Welt laß uns
Arabien erheben, neuen Gottesdienſt
Bedürfen ſie, bedürfen neue Hülfe,
Die tiefgeſunknen, einen neuen Gott.
Einſt gab Oſiris den Egyptern, einſt
Den Aſiaten Zoroaſter, Moſes
Den Juden, in Italien gab Numa,
Halbwilden Völkern, unzulängliche
Geſetze; nun, nach tauſend Jahren, komm' ich,
Die gröbern Gebote zu verändern.
Ein edler Joch biet' ich den Völkern an.
Die falſchen Götter ſtürz' ich, neuer Gottesdienſt,
Die erſte Stufe meiner Größe, lockt
Die Herzen an. Mit Unrecht tadelſt du,
Daß ich mein Vaterland betrüge. Nein
Ich raub' ihm ſeines Götzendienſtes Schwäche,
Und unter Einem König, Einem Gott,
Vereint es mein Geſetz. Wie es mir dient;
So ſoll es herrlich werden auf der Erde.

Sopir.

Das ſind nun deine Plane! Kühn gedenkeſt du
In andere Geſtalt, nach deinem Willen,
Die Welt zu modeln, willſt, mit Mord und Schrecken,
Dem Menſchen deine Denkart anbefehlen;
Und du, Verheerer, ſprichſt von Unterricht!

Ach! wenn ein Irrthum uns verführte, wenn
Ein Lügengeiſt im Dunkeln uns bezwang,
Mit welcher Schreckensfackel dringſt du ein
Uns zu erleuchten! Wer ertheilte dir
Das Recht zu lehren, uns die Zukunft zu
Verkündigen, das Rauchfaß zu ergreifen und
Das Reich dir anzumaßen?

Mahomet.

Dieſes Recht
Giebt ſich der hohe Geiſt, der große Plane
Zu faſſen und beharrlich zu verfolgen
Verſtehet, ſelbſt, und fühlet ſich geboren
Das dunkle, das gemeine Menſchenvolk zu leiten.

Sopir.

Und jeder muthige Betrüger dürfte
Den Menſchen eine Kette geben? Er
Hat zu betrügen Recht, wenn er mit Größe
Betrügt?

Mahomet.

Wer ſie und ihr Bedürfniß kennt
Und dieß befriedigt, der betrügt ſie nicht.
Sie ſehnen ſich nach neuem Gottesdienſt,
Der meine wird ihr Herz erheben. Das
Bedürfen ſie. Was brachten deine Götter
Hervor? wann haben ſie wohlthätig ſich gezeigt?
Entſpringt der Lorbeer zu den Füßen ihres
Altares? Nein! dein niedrig dunkler Sinn
Entwürdiget die Menſchen und entnervt ſie,
Macht ſie beſchränkt und ſtumpf. Doch meine Lehre
Erhebt den Geiſt, entwickelt Kraft und Muth,

Macht unerſchütterlich, und mein Geſetz
Erſchafft ſich Helden!

Sopir.

Räuber magſt du ſagen!
Bey mir kann deine Lehre nicht gedeihn.
Rühm' in Medina deines Trugs dich,
Wo deine Meiſter unter deinen Fahnen,
Verführt, ſich ſammeln, wo ſich deines Gleichen
Zu deinen Füßen werfen.

Mahomet.

Seines Gleichen
Hat Mahomet ſchon lange nicht geſehen.
Bezwungen iſt Medina, Mekka zittert,
Dein Sturz iſt unvermeidlich. Nimm den Frieden an!

Sopir.

Auf deinen Lippen ſchallt der Friede, doch
Dein Herz weiß nichts davon. Mich wirſt du nicht
Betrügen.

Mahomet.

Brauch' ich das? der Schwache nur
Bedarf des Trugs, der Mächtige befiehlt.
Befehlen werd' ich morgen das, warum
Ich heute dich erſuche. Morgen kann ich
Mein Joch auf deinem Nacken ſehen, heute
Will Mahomet dein Freund ſeyn.

Sopir.

Freunde? mir?
Auf welch ein neues Blendwerk rechneſt du?
Wo iſt der Gott, der ſolch ein Wunder leiſtet?

Mahomet.

Er iſt nicht fern, iſt mächtig! ſein Gebet
Wird ſtets befolgt, er ſpricht zu dir, durch mich.

Sopir.

Wer?

Mahomet.

Die Nothwendigkeit, dein Vortheil!

Sopir.

Nein!

Eh' uns ein ſolches Band vereinen ſoll,
Eh' mag die Hölle ſich dem Himmel paaren.
Der Vortheil iſt dein Gott, der meine bleibt
Gerechtigkeit, und ſolche Feinde ſchließen
Kein ſicher Bündniß. Welch ein Pfand vermagſt du
Zur Sicherheit der unnatürlichen
Verbindung vorzuſchlagen? Iſt's vielleicht
Dein Sohn, den dir mein Arm geraubt? Vielleicht
Willſt du das Blut mir zeigen meiner Kinder,
Das du vergoſſen?

Mahomet.

Deine Kinder! ja!
Vernimm denn ein Geheimniß, das allein
Ich auf der Welt bewahre! Du beweineſt
So lange deine Kinder, und ſie leben.

Sopir.

Sie leben! ſagſt du? Himmel! Tag des Glücks!
Sie leben! und durch dich ſoll ich's erfahren!

Mahomet.

In meinem Lager, unter meinen Sclaven.

Sopir.

Sie dienen dir? ſie, meine Kinder, dir?

Mahomet.

Wohlthätig nährt' ich ſie und zog ſie auf.

Sopir.

Und du erſtreckteſt nicht den Haß auf ſie?

Mahomet.

An Kindern ſtraf' ich nicht der Väter Schuld.

Sopir.

Vollende! ſprich! enthüll ihr ganz Geſchick.

Mahomet.

Ihr Leben iſt, ihr Tod in meiner Hand.
Du ſprichſt ein einzig Wort, und ſie ſind dein.

Sopir.

Ich kann ſie retten? Nenne mir den Preis!
O laß die Bande mich mit ihnen tauſchen!
Willſt du mein Blut, es fließet gern für ſie.

Mahomet.

Nein! komm vielmehr und tritt auf meine Seite.
Durch dein Gewicht befeſtige das Reich.
Verlaſſe deinen Tempel, übergieb
Mir Meſſa, ſey gerührt von meinem Glauben,
Den Koran kündige den Völkern an,
Dien' als Prophet, als treuer Eifrer mir;
Frey iſt dein Sohn, ich bin dein Eidam.

Sopir.

Götter!
In welcher Prüfung habt ihr mich geſpart?
Ja ich bin Vater! Mahomet! ich fühle,
Nach fünfzehn Schmerzensjahren, ganz das Glück,

Das mich erwartete, wenn ich ſie wieder
Vor mir erblickte, ſie an dieſes Herz
Noch einmal ſchlöſſe. Gerne wollt' ich ſterben,
Von ihren Armen einmal noch umfangen;
Doch wenn du forderſt, daß ich meinen Gott,
Mein Vaterland an dich verrathe, mich
In ſchnöder Heuchelei vor dir erniedrige;
So fordre lieber, daß ich die Geliebten
Mit eignen Händen erſtre; meine Wahl
Wird keinen Augenblick im Zweifel ſchweben.

(Geht ab.)

Mahomet.

Ich ſtolzer Bürger, eigenſinn'ger Greis!
Du forderſt ſelbſt zur Grauſamkeit mich auf,
Zur unbezwungnen Härte.

Sechſter Auftritt.

Mahomet. Omar.

Omar.

Zeige ſie,
Wenn wir nicht fallen ſollen. Deiner Feinde
Geheimniſſe ſind mir verkauft, es ſteht
Die Hälfte des Senates gegen dich. Sie haben
Dich heimlich angeklagt und dich verdammt,
Und des Gerichtes heilge Scheu verbirgt
Den Meuchelmord, auf den man ſinnet. Morgen,
Gleich wenn der Stillſtand endet, ſoll Sopis
Und ſeine blut'ge Rache triumphiren.

Mahomet.

Ereilen ſoll ſie meine Rache! Fühlen
Soll dieſes widerſpenſt'ge Volk die Wuth
Des Manns, der zu verfolgen weiß. Sopir
Soll untergehn.

Omar.

Wenn dieſes ſtarre Haupt
Zu deinen Füßen liegt, iſt alles dein,
Die andern beugen ſich; doch ſäume nicht.

Mahomet.

Ich muß den Zorn in meiner Bruſt verhalten,
Die Hand verbergen die den Streich vollbringt,
Wenn mir des Pöbels Auge ling hinweg
Nach einem andern lenken.

Omar.

Hütteſt du
Den Pöbel?

Mahomet.

Nein, doch muß er uns verehren.
Drum brauch' ich einen Arm, der mir gehorcht,
Die Frucht ſey unſer und er trag' die Schuld.

Omar.

Der Arm iſt ſchon gefunden! Niemand iſt
Zu ſolcher That geſchickter als Seide.

Mahomet.

Du glaubſt!

Omar.

Er wohnt als Geiſel bey Sopiren,
Er nahet ſich ihm frey und findet leicht

Den Augenblick, die Rache zu vollbringen,
Und ſein beſchränkter Sinn macht ihn geſchickt.
Die andern, die ſich deiner Gunſt erfreun,
Sind eifrig, aber klug. Erfahrung lehrte
Sie deinen Vortheil und den eignen kennen,
Auf bloßen Glauben wagte keiner leicht
Die Schreckensthat, die ihn verderben kann.
Ein einfaches Gemüth bedarf's, das muthig blind
In ſeine Sclaverey verliebt ſey. Nur
Die Jugend iſt die Zeit der vollen Täuſchung.
Seide hegt die Glut des Aberglaubens
In ſeinem Buſen, anzufachen iſt
Sie leicht.

Mahomet.

Seiden wählſt du?

Omar.

Ja, den ſchlag' ich vor,
Des kühnen Feindes unbezähmten Sohn,
Der mit verbotnen Flammen dich verletzt.

Mahomet.

Er ſey verwünſcht! Nenn' ihn vor mir nicht mehr!
Die Aſche meines Sohnes ruft um Rache.
Gefahr häuft auf Gefahr ſich jede Stunde,
Und Leidenſchaften wüthen in der Bruſt;
Mich zieht eine holde Schönheit an,
Ihr Vater iſt mein unverſöhnter Feind.
Abgründe liegen um mich her, ich ſchreite
Hindurch nach einem Thron! und ein Altar,
Dem neuen Gott errichtet, iſt ſogleich

Von unerhörten Opfern gräßlich Hunen.
Soyir muß untergehn, ſo auch ſein Sohn.
Mein Vortheil will's, mein Haß und meine Liebe.
Sie reißen mich gewaltig mit ſich hin.
Die Religion verlangt es, die wir bringen,
Und die Nothwendigkeit, ſie fordert's mit Gewalt.

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Palmire. Seide.

Palmire.

Verweile! ſprich! Welch Opfer kann es ſeyn?
Welch Blut? das insgeheim die göttliche
Gerechtigkeit verlangt. Verlaß mich nicht
In dieſen ahndungsvollen Augenblicken.

Seide.

Gott würdigt, Gott beruft mich! dieſen Arm
Hat er erwählt, ich ſoll ihm näher treten.
Ein heil'ger Eid, ein hoher, ſchreckensvoller,
Soll mich dem Unerforſchlichen verbinden.
Mich führet Omar zu dem Heil'gen ein,
Ich ſchwöre Gott für ſein Geſetz zu ſterben,
Mein zweyter Schwur, Palmire, bleibt für dich.

Palmire.

Du gehſt allein, warum? Was ruft man dich
Von mir hinweg? O, könnt' ich mit dir gehen!
An deiner Seite fühlt' ich keine Furcht.
Ich bin beängſtet. Eben Omar wollte

Mich tröſten, ſtärken; doch er ſchreckte mich.
Er ſprach geheimnißvoll, ſprach von Verrath,
Vom Blut das fließen werde, von der Wuth
Der Aelteſten des Volks, von Meutereyn
Sopirens. Wenn der Stillſtand nun erliſcht,
Was wird es werden? Flammen brennen ſchon,
Die Dolche ſind bereit, ſie ſind gezuckt,
Sie werden treffen. Der Prophet hat es
Geſagt, er trüget nicht. Was wird aus uns?
Ich fürchte von Sopiren alles, alles für
Seinen.

Seide.

Wär' es möglich, daß Sopir
Ein ſo verrätheriſch Herz im Buſen trüge!
Als Geiſel trat ich heute vor ihm auf;
Mit Adel und mit Menſchlichkeit empfing
Er mich ſo ſchön, im Innern fühlt' ich mich,
Wie von geheimer Macht, zu ihm gezogen,
Und unſern Feind konnt' ich in ihm nicht ſehn.
Sein Nahme, ſeine hohe Gegenwart
Erfüllten mich mit Ehrfurcht, ſie verdeckten
Dem unerfahrnen Jüngling ſeine Tücke
Und ſchloſſen mir das Herz gewaltig auf.
Doch nein, dein Anblick war's, da ich dir wieder
Zum erſtenmal begegnete, mein Glück
Von ganzer Seele fühlte, jeden Schmerz vergaß,
Und Furcht und Sorgen alle von mir wieß.
Nichts kannte, ſah, nichts hörte mehr als dich;
Da fühlt' ich mich auch glücklich bey Sopiren.
Nun haß' ich den Verführer deſto mehr,

Und will der Stimme, die für ihn ſich regt,
In meinem Herzen kein Gehör verleihn.

Palmire.

Wie hat der Himmel unſer Schickſal doch
In allem innigſich verbunden! uns
Zu Einem Willen, väterlich, vereint!
Auch ich, Geliebter, wär' ich nicht die Deine
Und zöge mich unwiderſtehlich nicht
Die Liebe zu dir hin, begeiſterte
Mich Mahomets erhabne Lehre nicht,
Wie dich, wie gern würd' ich Sopiren trauen.

Seide.

Das iſt Verſuchung, die uns zu dem Manne
Zu reißen ſtrebet. Laß uns widerſtehn,
Des Gottes Stimme hören, dem wir dienen.
Ich gehe jenen großen Eid zu leiſten!
Gott, der mich hört, wird uns begünſtigen.
Und Mahomet, als Prieſter und als König,
Wird unſre reine Liebe ſegnend krönen;
Dich zu beſitzen wag' ich jeden Schritt.

Zweyter Auftritt.

Palmire.

Er geht beherzt; doch kann ich meinen Geiſt
Von einer ſchwarzen Ahnung nicht befreyen.
Die Sicherheit geliebt zu ſeyn, das reine
Gefühl zu lieben, heitert mich nicht auf.
Der lang erſehnte Tag erſcheinet mir
Ein Tag des Schreckens. Welchen Schwur verlangt

Man von Seiden? Es verwirrt mich! Alles
Erreget mir Verdacht. Sopiren fürcht' ich
Und wenn ich mein Gebet zu Mahomet
Erhebe, ſtößt ſein heilger Nahme mir
Ein Grauen ein, ſo ſehr ich ihn verehre.
Befrey', o Gott! aus dieſer Lage mich!
Mit Zittern dien' ich dir, gehorche blind.
Mach' dieſer Angſt ein Ende, dieſen Thränen!

Dritter Auftritt.

Mahomet. Palmire.

Palmire.

O Herr! dich ſendet mir ein Gott zu Hülfe.
Seide —

Mahomet.

(ſeinen Zorn verbergend.)

Welch Entſetzen faßte dich?
Bin ich nicht hier? was fürchtet man für ihn?

Palmire.

O Gott! ſoll ich noch mehr geängſtet werden!
Welch unerhörtes Wunder! du biſt ſelbſt
Erſchüttert? Mahomet iſt auch bewegt?

Mahomet.

Ich ſollt' es ſeyn, und wär ich es um dich.
Wo iſt die Scham? daß deine Jugend mir
Gewaltſam Flammen zeigen darf, die ich
Vielleicht mißbillige. Und könnteſt du
Gefühle nähren, die ich nicht gebot?
Dich warnte keine Stimme? kein geheimes,

Wohlthät'ges Schrecken? dich, die ich gebildet,
Muß ich ſo ganz verändert wieder finden!
Haſt du dem Vater alle Dankbarkeit,
Dem heiligen Geſetze Treu und Ehrfurcht
Und deinem Herrn Gehorſam abgeſchworen?

Palmire.

(ſinkt nieder.)

Was ſagſt du? Ueberraſcht und zitternd liegt
Palmire dir zu Füßen. Schaudernd ſenk' ich
Den Blick zum Boden. Ja, ich fühlte mich
Vernichten; hielte mich die Kraft
Unſchuld'ger, reiner Liebe nicht empor.
Wie? haſt du nicht mit günſt'gen Blicken ſelbſt,
An dieſem Ort, auf uns herab geſehn?
Die Hoffnungen genähret und gebilligt?
Ach! dieſes ſchöne Band, das Gott um uns
Geſchlungen, feſſelt uns noch mehr an dich.

Mahomet.

Der Unbeſonnene verſichert ſein Glück.
Verbrechen lauern auch der Unſchuld auf.
Das Herz kann ſich betrügen. Dieſe Liebe,
Du kannſt mit Thränen ſie, mit Blut bezahlen.

Palmire.

Mein Blut? mit Freuden fließ es für Seiden.

Mahomet.

Du liebſt ihn ſo?

Palmire.

Seit jenem Tag als Hemmen
Uns deinen heil'gen Händen übergab,
Wuchs dieſe Neigung, ſtill allmächtig, auf.

Wir liebten, wie wir lebten, von Natur.
So giengen Jahre hin, wir lernten endlich
Den ſüßen Nahmen unſers Glücks kennen,
Und nannten Liebe nun, was wir empfanden.
Wir dankten Gott; denn es iſt doch ſein Werk.
Du ſagſt es ja, die guten Triebe kommen
Von ihm allein, und was in unſrer Bruſt
Er Gutes ſchafft, iſt ewig, wie er ſelbſt.
Sein Wille wechſelt nie. Nein! er verwirft
Die Liebe nicht, die aus ihm ſelbſt entſprang.
Was Unſchuld war, wird immer Unſchuld ſeyn,
Kann nicht Verbrechen werden.

Mahomet.

Ja es kann!
Drum zittre! Bald erfährſt du ein Geheimniß!
Erwart' es, und erwarte was ich dir
Zu wünſchen und zu meiden anbefehle.
Mir glaubſt du, mir allein.

Palmire.

Und wem als dir?
An deinen Lehren und Befehlen hält
Der Ehrfurcht heilige Gewohnheit mich.

Mahomet.

Bey Ehrfurcht iſt nicht immer Dankbarkeit.

Palmire.

Ich fühle beyde. Könnten ſie verlöſchen;
So ſtrafe mich Seidens Hand vor dir!

Mahomet.

(mit verbiſſenem Zorn.)

Seidens!

Palmire.

Blicke mich nicht zornig an!
Mein Herz iſt ſchwer gebeugt, du wirſt es brechen.

Mahomet.

(geſaßt und gelind.)

Ermanne dich und nähere dich mir.
Ich habe nun dein Herz genug geprüft,
Du kannſt auf meinen Beyſtand dich verlaſſen.
Vertrauen ſordr' ich und du giebſt es gern,
Und dein Gehorſam gründet dein Geſchick.
Sorgt' ich für dich, gehörſt du mir; ſo lerne
Das, was ich dir beſtimmte, zu verdienen.
Und was ein göttlicher Befehl Beiden auch
Gebieten kann, darin beſtärk' ihn, laß
Zur Stimme ſeiner Pflicht die deine ſich geſellen.
Er halte ſeinen Schwur! dieß iſt der Weg
Dich zu verdienen.

Palmire.

Zweifle nicht, mein Vater!
Was er verſprach, erfüllt er. Wie für mich
Steh' ich für ihn. Beide betet dich
Mit vollem Herzen an, wie er mich liebt.
Du biſt ihm König, Vater, einz'ger Schutz.
Ich weiß, ich fühl' es! und ich ſchwör' es, hier
Zu deinen Füßen, bey der Liebe, die
Ich für ihn hege. Und ich eile nun
Zu deinem Dienſt ihn treulich anzufeuern.

Vierter Auftritt.

Mahomet.

Sie macht mich zum Vertrauten ihrer Liebe!
Mit Offenheit beſchämt ſie meine Wuth,
Mit Kinderſinn ſchwenkt ſie den Dolch auf mich!
Verruchte Brut! verhaßt Geſchlecht! du biſt
Zu meiner Qual geboren; Vater, Kinder,
Eins wie das andre! doch ihr ſeid, zuſammen,
Des Haſſes wie der Liebe Wuth und Macht
An dieſem Schreckenstage grimmig fühlen.

Fünfter Auftritt.

Mahomet. Omar.

Omar.

Die Zeit iſt da! bemächt'ge dich Palmirens,
Beſetze Mekka und Sopiren ſtrafe.
Sein Tod allein bezwingt dir unſre Bürger,
Doch alles iſt verloren, kommſt du nicht
Der feindlichen Geſinnung dieſes Manns zuvor.
Erwarteſt du des Stillſtands Ende hier;
So biſt du gleich gefangen, biſt ermordet.
Entfernſt du dich aus Mekka; wird die Frucht
Von dieſem erſten großen Schritt verſchwinden.
Drum raſch! Seide harrt, er denkt, vertieft
Und trüb, dem Schwure nach und was du ihm
Für einen Auftrag geben werdeſt, den
Er zu vollbringen ſchon entſchloſſen iſt.
Er kann Sopiren ſehn, ihm nahen. Hier

In dieſen Hallen iſt der ſchwache Mann
Gewohnt, zu Nacht, den Göttern ſeines Wahns,
Mit nicht'gen Weihrauchswolken, ſeiner Wünſche
Starrſinn'ge Thorheit zu empfehlen. Da
Mag ihn Seide ſuchen, und, berauſcht,
Vom Eifer deiner Lehre hingeriſſen,
Dem Gott ihn opfern, der durch dich befiehlt.

Mahomet.

Er opfr' ihn, wenn es ſeyn muß. Zu Verbrechen
Iſt er geboren! Er verübe ſie!
Und unter ihren Laſten ſink' er nieder.
Gerochen muß ich, ſicher muß ich ſeyn.
Die Glut der Leidenſchaft und mein Geſetz,
Die ſtrengen Schlüſſe der Nothwendigkeit
Befehlen's. Aber hoffſt du, daß ſein Herz
So vielen Glaubensmuth und Eifer hege?

Omar.

Er iſt geſchaffen, dieſen Dienſt zu thun,
Und zu der That wird ihn Palmire treiben.
In Lieb' und Schwärmerey ſchwebt ſeine Jugend
Und ſeine Schwäche kehret ſich in Wuth.

Mahomet.

Haſt du mit Schwüren ſeinen Geiſt gebunden?

Omar.

Der heiligen Gebräuche finſtre Schrecken,
Verſchloſſne Pforten, ungewiſſes Licht,
Ein dumpfer Schwur, der ew'ge Strafen droht,
Umfiengen ſeinen Sinn. Zum Vatermord
Drückt' ich den ſchärfſten Stahl in ſeine Hand,
Und unter heilgem Nahmen ſacht' ich, wild,

Die Flamme des Partheigeiſts in ihm auf.
Er kommt.

Sechster Auftritt.

Mahomet. Seide. Omar.

Mahomet.

O! Sohn! des Höchſten, der dich ruft,
Vernimm in meinen Worten ſeinen Willen.
Du biſt beſtimmt, des heil'gen, einz'gen Dienſtes
Verachtung, biſt beſtimmt Gott ſelbſt zu rächen.

Seide.

Als König, Hohenprieſter, als Propheten,
Als Herrn der Nationen, den der Himmel
Ausdrücklich anerkennt, verehr' ich dich.
Mein ganzes Weſen, Herr! beherrſcheſt du;
Erleuchte nur, mit einem Wort, den dunklen
Gelehr'gen Sinn! Gott rächen! ſoll ein Menſch?

Mahomet.

Durch deine ſchwachen Hände will der Herr
Die Schaar unheiliger Verächter ſchrecken.

Seide.

So wird der Gott, deß Ebenbild du biſt,
Zu rühmlich groſſen Thaten mich berufen?

Mahomet.

Gehorche wenn er ſpricht, das ſey dein Ruhm.
Befolge blind die göttlichen Befehle.
Ber' an und triff! Der Herr der Heere waffnet,
Der Todesengel leitet deinen Arm.

Seide.

So ſprich! und welche Feinde ſollen nieder?
Welch ein Tyrann ſoll fallen, welches Blut ſoll fließen?

Mahomet.

Des Mörders Blut, den Mahomet verflucht,
Der uns verfolgte, der uns noch verfolgt,
Der meinen Gott beſtritt, der meine Jünger
Ermordete. Das Blut Sepirs.

Seide.

Sepirs!
Den ſollte dieſe Hand? —

Mahomet.

Verweg'ner, halt!
Wer überlegt der läſtert. Fern von mir
Vermeßner Sterblichen beſchränkter Zweifel,
Die einen Augen, eignem Urtheil traun.
Zum Glauben iſt der ſchwache Menſch berufen,
Ein ſchweigender Gehorſam iſt ſein Ruhm.
Verkennſt du wer ich bin? Verkennſt du, wo
Des Himmels Stimme dir verkündigt wird?
Wir ſind in Mekka. Wenn ſein Volk bisher
Abgöttern ſich im Wahn dahingegeben;
So bleibt doch dieſer Boden, dieſe Stadt
Das Vaterland der Völker Orients.
Warum ſoll dieſer Tempel alle Welt
Verſammelt ſehn? warum ſoll ich von hier
Ein neu Geſetz verkündigen? warum
Bin ich als König, Hoherprieſter
Hierhergeſandt? warum iſt Mekka heilig?
Erfahr' es! Abraham iſt hier geboren!

In dieſem Raume ruhet ſein Gebein.
War es nicht Abraham, der ſeinen Sohn,
Den einz'gen, am Altar, das ew'ge Wort
Anbetend, feſſelte; für ſeinen Gott,
Die Stimme der Natur erſtickend, ſelbſt
Das Meſſer nach dem vielgeliebten Buſen zuckte?
Wenn dieſer Gott dich nun zur Rache ruft,
Wenn ich die Strafe ſeines Feinds verlange,
Wenn er dich wählt, ſo darfſt du zweifelnd ſchwanken?
Hinweg du Götzendiener! Nimmer warſt du werth,
Ein Muſelmann zu ſeyn! Such' einen andern Herrn.
Schon war der Preis bereit, Palmire dein,
Dem Himmel trotzeſt du, verachteſt ſie.
Du wirſt ihm, Schwacher, Feiger, nicht entfliehen,
Die Streiche fallen auf dich ſelbſt zurück.
Verbirg dich, krieche, diene meinen Feinden!

Seide.

Ich höre Gottes Stimme, du befiehlſt,
Und ich gehorche.

Mahomet.

Ja gehorche! triff!
Mit eines ungerechten Blut beſpritzt
Gehſt du in's ew'ge Leben herrlich ein.

(zu Omar)

Folg' ihm von fern und halte ſtets auf ihn
Und ſeinen Gang dein Auge wachend offen.

Siebenter Auftritt.

Seide.

Den Greis zu morden, deſſen Geiſel ich,

Ja, deſſen Gaſt ich bin! Der, ſchwach und wehrlos,
Von ſeiner Jahre Laſt gebändigt, ſchwankt!
Genug! So fällt ein armes Opferlamm
Auch am Altar. Sein Blut gefällt dem Himmel.
Hat Gott mich nicht zum Prieſter dieſer That
Erleſen? Schwur ich nicht? — Sie ſoll geſchehn.
Kommt mir zu Hülfe! Männer, deren Arm
Mit hoher Kraft Tyrannen nieder ſchlug,
Mein Eifer ſchließt an eure Wuth ſich an,
Beſchleunigt meiner Hände heil'gen Mord!
Komm Engel Mahomets! Vertilger, komm!
Mit wilder Grauſamkeit durchdringe mich! —
Was muß ich ſehn? Hier tritt er ſelbſt heran?

Achter Auftritt.

Sopir. Seide.

Sopir.

Verwirrt, Seide, dich mein Auge? ſieh
Mich mit Vertrauen an; denn ich verdien's.
Blick' in mein Herz, es iſt für dich beſorgt,
Du biſt, als Geiſel, in bedenklicher,
Gefahrenvoller Zeit mir übergeben,
Du rührſt mich, und nur wider Willen zähl' ich
Dich unter meine Feinde. Wenn der Stillſtand
Den Drang der raſchen Kriegswuth hemmt;
So kann der Schein des Friedens bald verſchwinden.
Mehr ſag' ich nicht. Doch wider Willen bebt
Mein Herz, bey der Gefahr, die dich umgiebt.

Geliebter Fremdling! Eines bitt' ich nur,
In dieſen Stürmen, die uns drohn, verlaß
Mein Haus nicht! Hier allein iſt Sicherheit.
Hier ſteh' ich für dein Leben, mir iſt's werth.
Verſprich mir's!

Seide.

Harte Pflicht. O! Gott im Himmel!
Sopir, und haſt du keinen andern Zweck
Als mich zu ſchützen? Ueber meine Tage
Zu wachen? Mußt' ich ſo ihn kennen lernen,
Jetzt da ſein Blut von mir gefordert wird!
O! Mahomet! verzeihe dieſe Regung.

Sopir.

Erſtaunſt du, daß ich einen Feind bedaure?
Doch ich bin Menſch, und das iſt mir genug,
Unglückliche zu lieben, zu beſchützen,
An deren Unſchuld meine Neigung glaubt.
Vertilget, große Götter, von der Erde
Den Mann, der Menſchenblut mit Luſt vergießt!

Seide.

Wie greift dies Wort an mein zerrüttet Herz!
Die Tugend kennt auch meines Gottes Feind?

Sopir.

Du kennſt ſie wenig, weil du ſtaunſt. Mein Sohn,
In welchem tiefen Irrthum wandelſt du?
Betäubte ſo die Lehre des Tyrannen
Den guten, den natürlich reinen Sinn,
Daß nur die Muſelmänner tugendhaft
Und alle Menſchen dir Verbrecher ſcheinen?
So mißgebildet hat zur Grauſamkeit

Der Wahn dich ſchon, daß, ohne mich zu kennen,
Du mir, als einem Sohn des Grevels, fluchteſt?
Verzeihen kann ich ſolchen Irrthum dir,
Er iſt nicht dein, er iſt dir aufgezwungen;
Doch hebe ſelbſt den freyen Blick empor
Und ſprich: iſt das ein Gott, der Haß gebietet?

Seide.

Wie fühl' ich mich mit einemmal verändert!
Von dieſem Schreckensgott hinweggezogen,
Zu dir, zu dir, den ich nicht haſſen kann.

Sopir.

Je mehr ich mit ihm rede, deſto mehr
Wird er mir lieb und werth. Sein zartes Alter,
Die Offenheit, ſein Schmerz und ſeine Zweifel —
Sie ſtimmen mich zum herzlichſten Gefühl.
Wie! iſt es möglich, daß mich ein Soldat,
Des Ungeheuers Sclave, der ſich ſelbſt
Mit Abſcheu von mir wendet, mich gewinnen,
Mein Herz gewaltig zu ſich reißen kann?
Wer biſt du? welches Blut hat dich gezeugt?

Seide.

Von meinen Eltern weiß ich nichts zu ſagen.
Nur meinen Herren kenn' ich, dem bisher
Ich treu gedient und den ich zu verralhen
Beginne, ſeit ich dir mein Ohr geliehn.

Sopir.

Du kannteſt deinen Vater nicht?

Seide.

Das Lager
War meine Wiege, und mein Vaterland

Das Heiligthum, das Mahomet erleuchtet.
Man bringt ihm jährlich Kinder, zum Tribut,
Und er war mir vor allen andern gnädig.
Und so verpflichtete mein Herz sich ihm.

Sopir.

Ich lobe dich und deine Dankbarkeit,
Sie ist ein schön Gesetz für edle Herzen;
Doch Mahomet verdiente nicht das Glück
Dir und Palmiren wohl zu thun. Du schauderst,
Du bebst und wendest deinen Blick von mir?
Ist es ein Vorwurf, der dein Herz zerreißt?

Seide.

Wer ist an diesem Tage frey von Schuld?

Sopir.

Erkennst du sie; so hast du sie gebüßt.
Ich rette dich, es fließt nur schuld'ges Blut.

Seide.

Und sollte sein's von diesen Händen tropfen?
O Schwur! Palmire! Gott! Es ist zu viel!

Sopir.

Komm ohne Zaudern. Nur in meinen Armen
Ist Sicherheit. Komm, daß ich dich verberge.
Denn alles hängt an diesem Augenblick.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Omar.

Omar.

Wohin? dich fordert Mahomet zu sich.

Seide.

Wo bin ich? Himmel! was ſoll ich beginnen?
Das Wetter ſchlägt auf beiden Seiten ein.
Wohin mich flüchten, dieſe Quaal zu enden?
Wohin?

Omar.

Zu dem erwählten Manne Gottes.

Seide.

Ja, meinen blut'gen Vorſatz abzuſchwören!

Zehnter Auftritt.

Sopir.

Er eilt, ich laß ihn gehn? Befiehlt als Herr
Schon Mahemet in unſern Mauern?
Iſt dieſer Jüngling nicht als Geiſel mein?
Ich laß ihn gehn? Doch nein, er flieht vor mir,
Er geht verzweifelt, ſchaudervoll getroffen,
Ihm folgt mein Herz mit ſorgenvollem Zug.
Welch eine Schuld kann dieſe Jugend martern?
Welch ein Gefühl für ihn durchzittert mich?
In dieſen räthſelhaften Augenblicken
Bin ich für ſein Geſchick mehr als für mich,
Als für der Vaterſtadt Gefahr beſorgt.
Wo find' ich ihn? wo ſoll ich Ruhe finden?

Eilfter Auftritt.

Sopir. Phanor.

Sopir.

Was bringſt du Phanor?

Phanor.

Dieſe Tafel gab
Ein Araber mir ins geheim.

Sopir.

Was iſt's? —
Wie? Hammon! Götter! trügt das Auge mich?
Iſt's möglich, wollt ihr meinen Jammer enden?
Er will mich ſprechen, Hammon, deſſen Arm
Im harten Kampf die Kinder mir entriß.
Sie leben, ſagt er, unter Mahomets
Geſetzen leben ſie. So iſt es wahr!
Was ich für Liſt des frechen Feindes hielt,
Die mich zu ſchnödem Abfall locken ſollte.
Der Hoffnung darf ich mich ergeben! Welch
Ein Lichtſtrahl blicket durch die Nacht mich an!
Weiß doch Palmire nicht woher ſie ſtammt!
Seide weiß es nicht und mein Gefühl
Riß mich zu beyden allgewaltig hin.
Sie! meine Kinder! Hoffnung trüge nicht!
In meinem Elend ſchmeichl' ich mir zu viel.
Soll ich der tiefen ſüßen Rührung glauben?
Und künden dieſe Thränen mir ſie an.
Wo eil' ich hin? wo kann ich ſie umfangen?
Was hält mein Fuß mich an dem Boden feſt?
Vom Alter und vom Unglück glaub' ich mich
Gefühlt, daß nichts mich überraſchen könne,
Nun überraſcht mich ein unendlich Glück.
Nur heimlich kann mich Hammon ſehen. Bring'
Ihn dieſe Nacht, durch dieſe Hallen her.
Am Fuße des Altars, wo meine Thränen,

Wo ungeſtümer Jammer vor den Göttern
Sich ausgoß, bis ſie endlich ſich erweichten,
Da geb' er meine Kinder mir zurück.
Ja gebt mir, Götter! meine Kinder wieder!
Und dieſes junge Paar, das mich bisher
Bedeutungsvoll gerührt, iſt es nicht mein;
So wächſt mein Reichthum an. Auch dieſe gebt
Der Tugend, der Natur, der Wahrheit wieder
Und ſo ſind denn die beyden Paare mein.

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Mahomet. Omar.

Omar.

Ja, das Geheimniß, das dich retten, rächen,
Den Deinigen den Sieg erleichtern ſoll,
Der Tod Sopirens durch Seidens Hand —
Es ſchwebet nah am Rande der Entdeckung.
Seide voll Verwirrung, unentſchloſſen,
Hat es dem alten Hammon anvertraut.

Mahomet.

Und weigert ſich das Urtheil zu vollziehn?

Omar.

Nein! Es geſchah vorher, eh du zuletzt,
Mit Feuerworten, ſeinen Muth beſeelt
Und den Beſitz Palmirens ihm, aufs neue,
Ein Bild des Paradieſes, dargeſtellt.
Er wird gehorchen.

Mahomet.

Aber Hammon?

Omar.

Er
Schien mir beſtürzt, er ſchien ein tiefes Mitleid

Mit Vater und mit Sohn zu fühlen. Seine
So lang' erprobte Treue ſchien zu wanken,
Und dieſen Mann, der deinem Willen ganz
Ergeben war, ſah ich mit Zweifeln kämpfen.
Ach! rief er aus: ich hoffte Mahomet
Sey nun geſinnt, die Kinder ihrem Vater,
Als Pfänder des Vertrages, zu erſtatten.

Mahomet.

Ich kenn' ihn; ſchwach iſt Hammon, und der Schwache
Wird leicht Verräther. Omar laß ihn fühlen,
Daß er Geheimniß und Gefahren theilt,
Und daß, in Augenblicken der Entſcheidung,
Mir, ungeſtraft, ſich niemand widerſetzt.
Entfernt er ſich von ſeiner Pflicht; ſo ſey
Ein läſt'ger Zeuge gleich hinweggeräumt.

Omar.

Das Unvermeidliche ſoll raſch geſchehn.

Mahomet.

So ſey's! In Einer Stunde mag man uns
Zum Richtplatz führen, wenn Sopir nicht fällt.
Er falle! Mehr bedarf's nicht! Das erſchreckte Volk
Wird meinen Gott, der ſich für mich erklärt,
Der mich vertheidigte, verehren. Dieſes iſt
Der erſte Schritt. Doch haſteſt du dafür,
Daß auch Seide gleich, wenn ihm das Blut
Des Vaters von den Händen nieder trieſt,
Den Tod in ſeinen Eingeweiden fühle.
Iſt ihm der Gift bereitet?

Omar.

Schon gegeben!

Mahomet.

Nun eile, blick' umher! Und wache. Handle!

(Omar ab.)

So bleibe der geheimnißvolle Knoten,
Der schwarzen Thaten dieses Augenblicks,
Im Tod verborgen und vom Grab bedeckt.
Palmirens Vater falle! neben ihm
Ihr Bruder, ihr Geliebter; doch sie selbst,
Unwissend, werfe sich, in dieser Nacht
Des Schreckens, der Gefahr, in meinen Arm.
Willkommen, Finsterniß! willkommen Blut!
Der Leichen, der Lebend'gen starre Blässe!
Aus dieser nächt'gen Stille soll das Aechzen
Der Sterbenden ertönen, dann Gemurmel
Des aufgeregten Volks die Halle füllen.
Und das Geräusch vermehrt sich, das Geschrey.
Nach Waffen ruft der eine, still ergreift
Der andre schon die Flucht. Man ruft den Nahmen
Sopirens aus, man jammert, fordert Rache.
Doch meine Krieger, die Parthey des Volks,
Die mich verehrt, sie dringen an, mein Nahme,
Des Sieges Loosung, tönt, und nieder gleich
Gestreckt sind meine Feinde, gleich verjagt —
Und zwischen den Gefahren bebend sucht
Palmire Schutz bey ihrem einz'gen Herrn.
Sie sieht mich bey dem Schein der Fackeln kommen,
Der Schwerter Blinken hält sie nicht zurück,
Kein Blut, kein Leichnam hemmet ihren Fuß,
Und über ihren eignen Vater fliegt sie weg;
Und, aufgeregt von Schrecken, Furcht und Hoffnung,

Verſunken im Gefühl, an meiner Bruſt
Gerettet ſich zu ſehen, halb im Traum,
Am Rande der Vernichtung, lernet ſie
Der Liebe Glück, in meinen Armen, kennen.

(ab.)

Zweyter Auftritt.

Seide.

So muß ich denn die fürchterliche Pflicht
Erfüllen! Hier und bald! Es ſoll geſchehn.
Ich wußte meinem Herrn nichts zu erwiedern,
Ein heil'ger Schauer überfiel mein Herz;
Doch überredet war es nicht. Noch jetzt
Zuckt mir durch alle Glieder bald ein Krampf,
Bald preßt er mir das Herz und bald das Haupt,
Die Kniee wanken und die Hände ſinken,
Ich kann nicht vorwärts, nicht zurück. Doch bald
Fühl' ich ein neues Feuer mir im Buſen,
Fühl' ich das Blut in raſchem Puls belebt.
Der Himmel hat geboten, ich gehorche.
Welch ein Gehorſam! und was koſtet er!

Dritter Auftritt.

Palmire. Seide.

Seide.

Palmire wagſt du's? welch unſeel'ger Trieb
Kann dich an dieſen Ort des Todes führen?

Palmire.

Die Furcht, die Liebe leiten mich hierher.
Mit heißen Thränen laß mich deine Hände,
Geweiht zu einem heil'gen Morde, baden!
Welch schrecklich Opfer fordert Mahomet,
Und du willst ihm, willst seinem Gott gehorchen?

Seide.

Du, deren rein Gefühl, du, deren Liebe
Mich ganz beherrscht, o! sprich mir mächtig zu!
Entscheide die verworrne Wuth, erleuchte
Den trüben Geist, und leite meine Hand,
Statt eines Gottes, den ich nicht begreife.
Warum erwählt man mich? Ist unser Gott
Denn nur ein Gott der Schrecken, sein Prophet,
Zeigt er uns nur den unerbittlichen?

Palmire.

Wer darf zu fragen, wer zu untersuchen
Sich unterstehen? Mahomet durchschaut
Die Tiefen unsres Herzens, unsere Seufzer
Vernimmt er alle, kennet meine Thränen.
An Gottes Statt wird er verehrt von allen,
Das weiß ich. Zweifeln schon ist Lästerung.
Und dieser Gott, den er so stolz verkündet,
Er ist der wahre, denn der Sieg beweißt's.

Seide.

Er ist es, denn Palmire glaubt an ihn.
Doch mein verwirrter Geist begreift noch nicht,
Wie dieser gute Gott, der Menschen Vater,
Zum Meuchelmorde mich bestimmen kann.
Ich weiß, mein Zweifel schon ist ein Verbrechen;

Das Opfer fällt, den Prieſter rührt es nicht,
Und ſo verdammt des Himmels Wort Sopiren,
Mir ruft es zu: erfülle das Geſetz!
Vor Mahomet verſtummt' ich, fühlte mich
Gekehrt des Himmels Winke zu erfüllen,
Ich eilte das Gericht ſchon zu vollziehn.
Ach! welch ein andrer Gott hielt mich zurück?
Als ich den unglückſeligen Sopir
Erblickte, fühlt' ich meiner Ueberzeugung
Gewalt verſchwinden, und vergebens rief
Die Pflicht zum Mord mich auf. Gelinde kräftig
Sprach an mein innres Herz die Menſchlichkeit.
Dann aber griff mit Eifer und mit Würde
Mich Mahomet und meine Schwachheit an.
Mit welcher Größe, welchem Ernſte, riß
Er aus dem weichlichen Gefühl mich auf.
So ſtand ich da, gehärtet und geſtählt.
Wie göttlich-ſchrecklich iſt Religion!
Da ſchien mein erſter Eifer mich zu treiben:
Doch trägt die Ungewißheit mich zurück,
Von herber Wuth, zum Mitleid und Verſchonen.
So dränget das Gefühl mich hin und her,
Mich ſchreckt der Meineid, wie die Grauſamkeit.
Ich fühle mich zum Mörder nicht geſchaffen;
Doch Gott hat es geboten; ich verſprach's,
Und ich verzweifle nun, daß ich's gethan.
Im Sturme ſiehſt du mich umhergetrieben,
Die hohe Woge trägt mich zum Entſchluß,
Sie reißt mich wieder weg. O könnteſt du
Im ungeſtümen Meer den Anker werfen!

Wie fest sind unsre Herzen nicht vereint;
Doch ohne dieses Opfer kann das Band,
So drohte Mahomet, uns nicht umschlingen.
Um diesen Preis nur ist Palmire mein.

Palmire.

Ist sie zum Preise dieser That geeignet?

Seide.

Der Himmel hat's und Mahomet beschlossen.

Palmire.

Soll solcher Grausamkeit die Liebe dienen?

Seide.

Dem Mörder nur bestimmt sie Mahomet.

Palmire.

Wir unglückseligen!

Seide.

Doch der Himmel will's.
Religion und Liebe, beyden bieu' ich.

Palmire.

Ach!

Seide.

Kennst du sie: den Zwist, der unversöhnlichen
Des Ungehorsams freche Weigrung trägt?

Palmire.

Wenn seine Rache Gott in deine Hand
Gegeben, wenn er Blut von dir verlangt?

Seide.

Um dein zu seyn, was soll ich?

Palmire.

Gott! ich schaudre!

Seide.

Du haſt's geſagt, ſein Urteil iſt geſprochen.

Palmire.

Ja? wie?

Seide.

Ja du entſcheidſt.

Palmire.

Mein Wort

War ſo zu deuten? welcher Wink?

Seide.

So iſt's!

Der Himmel gab ein Zeichen mir durch dich,
Mir dich Orakel leite mein Gericht.
Die Stunde naht. Sepir wird bald erſcheinen,
Hier betet er die falſchen Götter an,
Die mir verſtocken. Geh Palmire!

Palmire.

Nein.

Ich kann dich nicht verlaſſen.

Seide.

Bleibe nicht!

Nicht in der Nähe dieſer Schreckenstat.
Der Augenblick iſt greulich. Fliehe! Hier,
Durch dieſer Hallen ſäulenreiche Räume,
Kommſt du zur Wohnung des Verbrechens hin.
Dort bleib' in Sicherheit.

Palmire.

Der alte Mann

Soll ſterben?

Seide.

Soll! das Opfer iſt beſtimmt!
Am Stande feſt ſoll meine Hand ihn halten,
Drey Stiche ſollen ſeine Bruſt durchbohren,
Und umgeſtürzt, von ſeinem Blut beſprizt,
Soll der Altar verbannter Götter liegen.

Palmire.

Durch deine Hand! im Stande! Heilig! Gott!
Hier iſt er. Weh uns!

(Der Grund des Theaters öffnet ſich, man ſieht einen Altar.)

Vierter Auftritt.

Copic. Seide. Palmire.

Copic.

(Zu ſeinen)

Hüter meines Looſes,
So lange herrſchet ihr und ſeht ihr nun
Vor dieſer Secte neuem Frevel ſiehen?
Zum letztenmal ruft meine ſchwache Stimme,
Um euretwillen, euch zu retten an.
Vertheidigt euch und uns! doch iſt's beſchloſſen,
Daß euer Antlitz von uns weichen ſoll,
Daß in dem Kampfe, der ſich bald erneut,
Gerechte fallen, Frevler ſiegen ſollen,
Wenn ihr des größten Böſewichts verſchont;

Seide.

Du hörſt, er lügt!

Copic.

Stimmt mir den Tod!

Doch gelt in dieser letzten Stunde noch
Mir meine Kinder wieder! Laßt entzückt
In ihren holden Armen mich verschwelgen,
Laßt die gebrochnen Augen sie mir schließen!
Ich wenn ich einer leisen Ahnung traue;
Es sind sie noch! O zeigt mir meine Kinder.

Palmire.

Was sagt er? Seine Kinder?

Sepir.

Heilige Götter!
Für Freuden stürb' ich über ihrer Brust.
O laßt sie unter euern Augen wandeln,
Wie ich gesinnt; doch glücklicher als ich.

Seide.

(entfernt sich.)

Zu seinen falschen Göttern traut er.

Palmire.

Halt!
Was willst du thun?

Seide.

Ihn strafen.

Palmire.

Halt! verweile!

Seide.

Dem Himmel dien' ich, und vertheue dich.
Geweiht ist dieser Stahl dem wahren Gott.
Nun soll sein Feind durch diese Schärfe fallen.
Hinaus! — Und siehst du nicht die Strahne Blut,
Die mir den Weg zum Lysenyiate zeigen?

Palmire.

Was ſagſt du?

Seide.

Ja, ſo fand ich dieſen Weg.
Er geht dahin! Ich kann mich nicht verirren.
Nur fort.

Palmire.

Ein Grauen ſchlingt ſich um und her.

Seide.

Es drängt mich hin. Die volle Zeit iſt da.
Das Zeichen winkt, es hebt Altar und Halle.

Palmire.

Der Himmel ſpricht, was kann ſein Wille ſeyn?

Seide.

Treibt er mich an? Will er zurück mich drängen?
Ich höre des Propheten Stimme wieder
In meinem Ohre ſchallen! Meine Schwäche
Verweiſt er mir, verweiſt mir meine Feigheit.

Palmire.

Nun?

Seide.

Wende deine Stimme himmelwärts.
Ich treffe.

(er geht immer den Altar.)

Palmire.

Augenblick des Todes! Mich
Umgiebt ſein Schauer. Still iſt alles! Still.
Doch ach! Was ruft ſo laut in meinem Herzen?
Warum bewegt ſich heftiger das Blut?
Es iſt noch Zeit, ſoll ich die That verhindern?

Vermegne! Wenn der Himmel einen Mord
Gebieten kann, haſt du dich ins Gericht
Zu drängen? Anzuklagen? zu entſcheiden?
Gehorche! Genug war der Gehorſam dir
Es leicht, und nun wehrt das Widerſtreben?
Ha! Weiß ein Herz was tief iſt oder nicht?
Es iſt gethan! ein Schrey durchdringt mein Ohr.
Seide!

Seide.

(kommt zurück.)

Ruft mich jemand? Welcher Weg
Führt mich hinaus? Palmire fand ich nicht!
Verlaſſen kann ſie mich?

Palmire.

Verkennſt du ſie,
Die für dich lebt?

Seide.

Wo ſind wir?

Palmire.

Das Gebet,
Das traurige Verſprechen, iſts erfüllt?

Seide.

Was ſagſt du?

Palmire.

Viel Egoiſt?

Seide.

Egoiſt!

Palmire.

O Gott!
Der du dieß Blut verlangteſt, ſtärke nun
Den ſchwerbeladnen Geiſt! Komm laß uns fliehn.

Seide.

Ich kann nicht! meine Kniee ſinken ein. (er will fallen.)
Ich wollte Gott, daß auch das Leben ſchwände!

Palmire.

Palmire lebt, du wollteſt ſie verlaſſen?

Seide.

Palmire rufſt du mir? ich kehr' ins Leben
Für dich zurück. Wo biſt du?

Palmire.

Hier, mein Freund!

Seide.

O deine Hände! ſie allein vermögen
Vom Rande der Vernichtung mich zu reißen.
Du lebſt, ich fühle dich, und ich bin dein.

Palmire.

Was iſt geſchehen?

Seide.

(ſteht auf.)

Sie iſt geſchehen die That.
Ich habe nichts verbrochen, ich gehorchte.
Mit Muth ergriff ich ihn, der Schwache fiel,
Ich traf, ich zuckte ſchon den zweyten Streich;
Ein jämmerlicher Schrey zerriß mein Ohr,
Vom Staub herauf gebot die ekelſte
Geſtalt mir Ehrfurcht, ſeine Züge ſchienen
Verklärt, es ſchien ein Heil'ger zu verſcheiden.
Die Lampe warf ihr bleiches Licht auf ihn,
Und bläſer floß das Blut aus ſeiner Wunde.

Palmire.

Komm laß uns flüchten, komm zu Mahomet!

Er

Er schützt uns gegen alle. Zaudre nicht,
Wir schweben in der tödlichsten Gefahr.

Seide.

Das Blut versöhnt die Gottheit, sagen sie,
Gewiß versöhnt das Blut der Menschen Grimm.
Ich fühlte mich erweicht, als ich es sah,
Im raschen Strom, das weiße Kleid durchirren.
Ich wandte mich, er rief mir. Welche Stimme!
Seide, rief er, du Geliebter? mich?
Unglücklicher! Er sank, ich seh' ihn liegen,
Er zuckt, er stirbt. O! daß ich neben ihm,
Von diesem Dolch getroffen, sterbend läge!

Palmire.

Man kommt! Ich zittre für dein Leben! Fliehe!
Wenn du mich liebst.

Seide.

Die Liebe nennst nicht.
Sie riß mich zu der Schandenthat hinab.
Die Liebe darfst du nennen? sprachst du nicht
Das Todesurtheil dieses Mannes aus?
Du hießest es vollstrecken, ich gehorchte
Nicht Mahomet, dem Himmel nicht, nur dir.

Palmire.

Mit welchem Vorwurf kränkst du mein Herz!
Verkenne mich, die nur für dich besorgt ist,
Die so verwirrt wie du, verloren, schwankt.
(Seide eilt hinter den Altar und erscheint an demselben gebückt.)

Seide.

Erscheinet mir ein Geist? Echebet mir
Seyir sich aus dem Grabe!

Palmire.

Ach! er iſt's!

Der unglücklichſte Mann. Im Todeskampf
Schleppt er ſich mühſam gegen uns heran.

Seide.

Du willſt zu ihm?

Palmire.

Ich muß, ich ſeh' ihn ſchwanken,
Ich muß ihn unterſtützen. Reue treibt
Mich weg von dieſem Anblick, Mitleid zieht,
Ach! und ein mächtiger Gefühl, mich hin.

Sopir.

(tritt hervor, von ihr unterſtützt.)

Ich danke dir für dieſen letzten Dienſt.
Wie freut mich noch dein Anblick! o! Palmire!
(er ſieht ſie.)
Und Todesfurcht du erweckeſt mich?
Nun weinſt du? Schmilzt die Wuth in Mitleid auf?

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Phanor.

Phanor.

(indem er, verwundert, ſich mit den Gefährten bekannt gemacht.)

Ihr Götter! ſollt' ich ſolchen Jammer ſehen.

Sopir.

Kommt Hymen etwa? Phanor ſeh' ich hier?
Dieß iſt mein Bruder.

(Phanors Gefährten gehen mit Sopirn ab.)

Phaner.

Schreckliches Geheimniß!
Verruchte That! Es iſt dein Vater!

Seide.

Wer?

Palmire.

Sopir?

Seide.

Mein Vater?

Sopir.

Götter!

Phaner.

Hammon ſieht,
Er ſieht mich, ruft mich. Eile, ruft er aus,
Eil' einen Vatermord zu hindern! Halt ihn auf
Seidens Arm; den Mordbegier'gen Stahl
Entreiße ſeiner Hand. Ich bin gerettet.
Zu ſchrecklichen Geheimniſſen, Verrath
Und Kinderraub, mißtraucht mich Mahomet
Und nun beſtraft mich er, der mich verführte.
Von ſeinen Händen ſterb' ich! ſterbe gern,
Wenn mir Sopir verzeiht, und in Seiden
Palmirens Bruder, ſeinen Sohn erkennt.

Palmire.

Mein Bruder! O! mein Vater!

Sopir.

Kinder! Meine Kinder!
O! meine Götter! ihr betrogt mich nicht,
Als ihr für ſie in meinem Herzen ſprachet,

Mich zu erdrücken. Unglückſel'ger Jüngling!
Wer konnte dir den Vatermord gebieten?

Seide.

(zu seinen Füßen.)

Gehorſam, Pflichten, Liebe meines Volks,
Religion und Dankbarkeit, das Höchſte,
Was Menſchen nur ehrwürdig ſcheinen kann,
Hat mich zu dieſer Gräuelthat geleitet.
O! daß zu deinen Füßen ich verginge.

Palmire.

Er klagt ſich an, ich bin die Schuldige,
Verzweifelnd und beſchämt muß ich's geſtehn.
O! Welch ein Wunſch riß uns im Wahn dahin,
Wie ſchrecklich war der Lohn des Vatermords!

Seide.

Des Himmels Rache ruf' auf uns hernieder,
Verfluche deine Mörder!

Sopie.

Meine Kinder
Umarm' ich. Welche hohe Gunſt vermiſcht
Mit dieſem allertiefſten Elend das Geſchick!
Ich ſegn' es! da ich ſterbe, lebt doch ihr.
O, meine Kinder! die zu ſpät ich wieder
Gefunden, dich Seide, dich Palmire.
Bey allen heilgen Kräften der Natur,
Bey dieſem väterlichen Blut, beſchwör' ich euch.
Erhaltet euch, indem ihr Rache fodert.
Der Morgen kommt, der Stillſtand wird erliſchen.
Da ſollte ſich mein Plan entfalten, da
Der ſegnende Verbrecher unterliegen.

Nicht alles iſt verloren, wenn dein Arm
Zu einer groſſen That ſich kühn erhebt.
Das Volk verſammelt ſich bewaffnet hier.
Mein Blut ſey ihre Loſung; führe ſie.
Und des Verräthers letzter Tag iſt da,
Wir harren kurze Zeit.

Seide.

Ich eile gleich!
Das Ungeheuer falle; doch auch ich.
Verrechen ſollſt du ſeyn, und ich geſtraft.

Sechſter Auftritt.

Die Vorigen. Omar. Gefolge.

Omar.

Iſt das Gerücht, das ſich verbreitet, wahr?
Seiden haltet, ſieht Seyzen her.
In Ketten dieſen Mörder! Mahomet
Iſt des Geſetzes kräftiger Vollbringer.

Sopir.

Der Miſſethat Vollendung ſoll ich ſehn!

Seide.

Mich ſtrafen! Mahomet?

Palmire.

Du darfſt Tyrann!
Mit dieſem Munde, der den Mord befahl?

Omar.

Nichts iſt befohlen worden.

Seide.

Ich verdiene,
Leichtgläubig wie ich war, den herben Lohn.

Omar.

Verehrte Sultanin!

Palmire.

Darfſt du wohl? Verräther!

Omar.

Palmire wird, wenn ſie Seiden ſieht,
Gehorchen. Mahomet beſtürmet ſie,
Und hält den Blitz, der eben treffen ſoll,
Vielleicht zurück, doch nur um ihretwillen.
Zu ihrem König folgt ſie willig mir.

Palmire.

So vielem Jammer war ich aufgeſpart!

(man führt Palmiren und Seiden ab.)

Sopir.

Man führt ſie weg? o! unglückſel'ger Vater!
Mit dieſem Faden reißt dein Leben ab.

Phaner.

Schon wird es Tag, das Volk verſammelt ſich,
Man kommt dich zu umgeben, edler Greis!

Sopir.

Sie wären meine Kinder!

Phaner.

Zweifle nicht.

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Mahomet. Omar.

Omar.

Gelungen iſt der Plan, Sepir verſchieden,
Der ungewiſſe Bürger ſtarrt und ſchwankt.
Die Deinigen, erſtaunt, verehren ſelbſt
Das Wunder, das zu unſrer Hülfe kommt,
Und zeigen Gottes Finger her erregten,
Getheilten Stadt und dämpfen ihre Wuth.
Wir ſelbſt beklagen laut Sepirens Tod,
Verſprechen Rache, preiſen deine Größe,
Gerecht und gütig rufen wir dich aus.
Man hört uns an, man beugt ſich deinem Namen,
Und wenn der Aufruhr ſich noch regen möchte,
So ſind es Wenige, die das Ufer ſchlagen,
Wenn heiterer Himmel ſchon von oben glänzt.

Mahomet.

Ein ew'ges Schweigen ſey der Fluth geboten! —
Und meine Völker, nahen ſie der Stadt?

Omar.

Die ganze Nacht bewegt ſich ſchon das Heer,
Durch einen Umweg dieſen Mauern zu.

Mahomet.

Zur Ueberredung ſage ſich die Macht.
Seide weiß nicht, wen er mordete?

Omar.

Wer könnt' es ihm verrathen? ſchon begräbt
Mit Hammon dieß Geheimniß ew'ge Nacht.
Seide folgt ihm, ſchon begann ſein Tod.
Und vor der Miſſethat gieng Strafe her.
Indem er zum Altar das Opfer ſchleppte,
Indem er ſeines Vaters Blut vergoß,
Durchirrte ſchon ein ſchleichend Gift die Glieder,
Nicht lange wird er im Gefängniß athmen.
Palmiren aber laß ich hier bewachen.
Der Irrthum führt ſie bald in deinen Arm,
Seiden zu befreyen iſt ihr Wunſch.
Ich hab ihr dieſe Hoffnung nicht geraubt.
Noch geht ſie ſchweigend und verhüllt in ſich,
Doch ihr gelehrig Herz, dich anzubeten
Gewohnt, es wird in deiner Gegenwart,
An deiner Bruſt, zur Freude ſich beleben.
Du biſt zum Ziele deines Glücks gelangt,
Geſetze giebſt du deinem Vaterlande,
Biſt ihm Prophet und König, und regierſt,
Vom väterlichen Boden aus, die Welt.
Das Innre deines Hauſes, deines Herzens
Soll die Geliebte ſchmücken und erfreun.
Hier kommt ſie, leblos, zitternd; ſprich ihr zu!

Mahomet.

Verſammle meine Treuen um mich her.

Zweyter Auftritt.

Mahomet. Palmire.

Palmire.

Wo bin ich? großer Gott!

Mahomet.

Erhole dich!

Des Volkes, dein Geſchick, hab' ich gewogen.
Sieh die Begebenheit, die dich erſchreckt,
Als ein Geheimniß zwiſchen mir und Gott an.
Verbannt auf ewig von Gefangenſchaft
Und Sclaverey, erhebe dein Gemüth.
Du ſiehſt dich hier gerochen, frey und glücklich.
Bereine nicht Seiden! überlaß
Des menſchlichen Geſchickes Sorge mir!
Denk an dein eignes Glück; du biſt mir werth,
Und Mahomet nehm dich zur Tochter auf;
Zu einer höhern Stufe kann er dich
Erheben. Solchen Rang verdiene dir.
Blick auf zum Gipfel alles Erdenglücks,
Das Uebrige, laß der Vergeſſenheit.
Beym Anblick jener Größe, die dich lockt,
Beſchemen ſich die niedern Wünſche nicht.
Zu mir gewendet, ruh auf mir dein Herz,
Wie mir die Welt vertraut, vertraue mir!

Palmire.

Was hör' ich! Von Geſetzen, Wohlthat, Liebe,
Wagſt du zu reden, blutiger Betrüger!
Auf ewig ſey mein Herz dir abgeſchworen,
Du Henker meines Hauſes. Dieſes letzte
Ging meinem Jammer, deiner Wuth noch ab.
Das iſt er alſo, Gott! der heilige
Prophet, der König, dem ich mich ergab?
Der Gott, den ich verehrte? Ungeheuer!
Durch Wuth und grimm'ge Ränke weihteſt du
Zwey reine Herzen einem Vatermord.
Verführen willſt du meine Jugend, willſt
Um mich, mit meinem Blut beſudelt, werben?
Doch traue nicht auf deine Sicherheit,
Der Schleyer iſt zerriſſen, Rache naht.
Vernimmſt du das Geſchrey, den Sturm der Menge,
Die meines Vaters Geiſt gewaltig treibt!
Man waffnet ſich, man eilet mir zu Hülfe,
Und mich, und jeden Preiß, entreißt man dir.
Dich ſelbſt, die Deinen ſeh' ich hingeſtreckt,
Und über euren Leichen athm' ich wieder.
O! laßt ihn nicht entkommen! Güt'ge Götter!
Auf! Mekka! Auf! Medina! Alle
Bewaffne dich, die Wuth, die Heucheley
Zu ſtrafen. Alle Welt, beſchämt, zerbreche
Die Feſſeln, die ſie allzuſchändlich trug,
Und deine Lehre, die der Wahn gegründet,
Müſſ' Abſcheu allen künft'gen Zeiten ſeyn.
Die Hölle, die du jedem grimmig drohteſt,
Der zweifelnd mit ſich ſelbſt zu Rathe ging.

Die Hölle, dieſer Ort der Wuth, des Jammers,
Für dich bereitet, ſchlinge dich hinab.
Selbſt einer Wohlthat dankt ein ſolch Gefühl,
So ſind mein Dienſt, mein Schwur und meine Wünſche.

Mahomet.

Was auch entdeckt ſey, was du träumſt und was
Du glauben magſt zu ſeyn; ich bin dein Herr!
Und wenn ſich meine Güte —

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Omar. Ali. Gefolge.

Omar.

Alles weiß man.
Verrath an dir war Hammons letzter Hauch.
Das Volk erfährt es, bricht den Kerker auf.
Man waffnet, man erregt ſich. Raſend ſtürzt
In ungeheurem Strom es brüllend her.
Sie tragen ihres Führers blut'gen Leib,
Beide gebt voran. Mit heißen Thränen
Ruft er zur Rache ſie des Vatermords.
Ein jeder will den blut'gen Leichnam ſehen,
Und aus der Neugier, ſtröhmet neue Wuth.
Beide klagt ſich an: Mein iſt die That!
Und ſchmerzlich angefacht, entbrannt von Rache,
Scheint er nur noch zu leben wider dich.
Schon flucht man deinem Gott, man flucht den Deinen,
Und dem Geſetz verwünſcht man. Jene ſelbſt,

Die, ſchon gewonnen, deinem Volk die Thore
Eröffnen ſollten, wieder abgeriſſen,
Sind gegen dich gewendet und entbrannt.
Nur Tod und Rache tönt von allen Seiten.

Palmire.

Gerechter Himmel, laß die Unſchuld ſiegen!
Triff den Verbrecher!

Mahomet.

(zu den Seinigen.)

Was befürchtet ihr?

Omar.

Die Wenigen, die mit dir in der Stadt
Sich finden, ſammeln ſich ſogleich um dich.
Wir werden an dir halten, mit dir fallen.

Mahomet.

Ich bin genug euch zu vertheidigen.
Erkennet welchem König ihr gehört!

Vierter Auftritt.

Mahomet. Omar. Gefolge an der einen, Seide und das Volk an der andern Seite, Palmire in der Mitte.

Seide.

(einen Dolch in der Hand, schon durch den Saal gedrängt.)

Bewohner Mekkas, rächet meinen Vater!
Den mörderiſchen Heuchler ſtrecket nieder!

Mahomet.

Bewohner Meſſa's, euch zu retten kam ich,
Erkennet euern König, euern Herrn!

Seide.

Hört nicht das Ungeheuer! Folget mir! — —
Ihr Götter! welche Wolke deckt mich zu.
Auf ihn! — Wie wird mir? Gott! —

Mahomet.

Ich überwinde.

Palmire.

Mein Bruder!

Seide.

Nicht gelähmt! — Ich ſchwanke! Weh!
Vermag nicht — Welcher Gott hat mich gelähmt!

Mahomet.

Wer mir ergreift es jeden Frevler ſo.
Ungläub'ge, die ein falſcher Eifer treibt,
Mich zu verfluchen und Sopir zu rächen.
Der Arm, der Könige bezwingen konnte,
Hat, eure Zweifel zu beſtrafen, Kraft;
Doch überlaß ich's Gott, der mir ſein Wort
Und ſeinen Donner anvertraut, er ſchone
Die Irrenden, doch den Verbrecher ſtraf' er.
Er richte zwiſchen mir und dieſem Mörder.
Den Schuld'gen von uns beyden ſtreck' er nieder!

Palmire.

Mein Bruder! Wie? er hat ſo viel Gewalt,
Der Lügner, auf ſie alle? Wie ſie ſehn!

Erſtaunt, erſtarrt, vor ſeiner Stimme bebend,
Als käm' ein Gott, Geſetze zu verkünden.
Und auch Seide, du?

Seide.

Ich bin geſtraft!
Die Tugend war umſonſt in meinem Herzen,
Ein groß Verbrechen ward mir aufgenöthigt.
Doch wenn ein Gott den Irrthum ſo beſtraft;
So zittre du Verbrecher! Siehſt du mich
Vom Strahl getroffen, mich das Werkzeug nur,
Sollt' er nach dir, Verführer, nicht ihn ſchleudern?
Ich fühl' es, mich umſchwebt der Tod. Palmire!
Hinweg! daß er nicht dich mit mir ergreife.

Palmire.

Mein Bürger! Nicht ein Gott hat ihn getödtet,
Gift wirkt in ſeinen Adern. —

Mahomet.

Lernt, Ungläubige,
Den Lohn des Aufruhrs gegen Gottgeſandte,
Die Rache kennen, die der Himmel ſchickt.
Natur und Tod vernehmen meine Stimme.
Der Tod, der mir gehorcht, beſchützte mich
Und grub die Züge rächender Vernichtung
Auf dieſe bleiche Stirne, plötzlich, ein.
Er ſteht noch zwiſchen euch und mir der Tod,
Er zielt und wartet was ich ihm gebiete.
So ſtraf' ich jedes Irrthums Eigenſinn,
Der Herzen Meuterey, ja, der Gedanken

Unwilligen Frevel; nur den Gläubigen
Verſchont mein Baun, verſchont des Todes Schrecken.
Wenn euch der Tag beſcheint, wenn ihr noch lebt,
So dankt's dem Hohenprieſter, der für euch,
Verführte, ſeinen Gott um Schonung fleht.
Zum Tempel, fort! den Ew'gen zu verſöhnen.

(Das Volk entfernt ſich.)

Palmire.

O bleib! nein, der Barbar vergiftete
Den holden Jüngling, meinen Bruder. Wie?
Und ſpräche dein Verbrechen ſelbſt dich los?
Du ſcheinſt ein Gott, nur weil du Laſter bläueſt.
Verruchter Mörder meines ganzen Hauſes,
Auch mir, der letzten, raube dieſes Licht.
Du zauderſt, blickeſt mich mit falſcher Milde,
Die mir verhaßt iſt, an! Des Todten Züge,
Die viel geliebten, reißen mich dahin.

(gegen den Leichnam.)

Ein grauenvoll Geheimniß lauerte
Der Unſchuld unſ'rer erſten Neigung auf.
Ich hatte mit Entſetzen dich geflohen,
Jetzt darf ich wieder jenem Zuge folgen.
Veredelt und verbunden ſehen wir
Uns wieder.

(Sie erdolcht ſich.)

Mahomet.

Wehret ihr!

Valmire.

Ich ſterbe, fort!
Dich nicht zu ſehen iſt das größte Glück.
Die Welt iſt für Tyrannen, lebe du!

Tancred.

Trauerſpiel

in fünf Aufzügen,

nach Voltaire.

Perſonen.

Arſir, älteſter des Ritterchors von Syrakus.

Orbaſſan,
Loredan,
Roderich,
} Ritter von Syrakus.

Tancred, Ritter, aus einer verkannten ſyrakuſaniſchen Familie, in Byzanz erzogen.

Aldamon, Soldat.

Amenaide, Tochter Arſirs.

Euphanie, ihre Freundinn.

Mehrere Ritter, als Glieder des hohen Raths.

Knappen, Soldaten, Volk.

Der Schauplatz iſt in und bey Syrakus. Die Zeit der Handlung fällt in das Jahr 1005. Die afrikaniſchen Sarazenen hatten, im neunten Jahrhundert, ganz Sicilien erobert. Da Syrakus ihr Joch abſchüttelte, behielten ſie Palermo und Girgenti. Die griechiſchen Kaiſer beſaßen Meſſina.

Erſter Aufzug.

Rathsſaal im Pallaſte der Republik.

Erſter Auftritt.

Die verſammelten Ritter in einem halben Cirkel ſitzend.

Aeſir.

Erlauchte Ritter, deren Muth und Kraft
Des Vaterlands Bedrängniß rächen ſoll,
Mir, als dem Aelteſten, erlaubet ihr
Euch zu verſammeln, euren Rath zu hören.
Entſchloſſen ſeyd ihr, mit geſamter Hand,
Der Doppeltyranney, die ſich Siciliens
Bemächtigte, die Bruſt zu bieten, euch
Und Syrakus die Freyheit zu verſchaffen.
Die beyden ungeheuren Mächte, die
Sich in die Welt zu theilen lange knurren,
Des Orients Monarchen und der Sarazenen
Verwegne Fürſten, beyde machen ſich
Die Ehre ſtreitig uns zu unterjochen.
Dem Kaiſer von Byzanz erboten ſchon
Meſſinens Völker; Solimir, der Maure,
Beherrſchet Agrigent und Enna's Flur,

Bis zu des Aetna fruchtbeglücktem Fuß.
Und beyde drohten Knechtschaft unsrer Stadt;
Doch auf einander eifersüchtig beyde,
Begierig beyde solchen Raub zu haschen,
Bekämpften sich und stritten so für uns.
Sie haben wechselsweise sich geschwächt,
Nun öfnet sich ein Weg uns zu erretten,
Der Augenblick ist günstig, nützet ihn.
Der Muselmänner Größe neigt sich schon,
Europa lernet weniger sie fürchten.
Uns lehrt in Frankreich Karl Martell, Pelag
In Spanien, der heil'ge Vater selbst,
Leo der große, lehrt, mit festem Muth,
Wie dieses kühne Volk zu dämpfen sey.

Auch Syrakus vereinige sich heut,
An seinem Theil, zu solchem edlen Zweck.
Uneinigkeit und Ungewißheit soll
Nicht länger eure Heldenschritte lähmen.
Vergessen wir die unglückvolle Zeit,
Da Bürger gegen Bürger aufgestanden
Und, grausam, diese Stadt die eignen Kinder
Ermordet und vertrieben und sich selbst
Entvölkert. Orbessan an dich ergeht
Mein erster Aufruf: laß uns nun, verbunden,
Für Eine Sache stehn! fürs Allgemeine,
So wie fürs Beste jedes Einzelnen!
Ja, laß uns Neid und Eifersucht verbannen.
Ein fremdes Joch, das uns gewaltig droht,
Mit Heldenkraft zerbrechen, oder sterben.

Orbaſſan.

Nur allzutrautig war der Zwiſt, Arſir,
Der unſre beyden, mächt'gen Stämme trennte
Und der getheilten Stadt die Kraft entzog.
Nun hoffet Syrakus die Orbaſſans
Mit deinem Blut, Arſir, vereint zu ſehen.
So werden wir uns wechſelsweiſe ſchützen —
Und alſo reich' ich deiner edlen Tochter,
Ein wohlgeſinnter Bürger, meine Hand;
Dem Staate will ich dienen, dir, den Deinen
Und vom Altar, wo unſer Band ſich knüpft,
Stürz' ich mich rächend Solamir entgegen.
Doch ſind es nicht allein die äußern Feinde,
Der Byzantiner hier, der Maure dort,
Auch ſelbſt in dem Bezirk von Syrakus
Sehnt ſich ein Theil betrognen Volkes noch
Dem längſt vertriebnen Frankenſtamme nach,
Man rühmet ſeinen Muth und wie er ſich,
Freygebig, aller Bürger Herz verbunden.
Wen er beraubt, daran denkt keiner mehr,
Nur was er gab, verwahrt noch das Gedächtniß.

Mit welchem Recht verbreitete der Franke
Sich über alle Welt und nahm auch hier,
In unſern reichen Gegenden, Beſitz?
Cency! mit welchem Recht verpflanzt er ſich
Vom Seine-Strom zu Arethuſens Quelle?
Beſcheiden erſt und einfach, ſchien er nur
Sich unſerm Dienſt zu weihen; doch ſein Stolz
Und ſeine Kühnheit machten ihn zum Herrn.

Sein Stamm, der ungeheure Güter häufte,
Erkaufte ſich des Volkes Neigung bald
Und über meinen Stamm erhub er ſich;
Doch nun ſind ſie geſtraft, ſie ſind verbannt,
Auf ewig ihres Bürgerrechts verluſtig.

Das iſt beſchloſſen, doch das Schwerſte bleibt,
Nun dem Geſetz die volle Kraft zu geben.
Ein Sproſſe des gefährlichen Geſchlechts,
Tancred iſt übrig, der als Knabe ſchon,
Mit ſeinen Eltern die Verbannung theilte.
Den Kaiſern von Byzanz hat, wie man ſagt,
Mit Ehren er gedient, und trägt gewiß,
Von uns gekränkt, den tiefſten Haß im Buſen.
Vielleicht erregt er gegen uns die Macht
Der Griechen, die ſchon in Sicilien,
Durch den Beſitz Meſſinas, eingegriffen,
Und denkt vielleicht, durch ſeinen Einfluß hier,
Uns innerlich zu untergraben. Doch
Wie ihm auch ſey! wir ſtehen einer Welt
Entgegen, die von allen Seiten her
Nach unſern fruchtbeglückten Feldern dringt,
Und uns des reinen Himmels Frohgenuß,
Im ſchönſten Land der Erde, rauben möchte,
Nicht mit Gewalt allein, mit Liſt noch mehr.

Laßt gegen den Verrath uns, ohn' Erbarmen,
Als wund'ge Führer einer Stadt entbrennen.
Gebt den Gefetzen neue Kraft, die jeden
Der Ehre, wie des Lebens, ledig ſprechen,
Der mit dem Feinde, mit dem Fremden ſich

Zu heimlichen Verbindungen geſellt.
Untreue wird durch Mildigkeit erzeugt.
Kein Alter ſpreche künftig, kein Geſchlecht,
Zur Schonung eines Schuldigen, das Wort.
So that Venedig, wo mit groſſem Sinn
Mistraun und Strenge ſichre Loſung war.

Loredan.

Welch eine Schande für die Eingebornen!
Daß ſie ein Fremder, ſie ein Feind ſo leicht,
Durch irgend einen Schein verblenden kann.
Welch ein Verdruß für uns, daß Solamir,
Als Muſelmann, in dieſer Chriſteninſel,
Ja ſelbſt in dieſer Stadt Verräther ſoldet,
Uns Friede bietet, wenn er Krieg bereitet,
Um uns zu ſtürzen, uns zu trennen ſucht.
Wie mancher von den unſern ließ ſich nicht
Durch Wiſſenſchaft und Kunſt bethören, die
Der Araber, uns zu entkräften, bringt.
Am meiſten aber, daß ich nichts verſchweige,
Neigt ſich der Frauen leicht verführt Geſchlecht
Den Lockungen des fremden Glanzes zu.
An Solamir und ſeinen Edlen ſchätzt
Ein weiblich Auge, lüſtern, manchen Reiz,
Des Morgenlandes auserleſ'ne Pracht
In Kleid und Schmuck, Gewandtheit der Geſtalt,
Der Neigung Feuer und der Werbung Kühnheit;
Indeß wir der gerechten Sache nur,
Dem Wohl des Staates, Sinn und Arme nehmen,
Und Kunſtgewerbe ritterlich verſchmähn.
Im Siege mag ſich unſre Kunſt enthüllen,

Mir trau' ich viel, euch trau' ich alles zu.
Beſonders aber laßt, gerecht und ſtreng,
Uns gegen der Verräther Tücke wachen;
Ein einziger zerſtöret, leicht und ſchnell,
Was viele tauſend Redliche gebaut.
Und wenn ein ſolcher des Geſetzes nicht,
Des Unglücks, das er ſtiftet, nicht gedenkt;
So laßt, wenn er entdeckt iſt, im Gericht,
Uns nicht an Gnade, nicht an Milde denken.
Und Syrakus liegt ſicher hinter uns,
Wenn wir uns Solamir entgegen ſtürzen.
Auf ewig ausgeſchloſſen ſey Tancred,
Und ihm, und ſeinem Stamme jede Hoffnung
Der Rückkehr abzuſchneiden, werde nun
Des Ritterrathes letzter Schluß vollbracht.
Die Güter, das Vermögen, die der Frauen
Vertriebner Stamm in Syrakus verließ,
Sey Orbaſſan verliehen, der für uns
Soviel gethan, ſoviel zu thun ſich rüſtet.
Solch eines Vorzugs iſt der Bräutigam,
Aſirens Tochter ſolcher Mitgift werth.

Roderich.

So ſey es! Mag Tancred doch in Byzanz
Sich jeder Gunſt des Kaiſerhofes freuen!
Er fordre nichts in unſrem Freybezirk.
Gab er ſich einen Herrn, ſo that er ſelbſt
Auf unſre heil'gen Rechte hier Verzicht.
Er ſey verbannt! der Sclave der Deſpoten
Kann in dem freyen Kreiſe nichts beſitzen;
Der Staat, den Orbaſſan bisher beſchützt,

War ſchuldig, ehrenvoll ihn zu belohnen.
So denk' ich und ein jeder ſo mit mir.

Arſir.

Er iſt mein Eidam! Einer Tochter Glück,
Und Wohlſtand bleibt des Vaters heißer Wunſch;
Doch den Vertrieb'nen, den verwaiſ'ten Mann,
Der, ganz allein noch übrig, in der Welt,
Von einem hohen Stamm, ſich verliert,
Nicht gerne hab' ich, zu der Meinen Vortheil,
Der letzten Hoffnung ihn beraubt geſehn.

Loredan.

Du tadelſt den Senat?

Arſir.

Die Härte nur.
Doch was die Mehrheit immer ausgeſprochen,
Ich ehr' es als ein göttliches Geſetz.

Orbaſſan.

Dem Staat gehören dieſe Güter! Mag
Er ſie doch auch beſitzen und verwalten.

Arſir.

Genug hievon! Gefährlich immer iſt's
Das ſchon Entſchiedne wieder aufzuregen.
Laß uns vielmehr des ſchönen Bunds gedenken,
Der unſre Häuſer feſt vereinen ſoll;
Laß uns die Feyer heute noch vollbringen,
Und Morgen ſey der Tag beglückter Schlacht.
Da fühle Solamir, daß du mit ihm
Um Eine Braut, um Einen Kranz gerungen!
Entreiß' ihm beyde! Glücklich hier und dort.
Ja, der verwegne Muſelmann verlangte,

Zum Friedenspfande, meiner Tochter Hand.
Durch solch ein Bündniß glaubt' er mich zu ehren.
Auf! meine Freunde! — Wenn das Alter mir
Den Ehrenplatz euch anzuführen raubt;
So ist mein Eidam dieser Stelle werth.
Nicht ferne will ich von dem Kampfe seyn,
Mein Herz wird neue Regungen empfinden,
Mein Auge blickt auf eure Tapferkeit
Und sieht den schönsten Sieg, eh' es sich schließt.

Loredan.

Du bist es, der uns leitet! Hoffen wir
Daß auch das Glück den edlen Kampf begünstigt.
Wir schwören, daß ein ehrenvoller Sieg,
Wo nicht ein ehrenvoller Tod, uns krönen soll.

Zweyter Auftritt.

Arsir. Orbassan.

Arsir.

Kann ich mich endlich deinen Vater nennen?
Ist, wackrer Orbassan, der alte Groll
In dir verloschen? Darf ich eines Sohns
Gesinnung von dir hoffen, auf dich zählen?

Orbassan.

Laß uns erwarten, daß das Leben uns,
Das uns bisher getrennt, verbinden möge;
Daß, wie wir uns bisher geschadet, nun
Wir unsre Kraft zu beyder Vortheil brauchen.
Laß dann Vertrauen zwischen uns entstehn.

Gegründet auf gemeinsames Bestreben,
Den Staat, uns selbst, die Unsern zu beglücken.
Gewohnt, von Jugend auf, dein Widersacher
Und deines ganzen Hauses Feind zu seyn,
In dieses Bündniß wär' ich nicht getreten,
Hätt' ich dich selbst als Feind nicht ehren müssen.
Ob Liebe Theil an diesem Schluß gehabt;
Das laß uns hoffen, aber nicht erforschen.
Amenaidens hohen Frauenwerth
Darf jeder Ritter zu besitzen wünschen.
Sie wird nun mein! Mich ihrer werth zu nennen,
Muß ich die Feinde dämpfen, Syrakus
Von jeder Noth befreyen, dir mein Vater
Der ersten Stelle hohe Würde sichern.
Das ruft zum Kampfe mich, zur Thätigkeit.
Und unter dem Geräusch der Todeswaffen,
Wenn Liebe spräche, würde sie gehört?

Arsir.

Wenn sich ein Krieger durch Freymüthigkeit,
Durch trokne, derbe Sinneskraft empfiehlt;
So giebt es eine Härte, die ihm schadet.
Gefällige Bescheidenheit erhebt
Den Glanz der Tugend, ist der beste Schmuck
Der Tapferkeit. Ich hoffe meine Tochter
Soll deiner Sitte Heldenstrenge mildern.
Sie ging, in früher Zeit, mit ihrer Mutter
Den Stürmen unsres Bürgerzwists entflohn,
Am Hofe von Byzanz die ersten Blüten
Jungfräulicher Gesinnung zu entfalten.
Und blieb ihr Herz der Schmeicheley verschlossen;

So iſt ihr Ohr doch dieſen Ton gewohnt.
O, laß dir eines Vaters Rath gefallen!
Befremde ſie durch Ernſt und Strenge nicht.
Ein weiblich Herz glaubt nur an ſeinen Werth,
Wenn es den rohen Männerſinn bezwingt.

Orbaſſan.

Und dieſe rauhe Schale müßt ihr mir
Zu gute halten, denn ich bin im Lager,
Vom kriegeriſchen Vater, auferzogen.
Dort ſpricht die That den Werth des Mannes aus,
Dort lernt' ich biedern Sinn, Entſchloſſenheit,
Den unverrückten Schritt zum Ziele ſchätzen.
Und lernt' ich gleich des Hofes Sprache nicht,
Kann ich kein Scheinverdienſt, durch Gleißnerey,
Mir eigen machen, und, mit glatten Worten,
Erlogne Neigung jedem Weibe bieten;
So fühl' ich doch die Würde meiner Braut
Vielleicht ſogut als man ſie fühlen ſoll;
Und mein Betragen zeige, wie ich ſie
Und euch und mich in ihr zu ehren denke.

Arſir.

Ich habe ſie berufen, ſie erſcheint.

Dritter Auftritt.

Arſir. Orbaſſan. Amenaide.

Arſir.

Der hohe Rath, beſorgt für's Wohl des Ganzen,
Der Bürger Stimme, die ihr Herz befragen,

Dein Vater, ja der Himmel, führten dir
Den Bräut'gam zu, dem, mit ergebner Pflicht
Und holder Neigung, du entgegen gehst.
Dein Wort empfing er aus des Vaters Munde.
Du kennest seinen Nahmen, seinen Rang
Wie seinen Ruhm, den er als edler Führer
Des Ritterheeres täglich mehren kann.
Daß er zu seinen großen Gütern noch
Tancredens Rechte vom Senat empfing —

Amenaide (vor sich)

Tancredens?

Arsir.

Möchte der geringste Werth
Der auserwähltesten Verbindung seyn.

Orbassan.

Wie sie mich ehrt, das hab' ich längst gefühlt,
Nun fühl' ich auch in dieser Gegenwart,
Wie sehr ich mich beglückt zu nennen habe.
O! daß zu deiner Gunst und ihrer Wahl
Auch mein Verdienst um euch sich fügen möchte.

Amenaide.

Zu allen Zeiten hast du, theurer Vater,
Mein Leid empfunden, wie mein Glück befördert.
Indem du einem Helden mich bestimmst,
So soll nach langen Kampfes wilden Tagen
Durch deine Weisheit Fried' und Freude blühn,
Und deine Tochter soll des Glückes Pfand,
Für unsre Stadt, für unsre Häuser seyn.
Die Würde dieser Pflicht empfind' ich wohl,
Den Vortheil auch erkenn' ich wunschenswerth;

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 18227448

Doch Orbaſſan wird einem weichen Herzen,
Das, ach! von Jugend auf, zu ſehr belaſtet
Von manchem Druck unſel'ger Tage war,
Das ſelbſt ſich jetzt, in dieſer neuen Lage,
Betroffen fühlen muß, vergönnen, ſich
An eines Vaters Buſen zu erholen.

Orbaſſan

Ich ſchätze dieſe Forderung der Natur.
Ich weiß dein kindliches Gefühl zu ehren,
Dem herzlichen Vertrauen laß' ich Raum.
An meiner Seite will ich unſres Heers
Geprüfte Ritter muſtern; Wachſamkeit
Auf unſres Feinds Bewegungen empfehlen.
Nur wenn ich eine ſolche Hand verdiene,
Faß' ich ſie mit Vertrauen; unſer Feſt
Werd' ich mit wahrer Freude nur begehn,
Wenn ich es reich mit Lorbern ſchmücken kann.

Vierter Auftritt.

Arſir. Amenaide.

Arſir.

Du biſt betroffen, und dein ſtarrer Blick,
Von Thränen trübe, wendet ſich von mir.
Erſtickte Seufzer heben deine Bruſt.
Und wenn das Herz gewaltig widerſtrebt,
Was kann die Lippe günſtiges verkünden.

Amenaide.

Erwartet hätt' ich nicht, ich will's geſtehn,

Daß du, nach ſolchen Kämpfen, ſolchem Haß,
Mit der Parthey des Ortygians dich je,
Als etwa nur zum Schein, verbinden würdeſt;
Daß deiner Tochter zitternd ſchwache Hand
Gefodert werden könnte, ſolchen Bund
Zu kräftigen, und daß mein Arm den Feind,
Der uns ſo ſehr bedrängt, umfaſſen ſollte.
Kann ich vergeſſen, daß der Bürgerkrieg
Des eignen Herds behaglich freye Stäte
Dir wild verwüstet; daß die gute Mutter,
Zwar wider Willen, doch für mich beſorgt,
Aus dieſer Stadt, nach fremden Ufern zog!
Und theilt' ich nicht, der Wiege kaum entwachſen,
Dort in Byzanz, ihr trauriges Geſchick?
Lernt' ich von ihr, der irrenden, verlaßnen,
Verbannter Bürger Jammertage nicht,
Des ſtolzen Leſs erniedrigende Gnade,
Und Mitleid, ſchlimmer als Verachtung, tragen?
Herabgeſetzt, doch edel ausgebildet,
Verlor ich bald die würd'ge Führerinn.
Die Mutter ſtarb, ich fand mich mit mir ſelbſt,
Ein ſchwaches Rohr, und in dem Sturm allein.
Da leuchteten dir neue, beſſre Tage,
Und Syrakus, bedürftig deines Werths,
Gab dir die Güter, dir das Anſehn wieder,
Und ſeiner Waffen Glück in deine Hand.
Da wichen von den blutbefleckten Pforten
Der Vaterſtadt die Feinde ſchnell hinweg.
Ich ſehe mich in meines Vaters Armen,
Aus denen frühes Unglück mich gerißen,

Ach! führt ein gröſseres etwa mich zurück?
Ich weiß zu welchem Zweck, in welcher Hoffnung
Du meine Hand dem Gegner angelobt.
Bedenke, daß ein unnatürlich Bündniß,
Das beyden Gatten Unglück zubereitet,
Verderblich oft dem allgemeinen wird.
Vergieb, wenn ich vor dieſer Stunde bebe,
Die mir auf unabſehlich lange Reihen
Von Schmerz und Kummerſtunden ſchrecklich zeigt.

Arſir.

Laß nicht Erinnerung vergangnen Uebels
Der Zukunft weite Räume dir verengen.
Gedenke jetzt wie Syrakus gemurrt,
Als deine Hand, zum Pfande, Solamir,
Des angebotnen Friedens ſich bedingte.
Nun geb' ich dir den Helden, der mit ihm
Sich meſſen, der von ihm uns retten ſoll,
Den beſten unſrer Krieger, der mich ſonſt
Befeindete, und der uns nun verſtärkt.

Amenaide.

Verſtärkt! O, laß dich nicht durch jene Güter,
Die er vielleicht verſchmähen ſollte, blenden.
Ein Held, ſo mächtig und ſo bieder, könnte
Unſchuldig Ausgetriebene berauben?

Arſir.

Der ſtrengen Klugheit des Senates kann
Ich nichts entgegen ſetzen. In Tancreden
Beſtraft man nur den eingedrungnen Stamm
Herrſchſücht'ger Franken, die uns längſt gekränkt.
Er muß verlöſchen.

Amenaide.

Irr' ich, Herr, nicht ganz;
So iſt Tancred in Syrakus geliebt.

Arſir.

Wir ehren alle den erhabnen Geiſt,
Den Muth, der, wie man ſagt, Illyrien
Dem Kaiſer unterwarf, ſich überall,
Wo er ſich hingewendet, ausgezeichnet;
Doch eben weil er jenem Dienſt ſich weihte,
Hat er bey uns das Bürgerrecht verwirkt.
Sein reiches Erbe bleibt ihm abgeſprochen,
Und wie er flüchtig iſt, er bleibt verbannt.

Amenaide.

Verbannt! Auf ewig! Er!

Arſir.

Man fürchtet ihn.
Du haſt ihn ehmals in Byzanz geſehen,
Du weißt, er haßt uns.

Amenaide.

Damals glaubt' ich's nicht.
Auch meine Mutter hoffte: Syrakus
Sollt' er dereinſt beſchützen und befreyn.
Und als der Bürger undankbar verirrt,
Sich gegen dich, für Orbaſſan, erklärte,
Dich unterdrückte, deiner Güter dich
Beraubte, damals hätte, wie mir ſchien,
Tancred für dich den höchſten Kampf beſtanden.

Arſir.

Genug Amenaide! Rufe nicht
Vergangner Tage Schattenbild hervor,

Laß uns von Zeit und Ort Geſetze nehmen.
Tancred und Solamir, Byzanz und Hof
Sind alle gleich verhaßt in Syrakus,
Und wirken bald auf uns nicht weiter ein;
Doch deines Lebens nächſtes, ganzes Glück
Kannſt du dir, durch Gefälligkeit, erſchaffen.
Nun ſechszig Jahre ſtritt ich für dieß Land,
Ich liebt' es, dient' ihm, als ein treuer Bürger,
So ungerecht, ſo undankbar es auch
Sich gegen mich bewieſen, und ich denke
Noch eben ſo in meinen letzten Stunden.
Solch eine Denkart zeige mir nun auch,
Zu Troſt und Hoffnung meiner alten Tage,
Und gehe ſicher, an der Hand der Pflicht,
Dem Glück, das dir bereitet iſt, entgegen.

Amenaide.

Du ſprichſt von Glück, das nirgends mir erſcheint.
Zwar ſeh' ich nicht auf die vergangnen Zeiten,
Nicht auf den Glanz des Kaiſerhofs zurück;
Dir weih' ich die Gefühle meines Herzens;
Doch eh du mich auf ewig binden magſt,
Laß wenig Tage noch vorübergehen!
Die Gunſt iſt groß, durch die ſich Orbaſſan
Vom Volk und vom Senat erhoben ſieht.
Du eilteſt, ſtaatklug, Theil daran zu nehmen;
Und doch iſt dieſe Gunſt ſo leicht verſcherzt!
Und die Parthey, ſtatt uns empor zu tragen,
Zieht uns in ihrem Sturze mit hinab.

Arſir.

Was ſagſt du!

Amenaide.

Wenn ich dir, o Herr! vielleicht
Zu kühn erſcheinen möchte, ſo vergieb.
Ich läugn' es nicht, das ſchwächere Geſchlecht
Hat an dem Kaiſerhofe größre Rechte,
Dort fühlt man ſich und waget auszuſprechen,
Was in der Republik verboten iſt.
Man dient uns dort, hier will man uns befehlen.
Es war nicht immer ſo! Der Muſelmann,
Der eines Weibes edle Rechte kränkt,
Hat in Sicilien zu ſtarken Einfluß,
Auch unſre Helden hat er gegen uns
Herrſchſücht'ger, ungefälliger gemacht;
Doch deine Vatergüte bleibt ſich gleich.

Arſir.

So lange du als Tochter dich erzeigſt.
Mißbrauche nicht die väterliche Huld!
Du durfteſt zaudern, aber nicht verſagen.
Nichts trennet mehr das feſtgeknüpfte Band,
Das Ritterwort kann nicht gebrochen werden.
Wohl iſt es wahr: ich bin zum Unglück nur
Geboren! kein Entwurf gelang mir je!
Und was ich jetzt zu deinem Glück gethan,
Wird, ahnungsvoll, von dir voraus verfinſtert.
Doch ſey ihm wie ihm wolle! das Geſchick
Wird nicht von uns beherrſcht und unſern Wünſchen,
Und ſo ergieb dich ihm, wie wir es thun.

Fünfter Auftritt.

Amenaide, hernach Euphanie.

Amenaide.

Tancred! Geliebter! ſollt' ich meine Schwüre,
Um deines größten Feindes willen, brechen?
Ich ſollte, niedrig, grauſamer als er,
Die dir geraubten Güter mit ihm theilen?
Ich ſollte — komm Euphanie! vernimm
Welch ungeheurer Schlag mein Leben trifft:
Mein Vater giebt mir Orbaſſan zum Gatten.

Euphanie.

Wie wird es möglich zu gehorchen ſeyn?
Ich kenne dein Gefühl und ſeine Stärke.
Nicht des Geſchicks Gewalt, des Hofes Reiz
Vermochte, wenn du deinen Weg gewählt,
Dich aufzuhalten, oder abzulenken;
Du gabſt dein Herz fürs ganze Leben hin.
Tancred und Solamir empfanden beyde,
Für dich entzündet, gleicher Neigung Macht;
Doch der, den du im Stillen, und mit Recht,
Dem andern vorgezogen, der dein Herz
Gewonnen und verdient, wird dieſes Herzens
Auch würdig bleiben. Wenn er in Byzanz
Vor Solamir den Vorzug ſich gewann;
So möchte ſchwerlich Orbaſſan ſich hier
Des Sieges über ihn zu rühmen haben.
Dein Sinn iſt feſt.

Amenaide.

Er wird ſich nie verändern.

Ach! Aber man beraubt Tancreden hier,
Verbannt ihn, kränkt die Ehre seines Nahmens.
Verfolgung ist Geschick des edlen Mann's;
Doch mein Geschick ist nur ihn mehr zu lieben.
Und so vernimm: ich wage noch zu hoffen,
Ihn liebt das Volk noch immer!

Euphanie.

Wie man hört.
Wenn seines Hauses Freunde, lange schon,
Den Vater und den Sohn vergessen, die
In ferne Lande die Verbannung trieb,
Wenn Große nur dem eignen Vortheil fröhnen;
So ist das Volk gutmüthig.

Amenaide.

Oft gerecht!

Euphanie.

Jetzt unterdrückt; und wer Tancreden liebt
Darf lange schon nur im Verborgnen seufzen.
Tyrannisch waltet des Senats Befehl.

Amenaide.

Nur weil Tancred entfernt ist, wagen sie's.

Euphanie.

Wenn er sich zeigen könnte, hofft' ich auch;
Doch er ist fern von dir.

Amenaide.

Gerechter Gott!
Dich ruf' ich an —

(zu Euphanien)

und dir vertrau' ich mich.
Tancred ist nah und wenn man endlich, ihn

Ganz zu verderben, harte Schlüſſe nahm,
Wenn Tyranney ſich über alles hebt;
So tret' er vor, daß alle ſich entſetzen.
Tancred iſt in Meſſina!

Euphanie.

Großer Gott!
Vor ſeinen Augen will man dich ihm rauben.

Amenaide.

Ich bleibe ſein, Euphanie! Vielleicht
Gebietet er den Syrakuſern bald,
Wie meinem Herzen — dir vertrau' ich alles;
Doch alles muß ich wagen! Dieſes Joch,
Es iſt zu ſchimpflich und ich will es brechen.
Verrathen könnt' ich ihn? und niederträchtig
Der Macht, die ein Verbrechen heiſcht, gehorchen?
Nein! Männerſtärke giebt mir die Gefahr.
Um meinetwillen kam er in die Nähe,
Mich ſollte ſeine Nähe nicht begeiſtern?
Und könnt' ich, einer falſch verſtandnen Pflicht,
Freyheit und Ehre, Glück und Leben weihen?
Wenn Unglück ſich von allen Seiten zeigt;
So iſt's das größte das mich ihm entreißt.
O Liebe, die du mein Geſchlecht erhebſt,
Laß dieſes Wiederſehn beſchleunigt werden!
Laß in der Noth uns deinen Einfluß fühlen,
Und ſchufſt du die Gefahr; ſo rett' uns nun.

Zweyter Aufzug.

Saal im Pallaſte der Republik.

Erſter Auftritt.

Amenaide, hernach Euphanie.

Amenaide.

Die Ruhe flieht und ach! die Sorge folgt!
Vergebens wandl' ich durch die öden Säle.
Hier, in dem Buſen, ſchwanket Ungeduld,
Unſtät bewegt mein Fuß ſich hin und wieder.
Iſt's Furcht? Iſt's Reue? — Furcht! o, denk an ihn!
Und ſollte dich die edle Kühnheit reuen?
Gefaßt, mein Herz!

(Zu Euphanien die eintritt)

Iſt mein Befehl vollbracht?

Euphanie.

Dein Sclav empfing den Brief und eilte fort.

Amenaide.

So iſt mein Schickſal nun in der Gewalt
Des lezten meiner Knechte, weil ich ihn
Zu einem ſolchen Auftrag tüchtig finde,
Weil er von Muſelmännern ſtammt, bey uns

Geboren und erzogen, beyde Sprachen,
Der Saracenen Lager und des Bergs
Verborgne, fürchterliche Pfade kennt.
Wird er auch jetzt, so glücklich und so treu,
Meſſina's Pfort' erreichen, als zur Stunde,
Da er mir dort Tancreden ausgeforſcht?
Wird er, wie damals, eilig wiederkehren,
Und allen Dank und allen Lohn empfangen,
Den ihm mein ſtolzes Herz, mit Freude, zollt.

Euphanie.

Gefährlich iſt der Schritt; doch haſt du ſelbſt,
Durch weiſe Vorſicht, die Gefahr gemindert.
Tancredens Nahmen haſt du jenem Blatt,
Das ihn berufen ſoll, nicht anvertraut.
Wenn des Geliebten Nahmen ſonſt ſo gern
Die Lippe bildet und der Griffel zieht,
Hier haſt du ihn verſchwiegen, und mit Recht.
Im ſchlimmſten Falle mag der Maure nun
Den Boten fangen und die Zeilen leſen,
Die ihm ein unerklärlich Räthſel ſind.

Amenaide.

Noch wacht ein guter Geiſt für mein Geſchick;
Tancreden führt er her, ich ſollte zittern?

Euphanie.

An jedem andern Platz verbind' er euch,
Hier lauern Haß und Habſucht hundertäugig.
Der Franken alter Anhang ſchweigt beſtürzt,
Wer ſoll Tancreden ſchützen, wenn er kommt.

Amenaide.

Sein Ruhm! — Er zeige ſich, und er iſt Herr,

Den unterdrückten Helden ehrt im Stillen
Noch manches Herz. Er trete kühn hervor,
Und eine Menge wird ſich um ihn ſammeln.

Euphanie.

Doch Orbaſſan iſt mächtig, tapfer!

Amenaide.

Ach!
Du ſollteſt meine Sorge nicht vermehren.
O, laß mich denken, daß ein gut Geſchick,
In früher Jugend, uns zuſammen führte.
Daß meine Mutter, in der lezten Stunde,
Uns, mit dem Scheidesegen, fromm vereint.
Tancred iſt mein! Kein feindliches Geſetz,
Nicht Staatsverträge ſollen mir ihn rauben.
Ach! Wenn ich denke wie vom Glanz des Hofs,
Vom herrlichſten der Kaiſerſtadt umgeben,
Wir uns nach dieſen Ufern hingeſehnt,
Wo jetzt Gefahr von allen Seiten droht;
Wo mir Tancredens laut erklärter Feind
Das ungerecht entriſſene Vermögen,
Als Bräutigam, zur Morgengabe beut.
Der edle Freund ſoll wenigſtens erfahren,
Wie ihn Partheyſucht hier behandelt, wie
Mich ſein Verluſt in Angſt und Kummer ſetzt.
Er kehre wieder und vertheidige
Sein angebornes Recht. Ich ruf' ihn auf.
Dem Helden bin ich's, bin's dem Freunde ſchuldig;
Ach! gerne thät' ich mehr, vermöcht ich's nur.
Ja, hielte mich die Sorge nicht zurück,
Des alten Vaters Tage zu verkürzen,

Ich ſelbſt erregte Syrakus, zerriſſe
Den Schleyer, der die Menge traurig dämpft.
Von Freyheit reden ſie, und wer iſt frey?
Der Bürger nicht, der vor dem Ritter bebt,
Der Ritter nicht, der ſich von ſeines Gleichen
Befehlen und verſtoſſen laſſen muß.
Iſt denn mein Vater frey? der doch von allen
Der älteſte, des Rathes erſter ſitzt.
Bin ich es, ſeine Tochter? deren Hand
Dem alten Feinde meines Hauſes nun,
Im klugen Plane, dargeboten wird.
Iſt Orbaſſan darum nun liebenswerth?
Weil die Parthever, müde ſich zu kränken,
In unſerm Bund auch ihren Frieden ſehn.
Solch ein Vertrag empört, wie ſolch ein Zwiſt,
Des zarten Herzens innerſtes Gefühl.
Ein einziger kann die Verwirrung löſen,
Und er iſt nah, er kommt — es iſt gethan.

Euphanie.

Und alle deine Furcht? —

Amenaide.

Sie iſt vorüber.

Euphanie.

Doch mir durchbebt ſie heftiger die Bruſt.
In dieſem Augenblicke der Entſcheidung
Empfind' ich meine Schwachheit nur zu ſehr!
Und haſt du nichts von dem Geſetz gehört?
Das der Senat, mit wohlbedachter Strenge,
Noch dieſen Morgen erſt, erneuert hat.

Amenaide.

Welch ein Geſetz?

Euphanie.

Es ladet Schand' und Tod
Auf jeden, der mit unſern Feinden ſich,
Der ſich mit Fremden ins Geheim verbunden.
O Gott! dir drohet es, und trift vielleicht!

Amenaide.

Laß ein Geſetz von Syrakus dich nicht,
So ſehr es immer droht, in Furcht verſetzen.
Ich kenne ſchon den waltenden Senat,
Verſammelt ſinnt er auf das beſte, will,
Mit Herrſcherwort, den Uebelthaten ſteuern.
Und ſo entſpringet, weiſe, manch Geſetz,
Gerüſtet ſteht's, Minerven gleich, die ſich
Einſt aus dem Haupt des Göttervaters hob,
In ſeiner vollen Kraft, und ſcheint zu treffen.
Den Bürger trifft es auch und den nicht oft;
Doch weiß ein Ritter, was die Seinigen
Verletzen könnte, mächtig abzulenken,
Und keine Strafe trifft ein hohes Haupt.

Zweyter Auftritt.

Amenaide, Euphanie, im Vordergrunde,
Arſir und die Ritter im Hintergrunde.

Arſir.

Weh über uns! — o Ritter! wenn ihr mich,
Bey dieſer Nachricht, ganz vernichtet ſeht;

Bejammert mich! Zum Tode war ich reif;
Doch ſolche Schande dulden, wer vermag's!
(zu Amenaiden, mit Ausdruck von Schmerz und Zorn.)
Entferne dich!

Amenaide.

Mein Vater ſagt mir das?

Arſir.

Dein Vater? darfſt du dieſen heil'gen Nahmen
Im Augenblicke nennen, da du frech
Dein Blut, dein Haus, dein Vaterland verräthſt?

Amenaide (ſich fortbewegend.)

Ich bin verloren!

Arſir.

Bleib! und ſoll ich dich
Mit einemmal von dieſem Herzen reiſſen?
Iſt's möglich?

Amenaide.

Unſer Unglück iſt gewiß,
Wenn du dich nicht zu meiner Seite ſtellſt.

Arſir.

Zur Seite des Verbrechens?

Amenaide.

Kein Verbrechen
Hab' ich begangen.

Arſir.

Leugneſt du das Blatt?

Amenaide.

Ich habe nichts zu leugnen.

Arſir.

Ja, es iſt

Von deiner Hand geschrieben und ich stehe
Betroffen und beschämt, verzweifelnd hier.
So ist es wahr! — o, meine Tochter! — du
Verstummst? — ja schweige nur, damit mir noch
Im Jammer wenigstens ein Zweifel bleibe.
Und doch — o sprich was thatst du?

Amenaide.

Meine Pflicht!

Bedachtest du die deine?

Arsir.

Rühmst du noch
Dich des Verbrechens, vor dem tief Gekränkten?
Entferne dich, Unglückliche! verlaß
Den Ort, den Stand, das Glück das du verwirkt
Und mir soll fremde Hand mein Auge schliessen.

Amenaide.

Es ist geschehn!

Dritter Auftritt.

Arsir, die Ritter.

Arsir.

Wenn ich, nach dieser That,
Nach dem Verbrechen, das sie selbst bekannte,
Nicht ritterlich gelassen unter euch,
Wie es mir wohl geziemte, stehen kann,
Wenn meine Thränen wider Willen fliessen,
Wenn tiefe Seufzer meine Stimme brechen;
Ach! so verzeiht dem tiefgebeugten Mann.

Was ich dem Staat auch ſchuldig bin, Natur
Macht allzudringend ihre Forderung gelten,
Verlangt nicht daß ein unglückſel'ger Vater,
Zu euren ſtrengen Schlüſſen, bebend, ſtimme:
Unſchuldig kann ſie nicht gefunden werden,
Um Gnade wag' ich nicht für ſie zu flehn;
Doch Schand' und Tod auf ſie herab zu rufen
Vermag ich nicht. Es ſcheint mir das Geſetz,
Nunmehr auf ſie gerichtet, allzuſtreng.

Loredan.

Daß wir, o Herr! den würdigſten der Väter
In dir bedauern, deine Schmerzen fühlen
Und ſie zu ſchärfen ſelbſt verlegen ſind,
Wirſt du uns glauben; aber dieſer Brief! —
Sie läugnet nicht, der Sclave trug ihn fort,
Ganz nah am Lager Solamirs ergriff
Den Boten unſre friſche Doppelwache,
Er ſuchte zu entfliehn, er widerſetzte
Sich der Gewalt die ihm den Brief entriß,
Er war bewaffnet und er iſt geſtraft.
Das Zeugniß des Verrathes liegt zu klar
Vor aller Augen! die Gefahr der Stadt!
Wer ſollte hier der wiederholten Schwüre
Vergeſſen können? wer der erſten Pflicht?
Und ſelbſt die edlen, väterlichen Schmerzen
Sie überreden nicht, ſo ſehr ſie rühren.

Arſir.

In deinem Spruche ſeh' ich deinen Sinn,
Was auf ſie wartet fühl' ich mit Entſetzen.
Ach! ſie war meine Tochter — dieſer edle Mann

Ist ihr Gemahl — ich überlasse mich
Dem herben Schmerz — euch überlaß' ich mich,
Gewähre Gott mir nur vor ihr zu sterben.

Vierter Auftritt.

Die Ritter.

Roderich.

Sie zu ergreifen ist Befehl gegeben —
Wohl ist es schrecklich sie, von edlem Stamme,
So hoch verehrt von allen, jung und reizend,
Die Hoffnung zweyer Häuser, von dem Gipfel
Des Glücks, in Schmach und Tod gestürzt zu sehn.
Doch welche Pflichten hat sie nicht verletzt?
Von ihrem Glauben reißet sie sich los,
Ihr Vaterland verräth sie, einen Feind
Ruft sie, uns zu beherrschen, frech heran.
Oft hat Sicilien und Griechenland
An seinen Bürgerinnen das erlebt,
Daß sie der Ehre, daß dem Christennahmen,
Daß den Gesetzen sie entsagt und sich
Dem Muselmann, der alle Welt bedrängt,
Im wilden Feuer, lüstern, hingegeben;
Doch daß sich eines Ritters Tochter, sie
(zu Orbassan.)
Die Braut solch eines Ritters, so vergißt
Und, auf dem Wege zum Altare, noch
Ein solch verräthrisch Unternehmen wagt,
Ist neu in Syrakus, neu in der Welt,
Laßt unerhört das Unerhörte strafen.

Loredan.

Gern will ich es gestehn, ich bebe selbst,
Indem ich ihre volle Schuld mir denke,
Die nur durch ihren Rang sich noch vermehrt.
Wir alle kennen Solamirs Beginnen,
Wir kennen seine Hoffnung, seine Liebe,
Die Gabe zu gefallen, zu betrügen,
Geister zu fesseln, Augen zu verblenden.
An ihn gerichtet hat sie dieses Blatt!
„Regier' in unserm Staate" — braucht es mehr
Die gräßlichste Verschwörung zu enthüllen?
Und was noch sonst Verwerflich's diese Züge
Vor uns're Augen bringen, sag' ich nicht
(zu Orbassan.)
In deiner Gegenwart, verehrter Mann!
Wir schämen uns, wo sie der Scham vergaß.
Und welcher Ritter sollte nun für sie,
Nach altem löblichen Gebrauche, streiten?
Wer fände sie noch würdig, ihrentwegen,
Die keinen Schein des Rechtes vor sich hat,
Sein Blut und seinen Nahmen zu verschwenden?

Roderich.

Wir fühlen, Orbassan, die Schmach wie du,
Womit ein fremder Frevel uns getroffen.
Komm! wir entsühnen uns im Schlachtgewühl.
Sie hat das Band, verrätherisch, zerrissen,
Dich rächt ihr Tod, und er befleckt dich nicht.

Orbassan.

Betroffen sieh' ich, das vergebt ihr mir!
Treu oder schuldig, sie ist mir verlobt.

Man

Man kommt — ſie iſt's — die Wache führt ſie.
Soll meine Braut in einem Kerker jammern?
Mich trifft, mich reizt die unerhörte Schmach.
Laßt mich ſie ſprechen!

Fünfter Auftritt.

Die Ritter im Vordergrunde, Amenaide im Hintergrunde mit Wache umgeben.

Amenaide.

Einige Himmelsmächte!
Auf dieſem Weg des Elends leitet mich.
Du kennſt, o Gott! der Wünſche löblich Ziel,
Du kennſt mein Herz! iſt denn die Schuld ſo groß?

Roderich.

(im Beariff mit den übrigen Rittern abzugehen, zu Orbaſſan.)
Die Schuldige zu ſprechen bleibſt du ſtehn?

Orbaſſan.

Ich will ſie ſprechen.

Roderich.

Sey es! doch bedenke,
Geſetz, Altar und Ehre ſind verletzt,
Und Syrakus, obgleich mit Widerwillen,
Mit eignem Schmerz, verlangt des Opfers Blut.

Orbaſſan.

Mir ſagt, wie euch, der Ehre Tiefgefühl,
Wie jeder denkt, und wie er denken ſoll.

(Die Ritter gehen ab, er ſpricht zur Wache:)

Entfernet euch!

Sechster Auftritt.

Amenaide. Orbaſſan.

Amenaide.

Was unterfängſt du dich?
Willſt meiner letzten Augenblicke ſpotten?

Orbaſſan.

So ſehr vergeß' ich meiner Würde nicht.
Dich wählt' ich mir, dir bot ich meine Hand,
Vielleicht hat Liebe ſelbſt die Wahl entſchieden.
Doch davon iſt die Rede nicht. Was auch
In meinem Herzen peinlich ſich bewegt,
Gefühl der erſten Neigung gegen dich,
Verdruß daß ich der Liebe nachgegeben;
Ertragen könnt' ich nicht entehrt zu ſeyn.
Verrathen wär' ich? ſollt ich das mir denken!
Um eines Fremden, eines Feindes willen,
Der unſrer heil'gen Lehre widerſtrebt.
Zu ſchändliches Verbrechen! Nein, ich will
Die Augen ſchlieſſen, nichts von allem glauben,
Dich retten und den Staat und meinen Ruhm.
Mir werd' es Pflicht, ich ehre mich in dir;
Heut ſah mich Syrakus als deinen Gatten,
Nun ſteh' ich dem Beleid'ger meines Rufs.
Das Gottes-Urtheil ruht in unſrer Fauſt,
Das Schwerdt erſchafft die Unſchuld vor Gericht.
Ich bin bereit zu gehen!

Amenaide.

Du?

Orbaſſan.

Nur ich!
Und dieſer Schritt und dieſes Unternehmen,
Wozu, nach Kriegerſitte, mich die Ehre
Berechtigt, wird ein Herz, das mir gebührte,
So hoff' ich, tief erſchüttern und es wird
Mich zu verdienen wiſſen. Was auch dich
In einen Irrthum augenblicklich ſtürzte,
Liſt eines Feinds, Verführung eines Fremden,
Furcht mir die Hand zu reichen, frag' ich nicht.
Die Wohlthat wirkt auf edle Herzen viel,
Die Tugend wird durch Reue nur geſtärkt
Und unſrer beyder Ehre bin ich ſicher.
Doch das iſt nicht genug; ich habe mir
Auf deine Zärtlichkeit ein Recht erworben,
Sey's Liebe, ſey es Stolz, ich fordre ſie.
Wenn das Geſetz den heilgen Schwur befiehlt,
Der Schwache bindet, ſie in Furcht verſetzt,
Und am Altare ſie ſich ſelbſt betrügen;
Freymüthig fordr' ich ſo Freymüthigkeit.
Sprich, offen iſt mein Herz, mein Arm bewaffnet.
Bereit zu ſterben fordr' ich deine Liebe.

Amenaide.

Im Abgrund des Entſetzens, da ich kaum
Von jenem Sturz, der mich hierher geſchleudert,
Mich mit verſtörten Sinnen wiederfinde,
Ergreift mich deine Großmuth noch zuletzt,
Du nöthigeſt mein Herz zur Dankbarkeit,
Und an der Gruft, die mich verſchlingen ſoll,
Bleibt mir nur das Gefühl noch dich zu ſchätzen.

O! kennteſt du das Herz das dich beleidigt!
Verrathen hab' ich weder Vaterland,
Noch Ehre! Dich! auch dich verrieth ich nicht.
Bin ich zu ſchelten, daß ich deinen Werth
Verkannte; g'nug! Ich habe nichts verſprochen.
Undankbar bin ich, bin nicht ungetreu.
Und redlich will ich ſeyn, ſo lang' ich athme:
Dich lieben kann ich nicht! Um dieſen Preiß
Darf ich dich nicht zu meinem Ritter wählen.

Mich drängt, in einer unerhörten Lage,
Ein hart Geſetz, die Härte meiner Richter,
Den Tod erblick' ich, den man mir bereitet.
Ach! und ich ſeh' ihm nicht mit kühner Stirn,
Mit unbewegtem Buſen nicht entgegen.
Das Leben lieb' ich, doppelt war mir's werth.
Weh über mein Geſchick! mein armer Vater! —
Du ſiehſt mich ſchwach, zerrüttet; doch betrüg' ich
Auch ſo dich nicht. Erwarte nichts von mir!
Du biſt beleidigt und ich ſcheine dir
Erſt ſchuldig; aber doppelt wär' ich's,
Sucht' ich nun dir und deiner Gunſt zu ſchmeicheln.
Verzeih den Schmerzensworten! Nein, du kannſt
Nicht mein Gemahl und nicht mein Retter ſeyn.
Geſprochen iſt's, nun richte, räche dich.

Orbaſſan.

Mir ſey genug mein Vaterland zu rächen,
Die Frechheit zu verhöhnen, der Verachtung
Zu trotzen, nein! ſie zu vergeſſen. Dich
Zu ſchützen war auch jetzt mein Arm bereit.
So that ich für den Ruhm, für dich genug.

Von nun an Richter, meiner Pflicht getreu,
Ergeben dem Gesetz und fühllos wie
Es selbst ist, ohne Zorn und ohne Reue.

Siebenter Auftritt.

Amenaide. Soldaten, im Hintergrunde, hernach Euphanie.

Amenaide.

Mein Urtheil sprach ich — gebe selbst mich hin —
Du Einziger! der dieses Herz verdiente,
Für den ich sterbe, dem allein ich lebte,
So bin ich denn verdammt — ich bins für dich!
Nur fort — ich wollt es — aber solche Schande,
Des hochbetagten, armen Vaters Jammer,
Der Bande Schmach, der Henker Mörderblicke —
O Tod! vermag ich solchen Tod zu tragen?
In Qualen, schändlich — es entweicht mein Muth —
Nein, es ist rühmlich für Tancred zu leiden!
Man kann mich tödten und man straft mich nicht.
Doch meinem Vater, meinem Vaterland
Erschein' ich als Verrätherin! Zu dienen
Gedacht' ich beyden, die mich nun entehren.
So kann mir denn in dieser Schreckensstunde,
Mein eigen Herz allein das Zeugniß geben.
Und was wird einst Tancred —

(zu Euphanien, die eben eintritt)

Dich seh' ich hier?

Ist einer Freundin Nähe mir erlaubt?

Euphanie.

Vor dir zu ſterben wär mein einz'ger Wunſch.

(ſie umarmen ſich, die Soldaten treten vor.)

Amenaide.

Sie nahen! Gott! man reißt mich weg von dir.
Dem Helden bringe, dem ich angehörte,
Mein letzt Gefühl, mein letztes Lebewohl.
Laß ihn erfahren, daß ich treu verſchied,
Nicht wird er ſeine Thränen mir verſagen.
Der Tod iſt bitter; doch für den Geliebten,
Für ihn zu ſterben, halte mich empor!

Dritter Aufzug.

Vorhalle des Pallastes.

An den Pfeilern sind Rüstungen aufgehangen.

Erster Auftritt.

Tancred, Zwey Knappen, welche seine Lanzen und übrigen Waffen tragen, Aldamon.

Tancred.

Wie hängt am Vaterland ein fromms Herz!
Mit welcher Wonne tret' ich hier herein!
Mein braver Aldamon, Freund meines Vaters,
Als einen Freund beweisest du dich heut.
Durch deine Posten lässest du mich durch,
Und führst mich Unerkannten in die Stadt.
Wie glücklich ist Tancred! der Tag wie froh!
Mein Schicksal ist erneut. Ich danke dir
Mehr als ich sagen darf und als du glaubst.

Aldamon.

Mich Niedrigen erhebst du Herr so hoch;
Den kleinen Dienst, den ein gemeiner Mann,
Ein bloßer Bürger —

Tancred.

Bürger bin auch ich!
Und Freunde ſollen alle Bürger ſeyn.

Aldamon.

Und alle Bürger ſollen dich verehren.
Zwey Jahre hab ich unter dir, mit Luſt,
Im Orient geſtritten, deiner Väter Thaten
Sah ich dich übertreffen, nah bey dir
Lernt' ich bewundern deiner Tugend Glanz.
Das nur iſt mein Verdienſt. In deinem Hauſe
Bin ich erzogen, deine Väter waren
Mir väterliche Herrn, ich bin dein Knecht.
Ich muß für dich —

Tancred.

Wir müſſen Freunde ſeyn!
Das alſo ſind die Wälle, die zu ſchützen
Ich hergeeilt? der Mauren heil'ger Kreis,
Der mich als Kind in ſeinem Schoos bewahrt,
Aus dem parthenopiſche Verbannung mich geriſſen,
Zu dem ich ehrfurchtsvoll zurück mich ſehnte!
Doch ſage mir: wo wohnt Aſſur? — und wohnt
Mit ihm Amenaide ſeine Tochter?

Aldamon.

In dem Pallaſte hier der Republik,
Wo ſich der hohe Ritterrath verſammelt,
Ward ihm, dem älteſten, würdigſten, die Wohnung,
Nach langen Bürgerzwiſten, angewieſen.
Hier leitet er die Ritter, die dem Volk
Geſetze geben, deren Tapferkeit
Die Stadt beſchützt und ſich die Herrſchaft ſichert.

Sie überwänden ſtets den Muſelmann,
Wenn ſie nicht ihren beſten, dich, verloſen.
Sieh dieſe Schilde, Lanzen und Deviſen!
Der kriegeriſche Prunk verkündet laut
Mit welchem Glanz ſie ihre Thaten ſchmückten.
Dein Nahme nur fehlt dieſen großen Rahmen.

Tancred.

Verſchweigt ihn, da man ihn verfolgt. Vielleicht
Iſt er an andern Orten g'nug berühmt.
(zu ſeinen Knappen.)
Ihr aber hänget meine Waffen hin.
Kein Wappen rufe den Partheygeiſt auf.
Ganz ohne Schmuck, als Zeugen tiefer Treuer,
Wie ich ſie in der ernſten Schlacht geführt,
Den nackten Schild, den farbeloſen Helm,
Befeſtigt ohne Pomp an dieſe Mauren.
Und füget meinen Wahlſpruch nicht hinzu,
Er iſt mir theuer, denn in Schlachten hat
Er meinen Muth erhoben, mich geleitet
Und aufrecht meine Hoffnungen gehalten,
Es ſind die heil'gen Worte Lieb' und Ehre.
Steigt nun das Ritterchor zum Platz herab
So ſagt: ein Krieger wünſche, nicht gekannt,
Gefahr und Sieg mit ihnen zu beſtehen,
Und ihnen nachzueifern ſey ſein Stolz.
(zu Aldamon.)
Arſir iſt Aelteſter?

Aldamon.

Im dritten Jahre.
Zu lange hielt die mächtige Parthey,

Die auch vom Volke nicht geliebt iſt, ihn
Den Edlen ſelbſt unthätig und im Druck;
Doch nun erkennt man ſeinen Werth. Es gilt
Sein Rang, ſein Nahme, ſeine Redlichkeit.
Doch ach! das Alter ſchwächte ſeine Kraft
Und Orbaſſan wird leider auf ihn folgen.

Tancred.

Wie Orbaſſan? Tancredens ärgſter Feind!
Mein Unterdrücker! Sage mir, Getreuer,
Vernahmſt du das Gerücht, das ſich verbreitet,
Iſt's wahr, daß dieſer kühne, rohe Mann
Den ſchwachen Vater zu beſtimmen wußte?
Iſt's wahr, daß beyde Stämme ſich vertragen?
Und daß Amenaide ſich zum Pfande
Des nimmer ſichern Bundes weihen ſoll?

Aldamon.

Erſt geſtern hört' ich nur verworrne Reden.
Fern von der Stadt, in jene Burg verſchloſſen,
Auf meinem Poſten wachſam, wo ich gern
Dich aufgenommen, ſicher dich bisher
In die bewachten Gränzen eingeführt,
Dort hör' ich nichts und nichts mag ich erfahren
Aus dieſen Mauren, die dich ausgeſchloſſen;
Wer dich verfolgen kann iſt mir verhaßt.

Tancred.

Mein Herz muß dir ſich öffnen, mein Geſchick
Muß ich dir anvertrauen. Eile, Freund,
Amenaiden aufzuſuchen. Sprich
Von einem Unbekannten, der für ſie,
Für ihres Stammes Ruf, für ihren Nahmen,

Für ihres Hauſes Glück von Eifer brennt,
Und, ihrer Mutter ſchon als Kind verpflichtet,
Geheim mit ihr ſich zu beſprechen wünſcht.

Aldamon.

In ihrem Hauſe ward ich ſtets gelitten,
Und jeden, der noch treu an dir ſich hält,
Nimmt man mit Freude dort, mit Ehren auf.
Geſegl es Gott! das reine Blut der Franken
Dem edlen Blut Aſtrens zu verbinden.
Dem fremden Joch entriſſeſt du das Land,
Und innre Kriege dämpfte, Herr, dein Geiſt.
Doch was dein Plan bey dieſem Auftrag ſey,
Du ſendeſt mich und er ſoll mir gelingen.

Zweyter Auftritt.

Tancred und ſeine Knappen im Hintergrunde.

Tancred.

Es wird gelingen! und ein gut Geſchick,
Das mich geleitet, mich zu der Geliebten,
Nach mancher ſchweren Prüfung, wieder bringt,
Das immer ſeine Gunſt der wahren Liebe,
Der wahren Ehre, göttlich, zugekehrt,
Das in der Mauren Lager mich geführt,
Das in der Griechen Städte mich gebracht;
Im Vaterlande wird's den Uebermuth
Der Feinde dämpfen, meine Rechte ſchützen.
Mich liebt Amenaide. Ja ihr Herz

Iſt mir ein zuverläſſ'ger Bürge, daß
Ich keine Schmach hier zu befürchten habe.
Aus kaiſerlichem Lager, aus Illyrien
Komm' ich ins Vaterland, ins undankbare,
Ins vielgeliebte Land, um ihrentwillen.
Unkomm' ich und ihr Vater ſollte ſie
An einen andern eben jetzt verſagen?
Und ſie verlieſſe, ſie verriethe mich?
Wer iſt der Orbaſſan? der Freche, wer?
Und welche Thaten führt er für ſich an?
Was konnt' er großes leiſten? daß er kühn
Den höchſten Preis der Helden fordern darf;
Den Preis, der auch des Größten würdig wäre,
Den wenigſtens die Liebe mir beſtimmt.
Will er ihn rauben, raub' er erſt mein Leben,
Und ſelbſt durch dieſe That gewinnt er nichts;
Denn auch im Tode blieb ſie mir getreu.
Sein Herz iſt mir bekannt, ich fürchte nichts;
Es gleicht dem meinen. Wie das meine bleibt's
Von Schrecken, Furcht und Wankelmuth befreyt.

Dritter Auftritt.

Tancred. Aldamon.

Tancred.

Beglückter Mann! du haſt vor ihr geſtanden.
Du ſiehſt mein Entzücken! führe mich!

Aldamon.

Entferne dich von dieſem Schreckensorte!

Tancred.

Was ſagſt du? wie? du weineſt tapfrer Mann?

Aldamon.

O! flieh auf ewig dieſes Ufer! Ich,
Ein dunkler Bürger, kann, nach den Verbrechen,
Die dieſer Tag erzeugte, ſelbſt nicht bleiben.

Tancred.

Wie?

Aldamon.

Andern Orten zeige deinen Werth,
Im Orient erneure deinen Ruhm,
Von hier entfliehe, wende deinen Blick
Von den Verbrechen, von der Schande weg,
Die ſich auf ewig dieſer Stadt bemeiſtert.

Tancred.

Welch unerhörter Schrecken faßte dich?
Was ſahſt du? ſprachſt du ſie? was iſt geſchehn?

Aldamon.

War ſie dir werth, o Herr, vergiß ſie nun.

Tancred.

Wie Orbaſſan gewann ſie? Ungetreue!
Des Vaters Feind, Tancredens Widerſacher!

Aldamon.

Ihm hat der Vater heute ſie verlobet
Und alles war zum Feſte ſchon bereitet —

Tancred.

Das Ungeheure ſollte mir begegnen!

Aldamon.

Und doppelt wurdeſt du, o Herr, beraubt.

Man gab der feſtlich ſchon geſchmückten Braut,
Zur Morgengabe, deine Güter mit.

Tancred.

Der Feige raubte was ein Held verſchmäht.
Amenaide! Gott! ſie iſt nun ſein.

Aldamon.

Bereite dich auf einen härtern Schlag;
Das Schickſal, wenn es trifft, iſt ohne Schonung.

Tancred.

So nimm das Leben, Unbarmherz'ger, hin!
Vollende! ſprich! du zauderſt?

Aldamon.

Eben ſollte
Sie deinem Feind auf ewig angehören.
Er triumphirte ſchon; doch nun enthüllt
Sich ihr verräth'riſch Herz, aufs neue, ganz.
Sie hatte dich verlaſſen, dich verrathen
Und nun verräth ſie ihren Bräutigam.

Tancred.

Um wen?

Aldamon.

Um einen Fremden, einen Feind,
Den ſtolzen Unterdrücker unſres Volks,
Um Solamir.

Tancred.

Welch einen Nahmen nennſt du?
Um Solamir? der ſchon ſich in Byzanz
Um ſie bemüht, den ſie verſchmäht, dem ſie
Mich vorgezogen? Nein! es iſt unmöglich!
Nicht hat ſie meiner, nicht des Eids vergeſſen.

Unfähig iſt die ſchönſte Frauenſeele
Solch einer That.

Aldamon.

Ich ſprach mit Widerwillen;
Doch hört' ich überall es ſey geſchehn.

Tancred.

Vernimm! Ich kenne nur zu ſehr des Neids
Und der Verläumdung lügneriſchen Trug,
Kein edles Herz entgehet ihrer Tücke.
Von Kindheit an im Unglück auferzogen,
Verfolgt, geprüft, ich ſelbſt mein eigen Werk,
Von Staat zu Staat bewies ich meinen Muth
Und überall umgrinſ'te mich der Neid.
Verläumdung überall haucht, ſchadenfroh,
In Republiken, wie an Königshöfen,
Aus unbeſtraften Lippen ihren Gift.
Wie lange hat Arſir durch ſie gelitten!
Das Ungeheuer raſ't in Syrakus,
Und wo iſt ſeine Wuth unbändiger
Als da, wo der Partheygeiſt flammend waltet.
Du auch Amenaide! großes Herz!
Auch du wirſt angeklagt! Hinein ſogleich!
Ich will ſie ſehen, hören, mich entwirren.

Aldamon.

Halt ein, o Herr, ſoll ich das letzte ſagen?
Aus ihres Vaters Armen reißt man ſie.
Sie iſt in Ketten.

Tancred.

Unbegreiflich!

Aldamon.

Bald

Auf dieſem Platze ſelbſt, den wir betreten,
Erwartet ſchmählich ſie ein grauſer Tod.

Tancred.

Amenalden?

Aldamon.

Iſt's Gerechtigkeit;
So iſt ſie doch verhaßt. Man murrt, man weint;
Doch niemand iſt geneigt für ſie zu handeln.

Tancred.

Amenaide! dieſes Opfers Graus,
Dieß Unterfangen ſoll man nicht vollenden.

Aldamon.

Zum Saal des Blutgerichtes ſtürzt das Volk,
Es ſchilt ſie treulos und bejammert ſie.
Unwürdige Begier, das Schreckliche
Zu ſehn, bewegt die Menge, ſtrömend wallt
Sie in ſich ſelbſt, neugierig Mitleid treibt
In Wogen ſie um das Gefängniß her,
Und dieſer Sturm verkündet der Gefangnen
Des höchſten Jammers nahen Augenblick.
Komm; dieſe Hallen, einſam jetzt und ſtumm,
Durchrauſchet bald ein lärmendes Gedränge.
O! komm entferne dich.

Tancred.

Der edle Greis,
Der zitternd von des Tempels Pforte ſteigt,
Wer iſt er? Weinend kommt er und umgeben
Von Weinenden. Sie ſcheinen troſtlos alle.

Alda-

Aldamon.

Es iſt Arſir der jammervolle Vater.

Tancred.

Entferne dich, bewahre mein Geheimniß.

(Arſiren betrachtend.)

Wie ſehr bejammr' ich ihn!

Vierter Auftritt.

Tancred. Arſir.

Arſir.

Erhöre, Gott!
Mein einziges Gebet. O! laß mich ſterben!
Beſchleunige die Stunde meines Tod's.

Tancred.

Aus deiner Trauer wende deinen Blick,
Verehrter Greis, mir, einem Fremden, zu.
Verzeih, wenn er theilnehmend ſich zu dir,
In dieſen Schreckens-Augenblicken, drängt.
Ich, unter jenen Rittern, die den Feinden
Des Glaubens ihre Bruſt entgegenſtellen,
Zwar der geringſte, kam — geſelle nun
Zu deinen Thränen, Edler, meine Thränen.

Arſir.

Du Einziger, der mich zu tröſten kommt,
Mich, den man flieht und zu vernichten ſtrebt;
Verzeihe den verworrnen, erſten Gruß
Und ſage wer du ſeyſt?

Tancred.

Ich bin ein Fremder,
Voll Ehrfurcht gegen dich, voll Schmerz wie du,
Der bebend keine Frage wagen darf,
Im Unglück dir verwandt und so vergieb!
Zu dieser Kühnheit nöthigt mich mein Herz.
Ist's wahr? — ist deine Tochter —? ist es möglich?

Arsir.

Es ist geschehn, zum Tode führt man sie.

Tancred.

Ist schuldig?

Arsir.

Ist des Vaters ew'ge Schande!

Tancred.

Sie? — Was ist nun im Leben noch gewiß!
Wenn ich in fernen Landen ihren Ruf,
Von tausend Zungen ihren Werth vernahm;
Da sagt' ich zu mir selbst: und wenn die Tugend
Auf Erden wohnt; so wohnet sie bey ihr.
Nun heißt sie schuldig. O verwünschtes Ufer!
Auf ewig unglückſel'ge Tage!

Arsir.

Wenn du mich
Verzweifeln siehest, wenn mir gräßlicher
Der Tod begegnet, wenn die Gruft sich mir
Noch grauenvoller, rettungsloser zeigt;
So ist es, weil ich der Verstockung denke,
In der sie ihr Verbrechen liebt, in der
Sie, ohne Reue, sich dem Abgrund naht.
Kein Held zu ihrer Rettung zeigte sich,

Sie unterſchrieben, ſeufzend, ihren Tod.
Und wenn der alte, feyerliche Brauch,
Erhabnen Seelen werth und weit berühmt
Durch alle Welt, der Brauch, ein ſchwach Geſchlecht,
Durch Mannskraft, im Kampfe zu entſühnen,
Gar manche ſchon gerettet, fällt nun die,
Die meine Tochter war, vor meinen Augen,
Und Niemand findet ſich ihr beyzuſtehn.
Das mehret meinen Jammer, ſchärft den Schmerz,
Man ſchaudert, ſchweigt und keiner will ſich zeigen.

Tancred.

Es wird ſich einer zeigen! zweifle nicht.

Arſir.

Mit welcher Hoffnung täuſcheſt du mein Herz?

Tancred.

Er wird ſich zeigen! Nicht für deine Tochter,
Sie kann's nicht fordern, ſie verdient es nicht.
Doch für den heil'gen Ruf des hohen Hauſes,
Für dich und deinen Ruhm und deine Tugend.

Arſir.

Es kehret ſich ein Strahl des Lebens mir,
Erquickend und erregend, wieder zu.
Wer mag für uns ſich auf den Kampfplatz wagen?
Für uns, die wir dem Volk ein Greuel ſind.
Wer darf mir ſeine Hand zur Hülfe bieten?
Vergebne Hoffnung! wer den Kampf beſtehn?

Tancred.

Ich werd' es! Ja ich will's! und wenn der Himmel
Für meinen Arm, für deine Sache ſpricht;
So bitt' ich nur, ſtatt alles Lohns, von die

Sogleich mich zu entlaſſen; unerkannt
Und ohne ſie zu ſehen, will ich ſcheiden.

Arſir.

O! edler Mann, dich ſendet Gott hierher.
Zwar kann ich keine Freude mehr empfinden;
Doch naht mit lindern Schmerzen mir der Tod.
Ach! dürft' ich wiſſen wem, in meinem Jammer,
Ich ſo viel Ehrfurcht, ſo viel Dankbarkeit,
Auf einmal ſchuldig bin und gern entrichte.
Dein Anſehn bürgt mir deinen hohen Muth,
Den Vorzug edles Sinnes, edler Ahnen.
Wer biſt du? ſprich!

Tancred.

Laß meine Thaten ſprechen.

Fünfter Auftritt.

Orbaſſan, Arſir, Tancred, Ritter, Gefolge.

Orbaſſan.

Der Staat iſt in Gefahr und fordert nun
Vereinte Kraft und Ueberlegung auf.
Erſt morgen wollten wir zum Angriff ſchreiten,
Doch ſcheint es, daß der Feind von unſern Planen,
Auch durch Verräther, unterrichtet iſt.
Es ſcheint er ſinnet uns zuvor zu kommen;
Und wir begegnen ihm! — Doch nun, o Herr,
Entferne dich von hier und zaudre nicht,
Ein unerträglich Schauſpiel zu erwarten.

Arsir.

Es ist genug! mir bleibt allein die Hoffnung
Im Schlachtgewühl dem Tode mich zu weihen,
(auf Tancreden deutend.)
Hier dieser edle Ritter leitet mich.
Und welches Unglück auch mein Haus betraf,
Ich diene sterbend meinem Vaterlande.

Orbassan.

An diesem edlen Sinn erkenn' ich dich!
Laß deinen Schmerz die Muselmänner fühlen;
Doch, bitt' ich, hier entweiche! schrecklich ist
Was man der Unglückselig'en zubereitet.
Man kommt.

Arsir.

Gerechter Gott!

Orbassan.

Ich würde selbst
In diesem Augenblicke mich entfernen,
Wär' es nicht meines Amtes strenge Pflicht
Dem härtesten Gesetz und seinem Ausspruch,
Vor einer, nur zu leicht beweglichen,
Verwegnen Menge, Ehrfurcht zu verschaffen.
Von dir verlangt man solche Dienste nicht.
Was kann dich halten, das dich nöthigte
Dein eigen Blut zu sehn, das fliessen soll?
Man kommt! Entferne dich!

Tancred.

Mein Vater bleib!

Orbassan.

Und wer bist du?

Tancred.

Dein Widerſacher bin ich,
Freund dieſes Greiſes, gebe Gott! ſein Rächer,
So nöthig dieſer Stadt vielleicht als du.

Sechſter Auftritt.

Die Mitte öffnet ſich, man ſieht Amenaiden von Wache umgeben, Ritter und Volk füllen den Platz.

Arſir.

Großmüth'ger Fremder leihe deinen Arm
Dem Sinkenden, laß mich an deine Bruſt
Vor dieſem Anblick fliehen.

Amenaide.

Ew'ger Richter!
Der das Vergang'ne, wie das Jetzige
Und Künft'ge ſieht, du ſchaueſt in mein Herz,
Du biſt allein der Billige, wenn hier
Mich eine Menge drängt, die, unbarmherzig,
In blindem Eifer, leidenſchaftlich richtet,
Nach blindem Zufall die Verdammung lenkt.
(ſie tritt hervor.)
Euch Ritter, Bürger, die, mit raſchem Spruch,
Auf dieſe Todespfade mich geſtoſſen,
Euch denk' ich mit Entſchuldgung nicht zu ſchmeicheln;
Der richtet zwiſchen mir und euch, der oben
Die einzig unbeſtochne Wage hält.
Ich ſeh' in euch verhaftes Werkzeug nur

Unbilliger Geſetze, euch und ihnen
Hab' ich Gehorſam aufgekündigt, euch und ſie
Verrathen, meinen Vater ſelbſt, der mich
In ein verhaßtes Bündniß zwang, gekränkt,
Hab' Orbaſſan beleidigt, der ſich, kühn
Und ſtreng, zum Herren meines Herzens aufwarf.
Wenn ich, o Bürger, ſo den Tod verdient,
So treff er mich; doch höret erſt mich an;
Erfahret ganz mein Unglück! Wer vor Gott
Zu treten hat, ſpricht ohne Furcht vor Menſchen.
Auch du mein Vater, Zeuge meiner Schmach,
Der hier nicht ſollte ſtehn und der vielleicht
Die Härte der Geſetze —

(ſie erblickt Tancreden.)

Großer Gott!
An ſeiner Seite — wen erblick' ich — ihn —
Mein Herz — ich ſterbe!

(ſie fällt in Ohnmacht.)

Tancred.

Meine Gegenwart
Iſt ihr ein bittrer Vorwurf; doch es bleibt
Beſchloſſen — Haltet ein! die ihr dem Tod
Das Opfer allzuraſch entgegenführt.
Ihr Bürger haltet ein! für ſie zu ſterben,
Sie zu vertheidigen bin ich bereit.
Ich bin ihr Ritter! Dieſer edle Vater,
Dem Tode nah, ſo gut verdammt als ſie,
Nimmt meinen Arm, den Schutz der Unſchuld, an.
Die Tapferkeit ſoll hier den Ausſpruch geben,
Dieß bleibet wurd'ger Ritter ſchönſter Theil.

Die Bahn des Kampfes öffne man der Ehre,
Dem Muth ſogleich, und jeglicher Gebrauch
Sey von des Kampfes Richtern wohlbedacht.
Dich, ſtolzer Orbaſſan, dich fordr' ich auf!
Nimm mir das Leben, oder ſtirb durch mich.
Dein Nahme, deine Thaten ſind bekannt,
Du magſt hier zu befehlen würdig ſeyn.
Das Pfand des Kampfes werf' ich vor dir nieder,
(er wirft den Handſchuh hin.)
Darfſt du's ergreifen?

Orbaſſan.

Deinen Uebermuth
Wär' ich vielleicht zu ehren nicht verbunden;
(er winkt einem der Seinen, der den Handſchuh aufhebt.)
Allein mich ſelbſt und dieſen edlen Greis,
Der dich hier einzuführen würdigte,
Uns ehr' ich, wenn ich, vor dem Kampfgericht,
Der Forderung Verwegenheit beſtrafe.
Doch ſag uns deinen Nahmen, deinen Rang;
Der nackte Schild verkündet wenig Thaten.

Tancred.

Ihn ſchmückt vielleicht der Sieg nur allzubald.
Doch meinen Nahmen ruf' ich, wenn du fällſt,
Das letzte Wort, dem Sterbenden ins Ohr.
Nun folge mir.

Orbaſſan.

Man öffne gleich die Schranken!
Entfeſſelt bleibt Amenaide hier
Bis zu dem Ausgang dieſes leichten Kampfes.
Dieß Recht genießt ſogar die Schuldige,

Sobald ein Ritter auftritt ſie zu retten
Und wie ich von dem Kampfplatz ſiegend kehre,
Sieht mich an eurer Spitze gleich der Feind.
Im Zweykampf überwinden iſt Gewinn,
Fürs Vaterland zu ſiegen ewig Ruhm.

Tancred.

Geſprochen iſt genug, und wenn du fällſt,
So bleibt noch mancher Arm den Staat zu retten.

Siebenter Auftritt.

Arſir, Ameneide, im Hintergrund, die wieder zu ſich kommt, nachdem man ihr die Feſſeln abgenommen hat. Die Menge folgt den Rittern und verliert ſich nach und nach.

Ameneide.

Was iſt aus ihm geworden? weiß man ſchon? —
Er iſt verloren, wenn man ihn entdeckt.

Arſir.

O, meine Tochter!

Ameneide.

Wendeſt du dich nun
Zu mir, die du verlaſſen und verdammt?

Arſir.

Wo ſoll ich hin vor dieſem gräßlichen
Geſchick mich wenden? Groſſer Gott, zu dir!
Du haſt uns einen Retter hergeſandt.
Willſt du verzeihen? oder wäre ſie
Unſchuldig und ein Wunder ſoll ſie retten?
Iſt es Gerechtigkeit, iſt's Gnade? Zitternd hoff' ich.
Was hat zu ſolcher Handlung dich verleitet?

Darf ich dir wieder nahen? Welche Blicke
Wag' ich auf dich zu richten?

Amenaide.

Eines Vaters
Vertrauenvolle, ſchonungsvolle Blicke.
Laß mich den väterlichen Arm ergreifen,
Und deine Tochter faſſe wieder an.
Wer ſtützt uns, wenn wir uns, in unſerm Jammer,
Nicht auf einander ſtützen. Immer ſchwebt
Das Beil, noch aufgehoben, über mir,
Und offen liegt das Grab vor meinen Schritten.
Ach! und er ſtürzt vielleicht vor mir hinab,
Der Edelſte, der mir zu Hülfe kam.
Ich folge dir! Ich will, ſo ſtumm wie du,
Auch unerkannt wie du, dem Grab mich weihen.
Doch ach vielleicht — der immer ſiegende,
Sollt' er nicht auch zu meinem Vortheil ſiegen?
Ach! darf ich einem Strahl der Lebensluſt
Die halberſtarrte Bruſt zu öffnen wagen?
Mein Vater — nein — Vergieb! die Lippe wagt
Nicht auszuſprechen, was Gefahr und Noth
Auf mich und meinen Retter häufen möchte.
Wer darf in mein ſo ſehr verkanntes Herz
Und ſeine liebevollen Tiefen blicken?
Wer darf ihn kennen? Mache doch ſein Arm
Den wunderbar verborgenen bekannt!
Auch Raum verſchaff' er mir! Ein einzig Wort
Stellt mich aufs ehrenvollſte wieder her.
Mein Vater komm! In wenigen Momenten
Erblickſt du mich entſündigt, oder todt.

Vierter Aufzug.

Verbalie.

Erſter Auftritt.

Tancred, Loredan, Ritter.

Loredan.

Mit Staunen und mit Trauer ſchauen wir
Den hohen Sieg, der dich verherrlichet.
Du haſt uns einen tapfern Mann geraubt,
Der ſeine ganze Kraft dem Staat gewidmet,
Und der an Tapferkeit dir ſelber glich;
Magſt du uns, edler Mann, nun deinen Nahmen
Und weich Geſchick dich hergeführt entdecken?

Tancred.

Vor ſeinem Tod' erfuhr es Orbaſſan,
Und meinen Haß und mein Geheimniß nimmt er
Mit ſich ins Grab. Und euch bekümmre nicht
Mein trauriges Geſchick; wer ich auch ſey,
Ich bin bereit euch ritterlich zu dienen.

Loredan.

Bleib unbekannt, weil du es ſo begehrſt
Und laß, durch nützliche, erhabne Thaten,
Uns deinen Muth zum Heil des Staates kennen.

Die Schaaren der Ungläub'gen ſind gerüſtet.
Vertheidige mit uns Religion,
Geſetz und Freyheit, jenes hohe Recht
Sich ſelbſt Geſetz zu geben. Solamir
Sey nun dein Feind und deiner Thaten Ziel.
Du haſt uns unſers beſten Arms beraubt,
Der deine fechte nun an ſeiner Stelle.

Tancred.

Wie ich verſprochen will ich alſobald
Euch in das Feld begleiten. Solamir
Befeindet mich gerade weit mehr als euch.
Ich haß' ihn mehr als ihr. Doch, wie ihm ſey,
Zu diesem neuen Kampf bin ich bereitet.

Roderich.

Wir hoffen viel von ſolchem hohen Muth;
Doch wird auch Syrakus dich und ſich ſelbſt,
Durch ſeine Dankbarkeit zu ehren wiſſen.

Tancred.

Mir keinen Dank! Ich fordr', ich wünſch' ihn nicht,
Ich will ihn nicht. In dieſem Kamm der Trauer
Iſt nichts was meine Hoffnungen erregte.
Wenn ich mein Blut vergieße, wenn ich euch,
Mein jammervolles Leben endend, nütze;
So fordr' ich keinen Lohn und kein Bedauren,
Nicht Ruhm, nicht Mitleid. Kommt, zu unſrer Pflicht!
Auf Solamir zu treffen iſt mein Wunſch.

Loredan.

Wir wünſchen die Erfüllung! Nun erlaube
Das Heer zu ordnen, vor die Stadt zu führen,
Das mit den Feinden ſich zu meſſen brennt.

Du höreſt gleich von uns. Erheitre dich!
Des Siegs, des Ruhms gedenke; Alles andre
Was dir auch Kummer macht, laß hinter dir.

Zweyter Auftritt.

Tancred, Aldamon.

Tancred.

Verdienen mag ſie's, oder nicht, ſie lebt!

Aldamon.

Sie wiſſen nicht welch eine giſt'ge Wunde
Dies zärtlich edle Herz in ſeinen Tiefen,
Mit unauslöſchlich heißer Quaal, verzehrt.
Doch wirſt du nicht, o Herr, dich überwinden?
Und deinen Schmerz und die Beleidigung
Auf einen Augenblick vergeſſen? nach der alten
Beſtehnden Ritterſitte, dich der Schönen,
Für die du kämpfteſt, überwandeſt, zeigen?
Die Leben, Ehre, Freyheit dir verdankt,
Wirſt du ihr nicht ſogleich die blut'gen Waffen
Des hingeſtreckten Feinds zu Füßen legen?

Tancred.

Nein Aldamon, ich werde ſie nicht ſehn.

Aldamon.

Dein Leben wagteſt du, um ihr zu dienen,
Nun fliehſt du ſie?

Tancred.

Wie es ihr Herz verdient.

Aldamon.

Ich fühle, wie dich ihr Verrath empört;
Doch haſt du ſelbſt für den Verrath geſtritten.

Tancred.

Was ich für ſie gethan war meine Pflicht.
So untreu ſie mir war, vermöcht' ich nie
Im Tode ſie, in Schande ſie zu ſehen.
Sie retten mußt' ich, nicht auch ihr verzeihn.
Sie lebe, wenn Tancred im Blute liegt.
Den Freund vermiſſe ſie, den ſie verrathen,
Das Herz, das ſie verlor, das ſie zerreißt.
Unmäßig liebt' ich ſie, ganz war ich ihr.
Gefürchtet hätt' ich treulos ſie zu finden?
Die reinſte Tugend dacht' ich anzubeten;
Altar und Tempel, Schwur und Weihe ſchien
Mir nicht ſo heilig als von ihr ein Wort.

Aldamon.

Dich zu verletzen ſollte Barbarey
Sich mit Verrath in Syrakus vereinen.
In früher Jugend wurdeſt du verbannt,
Nun durchs Geſetz beraubt, gekränkt von Liebe.
Laß uns auf ewig dieſes Ufer fliehn.
In Schlachten folg' ich, ewig folg' ich dir!
Hinweg aus dieſen ſchmacherfüllten Mauern!

Tancred.

Wie herrlich zeigt ſich mir das ſchöne Bild
Der Tugend wieder, das in ihr ich ſah!
Die du mich ſchmerzbeladenen hinab
Ins Grab verſtößeſt, dem ich dich entriſſen,
Verhaßte Schuldige, Geliebte noch!

Die über mein Geſchick noch immer waltet;
O! wär es möglich könnteſt du noch ſeyn,
Wofür im Wahne ſonſt ich dich gehalten.
Nein! ſterbend nur vergeß' ich's. Meine Schwäche
Iſt ſchrecklich, ſchrecklich ſoll die Buße ſeyn.
Umkommen muß ich. Stirb und laß dir nicht
Von ihr die letzten Augenblicke rauben.

Aldamon.

Doch ſchienſt du erſt an dem Verbrechen ſelbſt
Zu zweifeln. Iſt die Welt, ſo ſagteſt du,
Der Lüge nicht zur Beute hingegeben?
Regiert nicht die Verläumdung?

Tancred.

Alles iſt,
Ach leider, zu bewieſen, jede Tiefe
Des ſchrecklichen Geheimniſſes erforſcht.
Schon in Byzanz hat Solamir für ſie,
Ich wußt' es wohl, geglüht; auch hier, vernehm' ich,
Hat ſeine Leidenſchaft ihn angetrieben
Sich, einem Muſelmann, der Chriſtin Hand,
Vom Vater, als des Friedens Pfand, zu fodern.
Er hätt' es nicht gewagt, wenn zwiſchen ihnen
Sich kein geheim Verſtändniß angeſponnen.
Sie liebt ihn! und mein Herz hat nur umſonſt
An ſie geglaubt, für ſie umſonſt gezweifelt.
Nun muß ich ihrem Vater glauben, ihm
Dem zärtlichſten von allen Vätern, ihm
Der ſelber ſie verklagt und ſie verdammt.
Was ſagt' ich! ach! ſie ſelbſt ſie klagt ſich an.
Mit Augen ſah ich jenes Unglücksblatt,

Von ihrer eignen Hand, die Worte ſah ich:
„O möchteſt du in Syrakus regieren,
Und unſre Stadt beherrſchen, wie mein Herz!“
Mein Unglück iſt gewiß.

Aldamon.

Vergiß, erhabener,
Verachtend ſtrafe die Erniedrigte.

Tancred.

Und was mich kränkender als alles trifft,
Sie glaubte ſich zu ehren, glaubte ſich
Dem größten Sterblichen zu weihen. Ach!
Wie tief erniedrigt, wie zerknirſcht es mich.
Der Fremde kommt und ſiegt, erfüllt das Land,
Und das leichtſinnige Geſchlecht ſogleich,
Vom Glanz geblendet, der um Sieger ſtrömt,
Entäußert ſich der alten frommen Triebe
Und wirft ſich dem Tyrannen an die Bruſt,
Und opfert den Geliebten einem Fremden.
Umſonſt iſt unſre Liebe ſtill und rein,
Umſonſt legt uns die Ehrfurcht Feſſeln an,
Umſonſt verachten wir den Tod für ſie!
Auch mir begegnet's, und ich ſollte nicht
Das Leben haſſen, die Verräth'rin fliehn?

Dritter Auftritt.

Tancred, Roderich, Aldamon, Ritter.

Roderich.

Verſammelt iſt das Heer; die Zeit enteilt!

Tan-

Tancred.

Es iſt geſchehn, ich folge.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen, Amenaide, Euphanie.

Amenaide (heftig herbeyeilend.)

Laß, mein Retter!
Herr meines Lebens! mich zu deinen Füßen —
(Tancred bebt ſie abgewendet auf.)
Ich fühle hier mich nicht erniedrigt. Laß
Auch meinen Vater dir die Knie umfaſſen,
Entziehe deine hohe Gegenwart
Nicht unſrer Dankbarkeit. Wer darf mich ſchelten,
Daß ich mit Ungeduld zu dir mich ſtürze?
Dir, meinem Retter, darf ich meine Freude
Nicht völlig zeigen, nicht mein ganzes Herz?
Nicht nennen darf ich dich — du blickſt zur Erde!
Ach! mitten unter Henkern, blickt' ich auf,
Ich ſah dich und die Welt verſchwand vor mir;
Soll die Befreyte dich nicht wieder ſehen?
Du ſcheinſt beſtürzt, ich ſelber bin verworren;
Mit dir zu ſprechen fürcht' ich. Welcher Zwang!
Du wendeſt dich von mir? du hörſt mich nicht?

Tancred.

Zu deinem Vater wende dich zurück
Und tröſte den gebeugten, edlen Greis.
Mich rufen andre Sorgen weg von hier
Und gegen euch erfüllt' ich meine Pflicht.

Den Preis empfing ich, hoffe ſonſt nichts mehr.
Zu viele Dankbarkeit verwirret nur,
Mein Herz erläßt ſie dir und giebt dir frey
Mit deinem Herzen, nach Gefühl, zu ſchalten.
Sey glücklich, wenn du glücklich leben kannſt,
Und meiner Qualen Ende ſey der Tod.

Fünfter Auftritt.

Amenaide, Euphanie.

Amenaide.

Iſt es ein Traum? bin ich dem Grab' entſtiegen?
Gab mich ein Gott dem Lebenstage wieder?
Und dieſes Licht umleuchtet es mich noch?
Was ich vernehmen mußte war es nicht
Ein Urtheil ſchreckenvoller, ſchänderhafter
Als jenes, das dem Tode mich geweiht?
Wie gräflich trifft mich dieſer neue Schlag!
Iſt es Tancred, der ſo ſich von mir wendet?
Du ſahſt wie kalt und tief erniedrigend
Er, mit verhaltnem Zorne mich vernichtet.
Die Liebſte ſah er mit Entſetzen an!
Dem Tod entreißt er mich, um mich zu tödten!
Durch welch Verbrechen hab' ich das verdient?

Euphanie.

In ſeinen Zügen wandelte der Zorn,
Erzwungne Kälte lebt' in ſeiner Stimme,
In Thränen ſchwamm ſein abgewandter Blick.

Amenaide.

Er flieht, verſtößt mich, giebt mich auf, beleidigt

Die ihm das liebſte war. Was konnt' ihn ſo
Verändern? was hat dieſen Sturm erregt?
Was fodert er? was zürnt er? Niemand iſt
Zur Eiferſucht ihn aufzureizen würdig.
Das Leben dank' ich ihm, das iſt mein Ruhm.
Als Einziger geliebt, mein einz'ger Schutz,
Gewann er mir, durch ſeinen Sieg, das Leben,
Was ich um ihn verlor erhielt er mir.

Euphanie.

Die öffentliche Meinung reißt auch ihn
Vielleicht mit fort, vielleicht mißtraut er ihr
Und ſie verwirrt ihn dennoch. Jener Doppelſinn
Des Unglücksbriefs, der Rahme Solamirs,
Sein Ruhm wie ſeine Werbung, ſeine Kühnheit,
Spricht alles gegen dich, ſogar dein Schweigen,
Dein ſtolzes großes Schweigen, das ihn ſelbſt,
Tancreden ſelbſt vor ſeinen Feinden barg.
Wer könnte dieſer Hülle Nacht durchdringen?
Er gab dem Vorurtheil, dem Schein ſich hin.

Amenaide.

So hat er mich verkannt?

Euphanie.

Entſchuldige
Den Liebevollen.

Amenaide.

Nichts entſchuldigt ihn!
Und wenn mich auch die ganze Welt verklagte;
Auf eignem Urtheil ruht ein großer Mann
Und der betrognen Menge ſetzt er, ſtill,
Gerechter Achtung Vollgewicht entgegen.

Aus Mitleid hätt' er nur für mich geſtritten?
Die Schmach iſt ſchrecklich, ſie vernichtet mich.
Ich ging für ihn, zufrieden, in den Tod;
Und nun entreißt er mir ein Zutraun, das
Mich von dem Tod allein noch retten konnte.
Nein, dieſes Herz wird nimmer ihm verzeihn.
Zwar ſeine Wohlthat bleibet ſtets vor mir,
Auch im gekränkten Herzen, gegenwärtig;
Doch glaubt er mich unwürdig ſeiner Liebe,
So iſt er auch nicht meiner Liebe werth.
Jetzt bin ich erſt erniedrigt, erſt geſchmäht.

Euphanie.

Er kannte nicht —

Amenaide.

Mich hätt' er kennen ſollen!
Mich ſollt' er achten, wie er mich gekannt,
Und fühlen daß ich ſolch ein Band, verrätheriſch,
Unmöglich zu zerreißen fähig ſey.
Sein Arm iſt mächtig, ſtolz iſt dieſes Herz.
Dieß Herz, ſo groß wie ſeines, weniger
Geneigt zum Argwohn, zärtlicher gewiß,
Entſagt auf ewig ihm und allen Menſchen.
Falſch ſind ſie, voller Tücke, ſchwach und grauſam,
Betrogene Betrüger! und vergißt
Mein Herz Tancreden, wird's die Welt vergeſſen.

Sechſter Auftritt.

Arſir, Amenaide, Gefolge.

Arſir.

Nur langſam kehret meine Kraft zurück,

Das Alter trägt die eignen Laſten kaum,
Den ungeheuren Schmerzen lag ich unter.
Nun laßt mich jenen edlen Helden ſehn,
An meine Bruſt ihn drücken. Sage mir
Wer wars? wer hat mein einzig Kind gerettet?

Amenaide.

Ein Mann, der meine Liebe ſonſt verdient,
Ein Held, den ſelbſt mein Vater unterdrückte,
Den ihr verbanntet, deſſen Nahmen ich
Vor euch verſchweigen mußte, den zu mir
Das unglückſel'ge Blatt berufen ſollte,
Der letzte Sproß des hohen Ritterſtammes,
Der größte Sterbliche, der mich nun auch,
Wie jedermann, verkennt, es iſt Tancred!

Arſir.

Was ſagſt du?

Amenaide.

Was mein Herz nicht mehr verſchweigt,
Was ich mit Furcht bekenne, da ich muß.

Arſir.

Tancred?

Amenaide.

Er ſelbſt! Ich wußt' ihn in der Nähe,
Ihn zu berufen dacht' ich. Mich befreyen
Sollt' er von Orbaſſan; da fiel mein Blatt
In eure Hand. Ihn führt ſein eignes Herz
In dieſe Mauern, mich vom Tod zu retten,
Und ach! nun bin ich auch von ihm verkannt.
Mit unſern Helden eilt er eben hinaus
Und kämpft für uns mit tief zerriſſ'nem Buſen.

Arſir.

Der Edle, den wir unterdrückten, dem
Wir Güter, Würde, Vaterland geraubt,
Er kommt uns zu beſchützen, wenn vor ihm
Als tückiſche Tyrannen wir erſcheinen.

Amenaide.

Verzeiht euch ſelbſt, er wird euch gern verzeihen,
Auch dir vergeb' ich, daß du allzuſchnell
Zu meinen ſtrengen Richtern dich geſellt,
Auf der Natur gelinde Stimme nicht,
Aufs Zeugniß meines Lebens nicht gehört.

Arſir.

An ihn war jenes Unglücksblatt geſchrieben?

Amenaide.

An ihn, er war mein Einz'ger in der Welt.

Arſir.

Und wie hat Liebe dich zu ihm geleitet?

Amenaide.

Schon in Byzanz, an meiner Mutter Hand.

Arſir.

Nun kränkt dich ſein Verdacht? Es irrt auch er?

Amenaide.

Dem Zeugniß eines Vaters mußt' er glauben.

Arſir.

Wie übereilt, o! wie verſtockt ich war!

Amenaide.

O! könnteſt du nun auch das Räthſel löſen.

Arſir.

Ich eile! kommt! zu Pferde! Laßt mich ihm
Bis in der Schlacht verworrne Tiefe folgen,

Dort kämpft er freudiger, wenn er erfährt
Daß du ihn liebst und daß du redlich bist.
Verzweiflung kämpft, ich fühl' es, nun mit ihm,
Den schönern Muth wird ihm die Liebe geben.

Amenaide.

Du gehst nicht ohne mich!

Arsir.

Du bleibst zurück!

Amenaide.

In diese Mauern soll mich nichts verbannen.
Scharf in die Augen faßt' ich schon den Tod,
Er blickte gräßlich; auf dem Feld der Ehre
Erscheint er mächtig, aber nicht verhaßt.
Nimm mich an deine Brust, an deine Seite!
Verstoße mich zum zweytenmale nicht.

Arsir.

Gehorsam hab' ich nicht von dir verdient,
Mein väterliches Recht hab' ich verscherzt;
Allein bedenke, welchen kühnen Schritt
Du vor den Augen aller Bürger wagst.
Zum Kampfe zieht ein zärtliches Geschlecht,
Dem engen Zwang entwachsen, nicht hinaus.
In andern Landen mag es Sitte seyn;
Doch hier verjagt's Gewohnheit und Gesetz.

Amenaide.

Gesetz, Gewohnheit, Sitte darfst du nennen,
Ich fühle mich erhoben über sie.
An diesem ungerechten Schreckenstage
Soll mir mein Herz allein Gesetze geben.
Was? die Gesetze, die so schwer auf dich

Und auf dein Haus gelaſtet, die
Geboten, deine Tochter unter Henkers Hand,
Vor allem Volk, entwürdigt, hinzuſtoſſen,
Die ſollen jetzt verbieten, daß ich, dich
Ins Ehrenfeld begleitend, mich entſühne?
Sie ſollten mein Geſchlecht vor Feindes Pfeilen,
Nicht vor der Schmach des Schandgerüſtes wahren?
Du bebſt mein Vater? Hätte damals dich
Ein Schauer überlaufen, als, geneigt
Der feindlichen Parthey zu ſchmeicheln, du
Dich mit dem ſtolzen Orhaſſan vereinteſt,
Dem einz'gen Sterblichen zu ſchaden, der
Euch retten ſollte, damals als in mir
Den heiligen Gehorſam du zerſtörteſt —

Arſir.

Halt ein und kränke den Gekränkten nicht!
Er iſt dein Vater, brauche nicht das Recht,
Mich anzuklagen und verſchone mich.
Laß meine Schmerzen mich beſtrafen, laß,
Wenn du Verzweiflung eines Vaters ehrſt,
Laß von dem Pfeil der Mauren mich allein
An unſers Helden Seite fallen, wenn
Ich deine Lieb' und Unſchuld ihm entdeckt.
Ich gehe! haltet ſie!

Siebenter Auftritt.

Amenaide.

Wer darf mich halten?
Wer hat gelitten was ich leiden muß?

Und wer hilft mir ertragen was ich trage?
Nein! soll ich nicht elendiglich vergehn;
So muß ich fort, ich muß mich thätig zeigen,
Ich muß ihn suchen, finden! In der Schlacht
Gedrängtestem Gewühle treff' ich ihn.
Dort sollen alle Speere, die ihm drohn,
Auch mir des Lebens nahes Ende deuten.
Dort wirft vielleicht sich diese treue Brust
Dem Streiche, der ihn treffen soll, entgegen.
Er haßt, er sieht mich ungerecht! Auch mir
Empört das Herz im Busen sich, und ihn
Gestraft zu sehen ist mein Wunsch. Gestraft
In mir! An seiner Seite soll des Feinds
Geschärfter Pfeil mich treffen! dann ergreift
Sein kriegerischer Arm die Sinkende;
Alsdann erwacht sein Mitleid, doch zu spät!
Und er erfährt daß ich ihm treu geblieben,
Er ruft umsonst ins Leben mich zurück,
Und heiße Reue quilt in seinem Busen,
Und alle Schmerzen jammervoller Liebe
Wälz' ich, im letzten Seufzer, auf ihn los.

Fünfter Aufzug.

Fels und Wald, im Hintergrund eine Ausſicht auf den Aetna.

Erſter Auftritt.

Soldaten, welche beſchäftigt ſind aus Sarazeniſcher Beute Trophäen aufzuſtellen. Volk, von verſchiedenem Geſchlecht und Alter, das ſich hinzu drängt. Zu ihnen Ritter und Knappen.

Loredan.

Erhebt das Herz in freudigem Geſang
Und Weihrauch laßt dem Gott der Siege wallen!
Ihm, der für uns geſtritten, unſern Arm
Mit Kraft gerüſtet, ſey allein der Dank.
Er hat die Schlingen, hat das Netz zerriſſen,
Mit denen uns der Glaubensfeind umſtellt.
Wenn dieſer hundert überwundne Völker,
Mit ehrnem Stab, tyranniſch niederdruckt;
So gab der Herr ihn heut' in unſre Hand.
Errichtet Siegeszeichen auf dem Platze,
Wo dieſe Wunderthaten euch befreyt,
Und ſchmücket, fromm, die heiligen Altäre,
Mit der Ungläub'gen beſten Schätzen aus.
O! möge doch die ganze Welt von uns,

Wie man ſein letztes Gut vertheidigt, lernen!
O möge Spanien, aus ſeinem Druck,
Italien, aus ſeiner Aſche blicken!
Egypten, das zertretne, Syrien,
Das feſſeltragende, nun auch
Zum Herren, der uns rettete, ſich wenden!
Doch im Triumphe laßt uns nicht Arſirs
Und ſeiner Vaterſchmerzen nicht vergeſſen!
O! daß auch ihm das allgemeine Glück
In ſeines Hauſes Jammer Tröſtung bringe.
Und nun, wo iſt der Ritter? der für uns,
Wie alle rühmen, dieſen Sieg erfocht.
Hat ein Triumph ſo wenig Reiz für ihn?
Und könnt' er uns des Neids verdächtig halten?
Wir ſind geprüft genug, ein fremd Verdienſt,
In ſeinem vollen Werthe, zu verehren.

(zu Roderich)

Er focht in deiner Nähe, wie ich weiß;
Kannſt du von ihm, o Herr, uns Nachricht geben?
Er hat ſo edel die Gefahr getheilt,
Will er nicht auch die Siegesfreude theilen?

Roderich.

Vernehmt den ſonderbarſten Fall durch mich.
Indeſſen ihr des Aetna's Felſenwege
Vertheidigtet, entfaltete die Schlacht,
Mit Ungeſtüm, ſich an dem Ufer hin.
Er war der Vorderſte, war weit voraus,
Und wir erſtaunten, in dem tapfern Manne
Nicht die Beſonnenheit des Muths zu ſehn,
Die in dem Schlachtgewühl dem Führer ziemt;

Verzweiflung trieb ihn der Gefahr entgegen.
In abgebrochnen Worten, wilden Blicken,
Entdeckte ſich ein ungemeſſner Schmerz.
Er rief nach Selamir, oft rief er auch,
Mit Ungeſtüm, Amenaidens Nahmen.
Er ſchalt ſie treulos; manchmal ſchien ſogar
Sich ſeine Wuth in Thränen aufzulöſen.
Er weihte ſich dem Tode freventlich,
Er gab ſich auf und, furchterlicher nur,
Erkämpft' er, ſtatt des Todes, ſich den Sieg.
Die Feinde wichen ſeinem Arm und uns,
Und unſer war das freye Schlachtgefild;
Doch er empfand von ſeinem Ruhme nichts,
Geſenkten Blickes, tief in Traurigkeit
Verloren, hielt er unter unſerm Chor.
Doch endlich ruft er Aldamon heran,
Umarmt ihn weinend, ſpricht ihm heimlich zu.
Auf einmal ſprengen beyde fort, der Held
Ruft noch zurück: auf ewig lebet wohl!
Wir ſtehn beſtürzt, daß ſolch ein edler Mann,
Nach ſolchem Dienſt, ſich uns verbergen will.
Auf einmal aber ſtürzt Amenaide
Durch der Soldaten dicht gedrängte Schaar,
Entſtellt und bleich, den Tod in ihren Blicken.
Sie ruft Tancreden, irrt an uns heran,
Ihr Vater folgt und ſie, ermattet, ſinkt
An ſeine Bruſt, wir eilen ihn zu ſtützen.
Der Unbekannte, ruft er, iſt Tancred!
Er iſt der Held, der ſolche Wunder leiſtet.
Amenaiden rächt er, rächt den Staat,

Und eilet uns zu retten, die wir ihn
Einſtimmig, als Rebellen, heute noch,
Behandelt. Sucht ihn auf und führet ihn,
Entſühnet, im Triumph, zur Stadt zurück.

Loredan.

Wo iſt er? daß die ſchönſte Zierde nicht
An unſerm beiden Siegestage fehle.
Führt ihn heran, damit wir zeigen können
Daß, wenn wir einen edlen Mann verkannt,
Wir den geprüften gleich zu ehren wiſſen.

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen, Arſir. Später Ameneide im Hintergrund, von ihren Frauen unterſtützt.

Arſir.

O! eilt ihn zu befreyen! ihn zu retten!
Tancred iſt in Gefahr. Verwegen trieb
Sein Eifer ihn dem flieh'nden Feinde nach,
Der wieder ſich verſammelt, wieder ficht.
Mein Alter, ach! erlaubt mir nur zu klagen.
Ihr, deren Kühnheit ſich mit Stärke paart,
Die noch der Jugend Heldenkraft beſeelt,
Verbunden, eilet hin und gebt Tancreden
Euch, mir und dieſer dargeſtellten wieder.

Loredan.

Genug! die Zeit iſt feſtlar, ſeinet mir!
Wenn wir das Uebermaas der Tapferkeit

Nicht loben können, dieſe düſtere Wuth;
So ſind wir doch ihm ſchnelle Hülfe ſchuldig.

Dritter Auftritt.

Arſir, Amenaide.

Arſir.

So hörſt du denn, o Gott! des Vaters Flehn?
Du giebſt mir endlich meine Tochter wieder,
Den Mann uns wieder, dem wir alles danken.
Die Hoffnung darf, geliebte Tochter, nun,
In unſerm Herzen, wieder ſich entfalten.
Wenn ich dich ſelbſt verkannt, wenn ich dein Unglück,
Aus Irrthum ſelbſt verſchuldet, wenn ich's ganz
Mit dir empfunden und getragen; laß
Mich nun es end'gen, wenn der Edle kommt!
Laß dieſen Troſt in deine Seele leuchten!

Amenaide.

Getröſtet werd' ich ſeyn, wenn ich ihn ſehe,
Wenn er, den ich mit Lieb' und Graun erwarte,
Gerettet kommt und ſich gerecht erzeigt,
Wenn ich vernehme, daß er mich nicht mehr
Verkennt und ſeinen Argwohn tief bereut.

Arſir.

Ich fühle nur zu lebhaft, o Geliebte!
Was du in dieſer harten Probe leideſt.
Von ſolcher Prüfung heilt im edlen Herzen
Die Wunde kaum, die Narbe bleibt gewiß,
Das Nachgefühl des Schmerzens bleibt mit ihr.

Doch meine Tochter denke daß Tancred,
Den wir verhaßt, den wir verfolgt gesehen,
Geliebt, bewundert, angebetet kommt
Und solch ein Glanz dich nun mit ihm verklärt.
Je höher sich Tancred, je herrlicher,
Durch unerwartet große Thaten stellte,
Um desto schöner werden Lieb und Treue,
Die du ihm rein und ganz gewidmet, glänzen.
Wenn sonst ein guter Mensch nur seine Pflicht
Zu thun versteht, erhebet sich der Held,
Er übersteigt gemeiner Möglichkeit
Bescheidne Gränze, ja, der Hoffnung selbst
Eilt er zuvor. So that für uns Tancred
Und über alle Hoffnung wird auch er
Dich treu und seiner Liebe werth entdecken.
Er wendet seine Neigung ganz dir zu,
Das Volk bewundert und verehrt auch dich,
Dieß alles zu verwirren, seinen Irrthum
Aus seiner Seele schnell hinweg zu scheuchen,
Bedarf's ein Wort.

Amenaide.

Es ist noch nicht gesprochen!
Was kann mich jetzt des Volks Gesinnung kümmern,
Das ungerecht verdammt, leichtsinnig liebt
Und zwischen Haß und Mitleid, irrend, schwankt.
Nicht seine laute Stimme rührt mein Herz;
An eines einzigen Munde hängt mein Ruf.
Ja, führe dieser fort mich zu verkennen;
Ich wollte lieber in den Tod mich stürzen,
Als länger seiner Achtung zu entbehren.

Ja, wiſſe — muß ich auch noch dieß geſtehn! —
Als meinen Bräutigam verehrt' ich ihn,
Ihm hat die Mutter, ſterbend, mich gegeben,
Ihr letzter Seufzer hat uns noch geſegnet,
Und dieſe Hände, die ſie erſt verbunden,
Vereinten ſich die Augen ihr zu ſchließen.
Da ſchwuren wir, bey ihrem Mutterherzen,
Im Angeſicht des Himmels, bey dem reinen
Verklärten Geiſt, bey dir, unſel'ger Vater,
Uns nur in dir zu lieben, für dein Glück,
Mit kindlichem Gehorſam, uns zu bilden.
Ich ſah, ſtatt des Altars, ein Mordgerüſt,
Mein Bräutigam verkennt mich, ſucht den Tod,
Und mir bleibt das Entſetzen meiner Schmach;
Das iſt mein Schickſal.

Arſir.

Das nun ſich erheitert.
Mehr als du hoffteſt wird noch dir gewährt.

Amenaide.

Ach! alles fürcht' ich!

Vierter Auftritt.

Arſir, Amenaide, Euphanie.

Euphanie.

Theilet Freud' und Jubel!
Empfindet, mehr als wir, ein Wunderglück.
Tancred hat abermals geſiegt, den Reſt

Auf ihn vereinter Flüchtigen zerſtreut.
Und Solamir, von ſeiner Hand getödtet,
Liegt nun, als Opfer des bedrängten Staats,
Als Pfand zukünft'ger Siege, zur Entſühnung
Gekränkter Frauenehre hingeſtreckt.
Wie ſchnell verbreitet ſich der Ruf umher!
Wie freudetrunken fliegt das Volk ihm zu,
Und nennt ihn ſeinen Helden, ſeinen Schutz;
Des Thrones würdig preiſt man ſeine Thaten.
Ein einziger von unſern Kriegern war,
Auf dieſen Ehrenwegen, ſein Begleiter,
Der Aldamon, der unter dir gedient,
Errang ſich einen Theil an dieſem Ruhm.
Und als zuletzt noch unſere Ritter ſich,
Mit Ungeſtüm, zum Platz des Kampfes ſtürzten,
War alles längſt gethan, der Sieg entſchieden.

(in der Ferne Siegsgesang.)

Vernehmt ihr jener Stimmen Hochgeſang?
Die über alle Helden ſeines Stammes,
Ihn über Roland, über Triſtan heben.
Ihm reichen tauſend Hände Kranz um Kranz,
Welch ein Triumph, der dich und ihn verklärt!
O theile! komm! den herrlichen Triumph;
Du haſt ihn längſt verdient und längſt vermißt.
Dir lächelt alles nun und jeder ſchämt
Sich jener Schmach, mit der er dich verletzt.
Tancred iſt dein, ergreife den Beſitz.

Amenaide.

Ach! endlich athm' ich wieder und mein Herz
Eröffnet ſich der Freude. Theurer Vater!

Laß uns den Höchſten, der, auf ſolchen Wegen,
Mir das Verlorne wieder giebt, verehren.
Vom herben Schmerz, durch ſeine Hand, befreyt,
Fang' ich, ſo ſcheint mir, erſt zu leben an.
Mein Glück iſt groß; doch hab' ich es verdient.
Vergeſſen will ich alles. O! verzeih
So manchen Vorwurf, manche bittre Klage,
Womit ich, edler Vater, dich gekränkt,
Und wenn Tancredens Unterdrücker, wenn
Sich Feinde, Bürger ihm zu Füßen werfen;
Die Wonne fühl' ich ganz, denn er iſt mein.

Arſir.

Und ganz genießt dein Vater ſie mit dir. —
Iſt dieß nicht Aldamon? der, mit Tancreden,
Sich in den Feind, mit ächter Treue ſtürzte,
Er, der auch unter mir ſo brav gedient.
Vermehrt er die Gewißheit unſres Heils?
Durch einen wackren Boten wird die Wonne
Der guten Botſchaft noch erhöht. Allein
Was ſeh' ich? ungewiſſen Trittes naht er ſich!
Iſt er verwundet? Tiefe Schmerzen ſind
Auf ſein Geſicht gegraben!

Fünfter Auftritt.

Arſir, Amenaide, Euphanie, Aldamon.

Amenaide.

Sag' uns an:

Tancred iſt Ueberwinder?

Aldamon.

Ja, er iſt's!

Amenaide.

Verkündet nicht ihn dieſer Siegeston?

(Klagegeſang von Ferne.)

Aldamon.

Der ſchon in Klagetöne ſich verwandelt.

Amenaide.

Was ſagſt du? ſoll uns neues Unglück treffen?

Aldamon.

Zu theuer iſt des Tages Glück erkauft.

Amenaide.

So iſt er todt?

Aldamon.

Sein Auge blickt noch auf,
Doch wird ihn ſeine Wunde bald uns rauben.
Als er, an meiner Seite, ſich zum Tod
Getroffen fühlte, ſtützt er ſich gelaſſen
Auf meinen Arm und ſprach: ich ſehe ſie
Nicht wieder, die mir alles war, und die
Mich nun hieher getrieben. Eile hin
Und bring ihr noch ein ſchmerzlich Scheidewort,
Und ſag' ihr —

Arſir.

Gott! ſo gränzenloſe Noth
Verhängſt du über uns! o theurer Mann!
Verſchweig' ihr eine Botſchaft die ſie tödtet.

Amenaide.

Nein, ſprich das Urtheil nur entſchieden aus!
Ich habe nichts als dieſes Leben mehr,

Und dieſes geb ich gern und willig hin.
Sprich ſein Gebot, das letzte, ſprich es aus!

Aldamon.

Nicht überleben konnt' ich den Gedanken,
So ſprach er, daß ſie mir die Treue brach;
Um ihrentwillen ſterb' ich, könnt' ich doch
Auch für ſie ſterben, daß ſie Ruf und Nahmen
Und Lebensglück, durch meinen Tod, erwürbe.

Amenaide.

Er ſtirbt im Irrthum! Werd' ich ſo geſtraft!

Arſir.

Verloren iſt nun alles! nun der Köcher
Feindſeligen Geſchickes ganz geleert!
Und, ohne Hoffnung, ohne Furcht, erwarten,
Auch ohne Klage, wir den nahen Tod.
O! laß mich wenigſtens, geliebtes Kind,
In dieſer ſchrecklichen Verwirrung, noch
Die letzten Kräfte ſammeln, laß mich laut,
Daß unſere Ritter, unſer Vaterland,
Daß alle Völker hören, laß mich rufen:
So litt ein edles Herz! ſo war's verkannt!
Und alle Welt verehre deinen Nahmen.

Amenaide.

Und mag ein unerträglich herber Schmerz
Durch irgend einen Antheil milder werden?
Was kann das Vaterland? was kann die Welt?
Tancred iſt todt.

Arſir.

So fahre hin mein Leben!

Amenaide.

Tancred iſt todt! und niemand hat für mich
Ein Wort geſprochen, niemand mich vertreten! —
Nein, dieſe letzte Hoffnung laß mir noch,
Er lebt! er lebt! ſo lange bis er ſich
Von meiner Lieb' und Unſchuld überzeugt.
(indem ſie abgehen will, begegnet ſie den Rittern, denen ſie ausweicht.)
Drängt mich auch hier die Tyranney zurück!

Sechster und letzter Auftritt.

Loredan, Roderich, Ritter, Soldaten, Volk, Amenaide, Arſir, Euphanie, Aldamon, Tancred, von Soldaten getragen, erſt im Hintergrunde. Andere Soldaten mit eroberten Sarazeniſchen Standarten.

Loredan.

Beklagenswerthe Beyde, die ihr bang'
Dem Zug begegnet, der ſich ſtumm bewegt,
Wohl iſt für euch der Schmerzen Fülle hier.
Verwundet, ehrenvoll und tödlich, naht,
Auf dieſer Bahre, leider nun der Held.
In Leidenſchaft und Wuth gab er ſich hin,
So hat er uns vollkommnen Sieg errungen.
Doch ach! wir hielten kaum des edlen Bluts,
Das uns errettet, heft'gen Strom zurück.
(zu Amenaiden.)
Der hohe Geiſt, der ſich von hinnen ſehnt,
Verweilt, ſo ſcheint es, noch um deinetwillen;

Er nennet deinen Nahmen, alles weint,
Und wir bereuen unſern Theil der Schuld.

(indeſſen er ſpricht bringt man Tancreden langſam hervor.)

Amenaide.

(aus den Armen ihrer Frauen, wendet ſich, mit Abſcheu, gegen Loredan.)

Barbaren! mög' euch ew'ge Reue quälen!

(ſie eilt auf Tancreden los und wirft ſich vor ihm nieder.)

Tancred! Geliebter! grauſam zärtlicher!
In dieſer letzten Stunde höre mich!
O! wende mir dein mattes Auge zu,
Erkenne mich im gränzenloſen Jammer.
O! gönne dann im Grab, an deiner Seite,
Mir, deiner Gattin, ehrenvollen Raum.
Ja, dieſen Nahmen, den du mir verſprachſt,
Ich hab' ihn mir, durch Leiden, wohl verdient;
Ich habe wohl verdient, daß du nach mir,
Der hartgeprüften, treuen Gattin blickſt.

(er ſieht ſie an.)

So wär es denn zum letztenmale daß
Du mich ins Auge faſſeſt! Sieh mich an!
Kann ich wohl deinen Haß verdienen? Kann
Ich ſchuldig ſeyn?

Tancred (ſich ein wenig aufrichtend.)

Ach! du haſt mich verrathen.

Amenaide.

Ich dich? Tancred!

Arſir.

(der ſich auf der andern Seite nieder wirft, Tancreden umarmt und dann wieder aufſteht.)

O höre, wenn ich nun

Für die so sehr verkannte Tochter spreche.
Um deinetwillen kam sie in Verdacht,
Wir straften sie, weil sie an dir gehangen.
Gesetz und Rath und Volk und Ritter, alles
Hat sich geirrt, sie war allein gerecht.
Das Unglücksblatt, das solchen Grimm erregt,
Es war für dich geschrieben, ihren Helden,
So waren wir getäuscht und täuschten dich.

Tancred.

Amenaide liebt mich? Ist es wahr?

Amenaide.

Ich hätte Schmach und Schande wohl verdient
Und jenen Tod, aus dem du mich gerissen,
Wenn ich, unedel, deiner Liebe je
Und meiner Pflichten gegen dich vergessen.

Tancred.

(der seine Kräfte sammelt und die Stimme erhebt.)

Du liebst mich! Dieses Glück ist höher als
Mein Unstern. Ach! ich fühle nur zu sehr,
Bey diesem Ton das Leben wünschenswerth.
Ich glaubte der Verläumdung, ich verdiene
Den Tod. Ein traurig Leben bracht' ich zu
Und nun verlier' ich's, da das Glück sich mir,
An deiner Seite, gränzenlos eröffnet.

Amenaide.

Und nur in dieser Stunde, sollt' ich dich,
Die uns auf ewig trennt, noch einmal sprechen!
Tancred!

Tancred.

In deinen Thränen sollt' ich Trost

Und Lindrung fühlen; aber ach! von dir
Soll ich mich trennen! herb iſt ſolch ein Tod.
Ich fühl' er naht. Arſir, o! höre mich.
Dieß edle Herz hat ſeine Treue mir
Auf ewig zugeſagt und mir erhalten,
Als Opfer ſelbſt des traurigſten Verdachts;
O! laß denn meine blutig ſtarre Hand,
Mit ihrer Hand, zuletzt, ſich noch verbinden!
Laß mich als ihren Gatten ſterben, dich
Als Vater noch umarmen.

Arſir.

Theurer Sohn!
O könnteſt du für ſie und alle leben!

Tancred.

Ich lebte meine Gattin zu entſühnen,
Mein Vaterland zu rächen, ſterbe nun
Umfaßt von beyden und ich fühle mich
So würdig ihrer Liebe, wie geliebt.
Erfüllt ſind meine Wünſche! liebſtes Weib!
Amenaide!

Amenaide.

Komm!

Tancred.

Du bleibſt zurück!
Und ſchwörſt mir daß du leben willſt —

(er ſinkt nieder.)

Roderich.

Er ſtirbt!
An ſeiner Bahre ſchäme ſich der Thränen

Kein tapfrer Mann; der Reue ſchäme ſich
Kein Edler, der zu ſpät ihn erſt erkannt.

Amenaide.

(Sie ſich auf Tancredens Leichnam wirft.)

Er ſtirbt! Tyrannen, weint ihr? die ihr ihn
Mißhandelt, ihn dem Tode hingegeben!

(indem ſie aufſteht und verzweifelnd.)

Verflucht ſey der Senat! verflucht ein Recht!
Das, ränkevoll, der herrſchenden Parthey,
Geſetzlich Treu und Unſchuld morden lehrt.
O! reißet euch gewaltſam auseinander,
Des Berges ungeheure Feuerſchlünde,
Die ihr das reiche Feld Siciliens
Im finſtern unterwühlet, reißt euch auf!
Erſchüttert Syrakus, daß die Paläſte,
Die Mauern ſtürzen, ſendet Feuerquellen
Aus euren Schluchten, überſchwemmt das Land
Und ſchlingt den Reſt des Volkes, die Ruinen
Der großen Stadt, zur Hölle mit hinab!

(Sie wirft ſich wieder auf den Leichnam.)

O! mein Tancred!

(Sie ſpringt wieder auf.)

Er ſtirbt! ihr aber lebt!
Ihr lebt! ich aber folg' ihm! — Ruft du mich?
Dein Weib vernimmt die Stimme ſeines Gatten.
In ew'ger Nacht begegnen wir uns wieder.
Und euch verfolge Qual, ſo dort, wie hier.

(Sie wirft ſich in Corbamens Arme.)

Arſir.

O! meine Tochter!

Amenaide.

Weiche fern hinweg!
Du bist nicht Vater, hast an uns, fürwahr,
Des heil'gen Nahmens Würde nicht erprobt.
Zu diesen hast du dich gesellt! — Verzeih
Der kläglich Sterbenden! — Nur diesem hier
Gehör' ich an, im Tode bleib' ich sein.
Tancred!

(Sie sinkt an der Bahre nieder.)

Arsir.

Geliebtes, unglückselig's Kind!
O! rufet sie ins Leben, daß ich nicht,
Der letzte meines Stamms, verzweifelnd sterbe.

Elpenor.

Ein Trauerſpiel

Fragment.

Personen.

Antiope.

Lykus.

Epopeus.

Lycus.

Polymetis.

Jünglinge.

Jungfrauen.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Evadne, Jungfrauen.

Evadne.

Verdoppelt eure Schritte, kommt herab!
Verweilet nicht zu lange, gute Mädchen,
Kommt herein!
Gewand und Haaren geht nicht zu viel Sorgfalt.
Iſt das Geſchäft vollbracht, kommt Zeit zum Schmuck.
Zur Arbeit heißt der Morgen rege ſeyn.

Jungfrau.

Hier ſind wir, und die andern folgen gleich.
Wir haben ſelbſt uns dieſem Feſt geweckt,
Du ſiehſt uns bereit, was du befiehlſt, zu thun.

Evadne.

Wohlan beeifert euch mit mir!
Zwar bald nur freudig, bald mit Widerwillen,
Ruf' ich euch auf zum Dienſte dieſes Tags;
Denn er bringt unſrer hochgeliebten Frauen,
In Fröhlichkeit gekleidet, ſtillen Schmerz.

Jungfrau.

Ja, und uns allen; denn es ſcheidet heute
Der werthe Knabe, den ſo lange ſchon
Die glücklichſte Gewohnheit uns verbindet.
Sag', wie erträgt's die Königinn? Giebt ſie gelaſſen
Den theuern Pflegling ſeinem Vater wieder?

Evadne.

Schon wird mir bange für die künft'gen Tage.
Noch ruht der alte Schmerz in ihrer Seele;
Der doppelte Verluſt des Sohns und des Gemahls
Iſt noch nicht ausgeheilt. Und wenn des Knaben
Erheiternde Geſellſchaft ſie verläßt,
Wird ſie dem alten Kummer widerſtehn?
Wie Larven aus der Unterwelt vor andern
Dem Einſamen erſcheinen, rührt Verlaſſne
Aengſtlich der Trauer kalte Schattenhand.
Und wem giebt ſie den lieben Zögling wieder!

Jungfrau.

Ich hab' es auch bedacht.
Nie war der Bruder des Gemahls ihr lieb;
Sein rauh Betragen hielt ſie weit entfernt.
Nie hätten wir geglaubt, daß ſie in ſeinem Sohn
Der ſüßen Liebe Gegenſtand umarmte.

Evadne.

Wär' es ihr eigner, wie belohnte ſie
Der heut'ge Tag für alle Mutterſorgen!
Der ſchöne Knabe ſchreitet feyerlich,
Vor alles Volkes ſehnſuchtsvollen Augen,
Aus der beſchränkten Kindheit niedrem Kreis
Auf der beglückten Jugend erſte Stufe;

Doch ſie erfreut es kaum. Ein ganzes Reich
Dankt ihr die edle Sorg' und ach! in ihrem Buſen
Gewinnt der Gram nur neue Luft und Nahrung.
Denn für das ſchwerſte edelſte Bemühn
Wird ſo viel Freude nicht dem Menſchen, als Natur
Mit einem einzigen Geſchenke leicht gewährt.

Jungfrau.

Ach welche ſchönen Tage lebte ſie!
Eh' noch das Glück von ihrer Schwelle wich,
Ihr den Gemahl, den Sohn entführend ſieh
Und unerwartet ſie verwaiſ't zurücke ließ.

Evadne.

Laß uns das Angedenken jener Zeiten
So heftig klagend nicht erneuen,
Das Gute ſchätzen, das ihr übrig blieb,
Im nahverwandten Knaben großen Reichthum.

Jungfrau.

Den nennſt du reich, der fremde Kinder nährt?

Evadne.

Wenn ſie gerathen iſt auch das vergnüglich.
Ja wohl! ihr ward ein herrlicher Erſatz
In Lykus Sohne. Hier am einſamen Geſtad
An ihrer Seite wuchs er ſchnell hervor,
Und er gehört nun ihr durch Lieb' und Bildung.
Dem Vielverwandten gönnt ſie herzlich nun
Den Theil des Reichs, der ihrem Sohn
Vom Vater her gebührte;
Ja gönnt ihm einſt, was ſie an Land und Schätzen
Von ihren Aeltern ſich ererbt.
Sie ſtattet ihn mit allen Segen aus,

Und ſucht ſich ſtill den Troſt im Guten.
Dem Volk iſt's beſſer, wenn nur Einer herrſcht,
Hört' ich ſie ſagen, und noch manches Wort,
Womit ſie lindernd gern das Uebel prieſe,
Das ſie befiel.

Jungfrau.

Mich dünkt, ich ſah ſie heute froh, das Auge hell.

Evadne.

Mir ſchien es auch. O mögen ihr die Götter
Ein friſches Herz erhalten!
Denn leichter dient ſich einem Glücklichen.

Jungfrau.

Der edel iſt, nicht hart im Uebermuth.

Evadne.

Wie mir ſie billig preiſen, unſre Frau.

Jungfrau.

Ich ſah ſie fröhlich, fröhlicher den Knaben;
Der Morgenſonne Gold auf ihrem Antlitz.
Da ſchwang ſich eine Freude mir durch's Herz
Die Nacht der alten Tage zu erhellen.

Evadne.

Laß uns nicht weiblich vieles reden
Wo viel zu thun iſt.
Die Freude ſoll dem Dienſt nicht ſchaden, der
Heut mehr gefordert wird als andern Tages.
Laßt eure Luſt in eurem Eifer ſehen,
Mit dem ein Jedes eilt ſein Werk zu thun.

Jungfrau.

Verordne du! wir andern ſäumen nicht.

Evadne.

Evadne.

Daß unſrer Fürſtinn Herz geöffnet iſt
Hab' ich geſehn. Sie will, daß ihre Schätze,
Die ſtill verwahrt dem künftigen Geſchlecht
Entgegen ruhten, heut ſich zeigen,
Und dieſem Tag gewidmet glänzen;
Daß dieſe Feyer ſich auf Reinlichkeit
Und Ordnung, wie auf zwey Gefährten, würdig lehne.
Was mir vertraut iſt hab' ich aufgeſchloſſen,
Nun ſorget für den Schmuck der Säle ſelbſt.!
Entfaltet die geſtickten Teppiche und deckt
Damit den Boden, Sitze, Tafeln.
Gering' und Köſtliches vertheilt mit kluger Wahl.
Bereitet Platz genug für viele Gäſte,
Und ſetzt die kunſtgetriebenen Geſchirre
Zur Augenluſt auf ihre rechten Stellen.
An Speiſ' und Trank ſoll's auch nicht fehlen, denn
So will's die Fürſtinn, und ich ſorgte ſo.
Und was den Fremden dargeboten wird
Soll Anmuth und Gefälligkeit begleiten.
Die Männer, ſeh' ich, haben auch Befehl;
Denn Pferde, Waffen, Wagen
Sind, dieſe Feyer zu verherrlichen, bewegt.

Jungfrau.

Wir gehen!

Evadne.

Wohl! ich folge gleich,
Nur hält mich noch der Anblick meines Prinzen.
Dem Morgenſtern vergleichbar naht er, funkelnd, ſchnell.

Laſt mich ihn ſegnen, ihn, der Tauſenden
Ein neues Licht des Glücks aufgehend ſcheint.

Zweyter Auftritt.

Elpenor und Evadne.

Elpenor.

Du, meine gute, treue, biſt du hier?
Die immer Theil an meiner Freude nimmſt.
Sieh, was der Aufgang dieſes Tags mir brachte!
Die ich ſo gerne Mutter nenne, will mich heut
Mit vielen Zeichen ihrer Lieb' entlaſſen.
Den Bogen und den reichbeladnen Köcher
Gab ſie mir; von Barbaren
Gewann ihr Vater ihn. Seit meiner erſten Jugend
Gefiel er mir vor allen Waffen wohl,
Die an den hohen Pfeilern hangen.
Ich forderte ihn oft; mit Worten nicht,
Ich nahm ihn von den Pfoſten
Und klirrte an der ſtarken Sehne;
Dann blickt' ich die Geliebte freundlich an!
Und ging um ſie herum, und zauderte
Den Bogen wieder aufzuhängen.
Heut wurde mir der alte Wunſch gewährt.
Er iſt nun mein, ich führ' ihn mit mir fort,
Wenn ich den Vater nach der Stadt begleite.

Evadne.

Ein würdiges Geſchenk! es ſagt dir viel.

Elpenor.

Was denn?

Evadne.

Groß iſt der Bogen, ſchwer zu beugen;
Wenn ich nicht irre, du vermagſt es nicht.

Elpenor.

Das werd' ich ſchon.

Evadne.

So denkt die theure Pflegemutter auch.
Vertraut ſie dir, daß du mit Mannesktaft
Dereinſt die ſtraffe Sehne ſpannen wirſt;
So winkt ſie dir zugleich, und hofft, daß du
Nach würd'gem Ziel die Pfeile ſenden wirſt.

Elpenor.

O laß mich nur! Noch hab' ich auf der Jagd
Das leichte Reh,
Geringe Vögel nur der niedern Luft erlegt;
Doch wenn ich dich einſt bändige,
Ihr Götter gebt es bald!
Dann hohl' ich ihn aus ſeinen hohen Wolken,
Den ſichern Adler herunter.

Evadne.

Wirſt du entfernt von deinen Bergen, deinen Wäldern,
In denen du bisher mit uns gelebt,
Auch deiner erſten Jugendfreuden
Und unſer auch gedenken?

Elpenor.

Und du biſt unerbittlich? willſt nicht mit mir ziehn?
Willſt deine Sorgfalt mir nicht ferner gönnen?

Evadne.

Du gehſt wohin ich dir nicht folgen kann,
Und deine nächſten Jahre ſchon
Vertragen eines Weibes Sorge kaum.
Der Frauen Liebe nährt das Kind,
Den Knaben ziehn am beſten Männer.

Elpenor.

Sag' mir, wann kommt mein Vater, der mich heut
Nach ſeiner Stadt zurückführt?

Evadne.

Eher nicht,
Als bis die Sonne hoch am Himmel wandelt.
Dich hat der frühſte Morgen aufgeweckt.

Elpenor.

Geſchlafen hab' ich nicht, geſchlummert nur.
In der bewegten Seele ging mir auf und ab,
Was alles ich heut zu erwarten habe.

Evadne.

Wie du verlangſt, ſo wirſt auch du verlangt,
Denn aller Bürger Augen warten dein.

Elpenor.

Sag' an, ich weiß, Geſchenke ſind bereitet,
Die heute noch von meinem Vater kommen;
Iſt dir's bekannt, was bringen wohl die Boten?

Evadne.

Zuvörderſt reiche Kleider, das vermuth' ich wohl,
Wie einer haben ſoll,
Auf den die Augen vieler ſind gerichtet,
Damit ihr Blick, der nicht ins Innre dringt,
Sich an dem Aeußern weide.

Elpenor.

Auf etwas anders hoff' ich, meine Liebe.

Evadne.

Mit Schmuck und reicher Zierde
Wird auch dein Vater heut nicht karg seyn.

Elpenor.

Das will ich nicht verachten, wenn es kommt;
Doch rätheſt du, als wär' ich eine Tochter.
Ein Pferd wird kommen, groß, muthig und ſchnell;
Was ich ſo lang' entbehrt, das werd' ich haben,
Und eigen haben. Denn was half es mir?
Bald ritt ich dieß, bald das, es war nicht mein,
Und nebenher voll Angſt ein alter Diener.
Ich wollte reiten, und er wollte mich geſund
Nach Hauſe haben.
Am liebſten war ich auf der Jagd
Der Königinn zur Seite; doch ich merkt' es wohl,
Wär' ſie allein geweſen,
Sie hätte ſchärfer geritten,
Und ich wohl auch, wär' ich allein geweſen.
Mein dieſes Pferd, es wird mein eigen bleiben,
Und ich will reiten, es ſoll eine Luſt ſeyn.
Ich hoffe das Thier iſt jung und wild und roh,
Es ſelber zuzureiten wär' mir größte Freude.

Evadne.

Auf dein Vergnügen, hoff' ich, und zugleich
Auf deine Sicherheit iſt man bedacht.

Elpenor.

Vergnügen ſucht der Mann ſich in Gefahren,
Und ich will bald ein Mann ſeyn.

Auch wird mir noch gebracht, errath' es ſchnell, ein Schwerd,
Ein größres als ich auf der Jagd geführt,
Ein Schlachtſchwerd.
Es biegt ſich wie ein Rohr und ſpaltet
Auf einen Hieb den ſtarken Aſt.
In Eiſen haut es durch und keine Spur
Bleibt auf der Schärfe ſchartig ſitzen.
Sein Griff mit goldnem Drachenhals geziert,
Und Ketten hängen um den Rachen,
Als hätt' ein Held in finſtrer Höhle
Ihn überwältiget, gebunden,
Dienſtbar an's Tageslicht gerifſen.
Im nahen Wald verſuch' ich ſchnell die Klinge,
Dort will ich Bäume ſpaltend niederhauen.

Evadne.

Mit dieſem Muth wirſt du den Feind beſiegen.
Für Freunde Freund zu ſeyn, verleihe dir
Die Grazie des Feuers einen Funken
In deine Bruſt, das auf dem himmliſchen Altar
Durch ihre ewig reine Hand genährt,
Zu Jovis Füßen brennt.

Elpenor.

Ich will ein treuer Freund ſeyn,
Will theilen was mir von den Göttern wird;
Und wenn ich alles habe, was mich freut,
Will ich gern allen andern alles geben.

Evadne.

Nun fahre wohl! Sehr ſchnell ſind dieſe Tage
Mir hingeflohn, wie eine Flamme, die

Nun erſt den Holzſtoß recht ergriffen,
Verzehrt die Zeit das Alter ſchneller als die Jugend.

Eipenor.

So will ich eilen rühmliches zu thun.

Evadne.

Die Götter geben dir Gelegenheit
Und hohen Sinn, das Rühmliche
Von dem Gerühmten rein zu unterſcheiden.

Eipenor.

Was ſagſt du mir? ich kann es nicht verſtehen.

Evadne.

Mit Worten, wären's ihrer noch ſo viel,
Wird dieſer Segen nicht erklärt:
Denn es iſt Wunſch und Segen mehr als Lehre.
Die geb' ich dir an dieſem Tage zum Geleit.
Die erſten Pfade lieſſt du ſpielend durch,
Und nun beſchreiteſt du den breitern Weg;
Da folge ſtets Erfahrenen.
Nicht nützen würd' es, würde nur verwirren,
Beſchrieb' ich dir beym Austritt zu genau
Die fernen Gegenden, durch die du wandern wirſt.
Der beſte Rath iſt, folge gutem Rath,
Und laß das Alter dir ehrwürdig ſeyn.

Eipenor.

Das will ich thun.

Evadne.

Erbitte von den Göttern dir Verſtändige
Und Wohlgeſinnte zu Gefährten.
Beleidige nicht das Glück durch Thorheit, Uebermuth;

Der Jugend Fehler wohl begünſtigt es,
Doch mit den Jahren fordert's mehr.

Elpenor.

Ja viel vertrau' ich dir, und deine Frau,
So klug ſie iſt, weiß ich, vertraut dir viel.
Sie fragte dich gar oft um dieß und jenes,
Wenn du auch nicht bereit antworteteſt.

Evadne.

Wer alt mit Fürſten wird, lernt vieles, lernt
Zu vielem ſchweigen.

Elpenor.

Wie gern blieb' ich bey dir, bis ich ſo weiſe
Als nöthig iſt, um nicht zu fehlen.

Evadne.

Wenn du dich ſo bedünkteſt, wäre mehr Gefahr.
Ein Fürſt ſoll einzeln nicht erzogen werden.
Einſam lernt Niemand je ſich ſelbſt
Noch wen'ger andern gebieten.

Elpenor.

Entziehe künftig mir nicht deinen Rath.

Evadne.

Du ſollſt ihn haben, wenn du ihn verlangſt,
Auch unverlangt, wenn du ihn hören kannſt.

Elpenor.

Wenn ich vor dir am Feuer ſaß und du erzähltеſt
Von Thaten alter Zeit, du einen Guten rühmteſt,
Des Edlen Werth erhobſt; da glüht' es mir
Durch Mark und Adern.
Ich rief in meinem Innerſten:
O wär' ich der von dem ſie ſpricht!

Evadne.

O möchteſt du mit immer gleichem Triebe
Zur Höhe wachſen, die erreichbar iſt!
Laß es den beſten Wunſch ſeyn,
Den ich mit dieſem Abſchiedskuß dir weihe!
Theures Kind leb wohl!
Ich ſeh' die Königinn ſich nahn.

Dritter Auftritt.

Antiope, Clyenor, Evadne.

Antiope.

Ich find' euch hier in freundlichem Geſpräch.

Evadne.

Die Trennung heißt der Liebe Bund erneuen.

Clyenor.

Sie iſt mir werth, mir wird das Scheiden ſchwer.

Antiope.

Dem ſchönſten Willkomm gehſt du heut entgegen,
Erfährſt erſt, was du bisher entbehrt.

Evadne.

Haſt du noch irgend einen Auftrag, Königinn?
Ich geh' hinein, wo vieles zu beſorgen iſt.

Antiope.

Ich ſage nichts, Evadne, heute nicht:
Denn du thuſt immer was ich loben muß.

Vierter Auftritt.

Antiope, Elpenor.

Antiope.

Und du, mein Sohn, leb' in das Leben wohl!
So sehr als ich dich liebe, scheid' ich doch
Von dir gesetzt und freudig.
Ich war bereit auch so den eignen zu entbehren,
Mit zarten Mutterhänden ihn
Der strengen Pflicht zu überliefern.
Du hast bisher der Liebenden gefolgt,
Geh, lerne nun gebieten, daß du herrschen lernst.

Elpenor.

Dank! tausend Dank, o meine beste Mutter!

Antiope.

Vergelt' es deinem Vater, daß er mir geneigt
Mit deiner ersten Jahre schönen Anblick,
Der beiden Jugend süßen Mitgenuß gegönnt,
Den einz'gen Trost, als mich das Glück so hart verletzte.

Elpenor.

Oft hab' ich dich bedauert, dir den Sohn
Und mir den Vetter heiß zurückgewünscht.
Welch ein Gespiele wäre das geworden!

Antiope.

Um wenig älter nur als du. Wir beyden Mütter
Versprachen zugleich den Brüdern einen Erben.
Ihr sprießet auf; ein neuer Glanz der Hoffnung
Durchleuchtete der Väter altes Haus
Und überschien das weite gemeinsame Reich.

In beyden Königen entbrannte neue Luſt
Zu leben, mit Verſtand zu herrſchen und mit Macht
Zu kriegen.

Elpenor.

Sonſt zogen ſie ſo oft ins Feld,
Warum denn jetzt nicht mehr?
Die Waffen meines Vaters ruhen lange.

Antiope.

Der Jüngling kämpft, damit der Greis genieße.
Damals traf meinen Gemal das Loos
Den Feind jenſeit des Meers zu bändigen.
Er trug gewaltſames Verderben
In ihre Städte. Tückiſch lauerte ihm
Und allen Schätzen meines Lebens
Ein feindſeliger Gott auf.
Er zog mit froher Kraft vor ſeinem Heer
Den theuern Sohn verließ er an der Mutter Bruſt
Wo ſchien der Knabe ſicherer als da,
Wo ihn die Götter ſelber hingelegt?
Da ließ er ſcheidend ihn und ſagte: wachſe wohl!
Und richte deiner erſten Worte Stammeln,
Das Straucheln deiner erſten Tritte,
Entgegen auf der Schwelle deinem Vater,
Der glücklich, ſiegreich, balde wiederkehrt.
Es war ein eitler Segen!

Elpenor.

Dein Kummer greift mich an, wie mich der Muth
Aus deinen Augen glänzend kann entzünden.

Antiope.

Er fiel, von einem tück'ſchen Hinterhalte

Im Laufe ſeines Sieges überwältigt.
Da war von Thränen meine Bruſt des Tags
Zu Nacht mein einſam Lager heiß.
Den Sohn an mich zu drücken, über ihn
Zu weinen war des Jammers Labſal.
O den, auch den von Herzen zu verlieren,
Ertrug ich nicht, und noch ertrag' ich's nicht!

Elpenor.

Ergieb dich nicht dem Schmerz und laß auch mich
Dir etwas ſeyn.

Antiope.

O unverſichtig Weib, die du dich ſelbſt
Und alle deine Hoffnung ſo zerſtört!

Elpenor.

Klagſt du dich an, die du nicht ſchuldig biſt!

Antiope.

Zu ſchwer bezahlt man oft ein leicht Verſehn.
Von meiner Mutter kamen Boten über Boten,
Sie riefen mich und hießen meinen Schmerz
An ihrer Seite mich erleichtern.
Sie wollte meinen Knaben ſehen
Auch ihres Alters Troſt.
Erzählung und Geſpräch und Wiederhohlung,
Erinnerung alter Zeiten ſollte dann
Den tiefen Eindruck meiner Qualen lindern.
Ich ließ mich überreden und ich ging.

Elpenor.

Nenn' mir den Ort! Sag wo geſchah die That!

Antiope.

Du kenneſt das Gebirg, das von der See hinein

Das Land zur rechten Seite ſchließt,
Dorthin nahm ich den Weg. Von allen Feinden ſchien
Die Gegend und von Räubern ſicher.
Nur wenig Knechte waren zum Geleit des Wagens
Und eine Frau war bey mir.
Dort ragt ein Fels beym Eintritt ins Gebirg hervor,
Ein alter Eichbaum faßt ihn mit den ſtarken Aeſten
Und aus der Seite fließt ein klarer Quell.
Dort hielten ſie im Schatten, tränkten
Die abgeſpannten Roſſe, wie man pflegt,
Und es zerſtreuten ſich die Knechte.
Der eine ſuchte Honig, der im Walde träuft,
Uns zu erquicken;
Der andre hielt die Pferde bey dem Brunnen;
Der dritte hieb der Zweige kühlenden Wedel.
Auf einmal hören ſie den fernſten ſchreyen,
Der nahe eilt hinzu, und es entſteht
Ein Kampf der unbewaffneten
Mit kühnen wohlbewehrten Männern,
Die ſich hervor aus dem Gebüſche drängen.
Sich heftig wehrend fallen die Getreuen,
Der Fuhrmann auch, der im Entſetzen
Die Pferde fahren läßt, und ſich mit Steinen
Hartnäckig der Gewalt entgegenſetzt.
Wir fliehn und ſtehn. Die Räuber glauben leicht
Sich meines Knabens zu bemächtigen;
Doch nun erneuert ſich der Streit.
Wir ringen voller Wuth den Schatz vertheidigend.
Mit unauflösbaren Banden mütterlicher Arme
Umſchling' ich meinen Sohn. Die andre hält

Entſetzlich ſchreyend, mit geſchwinden Händen,
Die eindringende Gewalt ab.
Bis ich zuletzt vom Schwerd getroffen,
Durch Vorſatz oder Zufall weiß ich nicht,
Ohnmächtig niederſinke,
Den Knaben mit dem Leben zugleich
Von meinem Buſen laſſe
Und die Gefährtinn ſchwergeſchlagen fällt.

Elpenor.

O warum iſt man Kind! warum entfernt
Zur Zeit, wo ſolche Hülfe nöthig iſt!
Es ballt die Fauſt ſich mir vor der Erzählung,
Ich hör' die Frauen rufen: rette! räche!
Nicht wahr, o Mutter, wen die Götter lieben,
Den führen ſie zur Stelle, wo man ſein bedarf.

Antiope.

So leiteten ſie Hercules und Theſeus,
So Jaſon und der alten Helden Chor.
Wer edel iſt, den ſuchet die Gefahr
Und er ſucht ſie, ſo müſſen ſie ſich treffen.
Ach ſie erſchleicht auch Schwache, denen nichts
Als knirſchende Verzweiflung übrig bleibt:
So fanden uns die Hirten des Gebirgs,
Verbanden meine Wunden, führten ſorgſam
Die Sterbende zurück; ich kam und lebte.
Mit welchem Graun betrat ich meine Wohnung,
Wo Schmerz und Sorge ſich am Heerd gelagert.
Wie verbrannt, vom Feinde zerſtört
Schien mir das wohlbeſtellte königliche Haus;
Und noch verſtummt mein Jammer.

Elpenor.

Erfuhrſt du nie, ob ein Verräther,
Ein Feind, wer dieſe That verübt?

Antiope.

Nach allen Seiten ſandte ſchnell dein Vater Boten,
Ließ von Gewaffneten die Küſten
Scharf unterſuchen ſamt den Beruen; doch umſonſt.
Und nach und nach, wie ich genas,
Kam grimmiger der Schmerz zurück,
Und die unbänd'ge Wuth ergriff mein Haupt.
Mit Waffen der ohnmächtigen
Verfolgt' ich den Verräther.
Ich rief den Donner, rief die Fluth,
Rief die Gefahren an, die leiſ',
Um ſchwer zu ſchaden, auf der Erde ſchleichen.
Ihr Götter, rief ich aus, ergreift die Noth,
Die über Erd' und Meer blind und geſetzlos ſchweift,
Ergreift ſie mit gerechten Händen,
Und ſtoßt ſie ihm entgegen, wo er kommt.
Wenn er bekränzt mit Fröhlichen
Von einem Feſt zurückekehrt;
Wenn er mit Beute ſchwer beladen ſeine Schwelle tritt,
Da ſtarr' ſie ihm entgegen und ergreif' ihn.
Verwünſchung war die Stimme meiner Seele
Die Sprache meiner Lippe Fluch.

Elpenor.

O glücklich wäre der, dem die Unſterblichen
Die heißen Wünſche deines Grimmes
Zu vollführen gäben!

Antiope.

Wohl! mein Sohn.
Vernimm mit wenig Worten noch mein Schickſal!
Denn es wird das deine.
Dein Vater begegnete mir gut, doch fühlt' ich bald,
Daß ich nun in dem Seinen lebte, ſeiner Gnade,
Was er mir gönnen wollte, danken mußte.
Bald wandt' ich mich hieher zu meiner Mutter,
Und lebte ſtill bey ihr, bis ſie die Götter riefen.
Da ward ich Meiſterinn von allem, was mein Vater
Was ſie mir hinterließ. Vergebens forſcht' ich
Um Nachricht von meinem Verlornen.
Wie mancher Fremde kam und täuſchte mich mit Hoffnung!
Ich war geneigt dem letzten ſtets zu glauben;
Er ward gekleidet und genährt und endlich doch,
So wie die erſten, lügenhaft erfunden.
Mein Reichthum lockte Freyer; viele kamen
Von nah und fern, ſich um mich her zu lagern.
Die Neigung hieß mich einſam leben
Und dem Verlangen nach den Schatten
Der Unterwelt voll Sehnſucht nachzuhängen.
Allein die Noth befahl, den Mächtigſten
Zu wählen: denn ein Weib vermag allein nicht viel.
Mit deinem Vater mich zu berathen
Kam ich in ſeine Stadt.
Denn ich geſteh' es dir, geliebt hab' ich ihn nie;
Doch ſeiner Klugheit konnt' ich ſtet's vertrauen.
Da fand' ich dich, und mit dem erſten Blicke
War meine Seele ganz dir zugewandt.

Epeus.

Elpenor.

Ich kann mich noch erinnern, wie du kamſt.
Ich warf den Ballen weg, womit ich ſpielte,
Und lief, den Gürtel deines Kleids zu ſchaun
Und wollte nicht von dir, als du die Thiere,
Die um ihn her ſich ſchlingend jagen,
Mir wiederholend zeigteſt und benannteſt.
Es war ein ſchönes Stück, ich lieb' es noch zu ſehn.

Antiope.

Da ſprach ich zu mir ſelbſt, als ich betrachtend
Dich zwiſchen meinen Knieen hielt:
So war das Bild, das mir die Wünſche vorbedeutend
Durch meine Wohnungen geführt.
Solch einen Knaben ſah ich oft im Geiſt
Auf meiner Vätern alten Stuhl am Heerd ſich lagern.
So hofft' ich ihn zu führen, ihn zu leiten,
Den lebhaft fragenden zu unterrichten.

Elpenor.

Das haſt du mir gegönnt und mir gethan.

Antiope.

Hier iſt er! ſagte mir mein Geiſt, als ich dein Haupt,
In meinen Händen ſpielend wandte,
Und eifrig dir die lieben Augen küßte,
Hier iſt er! Nicht dein eigen, doch deines Stammes.
Und hätt' ein Gott ihn, dein Gebet erhörend,
Aus den zerſtreuten Steinen des Gebirgs gebildet,
So wär' er dein und deines Herzens Kind;
Er iſt der Sohn nach deinem Herzen.

Elpenor.

Von jener Zeit an blieb' ich ſeſt an dir.

Antiope.

Du kanntest bald und liebtest bald die Liebende.
Die Wärt'rinn kam, dich zur gewohnten Zeit
Dem Schlaf zu widmen.
Unwillig ihr zu folgen faßtest du
Mit beyden Armen meinen Hals,
Und wurzeltest dich tief in meine Brust.

Elpenor.

Noch wohl erinnr' ich mich der Freude,
Als du mich scheidend mit dir führtest.

Antiope.

Schwer war dein Vater zu bereden. Viel
Versucht' ich lange, ich versprach ihm dein
Als meines eigensten zu wahren.
Laß mir den Knaben! sprach ich, bis die Jugend ihn
Zum ernsten Leben ruft.
Er sey das Ziel von allen meinen Wünschen.
Dem Fremden, wer es sey, versag' ich meine Hand,
Als Wittwe will ich leben, will ich sterben.
Ihm sey das Meinige ein schöner Theil
Zu dem, was er besitzt.
Da schwieg dein Vater, sann dem Vortheil nach.
Ich rief: nimm gleich die Inseln! nimm sie hin zum Pfand!
Befestige dein Reich, beschütze meins,
Erhalt' es deinem Sohne! dieß bewegt ihn endlich;
Denn Ehrgeiz hat ihn stets beherrscht
Und die Begierde zu befehlen.

Elpenor.

O tadl' ihn nicht!
Den Göttern gleich zu seyn ist Edler Wunsch.

Antiope.

Du warst nun mein. Oft hab' ich mich geschellen,
Daß ich in dir, durch dich
Des schrecklichen Verlustes Eindrung fühlen konnte.
Ich nährte dich; fest hat die Liebe mich
An dich, doch auch die Hoffnung festgebunden.

Epopeus.

O möcht' ich dir doch alles leisten!

Antiope.

Nicht jene Hoffnung, die im strengen Winter
Mit Frühlingsblumen uns das Haupt umwindet,
Vom Blütenbaum aus reichen Früchten lächelt;
Nein! umgewendet hatte mir
Das Unglück in der Brust die Wünsche
Und des Verderbens ungemessene Begier
In mir entzündet.

Epopeus.

Verhehle nichts! sprich, laß mich alles wissen!

Antiope.

Es ist nun Zeit, du kannst vernehmen; höre!
Ich sah dich wachsen und erspähte still
Der offnen Neigung Trieb und schöne Kraft.
Da rief ich aus: ja er ward mir geboren!
In ihm der Rächer jener Missethat,
Die mir das Leben zerstückte.

Epopeus.

Gewiß! gewiß!
Ich will nicht ruhen, bis ich ihn entdeckt,
Und grimmig soll die Rache ungezähmt
Auf sein verruchtes Haupt nachsinnend wüthen.

Antiope.

Verſprich und ſchwöre mir! Ich führe dich
An den Altar der Götter dieſes Hauſes.
Ein freudig Wachsthum gönnten dir die Traurigen;
Sie ruhn gebeugt an dem verwaiſten Heerde
Und hören uns.

Elpenor.

Ich ehre ſie und brächte gern
Der Dankbarkeit bereite Gaben.

Antiope.

Ein Jammer dringt durch der Unſterblichen
Wohlthätig Weſen,
Wenn ihres lang bewahrten Heerdes
Letzte Glut verliſcht.
Von keinem neuen Geſchlechte leuchtet
Friſch genährte Flamme durchs Haus.
Vergebens fachen ſie den glimmenden Reſt
Mit himmliſchem Odem von neuem empor.
Die Aſche zerſtiebt in Luft,
Die Kohle verſinkt.
Theilnehmend an der Irdiſchen Schmerzen
Blicken ſie dich
Mit halbgeſenkten Häuptern an,
Und widerſtreben nicht, mißbilligend
Wenn ich dir zurufe:
Hier am friedlichen unblutigen Altar
Gelobe, ſchwöre Rache!

Elpenor.

Hier bin ich! Was du forderſt leiſt' ich gern.

Antiope.

Raſtlos ſtreicht die Rache hin und wieder,
Sie zerſtreuet ihr Gefolge
An die Enden der bewohnten Erde
Ueber der Verbrecher ſchweres Haupt.
Auch in Wüſten treibt ſie ſich, zu ſuchen
Ob nicht da und dort in letzten Höhlen
Ein Verruchter ſich verbarg,
Schweift ſie hin und her und ſchwebt vorüber,
Eh' ſie trift.
Leiſe ſinken Schauer von ihr nieder,
Und der Böſe wechſelt ängſtlich
Aus Palläſten in die Tempel,
Aus den Tempeln unter freyen Himmel,
Wie ein Kranker bang ſein Lager wechſelt.
Süßer Morgenluft Kinderſtammeln
In den Zweigen ſcheint ihm drohend;
Oft in ſchweren Wolken
Senkt ſie nahe ſich aufs Haupt ihm, ſchlägt nicht,
Wendet ihren Rücken
Oft dem wohlbewußten, ſchüchternen Verbrecher.
Ungewiß im Fluge kehrt ſie wieder
Und begegnet ſeinen ſtarren Blicken.
Vor dem Herrſchen ihres großen Auges
Ziehet ſich, von böſem Krampfe zuckend,
In der Bruſt das feige Herz zuſammen,
Und das warme Blut kehrt aus den Gliedern
Nach dem Buſen, dort zu Eis gerinnend.
So begegne du, wenn einſt die Götter
Mich erhören,

Mit dem ſcharfen Finger dir ihn zeigen,
Finſter deine Stirn gefaltet, jenem Frevler.
Zähl' ihm langſam meiner Jahre Schmerzen
Auf den kahlen Scheitel.
Das Erbarmen, die Verſöhnung
Und das Mitgefühl der Menſchenqualen,
Guter Könige Begleiterinnen,
Mögen weit zurücktretend
Sich verbergen,
Daß du ihre Hand auch wollend
Nicht ergreifen könneſt.
Faſſe den geweihten Stein und ſchwöre,
Aller meiner Wünſche Umfang zu erfüllen!

Elpenor.

Gern! ich ſchwöre!

Antiope.

Doch nicht er allein ſey zum Verderben
Dir empfohlen; auch die Seinen,
Die um ihn und nach ihm ſeines
Erdenglückes Kraft befeſtigen,
Zehre du zu Schatten auf.
Wär' er lang' ins Grab geſtiegen;
Führe du die Enkel und die Kinder
Zu dem aufgeworfnen durſtigen Hügel,
Gieße dort ihr Blut aus,
Daß es ſtiefend ſeinen Geiſt umwittre,
Er im Dunklen dran ſich labe,
Bis die Schaar unwillig Abgeſchiedner
Ihn im Sturme treibt.
Grauſen komm' auf Erden über alle,

Die ſich im Verborgnen ſicher dünken,
Heimliche Verräther!
Keiner blicke mehr aus Angſt und Sorgen
Nach dem Friedensdach der ſtillen Wohnung,
Keiner ſchaue mehr zur Grabespforte
Hoffend, die ſich einmal willig
Jedem aufthut und dann unbeweglich,
Strenger als gegoſſnes Erz und Riegel,
Freud' und Schmerzen ewig von ihm ſcheidet.
Wenn er ſeine Kinder ſterbend ſegnet
Starr ihm in der Hand das letzte Leben,
Und er ſchaudre die beweglichen Locken
Der geliebten Häupter zu berühren.
Bey dem kalten, feſten, heil'gen Stein,
Berühr' ihn, ſchwöre
Aller meiner Wünſche Umfang zu erfüllen!

Elpenor.

Frey war noch mein Herz von Rach' und Grimme;
Denn mir iſt kein Unrecht widerfahren.
Wenn wir uns im Spiele leicht entzweyten,
Folgte leichter Friede noch vor Abend.
Du entzündeſt mich mit einem Feuer,
Das ich nie empfunden, meinem Buſen
Haſt du einen ſchweren Schatz vertraut,
Haſt zu einer hohen Heldenwürde
Mich erhoben, daß ich nun gewiſſer
Mit bewußtem Schritt ins Leben eile.
Ja den erſten ſchärfſten Grimm des Herzens
Mit dem erſten treuſten Schwur der Lippe,

Schwör' ich dir an dieſer heil'gen Stätte
Ewig dir und deinem Dienſt zu eigen!

Antiope.

Laß mich mit dieſem Herzenskuß, mein Eigenſter,
Dir aller Wünſche Siegel auf die Stirne drücken.
Und nun tret' ich vor die hohe Pforte
Zu der heil'gen Quelle,
Die aus dem geheimen Felſen ſprudelnd
Meiner Mauern alten Fuß benetzet,
Und nach wenig Augenblicken kehr' ich wieder.

Fünfter Auftritt.

Cipenor.

Ich bin begierig zu ſehen, was ſie vorhat.
In ſich gekehrt bleibt ſie vor'm hellen Strahl
Des Waſſers ſtehn und ſcheint zu ſinnen.
Sorgfältig wäſcht ſie nun die Hände, dann die Arme,
Beſprengt die Stirn, den Buſen.
Sie ſchaut gen Himmel,
Empfängt mit hohler Hand das friſche Naß
Und gießt es feyerlich zur Erde, dreymal.
Welch eine Weihung mag ſie da begehn?
Sie richtet ihren Tritt der Schwelle zu. Sie kommt!

Sechſter Auftritt.

Antiope, Cipenor.

Antiope.

Laß mich mit freiem freud'gem Muthe dir
Noch einmal danken.

Elpenor.

Und wofür?

Antiope.

Daß du des Lebens Laſt von mir genommen.

Elpenor.

Ich dir?

Antiope.

Der Haß iſt eine läſt'ge Bürde.
Er ſenkt das Herz tief in die Bruſt hinab,
Und legt ſich wie ein Grabſtein ſchwer auf alle Freuden.
Nicht im Elend allein iſt fröhlicher Liebe
Reiner willkommner Strahl die einz'ge Tröſtung.
Hüllt er in Wolken ſich ein,
Ach! dann leuchtet des Glückes
Der Freude flatternd Gewand
Nicht mit erquickenden Farben.
Wie in die Hände der Götter
Hab' ich in deine meinen Schmerz gelegt,
Und ſteh', wie vom Gebete, ruhig auf.
Weggewaſchen hab' ich von mir
Der Rachegöttinnen
Fleckenhinterlaſſende Berührung.
Weithin führt ſie
Allreinigend nun die Welle,
Und ein ſtiller Keim friedlicher Hoffnung
Hebt, wie durch aufgelockerte Erde, ſich empor
Und blickt beſcheiden nach dem grunfärbenden Lichte.

Elpenor.

Vertraue mir! Du darfſt mir nichts verhehlen.

Antiope.

Ob er noch wandelt unter den Lebendigen,
Den ich als abgeſchieden lang betraure?

Elpenor.

Dreyfach willkommen, wenn er uns erſchiene.

Antiope.

Sag an, geſteh'! kannſt du verſprechen,
Lebt er und zeigt er kommend ſein Antlitz,
Giebſt du die Hälfte gern, die ihm gebührt, zurück?

Elpenor.

Von allem gern.

Antiope.

Auch hat dein Vater mir's geſchworen.

Elpenor.

Und ich verſprech' es, ſchwör's zu deinen
Geweihten heil'gen Händen.

Antiope.

Und ich empfange
Für den Entfernten dein Verſprechen, deinen Schwur.

Elpenor.

Doch zeige mir nun an, wie ſoll ich ihn erkennen?

Antiope.

Wie ihn die Götter führen werden
Welch Zeugniß ſie ihm geben, weiß ich nicht.
Doch merke dir: in jener Stunde
Als ihn die Räuber mir entriſſen, hing
An ſeinem Hals ein goldnes Kettchen
Dreyfach ſchön gewunden.
Und an der Kette hing ein Bild der Sonne
Wohlgegraben.

Elpenor.

Ich verwahre das Gedächtniß.

Antiope.

Ein andres Zeichen noch kann ich dir geben,
Das ſchwerer nachzuahmen, der Verwandſchaft
Ganz unumſtößlich Zeugniß.

Elpenor.

Sage mir's vernehmlich.

Antiope.

Am Nacken trägt er einen braunen Flecken,
Wie ich ihn auch an dir
Mit freudiger Verwunderung ſchaute.
Von eurem Ahnherrn pflanzte ſich dieß Mahl
Auf beyde Enkel fort,
In beyden Vätern unſichtbar verborgen.
Darauf gieb Acht und prüfe ſcharfen Sinnes
Der angebornen Tugend ſichres Zeichen.

Elpenor.

Es ſoll ſich keiner unterſchieben, mich betrügen.

Antiope.

Schöner als das Ziel der Rache
Sey dir dieſer Blick in alle Fernen
Deines Wandels. Lebe, lebe wohl!
Ich wiederhohle hundertmal
Was ungern ich zum letztenmale ſage,
Und doch muß ich dich laſſen, theures Kind!
Die ſtille hohe Betrachtung
Deines künftigen Geſchickes
Schwebt, wie eine Gottheit,
Zwiſchen Freud' und Schmerzen.

Niemand tritt auf dieſe Welt,
Dem nicht von beyden mancherley bereitet wäre,
Und den Großen mit großem Maße;
Doch überwiegt das Leben alles,
Wenn die Liebe in ſeiner Schale liegt.
So lang' ich weiß, du wandelſt auf der Erde,
Dein Auge ſchaut der Sonne theures Licht
Und deine Stimme ſchallt dem Freunde zu,
Biſt du mir gleich entfernt; ſo fehlt mir nichts zum Glück.
Bleib' mir, daß ich zu meinen lieben Schatten einſt
Geſellt, mich deiner lang' erwartend freue.
Und geben dir die Götter Jemand
Zu lieben ſo wie ich dich liebe!
Komm! Viele Worte frommen nicht den Scheidenden.
Laß uns der Zukunft Schmerzen künftig leiden,
Und fröhlich ſey dir eines neuen Lebens Tag.
Die Boten, die der König ſendet, ſäumen nicht,
Sie nahen bald, und ihn erwart' ich auch.
Komm! Laß uns gehn ſie zu empfangen,
Den Gaben und dem Sinn gleich, die ſie bringen.

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Polymetis.

Aus einer Stadt voll ſehnlicher Erwartung
Komm' ich der Diener eines Glücklichen
Nicht glücklich.
Es ſendet mich mein Herr mit viel Geſchenken
An ſeinen Sohn voraus,
Und folgt in wenig Stunden meinem Schritt.
Bald werd ich eines frohen Knaben Angeſicht
Erblicken, doch zur allgemeinen Freude
Verſtellt nur meine Stimm' erheben,
Geheimnißvolle Schmerzen
Mit frohen Zügen überkleiden.
Denn hier? hier ſteckt von altem Hochverrath
Ein ungeheilt Geſchwür,
Das ſich vom blühnden Leben,
Von jeder Kraft in meinem Buſen nährt.
Ein König ſollte ſeiner kühnen Thaten
Mitſchuldig Niemand machen.
Was er, um Kron' und Reich ſich zu gewinnen
Und zu befeſtigen, thut,

Was ſich um Kron' und Reich zu thun wohl ziemen mag,
Iſt in dem Werkzeug niedr'ger Verrath.
Doch ja, den lieben ſie und haſſen den Verräther.
Weh' ihm!
In einen Taumel treibt uns ihre Gunſt,
Und wir gewöhnen uns leicht zu vergeſſen,
Was wir der eignen Würde ſchuldig ſind.
Die Gnade ſcheinet ein ſo hoher Preis,
Daß wir den ganzen Werth von unſrem Selbſt
Zur Gegengabe viel zu wenig achten.
Wir fühlen uns Geſellen einer That,
Die unſrer Seele fremd war,
Wir dünken uns Geſellen und ſind Knechte.
Von unſrem Rücken ſchwingt er ſich aufs Roß
Und raſch hinweg iſt der Reuter
Zu ſeinem Ziel,
Eh' wir das ſorgenvolle Angeſicht
Vom Boden heben.
Nach meinen Lippen dringt das ſchreckliche Geheimniß.
Entdeck' ich es, bin ich ein doppelter Verräther;
Entdeck' ich's nicht, ſo ſiegt der ſchändlichſte Verrath.
Geſellinn meines ganzen Lebens,
Verſchwiegene Vertrauung,
Willſt du den ſanften, den gewalt'gen Finger
Im Augenblicke mir vom Munde heben?
Soll ein Geheimniß, das ich nun ſo lange,
Wie Philoctet den alten Schaden,
Als einen ſchmerzbeladnen Freund ernähre,
Soll es ein Fremdling meinem Herzen werden?
Und wie ein anderes gleichgültig's Wort

In Luft zerfließen?
Du biſt mir ſchwer und lieb, du ſchwarzes Bewußtſeyn,
Du ſtärkſt mich quälend;
Doch deine Reifezeit erſcheinet bald.
Noch zweifl' ich, und wie bang iſt da der Zweifel,
Wenn unſer Schickſal am Entſchluß hängt!
O gebt ein Zeichen mir, ihr Götter!
Löſ't meinen Mund, verſchließt ihn, wie ihr wollt!

Zweyter Auftritt.

Elpenor, Polymetis.

Elpenor.

Willkommen, Polymetis, der du mir von Alters her
Durch Freundlichkeit und guten Willen ſchon
Genug bekannt biſt, Hochwillkommen heute!
O ſage mir, was bringſt du? kommt es bald?
Wo ſind die Deinen? wo des Königs Diener?
Darfſt du entdecken, was mir dieſer Tag bereitet?

Polymetis.

Mein theurer Prinz!

Wie? du erkennſt den alten Freund ſogleich!
Und ich nach eines kurzen Jahrs Entfernung
Muß fragen, iſt er's? iſt er's wirklich?
Das Alter ſteht wie ein bejahrter Baum,
Und wenn er nicht verdorrt, ſcheint er derſelbe.
Aus deiner lieblichen Geſtalt, du ſüßer Knabe,
Entwickelt jeder Frühling neue Reize.
Man möchte dich jetzo halten, wie du biſt,

Und immer, was du werden ſollſt, genießen.
Die Boten kommen bald, die du mit Recht erwarteſt,
Sie bringen dir Geſchenke deines Vaters,
Und die ſind deiner und des Tages werth.

Elpenor.

Verzeih' der Ungeduld! Schon viele Nächte
Kann ich nicht ſchlafen. Manchen Morgen ſchon
Lauf' ich den Fels hervor und ſeh' mich um,
Und ſchaue nach der Ebene.
Als wollt' ich ſie, die Kommenden, erblicken,
Und weiß, ſie kommen nicht.
Jetzt da ſie nah ſind, halt ich es nicht aus
Und komme ihnen zu begegnen.
Hörſt du der Roſſe Stampfen? Hörſt du ein Geſchrey?

Polymetis.

Noch nicht, mein Prinz; ich ließ ſie weit zurück.

Elpenor.

Sag', iſt's ein ſchönes Pferd, das heut mich tragen ſoll?

Polymetis.

Ein Schimmel, lebhaft, fromm und glänzend wie das Licht.

Elpenor.

Ein Schimmel, ſagſt du mir! Soll ich mich dir vertraun?
Soll ich's gethun? Ein Rappe wär' mir lieber.

Polymetis.

Du kannſt ſie haben, wie du ſie begehrſt.

Elpenor.

Ein Pferd von dunkler Farbe greift viel feuriger
Den Boden an. Denn ſoll es je mir werth ſeyn,
Muß es mit Noth nur hinter andern
Gehalten werden, keinen Vermann leiden,

Muß

Muß ſetzen, klettern, vor rauſchenden Fahnen
Vor gefällten Speeren ſich nicht ſcheuen,
Und der Trompete raſch entgegen wiehern.

Polymetis.

Ich ſehe wohl, mein Prinz, ich hatte Recht
Und kannte dich genau.
Unſchlüßig war dein Vater, was er ſenden ſollte.
Sey nicht beſorgt, o Herr, ſo ſagt' ich ihm,
Der Feyerkleider und des Schmuckes iſt genug;
Nur Waffen ſend' ihm viel und alte Schwerter.
Kann er ſie jetzt nicht führen,
So wird die Hoffnung ihm die Seele heben,
Und künft'ge Kraft ihm in der jungen Fauſt
Vorahndend zucken.

Elpenor.

O ſchönes Glück! O lang' erwarteter
O Freudentag! Und du, mein alter Freund,
Wie dank' ich dir, wie ſoll ich dir's vergelten!
Daß du für mich, nach meinem Wunſch, geſorgt.

Polymetis.

Mir wohlzuthun und vielen, liegt in deiner Hand.

Elpenor.

Sag' iſt's gewiß? Das alles ſoll ich haben?
Und bringen ſie das alles?

Polymetis.

Ja, und mehr!

Elpenor.

Und mehr?

Polymetis.

Und vieles mehr!

Sie bringen dir, was Gold nicht kaufen kann,
Und was das ſtärkſte Schwert dir nicht erwirbt,
Was niemand gern entbehrt, an deſſen Schatten
Der Stolze, der Tyrann ſich weiden mag.

Elpenor.

O nenne mir den Schatz und laß mich nicht
Vor dieſem Räthſel ſtutzen.

Polymetis.

Die edlen Jünglinge
Die Knaben, die dir heut entgegen gehen,
Sie tragen in der Bruſt ein dir ergebnes Herz,
Voll Hoffnung und voll Zutraun.
Und ihre fröhlichen Geſichter ſind
Ein Vorbild vieler Tauſende,
Die dich erwarten.

Elpenor.

Drängt ſich das Volk ſchon auf den Straßen früh?

Polymetis.

Ein jeglicher vergißt der Noth, der Arbeit,
Und der Bequemſte raſft ſich auf.
Sein dringendes Bedürfniß iſt nur dich zu ſehn.
Und harrend fühlt ein jeder
Zum zweytenmal die Freude des Tages,
Der dich gebar.

Elpenor.

Wie fröhlich will ich Fröhlichen begegnen!

Polymetis.

O daß ihr Blick dir tief die Seele durchdringe!
Denn ſolch' ein Blick
Begegnet keinem, ſelbſt dem König nicht.

Was gern der Greis von guter alter Zeit erzählt,
Was von der Zukunft ſich der Jüngling träumt,
Knüpft Hoffnung in den ſchönſten Kranz zuſammen
Und hält verſprechend ihn ob jenem Ziel,
Das deinen Tagen aufgeſteckt iſt.

Elpenor.

Wie meinen Vater ſollen ſie mich lieben
Und ehren.

Polymetis.

Gern verſprechen ſie dir mehr.
Ein alter König drängt die Hoffnungen der Menſchen
In ihre Herzen tief zurück,
Und feſſelt dort ſie ein.
Der Anblick aber eines neuen Fürſten
Befreyt die lang' gebundnen Wünſche.
Im Taumel dringen ſie hervor,
Genießen übermäßig, thöricht oder klug,
Des ſchwer entbehrten Athems.

Elpenor.

Ich will den Vater bitten, daß er Wein und Brod
Und von den Heerden, was er leicht entbehrt,
Dem Volk vertheilt.

Polymetis.

Er wird es gern. Den Tag,
Den uns die Götter einmal nur im Leben
Gewähren können, feyre jeder hoch.
Wie ſelten öffnet ſich der Menſchen Herz zuſammen!
Ein jeder iſt für ſich beſorgt. Unſinn und Wuth
Durchflammt ein Volk weit eh'r als Lieb' und Freude.
Du wirſt die Väter ſehn, die Hände

Auf ihrer Söhne Haupt gelegt,
Mit Eifer deuten: Sieh, dort kommt er!
Der Hohe blickt den Niedern an, wie seines gleichen.
Zu seinem Herrn erhebt der Knecht
Ein offnes frohes Aug', und der Beleidigte
Begegnet sanft des Widersachers Blick,
Und lädt' ihn ein zur milden Reue,
Zum offnen, weichen Mitgenuß des Glücks.
So mischt der Freude unschuld'ge Kinderhand
Die will'gen Herzen, schafft ein Fest,
Ein ungekünsteltes, den goldnen Tagen gleich,
Da noch Saturn der jungen Erde
Gelind als ein geliebter Vater vorstand.

Elpenor.

Wie viel Gespielen hat man mir bestimmt?
Hier hatt' ich drey, wir waren gute Freunde,
Oft uneins und bald wieder eins.
Wenn ich erst eine Menge haben werde,
Dann wollen wir in Freund und Feind uns theilen,
Und Wachen, Lager, Ueberfall und Schlachten
Recht ernstlich spielen. Kennst du sie?
Sind's will'ge, gute Knaben?

Polymetis.

Du hättest sollen das Gedränge sehn,
Wie jeder seinen Sohn, und wie die Jünglinge
Sich selbst mit Eifer boten! Von den Edelsten
Den Besten sind dir Zwölfe zugewählt,
Die immer dienstlich deiner warten sollen.

Elpenor.

Doch kann ich wohl noch mehr zum Spiele fordern?

Polymetis.

Du haſt ſie alle gleich auf einen Wink.

Elpenor.

Ich will ſie ſondern, und die beſten ſollen
Auf meiner Seite ſeyn.
Ich will ſie führen ungebahnte Wege;
Sie werden kletternd ſchnell den ſichern Feind
In ſeiner Felſenburg zu Grunde richten.

Polymetis.

Mit dieſem Geiſte wirſt du, theurer Prinz,
Zum Jugendſpiel die Knaben, bald das ganze Volk
Zum ernſten Spiele führen.
Ein jeder fühlt ſich hinter dir,
Ein jeder von dir nachgezogen.
Der Jüngling hält die raſche Glut zurück
Und wartet auf dein Auge,
Wohin es Leben oder Tod gebietet.
Gern irrt auch der erfahrne Mann mit dir
Und ſelbſt der Greis entſagt der ſchwererworbnen Weisheit,
Und kehrt noch einmal in das Leben
Zu dir theilnehmend raſch zurück.
Ja dieſes graue Haupt wirſt du an deiner Seite
Dem Sturm entgegen ſehn, und dieſe Bruſt
Vergießt ihr letztes Blut, vielleicht weil du dich irreſt.

Elpenor.

Wie meynſt du? O es ſoll euch nicht gereuen.
Ich will gewiß der erſte ſeyn, wo's Noth hat;
Und euer aller Zutraun muß mir werden.

Polymetis.

Das flößten reichlich ſchon die Götter

Dem Volke für den jungen Fürſten ein.
Es iſt ihm leicht und ſchwer es zu erhalten.

Elpenor.

Es ſoll mir Keiner es entziehen,
Wer brav iſt, ſoll es mit mir ſeyn.

Polymetis.

Du wirſt nicht Glückliche allein beherrſchen.
In ſtillen Winkeln liegt der Druck des Elends,
Der Schmerzen auf ſo vielen Menſchen.
Verworfen ſcheinen ſie, weil ſie das Glück verwarf;
Doch folgen ſie dem Muthigen auf ſeinen Wegen
Unſichtbar nach und ihre Bitte dringt
Bis zu der Götter Ohr. Geheimnißvolle Hülfe
Kommt von dem Schwachen oft dem Stärkeren zu gute.

Elpenor.

Ich hör', ich hör' den Freudenruf
Und der Trompete Klang vom Thal herauf.
O laß mich ſchnell! ich will den ſteilen Pfad
Hinab den Kommenden entgegen
Du folge, lieber Freund, den großen Weg,
Und willſt du, bleibe hier!

Dritter Auftritt.

Polymetis.

Wie Schmeicheley dem Knaben ſchon ſo lieblich klingt!
Und doch unſchuldig iſt der Hofnung Schmeicheley.
Wenn wir dereinſt zu dem, was wir mißbilligen,
Dich loben müſſen, härter fühlen wir's.
Der preiſe glücklich ſich, der von

Den Göttern dieſer Welt entfernt lebt.
Verehr' und fürcht' er ſie und danke ſtill,
Wenn ihre Hand gelind das Volk regiert.
Ihr Schmerz berührt ihn kaum, und ihre Freude
Kann er unmäßig theilen.
O weh mir! doppelt weh mir heute!
Du ſchöner muntrer Knabe ſollſt du leben?
Soll ich das Ungeheur, das dich zerreißen kann,
In ſeinen Klüften angeſchloſſen halten?
Die Königinn ſoll ſie erfahren
Welche ſchwarze That dein Vater gegen ſie verübt?
Wirſt du mir's lohnen, wenn ich ſchweige?
Wird eine Treue, die nicht rauſcht, empfunden?
Was hab' ich Alter noch von dir zu hoffen?
Ich werde dir zur Laſt ſeyn.
Du wirſt vorübergehend mit einem Händedruck
Mich ſehr befriedigt halten.
Vom Strome Gleichgeſinnter wirſt du fortgeriſſen,
Indeß dein Vater uns mit ſchwerem Zepter beherrſcht.
Nein! ſoll mir je noch eine Sonne ſcheinen,
So muß ein ungeheurer Zwiſt das Haus zerrütten,
Und wann die Noth mit tauſend Armen eingreift,
Dann wird man wieder unſern Werth
Wie in den erſten, den verworrnen Zeiten fühlen;
Dann wird man uns, wie ein veraltet Schwert,
Vom Pfeiler eifrig nehmen,
Den Roſt von ſeiner Klinge tilgen.
Hervor aus euren Grüften!
Ihr alten Larven verborgner ſchwarzer Thaten,
Wo ihr gefangen lebt. Die ſchwere Schuld erpreßt nicht!

Auf! umgebt mit dumpfem Nebel
Den Thron, der über Gräbern aufgebaut iſt,
Daß Entſetzen, wie ein Donnerſchlag,
Durch alle Buſen fahre!
Freude verwandelt in Knirrſchen!
Und vor den ausgeſtreckten Armen
Scheitre die Hoffnung!

Goethe's

Werke.

Fünfter Band.

Tübingen
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1807.

R 3349 E

Inhalt.

Göz von Berlichingen mit der eisernen Hand.

Egmont.

Stella.

Clavigo.

Götz von Berlichingen
mit der eisernen Hand.

Ein Schauspiel.

Perſonen.

Kaiſer Maximilian.
Göz von Berlichingen.
Eliſabeth, ſeine Frau.
Maria, ſeine Schweſter.
Karl, ſein Söhnchen.
Georg, ſein Bube.
Biſchof von Bamberg.
Weislingen,
Adelhaid von Walldorf, } an des Biſchofs Hofe.
Liebetraut,
Abt von Fulda.
Olearius, beyder Rechte Doctor.
Bruder Martin.
Hanns von Selbitz.
Franz von Sickingen.
Lerſe.
Franz, Weislingens Bube.
Kammerfräulein der Adelheid.
Mehler, Sievers, Link, Kohl, Wild, Anführer der rebelliſchen Bauern.
Hoffrauen, Hofleute, am Bamberg'ſchen Hofe.
Kaiſerliche Räthe.
Rathsherrn von Heilbronn.
Richter des heimlichen Gerichts.
Zwey Nürnberger Kaufleute.
Max Stumpf, Pfalzgräfliche Diener.
Ein Unbekannter.

Brautvater, } Bauern.
Bräutigam, }

Berliching'sche, Weisling'sche, Bamberg'sche Reiter.

Hauptleute, Officiere, Knechte von der Reichsarmee.

Schenkwirth.

Gerichtsdiener.

Heilbronner Bürger.

Stadtwache.

Gefängnißwärter.

Bauern.

Zigeunerhauptmann.

Zigeuner, Zigeunerinnen.

Erſter Act.

Schwarzenberg in Franken.

Herberge.

Metzler, Sievers (am Tiſche). Zwey Reiterknechte (beym Feuer). Wirth.

Sievers.

Hänſel, noch ein Glas Branntwein, und meß chriſtlich.

Wirth. Du biſt der Nimmerſatt.

Metzler (leiſe zu Sievers). Erzähl' das noch einmal vom Berlichingen! Die Bamberger dort ärgern ſich, ſie möchten ſchwarz werden.

Sievers. Bamberger? Was thun die hier?

Metzler. Der Weislingen iſt oben auf'm Schloß beym Herrn Grafen ſchon zwey Tage; dem haben ſie das Gleit geben. Ich weiß nicht wo er herkommt; ſie warten auf ihn; er geht zurück nach Bamberg.

Sievers. Wer iſt der Weislingen?

Metzler. Des Biſchofs rechte Hand, ein gewaltiger Herr, der dem Götz auch auf'n Dienſt lauert.

Sievers. Er mag ſich in Acht nehmen.

Metzler (leiſe). Nur immer zu! (laut.) Seit wann hat denn der Götz wieder Händel mit dem Biſchof von Bamberg? Es hieß ja, alles wäre vertragen und geſchlichtet.

Sievers. Ja, vertrag du mit den Pfaffen! Wie der Biſchof ſah, er richt nichts aus, und zieht immer den Kürzern, kroch er zum Kreuz, und war geſchäftig, daß der Vergleich zu Stand käm'. Und der getreuherzige Berlichingen gab unerhört nach, wie er immer thut, wenn er im Vortheil iſt.

Metzler. Gott erhalt ihn! Ein rechtſchaffner Herr!

Sievers. Nun denk', iſt das nicht ſchändlich? Da werfen ſie ihm einen Buben nieder, da er ſich nichts weniger verſieht. Wird ſie aber ſchon wieder dafür laufen!

Metzler. Es iſt doch dumm, daß ihm der letzte Strich mißglückt iſt! Er wird ſich garſtig erboſt haben.

Sievers. Ich glaub nicht, daß ihn lang was ſo verdroſſen hat. Denk auch, alles war auf's genauſte verkundſchaft, wann der Biſchof aus dem Bad käm', mit wie viel Reitern, welchen Weg; und wenns nicht wär durch falſche Leut verrathen worden, wollt er ihm das Bad geſegnet und ihn ausgerieben haben.

Erſter Reiter. Was raiſonnirt ihr von unſerm Biſchof? Ich glaub', ihr ſucht Händel.

Sievers. Kümmert euch um eure Sachen. Ihr habt an unſerm Tiſch nichts zu ſuchen.

Zweyter Reiter. Wer heißt euch von unſerm Biſchof deſpectirlich reden?

Sievers. Hab' ich euch Red' und Antwort zu geben? Seht doch den Fratzen!

Erſter Reiter (ſchlägt ihn hinter die Ohren).

Metzler. Schlag den Hund todt.

(Sie fallen über einander her.)

Zweyter Reiter. Komm her, wenn du's Herz haſt.

Wirth (reißt ſie von einander). Wollen ihr Ruh haben! Tauſend Schwerenoth! Schert euch 'naus, wenn ihr was auszumachen habt. In meiner Stub ſoll's ehrlich und ordentlich zugehen. (Schiebt die Reiter zur Thüre hinaus.) Und ihr Eſel, was fangen ihr an?

Metzler. Nur nit viel geſchimpft, Hänſel, ſonſt kommen wir dir über die Glatze. Komm, Kamerad, wollen die draußen bläuen.

Zwey Berlichingiſche Reiter (kommen).

Erſter Reiter. Was giebt's da?

Sievers. Ey guten Tag, Peter! Veit, guten Tag! Woher?

Zweyter Reiter. Daß du dich nit unterſtehſt zu verrathen, wem wir dienen.

Sievers (leiſe). Da iſt euer Herr Götz wohl auch nit weit?

Erſter Reiter. Halt dein Maul! Habt ihr Händel?

Sievers. Ihr ſeyd den Kerls begegnet drauſſen, ſind Bamberger.

Erſter Reiter. Was thun die hier?

Metzler. Der Weislingen iſt droben auf'm Schloß, beym gnädigen Herrn, den haben ſie geleit.

Erſter Reiter. Der Weislingen?

Zweyter Reiter (leiſe). Peter! das iſt ein gefunden Freſſen! Wie lang iſt er da?

Metzler. Schon zwey Tage. Aber er will heut noch fort, hört' ich einen von den Kerls ſagen.

Erſter Reiter (leiſe). Sagt' ich dir nicht, er wär' daher! Hätten wir dort drüben eine Weile paſſen können. Komm, Veit.

Sievers. Helft uns doch erſt die Bamberger ausprügeln.

Zweyter Reiter. Ihr ſeyd ja auch zu zwey. Wir müſſen fort. Adies. (ab.)

Sievers. Lumpenhunde die Reiter! wann man ſie nit bezahlt, thun ſie dir keinen Streich.

Metzler. Ich wollt' ſchwören, ſie haben einen Anſchlag. Wem dienen ſie?

Sievers. Ich ſoll's nit ſagen. Sie dienen dem Götz.

Metzler. So! Nun wollen wir über die drauſſen. Komm, ſo lang' ich einen Bengel hab', fürcht' ich ihre Bratſpieße nicht.

Sievers. Dürften wir nur ſo einmal an die Fürſten, die uns die Haut über die Ohren ziehen.

Herberge im Wald.

Götz (vor der Thür unter der Linde). Wo meine Knechte bleiben! Auf und ab muß ich gehen, ſonſt übermannt mich der Schlaf. Fünf Tag und Nächte ſchon auf der Lauer. Es wird einem ſauer gemacht, das Bißchen Leben und Freyheit. Dafür, wenn ich dich habe, Weislingen, will ich mir's wohl ſeyn laſſen. (Schenkt ein.) Wieder leer! Georg! So lang's daran nicht mangelt, und an friſchem Muth, lach' ich der Fürſten Herrſchſucht und Ränke. — Georg! — Schickt ihr nur euern gefälligen Weislingen herum zu Vettern und Gevattern, laßt mich anſchwärzen. Nur immer zu. Ich bin wach. Du warſt mir entwiſcht, Biſchof! So mag denn dein lieber Weislingen die Zeche bezahlen. — Georg! Hört der Junge nicht? Georg! Georg!

Der Bube (im Panzer eines Erwachſenen). Geſtrenger Herr!

Götz. Wo ſtickſt du! Haſt du geſchlafen? Was zum Henker treibſt du für Mummerey? Komm her, du ſiehſt gut aus. Schäm' dich nicht, Junge. Du biſt brav! ja, wenn du ihn ausfülltest! Es iſt Hammſens Küraß?

Georg. Er wollt' ein wenig ſchlafen, und ſchnallt' ihn aus.

Götz. Er iſt bequemer als ſein Herr.

Georg. Zürnt nicht. Ich nahm ihn leiſe weg, und legt' ihn an, und hohlte meines Vaters altes Schwert von der Wand, lief auf die Wieſe und zog's aus.

Götz. Und hiebſt um dich herum? Da wird's den Hecken und Dornen gut gegangen ſeyn. Schläft Hanns?

Georg. Auf euer Rufen ſprang er auf, und ſchrie mir, daß ihr rieft. Ich wollt' den Harniſch ausſchnallen, da hört' ich euch zwey-, dreymal.

Götz. Geh! bring ihm ſeinen Panzer wieder, und ſag' ihm, er ſoll bereit ſeyn, ſoll nach den Pferden ſehen.

Georg. Die hab' ich recht ausgefüttert, und wieder aufgezäumt. Ihr könnt aufſitzen, wann ihr wollt.

Götz. Bring' mir einen Krug Wein, gib Hannſen auch ein Glas, ſag' ihm, er ſoll munter ſeyn, es gilt. Ich hoffe jeden Augenblick, meine Kundſchafter ſollen zurück kommen.

Georg. Ach geſtrenger Herr!

Götz. Was haſt du?

Georg. Darf ich nicht mit?

Götz. Ein andermal, Georg, wann wir Kaufleute fangen und Fuhren wegnehmen.

Georg. Ein andermal, das habt ihr ſchon oft geſagt. O dießmal! dießmal! Ich will nur hinten drein

laufen, nur auf der Seite lauern. Ich will euch die verſchoſſenen Bolzen wieder hohlen.

Götz. Das nächſtemal, Georg. Du ſollſt erſt ein Wamms haben, eine Blechhaube, und einen Spieß.

Georg. Nehmt mich mit. Wär' ich letzt dabey geweſen, ihr hättet die Armbruſt nicht verloren.

Götz. Weißt du das?

Georg. Ihr warft ſie dem Feind an Kopf, und einer von den Fußknechten hob ſie auf, weg war ſie! Gelt ich weiß?

Götz. Erzählen dir das meine Knechte?

Georg. Wohl. Dafür pfeif' ich ihnen auch, wenn wir die Pferde ſtriegeln, allerley Weiſen, und lerne ſie allerley luſtige Lieder.

Götz. Du biſt ein braver Junge.

Georg. Nehmt mich mit, daß ich's zeigen kann.

Götz. Das nächſtemal, auf mein Wort. Unbewaffnet, wie du biſt, ſollſt du nicht in Streit. Die künftigen Zeiten brauchen auch Männer. Ich ſage dir, Knabe, es wird eine Zeit werden. Fürſten werden ihre Schätze bieten um einen Mann, den ſie jetzt haſſen. Geh, Georg, gib Hannſen ſeinen Küraß wieder, und bring' mir Wein. (Georg ab.) Wo meine Knechte bleiben! Es iſt unbegreiflich. Ein Mönch! Wo kommt der noch her?

Bruder Martin (kommt).

Götz. Ehrwürdiger Vater, guten Abend! woher

ſo ſpät? Mann der heiligen Ruhe, ihr beſchämt viel Ritter.

Martin. Dank' euch, edler Herr! Und bin vor der Hand nur demüthiger Bruder, wenn's ja Titel ſeyn ſoll. Auguſtin mit meinem Kloſternahmen, doch hör' ich am liebſten Martin, meinen Taufnahmen.

Götz. Ihr ſeyd müde, Bruder Martin, und ohne Zweifel durſtig! (Der Bub kommt.) Da kommt der Wein eben recht.

Martin. Für mich einen Trunk Waſſer. Ich darf keinen Wein trinken.

Götz. Iſt das euer Gelübde?

Martin. Nein, gnädiger Herr, es iſt nicht wider mein Gelübde, Wein zu trinken; weil aber der Wein wider mein Gelübde iſt, ſo trinke ich keinen Wein.

Götz. Wie verſteht ihr das?

Martin. Wohl euch, daß ihr's nicht verſteht. Eſſen und trinken, menn' ich, iſt des Menſchen Leben.

Götz. Wohl!

Martin. Wenn ihr gegeſſen und getrunken habt, ſeyd ihr wie neu geboren; ſeyd ſtärker, muthiger, geſchickter zu euerm Geſchäft. Der Wein erfreut des Menſchen Herz, und die Freudigkeit iſt die Mutter aller Tugenden. Wenn ihr Wein getrunken habt, ſeyd ihr alles doppelt, was ihr ſeyn ſollt, noch einmal ſo leicht denkend, noch einmal ſo unternehmend, noch einmal ſo ſchnell ausführend.

Göz. Wie ich ihn trinke, iſt es wahr.

Martin. Davon red' ich auch. Aber wir —

Georg (mit Waſſer).

Göz (zu Georg heimlich). Geh auf den Weg nach Dachsbach, und leg' dich mit dem Ohr auf die Erde, ob du nicht Pferde kommen hörſt, und ſey gleich wieder hier.

Martin. Aber wir, wenn wir gegeſſen und getrunken haben, ſind wir grad' das Gegentheil von dem, was wir ſeyn ſollen. Unſere ſchläfrige Verdauung ſtimmt den Kopf nach dem Magen, und in der Schwäche einer überfüllten Ruhe erzeugen ſich Begierden, die ihrer Mutter leicht über den Kopf wachſen.

Göz. Ein Glas, Bruder Martin, wird euch nicht im Schlaf ſtören. Ihr ſeyd heute viel gegangen. (Bringts ihm.) Alle Streiter!

Martin. In Gottes Nahmen! (Sie ſtoßen an.) Ich kann die müßigen Leute nicht ausſtehen; und doch kann ich nicht ſagen, daß alle Mönche müßig ſind, ſie thun was ſie können. Da komm' ich von St. Veit, wo ich die letzte Nacht ſchlief. Der Prior führte mich in den Garten; das iſt nun ihr Bienenkorb. Vortrefflicher Salat! Kohl nach Herzens Luſt! und beſonders Blumenkohl und Artiſchocken, wie keine in Europa!

Göz. Das iſt alſo eure Sache nicht. (Er ſteht auf, ſieht nach dem Jungen und kommt wieder.)

Martin. Wollte, Gott hätte mich zum Gärtner

oder Laboranten gemacht! ich könnte glücklich seyn. Mein Abt liebt mich, mein Kloster ist Erfurt in Sachsen; er weiß, ich kann nicht ruhn, da schickt er mich herum, wo was zu betreiben ist. Ich geh' zum Bischof von Constanz.

Götz. Noch eins! Gute Verrichtung!

Martin. Gleichfalls.

Götz. Was seht ihr mich so an, Bruder?

Martin. Daß ich in euern Harnisch verliebt bin.

Götz. Hättet ihr Lust zu einem? Es ist schwer und beschwerlich ihn zu tragen.

Martin. Was ist nicht beschwerlich auf dieser Welt! und mir kommt nichts beschwerlicher vor, als nicht Mensch seyn dürfen. Armuth, Keuschheit und Gehorsam — Drey Gelübde, deren jedes, einzeln betrachtet, der Natur das unausstehlichste scheint, so unerträglich sind sie alle. Und sein ganzes Leben unter dieser Last, oder der weit drückendern Bürde des Gewissens muthlos zu keichen! O Herr! was sind die Mühseligkeiten eures Lebens, gegen die Jämmerlichkeiten eines Standes, der die besten Triebe, durch die wir werden, wachsen und gedeihen, aus mißverstandener Begierde Gott näher zu rücken, verdammt?

Götz. Wär' euer Gelübde nicht so heilig, ich wollte euch bereden, einen Harnisch anzulegen, wollt' euch ein Pferd geben, und wir zögen mit einander.

Martin. Wollte Gott, meine Schultern fühlten

Kraft, den Harnisch zu ertragen, und mein Arm Stärke, einen Feind vom Pferd zu stechen! — Arme schwache Hand, von jeher gewöhnt, Kreuze und Friedensfahnen zu führen und Rauchfässer zu schwingen, wie wolltest du Lanze und Schwert regieren! Meine Stimme, nur zu Ave und Halleluja gestimmt, würde dem Feind ein Herold meiner Schwäche seyn, wenn ihn die eurige überwältigte. Kein Gelübde sollte mich abhalten, wieder in den Orden zu treten, den mein Schöpfer selbst gestiftet hat!

Göz. Glückliche Wiederkehr!

Martin. Das trinke ich nur für euch. Wiederkehr in meinen Käfig ist allemal unglücklich. Wenn ihr wiederkehrt, Herr, in eure Mauern, mit dem Bewußtseyn eurer Tapferkeit und Stärke, der keine Müdigkeit etwas anhaben kann, euch zum erstenmal nach langer Zeit, sicher vor feindlichem Ueberfall, entwaffnet auf euer Bette streckt, und euch nach dem Schlaf dehnt, der euch besser schmeckt, als mir der Trunk nach langem Durst; da könnt ihr von Glück sagen!

Göz. Dafür kommt's auch selten.

Martin (feuriger). Und ist, wenn's kommt, ein Vorschmack des Himmels. — Wenn ihr zurück kehrt, mit der Beute eurer Feinde beladen, und euch erinnert: den stach ich vom Pferd', eh' er schießen konnte, und den rannt' ich sammt dem Pferde nieder, und dann reitet ihr zu euerm Schloß hinauf, und —

Götz. Was meynt ihr?

Martin. Und eure Weiber! (Er schenkt ein.) Auf Gesundheit eurer Frau! (Er wischt sich die Augen.) Ihr habt doch eine?

Götz. Ein edles, vortreffliches Weib!

Martin. Wohl dem, der ein tugendsam Weib hat! deß lebt er noch eins so lange. Ich kenne keine Weiber, und doch war die Frau die Krone der Schöpfung!

Götz (vor sich). Er dauert mich! Das Gefühl seines Standes frißt ihm das Herz.

Georg (gesprungen). Herr! ich höre Pferde im Galopp! Zwey! Es sind sie gewiß.

Götz. Führ' mein Pferd heraus, Hanns soll aufsitzen. Lebt wohl, theurer Bruder, Gott geleit' euch! Seyd muthig und geduldig. Gott wird euch Raum geben.

Martin. Ich bitt' um euern Nahmen.

Götz. Verzeiht mir. Lebt wohl! (Er reicht ihm die linke Hand.)

Martin. Warum reicht ihr mir die Linke? Bin ich die ritterliche Rechte nicht werth?

Götz. Und wenn ihr der Kaiser wärt, ihr müßtet mit dieser vorlieb nehmen. Meine Rechte, obgleich im Kriege nicht unbrauchbar, ist gegen den Druck der Liebe unempfindlich, sie ist eins mit ihrem Handschuh; ihr seht, er ist Eisen.

Mar-

Martin. So seyd ihr Götz von Berlichingen! Ich danke dir, Gott, daß du mich ihn hast sehen lassen, diesen Mann, den die Fürsten hassen, und zu dem die Bedrängten sich wenden. (Er nimmt ihm die rechte Hand.) Laßt mir diese Hand, laßt mich sie küssen.

Götz. Ihr sollt nicht.

Martin. Laßt mich! Du, mehr werth als Reliquienhand, durch die das heiligste Blut geflossen ist, todtes Werkzeug, belebt durch des edelsten Geistes Vertrauen auf Gott!

Götz (setzt den Helm auf und nimmt die Lanze).

Martin. Es war ein Mönch bey uns vor Jahr und Tag, der euch besuchte, wie sie euch abgeschossen ward vor Landshut. Wie er uns erzählte, was ihr littet, und wie sehr es euch schmerzte, zu euerm Beruf verstümmelt zu seyn, und wie euch einfiel, von einem gehört zu haben, der auch nur Eine Hand hatte, und als tapferer Reitersmann doch noch lange diente — ich werde das nie vergessen.

Die zwey Knechte (kommen).

Götz (zu ihnen. Sie reden heimlich).

Martin (fährt inzwischen fort). Ich werde das nie vergessen, wie er im edelsten, einfältigsten Vertrauen auf Gott sprach: und wenn ich zwölf Händ' hätte, und deine Gnad' wollt' mir nicht, was würden sie mir fruchten. So kann mit Einer —

Götz. In den Haslacher Wald also. (Kehrt sich zu Martin.) Lebt wohl, werther Bruder Martin. (Küßt ihn.)

Martin. Vergeßt mein nicht, wie ich euer nicht vergesse. (Götz ab.)

Martin. Wie mir's so eng um's Herz ward, da ich ihn sah. Er redete nichts, und mein Geist konnte doch den seinigen unterscheiden. Es ist eine Wollust einen großen Mann zu sehn.

Georg. Ehrwürdiger Herr, ihr schlaft doch bey uns?

Martin. Kann ich ein Bett haben?

Georg. Nein Herr! Ich kenne Betten nur vom Hörensagen, in unsrer Herberg' ist nichts als Stroh.

Martin. Auch gut. Wie heißt Du?

Georg. Georg, ehrwürdiger Herr!

Martin. Georg! da hast du einen tapfern Patron.

Georg. Sie sagen, er sey ein Reiter gewesen, das will ich auch seyn.

Martin. Warte! (Zieht ein Gebetbuch hervor und gibt dem Buben einen Heiligen.) Da hast du ihn. Folge seinem Beyspiel, sey brav und fürchte Gott!

(Martin geht.)

Georg. Ach ein schöner Schimmel! wenn ich einmal so einen hätte! — und die goldene Rüstung! — Das ist ein garstiger Drach' — Jetzt schieß' ich nach Sperlingen — Heiliger Georg! mach mich groß und

ſtark, gib mir ſo eine Lanze, Rüſtung und Pferd, dann laß mir die Drachen kommen!

Jaxthauſen.

Götzens Burg.

Eliſabeth. Maria. Karl (ſein Söhnchen).

Karl. Ich bitte dich, liebe Tante, erzähl' mir das noch einmal vom frommen Kind, 's is gar zu ſchön.

Maria. Erzähl du mir's, kleiner Schelm, da will ich hören ob du Acht gibſt.

Karl. Wart e bis, ich will mich bedenken. — Es war einmal — ja — es war einmal ein Kind, und ſein' Mutter war krank, da ging das Kind hin —

Maria. Nicht doch. Da ſagte die Mutter: Liebes Kind —

Karl. Ich bin krank —

Maria. Und kann nicht ausgehn —

Karl. Und gab ihm Geld und ſagte: geh hin, und hohl' dir ein Frühſtück. Da kam ein armer Mann —

Maria. Das Kind ging, da begegnet ihm ein alter Mann, der war — nun Karl!

Karl. Der war — alt —

Maria. Freylich! der kaum mehr gehen konnte, und ſagte: Liebes Kind —

Karl. Schenk' mir was, ich hab' kein Brot gessen gestern und heut'. Da gab ihm's Kind das Geld —

Maria. Das für sein Frühstück seyn sollte.

Karl. Da sagte der alte Mann —

Maria. Da nahm der alte Mann das Kind —

Karl. Bey der Hand, und sagte — und ward ein schöner, glänziger Heiliger, und sagte: Liebes Kind —

Maria. Für deine Wohlthätigkeit belohnt dich die Mutter Gottes durch mich, welchen Kranken du anrührst —

Karl. Mit der Hand — es war die rechte, glaub' ich.

Maria. Ja.

Karl. Der wird gleich gesund.

Maria. Da lief das Kind nach Haus, und konnt' für Freuden nichts reden.

Karl. Und fiel seiner Mutter um den Hals, und weinte für Freuden —

Maria. Da rief die Mutter: wie ist mir! und war — nun Karl

Karl. Und war — und war —

Maria. Du gibst schon nicht Acht! — und war gesund. Und das Kind curirte König und Kaiser, und wurde so reich, daß es ein großes Kloster bauete.

Elisabeth. Ich kann nicht begreifen, wo mein Herr bleibt. Schon fünf Tag und Nächte, daß er weg ist, und er hoffte so bald seinen Streich auszuführen.

Maria. Mich ängstigt's lang'. Wenn ich so einen

Mann haben ſollte, der ſich immer Gefahren ausſetzte, ich ſtürbe im erſten Jahr.

Eliſabeth. Dafür dank' ich Gott, daß er mich härter zuſammen geſetzt hat.

Karl. Aber muß dann der Vater ausreiten, wenn's ſo gefährlich iſt?

Maria. Es iſt ſein guter Wille ſo.

Eliſabeth. Wohl muß er, lieber Karl.

Karl. Warum?

Eliſabeth. Weißt du noch, wie er das letztemal ausritt, da er dir Weck' mitbrachte.

Karl. Bringet er wieder mit?

Eliſabeth. Ich glaub' wohl. Siehſt du, da war ein Schneider von Stuttgard, der war ein trefflicher Bogenſchütz, und hatte zu Cölln auf'm Schießen das Beſte gewonnen.

Karl. War's viel?

Eliſabeth. Hundert Thaler. Und darnach wollten ſie's ihm nicht geben.

Maria. Gelt, das iſt garſtig, Karl?

Karl. Garſtige Leut!

Eliſabeth. Da kam der Schneider zu deinem Vater und bat ihn, er möchte ihm zu ſeinem Geld verhelfen. Und da ritt er aus und nahm den Cöllnern ein paar Kaufleute weg, und plagte ſie ſo lang' bis ſie das Geld heraus gaben. Wärſt du nicht auch ausgeritten?

Karl. Nein! da muß man durch einen dicken dikken Wald, ſind Zigeuner und Hexen drin.

Eliſabeth. Iſt ein rechter Burſch, fürcht ſich vor Hexen.

Maria. Du thuſt beſſer, Karl, leb du einmal auf deinem Schloß, als ein frommer chriſtlicher Ritter. Auf ſeinen eigenen Gütern findet man zum Wohlthun Gelegenheit genug. Die rechtſchaffenſten Ritter begehn mehr Ungerechtigkeit als Gerechtigkeit auf ihren Zügen.

Eliſabeth. Schweſter, du weißt nicht was du redſt. Gebe nur Gott, daß unſer Junge mit der Zeit braver wird, und dem Weislingen nicht nachſchlägt, der ſo treulos an meinem Mann handelt.

Maria. Wir wollen nicht richten, Eliſabeth. Mein Bruder iſt ſehr erbittert, du auch. Ich bin bey der ganzen Sache mehr Zuſchauer, und kann billiger ſeyn.

Eliſabeth. Er iſt nicht zu entſchuldigen.

Maria. Was ich von ihm gehört, hat mich eingenommen. Erzählte nicht ſelbſt dein Mann ſo viel Liebes und Gutes von ihm! Wie glücklich war ihre Jugend, als ſie zuſammen Edelknaben des Markgrafen waren!

Eliſabeth. Das mag ſeyn. Nur ſag, was kann der Menſch je Gutes gehabt haben, der ſeinem beſten, treuſten Freunde nachſtellt, ſeine Dienſte den Feinden meines Mannes verkauft, und unſern trefflichen Kaiſer,

der uns ſo gnädig iſt, mit falſchen widrigen Vorſtellungen einzunehmen ſucht.

Karl. Der Vater! Der Vater! Der Thürner bläſt's Liedel: Heyſa mach's Thor auf.

Eliſabeth. Da kommt er mit Beute.

Ein Reiter (kommt).

Reiter. Wir haben gejagt! wir haben gefangen! Gott grüß euch, edle Frauen.

Eliſabeth. Habt ihr den Weislingen?

Reiter. Ihn und drey Reiter.

Eliſabeth. Wie gieng's zu, daß ihr ſo lang ausbleibt?

Reiter. Wir lauerten auf ihn zwiſchen Nürnberg und Bamberg, er wollte nicht kommen, und wir wußten doch, er war auf dem Wege. Endlich kundſchaften wir ihn aus, er war ſeitwärts gezogen, und ſaß geruhig bey'm Grafen auf Schwarzenberg.

Eliſabeth. Den möchten ſie auch gern meinem Mann feind haben.

Reiter. Ich ſagt's gleich dem Herrn. Auf! und wir ritten in Haslacher Wald. Und da war's curios, wie wir ſo in die Nacht reiten, hütt juſt ein Schäfer da, und fallen fünf Wölf in die Heerd, und packten weidlich an. Da lachte unſer Herr, und ſagte: Glück zu, lieben Geſellen! Glück überall und uns auch! Und es freuet' uns all das gute Zeichen. Indem ſo kommt der Weislingen hergeritten mit vier Knechten.

Maria. Das Herz zittert mir im Leibe.

Reiter. Ich und mein Kamerad, wie's der Herr befohlen hatte, niſtelten uns an ihn, als wären wir zuſammengewachſen, daß er ſich nicht regen noch rühren konnte, und der Herr und der Hans fielen über die Knechte her, und nahmen ſie in Pflicht. Einer iſt entwiſcht.

Eliſabeth. Ich bin neugierig ihn zu ſehn. Kommen ſie bald?

Reiter. Sie reiten das Thal herauf, in einer Viertelſtund ſind ſie hier.

Maria. Er wird niedergeſchlagen ſeyn.

Reiter. Finſter genug ſieht er aus.

Maria. Sein Anblick wird mir im Herzen weh thun.

Eliſabeth. Ah! — Ich will gleich das Eſſen zurecht machen. Hungrig werdet ihr doch alle ſeyn.

Reiter. Rechtſchaffen.

Eliſabeth. Nimm die Kellerſchlüſſel und hol vom beſten Wein! Sie haben ihn verdient. (ab.)

Karl. Ich will mit, Tante.

Maria. Komm, Burſch. (ab.)

Reiter. Der wird nicht ſein Vater, ſonſt ging er mit in Stall!

Götz. Weislingen. Reitersknechte.

Götz (Helm und Schwert auf den Tiſch legend). Schnallt mir den Harniſch auf, und gebt mir mein Wamms. Die Bequemlichkeit wird mir wohl thun,

Bruder Martin, du ſagteſt recht — Ihr habt uns in Athem erhalten, Weislingen.

Weislingen (antwortet nichts, auf und abgehend).

Götz. Seyd guten Muths. Kommt, entwaffnet euch. Wo ſind eure Kleider? ich hoffe, es ſoll nichts verloren gangen ſeyn. (Zum Knecht.) Frag ſeine Knechte, und öffnet das Gepäcke, und ſeht zu, daß nichts abhanden komme. Ich könnt' euch auch von den meinigen borgen.

Weislingen Laßt mich ſo, es iſt all eins.

Götz. Könnt' euch ein hübſches ſaubres Kleid geben, iſt zwar nur leinen. Mir iſt's zu eng worden. Ich hatt's auf der Hochzeit meines gnädigen Herrn des Pfalzgrafen an, eben damals, als euer Biſchof ſo giftig über mich wurde. Ich hatt' ihm vierzehn Tag vorher, zwey Schiff' auf dem Main niedergeworfen. Und ich geh mit Franzen von Sickingen im Wirthshaus zum Hirſch in Haidelberg die Trepp hinauf. Eh man noch ganz droben iſt, iſt ein Abſatz und ein eiſen Geländerlein, da ſtund der Biſchof und gab Franzen die Hand, wie er vorbey ging, und gab ſie mir auch, wie ich hinten drein kam. Ich lacht' in meinem Herzen, und ging zum Landgrafen von Hanau, der mir gar ein lieber Herr war, und ſagte: Der Biſchof hat mir die Hand geben, ich wett er hat mich nicht gekannt. Das hört der Biſchof, denn ich redt laut mit Fleiß, und kam zu uns trotzig — und ſagte: Wohl, weil ich euch nicht kannt hab,

gab ich euch die Hand. Da ſagt' ich: Herre, ich merkt's wohl, daß ihr mich nicht kanntet, und hiermit habt ihr eure Hand wieder. Da ward das Männlein ſo roth am Hals wie ein Krebs vor Zorn, und lief in die Stube zu Pfalzgraf Ludwig und dem Fürſten von Naſſau, und klagt's ihnen. Wir haben nachher uns oft was drüber zu gute gethan.

Weislingen. Ich wollt' ihr ließt mich allein.

Götz. Warum das? Ich bitt euch, ſeyd aufgeräumt. Ihr ſeyd in meiner Gewalt, und ich werd ſie nicht mißbrauchen.

Weislingen. Dafür war mir's noch nicht bange. Das iſt eure Ritterpflicht.

Götz. Und ihr wißt, daß die mir heilig iſt.

Weislingen. Ich bin gefangen; das Uebrige iſt eins.

Götz. Ihr ſolltet nicht ſo reden. Wenn ihr's mit Fürſten zu thun hättet, und ſie euch in tiefen Thurn an Ketten aufhingen, und der Wächter euch den Schlaf wegpfeifen müßte.

(Die Knechte mit den Kleidern.)

Weislingen (zieht ſich aus und an).

Karl (kommt).

Guten Morgen, Vater.

Götz (küßt ihn). Guten Morgen, Junge. Wie habt ihr die Zeit gelebt?

Karl. Recht geſchickt, Vater! Die Tante ſagt: ich ſey recht geſchickt.

Götz. So!

Karl. Haſt du mir was mitgebracht?

Götz. Dießmal nicht.

Karl. Ich hab viel gelernt.

Götz. Ey!

Karl. Soll ich dir vom frommen Kind erzählen?

Götz. Nach Tiſche.

Karl. Ich weiß noch was.

Götz. Was wird das ſeyn?

Karl. Jarthauſen iſt ein Dorf und Schloß an der Jart, gehört ſeit zweyhundert Jahren den Herrn von Berlichingen erb- und eigenthümlich zu.

Götz. Kennſt du den Herrn von Berlichingen?

Karl (ſieht ihn ſtarr an).

Götz (vor ſich). Er kennt wohl vor lauter Gelehrſamkeit ſeinen Vater nicht. — Wem gehört Jarthauſen?

Karl. Jarthauſen iſt ein Dorf und Schloß an der Jart.

Götz. Das frag ich nicht. — Ich kannte alle Pfade, Weg' und Furten, eh' ich wußte wie Fluß, Dorf und Burg hieß. — Die Mutter iſt in der Küche?

Karl. Ja, Vater! Sie kocht weiße Rüben und ein Lammsbraten.

Götz. Weißt du's auch, Hanns Küchenmeiſter?

Karl. Und für mich zum Nachtiſch hat die Tante einen Apfel gebraten.

Götz. Kannſt du ſie nicht roh eſſen?

Karl. Schmeckt ſo beſſer.

Götz. Du mußt immer was apartes haben. — Weislingen! ich bin gleich wieder bey euch. Ich muß meine Frau doch ſehn. Komm mit, Karl.

Karl. Wer iſt der Mann?

Götz. Grüß' ihn. Bitt' ihn er ſoll luſtig ſeyn.

Karl. Da, Mann! haſt du eine Hand, ſey luſtig, das Eſſen iſt bald fertig.

Weislingen (hebt ihn in die Höh und küßt ihn). Glückliches Kind! das kein Uebel kennt, als wenn die Suppe lang ausbleibt. Gott laß euch viel Freud am Knaben erleben, Berlichingen!

Götz. Wo viel Licht iſt, iſt ſtarker Schatten — doch wär mir's willkommen. Wollen ſehn was es gibt.

(Sie gehn.)

Weislingen. O daß ich aufwachte! und das alles wäre ein Traum! In Berlichingens Gewalt! von dem ich mich kaum losgearbeitet hatte, deſſen Andenken ich mied wie Feuer, den ich hoffte zu überwältigen! Und er — der alte treuherzige Götz! Heiliger Gott, was will, will aus dem allen werden? Rückgeführt, Adelbert, in den Saal! wo wir als Buben unſere Jagd trieben — da du ihn liebteſt, an ihm hingſt wie an deiner Seele. Wer kann ihm nahen und ihn haſſen? Ach! ich

bin ſo ganz nichts hier! Glückſelige Zeiten, ihr ſeyd vorbey, da noch der alte Berlichingen hier am Kamin ſaß, da wir um ihn durch einander ſpielten, und uns liebten wie die Engel. Wie wird ſich der Biſchof ängſtigen, und meine Freunde. Ich weiß, das ganze Land nimmt Theil an meinem Unfall. Was iſt's! Können ſie mir geben, wornach ich ſtrebe.

Götz (mit einer Flaſche Wein und Becher). Bis das Eſſen fertig wird, wollen wir eins trinken. Kommt ſetzt euch, thut als wenn ihr zu Hauſe wärt! Denkt, ihr ſeyd einmal wieder bey'm Götz. Haben doch lange nicht beyſammen geſeſſen, lang keine Flaſche mit einander ausgeſtochen. (Bringts ihm.) Ein fröhlich Herz!

Weislingen. Die Zeiten ſind vorbey.

Götz. Behüte Gott! Zwar vergnügtere Tage werden wir wohl nicht wieder finden, als an des Markgrafens Hof, da wir noch beyſammen ſchliefen und mit einander herum zogen. Ich erinnere mich mit Freuden meiner Jugend. Wißt ihr noch, wie ich mit dem Polacken Händel kriegte, dem ich ſein gepicht und gekräuſelt Haar von ungefähr mit dem Aermel verwiſchte?

Weislingen. Es war bey Tiſche, und er ſtach nach euch mit dem Meſſer.

Götz. Den ſchlug ich wacker aus dazumal, und darüber wurdet ihr mit ſeinen Kameraden zu Unfried. Wir hielten immer redlich zuſammen als gute brave Jungen, dafür erkennte uns auch jedermann. (Schenkt ein und

bringts.) Caſtor und Pollux! Mir that's immer im Herzen wohl, wenn uns der Markgraf ſo nannte.

Weislingen. Der Biſchof von Würzburg hatte es aufgebracht.

Götz. Das war ein gelehrter Herr, und dabey ſo leutſelig. Ich erinnere mich ſeiner ſo lange ich lebe, wie er uns liebkoſ'te, unſere Eintracht lobte, und den Menſchen glücklich pries, der ein Zwillingsbruder ſeines Freundes wäre.

Weislingen. Nichts mehr davon!

Götz. Warum nicht? Nach der Arbeit wüßt' ich nichts angenehmers, als mich des Vergangenen zu erinnern. Freylich, wenn ich wieder ſo bedenke, wie wir Liebs und Leids zuſammen trugen, einander alles waren, und wie ich damals wähnte, ſo ſollt's unſer ganzes Leben ſeyn! — War das nicht all mein Troſt, wie mir dieſe Hand weggeſchoſſen ward vor Landshut, und du mein pflegteſt, und mehr als Bruder für mich ſorgteſt? Ich hoffte, Adelbert wird künftig meine rechte Hand ſeyn. Und nun —

Weislingen. Oh!

Götz. Wenn du mir damals gefolgt hätteſt, da ich dir anlag mit nach Brabant zu ziehen, es wäre alles geblieben. Da hielt dich das unglückliche Hofleben, und das Schlenzen und Scherwenzen mit den Weibern. Ich ſagt' es dir immer, wenn du dich mit den eiteln garſtigen Betteln abgabſt, und ihnen erzähltest von mißver-

gnügten Ehen, verführten Mädchen, der rauhen Haut einer dritten, oder was sie sonst gerne hören, du wirst ein Spitzbub, sagt' ich, Adelbert.

Weislingen. Wozu soll das alles?

Götz. Wollte Gott ich könnt's vergessen, oder es wär' anders! Bist du nicht eben so frey, so edel geboren als einer in Deutschland, unabhängig, nur dem Kaiser unterthan, und du schmiegst dich unter Vasallen? Was hast du von dem Bischof? Weil er dein Nachbar ist? dich necken könnte? Hast du nicht Arme und Freunde, ihn wieder zu necken? Verkennst den Werth eines freyen Rittersmanns, der nur abhängt von Gott, seinem Kaiser und sich selbst! verkriechst dich zum ersten Hofschranzen eines eigensinnigen neidischen Pfaffen!

Weislingen. Laßt mich reden.

Götz. Was hast du zu sagen?

Weislingen. Du siehst die Fürsten an, wie der Wolf den Hirten. Und doch, darfst du sie schelten, daß sie ihrer Leut und Länder Bestes wahren? Sind sie denn einen Augenblick vor den ungerechten Rittern sicher, die ihre Unterthanen auf allen Straßen anfallen, ihre Dörfer und Schlösser verheeren? Wenn nun auf der andern Seite unsers theuern Kaisers Länder der Gewalt des Erbfeindes ausgesetzt sind, er von den Ständen Hülfe begehrt, und sie sich kaum ihres Lebens erwehren; ist's nicht ein guter Geist, der ihnen einräth auf Mittel zu denken Deutschland zu beruhigen, Recht und Gerech-

tigkeit zu handhaben, um einen jeden, Groſſen und Klei-nen die Vortheile des Friedens genieſſen zu machen. Und uns verdenkſt du's Berlichingen, daß wir uns in ihren Schutz begeben, deren Hülfe uns nah iſt, ſtatt daß die entfernte Majeſtät ſich ſelbſt nicht beſchützen kann.

Götz. Ja! Ja! Ich verſteh! Weislingen, wären die Fürſten wie ihr ſie ſchildert, wir hätten alle was wir begehren. Ruh und Frieden! Ich glaub's wohl! Den wünſcht jeder Raubvogel, die Beute nach Bequemlich-keit zu verzehren. Wohlſeyn eines jeden! Daß ſie ſich nur darum graue Haare wachſen ließen! Und mit un-ſerm Kaiſer ſpielen ſie auf eine unanſtändige Art. Er meynt's gut und möcht gern beſſern. Da kommt denn alle Tage ein neuer Pfannenflicker, und meynt ſo und ſo. Und weil der Herr geſchwind etwas begreift, und nur reden darf um tauſend Hände in Bewegung zu ſez-zen, ſo denkt er, es wär' auch alles ſo geſchwind und leicht ausgeführt. Nun ergehn Verordnungen über Ver-ordnungen, und wird eine über die andere vergeſſen; und was den Fürſten in ihren Kram dient, da ſind ſie hinter her, und gloriiren von Ruh und Sicherheit des Reichs, bis ſie die Kleinen unter'm Fuß haben. Ich will darauf ſchwören, es dankt mancher in ſeinem Her-zen Gott, daß der Türk dem Kaiſer die Wage hält.

Weislingen. Ihr ſeht's von eurer Seite.

Götz. Das thut jeder. Es iſt die Frage auf wel-

cher

cher Licht und Recht iſt, und eure Gänge ſcheuen wenigſtens den Tag.

Weislingen. Ihr dürft reden, ich bin der Gefangne.

Götz. Wenn euer Gewiſſen rein iſt, ſo ſeyd ihr frey. Aber wie war's mit dem Landfrieden? Ich weiß noch, als ein Bub von ſechszehn Jahren war ich mit dem Markgrafen auf dem Reichstag. Was die Fürſten da für weite Mäuler machten, und die Geiſtlichen am ärgſten. Euer Biſchof lärmte dem Kaiſer die Ohren voll, als wenn ihm wunder wie! die Gerechtigkeit an's Herz gewachſen wäre; und jetzt wirft er mir ſelbſt einen Buben nieder, zur Zeit da unſere Händel vertragen ſind, ich an nichts böſes denke. Iſt nicht alles zwiſchen uns geſchlichtet? Was hat er mit dem Buben?

Weislingen. Es geſchah ohne ſein Wiſſen.

Götz. Warum gibt er ihn nicht wieder los?

Weislingen. Er hat ſich nicht aufgeführt, wie er ſollte.

Götz. Nicht wie er ſollte? Bey meinem Eid, er hat gethan wie er ſollte, ſo gewiß er mit eurer und des Biſchofs Kundſchaft gefangen iſt. Meynt ihr, ich komm erſt heut auf die Welt, daß ich nicht ſehen ſoll, wo alles hinaus will.

Weislingen. Ihr ſeyd argwöhniſch und thut uns Unrecht.

Götz. Weislingen, ſoll ich von der Leber weg re-

den? Ich bin euch ein Dorn in den Augen, ſo klein ich bin, und der Sickingen und Selbitz nicht weniger, weil wir feſt entſchloſſen ſind zu ſterben eh, als jemanden die Luft zu verdanken, außer Gott, und unſere Treu und Dienſt zu leiſten, als dem Kaiſer. Da ziehen ſie nun um mich herum, verſchwärzen mich bey Ihro Majeſtät und ihren Freunden und meinen Nachbarn, und ſpioniren nach Vortheil über mich. Aus dem Weg wollen ſie mich haben, wie's wäre. Drum nahmt ihr meinen Buben gefangen, weil ihr wußtet, ich hatt' ihn auf Kundſchaft ausgeſchickt; und darum that er nicht was er ſollte, weil er mich nicht an euch verrieth. Und du, Weislingen, biſt ihr Werkzeug!

Weislingen. Berlichingen!

Götz. Kein Wort mehr davon! ich bin ein Feind von Explicationen; man betriegt ſich oder den andern, und meiſt beyde.

Karl. Zu Tiſch, Vater.

Götz. Frohliche Bothſchaft! Kommt, ich hoffe, meine Weibsleute ſollen euch munter machen. Ihr wart ſonſt ein Liebhaber, die Fräulein wußten von euch zu erzählen. Kommt! (ab.)

Im Bischöflichen Pallaste zu Bamberg.

Der Speisesaal.

Bischof von Bamberg. Abt von Fulda. Olearius. Liebetraut. Hofleute (an Tafel).

(Der Nachtisch und die großen Pokale werden aufgetragen.)

Bischof. Studiren jetzt viel Deutsche von Adel zu Bologna?

Olearius. Vom Adel- und Bürgerstande. Und ohne Ruhm zu melden, tragen sie das größte Lob davon. Man pflegt im Sprichwort auf der Akademie zu sagen: So fleißig wie ein Deutscher von Adel. Denn indem die Bürgerlichen einen rühmlichen Fleiß anwenden, durch Talente den Mangel der Geburt zu ersetzen; so bestreben sich jene, mit rühmlicher Wetteiferung, ihre angeborne Würde durch die glänzendsten Verdienste zu erhöhen.

Abt. Ey!

Liebetraut. Sag' einer was man nicht erlebet. So fleißig wie ein Deutscher von Adel! Das hab ich mein Tage nicht gehört.

Olearius. Ja, sie sind die Bewunderung der ganzen Akademie. Es werden ehestens einige von den ältesten und geschicktesten als Doctores zurückkommen. Der Kaiser wird glücklich seyn, die ersten Stellen damit besetzen zu können.

Biſchof. Das kann nicht fehlen.

Abt. Kennen Sie nicht zum Exempel einen Junker? — er iſt aus Heſſen —

Olearius. Es ſind viel Heſſen da.

Abt. Er heißt — er iſt — Weiß es keiner von euch? — Seine Mutter war eine von — Oh! Sein Vater hatte nur Ein Aug' — und war Marſchall.

Liebetraut. Von Wildenholz?

Abt. Recht — von Wildenholz.

Olearius. Den kenn' ich wohl, ein junger Herr von vielen Fähigkeiten. Beſonders rühmt man ihn wegen ſeiner Stärke im Disputiren.

Abt. Das hat er von ſeiner Mutter.

Liebetraut. Nur wollte ſie ihr Mann niemals drum rühmen.

Biſchof Wie ſagtet ihr, daß der Kaiſer hieß, der euer Corpus Juris geſchrieben hat?

Olearius. Juſtinianus.

Biſchof. Ein trefflicher Herr! er ſoll leben!

Olearius. Sein Andenken! (Sie trinken.)

Abt. Es mag ein ſchön Buch ſeyn.

Olearius. Man möcht's wohl ein Buch aller Bücher nennen; eine Sammlung aller Geſetze; bey jedem Fall der Urtheilsſpruch bereit; und was ja noch abgängig oder dunkel wäre, erſetzen die Gloſſen, womit die gelehrteſten Männer das vortrefflichſte Werk geſchmückt haben.

Abt. Eine Sammlung aller Geſetze! poh! Da müſſen auch wohl die zehn Gebote drin ſeyn.

Olearius. Implicite wohl, nicht explicite.

Abt. Das meyn' ich auch, an und vor ſich, ohne weitere Explikation.

Biſchof. Und was das ſchönſte iſt, ſo könnte, wie ihr ſagt, ein Reich in ſicherſter Ruhe und Frieden leben, wo es völlig eingeführt und recht gehandhabt würde.

Olearius. Ohne Frage.

Biſchof. Alle Doctores Juris!

Olearius. Ich werd's zu rühmen wiſſen. (Sie trinken.) Wollte Gott man ſpräche ſo in meinem Vaterlande!

Abt. Wo ſeyd ihr her? Hochgelahrter Herr.

Olearius. Von Frankfurt am Main, Ihro Eminenz zu dienen.

Biſchof. Steht ihr Herrn da nicht wohl angeſchrieben? Wie kommt das?

Olearius. Sonderbar genug. Ich war da, meines Vaters Erbſchaft abzuhohlen; der Pöbel hätte mich faſt geſteinigt, wie er hörte, ich ſey ein Juriſt.

Abt. Behüte Gott!

Olearius. Aber das kommt daher: Der Schöppenſtuhl, der in großem Anſehn weit umher ſteht, iſt mit lauter Leuten beſetzt, die der Römiſchen Rechte unkundig ſind. Man glaubt, es ſey genug, durch Alter und Erfahrung ſich eine genaue Kenntniß des innern

und äußern Zuſtandes der Stadt zu erwerben. So werden nach altem Herkommen und wenigen Statuten die Bürger und die Nachbarſchaft gerichtet.

Abt. Das iſt wohl gut.

Olearius. Aber lange nicht genug. Der Menſchen Leben iſt kurz, und in einer Generation kommen nicht alle Caſus vor. Eine Sammlung ſolcher Fälle von vielen Jahrhunderten iſt unſer Geſetzbuch. Und dann iſt der Wille und die Meinung der Menſchen ſchwankend, dem däucht heute das recht, was der andere morgen mißbilliget; und ſo iſt Verwirrung und Ungerechtigkeit unvermeidlich. Das alles beſtimmen die Geſetze; und die Geſetze ſind unveränderlich.

Abt. Das iſt freylich beſſer.

Olearius. Das erkennt der Pöbel nicht, der, ſo gierig er auf Neuigkeiten iſt, das Neue höchſt verabſcheuet, das ihn aus ſeinem Gleiſe leiten will, und wenn er ſich noch ſehr dadurch verbeſſert. Sie halten den Juriſten ſo arg, als einen Verwirrer des Staats, einen Beutelſchneider, und ſind wie raſend, wenn einer dort ſich niederzulaſſen gedenkt.

Liebetraut. Ihr ſeyd von Frankfurt! Ich bin wohl da bekannt. Bey Kaiſer Maximilians Krönung haben wir euern Bräutigams was vorgeſchmauſt. Euer Name iſt Olearius! Ich kenne ſo niemanden.

Olearius. Mein Vater hieß Oehlmann. Nur den Mißſtand auf dem Titel meiner Lateiniſchen Schriften zu

vermeiden, nennt' ich mich, nach dem Beyſpiel und auf Anrathen würdiger Rechtslehrer, Olearius.

Liebetraut. Ihr thatet wohl, daß ihr euch überſetztet. Ein Prophet gilt nichts in ſeinem Vaterlande, es hätt' euch in eurer Mutterſprache auch ſo gehen können.

Olearius. Es war nicht darum.

Liebetraut. Alle Dinge haben ein paar Urſachen.

Abt. Ein Prophet gilt nichts in ſeinem Vaterlande.

Liebetraut. Wißt ihr auch warum, Hochwürdiger Herr?

Abt. Weil er da geboren und erzogen iſt.

Liebetraut. Wohl! Das mag die eine Urſache ſeyn. Die andere iſt: Weil bey einer näheren Bekanntſchaft mit den Herrn der Nimbus von Ehrwürdigkeit und Heiligkeit wegſchwindet, den uns eine neblichte Ferne um ſie herum lügt; und dann ſind ſie ganz kleine Stümpfchen Unſchlitt.

Olearius. Es ſcheint ihr ſeyd dazu beſtellt, Wahrheiten zu ſagen.

Liebetraut. Weil ich's Herz dazu hab, ſo fehlt mir's nicht am Maul.

Olearius. Aber doch an Geſchicklichkeit, ſie wohl anzubringen.

Liebetraut. Schröpfköpfe ſind wohl angebracht, wo ſie ziehen.

Olearius. Bader erkennt man an der Schürze.

und nimmt in ihrem Amte ihnen nichts übel. Zur Vorſorge thätet ihr wohl, wenn ihr eine Schellenkappe trügt.

Liebetraut. Wo habt ihr promovirt? Es iſt nur zur Nachfrage, wenn mir einmal der Einfall käme, daß ich gleich vor die rechte Schmiede ginge.

Olearius. Ihr ſeyd verwegen.

Liebetraut. Und ihr ſehr breit.

(Biſchof und Abt lachen.)

Biſchof. Von was anders! — Nicht ſo hitzig, ihr Herrn. Bey Tiſch geht alles drein — Einen andern Diſcurs, Liebetraut!

Liebetraut. Gegen Frankfurt liegt ein Ding über, heißt Sachſenhauſen —

Olearius (zum Biſchof). Was ſpricht man vom Türkenzug, Ihro Fürſtliche Gnaden?

Biſchof. Der Kaiſer hat nichts angelegners, als vorerſt das Reich zu beruhigen, die Fehden abzuſchaffen, und das Anſehn der Gerichte zu befeſtigen. Dann, ſagt man, wird er perſönlich gegen die Feinde des Reichs und der Chriſtenheit ziehen. Jetzt machen ihm ſeine Privathändel noch zu thun, und das Reich iſt, trotz ein vierzig Landfrieden, noch immer eine Mördergrube. Franken, Schwaben, der Oberrhein und die angränzenden Länder, werden von übermüthigen und kühnen Rittern verheeret. Sickingen, Selbitz mit Einem Fuß, Berlichingen mit der eiſernen Hand, ſpotten in dieſen Gegenden des Kaiſerlichen Anſehens —

Abt. Ja, wenn Ihro Majeſtät nicht bald dazu thun; ſo ſtecken einen die Kerl am End in Sack.

Liebetraut. Das müßt' ein Kerl ſeyn, der das Weinfaß von Fuld in den Sack ſchieben wollte.

Biſchof. Beſonders iſt der letztere ſeit vielen Jahren mein unverſöhnlicher Feind, und moleſtirt mich unſäglich; aber es ſoll nicht lang mehr währen, hoff' ich. Der Kaiſer hält jetzt ſeinen Hof zu Augſpurg. Wir haben unſere Maßregeln genommen, es kann uns nicht fehlen. — Herr Doctor, kennt ihr Adelberten von Weislingen?

Olearius. Nein, Ihro Eminenz.

Biſchof. Wenn ihr die Ankunft dieſes Mann's erwartet, werdet ihr euch freuen, den edelſten, verſtändigſten und angenehmſten Ritter in Einer Perſon zu ſehen.

Olearius. Es muß ein vortrefflicher Mann ſeyn, der ſolche Lobeserhebungen aus ſolch einem Munde verdient.

Liebetraut. Er iſt auf keiner Akademie geweſen.

Biſchof. Das wiſſen wir. (Die Bedienten laufen ans Fenſter.) Was gibts?

Ein Bedienter. Eben reit Färber, Weislingens Knecht, zum Schloßthor herein.

Biſchof. Seht was er bringt, er wird ihn melden. (Liebetraut geht.) (Sie ſtehn auf und trinken noch eins.)

(Liebetraut kommt zurück.)

Biſchof. Was für Nachrichten?

Liebetraut. Ich wollt' es müßt ſie euch ein andrer ſagen. Weislingen iſt gefangen.

Biſchof. O!

Liebetraut. Berlichingen hat ihn und drey Knechte bey Haslach weggenommen. Einer iſt entronnen euch's anzuſagen.

Abt. Eine Hiobs Poſt!

Olearius. Es thut mir von Herzen leid.

Biſchof. Ich will den Knecht ſehn, bringt ihn herauf — Ich will ihn ſelbſt ſprechen. Bringt ihn in mein Cabinet. (ab.)

Abt (ſetzt ſich). Noch einen Schluck.

(Die Knechte ſchenken ein.)

Olearius. Belieben Ihro Hochwürden nicht eine kleine Promenade in den Garten zu machen? *Post coenam stabis seu passus mille meabis.*

Liebetraut. Wahrhaftig, das Sitzen iſt Ihnen nicht geſund. Sie kriegen noch einen Schlagfluß.

(Abt hebt ſich auf.)

Liebetraut (vor ſich). Wann ich ihn nur draußen hab, will ich ihm für's Exercitium ſorgen. (Gehn ab.)

Jarthauſen.

Maria. Weislingen.

Maria. Ihr liebt mich, ſagt ihr. Ich glaub' es gerne, und hoffe mit euch glücklich zu ſeyn, und euch glücklich zu machen.

Weislingen. Ich fühle nichts, als nur daß ich ganz dein bin. (Er umarmt ſie.)

Maria. Ich bitte euch, laßt mich. Einen Kuß hab ich euch zum Gottespfennig erlaubt; ihr ſcheinet aber ſchon von dem Beſitz nehmen zu wollen, was nur unter Bedingungen euer iſt.

Weislingen. Ihr ſeyd zu ſtreng, Maria! Unſchuldige Liebe erfreut die Gottheit, ſtatt ſie zu beleidigen.

Maria. Es ſey! Aber ich bin nicht dadurch erbaut. Man lehrte mich: Liebkoſungen ſeyn wie Ketten ſtark durch ihre Verwandtſchaft, und Mädchen, wenn ſie liebten, ſeyn ſchwächer als Simſon nach Verluſt ſeiner Locken.

Weislingen. Wer lehrte euch das?

Maria. Die Aebtiſſinn meines Kloſters. Bis in mein ſechszehntes Jahr war ich bey ihr, und nur mit euch empfind' ich das Glück, das ich in ihrem Umgang genoß. Sie hatte geliebt, und durfte reden. Sie hatte ein Herz voll Empfindung! Sie war eine vortreffliche Frau.

Weislingen. Da glich ſie dir! (Er nimmt ihre Hand.) Wie wird mir's werden, wenn ich euch verlaſſen ſoll!

Maria (zieht ihre Hand zurück). Ein Bißchen eng, hoff' ich, denn ich weiß wie's mir ſeyn wird. Aber ihr ſollt fort.

Weislingen. Ja, meine Theuerſte, und ich will. Denn ich fühle, welche Seligkeiten ich mir durch dieß Opfer erwerbe. Geſegnet ſey dein Bruder, und der Tag an dem er auszog mich zu fangen!

Maria. Sein Herz war voll Hoffnung für ihn und dich. Lebt wohl! ſagt' er bey'm Abſchied, ich will ſehen, daß ich ihn wieder finde.

Weislingen. Er hat's. Wie wünſcht' ich die Verwaltung meiner Güter und ihre Sicherheit nicht durch das leidige Hofleben ſo verſäumt zu haben! Du könnteſt gleich die Meinige ſeyn.

Maria. Auch der Aufſchub hat ſeine Freuden.

Weislingen. Sage das nicht, Maria, ich muß ſonſt fürchten, du empfindeſt weniger ſtark als ich. Doch ich büße verdient, und welche Hoffnungen werden mich auf jedem Schritte begleiten! Ganz der Deine zu ſeyn, nur in dir und dem Kreiſe von Guten zu leben, von der Welt entfernt, getrennt, alle Wonne zu genießen, die ſo zwey Herzen einander gewähren! Was iſt die Gnade des Fürſten, was der Beyfall der Welt gegen dieſe einfache

einzige Glückſeligkeit? Ich habe viel gehofft und gewünſcht, das widerfährt mir über alles Hoffen und Wünſchen.

Götz (kommt).

Euer Knab iſt wieder da. Er konnte vor Müdigkeit und Hunger kaum etwas vorbringen. Meine Frau gibt ihm zu eſſen. So viel hab ich verſtanden: der Biſchof will den Knaben nicht heraus geben, es ſollen Kaiſerliche Commiſſarien ernannt, und ein Tag ausgeſetzt werden, wo die Sache dann verglichen werden mag. Dem ſey wie ihm wolle, Adelbert ihr ſeyd frey; ich verlange weiter nichts als eure Hand, daß ihr inskünftige meinen Feinden weder öffentlich noch heimlich Vorſchub thun wollt.

Weislingen. Hier faß' ich eure Hand. Laßt von dieſem Augenblick an Freundſchaft und Vertrauen gleich einem ewigen Geſetz der Natur unveränderlich unter uns ſeyn! Erlaubt mir zugleich, dieſe Hand zu faſſen, (er nimmt Mariens Hand.) und den Beſitz des edelſten Fräuleins.

Götz. Darf ich Ja für euch ſagen?

Maria. Wenn ihr es mit mir ſagt.

Götz. Es iſt ein Glück, daß unſere Vortheile dießmal mit einander gehn. Du brauchſt nicht roth zu werden. Deine Blicke ſind Beweis genug. Ja denn, Weislingen! Gebt euch die Hände, und ſo ſprech' ich Amen! — Mein Freund und Bruder! — Ich danke dir, Schweſter! Du kannſt mehr als Hanf ſpinnen. Du haſt ei-

nen Faden gedreht, dieſen Paradiesvogel zu feſſeln. Du ſiehſt nicht ganz frey, Adelbert! Was fehlt dir? Ich — bin ganz glücklich; was ich nur träumend hoffte, ſeh ich, und bin wie träumend. Ach! nun iſt mein Traum aus. Mir war's heute Nacht, ich gäb dir meine rechte eiſerne Hand, und du hielteſt mich ſo feſt, daß ſie aus den Armſchienen ging wie abgebrochen. Ich erſchrak und wachte drüber auf. Ich hätte nur fort träumen ſollen, da würd' ich geſehen haben, wie du mir eine neue lebendige Hand anſetzteſt — Du ſollſt mir jetzo fort, dein Schloß und deine Güter in vollkommenen Stand zu ſetzen. Der verdammte Hof hat dich beydes verſäumen machen. Ich muß meiner Frau rufen. Eliſabeth!

Maria. Mein Bruder iſt in voller Freude.

Weislingen. Und doch darf ich ihm den Rang ſtreitig machen.

Götz. Du wirſt anmuthig wohnen.

Maria. Franken iſt ein geſegnetes Land.

Weislingen. Und ich darf wohl ſagen, mein Schloß liegt in der geſegnetſten und anmuthigſten Gegend.

Götz. Das dürft ihr, und ich will's behaupten. Hier fließt der Main, und allmählich hebt der Berg an, der, mit Aeckern und Weinbergen bekleidet, von euerm Schloß gekrönt wird, dann biegt ſich der Fluß ſchnell um die Ecke hinter dem Felſen euers Schloſſes hin. Die Fenſter des großen Saals gehen ſteil herab auf's Waſſer, eine Ausſicht viel Stunden weit.

Eliſabeth (kommt).

Was ſchafft ihr?

Götz. Du ſollſt deine Hand auch dazu geben, und ſagen: Gott ſegne euch! Sie ſind ein Paar.

Eliſabeth. So geſchwind!

Götz. Aber nicht unvermuthet.

Eliſabeth. Möget ihr euch ſo immer nach ihr ſehnen, als bisher da ihr um ſie warbt! Und dann! Möchtet ihr ſo glücklich ſeyn, als ihr ſie lieb behaltet!

Weislingen. Amen! Ich begehre kein Glück als unter dieſem Titel.

Götz. Der Bräutigam, meine liebe Frau, thut eine kleine Reiſe; denn die große Veränderung zieht viel geringe nach ſich. Er entfernt ſich zuerſt vom Biſchöflichen Hof, um dieſe Freundſchaft nach und nach erkalten zu laſſen. Dann reißt er ſeine Güter eigennützigen Pachtern aus den Händen. Und — kommt Schweſter, komm Eliſabeth! Wir wollen ihn allein laſſen. Sein Knab hat ohne Zweifel geheime Aufträge an ihn.

Weislingen. Nichts als was ihr wiſſen dürft.

Götz. Braucht's nicht. — Franken und Schwaben! Ihr ſeyd nun verſchwiſterter als jemals. Wie wollen wir den Fürſten den Daumen auf dem Aug halten!

(Die drey gehn.)

Weislingen. Gott im Himmel! konnteſt du mir Unwürdigen ſolch eine Seligkeit bereiten? Es iſt zu viel für mein Herz. Wie ich von den elenden Menſchen ab-

hing die ich zu beherrſchen glaubte, von den Blicken des Fürſten, von dem ehrerbietigen Beyfall umher! Götz, theurer Götz, du haſt mich mir ſelbſt wieder gegeben, und, Maria, du vollendeſt meine Sinnesänderung. Ich fühle mich ſo frey wie in heiterer Luft. Bamberg will ich nicht mehr ſehen, will alle die ſchändlichen Verbindungen durchſchneiden, die mich unter mir ſelbſt hielten. Mein Herz erweitert ſich, hier iſt kein beſchwerliches Streben nach verſagter Größe. So gewiß iſt der allein glücklich und groß, der weder zu herrſchen noch zu gehorchen braucht, um etwas zu ſeyn!

Franz (tritt auf).

Gott grüß euch, geſtrenger Herr! Ich bring euch ſo viel Grüße, daß ich nicht weiß wo anzufangen. Bamberg, und zehn Meilen in die Runde, entbieten euch ein tauſendfaches: Gott grüß euch.

Weislingen. Willkommen, Franz! Was bringſt du mehr?

Franz. Ihr ſteht in einem Andenken bey Hof und überall, daß es nicht zu ſagen iſt.

Weislingen. Das wird nicht lange dauern.

Franz. So lang ihr lebt! und nach euerm Tod wird's heller blinken, als die meſſingenen Buchſtaben auf einem Grabſtein. Wie man ſich euern Unfall zu Herzen nahm!

Weislingen. Was ſagte der Biſchof?

Franz. Er war ſo begierig zu wiſſen, daß er mit

ge-

geſchäftiger Geſchwindigkeit der Fragen meine Antwort verhinderte. Er wuſt' es zwar ſchon; denn Färber, der von Haslach entrann, brachte ihm die Bothſchaft. Aber er wollte alles wiſſen. Er fragte ſo ängſtlich, ob ihr nicht verſehrt wäret? Ich ſagte: er iſt ganz, von der äußerſten Haarſpitze bis zum Nagel des kleinen Zehs.

Weislingen. Was ſagte er zu den Vorſchlägen?

Franz. Er wollte gleich alles herausgeben, den Knaben und noch Geld darauf, nur euch zu befreyen. Da er aber hörte, ihr ſolltet ohne das loskommen, und nur euer Wort das Aequivalent gegen den Buben ſeyn; da wollte er abſolut den Berlichingen vertagt haben. Er ſagte mir hundert Sachen an euch — ich hab ſie wieder vergeſſen. Es war eine lange Predigt über die Worte: Ich kann Weislingen nicht entbehren.

Weislingen. Er wird's lernen müſſen!

Franz. Wie meynt ihr? Er ſagte, mach ihn eilen, es wartet alles auf ihn.

Weislingen. Es kann warten. Ich gehe nicht nach Hof.

Franz. Nicht nach Hof? Herr! Wie kommt euch das? Wenn ihr wüßtet was ich weiß. Wenn ihr nur träumen könntet, was ich geſehen habe.

Weislingen. Wie wird dir's?

Franz. Nur von der bloßen Erinnerung komm ich außer mir. Bamberg iſt nicht mehr Bamberg, ein Engel in Weibesgeſtalt macht es zum Vorhofe des Himmels.

Weislingen. Nichts weiter?

Franz. Ich will ein Pfaff werden, wenn ihr ſie ſeht und nicht außer euch kommt.

Weislingen. Wer iſt's denn?

Franz. Adelheid von Walldorf.

Weislingen. Die! Ich habe viel von ihrer Schönheit gehört.

Franz. Gehört? Das iſt eben als wenn ihr ſagtet, ich hab die Muſik geſehen. Es iſt der Zunge ſo wenig möglich eine Linie ihrer Vollkommenheiten auszudrücken, da das Aug ſogar in ihrer Gegenwart ſich nicht ſelbſt genug iſt.

Weislingen. Du biſt nicht geſcheid.

Franz. Das kann wohl ſeyn. Das letztemal da ich ſie ſahe, hatte ich nicht mehr Sinne als ein Trunkener. Oder vielmehr, kann ich ſagen, ich fühlte in dem Augenblick, wie's den Heiligen bey himmliſchen Erſcheinungen ſeyn mag. Alle Sinne ſtärker, höher, vollkommener, und doch den Gebrauch von keinem.

Weislingen. Das iſt ſeltſam.

Franz. Wie ich von dem Biſchof Abſchied nahm, ſaß ſie bey ihm. Sie ſpielten Schach. Er war ſehr gnädig, reichte mir ſeine Hand zu küſſen, und ſagte mir vieles, davon ich nichts vernahm. Denn ich ſah ſeine Nachbarinn, ſie hatte ihr Auge auf's Bret geheftet, als wenn ſie einem großen Streich nachſänne. Ein feiner uerlander Zug um Mund und Wange! Ich hätte der el-

ſenbeinerne König ſeyn mögen. Adel und Freundlichkeit herrſchten auf ihrer Stirne. Und das blendende Licht des Angeſichts und des Buſens, wie es von den finſtern Haaren erhoben ward.

Weislingen. Du biſt drüber gar zum Dichter geworden.

Franz. So fühl' ich denn in dem Augenblick, was den Dichter macht, ein volles, ganz von Einer Empfindung volles Herz! Wie der Biſchof endigte und ich mich neigte, ſah ſie mich an, und ſagte: Auch von mir einen Gruß unbekannter Weiſe! Sag' ihm, er mag ja bald kommen. Es warten neue Freunde auf ihn; er ſoll ſie nicht verachten, wenn er ſchon an alten ſo reich iſt. — Ich wollte was antworten, aber der Paß vom Herzen nach der Zunge war verſperrt, ich neigte mich. Ich hätte mein Vermögen gegeben, die Spitze ihres kleinen Fingers küſſen zu dürfen! Wie ich ſo ſtund, warf der Biſchof einen Bauern herunter, ich fuhr darnach und rührte im Aufheben den Saum ihres Kleides, das fuhr mir durch alle Glieder, und ich weiß nicht wie ich zur Thür hinausgekommen bin.

Weislingen. Iſt ihr Mann bey Hofe?

Franz. Sie iſt ſchon vier Monat Wittwe. Um ſich zu zerſtreuen hält ſie ſich in Bamberg auf. Ihr werdet ſie ſehen. Wenn ſie einen anſieht, iſt's als wenn man in der Frühlingsſonne ſtünde.

Weislingen. Es würde eine schwächere Wirkung auf mich haben.

Franz. Ich höre, ihr seyd so gut als verheirathet.

Weislingen. Wollte ich wär's. Meine sanfte Marie wird das Glück meines Lebens machen. Ihre süße Seele bildet sich in ihren blauen Augen. Und weiß wie ein Engel des Himmels, gebildet aus Unschuld und Liebe, leitet sie mein Herz zur Ruhe und Glückseligkeit. Pack zusammen! und dann auf mein Schloß! Ich will Bamberg nicht sehen, und wenn Sanct Veit in Person meiner begehrte. (Geht ab.)

Franz. Da sey Gott vor! Wollen das beste hoffen! Maria ist liebreich und schön, und einem Gefangenen und Kranken kann ich's nicht übel nehmen der sich in sie verliebt. In ihren Augen ist Trost, gesellschaftliche Melancholie. — Aber um dich, Adelheid, ist Leben, Feuer, Muth — Ich würde! — Ich bin ein Narr — dazu machte mich Ein Blick von ihr. Mein Herr muß hin! Ich muß hin! Und da will ich mich wieder gescheid oder völlig rasend gaffen.

Zweyter Act.

Bamberg.

Ein Saal.

Biſchof. Adelheid (ſpielen Schach). Liebetraut (mit einer Zitter). Frauen. Hofleute (um ihn herum am Kamin).

Liebetraut (ſpielt und ſingt).

Mit Pfeilen und Bogen
Kam Amor geflogen,
Die Fackel in Brand,
Wollt muthig bekriegen
Und männlich beſiegen
Mit ſtürmender Hand.
Auf! Auf!
An! An!
Die Waffen erklirrten,
Die Flügelein ſchwirrten,
Die Augen entbrannt.
Da fand er die Buſen
Ach leider ſo bloß,
Sie nahmen ſo willig

Ihn all' auf den Schoos.
Er ſchüttet die Pfelle
Zum Feuer hinein,
Sie herzten und drückten
Und wiegten ihn ein.
Hey ey o! Popeyo!

Adelheid. Ihr ſeyd nicht bey euerm Spiele. Schach dem König!

Biſchof. Es iſt noch Auskunft.

Adelheid. Lange werdet ihr's nicht mehr treiben. Schach dem König!

Liebetraut. Dieß Spiel ſpielt' ich nicht, wenn ich ein großer Herr wär', und verböt's am Hof und im ganzen Land.

Adelheid. Es iſt wahr, dieß Spiel iſt ein Probierſtein des Gehirns.

Liebetraut. Nicht darum! Ich wollte lieber das Geheul der Todtenglocke und omindſer Vögel, lieber das Gebell des knurriſchen Hofhunds Gewiſſen; lieber wollt' ich ſie durch den tiefſten Schlaf hören, als von Laufern, Springern, und andern Beſtien das ewige: Schach dem König!

Biſchof. Wem wird auch das einfallen!

Liebetraut. Einem zum Exempel, der ſchwach wäre und ein ſtark Gewiſſen hätte, wie denn das meiſtentheils beyſammen iſt. Sie nennen's ein königlich Spiel, und ſagen, es ſey für einen König erfunden wor-

den, der den Erfinder mit einem Meer von Ueberfluß belohnt habe. Wenn das wahr iſt, ſo iſt mir's als wenn ich ihn ſähe. Er war minorenn an Verſtand oder an Jahren, unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter oder ſeiner Frau, hatte Milchhaare im Bart und Flachshaare um die Schläfe, er war ſo gefällig wie ein Weidenſchößling, und ſpielte gern Dame und mit den Damen, nicht aus Leidenſchaft, behüte Gott! nur zum Zeitvertreib. Sein Hofmeiſter, zu thätig um ein Gelehrter, zu unlenkſam ein Weltmann zu ſeyn, erfand das Spiel *in usum Delphini*, das ſo homogen mit Seiner Majeſtät war — und ſo ferner.

Adelheid. Matt! Ihr ſolltet die Lücken unſrer Geſchichtsbücher ausfüllen, Liebetraut. (Sie ſtehen auf.)

Liebetraut. Die Lücken unſrer Geſchlechtsregiſter, das wäre profitabler. Seitdem die Verdienſte unſerer Vorfahren mit ihren Porträts zu einerley Gebrauch dienen, die leeren Seiten nähmlich unſrer Zimmer und unſers Charakters zu tapezieren; da wäre was zu verdienen.

Biſchof. Er will nicht kommen, ſagtet ihr!

Adelheid. Ich bitt' euch, ſchlagt's euch aus dem Sinn.

Biſchof. Was das ſeyn mag?

Liebetraut. Was? Die Urſachen laſſen ſich herunterbeten wie ein Roſenkranz. Er iſt in eine Art von Zerknirſchung gefallen, von der ich ihn leicht curiren wollt.

Biſchof. Thut das, reitet zu ihm.

Liebetraut. Meinen Auftrag!

Biſchof. Er ſoll unumſchränkt ſeyn. Spare nichts, wenn du ihn zurückbringſt.

Liebetraut. Darf ich euch auch hinein miſchen, gnädige Frau?

Adelheid. Mit Beſcheidenheit.

Liebetraut. Das iſt eine weitläufige Commiſſion.

Adelheid. Kennt ihr mich ſo wenig, oder ſeyd ihr ſo jung, um nicht zu wiſſen in welchem Ton ihr mit Weislingen von mir zu reden habt.

Liebetraut. Im Ton einer Wachtelpfeife, denk' ich.

Adelheid. Ihr werdet nie geſcheid werden!

Liebetraut. Wird man das, gnädige Frau?

Biſchof. Geht, geht. Nehmt das beſte Pferd aus meinem Stall, wählt euch Knechte, und ſchafft mir ihn her.

Liebetraut. Wenn ich ihn nicht herbanne, ſo ſagt: ein altes Weib, das Warzen und Sommerflecken vertreibt, verſtehe mehr von der Sympathie als ich.

Biſchof. Was wird das helfen! Berlichingen hat ihn ganz eingenommen. Wenn er herkommt wird er wieder fort wollen.

Liebetraut. Wollen, das iſt keine Frage, aber ob er kann. Der Händedruck eines Fürſten, und das Lächeln einer ſchönen Frau! Da reißt ſich kein Weisling los. Ich eile und empfehle mich zu Gnaden.

Biſchof. Reiſt wohl.

Adelheid. Adieu. (Er geht.)

Biſchof. Wenn er einmal hier iſt, verlaß ich mich auf euch.

Adelheid. Wollt ihr mich zur Leimſtange brauchen?

Biſchof. Nicht doch.

Adelheid. Zum Lockvogel denn?

Biſchof. Nein, den ſpielt Liebetraut. Ich bitt' euch, verſagt mir nicht, was mir ſonſt niemand gewähren kann.

Adelheid. Wollen ſehn.

Jaxthauſen.

Hanns von Selbitz. Götz.

Selbitz. Jedermann wird euch loben, daß ihr denen von Nürnberg Fehd angekündigt habt.

Götz. Es hätte mir das Herz abgefreſſen, wenn ich's ihnen hätte lang' ſchuldig bleiben ſollen. Es iſt am Tag, ſie haben den Bambergern meinen Buben verrathen. Sie ſollen an mich denken!

Selbitz. Sie haben einen alten Groll gegen euch.

Götz. Und ich wider ſie, mir iſt gar recht daß ſie angefangen haben.

Selbitz. Die Reichsſtädte und Pfaffen halten doch von jeher zuſammen.

Götz. Sie haben's Urſach.

Selbitz. Wir wollen ihnen die Hölle heiß machen.

Götz. Ich zählte auf euch. Wollte Gott der Burgemeister von Nürnberg mit der güldenen Kett' um den Hals, käm uns in Wurf, er sollt sich mit all seinem Witz verwundern.

Selbitz. Ich höre, Weislingen ist wieder auf eurer Seite. Tritt er zu uns?

Götz. Noch nicht; es hat seine Ursachen, warum er uns noch nicht öffentlich Vorschub thun darf; doch ist's eine Weile genug, daß er nicht wider uns ist. Der Pfaff' ist ohne ihn, was das Meßgewand ohne den Pfaffen.

Selbitz. Wann ziehen wir aus?

Götz. Morgen oder übermorgen. Es kommen nun bald Kaufleute von Bamberg und Nürnberg aus der Frankfurter Messe. Wir werden einen guten Fang thun.

Selbitz. Will's Gott. (ab.)

Bamberg.

Zimmer der Adelheid.

Adelheid. Kammerfräulein.

Adelheid. Er ist da! sagst du. Ich glaub' es kaum.

Fräulein. Wenn ich ihn nicht selbst gesehn hätte, würd' ich sagen, ich zweifle.

Adelheid. Den Liebetraut mag der Bischof in Gold einfassen, er hat ein Meisterstück gemacht.

Fräulein. Ich ſah' ihn, wie er zum Schloß hereinreiten wollte, er ſaß auf einem Schimmel. Das Pferd ſcheute wie's an die Brücke kam, und wollte nicht von der Stelle. Das Volk war aus allen Straßen gelaufen ihn zu ſehn. Sie freuten ſich über des Pferds Unart. Von allen Seiten ward er gegrüßt, und er dankte allen. Mit einer angenehmen Gleichgültigkeit ſaß er droben, und mit Schmeicheln und Drohen bracht' er es endlich zum Thor herein, der Liebetraut mit, und wenig Knechte.

Adelheid. Wie gefällt er dir?

Fräulein. Wie mir nicht leicht ein Mann gefallen hat. Er glich dem Kaiſer hier, (deutet auf Maximilians Portrait.) als wenn er ſein Sohn wäre. Die Naſe nur etwas kleiner, eben ſo freundliche lichtbraune Augen, eben ſo ein blondes ſchönes Haar, und gewachſen wie eine Puppe. Ein halb trauriger Zug auf ſeinem Geſicht — ich weiß nicht — gefiel mir ſo wohl!

Adelheid. Ich bin neugerig ihn zu ſehen.

Fräulein. Das wär' ein Herr für euch.

Adelheid. Närrinn.

Fräulein. Kinder und Narren —

Liebetraut (kommt).

Liebetraut. Nun gnädige Frau, was verdien' ich?

Adelheid. Hörner von deinem Weibe. Denn nach dem zu rechnen, habt ihr ſchon manches Nachbars ehrliches Hausweib aus ihrer Pflicht hinausgeſchwatzt.

Liebetraut. Nicht doch gnädige Frau! Auf ihre

Pflicht wollt ihr ſagen; denn wenn's ja geſchah, ſchwatzt' ich ſie auf ihres Mannes Bette.

Adelheid. Wie habt ihr's gemacht ihn herzubringen?

Liebetraut. Ihr wißt zu gut wie man Schnepfen fängt; ſoll ich euch meine Kunſtſtückchen noch dazu lehren — Erſt that ich als wüßt' ich nichts, verſtünd' nichts von ſeiner Aufführung, und ſetzt' ihn dadurch in den Nachtheil die ganze Hiſtorie zu erzählen. Die ſah ich nun gleich von einer ganz andern Seite an als er, konnte nicht finden — nicht einſehen — und ſo weiter. Dann redete ich von Bamberg allerley durch einander, Groſſes und Kleines, erweckte gewiſſe alte Erinnerungen, und wie ich ſeine Einbildungskraft beſchäftigt hatte, knüpfte ich wirklich eine Menge Fädchen wieder an, die ich zerriſſen fand. Er wußte nicht wie ihm geſchah, fühlte einen neuen Zug nach Bamberg, er wollte — ohne zu wollen. Wie er nun in ſein Herz ging, und das zu entwickeln ſuchte, und viel zu ſehr mit ſich beſchäftigt war um auf ſich Acht zu geben, warf ich ihm ein Seil um den Hals, aus drey mächtigen Stricken, Weiber- Fürſtengunſt und Schmeicheley gedreht, und ſo hab' ich ihn hergeſchleppt.

Adelheid. Was ſagtet ihr von mir?

Liebetraut. Die lautre Wahrheit. Ihr hättet wegen eurer Güter Verdrießlichkeiten — hättet gehofft,

da er beym Kaiſer ſo viel gelte, werde er das leicht enden können.

Adelheid. Wohl.

Liebetraut. Der Biſchof wird ihn euch bringen.

Adelheid. Ich erwarte ſie. (Liebetraut ab.) Mit einem Herzen wie ich ſelten Beſuch erwarte.

Im Speſſart.

Berlichingen. Selbitz. Georg (als Reiterknecht).

Götz. Du haſt ihn nicht angetroffen, Georg!

Georg. Er war Tags vorher mit Liebetraut nach Bamberg geritten, und zwey Knechte mit.

Götz. Ich ſeh' nicht ein was das geben ſoll.

Selbitz. Ich wohl. Eure Verſöhnung war ein wenig zu ſchnell als daß ſie dauerhaft hätte ſeyn ſollen. Der Liebetraut iſt ein pfiffiger Kerl, von dem hat er ſich beſchwätzen laſſen.

Götz. Glaubſt du, daß er bundbrüchig werden wird?

Selbitz. Der erſte Schritt iſt gethan.

Götz. Ich glaub's nicht. Wer weiß wie nöthig es war an Hof zu gehen; man iſt ihm noch ſchuldig; wir wollen das beſte hoffen.

Selbitz. Wollte Gott, er verdient' es, und thäte das beſte!

Götz. Mir fällt eine Liſt ein. Wir wollen Georgen des Bamberger Reiters erbeuteten Kittel anziehen, und ihm das Geleitzeichen geben; er mag nach Bamberg reiten, und ſehen wie's ſteht.

Georg. Da hab' ich lang drauf gehofft.

Götz. Es iſt dein erſter Ritt. Sey vorſichtig, Knabe! mir wäre leid, wenn dir ein Unfall begegnen ſollt.

Georg. Laßt nur, mich irrts nicht wenn noch ſo viel um mich herum krabeln, mir iſt's als wenn's Ratten und Mäuſe wären. (ab.)

Bamberg.

Biſchof. Weislingen.

Biſchof. Du willſt dich nicht länger halten laſſen!

Weislingen. Ihr werdet nicht verlangen, daß ich meinen Eid brechen ſoll.

Biſchof. Ich hätte verlangen können du ſollteſt ihn nicht ſchwören. Was für ein Geiſt regierte dich? Konnt' ich dich ohne das nicht befreyen? Gelt ich ſo wenig am Kaiſerlichen Hofe?

Weislingen. Es iſt geſchehen, verzeiht mir wenn ihr könnt.

Biſchof. Ich begreif' nicht, was nur im geringſten dich nöthigte den Schritt zu thun! Mir zu entſagen? Waren denn nicht hundert andere Bedingungen

los zu kommen? Haben wir nicht ſeinen Buben? Hätt' ich nicht Gelds genug gegeben, um ihn wieder beruhigt? Unſere Anſchläge auf ihn und ſeine Geſellen wären fortgegangen — Ach ich denke nicht, daß ich mit ſeinem Freunde rede, der nun wider mich arbeitet, und die Minen leicht entkräften kann, die er ſelbſt gegraben hat.

Weislingen. Gnädiger Herr.

Biſchof. Und doch — wenn ich wieder dein Angeſicht ſehe, deine Stimme höre. Es iſt nicht möglich, nicht möglich.

Weislingen. Lebt wohl, gnädiger Herr.

Biſchof. Ich gebe dir meinen Segen. Sonſt, wenn du gingſt, ſagt' ich: auf Wiederſehn. Jetzt — Wollte Gott, wir ſähen einander nie wieder!

Weislingen. Es kann ſich vieles ändern.

Biſchof. Vielleicht ſeh' ich dich noch einmal als Feind vor meinen Mauern, die Felder verheeren, die ihren blühenden Zuſtand dir jetzo danken.

Weislingen. Nein, gnädiger Herr.

Biſchof. Du kannſt nicht nein ſagen. Die weltlichen Stände, meine Nachbarn, haben alle einen Zahn auf mich. So lang' ich dich hatte. — Geht, Weislingen! Ich habe euch nichts mehr zu ſagen. Ihr habt vieles zu nichte gemacht. Geht!

Weislingen. Und ich weiß nicht was ich ſagen ſoll. (Biſchof ab.)

Franz (tritt auf).

Adelheid erwartet euch. Sie iſt nicht wohl. Und doch will ſie euch ohne Abſchied nicht laſſen.

Weislingen. Komm.

Franz. Gehn wir denn gewiß?

Weislingen. Noch dieſen Abend. —

Franz. Mir iſt als wenn ich aus der Welt ſollte.

Weislingen. Mir auch, und noch darzu als wüßt' ich nicht wohin.

Adelheidens Zimmer.

Adelheid. Fräulein.

Fräulein. Ihr ſeht blaß, gnädige Frau.

Adelheid. — Ich lieb' ihn nicht, und wollte doch daß er bliebe. Siehſt du, ich könnte mit ihm leben, ob ich ihn gleich nicht zum Manne haben möchte.

Fräulein. Glaubt ihr, er geht?

Adelheid. Er iſt zum Biſchof um Lebewohl zu ſagen.

Fräulein. Er hat darnach noch einen ſchweren Stand.

Adelheid. Wie meynſt du?

Fräulein. Was fragt ihr, gnädige Frau? Ihr habt ſein Herz geangelt, und wenn er ſich losreißen will, verblutet er.

Adel-

Adelheid. Weislingen.

Weislingen. Ihr seyd nicht wohl, gnädige Frau?

Adelheid. Das kann euch einerley seyn. Ihr verlaßt uns, verlaßt uns auf immer. Was fragt ihr ob wir leben oder sterben.

Weislingen. Ihr verkennt mich.

Adelheid. Ich nehme euch wie ihr euch gebt.

Weislingen. Das Ansehn trügt.

Adelheid. So seyd ihr ein Chamäleon?

Weislingen. Wenn ihr mein Herz sehen könntet!

Adelheid. Schöne Sachen würden mir vor die Augen kommen.

Weislingen. Gewiß! Ihr würdet euer Bild drin finden.

Adelheid. In irgend einem Winkel bey den Porträten ausgestorbener Familien. Ich bitt' euch, Weislingen, bedenkt, ihr redet mit mir. Falsche Worte gelten zum höchsten, wenn sie Masken unserer Thaten sind. Ein Vermummter, der kenntlich ist, spielt eine armselige Rolle. Ihr leugnet eure Handlungen nicht und redet das Gegentheil; was soll man von euch halten?

Weislingen. Was ihr wollt. Ich bin so geplagt mit dem, was ich bin, daß mir wenig bang ist, für was man mich nehmen mag.

Adelheid. Ihr kommt um Abschied zu nehmen.

Weislingen. Erlaubt mir eure Hand zu küssen,

und ich will ſagen, lebt wohl. Ihr erinnert mich! Ich bedachte nicht — Ich bin beſchwerlich, gnädige Frau.

Adelheid. Ihr legt's falſch aus: ich wollte euch fort helfen; denn ihr wollt fort.

Weislingen. O ſagt, ich muß. Zbge mich nicht die Ritterpflicht, der heilige Handſchlag —

Adelheid. Geht! Geht! Erzählt das Mädchen, die den Theuerdank leſen, und ſich ſo einen Mann wünſchen. Ritterpflicht! Kinderſpiel!

Weislingen. Ihr denkt nicht ſo.

Adelheid. Bey meinem Eid, ihr verſtellt euch! Was habt ihr verſprochen? Und wem? Einem Mann, der ſeine Pflicht gegen den Kaiſer und das Reich verkennt, in eben dem Augenblick Pflicht zu leiſten, da er durch eure Gefangennehmung in die Strafe der Acht verfällt. Pflicht zu leiſten! die nicht gültiger ſeyn kann, als ein ungerechter gezwungener Eid. Entbinden nicht unſre Geſetze von ſolchen Schwüren? Macht das Kindern weiß, die den Rübezahl glauben. Es ſtecken andere Sachen dahinter. Ein Feind des Reichs zu werden, ein Feind der bürgerlichen Ruh' und Glückſeligkeit! Ein Feind des Kaiſers! Geſelle eines Räubers! du, Weislingen, mit deiner ſanften Seele!

Weislingen. Wenn ihr ihn kenntet —

Adelheid. Ich wollt' ihm Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Er hat eine hohe unbändige Seele. Eben darum wehe dir, Weislingen! Geh und bilde dir ein,

Geſelle von ihm zu ſeyn. Ach! und laß dich beherrſchen. Du biſt freundlich, gefällig —

Weislingen. Er iſt's auch.

Adelheid. Aber du biſt nachgebend und er nicht! Unverſehens wird er dich wegreißen, du wirſt ein Sklave eines Edelmanns werden, da du Herr von Fürſten ſeyn könnteſt. — Doch es iſt Unbarmherzigkeit dir deinen zukünftigen Stand zu verleiden.

Weislingen. Hätteſt du gefühlt, wie liebreich er mir begegnete.

Adelheid. Liebreich! Das rechneſt du ihm an? Es war ſeine Schuldigkeit; und was hätteſt du verloren, wenn er widerwärtig geweſen wäre? Mir hätte das willkommner ſeyn ſollen. Ein übermüthiger Menſch wie der —

Weislingen. Ihr redet von euerm Feind.

Adelheid. Ich redete für eure Freyheit — Und weiß überhaupt nicht, was ich für einen Antheil dran nehme. Lebt wohl.

Weislingen. Erlaubt noch einen Augenblick. (Er nimmt ihre Hand und ſchweigt.)

Adelheid. Habt ihr mir noch was zu ſagen?

Weislingen. — — Ich muß fort.

Adelheid. So geht.

Weislingen. Gnädige Frau! — Ich kann nicht.

Adelheid. Ihr müßt.

Weislingen. Soll das euer letzter Blick ſeyn?

Adelheid. Geht, ich bin krank, sehr zur ungelegnen Zeit.

Weislingen. Seht mich nicht so an.

Adelheid. Willst du unser Feind seyn, und wir sollen dir lächeln? Geh!

Weislingen. Adelheid!

Adelheid. Ich hasse euch!

Franz (kommt).

Gnädiger Herr! Der Bischof läßt euch rufen.

Adelheid. Geht! Geht!

Franz. Er bittet euch eilend zu kommen.

Adelheid. Geht! Geht!

Weislingen. Ich nehme nicht Abschied, ich sehe euch wieder! (ab.)

Adelheid. Mich wieder? Wir wollen dafür seyn. Margarete, wenn er kommt, weis' ihn ab. Ich bin krank, habe Kopfweh, ich schlafe — Weis' ihn ab. Wenn er noch zu gewinnen ist, so ist's auf diesem Weg. (ab.)

Vorzimmer.

Weislingen. Franz.

Weislingen. Sie will mich nicht sehn?

Franz. Es wird Nacht, soll ich die Pferde satteln?

Weislingen. Sie will mich nicht sehn!

Franz. Wann befehlen Ihro Gnaden die Pferde?

Weislingen. Es iſt zu ſpät! Wir bleiben hier.

Franz. Gott ſey Dank! (ab.)

Weislingen. Du bleibſt! Sey auf deiner Hut, die Verſuchung iſt groß. Mein Pferd ſcheute, wie ich zum Schloßthor herein wollte, mein guter Geiſt ſtellte ſich ihm entgegen, er kannte die Gefahren, die mein hier warteten. — Doch iſt's nicht recht, die vielen Geſchäfte, die ich dem Biſchof unvollendet liegen ließ, nicht wenigſtens ſo zu ordnen, daß ein Nachfolger da anfangen kann wo ich's gelaſſen habe. Das kann ich doch alles thun, unbeſchadet Berlichingens und unſerer Verbindung. Denn halten ſollen ſie mich hier nicht — Wäre doch beſſer geweſen, wenn ich nicht gekommen wäre. Aber ich will fort — morgen oder übermorgen. (Geht ab.)

Im Speſſart.

Götz. Selbitz. Georg.

Selbitz. Ihr ſeht, es iſt gegangen, wie ich geſagt habe.

Götz. Nein. Nein. Nein.

Georg. Glaubt, ich berichte euch mit der Wahrheit. Ich that wie ihr befahlt, nahm den Kittel des Bambergiſchen und ſein Zeichen, und damit ich doch mein Eſſen und Trinken verdiente, geleitete ich Reineckiſche Bauern hinauf nach Bamberg.

Selbitz. In der Verkappung? Das hätte dir übel gerathen können.

Georg. So denk' ich auch hinten drein. Ein Reitersmann, der das voraus denkt, wird keine weiten Sprünge machen. Ich kam nach Bamberg, und gleich im Wirthshaus hörte ich erzählen: Weislingen und der Bischof seyen ausgesöhnt, und man redte viel von einer Heirath mit der Wittwe des von Walldorf.

Götz. Gespräche.

Georg. Ich sah ihn, wie er sie zur Tafel führte. Sie ist schön, bey meinem Eid, sie ist schön. Wir bückten uns alle, sie dankte uns allen, er nickte mit dem Kopf, sah sehr vergnügt, sie gingen vorbey, und das Volk murmelte: ein schönes Paar!

Götz. Das kann seyn.

Georg. Hört weiter. Da er des andern Tags in die Messe ging, paßt' ich meine Zeit ab. Er war allein mit einem Knaben. Ich stund unten an der Treppe und sagte leise zu ihm: ein paar Worte von euerm Berlichingen. Er ward bestürzt; ich sahe das Geständniß seines Lasters in seinem Gesicht, er hatte kaum das Herz mich anzusehen, mich, einen schlechten Reitersjungen.

Selbitz. Das macht, sein Gewissen war schlechter als dein Stand.

Georg. Du bist Bambergisch? sagt' er. Ich bring' einen Gruß vom Ritter Berlichingen, sagt' ich, und soll

fragen — Komm morgen früh, ſagt' er, an mein Zimmer, wir wollen weiter reden.

Götz. Kamſt du?

Georg. Wohl kam ich, und mußt' im Vorſaal ſtehn, lang, lang. Und die feinen Buben beguckten mich von vorn und hinten. Ich dachte, guckt ihr — Endlich führte man mich hinein, er ſchien böſe, mir war's einerley. Ich trat zu ihm und legte meine Commiſſion ab. Er that feindlich böſe, wie einer der kein Herz hat und 's nit will merken laſſen. Er verwunderte ſich, daß ihr ihn durch einen Reiterjungen zur Rede ſetzen ließt. Das verdroß mich. Ich ſagte, es gäbe nur zweyerley Leut, brave und Schurken, und ich diente Götzen von Berlichingen. Nun fing er an, ſchwatzte allerley verkehrtes Zeug, das darauf hinaus ging: Ihr hättet ihn übereilt, er ſey euch keine Pflicht ſchuldig, und wolle nichts mit euch zu thun haben.

Götz. Haſt du das aus ſeinem Munde?

Georg. Das und noch mehr — Er drohte mir —

Götz. Es iſt genug! Der wäre nun auch verloren! Treu und Glaube, du haſt mich wieder betrogen. Arme Marie! Wie werd' ich dir's beybringen!

Selbitz. Ich wollte lieber mein ander Bein dazu verlieren als ſo ein Hundsfott ſeyn. (ab.)

Bamberg.

Adelheid. Weislingen.

Adelheid. Die Zeit fängt mir an unerträglich lang zu werden; reden mag ich nicht, und ich ſchäme mich mit euch zu ſpielen. Langeweile, du biſt ärger als ein kaltes Fieber.

Weislingen. Seyd ihr mich ſchon müde?

Adelheid. Euch nicht ſowohl als euern Umgang. Ich wollte, ihr wär't, wo ihr hinwolltet, und wir hätten euch nicht gehalten.

Weislingen. Das iſt Weibergunſt! Erſt brütet ſie mit Mutterwärme unſere liebſten Hoffnungen an; dann, gleich einer unbeſtändigen Henne, verläßt ſie das Neſt, und übergibt ihre ſchon keimende Nachkommenſchaft dem Tode und der Verweſung.

Adelheid. Scheltet die Weiber! Der unbeſonnene Spieler zerbeißt und zerſtampft die Karten, die ihn unſchuldiger Weiſe verlieren machten. Aber laßt mich euch was von Mannsleuten erzählen. Was ſeyd denn ihr, um von Wankelmuth zu ſprechen? Ihr, die ihr ſelten ſeyd was ihr ſeyn wollt, niemals was ihr ſeyn ſolltet. Könige im Feſttagsornat, vom Pöbel beneidet. Was gäb' eine Schneidersfrau drum, eine Schnur Perlen um ihren Hals zu haben, von dem Saum eures Kleids, den eure Abſätze verächtlich zurückſtoßen!

Weislingen. Ihr ſeyd bitter.

Adelheid. Es iſt die Antiſtrophe von euerm Geſang. Eh' ich euch kannte, Weislingen, ging mir's wie der Schneidersfrau. Der Ruf hundertzüngig, ohne Metapher geſprochen, hatte euch ſo zahnarztmäßig herausgeſtrichen, daß ich mich überreden ließ zu wünſchen: möchteſt du doch dieſe Quinteſſenz des männlichen Geſchlechts, den Phönir Weislingen zu Geſicht kriegen! Ich ward meines Wunſches gewährt.

Weislingen. Und der Phönir präſentirte ſich als ein ordinärer Haushahn.

Adelheid. Nein Weislingen, ich nahm Antheil an euch.

Weislingen. Es ſchien ſo —

Adelheid. Und war. Denn wirklich ihr übertraft euern Ruf. Die Menge ſchätzt nur den Wiederſchein des Verdienſtes. Wie mir's denn nun geht, daß ich über die Leute nicht denken mag, denen ich wohl will; ſo lebten wir eine Zeit lang neben einander, es fehlte mir was, und ich wußte nicht was ich an euch vermißte. Endlich gingen mir die Augen auf. Ich ſah ſtatt des activen Mannes, der die Geſchäfte eines Fürſtenthums belebte, der ſich und ſeinen Ruhm dabey nicht vergaß, der auf hundert großen Unternehmungen, wie auf über einander gewälzten Bergen zu den Wolken hinauf geſtiegen war; den ſah' ich auf einmal, jammernd wie einen kranken Poeten, melancholiſch wie ein geſundes Mädchen, und müßiger als einen alten Jung-

gefallen. Anfangs ſchrieb ich's euerm Unfall zu, der euch noch neu auf dem Herzen lag, und entſchuldigte euch ſo gut ich konnte. Jetzt, da es von Tag zu Tage ſchlimmer mit euch zu werden ſcheint, müßt ihr mir verzeihen, wenn ich euch meine Gunſt entreiße. Ihr beſitzt ſie ohne Recht, ich ſchenkte ſie einem andern auf Lebenslang, der ſie euch nicht übertragen konnte.

Weislingen. So laßt mich los.

Adelheid. Nicht, bis alle Hoffnung verloren iſt. Die Einſamkeit iſt in dieſen Umſtänden gefährlich. — Armer Menſch! Ihr ſeyd ſo mißmüthig, wie einer dem ſein erſtes Mädchen untreu wird, und eben darum geb' ich euch nicht auf. Gebt mir die Hand, verzeiht mir, was ich aus Liebe geſagt habe.

Weislingen. Könnteſt du mich lieben, könnteſt du meiner heißen Leidenſchaft einen Tropfen Linderung gewähren! Adelheid! deine Vorwürfe ſind höchſt ungerecht. Könnteſt du den hundertſten Theil ahnden von dem, was die Zeit her in mir arbeitet, du würdeſt mich nicht mit Gefälligkeit, Gleichgültigkeit und Verachtung ſo unbarmherzig hin und her zerriſſen haben — Du lächelſt! — Nach dem übereilten Schritt wieder mit mir ſelbſt einig zu werden, koſtete mehr als Einen Tag. Wider den Menſchen zu arbeiten, deſſen Andenken ſo lebhaft neu in Liebe bey mir iſt.

Adelheid. Wunderlicher Mann, der du den lie-

ben kannſt, den du beneideſt! Das iſt als wenn ich meinem Feinde Proviant zuführte.

Weislingen. Ich fühl's wohl, es gilt hier kein Säumen. Er iſt berichtet, daß ich wieder Weislingen bin, und er wird ſich ſeines Vortheils über uns erſehen. Auch, Adelheid, ſind wir nicht ſo träg' als du meynſt. Unſere Reiter ſind verſtärkt und wachſam, unſere Unterhandlungen gehen fort, und der Reichstag zu Augsburg ſoll hoffentlich unſere Projecte zur Reife bringen.

Adelheid. Ihr geht hin?

Weislingen. Wenn ich Eine Hoffnung mitnehmen könnte! (küßt ihre Hand.)

Adelheid. O ihr Ungläubigen. Immer Zeichen und Wunder! Geh, Weislingen, und vollende das Werk. Der Vortheil des Biſchofs, der deinige, der meinige, ſie ſind ſo verwebt, daß, wäre es auch nur der Politik wegen —

Weislingen. Du kannſt ſcherzen.

Adelheid. Ich ſcherze nicht. Meine Güter hat der ſtolze Herzog inne, die deinigen wird Götz nicht lange ungeneckt laſſen; und wenn wir nicht zuſammenhalten wie unſere Feinde, und den Kaiſer auf unſere Seite lenken, ſind wir verloren.

Weislingen. Mir iſt's nicht bange. Der größte Theil der Fürſten iſt unſerer Geſinnung. Der Kaiſer verlangt Hülfe gegen die Türken, und dafür iſt's billig, daß er uns wieder beyſteht. Welche Wolluſt wird mir's

ſeyn, deine Güter von übermüthigen Feinden zu befreyen, die unruhigen Köpfe in Schwaben auf's Küſſen zu bringen, die Ruhe des Bisthums, unſer aller herzuſtellen. Und dann —?

Adelheid. Ein Tag bringt den andern, und beym Schickſal ſteht das Zukünftige.

Weislingen. Aber wir müſſen wollen.

Adelheid. Wir wollen ja.

Weislingen. Gewiß?

Adelheid. Nun ja. Geht nur.

Weislingen. Zauberinn!

Herberge.

Bauernhochzeit. Muſik und Tanz draußen.

Der Brautvater. Götz. Selbitz (am Tiſche). Bräutigam (tritt zu ihnen).

Götz. Das geſcheidſte war, daß ihr euern Zwiſt ſo glücklich und fröhlich durch eine Heirath endigt.

Brautvater. Beſſer als ich mir's hätte träumen laſſen. In Ruh und Fried' mit meinem Nachbar, und eine Tochter wohl verſorgt dazu!

Bräutigam. Und ich im Beſitz des ſtrittigen Stücks, und drüber den hübſchten Backfiſch im ganzen Dorf. Wollte Gott, ihr hättet euch eher drein geben.

Selbitz. Wie lange habt ihr prozeſſirt?

Brautvater. An die acht Jahre. Ich wollte lieber noch einmal ſo lang das Frieren haben, als von vorn anfangen. Das iſt ein Gezerre, ihr glaubt's nicht, bis man den Perücken ein Urtheil vom Herzen reißt; und was hat man darnach? Der Teufel hohl' den Aſſeſſor Sapupi! 's is ein verfluchter ſchwarzer Italiäner.

Bräutigam. Ja, das iſt ein toller Kerl. Zweymal war ich dort.

Brautvater. Und ich dreymal. Und ſeht, ihr Herrn, kriegen wir ein Urtheil endlich, wo ich ſo viel Recht hab' als er, und er ſo viel als ich, und wir eben ſtunden wie die Maulaffen, bis mir unſer Herr Gott eingab, ihm meine Tochter zu geben und das Zeug dazu.

Götz (trinkt). Gut Vernehmen künftig.

Brautvater. Geb's Gott! Geh aber wie's will, prozeſſiren thu ich mein Tag nit mehr. Was das ein Geldſpiel koſt! Jeden Reverenz, den euch ein Procurator macht, müßt ihr bezahlen.

Selbitz. Sind ja jährlich Kaiſerliche Viſitationen da.

Brautvater. Hab nichts davon geſpürt. Iſt mir mancher ſchöne Thaler nebenausgangen. Das unerhörte Blechen!

Götz. Wie meynt ihr?

Brautvater. Ach, da macht alles hohle Pfötchen. Der Aſſeſſor allein, Gott verzeih's ihm, hat mir achtzehn Goldgulden abgenommen.

Bräutigam. Wer?

Brautvater. Wer anders als der Sapupi?

Götz. Das iſt ſchändlich.

Brautvater. Wohl, ich mußt' ihm zwanzig erlegen. Und da ich ſie ihm hingezahlt hatte, in ſeinem Gartenhaus, das prächtig iſt, im großen Saal, wollt' mir vor Wehmuth faſt das Herz brechen. Denn ſeht, eines Haus und Hof ſteht gut, aber wo ſoll baar Geld herkommen? Ich ſtund da, Gott weiß wie mir's war. Ich hatte keinen rothen Heller Reiſegeld im Sack. Endlich nahm ich mir 's Herz und ſtellt's ihm vor. Nun er ſah, daß mir's Waſſer an die Seele ging, da warf er mir zwey davon zurück, und ſchickt' mich fort.

Bräutigam. Es iſt nicht möglich! Der Sapupi?

Brautvater. Wie ſtellſt du dich! Freylich! Kein andrer!

Bräutigam. Den ſoll der Teufel hohlen, er hat mir auch funfzehn Goldgülden abgenommen.

Brautvater. Verflucht!

Selbitz. Götz! Wir ſind Räuber!

Brautvater. Drum fiel das Urtheil ſo ſchel aus. Du Hund!

Götz. Das müßt ihr nicht ungerügt laſſen.

Brautvater. Was ſollen wir thun?

Götz. Macht euch auf nach Speyer, es iſt eben Viſitationszeit, zeigt's an, ſie müſſen's unterſuchen und euch zu dem Eurigen helfen.

Bräutigam. Denkt ihr, wir treiben's durch?

Götz. Wenn ich ihm über die Ohren dürfte, wollt' ich's euch verſprechen.

Selbitz. Die Summe iſt wohl einen Verſuch werth.

Götz. Bin ich wohl eher um des vierten Theils willen ausgeritten.

Brautvater. Wie meynſt du?

Bräutigam. Wir wollen, geh's wie's geh.

Georg (kommt).

Die Nürnberger ſind im Anzug.

Götz. Wo?

Georg. Wenn wir ganz ſachte reiten, packen wir ſie zwiſchen Beerheim und Mühlbach im Wald.

Selbitz. Trefflich!

Götz. Kommt Kinder. Gott grüß' euch! Helf' uns allen zum Unſrigen!

Bauer. Großen Dank! Ihr wollen nicht zum Nacht Ims bleiben?

Götz. Können nicht. Adieu.

Dritter Act.

Augsburg.

Ein Garten.

Zwey Nürnberger Kaufleute.

Erſter Kaufmann. Hier wollen wir ſtehn, denn da muß der Kaiſer vorbey. Er kommt eben den langen Gang herauf.

Zweyter Kaufmann. Wer iſt bey ihm?

Erſter Kaufmann. Adelbert von Weislingen.

Zweyter Kaufmann. Bambergs Freund! das iſt gut.

Erſter Kaufmann. Wir wollen einen Fußfall thun, und ich will reden.

Zweyter Kaufmann. Wohl, da kommen ſie.

Kaiſer. Weislingen.

Erſter Kaufmann. Er ſieht verdrießlich aus.

Kaiſer. Ich bin unmuthig, Weislingen, und wenn ich auf mein vergangenes Leben zurück ſehe, möcht' ich verzagt werden, ſo viel halbe verunglückte Unterneh-

mun-

mungen! und das alles, weil kein Fürſt im Reich ſo klein iſt, dem nicht mehr an ſeinen Grillen gelegen wäre als an meinen Gedanken.

(Die Kaufleute werfen ſich ihm zu Füßen.)

Kaufmann. Allerdurchlauchtigſter! Großmächtigſter!

Kaiſer. Wer ſeyd ihr? Was gibts?

Kaufmann. Arme Kaufleute von Nürnberg,' Eurer Majeſtät Knechte, und flehen um Hülfe. Götz von Berlichingen und Hanns von Selbitz haben unſer dreyßig, die von der Frankfurter Meſſe kamen, im Bambergiſchen Geleite niedergeworfen und beraubt; wir bitten Eure Kaiſerliche Majeſtät um Hülfe, um Beyſtand, ſonſt ſind wir alle verdorbene Leute, genöthigt unſer Brot zu betteln.

Kaiſer. Heiliger Gott! Heiliger Gott! Was iſt das? Der eine hat nur Eine Hand, der andere nur Ein Bein, wenn ſie denn erſt zwey Hände hätten, und zwey Beine, was wolltet ihr dann thun?

Kaufmann. Wir bitten Eure Majeſtät unterthänigſt, auf unſere bedrängten Umſtände ein mitleidiges Auge zu werfen.

Kaiſer. Wie geht's zu! Wenn ein Kaufmann einen Pfefferſack verliert, ſoll man das ganze Reich aufmahnen; und wenn Händel vorhanden ſind, daran Kaiſerlicher Majeſtät und dem Reich viel gelegen iſt, daß es

Königreich, Fürſtenthum, Herzogthum und anders betrifft, ſo kann euch kein Menſch zuſammen bringen.

Weislingen. Ihr kommt zur ungelegnen Zeit. Geht und verweilt einige Tage hier.

Kaufleute. Wir empfehlen uns zu Gnaden. (ab.)

Kaiſer. Wieder neue Händel. Sie wachſen nach wie die Köpfe der Hydra.

Weislingen. Und ſind nicht auszurotten als mit Feuer und Schwert, und einer muthigen Unternehmung.

Kaiſer. Glaubt ihr?

Weislingen. Ich halte nichts für thunlicher, wenn Eure Majeſtät und die Fürſten ſich über andern unbedeutenden Zwiſt vereinigen könnten. Es iſt mit nichten ganz Deutſchland, das über Beunruhigung klagt. Franken und Schwaben allein glimmt noch von den Reſten des innerlichen verderblichen Bürgerkriegs. Und auch da ſind viele der Edeln und Freyen, die ſich nach Ruhe ſehnen. Hätten wir einmal dieſen Sickingen, Selbitz — Berlichingen auf die Seite geſchafft, das übrige würde bald von ſich ſelbſt zerfallen. Denn ſie ſind's, deren Geiſt die aufrühriſche Menge belebt.

Kaiſer. Ich möchte die Leute gerne ſchonen, ſie ſind tapfer und edel. Wenn ich Krieg führte, müßten ſie mit mir zu Felde.

Weislingen. Es wäre zu wünſchen, daß ſie von jeher gelernt hätten ihrer Pflicht zu gehorchen. Und dann wär' es höchſt gefährlich ihre aufrühriſche Unternehmun-

gen durch Ehrenſtellen zu belohnen. Denn eben dieſe Kaiſerliche Mild' und Gnade iſt's, die ſie bisher ſo ungeheuer mißbrauchten, und ihr Anhang, der ſein Vertrauen und Hoffnung darauf ſetzt, wird nicht ehe zu bändigen ſeyn, bis wir ſie ganz vor den Augen der Welt zu nichte gemacht, und ihnen alle Hoffnung jemals wieder empor zu kommen völlig abgeſchnitten haben.

Kaiſer. Ihr rathet alſo zur Strenge?

Weislingen. Ich ſehe kein ander Mittel den Schwindelgeiſt, der ganze Landſchaften ergreift, zu bannen. Hören wir nicht ſchon hier und da die bitterſten Klagen der Edeln, daß ihre Unterthanen, ihre Leibeignen ſich gegen ſie auflehnen und mit ihnen rechten, ihnen die hergebrachte Oberherrſchaft zu ſchmälern drohen, ſo daß die gefährlichſten Folgen zu fürchten ſind?

Kaiſer. Jetzt wär' eine ſchöne Gelegenheit wider den Berlichingen und Selbitz, nur wollt' ich nicht daß ihnen was zu Leid' geſchehe. Gefangen möcht' ich ſie haben, und dann müßten ſie Urfehde ſchwören, auf ihren Schlöſſern ruhig zu bleiben, und nicht aus ihrem Bann zu gehen. Bey der nächſten Seſſion will ich's vortragen.

Weislingen. Ein freudiger beyſtimmender Zuruf wird Eurer Majeſtät das Ende der Rede erſparen. (ab.)

Jaxthausen.

Sickingen. Werlichingen.

Sickingen. Ja, ich komme eure edle Schweſter um ihr Herz und ihre Hand zu bitten.

Götz. So wollt' ich ihr wär't eher kommen. Ich muß euch ſagen, Weislingen hat während ſeiner Gefangenſchaft ihre Liebe gewonnen, um ſie angehalten, und ich ſagt ſie ihm zu. Ich hab ihn losgelaſſen, den Vogel, und er verachtet die gütige Hand, die ihm in der Noth Futter reichte. Er ſchwirrt herum, weiß Gott auf welcher Hecke ſeine Nahrung zu ſuchen.

Sickingen. Iſt das ſo?

Götz. Wie ich ſage.

Sickingen. Er hat ein doppeltes Band zerriſſen. Wohl euch, daß ihr mit dem Verräther nicht näher verwandt worden.

Götz. Sie ſitzt, das arme Mädchen, verjammert und verbetet ihr Leben.

Sickingen. Wir wollen ſie ſingen machen.

Götz. Wie! Entſchließet ihr euch eine Verlaßne zu heirathen?

Sickingen. Es macht euch beyden Ehre, von ihm betrogen worden zu ſeyn. Soll darum das arme Mädchen in ein Kloſter gehn, weil der erſte Mann, den ſie kannte, ein Nichtswürdiger war? Nein doch! ich

bleibe darauf, ſie ſoll Königinn von meinen Schlöſſern werden.

Götz. Ich ſage euch, ſie war nicht gleichgültig gegen ihn.

Sickingen. Traust du mir nicht zu, daß ich den Schatten eines Elenden ſollte verjagen können? Laß uns zu ihr. (ab.)

Lager der Reichsexecution.

Hauptmann. Officiere.

Hauptmann. Wir müſſen behutſam gehn, und unſere Leute ſo viel möglich ſchonen. Auch iſt unſere gemeſſene Order, ihn in die Enge zu treiben und lebendig gefangen zu nehmen. Es wird ſchwer halten, denn wer mag ſich an ihn machen?

Erſter Officier. Freylich! Und er wird ſich wehren wie ein' wildes Schwein. Ueberhaupt hat er uns ſein Lebelang nichts zu Leid' gethan, und jeder wird's von ſich ſchieben, Kaiſer und Reich zu Gefallen Arm und Bein dran zu ſetzen.

Zweyter Officier. Es wäre eine Schande, wenn wir ihn nicht kriegten. Wenn ich ihn nur einmal beym Lappen habe, er ſoll nicht los kommen.

Erſter Officier. Faßt ihn nur nicht mit Zähnen, er möchte euch die Kinnbacken ausziehen. Guter

junger Herr, dergleichen Leut packen ſich nicht wie ein flüchtiger Dieb.

Zweyter Officier. Wollen ſehn.

Hauptmann. Unſern Brief muß er nun haben. Wir wollen nicht ſäumen, und einen Trupp ausſchicken, der ihn beobachten ſoll.

Zweyter Officier. Laßt mich ihn führen.

Hauptmann. Ihr ſeyd der Gegend unkundig.

Zweyter Officier. Ich hab' einen Knecht, der hier geboren und erzogen iſt.

Hauptmann. Ich bin's zufrieden. (ab.)

Jaxthauſen.

Sickingen.

Es geht alles nach Wunſch, ſie war etwas beſtürzt über meinen Antrag, und ſah mich vom Kopf bis auf die Füße an; ich wette ſie verglich mich mit ihrem Weisfiſch. Gott ſey Dank, daß ich mich ſtellen darf. Sie antwortete wenig, und durch einander; deſto beſſer! Es mag eine Zeit kochen. Bey Mädchen, die durch Liebesunglück gebeitzt ſind, wird ein Heirathsvorſchlag bald gar.

Götz (kommt).

Sickingen. Was bringt ihr, Schwager.

Götz. In die Acht erklärt!

Sickingen. Was?

Götz. Da leſ't den erbaulichen Brief. Der Kaiſer hat Execution gegen mich verordnet, die mein Fleiſch den Vögeln unter dem Himmel und den Thieren auf dem Felde zu freſſen vorſchneiden ſoll.

Sickingen. Erſt ſollen ſie dran. Juſt zur gelegenen Zeit bin ich hier.

Götz. Nein, Sickingen, ihr ſollt fort. Eure großen Anſchläge könnten drüber zu Grunde gehn', wenn ihr zu ſo ungelegener Zeit des Reichs Feind werden wolltet. Auch mir werdet ihr weit mehr nutzen, wenn ihr neutral zu ſeyn ſcheint. Der Kaiſer liebt euch, und das ſchlimmſte das mir begegnen kann, iſt gefangen zu werden; dann braucht euer Vorwort, und reißt mich aus einem Elend, in das unzeitige Hülfe uns beyde ſtürzen könnte. Denn was wär's? Jetzo geht der Zug gegen mich; erfahren ſie du biſt bey mir, ſo ſchicken ſie mehr, und wir ſind um nichts gebeſſert. Der Kaiſer ſitzt an der Quelle, und ich wär' ſchon jetzt unwiederbringlich verloren, wenn man Tapferkeit ſo geſchwind einblaſen könnte, als man einen Haufen zuſammen blaſen kann.

Sickingen. Doch kann ich heimlich ein zwanzig Reiter zu euch ſtoßen laſſen.

Götz. Gut. Ich hab ſchon Georgen nach dem Selbitz geſchickt, und meine Knechte in der Nachbarſchaft herum. Lieber Schwager, wenn meine Leute beyſammen

ſind, es wird ein Häufchen ſeyn, dergleichen wenig Fürſten beyſammen geſehen haben.

Sickingen. Ihr werdet gegen die Menge wenig ſeyn.

Götz. Ein Wolf iſt einer ganzen Heerde Schafe zu viel.

Sickingen. Wenn ſie aber einen guten Hirten haben?

Götz. Sorg du. Es ſind lauter Miethlinge. Und dann kann der beſte Ritter nichts machen, wenn er nicht Herr von ſeinen Handlungen iſt. So kamen ſie mir auch einmal, wie ich dem Pfalzgrafen zugeſagt hatte gegen Conrad Schotten zu dienen; da legt er mir einen Zettel aus der Kanzley vor, wie ich reiten und mich halten ſollt, da warf ich den Räthen das Papier wieder dar, und ſagt': ich wüßt nicht darnach zu handeln, ich weiß nicht was mir begegnen mag, das ſteht nicht im Zettel; ich muß die Augen ſelbſt aufthun, und ſehn was ich zu ſchaffen hab.

Sickingen. Glück zu, Bruder! Ich will gleich fort und dir ſchicken was ich in der Eil zuſammen treiben kann.

Götz. Komm noch zu den Frauen, ich ließ ſie beyſammen. Ich wollte daß du ihr Wort hätteſt, ehe du gingſt. Dann ſchick mir die Reiter, und komm heimlich wieder Marien abzuholen, denn mein Schloß, fürcht' ich, wird bald kein Aufenthalt für Weiber mehr ſeyn.

Sickingen. Wollen das beſte hoffen. (ab.)

Bamberg.

Adelheidens Zimmer.

Adelheid. Franz.

Adelheid. So sind die beyden Executionen schon aufgebrochen?

Franz. Ja, und mein Herr hat die Freude, gegen eure Feinde zu ziehen. Ich wollte gleich mit, so gern ich zu euch gehe. Auch will ich jetzt wieder fort, um bald mit frohlicher Bothschaft wiederzukehren. Mein Herr hat mir's erlaubt.

Adelheid. Wie steht's mit ihm?

Franz. Er ist munter. Mir befahl er eure Hand zu küssen.

Adelheid. Da — deine Lippen sind warm.

Franz (vor sich auf die Brust deutend). Hier ist's noch wärmer! (Laut.) Gnädige Frau, eure Diener sind die glücklichsten Menschen unter der Sonne.

Adelheid. Wer führt gegen Berlichingen?

Franz. Der von Sirau. Lebt wohl, beste gnädige Frau! Ich will wieder fort. Vergeßt mich nicht.

Adelheid. Du mußt was essen, trinken, und rasten.

Franz. Wozu das? Ich hab' euch ja gesehen. Ich bin nicht müd noch hungrig.

Adelheid. Ich kenne deine Treu.

Franz. Ach gnädige Frau!

Adelheid. Du hältſt's nicht aus, beruhige dich, und nimm was zu dir.

Franz. Eure Sorgfalt für einen armen Jungen! (ab.)

Adelheid. Die Thränen ſtehn ihm in den Augen. Ich lieb' ihn von Herzen. So wahr und warm hat noch niemand an mir gehangen. (ab.)

Jaxthauſen.

Götz. Georg.

Georg. Er will ſelbſt mit euch ſprechen. Ich kenn' ihn nicht; es iſt ein ſtattlicher Mann, mit ſchwarzen feurigen Augen.

Götz. Bring ihn herein.

Lerſe (kommt).

Götz. Gott grüß' euch. Was bringt ihr?

Lerſe. Mich ſelbſt, das iſt nicht viel, doch alles was es iſt biet' ich euch an.

Götz. Ihr ſeyd mir willkommen, doppelt willkommen, ein braver Mann, und zu dieſer Zeit, da ich nicht hoffte neue Freunde zu gewinnen, eher den Verluſt der alten ſtündlich fürchtete. Gebt mir euern Nahmen.

Lerſe. Franz Lerſe.

Götz. Ich danke euch, Franz, daß ihr mich mit einem braven Mann bekannt macht.

Lerſe. Ich machte euch ſchon einmal mit mir bekannt, aber damals danktet ihr mir nicht dafür.

Göz. Ich erinnere mich eurer nicht.

Lerſe. Es wäre mir leid. Wißt ihr noch, wie ihr um des Pfalzgrafen willen Conrad Schotten feind wart, und nach Haßfurt auf die Faſtnacht reiten wolltet?

Göz. Wohl weiß ich es.

Lerſe. Wißt ihr, wie ihr unterwegs bey einem Dorf fünf und zwanzig Reitern entgegen kamt?

Göz. Richtig. Ich hielt ſie anfangs nur für zwölfe, und theilt meinen Haufen, waren unſer ſechzehn, und hielt am Dorf hinter der Scheuer, in willens ſie ſollten bey mir vorbey ziehen. Dann wollt' ich ihnen nachrucken, wie ich's mit dem andern Haufen abgeredt hatte.

Lerſe. Aber wir ſahn euch, und zogen auf eine Höhe am Dorf. Ihr zogt herbey und hieltet unten. Wie wir ſahn ihr wolltet nicht herauf kommen, ritten wir herab.

Göz. Da ſah' ich erſt, daß ich mit der Hand in die Kohlen geſchlagen hatte. Fünf und zwanzig gegen acht! Da galt's kein feiern. Erhard Truchſes durchſtach mir einen Knecht, dafür rannt' ich ihn vom Pferde. Hätten ſie ſich alle gehalten wie er und ein Knecht, es wäre mein und meines kleinen Häufchens übel gewahrt geweſen.

Lerſe. Der Knecht, wovon ihr ſagtet —

Göz. Es war der bravſte den ich geſehen habe. Er ſetzte mir heiß zu. Wenn ich dachte, ich hätt' ihn

von mir gebracht, wollte mit andern zu ſchaffen haben, war er wieder an mir, und ſchlug feindlich zu. Er hieb mir auch durch den Panzerärmel hindurch, daß es ein wenig gefleiſcht hatte.

Lerſe. Habt ihr's ihm verziehen?

Göz. Er gefiel mir mehr als zu wohl.

Lerſe. Nun ſo hoff' ich daß ihr mit mir zufrieden ſeyn werdet, ich hab mein Probſtück an euch ſelbſt abgelegt.

Göz. Biſt du's? O willkommen, willkommen. Kannſt du ſagen, Maximilian, du haſt unter deinen Dienern Einen ſo geworben!

Lerſe. Mich wundert, daß ihr nicht eh auf mich gefallen ſeyd.

Göz. Wie ſollte mir einkommen, daß der mir ſeine Dienſte anbieten würde, der auf das feindſeligſte mich zu überwältigen trachtete?

Lerſe. Eben das, Herr! Von Jugend auf dien' ich als Reitersknecht, und hab's mit manchem Ritter aufgenommen. Da wir auf euch ſtießen, freut' ich mich. Ich kannte euern Nahmen, und da lernt' ich euch kennen. Ihr wißt, ich hielt nicht Stand; ihr ſaht, es war nicht Furcht, denn ich kam wieder. Kurz ich lernt' euch kennen, und von Stund an beſchloß ich euch zu dienen.

Göz. Wie lange wollt ihr bey mir aushalten?

Lerſe. Auf ein Jahr. Ohne Entgelt.

Göz. Nein, ihr ſollt gehalten werden wie ein anderer, und drüber, wie der, der mir bey Remlin zu ſchaffen machte.

Georg (kommt).

Hanns von Selbitz läßt euch grüßen. Morgen iſt er hier mit funfzig Mann.

Göz. Wohl.

Georg. Es zieht am Kocher ein Trupp Reichsvölker herunter, ohne Zweifel euch zu beobachten.

Göz. Wie viel?

Georg. Ihrer funfzig.

Göz. Nicht mehr! Komm, Lerſe, wir wollen ſie zuſammenſchmeißen, wenn Selbitz kommt daß er ſchon ein Stück Arbeit gethan findet.

Lerſe. Das ſoll eine reichliche Vorleſe werden.

Göz. Zu Pferde! (ab.)

Wald an einem Moraſt.

Zwey Reichsknechte (begegnen einander).

Erſter Knecht. Was machſt du hier?

Zweyter Knecht. Ich hab' Urlaub gebeten meine Nothdurft zu verrichten. Seit dem blinden Lärmen geſtern Abends, iſt mir's in die Gedärme geſchlagen, daß ich alle Augenblicke vom Pferd muß.

Erſter Knecht. Hält der Trupp hier in der Nähe?

Zweyter Knecht. Wohl eine Stunde den Wald hinauf.

Erſter Knecht. Wie verläufſt du dich denn hieher?

Zweyter Knecht. Ich bitt dich verrath mich nicht. Ich will auf's nächſte Dorf, und ſehn ob ich mit warmen Ueberſchlägen meinem Uebel abhelfen kann. Wo kommſt du her?

Erſter Knecht. Vom nächſten Dorf. Ich hab unſerm Officier Wein und Brot gehohlt.

Zweyter Knecht. So, er thut ſich was zu gut vor unſerm Angeſicht, und wir ſollen faſten! Schön Exempel!

Erſter Knecht. Komm mit zurück, Schurke.

Zweyter Knecht. Wär ich ein Narr! Es ſind noch viele unterm Haufen, die gern faſteten, wenn ſie ſo weit davon wären als ich.

Erſter Knecht. Hörſt du! Pferde!

Zweyter Knecht. O weh!

Erſter Knecht. Ich klettere auf den Baum.

Zweyter Knecht. Ich ſteck mich in's Rohr.

Gbz. Lerſe. Georg. Knechte (zu Pferde).

Gbz. Hier am Teich weg und linker Hand in den Wald, ſo kommen wir ihnen in Rücken.

(Sie ziehen vorbey.)

Erſter Knecht (ſteigt vom Baum). Da iſt nicht gut ſeyn. Michel! Er antwortet nicht? Michel, ſie

ſind fort! (Er geht nach dem Sumpf.) Michel! O weh er iſt verſunken. Michel! Er hört mich nicht, er iſt erſtickt. Biſt doch krepirt, du Memme. — Wir ſind geſchlagen. Feinde, überall Feinde!

Götz. Georg (zu Pferde).

Götz. Halt Kerl, oder du biſt des Todes!

Knecht. Schont meines Lebens!

Götz. Dein Schwert! Georg, führ' ihn zu den andern Gefangenen, die Lerſe dort unten am Wald hat. Ich muß ihren flüchtigen Führer erreichen. (ab.)

Knecht. Was iſt aus unſerm Ritter geworden, der uns führte?

Georg. Unterſt zu oberſt ſtürzt' ihn mein Herr vom Pferd, daß der Federbuſch im Koth ſtak. Seine Reiter haben ihn auf's Pferd und fort, wie beſeſſen!

(ab.)

Lager.

Hauptmann. Erſter Ritter.

Erſter Ritter. Sie fliehen von weitem dem Lager zu.

Hauptmann. Er wird ihnen an den Ferſen ſeyn. Laßt ein funfzig ausrücken bis an die Mühle; wenn er ſich zu weit verliert, erwiſcht ihr ihn vielleicht.

(Ritter ab.)

Zweyter Ritter (geführt).

Hauptmann. Wie geht's junger Herr? Habt' ihr ein paar Zinken abgerennt?

Ritter. Daß dich die Peſt! Das ſtärkſte Geweih wäre geſplittert wie Glas. Du Teufel! Er rannt' auf mich los, es war mir als wenn mich der Donner in die Erd' hinein ſchlug.

Hauptmann. Dankt Gott daß ihr noch davon gekommen ſeyd.

Ritter. Es iſt nichts zu danken, ein paar Rippen ſind entzwey. Wo iſt der Feldſcher? (ab.)

Zarthauſen.

Gdy. Selbitz.

Gdy. Was ſagſt du zu der Achtserklärung, Selbitz?

Selbitz. Es iſt ein Streich von Weislingen.

Gdy. Meynſt du?

Selbitz. Ich meyne nicht, ich weiß.

Gdy. Woher?

Selbitz. Er war auf dem Reichstag ſag' ich dir, er war um den Kaiſer.

Gdy. Wohl, ſo machen wir ihm wieder einen Anſchlag zu nichte.

Selbitz. Hoff's.

Gdy. Wir wollen fort! und ſoll die Haſenjagd angehn.

Lager.

Lager.

Hauptmann. Ritter.

Hauptmann. Dabey kommt nichts heraus, ihr Herrn. Er ſchlägt uns einen Haufen nach dem andern, und was nicht umkommt und gefangen wird, das läuft in Gottes Nahmen lieber nach der Türkey als in's Lager zurück. So werden wir alle Tag' ſchwächer. Wir müſſen einmal für allemal ihm zu Leib' gehen, und das mit Ernſt; ich will ſelbſt dabey ſeyn, und er ſoll ſehn mit wem er zu thun hat.

Ritter. Wir ſind's all zufrieden; nur iſt er der Landsart ſo kundig, weiß alle Gänge und Schliche im Gebirg, daß er ſo wenig zu fangen iſt wie eine Maus auf dem Kornboden.

Hauptmann. Wollen ihn ſchon kriegen. Erſt auf Jarthauſen zu. Mag er wollen oder nicht, er muß herbey ſein Schloß zu vertheidigen.

Ritter. Soll unſer ganzer Hauf marſchiren?

Hauptmann. Freylich! Wißt ihr daß wir ſchon um hundert geſchmolzen ſind?

Ritter. Drum geſchwind, eh der ganze Eisklumpen aufthaut; es macht warm in der Nähe, und wir ſtehn da wie Butter an der Sonne. (ab.)

Gebirg und Wald.

Gdh. Selbitz. Trupp.

Gdh. Sie kommen mit hellem Hauf. Es war hohe Zeit daß Sickingens Reiter zu uns ſtießen.

Selbitz. Wir wollen uns theilen. Ich will linker Hand um die Höhe ziehen.

Gdz. Gut. Und du, Franz, führe mir die funfzig rechts durch den Wald hinauf; ſie kommen über die Haide, ich will gegen ihnen halten. Georg, du bleibſt um mich. Und wenn ihr ſeht daß ſie mich angreifen, ſo fallt ungeſäumt in die Seiten. Wir wollen ſie patſchen. Sie denken nicht, daß wir ihnen die Spitze bieten können. (ab.)

Haide,

auf der einen Seite eine Höhe, auf der andern Wald.

Hauptmann. Executionszug.

Hauptmann. Er hält auf der Haide! Das iſt impertinent. Er ſoll's büßen. Was! den Strom nicht zu fürchten der auf ihn losbrauſt?

Ritter. Ich wollt nicht, daß ihr an der Spitze rittet; er hat das Anſehn, als ob er den erſten der ihn anſtoßen möchte, umgekehrt in die Erde pflanzen wollte. Reitet hinter drein.

Hauptmann. Nicht gern.

Ritter. Ich bitt' euch. Ihr ſeyd noch der Knoten von dieſem Bündel Haſelruthen; löſt ihn auf, ſo knickt er ſie euch einzeln wie Rietgras.

Hauptmann. Trompeter, blaſ'! Und ihr blaſt ihn weg. (ab.)

Selbitz (hinter der Höhe hervor im Galopp).

Mir nach! Sie ſollen zu ihren Händen rufen: multiplicirt euch. (ab.)

Lerſe (aus dem Wald).

Götzen zu Hülf! Er iſt faſt umringt. Braver Selbitz, du haſt ſchon Luft gemacht. Wir wollen die Haide mit ihren Diſtelköpfen beſäen. (Vorbey.) (Getümmel.)

Eine Höhe mit einem Wartthurn.

Selbitz (verwundet). Knechte.

Selbitz. Legt mich hieher und kehrt zu Götzen.

Erſter Knecht. Laßt uns bleiben, Herr, ihr braucht unſer.

Selbitz. Steig' einer auf die Warte und ſeh' wie's geht.

Erſter Knecht. Wie will ich hinauf kommen?

Zweyter Knecht. Steig' auf meine Schultern, da kannſt du die Lücke reichen und dir bis zur Oeffnung hinauf helfen.

Erſter Knecht (ſteigt hinauf). Ach Herr!

Selbitz. Was ſieheſt du?

Erſter Knecht. Eure Reiter fliehen der Höhe zu

Selbitz. Hölliſche Schurken! Ich wollt', ſie flün den und ich hätt' eine Kugel vor'm Kopf. Reit' eine hin! und fluch' und wetter' ſie zurück. (Knecht ab. Siehſt du Götzen?

Knecht. Die drey ſchwarze Federn ſeh' ich mitte im Getümmel.

Selbitz. Schwimm, braver Schwimmer. I liege hier!

Knecht. Ein weißer Federbuſch, wer iſt das?

Selbitz. Der Hauptmann.

Knecht. Gbtz drängt ſich an ihn — Wauz! ſtürzt.

Selbitz. Der Hauptmann?

Knecht. Ja, Herr.

Selbitz. Wohl! Wohl!

Knecht. Weh! Weh! Götzen ſeh' ich nicht me

Selbitz. So ſtirb Selbitz!

Knecht. Ein fürchterlich Gedräng wo er ſtu Georgs blauer Buſch verſchwindt auch.

Selbitz. Komm herunter. Siehſt du Lerſen uic

Knecht. Nichts. Es geht alles drunter und drü

Selbitz. Nichts mehr. Komm! Wie halten Sickingens Reiter?

Knecht. Gut. — Da flieht einer nach dem W Noch einer! Ein ganzer Trupp! Gbtz iſt hin.

Selbitz. Komm herab.

Knecht. Ich kann nicht. — Wehl! Wehl! Ich ſehe Götzen! Ich ſehe Georgen!

Selbitz. Zu Pferd?

Knecht. Hoch zu Pferd! Sieg! Sieg! Sie fliehn.

Selbitz. Die Reichstruppen?

Knecht. Die Fahne mitten drin, Götz hintendrein. Sie zerſtreuen ſich. Götz erreicht den Fähndrich — Er hat die Fahn — Er hält. Eine Hand voll Menſchen um ihn herum. Mein Kamerad erreicht ihn — Sie ziehn herauf.

Götz. Georg. Lerſe. Ein Trupp.

Selbitz. Glück zu! Götz. Sieg! Sieg!

Götz (ſteigt vom Pferd). Theuer! Theuer! Du biſt verwundt, Selbitz?

Selbitz. Du lebſt und ſiegſt! Ich habe wenig gethan. Und meine Hunde von Reitern! Wie biſt du davon gekommen?

Götz. Dießmal galt's! Und hier Georgen dank' ich das Leben, und hier Lerſen dank' ich's. Ich warf den Hauptmann vom Gaul. Sie ſtachen mein Pferd nieder und drangen auf mich ein, Georg hieb ſich zu mir und ſprang ab, ich wie der Blitz auf ſeinen Gaul, wie der Donner ſaß er auch wieder. Wie kamſt du zum Pferd?

Georg. Einem der nach euch hieb, ſtieß ich meinen Dolch in die Gedärme, wie ſich ſein Harniſch in die Höhe zog. Er ſtürzt', und ich half euch von einem Feind und mir zu einem Pferde.

Götz. Nun ſtaken wir, bis ſich Franz zu uns her-ein ſchlug, und da mähten wir von innen heraus.

Lerſe. Die Hunde die ich führte, ſollten von auſſen hinein mähen bis ſich unſere Senſen begegnet hätten; aber ſie flohen wie Reichsknechte.

Götz. Es flohe Freund und Feind. Nur du kleiner Hauf hielteſt mir den Rücken frey; ich hatte mit den Kerls vor mir genug zu thun. Der Fall ihres Hauptmanns half mir ſie ſchütteln, und ſie flohen. Ich habe ihre Fahne und wenig Gefangene.

Selbitz. Der Hauptmann iſt euch entwiſcht?

Götz. Sie hatten ihn inzwiſchen gerettet. Kommt, Kinder! kommt, Selbitz! — Macht eine Bahre von Aeſten; — du kannſt nicht auf's Pferd. Kommt in mein Schloß. Sie ſind zerſtreut. Aber unſer ſind wenig, und ich weiß nicht ob ſie Truppen nachzuſchicken haben. Ich will euch bewirthen, meine Freunde. Ein Glas Wein ſchmeckt auf ſo einen Strauß.

Lager.

Hauptmann.

Ich möcht' euch alle mit eigener Hand umbringen! Was, fortlaufen! Er hatte keine Hand voll Leute mehr! Fortzulaufen, vor Einem Mann! Es wird's niemand glauben, als wer über uns zu lachen Luſt hat. — Weit

herum, ihr, und ihr, und ihr. Wo ihr von unſern zerſtreuten Knechten find't, bringt ſie zurück oder ſtecht ſie nieder. Wir müſſen dieſe Scharten auswetzen, und wenn die Klingen drüber zu Grunde gehen ſollten.

Jaxthauſen.

Götz. Lerſe. Georg.

Götz. Wir dürfen keinen Augenblick ſäumen! Arme Jungen, ich darf euch keine Raſt gönnen. Jagt geſchwind herum und ſucht noch Reiter aufzutreiben. Beſtellt ſie alle nach Weilern, da ſind ſie am ſicherſten. Wenn wir zögern, ſo ziehen ſie mir vor's Schloß. (Die zwey ab.) Ich muß einen auf Kundſchaft ausjagen. Es fängt an heiß zu werden, und wenn es nur noch brave Kerls wären! aber ſo iſt's die Menge. (ab.)

Sickingen. Maria.

Maria. Ich bitte euch, lieber Sickingen, geht nicht von meinem Bruder! Seine Reiter, Selbitzen[4], eure, ſind zerſtreut; er iſt allein, Selbitz iſt verwundet auf ſein Schloß gebracht, und ich fürchte alles.

Sickingen. Seyd ruhig, ich gehe nicht weg.

Götz (kommt).

Kommt in die Kirch, der Pater martet. Ihr ſollt mir in einer Viertelſtund' ein Paar ſeyn.

Sickingen. Laßt mich hier.

Gdz. In die Kirch ſollt ihr jetzt.

Sickingen. Gern — und darnach?

Gdz. Darnach ſollt ihr eurer Wege gehn.

Sickingen. Gdz!

Gdz. Wollt ihr nicht in die Kirche?

Sickingen. Kommt, kommt.

Lager.

Hauptmann. Ritter.

Hauptmann. Wie viel ſind's in allem?

Ritter. Hundert und funfzig.

Hauptmann. Von Vierhunderten! Das iſt arg. Jetzt gleich und grad gegen Jarthauſen zu, eh er ſich wieder erhohlt und ſich uns wieder in Weg ſtellt.

Jarthauſen.

Gdz. Eliſabeth. Maria. Sickingen.

Gdz. Gott ſegne euch, geb' euch glückliche Tagt, und behalte die, die er euch abzieht, für eure Kinder!

Eliſabeth. Und die laß' er ſeyn wie ihr ſeyd: rechtſchaffen! Und dann laßt ſie werden was ſie wollen.

Sickingen. Ich dank' euch. Und dank' euch, Maria. Ich führte euch an den Altar, und ihr ſollt mich zur Glückſeligkeit führen.

Maria. Wir wollen zuſammen eine Pilgrimſchaft nach dieſem fremden gelobten Lande antreten.

Götz. Glück auf die Reiſe!

Maria. So iſt's nicht gemeynt, wir verlaſſen euch nicht.

Götz. Ihr ſollt, Schweſter.

Maria. Du biſt ſehr unbarmherzig, Bruder.

Götz. Und ihr zärtlicher als vorſehend.

Georg (kommt).

(Heimlich.) Ich kann niemand auftreiben. Ein einziger war geneigt, darnach veränderte er ſich und wollte nicht.

Götz. Gut, Georg. Das Glück fängt mir an wetterwendiſch zu werden. Ich ahndet's aber. (Laut.) Sickingen, ich bitt' euch, geht noch dieſen Abend. Bereidet Marie. Sie iſt eure Frau. Laßt ſie's fühlen. Wenn Weiber quer in unſere Unternehmung treten, iſt unſer Feind im freyen Feld ſichrer als ſonſt in der Burg.

Knecht (kommt).

(Leiſe.) Herr, das Reichsfähnlein iſt auf dem Marſch, grad hieher, ſehr ſchnell.

Götz. Ich hab ſie mit Muthenſtreichen geweckt! Wie viel ſind ihrer?

Knecht. Ungefähr zweyhundert. Sie können nicht zwey Stunden mehr von hier ſeyn.

Götz. Noch über'm Fluß?

Knecht. Ja Herr.

Götz. Wenn ich nur funfzig Mann hätte, sie sollten mir nicht herüber. Hast du Lersen nicht gesehen?

Knecht. Nein Herr.

Götz. Biet' allen sie sollen sich bereit halten. — Es muß geschieden seyn, meine Lieben. Weine, meine gute Marie, es werden Augenblicke kommen, wo du dich freuen wirst. Es ist besser du weinst an deinem Hochzeittag, als daß übergroße Freude der Vorbote künftigen Elends wäre. Lebt wohl, Marie. Lebt wohl, Bruder.

Maria. Ich kann nicht von euch, Schwester. Lieber Bruder, laß uns. Achtest du meinen Mann so wenig, daß du in dieser Extremität seine Hülfe verschmähst?

Götz. Ja, es ist weit mit mir gekommen. Vielleicht bin ich meinem Sturz nahe. Ihr beginnt zu leben, und ihr sollt euch von meinem Schicksal trennen. Ich hab' eure Pferde zu satteln befohlen. Ihr müßt gleich fort.

Maria. Bruder! Bruder!

Elisabeth. (zu Sickingen). Gebt ihm nach! Geht!

Sickingen. Liebe Marie, laßt uns gehen.

Maria. Du auch? Mein Herz wird brechen.

Götz. So bleib denn. In wenigen Stunden wird meine Burg umringt seyn.

Maria. Weh! Weh!

Götz. Wir werden uns vertheidigen so gut wir können.

Maria. Mutter Gottes, hab' Erbarmen mit uns!

Götz. Und am Ende werden wir ſterben, oder uns ergeben. — Du wirſt deinen edeln Mann mit mir in Ein Schickſal geweint haben.

Maria. Du marterſt mich.

Götz. Bleib! Bleib! Wir werden zuſammen gefangen werden. Sickingen, du wirſt mit mir in die Grube fallen! Ich hoffte du ſollteſt mir heraushelfen.

Maria. Wir wollen fort. Schweſter! Schweſter!

Götz. Bringt ſie in Sicherheit, und dann erinnert euch meiner.

Sickingen. Ich will ihr Bette nicht beſteigen, bis ich euch außer Gefahr weiß.

Götz. Schweſter — liebe Schweſter! (Küßt ſie.)

Sickingen. Fort, fort!

Götz. Noch einen Augenblick — Ich ſeh' euch wieder. Tröſtet euch. Wir ſehn uns wieder.

(Sickingen, Maria ab.)

Götz. Ich trieb ſie, und da ſie geht möcht' ich ſie halten. Eliſabeth, du bleibſt bey mir!

Eliſabeth. Bis in den Tod. (ab.)

Götz. Wen Gott lieb hat, dem geb' er ſo eine Frau!

Georg (kommt).

Sie ſind in der Nähe, ich habe ſie vom Thurn geſehen. Die Sonne ging auf und ich ſah ihre Piken blinken. Wie ich ſie ſah, wollt mir's nicht bänger wer-

den, als einer Katze vor einer Armee Mäuse. Zwar wir ſpielen die Ratten.

Götz. Seht nach den Thorriegeln. Verrammelt's inwendig mit Balken und Steinen. (Georg ab.) Wir wollen ihre Geduld für'n Narren halten. Und ihre Tapferkeit ſollen ſie mir an ihren eigenen Nägeln verkäuen. (Trompeter von außen.) Aha! ein rothröckiger Schurke, der uns die Frage vorlegen wird, ob wir Hundsfötter ſeyn wollen. (Er geht ans Fenſter.) Was ſoll's? (Man hört in der Ferne reden.)

Götz (in ſeinen Bart). Einen Strick um deinen Hals.

(Trompeter redet fort.)

Götz. Beleidiger der Majeſtät! — Die Aufforderung hat ein Pfaff gemacht.

(Trompeter endet.)

Götz (antwortet). Mich ergeben! Auf Gnad und Ungnad! Mit wem redet ihr! Bin ich ein Räuber! Sag deinem Hauptmann: Vor Ihro Kaiſerliche Majeſtät hab' ich, wie immer, ſchuldigen Reſpect. Er aber, ſag's ihm, er kann mich — — — (Schmeißt das Fenſter zu.)

Belagerung.

Küche.

Eliſabeth. Götz (zu ihr).

Götz. Du haſt viel Arbeit, arme Frau.

Eliſabeth. Ich wollt' ich hätte ſie lang. Wir werden ſchwerlich aushalten können.

Göz. Wir hatten nicht Zeit uns zu verſehen.

Eliſabeth. Und die vielen Leute, die ihr zeither geſpeiſ't habt. Mit dem Wein ſind wir auch ſchon auf der Neige.

Göz. Wenn wir nur auf einen gewiſſen Punct halten, daß ſie Capitulation vorſchlagen. Wir thun ihnen brav Abbruch. Sie ſchießen den ganzen Tag, und verwunden unſere Mauern und knicken unſere Scheiben. Lerſe iſt ein braver Kerl; er ſchleicht mit ſeiner Büchſe herum; wo ſich einer zu nahe wagt, blaff liegt er.

Knecht. Kohlen, gnädige Frau.

Göz. Was gibt's?

Knecht. Die Kugeln ſind alle, wir wollen neue gießen.

Göz. Wie ſteht's Pulver?

Knecht. So ziemlich. Wir ſparen unſere Schüſſe wohl aus.

Saal.

Lerſe (mit einer Kugelform). Knecht (mit Kohlen).

Lerſe. Stell ſie daher, und ſeht wo ihr im Hauſe Bley kriegt. Inzwiſchen will ich hier zugreifen. (Hebt ein Fenſter auf und ſchlägt die Scheiben ein.) Alle Vortheile gelten. — So geht's in der Welt, weiß kein Menſch was aus den Dingen werden kann. Der Gla-

ſer, der die Scheiben faßte, dachte gewiß nicht, daß das Bley einem ſeiner Urenkel garſtiges Kopfweh machen könnte! und da mich mein Vater zeugte, dachte er nicht, welcher Vogel unter dem Himmel, welcher Wurm auf der Erde mich freſſen möchte.

Georg (kommt mit einer Dachrinne).

Da haſt du Bley. Wenn du nur mit der Hälfte trifſt, ſo entgeht keiner der Ihro Majeſtät anſagen kann: Herr, wir haben ſchlecht beſtanden.

Lerſe (haut davon). Ein brav Stück.

Georg. Der Regen mag ſich einen andern Weg ſuchen! ich bin nicht bang davor; ein braver Reiter und ein rechter Regen kommen überall durch.

Lerſe. (Er gießt.) Halt den Löffel. (Geht ans Fenſter.) Da zieht ſo ein Reichsknappe mit der Büchſe herum; ſie denken wir haben uns verſchoſſen. Er ſoll die Kugel verſuchen, warm wie ſie aus der Pfanne kommt. (Lädt.)

Georg (lehnt den Löffel an). Laß mich ſehn.

Lerſe (ſchießt). Da liegt der Spatz.

Georg. Der ſchoß vorhin nach mir, (ſie gießen.) wie ich zum Dachfenſter hinausſtieg, und die Rinne hohlen wollte. Er traf eine Taube die nicht weit von mir ſaß, ſie ſtürzt' in die Rinne; ich dankt' ihm für den Braten und ſtieg mit der doppelten Beute wieder herein.

Lerſe. Nun wollen wir wohl laden, und im ganzen Schloß herum gehen, unſer Mittageſſen verdienen.

Götz (kommt).

Bleib, Lerſe! Ich habe mit dir zu reden! Dich, Georg, will ich nicht von der Jagd abhalten.

(Georg ab.)

Götz. Sie entbieten mir einen Vertrag.

Lerſe. Ich will zu ihnen hinaus, und hören was es ſoll.

Götz. Es wird ſeyn: ich ſoll mich auf Bedingungen in ritterlich Gefängniß ſtellen.

Lerſe. Das iſt nichts. Wie wär's, wenn ſie uns freyen Abzug eingeſtünden, da ihr doch von Sickingen keinen Entſatz erwartet? Wir vergrüben Geld und Silber, wo ſie's mit keiner Wünſchelruthe finden ſollten, überließen ihnen das Schloß, und kämen mit Manier davon.

Götz. Sie laſſen uns nicht.

Lerſe. Es kommt auf eine Prob' an. Wir wollen um ſicher Geleit rufen, und ich will hinaus. (ab.)

Saal.

Götz. Eliſabeth. Georg. Knechte (bey Tiſche).

Götz. So bringt uns die Gefahr zuſammen. Laßt's euch ſchmecken, meine Freunde! Vergeßt das Trinken nicht. Die Flaſche iſt leer. Noch eine, liebe Frau. (Eliſabeth zuckt die Achſel.) Iſt keine mehr da?

Elisabeth (leise). Noch Eine; ich hab' sie für dich bey Seite gesetzt.

Götz. Nicht doch, Liebe! Gib sie heraus. Sie brauchen Stärkung, nicht ich; es ist ja meine Sache.

Elisabeth. Hohlt sie draußen im Schrank!

Götz. Es ist die letzte. Und mir ist's als ob wir nicht zu sparen Ursach hätten. Ich bin lange nicht so vergnügt gewesen. (Schenkt ein.) Es lebe der Kaiser!

Alle. Er lebe.

Götz. Das soll unser vorletztes Wort seyn, wenn wir sterben! Ich lieb' ihn, denn wir haben einerley Schicksal. Und ich bin noch glücklicher als er. Er muß den Reichsständen die Mäuse fangen, inzwischen die Ratten seine Besitzthümer annagen. Ich weiß, er wünscht sich manchmal lieber todt, als länger die Seele eines so krüpplichen Körpers zu seyn. (Schenkt ein.) Es geht just noch einmal herum. Und wenn unser Blut anfängt auf die Neige zu gehen, wie der Wein in dieser Flasche erst schwach, dann tropfenweise rinnt, (träufelt das letzte in sein Glas.) was soll unser letztes Wort seyn?

Georg. Es lebe die Freyheit!

Götz. Es lebe die Freyheit!

Alle. Es lebe die Freyheit!

Götz. Und wenn die uns überlebt, können wir ruhig sterben. Denn wir sehen im Geist unsere Enkel glücklich, und die Kaiser unsrer Enkel glücklich. Wenn die Diener der Fürsten so edel und frey dienen wie ihr mir,

wenn die Fürſten dem Kaiſer dienen wie ich ihm dienen möchte —

Georg. Da müßt's viel anders werden.

Göth. So viel nicht als es ſcheinen möchte. Hab' ich nicht unter den Fürſten treffliche Menſchen gekannt, und ſollte das Geſchlecht ausgeſtorben ſeyn? Gute Menſchen, die in ſich und ihren Unterthanen glücklich waren; die einen edeln, freyen Nachbar neben ſich leiden konnten, und ihn weder fürchteten noch beneideten; denen das Herz aufging, wenn ſie viel ihres Gleichen bey ſich zu Tiſch ſahen, und nicht erſt die Ritter zu Hofſchranzen umzuſchaffen brauchten um mit ihnen zu leben.

Georg. Habt ihr ſolche Herrn gekannt?

Göth. Wohl. Ich erinnere mich zeitlebens, wie der Landgraf von Hanau eine Jagd gab, und die Fürſten und Herrn die zugegen waren unter freyem Himmel ſpeiſ'ten, und das Landvolk all herbey lief ſie zu ſehen. Das war keine Maskerade, die er ſich ſelbſt zu Ehren angeſtellt hatte. Aber die vollen runden Köpfe der Burſche und Mädel, die rothen Backen alle, und die wohlhäbigen Männer und ſtattlichen Greiſe, und alles fröhliche Geſichter, und wie ſie Theil nahmen an der Herrlichkeit ihres Herrn, der auf Gottes Boden unter ihnen ſich ergetzte!

Georg. Das war ein Herr, vollkommen wie ihr.

Göth. Sollten wir nicht hoffen, daß mehr ſolcher Fürſten auf einmal herrſchen können? daß Verehrung

des Kaiſers, Fried' und Freundſchaft der Nachbarn, und Lieb der Unterthanen, der koſtbarſte Familien-Schatz ſeyn wird, der auf Enkel und Urenkel erbt? Jeder würde das Seinige erhalten und in ſich ſelbſt vermehren, ſtatt daß ſie jetzo nicht zuzunehmen glauben, wenn ſie nicht andere verderben.

Georg. Würden wir hernach auch reiten?

Göz. Wollte Gott es gäbe keine unruhige Köpfe in ganz Deutſchland! wir würden noch immer zu thun genug finden. Wir wollten die Gebirge von Wölfen ſäubern, wollten unſerm ruhig ackernden Nachbar einen Braten aus dem Wald hohlen, und dafür die Suppe mit ihm eſſen. Wär' uns das nicht genug, wir wollten uns mit unſern Brüdern, wie Cherubim mit flammenden Schwertern, vor die Gränzen des Reichs gegen die Wölfe die Türken, gegen die Füchſe die Franzoſen lagern, und zugleich unſers theuern Kaiſers ſehr ausgeſetzte Länder und die Ruhe des Reichs beſchützen. Das wäre ein Leben, Georg! wenn man ſeine Haut für die allgemeine Glückſeligkeit dran ſetzte. (Georg ſpringt auf.) Wo willſt du hin?

Georg. Ach ich vergaß, daß wir eingeſperrt ſind — und der Kaiſer hat uns eingeſperrt — und unſere Haut davon zu bringen, ſetzen wir unſere Haut dran?

Göz. Sey gutes Muths.

Lerſe (kommt).

Freyheit! Freyheit! Das ſind ſchlechte Menſchen, un-

ſchlüſſige bedächtige Eſel. Ihr ſollt abziehen, mit Gewehr, Pferden und Rüſtung. Proviant ſollt ihr dahinten laſſen.

Göz. Sie werden ſich kein Zahnweh dran kauen.

Lerſe (heimlich). Habt ihr das Silber verſteckt?

Göz. Nein! Frau, geh mit Franzen, er hat dir was zu ſagen. (Alle ab.)

Schloßhof.

Georg (im Stall, ſingt).

Es ſing ein Knab ein Vögelein.
Hm! Hm!
Da lacht er in den Käfig 'nein,
Hm! Hm!
So! So!
Hm! Hm!

Der freut ſich traun ſo täppiſch
Hm! Hm!
Und griff hinein ſo täppiſch,
Hm! Hm!
So! So!
Hm! Hm!

Da flog das Meislein auf ein Haus
Hm! Hm!

Und lacht den dummen Buben aus.

Hm! Hm!
So! So!
Hm! Hm!

Gdtz. Wie ſteht's?

Georg (führt ſein Pferd heraus). Sie ſind geſattelt.

Gdtz. Du biſt fix.

Georg. Wie der Vogel aus dem Käfig.

Alle die Belagerten.

Gdtz. Ihr habt eure Büchſen? Nicht doch! Geht hinauf und nehmt die beſten aus dem Rüſtſchrank, es geht in Einem hin. Wir wollen voraus reiten.

Georg. Hm! Hm!
So! So!
Hm! Hm! (ab.)

Saal.

Zwey Knechte (am Rüſtſchrank).

Erſter Knecht. Ich nehm die.

Zweyter Knecht. Ich die. Da iſt noch eine ſchönere.

Erſter Knecht. Nicht doch! Mach daß du fort kommſt.

Zweyter Knecht. Horch!

Erſter Knecht (ſpringt aus Fenſter). Hilf heili-

ger Gott! ſie ermorden unſern Herrn. Er liegt vom Pferd! Georg ſtürzt!

Zweyter Knecht. Wo retten wir uns! An der Mauer den Nußbaum hinunter in's Feld. (ab.)

Erſter Knecht. Franz hält ſich noch, ich will zu ihm. Wenn ſie ſterben mag ich nicht leben. (ab.)

Vierter Act.

Wirthshaus zu Heilbronn.

Götz.

Ich komme mir vor wie der böse Geist, den der Capuziner in einen Sack beschwur. Ich arbeite mich ab und fruchte mir nichts. Die Meineidigen!

Elisabeth (kommt).

Götz. Was für Nachrichten, Elisabeth, von meinen lieben Getreuen?

Elisabeth. Nichts gewisses. Einige sind erstochen, einige liegen im Thurn. Es konnte oder wollte niemand mir sie näher bezeichnen.

Götz. Ist das Belohnung der Treue? des kindlichen Gehorsams? — Auf daß dir's wohl gehe, und du lange lebest auf Erden!

Elisabeth. Lieber Mann, schilt unsern himmlischen Vater nicht. Sie haben ihren Lohn, er ward mit ihnen geboren, ein freyes edles Herz. Laß sie gefangen seyn, sie sind frey! Gib auf die deputirten Räthe Acht, die großen goldnen Ketten stehen ihnen zu Gesicht. —

Götz. Wie dem Schwein das Halsband. Ich möchte Georgen und Franzen geſchloſſen ſehn!

Eliſabeth. Es wäre ein Anblick um Engel weinen zu machen.

Götz. Ich wollt' nicht weinen. Ich wollte die Zähne zuſammenbeißen, und an meinem Grimm kauen. In Ketten meine Augäpfel! Ihr lieben Jungen, hättet ihr mich nicht geliebt! — Ich würde mich nicht ſatt an ihnen ſehen können. — Im Nahmen des Kaiſers ihr Wort nicht zu halten!

Eliſabeth. Entſchlagt euch dieſer Gedanken. Bedenkt, daß ihr vor den Räthen erſcheinen ſollt. Ihr ſeyd nicht geſtellt ihnen wohl zu begegnen, und ich fürchte alles.

Götz. Was wollen ſie mir anhaben?

Eliſabeth. Der Gerichtsbothe!

Götz. Eſel der Gerechtigkeit! Schleppt ihre Säcke zur Mühle, und ihren Kehrig auf's Feld. Was gibt's?

Gerichtsdiener (kommt).

Die Herren Commiſſarii ſind auf dem Rathhauſe verſammelt, und ſchicken nach euch.

Götz. Ich komme.

Gerichtsdiener. Ich werde euch begleiten.

Götz. Viel Ehre.

Eliſabeth. Mäßigt euch.

Götz. Sey auſſer Sorgen. (ab.)

Rathhaus.

Kaiſerliche Räthe. Hauptmann. Rathsherren von Heilbronn.

Rathsherr. Wir haben auf euern Befehl die ſtärkſten und tapferſten Bürger verſammelt, ſie warten hier in der Nähe auf euern Wink um ſich Berlichingens zu bemeiſtern.

Erſter Rath. Wir werden Ihro Kaiſerlichen Majeſtät eure Bereitwilligkeit Ihrem höchſten Befehl zu gehorchen, mit vielem Vergnügen zu rühmen wiſſen. — Es ſind Handwerker?

Rathsherr. Schmiede, Weinſchröter, Zimmerleute, Männer mit geübten Fäuſten und hier wohl beſchlagen. (auf die Bruſt deutend.)

Rath. Wohl.

Gerichtsdiener (kommt).

Götz von Berlichingen wartet vor der Thür.

Rath. Laßt ihn herein.

Götz (kommt).

Gott grüß' euch, ihr Herrn, was wollt ihr mit mir?

Rath. Zuerſt daß ihr bedenkt: wo ihr ſeyd? und vor wem?

Götz. Bey meinem Eid, ich verkenn' euch nicht, meine Herrn.

Rath. Ihr thut eure Schuldigkeit.

Götz. Von ganzem Herzen.

Rath. Setzt euch.

Götz. Da unten hin? Ich kann stehn. Das Stühlchen riecht so nach armen Sündern, wie überhaupt die ganze Stube.

Rath. So steht!

Götz. Zur Sache, wenn's gefällig ist.

Rath. Wir werden in der Ordnung verfahren.

Götz. Bin's wohl zufrieden, wollt' es wär von jeher geschehen.

Rath. Ihr wißt wie ihr auf Gnad und Ungnad in unsere Hände kamt.

Götz. Was gebt ihr mir wenn ich's vergesse?

Rath. Wenn ich euch Bescheidenheit geben könnte, würd' ich eure Sache gut machen.

Götz. Gut machen! Wenn ihr das könntet! Dazu gehört freylich mehr als zum Verderben.

Schreiber. Soll ich das alles protokolliren?

Rath. Was zur Handlung gehört.

Götz. Meinetwegen dürft ihr's drucken lassen.

Rath. Ihr wart in der Gewalt des Kaisers, dessen väterliche Gnade an den Platz der Majestätischen Gerechtigkeit trat, euch anstatt eines Kerkers Heilbronn, eine seiner geliebten Städte, zum Aufenthalt anwies. Ihr verspracht mit einem Eid euch wie es einem Ritter geziemt zu stellen, und das Weitere demüthig zu erwarten.

Götz. Wohl, und ich bin hier und warte.

Rath. Und wir ſind hier euch Ihro Kaiſerlichen Majeſtät Gnade und Huld zu verkündigen. Sie verzeiht euch eure Uebertretungen, ſpricht euch von der Acht und aller wohlverdienten Strafe los, welches ihr mit unterthänigem Dank erkennen, und dagegen die Urfehde abſchwören werdet, welche euch hiermit vorgeleſen werden ſoll.

Götz. Ich bin Ihro Majeſtät treuer Knecht wie immer. Noch ein Wort eh ihr weiter geht: Meine Leute, wo ſind die? Was ſoll mit ihnen werden?

Rath. Das geht euch nichts an.

Götz. So wende der Kaiſer ſein Angeſicht von euch wenn ihr in Noth ſteckt! Sie waren meine Geſellen, und ſind's. Wo habt ihr ſie hingebracht?

Rath. Wir ſind euch davon keine Rechnung ſchuldig.

Götz. Ah! Ich dachte nicht, daß ihr nicht einmal zu dem verbunden ſeyd was ihr verſprecht, geſchweige —

Rath. Unſere Commiſſion iſt euch die Urfehde vorzulegen. Unterwerft euch dem Kaiſer, und ihr werdet einen Weg finden um eurer Geſellen Leben und Freyheit zu flehen.

Götz. Euern Zettel!

Rath. Schreiber, leſet.

Schreiber. Ich Götz von Berlichingen bekenne öffentlich durch dieſen Brief: Daß, da ich mich neulich gegen Kaiſer und Reich rebelliſcher Weiſe aufgelehnt —

Götz. Das iſt nicht wahr. Ich bin kein Rebell,

habe gegen Ihro Kaiſerliche Majeſtät nichts verbrochen, und das Reich geht mich nichts an.

Rath. Mäſſigt euch und hört weiter.

Götz. Ich will nichts weiter hören. Tret' einer auf, und zeuge! Hab ich wider den Kaiſer, wider das Haus Oeſterreich nur einen Schritt gethan? Hab ich nicht von jeher durch alle Handlungen gewieſen, daß ich beſſer als einer fühle, was Deutſchland ſeinen Regenten ſchuldig iſt? und beſonders was die Kleinen, die Ritter und Freyen ihrem Kaiſer ſchuldig ſind? Ich müßte ein Schurke ſeyn, wenn ich mich könnte bereden laſſen das zu unterſchreiben.

Rath. Und doch haben wir gemeſſene Ordre, euch in der Güte zu überreden, oder im Entſtehungsfall euch in den Thurn zu werfen.

Götz. In Thurn? mich?

Rath. Und daſelbſt könnt ihr euer Schickſal von der Gerechtigkeit erwarten, wenn ihr es nicht aus den Händen der Gnade empfangen wollt.

Götz. In Thurn! Ihr mißbraucht die Kaiſerliche Gewalt. In Thurn! Das iſt ſein Befehl nicht. Was! mir erſt, die Verräther! eine Falle zu ſtellen, und ihren Eid, ihr ritterlich Wort zum Speck drin aufzuhängen! Mir dann ritterlich Gefängniß zuſagen, und die Zuſage wieder brechen.

Rath. Einem Räuber ſind wir keine Treue ſchuldig.

Götz. Trügſt du nicht das Ebenbild des Kaiſers,

das ich in dem gesudelsten Conterfey verehre, du solltest mir den Räuber fressen oder dran erwurgen! Ich bin in einer ehrlichen Fehd begriffen. Du könntest Gott danken und dich vor der Welt groß machen, wenn du in deinem Leben eine so edle That gethan hättest, wie die ist, um welcher willen ich gefangen sitze.

Rath (winkt dem Rathsherrn, der zieht die Schelle).

Götz. Nicht um des leidigen Gewinsts willen, nicht um Land und Leute unbewehrten Kleinen wegzukapern, bin ich ausgezogen. Meinen Jungen zu befreyen, und mich meiner Haut zu wehren! seht ihr was unrechts dran? Kaiser und Reich hätten unsere Noth nicht in ihrem Kopfküssen gefühlt. Ich habe Gott sey Dank noch Eine Hand, und habe wohl gethan sie zu brauchen.

Bürger (treten herein, Stangen in der Hand, Wehren an der Seite).

Götz. Was soll das?

Rath. Ihr wollt nicht hören. Fangt ihn.

Götz. Ist das die Meinung? Wer kein Ungrischer Ochs ist, komm mir nicht zu nah! Er soll von dieser meiner rechten eisernen Hand eine solche Ohrfeige kriegen, die ihm Kopfweh, Zahnweh und alles Weh der Erden aus dem Grund curiren soll. (Sie machen sich an ihn, er schlägt den einen zu Boden, und reißt einem andern die Wehre von der Seite, sie weichen.) Kommt! Kommt! Es wäre mir angenehm, den tapfersten unter euch kennen zu lernen.

Rath. Gebt euch.

Götz. Mit dem Schwert in der Hand! Wißt ihr, daß es jetzt nur an mir läge, mich durch alle dieſe Haſenjäger durchzuſchlagen und das weite Feld zu gewinnen? Aber ich will euch lehren, wie man Wort hält. Verſprecht mir ritterlich Gefängniß, und ich gebe mein Schwert weg und bin wie vorher euer Gefangener.

Rath. Mit dem Schwert in der Hand wollt ihr mit dem Kaiſer rechten?

Götz. Behüte Gott! Nur mit euch und eurer edeln Compagnie. — Ihr könnt nach Hauſe gehn, gute Leute. Für die Verſäumniß kriegt ihr nichts, und zu hohlen iſt hier nichts als Bäulen.

Rath. /Greift ihn. Gibt euch eure Liebe zu euerm Kaiſer nicht mehr Muth?

Götz. Nicht mehr als ihnen der Kaiſer Pflaſter gibt die Wunden zu heilen, die ſich ihr Muth hohlen könnte.

Gerichtsdiener (kommt).

Eben ruft der Thürner: es zieht ein Trupp von mehr als zweyhunderten nach der Stadt zu. Unverſehens ſind ſie hinter der Weinhöhe hervorgedrungen, und drohen unſern Mauern.

Rathsherr. Weh uns! was iſt das?

Wache (kommt).

Franz von Sickingen hält vor dem Schlag' und läßt euch ſagen: er habe gehört wie unwürdig man an ſeinem Schwager bundbrüchig geworden ſey, wie die Herrn

von Heilbronn allen Vorschub thäten. Er verlange Rechenschaft, sonst wolle er binnen einer Stunde die Stadt an vier Ecken anzünden, und sie der Plünderung Preis geben.

Götz. Braver Schwager!

Rath. Tretet ab, Götz — Was ist zu thun?

Rathsherr. Habt Mitleiden mit uns und unserer Bürgerschaft! Sickingen ist unbändig in seinem Zorn, er ist Mann es zu halten.

Rath. Sollen wir uns und dem Kaiser die Gerechtsame vergeben?

Hauptmann. Wenn wir nur Leute hätten sie zu behaupten. So aber könnten wir umkommen, und die Sache wäre nur desto schlimmer. Wir gewinnen im Nachgeben.

Rathsherr. Wir wollen Götzen ansprechen, für uns ein gut Wort einzulegen. Mir ist's als wenn ich die Stadt schon in Flammen sähe.

Rath. Laßt Götzen herein.

Götz. Was soll's?

Rath. Du würdest wohl thun, deinen Schwager von seinem rebellischen Vorhaben abzumahnen. Anstatt dich vom Verderben zu retten, stürzt er dich tiefer hinein, indem er sich zu deinem Falle gesellt.

Götz (sieht Elisabeth an der Thür, heimlich zu ihr:) Geh hin! Sag ihm: er soll unverzüglich hereinbrechen, soll hieher kommen, nur der Stadt kein Leids thun.

Wenn ſich die Schurken hier widerſetzen, ſoll er Gewalt brauchen. Es liegt mir nichts dran umzukommen, wenn ſie nur alle mit erſtochen werden.

Ein groſser Saal auf dem Rathhaus.

Sickingen. Götz.

(Das ganze Rathhaus iſt mit Sickingens Reitern beſetzt.)

Götz. Das war Hülfe vom Himmel! Wie kommſt du ſo erwünſcht und unvermuthet, Schwager?

Sickingen. Ohne Zauberey. Ich hatte zwey, drey Boten ausgeſchickt, zu hören wie dir's ginge? Auf die Nachricht von ihrem Meineid macht' ich mich auf den Weg. Nun haben wir ſie.

Götz. Ich verlange nichts als ritterliche Haft.

Sickingen. Du biſt zu ehrlich. Dich nicht einmal des Vortheils zu bedienen, den der Rechtſchaffene über den Meineidigen hat! Sie ſitzen im Unrecht, wir wollen ihnen keine Küſſen unterlegen. Sie haben die Befehle des Kaiſers ſchändlich miſsbraucht. Und wie ich Ihro Majeſtät kenne, darfſt du ſicher auf mehr dringen. Es iſt zu wenig.

Götz. Ich bin von jeher mit wenigem zufrieden geweſen.

Sickingen. Und biſt von jeher zu kurz gekommen. Meine Meynung iſt: ſie ſollen deine Knechte aus dem

Gefängniß und dich zusammt ihnen auf deinen Eid, nach deiner Burg ziehen lassen. Du magst versprechen, nicht aus deiner Terminey zu gehen, und wirst immer besser seyn als hier.

Götz. Sie werden sagen: Meine Güter seyen dem Kaiser heimgefallen.

Sickingen. So sagen wir: Du wolltest zur Miethe drin wohnen bis sie dir der Kaiser wieder zu Lehn gäbe. Laß sie sich wenden wie Aele in der Reuse, sie sollen uns nicht entschlüpfen. Sie werden von Kaiserlicher Majestät reden, von ihrem Auftrag. Das kann uns einerley seyn. Ich kenne den Kaiser auch und gelte was bey ihm. Er hat immer gewünscht dich unter seinem Heer zu haben. Du wirst nicht lang auf deinem Schlosse sitzen, so wirst du aufgerufen werden.

Götz. Wollte Gott bald, eh ich's Fechten verlerne.

Sickingen. Der Muth verlernt sich nicht, wie er sich nicht lernt. Sorge für nichts, wenn deine Sachen in der Ordnung sind, geh ich nach Hof, denn meine Unternehmung fängt an reif zu werden. Günstige Aspecten deuten mir, brich auf! Es ist mir nichts übrig, als die Gesinnung des Kaisers zu sondiren. Trier und Pfalz vermuthen eher des Himmels Einfall, als daß ich ihnen über'n Kopf kommen werde. Und ich will kommen wie ein Hagelwetter! Und wenn wir unser Schicksal machen können, so sollst du bald der Schwager eines

Chur-

Churfürſten ſeyn. Ich hoffte auf deine Fauſt bey dieſer Unternehmung.

Götz (beſieht ſeine Hand). O! das deutete der Traum den ich hatte, als ich Tags drauf Marien an Weislingen verſprach. Er ſagte mir Treu zu, und hielt meine rechte Hand ſo feſt, daß ſie aus den Armſchienen ging, wie abgebrochen. Ach! Ich bin in dieſem Augenblick wehrloſer, als ich war da ſie mir abgeſchoſſen wurde. Weislingen! Weislingen!

Sickingen. Vergiß einen Verräther. Wir wollen ſeine Anſchläge vernichten, ſein Anſehn untergraben, und Gewiſſen und Schande ſollen ihn zu Tode freſſen. Ich ſeh, ich ſeh im Geiſt meine Feinde niedergeſtürzt. Götz, nur noch ein halb Jahr!

Götz. Deine Seele fliegt hoch. Ich weiß nicht, ſeit einiger Zeit wollen ſich in der meinigen keine fröhliche Ausſichten eröffnen. — Ich war ſchon mehr im Unglück, ſchon einmal gefangen, und ſo wie mir's jetzt iſt war mir's niemals.

Sickingen. Glück macht Muth. Kommt zu den Perücken! Sie haben lang genug den Vortrag gehabt, laß uns einmal die Müh übernehmen. (ab.)

Adelheidens Schloß.

Adelheid. Weislingen.

Adelheid. Das iſt verhaßt!

Weislingen. Ich hab die Zähne zuſammen gebiſſen. Ein ſo ſchöner Anſchlag, ſo glücklich vollführt, und am Ende ihn auf ſein Schloß zu laſſen! Der verdammte Sickingen!

Adelheid. Sie hätten's nicht thun ſollen.

Weislingen. Sie faßten feſt. Was konnten ſie machen? Sickingen drohte mit Feuer und Schwert, der hochmüthige jähzornige Mann! Ich haß' ihn. Sein Anſehn nimmt zu wie ein Strom, der nur einmal ein paar Bäche gefreſſen hat, die übrigen folgen von ſelbſt.

Adelheid. Hatten ſie keinen Kaiſer?

Weislingen. Liebe Frau! Er iſt nur der Schatten davon, er wird alt und mißmuthig. Wie er hörte was geſchehen war, und ich nebſt den übrigen Regimentsräthen eiferte, ſagte er: Laßt ihnen Ruh! Ich kann dem alten Götz wohl das Plätzchen gönnen, und wenn er da ſtill iſt, was habt ihr über ihn zu klagen? Wir redeten vom Wohl des Staats. O! ſagt' er: hätt' ich von jeher Räthe gehabt, die meinen unruhigen Geiſt mehr auf das Glück einzelner Menſchen gewieſen hätten!

Adelheid. Er verliert den Geiſt eines Regenten.

Weislingen. Wir zogen auf Sickingen los. — Er iſt mein treuer Diener, ſagt' er; hat er's nicht auf meinen Befehl gethan, ſo that er doch beſſer meinen Willen, als meine Bevollmächtigte, und ich kann's gut heißen, vor oder nach.

Adelheid. Man möchte ſich zerreißen.

Weislingen. Ich habe deßwegen noch nicht alle Hoffnung aufgegeben. Er iſt auf ſein ritterlich Wort auf ſein Schloß gelaſſen, ſich da ſtill zu halten. Das iſt ihm unmöglich; wir wollen bald eine Urſach wider ihn haben.

Adelheid. Und deſto eher, da wir hoffen können, der Kaiſer werde bald aus der Welt gehn, und Karl, ſein trefflicher Nachfolger, majeſtätiſchere Geſinnungen verſpricht.

Weislingen. Karl? Er iſt noch weder gewählt noch gekrönt.

Adelheid. Wer wünſcht und hofft es nicht?

Weislingen. Du haſt einen großen Begriff von ſeinen Eigenſchaften; faſt ſollte man denken du ſähſt ſie mit andern Augen.

Adelheid. Du beleidigſt mich, Weislingen. Kennſt du mich für das?

Weislingen. Ich ſagte nichts dich zu beleidigen. Aber ſchweigen kann ich nicht dazu. Karls ungewöhnliche Aufmerkſamkeit für dich beunruhigt mich.

Adelheid. Und mein Betragen?

Weislingen. Du biſt ein Weib. Ihr haßt keinen der euch hofirt.

Adelheid. Aber ihr!

Weislingen. Es frißt mich am Herzen, der fürchterliche Gedanke! Adelheid!

Adelheid. Kann ich deine Thorheit curiren?

Weislingen. Wenn du wolltest! Du könntest dich vom Hof entfernen.

Adelheid. Sage Mittel und Art. Bist du nicht bey Hofe? Soll ich dich lassen und meine Freunde, um auf meinem Schloß mich mit den Uhus zu unterhalten? Nein, Weislingen, daraus wird nichts. Beruhige dich, du weißt wie ich dich liebe.

Weislingen. Der heilige Anker in diesem Sturm, so lang der Strick nicht reißt. (ab.)

Adelheid. Fängst du's so an! Das fehlte noch. Die Unternehmungen meines Busens sind zu groß, als daß du ihnen im Wege stehen solltest. Karl, großer, trefflicher Mann, und Kaiser dereinst, und sollte er der einzige seyn unter den Männern, den der Besitz meiner Gunst nicht schmeichelte? Weislingen, denke nicht mich zu hindern, sonst mußt du in den Boden, mein Weg geht über dich hin.

Franz (kommt mit einem Brief).

Hier, gnädige Frau.

Adelheid. Gab dir Karl ihn selbst?

Franz. Ja.

Adelheid. Was hast du? du siehst so kummervoll.

Franz. Es ist euer Wille, daß ich mich todt schmachten soll, in den Jahren der Hoffnung macht ihr mich verzweifeln.

Adelheid. Er dauert mich, — und wie wenig kostet's mich ihn glücklich zu machen! Sey gutes Muths,

Junge. Ich fühle deine Lieb' und Treu, und werde nie unerkenntlich seyn.

Franz (beklemmt.) Wenn ihr das fähig wärt, ich müßte vergehn. Mein Gott, ich habe keinen Blutstropfen in mir, der nicht euer wäre, keinen Sinn, als euch zu lieben und zu thun was euch gefällt!

Adelheid. Lieber Junge.

Franz. Ihr schmeichelt mir. (In Thränen ausbrechend.) Wenn diese Ergebenheit nichts mehr! verdient, als andere sich vorgezogen zu sehn, als eure Gedanken alle nach dem Karl gerichtet zu sehn —

Adelheid. Du weißt nicht was du willst, noch weniger was du redst.

Franz (vor Verdruß und Zorn mit dem Fuß stamrfend). Ich will auch nicht mehr. Will nicht mehr den Unterhändler abgeben.

Adelheid. Franz! Du vergißt dich.

Franz. Mich aufzuopfern! Meinen lieben Herrn!

Adelheid. Geht mir aus dem Gesicht.

Franz. Gnädige Frau!

Adelheid. Geh' entdecke deinem lieben Herrn mein Geheimniß. Ich war die Närrinn dich für was zu halten, das du nicht bist.

Franz. Liebe gnädige Frau, ihr wißt daß ich euch liebe.

Adelheid. Und du warst mein Freund, meinem Herzen so nahe. Geh verrath mich.

Franz. Eher wollt' ich mir das Herz aus dem Leibe reißen! Verzeiht mir, gnädige Frau. Mein Herz iſt zu voll, meine Sinnen halten's nicht aus.

Adelheid. Lieber warmer Junge! (Faßt ihn bey den Händen, zieht ihn zu ſich, und ihre Küſſe begegnen einander, er fällt ihr weinend um den Hals.)

Adelheid. Laß mich!

Franz (erſtickend in Thränen an ihrem Hals). Gott! Gott!

Adelheid. Laß mich, die Mauern ſind Verräther. Laß mich. (Macht ſich los.) Wanke nicht von deiner Lieb' und Treu', und der ſchönſte Lohn ſoll dir werden. (ab.)

Franz. Der ſchönſte Lohn! Nur bis dahin laß mich leben! Ich wollte meinen Vater ermorden, der mir dieſen Platz ſtreitig machte.

Jaxthauſen.

Götz (an einem Tiſch). Eliſabeth (bey ihm mit der Arbeit, es ſteht ein Licht auf dem Tiſch und Schreibzeug).

Götz. Der Müßiggang will mir gar nicht ſchmecken, und meine Beſchränkung wird mir von Tag zu Tag enger; ich wollt' ich könnt' ſchlafen, oder mir nur einbilden die Ruhe ſey was angenehmes.

Eliſabeth. So ſchreib doch deine Geſchichte aus, die du angefangen haſt. Gib deinen Freunden ein Zeugniß in die Hand deine Feinde zu beſchämen; verſchaff' einer edlen Nachkommenſchaft die Freude dich nicht zu verkennen.

Götz. Ach! Schreiben iſt geſchäftiger Müßiggang, es kommt mir ſauer an. Indem ich ſchreibe was ich gethan habe, ärger' ich mich über den Verluſt der Zeit, in der ich etwas thun könnte.

Eliſabeth (nimmt die Schrift). Sey nicht wunderlich. Du biſt eben an deiner erſten Gefangenſchaft in Heilbronn.

Götz. Das war mir von jeher ein fataler Ort.

Eliſabeth (lieſt). „Da waren ſelbſt einige von den Bündiſchen, die zu mir ſagten: Ich habe thörig gethan, mich meinen ärgſten Feinden zu ſtellen, da ich doch vermuthen konnte, ſie würden nicht glimpflich mit mir umgehn; da antwortet' ich:“ Nun was antwortteteſt du? ſchreibe weiter.

Götz. Ich ſagte: ſetz' ich nicht meine Haut an anderer Gut und Geld, ſollt' ich ſie nicht an mein Wort ſetzen?

Eliſabeth. Dieſen Ruf haſt du.

Götz. Den ſollen ſie mir nicht nehmen! Sie haben mir alles genommen, Gut, Freyheit —

Eliſabeth. Es fällt in die Zeiten, wie ich die von Miltenberg und Singlingen in der Wirthsſtube fand,

die mich nicht kannten. Da hatt' ich eine Freude, als wenn ich einen Sohn geboren hätte. Sie rühmten dich unter einander, und ſagten: Er iſt das Muſter eines Ritters, tapfer und edel in ſeiner Freyheit, und gelaſſen und treu im Unglück.

Götz. Sie ſollen mir einen ſtellen, dem ich mein Wort gebrochen! Und Gott weiß, daß ich mehr geſchwitzt hab meinem Nächſten zu dienen als mir, daß ich um den Nahmen eines tapfern und treuen Ritters gearbeitet habe, nicht um hohe Reichthümer und Rang zu gewinnen. Und Gott ſey Dank, warum ich ward, iſt mir worden.

Lerſe. Georg (mit Wildbret).

Götz. Glück zu, brave Jäger!

Georg. Das ſind wir aus braven Reitern geworden. Aus Stiefeln machen ſich leicht Pantoffeln.

Lerſe. Die Jagd iſt doch immer was, und eine Art von Krieg.

Georg. Wenn man nur hier zu Lande nicht immer mit Reichsknechten zu thun hätte. Wißt ihr, gnädiger Herr, wie ihr uns prophezeihtet; wenn ſich die Welt umkehrte, würden wir Jäger werden. Da ſind wir's ohne das.

Götz. Es kommt auf eins hinaus, wir ſind aus unſerm Kreiſe gerückt.

Georg. Es ſind bedenkliche Zeiten. Schon ſeit acht Tagen läßt ſich ein fürchterlicher Comet ſehen, und

ganz Deutſchland iſt in Angſt, es bedeute den Tod des Kaiſers, der ſehr krank iſt.

Götz. Sehr krank! Unſere Bahn geht zu Ende.

Lerſe. Und hier in der Nähe gibt's noch ſchrecklichere Veränderungen. Die Bauern haben einen entſetzlichen Aufſtand erregt.

Götz. Wo?

Lerſe. Im Herzen von Schwaben. Sie ſengen, brennen und morden. Ich fürchte ſie verheeren das ganze Land.

Georg. Einen fürchterlichen Krieg gibt's. Es ſind ſchon an die hundert Ortſchaften aufgeſtanden, und täglich mehr. Der Sturmwind neulich hat ganze Wälder ausgeriſſen, und kurz darauf hat man in der Gegend, wo der Aufſtand begonnen, zwey feurige Schwerter kreuzweis in der Luft geſehen.

Götz. Da leiden von meinen guten Herrn und Freunden gewiß unſchuldig mit!

Georg. Schade daß wir nicht reiten dürfen!

Fünfter Act.

Bauernkrieg.

Tumult in einem Dorf und Plünderung.

Weiber und Alte mit Kindern und Gepäcke. Flucht.

Alter. Fort! fort! daß wir den Mordhunden entgehen.

Weib. Heiliger Gott, wie blutroth der Himmel iſt, die untergehende Sonne blutroth!

Mutter. Das bedeut Feuer.

Weib. Mein Mann! Mein Mann!

Alter. Fort! fort! in Wald. (Ziehen vorbey.)

Link.

Was ſich widerſetzt niedergeſtochen! Das Dorf iſt unſer. Daß von Früchten nichts umkommt, nichts zurückbleibt. Plündert rein aus und ſchnell. Wir zünden gleich an.

Metzler (vom Hügel herunter gelaufen).

Wie gehts euch, Link?

Link. Drunter und drüber, siehst du, du kommst zum Kehraus. Woher?

Metzler. Von Weinsberg. Da war ein Fest.

Link. Wie?

Metzler. Wir haben sie zusammengestochen, daß eine Lust war.

Link. Wen alles?

Metzler. Ditrich von Weiler tanzte vor. Der Fratz! Wir waren mit hellem wüthigem Hauf herum, und er oben auf'm Kirchthurn wollt gütlich mit uns handeln. Paff! Schoß ihn einer vor'n Kopf. Wir hinauf wie Wetter, und zum Fenster herunter mit dem Kerl.

Link. Ah!

Metzler (zu den Bauern). Ihr Hund, soll ich euch Bein machen! Wie sie zaudern und trenteln, die Esel.

Link. Brennt an! sie mögen drin braten! Fort! Fahrt zu ihr Schlingel.

Metzler. Darnach führten wir heraus den Helfenstein, den Eltershofen, an die dreyzehn von Adel, zusammen auf achtzig. Herausgeführt auf die Ebne gegen Heilbronn. Das war ein Jubiliren und ein Tumultuiren von den Unsrigen, wie die lange Reih arme reiche Sünder daherzog, einander anstarrten, und Erd' und Himmel! Umringt waren sie ehe sie sich's versahen, und alle mit Spießen niedergestochen.

Link. Daß ich nicht dabey war!

Metzler. Hab mein Tag ſo kein Gaudium gehabt.

Link. Fahrt zu! Heraus!

Bauer. Alles iſt leer.

Link. So brennt an allen Ecken.

Metzler. Wird ein hübſch Feuerchen geben. Siehſt du, wie die Kerls über einander purzelten und quickten wie die Frösche! Es lief mir ſo warm über's Herz wie ein Glas Branntwein. Da war ein Nixinger, wenn der Kerl ſonſt auf die Jagd ritt, mit dem Federbuſch und weiten Naslöchern, und uns vor ſich hertrieb mit den Hunden und wie die Hunde. Ich hatt' ihn die Zeit nicht geſehen, ſein Fratzengeſicht fiel mir recht auf. Hasch! den Spieß ihm zwiſchen die Rippen, da lag er, ſtreckt' alle Vier über ſeine Geſellen. Wie die Haſen bey'm Treibjagen zuckten die Kerls über einander.

Link. Raucht ſchon brav.

Metzler. Dort hinten brennt's. Laß uns mit der Beute gelaſſen zu dem großen Haufen ziehen.

Link. Wo hält er?

Metzler. Von Heilbronn hierher zu. Sie ſind um einen Hauptmann verlegen, vor dem alles Volk Reſpect hält. Denn wir ſind doch nur ihres Gleichen, das fühlen ſie und werden ſchwürig.

Link. Wen meynen ſie?

Metzler. Max Stumpf oder Götz von Berlichingen.

Link. Das wär gut, gäb' auch der Sache einen Schein, wenn's der Götz thät; er hat immer für einen

rechtſchaffnen Ritter gegolten. Auf! Auf! wir ziehen nach Heilbronn zu! Ruft's herum.

Metzler. Das Feuer leucht uns noch eine gute Strecke. Haſt du den großen Cometen geſehen?

Link. Ja. Das iſt ein grauſam erſchrecklich Zeichen! Wenn wir die Nacht durch ziehen, können wir ihn recht ſehen. Er geht gegen Eins auf.

Metzler. Und bleibt nur fünf Viertelſtunden. Wie ein gebogner Arm mit einem Schwert ſieht er aus, ſo blutgelbroth.

Link. Haſt du die drey Stern geſehen an des Schwerts Spitze und Seite?

Metzler. Und den breite wolkenfärbige Streif, mit tauſend und tauſend Strienen wie Spieß', und dazwiſchen wie kleine Schwerter.

Link. Mir hat's gegrauſ't. Wie das alles ſo bleichroth, und darunter viel feurige helle Flamme, und dazwiſchen die grauſamen Geſichter mit rauchen Häuptern und Bärten!

Metzler. Haſt du die auch geſehen? Und das zwitzert alles ſo durch einander, als läg's in einem blutigen Meere, und arbeitet durch einander, daß einem die Sinne vergehn!

Link. Auf! Auf! (ab.)

Feld.

Man ſieht in der Ferne zwey Dörfer brennen und ein Kloſter.

Kohl. Wild. Max Stumpf. Haufen.

Max Stumpf. Ihr könnt nicht verlangen, daß ich euer Hauptmann ſeyn ſoll. Für mich und euch wär's nichts nütze. Ich bin Pfalzgräflicher Diener, wie ſollt' ich gegen meinen Herrn führen? Ihr würdet immer wähnen ich thät nicht von Herzen.

Kohl. Wußten wohl du würdeſt Entſchuldigung finden.

Götz. Lerſe. Georg (kommen).

Götz. Was wollt ihr mit mir?

Kohl. Ihr ſollt unſer Hauptmann ſeyn.

Götz. Soll ich mein ritterlich Wort dem Kaiſer brechen, und aus meinem Bann gehen?

Wild. Das iſt keine Entſchuldigung.

Götz. Und wenn ich ganz frey wäre, und ihr wollt handeln wie bey Weinsberg an den Edeln und Herrn, und ſo forthauſen wie rings herum das Land brennt und blutet, und ich ſollt' euch behülflich ſeyn zu euerm ſchändlichen raſenden Weſen — eher ſollt ihr mich todt ſchlagen wie einen wüthigen Hund, als daß ich euer Haupt würde!

Kohl. Wäre das nicht geschehen, es geschähe vielleicht nimmermehr.

Stumpf. Das war eben das Unglück, daß sie keinen Führer hatten, den sie geehrt, und der ihrer Wuth Einhalt thun können. Nimm die Hauptmannschaft an, ich bitte dich, Götz. Die Fürsten werden dir Dank wissen, ganz Deutschland. Es wird zum Besten und Frommen aller seyn. Menschen und Länder werden geschont werden.

Götz. Warum übernimmst du's nicht?

Stumpf. Ich hab mich von ihnen losgesagt.

Kohl. Wir haben nicht Sattelhenkens Zeit, und langer unnöthiger Discurse. Kurz und gut. Götz, sey unser Hauptmann, oder sieh zu deinem Schloß und deiner Haut. Und hiermit zwey Stunden Bedenkzeit. Bewacht ihn.

Götz. Was braucht's das! Ich bin so gut entschlossen — jetzt als darnach. Warum seyd ihr ausgezogen? Eure Rechte und Freyheiten wieder zu erlangen? Was wüthet ihr und verderbt das Land! Wollt ihr abstehen von allen Uebelthaten, und handeln als wackre Leute, die wissen was sie wollen; so will ich euch behülflich seyn zu euern Forderungen, und auf acht Tag' euer Hauptmann seyn.

Wild. Was geschehen ist, ist in der ersten Hitz geschehen, und braucht's deiner nicht uns künftig zu hindern.

Kohl. Auf ein Vierteljahr wenigſtens mußt du uns zuſagen.

Stumpf. Macht vier Wochen, damit könnt ihr beyde zufrieden ſeyn.

Götz. Meinetwegen.

Kohl. Eure Hand!

Götz. Und gelobt mir den Vertrag, den ihr mit mir gemacht, ſchriftlich an alle Haufen zu ſenden, ihm bey Strafe ſtreng nachzukommen.

Wild. Nun ja! Soll geſchehen.

Götz. So verbind' ich mich euch auf vier Wochen.

Stumpf. Glück zu! Was du thuſt ſchon' unſern gnädigen Herrn den Pfalzgrafen.

Kohl (leiſe). Bewacht ihn. Daß niemand mit ihm rede außer eurer Gegenwart.

Götz. Lerſe! Kehr' zu meiner Frau. Steh ihr bey. Sie ſoll bald Nachricht von mir haben.

(Götz, Stumpf, Georg, Lerſe, einige Bauern ab.)

Metzler. Link (kommen).

Metzler. Was hören wir von einem Vertrag? Was ſoll der Vertrag?

Link. Es iſt ſchändlich ſo einen Vertrag einzugehen.

Kohl. Wir wiſſen ſo gut was wir wollen als ihr, und haben zu thun und zu laſſen.

Wild. Das Raſen und Brennen und Morden mußte doch einmal aufhören, heut oder morgen; ſo

haben

haben wir noch einen braven Hauptmann dazu gewonnen.

Metzler. Was aufhören! Du Verräther! Warum ſind wir da? Uns an unſern Feinden zu rächen, uns empor zu helfen! — Das hat euch ein Fürſtenknecht gerathen.

Kohl. Komm, Wild, er iſt wie ein Vieh. (ab.)

Metzler. Geht nur! Wird euch kein Haufen zuſtehn. Die Schurken! Link, wir wollen die andern aufhetzen, Miltenberg dort drüben anzünden, und wenn's Händel ſetzt wegen des Vertrags, ſchlagen wir den Verträgern zuſammen die Köpf' ab.

Link. Wir haben doch den großen Haufen auf unſrer Seite.

Berg und Thal.

Eine Mühle in der Tiefe.

Ein Trupp Reiter. Weislingen (kommt aus der Mühle mit Franzen und einem Boten.)

Weislingen. Mein Pferd! — Ihr habt's den andern Herrn auch angeſagt?

Bote. Wenigſtens ſieben Fähnlein werden mit euch eintreffen, im Wald hinter Miltenberg. Die Bauern ziehen unten herum. Ueberall ſind Boten ausgeſchickt, der ganze Bund wird in kurzem beyſammen ſeyn. Fehlen kann's nicht, man ſagt: es ſey Zwiſt unter ihnen.

Weislingen. Deſto beſſer! — Franz!

Franz. Gnädiger Herr.

Weislingen. Richt' es pünctlich aus. Ich bind' es dir auf deine Seele. Gib ihr den Brief. Sie ſoll vom Hof auf mein Schloß! Sogleich! Du ſollſt ſie abreiſen ſehn, und mir's dann melden.

Franz. Soll geſchehen wie ihr befehlt.

Weislingen. Sag' ihr, ſie ſoll wollen! (Zum Boten.) Führt uns nun den nächſten und beſten Weg.

Bote. Wir müſſen umziehen. Die Waſſer ſind von den entſetzlichen Regen alle ausgetreten.

Jaxthauſen.

Eliſabeth. Lerſe.

Lerſe. Tröſtet euch, gnäd'ge Frau!

Eliſabeth. Ach Lerſe, die Thränen ſtunden ihm in den Augen, wie er Abſchied von mir nahm. Es iſt grauſam, grauſam!

Lerſe. Er wird zurückkehren.

Eliſabeth. Es iſt nicht das. Wenn er auszog rühmlichen Sieg zu erwerben, da war mir's nicht weh um's Herz. Ich freute mich auf ſeine Rückkunft, vor der mir jetzt bang iſt.

Lerſe. Ein ſo edler Mann. —

Eliſabeth. Nenn' ihn nicht ſo, das macht neu

Elend. Die Böſewichter! Sie drohten ihn zu ermorden und ſein Schloß anzuzünden. — Wenn er wiederkommen wird — ich ſeh' ihn finſter, finſter. Seine Feinde werden lügenhafte Klagartikel ſchmieden, und er wird nicht ſagen können: nein!

Lerſe. Er wird und kann.

Eliſabeth. Er hat ſeinen Bann gebrochen. Sag nein!

Lerſe. Nein! er ward gezwungen, wo iſt der Grund ihn zu verdammen?

Eliſabeth. Die Bosheit ſucht keine Gründe, nur Urſachen. Er hat ſich zu Rebellen, Miſſethätern, Mördern geſellt, iſt an ihrer Spitze gezogen. Sage nein!

Lerſe. Laßt ab euch zu quälen, und mich. Haben ſie ihm nicht feierlich zugeſagt keine Thathandlungen mehr zu unternehmen, wie die bey Weinsberg? Hört' ich ſie nicht ſelbſt halbreuig ſagen: wenn's nicht geſchehen wär, geſchäh's vielleicht nie? Müßten nicht Fürſten und Herrn ihm Dank wiſſen, wenn er freywillig Führer eines unbändigen Volks geworden wäre, um ihrer Raſerey Einhalt zu thun und ſo viel Menſchen und Beſitzthümer zu ſchonen?

Eliſabeth. Du biſt ein liebevoller Advocat. — Wenn ſie ihn gefangen nähmen, als Rebell behandelten, und ſein graues Haupt — Lerſe, ich möchte von Sinnen kommen.

Lerſe. Sende ihrem Körper Schlaf, lieber Vater

der Menſchen, wenn du ihrer Seele keinen Troſt geben willſt!

Eliſabeth. Georg hat verſprochen Nachricht zu bringen. Er wird auch nicht dürfen wie er will. Sie ſind ärger als gefangen. Ich weiß man bewacht ſie wie Feinde. Der gute Georg! Er wollte nicht von ſeinem Herrn weichen.

Lerſe. Das Herz blutete mir wie er mich von ſich ſchickte. Wenn ihr nicht meiner Hülfe bedürftet, alle Gefahren des ſchmählichſten Todes ſollten mich nicht von ihm getrennt haben.

Eliſabeth. Ich weiß nicht wo Sickingen iſt. Wenn ich nur Marien einen Boten ſchicken könnte.

Lerſe. Schreibt nur, ich will dafür ſorgen. (ab.)

Bey einem Dorf.

Gdz. Georg.

Gdz. Geſchwind zu Pferde, Georg, ich ſehe Miltenberg brennen. Halten ſie ſo den Vertrag! Reit hin, ſag ihnen die Meynung. Die Mordbrenner! Ich ſage mich von ihnen los. Sie ſollen einen Zigeuner zum Hauptmann machen, nicht mich. Geſchwind, Georg. (Georg ab.) Wollt', ich wäre tauſend Meilen davon, und läg' im tiefſten Thurn der in der Türkey ſteht. Könnt' ich mit Ehren von ihnen kommen! Ich fahr' ih-

nen alle Tag durch den Sinn, ſag' ihnen die bitterſten Wahrheiten, daß ſie mein müde werden und mich erlaſſen ſollen.

Ein Unbekannter.

Gott grüß' euch ſehr edler Herr.

Götz. Gott dank' euch. Was bringt ihr? Euern Nahmen?

Unbekannter. Der thut nichts zur Sache. Ich komme euch zu ſagen, daß euer Kopf in Gefahr iſt. Die Anführer ſind müde ſich von euch ſo harte Worte geben zu laſſen, haben beſchloſſen euch aus dem Weg zu räumen. Mäßigt euch oder ſeht zu entwiſchen, und Gott geleit' euch. (ab.)

Götz. Auf dieſe Art dein Leben zu laſſen, Götz, und ſo zu enden! Es ſey drum! So iſt mein Tod der Welt das ſicherſte Zeichen, daß ich nichts gemeines mit den Hunden gehabt habe.

Einige Bauern.

Erſter Bauer. Herr! Herr! Sie ſind geſchlagen, ſie ſind gefangen.

Götz. Wer?

Zweyter Bauer. Die Miltenberg verbrannt haben. Es zog ſich ein Bündiſcher Trupp hinter dem Berg hervor, und überfiel ſie auf einmal.

Götz. Sie erwartet ihr Lohn. — O Georg! Georg! — Sie haben ihn mit den Böſewichtern gefangen — Mein Georg! Mein Georg! —

Anführer (kommen).

Link. Auf, Herr Hauptmann, auf! Es iſt nicht Säumens Zeit. Der Feind iſt in der Nähe und mächtig.

Götz. Wer verbrannte Miltenberg?

Metzler. Wenn ihr Umſtände machen wollt, ſo wird man euch weiſen wie man keine macht.

Kohl. Sorgt für unſere Haut und eure. Auf! Auf!

Götz (zu Metzler). Drohſt du mir? Du Nichtswürdiger! Glaubſt du, daß du mir fürchterlicher biſt, weil des Grafen von Helfenſtein Blut an deinen Kleidern klebt?

Metzler. Berlichingen!

Götz. Du darfſt meinen Nahmen nennen und meine Kinder werden ſich deſſen nicht ſchämen.

Metzler. Mit dir feigen Kerl! Fürſtendiener.

Götz (haut ihn über den Kopf daß er ſtürzt. Die andern treten dazwiſchen).

Kohl. Ihr ſeyd raſend. Der Feind bricht auf allen Seiten 'rein, und ihr hadert!

Link. Auf! Auf! (Tumult und Schlacht.)

Weislingen. Reiter.

Weislingen. Nach! Nach! Sie fliehen. Laßt euch Regen und Nacht nicht abhalten. Götz iſt unter ihnen, hör' ich. Wendet Fleiß an daß ihr ihn erwiſcht. Er iſt ſchwer verwundet, ſagen die Unſrigen. (Die Reiter ab.) Und wenn ich dich habe! — Es iſt noch Gna-

de, wenn wir heimlich im Gefängniß dein Todesurtheil vollſtrecken. — So verliſcht er vor dem Andenken der Menſchen, und du kannſt freyer athmen, thörichtes Herz.

(ab.)

Nacht, im wilden Wald.

Zigeunerlager.

Zigeunermutter (am Feuer).

Flick das Strohdach über der Grube, Tochter, gibt hint Nacht noch Regen genug.

Knab (kommt).

Ein Hamſter, Mutter. Da! Zwey Feldmäus.

Mutter. Will ſie dir abziehen und braten, und ſollſt eine Kapp haben von den Fellchen. — Du blutſt?

Knab. Hamſter hat mich biſſen.

Mutter. Hohl mir dürr Holz, daß das Feuer loh brennt wenn dein Vater kommt, wird naß ſeyn durch und durch.

Andre Zigeunerinn (ein Kind auf dem Rücken).

Erſte Zigeunerinn. Haſt du brav geheiſchen?

Zweyte Zigeunerinn. Wenig genug. Das Land iſt voll Tumult herum, daß man ſein's Lebens nicht ſicher iſt. Brennen zwey Dörfer lichterloh.

Erſte Zigeunerinn. Iſt das dort drunten Brand, der Schein? Seh ihm ſchon lang zu. Man iſt der Feuerzeichen am Himmel zeither ſo gewohnt worden.

Zigeunerhauptmann, drey Geſellen (kommen).

Hauptmann. Hört ihr den wilden Jäger?

Erſte Zigeunerinn. Er zieht grad' über uns hin.

Hauptmann. Wie die Hunde bellen! Wau! Wau!

Zweyter Zigeuner. Die Peitſchen knallen.

Dritter Zigeuner. Die Jäger jauchzen holla ho!

Mutter. Bringt ja des Teufels ſein Gepäck.

Hauptmann. Haben im Trüben gefiſcht. Die Bauern rauben ſelbſt, iſt's uns wohl vergönnt.

Zweyte Zigeunerinn. Was haſt du, Wolf?

Wolf. Einen Haſen, da, und einen Hahn. Ein'n Bratſpieß. Ein Bündel Leinwand. Drey Kochlöffel und ein'n Pferdzaum.

Stick. Ein' wullen Deck' hab' ich, ein Paar Stiefeln, und Zunder und Schwefel.

Mutter. Iſt alles pudelnaß, wollen's trocknen, gebt her.

Hauptmann. Horch, ein Pferd! Geht, ſeht was iſt.

Götz (zu Pferd).

Gott ſey Dank! dort ſeh' ich Feuer, ſind Zigeuner. Meine Wunden verbluten, die Feinde hinterher. Heiliger Gott, du endigſt gräßlich mit mir!

Hauptmann. Iſt's Friede daß du kommſt?

Götz. Ich flehe Hülfe von euch. Meine Wunden ermatten mich. Helft mir vom Pferd!

Hauptmann. Helf' ihm! Ein edler Mann, an Geſtalt und Wort.

Wolf (leiſe). Es iſt Götz von Berlichingen.

Hauptmann. Seyd willkommen! Alles iſt euer was wir haben.

Götz. Dank' euch.

Hauptmann. Kommt in mein Zelt.

Hauptmanns Zelt.

Hauptmann. Götz.

Hauptmann. Ruft der Mutter, ſie ſoll Blutwurzel bringen und Pflaſter.

Götz (legt den Harniſch ab).

Hauptmann. Hier iſt mein Feiertagswamms.

Götz. Gott lohn's.

Mutter (verbindt ihn).

Hauptmann. Iſt mir herzlich lieb euch zu haben.

Götz. Kennt ihr mich?

Hauptmann. Wer ſollte euch nicht kennen! Götz, unſer Leben und Blut laſſen wir vor euch.

Schricks.

Kommen durch den Wald Reiter. 'Sind Bündiſche.

Hauptmann. Eure Verfolger! Sie ſollen nit bis zu euch kommen! Auf Schricks! Biete den andern! Wir kennen die Schliche beſſer als ſie, wir ſchießen ſie nieder, eh ſie uns gewahr werden.

Götz (allein.) O Kaiſer! Kaiſer! Räuber beſchützen deine Kinder. (Man hört ſcharf ſchießen.) Die wilden Kerls, ſtarr und treu!

Zigeunerinn.

Rettet euch. Die Feinde überwältigen.

Götz. Wo iſt mein Pferd?

Zigeunerinn. Hier bey.

Götz (gürtet ſich, und ſitzt auf ohne Harniſch). Zum letztenmal ſollen ſie meinen Arm fühlen. Ich bin ſo ſchwach noch nicht. (ab.)

Zigeunerinn. Er ſprengt zu den Unſrigen.

(Flucht.)

Wolf. Fort fort! Alles verloren. Unſer Hauptmann erſchoſſen. Götz gefangen. (Geheul der Weiber und Flucht.)

Adelheidens Schlafzimmer.

Adelheid (mit einem Brief).

Er, oder ich! Der Uebermüthige! Mir drohen! — Wir wollen dir zuvorkommen. Was ſchleicht durch den Saal? (Es klopft.) Wer iſt draußen?

Franz (leiſe).

Macht mir auf, gnädige Frau.

Adelheid. Franz! Er verdient wohl daß ich ihm aufmache. (Läßt ihn ein.)

Franz (fällt ihr um den Hals). Liebe gnädige Frau.

Adelheid. Unverſchämter! Wenn dich jemand gehört hätte.

Franz. O es ſchläft alles, alles!

Adelheid. Was willſt du?

Franz. Mich läßt's nicht ruhen. Die Drohungen meines Herrn, euer Schickſal, mein Herz.

Adelheid. Er war ſehr zornig, als du Abſchied nahmſt?

Franz. Als ich ihn nie geſehen. Auf ihre Güter ſoll ſie, ſagt' er, ſie ſoll wollen.

Adelheid. Und wir folgen?

Franz. Ich weiß nichts, gnädige Frau.

Adelheid. Betrogener thörichter Junge, du ſiehſt nicht wo das hinaus will. Hier weiß er mich in Sicherheit. Denn lange ſteht's ihm ſchon nach meiner Freyheit. Er will mich auf ſeine Güter. Dort hat er Gewalt mich zu behandeln, wie ſein Haß ihm eingiebt.

Franz. Er ſoll nicht!

Adelheid. Wirſt du ihn hindern?

Franz. Er ſoll nicht!

Adelheid. Ich ſeh' mein ganzes Elend voraus. Von ſeinem Schloß wird er mich mit Gewalt reißen, wird mich in ein Kloſter ſperren.

Franz. Hölle und Tod!

Adelheid. Wirſt du mich retten?

Franz. Eh alles! Alles!

Adelheid (die weinend ihn umhalst). Franz, ach uns zu retten!

Franz. Er ſoll nieder, ich will ihm den Fuß auf den Nacken ſetzen.

Adelheid. Keine Wuth! Du ſollſt einen Brief an ihn haben, voll Demuth, daß ich gehorche. Und dieſes Fläſchchen gieß ihm unter das Getränk.

Franz. Gebt. Ihr ſollt frey ſeyn!

Adelheid. Frey! Wenn du nicht mehr zitternd auf deinen Zehen zu mir ſchleichen wirſt — nicht mehr ich ängſtlich zu dir ſage, brich auf, Franz, der Morgen kommt.

Heilbronn.

vor'm Thurn.

Eliſabeth. Lerſe.

Lerſe. Gott nehm' das Elend von euch, gnädige Frau. Marie iſt hier.

Eliſabeth. Gott ſey Dank! Lerſe, wir ſind in entſetzliches Elend verſunken. Da iſt's nun wie mir alles ahndete! gefangen, als Meuter, Miſſethäter in den tiefſten Thurn geworfen —

Lerſe. Ich weiß alles.

Eliſabeth. Nichts, nichts weißt du, der Jammer iſt zu groß! Sein Alter, ſeine Wunden, ein ſchlei-

chend Fieber, und mehr als alles das, die Finſterniß ſeiner Seele, daß es ſo mit ihm enden ſoll.

Lerſe. Auch, und daß der Weißlingen Commiſſar iſt.

Eliſabeth. Weißlingen?

Lerſe. Man hat mit unerhörten Executionen verfahren. Metzler iſt lebendig verbrannt, zu Hunderten gerädert, geſpießt, geköpft, geviertelt. Das Land umher gleicht einer Mezge, wo Menſchenfleiſch wohlfeil iſt.

Eliſabeth. Weißlingen Commiſſar! O Gott! ein Strahl von Hoffnung. Marie ſoll mir zu ihm, er kann ihr nichts abſchlagen. Er hatte immer ein weiches Herz, und wenn er ſie ſehen wird, die er ſo liebte, die ſo elend durch ihn iſt — Wo iſt ſie?

Lerſe. Noch im Wirthshaus.

Eliſabeth. Führe mich zu ihr. Sie muß gleich fort. Ich fürchte alles.

Weißlingens Schloß.

Weißlingen.

Ich bin ſo krank, ſo ſchwach. Alle meine Gebeine ſind hohl. Ein elendes Fieber hat das Mark ausgefreſſen. Keine Ruh und Raſt, weder Tag noch Nacht. Im halben Schlummer giftige Träume. Die vorige Nacht begegnete ich Götzen im Wald. Er zog ſein

Schwert und forderte mich heraus. Ich faßte nach meinem, die Hand verſagte mir. Da ſtieß er's in die Scheide, ſah mich verächtlich an und ging hinter mich. — Er iſt gefangen und ich zittere vor ihm. Elender Menſch! Dein Wort hat ihn zum Tode verurtheilt, und du bebſt vor ſeiner Traumgeſtalt wie ein Miſſethäter! — Und ſoll er ſterben? — Götz! Götz! — Wir Menſchen führen uns nicht ſelbſt; böſen Geiſtern iſt Macht über uns gelaſſen, daß ſie ihren hölliſchen Muthwillen an unſerm Verderben üben. (Setzt ſich. —) Matt! Matt! Wie ſind meine Nägel ſo blau! — Ein kalter, kalter, verzehrender Schweiß lähmt mir jedes Glied. Es dreht mir alles vor'm Geſicht. Könnt' ich ſchlafen. Ach —

Maria (tritt auf).

Weislingen. Jeſus Marie! — Laß mir Ruh! Laß mir Ruh! — Die Geſtalt fehlte noch! Sie ſtirbt, Marie ſtirbt, und zeigt ſich mir an. — Verlaß mich, ſeliger Geiſt, ich bin elend genug.

Maria. Weislingen, ich bin kein Geiſt. Ich bin Marie.

Weislingen. Das iſt ihre Stimme.

Maria. Ich komme meines Bruders Leben von dir zu erflehen. Er iſt unſchuldig, ſo ſtrafbar er ſcheint.

Weislingen. Still, Marie! Du Engel des Himmels bringſt die Qualen der Hölle mit dir. Rede nicht fort.

Maria. Und mein Bruder ſoll ſterben? Weislingen es iſt entſetzlich, daß ich dir zu ſagen brauche: er iſt unſchuldig; daß ich jammern muß, dich von dem abſcheulichſten Morde zurück zu halten. Deine Seele iſt bis in ihre innerſten Tiefen von feindſeligen Mächten beſeſſen. Das iſt Adelbert!

Weislingen. Du ſiehſt, der verzehrende Athem des Todes hat mich angehaucht, meine Kraft ſinkt nach dem Grabe. Ich ſtürbe als ein Elender, und du kommſt mich in Verzweiflung zu ſtürzen. Wenn ich reden könnte, dein höchſter Haß würde in Mitleid und Jammer zerſchmelzen. Oh! Marie! Marie!

Maria. Weislingen, mein Bruder verkranket im Gefängniß. Seine ſchweren Wunden, ſein Alter. Und wenn du fähig wärſt ſein graues Haupt — Weislingen, wir würden verzweifeln.

Weislingen. Genug. (Zieht die Schelle.)

Franz (in äußerſter Bewegung).

Gnädiger Herr.

Weislingen. Die Papiere dort, Franz!

Franz (bringt ſie).

Weislingen (reißt ein Packet auf und zeigt Marien ein Papier). Hier iſt deines Bruders Todesurtheil unterſchrieben.

Maria. Gott im Himmel!

Weislingen. Und ſo zerreiß' ichs! Er lebt. Aber kann ich wieder ſchaffen was ich zerſtört habe? Meine

nicht ſo, Franz! Guter Junge, dir geht mein Elend tief zu Herzen.

Franz (wirft ſich vor ihm nieder und faßt ſeine Knie).

Maria (vor ſich). Er iſt ſehr krank. Sein Anblick zerreißt mir das Herz. Wie liebt' ich ihn! und nun ich ihm nahe, fühl' ich wie lebhaft.

Weislingen. Franz, ſteh auf und laß das Weinen! Ich kann wieder aufkommen. Hoffnung iſt bey den Lebenden.

Franz. Ihr werdet nicht. Ihr müßt ſterben.

Weislingen. Ich muß?

Franz (außer ſich). Gift. Gift. Von euerm Weibe! — Ich! Ich! (Rennt davon.)

Weislingen. Marie, geh ihm nach. Er verzweifelt. (Maria ab.) Gift von meinem Weibe! Weh! Weh! Ich fühl's. Marter und Tod.

Maria (inwendig). Hülfe! Hülfe!

Weislingen (will aufſtehn). Gott, vermag ich das nicht!

Maria (kommt). Er iſt hin. Zum Saalfenſter hinaus ſtürzt' er wüthend in den Main hinunter.

Weislingen. Ihm iſt wohl. — Dein Bruder iſt außer Gefahr. Die übrigen Commiſſarien, Seckendorf beſonders, ſind ſeine Freunde. Ritterlich Gefängniß werden ſie ihm auf ſein Wort gleich gewähren. Leb wohl, Marie, und geh.

Maria. Ich will bey dir bleiben, armer Verlaßner.

Weislingen. Wohl verlaſſen und arm! Du biſt ein furchtbarer Rächer, Gott! — Mein Weib. —

Maria. Entſchlage dich dieſer Gedanken. Kehre dein Herz zu dem Barmherzigen.

Weislingen. Geh, liebe Seele, überlaß mich meinem Elend. — Entſetzlich! Auch deine Gegenwart, Marie, der letzte Troſt, iſt Qual.

Maria (vor ſich). Stärke mich, o Gott! meine Seele erliegt mit der ſeinigen.

Weislingen. Weh! Weh! Gift von meinem Weibe! — Mein Franz verführt durch die Abſcheuliche. Wie ſie wartet, horcht auf den Boten, der ihr die Nachricht bringe: er iſt todt. Und du Marie! Marie, warum biſt du gekommen, daß du jede ſchlafende Erinnerung meiner Sünden weckteſt! Verlaß mich! Verlaß mich, daß ich ſterbe.

Maria. Laß mich bleiben. Du biſt allein. Denk ich ſey deine Wärterinn. Vergiß alles. Vergeſſe dir Gott ſo alles, wie ich dir alles vergeſſe.

Weislingen. Du Seele voll Liebe, bete für mich, bete für mich! Mein Herz iſt verſchloſſen.

Maria. Er wird ſich deiner erbarmen. — Du biſt matt.

Weislingen. Ich ſterbe, ſterbe und kann nicht erſterben. Und in dem fürchterlichen Streit des Lebens und Todes ſind die Qualen der Hölle.

Maria. Erbarmer, erbarme dich ſeiner! Nur Ei-

nen Blick deiner Liebe an sein Herz, daß es sich zum Trost öffne, und sein Geist Hoffnung, Lebenshoffnung in den Tod hinüberbringe!

In einem finstern engen Gewölbe.

Die Richter des heimlichen Gerichts.

(Alle vermummt.)

Aeltester. Richter des heimlichen Gerichts, schwurt auf Strang und Schwert unsträflich zu seyn, zu richten im Verborgenen, zu strafen im Verborgenen Gott gleich! Sind eure Herzen rein und eure Hände, hebt die Arme empor, ruft über die Missethäter: Wehe! Wehe!

Alle. Wehe! Wehe!

Aeltester. Rufer, beginne das Gericht!

Rufer. Ich Rufer rufe die Klag gegen den Missethäter. Deß Herz rein ist, dessen Händ rein sind zu schwören auf Strang und Schwert, der klage bey Strang und Schwert! klage! klage!

Kläger (tritt vor). Mein Herz ist rein von Missethat, meine Hände von unschuldigem Blut. Verzeih mir Gott böse Gedanken und hemme den Weg zum Willen! Ich hebe meine Hand auf und klage! klage! klage!

Aeltester. Wen klagst du an?

Kläger. Klage an auf Strang und Schwert Adelheiden von Weislingen. Sie hat Ehebruchs sich schul-

dig gemacht, ihren Mann vergiftet durch ihren Knaben. Der Knab hat ſich ſelbſt gerichtet, der Mann iſt todt.

Aelteſter. Schwörſt du zu dem Gott der Wahrheit, daß du Wahrheit klagſt?

Kläger. Ich ſchwöre.

Aelteſter. Würd' es falſch befunden, beutſt du deinen Hals der Strafe des Mords und des Ehebruchs?

Kläger. Ich biete.

Aelteſter. Eure Stimmen. (Sie reden heimlich zu ihm.)

Kläger. Richter des heimlichen Gerichts, was iſt euer Urtheil über Adelheiden von Weislingen, bezüchtigt des Ehebruchs und Mords?

Aelteſter. Sterben ſoll ſie! Sterben des bittern doppelten Todes. Mit Strang und Dolch büßen doppelt doppelte Miſſethat. Streckt eure Hände empor, und rufet Weh über ſie! Weh! Weh! In die Hände des Rächers.

Alle. Weh! Weh! Weh!

Aelteſter. Rächer! Rächer, tritt auf.

Rächer (tritt vor).

Aelteſter. Faſſ hier Strang und Schwert. Sie zu tilgen von dem Angeſicht des Himmels, binnen acht Tage Zeit. Wo du ſie findeſt, nieder mit ihr in Staub! — Richter, die ihr richtet im Verborgenen und ſtrafet

im Verborgenen Gott gleich, bewahrt euer Herz vor Miſſethat und eure Hände vor unſchuldigem Blut.

Hof einer Herberge.

Maria. Lerſe.

Maria. Die Pferde haben genug geraſtet. Wir wollen fort, Lerſe.

Lerſe. Ruht doch bis an Morgen. Die Nacht iſt gar zu unfreundlich.

Maria. Lerſe, ich habe keine Ruhe bis ich meinen Bruder geſehen habe. Laß uns fort. Das Wetter hellt ſich aus, wir haben einen ſchönen Tag zu gewarten.

Lerſe. Wie ihr befehlt.

Heilbronn

im Thurn.

Götz. Eliſabeth.

Eliſabeth. Ich bitte dich, lieber Mann, rede mit mir. Dein Stillſchweigen ängſtet mich. Du verglühſt in dir ſelbſt. Komm, laß uns nach deinen Wunden ſehen; ſie beſſern ſich um vieles. In der muthloſen Finſterniß erkenn' ich dich nicht mehr.

Götz. Suchteſt du den Götz? Der iſt lang' hin. Sie haben mich nach und nach verſtümmelt, meine Hand, meine Freyheit, Güter und guten Nahmen. Mein Kopf, was iſt an dem? — Was hört ihr von Georgen? Iſt Lerſe nach Georgen?

Eliſabeth. Ja Lieber! Richtet euch auf, es kann ſich vieles wenden.

Götz. Wen Gott niederſchlägt, der richtet ſich ſelbſt nicht auf. Ich weiß am beſten was auf meinen Schultern liegt. Unglück bin ich gewohnt zu dulden. Und jetzt iſt's nicht Weislingen allein, nicht die Bauern allein, nicht der Tod des Kaiſers und meine Wunden. — Es iſt alles zuſammen. Meine Stunde iſt kommen. Ich hoffte ſie ſollte ſeyn wie mein Leben. Sein Wille geſchehe.

Eliſabeth. Willt du nicht was eſſen?

Götz. Nichts, meine Frau. Sieh wie die Sonne draußen ſcheint.

Eliſabeth. Ein ſchöner Frühlingstag.

Götz. Meine Liebe, wenn du den Wächter bereden könnteſt, mich in ſein klein Gärtchen zu laſſen auf eine halbe Stunde, daß ich der lieben Sonne genöſſe, des heitern Himmels und der reinen Luft.

Eliſabeth. Gleich! und er wird's wohl thun.

Gärtchen am Thurn.

Maria. Lerſe.

Maria. Geh hinein und ſieh wie's ſteht.

(Lerſe ab.)

Eliſabeth. Wächter.

Eliſabeth. Gott vergelt' euch die Lieb' und Treu' an meinem Herrn. (Wächter ab.) Maria, was bringſt du?

Maria. Meines Bruders Sicherheit. Ach aber mein Herz iſt zerriſſen. Weislingen iſt todt, vergiftet von ſeinem Weibe. Mein Mann iſt in Gefahr. Die Fürſten werden ihm zu mächtig, man ſagt er ſey eingeſchloſſen und belagert.

Eliſabeth. Glaubt dem Gerüchte nicht. Und laſſe Götzen nichts merken.

Maria. Wie ſteht's um ihn?

Eliſabeth. Ich fürchtete, er würde deine Rückkunft nicht erleben. Die Hand des Herrn liegt ſchwer auf ihm. Und Georg iſt todt.

Maria. Georg! der goldne Junge!

Eliſabeth. Als die Nichtswürdigen Miltenberg verbrannten, ſandte ihn ſein Herr ihnen Einhalt zu thun. Da fiel ein Trupp Bündiſcher auf ſie los. — Georg! hätten ſie ſich alle gehalten wie er, ſie hätten alle das gute Gewiſſen haben müſſen. Viel wurden erſtochen, und Georg mit; er ſtarb einen Reiterstod.

Maria. Weiß es Götz?

Eliſabeth. Wir verbergen's vor ihm. Er fragt mich zehnmal des Tags, und ſchickt mich zehnmal des Tags, zu forſchen was Georg macht. Ich fürchte, ſeinem Herzen dieſen letzten Stoß zu geben.

Maria. O Gott, was ſind die Hoffnungen dieſer Erden!

Gbtz. Lerſe. Wächter.

Gbtz. Allmächtiger Gott! Wie wohl iſt's einem unter deinem Himmel! Wie frey! Die Bäume treiben Knoſpen und alle Welt hofft. Lebt wohl, meine Lieben, meine Wurzeln ſind abgehauen, meine Kraft ſinkt nach dem Grabe.

Eliſabeth. Darf ich Lerſen nach deinem Sohn in's Kloſter ſchicken, daß du ihn noch einmal ſiehſt und ſegneſt?

Gbtz. Laß ihn, er iſt heiliger als ich, er braucht meinen Segen nicht. — An unſerm Hochzeittag, Eliſabeth, ahndete mir's nicht, daß ich ſo ſterben würde. — Mein alter Vater ſegnete uns, und eine Nachkommenſchaft von edeln tapfern Söhnen quoll aus ſeinem Gebet. — Du haſt ihn nicht erhört, und ich bin der letzte. — Lerſe, dein Angeſicht freut mich in der Stunde des Todes mehr als im muthigſten Gefecht. Damals führte mein Geiſt den eurigen, jetzt hältſt du mich aufrecht. Ach daß ich Georgen noch einmal ſähe, mich an ſeinem Blick wärmte! — Ihr ſeht zur Erden und weint — Er iſt todt — Georg iſt todt. — Stirb Gbtz — Du

haſt dich ſelbſt überlebt, die Edeln überlebt. — Wie ſtarb er? — Ach fingen ſie ihn unter den Mordbrennern, und er iſt hingerichtet?

Eliſabeth. Nein, er wurde bey Miltenberg erſtochen. Er wehrte ſich wie ein Löw' um ſeine Freyheit.

Götz. Gott ſey Dank! — Er war der beſte Junge unter der Sonne und tapfer. — Löſe meine Seele nun. — Arme Frau. Ich laſſe dich in einer verderbten Welt. Lerſe, verlaß ſie nicht. — Schließt eure Herzen ſorgfältiger als eure Thore. Es kommen die Zeiten des Betrugs, es iſt ihm Freyheit gegeben. Die Nichtswürdigen werden regieren mit Liſt, und der Edle wird in ihre Netze fallen. Maria, gebe dir Gott deinen Mann wieder. Möge er nicht ſo tief fallen, als er hoch geſtiegen iſt! Selbitz ſtarb, und der gute Kaiſer, und mein Georg. — Gebt mir einen Trunk Waſſer. — Himmliſche Luft — Freyheit! Freyheit! (Er ſtirbt.)

Eliſabeth. Nur droben, droben bey dir. Die Welt iſt ein Gefängniß.

Maria. Edler Mann! Edler Mann! Wehe dem Jahrhundert, das dich von ſich ſtieß!

Lerſe. Wehe der Nachkommenſchaft, die dich verkennt!

Egmont.

Ein Trauerspiel

in fünf Aufzügen.

Perſonen.

Margarete von Parma, Tochter Karls des Fünften, Regentinn der Niederlande.

Graf Egmont, Prinz von Gaure.

Wilhelm von Oranien.

Herzog von Alba.

Ferdinand, ſein natürlicher Sohn.

Machiavell, im Dienſte der Regentinn.

Richard, Egmonts Geheimſchreiber.

Silva, Gomez, } unter Alba dienend.

Clärchen, Egmonts Geliebte.

Ihre Mutter.

Brackenburg, ein Bürgersſohn.

Soeſt, Krämer, Jetter, Schneider, Zimmermann, Seifenſieder, } Bürger von Brüſſel.

Buyck, Soldat unter Egmont.

Ruyſum, Invalide und taub.

Wanſen, ein Schreiber.

Volk, Gefolge, Wachen u. ſ. w.

Der Schauplatz iſt in Brüſſel.

Erſter Aufzug.

Armbruſtſchießen.

Soldaten und Bürger (mit Armbrüſten).

Jetter, (Bürger von Brüſſel, Schneider, tritt vor und ſpannt die Armbruſt). Soeſt, (Bürger von Brüſſel, Krämer).

Soeſt.

Nun ſchießt nur hin, daß es alle wird! Ihr nehmt mir's doch nicht! Drey Ringe ſchwarz, die habt ihr eure Tage nicht geſchoſſen. Und ſo wär' ich für dieß Jahr Meiſter.

Jetter. Meiſter und König dazu. Wer mißgönnt's euch? Ihr ſollt dafür auch die Zeche doppelt bezahlen; ihr ſollt eure Geſchicklichkeit bezahlen, wie's recht iſt.

Buyck,
(ein Holländer, Soldat unter Egmont).

Jetter, den Schuß handl' ich euch ab, theile den Gewinſt, traktire die Herren: ich bin ſo ſchon lange hier

und für viele Höflichkeit Schuldner. Fehl' ich, ſo iſt's als wenn ihr geſchoſſen hättet.

Soeſt. Ich ſollte drein reden: denn eigentlich verlier' ich dabey. Doch, Buyck, nur immerhin.

Buyck (ſchießt). Nun, Pritſchmeiſter, Reverenz! — Eins! Zwey! Drey! Vier!

Soeſt. Vier Ringe? Es ſey!

Alle. Vivat, Herr König, hoch! und abermal hoch!

Buyck. Danke, ihr Herren. Wäre Meiſter zu viel! Danke für die Ehre.

Jetter. Die habt ihr euch ſelbſt zu danken.

Ruyſum,

(ein Friesländer, Invalide und taub).

Daß ich euch ſage!

Soeſt. Wie iſt's, Alter?

Ruyſum. Daß ich euch ſage! — Er ſchießt wie ſein Herr, er ſchießt wie Egmont.

Buyck. Gegen ihn bin ich nur ein armer Schlucker. Mit der Büchſe trifft er erſt, wie keiner in der Welt. Nicht etwa wenn er Glück oder gute Laune hat; nein! wie er anlegt, immer rein ſchwarz geſchoſſen. Gelernt habe ich von ihm. Das wäre auch ein Kerl, der bey ihm diente und nichts von ihm lernte. — Nicht zu vergeſſen, meine Herren! Ein König nährt ſeine Leute; und ſo, auf des Königs Rechnung, Wein her!

Jetter. Es iſt unter uns ausgemacht, daß jeder —

Buyck. Ich bin fremd und König, und achte eure Geſetze und Herkommen nicht.

Jetter. Du biſt ja ärger als der Spanier; der hat ſie uns doch bisher laſſen müſſen.

Ruyſum. Was?

Soeſt (laut). Er will uns gaſtiren; er will nicht haben, daß wir zuſammenlegen, und der König nur das doppelte zahlt.

Ruyſum. Laßt ihn! doch ohne Präjudiz! Das iſt auch ſeines Herren Art, ſplendid zu ſeyn, und es laufen zu laſſen wo es gedeiht.

(Sie bringen Wein.)

Alle. Ihre Majeſtät Wohl! Hoch!

Jetter (zu Buyck). Verſteht ſich Eure Majeſtät.

Buyck. Danke von Herzen, wenn's doch ſo ſeyn ſoll.

Soeſt. Wohl! Denn unſerer Spaniſchen Majeſtät Geſundheit trinkt nicht leicht ein Niederländer von Herzen.

Ruyſum. Wer?

Soeſt (laut). Philipps des Zweyten, Königs in Spanien.

Ruyſum. Unſer allergnädigſter König und Herr! Gott geb' ihm langes Leben.

Soeſt. Hattet ihr ſeinen Herrn Vater, Karl den Fünften, nicht lieber?

Ruyſum. Gott tröſt' ihn! das war ein Herr! Er hatte die Hand über den ganzen Erdboden, und war euch alles in allem; und wenn er euch begegnete, ſo

grüßt' er euch wie ein Nachbar den andern; und wenn ihr erſchrocken wart, wußt' er mit ſo guter Manier — Ja, verſteht mich — Er ging aus, ritt aus, wie's ihm einkam, gar mit wenig Leuten. Haben wir doch alle geweint, wie er ſeinem Sohn das Regiment hier abtrat — ſagt' ich, verſteht mich — der iſt ſchon anders, der iſt majeſtätiſcher.

Jetter. Er ließ ſich nicht ſehen, da er hier war, als in Prunk und königlichem Staate. Er ſpricht wenig, ſagen die Leute.

Soeſt. Es iſt kein Herr für uns Niederländer. Unſre Fürſten müſſen froh und frey ſeyn wie wir, leben und leben laſſen. Wir wollen nicht verachtet noch gedruckt ſeyn, ſo gutherzige Narren wir auch ſind.

Jetter. Der König, denk' ich, wäre wohl ein gnädiger Herr, wenn er nur beſſere Rathgeber hätte.

Soeſt. Nein, nein! Er hat kein Gemüth gegen uns Niederländer, ſein Herz iſt dem Volke nicht geneigt, er liebt uns nicht; wie können wir ihn wieder lieben? Warum iſt alle Welt dem Grafen Egmont ſo hold? Warum trügen wir ihn alle auf den Händen? Weil man ihm anſieht, daß er uns wohl will; weil ihm die Fröhlichkeit, das freye Leben, die gute Meynung aus den Augen ſieht; weil er nichts beſitzt, das er dem Dürftigen nicht mittheilte, auch dem, der's nicht bedarf. Laßt den Grafen Egmont leben! Buyck, an Euch iſt's, die

erſte Geſundheit zu bringen! Bringt eures Herrn Geſundheit aus.

Buyck. Von ganzer Seele denn: Graf Egmont hoch!

Ruyſum. Ueberwinder bey St. Quintin.

Buyck. Dem Helden von Gravelingen!

Alle. Hoch!

Ruyſum. St. Quintin war meine letzte Schlacht. Ich konnte kaum mehr fort, kaum die ſchwere Büchſe mehr ſchleppen. Hab' ich doch den Franzoſen noch eins auf den Pelz gebrennt, und da kriegt' ich zum Abſchied noch einen Streifſchuß an's rechte Bein.

Buyck. Gravelingen! Freunde! da ging's friſch! Den Sieg haben wir allein. Brannten und ſengten die Wälſchen Hunde nicht durch ganz Flandern? Aber ich meyn', wir trafen ſie! Ihre alten handfeſten Kerle hielten lange wider, und wir drängten und ſchoſſen und hieben, daß ſie die Mäuler verzerrten und ihre Linien zuckten. Da ward Egmont das Pferd unter dem Leibe niedergeſchoſſen, und wir ſtritten lange hinüber herüber, Mann für Mann, Pferd gegen Pferd, Hauſe mit Hauſe, auf dem breiten flachen Sand' an der See hin. Auf einmal kam's, wie vom Himmel herunter, von der Mündung des Fluſſes, bav! bau! immer mit Kanonen in die Franzoſen drein. Es waren Engländer, die unter dem Admiral Malin von ungefähr von Dünkirchen her vorbeyfuhren. Zwar viel halfen ſie uns nicht; ſie

konnten nur mit den kleinſten Schiffen herbey, und das nicht nah' genug; ſchoſſen auch wohl unter uns — Es that doch gut! Es brach die Wälſchen und hob unſern Muth. Da ging's! Rick! rack! herüber, hinüber! Alles todt geſchlagen, alles in's Waſſer geſprengt. Und die Kerle erſoffen, wie ſie das Waſſer ſchmeckten; und was wir Holländer waren, gerad hinten drein. Uns, die wir beydlebig ſind, ward erſt wohl im Waſſer wie den Fröſchen; und immer die Feinde im Fluß zuſammengehauen, weggeſchoſſen wie die Enten. Was nun noch durchbrach, ſchlugen euch auf der Flucht die Bauerweiber mit Hacken und Miſtgabeln todt. Mußte doch die Wälſche Majeſtät gleich das Pfötchen reichen und Friede machen. Und den Frieden ſeyd ihr uns ſchuldig, dem großen Egmont ſchuldig.

Alle. Hoch! dem großen Egmont hoch! und abermal hoch! und abermal hoch!

Jetter. Hätte man uns den ſtatt der Margrete von Parma zum Regenten geſetzt!

Soeſt. Nicht ſo! Wahr bleibt wahr! Ich laſſe mir Margareten nicht ſchelten. Nun iſt's an mir. Es lebe unſre gnäd'ge Frau!

Alle. Sie lebe!

Soeſt. Wahrlich, treffliche Weiber ſind in dem Hauſe. Die Regentinn lebe!

Jetter. Klug iſt ſie, und mäßig in allem, was ſie thut; hielte ſie's nur nicht ſo ſteif und feſt mit den

Pfaf-

Pfaffen. Sie iſt doch auch mit ſchuld, daß wir die vierzehn neuen Biſchofsmützen im Lande haben. Wozu die nur ſollen? Nicht wahr, daß man Fremde in die guten Stellen einſchieben kann, wo ſonſt Aebte aus den Kapiteln gewählt wurden? Und wir ſollen glauben, es ſey um der Religion willen. Ja es hat ſich. An drey Biſchöfen hatten wir genug: da ging's ehrlich und ordentlich zu. Nun muß doch auch jeder thun als ob er nöthig wäre; und da ſetzt's allen Augenblick Verdruß und Händel. Und je mehr ihr das Ding rüttelt und ſchüttelt, deſto trüber wird's. (Sie trinken.)

Soeſt. Das war nun des Königs Wille; ſie kann nichts davon, noch dazu thun.

Jetter. Da ſollen wir nun die neuen Pſalmen nicht ſingen; aber Schelmenlieder, ſo viel wir wollen. Und warum? Es ſeyen Ketzereyen drin, ſagen ſie, und Sachen, Gott weiß. Ich hab' ihrer doch auch geſungen; es iſt jetzt was neues, ich hab' nichts drin geſehen.

Buyck. Ich wollte ſie fragen! In unſrer Provinz ſingen wir was wir wollen. Das macht, daß Graf Egmont unſer Statthalter iſt, der fragt nach ſo etwas nicht. — In Gent, Ypern, durch ganz Flandern ſingt ſie, wer Belieben hat. (Laut.) Es iſt ja wohl nichts unſchuldiger, als ein geiſtlich Lied? Nicht wahr, Vater?

Ruyſum. Ey wohl! Es iſt ja ein Gottesdienſt, eine Erbauung.

Jetter. Sie ſagen aber, es ſey nicht auf die rechte

Art, nicht auf ihre Art; und gefährlich iſt's doch immer, da läßt man's lieber ſeyn. Die Inquiſitionsdiener ſchleichen herum und paſſen auf; mancher ehrliche Mann iſt ſchon unglücklich geworden. Der Gewiſſenszwang fehlte noch! Da ich nicht thun darf was ich möchte, können ſie mich doch denken und ſingen laſſen was ich will.

Soeſt. Die Inquiſition kommt nicht auf. Wir ſind nicht gemacht, wie die Spanier, unſer Gewiſſen tyranniſiren zu laſſen. Und der Adel muß auch bey Zeiten ſuchen, ihr die Flügel zu beſchneiden.

Jetter. Es iſt ſehr fatal. Wenn's den lieben Leuten einfällt, in mein Haus zu ſtürmen, und ich ſitz' an meiner Arbeit, und ſumme juſt einen Franzöſiſchen Pſalm, und denke nichts dabey, weder Gutes noch Böſes; ich ſumme ihn aber, weil er mir in der Kehle iſt; gleich bin ich ein Ketzer und werde eingefleckt. Oder ich gehe über Land, und bleibe bey einem Haufen Volks ſtehen, das einem neuen Prediger zuhört, einem von denen, die aus Deutſchland gekommen ſind; auf der Stelle heiß' ich ein Rebell, und komme in Gefahr, meinen Kopf zu verlieren. Habt ihr je einen predigen hören?

Soeſt. Wackre Leute. Neulich hört' ich einen auf dem Felde vor tauſend und tauſend Menſchen ſprechen. Das war ein ander Geköch', als wenn unſre auf der Kanzel herumtrommeln und die Leute mit Lateiniſchen Brocken erwürgen. Der ſprach von der Leber weg;

ſagte, wie ſie uns bisher hätten bey der Naſe herumgeführt, uns in der Dummheit erhalten, und wie wir mehr Erleuchtung haben könnten. — Und das bewies er euch alles aus der Bibel.

Jetter. Da mag doch auch was dran ſeyn. Ich ſagt's immer ſelbſt, und grübelte ſo über die Sache nach. Mir iſt's lang' im Kopf herumgegangen.

Buyck. Es läuft ihnen auch alles Volk nach.

Soeſt. Das glaub' ich, wo man was Gutes hören kann und was Neues.

Jetter. Und was iſt's denn nun? Man kann ja einen jeden predigen laſſen nach ſeiner Weiſe.

Buyck. Friſch, ihr Herren! Ueber dem Schwätzen vergeßt ihr den Wein und Oranien.

Jetter. Den nicht zu vergeſſen. Das iſt ein rechter Wall: wenn man nur an ihn denkt, meynt man gleich, man könne ſich hinter ihn verſtecken, und der Teufel brächte einen nicht hervor. Hoch! Wilhelm von Oranien, hoch!

Alle. Hoch! hoch!

Soeſt. Nun, Alter, bring' auch deine Geſundheit.

Ruyſum. Alte Soldaten! Alle Soldaten! Es lebe der Krieg!

Buyck. Bravo, Alter! Alle Soldaten! Es lebe der Krieg!

Jetter. Krieg! Krieg! Wißt ihr auch, was ihr ruft? Daß es euch leicht vom Munde geht, iſt wohl na-

türlich; wie lumpig aber unſer einem dabey zu Muthe iſt, kann ich nicht ſagen. Das ganze Jahr das Getrommel zu hören; und nichts zu hören, als wie da ein Haufen gezogen kommt und dort ein andrer, wie ſie über einen Hügel kamen und dort bey einer Mühle hielten, wie viel da geblieben ſind, wie viel dort, und wie ſie ſich drängen, und einer gewinnt, der andere verliert, ohne daß man ſein Tage begreift, wer was gewinnt oder verliert. Wie eine Stadt eingenommen wird, die Bürger ermordet werden, und wie's den armen Weibern, den unſchuldigen Kindern ergeht. Das iſt eine Noth und Angſt, man denkt jeden Augenblick: „Da kommen ſie! Es geht uns auch ſo.“

Soeſt. Drum muß auch ein Bürger immer in Waffen geübt ſeyn.

Jetter. Ja es übt ſich, wer Frau und Kinder hat. Und doch hör' ich noch lieber von Soldaten, als ich ſie ſehe.

Buyck. Das ſollt' ich übel nehmen.

Jetter. Auf euch iſt's nicht geſagt, Landsmann. Wie wir die Spaniſchen Beſatzungen los waren, hohlten wir wieder Athem.

Soeſt. Gelt! die lagen dir am ſchwerſten auf?

Jetter. Verir' Er ſich.

Soeſt. Die hatten ſcharfe Einquartierung bey dir.

Jetter. Halt dein Maul.

Soeſt. Sie hatten ihn vertrieben aus der Küche, dem Keller, der Stube — dem Bette.

(Sie lachen.)

Jetter. Du biſt ein Tropf.

Buyck. Friede ihr Herren! Muß der Soldat Friede rufen? — Nun da ihr von uns nichts hören wollt, nun bringt auch Eure Geſundheit aus, eine bürgerliche Geſundheit.

Jetter. Dazu ſind wir bereit! Sicherheit und Ruhe!

Soeſt. Ordnung und Freyheit!

Buyck. Brav! das ſind auch wir zufrieden.

(Sie ſtoßen an und wiederhohlen fröhlich die Worte, doch ſo, daß jeder ein anders ausruft und es eine Art Canon wird. Der Alte horcht und fällt endlich auch mit ein.)

Alle. Sicherheit und Ruhe! Ordnung und Freyheit!

Pallaſt der Regentinn.

Margarete von Parma, (in Jagdkleidern). Hofleute. Pagen. Bediente.

Regentinn.

Ihr ſtellt das Jagen ab, ich werde heut nicht reiten. Sagt Machiavellen, er ſoll zu mir kommen.

(Alle gehen ab.)

Der Gedanke an dieſe ſchrecklichen Begebenheiten läßt mir keine Ruhe! Nichts kann mich ergetzen, nichts mich

zerſtreuen; immer ſind dieſe Bilder, dieſe Sorgen vor mir. Nun wird der König ſagen, dieß ſeyn die Folgen meiner Güte, meiner Nachſicht; und doch ſagt mir mein Gewiſſen jeden Augenblick, das räthlichſte, das beſte gethan zu haben. Sollte ich früher mit dem Sturme des Grimmes dieſe Flammen anfachen und umhertreiben? Ich hoffte, ſie zu umſtellen, ſie in ſich ſelbſt zu verſchütten. Ja, was ich mir ſelbſt ſage, was ich wohl weiß, entſchuldigt mich vor mir ſelbſt; aber wie wird es mein Bruder aufnehmen? Denn, iſt es zu läugnen? Der Uebermuth der fremden Lehrer hat ſich täglich erhöht; ſie haben unſer Heiligthum geläſtert, die ſtumpfen Sinnen des Pöbels zerrüttet und den Schwindelgeiſt unter ſie gebannt. Unreine Geiſter haben ſich unter die Aufrührer gemiſcht, und ſchreckliche Thaten ſind geſchehen, die zu denken ſchauderhaft iſt, und die ich nun einzeln nach Hofe zu berichten habe; ſchnell und einzeln, damit mir der allgemeine Ruf nicht zuvor komme, damit der König nicht denke, man wolle noch mehr verheimlichen. Ich ſehe kein Mittel, weder ſtrenges noch gelindes, dem Uebel zu ſteuern. O was ſind wir Großen auf der Woge der Menſchheit? Wir glauben ſie zu beherrſchen, und ſie treibt uns auf und nieder, hin und her.

Machiavell (tritt auf).

Regentinn. Sind die Briefe an den König aufgeſetzt?

Machiavell. In einer Stunde werdet ihr ſie unterſchreiben können.

Regentinn. Habt ihr den Bericht ausführlich genug gemacht?

Machiavell. Ausführlich und umſtändlich, wie es der König liebt. Ich erzähle, wie zuerſt zu St. Omer die bilderſtürmeriſche Wuth ſich zeigt. Wie eine raſende Menge mit Stäben, Beilen, Hämmern, Leitern, Stricken verſehen, von wenig Bewaffneten begleitet, erſt Kapellen, Kirchen und Klöſter anfallen, die Andächtigen verjagen, die verſchloſſenen Pforten aufbrechen, alles umkehren, die Altäre niederreißen, die Statuen der Heiligen zerſchlagen, alle Gemählde verderben, alles was ſie nur Geweihtes, Geheiligtes antreffen, zerſchmettern, zerreißen, zertreten. Wie ſich der Haufe unterwegs vermehrt, die Einwohner von Ypern ihnen die Thore eröffnen. Wie ſie den Dom mit unglaublicher Schnelle verwüſten, die Bibliothek des Biſchofs verbrennen. Wie eine große Menge Volks, von gleichem Unſinn ergriffen, ſich über Menin, Comines, Berwich, Lille verbreitet, nirgend Widerſtand findet, und wie faſt durch ganz Flandern in Einem Augenblicke die ungeheure Verſchwörung ſich erklärt und ausgeführt iſt.

Regentinn. Ach, wie ergreift mich auf's neue der Schmerz bey deiner Wiederhohlung! Und die Furcht geſellt ſich dazu, das Uebel werde nur größer und größer werden. Sagt mir eure Gedanken, Machiavell!

Machiavell. Verzeihen Eure Hoheit, meine Gedanken ſehen Grillen ſo ähnlich; und wenn ihr auch immer mit meinen Dienſten zufrieden wart, habt ihr doch ſelten meinem Rath folgen mögen. Ihr ſagtet oft im Scherze: „Du ſiehſt zu weit, Machiavell! Du ſollteſt Geſchichtſchreiber ſeyn: wer handelt, muß für's nächſte ſorgen.“ Und doch, habe ich dieſe Geſchichte nicht voraus erzählt? Hab' ich nicht alles voraus geſehen?

Regentinn. Ich ſehe auch viel voraus, ohne es ändern zu können.

Machiavell. Ein Wort für tauſend: Ihr unterdrückt die neue Lehre nicht. Laßt ſie gelten, ſondert ſie von den Rechtgläubigen, gebt ihnen Kirchen, faßt ſie in die bürgerliche Ordnung, ſchränkt ſie ein; und ſo habt ihr die Aufrührer auf einmal zur Ruhe gebracht. Jede anderen Mittel ſind vergeblich, und ihr verheert das Land.

Regentinn. Haſt du vergeſſen, mit welchem Abſcheu mein Bruder ſelbſt die Frage verwarf, ob man die neue Lehre dulden könne? Weißt du nicht, wie er mir in jedem Briefe die Erhaltung des wahren Glaubens auf's eifrigſte empfiehlt? daß er Ruhe und Einigkeit auf Koſten der Religion nicht hergeſtellt wiſſen will? Hält er nicht ſelbſt in den Provinzen Spione, die wir nicht kennen, um zu erfahren, wer ſich zu der neuen Meynung hinüber neigt? Hat er nicht zu unſrer Verwunderung uns dieſen und jenen genannt, der ſich in unſrer

Nähe heimlich der Ketzerey ſchuldig machte? Befiehlt er nicht Strenge und Schärfe? Und ich ſoll gelind ſeyn? ich ſoll Vorſchläge thun, daß er nachſehe, daß er dulde? Würde ich nicht alles Vertrauen, allen Glauben bey ihm verlieren?

Machiavell. Ich weiß wohl; der König befiehlt, er läßt euch ſeine Abſichten wiſſen. Ihr ſollt Ruhe und Friede wieder herſtellen, durch ein Mittel, das die Gemüther noch mehr erbittert, das den Krieg unvermeidlich an allen Enden anblaſen wird. Bedenkt, was ihr thut. Die größten Kaufleute ſind angeſteckt, der Adel, das Volk, die Soldaten. Was hilft es auf ſeinen Gedanken beharren, wenn ſich um uns alles ändert? Möchte doch ein guter Geiſt Philippen eingeben, daß es einem Könige anſtändiger iſt, Bürger zweyerley Glaubens zu regieren, als ſie durch einander aufzureiben.

Regentinn. Solch ein Wort nie wieder. Ich weiß wohl, daß Politik ſelten Treu' und Glauben halten kann, daß ſie Offenheit, Gutherzigkeit, Nachgiebigkeit aus unſern Herzen ausſchließt. In weltlichen Geſchäften iſt das leider nur zu wahr; ſollen wir aber auch mit Gott ſpielen wie unter einander? Sollen wir gleichgültig gegen unſre bewährte Lehre ſeyn, für die ſo viele ihr Leben aufgeopfert haben? Die ſollten wir hingeben an hergelaufne, ungewiſſe, ſich ſelbſt widerſprechende Neuerungen?

Machiavell. Denkt nur deswegen nicht übler von mir.

Regentinn. Ich kenne dich und deine Treue, und weiß, daß einer ein ehrlicher und verständiger Mann seyn kann, wenn er gleich den nächsten besten Weg zum Heil seiner Seele verfehlt hat. Es sind noch andere, Machiavell, Männer die ich schätzen und tadeln muß.

Machiavell. Wen bezeichnet ihr mir?

Regentinn. Ich kann es gestehen, daß mir Egmont heute einen recht innerlichen tiefen Verdruß erregte.

Machiavell. Durch welches Betragen?

Regentinn. Durch sein gewöhnliches, durch Gleichgültigkeit und Leichtsinn. Ich erhielt die schreckliche Botschaft, eben als ich von vielen und ihm begleitet aus der Kirche ging. Ich hielt meinen Schmerz nicht an, ich beklagte mich laut und rief, indem ich mich zu ihm wendete: „Seht, was in eurer Provinz entsteht! Das duldet ihr, Graf, von dem der König sich alles versprach?“

Machiavell. Und was antwortete er?

Regentinn. Als wenn es nichts, als wenn es eine Nebensache wäre, versetzte er: Wären nur erst die Niederländer über ihre Verfassung beruhigt! Das übrige würde sich leicht geben.

Machiavell. Vielleicht hat er wahrer, als klug und fromm gesprochen. Wie soll Zutrauen entstehen und bleiben, wenn der Niederländer sieht, daß es mehr

um ſeine Beſitzthümer als um ſein Wohl, um ſeiner Seele Heil zu thun iſt? Haben die neuen Biſchöfe mehr Seelen gerettet, als fette Pfründen geſchmauſ't, und ſind es nicht meiſt Fremde? Noch werden alle Statthalterſchaften mit Niederländern beſetzt; laſſen ſich es die Spanier nicht zu deutlich merken, daß ſie die gröſte, unwiderſtehlichſte Begierde nach dieſen Stellen empfinden? Will ein Volk nicht lieber nach ſeiner Art von den Seinigen regieret werden, als von Fremden, die erſt im Lande ſich wieder Beſitzthümer auf Unkoſten aller zu erwerben ſuchen, die einen fremden Maßſtab mitbringen, und unfreundlich und ohne Theilnehmung herrſchen?

Regentinn. Du ſtellſt dich auf die Seite der Gegner.

Machiavell. Mit dem Herzen gewiß nicht; und wollte, ich könnte mit dem Verſtande ganz auf der unſrigen ſeyn.

Regentinn. Wenn du ſo willſt, ſo thät' es noth. ich träte ihnen meine Regentſchaft ab; denn Egmont und Oranien machten ſich große Hoffnung, dieſen Platz einzunehmen. Damals waren ſie Gegner; jetzt ſind ſie gegen mich verbunden, ſind Freunde, unzertrennliche Freunde geworden.

Machiavell. Ein gefährliches Paar.

Regentinn. Soll ich aufrichtig reden; ich fürchte Oranien, und ich fürchte für Egmont. Oranien ſinnt nichts Gutes, ſeine Gedanken reichen in die Ferne, er

iſt heimlich, ſcheint alles anzunehmen, widerſpricht nie, und in tiefſter Ehrfurcht, mit gröſter Vorſicht thut er was ihm beliebt.

Machiavell. Recht im Gegentheil geht Egmont einen freyen Schritt, als wenn die Welt ihm gehörte.

Regentinn. Er trägt das Haupt ſo hoch, als wenn die Hand der Majeſtät nicht über ihm ſchwebte.

Machiavell. Die Augen des Volks ſind alle nach ihm gerichtet, und die Herzen hängen an ihm.

Regentinn. Nie hat er einen Schein vermieden; als wenn niemand Rechenſchaft von ihm zu fordern hätte. Noch trägt er den Namen Egmont. Graf Egmont, freut ihn, ſich nennen zu hören; als wollte er nicht vergeſſen, daß ſeine Vorfahren Beſitzer von Geldern waren. Warum nennt er ſich nicht Prinz von Gaure, wie es ihm zukommt? Warum thut er das? Will er erloſchne Rechte wieder geltend machen?

Machiavell. Ich halte ihn für einen treuen Diener des Königs.

Regentinn. Wenn er wollte, wie verdient könnte er ſich um die Regierung machen; anſtatt daß er uns ſchon, ohne ſich zu nutzen, unſäglichen Verdruß gemacht hat. Seine Geſellſchaften, Gaſtmahle und Gelage haben den Adel mehr verbunden und verknüpft, als die gefährlichſten heimlichen Zuſammenkünfte. Mit ſeinen Geſundheiten haben die Gäſte einen dauernden Rauſch, einen nie ſich verziehenden Schwindel geſchöpft. Wie oft

ſetzt er durch ſeine Scherzreden die Gemüther des Volks in Bewegung, und wie ſtutzte der Pöbel über die neuen Livreen, über die thörichten Abzeichen der Bedienten!

Machiavell. Ich bin überzeugt, es war ohne Abſicht.

Regentinn. Schlimm genug. Wie ich ſage: er ſchadet uns, und nützt ſich nicht. Er nimmt das Ernſtliche ſcherzhaft; und wir, um nicht müßig und nachläſſig zu ſcheinen, müſſen das Scherzhafte ernſtlich nehmen. So hetzt eins das andre; und was man abzuwenden ſucht, das macht ſich erſt recht. Er iſt gefährlicher als ein entſchiednes Haupt einer Verſchwörung; und ich müßte mich ſehr irren, wenn man ihm bey Hofe nicht alles gedenkt. Ich kann nicht läugnen, es vergeht wenig Zeit, daß er mich nicht empfindlich, ſehr empfindlich macht.

Machiavell. Er ſcheint mir in allem nach ſeinem Gewiſſen zu handeln.

Regentinn. Sein Gewiſſen hat einen gefälligen Spiegel., Sein Betragen iſt oft beleidigend. Er ſieht oft aus, als wenn er in der völligen Ueberzeugung lebe, er ſey Herr und wolle es uns nur aus Gefälligkeit nicht fühlen laſſen, wolle uns ſo gerade nicht zum Lande hinausjagen; es werde ſich ſchon geben.

Machiavell. Ich bitte euch, legt ſeine Offenheit, ſein glückliches Blut, das alles Wichtige leicht behan-

delt, nicht zu gefährlich aus. Ihr ſchadet nur ihm und euch.

Regentinn. Ich lege nichts aus. Ich ſpreche nur von den unvermeidlichen Folgen, und ich kenne ihn. Sein Niederländiſcher Adel und ſein golden Vließ vor der Bruſt ſtärken ſein Vertrauen, ſeine Kühnheit. Beydes kann ihn vor einem ſchnellen, willkürlichen Unmuth des Königs ſchützen. Unterſuch' es genau, an dem ganzen Unglück, das Flandern trifft, iſt er doch nur allein ſchuld. Er hat zuerſt den fremden Lehrern nachgeſehn, hat's ſo genau nicht genommen, und vielleicht ſich heimlich gefreut, daß wir etwas zu ſchaffen hatten. Laß mich nur, was ich auf dem Herzen habe, ſoll bey dieſer Gelegenheit davon. Und ich will die Pfeile nicht umſonſt verſchießen; ich weiß wo er empfindlich iſt. Er iſt auch empfindlich.

Machiavell. Habt ihr den Rath zuſammen berufen laſſen? Kommt Oranien auch?

Regentinn. Ich habe nach Antwerpen um ihn geſchickt. Ich will ihnen die Laſt der Verantwortung nahe genug zuwälzen; ſie ſollen ſich mit mir dem Uebel ernſtlich entgegenſetzen oder ſich auch als Rebellen erklären. Eile, daß die Briefe fertig werden, und bringe mir ſie zur Unterſchrift. Dann ſende ſchnell den bewährten Vaska nach Madrit; er iſt unermüdet und treu; daß mein Bruder zuerſt durch ihn die Nachricht

erfahre, daß der Ruf ihn nicht übereile. Ich will ihn ſelbſt noch ſprechen eh' er abgeht.

Machiavell. Eure Befehle ſollen ſchnell und genau befolgt werden.

Bürgerhaus.

Clare. Clarens Mutter. Brackenburg.

Clare. Wollt ihr mir nicht das Garn halten, Brackenburg?

Brackenburg. Ich bitt' euch, verſchont mich, Clärchen.

Clare. Was habt ihr wieder? Warum verſagt ihr mir dieſen kleinen Liebesdienſt?

Brackenburg. Ihr bannt mich mit dem Zwirn ſo feſt vor euch hin, ich kann euern Augen nicht ausweichen.

Clare. Grillen! kommt und haltet!

Mutter (im Seſſel ſtrickend).

Singt doch eins! Brackenburg ſecundirt ſo hübſch. Sonſt war't ihr luſtig, und ich hatte immer was zu lachen.

Brackenburg. Sonſt.

Clare. Wir wollen ſingen.

Brackenburg. Was ihr wollt.

Clare. Nur hübſch munter und friſch weg! Es iſt ein Soldatenliedchen, mein Leibſtück.

(Sie wickelt Garn und ſingt mit Brackenburg.)

Die Trommel gerühret!
Das Pfeifchen geſpielt!
Mein Liebſter gewaffnet
Dem Haufen befiehlt,
Die Lanze hoch führet,
Die Leute regieret.
Wie klopft mir das Herze!
Wie wallt mir das Blut!
O hätt' ich ein Wämmslein,
Und Hoſen und Hut!

Ich folgt' ihm zum Thor' aus
Mit muthigem Schritt,
Ging' durch die Provinzen,
Ging' überall mit.
Die Feinde ſchon weichen,
Wir ſchießen darein.
Welch Glück ſonder Gleichen,
Ein Mannsbild zu ſeyn!

(Brackenburg hat unter dem Singen Clärchen oft angeſehen; zuletzt bleibt ihm die Stimme ſtocken, die Thränen kommen ihm in die Augen, er läßt den Strang fallen und geht an's Fenſter. Clärchen ſingt das Lied allein aus, die Mutter winkt ihr halb unwillig, ſie ſteht auf, geht einige Schritte nach ihm hin, kehrt halb unſchlüſſig wieder um, und ſetzt ſich.)

Mutter. Was gibt's auf der Gaſſe, Brackenburg? Ich höre marſchiren.

Brackenburg. Es ist die Leibwache der Regentinn.

Clare. Um diese Stunde? was soll das bedeuten? (Sie steht auf und geht an das Fenster zu Brackenburg.) Das ist nicht die tägliche Wache, das sind weit mehr! Fast alle ihre Haufen. O Brackenburg, geht! hört einmal was es gibt? Es muß etwas Besonderes seyn. Geht, guter Brackenburg, thut mir den Gefallen.

Brackenburg. Ich gehe! Ich bin gleich wieder da. (Er reicht ihr abgehend die Hand; sie gibt ihm die ihrige.)

Mutter. Du schickst ihn schon wieder weg!

Clare. Ich bin neugierig; und auch, verdenkt mir's nicht, seine Gegenwart thut mir weh. Ich weiß immer nicht, wie ich mich gegen ihn betragen soll. Ich habe Unrecht gegen ihn, und mich nagt's am Herzen, daß er es so lebendig fühlt. — Kann ich's doch nicht ändern!

Mutter. Es ist ein so treuer Bursche.

Clare. Ich kann's auch nicht lassen, ich muß ihm freundlich begegnen. Meine Hand drückt sich oft unversehens zu, wenn die seine mich so leise, so liebevoll anfaßt. Ich mache mir Vorwürfe, daß ich ihn betrüge, daß ich in seinem Herzen eine vergebliche Hoffnung nähre. Ich bin übel dran. Weiß Gott, ich betrüg' ihn nicht. Ich will nicht, daß er hoffen soll, und ich kann ihn doch nicht verzweifeln lassen.

Mutter. Das ist nicht gut.

Clare. Ich hatte ihn gern, und will ihm auch noch wohl in der Seele. Ich hätte ihn heirathen können, und glaube ich war nie in ihn verliebt.

Mutter. Glücklich wärst du immer mit ihm gewesen.

Clare. Wäre versorgt, und hätte ein ruhiges Leben.

Mutter. Und das ist alles durch deine Schuld verscherzt.

Clare. Ich bin in einer wunderlichen Lage. Wenn ich so nachdenke wie es gegangen ist, weiß ich's wohl und weiß es nicht. Und dann darf ich Egmont nur wieder ansehen, wird mir alles sehr begreiflich; ja wäre mir weit mehr begreiflich. Ach, was ist's ein Mann! Alle Provinzen beten ihn an, und ich in seinem Arm sollte nicht das glücklichste Geschöpf von der Welt seyn?

Mutter. Wie wird's in der Zukunft werden?

Clare. Ach, ich frage nur ob er mich liebt; und ob er mich liebt? ist das eine Frage?

Mutter. Man hat nichts als Herzensangst mit seinen Kindern. Wie das ausgehen wird, immer Sorge und Kummer! Es geht nicht gut aus! Du hast dich unglücklich gemacht! mich unglücklich gemacht.

Clare (gelassen). Ihr ließet es doch im Anfange.

Mutter. Leider war ich zu gut, bin immer zu gut.

Clare. Wenn Egmont vorbeyritt und ich an's Fenster lief, schaltet ihr mich da? Tratet ihr nicht selbst an's

Fenſter? Wenn er herauf ſah, lächelte, nickte, mich grüßte; war es euch zuwider? Fandet ihr euch nicht ſelbſt in eurer Tochter geehrt?

Mutter. Mache mir noch Vorwürfe.

Clare (gerührt). Wenn er nun öfter die Straße kam, und wir wohl fühlten, daß er um meinetwillen den Weg machte, bemerktet ihr's nicht ſelbſt mit heimlicher Freude? Rieft ihr mich ab, wenn ich hinter den Scheiben ſtand und ihn erwartete?

Mutter. Dachte ich, daß es ſo weit kommen ſollte?

Clare (mit ſtockender Stimme und zurückgehaltenen Thränen). Und wie er uns Abends, in den Mantel eingehüllt, bey der Lampe überraſchte, wer war geſchäftig ihn zu empfangen, da ich auf meinem Stuhl wie angekettet und ſtaunend ſitzen blieb?

Mutter. Und konnte ich fürchten, daß dieſe unglückliche Liebe das kluge Clärchen ſo bald hinreißen würde? Ich muß es nun tragen, daß meine Tochter —

Clare (mit ausbrechenden Thränen). Mutter! Ihr wollt's nun! Ihr habt eure Freude, mich zu ängſtigen.

Mutter (weinend). Weine noch gar! mache mich noch elender durch deine Betrübniß. Iſt mir's nicht Kummer genug, daß meine einzige Tochter ein verworfenes Geſchöpf iſt?

Clare (aufſtehend und kalt). Verworfen! Egmonts Geliebte, verworfen? — Welche Fürſtinn neidete nicht das arme Clärchen um den Platz an ſeinem Herzen! O

Mutter — meine Mutter, so redetet ihr sonst nicht. Liebe Mutter, seyd gut! — Das Volk was das denkt, die Nachbarinnen was die murmeln — Diese Stube, dieses kleine Haus ist ein Himmel, seit Egmonts Liebe drin wohnt.

Mutter. Man muß ihm hold seyn! das ist wahr. Er ist immer so freundlich, frey und offen.

Clare. Es ist keine falsche Ader an ihm. Seht, Mutter, und er ist doch der große Egmont. Und wenn er zu mir kommt, wie er so lieb ist, so gut! wie er mir seinen Stand, seine Tapferkeit gerne verbärge! wie er um mich besorgt ist! so nur Mensch, nur Freund, nur Liebster.

Mutter. Kommt er wohl heute?

Clare. Habt ihr mich nicht oft an's Fenster gehen sehn? Habt ihr nicht bemerkt, wie ich horche, wenn's an der Thüre rauscht? — Ob ich schon weiß, daß er vor Nacht nicht kommt, vermuth' ich ihn doch jeden Augenblick, von Morgens an, wenn ich aufstehe. Wär' ich nur ein Bube und könnte immer mit gehen, zu Hofe und überall hin! Könnt' ihm die Fahne nachtragen in der Schlacht! —

Mutter. Du warst immer so ein Springinsfeld; als ein kleines Kind schon, bald toll, bald nachdenklich. Ziehst du dich nicht ein wenig besser an?

Clare. Vielleicht, Mutter! Wenn ich Langeweile habe. — Gestern, denkt, gingen von seinen Leuten vor-

bey und ſangen Lobliedchen auf ihn. Wenigſtens war ſein Name in den Liedern! das übrige konnte ich nicht verſtehn. Das Herz ſchlug mir bis an den Hals — Ich hätte ſie gern zurückgerufen, wenn ich mich nicht geſchämt hätte.

Mutter. Nimm dich in Acht! Dein heftiges Weſen verdirbt noch alles; du verräthſt dich offenbar vor den Leuten. Wie neulich bey dem Vetter, wie du den Holzſchnitt und die Beſchreibung fandſt und mit einem Schrey rieſſt: Graf Egmont! — Ich ward feuerroth.

Clare. Hätt' ich nicht ſchreyen ſollen? Es war die Schlacht bey Gravelingen, und ich finde oben im Bilde den Buchſtaben C. und ſuche unten in der Beſchreibung C. Steht da: „Graf Egmont, dem das Pferd unter dem Leibe todt geſchoſſen wird." Mich überlief's — und hernach mußt' ich lachen über den holzgeſchnitzten Egmont, der ſo groß war als der Thurm von Gravelingen gleich dabey, und die Engliſchen Schiffe an der Seite. — Wenn ich mich manchmal erinnere, wie ich mir ſonſt eine Schlacht vorgeſtellt, und was ich mir als Mädchen für ein Bild vom Grafen Egmont machte, wenn ſie von ihm erzählten, und von allen Grafen und Fürſten — und wie mir's jetzt iſt!

Brackenburg (kommt).

Clare. Wie ſteht's?

Brackenburg. Man weiß nichts Gewiſſes. In Flandern ſoll neuerdings ein Tumult entſtanden ſeyn;

die Regentinn ſoll beſorgen, er möchte ſich hierher verbreiten. Das Schloß iſt ſtark beſetzt, die Bürger ſind zahlreich an den Thoren, das Volk ſummt in den Gaſſen. — Ich will nur ſchnell zu meinem alten Vater.

(Als wollt' er gehen.)

Clare. Sieht man euch morgen? Ich will mich ein wenig anziehen. Der Vetter kommt, und ich ſehe gar zu liederlich aus. Helft mir einen Augenblick, Mutter. — Nehmt das Buch mit, Brackenburg, und bringt mir wieder ſo eine Hiſtorie.

Mutter. Lebt wohl.

Brackenburg (ſeine Hand reichend). Eure Hand!

Clare (ihre Hand verſagend). Wenn ihr wieder kommt. (Mutter und Tochter ab.)

Brackenburg (allein). Ich hatte mir vorgenommen, grade wieder fort zu gehn; und da ſie es dafür aufnimmt und mich gehen läßt, möcht' ich raſend werden. — Unglücklicher! und dich rührt deines Vaterlandes Geſchick nicht? der wachſende Tumult nicht? — und gleich iſt dir Landsmann oder Spanier, und wer regiert und wer Recht hat? — War ich doch ein andrer Junge als Schulknabe! — Wenn da ein Exercitium aufgegeben war; „Brutus Rede für die Freyheit, zur Uebung der Redekunſt;“ da war doch immer Fritz der Erſte, und der Rector ſagte: wenn's nur ordentlicher wäre, nur nicht alles ſo über einander geſtolpert. — Damals kocht' es und trieb! — Jetzt ſchlepp' ich mich an den Augen

des Mädchens so hin. Kann ich sie doch nicht lassen! Kann sie mich doch nicht lieben! — Ach — Nein — Sie — Sie kann mich nicht ganz verworfen haben — — Nicht ganz — und halb und nichts! — Ich duld' es nicht länger! — — Sollte es wahr seyn, was mir ein Freund neulich in's Ohr sagte? daß sie Nachts einen Mann heimlich zu sich einläßt, da sie mich züchtig immer vor Abend aus dem Hause treibt. Nein, es ist nicht wahr; es ist eine Lüge, eine schändliche verläumderische Lüge! Clärchen ist so unschuldig als ich unglücklich bin. — Sie hat mich verworfen, hat mich von ihrem Herzen gestoßen — — Und ich soll so fort leben? Ich duld', ich duld' es nicht. — — Schon wird mein Vaterland von innerm Zwiste heftiger bewegt, und ich sterbe unter dem Getümmel nur ab! Ich duld' es nicht! — Wenn die Trompete klingt, ein Schuß fällt, mir fährt's durch Mark und Bein! Ach, es reizt mich nicht! es fordert mich nicht, auch mit einzugreifen, mit zu retten, zu wagen. — Elender, schimpflicher Zustand. Es ist besser, ich end' auf einmal. Neulich stürzt' ich mich in's Wasser, ich sank — aber die geängstete Natur war stärker; ich fühlte, daß ich schwimmen konnte, und rettete mich wider Willen. — — Könnt' ich der Zeiten vergessen, da sie mich liebte, mich zu lieben schien! — Warum hat mir's Mark und Bein durchdrungen, das Glück? Warum haben mir diese Hoffnungen allen Genuß des Lebens aufgezehrt, indem sie mir ein Paradies

von weitem zeigten? — Und jener erste Kuß! Jener einzige! — Hier, (die Hand auf den Tisch legend) hier waren wir allein — sie war immer gut und freundlich gegen mich gewesen — da schien sie sich zu erweichen — sie sah mich an — alle Sinne gingen mir um, und ich fühlte ihre Lippen auf den meinigen. — Und — und nun? — Stirb Armer! Was zauderst du? (Er zieht ein Fläschchen aus der Tasche.) Ich will dich nicht umsonst aus meines Bruders Doctorkästchen gestohlen haben, heilsames Gift! Du sollst mir dieses Bangen, diese Schwindel, diese Todesschweiße auf einmal verschlingen und lösen.

Zweyter Aufzug.

Platz in Brüſſel.

Jetter und ein Zimmermeiſter (treten zuſammen).

Zimmermeiſter.

Sagt' ich's nicht voraus? Noch vor acht Tagen auf der Zunft ſagt' ich, es würde ſchwere Händel geben.

Jetter. Iſt's denn wahr, daß ſie die Kirchen in Flandern geplündert haben?

Zimmermeiſter. Ganz und gar zu Grunde gerichtet haben ſie Kirchen und Kapellen. Nichts als die vier nackte Wände haben ſie ſtehen laſſen. Lauter Lumpengeſindel! Und das macht unſre gute Sache ſchlimm. Wir hätten eher in der Ordnung, und ſtandhaft unſere Gerechtſame der Regentinn vortragen und drauf halten ſollen. Reden wir jetzt, verſammeln wir uns jetzt; ſo heißt es, wir geſellen uns zu den Aufwieglern.

Jetter. Ja ſo denkt jeder zuerſt: was ſollſt du mit deiner Naſe voran? hängt doch der Hals gar nah' damit zuſammen.

Zimmermeiſter. Mir iſt's bange, wenn's einmal unter dem Pack zu lärmen anfängt, unter dem Volk, das nichts zu verlieren hat. Die brauchen das zum Vorwande, worauf wir uns auch berufen müſſen, und bringen das Land in Unglück.

Soeſt (tritt dazu).

Guten Tag, ihr Herrn! Was gibt's neues? Iſt's wahr, daß die Bilderſtürmer gerade hierher ihren Lauf nehmen?

Zimmermeiſter. Hier ſollen ſie nichts anrühren.

Soeſt. Es trat ein Soldat bey mir ein, Toback zu kaufen; den fragt' ich aus. Die Regentinn, ſo eine wackre kluge Frau ſie bleibt, dießmal iſt ſie außer Faſſung. Es muß ſehr arg ſeyn, daß ſie ſich ſo geradezu hinter ihre Wache verſteckt. Die Burg iſt ſcharf beſetzt. Man meynt ſogar, ſie wolle aus der Stadt flüchten.

Zimmermeiſter. Hinaus ſoll ſie nicht! Ihre Gegenwart beſchützt uns, und wir wollen ihr mehr Sicherheit verſchaffen, als ihre Stutzbärte. Und wenn ſie uns unſere Rechte und Freyheiten aufrecht erhält; ſo wollen wir ſie auf den Händen tragen.

Seifenſieder (tritt dazu).

Garſtige Händel! Ueble Händel! Es wird unruhig und geht ſchief aus! — Hütet euch, daß ihr ſtille bleibt, daß man euch nicht auch für Aufwiegler hält.

Soeſt. Da kommen die ſieben Weiſen aus Griechenland.

Seifensieder. Ich weiß, da sind viele, die es heimlich mit den Calvinisten halten, die auf die Bischöfe lästern, die den König nicht scheuen. Aber ein treuer Unterthan, ein aufrichtiger Katholike! —

(Es gesellt sich nach und nach allerley Volk zu ihnen und horcht.)

Wansen (tritt dazu).

Gott grüß' euch Herren! Was neues?

Zimmermeister. Gebt euch mit dem nicht ab, das ist ein schlechter Kerl.

Jetter. Ist es nicht der Schreiber beym Doctor Wiets?

Zimmermeister. Er hat schon viele Herren gehabt. Erst war er Schreiber, und wie ihn ein Patron nach dem andern fortjagte, Schelmstreiche halber; pfuscht er jetzt Notaren und Advocaten in's Handwerk, und ist ein Branntweinzapf.

(Es kommt mehr Volk zusammen und steht truppweise.)

Wansen. Ihr seyd auch versammelt, steckt die Köpfe zusammen. Es ist immer redenswerth.

Soest. Ich denk' auch.

Wansen. Wenn jetzt einer oder der andere Herz hätte, und einer oder der andere den Kopf dazu; wir könnten die Spanischen Ketten auf einmal sprengen.

Soest. Herre! So müßt ihr nicht reden. Wir haben dem König geschworen.

Wansen. Und der König uns. Merkt das.

Jetter. Das läßt ſich hören! Sagt eure Meinung.

Einige Andere. Horch, der verſteht's. Der hat Pfiffe.

Wanſen. Ich hatte einen alten Patron, der beſaß Pergamente und Briefe von uralten Stiftungen, Contracten und Gerechtigkeiten; er hielt auf die rarſten Bücher. In einem ſtand unſere ganze Verfaſſung: wie uns Niederländer zuerſt einzelne Fürſten regierten, alles nach hergebrachten Rechten, Privilegien und Gewohnheiten; wie unſre Vorfahren alle Ehrfurcht für ihren Fürſten gehabt, wenn er ſie regiert wie er ſollte; und wie ſie ſich gleich vorſahen, wenn er über die Schnur hauen wollte. Die Staaten waren gleich hinterdrein: denn jede Provinz, ſo klein ſie war, hatte ihre Staaten, ihre Landſtände.

Zimmermeiſter. Haltet euer Maul! das weiß man lange! Ein jeder rechtſchaffener Bürger iſt, ſo viel er braucht, von der Verfaſſung unterrichtet.

Jetter. Laßt ihn reden; man erfährt immer etwas mehr.

Soeſt. Er hat ganz recht.

Mehrere. Erzählt! erzählt! So was hört man nicht alle Tage.

Wanſen. So ſeyd ihr Bürgersleute! Ihr lebt nur ſo in den Tag hin; und wie ihr euer Gewerb' von euern Eltern überkommen habt, ſo laßt ihr auch das Regiment über euch ſchalten und walten, wie es kann und mag.

Ihr fragt nicht nach dem Herkommen, nach der Hiſtorie, nach dem Recht eines Regenten; und über das Verſäumniß haben euch die Spanier das Netz über die Ohren gezogen.

Soeſt. Wer denkt da dran? wenn einer nur das tägliche Brot hat.

Jetter. Verflucht! Warum tritt auch keiner in Zeiten auf, und ſagt einem ſo etwas?

Wanſen. Ich ſag' es euch jetzt. Der König in Spanien, der die Provinzen durch gut Glück zuſammen beſitzt, darf doch nicht drin ſchalten und walten, anders als die kleinen Fürſten, die ſie ehemals einzeln beſaßen. Begreift ihr das?

Jetter. Erklärt's uns.

Wanſen. Es iſt ſo klar als die Sonne. Müßt ihr nicht nach euern Landrechten gerichtet werden? Woher käme das?

Ein Bürger. Wahrlich!

Wanſen. Hat der Brüſſeler nicht ein ander Recht, als der Antwerper? der Antwerper, als der Genter? Woher käme denn das?

Anderer Bürger. Bey Gott!

Wanſen. Aber, wenn ihr's ſo fortlaufen laßt; wird man's euch bald anders weiſen. Pfuy! Was Karl der Kühne, Friedrich der Krieger, Karl der Fünfte nicht konnten, das thut nun Philipp durch ein Weib.

Soeſt. Ja, ja! Die alten Fürſten haben's auch ſchon probirt.

Wanſen. Freylich! — Unſere Vorfahren paßten auf. Wie ſie einem Herrn gram wurden, fingen ſie ihm etwa ſeinen Sohn und Erben weg, hielten ihn bey ſich, und gaben ihn nur auf die beſten Bedingungen heraus. Unſere Väter waren Leute! die wußten was ihnen nütz war! die wußten etwas zu faſſen und feſt zu ſetzen! Rechte Männer! Dafür ſind aber auch unſere Privilegien ſo deutlich, unſere Freyheiten ſo verſichert.

Seifenſieder. Was ſprecht ihr von Freyheiten?

Das Volk. Von unſern Freyheiten, von unſern Privilegien! Erzählt noch was von unſern Privilegien.

Wanſen. Wir Brabanter beſonders, obgleich alle Provinzen ihre Vortheile haben, wir ſind am herrlichſten verſehen. Ich habe alles geleſen.

Soeſt. Sagt an.

Jetter. Laßt hören.

Ein Bürger. Ich bitt' euch.

Wanſen. Erſtlich ſteht geſchrieben: Der Herzog von Brabant ſoll uns ein guter und getreuer Herr ſeyn.

Soeſt. Gut! Steht das ſo?

Jetter. Getreu? Iſt das wahr?

Wanſen. Wie ich euch ſage. Er iſt uns verpflichtet, wie wir ihm. Zweytens: Er ſoll keine Macht oder eignen Willen an uns beweiſen, merken laſſen, oder gedenken zu geſtatten, auf keinerley Weiſe.

Jetter. Schön! Schön! nicht beweiſen.

Soeſt. Nicht merken laſſen.

Ein Anderer. Und nicht gedenken zu geſtatten! Das iſt der Hauptpunct. Niemanden geſtatten, auf keinerley Weiſe.

Wanſen. Mit ausdrücklichen Worten.

Jetter. Schafft uns das Buch.

Ein Bürger. Ja, wir müſſen's haben.

Andere. Das Buch! das Buch!

Ein Anderer. Wir wollen zu der Regentinn gehen mit dem Buche.

Ein Anderer. Ihr ſollt das Wort führen, Herr Doctor.

Seifenſieder. O die Tröpfe!

Andere. Noch etwas aus dem Buche!

Seifenſieder. Ich ſchlage ihm die Zähne in den Hals, wenn er noch ein Wort ſagt.

Das Volk. Wir wollen ſehen, wer ihm etwas thut. Sagt uns was von den Privilegien! Haben wir noch mehr Privilegien?

Wanſen. Mancherley, und ſehr gute, ſehr heilſame. Da ſteht auch: Der Landsherr ſoll den geiſtlichen Stand nicht verbeſſern oder mehren, ohne Verwilligung des Adels und der Stände! Merkt das! Auch den Staat des Landes nicht verändern.

Soeſt. Iſt das ſo?

Vanſen. Ich will's euch geſchrieben zeigen, von zwey drey hundert Jahren her.

Bürger. Und wir leiden die neuen Biſchöfe? Der Adel muß uns ſchützen, wir fangen Händel an!

Andere. Und wir laſſen uns von der Inquiſition in's Bockshorn jagen?

Vanſen. Das iſt eure Schuld.

Das Volk. Wir haben noch Egmont! noch Oranien! Die ſorgen für unſer Beſtes.

Vanſen. Eure Brüder in Flandern haben das gute Werk angefangen.

Seifenſieder. Du Hund!

(Er ſchlägt ihn.)

Andere (widerſetzen ſich und rufen). Biſt du auch ein Spanier?

Ein Anderer. Was? den Ehrenmann?

Ein Anderer. Den Gelahrten?

(Sie fallen den Seifenſieder an.)

Zimmermeiſter. Um's Himmels willen, ruht!

(Andere miſchen ſich in den Streit.)

Zimmermeiſter. Bürger, was ſoll das?

(Buben pfeifen, werfen mit Steinen, hetzen Hunde an, Bürger ſtehn und gaffen, Volk läuft zu, andere gehn gelaſſen auf und ab, andere treiben allerley Schalkspoſſen, ſchreyen und jubiliren.)

Andere. Freyheit und Privilegien! Privilegien und Freyheit!

Egmont (tritt auf mit Begleitung).

Ruhig! ruhig, Leute! Was gibt's? Ruhe! Bringt ſie aus einander.

Zimmermeiſter. Gnädiger Herr, ihr kommt wie ein Engel des Himmels. Stille! ſeht ihr nichts? Graf Egmont! Dem Grafen Egmont Reverenz.

Egmont. Auch hier? Was fangt ihr an? Bürger gegen Bürger! Hält ſogar die Nähe unſrer königlichen Regentinn dieſen Unſinn nicht zurück? Geht aus einander, geht an euer Gewerbe. Es iſt ein übles Zeichen, wenn ihr an Werktagen feiert. Was war's?

(Der Tumult ſtillt ſich nach und nach, und alle ſtehen um ihn herum.)

Zimmermeiſter. Sie ſchlagen ſich um ihre Privilegien.

Egmont. Die ſie noch muthwillig zertrümmern werden — Und wer ſeyd ihr? Ihr ſcheint mir rechtliche Leute.

Zimmermeiſter. Das iſt unſer Beſtreben.

Egmont. Euers Zeichens?

Zimmermeiſter. Zimmermann und Zunftmeiſter.

Egmont. Und ihr?

Soeſt. Krämer.

Egmont. Ihr?

Jetter. Schneider.

Egmont. Ich erinnere mich, ihr habt mit an den Livreen für meine Leute gearbeitet. Euer Nahme iſt Jetter.

Jetter. Gnade, daß ihr euch deſſen erinnert.

Egmont. Ich vergeſſe niemanden leicht, den ich einmal geſehen und geſprochen habe. — Was an euch iſt, Ruhe zu erhalten, Leute, das thut; ihr ſeyd übel genug angeſchrieben. Reizt den König nicht mehr, er hat zuletzt doch die Gewalt in Händen. Ein ordentlicher Bürger, der ſich ehrlich und fleißig nährt, hat überall ſo viel Freyheit als er braucht.

Zimmermeiſter. Ach wohl! das iſt eben unſre Noth! Die Tagdiebe, die Söffer, die Faullenzer, mit Euer Gnaden Verlaub, die ſtänkern aus Langerweile, und ſcharren aus Hunger nach Privilegien, und lügen den Neugierigen und Leichtgläubigen was vor, und um eine Kanne Bier bezahlt zu kriegen, fangen ſie Händel an, die viel tauſend Menſchen unglücklich machen. Das iſt ihnen eben recht. Wir halten unſre Häuſer und Kaſten zu gut verwahrt; da möchten ſie gern uns mit Feuerbränden davon treiben.

Egmont. Allen Beyſtand ſollt ihr finden; es ſind Maßregeln genommen, dem Uebel kräftig zu begegnen. Steht feſt gegen die fremde Lehre, und glaubt nicht, durch Aufruhr befeſtige man Privilegien. Bleibt zu Hauſe; leidet nicht, daß ſie ſich auf den Straßen retten. Vernünftige Leute können viel thun.

(Indeſſen hat ſich der größte Haufe verlaufen.)

Zimmermeiſter. Danken Euer Excellenz, danken für die gute Meynung! Alles was an uns liegt. (Eg-

ment ab.) Ein gnädiger Herr! der echte Niederländer! Gar ſo nichts Spaniſches.

Jetter. Hätten wir ihn nur zum Regenten! Man folgt ihm gerne.

Soeſt. Das läſſt der König wohl ſeyn. Den Platz beſetzt er immer mit den Seinigen.

Jetter. Haſt du das Kleid 'geſehen? Das war nach der neueſten Art, nach Spaniſchem Schnitt.

Zimmermeiſter. Ein ſchöner Herr!

Jetter. Sein Hals wär' ein rechtes Freſſen für einen Scharfrichter.

Soeſt. Biſt du toll? was kommt dir ein?

Jetter. Dumm genug, daß einem ſo etwas einfällt. — Es iſt mir nun ſo. Wenn ich einen ſchönen langen Hals ſehe, muß ich gleich wider Willen denken: der iſt gut köpfen. — Die verfluchten Executionen! man kriegt ſie nicht aus dem Sinne. Wenn die Burſche ſchwimmen, und ich ſeh' einen nackten Buckel; gleich fallen ſie mir zu Dutzenden ein, die ich habe mit Ruthen ſtreichen ſehen. Begegnet mir ein rechter Wanſt, meyn' ich, den ſeh' ich ſchon am Pfahl braten. Des Nachts im Traume zwickt mich's an allen Gliedern; man wird eben keine Stunde froh. Jede Luſtbarkeit, jeden Spaß hab' ich bald vergeſſen; die fürchterlichen Geſtalten ſind mir wie vor die Stirne gebrannt.

Egmonts Wohnung.

Secretär

(an einem Tiſche mit Papieren, er ſteht unruhig auf).

Er kommt immer nicht! und ich warte ſchon zwey Stunden, die Feder in der Hand, die Papiere vor mir; und eben heute möcht' ich gern ſo zeitig fort. Es brennt mir unter den Sohlen. Ich kann vor Ungeduld kaum bleiben. „Sey auf die Stunde da," befahl er mir noch, ehe er wegging; nun kommt er nicht. Es iſt ſo viel zu thun, ich werde vor Mitternacht nicht fertig. Freylich ſieht er einem auch einmal durch die Finger. Doch hielt' ich's beſſer, wenn er ſtrenge wäre, und ließe einen auch wieder zur beſtimmten Zeit. Man könnte ſich einrichten. Von der Regentinn iſt er nun ſchon zwey Stunden weg; wer weiß, wen er unterwegs angefaßt hat.

Egmont (tritt auf).

Wie ſieht's aus?

Secretär. Ich bin bereit, und drey Boten warten.

Egmont. Ich bin dir wohl zu lang geblieben; du machſt ein verdrießlich Geſicht.

Secretär. Eurem Befehl zu gehorchen, wart' ich ſchon lange. Hier ſind die Papiere!

Egmont. Donna Elvira wird böſe auf mich werden, wenn ſie hört, daß ich dich abgehalten habe.

Secretär. Ihr ſcherzt.

Egmont. Nein, nein. Schäme dich nicht. Du zeigst einen guten Geschmack. Sie ist hübsch; und es ist mir ganz recht, daß du auf dem Schlosse eine Freundinn hast. Was sagen die Briefe?

Secretär. Mancherley, und wenig erfreuliches.

Egmont. Da ist gut, daß wir die Freude zu Hause haben und sie nicht auswärts her zu erwarten brauchen. Ist viel gekommen?

Secretär. Genug, und drey Boten warten.

Egmont. Sag' an! das nöthigste.

Secretär. Es ist alles nöthig.

Egmont. Eins nach dem andern, nur geschwind.

Secretär. Hauptmann Breda schickt die Relation! was weiter in Gent und der umliegenden Gegend vorgefallen. Der Tumult hat sich meistens gelegt. —

Egmont. Er schreibt wohl noch von einzelnen Ungezogenheiten und Tollkühnheiten?

Secretär. Ja! Es kommt noch manches vor.

Egmont. Verschone mich damit.

Secretär. Noch sechs sind eingezogen worden, die bey Verwich das Marienbild umgerissen haben. Er fragt an, ob er sie auch wie die andern soll hängen lassen?

Egmont. Ich bin des Hängens müde. Man soll sie durchpeitschen, und sie mögen gehn.

Secretär. Es sind zwey Weiber dabey; soll er die auch durchpeitschen?

Egmont. Die mag er verwarnen und laufen lassen.

Secretär. Brink von Breda's Compagnie will heirathen. Der Hauptmann hofft, ihr werdet's ihm abſchlagen. Es ſind ſo viele Weiber bey dem Haufen, ſchreibt er, daß, wenn wir ausziehen, es keinem Soldatenmarſch, ſondern einem Zigeuner-Geſchleppe ähnlich ſehen wird.

Egmont. Dem mag's noch hingehn! Es iſt ein ſchöner junger Kerl; er bat mich noch gar dringend, eh' ich wegging. Aber nun ſoll's keinem mehr geſtattet ſeyn, ſo leid mir's thut, den armen Teufeln, die ohnedieß geplagt genug ſind, ihren beſten Spaß zu verſagen.

Secretär. Zwey von euern Leuten, Seter und Hart, haben einem Mädel, einer Wirthstochter übel mitgeſpielt. Sie kriegten ſie allein, und die Dirne konnte ſich ihrer nicht erwehren.

Egmont. Wenn es ein ehrlich Mädchen iſt, und ſie haben Gewalt gebraucht; ſo ſoll er ſie drey Tage hinter einander mit Ruthen ſtreichen laſſen, und wenn ſie etwas beſitzen, ſoll er ſo viel davon einziehen, daß dem Mädchen eine Ausſtattung gereicht werden kann.

Secretär. Einer von den fremden Lehrern iſt heimlich durch Comines gegangen und entdeckt worden. Er ſchwört, er ſey im Begriff nach Frankreich zu gehen. Nach dem Befehl ſoll er enthauptet werden.

Egmont. Sie ſollen ihn in der Stille an die Gränze bringen, und ihm verſichern, daß er das zweytemal nicht ſo wegkommt.

Secretär. Ein Brief von euerm Einnehmer. Er ſchreibt; es komme wenig Geld ein, er könne auf die Woche die verlangte Summe ſchwerlich ſchicken; der Tumult habe in alles die gröſste Confuſion gebracht.

Egmont. Das Geld muſs herbey! er mag ſehen wie er es zuſammenbringt.

Secretär. Er ſagt: er werde ſein Möglichſtes thun, und wolle endlich den Raymond, der euch ſo lange ſchuldig iſt, verklagen und in Verhaft nehmen laſſen.

Egmont. Der hat ja verſprochen zu bezahlen.

Secretär. Das letztemal ſetzte er ſich ſelbſt vierzehn Tage.

Egmont. So gebe man ihm noch vierzehn Tage; und dann mag er gegen ihn verfahren.

Secretär. Ihr thut wohl. Es iſt nicht Unvermögen; es iſt böſer Wille. Er macht gewiſs Ernſt, wenn er ſieht, ihr ſpaſst nicht. — Ferner ſagt der Einnehmer: er wolle den alten Soldaten, den Wittwen und einigen andern, denen ihr Gnadengehalte gebt, die Gebühren einen halben Monat zurückhalten; man könne indeſſen Rath ſchaffen; ſie möchten ſich einrichten.

Egmont. Was iſt da einzurichten? Die Leute brauchen das Geld nöthiger als ich. Das ſoll er bleiben laſſen.

Secretär. Woher befehlt ihr denn, daſs er das Geld nehmen ſoll?

Egmont. Darauf mag er denken; es iſt ihm im vorigen Briefe ſchon geſagt.

Secretär. Deswegen thut er die Vorſchläge.

Egmont. Die taugen nicht, er ſoll auf was anders ſinnen. Er ſoll Vorſchläge thun, die annehmlich ſind, und vor allem ſoll er das Geld ſchaffen.

Secretär. Ich habe den Brief des Grafen Oliva wieder hieher gelegt. Verzeiht, daß ich euch daran erinnere. Der alte Herr verdient vor allen andern eine ausführliche Antwort. Ihr wolltet ihm ſelbſt ſchreiben. Gewiß, er liebt euch wie ein Vater.

Egmont. Ich komme nicht dazu. Und unter vielem Verhaßten iſt mir das Schreiben das Verhaßteſte. Du machſt meine Hand ja ſo gut nach, ſchreib' in meinem Nahmen. Ich erwarte Oranien. Ich komme nicht dazu; und wünſchte ſelbſt, daß ihm auf ſeine Bedenklichkeiten was recht beruhigendes geſchrieben würde.

Secretär. Sagt mir ungefähr eure Meynung; ich will die Antwort ſchon aufſetzen und ſie euch vorlegen. Geſchrieben ſoll ſie werden, daß ſie vor Gericht für eure Hand gelten kann.

Egmont. Gib mir den Brief. (Nachdem er hineingeſehen.) Guter ehrlicher Alter! Warſt du in deiner Jugend auch wohl ſo bedächtig? Erſtiegſt du nie einen Wall? Bliebſt du in der Schlacht, wo es die Klugheit anräth, hinten? — Der treue Sorgliche! Er will mein Leben und mein Glück; und fühlt nicht, daß der ſchon

todt iſt, der um ſeiner Sicherheit willen lebt. — Schreib' ihm, er möge unbeſorgt ſeyn; ich handle wie ich ſoll, ich werde mich ſchon wahren; ſein Anſehn bey Hofe ſoll er zu meinen Gunſten brauchen, und meines vollkommnen Dankes gewiß ſeyn.

Secretär. Nichts weiter? O er erwartet mehr.

Egmont. Was ſoll ich mehr ſagen? Willſt du mehr Worte machen; ſo ſteht's bey dir. Es dreht ſich immer um den Einen Punct: ich ſoll leben wie ich nicht leben mag. Daß ich fröhlich bin, die Sachen leicht nehme, raſch lebe, das iſt mein Glück; und ich vertauſch' es nicht gegen die Sicherheit eines Todtengewölbes. Ich habe nun zu der Spaniſchen Lebensart nicht einen Blutstropfen in meinen Adern; nicht Luſt, meine Schritte nach der neuen bedächtigen Hof-Cadenz zu muſtern. Leb' ich nur, um auf's Leben zu denken? Soll ich den gegenwärtigen Augenblick nicht genießen, damit ich des folgenden gewiß ſey? Und dieſen wieder mit Sorgen und Grillen verzehren?

Secretär. Ich bitt' euch, Herr; ſeyd nicht ſo harſch und rauh gegen den guten Mann. Ihr ſeyd ja ſonſt gegen alle freundlich. Sagt mir ein gefällig Wort, das den edeln Freund beruhige. Seht, wie ſorgfältig er iſt, wie leiſ' er euch berührt.

Egmont. Und doch berührt er immer dieſe Saite. Er weiß von Alters her, wie verhaßt mir dieſe Ermahnungen ſind; ſie machen nur irre, ſie helfen nichts.

Und wenn ich ein Nachtwandler wäre, und auf dem gefährlichen Gipfel eines Hauſes ſpatzierte; iſt es freundſchaftlich, mich bey'm Nahmen zu rufen und mich zu warnen, zu wecken und zu tödten? Laßt jeden ſeines Pfades gehn; er mag ſich wahren.

Secretär. Es ziemt euch nicht zu ſorgen, aber wer euch kennt und liebt —

Egmont (in den Brief ſehend). Da bringt er wieder die alten Mährchen auf, was wir an einem Abend in leichtem Uebermuth der Geſelligkeit und des Weins getrieben und geſprochen; und was man daraus für Folgen und Beweiſe durch's ganze Königreich gezogen und geſchleppt habe. — Nun gut! wir haben Schellenkappen, Narrenkutten auf unſrer Diener Aermel ſticken laſſen, und haben dieſe tolle Zierde nachher in ein Bündel Pfeile verwandelt; ein noch gefährlicher Symbol für alle, die deuten wollen, wo nichts zu deuten iſt. Wir haben die und jene Thorheit in einem luſtigen Augenblick empfangen und geboren; ſind ſchuld, daß eine ganze edle Schaar mit Bettelſäcken und mit einem ſelbſtgewählten Unnahmen, dem Könige ſeine Pflicht mit ſpottender Demuth in's Gedächtniß rief; ſind ſchuld — was iſt's nun weiter? Iſt ein Faſtnachtsſpiel gleich Hochverrath? Sind uns die kurzen bunten Lumpen zu mißgönnen, die ein jugendlicher Muth, eine angefriſchte Phantaſie um unſers Lebens arme Blöße hängen mag? Wenn ihr das Leben gar zu ernſthaft nehmt, was iſt denn dran?

Wenn uns der Morgen nicht zu neuen Freuden weckt, am Abend uns keine Luſt zu hoffen übrig bleibt; iſt's wohl des An- und Auszichens werth? Scheint mir die Sonne heut, um das zu überlegen was geſtern war? und um zu rathen, zu verbinden, was nicht zu errathen, nicht zu verbinden iſt, das Schickſal eines kommenden Tages? Schenke mir dieſe Betrachtungen; wir wollen ſie Schülern und Höflingen überlaſſen. Die mögen ſinnen und ausſinnen, wandeln und ſchleichen, gelangen wohin ſie können, erſchleichen was ſie können. — Kannſt du von allem dieſem etwas brauchen, daß deine Epiſtel kein Buch wird; ſo iſt mir's recht. Dem guten Alten ſcheint alles viel zu wichtig. So drückt ein Freund, der lang' unſre Hand gehalten, ſie ſtärker noch einmal, wenn er ſie laſſen will.

Secretär. Verzeiht mir, es wird dem Fußgänger ſchwindlich, der einen Mann mit raſſelnder Eile daher fahren ſieht.

Egmont. Kind! Kind! nicht weiter! Wie von unſichtbaren Geiſtern gepeitſcht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unſers Schickſals leichtem Wagen durch; und uns bleibt nichts, als muthig gefaßt, die Zügel feſtzuhalten, und bald rechts bald links vom Steine hier, vom Sturze da, die Räder wegzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? Erinnert er ſich doch kaum, woher er kam?

Secretär. Herr! Herr!

Egmont. Ich ſtehe hoch, und kann und muß noch höher ſteigen; ich fühle mir Hoffnung, Muth und Kraft. Noch hab' ich meines Wachsthums Gipfel nicht erreicht; und ſteh' ich droben einſt, ſo will ich feſt, nicht ängſtlich ſtehn. Soll ich fallen; ſo mag ein Donnerſchlag, ein Sturmwind, ja ein ſelbſt verfehlter Schritt mich abwärts in die Tiefe ſtürzen; da lieg' ich mit viel Tauſenden. Ich habe nie verſchmäht, mit meinen guten Kriegsgeſellen um kleinen Gewinſt das blutige Loos zu werfen; und ſollt' ich knickern, wenn's um den ganzen freyen Werth des Lebens geht?

Secretär. O Herr! Ihr wißt nicht, was für Worte ihr ſprecht! Gott erhalt' euch!

Egmont. Nimm deine Papiere zuſammen. Oranien kommt. Fertige aus, was am nöthigſten iſt, daß die Boten fortkommen, eh' die Thore geſchloſſen werden. Das andere hat Zeit. Den Brief an den Grafen laß bis morgen; verſäume nicht Elviren zu beſuchen, und grüße ſie von mir. — Horche, wie ſich die Regentinn befindet; ſie ſoll nicht wohl ſeyn, ob ſie's gleich verbirgt.

(Secretär ab.)

Oranien (kommt).

Egmont. Willkommen, Oranien. Ihr ſcheint mir nicht ganz frey.

Oranien. Was ſagt ihr zu unſrer Unterhaltung mit der Regentinn?

Egmont. Ich fand in ihrer Art uns aufzunehmen,

nichts außerordentliches. Ich habe ſie ſchon öfter ſo geſehen. Sie ſchien mir nicht ganz wohl.

Oranien. Merktet ihr nicht, daß ſie zurückhaltender war? Erſt wollte ſie unſer Betragen bey dem neuen Aufruhr des Pöbels gelaſſen billigen; nachher merkte ſie an, was ſich doch auch für ein falſches Licht darauf werfen laſſe; wich dann mit dem Geſpräche zu ihrem alten gewöhnlichen Discurs: daß man ihre liebevolle gute Art, ihre Freundſchaft zu uns Niederländern, nie genug erkannt, zu leicht behandelt habe, daß nichts einen erwünſchten Ausgang nehmen wolle, daß ſie am Ende wohl müde werden, der König ſich zu andern Maßregeln entſchließen müſſe. Habt ihr das gehört?

Egmont. Nicht alles; ich dachte unterdeſſen an was anders. Sie iſt ein Weib, guter Oranien, und die möchten immer gern, daß ſich alles unter ihr ſanftes Joch gelaſſen ſchmiegte, daß jeder Hercules die Löwenhaut ablegte, und ihren Kunkelhof vermehrte; daß, weil ſie friedlich geſinnt ſind, die Gährung, die ein Volk ergreift, der Sturm, den mächtige Nebenbuhler gegen einander erregen, ſich durch Ein freundlich Wort beylegen ließe, und die widrigſten Elemente ſich zu ihren Füßen in ſanfter Eintracht vereinigten. Das iſt ihr Fall; und da ſie es dahin nicht bringen kann, ſo hat ſie keinen Weg als launiſch zu werden, ſich über Undankbarkeit, Unweisheit zu beklagen, mit ſchrecklichen Ausſichten in

die Zukunft zu drohen, und zu drohen, daß sie fortgehn will.

Oranien. Glaubt ihr diesmal nicht, daß sie ihre Drohung erfüllt?

Egmont. Nimmermehr! Wie oft habe ich sie schon reisefertig gesehn! Wo will sie denn hin? Hier, Statthalterinn, Königinn; glaubst du, daß sie es unterhalten wird, am Hofe ihres Bruders unbedeutende Tage abzuhaspeln? oder nach Italien zu gehen, und sich in alten Familienverhältnissen herumzuschleppen?

Oranien. Man hält sie dieser Entschließung nicht fähig, weil ihr sie habt zaudern, weil ihr sie habt zurücktreten sehn; dennoch liegt's wohl in ihr; neue Umstände treiben sie zu dem lang' verzögerten Entschluß. Wenn sie ginge? und der König schickte einen andern?

Egmont. Nun der würde kommen, und würde eben auch zu thun finden. Mit großen Planen, Projecten und Gedanken würde er kommen, wie er alles zurecht rücken, unterwerfen und zusammenhalten wolle; und würde heut mit dieser Kleinigkeit, morgen mit einer andern zu thun haben, übermorgen jene Hinderniß finden, einen Monat mit Entwürfen, einen andern mit Verdruß über fehlgeschlagne Unternehmen, ein halb Jahr in Sorgen über eine einzige Provinz zubringen. Auch ihm wird die Zeit vergehn, der Kopf schwindeln, und die Dinge wie zuvor ihren Gang halten, daß er, statt weite Meere nach einer vorgezogenen Linie zu se-

geln, Gott danken mag, wenn er ſein Schiff in dieſem Sturme vom Felſen hält.

Oranien. Wenn man nun aber dem König zu einem Verſuch riethe?

Egmont. Der wäre?

Oranien. Zu ſehen, was der Rumpf ohne Haupt anfinge.

Egmont. Wie?

Oranien. Egmont, ich trage viele Jahre her alle unſre Verhältniſſe am Herzen, ich ſtehe immer wie über einem Schachſpiele, und halte keinen Zug des Gegners für unbedeutend; und wie müßige Menſchen mit der größten Sorgfalt ſich um die Geheimniſſe der Natur bekümmern, ſo halt' ich es für Pflicht, für Beruf eines Fürſten, die Geſinnungen, die Rathſchläge aller Parteyen zu kennen. Ich habe Urſach einen Ausbruch zu befürchten. Der König hat lange nach gewiſſen Grundſätzen gehandelt, er ſieht, daß er damit nicht auskommt; was iſt wahrſcheinlicher, als daß er es auf einem andern Wege verſucht?

Egmont. Ich glaub's nicht. Wenn man alt wird und hat ſo viel verſucht, und es will in der Welt nie zur Ordnung kommen, muß man es endlich wohl genug haben.

Oranien. Eins hat er noch nicht verſucht.

Egmont. Nun?

Oranien. Das Volk zu ſchonen und die Fürſten zu verderben.

Egmont. Wie viele haben das ſchon lange gefürchtet! Es iſt keine Sorge.

Oranien. Sonſt war's Sorge; nach und nach iſt mir's Vermuthung, zuletzt Gewißheit geworden.

Egmont. Und hat der König treuere Diener als uns?

Oranien. Wir dienen ihm auf unſre Art; und unter einander können wir geſtehen, daß wir des Königs Rechte und die unſrigen wohl abzuwägen wiſſen.

Egmont. Wer thut's nicht? Wir ſind ihm unterthan und gewärtig, in dem was ihm zukommt.

Oranien. Wenn er ſich nun aber mehr zuſchriebe, und Treuloſigkeit nennte was wir heißen, auf unſre Rechte halten.

Egmont. Wir werden uns vertheidigen können. Er rufe die Ritter des Vließes zuſammen, wir wollen uns richten laſſen.

Oranien. Und was wäre ein Urtheil vor der Unterſuchung? eine Strafe vor dem Urtheil?

Egmont. Eine Ungerechtigkeit, der ſich Philipp nie ſchuldig machen wird; und eine Thorheit, die ich ihm und ſeinen Räthen nicht zutraue.

Oranien. Und wenn ſie nun ungerecht und thöricht wären?

Egmont. Nein, Oranien, es iſt nicht möglich.

Wer ſollte wagen Hand an uns zu legen? — Uns gefangen zu nehmen wär' ein verlornes und fruchtloſes Unternehmen. Nein, ſie wagen nicht das Panier der Tyranney ſo hoch aufzuſtecken. Der Windhauch, der dieſe Nachricht über's Land brächte, würde ein ungeheures Feuer zuſammentreiben. Und wohinaus wollten ſie? Richten und verdammen kann nicht der König allein; und wollten ſie meuchelmörderiſch an unſer Leben? — Sie können nicht wollen. Ein ſchrecklicher Bund würde in einem Augenblick das Volk vereinigen. Haß und ewige Trennung vom Spaniſchen Nahmen würde ſich gewaltſam erklären.

Oranien. Die Flamme wüthete dann über unſerm Grabe, und das Blut unſrer Feinde flöſſe zum leeren Sühnopfer. Laß uns denken, Egmont.

Egmont. Wie ſollten ſie aber?

Oranien. Alba iſt unterwegs.

Egmont. Ich glaub's nicht.

Oranien. Ich weiß es.

Egmont. Die Regentinn wollte nichts wiſſen.

Oranien. Um deſto mehr bin ich überzeugt. Die Regentinn wird ihm Platz machen. Seinen Mordſinn kenn' ich, und ein Heer bringt er mit.

Egmont. Aufs neue die Provinzen zu beläſtigen? Das Volk wird höchſt ſchwierig werden.

Oranien. Man wird ſich der Häupter verſichern.

Egmont. Nein! Nein!

Oranien. Laß uns gehen, jeder in ſeine Provinz. Dort wollen wir uns verſtärken; mit offner Gewalt fängt er nicht an.

Egmont. Müſſen wir ihn nicht begrüßen, wenn er kommt?

Oranien. Wir zögern.

Egmont. Und wenn er uns im Nahmen des Königs bey ſeiner Ankunft fordert?

Oranien. Suchen wir Ausflüchte.

Egmont. Und wenn er dringt?

Oranien. Entſchuldigen wir uns.

Egmont. Und wenn er drauf beſteht?

Oranien. Kommen wir um ſo weniger.

Egmont. Und der Krieg iſt erklärt, und wir ſind die Rebellen. Oranien, laß dich nicht durch Klugheit verführen; ich weiß, daß Furcht dich nicht weichen macht. Bedenke den Schritt.

Oranien. Ich hab' ihn bedacht.

Egmont. Bedenke, wenn du dich irrſt, woran du ſchuld biſt; an dem verderblichſten Kriege, der je ein Land verwüſtet hat. Dein Weigern iſt das Signal, das die Provinzen mit Einmal zu den Waffen ruft, das jede Grauſamkeit rechtfertigt, wozu Spanien von jeher nur gern den Vorwand gehaſcht hat. Was wir lange mühſelig geſtillt haben, wirſt du mit Einem Winke zur ſchrecklichſten Verwirrung aufhetzen. Denk' an die Städte, die Edeln, das Volk, an die Handlung, den Feld-

bau, die Gewerbe! und denke die Verwüſtung, den Mord! — Ruhig ſieht der Soldat wohl im Felde ſeinen Kameraden neben ſich hinfallen; aber den Fluß herunter werden dir die Leichen der Bürger, der Kinder, der Jungfrauen entgegenſchwimmen, daß du mit Entſetzen daſtehſt, und nicht mehr weißt, weſſen Sache du vertheidigſt; da die zu Grunde gehen, für deren Freyheit du die Waffen ergreifſt. Und wie wird dir's ſeyn, wenn du dir ſtill ſagen mußt: Für meine Sicherheit ergriff ich ſie.

Oranien. Wir ſind nicht einzelne Menſchen, Egmont. Ziemt es ſich, uns für Tauſende hinzugeben: ſo ziemt es ſich auch, uns für Tauſende zu ſchonen.

Egmont. Wer ſich ſchont, muß ſich ſelbſt verdächtig werden.

Oranien. Wer ſich kennt, kann ſicher vor- und rückwärts gehen.

Egmont. Das Uebel, das du fürchteſt, wird gewiß durch deine That.

Oranien. Es iſt klug und kühn, dem unvermeidlichen Uebel entgegenzugehn.

Egmont. Bey ſo großer Gefahr kommt die leichteſte Hoffnung in Anſchlag.

Oranien. Wir haben nicht für den leiſeſten Fußtritt Platz mehr; der Abgrund liegt hart vor uns.

Egmont. Iſt des Königs Gunſt ein ſo ſchmaler Grund?

Oranien. So ſchmal nicht, aber ſchlüpfrig.

Egmont. Bey Gott! man thut ihm Unrecht. Ich mag nicht leiden, daß man unwürdig von ihm denkt! Er iſt Karls Sohn und keiner Niedrigkeit fähig.

Oranien. Die Könige thun nichts niedriges.

Egmont. Man ſollte ihn kennen lernen.

Oranien. Eben dieſe Kenntniß räth uns, eine gefährliche Probe nicht abzuwarten.

Egmont. Keine Probe iſt gefährlich, zu der man Muth hat.

Oranien. Du wirſt aufgebracht, Egmont.

Egmont. Ich muß mit meinen Augen ſehen.

Oranien. O ſäh'ſt du dießmahl nur mit den meinigen! Freund, weil du ſie offen haſt, glaubſt du, du ſiehſt. Ich gehe! Warte du Alba's Ankunft ab, und Gott ſey bey dir! Vielleicht rettet dich mein Weigern. Vielleicht daß der Drache nichts zu fangen glaubt, wenn er uns nicht beyde auf Einmal verſchlingt. Vielleicht zögert er, um ſeinen Anſchlag ſicherer auszuführen; und vielleicht ſiehſt du indeß die Sache in ihrer wahren Geſtalt. Aber dann ſchnell! ſchnell! Rette! rette dich! — Leb' wohl! — Laß deiner Aufmerkſamkeit nichts entgehen: wie viel Mannſchaft er mitbringt, wie er die Stadt beſetzt, was für Macht die Regentinn behält, wie deine Freunde gefaßt ſind. Gib mir Nachricht — — — Egmont —

Egmont. Was willſt du?

Oranien (ihn bey der Hand faſſend). Laß dich überreden! Geh mit!

Egmont. Wie? Thränen, Oranien?

Oranien. Einen Verlornen zu beweinen iſt auch männlich.

Egmont. Du wähnſt mich verloren?

Oranien. Du biſt's. Bedenke! Dir bleibt nur eine kurze Friſt. Leb wohl. (ab.)

Egmont. (allein). Daß andrer Menſchen Gedanken ſolchen Einfluß auf uns haben! Mir wär' es nie eingekommen; und dieſer Mann trägt ſeine Sorglichkeit in mich herüber. — Weg! — Das iſt ein fremder Tropfen in meinem Blute. Gute Natur, wirf ihn wieder heraus! Und von meiner Stirne die ſinnenden Runzeln wegzubaden, giebt es ja wohl noch ein freundlich Mittel.

Dritter Aufzug.

Pallaſt der Regentinn.

Margarete von Parma.

Ich hätte mir's vermuthen ſollen. Ha! Wenn man in Mühe und Arbeit vor ſich hinlebt, denkt man immer, man thue das Möglichſte; und der von weitem zuſieht und befiehlt, glaubt, er verlange nur das Mögliche. — O die Könige! — Ich hätte nicht geglaubt, daß es mich ſo verdrießen könnte. Es iſt ſo ſchön zu herrſchen! — Und abzudanken? — Ich weiß nicht, wie mein Vater es konnte; aber ich will es auch.

Machiavell (erſcheint im Grunde).

Regentinn. Tretet näher, Machiavell. Ich denke hier über den Brief meines Bruders.

Machiavell. Ich darf wiſſen, was er enthält?

Regentinn. So viel zärtliche Aufmerkſamkeit für mich, als Sorgfalt für ſeine Staaten. Er rühmt die Standhaftigkeit, den Fleiß und die Treue, womit ich bisher für die Rechte ſeiner Majeſtät in dieſen Landen gewacht habe. Er bedauert mich, daß mir das unbän-

dige Volk ſo viel zu ſchaffen mache. Er iſt von der Tiefe meiner Einſichten ſo vollkommen überzeugt, mit der Klugheit meines Betragens ſo außerordentlich zufrieden, daß ich faſt ſagen muß, der Brief iſt für einen König zu ſchön geſchrieben, für einen Bruder gewiß.

Machiavell. Es iſt nicht das erſtemal, daß er euch ſeine gerechte Zufriedenheit bezeigt.

Regentinn. Aber das erſtemal, daß es redneriſche Figur iſt.

Machiavell. Ich verſteh' euch nicht.

Regentinn. Ihr werdet. — Denn er meynt, nach dieſem Eingange: ohne Mannſchaft, ohne eine kleine Armee werde ich immer hier eine üble Figur ſpielen! Wir hätten, ſagt er, unrecht gethan, auf die Klagen der Einwohner unſre Soldaten aus den Provinzen zu ziehen. Eine Beſatzung, meynt er, die dem Bürger auf dem Nacken laſtet, verbiete ihm durch ihre Schwere, große Sprünge zu machen.

Machiavell. Es würde die Gemüther äußerſt aufbringen.

Regentinn. Der König meynt aber, hörſt du? — Er meynt, daß ein tüchtiger General, ſo einer, der gar keine Raiſon annimmt, gar bald mit Volk und Adel, Bürgern und Bauern fertig werden könne; — und ſchickt deswegen mit einem ſtarken Heere — den Herzog von Alba.

Machiavell. Alba?

Regentinn. Du wunderst dich?

Machiavell. Ihr sagt: er schickt. Er fragt wohl, ob er schicken soll?

Regentinn. Der König fragt nicht; er schickt.

Machiavell. So werdet ihr einen erfahrnen Krieger in euern Diensten haben.

Regentinn. In meinen Diensten? Rede gerad' heraus, Machiavell.

Machiavell. Ich möcht' euch nicht vorgreifen.

Regentinn. Und ich möchte mich verstellen. Es ist mir empfindlich, sehr empfindlich. Ich wollte lieber, mein Bruder sagte wie er's denkt, als daß er förmliche Episteln unterschreibt, die ein Staatssecretär aufsetzt.

Machiavell. Sollte man nicht einsehen? —

Regentinn. Und ich kenne sie inwendig und auswendig. Sie möchten's gern gesäubert und gekehrt haben; und weil sie selbst nicht zugreifen, so findet ein jeder Vertrauen, der mit dem Besen in der Hand kommt. O mir ist's, als wenn ich den König und sein Conseil auf dieser Tapete gewirkt sähe.

Machiavell. So lebhaft?

Regentinn. Es fehlt kein Zug. Es sind gute Menschen drunter. Der ehrliche Rodrich, der so erfahren und mäßig ist, nicht zu hoch will, und doch nichts fallen läßt, der gerade Alonzo, der fleißige Fresneda, der feste Las Vargas, und noch einige die mitgehen, wenn die gute Partey mächtig wird. Da sitzt aber der hehl-

ängige Toledaner mit der ehrnen Stirne und dem tiefen Feuerblick, murmelt zwiſchen den Zähnen von Weibergüte, unzeitigem Nachgeben, und daß Frauen wohl von zugerittnen Pferden ſich tragen laſſen, ſelbſt aber ſchlechte Stallmeiſter ſind, und ſolche Späße, die ich ehmals von den politiſchen Herren habe mit durchhören müſſen.

Machiavell. Ihr habt zu dem Gemählde einen guten Farbentopf gewählt.

Regentinn. Geſteht nur, Machiavell: In meiner ganzen Schattirung, aus der ich allenfalls mahlen könnte, iſt kein Ton ſo gelbbraun, gallenſchwarz, wie Alba's Geſichtsfarbe, und als die Farbe, aus der Er mahlt. Jeder iſt bey ihm gleich ein Gotteslästerer, ein Majeſtätsſchänder: denn aus dieſem Kapitel kann man ſie alle ſogleich rädern, pfählen, viertheilen und verbrennen. — Das Gute, was ich hier gethan habe, ſieht gewiß in der Ferne wie nichts aus, eben weil's gut iſt. — Da hängt er ſich an jeden Muthwillen, der vorbey iſt, erinnert an jede Unruhe, die geſtillt iſt; und es wird dem Könige vor den Augen ſo voll Meuterey, Aufruhr und Tollkühnheit, daß er ſich vorſtellt, ſie fräßen ſich hier einander auf, wenn eine flüchtig vorübergehende Ungezogenheit eines rohen Volks bey uns lange vergeſſen iſt. Da faßt er einen recht herzlichen Haß auf die armen Leute; ſie kommen ihm abſcheulich, ja wie Thiere und Ungeheuer vor; er ſieht ſich nach Feuer und Schwert um, und wähnt, ſo bändige man Menſchen.

Machiavell. Ihr ſcheint mir zu heftig, ihr nehmt die Sache zu hoch. Bleibt ihr nicht Regentinn?

Regentinn. Das kenn' ich. Er wird eine Inſtruction bringen. — Ich bin in Staatsgeſchäften alt genug geworden, um zu wiſſen, wie man einen verdrängt, ohne ihm ſeine Beſtallung zu nehmen. — Erſt wird er eine Inſtruction bringen, die wird unbeſtimmt und ſchief ſeyn; er wird um ſich greifen, denn er hat die Gewalt; und wenn ich mich beklage, wird er eine geheime Inſtruction vorſchützen; wenn ich ſie ſehen will, wird er mich herumziehen; wenn ich drauf beſtehe, wird er mir ein Papier zeigen, das ganz was anders enthält; und wenn ich mich da nicht beruhige, gar nicht mehr thun, als wenn ich redete. — Indeß wird er, was ich fürchte, gethan; und was ich wünſche, weit abwärts gelenkt haben.

Machiavell. Ich wollt', ich könnt' euch widerſprechen.

Regentinn. Was ich mit unſäglicher Geduld beruhigte, wird er durch Härte und Grauſamkeiten wieder aufhetzen; ich werde vor meinen Augen mein Werk verloren ſehn, und überdieß noch ſeine Schuld zu tragen haben.

Machiavell. Erwarten's Eure Hoheit.

Regentinn. So viel Gewalt hab' ich über mich, um ſtille zu ſeyn. Laß ihn kommen; ich werde ihm mit der beſten Art Platz machen, eh' er mich verdrängt.

Machiavell. So raſch dieſen wichtigen Schritt?

Regentinn. Schwerer als du denkſt. Wer zu herrſchen gewohnt iſt, wer's hergebracht hat, daß jeden Tag das Schickſal von Tauſenden in ſeiner Hand liegt, ſteigt vom Throne wie in's Grab. Aber beſſer ſo, als einem Geſpenſte gleich unter den Lebenden bleiben, und mit hohlem Anſehn einen Platz behaupten wollen, den ihm ein anderer abgeerbt hat, und nun beſitzt und genießt.

Clärchens Wohnung.

Clärchen. Mutter.

Mutter. So eine Liebe wie Brackenburgs hab' ich nie geſehen; ich glaubte, ſie ſey nur in Heldengeſchichten.

Clärchen (geht in der Stube auf und ab, ein Lied zwiſchen den Lippen ſummend).

Glücklich allein
Iſt die Seele, die liebt.

Mutter. Er vermuthet deinen Umgang mit Egmont; und ich glaube, wenn du ihm ein wenig freundlich thätſt, wenn du wollteſt, er heirathete dich noch.

Clärchen (ſingt).

Freudvoll
Und leidvoll,
Gedankenvoll ſeyn;
Langen

Und bangen
In ſchwebender Pein;
Himmelhoch jauchzend,
Zum Tode betrübt;
Glücklich allein
Iſt die Seele, die liebt.

Mutter. Laß das Heyopopeyo.

Clärchen. Scheltet mir's nicht; es iſt ein kräftig Lied. Hab' ich doch ſchon manchmal ein großes Kind damit ſchlafen gewiegt.

Mutter. Du haſt doch nichts im Kopfe als deine Liebe. Vergäßeſt du mir nicht alles über das Eine. Den Brackenburg ſollteſt du in Ehren halten, ſag' ich dir. Er kann dich noch einmal glücklich machen.

Clärchen. Er?

Mutter. O ja! es kommt eine Zeit! — Ihr Kinder ſeht nichts voraus, und überhorcht unſre Erfahrungen. Die Jugend und die ſchöne Liebe, alles hat ſein Ende; und es kommt eine Zeit, wo man Gott dankt, wenn man irgendwo unterkriechen kann.

Clärchen (ſchaudert, ſchweigt und fährt auf). Mutter, laßt die Zeit kommen wie den Tod. Dran vorzudenken iſt ſchreckhaft! — Und wenn er kommt! Wenn wir müſſen — dann — wollen wir uns geberden wie wir können — Egmont, ich dich entbehren! — (In Thränen.) Nein, es iſt nicht möglich, nicht möglich.

Egmont

in einem Reitermantel, den Hut in's Geſicht gedrückt).

Clärchen!

Clärchen (thut einen Schrey, fährt zurück). Egmont! (Sie eilt auf ihn zu.) Egmont! (Sie umarmt ihn und ruht an ihm.) O du guter, lieber, ſüßer! Kommſt du? biſt du da?

Egmont. Guten Abend, Mutter!

Mutter. Gott grüß' euch, edler Herr! Meine Kleine iſt faſt vergangen, daß ihr ſo lang' ausbleibt; ſie hat wieder den ganzen Tag von euch geredet und geſungen.

Egmont. Ihr gebt mir doch ein Nachteſſen?

Mutter. Zu viel Gnade. Wenn wir nur etwas hätten.

Clärchen. Freylich! Seyd nur ruhig, Mutter; ich habe ſchon alles darauf eingerichtet, ich habe etwas zubereitet. Verrathet mich nicht, Mutter.

Mutter. Schmal genug.

Clärchen. Wartet nur! Und dann denk' ich: wenn er bey mir iſt, hab' ich gar keinen Hunger; da ſollte er auch keinen großen Appetit haben, wenn ich bey ihm bin.

Egmont. Meynſt du?

Clärchen (ſtampft mit dem Fuße und kehrt ſich unwillig um).

Egmont. Wie iſt dir?

Clärchen. Wie ſeyd ihr heute ſo kalt! Ihr habt

mir noch keinen Kuß angeboten. Warum habt ihr die Arme in den Mantel gewickelt wie ein Wochenkind? Ziemt keinem Soldaten noch Liebhaber, die Arme eingewickelt zu haben.

Egmont. Zu Zeiten, Liebchen, zu Zeiten. Wenn der Soldat auf der Lauer steht und dem Feinde etwas abliſten möchte, da nimmt er ſich zuſammen, faßt ſich ſelbſt in ſeine Arme und kaut ſeinen Anſchlag reif. Und ein Liebhaber —

Mutter. Wollt ihr euch nicht ſetzen? Es euch nicht bequem machen? Ich muß in die Küche; Clärchen denkt an nichts, wenn ihr da ſeyd. Ihr müßt fürlieb nehmen.

Egmont. Euer guter Wille iſt die beſte Würze.

(Mutter ab.)

Clärchen. Und was wäre denn meine Liebe?

Egmont. So viel du willſt.

Clärchen. Vergleicht ſie, wenn ihr das Herz habt.

Egmont. Zuförderſt alſo. (Er wirft den Mantel ab und ſteht in einem prächtigen Kleide da.)

Clärchen. O je!

Egmont. Nun hab' ich die Arme frey. (Er herzt ſie.)

Clärchen. Laßt! Ihr verderbt euch. (Sie tritt zurück.) Wie prächtig! da darf ich euch nicht anrühren.

Egmont. Biſt du zufrieden? Ich verſprach dir, einmal Spaniſch zu kommen.

Clärchen. Ich bat euch zeither nicht mehr drum;

ich dachte, ihr wolltet nicht — Ach und das goldne Vließ!

Egmont. Da siehst du's nun.

Clärchen. Das hat dir der Kaiser umgehängt?

Egmont. Ja, mein Kind! und Kette und Zeichen geben dem, der sie trägt, die edelsten Freyheiten. Ich erkenne auf Erden keinen Richter über meine Handlungen als den Großmeister des Ordens mit dem versammelten Kapitel der Ritter.

Clärchen. O du dürftest die ganze Welt über dich richten lassen. — Der Sammet ist ganz zu herrlich, und die Passement-Arbeit! und das Gestickte! — Man weiß nicht, wo man anfangen soll.

Egmont. Sieh dich nur satt.

Clärchen. Und das goldne Vließ! Ihr erzähltet mir die Geschichte und sagtet: es sey ein Zeichen alles Großen und Kostbaren, was man mit Müh' und Fleiß verdient und erwirbt. Es ist sehr kostbar — Ich kann's deiner Liebe vergleichen. — Ich trage sie eben so am Herzen — und hernach —

Egmont. Was willst du sagen?

Clärchen. Hernach vergleicht sich's auch wieder nicht.

Egmont. Wie so?

Clärchen. Ich habe sie nicht mit Müh' und Fleiß erworben, nicht verdient.

Egmont. In der Liebe ist es anders. Du ver-

dienſt ſie, weil du dich nicht darum bewirbſt — und die Leute erhalten ſie auch meiſt allein, die nicht darnach jagen.

Clärchen. Haſt du das von dir abgenommen? Haſt du dieſe ſtolze Anmerkung über dich ſelbſt gemacht? du, den alles Volk liebt?

Egmont. Hätt' ich nur etwas für ſie gethan! könnt' ich etwas für ſie thun! Es iſt ihr guter Wille, mich zu lieben.

Clärchen. Du warſt gewiß heute bey der Regentinn?

Egmont. Ich war bey ihr.

Clärchen. Biſt du gut mit ihr?

Egmont. Es ſieht einmal ſo aus. Wir ſind einander freundlich und dienſtlich.

Clärchen. Und im Herzen?

Egmont. Will ich ihr wohl. Jedes hat ſeine eigne Abſichten. Das thut nichts zur Sache. Sie iſt eine treffliche Frau, kennt ihre Leute, und ſähe tief genug wenn ſie auch nicht argwöhniſch wäre. Ich mache ihr viel zu ſchaffen, weil ſie hinter meinem Betragen immer Geheimniſſe ſucht, und ich keine habe.

Clärchen. So gar keine?

Egmont. Eh nun! einen kleinen Hinterhalt. Jeder Wein ſetzt Weinſtein in den Fäſſern an, mit der Zeit. Oranien iſt doch noch eine beſſere Unterhaltung für ſie und eine immer neue Aufgabe. Er hat ſich in

den

den Credit geſetzt, daß er immer etwas Geheimes verhabe; und nun ſieht ſie immer nach ſeiner Stirne, was er wohl denken, auf ſeine Schritte, wohin er ſie wohl richten möchte.

Clärchen. Verſtellt ſie ſich?

Egmont. Regentinn, und du fragſt?

Clärchen. Verzeiht, ich wollte fragen: iſt ſie falſch?

Egmont. Nicht mehr und nicht weniger, als jeder der ſeine Abſichten erreichen will.

Clärchen. Ich könnte mich in die Welt nicht finden. Sie hat aber auch einen männlichen Geiſt, ſie iſt ein ander Weib als wir Nätherinnen und Köchinnen. Sie iſt groß, herzhaft, entſchloſſen.

Egmont. Ja, wenn's nicht gar zu bunt geht. Dießmal iſt ſie doch ein wenig aus der Faſſung.

Clärchen. Wie ſo?

Egmont. Sie hat auch ein Bärtchen auf der Oberlippe, und manchmal einen Anfall von Podagra. Eine rechte Amazone!

Clärchen. Eine majeſtätiſche Frau! Ich ſcheute mich vor ſie zu treten.

Egmont. Du biſt doch ſonſt nicht zaghaft — Es wäre auch nicht Furcht, nur jungfräuliche Scham.

Clärchen (ſchlägt die Augen nieder, nimmt ſeine Hand und lehnt ſich an ihn).

Egmont. Ich verſtehe dich! liebes Mädchen! du darfſt die Augen aufſchlagen. (Er küßt ihre Augen.)

Clärchen. Laß mich ſchweigen! Laß mich dich halten. Laß mich dir in die Augen ſehen; alles drin finden, Troſt und Hoffnung und Freude und Kummer. (Sie umarmt ihn, und ſieht ihn an.) Sag' mir! Sage! ich begreife nicht! biſt du Egmont? der Graf Egmont? der groſſe Egmont, der ſo viel Aufſehn macht, von dem in den Zeitungen ſteht, an dem die Provinzen hängen?

Egmont. Nein, Clärchen, das bin ich nicht.

Clärchen. Wie?

Egmont. Siehſt du, Clärchen! — Laß mich ſitzen! — (Er ſetzt ſich, ſie kniet vor ihn auf einen Schemel, legt ihre Arme auf ſeinen Schoos und ſieht ihn an.) Jener Egmont iſt ein verdrießlicher, ſteifer, kalter Egmont, der an ſich halten, bald dieſes bald jenes Geſicht machen muß; geplagt, verkannt, verwickelt iſt, wenn ihn die Leute für froh und fröhlich halten; geliebt von einem Volke, das nicht weiß was es will; geehrt und in die Höhe getragen von einer Menge, mit der nichts anzufangen iſt; umgeben von Freunden, denen er ſich nicht überlaſſen darf; beobachtet von Menſchen, die ihm auf alle Weiſe beykommen möchten; arbeitend und ſich bemühend, oft ohne Zweck, meiſt ohne Lohn — o laß mich ſchweigen, wie es dem ergeht, wie es dem zu Muthe iſt. Aber dieſer, Clärchen, der iſt ruhig, offen,

glücklich, geliebt und gekannt, von dem beſten Herzen, das auch er ganz kennt und mit voller Liebe und Zutrauen an das ſeine drückt. (Er umarmt ſie.) Das iſt dein Egmont!

Clärchen. So laß mich ſterben! die Welt hat keine Freuden auf dieſe!

Vierter Aufzug.

Straße.

Jetter. Zimmermeiſter.

Jetter.

He! pſt! he, Nachbar, ein Wort!

Zimmermeiſter. Geh deines Pfads, und ſey ruhig.

Jetter. Nur ein Wort. Nichts neues?

Zimmermeiſter. Nichts, als daß uns von neuem zu reden verboten iſt.

Jetter. Wie?

Zimmermeiſter. Tretet hier an's Haus an. Hütet euch! Der Herzog von Alba hat gleich bey ſeiner Ankunft einen Befehl ausgehen laſſen, dadurch zwey oder drey, die auf der Straße zuſammen ſprechen, des Hochverraths ohne Unterſuchung ſchuldig erklärt ſind.

Jetter. O weh!

Zimmermeiſter. Bey ewiger Gefangenſchaft iſt verboten, von Staatsſachen zu reden.

Jetter. O unſre Freyheit!

Zimmermeiſter. Und bey Todesſtrafe ſoll niemand die Handlungen der Regierung mißbilligen.

Jetter. O unſre Köpfe!

Zimmermeiſter. Und mit großem Verſprechen werden Väter, Mütter, Kinder, Verwandte, Freunde, Dienſtboten eingeladen, was in dem Innerſten des Hauſes vorgeht, bey dem beſonders niedergeſetzten Gerichte zu offenbaren.

Jetter. Gehn wir nach Hauſe.

Zimmermeiſter. Und den Folgſamen iſt verſprochen, daß ſie weder an Leibe, noch Vermögen einige Kränkung erdulden ſollen.

Jetter. Wie gnädig! War mir's doch gleich weh, wie der Herzog in die Stadt kam. Seit der Zeit iſt mir's, als wäre der Himmel mit einem ſchwarzen Flor überzogen, und hinge ſo tief herunter, daß man ſich bücken müſſe um nicht dran zu ſtoßen.

Zimmermeiſter. Und wie haben dir ſeine Soldaten gefallen? Gelt! das iſt eine andre Art von Krebſen, als wir ſie ſonſt gewohnt waren.

Jetter. Pfui! Es ſchnürt einem das Herz ein, wenn man ſo einen Haufen die Gaſſen hinab marſchiren ſieht. Kerzengerad mit unverwandtem Blick, Ein Tritt ſo viel ihrer ſind. Und wenn ſie auf der Schildwache ſtehen, und du gehſt an einem vorbey; iſt's, als wenn er dich durch und durch ſehen wollte, und ſieht ſo ſteif und mürriſch aus, daß du auf allen Ecken einen

Zuchtmeiſter zu ſehen glaubſt. Sie thun mir gar nicht wohl. Unſre Miliz war doch noch ein luſtig Volk; ſie nahmen ſich was heraus, ſtanden mit ausgegrätſchten Beinen da, hatten den Hut über'm Ohr, lebten und ließen leben: dieſe Kerle aber ſind wie Maſchinen, in denen ein Teufel ſitzt.

Zimmermeiſter. Wenn ſo einer ruft: „Halt!“ und anſchlägt, meynſt du, man hielte?

Jetter. Ich wäre gleich des Todes.

Zimmermeiſter. Gehn wir nach Hauſe.

Jetter. Es wird nicht gut. Adieu.

Soeſt (tritt dazu).

Freunde! Genoſſen!

Zimmermeiſter. Still! Laßt uns gehen.

Soeſt. Wißt ihr?

Jetter. Nur zu viel!

Soeſt. Die Regentinn iſt weg.

Jetter. Nun gnad' uns Gott.

Zimmermeiſter. Die hielt uns noch.

Soeſt. Auf einmal und in der Stille. Sie konnte ſich mit dem Herzog nicht vertragen; ſie ließ dem Adel melden, ſie komme wieder. Niemand glaubt's.

Zimmermeiſter. Gott verzeih's dem Adel, daß er uns dieſe neue Geißel über den Hals gelaſſen hat. Sie hätten es abwenden können. Unſre Privilegien ſind hin.

Jetter. Um Gottes willen nichts von Privilegien.

Ich wittre den Geruch von einem Executionsmorgen; die Sonne will nicht hervor, die Nebel ſtinken.

Soeſt. Oranien iſt auch weg.

Zimmermeiſter. So ſind wir denn ganz verlaſſen!

Soeſt. Graf Egmont iſt noch da.

Jetter. Gott ſey Dank! Stärken ihn alle Heiligen, daß er ſein beſtes thut; der iſt allein was vermögend.

Vanſen (tritt auf).

Find' ich endlich ein Paar, die noch nicht untergebrochen ſind?

Jetter. Thut uns den Gefallen und geht fürbaß.

Vanſen. Ihr ſeyd nicht höflich.

Zimmermeiſter. Es iſt gar keine Zeit zu Complimenten. Juckt euch der Buckel wieder? Seyd ihr ſchon durchgeheilt?

Vanſen. Fragt einen Soldaten nach ſeinen Wunden! Wenn ich auf Schläge was gegeben hätte, wäre ſein Tage nichts aus mir geworden.

Jetter. Es kann ernſtlicher werden.

Vanſen. Ihr ſpürt von dem Gewitter, das aufſteigt, eine erbärmliche Mattigkeit in den Gliedern, ſcheint's.

Zimmermeiſter. Deine Glieder werden ſich bald wo anders eine Motion machen, wenn du nicht ruhſt.

Vanſen. Armſelige Mäuſe, die gleich verzweifeln.

wenn der Hausherr eine neue Katze anschafft! Nur ein Bischen anders; aber wir treiben unser Wesen vor wie nach, seyd nur ruhig.

Zimmermeister. Du bist ein verwegner Taugenichts.

Wansen. Geratter Tropf! Laß du den Herzog nur gewähren. Der alte Kater sieht aus, als wenn er Teufel statt Mäuse gefressen hätte und könnte sie nun nicht verdauen. Laßt ihn nur erst; er muß auch essen, trinken, schlafen wie andere Menschen. Es ist mir nicht bange, wenn wir unsere Zeit recht nehmen. Im Anfange geht's rasch; nachher wird er auch finden, daß in der Speisekammer unter den Speckseiten besser leben ist und des Nachts zu ruhen, als auf dem Fruchtboden einzelne Mäuschen zu erlisten. Geht nur, ich kenne die Statthalter.

Zimmermeister. Was so einem Menschen alles durchgeht! Wenn ich in meinem Leben so etwas gesagt hätte, hielt' ich mich keine Minute für sicher.

Wansen. Seyd nur ruhig. Gott im Himmel erfährt nichts von euch Würmern, geschweige der Regent.

Jetter. Lästermaul!

Wansen. Ich weiß andere, denen es besser wäre, sie hätten statt ihres Heldenmuths eine Schneiderader im Leibe.

Zimmermeister. Was wollt ihr damit sagen?

Wansen. Hm! den Grafen meyn' ich.

Jetter. Egmont! Was ſoll der fürchten?

Wanſen. Ich bin ein armer Teufel und könnte ein ganzes Jahr leben, von dem was er in Einem Abende verliert. Und doch könnt' er mir ſein Einkommen eines ganzen Jahres geben, wenn er meinen Kopf auf eine Viertelſtunde hätte.

Jetter. Du denkſt dich was rechts. Egmonts Haare ſind geſcheidter als dein Hirn.

Wanſen. Red't ihr! Aber nicht ſeiner. Die Herren betrügen ſich am erſten. Er ſollte nicht trauen.

Jetter. Was er ſchwätzt! So ein Herr!

Wanſen. Eben weil er kein Schneider iſt.

Jetter. Ungewaſchen Maul!

Wanſen. Dem wollt' ich eure Courage nur eine Stunde in die Glieder wünſchen, daß ſie ihm da Unruh machte und ihn ſo lange neckte und juckte, bis er aus der Stadt müßte.

Jetter. Ihr redet recht unverſtändig; er iſt ſo ſicher wie der Stern am Himmel.

Wanſen. Haſt du nie einen ſich ſchneuzen geſehn? Weg war er!

Zimmermeiſter. Wer will ihm denn was thun?

Wanſen. Wer will? Willſt du's etwa hindern? Willſt du einen Aufruhr erregen, wenn ſie ihn gefangen nehmen?

Jetter. Ah!

Wanſen. Wollt ihr eure Rippen für ihn wagen?

Soeſt. Eh!

Vanſen (ſie nachäffend). Ih! Oh! Uh! Verwundert euch durch's ganze Alphabet. So iſt's und bleibt's! Gott bewahre ihn!

Jetter. Ich erſchrecke über eure Unverſchämtheit. So ein edler, rechtſchaffener Mann ſollte was zu befürchten haben?

Vanſen. Der Schelm ſitzt überall im Vortheil. Auf dem Armenſünder-Stühlchen hat er den Richter zum Narren; auf dem Richterſtuhl macht er den Inquiſiten mit Luſt zum Verbrecher. Ich habe ſo ein Protocoll abzuſchreiben gehabt, wo der Commiſſarius ſchwer Lob und Geld vom Hofe erhielt, weil er einen ehrlichen Teufel, an den man wollte, zum Schelmen verhört hatte.

Zimmermeiſter. Das iſt wieder friſch gelogen. Was wollen ſie denn heraus verhören, wenn einer unſchuldig iſt?

Vanſen. O Spatzenkopf! Wo nichts heraus zu verhören iſt, da verhört man hinein. Ehrlichkeit macht unbeſonnen, auch wohl trotzig. Da fragt man erſt ſachte weg, und der Gefangne iſt ſtolz auf ſeine Unſchuld, wie ſie's heißen, und ſagt alles gerade zu, was ein Verſtändiger verbärge. Dann macht der Inquiſitor aus den Antworten wieder Fragen, und paßt ja auf, wo irgend ein Widerſprüchelchen erſcheinen will; da knüpft er ſeinen Strick an; und läßt ſich der dumme

Teufel betreten, daß er da etwas zu viel, dort etwas zu wenig gesagt, oder wohl gar aus. Gott weiß was für einer Grille einen Umstand verschwiegen hat, auch wohl irgend an einem Ende sich hat schrecken lassen; dann sind wir auf dem rechten Weg! Und ich versichre euch, mit mehr Sorgfalt suchen die Bettelweiber nicht die Lumpen aus dem Kehricht, als so ein Schelmenfabricant aus kleinen, schiefen, verschobenen, verrückten, verdrückten, geschlossenen, bekannten, geläugneten Anzeigen und Umständen sich endlich einen strohlumpenen Vogelscheu zusammenkünstelt, um wenigstens seinen Inquisiten in effigie hängen zu können. Und Gott mag der arme Teufel danken, wenn er sich noch kann hängen sehen.

Jetter. Der hat eine geläufige Zunge.

Zimmermeister. Mit Fliegen mag das angehen. Die Wespen lachen eures Gespinstes.

Vansen. Nachdem die Spinnen sind. Seht, der lange Herzog hat euch so ein rein Ansehn von einer Kreuzspinne, nicht einer dickbäuchigen, die sind weniger schlimm, aber so einer langfüßigen, schmalleibigen, die vom Fraße nicht feist wird und recht dünne Fäden zieht, aber desto zähere.

Jetter. Egmont ist Ritter des goldnen Vließes; wer darf Hand an ihn legen? Nur von seines Gleichen kann er gerichtet werden, nur vom gesammten Orden.

Dein loſes Maul, dein böſes Gewiſſen verführen dich zu ſolchem Geſchwätz.

Vanſen. Will ich ihm darum übel? Mir kann's recht ſeyn. Es iſt ein trefflicher Herr. Ein Paar meiner guten Freunde, die anderwärts ſchon wären gehangen worden, hat er mit einem Buckel voll Schläge verabſchiedet. Nun geht! Geht! Ich rath' es euch ſelbſt. Dort ſeh' ich wieder eine Runde antreten; die ſehen nicht aus, als wenn ſie ſo bald Brüderſchaft mit uns trinken würden. Wir wollen's abwarten, und nur ſachte zuſehen. Ich hab' ein Paar Nichten und einen Gevatter Schenkwirth; wenn ſie von denen gekoſtet haben, und werden dann nicht zahm; ſo ſind ſie ausgepichte Wölfe.

Der Culenburgiſche Pallaſt.

Wohnung des Herzogs von Alba.

Silva und Gomez
(begegnen einander).

Silva. Haſt du die Befehle des Herzogs ausgerichtet?

Gomez. Pünctlich. Alle tägliche Runden ſind beordert, zur beſtimmten Zeit an verſchiedenen Plätzen einzutreffen, die ich ihnen bezeichnet habe; ſie gehen indeß, wie gewöhnlich, durch die Stadt, um Ordnung zu erhalten. Keiner weiß von dem andern; jeder glaubt

der Befehl gehe ihn allein an, und in einem Augenblick kann alsdann der Corden gezogen, und alle Zugänge zum Pallaſt können beſetzt ſeyn. Weißt du die Urſache dieſes Befehls?

Silva. Ich bin gewohnt, blindlings zu gehorchen. Und wem gehorcht ſich's leichter als dem Herzoge? da bald der Ausgang beweiſ't, daß er recht befohlen hat.

Gomez. Gut! Gut! Auch ſcheint es mir kein Wunder, daß du ſo verſchloſſen und einſylbig wirſt wie er, da du immer um ihn ſeyn mußt. Mir kommt es fremd vor, da ich den leichteren Italiäniſchen Dienſt gewohnt bin. An Treue und Gehorſam bin ich der Alte; aber ich habe mir das Schwätzen und Raiſonniren angewöhnt. Ihr ſchweigt alle und laßt es euch nie wohl ſeyn. Der Herzog gleicht mir einem ehrnen Thurm ohne Pforte, wozu die Beſatzung Flügel hätte. Neulich hört' ich ihn bey Tafel von einem frohen freundlichen Menſchen ſagen: er ſey wie eine ſchlechte Schenke mit einem ausgeſteckten Branntwein-Zeichen, um Müßiggänger, Bettler und Diebe herein zu locken.

Silva. Und hat er uns nicht ſchweigend hierher geführt?

Gomez. Dagegen iſt nichts zu ſagen. Gewiß! Wer Zeuge ſeiner Klugheit war, wie er die Armee aus Italien hierher brachte, der hat etwas geſehen. Wie er ſich durch Freund und Feind, durch die Franzoſen,

Königlichen und Ketzer, durch die Schweizer und Verbundnen gleichſam durchſchmiegte, die ſtrengſte Mannszucht hielt, und einen Zug, den man ſo gefährlich achtete, leicht und ohne Anſtoß zu leiten wußte! — Wir haben was geſehen, was lernen können.

Silva. Auch hier! Iſt nicht alles ſtill und ruhig, als wenn kein Aufſtand geweſen wäre?

Gomez. Nun, es war auch ſchon meiſt ſtill, als wir herkamen.

Silva. In den Provinzen iſt es viel ruhiger geworden; und wenn ſich noch einer bewegt, ſo iſt es um zu entfliehen. Aber auch dieſem wird er die Wege bald verſperren, denk' ich.

Gomez. Nun wird er erſt die Gunſt des Königs gewinnen.

Silva. Und uns bleibt nichts angelegner, als uns die ſeinige zu erhalten. Wenn der König hierher kommt, bleibt gewiß der Herzog, und jeder den er empfiehlt, nicht unbelohnt.

Gomez. Glaubſt du, daß der König kommt?

Silva. Es werden ſo viele Anſtalten gemacht, daß es höchſt wahrſcheinlich iſt.

Gomez. Mich überreden ſie nicht.

Silva. So rede wenigſtens nicht davon. Denn wenn des Königs Abſicht ja nicht ſeyn ſollte zu kommen; ſo iſt ſie's doch wenigſtens gewiß, daß man es glauben ſoll.

Ferdinand, (Alba's natürlicher Sohn).

Iſt mein Vater noch nicht heraus?

Silva. Wir warten auf ihn.

Ferdinand. Die Fürſten werden bald hier ſeyn.

Gomez. Kommen ſie heute?

Ferdinand. Oranien und Egmont.

Gomez (leiſe zu Silva). Ich begreife etwas.

Silva. So behalt' es für dich.

Herzog von Alba.

(Wie er herein und hervor tritt, treten die andern zurück.)

Gomez.

Gomez (tritt vor). Herr!

Alba. Du haſt die Wachen vertheilt und beordert?

Gomez. Auf's genaueſte. Die täglichen Runden —

Alba. Genug. Du warteſt in der Gallerie. Silva wird dir den Augenblick ſagen, wenn du ſie zuſammenziehen, die Zugänge nach dem Pallaſte beſetzen ſollſt. Das übrige weißt du.

Gomez. Ja, Herr! (ab.)

Alba. Silva!

Silva. Hier bin ich.

Alba. Alles was ich von jeher an dir geſchätzt habe, Muth, Entſchloſſenheit, unaufhaltſames Ausführen, das zeige heut.

Silva. Ich danke euch, daß ihr mir Gelegenheit gebt zu zeigen, daß ich der Alte bin.

Alba. So bald die Fürſten bey mir eingetreten

ſind, dann eile gleich, Egmonts Geheimſchreiber gefangen zu nehmen. Du haſt alle Anſtalten gemacht, die übrigen, welche bezeichnet ſind, zu fahen?

Silva. Vertrau auf uns. Ihr Schickſal wird ſie, wie eine wohlberechnete Sonnenfinſterniß, pünctlich und ſchrecklich treffen.

Alba. Haſt du ſie genau beobachten laſſen?

Silva. Alle; den Egmont vor andern. Er iſt der einzige, der, ſeit du hier biſt, ſein Betragen nicht geändert hat. Den ganzen Tag von einem Pferd auf's andere, ladet Gäſte, iſt immer luſtig und unterhaltend bey Tafel, würfelt, ſchießt und ſchleicht Nachts zum Liebchen. Die andern haben dagegen eine merkliche Pauſe in ihrer Lebensart gemacht; ſie bleiben bey ſich; vor ihrer Thüre ſieht's aus als wenn ein Kranker im Hauſe wäre.

Alba. Drum raſch! eh' ſie uns wider Willen genesen.

Silva. Ich ſtelle ſie. Auf deinen Befehl überhäufen wir ſie mit dienſtfertigen Ehren. Ihnen graut's; politiſch geben ſie uns einen ängſtlichen Dank, fühlen, das räthlichſte ſey zu entfliehen, keiner wagt einen Schritt, ſie zaudern, können ſich nicht vereinigen; und einzeln etwas kühnes zu thun, hält ſie der Gemeingeiſt ab. Sie möchten gern ſich jedem Verdacht entziehen, und machen ſich immer verdächtiger. Schon ſeh' ich mit Freuden deinen ganzen Anſchlag ausgeführt.

Alba. Ich freue mich nur über das Geſchehene;

und auch über das nicht leicht: denn es bleibt ſtets noch übrig, was uns zu denken und zu ſorgen gibt. Das Glück iſt eigenſinnig, oft das Gemeine, das Nichtswürdige zu adeln und wohlüberlegte Thaten mit einem gemeinen Ausgang zu entehren. Verweile bis die Fürſten kommen; dann gib Gomez die Ordre, die Straßen zu beſetzen, und eile ſelbſt, Egmonts Schreiber und die übrigen gefangen zu nehmen, die dir bezeichnet ſind. Iſt es gethan; ſo komm hierher und meld' es meinem Sohne, daß er mir in den Rath die Nachricht bringe.

Silva. Ich hoffe dieſen Abend vor dir ſtehn zu dürfen.

Alba (geht nach ſeinem Sohne, der bisher in der Gallerie geſtanden).

Silva. Ich trane mir es nicht zu ſagen; aber meine Hoffnung ſchwankt. Ich fürchte, es wird nicht werden wie er denkt. Ich ſehe Geiſter vor mir, die ſtill und ſinnend auf ſchwarzen Schalen das Geſchick der Fürſten und vieler Tauſende wägen. Langſam wankt das Zünglein auf und ab; tief ſcheinen die Richter zu ſinnen; zuletzt ſinkt die Schale, ſteigt jene, angehaucht vom Eigenſinn des Schickſals; und entſchieden iſt's. (ab.)

Alba (mit ſeinem Sohn Ferdinand hervortretend).

Alba. Wie fand'ſt du die Stadt?

Ferdinand. Es hat ſich alles gegeben. Ich ritt als wie zum Zeitvertreib, Straß' auf Straß' ab. Eure wohlvertheilten Wachen halten die Furcht ſo angeſpannt,

daſs ſie ſich nicht zu liſpeln unterſteht. Die Stadt ſieht einem Felde ähnlich, wenn das Gewitter von weitem leuchtet, man erblickt keinen Vogel, kein Thier, als das eilend nach einem Schutzorte ſchlüpft.

Alba. Iſt dir nichts weiter begegnet?

Ferdinand. Egmont kam mit einigen auf den Markt geritten; wir grüßten uns; er hatte ein rohes Pferd, das ich ihm loben mußte. „Laßt uns eilen, Pferde zuzureiten, wir werden ſie bald brauchen!“ rief er mir entgegen. Er werde mich noch heute wiederſehn, ſagte er, und komme auf euer Verlangen, mit euch zu rathſchlagen.

Alba. Er wird dich wiederſehn.

Ferdinand. Unter allen Rittern, die ich hier kenne, gefällt er mir am beſten. Es ſcheint, wir werden Freunde ſeyn.

Alba. Du biſt noch immer zu ſchnell und wenig behutſam; immer erkenn' ich in dir den Leichtſinn deiner Mutter, der mir ſie unbedingt in die Arme lieferte. Zu mancher gefährlichen Verbindung lud dich der Anſchein voreilig ein.

Ferdinand. Euer Wille findet mich bildſam.

Alba. Ich vergebe deinem jungen Blute dieß leichtſinnige Wohlwollen, dieſe unachtſame Fröhlichkeit. Nur vergiß nicht, zu welchem Werke ich geſandt bin, und welchen Theil ich dir dran geben möchte.

Ferdinand. Erinnert mich, und ſchont mich nicht, wo ihr es nöthig haltet.

Alba (nach einer Pauſe). Mein Sohn!

Ferdinand. Mein Vater!

Alba. Die Fürſten kommen bald, Oranien und Egmont kommen. Es iſt nicht Mißtrauen, daß ich dir erſt jetzt entdecke, was geſchehen ſoll. Sie werden nicht wieder von hinnen gehn.

Ferdinand. Was ſinnſt du?

Alba. Es iſt beſchloſſen, ſie feſtzuhalten — Du erſtaunſt! Was du zu thun haſt, höre; die Urſachen ſollſt du wiſſen, wenn es geſchehn iſt. Jetzt bleibt keine Zeit, ſie auszulegen. Mit dir allein wünſcht' ich das Größte, das Geheimſte zu beſprechen; ein ſtarkes Band hält uns zuſammengefeſſelt; du biſt mir werth und lieb; auf dich möcht' ich alles häufen. Nicht die Gewohnheit zu gehorchen allein möcht' ich dir einprägen; auch den Sinn auszudrücken, zu befehlen, auszuführen, wünſcht' ich in dir fortzupflanzen; dir ein großes Erbtheil, dem Könige den brauchbarſten Diener zu hinterlaſſen; dich mit dem beſten was ich habe auszuſtatten, daß du dich nicht ſchämen dürfeſt, unter deine Brüder zu treten.

Ferdinand. Was werd' ich dir nicht für dieſe Liebe ſchuldig, die du mir allein zuwendeſt, indem ein ganzes Reich vor dir zittert!

Alba. Nun höre, was zu thun iſt. Sobald die Fürſten eingetreten ſind, wird jeder Zugang zum Pal-

laſte beſetzt. Dazu hat Gomez die Ordre. Silva wird eilen, Egmonts Schreiber mit den Verdächtigſten gefangen zu nehmen. Du hältſt die Wache am Thore und in den Höfen in Ordnung. Vor allen Dingen beſetze dieſe Zimmer hier neben mit den ſicherſten Leuten; dann warte auf der Gallerie, bis Silva wiederkommt, und bringe mir irgend ein unbedeutend Blatt herein, zum Zeichen, daß ſein Auftrag ausgerichtet iſt. Dann bleib' im Vorſaale bis Oranien weggeht, folg' ihm; ich halte Egmont hier, als ob ich ihm noch was zu ſagen hätte. Am Ende der Gallerie fordre Oraniens Degen, rufe die Wache an, verwahre ſchnell den gefährlichſten Mann; und ich faſſe Egmont hier.

Ferdinand. Ich gehorche, mein Vater. Zum erſtenmal mit ſchwerem Herzen und mit Sorge.

Alba. Ich verzeihe dir's; es iſt der erſte große Tag, den du erlebſt.

Silva (tritt herein).

Ein Bote von Antwerpen. Hier iſt Oraniens Brief! Er kommt nicht.

Alba. Sagt' es der Bote?

Silva. Nein, mir ſagt's das Herz.

Alba. Aus dir ſpricht mein böſer Genius. (Nachdem er den Brief geleſen, winkt er beyden, und ſie ziehen ſich in die Gallerie zurück. Er bleibt allein auf dem Vordertheile.) Er kommt nicht! Bis auf den letzten Augenblick verſchiebt er, ſich zu erklären. Er wagt es, nicht

zu kommen! So war denn dießmal wider Vermuthen der Kluge klug genug, nicht klug zu ſeyn! — Es rückt die Uhr! Noch einen kleinen Weg des Seigers, und ein großes Werk iſt gethan oder verſäumt, unwiederbringlich verſäumt: denn es iſt weder nachzuhohlen noch zu verheimlichen. Längſt hatt' ich alles reiflich abgewogen, und mir auch dieſen Fall gedacht, mir feſtgeſetzt, was auch in dieſem Falle zu thun ſey; und jetzt, da es zu thun iſt, wehr' ich mir kaum, daß nicht das Für und Wider mir auf's neue durch die Seele ſchwankt. — Iſt's räthlich, die andern zu fangen, wenn Er mir entgeht? — Schieb' ich es auf, und laß' Egmont mit den Seinigen, mit ſo vielen entſchlüpfen, die nun, vielleicht nur heute noch, in meinen Händen ſind. So zwingt dich das Geſchick denn auch, du Unbezwinglicher? Wie lang' gedacht! Wie wohl bereitet! Wie groß, wie ſchön der Plan! Wie nah' die Hoffnung ihrem Ziele! Und nun im Augenblick des Entſcheidens biſt du zwiſchen zwey Uebel geſtellt; wie in einen Loostopf greifſt du in die dunkle Zukunft; was du faſſeſt iſt noch zugerollt, dir unbewußt, ſey's Treffer oder Fehler! (Er wird aufmerkſam, wie einer der etwas hört, und tritt an's Fenſter.) Er iſt es! — Egmont! Trug dich dein Pferd ſo leicht herein, und ſcheute vor dem Blutgeruche nicht, und vor dem Geiſte mit dem blanken Schwert, der an der Pforte dich empfängt? — Steig' ab! — So biſt du mit dem einen Fuß im Grab'! und ſo mit beyden! — Ja ſtreichl'

es nur, und klopfe für ſeinen muthigen Dienſt zum letztenmale den Nacken ihm — Und mir bleibt keine Wahl. In der Verblendung, wie hier Egmont naht, kann er dir nicht zum zweytenmal ſich liefern! — Hört!

Ferdinand und Silva (treten eilig herbey).

Ihr thut was ich befahl; ich ändre meinen Willen nicht. Ich halte, wie es gehn will, Egmont auf, bis du mir von Silva die Nachricht gebracht haſt. Dann bleib' in der Nähe. Auch dir raubt das Geſchick das große Verdienſt, des Königs größten Feind mit eigener Hand gefangen zu haben. (Zu Silva.) Eile! (Zu Ferdinand.) Geh' ihm entgegen. (Alba bleibt einige Augenblicke allein, und geht ſchweigend auf und ab.)

Egmont (tritt auf).

Ich komme, die Befehle des Königs zu vernehmen; zu hören, welchen Dienſt er von unſerer Treue verlangt, die ihm ewig ergeben bleibt.

Alba. Er wünſcht vor allen Dingen euern Rath zu hören.

Egmont. Ueber welchen Gegenſtand? Kommt Oranien auch? Ich vermuthete ihn hier.

Alba. Mir thut es leid, daß er uns eben in dieſer wichtigen Stunde fehlt. Euern Rath, eure Meynung wünſcht der König, wie dieſe Staaten wieder zu befriedigen. Ja er hofft, ihr werdet kräftig mitwirken, dieſe Unruhen zu ſtillen und die Ordnung der Provinzen völlig und dauerhaft zu gründen.

Egmont. Ihr könnt beſſer wiſſen, als ich, daß ſchon alles genug beruhigt iſt, ja noch mehr beruhigt war, eh' die Erſcheinung der neuen Soldaten wieder mit Furcht und Sorge die Gemüther bewegte.

Alba. Ihr ſcheint andeuten zu wollen, das räthlichſte ſey geweſen, wenn der König mich gar nicht in den Fall geſetzt hätte, euch zu fragen.

Egmont. Verzeiht! Ob der König das Heer hätte ſchicken ſollen, ob nicht vielmehr die Macht ſeiner majeſtätiſchen Gegenwart allein ſtärker gewirkt hätte, iſt meine Sache nicht zu beurtheilen. Das Heer iſt da, Er nicht. Wir aber müßten ſehr undankbar, ſehr vergeſſen ſeyn, wenn wir uns nicht erinnerten, was wir der Regentinn ſchuldig ſind. Bekennen wir! Sie brachte durch ihr ſo kluges als tapferes Betragen die Aufrührer mit Gewalt und Anſehn, mit Ueberredung und Liſt zur Ruhe, und führte zum Erſtaunen der Welt ein rebelliſches Volk in wenigen Monaten zu ſeiner Pflicht zurück.

Alba. Ich läugne es nicht. Der Tumult iſt geſtillt, und jeder ſcheint in die Gränzen des Gehorſams zurückgebannt. Aber hängt es nicht von eines jeden Willkür ab, ſie zu verlaſſen? Wer will das Volk hindern, loszubrechen? Wo iſt die Macht, ſie abzuhalten? Wer bürgt uns, daß ſie ſich ferner treu und unterthänig zeigen werden? Ihr guter Wille iſt alles Pfand, das wir haben.

Egmont. Und iſt der gute Wille eines Volks nicht

das ſicherſte, das edelſte Pfand? Bey Gott! Wenn darf ſich ein König ſicherer halten, als wenn ſie alle für Einen, Einer für alle ſtehn? Sicherer gegen innere und äußere Feinde?

Alba. Wir werden uns doch nicht überreden ſollen, daß es jetzt hier ſo ſteht?

Egmont. Der König ſchreibe einen General-Pardon aus, er beruhige die Gemüther; und bald wird man ſehen, wie Treue und Liebe mit dem Zutrauen wieder zurückkehrt.

Alba. Und jeder der die Majeſtät des Königs, der das Heiligthum der Religion geſchändet, ginge frey und ledig hin und wieder! Lebte den andern zum bereiten Beyſpiel, daß ungeheure Verbrechen ſtraflos ſind!

Egmont. Und iſt ein Verbrechen des Unſinns, der Trunkenheit, nicht eher zu entſchuldigen, als grauſam zu beſtrafen? Beſonders wo ſo ſichre Hoffnung, wo Gewißheit iſt, daß die Uebel nicht wiederkehren werden? Waren Könige darum nicht ſicherer? Werden ſie nicht von Welt und Nachwelt geprieſen, die eine Beleidigung ihrer Würde vergeben, bedauern, verachten konnten? Werden ſie nicht eben deswegen Gott gleich gehalten, der viel zu groß iſt, als daß an ihn jede Läſterung reichen ſollte?

Alba. Und eben darum ſoll der König für die Würde Gottes und der Religion, wir ſollen für das Anſehn des Königs ſtreiten. Was der Obere abzulehnen

verſchmäht, iſt unſre Pflicht zu rächen. Ungeſtraft ſoll, wenn ich rathe, kein Schuldiger ſich freuen.

Egmont. Glaubſt du, daß du ſie alle erreichen wirſt? Hört man nicht täglich, daß die Furcht ſie hie und dahin, ſie aus dem Lande treibt? Die Reichſten werden ihre Güter, ſich, ihre Kinder und Freunde flüchten; der Arme wird ſeine nützlichen Hände dem Nachbar zubringen.

Alba. Sie werden, wenn man ſie nicht verhindern kann. Darum verlangt der König Rath und That von jedem Fürſten, Ernſt von jedem Statthalter; nicht nur Erzählung wie es iſt, was werden könnte, wenn man alles gehen ließe wie's geht. Einem großen Uebel zuſehen, ſich mit Hoffnung ſchmeicheln, der Zeit vertrauen, etwa einmal drein ſchlagen, wie im Faſtnachtsſpiel, daß es klatſcht und man doch etwas zu thun ſcheint, wenn man nichts thun möchte; heißt das nicht, ſich verdächtig machen, als ſehe man dem Aufruhr mit Vergnügen zu, den man nicht erregen, wohl aber hegen möchte!

Egmont (im Begriff aufzufahren, nimmt ſich zuſammen, und ſpricht nach einer kleinen Pauſe geſetzt). Nicht jede Abſicht iſt offenbar, und manches Mannes Abſicht iſt zu mißdeuten. Muß man doch auch von allen Seiten hören, es ſey des Königs Abſicht weniger, die Provinzen nach einförmigen und klaren Geſetzen zu regieren, die Majeſtät der Religion zu ſichern, und einen allgemeinen Frieden ſeinem Volke zu geben; als vielmehr ſie

unbedingt zu unterjochen, ſie ihrer alten Rechte zu berauben, ſich Meiſter von ihren Beſitzthümern zu machen, die ſchönen Rechte des Adels einzuſchränken, um derentwillen der Edle allein ihm dienen, ihm Leib und Leben widmen mag. Die Religion, ſagt man, ſey nur ein prächtiger Teppich, hinter dem man jeden gefährlichen Anſchlag nur deſto leichter ausdenkt. Das Volk liegt auf den Knieen, betet die heiligen gewirkten Zeichen an, und hinten lauſcht der Vogelſteller, der ſie berücken will.

Alba. Daß muß ich von dir hören?

Egmont. Nicht meine Geſinnungen! Nur was bald hier, bald da, von Großen und von Kleinen, Klugen und Thoren geſprochen, laut verbreitet wird. Die Niederländer fürchten ein doppeltes Joch, und wer bürgt ihnen für ihre Freyheit?

Alba. Freyheit? Ein ſchönes Wort, wer's recht verſtände. Was wollen ſie für Freyheit? Was iſt des Freyeſten Freyheit? — Recht zu thun! — und daran wird ſie der König nicht hindern. Nein! nein! ſie glauben ſich nicht frey, wenn ſie ſich nicht ſelbſt und andern ſchaden können. Wäre es nicht beſſer abzudanken als ein ſolches Volk zu regieren? Wenn auswärtige Feinde drängen, an die kein Bürger denkt, der mit dem nächſten nur beſchäftigt iſt, und der König verlangt Beyſtand; dann werden ſie uneins unter ſich, und verſchwören ſich gleichſam mit ihren Feinden. Weit beſſer iſt's ſie einzuengen, daß man ſie wie Kinder halten, wie Kin-

der zu ihrem Beſten leiten kann. Glaube nur, ein Volk wird nicht alt, nicht klug; ein Volk bleibt immer kindiſch.

Egmont. Wie ſelten kommt ein König zu Verſtand! Und ſollen ſich Viele nicht lieber Vielen vertrauen als Einem? und nicht einmal dem Einen, ſondern den Wenigen des Einen, dem Volke, das an den Blicken ſeines Herrn altert. Das hat wohl allein das Recht, klug zu werden.

Alba. Vielleicht eben darum, weil es ſich nicht ſelbſt überlaſſen iſt.

Egmont. Und darum niemand gern ſich ſelbſt überlaſſen möchte. Man thue was man will; ich habe auf deine Frage geantwortet, und wiederhohle: Es geht nicht! Es kann nicht gehen! Ich kenne meine Landsleute. Es ſind Männer, werth Gottes Boden zu betreten; ein jeder rund für ſich, ein kleiner König, feſt, rührig, fähig, treu, an alten Sitten hangend. Schwer iſt's ihr Zutraun zu verdienen; leicht, zu erhalten. Starr und feſt! Zu drücken ſind ſie; nicht zu unterdrücken.

Alba, (der ſich indeß einigemal umgeſehen hat). Sollteſt du das alles in des Königs Gegenwart wiederhohlen?

Egmont. Deſto ſchlimmer, wenn mich ſeine Gegenwart abſchreckte! Deſto beſſer für ihn, für ſein Volk, wenn er mir Muth machte, wenn er mir Zutraun einflößte, noch weit mehr zu ſagen.

Alba. Was nützlich iſt, kann ich hören wie er.

Egmont. Ich würde ihm ſagen: Leicht kann der

Hirt eine ganze Heerde Schafe vor sich hintreiben, der Stier zieht seinen Pflug ohne Widerstand; aber dem edeln Pferde, das du reiten willst, mußt du seine Gedanken ablernen, du mußt nichts unkluges, nichts unklug von ihm verlangen. Darum wünscht der Bürger, seine alte Verfassung zu behalten, von seinen Landsleuten regiert zu seyn, weil er weiß wie er geführt wird, weil er von ihnen Uneigennutz, Theilnehmung an seinem Schicksal hoffen kann.

Alba. Und sollte der Regent nicht Macht haben, dieses alte Herkommen zu verändern? und sollte nicht eben dieß sein schönstes Vorrecht seyn? Was ist bleibend auf dieser Welt? und sollte eine Staatseinrichtung bleiben können? Muß nicht in einer Zeitfolge jedes Verhältniß sich verändern, und eben darum eine alte Verfassung die Ursache von tausend Uebeln werden, weil sie den gegenwärtigen Zustand des Volkes nicht umfaßt? Ich fürchte, diese alten Rechte sind darum so angenehm, weil sie Schlupfwinkel bilden, in welchen der Kluge, der Mächtige, zum Schaden des Volks, zum Schaden des Ganzen sich verbergen oder durchschleichen kann.

Egmont. Und diese willkürlichen Veränderungen, diese unbeschränkten Eingriffe der höchsten Gewalt, sind sie nicht Vorboten, daß Einer thun will, was Tausende nicht thun sollen? Er will sich allein frey machen, um jeden seiner Wünsche befriedigen, jeden seiner Gedanken ausführen zu können. Und wenn wir uns ihm, ei-

nem guten weiſen Könige, ganz vertrauen, ſagt er uns für ſeine Nachkommen gut? daß keiner ohne Rückſicht, ohne Schonung regieren werde? Wer rettet uns alsdann von völliger Willkür, wenn er uns ſeine Diener, ſeine Nächſten ſendet, die ohne Kenntniß des Landes und ſeiner Bedürfniſſe nach Belieben ſchalten und walten, keinen Widerſtand finden, und ſich von jeder Verantwortung frey wiſſen.

Alba, (der ſich indeß wieder umgeſehen hat). Es iſt nichts natürlicher, als daß ein König durch ſich zu herrſchen gedenkt, und denen ſeine Befehle am liebſten anträgt, die ihn am beſten verſtehen, verſtehen wollen, die ſeinen Willen unbedingt ausrichten.

Egmont. Und eben ſo natürlich iſt's, daß der Bürger von dem reglert ſeyn will, der mit ihm geboren und erzogen iſt, der gleichen Begriff mit ihm von Recht und Unrecht gefaßt hat, den er als ſeinen Bruder anſehen kann.

Alba. Und doch hat der Adel mit dieſen ſeinen Brüdern ſehr ungleich getheilt.

Egmont. Das iſt vor Jahrhunderten geſchehen, und wird jetzt ohne Neid geduldet. Würden aber neue Menſchen ohne Noth geſendet, die ſich zum zweytenmale auf Unkoſten der Nation bereichern wollten, ſähe man ſich einer ſtrengen, kühnen, unbedingten Habſucht ausgeſetzt; das würde eine Gährung machen, die ſich nicht leicht in ſich ſelbſt auflöſ'te.

Alba. Du ſagſt mir, was ich nicht hören ſollte: auch ich bin fremd.

Egmont. Daß ich dir's ſage, zeigt dir, daß ich dich nicht meyne.

Alba. Und auch ſo, wünſcht' ich es nicht von dir zu hören. Der König ſandte mich mit Hoffnung, daß ich hier den Verſtand des Adels finden würde. Der König will ſeinen Willen. Der König hat nach tiefer Ueberlegung geſehen, was dem Volke frommt; es kann nicht bleiben und gehen wie bisher. Des Königs Abſicht iſt, ſie ſelbſt zu ihrem eignen Beſten einzuſchränken, ihr eigenes Heil, wenn's ſeyn muß, ihnen aufzudringen, die ſchädlichen Bürger aufzuopfern, damit die übrigen Ruhe finden, des Glücks einer weiſen Regierung genießen können. Dieß iſt ſein Entſchluß; dieſen dem Adel kund zu machen, habe ich Befehl; und Rath verlang' ich in ſeinem Nahmen; wie es zu thun ſey; nicht was: denn das hat Er beſchloſſen.

Egmont. Leider rechtfertigen deine Worte die Furcht des Volks, die allgemeine Furcht! So hat er denn beſchloſſen, was kein Fürſt beſchließen ſollte. Die Kraft ſeines Volks, ihr Gemüth, den Begriff, den ſie von ſich ſelbſt haben, will er ſchwächen, niederdrücken, zerſtören, um ſie bequem regieren zu können. Er will den innern Kern ihrer Eigenheit verderben; gewiß in der Abſicht, ſie glücklicher zu machen. Er will ſie vernichten, damit ſie Etwas werden, ein ander Etwas. O wenn ſeine Ab-

ſicht gut iſt, ſo wird ſie mißgeleitet! Nicht dem Könige widerſetzt man ſich; man ſtellt ſich nur dem Könige entgegen, der einen falſchen Weg zu wandeln die erſten unglücklichen Schritte macht.

Alba. Wie du geſinnt biſt, ſcheint es ein vergeblicher Verſuch uns vereinigen zu wollen. Du denkſt gering vom Könige und verächtlich von ſeinen Räthen, wenn du zweifelſt, das alles ſey nicht ſchon gedacht, geprüft, gewogen worden. Ich habe keinen Auftrag, jedes Für und Wider noch einmal durchzugehen. Gehorſam fordre ich von dem Volke: — und von Euch, ihr Erſten, Edelſten, Rath und That als Bürgen dieſer unbedingten Pflicht.

Egmont. Fordre unſre Häupter, ſo iſt es auf Einmal gethan. Ob ſich der Nacken dieſem Joche biegen, ob er ſich vor dem Beile ducken ſoll, kann einer edeln Seele gleich ſeyn. Umſonſt hab' ich ſo viel geſprochen; die Luft hab' ich erſchüttert, weiter nichts gewonnen.

Ferdinand (kommt).

Verzeiht, daß ich euer Geſpräch unterbreche. Hier iſt ein Brief, deſſen Ueberbringer die Antwort dringend macht.

Alba. Erlaubt mir, daß ich ſehe, was er enthält. (Tritt an die Seite.)

Ferdinand (zu Egmont). Es iſt ein ſchönes Pferd, das eure Leute gebracht haben, euch abzuhohlen.

Egmont. Es iſt nicht das ſchlimmſte. Ich hab'

es ſchon eine Weile; ich denk' es wegzugeben. Wenn es euch gefällt, ſo werden wir vielleicht des Handels einig.

Ferdinand. Gut, wir wollen ſehn.

Alba (winkt ſeinem Sohne, der ſich in den Grund zurückzieht).

Egmont. Lebt wohl! entlaßt mich: denn ich wüßte bey Gott! nicht mehr zu ſagen.

Alba. Glücklich hat dich der Zufall verhindert, deinen Sinn noch weiter zu verrathen. Unvorſichtig entwickelſt du die Falten deines Herzens, und klagſt dich ſelbſt weit ſtrenger an, als ein Widerſacher gehäſſig thun könnte.

Egmont. Dieſer Vorwurf rührt mich nicht; ich kenne mich ſelbſt genug, und weiß, wie ich dem König angehöre; weit mehr als viele, die in ſeinem Dienſt ſich ſelber dienen. Ungern ſcheid' ich aus dieſem Streite ohne ihn beygelegt zu ſehen, und wünſche nur, daß uns der Dienſt des Herrn, das Wohl des Landes bald vereinigen möge. Es wirkt vielleicht ein wiederhohltes Geſpräch, die Gegenwart der übrigen Fürſten, die heute fehlen, in einem glücklichern Augenblick, was heut unmöglich ſcheint. Mit dieſer Hoffnung entfern' ich mich.

Alba, (der zugleich ſeinem Sohn Ferdinand ein Zeichen gibt). Halt Egmont! — Deinen Degen! — (Die Mittelthür öffnet ſich: man ſieht die Gallerie mit Wache beſetzt, die unbeweglich bleibt.)

Egmont, (der ſtaunend eine Weile geſchwiegen).

Dieß

Dieß war die Abſicht? Dazu haſt du mich berufen? (Nach dem Degen greifend, als wenn er ſich vertheidigen wollte.) Bin ich denn wehrlos?

Alba. Der König befiehlt's, du biſt mein Gefangener. (Zugleich treten von beiden Seiten Bewaffnete herein.)

Egmont (nach einer Stille). Der König? — Oranien! Oranien! (Nach einer Pauſe, ſeinen Degen hingebend.) So nimm ihn! Er hat weit öfter des Königs Sache vertheidigt, als dieſe Bruſt beſchützt. (Er geht durch die Mittelthür ab: die Bewaffneten, die im Zimmer ſind, folgen ihm; ingleichen Alba's Sohn. Alba bleibt ſtehen, der Vorhang fällt.)

Fünfter Aufzug.

Straße.

Dämmerung.

Clärchen. Brackenburg. Bürger.

Brackenburg.

Liebchen, um Gottes willen, was nimmſt du vor?

Clärchen. Komm mit, Brackenburg! Du mußt die Menſchen nicht kennen; wir befreyen ihn gewiß. Denn was gleicht ihrer Liebe zu ihm? Jeder fühlt, ich ſchwör' es, in ſich die brennende Begier ihn zu retten, die Gefahr von einem koſtbaren Leben abzuwenden, und dem Freyeſten die Freyheit wiederzugeben. Komm! Es fehlt nur an der Stimme, die ſie zuſammenruft. In ihrer Seele lebt noch ganz friſch, was ſie ihm ſchuldig ſind! und daß ſein mächtiger Arm allein von ihnen das Verderben abhält, wiſſen ſie. Um ſeinet- und ihretwillen müſſen ſie alles wagen. Und was wagen wir?

Zum höchſten unſer Leben, das zu erhalten nicht der Mühe werth iſt, wenn er umkommt.

Brackenburg. Unglückliche! Du ſiehſt nicht die Gewalt, die uns mit ehernen Banden gefeſſelt hat.

Clärchen. Sie ſcheint mir nicht unüberwindlich. Laß uns nicht lang' vergebliche Worte wechſeln. Hier kommen von den alten, redlichen, wackern Männern! Hört, Freunde! Nachbarn, hört! — Sagt, wie iſt es mit Egmont?

Zimmermeiſter. Was will das Kind? Laß ſie ſchweigen!

Clärchen. Tretet näher, daß wir ſachte reden, bis wir einig ſind und ſtärker. Wir dürfen nicht einen Augenblick verſäumen! Die freche Tyranney, die es wagt ihn zu feſſeln, zuckt ſchon den Dolch ihn zu ermorden. O Freunde! mit jedem Schritt der Dämmerung werd' ich ängſtlicher. Ich fürchte dieſe Nacht. Kommt! wir wollen uns theilen; mit ſchnellem Lauf von Quartier zu Quartier rufen wir die Bürger heraus. Ein jeder greife zu ſeinen alten Waffen. Auf dem Markte treffen wir uns wieder, und unſer Strom reißt einen jeden mit ſich fort. Die Feinde ſehen ſich umringt und überſchwemmt, und ſind erdrückt. Was kann uns eine Hand voll Knechte widerſtehen? Und Er in unſrer Mitte kehrt zurück, ſieht ſich befreyt, und kann uns einmal danken, uns, die wir ihm ſo tief verſchuldet worden. Er ſieht vielleicht — gewiß er ſieht das Morgenroth am freyen Himmel wieder.

Zimmermeiſter. Wie iſt dir, Mädchen?

Clärchen. Könnt ihr mich miſsverſtehn? Vom Grafen ſprech' ich! Ich ſpreche von Egmont.

Jetter. Nennt den Nahmen nicht! Er iſt tödlich.

Clärchen. Den Nahmen nicht! Wie? Nicht dieſen Nahmen? Wer nennt ihn nicht bey jeder Gelegenheit? Wo ſteht er nicht geſchrieben? In dieſen Sternen hab' ich oft mit allen ſeinen Lettern ihn geleſen. Nicht nennen? Was ſoll das? Freunde! Gute, theure Nachbarn, ihr träumt; beſinnt euch. Seht mich nicht ſo ſtarr und ängſtlich an! Blickt nicht ſchüchtern hie und da bey Seite. Ich ruf' euch ja nur zu, was jeder wünſcht. Iſt meine Stimme nicht eures Herzens eigene Stimme? Wer würfe ſich in dieſer bangen Nacht, eh' er ſein unruhvolles Bette beſteigt, nicht auf die Kniee, ihn mit ernſtlichem Gebet vom Himmel zu erringen? Fragt euch einander! frage jeder ſich ſelbſt! und wer ſpricht mir nicht nach: „Egmonts Freyheit oder den Tod!“

Jetter. Gott bewahr' uns! Da gibt's ein Unglück.

Clärchen. Bleibt! Bleibt, und drückt euch nicht vor ſeinem Nahmen weg, dem ihr euch ſonſt ſo froh entgegen drängtet! — Wenn der Ruf ihn ankündigte, wenn es hieß; „Egmont kommt! Er kommt von Gent!“ da hielten die Bewohner der Straßen ſich glücklich, durch die er reiten mußte. Und wenn ihr ſeine Pferde ſchallen hörtet, warf jeder ſeine Arbeit hin, und über die bekümmerten Geſichter, die ihr durch's Fenſter ſtecktet, fuhr

wie ein Sonnenſtrahl von ſeinem Angeſichte ein Blick der Freude und Hoffnung. Da hobt ihr eure Kinder auf der Thürſchwelle in die Höhe und deutetet ihnen: „Sieh, das iſt Egmont, der gröſste da! Er iſt's! Er iſt's, von dem ihr beſſere Zeiten, als eure armen Väter lebten, einſt zu erwarten habt.“ Laſst eure Kinder nicht dereinſt euch fragen: „Wo iſt er hin? Wo ſind die Zeiten hin, die ihr verſprachtet?“ — Und ſo wechſeln wir Worte! ſind müſsig, verrathen ihn.

Soeſt. Schämt euch, Brackenburg! Laſst ſie nicht gewähren! Steuert dem Unheil!

Brackenburg. Liebes Clärchen! wir wollen gehen! Was wird die Mutter ſagen? Vielleicht —

Clärchen. Meynſt du, ich ſey ein Kind, oder wahnſinnig? Was kann vielleicht? — Von dieſer ſchrecklichen Gewiſsheit bringſt du mich mit keiner Hoffnung weg. — Ihr ſollt mich hören, und ihr werdet: denn ich ſeh's, ihr ſeyd beſtürzt und könnt euch ſelbſt in euerm Buſen nicht wiederfinden. Laſst durch die gegenwärtige Gefahr nur Einen Blick in das Vergangene dringen, das kurz Vergangene. Wendet eure Gedanken nach der Zukunft. Könnt ihr denn leben? werdet ihr, wenn er zu Grunde geht? Mit ſeinem Athem flieht der letzte Hauch der Freyheit. Was war er euch? Für wen übergab er ſich der dringendſten Gefahr? Seine Wunden floſſen und heilten nur für Euch. Die groſse Seele, die euch alle trug, beſchränkt ein Kerker, und Schauer tückiſchen Mordes

ſchweben um ſie her. Er denkt vielleicht an euch, er hofft auf euch, Er, der nur zu geben, nur zu erfüllen gewohnt war.

Zimmermeiſter. Gevatter, kommt.

Clärchen. Und ich habe nicht Arme, nicht Mark wie ihr; doch hab' ich, was euch allen fehlt, Muth und Verachtung der Gefahr. Könnt' euch mein Athem doch entzünden! könnt' ich an meinen Buſen drückend euch erwärmen und beleben! Kommt! In eurer Mitte will ich gehen! — Wie eine Fahne wehrlos ein edles Heer von Kriegern wehend anführt, ſo ſoll mein Geiſt um eure Häupter flammen, und Liebe und Muth das ſchwankende zerſtreute Volk zu einem fürchterlichen Heer vereinigen.

Jetter. Schaff' ſie bey Seite, ſie dauert mich.

(Bürger ab.)

Brackenburg. Clärchen! ſiehſt du nicht wo wir ſind?

Clärchen. Wo? Unter dem Himmel, der ſo oft ſich herrlicher zu wölben ſchien, wenn der Edle unter ihm herging. Aus dieſen Fenſtern haben ſie herausgeſehn, vier, fünf Köpfe über einander; an dieſen Thüren haben ſie geſcharrt und genickt, wenn er auf die Memmen herabſah. O ich hatte ſie ſo lieb, wie ſie ihn ehrten! Wäre er Tyrann geweſen, möchten ſie immer vor ſeinem Falle ſeitwärts gehn. Aber ſie liebten ihn! — O ihr Hände, die ihr an die Mützen griff't, zum Schwert

könnt ihr nicht greifen — Brackenburg, und wir? — Schelten wir ſie? — Dieſe Arme, die ihn ſo oft feſt hielten, was thun ſie für ihn? — Liſt hat in der Welt ſo viel erreicht — Du kennſt Wege und Stege, kennſt das alte Schloß. Es iſt nichts unmöglich, gib mir einen Anſchlag.

Brackenburg. Wenn wir nach Hauſe gingen!

Clärchen. Gut.

Brackenburg. Dort an der Ecke ſeh' ich Alba's Wache; laß doch die Stimme der Vernunft dir zu Herzen dringen. Hältſt du mich für feig? Glaubſt du nicht, daß ich um deinetwillen ſterben könnte? Hier ſind wir beyde toll, ich ſo gut wie du. Siehſt du nicht das Unmögliche? Wenn du dich faßteſt! Du biſt außer dir.

Clärchen. Außer mir! Abſcheulich! Brackenburg, ihr ſeyd außer euch. Da ihr laut den Helden verehrtet, ihn Freund und Schutz und Hoffnung nanntet, ihm Vivat rieft, wenn er kam; da ſtand ich in meinem Winkel, ſchob das Fenſter halb auf, verbarg mich lauſchend, und das Herz ſchlug mir höher als euch allen. Jetzt ſchlägt mir's wieder höher als euch allen! Ihr verbergt euch, da es noth iſt, verläugnet ihn, und fühlt nicht, daß ihr untergeht, wenn er verdirbt.

Brackenburg. Komm nach Hauſe.

Clärchen. Nach Hauſe?

Brackenburg. Beſinne dich nur! Sieh dich um! Dieß ſind die Straßen, die du nur ſonntäglich betratſt,

durch die du ſittſam nach der Kirche gingſt, wo du übertrieben-ehrbar zirnteſt, wenn ich mit einem freundlichen grüßenden Wort mich zu dir geſellte. Du ſtehſt und redeſt, handelſt vor den Augen der offnen Welt; beſinne dich, Liebe! wozu hilft es uns?

Clärchen. Nach Hauſe! Ja ich beſinne mich. Komm, Brackenburg, nach Hauſe! Weißt du, wo meine Heimath iſt? (ab.)

Gefängniß

durch eine Lampe erhellt, ein Ruhebett im Grunde.

Egmont (allein).

Alter Freund! immer getreuer Schlaf, fliehſt du mich auch wie die übrigen Freunde? Wie willig ſenkteſt du dich auf mein freyes Haupt herunter, und kühlteſt wie ein ſchöner Myrtenkranz der Liebe meine Schläfe! Mitten unter Waffen, auf der Woge des Lebens, ruht' ich leicht athmend, wie ein aufquellender Knabe, in deinen Armen. Wenn Stürme durch Zweige und Blätter ſauſten, Aſt und Wipfel ſich knirrend bewegten, blieb innerſt doch der Kern des Herzens ungeregt. Was ſchüttelt dich nun? was erſchüttert den feſten treuen Sinn? Ich fühl's, es iſt der Klang der Mordart, die an meiner Wurzel naſcht. Noch ſteh' ich aufrecht, und ein innrer Schauer durchfährt mich. Ja, ſie überwin-

det, die verrätheriſche Gewalt; ſie untergräbt den feſten hohen Stämm, und eh' die Rinde dort, ſtürzt krachend und zerſchmetternd deine Krone.

Warum denn jetzt, der du ſo oft gewalt'ge Sorgen gleich Seifenblaſen dir vom Haupte weggewieſen, warum vermagſt du nicht die Ahndung zu verſcheuchen, die tauſendfach in dir ſich auf- und niedertreibt? Seit wann begegnet der Tod dir fürchterlich? mit deſſen wechſelnden Bildern, wie mit den übrigen Geſtalten der gewohnten Erde, du gelaſſen lebteſt. — Auch iſt Er's nicht, der raſche Feind, dem die geſunde Bruſt wetteifernd ſich entgegen ſehnt; der Kerker iſt's, des Grabes Vorbild, dem Helden wie dem Feigen widerlich. Unleidlich ward mir's ſchon auf meinem gepolſterten Stuhle, wenn in ſtattlicher Verſammlung die Fürſten, was leicht zu entſcheiden war, mit wiederkehrenden Geſprächen überlegten, und zwiſchen düſtern Wänden eines Saals die Balken der Decke mich erdrückten. Da eilt' ich fort, ſobald es möglich war, und raſch auf's Pferd mit tiefem Athemzuge. Und friſch hinaus, da wo wir hingehören! in's Feld, wo aus der Erde dampfend jede nächſte Wohlthat der Natur, und durch die Himmel wehend alle Segen der Geſtirne uns umwittern; wo wir, dem erdgebornen Rieſen gleich, von der Berührung unſrer Mutter kräftiger uns in die Höhe reißen; wo wir die Menſchheit ganz, und menſchliche Begier in allen Adern fühlen; wo das Verlangen vorzudringen, zu beſiegen, zu erhaſchen, ſeine Fauſt zu

brauchen, zu beſitzen, zu erobern, durch die Seele des jungen Jägers glüht; wo der Soldat ſein angeborenes Recht auf alle Welt mit raſchem Schritt ſich anmaßt, und in fürchterlicher Freyheit wie ein Hagelwetter durch Wieſe, Feld und Wald verderbend ſtreicht, und keine Gränzen kennt, die Menſchenhand gezogen.

Du biſt nur Bild, Erinnerungstraum des Glücks, das ich ſo lang beſeſſen; wo hat dich das Geſchick verrätheriſch hingeführt? Verſagt es dir, den nie geſcheuten Tod im Angeſicht der Sonne raſch zu gönnen, um dir des Grabes Vorgeſchmack im ekeln Moder zu bereiten? Wie haucht er mich aus dieſen Steinen widrig an! Schon ſtarrt das Leben, vor dem Ruhebette wie vor dem Grabe ſcheut der Fuß. —

O Sorge! Sorge! die du vor der Zeit den Mord beginnſt, laß ab! — Seit wann iſt Egmont denn allein, ſo ganz allein in dieſer Welt? Dich macht der Zweifel fühllos, nicht das Glück. Iſt die Gerechtigkeit des Königs, der du lebenslang vertrauteſt, iſt der Regentinn Freundſchaft, die faſt, (du darfſt es dir geſtehn,) faſt Liebe war; ſind ſie auf einmal wie ein glänzend Feuerbild der Nacht verſchwunden? und laſſen dich allein auf dunkelm Pfad zurück? Wird an der Spitze deiner Freunde Oranien nicht wagend ſinnen? Wird nicht ein Volk ſich ſammeln, und mit anſchwellender Gewalt den alten Freund erretten?

O haltet, Mauern, die ihr mich einſchließt, ſo vieler

Geiſter wohlgemeintes Drängen nicht von mir ab; und welcher Muth aus meinen Augen ſonſt ſich über ſie ergoß, der kehre nun aus ihren Herzen in meines wieder. O ja, ſie rühren ſich zu Tauſenden! ſie kommen! ſtehen mir zur Seite! Ihr frommer Wunſch eilt dringend zu dem Himmel, er bittet um ein Wunder. Und ſteigt zu meiner Rettung nicht ein Engel nieder; ſo ſeh' ich ſie nach Lanz' und Schwertern greifen. Die Thore ſpalten ſich, die Gitter ſpringen, die Mauer ſtürzt vor ihren Händen ein, und der Freyheit des einbrechenden Tages ſteigt Egmont fröhlich entgegen. Wie manch bekannt Geſicht empfängt mich jauchzend! Ach Clärchen, wärſt du Mann; ſo ſäh' ich dich gewiß auch hier zuerſt und dankte dir, was einem Könige zu danken hart iſt, Freyheit.

Clärchens Haus.

Clärchen

(kommt mit einer Lampe und einem Glas Waſſer aus der Kammer; ſie ſetzt das Glas auf den Tiſch und tritt an's Fenſter).

Brackenburg? Seyd ihr's? Was hört' ich denn? noch niemand? Es war niemand! Ich will die Lampe in's Fenſter ſetzen, daß er ſieht, ich wache noch, ich warte noch auf ihn. Er hat mir Nachricht verſprochen. Nachricht? Entſetzliche Gewißheit! — Egmont verurtheilt! — Welch Gericht darf ihn fordern? und ſie verdammen ihn! Der König verdammt ihn? oder der Her-

zog? Und die Regentinn entzieht ſich! Oranien zaudert, und alle ſeine Freunde! — — Iſt dieß die Welt, von deren Wankelmuth, Unzuverläſſigkeit ich viel gehört und nichts empfunden habe? Iſt dieß die Welt? — Wer wäre böſ' genug, den Theuern anzufeinden? Wäre Bosheit mächtig genug, den allgemein Erkannten ſchnell zu ſtürzen? Doch iſt es ſo — es iſt — O Egmont, ſicher hielt ich dich vor Gott und Menſchen, wie in meinen Armen! Was war ich dir? Du haſt mich dein genannt, mein ganzes Leben widmete ich deinem Leben. — Was bin ich nun? Vergebens ſtreck' ich nach der Schlinge, die dich faßt, die Hand aus. Du hülflos, und ich frey! — Hier iſt der Schlüſſel zu meiner Thür. An meiner Willkür hängt mein Gehen und mein Kommen, und dir bin ich zu nichts! — — O bindet mich, damit ich nicht verzweifle; und werft mich in den tiefſten Kerker, daß ich das Haupt an feuchte Mauern ſchlage, nach Freyheit winſ'le, träume, wie ich ihm helfen wollte, wenn Feſſeln mich nicht lähmten, wie ich ihm helfen würde. — Nun bin ich frey, und in der Freyheit liegt die Angſt der Ohnmacht. — Mir ſelbſt bewußt, nicht fähig ein Glied nach ſeiner Hülfe zu rühren. Ach leider, auch der kleine Theil von deinem Weſen, dein Clärchen iſt wie du gefangen, und regt getrennt im Todeskrampfe nur die letzten Kräfte. — Ich höre ſchleichen, huſten — Brackenburg — er iſt's! — Elender guter Mann, dein Schickſal bleibt ſich immer gleich; dein Liebchen öff-

net dir die nächtliche Thür, und ach zu welch unſeliger Zuſammenkunft!

Brackenburg (tritt auf).

Clärchen. Du kommſt ſo bleich und ſchüchtern, Brackenburg! was iſt's?

Brackenburg. Durch Umwege und Gefahren ſuch' ich dich auf. Die großen Straßen ſind beſetzt, durch Gäßchen und durch Winkel hab' ich mich zu dir geſtohlen.

Clärchen. Erzähl', wie iſt's?

Brackenburg (indem er ſich ſetzt). Ach Cläre, laß mich weinen. Ich liebt' ihn nicht. Er war der reiche Mann und lockte des Armen einziges Schaf zur beſſern Weide herüber. Ich hab' ihn nie verflucht; Gott hat mich treu geſchaffen und weich. In Schmerzen floß mein Leben vor mir nieder, und zu verſchmachten hofft' ich jeden Tag.

Clärchen. Vergiß das, Brackenburg! Vergiß dich ſelbſt. Sprich mir von ihm! Iſt's wahr? Iſt er verurtheilt?

Brackenburg. Er iſt's! ich weiß es ganz genau.

Clärchen. Und lebt noch?

Brackenburg. Ja, er lebt noch.

Clärchen. Wie willſt du das verſichern? — Die Tyranney ermordet in der Nacht den Herrlichen! vor allen Augen verborgen fließt ſein Blut. Aengſtlich im Schlafe liegt das betäubte Volk, und träumt von Ret-

tung, träumt ihres ohnmächtigen Wunſches Erfüllung; indeß unwillig über uns ſein Geiſt die Welt verläßt. Er iſt dahin! — Täuſche mich nicht! dich nicht!

Brackenburg. Nein gewiß, er lebt! — Und leider es bereitet der Spanier dem Volke, das er zertreten will, ein fürchterliches Schauſpiel; gewaltſam jedes Herz, das nach Freyheit ſich regt, auf ewig zu zerknirſchen.

Clärchen. Fahre fort und ſprich gelaſſen auch mein Todesurtheil aus! Ich wandle den ſeligen Gefilden ſchon näher und näher, mir weht der Troſt aus jenen Gegenden des Friedens ſchon herüber. Sag' an.

Brackenburg. Ich konnt' es an den Wachen merken, aus Reden, die bald da bald dort fielen, daß auf dem Markte geheimnißvoll ein Schreckniß zubereitet werde. Ich ſchlich durch Seitenwege, durch bekannte Gänge nach meines Vettern Hauſe, und ſah' aus einem Hinterfenſter nach dem Markte. — Es wehten Fackeln in einem weiten Kreiſe Spaniſcher Soldaten hin und wieder. Ich ſchärfte mein ungewohntes Auge, und aus der Nacht ſtieg mir ein ſchwarzes Gerüſt entgegen, geräumig, hoch; mir grauſte vor dem Anblick. Geſchäftig waren viele rings umher bemüht, was noch von Holzwerk weiß und ſichtbar war, mit ſchwarzem Tuch einhüllend zu verkleiden. Die Treppen deckten ſie zuletzt auch ſchwarz, ich ſah es wohl. Sie ſchienen die Weihe eines gräßlichen Opfers vorbereitend zu begehn. Ein weißes Crucifix,

das durch die Nacht wie Silber blinkte, ward an der einen Seite hoch aufgesteckt. Ich sah, und sah die schreckliche Gewißheit immer gewisser. Noch wankten Fackeln hie und da herum; allmählig wichen sie und erloschen. Auf einmal war die scheußliche Geburt der Nacht in ihrer Mutter Schoos zurückgekehrt.

Clärchen. Still, Brackenburg! Nun still! Laß diese Hülle auf meiner Seele ruhn. Verschwunden sind die Gespenster, und du, holde Nacht, leih' deinen Mantel der Erde, die in sich gährt; sie trägt nicht länger die abscheuliche Last, reißt ihre tiefen Spalten grausend auf, und knirscht das Mordgerüst hinunter. Und irgend einen Engel sendet der Gott, den sie zum Zeichen ihrer Wuth geschändet; vor des Boten heiliger Berührung lösen sich Riegel und Bande, und er umgießt den Freund mit mildem Schimmer; er führt ihn durch die Nacht zur Freyheit sanft und still. Und auch mein Weg geht heimlich in dieser Dunkelheit, ihm zu begegnen.

Brackenburg (sie aufhaltend). Mein Kind, wohin? was wagst du?

Clärchen. Leise, Lieber, daß niemand erwache! daß wir uns selbst nicht wecken! Kennst du dieß Fläschchen, Brackenburg? Ich nahm dir's scherzend, als du mit übereiltem Tod' oft ungeduldig drohtest. — Und nun, mein Freund —

Brackenburg. In aller Heiligen Nahmen! —

Clärchen. Du hinderst nichts. Tod ist mein Theil!

und gönne mir den ſanften ſchnellen Tod, den du dir ſelbſt bereiteteſt. Gib mir deine Hand! — Im Augenblick, da ich die dunkle Pforte eröffne, aus der kein Rückweg iſt, könnt' ich mit dieſem Händedruck dir ſagen: wie ſehr ich dich geliebt, wie ſehr ich dich bejammert. Mein Bruder ſtarb mir jung; dich wählt' ich, ſeine Stelle zu erſetzen. Es widerſprach dein Herz, und quälte ſich und mich, du verlangteſt heiß und immer heißer, was dir nicht beſchieden war. Vergib mir und leb' wohl! Laß mich dich Bruder nennen! Es iſt ein Nahme, der viel Nahmen in ſich faßt. Nimm die letzte ſchöne Blume der Scheidenden mit treuem Herzen ab — nimm dieſen Kuß — Der Tod vereinigt alles, Brackenburg, uns denn auch.

Brackenburg. So laß mich mit dir ſterben! Theile! Theile! Es iſt genug, zwey Leben auszulöſchen.

Clärchen. Bleib! du ſollſt leben, du kannſt leben. — Steh' meiner Mutter bey, die ohne dich in Armuth ſich verzehren würde. Sey ihr, was ich ihr nicht mehr ſeyn kann, lebt zuſammen, und beweint mich. Beweint das Vaterland, und den der es allein erhalten konnte. Das heutige Geſchlecht wird dieſen Jammer nicht los; die Wuth der Rache ſelbſt vermag ihn nicht zu tilgen. Lebt, ihr Armen, die Zeit noch hin, die keine Zeit mehr iſt. Heut ſteht die Welt auf einmal ſtill; es ſtockt ihr Kreislauf, und mein Puls ſchlägt kaum noch wenige Minuten. Leb' wohl!

Brackenburg. O lebe du mit uns, wie wir für dich allein! Du tödteſt uns in dir, o leb' und leide. Wir wollen unzertrennlich dir zu beyden Seiten ſtehn, und immer achtſam ſoll die Liebe den ſchönſten Troſt in ihren lebendigen Armen dir bereiten. Sey unſer! Unſer! Ich darf nicht ſagen, mein.

Clärchen. Leiſe, Brackenburg! Du fühlſt nicht, was du rührſt. Wo Hoffnung dir erſcheint, iſt mir Verzweiflung.

Brackenburg. Theile mit den Lebendigen die Hoffnung! Verweil' am Rande des Abgrunds, ſchau' hinab und ſieh auf uns zurück.

Clärchen. Ich hab' überwunden, ruf' mich nicht wieder zum Streit.

Brackenburg. Du biſt betäubt; gehüllt in Nacht, ſuchſt du die Tiefe. Noch iſt nicht jedes Licht erloſchen, noch mancher Tag! —

Clärchen. Weh! über dich Weh! Weh! Grauſam zerreißeſt du den Vorhang vor meinem Auge. Ja, er wird grauen, der Tag! vergebens alle Nebel um ſich ziehn und wider Willen grauen! Furchtſam ſchaut der Bürger aus ſeinem Fenſter, die Nacht läßt einen ſchwarzen Flecken zurück; er ſchaut, und fürchterlich wächſt im Lichte das Mordgerüſt. — Neu-leidend wendet das entweihte Gottesbild ſein flehend Auge zum Vater auf. Die Sonne wagt ſich nicht hervor; ſie will die Stunde

nicht bezeichnen, in der er ſterben ſoll. Träge gehn die Zeiger ihren Weg, und eine Stunde nach der andern ſchlägt. Halt! Halt! nun iſt es Zeit! mich ſcheucht des Morgens Ahndung in das Grab. (Sie tritt an's Fenſter, als ſähe ſie ſich um, und trinkt heimlich.)

Brackenburg. Cläre! Cläre!

Clärchen (geht nach dem Tiſch und trinkt das Waſſer). Hier iſt der Reſt! Ich locke dich nicht nach. Thu' was du darfſt, leb' wohl. Löſche dieſe Lampe ſtill und ohne Zaudern, ich geh' zur Ruhe. Schleiche dich ſachte weg, ziehe die Thür nach dir zu. Still! Wecke meine Mutter nicht! Geh, rette dich! Rette dich! wenn du nicht mein Mörder ſcheinen willſt. (ab.)

Brackenburg. Sie läßt mich zum letztenmale wie immer. O könnte eine Menſchenſeele fühlen, wie ſie ein liebend Herz zerreißen kann. Sie läßt mich ſtehn; mit ſelber überlaſſen; und Tod und Leben iſt mir gleich verhaßt. — Allein zu ſterben! — Weint ihr Liebenden! Kein härter Schickſal iſt als meins! Sie theilt mit mir den Todestropfen, und ſchickt mich weg! von ihrer Seite weg! Sie zieht mich nach, und ſtößt in's Leben mich zurück. O Egmont, welch preiswürdig Loos fällt dir! Sie geht voran; der Kranz des Siegs aus ihrer Hand iſt dein, ſie bringt den ganzen Himmel dir entgegen! — Und ſoll ich folgen? wieder ſeitwärts ſtehn? den unauslöſchlichen Neid in jene Wohnungen hinüber tragen?

— Auf Erden iſt kein Bleiben mehr für mich, und Hölle und Himmel bieten gleiche Qual. Wie wäre der Vernichtung Schreckenshand dem Unglückſeligen willkommen! —

(Brackenburg geht ab; das Theater bleibt einige Zeit unverändert. Eine Muſik, Clärchens Tod bezeichnend, beginnt; die Lampe, welche Brackenburg auszulöſchen vergeſſen, flammt noch einigemal auf, dann erliſcht ſie. Bald verwandelt ſich der Schauplatz in das

Gefängniß.)

Egmont (liegt ſchlafend auf dem Ruhebette. Es entſteht ein Geraſſel mit Schlüſſeln und die Thür thut ſich auf. Diener mit Fackeln treten herein; ihnen folgt Ferdinand, Alba's Sohn, und Silva, begleitet von Gewaffneten. Egmont fährt aus dem Schlaf auf.)

Egmont. Wer ſeyd ihr? die ihr mir unfreundlich den Schlaf von den Augen ſchüttelt. Was kündet eure trotzigen, unſichern Blicke mir an? Warum dieſen fürchterlichen Aufzug? Welchen Schreckenstraum kommt ihr der halberwachten Seele vorzulügen?

Silva. Uns ſchickt der Herzog, dir dein Urtheil anzukündigen.

Egmont. Bringſt du den Henker auch mit, es zu vollziehen?

Silva. Vernimm es, ſo wirſt du wiſſen was deiner wartet.

Egmont. So ziemt es euch und euerm ſchändlichen Beginnen! In Nacht gebrütet und in Nacht vollführt. So mag dieſe freche That der Ungerechtigkeit ſich verbergen! — Tritt kühn hervor, der du das Schwert verhüllt unter dem Mantel trägſt; hier iſt mein Haupt, das freyeſte, das je die Tyranney vom Rumpf geriſſen.

Silva. Du irrſt! Was gerechte Richter beſchlieſſen, werden ſie vor'm Angeſicht des Tages nicht verbergen.

Egmont. So überſteigt die Frechheit jeden Begriff und Gedanken.

Silva (nimmt einem dabeyſtehenden das Urtheil ab, entfaltet's und lieſ't). „Im Nahmen des Königs, und Kraft beſonderer von Seiner Majeſtät uns übertragenen Gewalt, alle ſeine Unterthanen, weß Standes ſie ſeyen, zugleich die Ritter des goldnen Vließes zu richten, erkennen wir —“

Egmont. Kann die der König übertragen?

Silva. „Erkennen wir, nach vorgängiger genauer, geſetzlicher Unterſuchung, Dich Heinrich Grafen Egmont, Prinzen von Gaure, des Hochverrathes ſchuldig, und ſprechen das Urtheil: daß du mit der Frühe des einbrechenden Morgens aus dem Kerker auf den Markt geführt, und dort vor'm Angeſicht des Volks zur Warnung aller Verräther mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht werden ſolleſt. Gegeben Brüſ-

ſel am“ (Datum und Jahrzahl werden undeutlich geleſen, ſo, daß ſie der Zuhörer nicht verſteht.)

„Ferdinand, Herzog von Alba, Vorſitzer des Gerichts der Zwölfe.“

Du weißt nun dein Schickſal; es bleibt dir wenige Zeit, dich drein zu ergeben, dein Haus zu beſtellen und von den Deinigen Abſchied zu nehmen.

(Silva mit dem Gefolge geht ab. Es bleibt Ferdinand und zwey Fackeln; das Theater iſt mäßig erleuchtet.)

Egmont (hat eine Weile, in ſich verſenkt ſtille geſtanden, und Silva ohne ſich umzuſehn abgehn laſſen. Er glaubt ſich allein, und da er die Augen aufhebt, erblickt er Alba's Sohn). Du ſtehſt und bleibſt? Willſt du mein Erſtaunen, mein Entſetzen noch durch deine Gegenwart vermehren? Willſt du noch etwa die willkommene Botſchaft deinem Vater bringen, daß ich unmännlich verzweifle? Geh! Sag' ihm! Sag' ihm, daß er weder mich noch die Welt belügt. Ihm, dem Ruhmſüchtigen, wird man es erſt hinter den Schultern leiſe liſpeln, dann laut und lauter ſagen, und wenn er einſt von dieſem Gipfel herabſteigt, werden tauſend Stimmen es ihm entgegen rufen: Nicht das Wohl des Staats, nicht die Würde des Königs, nicht die Ruhe der Provinzen haben ihn hierher gebracht. Um ſein ſelbſt willen hat er Krieg gerathen, daß der Krieger im Kriege gelte. Er hat dieſe ungeheure Verwirrung erregt, damit man ſeiner be-

dürfe. Und ich falle, ein Opfer ſeines niedrigen Haſſes, ſeines kleinlichen Neides. Ja, ich weiß es, und ich darf es ſagen, der Sterbende, der tödtlich Verwundete kann es ſagen: mich hat der Eingebildete beneidet, mich wegzutilgen hat er lange geſonnen und gedacht.

Schon damals, als wir noch jünger mit Würfeln ſpielten, und die Haufen Goldes, einer nach dem andern, von ſeiner Seite zu mir herübereilten; da ſtand er grimmig, log Gelaſſenheit, und innerlich verzehrt' ihn die Aergerniß, mehr über mein Glück als über ſeinen Verluſt. Noch erinnere ich mich des funkelnden Blicks, der verrätheriſchen Bläſſe, als wir an einem öffentlichen Feſte vor vielen tauſend Menſchen um die Wette ſchoſſen. Er forderte mich auf, und beyde Nationen ſtanden; die Spanier, die Niederländer wetteten und wünſchten. Ich überwand ihn; ſeine Kugel irrte, die meine traf; ein lauter Freudenſchrey der Meinigen durchbrach die Luft. Nun trifft mich ſein Geſchoß. Sag' ihm, daß ich's weiß, daß ich ihn kenne, daß die Welt jedt Siegszeichen verachtet, die ein kleiner Geiſt erſchleichend ſich aufrichtet. Und du! wenn einem Sohne möglich iſt von der Sitte des Vaters zu weichen, übe beyzeiten die Scham, indem du dich für den ſchämſt, den du gerne von ganzem Herzen verehren möchteſt.

Ferdinand. Ich höre dich an, ohne dich zu unterbrechen! Deine Vorwürfe laſten wie Keulſchläge auf

einem Helm; ich fühle die Erſchütterung, aber ich bin bewaffnet. Du trifft mich, du verwundeſt mich nicht; fühlbar iſt mir allein der Schmerz, der mir den Buſen zerreißt. Wehe mir! Wehe! Zu einem ſolchen Anblick bin ich aufgewachſen, zu einem ſolchen Schauſpiele bin ich geſendet!

Egmont. Du brichſt in Klagen aus? Was rührt, was bekümmert dich? Iſt es eine ſpäte Reue, daß du der ſchändlichen Verſchwörung deinen Dienſt geliehen? Du biſt ſo jung, und haſt ein glückliches Anſehn. Du warſt ſo zutraulich, ſo freundlich gegen mich. So lang' ich dich ſah, war ich mit deinem Vater verſöhnt. Und eben ſo verſtellt, verſtellter als er, lockſt du mich in das Netz. Du biſt der Abſcheuliche! Wer Ihm traut, mag er es auf ſeine Gefahr thun; aber wer fürchtete Gefahr, dir zu vertrauen? Geh! Geh! Raube mir nicht die wenigen Augenblicke! Geh, daß ich mich ſammle, die Welt, und dich zuerſt vergeſſe! —

Ferdinand. Was ſoll ich dir ſagen? Ich ſtehe und ſehe dich an, und ſehe dich nicht, und fühle mich nicht. Soll ich mich entſchuldigen? Soll ich dir verſichern, daß ich erſt ſpät, erſt ganz zuletzt des Vaters Abſichten erfuhr, daß ich als ein gezwungenes, ein lebloſes Werkzeug ſeines Willens handelte? Was fruchtet's, welche Meynung du von mir haben magſt? Du biſt verloren; und ich Unglücklicher ſtehe nur da, um dir's zu verſichern, um dich zu bejammern.

Egmont. Welche ſonderbare Stimme, welch ein unerwarteter Troſt begegnet mir auf dem Wege zum Grabe? Du, Sohn meines erſten, meines faſt einzigen Feindes, du bedauerſt mich, du biſt nicht unter meinen Mördern? Sage, rede! Für wen ſoll ich dich halten?

Ferdinand. Grauſamer Vater! Ja ich erkenne dich in dieſem Befehle. Du kannteſt mein Herz, meine Geſinnung, die du ſo oft als Erbtheil einer zärtlichen Mutter ſchalteſt. Mich dir gleich zu bilden, ſandteſt du mich hierher. Dieſen Mann am Rande des gähnenden Grabes, in der Gewalt eines willkürlichen Todes zu ſehen, zwingſt du mich, daß ich den tiefſten Schmerz empfinde, daß ich taub gegen alles Schickſal, daß ich unempfindlich werde, es geſchehe mir was wolle.

Egmont. Ich erſtaune! Faſſe dich! Stehe, rede wie ein Mann.

Ferdinand. O daß ich ein Weib wäre! daß man mir ſagen könnte: was rührt dich? was ficht dich an? Sage mir ein größeres, ein ungeheureres Uebel, mache mich zum Zeugen einer ſchrecklichern That; ich will dir danken, ich will ſagen: es war nichts.

Egmont. Du verlierſt dich. Wo biſt du?

Ferdinand. Laß dieſe Leidenſchaft raſen, laß mich losgebunden klagen! Ich will nicht ſtandhaft ſcheinen, wenn alles in mir zuſammenbricht. Dich ſoll ich hier ſehn? — Dich? — Es iſt entſetzlich! Du verſtehſt mich

nicht! Und ſollſt du mich verſtehen? Egmont! Egmont! (Ihm um den Hals fallend.)

Egmont. Löſe mir das Geheimniß.

Ferdinand. Kein Geheimniß.

Egmont. Wie bewegt dich ſo tief das Schickſal eines fremden Mannes?

Ferdinand. Nicht fremd! Du biſt mir nicht fremd. Dein Nahme war's, der mir in meiner erſten Jugend gleich einem Stern des Himmels entgegenleuchtete. Wie oft hab' ich nach dir gehorcht, gefragt! Des Kindes Hoffnung iſt der Jüngling, des Jünglings der Mann. So biſt du vor mir her geſchritten; immer vor, und ohne Neid ſah ich dich vor, und ſchritt dir nach, und fort und fort. Nun hofft' ich endlich dich zu ſehen, und ſah dich, und mein Herz flog dir entgegen. Dich hatt' ich mir beſtimmt, und wählte dich auf's neue, da ich dich ſah. Nun hofft' ich erſt mit dir zu ſeyn, mit dir zu leben, dich zu faſſen, dich — Das iſt nun alles weggeſchnitten, und ich ſehe dich hier!

Egmont. Mein Freund, wenn es dir wohl thun kann, ſo nimm die Verſicherung, daß im erſten Augenblicke mein Gemüth dir entgegenkam. Und höre mich. Laß uns ein ruhiges Wort unter einander wechſeln. Sage mir: iſt es der ſtrenge, ernſte Wille deines Vaters, mich zu tödten?

Ferdinand. Er iſt's.

Egmont. Dieſes Urtheil wäre nicht ein leeres Schreckbild, mich zu ängſtigen, durch Furcht und Drohung zu ſtrafen, mich zu erniedrigen, und dann mit königlicher Gnade mich wieder aufzuheben?

Ferdinand. Nein, ach leider nein! Anfangs ſchmeichelte ich mir ſelbſt mit dieſer ausweichenden Hoffnung; und ſchon da empfand ich Angſt und Schmerz, dich in dieſem Zuſtande zu ſehen. Nun iſt es wirklich, iſt gewiß. Nein, ich regiere mich nicht. Wer gibt mir eine Hülfe, wer einen Rath, dem Unvermeidlichen zu entgehen?

Egmont. So höre mich. Wenn deine Seele ſo gewaltſam dringt, mich zu retten, wenn du die Uebermacht verabſcheuſt, die mich gefeſſelt hält, ſo rette mich! Die Augenblicke ſind koſtbar. Du biſt des Allgewaltigen Sohn, und ſelbſt gewaltig — Laß uns entfliehen! Ich kenne die Wege; die Mittel können dir nicht unbekannt ſeyn. Nur dieſe Mauern, nur wenige Meilen entfernen mich von meinen Freunden. Löſe dieſe Bande, bringe mich zu ihnen und ſey unſer. Gewiß, der König dankt dir dereinſt meine Rettung. Jetzt iſt er überraſcht, und vielleicht iſt ihm alles unbekannt. Dein Vater wagt; und die Majeſtät muß das Geſchehene billigen, wenn ſie ſich auch davor entſetzet. Du denkſt? O denke mir den Weg der Freyheit aus! Sprich, und nähre die Hoffnung der lebendigen Seele.

Ferdinand. Schweig'! o ſchweige! Du vermehrſt mit jedem Worte meine Verzweiflung. Hier iſt kein Ausweg, kein Rath, keine Flucht. — Das quält mich, das greift und faßt mir wie mit Klauen die Bruſt. Ich habe ſelbſt das Netz zuſammengezogen; ich kenne die ſtrengen feſten Knoten; ich weiß, wie jeder Kühnheit, jeder Liſt die Wege verrennt ſind; ich fühle mich mit dir und mit allen andern gefeſſelt. Würde ich klagen, hätte ich nicht alles verſucht? Zu ſeinen Füßen habe ich gelegen, geredet und gebeten. Er ſchickte mich hierher, um alles was von Lebensluſt und Freude mit mir lebt, in dieſem Augenblicke zu zerſtören.

Egmont. Und keine Rettung?

Ferdinand. Keine!

Egmont (mit dem Fuße ſtampfend). Keine Rettung! — — Süßes Leben! ſchöne freundliche Gewohnheit des Daſeyns und Wirkens! von dir ſoll ich ſcheiden! So gelaſſen ſcheiden! Nicht im Tumulte der Schlacht, unter dem Geräuſch der Waffen, in der Zerſtreuung des Getümmels gibſt du mir ein flüchtiges Lebewohl; du nimmſt keinen eiligen Abſchied, verkürzeſt nicht den Augenblick der Trennung. Ich ſoll deine Hand faſſen, dir noch einmal in die Augen ſehn, deine Schöne, deinen Werth recht lebhaft fühlen, und dann mich entſchloſſen losreißen und ſagen: Fahre hin!

Ferdinand. Und ich ſoll daneben ſtehn, zuſehn,

dich nicht halten, nicht hindern können! O welche Stimme reichte zur Klage! Welches Herz flöſſe nicht aus ſeinen Banden vor dieſem Jammer?

Egmont. Faſſe dich!

Ferdinand. Du kannſt dich faſſen, du kannſt entſagen, den ſchweren Streit an der Hand der Nothwendigkeit heldenmäßig gehn. Was kann ich? Was ſoll ich? Du überwindeſt dich ſelbſt und uns; du überſtehſt; ich überlebe dich und mich ſelbſt. Bey der Freude des Mahls hab' ich mein Licht, im Getümmel der Schlacht meine Fahne verloren. Schal, verworren, trüb' ſcheint mir die Zukunft.

Egmont. Junger Freund, den ich durch ein ſonderbares Schickſal zugleich gewinne und verliere, der für mich die Todesſchmerzen empfindet, für mich leidet, ſieh mich in dieſen Augenblicken an; du verlierſt mich nicht. War dir mein Leben ein Spiegel, in welchem du dich gerne betrachteteſt; ſo ſey es auch mein Tod. Die Menſchen ſind nicht nur zuſammen, wenn ſie beyſammen ſind; auch der Entfernte, der Abgeſchiedne lebt uns. Ich lebe dir, und habe mir genug gelebt. Eines jeden Tages hab' ich mich gefreut; an jedem Tage mit raſcher Wirkung meine Pflicht gethan, wie mein Gewiſſen mir ſie zeigte. Nun endigt ſich das Leben wie es ſich früher, früher, ſchon auf dem Sande von Gravelingen hätte endigen können. Ich höre auf zu leben; aber ich

habe gelebt. So leb' auch du, mein Freund, gern und mit Luſt, und ſcheue den Tod nicht.

Ferdinand. Du hätteſt dich für uns erhalten können, erhalten ſollen. Du haſt dich ſelber getödtet. Oft hört' ich, wenn kluge Männer über dich ſprachen; feindſelige, wohlwollende, ſie ſtritten lang' über deinen Werth; doch endlich vereinigten ſie ſich, keiner wagt' es zu läugnen, jeder geſtand: ja, er wandelt einen gefährlichen Weg. Wie oft wünſcht' ich, dich warnen zu können! Hatteſt du denn keine Freunde?

Egmont. Ich war gewarnt.

Ferdinand. Und wie ich punctweiſe alle dieſe Beſchuldigungen wieder in der Anklage fand, und deine Antworten! Gut genug, dich zu entſchuldigen; nicht triftig genug, dich von der Schuld zu befreyen —

Egmont. Dieß ſey bey Seite gelegt. Es glaubt der Menſch ſein Leben zu leiten, ſich ſelbſt zu führen; und ſein Innerſtes wird unwiderſtehlich nach ſeinem Schickſale gezogen. Laß uns darüber nicht ſinnen; dieſer Gedanken entſchlag' ich mich leicht — ſchwerer der Sorge für dieſes Land; doch auch dafür wird geſorgt ſeyn. Kann mein Blut für viele fließen, meinem Volke Friede bringen, ſo fließt es willig. Leider wird's nicht ſo werden. Doch es ziemt dem Menſchen, nicht mehr zu grübeln, wo er nicht mehr wirken ſoll. Kannſt du die verderbende Gewalt deines Vaters aufhalten, lenken; ſo thu's. Wer wird das können? — Leb' wohl!

Ferdinand. Ich kann nicht gehn.

Egmont. Laß meine Leute dir auf's beſte empfohlen ſeyn! Ich habe gute Menſchen zu Dienern; daß ſie nicht zerſtreut, nicht unglücklich werden! Wie ſteht es um Richard, meinen Schreiber?

Ferdinand. Er iſt dir vorangegangen. Sie haben ihn als Mitſchuldigen des Hochverraths enthauptet.

Egmont. Arme Seele! — Noch Eins, und dann leb' wohl, ich kann nicht mehr. Was auch den Geiſt gewaltſam beſchäftigt, fordert die Natur zuletzt doch unwiderſtehlich ihre Rechte; und wie ein Kind, umwunden von der Schlange, des erquickenden Schlafs genießt, ſo legt der Müde ſich noch einmal vor der Pforte des Todes nieder und ruht tief aus, als ob er einen weiten Weg zu wandern hätte. — Noch Eins — Ich kenne ein Mädchen; du wirſt ſie nicht verachten, weil ſie mein war. Nun ich ſie dir empfehle, ſterb' ich ruhig. Du biſt ein edler Mann; ein Weib, das den findet, iſt geborgen. Lebt mein alter Adolph? iſt er frey?

Ferdinand. Der muntre Greis, der euch zu Pferde immer begleitete?

Egmont. Derſelbe.

Ferdinand. Er lebt, er iſt frey.

Egmont. Er weiß ihre Wohnung; laß dich von ihm führen, und lohn' ihm bis an ſein Ende, daß er dir den Weg zu dieſem Kleinode zeigt. — Leb' wohl!

Ferdinand. Ich gehe nicht.

Egmont (ihn nach der Thür dringend). Leb' wohl!

Ferdinand. O laß mich noch!

Egmont. Freund, keinen Abschied.

(Er begleitet Ferdinanden bis an die Thür, und reißt sich dort von ihm los. Ferdinand, betäubt, entfernet sich eilend.)

Egmont (allein).

Feindseliger Mann! Du glaubtest nicht, mir diese Wohlthat durch deinen Sohn zu erzeigen. Durch ihn bin ich der Sorgen los und der Schmerzen, der Furcht und jedes ängstlichen Gefühls. Sanft und dringend fordert die Natur ihren letzten Zoll. Es ist vorbey, es ist beschlossen! und was die letzte Nacht mich ungewiß auf meinem Lager wachend hielt, das schläfert nun mit unbezwinglicher Gewißheit meine Sinnen ein.

(Er setzt sich auf's Ruhebett. Musik.)

Süßer Schlaf! Du kommst wie ein reines Glück ungebeten, unerfleht am willigsten. Du lösest die Knoten der strengen Gedanken, vermischest alle Bilder der Freude und des Schmerzes; ungehindert fließt der Kreis innerer Harmonien, und eingehüllt in gefälligen Wahnsinn, versinken wir und hören auf zu seyn.

(Er entschläft; die Musik begleitet seinen Schlummer. Hinter seinem Lager scheint sich die Mauer zu eröffnen, eine glänzende Erscheinung zeigt sich. Die Freyheit in himmlischem Gewande, von einer Klarheit umflossen, ruht auf einer Wolke. Sie hat die Züge von Clärchen, und neigt sich gegen

den ſchlafenden Helden. Sie drückt eine bedauernde Empfindung aus, ſie ſcheint ihn zu beklagen. Bald faßt ſie ſich, und mit aufmunternder Geberde zeigt ſie ihm das Bündel Pfeile, dann den Stab mit dem Hute. Sie heißt ihn froh ſeyn, und indem ſie ihm andeutet, daß ſein Tod den Provinzen die Freyheit verſchaffen werde, erkennt ſie ihn als Sieger und reicht ihm einen Lorbeerkranz. Wie ſie ſich mit dem Kranze dem Haupte nahet, macht Egmont eine Bewegung, wie einer der ſich im Schlafe regt, dergeſtalt, daß er mit dem Geſicht aufwärts gegen ſie liegt. Sie hält den Kranz über ſeinem Haupte ſchwebend: man hört ganz von weitem eine kriegeriſche Muſik von Trommeln und Pfeifen: bey dem leiſeſten Laut derſelben verſchwindet die Erſcheinung. Der Schall wird ſtärker. Egmont erwacht; das Gefängniß wird vom Morgen mäßig erhellt. Seine erſte Bewegung iſt, nach dem Haupte zu greifen: er ſteht auf und ſieht ſich um, indem er die Hand auf dem Haupte behält.)

Verſchwunden iſt der Kranz! Du ſchönes Bild, das Licht des Tages hat dich verſcheuchet! Ja ſie waren's, ſie waren vereint, die beyden ſüßeſten Freuden meines Herzens. Die göttliche Freyheit, von meiner Geliebten borgte ſie die Geſtalt; das reizende Mädchen kleidete ſich in der Freundinn himmliſches Gewand. In einem ernſten Augenblick erſcheinen ſie vereinigt, ernſter als lieblich. Mit blutbefleckten Sohlen trat ſie vor mir auf; die wehenden Falten des Saumes mit Blut befleckt. Es war mein Blut und vieler Edeln Blut. Nein, es ward nicht umſonſt vergoſſen. Schreitet durch!

Braves

Braves Volk! Die Siegesgöttinn führt dich an! Und wie das Meer durch eure Dämme bricht, so brecht, so reißt den Wall der Tyranney zusammen, und schwemmt ersäufend sie von ihrem Grunde, den sie sich anmaßt, weg.

(Trommeln näher.)

Horch! Horch! Wie oft rief mich dieser Schall zum freyen Schritt nach dem Felde des Streits und des Siegs! Wie munter traten die Gefährten auf der gefährlichen rühmlichen Bahn! Auch ich schreite einem ehrenvollen Tode aus diesem Kerker entgegen; ich sterbe für die Freyheit, für die ich lebte und focht, und der ich mich jetzt leidend opfre.

(Der Hintergrund wird mit einer Reihe Spanischer Soldaten besetzt, welche Hellebarten tragen.)

Ja, führt sie nur zusammen! Schließt eure Reihen, ihr schreckt mich nicht. Ich bin gewohnt, vor Speeren gegen Speere zu stehen, und rings umgeben von dem drohenden Tod' das muthige Leben nur doppelt rasch zu fühlen.

(Trommeln.)

Dich schließt der Feind von allen Seiten ein! Es blinken Schwerter; Freunde, höh'ren Muth! Im Rücken habt ihr Eltern, Weiber, Kinder!

(Auf die Wache zeigend.)

Und diese treibt ein hohles Wort des Herrschers, nicht ihr Gemüth. Schützt eure Güter! Und euer

Liebſtes zu erretten, fallt freudig, wie ich euch ein Beyſpiel gebe.

(Trommeln. Wie er auf die Wache los und auf die Hinterthür zu geht, fällt der Vorhang: die Muſik fällt ein und ſchließt mit einer Siegesſymphonie das Stück.)

Stella.

Ein Schauspiel

für

Liebende.

Perſonen.

Stella.
Cecilie, Anfangs unter dem Nahmen Madame Sommer.
Fernando.
Lucie.
Verwalter.
Poſtmeiſterinn.
Annchen.
Karl.
Bediente.

Erſter Act.

Im Poſthauſe.

(Man hört einen Poſtillon blaſen.)

Poſtmeiſterinn.

Karl! Karl!

Der Junge (kommt).

Was is?

Poſtmeiſterinn. Wo hat dich der Henker wieder? Geh hinaus; der Poſtwagen kommt. Führ' die Paſſagiers herein, trag' ihnen das Gepäck; rühr' dich! Machſt du wieder ein Geſicht? (Der Junge ab.)

Poſtmeiſterinn (ihm nachrufend). Wart'! ich will dir dein muffig Weſen vertreiben. Ein Wirthsburſche muß immer munter, immer alert ſeyn. Hernach wenn ſo ein Schurke Herr wird, ſo verdirbt er. Wenn ich wieder heirathen möchte, ſo wär's nur darum; einer Frau allein fällt's gar zu ſchwer, das Pack in Ordnung zu halten!

Madame Sommer, Lucie (in Reiſekleidern).

Karl.

Lucie (einen Mantelſack tragend, zu Karl). Laß Er's nur, es iſt nicht ſchwer; aber nehm' Er meiner Mutter die Schachtel ab.

Poſtmeiſterinn. Ihre Dienerinn, meine Frauenzimmer! Sie kommen beyzeiten. Der Wagen kommt ſonſt nimmer ſo früh.

Lucie. Wir haben einen gar jungen, luſtigen, hübſchen Schwager gehabt, mit dem ich durch die Welt fahren möchte; und unſer ſind nur zwey, und wenig beladen.

Poſtmeiſterinn. Wenn Sie zu ſpeiſen belieben, ſo ſind Sie wohl ſo gütig zu warten; das Eſſen iſt noch nicht gar fertig.

Madame Sommer. Darf ich Sie nur um ein wenig Suppe bitten?

Lucie. Ich hab' keine Eil. Wollten Sie indeß meine Mutter verſorgen?

Poſtmeiſterinn. Sogleich.

Lucie. Nur recht gute Brühe!

Poſtmeiſterinn. So gut ſie da iſt. (ab.)

Madame Sommer. Daß du dein Befehlen nicht laſſen kannſt! Du hätteſt, dünkt mich, die Reiſe über ſchon klug werden können! Wir haben immer mehr bezahlt, als verzehrt; und in unſern Umſtänden! —

Lucie. Es hat uns noch nie gemangelt.

Madame Sommer. Aber wir waren dran.

Postillion (tritt herein).

Lucie. Nun, braver Schwager, wie steht's? Nicht wahr, dein Trinkgeld?

Postillion. Hab' ich nicht gefahren wie Extrapost?

Lucie. Das heißt, du hast auch was extra verdient; nicht wahr? Du solltest mein Leibkutscher werden, wenn ich nur Pferde hätte.

Postillion. Auch ohne Pferde steh' ich zu Diensten.

Lucie. Da!

Postillion. Danke, Mamsell! Sie gehn nicht weiter?

Lucie. Wir bleiben für dießmal hier.

Postillion. Adies! (ab.)

Madame Sommer. Ich seh' an seinem Gesicht, daß du ihm zu viel gegeben hast.

Lucie. Sollte er mit Murren von uns gehen? Er war die ganze Zeit so freundlich. Sie sagen immer, Mama, ich sey eigensinnig; wenigstens eigennützig bin ich nicht.

Madame Sommer. Ich bitte dich, Lucie, verkenne nicht, was ich dir sage. Deine Offenheit ehr' ich, wie deinen guten Muth und deine Freygebigkeit; aber es sind nur Tugenden wo sie hingehören.

Lucie. Mama, das Oertchen gefällt mir wirklich. Und das Haus da drüben ist wohl der Dame, der ich künftig Gesellschaft leisten soll?

Madame Sommer. Mich freut's, wenn der Ort deiner Beſtimmung dir angenehm iſt.

Lucie. Stille mag's ſeyn, das merk' ich ſchon. Iſt's doch wie Sonntag auf dem großen Platze! Aber die gnädige Frau hat einen ſchönen Garten, und ſoll eine gute Frau ſeyn; wir wollen ſehn, wie wir zurecht kommen. Was ſehen Sie ſich um, Mama?

Madame Sommer. Laß mich, Lucie! Glückliches Mädchen, das durch nichts erinnert wird! Ach damals war's anders! Mir iſt nichts ſchmerzlicher, als in ein Poſthaus zu treten.

Lucie. Wo fänden Sie auch nicht Stoff ſich zu quälen?

Madame Sommer. Und wo nicht Urſache dazu? Meine Liebe, wie ganz anders war's damals, da dein Vater noch mit mir reiſ'te; da wir die ſchönſte Zeit unſers Lebens in frever Welt genoſſen; die erſten Jahre unſrer Ehe! Damals hatte alles den Reiz der Neuheit für mich. Und in ſeinem Arm vor ſo tauſend Gegenſtänden vorüber zu eilen; da jede Kleinigkeit mir intereſſant ward, durch ſeinen Geiſt, durch ſeine Liebe! —

Lucie. Ich mag auch wohl gern reiſen.

Madame Sommer. Und wenn wir denn nach einem heißen Tag', nach ausgeſtandenen Fatalitäten, ſchlimmen Weg' im Winter; wenn wir eintrafen, in manche noch ſchlechtere Herberge, wie dieſe iſt, und den Genuß der einfachſten Bequemlichkeit zuſammen fühl-

ten, auf der hölzernen Bank zuſammen ſaßen, unſern Eyerkuchen und abgeſettene Kartoffeln zuſammen aßen — — Damals war's anders!

Lucie. Es iſt nun einmal Zeit, ihn zu vergeſſen.

Madame Sommer. Weißt du was das heißt: Vergeſſen! Gutes Mädchen, du haſt, Gott ſey Dank! noch nichts verloren, das nicht zu erſetzen geweſen wäre. Seit dem Augenblick, da ich gewiß ward, er habe mich verlaſſen, iſt alle Freude meines Lebens dahin. Mich ergriff eine Verzweiflung. Ich mangelte mir ſelbſt; ein Gott mangelte mir. Ich weiß mich des Zuſtands kaum zu erinnern.

Lucie. Auch ich weiß nichts mehr, als daß ich auf Ihrem Bette ſaß und weinte, weil Sie weinten. Es war in der grünen Stube, auf dem kleinen Bette. Die Stube hat mir am weh'ſten gethan, da wir das Haus verkaufen mußten.

Madame Sommer. Du warſt ſieben Jahr alt, und konnteſt nicht fühlen, was du verlorſt.

Annchen (mit der Suppe). Die Poſtmeiſterinn. Karl.

Annchen. Hier iſt die Suppe für Madame.

Madame Sommer. Ich danke, meine Liebe! Iſt das Ihr Töchterchen?

Poſtmeiſterinn. Meine Stieftochter, Madame! aber da ſie ſo brav iſt, erſetzt ſie mir den Mangel an eigenen Kindern.

Madame Sommer. Sie ſind in Trauer?

Poſtmeiſterinn. Für meinen Mann, den ich vor drey Monaten verlor. Wir haben nicht gar drey Jahre zuſammen gelebt.

Madame Sommer. Sie ſcheinen doch ziemlich getröſtet.

Poſtmeiſterinn. O Madame, unſer eins hat ſo wenig Zeit zu weinen, als leider zu beten. Das geht Sonntage und Werkeltage. Wenn der Pfarrer nicht einmal auf den Text kommt, oder man ein Sterbelied ſingen hört — Karl, ein paar Servietten! deck hier am Ende auf.

Lucie. Wem iſt das Haus da drüben?

Poſtmeiſterinn. Unſrer Frau Baroneſſe. Eine allerliebſte Frau.

Madame Sommer. Mich freut's, daß ich von einer Nachbarinn beſtätigen höre, was man uns in einer weiten Ferne betheuert hat. Meine Tochter wird künftig bey ihr bleiben und ihr Geſellſchaft leiſten.

Poſtmeiſterinn. Dazu wünſche ich Ihnen Glück, Mamſell.

Lucie. Ich wünſche, daß ſie mir gefallen möge.

Poſtmeiſterinn. Sie müßten einen ſonderbaren Geſchmack haben, wenn Ihnen der Umgang mit der gnäd'gen Frau nicht gefiele.

Lucie. Deſto beſſer! Denn wenn ich mich einmal

nach jemanden richten ſoll: ſo muß Herz und Wille dabey ſeyn; ſonſt geht's nicht.

Poſtmeiſterinn. Nun, nun! wir reden bald wieder davon, und Sie ſollen ſagen, ob ich wahr geſprochen habe. Wer um unſre gnädige Frau lebt, iſt glücklich; wird meine Tochter ein wenig größer, ſo ſoll ſie ihr wenigſtens einige Jahre dienen: es kommt dem Mädchen auf ſein ganzes Leben zu Gute.

Annchen. Wenn Sie ſie nur ſehn! Sie iſt ſo lieb! Sie glauben nicht, wie ſie auf Sie wartet. Sie hat mich auch recht lieb. Wollen Sie denn nicht zu ihr gehn? Ich will Sie begleiten.

Lucie. Ich muß mich erſt zurecht machen, und will auch noch eſſen.

Annchen. So darf ich doch hinüber, Mamachen? Ich will der gnädigen Frau ſagen, daß die Mamſell gekommen iſt.

Poſtmeiſterinn. Geh nur!

Madame Sommer. Und ſag' ihr, Kleine, wir wollten gleich nach Tiſch' aufwarten. (Annchen ab.)

Poſtmeiſterinn. Mein Mädchen hängt außerordentlich an ihr. Auch iſt ſie die beſte Seele von der Welt, und ihre ganze Freude iſt mit Kindern. Sie läßt ſich von Bauermädchen aufwarten, bis ſie ein Geſchick haben, hernach ſucht ſie eine gute Condition für ſie; und ſo vertreibt ſie ſich die Zeit, ſeit ihr Gemahl weg

iſt. Es iſt unbegreiflich, wie ſie ſo unglücklich ſeyn kann, und dabey ſo freundlich, ſo gut.

Madame Sommer. Iſt ſie nicht Wittwe?

Poſtmeiſterinn. Das weiß Gott! Ihr Herr iſt vor drey Jahren weg, und hört man und ſieht nichts von ihm. Und ſie hat ihn geliebt über alles. Mein Mann konnte nie fertig werden, wenn er anfing von ihnen zu erzählen. Und noch! Ich ſag's ſelbſt, es gibt ſo kein Herz auf der Welt mehr. Alle Jahre, den Tag, da ſie ihn zum letztenmal ſah, läßt ſie keine Seele zu ſich, ſchließt ſich ein, und auch ſonſt, wenn ſie von ihm redt, geht's einem durch die Seele.

Madame Sommer. Die Unglückliche!

Poſtmeiſterinn. Es läßt ſich von der Sache viel reden.

Madame Sommer. Wie meynen Sie?

Poſtmeiſterinn. Man ſagt's nicht gern.

Madame Sommer. Ich bitte Sie!

Poſtmeiſterinn. Wenn ſie mich nicht verrathen wollen, kann ich's Ihnen wohl vertrauen. Es ſind nun über die acht Jahre, daß ſie hierher kamen. Sie kauften das Rittergut; niemand kannte ſie; man hieß ſie den gnädigen Herrn und die gnädige Frau, und hielt ihn für einen Officier, der in fremden Kriegsdienſten reich geworden war, und ſich nun zur Ruhe ſetzen wollte. Sie war damals blutjung, nicht älter als ſechzehn Jahr, und ſchön wie ein Engel.

Lucie. Da wär' ſie jetzt nicht über vier und zwanzig?

Poſtmeiſterinn. Sie hat für ihr Alter Betrübniß genug erfahren. Sie hatte ein Kind; es ſtarb ihr bald; im Garten iſt ſein Grab, nur von Raſen, und ſeit der Herr weg iſt, hat ſie eine Einſiedeley dabey angelegt, und ihr Grab dazu beſtellen laſſen. Mein Mann ſeliger war bey Jahren und nicht leicht zu rühren; aber er erzählte nichts lieber, als von der Glückſeligkeit der beyden Leute, ſo lang' ſie hier zuſammen lebten. Man war ein ganz anderer Menſch, ſagte er, nur zuzuſehn, wie ſie ſich liebten.

Madame Sommer. Mein Herz bewegt ſich nach ihr.

Poſtmeiſterinn. Aber wie's geht. Man ſagte, der Herr hätte curioſe Principia gehabt, wenigſtens kam er nicht in die Kirche; und die Leute, die keine Religion haben, haben keinen Gott, und halten ſich an keine Ordnung. Auf einmal hieß es: der gnädige Herr iſt fort. Er war verreiſ't, und kam eben nicht wieder.

Madame Sommer (vor ſich). Ein Bild meines ganzen Schickſals!

Poſtmeiſterinn. Da waren alle Mäuler davon voll. Eben zu der Zeit, da ich als eine junge Frau hierher zog, auf Michael ſind's eben drey Jahre. Und da wußt' jedes was anders, ſogar ziſchelte man einander in die Ohren, ſie ſeyen niemals getraut geweſen;

aber verrathen Sie mich nicht. Er ſoll wohl ein vornehmer Herr ſeyn, ſoll ſie entführt haben, und was man alles ſagt. Ja wenn ein junges Mädchen ſo einen Schritt thut, ſie hat ihr Leben lang dran abzubüßen.

Annchen (kommt).

Die gnädige Frau läßt Sie ſehr bitten gleich hinüber zu kommen; ſie will Sie nur einen Augenblick ſprechen, nur ſehen.

Lucie. Es ſchickt ſich nicht in dieſen Kleidern.

Poſtmeiſterinn. Gehn Sie nur, ich geb' Ihnen mein Wort, daß ſie darauf nicht achtet.

Lucie. Will Sie mich begleiten, Kleine?

Annchen. Von Herzen gern!

Madame Sommer. Lucie, ein Wort! (Die Poſtmeiſterinn entfernt ſich). Daß du nichts verräthſt! nicht unſern Stand, nicht unſer Schickſal. Begegne ihr ehrerbietig.

Lucie. Laſſen Sie mich nur! Mein Vater war ein Kaufmann, iſt nach Amerika, iſt todt; und dadurch ſind unſere Umſtände — Laſſen Sie mich nur; ich hab' das Mährchen ja oft genug erzählt. (Laut). Wollten Sie nicht ein Bißchen ruhen? Sie haben's Noth. Die Frau Wirthinn weiſt Ihnen wohl ein Zimmerchen mit einem Bett' an.

Poſtmeiſterinn. Ich hab' eben ein hübſches ſtilles Zimmerchen im Garten. (zu Lucien). Ich wünſche, daß Ihnen die gnädige Frau gefallen möge.

(Lucie mit Annchen ab).

Madame Sommer. Meine Tochter iſt noch ein Bißchen oben aus.

Poſtmeiſterinn. Das thut die Jugend. Werden ſich ſchon legen, die ſtolzen Wellen.

Madame Sommer. Deſto ſchlimmer.

Poſtmeiſterinn. Kommen Sie, Madame, wenn's gefällig iſt. (ab.)

(Man hört einen Poſtillon.)

Fernando (in Officierstracht). Ein Bedienter.

Bedienter. Soll ich gleich wieder einſpannen und Ihre Sachen aufpacken laſſen?

Fernando. Du ſollſt's herein bringen, ſag' ich dir; herein. Wir gehen nicht weiter, hörſt du.

Bedienter. Nicht weiter? Sie ſagten ja —

Fernando. Ich ſage, laß dir ein Zimmer anweiſen, und bring' meine Sachen dorthin.

(Bedienter ab.)

Fernando (ans Fenſter tretend). So ſeh' ich dich wieder? Himmliſcher Anblick! So ſeh' ich dich wieder? Den Schauplatz all meiner Glückſeligkeit! Wie ſtill das ganze Haus iſt! Kein Fenſter offen! Die Gallerie wie öde, auf der wir ſo oft zuſammen ſaßen! Merk' dir's, Fernando, das klöſterliche Anſehn ihrer Wohnung, wie ſchmeichelt es deinen Hoffnungen! Und ſollte in ihrer Einſamkeit Fernando ihr Gedanke, ihre Beſchäftigung ſeyn? Und hat er's um ſie verdient? O! mir iſt als wenn ich nach einem langen, freudeloſen Todesſchlaf

in's Leben wieder erwachte; ſo neu, ſo bedeutend iſt mir alles. Die Bäume, der Brunnen, noch alles, alles! So lief das Waſſer aus eben den Röhren, wenn ich, ach, wie tauſendmal! mit ihr gedankenvoll aus unſerm Fenſter ſchaute, und jedes in ſich gekehrt, ſtill dem Rinnen des Waſſers zuſah! Sein Geräuſch iſt mir Melodie, rückerinnernde Melodie. Und ſie? Sie wird ſeyn, wie ſie war. Ja, Stella, du haſt dich nicht verändert; das ſagt mir mein Herz. Wie's dir entgegen ſchlägt! Aber ich will nicht, ich darf nicht! Ich muß mich erſt erhohlen, muß mich erſt überzeugen, daß ich wirklich hier bin, daß mich kein Traum täuſcht, der mich ſo oft ſchlafend und wachend aus den ferniſten Gegenden hierher geführt hat. Stella! Stella! Ich komme! Fühlſt du nicht meine Näherung? in deinem Arm alles zu vergeſſen! — Und wenn du um mich ſchwebſt, theurer Schatten meines unglücklichen Weibes, vergib mir, verlaß mich! Du biſt dahin; ſo laß mich dich vergeſſen, in den Armen des Engels alles vergeſſen, meine Schickſale, allen Verluſt, meine Schmerzen, und meine Reue — Ich bin ihr ſo nah' und ſo ferne — Und in einem Augenblick — — Ich kann nicht, ich kann nicht! Ich muß mich erhohlen, oder ich erſticke zu ihren Füßen.

Poſtmeiſterinn (kommt).

Verlangen der gnädige Herr zu ſpeiſen?

Fernando. Sind Sie verſehen?

Poſt-

Poſtmeiſterinn. O ja! wir warten nur auf ein Frauenzimmer, das hinüber zur gnädigen Frau iſt.

Fernando. Wie geht's Ihrer gnädigen Frau?

Poſtmeiſterinn. Kennen Sie ſie?

Fernando. Vor Jahren war ich wohl manchmal da. Was macht ihr Gemahl?

Poſtmeiſterinn. Weiß Gott. Er iſt in die weite Welt.

Fernando. Fort?

Poſtmeiſterinn. Freylich! Verläßt die liebe Seele! Gott verzeih's ihm!

Fernando. Sie wird ſich ſchon zu tröſten wiſſen.

Poſtmeiſterinn. Meynen Sie doch? Da müſſen Sie ſie wenig kennen. Sie lebt wie eine Nonne, ſo eingezogen, die Zeit ich ſie kenne. Faſt kein Fremdes, kein Beſuch aus der Nachbarſchaft kommt zu ihr. Sie lebt mit ihren Leuten, hat die Kinder des Orts alle an ſich, und iſt, ungeachtet ihres innern Schmerzens, immer freundlich, immer angenehm.

Fernando. Ich will ſie doch beſuchen.

Poſtmeiſterinn. Das thun Sie. Manchmal läßt ſie uns invitiren, die Frau Amtmänninn, die Frau Pfarrerinn und mich, und diſcurirt mit uns von allerley. Freylich hüten wir uns, ſie an den gnädigen Herrn zu erinnern. Ein einzigmal geſchah's. Gott weiß, wie's uns wurde, da ſie anfing von ihm zu reden, ihn zu preiſen, zu weinen. Gnädiger Herr, wir haben alle

geweint wie die Kinder, und uns faſt nicht erhohlen können.

Fernando (vor ſich). Das haſt du um ſie verdient! — (Laut). Iſt meinem Bedienten ein Zimmer angewieſen?

Poſtmeiſterinn. Eine Treppe hoch. Karl, zeig' dem gnädigen Herrn das Zimmer.

(Fernando mit dem Jungen ab.)

Lucie, Annchen (kommen).

Poſtmeiſterinn. Nun, wie iſt's?

Lucie. Ein liebes Weibchen, mit der ich mich vertragen werde. Sie haben nicht zu viel von ihr geſagt. Sie wollt' mich nicht laſſen. Ich mußte ihr heilig verſprechen, gleich nach Tiſch' mit meiner Mutter und dem Gepäck zu kommen.

Poſtmeiſterinn. Das dacht' ich wohl! Iſt's jetzt gefällig zu eſſen? Noch ein ſchöner langer Officier iſt angefahren, wenn Sie den nicht fürchten.

Lucie. Nicht im geringſten. Mit Soldaten hab' ich lieber zu thun, als mit andern. Sie verſtellen ſich wenigſtens nicht, daß man die Guten und Böſen gleich das erſtemal kennt. Schläft meine Mutter?

Poſtmeiſterinn. Ich weiß nicht.

Lucie. Ich muß doch nach ihr ſehn. (ab.)

Poſtmeiſterinn. Karl! da iſt wieder das Salzfaß vergeſſen. Heißt das geſchwenkt? Sieh nur die Gläſer! Ich ſollt' dir ſie am Kopf entzwey ſchmeißen, wenn du ſo viel werth wärſt, als ſie koſten!

Fernando (kommt).

Poſtmeiſterinn. Das Frauenzimmer iſt wieder da. Sie wird gleich zu Tiſch' kommen.

Fernando. Wer iſt ſie?

Poſtmeiſterinn. Ich kenn' ſie nicht. Sie ſcheint von gutem Stande, aber ohne Vermögen, ſie wird künftig der gnäd'gen Frau zur Geſellſchaft ſeyn.

Fernando. Sie iſt jung?

Poſtmeiſterinn. Sehr jung; und ſchnippiſch. Ihre Mutter iſt auch droben.

Lucie (kommt).

Lucie. Ihre Dienerinn!

Fernando. Ich bin glücklich, eine ſo ſchöne Tiſchgeſellſchaft zu finden.

Lucie (neigt ſich).

Poſtmeiſterinn. Hierher, Mamſell! Und Sie belieben hierher!

Fernando. Wir haben nicht die Ehre von Ihnen, Frau Poſtmeiſterinn?

Poſtmeiſterinn. Wenn ich einmal ruhe, ruht alles. (ab.)

Fernando. Alſo ein Tete a Tete!

Lucie. Den Tiſch dazwiſchen, wie ich's wohl leiden kann.

Fernando. Sie haben ſich entſchloſſen, der Frau Baroneſſe künftig Geſellſchaft zu leiſten?

Lucie. Ich muß wohl!

Fernando. Mich dünkt, Ihnen ſollt' es nicht feh-

len, einen Geſellſchafter zu finden, der noch unterhaltender wäre, als die Frau Baroneſſe.

Lucie. Mir iſt nicht drum zu thun.

Fernando. Auf Ihr ehrlich Geſicht?

Lucie. Mein Herr, Sie ſind wie alle Männer, merk' ich!

Fernando. Das heißt?

Lucie. Auf den Punct ſehr arrogant. Ihr Herren dünkt euch unentbehrlich; und ich weiß nicht, ich bin doch groß geworden ohne Männer.

Fernando. Sie haben keinen Vater mehr?

Lucie. Ich erinnere mich kaum, daß ich einen hatte. Ich war jung, da er uns verließ eine Reiſe nach Amerika zu thun, und ſein Schiff iſt untergegangen, hören wir.

Fernando. Und Sie ſcheinen ſo gleichgültig dabey?

Lucie. Wie könnt' ich anders? Er hat mir wenig zu Liebe gethan; und ob ich's ihm gleich verzeihe, daß er uns verlaſſen hat; denn was geht dem Menſchen über ſeine Freyheit? ſo möcht' ich doch nicht meine Mutter ſeyn, die vor Kummer ſtirbt.

Fernando. Und Sie ſind ohne Hülfe, ohne Schutz?

Lucie. Was braucht's das? Unſer Vermögen iſt alle Tage kleiner geworden, dafür auch ich alle Tage größer; und mir iſt's nicht bange meine Mutter zu ernähren.

Fernando. Mich erſtaunt Ihr Muth!

Lucie. O, mein Herr, der giebt ſich. Wenn man ſo oft unterzugehen fürchtet, und ſich immer wieder gerettet ſieht, das giebt ein Zutrauen!

Fernando. Davon Sie Ihrer lieben Mutter nichts mittheilen können?

Lucie. Leider iſt ſie, die verliert, nicht ich. Ich dank's meinem Vater, daß er mich auf die Welt geſetzt hat, denn ich lebe gern und vergnügt; aber ſie — die alle Hoffnung des Lebens auf ihn geſetzt, ihm den Flor ihrer Jugend aufgeopfert hatte, und nun verlaſſen, auf einmal verlaſſen ---- Das muß was entſetzliches ſeyn, ſich verlaſſen zu fühlen! — Ich habe noch nichts verloren; ich kann nichts davon reden. — Sie ſcheinen nachdenkend!

Fernando. Ja, meine Liebe, wer lebt, verliert; (aufſtehend) aber er gewinnt auch. Und ſo erhalt' Ihnen Gott Ihren Muth! (Er nimmt ihre Hand.) Sie haben mich erſtaunen gemacht. O, mein Kind, wie glücklich! — — Ich bin auch in der Welt gar viel, gar oft von meinen Hoffnungen — Freuden — Es iſt doch immer — Und —

Lucie. Was meynen Sie?

Fernando. Alles Gute! die beſten, wärmſten Wünſche für Ihr Glück! (ab.)

Lucie. Das iſt ein wunderbarer Menſch! Er ſcheint aber gut zu ſeyn.

Zweyter Act.

Stella. Ein Bedienter.

Stella.

Geh hinüber, geſchwind hinüber! Sag' ihr, ich erwarte ſie.

Bedienter. Sie verſprach gleich zu kommen.

Stella. Du ſiehſt ja, ſie kommt nicht. Ich hab' das Mädchen recht lieb. Geh! — Und ihre Mutter ſoll ja mit kommen! (Bedienter ab.)

Stella. Ich kann ſie kaum erwarten. Was das für ein Wünſchen, ein Hoffen iſt, bis ſo ein neues Kleid ankommt! Stella! du biſt ein Kind. Und warum ſoll ich nicht lieben? — Ich brauche viel, viel um dieß Herz auszufüllen! — Viel? Arme Stella! Viel? — Sonſt da er dich noch liebte, noch in deinem Schooſe lag, füllte ſein Blick deine ganze Seele; und — O Gott im Himmel! dein Rathſchluß iſt unerforſchlich. Wenn ich von ſeinen Küſſen meine Augen zu dir hinauf wendete, mein Herz an dem ſeinen glühte, und ich mit bebenden Lippen ſeine große Seele in mich trank, und ich dann mit Wonnethränen zu dir hinauf ſah, und aus vollem Herzen zu

dir ſprach: Laß uns glücklich, Vater! du haſt uns ſo glücklich gemacht! Es war dein Wille nicht — (Sie fällt einen Augenblick in Nachdenken, fährt dann ſchnell auf, und drückt ihre Hände an's Herz.) Nein, Fernando, nein, das war kein Vorwurf!

Madame Sommer, Lucie (kommen).

Stella. Ich habe Sie! Liebes Mädchen, du biſt nun die meine. — Madame, ich danke Ihnen für das Zutrauen, mit dem Sie mir den Schatz in die Hände liefern. Das kleine Trotzköpfchen, die gute freye Seele. O ich hab' dir's ſchon abgelernt, Lucie.

Madame Sommer. Sie fühlen, was ich Ihnen bringe und laſſe.

Stella (nach einer Pauſe, in der ſie Madame Sommer angeſehen hat). Verzeihen Sie! Man hat mir Ihre Geſchichte berichtet, ich weiß, daß ich Perſonen von guter Familie vor mir habe, aber Ihre Gegenwart überraſcht mich. Ich fühle im erſten Anblick Vertrauen und Ehrfurcht gegen Sie.

Madame Sommer. Gnädige Frau —

Stella. Nichts davon. Was mein Herz geſteht, bekennt mein Mund gern. Ich höre, Sie ſind nicht wohl; wie iſt's Ihnen? Setzen Sie ſich.

Madame Sommer. Doch, gnädige Frau! Dieſe Reiſe in den Frühlingstagen, die abwechſelnden Gegenſtände, und dieſe reine, ſegensvolle Luft, die ſich ſchon ſo oft für mich mit neuer Erquickung gefüllt hat, das

— So richtete er ſich auf, in der und jener Geſellſchaft, und ſah ſich nach mir um — So kam er dort über's Feld her geſprengt, und warf ſich an der Gartenthür in meinen Arm. — Dahinaus ſah ich ihn fahren, dahinaus — ach, und er war wiedergekommen — — Kehr' ich mit meinen Gedanken in das Geräuſch der Welt — er iſt da! Wenn ich ſo in der Loge ſaß, und gewiß war, wo er auch ſteckte, ich mochte ihn ſehen oder nicht, daß er jede meiner Bewegungen bemerkte und liebte, mein Aufſtehen, mein Niederſitzen! Ich fühlte, daß das Schütteln meines Federbuſches ihn mehr anzog, als all die blinkenden Augen rings um, und daß alle Muſik nur Melodie zu dem ewigen Liede ſeines Herzens war: „Stella! Stella! Wie lieb du mir biſt!“

Lucie. Kann man denn einander ſo lieb haben?

Stella. Du fragſt, Kleine? Da kann ich dir nicht antworten — Aber mit was unterhalt' ich euch! — — Kleinigkeiten! wichtige Kleinigkeiten — Warlich man iſt noch ein großes Kind, und es iſt einem ſo wohl dabey — Eben wie die Kinder ſich hinter ihr Schürzchen verſtecken, und rufen Pip! daß man ſie ſuchen ſoll! — — Wie ganz füllt das unſer Herz, wenn wir, beleidigt, den Gegenſtand unſrer Liebe zu verlaſſen, bey uns ſehr eifrig feſtſetzen; mit welchen Verzerrungen von Seelenſtärke treten wir wieder in ſeine Gegenwart! wie übt ſich das in unſerm Buſen auf und ab! und wie platzt es zuletzt wieder auf Einen Blick, Einen Händedruck zuſammen.

Madame Sommer. Wie glücklich! Sie leben doch noch ganz in dem Gefühl der innigſten, reinſten Menſchheit.

Stella. Ein Jahrtauſend von Thränen und Schmerzen vermöchten die Seligkeit nicht aufzuwiegen der erſten Blicke, des Zitterns, Stammelns, des Nahens, Weichens — des Vergeſſens ſein ſelbſt — den erſten flüchtigen, feurigen Kuß, und die erſte ruhig-athmende Umarmung — Madame! Sie verſinken, meine Theure! Wo ſind Sie?

Madame Sommer. Männer! Männer!

Stella. Sie machen uns glücklich und elend! Mit Ahndungen von Seligkeit erfüllen ſie unſer Herz! Welche neue, unbekannte Gefühle und Hoffnungen ſchwellen unſere Seele, wenn ihre ſtürmende Leidenſchaft ſich jeder unſerer Nerven mittheilt. Wie oft hat alles an mir gezittert und geklungen, wenn er in unbändigen Thränen die Leiden einer Welt an meinem Buſen hinſtrömte! Ich bat ihn um Gottes willen, ſich zu ſchonen! — mich! — Vergebens! — Bis in's innerſte Mark fachte er mir die Flammen, die ihn durchwühlten. Und ſo ward das Mädchen von Kopf bis zu den Sohlen ganz Herz, ganz Gefühl. Und wo iſt denn nun der Himmelsſtrich für dieß Geſchöpf, um drin zu athmen, um Nahrung drunter zu finden?

Madame Sommer. Wir glauben den Männern!

In den Augenblicken der Leidenſchaft betrügen ſie ſich ſelbſt, warum ſollten Wir nicht betrogen werden?

Stella. Madame! Da fährt mir ein Gedanke durch den Kopf — Wir wollen einander das ſeyn, was ſie uns hätten werden ſollen! Wir wollen beyſammen bleiben! — Ihre Hand! — Von dieſem Augenblick an, laß' ich Sie nicht!

Lucie. Das wird nicht angehn!

Stella. Warum, Lucie?

Madame Sommer. Meine Tochter fühlt —

Stella. Doch keine Wohlthat in dieſem Vorſchlag! Fühlen Sie, welche Wohlthat Sie mir thun, wenn Sie bleiben! O ich darf nicht allein ſeyn! Liebe, ich hab' alles gethan, ich hab' mir Federvieh und Reh' und Hunde angeſchafft; ich lehre kleine Mädchen ſtricken und knüpfen, nur um nicht allein zu ſeyn, nur um was außer mir zu ſehen, das lebt und zunimmt. Und dann doch, wenn mir's glückt, wenn eine gute Gottheit mir an einem heitern Frühlingsmorgen den Schmerz von der Seele weggehoben zu haben ſcheint; wenn ich ruhig erwache, und die liebe Sonne auf meinen blühenden Bäumen leuchtet, und ich mich thätig, munter fühle zu den Geſchäften des Tages: dann iſt mir's wohl, dann treib' ich eine Zeit lang herum, verrichte und ordne, und führe meine Leute an, und in der Freyheit meines Herzens dank' ich laut auf zum Himmel für die glücklichen Stunden.

Madame Sommer. Ach ja, gnädige Frau, ich fühl's! Geschäftigkeit und Wohlthätigkeit sind eine Gabe des Himmels, ein Ersatz für unglücklichliebende Herzen.

Stella. Ersatz? Entschädigung wohl, nicht Ersatz — Etwas anstatt des Verlornen, nicht das Verlorne selbst mehr — Verlorne Liebe, wo ist da Ersatz für? — O wenn ich manchmal von Gedanken in Gedanken sinke, freundliche Träume der Vergangenheit vor meine Seele bringe, hoffnungsvolle Zukunft ahnde, und so in des Mondes Dämmerung, meinen Garten auf und ab walle; dann mich's auf einmal ergreift! ergreift daß ich allein bin, vergebens nach allen vier Winden meine Arme ausstrecke, den Zauber der Liebe vergebens mit einem Drang', einer Fülle ausspreche, daß ich meyne ich müßte den Mond herunter ziehen — und ich allein bin, keine Stimme mir aus dem Gebüsch' antwortet, und die Sterne kalt und freundlich über meine Qual herabblinken! Und dann, auf Einmal das Grab meines Kindes zu meinen Füßen. —

Madame Sommer. Sie hatten ein Kind?

Stella. Ja, meine Beste! O Gott, du hattest mir diese Seligkeit auch nur zu kosten gegeben, um mir einen bittern Kelch auf mein ganzes Leben zu bereiten. — Wenn so ein Bauerkind auf dem Spatziergange barfuß mir entgegen läuft, und mit den großen unschuldigen Augen mir eine Kußhand reicht, es durchdringt mir Mark und Gebeine! So groß, denk' ich, wär' meine

Mina! Ich heb' es ängſtlich liebend in die Höhe, küſſ' es hundertmal; mein Herz iſt zerriſſen, die Thränen ſtürzen aus meinen Augen und ich fliehe!

Lucie. Sie haben doch auch viel Beſchwerlichkeit weniger.

Stella (lächelt und klopft ihr die Achſeln). Wenn ich nur noch empfinden kann! — Wie die ſchrecklichen Augenblicke mich nicht getödtet haben! — Es lag vor mir! abgepflückt die Knoſpe! und ich ſtand — verſteinert im innerſten Buſen — ohne Schmerz — ohne Bewußtſeyn — — ich ſtand! — Da nahm die Wärterinn das Kind auf, drückte es an ihr Herz, und rief auf einmal: es lebt! — Ich fiel auf ſie, ihr um den Hals, mit tauſend Thränen auf das Kind — ihr zu Füßen — — Ach, und ſie hatte ſich betrogen! Todt lag es da, und ich neben ihm in wüthender gräßlicher Verzweiflung.

(Sie wirft ſich in einen Seſſel.)

Madame Sommer. Wenden Sie Ihre Gedanken von den traurigen Scenen.

Stella. Nein! wohl, ſehr wohl iſt mir's, daß mein Herz ſich wieder öffnen, daß ich das alles losſchwätzen kann, was mich ſo drängt! — Ja wenn ich auch einmal anfange von ihm zu erzählen, der mir alles war! — der — Ihr ſollt ſein Porträt ſehn! — ſein Porträt — O mich dünkt immer, die Geſtalt des Menſchen iſt der Text zu allem, was ſich über ihn empfinden und ſagen läßt.

Lucie. Ich bin neugierig.

Stella (eröffnet ihr Cabinet und führt ſie hinein). Hier, meine Lieben; hier!

Madame Sommer. Gott!

Stella. So! — So! — Und doch nicht den tauſendſten Theil wie er war. Dieſe Stirn, dieſe ſchwarzen Augen, dieſe braunen Locken, dieſer Ernſt — Aber ach, er hat nicht ausdrücken können, die Liebe, die Freundlichkeit, wenn ſeine Seele ſich ergoß! O mein Herz, das fühlſt du allein!

Lucie. Madame, ich erſtaune!

Stella. Es iſt ein Mann!

Lucie. Ich muß Ihnen ſagen, heut' aß ich drüben mit einem Officier im Poſthauſe, der dieſem Herrn glich — O er iſt es ſelbſt! ich will mein Leben wetten.

Stella. Heute? Du betrügſt dich! Du betrügſt mich!

Lucie. Heute! Nur war jener älter, brauner, verbrannt von der Sonne. Er iſt's! Er iſt's!

Stella (zieht die Schelle). Lucie, mein Herz zerſpringt! Ich will hinüber!

Lucie. Es wird ſich nicht ſchicken.

Stella. Schicken? O mein Herz! —

Bedienter (kommt).

Stella. Wilhelm, hinüber in's Poſthaus! hinüber! Ein Officier iſt drüben, der ſoll — der iſt — Lucie, ſag's ihm — Er ſoll herüber kommen.

Lucie. Kannte Er den gnädigen Herrn?

Bedienter. Wie mich ſelbſt.

Lucie. So geh' Er in's Poſthaus; es iſt ein Officier drüben, der ihm außerordentlich gleicht. Seh' Er ob ich mich betrüge. Ich ſchwöre er iſt's.

Stella. Sag' ihm, er ſoll kommen, kommen! geſchwind! geſchwind! Wär' das überſtanden! — Hätt' ich ihn in dieſen, in — Du betrügſt dich! es iſt unmöglich — Laßt mich, ihr Lieben! Laßt mich allein! —

(Sie ſchließt das Cabinet hinter ſich.)

Lucie. Was fehlt Ihnen, meine Mutter? Wie blaß!

Madame Sommer. Das iſt der letzte Tag meines Lebens! Das trägt mein Herz nicht! Alles, alles auf Einmal.

Lucie. Großer Gott!

Madame Sommer. Der Gemahl — Das Bild — Der Erwartete — Geliebte! Das iſt mein Gemahl! Es iſt dein Vater!

Lucie. Mutter! beſte Mutter!

Madame Sommer. Und der iſt hier! — wird in ihre Arme ſinken, in wenig Minuten! — Und wir? — Lucie, wir müſſen fort!

Lucie. Wohin Sie wollen.

Madame Sommer. Gleich!

Lucie. Kommen Sie in den Garten. Ich will in's Poſthaus. Wenn nur der Wagen noch nicht fort

iſt, ſo können wir ohne Abſchied in der Stille — inzwiſchen ſie berauſcht von Glück —

Madame Sommer. In aller Wonne des Wiederſehens ihn umfaſſend — Ihn! Und ich in dem Augenblick da ich ihn wieder finde, auf ewig! auf ewig!

Fernando, Bedienter (kommen).

Bedienter. Hierher! Kennen Sie Ihr Cabinet nicht mehr? Sie iſt außer ſich! Ach, daß Sie wieder da ſind!

(Fernando vorbey, über ſie hinſehend.)

Madame Sommer. Er iſt's! Er iſt's — Ich bin verloren!

Dritter Act.

Stella (in aller Freude hineintretend mit Fernando).

Stella (zu den Wänden).

Er iſt wieder da! Seht ihr ihn? er iſt wieder da! (Vor das Gemählde einer Venus tretend). Siehſt du ihn, Göttinn? er iſt wieder da! Wie oft bin ich Thörinn auf und abgelaufen, hier, und habe geweint, geklagt vor dir. Er iſt wieder da! Ich traue meinen Sinnen nicht. Göttinn! ich habe dich ſo oft geſehen, und er war nicht da — Nun biſt du da, und er iſt da! — Lieber! Lieber! Du warſt lang weg — Aber du biſt da! (Ihm um den Hals fallend.) Du biſt da! Ich will nichts fühlen, nichts hören, nichts wiſſen, als daß du da biſt!

Fernando. Stella! meine Stella! (An ihrem Halſe) Gott im Himmel, du gibſt mir meine Thränen wieder!

Stella. O du Einziger!

Fernando. Stella! laß mich wieder deinen lieben Athem trinken, deinen Athem, gegen den mir alle Himmelsluft leer, unerquicklich war! — —

Stella. Lieber! — —

Fernando. Hauche in dieſen ausgetrockneten, verſtürmten, zerſtörten Buſen wieder neue Liebe, neue Lebenswonne, aus der Fülle deines Herzens! — (Er hängt an ihrem Munde.)

Stella. Beſter!

Fernando. Erquickung! Erquickung! — Hier wo Du athmeſt, ſchwebt alles in genüglichem, jungem Leben. Lieb' und bleibende Treue würden hier den ausgedorrten Vagabunden feſſeln.

Stella. Schwärmer!

Fernando. Du fühlſt nicht, was Himmelsthau dem Dürſtenden iſt, der aus der öden, ſandigen Welt an deinen Buſen zurückkehrt.

Stella. Und die Wonne des Armen? Fernando! ſein verirrtes, verlornes, einziges Schäfchen wieder an ſein Herz zu drücken?

Fernando (zu ihren Füßen). Meine Stella!

Stella. Auf, Beſter! Steh' auf! Ich kann dich nicht knieen ſehen.

Fernando. Laß das! Lieg' ich doch immer vor dir auf den Knieen; beugt ſich doch immer mein Herz vor dir, unendliche Lieb' und Güte!

Stella. Ich habe dich wieder! — Ich kenne mich nicht, ich verſtehe mich nicht! Im Grunde, was thut's?

Fernando. Mir iſt wie in den erſten Augenblicken unſrer Freuden. Ich hab' dich in meinen Armen, ich

ſauge die Gewißheit deiner Liebe auf deinen Lippen, und taumle, und frage mich ſtaunend, ob ich wache oder träume.

Stella. Nun, Fernando, wie ich ſpüre, geſcheidter biſt du nicht geworden.

Fernando. Da ſey Gott für! — Aber dieſe Augenblicke von Wonne in deinen Armen, machen mich wieder gut, wieder fromm. — Ich kann beten, Stella; denn ich bin glücklich.

Stella. Gott verzeih' dir's, daß du ſo ein Böſewicht, und ſo gut biſt — Gott verzeih' dir's, der dich ſo gemacht hat — ſo flatterhaft und ſo treu — Wenn ich den Ton deiner Stimme höre, ſo meyn' ich doch gleich wieder, das wäre Fernando, der nichts in der Welt liebte, als mich!

Fernando. Und ich, wenn ich in dein blaues, ſüßes Aug' dringe, und drin mich mit Forſchen verliere; ſo meyn' ich, die ganze Zeit meines Wegſeyns hätte kein ander Bild drin gewohnet, als das meine.

Stella. Du irrſt nicht.

Fernando. Nicht? —

Stella. Ich würde dir's bekennen! — Geſtand ich dir nicht in den erſten Tagen meiner vollen Liebe zu dir alle kleinen Leidenſchaften, die je mein Herz gerührt hatten? Und war ich dir darum nicht lieber? —

Fernando. Du Engel!

Stella. Was ſiehſt du mich ſo an? Nicht wahr, das Elend hat die Blüte von meinen Wangen geſtreift? —

Fernando. Roſe! meine ſüße Blume! Stella! — Was ſchütteſt du den Kopf?

Stella. — Daß man euch ſo lieb haben kann! — Daß man euch den Kummer nicht anrechnet, den ihr uns verurſachet!

Fernando (ihre Locken ſtreichelnd). Ob du wohl graue Haare davon gekriegt haſt? — Es iſt dein Glück, daß ſie ſo blond ohne das ſind — Zwar ausgefallen ſcheinen dir keine zu ſeyn. (Er zieht ihr den Kamm aus den Haaren, und ſie rollen tief herunter.)

Stella. Muthwille!

Fernando (ſeine Arme drein wickelnd). Rinaldo wieder in den alten Ketten.

Bedienter (kommt).

Gnädige Frau! —

Stella. Was haſt du? Du machſt ein verdrießlich, ein kaltes Geſicht; du weißt, die Geſichter ſind mein Tod, wenn ich vergnügt bin.

Bedienter. Und doch, gnädige Frau — Die zwey Fremden wollen fort.

Stella. Fort? Ach!

Bedienter. Wie ich ſage. Ich ſeh' die Tochter in's Poſthaus gehn, wieder kommen, zur Mutter reden. Da erkundigt' ich mich drüben: es hieß, ſie hätten Extrapoſt beſtellt, weil der Poſtwagen hinunter ſchon fort

iſt. Ich redete mit ihnen; ſie bat mich, die Mutter, in Thränen, ich ſollte ihnen ihre Kleider heimlich hinüber ſchaffen, und der gnädigen Frau tauſend Segen wünſchen; ſie könnten nicht bleiben.

Fernando. Es iſt die Frau, die heute mit ihrer Tochter angekommen iſt? —

Stella. Ich wollte die Tochter in meine Dienſte nehmen, und die Mutter dazu behalten — O daß ſie mir jetzt dieſe Verwirrung machen, Fernando! —

Fernando. Was mag ihnen ſeyn?

Stella. Gott weiß! Ich kann, ich mag nichts wiſſen. Verlieren möcht' ich ſie nicht gern — Hab' ich doch Dich, Fernando! — Ich würde zu Grunde gehn in dieſen Augenblikken! Rede mit ihnen, Fernando — — Eben jetzt! jetzt! — Mache, daß die Mutter herüber kommt, Heinrich! (Der Bediente geht ab.) Sprich mit ihr; ſie ſoll Freyheit haben. — Fernando, ich will in's Bosket! Komm nach! Komm nach! — Ihr Nachtigallen, ihr empfangt ihn noch!

Fernando. Liebſte Liebe!

Stella (an ihm hangend). Und du kommſt doch bald?

Fernando. Gleich! Gleich! (Stella ab.)

Fernando (allein). Engel des Himmels! Wie vor ihrer Gegenwart alles heiter wird, alles frey! — Fernando, kennſt du dich noch ſelbſt? Alles was dieſen Buſen bedrängt, es iſt weg; jede Sorge, jedes ängſt-

liche Zurückerinnern, was war — und was seyn wird! — Kommt ihr schon wieder? — Und doch, wenn ich dich ansehe, deine Hand halte, Stella! flieht alles, verlischt jedes andre Bild in meiner Seele!

Der Verwalter (kommt).

(Ihm die Hände küssend.) Sie sind wieder da?

Fernando (die Hand wegziehend). Ich bin's.

Verwalter. Lassen Sie mich! Lassen Sie mich! O gnädiger Herr! —

Fernando. Bist du glücklich?

Verwalter. Meine Frau lebt, ich habe zwey Kinder — Und Sie kommen wieder!

Fernando. Wie habt ihr gewirthschaftet?

Verwalter. Daß ich gleich bereit bin Rechenschaft abzulegen — Sie sollen erstaunen, wie wir das Gut verbessert haben. — Darf ich denn fragen, wie es Ihnen ergangen ist?

Fernando. Stille! — Soll ich dir alles sagen? Du verdienst's, alter Mitschuldiger meiner Thorheiten.

Verwalter. Gott sey nur Dank, daß Sie nicht Zigeunerhauptmann waren; ich hätte auf Ein Wort von Ihnen gesengt und gebrennt.

Fernando. Du sollst's hören!

Verwalter. Ihre Gemahlinn? Ihre Tochter?

Fernando. Ich habe sie nicht gefunden. Ich traute mich selbst nicht in die Stadt; allein aus sichern Nachrichten weiß ich, daß sie sich einem Kaufmann, ei-

nem falſchen Freunde vertraut hat, der ihr die Capitalien, die ich ihr zurückließ, unter dem Verſprechen gröſſerer Procente ablockte und ſie darum betrog. Unter dem Vorwande, ſich auf's Land zu begeben, hat ſie ſich aus der Gegend entfernt und verloren, und bringt wahrſcheinlicher Weiſe durch eigene und ihrer Tochter Handarbeit ein kümmerliches Leben durch. Du weißt, ſie hatte Muth und Charakter genug, ſo etwas zu unternehmen.

Verwalter. Und Sie ſind nun wieder hier! Verzeih'n wir's Ihnen, daß Sie ſo lange ausgeblieben.

Fernando. Ich bin weit herum gekommen.

Verwalter. Wäre mir's nicht zu Hauſe mit meiner Frau und zwey Kindern ſo wohl, beneidete ich Sie um den Weg, den Sie wieder durch die Welt verſucht haben. Werden Sie uns nun bleiben?

Fernando. Will's Gott!

Verwalter. Es iſt doch am Ende nichts anders und nichts beſſers.

Fernando. Ja wer die alten Zeiten vergeſſen könnte!

Verwalter. Die uns bey mancher Freude manche Noth brachten. Ich erinnere mich noch an alles genau: wie wir Cecilien ſo liebenswürdig fanden, uns ihr aufdrangen, unſere jugendliche Freyheit nicht geſchwind genug los werden konnten.

Fernando. Es war doch eine ſchöne, glückliche Zeit!

Verwalter. Wie ſie uns ein munteres, lebhaftes Töchterchen brachte, aber zugleich von ihrer Munterkeit, von ihrem Reiz manches verlor.

Fernando. Verſchone mich mit dieſer Lebensgeſchichte.

Verwalter. Wie wir hier und da, und da und dort uns umſahn, wie wir endlich dieſen Engel trafen, wie nicht mehr von Kommen und Gehen die Rede war, ſondern wir uns entſchließen mußten, entweder die eine oder die andere unglücklich zu machen; wie wir es endlich ſo bequem fanden, daß ſich eben eine Gelegenheit zeigte die Güter zu verkaufen, wie wir mit manchem Verluſt uns davon machten, den Engel raubten, und das ſchöne, mit ſich ſelbſt und der Welt unbekannte Kind hierher verbannten.

Fernando. Wie es ſcheint, biſt du noch immer ſo lehrreich und geſchwätzig wie vor Alters.

Verwalter. Hatte ich nicht Gelegenheit was zu lernen? War ich nicht der Vertraute Ihres Gewiſſens? Als Sie auch von hier, ich weiß nicht, ob ſo ganz aus reinem Verlangen, Ihre Gemahlinn und Ihre Tochter wiederzufinden, oder auch mit aus einer heimlichen Unruhe, ſich wieder weg ſehnten, und wie ich Ihnen von mehr als Einer Seite behülflich ſeyn mußte —

Fernando. So weit für dießmal.

Verwalter. Bleiben Sie nur, dann iſt alles gut.

(ab.)

Bedienter (kommt.)

Madame Sommer!

Fernando. Bring' ſie herein.

(Bedienter ab.)

Fernando (allein). Dieß Weib macht mich ſchwermüthig. Daß nichts ganz, nichts rein in der Welt iſt! Dieſe Frau! ihrer Tochter Muth hat mich zerſtört; was wird ihr Schmerz thun!

Madame Sommer (tritt auf).

Fernando (vor ſich). O Gott! und auch ihre Geſtalt muß mich an mein Vergehen erinnern! Herz! Unſer Herz! o wenn's in dir liegt, ſo zu fühlen, und ſo zu handeln, warum haſt du nicht auch Kraft, dir das Geſchehene zu verzeihen? — Ein Schatten der Geſtalt meiner Frau! — O wo ſeh' ich den nicht! (Laut.) Madame!

Madame Sommer. Was befehlen Sie, mein Herr?

Fernando. Ich wünſchte, daß Sie meiner Stella Geſellſchaft leiſten wollten und mir. Setzen Sie ſich!

Madame Sommer. Die Gegenwart des Elenden iſt dem Glücklichen zur Laſt, und ach! der Glückliche dem Elenden noch mehr.

Fernando. Ich begreife Sie nicht. Können Sie Stella verkannt haben? ſie, die ganz Liebe, ganz Gottheit iſt?

Madame Sommer. Mein Herr! ich wünſchte

heimlich zu reiſen! Laſſen Sie mich — Ich muß fort. Glauben Sie, daß ich Gründe habe! Aber ich bitte, laſſen Sie mich!

Fernando (vor ſich). Welche Stimme! Welche Geſtalt! (Laut.) Madame! (Er wendet ſich ab.) — Gott, es iſt meine Frau! — (Laut.) Verzeihen Sie! (Eilend ab.)

Madame Sommer (allein). Er erkennt mich! — Ich danke dir, Gott, daß du in dieſen Augenblicken meinem Herzen ſo viel Stärke gegeben haſt! — Bin ich's? die Zerſchlagene! die Zerriſſene! die in der bedeutenden Stunde ſo ruhig, ſo muthig iſt? Guter, ewiger Verſorger, du nimmſt unſerm Herzen doch nichts, was du ihm nicht aufbewahrteſt, bis zur Stunde, wo es deſſen am meiſten bedarf.

Fernando (kommt zurück).

(Vor ſich.) Sollte ſie mich kennen? — (Laut.) Ich bitte Sie, Madame, ich beſchwöre Sie, eröffnen Sie mir Ihr Herz!

Madame Sommer. Ich müßte Ihnen mein Schickſal erzählen; und wie ſollten Sie zu Klagen und Trauer geſtimmt ſeyn, an einem Tage, da Ihnen alle Freuden des Lebens wiedergegeben ſind, da Sie alle Freuden des Lebens der würdigſten weiblichen Seele wiedergegeben haben! Nein, mein Herr! entlaſſen Sie mich!

Fernando. Ich bitte Sie!

Madame Sommer. Wie gern erſpart' ich's Ih-

nen und mir! Die Erinnerung der erſten, glücklichen Tage meines Lebens macht mir tödliche Schmerzen.

Fernando. Sie ſind nicht immer unglücklich geweſen?

Madame Sommer. Sonſt würd' ich's jetzt in dem Grade nicht ſeyn. (Nach einer Pauſe, mit erleichterter Bruſt.) Die Tage meiner Jugend waren leicht und froh. Ich weiß nicht was die Männer an mich feſſelte; eine große Anzahl wünſchte mir gefällig zu ſeyn. Für wenige fühlte ich Freundſchaft, Neigung; doch keiner war, mit dem ich geglaubt hätte, mein Leben zubringen zu können. Und ſo vergingen die glücklichen Tage der roſenfarbenen Zerſtreuungen, wo ſo ein Tag dem andern freundlich die Hand bietet. Und doch fehlte mir etwas. — Wenn ich tiefer in's Leben ſah', und Freud' und Leid ahndete, die des Menſchen warten, da wünſcht' ich mir einen Gatten, deſſen Hand mich durch die Welt begleitete, der für die Liebe, die ihm mein jugendliches Herz weihen konnte, im Alter mein Freund, mein Beſchützer, mir ſtatt meiner Eltern geworden wäre, die ich um ſeinetwillen verließ.

Fernando. Und nun?

Madame Sommer. Aber ich ſah' den Mann! Ich ſah' ihn, auf den ich in den erſten Tagen unſrer Bekanntſchaft all' meine Hoffnungen niederlegte! Die Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes ſchien mit ſolch einer Treue des Herzens verbunden zu ſeyn, daß ſich ihm das meini-

ge gar bald öffnete, daß ich ihm meine Freundſchaft, und ach, wie ſchnell darauf meine Liebe gab. Gott im Himmel, wenn ſein Haupt an meinem Buſen ruhte, wie ſchien er dir für die Stäte zu danken, die du ihm in meinen Armen bereitet hatteſt! Wie floh er aus dem Wirbel der Geſchäfte und Zerſtreuungen wieder zu mir, und wie unterſtützt' ich mich in trüben Stunden an ſeiner Bruſt!

Fernando. Was konnte dieſe liebe Verbindung ſtören?

Madame Sommer. Nichts iſt bleibend — Ach er liebte mich ſo gewiß, als ich ihn. Es war eine Zeit, da er nichts kannte, nichts wußte, als mich glücklich zu ſehen, mich glücklich zu machen. Es war, ach die leichteſte Zeit des Lebens, die erſten Jahre einer Verbindung, wo manchmal mehr ein Bißchen Unmuth, ein Bißchen Langeweile uns peinigen, als daß es wirklich Uebel wären. Ach, er begleitete mich den leidlichen Weg, um mich in einer öden, fürchterlichen Wüſte allein zu laſſen.

Fernando (immer verwirrter). Und wie? Seine Geſinnungen, ſein Herz!

Madame Sommer. Können wir wiſſen, was in dem Buſen der Männer ſchlägt? — Ich merkte nicht, daß ihm nach und nach das alles ward — wie ſoll ich's nennen? — nicht gleichgültiger! das darf ich mir nicht ſagen. Er liebte mich immer, immer! Aber er brauchte mehr als meine Liebe. Ich hatte mit ſeinen Wünſchen

zu theilen, vielleicht mit einer Nebenbuhlerinn; ich verbarg ihm meine Vorwürfe nicht, und zuletzt —

Fernando. Er konnte? —

Madame Sommer. Er verließ mich. Das Gefühl meines Elends hat keinen Nahmen! All' meine Hoffnungen in dem Augenblick zu Grunde! in dem Augenblick, da ich die Früchte der aufgeopferten Blüte einärnten gedachte — verlaſſen! — verlaſſen! — Alle Stützen des menſchlichen Herzens, Liebe, Zutrauen, Ehre, Stand, täglich wachſendes Vermögen, Ausſicht über eine zahlreiche, wohlverſorgte Nachkommenſchaft, alles ſtürzte vor mir zuſammen, und ich — das überbliebene unglückliche Pfand unſrer Liebe — Ein todter Kummer folgte auf die wüthenden Schmerzen, und das ausgeweinte, durchverzweifelte Herz ſank in Ermattung hin. Die Unglücksfälle, die das Vermögen einer armen Verlaſſenen ergriffen, achtete ich nicht, fühlte ich nicht, bis ich zuletzt —

Fernando. Der Schuldige!

Madame Sommer (mit zurückgehaltener Wehmuth). Er iſt's nicht! — Ich bedaure den Mann, der ſich an ein Mädchen hängt.

Fernando. Madame!

Madame Sommer (gelinde ſpottend, ihre Rührung zu verbergen). Nein, gewiß! Ich ſeh' ihn als einen Gefangenen an. Sie ſagen ja auch immer, es ſey ſo. Er wird aus ſeiner Welt in die unſere herüber gezogen,

mit der er im Grunde nichts gemein hat. Er betrügt ſich eine Zeit lang, und weh uns, wenn ihm die Augen aufgehn! — Ich nun gar, konnte ihm zuletzt nichts ſeyn, als eine redliche Hausfrau, die zwar mit dem feſteſten Beſtreben an ihm hing, ihm gefällig, für ihn ſorgſam zu ſeyn; die dem Wohl ihres Hauſes, ihres Kindes, all' ihre Tage widmete, und freylich ſich mit ſo viel Kleinigkeiten abgeben mußte, daß ihr Herz und Kopf oft wüſte ward, daß ſie keine unterhaltende Geſellſchafterinn war, daß er mit der Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes meinen Umgang nothwendig ſchal finden mußte. Er iſt nicht ſchuldig!

Fernando (zu ihren Füßen). Ich bin's!

Madame Sommer (mit einem Strom von Thränen an ſeinem Hals). Mein!

Fernando. Cecilie! — mein Weib! —

Cecilie (von ihm ſich abwendend). Nicht mein — Du verläßt mich, mein Herz! — (Wieder an ſeinen Hals.) Fernando! — wer du auch ſeyſt — laß dieſe Thränen einer Elenden an deinen Buſen fließen — Halte mich dieſen Augenblick aufrecht, und dann verlaß mich auf ewig — Es iſt nicht dein Weib! — Stoße mich nicht von dir! —

Fernando. Gott! — Cecilie, deine Thränen an meinen Wangen — das Zittern deines Herzens an dem meinigen! — Schone mich! ſchone mich! —

Cecilie. Ich will nichts, Fernando! — Nur dieſen Augenblick! — Gönne meinem Herzen dieſe Ergieſ-

ſung, es wird frey werden, ſtark! Du ſollſt mich los werden —

Fernando. Eh' ſoll mein Leben zerreißen, eh' ich dich laſſe!

Cecilie. Ich werde dich wieder ſehn, aber nicht auf dieſer Erde! Du gehörſt einer andern, der ich dich nicht rauben kann — — Oeffne, öffne mir den Himmel! Einen Blick in jene ſelige Ferne, in jenes ewige Bleiben — Allein, allein iſt's Troſt in dieſem fürchterlichen Augenblicke.

Fernando (ſie bey der Hand faſſend, anſehend, ſie umarmend). Nichts, nichts in der Welt ſoll mich von dir trennen. Ich habe dich wieder gefunden.

Cecilie. Gefunden, was du nicht ſuchteſt!

Fernando. Laß! laß! — Ja, ich habe dich geſucht; dich, meine Verlaſſene, meine Theure! Ich fand ſogar in den Armen des Engels hier keine Ruhe, keine Freuden; alles erinnerte mich an dich, an deine Tochter, an meine Lucie. Gütiger Himmel! wie viel Freude! Sollte das liebenswürdige Geſchöpf meine Tochter ſeyn? — — Ich habe dich aufgeſucht überall. Drey Jahre zieh' ich herum. An dem Ort unſers Aufenthalts fand ich, ach unſere Wohnung verändert, in fremden Händen, und die traurige Geſchichte des Verluſt's deines Vermögens. Deine Entweichung zerriß mir das Herz; ich konnte keine Spur von dir finden, und meiner ſelbſt und des Lebens überdrüßig, ſteckt' ich mich in dieſe Klei-

der, in fremde Dienſte, half die ſterbende Freyheit der edeln Corſen unterdrücken; und nun ſiehſt du mich hier, nach einer langen und wunderbaren Verirrung wieder an deinem Buſen, mein theuerſtes, mein beſtes Weib!

Lucie (tritt auf).

Fernando. O meine Tochter!

Lucie. Lieber, beſter Vater! wenn Sie mein Vater wieder ſind!

Fernando. Immer und ewig!

Cecilie. Und Stella? —

Fernando. Hier gilt's ſchnell ſeyn. Die Unglückliche! Warum, Lucie, dieſen Morgen, warum konnten wir uns nicht erkennen? — Mein Herz ſchlug mir; du weißt, wie gerührt ich dich verließ! Warum? Warum? Wir hätten uns das alles erſpart! Stella! wir hätten ihr dieſe Schmerzen erſpart — Doch wir wollen fort. Ich will ihr ſagen, ihr beſtändet darauf, euch zu entfernen, wolltet ſie mit euerm Abſchied nicht beſchweren, wolltet fort. Und du, Lucie, geſchwind hinüber; laß eine Chaiſe zu dreyen anſpannen. Meine Sachen ſoll der Bediente zu den eurigen packen. — Bleib noch hüben, theuerſte Frau! Und du, meine Tochter, wenn alles beſtellt iſt, komm herüber; und verweilt im Gartenſaal, wartet auf mich. Ich will mich von ihr losmachen, ſagen, ich wollte euch hinüber begleiten, ſorgen, daß ihr wohl fort kämt, und das Poſtgeld für euch bezahlen.—

Arme Seele, ich betrüge dich mit deiner Güte! — Wir wollen fort! —

Cecilie. Fort? — Nur ein vernünftig Wort!

Fernando. Fort! Laß ſeyn! — Ja, meine Lieben, wir wollen fort!

(Cecilie und Lucie ab.)

Fernando (allein). Fort? — — Wohin? Wohin? — Ein Dolchſtich würde allen dieſen Schmerzen den Weg öffnen, und mich in die dumpfe Fühlloſigkeit ſtürzen, um die ich jetzt alles dahin gäbe! — Biſt du da, Elender? Erinnere dich der vollglücklichen Tage, da du in ſtarker Genügſamkeit gegen den Armen ſtand'ſt, der des Lebens Bürde abwerfen wollte; wie du dich fühlteſt, in jenen glücklichen Tagen, und nun! — Ja die Glücklichen! die Glücklichen! — Eine Stunde früher dieſe Entdeckung, und ich wäre geborgen! ich hätte ſie nie wieder geſehn, ſie mich nicht; ich hätte mich überreden können: ſie hat dich dieſe vier Jahr vergeſſen, verſchmerzt ihr Leiden. Aber nun? Wie ſoll ich vor ihr erſcheinen, was ihr ſagen? — O meine Schuld, meine Schuld wird ſchwer in dieſen Augenblicken über mir! — Verlaſſen, die beyden lieben Geſchöpfe! Und ich, in dem Augenblick da ich ſie wieder finde, verlaſſen von mir ſelbſt! elend! O meine Bruſt!

Vierter Act.

Einſiedeley in Stella's Garten.

Stella (allein).

Du blühſt ſchön, ſchöner als ſonſt, liebe, liebe Stäte der gehofften ewigen Ruhe — Aber du lockſt mich nicht mehr — mir ſchaudert vor dir — kühle, lockre Erde, mir ſchaudert vor dir — — Ach wie oft, in Stunden der Einbildung, hüllt' ich ſchon Haupt und Bruſt dahingegeben in den Mantel des Todes, und ſtand gelaſſen an deiner Tiefe, und ſchritt hinunter, und verbarg mein jammervolles Herz unter deine lebendige Decke. Da ſollteſt du, Verweſung, wie ein liebes Kind, dieſe überfüllte, drängende Bruſt ausſaugen, und mein ganzes Daſeyn in einen freundlichen Traum auflöſen — Und nun! — Sonne des Himmels, du ſcheinſt herein — es iſt ſo licht, ſo offen um mich her, und ich freue mich deß! — Er iſt wieder da! — und in einem Wink ſteht rings um mich die Schöpfung liebevoll — und ich bin ganz Leben — — und neues, wärmeres, glühenderes Leben will ich von ſeinen Lippen trinken! — Zu ihm — bey ihm —

mit ihm in bleibender Kraft wohnen! — Fernando! — Er kommt! Horch! — Nein, noch nicht! — — Hier ſoll er mich finden, hier an meinem Roſenaltar, unter meinen Roſenzweigen! Dieſe Knöſpchen will ich ihm brechen — — Hier! Hier! — Und dann führ' ich ihn in dieſe Laube. Wohl, wohl war's, daß ich ſie doch, ſo eng' ſie iſt, für zwey eingerichtet habe — Hier lag ſonſt mein Buch, ſtand mein Schreibzeug — Weg Buch! und Schreibzeug! — Käm' er nur! — Gleich verlaſſen! — Hab' ich ihn denn wieder? — Iſt er da? —

Fernando (kommt).

Stella. Wo bleibſt du, mein Beſter? Wo biſt du? Ich bin lang', lang' allein! (Aengſtlich.) Was haſt du?

Fernando. Die Weiber haben mich verſtimmt! — Die Alte iſt eine brave Frau; ſie will aber nicht bleiben, will keine Urſache ſagen, ſie will fort. Laß ſie, Stella.

Stella. Wenn ſie nicht zu bewegen iſt, ich will ſie nicht wider Willen — Und, Fernando, ich brauche Geſellſchaft — und jetzt — (an ſeinem Hals.) jetzt, Fernando! Ich habe Dich ja!

Fernando. Beruhige dich!

Stella. Laß mich weinen! Ich wollte der Tag wäre vorbey! Noch zittern mir alle Gebeine! — Freude! — alles unerwartet, auf Einmal! Dich, Fernando! Und kaum! kaum! Ich werde vergehen in dieſem allen!

Fernando (vor ſich). Ich Elender! Sie verlaſſen? (Laut.) Laß mich, Stella!

Stella. Es iſt deine Stimme, deine liebende Stimme! — Stella! Stella! — Du weißt, wie gern ich dieſen Nahmen ausſprechen hörte: — Stella! Es ſpricht ihn niemand aus wie du. Ganz die Seele der Liebe in dem Klang'! — Wie lebhaft iſt mir noch die Erinnerung des Tags, da ich dich ihn zuerſt ausſprechen hörte, da all mein Glück in dir begann!

Fernando. Glück?

Stella. Ich glaube du fängſt an zu rechnen; rechneſt die trüben Stunden, die ich mir über dich gemacht habe. Laß, Fernando! Laß! — O! ſeit dem Augenblick da ich dich zum erſtenmal ſah', wie ward alles ſo ganz anders in meiner Seele! Weißt du den Nachmittag im Garten, bey meinem Onkel? Wie du zu uns hereintratſt? Wir ſaßen unter den großen Kaſtanienbäumen hinter dem Luſthaus! —

Fernando (vor ſich). Sie wird mir das Herz zerreißen! — — (Laut.) Ich weiß noch, meine Stella!

Stella. Wie du zu uns tratſt? Ich weiß nicht, ob du bemerkteſt, daß du im erſten Augenblick meine Aufmerkſamkeit gefeſſelt hatteſt? Ich wenigſtens merkte bald, daß deine Augen mich ſuchten. Ach, Fernando! da brachte mein Onkel die Muſik; du nahmſt deine Violine, und wie du ſpielteſt, lagen meine Augen ſorglos auf dir; ich ſpähte jeden Zug in deinem Geſicht, und —

in einer unvermutheten Pauſe ſchlugſt du die Augen auf — auf mich! ſie begegneten den meinigen! Wie ich erröthete, wie ich wegſah'! Du haſt es bemerkt, Fernando; denn von der Zeit an fühlt' ich wohl, daß du öfter über dem Blatt wegſahſt, oft zur ungelegenen Zeit aus dem Tact kamſt, daß mein Onkel ſich zertrat. Jeder Fehlſtrich, Fernando, ging mir durch die Seele — Es war die ſüßeſte Confuſion, die ich in meinem Leben gefühlt habe. Um alles Gold hätt' ich dich nicht wieder grad anſehen können. Ich machte mir Luft, und ging —

Fernando. Bis auf den kleinſten Umſtand! — (vor ſich.) Unglückliches Gedächtniß!

Stella. Ich erſtaune oft ſelbſt, wie ich dich liebe, wie ich jeden Augenblick bey dir mich ganz vergeſſe; doch alles vor mir noch zu haben, ſo lebhaft als wär's heute! Ja wie oft hab' ich mir's auch erzählt, wie oft, Fernando! — Wie ihr mich ſuchtet, wie du an der Hand meiner Freundinn, die du vor mir kennen lerneteſt, durch's Bosket ſtreifteſt, und ſie rief: Stella! — und du rieſſt: Stella! Stella! — Ich hatte dich kaum reden gehört, und erkannte deine Stimme; und wie ihr auf mich traft, und du meine Hand nahmſt! Wer war confuſer, ich oder du? Eins half dem andern — Und von dem Augenblick an — Meine gute Sara ſagte mir's wohl, gleich ſelbigen Abend — Es iſt alles eingetroffen — Und welche Seligkeit in deinen Armen! Wenn meine Sara meine Freuden ſehen könnte! Es war ein gutes

Geſchöpf; ſie weinte viel um mich, da ich ſo krank, ſo liebeskrank war. Ich hätte ſie gern mitgenommen, da ich um deinetwillen alles verließ.

Fernando. Alles verließ!

Stella. Fällt dir das ſo auf? Iſt's denn nicht wahr? Alles verließ! Oder kannſt du in Stella's Munde ſo was zum Vorwurf mißdeuten? Um deinetwillen hab' ich lange nicht genug gethan.

Fernando. Freylich! Deinen Onkel, der dich als Vater liebte, der dich auf den Händen trug, deſſen Wille dein Wille war, das war nicht viel? Das Vermögen, die Güter, die alle dein waren, dein worden wären, das war nichts? Den Ort, wo du von Jugend auf gelebt, dich gefreut hatteſt — deine Geſpielen —

Stella. Und das alles, Fernando, ohne Dich? Was war mir's vor deiner Liebe? Aber da, als die in meiner Seele aufging; da hatt' ich erſt Fuß in der Welt gefaßt — Zwar muß ich dir geſtehn, daß ich manchmal in einſamen Stunden dachte: Wgrum konnt' ich das nicht alles mit ihm genießen? warum mußten wir fliehen? warum nicht im Beſitz von dem allen bleiben? Hätte ihm mein Onkel meine Hand verweigert? — Nein! — Und warum fliehen? — O ich habe für dich wieder Entſchuldigungen genug gefunden! für dich! da hat mir's nie gemangelt! Und wenn's Grille wäre, ſagte ich! — wie ihr denn eine Menge Grillen habt — wenn's Grille wäre, das Mädchen ſo heimlich als Beute für

ſich zu haben! — Und wenn's Stolz wäre, das Mädchen ſo allein, ohne Zugabe zu haben. Du kannſt denken, daß mein Stolz nicht wenig dabey intereſſirt war, ſich das Beſte glauben zu machen; und ſo kamſt du nun glücklich durch.

Fernando. Ich vergehe!

Annchen (kommt).

Verzeihen Sie, gnädige Frau! Wo bleiben Sie, Herr Hauptmann? Alles iſt aufgepackt, und nun fehlt's an Ihnen! Die Mamſell hat ſchon ein Laufens, ein Befehlens heut' verführt, daß es unleidlich war; und nun bleiben Sie aus!

Stella. Geh, Fernando, bring' ſie hinüber; zahl' das Poſtgeld für ſie, aber ſey gleich wieder da.

Annchen. Fahren Sie denn nicht mit? Die Mamſell hat eine Chaiſe zu dreyen beſtellt, Ihr Bedienter hat ja aufgepackt!

Stella. Fernando, das iſt ein Irrthum!

Fernando. Was weiß das Kind?

Annchen. Was ich weiß? Freylich ſieht's curios aus, daß der Herr Hauptmann mit dem Frauenzimmer fort will, von der gnädigen Frau; ſeit ſie bey Tiſch Bekanntſchaft mit Ihnen gemacht hat. Das war wohl ein zärtlicher Abſchied, als Sie ihr zur geſegneten Mahlzeit die Hand drückten?

Stella (verlegen). Fernando!

Fernando. Es iſt ein Kind!

Annchen. Glauben Sie's nicht, gnädige Frau! es iſt alles aufgepackt; der Herr geht mit.

Fernando. Wohin? Wohin?

Stella. Verlaß uns, Annchen!

(Annchen ab.)

Stella. Reiß mich aus der entſetzlichen Verlegenheit! Ich fürchte nichts, und doch ängſtet mich das Kindergeſchwätz. — Du biſt bewegt! Fernando! — Ich bin deine Stella!

Fernando (ſich umwendend, und ſie bey der Hand faſſend). Du biſt meine Stella!

Stella. Du erſchreckſt mich, Fernando! Du ſiehſt wild.

Fernando. Stella! ich bin ein Böſewicht, und feig'; und vermag vor dir nichts. Fliehen! — Hab' das Herz nicht dir den Dolch in die Bruſt zu ſtoßen, und will dich heimlich vergiften, ermorden! Stella!

Stella. Um Gottes willen!

Fernando (mit Wuth und Zittern). Und nur nicht ſehn ihr Elend, nicht hören ihre Verzweiflung! Fliehen! —

Stella. Ich halt's nicht aus!

(Sie will ſinken und hält ſich an ihn.)

Fernando. Stella, die ich in meinen Armen faſſe! Stella! die du mir alles biſt! Stella! — (kalt.) Ich verlaſſe dich!

Stella (verwirrt lächelnd). Mich!

Fernando (mit Zähneknirſchen). Dich! mit dem Weibe, das du geſehen haſt! mit dem Mädchen! —

Stella. Es wird ſo Nacht!

Fernando. Und dieſes Weib iſt meine Frau! —

Stella (ſieht ihn ſtarr an, und läßt die Arme ſinken).

Fernando. Und das Mädchen iſt meine Tochter! Stella! (Er bemerkt erſt, daß ſie in Ohnmacht gefallen iſt.) Stella! (Er bringt ſie auf einen Sitz.) Stella! — Hülfe! Hülfe!

Cecilie, Lucie (kommen).

Fernando. Seht! ſeht den Engel! Er iſt dahin! Seht! — Hülfe! (Sie bemühen ſich um ſie.)

Lucie. Sie erhohlt ſich.

Fernando (ſtumm ſie anſehend). Durch dich! Durch dich! (ab.)

Stella. Wer? wer? — (Aufſtehend.) Wo iſt er? (Sie ſinkt zurück, ſieht die an, die ſich um ſie bemühen.) Dank euch! Dank! — — Wer ſeyd ihr? —

Cecilie. Beruhigen Sie ſich! Wir ſind's.

Stella. Ihr! — Seyd ihr nicht fort? — Seyd ihr? — Gott! wer ſagte mir's? — Wer biſt du? — Biſt du? — (Cecilie bey den Händen faſſend.) Nein! ich halt's nicht aus!

Cecilie. Beſte! Liebſte! Ich ſchließ' dich Engel an mein Herz!

Stella. Sag' mir, — es liegt tief in meiner Seele — Sag mir' — biſt du —

Cecilie. Ich bin — ich bin ſein Weib! —

Stella (aufſpringend, ſich die Augen zuhaltend). Und ich? — (Sie geht verwirrt auf und ab.)

Cecilie. Kommen Sie in Ihr Zimmer!

Stella. Woran erinnerſt du mich? Was iſt mein? — Schrecklich! Schrecklich! — Sind das meine Bäume, die ich pflanzte, die ich erzog? Warum in dem Augenblick mir alles ſo fremd wird? — Verſtoßen! — Verloren! — Verloren auf ewig! Fernando! Fernando!

Cecilie. Geh, Lucie, ſuch' deinen Vater.

Stella. Um Gottes Barmherzigkeit! Halt! — Weg! Laß ihn nicht kommen! Entfern' dich! — Vater! — Gatte! —

Cecilie. Süße Liebe!

Stella. Du liebſt mich? Du drückſt mich an deine Bruſt? — — Nein! Nein — Laß mich! — Verſtoß mich! — (An ihrem Halſe.) Noch einen Augenblick! Es wird bald aus mit mir ſeyn! Mein Herz! Mein Herz!

Lucie. Sie müſſen ruhen!

Stella. Ich ertrag' euern Anblick nicht! Euer Leben hab' ich vergiftet! euch geraubt euer Alles — Ihr im Elend; und ich — welche Seligkeit in ſeinen Armen! (Sie wirft ſich auf die Kniee.) Könnt ihr mir vergeben?

Cecilie. Laß! Laß! (Sie bemühen ſich, ſie aufzuheben.)

Stella. Hier will ich liegen, flehn, jammern, zu Gott und euch: Vergebung! Vergebung! — (Sie ſpringt auf.) — Vergebung? — Troſt gebt mir! Troſt! Ich bin nicht ſchuldig! — Du gabſt mir ihn, heiliger Gott im Himmel! ich hielt ihn feſt, wie die liebſte Gabe aus deiner Hand — Laß mich! — Mein Herz zerreißt! —

Cecilie. Unſchuldige! Liebe!

Stella (an ihrem Halſe). Ich leſe in deinen Augen, auf deiner Lippe, Worte des Himmels. Halt' mich! trag' mich! ich gehe zu Grunde! Sie vergibt mir! Sie fühlt mein Elend!

Cecilie. Schweſter! meine Schweſter! erhohle dich! nur einen Augenblick erhohle dich! Glaube, daß der in unſer Herz dieſe Gefühle legte, die uns oft ſo elend machen, auch Troſt und Hülfe dafür bereiten kann.

Stella. An deinem Hals laß mich ſterben!

Cecilie. Kommen Sie! —

Stella (nach einer Pauſe, wild wegfahrend). Laßt mich alle! Sieh' es drängt ſich eine Welt voll Verwirrung und Qual in meine Seele, und füllt ſie ganz mit unſäglichen Schmerzen — Es iſt unmöglich — unmöglich! — So auf einmal! — Iſt nicht zu faſſen, nicht zu tragen! — (Sie ſteht eine Weile niederſehend ſtill, in ſich gekehrt, ſieht dann auf, erblickt die beyden, fährt mit einem Schrey zuſammen, und entflieht.)

Cecilie. Geh ihr nach, Lucie! Beobachte ſie!

(Lucie ab.)

Cecilie. Sieh herab auf deine Kinder, und ihre Verwirrung, ihr Elend! — Leidend lernt' ich viel. Stärke mich! — Und kann der Knoten gelöſ't werden, heiliger Gott im Himmel! zerreiß' ihn nicht!

Fünfter Act.

Stella's Cabinet.

Im Mondenſchein.

Stella

(Sie hat Fernando's Porträt, und iſt im Begriff, es von dem Blendrahmen loszumachen.)

Fülle der Nacht, umgib mich! faſſe mich! leite mich! ich weiß nicht wohin ich trete! — — Ich muß! ich will hinaus in die weite Welt! Wohin? Ach wohin? — Verbannt aus deiner Schöpfung! Wo du, heiliger Mond, auf den Wipfeln meiner Bäume dämmerſt; wo du mit furchtbar lieben Schatten das Grab meiner holden Mina umgibſt, ſoll ich nicht mehr wandeln? Von dem Ort, wo alle Schätze meines Lebens, alle ſelige Erinnerungen aufbewahrt ſind? — Und du, worüber ich ſo oft mit Andacht und Thränen gewohnt habe, Stäte meines Grabes! die ich mir weihte; wo umher alle Wehmuth, alle Wonne meines Lebens dämmert; wo ich noch abgeſchie-

den umzuſchweben, und die Vergangenheit allſchmachtend zu genießen hoffte; von dir auch verbannt ſeyn? — Verbannt ſeyn! — Du biſt ſtumpf! Gott ſey Dank! dein Gehirn iſt verwüſtet; du kannſt ihn nicht faſſen, den Gedanken: Verbannt ſeyn! Du würdeſt wahnſinnig werden! — — Nun! — O mir iſt ſchwindlich! — Leb wohl! — Lebt wohl? Nimmer wieder ſehen? — Es iſt ein dumpfer Todtenblick in dem Gefühl! Nicht wieder ſehn? — Fort! Stella! (Sie ergreift das Porträt.) Und dich ſollt' ich zurück laſſen? — (Sie nimmt ein Meſſer und fängt an die Nägel los zu brechen.) O daß ich ohne Gedanken wäre! daß ich in dumpfem Schlaf, daß ich in hinreißenden Thränen mein Leben hingäbe! Das iſt, und wird ſeyn — du biſt elend! — (Das Gemählde nach dem Monde wendend.) Ha, Fernando! da du zu mir trat'ſt, und mein Herz dir entgegen ſprang, fühlteſt du nicht das Vertrauen auf deine Treue, deine Güte? — Fühlteſt du nicht, welch Heiligthum ſich dir eröffnete, als ſich mein Herz gegen dich aufſchloß? — Und du bebteſt nicht vor mir zurück? Verſankſt nicht? Entfloh'ſt nicht? — Du konnteſt meine Unſchuld, mein Glück, mein Leben, ſo zum Zeitvertreib pflücken, und zerpflücken, und am Wege gedankenlos hinſtreuen? — Edler! — Ha Edler! — Meine Jugend! — meine goldne Tage! — Und du trägſt die tiefe Tücke im Herzen! — Dein Weib! — deine Tochter! — Und mir war's frey in der Seele, rein wie ein Frühlingsmor-

gen! — Alles alles Eine Hoffnung — — Wo biſt du, Stella? — (Das Porträt anſchauend.) So groß! ſo ſchmeichelnd! — Der Blick war's, der mich in's Verderben riß! — — Ich haſſe dich! Weg! wende dich weg! — So dämmernd! ſo lieb! — Nein! Nein! — Verderber! — Mich? — Mich? — Du? — Mich? — (Sie zuckt mit dem Meſſer nach dem Gemählde.) Fernando! — (Sie wendet ſich ab, das Meſſer fällt, ſie ſtürzt mit einem Ausbruch von Thränen vor den Stuhl nieder.) Liebſter! Liebſter! — Vergebens! Vergebens! —

Bedienter (kommt).

Gnädige Frau! wie Sie befahlen, die Pferde ſind an der hintern Gartenthür. Ihre Wäſche iſt aufgepackt. Vergeſſen Sie nicht Geld!

Stella. Das Gemählde!

Bedienter (nimmt das Meſſer auf, und ſchneidet das Gemählde von der Rahme und rollt's).

Stella. Hier iſt Geld.

Bedienter. Aber warum —

Stella (einen Moment ſtillſtehend, auf und umher blickend). Komm! (ab.)

Saal.

Fernando. Laß mich! Laß mich! Sieh! da faßt's mich wieder mit all' der ſchrecklichen Verworrenheit! — So kalt, ſo graß liegt alles vor mir — als wär' die

Welt nichts — ich hätte drin nichts verſchuldet — — Und ſie! — Ha! bin ich nicht elender als ihr? Was habt ihr an mich zu fordern? — Was iſt nun des Sinnens Ende? — Hier! und hier! Von einem Ende zum andern! durchgedacht! und wieder durchgedacht! und immer quälender! immer ſchrecklicher! — — (Sich die Stirn haltend.) Wo's zuletzt widerſtößt! Nirgends vor, nicht hinter ſich! Nirgends Rath und Hülfe! — Und dieſe zwey? Dieſe drey beſten weiblichen Geſchöpfe der Erde — elend durch mich! — elend ohne mich! — Ach! noch elender mit mir! — Wenn ich klagen könnte, könnt' verzweifeln, könnt' um Vergebung bitten — könnt' in ſtumpfer Hoffnung nur eine Stunde hinbringen — zu ihren Füßen liegen, und in theilnehmendem Elend Seligkeit genießen! — Wo ſind ſie? — Stella! du liegſt auf deinem Angeſichte, blickſt ſterbend nach dem Himmel, und ächzeſt: „Was hab' ich Blume verſchuldet, daß mich dein Grimm ſo niederknickt? Was hatte ich Arme verſchuldet, daß du dieſen Böſewicht zu mir führteſt?“ — Cecilie! Mein Weib! o mein Weib! — Elend! Elend! tiefes Elend! — Welche Seligkeiten vereinigen ſich, um mich elend zu machen! Gatte! Vater! Geliebter! — Die beſten, edelſten weiblichen Geſchöpfe! — Dein! Dein? — Kannſt du das faſſen, die dreyfache, unſägliche Wonne? — Und nur die iſt's, die dich ſo ergreift, die dich zerreißt! — Jede fordert mich ganz — Und ich? — Hier iſt's zu! — tief! unergründlich! — —

Sie

Sie wird elend ſeyn! — Stella! biſt elend! — Was hab' ich dir geraubt? Das Bewußtſeyn deiner ſelbſt, dein junges Leben! — Stella! — Und ich bin ſo kalt? (Er nimmt eine Piſtole vom Tiſch.) Doch, auf alle Fälle! — (Er ladet.)

Cecilie (kommt).

Mein Beſter! wie iſt's uns? — (Sie ſieht die Piſtolen.) Das ſieht ja reiſefertig aus!

Fernando (legt ſie nieder).

Cecilie. Mein Freund! Du ſcheinſt mir gelaſſener. Kann man ein Wort mit dir reden?

Fernando. Was willſt du, Cecilie? Was willſt du, mein Weib?

Cecilie. Nenne mich nicht ſo, bis ich ausgeredet habe. Wir ſind nun wohl ſehr verworren; ſollte das nicht zu löſen ſeyn? Ich hab' viel gelitten, und drum nichts von gewaltſamen Entſchlüſſen. Vernimmſt du mich, Fernando?

Fernando. Ich höre!

Cecilie. Nimm's zu Herzen! Ich bin nur ein Weib, ein kummervolles, klagendes Weib; aber Entſchluß iſt in meiner Seele. — Fernando — ich bin entſchloſſen — ich verlaſſe dich!

Fernando (ſpottend). Kurz und gut?

Cecilie. Meynſt du, man müſſe hinter der Thür Abſchied nehmen, um zu verlaſſen, was man liebt?

Fernando. Cecilie!

Cecilie. Ich werfe dir nichts vor; und glaube nicht, daß ich dir ſo viel aufopfere. Bisher beklagte ich deinen Verluſt, ich härmte mich ab, über das was ich nicht ändern konnte. Ich finde dich wieder, deine Gegenwart flößt mir neues Leben, neue Kraft ein. Fernando, ich fühle, daß meine Liebe zu dir nicht eigennützig iſt, nicht die Leidenſchaft einer Liebhaberinn, die alles dahingäbe, den erflehten Gegenſtand zu beſitzen. Fernando! mein Herz iſt warm und voll für dich; es iſt das Gefühl einer Gattinn, die aus Liebe, ſelbſt ihre Liebe hinzugeben vermag.

Fernando. Nimmer! Nimmer!

Cecilie. Du fährſt auf?

Fernando. Du marterſt mich!

Cecilie. Du ſollſt glücklich ſeyn! Ich habe meine Tochter — und einen Freund an dir. Wir wollen ſcheiden, ohne getrennt zu ſeyn. Ich will entfernt von dir leben, und ein Zeuge deines Glücks bleiben. Deine Vertraute will ich ſeyn, du ſollſt Freude und Kummer in meinen Buſen ausgießen. Deine Briefe ſollen mein einziges Leben ſeyn, und die meinen ſollen dir als ein lieber Beſuch erſcheinen — Und ſo bleibſt du mein, biſt nicht mit Stella verbannt in einen Winkel der Erde, wir lieben uns, nehmen Theil an einander! Und ſo, Fernando, gib mir deine Hand drauf.

Fernando. Als Scherz' wär's zu grauſam; als Ernſt iſt's unbegreiflich! — Wie's nun will, Beſte! — Der kalte Sinn löſ't den Knoten nicht. Was du ſagſt

klingt ſchön, ſchmeckt ſüß. Wer nicht fühlte, daß darunter weit mehr verborgen liegt; daß du dich ſelbſt betrügſt, indem du die marterndſten Gefühle, mit einem blendenden eingebildeten Troſte ſchweigen machſt. Nein, Cecilie! Mein Weib, nein! — Du biſt mein — ich bleibe dein — Was ſollen hier Worte? Was ſoll ich die Warum's dir vortragen? Die Warum's ſind ſo viel Lügen. Ich bleibe dein, oder —

Cecilie. Nun denn! — Und Stella? —

Fernando (fährt auf und geht wild auf und ab.)

Cecilie. Wer betrügt ſich? Wer betäubt ſeine Qualen durch einen kalten, ungefühlten, ungedachten, vergänglichen Troſt? Ja ihr Männer kennt euch.

Fernando. Ueberhebe dich nicht deiner Gelaſſenheit! — Stella! Sie iſt elend! Sie wird ihr Leben fern von mir und dir ausjammern. Laß ſie! Laß mich!

Cecilie. Wohl, glaube ich, würde ihrem Herzen die Einſamkeit thun; wohl ihrer Zärtlichkeit, uns wieder vereinigt zu wiſſen. Jetzo macht ſie ſich bittere Vorwürfe. Sie würde mich immer für unglücklicher halten, wenn ich dich verließ, als ich wäre; denn ſie berechnete mich nach ſich. Sie würde nicht ruhig leben, nicht lieben können, der Engel! wenn ſie fühlte, daß ihr Glück Raub wäre. Es iſt ihr beſſer —

Fernando. Laß ſie fliehen! Laß ſie in ein Kloſter!

Cecilie. Wenn ich nun aber wieder ſo denke: warum ſoll ſie denn eingemauert ſeyn? Was hat ſie verſchuldet, um eben die blühendſten Jahre, die Jahre der

Fülle, der reifenden Hoffnung hinzutrauern, verzweifelnd am Abgrund' hinzujammern? geſchieden ſeyn von ihrer lieben Welt? — von dem, den ſie ſo glühend liebt? — von dem, der ſie — Nicht wahr, du liebſt ſie, Fernando?

Fernando. Ha! was ſoll das? Biſt du ein böſer Geiſt, in Geſtalt meines Weibs? Was kehrſt du mein Herz um und um? Was zerreißeſt du das Zerriſſene? Bin ich nicht zerſtört, zerrüttet genug? Verlaß mich! Ueberlaß mich meinem Schickſal! — und Gott erbarme ſich euer! (Er wirft ſich in einen Seſſel.)

Cecilie (tritt zu ihm und nimmt ihn bey der Hand). Es war einmal ein Graf —

Fernando (will aufſpringen, ſie hält ihn).

Cecilie. Ein Deutſcher Graf. Den trieb ein Gefühl frommer Pflicht von ſeiner Gemahlinn, von ſeinen Gütern, nach dem gelobten Lande —

Fernando. Ha!

Cecilie. Er war ein Biedermann; er liebte ſein Weib, nahm Abſchied von ihr, empfahl ihr ſein Hausweſen, umarmte ſie, und zog. Er zog durch viele Länder, kriegte, und ward gefangen. Seiner Sklaverey erbarmte ſich ſeines Herrn Tochter; ſie löſ'te ſeine Feſſeln, ſie flohen. Sie geleitete ihn auf's neue durch alle Gefahren des Kriegs — Der liebe Waffenträger! — Mit Sieg bekrönt, ging's nun zur Rückreiſe — zu ſeinem edeln Weibe! — Und ſein Mädchen? — Er fühlte Menſchheit! — er glaubte an Menſchheit, und nahm

ſie mit. — Sieh da, die wackre Hausfrau, die ihrem Gemahl entgegen eilt, ſieht all' ihre Treue, all' ihr Vertrauen, ihre Hoffnungen belohnt, ihn wieder in ihren Armen. Und dann daneben ſeine Ritter, mit ſtolzer Ehre von ihren Roſſen ſich auf den vaterländiſchen Boden ſchwingend; ſeine Knechte abladend die Beute, ſie zu ihren Füßen legend; und ſie ſchon in ihrem Sinn das all' in ihren Schränken aufbewahrend, ſchon ihr Schloß mit auszierend, ihre Freunde mit beſchenkend — Edles, theures Weib, der größte Schatz iſt noch zurück! — Wer iſt's, die dort verſchleyert mit dem Gefolge naht? Sanft ſteigt ſie vom Pferde — — „Hier!" — rief der Graf, ſie bey der Hand faſſend, ſie ſeiner Frau entgegen führend, — „Hier! ſieh das alles — und ſie! nimm's aus ihren Händen — nimm mich aus ihren Händen wieder! Sie hat die Ketten von meinem Halſe geſchloſſen, ſie hat den Winden befohlen, ſie hat mich erworben — hat mir gedient, mein gewartet! — Was bin ich ihr ſchuldig? — Da haſt du ſie! — Belohn' ſie."

Fernando (liegt ſchluchzend mit den Armen übern Tiſch gebreitet.)

Cecilie. An ihrem Halſe, rief das treue Weib, in tauſend Thränen rief ſie: „Nimm alles, was ich dir geben kann! Nimm die Hälfte deß, der ganz dein gehört — Nimm ihn ganz! Laß mir ihn ganz. Jede ſoll ihn haben, ohne der andern was zu rauben — Und rief ſie an ſeinem Halſe, zu ſeinen Füßen: Wir ſind dein!" — — Sie faßten ſeine Hände, hingen an ihm

— Und Gott im Himmel freute ſich der Liebe, und ſein heiliger Statthalter ſprach ſeinen Segen dazu. Und ihr Glück, und ihre Liebe faßte ſelig Eine Wohnung, Ein Bett, und Ein Grab.

Fernando. Gott im Himmel, der du uns Engel ſendeſt in der Noth, ſchenk' uns die Kraft, dieſe gewaltigen Erſcheinungen zu tragen! — — Mein Weib! —

(Er fällt wieder zuſammen.)

Cecilie (eröffnet die Thüre des Cabinets und ruft:) Stella!

Stella (ihr um den Hals fallend). Gott! Gott!

Fernando (ſpringt auf in der Bewegung zu fliehen).

Cecilie (faßt ihn). Stella! nimm die Hälfte deß, der ganz dein iſt — Du haſt ihn gerettet — von ihm ſelbſt gerettet — Du gibſt mir ihn wieder!

Fernando. Stella! (Er neigt ſich zu ihr.)

Stella. Ich faß' es nicht!

Cecilie. Du fühlſt's.

Stella (an ſeinem Halſe). Ich darf? —

Cecilie. Dankſt du mir's, daß ich dich Flüchtling zurückhielt?

Stella (an ihrem Halſe). O Du! —

Fernando (beyde umarmend). Mein! Mein!

Stella (ſeine Hand faſſend, an ihm hangend). Ich bin dein!

Cecilie (ſeine Hand faſſend, an ſeinem Halſe). Wir ſind dein!

Clavigo.

Ein Trauerſpiel.

Personen.

Clavigo, Archivarius des Königs.
Carlos, dessen Freund.
Beaumarchais.
Marie Beaumarchais.
Sophie Guilbert, geborne Beaumarchais.
Guilbert, ihr Mann.
Buenco.
Saint George.

Der Schauplatz ist zu Madrid.

Erſter Act.

Clavigo's Wohnung.

Clavigo. Carlos.

Clavigo (vom Schreibtiſch aufſtehend).

Das Blatt wird eine gute Wirkung thun, es muß alle Weiber bezaubern. Sag mir, Carlos, glaubſt du nicht, daß meine Wochenſchrift jetzt eine der erſten in Europa iſt?

Carlos. Wir Spanier wenigſtens haben keinen neuern Autor, der ſo viel Stärke des Gedankens, ſo viel blühende Einbildungskraft mit einem ſo glänzenden und leichten Stil verbände.

Clavigo. Laß mich! Ich muß unter dem Volke noch der Schöpfer des guten Geſchmacks werden. Die Menſchen ſind willig, allerley Eindrücke anzunehmen; ich habe einen Ruhm, ein Zutrauen unter meinen Mitbürgern; und unter uns geſagt, meine Kenntniſſe breiten ſich täglich aus; meine Empfindungen erweitern ſich, und mein Stil bildet ſich immer wahrer und ſtärker.

Carlos. Gut, Clavigo! Doch wenn du mir's nicht übel nehmen willst, so gefiel mir damals deine Schrift weit beſſer, als du ſie noch zu Mariens Füßen ſchriebſt, als noch das liebliche, muntere Geſchöpf auf dich Einfluß hatte. Ich weiß nicht, das Ganze hatte ein jugendlicheres, blühenderes Anſehn.

Clavigo. Es waren gute Zeiten, Carlos, die nun vorbey ſind. Ich geſtehe dir gern, ich ſchrieb damals mit offenerm Herzen, und wahr iſt's, ſie hatte viel Antheil an dem Beyfall, den das Publicum mir gleich Anfangs gewährte. Aber in der Länge, Carlos, man wird der Weiber gar bald ſatt; und warſt du nicht der erſte, meinem Entſchluß Beyfall zu geben, als ich mir vornahm, ſie zu verlaſſen?

Carlos. Du wärſt verſauert. Sie ſind gar zu einformig. Nur, dünkt mich, wär's wieder Zeit, daß du dich nach einem neuen Plan umſäheſt, es iſt doch auch nichts, wenn man ſo ganz auf'm Sand' iſt.

Clavigo. Mein Plan iſt der Hof, und da gilt kein Feiern. Hab' ich's für einen Fremden, der ohne Stand, ohne Nahmen, ohne Vermögen hieher kam, nicht weit genug gebracht? Hier an einem Hofe! unter dem Gedräng von Menſchen, wo es ſo ſchwer hält, ſich bemerken zu machen? Mir iſt's ſo wohl, wenn ich den Weg anſehe, den ich zurückgelegt habe. Geliebt von den Erſten des Königreichs! geehrt durch meine Wiſſenſchaften, meinen Rang! Archivarius des Königs! Car-

los, das ſpornt mich alles; ich wäre nichts, wenn ich bliebe was ich bin! Hinauf! Hinauf! Und da koſtet's Mühe und Liſt! Man braucht ſeinen ganzen Kopf; und die Weiber, die Weiber! Man vertändelt gar zu viel Zeit mit ihnen.

Carlos. Narre, das iſt deine Schuld. Ich kann nie ohne Weiber leben, und mich hindern ſie an gar nichts. Auch ſag' ich ihnen nicht ſo viel ſchöne Sachen, tröſte mich nicht Monate lang an Sentiments und dergleichen; wie ich denn mit honetten Mädchen am ungernſten zu thun habe. Ausgeredt hat man bald mit ihnen, hernach ſchleppt man ſich eine Zeit lang herum, und kaum ſind ſie ein Bißchen warm bey einem, hat ſie der Teufel gleich mit Heirathsgedanken und Heirathsvorſchlägen, die ich fürchte, wie die Peſt. Du biſt nachdenkend, Clavigo?

Clavigo. Ich kann die Erinnerung nicht los werden, daß ich Marien verlaſſen — hintergangen habe, nenn's wie du willſt.

Carlos. Wunderlich! Mich dünkt doch, man lebt nur Einmal in der Welt, hat nur Einmal dieſe Kräfte, dieſe Ausſichten, und wer ſie nicht zum Beſten braucht, wer ſich nicht ſo weit treibt als möglich, iſt ein Thor. Und heirathen! heirathen juſt zur Zeit, da das Leben erſt recht in Schwung kommen ſoll! ſich häuslich niederlaſſen, ſich einſchränken, da man noch die Hälfte ſeiner Wanderung nicht zurückgelegt, die Hälfte ſeiner Erobe-

rungen noch nicht gemacht hat! Daß du ſie liebteſt, das war natürlich, daß du ihr die Ehe verſprachſt, war eine Narrheit, und wenn du Wort gehalten hätteſt, wär's gar Raſerey geweſen.

Clavigo. Sieh, ich begreife den Menſchen nicht. Ich liebte ſie warlich, ſie zog mich an, ſie hielt mich, und wie ich zu ihren Füßen ſaß, ſchwur ich ihr, ſchwur ich mir, daß es ewig ſo ſeyn ſollte, daß ich der Ihrige ſeyn wollte, ſo bald ich ein Amt hätte, einen Stand — Und nun, Carlos!

Carlos. Es wird noch Zeit genug ſeyn, wenn du ein gemachter Mann biſt, wenn du das erwünſchte Ziel erreicht haſt, daß du alsdann, um all dein Glück zu krönen und zu befeſtigen, dich mit einem angeſehenen und reichen Hauſe durch eine kluge Heirath zu verbinden ſuchſt.

Clavigo. Sie iſt verſchwunden! glatt aus meinem Herzen verſchwunden, und wenn mir ihr Unglück nicht manchmal durch den Kopf führe — Daß man ſo veränderlich iſt!

Carlos. Wenn man beſtändig wäre, wollt' ich mich verwundern. Sieh doch, verändert ſich nicht alles in der Welt? Warum ſollten unſere Leidenſchaften bleiben? Sey du ruhig, ſie iſt nicht das erſte verlaßne Mädchen, und nicht das erſte, das ſich getröſtet hat. Wenn ich dir rathen ſoll, da iſt die junge Wittwe gegenüber —

Clavigo. Du weißt, ich halte nicht viel auf ſolche Vorſchläge. Ein Roman, der nicht ganz von ſelbſt kommt, iſt nicht im Stande mich einzunehmen.

Carlos. Ueber die delicaten Leute!

Clavigo. Laß das gut ſeyn, und vergiß nicht, daß unſer Hauptwerk gegenwärtig ſeyn muß, uns dem neuen Miniſter nothwendig zu machen. Daß Whal das Gouvernement von Indien niederlegt, iſt immer beſchwerlich für uns. Zwar iſt mir's weiter nicht bange; ſein Einfluß bleibt — Grimaldi und er ſind Freunde, und wir können ſchwatzen und uns bücken —

Carlos. Und denken und thun was wir wollen.

Clavigo. Das iſt die Hauptſache in der Welt. (Schellt dem Bedienten.) Tragt das Blatt in die Druckerey.

Carlos. Sieht man euch den Abend?

Clavigo. Nicht wohl. Nachfragen könnt ihr ja.

Carlos. Ich möchte heut Abend gar zu gern was unternehmen, das mir das Herz erfreute, ich muß dieſen ganzen Nachmittag wieder ſchreiben. Das endigt nicht.

Clavigo. Laß es gut ſeyn. Wenn wir nicht für ſo viele Leute arbeiteten, wären wir ſo viel Leuten nicht über den Kopf gewachſen. (ab.)

Guilberts Wohnung.

Sophie Guilbert. Marie Beaumarchais. Don Bueneo.

Bueneo. Sie haben eine üble Nacht gehabt?

Sophie. Ich sagt's ihr gestern Abend. Sie war so ausgelassen lustig und hat geschwatzt bis eilfe, da war sie erhitzt, konnte nicht schlafen, und nun hat sie wieder keinen Athem, und weint den ganzen Morgen.

Marie. Daß unser Bruder nicht kommt! Es sind zwey Tage über die Zeit.

Sophie. Nur Geduld, er bleibt nicht aus.

Marie (aufstehend.) Wie begierig bin ich diesen Bruder zu sehen, meinen Richter und meinen Retter. Ich erinnere mich seiner kaum.

Sophie. O ja, ich kann mir ihn noch wohl vorstellen; er war ein feuriger, offner, braver Knabe von dreyzehn Jahren, als uns unser Vater hierher schickte.

Marie. Eine edle große Seele. Sie haben den Brief gelesen, den er schrieb, als er mein Unglück erfuhr. Jeder Buchstabe davon steht in meinem Herzen. „Wenn Du schuldig bist," schreibt er, „so erwarte keine Vergebung; über Dein Elend soll noch die Verachtung eines Bruders auf Dir schwer werden, und der Fluch eines Vaters. Bist Du unschuldig! O dann alle Rache, alle, alle glühende Rache auf den Verräther!" — Ich zittere! Er wird kommen. Ich zittere, nicht für mich,

ich ſtehe vor Gott in meiner Unſchuld. — Ihr müſt, meine Freunde — Ich weiß nicht was ich will! O Clavigo!

Sophie. Du hörſt nicht! Du wirſt dich umbringen.

Marie. Ich will ſtille ſeyn! Ja ich will nicht weinen. Mich dünkt auch, ich hätte keine Thränen mehr! Und warum Thränen? Es iſt mir nur leid, daß ich euch das Leben ſauer mache. Denn im Grunde, worüber beklag' ich mich? Ich habe viel Freude gehabt, ſo lang' unſer alter Freund noch lebte. Clavigo's Liebe hat mir viel Freude gemacht, vielleicht mehr als ihm die meinige. Und nun — was iſt's nun weiter? Was iſt an mir gelegen? an einem Mädchen gelegen, ob ihm das Herz bricht? ob es ſich verzehrt, und ſein armes junges Leben aufquält?

Buenco. Um Gottes willen, Mademoiſelle!

Marie. Ob's ihm wohl einerley iſt — daß er mich nicht mehr liebt? Ach! warum bin ich nicht mehr liebenswürdig? — Aber bedauern, bedauern ſollt' er mich! daß die Arme, der er ſich ſo nothwendig gemacht hatte, nun ohne ihn ihr Leben hinſchleichen, hinjammern ſoll. — Bedauern! Ich mag nicht von dem Menſchen bedauert ſeyn.

Sophie. Wenn ich dich ihn könnte verachten lehren, den Nichtswürdigen! den Haſſenswürdigen!

Marie. Nein, Schweſter, ein Nichtswürdiger iſt er nicht; und muß ich denn den verachten, den ich haſ-

ſe? — Haſſen! Ja manchmal kann ich ihn haſſen, manchmal, wenn der Spaniſche Geiſt über mich kommt. Neulich, o neulich, als wir ihm begegneten, ſein Anblick wirkte volle, warme Liebe auf mich! und wie ich wieder nach Hauſe kam, und mir ſein Betragen aufſtieß, und der ruhige, kalte Blick, den er über mich her warf an der Seite der glänzenden Donna; da ward ich Spanierinn in meinem Herzen, und griff nach meinem Dolch, und nahm Gift zu mir, und verkleidete mich. Ihr erſtaunt, Bueno? Alles in Gedanken verſteht ſich.

Sophie. Närriſches Mädchen.

Marie. Meine Einbildungskraft führte mich ihm nach, ich ſah ihn, wie er zu den Füßen ſeiner neuen Geliebten alle die Freundlichkeit, alle die Demuth verſchwendete, mit der er mich vergiftet hat — ich zielte nach dem Herzen des Verräthers! Ach Bueno! — Auf Einmal war das gutherzige Franzöſiſche Mädchen wieder da, das keine Liebestränke kennt, und keine Dolche zur Rache. Wir ſind übel dran! Vaudevilles, unſere Liebhaber zu unterhalten, Fächer, ſie zu ſtrafen, und wenn ſie untreu ſind? — Sag, Schweſter, wie machen ſie's in Frankreich, wenn die Liebhaber untreu ſind?

Sophie. Man verwünſcht ſie.

Marie. Und?

Sophie. Und läßt ſie laufen.

Marie. Laufen! Nun und warum ſoll ich Clavigo nicht laufen laſſen? Wenn das in Frankreich Mode

iſt,

iſt, warum ſoll's nicht in Spanien ſeyn? Warum ſoll eine Franzöſinn in Spanien nicht Franzöſinn ſeyn? Wir wollen ihn laufen laſſen und uns einen andern nehmen; mich dünkt, ſie machen's bey uns auch ſo.

Buenco. Er hat eine feierliche Zuſage gebrochen, und keinen leichtſinnigen Roman, kein geſellſchaftliches Attachement. Mademoiſelle, Sie ſind bis in's innerſte Herz beleidigt, gekränkt. — O mir iſt mein Stand, daß ich ein unbedeutender ruhiger Bürger von Madrid bin, nie ſo beſchwerlich, nie ſo ängſtlich geweſen, als jetzt, da ich mich ſo ſchwach, ſo unvermögend fühle, Ihnen gegen den falſchen Höfling Gerechtigkeit zu ſchaffen!

Marie. Wie er noch Clavigo war, noch nicht Archivarius des Königs, wie er der Fremdling, der Ankömmling, der Neueingeführte in unſerm Hauſe war, wie liebenswürdig war er, wie gut! Wie ſchien all ſein Ehrgeiz, all ſein Aufſtreben ein Kind ſeiner Liebe zu ſeyn! Für mich rang er nach Nahmen, Stand, Gütern: er hat's, und ich! — —

Guilbert (kommt).

(Heimlich zu ſeiner Frau.) Der Bruder kommt.

Marie. Der Bruder! — (Sie zittert, man führt ſie in einen Seſſel.) Wo? wo? Bringt mir ihn! Bringt mich hin!

Beaumarchais (kommt).

Meine Schweſter! (von der älteſten weg, nach der

jüngſten zuſtürzend.) Meine Schweſter! Meine Freunde! O Schweſter!

Marie. Biſt du da? Gott ſey Dank, du biſt da!

Beaumarchais. Laß mich zu mir ſelbſt kommen.

Marie. Mein Herz, mein armes Herz!

Sophie. Beruhigt euch! Lieber Bruder, ich hoffte, dich gelaſſener zu ſehn.

Beaumarchais. Gelaſſener! Seyd ihr denn gelaſſen? Seh' ich nicht an der zerſtörten Geſtalt dieſer Lieben, an deinen verweinten Augen, deiner Bläſſe des Kummers, an dem todten Stillſchweigen eurer Freunde, daß ihr ſo elend ſeyd, wie ich mir euch den ganzen langen Weg vorgeſtellt habe? Und elender — denn ich ſeh' euch, ich hab' euch in meinen Armen, die Gegenwart verdoppelt meine Gefühle, o meine Schweſter!

Sophie. Und unſer Vater?

Beaumarchais. Er ſegnet euch und mich, wenn ich euch rette.

Bueno. Mein Herr, erlauben Sie einem Unbekannten, der den edeln braven Mann in Ihnen bey'm erſten Anblick erkennt, ſeinen innigſten Antheil an Tag zu legen, den er bey dieſer ganzen Sache empfindet. Mein Herr! Sie machen dieſe ungeheure Reiſe, Ihre Schweſter zu retten, zu rächen. Willkommen! ſeyn Sie willkommen wie ein Engel, ob Sie uns alle gleich beſchämen!

Beaumarchais. Ich hoffte, mein Herr, in Spa-

nien ſolche Herzen zu finden, wie das Ihre iſt; das hat mich angeſpornt, den Schritt zu thun. Nirgend, nirgend in der Welt mangelt es an theilnehmenden beyſtimmenden Seelen; wenn nur einer auftritt, deſſen Umſtände ihm völlige Freyheit laſſen, all ſeiner Entſchloſſenheit zu folgen. Und o, meine Freunde, ich habe das hoffnungsvolle Gefühl! überall gibt's treffliche Menſchen unter den Mächtigen und Großen, und das Ohr der Majeſtät iſt ſelten taub; nur iſt unſere Stimme meiſt zu ſchwach, bis dahinauf zu reichen.

Sophie. Kommt, Schweſter! Kommt! Legt euch einen Augenblick nieder. Sie iſt ganz außer ſich. (Sie führen ſie weg.)

Marie. Mein Bruder!

Beaumarchais. Will's Gott, du biſt unſchuldig, und dann alle, alle Rache über den Verräther. (Marie, Sophie ab.) Mein Bruder! Meine Freunde! ich ſeh's an euern Blicken, daß ihr's ſeyd. Laßt mich zu mir ſelbſt kommen. Und dann! Eine reine unpartheyiſche Erzählung der ganzen Geſchichte. Die ſoll meine Handlungen beſtimmen. Das Gefühl einer guten Sache ſoll meinen Entſchluß befeſtigen; und glaubt mir, wenn wir Recht haben, werden wir Gerechtigkeit finden.

Zweyter Act.

Das Haus des Clavigo.

Clavigo.

Wer die Franzoſen ſeyn mögen, die ſich bey mir haben melden laſſen? — Franzoſen! Sonſt war mir dieſe Nation willkommen! — Und warum nicht jetzt? Es iſt wunderbar, ein Menſch, der ſich über ſo vieles hinausſetzt, wird doch an einer Ecke mit Zwirnsfäden angebunden. — Weg! — Und wär' ich Marien mehr ſchuldig, als mir ſelbſt? und iſt's eine Pflicht, mich unglücklich zu machen, weil mich ein Mädchen liebt?

Ein Bedienter.

Die Fremden, mein Herr.

Clavigo. Führe ſie herein. Du ſagteſt doch ihrem Bedienten, daß ich ſie zum Frühſtück erwarte?

Bedienter. Wie Sie befahlen.

Clavigo. Ich bin gleich wieder hier. (ab.)

Beaumarchais. Saint George.

(Der Bediente ſetzt ihnen Stühle und geht.)

Beaumarchais. Es iſt mir ſo leicht! ſo wohl! mein Freund, daß ich endlich hier bin, daß ich ihn habe; er ſoll mir nicht entwiſchen. Seyn Sie ruhig, wenigſtens zeigen Sie ihm die gelaſſenſte Außenſeite. Meine Schweſter! meine Schweſter! Wer glaubte, daß du ſo unſchuldig als unglücklich biſt? Es ſoll an den Tag kommen, du ſollſt auf das grimmigſte gerächt werden. Und du guter Gott, erhalte mir die Ruhe der Seele, die du mir in dieſem Augenblicke gewährſt, daß ich mit aller Mäßigung in dem entſetzlichen Schmerz und ſo klug handle als möglich.

Saint George. Ja dieſe Klugheit, alles, mein Freund, was Sie jemals von Ueberlegung bewieſen haben, nehm' ich in Anſpruch. Sagen Sie mir's zu, mein Beſter, noch einmal, daß Sie bedenken, wo Sie ſind. In einem fremden Königreiche, wo alle Ihre Beſchützer, wo all Ihr Geld nicht im Stande iſt, Sie gegen die geheimen Maſchinen nichtswürdiger Feinde zu ſichern.

Beaumarchais. Seyn Sie ruhig. Spielen Sie Ihre Rolle gut, er ſoll nicht wiſſen, mit welchem von uns beyden er's zu thun hat. Ich will ihn martern. O ich bin guten Humors genug, um den Kerl an einem langſamen Feuer zu braten.

Clavigo (kommt wieder).

Meine Herren, es iſt mir eine Freude, Männer von

einer Nation bey mir zu ſehen, die ich immer geſchätzt habe.

Beaumarchais. Mein Herr, ich wünſche, daß auch wir der Ehre würdig ſeyn mögen, die Sie unſern Landsleuten anzuthun belieben.

Saint George. Das Vergnügen, Sie kennen zu lernen, hat bey uns die Bedenklichkeit überwunden, daß wir beſchwerlich ſeyn könnten.

Clavigo. Perſonen, die der erſte Anblick empfiehlt, ſollten die Beſcheidenheit nicht ſo weit treiben.

Beaumarchais. Freylich kann Ihnen nicht fremd ſeyn, von Unbekannten beſucht zu werden, da Sie durch die Vortrefflichkeit Ihrer Schriften ſich eben ſo ſehr in auswärtigen Reichen bekannt gemacht haben, als die anſehnlichen Aemter, die Ihro Majeſtät Ihnen anvertrauen, Sie in Ihrem Vaterlande diſtinguiren.

Clavigo. Der König hat viel Gnade für meine geringen Dienſte, und das Publicum viel Nachſicht für die unbedeutenden Verſuche meiner Feder; ich wünſchte, daß ich einigermaßen etwas zu der Verbeſſerung des Geſchmackes in meinem Lande, zur Ausbreitung der Wiſſenſchaften beytragen könnte. Denn ſie ſind's allein, die uns mit andern Nationen verbinden, ſie ſind's, die aus den entfernteſten Geiſtern Freunde machen, und die angenehmſte Vereinigung unter denen ſelbſt erhalten, die leider durch Staatsverhältniſſe öfters getrennt werden.

Beaumarchais. Es iſt entzückend, einen Mann

ſo reden zu hören, der gleichen Einfluß auf den Staat und auf die Wiſſenſchaften hat. Auch muß ich geſtehen, Sie haben mir das Wort aus dem Munde genommen, und mich geradeswegs auf das Anliegen gebracht, um deſſen willen Sie mich hier ſehen. Eine Geſellſchaft gelehrter würdiger Männer hat mir den Auftrag gegeben, an jedem Orte, wo ich durchreiſ'te und Gelegenheit fände, einen Briefwechſel zwiſchen ihnen und den beſten Köpfen des Königreichs zu ſtiften. Wie nun kein Spanier beſſer ſchreibt, als der Verfaſſer der Blätter, die unter dem Nahmen: der Denker, ſo bekannt ſind, ein Mann, mit dem ich die Ehre habe zu reden —

Clavigo (macht eine verbindliche Beugung).

Beaumarchais. Und der eine beſondere Zierde der Gelehrten iſt, indem er gewußt hat, mit ſeinen Talenten einen ſolchen Grad von Weltklugheit zu verbinden; dem es nicht fehlen kann, die glänzenden Stufen zu beſteigen, deren ihn ſein Charakter und ſeine Kenntniſſe würdig machen. Ich glaube meinen Freunden keinen angenehmeren Dienſt leiſten zu können, als wenn ich ſie mit einem ſolchen Manne verbinde.

Clavigo. Kein Vorſchlag in der Welt konnte mir erwünſchter ſeyn, meine Herren: ich ſehe dadurch die angenehmſten Hoffnungen erfüllt, mit denen ſich mein Herz oft ohne Ausſicht einer glücklichen Gewährung beſchäftigte. Nicht daß ich glaubte, durch meinen Briefwechſel den Wünſchen Ihrer gelehrten Freunde genug

thun zu können; ſo weit geht meine Eitelkeit nicht. Aber da ich das Glück habe, daß die beſten Köpfe in Spanien mit mir zuſammenhängen, da mir nichts unbekannt bleiben mag, was in unſerm weiten Reiche von einzelnen, oft verborgenen Männern für die Wiſſenſchaften, für die Künſte gethan wird: ſo ſahe ich mich bisher als einen Colporteur an, der das geringe Verdienſt hat, die Erfindungen anderer gemeinnützig zu machen; nun aber werd' ich durch Ihre Dazwiſchenkunft zum Handelsmann, der das Glück hat, durch Umſetzung der einheimiſchen Producte den Ruhm ſeines Vaterlandes auszubreiten, und darüber es noch mit fremden Schätzen zu bereichern. Und ſo erlauben Sie, mein Herr, daß ich einen Mann, der mit ſolcher Freymüthigkeit eine ſo angenehme Botſchaft bringt, nicht wie einen Fremden behandle; erlauben Sie, daß ich frage, was für ein Geſchäft, was für ein Anliegen Sie dieſen weiten Weg geführt hat? Nicht, als wollt' ich durch dieſe Indiscretion eine eitle Neugierde befriedigen; nein, glauben Sie vielmehr, daß es in der reinſten Abſicht geſchieht, alle Kräfte, allen Einfluß, den ich etwa haben mag, für Sie zu verwenden: denn ich ſage Ihnen zum voraus, Sie ſind an einen Ort gekommen, wo ſich einem Fremden zu Ausführung ſeiner Geſchäfte, beſonders bey Hofe, unzählige Schwierigkeiten entgegenſetzen.

Beaumarchais. Ich nehme ein ſo gefälliges Anerbieten mit allem Dank an. Ich habe keine Geheim-

niſſe für Sie, mein Herr, und dieſer Freund wird bey meiner Erzählung nicht zu viel ſeyn, er iſt ſattſam von dem unterrichtet, was ich Ihnen zu ſagen habe.

Clavigo (betrachtet Saint George mit Aufmerkſamkeit).

Beaumarchais. Ein Franzöſiſcher Kaufmann, der bey einer ſtarken Anzahl von Kindern wenig Vermögen beſaß, hatte viel Correſpondenten in Spanien. Einer der reichſten kam vor funfzehn Jahren nach Paris, und that ihm den Vorſchlag: „Gebt mir zwey von euern Töchtern, ich nehme ſie mit nach Madrid, und verſorge ſie. Ich bin ledig, bejahrt, ohne Verwandte, ſie werden das Glück meiner alten Tage machen, und nach meinem Tode hinterlaß' ich ihnen eine der anſehnlichſten Handlungen in Spanien."

Man vertraute ihm die älteſte und eine der jüngern Schweſtern. Der Vater übernahm, das Haus mit allen Franzöſiſchen Waaren zu verſehn, die man verlangen würde, und ſo hatte alles ein gutes Anſehn, bis der Correſpondent mit Tode abging, ohne die Franzöſinnen im geringſten zu bedenken, die ſich denn in dem beſchwerlichen Falle ſahen, allein einer neuen Handlung vorzuſtehen.

Die älteſte hatte indeſſen geheirathet, und unerachtet des geringen Zuſtandes ihrer Glücksgüter, erhielten ſie ſich durch gute Aufführung und durch die Annehmlichkeit

ihres Geiſtes eine Menge Freunde, die ſich wechſelsweiſe beeiferten, ihren Credit und ihre Geſchäfte zu erweitern.

Clavigo (wird immer aufmerkſamer).

Beaumarchais. Ungefähr um eben die Zeit hatte ſich ein junger Menſch, von den Canariſchen Inſeln bürtig, in dem Hauſe vorſtellen laſſen.

Clavigo (verliert alle Munterkeit aus ſeinem Geſicht, und ſein Ernſt geht nach und nach in eine Verlegenheit über, die immer ſichtbarer wird).

Beaumarchais. Ungeachtet ſeines geringen Standes und Vermögens nimmt man ihn gefällig auf. Die Frauenzimmer, die eine große Begierde zur Franzöſiſchen Sprache an ihm bemerkten, erleichtern ihm alle Mittel, ſich in weniger Zeit große Kenntniſſe zu erwerben.

Voll von Begierde, ſich einen Nahmen zu machen, fällt er auf den Gedanken, der Stadt Madrid das ſeiner Nation noch unbekannte Vergnügen einer Wochenſchrift im Geſchmack des Engliſchen Zuſchauers zu geben. Seine Freundinnen laſſen es nicht ermangeln, ihm auf alle Art beyzuſtehn; man zweifelt nicht, daß ein ſolches Unternehmen großen Beyfall finden würde; genug, ermuntert durch die Hoffnung, nun bald ein Menſch von einiger Bedeutung werden zu können, wagt er es, der jüngſten einen Heirathsvorſchlag zu thun.

Man gibt ihm Hoffnung. „Sucht euer Glück zu machen," ſagt die älteſte, „und wenn euch ein Amt, die

Gunſt des Hofes, oder irgend ſonſt ein Mittel, ein Recht wird gegeben haben, an meine Schweſter zu denken, wenn ſie euch dann andern Freyern vorzieht, kann ich euch meine Einwilligung nicht verſagen.“

Clavigo (bewegt ſich in höchſter Verwirrung auf ſeinem Seſſel).

Beaumarchais. Die jüngſte ſchlägt verſchiedene anſehnliche Parthien aus; ihre Neigung gegen den Menſchen nimmt zu, und hilft ihr die Sorge einer ungewiſſen Erwartung tragen: ſie intereſſirt ſich für ſein Glück, wie für ihr eigenes, und ermuntert ihn, das erſte Blatt ſeiner Wochenſchrift zu geben, das unter einem vielverſprechenden Titel erſcheint.

Clavigo (iſt in der entſetzlichſten Verlegenheit).

Beaumarchais (ganz kalt). Das Werk macht ein erſtaunendes Glück; der König ſelbſt, durch dieſe liebenswürdige Production ergetzt, gab dem Autor öffentliche Zeichen ſeiner Gnade. Man verſprach ihm das erſte anſehnliche Amt, das ſich aufthun würde. Von dem Augenblick an entfernt er alle Nebenbuhler von ſeiner Geliebten, indem er ganz öffentlich ſich um ſie bemühte. Die Heirath verzog ſich nur in Erwartung der zugeſagten Verſorgung. — Endlich nach ſechs Jahren Harrens, ununterbrochener Freundſchaft, Beyſtands und Liebe von Seiten des Mädchens; nach ſechs Jahren Ergebenheit, Dankbarkeit, Bemühungen, heiligen Verſi-

cherungen von Seiten des Mannes erſcheint das Amt — und er verſchwindet —

Clavigo. (Es entfährt ihm ein tiefer Seufzer, den er zu verbergen ſucht, und ganz auſer ſich iſt.)

Beaumarchais. Die Sache hatte zu groſſes Aufſehn gemacht, als daß man die Entwicklung ſollte gleichgültig angeſehen haben. Ein Haus für zwey Familien war gemiethet. Die ganze Stadt ſprach davon. Alle Freunde waren auf's höchſte aufgebracht und ſuchten Rache. Man wendete ſich an mächtige Gönner; allein der Nichtswürdige, der nun ſchon in die Cabalen des Hofs initiirt war, weiß alle Bemühungen fruchtlos zu machen, und geht in ſeiner Inſolenz ſo weit, daß er es wagt, den Unglücklichen zu drohen, wagt, denen Freunden, die ſich zu ihm begeben, in's Geſicht zu ſagen: die Franzöſinnen ſollten ſich in Acht nehmen, er biete ſie auf, ihm zu ſchaden, und wenn ſie ſich unterſtänden, etwas gegen ihn zu unternehmen, ſo wär's ihm ein leichtes, ſie in einem fremden Lande zu verderben, wo ſie ohne Schutz und Hülfe ſeyn.

Das arme Mädchen fiel auf dieſe Nachricht in Convulſionen, die ihr den Tod drohten. In der Tiefe ihres Jammers ſchreibt die älteſte nach Frankreich die offenbare Beſchimpfung, die ihnen angethan worden. Die Nachricht bewegt ihren Bruder auf's ſchrecklichſte, er verlangt ſeinen Abſchied, um in ſo einer verwirrten Sache ſelbſt Rath und Hülfe zu ſchaffen, er iſt im Fluge von

Paris zu Madrid, und der Bruder — bin ich! der alles verlaſſen hat, Vaterland, Pflichten, Familie, Stand, Vergnügen, um in Spanien eine unſchuldige unglückliche Schweſter zu rächen.

Ich komme bewaffnet mit der beſten Sache und aller Entſchloſſenheit, einen Verräther zu entlarven, mit blutigen Zügen ſeine Seele auf ſein Geſicht zu zeichnen, und der Verräther -- biſt Du!

Clavigo. Hören Sie mich, mein Herr — Ich bin -- Ich habe — Ich zweifle nicht —

Beaumarchais. Unterbrechen Sie mich nicht. Sie haben mir nichts zu ſagen und viel von mir zu hören.

Nun um einen Anfang zu machen, ſeyn Sie ſo gütig, vor dieſem Herrn, der erpreß mit mir aus Frankreich gekommen iſt, zu erklären: ob meine Schweſter durch irgend eine Treuloſigkeit, Leichtſinn, Schwachheit, Unart oder ſonſt einen Fehler dieſe öffentliche Beſchimpfung um Sie verdient habe.

Clavigo. Nein, mein Herr. Ihre Schweſter, Donna Maria, iſt ein Frauenzimmer voll Geiſt, Liebenswürdigkeit und Tugend.

Beaumarchais. Hat ſie Ihnen jemals ſeit Ihrem Umgange eine Gelegenheit gegeben, ſich über ſie zu beklagen, oder ſie geringer zu achten?

Clavigo. Nie! Niemals!

Beaumarchais (aufſtehend). Und warum, Ungeheuer! hatteſt du die Grauſamkeit, das Mädchen zu

Tode zu quälen? Nur weil dich ihr Herz zehn andern vorzog, die alle rechtſchaffener und reicher waren als du.

Clavigo. Oh mein Herr! Wenn Sie wüßten, wie ich verhetzt worden bin, wie ich durch mancherley Rathgeber und Umſtände —

Beaumarchais. Genug! (Zu Saint George.) Sie haben die Rechtfertigung meiner Schweſter gehört; gehn Sie und breiten Sie es aus. Was ich dem Herrn weiter zu ſagen habe, braucht keine Zeugen.

Clavigo (ſteht auf. Saint George geht).

Beaumarchais. Bleiben Sie! Bleiben Sie! (Beyde ſetzen ſich nieder.) Da wir nun ſo weit ſind, will ich Ihnen einen Vorſchlag thun, den Sie hoffentlich billigen werden.

Es iſt Ihre Convenienz und meine, daß Sie Marien nicht heirathen, und Sie fühlen wohl, daß ich nicht gekommen bin, den Komödienbruder zu machen, der den Roman entwickeln und ſeiner Schweſter einen Mann ſchaffen will. Sie haben ein ehrliches Mädchen mit kaltem Blute beſchimpft, weil Sie glaubten, in einem fremden Lande ſey ſie ohne Beyſtand und Rächer. So handelt ein Niederträchtiger, ein Nichtswürdiger. Und alſo, zuförderſt erklären Sie eigenhändig, freywillig, bey offenen Thüren, in Gegenwart Ihrer Bedienten: daß Sie ein abſcheulicher Menſch ſind, der meine Schweſter betrogen, verrathen, ſie ohne die mindeſte Urſache erniedrigt hat; und mit dieſer Erklärung geh' ich nach Aran-

juez, wo ſich unſer Geſandte aufhält, ich zeige ſie, ich laſſe ſie drucken, und übermorgen iſt der Hof und die Stadt davon überſchwemmt. Ich habe mächtige Freunde hier, habe Zeit und Geld, und das alles wend' ich an, um Sie auf alle Weiſe auf's grauſamſte zu verfolgen, bis der Zorn meiner Schweſter ſich legt, befriedigt iſt, und ſie mir ſelbſt Einhalt thut.

Clavigo. Ich thue dieſe Erklärung nicht.

Beaumarchais. Das glaub' ich, denn vielleicht thät' ich ſie an Ihrer Stelle eben ſo wenig. Aber hier iſt das andere: Schreiben Sie nicht, ſo bleib' ich von dieſem Augenblick bey Ihnen, ich verlaſſe Sie nicht, ich folge Ihnen überall hin, bis Sie, einer ſolchen Geſellſchaft überdrüſſig, hinter Buenretiro meiner los zu werden geſucht haben. Bin ich glücklicher als Sie; ohne den Geſandten zu ſehn, ohne mit einem Menſchen hier geſprochen zu haben, faß' ich meine ſterbende Schweſter in meine Arme, hebe ſie in den Wagen, und kehre mit ihr nach Frankreich zurück. Begünſtigt Sie das Schickſal; ſo hab' ich das Meine gethan, und ſo lachen Sie denn auf unſere Koſten. Unterdeſſen das Frühſtück!

(Beaumarchais zieht die Schelle. Ein Bedienter bringt die Schocolade. Beaumarchais nimmt ſeine Taſſe, und geht in der anſtoßenden Gallerie ſpazieren, die Gemählde betrachtend.)

Clavigo. Luft! Luft! — Das hat dich überraſcht, angepackt wie einen Knaben — Wo biſt du,

Clavigo? Wie willſt du das enden? — Ein ſchrecklicher Zuſtand, in den dich deine Thorheit, deine Verrätherey geſtürzt hat! (Er greift nach dem Degen auf dem Tiſche.) Ha! Kurz und gut! — (läßt ihn liegen.) — Und da wäre kein Weg, kein Mittel, als Tod — oder Mord? abſcheulicher Mord! — Das unglückliche Mädchen ihres letzten Troſtes, ihres einzigen Beyſtandes zu berauben, ihres Bruders! — Des edeln, braven Menſchen Blut ſehen! — Und ſo den doppelten, unerträglichen Fluch einer vernichteten Familie auf dich zu laden! — O das war die Ausſicht nicht, als das liebenswürdige Geſchöpf dich die erſte Stunden ihrer Bekanntſchaft mit ſo viel Reitzen anzog! Und da du ſie verließeſt, ſahſt du nicht die gräßlichen Folgen deiner Schandthat! — Welche Seligkeit wartete dein in ihren Armen! in der Freundſchaft ſolch eines Bruders! — Marie! Marie! O daß du vergeben könnteſt! daß ich zu deinen Füßen das alles abweinen dürfte! — Und warum nicht? — Mein Herz geht mir über; meine Seele geht mir auf in Hoffnung! — Mein Herr!

Beaumarchais. Was beſchließen Sie?

Clavigo. Hören Sie mich! Mein Betragen gegen Ihre Schweſter iſt nicht zu entſchuldigen. Die Eitelkeit hat mich verführt. Ich fürchtete, meine Plane, meine Ausſichten auf ein ruhmvolles Leben durch dieſe Heirath zu Grunde zu richten. Hätte ich wiſſen können, daß ſie ſo einen Bruder habe, ſie würde in meinen Augen

gen keine unbedeutende Fremde geweſen ſeyn; ich würde die anſehnlichſten Vortheile von dieſer Verbindung gehofft haben. Sie erfüllen mich, mein Herr, mit der größeſten Hochachtung für Sie; und indem Sie mir auf dieſe Weiſe mein Unrecht lebhaft empfinden machen, flößen Sie mir eine Begierde ein, eine Kraft, alles wieder gut zu machen. Ich werfe mich zu Ihren Füßen! Helfen Sie! Helfen Sie, wenn's möglich iſt, meine Schuld austilgen und das Unglück endigen. Geben Sie mir Ihre Schweſter wieder, mein Herr, geben Sie mich Ihr! Wie glücklich wär' ich, von Ihrer Hand eine Gattinn und die Vergebung aller meiner Fehler zu erhalten.

Beaumarchais. Es iſt zu ſpät! Meine Schweſter liebt Sie nicht mehr, und ich verabſcheue Sie. Schreiben Sie die verlangte Erklärung, das iſt alles, was ich von Ihnen fordere. Und überlaſſen Sie mir die Sorgfalt einer ausgeſuchten Rache.

Clavigo. Ihre Hartnäckigkeit iſt weder gerecht noch klug. Ich gebe Ihnen zu, daß es hier nicht auf mich ankommt, ob ich eine ſo ſehr verſchlimmerte Sache wieder gut machen will. — Ob ich ſie gut machen kann? das hängt von dem Herzen Ihrer vortrefflichen Schweſter ab, ob ſie einen Elenden wieder anſehn mag, der nicht verdient das Tageslicht zu ſehen. Allein Ihre Pflicht iſt's, mein Herr, das zu prüfen und darnach ſich zu betragen, wenn Ihr Schritt nicht einer jugendlichen unbeſonnenen Hitze ähnlich ſehen ſoll. Wenn Donna

Maria unbeweglich iſt; o ich kenne das Herz! o ihre Güte, ihre himmliſche Seele ſchwebt mir ganz lebhaft vor! Wenn ſie unerbittlich iſt, dann iſt es Zeit, mein Herr.

Beaumarchais. Ich beſtehe auf der Erklärung.

Clavigo (nach dem Tiſch zu gehend). Und wenn ich nach dem Degen greife?

Beaumarchais (gehend). Gut, mein Herr! Schön, mein Herr!

Clavigo (ihn zurückhaltend). Noch ein Wort. Sie haben die gute Sache; laſſen Sie mich die Klugheit für Sie haben. Bedenken Sie, was Sie thun. Auf beyde Fälle ſind wir alle unwiederbringlich verloren. Müßt' ich nicht für Schmerz, für Beängſtigung untergehn, wenn Ihr Blut meinen Degen färben ſollte, wenn ich Marien noch über all ihr Unglück auch ihren Bruder raubte, und dann — der Mörder des Clavigo würde die Pyrenäen nicht zurück meſſen.

Beaumarchais. Die Erklärung, mein Herr, die Erklärung!

Clavigo. So ſey's denn. Ich will alles thun, um Sie von der aufrichtigen Geſinnung zu überzeugen, die mir Ihre Gegenwart einflößt. Ich will die Erklärung ſchreiben, ich will ſie ſchreiben aus Ihrem Munde. Nur verſprechen Sie mir, nicht eher Gebrauch davon zu machen, bis ich im Stande geweſen bin, Donna Maria von meinem geänderten, reuvollen Herzen zu überzeu-

gen; bis ich mit Ihrer Aelteſten ein Wort geſprochen, bis dieſe ihr gütiges Vorwort bey meiner Geliebten eingelegt hat. So lange, mein Herr.

Beaumarchais. Ich gehe nach Aranjuez.

Clavigo. Gut denn, bis Sie wiederkommen, ſo lange bleibt die Erklärung in Ihrem Portefeuille; hab' ich meine Vergebung nicht, ſo laſſen Sie Ihrer Rache vollen Lauf. Dieſer Vorſchlag iſt gerecht, anſtändig, klug, und wenn Sie ſo nicht wollen, ſo ſey's denn unter uns beyden um Leben und Tod geſpielt. Und der das Opfer ſeiner Uebereilung wird, ſind immer Sie und Ihre arme Schweſter.

Beaumarchais. Es ſteht Ihnen an, die zu bedauern, die Sie unglücklich gemacht haben.

Clavigo (ſich ſetzend). Sind Sie das zufrieden?

Beaumarchais. Gut denn, ich gebe nach! Aber keinen Augenblick länger. Ich komme von Aranjuez, ich frage, ich höre! Und hat man Ihnen nicht vergeben, wie ich denn hoffe, wie ich's wünſche! Gleich auf, und mit dem Zettel in die Druckerey.

Clavigo (nimmt Papier). Wie verlangen Sie's?

Beaumarchais. Mein Herr! in Gegenwart Ihrer Bedienten.

Clavigo. Wozu das?

Beaumarchais. Befehlen Sie nur, daß ſie in der anſtoßenden Gallerie gegenwärtig ſind. Man ſoll nicht ſagen, daß ich Sie gezwungen habe.

Clavigo. Welche Bedenklichkeiten!

Beaumarchais. Ich bin in Spanien und habe mit Ihnen zu thun.

Clavigo. Nun denn! (Klingelt. Ein Bedienter.) Ruft meine Leute zuſammen, und begebt euch auf die Gallerie herbey.

(Der Bediente geht, die übrigen kommen, und beſetzen die Gallerie.)

Clavigo. Sie überlaſſen mir, die Erklärung zu ſchreiben.

Beaumarchais. Nein, mein Herr! Schreiben Sie, ich bitte, ſchreiben Sie, wie ich's Ihnen ſage.

Clavigo (ſchreibt).

Beaumarchais. Ich Unterzeichneter, Joſeph Clavigo, Archivarius des Königs —

Clavigo. Des Königs.

Beaumarchais. bekenne, daß, nachdem ich in dem Hauſe der Madam Guilbert freundſchaftlich aufgenommen worden —

Clavigo. Worden.

Beaumarchais. ich Mademoiſelle von Beaumarchais, ihre Schweſter, durch hundertfältig-wiederhohlte Heirathsverſprechungen betrogen habe. — Haben Sie's? —

Clavigo. Mein Herr!

Beaumarchais. Haben Sie ein ander Wort dafür?

Clavigo. Ich dächte —

Beaumarchais. Betrogen habe. Was Sie gethan haben, können Sie ja noch eher ſchreiben. — Ich habe ſie verlaſſen, ohne daß irgend ein Fehler oder Schwachheit von ihrer Seite einen Vorwand oder Entſchuldigung dieſes Meineids veranlaſſet hätte.

Clavigo. Nun!

Beaumarchais. Im Gegentheil iſt die Aufführung des Frauenzimmers immer rein, untadelich, und aller Ehrfurcht würdig geweſen.

Clavigo. Würdig geweſen.

Beaumarchais. Ich bekenne, daß ich durch mein Betragen, den Leichtſinn meiner Reden, durch die Auslegung der ſie unterworfen waren, öffentlich dieſes tugendhafte Frauenzimmer erniedrigt habe; weswegen ich ſie um Vergebung bitte, ob ich mich gleich nicht werth achte, ſie zu erhalten.

Clavigo (hält inne).

Beaumarchais. Schreiben Sie! Schreiben Sie! — Welches Zeugniß ich mit freyem Willen und ungezwungen von mir gegeben habe, mit dem beſondern Verſprechen, daß, wenn dieſe Satisfaction der Beleidigten nicht hinreichend ſeyn ſollte, ich bereit bin, ſie auf alle andere erforderliche Weiſe zu geben. Madrid.

Clavigo (ſteht auf, winkt den Bedienten ſich wegzubegeben, und reicht ihm das Papier). Ich habe mit einem beleidigten, aber mit einem edeln Menſchen zu thun. Sie halten Ihr Wort, und ſchieben Ihre Rache auf.

In dieſer einzigen Rückſicht, in dieſer Hoffnung hab' ich das ſchimpfliche Papier von mir geſtellt, wozu mich ſonſt nichts gebracht hätte. Aber ehe ich es wage, vor Donna Maria zu treten, hab' ich beſchloſſen, jemanden den Auftrag zu geben, mir bey ihr das Wort zu reden, für mich zu ſprechen — und der Mann ſind Sie.

Beaumarchais. Bilden Sie ſich das nicht ein.

Clavigo. Wenigſtens ſagen Sie ihr die bittere herzliche Reue, die Sie an mir geſehn haben. Das iſt alles, alles, warum ich Sie bitte; ſchlagen Sie mir's nicht ab; ich müßte einen andern, weniger kräftigen Vorſprecher wählen, und Sie ſind ihr ja eine treue Erzählung ſchuldig. Erzählen Sie ihr, wie Sie mich gefunden haben!

Beaumarchais. Gut, das kann ich, das will ich. Und ſo Adieu.

Clavigo. Leben Sie wohl! (Er will ſeine Hand nehmen, Beaumarchais hält ſie zurück.)

Clavigo (allein). So unerwartet aus einem Zuſtand in den andern. Man taumelt, man träumt! — Dieſe Erklärung, ich hätte ſie nicht geben ſollen. — Es kam ſo ſchnell, ſo unerwartet, als ein Donnerwetter!

Carlos (kommt).

Was haſt Du für Beſuch gehabt? Das ganze Haus iſt in Bewegung; was gibt's?

Clavigo. Mariens Bruder.

Carlos. Ich vermuthet's. Der Hund von einem

alten Bedienten, der ſonſt bey Guilberts war und der mir nun trätſcht, weiß es ſchon ſeit geſtern, daß man ihn erwartet habe, und trifft mich erſt dieſen Augenblick. Er war da?

Clavigo. Ein vortrefflicher Junge.

Carlos. Den wollen wir bald los ſeyn. Ich habe den Weg über ſchon geſponnen! — Was' hat's denn gegeben? Eine Ausforderung? eine Ehrenerklärung? War er fein hitzig, der Burſch?

Clavigo. Er verlangte eine Erklärung, daß ſeine Schweſter mir keine Gelegenheit zur Veränderung gegeben.

Carlos. Und du haſt ſie ausgeſtellt?

Clavigo. Ich hielt es für's beſte.

Carlos. Gut, ſehr gut! Iſt ſonſt nichts vorgefallen?

Clavigo. Er drang auf einen Zweykampf, oder die Erklärung.

Carlos. Das letzte war das geſcheidſte. Wer wird ſein Leben gegen einen ſo romantiſchen Fratzen wagen. Und forderte er das Papier ungeſtüm?

Clavigo. Er dictirte mir's, und ich mußte die Bedienten in die Gallerie rufen.

Carlos. Ich verſteh'! Ah! nun hab' ich dich, Herrchen! das bricht ihm den Hals. Heiß mich einen Schreiber, wenn ich den Buben nicht in zwey Tagen im Gefängniß habe, und mit dem nächſten Transport nach Indien.

Clavigo. Nein, Carlos. Die Sache ſteht anders, als du denkſt.

Carlos. Wie?

Clavigo. Ich hoffe durch ſeine Vermittelung, durch mein eifriges Beſtreben, Verzeihung von der Unglücklichen zu erhalten.

Carlos. Clavigo!

Clavigo. Ich hoffe, all das Vergangene zu tilgen, das Zerrüttete wieder herzuſtellen, und ſo in meinen Augen und in den Augen der Welt wieder zum ehrlichen Mann zu werden.

Carlos. Zum Teufel, biſt du kindiſch geworden? Man ſpürt dir doch immer an, daß du ein Gelehrter biſt. — Dich ſo bethören zu laſſen! Siehſt du nicht, daß das ein einfältig angelegter Plan iſt, um dich in's Garn zu ſprengen?

Clavigo. Nein, Carlos, er will die Heirath nicht; ſie ſind dagegen, ſie will nichts von mir hören.

Carlos. Das iſt die rechte Höhe. Nein, guter Freund, nimm mir's nicht übel, ich hab' wohl in Komödien geſehen, daß man einen Landjunker ſo geprellt hat.

Clavigo. Du beleidigſt mich. Ich bitte, ſpare deinen Humor auf meine Hochzeit. Ich bin entſchloſſen, Marien zu heirathen. Freywillig, aus innerm Trieb'. Meine ganze Hoffnung, meine ganze Glückſeligkeit ruht auf dem Gedanken, ihre Vergebung zu erhalten. Und dann fahr hin, Stolz! An der Bruſt dieſer Lieben liegt

noch der Himmel wie vormals; aller Ruhm, den ich erwerbe, alle Gröſſe, zu der ich mich erhebe, wird mich mit doppeltem Gefühl ausfüllen: denn das Mädchen theilt's mit mir, die mich zum doppelten Menſchen macht. Leb' wohl! ich muß hin! ich muß die Guilbert wenigſtens ſprechen.

Carlos. Warte nur bis nach Tiſch.

Clavigo. Keinen Augenblick. (ab.)

Carlos (ihm nachſehend und eine Weile ſchweigend). Da macht wieder jemand einmal einen dummen Streich. (ab.)

Dritter Act.

Guilberts Wohnung.

Sophie Guilbert. Marie Beaumarchais.

Marie.

Du haſt ihn geſehen? Mir zittern alle Glieder! Du haſt ihn geſehen? Ich war nah an einer Ohnmacht, als ich hörte, er käme, und du haſt ihn geſehen? Nein, ich kann, ich werde, nein, ich kann ihn nie wieder ſehn.

Sophie. Ich war außer mir, als er hereintrat; denn ach! liebt' ich ihn nicht, wie du, mit der vollſten, reinſten, ſchweſterlichſten Liebe? Hat mich nicht ſeine Entfernung gekränkt, gemartert? — und nun, den Rückkehrenden, den Reuigen zu meinen Füßen! — Schweſter! es iſt ſo was bezauberndes in ſeinem Anblick, in dem Ton ſeiner Stimme. Er —

Marie. Nimmer, nimmermehr!

Sophie. Er iſt noch der Alte, noch eben das gute,

ſanfte, fühlbare Herz, noch eben die Heftigkeit der Lei-
denſchaft. Es iſt noch eben die Begier, geliebt zu wer-
den, und das ängſtliche marternde Gefühl, wenn ihm
Neigung verſagt wird. Alles! alles! Und von dir ſpricht
er, Marie! wie in jenen glücklichen Tagen der feurig-
ſten Leidenſchaft; es iſt, als wenn dein guter Geiſt die-
ſen Zwiſchenraum von Untreu und Entfernung ſelbſt ver-
anlaßt habe, um das Einförmige, Schleppende einer
langen Bekanntſchaft zu unterbrechen und dem Gefühl
eine neue Lebhaftigkeit zu geben.

Marie. Du red'ſt ihm das Wort?

Sophie. Nein, Schweſter, auch verſprach ich's
ihm nicht. Nur, meine Beſte, ſeh' ich die Sachen, wie
ſie ſind. Du und der Bruder, ihr ſeht ſie in einem all-
zuromantiſchen Lichte. Du haſt das mit gar manchem
guten Kinde gemein, daß dein Liebhaber treulos ward,
und dich verließ! Und daß er wieder kommt, reuig ſei-
nen Fehler verbeſſern, alle alte Hoffnungen erneuern
will — das iſt ein Glück, das eine andere nicht leicht
von ſich ſtoßen würde.

Marie. Mein Herz würde reißen!

Sophie. Ich glaube dir. Der erſte Augenblick
muß auf dich eine empfindliche Wirkung machen — und
dann, meine Beſte, ich bitte dich, halt' dieſe Bangig-
keit, dieſe Verlegenheit, die dir alle Sinne zu übermei-
ſtern ſcheint, nicht für eine Wirkung des Haſſes, für
keinen Widerwillen. Dein Herz ſpricht mehr für ihn,

als du es glaubſt, und eben darum traust du dich nicht, ihn wieder zu ſehen, weil du ſeine Rückkehr ſo ſehnlich wünſchteſt.

Marie. Sey barmherzig.

Sophie. Du ſollſt glücklich werden. Fühlt' ich, daß du ihn verachteteſt, daß er dir gleichgültig wäre, ſo wollt' ich kein Wort weiter reden, ſo ſollt' er mein Angeſicht nicht mehr ſehen. Doch ſo, meine Liebe — Du wirſt mir danken, daß ich dir geholfen habe dieſe ängſtliche Unbeſtimmtheit zu überwinden, die ein Zeichen der innigſten Liebe iſt.

Guilbert. Vuence.

Sophie. Kommen Sie, Vuence! Guilbert, kommen Sie! Helft mir dieſer Kleinen Muth einſprechen, Entſchloſſenheit, jetzt, da es gilt.

Vuence. Ich wollte, daß ich ſagen dürfte, nehmt ihn nicht wieder an.

Sophie. Vuence!

Vuence. Mein Herz wirft ſich mir im Leib' herum bey dem Gedanken: Er ſoll dieſen Engel noch beſitzen, den er ſo ſchändlich beleidigt, den er an das Grab geſchleppt hat. Und beſitzen? — warum? wodurch macht er das alles wieder gut, was er verbrochen hat? — Daß er wiederkehrt, daß ihm auf einmal beliebt, wiederzukehren, und zu ſagen: „Jetzt mag ich ſie, jetzt will ich ſie.“ Juſt als wäre dieſe treffliche Seele eine verdächtige Waare, die man am Ende dem Käufer doch

noch nachwirft, wenn er euch ſchon durch die niedrigſten Gebote und jüdiſches Ab- und Zulaufen bis auf's Mark gequält hat. Nein, meine Stimme kriegt er nicht, und wenn Mariens Herz ſelbſt für ihn ſprächte. — Wiederzukommen, und warum denn jetzt? — jetzt? — Mußt' er warten, bis ein tapferer Bruder käme, deſſen Rache er fürchten muß, um wie ein Schulknabe zu kommen und Abbitte zu thun? — Ha! er iſt ſo feig', als er nichtswürdig iſt!

Guilbert. Ihr redet wie ein Spanier und als wenn ihr die Spanier nicht kennter. Wir ſchweben dieſen Augenblick in einer größern Gefahr, als ihr alle nicht ſeht.

Marie. Beſter Guilbert!

Guilbert. Ich ehre die unternehmende Seele unſers Bruders, ich habe im ſtillen ſeinem Heldenmuth zugeeiert, und wünſche, daß alles gut ausſchlagen möge, wünſche, daß Marie ſich entſchließen könnte, Clavigo ihre Hand zu geben, denn — (lächelnd) ihr Herz hat er doch. —

Marie. Ihr ſeyd grauſam.

Sophie. Hör' ihn, ich bitte dich, hör' ihn!

Guilbert. Dein Bruder hat ihm eine Erklärung abgedrungen, die dich vor den Augen aller Welt rechtfertigen ſoll, und die wird uns verderben.

Beaumarchais. Wie?

Marie. O Gott!

Guilbert. Er ſtellte ſie aus in der Hoffnung, dich zu bewegen. Bewegt er dich nicht, ſo muß er alles anwenden, um das Papier zu vernichten; er kann's, er wird's. Dein Bruder will es gleich nach ſeiner Rückkehr von Aranjuez drucken und ausſtreuen. Ich fürchte, wenn du beharreſt, er wird nicht zurückkehren.

Sophie. Lieber Guilbert!

Marie. Ich vergehe!

Guilbert. Clavigo kann das Papier nicht ankommen laſſen. Verwirfſt du ſeinen Antrag und er iſt ein Mann von Ehre, ſo geht er deinem Bruder entgegen und einer von beyden bleibt; dein Bruder ſterbe oder ſiege, er iſt verloren. Ein Fremder in Spanien! Mörder dieſes geliebten Höflings! — Schweſter, es iſt ganz gut, daß man edel denkt und fühlt, nur ſich und die Seinigen zu Grunde zu richten —

Marie. Rathe mir, Sophie, hilf mir!

Guilbert. Und Buenco, widerlegen Sie mich.

Buenco. Er wagt's nicht, er fürchtet für ſein Leben; ſonſt hätt' er gar nicht geſchrieben, ſonſt böt' er Marien ſeine Hand nicht an.

Guilbert. Deſto ſchlimmer; ſo findet er hundert, die ihm ihren Arm leihen, hundert, die unſerm Bruder tückiſch auf dem Wege das Leben rauben. Ha! Buenco, biſt du ſo jung? Ein Hofmann ſollte keine Meuchelmörder im Sold haben?

Buenco. Der König iſt groß und gut.

Guilbert. Auf denn! durch alle die Mauern, die ihn umſchließen, die Wachen, das Ceremoniel, und alle das, womit die Hofſchranzen ihn von ſeinem Volke geſchieden haben, dringen Sie durch, und retten Sie uns. — Wer kommt?

Clavigo (kommt).

Ich muß! Ich muß!

Marie (thut einen Schrey, und fällt Sophien in die Arme).

Sophie. Grauſamer, in welchen Zuſtand verſetzen Sie uns. (Guilbert und Marie treten zu ihr.)

Clavigo. Ja Sie iſt's! Sie iſt's! Und ich bin Clavigo. — Hören Sie mich, Beſte, wenn Sie mich nicht anſehen wollen. Zu der Zeit, da mich Guilbert mit Freundlichkeit in ſein Haus aufnahm, da ich ein armer unbedeutender Junge war, da ich in meinem Herzen eine unüberwindliche Leidenſchaft für Sie fühlte, war's da Verdienſt an mir? Oder war's nicht vielmehr innere Uebereinſtimmung der Charaktere, geheime Zuneigung des Herzens, daß auch Sie für mich nicht unempfindlich blieben, daß ich nach einer Zeit mir ſchmeicheln konnte, dieß Herz ganz zu beſitzen? Und nun — bin ich nicht eben derſelbe? Warum ſollt' ich nicht hoffen dürfen? Warum nicht bitten? Wollten Sie einen Freund, einen Geliebten, den Sie nach einer gefährlichen, unglücklichen Seereiſe lange für verloren geachtet, nicht wieder an Ihren Buſen nehmen, wenn er unvermuthet wiederkäme,

und ſein gerettetes Leben zu Ihren Füßen legte? und habe ich weniger auf einem ſtürmiſchen Meere die Zeit geſchwebet? Sind unſere Leidenſchaften, mit denen wir in ewigem Streit leben, nicht ſchrecklicher, unbezwinglicher, als jene Wellen, die den Unglücklichen fern von ſeinem Vaterlande verſchlagen! Marie! Marie! Wie können Sie mich haſſen, da ich nie aufgehört habe Sie zu lieben? Mitten in allem Taumel, durch allen verführeriſchen Geſang der Eitelkeit und des Stolzes, hab' ich mich immer jener ſeligen unbefangenen Tage erinnert, die ich in glücklicher Einſchränkung zu Ihren Füßen zubrachte, da wir eine Reihe von blühenden Ausſichten vor uns liegen ſahen. — Und nun, warum wollten Sie nicht mit mir alles erfüllen, was wir hofften? Wollen Sie das Glück des Lebens nun nicht ausgenießen, weil ein düſterer Zwiſchenraum ſich unſern Hoffnungen eingeſchoben hatte? Nein, meine Liebe, glauben Sie, die beſten Freuden der Welt ſind nicht ganz rein; die höchſte Wonne wird auch durch unſere Leidenſchaften, durch das Schickſal unterbrochen. Wollen wir uns beklagen, daß es uns gegangen iſt wie allen andern, und wollen wir uns ſtrafbar machen, indem wir dieſe Gelegenheit von uns ſtoßen, das Vergangene herzuſtellen, eine zerrüttete Familie wieder aufzurichten, die heldenmüthige That eines edeln Bruders zu belohnen, und unſer eigen Glück auf ewig zu befeſtigen? — Meine Freunde, um die ich's nicht verdient habe, meine Freunde, die es ſeyn müſſen,

weil

weil Sie Freunde der Tugend ſind, zu der ich zurückkehre, verbinden Sie Ihr Flehen mit dem meinigen. Marie! (Er wirft ſich nieder.) Marie! Kennſt du meine Stimme nicht mehr? Vernimmſt du nicht mehr den Ton meines Herzens? Marie! Marie!

Marie. O Clavigo!

Clavigo (ſpringt auf und faßt ihre Hand mit entzückten Küſſen). Sie vergibt mir, Sie liebt mich! (umarmt den Guilbert, den Buenco.) Sie liebt mich noch! O Marie, mein Herz ſagte mir's! Ich hätte mich zu deinen Füßen werfen, ſtumm meinen Schmerz, meine Reue ausweinen wollen; du hätteſt mich ohne Worte verſtanden, wie ich ohne Worte meine Vergebung erhalte. Nein, dieſe innige Verwandtſchaft unſerer Seelen iſt nicht aufgehoben; nein, ſie vernehmen einander noch wie ehemals, wo kein Wink nöthig war, um die innerſten Bewegungen ſich mitzutheilen. Marie — Marie — Marie. —

Beaumarchais (tritt auf).

Ha!

Clavigo (ihm entgegenfliegend). Mein Bruder!

Beaumarchais. Du vergibſt ihm?

Marie. Laßt, laßt mich! meine Sinnen vergehn.

(Man führt ſie weg.)

Beaumarchais. Sie hat ihm vergeben?

Buenco. Es ſieht ſo aus.

Beaumarchais. Du verdienſt dein Glück nicht.

Clavigo. Glaube, daß ich's fühle.

Sophie (kommt zurück). Sie vergibt ihm. Ein Strom von Thränen brach aus ihren Augen. Er ſoll ſich entfernen, rief ſie ſchluchzend, daß ich mich erhohle! Ich vergeb' ihm. — Ach Schweſter! rief ſie, und fiel mir um den Hals, woher weiß er, daß ich ihn ſo liebe?

Clavigo (ihr die Hand küſſend). Ich bin der glücklichſte Menſch unter der Sonne. Mein Bruder!

Beaumarchais (umarmt ihn). Von Herzen denn. Ob ich euch ſchon ſagen muß: noch kann ich euch nicht lieben. Und ſemit ſeyd ihr der Unſrige und vergeſſen ſey alles! Das Papier, das ihr mir gabt, hier iſt's. (Er nimmt's aus der Brieftaſche, zerreißt es und gibt's ihm hin.)

Clavigo. Ich bin der Eurige, ewig der Eurige.

Sophie. Ich bitte, entfernt euch, daß ſie eure Stimme nicht hört, daß ſie ſich beruhigt.

Clavigo (ſie rings umarmend). Lebt wohl! Lebt wohl! — Tauſend Küſſe dem Engel. (ab.)

Beaumarchais. Es mag denn gut ſeyn, ob ich gleich wünſchte, es wäre anders. (Lächelnd.) Es iſt doch ein gutherziges Geſchöpf, ſo ein Mädchen — Und, meine Freunde, auch muß ich's ſagen, es war ganz der Gedanke, der Wunſch unſers Geſandten, daß ihm Marie vergeben, und daß eine glückliche Heirath dieſe verdrießliche Geſchichte endigen möge.

Guilbert. Mir iſt auch wieder ganz wohl.

Buenco. Er iſt euer Schwager, und ſo Adieu! Ihr ſeht mich in euerm Hauſe nicht wieder.

Beaumarchais. Mein Herr!

Guilbert. Buenco!

Buenco. Ich haſſ' ihn nun einmal bis an's jüngſte Gericht. Und gebt Acht, mit was für einem Menſchen ihr zu thun habt. (ab.)

Guilbert. Er iſt ein melancholiſcher Unglücksvogel. Und mit der Zeit läßt er ſich doch wieder bereden, wenn er ſieht, es geht alles gut.

Beaumarchais. Doch war's übereilt, daß ich ihm das Papier zurückgab.

Guilbert. Laßt! Laßt! Keine Grillen. (ab.)

Vierter Act.

Clavigo's Wohnung.

Carlos (allein).

Es iſt löblich, daß man dem Menſchen, der durch Verſchwendung oder andere Thorheiten zeigt, daß ſein Verſtand ſich verſchoben hat, von Amtswegen Vormünder ſetzt. Thut das die Obrigkeit, die ſich doch ſonſt nicht viel um uns bekümmert, wie ſollten wir's nicht an einem Freunde thun? Clavigo, du biſt in übeln Umſtänden! Noch hoff' ich! Und wenn du nur noch halbweg lenkſam biſt, wie ſonſt; ſo iſt's eben noch Zeit, dich vor einer Thorheit zu bewahren, die bey deinem lebhaften empfindlichen Charakter das Elend deines Lebens machen und dich vor der Zeit in's Grab bringen muß. Er kommt.

Clavigo (nachdenkend).

Guten Tag, Carlos.

Carlos. Ein ſchwermüthiges, gepreßtes: Guten Tag! Kommſt du in dem Humor von deiner Braut?

Clavigo. Es iſt ein Engel! Es ſind vortreffliche Menſchen!

Carlos. Ihr werdet doch mit der Hochzeit nicht ſo ſehr eilen, daß man ſich noch ein Kleid dazu kann flicken laſſen?

Clavigo. Scherz oder Ernſt, bey unſerer Hochzeit werden keine geflickten Kleider paradiren.

Carlos. Ich glaub's wohl.

Clavigo. Das Vergnügen an uns ſelbſt, die freundſchaftliche Harmonie ſollen der Prunk dieſer Feierlichkeit ſeyn.

Carlos. Ihr werdet eine ſtille kleine Hochzeit machen?

Clavigo. Wie Menſchen, die fühlen, daß ihr Glück ganz in ihnen ſelbſt beruht.

Carlos. In den Umſtänden iſt es recht gut.

Clavigo. Umſtänden! Was meynſt du mit den Umſtänden?

Carlos. Wie die Sache nun ſteht und liegt und ſich verhält.

Clavigo. Höre Carlos, ich kann den Ton des Rückhalts an Freunden nicht ausſtehen. Ich weiß, du biſt nicht für dieſe Heirath; demungeachtet, wenn du etwas dagegen zu ſagen haſt, ſagen willſt: ſo ſag's gerade zu. Wie ſteht denn die Sache? wie verhält ſie ſich?

Carlos. Es kommen einem im Leben mehr unerwartete wunderbare Dinge vor, und es wäre ſchlimm,

wenn alles im Gleiſe ginge. Man hätte nichts, ſich zu verwundern, nichts, die Köpfe zuſammen zu ſtoßen, nichts, in Geſellſchaft zu verſchneiden.

Clavigo. Aufſehn wird's machen.

Carlos. Des Clavigo Hochzeit! das verſteht ſich. Wie manches Mädchen in Madrid harrt auf dich, hofft auf dich, und wenn du ihnen nun dieſen Streich ſpielſt?

Clavigo. Das iſt nun nicht anders.

Carlos. Sonderbar iſt's. Ich habe wenig Männer gekannt, die ſo großen und allgemeinen Eindruck auf die Weiber machten, als du. Unter allen Ständen gibt's gute Kinder, die ſich mit Planen und Ausſichten beſchäftigen, dich habhaft zu werden. Die eine bringt ihre Schönheit in Anſchlag, die ihren Reichthum, ihren Stand, ihren Witz, ihre Verwandte. Was macht man mir nicht um deinetwillen für Complimente! Denn wahrlich, weder meine Stumpfnaſe, noch mein Krauskopf, noch meine bekannte Verachtung der Weiber kann mir ſo was zuziehen.

Clavigo. Du ſpotteſt.

Carlos. Wenn ich nicht ſchon Vorſchläge, Anträge in Händen gehabt hätte, geſchrieben von eignen zärtlichen kritzlichen Pfötchen, ſo unorthographiſch, als ein originaler Liebesbrief eines Mädchens nur ſeyn kann. Wie manche hübſche Duenna iſt mir bey der Gelegenheit unter die Finger gekommen!

Clavigo. Und du ſagteſt mir von allem dem nichts?

Carlos. Weil ich dich mit leeren Grillen nicht beſchäftigen wollte, und niemals rathen konnte, daß du mit einer Einzigen Ernſt gemacht hätteſt. O Clavigo, ich habe dein Schickſal im Herzen getragen, wie mein eignes! Ich habe keinen Freund als dich; die Menſchen ſind mir alle unerträglich, und du fängſt auch an, mir unerträglich zu werden.

Clavigo. Ich bitte dich, ſey ruhig.

Carlos. Brenn' einem das Haus ab, daran er zehen Jahre gebauet hat, und ſchick' ihm einen Beichtvater, der ihm die chriſtliche Geduld empfiehlt. — Man ſoll ſich für niemand intereſſiren als für ſich ſelbſt; die Menſchen ſind nicht werth — —

Clavigo. Kommen deine feindſeligen Grillen wieder?

Carlos. Wenn ich auf's neue ganz drein verſinke, wer iſt ſchuld dran als du? Ich ſagte zu mir: Was ſoll ihm jetzt die vortheilhafteſte Heirath? ihm, der es für einen gewöhnlichen Menſchen weit genug gebracht hätte; aber mit ſeinem Geiſt, mit ſeinen Gaben iſt es unverantwortlich — iſt es unmöglich, daß er bleibt was er iſt. — Ich machte meine Projecte. Es gibt ſo wenig Menſchen, die ſo unternehmend und biegſam, ſo geiſtvoll und fleißig zugleich ſind. Er iſt in alle Fächer gerecht; als Archivarius kann er ſich ſchnell die wichtigſten Kenntniſſe erwerben, er wird ſich nothwendig machen, und läßt eine Veränderung vorgehn, ſo iſt er Miniſter.

Clavigo. Ich geſtehe dir, das waren oft auch meine Träume.

Carlos. Träume! So gewiß ich den Thurn erreiche und erklettere, wenn ich darauf losgehe, mit dem feſten Verſatze, nicht abzulaſſen bis ich ihn erſtiegen habe, ſo gewiß hätteſt du auch alle Schwierigkeiten überwunden. Und hernach wär' mir für das übrige nicht bang geweſen. Du haſt kein Vermögen von Hauſe, deſto beſſer; das hätte dich auf die Erwerbung eifriger, auf die Erhaltung aufmerkſamer gemacht. Und wer am Zoll ſitzt, ohne reich zu werden, iſt ein Pinſel. Und dann ſeh' ich nicht, warum das Land dem Miniſter nicht ſo gut Abgaben ſchuldig iſt, als dem Könige. Dieſer gibt ſeinen Nahmen her und jener die Kräfte. Wenn ich denn mit allem dem fertig war, dann ſah ich mich erſt nach einer Parthie für dich um. Ich ſah manch ſtolzes Haus, das die Augen über deine Ablunft zugeblinkt hätte, manches der reichſten, das dir gern den Aufwand deines Standes verſchafft haben würde, nur um an der Herrlichkeit des zweyten Königs Theil nehmen zu dürfen — und nun —

Clavigo. Du biſt ungerecht, du ſetzeſt meinen gegenwärtigen Zuſtand zu tief herab. Und glaubſt du denn, daß ich mich nicht weiter treiben, nicht auch noch mächtigere Schritte thun kann?

Carlos. Lieber Freund, brich du einer Pflanze das Herz aus, ſie mag hernach treiben und treiben unzäh-

lige Nebenſchöſslinge; es gibt vielleicht einen ſtarken Buſch, aber der ſtolze königliche Wuchs des erſten Schuſſes iſt dahin. Und denke nur nicht, daß man dieſe Heirath bey Hofe gleichgültig anſehen wird. Haſt du vergeſſen, was für Männer dir den Umgang, die Verbindung mit Marien mißriethen? Haſt du vergeſſen, wer dir den klugen Gedanken eingab ſie zu verlaſſen? Soll ich dir ſie an den Fingern herzählen?

Clavigo. Der Gedanke hat mich auch ſchon gepeinigt, daß ſo wenige dieſen Schritt billigen werden.

Carlos. Keiner! Und deine hohen Freunde ſollten nicht aufgebracht ſeyn, daß du, ohne ſie zu fragen, ohne ihren Rath, dich ſo gerade zu hingegeben haſt, wie ein unbeſonnener Knabe auf dem Markte ſein Geld gegen wurmſtichige Nüſſe wegwirft?

Clavigo. Das iſt unartig, Carlos, und übertrieben.

Carlos. Nicht um einen Zug. Denn daß einer aus Leidenſchaft einen ſeltſamen Streich macht, das laſſ' ich gelten. Ein Kammermädchen zu heirathen, weil ſie ſchön iſt wie ein Engel! Gut, der Menſch wird getadelt, und doch beneiden ihn die Leute.

Clavigo. Die Leute, immer die Leute.

Carlos. Du weißt, ich frage nicht ängſtlich nach andrer Beyfall, doch das iſt ewig wahr: wer nichts für andre thut, thut nichts für ſich; und wenn die Menſchen dich nicht bewundern, oder beneiden, biſt du auch nicht glücklich.

Clavigo. Die Welt urtheilet nach dem Scheine. O! wer Mariens Herz beſitzt, iſt zu beneiden!

Carlos. Was die Sache iſt, ſcheint ſie auch. Aber freylich dacht' ich, daß das verborgene Qualitäten ſeyn müſſen, die dein Glück beneidenswerth machen; denn was man ſo mit ſeinen Augen ſieht, mit ſeinem Menſchenverſtande begreifen kann —

Clavigo. Du willſt mich zu Grunde richten.

Carlos. Wie iſt das zugegangen? wird man in der Stadt fragen. Wie iſt das zugegangen? fragt man bey Hofe. Um Gottes willen, wie iſt das zugegangen? Sie iſt arm, ohne Stand; hätte Clavigo nicht einmal ein Abenteuer mit ihr gehabt, man wüßte gar nicht, daß ſie in der Welt iſt. Sie ſoll artig ſeyn, angenehm, witzig! — Wer wird darum eine Frau nehmen? Das vergeht ſo in den erſten Zeiten des Eheſtands. Ach! ſagt einer, ſie ſoll ſchön ſeyn, reizend, ausnehmend ſchön. — Da iſt's zu begreifen, ſagt ein anderer —

Clavigo (wird verwirrt, ihm entfährt ein tiefer Seufzer). Ach!

Carlos. Schön? O! ſagt die eine, es geht an! Ich hab' ſie in ſechs Jahren nicht geſehn. Da kann ſich ſchon was verändern, ſagt eine andere. Man muß doch Acht geben, er wird ſie bald produciren, ſagt die dritte. Man fragt, guckt, man geht zu Gefallen, man wartet, man iſt ungeduldig, erinnert ſich immer des ſtolzen Clavigo, der ſich nie öffentlich ſehen ließ, ohne eine

ſtattliche, herrliche, hochäugige Spanierinn im Triumph aufzuführen, deren volle Bruſt, ihre glühenden Wangen, ihre heißen Augen, die Welt rings umher zu fragen ſchienen: Bin ich nicht meines Begleiters werth? und die in ihrem Uebermuth den ſeidnen Schlepprock ſo weit hinten aus im Winde ſegeln ließ, als möglich, um ihre Erſcheinung anſehnlicher und würdiger zu machen. — Und nun erſcheint der Herr — und allen Leuten verſagt das Wort im Munde — kommt angezogen mit ſeiner trippelnden, kleinen, hohlängigen Franzöſinn, der die Auszehrung aus allen Gliedern ſpricht, wenn ſie gleich ihre Todtenfarbe mit Weiß und Roth überpinſelt hat. O Bruder, ich werde raſend, ich laufe davon, wenn mich nun die Leute zu packen kriegen, und fragen, und quäſtioniren und nicht begreifen können —

Clavigo (ihn bey der Hand faſſend). Mein Freund, mein Bruder, ich bin in einer ſchrecklichen Lage. Ich ſage dir, ich geſtehe dir, ich erſchrak, als ich Marien wieder ſah! Wie entſtellt ſie iſt, — wie bleich, abgezehrt! O das iſt meine Schuld, meiner Verrätherey! —

Carlos. Poſſen! Grillen! Sie hatte die Schwindſucht, da dein Roman noch ſehr im Gange war. Ich ſagte dir's tauſendmal, und — Aber ihr Liebhaber habt keine Augen, keine Naſen. Clavigo, es iſt ſchändlich! ſo alles, alles zu vergeſſen, eine kranke Frau, die die Peſt unter deine Nachkommenſchaft bringen wird, daß alle deine Kinder und Enkel ſo in gewiſſen Jahren höſlich

ausgehen, wie Bettlerslämpchen. — Ein Mann, der Stammvater einer Familie seyn könnte, die vielleicht künftig — Ich werde noch närrisch, der Kopf vergeht mir.

Clavigo. Carlos, was soll ich dir sagen, als ich sie wieder sah; im ersten Taumel flog ihr mein Herz entgegen — und ach! — da der vorüber war — Mitleiden — innige tiefe Erbarmung flößte sie mir ein: aber Liebe — sieh! es war, als wenn mir in der Fülle der Freuden, die kalte Hand des Todes über'n Nacken führe. Ich strebte munter zu seyn, wieder vor denen Menschen, die mich umgaben, den Glücklichen zu spielen: es war alles vorbey, alles so steif, so ängstlich. Wären sie weniger außer sich gewesen, sie müßten's gemerkt haben.

Carlos. Hölle! Tod und Teufel! und du willst sie heirathen?

Clavigo (steht ganz in sich selbst versunken ohne zu antworten).

Carlos. Du bist hin! verloren auf ewig. Leb wohl, Bruder, und laß mich alles vergessen, laß mich mein einsames Leben noch so auskuirschen, über das Schicksal deiner Verblendung. Ha! das alles! sich in den Augen der Welt verächtlich zu machen, und nicht einmal dadurch eine Leidenschaft, eine Begierde befriedigen! dir muthwillig eine Krankheit zuziehen, die, indem sie deine innern Kräfte untergräbt, dich zugleich dem Anblick der Menschen abscheulich macht.

Clavigo. Carlos! Carlos!

Carlos. Wärſt du nie geſtiegen, um nie zu fallen! Mit welchen Augen werden ſie das anſehn! Da iſt der Bruder, werden ſie ſagen! das muß ein braver Kerl ſeyn, der hat ihn in's Bockshorn gejagt, er hat ſich nicht getraut, ihm die Spitze zu bieten. Ha! werden unſre ſchwadronirenden Heſſjunker ſagen, man ſieht immer, daß er kein Cavalier iſt. Pah! ruft einer, und rückt den Hut in die Augen, der Franzos hätte mir kommen ſollen, und patſcht ſich auf den Bauch; ein Kerl, der vielleicht nicht werth wäre, dein Reitknecht zu ſeyn.

Clavigo (fällt in dem Ausbruch der heftigſten Verzweiflung, mit einem Strom von Thränen, dem Carlos um den Hals). Rette mich! Freund! mein Beſter, rette mich! Rette mich von dem gedeyhelten Meineid, von der unüberſehlichen Schande, von mir ſelbſt — ich vergieß!

Carlos. Armer! Elender! Ich hoffte, dieſe jugendlichen Raſereyen, die ſtürmenden Thränen, dieſe verſinkende Wehmuth ſollte vorüber ſeyn, ich hoffte, dich als Mann nicht mehr erſchüttert, nicht mehr in dem beklemmenden Jammer zu ſehen, den du ehemals ſo oft in meinen Buſen ausgeweint haſt. Ermanne dich, Clavigo, ermanne dich!

Clavigo. Laß mich weinen! (Wirft ſich in einen Seſſel).

Carlos. Weh dir, daß du eine Bahn betreten haſt, die du nicht endigen wirſt! Mit deinem Herzen, deinen Geſinnungen, die einen ruhigen Bürger glücklich machen

würden, mußteſt du den unſeligen Hang nach Größe verbinden! Und was iſt Größe, Clavigo? Sich in Rang und Anſehn über andre zu erheben? Glaub' es nicht! Wenn dein Herz nicht größer iſt, als andrer Herzen; wenn du nicht im Stande biſt, dich gelaſſen über Verhältniſſe hinaus zu ſetzen, die einen gemeinen Menſchen ängſtigen würden, ſo biſt du mit allen deinen Bändern und Sternen, biſt mit der Krone ſelbſt nur ein gemeiner Menſch. Faſſe dich, beruhige dich!

Clavigo (richtet ſich auf, ſieht Carlos an, und reicht ihm eine Hand, die Carlos mit Heftigkeit anfaßt).

Carlos. Auf! auf mein Freund! und entſchließe dich. Sieh, ich will alles bey Seite ſetzen, ich will ſagen: Hier liegen zwey Vorſchläge auf gleichen Schalen. Entweder du heiratheſt Marien, und findeſt dein Glück in einem ſtillen bürgerlichen Leben, in den ruhigen häuslichen Freuden; oder du führſt auf der ehrenvollen Bahn deinen Lauf weiter nach dem nahen Ziele. — Ich will alles bey Seite ſetzen, und will ſagen: Die Zunge ſteht inne, es kommt auf deinen Entſchluß an, welche von beyden Schalen den Ausſchlag haben ſoll! Gut! Aber entſchließe dich. — Es iſt nichts erbärmlicher in der Welt, als ein unentſchloſſener Menſch, der zwiſchen zweyen Empfindungen ſchwebt, gern beyde vereinigen möchte, und nicht begreift, daß nichts ſie vereinigen kann, als eben der Zweifel, die Unruhe, die ihn peinigen. Auf, und gib Marien deine Hand, handle als ein ehrlicher

Kerl, der das Glück ſeines Lebens ſeinen Worten aufopfert, der es für ſeine Pflicht achtet, was er verdorben hat, wieder gut zu machen, der auch den Kreis ſeiner Leidenſchaften und Wirkſamkeit nie weiter ausgebreitet hat, als daß er im Stande iſt, alles wieder gut zu machen, was er verdorben hat: und ſo genieße das Glück einer ruhigen Beſchränkung, den Beyfall eines bedächtigen Gewiſſens, und alle Seligkeit, die denen Menſchen gewährt iſt, die im Stande ſind, ſich ihr eigen Glück und die Freuden der Ihrigen zu machen — Entſchließe dich; ſo will ich ſagen, du biſt ein guter Kerl —

Clavigo. Einen Funken, Carlos, deiner Stärke, deines Muths.

Carlos. Er ſchläft in dir, und ich will blaſen, bis er in Flammen ſchlägt. Sieh auf der andern Seite das Glück und die Größe, die dich erwarten. Ich will dir dieſe Ausſichten nicht mit dichteriſchen bunten Farben vermahlen; ſtelle ſie dir ſelbſt in der Lebhaftigkeit dar, wie ſie in voller Klarheit vor deiner Seele ſtanden, ehe der Franzöſiſche Strudelkopf dir die Sinne verwirrte. Aber auch da, Clavigo, ſey ein ganzer Kerl, und mache deinen Weg ſtracks, ohne rechts und links zu ſehen. Möge deine Seele ſich erweitern, und die Gewißheit des großen Gefühls über dich kommen, daß außerordentliche Menſchen eben auch darin außerordentliche Menſchen ſind, weil ihre Pflichten von den Pflichten des gemeinen Menſchen abgehen; daß der, deſſen Werk es iſt,

ein groſſes Ganze zu überſehen, zu regieren, zu erhalten, ſich keinen Vorwurf zu machen braucht, geringe Verhältniſſe vernachläſſiget, Kleinigkeiten dem Wohl des Ganzen aufgeopfert zu haben. Thut das der Schöpfer in ſeiner Natur, der König in ſeinem Staate; warum ſollten wir's nicht thun, um ihnen ähnlich zu werden?

Clavigo. Carlos, ich bin ein kleiner Menſch.

Carlos. Wir ſind nicht klein, wenn Umſtände uns zu ſchaffen machen, nur wenn ſie uns überwältigen. Noch einen Athemzug, und du biſt wieder bey dir ſelber. Wirf die Reſte einer erbärmlichen Leidenſchaft von dir, die dich in jetzigen Tagen eben ſo wenig kleiden, als das graue Jäckchen und die beſcheidene Miene, mit denen du nach Madrid kamſt. Was das arme Mädchen für dich gethan hat, haſt du ihr lange gelohnt; und daß du ihr die erſte freundliche Aufnahme ſchuldig biſt — Oh! eine andere hätte um das Vergnügen deines Umgangs eben ſo viel und mehr gethan, ohne ſolche Prätenſionen zu machen — und wird dir einfallen, deinem Schulmeiſter die Hälfte deines Vermögens zu geben, weil er dich vor dreyßig Jahren das A b c gelehrt hat? Nun, Clavigo.

Clavigo. Das iſt all gut; im Ganzen magſt du Recht haben, es mag alſo ſeyn; nur wie helfen wir uns aus der Verwirrung, in der wir ſtecken? Da gib Rath, da ſchaff Hülfe, und dann rede.

Carlos. Gut! Du willſt alſo?

Clavigo. Mach' mich können, ſo will ich. Ich habe kein Nachdenken; hab's für mich.

Carlos. Alſo denn. Zuerſt gehſt du, den Herrn an einen dritten Ort zu beſcheiden, und alsdann forderſt du mit der Klinge die Erklärung zurück, die du gezwungen und unbeſonnen ausgeſtellt haſt.

Clavigo. Ich habe ſie ſchon, er zerriß und gab mir ſie.

Carlos. Trefflich! Trefflich! Schon den Schritt gethan — und du haſt mich ſo lange reden laſſen? — Alſo kürzer! Du ſchreibſt ihm ganz gelaſſen: „Du fändeſt nicht für gut, ſeine Schweſter zu heirathen; die Urſache könne er erfahren, wenn er ſich heut Nach', von einem Freunde begleitet, und mit beliebigen Waffen verſehen, da oder dort einfinden wolle.“ Und ſomit ſignirt. — Komm, Clavigo, ſchreib das. Ich bin dein Secundant und — es müßte mit dem Teufel zugehen —

Clavigo (geht nach dem Tiſche).

Carlos. Höre! Ein Wort! Wenn ich's ſo recht bedenke, iſt das ein einfältiger Vorſchlag. Wer ſind wir, um uns gegen einen aufgebrachten Abenteurer zu wagen? Und die Aufführung des Menſchen, ſein Stand verdient nicht, daß wir ihn für unſers Gleichen achten. Alſo hör' mich! Wenn ich ihn nun peinlich anklage, daß er heimlich nach Madrid gekommen, ſich bey dir unter einem falſchen Nahmen mit einem Helfershelfer anmelden laſſen, dich erſt mit freundlichen Worten vertraulich

gemacht, dann dich unvermuthet überfallen, eine Erklärung dir abgenöthigt und ſie auszuſtreuen weggegangen iſt. Das bricht ihm den Hals: er ſoll erfahren, was das heißt, einen Spanier mitten in der bürgerlichen Ruhe zu befehden.

Clavigo. Du haſt Recht.

Carlos. Wenn wir nun aber unterdeſſen, bis der Prozeß eingeleitet iſt, bis dahin uns der Herr noch allerley Streiche machen könnte, das Gewiſſe ſpielten, und ihn kurz und gut bey'm Kopf nähmen?

Clavigo. Ich verſtehe, und kenne dich, daß du Mann biſt, es auszuführen.

Carlos. Nun auch! wenn ich, der ich ſchon fünf und zwanzig Jahre mitlaufe, und dabey war, da dem Erſten unter den Menſchen die Angſttropfen auf dem Geſichte ſtanden, wenn ich ſo ein Poſſenſpiel nicht entwickeln wollte. Und ſomit läßt du mir freye Hand; du brauchſt nichts zu thun, nichts zu ſchreiben. Wer den Bruder einſtecken läßt, gibt pantomimiſch zu verſtehen, daß er die Schweſter nicht mag.

Clavigo. Nein, Carlos! Es gehe wie es wolle, das kann, das werd' ich nicht leiden. Beaumarchais iſt ein würdiger Menſch, und er ſoll in keinem ſchimpflichen Gefängniſſe verſchmachten um ſeiner gerechten Sache willen. Einen andern Vorſchlag, Carlos, einen andern!

Carlos. Pah! pah! Kindereyen! Wir wollen ihn

nicht freſſen, er ſoll wohl aufgehoben und verſorgt werden, und lang' kann's auch nicht währen. Denn ſiehe, wenn er ſpürt, daß es Ernſt iſt, kriecht ſein theatraliſcher Eifer gewiß zum Kreuz, er kehrt betutzt nach Frankreich zurück, und dankt auf das höflichſte, wenn man ja ſeiner Schweſter ein jährliches Gehalt ausſetzen will, warum's ihm vielleicht einzig und allein zu thun war.

Clavigo. So ſey's denn! nur verfahrt gut mit ihm.

Carlos. Sey unbeſorgt. — Noch eine Vorſicht! Man kann nicht wiſſen, wie's verſchwätzt wird, wie er Wind kriegt, und er überläuft dich, und alles geht zu Grunde. Drum begib dich aus deinem Hauſe, daß auch kein Bedienter weiß, wohin. Laß nur das nöthigſte zuſammenpacken. Ich ſchicke dir einen Burſchen, der dir's forttragen und dich hinbringen ſoll, wo dich die heilige Hermandad ſelbſt nicht findet. Ich hab' ſo ein paar Mauslöcher immer offen. Adieu.

Clavigo. Leb wohl!

Carlos. Friſch! Friſch! Wenn's vorbey iſt, Bruder, wollen wir uns laben.

Guilberts Wohnung.

Sophie Guilbert. Marie Beaumarchais (mit Arbeit).

Marie. So ungeſtüm iſt Buenco fort?

Sophie. Das war natürlich. Er liebt dich, und

wie konnte er den Anblick des Menſchen ertragen, den er doppelt haſſen muß?

Marie. Er iſt der beſte, tugendhafteſte Bürger, den ich je gekannt habe. (Ihr die Arbeit zeigend.) Mich dünkt, ich mach' es ſo? Ich ziehe das hier ein, und das Ende ſteck' ich hinauf. Es wird gut ſtehn.

Sophie. Recht gut. Und ich will paille Band zu dem Häubchen nehmen! es kleid't mich keins beſſer. Du lächelſt?

Marie. Ich lache über mich ſelbſt. Wir Mädchen ſind doch eine wunderliche Nation, kaum heben wir den Kopf nur ein wenig wieder, ſo iſt gleich Putz und Band, was uns beſchäftigt.

Sophie. Das kannſt du dir nicht nachſagen; ſeit dem Augenblick, da Clavigo dich verließ, war nichts im Stande, dir eine Freude zu machen.

Marie (fährt zuſammen und ſieht nach der Thür).

Sophie. Was haſt du?

Marie (beklemmt). Ich glaubte, es käme jemand! Mein armes Herz! O es wird mich noch umbringen. Fühl' wie es ſchlägt, von dem leeren Schrecken.

Sophie. Sey ruhig. Du ſiehſt blaß; ich bitte dich, meine Liebe!

Marie (auf die Bruſt deutend). Es drückt mich hier ſo. — Es ſticht mich ſo. — Es wird mich umbringen.

Sophie. Schone dich.

Marie. Ich bin ein närriſches unglückliches Mäd-

chen. Schmerz und Freude haben mit all ihrer Gewalt mein armes Leben untergraben. Ich ſage dir, es iſt nur halbe Freude, daß ich ihn wieder habe. Ich werde das Glück wenig genieſſen, das mich in ſeinen Armen erwartet; vielleicht gar nicht.

Sophie. Schweſter, meine liebe Einzige! Du nagſt mit ſolchen Grillen an dir ſelber.

Marie. Warum ſoll ich mich betrügen?

Sophie. Du biſt jung und glücklich und kannſt alles hoffen.

Marie. Hoffnung! O der ſüße einzige Balſam des Lebens bezaubert oft meine Seele. Muthige jugendliche Träume ſchweben vor mir, und begleiten die geliebte Geſtalt des Unvergleichlichen, der nun wieder der Meine wird. O Sophie, wie reitzend iſt er! Seit ich ihn nicht ſah, hat er — ich weiß nicht, wie ich's ausdrücken ſoll — es haben ſich alle groſſen Eigenſchaften, die ehemals in ſeiner Beſcheidenheit verborgen lagen, entwickelt. Er iſt ein Mann worden, und muß mit dieſem reinen Gefühle ſeiner ſelbſt, mit dem er auftritt, das ſo ganz ohne Stolz, ohne Eitelkeit iſt, er muß alle Herzen wegreiſſen. — Und er ſoll der Meinige werden? — Nein, Schweſter, ich war ſeiner nicht werth — Und jetzt bin ich's viel weniger!

Sophie. Nimm ihn nur und ſey glücklich. — Ich höre deinen Bruder!

Beaumarchais (kommt).

Wo iſt Guilbert?

Sophie. Er iſt ſchon eine Weile weg, lang' kann er nicht mehr ausbleiben.

Marie. Was haſt du, Bruder? — (aufſpringend und ihm um den Hals fallend). Lieber Bruder, was haſt du?

Beaumarchais. Nichts! Laß mich, meine Marie!

Marie. Wenn ich deine Marie bin, ſo ſag' mir, was du auf dem Herzen haſt?

Sophie. Laß ihn. Die Männer machen oft Geſichter, ohne juſt was auf dem Herzen zu haben.

Marie. Nein, nein. Ach ich ſehe dein Angeſicht nur wenige Zeit; aber ſchon drückt es mir alle deine Empfindungen aus, ich leſe jedes Gefühl dieſer unverſtellten, unverdorbenen Seele auf deiner Stirne. Du haſt etwas, das dich ſtutzig macht. Rede, was iſt's?

Beaumarchais. Es iſt nichts, meine Lieben. Ich hoffe, im Grunde iſt's nichts. Clavigo —

Marie. Wie?

Beaumarchais. Ich war bey Clavigo. Er iſt nicht zu Hauſe.

Sophie. Und das verwirrt dich?

Beaumarchais. Sein Pförtner ſagt, er ſey verreiſ't, er wiſſe nicht wohin? es wiſſe niemand, wie lange? Wenn er ſich verläugnen ließe! Wenn er wirklich verreiſ't wäre! Wozu das? Warum das?

Marie. Wir wollen's abwarten.

Beaumarchais. Deine Zunge lügt. Ha! Die Bläſſe deiner Wangen, das Zittern deiner Glieder, alles ſpricht und zeugt, daß du das nicht abwarten kannſt. Liebe Schweſter! (faßt ſie in ſeine Arme.) An dieſem klopfenden, ängſtlich bebenden Herzen ſchwör' ich dir. Höre mich, Gott, der du gerecht biſt! Höret mich, alle ſeine Heiligen! Du ſollſt gerächet werden, wenn er — die Sinne vergehn mir über dem Gedanken, — wenn er rückfiele, wenn er doppelten gräßlichen Meineids ſich ſchuldig machte, unſers Elends ſpottete — Nein, es iſt, es iſt nicht möglich, nicht möglich — Du ſollſt gerächet werden.

Sophie. Alles zu früh, zu vereilig. Schone ihrer, ich bitte dich, mein Bruder.

Marie (ſetzt ſich).

Sophie. Was haſt du? du wirſt ohnmächtig.

Marie. Nein, nein. Du biſt gleich ſo beſorgt.

Sophie (reicht ihr Waſſer). Nimm das Glas.

Marie. Laß doch! wozu ſoll's? — Nun meinetwegen, gib her.

Beaumarchais. Wo iſt Guilbert? Wo iſt Buenco? Schicke nach ihnen, ich bitte dich. (Sophie ab.) Wie iſt dir, Marie?

Marie. Gut, ganz gut! Denkſt du denn, Bruder? —

Beaumarchais. Was, meine Liebe?

Marie. Ach!

Beaumarchais. Der Athem wird dir ſchwer?

Marie. Das unbändige Schlagen meines Herzens verſetzt mir die Luft.

Beaumarchais. Habt ihr denn kein Mittel? Brauchſt du nichts niederſchlagendes?

Marie. Ich weiß ein Mittel, und darum bitt' ich Gott ſchon lange.

Beaumarchais. Du ſollſt's haben, und ich hoffe, von meiner Hand.

Marie. Schon gut.

Sophie (kommt).

So eben gibt ein Courier dieſen Brief ab; er kommt von Aranjuez.

Beaumarchais. Das iſt das Siegel und die Hand unſers Geſandten.

Sophie. Ich hieß ihn abſteigen und einige Erfriſchungen zu ſich nehmen; er wollte nicht, weil er noch mehr Depeſchen habe.

Marie. Willſt du doch, Liebe, das Mädchen nach dem Arzte ſchicken?

Sophie. Fehlt dir was? Heiliger Gott! was fehlt dir?

Marie. Du wirſt mich ängſtigen, daß ich zuletzt kaum traue, ein Glas Waſſer zu begehren — Sophie! — Bruder! — Was enthält der Brief? Sieh, wie er zittert! wie ihn aller Muth verläßt!

Sophie. Bruder, mein Bruder!

Beaumarchais (wirft ſich ſprachlos in einen Seſſel und läßt den Brief fallen).

Sophie. Mein Bruder! (Hebt den Brief auf und lieſt.)

Marie. Laßt mich ihn ſehn! ich muß — (will aufſtehn.) Weh! Ich fühl's. Es iſt das letzte. Schweſter, aus Barmherzigkeit den letzten ſchnellen Todesſtoß! Er verräth uns! —

Beaumarchais (aufſpringend). Er verräth uns! (an die Stirn ſchlagend und auf die Bruſt.) Hier! hier! es iſt alles ſo dumpf, ſo todt vor meiner Seele, als hätt' ein Donnerſchlag meine Sinnen gelähmt. Marie! Marie! du biſt verrathen! — und ich ſtehe hier! Wohin? — Was? -- Ich ſehe nichts, nichts! keinen Weg, keine Rettung! (wirft ſich in den Seſſel.)

Guilbert (kommt).

Sophie. Guilbert! Rath! Hülfe! Wir ſind verloren!

Guilbert. Weib!

Sophie. Lies! Lies! Der Geſandte meldet unſerm Bruder: Clavigo habe ihn peinlich angeklagt, als ſey er unter einem falſchen Nahmen in ſein Haus geſchlichen, habe ihm im Bette die Piſtole vorgehalten, habe ihn gezwungen, eine ſchimpfliche Erklärung zu unterſchreiben; und wenn er ſich nicht ſchnell aus dem Königreiche entfernt, ſo ſchleppen ſie ihn in's Gefängniß,

daraus ihn zu befreyen, der Geſandte vielleicht ſelbſt nicht im Stande iſt.

Beaumarchais (aufſpringend). Ja ſie ſollen's! ſie ſollen's! ſollen mich in's Gefängniß ſchleppen. Aber von ſeinem Leichname weg, von der Stäte weg, wo ich mich in ſeinem Blute werde geletzt haben. — Ach! der grimmige, entſetzliche Durſt nach ſeinem Blute füllt mich ganz. Dank ſey dir, Gott im Himmel, daß du dem Menſchen mitten im glühenden unerträglichſten Leiden ein Labſal ſendeſt, eine Erquickung. Wie ich die dürſtende Rache in meinem Buſen fühle! wie aus der Vernichtung meiner ſelbſt, aus der ſtumpfen Unentſchloſſenheit mich das herrliche Gefühl, die Begier nach ſeinem Blute herausreißt, mich über mich ſelbſt reißt! Rache! Wie mir's wohl iſt! wie alles an mir nach ihm hin ſtrebt, ihn zu faſſen, ihn zu vernichten!

Sophie. Du biſt fürchterlich, Bruder.

Beaumarchais. Deſto beſſer. — Ach! Keinen Degen, kein Gewehr! Mit dieſen Händen will ich ihn erwürgen, daß mein die Wonne ſey! ganz mein eigen das Gefühl: ich hab' ihn vernichtet.

Marie. Mein Herz! Mein Herz!

Beaumarchais. Ich habe dich nicht retten können, ſo ſollſt du gerächet werden. Ich ſchnaube nach ſeiner Spur, meine Zähne gelüſtet's nach ſeinem Fleiſch, meinen Gaumen nach ſeinem Blut. Bin ich ein raſendes Thier geworden! Mir glüht in jeder Ader, mir zuckt

in jeder Nerve die Begier nach ihm! — Ich würde den ewig haſſen, der mir ihn jetzt mit Gift vergäbe, der mir ihn meuchelmörderiſch aus dem Wege räumte. O hilf mir, Guilbert, ihn aufſuchen! Wo iſt Buenco? Helft mir ihn finden.

Guilbert. Rette dich! Rette dich! Du biſt auſſer dir.

Marie. Fliehe, mein Bruder!

Sophie. Führ' ihn weg, er bringt ſeine Schweſter um.

Buenco (kommt).

Auf, Herr! Fort! Ich ſah's voraus. Ich gab auf alles Acht. Und nun! man ſtellt euch nach, ihr ſeyd verloren, wenn ihr nicht im Augenblick die Stadt verlaßt.

Beaumarchais. Nimmermehr! Wo iſt Clavigo?

Buenco. Ich weiß nicht.

Beaumarchais. Du weißt's. Ich bitte dich fußfällig, ſag' mir's.

Sophie. Um Gottes willen, Buenco!

Marie. Ach! Luft! Luft! (Fällt zurück.) Clavigo! —

Sophie. Hülfe, ſie ſtirbt!

Marie. Verlaß' uns nicht, Gott im Himmel! — Fort, mein Bruder, fort!

Beaumarchais (fällt vor Marien nieder, die ungeachtet aller Hülfe nicht wieder zu ſich ſelbſt kommt.) Dich verlaſſen! Dich verlaſſen!

Sophie. So bleib', und verderb' uns alle, wie

du Marien getödtet haſt. Du biſt hin, o meine Schweſter! durch die Unbeſonnenheit deines Bruders.

Beaumarchais. Halt, Schweſter!

Sophie (ſpottend). Retter! — Rächer! — Hilf dir ſelber!

Beaumarchais. Verdien' ich das?

Sophie. Gib mir ſie wieder! Und dann geh in Kerker, geh auf's Martergerüſt, geh, vergieße dein Blut, und gib mir ſie wieder.

Beaumarchais. Sophie!

Sophie. Ha! und iſt ſie hin, iſt ſie todt — ſo erhalte dich uns! (Ihm um den Hals fallend.) Mein Bruder, erhalte dich uns! unſerm Vater! Eile, eile! Das war ihr Schickſal! Sie hat's geendet. Und ein Gott iſt im Himmel, dem laß die Rache.

Buenco. Fort! fort! Kommen Sie mit mir, ich verberge Sie, bis wir Mittel finden, Sie aus dem Königreiche zu ſchaffen.

Beaumarchais (fällt auf Marien und küßt ſie). Schweſter! (Sie reißen ihn los, er faßt Sophien, ſie macht ſich los, man bringt Marien weg, und Buenco mit Beaumarchais ab.)

Guilbert. Ein Arzt.

Sophie (aus dem Zimmer zurückkommend darein man Marien gebracht hat). Zu ſpät! Sie iſt hin! Sie iſt todt!

Guilbert. Kommen Sie, mein Herr! Sehen Sie ſelbſt! Es iſt nicht möglich! (ab.)

Fünfter Act.

Straße vor dem Hauſe Guilberts. Nacht.

(Das Haus iſt offen. Vor der Thür ſtehen drey in ſchwarze Mäntel gehüllte Männer mit Fackeln. Clavigo in einen Mantel gewickelt, den Degen unterm Arm, kommt. Ein Bedienter geht voraus mit einer Fackel.)

Clavigo.

Ich ſagte dir's, du ſollteſt dieſe Straße meiden.

Bedienter. Wir hätten einen gar groſſen Umweg nehmen müſſen, und Sie eilen ſo. Es iſt nicht weit von hier, wo Don Carlos ſich aufhält.

Clavigo. Fackeln dort?

Bedienter. Eine Leiche. Kommen Sie, mein Herr.

Clavigo. Mariens Wohnung! Eine Leiche! Mir fährt ein Todesſchauer durch alle Glieder. Geh, frag, wen ſie begraben?

Bedienter (geht zu den Männern). Wen begrabt ihr?

Die Männer. Marien Beaumarchais.

Clavigo (ſetzt ſich auf einen Stein und verhüllt ſich).

Bedienter (kommt zurück). Sie begraben Marien Beaumarchais.

Clavigo (aufſpringend). Mußteſt du's wiederhohlen, Verräther? Das Donnerwort wiederhohlen, das mir alles Mark aus meinen Gebeinen ſchlägt?

Bedienter. Stille, mein Herr, kommen Sie. Bedenken Sie die Gefahr, in der Sie ſchweben.

Clavigo. Geh in die Hölle! ich bleibe.

Bedienter. O Carlos! O daß ich dich fände, Carlos! Er iſt außer ſich! (ab.)

Clavigo (in der Ferne die Leichenmänner).

Clavigo. Todt! Marie todt! Die Fackeln dort! ihre traurigen Begleiter! — Es iſt ein Zauberſpiel, ein Nachtgeſicht, das mich erſchreckt, das mir einen Spiegel vorhält, darin ich das Ende meiner Verräthereyen ahndungsweiſe erkennen ſoll. — Noch iſt es Zeit! Noch! — Ich bebe, mein Herz zerfließt in Schauer! Nein! Nein! du ſollſt nicht ſterben. Ich komme! Ich komme! — Verſchwindet, Geiſter der Nacht, die ihr euch mit ängſtlichen Schreckniſſen mir in den Weg ſtellt — (geht auf ſie los.) Verſchwindet! — Sie ſtehen! Ha! ſie ſehen ſich nach mir um! Weh! Weh mir! es ſind Menſchen wie ich. — Es iſt wahr — Wahr? — Kannſt

du's faſſen? — Sie iſt todt — Es ergreift mich mit allem Schauer der Nacht das Gefühl: ſie iſt todt! Da liegt ſie, die Blume zu deinen Füßen — und du — Erbarm dich meiner Gott im Himmel, ich habe ſie nicht getödtet! — Verbergt euch, Sterne, ſchaut nicht hernieder, ihr, die ihr ſo oft den Miſſethäter ſaht in dem Gefühl des innigſten Glückes dieſe Schwelle verlaſſen, durch eben dieſe Straße mit Saitenſpiel und Geſang in goldnen Phantaſien hinſchweben, und ſein am heimlichen Gitter lauſchendes Mädchen mit wonnevollen Erwartungen entzünden! — Und du füllſt nun das Haus mit Wehklagen und Jammer! und dieſen Schauplatz deines Glückes mit Grabegeſang! — Marie! Marie! nimm mich mit dir! nimm mich mit dir! (Eine traurige Muſik tönt einige Laute von innen.) Sie beginnen den Weg zum Grabe! — Haltet! haltet! Schließt den Sarg nicht! Laßt mich ſie noch einmal ſehen! (Er geht auf's Haus los.) Ha! wem, wem wag' ich's unter's Geſicht zu treten? wem in ſeinen entſetzlichen Schmerzen zu begegnen? — Ihren Freunden? Ihrem Bruder! dem wüthender Jammer den Buſen füllt! (Die Muſik geht wieder an.) Sie ruft mir! ſie ruft mir! Ich komme! — Welche Angſt umgibt mich! Welches Beben hält mich zurück!

(Die Muſik fängt zum drittenmale an und fährt fort. Die Fackeln bewegen ſich vor der Thür, es treten noch drey andere zu ihnen, die ſich in Ordnung reihen, um den Leichenzug einzufaſſen, der aus dem Hauſe kommt. Sechs tragen

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FM. 1823/449

die Bahre, darauf der bedeckte Sarg ſteht. Guilbert, Buenco in tiefer Trauer.)

Clavigo (hervortretend). Haltet!

Guilbert. Welche Stimme!

Clavigo. Haltet! (Die Träger ſtehen.)

Buenco. Wer unterſteht ſich den ehrwürdigen Zug zu ſtören?

Clavigo. Setzt nieder!

Guilbert. Ha!

Buenco. Elender! iſt deiner Schandthaten kein Ende? iſt dein Opfer im Sarge nicht ſicher vor dir?

Clavigo. Laßt! macht mich nicht raſend! die Unglücklichen ſind gefährlich! Ich muß ſie ſehen! (Er wirft das Tuch ab und den Deckel. Marie liegt weißgekleidet und mit gefalteten Händen im Sarge. Clavigo tritt zurück und verbirgt ſein Geſicht.)

Buenco. Willſt du ſie erwecken, um ſie wieder zu tödten?

Clavigo. Armer Spötter! — Marie! (Er fällt vor dem Sarge nieder.)

Beaumarchais. Buenco hat mich verlaſſen. Sie iſt nicht todt, ſagen ſie, ich muß ſehen, trotz dem Teufel! Ich muß ſie ſehen. Fackeln, Leiche! (Er rennt auf ſie los, erblickt den Sarg und fällt ſprachlos drüber hin, man hebt ihn auf, er iſt wie ohnmächtig. Guilbert hält ihn.)

Clavigo (der an der andern Seite des Sargs aufſteht). Marie! Marie!

Beaumarchais (auffahrend). Das iſt ſeine Stimme! Wer ruft Marie? Wie mit dem Klang' der Stimme ſich eine glühende Wuth in meine Adern goß!

Clavigo. Ich bin's.

Beaumarchais (wild hinſehend und nach dem Degen greifend. Guilbert hält ihn).

Clavigo. Ich fürchte deine glühenden Augen nicht, nicht die Spitze deines Degens! Sieh hier her, dieſes geſchloſſene Auge, dieſe gefalteten Hände!

Beaumarchais. Zeigſt du mir das? (Er reißt ſich los, dringt auf Clavigo ein, der zieht, ſie fechten, Beaumarchais ſtößt ihm den Degen in die Bruſt.)

Clavigo (ſinkend). Ich danke dir, Bruder! Du vermählſt uns. (Er ſinkt auf den Sarg.)

Beaumarchais (ihn wegreißend). Weg von dieſer Heiligen, Verdammter!

Clavigo. Weh! (Die Träger halten ihn.)

Beaumarchais. Blut! Blick' auf, Marie, blick' auf deinen Brautſchmuck, und dann ſchließ deine Augen auf ewig. Sieh, wie ich deine Ruheſtäte geweiht habe mit dem Blute deines Mörders! Schön! Herrlich!

Sophie (kommt).

Bruder! Gott! was gibt's?

Beaumarchais. Tritt näher, Liebe, und ſchau. Ich hoffte ihr Brautbette mit Roſen zu beſtreuen; ſieh die Roſen, mit denen ich ſie ziere auf ihrem Wege zum Himmel.

Sophie. Wir ſind verloren!

Clavigo. Rette dich, Unbeſonnener! rette dich, eh' der Tag anbricht. Gott, der dich zum Rächer ſandte, begleite dich. — Sophie — vergib mir. — Bruder — Freunde, vergebt mir.

Beaumarchais. Wie ſein fließendes Blut alle die glühende Rache meines Herzens auslöſcht! wie mit ſeinem wegfliehenden Leben meine Wuth verſchwindet! (Auf ihn losgehend.) Stirb, ich vergebe dir!

Clavigo. Deine Hand! und deine, Sophie! Und eure! (Buenco zaudert.)

Sophie. Gib ſie ihm, Buenco.

Clavigo. Ich danke dir! du biſt die alte. Ich danke euch! Und wenn du noch hier dieſe Stäte umſchwebſt, Geiſt meiner Geliebten, ſchau herab, ſieh dieſe himmliſche Güte, ſprich deinen Segen dazu, und vergib mir auch! — Ich komme! ich komme! — Rette dich, mein Bruder! Sagt mir, vergab ſie mir? Wie ſtarb ſie?

Sophie. Ihr letztes Wort war dein unglücklicher Nahme! Sie ſchied weg ohne Abſchied von uns.

Clavigo. Ich will ihr nach, und ihr den eurigen bringen.

Carlos. Ein Bedienter.

Carlos. Clavigo! Mörder!

Clavigo. Höre mich, Carlos! Du ſieheſt hier die Opfer deiner Klugheit — Und nun, um des Blutes

willen, in dem mein Leben unaufhaltſam dahin fließt! rette meinen Bruder —

Carlos. Mein Freund! Ihr ſteht da? Lauft nach Wundärzten! (Bedienter ab).

Clavigo. Es iſt vergebens. Rette! rette den unglücklichen Bruder! — Deine Hand darauf! Sie haben mir vergeben, und ſo vergeb' ich dir. Du begleiteſt ihn bis an die Gränze, und — ah!

Carlos (mit dem Fuße ſtampfend). Clavigo! Clavigo!

Clavigo (ſich dem Sarge nähernd, auf den ſie ihn niederlaſſen). Marie! deine Hand! (Er entfaltet ihre Hände, und faßt die rechte.)

Sophie (zu Beaumarchais). Fort, Unglücklicher! fort!

Clavigo. Ich hab' ihre Hand! Ihre kalte Todtenhand! Du biſt die Meinige — Und noch dieſen Bräutigamskuß. Ah!

Sophie. Er ſtirbt. Rette dich, Bruder!

Beaumarchais (fällt Sophien um den Hals).

Sophie (umarmt ihn, indem ſie zugleich eine Bewegung macht ihn zu entfernen).

Goethe's

Werke.

Sechster Band.

Tübingen
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1807.

11 3349 F

NATIONAAL
FOR...
GEOFYSISCH
IN WIENAR

Inhalt.

Iphigenie auf Tauris.

Torquato Taſſo.

Die natürliche Tochter.

Iphigenie auf Tauris.

Ein Schauspiel.

Personen.

Iphigenie.
Thoas, König der Taurier.
Orest.
Pylades.
Arkas.

Schauplatz.

Hain vor Dianens Tempel.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Iphigenie.

Heraus in eure Schatten, rege Wipfel
Des alten, heil'gen, dichtbelaubten Haines,
Wie in der Göttinn ſtilles Heiligthum,
Tret' ich noch jetzt mit ſchauderndem Gefühl,
Als wenn ich ſie zum erſtenmal beträte,
Und es gewöhnt ſich nicht mein Geiſt hierher.
So manches Jahr bewahrt mich hier verborgen
Ein hoher Wille, dem ich mich ergebe;
Doch immer bin ich, wie im erſten, fremd.
Denn ach mich trennt das Meer von den Geliebten,
Und an dem Ufer ſteh' ich lange Tage,
Das Land der Griechen mit der Seele ſuchend;
Und gegen meine Seufzer bringt die Welle
Nur dumpfe Töne brauſend mir herüber.
Weh dem, der fern von Eltern und Geſchwiſtern
Ein einſam Leben führt! Ihm zehrt der Gram
Das nächſte Glück vor ſeinen Lippen weg.
Ihm ſchwärmen abwärts immer die Gedanken
Nach ſeines Vaters Hallen, wo die Sonne

Zuerſt den Himmel vor ihm aufſchloß, wo
Sich Mitgeborne ſpielend feſt und feſter
Mit ſanften Banden an einander knüpften.
Ich rechte mit den Göttern nicht; allein
Der Frauen Zuſtand iſt beklagenswerth.
Zu Hauſ' und in dem Kriege herrſcht der Mann
Und in der Fremde weiß er ſich zu helfen.
Ihn freuet der Beſitz; ihn krönt der Sieg;
Ein ehrenvoller Tod iſt ihm bereitet.
Wie eng-gebunden iſt des Weibes Glück!
Schon einem rauhen Gatten zu gehorchen,
Iſt Pflicht und Troſt; wie elend, wenn ſie gar
Ein feindlich Schickſal in die Ferne treibt!
So hält mich Thoas hier, ein edler Mann,
In ernſten, heil'gen Sklavenbanden feſt.
O wie beſchämt geſteh' ich, daß ich dir
Mit ſtillem Widerwillen diene, Göttinn,
Dir meiner Retterinn! Mein Leben ſollte
Zu freyem Dienſte dir gewidmet ſeyn.
Auch hab' ich ſtets auf dich gehofft und hoffe
Noch jetzt auf dich, Diana, die du mich,
Des größten Königes verſtoßne Tochter,
In deinen heil'gen, ſanften Arm genommen.
Ja, Tochter Zevs, wenn du den hohen Mann,
Den du, die Tochter fodernd, ängſtigteſt,
Wenn du den göttergleichen Agamemnon,
Der dir ſein Liebſtes zum Altare brachte,
Von Troja's umgewandten Mauern rühmlich
Nach ſeinem Vaterland zurück begleitet
Die Gattinn ihm, Elektren und den Sohn,

Die ſchönen Schätze, wohl erhalten haſt;
So gib auch mich den Meinen endlich wieder,
Und rette mich, die du vom Tod' errettet,
Auch von dem Leben hier, dem zweyten Tode.

Zweyter Auftritt.

Iphigenie. Arkas.

Arkas.

Der König ſendet mich hieher und heut
Der Prieſterinn Dianens Gruß und Heil.
Dieß iſt der Tag, da Tauris ſeiner Göttinn
Für wunderbare neue Siege dankt.
Ich eile vor dem König' und dem Heer,
Zu melden, daß er kommt und daß es naht.

Iphigenie.

Wir ſind bereit, ſie würdig zu empfangen,
Und unſre Göttinn ſieht willkomm'nem Opfer
Von Thoas Hand mit Gnadenblick entgegen.

Arkas.

O fänd' ich auch den Blick der Prieſterinn,
Der werthen, vielgeehrten, deinen Blick,
O heil'ge Jungfrau, heller, leuchtender,
Uns allen gutes Zeichen! Noch bedeckt
Der Gram geheimnißvoll dein Innerſtes;
Vergebens harren wir ſchon Jahre lang
Auf ein vertraulich Wort aus deiner Bruſt.
So lang' ich dich an dieſer Stäte kenne,

Iſt dieß der Blick, vor dem ich immer ſchaudre;
Und wie mit Eiſenbanden bleibt die Seele
In's Innerſte des Buſens dir geſchmiedet.

Iphigenie.

Wie's der Vertriebnen, der Verwaiſ'ten ziemt.

Arkas.

Scheinſt du dir hier vertrieben und verwaiſ't?

Iphigenie.

Kann uns zum Vaterland' die Fremde werden?

Arkas.

Und dir iſt fremd das Vaterland geworden.

Iphigenie.

Das iſt's, warum mein blutend Herz nicht heilt.
In erſter Jugend, da ſich kaum die Seele
An Vater, Mutter und Geſchwiſter band;
Die neuen Schößlinge, geſellt und lieblich,
Vom Fuß der alten Stämme himmelwärts
Zu dringen ſtrebten; leider faßte da
Ein fremder Fluch mich an und trennte mich
Von den Geliebten, riß das ſchöne Band
Mit ehrner Fauſt entzwey. Sie war dahin,
Der Jugend beſte Freude, das Gedeihn
Der erſten Jahre. Selbſt gerettet, war
Ich nur ein Schatten mir, und friſche Luſt
Des Lebens blüht in mir nicht wieder auf.

Arkas.

Wenn du dich ſo unglücklich nennen willſt,
So darf ich dich auch wohl undankbar nennen.

Iphigenie.

Dank habt ihr ſtets.

Arkas.

Doch nicht den reinen Dank,
Um deſſentwillen man die Wohlthat thut;
Den frohen Blick, der ein zufriednes Leben
Und ein geneigtes Herz dem Wirthe zeigt.
Als dich ein tief-geheimnißvolles Schickſal
Vor ſo viel Jahren dieſem Tempel brachte,
Kam Thoas, dir als einer Gottergeb'nen
Mit Ehrfurcht und mit Neigung zu begegnen.
Und dieſes Ufer ward dir hold und freundlich,
Das jedem Fremden ſonſt voll Grauſens war,
Weil niemand unſer Reich vor dir betrat,
Der an Dianens heil'gen Stufen nicht
Nach altem Brauch, ein blutig Opfer, fiel.

Iphigenie.

Frey athmen macht das Leben nicht allein.
Welch Leben iſt's, das an der heil'gen Stäte,
Gleich einem Schatten um ſein eigen Grab,
Ich nur vertrauern muß? Und nenn' ich das
Ein fröhlich ſelbſtbewußtes Leben, wenn
Uns jeder Tag, vergebens hingeträumt,
Zu jenen grauen Tagen vorbereitet,
Die an dem Ufer Lethe's, ſelbſtvergeſſend,
Die Trauerſchaar der Abgeſchiednen feiert?
Ein unnütz Leben iſt ein früher Tod;
Dieß Frauenſchickſal iſt vor allen mein's.

Arkas.

Den edeln Stolz, daß du dir ſelbſt nicht g'nügeſt,
Verzeih' ich dir, ſo ſehr ich dich bedaure;
Er raubet den Genuß des Lebens dir.

Du haſt hier nichts gethan ſeit deiner Ankunft?
Wer hat des Königs trüben Sinn erheitert?
Wer hat den alten grauſamen Gebrauch,
Daß am Altar Dianens jeder Fremde
Sein Leben blutend läßt, von Jahr zu Jahr
Mit ſanfter Ueberredung aufgehalten,
Und die Gefangnen vom gewiſſen Tod'
In's Vaterland ſo oft zurückgeſchickt?
Hat nicht Diane, ſtatt erzürnt zu ſeyn,
Daß ſie der blut'gen alten Opfer mangelt,
Dein ſanft Gebet in reichem Maß erhört?
Umſchwebt mit frohem Fluge nicht der Sieg
Das Heer? und eilt er nicht ſogar voraus?
Und fühlt nicht jeglicher ein beſſer Loos?
Seitdem der König, der uns weiſ' und tapfer
So lang geführet, nun ſich auch der Milde
In deiner Gegenwart erfreut und uns
Des ſchweigenden Gehorſams Pflicht erleichtert.
Das nennſt du unnütz? wenn von deinem Weſen
Auf Tauſende herab ein Balſam träufelt?
Wenn du dem Volke, dem ein Gott dich brachte,
Des neuen Glückes ew'ge Quelle wirſt,
Und an dem unwirthbaren Todes-Ufer
Dem Fremden Heil und Rückkehr zubereiteſt?

Iphigenie.

Das Wenige verſchwindet leicht dem Blick,
Der vorwärts ſieht, wie viel noch übrig bleibt.

Arkas.

Doch lobſt du den, der was er thut nicht ſchätzt?

Iphigenie.

Man tadelt den, der ſeine Thaten wägt.

Arkas.

Auch den, der wahren Werth zu ſtolz nicht achtet,
Wie den, der falſchen Werth zu eitel hebt.
Glaub' mir und hör' auf eines Mannes Wort,
Der treu und redlich dir ergeben iſt:
Wenn heut der König mit dir redet, ſo
Erleichtr' ihm, was er dir zu ſagen denkt.

Iphigenie.

Du ängſteſt mich mit jedem guten Worte;
Oft wich ich ſeinem Antrag mühſam aus.

Arkas.

Bedenke was du thuſt und was dir nützt.
Seitdem der König ſeinen Sohn verloren,
Vertraut er Wenigen der Seinen mehr,
Und dieſen Wenigen nicht mehr wie ſonſt.
Mißgünſtig ſieht er jedes Edeln Sohn
Als ſeines Reiches Folger an, er fürchtet
Ein einſam hülflos Alter, ja vielleicht
Verwegnen Aufſtand und frühzeit'gen Tod.
Der Scythe ſetzt in's Reden keinen Vorzug,
Am wenigſten der König. Er, der nur
Gewohnt iſt zu befehlen und zu thun,
Kennt nicht die Kunſt, von weitem ein Geſpräch
Nach ſeiner Abſicht langſam fein zu lenken.
Erſchwer's ihm nicht durch ein rückhaltend Weigern,
Durch ein vorſetzlich Mißverſtehen. Geh
Gefällig ihm den halben Weg entgegen.

Iphigenie.

Soll ich beſchleunigen was mich bedroht?

Arkas.

Willſt du ſein Werben eine Drohung nennen?

Iphigenie.

Es iſt die ſchrecklichſte von allen mir.

Arkas.

Gib ihm für ſeine Neigung nur Vertraun.

Iphigenie.

Wenn er von Furcht erſt meine Seele löſ't.

Arkas.

Warum verſchweigſt du deine Herkunft ihm?

Iphigenie.

Weil einer Prieſterinn Geheimniß ziemt.

Arkas.

Dem König' ſollte nichts Geheimniß ſeyn;
Und ob er's gleich nicht fordert, fühlt er's doch
Und fühlt es tief in ſeiner großen Seele,
Daß du ſorgfältig dich vor ihm verwahrſt.

Iphigenie.

Nährt er Verdruß und Unmuth gegen mich?

Arkas.

So ſcheint es faſt. Zwar ſchweigt er auch von dir;
Doch haben hingeworfne Worte mich
Belehrt, daß ſeine Seele feſt den Wunſch
Ergriffen hat, dich zu beſitzen. Laß,
O überlaß ihn nicht ſich ſelbſt! damit
In ſeinem Buſen nicht der Unmuth reife
Und dir Entſetzen bringe, du zu ſpät
An meinen treuen Rath mit Reue denkeſt.

Iphigenie.

Wie? ſinnt der König, was kein edler Mann,
Der ſeinen Nahmen liebt und dem Verehrung
Der Himmliſchen den Buſen bändiget,
Je denken ſollte? Sinnt er vom Altar
Mich in ſein Bette mit Gewalt zu ziehn?
So ruf' ich alle Götter und vor allen
Dianen, die entſchloſſne Göttinn an,
Die ihren Schutz der Prieſterinn gewiß,
Und Jungfrau einer Jungfrau, gern gewährt.

Arkas.

Sey ruhig! Ein gewaltſam neues Blut
Treibt nicht den König, ſolche Jünglingsthat
Verwegen auszuüben. Wie er ſinnt,
Befürcht' ich andern harten Schluß von ihm,
Den unaufhaltbar er vollenden wird:
Denn ſeine Seel' iſt feſt und unbeweglich.
Drum bitt' ich dich, vertrau' ihm, ſey ihm dankbar,
Wenn du ihm weiter nichts gewähren kannſt.

Iphigenie.

O ſage was dir weiter noch bekannt iſt.

Arkas.

Erfahr's von ihm. Ich ſeh' den König kommen;
Du ehrſt ihn, und dich heißt dein eigen Herz,
Ihm freundlich und vertraulich zu begegnen.
Ein edler Mann wird durch ein gutes Wort
Der Frauen weit geführt.

Iphigenie (allein).

Zwar ſeh' ich nicht,
Wie ich dem Rath des Treuen folgen ſoll.

Doch folg' ich gern der Pflicht, dem Könige
Für ſeine Wohlthat gutes Wort zu geben,
Und wünſche mir, daß ich dem Mächtigen,
Was ihm gefällt, mit Wahrheit ſagen möge.

Dritter Auftritt.

Iphigenie. Thoas.

Iphigenie.

Mit königlichen Gütern ſegne dich
Die Göttinn! Sie gewähre Sieg und Ruhm
Und Reichthum und das Wohl der Deinigen
Und jedes frommen Wunſches Fülle dir!
Daß, der du über viele ſorgend herrſcheſt,
Du auch vor vielen ſeltnes Glück genießeſt.

Thoas.

Zufrieden wär' ich, wenn mein Volk mich rühmte:
Was ich erwarb, genießen andre mehr
Als ich. Der iſt am glücklichſten, er ſey
Ein König oder ein Geringer, dem
In ſeinem Hauſe Wohl bereitet iſt.
Du nahmeſt Theil an meinen tiefen Schmerzen,
Als mir das Schwert der Feinde meinen Sohn,
Den letzten, beſten, von der Seite riß.
So lang' die Rache meinen Geiſt beſaß,
Empfand ich nicht die Oede meiner Wohnung;
Doch jetzt, da ich befriedigt wiederkehre,
Ihr Reich zerſtört, mein Sohn gerochen iſt,

Bleibt mir zu Hauſe nichts das mich ergetze.
Der fröhliche Gehorſam, den ich ſonſt
Aus einem jeden Auge blicken ſah,
Iſt nun von Sorg' und Unmuth ſtill gedämpft.
Ein jeder ſinnt was künftig werden wird,
Und folgt dem Kinderloſen, weil er muß.
Nun komm' ich heut in dieſen Tempel, den
Ich oft betrat um Sieg zu bitten und
Für Sieg zu danken. Einen alten Wunſch
Trag' ich im Buſen, der auch dir nicht fremd,
Noch unerwartet iſt: ich hoffe, dich
Zum Segen meines Volks und mir zum Segen,
Als Braut in meine Wohnung einzuführen.

Iphigenie.

Der Unbekannten bieteſt du zu viel,
O König, an. Es ſteht die Flüchtige
Beſchämt vor dir, die nichts an dieſem Ufer
Als Schutz und Ruhe ſucht, die du ihr gabſt.

Thoas.

Daß du in das Geheimniß deiner Ankunft
Vor mir wie vor dem Letzten ſtets dich hüllteſt,
Wär' unter keinem Volke recht und gut.
Dieß Ufer ſchreckt die Fremden: das Geſetz
Gebietet's und die Noth. Allein von dir,
Die jedes frommen Rechts genießt, ein wohl
Von uns empfangner Gaſt nach eignem Sinn
Und Willen ihres Tages ſich erfreut,
Von dir hofft' ich Vertrauen, das der Wirth
Für ſeine Treue wohl erwarten darf.

Iphigenie.

Verbarg ich meiner Eltern Nahmen und
Mein Haus, o König; war's Verlegenheit,
Nicht Mißtrau'n. Denn vielleicht, ach wüßtest du,
Wer vor dir steht, und welch verwünschtes Haupt
Du nährst und schützest; ein Entsetzen faßte
Dein großes Herz mit seltnem Schauer an,
Und statt die Seite deines Thrones mir
Zu bieten, triebest du mich vor der Zeit
Aus deinem Reiche; stießest mich vielleicht,
Eh' zu den Meinen frohe Rückkehr mir
Und meiner Wandrung Ende zugedacht ist,
Dem Elend zu, das jeden Schweifenden,
Von seinem Hauf' Vertriebnen überall
Mit kalter fremder Schreckenshand erwartet.

Thoas.

Was auch der Rath der Götter mit dir sey,
Und was sie deinem Hauf' und dir gedenken;
So fehlt es doch, seitdem du bey uns wohnst
Und eines frommen Gastes Recht genießest,
An Segen nicht, der mir von oben kommt.
Ich möchte schwer zu überreden seyn,
Daß ich an dir ein schuldvoll Haupt beschütze.

Iphigenie.

Dir bringt die Wohlthat Segen, nicht der Gast.

Thoas.

Was man Verruchten thut, wird nicht gesegnet.
Drum endige dein Schweigen und dein Weigern;
Es fordert dieß kein ungerechter Mann.
Die Göttinn übergab dich meinen Händen;

Wie du ihr heilig warst, so warst du's mir.
Auch sey ihr Wink noch künftig mein Gesetz:
Wenn du nach Hause Rückkehr hoffen kannst,
So sprech' ich dich von aller Forderung los.
Doch ist der Weg auf ewig dir versperrt,
Und ist dein Stamm vertrieben, oder durch
Ein ungeheures Unheil ausgelöscht,
So bist du mein durch mehr als Ein Gesetz.
Sprich offen! und du weißt, ich halte Wort.

Iphigenie.

Vom alten Bande löset ungern sich
Die Zunge los, ein langverschwiegenes
Geheimniß endlich zu entdecken. Denn
Einmal vertraut, verläßt es ohne Rückkehr
Des tiefen Herzens sichre Wohnung, schadet,
Wie es die Götter wollen, oder nützt.
Vernimm! Ich bin aus Tantalus Geschlecht.

Thoas.

Du sprichst ein großes Wort gelassen aus.
Nennst du Den deinen Ahnherrn, den die Welt
Als einen ehmals Hochbegnadigten
Der Götter kennt? Ist's jener Tantalus,
Den Jupiter zu Rath und Tafel zog,
An dessen alterfahrnen, vielen Sinn
Verknüpfenden Gesprächen Götter selbst
Wie an Orakelsprüchen sich ergetzten?

Iphigenie.

Er ist es; aber Götter sollten nicht
Mit Menschen, wie mit ihres Gleichen, wandeln;
Das sterbliche Geschlecht ist viel zu schwach

In ungewohnter Höhe nicht zu ſchwindeln.
Unedel war er nicht und kein Verräther;
Allein zum Knecht zu groß, und zum Geſellen
Des großen Donn'rers nur ein Menſch. So war
Auch ſein Vergehen menſchlich; ihr Gericht
War ſtreng, und Dichter ſingen: Uebermuth
Und Untreu ſtürzten ihn von Jovis Tiſch
Zur Schmach des alten Tartarus hinab.
Ach und ſein ganz Geſchlecht trug ihren Haß!

Thoas.

Trug es die Schuld des Ahnherrn oder eigne?

Iphigenie.

Zwar die gewalt'ge Bruſt und der Titanen
Kraftvolles Mark war ſeiner Söhn' und Enkel
Gewiſſes Erbtheil; doch es ſchmiedete
Der Gott um ihre Stirn ein ehern Band.
Rath, Mäßigung und Weisheit und Geduld
Verbarg er ihrem ſcheuen düſtern Blick;
Zur Wuth ward ihnen jegliche Begier,
Und gränzenlos drang ihre Wuth umher.
Schon Pelops, der Gewaltig-wollende,
Des Tantalus geliebter Sohn, erwarb
Sich durch Verrath und Mord das ſchönſte Weib,
Des Oenomaus Tochter, Hippodamien.
Sie bringt den Wünſchen des Gemahls zwey Söhne,
Thyeſt und Atreus. Neidiſch ſehen ſie
Des Vaters Liebe zu dem erſten Sohn
Aus einem andern Bette wachſend an.
Der Haß verbindet ſie, und heimlich wagt
Das Paar im Brudermord die erſte That.

Der Vater wähnet Hippodamien
Die Mörderinn, und grimmig fordert er
Von ihr den Sohn zurück, und sie entleibt
Sich selbst —

Thoas.

Du schweigest? Fahre fort zu reden!
Laß dein Vertrau'n dich nicht gereuen! Sprich!

Iphigenie.

Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt,
Der froh von ihren Thaten, ihrer Größe
Den Hörer unterhält, und still sich freuend
An's Ende dieser schönen Reihe sich
Geschlossen sieht! Denn es erzeugt nicht gleich
Ein Haus den Halbgott noch das Ungeheuer;
Erst eine Reihe Böser oder Guter
Bringt endlich das Entsetzen, bringt die Freude
Der Welt hervor. — Nach ihres Vaters Tode
Gebieten Atreus und Thyest der Stadt,
Gemeinsam herrschend. Lange konnte nicht
Die Eintracht dauern. Bald entehrt Thyest
Des Bruders Bette. Rächend treibet Atreus
Ihn aus dem Reiche. Tückisch hatte schon
Thyest, auf schwere Thaten sinnend, lange
Dem Bruder einen Sohn entwandt und heimlich
Ihn als den seinen schmeichelnd auferzogen.
Dem füllet er die Brust mit Wuth und Rache
Und sendet ihn zur Königsstadt, daß er
Im Oheim seinen eignen Vater morde.
Des Jünglings Vorsatz wird entdeckt; der König
Straft grausam den gesandten Mörder, wähnend

Er tödte seines Bruders Sohn. Zu spät
Erfährt er, wer vor seinen trunknen Augen
Gemartert stirbt; und die Begier der Rache
Aus seiner Brust zu tilgen, sinnt er still
Auf unerhörte That. Er scheint gelassen,
Gleichgültig und versöhnt, und lockt den Bruder
Mit seinen beyden Söhnen in das Reich
Zurück, ergreift die Knaben, schlachtet sie,
Und setzt die eke schaudervolle Speise
Dem Vater bey dem ersten Mahle vor.
Und da Thyest an seinem Fleische sich
Gesättigt, eine Wehmuth ihn ergreift,
Er nach den Kindern fragt, den Tritt, die Stimme
Der Knaben an des Saales Thüre schon
Zu hören glaubt, wirft Atreus grinsend
Ihm Haupt und Füße der Erschlagnen hin. —
Du wendest schaudernd dein Gesicht, o König:
So wendete die Sonn' ihr Antlitz weg
Und ihren Wagen aus dem ew'gen Gleise.
Dieß sind die Ahnherrn deiner Priesterinn;
Und viel unseliges Geschick der Männer,
Viel Thaten des verwornen Sinnes deckt
Die Nacht mit schweren Fittigen und läßt
Uns nur die grauenvolle Dämmrung sehn.

Thoas.

Verbirg sie schweigend auch. Es sey genug
Der Gräuel! Sage nun, durch welch ein Wunder
Von diesem wilden Stamme Du entsprangst.

Iphigenie.

Des Atreus ältster Sohn war Agamemnon;

Er iſt mein Vater. Doch ich darf es ſagen,
In ihm hab' ich ſeit meiner erſten Zeit
Ein Muſter des vollkommnen Manns geſehn.
Ihm brachte Clytemneſtra mich, den Erſtling
Der Liebe, dann Elektren. Ruhig herrſchte
Der König, und es war dem Hauſe Tantals
Die lang' entbehrte Raſt gewährt. Allein
Es mangelte dem Glück der Eltern noch
Ein Sohn, und kaum war dieſer Wunſch erfüllt,
Daß zwiſchen beyden Schweſtern nun Oreſt
Der Liebling wuchs; als neues Uebel ſchon
Dem ſichern Hauſe zubereitet war.
Der Ruf des Krieges iſt zu euch gekommen,
Der, um den Raub der ſchönſten Frau zu rächen,
Die ganze Macht der Fürſten Griechenlands
Um Trojens Mauern lagerte. Ob ſie
Die Stadt gewonnen, ihrer Rache Ziel
Erreicht, vernahm ich nicht. Mein Vater führte
Der Griechen Heer. In Aulis harrten ſie
Auf günſt'gen Wind vergebens: denn Diane,
Erzürnt auf ihren großen Führer, hielt
Die Eilenden zurück und forderte
Durch Kalchas Mund des Königs ältſte Tochter.
Sie lockten mit der Mutter mich in's Lager;
Sie riſſen mich vor den Altar und weihten
Der Göttinn dieſes Haupt. — Sie war verſöhnt;
Sie wollte nicht mein Blut, und hüllte rettend
In eine Wolke mich; in dieſem Tempel
Erkannt' ich mich zuerſt vom Tode wieder.
Ich bin es ſelbſt, bin Iphigenie,

Des Atreus Enkel, Agamemnons Tochter,
Der Göttinn Eigenthum, die mit dir ſpricht.

Thoas.

Mehr Vorzug und Vertrauen geb' ich nicht
Der Königstochter als der Unbekannten.
Ich wiederhohle meinen erſten Antrag:
Komm, folge mir und theile was ich habe.

Iphigenie.

Wie darf ich ſolchen Schritt, o König, wagen?
Hat nicht die Göttinn, die mich rettete,
Allein das Recht auf mein geweihtes Leben?
Sie hat für mich den Schutzort ausgeſucht,
Und ſie bewahrt mich einem Vater, den
Sie durch den Schein genug geſtraft, vielleicht
Zur ſchönſten Freude ſeines Alters hier.
Vielleicht iſt mir die frohe Rückkehr nah;
Und ich, auf ihren Weg nicht achtend, hätte
Mich wider ihren Willen hier gefeſſelt?
Ein Zeichen bat ich, wenn ich bleiben ſollte.

Thoas.

Das Zeichen iſt, daß du noch hier verweilſt.
Such' Ausflucht ſolcher Art nicht ängſtlich auf.
Man ſpricht vergebens viel, um zu verſagen;
Der andre hört von allem nur das Nein.

Iphigenie.

Nicht Worte ſind es, die nur blenden ſollen;
Ich habe dir mein tiefſtes Herz entdeckt.
Und ſagſt du dir nicht ſelbſt, wie ich dem Vater,
Der Mutter, den Geſchwiſtern mich entgegen

Mit ängſtlichen Gefühlen ſehnen muß?
Daß in den alten Hallen, wo die Trauer
Noch manchmal ſtille meinen Nahmen liſpelt,
Die Freude, wie um eine Neugeborne,
Den ſchönſten Kranz von Säul' an Säulen ſchlinge.
O ſendeteſt du mich auf Schiffen hin!
Du gäbeſt mir und allen neues Leben.

Thoas.

So kehr' zurück! Thu' was dein Herz dich heißt;
Und höre nicht die Stimme guten Raths
Und der Vernunft. Sey ganz ein Weib und gib
Dich hin dem Triebe, der dich zügellos
Ergreift und dahin oder dorthin reißt.
Wenn ihnen eine Luſt im Buſen brennt,
Hält vom Verräther ſie kein heilig Band,
Der ſie dem Vater oder dem Gemahl
Aus langbewährten, treuen Armen lockt;
Und ſchweigt in ihrer Bruſt die raſche Gluth,
So dringt auf ſie vergebens treu und mächtig
Der Ueberredung goldne Zunge los.

Iphigenie.

Gedenk, o König, deines edeln Wortes!
Willſt du mein Zutrau'n ſo erwiedern? Du
Schienſt vorbereitet, alles zu vernehmen.

Thoas.

Auf's Ungehoffte war ich nicht bereitet;
Doch ſollt' ich's auch erwarten: wußt' ich nicht,
Daß ich mit einem Weibe handeln ging?

Iphigenie.

Schilt nicht, o König, unſer arm Geſchlecht.

Nicht herrlich wie die euern, aber nicht
Unedel ſind die Waffen eines Weibes.
Glaub' es, darin bin ich dir vorzuziehn,
Daß ich dein Glück mehr als du ſelber kenne.
Du wähneſt, unbekannt mit dir und mir,
Ein näher Band werd' uns zum Glück vereinen.
Voll guten Muthes, wie voll guten Willens,
Dringſt du in mich, daß ich mich fügen ſoll;
Und hier dank' ich den Göttern, daß ſie mir
Die Feſtigkeit gegeben, dieſes Bündniß
Nicht einzugehen, das ſie nicht gebilligt.

Thoas.

Es ſpricht kein Gott; es ſpricht dein eignes Herz.

Iphigenie.

Sie reden nur durch unſer Herz zu uns.

Thoas.

Und hab' Ich, ſie zu hören, nicht das Recht?

Iphigenie.

Es überbrauſt der Sturm die zarte Stimme.

Thoas.

Die Prieſterinn vernimmt ſie wohl allein?

Iphigenie.

Vor allen andern merke ſie der Fürſt.

Thoas.

Dein heilig Amt und dein geerbtes Recht
An Jovis Tiſch bringt dich den Göttern näher,
Als einen erdgebornen Wilden.

Iphigenie.

So
Büß' ich nun das Vertrau'n, das du erzwangſt.

Thoas.

Ich bin ein Menſch; und beſſer iſt's wir enden.
So bleibe denn mein Wort: Sey Prieſterinn
Der Göttinn, wie ſie dich erkoren hat;
Doch mir verzeih' Diane, daß ich ihr
Bisher mit Unrecht und mit innerm Vorwurf
Die alten Opfer vorenthalten habe.
Kein Fremder nahet glücklich unſerm Ufer;
Von Alters her iſt ihm der Tod gewiß.
Nur Du haſt mich mit einer Freundlichkeit,
In der ich bald der zarten Tochter Liebe,
Bald ſtille Neigung einer Braut zu ſehn
Mich tief erfreute, wie mit Zauberbanden
Gefeſſelt, daß ich meiner Pflicht vergaß.
Du hatteſt mir die Sinnen eingewiegt,
Das Murren meines Volks vernahm ich nicht;
Nun rufen ſie die Schuld von meines Sohnes
Frühzeit'gem Tode lauter über mich.
Um deinetwillen halt' ich länger nicht
Die Menge, die das Opfer dringend fordert.

Iphigenie.

Um meinetwillen hab' ich's nie begehrt.
Der mißverſteht die Himmliſchen, der ſie
Blutgierig wähnt; er dichtet ihnen nur
Die eignen grauſamen Begierden an.
Entzog die Göttinn mich nicht ſelbſt dem Prieſter?
Ihr war mein Dienſt willkommner, als mein Tod.

Thoas.

Es ziemt ſich nicht für uns, den heiligen
Gebrauch mit leicht beweglicher Vernunft

Nach unſerm Sinn zu deuten und zu lenken,
Thu deine Pflicht, ich werde meine thun.
Zwey Fremde, die wir in des Ufers Höhlen
Verſteckt gefunden, und die meinem Lande
Nichts gutes bringen, ſind in meiner Hand.
Mit dieſen nehme deine Göttinn wieder
Ihr erſtes, rechtes, lang' entbehrtes Opfer!
Ich ſende ſie hierher; du weißt den Dienſt.

Vierter Auftritt.

Iphigenie. (allein.)

Du haſt Wolken, gnädige Rettèrinn,
Einzuhüllen unſchuldig Verfolgte,
Und auf Winden dem ehrnen Geſchick ſie
Aus den Armen, über das Meer,
Ueber der Erde weiteſte Strecken
Und wohin es dir gut dünkt zu tragen.
Weiſe biſt du und ſieheſt das Künftige;
Nicht vorüber iſt dir das Vergangne,
Und dein Blick ruht über den Deinen
Wie dein Licht, das Leben der Nächte,
Ueber der Erde ruhet und waltet.
O enthalte vom Blut meine Hände!
Nimmer bringt es Segen und Ruhe;
Und die Geſtalt des zufällig Ermordeten
Wird auf des traurig-unwilligen Mörders
Böſe Stunden lauern — und ſchrecken.
Denn die Unſterblichen lieben der Menſchen

Welt verbreitete gute Geſchlechter,
Und ſie friſten das flüchtige Leben
Gerne dem Sterblichen, wollen ihm gerne
Ihres eigenen, ewigen Himmels
Mitgenießendes fröhliches Anſchau'n
Eine Weile gönnen und laſſen.

Zweyter Aufzug.

Erster Auftritt.

Oreſt. Pylades.

Oreſt.

Es iſt der Weg des Todes, den wir treten:
Mit jedem Schritt wird meine Seele ſtiller.
Als ich Apollen bat, das gräßliche
Geleit der Rachegeiſter von der Seite
Mir abzunehmen, ſchien er Hülf' und Rettung
Im Tempel ſeiner vielgeliebten Schweſter,
Die über Tauris herrſcht, mit hoffnungsreichen
Gewiſſen Götterworten zu verſprechen;
Und nun erfüllet ſich's, daß alle Noth
Mit meinem Leben völlig enden ſoll.
Wie leicht wird's mir, dem eine Götterhand
Das Herz zuſammendrückt, den Sinn betäubt,
Dem ſchönen Licht der Sonne zu entſagen.
Und ſollen Atreus Enkel in der Schlacht
Ein ſiegbekröntes Ende nicht gewinnen;
Soll ich wie meine Ahnen, wie mein Vater,
Als Opferthier im Jammertode bluten:
So ſey es! Beſſer hier vor dem Altar,
Als im verworfnen Winkel, wo die Netze
Der nahverwandte Meuchelmörder ſtellt.

Laßt mir ſo lange Ruh', ihr Unterird'ſchen,
Die nach dem Blut' ihr, das von meinen Tritten
Hernieder träufend meinen Pfad bezeichnet,
Wie losgelaßne Hunde ſpürend hetzt.
Laßt mich, ich komme bald zu euch hinab;
Das Licht des Tags ſoll euch nicht ſehn, noch mich.
Der Erde ſchöner grüner Teppich ſoll
Kein Tummelplatz für Larven ſeyn. Dort unten
Such' ich euch auf: dort bindet alle dann
Ein gleich Geſchick in ew'ge matte Nacht.
Nur dich, mein Pylades, dich, meiner Schuld
Und meines Banns unſchuldigen Genoſſen,
Wie ungern nehm' ich dich in jenes Trauerland
Frühzeitig mit! Dein Leben oder Tod
Gibt mir allein noch Hoffnung oder Furcht.

Pylades.

Ich bin noch nicht, Oreſt, wie du bereit,
In jenes Schattenreich hinabzugehn.
Ich ſinne noch, durch die verworrnen Pfade,
Die nach der ſchwarzen Nacht zu führen ſcheinen,
Uns zu dem Leben wieder aufzuwinden.
Ich denke nicht den Tod; ich ſinn' und horche,
Ob nicht zu irgend einer frohen Flucht
Die Götter Rath und Wege zubereiten.
Der Tod, gefürchtet oder ungefürchtet,
Kommt unaufhaltſam. Wenn die Prieſterinn
Schon unſre Locken weihend abzuſchneiden,
Die Hand erhebt, ſoll dein' und meine Rettung
Mein einziger Gedanke ſeyn. Erhebe
Von dieſem Unmuth deine Seele; zweifelnd

Beſchleunigeſt du die Gefahr. Apoll
Gab uns das Wort: im Heiligthum der Schweſter
Sey Troſt und Hülf' und Rückkehr dir bereitet.
Der Götter Worte ſind nicht doppelſinnig,
Wie der Gedrückte ſie im Unmuth wähnt.

Oreſt.

Des Lebens dunkle Decke breitete
Die Mutter ſchon mir um das zarte Haupt,
Und ſo wuchs ich herauf, ein Ebenbild
Des Vaters, und es war mein ſtummer Blick
Ein bittrer Vorwurf ihr und ihrem Buhlen.
Wie oft, wenn ſtill Elektra meine Schweſter
Am Feuer in der tiefen Halle ſaß,
Drängt' ich beklommen mich an ihren Schoos,
Und ſtarrte, wie ſie bitter weinte, ſie
Mit großen Augen an. Dann ſagte ſie
Von unſerm hohen Vater viel: wie ſehr
Verlangt' ich ihn zu ſehn, bey ihm zu ſeyn!
Mich wünſcht' ich bald nach Troja, ihn bald her.
Es kam der Tag —

Pylades.

O laß von jener Stunde
Sich Hüllengeiſter nächtlich unterhalten!
Uns gebe die Erinnrung ſchöner Zeit
Zu friſchem Heldenlaufe neue Kraft.
Die Götter brauchen manchen guten Mann
Zu ihrem Dienſt auf dieſer weiten Erde.
Sie haben noch auf dich gezählt; ſie gaben
Dich nicht dem Vater zum Geleite mit,
Da er unwillig nach dem Orcus ging.

Oreſt.

O wär' ich, ſeinen Saum ergreifend, ihm
Gefolgt!

Pylades.

So haben die, die dich erhielten,
Für mich geſorgt: denn was ich worden wäre,
Wenn Du nicht lebteſt, kann ich mir nicht denken;
Da ich mit dir und deinetwillen nur
Seit meiner Kindheit leb' und leben mag.

Oreſt.

Erinnre mich nicht jener ſchönen Tage,
Da mir dein Haus die freye Stäte gab,
Dein edler Vater klug und liebevoll
Die halb erſtarrte junge Blüte pflegte;
Da du ein immer munterer Geſelle,
Gleich einem leichten bunten Schmetterling'
Um eine dunkle Blume, jeden Tag
Um mich mit neuem Leben gaukelteſt,
Mir deine Luſt in meine Seele ſpielteſt,
Daß ich, vergeſſend meiner Noth, mit dir
In raſcher Jugend hingeriſſen ſchwärmte.

Pylades.

Da fing mein Leben an, als ich dich liebte.

Oreſt.

Sag: meine Noth begann, und du ſprichſt wahr.
Das iſt das Aengſtliche von meinem Schickſal,
Daß ich, wie ein verpeſteter Vertriebner,
Geheimen Schmerz und Tod im Buſen trage;
Daß, wo ich den geſund'ſten Ort betrete,

Gar bald um mich die blühenden Geſichter
Den Schmerzenszug langſamen Tod's verrathen.

Pylades.

Der nächſte wär' ich dieſen Tod zu ſterben,
Wenn je dein Hauch, Oreſt, vergiftete.
Bin ich nicht immer noch voll Muth und Luſt?
Und Luſt und Liebe ſind die Fittige
Zu groſen Thaten.

Oreſt.

Groſe Thaten? Ja,
Ich weiß die Zeit, da wir ſie vor uns ſahn!
Wenn wir zuſammen oft dem Wilde nach
Durch Berg' und Thäler rannten, und dereinſt
An Bruſt und Fauſt dem hohen Ahnherrn gleich
Mit Keul' und Schwert dem Ungeheuer ſo,
Dem Räuber auf der Spur zu jagen hofften;
Und dann wir Abends an der weiten See
Uns an einander lehnend ruhig ſaßen,
Die Wellen bis zu unſern Füßen ſpielten,
Die Welt ſo weit, ſo offen vor uns lag;
Da fuhr wohl einer manchmal nach dem Schwert,
Und künft'ge Thaten drangen wie die Sterne
Rings um uns her unzählig aus der Nacht.

Pylades.

Unendlich iſt das Werk, das zu vollführen
Die Seele dringt. Wir möchten jede That
So groß gleich thun als wie ſie wächſt und wird,
Wenn Jahre lang durch Länder und Geſchlechter
Der Mund der Dichter ſie vermehrend wälzt.

Es klingt so schön was unsre Väter thaten,
Wenn es in stillen Abendschatten ruhend
Der Jüngling mit dem Ton der Harfe schlürft;
Und was wir thun ist, wie es ihnen war,
Voll Müh' und eitel Stückwerk!
So laufen wir nach dem was vor uns flieht,
Und achten nicht des Weges den wir treten,
Und sehen neben uns der Ahnherrn Tritte
Und ihres Erdelebens Spuren kaum.
Wir eilen immer ihrem Schatten nach,
Der göttergleich in einer weiten Ferne
Der Berge Haupt auf goldnen Wolken krönt.
Ich halte nichts von dem, der von sich denkt
Wie ihn das Volk vielleicht erheben möchte.
Allein, o Jüngling, danke du den Göttern,
Daß sie so früh durch dich so viel gethan.

Orest.

Wenn sie dem Menschen frohe That bescheren,
Daß er ein Unheil von den Seinen wendet,
Daß er sein Reich vermehrt, die Gränzen sichert,
Und alte Feinde fallen oder fliehn;
Dann mag er danken! denn ihm hat ein Gott
Des Lebens erste, letzte Lust gegönnt.
Mich haben sie zum Schlächter auserkoren,
Zum Mörder meiner doch verehrten Mutter,
Und eine Schandthat schändlich rächend, mich
Durch ihren Wink zu Grund' gerichtet. Glaube,
Sie haben es auf Tantals Haus gerichtet,
Und ich, der Letzte, soll nicht schuldlos, soll
Nicht ehrenvoll vergehn.

Pylades.

Die Götter rächen
Der Väter Miſſethat nicht an dem Sohn;
Ein jeglicher, gut oder böſe, nimmt
Sich ſeinen Lohn mit ſeiner That hinweg.
Es erbt der Eltern Segen, nicht ihr Fluch.

Oreſt.

Uns fährt ihr Segen, dünkt mich, nicht hierher.

Pylades.

Doch wenigſtens der hohen Götter Wille.

Oreſt.

So iſt's ihr Wille denn, der uns verderbt.

Pylades.

Thu' was ſie dir gebieten und erwarte.
Bringſt du die Schweſter zu Apollen hin,
Und wohnen beyde dann vereint zu Delphi,
Verehrt von einem Volk das edel denkt;
So wird für dieſe That das hohe Paar
Dir gnädig ſeyn, ſie werden aus der Hand
Der Unterird'ſchen dich erretten. Schon
In dieſem heil'gen Hain wagt keine ſich.

Oreſt.

So hab' ich wenigſtens gerub'gen Tod.

Pylades.

Ganz anders denk' ich, und nicht ungeſchickt
Hab' ich das ſchon Geſcheh'ne mit dem Künft'gen
Verbunden und im ſtillen ausgelegt.
Vielleicht reift in der Götter Rath ſchon lange
Das große Werk. Diane ſehnet ſich
Von dieſem rauhen Ufer der Barbaren

Und ihren blut'gen Menſchenopfern weg.
Wir waren zu der ſchönen That beſtimmt,
Uns wird ſie auferlegt, und ſeltſam ſind
Wir an der Pforte ſchon gezwungen hier.

Oreſt.

Mit ſeltner Kunſt flichſt du der Götter Rath
Und deine Wünſche klug in Eins zuſammen.

Pylades.

Was iſt des Menſchen Klugheit, wenn ſie nicht
Auf Jener Willen droben achtend lauſcht?
Zu einer ſchweren That berufſt ein Gott
Den edeln Mann, der viel verbrach, und legt
Ihm auf was uns unmöglich ſcheint zu enden.
Es ſiegt der Held, und büßend dienet er
Den Göttern und der Welt, die ihn verehrt.

Oreſt.

Bin ich beſtimmt, zu leben und zu handeln;
So nehm' ein Gott von meiner ſchweren Stirn
Den Schwindel weg, der auf dem ſchlüpfrigen,
Mit Mutterblut beſprengten Pfade fort
Mich zu den Todten reißt. Er trockne gnädig
Die Quelle, die, mir aus der Mutter Wunden
Entgegen ſprudelnd, ewig mich befleckt.

Pylades.

Erwart' es ruhiger! Du mehrſt das Uebel
Und nimmſt das Amt der Furien auf dich.
Laß mich nur ſinnen, bleibe ſtill! Zuletzt,
Bedarf's zur That vereinter Kräfte, dann
Ruf' ich dich auf, und beyde ſchreiten wir
Mit überlegter Kühnheit zur Vollendung.

Oreſt.

Ich hör' Ulyſſen reden.

Pylades.

Spotte nicht.
Ein jeglicher muß ſeinen Helden wählen,
Dem er die Wege zum Olymp hinauf
Sich nacharbeitet. Laß es mich geſtehn:
Mir ſcheinet Liſt und Klugheit nicht den Mann
Zu ſchänden, der ſich kühnen Thaten weiht.

Oreſt.

Ich ſchätze den, der tapfer iſt und g'rad.

Pylades.

Drum hab' ich keinen Rath von dir verlangt.
Schon iſt ein Schritt gethan. Von unſern Wächtern
Hab' ich bisher gar vieles ausgelockt.
Ich weiß, ein fremdes, göttergleiches Weib
Hält jenes blutige Geſetz gefeſſelt;
Ein reines Herz und Weihrauch und Gebet
Bringt ſie den Göttern dar. Man rühmet hoch
Die Gütige; man glaubet, ſie entſpringe
Vom Stamm der Amazonen, ſey geflohn,
Um einem großen Unheil zu entgehn.

Oreſt.

Es ſcheint, ihr lichtes Reich verlor die Kraft
Durch des Verbrechers Nähe, den der Fluch
Wie eine breite Nacht verfolgt und deckt.
Die fromme Blutgier löſ't den alten Brauch
Von ſeinen Feſſeln los, uns zu verderben.
Der wilde Sinn des Königs tödtet uns;
Ein Weib wird uns nicht retten, wenn er zürnt.

Pylades.

Wohl uns, daß es ein Weib iſt! denn ein Mann,
Der beſte ſelbſt, gewöhnet ſeinen Geiſt
An Grauſamkeit, und macht ſich auch zuletzt
Aus dem, was er verabſcheut, ein Geſetz,
Wird aus Gewohnheit hart und faſt unkenntlich.
Allein ein Weib bleibt ſtät auf Einem Sinn,
Den ſie gefaßt. Du rechneſt ſicherer
Als ſie im Guten wie im Böſen. — Still!
Sie kommt; laß uns allein. Ich darf nicht gleich
Ihr unſre Nahmen nennen, unſer Schickſal
Nicht ohne Rückhalt ihr vertrau'n. Du gehſt,
Und eh' ſie mit dir ſpricht, treff' ich dich noch.

Zweyter Auftritt.

Iphigenie. Pylades.

Iphigenie.

Woher du ſeyſt und kommſt, o Fremdling, ſprich!
Mir ſcheint es, daß ich eher einem Griechen
Als einem Scythen dich vergleichen ſoll.
(Sie nimmt ihm die Ketten ab.)
Gefährlich iſt die Freyheit, die ich gebe;
Die Götter wenden ab was euch bedroht!

Pylades.

O ſüße Stimme! Vielwillkommner Ton
Der Mutterſprach' in einem fremden Lande!
Des väterlichen Hafens blaue Berge

Seh' ich Gefangner neu willkommen wieder
Vor meinen Augen. Laß dir dieſe Freude
Verſichern, daß auch ich ein Grieche bin!
Vergeſſen hab' ich einen Augenblick,
Wie ſehr ich dein bedarf, und meinen Geiſt
Der herrlichen Erſcheinung zugewendet.
O ſage, wenn dir ein Verhängniß nicht
Die Lippe ſchließt, aus welchem unſrer Stämme
Du deine göttergleiche Herkunft zählſt.

Iphigenie.

Die Prieſterinn, von ihrer Göttinn ſelbſt
Gewählet und geheiligt, ſpricht mit dir.
Das laß dir g'nügen; ſage, wer du ſeyſt
Und welch unſelig-waltendes Geſchick
Mit dem Gefährten dich hierher gebracht.

Pylades.

Leicht kann ich dir erzählen, welch ein Uebel
Mit laſtender Geſellſchaft uns verfolgt.
O könnteſt du der Hoffnung frohen Blick
Uns auch ſo leicht, du Göttliche, gewähren!
Aus Kreta ſind wir, Söhne des Adraſts:
Ich bin der jüngſte, Cephalus genannt,
Und er Laodamas, der älteſte
Des Hauſes. Zwiſchen uns ſtand rauh und wild
Ein mittlerer, und trennte ſchon im Spiel
Der erſten Jugend Einigkeit und Luſt.
Gelaſſen folgten wir der Mutter Worten,
So lang' des Vaters Kraft vor Troja ſtritt;
Doch als er heutereich zurücke kam
Und kurz darauf verſchied, da trennte bald

Der Streit um Reich und Erbe die Geſchwiſter.
Ich neigte mich zum Aeltſten. Er erſchlug
Den Bruder. Um der Blutſchuld willen treibt
Die Furie gewaltig ihn umher.
Doch dieſem wilden Ufer ſendet uns
Apoll, der Delphiſche, mit Hoffnung zu.
Im Tempel ſeiner Schweſter hieß er uns
Der Hülfe ſegensvolle Hand erwarten.
Gefangen ſind wir und hierher gebracht,
Und dir als Opfer dargeſtellt. Du weißt's.

Iphigenie.

Fiel Troja? Theurer Mann, verſichr' es mir.

Pylades.

Es liegt. O ſich're du uns Rettung zu!
Beſchleunige die Hülfe, die ein Gott
Verſprach. Erbarme meines Bruders dich.
O ſag' ihm bald ein gutes holdes Wort;
Doch ſchone ſeiner wenn du mit ihm ſprichſt,
Das bitt' ich eifrig: denn es wird gar leicht
Durch Freud' und Schmerz und durch Erinnerung
Sein Innerſtes ergriffen und zerrüttet.
Ein fieberhafter Wahnſinn fällt ihn an,
Und ſeine ſchöne freye Seele wird
Den Furien zum Raube hingegeben.

Iphigenie.

So groß dein Unglück iſt, beſchwör' ich dich,
Vergiß es, bis du mir genug gethan.

Pylades.

Die hohe Stadt, die zehen lange Jahre
Dem ganzen Heer der Griechen widerſtand,

Liegt nun im Schutte, ſteigt nicht wieder auf.
Doch manche Gräber unſrer Veſten heißen
Uns an das Ufer der Barbaren denken.
Achill liegt dort mit ſeinem ſchönen Freunde.

Iphigenie.

So ſeyd ihr Götterbilder auch zu Staub!

Pylades.

Auch Palamedes, Ajax Telamons,
Sie ſahn des Vaterlandes Tag nicht wieder.

Iphigenie.

Er ſchweigt von meinem Vater, nennt ihn nicht
Mit den Erſchlagnen. Ja! er lebt mir noch!
Ich werd' ihn ſehn! O hoffe, liebes Herz!

Pylades.

Doch ſelig ſind die Todten, die ſtarben
Den bittersüßen Tod von Feindes Hand!
Denn wüſte Schrecken und ein traurig Ende
Hat den Rückkehrenden ſtatt des Triumphs
Ein feindlich aufgebrachter Gott bereitet.
Kommt denn der Menſchen Stimme nicht zu euch?
So weit ſie reicht, trägt ſie den Ruf umher
Von unerhörten Thaten die geſchah'n.
So iſt der Jammer, der Mycenens Hallen
Mit immer wiederhohlten Seufzern füllt,
Dir ein Geheimniß? — Klytemneſtra hat
Mit Hülf' Aegiſthens den Gemahl berückt,
Am Tage ſeiner Rückkehr ihn ermordet! —
Ja du verehreſt dieſes Königs Haus!
Ich ſeh' es, deine Bruſt bekämpft vergebens
Das unerwartet ungeheure Wort.

Biſt du die Tochter eines Freundes? biſt
Du nachbarlich in dieſer Stadt geboren?
Verbirg es nicht und rechne mir's nicht zu,
Daß ich der erſte dieſe Gräuel meide.

Iphigenie.

Sag' an, wie ward die ſchwere That vollbracht?

Pylades.

Am Tage ſeiner Ankunft, da der König
Vom Bad' erquickt und ruhig, ſein Gewand
Aus der Gemahlinn Hand verlangend, ſtieg,
Warf die Verderbliche ein faltenreich
Und künſtlich ſich verwirrendes Gewebe
Ihm auf die Schultern, um das edle Haupt;
Und da er wie von einem Netze ſich
Vergebens zu entwickeln ſtrebte, ſchlug
Aegiſth ihn, der Verräther, und verhüllt
Ging zu den Todten dieſer große Fürſt.

Iphigenie.

Und welchen Lohn erhielt der Mitverſchworne?

Pylades.

Ein Reich und Bette, das er ſchon beſaß.

Iphigenie.

So trieb zur Schandthat eine böſe Luſt?

Pylades.

Und einer alten Rache tief Gefühl.

Iphigenie.

Und wie beleidigte der König ſie?

Pylades.

Mit ſchwerer That, die, wenn Entſchuldigung
Des Mordes wäre, ſie entſchuldigte.

Nach Aulis lockt' er ſie und brachte dort,
Als eine Gottheit ſich der Griechen Fahrt
Mit ungeſtümen Winden widerſetzte,
Die älteſte Tochter Iphigenien
Vor den Altar Dianens, und ſie fiel
Ein blutig Opfer für der Griechen Heil.
Dieß, ſagt man, hat ihr einen Widerwillen
So tief in's Herz geprägt, daß ſie dem Werben
Aegiſthens ſich ergab und den Gemahl
Mit Netzen des Verderbens ſelbſt umſchlang.

Iphigenie. (ſich verhüllend.)

Es iſt genug. Du wirſt mich wiederſehn.

Pylades. (allein.)

Von dem Geſchick des Königs-Hauſes ſcheint
Sie tief gerührt. Wer ſie auch immer ſey,
So hat ſie ſelbſt den König wohl gekannt
Und iſt, zu unſerm Glück, aus hohem Hauſe
Hierher verkauft. Nur ſtille, liebes Herz,
Und laß dem Stern der Hoffnung, der uns blinkt,
Mit frohem Muth uns klug entgegen ſteuern.

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Iphigenie. Oreſt.

Iphigenie.

Unglücklicher, ich löſe deine Bande
Zum Zeichen eines ſchmerzlichern Geſchicks.
Die Freyheit, die das Heiligthum gewährt,
Iſt wie der letzte, lichte Lebensblick
Des ſchwer Erkrankten, Todesbote. Noch
Kann ich es mir und darf es mir nicht ſagen,
Daß ihr verloren ſeyd! Wie könnt' ich euch
Mit mörderiſcher Hand dem Tode weihen?
Und niemand, wer es ſey, darf euer Haupt,
So lang' ich Prieſterinn Dianens bin,
Berühren. Doch verweigr' ich jene Pflicht,
Wie ſie der aufgebrachte König fordert;
So wählt er eine meiner Jungfraun mir
Zur Folgerinn, und ich vermag alsdann
Mit heißem Wunſch allein euch beyzuſtehn.
O werther Landsmann! Selbſt der letzte Knecht,
Der an den Herd der Vatergötter ſtreifte,
Iſt uns in fremdem Lande hoch willkommen;
Wie ſoll ich euch genug mit Freud' und Segen
Empfangen, die ihr mir das Bild der Helden,

Die ich von Eltern her verehren lernte,
Entgegen bringet und das innre Herz
Mit neuer ſchöner Hoffnung ſchmeichelnd labet!

Oreſt.

Verbirgſt du deinen Nahmen, deine Herkunft
Mit klugem Vorſatz? oder darf ich wiſſen,
Wer mir, gleich einer Himmliſchen, begegnet?

Iphigenie.

Du ſollſt mich kennen. Jetzo ſag' mir an,
Was ich nur halb von deinem Bruder hörte,
Das Ende derer, die von Troja kehrend
Ein hartes unerwartetes Geſchick
Auf ihrer Wohnung Schwelle ſtumm empfing.
Zwar ward ich jung an dieſen Strand geführt;
Doch wohl erinnr' ich mich des ſchönen Blicks,
Den ich mit Staunen und mit Bangigkeit
Auf jene Helden warf. Sie zogen aus,
Als hätte der Olymp ſich aufgethan
Und die Geſtalten der erlauchten Vorwelt
Zum Schrecken Ilions herabgeſendet,
Und Agamemnon war vor allen herrlich!
O ſage mir! Er fiel, ſein Haus betretend,
Durch ſeiner Frauen und Aegiſthens Tücke?

Oreſt.

Du ſagſt's!

Iphigenie.

Weh dir, unſeliges Mycen!
So haben Tantals Enkel Fluch auf Fluch
Mit vollen wilden Händen ausgeſät!
Und gleich dem Unkraut, wüſte Häupter ſchüttelnd

Und tauſendfält'gen Samen um ſich ſtreuend,
Den Kindeskindern nahverwandte Mörder
Zur ew'gen Wechſelwuth erzeugt! — Enthülle,
Was von der Rede deines Bruders ſchnell
Die Finſterniß des Schreckens mir verdeckte.
Wie iſt des großen Stammes letzter Sohn,
Das holde Kind, beſtimmt des Vaters Rächer
Dereinſt zu ſeyn, wie iſt Oreſt dem Tage
Des Bluts entgangen? Hat ein gleich Geſchick
Mit des Avernus Netzen ihn umſchlungen?
Iſt er gerettet? Lebt er? Lebt Elektra?

Oreſt.

Sie leben.

Iphigenie.

Goldne Sonne, leihe mir
Die ſchönſten Strahlen, lege ſie zum Dank
Vor Jovis Thron! denn ich bin arm und ſtumm.

Oreſt.

Biſt du gaſtfreundlich dieſem Königs-Hauſe,
Biſt du mit nähern Banden ihm verbunden,
Wie deine ſchöne Freude mir verräth:
So bändige dein Herz und halt es feſt!
Denn unerträglich muß dem Fröhlichen
Ein jäher Rückfall in die Schmerzen ſeyn.
Du weißt nur, merk' ich, Agamemnons Tod.

Iphigenie.

Hab' ich an dieſer Nachricht nicht genug?

Oreſt.

Du haſt des Gräuels Hälfte nur erfahren.

Iphigenie.

Was fürcht' ich noch? Oreſt, Elektra leben.

Oreſt.

Und fürchteſt du für Klytemneſtren nichts?

Iphigenie.

Sie rettet weder Hoffnung, weder Furcht.

Oreſt.

Auch ſchied ſie aus dem Land der Hoffnung ab.

Iphigenie.

Vergeß ſie rasig wüthend ſelbſt ihr Blut?

Oreſt.

Nein, doch ihr eigen Blut gab ihr den Tod.

Iphigenie.

Sprich deutlicher, daß ich nicht länger ſinne.
Die Ungewißheit ſchlägt mir tauſendfältig
Die dunkeln Schwingen um das bange Haupt.

Oreſt.

So haben mich die Götter auserſehn
Zum Boten einer That, die ich ſo gern
In's klanglos-dumpfe Höllenreich der Nacht
Verbergen möchte? Wider meinen Willen
Zwingt mich dein holder Mund; allein er darf
Auch etwas ſchmerzlich's fodern und erhält's.
Am Tage da der Vater fiel, verbarg
Elektra rettend ihren Bruder! Strophius,
Des Vaters Schwäher, nahm ihn willig auf,
Erzog ihn neben ſeinem eignen Sohne,
Der, Pylades genannt, die ſchönſten Bande
Der Freundſchaft um den Angekommnen knüpfte.
Und wie ſie wuchſen, wuchs in ihrer Seele

Die brennende Begier des Königs Tod
Zu rächen. Unverſehen, fremd gekleidet,
Erreichen ſie Mycen, als brächten ſie
Die Trauernachricht von Oreſtens Tode
Mit ſeiner Aſche. Wohl empfänget ſie
Die Königinn; ſie treten in das Haus.
Elektren gibt Oreſt ſich zu erkennen;
Sie bläſ't der Rache Feuer in ihm auf,
Das vor der Mutter heil'ger Gegenwart
In ſich zurückgebrannt war. Stille führt
Sie ihn zum Orte, wo ſein Vater fiel,
Wo eine alte leichte Spur des frech
Vergoßnen Blutes oftgewaſchnen Boden
Mit blaſſen ahndungsvollen Streifen färbte.
Mit ihrer Feuerzunge ſchilderte
Sie jeden Umſtand der verruchten That,
Ihr knechtiſch elend durchgebrachtes Leben,
Den Uebermuth der glücklichen Verräther,
Und die Gefahren, die nun der Geſchwiſter
Von einer ſtiefgewordnen Mutter warteten. —
Hier drang ſie jenen alten Dolch ihm auf,
Der ſchon in Tantals Hauſe grimmig wüthete,
Und Klytemneſtra fiel durch Sohnes-Hand.

Iphigenie.

Unſterbliche, die ihr den reinen Tag
Auf immer neuen Wolken ſelig lebet,
Habt ihr nur darum mich ſo manches Jahr
Von Menſchen abgeſondert, mich ſo nah
Bey euch gehalten, mir die kindliche
Beſchäftigung, des heil'gen Feuers Gluth

Zu nähren, anigetragen, meine Seele
Der Flamme gleich in ew'ger frommer Klarheit
Zu euern Wohnungen hinaufgezogen,
Daß ich nur meines Hauſes Gräuel ſpäter
Und tiefer fühlen ſollte? — Sage mir
Vom Unglückſel'gen! Sprich mir von Oreſt! —

Oreſt.

O könnte man von ſeinem Tode ſprechen!
Wie gährend ſtieg aus der Erſchlagnen Blut
Der Mutter Geiſt
Und ruft der Nacht uralten Töchtern zu:
„Laßt nicht den Muttermörder entfliehn!
Verfolgt den Verbrecher! Euch iſt er geweiht!“
Sie horchen auf, es ſchaut ihr hohler Blick
Mit der Begier des Adlers um ſich her.
Sie rühren ſich in ihren ſchwarzen Höhlen,
Und aus den Winkeln ſchleichen ihre Gefährten,
Der Zweifel und die Reue, leiſ' herbey.
Vor ihnen ſteigt ein Dämpf vom Acheron;
In ſeinen Wolkenkreiſen wälzet ſich
Die ewige Betrachtung des Geſcheh'nen
Verwirrend um des Schuld'gen Haupt umher,
Und ſie, berechtigt zum Verderben, treten
Der gottbeſäten Erde ſchönen Boden,
Von dem ein alter Fluch ſie längſt verbannte.
Den Flüchtigen verfolgt ihr ſchneller Fuß;
Sie geben nur um neu zu ſchrecken Raſt.

Iphigenie.

Unſeliger, du biſt in gleichem Fall,
Und fühlſt was er, der arme Flüchtling, leidet!

Oreſt.

Was ſagſt du mir? Was wähnſt du gleichen Fall?

Iphigenie.

Dich drückt ein Brudermord wie jenen; mir
Vertraute dieß dein jüngſter Bruder ſchon.

Oreſt.

Ich kann nicht leiden, daß du große Seele
Mit einem falſchen Wort betrogen werdeſt.
Ein lügenhaft Gewebe knüpft' ein Fremder
Dem Fremden, ſinnreich und der Liſt gewohnt,
Zur Falle vor die Füße; zwiſchen uns
Sey Wahrheit!
Ich bin Oreſt! und dieſes ſchuld'ge Haupt
Senkt nach der Grube ſich und ſucht den Tod;
In jeglicher Geſtalt ſey er willkommen!
Wer du auch ſeyſt, ſo wünſch' ich Rettung dir
Und meinem Freunde; mir wünſch' ich ſie nicht.
Du ſcheinſt hier wider Willen zu verweilen;
Erfindet Rath zur Flucht und laßt mich hier.
Es ſtürze mein entſeelter Leib vom Fels,
Es rauche bis zum Meer' hinab mein Blut,
Und bringe Fluch dem Ufer der Barbaren!
Geht ihr, daheim im ſchönen Griechenland'
Ein neues Leben freundlich anzufangen.

(Er entfernt ſich.)

Iphigenie.

So ſteigſt du denn, Erfüllung, ſchönſte Tochter
Des größten Vaters, endlich zu mir nieder!
Wie ungeheuer ſteht dein Bild vor mir!
Kaum reicht mein Blick dir an die Hände, die

Mit Frucht und Segenskränzen angefüllt
Die Schätze des Olympus niederbringen.
Wie man den König an dem Uebermaß
Der Gaben kennt: denn ihm muß wenig ſcheinen
Was Tauſenden ſchon Reichthum iſt; ſo kennt
Man euch, ihr Götter, an geſparten, lang'
Und weiſe zubereiteten Geſchenken.
Denn ihr allein wißt was uns frommen kann,
Und ſchaut der Zukunft ausgedehntes Reich,
Wenn jedes Abends Stern- und Nebelhülle
Die Ausſicht uns verdeckt. Gelaſſen hört
Ihr unſer Flehn, das um Beſchleunigung
Euch kindiſch bittet; aber eure Hand
Bricht unreif nie die goldnen Himmelsfrüchte;
Und wehe dem, der ungeduldig ſie
Ertrotzend, ſaure Speiſe ſich zum Tod'
Genießt. O laßt das lang' erwartete,
Noch kaum gedachte Glück nicht, wie den Schatten
Des abgeſchiednen Freundes, eitel mir
Und dreyfach ſchmerzlicher vorübergehn!

Oreſt. (tritt wieder zu ihr.)

Rufſt du die Götter an für dich und Pylades,
So nenne meinen Nahmen nicht mit eurem.
Du retteſt den Verbrecher nicht zu dem
Du dich geſell'ſt, und theileſt Fluch und Noth.

Iphigenie.

Mein Schickſal iſt an deines feſt gebunden.

Oreſt.

Mit nichten! Laß allein und unbegleitet
Mich zu den Todten gehn. Verhülleſt du

In deinen Schleyer ſelbſt den Schuldigen;
Du birgſt ihn nicht vor'm Blick der Immerwachen,
Und deine Gegenwart, du Himmliſche,
Drängt ſie nur ſeitwärts und verſcheucht ſie nicht.
Sie dürfen mit den ehrnen frechen Füßen
Des heil'gen Waldes Boden nicht betreten;
Doch hör' ich aus der Ferne hier und da
Ihr gräßliches Gelächter. Wölfe harren
So um den Baum, auf den ein Reiſender
Sich rettete. Da draußen ruhen ſie
Gelagert; und verlaß' ich dieſen Hain,
Dann ſteigen ſie, die Schlangenhäupter ſchüttelnd,
Von allen Seiten Staub erregend auf
Und treiben ihre Beute vor ſich her.

Iphigenie.

Kannſt du, Oreſt, ein freundlich Wort vernehmen?

Oreſt.

Spar' es für einen Freund der Götter auf.

Iphigenie.

Sie geben dir zu neuer Hoffnung Licht.

Oreſt.

Durch Rauch und Qualm ſeh' ich den matten Schein
Des Todtenfluſſes mir zur Hölle leuchten.

Iphigenie.

Haſt du Elektren, Eine Schweſter nur?

Oreſt.

Die Eine kannt' ich; doch die älteſte nahm
Ihr gut Geſchick, das uns ſo ſchrecklich ſchien,
Bey Zeiten aus dem Elend unſers Hauſes.
O laß dein Fragen, und geſelle dich

Nicht auch zu den Erinnyen; ſie blaſen
Mir ſchadenfroh die Aſche von der Seele,
Und leiden nicht, daß ſich die letzten Kohlen
Von unſers Hauſes Schreckensbrande ſtill
In mir verglimmen. Soll die Gluth denn ewig,
Vorſetzlich angefacht, mit Höllenſchwefel
Genährt, mir auf der Seele marternd brennen?

Iphigenie.

Ich bringe ſüßes Räuchwerk in die Flamme.
O laß den reinen Hauch der Liebe dir
Die Gluth des Buſens leiſe wehend kühlen.
Oreſt, mein Theurer, kannſt du nicht vernehmen?
Hat das Geleit der Schreckensgötter ſo
Das Blut in deinen Adern aufgetrocknet?
Schleicht, wie vom Haupt der gräßlichen Gorgone,
Verſteinernd dir ein Zauber durch die Glieder?
O wenn vergoßnen Mutterblutes Stimme
Zur Höll' hinab mit dumpfen Tönen ruft:
Soll nicht der reinen Schweſter Segenswort
Hülfreiche Götter vom Olympus rufen?

Oreſt.

Es ruft! es ruft! So willſt du mein Verderben?
Verbirgt in dir ſich eine Rachegöttinn?
Wer biſt du, deren Stimme mir entſetzlich
Das Innerſte in ſeinen Tiefen wendet?

Iphigenie.

Es zeigt ſich dir im tiefſten Herzen an:
Oreſt, ich bin's! ſieh Iphigenien!
Ich lebe!

Oreſt.

Du!

Iphigenie.

Mein Bruder!

Oreſt.

Laß! Hinweg!

Ich rathe dir, berühre nicht die Locken!
Wie von Kreuſa's Brautkleid zündet ſich
Ein unauslöſchlich Feuer von mir fort.
Laß mich! Wie Herkules will ich Unwürd'ger
Den Tod voll Schmach, in mich verſchloſſen, ſterben.

Iphigenie.

Du wirſt nicht untergehn! O daß ich nur
Ein ruhig Wort von dir vernehmen könnte!
O löſe meine Zweifel, laß des Glückes,
Des lang' erflehten, mich auch ſicher werden.
Es wälzet ſich ein Rad von Freud' und Schmerz
Durch meine Seele. Von dem fremden Manne
Entfernet mich ein Schauer; doch es reiß't
Mein Innerſtes gewaltig mich zum Bruder.

Oreſt.

Iſt hier Apäens Tempel? und ergreift
Unbändig-heil'ge Wuth die Prieſterinn?

Iphigenie.

O höre mich! O ſieh mich an, wie mir
Nach einer langen Zeit das Herz ſich öffnet
Der Seligkeit, dem Liebſten, was die Welt
Noch für mich tragen kann, das Haupt zu küſſen,
Mit meinen Armen, die den leeren Winden
Nur ausgebreitet waren, dich zu faſſen.

O laß mich! Laß mich! Denn es quillet heller
Nicht vom Parnaß die ew'ge Quelle ſprudelnd
Von Fels zu Fels in's goldne Thal hinab,
Wie Freude mir vom Herzen wallend fließt,
Und wie ein ſelig Meer mich rings umfängt.
Oreſt! Oreſt! Mein Bruder!

Oreſt.

Schöne Nymphe,
Ich traue dir und deinem Schmeicheln nicht.
Diana fordert ſtrenge Dienerinnen
Und rächet das entweih'te Heiligthum.
Entferne deinen Arm von meiner Bruſt!
Und wenn du einen Jüngling rettend lieben,
Das ſchöne Glück ihm zärtlich bieten willſt;
So wende meinem Freunde dein Gemüth,
Dem würd'gern Manne zu. Er irr't umher
Auf jenem Felſenpfade; ſuch' ihn auf,
Weiſ' ihn zurecht und ſchone meiner.

Iphigenie.

Faſſe
Dich, Bruder, und erkenne die Gefund'ne!
Schilt einer Schweſter reine Himmelsfreude
Nicht unbeſonnene, ſtrafbare Luſt.
O nehmt den Wahn ihm von dem ſtarren Auge,
Daß uns der Augenblick der höchſten Freude
Nicht dreyfach elend mache! Sie iſt hier,
Die längſt verlorne Schweſter. Vom Altar
Riß mich die Göttinn weg und rettete
Hierher mich in ihr eigen Heiligthum.

Gefangen biſt du, dargeſtellt zum Opfer,
Und findeſt in der Prieſterinn die Schweſter.

Oreſt.

Unſelige! So mag die Sonne denn
Die letzten Gräuel unſers Hauſes ſehn!
Iſt nicht Elektra hier? damit auch ſie
Mit uns zu Grunde gehe, nicht ihr Leben
Zu ſchwererem Geſchick' und Leiden friſte.
Gut, Prieſterinn! ich folge zum Altar:
Der Brudermord iſt hergebrachte Sitte
Des alten Stammes; und ich danke, Götter,
Daß ihr mich ohne Kinder auszurotten
Beſchloſſen habt. Und laß dir rathen, habe
Die Sonne nicht zu lieb und nicht die Sterne;
Komm, folge mir in's dunkle Reich hinab!
Wie ſich vom Schwefelpfuhl' erzeugte Drachen
Bekämpfend die verwandte Brut verſchlingen,
Zerſtört ſich ſelbſt das wüthende Geſchlecht;
Komm kinderlos und ſchuldlos mit hinab!
Du ſiehſt mich mit Erbarmen an? Laß ab!
Mit ſolchen Blicken ſuchte Klytemneſtra
Sich einen Weg nach ihres Sohnes Herzen;
Doch ſein geſchwung'ner Arm traf ihre Bruſt.
Die Mutter fiel! — Tritt auf, unwill'ger Geiſt!
Im Kreis geſchloſſen tretet an, ihr Furien,
Und wohnet dem willkommnen Schauſpiel bey,
Dem letzten, gräßlichſten, das ihr bereitet!
Nicht Haß und Rache ſchärfen ihren Dolch;
Die liebevolle Schweſter wird zur That
Gezwungen. Weine nicht! Du haſt nicht Schuld.

Seit meinen erſten Jahren hab' ich nichts
Geliebt, wie ich dich lieben könnte, Schweſter.
Ja, ſchwinge deinen Stahl, verſchone nicht,
Zerreiße dieſen Buſen, und eröffne
Den Strömen die hier fließen einen Weg!
(Er ſinkt in Ermattung.)

Iphigenie.

Allein zu tragen dieſes Glück und Elend
Vermag ich nicht. — Wo biſt du, Pylades?
Wo find' ich deine Hülfe, theurer Mann?
(Sie entfernt ſich ſuchend.)

Zweyter Auftritt.

Oreſt.

(aus ſeiner Betäubung erwachend und ſich aufrichtend.)

Noch einen! reiche mir aus Lethe's Fluthen
Den letzten kühlen Becher der Erquickung!
Bald iſt der Krampf des Lebens aus dem Buſen
Hinweggeſpült; bald fließet ſtill mein Geiſt,
Der Quelle des Vergeſſens hingegeben,
Zu euch, ihr Schatten, in die ew'gen Nebel.
Gefällig laßt in eurer Ruhe ſich
Den umgetriebnen Sohn der Erde laben! —
Welch ein Geliſpel hör' ich in den Zweigen,
Welch ein Geräuſch aus jener Dämmrung ſäuſeln? —
Sie kommen ſchon den neuen Gaſt zu ſehn!
Wer iſt die Schaar, die herrlich mit einander
Wie ein verſammelt Fürſtenhaus ſich freut?
Sie gehen friedlich, Alt' und Junge, Männer

Mit Weibern; göttergleich und ähnlich ſcheinen
Die wandelnden Geſtalten. Ja, ſie ſind's,
Die Ahnherrn meines Hauſes. — Mit Thyeſten
Geht Atreus in vertraulichen Geſprächen,
Die Knaben ſchlüpfen ſcherzend um ſie her.
Iſt keine Feindſchaft hier mehr unter euch?
Verloſch die Rache wie das Licht der Sonne?
So bin auch ich willkommen, und ich darf
In euern feierlichen Zug mich miſchen.
Willkommen, Väter! euch grüßt Oreſt,
Von euerm Stamm der letzte Mann;
Was ihr geſä't, hat er geärntet:
Mit Fluch beladen ſtieg er herab.
Doch leichter träget ſich hier jede Bürde:
Nehmt ihn, o nehmt ihn in euern Kreis!
Dich, Atreus, ehr' ich, auch dich Thyeſten;
Wir ſind hier alle der Feindſchaft los. —
Zeigt mir den Vater, den ich nur Einmal
Im Leben ſah! — Biſt du's, mein Vater?
Und führſt die Mutter vertraut mit dir?
Darf Klytemneſtra die Hand dir reichen;
So darf Oreſt auch zu ihr treten
Und darf ihr ſagen: ſieh deinen Sohn! —
Seht euern Sohn! Heißt ihn willkommen.
Auf Erden war in unſerm Hauſe
Der Gruß des Mordes gewiſſe Loſung,
Und das Geſchlecht des alten Tantalus
Hat ſeine Freuden jenſeits der Nacht.
Ihr ruft: Willkommen! und nehmt mich auf!
O führt zum Alten, zum Ahnherrn mich!

Wo iſt der Alte? daß ich ihn ſehe,
Das theure Haupt, das vielverehrte,
Das mit den Göttern zu Rathe ſaß.
Ihr ſcheint zu zaudern, euch wegzuwenden?
Was iſt es? Leidet der Göttergleiche?
Weh mir! es haben die Uebermächt'gen
Der Heldenbruſt grauſame Qualen
Mit ehrnen Ketten feſt aufgeſchmiedet.

Dritter Auftritt.

Oreſt. Iphigenie. Pylades.

Oreſt.

Seyd ihr auch ſchon herabgekommen?
Wohl Schweſter dir! Noch fehlt Elektra:
Ein gût'ger Gott ſend' uns die Eine
Mit ſanften Pfeilen auch ſchnell herab.
Dich, armer Freund, muß ich bedauern!
Komm mit! komm mit! zu Pluto's Thron,
Als neue Gäſte den Wirth zu grüßen.

Iphigenie.

Geſchwiſter, die ihr an dem weiten Himmel
Das ſchöne Licht bey Tag und Nacht herauf
Den Menſchen bringet, und den Abgeſchiednen
Nicht leuchten dürfet, rettet uns Geſchwiſter!
Du liebſt, Diane, deinen holden Bruder
Vor allem, was dir Erd' und Himmel bietet,
Und wendeſt dein jungfräulich Angeſicht

Nach ſe nem ew'gen Lichte ſehnend ſtill.
O laß den einz'gen ſpätgefundnen mir
Nicht in der Finſterniß des Wahnſinns raſen!
Und iſt dein Wille, da du hier mich bargſt,
Nunmehr vollendet, willſt du mir durch ihn
Und ihm durch mich die ſel'ge Hulfe geben;
So löſ' ihn von den Banden jenes Fluchs,
Daß nicht die theure Zeit der Rettung ſchwinde.

Pylades.

Erkennſt du uns und dieſen heil'gen Hain
Und dieſes Licht, das nicht den Todten leuchtet?
Fühlſt du den Arm des Freundes und der Schweſter,
Die dich noch feſt, noch lebend halten? Faß'
Uns kräftig an; wir ſind nicht leere Schatten.
Merk auf mein Wort! Vernimm es! Raffe dich
Zuſammen! Jeder Augenblick iſt theuer,
Und unſre Rückkehr hängt an zarten Fäden,
Die, ſcheint es, eine günſt'ge Parze ſpinnt.

Oreſt. (zu Iphigenien.)

Laß mich zum erſtenmal mit freyem Herzen
In deinen Armen reine Freude haben!
Ihr Götter, die mit flammender Gewalt
Ihr ſchwere Wolken aufzuzehren wandelt,
Und gnädig-ernſt den lang' erflehten Regen
Mit Donnerſtimmen und mit Windes-Brauſen
In wilden Strömen auf die Erde ſchüttet;
Doch bald der Menſchen grauſendes Erwarten
In Segen auflöſ't und das bange Staunen
In Freudeblick und lauten Dank verwandelt,
Wenn in den Tropfen friſcherquickter Blätter

Die neue Sonne tauſendfach ſich ſpiegelt,
Und Iris freundlich bunt mit leichter Hand
Den grauen Flor der letzten Wolken trennt;
O laßt mich auch an meiner Schweſter Armen,
An meines Freundes Bruſt, was ihr mir gönnt
Mit vollem Dank genießen und behalten.
Es löſet ſich der Fluch, mir ſagt's das Herz.
Die Eumeniden ziehn, ich höre ſie,
Zum Tartarus und ſchlagen hinter ſich
Die ehrnen Thore fernabdonnernd zu.
Die Erde dampft erquickenden Geruch
Und ladet mich auf ihren Flächen ein,
Nach Lebensfreud' und großer That zu jagen.

Pylades.

Verſäumt die Zeit nicht, die gemeſſen iſt!
Der Wind der unſre Segel ſchwellt, er bringe
Erſt unſre volle Freude zum Olymp.
Kommt! Es bedarf hier ſchnellen Rath und Schluß.

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Iphigenie.

Denken die Himmliſchen
Einem der Erdgebornen
Viele Verwirrungen zu,
Und bereiten ſie ihm
Von der Freude zu Schmerzen
Und von Schmerzen zur Freude
Tief-erſchütternden Uebergang;
Dann erziehen ſie ihm
In der Nähe der Stadt,
Oder am fernen Geſtade,
Daß in Stunden der Noth
Auch die Hülfe bereit ſey,
Einen ruhigen Freund.
O ſegnet, Götter, unſern Pylades
Und was er immer unternehmen mag!
Er iſt der Arm des Jünglings in der Schlacht,
Des Greiſes leuchtend Aug' in der Verſammlung:
Denn ſeine Seel' iſt ſtille; ſie bewahr't
Der Ruhe heil'ges unerſchöpftes Gut,
Und den Umhergetriebnen reichet er
Aus ihren Tiefen Rath und Hülfe. Mich

Riß er vom Bruder los; den ſtaunt' ich an
Und immer wieder an, und konnte mir
Das Glück nicht eigen machen, ließ ihn nicht
Aus meinen Armen los, und fühlte nicht
Die Nähe der Gefahr die uns umgibt.
Jetzt gehn ſie ihren Anſchlag auszuführen
Der See zu, wo das Schiff mit den Gefährten
In einer Bucht verſteckt auf's Zeichen lauert,
Und haben kluges Wort mir in den Mund
Gegeben, mich gelehrt was ich dem König'
Antworte, wenn er ſendet und das Opfer
Mir dringender gebietet. Ach! ich ſehe wohl,
Ich muß mich leiten laſſen wie ein Kind.
Ich habe nicht gelernt zu hinterhalten,
Noch jemand etwas abzuliſten. Weh!
O weh der Lüge! Sie befreyet nicht,
Wie jedes andre wahrgeſprochne Wort,
Die Bruſt; ſie macht uns nicht getroſt, ſie ängſtet
Den der ſie heimlich ſchmiedet, und ſie kehrt,
Ein losgedrückter Pfeil, von einem Gotte
Gewendet und verſagend, ſich zurück
Und trifft den Schützen. Sorg' auf Sorge ſchwankt
Mir durch die Bruſt. Es greift die Furie
Vielleicht den Bruder auf dem Boden wieder
Des ungeweihten Ufers grimmig an.
Entdeckt man ſie vielleicht? Mich dünkt, ich höre
Gewaffnete ſich nahen! — Hier! — Der Bote
Kommt von dem Könige mit ſchnellem Schritt.
Es ſchlägt mein Herz, es trübt ſich meine Seele,

Da ich des Mannes Angeſicht erblicke,
Dem ich mit falſchem Wort begegnen ſoll.

Zweyter Auftritt.

Iphigenie. Arkas.

Arkas.

Beſchleunige das Opfer, Prieſterinn!
Der König wartet und es harrt das Volk.

Iphigenie.

Ich folgte meiner Pflicht und deinem Wink,
Wenn unvermuthet nicht ein Hinderniß
Sich zwiſchen mich und die Erfüllung ſtellte.

Arkas.

Was iſt's, das den Befehl des Königs hindert?

Iphigenie.

Der Zufall, deſſen wir nicht Meiſter ſind.

Arkas.

So ſage mir's, daß ich's ihm ſchnell vermelde:
Denn er beſchloß bey ſich der Beyden Tod.

Iphigenie.

Die Götter haben ihn noch nicht beſchloſſen.
Der älteſte dieſer Männer trägt die Schuld
Des nahverwandten Bluts, das er vergoß.
Die Furien verfolgen ſeinen Pfad,
Ja in dem innern Tempel faßte ſelbſt
Das Uebel ihn, und ſeine Gegenwart
Entheiligte die reine Stäte. Nun

Eil' ich mit meinen Jungfraun, an dem Meere
Der Göttinn Bild mit friſcher Welle netzend,
Geheimnißvolle Weihe zu begehn.
Es ſtöre niemand unſern ſtillen Zug!

Arkas.

Ich melde dieſes neue Hinderniß
Dem Könige geſchwind, beginne du
Das heil'ge Werk nicht eh' bis er's erlaubt.

Iphigenie.

Dieß iſt allein der Prieſt'rinn überlaſſen.

Arkas.

Solch ſeltnen Fall ſoll auch der König wiſſen.

Iphigenie.

Sein Rath wie ſein Befehl verändert nichts.

Arkas.

Oft wird der Mächtige zum Schein gefragt.

Iphigenie.

Erdringe nicht, was ich verſagen ſollte.

Arkas.

Verſage nicht, was gut und nützlich iſt.

Iphigenie.

Ich gebe nach, wenn du nicht ſäumen willſt.

Arkas.

Schnell bin ich mit der Nachricht in dem Lager,
Und ſchnell mit ſeinen Worten hier zurück.
O könnt' ich ihm noch eine Botſchaft bringen,
Die alles löſ'te was uns jetzt verwirrt:
Denn du haſt nicht des Treuen Rath geachtet.

Iphigenie.

Was ich vermochte, hab' ich gern gethan.

Noch änderſt du den Sinn zur rechten Zeit.

Iphigenie.

Das ſteht nun einmal nicht in unſrer Macht.

Arkas.

Du hältſt unmöglich, was dir Mühe koſtet.

Iphigenie.

Dir ſcheint es möglich, weil der Wunſch dich trügt.

Arkas.

Willſt du denn alles ſo gelaſſen wagen?

Iphigenie.

Ich hab' es in der Götter Hand gelegt.

Arkas.

Sie pflegen Menſchen menſchlich zu erretten.

Iphigenie.

Auf ihren Fingerzeig kommt alles an.

Arkas.

Ich ſage dir, es liegt in deiner Hand.
Des Königs aufgebrachter Sinn allein
Bereitet dieſen Fremden bittern Tod.
Das Heer entwöhnte längſt vom harten Opfer
Und von dem blut'gen Dienſte ſein Gemüth.
Ja mancher, den ein widriges Geſchick
An fremdes Ufer trug, empfand es ſelbſt,
Wie göttergleich dem armen Irrenden,
Umhergetriebnen an der fremden Gränze,
Ein freundlich Menſchenangeſicht begegnet.
O wende nicht von uns was du vermagſt!
Du endeſt leicht was du begonnen haſt:
Denn nirgends baut die Milde, die herab
In menſchlicher Geſtalt vom Himmel kommt,

Ein Reich ſich ſchneller, als wo trüb' und wild
Ein neues Volk, voll Leben, Muth und Kraft,
Sich ſelbſt und banger Ahndung überlaſſen,
Des Menſchenlebens ſchwere Bürden trägt.

Iphigenie.

Erſchütt're meine Seele nicht, die du
Nach deinem Willen nicht bewegen kannſt.

Arkas.

So lang' es Zeit iſt, ſchont man weder Mühe
Noch eines guten Wortes Wiederholung.

Iphigenie.

Du machſt dir Müh' und mir erregſt du Schmerzen;
Vergebens beydes: darum laß mich nun.

Arkas.

Die Schmerzen ſind's, die ich zu Hülfe rufe:
Denn es ſind Freunde, Gutes rathen ſie.

Iphigenie.

Sie faſſen meine Seele mit Gewalt,
Doch tilgen ſie den Widerwillen nicht.

Arkas.

Fühlt eine ſchöne Seele Widerwillen
Für eine Wohlthat, die der Edle reicht?

Iphigenie.

Ja, wenn der Edle, was ſich nicht geziemt,
Statt meines Dankes mich erwerben will.

Arkas.

Wer keine Neigung fühlt, dem mangelt es
An einem Worte der Entſchuld'gung nie.
Dem Fürſten ſag' ich an, was hier geſchehn.
O wiederhohlteſt du in deiner Seele,

Wie edel er ſich gegen dich betrug
Von deiner Ankunft an bis dieſen Tag!

Dritter Auftritt.

Iphigenie. (allein.)

Von dieſes Mannes Rede fühl' ich mir
Zur ungelegnen Zeit das Herz im Buſen
Auf einmal umgewendet. Ich erſchrecke! —
Denn wie die Fluth mit ſchnellen Strömen wachſend
Die Felſen überſpült, die in dem Sand'
Am Ufer liegen: ſo bedeckte ganz
Ein Freudenſtrom mein Innerſtes. Ich hielt
In meinen Armen das Unmögliche.
Es ſchien ſich eine Wolke wieder ſanft
Um mich zu legen, von der Erde mich
Empor zu heben und in jenen Schlummer
Mich einzuwiegen, den die gute Göttinn
Um meine Schläfe legte, da ihr Arm
Mich rettend faßte. — Meinen Bruder
Ergriff das Herz mit einziger Gewalt:
Ich horchte nur auf ſeines Freundes Rath;
Nur ſie zu retten drang die Seele vorwärts,
Und wie den Klippen einer wüſten Inſel
Der Schiffer gern den Rücken wendet: ſo
Lag Tauris hinter mir. Nun hat die Stimme
Des treuen Manns mich wieder aufgeweckt,
Daß ich auch Menſchen hier verlaſſe mich
Erinnert. Doppelt wird mir der Betrug

Verhaft. O bleibe ruhig, meine Seele!
Beginnſt du nun zu ſchwanken und zu zweifeln?
Den feſten Boden deiner Einſamkeit
Mußt du verlaſſen! Wieder eingeſchifft
Ergreifen dich die Wellen ſchaukelnd, trüb'
Und bang verkennſt du die Welt und dich.

Vierter Auftritt.

Iphigenie. Pylades.

Pylades.

Wo iſt ſie? daß ich ihr mit ſchnellen Worten
Die frohe Botſchaft unſrer Rettung bringe!

Iphigenie.

Du ſiehſt mich hier voll Sorgen und Erwartung
Des ſichern Troſtes, den du mir verſprichſt.

Pylades.

Dein Bruder iſt geheilt! Den Felſenboden
Des ungeweihten Ufers und den Sand
Betraten wir mit fröhlichen Geſprächen;
Der Hain blieb hinter uns, wir merkten's nicht.
Und herrlicher und immer herrlicher
Umloderte der Jugend ſchöne Flamme
Sein lockig Haupt; ſein volles Auge glühte
Von Muth und Hoffnung, und ſein freyes Herz
Ergab ſich ganz der Freude, ganz der Luſt,
Dich ſeine Retterinn und mich zu retten.

Iphigenie.

Geſegnet ſeyſt du, und es möge nie

Von deiner Lippe, die so Gutes ſprach,
Der Ton des Leidens und der Klage tönen!

Pylades.

Ich bringe mehr als das: denn ſchön begleitet,
Gleich einem Fürſten, pflegt das Glück zu nah'n.
Auch die Gefährten haben wir gefunden.
In einer Felſenbucht verbargen ſie
Das Schiff und ſaßen traurig und erwartend.
Sie ſahen deinen Bruder, und es regten
Sich alle jauchzend, und ſie baten dringend
Der Abfahrt Stunde zu beſchleunigen.
Es ſehnet jede Fauſt ſich nach dem Ruder,
Und ſelbſt ein Wind erhob vom Lande lispelnd,
Von allen gleich bemerkt, die holden Schwingen.
Drum laß uns eilen, führe mich zum Tempel,
Laß mich das Heiligthum betreten, laß
Mich unſrer Wünſche Ziel verehrend faſſen.
Ich bin allein genug der Göttinn Bild
Auf wohl geübten Schultern wegzutragen;
Wie ſehn' ich mich nach der erwünſchten Laſt!

(Er geht gegen den Tempel unter den letzten Worten, ohne zu bemerken, daß Iphigenie nicht folgt; endlich kehrt er ſich um.)

Du ſtehſt und zauderſt — Sage mir — du ſchweigſt!
Du ſcheinſt verworren! Widerſetzet ſich
Ein neues Unheil unſerm Glück? Sag' an!
Haſt du dem Könige das kluge Wort
Vermelden laſſen, das wir abgeredet?

Iphigenie.

Ich habe, theurer Mann; doch wirſt du ſcheiten.
Ein ſchweigender Verweis war mir dein Anblick

Des Königs Bote kam, und wie du es
Mir in den Mund gelegt, ſo ſagt' ich's ihm.
Er ſchien zu ſtaunen, und verlangte dringend
Die ſeltne Feier erſt dem Könige
Zu melden, ſeinen Willen zu vernehmen;
Und nun erwart' ich ſeine Wiederkehr.

Pylades.

Weh' uns! Erneuert ſchwebt nun die Gefahr
Um unſre Schläfe! Warum haſt du nicht
In's Prieſterrecht dich weislich eingehüllt?

Iphigenie.

Als eine Hülle hab' ich's nie gebraucht.

Pylades.

So wirſt du, reine Seele, dich und uns
Zu Grunde richten. Warum dacht' ich nicht
Auf dieſen Fall voraus, und lehrte dich
Auch dieſer Ford'rung auszuweichen!

Iphigenie.

Nur mich, die Schuld iſt mein, ich fühl' es wohl;
Doch konnt' ich anders nicht dem Mann begegnen,
Der mit Vernunft und Ernſt von mir verlangte,
Was ihm mein Herz als recht geſtehen mußte.

Pylades.

Gefährlicher zieht ſich's zuſammen; doch auch ſo
Laß uns nicht zagen, oder unbeſonnen
Und übereilt uns ſelbſt verrathen. Ruhig
Erwarte du die Wiederkunft des Boten,
Und dann ſteh feſt, er bringe was er will:
Denn ſolcher Weihung Feier anzuordnen

Gehört der Prieſterinn und nickt dem Könige.
Und fordert er den fremden Mann zu ſehn,
Der von dem Wahnſinn ſchwer belaſtet iſt;
So lehn' es ab, als hielteſt du uns beyde
Im Tempel wohl verwahrt. So ſchaff' uns Luft,
Daß wir auf's eiligſte, den heil'gen Schatz
Dem raub unwürd'gen Volk entwendend, fliehn.
Die beſten Zeichen ſendet uns Apoll,
Und, eh wir die Bedingung fromm erfüllen,
Erfüllt er göttlich ſein Verſprechen ſchon.
Oreſt iſt frey, geheilt! — Mit dem Befreyten
O führet uns hinüber, günſt'ge Winde,
Zur Felſen-Inſel die der Gott bewohnt;
Dann nach Mycen, daß es lebendig werde,
Daß von der Aſche des verloſch'nen Herdes
Die Vatergötter fröhlich ſich erheben,
Und ſchönes Feuer ihre Wohnungen
Umleuchte! Deine Hand ſoll ihnen Weihrauch
Zuerſt aus gold'nen Schalen ſtreuen. Du
Bringſt über jene Schwelle Heil und Leben wieder,
Entſühnſt den Fluch und ſchmückeſt neu die Deinen
Mit friſchen Lebensblüthen herrlich aus.

Iphigenie.

Vernehm' ich dich, ſo wendet ſich, o Theurer,
Wie ſich die Blume nach der Sonne wendet,
Die Seele, von dem Strahle deiner Worte
Getroffen, ſich dem ſüßen Troſte nach.
Wie köſtlich iſt des gegenwärt'gen Freundes
Gewiſſe Rede, deren Himmelskraft
Ein Einſamer entbehrt und ſtill verſinkt.

Denn langſam reift, verſchloſſen in dem Buſen,
Gedank' ihm und Entſchluß; die Gegenwart
Des Liebenden entwickelte ſie leicht.

Pylades.

Leb' wohl! Die Freunde will ich nun geſchwind
Beruhigen, die ſehnlich wartend harren.
Dann komm' ich ſchnell zurück und lauſche hier
Im Felſenbuſch verſteckt auf deinen Wink —
Was ſinneſt du? Auf einmal überſchwebt
Ein ſtiller Trauerzug die freye Stirne.

Iphigenie.

Verzeih! Wie leichte Wolken vor der Sonne,
So zieht mir vor der Seele leichte Sorge
Und Bangigkeit vorüber.

Pylades.

Fürchte nicht!
Verträglich ſchloß die Furcht mit der Gefahr
Ein enges Bündniß; beyde ſind Geſellen.

Iphigenie.

Die Sorge nenn' ich edel, die mich warnt,
Den König, der mein zweyter Vater ward,
Nicht tückiſch zu betrügen, zu berauben.

Pylades.

Der deinen Bruder ſchlachtet, dem entfliehſt du.

Iphigenie.

Es iſt derſelbe, der mir Gutes that.

Pylades.

Das iſt nicht Undank, was die Noth gebeut.

Iphigenie.

Es bleibt wohl Undank; nur die Noth entſchuldigt's.

Pylades.

Vor Göttern und vor Menſchen dich gewiß.

Iphigenie.

Allein mein eigen Herz iſt nicht befriedigt.

Pylades.

Zu ſtrenge Forb'rung iſt verborgner Stolz.

Iphigenie.

Ich unterſuche nicht, ich fühle nur.

Pylades.

Fühlſt du dich recht, ſo mußt du dich verehren.

Iphigenie.

Ganz unbefleckt genießt ſich nur das Herz.

Pylades.

So haſt du dich im Tempel wohl bewahrt;
Das Leben lehrt uns, weniger mit uns
Und andern ſtrenge ſeyn; du lernſt es auch.
So wunderbar iſt dieß Geſchlecht gebildet,
So vielfach iſt's verſchlungen und verknüpft,
Daß keiner in ſich ſelbſt, noch mit den andern
Sich rein und unverworren halten kann.
Auch ſind wir nicht beſtellt uns ſelbſt zu richten;
Zu wandeln und auf ſeinen Weg zu ſehen
Iſt eines Menſchen erſte, nächſte Pflicht:
Denn ſelten ſchätzt er recht was er gethan,
Und was er thut weiß er faſt nicht zu ſchätzen.

Iphigenie.

Faſt überred'ſt du mich zu deiner Meinung.

Pylades.

Braucht's Ueberredung wo die Wahl verſagt iſt?

Den Bruder, dich, und einen Freund zu retten
Iſt nur Ein Weg; fragt ſich's ob wir ihn gehn?

Iphigenie.

O laß mich zaudern! denn du thäteſt ſelbſt
Ein ſolches Unrecht keinem Mann geleſſen,
Den du für Wohlthat dich verpflichtet hielteſt.

Pylades.

Wenn wir zu Grunde gehen, wartet dein
Ein härt'rer Vorwurf, der Verzweiflung trägt.
Man ſieht, du biſt nicht an Verluſt gewohnt,
Da du dem groſen Uebel zu entgehen
Ein falſches Wort nicht einmal opfern willſt.

Iphigenie.

O trüg' ich doch ein männlich Herz in mir!
Das, wenn es einen kühnen Vorſatz hegt,
Vor jeder andern Stimme ſich verſchließt.

Pylades.

Du weigerſt dich umſonſt; die ehrne Hand
Der Noth gebietet, und ihr ernſter Wink
Iſt oberſtes Geſetz, dem Götter ſelbſt
Sich unterwerfen müſſen. Schweigend herrſcht
Des ew'gen Schickſals unberathne Schweſter.
Was ſie dir auferlegt, das trage; thu'
Was ſie gebeut. Das andre weißt du. Bald
Komm' ich zurück, aus deiner heil'gen Hand
Der Rettung ſchönes Siegel zu empfangen.

Fünfter Auftritt.

Iphigenie. (allein.)

Ich muß ihm folgen: denn die Meinigen
Seh' ich in dringender Gefahr. Doch ach!
Mein eigen Schickſal macht mir bang' und länger.
O ſoll ich nicht die ſtille Hoffnung retten,
Die in der Einſamkeit ich ſchön genährt?
Soll dieſer Fluch denn ewig walten? Soll
Nie dieß Geſchlecht mit einem neuen Segen
Sich wieder heben? — Nimmt doch alles ab!
Das beſte Glück, des Lebens ſchönſte Kraft
Ermattet endlich, warum nicht der Fluch?
So hofft' ich denn vergebens, hier verwahrt,
Von meines Hauſes Schickſal abgeſchieden,
Dereinſt mit reiner Hand und reinem Herzen
Die ſchwer befleckte Wohnung zu entſühnen!
Kaum wird in meinen Armen mir ein Bruder
Vom grimm'gen Uebel wundervoll und ſchnell
Geheilt; kaum naht ein lang' erflehtes Schiff,
Mich in den Port der Vaterwelt zu leiten;
So legt die taube Noth ein doppelt Laſter
Mit ehrner Hand mir auf: das heilige,
Mir anvertraute, viel verehrte Bild
Zu rauben und den Mann zu hintergehn,
Dem ich mein Leben und mein Schickſal danke.
O daß in meinem Buſen nicht zuletzt
Ein Widerwillen keime! der Titanen,
Der alten Götter tiefer Haß auf euch,
Olympier, nicht auch die zarte Bruſt

Mit Geierklauen faſſe! Rettet mich,
Und rettet euer Bild in meiner Seele!

Vor meinen Ohren tönt das alte Lied —
Vergeſſen hatt' ich's und vergaß es gern —
Das Lied der Parcen, das ſie grauſend ſangen,
Als Tantalus vom gold'nen Stuhle fiel:
Sie litten mit dem edeln Freunde; grimmig
War ihre Bruſt, und furchtbar ihr Geſang.
In unſrer Jugend ſang's die Amme mir
Und den Geſchwiſtern vor, ich merkt' es wohl.

Es fürchte die Götter
Das Menſchengeſchlecht!
Sie halten die Herrſchaft
In ewigen Händen,
Und können ſie brauchen
Wie's ihnen gefällt.

Der fürchte ſie doppelt
Den je ſie erheben!
Auf Klippen und Wolken
Sind Stühle bereitet
Um goldene Tiſche.

Erhebet ein Zwiſt ſich:
So ſtürzen die Gäſte
Geſchmäht und geſchändet
In nächtliche Tiefen,
Und harren vergebens,
Im Finſtern gebunden,
Gerechten Gerichtes.

Sie aber, ſie bleiben
In ewigen Zeiten
An goldenen Tiſchen.
Sie ſchreiten vom Berge
Zu Bergen hinüber:
Aus Schlünden der Tiefe
Dampft ihnen der Athem
Erſtickter Titanen,
Gleich Opfergerüchen,
Ein leichtes Gewölke.

Es wenden die Herrſcher
Ihr ſegnendes Auge
Von ganzen Geſchlechtern,
Und meiden, im Enkel
Die ehmals geliebten,
Still redenden Züge
Des Ahnherrn zu ſehn.

So ſangen die Parcen;
Es horcht der Verbannte,
In nächtlichen Höhlen
Der Alte die Lieder,
Denkt Kinder und Enkel
Und ſchüttelt das Haupt.

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Thoas. Arkas.

Arkas.

Verwirrt muß ich geſtehn, daß ich nicht weiß,
Wohin ich meinen Argwohn richten ſoll.
Sind's die Gefang'nen, die auf ihre Flucht
Verſtohlen ſinnen? Iſt's die Prieſterinn,
Die ihnen hilft? Es mehrt ſich das Gerücht:
Das Schiff, das dieſe beyden hergebracht,
Sey irgend noch in einer Bucht verſteckt.
Und jenes Mannes Wahnſinn, dieſe Weihe,
Der heil'ge Vorwand dieſer Zög'rung, rufen
Den Argwohn lauter und die Vorſicht auf.

Thoas.

Es komme ſchnell die Prieſterinn herbey!
Dann geht, durchſucht das Ufer ſcharf und ſchnell
Vom Vorgebirge bis zum Hain der Göttinn.
Verſchonet ſeine heil'gen Tiefen, legt
Bedächt'gen Hinterhalt und greift ſie an;
Wo ihr ſie findet, faßt ſie wie ihr pflegt.

Zweyter Auftritt.

Thoas. (allein.)

Entſetzlich wechſelt mir der Grimm im Buſen;
Erſt gegen ſie, die ich ſo heilig hielt;
Dann gegen mich, der ich ſie zum Verrath
Durch Nachſicht und durch Güte bildete.
Zur Sklaverey gewöhnt der Menſch ſich gut
Und lernet leicht gehorchen, wenn man ihn
Der Freyheit ganz beraubt. Ja, wäre ſie
In meiner Ahnherrn rohe Hand gefallen,
Und hätte ſie der heil'ge Grimm verſchont:
Sie wäre froh geweſen, ſich allein
Zu retten, hätte dankbar ihr Geſchick
Erkannt und fremdes Blut vor dem Altar
Vergoſſen, hätte Pflicht genannt
Was Noth war. Nun lockt meine Güte
In ihrer Bruſt verweg'nen Wunſch herauf.
Vergebens hofft' ich, ſie mir zu verbinden;
Sie ſinnt ſich nun ein eigen Schickſal aus.
Durch Schmeicheley gewann ſie mir das Herz:
Nun widerſteh' ich der; ſo ſucht ſie ſich
Den Weg durch Liſt und Trug, und meine Güte
Scheint ihr ein alt verjährtes Eigenthum.

Dritter Auftritt.

Iphigenie. Thoas.

Iphigenie.

Du forderſt mich! was bringt dich zu uns her?

Thoas.

Du ſchiebſt das Opfer auf; ſag' an, warum?

Iphigenie.

Ich hab' an Arkas alles klar erzählt.

Thoas.

Von dir möcht' ich es weiter noch vernehmen.

Iphigenie.

Die Göttinn gibt dir Friſt zur Ueberlegung.

Thoas.

Sie ſcheint dir ſelbſt gelegen, dieſe Friſt.

Iphigenie.

Wenn dir das Herz zum grauſamen Entſchluß
Verhärtet iſt: ſo ſollteſt du nicht kommen!
Ein König, der Unmenſchliches verlangt,
Find't Diener gnug, die gegen Gnad' und Lohn
Den halben Fluch der That begierig faſſen;
Doch ſeine Gegenwart bleibt unbefleckt.
Er ſinnt den Tod in einer ſchweren Wolke,
Und ſeine Boten bringen flammendes
Verderben auf des Armen Haupt hinab;
Er aber ſchwebt durch ſeine Höhen ruhig,
Ein unerreichter Gott im Sturme fort.

Thoas.

Die heil'ge Lippe tönt ein wildes Lied.

Iphigenie.

Nicht Prieſterinn! nur Agamemnons Tochter.
Der Unbekannten Wort verehrteſt du,
Der Fürſtinn willſt du raſch gebieten? Nein!
Von Jugend auf hab' ich gelernt gehorchen,
Erſt meinen Eltern und dann einer Gottheit,
Und folgſam fühlt' ich immer meine Seele
Am ſchönſten frey; allein dem harten Worte,
Dem rauhen Ausſpruch eines Mannes mich
Zu fügen, lernt' ich weder dort noch hier.

Thoas.

Ein alt Geſetz, nicht ich, gebietet dir.

Iphigenie.

Wir faſſen ein Geſetz begierig an,
Das unſrer Leidenſchaft zur Waffe dient.
Ein andres ſpricht zu mir, ein älteres,
Mich dir zu widerſetzen, das Gebot,
Dem jeder Fremde heilig iſt.

Thoas.

Es ſcheinen die Gefangnen dir ſehr nah
Am Herzen: denn vor Antheil und Bewegung
Vergiſſeſt du der Klugheit erſtes Wort,
Daß man den Mächtigen nicht reitzen ſoll.

Iphigenie.

Red' oder ſchweig' ich; immer kannſt du wiſſen,
Was mir im Herzen iſt und immer bleibt.
Löſ't die Erinnerung des gleichen Schickſals
Nicht ein verſchloßnes Herz zum Mitleid auf?
Wie mehr denn meins! In ihnen ſeh' ich mich.
Ich habe vorm Altare ſelbſt gezittert,

Und feierlich umgab der frühe Tod
Die Knieende; das Meſſer zuckte ſchon
Den lebenvollen Buſen zu durchbohren;
Mein Innerſtes entſetzte wirbelnd ſich,
Mein Auge brach, und — ich fand mich gerettet.
Sind wir, was Götter gnädig uns gewährt,
Unglücklichen nicht zu erſtatten ſchuldig?
Du weißt es, kennſt mich, und du willſt mich zwingen!

Thoas.

Gehorche deinem Dienſte, nicht dem Herrn.

Iphigenie.

Laß ab! beſchönige nicht die Gewalt,
Die ſich der Schwachheit eines Weibes freut.
Ich bin ſo frey geboren als ein Mann.
Stünd' Agamemnons Sohn dir gegenüber,
Und du verlangteſt was ſich nicht gebührt:
So hat auch Er ein Schwert und einen Arm,
Die Rechte ſeines Buſens zu vertheid'gen.
Ich habe nichts als Worte, und es ziemt
Dem edlen Mann, der Frauen Wort zu achten.

Thoas.

Ich acht' es mehr als eines Bruders Schwert.

Iphigenie.

Das Loos der Waffen wechſelt hin und her:
Kein kluger Streiter hält den Feind gering.
Auch ohne Hülfe gegen Trutz und Härte
Hat die Natur den Schwachen nicht gelaſſen.
Sie gab zur Liſt ihm Freude, lehrt' ihn Künſte;
Bald weicht er aus, verſpätet und umgeht.
Ja der Gewaltige verdient, daß man ſie übt.

Thoas.

Thoas.

Die Vorſicht ſtellt der Liſt ſich klug entgegen.

Iphigenie.

Und eine reine Seele braucht ſie nicht.

Thoas.

Sprich unbehutſam nicht dein eigen Urtheil.

Iphigenie.

O ſähest du wie meine Seele kämpft,
Ein bös Geſchick, das ſie ergreifen will,
Im erſten Anfall muthig abzutreiben!
So ſteh' ich denn hier wehrlos gegen dich?
Die ſchöne Bitte, den anmuth'gen Zweig,
In einer Frauen Hand gewaltiger
Als Schwert und Waffe, ſtößeſt du zurück:
Was bleibt mir nun mein Inn'res zu vertheid'gen?
Ruf' ich die Göttinn um ein Wunder an?
Iſt keine Kraft in meiner Seele Tiefen?

Thoas.

Es ſcheint, der beyden Fremden Schickſal macht
Unmäßig dich beſorgt. Wer ſind ſie? ſprich,
Für die dein Geiſt gewaltig ſich erhebt.

Iphigenie.

Sie ſind — ſie ſcheinen — für Griechen halt' ich ſie.

Thoas.

Landsleute ſind es? und ſie haben wohl
Der Rückkehr ſchönes Bild in dir erneut?

Iphigenie. (nach einigem Stillſchweigen.)

Hat denn zur unerhörten That der Mann
Allein das Recht? Drückt denn Unmögliches

Nur Er an die gewalt'ge Heldenbruſt?
Was nennt man groß? Was hebt die Seele ſchaudernd
Dem immer wiederhohlenden Erzähler?
Als was mit unwahrſcheinlichem Erfolg
Der Muthigſte begann. Der in der Nacht
Allein das Heer des Feindes überſchleicht,
Wie unverſehen eine Flamme wüthend
Die Schlafenden, Erwachenden ergreift,
Zuletzt gedrängt von den Ermunterten
Auf Feindes Pferden, doch mit Beute kehrt,
Wird der allein geprieſen? der allein,
Der, einen ſichern Weg verachtend, kühn
Gebirg' und Wälder durchzuſtreifen geht,
Daß er von Räubern eine Gegend ſäub're?
Iſt uns nichts übrig? Muß ein zartes Weib
Sich ihres angebornen Rechts entäußern,
Wild gegen Wilde ſeyn, wie Amazonen
Das Recht des Schwerts euch rauben und mit Blute
Die Unterdrückung rächen? Auf und ab
Steigt in der Bruſt ein kühnes Unternehmen:
Ich werde großem Vorwurf nicht entgehn,
Noch ſchwerem Uebel wenn es mir mißlingt;
Allein Euch leg' ich's auf die Kniee! Wenn
Ihr wahrhaft ſeyd, wie ihr geprieſen werdet;
So zeigt's durch euern Beyſtand und verherrlicht
Durch mich die Wahrheit! — Ja, vernimm, o König,
Es wird ein heimlicher Betrug geſchmiedet;
Vergebens fragſt du den Gefangnen nach;
Sie ſind hinweg und ſuchen ihre Freunde,

Die mit dem Schiff' am Ufer warten, auf.
Der Aeltſte, den das Uebel hier ergriffen
Und nun verlaſſen hat — es iſt Oreſt,
Mein Bruder, und der andre ſein Vertrauter,
Sein Jugendfreund, mit Nahmen Pylades.
Apoll ſchickt ſie von Delphi dieſem Ufer
Mit göttlichen Befehlen zu, das Bild
Dianens wegzurauben und zu ihm
Die Schweſter hinzubringen, und dafür
Verſpricht er dem von Furien Verfolgten,
Des Mutterblutes Schuldigen, Befreyung.
Uns beyde hab' ich nun, die Ueberbliebnen
Von Tantals Hauſ', in deine Hand gelegt:
Verdirb uns — wenn du darfſt.

Thoas.

Du glaubſt, es höre
Der rohe Scythe, der Barbar, die Stimme
Der Wahrheit und der Menſchlichkeit, die Atreus,
Der Grieche, nicht vernahm?

Iphigenie.

Es hört ſie jeder,
Geboren unter jedem Himmel, dem
Des Lebens Quelle durch den Buſen rein
Und ungehindert fließt. — Was ſinnſt du mir,
O König, ſchweigend in der tiefen Seele?
Iſt es Verderben? ſo tödte mich zuerſt!
Denn nun empfind' ich, da uns keine Rettung
Mehr übrig bleibt, die gräßliche Gefahr,
Worein ich die Geliebten übereilt

Vorſetzlich ſtürzte. Weh! ich werde ſie
Gebunden vor mir ſehn! Mit welchen Blicken
Kann ich von meinem Bruder Abſchied nehmen,
Den ich ermorde? Nimmer kann ich ihm
Mehr in die vielgeliebten Augen ſchaun!

Thoas.

So haben die Betrüger künſtlich-dichtend
Der lang' Verſchloßnen, ihre Wünſche leicht
Und willig Glaubenden, ein ſolch Geſpinſt
Um's Haupt geworfen!

Iphigenie.

Nein! o König, nein!
Ich könnte hintergangen werden; dieſe
Sind treu und wahr. Wirſt du ſie anders finden,
So laß ſie fallen und verſtoße mich,
Verbanne mich zur Strafe meiner Thorheit
An einer Klippen-Inſel traurig Ufer.
Iſt aber dieſer Mann der lang'erflehte,
Geliebte Bruder: ſo entlaß uns, ſey
Auch den Geſchwiſtern wie der Schweſter freundlich.
Mein Vater fiel durch ſeiner Frauen Schuld,
Und ſie durch ihren Sohn. Die letzte Hoffnung
Von Atreus Stamme ruht auf ihm allein.
Laß mich mit reinem Herzen, reiner Hand,
Hinübergehn und unſer Haus entſühnen.
Du hältſt mir Wort! — Wenn zu den Meinen je
Mir Rückkehr zubereitet wäre, ſchwurſt
Du mich zu laſſen; und ſie iſt es nun.
Ein König ſagt nicht, wie gemeine Menſchen,

Verlegen zu, daß er den Bittenden
Auf einen Augenblick entferne; noch
Verſpricht er auf den Fall den er nicht hofft:
Dann fühlt er erſt die Höhe ſeiner Würde,
Wenn er den Harrenden beglücken kann.

Thoas.

Unwillig, wie ſich Feuer gegen Waſſer
Im Kampfe wehrt und giſchend ſeinen Feind
Zu tilgen ſucht, ſo wehret ſich der Zorn
In meinem Buſen gegen deine Worte.

Iphigenie.

O laß die Gnade, wie das heil'ge Licht
Der ſtillen Opferflamme, mir, umkränzt
Von Lobgeſang und Dank und Freude, lodern.

Thoas.

Wie oft beſänftigte mich dieſe Stimme!

Iphigenie.

O reiche mir die Hand zum Friedenszeichen.

Thoas.

Du forderſt viel in einer kurzen Zeit.

Iphigenie.

Um Gut's zu thun braucht's keiner Ueberlegung.

Thoas.

Sehr viel! denn auch dem Guten folgt das Uebel.

Iphigenie.

Der Zweifel iſt's, der Gutes böſe macht.
Bedenke nicht; gewähre wie du's fühlſt.

Vierter Auftritt.

Oreſt. (gewaffnet.) Die Vorigen.

Oreſt. (nach der Scene gekehrt.)

Verdoppelt eure Kräfte! Haltet ſie
Zurück! Nur wenig Augenblicke! Weicht
Der Menge nicht, und deckt den Weg zum Schiffe
Mir und der Schweſter.

(Zu Iphigenien ohne den König zu ſehen.)

Komm, wir ſind verrathen.
Geringer Raum bleibt uns zur Flucht. Geſchwind!

(Er erblickt den König.)

Thoas. (nach dem Schwerte greifend.)

In meiner Gegenwart führt ungeſtraft
Kein Mann das nackte Schwert.

Iphigenie.

Entheiligt
Der Göttinn Wohnung nicht durch Wuth und Mord.
Gebietet euerm Volke Stillſtand, höret
Die Prieſterinn, die Schweſter.

Oreſt.

Sage mir!
Wer iſt es, der uns droht?

Iphigenie.

Verehr' in ihm
Den König, der mein zweyter Vater ward!
Verzeih' mir, Bruder! doch mein kindlich Herz
Hat unſer ganz Geſchick in ſeine Hand

Gelegt. Geſtanden hab' ich euern Anſchlag
Und meine Seele vom Verrath gerettet.

Oreſt.

Will er die Rückkehr friedlich uns gewähren?

Iphigenie.

Dein blinkend Schwert verbietet mir die Antwort.

Oreſt. (Der das Schwert einſteckt.)

So ſprich! du ſiehſt ich horche deinen Worten.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Pylades. Bald nach ihm Arkas. (Beide mit bloßen Schwertern.)

Pylades.

Verweilet nicht! Die letzten Kräfte raffen
Die Unſrigen zuſammen; weichend werden
Sie nach der See langſam zurückgedrängt.
Welch ein Geſpräch der Fürſten find' ich hier!
Dieß iſt des Königes verehrtes Haupt!

Arkas.

Gelaſſen, wie es dir, o König, ziemt,
Stehſt du den Feinden gegenüber. Gleich
Iſt die Verwegenheit beſtraft; es weicht
Und fällt ihr Anhang, und ihr Schiff iſt unſer.
Ein Wort von dir; ſo ſteht's in Flammen.

Thoas.

Geh!

Gebiete Stillſtand meinem Volke! Keiner
Beſchädige den Feind, ſo lang' wir reden.

(Arkas ab)

Oreſt.

Ich nehm' es an. Geh', ſammle, treuer Freund,
Den Reſt des Volkes; harret ſtill, mein Ende
Die Götter unſern Thaten zubereiten.

(Pylades ab.)

Sechster Auftritt.

Iphigenie. Thoas. Oreſt.

Iphigenie.

Befreyt von Sorge mich, eh' ihr zu ſprechen
Beginnet. Ich befürchte böſen Zwiſt,
Wenn du, o König, nicht der Billigkeit
Gelinde Stimme höreſt; du, mein Bruder,
Der raſchen Jugend nicht gebieten willſt.

Thoas.

Ich halte meinen Zorn, wie es dem Aelter'n
Geziemt, zurück. Antworte mir! Womit
Bezeugſt du, daß du Agamemnons Sohn
Und dieſer Bruder biſt?

Oreſt.

Hier iſt das Schwert,
Mit dem er Troja's tapfre Männer ſchlug.
Dieß nahm ich ſeinem Mörder ab, und hat

Die Himmliſchen, den Muth und Arm, das Glück
Des großen Königes mir zu verleihn,
Und einen ſchönern Tod mir zu gewähren.
Wähl' einen aus den Edeln deines Heers
Und ſtelle mir den Beſten gegenüber.
So weit die Erde Heldenſöhne nährt,
Iſt keinem Fremdling dieß Geſuch verweigert.

Thoas.

Dieß Vorrecht hat die alte Sitte nie
Dem Fremden hier geſtattet.

Oreſt.

So beginne
Die neue Sitte denn von dir und mir!
Nachahmend heiliget ein ganzes Volk
Die edle That der Herrſcher zum Geſetz.
Und laß mich nicht allein für unſre Freyheit,
Laß mich, den Fremden für die Fremden, kämpfen.
Fall' ich, ſo iſt ihr Urtheil mit dem meinen
Geſprochen: aber gönnet mir das Glück
Zu überwinden; ſo betrete nie
Ein Mann dieß Ufer, dem der ſchnelle Blick
Hülfreicher Liebe nicht begegnet, und
Getröſtet ſcheide jeglicher hinweg!

Thoas.

Nicht unwerth ſcheineſt du, o Jüngling, mir
Der Ahnherrn, deren du dich rühmſt, zu ſeyn.
Groß iſt die Zahl der edeln, tapfern Männer,
Die mich begleiten; doch ich ſtehe ſelbſt

In meinen Jahren noch dem Feinde, bin
Bereit mit dir der Waffen Loos zu wagen.

Iphigenie.

Mit nichten! Dieſes blutigen Beweiſes
Bedarf es nicht, o König! Laſt die Hand
Vom Schwerte! Denkt an mich und mein Geſchick.
Der raſche Kampf verewigt einen Mann:
Er falle gleich, ſo preiſet ihn das Lied.
Allein die Thränen, die unendlichen
Der überbliebnen, der verlaßnen Frau,
Zählt keine Nachwelt, und der Dichter ſchweigt
Von tauſend durchgeweinten Tag' und Nächten,
Wo eine ſtille Seele den verlornen,
Raſch abgeſchied'nen Freund vergebens ſich
Zurückzurufen bangt und ſich verzehrt.
Mich ſelbſt hat eine Sorge gleich gewarnt,
Daß der Betrug nicht eines Räubers mich
Vom ſichern Schutzort reiße, mich der Knechtſchaft
Verrathe. Fleißig hab' ich ſie befragt,
Nach jedem Umſtand mich erkundigt, Zeichen
Gefordert, und gewiß iſt nun mein Herz.
Sieh hier an ſeiner rechten Hand das Mahl
Wie von drey Sternen, das am Tage ſchon
Da er geboren ward, ſich zeigte, das
Auf ſchwere That mit dieſer Faust zu üben
Der Prieſter deutete. Dann überzeugt
Mich doppelt dieſe Schramme, die ihm hier
Die Augenbraue ſpaltet. Als ein Kind
Ließ ihn Elektra, raſch und unvorſichtig

Nach ihrer Art, aus ihren Armen ſtürzen.
Er ſchlug auf einen Dreyfuß auf — Er iſt's —

Soll ich dir noch die Aehnlichkeit des Vaters,
Soll ich das inn're Jauchzen meines Herzens
Dir auch als Zeugen der Verſich'rung nennen?

Thoas.

Und hätte deine Rede jeden Zweifel
Und bändigt' ich den Zorn in meiner Bruſt:
So würden doch die Waffen zwiſchen uns
Entſcheiden müſſen; Frieden ſeh' ich nicht.
Sie ſind gekommen, du bekennſt ſelbſt,
Das heil'ge Bild der Göttinn mir zu rauben.
Glaubt ihr, ich ſehe dieß gelaſſen an?
Der Grieche wendet oft ſein lüſtern Auge
Den fernen Schätzen der Barbaren zu,
Dem goldnen Felle, Pferden, ſchönen Töchtern;
Doch führte ſie Gewalt und Liſt nicht immer
Mit den erlangten Gütern glücklich heim.

Oreſt.

Das Bild, o König, ſoll uns nicht entzweyen!
Jetzt kennen wir den Irrthum, den ein Gott
Wie einen Schleyer um das Haupt uns legte,
Da er den Weg hierher uns wandern hieß.
Um Rath und um Befreyung bat ich ihn
Von dem Geleit der Furien; er ſprach:
„Bringſt du die Schweſter, die an Tauris Ufer
Im Heiligthume wider Willen bleibt,
Nach Griechenland; ſo löſet ſich der Fluch."

Wir legten's von Apollens Schweſter aus,
Und er gedachte dich! Die ſtrengen Bande
Sind nun gelöſ't; du biſt den Deinen wieder,
Du Heilige, geſchenkt. Von dir berührt
War ich geheilt; in deinen Armen faßte
Das Uebel mich mit allen ſeinen Klauen
Zum letztenmal, und ſchüttelte das Mark
Entſetzlich mir zuſammen; dann entfloh's
Wie eine Schlange zu der Höhle. Neu
Genieß' ich nun durch dich das weite Licht
Des Tages. Schön und herrlich zeigt ſich mir
Der Göttinn Rath. Gleich einem heil'gen Bilde,
Daran der Stadt unwandelbar Geſchick
Durch ein geheimes Götterwort gebannt iſt,
Nahm ſie dich weg, dich Schützerinn des Hauſes;
Bewahrte dich in einer heil'gen Stille
Zum Segen deines Bruders und der Deinen.
Da alle Rettung auf der weiten Erde
Verloren ſchien, gibſt du uns alles wieder.
Laß deine Seele ſich zum Frieden wenden,
O König! Hindre nicht, daß ſie die Weihe
Des väterlichen Hauſes nun vollbringe,
Mich der entſühnten Halle wiedergebe,
Mir auf das Haupt die alte Krone drücke!
Vergilt den Segen, den ſie dir gebracht,
Und laß des nähern Rechtes mich genießen!
Gewalt und Liſt, der Männer höchſter Ruhm,
Wird durch die Wahrheit dieſer hohen Seele
Beſchämt, und reines kindliches Vertrauen
Zu einem edeln Manne wird belohnt.

Iphigenie.

Denk' an dein Wort, und laß durch dieſe Rede
Aus einem g'raden treuen Munde dich
Bewegen! Sieh' uns an! Du haſt nicht oft
Zu ſolcher edeln That Gelegenheit.
Verſagen kannſt du's nicht; gewähr' es bald.

Thoas.

So geht!

Iphigenie.

Nicht ſo, mein König! Ohne Segen,
In Widerwillen, ſcheid' ich nicht von dir.
Verbann' uns nicht! Ein freundlich Gaſtrecht walte
Von dir zu uns: ſo ſind wir nicht auf ewig
Getrennt und abgeſchieden. Werth und theuer,
Wie mir mein Vater war, ſo biſt du's mir,
Und dieſer Eindruck bleibt in meiner Seele.
Bringt der Geringſte deines Volkes je
Den Ton der Stimme mir in's Ohr zurück,
Den ich an euch gewohnt zu hören bin,
Und ſeh' ich an dem Aermſten eure Tracht;
Empfangen will ich ihn wie einen Gott,
Ich will ihm ſelbſt ein Lager zubereiten,
Auf einen Stuhl ihn an das Feuer laden,
Und nur nach dir und deinem Schickſal fragen.
O geben dir die Götter deiner Thaten
Und deiner Milde wohlverdienten Lohn!
Leb wohl! O wende dich zu uns und gib
Ein holdes Wort des Abſchieds mir zurück!
Dann ſchwellt der Wind die Segel ſanfter an,

Und Thränen fließen lindernder vom Auge
Des Scheidenden. Leb' wohl! und reiche mir
Zum Pfand der alten Freundſchaft deine Rechte.

Thoas.

Lebt wohl!

Torquato Taſſo.

Ein Schauſpiel.

Perſonen.

Alphons, der zweyte, Herzog von Ferrara.
Leonore von Eſte, Schweſter des Herzogs.
Leonore Sanvitale, Gräfinn von Scandiano.
Torquato Taſſo.
Antonio Montecatino, Staatsſecretär.

Der Schauplatz iſt auf Belriguardo, einem Luſtſchloſſe.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Gartenplatz, mit Hermen der Epiſchen Dichter geziert. Vorn an der Scene zur Rechten Virgil, zur Linken Arioſt.

Prinzeſſinn. Leonore.

Prinzeſſinn.

Du ſiehſt mich lächelnd an, Eleonore,
Und ſiehſt dich ſelber an und lächelſt wieder.
Was haſt du? Laß es eine Freundinn wiſſen!
Du ſcheinſt bedenklich, doch du ſcheinſt vergnügt.

Leonore.

Ja, meine Fürſtinn, mit Vergnügen ſeh' ich
Uns beyde hier ſo ländlich ausgeſchmückt.
Wir ſcheinen recht beglückte Schäferinnen,
Und ſind auch wie die Glücklichen beſchäftigt.
Wir winden Kränze. Dieſer, bunt von Blumen,
Schwillt immer mehr und mehr in meiner Hand;
Du haſt mit höherm Sinn und größerm Herzen
Den zarten ſchlanken Lorber dir gewählt.

Prinzeſſinn.

Die Zweige, die ich in Gedanken flecht,

Sie haben gleich ein würdig Haupt gefunden,
Ich ſetze ſie Virgilen dankbar auf.

(Sie kränzt die Herme Virgils.)

Leonore.

So drück' ich meinen vollen frohen Kranz
Dem Meiſter Ludwig auf die hohe Stirne —

(Sie kränzt Arioſtens Herme.)

Er, deſſen Scherze nie verblühen, habe
Gleich von dem neuen Frühling ſeinen Theil.

Prinzeſſinn.

Mein Bruder iſt gefällig, daß er uns
In dieſen Tagen ſchon auf's Land gebracht,
Wir können unſer ſeyn und ſtundenlang
Uns in die goldne Zeit der Dichter träumen.
Ich liebe Belriguardo, denn ich habe
Hier manchen Tag der Jugend froh durchlebt,
Und dieſes neue Grün und dieſe Sonne
Bringt das Gefühl mir jener Zeit zurück.

Leonore.

Ja es umgibt uns eine neue Welt!
Der Schatten dieſer immer grünen Bäume
Wird ſchon erfreulich. Schon erquickt uns wieder
Das Rauſchen dieſer Brunnen. Schwankend wiegen
Im Morgenwinde ſich die jungen Zweige.
Die Blumen von den Beeten ſchauen uns
Mit ihren Kinderaugen freundlich an.
Der Gärtner deckt getroſt das Winterhaus
Schon der Citronen und Orangen ab,
Der blaue Himmel ruhet über uns,

Und an dem Horizonte löſ't der Schnee
Der fernen Berge ſich in leiſen Duft.

Prinzeſſinn.

Es wäre mir der Frühling ſehr willkommen,
Wenn er nicht meine Freundinn mir entführte.

Leonore.

Erinnre mich in dieſen holden Stunden,
O Fürſtinn, nicht wie bald ich ſcheiden ſoll.

Prinzeſſinn.

Was du verlaſſen magſt, das findeſt du
In jener großen Stadt gedoppelt wieder.

Leonore.

Es ruft die Pflicht, es ruft die Liebe mich
Zu dem Gemahl, der mich ſo lang' entbehrt.
Ich bring' ihm ſeinen Sohn, der dieſes Jahr
So ſchnell gewachſen, ſchnell ſich ausgebildet,
Und theile ſeine väterliche Freude.
Groß iſt Florenz und herrlich, doch der Werth
Von allen ſeinen aufgehäuften Schätzen
Reicht an Ferrara's Edelſteine nicht.
Das Volk hat jene Stadt zur Stadt gemacht,
Ferrara ward durch ſeine Fürſten groß.

Prinzeſſinn.

Mehr durch die guten Menſchen, die ſich hier
Durch Zufall trafen und zum Glück verbanden.

Leonore.

Sehr leicht zerſtreut der Zufall was er ſammelt.
Ein edler Menſch zieht edle Menſchen an
Und weiß ſie feſt zu halten, wie ihr thut.
Um deinen Bruder und um dich verbinden

Gemüther ſich, die eurer würdig ſind,
Und ihr ſeyd eurer großen Väter werth.
Hier zündete ſich froh das ſchöne Licht
Der Wiſſenſchaft, des freyen Denkens an,
Als noch die Barbarey mit ſchwerer Dämm'rung
Die Welt umher verbarg. Mir klang als Kind
Der Name Hercules von Eſte ſchon,
Schon Hippolyt von Eſte voll in's Ohr.
Ferrara ward mit Rom und mit Florenz
Von meinem Vater viel geprieſen! Oft
Hab' ich mich hingeſehnt; nun bin ich da.
Hier ward Petrarch bewirthet, hier geſiegt,
Und Arioſt fand ſeine Muſter hier.
Italien nennt keinen großen Namen,
Den dieſes Haus nicht ſeinen Gaſt genannt.
Und es iſt vortheilhaft den Genius
Bewirthen: gibſt du ihm ein Gaſtgeſchenk,
So läßt er dir ein ſchöneres zurück.
Die Stätte, die ein guter Menſch betrat,
Iſt eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und ſeine That dem Enkel wieder.

Prinzeſſinn.

Dem Enkel, wenn er lebhaft fühlt wie du.
Gar oft beneid' ich dich um dieſes Glück.

Leonore.

Das du, wie wenig andre, ſtill und rein
Genießeſt. Drängt mich doch das volle Herz
Sogleich zu ſagen was ich lebhaft fühle,
Du fühlſt es beſſer, fühlſt es tief und — ſchweigſt.
Dich blendet nicht der Schein des Augenblicks,

Der Witz besticht dich nicht, die Schmeicheley
Schmiegt sich vergebens künstlich an dein Ohr:
Fest bleibt dein Sinn und richtig dein Geschmack,
Dein Urtheil g'rad, stets ist dein Antheil groß
Am Großen, das du wie dich selbst erkennst.

Prinzessinn.

Du solltest dieser höchsten Schmeicheley
Nicht das Gewand vertrauter Freundschaft leihen.

Leonore.

Die Freundschaft ist gerecht, sie kann allein
Den ganzen Umfang deines Werths erkennen.
Und laß mich der Gelegenheit, dem Glück
Auch seinen Theil an deiner Bildung geben;
Du hast sie doch, und bist's am Ende doch,
Und dich mit deiner Schwester ehrt die Welt
Vor allen großen Frauen eurer Zeit.

Prinzessinn.

Mich kann das, Leonore, wenig rühren,
Wenn ich bedenke, wie man wenig ist,
Und was man ist, das blieb man andern schuldig.
Die Kenntniß alter Sprachen und des Besten,
Was uns die Vorwelt ließ, dank' ich der Mutter;
Doch war an Wissenschaft, an rechtem Sinn
Ihr keine beyder Töchter jemals gleich;
Und soll sich eine ja mit ihr vergleichen,
So hat Lucretia gewiß das Recht.
Auch, kann ich dir versichern, hab' ich nie
Als Rang und als Besitz betrachtet, was
Mir die Natur, was mir das Glück verlieh.
Ich freue mich, wenn kluge Männer sprechen,

Daß ich verſtehen kann wie ſie es meinen.
Es ſey ein Urtheil über einen Mann
Der alten Zeit und ſeiner Thaten Werth;
Es ſey von einer Wiſſenſchaft die Rede,
Die, durch Erfahrung weiter ausgebreitet,
Dem Menſchen nutzt, indem ſie ihn erhebt;
Wohin ſich das Geſpräch der Edlen lenkt,
Ich folge gern, denn mir wird leicht zu folgen.
Ich höre gern dem Streit der Klugen zu,
Wenn um die Kräfte, die des Menſchen Bruſt
So freundlich und ſo fürchterlich bewegen,
Mit Grazie die Rednerlippe ſpielt;
Gern, wenn die fürſtliche Begier des Ruhms,
Des ausgebreiteten Beſitzes, Stoff
Dem Denker wird, und wenn die feine Klugheit,
Von einem klugen Manne zart entwickelt,
Statt uns zu hintergehen uns belehrt.

Leonore.

Und dann nach dieſer ernſten Unterhaltung
Ruht unſer Ohr und unſer innrer Sinn
Gar freundlich auf des Dichters Reimen aus,
Der uns die letzten lieblichſten Gefühle
Mit holden Tönen in die Seele flößt.
Dein hoher Geiſt umfaßt ein weites Reich,
Ich halte mich am liebſten auf der Inſel
Der Poeſie in Lorberhainen auf.

Prinzeſſinn.

In dieſem ſchönen Lande, hat man mir
Verſichern wollen, wächſt vor andern Bäumen
Die Myrte gern. Und wenn der Muſen gleich

Gar viele ſind, ſo ſucht man unter ihnen
Sich ſeltner eine Freundinn und Geſpielinn,
Als man dem Dichter gern begegnen mag,
Der uns zu meiden, ja zu fliehen ſcheint,
Etwas zu ſuchen ſcheint, das wir nicht kennen
Und er vielleicht am Ende ſelbſt nicht kennt.
Da wär' es denn ganz artig, wenn er uns
Zur guten Stunde träfe, ſchnell entzückt
Uns für den Schatz erkennte, den er lang'
Vergebens in der weiten Welt geſucht.

Leonore.

Ich muß mir deinen Scherz gefallen laſſen,
Er trifft mich zwar, doch trifft er mich nicht tief.
Ich ehre jeden Mann und ſein Verdienſt,
Und ich bin gegen Taſſo nur gerecht.
Sein Auge weilt auf dieſer Erde kaum;
Sein Ohr vernimmt den Einklang der Natur;
Was die Geſchichte reicht, das Leben gibt,
Sein Buſen nimmt es gleich und willig auf:
Das weit Zerſtreute ſammelt ſein Gemüth,
Und ſein Gefühl belebt das Unbelebte.
Oft adelt er was uns gemein erſchien,
Und das Geſchätzte wird vor ihm zu nichts.
In dieſem eignen Zauberkreiſe wandelt
Der wunderbare Mann, und zieht uns an
Mit ihm zu wandeln, Theil an ihm zu nehmen:
Er ſcheint ſich uns zu nahn, und bleibt uns fern;
Er ſcheint uns anzuſehn, und Geiſter mögen
An unſrer Stelle ſeltſam ihm erſcheinen.

Prinzessinn.

Du hast den Dichter fein und zart geschildert,
Der in den Reichen süßer Träume schwebt.
Allein mir scheint auch ihn das Wirkliche
Gewaltsam anzuziehn und fest zu halten.
Die schönen Lieder, die an unsern Bäumen
Wir hin und wieder angeheftet finden,
Die, goldnen Aepfeln gleich, ein neu Hesperien
Uns duftend bilden, erkennst du sie nicht alle
Für holde Früchte einer wahren Liebe?

Leonore.

Ich freue mich der schönen Blätter auch.
Mit mannigfalt'gem Geist verherrlicht er
Ein einzig Bild in allen seinen Reimen.
Bald hebt er es in lichter Glorie
Zum Sternenhimmel auf, beugt sich verehrend
Wie Engel über Wolken vor dem Bilde;
Dann schleicht er ihm durch stille Fluren nach,
Und jede Blume windet er zum Kranz.
Entfernt sich die Verehrte, heiligt er
Den Pfad, den leis' ihr schöner Fuß betrat.
Versteckt im Busche, gleich der Nachtigall,
Füllt er aus einem liebekranken Busen
Mit seiner Klagen Wohllaut Hain und Luft:
Sein reitzend Leid, die sel'ge Schwermuth lockt
Ein jedes Ohr, und jedes Herz muß nach —

Prinzessinn.

Und wenn er seinen Gegenstand benennt,
So gibt er ihm den Namen Leonore.

Leonore.

Es iſt dein Name wie es meiner iſt.
Ich nähm' es übel, wenn's ein andrer wäre.
Mich freut es, daß er ſein Gefühl für dich
In dieſem Doppelſinn verbergen kann.
Ich bin zufrieden, daß er meiner auch
Bey dieſes Namens holdem Klang gedenkt.
Hier iſt die Frage nicht von einer Liebe,
Die ſich des Gegenſtands bemeiſtern will,
Ausſchließend ihn beſitzen, eiferſüchtig
Den Anblick jedem andern wehren möchte.
Wenn er in ſeliger Betrachtung ſich
Mit deinem Werth beſchäftigt, mag er auch
An meinem leichtern Weſen ſich erfreun.
Uns liebt er nicht, — verzeih daß ich es ſage! —
Aus allen Sphären trägt er was er liebt
Auf einen Namen nieder, den wir führen,
Und ſein Gefühl theilt er uns mit; wir ſcheinen
Den Mann zu lieben, und wir lieben nur
Mit ihm das höchſte was wir lieben können.

Prinzeſſinn.

Du haſt dich ſehr in dieſe Wiſſenſchaft
Vertieft, Eleonore, ſagſt mir Dinge,
Die mir beynahe nur das Ohr berühren
Und in die Seele kaum noch übergehn.

Leonore.

Du? Schülerinn des Plato! nicht begreifen,
Was dir ein Neuling vorzuſchwatzen wagt?
Es müßte ſeyn, daß ich zu ſehr mich irrte;
Doch irr' ich auch nicht ganz, ich weiß es wohl.

Die Liebe zeigt in dieſer holden Schule
Sich nicht, wie ſonſt, als ein verwöhntes Kind:
Es iſt der Jüngling, der mit Pſychen ſich
Vermählte, der im Rath der Götter Sitz
Und Stimme hat. Er tobt nicht frevelhaft
Von einer Bruſt zur andern hin und her;
Er heftet ſich an Schönheit und Geſtalt
Nicht gleich mit ſüßem Irrthum feſt, und büßet
Nicht ſchnellen Rauſch mit Ekel und Verdruß.

Prinzeſſinn.

Da kommt mein Bruder! laß uns nicht verrathen
Wohin ſich wieder das Geſpräch gelenkt;
Wir würden ſeinen Scherz zu tragen haben,
Wie unſre Kleidung ſeinen Spott erfuhr.

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Alphons.

Alphons.

Ich ſuche Taſſo, den ich nirgends finde,
Und treff' ihn — hier ſogar bey euch nicht an.
Könnt ihr von ihm mir keine Nachricht geben?

Prinzeſſinn.

Ich ſah' ihn geſtern wenig, heute nicht.

Alphons.

Es iſt ein alter Fehler, daß er mehr
Die Einſamkeit als die Geſellſchaft ſucht.
Verzeih' ich ihm, wenn er den bunten Schwarm

Der Menſchen flieht, und lieber frey im Stillen
Mit ſeinem Geiſt ſich unterhalten mag;
So kann ich doch nicht loben, daß er ſelbſt
Den Kreis vermeidet den die Freunde ſchließen.

Leonore.

Irr' ich mich nicht, ſo wirſt du bald, o Fürſt,
Den Tadel in ein frohes Lob verwandeln.
Ich ſah' ihn heut' von fern; er hielt ein Buch
Und eine Tafel, ſchrieb und ging und ſchrieb.
Ein flüchtig Wort, das er mir geſtern ſagte,
Schien mir ſein Werk vollendet anzukünden.
Er ſorgt nur kleine Züge zu verbeſſern,
Um deiner Huld, die ihm ſo viel gewährt,
Ein würdig Opfer endlich darzubringen.

Alphons.

Er ſoll willkommen ſeyn wenn er es bringt,
Und losgeſprochen ſeyn auf lange Zeit.
So ſehr ich Theil an ſeiner Arbeit nehme,
So ſehr in manchem Sinn das große Werk
Mich freut und freuen muß, ſo ſehr vermehrt
Sich auch zuletzt die Ungeduld in mir.
Er kann nicht enden, kann nicht fertig werden,
Er ändert ſtets, rückt langſam weiter vor,
Steht wieder ſtill, er hintergeht die Hoffnung;
Unwillig ſieht man den Genuß entfernt
In ſpäte Zeit, den man ſo nah' geglaubt.

Prinzeſſinn.

Ich lobe die Beſcheidenheit, die Sorge,
Womit er Schritt vor Schritt zum Ziele geht.
Nur durch die Gunſt der Muſen ſchließen ſich

So viele Reime feſt in Eins zuſammen;
Und ſeine Seele hegt nur dieſen Trieb,
Es ſoll ſich ſein Gedicht zum Ganzen ründen:
Er will nicht Mährchen über Mährchen häufen,
Die reihend unterhalten und zuletzt
Wie loſe Worte nur verklingend täuſchen.
Laß ihn, mein Bruder! denn es iſt die Zeit
Von einem guten Werke nicht das Maß;
Und wenn die Nachwelt mit genießen ſoll,
So muß des Künſtlers Mitwelt ſich vergeſſen.

Alphons.

Laß uns zuſammen, liebe Schweſter, wirken!
Wie wir zu beyder Vortheil oft gethan.
Wenn ich zu eifrig bin, ſo lindre du:
Und biſt du zu gelind', ſo will ich treiben.
Wir ſehen dann auf einmal ihn vielleicht
Am Ziel, wo wir ihn lang' gewünſcht zu ſehn.
Dann ſoll das Vaterland, es ſoll die Welt
Erſtaunen, welch ein Werk vollendet worden.
Ich nehme meinen Theil des Ruhms davon,
Und er wird in das Leben eingeführt.
Ein edler Menſch kann einem engen Kreiſe
Nicht ſeine Bildung danken. Vaterland
Und Welt muß auf ihn wirken. Ruhm und Tadel
Muß er ertragen lernen. Sich und andre
Wird er gezwungen recht zu kennen. Ihn
Wiegt nicht die Einſamkeit mehr ſchmeichelnd ein.
Es *will* der Feind — es *darf* der Freund nicht ſchonen:
Dann übt der Jüngling ſtreitend ſeine Kräfte,
Fühlt was er iſt, und fühlt ſich bald ein Mann.

Leonore.

So wirſt du, Herr, für ihn noch alles thun,
Wie du bisher für ihn ſchon viel gethan.
Es bildet ein Talent ſich in der Stille,
Sich ein Charakter in dem Strom der Welt.
O daß er ſein Gemüth wie ſeine Kunſt
An deinen Lehren bilde! daß er nicht
Die Menſchen länger meide, daß ſein Argwohn
Sich nicht zuletzt in Furcht und Haß verwandle!

Alphons.

Die Menſchen fürchtet nur wer ſie nicht kennt,
Und wer ſie meidet wird ſie bald verkennen.
Das iſt ſein Fall, und ſo wird nach und nach
Ein frey Gemüth verworren und gefeſſelt.
So iſt er oft um meine Gunſt beſorgt
Weit mehr als es ihm ziemte; gegen viele
Hegt er ein Mißtraun, die, ich weiß es ſicher,
Nicht ſeine Feinde ſind. Begegnet ja,
Daß ſich ein Brief verirrt, daß ein Bedienter
Aus ſeinem Dienſt in einen andern geht,
Daß ein Papier aus ſeinen Händen kommt,
Gleich ſieht er Abſicht, ſieht Verrätherey
Und Tücke, die ſein Schickſal untergräbt.

Prinzeſſinn.

Laß uns, geliebter Bruder, nicht vergeſſen,
Daß von ſich ſelbſt der Menſch nicht ſcheiden kann.
Und wenn ein Freund, der mit uns wandeln ſollte,
Sich einen Fuß beſchädigte, wir würden
Doch lieber langſam gehn und unſre Hand
Ihm gern und willig leihen.

Alphons.

Beſſer wär's,
Wenn wir ihn heilen könnten, lieber gleich
Auf treuen Rath des Arztes eine Cur
Verſuchten, dann mit dem Geheilten froh
Den neuen Weg des friſchen Lebens gingen.
Doch hoff' ich, meine Lieben, daß ich nie
Die Schuld des rauhen Arztes auf mich lade.
Ich thue was ich kann, um Sicherheit
Und Zutraun ſeinem Buſen einzuprägen.
Ich geb' ihm oft in Gegenwart von Vielen
Entſchiedne Zeichen meiner Gunſt. Beklagt
Er ſich bey mir, ſo laß' ich's unterſuchen,
Wie ich es that, als er ſein Zimmer neulich
Erbrochen glaubte. Läßt ſich nichts entdecken,
So zeig' ich ihm gelaſſen, wie ich's ſehe;
Und da man alles üben muß, ſo üb' ich,
Weil er's verdient, an Taſſo die Geduld:
Und ihr, ich weiß es, ſteht mir willig bey.
Ich hab' euch nun auf's Land gebracht und gehe
Heut' Abend nach der Stadt zurück. Ihr werdet
Auf einen Augenblick Antonio ſehen,
Er kommt von Rom und hohlt mich ab. Wir haben
Viel auszureden, abzuthun. Entſchlüſſe
Sind nun zu faſſen, Briefe viel zu ſchreiben,
Das alles nöthigt mich zur Stadt zurück.

Prinzeſſinn.

Erlaubſt du uns, daß wir dich hinbegleiten?

Alphons.

Bleibt nur in Belriguardo, geht zuſammen

Hinüber nach Conſandoli! Genießt
Der ſchönen Tage ganz nach freyer Luſt.

Prinzeſſinn.

Du kannſt nicht bey uns bleiben? die Geſchäfte
Nicht hier ſo gut als in der Stadt verrichten?

Leonore.

Du führſt uns gleich Antonio hinweg,
Der uns von Rom ſo viel erzählen ſollte?

Alphons.

Es geht nicht an, ihr Kinder; doch ich komme
Mit ihm ſo bald als möglich iſt zurück:
Dann ſoll er euch erzählen, und ihr ſollt
Mir ihn belohnen helfen, der ſo viel
In meinem Dienſt auf's neue ſich bemüht.
Und haben wir uns wieder ausgeſprochen,
So mag der Schwarm dann kommen, daß es luſtig
In unſern Gärten werde, daß auch mir,
Wie billig, eine Schönheit in dem Kühlen,
Wenn ich ſie ſuche, gern begegnen mag.

Leonore.

Wir wollen freundlich durch die Finger ſehen.

Alphons.

Dagegen wißt ihr daß ich ſcheuen kann.

Prinzeſſinn.

(nach der Scene gekehrt)

Schon lange ſeh' ich Taſſo kommen. Langſam
Bewegt er ſeine Schritte, ſteht bisweilen
Auf einmal ſtill, wie unentſchloſſen, geht
Dann wieder ſchneller auf uns los, und weilt
Schon wieder.

Alphons.

Stört ihn, wenn er denkt und dichtet,
In ſeinen Träumen nicht, und laßt ihn wandeln.

Leonore.

Nein, er hat uns geſehn, er kommt hierher.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Taſſo.

Taſſo.

(mit einem Buche in Pergament geheftet.)

Ich komme langſam die ein Werk zu bringen,
Und zaudre noch es dir zu überreichen.
Ich weiß zu wohl, noch bleibt es unvollendet,
Wenn es auch gleich geendigt ſcheinen möchte.
Allein, war ich beſorgt, es unvollkommen
Dir hinzugeben, ſo bezwingt mich nun
Die neue Sorge: Möcht' ich doch nicht gern
Zu ängſtlich, möcht' ich nicht undankbar ſcheinen.
Und wie der Menſch nur ſagen kann: Hie bin ich!
Daß Freunde ſeiner ſchonend ſich erfreuen;
So kann ich auch nur ſagen: Nimm es hin!

(Er übergibt den Band.)

Alphons.

Du überraſcheſt mich mit deiner Gabe
Und machſt mir dieſen ſchönen Tag zum Feſt.
So halt' ich's endlich denn in meinen Händen,
Und nenn' es in gewiſſem Sinne mein!

Lang'

Lang' wünſcht' ich ſchon, du möchteſt dich entſchließen
Und endlich ſagen: Hier! es iſt genug.

Taſſo.

Wenn Ihr zufrieden ſeyd, ſo iſt's vollkommen;
Denn euch gehört es zu in jedem Sinn.
Betrachtet' ich den Fleiß, den ich verwendet,
Sah' ich die Züge meiner Feder an;
So konnt' ich ſagen: Dieſes Werk iſt mein.
Doch ſeh' ich näher an, was dieſer Dichtung
Den innren Werth und ihre Würde gibt;
Erkenn' ich wohl, ich hab' es nur von euch.
Wenn die Natur der Dichtung holde Gabe
Aus reicher Willkür freundlich mir geſchenkt,
So hatte mich das eigenſinn'ge Glück
Mit grimmiger Gewalt von ſich geſtoßen:
Und zog die ſchöne Welt den Blick des Knaben
Mit ihrer ganzen Fülle herrlich an,
So trübte bald den jugendlichen Sinn
Der theuren Eltern unverdiente Noth.
Eröffnete die Lippe ſich zu ſingen,
So floß ein traurig Lied von ihr herab,
Und ich begleitete mit leiſen Tönen
Des Vaters Schmerzen und der Mutter Qual.
Du warſt allein, der aus dem engen Leben
Zu einer ſchönen Freyheit mich erhob;
Der jede Sorge mir vom Haupte nahm,
Mir Freyheit gab, daß meine Seele ſich
Zu muthigem Geſang entfalten konnte;
Und welchen Preis nun auch mein Werk erhält,
Euch dank' ich ihn, denn Euch gehört es zu.

Alphons.

Zum zweytenmal verdienſt du jedes Lob,
Und ehrſt beſcheiden dich und uns zugleich.

Taſſo.

O könnt' ich ſagen, wie ich lebhaft fühle
Daß ich von Euch nur habe, was ich bringe?
Der thatenloſe Jüngling — nahm er wohl
Die Dichtung aus ſich ſelbſt? Die kluge Leitung
Des raſchen Krieges — hat er die erſonnen?
Die Kunſt der Waffen, die ein jeder Held
An dem beſchiednen Tage kräftig zeigt,
Des Feldherrn Klugheit und der Ritter Muth,
Und wie ſich Liſt und Wachſamkeit bekämpft,
Haſt du mir nicht, o kluger, tapfrer Fürſt,
Das alles eingeflößt, als wäreſt du
Mein Genius, der eine Freude fände
Sein hohes, unerreichbar hohes Weſen
Durch einen Sterblichen zu offenbaren?

Prinzeſſinn.

Genieße nun des Werks das uns erfreut!

Alphons.

Erfreue dich des Beyfalls jedes Guten.

Leonore.

Des allgemeinen Ruhms erfreue dich.

Taſſo.

Mir iſt an dieſem Augenblick genug.
An euch nur dacht' ich, wenn ich ſann und ſchrieb,
Euch zu gefallen war mein höchſter Wunſch,
Euch zu ergeben war mein letzter Zweck.
Wer nicht die Welt in ſeinen Freunden ſieht,

Verdient nicht daß die Welt von ihm erfahre.
Hier iſt mein Vaterland, hier iſt der Kreis,
In dem ſich meine Seele gern verweilt.
Hier horch' ich auf, hier acht' ich jeden Wink.
Hier ſpricht Erfahrung, Wiſſenſchaft, Geſchmack;
Ja, Welt und Nachwelt ſeh' ich vor mir ſtehn.
Die Menge macht den Künſtler irr' und ſcheu:
Nur wer Euch ähnlich iſt, verſteht und fühlt,
Nur der allein ſoll richten und belohnen!

Alphons.

Und ſtellen wir denn Welt und Nachwelt vor,
So ziemt es nicht nur müßig zu empfangen.
Das ſchöne Zeichen, das den Dichter ehrt,
Das ſelbſt der Held, der ſeiner ſtets bedarf,
Ihm ohne Neid um's Haupt gewunden ſieht,
Erblick' ich hier auf deines Ahnherrn Stirne.
(Auf die Herme Virgils deutend.)
Hat es der Zufall, hat's ein Genius
Geflochten und gebracht? Es zeigt ſich hier
Uns nicht umſonſt. Virgilen hör' ich ſagen:
Was ehret ihr die Todten? Hatten die
Doch ihren Lohn und Freude da ſie lebten;
Und wenn ihr uns bewundert und verehrt,
So gebt auch den Lebendigen ihr Theil.
Mein Marmorbild iſt ſchon bekränzt genug,
Der grüne Zweig gehört dem Leben an.
(Alphons winkt ſeiner Schweſter; ſie nimmt den Kranz von der Büſte Virgils und nähert ſich Taſſo. Er tritt zurück.)

Leonore.

Du weigerſt dich? Sieh welche Hand den Kranz,
Den ſchönen unverwelklichen, dir bietet!

Taſſo.

O laßt mich zögern! Seh' ich doch nicht ein,
Wie ich nach dieſer Stunde leben ſoll.

Alphons.

In dem Genuß des herrlichen Beſitzes,
Der dich im erſten Augenblick erſchreckt.

Prinzeſſinn.

(indem ſie den Kranz in die Höhe hält.)

Du gönneſt mir die ſeltne Freude, Taſſo,
Dir ohne Wort zu ſagen wie ich denke.

Taſſo.

Die ſchöne Laſt aus deinen theuren Händen
Empfang' ich kniend auf mein ſchwaches Haupt.

(Er kniet nieder, die Prinzeſſinn ſetzt ihm den Kranz auf.)

Leonore. (applaudirend.)

Es lebe der zum erſtenmal bekränzte!
Wie zieret den beſcheidnen Mann der Kranz!

Taſſo. (ſteht auf.)

Alphons.

Es iſt ein Vorbild nur von jener Krone,
Die auf dem Capitol dich zieren ſoll.

Prinzeſſinn.

Dort werden lautere Stimmen dich begrüßen,
Mit leiſer Lippe lohnt die Freundſchaft hier.

Taſſo.

O nehmt ihn weg von meinem Haupte wieder,
Nehmt ihn hinweg! Er ſengt mir meine Locken.
Und wie ein Strahl der Sonne, der zu heiß
Das Haupt mir träfe, brennt er mir die Kraft
Des Denkens aus der Stirne. Fieberhitze
Bewegt mein Blut. Verzeiht! Es iſt zu viel

Leonore.

Es ſchützet dieſer Zweig vielmehr das Haupt
Des Manns, der in den heißen Regionen
Des Ruhms zu wandeln hat, und kühlt die Stirne.

Taſſo.

Ich bin nicht werth die Kühlung zu empfinden,
Die nur um Heldenſtirnen wehen ſoll.
O hebt ihn auf, ihr Götter, und verklärt
Ihn zwiſchen Wolken, daß er hoch und höher
Und unerreichbar ſchwebe! daß mein Leben
Nach dieſem Ziel ein ewig Wandeln ſey!

Alphons.

Wer früh erwirbt, lernt früh den hohen Werth
Der holden Güter dieſes Lebens ſchätzen;
Wer früh genießt, entbehrt in ſeinem Leben
Mit Willen nicht was er einmal beſaß;
Und wer beſitzt, der muß gerüſtet ſeyn.

Taſſo.

Und wer ſich rüſten will, muß eine Kraft
Im Buſen fühlen, die ihm nie verſagt.
Ach! ſie verſagt mir eben jetzt! Im Glück
Verläßt ſie mich, die angeborne Kraft,
Die ſtandhaft mich dem Unglück, ſtolz dem Unrecht
Begegnen lehrte. Hat die Freude mir,
Hat das Entzücken dieſes Augenblicks
Das Mark in meinen Gliedern aufgelöſ't?
Es ſinken meine Kniee! Noch einmal
Siehſt du, o Fürſtinn, mich gebeugt vor dir!
Erhöre meine Bitte; nimm ihn weg!

Daß, wie aus einem ſchönen Traum erwacht,
Ich ein erquicktes neues Leben fühle.

Prinzeſſinn.

Wenn du beſcheiden ruhig das Talent,
Das dir die Götter gaben, tragen kannſt,
So lern' auch dieſe Zweige tragen, die
Das ſchönſte ſind was wir dir geben können.
Wem einmal würdig ſie das Haupt berührt,
Dem ſchweben ſie auf ewig um die Stirne.

Taſſo.

So laßt mich denn beſchämt von hinnen gehn!
Laßt mich mein Glück im tiefen Hain verbergen,
Wie ich ſonſt meine Schmerzen dort verbarg.
Dort will ich einſam wandeln, dort erinnert
Kein Auge mich an's unverdiente Glück.
Und zeigt mir ungefähr ein klarer Brunnen
In ſeinem reinen Spiegel einen Mann,
Der wunderbar bekränzt im Wiederſchein
Des Himmels zwiſchen Bäumen, zwiſchen Felſen
Nachdenkend ruht: ſo ſcheint es mir, ich ſehe
Elyſium auf dieſer Zauberfläche
Gebildet. Still bedenk' ich mich und frage,
Wer mag der Abgeſchiedne ſeyn? Der Jüngling
Aus der vergangnen Zeit? So ſchön bekränzt?
Wer ſagt mir ſeinen Nahmen? Sein Verdienſt?
Ich warte lang' und denke: Käme doch
Ein andrer und noch einer, ſich zu ihm
In freundlichem Geſpräche zu geſellen!
O ſäh' ich die Heroen, die Poeten

Der alten Zeit um dieſen Quell verſammelt!
O ſäh' ich hier ſie immer unzertrennlich,
Wie ſie im Leben feſt verbunden waren!
So bindet der Magnet durch ſeine Kraft
Das Eiſen mit dem Eiſen feſt zuſammen,
Wie gleiches Streben Held und Dichter bindet.
Homer vergaß ſich ſelbſt, ſein ganzes Leben
War der Betrachtung zweyer Männer heilig,
Und Alexander in Elyſium
Eilt den Achill und den Homer zu ſuchen.
O daß ich gegenwärtig wäre, ſie,
Die größten Seelen, nun vereint zu ſehen!

Leonore.

Erwach'! Erwache! Laß uns nicht empfinden,
Daß du das Gegenwärt'ge ganz verkennſt.

Taſſo.

Es iſt die Gegenwart die mich erhöht;
Abweſend ſchein' ich nur, ich bin entzückt!

Prinzeſſinn.

Ich freue mich, wenn du mit Geiſtern redeſt,
Daß du ſo menſchlich ſprichſt, und hör' es gern.

(Ein Page tritt zu dem Fürſten und richtet leiſe etwas aus.)

Alphons.

Er iſt gekommen! recht zur guten Stunde.
Antonio! — Bring ihn her — Da kommt er ſchon!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Antonio.

Alphonſ.

Willkommen! der du uns zugleich dich ſelbſt
Und gute Bothſchaft bringſt.

Prinzeſſinn.

Sey uns gegrüßt!

Antonio.

Kaum wag' ich es zu ſagen, welch Vergnügen
In eurer Gegenwart mich neu belebt.
Vor euren Augen find' ich alles wieder,
Was ich ſo lang' entbehrt. Ihr ſcheint zufrieden
Mit dem was ich gethan, was ich vollbracht;
Und ſo bin ich belohnt für jede Sorge,
Für manchen bald mit Ungeduld durchharrten,
Bald abſichtsvoll verlornen Tag. Wir haben
Nun was wir wünſchen, und kein Streit iſt mehr.

Leonore.

Auch ich begrüße dich, wenn ich ſchon zürne.
Du kommſt nur eben, da ich reiſen muß.

Antonio.

Damit mein Glück nicht ganz vollkommen werde,
Nimmſt du mir gleich den ſchönen Theil hinweg.

Taſſo.

Auch meinen Gruß! Ich hoffe mich der Nähe
Des vielerfahrnen Mannes auch zu freun.

Antonio.

Du wirſt mich wahrhaft finden, wenn du je
Aus deiner Welt in meine ſchauen magſt.

Alphons.

Wenn du mir gleich in Briefen ſchon gemeldet,
Was du gethan und wie es dir ergangen;
So hab' ich doch noch manches auszufragen,
Durch welche Mittel das Geſchäft gelang.
Auf jenem wunderbaren Boden will der Schritt
Wohl abgemeſſen ſeyn, wenn er zuletzt
An deinen eignen Zweck dich führen ſoll.
Wer ſeines Herren Vortheil rein bedenkt,
Der hat in Rom gar einen ſchweren Stand:
Denn Rom will Alles nehmen, geben Nichts;
Und kommt man hin um etwas zu erhalten,
Erhält man nichts, man bringe denn was hin,
Und glücklich, wenn man da noch was erhält.

Antonio.

Es iſt nicht mein Betragen, meine Kunſt,
Durch die ich deinen Willen, Herr, vollbracht.
Denn welcher Kluge fänd' im Vatican
Nicht ſeinen Meiſter? Vieles traf zuſammen,
Das ich zu unſerm Vortheil nutzen konnte.
Dich ehrt Gregor und grüßt und ſegnet dich.
Der Greis, der würdigſte, dem eine Krone
Das Haupt belaſtet, denkt der Zeit mit Freuden,
Da er in ſeinen Arm dich ſchloß. Der Mann,
Der Männer unterſcheidet, kennt und rühmt
Dich hoch! Um deinetwillen that er viel.

Alphons.

Ich freue ſeiner guten Meinung mich,
Sofern ſie redlich iſt. Doch weißt du wohl,
Vom Vatican herab ſieht man die Reiche

Schon klein genug zu ſeinen Füßen liegen,
Geſchweige denn die Fürſten und die Menſchen.
Geſtehe nur was dir am meiſten half.

Antonio.

Gut! wenn du willſt: der hohe Sinn des Pabſts.
Er ſieht das Kleine klein, das Große groß.
Damit er einer Welt gebiete, gibt
Er ſeinen Nachbarn gern und freundlich nach.
Das Streifchen Land, das er dir überläßt,
Weiß er, wie deine Freundſchaft, wohl zu ſchätzen.
Italien ſoll ruhig ſeyn, er will
In ſeiner Nähe Freunde ſehen, Friede
Bey ſeinen Gränzen halten, daß die Macht
Der Chriſtenheit, die er gewaltig lenkt,
Die Türken da, die Ketzer dort vertilge.

Prinzeſſinn.

Weiß man die Männer, die er mehr als andre
Begünſtigt, die ſich ihm vertraulich nahn?

Antonio.

Nur der erfahrne Mann beſitzt ſein Ohr,
Der thätige ſein Zutraun, ſeine Gunſt.
Er, der von Jugend auf dem Staat gedient,
Beherrſcht ihn jetzt, und wirkt auf jene Höfe,
Die er vor Jahren als Geſandter ſchon
Geſehen und gekannt und oft gelenkt.
Es liegt die Welt ſo klar vor ſeinem Blick,
Als wie der Vortheil ſeines eignen Staats.
Wenn man ihn handeln ſieht, ſo lobt man ihn,
Und freut ſich, wenn die Zeit entdeckt was er
Im Stillen lang bereitet und vollbracht.

Es iſt kein ſchönrer Anblick in der Welt,
Als einen Fürſten ſehn, der klug regiert;
Das Reich zu ſehn, wo jeder ſtolz gehorcht,
Wo jeder ſich nur ſelbſt zu dienen glaubt,
Weil ihm das Rechte nur befohlen wird.

Leonore.

Wie ſehnlich wünſcht' ich jene Welt einmal
Recht nah zu ſehn!

Alphons.

Doch wohl um mit zu wirken?
Denn bloß beſchaun wird Leonore nie.
Es wäre doch recht artig, meine Freundinn,
Wenn in das große Spiel wir auch zuweilen
Die zarten Hände miſchen könnten — Nicht?

Leonore. (zu Alphons.)

Du willſt mich reitzen, es gelingt dir nicht.

Alphons.

Ich bin dir viel von andern Tagen ſchuldig.

Leonore.

Nun gut, ſo bleib' ich heut' in deiner Schuld!
Verzeih' und ſtöre meine Fragen nicht.
(Zu Antonio.)
Hat er für die Nipoten viel gethan?

Antonio.

Nicht weniger noch mehr als billig iſt.
Ein Mächtiger, der für die Seinen nicht
Zu ſorgen weiß, wird von dem Volke ſelbſt
Getadelt. Still und mäßig weiß Gregor
Den Seinigen zu nutzen, die dem Staat

Als wackre Männer dienen, und erfüllt
Mit Einer Sorge zwey verwandte Pflichten.

Taſſo.

Erfreut die Wiſſenſchaft, erfreut die Kunſt
Sich ſeines Schutzes auch? und eifert er
Den großen Fürſten alter Zeiten nach?

Antonio.

Er ehrt die Wiſſenſchaft ſofern ſie nutzt,
Den Staat regieren, Völker kennen lehrt;
Er ſchätzt die Kunſt, ſofern ſie ziert, ſein Rom
Verherrlicht, und Pallaſt und Tempel
Zu Wunderwerken dieſer Erde macht.
In ſeiner Nähe darf nichts müßig ſeyn!
Was gelten ſoll, muß wirken und muß dienen.

Alphons.

Und glaubſt du, daß wir das Geſchäfte bald
Vollenden können? daß ſie nicht zuletzt
Noch hie und da uns Hinderniſſe ſtreuen?

Antonio.

Ich müßte ſehr mich irren, wenn nicht gleich
Durch deinen Nahmenszug, durch wenig Briefe
Auf immer dieſer Zwiſt gehoben wäre.

Alphons.

So lob' ich dieſe Tage meines Lebens
Als eine Zeit des Glückes und Gewinns.
Erweitert ſeh' ich meine Gränze, weiß
Sie für die Zukunft ſicher. Ohne Schwertſchlag
Haſt du's geleiſtet, eine Bürgerkrone
Die wohl verdient. Es ſollen unſre Frauen

Vom erſten Eichenlaub am ſchönſten Morgen
Geflochten dir ſie um die Stirne legen.
Indeſſen hat mich Taſſo auch bereichert:
Er hat Jeruſalem für uns erobert,
Und ſo die neue Chriſtenheit beſchämt;
Ein weit entferntes, hoch geſtecktes Ziel
Mit frohem Muth und ſtrengem Fleiß erreicht.
Für ſeine Mühe ſiehſt du ihn gekrönt.

Antonio.

Du löſeſt mir ein Räthſel. Zwey Bekränzte
Erblickt' ich mit Verwundrung da ich kam.

Taſſo.

Wenn du mein Glück vor deinen Augen ſiehſt,
So wünſcht' ich, daß du mein beſchämt Gemüth
Mit eben dieſem Blicke ſchauen könnteſt.

Antonio.

Mir war es lang' bekannt, daß im Belohnen
Alfonſus unmäßig iſt, und du erfährſt
Was jeder von den Seinen ſchon erfuhr.

Prinzeſſinn.

Wenn du erſt ſiehſt was er geleiſtet hat,
So wirſt du uns gerecht und mäßig finden.
Wir ſind nur hier die erſten ſtillen Zeugen
Des Beyfalls, den die Welt ihm nicht verſagt,
Und den ihm zehnfach künft'ge Jahre gönnen.

Antonio.

Er iſt durch euch ſchon ſeines Ruhms gewiß.
Wer dürfte zweifeln, wo Ihr preiſen könnt?
Doch ſage mir, wer drückte dieſen Kranz
Auf Alfonſens Stirne?

Leonore.

Dieſe Hand.

Antonio.

Und ſie hat wohl gethan! Er ziert ihn ſchön,
Als ihn der Lorber ſelbſt nicht zieren würde.
Wie die Natur die innig reiche Bruſt
Mit einem grünen, bunten Kleide deckt,
So hüllt er alles, was den Menſchen nur
Ehrwürdig, liebenswürdig machen kann,
In's blühende Gewand der Fabel ein.
Zufriedenheit, Erfahrung und Verſtand
Und Geiſteskraft, Geſchmack und reiner Sinn
Für's wahre Gute, geiſtig ſcheinen ſie
In ſeinen Liedern und perſönlich doch
Wie unter Blüten-Bäumen auszuruhn,
Bedeckt vom Schnee der leicht gefügnen Blüten,
Umkränzt von Roſen, wunderlich umgaukelt
Vom loſen Zauberſpiel der Amoretten.
Der Quell des Ueberfluſſes rauſcht darneben,
Und läßt uns bunte Wunderfiſche ſehn.
Von ſeltenem Geflügel iſt die Luft,
Von fremden Herden Wieſ' und Buſch erfüllt,
Die Schalkheit lauſcht im Grünen halb verſteckt,
Die Weisheit läßt von einer goldnen Wolke
Von Zeit zu Zeit erhabne Sprüche tönen,
Indeß auf wohl geſtimmter Laute wild
Der Wahnſinn hin und her zu wühlen ſcheint,
Und doch im ſchönſten Tact ſich mäßig hält.
Wer neben dieſem Mann ſich wagen darf,
Verdient für ſeine Kühnheit ſchon den Kranz.

Vergebt, wenn ich mich ſelbſt begeiſtert fühle,
Wie ein Verzückter weder Zeit noch Ort,
Noch was ich ſage wohl bedenken kann;
Denn alle dieſe Dichter, dieſe Kränze,
Das feine feſtliche Gewand der Schönen
Verſetzt mich aus mir ſelbſt in fremdes Land.

Prinzeſſinn.

Wer Ein Verdienſt ſo wohl zu ſchätzen weiß,
Der wird das andre nicht verkennen. Du
Sollſt uns dereinſt in Taſſo's Liedern zeigen,
Was wir gefühlt und was nur du erkennſt.

Alphons.

Komm mit, Antonio! manches hab' ich noch,
Worauf ich ſehr begierig bin, zu fragen.
Dann ſollſt du bis zum Untergang der Sonne
Den Frauen angehören. Komm! Lebt wohl.

(Dem Fürſten folgt Antonio, den Damen Taſſo.)

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Saal.

Prinzeſſinn. Taſſo.

Taſſo.

Unſicher folgen meine Schritte dir,
O Fürſtinn, und Gedanken ohne Maß
Und Ordnung regen ſich in meiner Seele.
Mir ſcheint die Einſamkeit zu winken, mich
Gefällig anzulispeln: komm, ich löſe
Die neu erregten Zweifel deiner Bruſt.
Doch werf' ich einen Blick auf dich; vernimmt
Mein horchend Ohr ein Wort von deiner Lippe,
So wird ein neuer Tag um mich herum,
Und alle Bande fallen von mir los.
Ich will dir gern geſtehn, es hat der Mann,
Der unerwartet zu uns trat, nicht ſanft
Aus einem ſchönen Traum mich aufgeweckt;
Sein Weſen, ſeine Worte haben mich
So wunderbar getroffen, daß ich mehr
Als je mich doppelt fühle, mit mir ſelbſt
Auf's neu' in ſtreitender Verwirrung bin.

Prin-

Prinzeſſinn.

Es iſt unmöglich, daß ein alter Freund,
Der lang' entfernt ein fremdes Leben führte,
Im Augenblick da er uns wiederſieht,
Sich wieder gleich wie ehmals finden ſoll.
Er iſt in ſeinem Innern nicht verändert;
Laß uns mit ihm nur wenig Tage leben,
So ſtimmen ſich die Saiten hin und wieder,
Bis glücklich eine ſchöne Harmonie
Auf's neue ſie verbindet. Wird er dann
Auch näher kennen, was du dieſe Zeit
Geleiſtet haſt; ſo ſtellt er dich gewiß
Dem Dichter an die Seite, den er jetzt
Als einen Rieſen dir entgegen ſtellt.

Taſſo.

Ach meine Fürſtinn, Arioſtens Lob
Aus ſeinem Munde hat mich mehr ergetzt
Als daß es mich beleidigt hätte. Tröſtlich
Iſt es für uns, den Mann gerühmt zu wiſſen,
Der als ein großes Muſter vor uns ſteht.
Wir können uns im ſtillen Herzen ſagen:
Erreichſt du einen Theil von ſeinem Werth,
Bleibt dir ein Theil auch ſeines Ruhms gewiß.
Nein, was das Herz im tiefſten mir bewegte,
Was mir noch jetzt die ganze Seele füllt,
Es waren die Geſtalten jener Welt,
Die ſich lebendig, raſtlos, ungeheuer,
Um Einen großen, einzig klugen Mann
Gemeſſen dreht und ihren Lauf vollendet,
Den ihr der Halbgott vorzuſchreiben wagt.

Begierig horcht' ich auf, vernahm mit Luſt
Die ſichern Worte des erfahrnen Mannes;
Doch ach! je mehr ich horchte, mehr und mehr
Verſank ich vor mir ſelbſt, ich fürchtete
Wie Echo an den Felſen zu verſchwinden,
Ein Wiederhall, ein Nichts mich zu verlieren.

Prinzeſſinn.

Und ſchienſt noch kurz vorher ſo rein zu fühlen,
Wie Held und Dichter für einander leben,
Wie Held und Dichter ſich einander ſuchen,
Und keiner je den andern neiden ſoll?
Zwar herrlich iſt die liebeswerthe That,
Doch ſchön iſt's auch, der Thaten ſtärkſte Fülle
Durch würd'ge Lieder auf die Nachwelt bringen.
Begnüge dich, aus einem kleinen Staate,
Der dich beſchützt, dem wilden Lauf der Welt,
Wie von dem Ufer, ruhig zuzuſehn.

Taſſo.

Und ſah' ich hier mit Staunen nicht zuerſt,
Wie herrlich man den tapfern Mann belohnt?
Als unerfahrner Knabe kam ich her,
In einem Augenblick, da Feſt auf Feſt
Ferrara zu dem Mittelpunct der Ehre
Zu machen ſchien. O! welcher Anblick war's!
Den weiten Platz, auf dem in ihrem Glanze
Gewandte Tapferkeit ſich zeigen ſollte,
Umſchloß ein Kreis, wie ihn die Sonne nicht
So bald zum zweytenmal beſcheinen wird.
Es ſaßen hier gedrängt die ſchönſten Frauen,
Gedrängt die erſten Männer unſrer Zeit.

Erſtaunt durchlief der Blick die edle Menge;
Man rief: Sie alle hat das Vaterland,
Das Eine, ſchmale, meerumgebne Land,
Hierher geſchickt. Zuſammen bilden ſie
Das herrlichſte Gericht, das über Ehre,
Verdienſt und Tugend je entſchieden hat.
Gehſt du ſie einzeln durch, du findeſt keinen,
Der ſeines Nachbarn ſich zu ſchämen brauche! —
Und dann eröffneten die Schranken ſich;
Da ſtampften Pferde, glänzten Helm und Schilde,
Da drängten ſich die Knappen, da erklang
Trompetenſchall, und Lanzen krachten ſplitternd,
Getroffen tönten Helm und Schilde, Staub,
Auf einen Augenblick, umhüllte wirbelnd
Des Siegers Ehre, des Beſiegten Schmach.
O laß mich einen Vorhang vor das ganze,
Mir allzu helle Schauſpiel ziehen, daß
In dieſem ſchönen Augenblicke mir
Mein Unwerth nicht zu heftig fühlbar werde.

Prinzeſſinn.

Wenn jener edle Kreis, wenn jene Thaten
Zu Müh' und Streben damals dich entflammten,
So konnt' ich, junger Freund, zu gleicher Zeit
Der Duldung ſtille Lehre dir bewähren.
Die Feſte, die du rühmſt, die hundert Zungen
Mir damals prieſen und mir manches Jahr
Nachher geprieſen haben, ſah' ich nicht.
Am ſtillen Ort, wohin kaum unterbrochen
Der letzte Wiederhall der Freude ſich
Verlieren konnte, mußt' ich manche Schmerzen

Und manchen traurigen Gedanken leiden.
Mit breiten Flügeln ſchwebte mir das Bild
Des Todes vor den Augen, deckte mir
Die Ausſicht in die immer neue Welt.
Nur nach und nach entfernt' es ſich, und ließ
Mich, wie durch einen Flor, die bunten Farben
Des Lebens, blaß doch angenehm, erblicken.
Ich ſah' lebend'ge Formen wieder ſanft ſich regen.
Zum erſtenmal trat ich, noch unterſtützt
Von meinen Frauen, aus dem Krankenzimmer,
Da kam Lucretia voll frohen Lebens
Herbey und führte dich an ihrer Hand.
Du warſt der erſte, der im neuen Leben
Mir neu und unbekannt entgegen trat.
Da hofft' ich viel für dich und mich, auch hat
Uns bis hieher die Hoffnung nicht betrogen.

Taſſo.

Und ich, der ich betäubt von dem Gewimmel
Des drängenden Gewühls, von ſo viel Glanz
Geblendet, und von mancher Leidenſchaft
Bewegt, durch ſtille Gänge des Pallaſts
An deiner Schweſter Seite ſchweigend ging,
Dann in das Zimmer trat, wo du uns bald
Auf deine Frau'n gelehnt erſchieneſt — Mir
Welch ein Moment war dieſer! O! Vergib!
Wie den Bezauberten von Rauſch und Wahn
Der Gottheit Nähe leicht und willig heilt;
So war auch ich von aller Phantaſie,
Von jeder Sucht, von jedem falſchen Triebe
Mit Einem Blick in deinen Blick geheilt.

Wenn unerfahren die Begierde ſich
Nach tauſend Gegenſtänden ſonſt verlor,
Trat ich beſchämt zuerſt in mich zurück,
Und lernte nun das Wünſchenswerthe kennen.
So ſucht man in dem weiten Sand des Meers
Vergebens eine Perle, die verborgen
In ſtillen Schalen eingeſchloſſen ruht.

Prinzeſſinn.

Es fingen ſchöne Zeiten damals an,
Und hätt' uns nicht der Herzog von Urbino
Die Schweſter weggeführt, uns wären Jahre
Im ſchönen ungetrübten Glück verſchwunden.
Doch leider jetzt vermiſſen wir zu ſehr
Den frohen Geiſt, die Bruſt voll Muth und Leben,
Den reichen Witz der liebenswürd'gen Frau.

Taſſo.

Ich weiß es nur zu wohl, ſeit jenem Tage,
Da ſie von hinnen ſchied, vermochte dir
Die reine Freude niemand zu erſetzen.
Wie oft zerriß es meine Bruſt! Wie oft
Klagt' ich dem ſtillen Hain mein Leid um dich!
Ach! rief ich aus, hat denn die Schweſter nur
Das Glück, das Recht, der Theuern viel zu ſeyn?
Iſt denn kein Herz mehr werth, daß ſie ſich ihm
Vertrauen dürfte, kein Gemüth dem ihren
Mehr gleich geſtimmt? Iſt Geiſt und Witz verloſchen?
Und war die Eine Frau, ſo trefflich ſie
Auch war, denn alles? Fürſtinn! o verzeih'!
Da dacht' ich manchmal an mich ſelbſt, und wünſchte
Dir etwas ſeyn zu können. Wenig nur,

Doch etwas, nicht mit Worten, mit der That
Wünſcht' ich's zu ſeyn, im Leben dir zu zeigen,
Wie ſich mein Herz im Stillen dir geweiht.
Doch es gelang mir nicht, und nur zu oft
That ich im Irrthum, was dich ſchmerzen mußte,
Beleidigte den Mann, den du beſchützteſt,
Verwirrte unklug, was du löſen wollteſt,
Und fühlte ſo mich ſtets im Augenblick,
Wenn ich mich nahen wollte, fern und ferner.

Prinzeſſinn.

Ich habe, Taſſo, deinen Willen nie
Verkannt, und weiß wie du dir ſelbſt zu ſchaden
Geſchäftig biſt. Anſtatt daß meine Schweſter
Mit jedem, wie er ſey, zu leben weiß,
So kannſt du ſelbſt nach vielen Jahren kaum
In einen Freund dich finden.

Taſſo.

Table mich!
Doch ſage mir hernach, wo iſt der Mann,
Die Frau, mit der ich wie mit dir
Aus freyem Buſen wagen darf zu reden?

Prinzeſſinn.

Du ſollteſt meinem Bruder dich vertraun.

Taſſo.

Er iſt mein Fürſt! — Doch glaube nicht, daß mir
Der Freyheit wilder Trieb den Buſen blähe.
Der Menſch iſt nicht geboren frey zu ſeyn,
Und für den Edeln iſt kein ſchöner Glück,
Als einem Fürſten, den er ehrt, zu dienen.
Und ſo iſt er mein Herr, und ich empfinde

Den ganzen Umfang dieſes großen Worts.
Nun muß ich ſchweigen lernen, wenn er ſpricht,
Und thun, wenn er gebietet, mögen auch
Verſtand und Herz ihm lebhaft widerſprechen.

Prinzeſſinn.

Das iſt der Fall bey meinem Bruder nie.
Und nun, da wir Antonio wieder haben,
Iſt dir ein neuer kluger Freund gewiß.

Taſſo.

Ich hofft' es ehmals, jetzt verzweifl' ich faſt.
Wie lehrreich wäre mir ſein Umgang, nützlich
Sein Rath in tauſend Fällen! Er beſitzt,
Ich mag wohl ſagen, alles was mir fehlt.
Doch — haben alle Götter ſich verſammelt
Geſchenke ſeiner Wiege darzubringen;
Die Grazien ſind leider ausgeblieben,
Und wem die Gaben dieſer Holden fehlen,
Der kann zwar viel beſitzen, vieles geben,
Doch läßt ſich nie an ſeinem Buſen ruhn.

Prinzeſſinn.

Doch läßt ſich ihm vertraun, und das iſt viel.
Du mußt von Einem Mann nicht alles fordern,
Und dieſer leiſtet was er dir verſpricht.
Hat er ſich erſt für deinen Freund erklärt,
So ſorgt er ſelbſt für dich, wo du dir fehlſt.
Ihr müßt verbunden ſeyn! Ich ſchmeichle mir
Dieß ſchöne Werk in kurzem zu vollbringen.
Nur widerſtehe nicht wie du es pflegſt!
So haben wir Leonoren lang' beſeſſen,
Die fein und zierlich iſt, mit der es leicht

Sich leben läßt; auch dieſer haſt du nie,
Wie ſie es wünſchte, näher treten wollen.

Taſſo.

Ich habe dir gehorcht, ſonſt hätt' ich mich
Von ihr entfernt anſtatt mich ihr zu nahen.
So liebenswürdig ſie erſcheinen kann,
Ich weiß nicht wie es iſt, konnt' ich nur ſelten
Mit ihr ganz offen ſeyn, und wenn ſie auch
Die Abſicht hat, den Freunden wohlzuthun,
So fühlt man Abſicht und man iſt verſtimmt.

Prinzeſſinn.

Auf dieſem Wege werden wir wohl nie
Geſellſchaft finden, Taſſo! Dieſer Pfad
Verleitet uns durch einſames Gebüſch,
Durch ſtille Thäler fortzuwandern; mehr
Und mehr verwöhnt ſich das Gemüth, und ſtrebt,
Die goldne Zeit, die ihm von außen mangelt,
In ſeinem Innern wieder herzuſtellen,
So wenig der Verſuch gelingen will.

Taſſo.

O welches Wort ſpricht meine Fürſtinn aus!
Die goldne Zeit, wohin iſt ſie geflohn?
Nach der ſich jedes Herz vergebens ſehnt!
Da auf der freyen Erde Menſchen ſich
Wie frohe Herden im Genuß verbreiteten;
Da ein uralter Baum auf bunter Wieſe
Dem Hirten und der Hirtinn Schatten gab,
Ein jüngeres Gebüſch die zarten Zweige
Um ſehnſuchtsvolle Liebe traulich ſchlang;
Wo klar und ſtill auf immer reinem Sande

Der weiche Fluß die Nymphe ſanft umfing;
Wo in dem Graſe die geſchenchte Schlange
Unſchädlich ſich verlor, der kühne Faun
Vom tapfern Jüngling bald beſtraft entfloh;
Wo jeder Vogel in der freyen Luft,
Und jedes Thier, durch Berg und Thäler ſchweifend,
Zum Menſchen ſprach: Erlaubt iſt was gefällt.

Prinzeſſinn.

Mein Freund, die goldne Zeit iſt wohl vorbey:
Allein die Guten bringen ſie zurück;
Und ſoll ich dir geſtehen wie ich denke:
Die goldne Zeit, womit der Dichter uns
Zu ſchmeicheln pflegt, die ſchöne Zeit, ſie war,
So ſcheint es mir, ſo wenig als ſie iſt;
Und war ſie je, ſo war ſie nur gewiß,
Wie ſie uns immer wieder werden kann.
Noch treffen ſich verwandte Herzen an
Und theilen den Genuß der ſchönen Welt;
Nur in dem Wahlſpruch ändert ſich, mein Freund,
Ein einzig Wort: Erlaubt iſt was ſich ziemt.

Taſſo.

O wenn aus guten, edlen Menſchen nur
Ein allgemein Gericht beſtellt entſchiede,
Was ſich denn ziemt! anſtatt daß jeder glaubt,
Es ſey auch ſchicklich was ihm nützlich iſt.
Wir ſehn ja, dem Gewaltigen, dem Klugen
Steht alles wohl, und er erlaubt ſich alles.

Prinzeſſinn.

Willſt du genau erfahren was ſich ziemt;
So frage nur bey edlen Frauen an.

Denn ihnen iſt am meiſten dran gelegen,
Daß alles wohl ſich zieme was geſchieht.
Die Schicklichkeit umgibt mit einer Mauer
Das zarte leicht verletzliche Geſchlecht.
Wo Sittlichkeit regiert, regieren ſie,
Und wo die Frechheit herrſcht, da ſind ſie nichts.
Und wirſt du die Geſchlechter beyde fragen:
Nach Freiheit ſtrebt der Mann, das Weib nach Sitte.

Taſſo.

Du nenneſt uns unbändig, roh, gefühllos?

Prinzeſſinn.

Nicht das! Allein ihr ſtrebt nach fernen Gütern,
Und euer Streben muß gewaltſam ſeyn.
Ihr wagt es, für die Ewigkeit zu handeln,
Wenn wir ein einzig nah beſchränktes Gut
Auf dieſer Erde nur beſitzen möchten,
Und wünſchen, daß es uns beſtändig bliebe.
Wir ſind von keinem Männerherzen ſicher,
Das noch ſo warm ſich einmal uns ergab.
Die Schönheit iſt vergänglich, die ihr doch
Allein zu ehren ſcheint. Was übrig bleibt,
Das reizt nicht mehr, und was nicht reizt, iſt todt.
Wenn's Männer gäbe, die ein weiblich Herz
Zu ſchätzen wüßten, die erkennen möchten,
Welch einen holden Schatz von Treu' und Liebe
Der Buſen einer Frau bewahren kann;
Wenn das Gedächtniß einzig ſchöner Stunden
In euren Seelen lebhaft bleiben wollte;
Wenn euer Blick, der ſonſt durchdringend iſt,
Auch durch den Schleyer dringen könnte, den

Uns Alter oder Krankheit überwirft;
Wenn der Beſitz, der ruhig machen ſoll,
Nach fremden Gütern euch nicht lüſtern machte:
Dann wär' uns wohl ein ſchöner Tag erſchienen,
Wir feyerten dann unſre goldne Zeit.

Taſſo.

Du ſagſt mir Worte, die in meiner Bruſt
Halb ſchon entſchlafne Sorgen mächtig regen.

Prinzeſſinn.

Was meinſt du, Taſſo? Rede frey mit mir.

Taſſo.

Oft hört' ich ſchon, und dieſe Tage wieder
Hab' ich's gehört, ja hätt' ich's nicht vernommen,
So müßt' ich's denken: edle Fürſten ſtreben
Nach deiner Hand! Was wir erwarten müſſen,
Das fürchten wir und möchten ſchier verzweifeln.
Verlaſſen wirſt du uns, es iſt natürlich;
Doch wie wir's tragen wollen, weiß ich nicht.

Prinzeſſinn.

Für dieſen Augenblick ſeyd unbeſorgt!
Faſt möcht' ich ſagen: unbeſorgt für immer.
Hier bin ich gern und gerne mag ich bleiben;
Noch weiß ich kein Verhältniß, das mich lockte;
Und wenn ihr mich denn ja behalten wollt,
So laßt es mir durch Eintracht ſehn, und ſchafft
Euch ſelbſt ein glücklich Leben, mir durch euch.

Taſſo.

O lehre mich das Mögliche zu thun!
Gewidmet ſind dir alle meine Tage.
Wenn dich zu preiſen, dir zu danken ſich

Mein Herz entfaltet, dann empfind' ich erſt
Das reinſte Glück, das Menſchen fühlen können.
Das göttlichſte erfuhr ich nur in dir.
So unterſcheiden ſich die Erdengötter
Vor andern Menſchen, wie das hohe Schickſal
Vom Rath und Willen ſelbſt der klügſten Männer
Sich unterſcheidet. Vieles laſſen ſie,
Wenn wir gewaltſam Wog' auf Woge ſehn,
Wie leichte Wellen, unbemerkt vorüber
Vor ihren Füßen rauſchen, hören nicht
Den Sturm, der uns umfauſ't und niederwirft,
Vernehmen unſer Flehen kaum, und laſſen,
Wie wir beſchränkten armen Kindern thun,
Mit Seufzern und Geſchrey die Luft uns füllen.
Du haſt mich oft, o Göttliche, geduldet,
Und wie die Sonne, trocknete dein Blick
Den Thau von meinen Augenliedern ab.

Prinzeſſinn.

Es iſt ſehr billig, daß die Frauen dir
Auf's freundlichſte begegnen; es verherrlicht
Dein Lied auf manche Weiſe das Geſchlecht.
Zart oder tapfer, haſt du ſtets gewußt
Sie liebenswerth und edel vorzuſtellen;
Und wenn Armide haſſenswerth erſcheint,
Verſöhnt ihr Reiz und ihre Liebe bald.

Taſſo.

Was auch in meinem Liede wiederklingt,
Ich bin nur Einer, Einer alles ſchuldig!
Es ſchwebt kein geiſtig unbeſtimmtes Bild
Vor meiner Stirne, das der Seele bald

Sich überglänzend nahte, bald entzöge.
Mit meinen Augen hab' ich es geſehn,
Das Urbild jeder Tugend, jeder Schöne;
Was ich nach ihm gebildet, das wird bleiben:
Tancredens Heldenliebe zu Chlorinden,
Erminiens ſtille nicht bemerkte Treue,
Sophroniens Großheit und Olindens Noth.
Es ſind nicht Schatten, die der Wahn erzeugte,
Ich weiß es, ſie ſind ewig, denn ſie ſind.
Und was hat mehr das Recht, Jahrhunderte
Zu bleiben und im Stillen fortzuwirken,
Als das Geheimniß einer edlen Liebe,
Dem holden Lied beſcheiden anvertraut?

Prinzeſſinn.

Und ſoll ich dir noch einen Vorzug ſagen,
Den unvermerkt ſich dieſes Lied erſchleicht?
Es lockt uns nach, und nach, wir hören zu,
Wir hören und wir glauben zu verſtehn,
Was wir verſtehn, das können wir nicht tadeln,
Und ſo gewinnt uns dieſes Lied zuletzt.

Taſſo.

Welch einen Himmel öffneſt du vor mir,
O Fürſtinn! Macht mich dieſer Glanz nicht blind,
So ſeh' ich unverhofft ein ewig Glück
Auf goldnen Strahlen herrlich niederſteigen.

Prinzeſſinn.

Nicht weiter, Taſſo! Viele Dinge ſind's,
Die wir mit Heftigkeit ergreifen ſollen:
Doch andre können nur durch Mäßigung
Und durch Entbehren unſer eigen werden.

So, ſagt man, ſey die Tugend, ſey die Liebe,
Die ihr verwandt iſt. Das bedenke wohl!

Zweyter Auftritt.

Taſſo.

Iſt dir's erlaubt die Augen aufzuſchlagen?
Wagſt du's umherzuſehn? Du biſt allein!
Vernahmen dieſe Säulen was ſie ſprach?
Und haſt du Zeugen, dieſe ſtumme Zeugen
Des höchſten Glücks zu fürchten? Es erhebt
Die Sonne ſich des neuen Lebenstages,
Der mit den vorigen ſich nicht vergleicht.
Hernieder ſteigend hebt die Göttinn ſchnell
Den Sterblichen hinauf. Welch neuer Kreis
Entdeckt ſich meinem Auge, welches Reich!
Wie köſtlich wird der heiße Wunſch belohnt!
Ich träumte mich dem höchſten Glücke nah,
Und dieſes Glück iſt über alle Träume.
Der Blindgeborne denke ſich das Licht,
Die Farben wie er will, erſcheinet ihm
Der neue Tag, iſt's ihm ein neuer Sinn.
Voll Muth und Ahndung, freudetrunken ſchwankend
Betret' ich dieſe Bahn. Du gibſt mir viel,
Du gibſt, wie Erd' und Himmel uns Geſchenke
Mit vollen Händen übermäßig reichen,
Und forderſt wieder, was von mir zu fordern
Nur eine ſolche Gabe dich berechtigt.
Ich ſoll entbehren, ſoll mich mäßig zeigen,

Und ſo verdienen, daß du mir vertrauſt.
Was that ich je, daß ſie mich wählen konnte?
Was ſoll ich thun, um ihrer werth zu ſeyn?
Sie konnte dir vertraun, und dadurch biſt du's.
Ja, Fürſtinn, deinen Worten, deinen Blicken
Sey ewig meine Seele ganz geweiht!
Ja, fordre was du willſt, denn ich bin dein!
Sie ſende mich, Müh' und Gefahr und Ruhm
In fernen Landen aufzuſuchen, reiche
Im ſtillen Hain die goldne Leyer mir,
Sie weihe mich der Ruh' und ihrem Preis:
Ihr bin ich, bildend ſoll ſie mich beſitzen;
Mein Herz bewahrte jeden Schatz für Sie.
O hätt' ein tauſendfaches Werkzeug mir
Ein Gott gegönnt, kaum drückt' ich dann genug
Die unausſprechliche Verehrung aus.
Des Mahlers Pinſel und des Dichters Lippe,
Die ſüßeſte, die je von frühem Honig
Genährt war, wünſcht' ich mir. Nein, künftig ſoll
Nicht Taſſo zwiſchen Bäumen, zwiſchen Menſchen
Sich einſam, ſchwach und trübgeſinnt verlieren!
Er iſt nicht mehr allein, er iſt mit Dir.
O daß die edelſte der Thaten ſich
Hier ſichtbar vor mich ſtellte, rings umgeben
Von gräßlicher Gefahr! Ich dränge zu
Und wagte gern das Leben, das ich nun
Von ihren Händen habe — forderte
Die beſten Menſchen mir zu Freunden auf,
Unmögliches mit einer edeln Schaar
Nach ihrem Wink und Willen zu vollbringen.

Voreiliger, warum verbarg dein Mund
Nicht das was du empfandſt, bis du dich werth
Und werther ihr zu Füßen legen konnteſt?
Das war dein Vorſatz, war dein kluger Wunſch.
Doch ſey es auch! Viel ſchöner iſt es, rein
Und unverdient ein ſolch Geſchenk empfangen,
Als halb und halb zu wähnen, daß man wohl
Es habe fordern dürfen. Blicke freudig!
Es iſt ſo groß, ſo weit, was vor dir liegt;
Und hoffnungsvolle Jugend lockt dich wieder
In unbekannte, lichte Zukunft hin!
— Schwelle Bruſt! — O Witterung des Glücks,
Begünſt'ge dieſe Pflanze doch einmal!
Sie ſtrebt gen Himmel, tauſend Zweige dringen
Aus ihr hervor, entfalten ſich zu Blüthen.
O daß ſie Frucht, o daß ſie Freuden bringe!
Daß eine liebe Hand den goldnen Schmuck
Aus ihren friſchen, reichen Aeſten breche!

Dritter Auftritt.

Taſſo. Antonio.

Taſſo.

Sey mir willkommen, den ich gleichſam jetzt
Zum erſtenmal erblicke! Schöner ward
Kein Mann mir angekündigt. Sey willkommen!
Dich kenn' ich nun und deinen ganzen Werth,
Dir biet' ich ohne Zögern Herz und Hand,
Und hoffe, daß auch du mich nicht verſchmähſt.

Antonio.

Antonio.

Freygebig bieteſt du mir ſchöne Gaben,
Und ihren Werth erkenn' ich wie ich ſoll,
Drum laß mich zögern eh' ich ſie ergreife.
Weiß ich doch nicht, ob ich dir auch dagegen
Ein gleiches geben kann. Ich möchte gern
Nicht übereilt und nicht undankbar ſcheinen:
Laß mich für beyde klug und ſorgſam ſeyn.

Taſſo.

Wer wird die Klugheit tadeln? Jeder Schritt
Des Lebens zeigt, wie ſehr ſie nöthig ſey;
Doch ſchöner iſt's, wenn uns die Seele ſagt,
Wo wir der ſeinen Vorſicht nicht bedürfen.

Antonio.

Darüber frage jeder ſein Gemüth,
Weil er den Fehler ſelbſt zu büßen hat.

Taſſo.

So ſey's! Ich habe meine Pflicht gethan,
Der Fürſtinn Wort, die uns zu Freunden wünſcht,
Hab' ich verehrt und mich dir vorgeſtellt.
Rückhalten durft' ich nicht, Antonio; doch gewiß,
Zudringen will ich nicht. Es mag denn ſeyn.
Zeit und Bekanntſchaft heißen dich vielleicht
Die Gabe wärmer fodern, die du jetzt
So kalt bey Seite lehnſt und faſt verſchmähſt.

Antonio.

Der Mäßige wird öfters kalt genannt
Von Menſchen, die ſich warm vor andern glauben,
Weil ſie die Hitze fliegend überfällt.

Taſſo.

Du tadelſt was ich table, was ich meide.
Auch ich verſtehe wohl, ſo jung ich bin,
Der Heftigkeit die Dauer vorzuziehn.

Antonio.

Sehr weislich! Bleibe ſtets auf dieſem Sinne.

Taſſo.

Du biſt berechtigt mir zu rathen, mich
Zu warnen, denn es ſteht Erfahrung dir
Als lang' erprobte Freundinn an der Seite.
Doch glaube nur, es horcht ein ſtilles Herz
Auf jedes Tages, jeder Stunde Warnung,
Und übt ſich ingeheim an jedem Guten,
Das deine Strenge neu zu lehren glaubt.

Antonio.

Es iſt wohl angenehm, ſich mit ſich ſelbſt
Beſchäft'gen, wenn es nur ſo nützlich wäre.
Inwendig lernt kein Menſch ſein Innerſtes
Erkennen. Denn er mißt nach eignem Maß
Sich bald zu klein, und leider oft zu groß.
Der Menſch erkennt ſich nur im Menſchen, nur
Das Leben lehret jedem was er ſey.

Taſſo.

Mit Beyfall und Verehrung hör' ich dich.

Antonio.

Und dennoch denkſt du wohl bey dieſen Worten
Ganz etwas anders, als ich ſagen will.

Taſſo.

Auf dieſe Weiſe rücken wir nicht näher.

Es iſt nicht klug, es iſt nicht wohl gethan,
Vorſetzlich einen Menſchen zu verkennen,
Er ſey auch wer er ſey. Der Fürſtinn Wort
Bedurft' es kaum, leicht hab' ich dich erkannt:
Ich weiß, daß du das Gute willſt und ſchaffſt.
Dein eigen Schickſal läßt dich unbeſorgt;
An Andre denkſt du, Andern ſtehſt du bey,
Und auf des Lebens leicht bewegter Woge
Bleibt dir ein ſtetes Herz. So ſeh' ich dich.
Und was wär' ich, ging' ich dir nicht entgegen?
Sucht' ich begierig nicht auch einen Theil
An dem verſchloßnen Schatz, den du bewahrſt?
Ich weiß, es reut dich nicht, wenn du dich öffneſt;
Ich weiß, du biſt mein Freund, wenn du mich kennſt:
Und eines ſolchen Freunds bedurft' ich lange.
Ich ſchäme mich der Unerfahrenheit
Und meiner Jugend nicht. Still ruhet noch
Der Zukunft goldne Wolke mir um's Haupt.
O nimm mich, edler Mann, an deine Bruſt,
Und weihe mich, den Raſchen, Unerfahrnen,
Zum mäßigen Gebrauch des Lebens ein.

Antonio.

In Einem Augenblicke forderſt du,
Was wohlbedächtig nur die Zeit gewährt.

Taſſo.

In Einem Augenblick gewährt die Liebe,
Was Mühe kaum in langer Zeit erreicht.
Ich bitt' es nicht von dir, ich darf es fodern.
Dich ruf' ich in der Tugend Namen auf,
Die gute Menſchen zu verbinden eifert.

Und ſoll ich dir noch einen Namen nennen?
Die Fürſtinn hofft's, Sie will's — Eleonore,
Sie will mich zu dir führen, dich zu mir.
O laß uns ihrem Wunſch entgegen gehn!
Laß uns verbunden vor die Göttinn treten,
Ihr unſern Dienſt, die ganze Seele bieten,
Vereint für ſie das Würdigſte zu thun.
Noch einmal! — Hier iſt meine Hand! Schlag' ein!
Tritt nicht zurück, und weigre dich nicht länger,
O edler Mann, und gönne mir die Wolluſt,
Die ſchönſte unter Menſchen, ſich dem Beſſern
Vertrauend ohne Rückhalt hinzugeben!

Antonio.

Du gehſt mit vollen Segeln! Scheint es doch,
Du biſt gewohnt zu ſiegen, überall
Die Wege breit, die Pforten weit zu finden.
Ich gönne jeden Werth und jedes Glück
Dir gern; allein ich ſehe nur zu ſehr,
Wir ſtehn zu weit noch von einander ab.

Taſſo.

Es ſey an Jahren, an geprüftem Werth:
An frohem Muth und Willen weich' ich keinem.

Antonio.

Der Wille lockt die Thaten nicht herbey;
Der Muth ſtellt ſich die Wege kürzer vor.
Wer angelangt am Ziel iſt, wird gekrönt,
Und oft entbehrt ein Würd'ger eine Krone.
Doch gibt es leichte Kränze, Kränze gibt es
Von ſehr verſchiedner Art; ſie laſſen ſich
Oft im Spazierngehn bequem erreichen.

Taſſo.

Was eine Gottheit dieſem frey gewährt
Und jenem ſtreng' verſagt, ein ſolches Gut
Erreicht nicht jeder wie er will und mag.

Antonio.

Schreib' es dem Glück vor andern Göttern zu,
So hör' ich's gern, denn ſeine Wahl iſt blind.

Taſſo.

Auch die Gerechtigkeit trägt eine Binde,
Und ſchließt die Augen jedem Blendwerk zu.

Antonio.

Das Glück erhebe billig der Beglückte!
Er dicht' ihm hundert Augen für's Verdienſt
Und kluge Wahl und ſtrenge Sorgfalt an,
Nenn' es Minerva, nenn' es wie er will,
Er halte gnädiges Geſchenk für Lohn,
Zufälligen Putz für wohlverdienten Schmuck.

Taſſo.

Du brauchſt nicht deutlicher zu ſeyn. Es iſt genug!
Ich blicke tief dir in das Herz und kenne
Für's ganze Leben dich. O kennte ſo
Dich meine Fürſtinn auch! Verſchwende nicht
Die Pfeile deiner Augen, deiner Zunge!
Du richteſt ſie vergebens nach dem Kranze,
Dem unverwelklichen, auf meinem Haupt.
Sey erſt ſo groß, mir ihn nicht zu beneiden!
Dann darfſt du mir vielleicht ihn ſtreitig machen.
Ich acht' ihn heilig und das höchſte Gut:
Doch zeige mir den Mann, der das erreicht,
Wornach ich ſtrebe, zeige mir den Helden,

Von dem mir die Geſchichten nur erzählten;
Den Dichter ſtell' mir vor, der ſich Homeren,
Virgilien ſich vergleichen darf, ja, was
Noch mehr geſagt iſt, zeige mir den Mann,
Der dreyfach dieſen Lohn verdiente, den
Die ſchöne Krone dreyfach mehr als mich
Beſchämte: dann ſollſt du mich knieend ſehn
Vor jener Gottheit, die mich ſo begabte;
Nicht eher ſtünd' ich auf, bis ſie die Zierde
Von meinem Haupt auf ſeins hinüber drückte.

Antonio.

Bis dahin bleibſt du freylich ihrer werth.

Taſſo.

Wen wige mich, das will ich nicht vermeiden;
Allein Verachtung hab' ich nicht verdient.
Die Krone, der mein Fürſt mich würdig achtete,
Die meiner Fürſtinn Hand für mich gewunden,
Soll keiner mir bezweifeln noch begrinſen!

Antonio.

Es ziemt der hohe Ton, die raſche Glut
Nicht dir zu mir, noch dir an dieſem Orte.

Taſſo.

Was du dir hier erlaubſt, das ziemt auch mir.
Und iſt die Wahrheit wohl von hier verbannt?
Iſt im Pallaſt der freye Geiſt gefeſſelt?
Hat hier ein edler Menſch nur Druck zu dulden?
Mich dünkt, hier iſt die Hoheit erſt an ihrem Platz,
Der Seele Hoheit! Darf ſie ſich der Nähe
Der Großen dieſer Erde nicht erfreun?
Sie darf's und ſoll's. Wir nahen uns dem Fürſten

Durch Adel nur, der uns von Vätern kam;
Warum nicht durch's Gemüth, das die Natur
Nicht jedem groß verlieh, wie sie nicht jedem
Die Reihe großer Ahnherrn geben konnte.
Nur Kleinheit sollte hier sich ängstlich fühlen,
Der Neid, der sich zu seiner Schande zeigt:
Wie keiner Spinne schmutziges Gewebe
An diesen Marmorwänden haften soll.

Antonio.

Du zeigst mir selbst mein Recht dich zu verschmähn!
Der übereilte Knabe will des Mann's
Vertraun und Freundschaft mit Gewalt erzwingen?
Unsittlich wie du bist, hältst du dich gut?

Tasso.

Viel lieber was ihr euch unsittlich nennt,
Als was ich mir unedel nennen müßte.

Antonio.

Du bist noch jung genug, daß gute Zucht
Dich eines bessern Wegs belehren kann.

Tasso.

Nicht jung genug, vor Götzen mich zu neigen,
Und Trotz mit Trotz zu bänd'gen, alt genug.

Antonio.

Wo Lippenspiel und Saitenspiel entscheiden,
Zieht du als Held und Sieger wohl davon.

Tasso.

Vermegen wär' es, meine Faust zu rühmen,
Denn sie hat nichts gethan; doch ich vertrau' ihr.

Antonio.

Du traust auf Schonung, die dich nur zu sehr
Im frechen Laufe deines Glücks verzog.

Taſſo.

Daß ich erwachſen bin, das fühl' ich nun.
Mit dir am wenigſten hätt' ich gewünſcht
Das Wageſpiel der Waffen zu verſuchen:
Allein du ſchüreſt Glut auf Glut, es kocht
Das inn're Mark, die ſchmerzliche Begier
Der Rache ſiedet ſchäumend in der Bruſt.
Biſt du der Mann der du dich rühmſt, ſo ſieh' mir.

Antonio.

Du weißt ſo wenig wer, als wo du biſt.

Taſſo.

Kein Heiligthum heißt uns den Schimpf ertragen.
Du läſterſt, du entweiheſt dieſen Ort,
Nicht ich, der ich Vertraun, Verehrung, Liebe,
Das ſchönſte Opfer, dir entgegen trug.
Dein Geiſt verunreint dieſes Paradies,
Und deine Worte dieſen reinen Saal,
Nicht meines Herzens ſchwellendes Gefühl,
Das braust, den kleinſten Flecken nicht zu leiden.

Antonio.

Welch hoher Geiſt in einer engen Bruſt!

Taſſo.

Hier iſt noch Raum dem Busen Luft zu machen.

Antonio.

Es macht das Volk ſich auch mit Worten Luft.

Taſſo.

Biſt du ein Edelmann wie ich, ſo zieh' es.

Antonio.

Ich bin es wohl, doch weiß ich wo ich bin.

Taſſo.

Komm mit herab, wo unſre Waffen gelten.

Antonio.

Wie du nicht fordern ſollteſt, folg' ich nicht.

Taſſo.

Der Feigheit iſt ſolch Hinderniß willkommen.

Antonio.

Der Feige droht nur, wo er ſicher iſt.

Taſſo.

Mit Freuden kann ich dieſem Schutz entſagen.

Antonio.

Vergib die nur, dem Ort vergibſt du nichts.

Taſſo.

Verzeihe mir der Ort, daß ich es litt.

(Er zieht den Degen.)

Zieh' oder folge, wenn ich nicht auf ewig,
Wie ich dich haſſe, dich verachten ſoll!

Vierter Auftritt.

Alphons. Die Vorigen.

Alphons.

In welchem Streit treff' ich euch unerwartet?

Antonio.

Du findeſt mich, o Fürſt, gelaſſen ſtehn
Vor einem, den die Wuth ergriffen hat.

Taſſo.

Ich bete dich als eine Gottheit an,
Daß du mit Einem Blick mich warnend bändigſt.

Alphonſ.

Erzähl', Antonio, Taſſo, ſag' mir an,
Wie hat der Zwiſt ſich in mein Haus gedrungen?
Wie hat er euch ergriffen, von der Bahn
Der Sitten, der Geſetze kluge Männer
Im Taumel weggeriſſen? Ich erſtaune.

Taſſo.

Du kennſt uns beyde nicht, ich glaub' es wohl.
Hier dieſer Mann, berühmt als klug und ſittlich,
Hat roh und hämiſch, wie ein unerzogner,
Unedler Menſch, ſich gegen mich betragen.
Zutraulich nahr' ich ihm, er ſtieß mich weg;
Beharrlich liebend drang ich mich zu ihm,
Und bitter, immer bitt'rer ruht' er nicht,
Bis er den reinſten Tropfen Bluts in mir
Zu Galle wandelte. Verzeih'! Du haſt mich hier
Als einen Wüthenden getroffen. Dieſer
Hat alle Schuld, wenn ich mich ſchuldig machte.
Er hat die Glut gewaltſam angefacht,
Die mich ergriff und mich und ihn verletzte.

Antonio.

Ihn riß der hohe Dichterſchwung hinweg!
Du haſt, o Fürſt, zuerſt mich angeredet,
Haſt mich gefragt: es ſey mir nun erlaubt,
Nach dieſem raſchen Redner auch zu ſprechen.

Taſſo.

O ja, erzähl', erzähl' von Wort zu Wort!

Und kannſt du jede Sylbe, jede Miene
Vor dieſen Richter ſtellen, wag' es nur!
Beleidige dich ſelbſt zum zweytenmale,
Und zeuge wider dich! Dagegen will
Ich keinen Hauch und keinen Pulsſchlag läugnen.

Antonio.

Wenn du noch mehr zu reden haſt, ſo ſprich:
Wo nicht, ſo ſchweig' und unterbrich mich nicht.
Ob ich, mein Fürſt, ob dieſer heiße Kopf
Den Streit zuerſt begonnen? wer es ſey,
Der Unrecht hat? iſt eine weite Frage,
Die wohl zuvörderſt noch auf ſich beruht.

Taſſo.

Wie das? Mich dünkt, das iſt die erſte Frage,
Wer von uns beyden Recht und Unrecht hat.

Antonio.

Nicht ganz, wie ſich's der unbegränzte Sinn
Gedenken mag.

Alphons.

Antonio!

Antonio.

Gnädigſter,
Ich ehre deinen Wink, doch laß ihn ſchweigen:
Hab' ich geſprochen, mag er weiter reden;
Du wirſt entſcheiden. Alſo ſag' ich nur:
Ich kann mit ihm nicht rechten, kann ihn weder
Verklagen, noch mich ſelbſt vertheid'gen, noch
Ihm jetzt genug zu thun mich anerbieten.
Denn wie er ſteht, iſt er kein freyer Mann.
Es waltet über ihm ein ſchwer Geſetz,

Das deine Gnade höchſtens lindern wird.
Er hat mir hier gedroht, hat mich gefordert;
Vor dir verbarg er kaum das nackte Schwert.
Und tratſt du, Herr, nicht zwiſchen uns herein,
So ſtünde jetzt auch ich als pflichtvergeſſen,
Mitſchuldig und beſchämt vor deinem Blick.

Alphons. (zu Taſſo)

Du haſt nicht wohl gethan.

Taſſo.

Mich ſpricht, o Herr,
Mein eigen Herz, gewiß auch deines frey.
Ja, es iſt wahr, ich drohte, forderte,
Ich zog. Allein, wie tückiſch ſeine Zunge
Mit wohlgewählten Worten mich verletzt,
Wie ſcharf und ſchnell ſein Zahn das feine Gift
Mir in das Blut geſtößt, wie er das Fieber
Nur mehr und mehr erhitzt — Du denkſt es nicht!
Gelaſſen, kalt, hat er mich ausgehalten,
Auf's höchſte mich getrieben. O! du kennſt,
Du kennſt ihn nicht, und wirſt ihn niemals kennen!
Ich trug ihm warm die ſchönſte Freundſchaft an;
Er warf mir meine Gaben vor die Füße;
Und hätte meine Seele nicht geglüht,
So war ſie deiner Gnade, deines Dienſtes
Auf ewig unwerth. Hab' ich des Geſetzes
Und dieſes Orts vergeſſen, ſo verzeih.
Auf keinem Boden darf ich niedrig ſeyn,
Erniedrigung auf keinem Boden dulden.
Wenn dieſes Herz, es ſey auch wo es will,

Dir fehlt und ſich, dann ſtrafe, dann verſtoße,
Und laß mich nie dein Auge wiederſehn.

Antonio.

Wie leicht der Jüngling ſchwere Laſten trägt,
Und Fehler wie den Staub vom Kleide ſchüttelt!
Es wäre zu verwundern, wenn die Zauberkraft
Der Dichtung nicht bekannter wäre, die
Mit dem Unmöglichen ſo gern ihr Spiel
Zu treiben liebt. Ob du auch ſo, mein Fürſt,
Ob alle deine Diener dieſe That
So unbedeutend halten, zweifl' ich faſt.
Die Majeſtät verbreitet ihren Schutz
Auf jeden, der ſich ihr wie einer Gottheit
Und ihrer unverletzten Wohnung naht.
Wie an dem Fuße des Altars, bezähmt
Sich auf der Schwelle jede Leidenſchaft.
Da blinkt kein Schwert, da fällt kein drohend Wort,
Da fordert ſelbſt Beleid'gung keine Rache.
Es bleibt das weite Feld ein offner Raum
Für Grimm und Unverſöhnlichkeit genug.
Dort wird kein Feiger drohn, kein Mann wird fliehn.
Hier dieſe Mauern haben deine Väter
Auf Sicherheit gegründet, ihrer Würde
Ein Heiligthum befeſtigt, dieſe Ruhe
Mit ſchweren Strafen ernſt und klug erhalten;
Verbannung, Kerker, Tod ergriff den Schuldigen.
Da war kein Anſehn der Perſon, es hielt
Die Milde nicht den Arm des Rechts zurück;
Und ſelbſt der Frevler fühlte ſich geſchreckt.
Nun ſehen wir nach langem ſchönem Frieden

In das Gebiet der Sitten rohe Wuth
Im Taumel wiederkehren. Herr, entſcheide,
Beſtrafe! denn wer kann in ſeiner Pflicht
Beſchränkten Gränzen wandeln, ſchützet ihn
Nicht das Geſetz und ſeines Fürſten Kraft?

Alphons.

Mehr als ihr beyde ſagt und ſagen könnt,
Läßt unparteyiſch das Gemüth mich hören.
Ihr hättet ſchöner eure Pflicht gethan,
Wenn ich dieß Urtheil nicht zu ſprechen hätte.
Denn hier ſind Recht und Unrecht nah verwandt.
Wenn dich Antonio beleidigt hat,
So hat er dir auf irgend eine Weiſe
Genug zu thun, wie du es fordern wirſt.
Mir wär' es lieb, ihr wählte mich zum Austrag.
Indeſſen, dein Vergehen macht, o Taſſo,
Dich zum Gefangnen. Wie ich dir vergebe:
So lindr' ich das Geſetz um deinetwillen.
Verlaß uns, Taſſo! Bleib auf deinem Zimmer,
Von dir und mit dir ſelbſt allein bewacht.

Taſſo.

Iſt dieß, o Fürſt, dein richterlicher Spruch?

Antonio.

Erkennſt du des Vaters Milde nicht?

Taſſo. (zu Antonio)

Mit dir hab' ich vererſt nichts mehr zu reden.
(Zu Alphons)
O Fürſt, es übergibt dein ernſtes Wort
Mich Freyen der Gefangenſchaft. Es ſey!
Du hältſt es Recht. Dein heilig Wort verehrend,

Heiß' ich mein innres Herz im tiefſten ſchweigen.
Es iſt mir neu, ſo neu, daß ich faſt dich
Und mich und dieſen ſchönen Ort nicht kenne.
Doch dieſen kenn' ich wohl — Gehorchen will ich,
Ob ich gleich hier noch manches ſagen könnte,
Und ſagen ſollte. Mir verſtummt die Lippe.
War's ein Verbrechen? Wenigſtens es ſcheint,
Ich bin als ein Verbrecher angeſehn.
Und, was mein Herz auch ſagt, ich bin gefangen.

Alphons.

Du nimmſt es höher, Taſſo, als ich ſelbſt.

Taſſo.

Mir bleibt es unbegreiflich wie es iſt;
Zwar unbegreiflich nicht, ich bin kein Kind;
Ich meine faſt, ich müßt' es denken können.
Auf einmal winkt mich eine Klarheit an,
Doch augenblicklich ſchließt ſich's wieder zu,
Ich höre nur mein Urtheil, beuge mich.
Das ſind zu viel vergebne Worte ſchon!
Gewöhne dich von nun an zu gehorchen;
Ohnmächt'ger! du vergaßeſt wo du ſtandſt;
Der Götter Saal ſchien dir auf gleicher Erde,
Nun überwältigt dich der jähe Fall:
Gehorche gern, denn es geziemt dem Manne,
Auch willig das Beſchwerliche zu thun.
Hier nimm den Degen erſt, den du mir gabſt,
Als ich dem Cardinal nach Frankreich folgte;
Ich führt' ihn nicht mit Ruhm, doch nicht mit Schande,
Auch heute nicht. Der hoffnungsvollen Gabe
Entäußr' ich mich mit tief gerührtem Herzen.

Alphons.

Wie ich zu dir geſinnt bin fühlſt du nicht.

Taſſo.

Gehorchen iſt mein Loos und nicht zu denken!
Und leider eines herrlichern Geſchenks
Verläugnung fordert das Geſchick von mir.
Die Krone kleidet den Gefangnen nicht:
Ich nehme ſelbſt von meinem Haupt die Zierde,
Die für die Ewigkeit gegönnt mir ſchien.
Zu früh war mir das ſchönſte Glück verliehen,
Und wird, als hätt' ich ſein mich überhoben,
Mir nur zu bald geraubt.
Du nimmſt dir ſelbſt, was keiner nehmen konnte,
Und was kein Gott zum zweytenmale gibt.
Wir Menſchen werden wunderbar geprüft:
Wir könnten's nicht ertragen, hätt' uns nicht
Den holden Leichtſinn die Natur verliehn.
Mit unſchätzbaren Gütern lehret uns
Verſchwenderiſch die Noth gelaſſen ſpielen:
Wir öffnen willig unſre Hände, daß
Unwiederbringlich uns ein Gut entſchlüpfe.
Mit dieſem Kuß vereint ſich eine Thräne,
Und weiht dich der Vergänglichkeit! Es iſt
Erlaubt, das holde Zeichen unſrer Schwäche.
Wer weinte nicht, wenn das Unſterbliche
Vor der Zerſtörung ſelbſt nicht ſicher iſt?
Geſelle dich zu dieſem Degen, der
Dich leider nicht erwarb, um ihn geſchlungen,
Ruhe, wie auf dem Sarg der Tapfern, auf
Dem Grabe meines Glücks und meiner Hoffnung!

Hier leg' ich beyde willig dir zu Füßen;
Denn wer iſt wohl gewaffnet, wenn du zürnſt?
Und wer geſchmückt, o Herr, den du verkennſt?
Gefangen geh' ich, warte des Gerichts.

(Auf des Fürſten Wink hebt ein Page den Degen mit dem Kranze auf und trägt ihn weg.)

Fünfter Auftritt.

Alphons. Antonio.

Antonio.

Wo ſchwärmt der Knabe hin? Mit welchen Farben
Mahlt er ſich ſeinen Werth und ſein Geſchick?
Beſchränkt und unerfahren hält die Jugend
Sich für ein einzig auserwähltes Weſen,
Und alles über alle ſich erlaubt.
Er fühle ſich geſtraft, und ſtrafen heißt
Dem Jüngling wohlthun, daß der Mann uns danke.

Alphons.

Er iſt geſtraft, ich fürchte, nur zu viel.

Antonio.

Wenn du gelind mit ihm verfahren magſt,
So gib, o Fürſt, ihm ſeine Freyheit wieder,
Und unſern Zwiſt entſcheide dann das Schwert.

Alphons.

Wenn es die Meinung fordert, mag es ſeyn.
Doch ſprich, wie haſt du ſeinen Zorn gereizt?

Antonio.

Ich wüßte kaum zu ſagen, wie's geſchah.

Als Menſchen hab' ich ihn vielleicht gekränkt,
Als Edelmann hab' ich ihn nicht beleidigt.
Und ſeinen Lippen iſt im größten Zorne
Kein ſittenloſes Wort entflohn.

Alphons.

So ſchien
Mir euer Streit, und was ich gleich gedacht,
Bekräftigt deine Rede mir noch mehr.
Wenn Männer ſich entzweyen, hält man billig
Den Klügſten für den Schuldigen. Du ſollteſt
Mit ihm nicht zürnen; ihn zu leiten ſtünde
Dir beſſer an. Noch immer iſt es Zeit:
Hier iſt kein Fall, der euch zu ſtreiten zwänge.
So lang' mir Friede bleibt, ſo lange wünſch' ich
In meinem Haus ihn zu genießen. Stelle
Die Ruhe wieder her; du kannſt es leicht.
Lenore Sanvitale mag ihn erſt
Mit zarter Lippe zu beſänft'gen ſuchen:
Dann tritt zu ihm, gib ihm in meinem Namen
Die volle Freyheit wieder, und gewinne
Mit edeln wahren Worten ſein Vertraun.
Verrichte das, ſobald du immer kannſt;
Du wirſt als Freund und Vater mit ihm ſprechen.
Noch eh' wir ſcheiden, will ich Friede wiſſen,
Und dir iſt nichts unmöglich, wenn du willſt.
Wir bleiben lieber eine Stunde länger,
Und laſſen dann die Frauen ſanft vollenden,
Was du begannſt; und kehren wir zurück,
So haben ſie von dieſem raſchen Eindruck
Die letzte Spur vertilgt. Es ſcheint, Antonie,

Du willſt nicht aus der Uebung kommen! Du
Haſt Ein Geſchäft kaum erſt vollendet, nun
Kehrſt du zurück und ſchaffſt dir gleich ein neues.
Ich hoffe, daß auch dieſes dir gelingt.

Antonio.

Ich bin beſchämt, und ſeh' in deinen Worten,
Wie in dem klarſten Spiegel meine Schuld!
Gar leicht gehorcht man einem edlen Herrn,
Der überzeugt, indem er uns gebietet.

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Prinzeſſinn. (allein.)

Wo bleibt Eleonore? Schmerzlicher
Bewegt mir jeden Augenblick die Sorge
Das tiefſte Herz. Kaum weiß ich was geſchah,
Kaum weiß ich wer von beyden ſchuldig iſt.
O daß ſie käme! Möcht' ich doch nicht gern
Den Bruder nicht, Antonio nicht ſprechen,
Eh' ich gefaßter bin, eh' ich vernommen,
Wie alles ſteht, und was es werden kann.

Zweyter Auftritt.

Prinzeſſinn. Leonore.

Prinzeſſinn.

Was bringſt du, Leonore? Sag' mir an:
Wie ſteht's um unſre Freunde? Was geſchah?

Leonore.

Mehr als wir wiſſen hab' ich nicht erfahren.
Sie trafen hart zuſammen, Taſſo zog,
Dein Bruder trennte ſie: allein es ſcheint,

Als habe Taſſo dieſen Streit begonnen.
Antonio geht frey umher und ſpricht
Mit ſeinem Fürſten; Taſſo bleibt dagegen
Verbannt in ſeinem Zimmer und allein.

Prinzeſſinn.

Gewiß hat ihn Antonio gereizt,
Den Hochgeſtimmten kalt und fremd beleidigt.

Leonore.

Ich glaub' es ſelbſt. Denn eine Wolke ſtand,
Schon als er zu uns trat, um ſeine Stirn.

Prinzeſſinn.

Ach daß wir doch dem reinen ſtillen Wink
Des Herzens nachzugehn ſo ſehr verlernen!
Ganz leiſe ſpricht ein Gott in unſrer Bruſt,
Ganz leiſe, ganz vernehmlich, zeigt uns an,
Was zu ergreifen iſt und was zu fliehn.
Antonio erſchien mir heute früh
Viel ſchroffer noch als je, in ſich gezogner.
Es warnte mich mein Geiſt, als neben ihn
Sich Taſſo ſtellte. Sieh das Aeußre nur
Von beyden an, das Angeſicht, den Ton,
Den Blick, den Tritt! Es widerſtrebt ſich alles;
Sie können ewig keine Liebe wechſeln.
Doch überredete die Hoffnung mich,
Die Gleißnerinn: ſie ſind vernünftig beyde,
Sind edel, unterrichtet, deine Freunde;
Und welch ein Band iſt ſichrer als der Guten?
Ich trieb den Jüngling an; er gab ſich ganz;
Wie ſchön, wie warm ergab er ganz ſich mir!
O hätt' ich gleich Antonio geſprochen!

Ich zauderte; es war nur kurze Zeit;
Ich ſcheute mich, gleich mit den erſten Worten
Und dringend ihm den Jüngling zu empfehlen;
Verließ auf Sitte mich und Höflichkeit,
Auf den Gebrauch der Welt, der ſich ſo glatt
Selbſt zwiſchen Feinde legt; befürchtete
Von dem geprüften Manne dieſe Jähe
Der raſchen Jugend nicht. Es iſt geſchehn!
Das Uebel ſtand mir fern, nun iſt es da.
O gib mir einen Rath! Was iſt zu thun?

Leonore.

Wie ſchwer zu rathen ſey, das fühlſt du ſelbſt
Nach dem, was du geſagt. Es iſt nicht hier
Ein Miſsverſtändniß zwiſchen Gleichgeſtimmten;
Das ſtellen Worte, ja im Nothfall ſtellen
Es Waffen leicht und glücklich wieder her.
Zwey Männer ſind's, ich hab' es lang gefühlt,
Die darum Feinde ſind, weil die Natur
Nicht Einen Mann aus ihnen beyden formte.
Und wären ſie zu ihrem Vortheil klug,
So würden ſie als Freunde ſich verbinden;
Dann ſtünden ſie für Einen Mann und gingen
Mit Macht und Glück und Luſt durch's Leben hin.
So hofft' ich ſelbſt, nun ſeh' ich wohl, umſonſt.
Der Zwiſt von heute, ſey er wie er ſey,
Iſt beyzulegen: doch das ſichert uns
Nicht für die Zukunft, für den Morgen nicht.
Es wär' am beſten, dächt' ich, Taſſo reiſ'te
Auf eine Zeit von hier; er könnte ja
Nach Rom, auch nach Florenz ſich wenden; dort

Träf' ich in wenig Wochen ihn, und könnte
Auf sein Gemüth als eine Freundinn wirken.
Du würdest hier indessen den Antonio,
Der uns so fremd geworden, dir auf's neue
Und deinen Freunden näher bringen: so
Gewährte das, was itzt unmöglich scheint,
Die gute Zeit vielleicht, die vieles gibt.

Prinzessinn.

Du willst dich in Genuß, o Freundinn, setzen,
Ich soll entbehren; heißt das billig seyn?

Leonore.

Entbehren wirst du nichts, als was du doch
In diesem Falle nicht genießen könntest.

Prinzessinn.

So ruhig soll ich einen Freund verbannen?

Leonore.

Erhalten, den du nur zum Schein verbannst.

Prinzessinn.

Mein Bruder wird ihn nicht mit Willen lassen.

Leonore.

Wenn er es sieht wie wir, so gibt er nach.

Prinzessinn.

Es ist so schwer, im Freunde sich verdammen.

Leonore.

Und dennoch rettest du den Freund in dir.

Prinzessinn.

Ich gebe nicht mein Ja, daß es geschehe.

Leonore.

So warte noch ein größres Uebel ab.

Prinzeſſinn.

Du peinigſt mich, und weißt nicht ob du nützeſt.

Leonore.

Wir werden bald entdecken, wer ſich irrt.

Prinzeſſinn.

Und ſoll es ſeyn, ſo frage mich nicht länger.

Leonore.

Wer ſich entſchließen kann, beſiegt den Schmerz.

Prinzeſſinn.

Entſchloſſen bin ich nicht, allein es ſey,
Wenn er ſich nicht auf lange Zeit entfernt —
Und laß uns für ihn ſorgen, Leonore,
Daß er nicht Mangel etwa künftig leide,
Daß ihm der Herzog ſeinen Unterhalt
Auch in der Ferne willig reichen laſſe.
Sprich mit Antonio, denn er vermag
Bey meinem Bruder viel, und wird den Streit
Nicht unſerm Freund und uns gedenken wollen.

Leonore.

Ein Wort von dir, Prinzeſſinn, gälte mehr.

Prinzeſſinn.

Ich kann, du weißt es, meine Freundinn, nicht
Wie's meine Schweſter von Urbino kann,
Für mich und für die Meinen was erbitten.
Ich lebe gern ſo ſtille vor mich hin,
Und nehme von dem Bruder dankbar an,
Was er mir immer geben kann und will.
Ich habe ſonſt darüber manchen Vorwurf
Mir ſelbſt gemacht; nun hab' ich überwunden.
Es ſchalt mich eine Freundinn oft darum:

Du biſt uneigennützig, ſagte ſie,
Das iſt recht ſchön; allein ſo ſehr biſt du's,
Daß du auch das Bedürfniß deiner Freunde
Nicht recht empfinden kannſt. Ich laß' es gehn,
Und muß denn eben dieſen Vorwurf tragen.
Um deſto mehr erfreut es mich, daß ich
Nun in der That dem Freunde nützen kann;
Es fällt mir meiner Mutter Erbſchaft zu,
Und gerne will ich für ihn ſorgen helfen.

Leonore.

Und ich, o Fürſtinn, finde mich im Falle,
Daß ich als Freundinn auch mich zeigen kann.
Er iſt kein guter Wirth; wo es ihm fehlt,
Werd' ich ihm ſchon geſchickt zu helfen wiſſen.

Prinzeſſinn.

So nimm ihn weg, und, ſoll ich ihn entbehren,
Vor allen andern ſey er dir gegönnt:
Ich ſeh' es wohl, ſo wird es beſſer ſeyn.
Muß ich denn wieder dieſen Schmerz als gut
Und heilſam preiſen? Das war mein Geſchick
Von Jugend auf, ich bin nun dran gewöhnt.
Nur halb iſt der Verluſt des ſchönſten Glücks,
Wenn wir auf den Beſitz nicht ſicher zählten.

Leonore.

Ich hoffe, dich ſo ſchön du es verdienſt
Glücklich zu ſehn.

Prinzeſſinn.

Eleonore! Glücklich?
Wer iſt denn glücklich? — Meinen Bruder zwar
Möcht' ich ſo nennen, denn ſein großes Herz

Trägt ſein Geſchick mit immer gleichem Muth;
Allein was er verdient, das wird ihm nie.
Iſt meine Schweſter von Urbino glücklich?
Das ſchöne Weib, das edle große Herz!
Sie bringt dem jüngern Manne keine Kinder;
Er achtet ſie, und läßt ſie's nicht entgelten,
Doch keine Freude wohnt in ihrem Haus.
Was half denn unſrer Mutter ihre Klugheit?
Die Kenntniß jeder Art, ihr großer Sinn?
Konnt' er ſie vor dem fremden Irrthum ſchützen?
Man nahm uns von ihr weg: nun iſt ſie todt;
Sie ließ uns Kindern nicht den Troſt, daß ſie
Mit ihrem Gott verſöhnt geſtorben ſey.

Leonore.

O blicke nicht nach dem, was jedem fehlt;
Betrachte, was noch einem jeden bleibt!
Was bleibt nicht Dir, Prinzeſſinn?

Prinzeſſinn.

Was mir bleibt?
Geduld, Eleonore! Ueben konnt' ich die
Von Jugend auf. Wenn Freunde, wenn Geſchwiſter
Bey Feſt und Spiel geſellig ſich erfreuten,
Hielt Krankheit mich auf meinem Zimmer feſt,
Und in Geſellſchaft mancher Leiden mußt'
Ich früh entbehren lernen. Eines war,
Was in der Einſamkeit mich ſchön ergetzte,
Die Freude des Geſangs: ich unterhielt
Mich mit mir ſelbſt, ich wiegte Schmerz und Sehnſucht
Und jeden Wunſch mit leiſen Tönen ein.
Da wurde Leiden oft Genuß, und ſelbſt

Das traurige Gefühl zur Harmonie.
Nicht lang' war mir dieß Glück gegönnt, auch dieſes
Nahm mir der Arzt hinweg: ſein ſtreng Gebot
Hieß mich verſtummen; leben ſollt' ich, leiden,
Den einz'gen kleinen Troſt ſollt' ich entbehren.

Leonore.

So viele Freunde fanden ſich zu dir,
Und nun biſt du geſund, biſt lebensfroh.

Prinzeſſinn.

Ich bin geſund, das heißt, ich bin nicht krank;
Und manche Freunde hab' ich, deren Treue
Mich glücklich macht. Auch hatt' ich einen Freund —

Leonore.

Du haſt ihn noch.

Prinzeſſinn.

Und werd' ihn bald verlieren.
Der Augenblick, da ich zuerſt ihn ſah,
War viel bedeutend. Kaum erholt' ich mich
Von manchen Leiden; Schmerz und Krankheit waren
Kaum erſt gewichen; ſtill beſcheiden blickt' ich
In's Leben wieder, freute mich des Tags
Und der Geſchwiſter wieder, ſog beherzt
Der ſüßen Hoffnung reinſten Balſam ein.
Ich wagt' es vorwärts in das Leben weiter
Hinein zu ſehn, und freundliche Geſtalten
Begegneten mir aus der Ferne. Da,
Eleonore, ſtellte mir den Jüngling
Die Schweſter vor; er kam an ihrer Hand,
Und, daß ich dir's geſtehe, da ergriff
Ihn mein Gemüth und wird ihn ewig halten.

Leonore.

O meine Fürſtinn, laß dich's nicht gereuen!
Das Edle zu erkennen iſt Gewinnſt,
Der nimmer uns entriſſen werden kann.

Prinzeſſinn.

Zu fürchten iſt das Schöne, das Fürtreffliche,
Wie eine Flamme, die ſo herrlich nützt,
So lange ſie auf deinem Herde brennt,
So lang' ſie dir von einer Fackel leuchtet,
Wie hold! wer mag, wer kann ſie da entbehren?
Und frißt ſie ungehütet um ſich her,
Wie elend kann ſie machen! Laß mich nun.
Ich bin geſchwätzig, und verbärge beſſer
Auch ſelbſt vor dir, wie ſchwach ich bin und krank.

Leonore.

Die Krankheit des Gemüthes löſet ſich
In Klagen und Vertraun am leicht'ſten auf.

Prinzeſſinn.

Wenn das Vertrauen heilt, ſo heil' ich bald;
Ich hab' es rein und hab' es ganz zu dir.
Ach, meine Freundinn! Zwar ich bin entſchloſſen:
Er ſcheide nur! Allein ich fühle ſchon
Den langen ausgedehnten Schmerz der Tage, wenn
Ich nun entbehren ſoll, was mich erfreute.
Die Sonne hebt von meinen Augenliedern
Nicht mehr ſein ſchön verklärtes Traumbild auf;
Die Hoffnung ihn zu ſehen füllt nicht mehr
Den kaum erwachten Geiſt mit froher Sehnſucht;
Mein erſter Blick hinab in unſre Gärten
Sucht ihn vergebens in dem Thau der Schatten.

Wie ſchön befriedigt fühlte ſich der Wunſch
Mit ihm zu ſeyn an jedem heitern Abend!
Wie mehrte ſich im Umgang das Verlangen,
Sich mehr zu kennen, mehr ſich zu verſtehn!
Und täglich ſtimmte das Gemüth ſich ſchöner
Zu immer reinern Harmonien auf.
Welch eine Dämmrung fällt nun vor mir ein!
Der Sonne Pracht, das fröhliche Gefühl
Des hohen Tags, der tauſendfachen Welt
Glanzreiche Gegenwart iſt öd' und tief
Im Nebel eingehüllt, der mich umgibt.
Sonſt war mir jeder Tag ein ganzes Leben;
Die Sorge ſchwieg, die Ahndung ſelbſt verſtummte,
Und glücklich eingeſchifft, trug uns der Strom
Auf leichten Wellen ohne Ruder hin:
Nun überfällt in trüber Gegenwart
Der Zukunft Schrecken heimlich meine Bruſt.

Leonore.

Die Zukunft gibt dir deine Freunde wieder,
Und bringt dir neue Freude, neues Glück.

Prinzeſſinn.

Was ich beſitze, mag ich gern bewahren:
Der Wechſel unterhält, doch nutzt er kaum.
Mit jugendlicher Sehnſucht griff ich nie
Begierig in den Loostopf fremder Welt,
Für mein bedürfend unerfahren Herz
Zufällig einen Gegenſtand zu haſchen.
Ihn mußt' ich ehren, darum liebt' ich ihn;
Ich mußt' ihn lieben, weil mit ihm mein Leben
Zum Leben ward, wie ich es nie gekannt.

Erſt ſagt' ich mir, entferne dich von ihm!
Ich wich und wich und kam nur immer näher,
So lieblich angelockt, ſo hart beſtraft!
Ein reines, wahres Gut verſchwindet mir,
Und meiner Sehnſucht ſchiebt ein böſer Geiſt
Statt Freud' und Glück verwandte Schmerzen unter.

Leonore.

Wenn einer Freundinn Wort nicht tröſten kann;
So wird die ſtille Kraft der ſchönen Welt,
Der guten Zeit dich unvermerkt erquicken.

Prinzeſſinn.

Wohl iſt ſie ſchön die Welt! in ihrer Weite
Bewegt ſich ſo viel Gutes hin und her.
Ach, daß es immer nur um einen Schritt
Von uns ſich zu entfernen ſcheint,
Und unſre bange Sehnſucht durch das Leben
Auch Schritt vor Schritt bis nach dem Grabe lockt!
So ſelten iſt es, daß die Menſchen finden,
Was ihnen doch beſtimmt geweſen ſchien,
So ſelten, daß ſie das erhalten, was
Auch einmal die beglückte Hand ergriff!
Es reißt ſich los, was erſt ſich uns ergab,
Wir laſſen los, was wir begierig faßten.
Es gibt ein Glück, allein wir kennen's nicht:
Wir kennen's wohl, und wiſſen's nicht zu ſchätzen.

Dritter Auftritt.

Leonore. (allein.)

Wie jammert mich das edle, schöne Herz!
Welch traurig Loos, das ihrer Hoheit fällt!
Ach sie verliert — und denkst du zu gewinnen?
Ist's denn so nöthig, daß er sich entfernt?
Machst du es nöthig, um allein für dich
Das Herz und die Talente zu besitzen,
Die du bisher mit einer andern theilst,
Und ungleich theilst? Ist's redlich so zu handeln?
Bist du nicht reich genug? Was fehlt dir noch?
Gemahl und Sohn und Güter, Rang und Schönheit,
Das hast du alles, und du willst noch ihn
Zu diesem allen haben? Liebst du ihn?
Was ist es sonst, warum du ihn nicht mehr
Entbehren magst? Du darfst es dir gestehn.
Wie reizend ist's, in seinem schönen Geiste
Sich selber zu bespiegeln! Wird ein Glück
Nicht doppelt groß und herrlich, wenn sein Lied
Uns wie auf Himmels-Wolken trägt und hebt?
Dann bist du erst beneidenswerth! Du bist,
Du hast das nicht allein, was viele wünschen;
Es weiß, es kennt auch jeder, was du hast!
Dich nennt dein Vaterland und sieht auf dich,
Das ist der höchste Gipfel jedes Glücks.
Ist Laura denn allein der Name, der
Von allen zarten Lippen klingen soll?
Und hatte nur Petrarch allein das Recht,
Die unbekannte Schöne zu vergöttern?

Wo iſt ein Mann, der meinem Freunde ſich
Vergleichen darf? Wie ihn die Welt verehrt,
So wird die Nachwelt ihn verehrend nennen.
Wie herrlich iſt's, im Glanze dieſes Lebens
Ihn an der Seite haben! ſo mit ihm
Der Zukunft ſich mit leichtem Schritte nahn!
Alsdann vermag die Zeit, das Alter nichts
Auf dich, und nichts der freche Ruf,
Der hin und her des Beyfalls Woge treibt:
Das was vergänglich iſt, bewahrt ſein Lied.
Du biſt noch ſchön, noch glücklich, wenn ſchon lange
Der Kreis der Dinge dich mit fortgeriſſen.
Du muſt ihn haben, und ihr nimmſt du nichts:
Denn ihre Neigung zu dem werthen Manne
Iſt ihren andern Leidenſchaften gleich.
Sie leuchten, wie der ſtille Schein des Monds
Dem Wandrer ſpärlich auf dem Pfad zu Nacht;
Sie wärmen nicht, und gießen keine Luſt
Noch Lebensfreud' umher. Sie wird ſich freuen,
Wenn ſie ihn fern, wenn ſie ihn glücklich weiß,
Wie ſie genoß, wenn ſie ihn täglich ſah.
Und dann, ich will mit meinem Freunde nicht
Von ihr und dieſem Hofe mich verbannen:
Ich komme wieder, und ich bring' ihn wieder.
So ſoll es ſeyn! — Hier kommt der rauhe Freund;
Wir wollen ſehn, ob wir ihn zähmen können.

Vierter Auftritt.

Leonore. Antonio.

Leonore.

Du bringſt uns Krieg ſtatt Frieden: ſcheint es doch,
Du kommſt aus einem Lager, einer Schlacht,
Wo die Gewalt regiert, die Fauſt entſcheidet,
Und nicht von Rom, wo feyerliche Klugheit
Die Hände ſegnend hebt, und eine Welt
Zu ihren Füßen ſieht, die gern gehorcht.

Antonio.

Ich muß den Tadel, ſchöne Freundinn, dulden,
Doch die Entſchuld'gung liegt nicht weit davon.
Es iſt gefährlich, wenn man allzu lang'
Sich klug und mäßig zeigen muß. Es lauert
Der böſe Genius dir an der Seite,
Und will gewaltſam auch von Zeit zu Zeit
Ein Opfer haben. Leider hab' ich's dießmal
Auf meiner Freunde Koſten ihm gebracht.

Leonore.

Du haſt um fremde Menſchen dich ſo lang'
Bemüht und dich nach ihrem Sinn gerichtet:
Nun, da du deine Freunde wieder ſiehſt,
Verkennſt du ſie, und rechteſt wie mit Fremden.

Antonio.

Da liegt, geliebte Freundinn, die Gefahr!
Mit fremden Menſchen nimmt man ſich zuſammen,
Da merkt man auf, da ſucht man ſeinen Zweck
In ihrer Gunſt, damit ſie nutzen ſollen;
Allein bey Freunden läßt man frey ſich gehn,

Man ruht in ihrer Liebe, man erlaubt
Sich eine Laune, ungezähmter wirkt
Die Leidenſchaft, und ſo verletzen wir
Am erſten die, die wir am zärtſten lieben.

Leonore.

In dieſer ruhigen Betrachtung find' ich dich
Schon ganz, mein theurer Freund, mit Freuden wieder.

Antonio.

Ja, mich verdrießt — und ich bekenn' es gern —
Daß ich mich heut ſo ohne Maß verlor.
Allein geſtehe, wenn ein wackrer Mann
Mit heißer Stirn von ſaurer Arbeit kommt,
Und ſpät am Abend in erſehnten Schatten
Zu neuer Mühe auszuruhen denkt,
Und findet dann von einem Müßiggänger
Den Schatten breit beſeſſen, ſoll er nicht
Auch etwas menſchlichs in dem Busen fühlen?

Leonore.

Wenn er recht menſchlich iſt, ſo wird er auch
Den Schatten gern mit einem Manne theilen,
Der ihm die Ruhe ſüß, die Arbeit leicht
Durch ein Geſpräch, durch holde Töne macht.
Der Baum iſt breit, mein Freund, der Schatten gibt,
Und keiner braucht den andern zu verdrängen.

Antonio.

Wir wollen uns, Eleonore, nicht,
Mit einem Gleichniß hin und wieder ſpielen.
Gar viele Dinge ſind in dieſer Welt,
Die man dem andern gönnt und gerne theilt;
Jedoch es iſt ein Schatz, den man allein

Dem Hochverdienten gerne gönnen mag,
Ein andrer, den man mit dem Höchstverdienten
Mit gutem Willen niemals theilen wird —
Und fragst du mich nach diesen beyden Schätzen;
Der Lorber ist es und die Gunst der Frauen.

Leonore.

Hat jener Kranz um unsers Jünglings Haupt
Den ernsten Mann beleidigt? Hättest du
Für seine Mühe, seine schöne Dichtung,
Bescheid'nern Lohn doch selbst nicht finden können.
Denn ein Verdienst, das außerirdisch ist,
Das in den Lüften schwebt, in Tönen nur,
In leichten Bildern unsern Geist umgaukelt,
Es wird denn auch mit einem schönen Bilde,
Mit einem holden Zeichen nur belohnt;
Und wenn er selbst die Erde kaum berühret,
Berührt der höchste Lohn ihm kaum das Haupt.
Ein unfruchtbarer Zweig ist das Geschenk,
Das der Verehrer unfruchtbare Neigung
Ihm gerne bringt, damit sie einer Schuld
Auf's leicht'ste sich entlade. Du mißgönnst
Dem Bild des Märtyrers den goldnen Schein
Um's kahle Haupt wohl schwerlich; und gewiß,
Der Lorberkranz ist, wo er dir erscheint,
Ein Zeichen mehr des Leidens als des Glücks.

Antonio.

Will etwa mich dein liebenswürd'ger Mund
Die Eitelkeit der Welt verachten lehren?

Leonore.

Ein jedes Gut nach seinem Werth zu schätzen,

Brauch' ich dich nicht zu lehren. Aber doch,
Es ſcheint, von Zeit zu Zeit bedarf der Weiſe,
So ſehr wie andre, daß man ihm die Güter,
Die er beſitzt, im rechten Lichte zeige.
Du, edler Mann, du wirſt an ein Phantom
Von Gunſt und Ehre keinen Anſpruch machen.
Der Dienſt, mit dem du deinem Fürſten dich,
Mit dem du deine Freunde dir verbindeſt,
Iſt wirkend, iſt lebendig, und ſo muß
Der Lohn auch wirklich und lebendig ſeyn.
Dein Lorber iſt das fürſtliche Vertraun,
Das auf den Schultern dir, als liebe Laſt,
Gehäuft und leicht getragen ruht; es iſt
Dein Ruhm das allgemeine Zutraun.

Antonio.

Und von der Gunſt der Frauen ſagſt du nichts,
Die willſt du mir doch nicht entbehrlich ſchildern?

Leonore.

Wie man es nimmt. Denn du entbehrſt ſie nicht,
Und leichter wäre ſie dir zu entbehren,
Als ſie es jenem guten Mann nicht iſt.
Denn ſag', gelang' es einer Frau, wenn ſie
Nach ihrer Art für dich zu ſorgen dächte,
Mit dir ſich zu beſchäft'gen unternähme?
Bey dir iſt alles Ordnung, Sicherheit;
Du ſorgſt für dich, wie du für andre ſorgſt,
Du haſt, was man dir geben möchte. Jener
Beſchäftigt uns in unſerm eignen Fache.
Ihm fehlt's an tauſend Kleinigkeiten, die
Zu ſchaffen eine Frau ſich gern bemüht.

Das ſchönſte Leinenzeug, ein ſeiden Kleid
Mit etwas Stickerey, das trägt er gern.
Er ſieht ſich gern geputzt, vielmehr, er kann
Unedlen Stoff, der nur den Knecht bezeichnet,
An ſeinem Leib nicht dulden, alles ſoll
Ihm fein und gut und ſchön und edel ſeyn.
Und dennoch hat er kein Geſchick, das alles
Sich anzuſchaffen, wenn er es beſitzt,
Sich zu erhalten; immer fehlt es ihm
An Geld, an Sorgſamkeit. Bald läßt er da
Ein Stück, bald eines dort. Er kehret nie
Von einer Reiſe wieder, daß ihm nicht
Ein Drittheil ſeiner Sachen fehle. Bald
Beſtiehlt ihn der Bediente. So, Antonio,
Hat man für ihn das ganze Jahr zu ſorgen.

Antonio.

Und dieſe Sorge macht ihn lieb und lieber.
Glückſel'ger Jüngling, dem man ſeine Mängel
Zur Tugend rechnet, dem ſo ſchön vergönnt iſt,
Den Knaben noch als Mann zu ſpielen, der
Sich ſeiner holden Schwäche rühmen darf!
Du müßteſt mir verzeihen, ſchöne Freundinn,
Wenn ich auch hier ein wenig bitter würde.
Du ſagſt nicht alles, ſagſt nicht, was er wagt,
Und daß er klüger iſt, als wie man denkt.
Er rühmt ſich zweyer Flammen! knüpft und löſ't
Die Knoten hin und wieder, und gewinnt
Mit ſolchen Künſten ſolche Herzen! Iſt's
Zu glauben?

Leonore.

Gut! Selbſt das beweiſt ja ſchon,
Daß es nur Freundſchaft iſt, was uns beleidt.
Und wenn wir denn auch Lieb' um Liebe tauſchten,
Verhuten wir das ſchöne Herz nicht billig,
Das ganz ſich ſelbſt vergißt und hingegeben
Im holden Traum für ſeine Freunde lebt?

Antonio.

Verwöhnt ihn nur und immer mehr und mehr,
Laßt ſeine Selbſtigkeit für Liebe gelten,
Beleidigt alle Freunde, die ſich euch
Mit treuer Seele widmen, gebt dem Stolzen
Freywilligen Tribut, zerſtöret ganz
Den ſchönen Kreis geſelligen Vertrauns!

Leonore.

Wir ſind nicht ſo parteiiſch wie du glaubſt,
Ermahnen unſern Freund in manchen Fällen;
Wir wünſchen ihn zu bilden, daß er mehr
Sich ſelbſt genieße, mehr ſich zu genießen
Den andern geben könne. Was an ihm
Zu tadeln iſt, das bleibt uns nicht verborgen.

Antonio.

Doch lobt ihr vieles, was zu tadeln wäre.
Ich kenn' ihn lang', er iſt ſo leicht zu kennen,
Und iſt zu ſtolz ſich zu verbergen. Bald
Verſinkt er in ſich ſelbſt, als wäre ganz
Die Welt in ſeinem Buſen, er ſich ganz
In ſeiner Welt genug, und alles rings
Umher verſchwindet ihm. Er läßt es gehn,
Läßt's fallen, ſtößt's hinweg und ruht in ſich —

Auf einmal, wie ein unbemerkter Funke
Die Mine zündet, ſey es Freude, Leid,
Zorn oder Grille, heftig bricht er aus:
Dann will er Alles faſſen, Alles halten,
Dann ſoll geſchehn, was er ſich denken mag;
In einem Augenblicke ſoll entſtehn,
Was Jahre lang bereitet werden ſollte,
In einem Augenblick gehoben ſeyn,
Was Mühe kaum in Jahren löſen könnte.
Er fordert das Unmögliche von ſich,
Damit er es von andern fordern dürfe.
Die letzten Enden aller Dinge will
Sein Geiſt zuſammen faſſen; das gelingt
Kaum Einem unter Millionen Menſchen,
Und er iſt nicht der Mann: er fällt zuletzt,
Um nichts gebeſſert, in ſich ſelbſt zurück.

Leonore.

Er ſchadet andern nicht, er ſchadet ſich.

Antonie.

Und doch verletzt er andre nur zu ſehr.
Kannſt du es läugnen, daß im Augenblick
Der Leidenſchaft, die ihn behend ergreift,
Er auf den Fürſten, auf die Fürſtinn ſelbſt,
Auf wen es ſey, zu ſchmähn, zu läſtern wagt?
Zwar augenblicklich nur; allein genug,
Der Augenblick kommt wieder: er beherrſcht
So wenig ſeinen Mund als ſeine Bruſt.

Leonore.

Ich ſollte denken, wenn er ſich von hier

Auf eine kurze Zeit entfernte, ſollt'
Es wohl für ihn und andre nützlich ſeyn.

Antonio.

Vielleicht, vielleicht auch nicht. Doch eben jetzt
Iſt nicht daran zu denken: denn ich will
Den Fehler nicht auf meine Schultern laden;
Es könnte ſcheinen, daß ich ihn vertreibe,
Und ich vertreib' ihn nicht. Um meinetwillen
Kann er an unſerm Hofe ruhig bleiben;
Und wenn er ſich mit mir verſöhnen will,
Und wenn er meinen Rath befolgen kann,
So werden wir ganz leidlich leben können.

Leonore.

Nun hofft du ſelbſt auf ein Gemüth zu wirken,
Das dir vor kurzem noch verloren ſchien.

Antonio.

Wir hoffen immer, und in allen Dingen
Iſt beſſer hoffen als verzweifeln. Denn
Wer kann das Mögliche berechnen? Er
Iſt unſerm Fürſten werth. Er muß uns bleiben.
Und bilden wir dann auch umſonſt an ihm,
So iſt er nicht der einz'ge, den wir bilden.

Leonore.

So ohne Leidenſchaft, ſo unparteyiſch
Glaubt' ich dich nicht. Du haſt dich ſchnell bekehrt.

Antonio.

Das Alter muß doch Einen Vorzug haben,
Daß, wenn es auch dem Irrthum nicht entgeht,
Es doch ſich auf der Stelle faſſen kann.
Du warſt, mich deinem Freunde zu verſöhnen,

Zuerſt bemüht. Nun bitt' ich es von dir.
Thu' was du kannſt, daß dieſer Mann ſich finde,
Und alles wieder bald im Gleichen ſey.
Ich gehe ſelbſt zu ihm, ſobald ich nur
Von dir erfahre, daß er ruhig iſt,
Sobald du glaubſt, daß meine Gegenwart
Das Uebel nicht vermehrt. Doch was du thuſt,
Das thu' in dieſer Stunde; denn es geht
Alphons heut' Abend noch zurück, und ich
Werd' ihn begleiten. Leb' indeſſen wohl.

Fünfter Auftritt.

Leonore. (allein.)

Für dießmal, lieber Freund, ſind wir nicht eins,
Mein Vortheil und der deine gehen heut'
Nicht Hand in Hand. Ich nütze dieſe Zeit
Und ſuche Taſſo zu gewinnen. Schnell!

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Zimmer.

Taſſo. (allein.)

Biſt du aus einem Traum erwacht, und hat
Der ſchöne Trug auf einmal dich verlaſſen?
Hat dich an einem Tag der höchſten Luſt
Ein Schlaf gebändigt, hält und ängſtet nun
Mit ſchweren Feſſeln deine Seele? Ja,
Du wachſt und träumſt. Wo ſind die Stunden hin,
Die um dein Haupt mit Blumenkränzen ſpielten?
Die Tage, wo dein Geiſt mit freyer Sehnſucht
Des Himmels ausgeſpanntes Blau durchdrang?
Und dennoch lebſt du noch, und fühlſt dich an,
Du fühlſt dich an, und weißt nicht ob du lebſt.
Iſt's meine Schuld, iſt's eines andern Schuld,
Daß ich mich nun als ſchuldig hier befinde?
Hab' ich verbrochen, daß ich leiden ſoll?
Iſt nicht mein ganzer Fehler ein Verdienſt?
Ich ſah ihn an, und ward vom guten Willen,
Vom Hoffnungswahn des Herzens übereilt:
Der ſey ein Menſch, der menſchlich Anſehn trägt.
Ich ging mit off'nen Armen auf ihn los,
Und fühlte Schloß und Riegel, keine Bruſt.

O hatt' ich doch ſo ling mir ausgedacht!
Wie ich den Mann empfangen wollte, der
Von alten Zeiten mir verdächtig war.
Allein was immer dir begegnet ſey,
So halte dich an der Gewißheit feſt:
Ich habe ſie geſehn! Sie ſtand vor mir!
Sie ſprach zu mir, ich habe ſie vernommen!
Der Blick, der Ton, der Worte holder Sinn,
Sie ſind auf ewig mein, es raubt ſie nicht
Die Zeit, das Schickſal, noch das wilde Glück!
Und hob mein Geiſt ſich da zu ſchnell empor,
Und ließ ich allzu raſch in meinem Buſen
Der Flamme Luſt, die mich nun ſelbſt verzehrt,
So kann mich's nicht gereun, und wäre ſelbſt
Auf ewig das Geſchick des Lebens hin.
Ich widmete mich ihr, und folgte froh
Dem Winke, der mich in's Verderben rief.
Es ſey! So hab' ich mich doch werth gezeigt,
Des köſtlichen Vertrauns, das mich examint,
In dieſer Stunde ſelbſt examint, die mir
Die ſchwarze Pforte langer Trauerzeit
Gewaltſam öffnet. — Ja, nun iſt's gethan!
Es geht die Sonne mir der ſchönſten Gunſt
Auf einmal unter, ſeinen holden Blick
Entziehet mir der Fürſt, und läßt mich hier
Auf düſtrem, ſchmalem Pfad verloren ſtehn.
Das häßliche zweydeutige Geſindel,
Das leidige Geſelg' der alten Nacht,
Es ſchwärmt hervor und ſchwirrt mir um das Haupt.
Wohin, wohin beweg' ich meinen Schritt,

Dem Ekel zu entfliehn, der mich umfauſt,
Dem Abgrund zu entgehn, der vor mir liegt?

Zweyter Auftritt.

Leonore. Taſſo.

Leonore.

Was iſt begegnet? Lieber Taſſo, hat
Dein Eifer dich, dein Argwohn ſo getrieben?
Wie iſt's geſchehn? Wir alle ſtehn beſtürzt.
Und deine Sanftmuth, dein gefällig Weſen,
Dein ſchneller Blick, dein richtiger Verſtand,
Mit dem du jedem gibſt was ihm gehört,
Dein Gleichmuth, der erträgt, was zu ertragen
Der Edle bald, der Eitle ſelten lernt,
Die kluge Herrſchaft über Zung' und Lippe. —
Mein theurer Freund, faſt ganz verkenn' ich dich.

Taſſo.

Und wenn das alles nun verloren wäre?
Wenn einen Freund, den du einſt reich geglaubt,
Auf einmal du als einen Bettler fändeſt?
Wohl haſt du recht, ich bin nicht mehr ich ſelbſt,
Und bin's doch noch ſo gut als wie ich's war.
Es ſcheint ein Räthſel, und doch iſt es keins.
Der ſtille Mond, der dich bey Nacht erfreut,
Dein Auge, dein Gemüth mit ſeinem Schein
Unwiderſtehlich lockt, er ſchwebt am Tage
Ein unbedeutend blaſſes Wölkchen hin.

Ich bin vom Glanz des Tages überſchienen,
Ihr kennet mich, ich kenne mich nicht mehr.

Leonore.

Was du mir ſagſt, mein Freund, verſteh' ich nicht,
Wie du es ſagſt. Erkläre dich mit mir.
Hat die Beleidigung des ſchroffen Mann's
Dich ſo gekränkt, daß du dich ſelbſt und uns
So ganz verkennen magſt? Vertraue mir.

Taſſo.

Ich bin nicht der Beleidigte, du ſiehſt
Mich ja beſtraft, weil ich beleidigt habe.
Die Knoten vieler Worte löſ't das Schwert
Gar leicht und ſchnell, allein ich bin gefangen.
Du weißt wohl kaum — erſchrick nicht, zarte Freundinn —
Du trifſt den Freund in einem Kerker an.
Mich züchtiget der Fürſt wie einen Schüler.
Ich will mit ihm nicht rechten, kann es nicht.

Leonore.

Du ſcheineſt mehr, als billig iſt, bewegt.

Taſſo.

Hältſt du mich für ſo ſchwach, für ſo ein Kind,
Daß ſolch ein Fall mich gleich zerrütten könne?
Das was geſchehn iſt, kränkt mich nicht ſo tief,
Allein das kränkt mich, was es mir bedeutet.
Laß meine Neider meine Feinde nur
Gewähren! Frey und offen iſt das Feld.

Leonore.

Du haſt gar manchen fälſchlich in Verdacht,
Ich habe ſelbſt mich überzeugen können.

Und auch Antonio feindet dich nicht an,
Wie du es wähnſt. Der heutige Verdruß —

Taſſo.

Den laß' ich ganz bey Seite, nehme nur
Antonio wie er war und wie er bleibt.
Verdrießlich fiel mir ſtets die ſteife Klugheit,
Und daß er immer nur den Meiſter ſpielt.
Anſtatt zu forſchen, ob des Hörers Geiſt
Nicht ſchon für ſich auf guten Spuren wandle,
Belehrt er dich von manchem, das du beſſer
Und tiefer fühlteſt, und vernimmt kein Wort,
Das du ihm ſagſt, und wird dich ſtets verkennen.
Verkannt zu ſeyn, verkannt von einem Stolzen,
Der lächelnd dich zu überſehen glaubt!
Ich bin ſo alt noch nicht und nicht ſo klug,
Daß ich nur duldend gegenlächeln ſollte.
Früh oder ſpat, es konnte ſich nicht halten,
Wir mußten brechen; ſpäter wär' es nur
Um deſto ſchlimmer worden. Einen Herrn
Erkenn' ich nur, den Herrn der mich ernährt,
Dem folg' ich gern, ſonſt will ich keinen Meiſter.
Frey will ich ſeyn im Denken und im Dichten,
Im Handeln ſchränkt die Welt genug uns ein.

Leonore.

Er ſpricht mit Achtung oft genug von dir.

Taſſo.

Mit Schonung willſt du ſagen, ſein und klug.
Und das verdrießt mich eben; denn er weiß
So glatt und ſo bedingt zu ſprechen, daß
Sein Lob erſt recht zum Tadel wird, und daß

Nichts mehr, nichts tiefer dich verletzt, als Lob
Aus ſeinem Munde.

Leonore.

Möchteſt du, mein Freund,
Vernommen haben, wie er ſonſt von dir
Und dem Talente ſprach, das dir vor vielen
Die gütige Natur verlieh. Er fühlt gewiß,
Das was du biſt und haſt, und ſchätzt es auch.

Taſſo.

O glaube mir, ein ſelbſtiſches Gemüth
Kann nicht der Qual des engen Neids entfliehen.
Ein ſolcher Mann verzeiht dem andern wohl
Vermögen, Stand und Ehre; denn er denkt,
Das haſt du ſelbſt, das haſt du wenn du willſt,
Wenn du beharrſt, wenn dich das Glück begünſtigt.
Doch das, was die Natur allein verleiht,
Was jeglicher Bemühung, jedem Streben
Stets unerreichbar bleibt, was weder Geld,
Noch Schwert, noch Klugheit, noch Beharrlichkeit
Erzwingen kann, das wird er nie verzeihn.
Er gönnt es mir? Er, der mit fleiſſem Sinn
Die Gunſt der Muſen zu ertrotzen glaubt?
Der, wenn er die Gedanken mancher Dichter
Zuſammenreiht, ſich ſelbſt ein Dichter ſcheint?
Weit eher gönnt er mir des Fürſten Gunſt,
Die er doch gern auf ſich beſchränken möchte,
Als das Talent, das jene Himmliſchen
Dem armen, dem verwaiſ'ten Jüngling gaben.

Leonore.

O ſähеſt du ſo klar, wie ich es ſehe!
Du irrſt dich über ihn; ſo iſt er nicht.

Taſſo.

Und irr' ich mich an ihm, ſo irr' ich gern!
Ich denk' ihn mir als meinen ärgſten Feind,
Und wär' untröſtlich, wenn ich mir ihn nun
Gelinder denken müßte. Thöricht iſt's
In allen Stücken billig ſeyn; es heißt
Sein eigen Selbſt zerſtören. Sind die Menſchen
Denn gegen uns ſo billig? Nein, o nein!
Der Menſch bedarf in ſeinem engen Weſen
Der doppelten Empfindung, Lieb' und Haß.
Bedarf er nicht der Nacht als wie des Tag's?
Des Schlafens wie des Wachens? Nein, ich muß
Von nun an dieſen Mann als Gegenſtand
Von meinem tiefſten Haß behalten; nichts
Kann mir die Luſt entreißen ſchlimm und ſchlimmer
Von ihm zu denken.

Leonore.

Willſt du, theurer Freund,
Von deinem Sinn nicht laſſen; ſeh' ich kaum,
Wie du am Hofe länger bleiben willſt.
Du weißt, wie viel er gilt und gelten muß.

Taſſo.

Wie ſehr ich längſt, o ſchöne Freundinn, hier
Schon überflüſſig bin, das weiß ich wohl.

Leonore.

Das biſt du nicht, das kannſt du nimmer werden!
Du weißt vielmehr, wie gern der Fürſt mit dir,
Wie gern die Fürſtinn mit dir lebt; und kommt
Die Schweſter von Urbino, kommt ſie faſt
So ſehr um dein't- als der Geſchwiſter willen.

Sie denken alle gut und gleich von dir,
Und jegliches vertraut dir unbedingt.

Taſſo.

O Leonore, welch Vertraun iſt das?
Hat er von ſeinem Staate je ein Wort,
Ein ernſtes Wort mit mir geſprochen? Kam
Ein eigner Fall, worüber er ſogar
In meiner Gegenwart mit ſeiner Schweſter,
Mit andern ſich berieth, mich fragt' er nie.
Da hieß es immer nur: Antonio kommt!
Man muß Antonio ſchreiben! Fragt Antonio!

Leonore.

Du klagſt anſtatt zu danken. Wenn er dich
In unbedingter Freyheit laſſen mag,
So ehrt er dich, wie er dich ehren kann.

Taſſo.

Er läßt mich ruhn, weil er mich unnütz glaubt.

Leonore.

Du biſt nicht unnütz, eben weil du ruhſt.
So lange hegſt du ſchon Verdruß und Sorge,
Wie ein geliebtes Kind, an deiner Bruſt.
Ich hab' es oft bedacht, und mag's bedenken
Wie ich es will, auf dieſem ſchönen Boden,
Wohin das Glück dich zu verpflanzen ſchien,
Gedeihſt du nicht. O Taſſo! — rath' ich dir's?
Sprech' ich es aus? — Du ſollteſt dich entfernen!

Taſſo.

Verſchone nicht den Kranken, lieber Arzt!
Reich' ihm das Mittel, denke nicht daran,
Ob's bitter ſey. — Ob er geneſen könne,

Das überlege wohl, o kluge, gute Freundinn!
Ich ſeh' es alles ſelbſt, es iſt vorbey!
Ich kann ihm wohl verzeihen, er nicht mir;
Und ſein bedarf man, leider! meiner nicht.
Und er iſt klug, und leider! bin ich's nicht.
Er wirkt zu meinem Schaden, und ich kann,
Ich mag nicht gegenwirken. Meine Freunde,
Sie laſſen's gehn, ſie ſehen's anders an,
Sie widerſtreben kaum, und ſollten kämpfen.
Du glaubſt, ich ſoll hinweg; ich glaub' es ſelbſt —
So lebt denn wohl! Ich werd' auch das ertragen.
Ihr ſeyd von mir geſchieden — werd' auch mir,
Von euch zu ſcheiden, Kraft und Muth verliehn!

Leonore.

Ach in der Ferne zeigt ſich alles reiner,
Was in der Gegenwart uns nur verwirrt.
Vielleicht wirſt du erkennen, welche Liebe
Dich überall umgab, und welchen Werth
Die Treue wahrer Freunde hat, und wie
Die weite Welt die Nächſten nicht erſetzt.

Taſſo.

Das werden wir erfahren! Kenn' ich doch
Die Welt von Jugend auf, wie ſie ſo leicht
Uns hülflos, einſam läßt, und ihren Weg
Wie Sonn' und Mond und andre Götter geht.

Leonore.

Vernimmſt du mich, mein Freund, ſo ſollſt du nie
Die traurige Erfahrung wiederholen.
Soll ich dir rathen, ſo begibſt du dich
Erſt nach Florenz, und eine Freundinn wird

Gar freundlich für dich ſorgen. Sey getroſt,
Ich bin es ſelbſt. Ich reiſe, den Gemahl
Die nächſten Tage dort zu finden, kann
Nichts freudiger für ihn und mich bereiten,
Als wenn ich dich in unſre Mitte bringe.
Ich ſage dir kein Wort, du weißt es ſelbſt,
Welch einem Fürſten du dich nahen wirſt,
Und welche Männer dieſe ſchöne Stadt
In ihrem Buſen hegt, und welche Frauen.
Du ſchweigſt? Bedenk' es wohl! Entſchließe dich.

Taſſo.

Gar reizend iſt, was du mir ſagſt, ſo ganz
Dem Wunſch gemäß, den ich im Stillen nähre;
Allein es iſt zu neu: ich bitte dich,
Laß mich bedenken, ich beſchließe bald.

Leonore.

Ich gehe mit der ſchönſten Hoffnung weg
Für dich und uns und auch für dieſes Haus.
Bedenke nur, und wenn du recht bedenkſt,
So wirſt du ſchwerlich etwas beſſers denken.

Taſſo.

Noch eins, geliebte Freundinn! ſage mir,
Wie iſt die Fürſtinn gegen mich geſinnt?
War ſie erzürnt auf mich? Was ſagte ſie? —
Sie hat mich ſehr getadelt? Rede frey.

Leonore.

Da ſie dich kennt, hat ſie dich leicht entſchuldigt.

Taſſo.

Hab' ich bey ihr verloren? Schmeichle nicht.

Leonore.

Der Frauen Gunſt wird nicht ſo leicht verſcherzt.

Taſſo.

Wird ſie mich gern entlaſſen, wenn ich gehe?

Leonore.

Wenn es zu deinem Wohl gereicht, gewiß.

Taſſo.

Werd' ich des Fürſten Gnade nicht verlieren?

Leonore.

In ſeiner Großmuth kannſt du ſicher ruhn.

Taſſo.

Und laſſen wir die Fürſtinn ganz allein?
Du gehſt hinweg; und wenn ich wenig bin,
So weiß ich doch, daß ich ihr etwas war.

Leonore.

Gar freundliche Geſellſchaft leiſtet uns
Ein ferner Freund, wenn wir ihn glücklich wiſſen.
Und es gelingt, ich ſehe dich beglückt,
Du wirſt von hier nicht unzufrieden gehn.
Der Fürſt befahl's, Antonio ſucht dich auf.
Er tadelt ſelbſt an ſich die Bitterkeit,
Womit er dich verletzt. Ich bitte dich,
Nimm ihn gelaſſen auf, ſo wie er kommt.

Taſſo.

Ich darf in jedem Sinne vor ihm ſtehn.

Leonore.

Und ſchenke mir der Himmel, lieber Freund,
Noch eh' du ſcheideſt, dir das Aug' zu öffnen:
Daß niemand dich im ganzen Vaterlande
Verfolgt und haßt, und heimlich drückt und neckt!

Du irrſt gewiß, und wie du ſonſt zur Freude
Von andern dichteſt, leider dichteſt du
In dieſem Fall ein ſeltenes Gewebe,
Dich ſelbſt zu kränken. Alles will ich thun,
Um es entzwey zu reißen, daß du frey
Den ſchönen Weg des Lebens wandeln mögeſt.
Leb' wohl! Ich hoffe bald ein glücklich Wort.

Dritter Auftritt.

Taſſo. (allein.)

Ich ſoll erkennen, daß mich niemand haßt,
Daß niemand mich verfolgt, daß alle Liſt
Und alles heimliche Gewebe ſich
Allein in meinem Kopfe ſpinnt und webt!
Bekennen ſoll ich, daß ich Unrecht habe,
Und manchem Unrecht thue, der es nicht
Um mich verdient! Und das in einer Stunde,
Da vor dem Angeſicht der Sonne klar
Mein volles Recht, wie ihre Tücke, liegt.
Ich ſoll es tief empfinden, wie der Fürſt
Mit offner Bruſt mir ſeine Gunſt gewährt,
Mit reichem Maß die Gaben mir ertheilt,
Im Augenblicke, da er, ſchwach genug,
Von meinen Feinden ſich das Auge trüben
Und ſeine Hand gewiß auch feſſeln läßt!

Daß er betrogen iſt, kann er nicht ſehen,
Daß ſie Betrüger ſind, kann ich nicht zeigen;

Und nur damit er ruhig ſich betrüge,
Daß ſie gemächlich ihn betrügen können,
Soll ich mich ſtille halten, weichen gar!

Und wer gibt mir den Rath? Wer dringt ſo klug
Mit treuer, lieber Meynung auf mich ein?
Lenore ſelbſt, Lenore Sanvitale,
Die zarte Freundinn! Ha, dich kenn' ich nun!
O warum traut' ich ihrer Lippe je?
Sie war nicht redlich, wenn ſie noch ſo ſehr
Wie ihre Gunſt, mir ihre Zärtlichkeit
Mit ſüßen Worten zeigte! Nein, ſie war
Und bleibt ein liſtig Herz, ſie wendet ſich
Mit leiſen klugen Tritten nach der Gunſt.

Wie oft hab' ich mich willig ſelbſt betrogen,
Auch über ſie! und doch im Grunde hat
Mich nur — die Eitelkeit betrogen. Wohl!
Ich kannte ſie, und ſchmeichelte mir ſelbſt.
So iſt ſie gegen andre, ſagt' ich mir,
Doch gegen dich iſt's offne treue Meynung.
Nun ſeh' ich's wohl, und ſeh' es nur zu ſpät:
Ich war begünſtigt, und ſie ſchmiegte ſich
So zart — an den Beglückten. Nun ich falle,
Sie wendet mir den Rücken wie das Glück.

Nun kommt ſie als ein Werkzeug meines Feindes,
Sie ſchleicht heran und ziſcht mit glatter Zunge,
Die kleine Schlange, zauberiſche Töne.
Wie lieblich ſchien ſie! Lieblicher als je!

Wie wohl that von der Lippe jedes Wort!
Doch konnte mir die Schmeicheley nicht lange
Den falschen Sinn verbergen; an der Stirne
Schien ihr das Gegentheil zu klar geschrieben
Von allem was sie sprach. Ich fühl' es leicht,
Wenn man den Weg zu meinem Herzen sucht
Und es nicht herzlich meynt. Ich soll hinweg?
Soll nach Florenz, sobald ich immer kann?

Und warum nach Florenz? Ich seh' es wohl.
Dort herrscht der Mediceer neues Haus;
Zwar nicht in offner Feindschaft mit Ferrara,
Doch hält der stille Neid mit kalter Hand
Die edelsten Gemüther aus einander.
Empfang' ich dort von jenen edlen Fürsten
Erhabne Zeichen ihrer Gunst, wie ich
Gewiß erwarten dürfte, würde bald
Der Höfling meine Treu' und Dankbarkeit
Verdächtig machen; leicht gelang' es ihm.

Ja, ich will weg, allein nicht wie ihr wollt;
Ich will hinweg, und weiter als ihr denkt.

Was soll ich hier? Wer hält mich hier zurück?
O ich verstand ein jedes Wort zu gut,
Das ich Lenoren von den Lippen lockte!
Von Sylb' zu Sylbe nur erhascht' ich's kaum,
Und weiß nun ganz wie die Prinzessinn denkt —
Ja, ja, auch das ist wahr, verzweifle nicht!
„Sie wird mich gern entlassen, wenn ich gehe,

„Da es zu meinem Wohl gereicht.“ O! fühlte
Sie eine Leidenſchaft im Herzen, die mein Wohl
Und mich zu Grunde richtete! willkommner
Ergriffe mich der Tod, als dieſe Hand,
Die kalt und ſtarr mich von ſich läßt. — Ich gehe! —
Nun hüte dich, und laß dich keinen Schein
Von Freundſchaft oder Güte täuſchen! Niemand
Betrügt dich nun, wenn du dich nicht betrügſt.

Vierter Auftritt.

Antonio. Taſſo.

Antonio.

Hier bin ich, Taſſo, dir ein Wort zu ſagen,
Wenn du mich ruhig hören magſt und kannſt.

Taſſo.

Das Handeln, weißt du, bleibt mir unterſagt,
Es ziemt mir wohl zu warten und zu hören.

Antonio.

Ich treffe dich gelaſſen, wie ich wünſchte,
Und ſpreche gern zu dir aus freyer Bruſt.
Zuvörderſt löſ' ich in des Fürſten Namen
Das ſchwache Band, das dich zu feſſeln ſchien.

Taſſo.

Die Willkühr macht mich frey, wie ſie mich band;
Ich nehm' es an und fordre kein Gericht.

Antonio.

Dann ſag' ich dir von mir: Ich habe dich
Mit Worten, ſcheint es, tief und mehr gekränkt,

Als ich, von mancher Leidenſchaft bewegt,
Es ſelbſt empfand. Allein kein ſchimpflich Wort
Iſt meinen Lippen unbedacht entflohen;
Zu rächen haſt du nichts als Edelmann,
Und wirſt als Menſch Vergebung nicht verſagen.

Taſſo.

Was härter treffe, Kränkung oder Schimpf,
Will ich nicht unterſuchen; jene dringt
In's tiefe Mark, und dieſer ritzt die Haut.
Der Pfeil des Schimpfs kehrt auf den Mann zurück,
Der zu verwunden glaubt, die Meynung andrer
Befriedigt leicht das wohl geführte Schwert —
Doch ein gekränktes Herz erhohlt ſich ſchwer.

Antonio.

Jetzt iſt's an mir, daß ich dir dringend ſage:
Tritt nicht zurück, erfülle meinen Wunſch,
Den Wunſch des Fürſten, der mich zu dir ſendet.

Taſſo.

Ich kenne meine Pflicht und gehe nach.
Es ſey verziehn, ſo fern es möglich iſt!
Die Dichter ſagen uns von einem Speer,
Der eine Wunde, die er ſelbſt geſchlagen,
Durch freundliche Berührung heilen konnte.
Es hat des Menſchen Zunge dieſe Kraft;
Ich will ihr nicht gehäſſig widerſtehn.

Antonio.

Ich danke dir, und wünſche, daß du mich
Und meinen Willen, dir zu dienen, gleich
Vertraulich prüfen mögeſt. Sage mir,
Kann ich dir nützlich ſeyn? Ich zeig' es gern.

Taſſo.

Du bieteſt an, was ich nur wünſchen konnte.
Du brachteſt mir die Freyheit wieder, nun
Verſchaffe mir, ich bitte den Gebrauch.

Antonio.

Was kannſt du meynen? Sag' es deutlich an.

Taſſo.

Du weißt, geendet hab' ich mein Gedicht;
Es fehlt noch viel, daß es vollendet wäre.
Heut' überreicht' ich es dem Fürſten, hoffte
Zugleich ihm eine Bitte vorzutragen.
Gar viele meiner Freunde ſind' ich jetzt
In Rom verſammelt; einzeln haben ſie
Mir über manche Stellen ihre Meynung
In Briefen ſchon eröffnet; vieles hab' ich
Benutzen können, manches ſcheint mir noch
Zu überlegen; und verſchiedne Stellen
Möcht' ich nicht gern verändern, wenn man mich
Nicht mehr, als es geſchehn iſt, überzeugt.
Das alles wird durch Briefe nicht gethan;
Die Gegenwart löſ't dieſe Knoten bald.
So dacht' ich heut' den Fürſten ſelbſt zu bitten:
Ich fand nicht Raum; nun darf ich es nicht wagen,
Und hoffe dieſen Urlaub nun durch dich.

Antonio.

Mir ſcheint nicht räthlich, daß du dich entfernſt
In dem Moment, da dein vollendet Werk
Dem Fürſten und der Fürſtinn dich empfiehlt.
Ein Tag der Gunſt iſt wie ein Tag der Aernde:
Man muß geſchäftig ſeyn, ſobald ſie reift.

Entfernſt du dich, ſo wirſt du nichts gewinnen,
Vielleicht verlieren, was du ſchon gewannſt.
Die Gegenwart iſt eine mächt'ge Göttinn;
Lern' ihren Einfluß kennen, bleibe hier!

Taſſo.

Zu fürchten hab' ich nichts; Alphons iſt edel,
Stets hat er gegen mich ſich groß gezeigt:
Und was ich hoffe, will ich ſeinem Herzen
Allein verdanken, keine Gnade mir
Erſchleichen; nichts will ich von ihm empfangen,
Was ihn gereuen könnte, daß er's gab.

Antonio.

So fordre nicht von ihm, daß er dich jetzt
Entlaſſen ſoll; er wird es ungern thun,
Und ich befürchte faſt, er thut es nicht.

Taſſo.

Er wird es gern, wenn recht gebeten wird,
Und du vermagſt es wohl, ſobald du willſt.

Antonio.

Doch welche Gründe, ſag' mir, leg' ich vor?

Taſſo.

Laß mein Gedicht aus jeder Stanze ſprechen!
Was ich gewollt iſt löblich, wenn das Ziel
Auch meinen Kräften unerreichbar blieb.
An Fleiß und Mühe hat es nicht gefehlt.
Der heitre Wandel mancher ſchönen Tage,
Der ſtille Raum ſo mancher tiefen Nächte,
War einzig dieſem frommen Lied geweiht.
Beſcheiden hofft' ich, jenen großen Meiſtern
Der Vorwelt mich zu nahen; kühn geſinnt,

Zu edlen Thaten unſern Zeitgenoſſen
Aus einem langen Schlaf zu rufen, dann
Vielleicht mit einem edlen Chriſten-Heere
Gefahr und Ruhm des heil'gen Kriegs zu theilen.
Und ſoll mein Lied die beſten Männer wecken,
So muß es auch der beſten würdig ſeyn.
Alphonſen bin ich ſchuldig was ich that,
Nun möcht' ich ihm auch die Vollendung danken.

Antonio.

Und eben dieſer Fürſt iſt hier, mit andern,
Die dich ſo gut als Römer leiten können.
Vollende hier dein Werk, hier iſt der Platz,
Und um zu wirken eile dann nach Rom.

Taſſo.

Alphons hat mich zuerſt begeiſtert, wird
Gewiß der letzte ſeyn, der mich belehrt,
Und deinen Rath, den Rath der klugen Männer,
Die unſer Hof verſammelt, ſchätz' ich hoch.
Ihr ſollt entſcheiden, wenn mich ja zu Rom
Die Freunde nicht vollkommen überzeugen.
Doch dieſe muß ich ſehn. Gonzaga hat
Mir ein Gericht verſammelt, dem ich erſt
Mich ſtellen muß. Ich kann es kaum erwarten.
Flaminio de' Nobili, Angelio
Da Barga, Antoniano, und Speron Speroni!
Du wirſt ſie kennen. — Welche Namen ſind's!
Vertraun und Sorge ſtößen ſie zugleich
In meinen Geiſt, der gern ſich unterwirft.

Antonio.

Du denkſt nur dich, und denkſt den Fürſten nicht.

Ich ſage dir, er wird dich nicht entlaſſen;
Und wenn er's thut, entläßt er dich nicht gern.
Du willſt ja nicht verlangen, was er dir
Nicht gern gewähren mag. Und ſoll ich hier
Vermitteln, was ich ſelbſt nicht loben kann?

Taſſo.

Verſagſt du mir den erſten Dienſt, wenn ich
Die angebothne Freundſchaft prüfen will?

Antonio.

Die wahre Freundſchaft zeigt ſich im Verſagen
Zur rechten Zeit, und es gewährt die Liebe
Gar oft ein ſchädlich Gut, wenn ſie den Willen
Des Fordernden mehr als ſein Glück bedenkt.
Du ſcheineſt mir in dieſem Augenblick
Für gut zu halten, was du eifrig wünſcheſt,
Und willſt im Augenblick, was du begehrſt.
Durch Heftigkeit erſetzt der Irrende,
Was ihm an Wahrheit und an Kräften fehlt.
Es fordert meine Pflicht, ſo viel ich kann
Die Haſt zu mäß'gen, die dich übel treibt.

Taſſo.

Schon lange kenn' ich dieſe Tyranney
Der Freundſchaft, die von allen Tyranneyen
Die unerträglichſte mir ſcheint. Du denkſt
Nur anders, und du glaubſt deswegen
Schon recht zu denken. Gern erkenn' ich an,
Du willſt mein Wohl; allein verlange nicht,
Daß ich auf deinem Weg es finden ſoll.

Antonio.

Und ſoll ich dir ſogleich mit kaltem Blut,
Mit voller, klarer Ueberzeugung ſchaden?

Taſſo.

Von dieſer Sorge will ich dich befreyn!
Du hältſt mich nicht mit dieſen Worten ab.
Du haſt mich frey erklärt, und dieſe Thüre
Steht mir nun offen, die zum Fürſten führt.
Ich laſſe dir die Wahl. Du oder ich!
Der Fürſt geht fort. Hier iſt kein Augenblick
Zu harren. Wähle ſchnell! Wenn du nicht gehſt,
So geh' ich ſelbſt, und werd' es wie es will.

Antonio.

Laß mich nur wenig Zeit von dir erlangen,
Und warte nur des Fürſten Rückkehr ab!
Nur heute nicht!

Taſſo.

Nein, dieſe Stunde noch,
Wenn's möglich iſt! Es brennen mir die Sohlen
Auf dieſem Marmorboden; eher kann
Mein Geiſt nicht Ruhe finden, bis der Staub
Des freyen Wegs mich Eilenden umgibt.
Ich bitte dich! Du ſiehſt, wie ungeſchickt
In dieſem Augenblick ich ſey, mit meinem Herrn
Zu reden; ſiehſt — wie kann ich das verbergen —
Daß ich mir ſelbſt in dieſem Augenblick,
Mir keine Macht der Welt gebiethen kann.
Nur Feſſeln ſind es, die mich halten können!
Alphons iſt kein Tyrann, er ſprach mich frey.
Wie gern gehorcht' ich ſeinen Worten ſonſt!
Heut' kann ich nicht gehorchen. Heute nur
Laßt mich in Freyheit, daß mein Geiſt ſich finde!
Ich kehre bald zu meiner Pflicht zurück.

Antonio.

Du machſt mich zweifelhaft. Was ſoll ich thun?
Ich merke wohl, es ſteckt der Irrthum an.

Taſſo.

Soll ich dir glauben, denkſt du gut für mich,
So wirke was ich wünſche, was du kannſt.
Der Fürſt entläßt mich dann, und ich verliere
Nicht ſeine Gnade, ſeine Hülfe nicht.
Das dank' ich dir, und will dir's gern verdanken.
Doch hegſt du einen alten Groll im Buſen,
Willſt du von dieſem Hofe mich verbannen,
Willſt du auf ewig mein Geſchick verkehren,
Mich hülflos in die weite Welt vertreiben;
So bleib' auf deinem Sinn und widerſteh!

Antonio.

Weil ich dir doch, o Taſſo, ſchaden ſoll,
So wähl' ich denn den Weg, den du erwählſt.
Der Ausgang mag entſcheiden wer ſich irrt!
Du willſt hinweg! Ich ſag' es dir zuvor:
Du wendeſt dieſem Hauſe kaum den Rücken,
So wird dein Herz zurück verlangen, wird
Dein Eigenſinn dich vorwärts treiben; Schmerz,
Verwirrung, Trübſinn harr't in Rom auf dich,
Und du verfehleſt hier und dort den Zweck.
Doch ſag' ich dieß nicht mehr, um dir zu rathen;
Ich ſage nur voraus, was bald geſchieht,
Und lade dich auch ſchon im voraus ein,
Mir in dem ſchlimmſten Falle zu vertraun.
Ich ſpreche nun den Fürſten, wie du's forderſt.

Fünfter Auftritt.

Taſſo. (allein.)

Ja, gehe nur, und gehe ſicher weg,
Daß du mich überredeſt was du willſt.
Ich lerne mich verſtellen, denn du biſt
Ein groſſer Meiſter, und ich faſſe leicht.
So zwingt das Leben, uns zu ſcheinen, ja,
Zu ſeyn wie jene, die mit kühn und ſtolz
Verachten konnten. Deutlich ſeh' ich nun
Die ganze Kunſt des höfiſchen Gewebes!
Mich will Antonio von hinnen treiben,
Und will nicht ſcheinen, daß er mich vertreibt.
Er ſpielt den Schonenden, den Klugen, daß
Man nur recht krank und ungeſchickt mich finde,
Beſtellet ſich zum Vormund, daß er mich
Zum Kind erniedrige, den er zum Knecht
Nicht zwingen konnte. So umnebelt er
Die Stirn des Fürſten und der Fürſtinn Blick.

Man ſoll mich halten, meynt er: habe doch
Ein ſchön Verdienſt mir die Natur geſchenkt;
Doch leider habe ſie mit manchen Schwächen
Die hohe Gabe wieder ſchlimm begleitet,
Mit ungebundnem Stolz, mit übertriebner
Empfindlichkeit und eignem düſtern Sinn.
Es ſey nicht anders, einmal habe nun
Den Einen Mann das Schickſal ſo gebildet;
Nun müſſe man ihn nehmen wie er ſey,
Ihn dulden, tragen und vielleicht an ihm,

Was Freude bringen kann, am guten Tage
Als unerwarteten Gewinſt genießen,
Im übrigen, wie er geboten ſey,
So müſſe man ihn leben, ſterben laſſen.

Erkenn' ich noch Alphonſens feſten Sinn?
Der Feinden trotzt, und Freunde treulich ſchützt,
Erkenn' ich ihn, wie er nun mir begegnet?
Ja wohl erkenn' ich ganz mein Unglück nun!
Das iſt mein Schickſal, daß nur gegen mich
Sich jeglicher verändert, der für andre feſt
Und treu und ſicher bleibt, ſich leicht verändert
Durch einen Hauch, in einem Augenblick.

Hat nicht die Ankunft dieſes Mann's allein
Mein ganz Geſchick zerſtört, in Einer Stunde?
Nicht dieſer das Gebäude meines Glücks
Von ſeinem tiefſten Grund aus umgekehrt?
O muß ich das erfahren, muß ich's heut?
Ja, wie ſich alles zu mir drängte, läßt
Mich alles nun; wie jeder mich an ſich
Zu reißen ſtrebte, jeder mich zu faſſen,
So ſtößt mich alles weg und meidet mich.
Und das warum? Und wiegt denn er allein
Die Schale meines Werths und aller Liebe,
Die ich ſo reichlich ſonſt beſeſſen, auf?

Ja, alles flieht mich nun. Auch du! Auch du!
Geliebte Fürſtinn, du entziehſt dich mir!
In dieſen trüben Stunden hat ſie mir

Kein einzig Zeichen ihrer Gunſt geſandt.
Hab' ich's um ſie verdient? — Du armes Herz,
Dem ſo natürlich war ſie zu verehren! —
Vernahm ich ihre Stimme, wie durchdrang
Ein unausſprechliches Gefühl die Bruſt!
Erblickt' ich ſie, da ward das helle Licht
Des Tag's mir trüb'; unwiderſtehlich zog
Ihr Auge mich, ihr Mund mich an, mein Knie
Erhielt ſich kaum, und aller Kraft
Des Geiſt's bedurft' ich, aufrecht mich zu halten,
Vor ihre Füße nicht zu fallen; kaum
Vermocht' ich dieſen Taumel zu zerſtreun.
Hier halte feſt, mein Herz! Du klarer Sinn,
Laß hier dich nicht umnebeln! Ja auch Sie!
Darf ich es ſagen? und ich glaub' es kaum;
Ich glaub' es wohl, und möcht' es mir verſchweigen.
Auch Sie! auch Sie! Entſchuldige ſie ganz,
Allein verhätz' dir's nicht: auch Sie! auch Sie!

O dieſes Wort, an dem ich zweifeln ſollte,
So lang' ein Hauch von Glauben in mir lebt,
Ja, dieſes Wort, es gräbt ſich, wie ein Schluß
Des Schickſals noch zuletzt am ehrnen Rande
Der vollgeſchriebnen Qualentafel ein.
Nun ſind erſt meine Feinde ſtark, nun bin ich
Auf ewig einer jeden Kraft beraubt.
Wie ſoll ich ſtreiten, wenn Sie gegenüber
Im Heere ſteht? Wie ſoll ich duldend harren,
Wenn Sie die Hand mir nicht von ferne reicht?
Wenn nicht ihr Blick dem Ziehenden begegnet?

Du haſt's gewagt zu denken, haſt's geſprochen,
Und es iſt wahr, eh' du es fürchten konnteſt!
Und eh' nun die Verzweiflung deine Sinnen
Mit ehrnen Klauen aus einander reißt,
Ja, klage nur das bittre Schickſal an,
Und wiederhohle nur, auch Sie! auch Sie!

Fünfter Aufzug.

Erster Auftritt.

Garten.

Alphons. Antonio.

Antonio.

Auf deinen Wink ging ich das zweytemal
Zu Taſſo hin, ich komme von ihm her.
Ich hab' ihm zugeredet, ja gedrungen;
Allein er geht von ſeinem Sinn nicht ab,
Und bittet ſchulich, daß du ihn nach Rom
Auf eine kurze Zeit entlaſſen mögeſt.

Alphons.

Ich bin verdrießlich, daß ich dir's geſtehe,
Und lieber ſag' ich dir, daß ich es bin,
Als daß ich den Verdruß verberg' und mehre.
Er will verreiſen; gut! ich halt' ihn nicht.
Er will hinweg, er will nach Rom; es ſey!
Nur daß mir Scipio Gonzaga nicht,
Der kluge Medicis, ihn nicht entwende!
Das hat Italien ſo groß gemacht,
Daß jeder Nachbar mit dem andern ſtreitet,
Die Beſſern zu beſitzen, zu benutzen.
Ein Feldherr ohne Heer ſcheint mir ein Fürſt,

Der die Talente nicht um ſich verſammelt:
Und wer der Dichtkunſt Stimme nicht vernimmt,
Iſt ein Barbar, er ſey auch wer er ſey.
Gefunden hab' ich dieſen und gewählt,
Ich bin auf ihn als meinen Diener ſtolz,
Und da ich ſchon für ihn ſo viel gethan,
So möcht' ich ihn nicht ohne Noth verlieren.

Antonio.

Ich bin verlegen, denn ich trage doch
Vor dir die Schuld von dem, was heut' geſchah;
Auch will ich meinen Fehler gern geſtehn,
Er bleibet deiner Gnade zu verzeihn:
Doch wenn du glauben könnteſt, daß ich nicht
Das Mögliche gethan ihn zu verſöhnen,
So würd' ich ganz untröſtlich ſeyn. O! ſprich
Mit holdem Blick mich an, damit ich wieder
Mich faſſen kann, mir ſelbſt vertrauen mag.

Alphons.

Antonio, nein, da ſey nur immer ruhig,
Ich ſchreib' es dir auf keine Weiſe zu;
Ich kenne nur zu gut den Sinn des Mannes,
Und weiß nur allzu wohl, was ich gethan,
Wie ſehr ich ihn geſchont, wie ſehr ich ganz
Vergeſſen, daß ich eigentlich an ihn
Zu fordern hätte. Ueber vieles kann
Der Menſch zum Herrn ſich machen, ſeinen Sinn
Bezwinget kaum die Noth und lange Zeit.

Antonio.

Wenn andre vieles um den Einen thun;
So iſt's auch billig, daß der Eine wieder

Sich fleißig frage, was den andern nützt.
Wer seinen Geist so viel gebildet hat,
Wer jede Wissenschaft zusammengeizt,
Und jede Kenntniß, die uns zu ergreifen
Erlaubt ist, sollte der sich zu beherrschen
Nicht doppelt schuldig seyn? Und denkt er dran?

Alphons.

Wir sollen eben nicht in Ruhe bleiben!
Gleich wird uns, wenn wir zu genießen denken,
Zur Uebung unsrer Tapferkeit ein Feind,
Zur Uebung der Geduld ein Freund gegeben.

Antonio.

Die erste Pflicht des Menschen, Speis' und Trank
Zu wählen, da ihn die Natur so eng'
Nicht wie das Thier beschränkt, erfüllt er die?
Und läßt er nicht vielmehr sich wie ein Kind
Von allem reizen, was dem Gaumen schmeichelt?
Wann mischt er Wasser unter seinen Wein?
Gewürze, süße Sachen, starke Getränke,
Eins um das andre schlingt er hastig ein,
Und dann beklagt er seinen trüben Sinn,
Sein feurig Blut, sein allzu heftig Wesen,
Und schilt auf die Natur und das Geschick.
Wie bitter und wie thöricht hab' ich ihn
Nicht oft mit seinem Arzte rechten sehn;
Zum Lachen fast, wär' irgend lächerlich,
Was einen Menschen quält und andre plagt.
„Ich fühle dieses Uebel," sagt er bänglich
Und voll Verdruß: „Was rühmt ihr eure Kunst?
„Schafft mir Genesung!" Gut! versetzt der Arzt,

So meidet das und das. — „Das kann ich nicht.“ —
So nehmet diesen Trank. — „O nein! der schmeckt
„Abscheulich, er empört mir die Natur.“ —
So trinkt denn Wasser. — „Wasser? Nimmermehr!
„Ich bin so wasserscheu als ein Gebirner. —“
So ist euch nicht zu helfen. — „Und warum?“ —
Das Uebel wird sich stets mit Uebeln häufen,
Und, wenn es euch nicht tödten kann, nur mehr
Und mehr mit jedem Tag euch quälen. — „Schön!
„Wofür seyd ihr ein Arzt? Ihr kennt mein Uebel,
„Ihr solltet auch die Mittel kennen, sie
„Auch schmackhaft machen, daß ich nicht noch erst,
„Der Leiden los zu seyn, recht leiden müsse.“
Du lächelst selbst und doch ist es gewiß,
Du hast es wohl aus seinem Mund gehört?

Alphons.

Ich hab' es oft gehört und oft entschuldigt.

Antonio.

Es ist gewiß, ein ungemäßigt Leben,
Wie es uns schwere, wilde Träume gibt,
Macht uns zuletzt am hellen Tage träumen.
Was ist sein Argwohn anders als ein Traum?
Wohin er tritt, glaubt er von Feinden sich
Umgeben. Sein Talent kann niemand sehn,
Der ihn nicht neidet, niemand ihn beneiden,
Der ihn nicht haßt und bitter ihn verfolgt.
So hat er oft mit Klagen dich belästigt:
Erbrochne Schlösser, aufgefangne Briefe,
Und Gift und Dolch! Was alles vor ihm schwebt!
Du hast es untersuchen lassen, untersucht,

Und haſt du was gefunden? Nimm den Schein.
Der Schutz von keinem Fürſten macht ihn ſicher,
Der Buſen keines Freundes kann ihn laben.
Und willſt du einem ſolchen Ruh' und Glück,
Willſt du von ihm wohl Freude dir verſprechen?

Alphons.

Du hätteſt Recht, Antonio, wenn in ihm
Ich meinen nächſten Vortheil ſuchen wollte!
Zwar iſt es ſchon mein Vortheil, daß ich nicht
Den Nutzen g'rad' und unbedingt erwarte.
Nicht alles dienet uns auf gleiche Weiſe;
Wer vieles brauchen will, gebrauche jedes
In ſeiner Art, ſo iſt er wohl bedient.
Das haben uns die Medicis gelehrt,
Das haben uns die Päbſte ſelbſt gewieſen.
Mit welcher Nachſicht, welcher fürſtlichen
Geduld und Langmuth trugen dieſe Männer
Manch groß Talent, das ihrer reichen Gnade
Nicht zu bedürfen ſchien und doch bedurfte!

Antonio.

Wer weiß es nicht, mein Fürſt? Des Lebens Mühe
Lehrt uns allein des Lebens Güter ſchätzen.
So jung hat er zu vieles ſchon erreicht,
Als daß genügſam er genießen könnte.
O ſollt' er erſt erwerben, was ihm nun
Mit offnen Händen angeboten wird;
Er ſtrengte ſeine Kräfte männlich an,
Und fühlte ſich von Schritt zu Schritt begnügt.
Ein armer Edelmann hat ſchon das Ziel
Von ſeinem beſten Wunſch erreicht, wenn ihn

Ein edler Fürſt zu ſeinem Hofgenoſſen
Erwählen will, und ihn der Dürftigkeit
Mit milder Hand entzieht. Schenkt er ihm auch
Vertrauen und Gunſt, und will an ſeine Seite
Vor andern ihn erheben, ſey's im Krieg,
Sey's in Geſchäften oder im Geſpräch;
So, dächt' ich, könnte der beſcheidne Mann
Sein Glück mit ſtiller Dankbarkeit verehren.
Und Taſſo hat zu allem dieſem noch
Das ſchönſte Glück des Jünglings: daß ihn ſchon
Sein Vaterland erkennt und auf ihn hofft.
O glaube mir, ſein launiſch Mißbehagen
Ruht auf dem breiten Polſter ſeines Glücks.
Er kommt, entlaß ihn gnädig, gib ihm Zeit,
In Rom und in Neapel, wo er will,
Das aufzuſuchen, was er hier vermißt,
Und was er hier nur wiederfinden kann.

Alphons.

Will er zurück erſt nach Ferrara gehn?

Antonio.

Er wünſcht in Belriguardo zu verweilen.
Das nöthigſte, was er zur Reiſe braucht,
Will er durch einen Freund ſich ſenden laſſen.

Alphons.

Ich bin's zufrieden. Meine Schweſter geht
Mit ihrer Freundinn gleich zurück, und reitend
Werd' ich vor ihnen noch zu Hauſe ſeyn.
Du folgſt uns bald, wenn du für ihn geſorgt.
Dem Caſtellan befiehl das Nöthige,
Daß er hier auf dem Schloſſe bleiben kann,

So lang' er will, ſo lang' bis ſeine Freunde
Ihm das Geväck geſendet, bis wir ihm
Die Briefe ſchicken, die ich ihm nach Rom
Zu ſeinen Willens bin. Er kommt. Leb' wohl!

Zweyter Auftritt.

Alphons. Taſſo.

Taſſo.
(mit Zurückhaltung.)

Die Gnade, die du mir ſo oft bewieſen,
Erſcheinet heute mir in vollem Licht.
Du haſt verziehen, was in deiner Nähe
Ich unbedacht und frevelhaft beging.
Du haſt den Widerſacher mir verſöhnt,
Du willſt erlauben, daß ich eine Zeit
Von deiner Seite mich entferne, willſt
Mir deine Gunſt großmüthig vorbehalten.
Ich ſcheide nun mit völligem Vertraun,
Und hoffe ſtill, mich ſoll die kleine Friſt
Von allem heilen, was mich jetzt beklemmt.
Es ſoll mein Geiſt auf's neue ſich erheben,
Und auf dem Wege, den ich froh und kühn,
Durch deinen Blick ermuntert, erſt betrat,
Mich deiner Gunſt auf's neue würdig machen.

Alphons.

Ich wünſche dir zu deiner Reiſe Glück,
Und hoffe, daß du froh und ganz geheilt

Uns wieder kommen wirſt. Du bringſt uns dann
Den doppelten Gewinſt für jede Stunde,
Die du uns nun entziehſt, vergnügt zurück.
Ich gebe Briefe dir an meine Leute,
An Freunde die nach Rom, und wünſche ſehr,
Daß du dich zu den Meinen überall
Zutraulich halten mögeſt, wie ich dich
Als mein, obgleich entfernt, gewiß betrachte.

Taſſo.

Du überhäufſt, o Fürſt, mit Gnaden den,
Der ſich unwürdig fühlt, und ſelbſt zu danken
In dieſem Augenblicke nicht vermag.
Anſtatt des Danks eröffn' ich eine Bitte!
Am meiſten liegt mir mein Gedicht am Herzen.
Ich habe viel gethan, und keine Mühe
Und keinen Fleiß geſpart; allein es bleibt
Zu viel mir noch zurück. Ich möchte dort,
Wo noch der Geiſt der großen Männer ſchwebt,
Und wirkſam ſchwebt, dort möcht' ich in die Schule
Auf's neue mich begeben; würdiger
Erfreute deines Beyfalls ſich mein Lied.
O gib die Blätter mir zurück, die ich
Jetzt nur beſchämt in deinen Händen weiß.

Alphons.

Du wirſt mir nicht an dieſem Tage nehmen,
Was du mir kaum an dieſem Tag' gebracht.
Laß zwiſchen dich und zwiſchen dein Gedicht
Mich als Vermittler treten; hüte dich
Durch ſtrengen Fleiß die liebliche Natur
Zu kränken, die in deinen Reimen lebt,

Und höre nicht auf Rath von allen Seiten!
Die tauſendfältigen Gedanken vieler
Verſchiedner Menſchen, die im Leben ſich
Und in der Meynung widerſprechen, faßt
Der Dichter flug in Eins, und ſcheut ſich nicht
Gar manchem zu mißfallen, daß er manchem
Um deſto mehr gefallen möge. Doch
Ich ſage nicht, daß du nicht hie und da
Beſcheiden deine Feile brauchen ſollteſt;
Verſpreche dir zugleich, in kurzer Zeit
Erhältſt du abgeſchrieben dein Gedicht.
Es bleibt von deiner Hand in meinen Händen,
Damit ich ſeiner erſt mit meinen Schweſtern
Mich recht erfreuen möge. Bringſt du es
Vollkommner dann zurück; wir werden uns
Des höheren Genuſſes freun, und dich
Bey mancher Stelle nur als Freunde warnen.

Taſſo.

Ich wiederhohle nur beſchämt die Bitte:
Laß mich die Abſchrift eilig haben. Ganz
Ruht mein Gemüth auf dieſem Werke nun.
Nun muß es werden was es werden kann.

Alphons.

Ich billige den Trieb der dich beſeelt!
Doch, guter Taſſo, wenn es möglich wäre,
So ſollteſt du erſt eine kurze Zeit
Der freyen Welt genießen, dich zerſtreuen,
Dein Blut durch eine Cur verbeſſern. Dir
Gewährte dann die ſchöne Harmonie

Der hergeſtellten Sinne, was du nun
Im trüben Eifer nur vergebens ſuchſt.

Taſſo.

Mein Fürſt, ſo ſcheint es; doch, ich bin geſund,
Wenn ich mich meinem Fleiß ergeben kann,
Und ſo macht wieder mich mein Fleiß geſund.
Du haßt mich lang' geſehn, mir iſt nicht wohl
In freyer Ueppigkeit. Mir läßt die Ruh'
Am mind'ſten Ruhe. Dieß Gemüth iſt nicht
Von der Natur beſtimmt, ich fühl' es leider,
Auf weichem Element der Tage froh
In's weite Meer der Zeiten hinzuſchwimmen.

Alphons.

Dich führet alles, was du ſinnſt und treibſt,
Tief in dich ſelbſt. Es liegt um uns herum
Gar mancher Abgrund, den das Schickſal grub;
Doch hier in unſerm Herzen iſt der tiefſte,
Und reißend iſt es ſich hinab zu ſtürzen.
Ich bitte dich, entreiße dich dir ſelbſt!
Der Menſch gewinnt, was der Poet verliert.

Taſſo.

Ich halte dieſen Drang vergebens auf,
Der Tag und Nacht in meinem Buſen wechſelt.
Wenn ich nicht ſinnen oder dichten ſoll,
So iſt das Leben mir kein Leben mehr.
Verbiete du dem Seidenwurm zu ſpinnen,
Wenn er ſich ſchon dem Tode näher ſpinnt.
Das köſtliche Gewebe entwickelt er
Aus ſeinem Innerſten, und läßt nicht ab,
Bis er in ſeinen Sarg ſich eingeſchloſſen.

O geb' ein guter Gott uns auch dereinſt
Das Schickſal des beneidenswerthen Wurms,
Im neuen Sonnenthal die Flügel raſch
Und freudig zu entfalten!

Alphons.

Höre mich!
Du gibſt ſo vielen doppelten Genuß
Des Lebens; lern', ich bitte dich,
Den Werth des Lebens kennen, das du auch
Und zehnfach reich beſitzeſt. Lebe wohl!
Je eher du zu uns zurücke kehrſt,
Je ſchöner wirſt du uns willkommen ſeyn.

Dritter Auftritt.

Taſſo. (allein.)

So halte feſt, mein Herz, ſo war es recht!
Es wird dir ſchwer, es iſt das erſtemal,
Daß du dich ſo verſtellen magſt und kannſt.'
Du hörteſt wohl, das war nicht ſein Gemüth,
Das waren ſeine Worte nicht; mir ſchien,
Als klänge nur Antonio's Stimme wieder.
O gib nur Acht! Du wirſt ſie nun ſo fort
Von allen Seiten hören. Feſt, nur feſt!
Um einen Augenblick iſt's noch zu thun.
Wer ſpät im Leben ſich verſtellen lernt,
Der hat den Schein der Ehrlichkeit voraus.
Es wird ſchon gehn, nur übe dich mit ihnen.

(Nach einer Pauſe.)

Du triumphirſt zu früh, dort kommt ſie her!

Die holde Fürſtinn kommt! O welch Gefühl!
Sie tritt herein, es löſ't in meinem Buſen
Verdruß und Argwohn ſich in Schmerzen auf.

Vierter Auftritt.

Prinzeſſinn. Taſſo. Gegen das Ende des Auftritts die Uebrigen.

Prinzeſſinn.

Du denkſt uns zu verlaſſen, oder bleibſt
Vielmehr in Beiriguardo noch zurück,
Und willſt dich dann von uns entfernen, Taſſo!
Ich hoffe, nur auf eine kurze Zeit.
Du gehſt nach Rom?

Taſſo.

Ich richte meinen Weg
Zuerſt dahin, und nehmen meine Freunde
Mich gütig auf, wie ich es hoffen darf,
So leg' ich da mit Sorgfalt und Geduld
Vielleicht die letzte Hand an mein Gedicht.
Ich finde viele Männer dort verſammelt,
Die Meiſter aller Art ſich nennen dürfen.
Und ſpricht in jener erſten Stadt der Welt
Nicht jeder Platz, nicht jeder Stein zu uns?
Wie viele tauſend ſtumme Lehrer winken
In ernſter Majeſtät uns freundlich an!
Vollend' ich da nicht mein Gedicht, ſo kann
Ich's nie vollenden. Leider, ach, ſchon fühl' ich,

Mir wird zu keinem Unternehmen Glück!
Verändern werd' ich es, vollenden nie.
Ich fühl', ich fühl' es wohl, die große Kunst,
Die jeden nährt, die den geſunden Geiſt
Stärkt und erquickt, wird mich zu Grunde richten,
Vertreiben wird ſie mich. Ich eile fort!
Nach Napel will ich bald!

Prinzeſſinn.

Darfſt du es wagen?
Noch iſt der ſtrenge Bann nicht aufgehoben,
Der dich zugleich mit deinem Vater traf.

Taſſo.

Du warneſt recht, ich hab' es ſchon bedacht.
Verkleidet geh' ich hin, den armen Rock
Des Pilgers oder Schäfers zieh' ich an.
Ich ſchleiche durch die Stadt, wo die Bewegung
Der Tauſende den Einen leicht verbirgt.
Ich eile nach dem Ufer, finde dort
Gleich einen Kahn mit willig guten Leuten,
Mit Bauern, die zum Markte kamen, nun
Nach Hauſe kehren, Leute von Sorrent;
Denn ich muß nach Sorrent hinüber eilen.
Dort wohnet meine Schweſter, die mit mir
Die Schmerzensfreude meiner Eltern war.
Im Schiffe bin ich ſtill, und trete dann
Auch ſchweigend an das Land, ich gehe ſacht
Den Pfad hinauf, und an dem Thore frag' ich:
Wo wohnt Cornelia? Zeigt mir es an!
Cornelia Serſale? Freundlich deutet
Mir eine Spinnerinn die Straße, ſie

Bezeichnet mir das Haus. So ſteig' ich weiter.
Die Kinder laufen neubegierig und ſchauen
Das wilde Haar, den düſtern Fremdling an.
So komm' ich an die Schwelle. Offen ſteht
Die Thüre ſchon, ſo tret' ich in das Haus —

Prinzeſſinn.

Wirf auf, o Taſſo, wenn es möglich iſt,
Erkenne die Gefahr, in der du ſchwebſt!
Ich ſchone dich; denn ſonſt würd' ich dir ſagen:
Iſt's edel, ſo zu reden, wie du ſprichſt?
Iſt's edel, nur allein an ſich zu denken,
Als kränkteſt du der Freunde Herzen nicht?
Iſt's dir verborgen, wie mein Bruder denkt?
Wie beyde Schweſtern dich zu ſchätzen wiſſen?
Haſt du es nicht empfunden und erkannt?
Iſt alles denn in wenig Augenblicken
Verändert? Taſſo! Wenn du ſcheiden willſt,
So laß uns Schmerz und Sorge nicht zurück.

Taſſo. (wendet ſich weg.)

Prinzeſſinn.

Wie tröſtlich iſt es, einem Freunde, der
Auf eine kurze Zeit verreiſen will,
Ein klein Geſchenk zu geben, ſey es nur
Ein neuer Mantel, oder eine Waffe!
Dir kann man nichts mehr geben, denn du wirfſt
Unwillig alles weg, was du beſitzeſt.
Die Pilgermuſchel und den ſchwarzen Kittel,
Den langen Stab erwählſt du dir, und gehſt
Freywillig arm dahin, und nimmſt uns weg,
Was du mit uns allein genießen konnteſt.

Taſſo.

So willſt du mich nicht ganz und gar verſtoßen?
O ſüßes Wort, o ſchöner, theurer Troſt!
Vertritt mich! Nimm in deinen Schutz mich auf! —
Laß mich in Belriguardo hier, verſetze
Mich nach Conſandoli, wohin du willſt!
Es hat der Fürſt ſo manches ſchöne Schloß,
So manchen Garten, der das ganze Jahr
Gewartet wird, und ihr betretet kaum
Ihn Einen Tag, vielleicht nur Eine Stunde.
Ja, wählet den entfernteſten aus, den ihr
In ganzen Jahren nicht beſuchen geht,
Und der vielleicht jetzt ohne Sorge liegt,
Dort ſchickt mich hin! Dort laßt mich euer ſeyn!
Wie will ich deine Bäume pflegen! Die Citronen
Im Herbſt mit Bretern und mit Ziegeln decken,
Und mit verbund'nem Rohre wohl verwahren!
Es ſollen ſchöne Blumen in den Beeten
Die breiten Wurzeln ſchlagen, rein und zierlich
Soll jeder Gang und jedes Fleckchen ſeyn.
Und laßt mir auch die Sorge des Palaſtes!
Ich will zur rechten Zeit die Fenſter öffnen,
Daß Feuchtigkeit nicht den Gemählden ſchade;
Die ſchön mit Stuccatur verzierten Wände
Will ich mit einem leichten Wedel ſäubern;
Es ſoll das Eſtrich blank und reinlich glänzen;
Es ſoll kein Stein, kein Ziegel ſich verrücken;
Es ſoll kein Gras aus einer Ritze keimen!

Prinzeſſinn.

Ich finde keinen Rath in meinem Buſen,

Und finde keinen Troſt für dich und — uns.
Mein Auge blickt umher, ob nicht ein Gott
Uns Hülfe reichen möchte? möchte mir
Ein heilſam Kraut entdecken, einen Trank,
Der deinem Sinne Frieden brächte, Frieden uns?
Das treuſte Wort, das von der Lippe fließt,
Das ſchönſte Heilungsmittel wirkt nicht mehr.
Ich muß dich laſſen, und verlaſſen kann
Mein Herz dich nicht.

Taſſo.

Ihr Götter, iſt ſie's doch,
Die mit dir ſpricht und deiner ſich erbarmt?
Und kenntest du das edle Herz verkennen?
War's möglich, daß in ihrer Gegenwart
Der Kleinmuth dich ergriff und dich bezwang?
Nein, nein, du biſt's! und nun ich bin es auch.
O fahre fort, und laß mich jeden Troſt
Aus deinem Munde hören! Deinen Rath
Entzieh' mir nicht! O ſprich: was ſoll ich thun,
Damit dein Bruder mir vergeben könne,
Damit du ſelbſt mir gern vergeben mögeſt,
Damit ihr wieder zu den Euren mich
Mit Freuden zählen möget? Sag' mir an.

Prinzeſſinn.

Gar wenig iſt's, was wir von dir verlangen;
Und dennoch ſcheint es allzu viel zu ſeyn.
Du ſollſt dich ſelbſt uns freundlich überlaſſen.
Wir wollen nichts von dir, was du nicht biſt,
Wenn du nur erſt dir mit dir ſelbſt gefällſt.
Du machſt uns Freude, wenn du Freude haſt,

Und du betrübſt uns nur, wenn du ſie fliehſt;
Und wenn du uns auch ungeduldig machſt,
So iſt es nur, daß wir dir helfen möchten,
Und, leider! ſehn, daß nicht zu helfen iſt;
Wenn du nicht ſelbſt des Freundes Hand ergreifſt,
Die, ſehnlich ausgereckt, dich nicht erreicht.

Taſſo.

Du biſt es ſelbſt, wie du zum erſtenmal,
Ein heil'ger Engel, mir entgegen kamſt!
Verzeih' dem trüben Blick des Sterblichen,
Wenn er auf Augenblicke dich verkannt.
Er kennt dich wieder! Ganz eröffnet ſich
Die Seele, nur dich ewig zu verehren.
Es füllt ſich ganz das Herz von Zärtlichkeit —
Sie iſt's, ſie ſteht vor mir. Welch ein Gefühl!
Iſt es Verirrung, was mich nach dir zieht?
Iſt's Raſerey? Iſt's ein erhöhter Sinn,
Der erſt die höchſte, reinſte Wahrheit faßt?
Ja, es iſt das Gefühl, das mich allein
Auf dieſer Erde glücklich machen kann,
Das mich allein ſo elend werden ließ,
Wenn ich ihm widerſtand und aus dem Herzen
Es bannen wollte. Dieſe Leidenſchaft
Gedacht' ich zu bekämpfen; ſtritt und ſtritt
Mit meinem tiefſten Seyn, zerſtörte frech
Mein eignes Selbſt, dem du ſo ganz gehörſt.

Prinzeſſinn.

Wenn ich dich, Taſſo, länger hören ſoll,
So mäßige die Gluth, die mich erſchreckt.

Taſſo.

Beſchränkt der Rand des Bechers einen Wein,
Der ſchäumend wallt und brauſend überſchwillt?
Mit jedem Wort' erhöheſt du mein Glück,
Mit jedem Worte glänzt dein Auge heller.
Ich fühle mich im Innerſten verändert,
Ich fühle mich von aller Noth entladen,
Frey wie ein Gott, und alles dank' ich dir!
Unſägliche Gewalt, die mich beherrſcht,
Entfließet deinen Lippen; ja, du machſt
Mich ganz dir eigen. Nichts gehöret mir
Von meinem ganzen Ich mir künftig an.
Es trübt mein Auge ſich in Glück und Licht,
Es ſchwankt mein Sinn. Mich hält der Fuß nicht mehr.
Unwiderſtehlich ziehſt du mich zu dir,
Und unaufhaltſam dringt mein Herz dir zu.
Du haſt mich ganz auf ewig dir gewonnen,
So nimm denn auch mein ganzes Weſen hin.

(Er faßt ihr in die Arme und drückt ſie feſt an ſich.)

Prinzeſſinn.

(ihn von ſich ſtoßend und hinweg eilend.)

Hinweg!

Leonore.

(die ſich ſchon einer Weile im Grunde ſehen laſſen, herbey eilend.)

Was iſt geſchehen? Taſſo! Taſſo!

(Sie geht der Prinzeſſinn nach.)

Taſſo.

(im Begriff ihnen zu folgen.)

O Gott!

Alphons.

(der ſich ſchon eine Zeit lang mit Antonio entfernt.)

Er kommt von Sinnen, halt ihn feſt.

(ab.)

Fünfter Auftritt.

Taſſo. Antonio.

Antonio.

O ſtünde jetzt, ſo wie du immer glaubſt,
Daß du von Feinden rings umgeben biſt,
Ein Feind bey dir, wie würd' er triumphiren!
Unglücklicher, noch kaum erhohl' ich mich!
Wenn ganz was unerwartetes begegnet,
Wenn unſer Blick was ungeheures ſieht,
Steht unſer Geiſt auf eine Weile ſtill,
Wir haben nichts, womit wir das vergleichen.

Taſſo.

(nach einer langen Pauſe.)

Vollende nur dein Amt, ich ſeh' du biſt's!
Ja du verdienſt das fürſtliche Vertraun;
Vollende nur dein Amt, und martre mich,
Da mir der Stab gebrochen iſt, noch langſam
Zu Tode! Ziehe! Zieh' am Pfeile nur,
Daß ich den Widerhaken grimmig fühle,
Der mich zerfleiſcht!
Du biſt ein theures Werkzeug des Tyrannen;
Sey Kerkermeiſter, ſey der Marterknecht,
Wie wohl! wie eigen ſteht dir beides an!

(Gegen die Scene.)

Ja, gehe nur, Tyrann! Du konntest dich
Nicht bis zuletzt verstellen, triumphire!
Du hast den Sklaven wohl gekettet, hast
Ihn wohl gespart zu ausgedachten Qualen:
Geh' nur, ich hasse dich, ich fühle ganz
Den Abscheu, den die Uebermacht erregt,
Die frevelhaft und ungerecht ergreift.

(Nach einer Pause.)

So seh' ich mich am Ende denn verbannt,
Verstoßen und verbannt als Vettler hier!
So hat man mich bekränzt, um mich geschmückt
Als Opferthier vor den Altar zu führen!
So lockte man mir noch am letzten Tage
Mein einzig Eigenthum, mir mein Gedicht
Mit glatten Worten ab, und hielt es fest!
Mein einzig Gut ist nun in euren Händen,
Das mich an jedem Ort empfohlen hätte:
Das mir noch blieb vom Hunger mich zu retten!
Jetzt seh' ich wohl, warum ich feiern soll.
Es ist Verschwörung, und du bist das Haupt.
Damit mein Lied nur nicht vollkommner werde,
Daß nur mein Name sich nicht mehr verbreite,
Daß meine Neider tausend Schwächen finden,
Daß man am Ende meiner gar vergesse;
Drum soll ich mich zum Müßiggang gewöhnen,
Drum soll ich mich und meine Sinne schonen.
O werthe Freundschaft, theure Sorglichkeit!
Abscheulich dacht' ich die Verschwörung mir,

Die unſichtbar und raſtlos mich umſpann,
Allein abſcheulicher iſt es geworden.

Und du, Sirene! die du mich ſo zart,
So himmliſch angelockt, ich ſehe nun
Dich auf einmal! O Gott, warum ſo ſpät!

Allein wir ſelbſt betrügen uns ſo gern,
Und ehren die Verworfnen, die uns ehren.
Die Menſchen kennen ſich einander nicht;
Nur die Galeerenſklaven kennen ſich,
Die eng' an Eine Bank geſchmiedet keuchen;
Wo keiner was zu fordern hat und keiner
Was zu verlieren hat, ſie kennen ſich;
Wo jeder ſich für einen Schelmen gibt,
Und ſeines Gleichen auch für Schelmen nimmt.
Doch wir verkennen nur die andern höflich,
Damit ſie wieder uns verkennen ſollen.

Wie lang' verdeckte mir dein heilig Bild
Die Buhlerinn, die kleine Künſte treibt.
Die Maske fällt, Armiden ſeh' ich nun
Entblößt von allen Reihen — Ja, du biſt's!
Von dir hat ahndungsvoll mein Lied geſungen!

Und die verſchmähte kleine Mittlerinn!
Wie tief erniedrigt ſeh' ich ſie vor mir!
Ich höre nun die leiſen Tritte rauſchen,
Ich kenne nun den Kreis, um den ſie ſchlich.
Euch alle kenn' ich! Sey mir das genug!

Und wenn das Elend alles mir geraubt,
So preiſ' ich's doch; die Wahrheit lehrt es mich.

Antonio.

Ich höre, Taſſo, dich mit Staunen an,
So ſehr ich weiß, wie leicht dein raſcher Geiſt
Von einer Gränze zu der andern ſchwankt.
Beſinne dich! Gebiete dieſer Wuth!
Du läſterſt, du erlaubſt dir Wort auf Wort,
Das deinen Schmerzen zu verzeihen iſt,
Doch das du ſelbſt dir nie verzeihen kannſt.

Taſſo.

O ſprich mir nicht mit ſanfter Lippe zu,
Laß mich kein kluges Wort von dir vernehmen!
Laß mir das dumpfe Glück, damit ich nicht
Mich erſt beſinne, dann von Sinnen komme.
Ich fühle mir das innerſte Gebein
Zerſchmettert, und ich leb' um es zu fühlen.
Verzweiflung faßt mit aller Wuth mich an,
Und in der Höllenqual, die mich vernichtet,
Wird Läſ'rung nur ein leiſer Schmerzenslaut.
Ich will hinweg! und wenn du redlich biſt,
So zeig' es mir, und laß mich gleich von hinnen.

Antonio.

Ich werde dich in dieſer Noth nicht laſſen;
Und wenn es dir an Faſſung ganz gebricht,
So ſoll mir's an Geduld gewiß nicht fehlen.

Taſſo.

So muß ich mich dir denn gefangen geben?
Ich gebe mich, und ſo iſt es gethan;
Ich widerſtehe nicht, ſo iſt mir wohl —

Und laß es dann mich ſchmerzlich wiederholen,
Wie ſchön es war, was ich mir ſelbſt verſcherzte.
Sie gehn hinweg — O Gott! dort ſeh' ich ſchon
Den Staub, der von den Wagen ſich erhebt —
Die Reiter ſind voraus — Dort fahren ſie,
Dort gehn ſie hin! Kann ich nicht auch daher?
Sie ſind hinweg, ſie ſind erzürnt auf mich.
O küßt' ich nur noch einmal ſeine Hand!
O daß ich nur noch Abſchied nehmen könnte!
Nur einmal noch zu ſagen: O verzeiht!
Nur noch zu hören: Geh', dir iſt verziehn!
Allein ich hör' es nicht, ich hör' es nie —
Ich will ja gehn! Laßt mich nur Abſchied nehmen,
Nur Abſchied nehmen! Gebt, o gebt mir nur
Auf einen Augenblick die Gegenwart
Zurück! Vielleicht genes' ich wieder. Nein,
Ich bin verſtoßen, bin verbannt, ich habe
Mich ſelbſt verbannt, ich werde dieſe Stimme
Nicht mehr vernehmen, dieſem Blicke nicht,
Nicht mehr begegnen —

Antonio.

Laß eines Mannes Stimme dich erinnern,
Der neben dir nicht ohne Rührung ſteht!
Du biſt ſo elend nicht, als wie du glaubſt.
Ermanne dich! Du gibſt zu viel dir nach.

Taſſo.

Und bin ich denn ſo elend wie ich ſcheine?
Bin ich ſo ſchwach, wie ich vor dir mich zeige?
Iſt alles denn verloren? Hat der Schmerz,
Als ſchütterte der Boden, das Gebäude

In einen grauſen Haufen Schutt verwandelt?
Iſt kein Talent mehr übrig, tauſendfältig
Mich zu zerſtreun, zu unterſtützen?
Iſt alle Kraft erloſchen, die ſich ſonſt
In meinem Buſen regte? Bin ich Nichts,
Ganz Nichts geworden?
Nein, es iſt alles da! und ich bin nichts?
Ich bin mir ſelbſt entwandt, ſie iſt es mir!

Antonio.

Und wenn du ganz dich zu verlieren ſcheinſt,
Vergleiche dich! Erkenne was du biſt!

Taſſo.

Ja, du erinnerſt mich zur rechten Zeit! —
Hilft denn kein Beyſpiel der Geſchichte mehr?
Stellt ſich kein edler Mann mir vor die Augen,
Der mehr gelitten, als ich jemals litt;
Damit ich mich mit ihm vergleichend faſſe?
Nein, Alles iſt dahin! — Nur Eines bleibt:
Die Thräne hat uns die Natur verliehen,
Den Schrey des Schmerzens, wenn der Mann zuletzt
Es nicht mehr trägt — und mir noch über alles —
Sie ließ im Schmerz mir Melodie und Rede,
Die tiefſte Fülle meiner Noth zu klagen:
Und wenn der Menſch in ſeiner Qual verſtummt,
Gab mir ein Gott, zu ſagen wie ich leide.

Antonio.

(tritt zu ihm und nimmt ihn bey der Hand.)

Taſſo.

O edler Mann! Du ſtehſt feſt und ſtill,
Ich ſcheine nur die ſturmbewegte Welle.

Allein bedenk', und überhebe nicht
Dich deiner Kraft! Die mächtige Natur,
Die dieſen Felſen gründete, hat auch
Der Welle die Beweglichkeit gegeben.
Sie ſendet ihren Sturm, die Welle flieht
Und ſchwankt und ſchwillt und beugt ſich ſchäumend über.
In dieſer Woge ſpiegelte ſo ſchön
Die Sonne ſich, es ruhten die Geſtirne
An dieſer Bruſt, die zärtlich ſich bewegte.
Verſchwunden iſt der Glanz, entflohn die Ruhe. —
Ich kenne mich in der Gefahr nicht mehr,
Und ſchäme mich nicht mehr es zu bekennen.
Zerbrochen iſt das Steuer, und es kracht
Das Schiff an allen Seiten. Berſtend reißt
Der Boden unter meinen Füßen auf!
Ich faſſe dich mit beyden Armen an!
So klammert ſich der Schiffer endlich noch
Am Felſen feſt, an dem er ſcheitern ſollte.

Die
natürliche Tochter.

Trauerſpiel.

Personen.

König.
Herzog.
Graf.
Eugenie.
Hofmeisterin.
Secretair.
Weltgeistlicher.
Gerichtsrath.
Gouverneur.
Aebtissin.
Mönch.

Erſter Aufzug.

Dichter Wald.

Erſter Auftritt.

König. Herzog.

König.

Das flücht'ge Ziel, das Hunde, Roß und Mann,
Auf ſeine Fährte bannend, nach ſich reißt,
Der edle Hirſch, hat, über Berg und Thal,
So weit uns irr' geführt, daß ich mich ſelbſt,
Obgleich ſo landeskundig, hier nicht finde.
Wo ſind wir, Oheim? Herzog, ſage mir,
Zu welchen Hügeln ſchweiften wir heran?

Herzog.

Der Bach, der uns umrauſcht, mein König, fließt
Durch deines Dieners Fluren, die er deiner
Und deiner Ahnherrn königlicher Gnade,
Als erſter Lehnsmann deines Reiches, dankt.
An jenes Felſens andrer Seite liegt,
Am grünen Hang, ein artig Haus verſteckt,
Dich zu bewirthen keineswegs gebaut;
Allein bereit, dich huld'gend zu empfangen.

König.

Laß dieſer Bäume hochgewölbtes Dach,
Zum Augenblick des Raſtens, freundlich ſchatten.
Laß dieſer Lüfte liebliches Geweb'
Uns leiſ' umſtricken, daß an Sturm und Streben
Der Jagdluſt auch der Ruhe Luſt ſich füge.

Herzog.

Wie du auf einmal völlig abgeſchieden,
Hier hinter dieſem Bollwerk der Natur,
Mein König, dich empfindeſt, fühl' ich mit.
Hier drånget ſich der Unzufriednen Stimme,
Der Unverſchåmten offne Hand nicht nach.
Freywillig einſam merkeſt du nicht auf,
Ob Undankbare ſchleichend ſich entfernen.
Die ungeſtüme Welt reicht nicht hierher,
Die immer fordert, nimmer leiſten will.

König.

Soll ich vergeſſen, was mich ſonſt bedrångt:
So muß kein Wort erinnernd mich berühren.
Entfernten Weltgetöſes Wiederhall
Verklinge, nach und nach, aus meinem Ohr.
Ja, lieber Oheim, wende dein Geſpråch
Auf Gegenſtånde dieſem Ort gemåßer.
Hier ſollen Gatten an einander wandeln,
Ihr Stufenglück in wohlgerathnen Kindern
Entzückt betrachten; hier ein Freund dem Freunde,
Verſchloßnen Buſen traulich öffnend, nahn.
Und gabſt du nicht erſt neulich ſtille Winke,
Du hoffteſt mir, in ruh'gen Augenblicken,
Verborgenes Verhåltniß zu bekennen;

Drangvoller Wünſche holden Inbegriff,
Erfüllung hoffend, heiter zu geſtehn.

Herzog.

Mit größrer Gnade konnteſt du mich nicht,
O Herr! beglücken, als indem du mir,
In dieſem Augenblick, die Zunge löſeſt.
Was ich zu ſagen habe, könnt' es wohl
Ein andrer beſſer hören als mein König,
Dem, unter allen Schätzen, ſeine Kinder
Am herrlichſten entgegen leuchten; der
Vollkommner Vaterfreuden Hochgenuß,
Mit ſeinem Knechte, herzlich theilen wird.

König.

Du ſprichſt von Vaterfreuden! Haſt du je
Sie denn gefühlt? Verkümmerte dir nicht
Dein einz'ger Sohn, durch rohes, wildes Weſen,
Verworrenheit, Verſchwendung, ſtarren Trutz,
Dein reiches Leben, dein erwünſchtes Alter;
Verändert er auf einmal die Natur?

Herzog.

Von ihm erwart' ich keine frohen Tage!
Sein trüber Sinn erzeugt nur Wolken, die,
Ach! meinen Horizont ſo oft verfinſtern.
Ein anderes Geſtirn, ein andres Licht
Erheitert mich. Und, wie in dunklen Grüften,
Das Mährchen ſagt's, Carfunkelſteine leuchten,
Mit herrlich mildem Schein, der öden Nacht
Geheimnißvolle Schauer hold beleben;
So ward auch mir ein Wundergut beſchert,
Mir Glücklichen! das ich, mit Sorgfalt, mehr

Als den Beſitz ererbt, errungner Güter,
Als meiner Augen, meines Lebens Licht,
Mit Freud' und Furcht, mit Luſt und Sorge pflege.

König.

Sprich vom Geheimniß nicht geheimnißvoll.

Herzog.

Wer ſpräche, vor der Majeſtät, getroſt
Von ſeinen Fehlern, wenn Sie nicht allein
Den Fehl in Recht und Glück verwandeln könnte.

König.

Der wonnevoll geheim verwahrte Schatz?

Herzog.

Iſt eine Tochter.

König.

Eine Tochter? Wie?
Und ſuchte, Fabelgöttern gleich, mein Oheim,
Zum niedern Kreis verſtohlen hingewandt,
Sich Liebesglück und väterlich Entzücken?

Herzog.

Das Große wie das Niedre nöthigt uns,
Geheimnißvoll zu handeln und zu wirken.
Nur allzuhoch ſtand jene, heimlich mir,
Durch wunderſam Geſchick, verbundne Frau,
Um welche noch dein Hof in Trauer wandelt,
Und meiner Bruſt geheime Schmerzen theilt.

König.

Die Fürſtin? Die verehrte, nah verwandte,
Nur erſt verſtorb'ne?

Herzog.

War die Mutter! Laß!

O! laß mich nur von dieſem Kinde reden,
Das, ſeiner Eltern werth und immer werther,
Mit edlem Sinne, ſich des Lebens freut.
Begraben ſey das übrige mit ihr,
Der hochbegabten, hochgeſinnten Frauen.
Ihr Tod eröffnet mir den Mund, ich darf
Vor meinem König meine Tochter nennen,
Ich darf ihn bitten: ſie zu mir herauf,
Zu ſich herauf zu heben, ihr das Recht
Der fürſtlichen Geburt, vor ſeinem Hofe,
Vor ſeinem Reiche, vor der ganzen Welt,
Aus ſeiner Gnadenfülle zu bewähren.

König.

Vereint in ſich die Nichte, die du mir,
So ganz erwachſen, zuzuführen denkſt,
Des Vaters und der Mutter Tugenden:
So muß der Hof, das königliche Haus,
Indem uns ein Geſtirn entzogen wird,
Den Aufgang eines neuen Sterns bewundern.

Herzog.

O! kenne ſie, eh du zu ihrem Vortheil
Dich ganz entſcheideſt. Laß ein Vaterwort
Dich nicht beſtechen! Manches hat Natur
Für ſie gethan, das ich entzückt betrachte,
Und alles, was in meinem Kreiſe webt,
Hab' ich um ihre Kindheit hergelagert.
Schon ihren erſten Weg geleiteten
Ein ausgebildet Weib, ein weiſer Mann.
Mit welcher Leichtigkeit, mit welchem Sinn
Erfreut ſie ſich des Gegenwärtigen,

Indeß ihr Phantaſie das künft'ge Glück
Mit ſchmeichelhaften Dichterfarben malt.
An ihrem Vater hängt ihr frommes Herz,
Und wenn ihr Geiſt den Lehren edler Männer,
Sich ſtufenweiſ' entwickelnd, friedlich horcht:
So mangelt Uebung ritterlicher Tugend
Dem wohlgebauten feſten Körper nicht.
Du ſelbſt, mein König, haſt ſie, unbekannt,
Im wilden Drang der Jagd um dich geſehn.
Ja heute noch! Die Amazonen-Tochter,
Die, in den Fluß, dem Hirſche ſich zuerſt,
Auf raſchem Pferde, flüchtig nachgeſtürzt.

König.

Wir ſorgten alle für das edle Kind!
Ich freue mich, ſie mir verwandt zu hören.

Herzog.

Und nicht zum erſtenmal empfand ich heute,
Wie Stolz und Sorge, Vaterglück und Angſt,
Zu übermenſchlichem Gefühl ſich miſchen.

König.

Gewaltſam und behende riß das Pferd
Sich und die Reiterinn auf jenes Ufer,
In dichtbewachsner Hügel Dunkelheit.
Und ſo verſchwand ſie mir.

Herzog.

Noch einmal hat
Mein Auge ſie geſehen, eh ich ſie
Im Labyrinth der haſt'gen Jagd verlor.
Wer weiß, welch ferne Gegend ſie durchſtreift,
Verdroßnen Muths, am Ziel ſich nicht zu finden,

Wo, ihrem angebeteten Monarchen ſich,
In ehrerbietiger Entfernung, anzunähern,
Allein ihr jetzt erlaubt iſt, bis er ſie,
Als Blüte ſeines hochbejahrten Stammes,
Mit königlicher Huld zu grüßen, würdigt.

König.

Welch ein Getümmel ſeh' ich dort entſtehn?
Welch einen Zulauf nach den Felſenwänden?
(er winkt nach der Scene.)

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Graf.

König.

Warum verſammelt ſich die Menge dort?

Graf.

Die kühne Reiterinn iſt, eben jetzt,
Von jener Felſenwand herabgeſtürzt.

Herzog.

Gott!

König.

Iſt ſie ſehr beſchädigt?

Graf.

Eilig hat
Man deinen Wundarzt, Herr, dahingerufen.

Herzog.

Was zaudr' ich? Iſt ſie todt, ſo bleibt mir nichts,
Was mich im Leben länger halten kann.

Dritter Auftritt.

König. Graf.

König.

Kennſt du den Anlaß der Begebenheit?

Graf.

Vor meinen Augen hat ſie ſich ereignet.
Ein ſtarker Trupp von Reitern, welcher ſich
Durch Zufall von der Jagd getrennt geſehn,
Geführt von dieſer Schönen, zeigte ſich
Auf jener Klippen waldbewachsner Höhe.
Sie hören, ſehen unten in dem Thal
Den Jagdgebrauch vollendet. Sehn den Hirſch
Als Beute liegen ſeiner klaffenden
Verfolger. Schnell zerſtreuet ſich die Schaar,
Und jeder ſucht ſich einzeln ſeinen Pfad,
Hier oder dort, mehr oder weniger
Durch einen Umweg. Sie allein beſinnt
Sich keinen Augenblick, und nöthiget
Ihr Pferd von Klipp' zu Klippe, grad herein.
Des Frevels Glück betrachten wir erſtaunt;
Denn ihr gelingt es eine Weile, doch
Am untern ſteilen Abhang gehn dem Pferde
Die letzten, ſchmalen Klippenſtufen aus,
Es ſtürzt herunter, ſie mit ihm. So viel
Konnt' ich bemerken, eh der Menge Drang
Sie mir verdeckte. Doch ich hörte bald
Nach deinem Arzte rufen. So erſchein' ich nun
Auf deinen Wink, den Vorfall zu berichten.

König.

O! möge ſie ihm bleiben! Fürchterlich
Iſt einer, der nichts zu verlieren hat.

Graf.

So hat ihm dieſer Schrecken das Geheimniß
Auf einmal abgezwungen? das er ſonſt,
Mit ſo viel Klugheit, zu verbergen ſtrebte.

König.

Er hatte ſchon ſich völlig mir vertraut.

Graf.

Die Lippen öffnet ihm der Fürſtin Tod,
Nun zu bekennen, was, für Hof und Stadt,
Ein offenbar Geheimniß lange war.
Es iſt ein eigner, grillenhafter Zug,
Daß wir, durch Schweigen, das Geſchehene,
Für uns und andre, zu vernichten glauben.

König.

O! laß dem Menſchen dieſen edlen Stolz.
Gar vieles kann, gar vieles muß geſchehn,
Was man mit Worten nicht bekennen darf.

Graf.

Man bringt ſie, fürcht' ich, ohne Leben her!

König.

Welch unerwartet, ſchreckliches Ereigniß!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Eugenie (auf mitgenommenen Kissen, die sie hereingetragen). Herzog. Wundarzt. Gefolge.

Herzog
(zum Wundarzt).

Wenn deine Kunst nur irgend was vermag,
Erfahrner Mann, dem unsers Königs Leben,
Das unschätzbare Gut, vertraut ist; laß
Ihr helles Auge sich noch einmal öffnen,
Daß Hoffnung mir in diesem Blick erscheine!
Daß, aus der Tiefe meines Jammers, ich
Nur Augenblicke noch gerettet werde!
Vermagst du dann nichts weiter, kannst du sie
Nur wenige Minuten mir erhalten:
So laßt mich eilen, vor ihr hinzusterben,
Daß ich im Augenblick des Todes noch
Getröstet rufe: meine Tochter lebt!

König.

Entferne dich, mein Oheim! daß ich hier
Die Vaterpflichten treulich übernehme.
Nichts unversucht läßt dieser wackre Mann.
Gewissenhaft, als läg' ich selber hier,
Wird er um deine Tochter sich bemühen.

Herzog.

Sie regt sich!

König.

Ist es wahr?

Graf.

Sie regt ſich!

Herzog.

Starr

Blickt ſie zum Himmel, blickt verirrt umher.
Sie lebt! ſie lebt!

König

(ein wenig zurücktretend).

Verdoppelt eure Sorge!

Herzog.

Sie lebt! ſie lebt! Sie hat dem Tage wieder
Ihr Aug' eröffnet. Ja! ſie wird nun bald
Auch ihren Vater, ihre Freunde kennen.
Nicht ſo umher, mein liebes Kind, verſchwende
Die Blicke ſtaunend, ungewiß; auf mich,
Auf deinen Vater wende ſie zuerſt.
Erkenne mich, laß meine Stimme dir
Zuerſt das Ohr berühren, da du uns,
Aus jener ſtummen Nacht, zurückekehrſt.

Eugenie

(die indeß, nach und nach, zu ſich gekommen iſt und ſich aufgerichtet hat).

Was iſt aus uns geworden?

Herzog.

Kenne mich
Nur erſt! — Erkennſt du mich?

Eugenie.

Mein Vater!

Herzog.

Ja!

Dein Vater, den, mit dieſen beiden Thoren,
Du aus den Armen der Verzweiflung retteſt.

Eugenie.

Wer brachte uns unter dieſe Bäume?

Herzog

(dem der Wundarzt ein weiſſes Tuch gegeben).

Bleib

Gelaſſen, meine Tochter! Dieſe Stärkung
Nimm ſie mit Ruhe, mit Vertrauen an!

Eugenie.

(Sie nimmt dem Vater das Tuch ab, das er ihr vorgehalten und verbirgt ihr Geſicht darinn. Dann ſteht ſie ſchnell auf, indem ſie das Tuch vom Geſicht nimmt.)

Da bin ich wieder! — Ja nun weiß ich alles.
Dort oben hielt ich, dort vermaß ich mich
Herab zu reiten, grad herab. Verzeih!
Nicht wahr, ich bin geſtürzt? Vergiebſt du mir's?
Für todt hob man mich auf? Mein guter Vater!
Und wirſt du die Verwegne lieben können?
Die ſolche bittre Schmerzen dir gebracht.

Herzog.

Zu wiſſen glaubt' ich, welch ein edler Schatz
In dir, o Tochter, mir beſchieden iſt;
Nun ſteigert mir gefürchteter Verluſt
Des Glücks Empfindung in's Unendliche.

König

(der ſich bisher, im Grunde, mit dem Wundarzt und dem Grafen unterhalten, zu dem letzten).

Entferne jedermann! ich will ſie ſprechen.

Fünfter Auftritt.

König. Herzog. Eugenie.

König
(naher tretend).

Hat ſich die wackre Reiterinn erholt?
Hat ſie ſich nicht beſchädigt?

Herzog.

Nein, mein König!
Und was noch übrig iſt von Schreck und Weh,
Nimmſt du, o Herr, durch deinen milden Blick,
Durch deiner Worte ſanften Ton hinweg!

König.

Und wem gehört es an, das liebe Kind!

Herzog
(nach einer Pauſe).

Da du mich fragſt, ſo darf ich dir bekennen;
Da du gebieteſt, darf ich ſie vor dich,
Als meine Tochter, ſtellen.

König.

Deine Tochter?
So hat für dich das Glück, mein lieber Oheim,
Unendlich mehr als das Geſetz gethan.

Eugenie.

Wohl muß ich fragen: ob ich wirklich denn,
Aus jener tödtlichen Betäubung, mich
In's Leben wieder aufgerafft? und ob,
Was mir begegnet, nicht ein Traumbild ſey?
Mein Vater nennt, vor ſeinem Könige,
Mich ſeine Tochter. O, ſo bin ichs auch!

Der Oheim eines Königes bekannt
Mich für ein Kind, so bin ich denn die Nichte
Des großen Königs. O! verzeihe mir
Die Majestät! wenn aus geheimnißvollem,
Verborgnem Zustand, ich, ans Licht auf einmal
Hervorgerissen und geblendet, mich,
Unsicher, schwankend, nicht zu fassen weiß.
(Sie wirft sich vor dem König nieder.)

König.

Mag diese Stellung die Ergebenheit
In dein Geschick, von Jugend auf, bezeichnen!
Die Demuth, deren unbequeme Pflicht
Du, deiner höheren Geburt bewußt,
So manches Jahr, im Stillen, ausgeübt.
Doch sey auch nun, wenn ich von meinen Füßen,
Zu meinem Herzen, dich herauf gehoben,
(er hebt sie auf und drückt sie sanft an sich.)
Wenn ich des Oheims heil'gen Vaterkuß
Auf dieser Stirne schönen Raum gedrückt,
So sey dieß auch ein Zeichen, sey ein Siegel,
Dich, die Verwandte hab' ich anerkannt;
Und werde bald, was hier geheim geschah,
Vor meines Hofes Augen wiederholen.

Herzog.

So große Gabe fordert ungetheilten
Und unbegränzten Dank des ganzen Lebens.

Eugenie.

Von edlen Männern hab' ich viel gelernt,
Auch manches lehrte mich mein eigen Herz;
Doch meinen König anzureden, bin

Ich, nicht entfernterweise, vorbereitet.
Doch wenn ich schon das ganz Gehörige
Dir nicht zu sagen weiß, so möcht' ich doch,
Vor dir, o Herr, nicht unaeschickt verstummen.
Was fehlte dir? was wäre dir zu bringen?
Die Fülle selber, die zu dir sich drängt,
Fließt, nur für andre, strömend wieder fort.
Hier stehen Tausende dich zu beschützen,
Hier wirken Tausende nach deinem Wink:
Und wenn der einzelne dir Herz und Geist
Und Arm und Leben, fröhlich, opfern wollte;
In solcher großen Menge zählt er nicht,
Er muß vor dir und vor sich selbst verschwinden.

König.

Wenn dir die Menge, gutes, edles Kind,
Bedeutend scheinen mag: so tadl' ich's nicht;
Sie ist bedeutend, mehr noch aber sind's
Die Wenigen, geschaffen, dieser Menge,
Durch Wirken, Bilden, Herrschen, vorzustehn.
Berief hiezu den König die Geburt,
So sind ihm seine nächsten Anverwandten
Geborne Räthe, die, mit ihm vereint,
Das Reich beschützen und beglücken sollten.
O! träte doch, in diese Regionen,
Zum Rathe dieser hohen Wächter, nie
Vermummte Zwietracht, leisewirkend, ein.
Dir, edle Nichte, geb' ich einen Vater,
Durch allgewalt'gen, königlichen Spruch;
Erhalte mir nun auch, gewinne mir
Des nahverwandten Mannes Herz und Stimme.

Gar viele Widerſacher hat ein Fürſt,
O! laß ihn jene Seite nicht verſtärken!

Herzog.

Mit welchem Vorwurf kränkeſt du mein Herz!

Eugenie.

Wie unverſtändlich ſind mir dieſe Worte!

König.

O! lerne ſie nicht allzufrüh verſtehn!
Die Pforten unſres königlichen Hauſes
Eröffn' ich dir, mit eigner Hand, ich führe
Auf glatten Marmorboden dich hinein.
Noch ſtaunſt du dich, noch ſtaunſt du alles an,
Und in den innern Tiefen ahndeſt du
Nur ſichre Würde, mit Zufriedenheit.
Du wirſt es anders finden! Ja, du biſt
In eine Zeit gekommen, wo dein König
Dich nicht zum heitren, frohen Feſte ruft,
Wenn er den Tag, der ihm das Leben gab,
In kurzem feyern wird; doch ſoll der Tag
Um deinetwillen mir willkommen ſeyn,
Dort werd' ich dich im offnen Kreiſe ſehn,
Und aller Augen werden auf dir haften.
Die ſchönſte Zierde gab dir die Natur;
Und daß der Schmuck der Fürſtinn würdig ſey,
Die Sorge laß dem Vater, laß dem König.

Eugenie.

Der freud'gen Ueberraſchung lauter Schrey,
Bedeutender Gebärde dringend Streben,
Vermöchten ſie die Wonne zu bezeugen,

Die du dem Herzen, ſchaffend, aufgeregt?
Zu deinen Füßen, Herr, laß mich verſtummen.
(ſie will knieen.)

König
(hält ſie ab).

Du ſollſt nicht knieen.

Eugenie.

Laß, o! laß mich hier
Der völligſten Ergebung Glück genießen.
Wenn wir, in raſchen, muthigen Momenten,
Auf unſern Füßen ſtehen, ſtrack und kühn,
Als eigner Stütze, froh uns ſelbſt vertraun,
Dann ſcheint uns Welt und Himmel zu gehören.
Doch was, in Augenblicken der Entzückung,
Die Kniee beugt, iſt auch ein ſüß Gefühl.
Und was wir unſerm Vater, König, Gott,
Von Wennedank, von ungemeßner Liebe,
Zum reinſten Opfer bringen möchten, drückt
In dieſer Stellung ſich am beſten aus.
(ſie fällt vor ihm nieder.)

Herzog
(knieet).

Erneute Huldigung geſtatte mir.

Eugenie.

Zu ewigen Vaſallen nimm uns an.

König.

Erhebt euch denn und ſtellt euch neben mich,
Ins Chor der Treuen, die an meiner Seite
Das Rechte, das Beſtändige beſchützen.
O! dieſe Zeit hat fürchterliche Zeichen,

Das Niedre ſchwillt, das Hohe ſenkt ſich nieder,
Als könnte jeder nur am Platz des andern
Befriedigung verworrner Wünſche finden,
Nur dann ſich glücklich fühlen, wenn nichts mehr
Zu unterſcheiden wäre, wenn wir alle,
Von einem Strom vermiſcht dahingeriſſen,
Im Ocean uns unbemerkt verlören.
O! laßt uns widerſtehen, laßt uns, tapfer,
Was uns und unſer Volk erhalten kann,
Mit doppelt neuvereinter Kraft, erhalten!
Laßt endlich uns den alten Zwiſt vergeſſen,
Der Große gegen Große reizt; von innen
Das Schiff durchbohrt, das, gegen äußre Wellen
Geſchloſſen kämpfend, nur ſich halten kann.

Eugenie.

Welch friſch wohlthät'ger Glanz umleuchtet mich
Und regt mich auf, anſtatt mich zu verblenden.
Wie! unſer König achtet uns ſo ſehr,
Um zu geſtehen, daß er uns bedarf,
Wir ſind ihm nicht Verwandte nur, wir ſind
Durch ſein Vertraun zum höchſten Platz erhoben.
Und wenn die Edlen ſeines Königreichs
Um ihn ſich drängen, ſeine Bruſt zu ſchützen,
So fordert er uns auf zu größerm Dienſt.
Die Herzen dem Regenten zu erhalten,
Iſt jedes Wohlgeſinnten höchſte Pflicht;
Denn wo er wankt, wankt das gemeine Weſen,
Und wenn er fällt, mit ihm ſtürzt alles hin.
Die Jugend, ſagt man, bilde ſich zu viel
Auf ihre Kraft, auf ihren Willen ein;

Doch dieſer Wille, dieſe Kraft, auf ewig,
Was ſie vermögen, dir gehört es an.

Herzog.

Des Kindes Zuverſicht, erhabner Fürſt,
Weißt du zu ſchätzen, weißt du zu verzeihen.
Und wenn der Vater, der erfahrne Mann,
Die Gabe dieſes Tags, die nächſte Hoffnung,
In ihrem ganzen Werthe, fühlt und wägt;
So biſt du ſeines vollen Danks gewiß.

König.

Wir wollen bald einander wiederſehn,
An jenem Feſt, wo ſich die treuen Meinen
Der Stunde freun, die mir das Licht gegeben.
Dich geb' ich, edles Kind, an dieſem Tage
Der großen Welt, dem Hofe, deinem Vater
Und mir. Am Throne glänze dein Geſchick.
Doch bis dahin verlang' ich von euch beyden
Verſchwiegenheit. Was unter uns geſchehn,
Erfahre niemand. Mißgunſt lauert auf,
Schnell regt ſie Wog' auf Woge, Sturm auf Sturm;
Das Fahrzeug treibt an jähe Klippen hin,
Wo ſelbſt der Steurer nicht zu retten weiß.
Geheimniß nur verbürget unſre Thaten;
Ein Vorſatz, mitgetheilt, iſt nicht mehr dein;
Der Zufall ſpielt mit deinem Willen ſchon;
Selbſt wer gebieten kann, muß überraſchen.
Ja, mit dem beſten Willen leiſten wir
So wenig, weil uns tauſend Willen kreuzen.
O! wäre mir, zu meinen reinen Wünſchen,
Auch volle Kraft auf kurze Zeit gegeben;

Bis an den letzten Heerd im Königreich
Empfände man des Vaters warme Sorge.
Vergnügte ſollten unter niedrem Dach,
Vergnügte ſollten im Pallaſte wohnen.
Und hätt' ich einmal ihres Glücks genoſſen,
Entſagt' ich gern dem Throne, gern der Welt.

Sechster Auftritt.

Herzog. Eugenie.

Eugenie.

O! welch ein ſelig jubelvoller Tag!

Herzog.

O! möcht' ich Tag' auf Tage ſo erleben!

Eugenie.

Wie göttlich hat der König uns beglückt.

Herzog.

Genieße rein ſo ungehoffte Gaben.

Eugenie.

Er ſcheint nicht glücklich. Ach! und iſt ſo gut.

Herzog.

Die Güte ſelbſt erregt oft Widerſtand.

Eugenie.

Wer iſt ſo hart, ſich ihm zu widerſetzen?

Herzog.

Der Heil des Ganzen von der Strenge hofft.

Eugenie.

Des Königs Milde ſollte Milde zeugen.

Herzog.

Des Königs Milde zeugt Verwegenheit.

Eugenie.

Wie edel hat ihn die Natur gebildet.

Herzog.

Doch auf zu hohen Platz hinaufgestellt.

Eugenie.

Und ihn mit so viel Tugend ausgestattet.

Herzog.

Zur Häuslichkeit, zum Regimente nicht.

Eugenie.

Von altem Heldenstamme grünt er auf.

Herzog.

Die Kraft entgeht vielleicht dem späten Zweige.

Eugenie.

Die Schwäche zu vertreten sind wir da.

Herzog.

Sobald er unsre Stärke nicht verkennt.

Eugenie
(nachdenklich).

Mich leiten seine Reden zum Verdacht.

Herzog.

Was sinnest du? Enthülle mir dein Herz.

Eugenie
(nach einer Pause).

Auch du bist unter denen, die er fürchtet.

Herzog.

Er fürchte jene, die zu fürchten sind.

Eugenie.

Und sollten ihm geheime Feinde drohen?

Herzog.

Wer die Gefahr verheimlicht, ist ein Feind.
Wo sind wir hingerathen! Meine Tochter!
Wie hat der sonderbarste Zufall uns
Auf einmal weggerissen nach dem Ziel.
Unvorbereitet red' ich, übereilt
Verwirr' ich dich, anstatt dich aufzuklären.
So mußte dir der Jugend heitres Glück
Beym ersten Eintritt in die Welt verschwinden.
Du konntest nicht, in süßer Trunkenheit,
Der blendenden Befriedigung genießen.
Das Ziel erreichst du; doch des falschen Kranzes
Verborgne Dornen ritzen deine Hand.
Geliebtes Kind! so sollt' es nicht geschehn!
Erst nach und nach, so hofft' ich, würdest du,
Dich aus Beschränkung an die Welt gewöhnen,
Erst nach und nach den liebsten Hoffnungen
Entsagen lernen, manchem holden Wunsch.
Und nun auf einmal, wie der jähe Sturz
Dir vorbedeutet, bist du in den Kreis
Der Sorgen, der Gefahr herabgestürzt.
Mißtrauen athmet man in dieser Luft,
Der Neid verhetzt ein fieberhaftes Blut
Und übergiebt dem Kummer seine Kranken.
Ach! soll ich nun nicht mehr ins Paradies,
Das dich umgab, am Abend wiederkehren,
Zu deiner Unschuld heil'gem Vorgefühl
Mich, von der Welt gedrängter Posse, retten.
Du wirst fortan, mit mir in's Netz verstrickt,
Gelähmt, verworren, dich und mich betrauren.

Eugenie.

Nicht so, mein Vater! Kennt' ich dich bisher
Unthätig, abgesondert, eingeschlossen,
Ein kindlich Nichts, die reinste Wonne dir,
Scheu, in des Daseyns Unbedeutenheit,
Erholung, Trost und Lebenslust gewähren;
Wie soll die Tochter erst, in dein Geschick
Verflochten, im Gewebe deines Lebens,
Als heitrer, bunter Faden, künftig glänzen!
Ich nehme Theil an jeder edlen That,
An jeder großen Handlung, die den Vater
Dem König und dem Reiche werther macht.
Mein frischer Sinn, die jugendliche Lust,
Die mich belebt, sie theilen dir sich mit,
Verscheuchen jene Träume, die der Welt
Unüberwindlich ungeheure Last
Auf Eine Menschenbrust zerknirschend wälzen.
Wenn ich dir sonst, in trüben Augenblicken,
Ohnmächt'gen guten Willen, arme Liebe,
Die leere Tändeleyen kindlich bot;
Nun hoff' ich, eingeweiht in deine Plane,
Bekannt mit deinen Wünschen, mir das Recht
Vollbürt'ger Kindschaft rühmlich zu erwerben.

Herzog.

Was du bey diesem wicht'gen Schritt verlierst,
Erscheint dir ohne Werth und ohne Würde,
Was du erwartest, schätzest du zu sehr.

Eugenie.

Mit hocherhabnen, hochbeglückten Männern

Gewalt'ges Anſehn, würd'gen Einfluß theilen!
Für edle Seelen reizender Gewinn!

Herzog.

Gewiß! Vergieb, wenn du in dieſer Stunde
Mich ſchwächer findeſt, als dem Manne ziemt.
Wir tauſchten ſonderbar die Pflichten um,
Ich ſoll dich leiten und du leiteſt mich.

Eugenie.

Wohl denn! Mein Vater, tritt mit mir herauf,
In dieſe Regionen, wo mir eben
Die neue, heitre Sonne ſich erhebt.
In dieſen muntern Stunden lächle nur,
Wenn ich den Inbegriff von meinen Sorgen
Dir auch eröffne.

Herzog.

Sage, was es iſt.

Eugenie.

Der wichtigen Momente giebt's im Leben
Gar manche, die mit Freude, die mit Trauer
Des Menſchen Herz beſtürmen. Wenn der Mann
Sein Aeußeres, in ſolchem Fall, vergißt,
Nachläſſig oft ſich vor die Menge ſtellt,
So wünſcht ein Weib noch jedem zu gefallen;
Durch ausgeſuchte Tracht, vollkommnen Schmuck,
Beneidenswerth vor andern zu erſcheinen.
Das hab' ich oft gehört und oft bemerkt,
Und nun empfind' ich, im bedeutendſten
Momente meines Lebens, daß auch ich
Der mädchenhaften Schwachheit ſchuldig bin.

Herzog.

Was kannſt du wünſchen, das du nicht erlangſt?

Eugenie.

Du biſt geneigt, mir alles zu gewähren,
Ich weiß es. Doch der große Tag iſt nah,
Zu nah, um alles würdig zu bereiten;
Und was von Stoffen, Stickerey und Spitzen,
Was von Juwelen mich umgeben ſoll,
Wie kann's geſchafft, wie kann's vollendet werden?

Herzog.

Uns überraſcht ein längſt gewünſchtes Glück;
Doch vorbereitet können wir's empfangen.
Was du bedarfſt, iſt alles angeſchafft,
Und heute noch, verwahrt im edlen Schrein,
Erhältſt du Gaben, die du nicht erwartet.
Doch leichte Prüfung leg' ich dir dabey,
Zum Vorbild mancher künftig ſchweren, auf.
Hier iſt der Schlüſſel! den verwahre wohl;
Bezähme deine Neugier! öffne nicht,
Eh ich dich wiederſehe, jenen Schatz.
Vertraue niemand, ſey es wer es ſey.
Die Klugheit räth's, der König ſelbſt gebeut's.

Eugenie.

Dem Mädchen ſinnſt du harte Prüfung aus;
Doch will ich ſie beſtehn, ich ſchwör' es dir!

Herzog.

Mein eig'ner, wüſter Sohn umlauert ja
Die ſtillen Wege, die ich dich geführt.
Der Güter kleinen Theil, den ich bisher
Dir ſchuldig zugewandt, mißgönnt er ſchon.

Erfährt' er, daß du höher nun empor,
Durch unſres Königs Gunſt, gehoben, bald
In manchem Recht ihm gleich dich ſtellen könnteſt;
Wie müßt' er wüthen! Würd' er tückiſch nicht,
Den ſchönen Schritt zu hindern, alles thun?

Eugenie.

Laß uns, im Stillen, jenen Tag erharren.
Und wenn geſchehn iſt, was mich ſeine Schweſter
Zu nennen mich berechtigt, ſoll's an mir,
Soll's an gefälligem Betragen, guten Worten,
Nachgiebigkeit und Neigung nicht gebrechen.
Er iſt dein Sohn; und ſollt' er nicht, nach dir,
Zur Liebe, zur Vernunft gebildet ſeyn?

Herzog.

Ich traue dir ein jedes Wunder zu,
Verrichte ſie zu meines Hauſes Beſten
Und lebe wohl. Doch ach! indem ich ſcheide,
Befällt mich grauſend jäher Furcht Gewalt.
Hier lagſt du todt in meinen Armen! Hier
Bezwang mich der Verzweiflung Tigerklaue.
Wer nimmt das Bild vor meinen Augen weg!
Dich hab' ich todt geſehn! So wirſt du mir
An manchem Tag, in mancher Nacht erſcheinen.
War ich, entfernt von dir, nicht ſtets beſorgt?
Nun iſt's nicht mehr ein kranker Grillentraum,
Es iſt ein wahres unauslöſchliches Bild.
Eugenie, das Leben meines Lebens,
Bleich, hingeſunken, athemlos, entſeelt.

Eugenie.

Erneue nicht, was du entfernen ſollteſt,

Laß dieſen Sturz, laß dieſe Rettung dir
Als werthes Pfand erſcheinen meines Glücks.
Lebendig ſiehſt du ſie vor deinen Augen,
(indem ſie ihn umarmt.)
Und fühlſt lebendig ſie an deiner Bruſt.
So laß mich immer, immer wiederkehren!
Und vor dem glüh'nden, liebevollen Leben
Entweiche des verhaßten Todes Bild.

Herzog.

Kann wohl ein Kind empfinden? wie den Vater
Die Sorge möglichen Verluſtes quält.
Geſteh' ich's nur! Wie öfters hat mich ſchon
Dein überkühner Muth, mit dem du dich,
Als wie an's Pferd gewachſen, voll Gefühl
Der doppelten, centauriſchen Gewalt,
Durch Thal und Berg, durch Fluß und Graben ſchleuderſt,
Wie ſich ein Vogel durch die Lüfte wirft,
Ach! öfters mehr geängſtigt als entzückt.
Daß doch gemäßigter dein Trieb fortan
Der ritterlichen Uebung ſich erfreue.

Eugenie.

Dem Ungemeſſnen beugt ſich die Gefahr,
Beſchlichen wird das Mäßige von ihr.
O! fühle jetzt wie damals, da du mich,
Ein kleines Kind, in ritterlicher Weiſe,
Mit heitrer Kühnheit, fröhlich eingeweiht.

Herzog.

Ich hatte damals Unrecht; ſoll mich nun
Ein langes Leben ſorgenvoll beſtrafen!

Und locket Uebung des Gefährlichen
Nicht die Gefahr an uns heran?

Eugenie.

Das Glück,
Und nicht die Sorge bändigt die Gefahr.
Leb wohl, mein Vater, folge deinem König,
Und sey nun, auch um deiner Tochter willen,
Sein redlicher Vasall, sein treuer Freund.
Leb wohl!

Herzog.

O! bleib! und steh an diesem Platz
Lebendig, aufrecht, noch einmal, wie du
In's Leben wieder aufsprangst, wo mit Wonne
Du mein zerrissen Herz erfüllend heiltest.
Unfruchtbar bleibe diese Freude nicht!
Zum ew'gen Denkmal weih' ich diesen Ort.
Hier soll ein Tempel aufstehn, der Genesung,
Der glücklichsten, gewidmet. Rings umher
Soll deine Hand ein Feenreich erschaffen.
Den wilden Wald, das struppige Gebüsch
Soll sanfter Gänge Labyrinth verknüpfen.
Der steile Fels wird gangbar, dieser Bach
In reinen Spiegeln fällt er hier und dort.
Der überraschte Wandrer fühlt sich hier
In's Paradies versetzt. Hier soll kein Schuß,
So lang' ich lebe, fallen, hier kein Vogel,
Von seinem Zweig, kein Wild, in seinem Busch
Geschreckt, verwundet, hingeschmettert werden.
Hier will ich her, wenn mir der Augen Licht,
Wenn mir der Füße Kraft zuletzt versagt,

Auf dich gelehnt, wallfahrten, immer ſoll
Des gleichen Danks Empfindung mich beleben.
Nun aber lebe wohl! Und wie? — Du weinſt?

Eugenie.

O! wenn mein Vater ängſtlich fürchten darf,
Die Tochter zu verlieren, ſoll in mir
Sich keine Sorge regen, ihn vielleicht —
Wie kann ich's denken, ſagen — ihn zu miſſen.
Verwaiſte Väter ſind beklagenswerth;
Allein verwaiſte Kinder ſind es mehr.
Und ich, die Aermſte, ſtünde ganz allein,
Auf dieſer weiten, fremden, wilden Welt,
Müßt' ich von ihm, dem Einzigen, mich trennen.

Herzog.

Wie du mich ſtärkteſt, geb' ich dir's zurück.
Laß uns getroſt, wie immer, vorwärts gehen.
Das Leben iſt des Lebens Pfand; es ruht
Nur auf ſich ſelbſt und muß ſich ſelbſt verbürgen.
Drum laß uns eilig aus einander ſcheiden!
Von dieſem allzuweichen Lebewohl
Soll ein erfreulich Wiederſehn uns heilen.

(Sie trennen ſich ſchnell; aus der Entfernung werfen ſie ſich, mit ausgebreiteten Armen, ein Lebewohl zu und gehen eilig ab.)

Zweyter Aufzug.

Zimmer Eugeniens, im gothischen Styl.

Erster Auftritt.

Hofmeisterin. Secretair.

Secretair.

Verdien' ich, daß du mich, im Augenblick,
Da ich erwünschte Nachricht bringe, fliehst?
Vernimm nur erst, was ich zu sagen habe!

Hofmeisterin.

Wohin es deutet, fühl' ich nur zu sehr.
O! laß mein Auge vom bekannten Blick,
Mein Ohr sich von bekannter Stimme wenden.
Entfliehen laß mich der Gewalt, die sonst
Durch Lieb' und Freundschaft wirksam, fürchterlich,
Wie ein Gespenst, mir nun zur Seite steht.

Secretair.

Wenn ich des Glückes Füllhorn dir auf einmal,
Nach langem Hoffen, vor die Füße schütte,
Wenn sich die Morgenröthe jenes Tags,
Der unsern Bund auf ewig gründen soll,
Am Horizonte feyerlich erhebt;
So scheinst du nun, verlegen, widerwillig,
Den Antrag eines Bräutigams zu fliehn.

Hofmeiſterin.

Du zeigſt mir nur die eine Seite dar,
Sie glänzt und leuchtet, wie im Sonnenſchein
Die Welt erfreulich da liegt; aber hinten
Droht ſchwarzer Nächte Graus, ich ahnd' ihn ſchon.

Secretair.

So laß uns erſt die ſchöne Seite ſehn!
Verlangſt du Wohnung, mitten in der Stadt?
Geräumig, heiter, trefflich ausgeſtattet,
Wie man's für ſich, ſo wie für Gäſte wünſcht;
Sie iſt bereit, der nächſte Winter findet
Uns feſtlich dort umgeben, wenn du willſt.
Sehnſt du im Frühling dich auf's Land; auch dort
Iſt uns ein Haus, ein Garten uns beſtimmt,
Ein reiches Feld. Und was erfreuliches
An Waldung, Buſch, an Wieſen, Bach und Seen,
Sich Phantaſie zuſammen drängen mag,
Genießen wir, zum Theil, als unſer eignes,
Zum Theil, als allgemeines Gut. Wobey
Noch manche Rente, gar bequem, vergönnt,
Durch Sparſamkeit ein ſichres Glück zu ſteigern.

Hofmeiſterin.

In trübe Wolken hüllt ſich jenes Bild,
So heiter du es mahlſt, vor meinen Augen.
Nicht wünſchenswerth, abſcheulich naht ſich mir
Der Gott der Welt im Ueberfluß heran.
Was für ein Opfer fodert er? Das Glück
Des holden Zöglings müßt' ich morden helfen!
Und was ein ſolch Verbrechen mir erwarb,
Ich ſollt' es je, mit freyer Bruſt, genießen?

Eugenie! du, deren holdes Weſen
In meiner Nähe ſich, von Jugend auf,
Aus reicher Fülle rein entwickeln ſollte,
Kann ich noch unterſcheiden, was an dir
Dein eigen iſt und was du mir verdankſt?
Dich, die ich, als mein ſelbſt gebildet Werk,
Im Herzen trage, ſollt' ich nun zerſtören?
Von welchem Stoffe ſeyd ihr denn geformt?
Ihr Grauſamen! daß eine ſolche That
Ihr fordern dürft und zu belohnen glaubt.

Secretair.

Gar manchen Schatz bewahrt von Jugend auf
Ein edles, gutes Herz und bildet ihn
Nur immer ſchöner, liebenswürd'ger, aus,
Zur holden Gottheit des geheimen Tempels;
Doch wenn das Mächtige, das uns regiert,
Ein großes Opfer heiſcht, wir bringen's doch,
Mit blutendem Gefühl, der Noth zuletzt.
Zwey Welten ſind es, meine Liebe, die,
Gewaltſam ſich bekämpfend, uns bedrängen.

Hofmeiſterin.

In völlig fremder Welt für mein Gefühl
Scheinſt du zu wandlen, da du deinem Herrn,
Dem edlen Herzog, ſolche Jammertage
Verrätheriſch bereiteſt, zur Parthey
Des Sohns dich fügeſt — Wenn das Waltende
Verbrechen zu begünſt'gen ſcheinen mag,
So nennen wir es Zufall; doch der Menſch,
Der, ganz beſonnen, ſolche That erwählt,
Er iſt ein Räthſel. — Doch — und bin ich nicht

Mir auch ein Räthsel? daß ich noch an dir,
Mit solcher Neigung, bänge; da du mich
Zum jähen Abgrund hinzureißen strebst.
Warum o! schuf dich die Natur, von außen,
Gefällig, liebenswerth, unwiderstehlich?
Wenn sie ein kaltes Herz in deinen Busen,
Ein glückzerstörendes, zu pflanzen dachte.

Secretair.

An meiner Neigung Wärme zweifelst du?

Hofmeisterin.

Ich würde mich vernichten, wenn ich's könnte.
Doch ach! warum, und mit verhaßtem Plan,
Auf's neue mich bestürmen? Schwurst du nicht,
In ew'ge Nacht das Schrecknis zu begraben?

Secretair.

Ach, leider, drängt sich's mächtiger hervor.
Den jungen Fürsten zwingt man zum Entschluß.
Erst blieb Eugenie, so manches Jahr,
Ein unbedeutend, unbekanntes Kind.
Du hast sie selbst, von ihren ersten Tagen,
In diesen alten Sälen, auferzogen,
Von wenigen besucht und heimlich nur.
Doch wie verheimlichte sich Vaterliebe!
Der Herzog, stolz auf seiner Tochter Werth,
Läßt, nach und nach, sie öffentlich erscheinen,
Sie zeigt sich reitend, fahrend. Jeder fragt
Und jeder weiß zuletzt, woher sie sey.
Nun ist die Mutter todt. Der stolzen Frau
War dieses Kind ein Greuel, das ihr nur
Der Neigung Schwäche vorzuwerfen schien.

Nie hat ſie's anerkannt und kaum geſehn.
Durch ihren Tod fühlt ſich der Herzog frey,
Entwirft geheime Plane, nähert ſich
Dem Hofe wieder und entſagt zuletzt
Dem alten Groll, verſöhnt ſich mit dem König
Und macht ſich's zur Bedingung: dieſes Kind
Als Fürſtin ſeines Stamms erklärt zu ſehn.

Hofmeiſterin.

Und gönnt ihr dieſer köſtlichen Natur
Vom Fürſtenblute nicht das Glück des Rechts?

Secretair.

Geliebte, Theure! Sprichſt du doch ſo leicht,
Durch dieſe Mauren von der Welt geſchieden,
In klöſterlichem Sinne von dem Werth
Der Erdengüter. Blicke nur hinaus,
Dort wägt man beſſer ſolchen edlen Schatz.
Der Vater neidet ihn dem Sohn, der Sohn
Berechnet ſeines Vaters Jahre, Brüder
Entzweyt ein ungewiſſes Recht, auf Tod
Und Leben. Selbſt der Geiſtliche vergißt,
Wohin er ſtreben ſoll und ſtrebt nach Gold.
Verdächte man's dem Prinzen, der ſich ſtets
Als einz'gen Sohn gefühlt, wenn er ſich nun
Die Schweſter nicht gefallen laſſen will,
Die, eingedrungen, ihm das Erbtheil ſchmälert.
Man ſtelle ſich an ſeinen Platz und richte.

Hofmeiſterin.

Und iſt er nicht ſchon jetzt ein reicher Fürſt?
Und wird er's nicht durch ſeines Vaters Tod
Zum Uebermaß? Wie wär' ein Theil der Güter

So köſtlich angelegt, wenn er dafür
Die holde Schweſter zu gewinnen wüßte.

Secretair.

Willkührlich handlen iſt des Reichen Glück!
Er widerſpricht der Fordrung der Natur,
Der Stimme des Geſetzes, der Vernunft,
Und ſpendet an den Zufall ſeine Gaben.
Genug beſitzen hieße darben. Alles
Bedürfte man! Unendlicher Verſchwendung
Sind ungemeßne Güter wünſchenswerth.
Hier denke nicht zu rathen, nicht zu mildern;
Kannſt du mit uns nicht wirken, gieb uns auf.

Hofmeiſterin.

Und was denn wirken? Lange droht ihr ſchon
Von fern dem Glück des liebenswürd'gen Kindes.
Was habt ihr denn, in eurem furchtbarn Rath,
Beſchloſſen über ſie? Verlangt ihr etwa,
Daß ich mich blind zu eurer That geſelle.

Secretair.

Mit nichten! Hören kannſt und ſollſt du gleich,
Was zu beginnen, was von dir zu fodern,
Wir ſelbſt genöthigt ſind. Eugenien
Sollſt du entführen! Sie muß dergeſtalt
Auf einmal aus der Welt verſchwinden, daß
Wir ſie, getroſt, als todt beweinen können.
Verborgen muß ihr künftiges Geſchick,
Wie das Geſchick der Todten, ewig bleiben.

Hofmeiſterin.

Lebendig weiht ihr ſie dem Grabe, mich
Beſtimmt ihr, tückiſch, zur Begleiterin.

Mich ſtoßt ihr mit hinab. Ich ſoll mit ihr,
Mit der Verrathnen, die Verrätherin,
Der Todten Schickſal, vor dem Tode, theilen.

Secretair.

Du führſt ſie hin und kehreſt gleich zurück.

Hofmeiſterin.

Soll ſie im Kloſter ihre Tage ſchließen?

Secretair.

Im Kloſter nicht; wir mögen ſolch ein Pfand
Der Geiſtlichkeit nicht anvertrauen, die
Es leicht als Werkzeug gegen uns gebrauchte.

Hofmeiſterin.

So ſoll ſie nach den Inſeln? ſprich es aus.

Secretair.

Du wirſt's vernehmen! Jetzt beruh'ge dich.

Hofmeiſterin.

Wie kann ich ruhen? Bey Gefahr und Noth,
Die meinen Liebling, die mich ſelbſt bedräut.

Secretair.

Dein Liebling kann auch drüben glücklich ſeyn,
Und dich erwarten hier Genuß und Wonne.

Hofmeiſterin.

O, ſchmeichelt euch mit ſolcher Hoffnung nicht.
Was hilft's, in mich zu ſtürmen? Zum Verbrechen
Mich anzulocken, mich zu drängen? Sie,
Das hohe Kind, wird euren Plan vereiteln.
Gedenkt nur nicht ſie, als geduld'ges Opfer,
Gefahrlos wegzuſchleppen. Dieſer Geiſt,
Der muthvoll ſie befreit, ererbte Kraft,

Begleiten ſie, wohin ſie geht, zerreißen
Das falſche Netz, womit ihr ſie umgabt.

Secretair.

Sie feſtzuhalten, das gelinge dir!
Willſt du mich überreden, daß ein Kind,
Bisher im ſanften Arm des Glücks gewiegt,
Im unverhofften Fall, Beſonnenheit
Und Kraft, Geſchick und Klugheit zeigen werde?
Gebildet iſt ihr Geiſt doch nicht zur That,
Und wenn ſie richtig fühlt und weiſe ſpricht,
So fehlt noch viel, daß ſie gemeſſen handle.
Des Unerfahrnen hoher, freyer Muth
Verliert ſich leicht in Feigheit und Verzweiflung,
Wenn ſich die Noth ihm gegenüber ſtellt.
Was wir geſonnen, führe du es aus,
Klein wird das Uebel werden, groß das Glück.

Hofmeiſterin.

So gebt mir Zeit zu prüfen und zu wählen!

Secretair.

Der Augenblick des Handelns drängt uns ſchon.
Der Herzog ſcheint gewiß, daß ihm der König,
Am nächſten Feſt, die hohe Gunſt gewähren
Und ſeine Tochter anerkennen wolle;
Denn Kleider und Juwelen ſtehn bereit,
Im prächt'gen Kaſten ſämmtlich eingeſchloſſen,
Wozu er ſelbſt die Schlüſſel wohl verwahrt
Und ein Geheimniß zu verwahren glaubt;
Wir aber wiſſens wohl und ſind gerüſtet;
Geſchehen muß nun ſchnell das Ueberlegte.
Heut Abend hörſt du mehr. Nun lebe wohl.

Hofmeiſterin.

Auf düſtern Wegen wirkt ihr tückiſch fort;
Und wähnet euren Vortheil klar zu ſehen.
Habt ihr denn jeder Ahndung euch verſchloſſen?
Daß über Schuld und Unſchuld, lichtverbreitend,
Ein rettend, rächend Weſen göttlich ſchwebt.

Secretair.

Wer wagt ein Herrſchendes zu läugnen, das
Sich vorbehält, den Ausgang unſrer Thaten,
Nach ſeinem einz'gen Willen, zu beſtimmen.
Doch wer hat ſich zu ſeinem hohen Rath
Geſellen dürfen? Wer Geſetz und Regel,
Wornach es ordnend ſpricht, erkennen mögen?
Verſtand empfingen wir, uns mündig ſelbſt,
Im ird'ſchen Element, zurecht zu finden,
Und was uns nützt, iſt unſer höchſtes Recht.

Hofmeiſterin.

Und ſo verläugnet ihr das Göttlichſte,
Wenn euch des Herzens Winke nichts bedeuten.
Mich ruft es auf, die ſchreckliche Gefahr
Vom holden Zögling kräftig abzuwenden,
Mich gegen dich und gegen Macht und Liſt
Beherzt zu waffnen. Kein Verſprechen ſoll,
Kein Drohn mich von der Stelle drängen. Hier,
Zu ihrem Heil gewidmet, ſteh' ich feſt.

Secretair.

O! meine Gute! dieß ihr Heil vermagſt
Du ganz allein zu ſchaffen, die Gefahr
Von ihr zu wenden magſt du ganz allein,
Und zwar indem du uns gehorchſt. Ergreife

Sie ſchnell, die holde Tochter, führe ſie,
So weit du kannſt, hinweg, verbirg ſie fern
Vor aller Menſchen Anblick, denn — du ſchauderſt,
Du fühlſt, was ich zu ſagen habe. Sey's,
Weil du mich drängeſt, endlich auch geſagt:
Sie zu entfernen iſt das Mildeſte.
Willſt du zu dieſem Plan nicht thätig wirken,
Denkſt du dich ihm geheim zu widerſetzen,
Und wageſt du, was ich dir anvertraut,
Aus guter Abſicht irgend zu verrathen;
So liegt ſie todt in deinen Armen! Was
Ich ſelbſt beweinen werde, muß geſchehn.

Zweyter Auftritt.

Hofmeiſterin.

Die kühne Drohung überraſcht mich nicht!
Schon lange ſeh' ich dieſes Feuer glimmen,
Nun ſchlägt es bald in lichte Flammen aus.
Um dich zu retten, muß ich, liebes Kind,
Dich deinem holden Morgentraum entreißen.
Nur Eine Hoffnung lindert meinen Schmerz;
Allein ſie ſchwindet, wie ich ſie ergreife.
Eugenie! wenn du entſagen könnteſt
Dem hohen Glück, das unermeßlich ſcheint,
An deſſen Schwelle dir Gefahr und Tod,
Verbannung, als ein milderes, begegnet.
O! dürft' ich dich erleuchten! dürft' ich dir
Verborgne Winkel öffnen, wo die Schaar

Verſchworener Verfolger, tückiſch, lauſcht.
Ach! ſchweigen ſoll ich! Leiſe kann ich nur
Dich ahndungsvoll ermahnen, wirſt du wohl,
Im Taumel deiner Freude, mich verſtehen!

Dritter Auftritt.

Eugenie. Hofmeiſterin.

Eugenie.

Sey mir gegrüßt! du Freundin meines Herzens,
An Mutter Statt Geliebte, ſey gegrüßt.

Hofmeiſterin.

Mit Wonne drück' ich dich an dieſes Herz,
Geliebtes Kind, und freue mich der Freude,
Die, reich aus Lebensfülle, dir entquillt.
Wie heiter glänzt dein Auge! Welch Entzücken
Umſchwebet Mund und Wange! Welches Glück
Drängt aus bewegtem Buſen ſich hervor!

Eugenie.

Ein groſses Unheil hatte mich ergriffen,
Vom Felſen ſtürzte Roß und Reiterin.

Hofmeiſterin.

O! Gott!

Eugenie.

Sey ruhig! Siehſt du doch mich wieder,
Geſund und hochbeglückt, nach dieſem Fall.

Hofmeiſterin.

Und wie?

Eugenie.

Du ſollſt es hören, wie, ſo ſchön,
Aus dieſem Uebel, ſich das Glück entwickelt.

Hofmeiſterin.

Ach! aus dem Glück entwickelt oft ſich Schmerz.

Eugenie.

Sprich böſer Vorbedeutung Wort nicht aus!
Und ſchrecke mich der Sorge nicht entgegen.

Hofmeiſterin.

O! möchteſt du mir alles gleich vertrauen!

Eugenie.

Von allen Menſchen dir zuerſt. Nur jetzt,
Geliebte, laß mich mir. Ich muß, allein,
In's eigene Gefühl mich finden lernen.
Du weißt, wie hoch mein Vater ſich erfreut,
Wenn, unerwartet, ihm ein klein Gedicht
Entgegen kommt, wie mir's der Muſe Gunſt,
Bey manchem Anlaß, willig ſchenken mag.
Verlaß mich! Eben ſchwebt mir's heiter vor,
Ich muß es haſchen, ſonſt entſchwindet's mir.

Hofmeiſterin.

Wann ſoll, wie ſonſt, vertrauter Stunden Reihe,
Mit reichlichen Geſprächen, uns erquicken?
Wann öffnen wir, zufriednen Mädchen gleich,
Die ihren Schmuck einander wiederholt
Zu zeigen kaum ermüden, unſres Herzens
Geheimſte Fächer uns, bequem und herzlich,
Des wechſelſeitgen Reichthums zu erfreuen?

Eugenie.

Auch jene Stunden werden wiederkehren,

Von deren ſtillem Glück man, mit Vertrauen,
Sich des Vertrauns erinnernd, gerne ſpricht.
Doch heute laß, in voller Einſamkeit,
Mich das Bedürfniß jener Tage finden.

Vierter Auftritt.

Eugenie, nachher Hofmeiſterin (außen).

Eugenie
(eine Briefſtaſche hervorziehend).

Und nun geſchwind zum Pergament, zum Griffel!
Ich hab' es ganz und eilig faſſ' ich's auf,
Was ich dem Könige, zu jener Feyer,
Bey der ich, neugeboren, durch ſein Wort,
Ins Leben trete, herzlich widmen ſoll.
(Sie recitirt langſam und ſchreibt.)
Welch Wonneleben wird hier ausgeſpendet!
Willſt du, o Herr der obern Regionen,
Des Neulings Unvermögen nicht verſchonen?
Ich ſinke hin, von Majeſtät geblendet.
Doch bald, getroſt, zu dir hinauf gewendet,
Erfreut's mich, an dem Fuß der feſten Thronen,
Ein Sprößling deines Stamms, beglückt zu wohnen
Und all mein frühes Hoffen iſt vollendet.
So fließe denn der holde Born der Gnaden!
Hier will die treue Bruſt ſo gern verweilen
Und an der Liebe Majeſtät ſich faſſen.

Mein Ganzes hängt an einem zarten Faden,
Mir iſt, als müßt' ich unaufhaltſam eilen,
Das Leben, das du gabſt, für dich zu laſſen.
(das Geſchriebene mit Gefälligkeit betrachtend.)
So haſt du lange nicht, bewegtes Herz,
Dich in gemeßnen Worten ausgeſprochen!
Wie glücklich! den Gefühlen unſrer Bruſt
Für ew'ge Zeit den Stempel aufzudrücken!
Doch iſt es wohl genug? Hier quillt es fort,
Hier quillt es auf! — Du naheſt, großer Tag,
Der uns den König gab und der nun mich
Dem Könige, dem Vater, mich mir ſelbſt,
Zu ungemeßner Wonne, geben ſoll.
Dieß hohe Feſt verherrliche mein Lied!
Beflügelt drängt ſich Phantaſie voraus,
Sie trägt mich vor den Thron und ſtellt mich vor,
Sie giebt im Kreiſe mir —

Hofmeiſterin (außen).

Eugenie!

Eugenie.

Was ſoll das?

Hofmeiſterin.

Höre mich, und öffne gleich!

Eugenie.

Verhaßte Störung! Oeffnen kann ich nicht.

Hofmeiſterin.

Vom Vater Botſchaft!

Eugenie.

Wie? vom Vater? Gleich!
Da muß ich öffnen.

Hofmeiſterin.

Große Gaben ſcheint

Er dir zu ſchicken.

Eugenie.

Warte!

Hofmeiſterin.

Hörſt du?

Eugenie.

Warte!

Doch wo verberg' ich dieſes Blatt? Zu klar
Spricht's jene Hoffnung aus, die mich beglückt.
Hier iſt nichts zum Verſchließen! Und bey mir
Iſt's nirgend ſicher, dieſe Taſche kaum;
Denn meine Leute ſind nicht alle treu..
Gar manches hat man ſchon mir, als ich ſchlief,
Durchblättert und entwendet. Das Geheimniß,
Das größte, das ich je gehegt, wohin,
Wohin verberg' ich's?

(indem ſie ſich der Seitenwand nähert.)

Wohl! hier war es ja,
Wo du, geheimer Wandſchrank, meiner Kindheit
Unſchuldige Geheimniſſe verbargſt!
Du, den mir kindiſch allausſpähende,
Von Neugier und von Müßiggang erzeugte,
Raſtloſe Thätigkeit entdecken half,
Du, jedem ein Geheimniß, öffne dich!

(Sie drückt an einer unbemerkbaren Feder und eine kleine Thüre ſpringt auf.)

So wie ich ſonſt verbotnes Zuckerwerk,
Zu liſtigem Genuß, in dir verſteckte,

Vertrau' ich heute meines Lebens Glück
Entzückt und ſorglich dir, auf kurze Zeit.
(ſie legt das Pergament in den Schrank und drückt ihn zu.)
Die Tage ſchreiten vor und ahndungsvoller
Bewegen ſich nun Freud' und Schmerz heran.
(ſie öffnet die Thüre.)

Fünfter Auftritt.

Eugenie. Hofmeiſterin. Bediente,
(die einen prächtigen Putzkaſten tragen.)

Hofmeiſterin.

Wenn ich dich ſtörte, führ' ich gleich mit mir,
Was mich gewiß entſchuld'gen ſoll, herbey.

Eugenie.

Von meinem Vater? dieſer prächt'ge Schrein!
Auf welchen Inhalt deutet ſolch Geſäß?
(zu den Bedienten.)
Verweilt!
(ſie reicht ihnen einen Beutel hin.)
Zum Vorſchmack eures Botenlohns
Nehmt dieſe Kleinigkeit, das Beßre folgt.
(Bedienten gehen.)
Und ohne Brief und ohne Schlüſſel! Steht
Mir ſolch ein Schatz verborgen, in der Nähe?
O Neugier! O Verlangen! Ahndeſt du,
Was dieſe Gabe mir bedeuten kann?

Hofmeiſterin.

Ich zweifle nicht, du haſt es ſelbſt errathen.

Auf nächſte Hoheit deutet ſie gewiß.
Den Schmuck der Fürſtentochter bringt man dir,
Weil dich der König bald berufen wird.

Eugenie.

Wie kannſt du das vermuthen?

Hofmeiſterin.

Weiß ich's doch!
Geheimniſſe der Großen ſind belauſcht.

Eugenie.

Und wenn du's weißt, was ſoll ich dir's verbergen?
Soll ich die Neugier dieß Geſchenk zu ſehn
Vor dir umſonſt bezähmen! — Hab' ich doch
Den Schlüſſel hier! — Der Vater zwar verbot's.
Doch was verbot er? Das Geheimniß nicht
Unzeitig zu entdecken; doch dir iſt
Es ſchon entdeckt. Du kannſt nicht mehr erfahren,
Als du ſchon weißt, und ſchweigſt nun, mir zu Liebe.
Was zaudern wir? Komm laß uns öffnen! komm,
Daß uns der Gaben hoher Glanz entzücke.

Hofmeiſterin.

Halt ein! Gedenke des Verbots! Wer weiß,
Warum der Herzog weislich ſo befohlen?

Eugenie.

Mit Sinn befahl er, zum beſtimmten Zweck;
Der iſt vereitelt; alles weißt du ſchon.
Du liebſt mich, biſt verſchwiegen, zuverläſſig.
Laß uns das Zimmer ſchließen! das Geheime
Laß uns ſogleich, vertraulich, unterſuchen.

(Sie ſchließt die Zimmerthüre und eilt gegen den Schrank.)

Hofmeiſterin
(ſie abhaltend).

Der prächt'gen Stoffe Gold und Farben Glanz,
Der Perlen Milde, der Juwelen Strahl
Bleib' im Verborgnen! Ach! ſie reizen dich,
Zu jenem Ziel, unwiderſtehlich auf.

Eugenie.

Was ſie bedeuten iſt das Reizende.
(ſie öffnet den Schrank, an der Thüre zeigen ſich Spiegel.)
Welch köſtliches Gewand entwickelt ſich,
Indem ich's nur berühre, meinem Blick.
Und dieſe Spiegel! fordern ſie nicht gleich
Das Mädchen und den Schmuck vereint zu ſchildern.

Hofmeiſterin.

Kreuſa's tödliches Gewand entfaltet,
So ſcheint es mir, ſich unter meiner Hand.

Eugenie.

Wie ſchwebt ein ſolcher Trübſinn dir ums Haupt?
Denk an beglückter Bräute frohes Feſt.
Komm! Reiche mir die Theile, nach und nach;
Das Unterkleid! Wie reich und ſüß durchflimmert
Sich rein des Silbers und der Farben Blitz.

Hofmeiſterin
(indem ſie Eugenien das Gewand umlegt).

Verbirgt ſich je der Gnade Sonnenblick,
Sogleich ermattet ſolch ein Wiederglanz.

Eugenie.

Ein treues Herz verdient ſich dieſen Blick,
Und, wenn er weichen wollte, zieht's ihn an. —
Das Oberkleid, das goldne, ſchlage drüber,

Die Schleppe ziehe, weit verbreitet, nach.
Auch dieſem Gold iſt, mit Geſchmack und Wahl,
Der Blumen Schmelz, metalliſch, aufgebrämt.
Und tret' ich ſo nicht ſchön umgeben auf?

Hofmeiſterin.

Doch wird von Kennern mehr die Schönheit ſelbſt,
In ihrer eignen Herrlichkeit, verehrt.

Eugenie.

Das einfach Schöne ſoll der Kenner ſchätzen;
Verziertes aber ſpricht der Menge zu. —
Nun leihe mir der Perlen ſanftes Licht,
Auch der Juwelen leuchtende Gewalt.

Hofmeiſterin.

Doch deinem Herzen, deinem Geiſt genügt
Nur eigner, innrer Werth und nicht der Schein.

Eugenie.

Der Schein, was iſt er, dem das Weſen fehlt?
Das Weſen wär' es, wenn es nicht erſchiene?

Hofmeiſterin.

Und haſt du nicht, in dieſen Mauern ſelbſt,
Der Jugend ungetrübte Zeit verlebt?
Am Buſen deiner Liebenden, entzückt,
Verborgner Wonne Seligkeit erfahren?

Eugenie.

Gefaltet kann die Knoſpe ſich genügen,
So lange ſie des Winters Froſt umgiebt;
Nun ſchwillt, vom Frühlingshauche, Lebenskraft,
In Blüten bricht ſie auf, an Licht und Lüfte.

Hofmeiſterin.

Aus Mäßigkeit entſpringt ein reines Glück.

Eugenie.

Wenn du ein mäßig Ziel dir vorgeſteckt.

Hofmeiſterin.

Beſchränktheit ſucht ſich der Genießende.

Eugenie.

Du überredeſt die Geſchmückte nicht.
O! daß ſich dieſer Saal erweiterte,
Zum Raum des Glanzes, wo der König thront.
Daß reicher Teppich unten, oben ſich
Der goldnen Decke Wölbung breitete!
Daß hier im Kreiſe, vor der Majeſtät,
Demüthig ſtolz, die Großen, angelacht
Von dieſer Sonne, herrlich leuchteten!
Ich unter dieſen Ausgezeichneten,
Am ſchönſten Feſt die Ausgezeichnete.
O! laß mir dieſer Wonne Vorgefühl,
Wenn aller Augen mich zum Ziel erleſen.

Hofmeiſterin.

Zum Ziele der Bewundrung nicht allein,
Zum Ziel des Neides und des Haſſes mehr.

Eugenie.

Der Neider ſieht als Zelie des Glücks,
Der Haſſer lehrt uns immer wehrhaft bleiben.

Hofmeiſterin.

Demüthigung beſchleicht die Stolzen oft.

Eugenie.

Ich ſeh' ihr Geiſtesgegenwart entgegen.
(zum Schranke gewendet.)
Noch haben wir nicht alles durchgeſehn;

Nicht mich allein bedenk' ich dieſe Tage,
Für andre hoff' ich manche Koſtbarkeit.

Hofmeiſterin
(ein Käſtchen hervornehmend).

Hier! aufgeſchrieben ſteht es: „Zu Geſchenken."

Eugenie.

So nimm, voraus, was dich vergnügen kann.
Von dieſen Uhren, dieſen Doſen. Wähle! —
Nein! überlege noch! Vielleicht verbirgt
Sich wünſchenswertheres im reichen Schrein.

Hofmeiſterin.

O! fände ſich ein kräftiger Talisman,
Des trüben Bruders Neigung zu gewinnen.

Eugenie.

Den Widerwillen tilge, nach und nach,
Des unbefangnen Herzens reines Wirken.

Hofmeiſterin.

Doch die Partheyen, die ſeinen Groll beſtärkt,
Auf ewig ſteht ſie deinem Wunſch entgegen.

Eugenie.

Wenn ſie bisher mein Glück zu hindern ſuchte;
Tritt nun Entſcheidung unaufhaltſam ein,
Und in's Geſchehne fügt ſich jedermann.

Hofmeiſterin.

Das was du hoffeſt noch iſt's nicht geſchehn.

Eugenie.

Doch als vollendet kann ich's wohl betrachten.
(nach dem Schrank gekehrt.)
Was liegt im langen Käſtchen, oben auf?

Hof-

Hofmeiſterin
(die es herausnimmt).

Die ſchönſten Bänder, friſch und neu gewählt —
Zerſtreue nicht, durch eitlen Flitterweſens
Neugierige Betrachtung, deinen Geiſt.
O! wär' es möglich! daß du meinem Wort
Gehör verliehest, Einen Augenblick!
Aus ſtillem Kreiſe trittſt du nun heraus,
In weite Räume, wo dich Sorgendrang,
Vielfach geknüpfte Netze, Tod vielleicht,
Von meuchelmörderiſcher Hand, erwartet.

Eugenie.

Du ſcheinſt mir krank! wie könnte ſonſt mein Glück
Dir fürchterlich, als ein Geſpenſt, erſcheinen.
(In das Kästchen blickend.)
Was ſeh' ich? Dieſe Rolle! Ganz gewiß
Das Ordensband der erſten Fürſtentöchter!
Auch dieſes werd' ich tragen! Nur geſchwind!
Laß ſehen, wie es kleidet? Es gehört
Zum ganzen Prunk; ſo ſey auch das verſucht!
(Das Band wird umgelegt.)
Nun ſprich vom Tode nur! ſprich von Gefahr!
Was zieret mehr den Mann, als wenn er ſich,
Im Heldenſchmuck zu ſeinem Könige,
Sich unter ſeines Gleichen ſtellen kann;
Was reizt das Auge mehr? als jenes Kleid,
Das kriegeriſche lange Reihen zeichnet;
Und dieſes Kleid und ſeine Farben ſind
Sie nicht ein Sinnbild ewiger Gefahr?
Die Scherpe deutet Krieg, womit ſich, ſtolz

Auf ſeine Kraft, ein edler Mann umgürtet.
O! meine Liebe! Was bedeutend ſchmückt,
Es iſt durchaus gefährlich. Laß auch mir
Das Muthgefühl, was mir begegnen kann,
So prächtig ausgerüſtet, zu erwarten.
Unwiderruflich, Freundin, bleibt mein Glück.

Hofmeiſterin
(bey Seite).

Das Schickſal, das dich trifft, unwiderruflich.

Dritter Aufzug.

Vorzimmer des Herzogs, prächtig, modern.

Erſter Auftritt.

Secretair. Weltgeiſtlicher.

Secretair.

Tritt ſtill herein, in dieſe Todtenſtille!
Wie ausgeſtorben findeſt du das Haus.
Der Herzog ſchläft, und alle Diener ſtehen,
Von ſeinem Schmerz durchdrungen, ſtumm gebeugt.
Er ſchläft! Ich ſegnet' ihn, als ich ihn ſah,
Vernunftlos, auf dem Pfühle ruhig athmen.
Das Uebermaas der Schmerzen löſte ſich
In der Natur balſam'ſchen Wohlthat auf.
Den Augenblick befürcht' ich, der ihn weckt,
Euch wird ein jammervoller Mann erſcheinen.

Weltgeiſtlicher.

Darauf bin ich bereitet, zweifelt nicht.

Secretair.

Vor wenig Stunden kam die Nachricht an,
Eugenie ſey todt! Vom Pferd geſtürzt!
An Eurem Orte ſey ſie beygeſetzt,
Als an dem nächſten Platz, wohin man ſie

Aus jenem Felſendickicht bringen können,
Wo ſie, vermegen, ſich den Tod erſtürmt.

Weltgeiſtlicher.

Und ſie indeſſen iſt ſchon weit entfernt?

Secretair.

Mit raſcher Eile wird ſie weggeführt.

Weltgeiſtlicher.

Und wem vertraut ihr ſolch ein ſchwer Geſchäft?

Secretair.

Dem klugen Weibe, das uns angehört.

Weltgeiſtlicher.

In welche Gegend habt ihr ſie geſchickt?

Secretair.

Zu dieſes Reiches letztem Hafenplatz.

Weltgeiſtlicher.

Von dorten ſoll ſie in das fernſte Land?

Secretair.

Sie führt ein günſt'ger Wind ſogleich davon.

Weltgeiſtlicher.

Und hier, auf ewig, gelte ſie für todt!

Secretair.

Auf deiner Fabel Vortrag kommt es an.

Weltgeiſtlicher.

Der Irrthum ſoll im erſten Augenblick,
Auf alle künft'ge Zeit, gewaltig wirken.
An ihrer Gruft, an ihrer Leiche ſoll
Die Phantaſie erſtarren. Tauſendfach
Zerreiß' ich das geliebte Bild und grabe
Dem Sinne des entſetzten Hörenden,
Mit Feuerzügen, dieſes Unglück ein.

Sie iſt dahin für alle, ſie verſchwindet
In's Nichts der Aſche. Jeder kehret, ſchnell,
Den Blick zum Leben und vergißt, im Taumel
Der treibenden Begierden, daß auch ſie
Im Reihen der Lebendigen geſchwebt.

Secretair.

Du trittſt mit vieler Kühnheit an's Geſchäft;
Beſorgſt du keine Reue hinten nach?

Weltgeiſtlicher.

Welch eine Frage thuſt du? Wir ſind feſt!

Secretair.

Ein inneres Unbehagen fügt ſich oft,
Auch wider unſern Willen, an die That.

Weltgeiſtlicher.

Was hör' ich? du bedenklich? oder willſt
Du mich nur prüfen, ob es euch gelang
Mich, euern Schüler, völlig auszubilden.

Secretair.

Das Wichtige bedenkt man nie genug.

Weltgeiſtlicher.

Bedenke man es noch die That beginnt.

Secretair.

Auch in der That iſt Raum für Ueberlegung.

Weltgeiſtlicher.

Für mich iſt nichts zu überlegen mehr!
Da wär' es Zeit geweſen, als ich noch
Im Paradies beſchränkter Freuden weilte,
Als, von des Gartens engem Hag umſchloſſen,
Ich ſelbſtgeſäte Bäume ſelber pfropfte,
Aus wenig Beeten meinen Tiſch verſorgte,

Als noch Zufriedenheit, im kleinen Hauſe,
Gefühl des Reichthums über alles goß,
Und ich, nach meiner Einſicht, zur Gemeinde,
Als Freund, als Vater, aus dem Herzen ſprach,
Dem Guten förderud meine Hände reichte,
Dem Böſen, wie dem Uebel, widerſtritt.
O! hätte damals ein wohlthätger Geiſt
Vor meiner Thüre dich vorbeygewieſen,
An der du müde, durſtig, von der Jagd,
Zu klopfen kamſt; mit ſchmeichleriſchem Weſen,
Mit ſüßem Wort, mich zu bezaubern wußteſt.
Der Gaſtfreundſchaft geweihter, ſchöner Tag,
Er war der letzte reingenoßnen Friedens.

Secretair.

Wir brachten dir ſo manche Freude zu.

Weltgeiſtlicher.

Und brauget mir ſo manch Bedürfniß auf.
Nun war ich arm, als ich die Reichen kannte;
Nun war ich ſorgenvoll, denn mir gebrach's;
Nun hatt' ich Noth, ich brauchte fremde Hülfe.
Ihr wart mir hülfreich, theuer büß' ich das.
Ihr nahmt mich zum Genoſſen eures Glücks,
Mich zum Geſellen eurer Thaten auf.
Zum Sclaven, ſollt' ich ſagen, dingtet ihr
Den ſonſt ſo freyen, jetzt bedrängten Mann.
Ihr lohnt ihm zwar, doch immer noch verſagt
Ihr ihm den Lohn, den er verlangen darf.

Secretair.

Vertraue, daß wir dich in kurzer Zeit,
Mit Gütern, Ehren, Pfründen überhäufen.

Weltgeiſtlicher.

Das iſt es nicht, was ich erwarten muß.

Secretair.

Und welche neue Forderung bildeſt du?

Weltgeiſtlicher.

Als ein gefühllos Werkzeug braucht ihr mich
Auch dießmal wieder. Dieſes holde Kind
Verſtoßt ihr aus dem Kreiſe der Lebend'gen,
Ich ſoll die That beſchönen, ſie bedecken,
Und ihr beſchließt, begeht ſie ohne mich.
Von nun an fordr' ich mit im Rath zu ſitzen,
Wo ſchreckliches beſchloſſen wird, wo jeder
Auf ſeinen Sinn, auf ſeine Kräfte ſtolz
Zum unvermeidlich Ungeheuren ſtimmt.

Secretair.

Daß du auch dießmal dich mit uns verbunden,
Erwirbt aufs neue dir ein großes Recht.
Gar manch Geheimniß wirſt du bald vernehmen,
Dahin gedulde dich und ſey gefaßt.

Weltgeiſtlicher.

Ich bin's und bin noch weiter als ihr denkt;
In eure Plane ſchaut' ich längſt hinein.
Der nur verdient geheimnißvolle Weihe,
Der ihr, durch Ahndung, vorzugreifen weiß.

Secretair.

Was ahndeſt du? was weißt du?

Weltgeiſtlicher.

Laß uns das
Auf ein Geſpräch der Mitternacht verſparen.
O! dieſes Mädchens trauriges Geſchick

Verſchwindet, wie ein Bach im Ocean,
Wenn ich bedenke, wie, verborgen, ihr
Zu mächtiger Partheygewalt euch hebt
Und, an die Stelle der gebietenden,
Mit frecher Liſt euch einzudrängen hofft.
Nicht ihr allein; denn andre ſtreben auch,
Euch widerſtrebend, nach demſelben Zweck.
So untergrabt ihr Vaterland und Thron;
Wer ſoll ſich retten, wenn das Ganze ſtürzt?

Secretair.

Ich höre kommen! Tritt hier an die Seite!
Ich führe dich zu rechter Zeit herein.

Zweyter Auftritt.

Herzog. Secretair.

Herzog.

Unſel'ges Licht! du rufſt mich auf zum Leben,
Mich zum Bewußtſeyn dieſer Welt zurück
Und meiner ſelbſt. Wie öde, hohl und leer
Liegt alles vor mir da, und ausgebrannt,
Ein groſser Schutt, die Stätte meines Glücks.

Secretair.

Wenn jeder von den Deinen, die um dich
In dieſer Stunde leiden, einen Theil
Von deinen Schmerzen übertragen könnte;
Du fühlteſt dich erleichtert und geſtärkt.

Herzog.

Der Schmerz um Liebe, wie die Liebe, bleibt

Untheilbar und unendlich. Fühl' ich doch,
Welch ungeheures Unglück den betrifft,
Der ſeines Tags gewohntes Gut vermißt.
Warum o! laßt ihr die bekannten Wände,
Mit Farb' und Gold, mir noch entgegen ſcheinen,
Die mich an Geſtern, mich an Ehegeſtern,
An jenen Zuſtand meines vollen Glücks
Mich kalt erinnern. O! warum verhüllet
Ihr nicht Gemach und Saal mit ſchwarzem Creyp!
Daß, finſter wie mein Innres, auch von außen,
Ein ewig nächt'ger Schatten mich umfange.

Secretair.

O! Möchte doch das viele, das dir bleibt,
Nach dem Verluſt, als Etwas dir erſcheinen.

Herzog.

Ein geiſtverlaßner, körperlicher Traum!
Sie war die Seele dieſes ganzen Hauſes.
Wie ſchwebte, beym Erwachen, ſonſt das Bild
Des holden Kindes dringend mir entgegen.
Hier fand ich oft ein Blatt von ihrer Hand,
Ein geiſtreich, herzlich Blatt, zum Morgengruß.

Secretair.

Wie drückte nicht der Wunſch dich zu ergetzen
Sich, dichtriſch, oft in frühen Reimen aus.

Herzog.

Die Hoffnung ſie zu ſehen gab den Stunden
Des mühevollen Tags den einz'gen Reiz.

Secretair.

Wie oft bey Hinderniß und Zögrung hat

Man ungeduldig, wie nach der Geliebten
Den raſchen Jüngling, dich nach ihr geſehn.

Herzog.

Vergleiche doch die jugendliche Glut,
Die ſelbſtiſchen Beſitz verzehrend haſcht,
Nicht dem Gefühl des Vaters, der entzückt,
In heil'gem Anſchaun ſtille hingegeben,
Sich an Entwicklung wunderbarer Kräfte,
Sich an der Bildung Rieſenſchritten freut.
Der Liebe Sehnſucht fordert Gegenwart;
Doch Zukunft iſt des Vaters Eigenthum.
Dort liegen ſeiner Hoffnung weite Felder,
Dort ſeiner Saaten keimender Genuß.

Secretair.

O Jammer! dieſe gränzenloſe Wonne,
Dieß ewig friſche Glück verlorſt du nun.

Herzog.

Verlor ich's? War es doch im Augenblick
Vor meiner Seele noch im vollen Glanz.
Ja, ich verlor's! du rufſt's, Unglücklicher,
Die öde Stunde ruft mir's wieder zu.
Ja, ich verlor's! So ſtrömt ihr Klagen denn!
Zerſtöre Jammer dieſen feſten Bau,
Den ein zu günſtig Alter noch verſchont.
Verhaßt ſey mir das bleibende, verhaßt
Was mir in ſeiner Dauer Stolz erſcheint;
Erwünſcht was ſtießt und ſchwankt. Ihr Fluten ſchwellt,
Zerreißt die Dämme, wandelt Land in See.
Eröffne deine Schlünde, wildes Meer!
Verſchlinge Schiff und Mann und Schätze. Weit

Verbreitet euch, ihr kriegeriſchen Reihen,
Und häuft, auf blut'gen Fluren, Tod auf Tod.
Entzünde Strahl des Himmels dich im Leeren
Und triff der kühnen Thürme ſichres Haupt.
Zertrümmr', entzünde ſie und geißle weit,
Im Stadtgedräng, der Flamme Wuth umher.
Daß ich, von allem Jammer rings umfangen,
Dem Schickſal mich ergebe, das mich traf!

Secretair.

Das ungeheuer Unerwartete
Bedrängt dich fürchterlich, erhabner Mann.

Herzog.

Wohl unerwartet kam's, nicht ungewarnt.
In meinen Armen ließ ein guter Geiſt
Sie von den Todten wieder auferſtehn,
Und zeigte mir, gelind, vorübereilend,
Ein ſchreckliches, nun ewig bleibendes.
Da ſollt' ich ſtrafen die Verwegenheit,
Dem Uebermuth mich, ſcheltend, widerſetzen,
Verbieten jene Raſerey, die ſich
Unſterblich, unverwundbar wähnend, blind,
Wetteifernd mit dem Vogel, ſich durch Wald
Und Fluß und Sträuche von dem Felſen ſtürzt.

Secretair.

Was oft und glücklich unſre Beſten thun,
Wie ſollt' es dir des Unglücks Ahndung bringen?

Herzog.

Die Ahndung dieſer Leiden fühlt' ich wohl,
Als ich zum letztenmal — Zum letztenmal!
Du ſprichſt es aus das fürchterliche Wort,

Das deinen Weg mit Finſterniß umzieht.
O! hätt' ich ſie nur einmal noch geſehn!
Vielleicht war dieſes Unglück abzuleiten.
Ich hätte flehentlich gebeten; ſie, als Vater,
Zum treulichſten ermahnt, ſich mir zu ſchonen,
Und von der Wuth tollkühner Reiterey,
Um unſres Glückes willen, abzuſtehn.
Ach dieſe Stunde war mir nicht gegönnt.
Und nun vermiß' ich mein geliebtes Kind!
Sie iſt dahin! Verwegner ward ſie nur
Durch jenen Sturz, dem ſie ſo leicht entrann.
Und niemand ſie zu warnen, ſie zu leiten!
Entwachſen war ſie dieſer Frauenzucht.
In welchen Händen ließ ich ſolchen Schatz?
Verzärtelnden, nachgieb'gen Weiberhänden.
Kein feſtes Wort! den Willen meines Kinds
Zu mäßiger Vernünftigkeit zu lenken!
Zur unbedingten Freyheit ließ man ihr,
Zu jedem kühnen Wagniß offnes Feld.
Ich fühlt' es oft und ſagt' es mir nicht klar:
Bey dieſem Weibe war ſie ſchlecht verwahrt.

Secretair.

O! tadle nicht die Unglückſelige!
Vom tiefſten Schmerz begleitet irrt ſie nun
Wer weiß in welche Lande troſtlos hin.
Sie iſt entflohn. Denn wer vermöchte dir
In's Angeſicht zu ſehen, der auch nur
Den ferniten Vorwurf zu befürchten hätte.

Herzog.

O! Laß mich ungerecht auf andre zürnen,

Daß ich mich nicht verzweiflend ſelbſt zerreiße.
Wohl trag' ich ſelbſt die Schuld und trag' ſie ſchwer.
Denn rief ich nicht, mit thörigem Beginnen,
Gefahr und Tod auf dieſes theure Haupt?
Sie überall zu ſehn als Meiſterin
Das war mein Stolz! zu theuer büß' ich ihn.
Zu Pferde ſollte ſie, im Wagen ſie,
Die Reſſe bändigend, als Heldin glänzen.
In's Waſſer tauchend, ſchwimmend ſchien ſie mir
Den Elementen göttlich zu gebieten.
So, hieß es, kann ſie jeglicher Gefahr
Dereinſt entgehen. Statt ſie zu bewahren,
Giebt Uebung zur Gefahr den Tod ihr nun.

Secretair.

Des edlen Pflichtgefühles Uebung giebt,
Ach! unſrer Unvergeßlichen den Tod.

Herzog.

Erkläre dich!

Secretair.

Und weck' ich dieſen Schmerz
Durch Schilderung kindlich edlen Unternehmens.
Ihr alter, erſter, hochgeliebter Freund
Und Lehrer wohnt, von dieſer Stadt entfernt,
Verſchränkt in Trübſinn, Krankheit, Menſchenhaß.
Nur ſie allein vermocht' ihn zu erheitern;
Als Leidenſchaft empfand ſie dieſe Pflicht;
Nur allzuoft verlangte ſie hinüber,
Und oft verſagte man's. Nun hatte ſie's
Planmäßig angelegt, ſie nutzte kühn
Des Morgenrittes abgemeßne Stunden,

Mit ungeheurer Schnelligkeit, zum Zweck
Den alten, vielgeliebten Mann zu sehn.
Ein einz'ger Reitknecht nur war im Geheimniß,
Er unterlegt' ihr jedesmal das Pferd,
Wie wir vermuthen; denn auch er ist fort.
Der arme Mensch und jene Frau verloren,
Aus Furcht vor dir, sich in die weite Welt.

Herzog.

Die Glücklichen! die noch zu fürchten haben;
Bey denen sich der Schmerz, um ihres Herrn
Verlornes Heil, in leicht verwundene,
In leicht gehobne Bangigkeit verwandelt.
Ich habe nichts zu fürchten! nichts zu hoffen!
Drum laß mich alles wissen; zeige mir
Den kleinsten Umstand an, ich bin gefaßt.

Dritter Auftritt.

Herzog. Secretair. Weltgeistlicher.

Secretair.

Auf diesen Augenblick, verehrter Fürst,
Hab' ich hier einen Mann zurückgehalten,
Der, auch gebeugt, vor deinem Blick erscheint.
Es ist der Geistliche, der, aus der Hand
Des Todes, deine Tochter aufgenommen,
Und sie, da keiner Hülfe Trost sich zeigte,
Mit liebevoller Sorgfalt beygesetzt.

Vierter Auftritt.

Herzog. Weltgeiſtlicher.

Weltgeiſtlicher.

Den Wunſch vor deinem Antlitz zu erſcheinen,
Erhabner Fürſt, wie lebhaft hegt' ich ihn!
Nun wird er mir gewährt, im Augenblick,
Der dich und mich in tiefen Jammer ſenkt.

Herzog.

Auch ſo willkommen! unwillkommner Bote.
Du haſt ſie noch geſehn, den letzten Blick,
Den ſehnſuchtsvollen, dir in's Herz gefaßt,
Das letzte Wort bedächtig aufgenommen,
Dem letzten Seufzer Mitgefühl erwiedert.
O! ſage: ſprach ſie noch? Was ſprach ſie aus?
Gedachte ſie des Vaters? Bringſt du mir,
Von ihrem Mund, ein herzlich Lebewohl?

Weltgeiſtlicher.

Willkommen ſcheint ein unwillkommner Bote,
So lang' er ſchweigt und noch der Hoffnung Raum,
Der Täuſchung Raum in unſerm Herzen giebt.
Der ausgeſprochne Jammer iſt verhaßt.

Herzog.

Was zauderſt du? was kann ich mehr erfahren?
Sie iſt dahin! Und dieſen Augenblick
Iſt über ihrem Sarge Ruh und Stille.
Was ſie auch litt, es iſt für ſie vorbey,
Für mich beginnt es; aber rede nur!

Weltgeiſtlicher.

Ein allgemeines Uebel iſt der Tod.

So denke dir das Schickſal deiner Todten.
Und finſter wie des Grabes Nacht verſtumme
Der Uebergang, der ſie hinabgeführt.
Nicht jeden leitet ein gelinder Gang,
Unmerklich, in das ſtille Reich der Schatten.
Gewaltſam ſchmerzlich reißt Zerſtörung oft,
Durch Höllenqualen, in die Ruhe hin.

Herzog.

So hat ſie viel gelitten?

Weltgeiſtlicher.

Viel, nicht lange.

Herzog.

Es war ein Augenblick, in dem ſie litt,
Ein Augenblick, wo ſie um Hülfe rief.
Und ich? Wo war ich da? Welch ein Geſchäft,
Welch ein Vergnügen hatte mich gefeſſelt?
Verkündigte mir nichts das Schreckliche,
Das mir das Leben von einander riß.
Ich hörte nicht den Schrey, ich fühlte nicht
Den Unfall, der mich ohne Rettung traf.
Der Ahndung heiliges, fernes Mitgefühl
Iſt nur ein Mährchen. Sinnlich und verſtockt,
In's Gegenwärtige verſchloſſen, fühlt
Der Menſch das nächſte Wohl, das nächſte Weh,
Und Liebe ſelbſt iſt in der Ferne taub.

Weltgeiſtlicher.

So viel auch Worte gelten, fühl' ich doch
Wie wenig ſie zum Troſte wirken können.

Herzog.

Das Wort verwundet leichter als es heilt.

Und ewig wiederholend ſtrebt vergebens
Verlornes Glück der Kummer herzuſtellen.
So war denn keine Hülfe, keine Kunſt
Vermögend ſie ins Leben aufzurufen?
Was haſt du, ſage mir, begonnen? Was
Zu ihrem Heil verſucht? Du haſt gewiß
Nichts unbedacht gelaſſen.

Weltgeiſtlicher.

Leider war
Nichts zu bedenken mehr, als ich ſie fand.

Herzog.

Und ſoll ich ihres Lebens holde Kraft,
Auf ewig, miſſen. Laß mich meinen Schmerz,
Durch meinen Schmerz, betrügen, dieſe Reſte
Verewigen. O! komm, wo liegen ſie?

Weltgeiſtlicher.

In würdiger Kapelle ſteht ihr Sarg
Allein verwahrt. Ich ſehe, vom Altar,
Durchs Gitter, jedesmal die Stätte, will
Für ſie, ſo lang' ich lebe, betend ſtehen.

Herzog.

O! komm und führe mich dahin! Begleiten
Soll uns der Aerzte vielerfahrenſter.
Laß uns den ſchönen Körper der Verweſung
Entreißen. Laß mit edlen Specereyen
Das unſchätzbare Bild zuſammen halten!
Ja! die Atomen alle, die ſich einſt
Zur köſtlichen Geſtalt verſammelten,
Sie ſollen nicht in's Element zurück.

Weltgeiſtlicher.

Was darf ich ſagen? Muß ich dir bekennen!
Du kannſt nicht hin! Ach! das zerſtörte Bild!
Kein Fremder ſäh' es ohne Jammer an!
Und vor die Augen eines Vaters — Nein,
Verhüt' es Gott! du darfſt ſie nicht erblicken.

Herzog.

Welch neuer Qualenkrampf bedrohet mich!

Weltgeiſtlicher.

O! laß mich ſchweigen, daß nicht meine Worte
Auch die Erinnrung der Verlornen ſchänden.
Laß mich's verhehlen, wie ſie durchs Gebüſch,
Durch Felſen hergeſchleift, entſtellt und blutig,
Zerriſſen und zerſchmettert und zerbrochen,
Unkenntlich, mir im Arm, zur Erde hing.
Da ſegnet' ich, von Thränen überfließend,
Der Stunde Heil, in der ich, feyerlich,
Dem holden Vaternahmen einſt entſagt.

Herzog.

Du biſt nicht Vater! Biſt der ſelbſtiſchen
Verſtockten, der Verkehrten einer, die
Ihr abgeſchloßnes Weſen unfruchtbar
Verzweifeln läßt. Entferne dich! Verhaßt
Erſcheinet mir dein Anblick.

Weltgeiſtlicher.

Fühlt' ich's doch!
Wer kann dem Boten ſolcher Noth verzeihn?
(will ſich entfernen.)

Herzog.

Verzieh und bleib. Ein ſchön entworfnes Bild,

Das, wunderbar, dich ſelbſt zum zweitenmal,
Vor deinen Augen zu erſchaffen ſtrebt,
Haſt du, entzückt, es jemals angeſtaunt?
O! hätteſt du's! du hätteſt dieſe Form,
Die ſich zu meinem Glück, zur Luſt der Welt,
In tauſendfalt'gen Zügen, auferbaut,
Mir grauſam nicht zerſtümmelt, mir die Wonne
Der traurigen Erinnrung nicht verkümmert.

Weltgeiſtlicher.

Was ſollt' ich thun? dich zu dem Sarge führen,
Den tauſend fremde Thränen ſchon benetzt,
Als ich das morſche, ſchlotternde Gebein
Zu ruhiger Verweſung eingeweiht.

Herzog.

Schweig, Unempfindlicher! du mehreſt nur
Den herben Schmerz, den du zu lindern denkſt.
O! Wehe! daß die Elemente nun,
Von keinem Geiſt der Ordnung mehr beherrſcht,
Im leiſen Kampf das Götterbild zerſtören.
Wenn über werdend Wachſendem, vorher,
Der Vaterſinn mit Wonne brütend ſchwebte;
So ſteckt, ſo kehrt in Moder, nach und nach,
Vor der Verzweiflung Blick, die Luſt des Lebens.

Weltgeiſtlicher.

Was Luft und Licht zerſtörliches erbaut,
Bewahret lange das verſchloßne Grab.

Herzog.

O! weiſer Brauch der Alten, das Vollkommne,
Das ernſt und langſam die Natur gebürſt,
Des Menſchenbilds erhabne Würde, gleich

Wenn ſich der Geiſt, der wirkende, getrennt,
Durch reiner Flammen Thätigkeit zu löſen.
Und wenn die Glut mit tauſend Gipfeln ſich
Zum Himmel hob, und zwiſchen Dampf und Wolken
Des Adlers Fittig, deutend, ſich bewegte;
Da trocknete die Thräne, freyer Blick
Der Hinterlaßnen flieg dem neuen Gott
In des Olymps verklärte Räume nach.
O! ſammle mir, in köſtliches Gefäß,
Der Aſche, der Gebeine trüben Reſt,
Daß die vergebens ausgeſtreckten Arme
Nur etwas faſſen, daß ich dieſer Bruſt,
Die ſehnſuchtsvoll ſich in das Leere drängt,
Den ſchmerzlichſten Beſitz entgegendrücke.

Weltgeiſtlicher.

Die Trauer wird durch Trauren immer herber.

Herzog.

Durch Trauren wird die Trauer zum Genuß.
O! daß ich doch geſchwundner Aſche Reſt,
Im kleinen Hauſe, wandernd, immer weiter,
Bis zu dem Ort, wo ich zuletzt ſie ſah,
Als Pilgernder, mit kurzen Schritten trüge!
Dort lag ſie todt in meinen Armen, dort
Sah ich, getäuſcht, ſie in das Leben kehren.
Ich glaubte ſie zu faſſen, ſie zu halten,
Und nun iſt ſie auf ewig mir entrückt.
Dort aber will ich meinen Schmerz verew'gen.
Ein Denkmal der Geneſung hab' ich dort,
In meines Traums Entzückungen, gelobt —
Schon führet klug des Gartenmeiſters Hand

Durch Buſch und Felſ beſcheidne Wege her,
Schon wird der Platz gerundet, wo mein König,
Als Oheim, ſie an ſeine Bruſt geſchloſſen,
Und Ebenmaas und Ordnung will den Raum
Verherrlichen, der mich ſo hoch beglückt.
Doch jede Hand ſoll feyern! Halb vollbracht,
Soll dieſer Plan, wie mein Geſchick erſtarren!
Das Denkmal nur, ein Denkmal will ich ſtiften,
Von rauhen Steinen, ordnungslos, gethürmt.
Dort hin zu wallen, ſtille zu verweilen,
Bis ich vom Leben endlich ſelbſt geneſe.
O! laßt mich dort, verſteint, am Steine ruhn!
Bis aller Sorgfalt lichtgezogne Spur
Aus dieſer Wüſte Trauerſitz verſchwindet.
Mag ſich umher der freye Platz berafen!
Mag ſich der Zweig dem Zweige wild verflechten,
Der Birke hangend Haar den Boden ſchlagen,
Der junge Buſch zum Baume ſich erheben,
Mit Moos der glatte Stamm ſich überziehn;
Ich fühle keine Zeit; denn ſie iſt hin,
An deren Wachsthum ich die Jahre maß.

Weltgeiſtlicher.

Den vielbewegten Reiz der Welt zu meiden,
Das Einerley der Einſamkeit zu wählen,
Wird ſich's der Mann erlauben? der ſich oft
Wohlthätiger Zerſtreuung übergab,
Wenn unerträgliches, mit Felſenlaſt
Herbey ſich wälzend, ihn bedrohend ſchlich.
Hinaus! Mit Flügelſchnelle durch das Land,

Durch fremde Reiche, daß vor deinem Sinn
Der Erde Bilder heilend ſich bewegen.

Herzog.

Was hab' ich in der Welt zu ſuchen, wenn
Ich ſie nicht wiederfinde, die allein
Ein Gegenſtand für meine Blicke war.
Soll Fluß und Hügel, Thal und Wald und Fels,
Vorüber meinen Augen gehn? und nur
Mir das Bedürfniß wecken, jenes Bild,
Das einzige geliebte, zu erhaſchen.
Vom hohen Berg hinab, in's weite Meer,
Was ſoll für mich ein Reichthum der Natur,
Der an Verluſt und Armuth mich erinnert.

Weltgeiſtlicher.

Und neue Güter eigneſt du dir an!

Herzog.

Nur durch der Jugend friſches Auge mag
Das längſt bekannte neubelebt uns rühren,
Wenn das Erſtaunen, das wir längſt verſchmäht,
Von Kindes Munde hold uns wiederklingt.
So hofft' ich ihr des Reichs bebaute Flächen,
Der Wälder Tiefen, der Gewäſſer Flut,
Bis an das offne Meer, zu zeigen, dort
Mich ihres trunknen Blicks in's Unbegränzte,
Mit unbegränzter Liebe zu erfreun.

Weltgeiſtlicher.

Wenn du, erhabner Fürſt, des großen Lebens
Beglückte Tage der Beſchauung nicht
Zu widmen trachteteſt, wenn Thätigkeit
Fürs Wohl unzähliger, am Throne dir,

Zum Vorzug der Geburt, den herrlichern
Des allgemeinen, edlen Wirkens gab;
So ruf' ich dich, im Nahmen aller, auf:
Ermanne dich! und laß die trüben Stunden,
Die deinen Horizont umziehn, für andre,
Durch Troſt und Rath und Hülfe, laß für dich
Auch diese Stunden so zum Feſte werden.

Herzog.

Wie ſchaal und abgeſchmackt iſt ſolch ein Leben,
Wenn alles Regen, alles Treiben ſtets
Zu neuem Regen, neuem Treiben führt
Und kein geliebter Zweck euch endlich lohnt.
Den ſah ich nur in ihr und ſo beſaß
Und ſo erwarb ich mit Vergnügen, ihr
Ein kleines Reich anmuth'gen Glücks zu ſchaffen.
So war ich heiter, aller Menſchen Freund,
Behülflich, wach, zu Rath und That bequem.
Den Vater lieben ſie! ſo ſagt' ich mir,
Dem Vater danken ſie's, und werden auch
Die Tochter einſt, als werthe Freundin grüßen.

Weltgeiſtlicher.

Zu ſüßen Sorgen bleibt nun keine Zeit!
Ganz andre fordern dich, erhabner Mann!
Darf ich's erwähnen? Ich, der unterſte
Von deinen Dienern? Jeder ernſte Blick,
In dieſen trüben Tagen, iſt auf dich,
Auf deinen Werth, auf deine Kraft gerichtet.

Herzog.

Der Glückliche nur fühlt ſich Werth und Kraft.

Weltgeiſtlicher.

So tiefer Schmerzen heiße Qual verbürgt
Dem Augenblick unendlichen Gehalt;
Mir aber auch Verzeihung, wenn ſich, kühn,
Vertraulichkeit von meinen Lippen wagt,
Wie heftig wilde Gährung unten kocht,
Wie Schwäche kaum ſich oben ſchwankend hält;
Nicht jedem wird es klar, dir aber iſt's
Mehr als der Menge, der ich angehöre.
O! zaudre nicht, im nahen Sturmgewitter,
Das falſch gelenkte Steuer zu ergreifen!
Zum Wohle deines Vaterlands verbanne
Den eignen Schmerz, ſonſt werden tauſend Väter,
Wie du, um ihre Kinder weinen, tauſend
Und aber tauſend Kinder ihre Väter
Vermiſſen. Angſtgeſchrey der Mütter, gräßlich,
An hohler Kerkerwand verklingend hallen.
O! bringe deinen Jammer, deinen Kummer,
Auf dem Altar des allgemeinen Wohls,
Zum Opfer dar, und alle die du retteſt,
Gewinnſt du dir, als Kinder, zum Erſatz.

Herzog.

Aus grauenvollen Winkeln führe nicht
Mir der Geſpenſter dichte Schaar heran,
Die meiner Tochter liebliche Gewalt
Mir zauberiſch oft und leicht hinweggebannt.
Sie iſt dahin, die ſchmeichleriſche Kraft,
Die meinen Geiſt in holde Träume ſang.
Nun drängt das Wirkliche, mit dichten Maſſen,
An mich heran, und droht mich zu erdrücken.

Hinaus, hinaus! Von dieſer Welt hinweg!
Und lügt mir nicht das Kleid, in dem du wandelſt;
So führe mich zur Wohnung der Geduld,
In's Kloſter führe mich und laß mich dort,
Im allgemeinen Schweigen, ſtumm, gebeugt,
Ein müdes Leben in die Grube ſenken.

Weltgeiſtlicher.

Mir ziemt es kaum dich an die Welt zu weiſen;
Doch andre Worte ſprech' ich kühner aus.
Nicht in das Grab, nicht über's Grab verſchwendet
Ein edler Mann der Sehnſucht hohen Werth.
Er kehrt in ſich zurück und findet ſtaunend,
In ſeinem Buſen, das Verlorne wieder.

Herzog.

Daß ein Beſitz ſo feſt ſich hier erhält,
Wenn das Verlorne fern und ferner flieht,
Das iſt die Qual, die das Geſchiedene,
Für ewig losgeriſſne Glied, aufs neue,
Dem ſchmerzergriffnen Körper fügen will.
Getrenntes Leben! wer vereinigt's wieder?
Vernichtetes! wer ſtellt es her?

Weltgeiſtlicher.

Der Geiſt!
Des Menſchen Geiſt, dem nichts verloren geht,
Was er, von Werth, mit Sicherheit, beſeſſen.
So lebt Eugenie vor dir, ſie lebt
In deinem Sinne, den ſie ſonſt erhub,
Dem ſie das Anſchaun herrlicher Natur,
Lebendig aufgeregt, ſo wirkt ſie noch,
Als hohes Vorbild, ſchützet vor gemeinem,

Vor ſchlechtem dich, wie's jede Stunde bringt,
Und ihrer Würde wahrer Glanz verſcheuchet
Den eitlen Schein, der dich beſtechen will.
So fühle dich durch ihre Kraft beſeelt!
Und gieb ihr ſo ein unzerſtörlich Leben,
Das keine Macht entreißen kann, zurück.

Herzog.

Laß eines dumpfen, dunklen Traumgeflechtes
Verworrne Todesnetze mich zerreißen!
Und bleibe mir, du vielgeliebtes Bild,
Vollkommen, ewig jung und ewig gleich!
Laß deiner klaren Augen reines Licht
Mich immerfort umglänzen! Schwebe vor,
Wohin ich wandle, zeige mir den Weg
Durch dieſer Erde Dornenlabyrinth!
Du biſt kein Traumbild, wie ich dich erblicke;
Du warſt, du biſt. Die Gottheit hatte dich
Vollendet einſt gedacht und dargeſtellt.
So biſt du theilhaft des Unendlichen,
Des Ewigen und biſt auf ewig mein.

Vierter Aufzug.

Platz am Hafen. Zur einen Seite ein Palaſt, auf der andern eine Kirche, im Grund eine Reihe Bäume, durch die man nach dem Hafen hinabſieht.

Erſter Auftritt.

Eugenie (in einen Schleyer gehüllt, auf einer Bank im Grunde, mit dem Geſicht nach der See). Hofmeiſterin, Gerichtsrath (im Vordergrunde).

Hofmeiſterin.

Drängt, unausweichlich, ein betrübt Geſchäft
Mich aus dem Mittelpunct des Reiches, mich
Aus dem Bezirk der Hauptſtadt, an die Gränze
Des feſten Land's, zu dieſem Hafenplatz;
So folgt mir, ſtreng, die Sorge, Schritt vor Schritt
Und deutet mir, bedenklich, in die Weite.
Wie müſſen Rath und Antheil eines Manns,
Der allen edel, zuverläſſig gilt,
Mir, als ein Leitſtern, wünſchlich erſcheinen.
Verzeih daher, wenn ich mit dieſem Blatt,
Das mich zu ſolcher ſchweren That berechtigt,
Zu dir mich wendend komme, den, ſo lange,
Man im Gericht, wo viel Gerechte wirken,
Erſt pries als Beyſtand, nun als Richter preiſt.

Gerichtsrath

(der indeſſen das Blatt nachdenkend angeſehen).

Nicht mein Verdienſt, nur mein Bemühen war,
Vielleicht, zu preiſen. Sonderbar jedoch
Will es mich dünken, daß du eben dieſen,
Den du gerecht und edel nennen willſt,
In ſolcher Sache fragen, ihm getroſt
Solch ein Papier vor's Auge bringen magſt,
Worauf er nur mit Schauder blicken kann.
Nicht iſt von Recht, noch von Gericht die Rede;
Hier iſt Gewalt! entſetzliche Gewalt,
Selbſt wenn ſie klug, ſelbſt wenn ſie weiſe handelt.
Anheimgegeben ward ein edles Kind,
Auf Tod und Leben, ſag' ich wohl zuviel?
Anheimgegeben deiner Willkühr. Jeder,
Sey er Beamter, Kriegsmann, Bürger! alle
Sind angewieſen dich zu ſchützen, ſie
Nach deines Worts Geſetzen zu behandeln.

(er giebt das Blatt zurück.)

Hofmeiſterin.

Auch hier beweiſe dich gerecht und laß
Nicht dieß Papier allein als Kläger ſprechen,
Auch mich, die hart Verklagte, höre nun
Und meinen offnen Vortrag, günſtig, an.
Aus edlem Blut entſproß die Treffliche,
Von jeder Gabe, jeder Tugend ſchenkt
Ihr die Natur den allerſchönſten Theil,
Wenn das Geſetz ihr andre Rechte weigert.
Und nun verbannt! Ich ſollte ſie dem Kreiſe

Der Ihrigen entführen, ſie hierher,
Hinüber nach den Inſeln ſie geleiten.

Gerichtsrath.

Gewiſſem Tod entgegen, der, im Qualm
Erhitzter Dünſte, ſchleichend überfällt.
Dort ſoll verwelken dieſe Himmelsblume,
Die Farbe dieſer Wange dort verbleichen!
Verſchwinden die Geſtalt, die ſich das Auge
Mit Sehnſucht immer zu erhalten wünſcht.

Hofmeiſterin.

Bevor du richteſt, höre weiter an!
Unſchuldig iſt, bedarf es wohl Betheurung?
Doch vieler Uebel Urſach dieſes Kind.
Sie, als des Haders Apfel, warf ein Gott,
Erzürnt, in's Mittel zwiſchen zwey Partheyen,
Die ſich, auf ewig nun getrennt, bekämpfen.
Sie will der eine Theil zum höchſten Glück
Berechtigt wiſſen, wenn der andre ſie
Hinabzudrängen ſtrebt. Entſchieden beyde. —
Und ſo umſchlang ein heimlich Labyrinth
Verſchmitzten Wirkens doppelt ihr Geſchick,
So ſchwankte Liſt um Liſt im Gleichgewicht,
Bis ungeduld'ge Leidenſchaft, zuletzt,
Den Augenblick entſchiedenen Gewinns
Beſchleunigte. Da brach, von beyden Seiten,
Die Schranke der Verſtellung, drang Gewalt,
Dem Staate ſelbſt, gefährlich drohend, los,
Und nun, ſogleich der Schuld'gen Schuld zu hemmen,
Zu tilgen, trifft ein hoher Götterſpruch

Des Kampfs unſchuld'gen Anlaß, meinen Zögling,
Und reißt, verbannend, mich mit ihm dahin.

Gerichtsrath.

Ich ſcheite nicht das Werkzeug, rechte kaum
Mit jenen Mächten, die ſich ſolche Handlung
Erlauben können. Leider, ſind auch ſie
Gebunden und gedrängt. Sie wirken ſelten
Aus freyer Ueberzeugung. Sorge, Furcht
Vor größerm Uebel nöthiget Regenten
Die nützlich ungerechten Thaten ab.
Vollbringe was du mußt, entferne dich
Aus meiner Enge reingezognem Kreis.

Hofmeiſterin.

Den eben ſuch' ich auf! da dring' ich hin!
Dort hoff' ich Heil! du wirſt mich nicht verſtoßen.
Den werthen Zögling wünſcht' ich lange ſchon
Vom Glück zu überzeugen, das, im Kreiſe
Des Bürgerſtandes, hold genügſam, weilt.
Entſagte ſie der nicht gegönnten Höhe,
Ergäbe ſich des biedern Gatten Schutz
Und wendete von jenen Regionen,
Wo ſie Gefahr, Verbannung, Tod umlauern,
Ins Häusliche den liebevollen Blick;
Gelöſt wär' alles, meiner ſtrengen Pflicht
Wär' ich entledigt, könnt' im Vaterland,
Vertrauter Stunden mich, verweilend, freuen.

Gerichtsrath.

Ein ſonderbar Verhältniß zeigſt du mir!

Hofmeiſterin.

Dem klug entſchloßnen Manne zeig' ich's an.

Gerichtsrath.

Du giebſt ſie frey, wenn ſich ein Gatte findet?

Hofmeiſterin.

Und reichlich ausgeſtattet geb' ich ſie.

Gerichtsrath.

So übereilt, wer dürfte ſich entſchließen?

Hofmeiſterin.

Nur übereilt beſtimmt die Neigung ſich.

Gerichtsrath.

Die Unbekannte wählen wäre Frevel.

Hofmeiſterin.

Dem erſten Blick iſt ſie gekannt und werth.

Gerichtsrath.

Der Gattin Feinde drohen auch dem Gatten.

Hofmeiſterin.

Verſöhnt iſt alles, wenn ſie Gattin heißt.

Gerichtsrath.

Und ihr Geheimniß wird man's ihm entdecken?

Hofmeiſterin.

Vertrauen wird man dem Vertrauenden.

Gerichtsrath.

Und wird ſie frey ſolch einen Bund erwählen?

Hofmeiſterin.

Ein großes Uebel dränget ſie zur Wahl.

Gerichtsrath.

In ſolchem Fall zu werben iſt es redlich?

Hofmeiſterin.

Der Rettende faßt an und klügelt nicht.

Gerichtsrath.

Was ferderſt du vor allen andren Dingen?

Hofmeiſterin.

Entſchließen ſoll ſie ſich im Augenblick.

Gerichtsrath.

Iſt euer Schickſal ängſtlich ſo geſteigert?

Hofmeiſterin.

Im Hafen regt ſich emſig ſchon die Fahrt.

Gerichtsrath.

Haſt du ihr früher ſolchen Bund gerathen?

Hofmeiſterin.

Im Allgemeinen deutet' ich dahin.

Gerichtsrath.

Entfernte ſie unwillig den Gedanken?

Hofmeiſterin.

Noch war das alte Glück ihr allzunah.

Gerichtsrath.

Die ſchönen Bilder werden ſie entweichen?

Hofmeiſterin.

Das hohe Meer hat ſie hinweggeſchreckt.

Gerichtsrath.

Sie fürchtet ſich vom Vaterland zu trennen?

Hofmeiſterin.

Sie fürchtet's und ich fürcht' es wie den Tod.
O! laß uns, edler, glücklich aufgefundner,
Vergebne Mühe nicht bedenklich wechſeln!
Noch lebt in dir, dem Jüngling, jede Tugend,
Die mächt'gen Glaubens, unbedingter Liebe,
Zu nie genug geſchätzter That, bedarf.
Gewiß umgiebt ein ſchönes Kreis dich auch
Von Aehnlichen! Von Gleichen ſag' ich nicht!
O! ſieh dich um! in deinem eignen Herzen.

In deiner Freunde Herzen ſieh umher
Und findeſt du ein überfließend Maaß
Von Liebe, von Ergebung, Kraft und Muth;
So werde dem Verdienteſten dieß Kleinod,
Mit ſtillem Segen, heimlich übergeben!

Gerichtsrath.

Ich weiß, ich fühle deinen Zuſtand, kann
Und mag nicht mit mir ſelbſt, bedächtig erſt,
Wie Klugheit forderte, zu Rathe gehn!
Ich will ſie ſprechen.

Hofmeiſterin
(tritt zurück gegen Eugenien).

Gerichtsrath.

Was geſchehen ſoll,
Es wird geſchehn! In ganz gemeinen Dingen
Hängt viel von Wahl und Wollen ab; das Höchſte,
Was uns begegnet, kommt wer weiß woher.

Zweyter Auftritt.

Eugenie. Gerichtsrath.

Gerichtsrath.

Indem du mir, verehrte Schöne, nahſt,
So zweifl' ich faſt, ob man mich treu berichtet.
Du biſt unglücklich, ſagt man; doch du bringſt,
Wohin du wandelſt, Glück und Heil heran.

Eugenie.

Find' ich den erſten, dem, aus tiefer Noth,

Ich Blick und Wort entgegen wenden darf,
So mild und edel, als du mir erſcheinſt;
Dieß Angſtgefühl, ich hoffe, wird ſich löſen.

Gerichtsrath.

Ein vielerfahrner wäre zu bedauren,
Wär' ihm das Loos gefallen, das dich trifft;
Wie ruft nicht erſt bedrängter Jugend Kummer
Die Mitgefühle hülfsbedürftig an!

Eugenie.

So hob ich mich vor kurzem, aus der Nacht
Des Todes, an des Tages Licht herauf,
Ich wußte nicht wie mir geſchehn! Wie hart
Ein jäher Sturz mich, lähmend, hingeſtreckt.
Da rafft' ich mich empor, erkannte wieder
Die ſchöne Welt, ich ſah den Arzt bemüht
Die Flamme wieder anzufachen. Fand,
In meines Vaters liebevollem Blick,
An ſeinem Ton, mein Leben wieder. Nun,
Zum zweytenmal, von einem jähern Sturz,
Erwach' ich! Fremd und ſchattengleich erſcheint
Mir die Umgebung, mir der Menſchen Wandeln
Und deine Milde ſelbſt ein Traumgebild.

Gerichtsrath.

Wenn Fremde ſich in unſre Lage fühlen,
Sind ſie wohl näher, als die Nächſten, die
Oft unſern Gram, als wohlbekanntes Uebel,
Mit läſſiger Gewohnheit überſehn.
Dein Zuſtand iſt gefährlich! ob er gar
Unheilbar ſey, wer wagt es zu entſcheiden!

Eugenie.

Ich habe nichts zu ſagen! Unbekannt
Sind mir die Mächte, die mein Elend ſchufen.
Du haſt das Weib geſprochen, jene weiß;
Ich beide nur dem Wahnſinn mich entgegen.

Gerichtsrath.

Was auch der Obermacht gewalt'gen Schluß
Auf dich herabgerufen, leichte Schuld,
Ein Irrthum, den der Zufall ſchädlich leitet;
Die Achtung bleibt, die Neigung ſpricht für dich.

Eugenie.

Des reinen Herzens traulich mir bewußt,
Sinn' ich der Wirkung kleiner Fehler nach.

Gerichtsrath.

Auf ebnem Boden ſtraucheln iſt ein Scherz,
Ein Fehltritt ſtürzt vom Gipfel dich herab.

Eugenie.

Auf jenen Gipfeln ſchwebt' ich, voll Entzücken,
Der Freuden Uebermaas verwirrte mich.
Das nahe Glück berührt' ich ſchon im Geiſt,
Ein köſtlich Pfand lag ſchon in meinen Händen.
Nur wenig Ruhe! wenige Geduld!
Und alles war, ſo darf ich glauben, mein.
Doch übereilt' ich's, überließ mich, raſch,
Zudringlicher Verſuchung. — War es das? —
Ich ſah, ich ſprach, was mir zu ſehn, zu ſprechen
Verboten war. Wird ein ſo leicht Vergehn
So hart beſtraft. Ein läßlich ſcheinendes,
Scherzhafter Probe gleichendes Verbot,
Verdammt's den Uebertreter, ohne Schonung?

O! So iſt's wahr was uns der Völker Sagen
Unglaublich's überliefern! Jenes Apfels
Leichtſinnig augenblicklicher Genuß
Hat aller Welt unendlich Weh verſchuldet.
So ward auch mir ein Schlüſſel anvertraut!
Verbotne Schätze wagt' ich aufzuſchließen,
Und aufgeſchloſſen hab' ich mir das Grab.

Gerichtsrath.

Des Uebels Quelle findeſt du nicht aus,
Und aufgefunden fließt ſie ewig fort.

Eugenie.

In kleinen Fehlern ſuch' ich's, gebe mir,
Aus eitlem Wahn, die Schuld ſo groſſer Leiden.
Nur höher! höher wende den Verdacht!
Die beyden, denen ich mein ganzes Glück
Zu danken hoffte, die erhabnen Männer,
Zum Scheine reichten ſie ſich Hand um Hand.
Der innre Zwiſt unſicherer Partheyen,
Der nur in düſtern Höhlen ſich geneckt,
Er bricht vielleicht in's Freye bald hervor!
Und was mich erſt, als Furcht und Sorg', umgeben,
Entſcheidet ſich, indem es mich vernichtet
Und droht Vernichtung aller Welt umher.

Gerichtsrath.

Du jammerſt mich! das Schickſal einer Welt
Verkündeſt du nach deinem Schmerzgefühl.
Und ſchien dir nicht die Erde froh und glücklich,
Als du, ein heitres Kind, auf Blumen ſchritteſt.

Eugenie.

Wer hat es reizender als ich geſehn,

Der Erde Glück mit allen ſeinen Blüten.
Ach! alles um mich her, es war ſo reich,
So voll und rein und was der Menſch bedarf,
Es ſchien zur Luſt, zum Ueberfluß gegeben.
Und wem verdankt' ich ſolch ein Paradies?
Der Vaterliebe dankt' ich's, die, beſorgt
Um's kleinſte wie um's Größte, mich verſchwendriſch
Mit Prachtgenüſſen zu erdrücken ſchien,
Und meinen Körper, meinen Geiſt zugleich,
Ein ſolches Wohl zu tragen, bildete.
Wenn alles weichlich eitle mich umgab,
Ein wonniges Behagen mir zu ſchmeicheln;
So rief mich ritterlicher Trieb hinaus,
Zu Roß und Wagen, mit Gefahr zu kämpfen.
Oft ſehnt' ich mich in ferne Weiten hin,
Nach fremder Lande ſeltſam neuen Kreiſen.
Dorthin verſprach der edle Vater mich,
An's Meer verſprach er mich zu führen, hoffte
Sich meines erſten Blicks in's Unbegränzte,
Mit liebevollem Antheil, zu erfreun —
Da ſteh' ich nun und ſchaue weit hinaus
Und enger ſcheint mich's, enger zu umſchließen.
O Gott! Wie ſchränkt ſich Welt und Himmel ein,
Wenn unſer Herz in ſeinen Schranken banget.

Gerichtsrath.

Unſelige! die mir, aus deinen Höhen,
Ein Meteor, verderblich niederſtreifſt,
Und meiner Bahn Geſetz, berührend, ſtörſt!
Auf ewig haſt du mir den heitern Blick
In's volle Meer getrübt. Wenn Phöbus nun

Ein fieberwallend Lager ſich bereitet,
Und jedes Auge von Entzücken thränt,
Da werd' ich weg mich wenden, werde dich
Und dein Geſchick beweinen. Fern, am Rande
Des nachtumgebnen Oceans erblick' ich
Mit Noth und Jammer deinen Pfad umſtrickt!
Entbehrung alles nöthig lang' gewohnten,
Bedrängniß neuer Uebel, ohne Flucht.
Der Sonne glühendes Geſchoß durchdringt
Ein feuchtes, kaum der Flut entriſſnes Land.
Um Niederungen ſchwebet, gift'gen Brodems,
Miasmenſt'ger Streifen angeſchwollne Peſt.
Im Bette ſeh' ich, matt und hingebleicht,
Von Tag zu Tag ein Kummerleben ſchwanken.
O! die, ſo blühend, heiter vor mir ſteht,
Sie ſoll, ſo früh, langſamen Tods, verſchwinden.

Eugenie.

Entſetzen ruft du mir hervor! Dorthin?
Dorthin verſtößt man mich! In jenes Land,
Als Höllenwinkel mir, von Kindheit auf,
In grauenvollen Zügen, dargeſtellt.
Dorthin, wo ſich, in Sümpfen, Schlang' und Tiger,
Durch Rohr und Dorngeflechte, tückiſch drängen.
Wo, peinlich quälend als beliebte Weiſen,
Um Wandrer ſich Inſectenſchaaren ziehn.
Wo jeder Hauch des Windes, unbequem
Und ſchädlich, Stunden raubt und Leben kürzt.
In bitten dacht' ich, flehend ſiehſt du nun
Die Dringende. Du kannſt, du wirſt mich retten.

Gerichtsrath.

Ein mächtig ungeheurer Talismann
Liegt in den Händen deiner Führerin.

Eugenie.

Was iſt Geſetz und Ordnung? Können ſie
Der Unſchuld Kindertage nicht beſchützen?
Wer ſeyd denn ihr? die ihr, mit leerem Stolz,
Durch's Recht Gewalt zu bänd'gen euch berühmt.

Gerichtsrath.

In abgeſchloßnen Kreiſen lenken wir,
Geſetzlich ſtreng, das in der Mittelhöhe
Des Lebens wiederkehrend Schwebende.
Was droben ſich in ungemeßnen Räumen,
Gewaltig ſeltſam, hin und her bewegt,
Belebt und tödtet, ohne Rath und Urtheil,
Das wird nach anderm Maas, nach andrer Zahl
Vielleicht berechnet; bleibt uns räthſelhaft.

Eugenie.

Und iſt das alles? haſt du weiter nichts
Zu ſagen? zu verkünden.

Gerichtsrath.

Nichts!

Eugenie.

Ich glaub' es nicht!
Ich darf's nicht glauben.

Gerichtsrath.

Laß! o laß mich fort!
Soll ich als feig, als unentſchloſſen gelten?
Bedauern, jammern? Soll nicht, irgendhin,
Mit kühner Hand, auf deine Rettung deuten?

Doch läge nicht, in dieſer Kühnheit ſelbſt,
Für mich die gräßlichſte Gefahr, von dir
Verkannt zu werden! Mit verfehltem Zweck
Als frevelhaft unwürdig zu erſcheinen.

Eugenie.

Ich laſſe dich nicht los, den mir das Glück,
Mein altes Glück, vertraulich zugeſendet.
Mich hat's, von Jugend auf, gehegt, gepflegt,
Und nun, im rauhen Sturme, ſendet mir's
Den edlen Stellvertreter ſeiner Neigung.
Sollt' ich nicht ſehen? fühlen? daß du Theil
An mir und meinem Schickſal nimmſt. Ich ſehe
Nicht ohne Wirkung hier! du ſinnſt! du denkſt! —
Im weiten Kreiſe rechtlicher Erfahrung
Schauſt du, zu meinen Gunſten, um dich her.
Noch bin ich nicht verloren! Ja du ſuchſt
Ein Mittel mich zu retten. Haſt es wohl
Schon ausgefunden! Mir bekennt's dein Blick,
Dein tiefer, ernſter, freundlich trüber Blick.
O! kehre dich nicht weg! O! ſprich es aus,
Ein hohes Wort, das mich zu heilen tönte.

Gerichtsrath.

So wendet, voll Vertraun, zum Arzte ſich
Der tieferkrankte, fleht um Linderung,
Fleht um Erhaltung ſchwer bedrohter Tage.
Als Gott erſcheint ihm der erfahrne Mann.
Doch ach! Ein bitter, unerträglich Mittel
Wird nun geboten. Ach! ſoll ihm, vielleicht,
Der edlen Glieder grauſame Verſtümmlung,
Verluſt, ſtatt Heilung, angekündigt werden?

Gerettet willſt du ſeyn! Zu retten biſt du,
Nicht herzuſtellen. Was du warſt iſt hin,
Und was du ſeyn kannſt, magſt du's übernehmen?

Eugenie.

Um Rettung aus des Todes Nachtgewalt,
Um dieſes Lichts erquickenden Genuß,
Um Sicherheit des Daſeyns, ruft zuerſt,
Aus tiefer Noth, ein Halbverlorner noch.
Was dann zu heilen ſey, was zu erſtatten,
Was zu vermiſſen, lehre Tag um Tag.

Gerichtsrath.

Und nächſt dem Leben was erſiehſt du dir?

Eugenie.

Des Vaterlandes vielgeliebten Boden!

Gerichtsrath.

Du forderſt viel im einz'gen, großen Wort!

Eugenie.

Ein einzig Wort enthält mein ganzes Glück.

Gerichtsrath.

Den Zauberbann, wer wagt's ihn aufzulöſen?

Eugenie.

Der Tugend Gegenzauber ſiegt gewiß!

Gerichtsrath.

Der obern Macht iſt ſchwer zu widerſtehen.

Eugenie.

Allmächtig iſt ſie nicht die ohne Macht.
Gewiß! dir giebt die Kenntniß jener Formen,
Für Hohe wie für Niedre gleich verbindlich,
Ein Mittel an. Du lächelſt. Iſt es möglich!
Das Mittel iſt gefunden! Sprich es aus!

Gerichtsrath.

Was hälf' es, meine Beſte, wenn ich dir
Von Möglichkeiten ſpräche! Möglich ſcheint
Faſt alles unſern Wünſchen; unſrer That
Setzt ſich, von innen wie von außen, viel,
Was ſie durchaus unmöglich macht, entgegen,
Ich kann, ich darf nicht reden, laß mich los!

Eugenie.

Und wenn du täuſchen ſollteſt! — Wäre nur,
Für Augenblicke, meiner Phantaſie
Ein zweifelhafter, leichter Flug vergönnt!
Ein Uebel um das andre biete mir!
Ich bin gerettet, wenn ich wählen kann.

Gerichtsrath.

Ein Mittel giebt es, dich im Vaterland
Zurück zu halten. Friedlich iſt's und manchem
Erſchien es auch erfreulich. Große Gunſt
Hat es vor Gott und Menſchen. Heil'ge Kräfte
Erheben's über alle Willkühr. Jedem,
Der's anerkennt, ſich's anzueignen weiß,
Verſchafft es Glück und Ruhe. Vollbeſtand
Erwünſchter Lebensgüter ſind wir ihm,
So wie der Zukunft höchſte Bilder ſchuldig.
Als allgemeines Menſchengut verordnet's
Der Himmel ſelbſt, und ließ dem Glück, der Kühnheit
Und ſtiller Neigung Raum ſich's zu erwerben.

Eugenie.

Welch Paradies in Räthſeln ſtellſt du dar!

Gerichtsrath.

Der eignen Schöpfung himmliſch Erdenglück.

Eugenie.

Was hilft mein Sinnen! ich verwirre mich!

Gerichtsrath.

Erräth'ſt du's nicht; ſo liegt es fern von dir.

Eugenie.

Das zeige ſich ſobald du ausgeſprochen.

Gerichtsrath.

Ich wage viel! der Ehſtand iſt es!

Eugenie.

Wie?

Gerichtsrath.

Geſprochen iſt's, nun überlege du.

Eugenie.

Mich überraſcht, mich ängſtet ſolch ein Wort.

Gerichtsrath.

In's Auge faſſe was dich überraſcht.

Eugenie.

Mir lag es fern in meiner freyen Zeit,
Nun kann ich ſeine Nähe nicht ertragen;
Die Sorge, die Beklemmung mehrt ſich nur.
Von meines Vaters, meines Königs Hand,
Mußt' ich dereinſt den Bräutigam erwarten.
Voreilig ſchwärmte nicht mein Blick umher
Und keine Neigung wuchs in meiner Bruſt.
Nun ſoll ich denken was ich nie gedacht
Und fühlen was ich, ſittſam, weggewieſen.
Soll mir den Gatten wünſchen, eh ein Mann
Sich liebenswerth und meiner werth gezeigt,
Und jenes Glück, das Hymen uns verſpricht,
Zum Rettungsmittel meiner Noth entweihen.

Gerichtsrath.

Dem wackern Mann vertraut ein Weib, getroſt,
Und wär' er fremd, ein zweifelhaft Geſchick.
Der iſt nicht fremd, wer Theil zu nehmen weiß.
Und ſchnell verbindet ein Bedrängter ſich
Mit ſeinem Retter. Was im Lebensgange
Dem Gatten ſeine Gattin feſſelnd eignet,
Ein Sicherheitsgefühl, ihr werd' es nie
An Rath und Troſt, an Schutz und Hülfe fehlen,
Das flößt, im Augenblick, ein kühner Mann,
Dem Buſen des gefahrumgebnen Weibes,
Durch Wagethat, auf ew'ge Zeiten, ein.

Eugenie.

Und mir, wo zeigte ſich ein ſolcher Held?

Gerichtsrath.

Der Männerſchaar iſt groß in dieſer Stadt.

Eugenie.

Doch allen bin und bleib' ich unbekannt.

Gerichtsrath.

Nicht lange bleibt ein ſolcher Blick verborgen!

Eugenie.

O! täuſche nicht ein leichtbetrognes Hoffen!
Wo fände ſich ein Gleicher? ſeine Hand
Mir, der erniedrigten, zu reichen. Dürft' ich
Dem Gleichen ſelbſt ein ſolches Glück verdanken?

Gerichtsrath.

Ungleich erſcheint im Leben viel, doch bald
Und unerwartet iſt es ausgeglichen.
In ew'gem Wechſel wiegt ein Wohl das Weh
Und ſchnelle Leiden unſre Freuden auf.

Nichts iſt beſtändig! Manches Mißverhältniß
Löſ't, unbemerkt, indem die Tage rollen,
Durch Stufenſchritte ſich in Harmonie.
Und ach! den größten Abſtand weiß die Liebe,
Die Erde mit dem Himmel, auszugleichen.

Eugenie.

In leere Träume denkſt du mich zu wiegen.

Gerichtsrath.

Du biſt gerettet, wenn du glauben kannſt.

Eugenie.

So zeige mir des Retters treues Bild.

Gerichtsrath.

Ich zeig' ihn dir, er bietet ſeine Hand!

Eugenie.

Du! welch ein Leichtſinn überraſchte dich?

Gerichtsrath.

Entſchieden bleibt auf ewig mein Gefühl.

Eugenie.

Der Augenblick! vermag er ſolche Wunder?

Gerichtsrath.

Das Wunder iſt des Augenblicks Geſchöpf.

Eugenie.

Und Irrthum auch der Uebereilung Sohn.

Gerichtsrath.

Ein Mann, der dich geſehen, irrt nicht mehr.

Eugenie.

Erfahrung bleibt des Lebens Meiſterin.

Gerichtsrath.

Verwirren kann ſie, doch das Herz entſcheidet.
O! laß dir ſagen: wie, vor wenig Stunden,

Ich mit mir ſelbſt zu Rathe ging und mich
So einſam fühlte. Meine ganze Lage,
Vermögen, Stand, Geſchäft in's Auge faßte
Und, um mich her, nach einer Gattin ſann,
Da regte Phantaſie mir manches Bild,
Die Schätze der Erinnrung ſichtend auf,
Und wohlgefällig ſchwebten ſie vorüber.
Zu keiner Wahl bewegte ſich mein Herz.
Doch du erſcheineſt, ich empfinde nun
Was ich bedurfte. Dieß iſt mein Geſchick.

Eugenie.

Die Fremde, Schlechtumgebne, Mißempfohlne,
Sie konnte froben ſtolzen Troſt empfinden,
Sich ſo geſchätzt, ſich ſo geliebt zu ſehn;
Bedächte ſie nicht auch des Freundes Glück,
Des edlen Manns, der, unter allen Menſchen
Vielleicht zuletzt, ihr Hülfe bieten mag.
Betriegſt du dich nicht ſelbſt? und wagſt du dich
Mit jener Macht, die mich bedroht, zu meſſen.

Gerichtsrath.

Mit jener nicht allein! — Dem Ungeſtüm
Des rohen Drangs der Menge zu entgehn,
Hat uns ein Gott den ſchönſten Port bezeichnet.
Im Hauſe, wo der Gatte ſicher waltet,
Da wohnt allein der Friede, den, vergebens,
Im Weiten, du, da draußen, ſuchen magſt.
Unruh'ge Mißgunſt, grimmige Verläumdung,
Verhallendes, partheyiſches Beſtreben,
Nicht wirken ſie auf dieſen heil'gen Kreis!
Vernunft und Liebe hegen jedes Glück

Und jeden Unfall mildert ihre Hand.
Komm! rette dich zu mir! Ich kenne mich!
Und weiß was ich verſprechen darf und kann.

Eugenie.

Biſt du in deinem Hauſe Fürſt?

Gerichtsrath.

Ich bin's!
Und jeder iſt's, der Gute wie der Böſe.
Reicht eine Macht denn wohl in jenes Haus?
Wo der Tyrann die holde Gattin kränkt,
Wenn er, nach eignem Sinn, verworren handelt;
Durch Launen, Worte, Thaten, jede Luſt,
Mit Schadenfreude, ſinnreich untergräbt.
Wer trocknet ihre Thränen? Welch Geſetz,
Welch Tribunal erreicht den Schuldigen?
Er triumphirt und ſchweigende Geduld
Seufzt, nach und nach, verzweifelnd, ſie in's Grab.
Nothwendigkeit, Geſetz, Gewohnheit gaben
Dem Mann ſo große Rechte; ſie vertrauten
Auf ſeine Kraft, auf ſeinen Biederſinn. —
Nicht Heldenfauſt, nicht Heldenſtamm, Geliebte,
Verehrte Fremde, weiß ich dir zu bieten;
Allein des Bürgers hohen Sicherſtand.
Und biſt du mein, was kann dich mehr berühren.
Auf ewig biſt du mein, verſorgt, beſchützt.
Der König fordre dich von mir zurück;
Als Gatte kann ich mit dem König rechten.

Eugenie.

Vergieb! Mir ſchwebt noch allzulebhaft vor
Was ich verſcherzte! Du, Großmüthiger,

Bedenkeſt nur was mir noch übrig blieb.
Wie wenig iſt es! Dieſes Wenige
Lehrſt du mich ſchätzen, giebſt mein eignes Weſen,
Durch dein Gefühl, belebend mir zurück.
Verehrung zoll' ich dir. Wie ſoll ich's nennen?
Dankbare, ſchweſterlich entzückte Neigung!
Ich fühle mich als dein Geſchöpf und kann
Dir leider, wie du wünſcheſt, nicht gehören.

Gerichtsrath.

So ſchnell verſagſt du dir und mir die Hoffnung!

Eugenie.

Das Hoffnungsloſe kündet ſchnell ſich an!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Hofmeiſterin.

Hofmeiſterin.

Dem günſtgen Wind gehorcht die Flotte ſchon,
Die Segel ſchwellen, alles eilt hinab.
Die Scheidenden umarmen thränend ſich,
Und von den Schiffen, von dem Strande wehn
Die weißen Tücher noch den letzten Gruß.
Bald lichtet unſer Schiff die Anker auch!
Komm! laß uns gehen! Uns begleitet nicht
Ein Scheidegruß, wir ziehen unbeweint.

Gerichtsrath.

Nicht unbeweint, nicht ohne bittern Schmerz
Zurückgelaßner Freunde, die, nach euch,

Die Arme rettend ſtrecken. O! Vielleicht
Erſcheint, was ihr im Augenblick verſchmäht,
Euch, bald, ein ſehnſuchtswerthes, fernes Bild.

(zu Eugenien.)

Vor wenigen Minuten nannt' ich dich,
Entzückt, willkommen! Soll ein Lebewohl,
Nehend, auf ewig, unſre Trennung ſiegeln?

Hofmeiſterin.

Der Unterredung Inhalt, ahnd' ich ihn?

Gerichtsrath.

Zum ew'gen Bunde ſiehſt du mich bereit.

Hofmeiſterin

(zu Eugenien).

Und wie erkennſt du ſolch ein groß Erbieten?

Eugenie.

Mit höchſt gerührten Herzens reinſtem Dank.

Hofmeiſterin.

Und ohne Neigung dieſe Hand zu faſſen?

Gerichtsrath.

Zur Hülfe bietet ſie ſich dringend an.

Eugenie.

Das Nächſte ſteht oft unergreifbar fern.

Hofmeiſterin.

Ach! fern von Rettung ſtehn wir nur zu bald.

Gerichtsrath.

Und haſt du künftig drohendes bedacht?

Eugenie.

Sogar das letzte Drohende, den Tod.

Hofmeiſterin.

Ein angebotnes Leben ſchlägſt du aus?

Gerichtsrath.

Erwünschte Feyer froher Bundestage.

Eugenie.

Ein Fest versäumt' ich, kein's erscheint mir wieder

Hofmeisterin.

Gewinnen kann, wer viel verloren, schnell.

Gerichtsrath.

Nach glänzendem ein dauerhaft Geschick.

Eugenie.

Hinweg die Dauer, wenn der Glanz verlosch.

Hofmeisterin.

Wer mögliches bedenkt läßt sich genügen.

Gerichtsrath.

Und wem genügte nicht an Lieb' und Treue?

Eugenie.

Den Schmeichelworten widerspricht mein Herz,
Und widerstrebt euch beyden, ungeduldig.

Gerichtsrath.

Ach! allzulästig scheint, ich weiß es wohl,
Uns unwillkommne Hülfe! Sie erregt
Nur innern Zwiespalt. Danken möchten wir,
Und sind undankbar, da wir nicht empfangen.
Drum laßt mich scheiden! doch des Hafenburgers
Gebrauch und Pflicht vorher an euch erfüllen;
Aus's unfruchtbare Meer, von Landesgaben,
Zum Lebewohl, Erquickungsvorrath widmen.
Dann werd' ich stehen, werde, starren Blicks,
Geschwollne Segel ferner, immer ferner,
Und Glück und Hoffnung, weichend, schwinden sehn.

Vierter Auftritt.

Eugenie. Hofmeiſterin.

Eugenie.

In deiner Hand, ich weiß es, ruht mein Heil,
So wie mein Elend. Laß dich überreden!
Laß dich erweichen! Schiffe mich nicht ein.

Hofmeiſterin.

Du lenkeſt nur was uns begegnen ſoll,
Du haſt zu wählen! Ich gehorche nur
Der ſtarken Hand, ſie ſtößt mich vor ſich hin.

Eugenie.

Und nennſt du Wahl? wenn unvermeidliches
Unmöglichem ſich gegenüber ſtellt.

Hofmeiſterin.

Der Bund iſt möglich wie der Mann vermeidlich.

Eugenie.

Unmöglich iſt was Edle nicht vermögen.

Hofmeiſterin.

Für dieſen biedern Mann vermagſt du viel.

Eugenie.

In hehre Lagen führe mich zurück;
Und ſein Erbieten lohn' ich gränzenlos.

Hofmeiſterin.

Ihn lohne gleich was ihn allein belohnt,
Zu hohen Stufen heb ihn deine Hand!
Wenn Tugend, wenn Verdienſt den tüchtigen
Nur langſam fördern, wenn er ſtill entſagend
Und kaum bemerkt, ſich andern widmend, ſtrebt:
So führt ein edles Weib ihn leicht an's Ziel.

Hinunter ſoll kein Mann die Blicke wenden,
Hinauf zur höchſten Frauen kehr' er ſich!
Gelingt es ihm ſie zu erwerben, ſchnell
Geebnet zeigt des Lebens Pfad ſich ihm.

Eugenie.

Verwirrender, verfälſchter Worte Sinn,
Entwickl' ich wohl aus deinen falſchen Reden,
Das Gegentheil erkenn' ich nur zu klar:
Der Gatte zieht ſein Weib unwiderſtehlich
In ſeines Kreiſes abgeſchloßne Bahn.
Dorthin iſt ſie gebannt, ſie kann ſich nicht,
Aus eigner Kraft, beſondre Wege wählen,
Aus niedrem Zuſtand führt er ſie hervor,
Aus höhern Sphären lockt er ſie hernieder.
Verſchwunden iſt die frühere Geſtalt,
Verloſchen jede Spur vergangner Tage.
Was ſie gewann, wer will es ihr entreißen?
Was ſie verlor, wer giebt es ihr zurück?

Hofmeiſterin.

So brichſt du, grauſam, dir und mir den Stab.

Eugenie.

Noch forſcht mein Blick nach Rettung hoffnungsvoll.

Hofmeiſterin.

Der Liebende verzweifelt, kannſt du hoffen?

Eugenie.

Ein kalter Mann verlieh' uns beſſern Rath.

Hofmeiſterin.

Von Rath und Wahl iſt keine Rede mehr;
Du ſtürzeſt mich in's Elend, folge mir!

Eugenie.

O! daß ich dich noch einmal, freundlich hold,
Vor meinen Augen ſähe! wie du ſtets
Von früher Zeit herauf mich angeblickt.
Der Sonne Glanz, die alles Leben regt,
Des klaren Monds erquicklich leiſer Schein,
Begegneten mir holder nicht als du.
Was konnt' ich wünſchen? Vorbereitet war's.
Was durft' ich fürchten? Abgelehnt war alles!
Und zog ſich in's Verborgne meine Mutter,
Vor ihres Kindes Blicken, früh zurück;
So reichteſt du ein überfließend Maas
Beſorgter Mutterliebe mir entgegen.
Biſt du denn ganz verwandelt? Aeußerlich
Erſcheinſt du mir die vielgeliebte ſelber;
Doch ausgewechſelt iſt, ſo ſcheint's, dein Herz —
Du biſt es noch, die ich um Klein und Großes
So oft gebeten, die mir nichts verweigert.
Gewohnter Ehrfurcht kindliches Gefühl,
Es lehrt mich nun das Höchſte zu erbitten.
Und könnt' es mich erniedrigen? dich nun
An Vaters, Königs, dich an Gottes Statt,
Gebognen Knies um Rettung anzuflehen.

(ſie kniet.)

Hofmeiſterin.

In dieſer Lage ſcheinſt du meiner nur
Verſtellt zu ſpotten. Falſchheit rührt mich nicht.

(hebt Eugenien mit Heftigkeit auf.)

Eugenie.

So hartes Wort, ſo widriges Betragen,

Erfahr' ich das, erleb' ich das von dir?
Und mit Gewalt verſcheuchſt du meinen Traum.
Im klaren Lichte ſeh' ich mein Geſchick!
Nicht meine Schuld, nicht jener Großen Zwiſt,
Des Bruders Tücke hat mich hergeſtoßen
Und, mitverſchworen, hältſt du mich gebannt.

Hofmeiſterin.

Dein Irrthum ſchwankt nach allen Seiten hin,
Was will der Bruder gegen dich beginnen?
Den böſen Willen hat er, nicht die Macht.

Eugenie.

Sey's wie ihm wolle! Noch verſchmacht' ich nicht
In ferner Wüſte hoffnungsloſen Räumen.
Ein liebend Volk bewegt ſich um mich her,
Ein liebend Volk, das auch den Vaternamen,
Entzückt, aus ſeines Kindes Mund vernimmt.
Die fordr' ich auf. Aus roher Menge fündet
Ein mächt'ger Ruf mir meine Freiheit an.

Hofmeiſterin.

Die rohe Menge haſt du nie gekannt,
Sie ſtarrt und ſtaunt und zaudert, läßt geſchehn:
Und regt ſie ſich; ſo endet ohne Glück,
Was, ohne Plan, zufällig ſie begonnen.

Eugenie.

Den Glauben wirſt du mir, mit kaltem Wort,
Nicht, wie mein Glück, mit frecher That, zerſtören.
Dort unten hoff' ich Leben, aus dem Leben,
Dort wo die Maſſe, thätig ſtrömend, wogt.
Wo jedes Herz, mit wenigem befriedigt,

Für beides Mitleid gern ſich öffnen mag.
Du hältſt mich nicht zurück! Ich rufe, laut,
Wie furchtbar mich Gefahr und Noth bedrängen,
In's wühlende Gemiſch mich ſtürzend, aus.

Fünfter Aufzug.

Platz am Hafen.

Erster Auftritt.

Eugenie. Hofmeisterin.

Eugenie.

Mit welchen Ketten führst du mich zurück?
Gehorch' ich, widerwillen, dießmal auch!
Fluchwürdige Gewalt der Stimme, die
Mich einst, so glatt, zur Folgsamkeit gewöhnte,
Die meines ersten bildsamen Gefühls,
Im ganzen Umfang, sich bemeisterte.
Du warst es, der ich dieser Worte Sinn
Zuerst verdanke, dieser Sprache Kraft
Und künstliche Verknüpfung; diese Welt
Hab' ich aus deinem Munde, ja, mein eignes Herz.
Nun brauchst du diesen Zauber gegen mich,
Du fesselst mich, du schleppst mich hin und wieder,
Mein Geist verwirrt sich, mein Gefühl ermattet,
Und zu den Todten sehn' ich mich hinab.

Hofmeisterin.

O! hätte diese Zauberkraft gewirkt,
Als ich dich dringend, flehentlich, gebeten,
Von jenen hohen Planen abzustehn.

Eugenie.

Du ahndeteſt ſolch ungeheures Uebel
Und warnteſt nicht den allzuſichern Muth!

Hofmeiſterin.

Wohl durft' ich warnen; aber leiſe nur;
Die ausgeſprochne Sylbe trug den Tod.

Eugenie.

Und hinter deinem Schweigen lag Verbannung!
Ein Todeswort, willkommner war es mir.

Hofmeiſterin.

Dieß Unglück, vorgeſehen oder nicht,
Hat mich und dich in gleiches Netz verſchlungen.

Eugenie.

Was kann ich wiſſen welch ein Lohn dir wird,
Um deinen armen Zögling zu verderben.

Hofmeiſterin.

Er wartet wohl am fremden Strande mein!
Das Segel ſchwillt und führt uns beyde hin.

Eugenie.

Noch hat das Schiff in ſeine Kerker nicht
Mich aufgenommen. Sollt' ich willig gehn?

Hofmeiſterin.

Und riefſt du nicht das Volk zur Hülfe ſchon?
Es ſtaunte nur dich an und ſchwieg und ging.

Eugenie.

Mit ungeheurer Noth im Kampfe, ſchien
Ich dem gemeinen Blick des Wahnſinns Beute.
Doch ſollſt du mir mit Worten, mit Gewalt,
Den muth'gen Schritt nach Hülfe nicht verkümmern.
Die Erſten dieſer Stadt erheben ſich,

Aus ihren Häuſern, dem Geſtade zu,
Die Schiffe zu bewundern, die, gereiht,
Uns unerwünſcht, das hohe Meer gewinnen.
Schon regt ſich am Pallaſt des Gouverneurs
Die Wache. Jener iſt es, der die Stufen,
Von mehreren begleitet, niederſteigt.
Ich will ihn ſprechen, ihm den Fall erzählen!
Und iſt er werth, an meines Königs Platz,
Den wichtigſten Geſchäften vorzuſtehn;
So weist er mich nicht unerhört von hinnen.

Hofmeiſterin.

Ich hindre dich an dieſem Schritte nicht,
Doch nennſt du keinen Namen, nur die Sache.

Eugenie.

Den Namen nicht, bis ich vertrauen darf.

Hofmeiſterin.

Es iſt ein edler junger Mann und wird
Was er vermag, mit Anſtand, gern gewähren.

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Der Gouverneur. Adjutanten.

Eugenie.

Dir in den Weg zu treten! darf ich's wagen?
Wirſt du der kühnen Fremden auch verzeihn?

Gouverneur

(nachdem er ſie aufmerkſam betrachtet).

Wer ſich, wie du, dem erſten Blick empfiehlt,
Der iſt gewiß des freundlichſten Empfangs.

Eugenie.

Nicht froh und freundlich iſt es was ich bringe,
Entgegen treibt mich dir die höchſte Noth.

Gouverneur.

Iſt ſie zu heben möglich, ſey mir's Pflicht;
Iſt ſie auch nur zu lindern, ſoll's geſchehn.

Eugenie.

Von hohem Haus entſproß die Bittende;
Doch, leider, ohne Namen tritt ſie auf.

Gouverneur.

Ein Name wird vergeſſen; dem Gedächtniß
Schreibt ſolch ein Bild ſich unauslöſchlich ein.

Eugenie.

Gewalt und Liſt entreiſſen, führen, drängen,
Mich, von des Vaters Bruſt, an's wilde Meer.

Gouverneur.

Wer durfte ſich an dieſem Friedensbild,
Mit ungeweihter Feindeshand, vergreifen?

Eugenie.

Ich ſelbſt vermuthe nur! Mich überraſcht,
Aus meinem eignen Hauſe, dieſer Schlag.
Von Eigennutz und böſem Rath geleitet
Sann mir ein Bruder dieß Verderben aus,
Und dieſe hier, die mich erzogen, ſteht.
Mir unbegreiflich, meinen Feinden bey.

Hofmeiſterin.

Ihr ſteh' ich bey und mildre großes Uebel,
Das ich zu heilen, leider, nicht vermag.

Eugenie.

Ich ſoll zu Schiffe ſteigen, fordert ſie!
Nach jenen Ufern führt ſie mich hinüber!

Hofmeiſterin.

Geb' ich auf ſolchem Weg ihr das Geleit;
So zeigt es Liebe, Mutterſorgfalt an.

Gouverneur.

Verzeiht, geſchätzte Frauen, wenn ein Mann,
Der, jung an Jahren, manches in der Welt
Geſehn und überlegt, im Augenblick
Da er euch ſieht und hört, bedenklich ſtutzt.
Vertrauen ſcheint ihr beyde zu verdienen,
Und ihr mißtraut einander beyde ſelbſt,
So ſcheint es wenigſtens. Wie ſoll ich nun
Des wunderbaren Knotens Räthſelſchlinge,
Die euch umſtrickt, zu löſen übernehmen?

Eugenie.

Wenn du mich hören willſt, vertrau' ich mehr.

Hofmeiſterin.

Auch ich vermöchte manches zu erklären.

Gouverneur.

Daß uns, mit Fabeln, oft ein Fremder täuſcht,
Muß auch der Wahrheit ſchaden, wenn wir ſie
In abenteuerlicher Hülle ſehn.

Eugenie.

Mißtraust du mir; ſo bin ich ohne Hülfe.

Gouverneur.

Und traut' ich auch; iſt doch zu helfen ſchwer.

Eugenie.

Nur zu den meinen ſende mich zurück.

Gouverneur.

Verlorne Kinder aufzunehmen, gar
Entwendete, verſtoßne zu beſchützen,
Bringt wenig Dank dem wohlgeſinnten Mann.
Um Gut und Erbe wird ſogleich ein Streit,
Um die Perſon, ob ſie die rechte ſey?
Gehäſſig aufgeregt, und wenn Verwandte,
Um's Mein und Dein, gefühllos hadern, trifft
Den Fremden, der ſich eingemiſcht, der Haß
Von beyden Theilen und nicht ſelten gar,
Weil ihm der ſtrengere Beweis nicht glückt,
Steht er zuletzt auch vor Gericht beſchämt.
Verzeih mir alſo, wenn ich nicht ſogleich,
Mit Hoffnung, dein Geſuch erwiedern kann.

Eugenie.

Ziemt eine ſolche Furcht dem edlen Mann;
Wohin ſoll ſich ein Unterdrückter wenden?

Gouverneur.

Doch wenigſtens entſchuldigſt du gewiß,
Im Augenblick wo ein Geſchäft mich ruft,
Wenn ich, auf morgen frühe, dich hinein
In meine Wohnung lade, dort genauer
Das Schickſal zu erfahren, das dich drängt.

Eugenie.

Mit Freuden werd' ich kommen. Nimm voraus
Den lauten Dank für meine Rettung an!

Hofmeiſterin

(die ihm ein Papier überreicht).

Wenn wir auf deine Ladung nicht erſcheinen;
So iſt dieß Blatt Entſchuldigung genug.

Gouverneur

(der es aufmerkſam eine Weile angeſehen, es zurückgebend).

So kann ich freylich nur beglückte Fahrt,
Ergebung in's Geſchick und Hoffnung wünſchen.

Dritter Auftritt.

Eugenie. Hofmeiſterin.

Eugenie.

Iſt dieß der Talismann? mit dem du mich
Entführſt, gefangen hältſt, der alle Guten,
Die ſich zu Hülfe mir bewegen, lähmt.
Laß mich es anſehn, dieſes Todes-Blatt!
Mein Elend kenn' ich, nun ſo laß mich auch,
Wer es verhängen konnte, laß mich's wiſſen.

Hofmeiſterin

(die das Blatt offen darzeigt).

Hier! Sieh herein.

Eugenie

(ſich wegwendend).

Entſetzliches Gefühl!
Und überlebt' ich's? wenn des Vaters Name,
Des Königs Name mir entgegen blitzte.
Noch iſt die Täuſchung möglich, daß, verwegen,
Ein Kronbeamter die Gewalt mißbraucht,
Und, meinem Bruder frönend, mich verletzt.
Da bin ich noch zu retten. Eben dieß
Will ich erfahren! Zeige her!

Hofmeiſterin (wie oben).

Du ſiehſt's!

Eugenie (wie oben).

Der Muth verläßt mich! Nein, ich wag' es nicht.
Sey's wie es will, ich bin verloren! Bin
Aus allem Vortheil dieſer Welt geſtoßen;
Entſag' ich denn auf ewig dieſer Welt!
O! dieß vergönnſt du mir! du willſt es ja,
Die Feinde wollen meinen Tod, ſie wollen
Mich lebend eingeſcharrt. Vergönne mir
Der Kirche mich zu nähern, die, begierig,
So manch unſchuldig Opfer ſchon verſchlang.
Hier iſt der Tempel, dieſe Pforte führt
Zu ſtillem Jammer, wie zu ſtillem Glück;
Laß dieſen Schritt mich in's Verborgne thun,
Was mich daſelbſt erwartet, ſey mein Loos.

Hofmeiſterin.

Ich ſehe die Aebtiſſin ſteigt, begleitet
Von zwey der ihren, zu dem Platz herab,
Auch ſie iſt jung, von hohem Haus entſproſſen,
Entdeck' ihr deinen Wunſch, ich hindr' es nicht.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Aebtiſſin. Zwey Nonnen.

Eugenie.

Betäubt, verworren, mit mir ſelbſt entzweyt
Und mit der Welt, verehrte heil'ge Jungfrau,

Siehſt du mich hier. Die Angſt des Augenblicks,
Die Sorge für die Zukunft treiben mich
In deine Gegenwart, in der ich Linderung
Des ungeheuren Uebels hoffen darf.

Aebtiſſin.

Wenn Ruhe, wenn Beſonnenheit und Friede
Mit Gott und unſerm eignen Herzen, ſich
Mittheilen läßt; ſo ſoll es, edle Fremde,
Nicht fehlen an der Lehre treuem Wort,
Dir einzuflößen, was der Meinen Glück
Und meins, für heut ſo wie auf ewig, fördert.

Eugenie.

Unheilbar iſt mein Uebel, ſchwerlich macht'
Es durch der Worte göttliche Gewalt
Sogleich zu heilen ſeyn. O! nimm mich auf
Und laß mich weilen, wo du weilſt. Mich erſt
In Thränen löſen dieſe Bangigkeit
Und mein erleichtert Herz dem Troſte weihen.

Aebtiſſin.

Wohl hab' ich oft, im heiligen Bezirk,
Der Erde Thränen ſich in göttlich Lächeln
Verwandeln ſehn, in himmliſches Entzücken,
Doch drängt man ſich gewaltſam nicht herein;
Der manche Prüfung muß die neue Schweſter,
Und ihren ganzen Werth, uns erſt entwickeln.

Hofmeiſterin.

Entſchiedner Werth iſt leicht zu kennen, leicht
Was du bedingen möchteſt zu erfüllen.

Aebtiſſin.

Ich zweifle nicht am Adel der Geburt,

Nicht am Vermögen, dieſes Hauſes Rechte,
Die groß und wichtig ſind, dir zu gewinnen.
Drum laßt mich bald vernehmen was ihr denkt.

Eugenie.

Gewähre meine Bitte, nimm mich auf!
Verbirg mich vor der Welt, im tiefſten Winkel.
Und meine ganze Habe nimm dahin.
Ich bringe viel und hoffe mehr zu leiſten.

Aebtiſſin.

Kann uns die Jugend, uns die Schönheit rühren,
Ein edles Weſen ſpricht's an unſer Herz;
So haſt du viele Rechte, gutes Kind.
Geliebte Tochter! komm an meine Bruſt!

Eugenie.

Mit dieſem Wort, mit dieſem Herzensdruck
Beſänftigſt du auf einmal alles Toben
Der aufgeregten Bruſt. Die letzte Welle
Umſpühlt mich weichend noch. Ich bin im Hafen.

Hofmeiſterin
(dazwiſchentretend).

Wenn nicht ein grauſam Schickſal widerſtünde!
Betrachte dieſes Blatt, uns zu beklagen.
(Sie reicht der Aebtiſſin das Blatt.)

Aebtiſſin (die es lieſt).

Ich muß dich tadeln, daß du, wiſſentlich,
So manch vergeblich Wort mit angehört.
Ich beuge, vor der höhern Hand, mich tief,
Die hier zu walten ſcheint.

Fünfter Auftritt.

Eugenie. Hofmeiſterin.

Eugenie.

Wie? höhre Hand?
Was meynt die Heuchlerin? verſteht ſie Gott?
Der himmliſch Höchſte hat gewiß nicht hier,
Mit dieſer Freveithat, zu thun. Verſteht
Sie unſern König? Wohl! ich muß es dulden
Was dieſer über mich verhängt. Allein
Ich will nicht mehr in Zweifel, zwiſchen Furcht
Und Liebe ſchweben, will nicht weibiſch mehr,
Indem ich untergehe, noch des Herzens
Und ſeiner weichlichen Gefühle ſchonen.
Es breche, wenn es brechen ſoll, und nun
Verlang' ich dieſes Blatt zu ſehen, ſey
Von meinem Vater, ſey von meinem König
Das Todesurtheil unterzeichnet. Jener
Gereizten Gottheit, die mich niederſchmettert,
Will ich, getroſt ins Auge ſchauend, ſtehn.
O! daß ich vor ihr ſtünde. Fürchterlich
Iſt der bedrängten Unſchuld letzter Blick.

Hofmeiſterin.

Ich hab' es nie verweigert, nimm es hin.

Eugenie

(das Papier von außen anſehend).

Das iſt des Menſchen wunderbar Geſchick,
Daß, bey dem größten Uebel, noch die Furcht
Vor fernerem Verluſt ihm übrig bleibt.
Sind wir ſo reich, ihr Götter! daß ihr uns

Mit Einem Schlag nicht alles rauben könnt.
Des Lebens Glück entriß mir dieses Blatt,
Und läßt mich größern Jammer noch befürchten.
(sie entfaltet's.)
Wohlan! Getroſt mein Herz und schaudre nicht
Die Neige dieses bittern Kelchs zu schlürfen.
(blickt hinein.)
Des Königs Hand und Siegel!

Hofmeiſterin
(der sie das Blatt abnimmt).

Gutes Kind,
Bedaure mich, indem du dich bejammerſt.
Ich übernahm das traurige Geſchäft,
Der Allgewalt Befehl vollzieh' ich nur,
Um dir in deinem Elend beyzuſtehn,
Dich keiner fremden Hand zu überlaſſen.
Was meine Seele reinigt, was ich noch
Von dieſem ſchrecklichen Ereigniß kenne,
Erfährſt du künftig. Jetzt verzeihe mir,
Wenn mich die eiſerne Nothwendigkeit
Uns unverzüglich einzuſchiffen zwingt.

Sechster Auftritt.

Eugenie (allein), hernach Hofmeiſterin
(im Hinaustr.).

Eugenie.

So iſt mir denn das ſchönſte Königreich,
Der Hafenplatz, von tauſenden beleht,

Zur Wüſte werden und ich bin allein.
Hier ſprechen edle Männer, nach Geſetzen,
Und Krieger lauſchen auf gemeſſnes Wort.
Hier ſtehen heilig Einſame zum Himmel;
Beſchäftigt ſtreit die Menge nach Gewinn.
Und mich verſtößt man, ohne Recht und Urtheil,
Nicht Eine Hand bewaffnet ſich für mich,
Man ſchließt mir die Aſyle, niemand mag,
Zu meinen Gunſten, wenig Schritte wagen.
Verbannung! Ja, des Schreckenworts Gewicht
Erdrückt mich ſchon, mit allen ſeinen Laſten.
Schon fühl' ich mich ein abgeſtorbnes Glied,
Der Körper, der geſunde, ſtößt mich los.
Dem ſelbſtbewußten Todten gleich' ich, der,
Ein Zeuge ſeiner eigenen Beſtattung,
Gelähmt, in halbem Traume, grauſend liegt.
Entſetzliche Nothwendigkeit! Doch wie?
Iſt mir nicht eine Wahl verſtattet? Kann
Ich nicht des Mannes Hand ergreifen, der
Mir, einzig edel, ſeine Hülfe beut. —
Und könnt' ich das? Ich könnte die Geburt,
Die mich ſo hoch hinaufgerückt, verläugnen!
Von allem Glanze jener Hoffnung mich
Auf ewig trennen! das vermag ich nicht!
O faße mich Gewalt, mit ehrnen Fäuſten;
Geſchick, du blindes, reiße mich hinweg.
Die Wahl iſt ſchwerer als das Uebel ſelbſt,
Die zwiſchen zweyen Uebeln ſchwankend bebt.

(Hofmeiſterin, mit Leuten, welche Geräthe tragen, eilt ſchweigend hintern vorbey.)

Sie kommen! tragen meine Habe fort,
Das letzte was von köſtlichem Beſitz
Mir übrig blieb. Wird es mir auch geraubt?
Man bringt's hinüber, und ich ſoll ihm nach.
Ein günſt'ger Wind bewegt die Wimpel ſeewärts,
Bald werd' ich alle Segel ſchwellen ſehn.
Die Flotte löſet ſich vom Hafen ab!
Und nun das Schiff, das mich Unſel'ge trägt.
Man kommt! Man fordert mich an Bord. O Gott!
Iſt denn der Himmel ehern über mir?
Dringt meine Jammerſtimme nicht hindurch?
So ſey's! Ich gehe! Doch mich ſoll das Schiff,
In ſeines Kerkers Räume, nicht verſchlingen.
Das letzte Bret, das mich hinüber führt,
Soll meiner Freyheit erſte Stufe werden.
Empfangt mich denn ihr Wellen, faßt mich auf,
Und, feſtumſchlingend, ſenket mich hinab,
In eures tiefen Friedens Grabesſchooß.
Und wenn ich dann, vom Unfall dieſer Welt,
Nichts mehr zu fürchten habe, ſpühlt zuletzt
Mein bleichendes Gebein dem Ufer zu;
Daß eine fromme Seele mir das Grab,
Auf heim'ſchem Boden, wohlgeſinnt, bereite.

(mit einigen Schritten.)

Wohlan denn!

(hält inne.)

Will mein Fuß nicht mehr gehorchen?
Was feſſelt meinen Schritt? was hält mich hier?
Unſel'ge Liebe zum unwürd'gen Leben!
Du führeſt mich zum harten Kampf zurück.

Verbannung, Tod, Entwürdigung umſchließen
Mich feſt und ängſten mich einander zu.
Und wie ich mich von einem ſchaudernd wende,
So grinzt das andre mir, mit Höllenblick.
Iſt denn kein menſchlich, iſt kein göttlich Mittel?
Von tauſendfacher Qual mich zu befreyen.
O! daß ein einzig ahndungsvolles Wort,
Zufällig, aus der Menge, mir ertönte!
O! daß ein Friedensvogel mir vorbey,
Mit leiſem Fittig leitend ſich bewegte.
Gern will ich hin, wohin das Schickſal ruft,
Es deute nur! und ich will gläubig folgen.
Es winke nur, ich will dem heil'gen Winke,
Vertrauend, hoffend, ungeſäumt mich fügen.

Siebenter Auftritt.

Eugenie. Mönch.

Eugenie
(in einer Entfernung vor ſich hinſchreiten, indem ſie die Augen aufhebt u
den Mönch erblickt).

Ich darf nicht zweifeln, ja! ich bin gerettet!
Ja! dieſer iſt's, der mich beſtimmen ſoll.
Geſendet auf mein Flehn erſcheint er mir,
Der Würdige, Bejahrte, dem das Herz,
Bey'm erſten Blick, vertraut entgegen fliegt.
(ihm entgegen gehend.)
Mein Vater! laß den, ach! mir nun verſagten,

Verkümmerten, verbotnen Vaternamen
Auf dich, den edlen Fremden, übertragen.
Mit wenig Worten höre meine Noth.
Nicht als dem weisen, wohlbedächt'gen Mann,
Dem gottbegabten Greise leg' ich sie,
Mit schmerzlichem Vertraun, dir an die Brust.

Mönch.

Was dich bedrängt eröffne freyen Muthes.
Nicht ohne Schickung trifft der Leidende
Mit dem zusammen, der, als höchste Pflicht,
Die Linderung der Leiden üben soll.

Eugenie.

Ein Räthsel statt der Klagen wirst du hören
Und ein Orakel fordr' ich, keinen Rath.
Zu zwey verhaßten Zielen liegen mir
Zwey Wege vor den Füßen, einer dorthin,
Hierhin der andre, welchen soll ich wählen?

Mönch.

Du führst mich in Versuchung! Soll ich nur
Als Loos entscheiden.

Eugenie.

Als ein heilig Loos.

Mönch.

Begreif' ich dich; so hebt aus tiefer Noth,
Zu höhern Regionen, sich dein Blick.
Erstorben ist im Herzen eigner Wille,
Entscheidung hofft du dir vom Waltenden.
Ja wohl! das ewig Wirkende bewegt,
Uns unbegreiflich, dieses oder jenes,
Als wie von ohngefähr, zu unserm Wohl,

Zum Rathe, zur Entſcheidung, zum Vollbringen,
Und wie getragen werden wir an's Ziel.
Dieß zu empfinden iſt das höchſte Glück,
Es nicht zu fordern iſt beſcheidne Pflicht,
Es zu erwarten, ſchöner Troſt im Leiden.
O! wär' ich doch gewürdigt, nun für dich,
Was dir am beſten frommte, vorzufühlen.
Allein die Ahndung ſchweigt in meiner Bruſt,
Und kannſt du mehr nicht mir vertraun; ſo nimm
Ein fruchtlos Mitleid hin zum Lebewohl.

Eugenie.

Selbſtbrüdig faß' ich noch die letzte Planke!
Dich halt' ich feſt und ſage, widerwillen,
Zum letztenmal, das hoffnungsloſe Wort:
Aus hohem Haus entſproſſen, werd' ich nun
Verſtoßen, über's Meer verbannt und könnte
Mich durch ein Ehebündniß retten, das
Zu niedren Sphären mich herunter zieht.
Was ſagt nun dir das Herz? verſtummt es noch?

Mönch.

Es ſchweige, bis der prüfende Verſtand
Sich, als ohnmächtig, ſelbſt bekennen muß.
Du haſt nur allgemeines mir vertraut,
Ich kann dir nur das Allgemeine rathen.
Biſt du zur Wahl genöthigt, unter zwey
Verhaßten Uebeln; faſſe ſie in's Auge,
Und wähle was dir noch den meiſten Raum
Zu heil'gem Thun und Wirken übrig läßt;
Was deinen Geiſt am wenigſten begränzt,
Am wenigſten die frommen Thaten feſſelt.

Eugenie.

Die Ehe, merk' ich, räthſt du mir nicht an.

Mönch.

Nicht eine ſolche, wie ſie dich bedroht.
Wie kann der Prieſter ſegnen, wenn das Ja
Der holden Braut nicht aus dem Herzen quillt.
Er ſoll nicht Widerwärt'ges aneinander,
Zu immer neu erzeugtem Streite, ketten;
Den Wunſch der Liebe, die zum All das Eine,
Zum Ewigen das Gegenwärtige,
Das Flüchtige zum Dauernden erhebt,
Den zu erfüllen iſt ſein göttlich Amt.

Eugenie.

In's Elend über's Meer verbannſt du mich.

Mönch.

Zum Troſte jener drüben ziehe hin.

Eugenie.

Wie ſoll ich tröſten, wenn ich ſelbſt verzweifle.

Mönch.

Ein reines Herz, wovon dein Blick mir zeugt,
Ein edler Muth, ein hoher, freyer Sinn,
Erhalten dich und andre, wo du auch
Auf dieſer Erde wandelſt. Wenn du nun,
In frühen Jahren, ohne Schuld, verbannt,
Durch heil'ge Fügung, fremde Fehler büßeſt,
So führſt du, wie ein überirdiſch Weſen,
Der Unſchuld Glück und Wunderkräfte mit.
So ziehe denn hinüber! Trete friſch
In jenen Kreis der Traurigen. Erheitre,
Durch dein Erſcheinen, jene trübe Welt.

Durch mächt'ges Wort, durch kräft'ge That, errege
Der tiefgebeugten Herzen eigne Kraft;
Vereine die Zerſtreuten um dich her,
Verbinde ſie einander, alle dir;
Erſchaffe was du hier verlieren ſollſt,
Dir Stamm und Vaterland und Fürſtenthum.

Eugenie.

Getrauteſt du zu thun was du gebieteſt?

Mönch.

Ich that's! — Als jungen Mann entführte ſchon,
Zu wilden Stämmen, mich der Geiſt hinüber.
In's rohe Leben bracht' ich milde Sitte,
Ich brachte Himmelshoffnung in den Tod.
O! hätt' ich nicht, verführt von treuer Neigung
Dem Vaterland zu nützen, mich zurück,
Zu dieſer Wildniß frechen Städtelebens,
Zu dieſem Wuſt verfeinerter Verbrechen,
Zu dieſem Pfuhl der Selbſtigkeit gewendet!
Hier feſſelt mich des Alters Unvermögen,
Gewohnheit, Pflichten; ein Geſchick vielleicht,
Das mir die ſchwerſte Prüfung früh beſtimmt.
Du aber, jung, von allen Banden frey,
Geſtoßen in das Weite, dringe vor!
Und rette dich. Was du als Elend fühlſt,
Verwandelt ſich in Wohlthat! Eile fort!

Eugenie.

Eröffne klärer! was befürchteſt du?

Mönch.

Im Dunklen drängt das Künft'ge ſich heran,
Das künftig Nächſte ſelbſt erſcheinet nicht

Dem offnen Blick der Sinne, des Verſtands.
Wenn ich, beym Sonnenſchein, durch dieſe Straßen,
Bewundernd wandle, der Gebäude Pracht,
Die felſengleich gethürmten Maſſen ſchaue,
Der Plätze Kreis, der Kirchen edlen Bau,
Des Hafens maſtenerfüllten Raum betrachte;
Das ſcheint mir alles für die Ewigkeit
Gegründet und geordnet, dieſe Menge
Gewerkſam Thätiger, die, hin und her,
In dieſen Räumen wogt, auch die verſpricht
Sich, unvertilgbar, ewig herzuſtellen.
Allein wenn dieſes große Bild, bey Nacht,
In meines Geiſtes Tiefen, ſich erneut,
Da ſtürmt ein Brauſen durch die düſtre Luft,
Der feſte Boden wankt, die Thürme ſchwanken,
Gefugte Steine löſen ſich herab
Und ſo zerfällt in ungeformten Schutt
Die Prachterſcheinung. Wenig lebendes
Durchklimmt, bekümmert, neuentſtandne Hügel
Und jede Trümmer deutet auf ein Grab.
Das Element zu bändigen, vermag
Ein tiefgebeugt, vermindert Volk nicht mehr,
Und, raſtlos wiederkehrend, füllt die Flut,
Mit Sand und Schlamm, des Hafens Becken aus.

Eugenie.

Die Nacht entwaffnet erſt den Menſchen, dann
Bekämpft ſie ihn, mit nichtigem Gebild.

Mönch.

Ach! bald genug ſteigt, über unſern Jammer,
Der Sonne trübgedämpfter Blick heran.

Du aber fliehe, die ein guter Geiſt
Verbannend ſegnete. Leb wohl und eile!

Achter Auftritt.

Eugenie (allein).

Vom eignen Elend leitet man mich ab
Und fremden Jammer prophezeyt man mir.
Doch wär' es fremd? was deinem Vaterland
Begegnen ſoll. Dieß fällt mit neuer Schwere
Mir auf die Bruſt! Zum gegenwärt'gen Uebel
Soll ich der Zukunft Geiſtesbürden tragen?
So iſt's denn wahr! was, in der Kindheit ſchon,
Mir um das Ohr geklungen. Was ich erſt
Erhorcht, erfragt und nun zuletzt, ſogar
Aus meines Vaters, meines Königs Mund,
Vernehmen mußte. Dieſem Reiche droht
Ein jäher Umſturz. Die, zum großen Leben,
Gefugten Elemente weilen ſich
Nicht wechſelſeitig mehr, mit Liebeskraft,
Zu ſtets erneuter Einigkeit, umfangen.
Sie ſtoßen ſich und, einzeln, tritt nun jedes,
Kalt, in ſich ſelbſt zurück. Wo blieb der Ahnherrn
Gewalt'ger Geiſt? der ſie zu Einem Zweck
Vereinigte, die feindlich kämpfenden?
Der dieſem großen Volk, als Führer, ſich,
Als König und als Vater, dargeſtellt.
Er iſt entſchwunden! Was uns übrig bleibt
Iſt ein Geſpenſt, das, mit vergebnem Streben,
Verlornen Beſitz zu greifen wähnt.

Und

Und ſolche Sorge nähm' ich mit hinüber?
Entzöge mich gemeinſamer Gefahr?
Entflöhe der Gelegenheit, mich kühn
Der hohen Ahnen würdig zu beweiſen,
Und jeden, der mich ungerecht verletzt,
In böſer Stunde hülfreich zu beſchämen.
Nun biſt du Boden meines Vaterlands
Mir erſt ein Heiligthum, nun fühl' ich erſt
Den dringenden Beruf mich anzuklammern.
Ich laſſe dich nicht los und welches Band
Mich dir erhalten kann, es iſt nun heilig.
Wo find' ich jenen gutgeſinnten Mann,
Der mir die Hand ſo traulich angeboten.
An ihn will ich mich ſchließen! Im Verborgnen
Verwahr' er mich, als reinen Taliſmann.
Denn, wenn ein Wunder auf der Welt geſchieht;
Geſchieht's durch liebevolle, treue Herzen.
Die Größe der Gefahr betracht' ich nicht,
Und meine Schwäche darf ich nicht bekennen,
Das alles wird ein günſtiges Geſchick,
Zu rechter Zeit, auf hohe Zwecke leiten.
Und wenn mein Vater, mein Monarch mich einſt
Verkannt, verſtoßen, mich vergeſſen, ſoll
Erſtaunt ihr Blick auf der Erhaltnen ruhn,
Die das, was ſie im Glücke zugeſagt,
Aus tiefem Elend, zu erfüllen ſtrebt.
Er kommt! Ich ſeh' ihm freudiger entgegen
Als ich ihn ließ. Er kommt. Er ſucht mich auf!
Zu ſcheiden denkt er; bleiben werd' ich ihm.

Neunter Auftritt.

Eugenie. Gerichtsrath. Ein Knabe (mit einem kleinen Käſtchen).

Gerichtsrath.

Schon ziehn die Schiffe nach einander fort,
Und bald, ſo fürcht' ich, wirſt auch du berufen.
Empfange noch ein herzlich Lebewohl
Und eine friſche Gabe, die, auf langer Fahrt,
Willkommnen Reiſenden Erquickung athmet.
Gedenke mein! O! daß du meiner nicht,
Am böſen Tage, ſehnſuchtsvoll, gedenkeſt!

Eugenie.

Ich nehme dein Geſchenk mit Freuden an,
Es bürgt mir deine Neigung, deine Sorgfalt;
Doch ſend' es eilig in dein Haus zurück!
Und wenn du denkſt wie du gedacht, empfinkeſt
Wie du empfunden, wenn dir meine Freundſchaft
Genügen kann; ſo folg' ich dir dahin.

Gerichtsrath

(nach einer Pauſe, den Knaben durch einen Wink entfernend).

Iſt's möglich? hätte ſich, zu meiner Gunſt,
In kurzer Zeit, dein Wille ſo verändert?

Eugenie.

Er iſt verändert! aber denke nicht,
Daß Dringlichkeit mich dir entgegen treibe.
Ein edleres Gefühl, laß mich's verbergen!
Hält mich am Vaterland, an dir, zurück.
Nun ſey's geſagt: Vermagſt du, hohen Muths,
Entſagung der Entſagenden zu weihen?

Vermagſt du zu verſprechen: mich, als Bruder,
Mit reiner Neigung zu empfangen? Mir,
Der liebevollen Schweſter, Schutz und Rath,
Und ſtille Lebensfreude zu gewähren?

Gerichtsrath.

Zu tragen glaub' ich alles, nur das eine
Dich zu verlieren, da ich dich gefunden,
Erſcheint mir unerträglich. Dich zu ſehen,
Dir nah zu ſeyn, für dich zu leben, wäre
Mein einzig höchſtes Glück. Und ſo bedinge
Dein Herz allein das Bündniß, das wir ſchließen.

Eugenie.

Von dir allein gekannt muß ich, fortan,
Die Welt vermeidend, im Verborgnen leben.
Beſitzeſt du ein ſtill entferntes Landgut;
So wähl' es mir und ſende mich dahin.

Gerichtsrath.

Ein kleines Gut beſitz' ich, wohlgelegen;
Doch alt und halb verfallen iſt das Haus.
Du kannſt jedoch in jener Gegend bald
Die ſchönſte Wohnung finden, ſie iſt feil.

Eugenie.

Nein! Zu dem altverfallne laß mich ziehn,
Zu meiner Lage ſtimmt es, meinem Sinn.
Und wenn er ſich erheitert, ſind' ich gleich
Der Thätigkeit bereiten Stoff und Raum.
Sobald ich mich die Deine nenne, laß
Von irgend einem alten zuverläſſ'gen Knecht
Begleitet, mich, in Hoffnung einer künft'gen,
Beglückten Auferſtehung, mich begraben.

Gerichtsrath.

Und zum Beſuch, wann darf ich dort erſcheinen?

Eugenie.

Du warteſt meinen Ruf geduldig ab.
Auch ſolch ein Tag wird kommen, uns vielleicht
Mit ernſten Banden enger zu verbinden.

Gerichtsrath.

Du legeſt mir zu ſchwere Prüfung auf.

Eugenie.

Erfülle deine Pflichten gegen mich;
Daß ich die meinen kenne, ſey gewiß.
Indem du, mich zu retten, deine Hand
Mir bieteſt, wagſt du viel. Werd' ich entdeckt,
Werd' ich's zu früh; ſo kannſt du vieles büßen.
Ich ſage dir das tiefſte Schweigen zu.
Woher ich komme, niemand ſoll's erfahren,
Ja, die entfernten Lieben will ich nur
Im Geiſt beſuchen, keine Zeile ſoll,
Kein Bote dort mich nennen, wo vielleicht
Zu meinem Heil ein Funke glühen möchte.

Gerichtsrath.

In dieſem wicht'gen Fall was ſoll ich ſagen?
Uneigennütz'ge Liebe kann der Mund
Mit Frechheit oft betheuern, wenn im Herzen
Der Selbſtſucht Ungeheuer lauſchend grinſt.
Die That allein beweiſt der Liebe Kraft.
Indem ich dich gewinne, ſoll ich allem
Entſagen, deinem Blick ſogar! Ich will's.
Wie du zum erſtenmale mir erſchienen,
Erſcheinſt du bleibend mir, ein Gegenſtand

Der Neigung, der Verehrung. Deinetwillen
Wünsch' ich zu leben, du gebietest mir.
Und wenn der Priester sich, sein Lebenlang,
Der unsichtbaren Gottheit niederbeugt,
Die im beglückten Augenblick vor ihm,
Als höchstes Musterbild, vorüberging;
So soll von deinem Dienste mich fortan,
Wie du dich auch verhüllest, nichts zerstreun.

Eugenie.

Ob ich vertraue, daß dein Aeußres nicht,
Nicht deiner Worte Wohllaut lügen kann;
Daß ich empfinde, weich ein Mann du bist,
Gerecht, gefühlvoll, thätig, zuverlässig,
Davon empfange den Beweis, den höchsten,
Den eine Frau besonnen geben kann!
Ich zaudre nicht, ich eile dir zu folgen!
Hier meine Hand; wir gehen zum Altar.

Goethe's

Werke.

Neunter Band.

Tübingen
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1808.

R 3349 2

Inhalt.

Claudine von Villa Bella.

Erwin und Elmire.

Jery und Bätely.

Lila.

Die Fischerinn.

Scherz, List und Rache.

Der Zauberflöte zweyter Theil.

Claudine von Villa Bella.

Ein Singſpiel.

Perſonen.

Alonzo, Herr von Villa Bella.
Claudine, ſeine Tochter.
Lucinde, ſeine Nichte.
Pedro von Caſtellvecchio, unter dem Nahmen Pedro von Rovero.
Carlos von Caſtellvecchio, unter dem Nahmen Augustino.
Vasco, ein Abenteurer.
Landvolk.
Vagabunden.
Bediente Alonzo's.
Bediente Pedro's.
Garden des Fürſten von Rocca Bruna.

Der Schauplatz iſt in Sicilien.

Erſter Aufzug.

Ein Gartenſaal mit offenen Arkaden, durch welche man in einen geſchmückten Garten hineinſieht. Zu beiden Seiten des Saales ſind Kleider, Stoffe, Geräthſchaften, Geſchmeide, mit Geſchmack aufgehängt und geordnet.

Lucinde (mit zwey Mädchen, beſchäftigt ſich noch hier und da etwas in Ordnung zu bringen): zu ihr Alonzo (der alles durchſieht und mit der Anordnung zufrieden ſcheint).

Alonzo.

Das haſt du wohl bereitet;
Verdienſt den beſten Lohn!
Bekränzet und begleitet
Naht ſich Claudine ſchon.
Heut bin ich zu beneiden,
Wie's kaum ſich denken läßt!
Ein Feſt der Vaterfreuden
Iſt wohl das ſchönſte Feſt.

Lucinde.

Ihr habt mir wohl vertrauet,
Ich habe nicht geprahlt;
Herr Onkel, ſchaut nur ſchauet,

Hier iſt was ihr befahlt.
Ihr habt nicht mehr getrieben,
Als ich mich ſelber trieb;
Ihr könnt die Tochter lieben,
Mir iſt die Nichte lieb.

(Zu Zwei.)

Alonzo.

Heut bin ich zu beneiden,
Wie's kaum ſich denken läßt.

Lucinde.

Heut ſeyd ihr zu beneiden,
Wie ſich's empfinden läßt.

Alonzo und Lucinde.

Ein Feſt der Vaterfreuden
Iſt wohl das größte Feſt.

Pedro (kommt).

Gewiß, ich will nicht fehlen,
Ich hab' es wohl bedacht!
Von Gold und von Juwelen
Habt ihr genug gebracht.
Die Blumen in dem Garten,
Sie waren mir zu ſtolz;
Die zärteſten zu wählen
Ging ich durch Wieſ' und Holz.

(Zu Drei.)

Alonzo.

Heut bin ich zu beneiden.

Lucinde (zu Pedro).

Heut iſt er zu beneiden.

Pedro (zu Alonzo).

Heut ſeyd ihr zu beneiden.

Alonzo, Lucinde, Pedro.

Wie ſich's nicht ſagen läßt.
Ein Feſt der Vaterfreuden
Iſt wohl das größte Feſt.

(Der herannahende Zug wird durch eine ländliche Muſik angekündigt. Landleute von verſchiedenem Alter, die Kinder voran, treten paarweiſe durch den mittlern Bogen in den Saal, und ſtellen ſich an beide Seiten hinter die Geſchenke. Zuletzt kommt Claudine, begleitet von einigen Frauenzimmern, feſtlich, nicht reich, gekleidet herein. Kurz eh' ſie eintritt, fällt der Geſang ein.)

Alonzo, Lucinde, Pedro
(mit den Landleuten).

Fröhlicher,
Seliger,
Herrlicher Tag!
Gabſt uns Claudinen,
Biſt uns ſo glücklich,
Uns wieder erſchienen,
Fröhlicher,
Seliger,
Herrlicher Tag!

Ein Kind.

Sieh, es erſcheinen
Alle die Kleinen;
Mädchen und Bübchen
Kommen, o Liebchen,
Binden mit Bändern
Und Kränzen dich an.

Alle (außer Claudinen).

Nimm ſie, die herzlichen
Gaben, ſie an.

Alonzo.

Nur von dem Deinen
Bring' ich die Gabe:
Denn was ich habe,
Das all iſt dein.
Nimm dieſe Kleider,
Nimm die Gefäße,
Nimm die Juwelen,
Und bleibe mein.

Alle (außer Claudinen).

Sieh, wie des Tages wir
All' uns erfreun!

Lucinde.

Roſen und Nelken,
Zieren den Schleyer,
Den ich zur Feyer
Heute dir reiche.
Blühen erſt werden ſie,
Wenn er dich ſchmückt.
Wenn du des Tages dich
Wandelnd vergnügteſt,
Wenn du in Träumen
Die Nächte dich wiegteſt,
Hab' ich mit eigener
Hand ihn geſtickt.

Alle (außer Claudinen).

Nimm ihn, und trag' ihn,
Und bleibe beglückt.

Pedro.

Blumen der Wieſe,
Dürfen auch dieſe
Hoffen und wähnen?
Ach, es ſind Thränen —
Noch ſind die Thränen
Des Thaues daran.

Alle (außer Claudinen).

Nimm ſie, die herzlichen
Gaben, ſie an.

Claudine.

Thränen und Schweigen
Mögen euch zeigen,
Wie ich ſo fröhlich
Fühle, ſo ſelig,
Alles, was alles
Ihr für mich gethan.

Alle (außer Claudinen).

Nimm ſie, die Gaben,
Die herzlichen, an.

Claudine (ihren Vater umarmend).

Könnt' ich mein Leben,
Vater, dir geben!

(Zu Lucinden und den übrigen.)

Könnt' ich ohn' Schranken
Allen euch danken!

(Sie wendet ſich ſchüchtern zu Pedro)

Könnt' ich —

(Sie hält an, die Muſik macht eine Pauſe, der Geſang fällt ein.)

Alle.

Fröhlicher,
Seliger,
Herrlicher Tag!

(Der Zug geht unter dem Geſange ab, es bleiben
Claudine, Lucinde, Alonzo, Pedro.)

Claudine.

Vergebet meinem Schweigen: denn ich kann
Nicht reden, wie ich fühle. Dieſe Gaben
Erfreuen mich, wie ihr es wünſcht; doch mehr
Entzückt mich eure Liebe. Laßt mir Raum,
Mich erſt zu faſſen; dann vielleicht vermag
Die Lippe nach und nach zu ſprechen, was
Das Herz auf einmal fühlt, und kaum erträgt.

Alonzo.

Geliebte Tochter, ja dich kenn' ich wohl.
Verzeih' des lauten Feſtes Vater-Thorheit!
Ich weiß, du liebſt im Stillen wahr zu ſeyn,
Und einer Liebe Zeugniß zu empfangen,
Die, weder vorbereitet noch geſchmückt,
Sich deſto treuer zeigt. Leb' wohl! Du ſollſt
Nach deiner Luſt in Einſamkeit genießen,
Was eine laut gewordne Liebe dir
Mit fröhlichem Getümmel brachte. Komm,
O theurer Pedro, werther Sohn des erſten,
Des beſten Freundes meiner Jugend! Wenn
Er nun auch von uns weggeſchieden iſt;

So ließ er mir in dir ſein Ebenbild.
Doch leider, daß du mich an dieſem Tage
Mit deinem Scheiden noch betrüben willſt.
Iſt's denn nicht möglich, daß du bleiben kannſt?
Nur dieſe Woche noch, ſie endet bald.

Pedro.

Vermehre nicht durch deinen Wunſch die Trauer,
Die ich in meinem Buſen ſchon empfinde.
Mein Urlaub geht zu Ende. Fehlt' ich jetzt;
So fehlt' ich ſehr, und könnte leicht des Königs
Und meiner Obern Gunſt verſcherzen. Ja,
Du weißt es wohl, ich habe mich verſtohlen
Und unter fremdem Nahmen hergeſchlichen,
Dich zu beſuchen. Denn ſo eben kam
Der Fürſt von Rocca Bruna, der ſo viel
Bey Hofe gilt, auf ſeine Güter; nie
Würd' es der ſtolze Mann verzeihen können,
Daß ich ihn nicht beſuchte, nicht verehrte.
So treibt mich fort die enge Zeit der Pflicht,
Und jene Sorge, hier entdeckt zu werden.

Alonzo.

Ich faſſe mich, und danke, daß du freundlich
Uns dieſen Tag noch zugegeben! Komm!
Ich habe manches Wort dir noch zu ſagen,
Eh' du uns ſcheidend, zwar ich hoffe nur
Auf kurze Zeit, betrübſt; komm mit! Lebt wohl!

(Alonzo und Pedro ab.)

Claudine. Lucinde.

Lucinde.

Er geht, Claudine, geht; du hältſt ihn nicht?

Claudine.

Wer gäbe mir das Recht ihn aufzuhalten?

Lucinde.

Die Liebe, die gar viele Rechte gibt.

Claudine.

Verſchon', o Gute, mich mit dieſem Scherze!

Lucinde.

Du willſt, o Freundinn, mir es nicht geſtehn.
Vielleicht haſt du noch ſelbſt dir's nicht geſtanden.
Die Gegenwart des jungen Mannes bringt
Dich außer Faſſung. Wie dein erſter Blick
Ihn zog, und hielt, und dir vielleicht auf ewig
Ein ſchönes Herz erwarb! denn er iſt brav.
Als er auf ſeine Güter ging, und hier
Nur einen Tag ſich hielt, war er ſogleich
Von dir erfüllt; ich konnt' es leicht bemerken.
Nun macht er einen Umweg, kommt geſchwind'
Und unter fremdem Nahmen wieder her,
Läßt ſeinen Urlaub faſt verſtreichen, geht
Mit Widerwillen fort, und kehret bald,
Geliebtes Kind, zurück, um ohne dich
Nicht wieder fort zu reiſen. Komm, geſteh!
Du gingſt viel lieber gleich mit ihm davon.

Claudine.

Wenn du mich liebſt, ſo laß mir Raum und Zeit.
Daß mein Gemüth ſich ſelbſt erſt wieder kenne.

Lucinde.

Um dir es zu erleichtern, was du mir
Zu ſagen haſt, vertrau' ich kurz und gut
Dir ein Geheimniß.

Claudine.

Wie? Lucinde, du,

Geheimniß?

Lucinde.

Ja, und zwar ein eignes, neues.

Claudine, ſieh mich an! Ich, liebes Kind,

Bin auch verliebt.

Claudine.

Was ſagſt du da? Es macht

Mich doppelt lachen, daß du endlich auch

Dich überwunden fühlſt, und daß du mir

Es g'rade ſo geſtehſt, als hätteſt du

Ein neues Kleid dir angeſchafft, und kämſt

Vergnügt zu einer Freundinn, ſie zu fragen,

Wie dich es kleidet. Sage mir geſchwind:

Wer? Wen? Wie? Wo? Gewiß es iſt wohl eigen,

Ganz neu! Lucinde, du? ein frohes Mädchen,

Vom Morgen bis zur Nacht geſchäftig, munter,

Das Mütterchen des Hauſes, biſt du auch

Wie eine Müßiggängerinn gefangen?

Lucinde.

Und was noch ſchlimmer iſt —

Claudine.

Noch ſchlimmer? Was?

Lucinde.

Ja! ja! ich bin gefangen, und von wem?

Von einem Unbekannten, einem Fremden,

Und irr' ich mich nicht ſehr —

Claudine.

Du ſeufzeſt lächelnd?

Lucinde.

Von einem Abenteurer!

Claudine.

Seh' ich nun,

Daß du nur ſpotteſt.

Lucinde.

Höre mich! Genug,

Es nenne niemand frey und weiſe ſich
Vor ſeinem Ende! Jedem kann begegnen,
Was Erd' und Meer von ihm zu trennen ſcheint.
Du ſiehſt den Fall, und du verwunderſt dich?
Das klügſte Mädchen macht den dümmſten Streich.

Hin und wieder fliegen Pfeile;
Amors leichte Pfeile fliegen
Von dem ſchlanken goldnen Bogen;
Mädchen, ſeyd ihr nicht getroffen?
Es iſt Glück! Es iſt nur Glück.

Warum fliegt er ſo in Eile?
Jene dort will er beſiegen;
Schon iſt er vorbey geflogen;
Sorglos bleibt der Buſen offen;
Gebet Acht! Er kommt zurück!

Claudine.

Doch ich begreife nicht, wie du ſo leicht
Das alles nimmſt.

Lucinde.

Das überlaß nur mir!

Claudine.

Doch ſage ſchnell, wie ging es immer zu?

Lucinde.

Was weißt du dran! Genug, es iſt geſchehn.
Wenn ich auch ſagte, daß an einem Abend
Ich durch das Wäldchen ging, nichts weiter denkend,
Daß ſich ein Mann mir in den Weg geſtellt,
Und mich gegrüßt und angeſehen, wie
Ich ihn, und daß er bald mich angeredet,
Und mir geſagt: er folge hier und da
Auf meinen Schritten mir ſchon lange nach,
Und liebe mich, und wünſche, daß ich ihn
Auch lieben möge. Nicht? das klingt denn doch
Sehr wunderbar?

Claudine.

Gewiß!

Lucinde.

Und doch ſo iſt's.
Er ſtand vor mir; ich ſah ihn an, wie ich
Die Männer anzuſehn gewohnt bin, dachte
Denn doch, es ſey das klügſte, nach dem Schloſſe
Zurückzugehn, und unterm Ueberlegen
Sah ich ihn an, und es gefiel mir ſo
Ihn anzuſehn. Ich fragt' ihn, wer er ſey?
Er ſchwieg ein Weilchen; dann verſetzt' er lächelnd:
„Nichts bin ich, wenn du mich verachteſt; viel,
Wenn du mich lieben könnteſt. Mache nun
Aus deinem Knechte was du willſt!" Ich ſah
Ihn wieder an, und weiß doch nicht, was ich
An ihm zu ſehen hatte. G'nug, ich ſah
Hinweg, und wieder hin, als wenn ich mehr
An ihm zu ſehen fände.

Claudine.

Nun, was ward
Aus Sehn und Wiederſehn?

Lucinde.

Ja, daß ich nun
Ihn ſtets vor Augen habe, wo ich gehe.

Claudine.

Erzähle mir zuerſt, wie kamſt du los?

Lucinde.

Er faßte meine Hände, die ich ſchnell
Zurückzog. Ernſt und trocken ſagt' ich ihm:
„Ein Mädchen hat dem Fremden nichts zu ſagen,
Verlaßt mich! Wagt es nicht mir nachzufolgen!“
Ich ging, er ſtand. Ich ſeh' ihn immer ſtehen,
Und blicke da und dorthin, ob er nicht
Mir irgendwo begegnen will.

Claudine.

Wie ſah
Er aus?

Lucinde.

Genug, genug! und laß, Geliebte,
Mich meine Schuldigkeit nicht heut verſäumen.
Dein Vater will, daß alle ſeine Leute
Mit einem Tanz und Mahl ſich heute freun.
Er hat mir aufgetragen, wohl zu ſorgen,
Daß alles werde wie er gerne mag.
Es wäre ſchlimm, wenn ich an deinem Feſte
Zuerſt die Pflicht verſäumte, die ich lang'
Mit froher Treue leiſten konnte. Nun,
Leb' wohl! Ein andermal! — Nun ſieh dich um!

Wie biſt du denn? Du haſt die ſchönen Sachen
Kaum eines Blicks gewürdigt. Hier iſt Stoff,
Ein Dutzend Mädchen lang' zu unterhalten.

(ab.)

Claudine (allein).

(Sie beſieht unter dem Mantel die Geſchenke, und tritt zuletzt mit Pedro's Strauß, den ſie die ganze Zeit in der Hand gehalten, hervor.)

Alle Freuden, alle Gaben,
Die mir heut geſchuldigt haben,
Sind nicht dieſe Blumen werth.
Ehr' und Liebe von allen Seiten,
Kleider, Schmuck, und Koſtbarkeiten,
Alles was mein Herz begehrt;
Aber alle dieſe Gaben
Sind nicht dieſe Blumen werth.

Und darfſt du dieſen Undank dir verzeihen?
Was ein geliebter Vater heut gereicht,
Was Freunde geben, was ein kleines Volk
Unſchuldig bringt, das alles iſt wie nichts,
Verſchwindet vor der Gabe dieſes neuen
Noch unbekannten Fremden. Ja es iſt,
Es iſt geſchehn! Es ruht mein ganzes Herz
Nun auf dem Bilde dieſes Jünglings; nun
Bewegt ſich's nur in Hoffnung oder Furcht,
Ihn zu beſitzen oder zu verlieren.

Pedro.

Verzeih', daß ich dich ſuche: denn es iſt
Nicht Schuld noch Wille. Jene ſtrenge Macht,
Die alle Welt beherrſcht, und die ich nur
Von Dichtern mir beſchreiben ließ, ergreift

Mich nun, und führt mich, wie der Sturm
Die Wolken, ohne Raſt zu deinen Füßen.

Claudine.

Ihr kommt nicht ungelegen; mit Entzücken
Betracht' ich hier die Gaben, die mir heut
So ſchöne Zeugen ſind der reinſten Liebe.

Pedro.

Glückſel'ge Blumen, welcher ſchöne Platz
Iſt euch gegönnt! Ihr bleibt, und ich muß gehn.

Claudine.

Sie wollen, da ihr bleibt.

Pedro.

Was ſagſt du mir!

Claudine.

Ich wollte, daß ich viel zu ſagen hätte,
Allein es iſt umſonſt. Mein Vater hält
Euch länger nicht; er glaubt vielleicht, ihr ſolltet
Recht eilen. Nun er iſt ein Mann; er hat
Gelernt, ſich eine Freude zu verſagen;
Doch wir, wir andren Mädchen, möchten gern
Uns eurer Gegenwart noch lange freuen.
Es iſt ein ander, froher Leben, ſeit
Ihr zu uns kamt. Iſt's denn gewiß,
Gewiß ſo nöthig, daß ihr geht?

Pedro.

Es iſt.

Und würd' ich eilen, wenn ich bleiben könnte?
Mein Vater ſtarb; ich habe ſeine Güter
Auf dieſer ſchönen Inſel nun bereiſ't.
Er ſah ſie lang' nicht mehr, ſeitdem der König

Ihn mit beſondrer Gnade feſtgehalten.
Ich darf nicht meinen Urlaub überſchreiten:
Schon kenn' ich alles was das Haus beſitzt;
Ich wäre reich, wenn nach des Vaters Willen
Ich alles für das Meine halten könnte.
Allein ich bin der älteſte nicht, und nicht
Der einzige des Hauſes. Denn es ſchwärmt
Ein ältrer Bruder, den ich kaum geſehen,
Im Reich' herum, und führt, ſo viel man weiß,
Ein thörichtes Leben.

Claudine.

Gleicht er euch ſo wenig?

Pedro.

Mein Vater war ein ſtrenger rauher Mann.
Ich habe niemals recht erfahren können,
Warum er ihn verſtieß; auch ſcheint mein Bruder
Ein harter Kopf zu ſeyn. Er hat ſich nie
In dieſen Jahren wieder blicken laſſen.
Genug, mein Vater ſtarb, und hinterließ
Mir alles, was er jenem nur entziehn
Nach den Geſetzen konnte; und der Hof
Beſtätigte den Willen. Doch ich mag
Das nicht beſitzen, was ein fremder Mann
Aus Unvorſichtigkeit, aus Leichtſinn einſt
Verlor; geſchweige denn mein eigner Bruder.
Ich ſucht' ihn auf. Denn hie und da erſcholl
Der Ruf, er habe ſich mit frechen Menſchen
In einen Bund gegeben, ſchwärme nun
Mit losgebundnem Muthe, ſeiner Neigung

Mit unverwandtem Auge folgend, ſteh'
Und leicht-geſinnt am Rande des Verderbens.

Claudine.

So hatt ihr nichts von ihm erfahren?

Pedro.

Nichts.
Ich folgte jeder Spur, die ſich mir zeigte;
Allein umſonſt. Und nun verzweifl' ich faſt
Ihn je zu finden, glaube ganz gewiß,
Er iſt ſchon lang' mit einem fremden Schiffe
In alle Welt, und lebt vielleicht nicht mehr.

Claudine.

So wird denn auch ein Meer uns trennen; bald
Wird euch der Glanz des Hofes dieſe ſtille
Verlaſſne Wohnung aus den Augen bringen.
Ich möchte gern nichts ſagen, möchte nicht
An euch zu zweifeln ſcheinen.

Pedro.

Nein, o nein!
Mein Herz bleibt hier; und wenn ich eilen muß,
So eil' ich gern, um ſchnell zurück zu kehren.
Ich ſage dir kein Lebewohl; kein Ach
Sollſt du vernehmen: denn du ſiehſt mich bald,
Und würdiger vor dir. Und was ich bin,
Was ich erlange, das iſt dein. Geliebte,
Ich dränge mich zur Gnade nicht für mich!
Nimm deinem Freunde nicht den ſichern Muth,
Sich deiner werth zu machen. Der verdient
Die Liebe nur, der um der Ehre willen

Im ſüßen Augenblicke von der Liebe
Entſchloſſen-hoffend ſich entfernen kann.

Es erhebt ſich eine Stimme;
Hoch und höher ſchallen Chöre;
Ja es iſt der Ruf der Ehre,
Und die Ehre ruft laut:

„Säume nicht, du friſche Jugend!
Auf die Höhe, wo die Tugend
Mit der Ehre
Sich den Tempel aufgebaut.“

Aber aus dem ſtillen Walde,
Aus den Büſchen
Mit den Düften,
Mit den friſchen
Kühlen Lüften,
Führet Amor,
Bringet Hymen
Mir die Liebſte, mir die Braut.

Jenes Rufen! Dieſes Lispeln! —
Soll ich folgen? Soll ich's hören?
Soll ich bleiben? Soll ich gehn?

Ach wenn Götter uns bethören,
Können Menſchen widerſtehn? (ab.)

Claudine.

Er flieht! Doch iſt es nicht das letzte Wort;
Ich weiß, er wird vor Abend nicht verreiſen.
O werther Mann! Es bleiben mir die Freunde,
Das theure Paar, zu meinem Troſt zurück,

Die holde Liebe mit der ſeltnen Treue.
Sie ſollen mich erhalten wenn du gehſt,
Und mich von dir beſtändig unterhalten.

Liebe ſchwärmt auf allen Wegen;
Treue wohnt für ſich allein.
Liebe kommt euch raſch entgegen;
Aufgeſucht will Treue ſeyn.
(Sie geht ſingend ab.)

Einſame Wohnung im Gebirge.

Ruganti no (mit einer Zither, auf und ab gehend, den Degen an der Seite, den Hut auf dem Kopfe). Vaga bunden (am Tiſche, mit Würfeln ſpielend).

Ruganti no.

Mit Mädeln ſich vertragen,
Mit Männern 'rumgeſchlagen,
Und mehr Credit als Geld;
So kommt man durch die Welt.

Vagabunden.

Mit vielem läßt ſich ſchmauſen;
Mit wenig läßt ſich hauſen;
Daß wenig vieles ſey,
Schafft nur die Luſt herbey.

Ruganti no.

Will ſie ſich nicht bequemen,
So müßt ihr's eben nehmen.
Will einer nicht vom Ort,
So jagt ihn g'rade fort.

Vagabunden.

Laßt alle nur mißgönnen,
Was ſie nicht nehmen können,
Und ſeyd von Herzen froh;
Das iſt das A und O.

Nugantino

(zu allen, dann mit den übrigen).

So fahret fort zu dichten,
Euch nach der Welt zu richten.
Vertraut im Wohl und Weh
Dieß goldne A B C.

Nugantino.

Laßt nun, ihr lieben Freunde, den Geſang
Auf einen Augenblick verklingen. Leid
Iſt mir's, daß Dasko ſich nicht ſehen läßt;
Er darf nicht fehlen: denn die That iſt kühn.
Ihr wißt, daß in dem Schloß von Villa Bella
Ein Mädchen wohnt, Verwandte des Alonzo.
Ich liebe ſie; der Anblick dieſer Schöne
Hat mich, wie keiner je, gefeſſelt. Streng'
Beherrſcht mich Amor, und ich muß ſie bald
An meinen Buſen drücken; ſonſt zerſtört
Ein innres Feuer meine Bruſt. Ihr habt
Mir alles ausgeſpürt; ich kenne nun
Das ganze Schloß durch eure Hülfe gut.
Ich dank' euch das, und werde thätig danken.
Zerſtreuet euch nicht weit, und auf den Abend
Seyd hier beyſammen; wir beſprechen dann
Die Sache weiter. Bis dahin lebt wohl!

(Die Vagabunden ab.)

Vasco (tritt auf).

Nugantino.

Willkommen, Vasco; dich erwart' ich lang'.

Vasco.

Sey mir gegrüßt; dich such' ich eben auf.

Nugantino.

So treffen wir ja recht erwünscht zusammen.
Heut sagt' ich erst, wie sehr ich dein bedarf.

Vasco.

Und deine Hülfe wird mir doppelt nöthig.
Sag' an, was willst du? Sprich, was hast du vor?

Nugantino.

Ich will heut Nacht zum Schloß von Villa Bella
Mich heimlich schleichen, will versuchen, ob
Lucinde mich am Fenster hören wird.
Und hört sie mich; erhört sie mich wohl auch,
Und läßt mich ein. Unmöglich ist's ihr nicht;
Ich weiß, sie kann die eine Seitenthüre
Des Schlosses öffnen.

Vasco.

Gut, was brauchst du da
Für Hülfe? Wer sich was erschleichen will,
Erschleiche sich's auf seinen eignen Zeh'n.

Nugantino.

Nicht so, mein Freund! Läßt sie mich in das Haus,
Beglückt sie meine Liebe, —

Vasco.

Nun, so schleicht
Der Fuchs vom Taubenschlage wie es tagt,
Und hat den Weg gelernt und geht ihn wieder.

Ruggantino.

Du rätſt es nicht, denn du begreifſt es nicht —

Basco.

Wenn es vernünftig iſt, begreif' ich's wohl.

Ruggantino.

So laß mich reden! Du begreifſt es nicht,
Wie ſehr mich dieſes Mädchen angezogen.
Ich will nicht ihre Gunſt allein genießen;
Ich will ſie ganz und gar beſitzen.

Basco.

Wie?

Ruggantino.

Entführen will ich ſie.

Basco.

Ha! Biſt du toll?

Ruggantino.

Toll, aber klug! Läßt ſie mich einmal ein,
Dann drohʼ ich ihr mit Lärm und mit Verrath,
Mit allem was ein Mädchen fürchten muß,
Und gebʼ ihr gleich die allerbeſten Worte,
Wie mich mein Herz es heißt. Sie fühlt gewiß,
Wie ich ſie liebe; kann aus meinen Armen
Sich ſelbſt nicht reißen. Nein, ſie widerſteht
Der Macht der Liebe nicht, wenn ich ihr zeige,
Wie ich ſie liebe, wie ich mehr und mehr
Sie ewig ſchätzen werde. Ja, ſie folgt
Aus dem Pallaſt mir in die Hütte, läßt
Ein thöricht Leben, das ich ſelbſt verlaſſen;
Genießt mit mir in dieſen ſchönen Bergen,
Im Aufenthalt der Freyheit, erſt ihr Leben.

Dazu bedarf ich euer, wenn ſie ſich
Entſchließen ſollte, wie ich ganz und gar
Es hoffen muß; daß ihr am Fuß des Berges
Euch finden laſſet; daß ihr eine Trage
Bereitet, ſie den Pfad herauf zu bringen;
Daß ihr bewaffnet mir den Rücken ſichert,
Wenn ja ein Unglück uns verfolgen ſollte.

Basco.

Verſteinert bleib' ich ſtehn, und ſehe kaum,
Und glaube nicht zu hören. Ruggantino!
Du biſt beſeſſen. Furienen ſind
Dir in den Leib gefahren! Was? Du willſt
Ein Mädchen rauben? Statt die Laſt dem andern
Zu überlaſſen, füglich zu genießen,
Zu geben und zu kommen, willſt du dir
Und deinen Freunden dieſen ſchweren Bündel
Auf Hals und Schultern laden? Nein, es iſt
Kein Menſch ſo klug, daß er nicht eben toll
Bey der gemeinſten Sache werden könnte.
Sieh doch die Schafe nur; ſie weiden dir
Den Klee ab, wo er ſteht, und ſammeln nicht
In Scheunen auf. An jedem Berge ſtehn
Der Blumen viel für unſre Herden; viel
Sind Mädchen über's ganze Land geſät,
Von einem Ufer bis zum andern. Nein,
Es iſt nicht möglich. Schleiche dich zu ihr,
Und ſchleiche wieder weg, und danke Gott,
Daß ſie dich laſſen kann und laſſen muß.

Ruggantino.

Nicht weiter, Basco, denn es iſt beſchloſſen.

Basco.

Ich ſeh' es, theurer Freund, noch nicht gethan.

Augustino.

Du ſollſt ein Zeuge ſeyn, wie es geräth.

Basco.

Nur heute wird's unmöglich dein zu ſeyn.

Augustino.

Was kann euch hindern, wenn ich euch gebiete?

Basco.

Bedenke, Freund, wir ſind einander gleich.

Augustino.

Verwegner! Rede ſchnell, was haſt du vor?

Basco.

Es iſt gewiß, der Fürſt von Rocca Bruna,
Der uns bisher geduldet, hat zuletzt
Von ſeinen Nachbarn ſich bereden laſſen.
Er fürchtet, daß es laut bey Hofe werde;
Er iſt vor wenig Tagen ſelbſt gekommen,
Und ſeine Gegenwart treibt uns gewiß
Aus dieſer Gegend weg, ich weiß es ſchon.
Es kommt gewiß uns morgen der Befehl,
Sogleich aus dieſen Bergen abzuſcheiden.
Wenn er ſich nur nicht gar gelüſten läßt,
Sich unſrer werthen Häupter zu verſichern.

Augustino.

Nun gut, ſo führen wir noch heute Nacht
Den Anſchlag aus, der mir das Mädchen eignet.

Basco.

O nein! Ich muß noch Geld zur Reiſe ſchaffen.

Augustino.

Was ſoll das geben? Sage, was es gibt!

Basco.

Gehſt du nicht mit; ſo brauchſt du's nicht zu wiſſen.

Augustino.

Dir ziemt es gegen mich geheim zu ſeyn?

Basco.

Uns ziemt der Raub noch beſſer als die Liebe.
Du haſt mit kleinem Knaben hier zu thun.

Augustino.

So lang' ich euch ernährte, liebet ihr
Nur gar zu gern euch meine Kinder nennen.

Basco.

Wie glücklich, daß wir nun erwachſen ſind,
Da deine Renten ſehr in's Stocken kommen!

Augustino.

Was unſer Fleiß und unſre Liſt und Klugheit
Den Männern und den Weibern abgelockt,
Das konnten wir mit frohem Muth verzehren.
Es ſoll auch künftig keinem fehlen; zwar
Iſt's dieſe Tage ſchmal geworden —

Basco.

Ja!
Warum denn dieſe Tage? Weil du dich
Mit einem Abenteur beſchäftigſt, das
Nichts fruchtet und die ſchöne Zeit verzehrt.

Augustino.

So willſt du denn zum Abſchied noch den Fürſten,
Die ganze Nachbarſchaft verletzen?

Basco.

Du

Haſt nichts Beſonders vor! Ein edles Mädchen
Aus einem groſsen Hauſe rauben, iſt
Wohl eine Kleinigkeit, die niemand rügt.
Wer iſt der Thor?

Ruganting.

Wer glaubſt denn du zu ſeyn,
Daſs du mich ſcheiten willſt, du Kärbiſs?

Basco.

Ha!

Du Kerze! Wetterfahne du! Es ſollen
Die Männer nicht zu deinen Poſſen dienen.
Ich gehe mit den Meinen, heut zu thun
Was allen nützt, und willſt du deine Schöne
Zu holen gehn; ſo wird es uns erfreuen,
In unſrer Hütte ſie zu finden. Laſs
Von ihrer zarten Hand ein feines Mahl,
Ich bitte dich, bereiten, wenn ihr früher
Zu Hauſe ſeyd als wir; und ſey gewiſs,
Wir wollen ihr auf's beſte dankbar ſeyn,
Wenn ſie nur nicht die guten Freunde trennt.

Ruganting.

Was hält mich ab, daſs ich mit dieſer Fauſt,
Mit dieſem Degen, Frecher, dich nicht ſtrafe!

Basco.

Die andre Fauſt von gleicher Stärke hier,
Ein andrer Degen hier von gleicher Länge.

Vagabunden (unter ſich).

Horchet doch, was ſoll das geben,
Daß man hier ſo heftig ſpricht?

Rugantino.

Deinem Willen nachzugeben!
Frecher, mir vom Angeſicht!

Vasco.

Nur als Knecht bey dir zu leben!
Junger Mann, du kennſt mich nicht.

Vagabunden.

Was ſoll das geben?
Was ſoll das ſeyn?
Zwey ſolche Männer
Die ſich entzweyn!

Rugantino.

Es iſt geſprochen!
Es iſt gethan!

Vasco.

So ſey's gebrochen!
So ſey's gethan!

Vagabunden.

Aber was ſoll aus uns werden?
Den zerſtreuten, irren Herden
Im Gebirge gleichen wir.

Rugantino und Vasco.

Kommt mit mir! Kommt mit mir!
Euer Führer ſtehet hier.

Vagabunden.

Euer Zwiſt, er ſoll nicht währen;
Keinen wollen wir entbehren.

Ruggantino und Vasco.

Euer Führer ſtehet hier.

Vagabunden.

Wer gibt Rath? Wer hilft uns hier?

Ruggantino.

Die Ehre, das Vergnügen,
Sie ſind auf meiner Seite;
Ihr Freunde, folget mir.

Vasco.

Der Vortheil nach den Siegen,
Die Luſt bey guter Beute,
Sie finden ſich bey mir.

Ruggantino.

Wem hab' ich ſchlimm gerathen?
Wen hab' ich ſchlecht geführt?

Vasco.

Bedenket meine Thaten,
Und was ich ausgeführt.

Beyde.

Tretet her auf dieſe Seite.

Ruggantino.

Ehr' und Luſt!

Vasco.

Luſt und Beute!

Beyde.

Kommt herüber! folget mir.

(Die Vagabunden theilen ſich. Ein Drittheil ſtellt ſich auf Rugantino's, zwey Drittheile auf Basco's Seite.)

Vagabunden.

Ich begebe mich zu dir.

Vagabunden (auf Basco's Seite).

Kommt herüber!

Vagabunden (auf Rugantino's Seite).

Nein, wir bleiben;

Kommt herüber!

Vagabunden (auf Basco's Seite).

Nein, wir bleiben.

Vagabunden.

Kommt herüber; wir ſind hier.

Rugantino.

Du haſt, du haſt gewonnen,
Wenn du die Stimmen zähleſt;
Allein, mein Freund, du fehleſt,
Die Beſten ſind bey mir.

Basco.

Du haſt, du haſt gewonnen,
Wenn du die Mäuler zähleſt;
Allein, mein Freund, du fehleſt,
Die Arme ſind bey mir.

Alle.

Laßt uns ſehen, laßt uns warten,
Was wir ſchaffen, was wir thun.

Pasco (und die Seinen).

Geht nur, gehet in den Garten,
Sehet, wo die Nymphen ruhn.

Augustino (und die Seinen).

Geht und mischet eure Karten;
Wer gewinnt, der hat zu thun.

Alle.

Laßt uns sehen, laßt uns warten,
Was wir schaffen, was wir thun.

Zweyter Aufzug.

Nacht und Mondſchein.

Terraſſe des Gartens von Villa Bella, im Mittelgrunde des Theaters. Eine doppelte Treppe führt zu einem eiſernen Gitter, das den Gartenraum ſchließt. An der Seite Bäume und Gebüſch.

Auguſtino (mit ſeinem Theil Vagabunden).

Auguſtino.

Hier, meine Freunde, dieſes iſt der Platz!
Hier bleibet, und ich ſuche durch den Garten
Gelegenheit, dem Fenſter mich zu nahn,
Wo meine Schöne ruht. Sie ſchläft allein,
In einem Seitenflügel dieſes Schloſſes.
So viel iſt mir bekannt. Ich locke ſie
Mit meiner Saiten Ton an's Fenſter. Dann
Geb' Amor Glück und Heil, der ſtets geſchäftig
Und wirkſam iſt, wo ſich ein Paar begegnet.
Nur bleibet ſtill und wartet, bis ich euch
Hier wieder ſuche. Eilet mir nicht nach,
Wenn ihr auch Lärm und Händel hören ſolltet;
Es wäre denn, ich ſchöſſe; dann geſchwind'!
Und ſehet, wie ihr durch Gewalt und Liſt
Mir helfen könnt. Lebt wohl! — Allein wer kommt?

Wer

Wer kommt ſo ſpät mit Leuten? — Still — es iſt —
Ja es iſt Don Severo, der ein Gaſt
Des Hauſes war. Er geht mir recht gelegen
Schon dieſe Nacht hinweg. Wenn er nur nicht
Den andern in die Hände fällt, die ſich
Am Wege lagern, wildes Abenteuer
Unedel zu begehn. — Verſteckt euch nur.

Pedro (zu ſeinen Leuten).

Ihr geht voran; in einem Augenblick
Folg' ich euch nach. Ihr wartet an der Eiche,
Da wo die Pferde ſtehn; ich komme gleich.

Lebet wohl, geliebte Bäume,
Wachſet in der Himmels-Luft:
Tauſend liebevolle Träume
Schlingen ſich durch euern Duft.

Doch was ſteh' ich und verweile?
Wie ſo ſchwer, ſo bang' iſt's mir?
Ja, ich gehe! Ja, ich eile!
Aber ach mein Herz bleibt hier. (ab.)

Ruggantino (hervortretend).

Er iſt hinweg! ich gehe! — Still doch! Still!
Im Garten ſeh' ich Frauen auf und nieder
Im Mondſchein wandern. Still! verbergt euch nur.
Wir müſſen ſehen, was das geben kann.
Vielleicht iſt mir das Liebchen nah', und näher,
Als ich es hoffen darf. Nur fort! Bey Seite!

Claudine (auf der Terraſſe).

In dem ſtillen Mondenſcheine,
Wandl' ich ſchmachtend und alleine.

Dieſes Herz iſt liebevoll,
Wie es gern geſtehen ſoll.

Ruggantino

(unten und vorn, für ſich).

In dem ſtillen Mondenſcheine,
Singt ein Liebchen! Wohl das meine?
Ach ſo ſüß, ſo liebevoll,
Wie die Zither locken ſoll.

(Mit der Zither ſich begleitend, und ſich nähernd.)

Cupido, loſer, eigenſinniger Knabe;
Du batſt mich um Quartier auf einige Stunden!
Wie viele Tag' und Nächte biſt du geblieben,
Und biſt nun herriſch und Meiſter im Hauſe geworden.

(Claudine hat eine Zeit lang auf die Zither gehört, und iſt vorübergegangen. Es tritt Lucinde von der andern Seite auf die Terraſſe.)

Lucinde.

Hier im ſtillen Mondenſcheine,
Ging ich freudig ſonſt alleine;
Doch halb traurig und halb wild
Folgt mir jetzt ein liebes Bild.

Ruggantino

(unten und vorn, für ſich).

In dem ſtillen Mondenſcheine
Geht das Liebchen nicht alleine,
Und ich bin ſo unruhvoll,
Was ich thun und laſſen ſoll.

(Sich mit der Zither begleitend, und ſich nähernd.)

Von meinem breiten Lager bin ich vertrieben;
Nun ſitz' ich an der Erde, Nächte gequälet;

Dein Muthwill' ſchüret Flamm' auf Flamme des Herdes,
Verbrennet den Vorrath des Winters und ſengt mich Armen.

(Indeß iſt Claudine auch wieder hereingekommen, und hat mit Lucinden dem Geſange Ruggantino's zugehört.)

Claudine und Lucinde.

Das Klimpern hör' ich
Doch gar zu gerne.
Kömm' ſie nur näher,
Sie ſteht ſo ferne;
Nun kommt ſie näher,
Nun iſt ſie da.

Ruggantino (zutraulich mit ihnen).

Es ſcheint, ſie hören
Das Klimpern gerne.
Ich trete näher,
Ich ſtand zu ferne;
Nun bin ich näher,
Nun bin ich da.

Ruggantino (ſich begleitend).

Du haſt mir mein Geräth verſtellt und verſchoben.
Ich ſuch', und bin wie blind und irre geworden;
Du lärmſt ſo ungeſchickt; ich fürchte das Seelchen
Entflieht, um dir zu entfliehn, und räumet die Hütte.

(Ruggantino iſt unter der letzten Strophe immer näher getreten und nach und nach die Treppe hinaufgeſtiegen. Die Frauenzimmer haben ſich von innen an die Gitterthür geſtellt; Ruggantino ſteigt die Treppen immer ſachte hinauf, daß er endlich ganz nah bey ihnen an der Seite der Thür ſteht.)

Pedro
(mit ausgezogenem Degen).

Sie ſind entflohn!
Entflohen, die Verwegnen!
Mich dünkt, mich dünkt,
Sie ſind hieher entflohn.

Rugantino
(indem er Pedro hört, und die Fackelträger zugleich zurücktreten, eilig die Treppe herunter).

O doch verflucht!
Verflucht! was muß begegnen!
Pedro! Er iſt's!
Den glaubt' ich ferne ſchon.

Claudine und Lucinde
(die ſich wieder auf der Terraſſe ſehen laſſen).

Trete zurück!
Zurück! Was muß begegnen!
Männer und Lärm!
Mich dünkt, ſie ſtreiten ſchon.

(Die Vagabunden ſind indeß zu Rugantino getreten; er ſteht mit ihnen an der einen Seite.)

Rugantino.

Hinter der Eiche,
Kommt, laßt uns lauſchen!

Pedro.

Hier im Geſträuche
Hör' ich ein Rauſchen! —
Wer da? Wer iſt's?
Seyd ihr nicht Riemmen,
Tretet hervor.

Rugantino (zu den Seinigen).

Bleibet zurück!
Der soll bey Seite,
Dreht er, der Tber!

Alle.

Horch! Horch! Still! Still!
Claudine u. Lucinde. Sie sind auf einmal stille!
Pedro. Es wird auf einmal stille!
Rugantino u. Vagabund. Er ist auf einmal stille!

Alle.

Was das nur werden will?

Pedro.

Wer da?

Rugantino.

Eine Degenspitze!

Pedro.

Sie sucht ihres Gleichen!
Hier!

(Sie fechten.)

Claudine und Lucinde.

Ich höre Degen
Und Waffen klingen;
O eil', o eile!

Pedro.

Es soll dein Degen
Mich nicht zum Weichen,
Zum Wanken bringen.

Ruggantino.

Dich ſoll mein Degen,
Willſt du nicht weichen,
Zur Ruhe bringen.

Vagabunden.

Ich höre Degen
Und Waffen klingen,
Ganz in der Nähe.

Claudine und Lucinde.

O ruf' den Vater,
Und hohl' die Leute;
Es gibt ein Unglück;
Was kann geſchehn!

Vagabunden.

Hier ſind die Deinen,
Bewährte Leute,
In jedem Falle
Dir beyzuſtehn.

Pedro.

Ich ſteh' alleine;
Doch ſteh' ich feſte.
Ihr wißt zu rauben,
Und nicht zu ſtehn.

Ruggantino.

Laß mich alleine,
Ich ſteh' ihm feſte;
Du ſollſt nicht Räuber,
Sollſt Männer ſehn.

(Während dieſes Gleichnis ſechten Augustino und Pedro, mit wiederholten Stößen. Zuletzt entfernen ſich die Frauenzimmer; die Bedienten ſtehen an der Seite. Pedro, der in den rechten Arm verwundet wird, nimmt den Degen in die linke, und ſtellt ſich gegen Augustino.)

Augustino.

Laßt ab, ihr ſeyd verwundet!

Pedro.

Noch genug

Iſt Stärk' in dieſem Arm, dir zu begegnen.

Augustino.

Laßt ab und fürchtet nicht!

Pedro.

Du redeſt menſchlich.

Wer biſt du? Willſt du meinen Beutel? Hier!
Du kannſt ihn nehmen; dieſes Leben ſollſt
Du theuer zahlen.

Augustino.

Nimm bereite Hülfe,
Du Fremdling, an, und wenn du mir nicht traust,
So laß die Noth dir rathen, die dich zwingt.

Pedro.

Weh mir! ich ſchwanke! Blut auf Blut entſtrömt
Zu heftig meiner Wunde. Haltet mich,
Wer ihr auch ſeyd! Ich fühle mich gezwungen,
Von meinen Feinden Hülfe zu begehren.

Augustino.

Hier! unterſtützt ihn, und verbindet ihn,
Bringt ihn zu unſrer Wohnung ſchnell hinauf.

Pedro.

Bringt mich hinein nach Villa Bella.

(Er wird ohnmächtig.)

Rugantino.

Nicht!

Er soll nicht hier herein. Tragt ihn hinauf,
Und sorgt für ihn auf's beste. Diese Nacht
Ist nun verdorben durch die Schuld und Thorheit
Der zu vermegnen Raubgesellen. Geht,
Ich folge bald.

(Waarfunden mit Pedro ab.)

Ich muß mich um das Schloß
Noch einmal leise schleichen: denn ich kann
Der Hoffnung nicht entsagen, noch vor Morgen
Mein Abenteuer, wenn nicht zu vollführen,
Doch anzuknüpfen. Warte, Basco, wart'!
Ich denk' es dir, du ungezähmter Thor!

Alonzo und Bediente

(inwendig an der Gartenthür).

Alonzo.

Schließt auf! und macht mir schnell die ganze Runde
Des Schlosses; wen ihr findet, nehmt gefangen.

Rugantino.

Ein schöner Fall! Nun gilt es muthig seyn.

Alonzo.

Die Frauen haben ein Geräusch der Waffen,
Ein Aechzen tönen hören. Sehet nach;
Ich bleibe hier, bis ihr zurücke kehrt.

(Bediente ab, ohne Rugantino zu bemerken.)

Ruganting.

Am beſten iſt's, der drohenden Gefahr
In's Angeſicht zu ſehen. Laßt mich erſt
Durch meine Zither mich verkünd'gen. Still,
So ſieht es dann recht unverdächtig aus.

Cupido, kleiner loſer, ſchelmiſcher Knabe.

Alonzo.

Was hör' ich! Eine Zither! Laßt uns ſehen.
(heraberetend.)
Wer ſeyd ihr, daß ihr noch ſo ſpät zu Nacht
In dieſer Gegend ſchleicht, wo alles ruht?

Ruganting.

Ich ſchleiche nicht, ich wandle nur für mich,
Wie's mir gefällt, auf breiter freyer Straße.

Alonzo.

Um unſre Mauern lieben wir nicht ſehr
Das Nachtgeſchwärm'; es iſt uns zu verdächtig.

Ruganting.

Mir wär' es lieber, eure Mauern ſtänden
Wo anders, die mir hier im Wege ſtehen.

Alonzo (für ſich).

Es iſt ein grober Gaſt, doch ſpricht er gut.

Ruganting.

Er möchte gern an mich, und traut ſich nicht.

Alonzo.

Habt ihr nicht ein Geſchrey vernommen? Nicht
Hier Streitende gefunden?

Ruganting.

Nichts dergleichen.

Alonzo (zur Seite).

Der kommt von ungefähr, ſo ſcheint es mir.

Ruggantino (zur Seite).

Ich will doch höflich ſeyn, vielleicht geräth's.

Alonzo.

Ihr thut nicht wohl, daß ihr um dieſe Stunde
Allein auf freyen Straßen wandelt; ſie
Sind jetzt nicht ſicher.

Ruggantino.

O ſie ſind's für mich.
Geſang und Saitenſpiel, die größten Freunde
Des Menſchenlebens ſchützen meinen Weg
Durch die Gefilde, die der Mond beleuchtet.
Es wagt kein Thier, es wagt kein wilder Menſch
Den Sänger zu beleid'gen, der ſich ganz
Den Göttern, der Begeiſt'rung übergab.
Nur aus Gewohnheit trag' ich dieſen Degen;
Denn ſelbſt im Frieden ziert er ſeinen Mann.

Alonzo.

Ihr haltet euch in dieſer Gegend auf?

Ruggantino.

Ich bin ein Gaſt des Prinzen Rocca Bruna.

Alonzo.

Wie? meines guten Freundes? Seyd willkommen!
Ich frage nicht, ob ihr ein Fremder ſeyd;
Mir ſcheint es ſo.

Ruggantino.

Ein Fremder hier im Lande.
Doch hab' ich auch das Glück, daß mich der König
Zu ſeinen letzten Dienern zählen will.

Alonzo (bey Seite).

Ein Herr vom Hof'! So kam es gleich mir vor.

Ruganting.

Ich darf euch wohl um eine Güte bitten?
Ich bin ſo durſtig; denn ſchon lange treibt
Die Luſt zu wandeln mich durch dieſe Felder.
Ich bitt' euch, mir durch einen eurer Diener
Nur ein Glas Waſſer freundlich zu gewähren.

Alonzo.

Mit nichten ſo. Was? glaubt ihr, daß ich euch
Vor meiner Thüre laſſe? Kommt herein!
Nur einen Augenblick Geduld! Hier kommen
Die Leute, die ich ausgeſchickt. Man hatte
Nah' an dem Garten Lärm gehört, das Klirren
Der Waffen, ein Geſchrey von Fechtenden.

Die Bedienten (kommen).

Was gibt's? Ihr hörtet niemand? fandet keinen?

(Die Bedienten machen verneinende Zeichen.)

Es iſt doch ſonderbar, was meine Frauen
Für Geiſter ſah'n? Wer weiß es, was die Furcht
Den guten Kindern vorgebildet. Kommt!
Ihr ſollt euch laben, ſollet anders nicht
Als wohl begleitet mir von hinnen ſcheiden.
Und wenn ihr bleiben wollt; ſo findet ihr
Ein gutes Bett und einen guten Willen.

Ruganting.

Ihr macht mich ganz beſchämt, und zeiget mir
Mit wenig Worten euern edeln Sinn.

(Zur ſich.)

Welch Glück der Welt vermag ſo viel zu thun,
Als dieſes Unglück mir verſchafft!

(Laut.)

Ich komme.

(Wende durch die Gartenthür ab.)

Wohl erleuchtetes Zimmer in dem Schloſſe von Villa Bella.

Claudine. Lucinde.

Claudine.

Wo bleibt mein Vater? Käm' er doch zurück!
Ich bin voll Sorge. Freundinn, wie ſo ſtill?

Lucinde.

Ich denke nach, und weiß nicht wie mir iſt;
Ich weiß nicht ob mir träumte. Ganz genau
Glaubt' ich zuletzt die Stimme des Geliebten
Im Lärm und Streit zu hören.

Claudine.

Wie? des deinen?

Ich hörte Pedro's Stimme ganz genau.
Ich kann vor Angſt nicht bleiben; laß uns hin,
Laß uns zum Garten.

Lucinde.

Still! Es kommt dein Vater.

Alonzo. Ruganti no. Bediente.

Alonzo.

Hier bring' ich einen ſpäten Gaſt, ihr Kinder,
Empfangt ihn wohl, er ſcheint ein edler Mann.

Ruganti no (zu Alonzo).

Ich bin beſchämt von eurer Güte;
(Zu den Damen.) hin
Betäubt von eurer Gegenwart. Mich faßt
Das Glück ganz unerwartet an, und hebt
Mich heftig in die Höhe, daß mir ſchwindelt.

Claudine.

Seyd uns willkommen! War't ihr bey dem Streite?

Alonzo.

Er weiß von keinem Streit. Ich fand ihn ſingend,
Als ich zur Thüre kam, und alles ſtill.

Lucinde (für ſich).

Er iſt's! O Gott! Er iſt's! Verberge dich,
Gerührtes Herz. Mir zittern alle Glieder.

(Claudine ſpricht mit Alonzo, im Hintergrunde auf und ab gehend.)

Ruganti no (heimlich zu Lucinden).

So find' ich mich an deiner Seite wieder;
Beſchließe mir nun Leben oder Tod.

Lucinde.

Ich bitt' euch, ſtill! Verſchonet meine Ruhe,
Verſchonet meinen Namen, ſtill! nur ſtill!

Alonzo (zu den Bedienten).

Ein Glas gekühltes Waſſer bringt herauf,
Bringt eine Flaſche Wein von Syracus.
(zu Ruganti no.)
Auf alle Fälle, wackrer Fremdling, nehmt

Euch künftig mehr in Acht, und naht ſo ſpät
Nicht mehr allein. Wir ſind in dieſer Gegend
Sehr übel dran; es iſt uns ganz nicht möglich,
Das Raubgeſind, das liederliche Volk
Von unſern Straßen zu vertreiben. Denken
Auch zwey, drey Nachbarn überein, und halten
In ihren Gränzen Ordnung; ja ſo ſchützt
Gleich im Gebirg' ein andrer Herr die Schelmen;
Und dieſe ſchweifen, wenn ſie auch des Tags
Nicht ſicher ſind, bey Nacht herum und treiben
Solch einen Unfug, daß ein Ehrenmann
In doppelter Gefahr ſich findet.

Ruganti no.

Gewiß gehorch' ich euerm guten Rath.

Alonzo.

Ich hoff', es ſoll mit nächſtem beſſer werden.
Der Prinz von Rocca Bruna hat beſchloſſen,
Was nur verdächtiges Geſindel ſich
In ſeinen Bergen lagert, zu vertreiben.
Ihr werdet es von ihm erfahren haben;
Denn er iſt ſelbſt gekommen, den Befehl
Des Königs und der Nachbarn alte Wünſche
Mit ſtrenger Eil' und Vorſicht zu vollbringen.

Ruganti no.

Ich weiß, er denkt mit Ernſt an dieſe Sache.
(Für ſich.)
Das hatte Basco richtig ausgeſpürt.

Claudine.

So habt ihr keinen Streit und nichts vernommen?

Ruggantino.

Nicht einen Laut, als jenen Silberton
Der zarten Grillen, die das Feld beleben,
Und einem Dichter lieb wie Brüder ſind.

Lucinde.

Ihr dichtet auch ein Lied?

Ruggantino.

Wer dichtet nicht,
Dem dieſe ſchöne reine Sonne ſcheint,
Der dieſen Hauch des Lebens in ſich zieht?
(Leiſe zu Lucinden.)
Dem es beſcheert war, nur ein einzigmal
In dieſes Aug' zu ſehen? Draußen ſtand ich,
Vor deiner Thüre, draußen vor der Mauer,
Und weinte jammernd in mein Saitenſpiel.
Der Thau der Nacht benetzte meine Kleider,
Der hohe Mond ſchien tröſtend zu verweilen;
Da ſah mich Amor und erbarmte ſich.
Hier bin ich nun, und wenn du dich nicht mein
In dieſer Nacht erbarmen willſt —

Lucinde.

Ihr ſeyd
Verwegen-dringend. Ihr verkennt mich ſehr;
Nun ſchweigt!

Ruggantino.

Ich ſoll verzweifeln. Mir iſt's ein's,
Zu leben oder gleich zu ſterben, wenn
Du mir ein Zeichen deiner Gunſt verſagſt.

Claudine

(die indeſſen mit ihrem Vater geſprochen, und wieder herbeytritt).

So gebt uns doch ein Lied, ich bitte ſehr,
Ein ſtilles Lied zur guten Nacht.

Rugantino.

Wie gern!
Das rauſchende Vergnügen lieb' ich nicht,
Die rauſchende Muſik iſt mir zuwider.

(Bald gegen Claudinen, bald gegen Lucinden gekehrt, und ſich mit der Zither begleitend.)

Liebliches Kind!
Kannſt du mir ſagen,
Sagen, warum
Zärtliche Seelen
Einſam und ſtumm
Immer ſich quälen,
Selbſt ſich betrügen,
Und ihr Vergnügen
Immer nur ahnden
Da wo ſie nicht ſind?
Kannſt du mir's ſagen,
Liebliches Kind?

Alonzo

(hat während der Arie mit einigen Bedienten im Hintergrunde ernſtlich geſprochen. Man konnte aus ihren Geberden ſehen, daß von Rugantino die Rede war, indem ſie auf ihn deuteten, und ihrem Herrn etwas zu betheuern ſchienen. Gegen das Ende der Arie tritt Alonzo hervor, und hört zu: da ſie geendigt iſt, ſpricht er:)

Die Frage ſcheint verfänglich; doch es möchte
Sich ein und andres drauf erwiedern laſſen.

(Er

(Er geht wieder zu den Bedienten, und ſpricht mit ihnen an der einen Seite des Theaters; indeß Rugantino und die beyden Frauenzimmer ſich an der andern Seite unterhalten.)

Alonzo (zu den Bedienten).

So ſeyd ihr ganz gewiß, daß er es ſey,
Der Rädelsführer jener Vagabunden?
Ja, ja, er kam mir gleich verdächtig vor.
Du kennſt ihn ganz genau? Geſtehſt mir nun,
Selbſt unter ihm gedient zu haben? Gut!
Dir ſoll's nicht ſchaden, daß du es geſtehſt.
Seht ihn noch einmal an, daß ihr mich nicht
Zu einem falſchen Tritt verleitet. Still!
Ich will die Kinder ſingen machen, daß
Wir ſchicklich noch zuſammen bleiben können.

(Er tritt zu den andern.)

Wie geht es? Habt ihr's ausgemacht? Ich dächte,
Ihr gäbt ihm das zurück als kluge Mädchen!

(Die Bedienten beobachten den Rugantino heimlich und genau, und verſichern von Zeit zu Zeit ihrem Herren, daß ſie der Sache gewiß ſind; indeß ſingen

Claudine und Lucinde.)

Ein zärtlich Herz hat viel,
Nur allzuviel zu ſagen.
Allein auf deine Fragen
Läßt ſich ein Wörtchen ſagen:
Es fehlt, es fehlt der Mann,
Dem man vertrauen kann.

Rugantino.

Um einen Mann zu ſchätzen, muß man ihn
Zu prüfen wiſſen.

Lucinde.

Ein Verſuch geht eher
Für einen Mann, als für ein Mädchen an.

Alonzo (zu den Bedienten).

Ihr bleibt dabey? Nun gut, ich will es wagen:
Denn hab' ich ihn; ſo ſind die andern bald
Von ſelbſt zerſtreut. Du feiner Vogel, kommſt
Du mir zuletzt in's Haus? Ich halt' ihn hier,
Geb' ihm ein Zimmer ein, das ſchon ſo gut
Als ein Gefängniß iſt und doch nicht ſcheint.
(Laut.)
Mein Herr, ihr bleibt heut Nacht bey uns. Ich laſſe
Euch nicht hinweg, ihr ſollt mir ſicher ruhen,
Und morgen gibt der Tag euch das Geleite.

Rugantino.

Ich danke tauſendmal. Schlaft, werthe Freunde,
Auf's ruhigſte nach einem frohen Tag.
(Zu Lucinden.)
Entſchließe dich! Mir brennt das Herz im Buſen:
Und ſagſt du mir nicht eine Hoffnung zu;
So bin ich meiner ſelbſt nicht mächtig, bin
Im Falle, toll und wild das äußerſte zu wagen.

Lucinde (für ſich).

Er macht mir bang'! Ich fühle mich verlegen,
Ich will ihm leider nur ſchon allzu wohl.

Rugantino (für ſich).

Ich muß noch ſuchen, alle ſie zuſammen
Im Saal zu halten; meine Schöne gibt
Zuletzt wohl nach. O Glück! O ſüße Freude!

(Laut.)

Ich denke nach, ihr Schönen, was ihr ſangt.
Ihr habt gewiß die Männer ſehr beleidigt;
Ihr glaubt, es gebe keinen treuen Mann;
Allein wie viel Geſchichten könnt' ich euch
Von ewig unbegränzter Liebe ſagen!
Die Erde freut ſich einer treuen Seele,
Der Himmel gibt ihr Segen und Gedeihn;
Indeß die ſchwarzen Geiſter in der Gruft
Der falſchen Bruſt, der lügenhaften Lippe,
Wohl-ausgedachte Qualen zubereiten.
Vernehmt mein Lied. Es ſchwebt die tiefe Nacht
Mit allen ihren Schauern um uns her.
Ich löſche dieſe Lichter aus; und eines
Ganz ferne hin, daß in der Dunkelheit
Sich mein Gemüth mit allen Schrecken fülle,
Daß mein Geſang den Abſcheu meiner Seele
Zugleich mit jenen ſchwarzen Thaten melde.

(Das Theater iſt verfinſtert, bis auf Ein Licht im Hintergrunde. Die Damen ſetzen ſich, Claudine zunächſt an die Scene, Lucinde nach der Mitte des Theaters. Alonzo geht auf und ab, und ſteht meiſt an der andern Seite des Theaters. Augantino ſteht bald zwiſchen den Frauenzimmern, bald an Lucindens Seite. Er flüſtert ihr zwiſchen den Strophen geſchickt einige Worte zu; ſie ſcheint verlegen. Claudine, wie durch die ganze Scene, nachdenklich und abweſend. Alonzo nachdenklich und aufmerkſam. Kein Bedienter iſt auf dem Theater.)

Augantino.

Es war ein Buhle frech genung,
War erſt aus Frankreich kommen,
Der hatt' ein armes Mädel jung
Gar oft in Arm genommen,

Und liebgekoſ't und liebgeherzt,
Als Bräutigam herumgeſcherzt,
Und endlich ſie verlaſſen.

Das braune Mädel das erfuhr,
Vergingen ihr die Sinnen.
Sie lacht' und weint' und beth' und ſchwur;
So fuhr die Seel' von hinnen.
Die Stund' als ſie verſchieden war,
Wird bang' dem Buben, grauſ't ſein Haar,
Es treibt ihn fort zu Pferde.

Er gab die Sporen kreuz und quer,
Und ritt auf alle Seiten;
Hinüber, herüber, hin und her;
Kann keine Ruh' erreiten;
Reit ſieben Tag' und ſieben Nacht,
Es blitzt und donnert, ſtürmt und kracht,
Die Fluthen reißen über.

Und reit im Blitz und Wetterſchein
Gemäuerwerk' entgegen,
Bindt's Pferd hauß' an und kriecht hinein,
Und duckt ſich vor dem Regen.
Und wie er tappt, und wie er fühlt,
Sich unter ihm die Erd' erwühlt;
Er ſtürzt wohl hundert Klaſter.

Und als er ſich ermannt vom Schlag',
Sieht er drey Lichtlein ſchleichen:
Er rafft ſich auf, und krappelt nach;
Die Lichtlein ferne weichen,

Irrführen ihn die Quer und Läng',
Trepp-auf Trepp-ab, durch enge Gäng',
Verfallne wüſte Keller.

Auf einmal ſteht er hoch im Saal,
Sieht ſitzen hundert Gäſte,
Hohlängig grinſen allzumal,
Und winken ihm zum Feſte.
Er ſieht ſein Schätzel untenan,
Mit weißen Tüchern angethan;
Die wend't ſich —

(Der Geſang wird durch die Ankunft von Alonzo's Bedienten unterbrochen.)

Zwey Bediente Alonzo's.

Herr, o Herr, es ſind zwey Männer
Von Don Pedro's braven Leuten,
Vor der Thüre ſind ſie hier,
Und verlangen ſehr nach dir.

Alonzo.

Himmel, was ſoll das bedeuten!
Führet ſie geſchwind zu mir.

Zwey Bediente Pedro's.

(Die Lichter werden wieder angezündet und der Saal erhellt.)

Ganz verwirrt und ganz verlegen,
Voller Angſt und voller Sorgen,
Kommen wir durch Nacht und Nebel,
Hülf' und Rettung rufen wir.

Alonzo und Claudine.

Redet, redet!

Rugantino und Lucinde.

Saget, saget.

(Zu vier.)

Saget an, was soll das hier?

Pedro's Bediente.

Von verwegnem Raubgesindel
Diesen Abend überfallen,
Haben wir uns wohl vertheidigt;
Doch vergebens widerstanden
Wir der überlegnen Macht.
Wir vermissen unsern Herren;
Er verlor sich in die Nacht.

Claudine.

Welch ein Unheil! Welche Schmerzen!
Ach, ich kann mich nicht verbergen.
Eilet, Vater, eilet, Leute,
Unserm Freunde beyzustehn.

Alonzo.

Wo ergriffen euch die Räuber?

Bediente.

Noch im Wald' von Villa Bella.

Claudine.

Wo verlort ihr euern Herren?

Bediente.

Er verfolgte die Verwegnen.

Lucinde.

Habt ihr ihm denn nicht gerufen?

Bediente.

O gewiß, und laut und öfter.

Ruganting.

Habt ihr das Gepäck gerettet?

Bediente.

Alles wird verloren ſeyn.

Alonzo (für ſich).

So ſehr mich das beſtürzt,
So ſehr es mich verdrießt,
So nutz' ich doch,
Gebrauch' ich die Gelegenheit.
Es iſt die ſchönſte, höchſte Zeit,
Daß ich erſt dieſen Vogel fange!

Claudine.

O bedenkt euch nicht ſo lange!

Alonzo.

Liebes Kind, ich geh', ich gehe!

Lucinde.

Eilt! Er iſt wohl in der Nähe.

Ruganting.

Laßt mich euern Zweyten ſeyn.

Alonzo (zu den Bedienten).

Alle zuſammen! Satteln die Pferde!
Hohlet Piſtolen! Hohlet Gewehre!
Eilig verſammelt euch hier in dem Saal!

(Die Bedienten gehen meiſtens ab.)

Ruganting.

Ich bin bewaffnet, hier iſt mein Degen!
Hier ſind Piſtolen, hier wohnt die Ehre!
Meine Geſchäftigkeit zeig' ich einmal.

Alonzo

(indem er die Terzerolen dem Augantino abnimmt).

Ach wozu nützen dieſe Piſtölchen!
Nur euch zu hindern ſchlaudert der Degen.
(Zu den Bedienten.)
Bringt ein Paar andre, bringet ein Schwert.

Augantino.

Dankbar und freudig, daß ihr mich waffnet;
Jegliche Wehre, die ihr getragen,
Doppelt und dreyfach iſt ſie mir werth.

Alonzo

(Lucinden die Terzerolen gebend).

Hebt die Piſtolen auf bis an den Morgen.
Nehmet den Degen, gehet, verwahrt ihn.

Augantino

(indem er Lucinden den Degen gibt).

Liebliche Schönen, wenn ihr entwaffnet,
Laß' ich's geſchehen; aber erbarmt euch
Euers entwaffneten zärtlichen Knechts.

(Lucinde geht mit den Waffen ab, Alonzo und Augantino treten zurück und ſprechen leiſe mit einander, wie auch mit den Bedienten, die ſich nach und nach im Grunde verſammeln.)

Claudine (für ſich).

Voller Angſt und auf und nieder
Steigt der Buſen; kaum noch halten
Mich die Glieder. Ach ich ſinke!
Meine kranke Seele flieht.

Lucinde

(die wieder hereinkommt und zu Claudinen tritt).

Nein gewiß, du ſiehſt ihn wieder:
Ach ich theile deine Schmerzen.

(Bey Seite, heimlich nach Augustino ſich umſehend.)

Ach daß ich ihn gleich verliere!
Wenn ihm nur kein Leid's geſchieht!

Auguſtino
(zwiſchen beyde hineintretend).

Trauet nur! Er kommt euch wieder.
Ja, wir ſchaffen den Geliebten.

(Heimlich zu Lucinden.)

Ach, ich bin im Paradieſe,
Wenn dein Auge freundlich ſieht.

(Zu dren, jedes für ſich.)

Claudine.

Ach ſchon decken mich die Wogen!
Nein! Wer hilft — wer tröſtet mich?

Auguſtino.

Nein, ich hab' mich nicht betrogen;
Ja, ſie liebt — ſie lebt für mich.

Lucinde.

Ach! wie bin ich ihm gewogen;
Ach wie ſchön — Wie liebt er mich!

(Indeſſen haben ſich alle Bedienten bewaffnet im Hintergrunde verſammelt.)

Alonzo (zu den Bedienten).

Seyd ihr zuſammen? Seyd ihr bereit?

Bediente.

Alle zuſammen, alle bereit.

Alonzo.

Horcht den Befehlen, folget ſogleich! —

(Auf Auguſtino deutend.)

Dieſen, hier dieſen nehmet gefangen!

Claudine und Lucinde.

Himmel, was hör' ich?

Alonzo.

Nehmt ihn gefangen!

Rugantino.

Ha, welche Schändlichkeit
Wird hier begangen!
Haltet!

Alonzo (zum Chor).

Gehorchet mir!

Rugantino.

Haltet!

Bediente (zu Alonzo).

Gehorchen dir.

(zu Rugantino.)

Gib dich!

Rugantino (zu Alonzo).

Verräther, nahmst mir die Waffen!
Sage, was hab' ich mit dir zu ſchaffen?
Sage, was ſoll das?

Alonzo (zu den Bedienten).

Greifet ihn an!

Rugantino.

Haltet!

(Nach einer Pauſe.)

Ich gebe mich! Es iſt gethan.

(Für ſich, indeß die andern ſuſpendirt ſtehen.)

Noch ein Mittel, ich will es faſſen!
Sie ſollen beben und mich entlaſſen.

Gefangen? Nimmer! Ich duld' es nie!

(Pauſe. Rugantino zieht einen Dolch hervor, faßt Claudinen bey der Hand, und ſetzt ihr den Dolch auf die Bruſt.)

Entlaß mich! oder ich tödte ſie!

Alle (außer Rugantino).

Götter!

Rugantino (zu Alonzo).

Du ſiehſt dein Blut
Aus dieſem Buſen rinnen.

(Zu drey.)

Alonzo und Lucinde.

Schreckliche Wuth!
Fürchterliches Beginnen!

Claudine.

Schone mein Blut!
Wirſt du, was wirſt du gewinnen?

Rugantino.

Zurück! Zurück!

Alle (außer Rugantino).

Götter!

Alonzo. Claudine. Lucinde.

Ach wer rettet, wer erbarmet
Sich der Noth? Wer ſteht uns bey?

Rugantino.

Du ſiehſt dein Blut
Aus dieſem Buſen rinnen!

(Zu drey.)

Alonzo und Lucinde.

Schreckliche Wuth!
Fürchterliches Beginnen!

Claudine.

Schone mein Blut!
Wirſt du, was wirſt du gewinnen?

Ruganting.

Zurück! Zurück!

Alle (außer Ruganting).

Götter!
Ach wer rettet, wer erbarmet
Sich der Noth? wer ſteht uns bey?

Claudine.

Laß ihn, Vater, laß ihn fliehen,
Wär' er auch ſchuldig, und mache mich frey.

Ruganting.

Sprich ein Wort! Mir iſt's gelungen!
Laß mich los, und ſie iſt frey.

Lucinde.

Du ſo grauſam? Du nicht edel?
Sey ein Menſch und gib ſie frey.

Alonzo.

Ach, wozu bin ich gezwungen!
Nein! — Doch ja, ich laß' ihn frey.

Alle (außer Ruganting).

Ach wer rettet, wer erbarmet
Sich der Noth? Wer ſteht uns bey?

Ruganting (zu Alonzo).

Ja, du retteſt, du erbarmeſt
Dich dein ſelbſt, und machſt ſie frey.

Alonzo.

Verwegner!
Ja, gehe!

Entferne dich eilend,
Ja, fliehe nur fort.
Du haſt mich gebunden,
Du haſt überwunden,
Da haſt du mein Wort!

Ruggantino
(nach Claudinen haſtend).

Ja, ich traue deinem Worte,
Das du mir gewiß erfüllſt;
Und verſprich, daß zu der Pforte
Du mich ſelbſt begleiten willſt.

Alonzo.

Traue, traue meinem Worte,
Wenn du auch dein Wort erfüllſt;
Und ich führe dich zur Pforte,
Wenn du ſie mir laſſen willſt.

Ruggantino.

Dieß Verſprechen, dieſe Worte
Sind ihr Leben, ſind dein Glück.
(Zu Lucinden)
Bring' ſogleich mir meine Waffen,
Bring', o Schöne, ſie zurück.

Lucinde.

Ach, ich weiß mich kaum zu finden,
Welch ein Unheil! Welches Glück!

Claudine (zu Alonzo).

Ach, ich kehr' zu deinen Armen
Aus der Hand des Tod's zurück.

Alonzo.

Meine Liebe, deine Kühnheit
Iſt dein Vortheil, iſt dein Glück.

Alle.

Dieſe Liebe, dieſe Kühnheit
Iſt ſein Vortheil, iſt ſein Glück.

Rugantino.

Dieſe Liebe, dieſe Kühnheit
Iſt mein Vortheil, iſt mein Glück.

Alle.

Ein grauſames Wetter
Hat all' uns umzogen;
Es rollen die Donner,
Es brauſen die Wogen;
Wir ſchweben in Sorge,
In Noth und Gefahr.
Es treiben die Stürme
Bald hin uns, bald wieder;
Es ſchwanken die Füße,
Es beben die Glieder;
Es pochen die Herzen,
Es ſträubt ſich das Haar.

(Indeſſen hat Lucinde die Waffen dem Rugantino zurückgegeben, Alonzo begleitet ihn hinaus, die Bedienten folgen und die Frauenzimmer gehen durch eine Seitenthür ab.)

Dritter Aufzug.

Wohnung der Vagabunden im Gebirge.

Pedro (allein).

Langſam weichen mir die Sterne,
Langſam naht die Morgenſtunde:
Blicke mit dem Roſenmunde
Mich, Aurora, freundlich an.

Wie ſehnlich harr' ich auf das Licht des Tages!
Wie ſehnlich auf den Boten, der mir Nachricht
Von Villa Bella ſchleunig bringen ſoll.
Ich bin bewacht von ſonderbaren Leuten;
Sie ſcheinen wild und roh und guten Muth's.
Den einen hab' ich leicht beſtechen können,
Daß er ein Brieſchen der Geliebten bringe.
Nach ſeiner Rechnung könnt' er wieder hier
Schon eine Viertelſtunde ſeyn. Er kommt.

Vagabund
(tritt herein und gibt Pedro ein Billet).

Pedro.

Du haſt den Auftrag redlich ausgerichtet:
Ich ſeh's an dieſem Blatt. O liebe Hand,
Die zitternd dieſen Nahmen ſchrieb! ich küſſe
Dich tauſendmal. Was wird ſie ſagen? Was?

(Er lieſt.)

„Mit Angſt und Zittern ſchreib' ich dir, Geliebter.
„Wie ſehr erſchreckt mich deine Wunde! Niemand
„Iſt in dem Hauſe: denn mein Vater folgt
„Mit allen Leuten deinen Feinden nach.
„Wir Mädchen ſind allein. Ach, alles wagt
„Die Liebe! Gern möcht' ich mich zu dir wagen,
„Um dich zu pflegen, zu befreyn, Geliebter.
„Zerriſſen iſt mein Herz; es heilet nur
„In deiner Gegenwart. Was ſoll ich thun?
„Es eilt der Bote; keinen Augenblick
„Will er verweilen. Lebe wohl! Ich kann
„Von dieſem Blatt, ich kann von dir nicht ſcheiden."
O ſüßes Herz! Wie bringt ein Morgenſtrahl
In dieſen öden Winkel der Gebirge!
Sie weiß nun wo ich bin; ihr Vater kommt
Nun bald zurück; man ſendet Leute her;
Ich bleibe ruhig hier und wart' es ab.

(Zum Vagabund.)

Du ſtehſt, mein Freund, du warteſt, ach verzeih!
Nimm deinen Lohn! Für Freude hab' ich dich
Und deinen Dienſt vergeſſen. Hier! Entdecke
Mir, wer ihr ſeyd, und wer der junge Mann
Am Wege war, der mich verwundete.
Ich lohne gut, und kann noch beſſer lohnen.
Ich höre Leute kommen. Laß uns gehen
Und insgeheim ein Wort zuſammen ſprechen.

(Beyde ab.)

Basco (mit ſeinen Vagabunden, welche Mantelſäcke und allerley Gepäcke tragen).

Basco.

Herein mit den Sachen,
Herein, nur herein!
Das alles iſt euer,
Das alles iſt mein.
So haben die andern
Gar treulich geſorgt;
Wir haben es wieder
Von ihnen geborgt.
Wie ſorglich gefaltet!
Wie zierlich gepackt!
Auf unſere Reiſe
Zuſammengepackt.

(Die Vagabunden wollen die Bündel eröffnen, Basco hält ſie ab.)

Nein, Freunde, laſſen wir es noch zuſammen,
Und geben uns nicht ab, hier auszukramen.
Wir machen ſichrer gleich uns auf den Weg.
Ich kenne zwey, drey Orte, wo wir gut
Und ſicher wohnen; dort vertheilen wir
Die Beute, wie es Loos und Glück beſtimmt.
Laßt uns noch wenig Augenblicke warten,
Ob Rugantino ſich nicht zeigen will.
Und kommt er nicht, ſo könnt ihr immer gehen;
Ich warte hier auf ihn, er komme nun
Mit einem Weibchen oder nur allein.
Wir müſſen ihn nicht laſſen; ſind wir ſchon
Nicht immer gleicher Meynung, iſt er doch
Ein braver Mann, den wir nicht miſſen können.

Pedro (tritt herein).

Was ſeh' ich! Meine Sachen! Welch Geſchick!

Basco (für ſich).

Was will uns Der? Beym Himmel! Don Rovero.
Wie kommt er hier herauf? Das gibt 'nen Handel:
Nur gut, daß wir die Herrn zu Hauſe ſind.

Pedro.

Wer ihr auch ſeyd, ſo muß ich leider ſchließen,
Daß ihr die Männer ſeyd, die mich beraubt.
Ich ſehe dieß Gepäck; es iſt das meine,
Hier dieſe Bündel, dieſe Decken hier.

Basco.

Es kann wohl ſeyn, daß es das eure war;
Doch jetzt, vergönnt es nur, gehört es uns.

Pedro.

Ich will mit euch nicht rechten, kann mit euch
Verwundet und allein nicht ſtreiten. Beſſer
Für mich und euch, wir finden uns in Güte.

Basco.

Sagt eure Meynung an, ob ſie gefällt.

Pedro.

Hier ſind viel Sachen, die euch wenig nutzen,
Und die ich auf der Reiſe nöthig brauche.
Laßt uns das Ganze ſchätzen, und ich zahle
Euch, wie und wo ihr wollt, die Summe. — Hier
Reich' ich die Hand, ich gebe Treu' und Wort:
Daß ich, was ich verſpreche, pünctlich halte.

Basco.

Das läßt ſich hören; nur iſt hier der Platz

Zu der Verhandlung nicht; ihr müßt mit uns
Noch eine Meile gehn.

Pedro.

Warum denn das?

Vasco.

Es iſt nicht anders, und bequemt euch nur.

Pedro.

Zuförderſt ſagt mir an: Es hing am Pferde
Von Leder eine Taſche, die allein
Mir etwas werth iſt. Briefe, Documente
Führt' ich in ihr, die ihr nur gradezu
In's Feuer werfen müßtet. Schafft mir ſie;
Ich gebe dreyßig Unzen, ſie zu haben.

Vasco (zu den Seinen).

Wo iſt die Taſche? Gab ich ſie nicht dir
Noch auf dem Wege zu den andern Sachen?
Wo iſt ſie?

Pedro.

Daß ſie nicht verloren wäre!

Vasco.

Geht, eilt und ſucht, ſie nutzt dem jungen Mann,
Und bringt uns dreyßig Unzen in den Beutel.

Ruganino

(tritt auf mit der Brieftaſche, welche er eröffnet hat, und die Papiere anſieht)

Kaum trau' ich meinen Augen. Dieſe Briefe,
An meinen Bruder leſ' ich ſie gerichtet.
Es kann nicht fehlen: denn wer nennt ſich Pedro
Von Caſtellvecchio noch als er? Wie kann
Er in der Nähe ſeyn? Ich bin beſtürzt.

Pedro (zu Basco).

Da kommt er eben recht mit meiner Tasche.
Ist dieser von den Euern?

Basco.

Ja, der beste,
Möcht' ich wohl sagen, wenn ich selbst nicht wäre.

(Laut.)

Du fandest glücklich diese Tasche wieder;
Hier diesem jungen Mann gehört sie zu.

Rugantino (zu Pedro).

Gehört sie dir?

Pedro.

Du hast in deinem Blick,
In deinem Wesen, was mein Herz zu dir
Eröffnen muß; ja ich gesteh' es dir:
Ich bin vom Hause Castellvecchio.

Rugantino.

Du?

Pedro.

Der zweyte Sohn. Doch still, ich sage dir,
Warum ich mich mit einem fremden Nahmen
Auf dieser Reise nennen lasse, gern.

Rugantino.

Ich will es gern vernehmen. Nimm die Tasche,
Und laß mich hier allein.

Pedro.

O sage mir,
Wie komm' ich aus den Händen dieser Männer?

Ruggantino.

Du ſollſt es bald erfahren. Laß mich nur.

(Pedro ab.)

Ruggantino (zu Vasco).

Das ſind die Sachen dieſes Fremden?

Vasco.

Ja.

Sie waren unſer, und ſie ſind nun wieder
Auf leidliche Bedingung ſein geworden.

Ruggantino.

Schon gut, laß mich allein; ich rufe dir.

Vasco.

Hier iſt nicht lang' zu zaudern; fort! nur fort!
Ich fürchte ſehr, der Fürſt von Rocca Bruna
Schickt ſeine Garden aus, noch eh' es tagt.

Ruggantino.

Noch eh' es tagt, ſind wir gewiß davon.

(Allein.)

Mein Bruder! Welch Geſchick führt ihn hierher?
In dieſen Augenblicken, da die Liebe
Mich jede Thorheit, die ich je beging,
Bereuen läßt. Er ſcheint ein edler Mann;
Er wird mich gern erkennen, wird es leicht.

(Nach einigem Schweigen.)

Ihr Zweifel! Weg! Laßt meiner Freude Raum,
Daß ich ſie ganz, daß ich ſie recht genieße.

(Gegen die Scene gekehrt.)

Ich rufe dich, o Fremder, auf ein Wort.

Pedro (tritt auf).

Sag' an, was du verlangſt; ich höre gern.

Rugantino.

Mir war vor wenig Zeit ein junger Mann
Gar wohl bekannt, er lebte hier mit uns.
Gewöhnlich nannten wir ihn Rugantino,
Und zwar mit Recht; er war ein wilder Menſch;
Allein gewiß aus einem edeln Hauſe.
Und mir vertraut' er, denn wir lebten ſehr
In Einigkeit, er ſey von Caſtellvecchio,
Er ſey der Aelteſte des Hauſes, Carlos
Mit Nahmen. Sollteſt du ſein Bruder ſeyn?

Pedro.

O Himmel! welche Nachricht gibſt du mir!
O ſchaff' ihn her, und ſchaffe die Verſichrung,
Daß er es ſey; du ſollſt den ſchönſten Lohn
Von ſeinem Bruder haben: denn ich bin's.
Wie lange ſuch' ich ihn! Der Vater ſtarb,
Und ich beſitze nun die Güter, die
Ich gern und willig mit ihm theile, wenn
Ich ihn an dieſen Buſen drücken, dann
Zurück zu unſern Freunden bringen mag.
Du ſiehſt in dich gekehrt? O welch ein Licht
Scheint mir durch dieſe Nacht! O ſieh mich an.
Wo iſt er? Sage mir, wo iſt er?

Carlos.

Hier!
Ich bin's!

Pedro.

Iſt's möglich!

Carlos.

Die Beweiſe geb'

Ich dir und die Gewißheit leicht genug.
Hier iſt der Ring, den meine Mutter trug,
Die nur zu früh für ihren Carlos ſtarb;
Hier iſt ihr Bild.

Pedro.

Ihr Götter, iſt's gewiß?

Carlos.

Ja, zweifle nur ſo lang', bis ich den letzten
Von deinen Zweifeln glücklich heben kann.
Ich habe dir Geſchichten zu erzählen,
Die niemand weiß als du und ich; mir bleibt
Noch manches Zeugniß.

Pedro.

Laß mich hören.

Carlos.

Komm!

(Sie gehen nach dem Grunde, und ſprechen leiſe unter lebhaften Geberden.)

Pasco.

Was haben die zuſammen? Wie vertraut!
Ich fürchte faſt, das nimmt ein böſes Ende.
Die Leidenſchaft des Thoren zu Lucinden
War ſchon der lieben Freyheit ſehr gefährlich.
Und wie man ſonſt ein theatraliſch Werk
Mit Trauung oder Tod zu enden pflegt;
So, fürcht' ich, unſer ſchwärmend luſtig Leben
Wird ſich mit einer ſchalen Ordnung ſchließen.
Ihr Herrn, was gibt's? Vergeßt ihr, daß der Tag
Zu grauen ſchon beginnt, und daß der Fürſt

Basco

(der indeß den Mantelſack eröffnet und das Geld herausgenommen hat).

Ich dächte, Herr, ihr legtet etwas zu.

Carlos.

Ich dächte, Herr, und ihr begnügtet euch.

Basco.

Gedenkt an euer Schätzchen! Dieſer Mann
Hat es mit mir zu thun.

Pedro

(einen Beutel aus der Taſche ziehend).

In dieſem Beutel
Sind ferner zwanzig Unzen. Iſt's genug?

Carlos.

Es muß und ſoll! Es iſt, bey Gott, zu viel.

Basco.

Nun, nun, es ſey! Lebt wohl, ihr Herrn! Lebt wohl!
Leb' wohl, Freund Rugantino! Dich zu laſſen,
Verdröß' mich ſehr; du biſt ein wackrer Mann,
Wenn dich die Liebe nicht zu ihrem Sklaven
Schnell umgemeiſtert hätte. Fahre wohl.
Ich geh', mit freyen Leuten Freyheit finden.

Carlos.

Leb' wohl, du alter Trotzkopf! Denke mein.

(Basco geht mit ſeinen Vagabunden ab; zu den übrigen, die bleiben, ſpricht

Carlos.)

Ihr folgt uns beyden; wir verſprechen euch
Vergebung, Sicherheit; an Unterhalt
Soll's auch nicht fehlen. Traget dieſe Sachen,
Und eilet nur auf Villa Bella zu.

Pedro.

Ihr Freunde, laßt uns eilen: denn mir ſelbſt
Iſt viel daran gelegen, daß uns nicht
Der Fürſt von Rocca Bruna fangen laſſe.
Geſchwind nach Villa Bella! Kommt nur, kommt!

Wald und Dämmerung.

Claudine.

Ich habe Lucinden,
Die Freundinn, verloren.
Ach, hat es mir Armen
Das Schickſal geſchworen?
Lucinde, wo biſt du?
Lucinde! Lucinde!
Wie ſtill ſind die Gründe,
Wie öde, wie bang'!

Ach hat es mir Armen
Das Schickſal geſchworen?
Ich ruf' um Erbarmen,
Ihr Götter, um Gnade!
Wer zeigt mir die Pfade?
Wer zeigt mir den Gang?

(Sie geht nach dem Grunde.)

Basco (mit den Seinigen).

Ihr kennt das Schloß, wo wir in Sicherheit
Auf eine Weile bleiben können; ſo
Verſprach's der Pachter, und er hält's gewiß.

Tragt dieſe Sachen hin; ich gehe nur
Nach einer guten Freundinn, die vom Wege
Nicht ferne wohnt, zu ſehn. Am friſchen Morgen
Hat Amor mir die Leber angezündet,
Als er mit ſeiner Mutter aus dem Meere,
Die über jenen Bergen leuchtet, ſtieg.
Ich folge bald; es wird ein froher Tag.

(Die Vagabunden gehen; er erblickt Claudinen.)

Was ſeh' ich dort? Wird mir ein Morgentraum
Vor's Aug' geführt? Ein Mädchen iſt's gewiß:
Ein ſchönes zartes Bildchen. Laßt uns ſehen,
Ob es wohl greifbar und genießbar iſt?
Mein Kind!

Claudine.

Mein Herr! Seyd ihr ein edler Mann,
So zeiget mir den Weg nach einer Wohnung;
Sie kann nicht weit hier im Gebirge liegen.
Es ward ein junger Mann verwundet; er
Ward hier herauf gebracht. Wißt ihr davon?

Vasco.

Ich hab' an eignen Sachen g'nug zu thun,
Und kümmre mich um nichts, was andre treiben.

Claudine.

Dort ſeh' ich eine Wohnung; iſt's die eure?

Vasco.

Die meine nicht; ſie ſteht nicht weit von hier
Um dieſe Felſen. Kommt! Noch ſchläft mein Weib;
Sie wird euch gut empfangen, und ich frage
Bald den Verwundten aus, nach dem ihr bangt.

(Da er im Begriff iſt ſie wegzuführen, kommen Carlos und Pedro.)

Carlos.

Nur dieſen Pfad! Er geht ganz grad' hinab.

Pedro.

Was ſieht mein Auge! Götter, iſt's Claudine!

Claudine.

Ich bin es, theurer Freund.

Pedro.

Wie kommſt du her?

O Himmel! Du, hierher!

Claudine.

Die Sorge trieb

Mich aus dem Schloſſe, dich zu ſuchen. Niemand

War in dem Hauſe mehr! Der alte Pförtner

Allein verwahrt' es; alle folgten ſchnell

Dem Vater, der nach deinen Räubern jagt.

Pedro.

Ich faſſe mich und meine Freude nicht.

Carlos.

Mein werthes Fräulein!

Claudine.

Muß ich euch erblicken!

Pedro.

Daß ich dich habe!

Claudine.

Daß ich zeigen kann,

Wie ich dich liebe.

Pedro.

Himmel, welch ein Glück!

Claudine.

O geht und ſucht! Lucinde kam mit mir;
Ich habe ſie verloren.

Carlos.

Wie, Lucinde?

Claudine.

Sie irrt in Männertracht, nicht weit von hier,
Auf dieſen Pfaden. Muthig legte ſie
Ein Wämmschen an; es ziert ein Federhut,
Es ſchützt ein Degen ſie. O geht und ſucht.

Carlos.

Ich fliege fort! Ihr Götter, welch ein Glück!

Pedro.

Wir warten hier, daß wir euch nicht verfehlen.

(Carlos ab.)

Vasco (für ſich).

Ich gehe nach, und fällt ſie mir zuerſt
In meine ſtarke Hände; ſoll ſie nicht
So leicht entſchlüpfen. Eine muß ich haben;
Es gehe wie es wolle. Nur geſchwind! (ab.)

Claudine.

Ich fürchte für Lucinden! Jener Mann,
Der nach ihr ging, hat unſer Haus mit Schrecken
Und Sorgen dieſe Nacht gefüllt. Wer iſt's?

Pedro.

Was dir unglaublich ſcheinen wird; mich ließ
In ihm das Glück den Bruder Carlos finden.

Claudine.

Es drängt ein Abenteuer ſich auf's andre.

Pedro.

Der wilden Nacht folgt ein erwünſchter Tag.

Claudine.

Und deine Wunde? Götter! Freud' und Dank!
Iſt nicht gefährlich?

Pedro.

Nein, Geliebte! Nein!
Und deine Gegenwart nimmt alle Schmerzen
Mir aus den Gliedern; jede Sorge flieht.
Du biſt auf ewig mein.

Claudine.

Es kommt der Tag!

Pedro.

An dieſem Baum erkenn' ich's; ja wir ſind
Auf deines Vaters Grund und Boden; hier
Iſt von den Garden nichts zu fürchten, die
Der Fürſt von Rocca Bruna ſtreifen läßt.

Claudine.

O Himmel, welch Gefühl ergreift mich nun,
Da ſich die Nacht von Berg' und Thälern hebt!
Bin ich es ſelbſt? Bin ich hierher gekommen?
Es weicht die Finſterniß; die Binde fällt,
Die mir um's Haupt der kleine Gott geſchlungen;
Ich ſehe mich, und ich erſchrecke nun
Mich hier zu ſehn. Was hab' ich unternommen?
Mich umfängt ein banger Schauer,
Mich umgeben Qual und Trauer;
Welchen Schritt hab' ich gethan!

Pedro.

Laß, Geliebte, laß die Trauer!
Dieſes Bangen, dieſe Schauer
Deuten Lieb' und Glück dir an.

Claudine.

Kann ich vor dem Vater ſtehen?

Pedro.

Laß uns nur zuſammen gehen.

Beyde.

Ja, es bricht der Tag heran.

Claudine.

Ach, wo verberg' ich mich
Tief in den Bergen?

Pedro.

Hier in dem Buſen dich
Magſt du verbergen.

Claudine.

Ja dir, o Grauſamer,
Dank' ich die Qual.

Pedro.

Ich bin ein Glücklicher
Endlich einmal.

Faſſe, faſſe dich, Geliebte,
Ja, bedenke, daß die Liebe
Alle deine Qualen heilt.

Claudine.

Es ermannt ſich die Betrübte,
Höret auf das Wort der Liebe;
Ja ſchon fühl' ich mich geheilt.

Beyde.

Nun geſchwind, in dieſen Gründen
Unſre Freundinn aufzufinden,
Die uns nur zu lang' verweilt.

Sey gegrüßet, neue Sonne,
Sey ein Zeuge dieſer Wonne!
Sey ein Zeuge, wie die Liebe
Alle bange Qualen heilt. (ab.)

Felſen und Gebüſch.

Lucinde (in Mannskleidern). Voraus Basco (beyde mit bloßen Degen).

Lucinde.

Lege, Verräther, nieder die Waffen!
Hier zu den Füßen lege ſie mir.

Basco (weichend).

Junker, wo anders mach' dir zu ſchaffen.

(Für ſich.)

Liebliches Vögelchen, hab' ich dich hier?

Lucinde.

Wandrern zu drohen wagſt du verwegen;
Doch wie ein Bübchen
Fliehſt du den Streit.

Basco (der ſich ſtellt).

Zwiſchen den Fingern brennt mich der Degen;
Wir ſind, o Liebchen,
Noch nicht ſo weit.

(Sie fechten. Lucinde wird entwaffnet und ſteht in ſich gekehrt und beſtürzt da.)

Basco.

Vasco.

Sieh, wir wiſſen Rath zu ſchaffen,
Haben Muth und haben Glück.

Lucinde.

Ohne Freund und ohne Waffen,
Armes Mädchen, welch Geſchick!

Vasco.

Sieh, wir wiſſen
Rath zu ſchaffen.
Laß dich küſſen.
Seht den Affen! —
Welch Entſetzen,
Welch ein Blick!

Lucinde.

Möcht' ich wiſſen
Rath zu ſchaffen.
Ach, zu miſſen
Meine Waffen,
Welch Entſetzen,
Welch Geſchick!

Carlos (tritt eilig auf).

Hab' ich, o Engel, dich wieder gefunden!
Ich bin ein glücklicher Sterblicher heut.

Lucinde.

Seltenes Schickſal! Gefährliche Stunde!
Hat mich vom Wilden der Wilde befreyt?

Pedro und Claudine.

Claudine.

Haſt du ſie glücklich hier wieder gefunden?
Alles gelinget den Glücklichen heut.

Pedro.

Kaum iſt der Bruder mir wieder gefunden,
Iſt ihm auch eine Geliebte nicht weit.

(Pantomime, wodurch ſie ſich unter einander erklären; indeſſen ſingt

Basco.)

Hat ſich das Völkchen zuſammen gefunden?
Friede mißlingt, es mißlingt mir der Streit.

Claudine. Pedro. Lucinde. Carlos.

Weilet, o weilet, ihr ſeligen Stunden!
Eilet, o eilet, verbindet uns heut.

Basco (mit ihnen bey Seite).

Weilet nicht länger, verdrießliche Stunden!
Eil' ich und eil' ich und trage mich weit.

Die Garden des Fürſten von Rocca Bruna.

Der Anführer.

Eilet, euch umher zu ſtellen!
Hier, hier ſind' ich die Geſellen;
Haben wir die Schelmen nun!

Die Garden (indem ſie anſchlagen).

Wage keiner der Geſellen
Hier zur Wehre ſich zu ſtellen;
Schon gefangen ſeyd ihr nun.

Die übrigen Perſonen.

Hier auf fremdem Grund und Boden
Habt ihr Herren nichts zu thun.

Der Anführer.

Denkt ihr wieder nur zu flüchten?
Nein, ihr Frevler, nein mit nichten!
Denn der Fürſt von Rocca Bruna,

Und der Herr von Villa Bella,
Beyde ſind nun einig worden,
Beyde Herren wollen ſo.

Die übrigen Perſonen.

Weh o Weh! Was iſt geworden!
Weh o Weh! Wer hilft uns flüchten!
Nimmer werd' ich wieder froh.

(Da ſie den Alonzo kommen ſehen, treten ſie mit beſtürzter Geberde nach dem Grunde des Theaters. Die Garden ſtellen ſich an die Seiten. Der Anführer tritt hervor.)

Alonzo

(mit Gefolge, alle bewaffnet).

Habt ihr, Freunde, ſie gefangen?
Brav, das war ein gutes Stück!

Der Anführer.

Sie zuſammen hier gefangen;
Wohl, es war ein gutes Glück!

(Carlos, Lucinde, die den Hut in die Augen drückt, und Basco treten vor Alonzo.)

Werther Herr, laßt euch erweichen!
Laſſet, laſſet uns davon.

Alonzo.

O von allen euern Streichen
Kennen wir die Pröbchen ſchon.

(Jene drey Perſonen treten zurück, Pedro kommt hervor.)

Pedro.

Lieber Vater, darf ſich zeigen
Euer Freund und euer Sohn?

Alonzo (nach einer Pauſe).

Ach die Freude macht mich ſchweigen.

(Ihn umarmend.)

Lieber Freund und lieber Sohn.

Carlos, Lucinde, Vasco

(die eilig nach einander hervorkommen, indeß Claudine auf einem Felsen im Grunde in Ohnmacht liegt).

Ach Hülf' und Hülfe!
Sie liegt in Ohnmacht;
Was iſt geſchehn!

(Sie kehren eilig wieder um.)

Pedro.

Ach helfet, helfet!
Sie liegt in Ohnmacht;
Was iſt geſchehn!

(Er eilt nach dem Grunde.)

Alonzo.

Wem iſt zu helfen?
Wer liegt in Ohnmacht? —
Was muß ich ſehn?

(Indeſſen hat ſich Claudine erhohlt, ſie wird langſam hervorgeführt.)

Claudine.

Ja du ſiehſt, du ſiehſt Claudinen:
Willſt du noch dein Kind erkennen,
Das ſich hier verloren gibt?

Alonzo.

Kind erheitre deine Mienen!
Laß dich meine Liebe nennen!
Sage, ſaget, was es gibt.

Lucinde (die ſich entdeckt).

Ja, ich muß mich ſchuldig nennen;
Ich beſtärkte ſelbſt Claudinen,
Den zu ſuchen, den ſie liebt.

Pedro.

Ja, ich darf mich glücklich nennen!

Kann ich, kann ich es verdienen?
Du verzeihſt uns, wie ſie liebt.

Carlos.

Laß, o Herr, mich auch erkühnen
Carlos mich vor dir zu nennen,
Der Lucinden heftig liebt.

Vasco (für ſich).

Könnt' ich irgend mir verdienen,
Von dem Volke mich zu trennen,
Das mir lange Weile gibt.

(Die ganze Entwickelung, welche die Poeſie nur kurz andeuten darf und die Muſik weiter ausführt, wird durch das Spiel der Acteurs erſt lebendig. Alonzo's Erſtaunen, und wie er nach und nach, von den Umſtänden unterrichtet, ſich faßt, erſt von Verwunderung zu Verwandrung, endlich zur Ruhe übergeht, die Zärtlichkeit Pedro's und Claudinens, die lebhaftere Leidenſchaft Carlos und Lucindens, welche ſich nicht mehr zurückhält, die Geberden Pedro's, der ſeinen Bruder dem Alonzo vorſtellt, der Verdruß Vasco's, nicht von der Stelle zu dürfen: alles werden die Schauſpieler lebhaft, anaemeſſen und übereinſtimmend ausdrücken und durch eine ſtudirte Pantomime den muſikaliſchen Vortrag beleben.)

Alonzo (zu den Garden).

Dieſe Gefangenen
Geben ſich willig.
Es iſt ein Irrthum
Heute geſchehn.
Dieß iſt mein Boden:
Alle ſie führ' ich
Eilig nach Hauſe.
Grüßet den Fürſten,
Ich warn' ihm auf.

(Die Garden entfernen ſich.)

Alle.

Welch ein Glück und welche Wonne!
Nach den Stürmen bringt die Sonne
Uns den ſchönſten Tag heran.
Und es tragen Freud' und Wonne
Unſre Seelen himmelan.

Erwin und Elmire.

Ein Singſpiel.

Perſonen.

Erwin.
Elmire.
Roſe.
Valerie.

Erſter Aufzug.

Ein Garten, mit einer Ausſicht auf Land- und Luſthäuſer.

Erſter Auftritt.

Roſa und Valerio
(kommen mit einander ſingend aus der Ferne).

Roſa.

Wie ſchön und wie herrlich, nun ſicher einmal
Im Herzen des Liebſten regieren!

Valerio.

Wie ſchön und wie fröhlich, durch Feld und durch Thal
Sein Liebchen am Arme zu führen!

Roſa.

Man ſiehet mit Freude die Wolken nun ziehn,
Die Bäche mit Ruhe nun fließen!

Valerio.

Die Bäume nun grünen, die Blumen nun blühn,
Kann alles gedoppelt genießen!

Beyde.

Die Tage der Jugend ſie glänzen und blühn;
O laß uns der Jugend genießen!

Roſa.

Ich drücke meine Freude dir, Geliebter,
Mit keinen holden, ſüßen Worten aus.
Ja, du biſt mein! Ja, ich erkenne nun
Dein treues, einzig-treues Herz! Verzeih',
Wenn ich mit Eiferſucht dich jemals quälte.
Daß du mir werth biſt, zeigt dir meine Sorge.

Valerio.

Ja, ich bin dein, und nichts ſoll mich von dir,
So lang' mein Athem wechſelt, je entfernen.
Vergib, wenn ich aus angeborner Neigung,
Mit einem jeden gut und froh zu ſeyn,
Mich dir verdächtig machte. Sieh mir nach;
Denn du allein beſitzeſt dieſes Herz.

Roſa.

So ſey es! Deine Hand! Vergiß, und ich
Will auch vergeſſen.

Valerio.

O bekämpfe ja
Das Uebel, das in deinen Buſen ſich
Auch wider deinen eignen Willen ſchleicht.
Jung ſind wir, glücklich, und die nahe Hoffnung,
Auf immer uns verbunden bald zu freuen,
Macht dieſe Gegend einem Paradieſe
Mit allen ſeinen Seligkeiten gleich.
Gewiß, gewiß! Ich fühl' es ganz; und ſchweben
Wohlthät'ge Geiſter um uns her, die uns

Dieß Glück bereitet, ſo erfreuen ſie
Sich ihres Werkes. Laß uns ungekränkt
Vor ihren Augen der gegönnten Luſt
Mit ſtets entzückter Dankbarkeit genießen.

Ein Schauſpiel für Götter,
Zwey Liebende zu ſehn!
Das ſchönſte Frühlingswetter
Iſt nicht ſo warm, ſo ſchön.

Wie ſie ſtehn! nach einander ſehn!
In vollen Blicken
Ihre ganze Seele ſtrebt!
In ſchwebendem Entzücken
Zieht [illegible] Hand und Hand,
Und ein ſchauervolles Drücken
Knüpft ein dauernd Seelenband.

(Valerio, der die Pantomime zu dieſer Arie gegen ſeine Geliebte ausgedrückt hat, faßt ſie zuletzt in den Arm, und ſie umſchlingt ihn mit dem ihrigen.)

Wie um uns ein Frühlingswetter
Aus der vollen Seele quillt!
Das iſt euer Bild, ihr Götter!
Götter, das iſt euer Bild.

(Zu zwey.)

Das iſt euer Bild, ihr Götter!
Sehet, Götter, euer Bild!

(Sie gehen nach dem Grunde des Theaters, als wenn ſie abtreten wollten, und machen eine Pauſe. Dann ſcheinen ſie ſich zu beſinnen und kommen gleichſam ſpazierengehend wieder hervor.)

Roſa.

Doch laß uns auch an unſre Freundinn denken.

Ich ſehe ſie am Fenſter nicht, auch nicht
Auf der Terraſſe. Bleibt die Arme wohl
An dieſem ſchönen Tage ſtill bey ſich
Verſchloſſen? oder wandelt ſie im Walde
Gedankenvoll, betrübt, allein?

Valerio.

Sie iſt
Wohl zu beklagen. Seit der gute Jüngling,
Der ſie ſo ſehr geliebt, und dem ſie ſelbſt
Sich heimlich widmete,
Durch Kälte, ſcheinende Verachtung viel
Gequält, zuletzt es nicht mehr trug und fort
In alle Welt, Gott weiß wohin, entfloh;
Seitdem verfolgt und foltert der Gedanke
Ihr Innerſtes, weich eine Seele ſie
Gequält, und welche Liebe ſie verſcherzt.

Roſa.

Sie kommt. O laß uns mit ihr gehen, ſie
Mit fröhlichen Geſprächen unterhalten.
Es ziemt uns wohl, da wir ſo glücklich ſind,
Den Schmerzen andrer lindernd beyzuſtehn.

Zweyter Auftritt.

Elmire. Die Vorigen.

Roſa und Valerio
(ihr entgegen gehend, zu zwey).

Liebes Kind, du ſiehſt uns wieder!
Komm, begleite dieſe Lieder!

Dieſen Tag, ſo ſchön, ſo ſchön,
Laßt im Garten uns begehn.

Elmire.

Lieben Freunde, kommt ihr wieder?
Ach mich hält der Kummer nieder.
Sey der Tag auch noch ſo ſchön,
Kann ihn nicht mit euch begehn.

Roſa und Valerio.

Und das Verlangen,
Und das Erwarten:
„Blühten die Blumen!
Grünte mein Garten!“
Kaum erſt erfüllt,
Iſt ſchon geſtillt?

Elmire.

Und das Verlangen,
Und das Erwarten:
„Sih' ich den Liebſten
Wieder im Garten!“
Iſt nicht erfüllt,
Wird nicht geſtillt.

Roſa und Valerio.

Soll umſonſt die Sonne ſcheinen?

Elmire.

Laßt, o Liebe, laßt mich weinen!

Roſa und Valerio.

Sieh', die Blumen blühen all!
Hör', es ſchlägt die Nachtigall!

Elmire.

Leider, ſie verblühen all!
Traurig ſchlägt die Nachtigall!
(Zu dren.)
Töne, töne, Nachtigall!

Elmire. Meiner Klagen
Roſa u. Valerio. Neuer Freuden } Wiederhall.

Roſa.

O ſüße Freundinn! Will denn keine Luſt
Mit dieſem Frühlingstage dich beſuchen?

Valerio.

Iſt dieſer Schmerz ſo eingewohnt zu Haus,
Daß er auf keine Stunde ſich entfernet?

Elmire.

Ach leider, ach! beſtürmen dieſes Herz
Der Liebe Schmerzen, das Gefühl der Reue.
Verlaßt mich, meine Freunde; denn was hilft's?
Die liebe Gegenwart, die tröſtliche,
Bringt keine Freude, keinen Troſt zu mir.
Bin ich allein; ſo darf ich wiederhohlen,
In's tauſendfache wiederhohlen, was
Euch nur verdrießlich oft zu hören wäre.

Valerio.

Im Buſen eines Freundes wiederhallend
Verliert ſich nach und nach des Schmerzens Ton.

Elmire.

Ich lauſche gern dem ſchmerzlichen Geſang,
Der wie ein Geiſterlied das Ohr umſchwebt.

Roſa.

Die Freuden andrer locken nach und nach
Uns aus uns ſelbſt zu neuen Freuden hin.

Elmire.

Wenn andre ſich ihr Glück verdienen, hab'
Ich meine Schmerzen mir gar wohl verdient.
Nein, nein! Verlaßt mich, daß im ſtillen Hain
Mir die Geſtalt begegne, die Geſtalt
Des Jünglings, den ich mir ſo gern entgegen
Mit ſeiner ſtillen Miene kommen ſah.
Er blickt mich traurig an, er naht ſich nicht,
Er bleibt von fern an einem Seitenwege
Wie unentſchloſſen ſtehn. So kam er ſonſt,
Und drang ſich nicht wie jeder andre mir
Mit ungeſtümen Weſen auf. Ich ſah
Gar oft nach ihm, wenn ich nach einem andern
Zu ſehen ſchien; er merkt' es nicht, er ſollt'
Es auch nicht merken. Scheltet mich, und ſcheltet
Mich nicht. Ein tief Gefühl der Jugendfreuden,
Der Jugendfreyheit, die wir nur zu bald
Verſcherzen, um die lange, lange Wandrung
Auf gutes Glück, mit einem Unbekannten
Verbunden, anzutreten; dieß Gefühl
Hielt mich zurück, zu ſagen wie ich liebte.
Und doch auch ſo! Ich hätte können zärter
Mit dieſer guten Seele handeln. Nur
Zu nah liegt eine freche Kälte neben
Der heißeſten Empfindung unſrer Bruſt.

Roſa.

Wenn du es willſt; ſo gehn wir nach den Buchen,
Wo heute die Geſellſchaft ſich verſammelt.

Elmire.

Ich halt' euch nicht, gewiß nicht ab. Ihr geht,
Ich bleibe hier, ich mag mich nicht zerſtreuen.

Valerio.

So werden wir gewiß dich nicht allein
Mit deinem Kummer im Geſpräche laſſen.

Elmire.

Wenn ihr mich liebt und mit mir bleiben wollt;
So ſchmeichelt meiner Trauer, ſtört ſie nicht.

Roſa.

Beliebt es dir zu ſingen?

Valerio.

Wenn du magſt —?

Elmire.

Recht gern! Ich bitte laßt uns jenes Lied
Zuſammen ſingen, das Erwin ſo oft
Des Abends ſang, wenn unter meinem Fenſter
Er ſeine Zither rührte, hoch und höher
Die Nacht ſich über ſeinen Klagen wölbte.

Roſa.

Verzeih!

Valerio.

Es gibt ſo viele, viele Lieder!

Elmire.

Das Eine wünſch' ich, ihr verſagt mir's nicht.

Roſa.

Ein Veilchen auf der Wieſe ſtand
Gebückt in ſich und unbekannt,
Es war ein herzigs Veilchen.

Valerio.

Da kam eine junge Schäferinn
Mit leichtem Schritt und munterm Sinn
Daher! daher!
Die Wieſe her und ſang.

Elmire.

Ach, denkt das Veilchen, wär' ich nur
Die ſchönſte Blume der Natur,
Ach nur ein kleines Veilchen;
Bis mich das Liebchen abgepflückt
Und an dem Buſen matt gedrückt!
Ach nur! Ach nur
Ein Viertelſtündchen lang!

Roſa.

Ach aber ach! das Mädchen kam
Und nicht in Acht das Veilchen nahm,
Ertrat das arme Veilchen.

Valerio.

Und ſank und ſtarb und freut' ſich noch:
„Und ſterb' ich denn, ſo ſterb' ich doch
Durch ſie, durch ſie,
Zu ihren Füſen doch!“

(Zu dem.)

„Und ſterb' ich denn; ſo ſterb' ich doch
Durch ſie, durch ſie,
Zu ihren Füſen doch!“

Elmire.

Und dieſes Mädchen, das auf ſeinem Wege
Unwiſſend eine Blume niedertritt,
Sie hat nicht Schuld; ich aber, ich bin ſchuldig.
Oft hab' ich ihn, ich muß es doch geſtehn,
Oft hab' ich ihn gereizt, ſein Lied gelobt,
Ihn wiederhohlen laſſen, was er mir
In's Herz zu ſingen wünſchte; dann auch wohl
Ein andermal gethan, als wenn ich ihn
Nicht hörte. Mehr noch, mehr hab' ich verbrochen.

Valerio.

Du klagſt dich ſtreng', geliebte Freundinn, an.

Elmire.

Weit ſtrenger klagt mich an des Treuen Flucht.

Roſa.

Die Liebe bringt ihn dir vielleicht zurück.

Elmire.

Sie hat vielleicht ihn anderwärts entſchädigt.
Ich bin nicht bös geboren; doch erſt jetzt
Erſtaun' ich, wie ich liebloß ihn gemartert.
Man ſchonet einen Freund, ja man iſt höflich
Und ſorgſam, keinen Fremden zu beleid'gen;
Doch den Geliebten, der ſich einzig mir
Auf ewig gab, den ſchont' ich nicht, und konnte
Mit ſchadenfroher Kälte den betrüben.

Valerio.

Ich kenne dich in deiner Schilderung nicht.

Elmire.

Und eben da lernt' ich mich ſelbſt erſt kennen.
Was war es anders, als er einſt zwey Pfirſchen

Von einem ſelbſtgepflanzten Bäumchen friſch
Gebrochen brachte, da wir eben ſpielten!
Die ſtille Freude ſeiner Augen, um
Dieß erſte Paar der lang' erwarteten,
Gepflegten Frucht, gleich einer Gottheit mir
Zu überreichen, ſah ich nicht; ich ſah
Sie damals nicht, — doch hab' ich ſie geſehn;
Wie könnt' ich ſonſt des Ausdrucks mich erinnern?
Ich dankt' ihm leicht und nahm ſie an, und gleich
Bot ich ſie der Geſellſchaft freundlich hin,
Er trat zurück, erblaßte; ſeinem Herzen
War es ein Todesſtoß. Nicht ſind's die Pfirſchen,
Die Früchte ſind es nicht. Ach, daß mein Herz
So ſtolz und kalt und übermüthig war!

Valerio.

Wenn es auch edel iſt, ſich ſeiner Fehler
Erinnern, ſie erkennen, und ſich ſelbſt
Verbeſſern; o ſo kann es keine Tugend,
Nicht lobenswürdig ſeyn, mit der Erinn'rung
Die Kraft des Herzens tief zu untergraben.

Elmire.

Befreye mich von allen dieſen Bildern,
Vom Bilde jeder Blume, die er mir
Aus ſeinem Garten brachte, von dem Blick
Mit dem er noch mich anſah, als er ſchon
Beſchloſſen hatte, ſich von mir zu reißen.
Erwin! o ſchau, du wirſt gerochen;
Kein Gott erhöret meine Noth.
Mein Stolz hat ihm das Herz gebrochen,
O Liebe! gib mir den Tod.

So jung, so ſittſam zum Entzücken!
Die Wangen, welches friſche Blut!
Und ach! in ſeinen naſſen Blicken,
Ihr Götter, welche Liebesglut!

Erwin! o ſchau, du wirſt gerochen;
Kein Gott erhöret meine Noth.
Mein Stolz hat ihm das Herz gebrochen,
O Liebe! gib mir den Tod.

(Roſa und Valerio bemühen ſich während dieſes Geſanges ſie zu tröſten, beſonders Valerio. Gegen das Ende der Arie wird Roſa ſtill, tritt an die Seite, ſieht ſich manchmal nach den beyden unruhig und verdrießlich um.)

Roſa (für ſich).

Ich komme hier mir überflüſſig vor;
Der Freund ſcheint auf die Freundinn mehr zu wirken,
Als eine Freundinn. Gut, ich kann ja wohl
Allein durch dieſe Gänge wandeln, finde
Auch einen Freund, die Zeit mir zu verkürzen.

(Sie geht ab, ſich noch einigemal umſehend. Elmire und Valerio, welche mit einander fortſprechen, bemerken nicht, daß ſie ſich entfernt.)

Valerio.

Ich laſſe dich nicht mehr, und leide nicht,
Daß dieſe Schmerzen ewig wiederkehren.
Es fehlt der Menſch; und darum hat er Freunde.
Es haben gute, weiſe Menſchen ſich
Dazu gebildet, daß ſie den Gefallnen
Mit leichter Hand erheben, Irrende
Dem rechten Wege leitend näher bringen.
Ich habe ſelbſt auch viele Schmerzenszeiten

Erleben müſſen; wer erlebt ſie nicht?
Die angeborne Heftigkeit und Haſt,
Die ich nun eher bändigend beherrſche,
Ergriff mich oft, und trieb mich ab vom Ziel.
Da führte mich zu einem alten, edeln
Und klugen Manne mein Geſchick. Er hörte
Mich liebreich an; und die verworrnen Knoten
Des wild verknüpften Sinnes löſ't' er leicht
Und bald, mit wohlerfahrner treuer Hand.
Ja, lebt er noch, denn lange hab' ich ihn
Nicht mehr geſehn, ſo ſollſt du zu ihm hin,
Ich führe dich, und Roſa geht mit uns.

Clmire.

Wo iſt ſie hin?

Valerio.

Ich ſehe ſie dort unten
Im Schatten gehn.

Clmire.

Wo wohnt der theure Mann?

Valerio.

Nicht allzu weit von hier, in dem Gebirge.
Du weißt, wir gingen neulich durch den Wald,
Und an dem Berge weg, bis zu dem Orte,
Wo eine Felſenwand am Fluſſe ſtill
Uns ſtehen hieß. Der kleine Steg, der ſonſt
Hinüber führt, war von dem Strom vor kurzem
Hinweg geriſſen; doch wir finden ihn
Jetzt wieder hergeſtellt. Dieß iſt der Weg;
Wir folgen einem Pfade durch's Gebüſch,
Und auf der Wieſe kennen wir gar leicht

Den Fußſteig linker Hand, und dieſer führt
Uns ſtets am Fluſſe hin, um Wald und Fels,
Durch Buſch und Thal; man kann nicht weiter irren.
Zuletzt wirſt du die Hütte meines Freundes
Auf einem Felſen ſehn; es wird dir wohl
Auf dieſem Wege werden, wohler noch,
Wenn du dieß Heiligthum erreichſt.

Elmire.

O bring' mich hin! Der Tag iſt lang, ich ſehne
Mich nach dem ſtillen Gange, nach den Worten
Des guten Greiſes, dem ich meine Schuld
Und meine Noth gar gern bekennen werde.

Valerio.

Und trügt mich nicht, was ich an ihm bemerkt;
So weiß er mehr, als andre Menſchen wiſſen,
Sein ungetrübtes freyes Auge ſchaut
Die Ferne klar, die uns im Nebel liegt.
Die Melodie des Schickſals, die um uns
In tauſend Kreiſen klingend ſich bewegt,
Vernimmt ſein Ohr; und wir erhaſchen kaum
Nur abgebrochne Töne hier und da.
Betrüg' ich mich nicht ſehr, ſo wird der Mann
Dir mit dem Troſt zugleich auch Hülfe reichen.

Elmire.

O laß uns fort! Wie oft ſind wir um nichts
Berg-auf, Berg-ab geſtiegen, ſind gegangen
Nur um zu gehen! Laß uns dieſes Ziel,
So bald als möglich iſt, erreichen. Roſa! Wo
Iſt unſre Freundinn?

Valerio.

Gleich! Ich hohle ſie.
Auch wünſch' ich ſehr, daß ſie ihn einmal ſehe,
Aus ſeinem Mund ein heilſam Wort vernehme.
Sie bleibt mir ewig werth; doch fürcht' ich ſtets,
Sie macht mich elend; denn die Eiferſucht
Nagt ihre Bruſt wie eine Krankheit, die
Wir nicht vermögen auszutreiben, nicht
Ihr zu entfliehen. Oft, wenn ſie die Freuden,
Die reinſten mir vergällt, verzweifl' ich faſt,
Und der Entſchluß ſie zu verlaſſen, ſteigt
Wie ein Geſpenſt in meinem Buſen auf.

Elmire.

Geſchwind, geſchwind, daß uns der weiſe Mann
Zuſammen rathe, Troſt und Hülfe gebe,
Wenn ihm die Kraft vom Himmel zugetheilt iſt.
(Indem ſie dringend Valerio's Hände nimmt.)
Ich muß, ich muß ihn ſehen,
Den göttergleichen Mann.

Valerio
(der ihre Hände feſthält und ihre Freundlichkeit erwiedert).
Ich will mit Freude ſehen,
Wie ſchön er tröſten kann.

Roſa
(die ungeſehen hereingekommt und ſie beobachtet, für ſich).
Was muß, was muß ich ſehen!
Du böſer, falſcher Mann!

Elmire (wie oben).
Der Troſt aus ſeinem Munde
Wird Nahrung meinem Schmerz.

Valerio (wie oben).

Er heilet deine Wunde,
Beſeliget dein Herz.

Roſa (wie oben).

O welche tiefe Wunde!
Es bricht, es bricht mein Herz!

Elmire (wird ſie gewahr).

Komm mit, Geliebte! Laß uns eilend gehen
Und unſre Sonnenhüte nehmen. Du
Biſt doch zufrieden, daß wir neue Wege,
Geleitet von Valerio, betreten?

Roſa.

Ich dächte faſt, ihr gingt allein, vermiedet
Der Freundinn unbequeme Gegenwart.

Elmire.

Wie, Roſa? Mich?

Valerio.

Mein Kind, bedenke doch,
Mit wem du redeſt, was du mir ſo heilig
Vor wenig Augenblicken noch verſprachſt.

Roſa.

Bedenk' es ſelbſt, Verräther! Nein, ich habe
Mit dieſen meinen Augen nichts geſehn.

Valerio.

Das iſt zu viel, zu viel! Du ſiehſt mich hier
Mit warmen Herzen einer edeln Freundinn
In trüber Stunde beyzuſtehn bemüht.
Iſt dieß Verrath?

Roſa.

Und ſie ſcheint ſehr getröſtet.

Elmire.

Kann deine Leidenſchaft mich auch verkennen?

Valerio.

Verleid'ge, Roſa, nicht das ſchöne Herz.
Geh' in dich ſelbſt, und höre was dein Freund,
Was dein Geliebter ſagt, und was dir ſchon
Dein eigen Herz ſtatt meiner ſagen ſollte.

Roſa

(weinend und ſchluchzend, indem Valerio ſich um ſie bemüht).

Nein, nein, ich glaube nicht,
Nein, nicht den Worten.
Worte, ja Worte habt ihr genug.
Liebe und liebe dorten nur, dorten!
Alles erlogen, alles iſt Trug.

(Sie wendet ſich von ihm ab; und da ſie ſich auf die andere Seite kehrt, kommt ihr Elmire entgegen, ſie zu beſänftigen.)

Freundinn, du Falſche!
Sollteſt dich ſchämen!
Laßt mich! Ich will nicht,
Will nichts vernehmen.
Doppelte Falſchheit,
Doppelter Trug.

Valerio.

So iſt es denn nicht möglich, daß du dich
Bemeiſtern kannſt? Doch ach, was red' ich viel!
Wenn dieſer falſche Ton in einem Herzen
Nun einmal klingt, und immer wieder klingt;
Wo iſt der Künſtler, der es ſtimmen könnte?
In dieſem Augenblick verwundeſt du
Mich viel zu tief, als daß es heilen ſollte.

Wie? dieſe redliche Bemühung eines Freundes,
Der Freundinn beyzuſtehen, die Erfüllung
Der ſchönſten Pflicht, du wagſt ſie mißzudeuten?
Was iſt mein Leben, wenn ich andern nicht
Mehr nutzen ſoll? Und welches Wirken iſt
Wohl beſſer angewandt, als einen Geiſt,
Der, leidenſchaftlich ſich bewegend, gern
Sein eignes Haus zerſtörte, zu beſänft'gen?
Nein! Nein, ich folge jenem Trieb', der mir
Schon lang' den Weg zur Flucht gezeigt, ſchon lange
Mich deiner Tyranney auf ewig zu
Entziehen hieß. Leb' wohl! Es iſt geſchehn!
Zerſchlagen iſt die Urne, die ſo lang'
Der Liebe Freuden und der Liebe Schmerzen
In ihrem Buſen willig faßte; raſch
Entſtürzet das Gefühl ſich der Verwahrung,
Und fließt, am Boden rieſelnd und verbreitet,
Zu deinen Füßen nun verſiegend hin.

Höret alle mich, ihr Götter,
Die ihr auf Verliebte ſchauet:
Dieſes Glück, ſo ſchön gebauet,
Reiß' ich voll Verzweiflung ein.

Ach, ich hab' in deinen Armen
Mehr gelitten als genoſſen!
Nun es ſey! Es iſt beſchloſſen!
Ende Glück, und ende Pein! (ab.)

Elmire.

Hörſt du, er hat geſchworen;
Ich fürcht', er macht es wahr.

Roſa.

Sie ſind nicht alle Thoren,
Wie dein Geliebter war.

Elmire.

Gewiß, er muß dich haſſen;
Kannſt du ſo grauſam ſeyn?

Roſa.

Und kann er mich verlaſſen,
So war er niemals mein.

(Es kommt ein Knabe, der ein verſiegeltes Blättchen an Roſa bringt.)

Elmire.

Welch ein Blättchen bringt der Knabe?
Knabe, ſage mir, wer gab dir's?
Doch er ſchweigt und eilet fort.

Roſa

(Elmiren das Blatt gebend).

Ach, an mich iſt's überſchrieben!
Liebe Freundinn, lies, o lies es,
Und verſchweige mir kein Wort.

Elmire (lieſt).

„Ich flieh', ich fliehe,
„Dich zu vermeiden,
„Und mit den Schmerzen
„Und mit den Freuden
„Nicht mehr zu kämpfen.
„Siehſt mich nicht wieder;
„Schon bin ich fort!"

Roſa

(auf das Blatt ſehend).

O weh' o wehe!

Was muß ich hören!
Was muß ich leiden!
Aus meinem Herzen
Entfliehn die Freuden;
Es flieht das Leben
Mit ihnen fort.

Elmire.

Komm, ermanne dich, Geliebte!
Noch iſt alles nicht verloren,
Nein, du wirſt ihn wiederſehn.

Roſa.

Laß, o laß die tief Betrübte;
Nein, er hat, er hat geſchworen,
Ach, es iſt um mich geſchehn.

Elmire.

Ich weiß ein Plätzchen
Und eine Wohnung;
Ich wett', er eilet,
Ich wett', er flehet
An dieſen Ort.

Roſa.

O was verſprech' ich
Dir für Belohnung!
O eil' o eile!
Er flieht, er fliehet
Wohl weiter fort.

Elmire.

Bin bereit mit dir zu eilen;
Dort den eignen Schmerz zu heilen,
Find' ich einen heilgen Mann.

Roſa.

O Geliebte, laß uns eilen,
Dieſe Schmerzen bald zu heilen,
Die ich nicht ertragen kann.

Elmire.

Zwey Mädchen ſuchen
Mit Angſt und Sorgen,
Die Vielgeliebten
Zurück zu finden;
Es fühlet jede
Was ſie verlor.

Roſa.

O laß die Buchen
Am ſtillen Morgen,
O laß die Eichen
Den Weg uns zeigen!
Es finde jede
Den ſie erkor.

Beyde.

Und zwiſchen Felſen
Und zwiſchen Sträuchen,
O trag', o Liebe,
Die Fackel vor!

Zweyter Aufzug.

Waldig-buſchige Einöde, zwiſchen Felſen eine Hütte mit einem Garten haben.

Erſter Auftritt.

Erwin.

Ihr verblühet, ſüße Roſen,
Meine Liebe trug euch nicht;
Blühtet, ach, dem Hoffnungsloſen,
Dem der Gram die Seele bricht!

Jener Tage denk' ich trauernd,
Als ich, Engel, an dir hing,
Auf das erſte Knöſpchen lauernd
Früh zu meinem Garten ging,

Alle Blüten, alle Früchte
Noch zu deinen Füßen trug,
Und vor deinem Angeſichte
Hoffnung in dem Herzen ſchlug.

Ihr verblühet, ſüße Roſen,
Meine Liebe trug euch nicht;
Blühtet, ach, dem Hoffnungsloſen,
Dem der Gram die Seele bricht!

So iſt es denn vergebens, jenes Bild
Aus meiner Stirne wegzutilgen. Hell
Bleibt die Geſtalt und glänzend vor mir ſtehn.
Je tiefer ſich die Sonne hinter Wolken
Und Nebel bergen mag, je trüber ſich
Der Schmerz um meine Seele legt; nur heller
Und heller glänzt im Innerſten dieß Bild,
Dieß Angeſicht hervor, ich ſeh', ich ſeh's! —
Sie wandelt vor mir hin, und blickt nicht her.
O welch ein Wuchs! o welch ein ſtiller Gang!
Sie tritt ſo gut und ſo beſcheiden auf,
Als ſorgte ſie zu zeigen: „Seht ich bin's.“
Und doch geht ſie ſo leiſ' und leicht dahin,
Als wüßte ſie von ihrer eignen Schönheit
So wenig, als der Stern der uns erquickt.
Aber bald wächſt das Gefühl in meinem Buſen;
Dieſe ſtille Betrachtung, heftiger, heftiger
Wendet ſie Schmerzen tief in der Bruſt.
Unwiderſtehlich faßt mich das Verlangen
Zu ihr! zu ihr! und dieſe Gegenwart
Des ſchönen Bilds vor meiner Seele flieht
Nur mehr und mehr, je mehr ich nach ihm greife.

(Gegen Hütte und Garten gekehrt.)

O theurer Mann, den ich in dieſer Oede,
So ſtill und glücklich fand, der manche Stunde
Mir Frieden in das Herz geſprochen, der
Zu früh nach jenen ſeligen Gefilden
Hinüber wandelte! Von deinem Grabe,
Das ich mit Blumen kränzte, ſprich zu mir;
Und kannſt du mich nicht retten, zieh mich nach.

Welch ein Liſpeln, welch ein Schauer
Weht vom Grabe des Geliebten!
Ja, es wehet dem Betrübten
Sanften Frieden in das Herz.

(Gegen die andre Seite gekehrt.)

Schweige, zarte liebe Stimme!
Mit den ſanften Zaubertönen
Lockſt du mich, vermehrſt das Sehnen,
Marterſt mit vergebnem Schmerz.

(Wie oben.)

Welch ein Liſpeln, welch ein Schauer
Weht vom Grabe des Geliebten!
Ja, es wehet dem Betrübten
Sanften Frieden in das Herz.

Wer kommt am Fluſſe her, und ſteigt behende
Den Fels herauf? Erkenn' ich dieſen Mann,
So iſt's Valerio. Welch ein Geſchick
Führt ihn auf dieſe Spur? Ich eile ſchnell
Mich zu verbergen. — Was beſchließ' ich? Was
Iſt hier zu thun? — Geſchwind' in deine Hütte!
Dort kannſt du horchen, überlegen dort.

Zweyter Auftritt.

Valerio

(eine blonde Haarlocke in der Hand tragend).

Nein, es iſt nicht genug, die Welt zu fliehn!
Die ſchönen Locken hab' ich gleich entſchloſſen
Vom Haupte mir geſchnitten, und es iſt

An keine Wiederkehr zu denken. Hier
Weih' ich der Einſamkeit den ganzen Reſt
Von meinem Leben. Felſen und Gebüſch,
Du hoher Wald, du Waſſerfall im Thal,
Vernehmet mein Gelübde, nehmt es an!

Hier! Es iſt mein feſter Wille,
Euch, ihr Nymphen dieſer Stille,
Weih' ich dieſes ſchöne Haar!
Alle Locken, alle Haare,
Zierden meiner jungen Jahre,
Bring' ich euch zum Opfer dar.
(Er legt die Locke auf den Felſen.)

Dritter Auftritt.

Valerio. Erwin.

Valerio
(ohne Erwin zu ſehen).

Mein Herz iſt nun von aller Welt entfernt,
Ich darf mich wohl dem heilgen Manne zeigen.

Erwin
(in der Thür der Hütte).

Vergebens will ich fliehn; ſie zieht mich an,
Die Stimme, die mich ſonſt ſo oft getröſtet.

Valerio.

Er kommt! O Heiliger, vergib, du ſiehſt —
(Er erſtaunt und tritt zurück.)

Erwin.

Vergib, mein Freund, du ſiehſt nur ſeinen Schü'er.

Valerio.

Iſt's möglich? welche Stimme! welches Bild!

Erwin.

Hat ihn der Gram nicht ganz und gar entſtellt?

Valerio.

Er iſt's! er iſt's! mein Freund! Erwin mein Freund!

Erwin.

Der Schatten deines Freundes ruft dich an.

Valerio.

O komm an meine Bruſt, und laß mich endlich
Des ſüßten Traumes noch mich wachend freuen.

Erwin.

Du bringſt mir eine Freude, die ich nie
Mehr hoffen konnte; ja nicht hoffen wollte.
Mein treuer, beſter Freund, ich ſchließe dich
Mit Luſt an meinen Buſen, fühle jetzt,
Daß ich noch lebe. Irrend ſchlich Erwin,
Verbannten Schatten gleich, um dieſe Felſen:
Allein er lebt! Er lebt! — O theurer Mann,
Ich lebe nur um wieder neu zu bangen.

Valerio.

O ſage mir! O ſage viel, und ſprich:
Wo iſt der Mann, der Edle, der dieß Haus
So lang' bewohnte?

Erwin.

Dieſe kleine Hütte,
Sein Körper und ſein Kleid ſind hier geblieben;
Er iſt gegangen! — Dorthin! wohin ich ihm
Zu folgen noch nicht werth war. Siehſt du, hier,
Bedeckt mit Roſen, blüht des Frommen Grab.

Valerio.

Ich mein' ihm keine Thräne: denn die Freude,
Dich hier zu finden, hat mir das Gefühl
Von Schmerz und Tod aus meiner Bruſt gehoben.

Erwin.

Ich ſelbſt erkenne mich für ſchuldig; oft
Weint' ich an ſeinem Grabe Thränen, die
Dem edeln Mann nicht galten. Freund, o Freund!

Valerio.

Was hab' ich dir zu ſagen!

Erwin.

Rede nicht! —
Warum biſt du gekommen? ſag' mir an!

Valerio.

Die Eiferſucht der Liebſten trieb mich fort.
Es konnte dieſe Qual mein treues Herz
Nicht länger tragen.

Erwin.

So verſcheuchte dich
Ein allzu großes Glück von ihrer Seite,
Ach wehe! weh! — Wie bringt die Gegenwart
Des alten Freundes, dieſe liebe Stimme,
Der Blick, der tröſtend mir entgegen kam,
Wenn ſich mein Herz verzweifelnd ſpalten wollte,
Wie bringſt du, theurer Mann, mir eine Welt
Von Bildern, von Gefühlen in die Wüſte! —
Wo biſt du hin auf einmal, ſüßer Friede,
Der dieſes Haus und dieſes Grab umſchwebte?
Auf einmal faßt mich die Erinnrung an,

Gewaltig an; ich widerſtehe nicht
Dem Schmerz, der mich ergreift und mich zerreißt.

Valerio.

Geliebter Freund, vernimm in wenig Worten
Mehr Troſt und Glück, als du dir hoffen darfſt.

Erwin.

Die Hoffnung hat mich lang' genug getäuſcht;
Wenn du mich liebſt, ſo ſchweig' und laß mich los.

Rede nicht! Ich darf nicht fragen.
Schweig' o ſchweig'! Ich will nichts wiſſen.
Ach was werd' ich hören müſſen!
Ja, ſie lebt, und nicht für mich!

Doch was haſt du mir zu ſagen?
Sprich! ich will, ich will es hören.
Soll ich ewig mich verzehren?
Schlage zu und tödte mich!

Valerio

(der zuletzt, anſtatt Erwinen zuzuhören und auf ſeine Leidenſchaft zu merken, mit Staunen nach der Seite hingeſehen, wo er hereingekommen).

Ich ſchweige, wenn du mich nicht hören willſt.

Erwin.

Wo blickſt du hin? Was ſiehſt du in dem Thale?

Valerio.

Zwey Mädchen ſeh' ich, die den ſteilen Pfad
Mit Mühe klimmen. Ich betrachte ſchon
Sie mit Erſtaunen eine Weile. Sanft
Regt ſich der Wunſch im Buſen: „Möchte doch
Auf dieſen Pfaden die Geliebte wandeln!“

Mein unbefeſtigt Herz wird mehr und mehr
Durch deine Gegenwart, o Freund, erſchüttert.
Ich finde dich ſtatt jenes edeln Weiſen;
Ich weiß die Freude, die noch deiner wartet;
Ich fühle, daß ich noch der Welt gehöre;
Entfliehen konnt' ich, ihr mich nicht entreißen.

Erwin
(nach der Seite ſehend).

Sie kommen g'rad herauf; ſie ſind gekleidet
Wie Mädchen aus der Stadt; und wie verloren
Sie ſich in das Gebirg'? Es folgt von weitem
Ein Diener nach; ſie ſcheinen nicht verirrt.
Herein! Herein! mein Freund, ich laſſe mich
Vor keinem Menſchen ſehn, der aus der Stadt
Zu kommen ſcheint.

Valerio.

Sie irren doch vielleicht;
Es wäre hart, ſie nicht zurecht zu weiſen. —
O Himmel, trügt mein Auge? — Retter Amor!
Wie machſt du es mit deinen Dienern gut!
Sie ſind es!

Erwin.

Wer?

Valerio.

Sie ſind es! freue dich!
Das Ende deines Leidens iſt gekommen.

Erwin.

Du täuſcheſt mich.

Valerio.

Die allerliebſten Mädchen,
Roſette, mit — Elmiren!

Erwin.

Welch ein Traum!

Valerio.

Sieh' hin! Erkennſt du ſie?

Erwin.

Ich ſeh' und ſehe
Mit offnen Augen nichts; ſo blendet mich
Ein neues Glück, das mir den Sinn verwirrt.

Valerio.

Elmire ſteht an einem Felſen ſtill.
Sie lehnt ſich an und ſieht hinab in's Thal;
Ihr tiefer Blick durchwandelt Wieſ' und Wald;
Sie denkt; gewiß, Erwin, gedenkt ſie dein.
Erwin! Erwin!

Erwin

(aus tiefen Gedanken).

O wecke mich nicht auf.

Valerio.

Roſette ſchreitet heftiger voraus.
Geſchwind, Erwin, verberge dich; ich bleibe,
Erſchrecke ſie mit dieſem kurzen Haar,
Mit Ernſt und Schweigen. Mag der kleine Gott
Uns alle dann mit ſchöner Freude kränzen!

Vierter Auftritt.

Valerio (an der Seite auf einem Felſen ſitzend). Roſa.

Roſa.

Hier iſt der Platz! — O Himmel, welch ein Glück!
Valerio! Er iſt's! So hat mein Herz,
Elmire hat mich nicht betrogen. Ja!
Ich find' ihn wieder. — Freund, mein theurer Freund,
Was machſt du hier? Was hab' ich zu erwarten?
Du höreſt meine Stimme, wendeſt nicht
Dein Angeſicht nach deiner Liebſten um?
Doch ja, du ſiehſt mich an, du blickſt nach mir,
O komm herab, o komm in meinen Arm!
Du ſchweigſt und bleibſt? O Himmel, ſeh' ich recht!
Dein ſchönes Haar haſt du vom Haupt geſchnitten;
O was vermuth' ich! was errath' ich nun!

Kannſt du nicht beſänftigt werden?
Bleibſt du ſtill und einſam hier?
Ach, was ſagen die Geberden,
Ach, was ſagt dein Schweigen mir?

Haſt du dich mit ihm verbunden,
Iſt dir nicht ein Wort erlaubt;
Ach ſo iſt mein Glück verſchwunden,
Iſt auf ewig mir geraubt.

Valerio.

Du jammerſt mich, und doch vermag ich nicht,
Betrübtes Kind, dir nun zu helfen. Nur

Zum Troſte ſag' ich dir: Noch iſt nicht alles,
Was du zu fürchten ſcheinſt, gethan; noch bleibt
Die Hoffnung mir und dir. Allein ich muß
In dieſem Augenblick den Druck der Hand
Und jeden liebevollen Gruß verſagen.
Entferne dich dorthin, und ſetze dich
Auf jenen Felſen; bleibe ſtill und nähre
Den feſten Vorſatz, dich und den Geliebten
Nicht mehr zu quälen, dort, bis wir dich rufen.

Roſa.

Ich folge deinen Winken, drücke nicht
Die Freude lebhaft aus, daß du mir wieder
Gegeben biſt. Dein freundlich-ernſtes Wort,
Dein Blick gebietet mir, ich geh' und hoffe!

Fünfter Auftritt.

Valerio. Erwin.

Valerio.

Erwin! Erwin!

Erwin.

Mein Freund, was haſt du mir
Für Schmerzen zubereitet! Sage mir,
Was ſoll ich denken? Denn von ungefähr
Sind dieſe Frauen nicht hieher gekommen.
Grauſamer Freund, du haſt die ſtille Wohnung
Doch endlich ausgeſpäht, und kommſt mit Liſt,

Mit glatten Worten, mit Verſtellung, mich
Erſt einzuwiegen; führeſt dann ein Bild
Vor meinen Augen auf, das jeden Schmerz
Auf's neue regt, das weder Troſt noch Hülfe
Mir bringen kann und mir Verzweiflung bringt.

Valerio.

Nur ſtille, lieber Mann; ich ſage dir
Bis auf das Kleinſte, wie es zugegangen.
Nur jetzt ein Wort! — Sie liebt dich —

Erwin.

Nein, ach nein!
Laß mich nicht hoffen, daß ich nicht verzweifle.

Valerio.

Du ſollſt ſie ſehen.

Erwin.

Nein, ich fliehe ſie.

Valerio.

Du ſollſt ſie ſprechen!

Erwin.

Ich verſtumme ſchon.

Valerio.

Ihr vielgeliebtes Bild wird vor dir ſtehn.

Erwin.

Sie nähert ſich. Ihr Götter, ich verſinke!

Valerio.

Vernimm ein Wort. Sie hofft, den weiſen Alten
Hier oben zu beſuchen. Haſt du nicht
Ein Kleid von ihm?

Erwin.

Ein neues Kleid iſt da;
Man ſchenkt' es ihm zuletzt, allein er wollte
In ſeinem alten Rock begraben ſeyn.

Valerio.

Verkleide dich.

Erwin.

Wozu die Mummerey?
Was er verließ, bleibt mir verehrungswerth.

Valerio.

Es iſt kein Scherz; du ſollſt nur Augenblicke
Verborgen vor ihr ſtehn, ſie ſehn, ſie hören,
Ihr inntes Herz erkennen, wie ſie liebt,
Und wen!

Erwin.

Was ſoll ich thun?

Valerio.

Geſchwind, geſchwind!

Erwin.

Doch mein Geſicht, mein glattes Kinn wird bald
Den Trug entdecken; ſoll ich dann beſchämt,
Verloren vor dir ſtehn?

Valerio.

Zum guten Glück
Hat meine Leidenſchaft des holden Schmuckes
Der Jugend mich beraubt. Das blonde Haar,
(Er nimmt das Haar vom Felſen.)
An's Kinn gepaßt, macht dich zum weiſen Mann.

Erwin.

Noch immer wechſelſt du mit Ernſt und Scherz.

Valerio.

Vergnügter hab' ich nie den Sinn geändert.
Sie kommt, geſchwind.

Erwin.

Ich folge; ſey es nun
Zum Leben oder Tod; es iſt gewagt.

(Sie gehen in die Höhe.)

Sechſter Auftritt.

Elmire (allein).

Mit vollen Athemzügen
Sang' ich, Natur, aus dir
Ein ſchmerzliches Vergnügen.
Wie lebt,
Wie bebt,
Wie ſtrebt
Das Herz in mir!

Freundlich begleiten
Mich Lüftlein gelinde.
Flehende Freuden
Ach, ſäuſeln im Winde,
Laſſen die bebende,
Die ſtrebende Bruſt.
Himmliſche Zeiten!

Ach, wie ſo geſchwinde
Dämmert und blicket
Und ſchwindet die Luſt.

Du lachſt mir, angenehmes Thal,
Und du, o reine Himmelsſonne,
Erfüllſt ſeit langer Zeit zum erſtenmal
Mein Herz mit ſüßer Frühlingswonne.
Weh mir! Ach, ſonſt war meine Seele rein,
Genoß ſo friedlich deinen Segen;
Verbirg' dich, Sonne, meiner Pein!
Verwildre dich, Natur, und ſtürme mir entgegen.

Die Winde ſauſen,
Die Ströme brauſen,
Die Blätter raſcheln
Dürr ab in's Thal.
Auf ſteiler Höhe,
Am nackten Felſen,
Lieg' ich und ſehe
Auf öden Wegen
Durch Sturm und Regen,
Fühl' ich und ſieh' ich
Und ſuche die Qual.

Wie glücklich, daß in meinem Herzen
Sich wieder neue Hoffnung regt!
O wende, Liebe, dieſe Schmerzen,
Die meine Seele kaum erträgt.

Siebenter Auftritt.

Elmire. Valerio.

Valerio.

Welch eine Klage tönet um das Haus?

Elmire.

Welch eine Stimme tönet mir entgegen!

Valerio.

Es iſt ein Freund, der hier ſich wieder findet.

Elmire.

So hat mich die Vermuthung nicht betrogen.

Valerio.

Ach, meine Freundinn, heute gab ich dir
Den beſten Troſt, belebte deine Hoffnung
In einem Augenblicke, da ich nicht
Bedachte, daß ich ſelbſt des Troſtes bald
Auf immer mangeln würde.

Elmire.

Wie, mein Freund?

Valerio.

Die Haare ſind vom Scheitel abgeſchnitten,
Ich von der Welt.

Elmire.

O ferne ſey uns das!

Valerio.

Ich darf nur wenig reden, nur das wenige
Was nöthig iſt. Du willſt den Edeln ſehen,
Der hier nun glücklicher als ehmals wohnt.

Er ſaß in ſeiner Hütte ſtill, und ſah'
Die Ankunft zwey bedrängter Herzen ſchon
In ſeinem ſtillen Sinn voraus. Er kommt.
Sogleich will ich ihn rufen.

Elmire.

Tauſend Dank!
O ruf' ihn her, wenn ich mich zu der Hütte
Nicht wagen darf. Mein Herz iſt offen; nun
Will ich ihm meine Noth und meine Schuld
Mit hoffnungsvoller Reue gern geſtehn.

Achter Auftritt.

Elmire. Erwin (in langem Kleide mit weißem Barte tritt aus der Hütte).

Elmire (kniet).

Sieh mich, Heiliger, wie ich bin,
Eine arme Sünderinn.
(Er hebt ſie auf und verbirgt die Bewegungen ſeines Herzens).
Angſt und Kummer, Reu' und Schmerz
Quälen dieſes arme Herz.
Sieh' mich vor dir unverſtellt,
Herr, die Schuldigſte der Welt.

Ach, es war ein junges Blut,
War ſo lieb, er war ſo gut!
Ach, ſo redlich liebt' er mich!
Ach, ſo heimlich quält' er ſich!

Sieh' mich, Heiliger, wie ich bin,
Eine arme Sünderinn.

Ich vernahm ſein ſtummes Flehn,
Und ich konnt' ihn zehren ſehn;
Hielte mein Gefühl zurück,
Gönnt' ihm keinen holden Blick.
Sieh' mich vor dir unverſtellt,
Herr, die Schuldigſte der Welt.

Ach, ſo drängt' und quält' ich ihn;
Und nun iſt der Arme hin,
Schwebt in Kummer, Mangel, Noth,
Iſt verloren, er iſt todt.
Sieh' mich, Heiliger, wie ich bin,
Eine arme Sünderinn.

(Ermin zieht eine Schreibtafel heraus, und ſchreibt mit zitternder Hand einige Worte, ſchließt die Tafel zu, und gibt ſie Elmiren. Elmire will ſie die Blätter aufmachen; er hält ſie ab und macht ihr ein Zeichen, ſich zu entfernen. Dieſe Pantomime wird von Muſik begleitet, wie alles das Folgende.)

Elmire.

Ja, würd'ger Mann, ich ehre deinen Wink,
Ich überlaſſe dich der Einſamkeit,
Ich ſtöre nicht dein heiliges Gefühl
Durch meine Gegenwart. Wann darf ich, wann
Die Blätter öffnen? wann die heil'gen Züge
Mit Andacht ſchauen, küſſen, in mich trinken?

(Er deutet in die Ferne.)

An jener Linde? Wohl! So bleibe dir

Der Friede ſtets, wie du ihn mir bereiteſt.
Leb' wohl! Mein Herz bleibt hier mit ew'gem Danke.

(ab.)

Erwin

(ſchaut ihr mit ausgeſtreckten Armen nach, dann reißt er den Mantel um die Waffen ab.)

Sie liebt mich!
Sie liebt mich!
Welch ſchreckliches Beben!
Fühl' ich mich ſelber?
Bin ich am Leben?
Sie liebt mich!
Sie liebt mich!

Ah! klingt ſo anders!
Biſt du's noch, Sonne?
Biſt du's noch, Hütte?
Trage die Wonne,
Seliges Herz!
Sie liebt mich!
Sie liebt mich!

Neunter Auftritt.

Erwin. Valerio. Nachher Elmire. Nachher Roſa.

Valerio.

Sie liebt dich! Sie liebt dich!
Siehſt du, die Seele

Haſt

Haſt du betrübet,
Die dich nur immer,
Immer geliebet!

Erwin.

Ich bin ſo freudig,
Fühle mein Leben!
Ach, ſie vergibt mir,
Sie hat vergeben!

Valerio.

Nein, ihre Thränen
Thuß ihr nicht gut.

Erwin.

Sie zu verſöhnen
Fließe mein Blut!
Sie liebt mich!

Valerio.

Sie liebt dich!
Wo iſt ſie hin?

Erwin.

Ich ſchickte ſie hinaus
Nach jener Linde, daß mir nicht das Herz
Vor Zärtlichkeit und Freude brechen ſollte. Nun
Hat ſie auf einem Täfelchen, das ich
Ihr in die Hände gab, das Wort geleſen:
„Er iſt nicht weit!“

Valerio.

Sie kommt! geſchwind, ſie kommt.
Nur einen Augenblick in dieß Geſträuch!

(Sie verſtecken ſich.)

Clärchen.

Er iſt nicht weit!
Wo find' ich ihn wieder?
Er iſt nicht weit!
Mir beben die Glieder.
O Hoffnung! O Glück!
Wo geh' ich, wo ſuch' ich,
Wo find' ich ihn wieder?
Ihr Götter, erhört mich,
O gebt ihn zurück!
Erwin! Erwin!

Erwin (hervortretend).

Clärchen!

Clärchen.

Weh mir!

Erwin (zu ihren Füßen).

Ich bin's.

Clärchen (zu ihm hastig).

Du biſt's!

Valerio (hervortretend).

O ſchauet hernieder!
Ihr Götter, dieß Glück!
Da haſt du ihn wieder!
Da nimm ſie zurück! (ab.)

Erwin.

Ich habe dich wieder!
Hier bin ich zurück.
Ich ſinke darnieder,
Mich tödtet das Glück.

Elmire.

Ich habe dich wieder!
Mir trübt ſich der Blick.
O ſchauet hernieder,
Und gönnt mir das Glück!

Roſa

(welche ſchon, während Elmirens voriger Strophe, mit Valerio hereingetreten und ihre Freude, Verwunderung und Verſöhnung mit dem Geliebten pantomimiſch ausgedrückt).

Da hab' ich ihn wieder!
Du haſt ihn zurück!
O ſchauet hernieder!
Ihr Götter, dieß Glück!

Valerio.

Eilet, gute Kinder, eilet,
Euch auf ewig zu verbinden.
Dieſer Erde Glück zu finden
Suchet ihr umſonſt allein.

Alle.

Laßt uns eilen, eilen, eilen,
Uns auf ewig zu verbinden!
Dieſer Erde Glück zu finden
Müſſet ihr zu Paaren ſeyn.

Erwin.

Es verhindert mich die Liebe,
Mich zu kennen, mich zu faſſen.
Ohne Thräne kann ich laſſen
Dieſe Hütte, dieſes Grab.

Elmire. Rosa. Valerie.

Oft, durch unser ganzes Leben
Bringen wir der stillen Hütte
Neuen Dank und neue Bitte,
Daß uns bleibe, was sie gab.

Alle.

Laßt uns eilen, eilen, eilen!
Dank auf Dank sey unser Leben.
Viel hat uns das Glück gegeben,
Es erhalte, was es gab!

Jery und Bätely.

Ein Singſpiel.

Bergigte Gegend, im Grund eine Hütte am Felſen, von dem ein Waſſer herabſtürzt; an der Seite geht eine Wieſe abhängig hinunter, deren Ende von Bäumen verdeckt iſt. Vorne an der Seite ein ſteinernes Tiſch mit Bänken.

Bäteli

(mit zwey Eimern Milch, die ſie an einem Joche trägt, kommt von der Wieſe).

Singe, Vogel, ſinge,
Blühe, Bäumchen, blühe!
Wir ſind guter Dinge,
Sparen keine Mühe
Spat und früh.

Die Leinwand iſt begoſſen, die Kühe ſind gemolken, ich habe gefrühſtückt, die Sonne iſt über den Berg herauf, und noch liegt der Vater im Bette. Ich muß ihn wecken, daß ich jemand habe, mit dem ich ſchwatze. Ich mag nicht müßig, ich mag nicht allein ſeyn. (Sie nimmt Rocken und Spindel.) Wenn er mich hört, pflegt er aufzuſtehn.

Vater (tritt auf).

Vater. Guten Morgen, Bäteli.

Bäteli. Vater, guten Morgen!

Vater. Ich hätte gern noch länger geſchlafen, und du weckſt mich mit einem luſtigen Liedchen, daß ich nicht zanken darf. Du biſt artig und unartig zugleich.

Bäteley. Nicht wahr, Vater, wie immer?

Vater. Du hätteſt mir die Ruhe gönnen ſollen! Weißt du doch nicht, wenn ich heut Nacht zu Bette gegangen bin.

Bäteley. Ihr hattet gute Geſellſchaft.

Vater. Das war auch nicht artig, daß du ſo früh hineinſchlupfteſt, als wenn dir der ſchöne Mondſchein die Augen zudrückte. Der arme Jery war doch um deinetwillen da; er ſaß bis nach Mitternacht bey mir auf der Bank, er hat mich recht gedauert.

Bäteley. Ihr ſeyd gleich ſo mitleidig, wenn er klagt und druckſt und immer eben daſſelbe wiederhohlt, hernach eine Viertelſtunde ſtill iſt, thut als wenn er aufbrechen wollte, und doch am Ende bleibt und wieder von vornen anfängt. Mir iſt's ganz anders dabey, mir macht's Langeweile.

Vater. Ich wollte doch ſelbſt, daß du dich zu etwas entſchlöſſeſt.

Bäteley. Wollt ihr mich ſo gerne los ſeyn?

Vater. Nicht das; ich zöge mit, wir hätten's beyde beſſer und bequemer.

Bäteley. Wer weiß? Ein Mann iſt nicht immer bequem.

Vater. Beſſer iſt beſſer. Wir verpachteten das Gütchen hier oben, und richteten uns unten ein.

Bäteli. Sind wir's doch einmal ſo gewohnt! Unſer Haus hält Wind, Schnee und Regen ab, unſre Alpe gibt uns was wir brauchen, wir haben zu eſſen und zu trinken das ganze Jahr, verkaufen auch noch ſo viel, daß wir uns ein hübſches Kleid auf den Leib ſchaffen können, ſind hieroben allein und geben niemand ein gut Wort! Und was wär' euch unten im Flecken ein größer Haus, die Stube beſſer getäfelt, mehr Vieh und mehr Leute dabey? Es gibt nur mehr zu thun und zu ſorgen, und man kann doch nicht mehr eſſen, trinken und ſchlafen als vorher. Euch wollt' ich's freylich bequemer wünſchen.

Vater. Und mir wollt' ich wünſchen, daß ich nicht mehr um dich zu ſorgen hätte. Freylich werde ich alt, und ſpüre denn doch, daß ich abnehme. Der rechte Arm wird mir immer ſteifer, und ich fühle das Wetter mehr in der Schulter, da wo mir die Kugel den Knochen traf. Und dann, mein Kind, wenn ich einmal abgehe, kannſt du allein gar nicht beſtehen; du mußt heirathen, und weißt nicht welchen Mann du kriegſt. Jetzt iſt's ein guter Menſch, der dir ſeine Hand anbietet. Das werf' ich immer im Kopf herum, und ſorge und denke für dich.

Jeden Morgen
Neue Sorgen,
Sorgen für dein junges Blut.

Bäteli.

Alle Sorgen
Nur auf morgen.
Sorgen ſind für morgen gut.

Was hat denn Jery geſagt?

Vater. Was hilft's? Du gibſt doch nichts drauf.

Bäteli. Ich möchte hören, ob was Neues drunter war.

Vater. Neues nichts, er hat auch nichts Neues zu ſagen, bis du ihm das Alte vom Herzen nimmſt.

Bäteli. Es iſt mir leid um ihn. Er könnte recht vergnügt ſeyn: er iſt allein, hat vom Vater ſchöne Güter, iſt jung und friſch; nun will er mit Gewalt eine Frau dazu haben, und juſt mich. Er fände zehen für Eine im Ort. Was kommt er zu uns herauf? Warum will er juſt mich?

Vater. Weil er dich lieb hat.

Bäteli. Ich weiß nicht was er will, er kann nichts als mich plagen.

Vater. Mir wär' er gar nicht zuwider.

Bäteli. Mir iſt er's auch nicht. Er iſt hübſch, wacker, brav. Neulich auf dem Jahrmarkte warf er den Fremden, der ſich mit Schwingen groß machte, rechtſchaffen an den Boden. Er gefällt mir ſonſt ganz wohl. Wenn ſie nur nicht gleich heirathen wollten, und wenn man einmal freundlich mit ihnen iſt, einem hernach den ganzen Tag anflägen.

Vater. Es iſt erſt ſeit einem Monat, daß er ſo oft kommt.

Bäteln. Es wird nicht lange währen, ſo iſt er wieder da; denn ganz früh ſah ich ihn auf die Matte ſchleichen, die er oben im Walde hat. Sein' Tage hat er nicht ſo oft nach den Sennen geſehn, als neuerdings; ich wollt', er ließ' mich in Ruh. — Die Leinwand iſt ſchon faſt wieder trocken. Wie hoch die Sonne ſchon ſteht! Und euer Frühſtück?

Vater. Ich will es ſchon finden. Sorge nur zur rechten Zeit für's Mittagseſſen.

Bäteln. Daran iſt mir mehr gelegen wie euch.

(Vater ab.)

Bäteln. Wahrhaftig da kommt er! Hab' ich's doch geſagt. Die Liebhaber ſind ſo pünctlich wie die Sonne. Ich muß nur ein luſtig Lied anfangen, daß es nicht gleich in ſeine alte Leyer einlenken kann.

(Sie macht ſich was zu ſchaffen und ſingt.)

Es rauſchet das Waſſer
Und bleibet nicht ſtehn;
Gar luſtig die Sterne
Am Himmel hingehn;
Gar luſtig die Wolken
Am Himmel hinziehn;
So rauſchet die Liebe
Und fähret dahin.

Jery
(der ſich ihr unterdeß genähert).

Es rauſchen die Waſſer,
Die Wolken vergehn;
Doch bleiben die Sterne,
Sie wandeln und ſtehn;
So auch mit der Liebe
Der Treuen geſchicht;
Sie wegt ſich, ſie regt ſich,
Und ändert ſich nicht.

Bäteli. Was bringt ihr Neues, Jery?

Jery. Das Alte, Bäteli!

Bäteli. Hier oben haben wir Altes genug! Wenn ihr uns nichts Neues bringen wollt! Wo kommt ihr ſo ſpät her?

Jery. Ich habe oben auf der Alpe nachgeſehen, wie viel Käſe vorräthig ſind; unten am See hält ein Kaufmann, der ihrer ſucht. Ich denke wir werden einig.

Bäteli. Da kriegt ihr wieder viel Geld in die Hände.

Jery. Mehr als ich brauche.

Bäteli. Ich gönn' es euch.

Jery. Ich gönnt' euch die Hälfte, gönnt' euch das Ganze. Wie ſchön wär's, wenn ich einen Handel gemacht hätte, und käme nach Hauſe und würfe dir die Doublen in den Schoos. Zähl' es nach, ſagt' ich dann, heb' es auf. Wenn ich nun nach Hauſe komme, muß

ich mein Geld in den Schrank ſtellen, und weiß nicht für wen.

Bäteley. Wie lang' iſt's noch auf Oſtern?

Jery. Nicht lange mehr, wenn ihr mit Hoffnung macht.

Bäteley. Behüte Gott! ich meynte nur.

Jery. Du wirſt an vielem Uebel Schuld ſeyn. Schon ſo oft haſt du mir den Kopf ſo toll gemacht, daß ich dir zum Trutz eine andre nehmen wollte. Und wenn ich ſie nun hätte, und wäre ſie gleich müde, und ſähe immer und immer, das iſt nicht Bäteley! Ich wär' auf immer elend.

Bäteley. Du mußt eine ſchöne nehmen, die reich iſt und gut; ſo eine wird man nimmer ſatt.

Jery. Ich habe Dich verlangt und keine reichere noch beſſere.

Ich verſchone dich mit Klagen;
Doch das Eine muß ich ſagen,
Immer ſagen: dir allein
Iſt und wird mein Leben ſeyn.

Willſt du mich nicht wieder lieben?
Willſt du ewig mich betrüben?
Mir im Herzen biſt du mein,
Ewig, ewig bleib' ich dein.

Bäteley. Du kannſt recht hübſche Lieder, Jery, und ſingſt ſie recht gut. Nicht wahr, du lehrſt mich ein halb Dutzend? Ich bin meine alten ſatt. Leb'

wohl! Ich habe noch viel zu thun dieſen Morgen; der Vater ruft. (ab.)

Jery.

Gehe!
Verſchmähe
Die Treue,
Die Reue
Kommt nach!

Ich gehe von hinnen,
Du wirſt mich vertreiben,
Um Luft zu gewinnen,
Hier kann ich nicht bleiben.

Verſchmähe
Die Treue,
Die Reue
Kommt nach!

Thomas (tritt auf).

Thomas. Jery!

Jery. Wer?

Thomas. Guten Tag!

Jery. Wer ſeyd ihr?

Thomas. Kennſt du mich nicht mehr?

Jery. Thomas, biſt du's?

Thomas. Hab' ich mich ſo geändert?

Jery. Ja wohl, du haſt dich geſtreckt; du ſiehſt vornehmer aus.

Thomas. Das macht das Soldatenleben; ein

Soldat ſieht immer vornehmer aus als ein Bauer; das macht er iſt mehr geplagt.

Jery. Du biſt auf Urlaub?

Thomas. Nein, ich habe meinen Abſchied. Wie die Capitulation um war, Adieu, Herr Hauptmann, macht' ich, und ging nach Hauſe.

Jery. Was iſt das aber für ein Rock? Warum trägſt du den Treſſenhut und den Säbel? Du ſiehſt ja noch ganz ſoldatenmäßig aus.

Thomas. Das heißen ſie in Frankreich eine Uniforme de goût, wenn einer auf ſeine eigne Hand was buntes trägt.

Jery. Gefiel dir's nicht?

Thomas. Gar wohl, gar gut, nur nicht lange. Ich nähme nicht funfzig Doublen, daß ich nicht Soldat geweſen wäre. Man iſt ein ganz anderer Kerl; man wird friſcher, luſtiger, gewandter, kann ſich in alles ſchicken, und weiß wie es in der Welt ausſieht.

Jery. Wie kommſt du hierher? Wo ſchwärmſt du herum?

Thomas. Zu Hauſe bey meiner Mutter wollte mir's nicht gleich gefallen, da hab' ich ein vierzig rechte Appenzeller Ochſen zuſammengekauft und auf Credit genommen, alle ſchwarz und ſchwarzbraun wie die Nacht; die treib' ich nach Mailand, das iſt ein guter Handel; man verdient etwas und iſt luſtig auf dem Wege. Da hab' ich meine Geige bey mir, mit der mach' ich Kranke

geſund und das Regenwetter fröhlich. Nun wie iſt denn dir, alter Tell? Du ſiehſt nicht friſch drein. Was haſt du?

Jery. Ich wäre auch gern lang' einmal fort, hätte auch gern einmal ſo einen Handel verſucht. Geld hab' ich ohnedieß immer liegen, und zu Hauſe gefällt mir's gar nicht mehr.

Thomas. Hm! Hm! Du ſiehſt nicht aus wie ein Kaufmann; der muß klare Augen im Kopfe haben! Du ſiehſt trübe und verdroſſen.

Jery. Ach Thomas!

Thomas. Seufze nicht, das iſt mir zuwider.

Jery. Ich bin verliebt!

Thomas. Weiter nichts? O das bin ich immer, wo ich in ein Quartier komme und die Mädchen ſind nur nicht gar abſcheulich.

Ein Mädchen und ein Gläschen Wein
Curiren alle Noth;
Und wer nicht trinkt und wer nicht küßt,
Der iſt ſo gut wie todt.

Jery. Ich ſehe, du biſt geworden wie die andern: es iſt nicht genug, daß ihr luſtig ſeyd, ihr müßt auch gleich liederlich werden.

Thomas. Das verſtehſt du nicht, Gevatter! Dein Zuſtand iſt ſo gefährlich nicht. Ihr armen Tröpfe, wenn es euch das erſtemal anwandelt, meynt ihr gleich, Sonne, Mond und Sterne müßten untergehn.

Es war ein fauler Schäfer,
Ein rechter Siebenſchläfer,
Ihn kümmerte kein Schaf;
Ein Mädchen konnt' ihn faſſen,
Da war der Tropf verlaſſen,
Fort Appetit und Schlaf!

Es trieb ihn in die Ferne,
Des Nachts zählt' er die Sterne,
Er klagt' und härmt' ſich krav:
Nun, da ſie ihn genommen,
Iſt alles wiederkommen,
Durſt, Appetit und Schlaf.

Nun, ſage, willſt du heirathen?

Jery. Ich freye um ein allerliebſtes Mädchen.

Thomas. Wann iſt die Hochzeit?

Jery. So weit ſind wir noch nicht.

Thomas. Wie ſo?

Jery. Sie will mich nicht.

Thomas. Sie iſt nicht geſcheidt.

Jery. Ich bin mein eigner Herr, hab' ein hübſches Gut, ein ſchönes Haus, ich will ihren Vater zu mir nehmen, ſie ſollen's gut bey mir haben.

Thomas. Und ſie will dich nicht? Hat ſie einen andern im Kopfe?

Jery. Sie mag keinen.

Thomas. Keinen? Sie iſt toll. Sie ſoll Gott danken und mit beyden Händen zugreifen! Was iſt denn das für ein Trotzkopf?

Jery. Schon ein Jahr geh' ich um ſie. In dieſem Hauſe wohnt ſie bey ihrem Vater. Sie nähren ſich von dem kleinen Gute hierbey. Alle junge Burſche hat ſie ſchon weggeſcheucht, die ganze Nachbarſchaft iſt unzufrieden mit ihr. Dem einen hat ſie einen ſchnippiſchen Korb gegeben, dem andern hat ſie einen Sohn toll gemacht. Die meiſten haben ſich kurz reſolvirt und haben andre Weiber genommen. Ich allein kann's nicht über das Herz bringen, ſo hübſche Mädchen man mir auch ſchon angetragen hat.

Thomas. Man muß ſie nicht lange fragen. Was will ſo ein Mädchen allein in den Bergen? Wenn nun ihr Vater ſtirbt, was will ſie anfangen? Da muß ſie ſich dem erſten beſten an den Hals werfen.

Jery. Es iſt nicht anders.

Thomas. Du verſtehſt es nicht. Man muß ihr nur recht zureden und das ein Bißchen derb. Iſt ſie zu Hauſe?

Jery. Ja!

Thomas. Ich will Freyersmann ſeyn. Was krieg' ich, wenn ich ſie dir kupple?

Jery. Es iſt nichts zu thun.

Thomas. Was krieg' ich?

Jery. Was du willſt.

Thomas. Zehn Doublen! Ich muß etwas rechts fordern.

Jery. Von Herzen gern.

Thomas. Nun laß mich gewähren!

Jery. Wie willſt du's anſtellen?

Thomas. Geſcheidt!

Jery. Nun?

Thomas. Ich will ſie fragen, was ſie machen will, wenn ein Wolf kommt?

Jery. Das iſt Spaß.

Thomas. Und wenn ihr Vater ſtirbt?

Jery. Ah!

Thomas. Und wenn ſie krank wird?

Jery. Nun ſprich recht gut.

Thomas. Und wenn ſie alt wird?

Jery. Du haſt reden gelernt.

Thomas. Ich will ihr Hiſtorien erzählen.

Jery. Recht ſchön.

Thomas. Ich will ihr erzählen, daß man Gott zu danken hat, wenn man einen treuen Burſchen findet.

Jery. Vortrefflich!

Thomas. Ich will dich herausſtreichen! Geh nur, geh!

Jery.

Neue Hoffnung, neues Leben,
Was mein Thomas mir verſpricht!

Thomas.

Freund, dir eine Frau zu geben,
Iſt die größte Wohlthat nicht.

(Jery ab.)

Thomas (allein).

Wozu man in der Welt nicht kommt! Das hätte ich nicht gedacht, daß ich bey meinem Ochſenhandel nebenher noch einen Kuppelpelz verdienen ſollte. Ich will doch ſehen, was das für ein Drache iſt, und ob ſie kein vernünftig Wort mit ſich reden läßt. Am beſten, ich thu' als wenn ich den Jery nicht kennte und nichts von ihm wüßte, und fall' ihr dann mit meinem Antrag in die Flanke.

Bätely (kommt aus der Hütte).

Thomas (für ſich).

Iſt ſie das? O die iſt hübſch!

(Laut.)

Guten Tag, mein ſchönes Kind.

Bätely. Großen Dank! Wär' Ihm was lieb?

Thomas. Ein Glas Milch oder Wein, Jungfer, wäre mir eine rechte Erquickung. Ich treibe ſchon drey Stunden den Berg herauf und habe nichts gefunden.

Bätely. Von Herzen gerne, und ein Stück Brot und Käſ' dazu! Rothen Wein, recht guten Italiäniſchen.

Thomas. Scharmant! Iſt das euer Haus?

Bätely. Ja, da wohn' ich mit meinem Vater.

Thomas. Ey! ey! So ganz allein?

Bätely. Wir ſind ja unſer zwey. Wart' Er, ich will Ihm zu trinken hohlen; oder komm' Er lieber mit herein; was will Er da haußen ſtehn? Er kann dem Vater was erzählen.

Thomas. Nicht doch, mein Kind, das hat keine Eile. (Er nimmt ſie bey der Hand und hält ſie.)

Bäteley (macht ſich los). Ey was ſoll das?

Thomas. Laß Sie doch ein Wort mit ſich reden. (Er faßt ſie an.)

Bäteley (wie oben). Meynt Er? Kennt Er mich ſchon?

Thomas.

Nicht ſo eilig, liebes Kind!
Ey ſo ſchön und ſpröde!

Bäteley.

Weil die meiſten thöricht ſind,
Meynt Er, iſt es jede?

Thomas.

Nein, ich laſſe dich nicht los,
Mädchen, ſey geſcheidter!

Bäteley.

Euer Durſt iſt wohl nicht groß;
Geht nur immer weiter!

(Bäteley ab.)

Thomas (allein).

Das hab' ich ſchlecht angefangen! Erſt hätt' ich ſie ſollen vertraut machen, mich einniſten, eſſen und trinken; dann meine Worte anbringen. Du biſt immer zu huy! Denk' ich denn auch, daß ſie ſo wild ſeyn wird! Sie iſt ja ſo ſcheu wie ein Eichhorn. Ich muß es noch einmal verſuchen. (Nach der Hütte.) Noch ein Wort, Jungfer!

Bätely (am Fenſter). Geht nur eurer Wege! Hier iſt nichts für euch. (Sie ſchlägt das Fenſter zu.)

Thomas. Du grobes Ding! Wenn ſie's ihren Liebhabern ſo macht, ſo nimmt mich's Wunder, daß noch einer bleibt. Da kommt der arme Jery ſchlecht zurechte! Die ſollte ihren Mann finden, der auch wieder aus dem Walde rieſe, wie ſie hinein ſchreyt. Das trotzige Ding dünkt ſich hier oben ſo ſicher! Wenn einer auch einmal ungezogen würde, müßte ſie's haben, und ich hätte faſt Luſt, ihr den ledigen Stand zu verleiden. Wenn nun Jery auf mich paßt und hofft und wartet, wird er mich auslachen, ſo wenig es ihm lächerlich iſt. Zum Henker, ſie ſoll mich anhören, was ich ihr zu ſagen habe. Ich will wenigſtens meine Commiſſion ausrichten. So gerade abzuziehen, iſt gar zu ſchimpflich. (An der Hütte ſtark anrochend.) Nun ohne Spaß, Jungfer, mache Sie auf; ſey Sie ſo gut und geb' Sie mir ein Glas Wein! Ich will's gern bezahlen.

Bätely (wie oben am Fenſter). Hier iſt kein Wirthshaus und pack' Er ſich! Wir ſind das hier zu Lande gar nicht gewohnt. Darnach ſich einer aufführt, darnach wird einem. Geb' Er ſich nur keine Mühe. (Sie ſchmeißt das Fenſter zu.)

Thomas. Du eigenſinniges albernes Ding! Ich will dir weiſen, daß du da oben ſo ſicher nicht biſt. Das Affengeſicht! Wir wollen ſehen, wer ihr beyſteht! Und wenn ſie einmal gewitzigt iſt, wird ſie nicht mehr

Luſt haben, ſo allein ſich auszuſetzen. Schon gut! Da ich meine Lection nicht mündlich anbringen kann, will ich's ihr durch recht verſtändliche Zeichen zu erkennen geben. Da kommt meine Herde juſt den Berg herauf, die ſoll auf ihrer Wieſe Mittagsruhe halten. Ha! Ha! — Sie ſollen ihr die Matten ſchön zurechte machen, ihr den Boden wohl zuſammendämmeln. (Er ruft nach der Scene.) He da! He!

Ein Knecht (tritt auf).

Treibt nun in der Hitze den Berg nicht weiter hinauf! Hier iſt eine Wieſe zum Ausruhen. Treibt nur das Vieh alle da hinein! — Nun! was ſiehſt du und verwunderſt dich? Thu' was ich dir befehle. Begreifſt du's? Auf dieſe Wieſe hier! Nur ohne Umſtände. Und laßt euch nichts anfechten, es geſchehe was wolle. Laßt ſie graſen und ausruhen! Ich kenne die Leute hier, ich will ſchon mit ihnen ſprechen. (Der Knecht geht ab.) Wenn es aber vor den Landvogt kommt? Ey was um das Bißchen Strafe! Ich denke die Cur ſoll anſchlagen; und hilft's nichts, ſo ſind wir alle auf einmal gerächt, Jery und ich und alle Verliebten und Betrübten. (Er tritt auf das Felſenſtück nahe beym Waſſer und ſpricht mit Leuten außer dem Theater.) Treibt nur die Ochſen hier auf die Wieſe! Reißt nur die Planken zuſammen! So! nur alle! — Junge hierher! herein! Nun gut, macht euch luſtig! Jagt mir dort die Kühe weg! — Was die für Sprünge machen, daß man ſie von ihrem Grund

und Boden vertreibt! — Nun Trotz dem Affen! (Er ſetzt ſich auf das Felſenſtück, nimmt ſeine Violine hervor, ſtreicht und ſingt.)

Ein Quodlibet, wer hört es gern,
Der komme flugs herbey;
Der Autor der iſt Holofern,
Es iſt noch nageinen.

Vater
(eilig aus der Hütte).

Was gibt's? was unterſteht ihr euch?
Wer gibt das Recht euch? wer?

Thomas.

In Pohlen und im Röm'ſchen Reich
Geht's auch nicht beſſer her.

Bätely.

Meynſt du, daß du hier Junker biſt,
Daß niemand wehren kann?

Thomas.

Ein Mädchen, das verſtändig iſt,
Das nimmt ſich einen Mann.

Vater.

Sieh, welch ein unerhörter Trotz!
Wart' nur, du kriegſt dein Theil!

Thomas (wie oben).

Man ſagt, auf einen harten Klotz
Gehört ein grober Keil.

Bätely.

Verwegner, auf und packe dich!
Was hab' ich dir gethan?

Thomas (wie oben).

Pardonnez-moi! Ihr ſehet mich
Für einen andern an.

(ab.)

Bätely.

Sollen wir's dulden?

Vater.

Ohne Verſchulden!

Bätely.

Rufet zur Hülfe
Die Nachbarn herbey!

(Vater ab.)

Bätely.

Mir ſpringt im Schmerze
Der Wuth mein Herze,
Fühle mich, ach!
Raſend im Grimm'
Und im Grimme ſo ſchwach!

Thomas (kommt wieder).

Gib mir, o Schönſte,
Nur freundliche Blicke,
Gleich ſoll mein Vieh
Von dem Berge zurücke!

Bätely.

Wagſt mir vor's Angeſicht
Wieder zu ſtehn?

Thomas.

Liebchen, o zürne nicht,
Biſt ja ſo ſchön!

Bätely.

Toller!

Thomas.

O ſüßes,
O himmliſches Blut!

Bätely.

Ach ich erſticke!
Ich ſterbe für Wuth!

(Er will ſie küſſen, ſie ſtößt ihn weg und fährt in die Thür. Er will das Fenſter aufſchieben; da ſie es zuhält, zerbricht er einige Scheiben, und im Taumel zerſchlägt er die übrigen.)

Thomas (bedenklich hervortretend). St! St! Das war zu toll! Nun wird Ernſt aus dem Spiele. Du hätteſt deine Probe geſcheidter anfangen können. Ein Frewersmann ſollte nicht mit der Thür in's Haus fallen. Sieht man doch, daß ich immer nur für mich gekuppelt habe, und da iſt's nicht übel, gerade und ohne Umſchweife zu tractiren. — Was iſt zu thun? Das gibt Lärm. Ich muß ſehen, daß ich mich mit Ehren zurück ziehe, daß es nicht ausſieht, als ob ich mich fürchtete. Nur recht frech gethan, muſicirt und ſo ſachte retirirt! (Er geht, auf der Violine ſpielend, nach der Wieſe.)

Vater. O Himmel! Welcher Zorn! Welcher Verdruß! Der Böſewicht! Nun fühl' ich erſt, daß mir das Mark nicht mehr in den Knochen ſitzt wie vor Alters, daß mein Arm lahm iſt, daß meine Füße nicht mehr fortwollen! Wart' nur! Von den Nachbarn rührt ſich keiner, ſie ſind mir alle wegen des Mädchens aufſäſſig.

Ich rufe, ich ſpreche, ich erzähle, keiner will mir zu Gefallen etwas wagen. Ja ſie ſpotten beynahe mich aus. (Nach der Wieſe gekehrt.) Seht wie frech! Wie verwegen! Wie er umhergeht und muſicirt! Die Planken zerriſſen! (Nach dem Hauſe.) Die Fenſter zerſchlagen! Es fehlt nichts, als daß er noch plündert. — Kommt denn kein Nachbar? Hätt' ich doch nicht geglaubt, daß ſie mir's ſo denken ſollten. Ja! ja! ſo iſt's! Sie ſehen zu, ſie machen höhniſche Geſichter. Eure Tochter iſt keck genug, ſagt der eine, laßt ſie ſich mit dem Burſchen herumſchlagen. — Hat ſie nun keinen, ruft der andre, den ſie an der Naſe herumführt, der ſich ihr zu Liebe die Rippen zerſtoßen ließe? — Mag ſie's für meinen Sohn haben, der um ihrentwillen aus dem Lande gelaufen iſt, ſagt ein dritter. — Vergebens! — Es iſt erſchrecklich, es iſt abſcheulich! O wenn Jery in der Nähe wäre! der einzige, der uns retten könnte.

Bäteły (kommt aus der Hütte, der Vater geht ihr entgegen, ſie lehnt ſich auf ihn). Mein Vater! Ohne Schutz! Ohne Hülfe! Dieſe Beleidigung! Ich bin ganz außer mir. — Ich traue meinen Sinnen nicht, und mein Herz kann's nicht tragen.

Jery (tritt auf).

Vater. Jery, ſey willkommen, ſey geſegnet!

Jery. Was geſchieht hier? Warum ſeyd ihr ſo verſtört?

Vater. Ein Fremder verwüſtet uns die Matten,

zerſchlägt die Scheiben, kehrt alles drunter und drüber. Iſt er toll? iſt er betrunken? was weiß, was weiß ich? Niemand kann ihm wehren, niemand. — Beſtraf' ihn, vertreib' ihn!

Jery. Bleibet gelaſſen, meine Beſten, ich will ihn packen, ich ſchaff' euch Ruhe, ihr ſollt gerächt werden!

Bätely. O Jery, treuer, lieber! Wie erfreuſt du mich! Sey unſer Retter! Tapfrer, einziger Mann!

Jery. Geht beyſeite, verſchließt euch in's Haus. Laßt euch nicht bange ſeyn! Laßt mich gewähren. Ich ſchaff' euch Rache und vertreib' ihn gewiß.

(Vater und Bäteln gehen ab.)

Jery.

(allein, indem er einen Stock ergreift).

Dem Verwegnen
Zu begegnen,
Schwillt die Bruſt.
Welch Verbrechen,
Sie beleid'gen!
Sie vertheid'gen,
Welche Luſt!

(Er tritt gegen die Wieſe.)

Weg von dem Orte!
Ich ſchone keinen.

(Indem er abgehen will, tritt ihm Thomas entgegen.)

Thomas.

Spare die Worte,
Es ſind die Meinen.

Jery.

Thomas!

Thomas.

O Jery!
Soll ich von hinnen?

Jery.

Biſt du von Sinnen?
Haſt du's gethan?

Thomas.

Jery, ja Jery!
Nur höre mich an.

Jery.

Wehr' dich, Verräther!
Ich ſchlag' dich nieder.

Thomas.

Glaub' mir, ich habe
Noch Knochen und Glieder.

Jery.

Wehr' dich!

Thomas.

Das kann ich!

Jery.

Fort mit dir, fort!

Thomas.

Jery, ſey klug,
Und hör' nur ein Wort!

Jery.

Rühr' dich, ich ſchlag' dir
Den Schädel entzwey!

Liebe, o Liebe,
Du ſtehſt mir bey.

(Jery treibt Thomaſen vor ſich her, ſie erben ſich (klagend ab. Bäteley kommt ängſtlich aus der Hütte, die beyden Kämpfenden kommen wieder auf's Theater, ſie haben ſich angefaßt und ringen, Thomas hat Vortheil über Jery.)

Bäteley.

Jery! Jery!
Höre! Höre!
Wollt ihr gar nicht hören?
Hülfe, Hülfe!
Vater, Hülfe!
Laßt euch, laßt euch wehren.

(Sie ringen und ſchwingen ſich herum, endlich wirft Thomas den Jery zu Boden.)

Thomas (ſpricht abgebrochen, wie er nach und nach zu Athem kommt). Da liegſt du! Du haſt mir's ſauer gemacht! Doppelt ſauer! Du biſt ein ſtarker Kerl und mein guter Freund! Da liegſt du nun! Du wollteſt nicht hören. Uebereile dich nicht mehr! Das iſt eine gute Lection. Armer Jery! wenn dich auch der Fall von deiner Liebe heilen könnte! (Zu Bäteley, die ſich indeſſen mit Jery beſchäftigt. Jery iſt aufgeſtanden.) Um deinetwillen leidet er, und mich ſchmerzt, daß ich ihm weh gethan habe. Sorge für ihn, verbinde ihn, heile ihn! Er hat ſeinen Mann gefunden; viel Glück, wenn er bey dieſer Gelegenheit auch eine Frau findet! Ich mache mich auf die Wege, und habe nicht länger zu paſſen.

(ab.)

Jery (der indeſſen von Bäteln begleitet an den Tiſch im Vordergrunde gekommen, und ſich geſetzt hat). Laß mich, laß mich!

Bäteln. Ich ſollte dich laſſen? Du haſt dich meiner ſo treulich angenommen!

Jery. Ach, ich kann mich noch nicht erholen; ich ſtreite für dich und werde beſiegt! Laß mich, laß mich!

Bäteln. Nein, Jery, du haſt mich gerächt, auch überwunden haſt du geſiegt. Sieh, er treibt ſein Vieh hinweg, er macht dem Unfug ein Ende.

Jery. Und iſt dafür nicht beſtraft! Er geht trotzig umher, prälend davon, und erſetzt nicht den Schaden. Ich vergehe in meiner Schande!

Bäteln. Du biſt doch der ſtärkſte im ganzen Canton. Auch die Nachbarn erkennen, wie brav du biſt. Dießmal war es ein Zufall, du haſt wo angeſtoßen. Sey ruhig, ſey getroſt! Sieh mich an! Geſtehe mir, haſt du dich beſchädigt?

Jery. Meine rechte Hand iſt verrenkt. Es wird nichts thun, es iſt gleich wieder in Ordnung.

Bäteln. Laß mich ziehen! Thut es weh? Noch einmal! Ja, ſo wird es gethan ſeyn. Es wird beſſer ſeyn.

Jery. Deine Sorgfalt hab' ich nicht verdient.

Bäteln. Das leideſt du um mich! Wohl hab' ich nicht verdient, daß du dich meiner ſo thätig annimmſt!

Jery. Rede nicht.

Bätely. So bescheiden! Gewiß hab' ich's nicht um dich verdient. Sieh nur, deine Hand ist aufgeschlagen, und du schweigst?

Jery. Laß nur, es will nichts bedeuten.

Bätely. Nimm das Tuch, du wirst sonst voll Blut.

Jery. Es heilt für sich, es heilt geschwinde.

Bätely. Nein! Nein! Gleich will ich dir einen Umschlag zurechte machen. Warmer Wein ist gut und heilsam. Warte, warte nur, gleich bin ich wieder da.

(ab.)

Jery (allein).

Endlich, endlich darf ich hoffen,
Ja, mir steht der Himmel offen!
Auf einmal
Streift in's tiefe Nebenthal
Ein erwünschter Sonnenstrahl.
Theilt euch, Wolken, immer weiter!
Himmel, werde völlig heiter,
Ende, Liebe, meine Qual!

Thomas (der an der Seite herein sieht). Höre, Jery!

Jery. Welch eine Stimme! Unverschämter! darfst du dich sehen lassen?

Thomas. Stille! Stille! Nicht zornig, nicht aufgebracht! Höre nur zwey Worte, die ich dir zu sagen habe.

Jery.

Jery. Du ſollſt meine Rache ſpüren, wenn ich nur einmal wieder heil bin.

Thomas. Laß uns die Zeit nicht mit Geſchwätz verderben! Höre mich, es hat Eil.

Jery. Weg von meinem Angeſicht! du biſt mir abſcheulich.

Thomas. Wenn du dieſe Gelegenheit verlierſt, ſo iſt ſie auf immer verloren. Erkenne dein Glück, ein Glück, das ich dir verſchaffe. Ihre Sprödigkeit verſchwindet, ſie fühlt ſich dankbar, ſie fühlt, was ſie dir ſchuldig iſt.

Jery. Du willſt mich lehren? Toller ungezogner Menſch!

Thomas. Schelte, wenn du mich nur anhören willſt. Gut, ich habe ihr dieſen tollen Streich geſpielt! Es war halb Vorſatz, halb Zufall. Genug, ſie findet, daß ein wackrer Mann ein guter Beyſtand iſt. Gewiß ſie bekehrt ſich — Du wollteſt nicht hören, ich mußte mich zur Wehre ſetzen; du biſt ſelbſt Schuld, daß ich dich nieder geworfen, dich beſchädigt habe.

Jery. Geh nur, du beredeſt mich nicht.

Thomas. Sieh nur, wie alles glückt, wie alles ſich ſchicken muß. Sie iſt bekehrt, ſie ſchätzt dich, ſie wird dich lieben. Nun ſey nicht ſäumig, träume nicht, ſchmiede das Eiſen, ſo lang' es heiß bleibt.

Jery. Laß ab, und plage mich nicht länger!

Thomas. Ich muß dir's doch noch einmal ſagen:

ſey nur zufrieden! du biſt mir's ſchuldig; du haſt mir zeitlebens dein Glück zu danken. Konnte ich deinem Auftrag beſſer ausrichten? Und wenn die Art und Weiſe ein Bißchen wunderlich war, ſo iſt doch am Ende der Zweck erreicht. Du kannſt dich freuen! Mache es richtig mit ihr. Ich komme zurück, ihr werdet mir vergeben, und wenn es euch wohl geht, noch gar meinen Einfall, meine Tollheit loben.

Jery. Ich weiß nicht was ich denken ſoll.

Thomas. Glaubſt du denn, daß ich ſie für nichts und wieder nichts beleidigen wollte?

Jery. Bruder, es war ein toller Gedanke; als ein Soldatenſtreich mag es hingehn!

Thomas. Die Hauptſache iſt, daß ſie deine Frau wird; und dann iſt's einerley wie der Freyersmann ſich angeſtellt hat. Der Vater kommt! Auf einen Augenblick, leb' wohl. (ab.)

Vater (tritt auf).

Jery, welch ein ſonderbar Geſchick iſt das! Soll ich's ein Unglück, ſoll ich's ein Glück nennen? Bätely iſt umgewendet, erkennt deine Liebe, ehrt dich, liebt dich, weint um dich. Sie iſt gerührt, wie ich ſie nie geſehen habe.

Jery. Konnt' ich eine ſolche Belohnung erwarten?

Vater. Sie iſt betroffen. In ſich gekehrt ſteht ſie am Herde, ſie denkt an's Vergangne und wie ſie ſich gegen dich betragen hat. Sie denkt was ſie dir ſchul-

dig geworden. Sey nur zufrieden. Ich wette, ſie beſchließt noch heute, was dich und mich erfreuen wird, was wir beyde wünſchen.

Jery. Soll ich ſie beſitzen?

Vater. Sie kommt, ich mach' ihr Platz.

(ab.)

Bäteln

(mit einem Lappen und Pomade).

Ich bin lang', ſehr lang' geblieben,
Komm, wir müſſen's nicht verſchieben:
Komm, und zeig' mir deine Hand.

Jery

(indem ſie ihn verbindet).

Liebe Seele, mein Gemüthe
Bleibt beſchämt von deiner Güte.
Ach wie wohl thut der Verband!

Bäteln

(der ungeduldig iſt).

Schmerzen dir noch deine Wunden?

Jery.

Liebſte, ſie ſind lang' verbunden;
Seit dein Finger ſie berührt,
Hab' ich keinen Schmerz geſpürt.

Bäteln.

Rede, aber rede treulich,
Sieh mir offen in's Geſicht!
Findeſt du mich nicht abſcheulich?
Jery, aber ſchmeichle nicht!

Der du ganz dein Herz erſchreckt,
Die du nun ſo ſchön vertheidigt,
Oft wie hat ſie dich beleidigt,
Weggeſtoßen und gekränkt!

Hat dein Lieben ſich gewendet,
Hat dein Herz ſich weggewendet,
Ueberlaß mich meiner Pein!
Sag' es nur, ich will es dulden,
Stille leiden meine Schulden,
Du ſollſt immer glücklich ſeyn.

Jery.

Es tauſchen die Waſſer,
Die Wolken vergehn;
Doch bleiben die Sterne,
Sie wandeln und ſtehn.
So auch mit der Liebe
Der Treuen geſchieht;
Sie regt ſich, ſie regt ſich,
Und ändert ſich nicht.

(Sie ſehen einander an, Bätely ſcheint bewegt und unſchlüſſig.)

Jery.

Engel, du ſcheinſt mir gewogen!
Doch ich bitte, halt die Neigung
Noch zurück, noch iſt es Zeit!
Leicht, gar leicht wird man betrogen
Von der Rührung der Bewegung,
Von der Güt' und Dankbarkeit.

Bätely.

Nein, ich werde nicht betrogen!
Mich beſchämet die Erwägung

Deiner Lieb' und Tapferkeit.
Beſter, ich bin dir gewogen,
Traue, traue dieſer Regung
Meiner Lieb' und Dankbarkeit!

Jery.

Verweile!
Uebereile
Dich nicht!
Mir lohnet ſchon genügſam
Ein freundlich Geſicht.

Bätely

(nach ſeiner Hand).

Kannſt du deine Hand noch regen?
Sag' mir, Jery, ſchmerzt ſie dich?

Jery

(ſeine rechte Hand aufhebend).

Nein, ich kann ſie gut bewegen.

Bätely

(ihr ſeine hinreichend).

Jery, nun ſo gib ſie mir.

Jery

(ihr wenig zurück ziehend).

Soll ich noch zweifeln?
Soll ich mich ſcheuen?
Wirſt du mir bleiben?
Wird dich's gereuen?

Bätely.

Traue mir! Traue mir,
Ja ich bin dein!

Jery
(niedergeworfen).

Ich bin auf ewig
Nun dein, und du mein!

(Sie umarmen ſich.)

Beyde.

Liebe! Liebe!
Haſt du uns verbunden,
Laß, o laß die letzten Stunden
Selig wie die erſten ſeyn!

Vater (tritt auf).

Himmel! was ſeh' ich?
Soll ich es glauben?

Jery.

Soll ich ſie haben?

Bätely.

Gibſt du's erlauben,
Vater?

Jery.

O Vater!

Vater.

Kinder —

(Zu Vero.)

O Glück!

Vater.

Kinder, ihr geht mit
Die Jagrab zurück.

Bätely und Jery.

(knieend).

Gebt uns den Segen.

Vater.

Nehmet den Segen.

(Zu Vero.)

Segen und Glück.

Thomas (kommt).

Darf ich mich zeigen?
Darf ich es wagen?

Bäterly.

Meine Vermegenheit!

Jero.

Meines Vetters!

Vater.

Meine Vermessenheit!

Thomas.

Hört mich an!
In der Betrunkenheit
Hab' ich's gethan.
Rufet die Reit'ßen,
Den Schaden zu schätzen;
Ich gebe die Strafe,
Mag allen ersetzen.

(Insonderheit zu Jero.)

Und für mein Lappein
Krieg' ich zwölf Dublein,
Mehr sind der Schaden,
Die Strafe nicht werth.

(Tanzt zu Katrie.)

Ich bin blind!

(Zum Vater.)

Höre mich!

(Zu Jery.)

Bitte für mich!

Jery.

Laßt uns, ihr Lieben,
Der Thorheit verzeihen,
Am ſchönen Tage
Jeden ſich freuen;
Auf und vergebt ihm!

Bätely und Vater

(zu Jery).

Ich gebe dir nach.

(Zu Ihnen.)

Dir iſt verziehen.

Alle.

O fröhlicher Tag!
Himmel der Liebe!
Selige Triebe!
Ewig verbunden!
Fröhliche Stunden!
Vollendet Glück!

Lila.

Perſonen.

Recitirende.

Baron Sternthal.
Graf Altenſtein.
Sophie, } Lila's Schweſtern.
Lucie, }

Recitirende und Singende.

Lila, Baron Sternthals Gemahlinn.
Marianne, deſſen Schweſter.
Graf Friedrich, Graf Altenſteins Sohn.
Verazio, ein Arzt.

Singende.

Chor der Feen.
Chor der Spinnerinnen.
Chor der Gefangnen.

Tanzende.

Der Oger.
Der Dämon.
Feen.
Spinnerinnen.
Gefangne.

Der Schauplatz iſt auf Baron Sternthals Landgute.

Erſter Aufzug.

Saal.

Eine Geſellſchaft junger Leute verſchiedenen Geſchlechts, in Handlungen, ordnen ſich in einen Tanz, es ſchickt ſie wiederholten ein bekannter Walzer.

Graf Friedrich (tritt zu ihnen).

Friedrich.

Pfui doch, ihr Kinder! Still! Iſt's erlaubt, daß ihr ſo einen Lärmen macht? Die ganze Familie iſt traurig, und ihr tanzt und ſpringt!

Lucie. Als wenn's eine Sünde wäre! Das Unglück unſrer Schweſter geht uns nah' genug zu Herzen; ſollte uns darum die alte Luſt nicht wieder einmal in die Füße kommen, da wir ſo gewohnt ſind immer zu tanzen? In unſerm Hauſe war ja nichts als Geſang, Feſt und Freude, und wenn man jung iſt —

Sophie. O, wir ſind auch betrübt, wir ziehen's uns nur nicht ſo zu Gemüthe. Und wenn es uns auch

nicht um's Herz wäre, wir ſollten doch tanzen und ſpringen, daß wir die andern nur ein Bißchen luſtig machten.

Friedrich. Ihr habt eure Schweſter lange nicht geſehen?

Lucie. Wir dürfen ja nicht. Man verbietet uns in den Theil des Parks zu kommen, wo ſie ſich aufhält.

Sophie. Sie iſt mir ein einzigmal begegnet, und ich habe mich der Thränen nicht enthalten können. Sie ſchien mit ſich ſelbſt in Zweifel zu ſeyn, ob ich auch ihre Schweſter ſey. Und da ſie mich lange betrachtet hatte, bald ernſthaft und bald wieder freundlich geworden war, verließ ſie mich mit einer Art von Widerwillen, der mich ganz aus der Faſſung brachte.

Friedrich. Das iſt eben das gefährlichſte ihrer Krankheit. Das Gleiche iſt mir mit ihr begegnet. Seitdem ihr die Phantaſien den Kopf verrückt haben, traut ſie niemanden, hält alle ihre Freunde und Liebſten, ſogar ihren Mann für Schattenbilder und von den Geiſtern untergeſchobene Geſtalten. Und wie will man ſie von dem Wahren überzeugen, da ihr das Wahre als Geſpenſt verdächtig iſt?

Sophie. Alle Curen haben auch nicht anſchlagen wollen.

Lucie. Und es kommt alle Tage ein neuer Zahnbrecher, der unſere Hoffnungen und Wünſche mißbraucht.

Friedrich. Was das betrifft, da ſeyd ohne Sorgen, wir werden keinem mehr Gehör geben.

Sophie. Das iſt ſchon gut! Heute iſt doch wieder ein neuer gekommen, und wenn ihr gleich die andern von der vorigen Woche mit ihren Pferdearzneyen fortgeſchickt habt, ſo wird euch doch der vielleicht mit ſeiner Subtilität dran kriegen. Denn witzig ſieht mir der alte Fuchs aus.

Friedrich. Aha! gefällt er euch? Nicht wahr, ob ihr gleich ſo ruſchlich ſeyd, daß ihr auf nichts in der Welt Acht gebt, ſo ſpürt ihr doch, daß das eine andere Art von Krebſen iſt, als die Quackſalber bisher?

Lucie. Es iſt ein Arzt, und darum hab' ich ſchon eine Averſion vor ihm. Gut iſt er im Grunde und pfiffig dazu. Da wir ihn um Arzeney plagten, und er wohl ſah, daß uns nichts fehlte, gab er doch jeder eine Doſe wohlriechender und wohlſchmeckender Schäkereyen.

Sophie. Und mir dazu einen guten Rath. Mich hat er beſonders in Affection genommen.

Friedrich. Was für einen?

Sophie. Und einen guten Wunſch dazu.

Lucie. Was war's?

Sophie. Ich werde beydes für mich behalten. (Sie geht zu der übrigen Geſellſchaft, die ſich in den Grund des Saals zurückgezogen hat und ſich nach und nach verliert.)

Lucie (die ihr nachgeht). Sage doch!

Marianne (tritt auf).

Friedrich (der ihr entgegen geht). Liebſte Marian-

ne, Sie nehmen keinen Antheil an dem Leichtſinne dieſer unbekümmerten Geſchöpfe.

Marianne. Glauben Sie, Graf, daß mein Gemüth einen Augenblick heiter und ohne Sorgen ſeyn könnte? Ich habe dieſe ganze Zeit her mein Clavier nicht angerührt, keinen Ton geſungen. Wie ſchwer wird es mir, den heftigen Charakter meines Bruders zu beſänftigen, der das Schickſal ſeiner Gattinn kaum erträgt!

Friedrich. Ach! daß an dieſe geliebte Perſon die Schickſale ſo vieler Menſchen geknüpft ſind! Auch unſers, theuerſte Marianne, hängt an dem ihren. Sie wollen Ihren Bruder nicht verlaſſen; Ihr Bruder kann und will Sie nicht entbehren, ſo lang' ſeine Gemahlinn in dem betrübten Zuſtande bleibt; und ich indeſſen muß meine treue heftige Leidenſchaft in mich verſchließen! Ich bin recht unglücklich.

Marianne. Der neue Arzt gibt uns die beſte Hoffnung. Könnt' er auch unſer Uebel heilen! Beſter Graf, wie freudig wollt' ich ſeyn!

Friedrich. Gewiß Marianne?

Marianne. Gewiß! Gewiß!

Doctor Berazio (tritt auf).

Friedrich. Theuerſter Mann, was für Ausſichten, was für Hoffnungen bringen Sie uns?

Berazio. Es ſieht nicht gut aus. Der Baron will von keiner Cur ein Wort hören.

Friedrich. Sie müſſen ſich nicht abweiſen laſſen.

Verazio. Wir wollen alles verſuchen.

Friedrich. Ach Sie heilen gar viele Schmerzen auf Einmal.

Verazio. Ich habe ſo etwas gemerkt. Nun wir wollen ſehen! — Hier kommt der Baron.

Baron Sternthal (tritt auf).

Verazio. Wenn Ihnen meine Gegenwart wie meine Kunſt zuwider iſt, ſo verzeihen Sie, daß Sie mich noch hier finden. In wenig Zeit muß Graf Altenſtein hier eintreffen, der mich wieder zurück bringen wird, wenn er leider ſieht, daß ſeine Empfehlung nicht Eingang gefunden hat.

Baron. Verzeihen Sie, und der Graf wird mir auch verzeihen. Es iſt nicht Undankbarkeit gegen ſeine Fürſorge, nicht Mißtrauen in Ihre Kunſt, es iſt Mißtrauen in mein Schickſal. Nach ſo viel fehlgeſchlagnen Verſuchen, die Geſundheit ihrer Seele wieder herzuſtellen, muß ich glauben, daß ich auf die Probe geſtellt werden ſoll, wie lieb ich ſie habe? Ob ich wohl aushalte ihr Elend zu theilen, da ich mir ſo viel Glück mit ihr verſprach? Ich will auch nicht widerſpänſtig ſeyn, und in Geduld vom Himmel erwarten, was mir Menſchen nicht geben ſollen.

Verazio. Ich ehre dieſe Geſinnungen, gnädiger Herr. Nur ſind' ich hart, daß Sie mir ſogar die näheren Umſtände ihrer Krankheit verbergen, mir nicht erlauben wollen, ſie zu ſehen, und mir dadurch den Weg

abſchneiden, theils meine Erfahrungen zu erweitern, theils etwas Beſtimmtes über die Hülfe zu ſagen die man ihr leiſten konnte.

Sophie (zu den andern). Und er möchte auch wieder mit unſerer armen Schweſter Haut ſeine Erfahrungen erweitern. Es iſt einer wie der andre.

Lucie. O ja, wenn ſie nur was zu ſeciren, kyſtiren, elektriſiren haben, ſind ſie bey der Hand, um nur zu ſehen, was eins für ein Geſicht dazu ſchneid't, und zu verſichern, daß ſie es wie im Spiegel voraus geſehen hätten.

Baron (der bisher mit Friedrich und Verazio geſprochen). Sie plagen mich!

Verazio. Jeder, der in ſich fühlt, daß er etwas Gutes wirken kann, muß ein Plaggeiſt ſeyn. Er muß nicht warten, bis man ihn ruft; er muß nicht achten, wenn man ihn fortſchickt. Er muß ſeyn, was Homer an den Helden preiſt, er muß ſeyn wie eine Fliege, die, verſcheucht, den Menſchen immer wieder von einer andern Seite anfällt.

Sophie. Ehrlich iſt er wenigſtens; er beſchreibt den Marktſchreyer deutlich genug.

Verazio. Laſſen Sie's nur gut ſeyn, Fräulein; Sie fallen mir doch noch in die Hände.

Sophie. Er hat Ohren wie ein Zaubrer.

Verazio. Denn, wie ich an Ihren Augen ſehe —

Sophie. Kommt, wir haben hier nichts zu thun — Adieu!

Alle. Adieu! Adieu!

Sophie. Er iſt wohl gar ein Phyſiognomiſt? (ab.)

Friedrich. Höre doch wenigſtens, Vetter.

Baron. Ja, ſo iſt mir's ſchon mehr gegangen. Man läßt ſich nach und nach einnehmen, und unſere Hoffnungen und Wünſche ſind von ſo kindiſcher Natur, daß ihnen Mögliches und Unmögliches beydes von Einer Art zu ſeyn ſcheint.

Verazio. In was für Hände Sie auch gefallen ſind!

Baron. Das ſagt der folgende immer dem vorhergehenden. Und es iſt erſtaunlich, wenn unſere Einbildungskraft einmal auf etwas heftig geſpannt iſt, was man ſtufenweiſe zu thun fähig wird. Mir ſchaudert's, wenn ich an die Euren denke, die man mit ihr gebraucht hat, und ich zittre zu was für weitern Grauſamkeiten gegen ſie man mich verleiten wollte, und faſt verleitet hätte. Nein, ihre Liebe zu mir hat ihr den Verſtand geraubt; die meinige ſoll ihr wenigſtens ein leidlich Leben erhalten.

Verazio. Ich nehme herzlichen Antheil an Ihrem Kummer. Ich ſtelle mir das Schreckliche der Lage vor, da Sie, kaum der Gefahr des Todes entronnen, Ihre Gattinn in ſolchem Elend vor ſich ſehen mußten!

Friedrich. Da kommt mein Vater.

Graf Altenſtein. Die Vorigen.

Graf Altenſtein. Vetter, guten Morgen! guten Morgen, Doctor! Was haben Sie gut's ausgerichtet? Hab' ich dir da nicht einen tüchtigen Mann herüber geſchickt?

Baron. Es iſt recht brav, daß Sie kommen. Ich danke Ihnen für die Bekanntſchaft, die Sie mir verſchafft haben. Wir ſind in der kurzen Zeit recht gute Freunde worden; nur einig ſind wir noch nicht.

Graf Altenſtein. Warum? Haſt du kein Vertrauen zu meinem Doctor?

Baron. Das beſte! wie zu Ihrem guten Willen, nur —

Graf Altenſtein. Wenn du ihn hätteſt reden hören, ehegeſtern Abend, wie er mir alles erzählte, alles erklärte — Es war mir ſo begreiflich, ſo deutlich, ich meynte, ich wollte nun ſelbſt curiren, ſo ſchön hing alles zuſammen. Wenn ich's nur behalten hätte!

Friedrich. Es geht Ihnen, Papa, wie mir und andern in der Predigt —

Graf Altenſtein. Wo iſt deine Frau?

Baron. An der hintern Seite des Parks hält ſie ſich noch immer auf, ſchläft des Tags in der Hütte, die mir ihr zurecht gemacht haben, vermeidet alle Menſchen, und wandelt des Nachts in ihren Phantaſien herum. Manchmal verſteck' ich mich, ſie zu belauſchen, und ich verſichre Ihnen, es gehört viel dazu um nicht raſend zu

werden. Wenn ich ſie herumziehen ſehe mit loſem Haar, — im Mondſchein einen Kreis abgehen, — mit halb unſicherm Tritt ſchleicht ſie auf und ab, neigt ſich bald vor den Sternen, kniet bald auf den Raſen, umfaßt einen Baum, verliert ſich in den Sträuchen wie ein Geiſt! — Ha! —

Graf Altenſtein. Ruhig, Vetter! ruhig! Statt wild zu ſeyn, ſollteſt du die Vorſchläge des Doctors anhören.

Verazio. Laſſen Sie's, gnädiger Herr. Ich bin faſt, ſeit ich hier bin, der Meynung des Herrn Barons geworden, daß man ganz von Curen abgehen, oder wenigſtens ſehr behutſam damit ſeyn müſſe. Wie lang' iſt's her, daß die gnädige Frau in dem Zuſtande iſt?

Graf Altenſtein. Laßt ſehn! Auf den Dienſtag zehn Wochen. Es war juſt Pferdemarkt in der Stadt geweſen, und Abends, wie ich nach Hauſe ritt, ſprach ich hier ein. Da war der verfluchte Brief angekommen, der die Nachricht von deinem Tode brachte. Sie lag ohnmächtig nieder, und das ganze Haus war wie toll. — Höre, ich muß einen Augenblick in den Stall. Wie geht's deinem Schimmel?

Baron. Ich werde ihn weggeben müſſen, lieber Onkel.

Graf Altenſtein. Schade für's Pferd! wahrlich Schade. (ab.)

Verazio. Woher kam denn das falſche Gerücht?

Wer beging die entſetzliche Unvorſichtigkeit ſo etwas zu ſchreiben?

Baron. Da gibt's ſolche politiſche alte Weiber, die weitläufige Correſpondenzen haben, und immer etwas Neues brauchen, woher es auch komme, daß das Porto doch nicht ganz vergeblich ausgegeben wird. In der Welt iſt im Grunde des Guten ſo viel als des Böſen; weil aber niemand leicht was Gutes erdenkt, dagegen jedermann ſich einen großen Spaß macht, was Böſes zu erfinden und zu glauben, ſo gibt's der favorablen Neuigkeiten ſo viel. Und ſo einer —

Friedrich. Nun, ſeyn Sie nicht böſe! Es war ein guter Freund —

Baron. Den der Teufel hohle! Was ging's ihn an, ob ich todt oder lebendig war? Bleſſirt war ich, das wußte jedermann und meine Frau und ihr alle. Wenn er ein guter Freund war, warum mußte er der erſte ſeyn, der meine Wunde tödlich glaubte?

Friedrich. In der Entfernung —

Blazio (zu Friedrich). Sie waren gegenwärtig?

Friedrich. Ich hatte ihr ſchon einige Monate Geſellſchaft geleiſtet. Sie war bey Abweſenheit ihres Mannes immer in Sorgen. Ihre Zärtlichkeit ſtellte ſich die Gefahren doppelt lebhaft vor. Wir thaten was wir konnten; die Mädchen unſerer beyden und der benachbarten Häuſer waren immer um ſie; man ließ ſie wenig allein, und vermochte doch nichts über ihren Trübſinn.

Baron. Ich hab' es nie an ihr leiden können. Sie war immer mit ihren Gedanken zu wenig an der Erde.

Friedrich. Wir tanzten um ſie herum, ſangen, ſprangen —

Baron. Und verliebtet euch unter einander, wie ich jetzt ſpüre da ich nach Hauſe komme.

Berazio. Nun das gehört auch zur Sache.

Friedrich. Wir ſind's geſtändig. Alles ſchien ihre Traurigkeit zu vermehren. Zuletzt kam die Nachricht, ihr wäret bleſſirt. Da war nun gar kein Auskommen mehr mit ihr: den ganzen Tag ging's auf und ab; bald wollte ſie reiſen, bald bleiben. Mit jeder Poſt mußte man einen Brief wegſchaffen; mit jeder Poſt wurde einer erwartet, wenn man ihr gleich die Unmöglichkeit vorſtellte. Sie fing an uns zu mißtrauen, glaubte, wir hätten ſchlimmere Nachrichten, wollten's ihr verhehlen, und das ging an Einem fort.

Berazio. Haben Sie damals nichts an ihr verſpürt?

Friedrich. Wenn ich ſagen ſoll, ſo glaube ich, daß ihr Wahnſinn ſchon damals ſeinen Anfang genommen hat; aber wer unterſcheidet ihn von der tiefen Melancholie, in der ſie vergraben war? Denn nach dem Schrecken, den der unglückliche Brief machte, da ſie einige Tage wie in einem hitzigen Fieber lag, ſchien ſie wenig verändert; nur war faſt gar nichts aus ihr zu bringen; ihre Blicke wurden ſcheu und unſicher; ſie ſchien jedermann, den ſie ſah, zu fürchten oder nicht zu bemerken.

Sie verlangte Trauerkleider, und wenn wir ſie mit der Ungewißheit tröſten wollten, nahm ſie ſich's gar nicht an, bemächtigte ſich alles was ſie an uns von ſchwarzem Taffet und Bändern kriegen konnte, und behing ſich damit.

Baron. Macht mir den Kopf nicht warm mit eurer Erzählung! Genug ſo iſt's, Herr Doctor! Sie wollte mich nicht wieder erkennen, ſie floh mich wie ein Geſpenſt, alle Hülfe war vergebens. Und ich werde mir ewig Vorwürfe machen, daß ich ſie, auch nur auf kurze Zeit, der unmenſchlichen Behandlung eines Marktſchreyers überließ, der ſich bey mir anzuſtreichen gewußt hatte.

(Er tritt zurück.)

Friedrich. Es iſt wahr, ſie gerieth darüber in Wuth, flüchtete in den Wald, und verſteckte ſich daſelbſt. Man machte vergebens gütliche Verſuche, ſie heraus zu bringen, und der Baron beſteht darauf, er leide keine Gewalt mehr gegen ſie. Man hat ihr heimlich eine Hütte zurechte gemacht, worin ſie ſich bey Tage verbirgt, und wohin ihr ein Kammermädchen, das einzige Geſchöpf, dem ſie traut, wenige einfache Speiſen heimlich ſchaffen darf. So leben wir in traurieger Hoffnung einen Tag nach dem andern hin. Unſere Familie, die in einem ewigen freudigen Leben von Tanz, Geſang, Feſten und Ergetzungen ſchwebte, ſtreicht an einander weg wie Geſpenſter, und es wäre kein Wunder, wenn man ſelbſt den Verſtand verlöre.

Verazio. Aus allem, was Sie mir ſagen, kann ich noch Hoffnung ſchöpfen.

Graf Altenſtein (kommt und tritt mit dem Baron zu ihnen).

Graf Altenſtein. Hören Sie, Doctor! Man erzählt mir unten wunderbare Sachen! was ſagen Sie dazu? Lila hat ihrem Kammermädchen, der einzigen, zu der ihr Vertrauen auch bey ihrem Wahnſinn geblieben iſt, unter dem Siegel der größten Verſchwiegenheit verſichert, daß ſie wohl wiſſe, woran ſie ſey: es ſey ihr offenbaret worden, ihr Sternthal ſey nicht todt, ſondern werde nur von feindſeligen Geiſtern gefangen gehalten, die auch ihr nach der Freyheit ſtrebten, deswegen ſie unerkannt und heimlich herumwandern müſſe, bis ſie Gelegenheit und Mittel fände, ihn zu befreyen.

Baron. Deſto ſchlimmer! Sie hat Netten noch eine weitläufige Geſchichte von Zauberern, Feen, Ogern und Dämonen erzählt, und was ſie alles auszuſtehen habe, bis ſie mich wieder erlangen könne.

Verazio. Iſt die Nette weit?

Graf Altenſtein. Sie iſt hier im Hauſe.

Verazio. Dieß beſtätigt in mir einen Gedanken, den ich ſchon lang' in mir herumwerfe. Wollen Sie einen Vorſchlag anhören? —

Baron. Anhören wohl.

Verazio. Es iſt hier nicht von Curen noch von Quackſalbereyen die Rede. Wenn wir Phantaſie durch

Phantaſie curiren könnten, ſo hätten wir ein Meiſterſtück gemacht.

Baron. Wodurch wir ſie aus dem Wahnſinn in Raſerey werfen könnten.

Graf Altenſtein. So laß ihn doch ausreden.

Berazio. Sind nicht Muſik, Tanz und Vergnügen das Element, worin Ihre Familie bisher gelebt hat. Glauben Sie denn, daß die todte Stille, in der Sie verſunken ſind, Ihnen und der Kranken Vortheil bringe? Zerſtreuung iſt wie eine goldne Wolke, die den Menſchen, wär' es auch nur auf kurze Zeit, ſeinem Elend entrückt; und Sie alle, wenn Sie die gewohnten Freuden wieder genießen, werden ſeyn wie Menſchen, die in einer vaterländiſchen Luft ſich von Mühſeligkeit und Krankheit auf einmal wieder erhohlen.

Baron. Und wir ſollten eine Weile Thorheiten treiben, indeſſen die elend iſt, um derentwillen wir uns ſonſt nur zu vergnügen ſchienen?

Berazio. Eben von dieſem Vorwurf will ich Sie befreyen. Laſſen Sie uns der gnädigen Frau die Geſchichte ihrer Phantaſien ſpielen! Sie ſollen die Feen, Ogern und Dämonen vorſtellen. Ich will mich ihr als ein weiſer Mann zu nähern ſuchen und ihre Umſtände ausforſchen. Aus dem was Sie mir erzählen, zeigt ſich, daß ſich ihr Zuſtand von ſelbſt verbeſſert habe: ſie hält Sie nicht mehr für todt; die Hoffnung lebt in ihr, Sie wieder zu ſehen; ſie glaubt ſelbſt, daß ſie ihren Gemahl

durch Geduld und Standhaftigkeit wieder erwerben könne. Wenn auch nur Musik und Tanz um sie herum sie aus der dunkeln Traurigkeit rissen, in die sie versenkt ist, wenn das unvermuthete Erscheinen abenteuerlicher Gestalten sie auch nur in ihren Hoffnungen und Phantasien bestärkte, das es gewiß thun wird: so hätten wir schon genug gewonnen. Allein ich gehe einem weit höhern Endzweck entgegen. Ich will nichts versprechen, nichts hoffen lassen —

Graf Altenstein. Der Einfall ist vortrefflich, ist so natürlich, daß ich nicht weiß, warum wir nicht selbst drauf gefallen sind. Sie glauben also, Doctor, daß wir, wenn wir der Phantasie unserer Nichte schmeicheln, etwas über sie vermögen werden?

Verazio. Zuletzt wird Phantasie und Wirklichkeit zusammen treffen. Wenn sie ihren Gemahl in ihren Armen hält, den sie sich selbst wieder errungen, wird sie wohl glauben müssen, daß er wieder da ist.

Graf Altenstein. Von Ogern erzählt sie, die ihr nach der Freyheit streben? Ich will den Oger machen; etwas Wildes ist so immer meine Sache; und Feen, schöne Feen haben wir ja genug im Hause. Kommen Sie, das müssen wir gescheidt anfangen!

Verazio. Schaffen Sie nur die nöthigen Sachen herbey, für das übrige lassen Sie mich sorgen.

Baron. Ich weiß nicht — laßt uns erst überlegen.

Graf Altenstein. Ueberleg' du's, und wir wol-

len indeß Anſtalten machen. Kommen Sie, Doctor, laſſen Sie uns zu Netten gehen. Friedrich, reite hinüber und ſchaffe die Masken zuſammen. In unſern beyden Häuſern müſſen ſich ſo viele alte und neue finden, daß man das ganze Cabinet der Feen damit ſourniren könnte. Alles was Hände, Füße und Kehlen hat, berufe herbey. Suche Muſik aus, und laß probiren wie es in der Eile gehn will.

Friedrich. Da wird ein ſchönes Impromptu zuſammen gehext werden!

Graf Altenſtein. Item, es geht!

Berazio. Kommen Sie, wir wollen der Sache weiter nachdenken; Sie ſollen nicht übereilt werden.

Friedrich. Und an willigen Füßen und Kehlen ſoll's gewiß nicht ermangeln.

Zweyter Aufzug.

Romantiſche Gegend eines Parks.

Lila.

Süßer Tod! ſüßer Tod! komm und leg' mich in's kühle Grab! — Sie verläßt mich nicht, die Melodie des Todes, auch in den Augenblicken, da ich hoffnungsvoll und ruhig bin. Was iſt das, das mir oft ſo in der Seele dämmert, als wenn ich nicht mehr wäre? Ich ſchwanke im Schatten, habe keinen Theil mehr an der Welt. (Auf Kopf und Herz deutend.) Es iſt hier ſo! und hier! daß ich nicht kann, wie ich will und mag — Sagt dir denn nicht eine Stimme in deinem Herzen: „Er iſt „nicht auf ewig dir entriſſen, daure nur aus! Er ſoll „wieder dein ſeyn!“ — Dann kommt wieder ein Schlaf über mich, eine Ohnmacht —

Ich ſchwinde, verſchwinde,
Empfinde und finde
Mich kaum.
Iſt das Leben?
Iſt's Traum?

Ich ſollte nicht behalten,
Was mir das Schickſal gab.

Ich dämmre! ich ſchwanke!
Komm, ſüßer Gedanke,
Tod! Bereite mein Grab!

(Sie geht nach dem Grunde, indeß tritt hervor)

Der Magus (der ſie bisher beobachtet, Kräuter ſuchend). Euch, die ihr auf wandernden Geſtirnen über uns ſchwebt, und ihre gütigen Einflüſſe auf uns herab ſendet, euch danke ich, daß ihr mir vergönnt habt, in guter Stunde dieſe niedrigen Kinder der Erde in meinen Schoos zu verſammeln! Sie ſollen, zu herrlichen Endzwecken bereitet, aus meinen Händen wohlthätiger und wirkender wieder ausgehn durch die Gaben eurer Weisheit und euer fortdauerndes Walten.

Lila (ſich nähernd). Wie kommt der Alte hierher? Was für Kräuter mag er ſuchen? Iſt's wohl ein harmloſer Menſch, oder ein Kundſchafter, der dich umſchleicht, zu forſchen, wo man dir feindſelig am leichteſten beykommen mag? Daß man doch in dieſer Welt ſo oft hierüber in Zweifel ſchweben muß! — Entflieh' ich ihm?

Magus (für ſich, aber lauter). Auch ſie, die in dieſen einſamen Gefilden wandelt, erquickt durch eure liebreiche Gegenwart! Erhebt ihr Herz! daß aus der Dunkelheit ſich ihre Geiſter aufrichten, daß ſie nicht trübſinnig den großen Endzweck verſäume, dem ſie heimlich ſehnend entgegen hofft.

Lila. Wehe mir! Er kennt mich. Er weiß von mir.

Magus. Bebe nicht, gedrückte Sterbliche! Des

Freundlichen iſt viel auf Erden. Der Unglückliche wird argwöhniſch, er kennt weder die gute Seite des Menſchen, noch die günſtigen Winke des Schickſals.

Lila (zu ihm tretend). Wer du auch ſeyſt, verbirg unter dieſer edeln Geſtalt, verſtecke hinter dieſen Geſinnungen keinen Verräther! Die Mächtigen ſollten nicht lügen, und die Gewaltigen ſich nicht verſtellen; aber die Götter geben auch den Ungerechten Gewalt und gut Glück den Heimtückiſchen.

Magus. Immer zu mißtrauen iſt ein Irrthum, wie immer zu trauen.

Lila. Dein Wort, deine Stimme zieht mich an.

Magus. Willſt du dich einem Wohlmeynenden vertrauen, ſo ſage, wie fühlſt du dich?

Lila. Wohl, aber traurig; und vor dem Gedanken, daß ich fröhlich werden könnte, fürchte ich mich, wie vor dem größten Uebel.

Magus. Du ſollſt nicht fröhlich ſeyn, nur Fröhliche machen.

Lila. Kann das ein Unglücklicher?

Magus. Das iſt ſein ſchönſter Troſt. Vermeide niemanden, der dir begegnet. Du findeſt leicht einen, dem du hilfſt, einen, der dir helfen kann.

Lila. Mein Gemüth neigt ſich der Stille, der Oede zu.

Magus. Iſt es wohl gethan jeder Neigung zu folgen?

Lila. Was ſoll ich thun?

Magus. Gütige Geiſter umgeben dich, und möchten dir beyſtehn. Sie werden dir ſogleich erſcheinen, wenn ſie dein Herz ruft.

Lila. So nah' ſind ſie?

Magus. So nah' die Belehrung, ſo nah' die Hülfe. Sie wiſſen viel, denn ſie ſind ohne Beſchäftigung; ſie lehren gut, denn ſie ſind ohne Leidenſchaft.

Lila. Führe mich zu ihnen.

Magus. Sie kommen. Du wirſt glauben bekannte Geſtalten zu ſehen, und du irrſt nicht.

Lila. O dieſe gefährlichſte Liſt kenne ich, wenn uns falſche Geiſter mit Geſtalten der Liebe locken.

Magus. Verbanne für ewig dieſes Mißtrauen und dieſe Sorgen. Nein, meine Freundinn! die Geiſter haben keine Geſtalten; jeder ſieht ſie mit den Augen ſeiner Seele in bekannte Formen gekleidet.

Lila. Wie wunderbar!

Magus. Hüte dich ſie zu berühren, denn ſie zerfließen in Luft. Die Augen trügen. Aber folge ihrem Rath. Was du dann faſſeſt, was du in deinen Armen hältſt, das iſt wahr, das iſt wirklich. Wandle deinen Pfad fort. Du wirſt die Deinigen wieder finden, wirſt den Deinigen wieder gegeben werden.

Lila. Ich wandre! Und ſollt' ich zum ſtillen Fluſſe des Todes gelangen, ruhig tret' ich in den Kahn —

Magus. Nimm dieſes Fläſchchen, und wenn du

Erquickung bedarfſt, ſalbe deine Schläfe damit. Es iſt eine Seele in dieſen Tropfen, die mit der unſrigen nahe verwandt iſt, freundlich ſich zu ihr geſellt, und ſchweſterlich ihr in den Augenblicken aufhilft, wo ſie ſchaffen und wirken ſoll und eben ermangeln will.

Lila (zaudert).

Magus. Wenn du mir mißtraueſt, ſo wirf's in's nächſte Waſſer.

Lila. Ich traue und danke.

Magus. Verachte keine Erquickung, die Sterblichen ſo nöthig iſt. Es herrſchen die holden Feen über das zarteſte, was der Menſch zu ſeinem Genuß nur ſich auswählen möchte. Sie werden dir Speiſe vorſetzen. Verſchmähe ſie nicht.

Lila. Mir ekelt vor jeder Koſt.

Magus. Dieſe wird dich reitzen. Sie iſt ſo edel als ſchmackhaft, und ſo ſchmackhaft als geſund.

Lila. Einer Büßenden ziemt es nicht ſich an herrlicher Tafel zu weiden.

Magus. Glaubſt du dir zu fruchten und den Göttern zu dienen, wenn du dich deſſen enthältſt, was der Natur gemäß iſt? Freundinn! dich hat die Erfahrung gelehrt, daß du dich ſelbſt nicht retten kannſt. Wer Hülfe begehrt, muß nicht auf ſeinem Sinne bleiben.

Lila. Deine Stimme gibt mir Muth. Kehr' ich aber in mein Herz zurück, ſo erſchrecke ich über den ängſtlichen Ton, der darin wiederhallt.

Magus. Ermanne dich und es wird alles gelingen.

Lila. Was vermag ich?

Magus. Wenig! Doch erniedrige nicht deinen Willen unter dein Vermögen.

Feiger Gedanken
Bängliches Schwanken,
Weibiſches Zagen,
Aengſtliches Klagen
Wendet kein Elend,
Macht dich nicht frey.

Mit Gewalten
Zum Trutz ſich erhalten,
Nimmer ſich beugen,
Kräftig ſich zeigen,
Rufet die Arme
Der Götter herbey. (ab.)

Lila (allein). Er geht! Ungern ſeh' ich ihn ſcheiden. Wie ſeine Gegenwart mir ſchon Muth, ſchon Hoffnung einflößt! Warum eilt er? Warum bleibt er nicht, daß ich an ſeiner Hand meinen Wünſchen entgegen gehe? Nein, ich will mich einſam nicht mehr abhärmen, ich will mich der Geſellſchaft erfreuen, die mich umgibt. — Zaubert nicht länger, liebliche Geiſter! Zeigt euch mir! Erſcheinet, freundliche Geſtalten!

Chor der Feen (erſt in der Ferne, dann näher). Zuletzt treten ſie auf, an ihrer Spitze Almalde.

Chor.

Chor.

Mit leiſem Geflüſter,
Ihr lüſt'gen Geſchwiſter,
Zum grünenden Saal!
Erfüllet die Pflichten!
Der Mond erhellt die Fichten,
Und unſern Geſichten
Erſcheinen die lichten,
Die Sternlein im Thal.

(Während dieſes Geſangs hat ein Theil des Chors einen Tanz begonnen, zwiſchen welchem Lila zuletzt hinein tritt und Almaiden anredet.)

Lila. Verzeiht einer Irrenden, wenn ſie eure heilige Reihen ſtört! Ich bin zu euch gewieſen, und da ihr mir erſcheint, iſt es mir ein Zeichen, daß ihr mich aufnehmen wollt. Ich ergebe mich ganz eurem Rath, eurer Leitung. Wäret ihr Sterbliche, ich könnte euch meine Freundinnen heißen, euch Liebe geben und Liebe von euch hoffen. Täuſcht mein Herz nicht, das Hülfe von euch erwartet.

Almaide.

Sey nicht beklommen!
Sey uns willkommen!
Traurige Sterbliche,
Weide dich hier!

Wir in der Hülle
Nächtlicher Stille
Weihen
Den Reihen,

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 18624/450

Lieben die Sterblichen,
Keine verderblichen
Götter sind wir.

(Im Grunde eröffnet sich eine schöne erleuchtete Laube, worin ein Tisch mit Speisen sich zeigt, daneben zwey Sessel stehen.)

Sey uns willkommen!
Sey nicht beklommen!
Traurige Sterbliche,
Weide dich hier!

Lila wird von den Feen in die Laube genöthigt, sie setzt sich an den Tisch, Almaide gegen sie über. Die tanzenden Feen bedienen beyde, indeß das singende Chor an den Seiten des Theaters vertheilt ist.)

Chor.

Wir in der Hülle
Nächtlicher Stille
Weihen
Den Reihen,
Lieben die Sterblichen,
Keine verderblichen
Götter sind wir.

(Lila steht auf und kommt mit Almaiden hervor.)

Almaide. Du bist mit wenigem gesättigt, meine Freundinn. Fast könntest du mit uns wandeln, die wir leichten Thau von der Lippe erquickter Blumen saugen, und so uns zu nähren gewohnt sind.

Lila. Nicht die Freyheit eines leichten Lebens sättigt mich; der Kummer eines ängstlichen Zustandes raubt mir die Lust zu jeder Speise.

Almaide. Da du uns gesehen hast, kannst du nicht

länger elend bleiben. Der Anblick eines wahrhaft Glücklichen macht glücklich.

Lila. Mein Geist steigt auf und sinkt wieder zurück.

Almaide. Auf zur Thätigkeit, und er wird von Stufe zu Stufe steigen, kaum rasten, zurück nie treten. Auf meine Freundinn!

Lila. Was räthst du mir?

Almaide. Vernimm! Es lebt dein Gemahl.

Lila. Ihr Götter hab' ich recht vermuthet?

Almaide. Allein er ist in der Gewalt eines neidischen Dämons, der ihn mit süßen Träumen bändigt und gefangen hält.

Lila. So ahndet' ich's.

Almaide. Er kann nie wieder erwachen, wenn du ihn nicht weckst.

Lila. So ist er nicht todt? Gewiß nicht todt? Er ruht nur auf einem weichen Lager, in keiner Gruft, ein herrlicher Thronhimmel wölbt sich über dem Schlafenden? Leise will ich an seine Seite treten, erst ihn ruhen sehn und mich seiner Gegenwart erfreuen. Träumt er denn wohl von mir? — Dann fang' ich leise, leise nur an: Mein Lieber, erwache! Erwache, mein Bester! Sey wieder mein! Richte dich auf! Höre meine Stimme, die Stimme deiner Geliebten! — Wird er denn auch hören, wenn ich rufe?

Almaide. Er wird.

Lila. O führe mich zur Stäte, wo er sein Haupt

niedergelegt hat! — Und wenn er nicht ſogleich erwachen will, faß' ich ihn an und ſchüttl' ihn leiſe und warte beſcheiden, und ſchüttl' ihn ſtärker und rufe wieder: Erwache! — Nicht wahr, es iſt ein tiefer Schlaf, in dem er begraben liegt?

Almaide. Ein tiefer Zauberſchlaf, den deine Gegenwart leicht zerſtreuen kann.

Lila. Laß uns nicht verweilen!

Almaide. Die Stäte ſeiner Ruhe vermögen wir nicht ſogleich zu erreichen; es liegt noch manche Gefahr, manches Hinderniß dazwiſchen.

Lila. O Himmel!

Almaide. Dein Zaudern ſelbſt war Schuld, daß ſich dieſe Gefahren, dieſe Hinderniſſe nur vermehrten. Nach und nach hat jener Dämon alle deine Verwandte, alle deine Freunde in ſeine Gewalt gelockt; und wenn du ſäumſt, wird er auch dich überliſten, denn auf dich iſt gezählt.

Lila. Wie kann ich ihm entgehen? Wie ſie befreyen? Komm! Hilf mir! Komm!

Almaide. Ich kann dich nicht begleiten, dir nicht helfen. Der Menſch hilft ſich ſelbſt am beſten. Er muß wandeln, ſein Glück zu ſuchen; er muß zugreifen, es zu faſſen; günſtige Götter können leiten, ſegnen. Vergebens fordert der Läſſige ein unbedingtes Glück. Ja, wird es ihm gewährt, ſo iſt's zur Strafe.

Lila. So fahret wohl! Ich gehe allein auf dunkelm Pfade.

Almaide. Verweile diese Nacht! Mit dem fröhlichen Morgen sollst du einen glücklichen Weg antreten.

Lila. Nein, jetzt! jetzt! Auf dem Pfade des Todes gleitet mein Fuß willig hinab.

Almaide. Höre mich!

Lila. Vom Grabe her säuselt die Stimme des Windes lieblicher, als deine süße Lippe mich locken kann.

Almaide (für sich). O weh! Sie fällt zurück! Ich habe zu viel gesagt! (Laut.) Hier in dieser Laube steht für dich ein Ruhebette. Bediene dich sein, indessen wir unsre stille Weihungen vollenden. Wir wollen dich vor der Kühle der Nacht, vor dem Thau des Morgens bewahren, schwesterlich für dich sorgen und deine Pfade segnen.

Lila. Es ist vergebens, ich kann nicht ergreifen was ihr bietet. Eure Liebe, eure Güte fließt mir wie klares Wasser durch die fassenden Hände.

Almaide (für sich). Unglückliche, was ist für dich zu hoffen? (Laut.) Du mußt bey uns verweilen!

Lila.

Ich fühle die Güte,
Und kann euch nicht danken.
Verzeihet dem kranken,
Verwirrenen Sinn!

Mir iſt's im Gemüthe
Bald düſter, bald heiter,
Ich ſehne mich weiter,
Und weiß nicht wohin. (ab.)

Almaide. Sie verliert ſich in die Büſche. Sie entfernt ſich nicht weit. Auf Schweſtern, ſingt ihr ein Lied, daß der Ton des Troſtes um ihren Buſen ſchalle.

Almaide (mit dem Chor).

Wir helfen gerne,
Sind nimmer ferne,
Sind immer nah'.
Rufen die Armen
Unſer Erbarmen;
Gleich ſind wir da!

Dritter Aufzug.

Rauher Wald, im Grunde eine Höhle.

Almalde. Magus.

Magus.

Göttliche Fee! Was du mir erzählst, verwundert mich nicht. Beruhige dich! Dieſe Rückfälle müſſen uns nicht erſchrecken. Jede Natur, die ſich aus einem geſunkenen Zuſtande erheben will, muß oft wieder nachlaſſen, um ſich von der neuen, ungewohnten Anſtrengung zu erhohlen. Ich fürchte mich vor niemand mehr, als vor einem Thoren, der einen Anlauf nimmt klug zu werden. Wir müſſen nicht verzagen, wir haben mehr ſolche Scenen zu erwarten. Genug, daß ſie einige Speiſe zu ſich genommen, daß ſie den Gedanken gefaßt hat, an ihr liege es, die Ihrigen zu retten. Wir haben uns nur zu hüten, daß wir ſie nicht zu geſchwinde geheilt glauben, daß wir den Gemahl ihr nicht eher zeigen, bis ſie fähig iſt ſeine Gegenwart zu ertragen. Laß uns eilen! ihr Platz machen! Sie kommt hierher, wo neue Erſcheinungen auf ſie warten. (Beyde ab.)

Lila (mit dem Fläschchen in der Hand). Ich habe dir Unrecht gethan, edler Alter! Ohne deinen Balsam würde mir es schwer geworden seyn, diesen düstern, rauhen Weg zu wandeln. Die freundlichen Gottheiten sind geschieden. Mich hält die Nacht in ihren Tiefen. Die Sterne sind geschwunden. Ein rauher, ahndungsvoller Wind schwebt um mich her!

Chor der Gefangnen (von innen).

Wer rettet!

Lila. Es bangt und wehklagt aus den Höhlen!

Chor (von innen).

Weh! Weh!

Lila. Entgegen, schwaches Herz! Du bist so elend und fürchtest noch?

Chor (von innen).

Erbarmen!
Was hilft uns Armen
Des Lebens holder Tag!

Lila. Es ruft dir! Dir! um Hülfe! Die armen Verlaßnen! Ach! — Ja, es sind die Deinen. Ihr Götter! Hier sind sie verschlossen! Hier gefangen! Ich halte mich nicht, es koste was es wolle. Ich muß sie sehn, sie trösten, und, wenn es möglich ist, sie retten.

Gefangne (treten auf in Ketten, beklagen ihr Schicksal in einem traurigen Tanze; da sie zuletzt Lila erblicken, staunen sie und rathen ihr pantomimisch sich zu entfernen).

Lila. Ihr werdet mich nicht bewegen euch zu ver-

laſſen. Vielleicht bin ich beſtimmt euch zu befreyen und glücklich zu machen. Der Himmel führt oft Unglückliche zuſammen, daß beyder Elend gehoben werde.

Friedrich (tritt auf).

Wer iſt die Verwegne, die ſich dem Aufenthalt der Angſt und der Trauer nähern darf? Himmel, meine Nichte! Lila, biſt du's?

Lila. Friedrich! Darf ich mir trauen?

Friedrich. Ja, ich bin's!

Lila. Du biſt es! (Sie faßt ihn an.) Seyd Zeugen, meine Hände, daß ich ihn wieder habe! — Und in dieſem Zuſtande?

Friedrich. Soll ich dir's ſagen? Soll ich deine Trauer vermehren? Ich bin, wir ſind in dieſem Zuſtande, durch deine Schuld.

Lila. Durch meine?

Friedrich. Erinnerſt du dich? Es iſt kurze Zeit, als ich dir nicht weit von dieſer Stelle begegnete.

Lila. Deinen Schatten glaubte ich zu ſehen, nicht dich.

Friedrich. Eben das war mein Unglück! Ich reichte dir die Hand, ich reichte dir ſie flehend. Du eiltest nur ſchneller vorüber. Ach es war eben der Augenblick, da mich der Dämon durch ſeinen grauſamen Oger verfolgen ließ. Hätteſt du mir deine Hand gereicht, er hätte keine Gewalt über mich gehabt, wir wären frey,

und hätten zur Freyheit deines Gemahls zuſammen wirken können.

Lila. Weh mir!

Friedrich. Siehſt du hier dieſe? Du kennſt ſie alle. Den frohen Carl, den ſchelmiſchen Heinrich, den treuen Franz, den dienſtfertigen Ludwig, dieſe gute Nachbarn hier, du erkennſt ſie alle. Küßt ihr die Hand! Freut euch ihrer Gegenwart!

(Einige der Gefangnen treten zu ihr, geben pantomimiſch ihre Freude zu erkennen, und küſſen ihr die Hände.)

Lila. Ihr ſeyd's! Ihr ſeyd mir alle willkommen! — In Ketten ſind' ich euch wieder! Gute Freunde! Hab' ich euch doch wieder! Sind wir doch wenigſtens zuſammen! Wie lang' iſt's, daß wir uns nicht geſehen haben? Wie kann ich euch retten? (Sie ſieht ſie voll Verwundrung an, ſchweigt und ſieht ſie immer ſtarrer und ſtarrer an. Endlich wendet ſie ſich ängſtlich hinweg.) Wehe mir! Ich kann nicht bleiben, ich muß euch verlaſſen.

Friedrich. Wie? Warum? Statt mit uns zu rathſchlagen, wie wir dem gemeinſamen Uebel entgehen können, willſt du fliehn?

Lila. Ach es iſt nicht Feigheit, aber ein unbeſchreiblich Gefühl. Eure Gegenwart ängſtigt mich, eure Liebe! Nicht die Furcht vor dem Ungeheuer. Stünde er da, ihr ſolltet ſehn, daß Lila nicht zittert. Eure Liebe, die ich mir nicht zueignen kann, treibt mich von hinnen! Eure Stimme, euer Mitleiden mehr als eure

Noth. — Was kann ich ſagen? — Laßt mich — Laßt mich!

Friedrich.

Bleib' und erwirb den Frieden,
Bleibe! du wirſt uns befreyen;
Freundliche Götter verleihen
Den ſchönſten Augenblick.

Lila.

Ach, mir iſt nicht beſchieden
Der Erde mich zu freuen,
Feindliche Götter ſtreuen
Mir Elend auf mein Glück!

Friedrich.

Laß dich die Liebe laben!

Lila.

Ach ſie iſt mir entflohn!

Friedrich.

Mit allen Himmelsgaben
Sollſt du ihn wieder haben,
Iſt er ſo nahe ſchon.

Lila.

Ach alle Himmelsgaben
Sollt' ich im Traum nur haben?
Wandre zum Grabe ſchon!

(Lila geht ab, Friedrich und die übrigen ſehen ihr verlegen nach.)

Magus. Folgt ihr nicht! Haltet ſie nicht auf. Ich habe euch und ſie wohl beobachtet. Ich zweifle nicht an einem günſtigen Ausgange. Ich werde ihr

folgen, ihr Muth einſprechen, ſie hieher zurück bringen. Es iſt die Zeit, da der Oger von der Jagd zurück kehrt. Da ſie der Liebe wenig Gehör gibt, laßt uns ſehen, ob Gewalt und Unrecht ſie nicht aus dem Traume wecken.

(Magus ab.)

Der Oger (kommt von der Jagd zurück und freut ſich ſeiner Beute. Er läßt ſich von den Gefangnen bedienen, ſie formiren einen Tanz, der Oger tritt in die Höhle).

Lila (welche eine Zeit lang von der Seite zugeſehn, tritt hervor). Nun erſt erkenn' ich mich wieder, da mein Herz an dieſen fürchterlichen Platz ſehnſuchtsvoll herfliegt. Ja, ich will's, ich kann's, ich bin's ihnen ſchuldig. Meine Freunde!

Friedrich. Was bringſt du uns, Geliebte?

Lila. Mich ſelbſt. Es iſt nur Ein Mittel euch zu retten — daß ich euer Schickſal theile.

Friedrich. Wie?

Lila. Mir iſt offenbart worden; ich muß dem Oger trotzen, ihn auffordern, ihn reitzen; und da ich keine Waffen habe ihn zu bekämpfen, ihn zu überwinden, ſollen mir die Ketten willkommen ſeyn, die mich an eure Geſellſchaft ſchließen.

Friedrich. Du wagſt viel.

Lila. Seyd ruhig, denn ich bin der Eymer, den das Schickſal in den Brunnen wirft, um euch heraus zu ziehen.

Der Oger (tritt auf, erblickt Lila).

Lila. Ungeheuer, tritt näher! Meine Stimme iſt

die Stimme der Götter! Gib dieſe los, oder erwarte die Rache der Immergütigen!

(Unter dem Aiternell zu folgender Arie zeigt der Oger ſeine Verachtung ihrer Schwachheit; er gebietet den Seinigen Ketten herbey zu bringen, welche ihr angelegt werden.)

Lila.

Ich biete dir Trutz!
Gib her deine Ketten!
Die Götter erretten,
Gewähren mir Schutz.

Ich ſoll vor dir erzittern?
Mir regt ſich alles Blut,
Und in den Ungewittern
Erzeigt ſich erſt der Muth.

(Der Oger geht ab.)

Friedrich. Jetzt, da du dich ſo männlich bezeigſt, kann ich dir erſt ein Geheimniß entdecken, das vorher meine Lippe nicht überſchreiten durfte. Ja, du konnteſt allein durch dieſe That uns alle retten. Halte dich feſt an unſre Geſellſchaft.

Lila. Iſt's gewiß?

Friedrich. Ganz gewiß. Der Dämon hat ſeine Feinde mächtiger gemacht, er hat dich zum Siege gefeſſelt; er wird ſich einen Brand in's Haus tragen, der ſein ganzes Reich verzehren ſoll.

Lila. Sage weiter. Ich ſehe nur Männer hier! Wo ſind meine Schweſtern, unſre Nichten, wo die Freundinnen?

Friedrich. Auf das ſeltſamſte gefangen. Sie ſind

genöthigt ihr Tagewerk am Rocken zu vollenden, wie wir den Garten zu besorgen und im Pallaste zu dienen. Du wirst sie sehen.

Lila. Ich brenne vor Begierde.

Friedrich. Doch laß uns ohne Beystand der Geister nicht eilen; sie kommen, wir bedürfen ihres Raths.

Almaide, Chor der Feen (treten auf).

Almaide. Theure Schwester, find' ich dich wieder!

Lila. In Freud' und Schmerzen. Gefangen hier mit diesen Geliebten. Ihre Gegenwart tröstet mich über alles und belebt meine Hoffnung.

Almaide. Laß dich nicht wieder durch unzeitige Trauer, durch Bangigkeit und Sorgen zurück ziehn. Gehe vorwärts, und du erlangst deine Wünsche.

Lila. Laßt mich bald an's Ziel meiner Hoffnungen gelangen.

Almaide. Schreite zu! Niemand kann es dir entrücken. Nur vernimm unsern Rath.

Lila. Wie gern vernehm' ich, wie gern befolg' ich ihn!

Almaide. So bald du in dem Garten angelangt bist, so eile an den nächsten Brunnen, dein Gesicht und deine Hände zu waschen; sogleich werden diese Ketten von deinen Armen fallen. Eile sodann in die Laube, die mit Rosenbüschen umschattet ist. Dort wirst du ein neues Gewand finden, bekleide dich damit, wirf deine Trauer ab, und schmücke dich, wie es einer Siegerinn

ziemt. Lege den gestickten Schleyer um's Haupt, dieser schützt dich vor aller Gewalt des Dämons. So viel können wir thun, das übrige ist dein Werk.

Lila. Belehrt mich weiter, was werd' ich finden?

Almaide. Diese Freunde werden dir alles erklären. Dein Geist wird dich leiten in jedem Augenblick das Rechte zu wirken. Nur froh! Nur bald! Wir sagen, dein Gemahl, dein Geliebter ist nah'.

Lila.

Sterne! Sterne!
Er ist nicht ferne!
Liebe Geister, kann es geschehn,
Laßt mich die Stäte des Liebsten sehn.
Götter, die ihr nicht bethöret,
Höret!
Hier im Walde
Walde
Gebt mir den Geliebten frey.
Ja, ich fühl' beglückte Triebe!
Liebe
Löst die Zauberey.

Friedrich und Almaide mit dem Chor der Feen und Gefangnen.

Gerne! Gerne!
Er ist nicht ferne!
Nur geduldig, es soll geschehn!
Du sollst die Stäte des Liebsten sehn.
Wir, die wir das Schicksal hören,
Schwören,

Hier im Walde
Walde
Machſt du den Geliebten frey!
Sey nicht bange, ſey nicht trübe,
Liebe
Löſt die Zauberey.

Vierter Aufzug.

Wald.

Almaide. Friedrich.

Friedrich.

Nur einen Augenblick, meine Beſte! Welche Qual, dir ſo nahe zu ſeyn, und dir kein Wort ſagen zu können! Dir nicht ſagen zu dürfen, wie ſehr ich dich liebe! Hab' ich doch nichts anders als dieſen einzigen Troſt! Wenn mir auch der geraubt werden ſollte —

Almaide. Entfernen Sie ſich, mein Freund! Es ſind viele Beobachter auf allen Seiten.

Friedrich. Was können ſie ſehen, was ſie nicht ſchon wiſſen: daß unſre Gemüther auf ewig verbunden ſind.

Almaide. Laſſen Sie uns jeden Argwohn vermeiden, der unſer unwürdig wäre.

Friedrich. Ich verlaſſe dich! Deine Hand! meine Theure.

(Er küßt ihre Hand.)

Magus. Find' ich euch ſo zuſammen, meine Freun-

de? Verſpracht ihr mir nicht heilig, ihr wolltet auf euren Poſten bleiben? Graf! Graf! man wollte ſich klug betragen. Sie wiſſen, daß der Baron nicht immer guter Laune iſt, daß man ihn oft auf ſeine Schweſter eiferſüchtig halten ſollte.

Friedrich. Machen Sie mir keine Vorwürfe! Sie wiſſen nicht was ein Herz wie das meinige leidet.

Alle dieſe langen Stunden
Konnt' ich ihr kein Wörtchen ſagen;
Eben hab' ich ſie gefunden,
Darf nicht meine Leiden klagen,
Wenn ich lang' beſcheiden war?

(Zum Magus)

Ja, ich gehe, theurer Meiſter,
Du beherrſcheſt unſre Geiſter.

(Zu Almaiden)

Ja, ich bleibe wie ich war.

(Zum Magus.)

Laß ein tröſtlich Wort mich hören!
Ewig werd' ich dich verehren,
Aber, aber keine Lehren!
Lehren nützen mir kein Haar!

(Für ſich)

Klug hat er es unternommen;
Lila ſoll Verſtand bekommen,
Ach! und ich verlier' ihn gar!

(Friedrich geht an der einen Seite ab, an der andern der Magus mit Almaiden.)

(Der hintere Vorhang öffnet ſich. Man erblickt einen ſchön geſchmückten Garten, in deſſen Grunde ein Gebäude mit ſieben Hallen ſteht. Jede Halle iſt mit einer Thüre verſchloſſen, an deren Mitte ein Rocken und eine Spindel befeſtigt iſt, an der Seite des Rockens ſind in jeder Thüre zwey Oeffnungen, ſo groß, daß ein Paar Arme durchreichen können. Alles iſt romantiſch verziert.)

Die Chöre der Gefangnen (ſind mit Gartenarbeit beſchäftigt, das tanzende Chor formirt ein Ballet).

Graf Friedrich und der **Magus** (treten herein. Der Magus ſcheint mit dem Grafen eine Abrede zu nehmen, und geht ſodann auf der andern Seite ab. Friedrich gibt den Chören ein Zeichen. Sie ſtellen ſich an beyde Seiten).

Friedrich.

Auf aus der Ruh'! Auf aus der Ruh'!
Höret die Freunde, ſie rufen euch zu!
Horchet dem Sange,
Schlaft nicht ſo lange!

Chor.

Auf aus der Ruh'! Auf aus der Ruh'!
Höret die Freunde, ſie rufen euch zu!

Chor der Frauen (von innen).

Laßt uns die Ruh'! Laßt uns die Ruh'!
Liebliche Freunde, nur ſingt uns dazu!
Euer Getöne
Wieget ſo ſchöne!
Laßt uns die Ruh',
Liebliche Freunde, nur ſingt uns dazu!

Chor der Männer.

Auf aus der Ruh'!
Höret die Freunde, ſie rufen euch zu!

Horchet dem Sange,
Zaudert nicht lange,
Auf aus der Ruh'!
Höret die Freunde, ſie rufen euch zu!

(Es laſſen ſich Hände ſehen, die aus den Oeffnungen heraus greifen, Rocken und Spindel faſſen und zu ſpinnen anfangen.)

Chor der Männer.

Spinnet dann, ſpinnet dann
Immer geſchwinder!
Endet das Tagwerk,
Ihr lieblichen Kinder!

Chor der Frauen (von innen).

Freudig im Spinnen,
Eilig zerrinnen
Uns die bezauberten
Ledigen Stunden.
Ach, ſind ſo leichte
Nicht wieder gefunden!

Chor der Männer.

Spinnet dann, ſpinnet dann
Immer geſchwinder!
Endet das Tagwerk,
Ihr lieblichen Kinder!

(Es eröffnen ſich die ſieben Thüren. Marianne tritt ohne Maske aus der mittelſten, Sophie und Lucie aus den nächſten beyden. Das ſingende und tanzende Chor der Frauen kommt nach und nach in einer gewiſſen Ordnung hervor. Das ſingende Chor der Frauen tritt an die Seite zu dem Chor der Männer, Marianne zu Friedrichen; die beyden tanzenden Chöre vereinigen ſich in einem Ballette; indeſſen ſingen)

Die Ehbre der Männer und Frauen.

So tanzet und springet
In Reihen und Kranz
Die liebliche Jugend,
Ihr ziemet der Tanz.

Am Rocken zu sitzen
Und fleißig zu seyn,
Das Tagwerk zu enden,
Es schläfert euch ein.

Drum tanzet und springet,
Erfrischt euch das Blut,
Der traurigen Liebe
Gebt Hoffnung und Muth!

(Vorstehendes Tutti wird mit Absätzen gesungen, zwischen welchen der Balletmeister in Gestalt des Dämons ein Solo und mit den ersten Tänzerinnen zu zwey auch zu drey tanzt. Ueberhaupt wird die ganze Anstalt des vierten Aktes völlig seinem Geschmacke überlassen.)

Lila (welche sich während des vorher gehenden Tanzes manchmal blicken lassen, tritt unter der letzten Strophe in die Mitte der Tanzenden und Singenden. Sie hat ein weißes Kleid an, mit Blumen und fröhlichen Farben geziert). So sind' ich euch denn alle hier zusammen! Wie lange hab' ich euch entbehren müssen! Darf ich hoffen, daß die Gewalt des Dämons bald überwunden wird?

Sophie. Sie ist's durch deine Gegenwart. Sey uns willkommen, Schwester!

Lila. Willkommen, meine Sophie! meine Lucie, willkommen! Marianne, bist du es wirklich?

Marianne. Umarme mich, theure Freundinn! (Alle begrüßen ſie, umarmen ſie, küſſen ihr die Hände.)

Lila. Wie wunderlich ſeyd ihr angezogen?

Lucie. Bald hoffen wir von dieſen Kleidern, von dieſem läſtigen Schmucke befreyt zu ſeyn.

Lila. Welch eine ſeltſame Erſcheinung tritt hier auf?

Magus. Erkennſt du mich nicht, meine Freundinn?

Lila. Sagt mir, woran ich bin. Es kommt mir alles, ich komme mir ſelbſt ſo wunderbar vor. Iſt das nicht unſer Garten? Iſt das nicht unſer Gartenhaus? Was ſoll die Mummerey am hellen Tage? Irr' ich mich nicht, ſo ſcheinſt du älter als du biſt. Dieſer Bart ſchließt nicht recht an's Kinn.

Magus. In wenig Augenblicken ſiehſt du mich wieder. Du biſt am Ziele; ergetze dich mit den Deinigen, bald ſollſt du deinen letzten Wunſch befriedigt ſehn. Du ſollſt deinen Gemahl in deine Arme ſchließen. (ab.)

Lila.

Am Ziele!
Ich fühle:
Die Nähe
Des Lieben,
Und ſehe,
Getrieben
Von Hoffnung und Schmerz.
Ihr Gütigen!
Ihr könnt mich nicht laſſen!
Laßt mich ihn faſſen,

Selig befriedigen
Das bangende Herz.

Der Baron, Graf Altenſtein, Veraglo (in Hauskleidern treten auf).

Der Baron. Haltet mich nicht länger! Wenn euer Mittel gewirkt hat, werther Doctor, ſo iſt es Zeit, daß wir uns ihrer verſichern! Lila! Meine Geliebte, meine Gattinn!

Lila. O Himmel, mein Gemahl! Wo kommſt du her? So erwartet und ſo unerwartet! Mein Oheim! Meine Freunde! Mein Gemahl!

(Während der Freude des Wiedererkennens ſingt)

Das Chor.

Nimm ihn zurück!
Die guten Geiſter geben
Dir ſein Leben,
Dir dein Glück;
Neuem Leben,
Uns gegeben,
Komm in unſern
Arm zurück!

Friedrich.

Empfinde dich in ſeinen Küſſen,
Und glaub' an deiner Liebe Glück!
Was Lieb' und Phantaſie entriſſen,
Gibt Lieb' und Phantaſie zurück.

Chor.

Nimm ihn zurück,
Die guten Geiſter geben

Dir ſein Leben,
Dir dein Glück!

Marianne.

Er überſtand die Todesleiden,
Du haſt vergebens dich gequält:
Zu unſerm Leben, unſern Freuden
Haſt du uns nur allein gefehlt.

Chor.

Neuem Leben,
Uns gegeben,
Komm in unſern
Arm zurück!

Lila.

Ich habe dich, Geliebter, wieder,
Umarme dich, o beſter Mann!
Es beben alle mir die Glieder
Vom Glück, das ich nicht faſſen kann.

Chor.

Weg mit den zitternden,
Alles verbitternden
Zweifeln von hier!
Nur die verbündete,
Ewig begründete
Wonne ſey dir!
Kommt ihr entronnenen,
Wieder gewonnenen
Freuden heran!
Lebet, ihr Seligen,
So die unzähligen
Tage fortan!

Die Fiſcherinn.

Ein Singſpiel.

Auf dem natürlichen Schauplatz zu Tiefurth an der Ilm vorgeſtellt.

Personen.

Dortchen.
Ihr Vater.
Niklas, ihr Bräutigam.
Nachbarn.

Unter hohen Erlen am Fluſſe ſtehen zerſtreute Fiſcherhütten. Es iſt Nacht und ſtille. An einem kleinen Feuer ſind Töpfe geſetzt, Netze und Fiſchergeräthe rings umher ausgeſtreut.

Dortchen (beſchäftigt, ſingt).

Wer reitet ſo ſpät durch Nacht und Wind?
Es iſt der Vater mit ſeinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
Er faßt ihn ſicher, er hält ihn warm.

Mein Sohn, was birgſt du ſo bang dein Geſicht? —
Siehſt, Vater, du den Erlkönig nicht?
Den Erlenkönig mit Kron' und Schweif? —
Mein Sohn, es iſt ein Nebelſtreif. —

Du liebes Kind, komm' geh' mit mir!
Gar ſchöne Spiele ſpiel' ich mit dir;
Manch' bunte Blumen ſind an dem Strand,
Meine Mutter hat manch gülden Gewand. —

Mein Vater, mein Vater, und höreſt du nicht,
Was Erlenkönig mir leiſe verſpricht? —
Sey ruhig, bleibe ruhig, mein Kind;
In dürren Blättern ſäuſelt der Wind. —

Willst, feiner Knabe, du mit mir gehn?
Meine Töchter sollen dich warten schön;
Meine Töchter führen den nächtlichen Reihn,
Und wiegen und tanzen und singen dich ein. —

Mein Vater, mein Vater, und siehst du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düstern Ort? —
Mein Sohn, mein Sohn, ich seh' es genau;
Es scheinen die alten Weiden so grau. —

Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt;
Und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt! —
Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
Erlkönig hat mir ein Leids gethan!

Dem Vater grauset's, er reitet geschwind,
Er hält in Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Müh und Noth;
In seinen Armen das Kind war todt.

Nun hätt' ich vor Ungeduld alle meine Lieder zweymal durchgesungen, und es thäte noth, ich fänge sie zum drittenmal an. Sie kommen noch nicht! kommen nicht! und bleiben wieder wie gewöhnlich unerträglich aussen, so heilig sie versprochen haben, heute recht bey Zeiten wieder da zu seyn. Die Erdäpfel sind zu Mulm verkocht, die Suppe ist angebrannt, mich hungert, und ich schiebe von jedem Augenblick zum andern auf, meinen Theil allein zu essen, weil ich immer denke, sie kommen, sie müssen kommen. Bey den Mannsleuten ist

alle Mühe verloren, ſie ſind doch nicht zu beſſern. Ich habe gedroht, gemurrt, Geſichter geſchnitten, das Eſſen verdorben, und wenn das alles nicht helfen wollte, recht ſchön gebeten; und ſie machen's einen Tag wie den andern nach ihrer Weiſe. Ueber Niklas ärgere ich mich am meiſten, denn der will Wunder thun als wenn er mich lieb hätte, als wenn er mir alles an den Augen abſehn wollte, und dann treibt er's doch, als wenn ich ſchon ſeine Frau wäre. Verlohnte ſich's nur der Mühe, ſo möchte noch alles gut ſeyn. Kämen ſie immer von ihrem Fange recht beladen zurück, daß das Schiff ſinken möchte, und man was zu Markte tragen könnte, da möcht's noch gut ſeyn, man könnte nachher auch wieder etwas auf ſich wenden, und brauchte nicht immer ſo ſchlecht zu eſſen, zu trinken und einher zu gehn. Gerade das Gegentheil! je weniger gefangen, je ſpäter kommen ſie nach Haus. Neulich Abend habe ich ihnen vom Hügel zugeſehn wie ſie's machen, und wäre faſt vor Ungeduld vergangen. Anſtatt hübſch friſch zu rudern, laſſen ſie den Kahn treiben, und rauchen ihr Pfeifchen in Ruh. Da kommt einer den Fuſspfad am Ufer her, da reitet einer ſeine Pferde in die Schwemme, da giebt's guten Tags und guten Abends daß kein Ende iſt. Bald fahren ſie da an, bald dorten, und das gröſste Unglück iſt, daß die Schenke am Waſſer liegt. Sie ſind gewiß wieder ausgeſtiegen und laſſen ſich's wohl ſeyn,

und wann ſie nach Hauſe kommen, ſind ſie wieder durſtig. Es iſt mir recht zuwider! recht ernſtlich zuwider!

Für Männer uns zu plagen
Sind leider wir beſtimmt.
Wir laſſen ſie gewähren,
Wir folgen ihrem Willen:
Und wären ſie nur dankbar,
So wär' noch alles gut.

Und rührt ſich im Herzen
Der Unmuth zuweilen:
Stille! heißt es,
Stille! Liebes Herz!

Aber ich will auch nicht länger
Allen ihren Grillen folgen,
Alles mir gefallen laſſen;
Will nach meinem Kopfe thun!

Wenn ich nur was anſtellen könnte, was ſie recht verdröſſe! Wenn ich böſe thue, ſind ſie freundlich, und wenn ich ihnen die Schüſſel hinſtoße, ſo eſſen ſie ganz gelaſſen. Wenn ich mich in eine Ecke ſetze, ſo ſprechen ſie unter ſich. Man ſagt immer, die Weiber ſchwätzten viel, und wenn die Männer anfangen, ſo hat's gar kein Ende. Ich will mich in's Bette legen, und das Feuer ausgehn laſſen, da mögen ſie ſehn, wer ihnen aufwartet. Ja was hilft mich das? Da laſſen ſie mich wohl auch liegen! Ich wollte lieber ſie zankten und lärmten, es iſt nichts abſcheulicher als gleichgültige Mannsleute!

Ich bin ſo wild! ſo toll! daß ich gar nicht weiß, was ich anfangen ſoll! Ich möchte mir ſelbſt was zu Leide thun! Sie werden mich am Ende noch raſend machen! Und wenn's gar zu bunt wird, ſo ſpring ich in's Waſſer! Da mögen ſie zuſehn wo ſie ein Dortchen wieder kriegen, das ihnen ihre Sachen ſo ordentlich hält, und alles von ihnen erträgt, nicht von Hauſe kommt, und für alles ſorgt. Wann ich todt bin, da werden ſie ſehn was ſie an mir gehabt haben, werden ſich ihre Undankbarkeit vorwerfen, es wird aber zu ſpät ſeyn, und es wird mir und ihnen nichts helfen. (ſie fängt an zu weinen.) Da werden ſie ſich die Haare ausraufen, und werden ſchreyen und jammern, daß ſie nicht eher nach Hauſe gekommen ſind. Aber ich bin doch ein rechter Narr, daß ich mich ſo um ſie betrübe! Und wann ſie nach Hauſe kommen, thun ſie als wenn's gar nichts wäre. Ich könnte ſie ſchon ſtrafen, daß ſie mich ſo oft in Sorgen laſſen für nichts und wieder nichts, und wenn ich denke, es iſt einem ein Unglück geſchehen, ſo laſſen ſie ſich's bey'm Brandtewein wohl ſchmecken. — — Ja das will ich thun! Es ſoll ausſehen als wenn ich in's Waſſer gefallen wäre. Den einen Eymer will ich verſtecken, und den andern auf's Brett hinauf ſtellen, und mein Hütchen in's Gebüſch hängen: Sie ſollen glauben, ich ſey in's Waſſer gefallen, und am Ende will ich ſie recht auslachen. (Man hört von weiten ſingen.) Ich höre ſie ſchon von weiten. (Sie macht alles zurechte, ſtellt den

Eymer, hängt das Hütchen in's Gebüsche.) So sieht's recht natürlich aus! Nun mögt ihr's haben! (Sie versteckt sich.)

Der Vater und Niklas
(in der Ferne im Kahne).

Wenn der Fischer 's Netz auswirft
Die Fischlein aufzufangen,
Spannt er still und hoffnungsvoll
Viel Beute zu erlangen.
Rasch wirft er die Garn' hinaus;
Kehrt betrübt und leer nach Haus.

Fähret denn den andern Tag
Mit seinem Schifflein wieder,
Und von schönem reichen Fang
Sinkt das Schiff fast nieder;
So wir fuhren heut hinaus,
Kehren vergnügt und reich nach Haus.

Dortchen (läßt sich wieder sehen). Fast wird mir's bange! Ich möcht' es wieder weg thun! Soll ich? Soll ich nicht? Sie sind gar zu nahe, ich muß es lassen.

Niklas (herausspringend). Haltet an! Ich will den Kahn fest binden.

Vater. Das hieß ein Fang!

Niklas. Der beste im ganzen Jahr.

Vater. Und so unvermuthet! Ich dachte an nichts weniger. Nur geschwind! daß sie nur alle, wie sie sind, in die Fischkasten kommen, bis morgen frühe.

Niklas.

Niklas. Sie gehn nicht alle hinein.

Vater. Wir laſſen einen Theil in den Gefäßen ſtehen. Sie müſſen nur in der Nacht noch einmal friſch Waſſer haben.

Niklas. Dafür laßt mich ſorgen.

Vater. Gieb her, ich will das hinübertragen.

Niklas. Geht nur hinauf und ruht aus, und ſagt's Dortchen, und ſeht wie es mit dem Eſſen ſteht. Sie wird uns gewiß freundliche Geſichter machen, da wir ſo glücklich nach Hauſe kommen.

Vater. Du wirſt nicht fertig.

Niklas. Gleich! Gleich! Gebt nur acht, wie geſchwind ich bin.

Vater (herauskommend). Es iſt doch ein großer Unterſchied, ob man viel gefangen hat, oder nichts. Geht's? Kommſt du zurecht?

Niklas. Recht gut!

Vater. Dortchen! — Wo ſtickſt du? Dortchen! (Er ſucht ſie überall um.) Nun wohin die ſich verlaufen hat! (In den Topf ſehend.) Das kocht alles als wenn kein Waſſer in der Nähe wäre, es verbrennt ſchier. Niklas mache daß du fertig wirſt. Dortchen iſt nicht da, und unſere Mahlzeit geht im Rauch auf.

Niklas. Sie wird bey Suſen ſeyn; ruft ihr doch.

Vater. Sie wird ſchon kommen! Wir wollen es ſchon allein verzehren, und ſie hat ihren Theil doch immer vorne weg. Sie kann nicht warten. Für eine

Braut hat sie einen erschrecklichen Appetit. Nun lustig! Vorauf einen Schluck Brandtewein, den haben wir wohl verdient.

Auf dem Fluß und auf der Erde
Ist der Fischer wohlgemuth,
Auf dem Fluß und auf der Erde
Geht's dem armen Fischer,
Geht's dem Fischer schlecht und gut.

Um zu hungern und zu dürsten
Fähret er des Morgens aus,
Und mit vieler Müh' und Sorgen
Findet er sein Stückchen Brodt.
Macht uns auch das Wasser naß,
Macht die Luft uns wieder trocken,
Und wir leben nach wie vor.

Niklas (der im Heraufkommen die letzten Verse mit singt). Das ist recht hübsch und gut, wenn man es nicht besser haben kann.

Vater. Besser! Da versuch' einmal die Erdäpfel.

Niklas. Ich kann euch versichern, in der Stadt haben sie's bequemer. (Er sieht herum.) Stickt sie denn nirgends? Dortchen! Lieb Dortchen! Nicht zu Hause? Sollte sie sich versteckt haben? Sie wartet sonst so voll Ungeduld, sie ist nicht leicht von ihrem Herde wegzubringen.

Vater. Setze dich her!

Niklas. Die Gerichte lassen sich auch stehend verzehren.

Vater. Du warst heute so nachdenklich.

Niklas. Ich gesteh's euch, daß es mir im Kopf herum geht, was so ein Bauerjunge ein vornehmer Herr wird, wenn er in die Stadt kommt.

Vater. Ja das steckt an.

Niklas. Wenn ich Dortchen habe, meyntet ihr nicht, daß ich mich drinnen nach einem Dienste umsehen soll?

Vater. Was ist denn dadrinnen zu fischen?

Niklas. Genug! nur mit andern Netzen.

Vater. Was kannst du denn, um dich fortzubringen?

Niklas. Ich kann alles lernen.

Vater. Ein hübscher Anfang!

Niklas. Ich habe nichts zu verlieren.

Vater. Eine schöne Ausstattung! und eine beredte Empfehlung dazu: denn du hast eine schöne Frau.

Niklas. Nein, Vater! darauf versteh' ich keinen Spaß.

Vater. Ach du kannst alles lernen!

Niklas. Da schmeiß' ich gewiß zu.

Vater. Da schmeißt sich's nicht so.

Niklas. Wo nur Dortchen ist?

Vater. Laß sie seyn und rede.

Niklas. Was denn?

Vater. Schwatze nur.

Niklas. Wovon?

Vater. Was du willst.

Niklas. Es fällt mir nichts ein.

Vater. So lüge was.

Niklas. Die schönen Livreen haben mir lange in die Augen gestochen. Sie haben's recht bequem, gu essen und trinken und eine Aussicht auf ihre alten Tage

Vater. Das stickt dir gewaltig im Kopfe. Und was soll ich denn indessen anfangen?

Niklas. Ihr kommt immer fort.

Vater. Aber wie?

Niklas. Und könnt hernach zu uns ziehn.

Vater. Sey kein Thor! Ich laß euch nicht weg und damit ist's aus.

Niklas. Ich hör' sie kommen.

Vater. Iß nur und sey ruhig.

Niklas. Nein es war nichts.

Vater. Sie wird nicht ausbleiben. Und nächstens noch weniger.

Niklas. Laßt mich nach ihr gehn.

Vater. Ich mag nicht allein seyn.

Niklas. Ich will ihr rufen.

Vater. So ruhe doch! Sing eins, daß die Zeit vergeht, und darnach werden wir ungewiegt einschlafen. Ich rauche mein Pfeifchen dazu und genug für heute.

Niklas. Wenn ſie nur da wäre, ſänge ich den zweyten.

Vater. So ſinge du jezt beyde zuſammen. Sey kein Kind!

Niklas. Was wollt ihr denn?

Vater. Mir iſt's ein's.

Niklas. Die Geſchichte vom Waſſermann?

Vater. Wie der Waſſermann das Mädchen aus der Kirche holt?

Niklas. Eben das.

Vater. Sollte denn daran was wahres ſeyn?

Niklas. Behüte Gott! Es iſt ein Mährchen.

Vater. Du meynſt es wäre ganz und gar erlogen?

Niklas. Freylich!

Vater. Ich habe doch manchmal auch wunderſame Geſchichten gehört, und oft geſchieht einem auch ſo was, wo es nicht juſt iſt. Biſt du niemals geſtickt worden?

Niklas. Ach ja, aber bey Tage.

Vater. Ich rede nicht gern davon.

Niklas. Es ſind Einbildungen. (Er fängt an zu ſingen.)

Vater. Es platzte dahinten etwas.

Niklas. Nicht doch, es iſt das Waſſer.

Vater. So ſing nur. Ich bin nun ſchon ſo alt geworden und manchmal überläuft mich's doch.

Niklas. Nun hört denn auch, es iſt eher lächerlich als grauſlich.

„O Mutter, guten Rath mir leiht,
Wie ſoll ich bekommen die ſchöne Maid?“
Sie baut ihm ein Pferd von Waſſer klar,
Und Zaum und Sattel von Sande gar.
Sie kleidet ihn an zum Ritter fein;
So ritt er Marienkirchhof hinein.
Er band ſein Pferd an die Kirchenthür,
Er ging um die Kirch' dreymal und vier.
Der Waſſermann in die Kirch' ging ein,
Sie kamen um ihn, groß und klein.
Der Prieſter eben ſtand vor'm Altar:
„Was kommt für ein blanker Ritter dar?“
Das ſchöne Mädchen lacht in ſich:
„O wär' der blanke Ritter für mich!“
Er trat über einen Stuhl und zwey:
„O Mädchen gieb mir Wort und Treu!“
Er trat über Stühle drey und vier:
„O ſchönes Mädchen zieh' mit mir.“
Das ſchöne Mädchen die Hand ihm reicht:
„Hier haſt du meine Treu, ich folg' dir leicht.“
Sie gingen hinaus mit Hochzeitſchaar,
Sie tanzten freudig und ohne Gefahr.
Sie tanzten nieder bis an den Strand,
Sie waren allein jezt Hand in Hand.
„Halt, ſchönes Mädchen, das Roß mir hier!
„Das niedlichſte Schiffchen bring ich dir;“

Und als ſie kamen auf den weißen Sand,
Da kehrten ſich alle Schiffe zu Land;
Und als ſie kamen auf den Sund,
Das ſchöne Mädchen ſank zu Grund.
Noch lange hörten am Lande ſie,
Wie das ſchöne Mädchen im Waſſer ſchrie.
Ich rath euch Jungfern, was ich kann:
Geht nicht in Tanz mit dem Waſſermann.

Vater. Ein luſtiger Tanz! eine ſchöne Invitation!

Niklas. Habt ihr nichts ſchreyen gehört?

Vater. Einbildungen! Wenn ich mich nicht fürchte, hör' ich nichts; dir fällt noch was aus dem Lied' ein.

Niklas. Es ſchrie wahrhaftig. Mir fiel's unterm Singen ſo auf's Herz, und ich wollte ſchwören ich hörte was.

Vater. Fängſt du nun an? du Groshans!

Niklas. Ich ruh' euch nicht eher, bis ich weiß wo ſie iſt.

Vater. Sie iſt kein klein Kind, ſie wird nicht in's Waſſer fallen.

Niklas. Der Waſſermann iſt mir zuwider.

Vater. Siehſt du nicht gar die Nixe!

Niklas. Nein, es ahndet mir was.

Vater. Es träumt dir.

Niklas. Es giebt ein Unglück! ein Unglück!

Vater. Geh' nur! Lauf' nur, du machſt mir bange. Ich will auch ſuchen.

Niklas. Dortchen! Dortchen!

Vater. Nur nicht so ängstlich. Dortchen!

Niklas. Mein Dortchen!

Vater. Fasse dich nur, sey nicht so albern.

Niklas. Ach mein Dortchen! mein Dortchen!

Vater. Lauf' nur zu Susen, ich will zum Gevatter hinauf.

Niklas. Sie wäre gewiß hier.

Vater. Es ist nicht möglich.

Niklas. Vater, ich fahre aus der Haut.

Vater. So geh' nur vom Flecke. Sehe nur nach, am Ende liegt sie gar im Bette!

Niklas. Nein doch, nein!

Vater. Sie hat erst Wasser holen wollen, da steht der Stutz.

Niklas. Wo ist der andre? ich seh' ihn nicht.

Vater. Wer weiß!

Niklas. Vater, ach Vater!

Vater. Was ist's?

Niklas. Ich bin des Todes!

Vater. Was giebt's?

Niklas. Sie ist ertrunken! Hier hängt ihr Hütchen. Im Wasserschöpfen fiel sie hinein! Vater!

Vater. Laß sehen! Laß sehen! Unglück über alle Unglücke!

Helft! helft sie retten!
Sie ist ertrunken!

Iſt unvorſichtig
In Fluß geſunken!
Um Gottes willen
Was ſiehſt du da?

Niklas.

Es lähmt der Schrecken
Mir alle Glieder.
Ich ſteh' verworren,
Ich ſinke nieder;
Ich kann nicht wiſſen
Wie mir geſchah.

Vater.

Die Nachbarn ſchlafen,
Ich will ſie wecken.
Auf! hört uns, höret!
Vernehmt das Schrecken.

Chor (erſt einzeln, dann zuſammen).

Was giebts! Wer ruft uns?
Uns durch die Nacht?

Vater.

Helft! helft ſie retten!
Sie iſt ertrunken!
Iſt unvorſichtig
In Fluß geſunken!
Um Gottes willen,
Was ſteht ihr da!

Alle (bald wechſelnd, bald zuſammen).

Eilt nur geſchwinde!
Lauft nach den Reuſen!

Wohl blieb ſie hangen:
Und zündet Schleifen,
Und brennet Fackeln
Und Feuer an! *)

Geſchwind zu Schiffe!
Herbey die Stangen!
Sie aufzuſuchen!
Sie aufzufangen!
Den Strom hinunter!
Habt acht! Habt acht!

Dortchen (aus dem Gebüſche hervortretend).

Es iſt mir der Streich,
Er iſt mir gelungen!
Doch ſind ſie in Schrecken
Und Angſt um mich!

Ich habe die Lieben
Vergebens geängſtet;
Mich jammern die Armen!

*) Auf dieſen Moment war eigentlich die Wirkung des ganzen Stücks berechnet. Die Zuſchauer ſaßen, ohne es zu vermuthen, dergeſtalt, daß ſie den ganzen ſchlängelnden Fluß hinunterwärts vor ſich hatten. In dem gegenwärtigen Augenblick ſah man erſt Fackeln ſich in der Nähe bewegen. Auf mehreres Rufen erſchienen ſie auch in der Ferne; dann loderten auf den ausſpringenden Erdzungen flackernde Feuer auf, welche mit ihrem Schein und Widerſchein den nächſten Gegenſtänden die größte Deutlichkeit gaben, indeſſen die entferntere Gegend rings umher in tiefer Nacht lag. Selten hat man eine ſchönere Wirkung geſehen. Sie dauerte, unter mancherley Abwechslungen, bis an das Ende des Stücks, da denn das ganze Tableau noch einmal auflohderte.

Ich eile zu ſagen,
Ich eile zu rufen:
Hier bin ich!
Noch leb' ich!
Noch leb' ich für euch. (ab.)

Vater (der von dem Waſſer heraufkommt).

Ihre Stimm' hab ich vernommen,
Himmel! wäre ſie entkommen!
Hör' ich hie? und hör' ich da?
Sie ſchien fern und ſchien mir nah.

Dortchen (zurückkehrend).

Ja ihr habet recht vernommen.
Ach ich bin zu ſpät gekommen!
Lieber Vater, ich bin da!
O verzeiht mir was geſchah!

Vater.

Wie? und du biſt nicht ertrunken?
Find' ich dich nicht einmal feucht?

Dortchen.

Ich bin nicht in Fluß geſunken,
Vater, wie es euch gedäucht.

Vater.

Heyſa luſtig!
Sie iſt wieder hier!
Hört auf zu ſuchen!
Hört auf euch zu ängſten!
Kommt her
Freut euch mit mir!
Doch wo, ſag an, haſt du geſteckt?

Dortchen.

Verzeiht, wenn ich euch so erschreckt.

O laßt euch sagen:
Ich wollt' euch plagen,
Ich wollt' euch necken,
Und euch erschrecken,
Ich macht' euch bange:
Weil ihr so lange
Von Hause bleibt.

Ja, mein Vater, ihr müßt mir verzeihen, es war wirklich nicht so bös gemeynt. Ihr wißt wie ich euch immer so inständig bitte, mich nicht warten zu lassen, zur rechten Zeit bey'm Essen zu seyn. Glaubt ihr, daß mich's niemals verdrießt, daß ich niemals Langeweile habe, wenn ich so bis in die tiefe Nacht alleine sitzen muß, und ihr aussen bleibt und meinen Bräutigam zurückhaltet, daß er nicht so bald wieder bey mir seyn kann, als er es gerne wünschte. Ihr müßt mir diese Posse nicht übel nehmen und wieder gut seyn.

Vater.

Du Böswicht!
Du ungerathen Kind!
Uns so zu necken!
So zu erschrecken!
Niklas verzweifelt
Dich zu erretten;
Nachbarn und Freunde
Sind aus den Betten,

Jammern und klagen,
Schreyn und verzagen,
Sag', welch ein Muthwill',
Tolle! dich treibt?

Dortchen.

Hört mich nur!
Schreyt nicht so!
Haltet mit Schelten!

Vater.

Möcht' ich doch,
Sollt' ich doch
Dir es vergelten!

Dortchen.

Glaubt nur, es reut mich
Was ich gethan.

Vater.

Kaum und mit Mühe
Halt' ich mich an.

Niklas (kommt mit den andern). Ach Himmel, sie lebt! sie ist da! Dortchen wo bist du geblieben?

Dortchen. Lieber Niklas!

Vater. Es ist dein Glück, daß sie kommen!

Niklas. Sag mir nur! — Ich muß dich küssen!

Vater. Weg mit ihr! Sie verdient die Freude nicht.

Niklas. Ich kann mich noch nicht erholen.

Dortchen. Rede dem Vater zu.

Niklas. Vater, beruhigt euch, sie ist ja nicht verloren.

Vater. Ey was! davon ist die Rede nicht! Sie verdiente, daß ich ihr den Muthwillen austriebe.

Niklas. Was soll das heißen?

Vater. Verstehst du denn nichts?

Niklas. Ich habe noch nichts gehört.

Dortchen. Vergieb mir im voraus!

Niklas. Ich begreife kein Wort.

Vater. Sie hat uns zum besten gehabt.

Dortchen. Ihr habt mich oft genug geängstigt; da wißt ihr, wie's thut.

Niklas. Wie kam denn dein Hütchen hier ins Gebüsche?

Dortchen. Ich hing's hinein.

Niklas. Du Vogel! Es war kein feiner Spaß, denn du weißt, wie wir dich lieben.

Dortchen. Mit Ueberlegung geschah's nicht. Der Unmuth überraschte mich. Wie oft soll ich noch sagen, verzeiht!

Niklas. Unter Einer Bedingung.

Dortchen. Und die?

Niklas. Daß du Ernst machst. Und daß wir von den Fischen, die wir heute gefangen haben, die schönsten morgen zur Hochzeit auftischen.

Dortchen. Laß mich!

Vater. Ganz gut! Wenn's mir nachgeht, sollst

du keine Gräte davon zu ſehn kriegen, und ſollſt dein Ja noch lange für dich behalten.

Dortchen. Das wäre keine große Strafe.

Vater. Denk doch! Ich nehm' dich bey'm Wort; du darfſt mir den Kopf nicht toller machen.

Niklas. Stille Vater und laßt uns gewähren. Ich habe eure Einwilligung, und wegen der Schäkerey wollen wir —

Vater. Und über eurem Geſchwätze wollen wir nicht vergeſſen, daß die Nachbarn mit Recht einen großen Dank und einen guten Schlaftrunk fordern können, da wir ſie doch umſonſt geweckt haben. Sieh, wie ſie beyſammen ſtehen und ſich verwundern, daß uns nichts einfällt.

Niklas. Ihr habt recht. Dortchen gieb uns die Flaſche. Sie haben ſich's um deinetwillen recht angelegen ſeyn laſſen. Es war ihnen rechter Ernſt dich zu finden und dich zu retten. Ich hab' es erſt geſehen, wie lieb du allen biſt.

(Dortchen bringt Flaſche und Glas, ſchenkt ein, und reicht's dem Alten.)

Vater. Gute Freunde tauſend Dank! Und zu guter Nacht eure Geſundheit! Proſit allerſeits! Und nun rings herum auf das Wohl des Brautpaars.

Alle (trinken). Proſit Hoch!

Vater. Das Mädchen, wovon du geſtern das Lied ſangſt, kriegte einen Mann durch Witz, du kriegſt

ihn durch Schalkheit. Ihr probiert doch alle Wege, bis einer gelingt.

Dortchen. Pfuy doch! das wäre auch der Mühe werth.

Vater.

Es war ein Ritter, er reist' durch's Land,
Er sucht' ein Weib nach seiner Hand.
Er kam wohl an einer Wittwe Thür,
Drey schöne Töchter saßen vor ihr,
Der Ritter er sah und sah sie lang,
Zu wählen war ihm das Herz so bang.

Niklas.

Wer antwort't mir der Fragen drey,
Zu wissen, welche die meine sey?

Dortchen.

Leg' vor, leg' vor uns der Fragen drey,
Zu wissen, welche die deine sey.

Niklas.

Sag', was ist länger als der Weg daher?
Und was ist tiefer als das tiefe Meer?
Oder was ist lauter als das laute Horn?
Und was ist schärfer als der scharfe Dorn?
Oder was ist grüner als grünes Gras?
Und was ist ärger als ein Weibsbild was?

Vater.

Die erste, die zweyte sie sannen nach;
Die dritte die jüngste die schönste sprach:

Dort-

Dortchen.

O Lieb' iſt länger, als der Weg daher,
Und Höll' iſt tiefer als das tiefe Meer,
Und der Donner iſt lauter als das laute Horn,
Und der Hunger iſt ſchärfer als der ſcharfe Dorn,
Und Gift iſt grüner als grünes Gras,
Und der Teufel iſt ärger als ein Weibsbild was.

Vater.

Kaum hat ſie die Fragen beantwort't ſo,
Der Ritter er eilt und wählet ſie froh.
Die erſte die zweyte ſie ſannen nach,
Indeß ihnen jetzt ein Freyer gebrach.

Alle.

Drum, liebe Mädchen, ſeyd auf der Huth!
Frägt euch ein Freyer, antwortet gut.

Vater (zu den Nachbarn). Ihr wollt nun wohl auch wieder zu Bette? Kommt nur noch einen Augenblick herunter, zu ſehn, was wir für einen Fang gethan haben. Ich muß ihnen noch friſch Waſſer geben, mein einer Fiſchkaſten iſt zu Trümmern, und in den andern gehn ſie nicht alle.

(ab mit den Nachbarn.)

Niklas. Was biſt du ſo ſtill?

Dortchen. Laß mich in Ruhe!

Niklas. Biſt du nicht vergnügt, die meine zu ſeyn?

Dortchen. Es hat ſich!

Niklas. Bin ich dir zuwider?

Dortchen. Wer ſagt das?

Niklas. Du ſchienſt mich ja ſonſt nicht zu verachten.

Dortchen. Wer thut das?

Niklas. Du magſt mich nicht?

Dortchen. Hab' ich dir einen Korb gegeben?

Niklas. Ich verſteh' dich nicht.

Dortchen. Du biſt mir beſchwerlich.

Niklas. Soll ich gehn?

Dortchen. Wenn dir's gefällt.

Niklas. Das heißt mit einem Bräutigam wunderlich umgehen.

Dortchen. Morgen! ſchon morgen!

Niklas. Nun warum nicht, wenn du mich lieb haſt?

Dortchen. Ach!

Niklas. Was fehlt dir, ich kann dich nicht ſo traurig ſehen, ich bins gar nicht gewohnt; rede, erkläre dich!

Dortchen. Was ſoll dir das? Gehe nur hinunter! helfe dem Alten daß er fertig wird, daß er nicht ewig kramt!

Niklas. Liebſt du mich?

Dortchen. Ja doch! geh' nur!

Niklas. Und biſt ſo niedergeſchlagen!

Dortchen. Plage mich nicht! Ich bin deine

Braut, morgen deine Frau, da haſt du einen Kuß drauf und laß mich allein.

(Sie küßt ihn, er geht ab.)

Dortchen. So muß und ſoll es denn ſeyn, was ich ſo lange wünſchte und fürchtete.

Ich hab'ſ geſagt ſchon meiner Mutter
Schon aufgeſagt vor Sommers Mitte;
Such, liebe Mutter, dir nur ein Mädchen,
Ein Spinnermädchen, ein Webermädchen.
Ich hab' geſponnen genug weißes Flächſchen,
Hab' genug gewirkt das feine Linnchen,
Hab' genug geſcheuert die weißen Tiſchchen,
Hab' genug gefegt die grünen Höfchen,
Hab' genug gehorchet der lieben Mutter,
Muß nun auch horchen der lieben Schwieger,
Hab' genug geharkt das Gras der Auen,
Hab' genug getragen den weißen Harken.
O du mein Kränzchen von grüner Raute
Wirſt nicht lang grünen auf meinem Haupte!
Ihr meine Flechtchen von grüner Seide
Sollt nicht mehr funkeln im Sonnenſcheine!
O du mein Härlein, mein gelbes Härlein
Wirſt nicht mehr flattern im wehnden Winde!
Beſuchen werd' ich die liebe Mutter
Nicht mehr im Kranze, ſondern im Häubchen!
O du mein Häubchen, mein feines Häubchen
Du wirſt noch ſchallen im wehnden Winde!
Und du mein Nähzeug, mein buntes Nähzeug
Du wirſt noch ſchimmern im Mondenſcheine!

Ihr meine Flechtchen von grüner Seide,
Ihr werdet hangen, mir Thränen machen!
Ihr meine Ringchen, ihr goldnen Ringchen,
Ihr werdet liegen, im Kaſten roſten!

Vater (indem er heraufkommt). Nicht wahr das ſind fette Purſche?

Niklas. Nun gute Nacht!

Vater. Gute Nacht allerſeits! Sagt doch auch der Braut gute Nacht! Gute Nacht an Jungfer Dortchen! Morgen um dieſe Zeit —

Dortchen. Verſchont mich mit dem Spaß! Ich habe das Gerede recht ſatt und wenn ihr es morgen nicht beſſer treibt, ſo mag die Eule Braut ſeyn.

Schlußgeſang.

Wer ſoll Braut ſeyn?
Eule ſoll Braut ſeyn!
Die Eule ſprach zu ihnen
Hinwieder, den Beyden:
Ich bin ein ſehr gräßlich Ding,
Kann nicht die Braut ſeyn,
Ich kann nicht die Braut ſeyn!

Wer ſoll Bräutigam ſeyn?
Zaunkönig ſoll Bräutigam ſeyn!
Zaunkönig ſprach zu ihnen
Hinwieder, den Beyden:
Ich bin ein ſehr kleiner Kerl,
Kann nicht Bräutigam ſeyn,
Ich kann nicht der Bräutigam ſeyn!

Wer ſoll Brautführer ſeyn?
Krähe ſoll Brautführer ſeyn!
Die Krähe ſprach zu ihnen
Hinwieder, den Beyden:
Ich bin ein ſehr ſchwarzer Kerl,
Kann nicht Brautführer ſeyn,
Ich kann nicht der Brautführer ſeyn!

Wer ſoll Koch ſeyn?
Wolf ſoll Koch ſeyn!
Der Wolf der ſprach zu ihnen
Hinwieder, den Beyden:
Ich bin ein ſehr tück'ſcher Kerl,
Kann nicht Koch ſeyn,
Ich kann nicht der Koch ſeyn!

Wer ſoll Mundſchenk ſeyn?
Haſe ſoll Mundſchenk ſeyn!
Der Haſe ſprach zu ihnen
Hinwieder, den Beyden:
Ich bin ein ſehr ſchneller Kerl,
Kann nicht Mundſchenk ſeyn,
Ich kann nicht der Mundſchenk ſeyn!

Wer ſoll Spielmann ſeyn?
Storch ſoll Spielmann ſeyn!
Der Storch der ſprach zu ihnen
Hinwieder, den Beyden:
Ich hab einen großen Schnabel,
Kann nicht wohl Spielmann ſeyn,
Ich kann nicht wohl Spielmann ſeyn!

Wer ſoll der Tiſch ſeyn?
Fuchs ſoll der Tiſch ſeyn!
Der Fuchs der ſprach zu ihnen
Hinwieder, den Beyden:
Sucht euch einen andern Tiſch
Ich will mit zu Tiſch ſeyn,
Ich will mit zu Tiſch ſeyn!

Was ſoll die Ausſteuer ſeyn?
Der Beyfall ſoll die Ausſteuer ſeyn!
Kommt wendet euch zu ihnen
Die unſerm Spiele lächeln,
Was wir auch nur halb verdient,
Geb' uns eure Güte ganz,
Geb' uns eure Güte ganz!

Scherz, List und Rache.

Ein Singspiel.

Personen.

Scapin.
Scapine.
Doctor.

Erſter Act.

Straße.

Scapine

mit einem Körbchen Waaren: ſie kommt aus dem Grunde nach und nach hervor, betrachtet beſonders eins der vorderſten Häuſer zu ihrer linken Hand.

Will niemand kaufen
Von meinen Waaren?
Soll ich nur laufen?
Wollt ihr nur ſparen?
O ſchaut heraus!

Ich ſeh's nur flüchtig,
Schon in der Weite;
Doch es iſt richtig,
Es iſt die Seite,
Es iſt das Haus!

Wie kommt es, daß ich ihn nicht ſehe,
Daß er nicht hören will?
Ich darf nicht rufen. —
Scapin, mein Mann, ſteckt hier in dieſem Hauſe.

Der Herr davon iſt eigentlich
Ein alter Knaſterbart,
Ein Arzt, der manchem ſchon den Weg gewieſen,
Den er nicht gerne ging.

Doch niemand hat er leicht
Geſchadet mehr als uns.
Wir hatten eine Muhme, die uns zwar
Nicht übermäßig günſtig war;
Allein ſie hätt' uns doch ihr Bißchen Geld,
Und was ſie ſonſt beſaß,
Aus löblicher Gewohnheit hinterlaſſen,
Hätt' dieſer Schleicher nicht gewußt
In ihrer Krankheit aufzupaſſen,
Uns anzuſchwärzen,
Von unſerm Lebenswandel
Viel Böſes zu erzählen,
Daß ſie zuletzt, halb ſterbend, halb verwirrt,
Ihm alles ließ und uns enterbte. —
Wart' nur du Knauſer!
Warte Tückiſcher!
Unwiſſender! du Thor!
Wir haben dir es anders zugedacht.
Ganz nah! ganz nah, noch dieſe Nacht
Biſt du um deinen Fang gebracht.
Ich und mein Mann wir haben andre ſchon
Als deines gleichen unternommen.
Verriegle nur dein Haus,
Bewahre deinen Schatz,
Du ſollſt uns nicht entkommen.

Will niemand kaufen
Von meinen Waaren?
Soll ich nur laufen?
Wollt ihr nur ſparen?
O ſchaut heraus!

Scapin (am Fenſter.)

Biſt du's?

Scapine.

Wer anders? Hörſt du endlich?

Scapin.

Still! Still! Ich komme gleich!
Der Alte ſchläft! Still! daß wir ihn nicht wecken.

(Er tritt zurück.)

Scapine.

Schlafe nur dein Mittagsſchläfchen,
Schlafe nur! es macht die Liſt.
Schon ſo ſicher, daß dein Schäfchen
Im Trocknen iſt?
Warte, du berenſt es morgen,
Was du frech an uns gethan!
Warte! Warte! Deine Sorgen
Gehn erſt an.

Scapin.

(in krüppelhafter Geſtalt.)

Wer iſt hier? Wer ruft?

Scapine.

(zurück tretend.)

Welche Geſtalt! Wer iſt das?

Scapin

(näher tretend.)

Jemand Bekanntes.

Scapine.

O verwünſcht!

Scapin! biſt du's?

Scapin

(ſich aufrichtend.)

Das bin ich, liebes Weibchen!

Du gutes Kind, du allerbeſter Schatz!

Scapine.

O lieber Mann, ſeh' ich dich endlich wieder!

Scapin.

Kaum halt' ich mich, daß ich dich nicht bey'm Kopf
Mit beyden Händen faſſe, und auf einmal
Für meinen langen Mangel mich entſchäd'ge.

Scapine.

Laß ſeyn! Geduld! Wenn's jemand ſähe,
Das könnt' uns gleich das ganze Spiel verderben.

Scapin.

Du biſt ſo hübſch, ſo hübſch, du weißt es nicht,
Und vierzehn lange Tage
Hab' ich dich nicht geſehn!

Scapine.

Sieh doch, ſogar auf dich wirkt die Entfernung!
Laß uns nicht weiter tändeln!
Laß uns ſchnell
Bereden, was es gibt.
Du haſt dich alſo glücklich
Bey'm Alten eingeſchmeichelt? Haſt
Dich ihm empfohlen? Biſt in ſeinem Dienſte?

Scapin.

Zwey Wochen faſt.

Scapine.

Wie haſt du's angefangen?
Durch welchen Weg biſt du
In's Heiligthum des Geizes eingedrungen?

Scapin.

Es war ein Kunſtſtück, meiner werth.
Ich wußte, daß er ſeinen Diener
Schnell weggejagt, und nun allein
Zu Hauſe war. In der Geſtalt,
Wie du mich ſiehſt,

(er nimmt nach und nach die Krüppelgeſtalt wieder an.)

ſaß ich vor ſeiner Thür;
Und er ging aus und ein, und ſah mich nicht,
Brummte und ſchien mich nicht zu ſehn,
Mein Anblick war ihm keineswegs erbaulich.
Zuletzt ächzt' ich ſo lange, daß er ſich
Verdrießlich zu mir kehrte, rief:
Was willſt du hier? Was gibt's? —
Und ich war ſtr und bückte mich erbärmlich.

Arm und elend ſoll ich ſeyn.
Ach! Herr Doctor erbarmt euch mein!

(Zu der Perſon des Doctors.)

Geht zu andern, guter Mann!
Armuth iſt eine böſe Krankheit,
Die ich nicht curiren kann.

(Als Vetter.)

Ach weit bitterer noch als Mangel
Iſt mein Elend, meine Krankheit,
Iſt mein Schmerz und meine Noth;

Könnt ihr nichts für mich erfinden,
Iſt mein Leben nur ein Tod.

(Als Doctor.)

Reiche den Puls! Laß mich ermeſſen,
Welch ein Uebel in dir ſteckt.

(Als Bettler.)

Ach mein Herr! ich kann nicht eſſen.

(Als Doctor.)

Wie? nicht eſſen?

(Als Bettler.)

Ja, nicht eſſen!
Lange, lang' hab' ich vergeſſen,
Wie ein guter Biſſen ſchmeckt.

(Als Doctor.)

Das iſt ſehr, ſehr ſonderbar!
Aber ich begreif' es klar.

(Als Bettler.)

Eine Küche nur zu ſehen,
Gleich iſt es um mich geſchehen;
Nur von fern ein Gaſtmahl wittern
Macht mir alle Glieder zittern;
Würſte, Braten, und Paſteten
Sind im Stande mich zu tödten;
Wein auf hundert Schritt zu riechen,
Bringt mich in die größte Noth;
Reines Waſſer muß mir g'nügen,
Und ein Stück verſchimmelt Brot.

Ich ſah' ihn an; kaum hatt' er es vernommen,
Als er ſich auf einmal beſann.
In ſeinem Herzen war das Mitleid angekommen,
Ich war ſein guter, lieber, armer Mann.

Ach! rief ich aus: ich mag noch alle Pflichten
Von jedem Herrendienſt mit Munterkeit und Treu,
Was man mir aufträgt, gern verrichten:
Nur macht mich eines Herrn wollüſtig Leben ſcheu.
Er ſann und freute ſich — und kurz und gut,
Mein Uebel war ihm mehr als ein Empfehlungsſchreiben.
Er ſprach: Mein Tiſch empört dir nicht das Blut,
Du kannſt getroſt in meinem Hauſe bleiben.
Wir wurden einig, und ich ſchlich mich ein.

Scapine.

Wie ging es dir?

Scapin.

Eh nun!
Ich faſtete ganz herrlich
Dem Anſchein nach;
Doch, wie er den Rücken wendete,
That ich im nächſten Gaſthof
Nach aller Luſt mir reichlich was zu gute.

Scapine.

Und er?

Scapin.

Von ſeinem Geize, ſeinem kargen Leben,
Von ſeinem Unſinn, ſeinem Ungeſchick,
Erzähl' ich nichts; darüber ſollſt du noch
An manchem ſchönen Abend lachen.
Genug, ich weiß nun wie es ſteht,
Ich kenne die Gelegenheit
Und jeden Winkel ſeines Hauſes.
Und ob er gleich
Mit ſeiner Caſſe ſehr geheim iſt,

So wett' ich doch,
Von jenen hundert köſtlichen Ducaten,
Die uns gehörten,
Die er uns vor der Naſe weggeſchnappt,
Iſt noch kein einziger aus ſeinen Händen.
Oft ſchließt er ſich ein und zählt,
Und ich habe durch eine Ritze
Das ſchöne Geld zuſammen blinken ſehn.
Wenn wir nun klug ſind,
Iſt es wieder unſer.

Scapine.

So glaubſt du, jener Streich,
Den wir uns vorgenommen,
Sey durchzuſetzen?

Scapin.

Ganz gewiß.
Verlaſſe dich auf mich!
Nur merke wohl!

Scapine.

Ich merke.

Scapin.

In ſeinem Zimmer ſtehen zwey Geſtelle
Mit Gläſern, eins zur Linken, und zur Rechten
Mit Büchſen eins und mit Schachteln:
Dieß iſt das Arſenal, woraus der Tod
Privilegirte Pfeile ſendet.
Auf dem Geſtelle zur Rechten,
Ganz oben, rechts, ſteht eine runde Büchſe,
Roth angemahlt,
Wie auf den andern Reihen

Mehr Büchsen stehn.
Doch diese kannst du nicht verfehlen;
Sie steht zuletzt, allein,
Und ist die einzige von ihrer Art
In dieser Reihe.
In dieser Büchse ist das Rattengift
Verwahrt,
Arsenik steht auch außen angeschrieben:
Das merke dir.

Scapine.

Wie? Auf dem Gestelle rechts?

Scapin.

Wohl!

Scapine.

Und auf der obern Reihe,
Die letzte Büchse?

Scapin.

Recht.

Scapine.

Arsenik steht daran,
Und sie ist roth und rund?

Scapin.

Vollkommen. Du kennst sie
Wie deinen Mann, von innen und von außen.
Wir mustern eben seine Flaschen und seine Büchsen.
Notiren was an Arzeneyen abgeht,
Da bring' ich bey Gelegenheit die Sachen durcheinander,
Daß ein Versehn noch mehr wahrscheinlich werde.

Scapine.

Brav! Und übrigens soll alles gehn,
Wie wir es abgeredet?

Scapin.

Gewiß.

Scapine.

Du fürchteſt nichts von deines Herren Klugheit?

Scapin.

Mit nichten! Wenn du die Kunſt
Ohnmächtig dich zu ſtellen noch verſtehſt,
Mit ſtockendem Pulſe
Für todt zu liegen,
Wenn mir der Kopf am alten Flecke ſteht:
Nur friſch! es geräth!
Er iſt ein ganz erbärmlicher Menſch,
Ein Scheim und überdieß ein Narr,
So recht ein Kerl,
Von dem die Leute gerne glauben,
Es ſtecke etwas hinter ihm verborgen.
Nur friſch, mein Liebchen!
Deine Hand, und guten Muth,
So iſt der Braten unſer!

Scapine.

Es ſchleicht durch Wald und Wieſen
Der Jäger, ein Wild zu ſchießen,
Frühmorgens eh' es tagt.

Scapin.

Die Mühe ſoll uns nicht verdrießen.
Auch wir ſind angewieſen,
Ein jedes hat ſeine Jagd.

Scapine.

Auch wir ſind angewieſen!
Die Mädchen auf die Tropfen,

Die Weiber auf die Thoren,
Die Männer auf die Narren.
O! welche hohe Jagd!

Scapin.

Es muß uns nicht verdrießen.
Denn oft iſt Malz und Hopfen
Bey allen gar verloren;
Man muß vergebens harren,
Wenn man nichts Kühnes wagt.

Beyde.

Es muß uns nicht verdrießen!

Scapine.

Denn oft iſt Malz und Hopfen,

Scapin.

An ſo viel armen Tropfen,

Scapine.

So viel verkehrten Thoren,

Scapin.

Und alle Müh' verloren.

Scapine.

Der ganze Schwall von Narren,

Scapin.

Läßt euch vergebens harren,

Beyde.

Wenn ihr nichts Kühnes wagt.

Scapin.

Es iſt nun deine Sache;
Ich weiß wie klug du biſt.
Süß iſt die Rache,
Und angenehm die Liſt.

Scapine.

Es iſt gemeine Sache;
Ich weiß wie klug du biſt.
Süß wird die Rache,
Und angenehm die Liſt.

Scapin.

Eh eile
Und komme bald zurück.

Scapine.

Ich weile
Nicht einen Augenblick.

Beyde.

Ich lade dich auf heute
Zu neuen Ergetzungen ein.
Die Rache, die Liſt, die Beute,
Wie ſoll ſie, wie wird ſie uns freun!

Zweyter Act.

Zimmer, Geſtelle mit Arzeneybüchſen und Gläſern im Grunde, Tiſch zur rechten, Großvaterſtuhl zur linken Seite der Spielenden.

Der Doctor
(mit Geldzählen beſchäftigt).

Süßer Anblick! Seelenfreude!
Augenweid' und Herzensweide!
Erſte Luſt und letzte Luſt!
Zeigt mir alle Erdegaben,
Alles, alles iſt zu haben,
Und ich bin es mir bewußt!

Die meiſten Menſchen kommen mir
Wie große Kinder vor,
Die auf den Markt mit wenig Pfennigen
Begierig eilen.
So lang' die Taſche noch
Das Bißchen Geld verwahrt,
Ach! da iſt alles ihre.
Zuckerwerk und andre Näſchereyen,
Die bunten Bilder und das Steckenpferdchen,
Die Trommel und die Geige!
Herz, was begehrſt du? —
Und das Herz iſt unerſättlich!

Es ſperrt die Augen ganz gewaltig auf.
Doch iſt für eine dieſer Siebenſachen
Die Barſchaft erſt vertändelt,
Dann Adieu ihr ſchönen Wünſche,
Ihr Hoffnungen, Begierden!
Lebt wohl!
In einen armen Pfefferkuchen
Seyd ihr gekrochen!
Kind, geh nach Hauſe!

Nein, nein! ſo ſoll mir's niemals werden.
So lang' ich dich beſitze,
Seyd ihr mein,
Ihr Schätze dieſer Erde!
Was von Beſitzthum
Irgend einen Reich a
Erfreuen kann,
Das ſeh' ich alles,
Und kann fröhlich rufen:
Herz, was begehrſt du?

Soll mich ein Wagen
Mit zwey ſchönen Pferden tragen?
Gleich iſt's gethan.
Willſt du ſchöne reiche Kleider?
Schnell, Meiſter Schneider,
Meſſ' er mir die Kleider an! —
Haus und Garten?
Hier iſt Geld!
Spiel und Karten?
Hier iſt Geld!

Köſtlich Speiſen?
Weite Reiſen?

Mein iſt, mein die ganze Welt!
Herzchen! Liebes Herzens-Herzchen! —
Was begehrſt du, Herzens-Herzchen?
Fordre nur die ganze Welt.

Welcher Anblick! welche Freude!
Augenweid' und Seelenweide!
Erſte Luſt und letzte Luſt!
Zeigt mir alle Erdegaben,
Alles, alles iſt zu haben,
Und ich bin es mir bewußt!

Wer klopft ſo leiſe?
Gewiß mein Diener.
Er glaubt, ich ſchlafe,
Indeß ich mich
An meinen Schätzen wohl beluſtige.
(Laut.)
Wer klopft? — Biſt du's?

Scapin.

Wacht ihr, mein Herr und Meiſter?

Doctor
(als gähnte er).

Ach! Oh! Au! Ah!
So eben wach' ich auf,
Gleich öffn' ich dir die Thüre.
Warte! Warte!

Scapin
(hereintretend).

Wohl bekomm' euch das Schläfchen!

Doctor.

Ich denk' es soll.
Hast du indessen
Den Umschlag fleißig gebraucht?
Hast du die Tropfen eingenommen?

Scapin.

Das versäum' ich nie.
Wie sollt' ich auch den eignen Leib so hassen,
Nicht alles thun, was ihr verordnet?
Unendlich besser fühl' ich mich.
Seht nur, mein Knie verliert die alte Krümme,
Schon fang' ich im Gelenke
Bewegung an zu spüren,
Und bald bin ich durch eure Sorgfalt
Frisch wie zuvor.
Nur ach! der Appetit
Will noch nicht kommen!

Doctor.

Danke dem Himmel dafür!
Wozu der Appetit?
Und wenn du keinen hast,
Brauchst du ihn nicht zu stillen. —
Laß uns nun wieder an die Arbeit gehn.
Wo sind wir stehn geblieben?
Welche Reihe hast du zuletzt gehabt?

Scapin
(am Gestelle deutend).

Hier! diese.

Doctor.

Wohl, wir müssen eilen,
Damit ich wisse, was von jeder Arzeney,
Von jeder Species mir abgeht,
Daß ich bey Zeiten mich in Vorrath setze.
Ich habe schon zu lange gezaudert,
Es fehlt mir hier und da.

Scapin
(steigt auf einen Tritt mit Stufen, der vor dem Repositorium steht).

Rhabarbar! ist zur Hälfte leer.

Doctor
(am Schreibtisch).

Wohl.

Scapin.

Der Lebensbalsam!
Fast ganz und gar verbraucht.

Doctor.

Ich glaub' es wohl,
Er will der ganzen Welt fast ausgehn.

Scapin.

Präparirte Perlen! — Wie?
Die ganze Büchse voll!
Ich weiß nicht was ich sagen soll.
Ihr wißt ja sonst recht wohl zu sparen,
Verschwendet ihr so die köstlichste der Waaren?

Doctor.

Gar recht! Du hast dich nicht geirrt!

Ja wohl bin ich ein guter Wirth,
Es jammerte mich stets die Perlen klein zu mahlen;
Für dießmal sind es Austerschalen.

Scapin.

Königlich Elixir! —
Wie roth, wie schön glänzt diese volle Flasche!
Mein guter Herr, erlaubt mir daß ich nasche;
Vielleicht errett' ich mich von aller meiner Pein.

Doctor.

Laß sie nur stehen! Laß sie seyn!
Man nimmt es nicht zum Zeitvertreibe.
Die Kraft des Elixirs ist aller Welt bekannt,
Von seiner Wirkung königlich genannt;
Es schlägt gewaltig durch und läßt euch nichts im Leibe.

(Es klopft.)

Doch fahre hübsch in einer Reihe fort.
Was soll das seyn? Du bist bald hier bald dort!

(Es klopft.)

Doctor.

Mich dünkt es pocht.

Scapin.

Ich hab' es auch vernommen.

Doctor.

Der Abend ist schon nicht mehr weit.
Geh' hin und sieh; es ist sonst nicht die Zeit,
Wo Patienten kommen.

(Scapin ab. Der Doctor beschäftigt sich während des Alleinseins mit diesem und jenem.)

Scapin (kommt zurück).

Herr! ein Mädchen! Herr! ein Weibchen,
Wie ich keines lang' gesehn.

Wie ein Schäfchen, wie ein Täubchen!
Jung, beſcheiden, ſanft und ſchön.

Doctor.

Führ' herein das junge Weibchen;
Mich verlanget ſie zu ſehn.

Scapin.

Nur herein, mein Turteltäubchen!
Sie muß nicht von weitem ſtehn.

Doctor.

Nur herein! O wie ſchön!

(Zu Zwey.)

Nur herein! O wie ſchön!
So beſcheiden und ſo ſchön!
Nur herein!
Sie muß nicht von weitem ſtehn.

Scapine.

Ein armes Mädchen,
Vergebt, vergebet!
Ich komm' und flehe
Um Rath und Hülfe
Von Schmerz und Noth.

Ich bin ein Mädchen!
Nennt mich nicht Weibchen,
Ihr macht mich roth.

Doctor.

Mein liebes Kind, Sie muß ſich faſſen;
Tret' Sie getroſt herbey,
Sie darf vor aller Welt ſich frey,
Vor Kaiſer und vor Königen ſich ſehen laſſen.

Was fehlt Ihr? Rede Sie! Sie darf ſich mir vertrau'n.
Wie ſoll man mehr auf äußres Anſehn bau'n!
Wer Sie nur ſähe, ſollte ſchwören,
Sie ſey recht wacker und geſund;
Ich glaub' es ſelbſt, es muß Ihr ſchöner Mund
Mich eines andern erſt belehren.

Scapine.

Wollt ihr den Puls nicht fühlen, weiſer Mann?
Vielleicht erfahrt ihr mehr als ich euch ſagen kann.
(Sie reicht ihm den Arm.)

Doctor.

Ey! ey! was iſt das?
Wie geſchwind!
Wie ungleich!
Bald früher, bald ſpäter.
Das kindiſche, unſchuldige Geſicht! —
Im Herzchen iſt kein Gleichgewicht.
Ja, ja, gewiß, der Puls iſt ein Verräther.
Zaudre nicht, die Zeit vergeht!
Geſteh', wie es in deinem Herzen ſteht.

Scapine.

Ach! wie ſollt' ich das geſtehen,
Was ich nicht zu nennen weiß?
Mir nicht ſo in's Aug' geſehen!
Nein, mein Herr, es wird mir heiß.

Fühlen Sie mein Herz; es ſchläget,
Es beweget
Meine Bruſt ſchon allzu ſehr!

Ach! was ſoll ich denn geſtehen? —
Mir nicht ſo in's Aug' geſehen!
Nein, mein Herr, ich kann nicht mehr.

(Sie hat ſich während der Arie manchmal nach Scapin umgeſehen, als wenn ſie ſich vor ihm fürchtete.)

Doctor.

Ich verſtehe dich;
Du trauſt mir wohl,
Doch willſt du dich vor dieſem Burſchen da
Nicht expliciren.
Ich lobe die Beſcheidenheit.

(Zu Scapin.)

Haſt du nichts zu thun, als dazuſtehn?
Geh' hin, beſchäft'ge dich!

Scapin.

Mein Herr, der Anblick heilet mich:
Ich fühle nach und nach ein himmliſches Behagen;
Ich glaube gar mir murrt der Magen!
Wie durch ein Wunder flieht die Pein,
Die Luſt zum Eſſen ſtellt ſich ein.
O dürft' ich, um es zu beweiſen,
Gleich hier in dieſen Apfel beißen!

(Er greift ihr an die Wange.)

Doctor.

Willſt du! — Unverſchämter! —
Hinaus mit dir! Was fällt dir ein?
Der Biſſen iſt für dich zu fein.

(Er treibt ihn fort.)

Nun, ſchöner Schatz, ſind wir allein.

Geſtehe mir nun was dich quälet,
Was du zu viel haſt, was dir fehlet.

Scapine.

O ſonderbar und wieder ſonderbar
Iſt mein Geſchick!
Ich gleiche mir nicht einen Augenblick.
Es iſt ſo ſeltſam und ſo wahr!

Gern in ſtillen Melancholien
Wandl' ich an dem Waſſerfall,
Und in ſüßen Melodien
Locket mich die Nachtigall.

Doch hör' ich auf Schalmeyen
Den Schäfer nur blaſen,
Gleich möcht' ich mit zum Reihen
Und tanzen und raſen,
Und toller und toller
Wird's immer mit mir.

Seh' ich eine Naſe,
Möcht' ich ſie zupfen;
Seh' ich Perücken,
Möcht' ich ſie rupfen;
Seh' ich einen Rücken,
Möcht' ich ihn patſchen;
Seh' ich eine Wange,
Möcht' ich ſie klatſchen.

(Sie übt ihren Muthwillen, indem ſie jedes was ſie ſingt, gleich an ihm ausläßt.)

Hör' ich Schalmeyen,
Lauf' ich zum Reihen;

Toller und toller
Wird's immer mit mir.

(Sie zwingt ihn zu tanzen, ſchleudert ihn in eine Ecke, und wie ſie ſich erholt hat, fällt ſie wieder ein.)

Nur in ſtillen Melancholien
Wandl' ich an dem Waſſerfall,
Und in ſüßen Melodien
Locket mich die Nachtigall.

Doctor.

Nun! nun! bey dieſem ſanften Paroxismus
Wollen wir's bewenden laſſen!
Daß ja der tolle Dämon nicht ſein Spiel
Zum zweytenmal mit meiner Naſe treibe.

(Wie ſie eine muntere Gebärde annimmt, fährt er zuſammen.)

Noch niemals hat ein Kranker
So deutlich ſeinen Zuſtand mir beſchrieben.
Ein Glück, daß es nicht öfter kommt!
Doch kommen auch ſo ſchöne Patienten
Nicht öfters. Liebſtes Kind,
Hat Sie Vertraun zu mir?

Scapine

(freundlich und zuthätig).

Vertraun? Ich dächte doch!
Hab' ich mich nicht genugſam explicirt?

Doctor.

O ja! vernehmlich! — Ich meyne nur Vertraun —

(Er thut ihr ſchön, ſie erwiedert's.)

Was man Vertrauen heißt,
Wodurch die Arzeney erſt kräftig wird —
Gut! — Merke Sie, mein Schatz:

Die große Heftigkeit verspricht kein langes Leben;
Ich merk' es wohl, die Säfte sind zu scharf.

(Bey Seite.)

Ich muß ihr Arzeneyen geben,
Damit sie einen Arzt bedarf.

(Während des Abgehens des folgenden Duetts bringt der Doctor einen kleinen Tisch hervor, und indem er einen Becher darauf setzt, fällt er ein.)

Doctor.

Aus dem Becher, schön vergoldet,
Sollst du, liebes Weibchen, trinken:
Aber laß den Muth nicht sinken;
Es ist bitter, doch gesund.

Scapine.

Ewig bleib' ich euch verschuldet;
Gern gehorch' ich euren Winken;
Was ihr gebet, will ich trinken,
Ich versprech's mit Hand und Mund.

Doctor

(der jedesmal hin und wieder läuft, und von den Apotheken Büchsen und Gläser holt und davon in den Becher einschüttet, sie aber zusammen auf dem Tische neben dem Becher stehen läßt).

Drey Messerspitzen
Von diesem Pulver!
Drey Portiönchen
Von diesem Salze!
Nun ein Paar Löffel
Von diesem Tropfen!
Nun ein halb Gläschen
Von diesem Safte!
O weich ein Trinkchen!

O welch ein Trank!
Ja, mein Kindchen, das erfrischet;
Du hast ganz gewiß mir Dank!

Scapine.

Ach mein Herr! Ach mischet! mischet
Nicht so viel in Einen Trank!

Doctor.

Nun misceatur, detur, signetur.
Mühlendes, sprühlendes,
Kühlendes Tränkchen!
Köstlicher hab' ich
Nie was bereitet!
Nimm es, vom besten
Der Wünsche begleitet!
Zaudre nicht, Kindchen,
Trinke nur frisch,
Und du wirst heiter,
Gesund wie ein Fisch.

(Sie nimmt indessen den Becher, zaudert, setzt ihn wieder hin. Einige Augenblicke Pause. Stummes Spiel. Wie sie den Becher gegen den Mund bringt.)

Scapin

(rufen in einiger Entfernung).

Hülfe!

Doctor.

Was soll das seyn?

Scapin.

Hülfe!

Scapine.

Wen hör' ich schreyn?

Scapin.

Reiter!

Doctor.

Soll das mein Diener ſeyn?

Scapin.

Reiter!

Scapine.

Ich bit' ihn ſchreyn.

Scapin (hinein tretend).

Feuer! Feuer!
Feuer im Dache!
Im obern Gemache
Iſt alles voll Dampf.

Doctor.

Feuer im Dache?
Im obern Gemache?
Mich lähmet der Krampf.

Scapine.

Eilet zum Dache,
Zum obern Gemache!
Wo zeigt ſich der Dampf?

(Scapin ab.)

Doctor.

Ich bin des Todes!
Auf immer geſchlagen!

Scapine.

Was ſoll ich ergreifen?
Was ſoll ich euch tragen?

Doctor

(ihr eine Schatulle reichend).

Hier! nimm!
Nein! laß!

Scapine.

Gebt her!
Warum das?

Doctor.

Ich bin des Todes,
Auf immer geschlagen!
Mich lähmet der Krampf!

Scapine.

Laßt mich nur nehmen,
Laßt mich nur tragen!
Riecht ihr den Dampf?

Scapin

(mit ein Paar Eimern).

Hier bring' ich Waſſer.
Auf! Waſſer getragen!
Es mehrt ſich der Dampf.

Doctor.

Welche Verwirrung!
Entſetzen und Graus!

Scapin.

Eilet und löſchet
Und rettet das Haus!

Scapine.

Faſſet und traget
Und ſchleppet hinaus!

(Sie bringt dem Doctor die Eimer auf, sie rennen wie unsinnig durch einander, endlich schieben sie den Doctor zur Thüre hinaus, Scarin hinter ihm drein, Scarine kehrt in der Thüre um und bricht, da sie sich allein sieht, in ein lautes Lachen aus.)

Ha! ha! ha! ha!
Nur unverzagt,
Geschwind gewagt!
Das ist vortrefflich gut gegangen!

(Sie gießt den Trank zum Fenster hinaus und stellt den Becher wieder an seinen Platz.)

Ha! ha! ha! ha!
Da fließt es hin!
Wir haben ihn!
Er ist mit Haut und Haar gefangen.

Geschwind, daß ich das Beste nicht vergesse!
Wo steht die Büchse?

(Sie sieht sich an den Repositorien um.)

Hier! das muß sie seyn.

(Sie steigt auf dem Tritt in die Höhe.)

Arsenik! Ja getroffen, schnell getauscht. —
Diese hier ist ziemlich ähnlich,
Weißes Pulver in dieser wie in jener.

(Sie verwechselt die Büchsen, setzt die eine auf das Tischchen, die andere hinauf.)

So!
Welch Entsetzen wird den Alten fassen!
Welch Unheil ihn ergreifen,
Wenn er mich
Durch seine Schuld vergiftet glaubt!
Und nun geschwind, zu sehen wo sie bleiben,
Daß ich ihm nicht verdächtig werde.

Nur unverzagt!
Es iſt vortrefflich gut gegangen.
Wir haben ihn!
Er iſt mit Haut und Haar gefangen.

Dritter Act.

Das Theater bleibt unverändert.

Doctor. Scapin.

Doctor.

Welche Tollheit? welcher Unſinn
Hat den Kopf
Dir eingenommen?
Unverſtänd'ger Tropf!

Scapin.

Lobet meine häuslichen Sorgen,
Meinen wackern Kopf.
Unrecht bin ich angekommen,
Aber bin kein Tropf.

Doctor.

Rede nicht, Unglücklicher!
Ich kann die halben Gläſer,
Büchſen und Schachteln,
Mein halb Dispenſatorium
Hinunter ſchlucken,
Eh' ich den Schaden
Wieder aus meinen Gliedern
Klein heraus zu ſpühlen
Im Stande bin.

Scapin.

Ihr habt ja ohne dieß
Gar manche Arzeneyen
Auf's neue zu bereiten.
Macht die Portionen nur doppelt,
Geht bey euch ſelbſt zu Gaſte.

Scapine (kommt).

Doctor.

Denke nur, mein Kind,
Der Lärm war ganz um nichts.
Es roch und ſtank im Hauſe;
Allein was war's?
Im obern Zimmer,
Unter'm Dache,
Nichts von Rauch und Dampf.
Ich komm' hinunter in die Küche,
Da liegt ein alter Hader in der Aſche
Und dampft und ſtinkt,
Das war die Feuersbrunſt! —
Ich will dich künftig lehren
So lange Kohlen halten,
Nicht gleich die Brände löſchen!
Geh! geh mir aus den Augen!
Dein Glück iſt dieſes ſchöne Kind,
Das jedes widrige Gefühl
In meinem Buſen lindert,
Und meine Galle
Zu Honig wandelt. Geh!

(Scapin ab.)

Doctor

(sieht in den Becher. Da er ihn leer findet, vergnügt zu Scapinen).

Nun, mein Kind, es wird bekommen!
Sag' mir, ging es frisch hinein?

Scapine

(die indessen allerley Geberden des Uebelseyns gemacht hat).

Götter! hätt' ich's nicht genommen!
Welche Glut! O welche Pein! —
Mir ist's ich krieg' ein Fieber.

Doctor.

Nicht doch, es geht vorüber.

Scapine.

Ich zittre, ich friere!
Ich wanke, verliere
Bald Hören und Sehn!

Doctor.

Sag' Sie mir, um's Himmels willen,
Schönes Kind, was fängt Sie an?

Scapine.

Ach! wer kann die Schmerzen stillen!
Ach! was hat man mir gethan!

Doctor.

Weh! ich zittre! Weh! ich bebe!
Welcher Zufall, welch Geschick!

Scapine.

Ich verschmachte! ach! ich lebe
Nur noch einen Augenblick!

Doctor.

Es soll die Facultät entscheiden.
Ich bin nicht Schuld an deinem Schmerz.

Scapine.

Schon wühlt in meinen Eingeweiden
Entſetzlicher der Schmerz!

Doctor.

Ach wie zerreißen deine Leiden
Mein eigen Herz!

Scapine.

Schon ſteigen bittre Todesleiden
Herauf an's Herz.

Doctor.

Mein Kind!
Mein ſchönes, allerliebſtes Püppchen!
O ſetze dich.

(Er führt ſie zum Seſſel.)

Nur einen Augenblick Geduld,
Es geht gewiß vorüber.
Was ich dir gab, iſt unſchuld'ge Arzeney;
Sie ſollte eigentlich
Faſt ganz und gar nichts wirken;
Es war auch nichts halb ſchädliches dabey.
Deine Klagen zerrütten mir das Gehirn,
Der Angſtſchweiß ſteht mir auf der Stirn.
Was iſt geſchehn? Was iſt dir? Rede frey!

Scapine (aufſtehend).

Welch ein ſchreckliches Licht
Fährt auf einmal vor der Seele mir vorüber!
O Himmel! Weh mir! Weh!
Ja, es iſt Gift!
Ich bin verloren! Und du biſt der Mörder!

Doctor.

Du fabelſt, kleiner Schatz.

Scapine.

Widerſprich mir nicht,
Geſteh mir! Ich fühl' es, ich muß ſterben.

Doctor.

Ich bin des Todes!

Scapine

(nach einer Pauſe, in welcher der Doctor unbeweglich geſtanden, auf ihn los fahrend).

Es wüthet in meinen Eingeweiden
Unbändiger der Schmerz.
Es faſſen bittre Todesleiden
Mein bald zerriſſen Herz.

(Sie geht in ein Gebärdenſpiel über, als wenn ſie außer ſich wäre, als wenn ſie an einen fremden Ort geriethe.)

Doctor.

Welche Gebärden!
Himmel! was ſoll das werden!

Scapine.

Mit Widerwillen
Betret' ich ſchaudernd dieſen Pfad,
Allein ich muß.
So ſey es denn! Ich gehe,
Doch geh' ich nicht allein.
Halt an! halt hier!
Keinen Schritt!
Den Weg, den du mich ſendeſt,
Sollſt du mit!
Du ſollſt nicht mehr auf unſre Koſten lachen.

Bereites Glück! Hier kommt ſchon Charons Nachen.
Herbey! herbey! Lande mit deinem Kahn!
Nur immer ſchneller! Näher heran!

(Zum Doctor.)

Doch ſtille! daß ich dich nicht nenne,
Daß dich der Alte nicht erkenne.
Du haſt ihm ſo viel Fährlohn zugewendet,
So manches Seelchen ihm geſendet;
Erkennt er dich, ſo nimmt er dich nicht ein,
Du kannſt ihm hüben mehr, als drüben nütze ſeyn.

(Sie ſtößt ihn vor ſich hin, gleichſam in den Kahn. Sie ſteigt nach ihm ein, hält ſich manchmal an ihn feſte, und geberdet ſich in der folgenden Arie wie eins, das in einem ſchwankenden Schiffe ſteht.)

Hinüber, hinüber!
Es heben, es kräuſeln
Sich fliehende Wellen;
Wir ſchwanken und ſchwimmen,
Wir ſchweben und ſchaukeln
An's Ufer hinan:

Und trüber und trüber
Vernehm' ich ein Säuſeln,
Ein Aechzen, ein Wellen. —
Sind's Lüfte? ſind's Stimmen?
Ja! Ja! Es umgaukeln
Schon Geiſter den Kahn.

(Sie macht die Gebärden als wenn ſie aufſingt, den Zuhörern bezahlte u. ſ. w.)

Doctor.

Ja! ja! wir ſind nun angelandet.

Laß uns nur ſehn, wo wir ein Obdach finden,
Ob jemand hier zu Hauſe ſey.

(Er will nach der Thüre, ſie hält ihn ab.)

Scapine.

Zurück! zurück! das iſt nun meine Sache!
Du wirſt noch immer früh genug
In dieſen hölliſchen Pallaſt
Gefordert werden.
Ich ruhe hier an dieſen Schwellen
Erſt aus von meiner weiten böſen Reiſe.

(Sie führet den Schemmel, worauf ſie ſich ſetzt, quer vor, daß der Alte nicht zur Thüre kommen kann.)

Und du, bleib' hier, und hüte dich,
Mit keinem Fuß den Vorhof zu verlaſſen!

Doctor

(indem er vergebens verſucht zu entkommen).

Wie komm' ich zur Thüre?
Wär' ich eine Spinne,
Wär' ich eine Fliege,
Kröch' ich, flög' ich fort:

Aber ich verliere,
Was ich auch erſinne;
Wenn ich ſie nicht betrüge,
Komm' ich nicht vom Ort.

Sie glaubt in Plutons Reich zu ſeyn,
Vor ſeiner Thür zu ſitzen und zu ruhen.
Wie komm' ich da hinein?
Was kann ich thun?
Ich muß mich auch nach ihrem Sinne richten,
Ich will mir was Poetiſches erdichten.

Da fällt mir ein, was gut gelingen muß:
Ich ſtelle mich als Cerberus.
Den Hunden, die in's Haus gehören,
Wird ſie den Eingang nicht verwehren.

(Er kommt auf allen Vieren, knurrt und bellt ſie an.)

Wau! Wau!
Mach Platz,
Mein Schatz,
Es gibt Verdruß!

Wau! Wau! au! au!
Ich muß hinaus,
Ich muß in's Haus,
Ich bin der Cerberus.

(Da er ihr zu nahe kommt, gibt ſie ihm einen Tritt, daß er umfällt. Er bellt hierauf fort und endigt die Arie.)

Scapine (aufſtehend).

(Der Doctor fährt auf und in die rechte Ecke.)

Der Hund erinnert mich,
Daß ich nicht länger warten ſoll.
Ja! ja! du Böſewicht,
Dein Maß iſt voll!
Hervor mit dir! Sie haben Platz genommen,
Die hohen Richter und ihr Fürſt.
Es ſind ſo viele Zeugen angekommen,
Daß du dich nicht erretten wirſt.

(Gegen den Lehnſtuhl gekehrt.)

Mit Ehrfurcht tret' ich vor die Stufen
Des hohen Throns.
Habt ihr ſie all' herbey gerufen,
Die Opfer dieſes Erdenſohns?

Verdient er schon von euch Belohnung,
Daß er die öde kalte Wohnung
Mit Colonisten reich besetzt;
Vergesset, daß ihr ihn als Unterhändler schätzt;
Wollt ihr parteyisch auch dem Arzt vergeben,
So leiht mir doch gerecht ein unbefangen Ohr!
Mit Gift entriß er mir das Leben,
Ich stell' ihn euch als Mörder vor.

In euerm finstern Hause
Laßt Recht mir widerfahren,
Gebt ihm den verdienten Lohn!
Ich schlepp' ihn bey den Haaren,
Ich zerr' ihn bey der Krause
Vor euern furchtbar'n Thron.

Hier kniet der Verbrecher!
Es zeigen die Rächer,
Mit Fackeln in Händen,
Mit Schlangen und Bränden,
Die Geister sich schon!

(Die Pantomime der vorhergehenden Arie gibt sich von selbsten. Am Ende wirft sie sich in den Sessel; er bleibt ihr zu Füßen liegen. Sie fällt wieder in Gebärden des Schmerzens; sie scheint zu sich zu kommen, er läuft hin und wieder, bringt ihr zu riechen, gebärdet sich ängstlich. Sie stößt von Zeit zu Zeit schmerzhafte Seufzer aus. Dieses stumme Spiel wird von Musik begleitet, bis endlich der Doctor in folgenden Gesang fällt und Scapin zugleich sich von außen hören läßt.)

Doctor.

Kneipen und Grimmen
Geht bald vorüber,
Dient zur Gesundheit.

Sieh, ich beſchwöre
Den Mond und die Sterne,
Zeugen der Unſchuld!

Scapin.

Gräßliche Stimmen
Hör' ich erſchallen,
Rufen um Hülfe.
Nein, nein, ich höre
Nicht länger von ferne
Den Lärm mit Geduld.

(Er tritt herein.)

Doctor.

Ach mein Freund,
Sieh nur hier!
Dieſe ſtirbt
Glaubt von mir
Und von meinen Arzeneyen
Umgebracht zu ſeyn.

Scapine.

Mein Auge ſinkt in Nacht —
Ich ſterbe!
Dieſer hat mich umgebracht!

Doctor (zu Scarin).

Du glaubſt es nicht,
Du kennſt mich zu gut.

Scapin.

Iſt's möglich — Herr! — Warum? —
Du armes junges Blut!

Scapine.

Daß er nicht entfliehe!

Der Strafe ſich nicht entziehe!
Der Tod gibt mir nur dieſe kleine Friſt
Zu bitten: ſey gerecht! —
Wenn du nicht ſein Helfers-Helfer biſt.

Doctor.

O Noth! in die wir gerathen!
Wer hilft uns ſie überſtehn?

Scapin.

Welche ſchwere Miſſethaten
Seh' ich geſchehn!

Scapine.

Ach wohin — bin ich — gerathen? —
Ach! das Licht — nicht mehr — zu ſehn!

(Während dieſes Terzett's ahmt ſie eine Sterbende nach und liegt am Ende deſſelben für todt da.)

Scapin.

Sie iſt todt! Ganz gewiß!
Es ſtockt der Puls, ihr Auge bricht.
Welch eine ſchreckliche Geſchichte!
Ich flüchte.

Doctor.

Halt! bleibe!
Bey'm heiligen Hippokrates,
Galenus und bey Sokrates,
Der am Verſuch mit Schierling ſelber ſtarb;
Bey allen Pfennigen die ich mir je erwarb,
Unſchuldiger iſt nichts aus meiner Hand gekommen,
Als jenes Tränkchen, das ſie eingenommen.
Nähm's einer auch zum Frühſtück täglich ein,
Weder ſchlimmer, weder beſſer,

Soll's

Sollt's ihm in seinen Häuten seyn.
Hier steht noch alles, wie ich's eingefüllt.

(Scapin tritt hinzu.)

Was gibt's? Was ist dein Blick so wild?
Dein Auge starrt! du zitterst! Rede, sprich!
Weich ein Gespenst erschrecket dich?

Scapin.

Verflucht! an dieser Büchse steht
Arsenik angeschrieben.

Doctor.

A — Ar — Arsenik! Weh mir! Nein!
Es kann nicht seyn!

Scapin.

Ja wohl! Seht her!

Doctor.

O weh!
Ich Unglückseliger! Wie kam sie da herab?

Scapin.

Das weiß ich nicht; genug sie steht nun hier,
Und schwerlich läßt sich ein Versehen denken.

Doctor.

Das Unglück macht mich stumm,
Nacht wird's vor mir, mir geht der Kopf herum.

Scapin

(ihm die Büchse vorhaltend).

Seht an! Seht her!
Es sey nun wie es sey.
Welch Unheil habt ihr angestiftet!
Das arme Mädchen ist vergiftet.

Seht die Bläſſe dieſer Wangen,
Seht nur an die ſteifen Glieder!
Herr! Was habt ihr da begangen?
Ach er ſank auf ewig nieder,
Dieſer ſchöne holde Blick!

Hier iſt es beſſer weit entfernt zu ſeyn.
Lebt wohl! Habt Dank! Gedenket mein!

Doctor.

Gedenke du, was ich an dir gethan!
Hier iſt Gelegenheit, dein dankbar Herz zu zeigen;
Nimm deines guten Herrn dich auch in Nöthen an.
Du weißt, ich kann, ich hoff' auch du kannſt ſchweigen.
Sieh dieſes ſchöne Paar Ducaten
Iſt dein, wenn du ſie zuſammenraffſt,
Sie mir aus dem Hauſe ſchaffſt.
Mein alter Freund, hilf mir davon!

Scapin.

Wey'm Himmel! wohl ein ſchöner Lohn!
Iſt es ein Kleines, was ich wage,
Wenn ich heut' Nacht ſie aus dem Hauſe trage?
Ich ſchleppe ſie erſt eine gute Strecke,
Werf' ſie in den Canal, lehn' ſie an eine Ecke;
Ertappt man mich, adieu du armer Tropf!
Was eure Kunſt gethan, das büßt mein Kopf.

Doctor

(zieht nach der Schatulle, nimmt heraus).

Nimm, o nimm die fünf Zechinen!

Scapin.

Nein, gewiß, ich thu' es nicht!

Doctor.

Willſt du mir um zehne dienen?

Scapin.

Zehne haben kein Gewicht.

Doctor.

Hier ſind zwanzig.

Scapin.

Kein Gedanke!

Immer weiter!

Doctor.

Ich ertranke,

Es vergeht mir das Geſicht!

Nimm die dreyßig —

Scapin.

Laßt doch ſehen!

(Scapin nimmt das Geld, läßt's in einen Beutel laufen, den er bereit hält, reicht aber Geld und Beutel hin, ohne daß es der Alte annimmt.)

Dreyßig! Es wird nicht geſchehen,

Es iſt wider meine Pflicht!

Doctor.

Hier noch fünf und nun nichts drüber!

(Scapin läßt ſie in den Beutel zählen, dann wie oben.)

Scapin.

Glaubt, mir iſt das Leben lieber,

Ich laufe! ich eile,

Ich ſag's dem Richter an.

Doctor.

Ach bleibe, verweile!

Was hab' ich dir gethan?

Scapin.

Wollt ihr, daß ich auf den Galgen
Warten soll?
Euer Markten ist nur eitel;
Nehmt zurück den ganzen Beutel,
Oder macht die funfzig voll.

Doctor.

Schönster Theil von meinen Freuden,
Sollst du so erbärmlich scheiden?
Es greift mir das Leben an.

Scapin.

Herr! Nun, habt ihr bald gethan?

Doctor.

Hier die funfzig! O schreckliche Summe!
Fürchterliche Probe!
Wenn er sein Wort nur hält!

Scapin (bey Seite).

Scelte und brumme,
Wüthe und tobe!
Ich habe das Geld.

Doctor.

Ich zahle voraus,
Ich bin ein Thor.

Scapin.

Man nimmt voraus,
Man sieht sich vor. —
Nun, seyd nur ruhig!
Von Schmach und Strafen
Befrey' ich euch.

Doctor.

Ich bin nicht ruhig,
Ich kann nicht ſchlafen.
Nur fort! nur gleich!

Scapin.

In das Gewölbe
Schleb' ich ſie ſachte,
Bis uns die Nacht
Ihren Mantel verleiht.

Doctor.

Hier ſind die Schlüſſel,
Und im Gewölbe
Iſt auch durch Zufall
Ein Sack ſchon bereit.

Scapin.

Sachte, ſachte
Bring' ich ſie fort.

Doctor.

Stille, ſtille
Bringe ſie fort!

(Sie ſchieben ſie mit dem Seſſel hinaus.)

Vierter Act.

Gewölbe mit einer Thüre im Grunde.

Scapine
(kommt zur Thüre heraus und ſieht ſich um).

Bin ich allein? Wie finſter hier und ſtille!
O glücklich der, den keine Furcht berückt!
Sein Wille bleibt ſich gleich, wie hoher Götter Wille,
Selbſt die Gefahr macht ihn beglückt.

Nacht, o Holde! halbes Leben!
Jedes Tages ſchöne Freundinn!
Laß den Schleyer mich umgeben,
Der von deinen Schultern fällt.

In dem vollen Arm der Schönen
Ruhet jetzt belohnte Liebe;
Und nach einſam langem Sehnen
Bringen auch verſchmähtem Triebe
Träume jetzt ein Bild der Luſt.
Nacht, o Holde! —

Es ſchleicht mit leiſen Schritten
Die Liſt in deinen Schatten;
Sie ſuchet ihren Gatten,
Den Trug! — Im ſtillſten Winkel

Entdeckt ſie ihn! — und freudig
Druckt ſie ihn an die Bruſt.

Nacht, o Holde! halbes Leben!
Jedes Tages ſchöne Freundinn!
Laß den Schleyer mich umgeben,
Der von deinen Schultern fällt!

Scapin
(Geht zur Seitenthür herein).

Es kommt mit leiſen Schritten
Dein Freund durch Nacht und Schatten:
Erkennſt du deinen Gatten?
Und in dem ſtillen Winkel
Entdeckt er dich, und freudig
Druckt er dich an die Bruſt.

Scapine.

Wer ſchleicht mit leiſen Schritten?
Wer kommt durch Nacht und Schatten?
Begegn' ich meinem Gatten
In dieſem todten Winkel?
Willkommen! Welche Freude!
O komm an meine Bruſt!

Beyde.

Nacht, o Holde! halbes Leben!
Jedes Tages ſchöne Freundinn!
Laß den Schleyer uns umgeben,
Der um deine Schultern fällt.

Scapine.

Iſt's glücklich? iſt's gelungen?

Scapin.

Hier iſt das Geld errungen!

Scapine.

O ſchön! o wohl erworben!

Scapin.

Er iſt mir faſt geſtorben.

(Zu Zwei.)

Das iſt die eine Hälfte;
Wie wand und krümmt' er ſich!

Scapine.

Du haſt die eine Hälfte;
Die andre bleibt für mich.

Scapin.

Nun iſt es Zeit, ich geh' mich zu verſtecken.
Er glaubt, ich habe dich im Sacke fortgebracht.
Nun ruf' und lärme laut, ihn aus dem Schlaf zu wecken,
Wenn er nicht etwa gar noch voller Sorgen wacht.

Scapine.

Wie wird der arme Tropf erſchrecken!
Hörſt du? Von ferne durch die Nacht
Ein Wetter zieht herbey. Der Donner mehrt das Grauſen.
Er ſoll hervor, und ſchlief er noch ſo feſt!
Geh nur! Ich will im alten Neſt
Wie ſieben böſe Geiſter hauſen.

Scapine (allein).

Sie im tiefen Schlaf zu ſtören,
Wandle näher, Himmelsſtimme!
Mit poſaunenlautem Grimme
Rufe zu, daß ſie es hören,
Die mich grauſam hergebracht!

Rollet, Donner! Blitze senget!
Was ist über mich verhänget?
Wer verschloß mich in die Nacht?

Scapin

(schaut zur Thüre herein).

Er kommt, mein Schatz, er kommt!
Ich hör' ihn oben schleichen.
Dein Toben hat ihn aus dem Bett gesprengt.
Nichts wird der Furcht und dem Entsetzen gleichen.
Ein schwer Gericht ist über ihn verhängt!

(Scapin ab. Scapine horcht und zieht sich in die hintere Thüre zurück.)

Doctor

(mit einer Laterne).

Still' ist es, stille!
Stille, so stille!
Regt sich doch kein Mäuschen,
Rührt sich doch kein Lüftchen,
Nichts, nichts!
Regt sich doch und rühret sich doch nichts!

War es der Donner?
War es der Hagel?
War es der Sturm,
Der so tobte und schlug?
Still' ist es, stille!

Scapine

(inwendig ganz leise, kaum vernehmlich).

Pst!

Doctor.

Hä?

Scapine
(mit verſtärkter Stimme, doch immer leiſe).
Weh!

Doctor.
Was war das?

Scapine
(lauter).
Weh!

Doctor
(an der Vorderſeite niederfallend).
O weh!

Scapine
(immer innerlich leiſe und geiſterhaft).
Ach! zu früh
Trugen ſie
Mich in's Grab,
In's kühle Grab.

Doctor
(immer an der Erde).
Ach ſie kommt wieder;
Denn in dem Sacke
Trug ſie mein Diener
Schon lange davon.

Scapine
(wie oben).
Die ihr es höret,
Die ihr's vernehmet,
Bejammert das Schickſal,
Das jugendliche Blut!

Doctor

(der ſich aufzuheben ſucht und wieder hinfällt).

O! wär' ich von hinnen!
Wo find' ich die Thüre?
Mich tragen die Füße,
Die Schenkel nicht mehr.

Scapine.

Früh ſollt' ich ſterben,
Frühe vergehen.
Bejammert das Schickſal,
Das jugendliche Blut!

Doctor.

Ach ich muß ſterben,
Ich muß vergehen.
O gäbe der Himmel,
Es wäre ſchon Tag!

Scapine

(im weißen Schleyer an die Thüre tretend).

Welch ein Schlaf? Welch Erwachen!
Ein ſchauerlicher Ort, ein traurig Licht!

(Sie kommt weiter hervor)

Wie trüb' iſt mir's,
Mir ſchwankt der Fuß,
Wie matt!

(Sie erblickt den Alten auf der Erde.)

Ihr Götter! welch ein Nachtgeſicht!

Doctor.

Wer rettet mich aus der Gefahr!
Ach! das Geſpenſt wird mich gewahr —
Laß ab! Quäle mich nicht,

Unruhiger, unglückſel'ger Geiſt!
Ich bin an deinem Tode nicht ſchuldig.
Oh! — Weh mir, Weh!

Scapine
(wankend).

Weh mir!
Wo bin ich?
Wer hat mich hergebracht?
Rede! wie iſt mir?
Bin ich noch im Leben?
Bin ich mir ſelbſt ein Traumgeſicht?

Doctor
(indem er aufſteht).

Ich wollte dir gar gerne Nachricht geben,
Allein ich weiß es ſelber nicht.

Scapine.

Ach nun erkenn' ich dich! Weh mir!
Soll meine Noth und meine Qual nicht enden?
Ich lebe noch und bin in deinen Händen!

Ich fühl's an dieſen Schmerzen,
Noch leb' ich, aber welch ein Leben!
Weit beſſer wär's dem Herzen
Den letzten Stoß zu geben.
Vollende was du gethan!

Doch wie? In deinem Blick zeigt ſich Erbarmen.
Ach hilf mir! rette mich!
Du biſt ein Arzt.
O göttlicher, kunſtreicher Mann,
Lind're dieſe Qualen!

Ich weiß, du kannſt was keiner kann;
Ich will dir's hundertfach bezahlen.

O kannſt du noch Erbarmen,
Kannſt du noch Mitleid fühlen,
So rette mich! hilf mir Armen!
Lind're die Qual! Erbarmen!
Dein Erbarmen!
Zu deinen Füßen ſieh' ich's an!

Doctor.

Gerne, alles ſteht zu Dienſten, was ich habe.
Steh nur auf!
Theriak! Mithridat!
Komm herauf! komm mit!

(Im Begriff hinaufzuführen hält er inne.)

Nein, warte, warte!
Ich will dir alles bringen.

(Bey Seite.)

Hätt' ich ſie nur zum Hauſe hinaus.
Der Böſewicht!
Hat mir ſie auf dem Halſe gelaſſen.

(Laut.)

Wart' nur, ich bringe dir gleich
Die allerſtärkſten Gegengifte.
Dann nimm ſie ein,
Und friſch mit dir davon,
Und laufe was du kannſt,
Sobald nur möglich iſt
Dein Bette zu erreichen.

(Er will fort.)

Scapine.

Halte, halt!
Du redeſt nicht wahr,
Du ſprichſt nicht ehrlich,
Ich merke dir's an.
Sieh mir in die Augen!
Neuer Verrath
Steht an der Stirne dir geſchrieben!
Nein, nein, ich ſeh' ſchon was es ſoll!
Du willſt mit einer friſchen Doſe
Mein armes Herz auf ewig
Zum Stocken,
Meine Zunge zum Schweigen bringen,
Mein Eingeweid' zerreißen! —
Weh! o welch ein Schmerz!

Nein, nichts ſoll mich halten!
Theuer verkauf' ich den Reſt des Lebens.
Mein Geſchrey tönt nicht vergebens
Zu den Nachbarn durch die Nacht.

Doctor.

Stille, ſtille! laß dich halten!
Du biſt nicht in Gefahr des Lebens.
Lärme nicht, verwirre nicht vergebens
Meine Nachbarn durch die Nacht.

Scapine.

Nein, ich rufe.

Doctor.

Stille! Stille!

Scapine.

Keinen Augenblick
Verſäum' ich.
Ich fühle ſchon den Tod.

Doctor.

O Mißgeſchick!
Wach' ich oder träum' ich?
Es verwirret mich die Noth.

Scapine.

Ich weiß es wohl,
Ich habe Gift,
Und habe von dir
Keine Hülfe zu erwarten.
Entſchließe dich!
Bezahle mir
Gleich funfzig baare Ducaten,
Daß ich gehe,
Mich curiren laſſe;
Und iſt nicht Hülfe mehr,
Daß mir noch etwas bleibe,
Ein elend halb verpfuſchtes Leben hinzubringen.

Doctor.

Weißt du auch was du ſprichſt?
Funfzig Ducaten!

Scapine.

Weißt du auch was das heißt,
Vergiftet ſeyn?

Nein, nichts ſoll mich halten,
Theuer verkauf' ich den Reſt des Lebens.

Doctor.

Stille, laß dich halten!
Verwirre mich nicht vergebens!

Scapine.

Es mehren sich die Qualen,
Meynst du, es sey ein Spiel?

Doctor.

Noch einmal zu bezahlen!
Himmel das ist zu viel!
(Auf den Knieen.)
Barmherzigkeit!

Scapine.

Vergebens!

Doctor.

Die Freude meines Lebens
Geht nun auf ewig hin.
Barmherzigkeit!

Scapine.

Bezahle!

Doctor.

Sie sind mit einemmale
Fort! hin! fort! hin!
(Sie nöthigt den Alten nach dem Gelde zu gehen.)

Scapin (der hervor tritt).

(Zu Zwey.)

Es stellet sich die Freude
Vor Mitternacht noch ein:
Die Rache, die List, die Beute,
Wie muß sie die Augen erfreun!
(Da sie den Alten hören, verbirgt sich Scapin.)

Doctor

Doctor

(mit einem Beutel).

Laß mich noch an dieſem Blicke
Mich an dieſem Klang ergetzen!
Nein, du glaubeſt,
Nein, du fühlſt nicht,
Welches Glücke
Du mir raubeſt;
Nein, es iſt nicht zu erſetzen!
Ach! du nimmſt mein Leben hin.

(Den Beutel an ſich druckend.)

Sollen wir uns trennen?
Werd' ich es können?
Ach du Reſt von meinen Freuden,
Sollſt du ſo erbärmlich ſcheiden?
Ach! es geht mein Leben hin!

Scapine

(die unter voriger Arie ſich ſehr ungeduldig bezeigt).

Glaubſt du, daß mir armen Weibe
Nicht dein Becher Gift im Leibe
Schmerzen, Jammer,
Ein elend Ende bringt?

(Sie reißt ihm den Beutel weg.)

Iſt's auch wahr?
Leuchte her!

Doctor

(nimmt die Laterne auf und leuchtet).

Welcher Schmerz!

Scapine.

Ganz und gar

Iſt's vollbracht.
Gute Nacht!
Geſchwind, daß ich mich rette!

(Sie eilt nach der Thüre, der Alte ſieht ihr verſtummt nach. Sie kehrt um, naht ſich ihm und macht ihm einen Reverenz.)

Geh, Alter, geh zu Bette!
Geh zu Bette,
Und träume die Geſchichte.
So wird der Trug zu nichte,
Wenn Liſt mit Liſt zur Wette,
Kühnheit mit Klugheit ringt.

Scapin (hervor tretend).

Geh, Alter, geh zu Bette!

(Zu Zwey)

Geh zu Bette!

Scapin.

Und träume die Geſchichte!

(Zu Zwey.)

So wird der Trug zu nichte,
Wenn Liſt mit Liſt zur Wette,
Kühnheit mit Klugheit ringt.

Doctor.

Was iſt das?
Was ſeh' ich?
Was hör' ich da?

Beyde.

Höre nur und ſieh:
Das Geld war unſer,
Und iſt es wieder,

Und wird es bleiben.
Gehabt euch wohl!

Doctor.

Was muß ich hören?
Was muß ich vernehmen?
Welche Lichter
Erſcheinen mir da?
Nachbarn herbey!
Ich werde beſtohlen.

Scapine (zu Scapin).

Eile! O eile,
Die Wache zu hohlen,
Daß dieſer Mörder
Der Strafe nicht entgeh'!

Doctor.

Diebe!

Scapine
(wirft ſich Scapin in die Arme, der die Geſtalt des Krüpels annimmt).

Gift.

Doctor.

Diebe!

Scapin.

Rattengift!

Scapine mit Zuckungen).

Ich ſterbe!
Ah!

Doctor.

Still!

Scapine.

Ah! Ah!

Doctor.

Still! Still!

Scapine.

Ich ſterbe!
Ach weh! Ach weh!
Es kneipet, es drücket,
Ich ſterbe, mich erſticket
Ein kochendes Blut!
Ich ſterbe!

Doctor.

Himmel, verderbe
Die ſchändliche Brut!

Scapine (an der einen), Scapin (an der andern Seite).

Hört ihr die Münze?
Hört ihr ſie klingen?

(Sie ſchütteln ihm mit dem Beutel vor den Ohren).

Scapine.

Kling klang!

Scapin.

Kling klang!

Beyde.

Kling! klang! klang!

Doctor.

Mir will das Herz
In dem Buſen zerſpringen!

Beyde.

Kling klang! Kling klang! klang.

Doctor.

Diebe!

Beyde.

Mörder! Gift!

Scapine

(in der Stellung wie oben).

Ich ſterbe!

Doctor.

Stille! Stille!

Scapine.

Wer muß nun ſchweigen?

Scapin.

Wer darf ſich beklagen?

Doctor.

Ihr dürft euch zeigen?
Ihr dürft es wagen?
Diebe!

Beyde.

Mörder!

Doctor.

Stille! Still!

Beyde.

Hört ihr die Münze?
Hört ihr ſie klingen?
Kling ling!

Scapine

(in der obigen Stellung).

Ich ſterbe!
Mir ſiedet das Blut!

Doctor.

Himmel, verderbe
Die ſchändliche Brut!

Scapine.

O weh!

Doctor.

Ich weiß nicht, lügen ſie?
Ich weiß nicht, betrügen ſie?
Ich weiß nicht, ſind ſie toll?

Beyde.

Ha! ha! ha! ha!
Seht nur ſeht!
Wie er toll iſt!
Wie er rennt!
Ach er kennt
Sich ſelbſt nicht mehr!
Ach es iſt um ihn gethan!

Doctor.

Welche Verwegenheit!

Beyde.

Keine Verlegenheit
Sieht uns an.

Scapin.

All!

Doctor.

Stille!

Beyde.

Hört ihr ſie klingen?

Doctor.

Diebe!

Beyde.

Mörder!

Doctor.

Stille!

Beyde.

Wie er toll iſt!
Wie er rennt!
Seyd doch beſcheiden!
Geht, legt euch ſchlafen!
Träumt von dem Streich!

Doctor.

Soll ich das leiden?
Kerker und Strafen
Warten auf euch.

Der
Zauberflöte
Zweyter Theil.

Fragment.

Tag, Wald, Felſengrotte zu einem ernſthaften Portal zugehauen. Aus dem Walde kommen

Monoſtatos. Mohren.

Monoſtatos.

Erhebet und preiſet,
Gefährten, unſer Glück!
Wir kommen im Triumphe
Zur Göttinn zurück.

Chor.

Es iſt uns gelungen
Es half uns das Glück!
Wir kommen im Triumphe
Zur Göttinn zurück.

Monoſtatos.

Wir wirkten verſtohlen,
Wir ſchlichen hinan;
Doch was ſie uns befohlen,
Halb iſt es gethan.

Chor.

Wir wirkten verſtohlen,
Wir ſchlichen hinan;
Doch was ſie uns befohlen,
Bald iſt es gethan.

Monoſtatos.

O Göttinn! die du in den Grüften
Verſchloſſen mit dir ſelber wohneſt,
Bald in den höchſten Himmelsklüften,
Zum Trutz der ſtolzen Lichter, throneſt,
O höre deinen Freund! höre deinen künftigen Gatten!
Was hindert dich, allgegenwärtige Macht,
Was hält dich ab, o Königinn der Nacht!
In dieſem Augenblick uns hier zu überſchatten.

(Donnerſchlag. Monoſtatos und die Mohren ſtürzen zu Boden. Finſterniß. Auf dem Portal entwickeln ſich Wolken und verſchlingen es zuletzt.)

Die Königinn (in den Wolken).

Wer ruft mich an.
Wer wagt's mit mir zu ſprechen?
Wer dieſe Stille kühn zu unterbrechen?
Ich höre nichts — ſo bin ich denn allein!
Die Welt verſtummt um mich ſo ſoll es ſeyn.

(Die Wolken dehnen ſich über das Theater aus und ziehen über Monoſtatos und die Mohren hin, die man jedoch noch ſehen kann.)

Woget ihr Wolken hin
Decket die Erde,
Daß es noch düſterer
Finſterer werde.
Schrecken und Schauer,
Klagen und Trauer
Leiſe verhalle bang,
Ende den Nachtgeſang
Schweigen und Tod.

Monoſtatos und das Chor (in voriger Stellung, ganz leiſe).

Vor deinem Throne hier
Liegen und dienen —

Königinn.

Seyd ihr Getreuen mir
Wieder erſchienen?

Monoſtatos.

Ja, dein Getreuer
Geliebter, er iſt's.

Königinn.

Bin ich gerochen?

Chor.

Göttinn, du biſt's!

Königinn.

Schlängelt ihr Blitze,
Mit wüthendem Eilen,
Raſtlos, die laſtenden
Nächte zu theilen.
Strömet Cometen
Am Himmel hernieder,
Wandelnde Flammen
Begegnet euch wieder,
Leuchtet der hohen
Befriedigten Wuth.

Monoſtatos und das Chor.

Siehe! Cometen
Sie ſteigen hernieder,
Wandelnde Flammen

Begegnen sich wieder,
Und von den Polen
Erbebt sich die Gluth.

(Indem ein Nordlicht sich aus der Mitte verbreitet, steht die Königinn wie in einer Glorie. In den Wolken kreuzen sich Cometen, Einhörner und Lichtbalken. Das Ganze muß durch Form und Farbe und geheime Symmetrie, einen zwar grauenhaften, doch angenehmen Effect machen.)

Monostatos.

In solcher feyerlichen Pracht
Wirst du nun bald der ganzen Welt erscheinen;
In's Reich der Sonne wirket deine Macht.
Pamina und Tamino weinen,
Ihr höchstes Glück ruht in des Grabes Nacht.

Königinn.

Ihr neugeborner Sohn ist er in meinen Händen?

Monostatos.

Noch nicht; doch werden wir's vollenden,
Ich les' es in der Sterne wilden Schlacht.

Königinn.

Noch nicht in meiner Hand? was habt ihr denn gethan?

Monostatos.

O Göttinn sieh uns gnädig an!
In Jammer haben wir das Königshaus verlassen.
Nun kannst du sie mit Freude hassen.
Vernimm! — Der schönste Tag bestieg schon seinen Thron,
Die süße Hoffnung nahte schon,
Versprach, der Gattentreue Lohn,
Den lang erflehten, ersten Sohn.
Die Mädchen wanden schon die blumenreichsten Kränze,

Sie freuten ſich auf Opferzug und Tänze,
Und neue Kleider freuten ſie noch mehr.
Indeß die Frauu mit klugem Eifer wachten,
Und mütterlich die Königinn bedachten —
Unſichtbar ſchlichen wir durch den Pallaſt umher —
Da rief's: ein Sohn! ein Sohn! Wir öffnen ungeſäumt
Den goldnen Sarg, den du uns übergeben,
Die Finſterniß entſtrömt, umhüllet alles Leben,
Ein jeder tappt und ſchwankt und träumt.
Die Mutter hat des Anblicks nicht genoſſen,
Der Vater ſah noch nicht das holde Kind,
Mit Feuerhand ergreif' ich es geſchwind,
In jenen goldnen Sarg wird es ſogleich verſchloſſen —
Und immer finſtrer wird die Nacht,
In der wir ganz allein mit Tygerangen ſehen;
Doch ach! da muß, ich weiß nicht welche Macht,
Mit ſtrenger Kraft uns widerſtehen.
Der goldne Sarg wird ſchwer —

Chor.

Wird ſchwerer uns in Händen.

Monoſtatos.

Wird ſchwerer, immer mehr und mehr!
Wir können nicht das Werk vollenden,

Chor.

Er zieht uns an den Boden hin.

Monoſtatos.

Dort bleibt er feſt und läßt ſich nicht bewegen.
Gewiß! es wirkt Saraſtro's Zauberſegen.

Chor.

Wir fürchten ſelbſt den Bann und flehn.

Königinn.

Ihr Feigen, das ſind eure Thaten?
Mein Zorn

Chor.

Halt ein! den Zorn, o Königinn!

Monoſtatos.

Mit unverwandtem klugem Sinn
Drück' ich dein Siegel ſchnell, das niemand löſen kann,
Aufs goldne Grab und ſperre ſo den Knaben
Auf ewig ein.
So mögen ſie den ſtarren Liebling haben!
Da mag er ihre Sorge ſeyn!
Dort ſteht die todte Laſt, der Tag erſcheinet bange,
Wir ziehen fort mit drohendem Geſange.

Chor.

Sähe die Mutter je
Säh' ſie den Sohn;
Riſſe die Parze gleich
Schnell ihn davon.

Sähe der Vater je
Säh' er den Sohn;
Riſſe die Parze gleich
Schnell ihn davon.

Monoſtatos.

Zwar weiß ich, als wir uns entfernt,
Iſt federleicht der Sarkophag geworden.
Sie bringen ihn dem brüderlichen Orden,

Der ſtill in ſich gekehrt, die Weisheit lehrt und lernt.
Nun muß mit Liſt und Kraft dein Knecht aufs neue wirken!
Selbſt in den heiligen Bezirken
Hat noch dein Haß, dein Fluch hat ſeine Kraft.
Wenn ſich die Gatten ſehn; ſoll Wahnſinn ſie verrücken,
Wird ſie der Anblick ihres Kinds entzücken;
So ſey es gleich auf ewig weggerafft.

Königinn, Monoſtatos und Chor.

Sehen die Aeltern je
Sehn ſie ſich an;
Faſſe die Seele gleich
Schauder und Wahn!

Sehen die Aeltern je
Sehn ſie den Sohn;
Reiße die Parze gleich
Schnell ihn davon!

(Das Theater geht in ein Chaos über; daraus entwickelt ſich

Ein königlicher Saal.

Frauen tragen auf einem goldnen Gerüſte, von welchem ein prächtiger Teppich herabhängt, einen goldnen Sarkophag. Andre tragen einen reichen Baldachin darüber. Chor.)

Chor der Frauen.

In ſtiller Sorge wallen wir
Und trauern bey der Luft;
Ein Kind iſt da, ein Sohn iſt hier,
Und Kummer drückt die Bruſt.

Eine Dame.

So wandelt fort und ſtehet niemals ſtille,
Das iſt der weiſen Männer Wille,

Vertraut auf sie, gehorchet blind;
So lang ihr wandelt lebt das Kind.

Chor.

Ach! armes eingeschloßnes Kind
Wie wird es dir ergehen.
Dich darf die gute Mutter nicht
Der Vater dich nicht sehen.

Eine Dame.

Und schmerzlich sind die Gatten selbst geschieden,
Nicht Herz an Herz ist ihnen Trost gegönnt.
Dort wandelt er, dort weinet sie getrennt;
Sarastro nur verschafft dem Hause Frieden.

Chor.

O schlafe sanft, o schlafe süß,
Du längst erwünschter Sohn!
Aus diesem frühen Grabe steigst
Du auf des Vaters Thron.

Eine Dame.

Der König kommt, laß uns von dannen wallen.
Im öden Raum läßt er die Klage schallen,
Schon ahndet er die Oede seines Throns,
Er sehe nicht den Sarg des theuern Sohns.

(Sie ziehen vorüber.)

Tamino.

Wenn dem Vater aus der Wiege
Zart und frisch der Knabe lächelt,
Und die vielgeliebten Züge
Holde Morgenluft umfächelt

Ja! dem Schickſal dieſe Gabe
Dankt er mehr als alle Habe:
Ach es lebt, es wird geliebt
Bis es Liebe wieder giebt.

Die Frauen (in der Ferne).

Ach es lebt, es wird geliebt
Bis es Liebe wieder giebt.

Tamino.

Dämmernd nahte ſchon der Tag
In Aurorens Purpur-Schöne.
Ach! ein grauſer Donnerſchlag
Hüllt in Nacht die Freudenſcene.
Und was mir das Schickſal gab
Deckt ſo früh ein goldnes Grab.

Die Frauen (in der Ferne).

Ach was uns das Schickſal gab
Deckt ſo früh ein goldnes Grab.

Tamino.

Ich höre ſie, die meinen Liebling tragen.
O kommt heran! Laßt uns zuſammen klagen!
O ſagt! wie trägt Pamina das Geſchick?

Eine Dame.

Es fehlen ihr der Götter ſchönſte Gaben,
Sie ſeufzt nach dir, ſie jammert um den Knaben.

Tamino.

O ſagt mir, lebt noch mein verſchloßnes Glück?
Bewegt ſich's noch an ſeinem Zauberplatze?
O gebt mir Hoffnung zu dem Schatze!
O gebt mir bald ihn ſelbſt zurück!

Damen.

Wenn mit betrübten Sinnen,
Wir wallen und wir lauſchen;
So hören wir dadrinnen
Gar wunderlich es rauſchen.
Wir fühlen was ſich regen,
Wir ſehn den Sarg ſich bewegen,
Wir horchen und wir ſchweigen
Auf dieſe guten Zeichen.
Und Nachts, wenn jeder Ton verhallt;
So hören wir ein Kind das lallt.

Tamino.

Ihr Götter! ſchützet es auf wunderbare Weiſe.
Erquickt's mit eurem Trank! Nährt es mit eurer Speiſe!
Und ihr beweiſ't mir eure Treue.
Bewegt euch immer fort und fort!
Bald rettet uns mit heil'ger Weihe
Saraſtro's löſend Götterwort.

Lauſchet auf die kleinſte Regung,
Meldet jegliche Bewegung
Dem beſorgten Vater ja.

Tamino und Chor.

Und befreyet und gerettet,
An der Mutter Bruſt gebettet,
Lieg' er bald ein Engel da.

(Wald und Fels, im Hintergrund eine Hütte, an der einen Seite derſelben ein goldner Waſſerfall, an der andern ein Vogelheerd.)

Papageno, Papagena

(ſitzen auf beyden Seiten des Theaters von einander abgewendet).

Sie (ſteht auf und geht zu ihm).

Was haſt du denn, mein liebes Männchen?

Er (ſitzend).

Ich bin verdrießlich, laß mich gehn!

Sie.

Bin ich denn nicht dein liebes Hennchen?
Magſt du mich denn nicht länger ſehn?

Er.

Ich bin verdrießlich! bin verdrießlich!

Sie.

Er iſt verdrießlich! iſt verdrießlich.

Beyde.

Die ganze Welt iſt nicht mehr ſchön.

Sie (ſetzt ſich auf ihre Seite).

Er (ſteht auf und geht zu ihr).

Was haſt du denn, mein liebes Weibchen?

Sie.

Ich bin verdrießlich, laß mich gehn!

Er.

Biſt du denn nicht mein ſüßes Täubchen?
Will unſre Liebe ſchon vergehn?

Sie.

Ich bin verdrießlich! bin verdrießlich.

Er (ſich entfernend).

Ich bin verdrießlich! bin verdrießlich!

Beyde.

Was iſt uns beyden nur geſchehn?

Er. Mein Kind! Mein Kind! laß uns nur ein Wißchen zur Vernunft kommen. Sind wir nicht recht undankbar gegen unſere Wohlthäter, daß wir uns ſo unartig gebärden?

Sie. Ja wohl! ich ſag es auch; und doch iſt es nicht anders.

Er. Warum ſind wir denn nicht vergnügt?

Sie. Weil wir nicht luſtig ſind.

Er. Hat uns nicht der Prinz zum Hochzeitgeſchenk die koſtbare Flöte gegeben? mit der wir alle Thiere herbeylocken, hernach die ſchmackhaften ausſuchen und uns die beſte Mahlzeit bereiten.

Sie. Haſt du mir nicht gleich am zweyten Hochzeittag das herrliche Glockenſpiel geſchenkt? Ich darf nur drauf ſchlagen, ſogleich ſtürzen ſich alle Vögel ins Netz. Die Tauben fliegen uns gebraten ins Maul.

Er. Die Haſen laufen geſpickt auf unſern Tiſch! und Saraſtro hat uns die ergiebige Weinquelle an unſre Hütte herangezaubert — und doch ſind wir nicht vergnügt.

Sie (ſeufzend). Ja! es iſt kein Wunder.

Er (ſeufzend). Freylich! kein Wunder.

Sie. Es fehlt uns —

Er. Leider es fehlen uns —

Sie (weinend). Wir ſind doch recht unglücklich!

Er (weinend). Ja wohl recht unglücklich!

Sie (immer mit zunehmendem Weinen und Schluchzen). Die Schönen,

Er (gleichfalls). Artigen,

Sie. Kleinen,

Er. Scharmanten,

Sie. Pa —

Er. Pa —

Sie. Papa

Er. Papa

Sie. Ach der Schmerz wird mich noch umbringen.

Er. Ich mag gar nicht mehr leben!

Sie. Mich däuchte, sie wären schon da.

Er. Sie hüpften schon herum.

Sie. Wie war das so artig.

Er. Erst einen kleinen Papageno.

Sie. Dann wieder eine kleine Papagena.

Er. Papageno.

Sie. Papagena.

Er. Wo sind sie nun geblieben?

Sie. Sie sind eben nicht gekommen.

Er. Das ist ein rechtes Unglück! Hätte ich mich nur bey Zeiten gehangen!

Sie. Wär' ich nur eine alte Frau geblieben!

Beyde. Ach wir Armen!

Chor (hinter der Scene).

Ihr guten Geschöpfe
Was trauert ihr so?
Ihr lustigen Vögel
Seyd munter und froh!

Er.

Aha!

Sie.

Aha!

Beyde.

Es klingen die Felsen,
Sie singen einmal.
So klangen,
So sangen
Der Wald sonst und der Saal.

Chor.

Besorgt das Gewerbe,
Genießet in Ruh,
Euch schenken die Götter —

(Panic.)

Er.

Die Pa?

Chor (als Echo).

Die Pa, Pa, Pa.

Sie.

Die Pa? Pa? Pa?

Chor (als Echo).

Pa, Pa, Pa, Pa.

Er.

Die Papageno's?

(Pauſe.)

Sie.

Die Papagena's?

(Pauſe.)

Chor.

Euch geben die Götter
Die Kinder dazu.

Er.

Komm laß uns geſchäftig ſeyn,
Da vergehn die Grillen.
Erſtlich noch ein Gläschen Wein —

(Sie gehn nach der Quelle und trinken.)

Beyde.

Nun laß uns geſchäftig ſeyn,
Schon vergehn die Grillen.

(Er nimmt die Flöte und ſieht ſich um, als wenn er nach dem Wilde ſähe. Sie ſetzt ſich in die kleine Laube an den Vogelheerd und nimmt das Glockenſpiel vor ſich.)

Er (bläſt).

Sie (ſingt).

Laß, o groſſer Geiſt des Lichts!
Unſre Jagd gelingen.

Sie (ſpielt). Beyde (ſingen).

Laß der Vögel bunte Schaar
Nach dem Heerde dringen.

Er (bläſt).

Sie (ſingt).

Seh! die Löwen machen ſchon
Friſch ſich auf die Reiſe.

Sie (ſpielt).

Er (ſingt).

Gar zu mächtig ſind ſie mir,
Sie ſind zähe Speiſe.

Er (bläſt).

Sie (ſingt).

Hör', die Vöglein flattern ſchon
Flattern auf den Aeſten.

Sie (ſpielt).

Er (ſingt).

Spiele fort! das kleine Volk
Schmeckt am allerbeſten.
Auf dem Felde hüpfen ſchon
Schöne fette Hühnchen.

Er (bläſt).

Sie (ſpielt und ſingt).

Blaſe fort! da kommen ſchon
Haſen und Caninchen.

(Es erſcheinen auf dem Felde Haſen und Caninchen. Indeſſen ſind auch die Löwen, Bären und Affen angekommen und treten dem Papageno in Weg.)

Sie (ſpielt).

Er (ſingt).

Wär' ich nur die Bären los!
Die verwünſchten Affen!

Jene ſind ſo breit und dumm,
Das ſind ſchmale Laſſen.
(Auf den Bäumen laſſen ſich Papageyen ſehen).

Sie (ſpielt und ſingt).

Auch die Papageyen-Schaar
Kommt von weiten Reiſen.
Glänzend farbig ſind ſie zwar;
Aber ſchlecht zu ſpeiſen.

Er

(hat indeſſen den Haſen nachgeſtellt und einen erwiſcht und bringt ihn an den Löffeln hervor).

Seh, den Haſen haſcht' ich mir
Aus der großen Menge.

Sie

(hat indeſſen das Garn zugeſchlagen, in welchem man Vögel flattern ſieht).

Seh die fetten Vögel hier
Garſtig im Gedränge.

(Sie nimmt einen Vogel heraus und bringt ihn an den Flügeln hervor.)

Beyde.

Wohl, mein Kind, wir leben ſo
Einer von dem andern.
Laß uns heiter, laß uns froh
Nach der Hütte wandern.

Chor (unſichtbar).

Ihr luſtigen Vögel
Seyd munter und froh.
Verdoppelt die Schritte,

Schon seyd ihr erhört,
Euch ist in der Hütte
Das Beste beschert.

(Bey der Wiederhohlung fallen Er und Sie mit ein.)

Verdopple die Schritte,
Schon sind wir erhört,
Uns ist in der Hütte
Das Beste beschert.

Tempel.
Versammlung der Priester.

Chor.

Schauen kann der Mann und wählen;
Doch was hilft ihm oft die Wahl.
Ringe schwanken, Weise fehlen,
Verpelt ist dann ihre Qual.
Recht zu handeln,
Grad zu wandeln,
Sey des edlen Mannes Wahl.
Soll er leiden,
Nicht entscheiden,
Spreche Zufall auch einmal.

(Sarastro tritt vor dem Schlusse des Gesanges unter sie. Sobald der Gesang verklungen hat, kommt der Sprecher herein und tritt zu Sarastro.)

Der Sprecher. Vor der nördlichen Pforte unserer heiligen Wohnung stehet unser Bruder, der die Pilgrimschaft unseres Jahres zurückgelegt hat und wünscht wieder eingelassen zu werden. Er übersendet hier das gewisse Zeichen, an dem du erkennen kannst, daß er

noch werth ist, in unsere Mitte wieder aufgenommen zu werden.

(Er überreicht Sarastro einen runden Krystall an einem Bande.)

Sarastro. Dieser geheimnißvolle Stein ist noch hell und klar. Er würde trüb erscheinen, wenn unser Bruder gefehlt hätte. Führe den Wiederkehrenden heran.

(Der Sprecher geht ab.)

Sarastro. In diesen stillen Mauern lernt der Mensch sich selbst und sein Innerstes erforschen. Er bereitet sich vor die Stimme der Götter zu vernehmen; aber die erhabene Sprache der Natur, die Töne der bedürftigen Menschheit lernt nur der Wandrer kennen, der auf den weiten Gefilden der Erde umherschweift. In diesem Sinne verbindet uns das Gesetz jährlich einen von uns als Pilger hinaus in die rauhe Welt zu schicken. Das Loos entscheidet und der Fromme gehorcht. Auch ich, nachdem ich mein Diadem dem würdigen Tamino übergeben habe, nachdem er mit junger Kraft und frühzeitiger Weisheit an meiner Stelle regiert, bin heute zum erstenmal auch in dem Falle, so wie jeder von euch in das heilige Gefäß zu greifen und mich dem Ausspruche des Schicksals zu unterwerfen.

(Der Sprecher mit dem Pilger tritt ein.)

Pilger. Heil dir, Vater! Heil euch, Brüder!

Alle. Heil dir!

Sarastro. Der Krystall zeigt mir an, daß du

reines Herzens zurücke kehrst, daß keine Schuld auf d
ruht. Nun aber theile deinen Brüdern mit, was du g
lernt, was du erfahren hast, und vermehre die Weishe
indem du sie bestätigst. Vor allen aber warte noch a
wem du deine Kleider, wem du dieses Zeichen übergeb
sollst, wen der Wille der Götter für dießmal aus d
glücklichen Gesellschaft entfernen wird.

(Er giebt dem Pilger die Kugel zurück. Zwey Prieste
bringen einen tragbaren Altar, auf welchem ein flaches gol
nes Gefäß steht. Der Altar muß so hoch seyn, daß ma
nicht in das Gefäß hineinsehen kann, sondern in die Höh
reichen muß, um hineinzugreifen.)

Chorgesang.

Sarastro (der seine Rolle auseinander wickelt). Mic
traf das Loos und ich zaudere keinen Augenblick mic
seinem Gebote zu unterwerfen. Ja die Ahndung ist
erfüllt. Mich entfernen die Götter aus eurer Mitte
um euch und mich zu prüfen. Im wichtigen Augen
blicke werde ich abgerufen, da die Kräfte feindselige
Mächte wirksamer werden. Durch meine Trennung
von euch wird die Schale des Guten leichter. Halte
fest zusammen, dauert aus, lenkt nicht vom rechten
Wege und wir werden uns fröhlich wiedersehen.

Die Krone gab ich meinem lieben
Ich gab sie schon dem werthen Mann.
Die Herrschaft ist mir noch geblieben
Daß ich euch allen dienen kann.

Doch wird auch das mir nun entriſſen
Ich werd' euch heute laſſen müſſen
Und von dem heilig lieben Ort —
Ich gehe ſchon.
Leb wohl mein Sohn!
Lebt wohl ihr Söhne!
Bewahrt der Weisheit hohe Schöne.
Ich gehe ſchon
Vom heilig lieben Ort
Als Pilger aus der Halle fort.

(Während dieſer Arie giebt Saraſtro ſein Oberkleid und die hohenprieſterlichen Abzeichen hinweg, die nebſt dem goldnen Gefäße weggetragen werden. Er empfängt dagegen die Pilgerkleider, das Band mit der Kryſtallkugel wird ihm umgehangen und er nimmt den Stab in die Hand. Hiezu wird der Komponiſt zwiſchen den verſchiedenen Theilen der Arie, jedoch nur ſo viel als nöthig, Raum zu laſſen wiſſen.)

Chor.

Wer herrſchet nun
Am heilig lieben Ort?
Er geht von uns als Pilger fort.

(Die Prieſter bleiben zu beyden Seiten ſtehen, der Altar in der Mitte.)

Saraſtro.

Mir ward bey euch, ihr Brüder,
Das Leben nur ein Tag.
Drum ſinget Freudenlieder,
Werft euch in Demuth nieder
Und gleich erhebt euch wieder
Was auch der Gott gebieten mag.

Von euch zu scheiden
Von euch zu lassen
Weich tiefes Leiden!
Ich muß mich fassen,
O harter Schlag!

(ab.)

Chor.

Ihr heiligen Hallen
Vernehmet die Klagen;
Nicht mehr erschallen
An heitern Tagen
Sarastro's Worte,
Am ernsten Orte
In edlen Pflichten
Zu unterrichten.
Es soll die Wahrheit
Nicht mehr auf Erden
In schöner Klarheit
Verbreitet werden.
Dein hoher Gang
Wird nun vollbracht;
Doch uns umgiebt
Die tiefe Nacht.

Ein feyerlicher Zug.

(Pamina mit ihrem Gefolge. Das Kästchen wird gebracht. Sie will es, einer Vorbedeutung zufolge, der Sonne widmen, und das Kästchen wird auf den Altar gesetzt. Gebet, Erdbeben. Der Altar versinkt und das Kästchen mit. Verzweiflung der Pamina. Diese Scene ist dergestalt angelegt, daß die Schauspielerinn durch Beyhülfe der Musik eine bedeutende Folge von Leidenschaften ausdrücken kann.)

Wald

Wald und Fels.

Papageno's Wohnung.

(Sie haben große schöne Eier in der Hütte gefunden. Sie vermuthen, daß besondre Vögel drinnen stecken mögen. Der Dichter muß sorgen, daß die bey dieser Gelegenheit vorfallenden Späße innerhalb der Gränzen der Schicklichkeit bleiben. Sarastro kommt zu ihnen. Nach einigen mystischen Aeußerungen über die Naturkräfte steigt ein niedriger Felsen aus der Erde, in dessen Innern sich ein Feuer bewegt. Auf Sarastro's Anweisung wird auf demselbigen ein artiges Nest zurecht gemacht, die Eier hineingelegt und mit Blumen bedeckt. Sarastro entfernt sich. Die Eier fangen an zu schwenken, eins nach dem andern bricht auf und drey Kinder kommen heraus, zwey Knaben und ein Mädchen. Ihr erstes Betragen unter einander, so wie gegen die Alten, giebt zu dichterischen und musicalischen Scherzen Gelegenheit. Sarastro kommt zu ihm. Einige Worte über Erziehung. Dann erzählt er ihm den traurigen Zustand, in dem sich Pamina und Tamino befinden. Nach dem Verschwinden des Käfichens sucht Pamina ihren Gatten auf. Indem sie sich erblicken, fallen sie in einen periodischen Schlaf, wie ihnen angedroht war, aus dem sie nur kurze Zeit erwachen, um sich der Verzweiflung zu überlassen. Sarastro heißt die muntre Familie nach Hofe gehen, um die Betrübniß durch ihre Scherze aufzuheitern. Besonders soll Papageno die Flöte mitnehmen, um deren heilende Kraft zu versuchen. Sarastro bleibt allein zurück und ersteigt unter einer bedeutenden Arie den heiter liegenden Berg.)

Vorsaal im Pallast.

Zwey Damen und **zwey Herren** (gehen auf und ab).

Tutti.

Stille, daß Niemand sich rühre sich rege,
Daß der Gesang nur sich schläfernd bewege!
Wachend und sorgend bekümmert euch hier,
Kranket der König so kranken auch wir.

Dritte Dame (schnell kommend).

Wollet ihr das neuste hören,
Kann ich euch das neuste sagen;
Lange werden wir nicht klagen,
Denn die Mutter ist versöhnt.

Dritter Herr
(schnell kommend und einfallend).

Und man saget, Papageno
Hat den größten Schatz gefunden,
Große Gold- und Silberklumpen,
Wie die Straußeneier groß.

Erstes Tutti.

Stille, wie mögt ihr das neue nur bringen?
Da wir die Schmerzen der Könige singen.
(Pause)
Aber so redet denn, macht es nur kund.

Dritte Dame.

Wollet ihr das neuste hören? —

Dritter Herr.

Und man saget, Papageno —

Dritte Dame.

Lasset euch das neuste sagen —

Dritter Herr.

Hat den größten Schatz gefunden —

Vierte Dame
(schnell kommend und einfallend).

War Sarastro doch verschwunden;
Doch man weiß, wo er gewesen,

Kräuter hat er nur geleſen
Und er kommt und macht geſund.

Vierter Herr
(geſchwind kommend und einfallend).

Ich verkünde frohe Stunden,
Alle Schmerzen ſind vorüber;
Denn es iſt der Prinz geſunden
Und man trägt ihn eben her.

Tutti
(der letzten vier, in welchem ſie ihre Nachrichten verſchränkt wiederhohlen).

Tutti
(der letzten vier).

Stille, wie mögt ihr die Mährchen uns bringen.
Helfet die Schmerzen der Herrſcher beſingen
Wär' es doch wahr und ſie wären geſund.

(Die letzten vier fallen ein, indem ſie ihre Nachrichten immer verſchränkt wiederhohlen.)

Papageno und Papagena
(die mit der Wache ſtreitend herreindringen).

Papageno. Es ſoll mich Niemand abhalten.

Papagena. Mich auch nicht.

Papageno. Ich habe dem König eher Dienſte geleiſtet als eure Bärte zu wachſen anfingen, mit denen ihr jetzo grimmig thut.

Papagena. Und ich habe der Königinn manchen Gefallen gethan, als der böſe Mohr ſie noch in ſeinen Klauen hatte. Freylich würde ſie mich nicht mehr ken-

nen: denn damals war ich alt und häßlich, jetzo bin ich jung und hübsch.

Papageno. Also will ich nicht wieder hinaus, da ich einmal herein bin.

Papagena. Und ich will bleiben, weil ich hier bin.

Herr. Sieh da das gefiederte Paar! recht wie gerufen. (zur Wache.) Laßt sie nur! sie werden dem König und der Königinn willkommen seyn.

Papageno. Tausend Dank, ihr Herren! Wir hören es sieht hier sehr übel aus.

Herr. Und wir hören, es sieht bey euch sehr gut aus.

Papageno. Bis es besser wird, mag es hingehen.

Dame. Ist's denn wahr, daß ihr die herrlichen Eier gefunden habt?

Papageno. Gewiß.

Herr. Goldne Straußeneier?

Papageno. Nicht anders.

Dame. Kennt ihr denn auch den Vogel der sie legt?

Papageno. Bis jetzt noch nicht.

Dame. Es müssen herrliche Eier seyn.

Papageno. Ganz unschätzbar.

Herr. Wie viel habt ihr denn bis jetzt gefunden?

Papageno. Ohngefähr zwey bis dritthalb Schock.

Dame. Und alle massiv?

Papageno. Bis auf einige die lauter waren.

Herr. Allerliebſter Papageno ihr ließt mir wohl eine Mandel zukommen?

Papageno. Von Herzen gern.

Dame. Ich wollte mir nur ein Paar in mein Naturalien-Cabinet ausbitten.

Papageno. Sie ſtehen zu Dienſten.

Dame. Dann habe ich noch ein Dutzend Freunde, alles Naturforſcher, die ſich beſonders auf die edeln Metalle vortrefflich verſtehen.

Papageno. Alle ſollen befriedigt werden.

Herr. Ihr ſeyd ein vortrefflicher Menſch.

Papageno. Das wird mir leicht. Die Eier ſind das wenigſte. Ich bin ein Handelsmann und zwar im Großen, wie ich ſonſt im Kleinen war.

Dame. Wo ſind denn eure Waren?

Papageno. Draußen vor dem äußerſten Schloßhofe. Ich mußte ſie ſtehen laſſen.

Dame. Gewiß wegen des Zolls.

Papageno. Sie wußten gar nicht was ſie fordern ſollten.

Herr. Sie ſind wohl ſehr koſtbar.

Papageno. Unſchätzbar.

Dame. Man kann es nach den Eiern berechnen.

Papageno. Freylich! ſie ſchreiben ſich von den Eiern her.

Herr (zur Dame). Wir müssen ihn zum Freunde haben, wir müssen ihnen durchhelfen.

(Mit Papageno und Papagena ab.)

Von allen schönen Waren,
Zum Markte hergefahren,
Wird keine mehr behagen,
Als die wir euch getragen
Aus fremden Ländern bringen.
O höret was wir singen
Und seht die schönen Vögel
Sie stehen zum Verkauf.

Papagena.

Zuerst beseht den großen,
Den lustigen, den losen.
Er hüpfet leicht und munter
Von Baum und Busch herunter;
Gleich ist er wieder droben.
Wir wollen ihn nicht loben.
O seht den muntern Vogel!
Er steht hier zum Verkauf.

Papageno.

Betrachtet nun den kleinen,
Er will bedächtig scheinen
Und doch ist er der lose
So gut als wie der große.
Er zeiget meist im Stillen
Den allerbesten Willen.
Der lose kleine Vogel
Er steht hier zum Verkauf.

Papagena.

O ſeht das kleine Täubchen!
Das liebe Turtelweibchen.
Die Mädchen ſind ſo zierlich,
Verſtändig und manierlich.
Sie mag ſich gerne putzen
Und eure Liebe nutzen.
Der kleine zarte Vogel
Er ſteht hier zum Verkauf.

Beyde.

Wir wollen ſie nicht loben,
Sie ſtehn zu allen Proben.
Sie lieben ſich das Neue;
Doch über ihre Treue
Verlangt nicht Brief und Siegel,
Sie haben alle Flügel.
Wie artig ſind die Vögel!
Wie reizend iſt der Kauf.

(Es hängt von dem Componiſten ab, die letzten Zeilen eines jeden Verſes theils durch die Kinder, theils durch die Alten und zuletzt vielleicht durch das ganze Chor der gegenwärtigen Perſonen wiederhohlen zu laſſen.)

Dame. Sie ſind wohl artig genug; aber iſt das alles?

Papagena. Alles, und ich dächte, genug.

Herr. Habt ihr nicht einige von den Eiern im Korbe? Sie wären mir lieber als die Vögel.

Papageno. Ich glaub's. Sollte man übrigens in dieſer wahrheitsliebenden Geſellſchaft die Wahrheit

sagen dürfen, so würde man bekennen, daß man ein wenig aufgeschnitten hat.

Herr. Nur ohne Umstände.

Papageno. So würde ich sagen, daß dieses unser ganzer Reichthum sey.

Dame. Da wärt ihr weit.

Herr. Und die Eier?

Papageno. Davon sind nur die Schalen noch übrig. Denn eben diese sind herausgekrochen.

Herr. Und die übrigen dritthalb Schock ohngefähr?

Papageno. Das war nur eine Redensart.

Dame. Da bleibt euch wenig übrig.

Papageno. Ein hübsches Weibchen, lustige Kinder und guter Humor. Wer hat mehr?

Herr. Du bist also noch immer weiter nichts als ein Lustigmacher.

Papageno. Und deshalb unentbehrlich.

Herr. Vielleicht könnte dieser Spaß den König und die Königinn erheitern?

Dame. Keinesweges. Es würde vielleicht ihnen nur traurige Erinnerungen geben.

Papageno. Und doch hat mich Saraſtro deswegen hergeschickt.

Herr. Saraſtro? Wo habt ihr Saraſtro gesehn?

Papageno. In unsern Gebirgen.

Herr. Er suchte Kräuter?

Papageno. Nicht daß ich wüßte.

Herr. Ihr ſaht doch, daß er ſich manchmal bückte.

Papageno. Ja, beſonders wenn er ſtolperte.

Herr. So ein heiliger Mann ſtolpert nicht; er bückte ſich vorſätzlich.

Papageno. Ich bin es zufrieden.

Herr. Er ſuchte Kräuter und vielleicht Steine, und kommt hieher König und Königinn zu heilen.

Papageno. Wenigſtens heute nicht; denn er befahl mir ausdrücklich, nach dem Pallaſte zu gehen, die berühmte Zauberflöte mitzunehmen und beym Erwachen von Ihro Majeſtäten gleich die ſanfteſte Melodie anzuſtimmen, und dadurch ihren Schmerz wenigſtens eine Zeitlang auszulöſchen.

Dame. Man muß alles verſuchen.

Herr. Es iſt eben die Stunde des Erwachens. Verſucht euer Möglichſtes. An Dank und Belohnung ſoll es nicht fehlen.

Pamina und Tamino

(unter einem Thronhimmel auf zwey Seſſeln ſchlafend).

(Man wird, um den pathetiſchen Eindruck nicht zu ſtören, wohl die Papagena mit den Kindern abtreten laſſen, auch Papageno, der die Flöte bläſt, kann ſich hinter die Couliſſe, wenigſtens halb verbergen und nur von Zeit zu Zeit ſich ſehen laſſen.)

Pamina

(auf den Ton der Flöte erwachend).

An der Seite des Geliebten
Süß entſchlafen, ſanft erwachen,
Gleich zu ſehn den holden Blick.

(Papageno hört auf zu blaſen und horcht.)

Tamino (erwachend).

Ach das könnte den Betrübten
Gleich zum frohen Gatten machen;
Aber ach was stöhrt mein Glück.

Chor.

Papageno blase, blase!
Denn es kehrt der Schmerz zurück.

Pamina
(aufstehend und herunterkommend).

Aufgemuntert von dem Gatten
Sich zur Thätigkeit erheben
Nach der Ruhe sanftem Schatten
Wieder in das rasche Leben
Und zur Pflicht, o welche Lust!

Tamino
(aufstehend und herunterkommend).

Immerfort bey guten Thaten
Sich der Gattinn Blick erfreuen,
Von der milden wohlberathen
Sich der heitern Tugend weihen
O wie hebt es meine Brust!

(Sie umarmen sich. Pause, besonders der Flöte.)

Chor.

Papageno laß die Flöte
Nicht von deinem Munde kommen,
Halte nur noch dießmal aus.

Papageno.

Laßt mich nur zu Athem kommen
Denn er bleibt mir warlich aus.

Tamino und Pamina
(ſich von einander entfernend).

Ach was hat man uns genommen!
O wie leer iſt dieſes Haus!

Chor.

Blaſe, Papageno, blaſe
Halte nur noch dießmal aus.

(Papageno bläſt.)

Tamino und Pamina
(ſich einander freundlich nähernd).

Nein man hat uns nichts genommen
Groß und reich iſt unſer Haus.

Papageno.

Ach mir bleibt der Athem aus!

Chor.

Halte nur noch dießmal aus!

Pamina und Tamino.

O wie leer iſt dieſes Haus!

(Es iſt wohl überflüſſig zu bemerken, daß es ganz von dem Componiſten abhängt, den Uebergang von Zufriedenheit und Freude zu Schmerz und Verzweiflung, nach Anlaß vorſtehender Verſe zu verſchränken und zu wiederholen.)

(Es kommen Prieſter. Es wird von dem Componiſten abhängen, ob derſelbe nur zwey oder das ganze Chor einführen will. Ich nehme das letzte an. Sie geben Nachricht, wo ſich das Kind befinde.)

Prieſter.

In den tiefen Erdgewölben
Hier das Waſſer, hier das Feuer,
Unerbittlich dann die Wächter
Dann die wilden Ungeheuer
Zwiſchen Leben, zwiſchen Tod.

Halb entſeelet
Von Durſt gequälet
Liegt der Knabe.
Hört ſein Flehen!
Weh! ach er verſchmachtet ſchon.
Rettet! rettet euern Sohn.

Alle.

Welche Stille, welches Grauſen
Liegt auf einmal um uns her!
Welch ein dumpfes fernes Sauſen!
Welch ein tiefbewegtes Brauſen!
Wie der Sturm im fernen Meer.
Immer lauter aus der Ferne
Hör' ich alle Wetter drohen.
Welche Nacht bedeckt den goldnen
Heitern Himmel,
Und die Sterne
Schwinden ſchon vor meinem Blick.

(Unterirdiſches Gewölbe. In der Mitte der Altar mit dem Käſtchen, wie er verſank. An zwey Pfeilern ſtehen gewaffnete Männer gelehnt und ſcheinen zu ſchlafen. Von ihnen gehen Ketten herab, woran die Löwen gefeſſelt ſind, die am Altar liegen. Alles iſt dunkel, das Käſtchen iſt tranſparent und beleuchtet die Scene.)

Chor (unſichtbar).

Wir richten und beſtrafen.
Der Wächter ſoll nicht ſchlafen.
Der Himmel glüht ſo roth.
Der Löwe ſoll nicht raſten,
Und öffnet ſich der Kaſten,
So ſey der Knabe todt.

(Die Löwen richten ſich auf und gehen an der Kette hin und her.)

Erſter

Erſter Wächter
(ohne ſich zu bewegen).

Bruder wachſt du?

Zweyter
(ohne ſich zu bewegen).

Ich höre.

Erſter.

Sind wir allein?

Zweyter.

Wer weiß.

Erſter.

Wird es Tag?

Zweyter.

Vielleicht ja.

Erſter.

Kommt die Nacht?

Zweyter.

Sie iſt da.

Erſter.

Die Zeit vergeht.

Zweyter.

Aber wie?

Erſter.

Schlägt die Stunde wohl?

Zweyter.

Uns nie.

Zu Zweyen.

Vergebens bemühet
Ihr euch da droben ſo viel.

Es rennt der Mensch, es flieht
Vor ihm das bewegliche Ziel.
Er zieht und zerrt vergebens
Am Vorhang, der schwer auf des Lebens
Geheimniß, auf Tagen und Nächten ruht.
Vergebens strebt er in die Luft
Vergebens dringt er in die tiefe Gruft.
Die Luft bleibt ihm finster,
Die Gruft wird ihm helle.
Doch wechselt das Helle
Mit Dunkel so schnelle.
Er steige herunter
Er dringe hinan;
Er irret und irret
Von Wahne zu Wahn.

(Der hintre Vorhang öffnet sich. Decoration des Wassers und Feuers wie in der Zauberflöte. Links das Feuer, eine kleine freye Erhöhung, wenn man da durchgegangen ist, alsdann das Wasser, oben drüber ein gangbarer Felsen, aber ohne Tempel. Die ganze Decoration muß so eingerichtet seyn, daß es aussieht, als wenn man von dem Felsen nur durch das Feuer und das Wasser in die Gruft kommen könnte.)

Tamino und Pamina

(kommen mit Fackeln den Felsen herunter. Im Herabsteigen singen sie)

Tamino.

Meine Gattinn, meine Theure,
O wie ist der Sohn zu retten
Zwischen Wasser zwischen Feuer
Zwischen Graus und Ungeheuer
Ruhet unser höchster Schatz.

(Sie gehen durchs Feuer.)

Pamina.

Einer Gattinn, einer Mutter,
Die den Sohn zu retten eilet,
Macht das Waſſer macht das Feuer,
In der Gruft das Ungeheuer
Macht der ſtrenge Wächter Platz.

(Indeſſen hat ſich eine Wolke herabgezogen, ſo daß ſie in der Mitte zwiſchen Waſſer und Feuer ſchwebt. Die Wolke thut ſich auf.)

Die Königinn der Nacht.

Was iſt geſchehen!
Durch das Waſſer, durch das Feuer
Drangen ſie glücklich und verwegen.
Auf ihr Wächter! ihr Ungeheuer!
Stellet mächtig euch entgegen
Und bewahret mir den Schatz.

Die Wächter

(richten ihre Speere gegen das Käſtchen, doch ſo, daß ſie davon entfernt bleiben. Die Löwen ſchließen ſich aufmerkſam an ſie an. Die Stellungen ſollten auf beyden Seiten ſymmetriſch ſeyn).

Wir bewahren, wir bewachen
Mit Speer und Löwenrachen
O Göttinn deinen Schatz.

Tamino und Pamina

(hervorkommend).

O mein Gatte, mein Geliebter
Meine Gattinn, meine Theure
Sieh das Waſſer, ſieh das Feuer
Macht der Mutterliebe Platz.
Ihr Wächter habt Erbarmen.

Königinn.

Ihr Wächter, kein Erbarmen!
Behauptet euren Platz.

Tamino und Pamina.

O weh! o weh uns Armen!
Wer rettet unsren Schatz?

Königinn.

Sie dringen durch die Wachen,
Der grimme Löwenrachen
Verschlinge gleich den Schatz!

(Die Wolke zieht weg. Stille.)

Das Kind (im Kästchen).

Die Stimme des Vaters
Des Mütterchens Ton
Es hört sie der Knabe
Und wachet auch schon.

Pamina und Tamino.

O Seeligkeit den ersten Ton
Das Lallen seines Sohns zu hören!
O laßt nicht Zauber uns bethören.
Ihr Götter welche Seeligkeit
Beglückt uns schon.
O laßt uns ihn noch einmal hören
Den süßen Ton.

Chor (unsichtbar).

Nur ruhig! es schläfet
Der Knabe nicht mehr.
Er fürchtet die Löwen
Und Speere nicht sehr.

Ihn halten die Grüfte
Nicht lange mehr auf
Er dringt in die Lüfte
Mit geiſtigem Lauf.

(Der Deckel des Kaſtens springt auf. Es ſteigt ein Genius hervor, der durch die Lichter, welche den Kaſten transparent machten, ganz erleuchtet iſt, wenn die Lichter ſo dispenirt ſind, daß die obere Hälfte der übrigen Figuren gleichfalls mit erleuchtet iſt. In dem Augenblick treten die Wächter mit den Löwen dem Kaſten näher und entfernen Tamino und Pamina.)

Genius.

Hier bin ich ihr Lieben
Und bin ich nicht ſchön
Wer wird ſich betrüben
Sein Söhnchen zu ſehn.
In Nächten geboren
Im herrlichen Haus
Und weder verloren
In Nächten und Graus.

Es drohen die Speere
Die grimmigen Rachen,
Und drohten mir Heere
Und drohten mir Drachen;
Sie haben doch alle
Dem Knaben nichts an.

(In dem Augenblick als die Wächter nach dem Genius mit den Spießen ſtoßen, ſinkt er davon.)

Goethe's

Werke.

Achter Band.

Tübingen
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1808.

N 3349 ½

Inhalt.

Faust.

Puppenspiel.

Fastnachtsspiel.

Wahrdt.

Parabeln.

Legende.

Hans Sachs.

Miebing.

Künstlers Erdewallen.

Künstlers Apotheose.

Epilog zu Schillers Glocke.

Die Geheimnisse.

Faust.

Eine Tragödie.

Zueignung.

Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten!
Die früh sich einst dem trüben Blick gezeigt.
Versuch' ich wohl euch diesmal fest zu halten?
Fühl' ich mein Herz noch jenem Wahn geneigt?
Ihr drängt euch zu! nun gut, so mögt ihr walten,
Wie ihr aus Dunst und Nebel um mich steigt;
Mein Busen fühlt sich jugendlich erschüttert
Vom Zauberhauch der euren Zug umwittert.

Ihr bringt mit euch die Bilder froher Tage,
Und manche liebe Schatten steigen auf;
Gleich einer alten, halbverklungnen Sage,
Kommt erste Lieb' und Freundschaft mit herauf;
Der Schmerz wird neu, es wiederholt die Klage
Des Lebens labyrinthisch irren Lauf,
Und nennt die Guten, die, um schöne Stunden
Vom Glück getäuscht, vor mir hinweggeschwunden.

Sie hören nicht die folgenden Gesänge,
Die Seelen, denen ich die ersten sang,
Zerstoben ist das freundliche Gedränge,
Verklungen ach! der erste Wiederklang.
Mein Leid ertönt der unbekannten Menge,
Ihr Beyfall selbst macht meinem Herzen bang,
Und was sich sonst an meinem Lied erfreuet,
Wenn es noch lebt, irrt in der Welt zerstreuet.

Und mich ergreift ein längſt entwöhntes Sehnen
Nach jenem ſtillen, ernſten Geiſterreich,
Es ſchwebet nun, in unbeſtimmten Tönen,
Mein liſpelnd Lied, der Aeolsharfe gleich,
Ein Schauer faßt mich, Thräne folgt den Thränen,
Das ſtrenge Herz es fühlt ſich mild und weich;
Was ich beſitze ſeh' ich wie im weiten,
Und was verſchwand wird mir zu Wirklichkeiten.

Vorspiel

auf dem Theater.

Director, Theaterdichter, luſtige Perſon.

Director.

Ihr beyden die ihr mir ſo oft,
In Noth und Trübſal, beygeſtanden,
Sagt was ihr wohl, in deutſchen Landen,
Von unſrer Unternehmung hofft?
Ich wünſchte ſehr der Menge zu behagen,
Beſonders weil ſie lebt und leben läßt.
Die Pfoſten ſind, die Bretter aufgeſchlagen,
Und jedermann erwartet ſich ein Feſt.
Sie ſitzen ſchon, mit hohen Augenbraunen,
Gelaſſen da und möchten gern erſtaunen.
Ich weiß wie man den Geiſt des Volks verſöhnt;
Doch ſo verlegen bin ich nie geweſen;
Zwar ſind ſie an das Beſte nicht gewöhnt,
Allein ſie haben ſchrecklich viel geleſen.
Wie machen wir's? daß alles friſch und neu
Und mit Bedeutung auch gefällig ſey.
Denn freylich mag ich gern die Menge ſehen,
Wenn ſich der Strom nach unſrer Bude drängt,
Und mit gewaltig wiederholten Wehen,
Sich durch die enge Gnadenpforte zwängt;
Bey hellem Tage, ſchon vor Vieren,

Mit Stößen ſich bis an die Kaſſe ficht
Und, wie in Hungersnoth um Brot an Beckenthüren,
Um ein Billet ſich faſt die Hälſe bricht.
Dieß Wunder wirkt auf ſo verſchiedne Leute
Der Dichter nur; mein Freund, o! thu es heute.

Dichter.

O ſprich mir nicht von jener bunten Menge,
Bey deren Anblick uns der Geiſt entflieht.
Verhülle mir das wogende Gedränge,
Das wider Willen uns zum Strudel zieht.
Nein, führe mich zur ſtillen Himmelsenge,
Wo nur dem Dichter reine Freude blüht;
Wo Lieb' und Freundſchaft unſres Herzens Segen
Mit Götterhand erſchaffen und erpflegen.

Ach! was in tiefer Bruſt uns da entſprungen,
Was ſich die Lippe ſchüchtern vorgelallt,
Mißrathen jetzt und jetzt vielleicht gelungen,
Verſchlingt des wilden Augenblicks Gewalt.
Oft wenn es erſt durch Jahre durchgedrungen
Erſcheint es in vollendeter Geſtalt.
Was glänzt iſt für den Augenblick geboren,
Das Aechte bleibt der Nachwelt unverloren.

Luſtige Perſon.

Wenn ich nur nichts von Nachwelt hören ſollte.
Geſetzt daß ich von Nachwelt reden wollte,
Wer machte denn der Mitwelt Spaß?
Den will ſie doch und ſoll ihn haben.
Die Gegenwart von einem braven Knaben
Iſt, dächt' ich, immer auch ſchon was.

Wer ſich behaglich mitzutheilen weiß,
Den wird des Volkes Laune nicht erbittern;
Er wünſcht ſich einen großen Kreis,
Um ihn gewiſſer zu erſchüttern.
Drum ſeyd nur brav und zeigt euch muſterhaft,
Laßt Phantaſie, mit allen ihren Chören,
Vernunft, Verſtand, Empfindung, Leidenſchaft,
Doch, merkt euch wohl! nicht ohne Narrheit hören.

Director.

Beſonders aber laßt genug geſchehn!
Man kommt zu ſchaun, man will am liebſten ſehn.
Wird vieles vor den Augen abgeſponnen,
So daß die Menge ſtaunend gaffen kann,
Da habt ihr in der Breite gleich gewonnen,
Ihr ſeyd ein vielgeliebter Mann.
Die Maſſe könnt ihr nur durch Maſſe zwingen,
Ein jeder ſucht ſich endlich ſelbſt was aus.
Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen;
Und jeder geht zufrieden aus dem Haus.
Gebt ihr ein Stück, ſo gebt es gleich in Stücken!
Solch ein Ragout es muß euch glücken;
Leicht iſt es vorgelegt, ſo leicht als ausgedacht.
Was hilft's wenn ihr ein Ganzes dargebracht,
Das Publikum wird es euch doch zerpflücken.

Dichter.

Ihr fühlet nicht wie ſchlecht ein ſolches Handwerk ſey!
Wie wenig das den ächten Künſtler zieme!
Der ſaubern Herren Pfuſcherey
Iſt, merk' ich, ſchon bey euch Maxime.

Director.

Ein ſolcher Vorwurf läßt mich ungekränkt;
Ein Mann, der recht zu wirken denkt,
Muß auf das beſte Werkzeug halten.
Bedenkt, ihr habet weiches Holz zu ſpalten,
Und ſeht nur hin für wen ihr ſchreibt!
Wenn dieſen Langeweile treibt,
Kommt jener ſatt vom übertiſchten Mahle,
Und, was das allerſchlimmſte bleibt,
Gar mancher kommt vom Leſen der Journale.
Man eilt zerſtreut zu uns, wie zu den Maskenfeſten,
Und Neugier nur beflügelt jeden Schritt;
Die Damen geben ſich und ihren Putz zum beſten
Und ſpielen ohne Gage mit.
Was träumet ihr auf eurer Dichter-Höhe?
Was macht ein volles Haus euch froh?
Beſeht die Gönner in der Nähe!
Halb ſind ſie kalt, halb ſind ſie roh.
Der, nach dem Schauſpiel, hofft ein Kartenſpiel,
Der eine wilde Nacht an einer Dirne Buſen.
Was plagt ihr armen Thoren viel,
Zu ſolchem Zweck, die holden Muſen?
Ich ſag' euch, gebt nur mehr, und immer, immer mehr,
So könnt ihr euch vom Ziele nie verirren,
Sucht nur die Menſchen zu verwirren,
Sie zu befriedigen iſt ſchwer — —
Was fällt euch an? Entzückung oder Schmerzen?

Dichter.

Geh hin und ſuch dir einen andern Knecht!
Der Dichter ſollte wohl das höchſte Recht,

Das Menſchenrecht, das ihm Natur vergönnt,
Um deinetwillen freventlich verſcherzen!
Wodurch bewegt er alle Herzen?
Wodurch beſiegt er jedes Element?
Iſt es der Einklang nicht? der aus dem Buſen dringt,
Und in ſein Herz die Welt zurücke ſchlingt.
Wenn die Natur des Fadens ew'ge Länge,
Gleichgültig drehend, auf die Spindel zwingt,
Wenn aller Weſen unharmon'ſche Menge
Verdrießlich durch einander klingt;
Wer theilt die fließend immer gleiche Reihe
Belebend ab, daß ſie ſich rythmiſch regt?
Wer ruft das Einzelne zur allgemeinen Weihe?
Wo es in herrlichen Accorden ſchlägt,
Wer läßt den Sturm zu Leidenſchaften wüthen?
Das Abendroth im ernſten Sinne glühn?
Wer ſchüttet alle ſchönen Frühlingsblüten
Auf der Geliebten Pfade hin?
Wer flicht die unbedeutend grünen Blätter
Zum Ehrenkranz Verdienſten jeder Art?
Wer ſichert den Olymp? vereinet Götter?
Des Menſchen Kraft im Dichter offenbart.

Luſtige Perſon.

So braucht ſie denn die ſchönen Kräfte
Und treibt die dicht'riſchen Geſchäfte,
Wie man ein Liebesabenteuer treibt.
Zufällig naht man ſich, man fühlt, man bleibt
Und nach und nach wird man verflochten;
Es wächſt das Glück, dann wird es angefochten,
Man iſt entzückt, nun kommt der Schmerz heran,

Und eh man ſich's verſieht iſt's eben ein Roman.
Laßt uns auch ſo ein Schauſpiel geben!
Greift nur hinein ins volle Menſchenleben!
Ein jeder lebt's, nicht vielen iſt's bekannt,
Und wo ihr's packt, da iſt's intereſſant.
In bunten Bildern wenig Klarheit,
Viel Irrthum und ein Fünkchen Wahrheit,
So wird der beſte Trank gebraut,
Der alle Welt erquickt und auferbaut.
Dann ſammelt ſich der Jugend ſchönſte Blüte
Vor eurem Spiel und lauſcht der Offenbarung,
Dann ſauget jedes zärtliche Gemüthe
Aus eurem Werk ſich melancholiſche Nahrung;
Dann wird bald dies bald jenes aufgeregt,
Ein jeder ſieht was er im Herzen trägt.
Noch ſind ſie gleich bereit zu weinen und zu lachen,
Sie ehren noch den Schwung, erfreuen ſich am Schein;
Wer fertig iſt, dem iſt nichts recht zu machen,
Ein Werdender wird immer dankbar ſeyn.

Dichter.

So gieb mir auch die Zeiten wieder,
Da ich noch ſelbſt im Werden war,
Da ſich ein Quell gedrängter Lieder
Ununterbrochen neu gebar,
Da Nebel mir die Welt verhüllten,
Die Knoſpe Wunder noch verſprach,
Da ich die tauſend Blumen brach,
Die alle Thäler reichlich füllten.
Ich hatte nichts und doch genug,
Den Drang nach Wahrheit und die Luſt am Trug.

Gieb ungebändigt jene Triebe,
Das tiefe ſchmerzenvolle Glück,
Des Haſſes Kraft, die Macht der Liebe,
Gieb meine Jugend mir zurück!

Luſtige Perſon.

Der Jugend, guter Freund, bedarfſt du allenfalls
Wenn dich in Schlachten Feinde drängen,
Wenn mit Gewalt an deinem Hals
Sich allerliebſte Mädchen hängen,
Wenn fern des ſchnellen Laufes Kranz
Vom ſchwer erreichten Ziele winket,
Wenn nach dem heftgen Wirbeltanz
Die Nächte ſchmauſend man vertrinket.
Doch ins bekannte Saitenſpiel
Mit Muth und Anmuth einzugreifen,
Nach einem ſelbgeſteckten Ziel
Mit holdem Irren hinzuſchweifen,
Das, alte Herrn, iſt eure Pflicht,
Und wir verehren euch darum nicht minder.
Das Alter macht nicht kindiſch, wie man ſpricht,
Es findet uns nur noch als wahre Kinder.

Director.

Der Worte ſind genug gewechſelt,
Laßt mich auch endlich Thaten ſehn;
Indeß ihr Complimente drechſelt,
Kann etwas nützliches geſchehn.
Was hilft es viel von Stimmung reden?
Dem Zaudernden erſcheint ſie nie.
Gebt ihr euch einmal für Poeten,
So kommandirt die Poeſie.

Euch iſt bekannt was wir bedürfen,
Wir wollen ſtark Getränke ſchlürfen;
Nun braut mir unverzüglich dran!
Was heute nicht geſchieht, iſt Morgen nicht gethan,
Und keinen Tag ſoll man verpaſſen,
Das Mögliche ſoll der Entſchluß
Beherzt ſogleich beym Schopfe faſſen,
Er will es dann nicht fahren laſſen,
Und wirket weiter, weil er muß.

Ihr wißt, auf unſern deutſchen Bühnen
Probirt ein jeder was er mag;
Drum ſchonet mir an dieſem Tag
Proſpecte nicht und nicht Maſchinen.
Gebraucht das groß' und kleine Himmelslicht,
Die Sterne dürfet ihr verſchwenden;
An Waſſer, Feuer, Felſenwänden,
An Thier und Vögeln fehlt es nicht.
So ſchreitet in dem engen Bretterhaus
Den ganzen Kreis der Schöpfung aus,
Und wandelt, mit bedächtger Schnelle,
Vom Himmel, durch die Welt, zur Hölle.

Prolog

im Himmel.

Der Herr,
die himmliſchen Heerſcharen,
nachher Mephiſtopheles.

Die drey Erzengel treten vor.

Raphael.

Die Sonne tönt, nach alter Weiſe,
In Bruderſphären Wettgeſang,
Und ihre vorgeſchriebne Reiſe
Vollendet ſie mit Donnergang.
Ihr Anblick giebt den Engeln Stärke,
Wenn keiner ſie ergründen mag.
Die unbegreiflich hohen Werke
Sind herrlich wie am erſten Tag.

Gabriel.

Und ſchnell und unbegreiflich ſchnelle
Dreht ſich umher der Erde Pracht;
Es wechſelt Paradieſes-Helle
Mit tiefer ſchauervoller Nacht;
Es ſchäumt das Meer in breiten Flüſſen
Am tiefen Grund der Felſen auf,
Und Fels und Meer wird fortgeriſſen
In ewig ſchnellem Sphärenlauf.

Michael.

Und Stürme brauſen um die Wette
Vom Meer aufs Land vom Land aufs Meer,
Und bilden wüthend eine Kette
Der tiefſten Wirkung rings umher.
Da flammt ein blitzendes Verheeren
Dem Pfade vor des Donnerſchlags.
Doch deine Boten, Herr, verehren
Das ſanfte Wandeln deines Tags.

Zu Drey.

Der Anblick giebt den Engeln Stärke
Da keiner dich ergründen mag,
Und alle deine hohen Werke
Sind herrlich wie am erſten Tag.

Mephiſtopheles.

Da du, o Herr, dich einmal wieder nahſt
Und fragſt wie alles ſich bey uns befinde,
Und du mich ſonſt gewöhnlich gerne ſahſt;
So ſiehſt du mich auch unter dem Geſinde.
Verzeih, ich kann nicht hohe Worte machen,
Und wenn mich auch der ganze Kreis verhöhnt;
Mein Pathos brächte dich gewiß zum lachen,
Hättſt du dir nicht das Lachen abgewöhnt.
Von Sonn' und Welten weiß ich nichts zu ſagen,
Ich ſehe nur wie ſich die Menſchen plagen.
Der kleine Gott der Welt bleibt ſtets von gleichem Schlag,
Und iſt ſo wunderlich als wie am erſten Tag.
Ein wenig beſſer würd' er leben,
Hättſt du ihm nicht den Schein des Himmelslichts gegeben;
Er nennts Vernunft und braucht's allein

Nur thierischer als jedes Thier zu seyn.
Er scheint mir, mit Verlaub von Ew. Gnaden,
Wie eine der langbeinigen Cicaden,
Die immer fliegt und fliegend springt
Und gleich im Gras ihr altes Liedchen singt;
Und läg' er nur noch immer in dem Grase!
In jeden Quark begräbt er seine Nase.

Der Herr.

Hast du mir weiter nichts zu sagen?
Kommst du nur immer anzuklagen?
Ist auf der Erde ewig dir nichts recht?

Mephistopheles.

Nein Herr! ich find' es dort, wie immer, herzlich schlecht.
Die Menschen dauern mich in ihren Jammertagen,
Ich mag sogar die Armen selbst nicht plagen.

Der Herr.

Kennst du den Faust?

Mephistopheles.

Den Doctor?

Der Herr.

Meinen Knecht!

Mephistopheles.

Fürwahr! er dient euch auf besondre Weise.
Nicht irdisch ist des Thoren Trank noch Speise.
Ihn treibt die Gährung in die Ferne,
Er ist sich seiner Tollheit halb bewußt;
Vom Himmel fordert er die schönsten Sterne,
Und von der Erde jede höchste Lust,
Und alle Näh' und alle Ferne
Befriedigt nicht die tiefbewegte Brust.

Der Herr.

Wenn er mir jetzt auch nur verworren dient;
So werd' ich ihn bald in die Klarheit führen.
Weiß doch der Gärtner, wenn das Bäumchen grünt,
Daß Blüt' und Frucht die künft'gen Jahre zieren.

Mephistopheles.

Was wettet ihr? den sollt ihr noch verlieren!
Wenn ihr mir die Erlaubniß gebt
Ihn meine Straße sacht zu führen.

Der Herr.

So lang' er auf der Erde lebt,
So lange sey dir's nicht verboten.
Es irrt der Mensch so lang er strebt.

Mephistopheles.

Da dank' ich euch; denn mit den Todten
Hab' ich mich niemals gern befangen.
Am meisten lieb' ich mir die vollen frischen Wangen.
Für einen Leichnam bin ich nicht zu Haus;
Mir geht es wie der Katze mit der Maus.

Der Herr.

Nun gut, es sey dir überlassen!
Zieh diesen Geist von seinem Urquell ab,
Und führ' ihn, kannst du ihn erfassen,
Auf deinem Wege mit herab,
Und steh' beschämt, wenn du bekennen mußt:
Ein guter Mensch, in seinem dunklen Drange,
Ist sich des rechten Weges wohl bewußt.

Mephistopheles.

Schon gut! nur dauert es nicht lange.
Mir ist für meine Wette gar nicht bange.

Wenn ich zu meinem Zweck gelange,
Erlaubt ihr mir Triumph aus voller Bruſt.
Staub ſoll er freſſen, und mit Luſt,
Wie meine Muhme, die berühmte Schlange.

Der Herr.

Du darfſt auch da nur frey erſcheinen;
Ich habe deines gleichen nie gehaßt.
Von allen Geiſtern die verneinen
Iſt mir der Schalk am wenigſten zur Laſt.
Des Menſchen Thätigkeit kann allzuleicht erſchlaffen,
Er liebt ſich bald die unbedingte Ruh;
Drum geb' ich gern ihm den Geſellen zu,
Der reizt und wirkt, und muß, als Teufel, ſchaffen.
Doch ihr, die ächten Göttersöhne,
Erfreut euch der lebendig reichen Schöne!
Das Werdende, das ewig wirkt und lebt,
Umfaß' euch mit der Liebe holden Schranken,
Und was in ſchwankender Erſcheinung ſchwebt,
Befeſtiget mit dauernden Gedanken.

Der Himmel ſchließt, die Erzengel vertheilen ſich.

Mephiſtopheles allein.

Von Zeit zu Zeit ſeh' ich den Alten gern,
Und hüte mich mit ihm zu brechen.
Es iſt gar hübſch von einem großen Herrn
So menſchlich mit dem Teufel ſelbſt zu ſprechen.

Der Tragödie

Erster Theil.

Nacht.

In einem hochgewölbten, engen, gothischen Zimmer **Faust** unruhig auf seinem Sessel am Pulte.

Faust.

Habe nun, ach! Philosophie,
Juristerey und Medicin,
Und leider auch Theologie!
Durchaus studirt, mit heißem Bemühn.
Da steh' ich nun, ich armer Thor!
Und so klug als wie zuvor;
Heiße Magister, heiße Doctor gar,
Und ziehe schon an die zehen Jahr,
Herauf, herab und quer und krumm,
Meine Schüler an der Nase herum —
Und sehe, daß wir nichts wissen können!
Das will mir schier das Herz verbrennen.
Zwar bin ich gescheidter als alle die Laffen,
Doctoren, Magister, Schreiber und Pfaffen;
Mich plagen keine Scrupel noch Zweifel,
Fürchte mich weder vor Hölle noch Teufel —
Dafür ist mir auch alle Freud' entrissen,
Bilde mir nicht ein was rechts zu wissen,

Bilde mir nicht ein, ich könnte was lehren,
Die Menſchen zu beſſern und zu bekehren.
Auch hab' ich weder Gut noch Geld,
Noch Ehr' und Herrlichkeit der Welt.
Es möchte kein Hund ſo länger leben!
Drum hab' ich mich der Magie ergeben,
Ob mir durch Geiſtes Kraft und Mund
Nicht manch Geheimniß würde kund;
Daß ich nicht mehr mit ſaurem Schweiß,
Zu ſagen brauche, was ich nicht weiß;
Daß ich erkenne, was die Welt
Im Innerſten zuſammenhält,
Schau' alle Wirkenskraft und Samen,
Und thu' nicht mehr in Worten kramen.

O ſähſt du, voller Mondenſchein,
Zum letztenmal auf meine Pein,
Den ich ſo manche Mitternacht
An dieſem Pult herangewacht:
Dann über Büchern und Papier,
Trübſel'ger Freund, erſchienſt du mir!
Ach! könnt' ich doch auf Berges-Höh'n,
In deinem lieben Lichte gehn,
Um Bergeshöhle mit Geiſtern ſchweben,
Auf Wieſen in deinem Dämmer weben,
Von allem Wiſſensqualm entladen,
In deinem Thau geſund mich baden!

Weh! ſteck' ich in dem Kerker noch?
Verfluchtes, dumpfes Mauerloch!

Wo ſelbſt das liebe Himmelslicht
Trüb' durch gemahlte Scheiben bricht.
Beſchränkt mit dieſem Bücherhauf,
Den Würme nagen, Staub bedeckt,
Den, bis an's hohe Gewölb' hinauf,
Ein angeraucht Papier umſteckt;
Mit Gläſern, Büchſen rings umſtellt,
Mit Inſtrumenten vollgepfropft,
Urväter Hausrath drein geſtopft —
Das iſt deine Welt! das heißt eine Welt!

Und fragſt du noch, warum dein Herz
Sich bang' in deinem Buſen klemmt?
Warum ein unerklärter Schmerz
Dir alle Lebensregung hemmt?
Statt der lebendigen Natur,
Da Gott die Menſchen ſchuf hinein,
Umgiebt in Rauch und Moder nur
Dich Thiergeripp' und Todtenbein.

Flieh! auf! hinaus ins weite Land!
Und dieß geheimnißvolle Buch,
Von Noſtradamus eigner Hand,
Iſt dir es nicht Geleit genug?
Erkennſt dann der Sterne Lauf,
Und wenn Natur dich unterweiſt,
Dann geht die Seelenkraft dir auf,
Wie ſpricht ein Geiſt zum andern Geiſt.
Umſonſt, daß trocknes Sinnen hier
Die heil'gen Zeichen dir erklärt,

Ihr ſchwebt, ihr Geiſter, neben mir,
Antwortet mir, wenn ihr mich hört!
Er ſchlägt das Buch auf und erblickt das Zeichen des Makrokosmus.
Ha! welche Wonne fließt in dieſem Blick
Auf einmal mir durch alle meine Sinnen!
Ich fühle junges, heil'ges Lebensglück
Neuglühend mir durch Nerv' und Adern rinnen.
War es ein Gott, der dieſe Zeichen ſchrieb?
Die mir das innre Toben ſtillen,
Das arme Herz mit Freude füllen,
Und mit geheimnißvollem Trieb,
Die Kräfte der Natur rings um mich her enthüllen.
Bin ich ein Gott? Mir wird ſo licht!
Ich ſchau' in dieſen reinen Zügen
Die wirkende Natur vor meiner Seele liegen.
Jetzt erſt erkenn' ich was der Weiſe ſpricht:
"Die Geiſterwelt iſt nicht verſchloſſen;
"Dein Sinn iſt zu, dein Herz iſt todt!
"Auf bade, Schüler, unverdroſſen,
"Die irdiſche Bruſt im Morgenroth!"
Er beſchaut das Zeichen.
Wie alles ſich zum Ganzen webt,
Eins in dem andern wirkt und lebt!
Wie Himmelskräfte auf und nieder ſteigen
Und ſich die goldnen Eimer reichen!
Mit ſegenduftenden Schwingen
Vom Himmel durch die Erde dringen,
Harmoniſch all' das All durchklingen!

Welch Schauſpiel! aber ach! ein Schauſpiel nur!
Wo faß' ich dich, unendliche Natur?

Euch Pforte, wo? Ihr Quellen alles Lebens,
An denen Himmel und Erde hängt,
Dahin die welke Bruſt ſich drängt —
Ihr quellt, ihr tränkt, und ſchmacht' ich ſo vergebens?

Er ſchlägt unwillig das Buch um, und erblickt das Zeichen des Geiſtes.

Wie anders wirkt dieß Zeichen auf mich ein!
Du, Geiſt der Erde, biſt mir näher;
Schon fühl' ich meine Kräfte höher,
Schon glüh' ich wie von neuem Wein,
Ich fühle Muth, mich in die Welt zu wagen,
Der Erde Weh, der Erde Glück zu tragen,
Mit Stürmen mich herumzuſchlagen,
Und in des Schiffbruchs Knirſchen nicht zu zagen,
Es wölkt ſich über mir —
Der Mond verbirgt ſein Licht —
Die Lampe ſchwindet!
Es dampft! — Es zucken rothe Strahlen
Mir um das Haupt — Es weht
Ein Schauer vom Gewölb' herab,
Und faßt mich an!
Ich fühl's, du ſchwebſt um mich, erflehter Geiſt.
Enthülle dich!
Ha! wie's in meinem Herzen reißt!
Zu neuen Gefühlen
All' meine Sinnen ſich erwühlen!
Ich fühle ganz mein Herz dir hingegeben!
Du mußt! du mußt! und koſtet' es mein Leben!

Er faßt das Buch und ſpricht das Zeichen des Geiſtes geheimnißvoll aus. Es zuckt eine rothliche Flamme, der Geiſt erſcheint in der Flamme.

Geiſt.

Wer ruft mir?

Fauſt abgewendet.

Schreckliches Geſicht!

Geiſt.

Du haſt mich mächtig angezogen,
An meiner Sphäre lang' geſogen,
Und nun —

Fauſt.

Weh! ich ertrag' dich nicht!

Geiſt.

Du flehſt erathmend mich zu ſchauen,
Meine Stimme zu hören, mein Antlitz zu ſehn,
Mich neigt dein mächtig Seelenflehn,
Da bin ich! — Weich erbärmlich Grauen
Faßt Uebermenſchen dich! Wo iſt der Seele Ruf?
Wo iſt die Bruſt? die eine Welt in ſich erſchuf,
Und trug und hegte; die mit Freudebeben
Erſchwoll, ſich uns, den Geiſtern, gleich zu heben.
Wo biſt du, Fauſt? deß Stimme mir erklang,
Der ſich an mich mit allen Kräften drang?
Biſt Du es? der, von meinem Hauch umwittert,
In allen Lebenstiefen zittert,
Ein furchtſam weggekrümmter Wurm!

Fauſt.

Soll ich dir, Flammenbildung, weichen?
Ich bin's, bin Fauſt, bin deines gleichen!

Geiſt.

In Lebensfluthen, im Thatenſturm
Wall' ich auf und ab,

Wehe hin und her!
Geburt und Grab,
Ein ewiges Meer,
Ein wechselnd Weben,
Ein glühend Leben,
So ſchaff' ich am ſauſenden Webſtuhl der Zeit,
Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid.

Fauſt.

Der du die weite Welt umſchweifſt,
Geſchäftiger Geiſt, wie nah fühl' ich mich dir!

Geiſt.

Du gleichſt dem Geiſt, den du begreifſt,
Nicht mir!

Verſchwindet.

Fauſt zuſammenſtürzend.

Nicht dir!
Wem denn?
Ich Ebenbild der Gottheit!
Und nicht einmal dir!

Es klopft.

O Tod! ich kenn's — das iſt mein Famulus —
Es wird mein ſchönſtes Glück zu nichte!
Daß dieſe Fülle der Geſichte
Der trockne Schleicher ſtören muß!

Wagner im Schlafrocke und der Nachtmütze, eine Lampe in der Hand. Fauſt wendet ſich unwillig.

Wagner.

Verzeiht! ich hör' euch declamiren;
Ihr laſt gewiß ein griechiſch Trauerſpiel?
In dieſer Kunſt möcht' ich 'was profitiren,

Denn heut zu Tage wirkt das viel.
Ich dab' es öfters rühmen hören,
Ein Komödiant könnt' einen Pfarrer lehren.

Fauſt.

Ja, wenn der Pfarrer ein Komödiant iſt;
Wie das denn wohl zu Zeiten kommen mag.

Wagner.

Ach! wenn man ſo in ſein Muſeum gebannt iſt,
Und ſieht die Welt kaum einen Feyertag,
Kaum durch ein Perſpektiv, nur von weiten,
Wie ſoll man ſie durch Ueberredung leiten?

Fauſt.

Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen,
Wenn es nicht aus der Seele dringt,
Und mit urkräftigem Behagen
Die Herzen aller Hörer zwingt.
Sitzt ihr nur immer! leimt zuſammen,
Braut ein Ragout von andrer Schmaus,
Und blaſ't die kümmerlichen Flammen
Aus eurem Aſchenhäufchen 'raus!
Bewund'rung von Kindern und Affen,
Wenn euch darnach der Gaumen ſteht;
Doch werdet ihr nie Herz zu Herzen ſchaffen,
Wenn es euch nicht von Herzen geht.

Wagner.

Allein der Vortrag macht des Redners Glück;
Ich fühl' es wohl, noch bin ich weit zurück.

Fauſt.

Such' Er den redlichen Gewinn!
Sey er kein ſchellenlauter Thor!

Es trägt Verſtand und rechter Sinn
Mit wenig Kunſt ſich ſelber vor;
Und wenn's euch Ernſt iſt was zu ſagen,
Iſt's nöthig Worten nachzujagen?
Ja, eure Reden, die ſo blinkend ſind,
In denen ihr der Menſchheit Schnitzel kräuſelt,
Sind unerquicklich wie der Nebelwind,
Der herbſtlich durch die dürren Blätter ſäuſelt!

Wagner.

Ach Gott! die Kunſt iſt lang;
Und kurz iſt unſer Leben.
Mir wird, bey meinem kritiſchen Beſtreben,
Doch oft um Kopf und Buſen bang'.
Wie ſchwer ſind nicht die Mittel zu erwerben,
Durch die man zu den Quellen ſteigt!
Und eh' man nur den halben Weg erreicht,
Muß wohl ein armer Teufel ſterben.

Fauſt.

Das Pergament, iſt das der heilge Brunnen,
Woraus ein Trunk den Durſt auf ewig ſtillt?
Erquickung haſt du nicht gewonnen,
Wenn ſie dir nicht aus eigner Seele quillt.

Wagner.

Verzeiht! es iſt ein groß Ergetzen,
Sich in den Geiſt der Zeiten zu verſetzen;
Zu ſchauen, wie vor uns ein weiſer Mann gedacht,
Und wie wir's dann zuletzt ſo herrlich weit gebracht.

Fauſt.

O ja, bis an die Sterne weit!
Mein Freund, die Zeiten der Vergangenheit

Sind uns ein Buch mit ſieben Siegeln.
Was ihr den Geiſt der Zeiten heißt,
Das iſt im Grund der Herren eigner Geiſt,
In dem die Zeiten ſich beſpiegeln.
Da iſt's dann wahrlich oft ein Jammer!
Man läuft euch bey dem erſten Blick davon.
Ein Kehrichtfaß und eine Rumpelkammer,
Und höchſtens eine Haupt- und Staatsaction,
Mit trefflichen, pragmatiſchen Maximen,
Wie ſie den Puppen wohl im Munde ziemen!

Wagner.

Allein die Welt! des Menſchen Herz und Geiſt!
Möcht' jeglicher doch was davon erkennen.

Fauſt.

Ja was man ſo erkennen heißt!
Wer darf das Kind beym rechten Namen nennen?
Die wenigen, die was davon erkannt,
Die thöricht g'nug ihr volles Herz nicht wahrten,
Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt.
Ich bitt' euch, Freund, es iſt tief in der Nacht,
Wir müſſen's dießmal unterbrechen.

Wagner.

Ich hätte gern nur immer fortgemacht,
Um ſo gelehrt mit euch mich zu beſprechen.
Doch Morgen, als am erſten Oſtertage,
Erlaubt mir ein' und andre Frage.
Mit Eifer hab' ich mich der Studien befliſſen,
Zwar weiß ich viel, doch möcht' ich alles wiſſen.

Fauſt allein.

Wie nur dem Kopf nicht alle Hoffnung ſchwindet,
Der immerfort an ſchalem Zeuge klebt,
Mit gier'ger Hand nach Schätzen gräbt,
Und froh iſt, wenn er Regenwürmer findet!

Darf eine ſolche Menſchenſtimme hier,
Wo Geiſterfülle mich umgab, ertönen?
Doch ach! für dießmal dank' ich dir,
Dem ärmlichſten von allen Erdenſöhnen.
Du riſſeſt mich von der Verzweiflung los,
Die mir die Sinne ſchon zerſtören wollte.
Ach! die Erſcheinung war ſo Rieſen-groß,
Daß ich mich recht als Zwerg empfinden ſollte.

Ich, Ebenbild der Gottheit, das ſich ſchon
Ganz nah gedünkt dem Spiegel ew'ger Wahrheit,
Sein ſelbſt genoß, in Himmelsglanz und Klarheit,
Und abgeſtreift den Erdenſohn;
Ich, mehr als Cherub, deſſen freye Kraft
Schon durch die Adern der Natur zu fließen
Und, ſchaffend, Götterleben zu genießen
Sich ahndungsvoll vermaß, wie muß ich's büßen!
Ein Donnerwort hat mich hinweggerafft.

Nicht darf ich dir zu gleichen mich vermeſſen.
Hab' ich die Kraft dich anzuziehn beſeſſen;
So hatt' ich dich zu halten keine Kraft.
In jenem ſel'gen Augenblicke
Ich fühlte mich ſo klein, ſo groß,

Du ſtießeſt grauſam mich zurücke,
Ins ungewiſſe Menſchenloos.
Wer lehret mich? was ſoll ich meiden?
Soll ich gehorchen jenem Drang?
Ach! unſre Thaten ſelbſt, ſo gut als unſre Leiden,
Sie hemmen unſres Lebens Gang.

Dem herrlichſten, was auch der Geiſt empfangen,
Drängt immer fremd und fremder Stoff ſich an;
Wenn wir zum Guten dieſer Welt gelangen,
Dann heißt das Beſſre Trug und Wahn.
Die uns das Leben gaben, herrliche Gefühle
Erſtarren in dem irdiſchen Gewühle.

Wenn Phantaſie ſich ſonſt, mit kühnem Flug,
Und hoffnungsvoll zum Ewigen erweitert,
So iſt ein kleiner Raum ihr nun genug,
Wenn Glück auf Glück im Zeitenſtrudel ſcheitert.
Die Sorge niſtet gleich im tiefen Herzen,
Dort wirket ſie gebeime Schmerzen,
Unruhig wiegt ſie ſich und ſtöret Luſt und Ruh;
Sie deckt ſich ſtets mit neuen Masken zu,
Sie mag als Haus und Hof, als Weib und Kind erſcheinen,
Als Feuer, Waſſer, Dolch und Gift;
Du bebſt vor allem was nicht trifft,
Und was du nie verlierſt das mußt du ſtets bemeinen.

Den Göttern gleich' ich nicht! zu tief iſt es gefühlt;
Dem Wurme gleich' ich, der den Staub durchwühlt;

Den, wie er ſich im Staube nährend lebt,
Des Wanderers Tritt vernichtet und begräbt.

Iſt es nicht Staub? was dieſe hohe Wand,
Aus hundert Fächern, mir verenget;
Der Trödel, der mit tauſendfachem Tand,
In dieſer Mottenwelt mich dränget?
Hier ſoll ich finden was mir fehlt?
Soll ich vielleicht in tauſend Büchern leſen,
Daß überall die Menſchen ſich gequält,
Daß hie und da ein glücklicher geweſen? —
Was grinſeſt du mir hohler Schädel her?
Als daß dein Hirn, wie meines, einſt verwirret,
Den leichten Tag geſucht und in der Dämmrung ſchwer,
Mit Luſt nach Wahrheit, jämmerlich geirret.
Ihr Inſtrumente freylich, ſpottet mein,
Mit Rad und Kämmen, Walz' und Bügel.
Ich ſtand am Thor, ihr ſolltet Schlüſſel ſeyn;
Zwar euer Bart iſt kraus, doch hebt ihr nicht die Riegel.
Geheimnißvoll am lichten Tag
Läßt ſich Natur des Schleyers nicht berauben,
Und was ſie deinem Geiſt nicht offenbaren mag,
Das zwingſt du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben.
Du alt Geräthe das ich nicht gebraucht,
Du ſtehſt nur hier, weil dich mein Vater brauchte.
Du alte Rolle, du wirſt angeraucht,
So lang an dieſem Pult die trübe Lampe ſchmauchte.
Weit beſſer hätt' ich doch mein weniges verpraßt,
Als mit dem wenigen belaſtet hier zu ſchwitzen!
Was du ererbt von deinen Vätern haſt

Erwirb es, um es zu beſitzen.
Was man nicht nützt iſt eine ſchwere Laſt,
Nur was der Augenblick erſchafft, das kann er nützen.

Doch warum heftet ſich mein Blick auf jene Stelle?
Iſt jenes Fläſchchen dort den Augen ein Magnet?
Warum wird mir auf einmal lieblich helle?
Als wenn im nächt'gen Wald uns Mondenglanz umweht.

Ich grüße dich, du einzige Phiole!
Die ich mit Andacht nun herunterhole,
In dir verehr' ich Menſchenwitz und Kunſt.
Du Inbegriff der holden Schlummerſäfte,
Du Auszug aller tödlich feinen Kräfte,
Erweiſe deinem Meiſter deine Gunſt!
Ich ſehe dich, es wird der Schmerz gelindert,
Ich faſſe dich, das Streben wird gemindert,
Des Geiſtes Fluthſtrom ebbet nach und nach.
Ins hohe Meer werd' ich hinausgewieſen,
Die Spiegelfluth erglänzt zu meinen Füßen,
Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag.

Ein Feuerwagen ſchwebt, auf leichten Schwingen,
An mich heran! Ich fühle mich bereit
Auf neuer Bahn den Aether zu durchdringen,
Zu neuen Sphären reiner Thätigkeit.
Dieß hohe Leben, dieſe Götterwonne!
Du, erſt noch Wurm, und die verdieneſt du?
Ja, kehre nur der holden Erdenſonne
Entſchloſſen deinen Rücken zu!

Vermeſſe dich die Pforten aufzureißen,
Vor denen jeder gern vorüber ſchleicht.
Hier iſt es Zeit durch Thaten zu beweiſen,
Daß Mannes-Würde nicht der Götterhöhe weicht,
Vor jener dunkeln Höhle nicht zu beben,
In der ſich Phantaſie zu eigner Qual verdammt,
Nach jenem Durchgang hinzuſtreben,
Um deſſen engen Mund die ganze Hölle flammt;
Zu dieſem Schritt ſich heiter zu entſchließen
Und, wär' es mit Gefahr, ins Nichts dahin zu fließen.

Nun komm herab, kryſtallne reine Schale!
Hervor aus deinem alten Futterale,
An die ich viele Jahre nicht gedacht.
Du glänzteſt bey der Väter Freudenfeſte,
Erheitertеſt die ernſten Gäſte,
Wenn einer dich dem andern zugebracht.
Der vielen Bilder künſtlich reiche Pracht,
Des Trinkers Pflicht, ſie reimweis zu erklären,
Auf Einen Zug die Höhlung auszuleeren,
Erinnert mich an manche Jugend-Nacht,
Ich werde jetzt dich keinem Nachbar reichen,
Ich werde meinen Witz an deiner Kunſt nicht zeigen,
Hier iſt ein Saft, der eilig trunken macht.
Mit brauner Flut erfüllt er deine Höhle.
Den ich bereitet, den ich wähle,
Der letzte Trunk ſey nun, mit ganzer Seele,
Als feſtlich hoher Gruß, dem Morgen zugebracht!

Er ſetzt die Schale an den Mund.

Glockenklang und Chorgeſang.

Chor der Engel.

Chriſt iſt erſtanden!
Freude dem Sterblichen,
Den die verderblichen,
Schleichenden, erblichen
Mängel umwanden.

Fauſt.

Welch tiefes Summen, welch ein heller Ton,
Zieht mit Gewalt das Glas von meinem Munde?
Verkündiget ihr dumpfen Glocken ſchon
Des Oſterfeſtes erſte Feyerſtunde?
Ihr Chöre ſingt ihr ſchon den tröſtlichen Geſang?
Der einſt, um Grabes Nacht, von Engelslippen klang,
Gewißheit einem neuen Bunde.

Chor der Weiber.

Mit Spezereyen
Hatten wir ihn gepflegt,
Wir ſeine Treuen
Hatten ihn hingelegt;
Tücher und Binden
Reinlich umwanden wir,
Ach! und wir finden
Chriſt nicht mehr hier.

Chor der Engel.

Chriſt iſt erſtanden!
Selig der Liebende,
Der die Betrübende,
Heilſam' und übende
Prüfung beſtanden.

Fauſt.

Was ſucht ihr, mächtig und gelind,
Ihr Himmelstöne mich am Staube?
Klingt dort umher, wo weiche Menſchen ſind.
Die Botſchaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube;
Das Wunder iſt des Glaubens liebſtes Kind.
Zu jenen Sphären wag' ich nicht zu ſtreben,
Woher die holde Nachricht tönt;
Und doch, an dieſen Klang von Jugend auf gewöhnt,
Ruft er auch jetzt zurück mich in das Leben.
Sonſt ſtürzte ſich der Himmels-Liebe Kuß
Auf mich herab, in ernſter Sabathſtille;
Da klang ſo ahndungsvoll des Glockentones Fülle,
Und ein Gebet war brünſtiger Genuß;
Ein unbegreiflich holdes Sehnen
Trieb mich durch Wald und Wieſen hinzugehn,
Und unter tauſend heißen Thränen,
Fühlt' ich mir eine Welt entſtehn.
Dieß Lied verkündete der Jugend muntre Spiele,
Der Frühlingsfeyer freyes Glück;
Erinnrung hält mich nun, mit kindlichem Gefühle,
Vom letzten, ernſten Schritt zurück.
O! tönet fort ihr ſüßen Himmelslieder!
Die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder!

Chor der Jünger.

Hat der Begrabene
Schon ſich nach oben,
Lebend Erhabene,
Herrlich erhoben;
Iſt er in Werdeluſt

Schaffender Freude nah;
Ach! an der Erde Bruſt,
Sind wir zum Leide da.
Ließ er die Seinen
Schmachtend uns hier zurück;
Ach! wir beweinen
Meiſter dein Glück!

Chor der Engel.

Chriſt iſt erſtanden,
Aus der Verweſung Schoos.
Reißet von Banden
Freudig euch los!
Thätig ihn preiſenden,
Liebe beweiſenden,
Brüderlich ſpeiſenden,
Predigend reiſenden,
Wonne verheißenden
Euch iſt der Meiſter nah',
Euch iſt er da!

Vor dem Thor.

Spaziergänger aller Art
ziehen hinaus.

Einige Handwerksburſche.

Warum denn dort hinaus?

Andre.

Wir gehn hinaus auf's Jägerhaus.

Die Erſten.

Wir aber wollen nach der Mühle wandern.

Ein Handwerksburſch.

Ich rath' euch nach dem Waſſerhof zu gehn.

Zweyter.

Der Weg dahin iſt gar nicht ſchön.

Die Zweyten.

Was thuſt denn du?

Ein Dritter.

Ich gehe mit den andern.

Vierter.

Nach Burgdorf kommt herauf, gewiß dort findet ihr
Die ſchönſten Mädchen und das beſte Bier,
Und Händel von der erſten Sorte.

Fünfter.

Du überluſtiger Geſell,
Juckt dich zum drittenmal das Fell?
Ich mag nicht hin, mir graut es vor dem Orte.

Dienſtmädchen.

Nein, nein! ich gehe nach der Stadt zurück.

Andre.

Wir finden ihn gewiß bey jenen Pappeln ſtehen.

Erſte.

Das iſt für mich kein großes Glück;
Er wird an deiner Seite gehen,
Mit dir nur tanzt er auf dem Plan.
Was gehn mich deine Freuden an!

Andre.

Heut iſt er ſicher nicht allein,
Der Krauskopf, ſagt er, würde bey ihm ſeyn.

Schüler.

Blitz wie die wackern Dirnen ſchreiten!
Herr Bruder komm! wir müſſen ſie begleiten.
Ein ſtarkes Bier, ein beizender Toback,
Und eine Magd im Putz das iſt nun mein Geſchmack.

Bürgermädchen.

Da ſieh mir nur die ſchönen Knaben!
Es iſt wahrhaftig eine Schmach,
Geſellſchaft könnten ſie die allerbeſte haben,
Und laufen dieſen Mägden nach!

Zweyter Schüler zum erſten.

Nicht ſo geſchwind! dort hinten kommen zwey,
Sie ſind gar niedlich angezogen,
's iſt meine Nachbarin dabey;

Ich bin dem Mädchen ſehr gewogen.
Sie gehen ihren ſtillen Schritt
Und nehmen uns doch auch am Ende mit.

Erſter.

Herr Bruder nein! Ich bin nicht gern genirt.
Geſchwind! daß wir das Wildpret nicht verlieren.
Die Hand, die Samſtags ihren Beten führt,
Wird Sontags dich am beſten careſſiren.

Bürger.

Nein, er gefällt mir nicht der neue Burgemeiſter!
Nun, da er's iſt, wird er nur täglich dreiſter.
Und für die Stadt was thut denn er?
Wird es nicht alle Tage ſchlimmer?
Gehorchen ſoll man mehr als immer,
Und zahlen mehr als je vorher.

Bettler ſingt.

Ihr guten Herrn, ihr ſchönen Frauen,
So wohlgeputzt und backenroth,
Belieb' es euch mich anzuſchauen,
Und ſeht und mildert meine Noth!
Laßt hier mich nicht vergebens leyern!
Nur der iſt froh, der geben mag.
Ein Tag den alle Menſchen feyern,
Er ſey für mich ein Aerndetag.

Andrer Bürger.

Nichts beſſers weiß ich mir an Sonn- und Feyertagen,
Als ein Geſpräch von Krieg und Kriegsgeſchrey,
Wenn hinten, weit, in der Türkey,
Die Völker auf einander ſchlagen.
Man ſteht am Fenſter, trinkt ſein Gläschen aus

Und ſieht den Fluß hinab die bunten Schiffe gleiten;
Dann kehrt man Abends froh nach Haus,
Und ſegnet Fried' und Friedenszeiten.

Dritter Bürger.

Herr Nachbar, ja! ſo laß ich's auch geſchehn,
Sie mögen ſich die Köpfe ſpalten,
Mag alles durch einander gehn;
Doch nur zu Hauſe bleib's beym Alten.

Alte zu den Bürgermädchen.

Ey! wie geputzt! das ſchöne junge Blut!
Wer ſoll ſich nicht in euch vergaffen? —
Nur nicht ſo ſtolz! es iſt ſchon gut!
Und was ihr wünſcht das wüßt' ich wohl zu ſchaffen.

Bürgermädchen.

Agathe fort! ich nehme mich in Acht
Mit ſolchen Hexen öffentlich zu gehen;
Sie ließ mich zwar, in Sanct Andreas Nacht,
Den künftgen Liebſten leiblich ſehen.

Die Andre.

Mir zeigte ſie ihn im Kryſtall,
Soldatenhaft, mit mehreren Verwegnen;
Ich ſeh' mich um, ich ſuch' ihn überall,
Allein mir will er nicht begegnen.

Soldaten.

Burgen mit hohen
Mauern und Zinnen,
Mädchen mit ſtolzen
Höhnenden Sinnen
Möcht' ich gewinnen!

Kühn iſt das Mühen,
Herrlich der Lohn!

Und die Trompete
Laſſen wir werben,
Wie zu der Freude,
So zum Verderben.
Das iſt ein Stürmen!
Das iſt ein Leben!
Mädchen und Burgen
Müſſen ſich geben.
Kühn iſt das Mühen,
Herrlich der Lohn!
Und die Soldaten
Ziehen davon.

Fauſt und Wagner.

Fauſt.

Vom Eiſe befreyt ſind Strom und Bäche,
Durch des Frühlings holden, belebenden Blick,
Im Thale grünet Hoffnungs-Glück;
Der alte Winter, in ſeiner Schwäche,
Zog ſich in rauhe Berge zurück.
Von dorther ſendet er, fliehend, nur
Ohnmächtige Schauer körnigen Eiſes
In Streifen über die grünende Flur;
Aber die Sonne duldet kein Weißes,
Ueberall regt ſich Bildung und Streben,
Alles will ſie mit Farben beleben;
Doch an Blumen fehlts im Revier,

Sie nimmt geputzte Menſchen dafür.
Kehre dich um, von dieſen Höhen
Nach der Stadt zurück zu ſehen.
Aus dem hohlen finſtren Thor
Dringt ein buntes Gewimmel hervor.
Jeder ſonnt ſich heute ſo gern.
Sie feyern die Auferſtehung des Herrn,
Denn ſie ſind ſelber auferſtanden,
Aus niedriger Häuſer dumpfen Gemächern,
Aus Handwerks- und Gewerbes Banden,
Aus dem Druck von Giebeln und Dächern,
Aus der Straßen quetſchender Enge,
Aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht
Sind ſie alle ans Licht gebracht.
Sieh nur ſich! wie behend ſich die Menge
Durch die Gärten und Felder zerſchlägt,
Wie der Fluß, in Breit' und Länge,
So manchen luſtigen Nachen bewegt,
Und, bis zum Sinken überladen,
Entfernt ſich dieſer letzte Kahn.
Selbſt von des Berges fernen Pfaden
Blinken uns farbige Kleider an.
Ich höre ſchon des Dorfs Getümmel,
Hier iſt des Volkes wahrer Himmel,
Zufrieden jauchzet groß und klein:
Hier bin ich Menſch, hier darf ich's ſeyn.

Wagner.

Mit euch, Herr Doctor, zu ſpazieren
Iſt ehrenvoll und iſt Gewinn;
Doch würd' ich nicht allein mich her verlieren,

Weil ich ein Feind von allem Rohen bin,
Das Fiedeln, Schreien, Kegelſchieben,
Iſt mir ein gar verhaßter Klang;
Sie toben wie vom böſen Geiſt getrieben
Und nennen's Freude, nennen's Geſang.

Bauern unter der Linde.

Tanz und Geſang.

Der Schäfer putzte ſich zum Tanz,
Mit bunter Jacke, Band und Kranz,
Schmuck war er angezogen.
Schon um die Linde war es voll
Und alles tanzte ſchon wie toll.
Juchhe! Juchhe!
Juchheiſa! Heiſa! He!
So ging der Fiedelbogen.

Er drückte haſtig ſich heran,
Da ſtieß er an ein Mädchen an,
Mit ſeinem Ellenbogen;
Die friſche Dirne kehrt ſich um
Und ſagte: nun das ſind' ich dumm!
Juchhe! Juchhe!
Juchheiſa! Heiſa! He!
Seyd nicht ſo ungezogen.

Doch hurtig in dem Kreiſe ging's,
Sie tanzten rechts ſie tanzten links

Und alle Röcke flogen.
Sie wurden roth, ſie wurden warm
Und ruhten athmend Arm in Arm,
Juchhe! Juchhe!
Juchheiſa! Heiſa! He!
Und Hüft' an Ellenbogen.

Und thu mir doch nicht ſo vertraut!
Wie mancher hat nicht ſeine Braut
Belogen und betrogen!
Er ſchmeichelte ſie doch bey Seit'
Und von der Linde ſcholl es weit:
Juchhe! Juchhe!
Juchheiſa! Heiſa! He!
Geſchrei und Fiedelbogen.

Alter Bauer.

Herr Doctor, das iſt ſchön von euch,
Daß ihr uns heute nicht verſchmäht,
Und unter dieſes Volksgedräng',
Als ein ſo Hochgelahrter, geht.
So nehmet auch den ſchönſten Krug,
Den wir mit friſchem Trunk gefüllt,
Ich bring' ihn zu und wünſche laut,
Daß er nicht nur den Durſt euch ſtillt;
Die Zahl der Tropfen, die er hegt,
Sey euren Tagen zugelegt.

Fauſt.

Ich nehme den Erquickungs-Trank,
Erwiedr' euch allen Heil und Dank.

Das Volk ſammelt ſich im Kreis umher.

Alter Bauer.

Fürwahr es iſt ſehr wohl gethan,
Daß ihr am frohen Tag erſcheint;
Habt ihr es vormals doch mit uns
In böſen Tagen gut gemeynt!
Gar mancher ſteht lebendig hier,
Den euer Vater noch zuletzt
Der heißen Fieberwuth entriß,
Als er der Seuche Ziel geſetzt.
Auch damals ihr, ein junger Mann,
Ihr gingt in jedes Krankenhaus,
Gar manche Leiche trug man fort,
Ihr aber kamt geſund heraus,
Beſtandet manche harte Proben;
Dem Helfer half der Helfer droben.

Alle.

Geſundheit dem bewährten Mann,
Daß er noch lange helfen kann!

Fauſt.

Vor jenem droben ſteht gebückt,
Der helfen lehrt und Hülfe ſchickt.

Er geht mit Wagnern weiter.

Wagner.

Welch ein Gefühl muß du, o großer Mann!
Bey der Verehrung dieſer Menge haben!
O! glücklich! wer von ſeinen Gaben
Solch einen Vortheil ziehen kann.
Der Vater zeigt dich ſeinem Knaben,
Ein jeder fragt und drängt und eilt,
Die Fiedel ſtockt, der Tänzer weilt.

Du gehſt, in Reihen ſtehen ſie,
Die Mützen fliegen in die Höh';
Und wenig fehlt, ſo beugten ſich die Knie,
Als käm' das Venerabile.

Fauſt:

Nur wenig Schritte noch hinauf zu jenem Stein.
Hier wollen wir von unſrer Wandrung raſten.
Hier ſaß ich oft gedankenvoll allein
Und quälte mich mit Beten und mit Faſten.
An Hoffnung reich, im Glauben feſt,
Mit Thränen, Seufzen, Händeringen
Dacht' ich das Ende jener Peſt
Vom Herrn des Himmels zu erzwingen.
Der Menge Beyfall tönt mir nun wie Hohn.
O könnteſt du in meinem Innern leſen,
Wie wenig Vater und Sohn
Solch eines Ruhmes werth geweſen!
Mein Vater war ein dunkler Ehrenmann,
Der über die Natur und ihre heilgen Kreiſe,
In Redlichkeit, jedoch auf ſeine Weiſe,
Mit grillenhafter Mühe ſann.
Der, in Geſellſchaft von Adepten,
Sich in die ſchwarze Küche ſchloß,
Und, nach unendlichen Recepten,
Das Widrige zuſammengoß.
Da ward ein rother Leu, ein kühner Freyer,
Im lauen Bad, der Lilie vermählt
Und beyde dann, mit offnem Flammenfeuer,
Aus einem Brautgemach ins andere gequält.
Erſchien darauf, mit bunten Farben,

Die junge Königin im Glas,
Hier war die Arzeney, die Patienten ſtarben,
Und niemand fragte: wer genas?
So haben wir, mit hölliſchen Latwergen,
In dieſen Thälern, dieſen Bergen,
Weit ſchlimmer als die Peſt getobt.
Ich habe ſelbſt den Gift an Tauſende gegeben,
Sie welkten hin, ich muß erleben
Daß man die frechen Mörder lobt.

Wagner.

Wie könnt ihr euch darum betrüben!
Thut nicht ein braver Mann genug;
Die Kunſt, die man ihm übertrug,
Gewiſſenhaft und pünctlich auszuüben.
Wenn du, als Jüngling, deinen Vater ehrſt,
So wirſt du gern von ihm empfangen;
Wenn du, als Mann, die Wiſſenſchaft vermehrſt,
So kann dein Sohn zu höhrem Ziel gelangen.

Fauſt.

O! glücklich! wer noch hoffen kann
Aus dieſem Meer des Irrthums aufzutauchen.
Was man nicht weiß das eben brauchte man,
Und was man weiß kann man nicht brauchen.
Doch laß uns dieſer Stunde ſchönes Gut,
Durch ſolchen Trübſinn, nicht verkümmern!
Betrachte wie, in Abendſonne-Glut,
Die grünumgrünen Hütten ſchimmern.
Sie rückt und weicht, der Tag iſt überlebt,
Dort eilt ſie hin und fördert neues Leben.

O! daß kein Flügel mich vom Boden hebt,
Ihr nach und immer nach zu ſtreben.
Ich ſäh' im ewigen Abendſtrahl
Die ſtille Welt zu meinen Füßen,
Entzündet alle Höhn, beruhigt jedes Thal,
Den Silberbach in goldne Ströme fließen.
Nicht hemmte dann den göttergleichen Lauf
Der wilde Berg mit allen ſeinen Schluchten;
Schon thut das Meer ſich mit erwärmten Buchten
Vor den erſtaunten Augen auf.
Doch ſcheint die Göttin endlich wegzuſinken;
Allein der neue Trieb erwacht,
Ich eile fort ihr ew'ges Licht zu trinken,
Vor mir den Tag, und hinter mir die Nacht,
Den Himmel über mir und unter mir die Wellen.
Ein ſchöner Traum, indeſſen ſie entweicht.
Ach! zu des Geiſtes Flügeln wird ſo leicht
Kein körperlicher Flügel ſich geſellen.
Doch iſt es jedem eingeboren,
Daß ſein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
Wenn über uns, im blauen Raum verloren,
Ihr ſchmetternd Lied die Lerche ſingt;
Wenn über ſtarren Fichtenhöhen
Der Aar ausgebreitet ſchwebt,
Und über Flächen, über Seen,
Der Kranich nach der Heimat ſtrebt.

Wagner.

Ich hatte ſelbſt oft grillenhafte Stunden,
Doch ſolchen Trieb hab' ich noch nie empfunden.

Man ſieht ſich leicht an Wald und Feldern ſatt,
Des Vogels Fittig werd' ich nie beneiden.
Wie anders tragen uns die Geiſtesfreuden,
Von Buch zu Buch, von Blatt zu Blatt!
Da werden Winternächte hold und ſchön,
Ein ſelig Leben wärmet alle Glieder,
Und ach! entrollſt du gar ein würdig Pergamen;
So ſteigt der ganze Himmel zu dir nieder.

Fauſt.

Du biſt dir nur des einen Triebs bewußt,
O lerne nie den andern kennen!
Zwey Seelen wohnen, ach! in meiner Bruſt,
Die eine will ſich von der andern trennen;
Die eine hält, in derber Liebesluſt,
Sich an die Welt, mit klammernden Organen;
Die andre hebt gewaltſam ſich vom Duſt,
Zu den Gefilden hoher Ahnen.
O gibt es Geiſter in der Luft,
Die zwiſchen Erd' und Himmel herrſchend weben,
So ſteiget nieder aus dem goldnen Duft
Und führt mich weg, zu neuem buntem Leben!
Ja, wäre nur ein Zaubermantel mein!
Und trüg' er mich in fremde Länder,
Mir ſollt' er, um die köſtlichſten Gewänder,
Nicht feil um einen Königsmantel ſeyn.

Wagner.

Berufe nicht die wohlbekannte Schaar,
Die, ſtrömend, ſich im Dunſtkreis überbreitet,
Dem Menſchen tauſendfältige Gefahr,

Von allen Enden her, bereitet.
Von Norden bringt der ſcharfe Geiſterzahn
Auf dich verhey, mit pfeilgeſpitzten Zungen;
Von Morgen ziehn, vertrocknend, ſie heran,
Und nähren ſich von deinen Lungen;
Wenn ſie der Mittag aus der Wüſte ſchickt,
Die Glut auf Glut um deinen Scheitel häufen,
So bringt der Weſt den Schwarm, der erſt erquickt,
Um dich und Feld und Aue zu erſäufen.
Sie hören gern, zum Schaden frei gewandt,
Gehorchen gern, weil ſie uns gern betrügen,
Sie ſtellen wie vom Himmel ſich geſandt,
Und lispeln engliſch, wenn ſie lügen.
Doch gehen wir! ergraut iſt ſchon die Welt,
Die Luft gekühlt, der Nebel fällt!
Am Abend ſchätzt man erſt das Haus. —
Was ſtehſt du ſo und blickſt erſtaunt hinaus?
Was kann dich in der Dämmrung ſo ergreifen?

Fauſt.

Siehſt du den ſchwarzen Hund durch Saat und Stoppel ſtreifen?

Wagner.

Ich ſah ihn lange ſchon, nicht wichtig ſchien er mir.

Fauſt.

Betrachte ihn recht! für was hältſt du das Thier?

Wagner.

Für einen Pudel, der auf ſeine Weiſe
Sich auf der Spur des Herren zeigt.

Fauſt.

Bemerkſt du, wie in weitem Schneckenkreiſe

Er um uns her und immer näher irrt?
Und irr' ich nicht, so zieht ein Feuerstrudel
Auf seinen Pfaden hinterdrein.

Wagner.

Ich sehe nichts als einen schwarzen Pudel,
Es mag bey euch wohl Augentäuschung seyn.

Faust.

Mir scheint es, daß er magisch leise Schlingen,
In künftgem Band, um unsre Füße zieht.

Wagner.

Ich seh' ihn ungewiß und furchtsam uns umspringen,
Weil er, statt seines Herrn, zwey Unbekannte sieht.

Faust.

Der Kreis wird eng, schon ist er nah!

Wagner.

Du siehst! ein Hund, und kein Gespenst ist da.
Er knurrt und zweifelt, legt sich auf den Bauch,
Er wedelt. Alles Hunde Brauch.

Faust.

Geselle dich zu uns! Komm hier!

Wagner.

Es ist ein pudelnärrisch Thier.
Du stehest still, er wartet auf;
Du sprichst ihn an, er fleht an dir hinauf;
Verliere was, er wird es bringen,
Nach deinem Stock ins Wasser springen.

Faust.

Du hast wohl recht, ich finde nicht die Spur
Von einem Geist, und alles ist Dressur.

Wagner.

Dem Hunde, wenn er gut gezogen,
Wird selbst ein weiser Mann gewogen.
Ja deine Gunst verdient er ganz und gar
Er, der Studenten trefflicher Scolar.

Sie gehen in das Stadt-Thor.

Studierzimmer.

Faust mit dem Pudel hereintretend.

Verlassen hab' ich Feld und Auen,
Die eine tiefe Nacht bedeckt,
Mit ahndungsvollem heil'gem Grauen
In uns die bessre Seele weckt.
Entschlafen sind nun wilde Triebe,
Mit jedem ungestümen Thun;
Es regt sich die Menschenliebe,
Die Liebe Gottes regt sich nun.

Sei ruhig Pudel! renne nicht hin und wieder!
An der Schwelle mal schnoperst du hier?
Lege dich hinter den Ofen nieder,
Mein bestes Kissen geb' ich dir.
Wie du draußen auf dem bergigen Wege,
Durch Rennen und Springen, ergetzt uns bald,
So nimm nun auch von mir die Pflege,
Als ein willkommner stiller Gast.

Ach wenn in unsrer engen Zelle
Die Lampe freundlich wieder brennt,
Dann wird's in unserm Busen helle,

Im Herzen, das sich selber kennt.
Vernunft fängt wieder an zu sprechen,
Und Hoffnung wieder an zu blühn,
Man sehnt sich nach des Lebens Bächen,
Ach! nach des Lebens Quelle hin.

Knurre nicht Pudel! Zu den heiligen Tönen,
Die jetzt meine ganze Seel' umfassen,
Will der thierische Laut nicht passen.
Wir sind gewohnt, daß die Menschen verhöhnen
Was sie nicht verstehn,
Daß sie vor dem Guten und Schönen,
Das ihnen oft beschwerlich ist, murren;
Will es der Hund, wie sie, knurren?

Aber ach! schon fühl' ich, bey dem besten Willen,
Befriedigung nicht mehr aus dem Busen quillen.
Aber warum muß der Strom so bald versiegen,
Und wir wieder im Durste liegen?
Davon hab' ich so viel Erfahrung.
Doch dieser Mangel läßt sich ersetzen,
Wir lernen das Ueberirdische schätzen,
Wir sehnen uns nach Offenbarung,
Die nirgends würd'ger und schöner brennt,
Als in dem neuen Testament.
Mich drängt's den Grundtext aufzuschlagen,
Mit redlichem Gefühl einmal
Das heilige Original
In mein geliebtes Deutsch zu übertragen.

Er schlägt ein Volumen auf und schickt sich an.

Geſchrieben ſteht: "im Anfang war das Wort!"
Hier ſteck' ich ſchon! Wer hilft mir weiter fort?
Ich kann das Wort ſo hoch unmöglich ſchätzen,
Ich muß es anders überſetzen,
Wenn ich vom Geiſte recht erleuchtet bin.
Geſchrieben ſteht: im Anfang war der Sinn.
Bedenke wohl die erſte Zeile,
Daß deine Feder ſich nicht übereile!
Iſt es der Sinn, der alles wirkt und ſchafft?
Es ſollte ſtehn: im Anfang war die Kraft!
Doch, auch indem ich dieſes niederſchreibe,
Schon warnt mich was, daß ich dabey nicht bleibe.
Mir hilft der Geiſt! auf einmal ſeh' ich Rath
Und ſchreibe getroſt: im Anfang war die That!

Soll ich mit dir das Zimmer theilen,
Pudel, ſo laß das Heulen,
So laß das Bellen!
Solch einen ſtörenden Geſellen
Mag ich nicht in der Nähe leiden.
Einer von uns beyden
Muß die Zelle meiden.
Ungern heb' ich das Gaſtrecht auf,
Die Thür' iſt offen, daß freyen Lauf.
Aber was muß ich ſehen!
Kann das natürlich geſchehen?
Iſt es Schatten? iſt's Wirklichkeit?
Wie wird mein Pudel lang und breit!
Er hebt ſich mit Gewalt,
Das iſt nicht eines Hundes Geſtalt!

Welch ein Geſpenſt brachſt' ich ins Haus!
Schon ſieht er wie ein Nilpferd aus,
Mit feurigen Augen, ſchrecklichem Gebiß.
O! du biſt mir gewiß!
Für ſolche halbe Höllenbrut
Iſt Salomonis Schlüſſel gut.

Geiſter auf dem Gange.

Drinnen gefangen iſt einer!
Bleibet hauſen, folg' ihm keiner!
Wie im Eiſen der Fuchs,
Zagt ein alter Höllenluchs.
Aber gebt Acht!
Schwebet hin, ſchwebet wieder,
Auf und nieder,
Und er hat ſich losgemacht.
Könnt ihr ihm nützen,
Laßt ihn nicht ſitzen!
Denn er that uns allen
Schon viel zu Gefallen.

Fauſt.

Erſt zu begegnen dem Thiere,
Brauch' ich den Spruch der Viere:
Salamander ſoll glühen,
Undene ſich winden,
Sylphe verſchwinden,
Kobold ſich mühen.

Wer ſie nicht kennte
Die Elemente,
Ihre Kraft

Und

Und Eigenſchaft,
Wäre kein Meiſter
Ueber die Geiſter.

Verſchwind' in Flammen
Salamander!
Rauſchend ſtürze zuſammen
Undine!
Leucht' in Meteoren-Schöne
Sylphe!
Bring' häusliche Hülfe
Incubus! incubus!
Tritt hervor und mache den Schluß.

Keines der Vier
Steckt in dem Thiere.
Es liegt ganz ruhig und grinſt mich an,
Ich hab' ihm noch nicht weh gethan.
Du ſollſt mich hören
Stärker beſchwören.

Biſt du Geſelle
Ein Flüchtling der Hölle?
So ſieh dies Zeichen!
Dem ſie ſich beugen
Die ſchwarzen Schaaren.

Schon ſträubt es auf mit borſtigen Haaren.

Verworfnes Weſen!
Kannſt du ihn leſen?

Den wie entſproſſen,
Unausgeſprochnen,
Durch alle Himmel gegoſſnen,
Freventlich durchſtochnen.

Hinter den Ofen gebannt
Schwillt es wie ein Elephant,
Den ganzen Raum füllt es an,
Es will zum Nebel zerfließen.
Steige nicht zur Decke hinan!
Lege dich zu des Meiſters Füßen!
Du ſiehſt daß ich nicht vergebens drohe.
Ich verſenge dich mit heiliger Lohe!
Erwarte nicht
Das dreymal glühende Licht!
Erwarte nicht
Die ſtärkſte von meinen Künſten!

Mephiſtopheles

tritt, indem der Nebel fällt, gekleidet wie ein fahrender Scholaſtikus, hinter dem Ofen hervor.

Wozu der Lärm? was ſteht dem Herrn zu Dienſten?

Fauſt.

Das alſo war des Pudels Kern!
Ein fahrender Scholaſt? Der Caſus macht mich lachen.

Mephiſtopheles.

Ich ſalutire den gelehrten Herrn!
Ihr habt mich weidlich ſchwitzen machen.

Fauſt.

Wie nennſt du dich?

Mephiſtopheles.

Die Frage ſcheint mir klein,
Für einen der das Wort ſo ſehr verachtet,
Der, weit entfernt von allem Schein,
Nur in der Weſen Tiefe trachtet.

Fauſt.

Bey euch, ihr Herrn, kann man das Weſen
Gewöhnlich aus dem Namen leſen,
Wo es ſich allzudeutlich weiſ't,
Wenn man euch Fliegengott, Verderber, Lügner heißt.
Nun gut wer biſt du denn?

Mephiſtopheles.

Ein Theil von jener Kraft,
Die ſtets das Böſe will und ſtets das Gute ſchafft.

Fauſt.

Was iſt mit dieſem Räthſelwort gemeynt?

Mephiſtopheles.

Ich bin der Geiſt der ſtets verneint!
Und das mit Recht; denn alles was entſteht
Iſt werth daß es zu Grunde geht;
Drum beſſer wär's daß nichts entſtünde.
So iſt denn alles was ihr Sünde,
Zerſtörung, kurz das Böſe nennt,
Mein eigentliches Element.

Fauſt.

Du nennſt dich einen Theil, und ſtehſt doch ganz vor mir?

Mephiſtopheles.

Beſcheidne Wahrheit ſprech' ich dir.
Wenn ſich der Menſch, die kleine Narrenwelt,
Gewöhnlich für ein Ganzes hält;

Ich bin ein Theil des Theils, der Anfangs alles war,
Ein Theil der Finsterniß, die sich das Licht gebar,
Das stolze Licht, das nun der Mutter Nacht
Den alten Rang, den Raum ihr streitig macht,
Und doch gelingt's ihm nicht, da es, so viel es strebt,
Verhaftet an den Körpern klebt.
Von Körpern strömt's, die Körper macht es schön,
Ein Körper hemmt's auf seinem Gange,
So, hoff' ich, dauert es nicht lange
Und mit den Körpern wird's zu Grunde gehn.

Faust.

Nun kenn' ich deine würd'gen Pflichten!
Du kannst im Großen nichts vernichten
Und fängst es nun im Kleinen an.

Mephistopheles.

Und freylich ist nicht viel damit gethan.
Was sich dem Nichts entgegenstellt,
Das Etwas, diese plumpe Welt,
So viel als ich schon unternommen
Ich wußte nicht ihr beyzukommen,
Mit Wellen, Stürmen, Schütteln, Brand,
Gerührig bleibt am Ende Meer und Land!
Und dem verdammten Zeug, der Thier- und Menschenbrut,
Dem ist nun gar nichts anzuhaben,
Wie viele hab' ich schon begraben!
Und immer zirkulirt ein neues, frisches Blut.
So geht es fort, man möchte rasend werden!
Der Luft, dem Wasser, wie der Erden
Entwinden tausend Keime sich,
Im Trocknen, Feuchten, Warmen, Kalten!

Hält' ich mir nicht die Flamme vorbehalten;
Ich hätte nichts apart's für mich.

Fauſt.

So ſeheſt du der ewig regen,
Der heilſam ſchaffenden Gewalt
Die kalte Teufelsfauſt entgegen,
Die ſich vergebens tückiſch ballt!
Was anders ſuche zu beginnen
Des Chaos wunderlicher Sohn!

Mephiſtopheles.

Wir wollen wirklich uns beſinnen,
Die nächſtenmale mehr davon!
Dürft' ich wohl diesmal mich entfernen?

Fauſt.

Ich ſehe nicht warum du fragſt.
Ich habe jetzt dich kennen lernen,
Beſuche nun mich wie du magſt.
Hier iſt das Fenſter, hier die Thüre,
Ein Rauchfang iſt dir auch gewiß.

Mephiſtopheles.

Geſteh' ichs nur! daß ich hinausſpaziere
Verbietet mir ein kleines Hinderniß,
Der Drudenfuß auf eurer Schwelle —

Fauſt.

Das Pentagramma macht dir Pein?
Ey ſage mir, du Sohn der Hölle,
Wenn das dich bannt, wie kamſt du denn herein?
Wie ward ein ſolcher Geiſt betrogen?

Mephiſtopheles.

Beſchaut es recht! es iſt nicht gut gezogen;

Der eine Winkel, der nach außen zu,
Iſt, wie du ſiehſt, ein wenig offen.

Fauſt.

Das hat der Zufall gut getroffen!
Und mein Gefangner wärſt denn du?
Das iſt von ohngefähr gelungen!

Mephiſtopheles.

Der Pudel merkte nichts als er hereingeſprungen,
Die Sache ſieht jetzt anders aus;
Der Teufel kann nicht aus dem Haus.

Fauſt.

Doch warum gehſt du nicht durchs Fenſter?

Mephiſtopheles.

's iſt ein Geſetz der Teufel und Geſpenſter:
Wo ſie hereingeſchlüpft, da müſſen ſie hinaus.
Das erſte ſteht uns frey, beym zweyten ſind wir Knechte.

Fauſt.

Die Hölle ſelbſt hat ihre Rechte?
Das ſeh' ich gut, da ließe ſich ein Pakt,
Und ſicher wohl, mit euch ihr Herren ſchließen?

Mephiſtopheles.

Was man verſpricht, das ſollſt du rein genießen,
Dir wird davon nichts abgezwackt.
Doch das iſt nicht ſo kurz zu faſſen,
Und wir beſprechen das zunächſt;
Doch jetzo bitt' ich, hoch und höchſt,
Für dieſesmal mich zu entlaſſen.

Fauſt.

So bleibe doch noch einen Augenblick,
Um mir erſt gute Mähr zu ſagen.

Mephiſtopheles.

Jetzt laß mich los! ich komme bald zurück,
Dann magſt du nach Belieben fragen.

Fauſt.

Ich habe dir nicht nachgeſtellt,
Biſt du doch ſelbſt ins Garn gegangen.
Den Teufel halte wer ihn hält!
Er wird ihn nicht ſobald zum zweytenmale fangen.

Mephiſtopheles.

Wenn dir's beliebt, ſo bin ich auch bereit
Dir zur Geſellſchaft hier zu bleiben;
Doch mit Bedingniß, dir die Zeit,
Durch meine Künſte, würdig zu vertreiben.

Fauſt.

Ich ſeh' es gern, das ſteht dir frey;
Nur daß die Kunſt gefällig ſey!

Mephiſtopheles.

Du wirſt, mein Freund, für deine Sinnen,
In dieſer Stunde mehr gewinnen,
Als in des Jahres Einerley.
Was dir die zarten Geiſter ſingen,
Die ſchönen Bilder die ſie bringen,
Sind nicht ein leeres Zauberſpiel.
Auch dein Geruch wird ſich ergetzen,
Dann wirſt du deinen Gaumen letzen,
Und dann entzückt ſich dein Gefühl.
Bereitung braucht es nicht voran,
Beyſammen ſind wir, fanget an!

Geiſter.

Schwindet ihr dunkeln
Wölbungen droben!
Reizender ſchaue,
Freundlich, der blaue
Aether herein!
Wären die dunkeln
Wolken zerronnen!
Sternchein funkeln,
Mildere Sonnen
Scheinen darein.
Himmliſcher Söhne
Geiſtige Schöne,
Schwankende Beugung
Schwebet vorüber.
Sehnende Neigung
Folget hinüber;
Und der Gewänder
Flatternde Bänder
Decken die Länder,
Decken die Laube,
Wo ſich für's Leben,
Tief in Gedanken,
Liebende geben.
Laube bey Laube!
Sproſſende Ranken!
Laſtende Traube
Stürzt in's Behälter
Drängender Kelter,
Stürzen in Bächen

Schäumende Weine,
Rieseln durch reine,
Edle Gesteine,
Lassen die Höhen
Hinter sich liegen,
Breiten zu Seen
Sich ums Genügen
Grünender Hügel.
Und das Geflügel
Schlürfet sich Wonne,
Flieget der Sonne,
Flieget den hellen
Inseln entgegen,
Die sich auf Wellen
Gaukelnd bewegen;
Wo wir in Chören
Jauchzende hören,
Ueber den Auen
Tanzende schauen,
Die sich im Freyen
Alle zerstreuen.
Einige klimmen
Ueber die Höhen,
Andere schwimmen
Ueber die Seen,
Andere schweben;
Alle zum Leben,
Alle zur Ferne
Liebender Sterne
Seliger Huld.

Mephiſtopheles.

Er ſchläft! So recht, ihr luſt'gen, zarten Jungen!
Ihr habt ihn treulich eingeſungen!
Für dies Concert bin ich in eurer Schuld.
Du biſt noch nicht der Mann den Teufel feſt zu halten!
Umgaukelt ihn mit ſüßen Traumgeſtalten,
Verſenkt ihn in ein Meer des Wahns;
Doch dieſer Schwelle Zauber zu zerſpalten
Bedarf ich eines Rattenzahns.
Nicht lange brauch' ich zu beſchwören,
Schon raſchelt eine hier und wird ſogleich mich hören.

Der Herr der Ratten und der Mäuſe,
Der Fliegen, Fröſche, Wanzen, Läuſe,
Befiehlt dir dich hervor zu wagen
Und dieſe Schwelle zu benagen,
So wie er ſie mit Oel betupft —
Da kommſt du ſchon hervorgehupft!
Nur friſch ans Werk! Die Spitze, die mich bannte,
Sie ſitzt ganz vornen an der Kante.
Noch einen Biß, ſo iſt's geſchehn. —
Nun Fauſte träume fort, bis wir uns wiederſehn.

Fauſt erwachend.

Bin ich denn abermals betrogen?
Verſchwindet ſo der geiſterreiche Drang?
Daß mir ein Traum der Teufel vorgelogen,
Und daß ein Pudel mir entſprang.

Studirzimmer.

Faust. Mephistopheles.

Faust.

Es klopft? Herein! Wer will mich wieder plagen?

Mephistopheles.

Ich bin's.

Faust.

Herein!

Mephistopheles.

Du mußt es dreymal sagen.

Faust.

Herein denn!

Mephistopheles.

So gefällst du mir.

Wir werden, hoff' ich, uns vertragen;
Denn dir die Grillen zu verjagen
Bin ich, als edler Junker, hier,
In rothem goldverbrämten Kleide,
Das Mäntelchen von starrer Seide,
Die Hahnenfeder auf dem Hut,
Mit einem langen, spitzen Degen,
Und rathe nun dir, kurz und gut,

Dergleichen gleichfalls anzuziegen;
Damit du, losgebunden, frey,
Erfahrest was das Leben sey.

Faust.

In jedem Kleide werd' ich wohl die Pein
Des engen Erdelebens fühlen.
Ich bin zu alt, um nur zu spielen,
Zu jung, um ohne Wunsch zu seyn.
Was kann die Welt mir wohl gewähren?
Entbehren sollst du! sollst entbehren!
Das ist der ewige Gesang,
Der jedem an die Ohren klingt,
Den, unser ganzes Leben lang,
Uns heiser jede Stunde singt.
Nur mit Entsetzen wach' ich Morgens auf,
Ich möchte bittre Thränen weinen,
Den Tag zu sehn, der mir in seinem Lauf
Nicht Einen Wunsch erfüllen wird, nicht Einen,
Der selbst die Ahndung jeder Lust
Mit eigensinnigem Krittel mindert,
Die Schöpfung meiner regen Brust
Mit tausend Lebenskrahen hindert.
Auch muß ich, wenn die Nacht sich niedersenkt,
Mich ängstlich auf das Lager strecken,
Auch da wird keine Ruh geschenkt,
Mich werden wilde Träume schrecken.
Der Gott, der mir im Busen wohnt,
Kann tief mein Innerstes erregen,
Der über allen meinen Kräften thront,
Er kann nach außen nichts bewegen;

Und so ist mir das Dasein eine Last,
Der Tod erwünscht, das Leben mir verhaßt.

Mephistopheles.

Und doch ist nie der Tod ein ganz willkommner Gast.

Faust.

O selig der! dem er im Siegesglanze
Die blutgen Lorbeern um die Schläfe windet,
Den er, nach rasch durchrastem Tanze,
In eines Mädchens Armen findet.
O wär' ich vor des hohen Geistes Kraft
Entzückt, entseelt dahin gesunken!

Mephistopheles.

Und doch hat Jemand einen braunen Saft,
In jener Nacht, nicht ausgetrunken.

Faust.

Das Spionieren, scheint's, ist deine Lust.

Mephistopheles.

Allwissend bin ich nicht; doch viel ist mir bewußt.

Faust.

Wenn aus dem schrecklichen Gewühle
Ein süß bekannter Ton mich zog,
Den Rest von kindlichem Gefühle
Mit Anklang froher Zeit betrog;
So fluch' ich allem was die Seele
Mit Lock- und Gaukelwerk umspannt,
Und sie in diese Trauerhöle
Mit Blend- und Schmeichelkräften bannt!
Verflucht voraus die hohe Meinung,
Womit der Geist sich selbst umfängt!
Verflucht das Blenden der Erscheinung,

Die ſich an unſre Sinne drängt!
Verflucht was uns in Träumen heuchelt,
Des Ruhms, der Namensdauer Trug!
Verflucht was als Beſitz uns ſchmeichelt,
Als Weib und Kind, als Knecht und Pflug!
Verflucht ſey Mammon, wenn mit Schätzen
Er uns zu kühnen Thaten reizt,
Wenn er zu müßigem Ergetzen
Die Polſter uns zurechte legt!
Fluch ſey dem Balſamſaft der Trauben!
Fluch jener höchſten Liebeshuld!
Fluch ſey der Hoffnung! Fluch dem Glauben,
Und Fluch vor allen der Geduld!

Geiſterchor unſichtbar.

Weh! weh!
Du haſt ſie zerſtört,
Die ſchöne Welt,
Mit mächtiger Fauſt,
Sie ſtürzt, ſie zerfällt!
Ein Halbgott hat ſie zerſchlagen!
Wir tragen
Die Trümmern ins Nichts hinüber,
Und klagen
Ueber die verlorne Schöne.
Mächtiger
Der Erdenſöhne,
Prächtiger
Baue ſie wieder,
In deinem Buſen baue ſie auf!
Neuen Lebenslauf

Beginne,
Mit hellem Sinne,
Und neue Lieder
Tönen darauf!

Mephiſtopheles.

Dies ſind die kleinen
Von den Meinen.
Höre, wie zu Luſt und Thaten
Alling ſie rathen!
In die Welt weit,
Aus der Einſamkeit,
Wo Sinnen und Säfte ſtocken,
Wollen ſie dich locken.

Hör' auf mit deinem Gram zu ſpielen,
Der, wie ein Geyer, dir am Leben frißt;
Die ſchlechteſte Geſellſchaft läßt dich fühlen
Daß du ein Menſch mit Menſchen biſt.
Doch ſo iſt's nicht gemeynt
Dich unter das Pack zu ſtoßen.
Ich bin keiner von den Großen;
Doch willſt du, mit mir vereint,
Deine Schritte durchs Leben nehmen;
So will ich mich gern bequemen
Dein zu ſeyn, auf der Stelle.
Ich bin dein Geſelle
Und, mach' ich dir's recht,
Bin ich dein Diener, bin dein Knecht!

Fauſt.

Und was ſoll ich dagegen dir erfüllen?

Mephiſtopheles.

Dazu haſt du noch eine lange Friſt.

Fauſt.

Nein nein! der Teufel iſt ein Egoiſt
Und thut nicht leicht um Gottes Willen
Was einem andern nützlich iſt.
Sprich die Bedingung deutlich aus;
Ein ſolcher Diener bringt Gefahr ins Haus.

Mephiſtopheles.

Ich will mich hier zu deinem Dienſt verbinden,
Auf deinen Wink nicht raſten und nicht ruhn;
Wenn wir uns drüben wieder finden,
So ſollſt du mir das Gleiche thun.

Fauſt.

Das Drüben kann mich wenig kümmern,
Schlägſt du erſt dieſe Welt zu Trümmern,
Die andre mag darnach entſtehn.
Aus dieſer Erde quillen meine Freuden,
Und dieſe Sonne ſcheinet meinen Leiden;
Kann ich mich erſt von ihnen ſcheiden,
Dann mag was will und kann geſchehn.
Davon will ich nichts weiter hören,
Ob man auch künftig haßt und liebt,
Und ob es auch in jenen Sphären
Ein Oben oder Unten giebt.

Mephiſtopheles.

In dieſem Sinne kannſt du's wagen.
Verbinde dich; du ſollſt, in dieſen Tagen,
Mit Freuden meine Künſte ſehn,
Ich gebe dir was noch kein Menſch geſehn.

Fauſt.

Was willſt du armer Teufel geben?
Ward eines Menſchen Geiſt, in ſeinem hohen Streben,
Von deines Gleichen je gefaßt?
Doch haſt du Speiſe die nicht ſättigt, haſt
Du rothes Gold, das ohne Raſt,
Queckſilber gleich, dir in der Hand zerrinnt,
Ein Spiel, bey dem man nie gewinnt,
Ein Mädchen, das an meiner Bruſt
Mit Aeugeln ſchon dem Nachbar ſich verbindet,
Der Ehre ſchöne Götterluſt,
Die, wie ein Meteor, verſchwindet.
Zeig mir die Frucht die fault, eh' man ſie bricht,
Und Bäume die ſich täglich neu begrünen!

Mephiſtopheles.

Ein ſolcher Auftrag ſchreckt mich nicht,
Mit ſolchen Schätzen kann ich dienen.
Doch, guter Freund, die Zeit kommt auch heran
Wo wir was Gut's in Ruhe ſchmauſen mögen.

Fauſt.

Werd' ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen;
So ſey es gleich um mich gethan!
Kannſt du mich ſchmeichelnd je belügen,
Daß ich mir ſelbſt gefallen mag,
Kannſt du mich mit Genuß betrügen;
Das ſey für mich der letzte Tag!
Die Wette bied' ich!

Mephiſtopheles.

Top!

Fauſt.

Und Schlag auf Schlag!

Werd' ich zum Augenblicke ſagen:
Verweile doch! du biſt ſo ſchön!
Dann magſt du mich in Feſſeln ſchlagen,
Dann will ich gern zu Grunde gehn!
Dann mag die Todtenglocke ſchallen,
Dann biſt du deines Dienſtes frey,
Die Uhr mag ſtehn, der Zeiger fallen,
Es ſey die Zeit für mich vorbey!

Mephiſtopheles.

Bedenk' es wohl, wir werden's nicht vergeſſen.

Fauſt.

Dazu haſt du ein volles Recht;
Ich habe mich nicht freventlich vermeſſen.
Wie ich beharre bin ich Knecht,
Ob dein, was frag' ich, oder weſſen.

Mephiſtopheles.

Ich werde heute gleich, beym Doctorſchmaus,
Als Diener, meine Pflicht erfüllen.
Nur eins! — um Lebens oder Sterbens willen,
Bitt' ich mir ein Paar Zeilen aus.

Fauſt.

Auch was geſchriebnes forderſt du Pedant?
Haſt du noch keinen Mann, nicht Mannes-Wort gekannt?
Iſt's nicht genug, daß mein geſprochnes Wort
Auf ewig ſoll mit meinen Tagen ſchalten?
Raſt nicht die Welt in allen Strömen fort,
Und mich ſoll ein Verſprechen halten?
Doch dieſer Wahn iſt uns ins Herz gelegt,

Wer mag ſich gern davon befreyen?
Beglückt wer Treue rein im Buſen trägt,
Kein Opfer wird ihn je gereuen!
Allein ein Pergament, beſchrieben und beprägt,
Iſt ein Geſpenſt vor dem ſich alle ſcheuen.
Das Wort erſtirbt ſchon in der Feder,
Die Herrſchaft führen Wachs und Leder.
Was willſt du böſer Geiſt von mir?
Erz, Marmor, Pergament, Papier?
Soll ich mit Griffel, Meißel, Feder ſchreiben?
Ich gebe jede Wahl dir frey.

Mephiſtopheles.

Wie magſt du deine Rednerey
Nur gleich ſo hitzig übertreiben?
Iſt doch ein jedes Blättchen gut.
Du unterzeichneſt dich mit einem Tröpfchen Blut.

Fauſt.

Wenn dieß dir völlig G'nüge thut,
So mag es bey der Fratze bleiben.

Mephiſtopheles.

Blut iſt ein ganz beſondrer Saft.

Fauſt.

Nur keine Furcht, daß ich dieß Bündniß breche!
Das Streben meiner ganzen Kraft
Iſt g'rade das was ich verſpreche.
Ich habe mich zu hoch geblaht,
In deinen Rang gehör' ich nur.
Der große Geiſt hat mich verſchmäht,
Vor mir verſchließt ſich die Natur.
Des Denkens Faden iſt zerriſſen,
Mir ekelt lange vor allem Wiſſen.

Laß in den Tiefen der Sinnlichkeit
Uns glühende Leidenſchaften ſtillen!
In undurchdrungnen Zauberhüllen
Sey jedes Wunder gleich bereit!
Stürzen wir uns in das Rauſchen der Zeit
In's Rollen der Begebenheit!
Da mag denn Schmerz und Genuß,
Gelingen und Verdruß,
Mit einander wechſeln wie es kann;
Nur raſtlos bethätigt ſich der Mann.

Mephiſtopheles.

Euch iſt kein Maß und Ziel geſetzt.
Beliebt's euch überall zu naſchen,
Im Fliehen etwas zu erhaſchen;
Bekomm euch wohl was euch ergetzt.
Nur greift mir zu und ſeyd nicht blöde!

Fauſt.

Du höreſt ja, von Freud' iſt nicht die Rede.
Dem Taumel weih' ich mich, dem ſchmerzlichſten Genuß,
Verliebtem Haß, erquickendem Verdruß.
Mein Buſen, der vom Wiſſensdrang geheilt iſt,
Soll keinen Schmerzen künftig ſich verſchließen,
Und was der ganzen Menſchheit zugetheilt iſt,
Will ich in meinem innern Selbſt genießen,
Mit meinem Geiſt das Höchſt' und Tiefſte greifen,
Ihr Wohl und Weh auf meinen Buſen häufen,
Und ſo mein eigen Selbſt zu ihrem Selbſt erweitern,
Und, wie ſie ſelbſt, am End' auch ich zerſcheitern.

Mephiſtopheles.

O glaube mir, der manche tauſend Jahre

An dieſer harten Speiſe kaut,
Daß von der Wiege bis zur Bahre
Kein Menſch den alten Sauerteig verdaut!
Glaub' unſer einem, dieſes Ganze
Iſt nur für einen Gott gemacht!
Er findet ſich in einem ew'gen Glanze,
Uns hat er in die Finſterniß gebracht,
Und euch taugt einzig Tag und Nacht.

Fauſt.

Allein ich will!

Mephiſtopheles.

Das läßt ſich hören!
Doch nur vor Einem iſt mir bang';
Die Zeit iſt kurz, die Kunſt iſt lang.
Ich dächt', ihr ließet euch belehren.
Aſſociirt euch mit einem Poeten,
Laßt den Herrn in Gedanken ſchweifen,
Und alle edlen Qualitäten
Auf euren Ehren-Scheitel häufen,
Des Löwen Muth,
Des Hirſches Schnelligkeit,
Des Italiäners feurig Blut,
Des Nordens Dau'rbarkeit.
Laßt ihn euch das Geheimniß finden,
Großmuth und Argliſt zu verbinden,
Und euch, mit warmen Jugendtrieben,
Nach einem Plane, zu verlieben.
Möchte ſelbſt ſolch einen Herren kennen,
Würd' ihn Herrn Mikrokosmus nennen.

Fauſt.

Was bin ich denn? wenn es nicht möglich iſt
Der Menſchheit Krone zu erringen,
Nach der ſich alle Sinne dringen.

Mephiſtopheles.

Du biſt am Ende — was du biſt.
Seh' die Perrücken auf von Millionen Locken,
Seh' deinen Fuß auf ellenhohe Socken,
Du bleibſt doch immer was du biſt.

Fauſt.

Ich fühl's, vergebens hab' ich alle Schätze
Des Menſchengeiſt's auf mich herbeygerafft,
Und wenn ich mich am Ende niederſetze,
Quillt innerlich doch keine neue Kraft;
Ich bin nicht um ein Haar breit höher,
Bin dem Unendlichen nicht näher.

Mephiſtopheles.

Mein guter Herr, ihr ſeht die Sachen,
Wie man die Sachen eben ſieht;
Wir müſſen das geſcheidter machen,
Eh' uns des Lebens Freude flieht.
Was Henker! freylich Händ' und Füße
Und Kopf und H — — die ſind dein;
Doch alles was ich friſch genieße,
Iſt das drum weniger mein?
Wenn ich ſechs Hengſte zahlen kann,
Sind ihre Kräfte nicht die meine?
Ich renne zu und bin ein rechter Mann,
Als hätt' ich vier und zwanzig Beine.
Drum friſch! laß alles Sinnen ſeyn,

Und g'rad' mit in die Welt hinein!
Ich ſag' es dir: ein Kerl der ſpeculirt,
Iſt wie ein Thier, auf dürrer Heide
Von einem böſen Geiſt im Kreis herum geführt,
Und rings umher liegt ſchöne grüne Weide.

Fauſt.

Wie fangen wir das an?

Mephiſtopheles.

Wir gehen eben fort.
Was iſt das für ein Marterort?
Was heißt das für ein Leben führen,
Sich und die Jungens ennuyiren?
Laß du das dem Herrn Nachbar Wanſt!
Was willſt du dich das Stroh zu dreſchen plagen?
Das beſte, was du wiſſen kannſt,
Darfſt du den Buben doch nicht ſagen.
Gleich hör' ich einen auf dem Gange!

Fauſt.

Mir iſt's nicht möglich ihn zu ſehn.

Mephiſtopheles.

Der arme Knabe wartet lange,
Der darf nicht ungetröſtet gehn.
Komm, gib mir deinen Rock und Mütze;
Die Maske muß mir köſtlich ſtehn.

Er kleidet ſich um.

Nun überlaß es meinem Witze!
Ich brauche nur ein Viertelſtündchen Zeit;
Indeſſen mache dich zur ſchönen Fahrt bereit!

Fauſt ab.

Mephiſtopheles
in Fauſt's langem Kleide.

Verachte nur Vernunft und Wiſſenſchaft,
Des Menſchen allerhöchſte Kraft,
Laß nur in Blend- und Zauberwerken
Dich von dem Lügengeiſt beſtärken,
So hab' ich dich ſchon unbedingt —
Ihm hat das Schickſal einen Geiſt gegeben,
Der ungebändigt immer vorwärts dringt,
Und deſſen übereiltes Streben
Der Erde Freuden überſpringt.
Den ſchlepp' ich durch das wilde Leben,
Durch flache Unbedeutenheit,
Er ſoll mir zappeln, ſtarren, kleben,
Und ſeiner Unerſättlichkeit
Soll Speiſ' und Trank vor gier'gen Lippen ſchweben;
Er wird Erquickung ſich umſonſt erflehn,
Und hätt' er ſich auch nicht dem Teufel übergeben,
Er müßte doch zu Grunde gehn!

Ein Schüler tritt auf.

Schüler.

Ich bin allhier erſt kurze Zeit,
Und komme voll Ergebenheit,
Einen Mann zu ſprechen und zu kennen,
Den alle mir mit Ehrfurcht nennen.

Mephiſtopheles.

Eure Höflichkeit erfreut mich ſehr!
Ihr ſeht einen Mann wie andre mehr.
Habt ihr euch ſonſt ſchon umgethan?

Schüler.

Ich bitt' euch, nehmt euch meiner an!
Ich komme mit allem guten Muth,
Leidlichem Geld und frischem Blut;
Meine Mutter wollte mich kaum entfernen;
Möchte gern' was rechts hieraußen lernen.

Mephistopheles.

Da seyd ihr eben recht am Ort.

Schüler.

Aufrichtig, möchte schon wieder fort:
In diesen Mauern, diesen Hallen,
Will es mir keineswegs gefallen.
Es ist ein gar beschränkter Raum,
Man sieht nichts Grünes, keinen Baum,
Und in den Sälen, auf den Bänken,
Vergeht mir Hören, Seh'n und Denken.

Mephistopheles.

Das kommt nur auf Gewohnheit an.
So nimmt ein Kind der Mutter Brust
Nicht gleich im Anfang willig an,
Doch bald ernährt es sich mit Lust.
So wird's euch an der Weisheit Brüsten
Mit jedem Tage mehr gelüsten.

Schüler.

An ihrem Hals will ich mit Freuden hangen;
Doch sagt mir nur, wie kann ich hingelangen?

Mephistopheles.

Erklärt euch, eh' ihr weiter geht,
Was wählt ihr für eine Facultät?

Schüler.

Ich wünſchte recht gelehrt zu werden,
Und möchte gern, was auf der Erden
Und in dem Himmel iſt, erfaſſen,
Die Wiſſenſchaft und die Natur.

Mephiſtopheles.

Da ſeyd ihr auf der rechten Spur;
Doch müßt ihr euch nicht zerſtreuen laſſen.

Schüler.

Ich bin dabey mit Seel' und Leib;
Doch freylich würde mir behagen
Ein wenig Freyheit und Zeitvertreib,
An ſchönen Sommerfeiertagen.

Mephiſtopheles.

Gebraucht der Zeit, ſie geht ſo ſchnell von hinnen,
Doch Ordnung lehrt euch Zeit gewinnen.
Mein theurer Freund, ich rath' euch drum
Zuerſt Collegium Logicum.
Da wird der Geiſt euch wohl dreſſirt,
In ſpaniſche Stiefeln eingeſchnürt,
Daß er bedächtiger ſo fort an
Hinſchleiche die Gedankenbahn,
Und nicht etwa, die Kreuz' und Quer,
Irrlichtelire hin und her.
Dann lehret man euch manchen Tag,
Daß, was ihr ſonſt auf einen Schlag
Getrieben, wie Eſſen und Trinken frey,
Eins! Zwey! Drey! dazu nöthig ſey.
Zwar iſt's mit der Gedanken-Fabrik
Wie mit einem Weber-Meiſterſtück,

Wo Ein Tritt tauſend Fäden regt,
Die Schiffchen herüber hinüber ſchießen,
Die Fäden unſichtbar fließen,
Ein Schlag tauſend Verbindungen ſchlägt:
Der Philoſoph der tritt herein,
Und beweiſ't euch, es müßt' ſo ſeyn:
Das Erſt' wär' ſo, das Zweyte ſo,
Und drum das Dritt' und Vierte ſo;
Und wenn das Erſt' und Zweyt' nicht wär',
Das Dritt' und Viert' wär' nimmermehr.
Das preiſen die Schüler aller Orten,
Sind aber keine Weber geworden.
Wer will was lebendig's erkennen und beſchreiben,
Sucht erſt den Geiſt heraus zu treiben,
Dann hat er die Theile in ſeiner Hand,
Fehlt leider! nur das geiſtige Band.
Encheiresin naturae nennt's die Chimie,
Spottet ihrer ſelbſt und weiß nicht wie.

Schüler.

Kann euch nicht eben ganz verſtehen.

Mephiſtopheles.

Das wird nächſtens ſchon beſſer gehen,
Wenn ihr lernt alles reduciren
Und gehörig klaſſificiren.

Schüler.

Mir wird von alle dem ſo dumm,
Als ging' mir ein Mühlrad im Kopf herum.

Mephiſtopheles.

Nachher, vor allen andern Sachen
Müßt ihr euch an die Metaphyſik machen!

Da ſeht, daß ihr tiefſinnig faßt,
Was in des Menſchen Hirn nicht paßt;
Für, was drein geht und nicht drein geht,
Ein prächtig Wort zu Dienſten ſteht.
Doch vorerſt dieſes halbe Jahr
Nehmt ja der beſten Ordnung wahr.
Fünf Stunden habt ihr jeden Tag;
Seyd drinnen mit dem Glockenſchlag!
Habt euch vorher wohl präparirt,
Paragraphos wohl einſtudirt,
Damit ihr nachher beſſer ſeht,
Daß er nichts ſagt, als was im Buche ſteht;
Doch euch des Schreibens ja befleißt,
Als dictirt' euch der Heilig' Geiſt!

Schüler.

Das ſollt ihr mir nicht zweymal ſagen!
Ich denke mir wie viel es nützt;
Denn, was man ſchwarz auf weiß beſitzt,
Kann man getroſt nach Hauſe tragen.

Mephiſtopheles.

Doch wählt mir eine Facultät!

Schüler.

Zur Rechtsgelehrſamkeit kann ich mich nicht bequemen.

Mephiſtopheles.

Ich kann es euch ſo ſehr nicht übel nehmen,
Ich weiß wie es um dieſe Lehre ſteht.
Es erben ſich Geſetz' und Rechte
Wie eine ew'ge Krankheit fort,
Sie ſchleppen von Geſchlecht ſich zum Geſchlechte,
Und rücken ſacht von Ort zu Ort.

Vernunft wird Unſinn, Wohlthat Plage;
Weh dir, daß du ein Enkel biſt!
Vom Rechte, das mit uns geboren iſt,
Von dem iſt leider! nie die Frage.

Schüler.

Mein Abſcheu wird durch euch vermehrt.
O glücklich der! den ihr belehrt.
Faſt möcht' ich nun Theologie ſtudiren.

Mephiſtopheles.

Ich wünſchte nicht euch irre zu führen.
Was dieſe Wiſſenſchaft betrifft,
Es iſt ſo ſchwer den falſchen Weg zu meiden,
Es liegt in ihr ſo viel verborgnes Gift,
Und von der Arzeney iſts kaum zu unterſcheiden.
Am beſten iſt's auch hier, wenn ihr nur Einen hört,
Und auf des Meiſters Worte ſchwört.
Im Ganzen — haltet euch an Worte!
Dann geht ihr durch die ſichre Pforte
Zum Tempel der Gewißheit ein.

Schüler.

Doch ein Begriff muß bey dem Worte ſeyn.

Mephiſtopheles.

Schon gut! Nur muß man ſich nicht allzu ängſtlich quälen;
Denn eben wo Begriffe fehlen,
Da ſtellt ein Wort zur rechten Zeit ſich ein.
Mit Worten läßt ſich trefflich ſtreiten,
Mit Worten ein Syſtem bereiten,
An Worte läßt ſich trefflich glauben,
Von einem Wort läßt ſich kein Jota rauben.

Schüler.

Verzeiht, ich hab' euch auf mit vielen Fragen,
Allein ich muß euch noch bemüh'n.
Wollt ihr mir von der Medicin
Nicht auch ein kräftig Wörtchen sagen?
Drey Jahr' iſt eine kurze Zeit,
Und, Gott! das Feld iſt gar zu weit.
Wenn man einen Fingerzeig nur hat,
Läßt ſich's ſchon eher weiter fühlen.

Mephiſtopheles für ſich.

Ich bin des trocknen Tons nun ſatt,
Muß wieder recht den Teufel ſpielen.

Laut.

Der Geiſt der Medicin iſt leicht zu faſſen;
Ihr durchſtudirt die groß' und kleine Welt,
Um es am Ende gehn zu laſſen,
Wie's Gott gefällt.
Vergebens daß ihr ringsum wiſſenſchaftlich ſchweift,
Ein jeder lernt nur was er lernen kann;
Doch der den Augenblick ergreift,
Das iſt der rechte Mann.
Ihr ſeyd noch ziemlich wohlgebaut,
An Kühnheit wird's euch auch nicht fehlen,
Und wenn ihr euch nur ſelbſt vertraut,
Vertrauen euch die andern Seelen.
Beſonders lernt die Weiber führen;
Es iſt ihr ewig Weh und Ach
So tauſendfach
Aus Einem Puncte zu curiren,
Und wenn ihr halbweg ehrbar thut,

Dann habt ihr ſie all' unter'm Hut.
Ein Titel muß ſie erſt vertraulich machen,
Daß eure Kunſt viel Künſte überſteigt;
Zum Willkomm' tappt ihr dann nach allen Gliedmaßen,
Um die ein andrer viele Jahre ſtreicht,
Verſteht das Pülslein wohl zu drücken,
Und faſſet ſie, mit feurig ſchlauen Blicken,
Wohl um die ſchlanke Hüfte frey,
Zu ſeh'n, wie feſt geſchnürt ſie ſey.

Schüler.

Das ſieht ſchon beſſer aus! Man ſieht doch wo und wie.

Mephiſtopheles.

Grau, theurer Freund, iſt alle Theorie,
Und grün des Lebens goldner Baum.

Schüler.

Ich ſchwör' euch zu, mir iſt's als wie ein Traum.
Dürft' ich euch wohl ein andermal beſchweren,
Von eurer Weisheit auf den Grund zu hören?

Mephiſtopheles.

Was ich vermag, ſoll gern geſchehn.

Schüler.

Ich kann unmöglich wieder gehn,
Ich muß euch noch mein Stammbuch überreichen.
Gönn' eure Gunſt mir dieſes Zeichen!

Mephiſtopheles.

Sehr wohl.

Er ſchreibt und giebt's.

Schüler lieſt.

Eritis sicut Deus, scientes bonum et malum.

Klappt ehrerbietig zu und empfiehlt ſich.

Mephiſtopheles.

Folg' nur dem alten Spruch und meiner Muhme der Schlange,
Dir wird gewiß einmal bey deiner Gottähnlichkeit bange!

Fauſt tritt auf.

Fauſt.

Wohin ſoll es nun gehn?

Mephiſtopheles.

Wohin es dir gefällt.
Wir ſehn die kleine, dann die große Welt.
Mit welcher Freude, welchem Nutzen,
Wirſt du den Curſum durchſchmarutzen!

Fauſt.

Allein bey meinem langen Bart
Fehlt mir die leichte Lebensart.
Es wird mir der Verſuch nicht glücken;
Ich wußte nie mich in die Welt zu ſchicken,
Vor andern fühl' ich mich ſo klein;
Ich werde ſtets verlegen ſeyn.

Mephiſtopheles.

Mein guter Freund, das wird ſich alles geben;
Sobald du dir vertraust, ſobald weißt du zu leben.

Fauſt.

Wie kommen wir denn aus dem Haus?
Wo haſt du Pferde, Knecht und Wagen?

Mephiſtopheles.

Wir breiten nur den Mantel aus,
Der ſoll uns durch die Lüfte tragen.
Du nimmſt bey dieſem kühnen Schritt

Nur

Nur keinen großen Bündel mit.
Ein Bischen Feuerluft, die ich bereiten werde,
Hebt auf behend von dieser Erde.
Und sind wir leicht, so geht es schnell hinauf;
Ich gratulire dir zum neuen Lebenslauf!

Zeche luſtiger Geſellen.

Froſch.

Will keiner trinken? keiner lachen?
Ich will euch lehren Geſichter machen!
Ihr ſeyd ja heut wie naſſes Stroh,
Und brenne ſonſt immer lichterloh.

Brander.

Das liegt an dir; du bringſt ja nichts herbey,
Nicht eine Dummheit, keine Sauerey.

Froſch

gießt ihm ein Glas Wein über den Kopf.

Da haſt du beydes!

Brander.

Doppelt Schwein!

Froſch.

Ihr wollt' es ja, man ſoll es ſeyn!

Siebel.

Zur Thür hinaus wer ſich entzweyt!
Mit offner Bruſt ſingt Kunde, ſauft und ſchreyt!
Auf! Holla! Ho!

Altmayer.

Weh mir, ich bin verloren!
Baumwolle her! der Kerl sprengt mir die Ohren.

Siebel.

Wenn das Gewölbe wiederschallt,
Fühlt man erst recht des Basses Grundgewalt.

Frosch.

So recht; hinaus mit dem der etwas übel nimmt!
A! tara lara da!

Altmayer.

A! tara lara da!

Frosch.

Die Kehlen sind gestimmt.

Singt.

Das liebe, heil'ge Röm'sche Reich,
Wie hält's nur noch zusammen?

Brander.

Ein garstig Lied! Pfuy! ein politisch Lied!
Ein leidig Lied! Dankt Gott mit jedem Morgen
Daß ihr nicht braucht für's Röm'sche Reich zu sorgen!
Ich halt' es wenigstens für reichlichen Gewinn,
Daß ich nicht Kaiser oder Kanzler bin.
Doch muß auch uns ein Oberhaupt nicht fehlen;
Wir wollen einen Papst erwählen.
Ihr wißt, welch eine Qualität
Den Ausschlag giebt, den Mann erhöht.

Frosch singt.

Schwing' dich auf, Frau Nachtigall,
Grüß' mir mein Liebchen zehntausendmal.

Siebel.

Dem Liebchen keinen Gruß! ich will davon nichts hören!

Froſch.

Dem Liebchen Gruß und Kuß! du wirſt mir's nicht verwehren!

Singt.

Riegel auf! in ſtiller Nacht.
Riegel auf! der Liebſte wacht.
Riegel zu! des Morgens früh.

Siebel.

Ja, ſinge, ſinge nur, und lob' und rühme ſie!
Ich will zu meiner Zeit ſchon lachen.
Sie hat mich angeführt, dir wird ſie's auch ſo machen.
Zum Liebſten ſey ein Kobold ihr beſcheert!
Der mag mit ihr auf einem Kreuzweg ſchäkern;
Ein alter Bock, wenn er vom Blocksberg kehrt,
Mag im Galopp noch gute Nacht ihr meckern!
Ein braver Kerl von echtem Fleiſch und Blut
Iſt für die Dirne viel zu gut.
Ich will von keinem Gruße wiſſen,
Als ihr die Fenſter eingeſchmiſſen!

Brander auf den Tiſch ſchlagend.

Paßt auf! paßt auf! Gehorchet mir!
Ihr Herrn geſteht, ich weiß zu leben,
Verliebte Leute ſitzen hier,
Und dieſen muß, nach Standsgebühr,
Zur guten Nacht ich was zum Beſten geben.
Gebt Acht! Ein Lied vom neuſten Schnitt!
Und ſingt den Rundreim kräftig mit!

Er ſingt.

Es war eine Katz' im Kellerneß,
Lebte nur von Fett und Butter,
Hatte ſich ein Mäuslein angemäſt't,
Als wie der Doctor Luther.
Die Köchinn hatt' ihr Gift geſtellt;
Da ward's ſo eng' ihr in der Welt,
Als hätte ſie Lieb' im Leibe.

Chorus jauchzend.

Als hätte ſie Lieb' im Leibe.

Brander.

Sie fuhr herum, ſie fuhr heraus,
Und ſoff aus allen Pfützen,
Zernagt', zerkratzt' das ganze Haus,
Wollte nichts ihr Wüthen nützen;
Sie thät gar manchen Aengſtesſprung,
Bald hatte das arme Thier genung,
Als hätt' es Lieb' im Leibe.

Chorus.

Als hätt' es Lieb' im Leibe.

Brander.

Sie kam für Angſt am hellen Tag
Der Küche zugelaufen,
Fiel an den Heerd und zuckt' und lag,
Und thät erbärmlich ſchnaufen.
Da lachte die Vergifterinn noch:
Ha! ſie pfeift auf dem letzten Loch,
Als hätte ſie Lieb' im Leibe.

Chorus.

Als hätte ſie Lieb' im Leibe.

Siebel.

Wie ſich die platten Burſche freuen!
Es iſt mir eine rechte Kunſt,
Den armen Ratten Gift zu ſtreuen!

Brander.

Sie ſehn wohl ſehr in deiner Gunſt?

Altmayer.

Der Schmerbauch mit der fahlen Platte!
Das Unglück macht ihn zahm und mild;
Er ſieht in der geſchwollnen Ratte
Sein ganz natürlich Ebenbild.

Fauſt und Mephiſtopheles.

Mephiſtopheles.

Ich muß dich nun vor allen Dingen
In luſtige Geſellſchaft bringen,
Damit du ſiehſt, wie leicht ſich's leben läßt.
Dem Volke hier wird jeder Tag ein Feſt.
Mit wenig Witz und viel Behagen
Dreht jeder ſich im engen Zirkeltanz,
Wie junge Katzen mit dem Schwanz.
Wenn ſie nicht über Kopfweh klagen,
So lang' der Wirth nur weiter borgt,
Sind ſie vergnügt und unbeſorgt.

Brander.

Die kommen eben von der Reiſe,
Man ſieht's an ihrer wunderlichen Weiſe;
Sie ſind nicht eine Stunde hier.

Frosch.

Wahrhaftig du hast Recht! Mein Leipzig lieb' ich mir!
Es ist ein klein Paris, und bildet seine Leute.

Siebel.

Für was siehst du die Fremden an?

Frosch.

Laßt mich nur gehn! bey einem vollen Glase,
Zieh' ich, wie einen Kinderzahn,
Den Burschen leicht die Würmer aus der Nase.
Sie scheinen mir aus einem edlen Haus,
Sie sehen stolz und unzufrieden aus.

Brander.

Marktschreyer sind's gewiß, ich wette!

Altmayer.

Vielleicht.

Frosch.

Gib Acht, ich schraube sie!

Mephistopheles zu Faust.

Den Teufel spürt das Völkchen nie,
Und wenn er sie beym Kragen hätte.

Faust.

Seyd uns gegrüßt, ihr Herrn!

Siebel.

Viel Dank zum Gegengruß.

Leise, Mephistopheles von der Seite ansehend

Was hinkt der Kerl auf Einem Fuß?

Mephistopheles.

Ist es erlaubt, uns auch zu euch zu setzen?
Statt eines guten Trunks, den man nicht haben kann,
Soll die Gesellschaft uns ergetzen.

Altmayer.

Ihr ſcheint ein ſehr verwöhnter Mann.

Froſch.

Ihr ſeyd wohl ſpät von Rippach aufgebrochen?
Habt ihr mit Herren Hans noch erſt zu Nacht geſpeiſ't?

Mephiſtopheles.

Heut ſind wir ihn vorbey gereiſ't;
Wir haben ihn das letztemal geſprochen.
Von ſeinen Vettern wußt' er viel zu ſagen,
Viel Grüße hat er uns an jeden aufgetragen.

Er neigt ſich gegen Froſch.

Altmayer. leiſe

Da haſt du's! der verſteht's!

Siebel.

Ein pfiffiger Patron!

Froſch.

Nun, warte nur, ich krieg' ihn ſchon!

Mephiſtopheles.

Wenn ich nicht irrte, hörten wir
Geübte Stimmen Chorus ſingen?
Gewiß, Geſang muß trefflich hier
Von dieſer Wölbung wiederklingen!

Froſch.

Seyd ihr wohl gar ein Virtuos?

Mephiſtopheles.

O nein! die Kraft iſt ſchwach, allein die Luſt iſt groß.

Altmayer.

Gebt uns ein Lied!

Mephiſtopheles.

Wenn ihr begehrt, die Menge.

Siebel.

Nur auch ein ungeleimtes Stück!

Mephiſtopheles.

Wir kommen erſt aus Spanien zurück,
Dem ſchönen Land des Weins und der Geſänge.

Einſt

Es war einmal ein König,
Der hatt' einen großen Floh —

Froſch.

Horcht! Einen Floh! Hatt ihr das wohl gefaßt?
Ein Floh iſt mir ein ſaub'rer Gaſt.

Mephiſtopheles ſingt

Es war einmal ein König,
Der hatt' einen großen Floh,
Den liebt' er gar nicht wenig,
Als wie ſeinen eignen Sohn.
Da rief er ſeinen Schneider,
Der Schneider kam heran.
Da miß dem Junker Kleider,
Und miß ihm Hoſen an!

Brander.

Vergeßt nur nicht dem Schneider einzuſchärfen,
Daß er mir auf's genauſte mißt,
Und daß, ſo lieb ſein Kopf ihm iſt,
Die Hoſen keine Falten werfen!

Mephiſtopheles.

In Sammet und in Seide
War er nun angethan,
Hatte Bänder auf dem Kleide,
Hatt' auch ein Kreuz daran,

Und war zugleich Minister,
Und hatt' einen großen Stern.
Da wurden seine Geschwister
Bey Hof' auch große Herrn.

Und Herrn und Frau'n am Hofe,
Die waren sehr geplagt,
Die Königinn und die Zofe
Gestochen und genagt,
Und durften sie nicht knicken,
Und weg sie jucken nicht.
Wir knicken und ersticken
Doch gleich wenn einer sticht.

Chorus jauchzend
Wir knicken und ersticken
Doch gleich wenn einer sticht.

Frosch.
Bravo! Bravo! Das war schön!

Siebel.
So soll es jedem Floh ergehn!

Brander.
Spitzt die Finger und packt sie fein!

Altmayer.
Es lebe die Freyheit! Es lebe der Wein!

Mephistopheles.
Ich tränke gern ein Glas, die Freyheit hoch zu ehren,
Wenn eure Weine nur ein Bißchen besser wären.

Siebel.
Wir mögen das nicht wieder hören!

Mephiſtopheles.

Ich fürchte nur der Wirth beſchweret ſich,
Sonſt gäb' ich dieſen werthen Gäſten
Aus unſerm Keller was zum Beſten.

Siebel.

Nur immer her! ich nehm's auf mich.

Froſch.

Schafft ihr ein gutes Glas, ſo wollen wir euch loben.
Nur gebt nicht gar zu kleine Proben;
Denn wenn ich judiciren ſoll,
Verlang' ich auch das Maul recht voll.

Altmayer leiſe

Sie ſind vom Rheine, wie ich ſpüre.

Mephiſtopheles.

Schafft einen Bohrer an!

Brander.

Was ſoll mit dem geſchehn?
Ihr habt doch nicht die Fäſſer vor der Thüre?

Altmayer.

Dahinten hat der Wirth ein Körbchen Werkzeug ſtehn.

Mephiſtopheles nimmt den Bohrer zu Froſch

Nun ſagt, was wünſchet ihr zu ſchmecken?

Froſch.

Wie meynt ihr das? Habt ihr ſo mancherley?

Mephiſtopheles.

Ich ſtell' es einem jeden frey.

Altmayer zu Froſch

Aha! du fängſt ſchon an die Lippen abzulecken.

Froſch.

Gut! wenn ich wählen ſoll, ſo will ich Rheinwein haben.
Das Vaterland verleiht die allerbeſten Gaben.

Mephiſtopheles.

indem er an dem Platz, wo Froſch ſitzt, ein Loch in den Tiſchrand bohrt

Verſchafft ein wenig Wachs, die Pfropfen gleich zu machen!

Altmayer.

Ach das ſind Taſchenſpielerſachen.

Mephiſtopheles zu Brander

Und ihr?

Brander.

Ich will Champagner Wein,
Und recht muſſirend ſoll er ſeyn!

Mephiſtopheles.

bohrt, einer hat indeſſen die Wachspropfen gemacht und verſtopft.

Brander.

Man kann nicht ſtets das Fremde meiden,
Das Gute liegt uns oft ſo fern.
Ein echter deutſcher Mann mag keinen Franzen leiden,
Doch ihre Weine trinkt er gern.

Siebel.

indem ſich Mephiſtopheles ſeinem Platze nähert.

Ich muß geſtehn, den ſauren mag ich nicht,
Gebt mir ein Glas vom echten ſüßen!

Mephiſtopheles bohrt.

Euch ſoll ſogleich Tokayer fließen.

Altmayer.

Nein, Herren, ſeht mir in's Geſicht!
Ich ſeh' es ein, ihr habt uns nur zum Beſten.

Mephiſtopheles.

Ey! Ey! Mit ſolchen edlen Gäſten
Wär' es ein Bißchen viel gewagt.
Geſchwind! Nur grad' heraus geſagt!
Mit welchem Weine kann ich dienen?

Altmayer.

Mit jedem! Nur nicht lang gefragt.

Nachdem die Löcher alle gebohrt und verſtopft ſind,

Mephiſtopheles mit ſeltſamen Geberden

Trauben trägt der Weinſtock!
Hörner der Ziegenbock;
Der Wein iſt ſaftig, Holz die Reben,
Der hölzerne Tiſch kann Wein auch geben.
Ein tiefer Blick in die Natur!
Hier iſt ein Wunder, glaubet nur!
Nun zieht die Pfropfen und genießt!

Alle.

indem ſie die Pfropfen ziehen, und jedem der verlangte Wein in's Glas läuft.

O ſchöner Brunnen, der uns fließt!

Mephiſtopheles.

Nur hütet euch, daß ihr mir nichts vergießt!

Sie trinken wiederholt.

Alle ſingen

Uns iſt ganz kannibaliſch wohl,
Als wie fünf hundert Säuen!

Mephiſtopheles.

Das Volk iſt frey, ſeht an, wie wohl's ihm geht!

Fauſt.

Ich hätte Luſt nun abzufahren.

Mephiſtopheles.

Gib nur erſt Acht, die Beſtialität
Wird ſich gar herrlich offenbaren.

Siebel.

trinkt unvorſichtig, der Wein fließt auf die Erde, und wird zur Flamme.

Helft! Feuer! helft! die Hölle brennt!

Mephiſtopheles die Flamme beſprechend.

Sey ruhig, freundlich Element!

zu den Gecken.

Für dießmal war es nur ein Tropfen Fegefeuer.

Siebel.

Was ſoll das ſeyn? Wart! ihr bezahlt es theuer!
Es ſcheinet, daß ihr uns nicht kennt.

Froſch.

Laß er uns des zum zweytenmale bleiben!

Altmayer.

Ich dächt', wir hießen ihn ganz ſachte ſeitwärts gehn.

Siebel.

Was Herr? Er will ſich unterſtehn,
Und hier ſein Hokuspokus treiben?

Mephiſtopheles.

Still, altes Weinfaß!

Siebel.

Beſenſtiel!
Du willſt uns gar noch grob begegnen?

Brander.

Wart nur! es ſollen Schläge regnen.

Altmayer.

zieht einen Pfropf aus dem Tiſch, es ſpringt ihm Feuer entgegen

Ich brenne! ich brenne!

Siebel.

Zauberey!

Stoßt zu! der Kerl iſt vogelfrey!

Sie ziehen die Meſſer und gehn auf Mephiſtopheles los.

Mephiſtopheles mit ernſthafter Geberde

Falſch Gebild und Wort
Verändern Sinn und Ort!
Seyd hier und dort!

Sie ſtehn erſtaunt und ſehn einander an.

Altmayer.

Wo bin ich? Welches ſchöne Land!

Froſch.

Weinberge! Seh' ich recht?

Siebel.

Und Trauben gleich zur Hand!

Brander.

Hier unter dieſem grünen Laube,
Seht, welch ein Stock! Seht, welche Traube!

Er faßt Siebeln bei der Naſe. Die andern thun es wechſelsweiſe und heben die Meſſer.

Mephiſtopheles wie oben

Irrthum, laß los der Augen Band!
Und merkt euch, wie der Teufel ſpaße.

Er verſchwindet mit Fauſt, die Geſellen fahren aus einander.

Siebel.

Was giebt's?

Altmayer.

Wie?

Froſch.

War das deine Naſe?

Brander (zu Siebel)

Und deine hab' ich in der Hand!

Altmayer.

Es war ein Schlag, der ging durch alle Glieder!
Schafft einen Stuhl, ich ſinke nieder!

Froſch.

Nein, ſagt mir nur, was iſt geſchehn?

Siebel.

Wo iſt der Kerl? Wenn ich ihn ſpüre,
Er ſoll mir nicht lebendig gehn!

Altmayer.

Ich hab' ihn ſelbſt hinaus zur Kellerthüre —
Auf einem Faſſe reiten ſehn — —
Es liegt mir bleyſchwer in den Füßen.
(Sich nach dem Tiſche wendend.)
Nein! Sollte wohl der Wein noch fließen?

Siebel.

Betrug war alles, Lug und Schein.

Froſch.

Mir däuchte doch als tränk' ich Wein.

Brander.

Aber wie war es mit den Trauben?

Altmayer.

Nun ſag' mir eins, man ſoll kein Wunder glauben!

Hexenküche

Auf einem niedrigen Herde steht ein großer Kessel über dem Feuer. In dem Dampfe, der davon in die Höhe steigt, spiegeln sich verschiedne Gestalten. **Eine Meerkatze** sitzt bey dem Kessel und schäumt ihn, und sorgt daß er nicht überläuft. **Der Meerkater** mit den Jungen sitzt darneben und wärmt sich. Wände und Decke sind mit dem seltsamsten Hexenhausrath ausgeschmückt.

Faust. Mephistopheles.

Faust.

Mir widersteht das tolle Zauberwesen!
Versprichst du mir, ich soll genesen,
In diesem Wust von Raserey?
Verlang' ich Rath von einem alten Weibe?
Und schafft die Sudelköcherey
Wohl dreyßig Jahre mir vom Leibe?
Weh mir, wenn du nichts bessers weißt!
Schon ist die Hoffnung mir verschwunden.
Hat die Natur und hat ein edler Geist
Nicht irgend einen Balsam ausgefunden?

Mephistopheles.

Mein Freund, nun sprichst du wieder klug!
Doch zu verjüngen, gibt's auch ein natürlich Mittel;

Allein es ſteht in einem andern Buch,
Und iſt ein wunderlich Capitel.

Fauſt.

Ich will es wiſſen.

Mephiſtopheles.

Gut! Ein Mittel, ohne Geld
Und Arzt und Zauberey, zu haben:
Begib dich gleich hinaus aufs Feld,
Fang' an zu hacken und zu graben,
Erhalte dich und deinen Sinn
In einem ganz beſchränkten Kreiſe,
Ernähre dich mit ungemiſchter Speiſe,
Leb' mit dem Vieh als Vieh, und acht' es nicht für Raub,
Den Acker, den du ärndeſt, ſelbſt zu düngen;
Das iſt das beſte Mittel, glaub',
Auf achtzig Jahr dich zu verjüngen!

Fauſt.

Das bin ich nicht gewöhnt, ich kann mich nicht bequemen,
Den Spaten in die Hand zu nehmen,
Das enge Leben ſteht mir gar nicht an.

Mephiſtopheles.

So muß denn doch die Hexe dran.

Fauſt.

Warum denn juſt das alte Weib?
Kannſt du den Trank nicht ſelber brauen?

Mephiſtopheles.

Das wär' ein ſchöner Zeitvertreib!
Ich wollt' indeß wohl tauſend Brücken bauen.
Nicht Kunſt und Wiſſenſchaft allein,
Geduld will bey dem Werke ſeyn.

Ein ſtiller Geiſt iſt Jahre lang geſchäftig,
Die Zeit nur macht die feine Gährung kräftig.
Und alles was dazu gehört
Es ſind gar wunderbare Sachen!
Der Teufel hat ſie's zwar gelehrt;
Allein der Teufel kann's nicht machen.

Die Thiere erblickend.

Sieh, welch ein zierliches Geſchlecht!
Das iſt die Magd! das iſt der Knecht!

Zu den Thieren.

Es ſcheint, die Frau iſt nicht zu Hauſe?

Die Thiere.

Beym Schmauſe,
Aus dem Haus
Zum Schornſtein hinaus!

Mephiſtopheles.

Wie lange pflegt ſie wohl zu ſchwärmen?

Die Thiere.

So lange wir uns die Pfoten wärmen.

Mephiſtopheles zu Fauſt

Wie findeſt du die zarten Thiere?

Fauſt.

So abgeſchmackt, als ich nur jemand ſah!

Mephiſtopheles.

Nein, ein Diſcours wie dieſer da,
Iſt g'rade der, den ich am liebſten führe!

Zu den Thieren.

So ſagt mir doch, verfluchte Puppen!
Was quirlt ihr in dem Brey herum?

Thiere.

Wir kochen breite Bettelſuppen.

Mephiſtopheles.

Da habt ihr ein groß Publicum.

Der Kater

macht ſich breiter und ſchmeichelt dem Mephiſtopheles.

O würfle nur gleich,
Und mache mich reich,
Und laß mich gewinnen!
Gar ſchlecht iſt's beſtellt,
Und wär' ich bey Geld,
So wär' ich bey Sinnen.

Mephiſtopheles.

Wie glücklich würde ſich der Affe ſchätzen,
Könnt' er nur auch ins Lotto ſetzen!

Indeſſen haben die jungen Meerkätzchen mit einer großen Kugel geſpielt und rollen ſie hervor.

Der Kater.

Das iſt die Welt;
Sie ſteigt und fällt
Und rollt beſtändig;
Sie klingt wie Glas;
Wie bald bricht das!
Iſt hohl inwendig.
Hier glänzt ſie ſehr,
Und hier noch mehr,
Ich bin lebendig!
Mein lieber Sohn,
Halt dich davon!
Du mußt ſterben!

Sie iſt von Thon,
Es giebt Scherben.

Mephiſtopheles.

Was ſoll das Sieb?

Der Kater holt es herunter.

Wirſt du ein Dieb,
Wollt' ich dich gleich erkennen.

Er läuft zur Kätzinn und läßt ſie durchſehn.

Sieh durch das Sieb!
Erkennſt du den Dieb,
Und darfſt ihn nicht nennen?

Mephiſtopheles ſich dem Feuer nähernd.

Und dieſer Topf?

Kater und Kätzinn.

Der alberne Tropf!
Er kennt nicht den Topf,
Er kennt nicht den Keſſel!

Mephiſtopheles.

Unhöflichs Thier!

Der Kater.

Den Wedel nimm hier,
Und ſetz' dich in Seſſel!

Er nöthigt den Mephiſtopheles zu ſitzen.

Fauſt.

welcher dieſe Zeit über vor einem Spiegel geſtanden, ſich ihm bald genähert, bald ſich von ihm entfernt hat.

Was ſeh' ich? Welch ein himmliſch Bild
Zeigt ſich in dieſem Zauberſpiegel!
O Liebe, leihe mir den ſchnellſten deiner Flügel,
Und führe mich in ihr Gefild!

Ach wenn ich nicht auf dieſer Stelle bleibe,
Wenn ich es wage nah' zu gehn,
Kann ich ſie nur als wie im Nebel ſehn! —
Das ſchönſte Bild von einem Weibe!
Iſt's möglich, iſt das Weib ſo ſchön?
Muß' ich an dieſem hingeſtreckten Leibe
Den Inbegriff von allen Himmeln ſehn?
So etwas findet ſich auf Erden?

Mephiſtopheles.

Natürlich, wenn ein Gott ſich erſt ſechs Tage plagt,
Und ſelbſt am Ende Bravo ſagt,
Da muß es was geſcheidtes werden.
Für dießmal ſieh dich immer ſatt;
Ich weiß dir ſo ein Schätzchen auszuſpüren,
Und ſelig wer das gute Schickſal hat,
Als Bräutigam ſie heim zu führen!

Fauſt ſieht immmerfort in den Spiegel. Mephiſtopheles, ſich in dem Seſſel dehnend und mit dem Wedel ſpielend, fährt fort zu ſprechen.

Hier ſitz' ich wie der König auf dem Throne,
Den Zepter halt' ich hier, es fehlt nur noch die Krone.

Die Thiere.

welche bisher allerley wunderliche Bewegungen durch einander gemacht haben, bringen dem Mephiſtopheles eine Krone mit großem Geſchrey.

O ſey doch ſo gut,
Mit Schweiß und mit Blut
Die Krone zu leimen!

Sie gehn ungeſchickt mit der Krone um und zerbrechen ſie in zwey Stücke, mit welchen ſie herumſpringen.

Nun iſt es geſchehn!
Wir reden und ſehn,
Wir hören und reimen;

Fauſt gegen den Spiegel.

Weh mir! ich werde ſchier verrückt.

Mephiſtopheles auf die Thiere deutend.

Nun fängt mir an faſt ſelbſt der Kopf zu ſchwanken.

Die Thiere.

Und wenn es uns glückt,
Und wenn es ſich ſchickt,
So ſind es Gedanken!

Fauſt wie oben.

Mein Buſen fängt mir an zu brennen!
Entfernen wir uns nur geſchwind!

Mephiſtopheles in obiger Stellung.

Nun, wenigſtens muß man bekennen,
Daß es aufrichtige Poeten ſind.

Der Keſſel, welchen die Käzinn bisher außer Acht gelaſſen, fängt an überzulaufen; es entſteht eine groſſe Flamme, welche zum Schornſtein hinaus ſchlägt. Die Hexe kommt durch die Flamme mit entſetzlichem Geſchrey herunter gefahren.

Die Hexe.

Au! Au! Au! Au!
Verdammtes Thier! verfluchte Sau!
Verſäumſt den Keſſel, verſengſt die Frau!
Verfluchtes Thier!

Fauſt und Mephiſtopheles erblickend.

Was iſt das hier?
Wer ſeyd ihr hier?
Was wollt ihr da?
Wer ſchlich ſich ein?
Die Feuerpein
Euch in's Gebein!

Sie fährt mit dem Schaumlöffel in den Keſſel, und ſpritzt Flammen nach Fauſt, Mephiſtopheles und den Thieren. Die Thiere winſeln.

Mephiſtopheles.

welcher den Wedel, den er in der Hand hält, umkehrt, und unter die Gläſer und Töpfe ſchlägt.

Entzwey! entzwey!
Da liegt der Brey!
Da liegt das Glas!
Es iſt nur Spaß,
Der Tact, du Aas,
Zu deiner Melodey.

Indem die Hexe voll Grimm und Entſetzen zurücktritt.

Erkennſt du mich? Gerippe! Scheuſal du!
Erkennſt du deinen Herrn und Meiſter?
Was hält mich ab, ſo ſchlag' ich zu,
Zerſchmettre dich und deine Katzen-Geiſter!
Haſt du vor'm rothen Wamms nicht mehr Reſpect?
Kannſt du die Hahnenfeder nicht erkennen?
Hab' ich dieß Angeſicht verſteckt?
Soll ich mich etwa ſelber nennen?

Die Hexe.

O Herr, verzeiht den rohen Gruß!
Sah' ich doch keinen Pferdefuß.
Wo ſind denn eure beyden Raben?

Mephiſtopheles.

Für dießmal kannſt du ſo davon;
Denn freylich iſt es eine Weile ſchon,
Daß wir uns nicht geſehen haben.
Auch die Cultur, die alle Welt beleckt,
Hat auf den Teufel ſich erſtreckt;
Das nordiſche Phantom iſt nun nicht mehr zu ſchauen,

Wo ſiehſt du Hörner, Schweif und Klauen?
Und was den Fuß betrifft, den ich nicht miſſen kann,
Der würde mir bey Leuten ſchaden;
Darum bedien' ich mich, wie mancher junge Mann,
Seit vielen Jahren falſcher Waden.

Die Hexe tanzend.

Sinn und Verſtand verlier' ich ſchier,
Seh' ich den Junker Satan wieder hier!

Mephiſtopheles.

Den Nahmen, Weib, verbitt' ich mir!

Die Hexe.

Warum? Was hat er euch gethan?

Mephiſtopheles.

Er iſt ſchon lang' in's Fabelbuch geſchrieben;
Allein die Menſchen ſind nichts beſſer dran,
Den Böſen ſind ſie los, die Böſen ſind geblieben.
Du nennſt mich Herr Baron, ſo iſt die Sache gut;
Ich bin ein Cavalier, wie andre Cavaliere.
Du zweifelſt nicht an meinem edlen Blut;
Sieh der, das iſt das Wapen, das ich führe!

Er macht eine unanſtändige Gebärde.

Die Hexe lacht unmäßig.

Ha! Ha! Das iſt in eurer Art!
Ihr ſeyd ein Schelm, wie ihr nur immer war't!

Mephiſtopheles zu Faust.

Mein Freund, das lerne wohl verſtehn!
Dieß iſt die Art mit Hexen umzugehn.

Die Hexe.

Nun ſagt, ihr Herren, was ihr ſchafft.

Mephiſtopheles.

Ein gutes Glas von dem bekannten Saft!
Doch muß ich euch um's allerſte bitten;
Die Jahre doppeln ſeine Kraft.

Die Hexe.

Gar gern! Hier hab' ich eine Flaſche,
Aus der ich ſelbſt zuweilen naſche,
Die auch nicht mehr im mind'ſten ſtinkt;
Ich will euch gern ein Gläschen geben.

Leiſe.

Doch wenn es dieſer Mann unvorbereitet trinkt,
So kann er, wißt ihr wohl, nicht eine Stunde leben.

Mephiſtopheles.

Es iſt ein guter Freund, dem es gedeihen ſoll;
Ich gönn' ihm gern das beſte deiner Küche.
Zieh deinen Kreis, ſprich deine Sprüche,
Und gieb ihm eine Taſſe voll!

Die Hexe.

mit ſeltſamen Geberden, zieht einen Kreis und ſtellt wunderbare Sachen hinein; indeſſen fangen die Gläſer an zu klingen, die Keſſel zu tönen, und machen Muſik. Zuletzt bringt ſie ein großes Buch, ſtellt die Meerkatzen in den Kreis, die ihr zum Pult dienen und die Fackel halten müſſen. Sie winkt Fauſten, zu ſich zu treten.

Fauſt zu Mephiſtopheles.

Sag mir, was ſoll das werden?
Das tolle Zeug, die raſenden Geberden,
Der abgeſchmackteſte Betrug
Sind mir bekannt, verhaßt genug.

Mephiſtopheles.

Ey Poſſen! Das iſt nur zum Lachen;
Sey nur nicht ein ſo ſtrenger Mann!

Sie muß als Arzt ein Hokuspokus machen,
Damit der Saft die wohl gedeihen kann.
Er nöthigt Fauſten in den Kreis zu treten.
Die Hexe mit großer Emphaſe fängt an aus dem Buche zu declamiren.
Du mußt verſtehn!
Aus Eins mach' Zehn,
Und Zwey laß gehn,
Und Drey mach' gleich,
So biſt du reich.
Verlier' die Vier!
Aus Fünf und Sechs,
So ſagt die Hex',
Mach' Sieben und Acht,
So iſt's vollbracht:
Und Neun iſt Eins,
Und Zehn iſt keins.
Das iſt das Hexen-Einmal-Eins!

Fauſt.

Mich dünkt, die Alte ſpricht im Fieber.

Mephiſtopheles.

Das iſt noch lange nicht vorüber,
Ich kenn' es wohl, ſo klingt das ganze Buch;
Ich habe manche Zeit damit verloren.
Denn ein vollkommner Widerſpruch
Bleibt gleich geheimnißvoll für Kluge wie für Thoren.
Mein Freund, die Kunſt iſt alt und neu.
Es war die Art zu allen Zeiten,
Durch Drey und Eins, und Eins und Drey
Irrthum ſtatt Wahrheit zu verbreiten.

So ſchwätzt und lehrt man ungeſtört;
Wer will ſich mit den Narr'n befaſſen?
Gewöhnlich glaubt der Menſch, wenn er nur Worte hört,
Es müſſe ſich dabey doch auch was denken laſſen.

Die Hexe fährt fort.

Die hohe Kraft
Der Wiſſenſchaft,
Der ganzen Welt verborgen!
Und wer nicht denkt,
Dem wird ſie geſchenkt,
Er hat ſie ohne Sorgen.

Fauſt.

Was ſagt ſie uns für Unſinn vor?
Es wird mir gleich der Kopf zerbrechen.
Mich dünkt, ich hör' ein ganzes Chor
Von hundert tauſend Narren ſprechen.

Mephiſtopheles.

Genug, genug, o treffliche Sibylle!
Gib deinen Trank herbey, und fülle
Die Schale raſch bis an den Rand hinan;
Denn meinem Freund wird dieſer Trunk nicht ſchaden:
Er iſt ein Mann von vielen Graden,
Der manchen guten Schluck gethan.

Die Hexe.

mit vielen Ceremonien, ſchenkt den Trank in eine Schale; wie ſie Fauſt an den Mund bringt, entſteht eine leichte Flamme.

Mephiſtopheles.

Nur friſch hinunter! Immer zu!
Es wird dir gleich das Herz erfreuen.

Biſt mit dem Teufel du und du,
Und willſt dich vor der Flamme ſcheuen?

Die Hexe löſt den Kreis.

Fauſt tritt heraus.

Mephiſtopheles.

Nun friſch hinaus! Du darfſt nicht ruhn.

Die Hexe.

Mög' euch das Schlückchen wohl behagen!

Mephiſtopheles zur Hexe.

Und kann ich dir was zu Gefallen thun;
So darfſt du mir's nur auf Walpurgis ſagen.

Die Hexe.

Hier iſt ein Lied! wenn ihr's zuweilen ſingt,
So werdet ihr beſondre Würkung ſpüren.

Mephiſtopheles zu Fauſt.

Komm nur geſchwind und laß dich führen;
Du mußt nothwendig tranſpiriren,
Damit die Kraft durch inn- und äußres dringt.
Den edlen Müßiggang lehr' ich hernach dich ſchätzen,
Und bald empfindeſt du mit innigem Ergetzen,
Wie ſich Cupido regt und hin und wieder ſpringt.

Fauſt.

Laß mich nur ſchnell noch in den Spiegel ſchauen!
Das Frauenbild war gar zu ſchön!

Mephiſtopheles.

Nein! Nein! Du ſollſt das Muſter aller Frauen
Nun bald leibhaftig vor dir ſeh'n.

Leiſe

Du ſiehſt, mit dieſem Trank im Leibe,
Bald Helenen in jedem Weibe.

Straße.

Fauſt. Margarete vorüber gehend.

Fauſt.

Mein ſchönes Fräulein, darf ich wagen,
Meinen Arm und Geleit Ihr anzutragen?

Margarete.

Bin weder Fräulein, weder ſchön,
Kann ungeleitet nach Hauſe gehn.

Sie macht ſich los und ab.

Fauſt.

Beym Himmel, dieſes Kind iſt ſchön!
So etwas hab' ich nie geſehn.
Sie iſt ſo ſitt- und tugendreich,
Und etwas ſchnippiſch doch zugleich.
Der Lippe Roth, der Wange Licht,
Die Tage der Welt vergeſſ' ich's nicht!
Wie ſie die Augen niederſchlägt,
Hat tief ſich in mein Herz geprägt;
Wie ſie kurz angebunden war,
Das iſt nun zum Entzücken gar!

Mephiſtopheles tritt auf.

Fauſt.

Hör, du muſt mir die Dirne ſchaffen!

Mephiſtopheles.

Nun, welche?

Fauſt.

Sie ging juſt vorbey.

Mephiſtopheles.

Da die? Sie kam von ihrem Pfaffen,
Der ſprach ſie aller Sünden frey;
Ich ſchlich mich hart am Stuhl vorbey,
Es iſt ein gar unſchuldig Ding,
Das eben für nichts zur Beichte ging;
Ueber die hab' ich keine Gewalt!

Fauſt.

Iſt über vierzehn Jahr doch alt.

Mephiſtopheles.

Du ſprichſt ja wie Hans Liederlich,
Der begehrt jede liebe Blum' für ſich,
Und dünkelt ihm, es wär' kein' Ehr'
Und Gunſt, die nicht zu pflücken wär';
Geht aber doch nicht immer an.

Fauſt.

Mein Herr Magiſter Lobeſan,
Laß er mich mit dem Geſetz in Frieden!
Und das ſag' ich ihm kurz und gut,
Wenn nicht das ſüße junge Blut
Heut' Nacht in meinen Armen ruht;
So ſind wir um Mitternacht geſchieden.

Mephiſtopheles.

Bedenkt was gehn und ſtehen mag!

Ich brauche wenigſtens vierzehn Tag'
Nur die Gelegenheit auszuſpüren.

Fauſt.

Hätt' ich nur ſieben Stunden Ruh,
Brauchte den Teufel nicht dazu,
So ein Geſchöpfchen zu verführen.

Mephiſtopheles.

Ihr ſprecht ſchon faſt wie ein Franzos;
Doch bitt' ich, laßt's euch nicht verdrießen:
Was hilft's nur g'rade zu genießen?
Die Freud' iſt lange nicht ſo groß,
Als wenn ihr erſt herauf, herum,
Durch allerley Brimborium,
Das Püppchen geknetet und zugericht't,
Wie's lehret manche welſche Geſchicht'.

Fauſt.

Hab' Appetit auch ohne das.

Mephiſtopheles.

Jetzt ohne Schimpf und ohne Spaß.
Ich ſag' euch, mit dem ſchönen Kind
Geht's ein- für allemal nicht geſchwind.
Mit Sturm iſt da nichts einzunehmen;
Wir müſſen uns zur Liſt bequemen.

Fauſt.

Schaff' mir etwas vom Engelſchatz!
Führ' mich an ihren Ruheplatz!
Schaff' mir ein Halstuch von ihrer Bruſt,
Ein Strumpfband meiner Liebesluſt!

Mephiſtopheles.

Damit ihr ſeht, daß ich eurer Pein,

Will förderlich und dienſtlich ſeyn;
Wollen wir keinen Augenblick verlieren,
Will euch noch heut' in ihr Zimmer führen.

Fauſt.

Und ſoll ſie ſehn? ſie haben?

Mephiſtopheles.

Nein!
Sie wird bey einer Nachbarinn ſeyn.
Indeſſen könnt ihr ganz allein
An aller Hoffnung künft'ger Freuden
In ihrem Dunſtkreis ſatt euch weiden.

Fauſt.

Können wir hin?

Mephiſtopheles.

Es iſt noch zu früh.

Fauſt.

Sorg' du mir für ein Geſchenk für ſie.

ab.

Mephiſtopheles.

Gleich ſchenken? Das iſt brav! Da wird er reüſſiren!
Ich kenne manchen ſchönen Platz
Und manchen alt vergrabnen Schatz,
Ich muß ein Bißchen revidiren.

ab.

Abend.

Ein kleines reinliches Zimmer.

Margarete.

ihre Zöpfe flechtend und aufbindend.

Ich gäb' was drum, wenn ich nur wüßt',
Wer heut der Herr gewesen iſt!
Er ſah gewiß recht wacker aus,
Und iſt aus einem edlen Haus;
Das konnt' ich ihm an der Stirne leſen —
Er wär' auch ſonſt nicht ſo keck geweſen.

Mephiſtopheles. Fauſt.

Mephiſtopheles.

Herein, ganz leiſe, nur herein!

Fauſt nach einigem Stillſchweigen.

Ich bitte dich, laß mich allein!

Mephiſtopheles herumſpürend.

Nicht jedes Mädchen hält ſo rein.

Fauſt einige aufſeufzend.

Willkommen ſüßer Dämmerſchein!
Der du dieß Heiligthum durchwebſt.
Ergreif mein Herz, du ſüße Liebespein!

Die du vom Thau der Hoffnung ſchmachtend leb'ſt.
Wie athmet rings Gefühl der Stille,
Der Ordnung, der Zufriedenheit!
In dieſer Armuth welche Fülle!
In dieſem Kerker welche Seligkeit!

Er wirft ſich auf den ledernen Seſſel am Bette.

O nimm mich auf! der du die Vorwelt ſchon
Bey Freud' und Schmerz in offnen Arm empfangen!
Wie oft, ach! hat an dieſem Väter-Thron
Schon eine Schaar von Kindern rings gehangen!
Vielleicht hat, dankbar für den heil'gen Chriſt,
Mein Liebchen hier, mit vollen Kinderwangen,
Dem Ahnherrn fromm die welke Hand geküßt.
Ich fühl', o Mädchen, deinen Geiſt
Der Zucht und Ordnung um mich ſäuſeln,
Der mütterlich dich täglich unterweiſ't,
Den Teppich auf den Tiſch dich reinlich breiten heißt,
Sogar den Sand zu deinen Füßen kräuſeln.
O liebe Hand! ſo göttergleich!
Die Hütte wird durch dich ein Himmelreich.
Und hier!

Er hebt einen Bettvorhang auf.

Was faßt mich für ein Wonnegraus!
Hier möcht' ich volle Stunden ſäumen.
Natur! Hier bildeteſt in leichten Träumen
Den eingebornen Engel aus;
Hier lag das Kind! mit warmem Leben
Den zarten Buſen angefüllt,
Und hier mit heilig reinem Weben
Entwirkte ſich das Götterbild!

Und du! Was hat dich hergeführt?
Wie innig fühl' ich mich gerührt!
Was willst du hier? Was wird das Herz dir ſchwer?
Armſel'ger Fauſt! ich kenne dich nicht mehr.

Umgiebt mich hier ein Zauberduft?
Mich drang's ſo g'rade zu genießen,
Und fühle mich in Liebestraum zerfließen!
Sind wir ein Spiel von jedem Druck der Luft?

Und träte ſie den Augenblick herein,
Wie würdeſt du für deinen Frevel büßen!
Der große Hans, ach wie ſo klein!
Lág', hingeſchmolzen, ihr zu Füßen.

Mephiſtopheles.

Geſchwind! ich ſeh' ſie unten kommen.

Fauſt.

Fort! Fort! Ich kehre nimmermehr!

Mephiſtopheles.

Hier iſt ein Käſtchen leidlich ſchwer,
Ich hab's wo anders hergenommen.
Stellt's hier nur immer in den Schrein,
Ich ſchwör' euch, ihr vergehn die Sinnen;
Ich that euch Sächelchen hinein,
Um eine andre zu gewinnen.
Zwar Kind iſt Kind und Spiel iſt Spiel.

Fauſt.

Ich weiß nicht, ſoll ich?

Mephiſtopheles.

Fragt ihr viel?
Meint ihr vielleicht den Schatz zu wahren?
Dann rath' ich eurer Lüſternheit
Die liebe ſchöne Tageszeit,
Und mir die weitre Müh' zu ſparen.
Ich hoff' nicht daß ihr geizig ſeyd!
Ich kratz' den Kopf, reib' an den Händen —
Er ſetzt das Käſtchen in den Schrein und drückt das Schloß wieder zu.
Nur fort! geſchwind! —
Um euch das ſüße junge Kind
Nach Herzens Wunſch und Will' zu wenden;
Und ihr ſeht drein,
Als ſollte ihr in den Hörſal hinein,
Als ſtünd' leibhaftig vor euch da
Phyſik und Metaphyſika!
Nur fort! —

ab.

Margarete mit einer Lampe.

Es iſt ſo ſchwül, ſo dumpfig hie,
Sie macht das Fenſter auf.
Und iſt doch eben ſo warm nicht drauß'.
Es wird mir ſo, ich weiß' nicht wie —
Ich wollt', die Mutter kämʼ nach Haus.
Mir läuft ein Schauer über'n Leib —
Bin doch ein thöricht furchtſam Weib!
Sie fängt an zu ſingen, indem ſie ſich auskleidet.
Es war ein König in Thule
Gar treu bis an das Grab,

Dem ſterbend ſeine Buhle
Einen goldnen Becher gab.

Es ging ihm nichts darüber,
Er leert ihn jeden Schmaus;
Die Augen gingen ihm über,
So oft er trank daraus.

Und als er kam zu ſterben,
Zählt' er ſeine Städt' im Reich,
Gönnt' alles ſeinem Erben,
Den Becher nicht zugleich.

Er ſaß beym Königsmahle,
Die Ritter um ihn her,
Auf hohem Väter-Saale,
Dort auf dem Schloß am Meer.

Dort ſtand der alte Zecher,
Trank letzte Lebensglut,
Und warf den heiligen Becher
Hinunter in die Flut.

Er ſah ihn ſtürzen, trinken
Und ſinken tief ins Meer,
Die Augen thäten ihm ſinken,
Trank nie einen Tropfen mehr.

Sie eröffnet den Schrein, ihre Kleider einzuräumen, und erblickt das Schmuckkäſtchen.

Wie kommt das ſchöne Käſtchen hier herein?

Ich ſchloß doch ganz gewiß den Schrein.
Es iſt doch wunderbar! Was mag wohl drinne ſeyn?
Vielleicht bracht's jemand als ein Pfand,
Und meine Mutter lieh darauf.
Da hängt ein Schlüſſelchen am Band,
Ich denke wohl, ich mach' es auf!
Was iſt das? Gott im Himmel! ſchau,
So was hab' ich mein' Tage nicht geſehn!
Ein Schmuck! Mit dem könnt' eine Edelfrau
Am höchſten Feiertage gehn.
Wie ſollte mir die Kette ſtehn?
Wem mag die Herrlichkeit gehören?

Sie putzt ſich damit auf und tritt vor den Spiegel.

Wenn nur die Ohrring' meine wären!
Man ſieht doch gleich ganz anders drein.
Was hilft euch Schönheit, junges Blut?
Das iſt wohl alles ſchön und gut,
Allein man läßt's auch alles ſeyn;
Man lobt euch halb mit Erbarmen.
Nach Gelde drängt,
Am Golde hängt
Doch alles. Ach wir Armen!

Spaziergang.

Faust in Gedanken auf und ab gehend. Zu ihm Mephistopheles.

Mephistopheles.

Bey aller verschmähten Liebe! Beym höllischen Elemente!
Ich wollt', ich wüßte 'was ärgers, daß ich's fluchen könnte!

Faust.

Was hast? was kneipt dich denn so sehr?
So kein Gesicht sah' ich in meinem Leben!

Mephistopheles.

Ich möcht' mich gleich dem Teufel übergeben,
Wenn ich nur selbst kein Teufel wär'!

Faust.

Hat sich dir was im Kopf verschoben?
Dich kleidet's, wie ein Rasender zu toben!

Mephistopheles.

Denkt nur, den Schmuck für Gretchen angeschafft,
Den hat ein Pfaff hinweggerafft! —
Die Mutter kriegt das Ding zu schauen,
Gleich fängt's ihr heimlich an zu grauen:
Die Frau hat gar einen feinen Geruch,
Schnuffelt immer im Gebetbuch,

Und riecht's einem jeden Möbel an,
Ob das Ding heilig iſt oder profan;
Und an dem Schmuck da ſpürt ſie's klar,
Daß dabey nicht viel Segen war.
Mein Kind, rief ſie, ungerechtes Gut
Befängt die Seele, zehrt auf das Blut.
Wollen's der Mutter Gottes weihen,
Wird uns mit Himmels-Manna erfreuen!
Margretlein zog ein ſchiefes Maul,
Iſt halt, dacht' ſie, ein geſcheuter Gaul,
Und wahrlich! gottlos iſt nicht der,
Der ihn ſo fein gebracht hierher.
Die Mutter ließ einen Pfaffen kommen;
Der hatte kaum den Spaß vernommen,
Ließ ſich den Anblick wohl behagen.
Er ſprach: So iſt man recht geſinnt!
Wer überwindet der gewinnt.
Die Kirche hat einen guten Magen,
Hat ganze Länder aufgefreſſen,
Und doch noch nie ſich übergeſſen;
Die Kirch' allein, meine lieben Frauen,
Kann ungerechtes Gut verdauen.

Fauſt.

Das iſt ein allgemeiner Brauch,
Ein Jud' und König kann es auch.

Mephiſtopheles.

Strich drauf ein Spange, Kett' und Ring',
Als wären's eben Pfifferling',
Dankt' nicht weniger und nicht mehr,
Als ob's ein Korb voll Nüſſe wär',

Verſprach ihnen allen himmliſchen Lohn —
Und ſie waren ſehr erbaut davon.

Fauſt.

Und Gretchen?

Mephiſtopheles.

Sitzt nun unruhvoll,
Weiß weder was ſie will noch ſoll,
Denkt an's Geſchmeide Tag und Nacht,
Noch mehr an den, der's ihr gebracht.

Fauſt.

Des Liebchens Kummer thut mir leid.
Schaff' du ihr gleich ein neu Geſchmeid'!
Am erſten war ja ſo nicht viel.

Mephiſtopheles.

O ja, dem Herrn iſt alles Kinderſpiel!

Fauſt.

Und mach', und richt's nach meinem Sinn!
Häng' dich an ihre Nachbarinn.
Sey Teufel doch nur nicht wie Brey,
Und ſchaff' einen neuen Schmuck herbey!

Mephiſtopheles.

Ja, gnäd'ger Herr, von Herzen gerne.

Fauſt ab.

Mephiſtopheles.

So ein verliebter Thor verpufft
Euch Sonne, Mond und alle Sterne
Zum Zeitvertreib dem Liebchen in die Luft.

ab.

Der Nachbarinn Haus.

Marthe allein.

Gott verzeih's meinem lieben Mann,
Er hat an mir nicht wohl gethan!
Geht da ſtracks in die Welt hinein,
Und läßt mich auf dem Stroh allein.
Thät' ihn doch wahrlich nicht betrüben,
Thät' ihn, weiß Gott, recht herzlich lieben.

Sie weint.

Vielleicht iſt er gar todt! — O Pein! — —
Hätt' ich nur einen Todtenſchein!

Margarete kommt.

Margarete.

Frau Marthe!

Marthe.

Gretchen, was ſoll's?

Margarete.

Faſt ſinken mir die Kniee nieder!
Da find' ich ſo ein Käſtchen wieder
In meinem Schrein, von Ebenholz,
Und Sachen herrlich ganz und gar,
Weit reicher als das erſte war.

Marthe.

Das muß ſie nicht der Mutter ſagen;
Thät's wieder gleich zur Beichte tragen.

Margarete.

Ich ſeh' ſie nur! ach ſchau' ſie nur!

Marthe zupft ſie auf.

O du glückſel'ge Creatur!

Margarete.

Darf mich, leider, nicht auf der Gaſſen,
Noch in der Kirche mit ſehen laſſen.

Marthe.

Komm du nur oft zu mir herüber,
Und leg' den Schmuck hier heimlich an;
Spazier' ein Stündchen lang dem Spiegelglas vorüber,
Wir haben unſre Freude dran;
Und dann gibt's einen Anlaß, gibt's ein Feſt,
Wo man's ſo nach und nach den Leuten ſehen läßt.
Ein Kettchen erſt, die Perle dann in's Ohr;
Die Mutter ſieht's wohl nicht, man macht ihr auch was vor.

Margarete.

Wer konnte nur die beyden Käſtchen bringen?
Es geht nicht zu mit rechten Dingen!

Es klopft.

Margarete.

Ach Gott! mag das meine Mutter ſeyn?

Marthe durchs Vorhängel guckend.

Es iſt ein fremder Herr — Herein!

Mephiſtopheles tritt auf.

Mephiſtopheles.

Bin ſo frey g'rad' herein zu treten,
Muß bey den Frauen Verzeihn erbeten.

Tritt ehrerbietig vor Margareten zurück.

Wollte nach Frau Marthe Schwerdlein fragen!

Marthe.

Ich bin's, was hat der Herr zu ſagen?

Mephiſtopheles tritt zu ihr.

Ich kenne Sie jetzt, mir iſt das genug;
Sie hat da gar vornehmen Beſuch.
Verzeiht die Freyheit die ich genommen,
Will Nachmittage wieder kommen.

Marthe laut.

Denk', Kind, um alles in der Welt!
Der Herr dich für ein Fräulein hält.

Margarete.

Ich bin ein armes junges Blut;
Ach Gott! der Herr iſt gar zu gut:
Schmuck und Geſchmeide ſind nicht mein.

Mephiſtopheles.

Ach, es iſt nicht der Schmuck allein;
Sie hat ein Weſen, einen Blick ſo ſcharf!
Wie freut mich's, daß ich bleiben darf.

Marthe.

Was bringt Er denn? Verlange ſehr —

Mephiſtopheles.

Ich wollt' ich hätt' eine frohere Mähr'!
Ich hoffe, Sie läßt mich's drum nicht büßen!
Ihr Mann iſt todt und läßt Sie grüßen.

Marthe.

Iſt todt? das treue Herz! O weh!
Mein Mann iſt todt! Ach ich vergeh'!

Margarete.

Ach! liebe Frau, verzweifelt nicht!

Mephiſtopheles.

So hört die traurige Geſchicht'!

Margarete.

Ich möchte drum mein' Tag' nicht lieben,
Würde mich Verluſt zu Tode betrüben.

Mephiſtopheles.

Freud' muß Leid, Leid muß Freude haben.

Marthe.

Erzählt mir ſeines Lebens Schluß!

Mephiſtopheles.

Er liegt in Padua begraben
Bey'm heiligen Antonius,
An einer wohlgeweihten Stätte
Zum ewig kühlen Ruhebette.

Marthe.

Habt ihr ſonſt nichts an mich zu bringen?

Mephiſtopheles.

Ja, eine Bitte, groß und ſchwer;
Laß Sie doch ja für ihn dreyhundert Meſſen ſingen!
Im übrigen ſind meine Taſchen leer.

Marthe.

Was! nicht ein Schauſtück? Kein Geſchmeid'?
Was jeder Handwerksburſch im Grund des Säckels ſpart,
Zum Angedenken aufbewahrt,
Und lieber hungert lieber bettelt!

Mephiſtopheles.

Madam, es thut mir herzlich leid;
Allein er hat ſein Geld wahrhaftig nicht verzettelt.
Auch er bereute ſeine Fehler ſehr,
Ja, und bejammerte ſein Unglück noch viel mehr.

Margarete.

Ach! daß die Menſchen ſo unglücklich ſind!
Gewiß ich will für ihn manch Requiem noch beten.

Mephiſtopheles.

Ihr wäret werth, gleich in die Eh' zu treten:
Ihr ſeyd ein liebenswürdig Kind.

Margarete.

Ach nein, das geht jetzt noch nicht an.

Mephiſtopheles.

Iſt's nicht ein Mann, ſo's derweil' ein Galan.
's iſt eine der größten Himmelsgaben,
So ein lieb Ding im Arm zu haben.

Margarete.

Das iſt des Landes nicht der Brauch.

Mephiſtopheles.

Brauch oder nicht! es gibt ſich auch.

Marthe.

Erzählt mir doch!

Mephiſtopheles.

Ich ſtand an ſeinem Sterbebette,
Es war was beſſer als von Miſt,
Von halbgefaultem Stroh; allein er ſtarb als Chriſt,
Und fand, daß er weit mehr noch auf der Zeche hätte.
Wie, rief er, muß ich mich von Grund aus haſſen,
So mein Gewerb, mein Weib ſo zu verlaſſen!

Ach! die Erinnerung tödtet mich.
Vergäb' ſie mir nur noch in dieſem Leben! —

Marthe weinend.

Der gute Mann! ich hab' ihm längſt vergeben.

Mephiſtopheles.

Allein, weiß Gott! ſie war mehr Schuld als ich.

Marthe.

Das lügt er! Was! am Rand des Grab's zu lügen!

Mephiſtopheles.

Er fabelte gewiß in letzten Zügen,
Wenn ich nur halb ein Kenner bin.
Ich hatte, ſprach er, nicht zum Zeitvertreib zu gaffen,
Erſt Kinder, und dann Brot für ſie zu ſchaffen,
Und Brot im allerweit'ſten Sinn,
Und konnte nicht einmal mein Theil in Frieden eſſen.

Marthe.

Hat er ſo aller Treu', ſo aller Lieb' vergeſſen,
Der Plackerey bey Tag und Nacht!

Mephiſtopheles.

Nicht doch, er hat euch herzlich dran gedacht.
Er ſprach: Als ich nun weg von Malta ging,
Da betet' ich für Frau und Kinder brünſtig;
Uns war denn auch der Himmel günſtig,
Daß unſer Schiff ein Türkiſch Fahrzeug fing,
Das einen Schatz des großen Sultans führte.
Da ward der Tapferkeit ihr Lohn,
Und ich empfing denn auch, wie ſich's gebührte,
Mein wohlgemeſſ'nes Theil davon.

Marthe.

Ey wie? Ey wo? Hat er's vielleicht vergraben?

Mephiſtopheles.

Wer weiß, wo nun es die vier Winde haben.
Ein ſchönes Fräulein nahm ſich ſeiner an,
Als er in Napel fremd umher ſpazirte;
Sie hat an ihm viel Lieb's und Treu's gethan,
Daß er's bis an ſein ſelig Ende ſpürte.

Marthe.

Der Schelm! der Dieb an ſeinen Kindern!
Auch alles Elend, alle Noth
Konnt' nicht ſein ſchändlich Leben hindern!

Mephiſtopheles.

Ja ſeht! dafür iſt er nun todt.
Wär' ich nun jetzt an eurem Platze;
Betraurt' ich ihn ein züchtig Jahr,
Viſirte dann unterweil' nach einem neuen Schatze.

Marthe.

Ach Gott! wie doch mein erſter war,
Find' ich nicht leicht auf dieſer Welt den andern!
Es konnte kaum ein herziger Närrchen ſeyn.
Er liebte nur das allzuviele Wandern,
Und fremde Weiber, und fremden Wein,
Und das verfluchte Würfelſpiel.

Mephiſtopheles.

Nun, nun, ſo konnt' es gehn und ſtehen,
Wenn er euch ungefähr ſo viel
Von ſeiner Seite nachgeſehen.
Ich ſchwör' euch zu, mit dem Beding
Wechſelt' ich ſelbſt mit euch den Ring!

Marthe.

O es beliebt dem Herrn zu ſcherzen!

Mephiſtopheles für ſich.

Nun mach' ich mich bey Zeiten fort!
Die hielte wohl den Teufel ſelbſt beym Wort.

zu Gretchen.

Wie ſteht es denn mit Ihrem Herzen?

Margarete.

Was meint der Herr damit?

Mephiſtopheles für ſich.

Du gut's, unſchuldig's Kind!

laut.

Lebt wohl ihr Frauen!

Margarete.

Lebt wohl!

Martha.

O ſagt mir [illegible] geſchwind!
Ich möchte gern ein Zeugniß haben,
Wo, wie und wann mein Schatz geſtorben und begraben.
Ich bin von je der Ordnung Freund geweſen,
Möcht' ihn auch todt im Wochenblättchen leſen.

Mephiſtopheles.

Ja, gute Frau, durch zweyer Zeugen Mund
Wird allerwegs die Wahrheit kund;
Habe noch gar einen feinen Geſellen,
Den will ich euch vor den Richter ſtellen.
Ich bring' ihn her.

Martha.

O thut das ja!

Mephiſtopheles.

Und hier die Jungfrau iſt auch da? —

Ein braver Knab'! iſt viel gereiſ't,
Fräuleins alle Höflichkeit erweiſ't.

Margarete.

Müßte vor dem Herren ſchamroth werden.

Mephiſtopheles.

Vor keinem Könige der Erden.

Marthe.

Da hinter'm Haus in meinem Garten
Wollen wir der Herrn heut' Abend warten.

Straße.

Fauſt. Mephiſtopheles.

Fauſt.

Wie iſt's? Will's fördern? Will's bald gehn?

Mephiſtopheles.

Ah brave! Find' ich euch in Feuer?
In kurzer Zeit iſt Gretchen euer.
Heut' Abend ſollt ihr ſie bey Nachbar' Marthen ſehn:
Das iſt ein Weib wie auserleſen
Zum Kuppler- und Zigeunerweſen!

Fauſt.

So recht!

Mephiſtopheles.

Doch wird auch was von uns begehrt.

Fauſt.

Ein Dienſt iſt wohl des andern werth.

Mephiſtopheles.

Wir legen nur ein gültig Zeugniß nieder,
Daß ihres Ehherrn ausgereckte Glieder
In Padua an heil'ger Stätte ruhn.

Fauſt.

Sehr klug! Wir werden erſt die Reiſe machen müſſen!

Mephiſtopheles.

Sancta Simplicitas! darum iſt's nicht zu thun;
Bezeugt nur ohne viel zu wiſſen.

Fauſt.

Wenn Er nichts beſſers hat, ſo iſt der Plan zerriſſen.

Mephiſtopheles.

O heil'ger Mann! Da wär't ihr's nun!
Iſt es das erſtemal in eurem Leben,
Daß ihr falſch Zeugniß abgelegt?
Habt ihr von Gott, der Welt und was ſich d'rin bewegt,
Vom Menſchen, was ſich ihm in Kopf und Herzen regt,
Definitionen nicht mit großer Kraft gegeben?
Mit frecher Stirne, kühner Bruſt?
Und wollt ihr recht in's Innre gehen,
Habt ihr davon, ihr müßt es g'rad' geſtehen,
So viel als von Herrn Schwerdleins Tod gewußt!

Fauſt.

Du biſt und bleibſt ein Lügner, ein Sophiſte.

Mephiſtopheles.

Ja, wenn man's nicht ein Bißchen tiefer wüßte.
Denn morgen wirſt in allen Ehren
Das arme Gretchen nicht bethören,
Und alle Seelenlieb' ihr ſchwören?

Fauſt.

Und zwar von Herzen.

Mephiſtopheles.

Gut und ſchön!
Dann wird von ewiger Treu' und Liebe,
Von einzig überallmächt'gem Triebe —
Wird das auch ſo von Herzen gehn?

Fauſt.

Laß das! Es wird! — Wenn ich empfinde,
Für das Gefühl, für das Gewühl
Nach Namen ſuche, keinen finde,
Dann durch die Welt mit allen Sinnen ſchweife,
Nach allen höchſten Worten greife,
Und dieſe Gluth, von der ich brenne,
Unendlich, ewig, ewig nenne,
Iſt das ein teufliſch Lügenſpiel?

Mephiſtopheles.

Ich hab' doch Recht!

Fauſt.

Hör'! merk' dir dieß —
Ich bitte dich, und ſchone meine Lunge —
Wer Recht behalten will und hat nur eine Zunge,
Behält's gewiß.
Und komm', ich hab' des Schwätzens Ueberdruß,
Denn du haſt Recht, vorzüglich weil ich muß.

Garten.

Margarete an Fauſtens Arm, Marthe mit Mephiſtopheles auf und ab ſpazirend.

Margarete.

Ich fühl' es wohl, daß mich der Herr nur ſchont,
Herab ſich läßt, mich zu beſchämen.
Ein Reiſender iſt ſo gewohnt
Aus Gütigkeit fürlieb zu nehmen,
Ich weiß zu gut, daß ſolch' erfahrnen Mann
Mein arm Geſpräch nicht unterhalten kann.

Fauſt.

Ein Blick von dir, Ein Wort mehr unterhält,
Als alle Weisheit dieſer Welt.

Er küßt ihre Hand.

Margarete.

Incommodirt euch nicht! Wie könnt ihr ſie nur küſſen?
Sie iſt ſo garſtig, iſt ſo rauh!
Was hab' ich nicht ſchon alles ſchaffen müſſen!
Die Mutter iſt gar zu genau.

Gehn vorüber.

Marthe.

Und ihr, mein Herr, ihr reiſ't ſo immer fort?

Mephiſtopheles.

Ach, daß Gewerb' und Pflicht uns dazu treiben!
Mit wie viel Schmerz verläßt man manchen Ort,
Und darf doch nun einmal nicht bleiben!

Marthe.

In raſchen Jahren geht's wohl an,
So um und um frey durch die Welt zu ſtreifen;
Doch kömmt die böſe Zeit heran,
Und ſich als Hageſtolz allein zum Grab' zu ſchleifen,
Das hat noch keinem wohl gethan.

Mephiſtopheles.

Mit Grauſen ſeh' ich das von weiten.

Marthe.

Drum, werther Herr, berathet euch in Zeiten.

Gehn vorüber.

Margarete.

Ja, aus den Augen aus dem Sinn!
Die Höflichkeit iſt euch geläufig;
Allein ihr habt der Freunde häufig,
Sie ſind verſtändiger als ich bin.

Fauſt.

O Beſte! glaube, was man ſo verſtändig nennt,
Iſt oft mehr Eitelkeit und Kurzſinn.

Margarete.

Wie?

Fauſt.

Ach, daß die Einfalt, daß die Unſchuld nie
Sich ſelbſt und ihren heil'gen Werth erkennt!

Daß Demuth, Niedrigkeit, die höchſten Gaben
Der liebevoll austheilenden Natur —

Margarete.

Denkt ihr an mich ein Augenblickchen nur,
Ich werde Zeit genug an euch zu denken haben.

Fauſt.

Ihr ſeyd wohl viel allein?

Margarete.

Ja, unſre Wirthſchaft iſt nur klein,
Und doch will ſie verſehen ſeyn.
Wir haben keine Magd; muß kochen, fegen, ſtricken
Und nähn, und laufen früh und ſpat;
Und meine Mutter iſt in allen Stücken
So accurat!
Nicht daß ſie juſt ſo ſehr ſich einzuſchränken hat;
Wir könnten uns weit eh'r als andre regen:
Mein Vater hinterließ ein hübſch Vermögen,
Ein Häuschen und ein Gärtchen vor der Stadt.
Doch hab' ich jetzt ſo ziemlich ſtille Tage;
Mein Bruder iſt Soldat,
Mein Schweſterchen iſt todt.
Ich hatte mit dem Kind wohl meine liebe Noth;
Doch übernähm' ich gern noch einmal alle Plage,
So lieb war mir das Kind.

Fauſt.

Ein Engel, wenn dir's glich.

Margarete.

Ich zog es auf, und herzlich liebt' es mich.
Es war nach meines Vaters Tod geboren.
Die Mutter galen wir verloren,

So elend wie ſie damals lag,
Und ſie erholte ſich ſehr langſam, nach und nach.
Da konnte ſie nun nicht d'ran denken
Das arme Würmchen ſelbſt zu tränken,
Und ſo erzog ich's ganz allein,
Mit Milch und Waſſer; ſo ward's mein.
Auf meinem Arm, in meinem Schoos
War's freundlich, zappelte, ward groß.

Fauſt.

Du haſt gewiß das reinſte Glück empfunden.

Margarete.

Doch auch gewiß gar manche ſchwere Stunden.
Des Kleinen Wiege ſtand zu Nacht
An meinem Bett', es durfte kaum ſich regen,
War ich erwacht;
Bald mußt' ich's tränken, bald es zu mir legen,
Bald, wenn's nicht ſchwieg, vom Bett' aufſtehn,
Und tänzelnd in der Kammer auf und nieder gehn,
Und früh am Tage ſchon am Waſchtrog ſtehn;
Dann auf dem Markt und an dem Herde ſorgen,
Und immer fort wie heut ſo morgen.
Da geht's, mein Herr, nicht immer muthig zu;
Doch ſchmeckt dafür das Eſſen, ſchmeckt die Ruh.

Sich wendend.

Marthe.

Die armen Weiber ſind doch übel dran:
Ein Hageſtolz iſt ſchwerlich zu bekehren.

Mephiſtopheles.

Es käme nur auf eures gleichen an,
Mich eines beſſern zu belehren.

Marthe.

Sagt g'rad', mein Herr, habt ihr noch nichts gefunden?
Hat ſich das Herz nicht irgendwo gebunden?

Mephiſtopheles.

Das Sprichwort ſagt: Ein eigner Herd,
Ein braves Weib, ſind Gold und Perlen werth.

Marthe.

Ich meine, ob ihr niemals Luſt bekommen?

Mephiſtopheles.

Man hat mich überall recht höflich aufgenommen.

Marthe.

Ich wollte ſagen: ward's nie Ernſt in eurem Herzen?

Mephiſtopheles.

Mit Frauen ſoll man ſich nie unterſtehn zu ſcherzen.

Marthe.

Ach, ihr verſteht mich nicht!

Mephiſtopheles.

Das thut mir herzlich leid!
Doch ich verſteh' — daß ihr ſehr gütig ſeyd.

Gehn vorüber.

Fauſt.

Du kanntest mich, o kleiner Engel, wieder,
Gleich als ich in den Garten kam?

Margarete.

Sahst ihr es nicht? ich ſchlug die Augen nieder.

Fauſt.

Und du verzeihſt die Freyheit, die ich nahm?
Was ſich die Frechheit unterfangen,
Als du jüngſt aus dem Dom gegangen.

Margarete.

Ich war beſtürzt, mir war das nie geſchehn;
Es konnte niemand von mir übels ſagen.
Ach, dacht' ich, hat er in deinem Betragen
Was freches, unanſtändiges geſehn?
Es ſchien ihn gleich nur anzuwandeln,
Mit dieſer Dirne g'rade hin zu handeln.
Geſteh' ich's doch! Ich wußte nicht was ſich
Zu eurem Vortheil hier zu regen gleich begonnte;
Allein gewiß, ich war recht böſ' auf mich,
Daß ich auf euch nicht böſer werden konnte.

Fauſt.

Süß Liebchen!

Margarete.

Laßt einmal!

Sie pflückt eine Sternblume und zupft die Blätter ab, eins nach dem andern.

Fauſt.

Was ſoll das? Einen Strauß?

Margarete.

Nein, es ſoll nur ein Spiel.

Fauſt.

Wie?

Margarete.

Geht! ihr lacht mich aus.

Sie rupft und murmelt.

Fauſt.

Was murmelſt du?

Margarete halb laut.

Er liebt mich — liebt mich nicht.

Fauſt.

Du holdes Himmels-Angeſicht!

Margarete fährt fort,

Liebt mich — Nicht — Liebt mich — Nicht —

Das letzte Blatt auszupfend, mit holder Freude.

Er liebt mich!

Fauſt.

Ja, mein Kind! Laß dieſes Blumenwort
Dir Götter-Ausſpruch ſeyn. Er liebt dich!
Verſtehſt du, was das heißt? Er liebt dich!

Er faßt ihre beiden Hände.

Margarete.

Mich überläuft's!

Fauſt.

O ſchaudre nicht! Laß dieſen Blick,
Laß dieſen Händedruck dir ſagen,
Was unausſprechlich iſt:
Sich hinzugeben ganz und eine Wonne
Zu fühlen, die ewig ſeyn muß!
Ewig! — Ihr Ende würde Verzweiflung ſeyn.
Nein, kein Ende! Kein Ende!

Margarete

drückt ihm die Hände, macht ſich los und läuft weg. Er ſteht einen Augenblick in Gedanken, dann folgt er ihr.

Marthe kommend.

Die Nacht bricht an.

Mephiſtopheles.

Ja, und wir wollen fort.

Marthe.

Ich bät' euch länger hier zu bleiben,

Allein es iſt ein gar zu böſer Ort.
Es iſt als hätte niemand nichts zu treiben
Und nichts zu ſchaffen,
Als auf des Nachbarn Schritt und Tritt zu gaffen,
Und man kommt in's Gered', wie man ſich immer ſtellt.
Und unſer Pärchen?

Mephiſtopheles.

Iſt den Gang dort aufgeflogen.
Muthwill'ge Sommervögel!

Marthe.

Er ſcheint ihr gewogen.

Mephiſtopheles.

Und ſie ihm auch. Das iſt der Lauf der Welt.

Ein Gartenhäuschen.

Margarete springt herein, ſteckt ſich hinter die Thür, hält die Fingerſpitze an die Lippen, und guckt durch die Ritze.

Margarete.

Er kommt!

Fauſt kommt.

Ach Schelm, ſo neckſt du mich!
Treff' ich dich!

Er küßt ſie.

Margarete.

ihn faſſend und den Kuß zurück gebend.

Beſter Mann! von Herzen lieb' ich dich!

Mephiſtopheles klopft an.

Fauſt ſtampfend.

Wer da?

Mephiſtopheles.

Gut Freund!

Fauſt.

Ein Thier!

Mephiſtopheles.

Es iſt wohl Zeit zu ſcheiden.

Marthe kommt.

Ja, es iſt ſpät, mein Herr.

Faust.

Darf ich euch nicht geleiten?

Margarete.

Die Mutter würde mich — Lebt wohl!

Faust.

Muß ich denn gehn?

Lebt wohl!

Marthe.

Ade!

Margarete.

Auf baldig Wiederſehn!

Faust und Mephiſtopheles ab.

Margarete.

Du lieber Gott! was ſo ein Mann
Nicht alles alles denken kann!
Beſchämt nur ſteh' ich vor ihm da,
Und ſag' zu allen Sachen ja.
Bin doch ein arm unwiſſend Kind,
Begreife nicht was er an mir find't.

Wald und Höhle.

Faust allein.

Erhabner Geist, du gabst mir, gabst mir alles,
Warum ich bat. Du hast mir nicht umsonst.
Dein Angesicht im Feuer zugewendet.
Gabst mir die herrliche Natur zum Königreich,
Kraft, sie zu fühlen, zu genießen. Nicht
Kalt staunenden Besuch erlaubst du nur,
Vergönnest mir in ihre tiefe Brust,
Wie in den Busen eines Freund's, zu schauen.
Du führst die Reihe der Lebendigen
Vor mir vorbey, und lehrst mich meine Brüder
Im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen.
Und wenn der Sturm im Walde braus't und knarrt,
Die Riesenfichte, stürzend, Nachbaräste
Und Nachbarstämme, quetschend, nieder streift,
Und ihrem Fall dumpf hohl der Hügel donnert;
Dann führst du mich zur sichern Höhle, zeigst
Mich dann mir selbst, und meiner eignen Brust
Geheime tiefe Wunder öffnen sich.
Und steigt vor meinem Blick der reine Mond
Beschwichtigend herüber; schweben mir
Von Felsenwänden, aus dem feuchten Busch,

Der Vorwelt ſilberne Geſtalten auf,
Und lindern der Betrachtung ſtrenge Luſt.

O daß dem Menſchen nichts Vollkomm'nes wird,
Empfind' ich nun. Du gabſt zu dieſer Wonne,
Die mich den Göttern nah' und näher bringt,
Mir den Gefährten, den ich ſchon nicht mehr
Entbehren kann, wenn er gleich, kalt und frech,
Mich vor mir ſelbſt erniedrigt, und zu Nichts,
Mit einem Worthauch, deine Gaben wandelt.
Er facht in meiner Bruſt ein wildes Feuer
Nach jenem ſchönen Bild geſchäftig an.
So taumel' ich von Begierde zu Genuß,
Und im Genuß verſchmacht' ich nach Begierde.

Mephiſtopheles tritt auf.

Mephiſtopheles.

Habt ihr nun bald das Leben g'nug geführt?
Wie kann's euch in die Länge freuen?
Es iſt wohl gut, daß man's einmal probirt;
Dann aber wieder zu was neuen!

Fauſt.

Ich wollt', du hätteſt mehr zu thun,
Als mich am guten Tag zu plagen.

Mephiſtopheles.

Nun nun! ich laß' dich gerne ruhn,
Du darfſt mir's nicht im Ernſte ſagen.
An dir Geſellen unhold, barſch und toll,
Iſt wahrlich wenig zu verlieren.
Den ganzen Tag hat man die Hände voll!

Was ihm gefällt und was man laſſen ſoll,
Kann man dem Herrn nie an der Naſe ſpüren.

Fauſt.

Das iſt ſo juſt der rechte Ton!
Er will noch Dank, daß er mich ennüyirt.

Mephiſtopheles.

Wie hätt'ſt du, armer Erdenſohn,
Dein Leben ohne mich geführt?
Vom Kribskrabs der Imagination
Hab' ich dich doch auf Zeiten lang curirt;
Und wär' ich nicht, ſo wär'ſt du ſchon
Von dieſem Erdball abſtrazirt.
Was haſt du da in Höhlen, Felſenritzen
Dich wie ein Schuhu zu verſitzen?
Was ſchlurfſt aus dumpfem Moos und triefendem Geſtein,
Wie eine Kröte, Nahrung ein?
Ein ſchöner, ſüßer Zeitvertreib!
Dir ſteckt der Doctor noch im Leib.

Fauſt.

Verſtehſt du, was für neue Lebenskraft
Mir dieſer Wandel in der Oede ſchafft?
Ja, würdeſt du es ahnden können,
Du wäreſt Teufel g'nug mein Glück mir nicht zu gönnen.

Mephiſtopheles.

Ein überirdiſches Vergnügen!
In Nacht und Thau auf den Gebirgen liegen,
Und Erd und Himmel wonniglich umfaſſen,
Zu einer Gottheit ſich aufſchwellen laſſen,
Der Erde Mark mit Ahndungsdrang durchwühlen,
Alle ſechs Tagewerk' im Buſen fühlen,

In ſtolzer Kraft ich weiß nicht was genießen,
Bald liebewonniglich in alles überfließen,
Verſchwunden ganz der Erdenſohn,
Und dann die hohe Intuition —
Mit einer Geberde.
Ich darf nicht ſagen wie — zu ſchließen.

Fauſt.

Pfuy über dich!

Mephiſtopheles.

Das will euch nicht behagen;
Ihr habt das Recht geſittet pfuy zu ſagen.
Man darf das nicht vor keuſchen Ohren nennen,
Was keuſche Herzen nicht entbehren können.
Und kurz und gut, ich gönn' Ihm das Vergnügen,
Gelegentlich ſich etwas vorzulügen;
Doch lange hält Er das nicht aus.
Du biſt ſchon wieder abgetrieben,
Und, währt es länger, aufgerieben
In Tollheit oder Angſt und Grauß.
Genug damit! dein Liebchen ſitzt dadrinne,
Und alles wird ihr eng' und trüb'.
Du kommſt ihr gar nicht aus dem Sinne,
Sie hat dich übermächtig lieb.
Erſt kam deine Liebeswuth übergefloſſen,
Wie vom geſchmolznen Schnee ein Bächlein überfleigt;
Du haſt ſie ihr in's Herz gegoſſen,
Nun iſt dein Bächlein wieder ſeicht.
Mich dünkt, anſtatt in Wäldern zu thronen,
Ließ es dem großen Herren gut,
Das arme affenjunge Blut

Für ſeine Liebe zu belohnen.
Die Zeit wird ihr erbärmlich lang;
Sie ſteht am Fenſter, ſieht die Wolken ziehn
Ueber die alte Stadtmauer hin.
Wenn ich ein Vöglein wär'! ſo geht ihr Geſang
Tagelang, halbe Nächte lang.
Einmal iſt ſie munter, meiſt betrübt,
Einmal recht ausgeweint,
Dann wieder ruhig, wie's ſcheint,
Und immer verliebt.

Fauſt.

Schlange! Schlange!

Mephiſtopheles für ſich.

Gelt! daß ich dich fange!

Fauſt.

Verruchter! hebe dich von hinnen,
Und nenne nicht das ſchöne Weib!
Bring' die Begier zu ihrem ſüßen Leib
Nicht wieder vor die halb verrückten Sinnen!

Mephiſtopheles.

Was ſoll es denn? Sie meint, du ſeyſt entflohn,
Und halb und halb biſt du es ſchon.

Fauſt.

Ich bin ihr nah', und wär' ich noch ſo fern,
Ich kann ſie nie vergeſſen, nie verlieren;
Ja, ich beneide ſchon den Leib des Herrn,
Wenn ihre Lippen ihn indeß berühren.

Mephiſtopheles.

Gar wohl, mein Freund! Ich hab' euch oft beneidet
Um's Zwillingspaar, das unter Roſen weidet.

Fauſt.

Entfliehe, Kuppler!

Mephiſtopheles.

Schön! Ihr ſchimpft und ich muß lachen.
Der Gott, der Bub' und Mädchen ſchuf,
Erkannte gleich den edelſten Beruf,
Auch ſelbſt Gelegenheit zu machen.
Nur fort, es iſt ein großer Jammer!
Ihr ſollt in eures Liebchens Kammer,
Nicht etwa in den Tod.

Fauſt.

Was iſt die Himmelsfreud' in ihren Armen?
Laß mich an ihrer Bruſt erwarmen!
Fühl' ich nicht immer ihre Noth?
Bin ich der Flüchtling nicht? der Unbehauſ'te?
Der Unmenſch ohne Zweck und Ruh?
Der wie ein Waſſerſturz von Fels zu Felſen brauſ'te
Begierig wüthend nach dem Abgrund zu.
Und ſeitwärts ſie, mit kindlich dumpfen Sinnen,
Im Hüttchen auf dem kleinen Alpenfeld,
Und all ihr häusliches Beginnen
Umfangen in der kleinen Welt.
Und ich, der Gottverhaßte, hatte nicht genug,
Daß ich die Felſen faßte
Und ſie zu Trümmern ſchlug!
Sie, ihren Frieden mußt' ich untergraben!
Du, Hölle, mußteſt dieſes Opfer haben!
Hilf, Teufel, mir die Zeit der Angſt verkürzen,
Was muß geſchehn, mag's gleich geſchehn!

Mag ihr Geſchick auf mich zuſammenſtürzen
Und ſie mit mir zu Grunde gehn!

Mephiſtopheles.

Wie's wieder ſiedet, wieder glüht!
Geh' ein und tröſte ſie, du Thor!
Wo ſo ein Köpfchen keinen Ausgang ſieht,
Stellt er ſich gleich das Ende vor.
Es lebe wer ſich tapfer hält!
Du biſt doch ſonſt ſo ziemlich eingeteufelt.
Nichts abgeſchmackters find' ich auf der Welt,
Als einen Teufel der verzweifelt.

Gretchens Stube.

Gretchen

am Spinnrade allein.

Meine Ruh' iſt hin,
Mein Herz iſt ſchwer,
Ich finde ſie nimmer
Und nimmermehr.

Wo ich ihn nicht hab'
Iſt mir das Grab,
Die ganze Welt
Iſt mir vergällt.

Mein armer Kopf
Iſt mir verrückt,
Mein armer Sinn
Iſt mir zerſtückt.

Meine Ruh' iſt hin,
Mein Herz iſt ſchwer,
Ich finde ſie nimmer
Und nimmermehr.

Nach ihm nur ſchau' ich
Zum Fenſter hinaus,
Nach ihm nur geh' ich
Aus dem Haus.

Sein hoher Gang,
Sein' edle Geſtalt,
Seines Mundes Lächeln,
Seiner Augen Gewalt,

Und ſeiner Rede
Zauberfluß,
Sein Händedruck,
Und ach ſein Kuß!

Meine Ruh' iſt hin,
Mein Herz iſt ſchwer,
Ich finde ſie nimmer
Und nimmermehr.

Mein Busen drängt
Sich nach ihm hin,
Ach dürft' ich faſſen
Und halten ihn!
Und küſſen ihn
So wie ich wollt',
An ſeinen Küſſen
Vergehen ſollt'!

Marthens Garten.

Margarete. Fauſt.

Margarete.

Verſprich mir, Heinrich!

Fauſt.

Was ich kann!

Margarete.

Nun ſag', wie haſt du's mit der Religion?
Du biſt ein herzlich guter Mann,
Allein ich glaub', du hältſt nicht viel davon.

Fauſt.

Laß das, mein Kind! du fühlſt, ich bin dir gut;
Für meine Lieben ließ' ich Leib und Blut,
Will niemand ſein Gefühl und ſeine Kirche rauben.

Margarete.

Das iſt nicht recht, man muß d'ran glauben!

Fauſt.

Muß man?

Margarete.

Ach! wenn ich etwas auf dich könnte!
Du ehrſt auch nicht die heil'gen Sacramente.

Fauſt.

Ich ehre ſie.

Margarete.

Doch ohne Verlangen.
Zur Meſſe, zur Beichte biſt du lange nicht gegangen.
Glaubſt du an Gott?

Fauſt.

Mein Liebchen, wer darf ſagen,
Ich glaub' an Gott?
Magſt Prieſter oder Weiſe fragen,
Und ihre Antwort ſcheint nur Spott
Ueber den Frager zu ſeyn.

Margarete.

So glaubſt du nicht?

Fauſt.

Mißhör' mich nicht, du holdes Angeſicht!
Wer darf ihn nennen?
Und wer bekennen:
Ich glaub' ihn.
Wer empfinden?
Und ſich unterwinden
Zu ſagen: ich glaub' ihn nicht.
Der Allumfaſſer,
Der Allerhalter,
Faßt und erhält er nicht
Dich, mich, ſich ſelbſt?
Wölbt ſich der Himmel nicht dadroben?
Liegt die Erde nicht hierunten feſt?
Und ſteigen freundlich blickend
Ewige Sterne nicht herauf?

Schau' ich nicht Aug' in Auge dir,
Und drängt nicht alles
Nach Haupt und Herzen dir,
Und webt in ewigem Geheimniß
Unſichtbar ſichtbar neben dir?
Erfüll' davon dein Herz, ſo groß es iſt,
Und wenn du ganz in dem Gefühle ſelig biſt,
Nenn' es dann wie du willſt,
Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Nahmen
Dafür! Gefühl iſt alles;
Name iſt Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsgluth.

Margarete.

Das iſt alles recht ſchön und gut;
Ungefähr ſagt das der Pfarrer auch;
Nur mit ein Bißchen andern Worten.

Fauſt.

Es ſagen's aller Orten
Alle Herzen unter dem himmliſchen Tage,
Jedes in ſeiner Sprache;
Warum nicht ich in der meinen?

Margarete.

Wenn man's ſo hört, möcht's leidlich ſcheinen,
Steht aber doch immer ſchief darum;
Denn du haſt kein Chriſtenthum.

Fauſt.

Lieb's Kind!

Margarete.

Es thut mir lang' ſchon weh,
Daß ich dich in der Geſellſchaft ſeh'.

Fauſt.

Wie ſo?

Margarete.

Der Menſch, den du da bey dir haſt,
Iſt mir in tiefer inn'rer Seele verhaßt:
Es hat mir in meinem Leben
So nichts einen Stich in's Herz gegeben,
Als des Menſchen widrig Geſicht.

Fauſt.

Liebe Puppe, fürcht' ihn nicht!

Margarete.

Seine Gegenwart bewegt mir das Blut.
Ich bin ſonſt allen Menſchen gut;
Aber, wie ich mich ſehne dich zu ſchauen,
Hab' ich vor dem Menſchen ein heimlich Grauen,
Und halt' ihn für einen Schelm dazu!
Gott verzeih' mir's, wenn ich ihm Unrecht thu'!

Fauſt.

Es muß auch ſolche Käuze geben.

Margarete.

Wollte nicht mit ſeines Gleichen leben!
Kommt er einmal zur Thür herein,
Sieht er immer ſo ſpöttiſch drein,
Und halb ergrimmt;
Man ſieht, daß er an nichts keinen Antheil n'immt;
Es ſteht ihm an der Stirn' geſchrieben,
Daß er nicht mag eine Seele lieben.

Wie wird's ſo wohl in deinem Arm,
So frey, ſo hingegeben warm,
Und ſeine Gegenwart ſchnürt mir das Inn're zu.

Fauſt.

Du ahndungsvoller Engel du!

Margarete.

Das übermannt mich ſo ſehr,
Daß, wo er nur mag zu uns treten,
Mein' ich ſogar, ich liebte dich nicht mehr.
Auch wenn er da iſt, könnt' ich nimmer beten,
Und das frißt mir in's Herz hinein;
Dir, Heinrich, muß es auch ſo ſeyn.

Fauſt.

Du haſt nun die Antipathie!

Margarete.

Ich muß nun fort.

Fauſt.

Ach kann ich nie
Ein Stündchen ruhig dir am Buſen hängen,
Und Bruſt an Bruſt und Seel' in Seele drängen?

Margarete.

Ach wenn ich nur alleine ſchlief!
Ich ließ dir gern heut Nacht den Riegel offen;
Doch meine Mutter ſchläft nicht tief,
Und würden wir von ihr betroffen,
Ich wär' gleich auf der Stelle todt!

Fauſt.

Du Engel, das hat keine Noth.
Hier iſt ein Fläſchchen! Drey Tropfen nur

In ihren Trank umhüllen
Mit tiefem Schlaf gefällig die Natur.

Margarete.

Was thu' ich nicht um deinetwillen?
Es wird ihr hoffentlich nicht ſchaden!

Fauſt.

Würd' ich ſonſt, Liebchen, dir es rathen?

Margarete.

Seh' ich dich, beſter Mann, nur an,
Weiß nicht was mich nach deinem Willen treibt,
Ich habe ſchon ſo viel für dich gethan,
Daß mir zu thun faſt nichts mehr übrig bleibt.

ab.

Mephiſtopheles tritt auf.

Mephiſtopheles.

Der Grasaff'! iſt er weg?

Fauſt.

Haſt wieder ſpionirt?

Mephiſtopheles.

Ich hab's ausführlich wohl vernommen.
Herr Doctor wurden da katechiſirt;
Hoff' es ſoll Ihnen wohl bekommen.
Die Mädels ſind doch ſehr intereſſirt,
Ob einer fromm und ſchlicht nach altem Brauch.
Sie denken, duckt er da, folgt er uns eben auch.

Fauſt.

Du Ungeheuer ſiehſt nicht ein,
Wie viele treue liebe Seele
Von ihrem Glauben voll,
Der ganz allein

Ihr ſelig machend iſt, ſich heilig quäle,
Daß ſie den liebſten Mann verloren halten ſoll.

Mephiſtopheles.

Du überſinnlicher, ſinnlicher Freyer,
Ein Mägdelein naſführet dich.

Fauſt.

Du Spottgeburt von Dreck und Feuer!

Mephiſtopheles.

Und die Phyſiognomie verſteht ſie meiſterlich.
In meiner Gegenwart wird's ihr ſie weiß nicht wie,
Mein Mäskchen da weiſſagt verborgnen Sinn;
Sie fühlt, daß ich ganz ſicher ein Genie,
Vielleicht wohl gar der Teufel bin.
Nun heute Nacht —?

Fauſt.

Was geht dich's an?

Mephiſtopheles.

Hab' ich doch meine Freude d'ran!

Am Brunnen.

Gretchen und Lieschen.

mit Krügen.

Lieschen.

Haſt nichts von Bärbelchen gehört?

Gretchen.

Kein Wort. Ich komm' gar wenig unter Leute.

Lieschen.

Gewiß, Sibylle ſagt' mir's heute!
Die hat ſich endlich auch bethört.
Das iſt das Vornehmthun!

Gretchen.

Wie ſo?

Lieschen.

Es ſtinkt!
Sie füttert zwey, wenn ſie nun iſt und trinkt.

Gretchen.

Ach!

Lieschen.

So iſt's ihr endlich recht ergangen.
Wie lange hat ſie an dem Kerl gehangen!
Das war ein Spazieren,

Auf Dorf und Tanzplatz Führen,
Mußt' überall die erste ſeyn,
Curteſirt' ihr immer mit Paſtetchen und Wein;
Bild't ſich was auf ihre Schönheit ein,
War doch ſo ehrlos ſich nicht zu ſchämen
Geſchenke von ihm anzunehmen.
War ein Geſeſ' und ein Geſchleck';
Da iſt denn auch das Blümchen weg!

Gretchen.

Das arme Ding!

Lieschen.

Bedauerſt ſie noch gar!
Wenn unſer eins am Spinnen war,
Uns Nachts die Mutter nicht hinunterließ;
Stand ſie bey ihrem Buhlen ſüß,
Auf der Thürbank und im dunkeln Gang
Ward' ihnen keine Stunde zu lang.
Da mag ſie denn ſich ducken nun,
Im Sünderhemdchen Kirchbuß' thun!

Gretchen.

Er nimmt ſie gewiß zu ſeiner Frau.

Lieschen.

Er wär' ein Narr! Ein flinker Jung'
Hat anderwärts noch Luſt genung.
Er iſt auch fort.

Gretchen.

Das iſt nicht ſchön!

Lieschen.

Kriegt ſie ihn, ſoll's ihr übel gehn.

Das Kränzel reißen die Buben ihr,
Und Häckerling ſtreuen wir vor die Thür!

ab.

Gretchen.

nach Hauſe gehend.

Wie konnt' ich ſonſt ſo tapfer ſchmähl:n,
Sah ich ein armes Mägdlein fehlen!
Wie konnt' ich über andrer Sünden
Nicht Worte g'nug der Zunge finden!
Wie ſchien mir's ſchwarz, und ſchwärzt's noch gar,
Mir's immer doch nicht ſchwarz g'nug war,
Und ſegnet' mich und that ſo groß,
Und bin nun ſelbſt der Sünde bloß!
Doch — alles was dazu mich trieb,
Gott! war ſo gut! ach war ſo lieb!

Zwinger.

In der Mauerhöhle ein Andachtsbild der Mater dolorosa, Blumenkrüge davor.

Gretchen.

ſteckt friſche Blumen in die Krüge.

Ach neige,
Du Schmerzenreiche,
Dein Antlitz gnädig meiner Noth!

Das Schwert im Herzen,
Mit tauſend Schmerzen
Blickſt auf zu deines Sohnes Tod.

Zum Vater blickſt du,
Und Seufzer ſchickſt du
Hinauf um ſein' und deine Noth.

Wer fühlet,
Wie wühlet
Der Schmerz mir im Gebein?
Was mein armes Herz hier bauget,
Was es zittert, was verlanget,
Weiß nur du, nur du allein!

Wohin ich immer gehe,
Wie weh, wie weh, wie wehe
Wird mir im Buſen hier!
Ich bin ach kaum alleine,
Ich wein', ich wein', ich weine,
Das Herz zerbricht in mir.

Die Scherben vor meinem Fenſter
Bethaut' ich mit Thränen, ach!
Als ich am frühen Morgen
Dir dieſe Blumen brach.

Schien hell in meine Kammer
Die Sonne früh herauf,
Saß ich in allem Jammer
In meinem Bett' ſchon auf.

Hilf! rette mich von Schmach und Tod!
Ach neige,
Du Schmerzenreiche,
Dein Antlitz gnädig meiner Noth!

Faust.

Straße vor Gretchens Thüre.

Valentin Soldat, Gretchens Bruder.

Wenn ich ſaß bey einem Gelag,
Wo mancher ſich berühmen mag,
Und die Geſellen mir den Flor
Der Mägdlein laut gerieſen vor,
Mit vollem Glas das Lob verſchwemmt,
Den Ellenbogen aufgeſtemmt;
Saß ich in meiner ſichern Ruh
Hört' all' dem Schwadroniren zu.
Und ſtreiche lächelnd meinen Bart,
Und kriege das volle Glas zur Hand
Und ſage: alles nach ſeiner Art!
Aber iſt eine im ganzen Land,
Die meiner trauten Gretel gleicht,
Die meiner Schweſter das Waſſer reicht?
Top! Top! Kling! Klang! das ging herum!
Die einen ſchrieen: er hat Recht,
Sie iſt die Zier vom ganzen Geſchlecht!
Da ſperrn alle die Leder ſtumm.
Und nun! — um's Haar ſich auszuraufen

Und an den Wänden hinauf zu laufen! —
Mit Stichelreden, Naserümpfen
Soll jeder Schurke mich beschimpfen!
Soll wie ein böser Schuldner sitzen,
Vor jedem Zufallsnärrchen schwitzen!
Und möcht' ich sie zusammenschmeißen;
Könnt' ich sie doch nicht Lügner heißen.

Was kommt heran? Was schleicht herbey?
Irr' ich nicht, es sind ihrer zwey.
Ist er's, gleich rack' ich ihn beym Felle,
Soll nicht lebendig von der Stelle!

Faust. Mephistopheles.

Faust.

Wie von dem Fenster dort der Sakristey
Aufwärts der Schein des ewigen Lämpchens flimmert
Und schwach und schwächer seitwärts dämmert,
Und Finsterniß drängt ringsum bey!
So sieht's in meinem Busen nächtig.

Mephistopheles.

Und mir ist's wie dem Kätzlein schmächtig,
Das an den Feuerleitern schleicht,
Sich leis' dann um die Mauern streicht.
Mir ist's ganz tugendlich dabey,
Ein Bißchen Diebsgelüst, ein Bißchen Rammeley.
So spukt mir schon durch alle Glieder
Die herrliche Walpurgisnacht.
Die kommt uns übermorgen wieder,
Da weiß man doch warum man wacht.

Fauſt.

Rückt wohl der Schatz indeſſen in die Höh'?
Den ich dorthinten flimmern ſeh'.

Mephiſtopheles.

Du kannſt die Freude bald erleben,
Das Keſſelchen herauszuheben.
Ich ſchielte neulich ſo hinein,
Sind herrliche Löwenthaler drein.

Fauſt.

Nicht ein Geſchmeide? Nicht ein Ring?
Meine liebe Puppe damit zu zieren.

Mephiſtopheles.

Ich ſah dabey wohl ſo ein Ding,
Als wie eine Art von Perlenſchnüren.

Fauſt.

So iſt es recht! Mir thut es weh,
Wenn ich ohne Geſchenke zu ihr geh'.

Mephiſtopheles.

Es ſollt' euch eben nicht verdrießen
Umſonſt auch etwas zu genießen.
Jetzt da der Himmel voller Sterne glüht,
Sollt ihr ein wahres Kunſtſtück hören:
Ich ſing' ihr ein moraliſch Lied,
Um ſie gewiſſer zu bethören.

Singt vor Lieber.

Was machſt du mir
Vor Lieschens Thür
Cathrinchen hier
Bey frühem Tagesblicke?
Laß, laß es ſeyn!

Er läßt dich ein
Als Mädchen ein,
Als Mädchen nicht zurücke.

Nehmt euch in Acht!
Iſt es vollbracht,
Dann gute Nacht
Ihr armen, armen Dinger!
Habt ihr euch lieb,
Thut keinem Dieb
Nur nichts zu Lieb',
Als mit dem Ring am Finger.

Valentin tritt vor.

Wen lockſt du hier? beym Element!
Vermaledeyter Rattenfänger!
Zum Teufel erſt das Inſtrument!
Zum Teufel hinter drein den Sänger!

Mephiſtopheles.

Die Zither iſt entzwey! an der iſt nichts zu halten.

Valentin.

Nun ſoll es an ein Schedelſpalten!

Mephiſtopheles zu Faust.

Herr Doctor nicht gewichen! Friſch!
Hart an mich an, wie ich euch führe.
Heraus mit eurem Fiederwiſch!
Nur zugeſtoßen! ich parire.

Valentin.

Parire den!

Mephiſtopheles.

Warum denn nicht?

Valentin.

Auch den!

Mephiſtopheles.

Gewiß!

Valentin.

Ich glaub' der Teufel ficht!
Was iſt denn das? Schon wird die Hand mir lahm.

Mephiſtopheles zu Faust.

Stoß zu!

Valentin fällt.

O weh!

Mephiſtopheles.

Nun iſt der Lümmel zahm!
Nun aber fort! Wir müſſen gleich verſchwinden:
Denn ſchon entſteht ein mörderlich Geſchrey.
Ich weiß mich trefflich mit der Polizey,
Doch mit dem Blutbann ſchlecht mich abzufinden.

Marthe am Fenſter.

Heraus! Heraus!

Gretchen am Fenſter.

Herbey ein Licht!

Marthe wie oben.

Man ſchilt und rauft, man ſchreit und ficht.

Volk.

Da liegt ſchon einer todt!

Marthe heraustretend.

Die Mörder ſind ſie denn entflohn?

Gretchen heraustretend.

Wer liegt hier?

Volk.

Deiner Mutter Sohn.

Gretchen.

Allmächt'ger! welche Noth!

Valentin.

Ich sterbe! das ist bald gesagt
Und bälder noch gethan.
Was steht ihr Weiber, heult und klagt?
Kommt her und hört mich an!

Sie treten um ihn.

Mein Gretchen sieh! du bist noch jung,
Bist gar noch nicht gescheidt genung,
Machst deine Sachen schlecht.
Ich sag' dir's im Vertrauen nur:
Du bist doch nun einmal eine Hur';
So sey's auch eben recht.

Gretchen.

Mein Bruder! Gott! Was soll mir das?

Valentin.

Laßt unsern Herr Gott aus dem Spaß.
Geschehn ist leider nun geschehn,
Und wie es gehn kann, so wird's gehn.
Du fingst mit Einem heimlich an,
Bald kommen ihrer mehre dran,
Und wenn dich erst ein Dutzend hat,
So hat dich auch die ganze Stadt.

Wenn erst die Schande wird geboren,
Wird sie heimlich zur Welt gebracht,
Und man zieht den Schleyer der Nacht

Ihr über Kopf und Ohren;
Ja, man möchte ſie gern ermorden.
Wächſt ſie aber und macht ſich groß,
Dann geht ſie auch bey Tage bloß,
Und iſt doch nicht ſchöner geworden.
Je häßlicher wird ihr Geſicht,
Je mehr ſucht ſie des Tageslicht.

Ich ſeh' wahrhaftig ſchon die Zeit,
Daß alle brave Bürgersleut'
Wie von einer angeſteckten Leichen
Von dir, du Metze! ſeitab weichen.
Dir ſoll das Herz im Leib verzagen!
Wenn ſie dir in die Augen ſehn.
Sollſt keine goldne Kette mehr tragen!
In der Kirche nicht mehr am Altar ſtehn!
In einem ſchönen Spitzenkragen
Dich nicht beym Tanze wohlbehagen!
In eine finſtre Jammereckn
Unter Bettler und Krüpel dich verſtecken,
Und wenn dir denn auch Gott verzeiht,
Auf Erden ſeyn vermaledeyt!

Marthe.

Befehlt eure Seele Gott zu Gnaden!
Wollt ihr noch Läſterung auf euch laden?

Valentin.

Könnt' ich dir nur an den dürren Leib
Du ſchändlich kupleriſches Weib!
Da hofft' ich aller meiner Sünden
Vergebung reicht Maß zu finden.

Gretchen.

Mein Bruder! Welche Höllenpein!

Valentin.

Ich ſage, laß die Thränen ſeyn!
Da du dich ſprachſt der Ehre los,
Gabſt mir den ſchwerſten Herzensſtoß.
Ich gehe durch den Todesſchlaf
Zu Gott ein als Soldat und brav.

ſtirbt.

Dom.

Amt, Orgel und Geſang.

Gretchen unter vielem Volke. Böſer Geiſt hinter Gretchen.

Böſer Geiſt.

Wie anders, Gretchen, war dir's,
Als du noch voll Unſchuld
Hier zum Altar trat'ſt,
Aus dem vergriffnen Büchelchen
Gebete lalltest,
Halb Kinderſpiele,
Halb Gott im Herzen!
Gretchen!
Wo ſteht dein Kopf?
In deinem Herzen,
Welche Miſſethat?
Bet'ſt du für deiner Mutter Seele? die
Durch dich zur langen, langen Pein hinüberſchlief.
Auf deiner Schwelle weſſen Blut?
— Und unter deinem Herzen
Regt ſich's nicht quillend ſchon,

Und ängſtet dich und ſich
Mit ahndungsvoller Gegenwart?

Gretchen.

Weh! Weh!
Wär' ich der Gedanken los,
Die mir herüber und hinüber gehn
Wider mich!

Chor.

Dies irae, dies illa
Solvet saeclum in favilla.

Gretchen.

Böſer Geiſt.

Grimm faßt dich!
Die Poſaune tönt!
Die Gräber beben!
Und dein Herz,
Aus Aſchenruh'
Zu Flammenqualen
Wieder aufgeſchaffen,
Bebt auf!

Gretchen.

Wär' ich hier weg!
Mir iſt als ob die Orgel mir
Den Athem verſetzte,
Geſang mein Herz
Im Tiefſten löſ'te.

Chor.

Judex ergo cum sedebit,
Quidquid latet apparebit,
Nil inultum remanebit.

Gretchen.

Mir wird ſo eng'!
Die Mauern-Pfeiler
Befangen mich!
Das Gewölbe
Drängt mich! — Luft!

Böſer Geiſt.

Verbirg' dich! Sünd' und Schande
Bleibt' nicht verborgen.
Luft? Licht?
Weh dir!

Chor.

Quid sum miser tunc dicturus?
Quem patronum rogaturus?
Cum vix justus sit securus.

Böſer Geiſt.

Ihr Antlitz wenden
Verklärte von dir ab.
Die Hände dir zu reichen,
Schauert's den Reinen.
Weh!

Chor.

Quid sum miser tunc dicturus?

Gretchen.

Nachbarin! Eure Fläſchchen! —

Sie fällt in Ohnmacht.

Walpurgisnacht.

Harzgebirg.

Gegend von Schirke und Elend.

Fauſt. Mephiſtopheles.

Mephiſtopheles.

Verlangſt du nicht nach einem Beſenſtiele?
Ich wünſchte mir den allerderbſten Bock.
Auf dieſem Weg ſind wir noch weit vom Ziele.

Fauſt.

So lang' ich mich noch friſch auf meinen Beinen fühle,
Genügt mir dieſer Knotenſtock.
Was hilft's daß man den Weg verkürzt! —
Im Labyrinth der Thäler hinzuſchleichen,
Dann dieſen Felſen zu erſteigen,
Von dem der Quell ſich ewig ſprudelnd ſtürzt,
Das iſt die Luſt, die ſolche Pfade würzt!
Der Frühling webt ſchon in den Birken
Und ſelbſt die Fichte fühlt ihn ſchon,
Sollt' er nicht auch auf unſre Glieder wirken?

Mephiſtopheles.

Fürwahr ich ſpüre nichts davon!
Mir iſt es winterlich im Leibe,

Ich wünſchte Schnee und Froſt auf meiner Bahn.
Wie traurig ſteigt die unvollkommne Scheibe
Des rothen Monds mit ſpäter Gluth heran!
Und leuchtet ſchlecht, daß man bey jedem Schritte,
Vor einen Baum, vor einen Felſen rennt!
Erlaub' daß ich ein Irrlicht bitte!
Dort ſeh' ich eins, das eben luſtig brennt.
He da! mein Freund! darf ich dich zu uns fodern?
Was willſt du ſo vergebens lodern?
Sey doch ſo gut und leucht' uns da hinauf!

Irrlicht.

Aus Ehrfurcht, hoff' ich, ſoll es mir gelingen
Mein leichtes Naturell zu zwingen,
Nur Zickzack geht gewöhnlich unſer Lauf.

Mephiſtopheles.

Ei! Ei! er denkt's den Menſchen nachzuahmen.
Geh er nur g'rad', in's Teufels Nahmen!
Sonſt blaſ' ich ihm ſein Flacker-Leben aus.

Irrlicht.

Ich merke wohl, ihr ſeyd der Herr vom Haus,
Und will mich gern nach euch bequemen.
Allein bedenkt! der Berg iſt heute zaubertoll,
Und wenn ein Irrlicht euch die Wege weiſen ſoll,
So müßt ihr's ſo genau nicht nehmen.

Fauſt, Mephiſtopheles, Irrlicht im Wechſelgeſang.

In die Traum- und Zauberſphäre
Sind wir, ſcheint es, eingegangen.
Führ' uns gut und mach' dir Ehre!
Daß wir vorwärts bald gelangen,
In den weiten, öden Räumen.

Seh' die Bäume hinter Bäumen,
Wie ſie ſchnell vorüber rücken,
Und die Klippen, die ſich bücken,
Und die langen Felſennaſen,
Wie ſie ſchnarchen, wie ſie blaſen!

Durch die Steine, durch den Raſen
Eilet Bach und Bächlein nieder.
Hör' ich Rauſchen? hör' ich Lieder?
Hör' ich holde Liebesklage,
Stimmen jener Himmelstage?
Was wir hoffen, was wir lieben!
Und das Echo, wie die Sage
Alter Zeiten, hallet wieder.

Uhu! Schuhu! tönt es näher,
Kauz und Kibitz und der Häher,
Sind ſie alle wach geblieben?
Sind das Molche durchs Geſträuche?
Lange Beine, dicke Bäuche.
Und die Wurzeln, wie die Schlangen,
Winden ſich aus Fels und Sande;
Strecken wunderliche Bande,
Uns zu ſchrecken, uns zu fangen;
Aus belebten, derben Maſern
Stecken ſie Polypenfaſern
Nach dem Wandrer. Und die Mäuſe
Tauſendfärbig, ſchaarenweiſe,
Durch das Moos und durch die Heide!
Und die Funkenwürmer fliegen,

Mit gedrängten Schwärme-Zügen,
Zum verwirrenden Geleite.

Aber ſag' mir ob wir ſtehen?
Oder ob wir weiter gehen?
Alles alles ſcheint zu drehen,
Felſ und Bäume, die Geſichter
Schneiden, und die irren Lichter,
Die ſich mehren, die ſich bläh[illegible].

Mephiſtopheles.

Faſſe wacker meinen Zipfel!
Hier iſt ſo ein Mittelgipfel,
Wo man mit Erſtaunen ſieht,
Wie im Berg der Mammon glüht.

Fauſt.

Wie ſeltſam glimmert durch die Gründe
Ein morgenröthlich trüber Schein!
Und ſelbſt bis in die tiefen Schlünde
Des Abgrunds wittert er hinein.
Da ſteigt ein Dampf, dort ziehen Schwaden,
Hier leuchtet Glut aus Dunſt und Flor,
Dann ſchleicht ſie wie ein zarter Faden,
Dann bricht ſie wie ein Quell hervor.
Hier ſchlingt ſie eine ganze Strecke,
Mit hundert Adern, ſich durchs Thal,
Und hier in der gedrängten Ecke
Vereinzelt ſie ſich auf einmal.
Da ſprühen Funken in der Nähe,
Wie ausgeſtreuter goldner Sand.
Doch ſchau! in ihrer ganzen Höhe
Entzündet ſich die Felſenwand.

Mephiſtopheles.

Erleuchtet nicht zu dieſem Feſte
Herr Mammon prächtig den Palaſt?
Ein Glück daß du's geſehen haſt;
Ich ſpüre ſchon die ungeſtümen Gäſte.

Fauſt.

Wie raſt die Windsbraut durch die Luft!
Mit welchen Schlägen trifft ſie meinen Nacken!

Mephiſtopheles.

Du muſt des Felſens alte Rippen packen,
Sonſt ſtürzt ſie dich hinab in dieſer Schlünde Gruft.
Ein Nebel verdichtet die Nacht.
Höre wie's durch die Wälder kracht!
Aufgeſcheucht fliegen die Eulen.
Hör' es ſplittern die Säulen
Ewig grüner Paläſte.
Girren und Brechen der Aeſte
Der Stämme mächtiges Dröhnen!
Der Wurzeln Knarren und Gähnen!
Im fürchterlich verworrenen Falle
Ueber einander krachen ſie alle,
Und durch die übertrümmerten Klüfte
Zischen und heulen die Lüfte.
Hörſt du Stimmen in der Höhe?
In der Ferne in der Nähe?
Ja, den ganzen Berg entlang
Strömt ein wüthender Zaubergeſang.

Hexen im Chor.

Die Hexen zu dem Brocken ziehn,
Die Stoppel iſt gelb die Saat iſt grün.

Dort ſammelt ſich der große Hauf,
Herr Urian ſitzt oben auf.
So geht es über Stein und Stock
Es f—t die Hexe, es ſt—t der Bock.

Stimme.

Die alte Baubo kommt allein,
Sie reitet auf einem Mutterſchwein.

Chor.

So Ehre dem, wem Ehre gebürt!
Frau Baubo vor! und angeführt!
Ein tüchtig Schwein und Mutter drauf,
Da folgt der ganze Hexenhauf.

Stimme.

Welchen Weg kommſt du her?

Stimme.

Ueber'n Ilſenſtein!
Da guckt' ich der Eule ins Neſt hinein.
Die macht ein Paar Augen!

Stimme.

O fahre zur Hölle!
Was reit'ſt du ſo ſchnelle!

Stimme.

Mich hat ſie geſchunden,
Da ſieh nur die Wunden!

Hexen Chor.

Der Weg iſt breit, der Weg iſt lang,
Was iſt das für ein toller Drang?
Die Gabel ſticht, der Beſen kratzt,
Das Kind erſtickt, die Mutter platzt.

Hexenmeister. Halbet Chor.

Wir ſchleichen wie die Schneck' im Haus,
Die Weiber alle ſind voraus.
Denn, geht es zu des Böſen Hauß,
Das Weib hat tauſend Schritt voraus.

Andre Hälfte.

Wir nehmen das nicht ſo genau,
Mit tauſend Schritten macht's die Frau;
Doch, wie ſie auch ſich eilen kann,
Mit Einem Sprunge macht's der Mann.

Stimme oben.

Kommt mit, kommt mit, vom Felſenſee!

Stimmen von unten.

Wir möchten gerne mit in die Höh'.
Wir waſchen und blank ſind wir ganz und gar;
Aber auch ewig unfruchtbar.

Beyde Chöre.

Es ſchweigt der Wind, es ſteht der Stern,
Der trübe Mond verbirgt ſich gern.
Im Sauſen ſprüht das Zaubercher
Viel tauſend Feuerfunken hervor.

Stimme von unten.

Halte! Halte!

Stimme von oben.

Wer ruft da aus der Felſenſpalte?

Stimme unten.

Nehmt mich mit! Nehmt mich mit!
Ich ſteige ſchon dreyhundert Jahr,
Und kann den Gipfel nicht erreichen.
Ich wäre gern bey meines gleichen.

Beyde Chöre.

Es trägt der Besen, trägt der Stock
Die Gabel trägt, es trägt der Bock,
Wer heute sich nicht heben kann,
Ist ewig ein verlorner Mann.

Halbhexe unten.

Ich tripple nach, so lange Zeit,
Wie sind die andern schon so weit!
Ich hab' zu Hause keine Ruh,
Und komme hier doch nicht dazu.

Chor der Hexen.

Die Salbe giebt den Hexen Muth,
Ein Lumpen ist zum Segel gut,
Ein gutes Schiff ist jeder Trog,
Der fliegt nie, der heut nicht flog.

Beyde Chöre.

Und wenn wir um den Gipfel ziehn,
So streichet an dem Boden hin,
Und deckt die Heide weit und breit
Mit eurem Schwarm der Hexenheit.

Sie lassen sich nieder.

Mephistopheles.

Das drängt und stößt, das rauscht und flappert!
Das zischt und quirlt, das zieht und plappert!
Das leuchtet, sprüht und stinkt und brennt!
Ein wahres Hexenelement!
Nur fest an mir! sonst sind wir gleich getrennt.
Wo bist du?

Faust in der Ferne.

Hier!

Mephiſtopheles.

Was! dort ſchon hingeriſſen?
Da werd' ich Hausrecht brauchen müſſen.
Platz! Junker Voland kommt. Platz! ſüßes Pöbel, Platz!
Hier, Doctor, faſſe mich! und nun, in Einem Satz,
Laß uns aus dem Gedräng' entweichen;
Es iſt zu toll, ſogar für meines gleichen.
Dort neben leuchtet was mit ganz beſond'rem Schein,
Es zieht mich was nach jenen Sträuchen.
Komm, komm! wir ſchlupfen da hinein.

Fauſt.

Du Geiſt des Widerſpruchs! Nur zu! du magſt mich führen.
Ich denke doch das war recht klug gemacht.
Zum Brocken wandlen wir in der Walpurgisnacht,
Um uns beliebig nun dieſelbſt zu iſoliren.

Mephiſtopheles.

Da ſieh nur welche bunten Flammen!
Es iſt ein muntrer Klub beyſammen,
Im Kleinen iſt man nicht allein.

Fauſt.

Doch droben möcht' ich lieber ſeyn!
Schon ſeh' ich Glut und Wirbelrauch.
Dort ſtrömt die Menge zu dem Böſen;
Da muß ſich manches Räthſel löſen.

Mephiſtopheles.

Doch manches Räthſel knüpft ſich auch.
Laß du die große Welt nur ſauſen,
Wir wollen hier im Stillen hauſen.
Es iſt doch lange hergebracht,
Daß in der großen Welt man kleine Welten macht.

Da ſeh' ich junge Hexchen nackt und bloß,
Und alte die ſich klug verhüllen.
Seyd freundlich, nur um meinetwillen,
Die Müh' iſt klein, der Spaß iſt groß.
Ich höre was von Inſtrumenten tönen!
Verflucht Geſchnarr! Man muß ſich dran gewöhnen.
Komm mit! Komm mit! Es kann nicht anders ſeyn,
Ich tret' heran und führe dich herein,
Und ich verbinde dich aufs neue.
Was ſagſt du Freund? das iſt kein kleiner Raum.
Da ſieh nur hin! du ſiehſt das Ende kaum.
Ein Hundert Feuer brennen in der Reihe;
Man tanzt, man ſchwatzt, man kocht, man trinkt, man liebt;
Nun ſage mir, wo es was beſſers giebt?

Fauſt.

Willſt du dich nun, um uns hier einzuführen
Als Zaub'rer oder Teufel produziren?

Mephiſtopheles.

Zwar bin ich ſehr gewohnt incognito zu gehn;
Doch läßt am Galatag man ſeinen Orden ſehn.
Ein Kniehand zeichnet mich nicht aus,
Doch iſt der Pferdefuß hier ehrenvoll zu Haus.
Siehſt du die Schnecke da! ſie kommt herangekrochen;
Mit ihrem taſtenden Geſicht
Hat ſie mir ſchon was abgerochen.
Wenn ich auch will, verläugn' ich hier mich nicht.
Komm nur! von Feuer gehen wir zu Feuer,
Ich bin der Werber und du biſt der Freyer.

zu einigen, die um vergluͤmmernde Kohlen ſitzen.

Ihr alten Herrn, was macht ihr hier am Ende?
Ich lobt' euch, wenn ich euch hübsch in der Mitte fände,
Von Saus umzirkt und Jugendbraus.
Genug allein ist jeder ja zu Haus.

General.

Wer mag auf Nationen trauen!
Man habe noch so viel für sie gethan;
Denn bey dem Volk, wie bey den Frauen,
Steht immerfort die Jugend oben an.

Minister.

Jetzt ist man von dem Rechten allzuweit,
Ich lobe mir die guten Alten;
Denn freylich, da wir alles galten,
Da war die rechte goldne Zeit.

Parvenü.

Wir waren wahrlich auch nicht dumm,
Und thaten oft was wir nicht sollten;
Doch jetzo kehrt sich alles um und um,
Und eben da wir's fest erhalten wollten.

Autor.

Wer mag wohl überhaupt jetzt eine Schrift
Von mäßig klugem Inhalt lesen!
Und was das liebe junge Volk betrifft,
Das ist noch nie so naseweis gewesen.

Mephistopheles.

auf einmal sehr alt erscheint.

Zum jüngsten Tag fühl' ich das Volk gereift;
Da ich zum letztenmal den Hexenberg ersteige,
Und, weil mein Fäßchen trübe läuft;
So ist die Welt auch auf der Neige.

Trödelhere.

Ihr Herren geht nicht ſo vorbey!
Laßt die Geſchwindigkeit nicht fahren!
Aufmerkſam blickt nach meinen Waaren,
Es ſteht dahier gar manderley.
Und doch iſt nichts in meinem Laden,
Dem ſeiner auf der Erde gleicht,
Das nicht einmal zum tücht'gen Schaden
Der Menſchen und der Welt gereicht.
Kein Dolch iſt hier, von dem nicht Blut gefloſſen,
Kein Kelch, aus dem ſich nicht, in ganz geſunden Leib,
Verzehrend heißes Gift ergoſſen.
Kein Schmuck, der nicht ein liebenswürdig Weib
Verführt, kein Schwerdt das nicht den Bund gebrochen,
Nicht etwa hinterrücks den Gegenmann durchſtochen.

Mephiſtopheles.

Frau Muhme! Sie verſteht mir ſchlecht die Zeiten.
Gethan geſchehn! Geſchehn gethan!
Verleg' ſie ſich auf Neuigkeiten,
Nur Neuigkeiten ziehn uns an.

Fauſt.

Daß ich mich nur nicht ſelbſt vergeſſe!
Heiß' ich mir das doch eine Meſſe!

Mephiſtopheles.

Der ganze Strudel ſtrebt nach oben;
Du glaubſt zu ſchieben und du wirſt geſchoben.

Fauſt.

Wer iſt denn das?

Mephiſtopheles.

Betrachte ſie genau!

Lilith iſt das.

Fauſt.

Wer?

Mephiſtopheles.

Adams erſte Frau.

Nimm dich in Acht vor ihren ſchönen Haaren,
Vor dieſem Schmuck, mit dem ſie einzig prangt.
Wenn ſie damit den jungen Mann erlangt,
So läßt ſie ihn ſobald nicht wieder fahren.

Fauſt.

Da ſitzen zwey, die alte mit der jungen;
Die haben ſchon was rechts geſprungen!

Mephiſtopheles.

Das hat nun heute keine Ruh.
Es geht zum neuen Tanz, nun komm! wir greifen zu.

Fauſt mit der jungen tanzend.

Einſt hatt' ich einen ſchönen Traum;
Da ſah ich einen Apfelbaum,
Zwey ſchöne Aepfel glänzten dran,
Sie reizten mich, ich ſtieg hinan.

Die Schöne.

Der Aepfelchen begehrt ihr ſehr
Und ſchon vom Paradieſe her.
Von Freuden fühl' ich mich bewegt,
Daß auch mein Garten ſolche trägt

Mephiſtopheles mit der Alten.

Einſt hatt' ich einen wüſten Traum;
Da ſah' ich einen geſpaltnen Baum.

Der hatt' ein — — —;
Es — es war, gefiel mir's doch.

Die Alte.

Ich bitte meinen beſten Gruß
Dem Ritter mit dem Pferdefuß!
Halt' er einen — — bereit,
Wenn er — — — nicht ſcheut.

Brocktophantasmiſt.

Verfluchtes Volk! was unterſteht ihr euch?
Hat man euch lange nicht bewieſen?
Ein Geiſt ſteht nie auf ordentlichen Füßen;
Nun tanzt ihr gar, uns andern Menſchen gleich!

Die Schöne tanzend.

Was will denn der auf unſerm Ball?

Fauſt tanzend.

Ey! der iſt eben überall.
Was andre tanzen muß er ſchätzen.
Kann er nicht jeden Schritt beſchwätzen;
Es iſt der Schritt ſo gut als nicht geſchehn.
Am meiſten ärgert ihn, ſobald wir vorwärts gehn.
Wenn ihr euch ſo im Kreiſe drehen wolltet,
Wie er's in ſeiner alten Mühle thut,
Das hieß er allenfalls noch gut;
Beſonders wenn ihr ihn darum begrüßen ſolltet.

Brocktophantasmiſt.

Ihr ſeyd noch immer da! nein das iſt unerhört.
Verſchwindet doch! Wir haben ja exorcirt.
Das Teufelspack es fragt nach keiner Regel.
Wir ſind ſo klug und dennoch ſpukt's in Tegel.

Wie lange hab' ich nicht am Wahn hinausgelehrt
Und nie wird's rein, das iſt doch unerhört!

Die Schöne.

So hört doch auf uns hier zu exorcisiren!

Proktophantasmiſt.

Ich ſag's euch Geiſtern in's Geſicht,
Den Geiſtesdespotismus leid' ich nicht;
Mein Geiſt kann ihn nicht exerciren.

es wird fortgetanzt.

Heut, ſeh' ich, will mir nichts gelingen,
Doch eine Reiſe nehm' ich immer mit
Und hoffe noch, vor meinem letzten Schritt,
Die Teufel und die Dichter zu bezwingen.

Mephiſtopheles.

Er wird ſich gleich in eine Pfütze ſetzen,
Das iſt die Art wie er ſich feulagirt,
Und wenn Blutegel ſich an ſeinem Steiß ergötzen,
Iſt er von Geiſtern und vom Geiſt kurirt.

zu Fauſt der aus dem Tanz getreten iſt.

Was läſſeſt du das ſchöne Mädchen fahren?
Das dir zum Tanz ſo lieblich ſang.

Fauſt.

Ach! mitten im Geſange ſprang
Ein rothes Mäuschen ihr aus dem Munde.

Mephiſtopheles.

Das iſt was rechts! Das nimmt man nicht genau.
Genug die Maus war doch nicht grau.
Wer fragt darnach in einer Schäferſtunde?

Fauſt.

Dann ſah' ich —

Mephiſtopheles.

Was?

Fauſt.

Mephiſto ſiehſt du dort
Ein bleiches, ſchönes Kind allein und ferne ſtehen?
Sie ſchiebt ſich langſam nur vom Ort,
Sie ſcheint mit geſchloßnen Füßen zu gehen.
Ich muß bekennen, daß mir dünkt,
Daß ſie dem guten Gretchen gleicht.

Mephiſtopheles.

Laß das nur ſtehn! dabey wird's niemand wohl.
Es iſt ein Zauberbild, iſt leblos, ein Idol.
Ihm zu begegnen iſt nicht gut,
Vom ſtarren Blick erſtarrt des Menſchen Blut,
Und er wird faſt in Stein verkehrt,
Von der Meduſe haſt du ja gehört.

Fauſt.

Fürwahr es ſind die Augen eines Todten,
Die eine liebende Hand nicht ſchloß.
Das iſt die Bruſt, die Gretchen mir geboten,
Das iſt der ſüße Leib, den ich genoß.

Mephiſtopheles.

Das iſt die Zauberey, du leicht verführter Thor!
Denn jedem kommt ſie wie ſein Liebchen vor.

Fauſt.

Welch eine Wonne! welch ein Leiden!
Ich kann von dieſem Blick nicht ſcheiden.
Wie ſonderbar muß dieſen ſchönen Hals
Ein einzig rothes Schnürchen ſchmücken,
Nicht breiter als ein Meſſerrücken!

Mephi-

Mephiſtopheles.

Ganz recht! ich ſeh' es ebenfalls.
Sie kann das Haupt auch unterm Arme tragen;
Denn Perſeus hat's ihr abgeſchlagen.
Nur immer dieſe Luſt zum Wahn!
Komm doch das Hügelchen heran,
Hier iſt's ſo luſtig wie im Prater;
Und hat man mir's nicht angethan,
So ſeh' ich wahrlich ein Theater.
Was giebt's denn da?

Servibilis.

Gleich fängt man wieder an.
Ein neues Stück, das letzte Stück von ſieben,
Soviel zu geben iſt allhier der Brauch.
Ein Dilettant hat es geſchrieben,
Und Dilettanten ſpielen's auch.
Verzeiht ihr Herrn, wenn ich verſchwinde;
Mich dilettirt's den Vorhang aufzuziehn.

Mephiſtopheles.

Wenn ich euch auf dem Blocksberg finde,
Das find' ich gut; denn da gehört ihr hin.

Walpurgisnachtstraum

oder

Oberons und Titanias goldne Hochzeit.

Intermezzo.

Theatermeiſter.

Heute ruhen wir einmal
Miedings wackre Söhne.
Alter Berg und feuchtes Thal,
Das iſt die ganze Scene!

Herold.

Daß die Hochzeit golden ſey
Soll'n funfzig Jahr ſeyn vorüber;
Aber iſt der Streit vorbey,
Das golden iſt mir lieber.

Oberon.

Seyd ihr Geiſter wo ich bin,
So zeigt's in dieſen Stunden;
König und die Königinn,
Sie ſind auf's neu verbunden.

Puck.

Kommt der Puck und dreht ſich quer
Und ſchleift den Fuß im Reihen,
Hundert kommen hinterher
Sich auch mit ihm zu freuen.

Ariel.

Ariel bewegt den Sang
In himmliſch reinen Tönen,
Viele Strafen lockt ſein Klang,
Doch lockt er auch die Schönen.

Oberon.

Gatten die ſich vertragen wollen,
Lernen's von uns beyden!
Wenn ſich zweye lieben ſollen,
Braucht man ſie nur zu ſcheiden.

Titania.

Schmollt der Mann und grillt die Frau,
So faſt ſie nur behende,
Führt mir nach dem Mittag Sie
Und Ihn an Nordens Ende.

Orcheſter Tutti

Fagottinen.

Fliegenſchnauz' und Mückennaſ',
Mit ihren Anverwandten,
Froſch im Laub' und Grill' im Graſ'
Das ſind die Muſikanten!

Solo.

Seht da kommt der Dudelſack!
Es iſt die Seifenblaſe,
Hört den Schnickeſchnickeſchnack
Durch ſeine ſtumpfe Naſe.

Geiſt der ſich erſt bildet.

Spinnenfuß und Krötenbauch
Und Flügelchen dem Wichtchen!
Zwar ein Thierchen giebt es nicht,
Doch giebt es ein Gedichtchen.

Ein Pärchen.

Kleiner Schritt und hoher Sprung
Durch Honigthau und Düfte;
Zwar du trippelſt mir genung,
Doch geht's nicht in die Lüfte.

Neugieriger Reiſender.

Iſt das nicht Maskeraden-Spott?
Soll ich den Augen trauen?
Oberon den ſchönen Gott
Auch heute hier zu ſchauen!

Orthodox.

Keine Klauen, keinen Schwanz!
Doch bleibt es auſser Zweifel,
So wie die Götter Griechenlands,
So iſt auch er ein Teufel.

Nordiſcher Künſtler.

Was ich ergreife das iſt heut
Fürwahr nur ſkizzenweiſe;
Doch ich bereite mich bey Zeit
Zur Italiän'ſchen Reiſe.

Puriſt.

Ach! mein Unglück führt mich her,
Wie wird nicht hier geändert!
Und von dem ganzen Herrenheer
Sind zweye nur gepudert.

Junge Hexe.

Der Puder iſt ſo wie der Rock
Für alt' und graue Weibchen,
Drum ſitz' ich nackt auf meinem Bock
Und zeig' ein derbes Leibchen.

Matrone.

Wir haben zu viel Lebensart
Um hier mit euch zu maulen;
Doch hoff' ich, ſollt ihr jung und zart,
So wie ihr ſeyd verfaulen.

Capellmeiſter.

Fliegenſchnauz' und Mückennaſ'
Umſchwärmt mir nicht die Nackte!
Froſch im Laub' und Grill' im Graſ'
So bleibt doch auch im Tacte!

Windfahne

nach der einen Seite.

Geſellſchaft wie man wünſchen kann.
Wahrhaftig lauter Bräute!
Und Junggeſellen, Mann für Mann,
Die hoffnungsvollſten Leute.

Windfahne

nach der andern Seite.

Und thut ſich nicht der Boden auf
Sie alle zu verſchlingen,
So will ich mit behendem Lauf
Mich in die Hölle ſpringen.

Xenien.

Als Inſekten ſind wir da,
Mit kleinen ſcharfen Scheren,
Satan unſern Herrn Papa,
Nach Würden zu verehren.

Henning's.

Seht! wie ſie in gedrängter Schaar
Naiv zuſammen ſcherzen.
Am Ende ſagen ſie noch gar,
Sie hätten gute Herzen.

Muſaget.

Ich mag in dieſem Hexenheer
Mich gar zu gern verlieren;

Denn freylich dieſe wüſt' ich eh'r,
Als Muſen anzuführen.

Ci-devant Genius der Zeit.

Mit rechten Leuten wird man was.
Komm faſſe meinen Zipfel!
Der Blocksberg, wie der deutſche Parnaß,
Hat gar einen breiten Gipfel.

Neugieriger Reiſender.

Sagt wie heißt der ſteife Mann?
Er geht mit ſteifen Schritten.
Er ſchnüffelt was er ſchnüffeln kann.
"Er ſpürt nach Jeſuiten."

Kranich.

In dem Klaren mag ich gern
Und auch im Trüben fiſchen,
Darum ſeht ihr den frommen Herrn
Sich auch mit Teufeln miſchen.

Weltkind.

Ja für die Frommen, glaubet mir,
Iſt alles ein Vehikel.
Sie bilden auf dem Blocksberg hier
Gar manches Conventikel.

Tänzer.

Da kommt ja wohl ein neues Chor?
Ich höre ferne Trommeln.
Nur ungeſtört! es ſind im Rohr
Die unſrigen Dommeln.

Dogmatiker.

Ich laſſe mich nicht irre ſtören,
Nicht durch Kritik noch Zweifel.

Der Teufel muß doch etwas ſeyn;
Wie gäb's denn ſonſt auch Teufel?

Idealiſt.

Die Phantaſie in meinem Sinn
Iſt dießmal gar zu herriſch.
Fürwahr, wenn ich das alles bin,
So bin ich heute närriſch.

Realiſt.

Das Weſen iſt mir recht zur Qual
Und muß mich baß verdrießen;
Ich ſtehe hier zum erſtenmal
Nicht feſt auf meinen Füßen.

Supernaturaliſt.

Mit viel Vergnügen bin ich da
Und freue mich mit dieſen;
Denn von den Teufeln kann ich ja
Auf gute Geiſter ſchließen.

Skeptiker.

Sie gehn den Flämmchen auf der Spur,
Und glaub'n ſich nah dem Schatze.
Auf Teufel reimt der Zweifel nur,
Da bin ich recht am Platze.

Capellmeiſter.

Froſch im Laub' und Grill' im Gras'
Verfluchte Dilettanten!
Fliegenſchnauz' und Mückennas'
Ihr ſeyd doch Muſikanten!

Die Gewandten.

Sanſſouci ſo heißt das Heer
Von luſtigen Geſchöpfen.

Auf den Füßen geht's nicht mehr,
Drum gehn wir auf den Köpfen.

Die Unbehülflichen.

Sonſt haben wir manchen Biſſen erſchranzt,
Nun aber Gott befohlen!
Unſere Schuhe ſind durchgetanzt,
Wir laufen auf nackten Sohlen.

Irrlichter.

Von dem Sumpfe kommen wir,
Woraus wir erſt entſtanden;
Doch ſind wir gleich im Reihen hier
Die glänzenden Galanten.

Sternſchnuppe.

Aus der Höhe ſchoß ich her
Im Stern- und Feuerſcheine,
Liege nun im Graſe quer,
Wer hilft mir auf die Beine?

Die Maſſiven.

Platz und Platz! und ringsherum!
So gehn die Gräschen nieder,
Geiſter kommen, Geiſter auch
Sie haben plumpe Glieder.

Puck.

Tretet nicht ſo maſtig auf
Wie Elephantenkälber,
Und der plumpſt' an dieſem Tag
Ey Puck der derbe ſelber.

Ariel.

Gab die liebende Natur
Gab der Geiſt euch Flügel,

Folget meiner leichten Spur,
Auf zum Rosenhügel!

Orchester.

pianissimo.

Wolkenzug und Nebelflor
Erhellen sich von oben.
Luft im Laub und Wind im Rohr,
Und alles ist zerstoben.

Erster Theil.

Feld.

Faust. Mephistopheles.

Faust.

Im Elend! Verzweifelnd! Erbärmlich auf der Erde lange verirrt und nun gefangen! Als Missethäterinn im Kerker zu entsetzlichen Qualen eingesperrt das holde unselige Geschöpf! Bis dahin! dahin! — Verrätherischer, nichtswürdiger Geist, und das hast du mir verheimlicht! — Steh nur, steh! wälze die teuflischen Augen ingrimmend im Kopf herum! Steh und trutze mir durch deine unerträgliche Gegenwart! Gefangen! Im unwiederbringlichen Elend! Bösen Geistern übergeben und der richtenden gefühllosen Menschheit! Und mich wiegst du indeß in abgeschmackten Zerstreuungen, verbirgst mir ihren wachsenden Jammer und läßest sie hülflos verderben!

Mephistopheles.

Sie ist die erste nicht.

Faust.

Hund! abscheuliches Unthier! — Wandle ihn, du unendlicher Geist! wandle den Wurm wieder in seine Hundsgestalt,

wie er ſich oft nächtlicher Weiſe geſiel vor mir herzutreten, dem harmloſen Wandrer vor die Füße zu ſtellern und ſich dem niederſtürzenden auf die Schultern zu hängen. Wandl' ihn wieder in ſeine Lieblingsbildung, daß er vor mir im Sand auf dem Bauch kriecht, ich ihn mit Füßen trete, den Verworfnen! — die erſte nicht! — Jammer! Jammer! von keiner Menſchenſeele zu faſſen, daß mehr als ein Geſchöpf in die Tiefe dieſes Elendes verſank, daß nicht das erſte genugthat für die Schuld aller übrigen in ſeiner windenden Todesnoth vor den Augen des ewig Verzeihenden! Mir wühlt es Mark und Leben durch das Elend dieſer einzigen, du grinſeſt gelaſſen über das Schickſal von Tauſenden hin.

Mephiſtopheles.

Nun ſind wir ſchon wieder an der Gränze unſres Witzes, da wo euch Menſchen der Sinn überſchnappt. Warum machſt du Gemeinſchaft mit uns, wenn du ſie nicht durchführen kannſt? Willſt fliegen und biſt vorm Schwindel nicht ſicher? Drangen wir uns dir auf, oder du dich uns?

Fauſt.

Fletſche deine gefräßigen Zähne mir nicht ſo entgegen! Mir ekelts! — Großer herrlicher Geiſt, der du mir zu erſcheinen würdigteſt, der du mein Herz kenneſt und meine Seele, warum an den Schandgeſellen mich ſchmieden? der ſich am Schaden weidet und am Verderben ſich letzt.

Mephiſtopheles.

Endigſt du?

Fauſt.

Rette ſie! oder weh dir! den gräßlichſten Fluch über dich auf Jahrtauſende!

Mephiſtopheles.

Ich kann die Bande des Rächers nicht löſen, ſeine Riegel nicht öffnen. — Rette ſie! — Wer war's, der ſie ins Verderben ſtürzte? Ich oder du?

Fauſt blickt wild umher.

Mephiſtopheles.

Greifſt du nach dem Donner? Wohl, daß er euch elenden Sterblichen nicht gegeben ward! Den unſchuldig entgegnenden zu zerſchmettern, das iſt ſo Tyrannen-Art ſich in Verlegenheiten Luft zu machen.

Fauſt.

Bringe mich hin! Sie ſoll frey ſeyn!

Mephiſtopheles.

Und die Gefahr der du dich ausſetzeſt? Wiſſe, noch liegt auf der Stadt Blutſchuld von deiner Hand. Ueber des Erſchlagenen Stätte ſchweben rächende Geiſter und lauern auf den wiederkehrenden Mörder.

Fauſt.

Noch das von dir? Mord und Tod einer Welt über dich Ungeheuer! Führe mich hin, ſag' ich, und befrey ſie!

Mephiſtopheles.

Ich führe dich und was ich thun kann, höre! Habe ich alle Macht im Himmel und auf Erden? Des Thürners Sinne will ich umnebeln, bemächtige dich der Schlüſſel und führe ſie heraus mit Menſchenhand. Ich wache! die Zauberpferde ſind bereit, ich entführe euch. Das vermag ich!

Fauſt.

Auf und davon!

Nacht, offenes Feld.

Fauſt. Mephiſtopheles

auf ſchwarzen Pferden daher brauſend.

Fauſt.

Was weben die dort um den Rabenſtein?

Mephiſtopheles.

Weiß nicht was ſie kochen und ſchaffen.

Fauſt.

Schweben auf, ſchweben ab, neigen ſich, beugen ſich.

Mephiſtopheles.

Eine Hexenzunft.

Fauſt.

Sie ſtreuen und weihen.

Mephiſtopheles.

Vorbey! Vorbey!

Kerker.

Faust, mit einem Bund Schlüssel und einer Lampe, vor einem eisernen Thürchen.

Mich faßt ein längſt entwohnter Schauer,
Der Menſchheit ganzer Jammer faßt mich an.
Hier wohnt ſie hinter dieſer feuchten Mauer,
Und ihr Verbrechen war ein guter Wahn!
Du zauderſt zu ihr zu gehen!
Du fürchteſt ſie wieder zu ſehen!
Fort! dein Zagen zögert den Tod heran.

er ergreift das Schloß. Es ſingt inwendig.

Meine Mutter, die Hur,
Die mich umgebracht hat!
Mein Vater, der Schelm,
Der mich geſſen hat!
Mein Schweſterlein klein
Hub auf die Bein,
An einem kühlen Ort;
Da ward ich ein ſchönes Waldvögelein,
Fliege fort, fliege fort!

Fauſt aufſchließend.

Sie ahndet nicht, daß der Geliebte lauſcht,
Die Ketten klirren hört, das Stroh das rauſcht.

er tritt ein.

Margarete ſich auf dem Lager verbergend.

Weh! Weh! Sie kommen. Bittrer Tod!

Fauſt leiſe.

Still! Still! ich komme dich zu befreyen.

Margarete ſich vor ihn hinwälzend.

Biſt du ein Menſch, ſo fühle meine Noth.

Fauſt.

Du wirſt die Wächter aus dem Schlafe ſchreyen!

er faßt die Ketten, ſie aufzuſchlieſſen.

Margarete auf den Knieen.

Wer hat dir Henker dieſe Macht
Ueber mich gegeben!
Du holſt mich ſchon um Mitternacht.
Erbarme dich und laß mich leben!
Iſt's morgen früh nicht zeitig genung?

ſie ſteht auf.

Bin ich doch noch ſo jung, ſo jung!
Und ſoll ſchon ſterben!
Schön war ich auch, und das war mein Verderben.
Nah war der Freund, nun iſt er weit,
Zerriſſen liegt der Kranz die Blumen zerſtreut.
Faſſe mich nicht ſo gewaltſam an!
Schone mich! Was hab' ich dir gethan?
Laß mich nicht vergebens flehen,
Hab' ich dich doch mein Tage nicht geſehen!

Fauſt.

Werd' ich den Jammer überſtehen!

Margarete.

Ich bin nun ganz in deiner Macht.
Laß mich nur erſt das Kind noch tränken.

Ich herzt' es dieſe ganze Nacht;
Sie nahmen mir's um mich zu kränken
Und ſagen nun, ich hätt' es umgebracht.
Und niemals werd' ich wieder froh.
Sie ſingen Lieder auf mich! Es iſt bös von den Leuten!
Ein altes Mährchen endigt ſo,
Wer heißt ſie's deuten?

Fauſt wirft ſich nieder.

Ein Liebender liegt dir zu Füßen
Die Jammerknechtſchaft aufzuſchließen.

Margarete wirft ſich zu ihm.

O laß uns knien die Heil'gen anzurufen!
Sieh! unter dieſen Stufen,
Unter der Schwelle
Siedet die Hölle!
Der Böſe,
Mit furchtbarem Grimme,
Macht ein Getöſe!

Fauſt laut.

Gretchen! Gretchen!

Margarete aufmerkſam.

Das war des Freundes Stimme!

Sie ſpringt auf. Die Ketten fallen ab.

Wo iſt er? ich hab' ihn rufen hören.
Ich bin frey! mir ſoll niemand wehren.
An ſeinen Hals will ich fliegen,
An ſeinem Buſen liegen!
Er rief Gretchen! Er ſtand auf der Schwelle.
Mitten durch's Heulen und Klappen der Hölle,

Durch den grimmigen, teufliſchen Hohn,
Erkannt' ich den ſüßen, den liebenden Ton.

Fauſt.

Ich bin's!

Margarete.

Du biſt's! O ſag' es noch einmal!
ihn faſſend.
Er iſt's! Er iſt's! Wohin iſt alle Qual?
Wohin die Angſt des Kerkers? der Ketten?
Du biſt's! Kommſt mich zu retten.
Ich bin gerettet! —
Schon iſt die Straße wieder da,
Auf der ich dich zum erſtenmale ſah.
Und der heitere Garten,
Wo ich und Marthe deiner warten.

Fauſt fortſtrebend.

Komm mit! Komm mit!

Margarete.

O weile!
Weil' ich doch ſo gern wo du weileſt.
liebkoſend.

Fauſt.

Eile!
Wenn du nicht eileſt,
Werden wir's theuer büßen müſſen.

Margarete.

Wie? du kannſt nicht mehr küſſen?
Mein Freund, ſo kurz von mir entfernt,
Und haſt's Küſſen verlernt?
Warum wird mir an deinem Halſe ſo bang?
Wenn ſonſt von deinen Worten, deinen Blicken

Ein ganzer Himmel mich überdrang,
Und du mich küßteſt als wollteſt du mich erſticken.
Küſſe mich!
Sonſt küß' ich dich!

Sie umfaßt ihn.

O weh! deine Lippen ſind kalt,
Sind ſtumm.
Wo iſt dein Lieben
Geblieben?
Wer brachte mich drum?

ſie wendet ſich von ihm.

Fauſt.

Komm! Folge mir! Liebchen faſſe Muth!
Ich herze dich mit tauſendfacher Glut,
Nur folge mir! Ich bitte dich nur dieß!

Margarete zu ihm gewendet.

Und biſt du's denn? Und biſt du's auch gewiß.

Fauſt.

Ich bin's! Komm mit!

Margarete.

Du machſt die Feſſeln los,
Nimmſt wieder mich in deinen Schooß.
Wie kommt es, daß du dich vor mir nicht ſcheuſt? —
Und weißt du denn, mein Freund, wen du befreyſt?

Fauſt.

Komm! komm! ſchon weicht die tiefe Nacht.

Margarete.

Meine Mutter hab' ich umgebracht,
Mein Kind hab' ich ertränkt.
War es nicht dir und mir geſchenkt?

Dir auch — Du biſt's! ich glaub' es kaum.
Gieb deine Hand! Es iſt kein Traum!
Deine liebe Hand! — Ach aber ſie iſt feucht!
Wiſche ſie ab! Wie mich däucht
Iſt Blut dran.
Ach Gott! was haſt du gethan!
Stecke den Degen ein,
Ich bitte dich drum!

Fauſt.

Laß das Vergang'ne vergangen ſeyn,
Du bringſt mich um.

Margarete.

Nein, du mußt übrig bleiben!
Ich will dir die Gräber beſchreiben,
Für die mußt du ſorgen
Gleich morgen;
Der Mutter den beſten Platz geben,
Meinen Bruder ſogleich darneben,
Mich ein wenig bey Seit',
Nur nicht gar zu weit!
Und das Kleine mir an die rechte Bruſt.
Niemand wird ſonſt bey mir liegen! —
Mich an deine Seite zu ſchmiegen
Das war ein ſüßes, ein holdes Glück!
Aber es will mir nicht mehr gelingen,
Mir iſt's als müßt' ich mich zu dir zwingen,
Als ſtießeſt du mich von dir zurück.
Und doch biſt du's und blickſt ſo gut, ſo fromm.

Fauſt.

Fühlſt du daß ich es bin, ſo komm!

Margarete.

Dahinaus?

Fauſt.

In's Freye.

Margarete.

Iſt das Grab drauſ',
Lauert der Tod; ſo komm!
Von hier in's ewige Ruhebett
Und weiter keinen Schritt —
Du gehſt nun fort? O Heinrich könnt' ich mit!

Fauſt.

Du kannſt! So wolle nur! die Thür ſteht offen.

Margarete.

Ich darf nicht fort; für mich iſt nichts zu hoffen.
Was hilft es fliehn? ſie lauern doch mir auf.
Es iſt ſo elend betteln zu müſſen,
Und noch dazu mit böſem Gewiſſen!
Es iſt ſo elend in der Fremde ſchweifen
Und ſie werden mich doch ergreifen!

Fauſt.

Ich bleibe bey dir.

Margarete.

Geſchwind! Geſchwind!
Rette dein armes Kind.
Fort! immer den Weg
Am Bach hinauf,
Ueber den Steg,
In den Wald hinein,
Links wo die Planke ſteht,
Im Teich.

Laß es nur gleich!
Es will ſich heben,
Es zappelt noch,
Hülfe! rette!

Fauſt.

Bethore die Frech!
Nur Einen Schritt, ſo biſt du frey!

Margarete.

Wären wir nur den Berg vorbey!
Da ſitzt meine Mutter auf einem Stein,
Es faßt mich kalt beym Schopfe!
Da ſitzt meine Mutter auf einem Stein
Und wackelt mit dem Kopfe;
Sie winkt nicht, ſie nickt nicht, der Kopf iſt ihr ſchwer,
Sie ſchlief ſo lange, ſie wacht nicht mehr.
Sie ſchlief damit wir uns freuten.
Es waren glückliche Zeiten!

Fauſt.

Hilft hier kein Flehen, hilft kein Sagen;
So wag' ich's dich hinweg zu tragen.

Margarete.

Laß mich! Nein, ich leide keine Gewalt!
Faſſe mich nicht ſo mörderiſch an!
Sonſt hab' ich dir ja alles zu lieb gethan.

Fauſt.

Der Tag graut! Liebchen! Liebchen!

Margarete.

Tag! Ja es wird Tag! der letzte Tag bringt herein!
Mein Hochzeittag ſollt' es ſeyn!
Sag Niemand daß du ſchon bey Gretchen warſt.

Weh meinem Kranze!
Es iſt einen geſchehn!
Wir werden uns wiederſehn;
Aber nicht beym Tanze.
Die Menge drängt ſich, man hört ſie nicht.
Der Platz, die Gaſſen
Können ſie nicht faſſen.
Die Glocke ruft, das Stäbchen bricht.
Wie ſie mich binden und packen!
Zum Blutſtuhl bin ich ſchon entrückt.
Schon zuckt nach jedem Nacken
Die Schärfe die nach meinem zückt.
Stumm liegt die Welt wie das Grab!

Fauſt.

O wär' ich nie geboren!

Mephiſtopheles erſcheint draußen.

Auf! oder ihr ſeyd verloren.
Unnützes Zagen! Zaudern und Plaudern!
Meine Pferde ſchaudern,
Der Morgen dämmert auf.

Margarete.

Was ſteigt aus dem Boden herauf?
Der! der! Schicke ihn fort!
Was will der an dem heiligen Ort?
Er will mich!

Fauſt.

Du ſollſt leben!

Margarete.

Gericht Gottes! dir hab' ich mich übergeben!

Mephiſtopheles zu Fauſt.

Komm! komm! Ich laſſe dich mit ihr im Stich.

Margarete.

Dein bin ich Vater! Rette mich!
Ihr Engel! Ihr heiligen Scharen
Lagert euch umher, mich zu bewahren!
Heinrich! Mir graut's vor dir.

Mephiſtopheles.

Sie iſt gerichtet!

Stimme von oben.

Iſt gerettet!

Mephiſtopheles zu Fauſt.

Her zu mir!

verſchwindet mit Fauſt.

Stimme von innen, verhallend.

Heinrich! Heinrich!

Neueröffnetes

moraliſch-politiſches

Puppenſpiel.

Et prodesse volunt et delectare Poetae.

Prolog.

Auf, Thier, dich zur Scene ſchwing,
Dem Publico dieß Blättchen bring;
So Luft und Klang gibt friſches Blut,
Vielleicht iſt ihm nicht wohl zu Muth.
Ich ſchau ſie, gut ſie, komm herbey
Der Pabſt und Kaiſer und Cleriſey!
Haben lange Mäntel und lange Schwänz,
Paradiren mit Eichel- und Lorbeerkränz,
Trottiren und ſtäuben zu hellen Scharen,
Machen ein Gezwatzer als wie die Staren,
Dringt einer ſich dem andern vor,
Deutet einer dem andern ein Eſelsohr.
Da ſteht das liebe Publicum
Und ſieht erſtaunend auf und um,
Was all der tollen Reiterey
Für Anfang, Will' und Ende ſey.
Oho, ſa ſa, zum Teufel zu!
O weh! laß ab, laß mich in Ruh!
Herum, herauf, hinan, hinein —
Das muß ein Schwarm Autoren ſeyn!
Ach Herr, man krümmt und krammt ſich ſo,

Zappelt wie eine Laus, bäyit wie ein Vieh,
Und fliegt einmal und kriecht einmal,
Und endlich läßt man euch in Saal.
Sey's Kammerherr nun, sey's Lakey;
Genug, daß einer drinne sey.
Nun weiter auf, nun weiter an!
Wie's wimmelt auf der Ehrenbahn!
Ach sieh, wie schön pflanzt sich ein
Das Völklein dort im Schattenhain;
Ist wohl zurecht und wohl zu Muth,
Zäunt jeder sich sein kleines Gut,
Beschneid't die Nägel in Ruh' und Fried'
Und singt sein Klimpimpimper-Lied;
Da kommt ein Flegel ihm auf den Leib,
Frißt seine Aepfel, beschläft sein Weib:
Sich drauf die Bürgerschaft rottirt,
Gebrüllt, gewetzt und Krieg geführt;
Und Höll' und Erd' bewegt sich schon.
Da kommt mir ein Titanensohn,
Und packt den ganzen Hügel auf
Mit Städt' und Wäldern einem Hauf,
Mit Schlachtfelds-Lärm und liebem Sang,
(Es wankt die Erd', dem Volk ist's bang)
Und trägt sie eben in Einem Lauf
Zum Schämel den Olymp hinauf.
Deß wird Herr Jupiter ergrimmt,
Sein'n ersten besten Strahl er nimmt,
Und schmeißt den Kerl die kreuz und quer
Hurlurli durli in's Thal daher,
Und freut sich seines Siegs so lang,

Bis Juno ihm macht wieder bang.
So iſt die Eitelkeit der Welt!
Iſt keines Reich ſo feſt geſtellt,
Iſt keine Erdenmacht ſo groß,
Zählt alles doch ſein Endeloos.
Drum treib's ein jeder wie er kann;
Ein kleiner Mann iſt auch ein Mann;
Der Hoh' ſtolzirt, der Kleine lacht,
So hat's ein jeder wohl gemacht.

Das
Jahrmarkts-Feſt
zu Plundersweilern.

Ein Schönbartſpiel.

Marktſchreyer.

Werd's rühmen und preiſen weit und breit,
Daß Plunderswеilern dieſer Zeit
Ein ſo hochgelahrter Doctor lebt,
Der ſeine Collegen nicht ſchikanirt.
Habt Dank für den Erlaubnißſchein!
Hoffe, ihr werdet zufrieden ſeyn,
Wenn wir heut' Abend auf allen Vieren
Das liebe Publicum amüſiren.
Ich hoff' es ſoll euch wohl behagen;
Geht's nicht vom Herzen, ſo geht's vom Magen.

Doctor.

Herr Bruder, Gott geb' euch ſeinen Segen
Unzählbar, in Schnupftuchs-Hagelregen.
Den Profit kann ich euch wohl gönnen;
Weiß was im Grunde wir alle können.
Läßt ſich die Krankheit nicht curiren,
Muß man ſie eben mit Hoffnung ſchmieren.
Die Kranken ſind wie Schwamm und Zunder;
Ein neuer Arzt thut immer Wunder.
Was gebt ihr für eine Commödia?

Marktſchreyer.

Herr, es iſt eine Tragödia,
Voll ſüßer Worten und Sittenſprüchen;

Hüten uns auch vor Zoten und Flüchen,
Seitdem in jeder großen Stadt
Man überreine Sitten hat.

Doctor.

Da wird man ſich wohl ennuyiren!

Marktſchreyer.

Könnt' ich nur meinen Hanswurſt curiren.
Der macht' euch ſicher große Freud',
Weil ihr davon ein Kenner ſeyd.
Doch iſt's gar ſchwer es recht zu machen;
Die Leute ſchämen ſich, zu lachen:
Mit Tugendſprüchen und großen Worten
Gefällt man wohl an allen Orten;
Denn da denkt jeder für ſich allein:
So ein Mann magſt du auch wohl ſeyn!
Doch wenn wir derben ſprächen und thäten,
Wie ſie gewöhnlich thun und reden,
Da rief ein jeder im Augenblick:
Ey pfui, ein indecentes Stück!
Allein, wir ſuchen zu gefallen;
Drum lügen wir und ſchmeicheln allen.

Doctor.

Sauer iſt's ſo ſein Brot erwerben!

Marktſchreyer.

Man ſagt: es könne den Charakter verderben,
Wenn man Verſtellung als Handwerk treibt,
In fremde Seelen ſpricht und ſchreibt,
Und wenn man das ſehr oft gethan.
Nehme man euch fremde Gemüthsart an.
Doch ach! wir ſcheinen oft zu ſcherzen,

Und haben viel Kummer unterm Herzen;
Verſchenken tauſend Stück Piſtolen,
Und haben nicht die Schuh' zu beſolen.
Unſre Helden ſind gewöhnlich ſchüchtern,
Auch ſpielen wir unſre Truppen nüchtern.
So macht man Scheim und Böſewicht,
Und hat davon keine Ader nicht.

Doctor.

Der Roſen muß man ſich nicht ſchämen.

Marktſchreyer.

Warum will man's uns übel nehmen?
Tritt im gemeinen Lebenslauf
Ein jeder doch behutſam auf,
Weiß ſich in Zeit und Ort zu ſchicken,
Bald ſich zu heben und bald zu drücken,
Und ſo ſich manches zu erwerben,
Indeß wir andre faſt Hunger ſterben.

Doctor.

So habt ihr alſo gute Leute?

Marktſchreyer.

Ihre Talente, die ſeht ihr heute;
Auch ſind ſie wegen guter Sitten
An hohen Höfen wohl gelitten.

Doctor.

Es geht doch wohl mitunter Zank?

Marktſchreyer.

Das geht noch ziemlich, Gott ſey Dank!
Sie können ſich nicht immer leiden;
Stark ſind ſie im Geſichterſchneiden:
Ich laß' ſie gelaſſen ſich entzweyen;
Jeden Tag giebt's neue Paricyen.

Man muß nicht die Geduld verlieren,
Doch ſind ſie böſ zu transportiren.
Will jetzt zu meinem Geſchäfte gehn.

Doctor.

Nun, alter Freund, auf Wiederſehn!

Bedienter.

Ein Compliment vom gnäd'gen Fräulein:
Sie hofft, Sie werden ſo gütig ſeyn,
Und mit zu der Frau Amtmann gehen,
Um all das Gaukelſpiel zu ſehen.

Der zweyte Vorhang geht auf, man ſieht den ganzen Jahrmarkt. Im Grunde ſteht das Vordergebäude des Marktſchreyers, links eine Laube vor der Thür des Amtmanns, darin ein Tiſch und Stühle. Während der Symphonie geht alles, doch in leicher Ordnung durch einander, daß ſich die Perſonen gegen der Vorderſeite begegnen, und dann ſich in den Grund verlieren, um den andern Platz zu machen.

Tyroler.

Kauft allerhand, kauft allerhand,
Kauft lang' und kurze Waar'!
Sechs Kreuzer 's Stück, iſt gar kein Geld,
Wie's einem in die Hände fällt.
Kauft allerhand, kauft allerhand,
Kauft lang' und kurze Waar'!

Der Bauer ſtreift mit den Beſen an den Tyroler und wirft ihm ſeine Sachen herunter. Streit zwiſchen beyden; während deſſen Marmotte von den zerſtreuten Sachen einſteckt.

Bauer.

Beſen kauft, Beſen kauft!
Groß und klein.
Schroff und rein,
Braun und weiß,

All aus frischem Pirkenreis;
Kehrt die Gaße, Stub' und Ei —
Peienreis, Peienreis!

Der Lärm des Jahrmarkts geht fort.

Nürnberger.

Liebe Kindlein,
Kauft ein,
Hier ein Hündlein,
Hier ein Schwein;
Trummel und Schlägel,
Ein Reitpferd, ein Wägel,
Kugeln und Kegel,
Kätzchen und Pfeifer,
Antichen und Läufer,
Hufar und Schweizer;
Nur ein paar Kreuzer,
Ist alles dein!
Kindlein, kauft ein.

Fräulein.

Die Leute schreyen wie besessen.

Doctor.

Es gilt um's Abendessen.

Tyrolerinn.

Kann ich mit meiner Waare dienen?

Fräulein.

Was führt Sie denn?

Tyrolerinn.

Gemahlt neumodisch Band,
Die leicht'sten Palatinen
Sind bey der Hand;

Seh'n Sie die allerliebſten Häubchen an,
Die Fächer! was man ſehen kann!
Niedlich, ſcharmant!

Der Doctor ſingt artig mit der Tyrolerinn, während des Geſchwätzes der Damen, und zuletzt einzeln.

Tyrolerinn.

Nicht immer gleich
Iſt ein galantes Mädchen,
Ihr Herrn, für euch;
Nimmt ſich der gute Freund zu viel heraus,
Gleich iſt die Schneck' in ihrem Haus,
Und er macht ſo! —

Er macht dem Doctor die Mund.

Wagenſchmiermann.

Her! Her!
Butterweiche Wagenſchmer,
Daß die Achſen nicht knirren
Und die Räder nicht girren,
Yah! Yah!
Ich und mein Eſel ſind auch da.

Gouvernante kommt mit dem Pfarrer durch's Gedränge; er hält ſich bey dem Pfefferkuchenmädchen auf; die Gouvernante iſt unzufrieden.

Gouvernante.

Dort ſteht der Doctor und mein Fräulen,
Herr Pfarrer, laſſen Sie uns eilen.

Pfefferkuchenmädchen.

Ha, ha, ha!
Nehmt von den Pfefferkuchen da;
Sind gewürzt, ſüß und gut,
Friſches Blut

Guten Muth
Pfefferniß! ha, ha, ha!

Gouvernante.

Geſchwind, Herr Pfarrer, kann! —
Sticht Sie das Mädchen an?

Pfarrer.

Wie Sie befehlen.

Zigeunerhauptmann und ſein Burſch.

Zigeunerhauptmann.

Lumpen und Quark
Der ganze Markt!

Zigeunerburſch.

Die Piſtolen
Möcht' ich mir holen!

Zigeunerhauptmann.

Sind nicht den Teufel werth!
Weltmäulichte Laffen
Feilſchen und gaffen,
Gaffen und kaufen,
Beſtienhaufen!
Kinder und Fratzen,
Affen und Katzen!
Möcht' all das Zeug nicht,
Wenn ich's geſchenkt kriegt'?
Dürft' ich nur über ſie!

Zigeunerburſch.

Wetter! wir wollten ſie!

Zigeunerhauptmann.

Wollten ſie zauſen!

Zigeunerburſch.

Wollten ſie kaufen!

Zigeunerhauptmann.

Wir gewinn Mann
Mein wär' der Kram!

Zigeunerburſch.

Wär' wohl der Mühe werth.

Fräulein.

Frau Amtmann, Sie werden verzeihen —

Amtmänninn kommt aus der Hausthür.

Wir freuen
Uns von Herzen. Willkomm'ner Beſuch!

Doctor.

Iſt heut doch des Lärmens genug.

Bänkelſänger kommt mit ſeiner Frau und ſtellt ſein Bild auf; die Leute verſammeln ſich.

Bänkelſänger.

Ihr lieben Chriſten allgemein,
Wenn wollt ihr euch verbeſſern?
Ihr könnt nicht anders ruhig ſeyn,
Und euer Glück vergrößern:
Das Laſter weh dem Menſchen thut;
Die Tugend iſt das höchſte Gut,
Und liegt euch vor den Füßen.

Die folgenden Verſe ad libitum.

Amtmann.

Der Menſch meint's doch gut.

Marmotte.

Ich komme ſchon durch manche Land,
Avecque la marmotte,

Und immer ich was zu eſſen fand,
Avecque la marmotte,
Avecque ſi, avecque la,
Avecque la marmotte.

Ich hab' geſehn gar manchen Herrn,
Avecque la marmotte,
Der hätt' die Jungfern gar zu gern,
Avecque la marmotte,
Avecque ſi, avecque la,
Avecque la marmotte.

Hab' auch geſehn die Jungfer ſchön,
Avecque la marmotte,
Die thäte nach mir Kleinem ſehn,
Avecque la marmotte,
Avecque ſi, avecque la,
Avecque la marmotte.

Nun laßt mich nicht ſo gehn, ihr Herrn,
Avecque la marmotte,
Die Burſchen eſſen und trinken gern,
Avecque la marmotte,
Avecque ſi, avecque la,
Avecque la marmotte.

Die Geſellſchaft wirft dem Knaben kleines Geld hin; Marmotte raft alles auf.

Zitterſpielbub.

Ai! Ai! meinen Kreuzer!
Er hat mir meinen Kreuzer genommen!

Marmotte.

Iſt nicht wahr, iſt mein.

Folgen ſich. Marmotte ſeufzt, Zitterſpielhuhn weint.

Symphonie.

Lichtputzer,

in Hanswurſtstracht, auf dem Theater.

Wollen's gnädigſt erlauben,
Daß wir nicht anfangen?

Zigeunerhauptmann.

Wie die Schirſe laufen,
Vom Narren Gift zu kaufen?

Schweinmetzger.

Führt mir die Schweine nach Haus.

Ochſenhändler.

Die Ochſen langſam zum Ort hinaus,
Wir kommen nach.
Herr Bruder, der Wirth uns borgt,
Wir trinken eins. Die Herde iſt verſorgt.

Hannswurſt.

Ihr mehnt, i bin Hannswurſt, nit wahr?
Hab ſei Krage, ſei Hoſe, ſei Knopf;
Hätt' i au ſei Kopf,
Wär' i Hannswurſt ganz und gar.
Is doch in der Art.
Seht nur de Bart!
Allons, wer kauf mir
Pflaſter, Lavier!
Hab' ſo viel Durſt,
Als wie Hannswurſt.
Schnupftuch kauf!

Marktſchreyer.

Wirſt mit viel angeln, iſt noch zu früh.
Meine Damen und Herrn
Sähen wohl gern
'ſ treffliche Trauerſtück;
Und dieſen Augenblick
Wird ſich der Vorhang heben;
Belieben nur Acht zu geben.
Iſt die Hiſtoria
Von Eſther in Drama;
Iſt nach der neuſten Art,
Zähnklappen und Grauen gepaart:
Daß nur ſehr Schad' iſt,
Daß heller Tag iſt;
Sollte ſtockdunkel ſeyn,
Denn '& ſind viel Lichter drein.

Der Vorhang hebt ſich. Man ſieht an der Seite einen Thron und einen Galgen in der Ferne.

Symphonie.

Kaiſer Ahasverus. Haman.

Haman allein.

Die du mit ew'ger Gluth mich Tag und Nacht begleiteſt,
Mir die Gedanken füllſt, und meine Schritte leiteſt,
O Rache, wende nicht im letzten Augenblick
Die Hand von deinem Knecht! Es wägt ſich mein Geſchick.
Was ſoll der hohe Glanz, der meinen Kopf umſchwebet?
Was ſoll der günſt'ge Hauch, der längſt mein Glück belebet?
Da mir ein ganzes Reich gebückt zu Füßen liegt,
Wenn ſich ein einziger nicht in dem Staube ſchmiegt.
Was hilft's auf ſo viel Herrn und Fürſten wegzumachen,

Wenn es ein Jude wagt, mir in's Geſicht zu ſehen?
Thut er auf Abram groß, auf unbefleckt Blut!
So lehr' ihn unſre Macht des Tempels grause Wuth,
Und wie Jeruſalem in Schutt und Staub zerfallen,
So lieg' das ganze Volk, und Mardochai vor allen!
O fochte nur, wie hier, erſt Ahasverus Blut!
Da er ein König iſt, ach, iſt er viel zu gut.

Ahasverus.

tritt auf und erſchrickt.

Sieh Haman, — biſt du da?

Haman.

Ich warte hier ſchon lange.

Ahasverus.

Du ſchläfſt auch nie recht aus, es iſt mir um dich bange.

Setzt ſich.

Haman.

Erhabenſter Monarch, da deine Majeſtät
Wie immer, ſeh' ich wohl, auf Roſ' und Flaumen geht;
Welch einen Dank ſoll man den hohen Göttern ſagen,
Für dein ſo ſeltes Glück, die Krone leicht zu tragen!
Dein Volk, wie Sand am Meer, macht dir ſo wenig Müh'!
Das iſt nur Götterkraft; von ihnen haſt du ſie.
So läßt ſich ein Gebirg' in feſter Ruh' nicht ſtören,
Wenn Wälder ohne Zahl auf ſeinem Haupt ſich mehren.

Ahasverus.

O ja, was das betrifft, die Götter machen's recht;
So lebt und ſo regiert von jeher mein Geſchlecht.
Mit Müh' hat keiner ſich das weite Reich erworben,
Und keiner jemals iſt aus Sorglichkeit geſtorben.

Haman.

Wie bin ich, Gnädigſter, voll Unmuth und Verdruß,
Daß ich heut deine Ruh' gezwungen ſtören muß!

Ahasverus.

Was ihr zu ſagen habt, bitt' ich euch — kurz zu ſagen.

Haman.

Wo nehm' ich Worte her, das Schreckniß vorzutragen?

Ahasverus.

Wie ſo?

Haman.

Du kennſt das Volk, das man die Juden nennt,
Das außer ſeinem Gott nie einen Herrn erkennt.
Du gabſt ihm Raum und Ruh', ſich weit und breit zu mehren,
Und ſich nach ſeiner Art in deinem Land zu nähren;
Du wurdeſt ſelbſt ihr Gott, als ihrer ſie verſtieß,
Und Stadt- und Tempels-Pracht in Flammen ſchwinden ließ:
Und doch verkennen ſie in dir den güt'gen Retter,
Verachten dein Geſetz, und ſpotten deiner Götter;
Daß ſelbſt dein Unterthan ihr Glück mit Neide ſieht,
Und zweifelt, ob er auch vor rechten Göttern kniet.
Laß ſie durch ein Geſetz von ihrer Pflicht belehren,
Und wenn ſie ſtörrig ſind, durch Flamm' und Schwert bekehren

Ahasverus.

Mein Freund, ich lobe dich: du ſprichſt nach deiner Pflicht;
Doch wie's ihr andern ſeht, ſo ſieht's der König nicht.
Mir iſt es einerley, wem ſie die Pſalmen ſingen,
Wenn ſie nur ruhig ſind, und mir die Steuern bringen.

Haman.

Ich ſeh', Großmächtigſter, Dir nur gehört das Reich,
Du biſt an Gnad' und Huld den hohen Göttern gleich!

Doch iſt das nicht allein: ſie haben einen Glauben,
Der ſie berechtiget, die Fremden zu berauben,
Und der Verwegenheit ſtehn deine Völker bloß.
O König, ſäume nicht, denn die Gefahr iſt groß.

Ahasverus.

Wie wäre denn das jetzt ſo gar auf einmal kommen?
Von Mord und Straßenraub hab' ich lang' nichts vernommen.

Haman.

Auch iſt's das eben nicht, wovon die Rede war:
Der Jude liebt das Geld, und fürchtet die Gefahr.
Er weiß mit leichter Müh', und ohne viel zu wagen,
Durch Handel und durch Zins, Geld aus dem Land zu tragen.

Ahasverus.

Ich weiß das nur zu gut. Mein Freund, ich bin nicht blind;
Doch das thun andre mehr, die unbeſchnitten ſind.

Haman.

Das alles ließe ſich vielleicht auch noch verſchmerzen:
Doch finden ſie durch Geld den Schlüſſel aller Herzen,
Und kein Geheimniß iſt vor ihnen wohl verwahrt.
Mit jedem handeln ſie nach einer eignen Art.
Sie wiſſen jedermann durch Borg und Tauſch zu faſſen;
Der kommt nie los, der ſich nur Einmal eingelaſſen.
Mit unſern Weibern auch iſt es ein übel Spiel;
Sie haben nie kein Geld und brauchen immer viel.

Ahasverus.

Ha, ha! Das geht zu weit! Ha, ha! Du machſt mich lachen;
Ein Jude wird dich doch nicht eiferſüchtig machen?

Haman.

Das nicht, Durchlauchtigſter! doch iſt's ein alter Brauch,
Wer's mit den Weibern hält, der hat die Männer auch;

Und

Und von dem niedern Volk, das in der Irre wandelt,
Wird Recht und Eigenthum, Amt, Rang und Glück verhandelt.

Ahasverus.

Du irrst dich, guter Mann! Wie könnte das geschehn?
Das alles muß nach mir und meinem Willen gehn.

Haman.

Ich weiß vollkommen wohl; die ist zwar niemand gleich,
Doch gibt's viel große Herrn und Fürsten in dem Reich,
Die dein so sanftes Joch nur wider Willen dulden.
Sie haben Stolz genug, doch stecken sie in Schulden;
Es ist ein jeglicher in deinem ganzen Land
Auf ein' und andre Art mit Israel verwandt,
Und dieses schlaue Volk sieht Einen Weg nur offen:
So lang' die Ordnung steht, so lang' hat's nichts zu hoffen.
Es nährt drum insgeheim den fast getuschten Brand,
Und eh' wir's uns versehn, so flammt das ganze Land.

Ahasverus.

Das ist das erstemal nicht, daß uns dieß begegnet;
Doch unsre Waffen sind am Ende stets gesegnet:
Wir schicken unser Heer und feiern jeden Sieg,
Und sitzen ruhig hier, als wär' da drauß' kein Krieg.

Haman.

Ein Aufruhr, angeflammt in wenig Augenblicken,
Ist eben auch so bald durch Klugheit zu ersticken:
Allein durch Rath und Geld nährt sich Rebellion,
Vereint bestürmen sie, es wankt zuletzt der Thron.

Ahasverus.

Der kann ganz sicher stehn, so lang' als ich drauf sitze!
Man weiß, wie da herab ich gar erschrecklich blitze;

Die Stufen ſind von Gold, die Säulen Marmorſtein,
In hundert Jahren fällt ſolch Wunderwerk nicht ein.

Haman.

Ach warum dringſt du mich, dir alles zu erzählen?

Ahasverus.

So ſag' es g'rad heraus, ſtatt mich ringsum zu quälen;
So ein Geſpräch iſt mir ein ſchlechter Zeitvertreib.

Haman.

Ach Herr, ſie wagen ſich vielleicht an deinen Leib.

Ahasverus zuſammenfahrend.

Wie? was?

Haman.

Es iſt geſagt. So fließet denn, ihr Klagen,
Wer iſt wohl Manns genug, um hier nicht zu verzagen?
Tief in der Hölle ward die ſchwarze That erdacht,
Und noch verbirgt ein Theil der Schuldigen die Nacht.
Vergebens daß dich Thron und Kron' und Zepter ſchützen;
Du ſollſt nicht Babylon, nicht mehr dein Reich beſitzen!
In fürchterlicher Nacht trennt die Verrätherey
Mit Vatermörderhand dein Lebensband entzwey;
Dein Blut, wofür das Blut von Tauſenden gefloſſen,
Wird über Bett und Pfühl erbärmlich hingegoſſen.
Weh heulet im Pallaſt, Weh heult durch Reich und Stadt,
Und Weh, wer deinem Dienſt ſich aufgeopfert hat!
Dein hoher Leichnam wird wie ſchlechtes Aas geachtet.
Und deine Treuen ſind in Reihen hingeſchlachtet!
Zuletzt, vom Morden ſatt, tilgt die Verrätherhand
Ihr eigen ſchändlich Werk durch allgemeinen Brand.

Ahasverus.

O weh! was will mir das? Mir wird ganz grün und blau!

Ich glaub', ich ſterbe gleich. — Geh', ſag' es meiner Frau!
Die Zähne ſchlagen mir, die Kniee mir zuſammen,
Mir läuft ein kalter Schweiß! ſchon ſeh' ich Blut und Flammen.

Haman.

Ermanne dich!

Ahasverus.

Ach! Ach!

Haman.

Es iſt wohl hohe Zeit;
Doch treues Volk iſt ſtets zu deinem Dienſt bereit.
Du wirſt den Redlichſten an ſeinem Eifer kennen.

Ahasverus.

Je nun, was zaudert ihr? So laßt ſie gleich verbrennen!

Haman.

Man muß behutſam gehn; ſo ſchnell hat's keine Noth.

Ahasverus.

Derweile ſtechen ſie mich zwanzig male todt.

Haman.

Das wollen wir nun ſchon mit unſern Waffen hindern.

Ahasverus.

Und ich war ſo vergnügt als unter meinen Kindern!
Mir wünſchen ſie den Tod? Das ſchmerzt mich gar zu ſehr!

Haman.

Und, Herr, wer einmal ſtirbt, der ißt und trinkt nicht mehr.

Ahasverus.

Man kann den Hochverrath nicht ſchrecklich g'nug beſtrafen.

Haman.

Du ſollteſt ſchon ſo früh bey deinen Vätern ſchlafen?

Ahasverus.

Ey pfui! mir iſt das Grab mehr als der Tod verhaßt!

Ach! ach! mein würd'ger Freund! — Nun ſtill! ich bin gefaßt.
Nun ſoll's der ganzen Welt vor meinem Zorne grauen!
Geh, laß mir auf einmal zehntauſend Galgen bauen.

Haman kniend.

Unüberwindlichſter! hier lieg' ich, bitte Gnad'!
Es wär' um's viele Volk — und um die Waldung Schad'.

Ahasverus.

Steh' auf! Dich hat kein Menſch an Großmuth überſchritten;
Dich lehrt dein edel Herz für Feinde ſelbſt zu bitten.
Steh' auf! Wie meinſt du das?

Haman.

Gar mancher Böſewicht
Iſt unter dieſem Volk; doch alle ſind es nicht;
Und vor unſchuld'gem Blut mög' ſich dein Schwert behüten!
Beſtrafen muß ein Fürſt, nicht wie ein Tiger wüthen.
Das Ungeheu'r, das ſich mit tauſend Klauen regt,
Liegt kraftlos, wenn man ihm die Häupter niederſchlägt.

Ahasverus.

O wohl! So hängt mir ſie, nur ohne viel Geſchwätze!
Der Kaiſer will es ſo, ſo ſagen's die Geſetze.
Wer ſind ſie, ſag' mir an?

Haman.

Ach das iſt nicht beſtimmt;
Doch geht man niemals fehl, wenn man die Reichſten nimmt.

Ahasverus.

Vermaledeyte Brut, du ſollſt nicht länger leben!
Und Dir ſey all ihr Gut und Hab' und Haus gegeben!

Haman.

Ein trauriges Geſchenk!

Ahasverus.

Wer kommt dir erſt in Sinn?

Haman.

Der erſt' iſt Mardochai, Heſind' der Königinn.

Ahasverus.

O weh! da wird ſie mir kein Stündchen Ruhe laſſen!

Haman.

Iſt er nur einmal todt, ſo wird ſie ſchon ſich faſſen.

Ahasverus.

So hängt ihn denn geſchwind, und laßt ſie nicht zu mir!

Haman.

Wen du nicht rufen läßt, der kommt ſo nicht zu dir.

Ahasverus.

Wo iſt ein Galgen nur? Hängt ihn eh's jemand ſpüret!

Haman.

Schon hab' ich einen hier vorſorglich aufgeführet.

Ahasverus.

Und fragt mich jetzt nicht mehr! Ich hab' genug gethan;
Beſchloſſen hab' ich es, nun geht's mich nicht mehr an.

ab.

Hannswurſt.

Der erſte Actus iſt nun vollbracht,
Und der nun folgt — das iſt der zweyte.

Marktſchreyer.

Liebe Freunde, gute Leute,
Daß Menſchenlieb' und Freundlichkeit,
Sorge für eure Geſundheit
Und Leibeswohl, zu dieſer Zeit
Mich dieſen weiten Weg geführt,

Das ſeyd ihr alle perſchwadirt;
Und von meiner Wiſſenſchaft und Kunſt
Werdet ihr, lieben Freunde, mit Gunſt
Euch ſelbſt am beſten überführen,
Und iſt ſo wenig zu verlieren.
Zwar könnt' ich euch Brief und Siegel weiſen
Von der Kaiſerinn aller Reußen
Und von Friedrich, dem König in Preußen,
Und allen Europens Potentaten —
Doch wer ſpricht gern von ſeinen Thaten?
Sind auch viele meiner Verfahren,
Die leider! nichts als Prahler waren.
Ihr könntet's denken auch von mir,
Drum rühm' ich nichts, und zeig' euch hier
Ein Päckel Arzeney, köſtlich und gut,
Die Waare ſich ſelber loben thut.
Wozu es alles ſchon gut geweſen,
Iſt auf'm gedruckten Zettel zu leſen;
Und enthält das Päckel ganz
Ein Magenpulver und Purganz,
Ein Zahnpülverlein, honigſüße,
Und einen Ring gegen alle Flüſſe.
Wird nur dafür ein Batzen begehrt,
Iſt in der Noth wohl hundert werth.

Hannswurſt.

Schnupftuch 'rauf.

Die Zuſchauer kaufen beym Marktſchreyer.

Milchmädchen.

Kauft meine Milch!
Kauft meine Eyer!

Sie ſind gut,
Und ſind nicht theuer,
Friſch wie's einer nur begehrt!

Zigeunerhauptmann.

Das Milchmädchen da iſt ein hübſches Ding;
Ich kauft' ihr wohl ſo einen zinnernen Ring.

Zigeunerburſch.

O ja, mir wär' ſie eben recht.

Zigeunerhauptmann.

Zuerſt der Herr und dann der Knecht.

Beyde.

Wie verkauft ſie ihre Eyer?

Milchmädchen.

Drey, ihr Herrn, für einen Dreyer.

Beyde.

Straf mich Gott, das ſind ſie werth.

Sie macht ſich von ihnen los.

Milchmädchen.

Kauft meine Milch!
Kauft meine Eyer!

Beyde, ſie halten ſie.

Nicht ſo wild!
O nicht ſo theuer!

Milchmädchen.

Was ſollen mir
Die tollen Freyer?
Kauft meine Milch,
Kauft meine Eyer!
Dann ſeyd ihr mir lieb und werth.

Doctor.

Wie gefällt Ihnen das Drama?

Amtmann.

Nicht! Sind doch immer Scandala.
Hab' auch gleich ihnen sagen lassen,
Sie sollten das Ding geziemlicher fassen.

Doctor.

Was sagte denn der Entrepreneur?

Amtmann.

Es käme dergleichen Zeug nicht mehr,
Und zuletzt Haman gehenkt erscheine
Zu Warnung und Schrecken der ganzen Gemeine.

Hanswurst.

Schnupftuch 'rauf.

Marktschreyer.

Die Herren gehn noch nicht von hinnen,
Wir wollen den zweyten Act beginnen.
Indessen können sie sich besinnen,
Ob sie von meiner Waare was brauchen.

Hanswurst.

Gebt Acht! kommen euch Thränen in die Augen.

Musik.

Esther und Mardochai treten auf.

Mardochai.

weinend und schluchzend.

O greuliches Geschick! o schreckenvoller Schluß!
O Unthat, die dir heut mein Mund verkünden muß!
Erbärmlich, Königinn, muß ich vor dir erscheinen.

Eſther.

So ſag' mir was du willſt, und hör' nur auf zu weinen!

Mardochai.

Hü hü! es hält's mein Herz, hü hü! es hält's nicht aus.

Eſther.

Geh', weine dich erſt ſatt, ſonſt bringſt du nichts heraus.

Mardochai.

Hü hü! es wird mir noch, hü hü! das Herz zerſprengen.

Eſther.

Was gibt's denn?

Mardochai.

U hu hu, ich ſoll heut Abend hängen!

Eſther.

Ey, was du ſagſt, mein Freund! Ey, woher weißt du dieß?

Mardochai.

Das iſt ſehr einerley, genug es iſt gewiß.
Darf denn der Glückliche dem ſchönſten Tage trauen?
Darf einer denn auf Fels ſein Haus geruhig bauen?
Mich machte deine Gunſt ſo ſicher, Königinn,
Wie zitt' ich, da ich nun von den Verworfnen bin!

Eſther.

Sag', wem gelüſtet's denn, mein Freund, nach deinem Leben?

Mardochai.

Der ſtolze Haman hat's dem König angegeben.
Wenn du dich nicht erbarmſt, nicht eilſt mir beyzuſtehn,
Nicht ſchnell zum König gehſt, ſo iſt's um mich geſchehn.

Eſther.

Die Bitte, armer Mann, kann ich dir nicht gewähren;
Man kommt zum König nicht, er müßt' es erſt begehren.

Tritt einer unverlangt dem König vor's Geſicht,
Du weiſt der Tod ſteht drauf! Gewiß, dein Ernſt iſt's nicht.

Mardochai.

O Unvergleichliche, du haſt gar nichts zu wagen;
Wer deine Schönheit ſieht, der kann dir nichts verſagen.
Und in Geſetzen ſind die Strafen nur gehäuft,
Weil man ſonſt gar zu grob den König überläuft.

Eſther.

Und ſollt' ich auch, mein Freund, das Leben nicht verlieren,
Mich warnt der Waſti Sturz, ich mag es nicht probieren.

Mardochai.

So iſt dir denn der Tod des Freundes einerley?

Eſther.

Allein was hilf' es dir? Wir ſtürben alle zwey?

Mardochai.

Erhalt' mein graues Haupt, Geld, Kinder, Weib und Ehre!

Eſther.

Von Herzen gern, wenn's nur nicht ſo gefährlich wäre.

Mardochai.

Ich ſeh', dein hartes Herz ruf' ich vergebens an.
Gedenk', Undankbare, was ich für dich gethan!
Erzogen hab' ich dich von deinen erſten Tagen,
Ich habe dich gelehrt bey Hof' dich zu betragen.
Du hätteſt lange ſchon des Königs Gunſt verſcherzt,
Er hätte lange ſchon ſich ſatt an dir geherzt,
Du biſt oft gar zu g'rad, und wäreſt längſt verkleinert,
Hätt' ich nicht deine Lieb' und deine Pflicht verfeinert.
Dir kam allein durch mich der König unter's Joch,
Und durch mich ganz allein beſitzeſt du ihn noch.

Eſther.

Von ſelbſten hab' ich wohl nicht Gunſt noch Glück erwerben;
Dir dank' ich's ganz allein, auch wenn du längſt geſtorben.

Mardochai.

O ſtürb' ich für mein Volk und unſer heilig Land!
Allein ich ſterb' umſonſt durch die vertruchte Hand.
Dort hängt mein graues Haupt, dem ungeſtümen Regen,
Dem glüh'nden Sonnenſchein und bittern Schnee entgegen!
Dort naſcht geſchäftig mir, zum Winter-Zeitvertreib,
Ein garſtig Rabenvolk das ſchöne Fett vom Leib!
Dort ſchlagen ausgedörrt zuletzt die edlen Glieder
Von jedem leichten Wind mit Klappern hin und wieder!
Ein Greuel allem Volk, ein ew'ger Schandfleck mir,
Ein Fluch auf Iſrael, und, Königinn — was dir?

Eſther.

Gewiß groß Herzeleid! Doch kann ich es erlangen,
So ſollſt du mir nicht lang' am leid'gen Galgen hangen;
Und mit ſorgfält'gem Schmerz vortrefflich balſamirt,
Begrab' ich dein Gebein, recht wie es ſich gebührt.

Mardochai.

Vergebens wirſt du dann den treuen Freund beweinen!
Er wird dir in der Noth nicht mehr wie ſonſt erſcheinen,
Mit keinem Beutel Geld, den du ſo eifrig nahmſt,
Wenn du mit Schuldverdruß von Spiel und Handel kamſt;
Mit keinem neuen Kleid, noch Perlen und Juwelen:
Mein Geiſt erſcheint dir leer, und, um dich recht zu quälen,
Bringt er nur die Geſtalt von Schätzen aus der Gruft,
Und wenn du's faſſen willſt, verſchwindet's in die Luft.

Eſther.

Ey, weißt du was, mein Freund? Bedenke mich am Ende
Mit einem Capital in deinem Teſtamente.

Mardochai.

Wie gerne thät' ich das, von deiner Huld gerührt!
Doch leider! iſt mein Gut auch ſämmtlich confiſcirt.
Und dann muß ich den Tod der Brüder auch beſorgen!
Kein Einz'ger bleibt zurück, dir künftig mehr zu borgen.
Der ſchöne Handel fällt, es kommt kein Contreband
Durch unſre Induſtrie dir künftig mehr zur Hand.
Die kleinſte Zofe wird nichts mehr an dir beneiden;
Dich werden, Mägden gleich, inländ'ſche Zeuge kleiden;
Und endlich wirſt du ſo mit hoffnungsloſer Pein
Die Sklavinn deines Manns, und ſeiner Leute ſeyn!

Eſther.

Das iſt nicht ſchön von dir! Was brauchſt du's mir zu ſagen?
Kommt einmal dieſe Zeit, dann iſt es Zeit zu klagen.

weinend.

Nein! Wird mir's ſo ergehn?

Mardochai.

Ich ſchwör' dir, anders nicht!

Eſther.

Was thu' ich?

Mardochai.

Rett' uns noch!

Eſther.

Ach, geh' mir vom Geſicht!
Ich wollte —

Mardochai.

Königinn, ich bitte dich, erhöre!

Was willſt du?

Eſther.

Ach ich wollt' — daß alles anders wäre.

Mardochai allein.

Bey Gott! hier ſoll mich nicht manch ſchönes Wort verdrießen.
Ich laß' ihr keine Ruh', ſie muß ſich doch entſchließen.

ab.

Marktſchreyer.

Seiltänzer und Springer ſollten nun kommen;
Doch haben die Tage ſo abgenommen.
Allein morgen früh bey guter Zeit
Sind wir mit unſerer Kunſt bereit.
Und wem zuletzt noch ein Päckel gefällt,
Der hat es um die Hälfte Geld.

Schattenſpielmann

hinter der Scene.

Orgelum Orgeley!
Dudeldumdey!

Doctor.

Laßt ihn herbeykommen.

Amtmann.

Bringt den Schirm heraus.

Doctor.

Thut die Lichter aus;
Sind ja in einem honetten Haus.
Nicht wahr, Herr Amtmann, man iſt was man bleibt?

Amtmann.

Man iſt wie man's treibt.

Schattenſpielmann.

Orgelum, Orgeley!
Dudeldumdey!

Lichter weg! mein Lämpchen nur,
Nimmt ſich ſonſt nicht aus.
Jn's Dunkle da, Mesdames.

Doctor.

Von Herzen gern.

Schattenſpielmann.

Orgelum, orgeley! :,:
Ach wie ſie is alles dunkel!
Finſternis is,
War ſie all wüſt und leer,
Hab ſie all nichs auf dieſer Erd geſehe.
Orgelum :,:
Sprach ſie Gott, 's werd Licht!
Wie's hell da reinbricht!
Wie ſie all durk einander gehn,
Die Element alle vier,
Jn ſechs Tag alles gemacht is,
Sonn, Mond, Stern, Baum und Thier,
Orgelum, orgeley!
Dudeldumdey!
Steh ſie Adam in die Paradies,
Steh ſie Eva, hat ſie die Schlang verführt,
Rausgejagt,
Mit Dorn und Diſtein
Geburtsſchmerzen geplagt,
O weh!
Orgelum :,:
Hat ſie die Welt vermehrt
Mit viel gottloſe Leut,
Waren ſo fromm vorher!

Habe geſunge, gebett!
Glaube mehr an keine Gott,
Iſ e Schand und e Spott!
Seh ſie die Ritter und Damen
Wie ſie zuſammen kamen,
Sich begrb, ſich begatte
In alle grüne Schatte,
Uf alle grüne Haide:
Kann das unſer Herr Gott leide?
Orgelum, orgeley,
Dudeldumdey!
Fährt da die Sündfluth 'rein,
Wie ſie gottserbärmlich ſchreyn;
All all erſaufen ſchwer,
Iſ gar keine Rettung mehr!
Orgelum :,:
Guck ſie, in vollem Schuß
Fliegt daher Mercurius,
Macht ein End all dieſer Noth;
Dank ſey dir, lieber Herre Gott!
Orgelum, orgeley,
Dudeldumdey!

Doctor.

Ja, da wären wir geborgen!

Fräulein.

Empfehlen uns.

Amtmann.

Sie kommen doch wieder morgen?

Gouvernante.

Man hat an Einmal ſatt.

Doctor.

Jeder Tag ſeine eigne Plage hat.

Schattenſpielmann.

Orgelum, orgeley,
Dudeldumdey!

Ein

Faſtnachtsſpiel

auch wohl zu tragieren

nach Oſtern,

vom

Pater Brey,

dem falſchen Propheten.

Zur Lehr, Nutz und Kurzweil gemeiner Chriſtenheit, inſonders Frauen und Jungfrauen zum goldnen Spiegel.

Würzkrämer

in seinem Laden.

Junge! hol mir die Schachtel dort droben.
Der Teufels-Pfaff hat mir alles verschoben.
Mir war mein Laden wohl eingericht,
Fehlt' auch darin an Ordnung nicht:
Mir war eines jeden Platz bekannt,
Die nöthigst' Waar' stund bey der Hand,
Toback und Caffee, ohn' den zu Tag
Kein Hökelweib mehr leben mag.
Da kam ein Teufels-Pfäfflein in's Land,
Der hat uns Kopf und Sinn verwandt,
Sagt, wir wären unordentlich,
An Sinn und Humor den Studenten gleich,
Könnt' unsre Haushaltung nicht bestehen,
Müßten all' ärschlings zum Teufel gehen,
Wenn wir nicht thäten seiner Führung
Uns übergeben, und geistlicher Regierung.
Wir waren Bürgersleut' guter Art,
Glaubten dem Kerl auf seinen Bart,
Darin er freylich hat nicht viel Haar:
Wir waren bethört eben ganz und gar.
Da kam er denn in den Laden herein,
Sagt: Verflucht! das sind mir Schwein'!

Wie alles durch einander ſteht!
Müßt's einrichten nach dem Alphabet.
Da kriegt er meinen Kaſten Caffee,
Und ſetzt mir ihn oben auf in's C,
Und ſtellt mir die Tobaksbüchſen weg,
Dort hinten in's T, zum Teufelsdreck;
Kehrt eben alles drüber und drunter,
Ging weg und ſprach: So beſteh's jetzunder!
Da macht er ſich an meine Frauen,
Die auch ein Bischen umzuſchauen;
Ich bat mir aber die Ehr' auf einandermal aus;
Und ſo ſchafft' ich mir'n aus dem Haus.
Er hat mir's aber auch gedacht,
Und mir einen verfluchten Streich gemacht:
Sonſt hielten wir's mit der Nachbarinn,
Ein altes Weib von treuem Sinn;
Mit der hat er uns auch entzweyt.
Man ſieht ſie faſt nicht die ganze Zeit;
Doch da kommt ſie ſo eben her.

Nachbarinn kommt.

Würzkrämer.

Frau Nachbarinn, was iſt Ihr Begehr?

Sibylla, die Nachbarinn.

Hätte gern für zwey Pfennig Schwefel und Zunder.

Würzkrämer.

Ey ſieh, 's iſt ja ein großes Wunder,
Daß man nur einmal hat die Ehr'!

Sibylla.

Ey der Herr Nachbar braucht einen nicht ſehr.

Würzkrämer.

Red' Sie das nicht. Es war ein' Zeit,
Da wir waren gute Nachbarsleut',
Und borgten einander Schüſſeln und Beſen;
Wär' auch alles gut geweſen;
Aber vom Pfaffen kommt der Neid,
Miſstrau'n, Verdruß und Zwiſtigkeit.

Sibylla.

Red' Er mir nichts über'n Herrn Pater:
Er iſt im Haus als wie der Vater,
Hat über meine Tochter viel Gewalt,
Zeigt ihr, wie ſie ſoll werden klug und alt,
Und iſt ein Menſch von viel Verſtand,
Hat auch geſehn ſchon manches Land.

Würzkrämer.

Aber bedenkt Sie nicht dabey,
Wie ſehr gefährlich der Pfaff Ihr ſey?
Was thut er an Ihrer Tochter lecken?
An fremden verbot'nen Speiſen ſchlecken?
Was würd' Herr Valandrino ſagen?
Wenn er zurückkäm' in dieſen Tagen,
Der in Italia zu dieſer Friſt
Unter'n Dragonern Hauptmann iſt,
Und iſt Ihrer Tochter Bräutigam,
Nicht blökt und trotteit wie ein Lamm.

Sibylla.

Herr Nachbar, Er hat ein böſes Maul,
Er gönnt dem Herrn Pater kein'n blinden Gaul,
Mein' Tochter die iſt in Büchern beleſen,
Das iſt dem Herrn Pater juſt ſein Weſen:

Auch red't ſie beſtändig allermeiſt
Von ihrem Herzen, wie ſie's heißt.

Würzkrämer.

Frau Nachbarinn, das iſt alles gut;
Eure Tochter iſt ein junges Blut,
Und kennt den Teufel der Männer Ränken,
Warum ſie ſich an die Maidels henken;
Die ganze Stadt is voll davon.

Sibylla.

Lieber Herr Nachbar, weiß alles ſchon:
Meint Er denn aber, Herr, beym Blut,
Daß mein Maidel was böſes thut?

Würzkrämer.

Was böſes? Davon iſt nicht die Red',
Es iſt nur aber die Frag', wie's ſteht.
Sieht Sie, ich muß Ihr deutlich ſagen:
Ich ſtund ungefähr dieſer Tagen
Hinten am Hollunderzaun;
Da kam mein Pfäfflein und Mädlein traun,
Gingen auf und ab ſpazieren,
Thäten einander umſchlungen führen,
Thäten mit Aeugleins ſich begäffeln,
Einander in die Ohren räffeln,
Als wollten ſie eben alſogleich
Miteinander in's Bett oder in's Himmelreich.

Sibylla.

Davor habt Ihr eben keine Sinnen;
Ganz geiſtlich iſt ſein Beginnen,
Er iſt von Fleiſchbegierden rein,
Wie die lieben Herzengelein.

Ich wollt', Ihr thätet ihn nur recht kennen,
Würdet ihn gern einen Heiligen nennen.

Frau Sibylla, die Nachbarinn, ab.

Valandrino.

der Dragoner Hauptmann, tritt auf und ſpricht:

Da bin ich nun durch viele Gefahr
Zurückgekehrt im dritten Jahr,
Hab' in Italia die Pfaffen gelauſ't,
Und manche Republik gezauſ't.
Bin nur jetzt von Sorgen getrieben,
Wie es drinne ſteht mit meiner Lieben,
Und ob, wie in der Stadt man ſagt,
Sich mit dem Teufels-Pfaffen behagt.
Will doch gleich den Nachbar fragen;
War ein redlich Kerl in alten Tagen.

Würzkrämer.

Herr Hauptmann, ſeyd Ihr's? Gott ſey Dank!
Haben Euch halt erwart't ſo lang.

Hauptmann.

Ich bin freylich lang geblieben.
Wie habt Ihr's denn die Zeit getrieben?

Würzkrämer.

So bürgerlich. Eben leidlich dumm.

Hauptmann.

Wie ſteht's in der Nachbarſchaft herum?
Iſt's wahr —

Würzkrämer.

Seyd Ihr etwa ſchon vergifft't?
Da hat einer ein' böſ' Eh' geſtifft't.

Hauptmann.

Sagt, iſt's wahr mit dem Pfaffen?

Würzkrämer.

Herr, ich hab' nichts mit dem Miſt zu ſchaffen,
Aber ſo viel kann ich Euch ſagen:
Ihr müßt nit mit Feuer und Schwert drein ſchlagen;
Müßt erſt mit eignen Augen ſehn,
Wie's drinnen thut im Hauſ' hergehn.
Kommt nur in meine Stube 'nein,
So eben fällt ein Schwank mir ein.
Laßt Euch's unangefochten ſeyn,
Eure Braut iſt ein gutes Ding
Und der Pfaff nur ein Däumerling.

Sie gehen ab.

Wird vorgeſtellt der Frau Sibylla Garten. Treten auf: das Pfäffelein und Leonora, ſich an den Händen führend.

Pfaff.

Wie iſt doch heut der Tag ſo ſchön!
Gar lieblich iſt's ſpazieren zu gehn.

Leonora.

Wie ſchön wird nicht erſt ſeyn der Tag,
Da mein Valandrino kommen mag!

Pfaff.

Wollt' Euch wohl gönnen die Herzensfreude!
Doch wir ſind indeß beyſammen heute,
Und ergetzen unſere Bruſt
Mit Freundſchaft und Geſprächesluſt.

Leonora.

Wie wird euch Valandrino ſchätzen,
An Eurem Umgang ſich ergetzen,

Erkennen Euer edel Geblüt,
Frey und liebevolles Gemüth!
Und wie Ihr wollet allen gut,
Niemals zu viel noch zu wenig thut!

Pfaff.

O Jungfrau, ich mit Seel' und Sinn
Auf immerdar dein eigen bin,
Und, den du Bräutigam thust nennen,
Mög' er so deinen Werth erkennen!
O himmlisch glücklich ist der Mann,
Der dich die Seine nennen kann!

Sie gehen vorüber.

Tritt auf Valandrino der Hauptmann, verkleidet in einen alten Edelmann, mit weißem Bart und Ziegenperrücke, und der Würzkrämer.

Würzkrämer.

Hab' Euch nun gesagt des Pfaffen Geschicht';
Wie er alles nach seinem Gehirn einricht,
Wie er will Berg und Thal vergleichen,
Alles Rauhe mit Gips und Kalk verstreichen,
Und endlich mahlen auf das Weiß
Sein Gesicht oder seinen Steiß.

Hauptmann.

Wir wollen den Kerl gewaltig curiren
Und über die Ohren in Dreck 'nein führen!
Geht jetzt ein Bißchen nur beyseit.

Würzkrämer.

Wenn Ihr mich braucht, ich bin nicht weit.

geht ab.

Hauptmann.

Ho! Holla! ho!

Sibylla.

Welch ein Geſchrey?

Hauptmann.

Treff' ich nicht hier den Pater Brey?

Sibylla.

Er wird wohl in dem Garten ſeyn;
Ich ſchick' ihn Ihnen gleich herein. ab.

Der Pfaff

tritt auf und ſpricht.

Womit kann ich dem Herren dienen?

Hauptmann.

Ich bin ſo frey, mich zu erkühnen,
Den Herren Pater hier aufzutreiben;
Sie müſſen's Ihrem Ruf zuſchreiben.
Ich habe ſo viel gut's vernommen
Von vielen, die da und dorther kommen,
Wie Sie überall haben genug
Der Menſchen Gunſt und guten Geruch;
Wollt' Sie doch eiligſt kennen lernen,
Aus Furcht, Sie möchten ſich bald entfernen.

Pfaff.

Mein lieber Herr, wer ſind Sie dann?

Hauptmann.

Ich bin ein reicher Edelmann,
Habe gar viel Gut und Geld,
Die ſchönſten Dörfer auf der Welt;
Aber mir fehlt's am rechten Mann,
Der all das gubernirn kann.
Es geht, geht alles durch einander,
Wie Mäuſedreck und Coriander;

Die Nachbarn leben in Zank und Streit,
Unter Brüdern iſt keine Einigkeit,
Die Mägde ſchlafen bey den Buben,
Die Kinder hofiren in die Stuben;
Ich fürcht', es kommt der jüngſte Tag.

Pfaff.

Ach da wird alles gut darnach!

Hauptmann.

Ich hätt's eben noch gern gut vorher;
Drum verlanget mich zu wiſſen ſehr,
Wie Sie denken, ich ſollt's anfangen?

Pfaff.

Können nicht zu Ihrem Zweck gelangen,
Sie müſſen denn einen Plan disponiren:
Da muß alles calculirt ſeyn,
Da darf kein einzeln Geſchöpf hinein,
Mäuſ' und Ratten, Flöh' und Wanzen
Müſſen alle beytragen zum Ganzen.

Hauptmann.

Das thun ſie jetzt auch, ohne Kunſt.

Pfaff.

Doch iſt das nicht das recht', mit Gunſt;
Es geht ein jedes ſeinen Gang;
Doch ſo ein Reich, das dauert nicht lang':
Muß alles in einander greifen,
Nichts hinüber herüber ſchweifen;
Das gibt alsdann ein Reich, das hält
Im ſchönſten Flor bis an's End' der Welt!

Hauptmann.

Mein Herr, ich hab' hier in der Näh'

Ein Völklein, da ich gerne säh',
Wenn Eure Kunst und Wissenschaft
Wollt' da beweisen ihre Kraft.
Sie führen ein Sodomitisch Leben,
Ich will sie Eurer Aufsicht übergeben;
Sie reden alle durch die Nasen,
Haben Wänste sehr aufgeblasen,
Und schnauzen jeden Christen an,
Und laufen davon vor jedermann.

Pfaff.

Da ist der Fehler, da sitzt es eben!
So bald die Kerls wie Wilde leben,
Und nicht bethulich und freundlich sind;
Doch das verbessert sich geschwind.
Hab' ich doch mit Geistesworten
Auf meinen Reisen aller Orten
Aus rohen, ungewaschnen Leuten,
Die lebten wie Juden, Türken und Heiden,
Zusammengebracht eine Gemein',
Die lieben wie Mayenlämmelein
Sich und die Geistesbrüderlein.

Hauptmann.

Wollet Ihr nicht gleich hinaus reiten?
Der Herr Nachbar soll Euch begleiten.

Pfaff.

Der ist sonst nicht mein guter Freund.

Hauptmann.

Herr Pater! mehr als Ihr es meint.

Sie gehen ab.

Hauptmann.

kommt zurück und ſpricht.

Nun muß ich noch ein Viſchen ſehn,
Wie's thut mit Leonoren ſtehn.
Ich thu' ſie wohl unſchuldig ſchätzen,
Der Pfaff kann nichts als prahlen und ſchwätzen.
Da kommt ſie eben recht herein.
Jungfrau! Sie ſcheint betrübt zu ſeyn.

Leonora.

Mir iſt's im Herzen weh und bange,
Mein Bräutigam der bleibt ſo lange.

Hauptmann.

Liebt Ihr ihn denn allein ſo ſehr?

Leonora.

Ohn' ihn möcht' ich nicht leben mehr.

Hauptmann.

Der Pater Euch ja hofiren thut?

Leonora.

Ach ja. das iſt wohl alles gut;
Aber gegen meinen Bräutigam
Iſt der Herr Pater nur ein Schwamm.

Hauptmann.

Ich fürcht', es wird ein Hurry geben,
Wenn der Hauptmann hört Euer Leben.

Leonora.

Ach nein! denn ich ihm ſchwören kann,
Denke nicht dran, der Pfaff ſey Mann;
Und ich dem Hauptmann eigen bin
Von ganzem Herzen und ganzem Sinn.

Hauptmann.

wirft Perücke und Bart weg und entdeckt ſich.

So komme denn an meine Bruſt,
O Liebe, meines Herzens Luſt!

Leonora.

Iſt's möglich? Ach ich glaub' es kaum;
Die himmliſch' Freude iſt ein Traum!

Hauptmann.

O Leonor', biſt treu genug;
Wärſt du geweſen auch ſo klug!

Leonora.

Ich bin ganz ohne Schuld und Sünd'.

Hauptmann.

Das weiß ich wohl, mein liebes Kind;
Die Kerls ſind vom Teufel beſeſſen,
Schnoppern herum an allen Eſſen,
Lecken den Weiblein die Ellenbogen,
Stellen ſich gar zu wohlgezogen,
Niſten ſich ein mit Schmeicheln und Lügen
Wie Filzläuſ', ſind nicht heraus zu kriegen.
Aber ich hab' ihn proſtituirt:
Der Nachbar hat ihn hinaus geführt,
Wo die Schwein' auf die Weide gehn,
Da mag er bekehren und lehren ſchön!

Nachbar Würzkrämer

kommt lachend außer Athem.

Gott grüß' Euch, edles junges Paar!
Der Pfaff iſt raſend ganz und gar,
Läuft wie wüthig hinter mir drein.
Ich führt' ihn draußen zu den Schwein'n;

Sperrt' Maul und Augen auf, der Matz,
Als ich ihm sagt', er wär' am Platz:
Er säh', sie redten durch die Nasen,
Hätten Bäuche sehr aufgeblasen,
Wären unfreundlich, grob und liederlich,
Schnauzten und bissen sich unbrüderlich,
Lebten ohne Religion und Gott
Und Ordnung, wie jene Hottentott;
Möcht' sie nun machen all' honett,
Und die frömmst' nehmen mit zu Bett.

Hauptmann.

Thät' er drauf wacker rasen?

Würzkrämer.

Viel Fluch' und Schimpf aus'm Rachen blasen.
Da kommt er ja gelaufen schon.

Pfaff außer Athem.

Wo hat der Teufel den Lujon?

Erschrickt, da er den Hauptmann sieht.

Hauptmann.

Herr Pfaff! erkennt Er nun die Schlingen?
Sollt' Ihm wohl noch ein Gratias singen:
Doch mag Er frey seiner Wege gahn;
Nur hör' Er noch zwey Wörtchen an.
Er meint, die Welt könnt' nicht bestehen,
Wenn Er nicht thät' drauf herumergehen;
Wild't sich ein wunderliche Streich'
Von seinem himmlisch geist'gen Reich;
Meint, Er wolle die Welt verbessern,
Ihre Glückseligkeit vergrößern,
Und lebt ein jedes doch fortan

So übel und ſo gut es kann.
Er denkt, Er trägt die Welt auf'm Rücken
Fäng' Er uns nur einmal die Mücken!
Aber da iſt nichts recht und gut,
Als was Herr Pater ſelber thut.
Thät' gerne eine Stadt abbrennen,
Weil er ſie nicht hat bauen können;
Findt's verflucht, daß ohn' ihn zu fragen
Die Sonn' ſich auf und ab kann wagen.
Doch Herr! damit Er uns beweiſ't,
Daß ohne Ihn die Erde reißt,
Zuſammenſtürzen Berg und Thal,
Probier' Er's nur und ſterb' Er einmal;
Und wenn davon auf der ganzen Welt
Ein Schweinſtall nur zuſammenfällt,
So erklär' ich Ihn für einen Propheten,
Will Ihn mit all' meinem Haus anbeten.

Der Pfaff zieht ab.

Hauptmann.

Und du, geliebtes Lorchen mein,
Warſt gleich ei'm Wickelkindelein,
Das ſchreyt nach Brey und Suppe lang',
Deß wird der Mutter angſt und bang':
Ihr Brey iſt noch nicht gar und recht;
Drum nimmt ſie ſchnell ein Lümpchen ſchlecht,
Und kaut ein Zuckerbrot hinein,
Und ſteckt's dem Kind' in's Mündelein.
Da ſaugt's und zutſcht denn um ſein Leben,
Will ihm aber keine Sättigung geben;
Es zieht erſt allen Zucker aus,

Und ſpeyt den Lumpen wieder aus.
So laßt uns denn den Schnacken belachen,
Und gleich von Herzen Hochzeit machen.
Ihr Jungfrauen, laßt Euch nimmer küſſen
Von Pfaffen, die ſonſt nichts wollen noch wiſſen;
Denn wer möcht' einen zu Tiſche laden
Auf den bloßen Geruch von einem Braten?
Es gehört zu jeglichem Sacrament
Geiſtlicher Anfang, leiblich Mittel, fleiſchlich End.

Prolog

zu den neuſten

Offenbarungen Gottes,

verdeutſcht

durch

Dr. Carl Friedrich Bahrdt.

Gieſſen 1774.

Die Frau Profeſſorinn tritt auf im Putz, den Mantel umwerfend. Bahrdt ſitzt am Pult ganz angezogen und ſchreibt.

Frau Bahrdt.

So komm denn, Kind, die Geſellſchaft im Garten
Wird gewiß auf uns mit dem Caffee warten.

Bahrdt.

Da kam mir ein Einfall von ungefähr,
ſein geſchriebenes Blatt anſehend.
So red' ich, wenn ich Chriſtus wär'.

Frau Bahrdt.

Was kommt ein Getrappel die Treppe' herauf?

Bahrdt.

's iſt ärger als ein Studentenhauf.
Das iſt ein Beſuch auf allen Vieren.

Frau Bahrdt.

Gott behüt! 's iſt der Tritt von Thieren.

Die vier Evangeliſten mit ihrem Gefolg treten herein. Die Frau Doktorinn thut einen Schrey. Matthäus mit dem Engel. Marcus begleitet vom Löwen. Lucas vom Ochſen. Johannes, über ihm der Adler.

Matthäus.

Wir hören, du biſt ein Biedermann,
Und nimmſt dich unſers Herren an:
Uns wird die Chriſtenheit zu enge,
Wir ſind jetzt überall im Gedränge.

Bahrdt.

Willkomm'n, ihr Herrn! Doch thut mir's leid,
Ihr kommt zur ungelegnen Zeit,
Muß eben in Geſellſchaft 'nein.

Johannes.

Das werden Kinder Gottes ſeyn:
Wir wollen uns mit dir ergetzen.

Bahrdt.

Die Leute würden ſich entſetzen:
Sie ſind nicht gewohnt ſolche Bärte breit,
Und Röcke ſo lang und Falten ſo weit;
Und eure Veſtien, muß ich ſagen,
Wurde jeder andre zur Thür 'naus jagen.

Matthäus.

Das galt doch alles auf der Welt,
Seitdem uns unſer Herr beſtellt.

Bahrdt.

Das kann nun weiter nichts bedeuten:
G'nug, ſo nehm' ich euch nicht zu Leuten.

Marcus.

Und wie und was verlangſt denn du?

Bahrdt.

Das ich's euch kürzlich ſagen thu':
Es iſt mit eurer Schriften Art,
Mit euern Falten und euerm Bart,
Wie mit den alten Thalern ſchwer,
Das Silber fein geprobet ſehr,
Und gelten dennoch jetzt nicht mehr:
Ein kluger Fürſt der münzt ſie ein,
Und thut ein tüchtig's Kupfer drein;

Da mag's denn wieder fort curſiren!
So müßt ihr auch, wollt ihr ruliren,
Und in Geſellſchaft euch produciren,
So müßt ihr werden wie unſer einer,
Geputzt, geſtutzt, glatt, — 's gilt ſonſt keiner
Im ſeidnen Mantel und Kräglein ſink,
Das iſt doch gar ein ander Ding!

Lucas der Mahler.

Möcht' mich in dem Coſtume ſehn!

Bahrdt.

Da braucht ihr gar nicht weit zu gehn,
Hab' juſt noch einen ganzen Ornat.

Der Engel Matthäi.

Das wär' mir ein Evangeliſten-Staat!
Kommt —

Matthäus.

Johannes iſt ſchon weggeſchlichen
Und Bruder Marcus mit entwichen.

Des Lucas Ochs

kommt Bahrdten zu nah, er tritt nach ihm.

Bahrdt.

Schafft ab zuerſt das garſtig' Thier;
Nehm' ich doch kaum ein Hündlein mit mir.

Lucas.

Mögen gar nichts weiter verkehren mit dir.

Die Evangeliſten mit ihrem Gefolg ab.

Frau Bahrdt.

Die Kerls nehmen keine Lebensart an.

Bahrdt.

Komm, 's ſollen ihre Schriften dran!

Parabeln.

werden fortgeſetzt
bis zum Dutzend
wodurch man
den hier angedeuteten
Character
völlig zu umzeichnen hofft
und zugleich
unſerer Zeit
welche das Characteriſtiſche
in der Kunſt
ſo ſehr zu ſchätzen weiß
einigen Dienſt zu leiſten
glaubt.

1.

Ein Meiſter einer ländlichen Schule
Erhub ſich einſt von ſeinem Stuhle,
Und hatte feſt ſich vorgenommen
In beſſere Geſellſchaft zu kommen;
Deßwegen er, im nahen Bad,
In den ſogenannten Salon eintrat.
Verblüfft war er gleich an der Thür,
Als wenn's ihm zu vornehm widerführ';
Macht daher dem erſten Fremden rechts
Einen tiefen Bückling, es war nichts ſchlechts;
Aber hinten hätt' er nicht vorgeſehn,
Daß da auch wieder Leute ſtehn,
Gab einem zur Linken in den Schoos
Mit ſeinem Hintern einen derben Stoß.
Das hätt' er ſchnell gern abgebüßt;
Doch wie er eilig den wieder begrüßt;
So ſtößt er rechts einen andern an,
Er hat wieder Jemand was Leid's gethan.
Und wie er's dieſem wieder abbittet,
Er 's wieder mit einem andern verſchüttet.
Und komplimentirt ſich zu ſeiner Qual,
Von hinten und vorn, ſo durch den Saal,

Bis ihm endlich ein derber Geiſt,
Ungeduldig, die Thüre weiſ't.

Möge doch mancher, in ſeinen Sünden,
Hievon die Nutzanwendung finden.

II.

Da er nun ſeine Straße ging
Dacht' er: ich machte mich zu gering;
Will mich aber nicht weiter ſchmiegen;
Denn wer ſich grün macht den freſſen die Ziegen.
So ging er gleich friſch queer feldein,
Und zwar nicht über Stock und Stein;
Sondern über Aecker und gute Wieſen,
Zertrat das alles mit latſchen Füßen.

Ein Beſitzer begegnet ihm ſo
Und fragt nicht weiter wie? noch wo?
Sondern ſchlägt ihn tüchtig hinter die Ohren.

Bin ich doch gleich wie neu geboren!
Ruft unſer Wandrer hoch entzückt.
Wer biſt du Mann der mich beglückt?
Möchte mich Gott doch immer ſegnen
Daß mir ſo fröhliche Geſellen begegnen!

Legende.

Als noch, verkannt und sehr gering,
Unser Herr auf der Erde ging,
Und viele Jünger sich zu ihm fanden,
Die sehr selten sein Wort verstanden,
Liebt er sich gar über die Maßen
Seinen Hof zu halten auf der Straßen,
Weil unter des Himmels Angesicht
Man immer besser und freyer spricht.
Er ließ sie da die höchsten Lehren
Aus seinem heiligen Munde hören;
Besonders durch Gleichniß und Exempel
Macht er einen jeden Markt zum Tempel.

So schlendert' er, in Geistes Ruh,
Mit ihnen einst einem Städtchen zu,
Sah etwas blinken auf der Straß,
Das ein zerbrochen Hufeisen was.
Er sagte zu St. Peter drauf:
Heb' doch einmal das Eisen auf!
Sanct Peter war nicht aufgeräumt,
Er hatte so eben im Gehen geträumt,
So was vom Regiment der Welt,
Was einem jeden wohlgefällt:

Denn im Kopf hat das keine Schranken;
Das waren ſeine liebſten Gedanken.
Nun war der Fund ihm viel zu klein,
Hätte müſſen Kron und Zepter ſeyn;
Aber wie ſollt' er ſeinen Rücken
Nach einem halben Hufeiſen bücken?
Er alſo ſich zur Seite kehrt
Und thut als hätt' er's nicht gehört.

Der Herr, nach ſeiner Langmuth, drauf
Hebt ſelber das Hufeiſen auf,
Und thut auch weiter nicht dergleichen.
Als ſie nun bald die Stadt erreichen,
Geht er vor eines Schmiedes Thür,
Nimmt von dem Mann drey Pfennig dafür.
Und als ſie über den Markt nun gehen,
Sieht er daſelbſt ſchöne Kirſchen ſtehen,
Kauft ihrer, ſo wenig oder ſo viel,
Als man für einen Dreyer geben will,
Die er ſodann nach ſeiner Art
Ruhig im Aermel aufbewahrt.

Nun gings zum andern Thor hinaus,
Durch Wieſ' und Felder ohne Haus,
Auch war der Weg von Bäumen bloß;
Die Sonne ſchien, die Hitz war groß,
So daß man viel an ſolcher Stätt'
Für einen Trunk Waſſer gegeben hätt'.
Der Herr geht immer voraus vor allen,
Läßt unverſehens eine Kirſche fallen.

Sanct Peter war gleich dahinter her,
Als wenn es ein goldner Apfel wär;
Das Beerlein ſchmeckte ſeinem Gaum.
Der Herr, nach einem kleinen Raum,
Ein ander Kirſchlein zur Erde ſchickt,
Wornach Sanct Peter ſchnell ſich bückt.
So läßt der Herr ihn ſeinen Rücken
Gar vielmal nach den Kirſchen bücken.
Das dauert eine ganze Zeit.
Dann ſprach der Herr mit Heiterkeit:
Thät'ſt du zur rechten Zeit dich regen,
Hätt'ſt du's bequemer haben mögen.
Wer geringe Ding wenig acht't
Sich um geringere Mühe macht.

Erklärung
eines
alten Holzschnittes
vorstellend
Hans Sachsens poetische Sendung.

In seiner Werkstatt Sonntags früh
Steht unser theurer Meister hie,
Sein schmutzig Schurzfell abgelegt,
Einen saubern Feyerwamms er trägt.
Läßt Pechdraht, Hammer und Kneipe rasten,
Die Ahl steckt an dem Arbeitskasten!
Er ruht nun auch am sieb'nten Tag
Von manchem Zug und manchem Schlag.

Wie er die Frühlings-Sonne spürt,
Die Ruh ihm neue Arbeit gebiert:
Er fühlt, daß er eine kleine Welt
In seinem Gehirne brütend hält,
Daß die fängt an zu wirken und zu leben,
Daß er sie gerne möcht' von sich geben.

Er hätt' ein Auge treu und klug,
Und wär auch liebevoll genug,
Zu schauen manches klar und rein,
Und wieder alles zu machen sein;
Hätt auch eine Zunge, die sich ergoß,
Und leicht und fein in Worte floß;
Deß thäten die Musen sich erfreun,
Wollten ihn zum Meistersänger weihn.

Da tritt herein ein junges Weib,
Mit voller Bruſt und rundem Leib,
Kräftig ſie auf den Füßen ſteht,
Gar ebel vor ſich hin ſie geht,
Ohne mit Schlerp und Steiß zu ſchwenzen,
Oder mit den Augen herum zu ſcharlenzen.
Sie trägt einen Maßſtab in ihrer Hand,
Ihr Gürtel iſt ein gülden Band,
Hätt auf dem Haupt einen Kornähr-Kranz,
Ihr Auge war lichten Tages Glanz;
Man nennt ſie thätig Ehrbarkeit,
Sonſt auch Großmuth, Rechtfertigkeit.

Die tritt mit gutem Gruß herein;
Er drob nicht mag verwundert ſeyn,
Denn wie ſie iſt, ſo gut und ſchön,
Meynt er, er hätt ſie lang geſehn.

Die ſpricht: ich habe dich auserleſen,
Vor vielen in dem Weltwirrweſen,
Daß du ſollſt haben klare Sinnen,
Nichts ungeſchicklichs magſt beginnen.
Wenn andre durch einander rennen,
Sollſt du's mit treuem Blick erkennen;
Wenn andre bärmlich ſich beklagen,
Sollſt ſchwankweis deine Sach fürtragen;
Sollſt halten über Ehr und Recht,
In allem Ding ſeyn ſchlicht und ſchlecht,
Frummkeit und Tugend hieher preiſen,
Das Böſe mit ſeinem Nahmen heißen.

Nichts verlindert und nichts verwitzelt,
Nichts verzierlicht und nichts verkritzelt;
Sondern die Welt ſoll vor dir ſtehn,
Wie Albrecht Dürer ſie hat geſehn,
Ihr feſtes Leben und Männlichkeit,
Ihre innre Kraft und Ständigkeit.
Der Natur Genius an der Hand
Soll dich führen durch alle Land,
Soll dir zeigen alles Leben,
Der Menſchen wunderliches Weben,
Ihr Wirren, Suchen, Stoßen und Treiben,
Schieben, Reißen, Drängen und Reiben,
Wie kunterbunt die Wirthſchaft tollert,
Der Ameishauf durcheinander kollert;
Mag dir aber bey allem geſchehn,
Als thätſt in einen Zauberkaſten ſehn.
Schreib das dem Menſchenvolk auf Erden,
Obs ihm möcht eine Witzung werden.
Da macht ſie ihm ein Fenſter auf,
Zeigt ihm draußen viel bunten Hauf,
Unter dem Himmel allerley Weſen,
Wie ihrs mögt in ſeinen Schriften leſen.

Wie nun der liebe Meiſter ſich
An der Natur freut wunniglich,
Da ſeht ihr an der andern Seiten
Ein altes Weiblein zu ihm gleiten;
Man nennet ſie Hiſtoria,
Mythologia, Fabula;
Sie ſchleppt mit Aechzen und wankenden Schritten

Eine groſe Tafel in Holz geſchnitten;
Darauf ſeht ihr mit weiten Ermeln und Falten
Gott Vater Kinderlehre halten,
Adam, Eva, Paradies und Schlang,
Sodom und Gomorras Untergang,
Könnt auch die zwölf durchlauchtigen Frauen
Darin einem Ehren-Spiegel ſchauen;
Denn allerley Blutdurſt, Frevel und Mord,
Der zwölf Tyrannen Schandenport,
Auch allerley Lehr und gute Weis.
Könnt ſehn St. Peter mit der Gaiß,
Ueber der Welt Regiment unzufrieden,
Von unſerm Herrn zurecht beſchieden.
Auch war bemalt der weite Raum
Ihres Kleids und Schleyps und auch der Saum
Mit weltlich Tugend und Laſter Geſchicht.

Unſer Meiſter das all' erſicht
Und freut ſich deſſen wunderſam,
Denn es dient ſehr in ſeinen Kram.
Von wannen er ſich eignet ſehr
Gut Exempel und gute Lehr,
Erzählt das eben für und für,
Als wär er ſelbſt geſyn dabey.
Sein Geiſt war ganz dahin gebannt,
Er hätt' kein Auge davon verwandt,
Hätt er nicht hinter ſeinem Rucken
Hören mit Klappern und Schellen ſpucken.

Da thät er einen Narren ſpüren

Mit Bocks- und Affenſprung doſiren,
Und ihm mit Schwank und Narretheyden
Ein luſtig Zwiſchenſpiel bereiten.
Schleppt hinter ſich an einer Leinen
Alle Narren, groß und kleinen,
Dick und hager, geſtreckt und krumb,
All zu witzig und all zu dumb.
Mit einem großen Farrenſchwanz
Regiert er ſie wie ein'n Affentanz.
Beſpöttet eines jeden Fürm,
Treibt ſie ins Bad, ſchneidt ihnen die Würm,
Und führt gar bitter viel Beſchwerden,
Daß ihrer doch nicht wollen wen'ger werden.

Wie er ſich ſieht ſo um und um,
Kehrt ihm das faſt den Kopf herum,
Wie er wollt Worte zu allem finden?
Wie er möcht ſo viel Schwall verbinden?
Wie er möcht immer muthig bleiben,
So fort zu ſingen und zu ſchreiben?
Da ſteigt auf einer Wolke Saum
Herein zu's Oberfenſters Raum
Die Muſe, heilig anzuſchauen,
Wie ein Bild unſrer lieben Frauen.
Die umgiebt ihn mit ihrer Klarheit
Immer kräftig würkender Wahrheit.
Sie ſpricht: Ich komm um dich zu weihn,
Nimm meinen Segen und Gedeyhn!
Das heilig Feuer, das in dir ruht,
Schlag aus in hohe lichte Glut!

Doch daß das Leben, das dich treibt,
Immer bey holden Kräften bleibt;
Hab ich deinem innern Weſen
Nahrung und Balſam auserleſen,
Daß deine Seel ſey wonnereich
Einer Knoſpe im Thaue gleich.

Da zeigt ſie ihm hinter ſeinem Haus
Heimlich zur Hinterthür hinaus
In dem eng umzäunten Garten
Ein holdes Mägdlein ſitzend warten
Am Bächlein, beym Hollunderſtrauch;
Mit abgeſenktem Haupt und Aug
Sitzt unter einem Apfelbaum
Und ſpürt die Welt rings um ſich kaum,
Hat Roſen in ihren Schoos gepflückt
Und bindet ein Kränzlein ſehr geſchickt,
Mit hellen Knoſpen und Blättern drein:
Für wen mag wohl das Kränzel ſeyn!
So ſitzt ſie in ſich ſelbſt geneigt,
In Hoffnungsfülle ihr Buſen ſteigt,
Ihr Weſen iſt ſo ahndevoll,
Weiß nicht was ſie ſich wünſchen ſoll,
Und unter vieler Grillen Lauf
Steigt wohl einmal ein Seufzer auf.

Warum iſt deine Stirn ſo trüb?
Das was dich dränget, ſüße Lieb,
Iſt volle Wonn' und Seligkeit,
Die dir in Einem iſt bereit,

Der manches Schickſal wirrevoll
An deinem Auge ſich lindern ſoll;
Der durch manch wonniglichen Kuß
Wiedergeboren werden muß,
Wie er den ſchlanken Leib umfaßt,
Von aller Mühe findet Raſt,
Wie er ins liebe Aermlein ſinkt,
Neue Lebenstäg und Kräfte trinkt,
Und dir kehrt neues Jugendglück,
Deine Schalkheit kehret dir zurück.
Mit Necken und manchen Scheltereyen
Wirſt ihn bald nagen, bald erfreuen,
So wird die Liebe nimmer alt,
Und wird der Dichter nimmer kalt!

Wie er ſo heimlich glücklich lebt,
Da droben in den Wolken ſchwebt,
Ein Eichkranz ewig jung belaubt
Den ſetzt die Nachwelt ihm aufs Haupt,
In Froſchpfuhl all das Volk verbannt,
Das ſeinen Meiſter je verkannt.

Auf Miedings Tod.

Auf Miebings Tod.

Welch ein Getümmel füllt Thaliens Haus?
Welch ein geschäftig Volk eilt ein und aus?
Von hohlen Bretern tönt des Hammers Schlag,
Der Sonntag feiert nicht, die Nacht wird Tag.
Was die Erfindung still und zart ersann,
Beschäftigt laut den rohen Zimmermann.
Ich sehe Hauenschild gedankenvoll;
Ist's Türk', ist's Heide, den er kleiden soll?
Und Schumann, froh, als wär' er schon bezahlt,
Weil er einmal mit ganzen Farben mahlt.
Ich sehe Thielens leicht bewegten Schritt,
Der lust'ger wird, jemehr er euch verschnitt.
Der Jude Elkan läuft mit manchem Rest,
Und diese Gährung deutet auf ein Fest.

Allein, wie viele hab' ich hererzählt,
Und nenn' Ihn nicht, den Mann, der nie gefehlt,
Der sinnreich schnell, mit schmerzbeladner Brust,
Den Lattenbau zu fügen wohl gewußt,
Das Brettgerüst, das, nicht von ihm belebt,
Wie ein Scelett an todten Drähten schwebt.

Wo ist er? sagt! — Ihm war die Kunst so lieb,

Daß Kolik nicht, nicht Huſten ihn vertrieb.
„Er liegt ſo krank, ſo ſchlimm es nie noch war!“
Ach Freunde! Weh! Ich fühle die Gefahr;
Hält Krankheit ihn zurück, ſo iſt es Noth,
Er iſt nicht krank, nein, Kinder, er iſt todt!

Wie? Mieding todt? erſchallt bis unter's Dach
Das hohle Haus, vom Echo kehrt ein Ach!
Die Arbeit ſtockt, die Hand wird jedem ſchwer,
Der Leim wird kalt, die Farbe fließt nicht mehr;
Ein jeder ſteht betäubt an ſeinem Ort,
Und nur der Mittwoch treibt die Arbeit fort.

Ja, Mieding todt! O ſcharret ſein Gebein
Nicht undankbar wie manchen andern ein!
Laßt ſeinen Sarg eröffnet, tretet her,
Klagt jedem Bürger, der gelebt wie er,
Und laßt am Rand des Grabes, wo wir ſtehn,
Die Schmerzen in Betrachtung übergehn.

O Weimar! dir fiel ein beſonder Loos!
Wie Bethlehem in Juda, klein und groß.
Bald wegen Geiſt und Wiz berufſt dich weit
Europens Mund, bald wegen Albernheit.
Der ſtille Weiſe ſchaut und ſieht geſchwind
Wie zwey Extreme nah verſchwiſtert ſind.
Eröffne du, die du beſondre Luſt
Am Guten haſt, der Rührung deine Bruſt!

Und du, o Muſe, rufe weit und laut

Den Namen aus, der heut uns still erbaut!
Wie manchen, werth und unwerth, hielt mit Glück
Die sanfte Hand von ew'ger Nacht zurück;
O laß auch Miedings Namen nicht vergehn!
Laß ihn stets neu am Horizonte stehn!
Nenn' ihn der Welt, die krieg'risch oder fein,
Dem Schicksal dient, und glaubt ihr Herr zu seyn,
Dem Rath der Zeit vergebens widerstrebt,
Verwirrt, beschäftigt und betäubt sich dreht;
Wo jeder, mit sich selbst genug geplagt,
So selten nach dem nächsten Nachbar fragt,
Doch gern im Geist nach fernen Zonen eilt,
Und Glück und Uebel mit dem Fremden theilt.
Verkünde laut und sag' es überall:
Wo Einer fiel, seh' jeder seinen Fall!

Du, Staatsmann, tritt herbey! Hier liegt der Mann,
Der, so wie du, ein schwer Geschäft begann;
Mit Lust zum Werke mehr, als zum Gewinn,
Schob er ein leicht Gerüst mit leichtem Sinn,
Den Wunderbau, der äußerlich entzückt,
Indeß der Zauberer sich im Winkel drückt.
Er war's, der säumend manchen Tag verlor,
So sehr ihn Autor und Acteur beschwor;
Und dann zuletzt, wenn es zum Treffen ging,
Des Stückes Glück an schwache Fäden hing.

Wie oft trat nicht die Herrschaft schon herein!
Es ward gepocht, die Symphonie fiel ein,

Daß er noch kletterte, die Stangen trug,
Die Seile zog und manchen Nagel ſchlug.
Oft glückt's ihm; kühn betrog er die Gefahr;
Doch auch ein Bock macht' ihm kein graues Haar.

Wer preiſ't genug des Mannes kluge Hand,
Wenn er aus Draht elaſt'ſche Federn wand,
Vielfält'ge Pappen auf die Lättchen ſchlug,
Die Rolle fügte, die den Wagen trug;
Von Zindel, Blech, gefärbt Papier und Glas,
Dem Ausgang lächelnd, rings umgeben ſaß,
So treu dem unermüdlichen Beruf,
War Er's, der Held und Schäfer leicht erſchuf.
Was alles zarte, ſchöne Seelen rührt,
Ward treu von ihm, nachahmend, ausgeführt:
Des Raſens Grün, des Waſſers Silberfall,
Der Vögel Sang, des Donners lauter Knall,
Der Laube Schatten und des Mondes Licht —
Ja ſelbſt ein Ungeheur erſchreckt' ihn nicht.

Wie die Natur manch widerwärt'ge Kraft
Verbindend zwingt, und ſtreitend Körper ſchafft:
So zwang er jedes Handwerk, jeden Fleiß;
Des Dichters Welt entſtand auf ſein Geheiß;
Und, ſo verdient, gewährt die Muſe nur
Den Namen ihm — Director der Natur *).

Wer faßt nach ihm, voll Kühnheit und Verſtand,
Die vielen Zügel mit der Einen Hand?

*) S. 4. Band, S. 130

Hier, wo ſich jeder ſeines Weges treibt,
Wo ein Factotum unentbehrlich bleibt;
Wo ſelbſt der Dichter, heimlich voll Verdruß,
Im Fall der Noth die Lichter putzen muß.

O ſorget nicht! Gar viele reut ſein Tod!
Sein Witz iſt nicht zu erben, doch ſein Brot;
Und, ungleich ihm, denkt mancher Ehrenmann:
Verdien' ich's nicht, wenn ich's nur eſſen kann.

Was ſtutzt ihr? Seht den ſchlecht verzierten Sarg,
Auch das Geſelg ſcheint euch gering und karg;
Wie! ruft ihr, wer ſo künſtlich und ſo fein,
So wirkſam war, muß reich geſtorben ſeyn!
Warum verſagt man ihm den Trauerglanz,
Den äußern Anſtand letzter Ehre ganz?

Nicht ſo geſchwind! Das Glück macht alles gleich,
Den Faulen und den Thät'gen — arm und reich.
Zum Güterſammeln war er nicht der Mann;
Der Tag verzehrte, was der Tag gewann.
Bedauert ihn, der, ſchaffend bis an's Grab,
Was künſtlich war, und nicht was Vortheil gab,
In Hoffnung täglich weniger erwarb,
Vertröſtet lebte, und vertröſtet ſtarb.

Nun laßt die Glocken tönen, und zuletzt
Werd' er mit lauter Trauer beygeſetzt!
Wer iſt's, der ihm ein Lob zu Grabe bringt,
Eh noch die Erde rollt, das Ehor verklingt?

Ihr Schweſtern, die ihr, bald auf Thespis Karrn,
Geſchleppt von Eſeln und umſchrien von Narr'n,
Vor Hunger kaum, vor Schande nie bewahrt,
Von Dorf zu Dorf, euch feil zu bieten, fahrt;
Bald wieder durch der Menſchen Gunſt beglückt,
In Herrlichkeit der Welt die Welt entzückt;
Die Mädchen eurer Art ſind ſelten karg,
Kommt, gebt die ſchönſten Kränze dieſem Sarg;
Vereinet hier, theilnehmend, euer Leid,
Zahlt, was ihr Ihm, was ihr uns ſchuldig ſeyd!
Als euern Tempel grauſe Glut verheert,
Ward ihr von uns drum weniger geehrt?
Wie viel Altäre ſtiegen vor euch auf!
Wie manches Rauchwerk brachte man euch drauf!
An wie viel Plätzen lag, vor euch gebückt,
Ein ſchwer befriedigt Publicum entzückt!
In engen Hütten und im reichen Saal,
Auf Höhen Ettersburgs, in Tiefurts Thal,
Im leichten Zelt, auf Teppichen der Pracht,
Und unter dem Gewölb' der hohen Nacht,
Erſcheint ihr, die ihr vielgeſtaltet ſeyd,
Im Reitrock bald und bald im Ballkleid.

Auch das Gefolg, das um euch ſich ergießt,
Dem der Geſchmack die Thüren ekel ſchließt,
Das leichte, tolle, ſchecktge Geſchlecht,
Es kam zu Hauf, und immer kam es recht.

An weiße Wand bringt dort der Zauberſtab

Ein Schattenvolk aus mythologʼſchem Grab.
Im Poſſenſpiel regt ſich die alte Zeit,
Eutherzia, doch mit Ungezogenheit.
Was Gallier und Britte ſich erdacht,
Ward, wohlverdeutſcht, hier Deutſchen vorgebracht;
Und oftmals liehen Wärme, Leben, Glanz,
Dem armen Dialog — Geſang und Tanz.
Des Karnevals zerſtreuter Flitterwelt
Ward ſinnreich Spiel und Handlung zugeſellt.
Dramatiſch ſelbſt erſchienen hergeſandt
Drey Könige aus fernem Morgenland;
Und ſittſam bracht' auf reinlichem Altar
Dianens Prieſterinn ihr Opfer dar.
Nun ehrt uns auch in dieſer Trauerzeit!
Gebt uns ein Zeichen! denn ihr ſeyd nicht weit.

Ihr Freunde, Platz! Weicht einen kleinen Schritt!
Seht wer da kommt und feſtlich näher tritt?
Sie iſt es ſelbſt; die Gute fehlt uns nie;
Wir ſind erhört, die Muſen ſenden ſie.
Ihr kennt ſie wohl; ſie iſt's, die ſtets gefällt;
Als eine Blume zeigt ſie ſich der Welt:
Zum Muſter wuchs das ſchöne Bild empor,
Vollendet nun, ſie iſt's und ſtellt es vor.
Es gönnten ihr die Muſen jede Gunſt,
Und die Natur erſchuf in ihr die Kunſt.
So häuft ſie willig jeden Reitz auf ſich,
Und ſelbſt dein Name ziert, Corona, dich.

Sie tritt herbey. Seht ſie gefällig ſtehn!

Ihr Schweſtern, die ihr, bald auf Theſpis Karrn,
Geſchleppt von Eſeln und umſchrien von Narr'n,
Vor Hunger kaum, vor Schande nie bewahrt,
Von Dorf zu Dorf, euch feil zu bieten, fahrt;
Bald wieder durch der Menſchen Gunſt beglückt,
In Herrlichkeit der Welt die Welt entzückt;
Die Mädchen eurer Art ſind ſelten karg,
Kommt, gebt die ſchönſten Kränze dieſem Sarg;
Vereinet hier, theilnehmend, euer Leid,
Zahlt, was ihr Ihm, was ihr uns ſchuldig ſeyd!
Als euern Tempel grauſe Glut verheert,
Ward ihr von uns drum weniger geehrt?
Wie viel Altäre ſtiegen vor euch auf!
Wie manches Rauchwerk brachte man euch drauf!
An wie viel Plätzen lag, vor euch gebückt,
Ein ſchwer befriedigt Publicum entzückt!
In engen Hütten und im reichen Saal,
Auf Höhen Ettersburgs, in Tiefurts Thal,
Im leichten Zelt, auf Teppichen der Pracht,
Und unter dem Gewölb' der hohen Nacht,
Erſcheint ihr, die ihr vielgeſtaltet ſeyd,
Im Reitrock bald und bald im Ballkleid.

Auch das Geſolg, das um euch ſich ergießt,
Dem der Geſchmack die Thüren ekel ſchließt,
Das leichte, tolle, ſcheckige Geſchlecht,
Es kam zu Hauf, und immer kam es recht.

An weiße Wand bringt dort der Zauberſtab

Ein Schattenvolk aus mythologʼſchem Grab.
Im Poſſenſpiel regt ſich die alte Zeit,
Eutherzia, doch mit Ungezogenheit.
Was Gallier und Britte ſich erdacht,
Ward, wohlverdeutſcht, hier Deutſchen vorgebracht;
Und oftmals liehen Wärme, Leben, Glanz,
Dem armen Dialog — Geſang und Tanz.
Des Karnevals zerſtreuter Flitterwelt
Ward ſinnreich Spiel und Handlung zugeſellt.
Dramatiſch ſelbſt erſchienen hergeſandt
Drey Könige aus fernem Morgenland;
Und ſittſam bracht' auf reinlichem Altar
Dianens Prieſterinn ihr Opfer dar.
Nun ehrt uns auch in dieſer Trauerzeit!
Gebt uns ein Zeichen! denn ihr ſeyd nicht weit.

Ihr Freunde, Platz! Weicht einen kleinen Schritt!
Seht wer da kommt und feſtlich näher tritt?
Sie iſt es ſelbſt; die Gute fehlt uns nie;
Wir ſind erhört, die Muſen ſenden ſie.
Ihr kennt ſie wohl; ſie iſt's, die ſtets gefällt;
Als eine Blume zeigt ſie ſich der Welt:
Zum Muſter wuchs das ſchöne Bild empor,
Vollendet nun, ſie iſt's und ſtellt es vor.
Es gönnten ihr die Muſen jede Gunſt,
Und die Natur erſchuf in ihr die Kunſt.
So häuft ſie willig jeden Reitz auf ſich,
Und ſelbſt dein Name ziert, Corona, dich.

Sie tritt herbey. Seht ſie gefällig ſtehn!

Nur absichtslos, doch wie mit Absicht schön,
Und, hocherstaunt, seht ihr in ihr vereint,
Ein Ideal, das Künstlern nur erscheint.

Anständig führt die leis erhobne Hand
Den schönsten Kranz, umknüpft von Trauerband.
Der Rose frohes, volles Angesicht,
Das treue Veilchen, der Narcisse Licht,
Vielfält'ger Nelken, eitler Tulpen Pracht,
Von Mädchenhand geschickt hervorgebracht,
Durchschlungen von der Myrte sanfter Zier,
Vereint die Kunst zum Trauerschmucke hier;
Und durch den schwarzen, leichtgeknüpften Flor
Sticht eine Lorbeerspitze still hervor.

Es schweigt das Volk. Mit Augen voller Glanz,
Wirft sie in's Grab den wohlverdienten Kranz.
Sie öffnet ihren Mund, und lieblich fließt
Der weiche Ton, der sich um's Herz ergießt.
Sie spricht: Den Dank für das, was du gethan,
Geduldet, nimm, du Abgeschiedner, an!
Der Gute, wie der Böse, müht sich viel,
Und beyde bleiben weit von ihrem Ziel.
Dir gab ein Gott in holder, steter Kraft
Zu deiner Kunst die ew'ge Leidenschaft.
Sie war's, die dich zur bösen Zeit erhielt,
Mit der du krank, als wie ein Kind gespielt,
Die auf den blassen Mund ein Lächeln rief,
In deren Arm dein müdes Haupt entschlief!

Ein jeder, dem Natur ein gleiches gab,
Beinche pilgernd dein bescheiden Grab!
Fest steh' dein Sarg in wohlgegönnter Ruh,
Mit lockrer Erde deckt ihn leise zu,
Und sanfter als des Lebens, liege dann
Auf dir des Grabes Bürde, guter Mann!

Künſtlers Erdewallen.

Drama.

Erſter Act.

Vor Sonnen-Aufgang.

Der Künſtler an ſeiner Staffeley. Er hat eben das Porträt einer fleiſchigen, häßlichen, coquet ſchielenden Frau aufgeſtellt. Beym erſten Pinſelſtrich ſetzt er ab.

Ich will nicht! ich kann nicht!
Das ſchändliche, verzerrte Geſicht!

Er thut das Bild bey Seite.

Soll ich ſo verderben den himmliſchen Morgen!
Da ſie noch ruhen alle meine lieben Sorgen,
Gutes Weib! feſtliche Kleinen!

Er tritt an's Fenſter.

Aurora, wie neukräftig liegt die Erd' um dich!
Und dieſes Herz fühlt wieder jugendlich,
Und mein Auge, wie ſelig dir entgegen zu weinen!

Er ſetzt ein lebensgroßes Bild der Venus Urania auf die Staffeley.

Meine Göttinn, deiner Gegenwart Blick
Ueberdrängt mich wie erſtes Jugendglück.
Die ich in Seel' und Sinn, himmliſche Geſtalt,
Dich umfaſſe mit Bräut'gams Gewalt,
Wo mein Pinſel dich berührt, biſt du mein:

Du biſt ich, biſt mehr als ich, ich bin dein.
Uranfängliche Schönheit! Königinn der Welt!
Und ich ſoll dich laſſen für feiles Geld?
Dem Thoren laſſen, der am bunten Tand
Sich weidet, an einer ſchäckigen Wand?

Er blickt nach der Kammer.

Meine Kinder! — Göttinn, du wirſt ſie letzen!
Du gehſt in eines Reichen Haus,
Ihn in Contribution zu ſetzen,
Und ich trag' ihnen Brot heraus.
Und er beſitzt dich nicht, er hat dich nur.
Du wohnſt bey mir, Urquell der Natur,
Leben und Freude der Creatur!
In dir verſunken,
Fühl' ich mich ſelig, an allen Sinnen trunken.

Man hört in der Kammer ein Kind ſchreyn.

Ne! di

Künſtler.

Lieber Gott!

Künſtlers Frau erwacht.

's is ſchon Tag!
Biſt ſchon auf? Lieber, geh doch, ſchlag
Mir Feuer, leg Holz an, ſtell Waſſer bey,
Daß ich dem Kindel koch' den Brey.

Künſtler

einen Augenblick vor ſeinem Bilde verweilend.

Meine Göttinn!

Sein älteſter Knabe

ſpringt aus dem Bette, und läuft darfuß hervor.

Lieber Papa, ich helfe dir!

Künſtler.

Wie lang'?

Knabe.

Was?

Künſtler.

Bring klein Holz in die Küch'.

Zweyter Act.

Künſtler.

Wer klopft ſo gewaltig? Fritzel, ſchau.

Knabe.

Es iſt der Herr mit der dicken Frau.

Künſtler

ſtellt das leidige Porträt wieder auf.

Da muß ich thun als hätt' ich gemahlt.

Frau.

Mach's nur, es wird ja wohl bezahlt.

Künſtler.

Das thut's ihm.

Der Herr und Madame treten herein.

Herr.

Da kommen wir ja zurecht.

Madame.

Hab' heut geſchlafen gar zu ſchlecht.

Frau.

O die Madam ſind immer ſchön.

Herr.

Darf man die Stück' in der Eck' beſehn?

Künſtler.

Sie machen Sich ſtaubig. Zu Madame. Belieben Sich nies derzulaſſen!

Herr.

Sie müſſen ſie recht im Geiſte faſſen.
Es iſt wohl gut, doch ſo nicht,
Daß es einen von dem Tuch anſpricht.

Künſtler heimlich.

Es iſt auch darnach ein Angeſicht.

Der Herr

nimmt ein Gemählde aus der Ecke.

Iſt das Ihr eigen Bildniß hier?

Künſtler.

Vor zehen Jahren glich es mir.

Herr.

Es gleicht noch ziemlich.

Madame

einen flüchtigen Blick darauf werfend.

O gar ſehr!

Herr.

Sie haben jetzt gar viel Runzeln mehr.

Frau

mit dem Korbe am Arm, heimlich.

Gib mir Geld, ich muß auf den Markt!

Künſtler.

Ich hab' nichts.

Frau.

Dafür kauft man einen Quark.

Künſtler.

Da!

Herr.

Aber ihre Manier iſt jetzt gröber.

Künſtler.

Das eine wird ſchlimmer, das andre beſſer.

Herr zur Staffelei tretend.

So! ſo! da an dem Naſenbug!
Und die Augen ſind nicht feurig g'nug.

Künſtler vor ſich.

O mir! Das mag der Teufel ertragen.

Die Muſe

ungeſehn von andern, tritt zu ihm.

Mein Sohn, fängſt jetzt an zu verzagen?
Trägt ja ein jeder Menſch ſein Joch;
Iſt ſie garſtig, bezahlt ſie doch!
Und laß den Kerl tadeln und ſchwätzen;
Haſt Zeit genug dich zu ergetzen
An dir ſelbſt und an jedem Bild,
Das liebevoll aus deinem Pinſel quillt.
Wenn man muß eine Zeitlang hacken und graben,
Wird man die Ruh erſt willkommen haben.
Der Himmel kann einen auch verwöhnen,
Daß man ſich thut nach der Erde ſehnen.
Dir ſchmeckt das Eſſen, Lieb' und Schlaf,
Und biſt nicht reich, ſo biſt du brav.

Künſtlers Apotheoſe.

Drama.

Es wird eine prächtige Gemählde-Gallerie vorgestellt. Die Bilder alter Schulen hängen in breiten goldenen Rahmen. Es gehen mehrere Personen auf und ab. An einer Seite sitzt ein Schüler, und ist beschäftiget, ein Bild zu copiren.

Schüler,

indem er aufsteht, Palette und Pinsel auf den Stuhl legt, und dahinter tritt.

Da sitz' ich hier schon Tage lang,
Mir wird's so schwül, mir wird's so bang',
Ich mahle zu und streiche zu,
Und sehe kaum mehr was ich thu'.
Gezeichnet ist es durch's Quadrat;
Die Farben, nach des Meisters Rath,
So gut mein Aug' sie sehen mag,
Ahm' ich nach meinem Muster nach;
Und wenn ich dann nicht weiter kann,
Steh' ich wie ein gemeißelter Mann,
Und sehe hin und sehe her,
Als ob's gethan mit Sehen wär';
Ich stehe hinter meinem Stuhl
Und schwitze wie ein Schweinigsfuhl —
Und dennoch wird zu meiner Qual
Nie die Copie Original.
Was dort ein freyes Leben hat,

Das iſt hier trocken, ſteif und matt;
Was reihend ſteht und ſitzt und geht,
Iſt hier gewunden und gedreht;
Was dort durchſichtig glänzt und glüht,
Hier wie ein alter Topf ausſieht,
Und überall es mir gebricht,
Als nur am guten Willen nicht,
Und bin nur eben mehr gequält,
Daß ich recht ſehe was mir fehlt.

Ein Meiſter tritt hinzu.

Mein Sohn, das haſt du wohl gemacht,
Mit Fleiß das Bild zu Stand gebracht!
Du ſiehſt, wie wahr ich ſtets geſagt:
Je mehr als ſich ein Künſtler plagt,
Je mehr er ſich zum Fleiße zwingt,
Um deſto mehr es ihm gelingt.
Drum übe dich nur Tag für Tag.
Und du wirſt ſehn, was das vermag!
Dadurch wird jeder Zweck erreicht,
Dadurch wird manches Schwere leicht,
Und nach und nach kommt der Verſtand
Unmittelbar dir in die Hand.

Schüler.

Ihr ſeyd zu gut und ſagt mir nicht,
Was alles dieſem Bild gebricht.

Meiſter.

Ich ſehe nur mit Freuden an,
Was du, mein Sohn, bisher gethan.
Ich weiß, daß du dich ſelber treibſt,
Nicht gern auf einer Stufe bleibſt.

Will hier und da noch was gebrechen,
Wollen wir's ein andermal beſprechen.

Entfernt ſich.

Schüler das Buch aufſchlagend.

Ich habe weder Rud' noch Raſt,
Bis ich die Kunſt erſt recht gefaßt.

Ein Liebhaber tritt zu ihm.

Mein Herr, mir iſt verwunderlich,
Daß Sie hier ihre Zeit verſchwenden,
Und auf dem rechten Wege Sich
Schnurſtracks an die Natur nicht wenden.
Denn die Natur iſt aller Meiſter Meiſter!
Sie zeigt uns erſt den Geiſt der Geiſter,
Läßt uns den Geiſt der Körper ſehn,
Lehrt jedes Geheimniß uns verſtehn.
Ich bitte, laßen Sie Sich rathen!
Was hilft es, immer fremden Thaten
Mit größter Sorgfalt nachzugehn?
Sie ſind nicht auf der rechten Spur;
Natur, mein Herr! Natur! Natur!

Schüler.

Man hat es mir ſchon oft geſagt.
Ich habe kühn mich dran gewagt;
Es war mir ſtets ein großes Feſt:
Auch iſt mir dieß und jen's geglückt;
Doch öfters ward ich mit Proteſt,
Mit Scham und Schande weggeſchickt.
Kaum mag' ich es ein andermal;
Es iſt nur Zeit, die man verliert:

Die Blätter ſind zu koloſſal,
Und ihre Schrift gar ſeltſam abbrev'irt.

Liebhaber ſich wegwendend.

Nun ſeh' ich ſchon das Wo und Wie;
Der gute Menſch hat kein Genie!

Schüler ſich niederſetzend.

Mich dünkt, noch hab' ich nichts gethan;
Ich muß einandermal noch dran.

Ein zweyter Meiſter

tritt zu ihm, ſieht ſeine Arbeit an und wendet ſich um, ohne etwas zu ſagen.

Schüler.

Ich bitt' euch, geht ſo ſtumm nicht fort,
Und ſagt mir wenigſtens ein Wort.
Ich weiß, ihr ſeyd ein kluger Mann.
Ihr könntet meinen Wunſch am allererſten ſtillen.
Verdien' ich's nicht durch alles was ich kann,
Verdien' ich's wenigſtens durch meinen guten Willen.

Meiſter.

Ich ſehe was du thuſt, was du gethan,
Bewundernd halb und halb voll Mitleid an.
Du ſcheinſt zum Künſtler mir geboren,
Haſt weislich keine Zeit verloren:
Du fühlſt die tiefe Leidenſchaft,
Mit frohem Aug' die herrlichen Geſtalten
Der ſchönen Welt begierig feſt zu halten;
Du übſt die angeborne Kraft,
Mit ſchneller Hand bequem dich auszudrücken;
Es glückt dir ſchon und wird noch beſſer glücken;
Allein —

Schüler.

Verhehlt mir nichts!

Meiſter.

Allein du übſt die Hand,
Du übſt den Blick, nun üb' auch den Verſtand.
Dem glücklichſten Genie wird's kaum einmal gelingen,
Sich durch Natur und durch Inſtinct allein
Zum Ungemeinen aufzuſchwingen:
Die Kunſt bleibt Kunſt! Wer ſie nicht durchgedacht,
Der darf ſich keinen Künſtler nennen;
Hier hilft das Tappen nichts; eh' man was Gutes macht,
Muß man es erſt recht ſicher kennen.

Schüler.

Ich weiß es wohl, man kann mit Aug' und Hand
An die Natur, an gute Meiſter gehen;
Allein, o Meiſter, der Verſtand,
Der übt ſich nur mit Leuten die verſtehen.
Es iſt nicht ſchön, für ſich allein
Und nicht für andre mit zu ſorgen:
Ihr könntet vielen nützlich ſeyn,
Und warum bleibt ihr ſo verborgen?

Meiſter.

Man hat's bequemer heut zu Tag,
Als unter meine Zucht ſich zu bequemen:
Das Lied, das ich ſo gerne ſingen mag,
Das mag nicht jeder gern vernehmen.

Schüler.

O ſagt mir nur, ob ich zu tadeln bin,
Daß ich mir dieſen Mann zum Muſter auserkoren?

(Er deutet auf das Bild, das er kopirt hat.

Die Blätter ſind zu koloſſal,
Und ihre Schrift gar ſeltſam abbrev'irt.

Liebhaber ſich wegwendend.

Nun ſeh' ich ſchon das Wo und Wie;
Der gute Menſch hat kein Genie!

Schüler ſich niederſetzend.

Mich dünkt, noch hab' ich nichts gethan;
Ich muß einundermal noch dran.

Ein zweyter Meiſter

tritt zu ihm, ſieht ſeine Arbeit an und wendet ſich um, ohne etwas zu ſagen.

Schüler.

Ich bitt' euch, geht ſo ſtumm nicht fort,
Und ſagt mir wenigſtens ein Wort.
Ich weiß, ihr ſeyd ein kluger Mann,
Ihr könntet meinen Wunſch am ehesten ſtillen.
Verdien' ich's nicht durch alles was ich kann,
Verdien' ich's wenigſtens durch meinen guten Willen.

Meiſter.

Ich ſehe was du thuſt, was du gethan,
Bewundernd halb und halb voll Mitleid an.
Du ſcheinſt zum Künſtler mir geboren,
Haſt weislich keine Zeit verloren:
Du fühlſt die tiefe Leidenſchaft,
Mit frohem Aug' die herrlichen Geſtalten
Der ſchönen Welt begierig feſt zu halten;
Du übſt die angeborne Kraft,
Mit ſchneller Hand bezeugen dich auszudrücken;
Es glückt dir ſchon und wird noch beſſer glücken;
Allein —

Schüler.

Verhehlt mir nichts!

Meiſter.

Allein du übſt die Hand,
Du übſt den Blick, nun üb' auch den Verſtand.
Dem glücklichſten Genie wird's kaum einmal gelingen,
Sich durch Natur und durch Inſtinct allein
Zum Ungemeinen aufzuſchwingen:
Die Kunſt bleibt Kunſt! Wer ſie nicht durchgedacht,
Der darf ſich keinen Künſtler nennen;
Hier hilft das Tappen nichts; eh' man was Gutes macht,
Muß man es erſt recht ſicher kennen.

Schüler.

Ich weiß es wohl, man kann mit Aug' und Hand
An die Natur, an gute Meiſter gehen;
Allein, o Meiſter, der Verſtand,
Der übt ſich nur mit Leuten die verſtehen.
Es iſt nicht ſchön, für ſich allein
Und nicht für andre mit zu ſorgen:
Ihr könntet vielen nützlich ſeyn,
Und warum bleibt ihr ſo verborgen?

Meiſter.

Man hat's bequemer heut zu Tag,
Als unter meine Zucht ſich zu bequemen:
Das Lied, das ich ſo gerne ſingen mag,
Das mag nicht jeder gern vernehmen.

Schüler.

O ſagt mir nur, ob ich zu tadeln bin,
Daß ich mir dieſen Mann zum Muſter auserkoren?

Er deutet auf das Bild, das er kopirt hat.

Daß ich mich ganz in ihn verlieren?
Iſt es Verluſt, iſt es Gewinn,
Daß ich allein an ihm mich nur ergehe,
Ihn weit vor allen andern ſchätze,
Als gegenwärtig ihn, und als lebendig liebe,
Mich ſtets nach ihm und ſeinen Werken übe?

Meiſter.

Ich tadl' es nicht, weil er fürtrefflich iſt;
Ich tadl' es nicht, weil du ein Jüngling biſt:
Ein Jüngling muß die Flügel regen,
In Lieb' und Haß gewaltſam ſich bewegen.
Der Mann iſt vielfach groß, den du dir auserwählt,
Du kannſt dich lang' an ſeinen Werken üben;
Nur lerne bald erkennen, was ihm fehlt:
Man muß die Kunſt, und nicht das Muſter lieben.

Schüler.

Ich ſähe nimmer mich an ſeinen Bildern ſatt,
Wenn ich mich Tag für Tag damit beſchäft'gen ſollte.

Meiſter.

Erkenne, Freund, was er geleiſtet hat,
Und dann erkenne, was er leiſten wollte:
Dann wird er dir erſt nützlich ſeyn,
Du wirſt nicht alles neben ihm vergeſſen.
Die Tugend wohnt in keinem Mann allein;
Die Kunſt hat nie ein Menſch allein beſeſſen.

Schüler.

So redet nur auch mehr davon!

Meiſter.

Ein andermal, mein lieber Sohn.

Gallerieinſpector tritt zu ihnen.

Der heut'ge Tag iſt uns geſegnet,
O, welch ein ſchönes Glück begegnet!
Es wird ein neues Bild gebracht,
So köſtlich, als ich keins gedacht.

Meiſter.

Von wem?

Schüler.

Sagt an, es ahndet mir.

Auf das Bild zeigend, daß er redet.

Von dieſem?

Inſpector.

Ja, von dieſem hier.

Schüler.

Wird endlich doch mein Wunſch erfüllt!
Die heiße Sehnſucht wird geſtillt!
Wo iſt es? Laßt mich eilig ſehn.

Inſpector.

Ihr werdet's bald hier oben ſehn.
So köſtlich, als es iſt gemahlt,
So theuer hat's der Fürſt bezahlt.

Gemäldehändler tritt auf.

Nun kann die Gallerie doch ſagen,
Daß ſie ein einzig Bild beſitzt.
Man wird einmal in unſern Tagen
Erkennen, wie ein Fürſt die Künſte liebt und ſchützt.
Es wird ſogleich herauf getragen;
Es wird erſtaunen wer's erblickt.
Mir iſt in meinem ganzen Leben
Noch nie ein ſolcher Fund geglückt.

Mich ſchmerzt es faſt es wegzugeben:
Das viele Gold, das ich begehrt,
Erreicht noch lange nicht den Werth.

Man bringt das Bild der Venus Urania herein und ſetzt es auf eine Staffeley.

Hier! wie es aus der Erbſchaft kam,
Noch ohne Firniß, ohne Rahm.
Hier braucht es keine Kunſt noch Liſt.
Seht, wie es wohl erhalten iſt!

Alle verſammeln ſich darum.

Erſter Meiſter.

Welch eine Practik zeigt ſich hier!

Zweiter Meiſter.

Das Bild, wie iſt es überdacht!

Schüler.

Die Eingeweide brennen mir!

Liebhaber.

Wie göttlich iſt das Bild gemacht!

Händler.

In ſeiner trefflichſten Manier.

Inſpector.

Der goldne Rahm wird ſchon gebracht.
Geſchwind herbey! geſchwind herein!
Der Prinz wird bald im Saale ſeyn.

Das Bild wird in den Rahmen befeſtiget und wieder aufgeſtellt.

Der Prinz.

tritt auf und beſieht das Gemählde.

Das Bild hat einen groſſen Werth;
Empfanget hier, was ihr begehrt.

Der Caſſier

hebt den Beutel mit den Zechinen auf den Tiſch und zählet.

Händler zum Caſſier.

Ich prüfe ſie erſt durch's Gewicht.

Caſſier aufzählend.

Es ſteht bey euch, doch zweifelt nicht.

Der Fürſt ſteht vor dem Bilde, die andern in einiger Entfernung. Der Plafond eröffnet ſich, die Muſe, den Künſtler an der Hand führend, auf einer Wolke.

Künſtler.

Wohin, o Freundin, führſt du mich?

Muſe.

Sieh nieder und erkenne dich!
Dieß iſt der Schauplatz deiner Ehre.

Künſtler.

Ich fühle nur den Druck der Atmoſphäre.

Muſe.

Sieh nur herab, es iſt ein Werk von dir,
Das jedes andre neben ſich verdunkelt,
Und zwiſchen vielen Sternen hier
Als wie ein Stern der erſten Größe funkelt.
Sieh, was dein Werk für einen Eindruck macht,
Das du in deinen reinſten Stunden
Aus deinem innern Selbſt empfunden,
Mit Maß und Weisheit durchgedacht,
Mit ſtillem treuem Fleiß vollbracht!
Sieh, wie noch ſelbſt die Meiſter lernen!
Ein kluger Fürſt, er ſteht entzückt;
Er fühlt ſich im Beſitz von dieſem Schatz beglückt;
Er geht und kommt, und kann ſich nicht entfernen.
Sieh dieſen Jüngling, wie er glüht,
Da er auf deine Tafel ſieht!

In ſeinem Auge glänzt das herzliche Verlangen,
Von deinem Geiſt den Einfluß zu empfangen.
So wirkt mit Macht der edle Mann
Jahrhunderte auf ſeines Gleichen:
Denn was ein guter Menſch erreichen kann,
Iſt nicht im engen Raum des Lebens zu erreichen.
Drum lebt er auch nach ſeinem Tode fort,
Und iſt ſo wirkſam als er lebte;
Die gute That, das ſchöne Wort,
Es ſtrebt unſterblich, wie er ſterblich ſtrebte.
So lebſt auch du durch ungemeſſne Zeit.
Genieße der Unſterblichkeit!

Künſtler.

Erkenn' ich doch, was mir im kurzen Leben
Zevs für ein ſchönes Glück gegeben,
Und was er mir in dieſer Stunde ſchenkt;
Doch er vergebe mir, wenn dieſer Blick mich kränkt.
Wie ein verliebter junger Mann
Unmöglich doch den Göttern danken kann,
Wenn ſeine Liebſte fern und eingeſchloſſen weint;
Wer wagt es, ihn beglückt zu nennen?
Und wird er wohl ſich tröſten können,
Weil eine Sonne ihn und ſie beſcheint?
So hab' ich ſtets entbehren müſſen,
Was meinen Werken nun ſo reichlich widerfährt;
Was hilft's, o Freundin, mir, zu wiſſen,
Daß man mich nun bezahlet und verehrt?
O hätt' ich manchmal nur das Geld beſeſſen,
Das dieſen Rahm jetzt übermäßig ſchmückt!
Mit Weib und Kind mich herzlich ſatt zu eſſen,

War ich zufrieden und beglückt.
Ein Freund, der sich mit mir ergehte,
Ein Fürst, der die Talente schätzte,
Sie haben leider mir gefehlt;
Im Kloster fand ich dumpfe Gönner;
So hab' ich, emsig, ohne Kenner
Und ohne Schüler mich gequält. —

Hinweisend auf den Schüler deutend.

Und willst du diesen jungen Mann,
Wie er's verdient, dereinst erheben,
So bitt' ich, ihm bey seinem Leben,
So lang' er selbst noch kau'n und küssen kann,
Das Nöthige zur rechten Zeit zu geben!
Er fühle froh, daß ihn die Muse liebt,
Wenn leicht und still die frohen Tage fließen.
Die Ehre, die mich nun im Himmel selbst betrübt,
Laß ihn dereinst, wie mich, doch freudiger genießen.

Epilog

zu

Schillers Glocke.

Freude dieser Stadt bedeute,
Juvte sey ihr ein Gelände!

Und so geschah's! Dem friedenreichen Klange
Bewegt sich neu das Land und segenvoller.
Ein frisches Glück erschien; im Hochgesange
Begrüßten wir das junge Fürstenpaar;
Im Vollgewühl, im lebensregen Drange
Vermischte sich die thät'ge Völkerschaar,
Und festlich ward an die geschmückten Stufen
Die Huldigung der Künste vorgerufen.

Da hör' ich schreckhaft mitternächt'ges Läuten,
Das dumpf und schwer die Trauertöne schwellt.
Ist's möglich? soll es unsern Freund bedeuten?
Ihr dem sich jeder Wunsch geklammert hält.
Den Lebenswürd'gen soll der Tod erbeuten?
Ach! wie verwirrt solch ein Verlust die Welt!
Ach! was zerstört ein solcher Riß den Seinen!
Nun weint die Welt und sollten wir nicht weinen.

Denn er war unser! Wie bequem gesellig
Den hohen Thron der gute Tag gezeigt,

Wie bald ſein Ernſt, anſchließend, wohlgefällig,
Zur Wechſelrede heiter ſich geneigt,
Bald raſchgewandt, geiſtreich und ſicherſtellig
Der Lebenspläne tiefen Sinn erzeugt,
Und fruchtbar ſich in Rath und That ergoſſen,
Das haben wir erfahren und genoſſen.

Denn er war unſer! Mag das ſtolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen!
Er mochte ſich bey uns, im ſichern Port,
Nach wildem Sturm, zum Dauernden gewöhnen.
Indeſſen ſchritt ſein Geiſt gewaltig fort
Ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
Und hinter ihm, in weſenloſem Scheine,
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

Da ſchmückt er ſich die ſchöne Gartenzinne,
Von wannen er der Sterne Wort vernahm,
Das dem gleich ew'gen, gleich lebend'gen Sinne
Geheimnisvoll und klar entgegen kam.
Dort, ſich und uns zu köſtlichem Gewinne,
Verwechſelt er die Zeiten wunderſam.
Nun ſank der Mond und, zu erneuter Wonne,
Vom klaren Berg herüber ſchien die Sonne.

Nun glühte ſeine Wange roth und röther
Von jener Jugend, die uns nie verfliegt,
Von jenem Muth, der früher oder ſpäter
Den Widerſtand der ſtumpfen Welt beſiegt,
Von jenem Glauben, der ſich ſtets erhöhter

Bald kühn hervordrängt, bald geduldig ſchmiegt,
Damit das Gute wirke, wachſe, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme.

Doch hat er, ſo geübt, ſo vollgehaltig
Dieß bretterne Gerüſte nicht verſchmäht;
Hier ſchildert er das Schickſal, das gewaltig
Von Tag zu Nacht die Erden-Achſe dreht,
Und manches tiefe Werk hat, reich geſtaltig,
Den Werth der Kunſt, des Künſtlers Werth erhöht.
Er wendete die Blüte höchſten Strebens,
Das Leben ſelbſt an dieſes Bild des Lebens.

So kennt ihr ihn, wie er mit Rieſenſchritte
Den Kreis des Wollens, des Vollbringens maß,
Durch Zeit und Land, der Völker Sinn und Sitte,
Das dunkle Buch mit heiterm Blicke las.
Doch wie er athemlos, in unſrer Mitte,
In Leiden bangte, kümmerlich genas,
Das haben wir, in traurig ſchönen Jahren,
Denn er war unſer, leidend miterfahren.

Ihn, wenn er vom zerrüttenden Gewühle
Des bittern Schmerzens wieder aufgeblickt,
Ihn haben wir dem läſtigen Gefühle
Der Gegenwart, der ſtockenden, entrückt,
Mit guter Kunſt und ausgeſuchtem Spiele
Den neubelebten edlen Sinn erquickt,
Und noch am Abend vor dem letzten Sonnen
Ein holdes Lächeln glücklich abgewonnen.

Er hatte früh das ſtrenge Wort geleſen,
Dem Leiden war er, war dem Tod vertraut.
So ſchied er nun, wie er ſo oft geneſen,
Nun ſchreckt uns das wofür uns längſt gegraut.
Doch jetzt empfindet ſein verklärtes Weſen
Nur Einen Wunſch, wenn es hernieder ſchaut.
O möge doch den heiligen, letzten Willen
Das Vaterland vernehmen und erfüllen!

Die Geheimnisse.

Ein Fragment.

Der Morgen kam; es scheuchten seine Tritte
Den leisen Schlaf, der mich gelind umfing,
Daß ich erwacht, aus meiner stillen Hütte
Den Berg hinauf mit frischer Seele ging;
Ich freute mich bey einem jeden Schritte
Der neuen Blume die voll Tropfen hing;
Der junge Tag erhob sich mit Entzücken,
Und alles war erquickt mich zu erquicken.

Und wie ich stieg, zog von dem Fluß der Wiesen
Ein Nebel sich in Streifen sacht hervor.
Er wich und wechselte mich zu umfließen,
Und wuchs gefügelt mir um's Haupt empor:
Des schönen Blicks sollt' ich nicht mehr genießen,
Die Gegend deckte mir ein trüber Flor;
Bald sah' ich mich von Wolken wie umgossen,
Und mit mir selbst in Dämmrung eingeschlossen.

Auf einmal schien die Sonne durchzudringen,
Im Nebel ließ sich eine Klarheit sehn.
Hier sank er leise sich hinabzuschwingen;
Hier theilt' er steigend sich um Wald und Höhn.

Wie hofft' ich ihr den erſten Gruß zu bringen!
Sie hofft' ich nach der Trübe doppelt ſchön.
Der luft'ge Kampf war lange nicht vollendet,
Ein Glanz umgab mich und ich ſtand geblendet.

Bald machte mich, die Augen aufzuſchlagen,
Ein inn'rer Trieb des Herzens wieder kühn,
Ich konnt' es nur mit ſchnellen Blicken wagen,
Denn alles ſchien zu brennen und zu glühn.
Da ſchwebte mit den Wolken hergetragen
Ein göttlich Weib vor meinen Augen hin,
Kein ſ.oner Bild ſah' ich in meinem Leben,
Sie ſah' mich an und blieb verweilend ſchweben.

Kennſt du mich nicht? ſprach ſie mit einem Munde,
Dem aller Lieb' und Treue Ton entfloß:
Erkennſt du mich? die ich in manche Wunde
Des Le:ens dir den reinſten Balſam goß.
Du kennſt mich wohl, an die, zu ew'gem Bunde,
Dein ſtrebend Herz ſich feſt und feſter ſchloß.
Sah' ich dich nicht mit heißen Herzenstränen
Als Knabe ſchon nach mir dich eifrig ſehnen?

Ja! rief ich aus, indem ich ſelig nieder
Zur Erde ſank, lang' hab' ich dich gefühlt;
Du gabſt mir Ruh', wenn durch die jungen Glieder
Die Leidenſchaft ſich raſtlos durchgewühlt;
Du haſt mir wie mit himmliſchem Gefieder
Am heißen Tag die Stirne ſanft gekühlt;

Du ſchenkteſt mir der Erde beſte Gaben,
Und jedes Glück will ich durch dich nur haben!

Dich nenn' ich nicht. Zwar hör' ich dich von vielen
Gar oft genannt, und jeder heißt dich ſein,
Ein jedes Auge glaubt auf dich zu zielen,
Faſt jedem Auge wird dein Strahl zur Pein.
Ach da ich irrte, hatt' ich viel Gefpielen,
Da ich dich kenne, bin ich faſt allein;
Ich muß mein Glück nur mit mir ſelbſt genießen,
Dein holdes Licht verdecken und verſchließen.

Sie lächelte, ſie ſprach: Du ſiehſt, wie klug,
Wie nöthig war's euch wenig zu enthüllen!
Kaum biſt du ſicher vor dem gröbſten Trug,
Kaum biſt du Herr vom erſten Kinderwillen;
So glaubſt du dich ſchon Uebermenſch genug,
Verſäumſt die Pflicht des Mannes zu erfüllen!
Wie viel biſt du von andern unterſchieden?
Erkenne dich! leb' mit der Welt in Frieden.

Verzeih' mir, rief ich aus, ich meint' es gut,
Soll ich umſonſt die Augen offen haben?
Ein froher Wille lebt in meinem Blut,
Ich kenne ganz den Werth von deinen Gaben!
Für andre wächſt in mir das edle Gut,
Ich kann und will das Pfund nicht mehr vergraben!
Warum ſucht' ich den Weg ſo ſehnſuchtsvoll,
Wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen ſoll?

Und wie ich ſprach, ſah mich das hohe Weſen
Mit einem Blick mitleid'ger Nachſicht an;
Ich konnte mich in ihrem Auge leſen,
Was ich verfehlt und was ich recht gethan.
Sie lächelte, da war ich ſchon geneſen,
Zu neuen Freuden ſtieg mein Geiſt heran:
Ich konnte nun mit innigem Vertrauen
Mich zu ihr nahn und ihre Nähe ſchauen.

Da reckte ſie die Hand aus in die Streifen
Der leichten Wolken und des Dufts umher,
Wie ſie ihn faßte ließ er ſich ergreifen,
Er ließ ſich ziehn, es war kein Nebel mehr.
Mein Auge konnt' im Thale wieder ſchweifen,
Den Himmel blickt' ich, er war hell und hehr.
Nur ſah' ich ſie den reinſten Schleyer halten,
Er floß um ſie und ſchwoll in tauſend Falten.

Ich kenne dich, ich kenne deine Schwächen,
Ich weiß was Gutes in dir lebt und glimmt!
So ſagte ſie, ich hör' ſie ewig ſprechen,
Empfange hier was ich dir lang' beſtimmt,
Dem Glücklichen kann es an nichts gebrechen,
Der dieß Geſchenk mit ſtiller Seele nimmt;
Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit,
Der Dichtung Schleyer aus der Hand der Wahrheit.

Und wenn es dir und deinen Freunden ſchwüle
Um Mittag wird, ſo wirf ihn in die Luft!

Sogleich umſäuſelt Abendwindes Kühle
Umhaucht euch Blumen- Würzgeruch und Duft.
Es ſchweigt das Wehen banger Erdgefühle,
Zum Wolkenbette wandelt ſich die Gruft,
Beſänftiget wird jede Lebenswelle,
Der Tag wird lieblich, und die Nacht wird helle.

So kommt denn, Freunde, wenn auf Euern Wegen
Des Lebens Bürde ſchwer und ſchwerer drückt,
Wenn Eure Bahn ein friſcherneuter Segen
Mit Blumen ziert, mit goldnen Früchten ſchmückt,
Wir gehn vereint dem nächſten Tag' entgegen!
So leben wir, ſo wandeln wir beglückt.
Und dann auch ſoll, wenn Enkel um uns trauern,
Zu ihrer Luſt noch unſre Liebe dauern.

Ein wunderbares Lied iſt euch bereitet:
Vernehmt es gern und jeden ruft herbey!
Durch Berg' und Thäler iſt der Weg geleitet;
Hier iſt der Blick beſchränkt, dort wieder frey,
Und wenn der Pfad ſacht' in die Büſche gleitet,
So denket nicht, daß es ein Irrthum ſey;
Wir wollen doch, wenn wir genug geklommen,
Zur rechten Zeit dem Ziele näher kommen.

Doch glaube keiner, daß mit allem Sinnen
Das ganze Lied er je enträthſeln werde:

Gar viele müſſen vieles hier gewinnen,
Gar manche Blüten bringt die Mutter Erde;
Der eine ſieht mit düſterm Blick von hinnen,
Der andre weilt mit fröhlicher Geberde:
Ein jeder ſoll nach ſeiner Luſt genieſen,
Für manchen Wandrer ſoll die Quelle fließen.

Ermüdet von des Tages langer Reiſe,
Die auf erhabnen Antrieb er gethan,
An einem Stab nach frommer Wandrer Weiſe
Kam Bruder Marcus, außer Steg und Bahn,
Verlangend nach geringem Trank und Speiſe,
In einem Thal am ſchönen Abend an,
Voll Hoffnung in den waldbewachſ'nen Gründen
Ein gaſtfrey Dach für dieſe Nacht zu finden.

Am ſteilen Berge, der nun vor ihm ſtehet,
Glaubt er die Spuren eines Wegs zu ſehn,
Er folgt dem Pfade, der in Krümmen gehet,
Und muß ſich ſteigend um die Felſen drehn;
Bald ſieht er ſich hoch über's Thal erhöhet,
Die Sonne ſcheint ihm wieder freundlich ſchön,
Und bald ſieht er mit innigem Vergnügen
Den Gipfel nah vor ſeinen Augen liegen.

Und neben hin die Sonne, die im Reigen
Noch prachtvoll zwiſchen dunkeln Wolken thront;

Er sammelt Kraft die Höhe zu ersteigen,
Dort hofft er seine Mühe bald belohnt.
Nun, spricht er zu sich selbst, nun muß sich zeigen,
Ob etwas menschlichs in der Nähe wohnt!
Er steigt und horcht und ist wie neu geboren,
Ein Glockenklang erschallt in seinen Ohren.

Und wie er nun den Gipfel ganz erstiegen,
Sieht er ein nahes sanft geschwungnes Thal,
Sein stilles Auge leuchtet von Vergnügen;
Denn vor dem Walde sieht er auf einmal
In grüner Au' ein schön Gelände liegen,
So eben trifft's der letzte Sonnenstrahl:
Er eilt durch Wiesen, die der Thau befeuchtet,
Dem Kloster zu, das ihm entgegen leuchtet.

Schon sieht er dicht sich vor dem stillen Orte,
Der seinen Geist mit Ruh und Hoffnung füllt,
Und auf dem Bogen der geschloßnen Pforte
Erblickt er ein geheimnißvolles Bild.
Er sieht und sinnt und lieset leise Worte
Der Andacht, die in seinem Herzen quillt,
Er sieht und sinnt, was hat das zu bedeuten?
Die Sonne sinkt und es verklingt das Läuten!

Das Zeichen sieht er prächtig aufgerichtet,
Das aller Welt zu Trost und Hoffnung steht,
Zu dem viel tausend Geister sich verflichtet,
Zu dem viel tausend Herzen warm gefleht,

Das die Gewalt des bittern Tod's vernichtet,
Das in ſo mancher Siegesfahne weht:
Ein Labequell durchdringt die matten Glieder,
Er ſieht das Kreuz, und ſchlägt die Augen nieder.

Er fühlet neu, was dort für Heil entſprungen,
Den Glauben fühlt er einer halben Welt;
Doch von ganz neuem Sinn wird er durchdrungen,
Wie ſich das Bild ihm hier vor Augen ſtellt:
Es ſteht das Kreuz mit Roſen dicht umſchlungen.
Wer hat dem Kreuze Roſen zugeſellt?
Es ſchwillt der Kranz, um recht von allen Seiten
Das ſchroffe Holz mit Weichheit zu begleiten.

Und leichte Silber-Himmelswolken ſchweben,
Mit Kreuz und Roſen ſich empor zu ſchwingen,
Und aus der Mitte quillt ein heilig Leben
Dreyfacher Strahlen, die aus Einem Puncte dringen;
Von keinen Worten iſt das Bild umgeben,
Die dem Geheimniß Sinn und Klarheit bringen.
Im Dämmerſchein, der immer tiefer grauet,
Steht er und ſinnt und fühlet ſich erbauet.

Er klopft zuletzt, als ſchon die hohen Sterne
Ihr helles Auge zu ihm nieder wenden.
Das Thor geht auf und man empfängt ihn gerne
Mit offnen Armen, mit bereiten Händen.
Er ſagt, woher er ſey, von welcher Ferne
Ihn die Befehle höh'rer Weſen ſenden.

Man horcht und ſtaunt. Wie man den Unbekannten
Als Gaſt geehrt, ehrt man nun den Geſandten.

Ein jeder drängt ſich zu, um auch zu hören,
Und iſt bewegt von heimlicher Gewalt,
Kein Odem wagt den ſeltnen Gaſt zu ſtören,
Da jedes Wort im Herzen wiederhallt.
Was er erzählet, wirkt wie tiefe Lehren
Der Weisheit, die von Kinderlippen ſchallt:
An Offenheit, an Unſchuld der Geberde
Scheint er ein Menſch von einer andern Erde.

Willkommen, ruft zuletzt ein Greis, willkommen,
Wenn deine Sendung Troſt und Hoffnung trägt!
Du ſiehſt uns an; wir alle ſtehn beklommen,
Obgleich dein Anblick unſre Seele regt:
Das ſchönſte Glück, ach! wird uns weggenommen,
Von Sorgen ſind wir und von Furcht bewegt.
Zur wicht'gen Stunde nehmen unſre Mauern
Dich Fremden auf, um auch mit uns zu trauern:

Denn ach, der Mann, der alle hier verbündet,
Den wir als Vater, Freund und Führer kennen,
Der Licht und Muth dem Leben angezündet,
In wenig Zeit wird er ſich von uns trennen,
Er hat es erſt vor kurzem ſelbſt verkündet;
Doch will er weder Art noch Stunde nennen:
Und ſo iſt uns ſein ganz gewiſſes Scheiden
Geheimnißvoll und voller bittrer Leiden.

Du ſiehſt alle hier mit grauen Haaren,
Wie die Natur uns ſelbſt zur Ruhe wies:
Wir nahmen keinen auf, den, jung an Jahren,
Sein Herz zu früh der Welt entſagen hieß.
Nachdem wir Lebens-Luſt und Laſt erfahren,
Der Wind nicht mehr in unſre Segel blies,
War uns erlaubt, mit Ehren hier zu landen,
Getroſt, daß wir den ſichern Hafen fanden.

Dem edlen Manne, der uns hergeleitet,
Wohnt Friede Gottes in der Bruſt;
Ich hab' ihn auf des Lebens Pfad begleitet,
Und bin mir alter Zeiten wohl bewußt;
Die Stunden, da er einſam ſich bereitet,
Verkünden uns den nahenden Verluſt.
Was iſt der Menſch, warum kann er ſein Leben
Umſonſt, und nicht für einen Beſſern geben?

Dieß wäre nun mein einziges Verlangen!
Warum muß ich des Wunſches mich entſchlagen?
Wie viele ſind ſchon vor mir hingegangen!
Nur ihn muß ich am bitterſten beklagen.
Wie hätt' er ſonſt ſo freundlich dich empfangen!
Allein er hat das Haus uns übertragen;
Zwar keinen noch zum Folger ſich ernennet,
Doch lebt er ſchon im Geiſt von uns getrennet.

Und kommt nur täglich eine kleine Stunde,
Erzählet, und iſt mehr als ſonſt gerührt:

Wir hören dann aus seinem eignen Munde,
Wie wunderbar die Vorsicht ihn geführt;
Wir merken auf, damit die sichre Kunde
Im kleinsten auch die Nachwelt nicht verliert;
Auch sorgen wir, daß einer fleißig schreibe,
Und sein Gedächtniß rein und wahrhaft bleibe.

Zwar vieles wollt' ich lieber selbst erzählen,
Als ich jetzt nur zu hören stille bin;
Der kleinste Umstand sollte mir nicht fehlen,
Noch hab' ich alles lebhaft in dem Sinn;
Ich höre zu und kann es kaum verhehlen,
Daß ich nicht stets damit zufrieden bin:
Sprech' ich einmal von allen diesen Dingen,
Sie sollen prächtiger aus meinem Munde klingen.

Als dritter Mann erzählt' ich mehr und freyer,
Wie ihn ein Geist der Mutter früh verhieß,
Und wie ein Stern bey seiner Taufe-Feyer
Sich glänzender am Abend-Himmel wies,
Und wie mit weiten Fittigen ein Geyer
Im Hofe sich bey Tauben niederließ;
Nicht grimmigstoßend und wie sonst zu schaden,
Er schien sie sanft zur Einigkeit zu laden.

Dann hat er uns bescheidentlich verschwiegen,
Wie er als Kind die Otter überwand.
Die er um seiner Schwester Arm sich schmiegen,
Um die entschlafne fest gewunden fand.
Die Amme floh und ließ den Säugling liegen;

Er droſſelte den Wurm mit ſichrer Hand:
Die Mutter kam und ſah mit Freudebeben
Des Sohnes Thaten und der Tochter Leben.

Und ſo verſchwieg er auch, daß eine Quelle
Vor ſeinem Schwert aus trocknem Felſen ſprang,
Stark wie ein Bach, ſich mit bewegter Welle
Den Berg hinab bis in die Tiefe ſchlang:
Noch quillt ſie fort ſo raſch, ſo ſilberhelle,
Als ſie zuerſt ſich ihm entgegen drang,
Und die Gefährten, die das Wunder ſchauten,
Den heißen Durſt zu ſtillen kaum getrauten.

Wenn einen Menſchen die Natur erhoben,
Iſt es kein Wunder, wenn ihm viel gelingt;
Man muß in ihm die Macht des Schöpfers loben,
Der ſchwachen Thon zu ſolcher Ehre bringt:
Doch wenn ein Mann von allen Lebensproben
Die ſauerſte beſteht, ſich ſelbſt bezwingt;
Dann kann man ihn mit Freuden andern zeigen,
Und ſagen: Das iſt er, das iſt ſein eigen!

Denn alle Kraft dringt vorwärts in die Weite,
Zu leben und zu wirken hier und dort;
Dagegen engt und hemmt von jeder Seite
Der Strom der Welt und reißt uns mit ſich fort:
In dieſem innern Sturm und äußern Streite
Vernimmt der Geiſt ein ſchwer verſtanden Wort:
Von der Gewalt, die alle Weſen bindet,
Befreyt der Menſch ſich, der ſich überwindet.

Wie frühe war es, daß ſein Herz ihn lehrte,
Was ich bey ihm kaum Tugend nennen darf;
Daß er des Vaters ſtrenges Wort verehrte,
Und willig war, wenn jener rauh und ſcharf
Der Jugend freye Zeit mit Dienſt beſchwerte,
Dem ſich der Sohn mit Freuden unterwarf,
Wie, elternlos und irrend, wohl ein Knabe
Aus Noth es thut um eine kleine Gabe.

Die Streiter mußt' er in das Feld begleiten,
Zuerſt zu Fuß bey Sturm und Sonnenſchein,
Die Pferde warten, und den Tiſch bereiten,
Und jedem alten Krieger dienſtbar ſeyn.
Gern und geſchwind lief er zu allen Zeiten
Bey Tag und Nacht als Bote durch den Hain;
Und ſo gewehnt für andre nur zu leben,
Schien Mühe nur ihm Fröhlichkeit zu geben.

Wie er im Streit mit kühnem muntern Weſen
Die Pfeile las, die er am Boden fand,
Eilt' er hernach die Kräuter ſelbſt zu leſen,
Mit denen er Verwundete verband:
Was er berührte, mußte gleich geneſen,
Es freute ſich der Kranke ſeiner Hand:
Wer wollt' ihn nicht mit Fröhlichkeit betrachten!
Und nur der Vater ſchien nicht ſein zu achten.

Leicht, wie ein ſegelnd Schiff, das keine Schwere
Der Ladung fühlt und eilt von Port zu Port,
Trug er die Laſt der elterlichen Lehre,

Gehorsam war ihr erst und letztes Wort;
Und wie den Knaben Lust, den Jüngling Ehre,
So zog ihn nur der fremde Wille fort.
Der Vater sann umsonst auf neue Proben,
Und wenn er loben wollte, mußt' er loben.

Zuletzt gab sich auch dieser überwunden,
Bekannte thätig seines Sohnes Werth;
Die Ruhigkeit des Alten war verschwunden,
Er schenkt' auf einmal ihm ein köstlich Pferd;
Der Jüngling ward vom kleinen Dienst entbunden,
Er führte statt des kurzen Dolchs ein Schwert:
Und so trat er geprüft in einen Orden,
In dem er durch Gehorsam bewährt worden.

So könnt' ich dir noch Tagelang berichten,
Was jeden Hörer in Erstaunen setzt;
Sein Leben wird den köstlichsten Geschichten
Gewiß dereinst von Enkeln gleich geschätzt;
Was dem Gemüth in Fabeln und Gedichten
Unglaublich scheint und es doch hoch ergetzt,
Vernimmt es hier und mag sich gern bequemen
Zweifach erfreut für wahr es anzunehmen.

Und fragst du mich, wie der Erwählte heiße,
Den sich das Aug' der Vorsicht ausersah,
Den ich zwar oft, doch nie genug'sam preise,
An dem so viel unglaubliches geschah?
Hermanns heißt der Heilige, der Weise,
Der beste Mann, den ich mit Augen sah:

Lili's Park. *)

Iſt doch keine Menagerie
So bunt als meiner Lili ihre!
Sie hat darin die wunderbarſten Thiere,
Und kriegt ſie 'rein, weiß ſelbſt nicht wie.
O wie ſie hüpfen, laufen, trappeln,
Mit abgeſtumpften Flügeln zappeln,
Die armen Prinzen allzumal,
In nie gelöſchter Liebesqual!
Wie hieß die Fee? — Lili? — Fragt nicht nach ihr!
Kennt ihr ſie nicht, ſo danket Gott dafür.
Welch ein Gedränge, welch ein Gegaffer,
Wenn ſie ſich in die Thüre ſtellt
Und in der Hand das Futterkörbchen hält!
Welch ein Gequiek, welch ein Gequacker!
Alle Bäume, alle Büſche, ſcheinen lebendig zu werden:
So ſtürzen ſich ganze Herden
Zu ihren Füßen; ſogar im Waſſer die Fiſche
Patſchen ungeduldig mit den Köpfen heraus:
Und ſie ſtreut dann das Futter aus
Mit einem Blick — Götter zu entzücken,
Geſchweige die Beſtien. Da geht's an ein Picken,
An ein Schlürfen, an ein Hacken;
Sie ſtürzen einander über die Nacken,
Scheuchen ſich, drängen ſich, reißen ſich,
Jagen ſich, ängſten ſich, beißen ſich,
Und das all um ein Stückchen Brot,
Das, trocken, aus den ſchönen Händen ſchmeckt,
Als hätt' es in Ambroſia geſteckt.
Aber der Blick auch! Der Ton!
Wenn ſie ruft: Pipi! Pipi!

*) Nur für den erſten Band beſtimmt, zwiſchen die beiden Bücher Neue Liebe neues Leben und An Belinden eingeſchoben.

Zöge den Adler Jupiters vom Thron;
Der Venus Taubenpaar,
Ja der eitle Pfau ſogar,
Ich ſchwöre, ſie kämen,
Wenn ſie den Ton von weitem nur vernähmen.
Denn ſo hat ſie aus des Waldes Nacht
Einen Bären, ungelenkt und ungezogen,
Unter ihren Beſitzthum hereinbetrogen,
Unter die zahme Compagnie gebracht,
Und mit den andern zahm gemacht:
Bis auf einen gewiſſen Punct verſteht ſich!
Wie ſchön und oh! wie gut
Schien ſie zu ſeyn! Ich hätte mein Blut
Gegeben, um ihre Pfoten zu beleken.
"Ihr ſagtet ich! Wie? Wer?"
Gut denn, ihr Herrn, g'rad' aus: Ich bin der Bär!
In einem Fleiſchurz gefangen,
An einem Seidenfaden ihr zu Füßen.
Doch wie das alles zugegangen,
Erzähl' ich euch zur andern Zeit;
Dazu bin ich zu müthig heut.
Denn da! ſteh' ich ſo an der Ecke,
Und hör' von weitem das Geſchnatter,
Seh' das Geflitter das Geflatter,
Kehr' ich mich um
Und brumm',
Und renne rückwärts eine Strecke,
Und ich' mich um
Und brumm',
Und laufe wieder eine Strecke,
Und kehr' doch endlich wieder um.
Dann fängt's auf Einmal an zu reien,
Ein mächt'ger Geiſt ſchnaubt aus der Nähe,
Es wildzt die innere Natur.
Weh, du ein Thor, ein Hündchen nur!

So ein Pizi! Eichhörnchen, Nuß zu knacken!
Ich sträube meinen borst'gen Nacken,
Zu klemm umgrabbt.
Ein jedes aufgeputztes Bäumchen höhnt
Mich an! ich flieh' vom Boulingreen,
Dem niedlich glatt gemähten Grase,
Der Buchsbaum zieht mir eine Nase.
Ich flieh' ins dunkelste Gebüsche hin,
Durch's Gehäge zu dringen,
Ueber die Planken zu springen!
Mir versagt Klettern und Sprung,
Ein Zauber hirnt mich nieder;
Ein Zauber bändigt mich wieder,
Ich arbeite mich ab, und bin ich matt genung,
Dann lieg' ich an gekünstelten Kaskaden,
Und kau' und mein' und wälze bald mich todt,
Und ach! es hören meine Noth
Nur porzellanene Oreaden.
Auf Einmal! Ah es bringt
Ein seliges Gefühl durch alle meine Glieder!
Sie ist's die dort in ihrer Laube singt!
Ich höre die liebe, liebe Stimme wieder,
Die ganze Luft ist warm, ist hütervoll.
Ah! singt sie wohl, daß ich sie hören soll?
Ich dringe zu, tret' alle Sträuche nieder,
Die Büsche fliehn, die Bäume weichen mir,
Und so — zu ihren Füßen liegt das Thier.
Sie sieht es an: „Ein Ungeheuer! doch drollig!
Für einen Bären, zu mild,
Für einen Pudel, zu wild,
So zottig, täppig, knollig!"
Sie streicht ihm mit dem Füßchen übern Rücken,
Er denkt im Paradiese zu sein.
Wie ihn alle sieben Sinnen jucken!
Und Sie, sieht ganz gelassen drein.

Ich küß' ihre Schuhe, knie' an den Sohlen,
So flehig als ein Bär nur mag.
Ganz sachte heb' ich mich, und schwinge mich verstohlen
Leis' an ihr Knie — Am günst'gen Tag
Läßt sie's geschehn, und kraut mir um die Ohren,
Und patscht mich mit muthwillig derbem Schlag;
Ich knurr', in Wonne neu geboren;
Dann fordert sie mit süßem, eitlem Spotte:
Allons vont doux! eh la monture!
Et bites Serviteur,
Comme on doit Seigneur.
So treibt sie's fort mit Spiel und Lachen;
Es hofft der oft betrogne Thor;
Doch will er sich ein Bischen unnütz machen,
Hält sie ihn kurz als nie zuvor.
Doch hat sie auch ein Fläschchen Balsam-Feuers,
Dem keiner Erde Honig gleicht.
Davon sie wohl einmal, von Lieb' und Treu' erweicht,
Um die verletzten Lippen ihres Ungeheuers
Ein Tröpfchen mit der Fingerspitze streicht,
Und wieder flieht und mich mit überläßt,
Und ich dann, leidgebunden, fest
Gebannt hin, immer noch ihr ziehe,
Sie suche, schaudre, wieder fliehe —
So läßt sie den zerstörten Armen ruhn,
Ist seiner Lust, ist seinen Schmerzen still;
Ha! manchmal läßt sie mir die Thür halb offen stehn,
Erblickt mich spottend an, ob ich nicht fliehen will.
Und ich! — Götter ist's in euren Händen,
Dieses dumpfe Zauberwerk zu enden;
Wie dank' ich, wenn ihr mir die Freiheit schafft!
Doch sendet ihr mir keine Hülfe wieder —
Nicht ganz umsonst reck' ich so meine Glieder,
Ich fühl's! Ich spüre's! Noch hab' ich Kraft.

Und ſein Geſchlecht, wie es die Fürſten nennen,
Sollſt du zugleich mit ſeinen Ahnen kennen.

Der Alte ſprach's und hätte mehr geſprochen,
Denn er war ganz der Wunderdinge voll,
Und wir ergetzen uns noch manche Wochen
An allem, was er uns erzählen ſoll;
Doch eben ward ſein Reden unterbrochen,
Als gegen ſeinen Gaſt das Herz am ſtärkſten quoll.
Die andern Brüder gingen bald und kamen,
Bis ſie das Wort ihm von dem Munde nahmen.

Und da nun Marcus nach genoſſnem Mahle
Dem Herrn und ſeinen Wirthen ſich geneigt.
Erbat er ſich noch eine reine Schale
Voll Waſſer, und auch die ward ihm gereicht.
Dann führten ſie ihn zu dem großen Saale,
Worin ſich ihm ein ſeltner Anblick zeigt.
Was er dort ſah, ſoll nicht verborgen bleiben,
Ich will es euch gewiſſenhaft beſchreiben.

Kein Schmuck war hier, die Augen zu verblenden,
Ein kühnes Kreuzgewölbe ſtieg empor,
Und dreizehn Stühle ſah er an den Wänden
Umher geordnet, wie im frommen Chor,
Gar zierlich ausgeſchnitzt von klugen Händen;
Es ſtand ein kleiner Pult an jedem vor.
Man fühlte hier der Andacht ſich ergeben,
Und Lebensluſt und ein geiſtig Leben.

Zu Häupten ſah er dreyzehn Schilde hangen,
Denn jedem Stuhl war eines zugezählt.
Sie ſchienen hier nicht ahnenſtolz zu prangen,
Ein jedes ſchien bedeutend und gewählt,
Und Bruder Marcus brannte für Verlangen
Zu wiſſen, was ſo manches Bild verhehlt;
Im mittelſten erblickt er jenes Zeichen
Zum zweytenmal, ein Kreuz mit Roſenzweigen.

Die Seele kann ſich hier gar vieles bilden,
Ein Gegenſtand zieht von dem andern fort;
Und Helme hängen über manchen Schilden,
Auch Schwert und Lanze ſieht man hier und dort,
Die Waffen, wie man ſie von Schlachtgefilden
Auflesen kann, verzieren dieſen Ort:
Hier Fahnen und Gewehre fremder Lande,
Und, ſeh' ich recht, auch Ketten dort und Bande!

Ein jeder ſinkt vor ſeinem Stuhle nieder,
Schlägt auf die Bruſt in ſtill Gebet gekehrt;
Von ihren Lippen tönen kurze Lieder,
In denen ſich andächt'ge Freude nährt;
Dann ſegnen ſich die treu verbundnen Brüder
Zum kurzen Schlaf, den Phantaſie nicht ſtört:
Nur Marcus bleibt, indem die andern gehen,
Mit einigen im Saale ſtaunend ſtehen.

So müd' er iſt, wünſcht er noch fort zu wallen,
Denn prächtig reizt ihn manch und manches Bild:
Hier ſieht er einen feuerfarbnen Drachen,

Der ſeinen Durſt in wilden Flammen ſtillt;
Hier einen Arm in eines Bären Rachen,
Von dem das Blut in heißen Strömen quillt;
Die beyden Schilder hingen gleicher Weite
Vorm Kreuzstreuz gut trägt und linken Seite.

Du kommſt hierher auf wunderbaren Pfaden,
Spricht ihn der Alte wieder freundlich an;
Laß hier Bilder dich zu bleiben laden,
Bis du erfährſt, was mancher Held gethan,
Was hier verborgen, iſt nicht zu errathen,
Man zeige dem es dir vertraulich an;
Du findeſt wohl, wie manches hier gelitten,
Geliebt, verloren ward, und was erſtritten.

Doch glaube nicht, daß nur von alten Zeiten
Der Greis erzählt, hier geht noch manches vor;
Das, was du ſiehſt, will mehr und mehr bedeuten;
Ein Teppich webt es bald und bald ein Flor.
Gefällt es dir, ſo magſt du dich bereiten:
Du kannſt, o Freund, nur erſt durch's erſte Thor;
Im Vorhof biſt du freundlich aufgenommen,
Und ſcheinſt mir werth in's Innerſte zu kommen.

Nach kurzem Schlaf in einer ſtillen Zelle
Weckt unſern Freund ein dumpfer Glockenton.
Er rafft ſich auf mit unverdroſſ'ner Schnelle,
Dem Ruf der Andacht folgt der Himmelsſohn.
Heimwärts beflügelt eilt er nach der Schwelle,
Es eilt ſein Herz voraus der Kirche ſchon.

Gehorsam, ruhig, durch Gebet beflügelt;
Er flieht am Schloß, und findet es verriegelt.

Und wie er horcht, so wird in gleichen Zeiten
Dreymal ein Schlag auf hohles Erz erneut.
Nicht Schlag der Uhr und auch nicht Glockenläuten,
Ein Flötenton mischt sich von Zeit zu Zeit;
Der Schall, der seltsam ist und schwer zu deuten,
Bewegt sich so, daß er das Herz erfreut,
Einladend ernst, als wenn sich mit Gesängen
Zufriedne Paare durch einander schlängen.

Er eilt an's Fenster, dort vielleicht zu schauen,
Was ihn verwirrt und wunderbar ergreift;
Er sieht den Tag im fernen Osten grauen,
Den Horizont mit leichtem Duft gestreift.
Und — soll er wirklich seinen Augen trauen? —
Ein seltsam Licht das durch den Garten schweift:
Drey Jünglinge mit Fackeln in den Händen
Sieht er sich eilend durch die Gänge wenden.

Er sieht genau die weißen Kleider glänzen,
Die ihnen kurz und weht am Leibe flehn,
Ihr lockig Haupt kann er mit Blumenkränzen,
Mit Rosen ihren Gurt umwunden sehn;
Es scheint, als kämen sie von nächt'gen Tänzen,
Von froher Mühe recht ergetzt und schön.
Sie eilen um und löschen, wie die Sterne,
Die Fackeln aus, und schwinden in die Ferne.

Goethe's

Werke.

Neunter Band.

Tübingen
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1808.

R 3349 e

Inhalt.

Der Groß-Cophta.

Der Triumph der Empfindſamkeit.

Die Vögel.

Der Bürgergeneral.

Gelegenheitsgedichte.

Der

Groß-Cophta.

Ein Luſtſpiel

in fünf Aufzügen.

Personen.

Der Domherr.
Der Graf.
Der Ritter.
Der Marquis.
Die Marquise.
Ihre Nichte.
Der Oberst der Schweizergarde.
Saint Jean, Bedienter des Domherrn.
La Fleur, Bedienter des Marquis.
Jack, ein Knabe, Diener der Marquise.
Gesellschaft von Herren und Damen.
Zwey Hofjuweliere.
Jünglinge.
Kinder.
Ein Kammermädchen.
Sechs Schweizer.
Bediente.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Erleuchteter Saal.

(Im Grunde des Theaters an einem Tiſche eine Geſellſchaft von zwölf bis funfzehn Perſonen beym Abendeſſen. An der rechten Seite ſitzt der Domherr, neben ihm hinterwärts die Marquiſe, dann folgt eine bunte Reihe, der letzte Mann auf der linken Seite iſt der Ritter. Das Deſſert wird aufgetragen und die Bedienten entfernen ſich. Der Domherr ſteht auf und geht nachdenklich am Proſcenio hin und wieder. Die Geſellſchaft ſcheint ſich von ihm zu unterhalten. Endlich ſteht die Marquiſe auf und geht zu ihm. Die Ouvertüre, welche bis dahin fortgedauert, hört auf und der Dialog beginnt.)

Marquiſe.

Iſt es erlaubt, ſo zerſtreut zu ſeyn? gute Geſellſchaft zu fliehen, ſeinen Freunden die Luſt traulicher Stunden zu verderben? Glauben Sie, daß wir ſcherzen und genießen können, wenn unſer Wirth den Tiſch verläßt,

den er so gefällig bereitet hat? Schon diesen ganzen Abend scheinen Sie nur dem Körper nach gegenwärtig. Noch hofften wir gegen das Ende der Tafel, jetzt da sich die Bedienten entfernt haben, Sie heiter, offen zu sehen, und Sie stehen auf, Sie treten von uns weg, und gehen hier am andern Ende des Saals gedankenvoll auf und nieder, als wenn nichts in der Nähe wäre, das Sie interessiren, das Sie beschäftigen könnte.

Domherr. Sie fragen, was mich zerstreut? Marquise, meine Lage ist Ihnen bekannt — wäre es ein Wunder, wenn ich von Sinnen käme? Ist es möglich, daß ein menschlicher Geist, ein menschliches Herz, von mehr Seiten bestürmt werden kann, als das meinige! Welche Natur muß ich haben, daß sie nicht unterliegt! Sie wissen, was mich aus der Fassung bringt, und fragen mich?

Marquise. Aufrichtig, so ganz klar seh' ich es nicht ein. Geht doch alles, wie Sie es nur wünschen können!

Domherr. Und diese Erwartung, diese Ungewißheit?

Marquise. Wird doch wenige Tage zu ertragen seyn? — Hat nicht der Graf, unser großer Lehrer und Meister, versprochen, uns alle und Sie besonders weiter vorwärts in die Geheimnisse zu führen? Hat er nicht den Durst nach geheimer Wissenschaft, der uns alle quält, zu stillen, jeden nach seinem Maße zu be-

friedigen verſprochen? Und können wir zweifeln, daß er ſein Wort halten werde?

Domherr. Gut! er hat. — Verbot er aber nicht zugleich alle Zuſammenkünfte, wie eben die iſt, die wir jetzt hinter ſeinem Rücken wagen? Gebot er uns nicht Faſten, Eingezogenheit, Enthaltſamkeit, ſtrenge Sammlung und ſtille Betrachtung der Lehren, die er uns ſchon überliefert hat? — Und ich bin leichtſinnig genug, heimlich in dieſem Gartenhauſe eine fröhliche Geſellſchaft zu verſammeln, dieſe Nacht der Freude zu weihen, in der ich mich zu einer großen und heiligen Erſcheinung vorbereiten ſoll! — Schon mein Gewiſſen ängſtiget mich, wenn er es auch nicht erführe. Und wenn ich nun gar bedenke, daß ſeine Geiſter ihm gewiß alles verrathen, daß er vielleicht auf dem Wege iſt, uns zu überraſchen! — Wer kann vor ſeinem Zorn beſtehen? — Ich würde vor Schaam zu Boden ſinken — jeden Augenblick! — es ſcheint mir, ich höre ihn; ich höre reiten, fahren. (Er eilt nach der Thüre.)

Marquiſe (vor ſich). O Graf! du biſt ein unnachahmlicher Schelm! Der meiſterhafteſte Betrüger! Immer hab' ich dich im Auge, und täglich lern' ich von dir! Wie er die Leidenſchaft dieſes jungen Mannes zu brauchen, ſie zu vermehren weiß! Wie er ſich ſeiner ganzen Seele bemächtigt hat, und ihm unumſchränkt gebietet! Wir wollen ſehen, ob unſre Nachahmung glückt. (Der Domherr kommt zurück.) Bleiben

Sie außer Sorgen. Der Graf weiß viel; allwissend ist er nicht, und dieses Fest soll er nicht erfahren. — Seit vierzehn Tagen habe ich Sie, habe ich unsre Freunde nicht gesehen, habe mich vierzehn Tage in einem elenden Landhause verborgen gehalten, manche langweilige Stunde ausdauern müssen, nur um in der Nähe unsrer angebeteten Prinzessin zu seyn, manchmal ein Stündchen ihr heimlich aufzuwarten und von den Angelegenheiten eines geliebten Freundes zu sprechen. Heute kehre ich nach der Stadt zurück, und es war sehr freundlich von Ihnen, daß Sie mir auf halbem Wege, hier in diesem angenehmen Landhause, ein Gastmal bereiteten, mir entgegen kamen und meine besten Freunde zu meinem Empfange versammelten. Gewiß, Sie sind der guten Nachrichten werth, die ich Ihnen bringe. Sie sind ein warmer, ein angenehmer Freund. Sie sind glücklich, Sie werden glücklich seyn; nur wünschte ich, daß Sie auch Ihres Glücks genössen.

Domherr. Es wird sich bald geben! bald.

Marquise. Kommen Sie, setzen Sie sich. Der Graf ist abwesend, seine vierzigtägigen Fasten in der Einsamkeit auszuhalten, und sich zu dem großen Werke vorzubereiten. Er erfährt unsre Zusammenkunft nicht, so wenig er unser großes Geheimniß erfahren darf. (bedenklich:) Könnte es vor der Zeit entdeckt werden, daß die Prinzessin verzeiht, daß sich der Fürst wahrscheinlich durch eine geliebte Tochter bald versöhnen läßt;

wie leicht könnte das ganze ſchöne Gebäude durch die Bemühungen der Mißgunſt zu Grunde gehen! Ausdrücklich hat mir die Prinzeſſin, die Ihre Verbindung mit dem Grafen kennt, befohlen, dieſem Manne, den ſie fürchtet, unſre wichtige Angelegenheit zu verbergen.

Domherr. Ich hange ganz von ihrem Willen ab; auch dieſes ſchwere Gebot will ich erfüllen, ob ich gleich überzeugt bin, daß ihre Furcht ungegründet iſt. Dieſer große Mann würde uns eher nützen als ſchaden. Vor ihm ſind alle Stände gleich. Zwey liebende Herzen zu verbinden iſt ſein angenehmſtes Geſchäft. Meine Schüler, pflegt er zu ſagen, ſind Könige, werth die Welt zu regieren und eines jeden Glückes werth. — Und wenn es ihm ſeine Geiſter anzeigen, wenn er ſieht, daß in dieſem Augenblick Mißtrauen gegen ihn unſre Herzen zuſammenzieht, da er die Schätze ſeiner Weisheit vor uns eröffnet!

Marquiſe. Ich kann nur ſagen, daß es die Prinzeſſin ausdrücklich verlangt.

Domherr. Es ſey. Ich gehorche ihr, und wenn ich mich zu Grunde richten ſollte.

Marquiſe. Und wir bewahren unſer Geheimniß leicht, da niemand auch nur von ferne vermuthen kann, daß die Prinzeſſin Sie begünſtigt.

Domherr. Gewiß, jedermann glaubt mich in Ungnade, auf ewig vom Hofe entfernt. Mitleidig, ja verachtend ſind die Blicke der Menſchen, die mir be-

gegnen. Nur durch einen großen Aufwand, durch Anſehn meiner Freunde, durch Unterſtützung mancher Unzufriedenen erhalte ich mich aufrecht. Gebe der Himmel, daß meine Hoffnungen nicht trügen, daß dein Verſprechen in Erfüllung gehe!

Marquiſe. Mein Verſprechen? — Sagen Sie nicht mehr ſo, beſter Freund. Bisher war es mein Verſprechen; aber ſeit dieſem Abend, ſeitdem ich Ihnen einen Brief überbrachte, gab ich Ihnen nicht mit dieſem Briefe die ſchönſten Verſicherungen in die Hände?

Domherr. Ich habe es ſchon tauſendmal geküßt, dieſes Blatt; (er bringt ein Blatt aus der Taſche.) Laß es mich noch tauſendmal küſſen! Von meinen Lippen ſoll es nicht kommen, bis dieſe heißen begierigen Lippen auf ihrer ſchönen Hand verweilen können: auf der Hand, die mich unausſprechlich entzückt, indem ſie mir auf ewig mein Glück verſichert.

Marquiſe. Und wenn dann der Schleyer von dieſem Geheimniß hinwegfällt, und Sie mit dem völligen Glanze des vorigen Glückes, ja in einem weit ſchönern vor den Augen der Menſchen da ſtehn, neben einem Fürſten, der Sie wieder erkennt, neben einer Fürſtin, die Sie nie verkannt hat; wie wird dieſes neue, dieſes leuchtende Glück die Augen des Neides blenden, und mit welcher Freude werde ich Sie an dem Platze ſehen, den Sie ſo ſehr verdienen! —

Domherr. Und mit welcher Dankbarkeit werde ich eine Freundin zu belohnen wissen, der ich alles schuldig bin!

Marquise. Reden Sie nicht davon. Wer kennt Sie, und ist nicht gleich lebhaft für Sie hingerissen? Wer wünscht nicht Ihnen, selbst mit Aufopferung, zu dienen?

Domherr. Horch! es kommt ein Wagen angefahren. Was ist das?

Marquise. Seyn Sie unbesorgt; er fährt vorbey. Die Thüren sind verschlossen, die Läden verwahrt; ich habe aufs genauste die Fenster zudecken lassen, daß niemand den Schein eines Lichts bemerken kann. Niemand wird glauben, daß in diesem Hause Gesellschaft sey.

Domherr. Welch ein Lerm, welch ein Getümmel?

(Ein Bedienter tritt ein.)

Es ist ein Wagen vorgefahren; man pocht an die Thüre, als wenn man sie einschlagen wollte. Ich höre des Grafen Stimme; er droht und will eingelassen seyn.

Marquise. Ist das Haus verriegelt? — Macht ihm nicht auf! Rührt euch nicht. Antwortet nicht. Wenn er ausgetobt hat, mag er abfahren.

Domherr. Sie bedenken nicht, mit wem wir zu thun haben. — Macht ihm auf! Wir widerstehn vergebens.

Bediente (die hereinstürzen). Der Graf! der Graf!

Marquiſe. Wie iſt er herein gekommen?

Bedienter. Die Thüren thaten ſich von ſelbſt auf; beyde Flügel.

Domherr. Wo ſoll ich hin?

Die Frauen. Wer wird uns retten!

Ritter. Nur getroſt!

Die Frauen. Er kommt! er kommt!

Zweyter Auftritt.

Der Graf. Vorige.

Graf (unter der Thüre hinauswärts ſprechend): Aſſaraton! Pantaſſaraton! Dienſtbare Geiſter bleibt an der Thüre, laßt niemand entwiſchen! leidet nicht, daß jemand über die Schwelle gehe, der nicht von mir bezeichnet iſt.

Die Frauen. Weh uns!

Die Männer. Was ſoll das werden!

Graf. Uriel, du zu meiner Rechten, Ithruriel, du zu meiner Linken, tretet herein. Beſtrafet die Verbrecher, denen ich dießmal nicht vergeben werde.

Die Frauen. Wohin verkriech' ich mich!

Domherr. Es iſt alles verloren!

Graf. Uriel! (Pauſe, als wenn er Antwort vernähme.) So recht! — "hier bin ich!"! das iſt dein gewöhnlicher Spruch, folgſamer Geiſt. — Uriel, faſſe dieſe Wei-

ber! (die Mädchen thun einen lauten Schrey) führe ſie weit über Berg und Thal, ſetze ſie auf einen Kreuzweg nieder; denn ſie glauben nicht, ſie gehorchen nicht, bis ſie fühlen. Greif zu!

Die Frauen. Ai! Ai! Er hat mich! — Großer Meiſter, um Gotteswillen!

Marquiſe. Herr Graf!

Die Frauen. Knieend bitten wir unſre Schuld ab.

Graf. Uriel, du bitteſt für ſie! Soll ich mich erweichen laſſen?

Die Frauen. Bitte für uns, Uriel!

Marquiſe. Iſt es erlaubt, dieſe Geſchöpfe ſo zu ängſtigen?

Graf. Was! Was! auf Ihre Knice nieder, Madame! Nicht vor mir, vor den unſichtbaren Mächten, die neben mir ſtehen, auf die Knice! Können Sie ein ſchuldloſes Herz, ein freyes Angeſicht gegen dieſe himmliſchen Geſtalten wenden?

Ein Mädchen. Siehſt du was?

Die Andre. Einen Schatten, ganz dicht an ihm!

Graf. Wie ſieht es in Ihrem Herzen aus?

Marquiſe. Großer Meiſter! Schone des zarten Geſchlechtes!

Graf. Ich bin gerührt, nicht erweicht. Ihr, Uriel! ergreife dieſe Männer, führe ſie in meine tiefſten Keller.

Domherr. Mein Herr und Meiſter!

Ritter. Nicht ein Wort mehr! Ihre Geister erſchrecken uns nicht, und hier iſt eine Klinge gegen Sie ſelbſt. Glauben Sie nicht, daß wir noch Arm und Muth genug haben, uns und dieſe Frauen zu vertheidigen?

Graf. Thörichter Jüngling! zieh völlig, ziehe! Stoß hieher, hieher auf dieſe freye unbeſchützte Bruſt! ſtoß her, daß ein Zeichen geſchehe für dich und alle. Ein dreifacher Harniſch, der Rechtſchaffenheit, der Weisheit, der Zauberkraft ſchützt dieſe Bruſt. Stoß her und ſuche die Stücke deiner zerbrochnen Klinge beſchämt zu meinen Füßen.

Die Männer. Welche Majeſtät!

Die Frauen. Welche Gewalt!

Die Männer. Welche Stimme!

Die Frauen. Welch ein Mann!

Der Ritter. Was ſoll ich thun?

Domherr. Was kann das werden?

Marquiſe. Was ſoll ich ſagen?

Graf. Steht auf! ich begnadige das unverſtändige Geſchlecht. Meine verirrten Kinder will ich nicht ganz verſtoßen; doch alle Züchtigung erlaß' ich euch nicht.

(zu den Männern:)

Entfernt euch! (die Männer treten in den Grund zurück.)

(zu den Frauen:)

und ihr, faßt und ſammlet euch!

(als wenn er vertraulich zu den Geiſtern ſpräche:)

Uriel! Ithuriel! geht zu euren Brüdern!

(zu den Frauen:)

Nun laßt hören, ob ihr meiner Lehren noch eingedenk ſeyd. — Was ſind die Haupttugenden der Weiber?

Erſtes Mädchen. Geduld und Gehorſam.

Graf. Was iſt ihr Sinnbild?

Zweytes Mädchen. Der Mond.

Graf (gegen die Marquiſe:) Warum?

Marquiſe. Weil er ſie erinnert, daß ſie kein eigen Licht haben, ſondern daß ſie allen Glanz vom Manne erhalten.

Graf. Wohl, das merkt euch! — Und nun, wenn ihr nach Hauſe fahrt, werdet ihr linker Hand das erſte Viertel am klaren Himmel erblicken; dann ſprecht unter einander: ſeht, wie zierlich es da ſteht! welches gemäßigte Licht! welche ſchöne Taille! welche Sittſamkeit! das wahre Bild einer liebenswürdigen heranwachſenden Jungfrau. Erblickt ihr künftig den Vollmond, ſo ermahnt euch unter einander, und ſprecht: wie ſchön glänzt das Bild einer glücklichen Hausfrau! ſie wendet ihr Geſicht gerade ihrem Manne zu; ſie fängt die Strahlen ſeines Lichtes auf, die ſanft und lieblich von ihr wiederglänzen. Das bedenkt recht, und führt unter einander dieſes Bild aus, ſo gut ihr nur könnt; ſetzt eure Betrachtungen ſo weit fort als ihr vermöget; bildet euren Geiſt, erhebt euer Gemüth:

denn so nur könnt ihr würdig werden, das Angesicht des Groß-Cophta zu schauen. — Nun geht! übertretet keines meiner Gebote, und der Himmel behüte euch vor dem abnehmenden Lichte, vor dem betrübten Wittwenstande! — Ihr fahrt sogleich sämmtlich nach der Stadt, und nur eine strenge Buße kann euch Vergebung erwerben und die Ankunft des Groß-Cophta beschleunigen. Lebt wohl.

Marquise (bey Seite). Der verwünschte Kerl! Er ist ein Fantast, ein Lügner, ein Betrüger; ich weiß es, ich bin's überzeugt; und doch imponirt er mir! (Die Frauenzimmer neigen sich und gehen ab.)

Dritter Auftritt.

Die Vorigen (außer den Damen).

Graf. Nun Ritter und ihr andern, tretet herbey! Ich hab' euch vergeben; ich seh' euch beschämt, und meine Großmuth überläßt eurem eigenen Herzen Strafe und Besserung.

Ritter. Wir erkennen deine Huld, väterlicher Meister.

Graf. Aber wenn ihr in der Folge meine Verordnungen überschreitet, wenn ihr nicht alles anwendet, den begangenen Fehler wieder gut zu machen: so hofft nie das Angesicht des Groß-Cophta zu sehen, nie

an der Quelle der Weisheit eure durstigen Lippen zu erquicken. — Nun, laßt hören, habt ihr gefaßt, was ich euch überlieferte? — Wann soll ein Schüler seine Betrachtungen anstellen?

Ritter. Bey Nachtzeit.

Graf. Warum?

Erster Schüler. Damit er desto lebhafter fühle, daß er im Finstern wandelt.

Graf. Welche Nächte soll er vorziehen?

Zweyter Schüler. Nächte, wenn der Himmel klar ist und die Sterne funkeln.

Graf. Warum?

Ritter. Damit er einsehe, daß viele tausend Lichter noch nicht hell machen, und damit seine Begierde nach der einzig erleuchtenden Sonne desto lebhafter werde.

Graf. Welchen Stern soll er vorzüglich im Auge haben?

Erster Schüler. Den Polarstern.

Graf. Was soll er sich dabey vorstellen?

Zweyter Schüler. Die Liebe des Nächsten.

Graf. Wie heißt der andere Pol?

Erster Schüler. Die Liebe der Weisheit.

Graf. Haben diese beyden Pole eine Achse?

Ritter. Freylich, denn sonst könnten sie keine Pole seyn. Diese Achse geht durch unser Herz, wenn

wir rechte Schüler der Weisheit sind, und das Universum dreht sich um uns herum.

Graf. Sage mir den Wahlspruch des ersten Grades.

Ritter. Was du willst, das dir die Leute thun sollen, wirst du ihnen auch thun.

Graf. Erkläre mir diesen Spruch.

Ritter. Er ist deutlich, er bedarf keiner Erklärung.

Graf. Wohl! — Nun geht in den Garten, und faßt den Polarstern recht in die Augen.

Ritter. Es ist sehr trübe, großer Lehrer; kaum daß hie und da ein Sternchen durchblinkt.

Graf. Desto besser! — So bejammert euren Ungehorsam, euren Leichtsinn, eure Leichtfertigkeit; das sind Wolken, welche die himmlischen Lichter verdunkeln.

Ritter. Es ist kalt, es geht ein unfreundlicher Wind, wir sind leicht gekleidet.

Graf. Hinunter! hinunter mit euch! Darf ein Schüler der Weisheit frieren? — Mit Lust solltet ihr eure Kleider abwerfen, und die heiße Begierde eures Herzens, der Durst nach geheimer Wissenschaft sollte Schnee und Eis zum Schmelzen bringen. Fort mit euch! fort!

(Der Ritter und die andern mit einer Verbeugung ab.)

Vierter Auftritt.

Der Graf. Der Domherr.

Graf. Nun hervor mit Ihnen, Domherr! hervor! Sie erwartet ein ſtrenger Gericht. — Ihnen hätte ich es nicht zugetraut. Der Schüler, dem ich mehr als allen andern die Hand reiche, den ich mit Gewalt zu mir herauf ziehe, dem ich ſchon die Geheimniſſe des zweyten Grades enthüllt habe — dieſer beſteht ſo ſchlecht bey einer geringen Prüfung! — Nicht die Drohungen ſeines Meiſters, nicht die Hoffnung den Groß-Cophta zu ſehen, können ihn abhalten, ſeine Gelage nur wenige Nächte zu verſchieben. Pfui! iſt das männlich? iſt das weiſe? Die Lehren des größten Sterblichen! die Hülfe der Geiſter! die Eröffnung aller Geheimniſſe der Natur, eine ewige Jugend, eine immer gleiche Geſundheit, eine unverwüſtliche Stärke, eine nie verſchwindende Schönheit! Um dieſe größten Schätze der Welt bemüheſt du dich, und kannſt nicht einem Abendſchmauſe entſagen!

Domherr (niederknieend). Du haſt mich oft zu deinen Füßen geſehen; hier lieg' ich wieder. Vergieb mir! entziehe mir nicht deine Huld. — Die Reize — die Lockung — die Gelegenheit — die Verführung! — Nie ſollſt du mich wieder ungehorſam finden! gebiete! lege mir auf was du willſt!

Graf. Wie kann ich mit dir zürnen, du mein Liebling! wie kann ich dich verſtoßen, du Erwählter des

Schickſals! Steh auf, komm an meine Bruſt, von der du dich, ſelbſt mit Gewalt, nicht losreiſſen kannſt.

Domherr. Wie entzückſt du mich! — Aber darf ich in dieſem Augenblicke, wo ich büßen und trauren ſollte, darf ich als ein Zeichen der Verſöhnung mir eine Gnade von dir ausbitten?

Graf. Sprich, mein Theurer!

Domherr. Laß mich nicht länger in Ungewißheit, gieb mir ein helleres Licht über den wunderbaren Mann, den du Groß-Cophta nennſt, den du uns zeigen willſt, von dem du uns ſo viel verſprichſt. Sage mir, wer iſt er? Wo iſt er? Iſt er ſchon nah? Werd' ich ihn ſehen? Kann er mich würdigen? Kann er mich aufnehmen? Wird er mir die Lehren überliefern, nach denen mein Herz ſo heftig begehrt?

Graf. Mäßig! mäßig, mein Sohn! Wenn ich dir nicht gleich alles entdecke, ſo iſt dein Beſtes meine Abſicht. — Deine Neugierde zu wecken, deinen Verſtand zu üben, deine Gelehrſamkeit zu beleben, das iſt es, was ich wünſche; ſo möchte ich mich um dich verdient machen. — Hören und lernen kann jedes Kind; merken und rathen müſſen meine Schüler. — Als ich ſagte: Cophta, fiel dir nichts ein?

Domherr. Cophta! Cophta! — Wenn ich dir es geſtehen ſoll, wenn ich mich vor dir nicht zu ſchämen brauche! Meine Einbildungskraft verließ ſogleich dieſen kalten, beſchränkten Welttheil; ſie beſuchte jenen heißen

Himmelsſtrich, wo die Sonne noch immer über unſäglichen Geheimniſſen brütet. Aegypten ſah ich auf einmal vor mir ſtehen; eine heilige Dämmerung umgab mich; zwiſchen Pyramiden, Obelisken, ungeheuren Sphinxen, Hieroglyphen verirrte ich mich; ein Schauer überfiel mich. — Da ſah' ich den Groſs-Cophta wandeln; ich ſah' ihn umgeben von Schülern, die wie mit Ketten an ſeinen klugen Mund gebunden waren.

Graf. Dießmal hat dich deine Einbildungskraft nicht irre geführt. Ja, dieſer groſse, herrliche, und ich darf wohl ſagen, dieſer unſterbliche Greis iſt es, von dem ich euch ſagte, den ihr zu ſehen dereinſt hoffen dürfet. In ewiger Jugend wandelt er ſchon Jahrhunderte auf dieſem Erdboden. Indien, Aegypten iſt ſein liebſter Aufenthalt. Nackt betritt er die Wüſten Libyens; ſorglos erforſcht er dort die Geheimniſſe der Natur. Vor ſeinem gebieteriſch hingeſtreckten Arm ſtutzt der hungrige Löwe; der grimmige Tiger entflieht vor ſeinem Schelten, daß die Hand des Weiſen ruhig heilſame Wurzeln aufſuche, Steine zu unterſcheiden wiſſe, die wegen ihrer geheimen Kräfte ſchätzbarer ſind als Gold und Diamanten.

Domherr. Und dieſen trefflichen Mann ſollen wir ſehen? Gieb mir einen Wink, auf welche Weiſe es möglich ſey?

Graf. O du Kurzſichtiger! welche Winke ſoll ich dir geben? Dir, deſſen Augen geſchloſſen ſind!

Domherr. Nur Ein Wort!

Graf. Es ist genug! — Was der Hörer wissen soll, pflege ich ihm nie zu sagen.

Domherr. Ich brenne vor Begierde, besonders seitdem du mich in den zweyten Grad der Geheimnisse erhoben hast. O! daß es möglich wäre, daß du mir auch sogleich den dritten schenktest.

Graf. Es kann nicht geschehen!

Domherr. Warum?

Graf. Weil ich noch nicht weiß, wie du die Lehren des zweyten Grades gefaßt haben magst und ausüben wirst.

Domherr. Prüfe mich sogleich.

Graf. Es ist jetzt nicht Zeit.

Domherr. Nicht Zeit?

Graf. Hast du schon vergessen, daß die Schüler des zweyten Grades ihre Betrachtungen bey Tage und besonders Morgens anstellen sollen?

Domherr. So sey es denn morgen bey guter Zeit.

Graf. Gut! Nun aber zuförderst die Buße nicht versäumt! — Hinunter zu den Andern in den Garten! — — Aber du sollst einen großen Vorzug vor ihnen haben. — — Wende ihnen den Rücken zu — schaue gegen Mittag. Von Mittag kommt der Groß-Cophta; dieses Geheimniß entdeck' ich dir allein. Alle Wünsche deines Herzens eröffne ihm; sprich so leise du willst, er hört dich.

Domherr. Ich gehorche mit Freuden.

(Er küßt dem Grafen die Hand, und entfernt sich.)

Fünfter Auftritt.

Der Graf. Saint Jean.

Saint Jean (der vorſichtig herein tritt). Hab' ich meine Sachen nicht recht gemacht?

Graf. Du haſt deine Pflicht erfüllt.

Saint Jean. Flogen die Thüren nicht auf, als wenn Geiſter ſie von einander ſprengten? Meine Cameraden erſchracken und flohen; es hat keiner was geſehen noch gemerkt.

Graf. Es mag gut ſeyn! Ich hätte ſie auch ohne dich aufgebracht; nur verlangt eine ſolche Operation mehr Umſtände. Ich nehme nur manchmal zu gemeinen Mitteln meine Zuflucht, um die edlen Geiſter nicht immer zu incommodiren. (Einen Beutel eröffnend) Hier für deine Mühe! Gieb dieß Geld nicht frevelhaft weg; es iſt philoſophiſches Gold. Es bringt Segen! — — Wenn man's in der Taſche behält, wird ſie nie leer.

Saint Jean. So! da will ich's wohl verwahren

Graf. Wohl, und ſpare dir immer zwey, drey Goldſtücke dazu, du wirſt Wunder ſehen.

Saint Jean. Haben Sie das Gold ſelbſt gemacht, Herr Graf?

Graf. Ich gebe gar kein andres aus.

Saint Jean. Wie glücklich ſind Sie!

Graf. Weil ich Glückliche mache.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 18625/451

Saint Jean. Ich bin Ihnen mit Leib und Seele ergeben,

Graf. Das soll dein Schade nicht seyn. Gehe hin und schweige, damit nicht andre diese Quelle kennen lernen. In wenig Zeit sollst du die Stelle haben, um die du gebeten hast.

(Bedienter ab.)

Sechster Auftritt.

Der Graf.

Glücklicherweise find' ich hier eine wohlbesetzte Tafel, ein feines Dessert, treffliche Weine. Der Domherr läßt's nicht fehlen. Wohl, hier kann ich meinen Magen restauriren, indeß die Menschen glauben, ich halte meine vierzigtägigen Fasten. Ich scheine ihnen auch darum ein Halbgott, weil ich ihnen meine Bedürfniße zu verbergen weiß.

Zweyter Aufzug.

Erster Auftritt.

Wohnung des Marquis.

Der Marquis, hernach la Fleur.

Der Marquis (in einem sehr eleganten Frack vor dem Spiegel). Geburt, Rang, Gestalt, was sind sie alle gegen das Geld! Wie dank' ich der kühnen Industrie meiner Frau, daß sie mir so viel verschafft! Wie anders seh' ich aus, da ich nun das erstemal nach meinem Stande gekleidet bin! Ich kann nicht erwarten, bis ich mich öffentlich zeige. (Er klingelt.)

La Fleur. Was befehlen Sie, gnädiger Herr?

Marquis. Gieb mir die Chatulle.

La Fleur (bringt sie). So schwer hab' ich noch nie daran getragen.

Marquis (indem er die Chatulle öffnet). Was sagst du, sind diese beiden Uhren nicht schön, die ich gestern kaufte?

La Fleur. Sehr schön.

Marquis. Und diese Dose?

La Fleur. Kostbar und zierlich.

Marquis. Dieser Ring?

La Fleur. Gehört auch Ihnen?

Marquis. Diese Schnallen? Diese Stahlknöpfe? Genug, alles zusammen! Findest du mich nicht elegant und vornehm gekleidet?

La Fleur. Sie zeichnen sich nun auf dem Spaziergange gewiß vor vielen aus.

Marquis. Wie wohl mir das thut! — Aus Noth ewig in der Uniform zu gehen, immer in der Menge verloren zu seyn, die Aufmerksamkeit keines Menschen zu reizen! Ich hätte lieber todt seyn mögen, als länger so leben. — Ist die Nichte schon aufgestanden?

La Fleur. Ich glaube kaum. Sie hat wenigstens das Frühstück noch nicht gefordert. Es scheint mir, sie ist erst wieder eingeschlafen, seitdem Sie heute früh von ihr wegschlichen.

Marquis. Unverschämter! — Stille!

La Fleur. Unter uns darf ich doch aufrichtig seyn?

Marquis. Wenn dir in Gegenwart meiner Frau so ein Wort entführe!

La Fleur. Glauben Sie nicht, daß ich Herr über meine Lippen bin?

Marquis. Noch kann die Marquise unmöglich etwas argwöhnen. Sie hält die Nichte für ein Kind, in drey Jahren haben sie sich nicht gesehen; ich fürchte, wenn sie das Kind recht ansieht —

La Fleur. Das möchte noch alles gehen. Wenn sie nur nicht die Bekanntschaft mit dem alten Heremmeister hätte; vor dem fürchte ich mich. Der Mann ist ein Wunder! Alles weiß er, alles verrathen ihm seine Geister. Wie ging es im Hause des Domherrn? Der Zauberer entdeckte ein wichtiges Geheimniß, und nun sollte es der Kammerdiener verschwatzt haben.

Marquis. Er ist eben, so viel ich weiß, nicht der größte Freund meiner Frau.

La Fleur. Ach, er bekümmert sich um alles; und wenn er seine Geister fragt, bleibt ihm nichts verborgen.

Marquis. Sollte denn das alles wahr seyn, was man von ihm erzählt?

La Fleur. Es zweifelt niemand daran. Nur die Wunder, die ich gewiß weiß —

Marquis. Es ist doch sonderbar! — Sieh zu, es fährt ein Wagen vor.

(La Fleur ab.)

Marquis. Wenn meine Frau mein Verhältniß zur schönen Nichte erfahren könnte! — Nun, es käme auf den ersten Augenblick an. Wenn sie ihre Plane durchsetzt, wenn ich ihr zum Werkzeug diene, läßt sie mich dann nicht machen, was ich will? — Sie selbst?

Zweyter Auftritt.

Der Marquis. Die Marquiſe.

Marquiſe. Ich komme früher als ich dachte.

Marquis. Ich freue mich dich endlich wieder zu ſehen.

Marquiſe. Warum kamſt du mir nicht auch entgegen? Der Domherr hatte dich eingeladen.

Marquis. Verzeih mir! Ich hatte eben geſtern vieles zu berichtigen. Du ſchriebſt mir ja, daß ich mich zu einer Reiſe vorbereiten ſollte.

Marquiſe. Du haſt nicht viel verloren. Der Domherr war unleidlich und die Geſellſchaft verſtimmt. Zuletzt überraſchte uns noch der Graf und jagte uns auseinander. Man muß ſich nun einmal die Tollheiten dieſes Menſchen gefallen laſſen.

Marquis (lächelnd). Wie geht es denn mit deiner Unterhandlung? (ironiſch.) Haſt du dich bey Hofe recht eingeſchmeichelt?

Marquiſe. Es iſt wahr, wir haben uns lange nicht geſehen. Du warſt abweſend als ich verreiſte. Gleich als der Fürſt und die Prinzeſſin auf das Luſtſchloß hinaus gezogen waren, miethete ich mir ein kleines Landhaus in der Nähe, und wohnte da ganz im Stillen; indeß ſich der Domherr einbildete, ich ſehe die Prinzeſſin täglich. Ich ſchickte ihm Boten, ich erhielt Briefe von ihm, und ſeine Hoffnung war aufs Aeußerſte geſpannt.

Denn wie unglücklich dieſer Mann iſt, ſeitdem ihn ſein unkluges Betragen vom Hofe entfernt hat, wie leichtgläubig, wenn ſeinen Hoffnungen geſchmeichelt wird, läßt ſich nicht denken. Ich brauchte es nicht ſo künſtlich anzulegen, als ich es gethan habe, und ich überredete ihn doch.

Marquis. Aber auf die Länge kann dieſes Mährchen nicht halten.

Marquiſe. Dafür laß mich ſorgen. Er iſt jetzt nahe dem Gipfel ſeiner Glückſeligkeit. Heute Nacht, als er mich auf ſeinem Landhauſe empfing, brachte ich ihm einen Brief von der Prinzeſſin —

Marquis. Von der Prinzeſſin?

Marquiſe. Den ich ſelbſt geſchrieben hatte. Er war in allgemeinen Ausdrücken gefaßt; die Ueberbringerin, hieß es, würde mehr ſagen.

Marquis. Und weiter?

Marquiſe. Ich kündigte ihm die Gnade der Prinzeſſin an; ich verſicherte ihm, daß ſie ſich bey ihrem Vater verwenden und die Gnade des Fürſten gewiß für ihn wieder erlangen würde.

Marquis. Gut! aber welchen Vortheil verſprichſt du dir von allem dieſem?

Marquiſe. Erſtlich eine Kleinigkeit, in die wir uns auf der Stelle theilen wollen.

(Sie zieht einen Beutel hervor.)

Marquis. Beſtes Weib!

Marquiſe. Das erhielt ich vom Domherrn, um die Garderobe der Fürſtin mir günſtig zu machen. Zähle dir nur gleich deine Hälfte davon ab.

Marquis (tritt an den Tiſch und zählt, ohne auf das, was ſie ſagt, acht zu geben).

Marquiſe. Aber, wie geſagt, eine Kleinigkeit! — Gelingt mir mein Anſchlag, ſo ſind wir auf immer geborgen. — Die Hofjuweliere haben ſchon lange ein koſtbares Halsband liegen, das ſie gern verkaufen möchten; der Domherr hat ſo viel Credit, daß ſie es ihm wohl einhändigen, wenn er ihnen eine terminliche Zahlung garantirt, und ich —

Marquis (der nach ihr hinſieht). Was ſagſt du von Terminen? von Zahlung?

Marquiſe. Merkſt du denn nicht auf? Du biſt ſo ganz bey dem Gelde.

Marquis. Hier haſt du deine Hälfte! die meine ſoll gut angewendet werden: Sieh einmal, wie ich mich herausgeputzt habe.

(Er zeigt ſich ihr; dann tritt er vor den Spiegel.)

Marquiſe (vor ſich). O des eitlen, kleinlichen Menſchen!

Marquis (ſich herumkehrend). Was wollteſt du ſagen?

Marquiſe. Du hätteſt beſſer aufgemerkt, wenn du hätteſt ahnden können, von welcher wichtigen Sache

ich ſprach. Es iſt nichts weniger als mit einem einzigen Schlage unſer ganzes Glück zu machen.

Marquis. Und wie?

Marquiſe. Erinnerſt du dich von dem koſtbaren Halsband gehört zu haben, das die Hofjuweliere arbeiten ließen, in Hoffnung, der Fürſt ſolle ſeiner Tochter damit ein Geſchenk machen.

Marquis. Ganz recht! Ich habe es ſogar dieſe Woche noch bey ihnen geſehen, als ich dieſen Ring kaufte; es iſt von unglaublicher Schönheit. Man weiß nicht, ob man die Größe der Steine, ihre Gleichheit, ihr Waſſer, die Anzahl, oder den Geſchmack, womit ſie zuſammengeſetzt ſind, am meiſten bewundern ſoll. Ich konnte mich vom Anblick nicht ſcheiden; dieſer Ring verſchwand zu nichts dagegen; ich ging recht unzufrieden weg, und konnte mir das Halsband einige Tage nicht aus dem Sinne ſchaffen.

Marquiſe. Und dieſes Halsband ſoll unſer werden!

Marquis. Dieſes Halsband? Unſer? Du erſchreckſt mich! Welch ein ungeheurer Gedanke!

Marquiſe. Glaubſt du, daß ich weiter keine Abſicht habe, als dir für Uhren, Ringe und Stahlknöpfe zu ſorgen? Ich bin gewohnt, armſelig zu leben, aber nicht armſelig zu denken. — Wir haben uns lange genug elend beholfen, unter unſerm Stande, unter der Würde meiner großen Vorfahren leben müſſen; jetzt, da ſich eine

Gelegenheit darbietet, will ich gewiß nicht kleinlich seyn und sie entschlüpfen lassen.

Marquis. Aber ums Himmels willen, was ist dein Plan? Wie ist es möglich ihn auszuführen?

Marquise. Höre mich! Dem Domherrn mach' ich glauben, die Prinzessin wünsche das Halsband zu besitzen, und daran sage ich keine ganze Unwahrheit: denn man weiß, daß es ihr außerordentlich gefallen hat und daß sie es gern besessen hätte. Ich sage dem Domherrn ferner: die Prinzessin wünsche das Halsband zu kaufen und verlange von ihm, daß er nur seinen Namen dazu hergeben solle, daß er den Kauf mit den Juwelieren schließe, die Termine festsetze und allenfalls den ersten Termin bezahle. Sie wolle ihn völlig schadlos halten und diesen Dienst als ein Pfand seiner Treue, seiner Ergebenheit ansehen.

Marquis. Wie verblendet muß er seyn, so viel zu wagen!

Marquise. Er glaubt ganz sicher zu gehen. Auch habe ich ihm schon ein Blatt zugestellt, in welchem die Prinzessin ihm Sicherheit zu versprechen scheint.

Marquis. Liebe Frau, das wird gefährlich!

Marquise. Schäme dich! Mit mir darfst du alles wagen. Ich habe mich schon vorgesehen in Absicht auf die Ausdrücke, die Unterschrift. Sey nur ruhig! — Und wenn alles entdeckt würde, bin ich nicht als ein Seitenzweig der fürstlichen Familie so gut als

anerkannt! — Höre nur! Der Domherr iſt jetzt voller Freuden über dieſes Vertrauen; er ſieht darin ein gewiſſes Zeichen der neugeſchenkten Gunſt, und wünſcht nichts ſehnlicher, als daß der Kauf zu Stande und das Halsband ſchon in ihren Händen ſey.

Marquis. Und dieſes Halsband denkſt du zu unterſchlagen?

Marquiſe. Natürlich! mache dich nur immer reiſefertig. Sobald der Schatz in unſern Händen iſt, wollen wir ihn nutzen. Wir brechen den Schmuck auseinander, du gehſt nach England hinüber, verkaufeſt, vertauſcheſt zuerſt die kleinen Steine mit Klugheit; ich komme nach, ſobald mir meine Sicherheit nicht mehr erlaubt hier zu bleiben; indeſſen will ich die Sache ſchon ſo führen und ſo verwirren, daß der Domherr allein ſtecken bleibt.

Marquis. Es iſt ein großes Unternehmen; aber ſage mir, fürchteſt du dich nicht in der Nähe des Grafen, dieſes großen Zauberers, ſolch einen Plan zu entwerfen?

Marquiſe. Ein groſſer Schelm iſt er! ſeine Zauberey beſteht in ſeiner Klugheit, in ſeiner Unverſchämtheit. Er fühlt wohl, daß ich ihn kenne. Wir betragen uns gegen einander, wie ſich's gebührt; wir verſtehen einander, ohne zu ſprechen; wir helfen einander ohne Abrede.

Marquis. Aber die Geiſter, die er bey ſich hat?

Marquise. Possen!

Marquis. Die Wunder die er thut?

Marquise. Mährchen!

Marquis. So viele haben doch gesehen —

Marquise. Blinde!

Marquis. So viele glauben —

Marquise. Tröpfe!

Marquis. Es ist zu allgemein! die ganze Welt ist davon überzeugt!

Marquise. Weil sie albern ist!

Marquis. Die Wundercuren —

Marquise. Charlatanerie!

Marquis. Das viele Geld, das er besitzt —

Marquise. Mag er auf eben dem Wege erlangt haben, wie wir das Halsband zu erlangen gedenken.

Marquis. Du glaubst also, daß er nicht mehr weiß, als ein anderer?

Marquise. Du mußt unterscheiden — wenn du kannst. Er ist kein gemeiner Schelm. Er ist so unternehmend und gewaltsam als klug, so unverschämt als vorsichtig; er spricht so vernünftig als unsinnig; die reinste Wahrheit und die größte Lüge gehen schwesterlich aus seinem Munde hervor. Wenn er aufschneidet, ist es unmöglich zu unterscheiden, ob er dich zum Besten hat, oder ob er toll ist. — — Und es braucht weit weniger als das, um die Menschen verwirrt zu machen.

Jack (hereln ſpringend). Ihre Nichte fragt: ob ſie aufwarten kann? — Sie iſt hübſch Ihre Nichte!

Marquiſe. Gefällt ſie dir? — Laß ſie kommen.

(Jack ab.)

Marquiſe. Ich wollte dich eben fragen, wie dir es gegangen iſt, ob du ſie glücklich in die Stadt gebracht haſt? Wie iſt ſie geworden? Glaubſt du, daß ſie ihr Glück machen wird?

Marquis. Sie iſt ſchön, liebenswürdig, ſehr angenehm; und gebildeter als ich glaubte, da ſie auf dem Lande erzogen iſt.

Marquiſe. Ihre Mutter war eine kluge Frau, und es fehlte in ihrer Gegend nicht an guter Geſellſchaft. — Da iſt ſie.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Die Nichte.

Nichte. Wie glücklich bin ich Sie wieder zu ſehen, liebſte Tante!

Marquiſe. Liebe Nichte! Seyn Sie mir herzlich willkommen.

Marquis. Guten Morgen, Nichtchen! Wie haben Sie geſchlafen?

Nichte (beſchämt). Ganz wohl.

Marquiſe. Wie ſie groß geworden iſt, ſeit ich ſie nicht geſehen habe!

Nichte. Es werden drey Jahre ſeyn.

Marquis. Groß, ſchön, liebenswürdig! Sie iſt alles geworden, was ihre Jugend uns weiſſagte.

Marquiſe (zum Marquis). Erſtaunſt du nicht, wie ſie unſerer Prinzeſſin gleicht?

Marquis. So oben hin. In der Figur, im Wuchſe, in der Größe mag eine allgemeine Aehnlichkeit ſeyn; aber dieſe Geſichtsbildung gehört ihr allein, und ich denke, ſie wird ſie nicht vertauſchen wollen.

Marquiſe. Sie haben eine gute Mutter verlohren.

Nichte. Die ich in Ihnen wieder finde.

Marquiſe. Ihr Bruder iſt nach den Inſeln.

Nichte. Ich wünſche, daß er ſein Glück mache.

Marquis. Dieſen Bruder erſetze ich.

Marquiſe (zum Marquis). Es iſt eine gefährliche Stelle, Marquis!

Marquis. Wir haben Muth.

Jäck. Der Ritter! — Er iſt noch nicht freundlicher geworden.

Marquiſe. Er iſt willkommen!

(Jäck ab.)

Marquiſe (zur Nichte). Sie werden einen liebenswürdigen Mann kennen lernen.

Marquis. Ich dächte, ſie könnte ſeinesgleichen ſchon mehr geſehen haben.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Der Ritter.

Marquiſe. Es ſcheint, Sie haben ſo wenig geſchlafen als ich.

Ritter. Gewiß dießmal hat der Graf unſere Geduld ſehr geprüft, beſonders die meine. Er ließ uns eine völlige Stunde im Garten ſtehen, dann befahl er uns in die Wagen zu ſitzen und nach Hauſe zu fahren; er ſelbſt brachte den Domherrn herein.

Marquiſe. So ſind wir denn glücklich alle wieder in der Stadt zuſammen!

Ritter. Iſt dieſes Frauenzimmer Ihre Nichte, die Sie uns ankündigten?

Marquiſe. Sie iſts.

Ritter. Ich bitte mich ihr vorzuſtellen.

Marquiſe. Dieß iſt der Ritter Greville, mein werther Freund.

Nichte. Ich freue mich, eine ſo angenehme Bekanntſchaft zu machen!

Ritter (nachdem er ſie aufmerkſam betrachtet). Ihre Tante hat nicht zu viel geſagt; gewiß Sie werden die ſchönſte Zierde unſers gemeinſchaftlichen Kreiſes ſeyn.

Nichte. Ich merke wohl, daß man ſich in der großen Welt gewöhnen muß dieſe ſchmeichelhaften Ausdrücke zu hören. Ich fühle meine Unwürdigkeit und bin

von Herzen beschämt; noch vor kurzer Zeit würden mich solche Complimente sehr verlegen gemacht haben.

Ritter. Wie gut sie spricht!

Marquise (setzt sich). Sagt' ich Ihnen nicht voraus, daß sie Ihnen gefährlich werden könnte.

Ritter (setzt sich zu ihr). Sie scherzen, Marquise!

Marquis (ersucht pantomimisch die Nichte, ihm an der Hutkokarde, an dem Stockbande etwas zurechte zu machen; sie thut es, indem sie sich an ein Tischchen der Marquise gegenüber setzt. Der Marquis bleibt bey ihr stehen).

Marquise. Wie haben Sie den Domherrn verlassen?

Ritter. Er schien verdrießlich und verlegen; ich verdenk' es ihm nicht. Der Graf überraschte uns, und ich darf wohl sagen: er kam uns allen zur Unzeit.

Marquise. Und Sie wollten sich mit gewaffneter Hand den Geistern widersetzen?

Ritter. Ich versichere Sie, schon längst war mir die Arroganz des Grafen unerträglich; ich hätte ihm schon einigemal die Spitze geboten, wenn nicht sein Stand, sein Alter, seine Erfahrung, seine übrigen großen Eigenschaften mehr als seine Güte gegen mich mir wiederum die größte Ehrfurcht einflößten. Ich leugne es nicht, oft ist er mir verdächtig: bald erscheint er mir als ein Lügner, als ein Betrüger; und gleich bin ich wieder durch die Gewalt seiner Gegenwart an ihn gebunden und wie an Ketten gelegt.

Marquiſe. Wem geht es nicht ſo?

Ritter. Auch Ihnen?

Marquiſe. Auch mir.

Ritter. Und ſeine Wunder? Seine Geiſter?

Marquiſe. Wir haben ſo große, ſo ſichere Proben von ſeiner übernatürlichen Kraft, daß ich gerne meinen Verſtand gefangen nehme, wenn bey ſeinem Betragen mein Herz widerſtrebt.

Ritter. Ich bin in dem nämlichen Fall, wenn meine Zweifel gleich ſtärker ſind. Nun aber muß ſichs bald entſcheiden, heute noch! denn ich weiß nicht, wie er ausweichen will. — Als er uns heute gegen Morgen aus dem Garten erlöſte: denn ich muß geſtehen, wir gehorchten ihm pünktlich und keiner wagte nur einen Schritt, trat er endlich zu uns und rief: ſeyd mir geſegnet, die ihr die ſtrafende Hand eines Vaters erkennt, und gehorcht. Dafür ſoll euch der ſchönſte Lohn zugeſichert werden. Ich habe tief in eure Herzen geſehen. Ich habe euch redlich gefunden. Dafür ſollt ihr heute noch den Groß-Cophta erkennen.

Marquiſe. Heute noch?

Ritter. Er verſprach's.

Marquiſe. Hat er ſich erklärt, wie er ihn zeigen will? Wo?

Ritter. In dem Hauſe des Domherrn, in der ägyptiſchen Loge, wo er uns eingeweiht hat. Dieſen Abend.

Marquise. Ich verstehe es nicht. Sollte der Groß-Cophta schon angelangt seyn?

Ritter. Es ist mir unbegreiflich!

Marquise. Sollte ihn der Domherr schon kennen und es bis hieher geleugnet haben?

Ritter. Ich weiß nicht, was ich denken soll; aber es werde nun wie es wolle, ich bin entschlossen den Betrüger zu entlarven, sobald ich ihn entdecke.

Marquise. Als Freundin kann ich Ihnen ein so heroisches Unternehmen nicht rathen; glauben Sie, daß es so ein Leichtes sey?

Ritter. Was hat er denn für Wunder vor unsern Augen gethan? Und wenn er fortfährt, uns mit dem Groß-Cophta aufzuziehen, — wenn es am Ende auf eine Mummerey hinausläuft, daß er uns einen Landstreicher seines gleichen als den Urmeister seiner Kunst aufdringen will: wie leicht werden dem Domherrn, wie leicht der ganzen Schule die Augen zu öffnen seyn!

Marquise. Glauben Sie es nicht, Ritter! Die Menschen lieben die Dämmerung mehr als den hellen Tag, und eben in der Dämmerung erscheinen die Gespenster. Und dann denken Sie, welcher Gefahr Sie sich aussetzen, wenn Sie einen solchen Mann durch eine rasche, durch eine übereilte That beleidigen. Ich verehre ihn noch immer als ein übernatürliches Wesen. — Seine Großmuth, seine Freygebigkeit und sein Wohlwollen gegen Sie! Hat er Sie nicht in das Haus des Domherrn

gebracht? Begünſtigt er Sie nicht auf alle Weiſe? Können Sie nicht hoffen, durch ihn Ihr Glück zu machen, wovon Sie als ein dritter Sohn weit entfernt ſind? — — Doch Sie ſind zerſtreut — irre ich, Ritter? oder Ihre Augen ſind mehr auf meine Nichte als Ihr Geiſt auf mein Geſpräch gerichtet!

Ritter. Verzeihen Sie meine Neugierde. Ein neuer Gegenſtand reizt immer.

Marquiſe. Beſonders wenn er reizend iſt.

Marquis (der bisher mit der Nichte leiſe geſprochen). Sie ſind zerſtreut und Ihre Blicke ſcheinen nach jener Seite gerichtet zu ſeyn.

Nichte. Ich ſah meine Tante an. Sie hat ſich nicht geändert ſeitdem ich ſie geſehen habe.

Marquis. Deſto mehr verändert ſind' ich Sie, ſeitdem der Ritter eingetreten iſt.

Nichte. Seit dieſen wenigen Augenblicken?

Marquis. O ihr Weiber! ihr Weiber!

Nichte. Beruhigen Sie ſich, Marquis! Was fällt Ihnen ein?

Marquiſe. Wir machen doch dieſen Morgen eine Tour, Nichtchen?

Nichte. Wie es Ihnen gefällt.

Ritter. Darf ich mich zum Begleiter anbieten?

Marquiſe. Dießmal nicht, es würde Ihnen die Zeit lang werden. Wir fahren von Laden zu Laden. Wir haben viel einzukaufen: denn es muß dieſer ſchönen

Gestalt an keinem Putze fehlen. Diesen Abend finden wir uns in der ägyptischen Loge zusammen.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Jäck. Der Graf.

Jäck. Der Graf! —

Graf (der gleich hinter Jäck herein kommt). Wird nirgends angemeldet. Keine Thür ist ihm verschlossen, er tritt in alle Gemächer unversehens herein. Und sollte er auch unerwartet, unwillkommen herabfahren wie ein Donnerschlag: so wird er doch nie hinweggehen, ohne, gleich einem wohlthätigen Gewitter, Segen und Fruchtbarkeit zurück zu lassen.

Jäck (der indeß unbeweglich dagestanden, den Grafen angesehen und ihm zugehört, schüttelt den Kopf und geht ab).

Der Graf (setzt sich und behält in diesem, so wie in den vorhergehenden und folgenden Auftritten den Hut auf dem Kopfe, den er höchstens nur, um jemand zu grüßen, lüftet). Auch Sie treff' ich wieder hier, Ritter? Fort mit Ihnen, überlassen Sie sich der Meditation; und diesen Abend zur gesetzten Stunde finden Sie sich in dem Vorzimmer des Domherrn.

Ritter. Ich gehorche. Und Ihnen allerseits empfehle ich mich. (ab.)

Nichte. Wer ist dieser Herr?

Marquis. Der Graf Roſtro, der gröſte und wunderbarſte aller Sterblichen.

Graf. Marquiſe! Marquiſe! Wenn ich nicht ſo nachſichtig wäre, wie würde es um Sie ſtehen?

Marquiſe. Wie das, Herr Graf?

Graf. Wenn ich nicht ſo nachſichtig und mächtig zugleich wäre! Ihr ſeyd ein leichtſinniges Volk! Wie oft habt ihr mich nicht fußfällig gebeten, daß ich euch weiter in die Geheimniſſe führen ſoll! Habt ihr nicht verſprochen, euch allen Prüfungen zu unterwerfen, wenn ich euch den Groß-Cophta zeigen, wenn ich euch ſeine Gewalt über die Geiſter ſehen und mit Händen greifen ließe; und was habt ihr gehalten?

Marquiſe. Keine Vorwürfe, beſter Graf! Sie haben uns genug geſtraft.

Graf. Ich laſſe mich erweichen. (Nach einigem Nachdenken.) Ich ſehe wohl, ich muß anders zu Werke gehen, und euch durch eine ganz beſondere Weihung, durch die kräftigſte Anwendung meiner Wundergaben in wenig Augenblicken rein und fähig machen, vor dem Wundermann zu erſcheinen. Es iſt eine Operation, die, wenn ſie nicht geräth, uns allen gefährlich ſeyn kann. Ich ſehe es immer lieber, wenn meine Schüler ſich ſelber vorbereiten, damit ich ſie als umgeſchaffene Menſchen ruhig und ſicher in die Geſellſchaft der Geiſter führen kann.

Marquiſe. Laſſen Sie uns nicht länger warten.

Machen Sie uns noch heute glücklich, wenn es möglich iſt. Lieber will ich mich der größten Gefahr ausſetzen, die nur einen Augenblick dauert, als mich dem ſtrengen Gebot unterwerfen, das mir Monate lang Tage und Nächte raubt.

Graf. Leicht wollt ihr alles haben, leicht und bequem! und ihr fragt nicht, wie ſchwer mir nun die Arbeit werden muß?

Marquiſe. Ihnen ſchwer? — Ich wüßte nicht, was Ihnen ſchwer werden könnte.

Graf. Schwer! ſauer! und gefährlich! — Glaubt ihr, der Umgang mit Geiſtern ſey eine luſtige Sache? Man zwingt ſie nicht, wie ihr die Männer mit einem Blick, mit einem Händedruck. Ihr denkt nicht, daß ſie mir widerſtehen, daß ſie mir zu ſchaffen machen, daß ſie mich überwältigen möchten, daß ſie auf jeden meiner Fehler Acht haben, mich zu überliſten. Schon zweymal in meinem Leben habe ich gefürchtet ihnen unterzuliegen; darum trage ich dieſes Gewehr (er zieht ein Terzerol aus der Taſche) immer bey mir, um mich des Lebens zu berauben, wenn ich fürchten müßte, ihnen unterthänig zu werden.

Nichte (zum Marquis). Welch ein Mann! Es zittern mir die Kniee vor Schrecken! So hab' ich nie reden hören! von ſolchen Dingen hab' ich nie reden hören! von ſolchen Dingen hab' ich nichts geträumt!

Marquis. Wenn Sie erſt die Einſichten, die Ge-

walt dieſes Mannes kennen ſollten, Sie würden erſtaunen.

Nichte. Er iſt gefährlich! mir iſt angſt und bange!

(Der Graf ſitzt indeß unbeweglich und ſieht ſtarr vor ſich hin.)

Marquiſe. Wo ſind Sie, Graf? Sie ſcheinen abweſend! — So hören Sie doch! (Sie faßt ihn an und ſchüttelt ihn.) Was iſt das? Er rührt ſich nicht! Hören Sie mich doch!

Marquis (tritt näher). Sie ſind ein Kenner von Steinen, wie hoch ſchätzen Sie dieſen Ring? — — Er hat die Augen auf und ſieht mich nicht an.

Marquiſe (die ihn noch bey dem Arm hält). So ſteif wie Holz, als wenn kein Leben in ihm wäre!

Nichte. Sollte er ohnmächtig geworden ſeyn? Er ſprach ſo heftig! Hier iſt etwas zu riechen!

Marquis. Nein doch, er ſitzt ja ganz gerade, es iſt nichts Hinfälliges an ihm.

Marquiſe. Stille! er bewegt ſich!

(Der Marquis und die Nichte treten von ihm weg.)

Graf (ſehr laut und heftig, indem er vom Stuhle auffährt). Hier! halt ein, Schwager! hier will ich ausſteigen!

Marquiſe. Wo ſind Sie, Graf?

Graf (nachdem er tief Athem geholt hat). Ah — Sehen Sie, ſo geht mir's! (nach einer Pauſe.) Da haben Sie ein Beyſpiel! (Pauſe.) Ich kann es Ihnen wohl ver-

trauen. — Ein Freund, der gegenwärtig in Amerika lebt, kam unverſehens in groſſe Gefahr; er ſprach die Formel aus, die ich ihm anvertrauet habe; nun konnte ich nicht widerſtehen! Die Seele ward mir aus dem Leibe gezogen, und eilte in jene Gegenden. Mit wenig Worten entdeckte er mir ſein Anliegen, ich gab ihm ſchleunigen Rath; nun iſt mein Geiſt wieder hier, verbunden mit der irdiſchen Hülle, die inzwiſchen als ein lebloſer Klotz zurückblieb. — (Pauſe.) Das Sonderbarſte iſt dabey, daß eine ſolche Abweſenheit ſich immer damit endigt, daß es mir vorkommt, ich fahre entſetzlich ſchnell, ſehe meine Wohnung, und rufe dem Poſtillon zu, der eben im Begrif iſt vorbey zu fahren. — Hab' ich nicht ſo was ausgerufen?

Marquiſe. Sie erſchreckten uns damit. — Sonderbar und erſtaunlich! (leiſe.) Welche Unverſchämtheit!

Graf. Sie können aber nicht glauben, wie ich ermüdet bin. Mir ſind alle Gelenke wie zerſchlagen; ich brauche Stunden um mich wieder zu erhohlen. Davon ahndet ihr nichts; ihr wähnt, man mache nur alles bequem mit dem Zauberſtäbchen.

Marquis. Wunderbarer, verehrungswürdiger Mann! (leiſe.) Welch ein dreiſter Lügner!

Nichte (herbey tretend). Sie haben mir recht bange gemacht, Herr Graf.

Graf. Ein gutes, natürliches Kind! (zur Marquiſe.) Ihre Nichte?

Marquiſe. Ja, Herr Graf! Sie hat vor kurzem ihre Mutter verlohren; ſie iſt auf dem Lande erzogen und erſt drey Tage in der Stadt.

Graf (die Nichte ſcharf anſehend). So hat mich Uriel doch nicht betrogen.

Marquiſe. Hat Ihnen Uriel von meiner Nichte was geſagt?

Graf. Nicht gerade zu; er hat mich nur auf ſie vorbereitet.

Nichte (leiſe zum Marquis). Um Gotteswillen, der weiß alles, der wird alles verrathen.

Marquis (leiſe). Bleiben Sie ruhig, wir wollen hören.

Graf. Ich war dieſe Tage ſehr verlegen, als ich die wichtige Handlung überdachte, die noch heute vorgehen ſoll. — Sobald ſich euch der Groß-Cophta wird offenbart haben, wird er ſich umſehen und fragen, wo iſt die Unſchuldige? Wo iſt die Taube? Ein unſchuldiges Mädchen muß ich ihm ſtellen. Ich dachte hin und wieder, wo ich ſie finden, wo ich ſie zu uns einführen wollte. Da lächelte Uriel und ſagte: "ſey getroſt, du wirſt ſie finden, ohne ſie zu ſuchen. Wenn du von einer groſſen Reiſe zurückkehreſt, wird die ſchönſte, reinſte Taube vor dir ſtehen." — Alles iſt eingetroffen, wie ich mir's gar nicht denken konnte. Ich komme aus Amerika zurück, und dieſes unſchuldige Kind ſteht vor mir.

Marquis (leise). Dießmal hat Uriel gewaltig fehlgegriffen.

Nichte (leise). Ich zittre und bebe!

Marquis (leise). So hören Sie doch aus.

Marquise. Dem Groß-Cophta soll ein unschuldiges Mädchen gebracht werden? Der Groß-Cophta kommt von Orient? Ich hoffe nicht —

Graf (zur Marquise). Entfernen Sie alle fremde, alle leichtfertige Gedanken! (zur Nichte, sanft und freundlich.) Treten Sie näher, mein Kind! nicht furchtsam, treten Sie näher! — So! — Eben so zeigen Sie sich dem Groß-Cophta. Seine scharfen Augen werden Sie prüfen; er wird Sie vor einen blendenden, glänzenden Krystall führen, Sie werden darin die Geister erblicken, die er beruft, Sie werden das Glück genießen, wornach andre vergebens streben, Sie werden Ihre Freunde belehren und sogleich einen großen Rang in der Gesellschaft einnehmen, in die Sie treten; Sie, die jüngste, aber auch die reinste. — — Wetten wir, Marquise! dieses Kind wird Sachen sehen, die den Domherrn höchst glücklich machen. Wetten wir, Marquise?

Marquise. Wetten? Mit Ihnen, der alles weiß?

Nichte (die bisher ihre Verlegenheit zu verbergen gesucht). Verschonen Sie mich, Herr Graf! Ich bitte Sie, verschonen Sie mich!

Graf. Seyn Sie getrost, gutes Kind! die Unschuld hat nichts zu fürchten!

Nichte (in der äußerſten Bewegung). Ich kann die Geiſter nicht ſehen! ich werde des Todes ſeyn!

Graf (ſchmeichelnd). Faſſen Sie Muth. Auch dieſe Furcht, dieſe Demuth kleidet Sie ſchön und macht Sie würdig vor unſre Meiſter zu treten! Reden Sie ihr zu, Marquiſe!

(Die Marquiſe ſpricht heimlich mit der Nichte.)

Marquis. Darf ich nicht auch ein Zeuge dieſer Wunder ſeyn?

Graf. Kaum! Sie ſind noch unvorbereiteter als dieſe Frauen. Sie haben dieſe ganze Zeit unſere Verſammlungen gemieden.

Marquis. Verzeihen Sie, ich war beſchäftigt.

Graf. Sich zu putzen; das Sie den Weibern überlaſſen ſollten.

Marquis. Sie ſind zu ſtrenge.

Graf. Nicht ſo ſtrenge, daß ich den ausſchließen ſollte, der mich noch hoffen läßt. Kommen Sie, kommen Sie! Laſſen Sie uns eine Viertelſtunde ſpatzieren gehn. Wenigſtens muß ich Sie examiniren und vorbereiten. Leben Sie wohl! Auf Wiederſehn beyde!

Nichte (die den Grafen zurückhält). Ich bitte, ich beſchwöre Sie!

Graf. Noch einmal, mein Kind: verlaſſen Sie ſich auf mich, daß Ihnen nichts Schreckliches bevorſteht, daß Sie die Unſterblichen mild und freundlich finden werden. Marquiſe! geben Sie ihr einen Begriff

von unſern Verſammlungen, belehren Sie das holde Geſchöpf. Unſer Freund, der Domherr, fragt den Groß-Cophta gewiß nach dem, was ihm zunächſt am Herzen liegt; ich bin überzeugt, die Erſcheinung wird ſeine Hoffnungen ſtärken. Er verdient zufrieden, verdient glücklich zu werden; und wie ſehr, meine Taube, wird er Sie ſchätzen, wenn die Geiſter ihm durch Sie ſein Glück verkündigen. Leben Sie wohl! Kommen Sie, Marquis!

Nichte (dem Grafen nacheilend). Herr Graf! Herr Graf!

Sechster Auftritt.

Die Marquiſe. Die Nichte.

Nichte. (Da der Graf und der Marquis abgegangen ſind, bleibt ſie in einer troſtloſen Stellung im Hintergrunde ſtehen.)

Marquiſe (an dem vordern Theile des Theaters vor ſich). Ich verſtehe dieſe Winke; ich danke Dir, Graf, daß du mich für deinesgleichen hältſt. Dein Schade ſoll es nicht ſeyn, daß du mir nutzeſt. — Er merkt ſchon lange, daß ich dem Domherrn mit der Hoffnung ſchmeichle, die Prinzeſſin für ihn zu gewinnen. Von meinem großen Plan ahndet er nichts; er glaubt, es ſey auf kleine Prellereyen angelegt. Nun denkt er mir zu nutzen, indem er mich braucht; er giebt mir in die

Hand,

Hand, dem Domherrn durch meine Nichte vorzuſpiegeln, was ich will, und ich kann es nicht thun, ohne den Glauben des Domherrn an die Geiſter zu ſtärken. Wohl, Graf! ſo müſſen Kluge ſich verſtehen, um thörichte, leichtgläubige Menſchen ſich zu unterwerfen. (Sich umkehrend.) Nichtchen, wo ſind Sie? Was machen Sie?

Nichte. Ich bin verlohren! (Geht mit unſichern Schritten auf die Tante los und bleibt auf halbem Wege ſtehen.)

Marquiſe. Faſſen Sie ſich, meine Liebe!

Nichte. Ich kann — ich werde die Geiſter nicht ſehen!

Marquiſe. Gutes Kind, dafür laſſen Sie mich ſorgen. Ich will Ihnen ſchon rathen, ſchon durchhelfen.

Nichte. Hier iſt kein Rath, keine Hülfe! Retten Sie mich! Retten Sie eine Unglückliche vor öffentlicher Schmach! Der Zauberer wird mich verwerfen, ich werde keine Geiſter ſehen! Ich werde beſchämt vor allen da ſtehen!

Marquiſe (vor ſich). Was kann das bedeuten?

Nichte. Auf meinen Knieen, ich bitte! Ich flehe! Erretten Sie mich! Alles will ich bekennen! Ach Tante! Ach liebe Tante! Wenn ich Sie noch ſo nennen darf! Sie ſehen kein unſchuldiges Mädchen vor ſich. Verachten Sie mich nicht! verſtoßen Sie mich nicht!

Marquiſe (vor ſich). Unerwartet genug! (gegen die Nichte.) Stehn Sie auf, mein Kind!

Nichte. Ich vermöchte nicht, wenn ich auch wollte! Meine Knie tragen mich nicht! Es thut mir wohl, so vor Ihnen zu liegen. Nur in dieser Stellung darf ich sagen: vielleicht bin ich zu entschuldigen! Meine Jugend! Meine Unerfahrenheit! Mein Zustand! Meine Leichtgläubigkeit —

Marquise. Unter den Augen Ihrer Mutter glaubt' ich Sie sicherer, als in einem Kloster. Stehen Sie auf. (Sie hebt die Nichte auf.)

Nichte. Ach! Soll ich sagen, soll ich gestehen?

Marquise. Nun?

Nichte. Erst seit dem Tode meiner Mutter ist die Ruhe, die Glückseligkeit von mir gewichen.

Marquise. Wie? (abgewendet.) Solit' es möglich seyn? (laut.) Reden Sie weiter!

Nichte. O Sie werden mich hassen! Sie werden mich verwerfen! Unglückseliger Tag, an dem Ihre Güte selbst mich zu Grunde richtete!

Marquise. Erklären Sie sich!

Nichte. O Gott! wie schwer ist es auszusprechen, was uns ein unglücklicher Augenblick so süß vorschmeichelt! — Vergeben Sie, daß ich ihn liebenswürdig fand! Wie liebenswürdig war er! Der erste Mann, der mir die Hand mit Inbrunst drückte, mir in die Augen sah und schwur, er liebe mich. Und in welcher Zeit? In den Augenblicken, da mein Herz, von dem traurigsten Verluste lange unaussprechlich gepreßt, sich endlich

in heißen Thränen Luft machte, weich, ganz weich war; da ich in der öden Welt um mich her durch die Wolken des Jammers nur Mangel und Kummer erblickte; wie erschien er mir da als ein Engel, der Mann, den ich schon in meiner Kindheit verehrt hatte, erschien als mein Tröster! Er drückte sein Herz an das meinige. — Ich vergaß, daß er nie der meine werden konnte — daß er Ihnen angehört — Es ist ausgesprochen! — Sie wenden Ihr Gesicht von mir weg? Hassen Sie mich, ich verdiene es! verstoßen Sie mich! Lassen Sie mich sterben!

(Sie wirft sich in einen Sessel.)

Marquise (vor sich). Verführt — durch meinen Gemahl! — Beydes überrascht mich, beydes kommt mir ungelegen. — — Fasse dich! — Weg mit allen kleinen beschränkten Gesinnungen! Hier ist die Frage, ob du nicht auch diesen Umstand benutzen kannst? — — Gewiß — — O! sie wird nur desto geschmeidiger seyn, mir blindlings gehorchen — — und über meinen Mann giebt mir diese Entdeckung auch neue Vortheile. — Wenn ich meine Absichten erreiche, so ist mir das Uebrige alles gleichgültig! — (laut.) Kommen Sie, Nichte, erholen Sie sich! Sie sind ein gutes, braves Kind! Alles vergebe ich! Kommen Sie, werfen Sie Ihren Schleyer über, wir wollen ausfahren, Sie müssen sich zerstreuen.

Nichte (indem sie aufsteht und der Marquise um den Hals fällt). Beste, liebste Tante, wie beschämen Sie mich!

Marquiſe. Sie ſollen eine Freundin, eine Vertraute an mir finden. Nur der Marquis darf nicht wiſſen, daß ich es bin; wir wollen ihm die Verlegenheit erſparen.

Nichte. Welche Großmuth!

Marquiſe. Sie werden ihn auf eine geſchickte Weiſe vermeiden; ich werde Ihnen behülflich ſeyn.

Nichte. Ich bin ganz in Ihren Händen!

Marquiſe. Und was die Geiſter betrifft, will ich Ihnen die wunderbarſten Geheimniſſe entdecken; und Sie ſollen dieſe fürchterliche Geſellſchaft luſtig genug finden. Kommen Sie! Kommen Sie nur!

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Zimmer des Domherrn.

(Im Grunde ein Camin, auf deſſen beyden Seiten zwey Bilder in Lebensgröße, eines ältlichen Herrn und einer jungen Dame.)

Der Domherr (Papiere in der Hand haltend). Soll ich denn wieder einmal, angebetete Fürſtin, vor dein ſchönes Bild mit hoffnungsvoller Freude treten! Soll die Sehnſucht, die zu dir hinauf blickt, endlich einigen Troſt von deinen Lippen erwarten dürfen! — Noch ſchweb' ich in Ungewißheit. Dieſe köſtlichen Züge ſeh' ich vor mir, (auf die Papiere deutend) ich erkenne deine Hand, ich fühle deine Geſinnungen; aber noch iſt es nur allgemeine Höflichkeit, noch ſteht keine Sylbe von dem, was ich ſo heftig wünſche, auf dieſen Blättern. — Thor! und was verlangſt du? — Iſt es nicht ſchon genug, daß ſie ſchreibt? Dir ſo viel ſchreibt. Und wäre nicht ihr bloßer Namenszug ſchon ein Zeuge ihrer glücklich veränderten Geſinnungen? — Veränderten? — Nein,

ſie hat ſich nie verändert. Sie ſchwieg, als man mich verſtieß; ſie verſtellte ſich, um mir zu nutzen. Und nun belohnt ſie mich mit zehnfachem Vertrauen, und wird bald Gelegenheit finden, mich wieder herauf zu führen. — Sie wünſcht das koſtbare Halsband, ſie giebt mir den Auftrag, ohne Vorbewußt ihres Vaters, ihr dieſes Kleinod zu verſchaffen, ſie ſendet mir ihre Garantie, ſie wird wegen der Zahlungen immer in Verbindung mit mir bleiben; gerne lege ich den erſten Termin aus, um ſie noch feſter an mich zu knüpfen. — Ja, du wirſt — du wirſt — darf ich es in der Gegenwart deines Bildes ausſprechen? — du wirſt mein ſeyn! — Welch ein Wort! — Welch ein Gedanke! — Schon füllt die Glückſeligkeit wieder ganz mein Herz aus. Ja! dieſes Bild ſcheint wieder ſich zu bewegen, mir zu lächeln, mir freundlich zuzuwinken. — Schon hebt ſich der Ernſt von des Fürſten Stirne hinweg. Huldreich ſieht er mich an, wie in jenen Tagen, als er mir dieſe koſtbaren Gemälde unvermuthet ſchenkte. Und ſie! — Komm herab, Göttin, herab! — Oder hebe mich zu dir hinauf, wenn ich nicht vor deinen Augen ſterben ſoll!

Zweyter Auftritt.

Der Domherr. Ein Bedienter, hernach die Hofjuweliere.

Bedienter. Ew. Gnaden haben die Hofjuweliere befohlen; sie sind vor der Thüre.

Domherr. Laß sie hereinkommen!

(zu den Juwelieren.)

Nun, wie sind Sie mit dem Entwurfe des Contrakts zufrieden, den ich Ihnen zugeschickt habe?

Juwelier. Wegen der Summe hätten wir noch einige Erinnerungen zu machen.

Domherr. Ich dächte doch, der Schmuck wäre gut bezahlt. Sie finden nicht leicht einen Käufer. Liegt Ihnen das Halsband nicht schon ein Jahr müßig?

Juwelier. Leider! — Und dann — Verzeihen Sie, gnädiger Herr —

Domherr. Was ists noch?

Juwelier. Wenn wir auch mit der gebotenen Summe uns begnügen und sie in den festgesetzten Terminen annehmen wollten, so werden Sie doch nicht ungnädig nehmen, wenn wir auf Ihre bloße handschriftliche Versicherung ein so kostbares Stück abzuliefern Bedenken tragen. Es ist gewiß nicht Mißtrauen; nur unsre Sicherheit in einem so wichtigen Geschäfte —

Domherr. Ich verdenke Ihnen nicht, daß Sie mir eine so große Summe nicht geradezu anvertrauen

wollen. Ich habe Ihnen aber schon gesagt, daß ich das Halsband nicht für mich, sondern für eine Dame kaufe, die allerdings so viel Credit bey Ihnen haben sollte.

Juwelier. Wir trauen völlig Ihren Worten, und wünschten nur eine Zeile von der Hand unsrer gnädigsten Käuferin.

Domherr. Ich sagte Ihnen schon, daß es nicht angeht, und empfehle Ihnen nochmals das Geheimniß. Genug ich werde Ihr Schuldner. Damit Sie aber nicht glauben, als handelte ich übereilt und hätte nicht gewußt, mich und Sie zu decken: so lesen Sie hier.

(Er giebt ihnen ein Papier, und spricht für sich, indem sie es lesen.)

Zwar hat die Marquise ausdrücklich verlangt, ich soll das Blatt niemanden zeigen, soll es nur zu meiner eigenen Sicherheit verwahren. — Wenn nun aber diese Leute auch an ihre Sicherheit denken, wenn sie nun auch wissen wollen, wer mir und ihnen für eine so große Summe steht — (laut.) Was sagen Sie nun, meine Herren?

Juwelier (indem er das Blatt zurück giebt). Wir bitten um Vergebung, wir zweifeln keinen Augenblick. — Auch ohne dieß würden wir das Halsband ausgeliefert haben. Hier ist es. Wäre es gefällig, den Contrakt zu unterschreiben?

Domherr. Sehr gern.

(Er unterschreibt und wechselt das Papier gegen das Schmuckkästchen aus.)

Leben Sie wohl, meine Herren! Die Termine sollen richtig abgetragen werden, und künftig haben wir mehr mit einander zu thun.

Die Juweliere (gehen mit tiefen Verbeugungen ab.)

Dritter Auftritt.

Domherr, nachher ein Bedienter, dann Jäck.

Domherr (indem er das Halsband betrachtet). Kostbar, sehr kostbar! — und werth des schlanken weissen Halses, der dich tragen soll, werth des himmlischen Busens, den du berühren wirst. Eile zu ihr, glänzender Schmuck, damit sie einen Augenblick lächle und gefällig an den Mann denke, der viel wagt, um ihr diese Freude zu verschaffen. Geh, sey ihr ein Zeuge, daß ich alles für sie zu thun bereit bin. (Den Schmuck ansehend.) Wäre ich ein König, du solltest sie als ein Geschenk überraschen und bald durch kostbarere Geschenke wieder verdunkelt werden. — Ach wie betrübts mich, wie demüthigts mich, daß ich jetzt nur den Mäkler machen kann!

Bedienter (ein Billet bringend). Ein Bote von der Marquise!

Domherr. Er soll warten.

Bedienter (ab).

Domherr (liest). "Wenn der Schmuck in Ihren

"Händen iſt, ſo geben Sie ihn gleich dem Ueber-
"bringer. Ich habe die ſchönſte Gelegenheit, ihn
"hinaus zu ſchicken; eine Kammerfrau iſt in der
"Stadt, ich ſchicke verſchiedene Putzwaaren an die
"Göttliche und packe die Juwelen bey. Der Lohn
"für dieſen kleinen Dienſt erwartet Sie ſchon heute
"Nacht. In einer Viertelſtunde bin Ich bey Ih-
"nen. Was ſteht uns nicht heute bevor! Das An-
"geſicht des Groß-Cophta und das Angeſicht eines
"Engels. Leben Sie wohl, liebſter Auserwählter.
"Verbrennen Sie dies Blatt."

Traue ich meinen Augen? Noch heute Nacht? Geſchwinde! Geſchwinde! ſey der Vorläufer des Glücklichſten unter allen Sterblichen.

(Er ſchreibt wenige Worte und ſiegelt das Schmuckkäſtchen ein.)

Warum muß auch heute ſich alles zuſammen drängen? Soll ein einziger Abend mich für ſo viel Langeweile, ſo viel Ungeduld und Schmerzen entſchädigen? Erſcheine ſehnlich erwarteter Zeitpunkt meines Glücks! Führet mich, ihr Geiſter, ins Heiligthum der geheimen Kenntniſſe; führe mich, o Liebe, in dein Heiligthum!

(Er klingelt.)

Bedienter (tritt ein).

Domherr. Wer iſt von der Marquiſe da?

Bedienter. Ihr Jäck.

Domherr. Laß ihn hereinkommen!

Bedienter (ab).

Domherr. Ich habe keine Ruhe, bis ich das Kleinod in ihren Händen weiß.

Jäck (tritt auf). Was befehlen Ihro Gnaden?

Domherr. Bringe dies Packet deiner gnädigen Frau. Eile und halt es feſt, damit du es nicht etwa verlierſt.

Jäck. So wenig als meinen Kopf.

Domherr. Du biſt ſo leichtſinnig.

Jäck. Nicht im Beſtellen.

Domherr. So geh hin.

Jäck. Gnädiger Herr! Sie verwöhnen die Boten.

Domherr. Ich verſtehe. (giebt dem Knaben Geld.) Hier, wende es wohl an!

Jäck. Ich geb es gleich aus, damit ich es nicht verliere. Ich danke unterthänig! (halb laut als ſpräche er für ſich, doch ſo, daß es der Domherr hören kann.) Welch ein Herr! Fürſt verdient er zu ſeyn! (mit vielen muthwilligen Bücklingen ab.)

Domherr. Eile nur! eile! — Wie glücklich, daß ich dieſen Auftrag ſo ſchnell ausrichten konnte! Nur das einzige macht mir Sorge, daß ich es dem Grafen verbergen mußte. — Es war der Fürſtin ausdrücklicher Wille. — O ihr guten Geiſter, die ihr mir ſo ſichtbar beyſtandet, bleibt auf meiner Seite und verbergt die Geſchichte nur auf kurze Zeit eurem Meiſter!

Vierter Auftritt.

Domherr. Ritter. Bedienter.

St. Jean. Der Ritter.

Domherr. Drey Seſſel!

St. Jean (ſtellt die Seſſel).

Ritter. Hier bin ich! Kaum habe ich dieſen Augenblick erwarten können. Schon lange geh' ich ungeduldig auf der Promenade hin und wieder; es ſchlägt die Stunde und ich fliege hieher.

Domherr. Seyn Sie mir willkommen.

Ritter. Den Grafen fand ich auf der Treppe. Er redete mich liebreich an, mit einem ſanften Tone, den ich nicht an ihm gewohnt bin. Er wird gleich hier ſeyn.

Domherr. Iſt er hinüber ins Logenzimmer gegangen?

Ritter. So ſchien mirs.

Domherr. Er bereitet ſich zu feyerlichen Handlungen, Sie erſt hier in den zweyten Grad aufzunehmen, dann mich in den dritten zu erheben, und uns dem Groß-Cophta vorzuſtellen.

Ritter. Ja er hatte die Miene eines Wohlthäters, eines Vaters. Dieſe Miene ließ mich viel hoffen. O wie ſchön glänzt die Güte vom Angeſicht des Gewaltigen!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Der Graf.

Graf (indem er ſeinen Hut abnimmt und gleich wieder aufſetzt). Ich grüße euch, Männer des zweyten Grades!

Domherr. Wir danken dir!

Ritter. Nennſt du mich auch ſchon ſo?

Graf. Den ich ſo grüße, der iſts.

(Er ſetzt ſich auf den mittelſten Seſſel.)

Bedeckt Euch.

Domherr. Du befiehlſt es! (er ſetzt auf.)

Graf. Ich befehle nicht. Ihr bedient euch eures Rechtes; ich erinnere euch nur.

Ritter (bey Seite, indem er den Hut aufſetzt). Welche Milde! Welche Nachſicht! Ich brenne vor Begierde, die Geheimniſſe des zweyten Grades zu hören.

Graf. Setzt euch, meine Freunde, ſetzt euch, meine Gehülfen!

Domherr. Die Gehülfen ſollten vor dem Meiſter ſtehen, um, gleich dienſtbaren Geiſtern, ſeine Befehle ſchleunig auszurichten.

Graf. Wohlgeſprochen! Aber ſie ſitzen bey ihm, weil ſie ſeine Räthe mehr als ſeine Diener ſind.

(Beyde ſetzen ſich.)

Graf (zum Ritter). Wie nennt man die Männer des zweyten Grades?

Ritter. Wenn ich eben recht hörte, Gehülfen.

Graf. Warum mögen ſie dieſen Namen tragen?

Ritter. Wahrſcheinlich, weil ſie der Meiſter aufgeklärt und thätig genug findet, zu ſeinen Abſichten mitzuwirken und ſeine Zwecke zu erfüllen.

Graf. Was denkſt du von den Endzwecken dieſes Grades?

Ritter. Ich kann mir nichts anders denken, als daß wir nun erſt ausüben ſollen, was uns der erſte Grad gelehrt hat. Dem Schüler zeigt man von weitem, was zu thun iſt; dem Gehülfen giebt man die Mittel an die Hand, wie er das Ziel erreichen könne.

Graf. Was iſt das Ziel, das man den Schülern vorſteckt?

Ritter. Das eigene Beſte in dem Beſten der Andern zu ſuchen.

Graf. Was erwartet nun der antretende Gehülfe?

Ritter. Daß ihm der Meiſter die Mittel anzeigen ſolle, das allgemeine Beſte zu befördern.

Graf. Erkläre dich näher.

Ritter. Du weißt beſſer, als ich ſelbſt, was ich zu ſagen habe. In jedes gute Herz iſt das edle Gefühl von der Natur gelegt, daß es für ſich allein nicht glücklich ſeyn kann, daß es ſein Glück in dem Wohl der Andern ſuchen muß. Dieſes ſchöne Gefühl weißt du in den Schülern des erſten Grades zu erregen, zu ſtärken, zu beleben! — Und wie nöthig iſt es, uns zum Guten Muth zu machen! Unſer Herz, das von Kindheit an

nur in der Geselligkeit sein Glück findet, das sich so gern hingiebt, und nur dann am höchsten und reinsten genießt, wenn es sich für einen geliebten Gegenstand aufopfern kann — ach! dieses Herz wird leider durch den Sturm der Welt aus seinen liebsten Träumen gerissen! Was wir geben können, will niemand nehmen; wo wir zu wirken streben, will niemand helfen; wir suchen und versuchen und finden uns bald in der Einsamkeit.

Graf (nach einer Pause). Weiter, mein Sohn.

Ritter. Und was noch schlimmer ist, muthlos und klein. Wer beschreibt die Schmerzen eines verkannten, von allen Seiten zurückgestoßenen menschenfreundlichen Herzens? Wer drückt die langen langsamen Qualen eines Gemüths aus, das zu wohlthätiger Theilnehmung geboren, ungern seine Wünsche und Hoffnungen aufgiebt, und sich doch zuletzt derselben auf ewig entäußern muß? Glücklich, wenn es ihm noch möglich wird, eine Gattin, einen Freund zu finden, denen er das einzeln schenken kann, was dem ganzen Menschengeschlechte zugedacht war; wenn er Kindern, wenn er — Thieren nützlich und wohlthätig seyn kann!

Graf. Ihr habt noch mehr zu sagen, fahrt fort.

Ritter. Ja, dieses schöne Gefühl belebt Ihr in euren Schülern aufs neue, Ihr gebt ihnen Hoffnung, daß die Hindernisse, die dem sittlichen Menschen entgegen stehen, nicht unüberwindlich seyn, daß es möglich sey, sich nicht allein zu kennen, sondern sich auch zu

bessern; daß es möglich sey, die Rechte der Menschen nicht nur einzusehen, sondern auch geltend zu machen, und indem man für andere arbeitet, zugleich den einzigen schönen Lohn für sich gewinnen —

Graf (zum Domherrn, der sich bisher unruhig auf seinem Sessel bewegt hat). Was sagt Ihr zu diesen Aeußerungen unsers Ritters?

Domherr (lächelnd). Daß sie von einem Schüler kommen, und von keinem Gefährten.

Ritter. Wie?

Domherr. Es ist nicht von ihm zu verlangen, er muß belehrt werden.

Ritter. Was?

Domherr. Sage mir den Wahlspruch des ersten Grades.

Ritter. Was du willst, daß die Menschen für dich thun sollen, das thue für sie.

Domherr. Vernimm dagegen den Wahlspruch des zweyten Grades: Was du willst, daß die Menschen für dich thun sollen, das thue für sie nicht.

Ritter (aufspringend). Nicht? Hat man mich zum Besten? — Darf ein vernünftiger, ein edler Mensch so reden?

Graf. Setze dich nieder und höre zu. (zum Domherrn.) Wo ist der Mittelpunkt der Welt, auf den sich alles beziehen muß?

Domherr. In unserm Herzen.

Graf. Was iſt unſer höchſtes Geſetz?

Domherr. Unſer eigener Vortheil.

Graf. Was lehrt uns der zweyte Grad?

Domherr. Weiſe und klug zu ſeyn.

Graf. Wer iſt der Weiſeſte?

Domherr. Der nichts anders weiß noch will, als das was begegnet.

Graf. Wer iſt der Klügſte?

Domherr. Der in allem, was ihm begegnet, ſeinen Vortheil findet.

Ritter (der wieder aufſpringt). Entlaßt mich! Es iſt mir unmöglich, es iſt mir unerträglich ſolche Reden zu hören!

Domherr (halb lachend). Ging es mir doch beynahe eben ſo, wie Ihnen. (zum Grafen.) Es iſt ihm zu verzeihen, daß er ſich ſo ungeberdig ſtellt. (zum Ritter.) Beruhigen Sie ſich. Sie werden ſchon über ſich ſelbſt lachen und uns das Lächeln verzeihen, das Sie in dieſem Augenblick verdrießt. Aus dem Felde der jugendlichen Schwärmerey, worin der Meiſter ſeine Schüler gängelt, glaubt man über eine goldene Brücke in eine reizende Feenwelt hinüber geführt zu werden. Und freylich iſt es unerwartet, wenn man unſanft in die wirkliche Welt wieder zurück gebracht wird, aus der man ſich zu entfernen glaubte.

Ritter. Meine Herren, Sie erlauben, daß ich gehe, daß ich mich von meinem Erſtaunen erhole.

Domherr. Gehn Sie nur, gehn Sie und ſehn Sie ſich in der Welt, ſehn Sie ſich in Ihrem Herzen um. Bedauren Sie meinetwegen die Thoren; aber ziehen Sie Vortheil aus der Thorheit. Sehn Sie, wie jeder vom andern ſo viel als möglich zu nehmen ſucht, um ihm ſo wenig als möglich zurück zu geben. Jeder mag lieber befehlen als dienen, lieber ſich tragen laſſen als tragen. Jeder fordert reichlich Achtung und Ehre, und giebt ſie ſo ſpärlich als möglich zurück. Alle Menſchen ſind Egoiſten; nur ein Schüler, nur ein Thor kann ſie ändern wollen. Nur wer ſich ſelbſt nicht kennt, wird läugnen: daß es in ſeinem Herzen eben ſo beſtellt ſey.

Ritter. Wohin bin ich gerathen!

Domherr. Dieſen Lauf der Welt wird Ihnen der Meiſter im zweyten Grade ganz enthüllen. Er wird Ihnen zeigen, daß man von den Menſchen nichts verlangen kann, ohne ſie zum Beſten zu haben und ihrem Eigenſinne zu ſchmeicheln; daß man ſich unverſöhnliche Feinde macht, wenn man die Albernen aufklären, die Nachtwandler aufwecken und die Verirrten zurecht weiſen will; daß alle vorzügliche Menſchen nur Marktſchreyer waren und ſind — klug genug ihr Anſehn und ihr Einkommen auf die Gebrechen der Menſchheit zu gründen.

Ritter. Abſcheulich! Abſcheulich!

Graf. Es ſey genug. Er mag nun ſelbſt denken;

und noch ein Wort, eh wir uns trennen. Wie nennt man den erſten Grad?

Domherr. Die Lehre.

Graf. Warum?

Domherr. Damit die Schüler glauben, ſie lernen etwas.

Graf. Wie nennt man den zweyten Grad?

Domherr. Die Prüfung.

Graf. Und weswegen?

Domherr. Weil der Kopf eines Menſchen darin geprüft wird, und man ſieht, zu was er fähig iſt.

Graf. Vortrefflich! (leiſe zum Domherrn.) Laß uns allein; ich muß dieſen Trotzkopf zu begütigen ſuchen.

Domherr. Ich hoffte, du würdeſt meine Wünſche erhören und mich in den dritten Grad erheben.

Graf. Ich darf dem Groß-Cophta nicht vorgreifen. Warte ſeine Erſcheinung ab; in kurzer Zeit werden alle deine Wünſche befriedigt ſeyn.

Sechster Auftritt.

Der Graf. Der Ritter.

Graf. Junger Mann!

Ritter (der indeſſen nachdenklich und unbeweglich geſtanden). Leben Sie wohl, Herr Graf!

Graf. Wo wollen Sie hin? Ich laſſe Sie nicht weg.

Ritter. Halten Sie mich nicht! Ich laſſe mich nicht halten!

Graf. Bleiben Sie!

Ritter. Nicht länger, als bis ich Ihnen Dank geſagt, für das Gute, das Sie mir erzeigt, für die Bekanntſchaften, die Sie mir gemacht, für den guten Willen, den Sie mir verſichert. Und nun leben Sie wohl! auf ewig wohl! denn ich möchte mich nicht undankbar zeigen gegen meinen Wohlthäter. Leben Sie wohl! und laſſen mich nur noch das ſagen: Ihre Wohlthaten beſchämten mich nicht, denn ich glaubte ſie einem edlen großen Manne zu verdanken.

Graf. Weiter! weiter! Reden Sie aus, eher kommen Sie nicht von der Stelle.

Ritter. Sie wollen es? Sie befehlen es? Es ſey denn! O Graf! wie haben Sie in dieſer Viertelſtunde mein Glück, meine Hoffnungen zernichtet! Haben Sie mich nicht beſſer gekannt, nicht beſſer beurtheilt?

Graf. Worin hab' ich mich denn ſo ſehr betrogen? Ich lernte Sie als einen jungen Mann kennen, der ſein Glück zu machen wünſchte; der mit Eifer, ja mit Heftigkeit, nach Rang, nach Vermögen ſtrebte, und deſto heftiger, je weniger ihm ſeine Lage Anſprüche zu großen Hoffnungen erlaubte.

Ritter. Wohl! Aber zeigte ich mich nicht auch

mit einem Herzen, das niedrige, gewöhnliche Mittel verſchmähete? Wünſchte ich nicht meine beſte Empfehlung von meiner Redlichkeit, meiner Geſetzlichkeit, meiner Treue, von allen jenen Eigenſchaften, die einen edlen Mann, die einen Soldaten zieren? — Und nun?

Graf. Und nun erſchrecken Sie über den Fuchspelz, mit dem Sie Ihre Löwenmähne bedecken ſollten.

Ritter. Scherzen Sie nur, ich will ernſthaft reden; ernſthaft zum letztenmale mit einem Manne, den ich für meinen Freund hielt. Ja, ich geſteh' es Ihnen: Ihr Betragen war mir längſt verdächtig. Dieſe geheimen Wiſſenſchaften, in deren Vorhof mir dunkler ward als vorher in der freyen Welt, dieſe wunderbaren Kräfte, die uns auf guten Glauben verſichert wurden, dieſe Verwandtſchaft mit Geiſtern, dieſe unfruchtbaren Cerimonien, alles weiſſagte mir nichts Gutes; nur die Großheit Ihrer Geſinnungen, die ich in vielen Fällen kennen lernte, die Entäußerung von jedem Eigennutz, Ihre Theilnehmung, Ihre Dienſtfertigkeit, Ihre Freygebigkeit, das alles deutete mir dagegen auf einen tiefen Grund eines edlen Herzens. Ich hing an Ihrem Munde, ſaugte Ihre Lehren ein bis auf dieſen Augenblick, der alle meine Hoffnungen zerſtörte. Leben Sie wohl! — Wenn ich je ein kleinlicher niedriger Schelm werden, wenn ich dem Strome nachſchwimmen und nur einen augenblicklichen elenden Vortheil für mich zum Schaden der andern gewinnen ſollte: ſo bedurft' es nicht dieſer Vor-

bereitungen, dieſer Anſtalten, die mich beſchämen und erniedrigen. Ich verlaſſe Sie! Aus mir werde, was da will.

Graf. Ritter, ſehen Sie mich an!

Ritter. Was verlangen Sie von mir?

Graf. Was Sie mich thun ſehn, thun Sie auch. (Er nimmt den Hut ab.)

Ritter. Sollen wir mit Cerimonien ſcheiden?

Graf. Selbſt die Höflichkeit gebietet Ihnen, zu folgen.

Ritter (indem er den Hut abnimmt). Nun denn, ſo empfehle ich mich Ihnen.

Graf (der ſeinen Hut wegwirft). Nun Ritter?

Ritter. Was ſoll das?

Graf. Ich verlange, daß Sie mir nachfolgen.

Ritter (der ſeinen Hut wegwirft). So ſey denn zum letztenmal etwas Unverſtändliches, etwas Thörichtes gethan!

Graf. Nicht ſo thöricht wie du glaubſt. (Er geht mit offnen Armen auf ihn zu.) Siehe mich von Angeſicht zu Angeſicht, du Erwählter. Komm in meine Arme, ſchließe dich an meine Bruſt, erhabener Meiſter!

Ritter. Was ſoll das? Laſſen Sie mich los!

Graf. Niemals, wenn ich dich nicht eher laſſen ſollte, als bis meine Freude über dieſen meinen trefflichen Freund erſchöpft wäre!

Ritter. Erklärt Euch, Ihr macht mich verwirrt.

Graf. Erinnerſt du dich, wie nannte der Domherr den zweyten Grad?

Ritter. Mich dünkt: die Prüfung.

Graf. Gut, die haſt du überſtanden.

Ritter. Erklärt Euch!

Graf. Laß mich erſt meine lebhafteſte Freude in dieſen Umarmungen ausdrücken.

Ritter. Ich verſtumme!

Graf. Wie ſelten hab' ich ſie genoſſen! ich wünſche Euch Glück und mir.

Ritter. Laß mich nicht länger in Ungewißheit.

Graf. Du haſt das ſonderbarſte Abentheuer überſtanden, du haſt dir die Würde eines Meiſters ſelbſt gegeben, du haſt dir die Vorzüge des dritten Grades wie mit ſtürmender Fauſt erobert.

Ritter. Noch immer bin ich in Zweifel und Ungewißheit!

Graf. Ich wünſchte nun, daß dein Verſtand dir erklärte, was dein Herz ausgeübt hat; mit weniger Aufmerkſamkeit wirſt du es leicht. Was waren deine Hoffnungen als Schüler des erſten Grades?

Ritter. Beſſer zu werden als ich bin, und durch Eure Hülfe das Gute, was ich erkenne, in Ausübung zu bringen.

Graf. Und was erfuhrſt du, als du aus dem Munde des Domherrn die Grundſätze des zweyten Grades vernahmſt?

Ritter. Ich erfuhr zu meinem Entsetzen: daß Ihr Euch bisher nur verstelltet und die Schüler zum Besten haltet; daß man die, die Ihr Gehülfen nennt, zu weltklugen Menschen machen, sie zu Egoisten stempeln, die zartesten Empfindungen der Freundschaft, der Liebe, der Treue und jeder schönen Anforderung, die unser Herz unwiderstehlich macht, aus ihrem Busen reißen und sie — ich darf es wohl sagen, zu gemeinen, ganz gemeinen, schlechten, ganz schlechten, Menschen machen wollte. Du weißt, mit welchem Abscheu ich diesen Uebergang verwarf. Weiter hab' ich nichts zu sagen: ich verändere meine Gesinnungen nicht, und — entlaß mich!

Graf. Eben deswegen schließ' ich dich an mein Herz, werfe meinen Hut vor dir weg und grüsse dich als Meister. Du hast die Prüfung überstanden, du bist der Versuchung entgangen, du hast dich als einen Mann gezeigt, den ich suche. Alles was du aus dem Munde des Domherrn gehört hast, was leider dieser Unglückliche nebst mehreren Andern für Wahrheit hält, ist nur Prüfung, nur Versuchung. Wenn die erhabenen, großen, uneigennützigen Meister einen Lehrling, der sich gut anläßt, weiter vorwärts führen wollen: so versuchen sie ihn erst, und am sichersten geschieht es, wenn sie ihm die scheinbaren Vortheile eines eigennützigen Betragens vorlegen. Greift er darnach, so thut er einen Schritt zurück, indem er glaubt einen vorwärts zu thun. Wir lassen ihn lange Zeit in seinem Sinne hingehen, und

glücklich ist er, wenn wir ihn nach und nach durch große Umwege zum Licht führen.

Ritter. Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Glaubt denn der Domherr, daß die Grundsätze, die er mir mit so viel Behaglichkeit vorgetragen, die rechten, die wahren sind?

Graf. Freylich glaubt ers, der Unglückliche!

Ritter. Und du, sein Busenfreund, ziehst ihn nicht aus diesem Irrthum?

Graf. Ich arbeite daran. Es ist aber schwerer als du denkst. Der Eigendünkel eines halbklugen Egoisten hebt ihn über alle Menschen hinweg; indem er sie zu übersehen glaubt, läßt er sich alles nach, und giebt andern eben dadurch Gelegenheit ihn zu übersehen, ihn zu beherrschen.

Ritter. Ihr solltet nicht ruhen, bis ihm die Augen geöffnet sind.

Graf. Damit du einsehen lernst, wie schwer das ist, sollst du mir helfen ihn auf den rechten Weg zu bringen.

Ritter (nach einer Pause). So wäre es denn wahr, daß ich mich an Euch nicht geirrt habe? daß ich in dir, je länger ich dich kenne, immer den Bessern, den Größern, den Unbegreiflichen finde? Meine Dankbarkeit ist gränzenlos, meine Freude verstummt in dieser Umarmung.

Graf. Nun gehe, mein Sohn. Drüben in dem Zimmer sind Kleider zurecht gelegt, in denen man sich

nur dem Groß-Cophta zeigen darf. Wären alle, die ſich ihm heute vorſtellen, rein wie du: ſo würde er von ſeiner Erſcheinung ſelbſt große Freude haben. Du wirſt große Wunder ſehen, und wirſt ſie bald verſtehen, ja bald ſelbſt hervorbringen lernen. Gehe, ſtaune und ſchweige.

Ritter. Ich bin ganz, ich bin ewig dein!

Siebenter Auftritt.

Der Graf allein.

So wäre denn auch dieſer nach ſeiner Art zur Ordnung gewieſen. Man muß die Angeln, die Netze nach Proportion der Fiſche einrichten, die man zu fangen gedenkt, und wenn es ein Wallfiſch iſt, wirft man mit Harpunen nach ihm. Den Mäuſen ſtellt man Fallen, Füchſen legt man Eiſen, Wölfen gräbt man Gruben, und die Löwen verſcheucht man mit Fackeln. Dieſen jungen Löwen habe ich auch mit einer Fackel zur Ruhe gebracht, und ich darf den Meiſterſtreich wagen, der mein Anſehen bey Allen befeſtigen muß. Die Dekoration iſt in Ordnung, die Marquiſe hat mich verſtanden und es wird alles glücklich von Statten gehen.

Ein Bedienter (in einem langen weißen Feierkleide). Alles iſt fertig, Herr Graf! Der Domherr, der Ritter,

die Damen ſind alle gekleidet. Wollen Sie ſich hier anziehen? Soll ich Ihre Kleider herüber bringen?

Graf. Nein, ich komme! Folge mir und thue dein Amt.

Achter Auftritt.

Vorſaal und Eingang in die ägyptiſche Loge.

(Muſik.)

Sechs Kinder

(kommen gepaart in weißen langen Kleidern, mit fliegendem Haar; Roſenkränze auf dem Kopfe und Rauchfäſſer in den Händen).

Sechs Jünglinge

(hinter ihnen, weiß aber kurz gekleidet, gleichfalls mit Roſenkränzen auf dem Haupte, jeder zwey Fackeln kreuzweiſe über der Bruſt. Sie ziehen anſtändig über das Theater und ſtellen ſich an beyde Seiten).

Chor der Kinder.

Schon eröffnet iſt der Tempel,
Sind die Hallen, ſind die Grüfte.
Weyhrauch reinige die Lüfte,
Die um dieſe Säulen wehn.

Chor der Jünglinge.

Holde Kinder, zarte Sproſſen,
Bleibet in dem Vorhof ſtehn,
Und ihr Weiſen, ihr Genoſſen
Eilt ins Heiligthum zu gehn.

(Muſik.)

Die Genoſſen der Loge

(kommen zwey und zwey aus entgegengeſetzten Couliſſen, jedesmal ein Frauenzimmer und eine Mannsperſon. Sie begegnen einander, grüßen ſich und treten an die Thür der Loge).

Chor der Kinder und Jünglinge.

Klein und ärmlich wie die Zwerge,
Tief umhüllt von Rauch und Wahn,
Stehn wir vor dem heil'gen Berge —
Geiſter, dürfen wir hinan?

Chor von innen.

Bringet Ernſt zur ernſten Sache,
Kommt zum Licht aus Dunſt und Wahn.
Daß der Cophta nicht erwache —
Leiſe, leiſe tretet an.

(Die Pforte öffnet ſich. Die Genoſſen treten hinein; die Pforte ſchließt ſich und es kommt wieder ein neues Paar. Cerimonie und Geſang werden wiederholt. Es fügt ſich, daß der Dombherr und die Nichte zuſammentreffen und mit einander ins Heiligthum gehen. Sie ſind die letzten. Die Muſik verliert ſich ins Planiſſimo, die Kinder treten in die Couliſſen, die Jünglinge fallen auf die Knie zu beyden Seiten des Proſcenii.)

Neunter Auftritt.

(Der Vorhang geht auf und es zeigt ſich ein Saal mit ägyptiſchen Bildern und Zieraten. In der Mitte ſteht ein tiefer Seſſel, auf welchem eine in Goldſtoff gekleidete Perſon zurückgelehnt liegt, deren Haupt mit einem weißen Schleyer bedeckt iſt. Zur rechten Hand kniet der Domherr, zur Linken der Ritter, vorwärts neben dem Domherrn die Marquiſe, neben dem Ritter der Marquis, dann die Nichte. Die Muſik verliert ſich.)

Domherr. Erhabener, unſterblicher Greis! Du erlaubſt Unwürdigen ſich deinen Füßen zu nähern, Gnade und Hülfe von dir zu erbitten. Du ſchläfſt, oder vielmehr du ſcheinſt zu ſchlafen: denn wir wiſſen, daß du ſelbſt in deiner Ruhe aufmerkſam und thätig biſt und das Wohl der Menſchen beförderſt. Gieb uns ein Zeichen, daran wir erkennen, daß du uns hörſt, daß du uns hold biſt!

(Muſik, nur wenige Töne.)

Der Verſchleyerte (hebt die rechte Hand auf).

Ritter. Du ſiehſt hier eine Anzahl Menſchen vor dir, die aufgemuntert durch das Verſprechen deines würdigſten Schülers in vollem Vertrauen ſich zu dir nahen und hoffen, daß du ihre Bedürfniſſe befriedigen werdeſt. Freylich ſind dieſe Bedürfniſſe ſehr verſchieden; doch ſelbſt das Mannigfaltigſte wird einfach vor deinem allgemeinen Blick, vor deiner ausgebreiteten Macht. Wirſt du uns erhören, wenn wir gleich unwürdig ſind?

(Muſik wie oben nach Verhältniß.)

Der Verſchleyerte (richtet ſich auf).

Marquiſe. Verzeihe der Ungeduld eines Weibes, laß uns dein Angeſicht ſehen, wir ſchmachten ſchon Monate lang nach deiner Gegenwart.

(Muſik wie oben.)

Der Verſchleyerte (ſteht auf und bleibt vor dem Seſſel ſtehen).

Marquis. Erlaube, daß wir uns dir nahen, daß wir den Saum deines Rockes küſſen. Die Wünſche, die ſo lange in unſern Herzen ſchliefen, ſind jetzt aufgewacht; in deiner Gegenwart werden ſie unerträglich unruhig.

(Muſik wie oben.)

Der Verſchleyerte (tritt ſachte die Stufen herunter).

Richte (leiſe). Mir zittern alle Glieder!

Domherr. Verſage uns nicht länger den Glanz deines Angeſichts!

Alle. Groſſer Cophta, wir bitten!

(Muſik, wenige raſche Töne.)

(Der Schleyer fällt.)

Alle (indem ſie auf einmal aufſtehen und weiter vortreten). Der Graf!

(Die Jünglinge ſtehen auf.)

Graf (der hervortritt). Ja, der Graf! Der Mann, den ihr bisher mit einem Namen nanntet, unter dem ihn die Welt in dem gegenwärtigen Augenblicke kennt. O ihr Blinden! Ihr Hartherzigen! Faſt ein Jahr gehe

ich mit euch um, ich unterrichte eure Unwiſſenheit, ich belebe euren todten Sinn, ich deute euch auf den Groß-Cophta, ich gebe euch die entſcheidendſten Winke; und es geht euch kein Licht auf, daß ihr denſelben Mann, den ihr ſucht, beſtändig vor euch habt, daß ihr die Güter, nach denen ihr euch ſehnt, täglich von ſeinen Händen empfangt, daß ihr mehr Urſache habt zu danken als zu bitten. Doch ich habe Mitleiden mit eurem irdiſchen Sinn, ich laſſe mich zu eurer Schwäche herab. Seht mich denn in meiner Herrlichkeit; mögen eure Augen mich erkennen, wenn euer Herz mich verkannt hat! Und wenn die Gewalt, die ich über eure Gemüther ausübte, euren Glauben ſchwach ließ, ſo glaubt nun an die Wunder, die ich außer euch, aber in eurer Gegenwart vollende!

Domherr (bey Seite). Ich erſtaune!

Ritter (bey Seite). Ich verſtumme!

Marquiſe (bey Seite). Seine Unverſchämtheit übertrift meine Erwartung.

Marquis (bey Seite). Ich bin neugierig zu ſehen, wo das hinaus will.

Graf. Ihr ſteht beſtürzt? Ihr ſeht vor euch nieder? Ihr getraut euch kaum mich von der Seite anzublicken? Wendet euer Geſicht zu mir, ſeht mir freudig und zutraulich in die Augen, werft alle Furcht weg und erhebt euer Herz! — Ja, ihr ſeht den Mann vor euch, der ſo alt als die ägyptiſchen Prieſter, ſo erhaben als die

indiſchen Weiſen, ſich in dem Umgange der größten Männer gebildet hat, die ihr ſeit Jahrhunderten bewundert; der über allen Rang erhaben iſt, keiner Güter bedarf, in der Stille das Gute wirkt, das die Welt bald dieſer bald jener Urſache zuſchreibt; der in einer geheimen, durch die ganze Welt ausgebreiteten Geſellſchaft von Männern lebt, die mehr oder weniger einander gleich ſind, ſich ſelten perſönlich, öfters aber durch ihre Werke offenbaren.

Domherr. Iſt es möglich, daß es noch mehrere deines gleichen gebe?

Graf (in die Höhe deutend). Alles findet ſeines gleichen, außer ein Einziger!

Ritter. Welch ein erhabener Gedanke!

Marquiſe (bey Seite). Welch ein Schelm! das Heiligſte in ſeine Lüge zu verweben!

Graf. Ja, ſeht her. Dieſem Haupte kann die brennende Sonne, der beizende Schnee nichts anhaben. Mit dieſem unbewehrten vorgeſtreckten Arm habe ich in den lybiſchen Wüſten einen brüllenden hungrigen Löwen aufgehalten, mit dieſer Stimme, die zu euch ſpricht, ihm gedroht, bis er mir zu meinen Füßen ſchmeichelte. Er erkannte ſeinen Herrn, und ich konnte ihn nachher auf die Jagd ausſchicken; nicht für mich, der ich blutige Speiſe nicht genieße, ja kaum einer irdiſchen Speiſe bedarf, ſondern für meine Schüler, für das Volk, das ſich oft in der Wüſte um mich verſammelte. Dieſen Lö-

wen habe ich in Alexandrien gelaſſen; ich werde bey meiner Rückkunft einen treuen Gefährten an ihm finden.

Domherr. Haben die übrigen Meiſter deiner Geſellſchaft auch ſo große Fähigkeiten als du?

Graf. Die Gaben ſind verſchieden ausgetheilt; keiner von uns darf ſagen: er ſey der Größte.

Ritter. Iſt denn der Cirkel dieſer großen Männer geſchloſſen, oder iſt es möglich darin aufgenommen zu werden?

Graf. Vielen wäre es möglich; wenigen gelingt es. Die Hinderniſſe ſind zu groß.

Domherr. Wenn uns deine Erſcheinung nicht unglücklicher machen ſoll, als wir bisher waren: ſo gieb uns wenigſtens einen Wink, wohin wir unſere Aufmerkſamkeit, unſer Beſtreben richten ſollen?

Graf. Das iſt mein Vorſatz. — Nach allen Prüfungen, die ihr ausgeſtanden habt, iſt es billig, daß ich euch einen Schritt weiter führe, daß ich euch gleichſam eine Magnetnadel in die Hand gebe, die euch zeigt, wohin ihr eure Fahrt zu richten habt. Vernehmt! —

Domherr. Ich bin ganz Ohr!

Ritter. Meine Aufmerkſamkeit kann nicht höher geſpannt werden!

Marquis (bey Seite). Ich bin äußerſt neugierig!

Marquiſe (bey Seite). Was wird er vorbingen?

Graf. Wenn der Menſch, mit ſeinen natürlichen Kräften nicht zufrieden, etwas Beſſeres ahndet, etwas

Höheres begehrt; wenn er sich eine unverwüstliche Gesundheit, ein dauerhaftes Leben, einen unerschöpflichen Reichthum, die Neigung der Menschen, den Gehorsam der Thiere, ja sogar Gewalt über Elemente und Geister stufenweise zu verschaffen denkt: so kann es nicht ohne tiefe Kenntniß der Natur geschehen. Hierzu eröffne ich euch die Pforte. — — Die größten Geheimnisse, Kräfte und Wirkungen liegen verborgen — — in verbis, herbis et lapidibus.

Alle. Wie?

Graf. In Worten, Kräutern und Steinen.

(Pause.)

Marquise (vor sich). In Steinen? Wenn er die meynt, die ich in der Tasche habe, so hat er vollkommen recht.

Marquis. In Kräutern? Man sagt, es sey kein Kraut gewachsen, das unser bestimmtes Lebensziel verlängern könne; und doch muß Ihnen ein solches Kraut bekannt seyn, da Sie Ihr Leben nicht allein hoch gebracht, sondern auch Ihre Kräfte, Ihr äußeres Ansehen so lange erhalten haben.

Graf. Die Unsterblichkeit ist nicht jedermanns Sache.

Domherr. In Worten? Hier ahnde ich das meiste, erhabner Lehrer. Gewiß habt ihr eine Sprache, eine Schrift, wodurch ganz andere Dinge bezeichnet werden, als mit unsern armseligen Lauten, wodurch wir

nur die gemeinſten Dinge auszudrucken im Stande ſind. Gewiß beſitzeſt du die geheimnißvollen Zeichen, mit denen Salomon die Geiſter bezwang?

Graf. Alle dieſe, ja die ſonderbarſten Charaktere, die man jemals geſehen hat, Worte, die eine menſchliche Lippe kaum auszuſprechen vermag.

Ritter. O lehre ſie uns nach und nach buchſtabiren.

Graf. Vor allen Dingen müßt ihr erkennen, daß es nicht auf die Lippen ankommt, nicht auf die Sylben, die ausgeſprochen werden, ſondern auf das Herz, das dieſe Worte nach den Lippen ſendet. Ihr ſollt erfahren, was eine unſchuldige Seele für Gewalt über die Geiſter hat.

Nichte (vor ſich). Ach Gott! Nun wird er mich vorrufen, ich zittre und bebe! Wie ſchlecht werde ich meine Rolle ſpielen! ich wollte, ich wäre weit von hier, ich hätte dieſen Menſchen niemals geſehen.

Graf. Tritt herbey, ſchönes unſchuldiges Kind! Ohne Furcht, ohne Sorge, tritt näher mit einer holden Freude, daß du zu dem Glück auserleſen biſt, wornach ſo viele ſich ſehnen.

Domherr. Was ſoll das geben?

Ritter. Was haben Sie vor?

Graf. Wartet und merket auf!

(Muſik.)

Der Graf (giebt ein Zeichen. Ein Dreyfuß ſteigt aus

dem Boden, auf welchem eine erleuchtete Kugel befeſtigt iſt. Der Graf winkt der Nichte, und hängt ihr den Schleyer über, der ihn vorher bedeckt hat, doch ſo, daß ihr Geſicht frey bleibt; ſie tritt hinter den Dreyfuß. Bey dieſer Pantomime legt der Graf ſein gebieteriſches Weſen ab; er zeigt ſich ſehr artig und gefällig, gewiſſermaßen ehrerbietig gegen ſie. Die Kinder mit den Rauchfäſſern treten neben den Dreyfuß. Der Graf ſteht zunächſt der Nichte, die übrigen gruppiren ſich mit Verſtand. Die Jünglinge ſtehen ganz vorn. Die Nichte ſieht auf die Kugel, die Geſellſchaft auf ſie, mit der größten Aufmerkſamkeit. Sie ſcheint einige Worte auszuſprechen, ſieht wieder auf die Kugel, und biegt ſich dann erſtaunt, wie Jemand, der was Unerwartetes ſieht, zurück, und bleibt in der Stellung ſtehen. Die Muſik hört auf).

Graf. Was ſiehſt du, geliebte Tochter? Erſchrick nicht, faſſe dich! Wir ſind bey dir, mein Kind!

Ritter. Was kann ſie ſehen? Was wird ſie ſagen?

Domherr. Still, ſie ſpricht!

Nichte (ſpricht einige Worte, aber leiſe, daß man ſie nicht verſtehen kann).

Graf. Laut, meine Tochter, lauter, daß wir es alle verſtehen!

Nichte. Ich ſehe Kerzen, helle brennende Kerzen in einem prächtigen Zimmer. Jetzt unterſcheide ich chineſiſche Tapeten, vergoldetes Schnitzwerk, einen Kronleuchter. Viele Lichter blenden mich.

Graf. Gewöhne dein Auge, ſieh ſtarr hin; was ſiehſt du weiter? Iſt niemand im Zimmer?

Nichte. Hier! — Laßt mir Zeit — hier in dem Schimmer beym Kerzenlichte — am Tiſche ſitzend — erblick' ich eine Dame; ſie ſchreibt, ſie lieſt.

Domherr. Sag', kannſt du ſie erkennen? Wie ſieht ſie aus? Wer iſts? Verſchweige nichts!

Nichte. Ihr Geſicht kann ich nicht ſehen; die ganze Geſtalt ſchwankt vor meinen Augen wie ein Bild auf bewegtem Waſſer.

Marquiſe (vor ſich). Ganz vortrefflich ſpielt das gute Kind uns ihre Lection vor.

Marquis (vor ſich). Ich bewundere die Verſtellung. Liebe Natur, wozu biſt du nicht fähig!

Nichte. Jetzt! jetzt! Ihr Kleid kann ich deutlicher ſehen; himmelblau fällt es um ihren Seſſel und wie der Himmel iſt es mit ſilbernen Sternen beſät.

Domherr (zur Marquiſe). Nun werde ich ganz glücklich! Es iſt die geliebte Fürſtin. Man ſagte mir von dieſem Kleide, blau mit ſilbernen Muſchen, die den Augen des Kindes als Sterne erſcheinen. Horch!

Nichte. Was ſeh' ich! Groſſer Meiſter, erhabener Cophta, entlaß mich! Ich ſehe fürchterliche Dinge.

Graf. Bleibe getroſt und ſprich: was ſiehſt du?

Nichte. Ich ſehe zwey Geiſter hinter dem Stuhle; ſie flüſtern einer um den andern der Dame zu.

Graf. Sind ſie häßlich?

Nichte. Sie ſind nicht häßlich; aber mich ſchaudert's.

Graf (zum Domherrn). Dieſe Geiſter ſprechen zum Vortheil eines Freundes. Kannſt du die Dame erkennen? Kennſt du den Freund?

Domherr (ihm die Hand küſſend). Du biſt ewig meiner Dankbarkeit verſichert!

Nichte. Sie wird unruhig; das Flüſtern der Geiſter hindert ſie am Leſen, hindert ſie am Schreiben; ungeduldig ſteht ſie auf; die Geiſter ſind weg.

(Sie wendet ihr Geſicht ab.)

Laßt mich einen Augenblick.

Graf. Nur gelaſſen, meine Tochter! Wenn du wüßteſt, unter welchem Schutze du ſtehſt! (Er unterſtützt ſie.)

Ritter (vor ſich). O wie ſie liebenswürdig iſt! Wie reizend in ihrer Unſchuld! Nie hat mich ein Mädchen ſo gerührt. Nie hab' ich eine ſolche Neigung empfunden! Wie ſorge ich für das gute Kind! Gewiß, der Domherr, die Tante — das himmliſche Weſen ahndet nicht, in welcher Gefahr ſie ſchwebt! O wie gern möcht' ich ſie aufmerkſam machen, ſie retten, wenn ich mich auch ganz dabey vergeſſen ſollte.

Graf. Nimm dich zuſammen, meine Taube, ſieh hin, gewiß du haſt uns noch mehr zu offenbaren!

Nichte (auf die Kugel blickend). Sie tritt ans Camin, ſie blickt in den Spiegel! Ahi!

Graf. Was iſt dir?

Nichte. Ahi!

Marquiſe. Was haſt du?

Nichte. Ach in dem Spiegel ſteht der Domherr.

Domherr. Welche Glückſeligkeit! Meiſter — ich — wie ſoll ich dir danken! Das thuſt du alles für mich!

Nichte. Sie ſieht hinein, ſie lächelt; weg iſt der Domherr, ſie ſieht ſich ſelbſt.

Ritter. Welche Wunderkraft! Welche Gaben!

Nichte (mit einem gefühlvollen freudigen Ausdruck). Ja nun! — Ich ſehe alles nun deutlich, ich ſehe die herrliche Schönheit, das liebenswürdige Geſicht. Wie ihm die Traurigkeit ſo ſchön ſteht, die ſich über alle Züge verbreitet.

Domherr (der bisher die Hände des Grafen gehalten und ſie öfters geküßt). Unausſprechlich, unbeſchreiblich beglückſt du deinen Knecht!

Nichte. Sie wird unruhig, das Zimmer ſcheint ihr zu enge, ſie geht nach der Glasthüre, ſie will hinaus. Ach! Ach! —

Graf. Ermanne dich! Nur noch einen Augenblick! Sieh noch einmal hin!

Nichte (verwirrt). Die Geiſter ſtehn ihr zur Seite. Sie öffnen die Thüre, draußen iſts dunkel.

Marquiſe (zum Domherrn). Sie geht dir entgegen.

Domherr. Iſts möglich!

Marquiſe. Du wirſts erfahren.

Nichte. Ach! (ſie fällt in Ohnmacht.)

Ritter. O Gott! Helft ihr! Schont ſie! Es iſt unverzeihlich, daß ihr ſie nicht eher entlaſſen habt!

Marquiſe. Hier iſt Salz.

(Die Hauptperſonen drängen ſich zu ihr, die Jünglinge treten aus dem Proſcenio ins Theater, die Kinder furchtſam zu ihnen. Es macht alles eine ſchöne aber wilde Gruppe.)

Graf. Ueberlaßt ſie mir! Nur durch himmliſchen Balſam kann ſie erquickt werden.

(Der Vorhang fällt.)

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Zimmer der Nichte.

Die Nichte. Ein Mädchen.

Nichte (bey der Toilette. Ein Mädchen hilft ihr ſich ankleiden, und geht ſodann in die Garderobe; ſie kommt mit einem Bündel zurück, und geht über das Theater). Was trägſt du da? Was iſt in dem Bündel?

Mädchen. Es iſt das Kleid, das Sie mir befahlen, zum Schneider zu ſchaffen.

Nichte. Gut. Daß ich es, wo möglich, morgen oder übermorgen wieder habe.

Mädchen (geht ab).

Nichte. Nun bin ich angezogen, wie es meine Tante befohlen hat. — Was mag dieſe neue Mummerey bedeuten? — Wenn ich bedenke, was mir heute begegnet iſt, ſo habe ich alles zu befürchten. Kaum erhole ich mich von jener ſchauderhaften Scene, ſo muthet man mir zu, mich umzukleiden, und wenn ich mich recht anſehe, ſo iſt das ohngefähr wie ich die Prinzeſſin beſchrie-

ben habe. Der Domherr liebt die Fürſtin, und ich ſoll ſie wohl gar vorſtellen? In welche Hände bin ich gerathen! Was hab' ich zu erwarten? Welchen grauſamen Gebrauch macht meine Tante von dem Vertrauen, das ich ihr zu voreilig hingab! Wehe mir! Ich ſehe niemanden, an den ich mich wenden könnte. Die Geſinnungen des Marquis werden mir nun deutlicher. Es iſt ein eitler, frecher, leichtſinniger Mann, der mich unglücklich gemacht hat, und bald in mein Verderben willigen wird, um mich nur los zu werden. Der Domherr iſt eben ſo gefährlich. Der Graf ein Betrüger. — — Ach nur der Ritter wäre der Mann, an den ich mich wenden könnte. Seine Geſtalt, ſein Betragen, ſeine Geſinnungen zeichneten mir ihn im erſten Augenblicke als einen rechtſchaffenen, einen zuverläßigen thätigen Jüngling; und, wenn ich mich nicht irre, war ich ihm nicht gleichgültig. — Aber ach! betrogen durch die unverſchämte Mummerey der Geiſterſcene hält er mich für ein Geſchöpf, das der größten Verehrung werth iſt. Was ſoll ich ihm bekennen? Was ſoll ich ihm vertrauen? — — Es komme wie es wolle, ich will es wagen! Was hab' ich zu verlieren? Und bin ich nicht ſchon in dieſen wenigen Stunden der Verzweiflung nahe gebracht? — Es entſtehe was wolle, ich muß ihm ſchreiben. Ich werde ihn ſehen, mich ihm vertrauen; der edle Mann kann mich verdammen, aber nicht verſtoßen! Er wird einen Schutz-

ort für mich finden. Jedes Kloſter, jede Penſion ſoll mir ein angenehmer Aufenthalt werden.

(Sie ſpricht und ſchreibt.)

"Ein unglückliches Mädchen, das Ihrer Hülfe be-
"darf, und von dem Sie nicht übler denken müſ-
"ſen, weil ſie Ihnen vertraut, bittet Sie morgen
"früh um eine Viertelſtunde Gehör. Halten Sie
"ſich in der Nähe, ich laſſe Ihnen ſagen, wenn
"ich allein bin. Die traurige Lage, in der ich mich
"befinde, nöthigt mich zu dieſem zweydeutigen
"Schritt."

So mag es ſeyn! — — Der kleine Jäck iſt mir wohl ein ſichrer Bote.

(Sie geht an die Thüre und ruft.)

Jäck!

Zweyter Auftritt.

Nichte. Jäck.

Nichte. Kleiner! weißt du des Ritters Greville Wohnung!

Jäck. Ich bin oft dort geweſen.

Nichte. Willſt du mir wohl gleich ein Billiet an ihn beſtellen? Aber daß es niemand erfährt!

Jäck. Recht gern! Was hab' ich davon?

Nichte (indem ſie ihm Geld reicht). Einen Laubthaler!

Jäck (der ſich auf einem Fuß einigemal herumdreht). Ich habe Flügel.

Nichte (indem ſie ihm das Billet giebt). Hier!

Jäck. Das Geld wird bald verdient ſeyn. Wahrſcheinlich iſt er in der Nähe. Um dieſe Zeit pflegt er in das Kaffeehaus an der Ecke zu kommen.

Nichte. Das wäre ſchön. Nur vorſichtig!

Jäck. Geben Sie nur. Verlaſſen Sie ſich auf mich.

Nichte. Du biſt ein durchtriebener Schelm!

Jäck. Ich bin zu brauchen, das weiß Ihre Tante.

Dritter Auftritt.

Nichte allein.

Wie frech dieſer Knabe iſt! Wie abgerichtet! So ſollt ich auch werden; und wäre ſie langſamer zu Werke gegangen, ſie hätte mich Schritt vor Schritt ins Verderben geführt. Glücklicherweiſe werd' ich es gewahr, und fühle noch ſo viel Kraft mich zu retten. Geiſt meiner Mutter, ſteh mir bey! Ein Fehler riß mich aus dem gleichgültigen Zuſtande, in welchem ich ſonſt zwiſchen Tugend und Laſter ſchlummerte. O möge dieſer Fehler der erſte Schritt zur Tugend ſeyn!

Vierter Auftritt.

Nichte. Marquiſe.

Marquiſe. Laſſen Sie ſehen, Nichte, wie finden Sie ſich in das neue Kleid?

Nichte. Nicht eben ſo ganz, als wenn es mein eigen wäre.

Marquiſe. Nun, nun, es geht ſchon! Es kleidet Sie alles.

Nichte. Auch der Betrug, wie Sie heute geſehen haben.

Marquiſe. Wer wird ſolche Worte brauchen! (Etwas an ihr zurecht rückend.) So! es muß mehr an den Leib geſchloſſen ſeyn, und dieſe Falte muß reicher fallen. Der Wagen wird bald kommen, und wir fahren heute noch aufs Land.

Nichte. Noch heute?

Marquiſe. Ja, und Sie haben heute noch eine Rolle zu ſpielen.

Nichte. Noch eine? Sie ſind unbarmherzig, Tante. Die erſte hat mir ſchon ſo viel Mühe gekoſtet, daß Sie mich mit der zweyten verſchonen ſollten.

Marquiſe. Eben deswegen, mein Kind. Noch dieſe und dann die dritte und vierte, und es wird Ihnen keine mehr Mühe koſten.

Nichte. Ich fürchte, Sie finden mich nicht halb ſo fähig, als Sie glauben.

Marquiſe. Es kommt auf einen Verſuch an. Dieſe Nacht werden Sie eine ſehr gemeine Rolle zu ſpielen haben.

Nichte. In dieſem prächtigen Kleide?

Marquiſe. Dem Inhalte nach, meyne ich. Sie haben eine ſtumme Liebhaberinn vorzuſtellen.

Nichte. Wie verſtehn Sie das?

Marquiſe. Ich bringe Sie in einen Garten, führe Sie in eine Laube, gebe Ihnen eine Roſe, und Sie verweilen einen Augenblick. Es kommt ein Cavalier auf Sie zu, er wirft ſich Ihnen zu Füßen, er bittet Sie um Vergebung, Sie geben einen unvernehmlichen Laut von ſich: "mein Herr!" — oder was Sie wollen; — er fährt fort um Verzeihung zu bitten: "ſtehn Sie auf!" verſetzen Sie leiſe; er bittet um Ihre Hand, als um ein Zeichen des Friedens. Sie reichen ihm Ihre Hand; er bedeckt ſie mit tauſend Küſſen. "Stehn Sie auf!" ſagen Sie alsdann: "entfernen Sie ſich, man könnte uns überraſchen!" Er zaudert; Sie ſtehen vom Sitze auf: "entfernen Sie ſich!" ſagen Sie dringend, und drücken ihm die Roſe in die Hand. Er will Sie aufhalten: "Es kommt jemand!" liſpeln Sie, und eilen aus der Laube. Er will zum Abſchiede einen Kuß wagen; Sie halten ihn zurück, drücken ihm die Hand und ſagen ſanft: "Wir ſehn uns wieder!" und machen ſich von ihm los.

Nichte. Liebe Tante, verzeihen Sie mir, es iſt eine ſchwere, eine gefährliche Aufgabe. Wer iſt der Mann?

Wen soll ich vorstellen? Wird die Nacht, werden die Umstände ihn nicht verwegener machen? Können Sie mich so aussetzen?

Marquise. Du bist sicher, mein Kind. Ich bin in der Nähe und werde nicht einen Augenblick verweilen, wenn ich diese letzten Worte höre. Ich trete herbey und verscheuche ihn.

Nichte. Wie soll ich meine Rolle recht spielen, da ich nicht weiß, wen ich vorstelle?

Marquise. Betragen Sie sich edel, sprechen Sie leise; das übrige wird die Nacht thun.

Nichte. Welch einen Argwohn erregt mir das blaue Kleid, diese silbernen Muschen!

Marquise. Nun gut, wenn Sie es denn vermuthen, wenn Sie es errathen. Sie stellen die Prinzessinn vor und der Cavalier wird der Domherr seyn.

Nichte. Liebe Tante, wie können Sie einem unglücklichen verlassenen Mädchen solch eine sonderbare Unternehmung zumuthen! Ich begreife den Zusammenhang nicht, ich sehe nicht, was es Ihnen nutzen kann: aber bedenken Sie, daß es kein Scherz ist. Wie hart würde einer gestraft, der die Hand des Fürsten in irgend einer Unterschrift nachahmte, der das Bild seines Königes auf ein unächtes Metall zu prägen sich unterfinge? Und ich soll wissentlich mein armseliges Selbst für die geheiligte Person einer Fürstin geben, soll mit erlogenen Zügen, durch erborgte Kleider die äussere Gestalt jener er-

habenen Perſon nachäffen und durch mein Betragen in eben dem Augenblick die edle Sittlichkeit ſchänden, die den Charakter dieſer großen Fürſtin macht? Ich ſchelte mich ſelbſt, ich bin zu beſtrafen, bin zu verdammen. Haben Sie Mitleid mit mir! denn Sie werden mich nicht retten, wenn man mich verurtheilt. Wollen Sie mich zu einer Verbrecherin machen, weil ich Ihnen einen Fehler eingeſtand?

Marquiſe. Es iſt nicht zu ändern.

Nichte (bittend). Meine Tante.

Marquiſe (gebieteriſch). Meine Nichte! — Sobald der Wagen da iſt, erfahren Sie es, werfen Sie dann Ihren Mantel um und folgen Sie mir.

Nichte. Ich wünſchte —

Marquiſe. Sie wiſſen was zu thun iſt, es kann nichts abgeändert werden.

Fünfter Auftritt.

Nichte, nachher Jack.

Nichte. So war mein Argwohn auf dem rechten Wege! Es iſt gewiß was ich fürchtete. Sie will mich dem Domherrn auf eine oder die andere Weiſe in die Hände liefern, und vielleicht iſt der Marquis ſelbſt mit ihr einig. Von ſolchen Menſchen läßt ſich alles erwarten, und deſto beſſer habe ich gethan, mich an den Ritter zu

wenden.

wenden. Ich werde mich heute schon zu betragen wissen, und morgen, wenn ich mich in ihm nicht betrogen habe —

Jäck (in der Thüre). Ist sie weg?

Richte. Nur herein!

Jäck. Wie gesagt, so gethan!

Richte. Was bringst du?

Jäck. Hier ein Blättchen! (indem er ihr ein Billiet giebt und sich dann im Sprunge herumdreht.) Und noch einen Laubthaler vom Ritter für meine Mühe. Brauchen Sie mich ferner zum Courier.

Richte. Wo hast du ihn angetroffen?

Jäck. Im Kaffeehause gegenüber, wie ich sagte.

Richte. Sagte er was zu dir?

Jäck. Er fragte, ob Sie zu Hause, ob Sie allein seyen? — Ich muß sehen was es giebt; ich höre, die gnädige Frau fährt aus.

Sechster Auftritt.

Richte, nachher der Ritter.

Richte (das Billiet lesend). "Ich weiß Ihr Ver-
"trauen zu schätzen und freue mich unendlich dar-
"über. Schon habe ich Sie im Stillen beklagt, in
"wenig Minuten bin ich bey Ihnen" —
O Gott was will das heißen?

"Bis morgen früh kann ich meiner Ungeduld nicht
"gebieten. In Ihrem Quartier hab' ich eine Zeit-
"lang gewohnt, und beſitze noch durch einen Zufall
"den Hauptſchlüſſel. Ich eile nach Ihrer Garde-
"robe, ſeyn Sie ohne Sorgen; es ſoll mich nie-
"mand entdecken, und verlaſſen Sie ſich in jedem
"Sinn auf meine Diskretion."

Ich bin in der entſetzlichſten Verlegenheit! Er wird mich in dieſen Kleidern finden! Was ſoll ich ſagen?

Ritter (der aus der Garderobe tritt). Sie verzeihen, daß ich eile; wie hätt' ich dieſe Nacht ruhig ſchlafen können?

Richte. Mein Herr —

Ritter (ſie ſcharf anſehend). Wie find' ich Sie verändert? Welcher Aufputz! Welche ſonderbare Kleidung! Was ſoll ich dazu ſagen?

Richte. O mein Herr! ich hatte Sie jetzt nicht vermuthet. Entfernen Sie ſich, eilen Sie! Meine Tante erwartet mich dieſen Augenblick. Morgen früh —

Ritter. Morgen früh wollen Sie mir vertrauen, und heute nicht?

Richte. Ich höre jemand kommen, man wird mich rufen.

Ritter. Ich gehe, ſagen Sie nur: was ſtellt das Kleid vor?

Richte. O Gott!

Ritter. Was kann das für ein Vertrauen seyn, wenn Sie mir diese Kleinigkeit verschweigen?

Nichte. Alles Vertrauen hab' ich zu Ihnen, nur — das ist nicht mein Geheimniß. Dieses Kleid —

Ritter. Dieses Kleid ist mir merkwürdig genug. Einigemal hat sich die Prinzessin in einem solchen Kleide sehen lassen. Selbst heute haben Ihnen die Geister die Fürstin in diesem Kleide gezeigt, und nun find' ich Sie —

Nichte. Rechnen Sie mir diese Maskerade nicht zu.

Ritter. Welche entsetzliche Vermuthungen!

Nichte. Sie sind wahr.

Ritter. Die Geisterscene?

Nichte. War Betrug.

Ritter. Die Erscheinungen?

Nichte. Abgeredet.

Ritter. O ich Unglücklicher! O hätten Sie mir ewig geschwiegen! Hätten Sie mir den süßen Irrthum gelassen! Sie zerstören mir den angenehmsten Wahn meines Lebens!

Nichte. Ich habe Sie nicht berufen, Ihnen zu schmeicheln, sondern Sie als einen edeln Mann um Rettung und Hülfe anzuflehn. Eilen Sie, entfernen Sie sich! Wir sehen uns morgen wieder. Verschmähen Sie nicht ein unglückliches Geschöpf, das nach Ihnen, wie nach einem Schutzgott hinauf sieht.

Ritter. Ich bin verloren! Auf ewig zu Grunde gerichtet! Wüßten Sie, was Sie in diesem Augenblicke

mir geraubt haben, so würden Sie zittern; Sie würden mich nicht um Mitleid anflehn. Ich habe kein Mitleid mehr! Den Glauben an mich selbst und an Andre, an Tugend, Unschuld, an jede Größe und Liebenswürdigkeit haben Sie mir entrissen. Ich habe kein Interesse mehr, und Sie verlangen, daß ich es an Ihnen nehmen soll? Meine Zutraulichkeit ist auf das schändlichste mißhandelt worden, und Sie wollen, daß ich Ihnen trauen soll? Ihnen, einer doppelten, dreyfachen Schauspielerin! Welch ein Glück, daß ich diesen Abend hieher kam und Ihnen nicht Zeit ließ, sich vorzubereiten, die Maske anzulegen, mit der Sie auch mich zu hintergehen dachten!

Richte. Ich bin ganz unglücklich! Eilen Sie! Entfernen Sie sich! man kommt!

Ritter. Ich gehe, Sie nie wieder zu sehen!

Siebenter Auftritt.

Die Richte. Der Marquis.

Marquis (halb in der Thüre). Sind Sie allein, Richte? Nur ein Wort!

Richte (indem der Marquis wieder zur Thür hinaus sieht, betrachtet sie sich geschwind im Spiegel). Ich sehe verweint, verworren aus! Was werd' ich sagen?

Marquis (sie umarmend und fest an sich drückend). Süßes, holdes Geschöpf!

Richte (ihn zurückhaltend). Um Gotteswillen, Marquis!

Marquis. Wir sind allein, fürchten Sie nichts!

Richte (sich von ihm losmachend). Die Marquise erwartet mich. (Bey Seite.) Wenn der Ritter noch da wäre!

Marquis. Was haben Sie? Sie sehen ganz verstört aus.

Richte. Ach Gott! Die Zumuthungen meiner Tante —

Marquis. Du dauerst mich, liebes Kind; aber ich will dich retten.

Richte. Sie wissen doch, heute Nacht soll ich die Rolle der Prinzessin spielen. Es ist erschrecklich! Kommen Sie! (Sie sieht sich inzwischen furchtsam nach der Garderobenthür um.)

Marquis. Bleiben Sie, bleiben Sie, eben deswegen bin ich hier! Spielen Sie heute Nacht Ihre Rolle nur gut, Sie haben nichts zu besorgen.

Richte. So lassen Sie uns gehen.

Marquis. Nein doch; ich wollte Ihnen sagen —

Richte. Dazu ists morgen Zeit.

Marquis. Keineswegs! Sie scheinen diese Abentheuer weniger zu fürchten, als Sie sollten.

Nichte (wie oben). Ich bin in der größten Verlegenheit!

Marquis. Es steht Ihnen noch etwas Seltsames diese Nacht bevor, an das Sie nicht denken.

Nichte. Was denn? Sie erschrecken mich!

Marquis. Daß Sie mit mir wegreisen werden.

Nichte. Mit Ihnen?

Marquis. Und das sagen Sie mit einer Art von Widerwillen?

Nichte. Ich weiß nicht, was ich sagen soll.

Marquis. Ich werde Sie leicht aufklären. Die Maskerade, zu der Sie angezogen sind, ist nicht ein bloßer Scherz. Meine Frau hat im Namen der Prinzessin den Domherrn um einen wichtigen Dienst ersucht, und Sie sollen die Dankbarkeit der Fürstin gegen den betrogenen Mann ausdrücken.

Nichte (wie oben in Verlegenheit). Ich soll ihm eine Rose geben.

Marquis. Eine würdige Belohnung für einen solchen Dienst! Denn zu nichts Geringerem hat sich die blinde Leidenschaft des Domherrn bereden lassen, als das schöne Halsband von den Hofjuwelieren zu kaufen.

Nichte. Das Halsband?

Marquis. Das wir gestern so sehr bewunderten, als wir diesen Ring kauften.

Nichte. Es ist nicht möglich!

Marquis. So gewiß, daß ich ſchon einen Theil davon in der Taſche habe.

Nichte. Sie? Was ſoll das heißen? — Man könnte horchen.

Marquis. So treten Sie hieher! (er nähert ſich der Garderobe.) Ja, mein Kind! Der Domherr beſaß es kaum eine Viertelſtunde; gleich war es in den Händen meiner Frau, um es der Prinzeſſin noch heute Abend zu überliefern. Wie glücklich war das Weib in dieſem Augenblick, und ich nicht weniger! Unbarmherzig brach ſie die ſchöne Arbeit von einander; es that mir im Herzen weh, den koſtbaren Schmuck ſo zerſtört zu ſehen, und ich konnte nur durch das herrliche Paketchen getröſtet werden, das ſie mir zu meiner Reiſe zubereitete. Ich habe wenigſtens für hundert tauſend Livres Steine in der Taſche. Ich geh noch heute nach England ab, mache dort alles zu Gelde, ſchaffe Silbergeſchirr und Koſtbarkeiten in Menge.

Nichte (welche bisher die größte Verlegenheit verborgen). Welche gefährliche Unternehmung!

Marquis. Wir müſſen jetzt nicht ſorgen, ſondern wagen.

Nichte. Ich wünſche Ihnen Glück!

Marquis. Nein, du ſollſt es mir bringen! Du ſollſt und mußt meine Reiſegefährtin ſeyn.

Nichte. Sie wollen mich dieſer Gefahr ausſetzen?

Marquis. Die Gefahr iſt weit größer, wenn du

zurück bleibst. Meine Frau ist verwegen genug, das Mährchen, so lang' es nur gehen will, durchzuspielen. — Bis der erste Zahlungstermin kommt, ja noch weiter, ist sie ziemlich sicher. Indeß kann ich dich nicht hier lassen.

Richte. Bedenken Sie —

Marquis. Ich weiß nicht, wie ich dein Betragen erklären soll. Wär' es möglich, daß man mir schon dein Herz entwendet hätte? — Nein, es ist nicht möglich! Du bist verlegen, aber nicht verändert. Laß dich nicht etwa den anscheinenden Reichthum des Domherrn blenden; wir sind jetzt reicher als er, der in kurzem sich in der größten Verlegenheit sehen wird. Ich habe alles genau berechnet. Du magst heute Nacht die Person der Prinzessin noch vorstellen. — Es ist die Absicht meiner Frau, daß ich euch hinaus begleiten und dann gleich weiter fahren soll. Ich nehme deswegen einen besondern Wagen. Ist die Scene vorbey, so erkläre ich der Marquise kurz und gut, daß du mich begleitest. Du magst ein wenig widerstehen, ich führe dich mit Gewalt weg. Lerm darf sie nicht machen, aus Furcht, daß alles verrathen wird. — Du hörst nicht zu; was ist dir?

Richte. Verzeihen Sie mir, — dieser Vorschlag — Ich bin verwirrt — ich verstumme! Bedenken Sie, in welcher Lage wir die Tante zurücklassen!

Marquis. Sie wird sich schon helfen, sie ist klug genug. Sie hat diese Sache so weit gebracht und wir

verderben ihr nichts an ihrem Plan. Genug, ich will, ich kann dich nicht entbehren, und wenn du je an meiner Liebe zweifeltest, so siehst du nun, wie heftig sie ist. Ich werde dich nicht hier lassen, so vielen Nachstellungen, so vielen Gefahren ausgesetzt; nicht acht Tage, so hab' ich dich verloren. Die unsinnige Leidenschaft des Domherrn zur Fürstin hält ihn nicht von andern Liebeshändeln zurück. Nur wenige Tage, und du wirst unter dem Schleyer seine Gebieterin, und ohne Schleyer sein gehorsamstes Liebchen seyn. Komm! — So hab' ich es beschlossen, und davon laß ich nicht ab. (Er umarmt sie.) Du bist mein geworden, und niemand soll dich mir rauben! Meine Frau war mir niemals hinderlich, und wenn sie die Steine glücklich davon bringt, wird sie uns gern verzeihen. — Wie ist dir? Du bist nicht bey dir!

Nichte. Es ist um mich geschehen! Führen Sie mich, wohin Sie wollen.

Marquis. Wisse nur, es ist schon alles richtig. Unter einem andern Vorwande habe ich von deinem Kammermädchen nur das Nothwendigste zusammen packen lassen. Es kommt auf wenige Tage an, so sind wir neu und besser als jemals gekleidet. Wir wollen uns nicht mit alter Trödelwaare beschweren.

(Er führt die Nichte ab, die ihm trostlos folgt und nochmals zurück nach der Garderobenthür sieht.)

Achter Auftritt.

Der Ritter

(der aus dem Kabinet hervor geht).

Was hab' ich gehört, und in welchen Abgrund von Verrätherey und Nichtswürdigkeit hab' ich hinein geblickt! Niemals konnte ich diese Menschen achten, mit denen ich leben mußte! Oft waren sie mir verdächtig; aber wenn man sie bey mir solcher verruchten Handlungen wegen angeklagt hätte, ich hätte sie gegen jedermann in Schutz genommen. Nun versteh' ich dich, schöne Verführerin, warum du mich erst morgen früh sehen wolltest! Gewiß war es ihr bekannt, daß der Marquis heute Nacht verreisen solle; aber daß er sie zwingen würde mit ihm zu gehen, dachte sie nicht. Sie glaubte gewiß, seine Neigung zu ihr sey erschöpft, wie ihre Neigung zu ihm. O die Abscheuliche! Diese Unschuld zu heucheln! — Wie ein himmlischer Geist stand sie vor uns, und die reinsten Wesen schienen durch ihren Mund zu sprechen, indeß sie eines Liebhabers überdrüßig, sich nach andern umsieht, und über die Zauberkugel weg nach den betrogenen Männern schielt, die sie als ein himmlisches Wesen anbeten. Wie soll ich das alles zurecht legen, was ich gehört habe? Was soll ich thun? Der Graf und die Marquise spinnen den unerhörtesten Betrug an. Um ihren ungeheuern Plan durchzuführen, wagen sie es, den Namen einer vortrefflichen Fürstin zu mißbrauchen, ja sogar ihre Gestalt in einem schändlichen

Poſſenſpiel nachzuäffen. Früher oder ſpäter wird ſichs entdecken, und die Sache endige ſich wie ſie wolle, ſo muß ſie dem Fürſten und der Fürſtin höchſt unangenehm ſeyn. Es leidet keinen Aufſchub. — Soll ich hingehen und dem betrogenen Domherrn die Augen eröffnen? Noch wäre es möglich ihn zu retten! Das Halsband iſt zerſtückt; aber noch iſt der Marquis hier, man kann ſie feſt halten, ihnen den Schmuck abnehmen, die Betrüger beſchämen und ſie in der Stille verjagen. — Gut, ich gehe. — Doch halt! — Das thu ich um des kalten, eigennützigen Weltmannes willen? Er wird mir danken, und für die Rettung aus der ungeheuren Gefahr, mir ſeine Protektion verſprechen, mir eine anſehnliche Charge zuſichern, ſobald er ſich wieder würde in Gunſt geſetzt haben. Dieſe Erfahrung macht ihn nicht klug; er wird dem erſten beſten Betrüger ſich wieder in die Hände geben, ſich immer leidenſchaftlich, ohne Sinn, Verſtand und ohne Folge betragen; wird mich als einen Schmarotzer in ſeinem Hauſe dulden; wird bekennen, daß er mir Verbindlichkeiten habe, und ich werde vergebens auf eine reelle Unterſtützung warten, da es ihm, ungeachtet ſeiner ſchönen Einnahme, immer an baarem Gelde fehlt. — —

(geht nachdenkend auf und nieder.)

Thörichter, beſchränkter Menſch! Und du ſiehſt nicht ein, daß ſich hier der Weg zu deinem Glücke öffnet, den du ſo oft vergebens geſucht haſt? Mit Recht hat dich

heute der Domherr als einen Schüler verlacht, mit Recht der Graf deine Gutmüthigkeit auf eine verruchte Weiſe mißbraucht! Du verdienteſt jene Lektion, da du nicht einmal durch ſie klüger geworden biſt. — Sie glaubten nicht, dich zu ihrem Verderben zu unterrichten. — Wohl, ſo ſoll es ſeyn! Ich eile zu dem Miniſter. Er iſt eben auf dem Landhauſe, wohin dieſe Betrüger zuſammen in die Falle gehen. Sie ſind keiner Schonung werth! Es iſt eine Wohlthat fürs menſchliche Geſchlecht, wenn ſie nach Verdienſt geſtraft werden, wenn man ſie außer Stand ſetzt, ihre Künſte weiter fort zu treiben. Ich eile; der Moment iſt entſcheidend! Werden ſie über der That ergriffen, ſo iſt alles bewieſen. Die Steine, die der Marquis in der Taſche hat, zeugen wider ihn; es hängt von dem Fürſten ab, die Schuldigen zu behandeln wie es ihn recht dünkt, und ich werde mit leeren Verſprechungen gewiß nicht hingehalten. Ich ſehe mein Glück mit dem Anbruche des Tages hervortreten! Hier iſt nicht ein Augenblick zu ſäumen! Fort! Fort!

Fünfter Aufzug.

Erster Auftritt.

Nacht.

Ein Luſtgarten. Rechter Hand der Schauſpieler eine Laube.

Der Graf. La Fleur.

La Fleur. Ich höre noch niemand. Es rührt ſich nichts im ganzen Garten. Ich bin recht verlegen. Ich habe doch gewiß recht gehört.

Der Graf (mit anmaßlicher Bedeutung). Du haſt recht gehört.

La Fleur. Nun, wenn Sie es ſelbſt wiſſen, ſo iſt es deſto beſſer; denn Sie können verſichert ſeyn, daß ich immer die Wahrheit ſage. Um dieſe Stunde wollte meine Herrſchaft hier in dieſem Garten ſeyn. Ich weiß nicht, was ſie vorhaben. Mit vier Pferden ſind ſie vor uns weggefahren und ihr Wagen wird an der kleinen Thüre ſtill halten. Ich habe ſie deswegen an der andern Seite ausſteigen laſſen. Ich vermuthe, der Domherr iſt auch hieher beſtellt.

Graf (wie oben). Warte! (er hält seinen kleinen Finger ans Ohr.) Dieser Ring sagt mir, daß du gewissermaßen wahr redest.

La Fleur. Gewissermaßen?

Graf. Ja. Das heißt: in so ferne du es selbst wissen kannst. Ich bin nicht allwissend; aber dieser Ring sagt mir immer: ob die Menschen lügen, oder ob sie sich irren.

La Fleur. Wenn ich Ihnen rathen sollte — doch Sie wissen schon, was das Beste ist.

Graf. Sprich nur! ich will schon sehn, ob du mir das Beste räthst.

La Fleur. Ich dächte, wir gingen sachte diese dunkle Allee hinauf und horchten immer im Gehen, ob wir nicht irgend etwas kommen oder lispeln hören.

Graf. Ganz recht. Geh' nur voraus und horche, ob der Weg sicher ist.

Zweyter Auftritt.

Der Graf allein.

Ich begreif' es nicht — und nach allen Umständen, die dieser Mensch angiebt, ist es höchst wahrscheinlich. Die Marquise bestellt den Domherrn hier heraus; wär' es möglich, daß es ihr gelungen wäre, die Prinzessin zu gewinnen? was ich immer für ein albernes Unterneh-

men, was ich für Lüge und Trug hielt. — Wenn ihr das gelingt, was soll dann dem Menschen nicht gelingen!

(Er geht von der linken Seite im Grunde ab.)

Dritter Auftritt.

Der Ritter. Der Oberst der Schweizer-Garde. Sechs Schweizer kommen von der linken Seite aus den vordern Koulissen.

Oberst (der zuletzt heraus kommt, nach der Scene). Hier bleibt versteckt und rührt euch nicht eher, es mag sich zutragen was will, bis ihr Waldhörner hört. In dem Augenblick, da sie stillschweigen, fallt zu und nehmt gefangen, wen ihr im Garten findet. (Zu den Schweizern, die auf dem Theater stehn.) Ihr gebt auf das nämliche Signal acht. Viere verbergen sich bey der großen Pforte; laßt herein, es komme wer will, aber niemanden hinaus.

Ein Schweizer. Herein mögen sie kommen, hinaus soll keiner.

Der Oberst. Und wer hinaus will, den haltet fest.

Schweizer. Wir wollen schon wacker anfassen.

Oberst. Und wenn die Waldhörner schweigen, so

bringt hierher, wen ihr etwa angehalten habt. Zwey aber halten die Pforte beſetzt.

Schweizer. Ja, Herr Obriſt. Ich und mein Kamrad bringen euch die Gefangenen, und der Michel und der Dusle bleiben bey der Pforte, daß nicht etwa ein anderer hinaus ſchlupfet.

Oberſt. Geht nur, Kinder, geht, ſo iſts recht!

(Die vier Schweizer gehen ab.)

Oberſt. Ihr beyde tretet etwa zehn Schritte von hier ins Gebüſch; das übrige wißt ihr.

Schweizer. Gut.

Oberſt. So, Ritter, wären unſre Poſten alle beſetzt. Ich zweifle, daß uns einer entgeht. Wenn ich ſagen ſoll, ſo glaub' ich, wir werden hier auf dieſem Platze den beſten Fang thun.

Ritter. Wie ſo, Herr Oberſt?

Oberſt. Da von Liebeshändeln die Rede iſt, ſo werden ſie dieſes Plätzchen gewiß ausſuchen. In dem übrigen Garten ſind die Alleen zu gerade, die Plätze zu licht; dieſes Buſchwerk, dieſe Lauben ſind für die Schalkheiten der Liebe dicht genug zuſammen gewachſen.

Ritter. Ich bin recht in Sorgen, bis alles vorüber iſt.

Oberſt. Unter ſolchen Umſtänden ſollt' es einem Soldaten erſt recht wohl werden.

Ritter. Ich wollte als Soldat lieber an einem gefährlichen Poſten ſtehn. Sie werden mir es nicht verdenken,

denken, daß es mir bang' um das Schickſal dieſer Menſchen iſt, wenn ſie gleich nichtswürdig genug ſind, und meine Abſicht ganz löblich war.

Oberſt. Seyn Sie ruhig! Ich habe Befehl vom Fürſten und vom Miniſter, die Sache in der Kürze abzuthun; man verläßt ſich auf mich. Und der Fürſt hat ſehr recht. Denn wenn es Händel giebt, wenn die Geſchichte Aufſehn macht, ſo denken doch die Menſchen von der Sache was ſie wollen, und es iſt alſo immer beſſer, man thut ſie im Stillen ab. Deſto größer wird auch Ihr Verdienſt, lieber junger Mann, das gewiß nicht unbelohnt bleiben wird. Mich dünkt, ich höre was; laſſen Sie uns bey Seite treten.

Vierter Auftritt.

Die Marquiſe. Der Marquis. Die Nichte.

Die Marquiſe (zum Marquis, der nur eben heraus tritt). Bleiben Sie nur immer in dieſem Gebüſch und halten Sie ſich ſtill. Ich trete gleich wieder zu Ihnen.

Der Marquis (tritt zurück).

Marquiſe. Hier, liebes Kind, iſt die Laube, hier iſt die Roſe; das Uebrige wiſſen Sie.

Nichte. O liebste Tante, verlaſſen Sie mich nicht! Handeln Sie menſchlich mit mir; bedenken Sie, was ich Ihnen zu Liebe thue, was ich Ihnen zu Gefallen wage!

Marquiſe. Wir ſind bey Ihnen, mein Kind; nur Muth! Es iſt keine Gefahr, in fünf Minuten iſt alles vorüber.

(Die Marquiſe tritt ab.)

Nichte (allein). O Gott, was hilft es, daß eine tiefe Nacht die Schuld bedeckt? Der Tag bewillkommt eine jede gute That, die im Stillen geſchah, und zeigt ein ernſtes fürchterliches Geſicht dem Verbrecher.

Fünfter Auftritt.

Die Nichte. Der Domherr.

Die Nichte (ſetzt ſich in die Laube und hält die Roſe in der Hand).

Der Domherr (der von der entgegengeſetzten Seite aus dem Grunde des Theaters hervorkommt). Eine tiefe Stille weiſſagt mir meine nahe Glückſeligkeit. Ich vernehme keinen Laut in dieſen Gärten, die ſonſt durch die Gunſt des Fürſten allen Spaziergängern offen ſtehn und bey ſchönen Abenden oft von einem einſamen unglücklich Liebenden, öfter von einem glücklichen frohen

Paar beſucht werden. O ich danke dir, himmliſches Licht, daß du dich heute in einen ſtillen Schleyer hüllteſt! Du erfreueſt mich, rauher Wind, du drohende trübe Regenwolke, daß ihr die leichtſinnigen Geſellſchaften verſcheuchet, die in dieſen Gängen oft umſonſt hin und wieder ſchwärmen, die Lauben mit Gelächter füllen, und ohne eigenen Genuß andere an den ſüßeſten Vergnügungen ſtören. O ihr ſchönen Bäume, wie ſcheint ihr mir ſeit den wenigen Sommern gewachſen, ſeit mich der traurige Bann von euch entfernte! Ich ſeh' euch nun wieder, ſeh' euch mit den ſchönſten Hoffnungen wieder, und meine Träume, die mich einſt in euern jungen Schatten beſchäftigten, werden nunmehr erfüllt. Ich bin der Glücklichſte von allen Sterblichen.

Marquiſe (die leiſe zu ihm tritt). Sind Sie es, Domherr? Nähern Sie ſich, nähern Sie ſich Ihrem Glück! Sehn Sie dort in der Laube?

Domherr. O ich bin auf dem Gipfel der Seligkeit!

Die Marquiſe (tritt zurück).

Der Domherr (tritt an die Laube und wirft ſich der Nichte zu Füßen). Anbetungswürdige Sterbliche, erſte der Frauen! Laſſen Sie mich zu Ihren Füßen verſtummen, laſſen Sie mich auf dieſer Hand meinen Dank, mein Leben aushauchen.

Nichte. Mein Herr —

Domherr. Oeffnen Sie mir nicht Ihre Lippen,

Göttliche! es iſt an Ihrer Gegenwart genug. Verſchwinden Sie mir wieder, ich habe Jahre lang an dieſem glücklichen Augenblicke zu genießen. Die Welt iſt voll von Ihrer Vortrefflichkeit; Ihre Schönheit, Ihr Verſtand, Ihre Tugend entzückt alle Menſchen. Sie ſind wie eine Gottheit, niemand naht ſich ihr, als um ſie anzubeten, als um das Unmögliche von ihr zu bitten. Und ſo bin ich auch hier, meine Fürſtin —

Nichte. O ſtehn Sie auf, mein Herr —

Domherr. Unterbrechen Sie mich nicht. So bin ich auch hier, aber nicht um zu bitten, ſondern um zu danken, für das göttliche Wunder zu danken, womit Sie mein Leben retteten.

Nichte (indem ſie aufſteht). Es iſt genug!

Domherr (knieend und ſie zurückhaltend). Ja wohl der Worte genug, der Worte ſchon zu viel! Vergeben Sie! Die Götter ſelbſt verzeihen, wenn wir mit Worten umſtändlich bitten, ob ſie gleich unſre Bedürfniſſe, unſre Wünſche lange ſchon kennen. Vergeben Sie meinen Worten! Was hat der arme Menſch beſſers als Worte, wenn er das hingeben möchte, was ihm ganz zugehört. Sie geben den Menſchen viel, erhabene Fürſtin, kein Tag, der nicht durch Wohlthaten ausgezeichnet wäre; aber ich darf mir in dieſem glücklichen Augenblicke ſagen, daß ich der Einzige bin, der Ihre Huld in dieſem Grade erfährt, der ſich ſagen kann: "ſie bezeigt dir

Vergebung auf eine Weiſe, die dich höher erhebt, als du jemals tief fallen konnteſt.“ Sie kündigt dir ihre Gnade an, auf eine Art, die dir ein ewiges Pfand dieſer Geſinnungen iſt; ſie macht dein Glück, ſie befeſtigts, ſie verewigts, alles in einem Augenblick.

Die Nichte (macht eine Bewegung vorwärts, die den Domherrn nöthigt aufzuſtehn). Entfernen Sie ſich, man kommt! Wir ſehn uns wieder.

(Sie hat ihm, indem er aufſtand, die Hand gereicht und läßt ihm, da ſie ſich zurückzieht, die Roſe in den Händen.)

Domherr. Ja nun will ich eilen, ich will ſcheiden, will dem brennenden Verlangen widerſtehn, das mich zur größten Verwegenheit treibt.

(Er naht ſich ihr mit Heftigkeit und tritt gleich wieder zurück.)

Nein, befürchten Sie nichts! Ich gehe, aber laſſen Sie mich es ausſprechen, denn es hängt doch nur mein künftiges Leben von Ihren Winken ab. Ich darf alles bekennen, weil ich Macht genug über mich ſelbſt habe, dieſem glücklichen Augenblick hier gleichſam zu trotzen. Verbannen Sie mich auf ewig von Ihrem Angeſicht, wenn Sie mir die Hoffnung nehmen, jemals in dieſen Armen von allen verdienten und unverdienten Qualen auszuruhn. Sagen Sie ein Wort. (Sie bey der Hand faſſend.)

Nichte (ihm die Hände drückend). Alles, alles, nur jetzt verlaſſen Sie mich.

Domherr (auf ihren Händen ruhend). Sie machen mich zum glücklichsten Menschen, gebieten Sie unumschränkt über mich.

(Es lassen sich in der Ferne zwey Waldhörner hören, die eine höchst angenehme Kadenz mit einander ausführen. Der Domherr ruht indessen auf den Händen der Nichte.)

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Die Marquise. Der Marquis, hernach der Oberste der Schweizer-Garde. Schweizer.

Marquise (zwischen die beyden hinein tretend). Eilen Sie, mein Freund, entfernen Sie sich; ich habe ein Geräusch gehört, Sie sind keinen Augenblick sicher. Man könnte die Prinzessin im Schlosse vermissen; eilen Sie, wir müssen weg.

Domherr (sich losreissend). Ich muß, ich will hinweg. Leben Sie wohl, lassen Sie mich keine Ewigkeit schmachten.

(Er geht sachte nach der linken Seite des Grundes.)

Marquise. Nun folgen Sie mir, Nichte. Leben Sie wohl, Marquis, machen Sie Ihre Sachen gut, Sie sollen Ihre Frau — Ihre Freundin bald wieder sehn. Umarmen Sie ihn zum Abschied, Nichte.

Der Marquis (umarmt die Nichte und zieht ſie auf ſeine Seite herüber). Hierher, ſchönes Kind, kommen Sie mit mir, vor jener Thüre ſteht mein Wagen.

Die Nichte (zaudernd). O Gott, was will das werden!

Marquiſe (nach der Nichte greifend). Was heißt das, Marquis? Sind Sie toll?

Marquis. Machen Sie keinen Lärm; das Mädchen iſt mein. Laſſen Sie mir dieſes Geſchöpf, in das ich raſend verliebt bin, und ich verſpreche Ihnen dagegen, alles treulich auszurichten, was Sie mir aufgetragen haben. Ich gehe nach England, beſorge Ihre Geſchäfte, wir erwarten Sie dort und wollen Sie wohl und redlich empfangen; aber laſſen Sie mir das Mädchen.

Marquiſe. Es iſt nicht möglich! Folgen Sie mir, Nichte. Was ſagen Sie zu der Verwegenheit meines Mannes? Reden Sie! Sind Sie mit ihm einverſtanden?

Nichte (zaudernd). Meine Tante —

Marquis (ſie fortziehend). Geſtehn Sie es ihr, keine Verſtellung! Es iſt abgeredet! Kommen Sie! Keinen Widerſtand, oder ich mache Lärm, und bin in dieſem Augenblicke meiner Verzweiflung fähig, uns alle zu verrathen.

Marquiſe. Entſetzlich! Entſetzlich! Ich bin zu Grunde gerichtet.

(Die Waldhörner ſchweigen auf einmal, nachdem ſie ein lebhaftes Stück geblaſen.)

Der Oberſte (der den Domherrn zurück bringt und dem zwey Schweizer folgen). Hierher, mein Herr, hierher!

Domherr. Was unterſtehn Sie ſich? Dieſer Spaziergang iſt einem jeden frey gegeben.

Oberſter. Jedem Spaziergänger, nicht dem Verbrecher! Sie entkommen nicht; geben Sie ſich gutwillig.

Domherr. Glauben Sie, daß ich unbewaffnet bin? (Er greift in die Taſche und zieht ein Terzerol hervor.)

Oberſter. Stecken Sie Ihr Terzerol ein. Sie können nach mir ſchießen; aus dem Garten kommen Sie nicht. Alle Zugänge ſind beſetzt. Es kommt niemand hinaus. Ergeben Sie ſich in das Schickſal, dem Sie muthwillig entgegen rannten.

Marquiſe (die indeſſen aufmerkſam geworden iſt und gehorcht hat). Welch ein neuer, unerwarteter Auftritt! Kommt auf dieſe Seite. Wenn wir nicht einig ſind, gehn wir mit einander zu Grunde.

(Die Marquiſe, der Marquis, die Nichte wollen ſich auf die Seite zurückziehn, wo ſie herein gekommen ſind; es treten ihnen zwey Schweizer in den Weg.)

Marquiſe. Wir ſind zu Grunde gerichtet!

Marquis. Wir ſind verrathen!

Nichte. Ich bin verloren!

Domherr (der in dieſem Augenblick neben die Nichte zu ſtehen kommt). O Gott!

Oberſter. Niemand gehe von der Stelle! Sie ſind alle meine Gefangene.

Domherr (auf die Nichte deutend). Auch dieſe?

Oberſter. Gewiß!

Domherr. Mein Unglück iſt ſo groß, daß ich es in dieſem Augenblick nicht überdenken kann.

Oberſter. Nicht ſo groß, als Ihre Unbeſonnenheit!

Domherr. Ich will jeden Vorwurf ertragen, alles, was mir eine beleidigte Gerechtigkeit von Strafen auferlegen kann; ich folge Ihnen, ſchleppen Sie mich in einen Kerker, wenn es Ihnen befohlen iſt: nur verehren Sie dies überirdiſche Weſen! Verbergen Sie, was Sie geſehen haben, läugnen Sie, erfinden Sie. Sie thun dem Fürſten einen größern Dienſt, als mit der traurigen, ſchrecklichen Wahrheit, daß ſeine Tochter, ſeine einzig geliebte Tochter —

Oberſter. Ich kenne meine Pflicht. Ich ſehe hier nur meine Gefangene; ich kenne nur meine Ordre und werde ſie vollziehn.

Marquiſe. Wohin!

Marquis. O warum mußt' ich mit hieher kommen!

Nichte. Meine Furcht war gegründet!

Domherr. So bin ich denn der unglücklichſte aller Menſchen! Was hat man im Sinn? Iſts möglich! Was kann der Fürſt gegen das Liebſte beginnen, das er auf der Welt hat? Meine Gebieterin — meine Freunde — ich bins, der euch unglücklich macht! O warum

mußt' ich leben? warum so lieben? warum verfolgt' ich nicht den Gedanken, der mir mehr als einmal einkam, in einem fremden Lande meine Zärtlichkeit, meine Ehrbegier an andern Gegenständen abzustumpfen? Warum floh ich nicht? Ach, warum ward ich immer wieder zurück gezogen? Ich möchte euch Vorwürfe machen, ich möchte mich schelten, mich hassen; und doch, wenn ich mich in diesem Augenblicke ansehe, so kann ich nicht wünschen, daß es anders seyn möge. Ich bin immer noch der Glücklichste mitten im Unglück!

Oberster. Endigen Sie, mein Herr; denn es ist Zeit, und hören Sie mich an.

Domherr. Ja, ich will; aber zuerst entlassen Sie unsre Gebieterin. Wie? sie sollte hier in Nacht und Thau flehn, und das Urtheil eines Unglücklichen anhören, an dem sie Theil nimmt? Nein, sie kehre zurück in ihre Zimmer, sie bleibe nicht länger den Augen dieser Knechte ausgesetzt, die sich über ihre Beschämung freuen! Eilen Sie, eilen Sie, meine Fürstinn! wer kann sich Ihnen widersetzen? Und dieser Mann, der mich gefangen halten darf, diese Kolossen, die mir ihre Hellebarden entgegen setzen, sind Ihre Diener. Gehn Sie, leben Sie wohl. Wer will Sie aufhalten? Aber vergessen Sie nicht eines Mannes, der endlich zu Ihren Füßen liegen konnte, der endlich Ihnen betheuern durfte, daß Sie ihm alles in der Welt sind. Sehn Sie noch einen Augenblick auf seine Qual, auf seine Wehmuth,

und dann überlaſſen Sie ihn dem grauſamen Schickſal, das ſich gegen ihn verſchworen hat.

(Er wirft ſich der Nichte zu Füßen, die ſich auf die Marquiſe lehnt. Der Marquis ſteht dabey in einer verlegenen Stellung, und ſie machen auf der rechten Seite des Theaters eine ſchöne Gruppe, in welcher die zwey Schweizer nicht zu vergeſſen ſind. Der Oberſte und zwey Schweizer ſtehn an der linken Seite.)

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Der Graf.

Der Graf (den zwey Schweizer mit den umgekehrten Hellebarden vor ſich hertreiben). Ich ſag' euch, daß ihr eure Grobheit Zeitlebens zu büßen haben werdet! Mir ſo zu begegnen! Dem Größten aller Sterblichen! Wißt, ich bin Conte di Roſtro, di Roſtro impudente, ein ehrſamer, überall verehrter Fremder, ein Meiſter aller geheimen Wiſſenſchaften, ein Herr über die Geiſter —

Schweizer. Bring' Er das unſerm Oberſten vor, der verſteht das Wälſche, ſieht Er; und wenn er nicht geradezu geht, ſo werden wir Ihn rechts und links in die Rippen ſtoßen und Ihm den Weg weiſen, wie's uns befohlen iſt.

Graf. Habt ihr Leute denn gar keine Vernunft?

Schweizer. Die hat der, der uns kommandirt.

Ich sag's Ihm, geh Er geradezu, ganz gerade dahin, da steht unser Oberster.

Graf (gebieterisch). Wagt es nicht mich anzurühren!

Domherr (der auf die Stimme des Grafen zu sich kommt und auffährt). Ja, da erwartete ich dich, großer Cophta, würdigster Meister, erhabenster unter allen Sterblichen! So ließest du deinen Sohn fallen, um ihn durch ein Wunder wieder zu erheben. Wir sind dir alle auf ewig verpflichtet. Ich brauche dir nicht zu gestehen, daß ich dieses Abenteuer hinter deinem Rücken unternahm. Du weißt, was geschehen ist, du weißt, wie unglücklich es ablief; sonst wärst du nicht gekommen. In dieser einzigen Erscheinung, großer Cophta, verbindest du mehr edle Seelen, als du vielleicht auf deiner langen Wallfahrt auf Erden beysammen gesehen hast. Hier steht ein Freund vor dir, vor wenig Augenblicken der glücklichste, jetzt der unglücklichste aller Menschen. Hier eine Dame, des schönsten Glücks werth. Hier Freunde, die das Mögliche und Unmögliche zu wirken mit der lebhaftesten Theilnahme versuchten. Es ist was Unglaubliches geschehen. Wir sind hier beysammen und wir leiden nur aus Mißtrauen gegen dich. Hättest du die Zusammenkunft geführt, hätte deine Weisheit, deine Macht die Umstände gefügt —

(einen Augenblick nachdenkend und mit Entschlossenheit fortfahrend.)

Nein, ich will nichts sagen, nichts wünschen: dann

wäre alles gegangen, wie es abgeredet war; du hätteſt nicht Gelegenheit gehabt, dich in deinem Glanze ſehen zu laſſen, gleichſam als ein Gott aus einer Maſchine herunter zu ſteigen und unſre Verlegenheit zu endigen.

(Er naht ſich ihm vertraulich und lächelnd.)

Was beſchließen Sie, mein Freund? Sehn Sie, ſchon ſtehn unſre Wächter wie betäubt: nur ein Wort von Ihnen, ſo fallen ſie in einen Schlummer, in dem ſie alles vergeſſen, was geſchah, und wir begeben uns inzwiſchen glücklich hinweg. Geſchwind, mein Freund, drücken Sie mich an Ihre Bruſt, verzeihen Sie mir und retten Sie mich!

Graf (gravitätiſch ihn umarmend). Ich verzeihe dir!

(zu dem Oberſten.)

Wir werden zuſammen ſogleich von hier wegfahren.

Oberſter (lächelnd). O ja! recht gern!

Domherr. Welch ein Wunder!

Marquiſe (zum Marquis). Was ſoll das heißen? Wenn der uns noch rettete!

Marquis. Ich fange an zu glauben, daß er ein Hexenmeiſter iſt.

Oberſter. Ich brauche dieſe Reden nicht weiter anzuhören; ich weiß nur ſchon zu klar, mit wem und was ich zu thun habe.

(Gegen die Scene gekehrt.)

Treten Sie nur auch herein, junger Mann, Sie haben mich lange genug allein gelaſſen.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Der Ritter.

Ritter. Ja, hier bin ich, die Abſcheulichen zu beſchämen und die Thoren zu bedauern!

Die Uebrigen (außer dem Oberſten). Was ſoll das heißen? Der Ritter! Entſetzlich! Es iſt nicht möglich!

Ritter. Ja, ich bin hier, um gegen euch alle zu zeugen.

Nichte. Daran bin ich allein Schuld!

Domherr. Was ſoll das heißen? Ich werde wahnſinnig!

Oberſter. Sie kennen alſo dieſen Mann? Hier geht alles natürlich zu, außer daß dieſer in ſolcher Geſellſchaft ehrlich geblieben iſt. Er hat eure Schelmereyen beobachtet, er hat ſie dem Fürſten entdeckt, und ich habe den Auftrag, zu unterſuchen und zu ſtrafen. (Zum Domherrn.) Zuförderſt alſo, damit Sie einſehen, auf welchem Wege man Sie bisher geführt, von wem Sie geführt worden, wie ſehr Sie betrogen ſind; ſo erkennen Sie doch endlich das Phantom, womit man dieſen Abend unſre Fürſtin geläſtert hat.

(Er hebt der Nichte den Schleyer vom Geſicht.)

Domherr (erkennt ſie und drückt pantomimiſch ſein Entſetzen aus).

Ritter. Wie die Fürſtin, ſo die Geiſter! — Solchen Menſchen vertrauten Sie!

Domherr. Auch Ihnen vertraut' ich, und Sie, merk' ich, haben mich zu Grunde gerichtet.

Oberſter. Dieſe Nichtswürdigen haben ſich Ihrer Schwäche bedient, und Sie zu den ſtrafwürdigſten Unternehmungen angefeuert. Was können Sie erwarten?

Domherr. Herr Oberſt —

Oberſt. Beruhigen Sie ſich! Und erfahren Sie zuförderſt, daß der Fürſt edel genug denkt, um auch diesmal Ihren Leichtſinn, Ihren Frevel mit Gelindigkeit zu beſtrafen. Was ſag' ich, beſtrafen? Er will vielmehr den zweyten Verſuch machen, ob es möglich ſey, Sie zu beſſern, Sie der großen Ahnherren würdig zu machen, von denen Sie abſtammen. Ihre Entfernung vom Hofe, die nun zwey Jahre dauert, hat Ihnen wenig genutzt. Ich kündige Ihnen an, daß Sie frey ſind, aber nur mit der Bedingung, daß Sie binnen acht Tagen das Land verlaſſen, unter dem Vorwande, als wenn Sie eine groſſe Reiſe zu thun Willens wären. Mit Ihrem Oheim, den der Fürſt beſonders ſchätzt, dem er vertraut, wird alles abgeredet und eingerichtet werden. Sie können frey in Ihrem Wagen zurückkehren, wenn Sie nur erſt unterrichtet ſind, wie es mit dem gefährlichen Juwelenhandel ausſieht, in den Sie ſich eingelaſſen haben.

Domherr. Was muß ich erfahren! Was muß ich erleben!

Oberſt (zu dem Marquis). Geben Sie zuförderſt die Juwelen heraus, die Sie in der Taſche haben.

Marquis. Die Juwelen? Ich weiß von keinen!

Ein Schweizer. Er hat da was erſt in den Buſch geworfen. Es muß nicht weit liegen.

(Man ſucht und bringt das Käſtchen hervor, das man dem Oberſten überreicht.)

Oberſt. Läugnet nicht weiter! Es iſt alles am Tage. (zur Marquiſe.) Wo ſind die übrigen Steine? Geſtehn Sie nur! Sie kommen nicht wieder nach Hauſe, und zu Hauſe bey Ihnen iſt in dieſem Augenblicke alles verſiegelt. Verdienen Sie die Gelindigkeit, mit der man Sie zu behandeln gedenkt.

Marquiſe. Hier ſind ſie. (Das Schmuckkäſtchen hervorbringend). So dacht' ich ſie nicht los zu werden.

Oberſt (zum Domherrn). Man wird dieſe Juwelen den Hofjuwelieren wieder zuſtellen, und Ihre Verbindlichkeit dagegen einlöſen. Die falſche Unterſchrift der Prinzeſſin werden Sie dagegen zurücklaſſen. Ich halte Sie nicht weiter auf, Sie können gehen.

Domherr. Ja, ich gehe. Sie haben mich beſchämt geſehn; aber glauben Sie nicht, daß ich erniedrigt bin. Meine Geburt giebt mir ein Recht auf die erſten Bedienungen im Staate; dieſe Vorzüge kann mir niemand nehmen, und noch weniger wird man mir die

Leiden-

Leidenſchaft aus dem Herzen reiſſen, die ich für meine Fürſtin empfinde. Sagen Sie es ihr, wie glücklich mich dieſes Phantom gemacht hat. Sagen Sie ihr, daß alle Demüthigungen nichts gegen den Schmerz ſind, mich noch weiter von ihr entfernen zu müſſen; in ein Land zu gehen, wo ich ſie nicht mehr auch nur im Vorüberfahren erblicken werde: aber ihr Bild und die Hoffnung werden nie aus meinem Herzen kommen, ſo lange ich lebe. Sagen Sie ihr das. Euch Uebrige verachte ich. Ihr waret geſchäftig um meine Leidenſchaft, wie Käfer um einen blühenden Baum; die Blätter konntet ihr verzehren, daß ich mitten im Sommer wie ein dürres Reis daſtehe; aber die Aeſte, die Wurzeln mußtet ihr unangetaſtet laſſen. Schwärmt hin, wo ihr wieder Nahrung findet!

(Der Domherr geht ab.)

Oberſter. Die Uebrigen werden unter guter Bedeckung ganz in der Stille auf eine Grenz-Veſtung gebracht, bis man hinlänglich unterſucht hat, ob ihre Schelmſtreiche nicht vielleicht noch weiter um ſich gegriffen haben. Findet ſichs, daß ſie in weiter keine Händel verwickelt ſind, ſo wird man ſie in der Stille des Landes verweiſen und ſo von dieſem betrügeriſchen Volke ſich befreyen. Es ſind eben vier, ein Wagen voll. Fort mit Ihnen! man begleite ſie bis an das große Thor, wo ein Fuhrwerk ſteht, und übergebe ſie dort den Dragonern.

Nichte. Wenn ein unglückliches Mädchen von einem strengen Urtheilsspruch noch auf Gnade sich berufen darf, so hören Sie mich an. Ich unterziehe mich jeder Strafe, nur trennen Sie mich von diesen Menschen, die meine Verwandte sind, sich meine Freunde nannten und mich in das tiefste Elend gestürzt haben. Verwahren Sie mich, entfernen Sie mich; nur haben Sie Barmherzigkeit, bringen Sie mich in ein Kloster.

Ritter. Was höre ich?

Oberst. Ist es Ihr Ernst?

Nichte. O hätte dieser Mann geglaubt, daß meine Gesinnungen aufrichtig seyen, so wären wir alle nicht, wo wir sind. Ritter, Sie haben nicht edel gehandelt! Durch meine Unvorsichtigkeit, durch einen Zufall haben Sie das Geheimniß erfahren. Wären Sie der Mann gewesen, für den ich Sie hielt, Sie hätten diesen Gebrauch nicht davon gemacht, Sie hätten den Domherrn unterrichten, die Juwelen beyschaffen und ein Mädchen retten können, das nun unwiederbringlich verloren ist. Es ist wahr, man wird Sie für diesen Dienst belohnen, unser Unglück wird ein Capital seyn, von dem Sie große Renten ziehen. Ich verlange nicht, daß Sie im Genuß der fürstlichen Gunst, der einträglichen Stellen, in deren Besitz Sie sich bald befinden werden, an die Thränen eines armen Mädchens denken sollen, deren Zutraulichkeit Ihnen Gelegenheit gab zu horchen. Aber brauchen Sie jetzt, da Sie ein bedeutender Mann bey Hofe

ſind, Ihren Einfluß, das zu bewirken, warum ich Sie bat, da Sie noch nichts hatten, wenigſtens zeigten, als Geſinnungen, die ich ehren mußte. Erlangen Sie von dieſem ernſthaften würdigen Manne nur, daß ich nicht mit dieſer Geſellſchaft weggebracht werde; daß meine Jugend in einem fremden Lande nicht größern Erniedrigungen ausgeſetzt werde, als ich in dieſem leider ſchon dulden mußte.

(Zum Oberſten.)

Ich bitte, ich beſchwöre Sie, mein Herr, wenn Sie eine Tochter haben, an der Sie Freude zu erleben wünſchen, ſo ſchicken Sie mich fort; aber allein. Verwahren Sie mich; aber verbannen Sie mich nicht.

Oberſt. Sie rührt mich!

Ritter. Iſt es Ihr Ernſt?

Nichte. O hätten Sie es früher geglaubt!

Oberſt. Ich kann Ihren Wunſch erfüllen; ich gehe in nichts von meiner Inſtruction ab.

Nichte. Ja, Sie erfüllen ganz Ihre Inſtruction, wenn die Abſicht iſt, wie es ſcheint, dieſen verwegenen Handel im Stillen beyzulegen. Verbannen Sie mich nicht, ſchicken Sie mich in kein fremdes Land; denn die Neugierde wird rege werden. Man wird die Geſchichte erzählen, man wird ſie wiederholen. Man wird fragen: "wie ſieht das abenteuerliche Mädchen aus? Sie ſoll, ſie muß der Prinzeſſin gleichen, ſonſt hätte die Fabel nicht können erfunden, nicht geſpielt werden. Wo iſt

ſie? Man muß ſie ſehen, man muß ſie kennen." O Ritter, wenn ich ein Geſchöpf war, wie Sie dachten, ſo wäre der gegenwärtige Fall für mich erwünſcht genug, und ich brauchte keine Ausſtattung weiter, um in der Welt mein Glück zu machen.

Oberſt. Hiermit ſey es genug! Begleitet jene Drey an den Wagen; der Officier, dem ihr ſie übergebt, weiß ſchon das weitere.

Marquis (leiſe zur Marquiſe). Es iſt nur von Verbannung die Rede. Wir wollen demüthig abziehn, um das Uebel nicht ärger zu machen.

Marquiſe. Wuth und Verdruß kochen mir im Herzen; nur die Furcht vor einem größern Uebel hält mich ab, ihr Luft zu machen.

Oberſt. Nur fort!

Marquiſe. Bedenken Sie, Herr Oberſt, und laſſen Sie den Fürſten bedenken, welches Blut in meinen Adern fließt, daß ich ihm verwandt bin und daß er ſeine eigne Ehre verletzt, wenn er mich erniedrigt!

Oberſt. Das hätten Sie bedenken ſollen! — Gehen Sie! Schon hat man dieſe noch lange nicht erwieſene Verwandtſchaft zu Ihrem Vortheil mit in Anſchlag gebracht.

Graf. Mein Herr, Sie vermiſchen mit dieſem Geſindel einen Mann, der gewohnt iſt, überall ehrenvoll behandelt zu werden.

Oberſt. Gehorchen Sie!

Graf. Es ist mir unmöglich!

Oberst. So wird man Sie's lehren.

Graf. Ein Reisender, der überall, wo er hinkommt, Wohlthaten verbreitet.

Oberst. Es wird sich zeigen.

Graf. Dem man wie einem Schutzgeist Tempel bauen sollte.

Oberst. Es wird sich finden.

Graf. Der sich als Groß-Cophta legitimirt hat.

Oberst. Wodurch?

Graf. Durch Wunder.

Oberst. Wiederholen Sie eins und das andre, rufen Sie Ihre Geister herbey, lassen Sie sich befreyen.

Graf. Ich achte euch nicht genug, um meine Macht vor euch sehen zu lassen.

Oberst. Groß gedacht! So unterwerfen Sie sich dem Befehl.

Graf. Ich thue es, meine Langmuth zu zeigen; aber bald werde ich mich offenbaren. Ich werde Ihrem Fürsten solche Geheimnisse melden, daß er mich im Triumphe zurückholen soll, und Sie werden vor dem Wagen voran reiten, in dem der Groß-Cophta verherrlicht zurückkehren wird.

Oberst. Das wird sich alles finden, nur heute kann ich Sie unmöglich begleiten. Fort mit ihnen!

Schweizer. Fort, sagt der Oberste, und wenn ihr nicht geht, so werdet ihr unsre Hellebarden fühlen.

Graf. Ihr Elenden, ihr werdet bald vor mir ins Gewehr treten.

Die Schweizer (schlagen auf ihn los). Will Er das letzte Wort haben?

(Die Schweizer mit den drey Personen ab.)

Oberst (zur Nichte). Und Sie sollen noch heute Nacht in das Frauenkloster, das keine Viertelstunde von hier liegt. Wenn es Ihr Ernst ist sich von der Welt zu scheiden, so sollen Sie Gelegenheit finden.

Nichte. Es ist mein völliger Ernst. Ich habe keine Hoffnung mehr auf dieser Welt. (zum Ritter.) Aber das muß ich Ihnen noch sagen, daß ich meine erste, lebhafte Neigung mit in die Einsamkeit nehme — die Neigung zu Ihnen.

Ritter. Sagen Sie das nicht, strafen Sie mich nicht so hart. Jedes Ihrer Worte verwundet mich tief. Ihr Zustand ist gegen den meinigen zu beneiden. Sie können sagen: "man hat mich unglücklich gemacht;" und welchen unerträglichen Schmerz muß ich empfinden, wenn ich mir sage: "auch dich zählt sie unter die Menschen, die zu ihrem Verderben mitwirkten." O vergeben Sie mir! vergeben Sie einer Leidenschaft, die, durch einen unglückseligen Zufall mit sich selbst uneins, das verletzte, was ihr noch vor wenig Augenblicken das liebste, das wertheste auf der Welt war. Wir sollen uns trennen! Unaussprechlich ist die Qual, die ich in diesem Zustand' empfinde. Erkennen Sie meine Liebe und be-

dauren Sie mich. O daß ich nicht meiner Empfindung folgte und nach der zufälligen Entdeckung gleich zum Domherrn eilte! Ich hätte mir einen Freund, eine Geliebte erworben, und ich hätte mein Glück mit Freuden genießen können. Es iſt alles verloren.

Oberſt. Faſſen Sie ſich!

Nichte. Leben Sie wohl! Dieſe letzten tröſtlichen Worte werden mir immer gegenwärtig bleiben. (zum Oberſt.) Ich ſehe an Ihren Augen, daß ich ſcheiden ſoll. Möge Ihre Menſchlichkeit belohnt werden!

(Sie geht mit der Wache ab.)

Oberſt. Das arme Geſchöpf dauert mich! Kommen Sie, alles iſt gut gegangen. Ihre Belohnung wird nicht ausbleiben.

Ritter. Sie mag ſeyn, welche ſie will, ſo fürſtlich als ich ſie erwarten darf; ich werde nichts genießen können, denn ich habe nicht recht gehandelt. Mir bleibt nur Ein Wunſch und Eine Hoffnung, das gute Mädchen aufzurichten und ſie ſich ſelbſt und der Welt wieder zu geben.

Der
Triumph der Empfindsamkeit.

Eine dramatische Grille.

Perſonen.

Andraſon, ein humoriſtiſcher König.
Mandandane, ſeine Gemahlinn.
Dieſelbe noch einmal.
Feria, ſeine Schweſter, eine junge Wittwe.
Mana, Sora, Lato, Mela, } Hoffräulein der Feria.
Dronaro, Prinz.
Merkulo, ſein Cavalier.
Der Oberſte ſeiner Leibwache.
Leibwache.
Mohren.
Bediente.
Askalaphus, Mandandanens Kammerdiener.

Erſter Act.

Saal,
im guten Geſchmacke decorirt.

Mana und Sora (begegnen einander).

Mana.

Wo willſt du hin, Sora?

Sora. In den Garten, Mana.

Mana. Haſt du ſo viel Zeit? Wir erwarten den König jeden Augenblick; verliere dich nicht vom Schloſſe.

Sora. Ich kann es unmöglich aushalten; ich bin den ganzen Tag noch nicht an die freye Luft gekommen.

Mana. Wo iſt die Prinzeſſinn?

Sora. In ihrem Zimmer. Sie probirt mit der kleinen Mela einen Tanz, und läuft jeden Augenblick an's Fenſter, zu ſehen, ob der Bruder kommt.

Mana. Es iſt eine rechte Noth, ſeitdem die groſſen Herren auf das Incognito gefallen ſind. Man

weiß gar nicht mehr, woran man ist. Sonst wurden sie Monate lang voraus angekündigt, und wenn sie sich näherten, war alles in Bewegung; die Couriere sprengten herbey, man konnte sich schicken und richten. Jetzo, eh' man sich's versieht, sind sie einem auf dem Nacken. Wahrhaftig, das letztemal hat er mich in der Nachtmütze überrascht.

Sora. Darum warst du heut' so früh fertig?

Mana. Ich finde keine Lust daran. — Wenn mir ein Fremder auf der Treppe begegnet, wird mir's immer bang'; ich denke gleich es ist wieder einmal ein König oder ein Kaiser, der seinen gnädigen Spaß mit uns zu treiben kommt.

Sora. Dießmal ist er nun gar zu Fuße. Andre lassen sich doch in's Gebirge zum Orakel in Sänften tragen, er nicht so; allein, mit einem tüchtigen Stabe in der Hand, trat er seine Reise an.

Mana. Schade, daß er nicht zu Theseus Zeiten gelebt hat!

Feria (tritt auf), mit ihr Mela.

Feria. Seht ihr noch niemand? Wenn ihm nur kein Unglück begegnet ist!

Sora. Seyd ruhig, meine Fürstinn. Die Gefahren und der üble Humor scheinen sich beyde vor ihm zu fürchten.

Feria. Er will mich nur einen Augenblick sprechen und dann gleich wieder fort.

Lato (tritt auf).

Der König kommt.

Feria. Wohl! sehr wohl!

Lato. Ich sah hinüber in das Thal, und erblickte ihn eben als er über den Bach schritt.

Feria. Laßt uns ihm entgegen gehen.

Sora. Da ist er.

Andrason (kommt).

Feria. Sey uns willkommen! herzlich willkommen!

Alle. Willkommen!

Andrason. Ich umarme dich, meine Schwester! Ich grüße euch, meine Kinder! Eure Freude macht mich glücklich, eure Liebe tröstet mich.

Feria. Mein Bruder, bedarfst du noch Trostes? Hat das Orakel dir keinen gegeben? Möchtest du doch immer vergnügt seyn! Möchte dir doch immer wohl seyn! Wir waren, seit du uns ehegestern verließest, voller Hoffnung für dich und dein Anliegen.

Mana. Majestät! —

Andrason. Schönheit!

Sora. Herr!

Andrason. Gebieterinn!

Lato. Wie soll man euch denn nennen?

Andrason. Ihr wißt, daß ihr keine Umstände mit mir machen sollt.

Mana (vor sich). Nur damit er auch keine mit uns zu machen braucht.

Lato. Wir möchten von dem Orakel hören.

Sora. Hat das Orakel nichts gutes gesagt?

Mela. Habt ihr das Orakel nicht unsertwegen gefragt?

Andrason. Liebe Kinder, das Orakel ist eben ein Orakel.

Lato. Sonderbar!

Andrason. Daß ein zartes Herz, voller Gefühle, Hoffnungen und Ahndungen, das einer ungewissen Zukunft sehnsuchtsvoll entgegen lebt, nach Würfeln hascht, den Becher schüttelt, Wurf über Wurf versucht, und in dem Glückstäfelchen sorgfältig forscht, was ihm die Würfe bedeuten, und dann fröhlich oder traurig einen halben Tag verlebt, das mag hingehn, mag recht gut seyn.

Lato (vor sich). Woher er alles weiß? Damit habe ich mich erst heute beschäftigt.

Andrason. Daß ein schönes Kind Puncte über Puncte tüpfelt, nachschlägt und sucht, was ihr für ein Gatte werden möchte? ob der Liebhaber treu ist? und so weiter, das sind' ich wohlgethan.

Mela (vor sich). Er ist ein Herenmeister! Wenn wir allein sind, wissen wir uns nichts bessers.

Andrason. Aber wer ein positives Uebel, Zahnweh oder Unfrieden im Hause hat, der frage keinen Arzt und kein Orakel! Ihr Wissen und ihre Kunst fällt zu

kurz: dieß und jenes Mittelchen, und vorzüglich Geduld, iſt was ſie euch empfehlen.

Feria. Kannſt du, darfſt du uns ſagen? Hat's dir eine Antwort gegeben? Darfſt du ſie entdecken?

Andraſon. Ich will ſie in vier Sprachen überſetzen und an allen Landſtraßen aufhängen laſſen, es weiß doch kein Menſch was es ſoll.

Feria. Wie?

Andraſon. Da ich ankomme und eingeführt werde —

Sora. Wie ſieht's im Tempel aus?

Mana. Iſt der recht prächtig?

Feria. Ruhe, ihr Mädchen!

Andraſon. Wie mich die Prieſter zur heiligen Höhle bringen —

Mela. Die iſt wohl ſchwarz und dunkel?

Andraſon. Wie deine Augen. — Ich trete vor die Tiefe, und ſage klar und vernehmlich: Geheimnißvolle Weisheit! hier tritt ein Mann auf, der ſich bisher für den glücklichſten hielt; denn es geht ihm nichts ab; alles was die Götter einem Menſchen gutes zueignen können, ſchenkten ſie mir, ſelbſt das köſtlichſte aller Beſitzthümer verſagten ſie mir nicht: ein treffliches Weib. Aber — ach! daß Aber und Aber ſich immer zu dem Danke geſellen, den wir den Göttern zu bringen haben! — Dieſe Frau, dieſes Muſter der Liebe und Treue, nimmt ſeit kurzem unglücklicher Weiſe an einem Men-

ſchen Theil, der ſich ihr aufdringt und der mir verhaßt iſt. Dir, hohe Weisheit, der alles bekannt iſt, ſag' ich nichts weiter, und bitte: enthülle mir mein Schickſal! gib mir Rath, und was mehr iſt, Hülfe! — Ich dächte, das hieße ſich deutlich erklären?

Lato. Wir verſtehn es wohl.

Feria. Und die Antwort?

Andraſon. Wer ſagen könnte: ich verſtehe ſie!

Sora. Ich bin höchſt neugierig — Haben wir doch manches Räthſel errathen!

Mela. Geſchwinde!

Andraſon. Ich ſteh' und horche, und es fängt von unten auf an — erſt leiſe — dann vernehmlich — dann vernehmlicher:

Wenn wird ein greiflich Geſpenſt von ſchönen Händen entgeiſtert,

Alle. Oh!

Andraſon. Gebt mir ein Licht. Das greifliche Geſpenſt ſoll entgeiſtert werden.

Lato. Von ſchönen Händen.

Andraſon. Die fänden ſich allenfalls. Ein greiflich Geſpenſt, das iſt etwas aus der neuen Poeſie, die mir immer unbegreiflich geweſen iſt.

Feria. Es iſt arg.

Andraſon. Wartet nur und merkt; es kommt noch beſſer:

Wenn

Wenn wird ein greiflich Geſpenſt von ſchönen Händen entgeiſtert,
Und der leinene Sack ſein Eingeweide gibt her,

Alle. O! oh! Ey! O! ah! ha! ha!

Andraſon. Seht! Ein leinen Geſpenſt, und ein greiflicher Sack, und Eingeweide von ſchönen Händen! Nein, was zu viel iſt bleibt zu viel! Was ſo ein Orakel nicht alles ſagen darf!

Mana. Wiederholt es uns!

Andraſon. Nicht wahr, ihr hört gar zu gerne was erhaben klingt, wenn ihr's gleich nicht verſteht?

Wenn wird ein greiflich Geſpenſt von ſchönen Händen entgeiſtert,
Und der leinene Sack ſein Eingeweide gibt her,

Seyd ihr nun klüger, meine Lieben? Nun aber merkt auf:

Wird die geflickte Braut mit dem Verliebten vereinet:
Dann kommt Ruhe und Glück, Fragender, über dein Haus.

Sora. Nein das iſt nicht möglich!

Andraſon. O ja; die Götter haben ſich dießmal ſehr ihrer poetiſchen Freyheit bedient.

Lato. Habt ihr es nicht aufgeſchrieben?

Andraſon. Freylich! Hier iſt die Rolle, wie ich ſie aus den Händen der Prieſter erhielt.

Lato. Laßt es uns leſen, vielleicht wird es uns klärer.

(Andraſon bringt eine Rolle aus dem Gürtel und wickelt ſie auf. Die Frauenzimmer drängen ſich wechſelsweiſe zu, leſen, lachen, und machen ihre Anmerkungen. Es kommt auf den guten Humor der Schauſpielerinnen an, dieſes munter und angenehm zu machen; deswegen ihnen überlaſſen bleibt die Stelle zu extemporiren. Die Hauptabſicht dieſer Wiederholungen iſt, das Publicum mit dem Orakelſpruch recht bekannt zu machen.)

Feria. Das iſt höchſt ſonderbar und unbegreiflich! Wie iſt es dir weiter ergangen? Haſt du nicht irgend eine Aufklärung gefunden?

Andraſon. Nicht Aufklärung, aber Hoffnung. Verwundert über die unverſchämte Dunkelheit der Antwort, aber nicht außer Faſſung gebracht, trat ich aus der Höhle. Ich ſah den älteſten Prieſter auf einem goldenen Seſſel ſitzen. Ich nahte mich ihm, und indem ich einige Edelſteine in ſeinen Schoos legte, rief ich aus: O welche Fülle der Weisheit kommt uns von den Göttern! Wie erleuchtet werden wir, die wir auf dunkeln Wegen irren, durch ihre Offenbarungen! Aber nicht rathen allein; helfen müſſen die Unſterblichen. Der Jüngling, über den ich mich beklage, der mir das Leben verbittert, wird eh'ſtens hier erſcheinen, voll Zutrauens

und Gehorſams. Möge die alles durchdringende Stimme der Götter ihn ergreifen, ſein Herz faſſen, und ihm gebieten, nie wieder einen Fuß über meine Schwelle zu ſetzen! Mein Dank würde ohne Gränzen bleiben. — Der Alte nickte mit dem Kopfe, ſein weißer Bart bewegte ſich murmelnd; ich ging mit wechſelnder Hoffnung und Sorgen zurück, und bin nun hier. —

Feria. Möge alles zum Beſten ausſchlagen! — Du verzeihſt, Bruder; ich muß vor Tafel mit meinen Räthen, die ſchon lange warten, noch einige Geſchäfte abthun; ich laſſe dir die Kinder, unterhalte dich mit meinem muntern Geſchlechte.

Andraſon. Ich danke dir, Schweſter. Wenn ich dich miſſen ſoll, weiß ich nichts beſſers als dieſe freundlichen Augen.

Feria. Bald ſeh' ich dich wieder. (ab.)

Sora. Sagt uns nun, Herr, was ihr denkt.

Andraſon. Von der geflickten Braut?

Sora. Ich meyne, was ihr thun wollt.

Andraſon. Thun! als ob das Orakel nichts geſagt hätte. Mit meinem Uebel beladen wieder nach Hauſe gehn, und nach meiner Frau ſehen, die ich in wunderbaren Zuſtänden anzutreffen fürchte.

Sora. Was macht ſie denn indeſſen?

Andraſon. Sie geht im Mondſcheine ſpazieren, ſchlummert an Waſſerfällen, und hält weitläufige Unterredungen mit den Nachtigallen. Denn ſeitdem der

Prinz weg iſt, einen Zug durch ſeine Provinzen und hiernächſt zum Orakel zu thun, iſt's nicht anders, als ob ihre Seele in einen langen Faden gezogen wäre, der bis zu ihm hinüber reichte. Eins noch, an dem ſie groſſes Vergnügen findet, iſt daß ſie Monodramen aufführt.

Mana. Was ſind das für Dinge?

Andraſon. Wenn ihr Griechiſch könntet, würdet ihr gleich wiſſen, daß das ein Schauſpiel heißt, wo nur Eine Perſon ſpielt.

Lato. Mit wem ſpielt ſie denn?

Andraſon. Mit ſich ſelbſt, das verſteht ſich.

Lato. Pfui, das muß ein langweilig Spiel ſeyn!

Andraſon. Für den Zuſchauer wohl. Denn eigentlich iſt die Perſon nicht allein, ſie ſpielt aber doch allein; denn es können noch mehr Perſonen dabey ſeyn, Liebhaber, Kammerjungfern, Najaden, Dreaden, Hamadryaden, Ehemänner, Hofmeiſter; aber eigentlich ſpielt ſie für ſich, es bleibt ein Monodrama. Es iſt eben eine von den neueſten Erfindungen; es läßt ſich nichts darüber ſagen. Solche Dinge finden groſſen Beyfall.

Sora. Und das ſpielt ſie ganz allein für ſich?

Andraſon. O ja! Oder, wenn etwa Dolch oder Gift zu bringen iſt — denn es geht meiſtens etwas bunt her — wenn eine ſchreckliche Stimme aus dem Felſen oder durch's Schlüſſelloch zu rufen hat, ſolche wichtige Rollen nimmt der Prinz über ſich, wenn er da

iſt, oder in ſeiner Abweſenheit ihr Kammerdiener, ein ſehr alberner Burſche; aber das iſt eins.

Mela. Wir wollen auch einmal ſo ſpielen.

Andraſon. Laßt's doch gut ſeyn, und dankt Gott, daß es noch nicht bis zu euch gekommen iſt! Wenn ihr ſpielen wollt, ſo ſpielt zu zweyen wenigſtens; das iſt ſeit dem Paradieſe her das üblichſte und das geſcheideſte geweſen. Nun noch eins, meine Beſten, — daß wir die Zeit nicht mit fremden Dingen verplappern — meine Hoffnung wieder glücklich zu werden ruht nicht allein bey den Göttern, ſondern auch auf euch, ihr Mädchen.

Sora. Auf uns?

Andraſon. Ja auf euch! und ich hoffe ihr werdet das Eure thun.

Mana. Wie ſoll das werden?

Andraſon. Der Prinz, wenn er nach dem Orakel geht, wird hier vorbey kommen, euch ſeine Ehrerbietung zu bezeigen, wie Fremde gewöhnlich thun, die dieſen Weg nehmen. Meine Schweſter wird artig ſeyn und ihm Quartier anbieten; ihm anbieten, daß ſie ſeine Leute, ſein Gepäcke beherbergen will, indeß er ſich in's Gebirge nach dem Orakel tragen läßt, wo jeder, er ſey wer er wolle, allein, ohne Gefolge anlangen muß. Wenn er nun kommt, meine Beſten, ſo ſucht ſein Herz zu rühren. — Ihr ſeyd liebenswürdig. Ich will die als

eine Göttinn verehren, die ihn an ſich zieht und mich von ihm befreyt.

Sora. Gut! Euch iſt er unerträglich, und uns wollt ihr ihn zuſchieben! Wenn er uns nun auch unerträglich iſt?

Andraſon. Seyd ruhig, Kinder! Das findet ſich. Ihr andern liebt meiſtentheils an den Männern was Männer an ſich unter einander nicht leiden können. Und gewiß er iſt ſo übel nicht, und wäre, denk' ich, noch zu curiren.

Mela. Wie ſollen wir es denn anfangen?

Andraſon. Bravo, liebes Kind! du zeigſt doch guten Willen! Ich muß erſt eure Anlagen ein wenig kennen lernen. Laßt ſehn! Stellt euch vor, ich ſey der Prinz; ich will ankommen, ſchmachtend und traurig thun — wie wollt ihr mich empfangen?

(Sie beginnen einen lebhaften Tanz.)

Andraſon. Nicht doch, Kinder, nicht doch! Meynt ihr, daß alles Wild nach Einer Witterung geht? Mit einem ſolchen Bauerntanz wollt ihr meinen ſublimirten Helden gewinnen? Nein! ſeht auf mich! das muß in einem andern Geiſte tractirt werden.

(Sanfte Muſik.)

(Er macht ihnen die hergebrachten Bewegungen vor, womit die Schauſpieler gewöhnlich die Empfindungen auszudrücken denken.)

Andraſon. Habt ihr wohl Acht gegeben, Kinder?

Erſtlich, immer den Leib vorwärts gebogen, und mit den Knieen geknickt, als wenn ihr kein Mark in den Knochen hättet! Hernach immer eine Hand an der Seite und eine am Herzen, als wenn's euch in Stücken ſpringen wollte; mitunter tief Athem geholt, und ſo weiter. Die Schnupftücher nicht vergeſſen!

(Die Muſik geht fort, und die Fräulein befolgen ſeine Vorſchrift. Er ſtellt den Prinzen vor; bald corrigirt er ſie, bald nimmt er die Perſon des Prinzen wieder an; endlich hört man eine Trompete in der Ferne.)

Andraſon. Aha!

Lato. Es wird aufgetragen.

Andraſon. Es heißt zu Pferde, und zu Tiſche! Beydes eine ſchöne Einladung. Kommt! dieſe Empfindſamkeit zuletzt hat mich hungriger gemacht, als meine Reiſen bisher.

Zweyter Act.

Saal,
in Chineſiſchem Geſchmacke, der Grund gelb mit bunten Figuren.

Mana und Sora.

Mana. Nun das heiß' ich ein Gepäcke! Der ganze Hof iſt voll Kiſten, Kaſten, Mantelſäcke und ungeheurer Verſchläge.

Sora (läuft an's Fenſter). Wir werden ihm den ganzen Flügel des Pallaſtes geben müſſen, nur ſeine Sachen unterzubringen.

Mana. Es iſt abſcheulich, wenn Mannsperſonen reiſen, als wenn ſie Wöchnerinnen wären. Ueber uns halten ſie ſich auf, daß, wenn wir doch auf vier Wochen in's Bad gehen, der Schachteln, Käſtchen, Pappen und Wachstücher kein Ende werden will; und ſich erlauben ſie's!

Sora. Wie mehr Sachen, liebes Kind, die ſie uns übel nehmen.

Ein Bedienter (kommt).

Der Cavalier des Prinzen läßt ſich melden.

Mana. Führt ihn herein. (Bedienter ab.) Sieh zu, es hat ſich doch nichts an meinem Kopfputze verſchoben?

Sora. Halte! — Die Locke hier — Er kommt.

Merkulo (tritt herein).

Vollkommene Damen! Es ſind nicht viel Augenblicke meines Lebens, worin ich mich ſo glücklich fühlte, als in dem gegenwärtigen. Sonſt werden wir armen Diener meiſtentheils bey verdrießlichen Angelegenheiten vorgeſchoben, bey angenehmen Ereigniſſen ſtehen wir zurück; aber dießmal erhebt mich mein Prinz über ſich ſelbſt, indem er mich voraus in die Wohnung des Vergnügens und der Reize ſendet.

Mana. Sie ſind ſehr gütig.

Sora. Und recht willkommen. Wir haben ſo viel Gutes von dem Prinzen gehört, daß wir vor Neugierde brennen ihn zu ſehen.

Merkulo. Mein Fürſt iſt glücklich, daß er ſchon in der Entfernung Ihre Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen können; und wenn er, wie ich nicht anders hoffe, durch ſeine Gegenwart Ihre Gunſt erhalten ſollte; ſo kann er ſich als den glücklichſten der Menſchen preiſen. Dürfte

ich nicht indeß Ihrer Prinzessinn aufwarten, an die er mir eine Unzahl Verbindlichkeiten aufgetragen hat?

Mana. Sie werden ihr bald vorgestellt werden können. Sie hat uns befohlen, Ihnen diese und die anstoßenden Zimmer anzuweisen. Bedienen Sie sich davon so viel und wie Sie's nöthig finden.

Merkulo. Wollen Sie mir erlauben, daß ich unsere Geräthschaften, deren freylich nicht wenige sind, herein und in Ordnung bringen lasse?

Mana. Nach Ihrer Bequemlichkeit.

Merkulo (mit einer Verbeugung ab).

Sora. Wir wollen bleiben. Ich bin gar zu neugierig, was sie alles mitbringen.

(Es läßt sich ein lebhafter Marsch hören, und es kommt ein Zug. Merkulo voraus, der Oberste, die Wache, sodann Trabanten, welche Kasten von verschiedener Größe tragen, vier Mohren, die eine Laube bringen, und Gefolge. Sie umgehen das Theater. Die Kasten werden auf beyden Seiten, die Laube in den Grund, und ein großer Kasten auf die Laube gesetzt. Die stummen Personen gehn alle ab, der Marsch hört auf. Es bleiben)

Sora. Mana. Merkulo.

Sora. Wer sind denn die hübschen bewaffneten jungen Leute, und wer ist der Herr, der uns salutirte?

Merkulo. Das ist der Oberste über des Prinzen Kriegsvolk, und die andern sind junge Edelleute, militärische Edelknaben meines gnädigsten Herrn, und lose Vögel.

Mana. Wir erſtaunen, mein Herr! Sie führen Decorationen mit ſich! Wollen Sie etwa eine Komödie ſpielen? Vermuthlich iſt die Theater-Garderobe in dieſen Kaſten?

Merkulo. Verzeihen Sie, meine Damen! — Eigentlich ſollte ich den Finger auf den Mund legen, und Sie mit guter Art bitten, dieſen Saal, der von nun an ein Platz der Geheimniſſe wird, zu verlaſſen: allein wie vermag ich das gegen Ihre Güte und gegen Ihre Reize! Nur vor unheiligen fremden Augen bewahren wir unſere heiligen Empfindungen; nicht vor ſo angenehmen Seelen, deren Theilnehmung wir wünſchen.

Sora. Sagen Sie uns um's Himmels willen, was ſoll die Laube?

Merkulo. An dieſem Zug, meine ſchönen Kinder, können Sie einen groſſen Theil des Charakters meines liebenswürdigen Prinzen erkennen. Er, der empfindſamſte Mann von allen Männern, der für die Schönheiten der Natur ein gefühlvolles Herz trägt, der Rang und Hoheit nicht ſo ſehr ſchätzt, als den zärtlichen Umgang mit der Natur —

Sora. Ach das iſt ein Mann für uns! Wir gehn auch gar zu gern im Mondſchein ſpazieren, und hören die Nachtigallen lieber als alles.

Merkulo. Da iſt Eins zu bedauren, meine vortrefflichen Damen! Mein Prinz iſt von ſo zärtlichen, äuſſerſt empfindſamen Nerven, daß er ſich gar ſehr vor

der Luft, und vor ſchnellen Abwechſelungen der Tageszeiten hüten muß. Freylich unter freyem Himmel kann man's nicht immer ſo temperirt haben, wie man wünſcht. Die Feuchtigkeit des Morgen- und Abendthaues halten die Leibärzte für höchſt ſchädlich, den Duft des Mooſes und der Quellen bey heißen Sommertagen für nicht minder gefährlich! Die Ausdünſtungen der Thäler, wie leicht geben die einen Schnupfen! Und in den ſchönſten, wärmſten Mondnächten ſind die Mücken juſt am unerträglichſten. Hat man ſich auf dem Raſen ſeinen Gedanken überlaſſen, gleich ſind die Kleider voll Ameiſen, und die zärtlichſte Empfindung in einer Laube wird oft durch eine herabfahrende Spinne geſtört. Der Prinz hat durch ſeine Akademien Preiſe ausgeſetzt, um zu erfahren, ob dieſen Beſchwerden, zum Beſten der zärtlichen Welt, nicht abgeholfen werden könne? Es ſind auch verſchiedene Abhandlungen gekrönt worden; die Sache aber iſt bis jetzo noch um kein Haar weiter.

Sora. O, wenn je ein Mittel gegen die Mücken und Spinnen erfunden werden ſollte, machen Sie es doch ja gemeinnützig! Denn wenn man oft in himmliſchen Entzückungen aufgefahren iſt, erinnert einen das leidige Gezieſer mit ſeinen Stacheln und krabligen Füßen gleich wieder an die Sterblichkeit.

Merkulo. Inzwiſchen, meine ſchönen Damen, hat der Prinz, der ſeinen Genuß weder verſchoben noch unterbrochen haben will, den Entſchluß gefaßt, durch

tüchtige Künſtler ſich eine Welt in der Stube zu verſchaffen. Sein Schloß iſt daher auf die angenehmſte Weiſe ausgeziert, ſeine Zimmer gleichen Lauben, ſeine Säle Wäldern, ſeine Cabinette Grotten, ſo ſchön und ſchöner als in der Natur; und dabey alle Bequemlichkeiten, die Stahlfedern und Reſſorts nur geben können.

Sora. Das muß ſcharmant ſeyn!

Merkulo. Und weil der Prinz ſo ſehr dran gewöhnt iſt, wie er denn in jedem Luſtſchloß ſeine Natur hat: ſo haben wir auch eine Reiſenatur, die wir auf unſern Zügen überall mit herumführen. Unſer Hof-Etat iſt mit einem ſehr geſchickten Manne vermehrt worden, dem wir den Titel als Naturmeiſter, Directeur de la nature, gegeben haben. Dieſer hat eine groſſe Anzahl von Künſtlern unter ſich. Ein würdiger Schüler von ihm iſt dieſer Mann hier, der unſere Natur auf der Reiſe beſorgt, und den ich die Ehre habe Ihnen in dieſer Qualität zu präſentiren. Was uns allein noch abgeht, das ſind die kühlen Lüftchen. Die Verſuche davon ſind immer noch unvollkommen; wir hoffen aber aus Frankreich auch dieſem Mangel nächſtens abgeholfen zu ſehen.

Sora. Um Vergebung, was iſt in dem Kaſten da? Darf man's wiſſen?

Merkulo. Geheimniſſe, meine ſchönen Fräulein, Geheimniſſe! Aber Sie haben das Geheimniß gefunden, die Geheimniſſe meines Herzens aufzulöſen, ſo daß Ihnen eben weiter nichts verborgen bleibt. Hier führen

wir die vorzüglichſten Glückſeligkeiten empfindſamer Seelen bey uns. In dieſem Kaſten ſind ſprudelnde Quellen.

Mana. O!

Merkulo. Hier in dieſem iſt der Geſang, der lieblichſte Geſang der Vögel verborgen.

Mana. Warum nicht gar?

Merkulo. Und hier in dieſem größern iſt Mondſchein eingepackt.

Sora. Es iſt nicht möglich! Laſſen Sie's uns doch ſehn.

Merkulo. Es ſteht nicht in meiner Gewalt. Der Prinz allein weiß dieſe Herrlichkeiten in Bewegung und Leben zu ſetzen. Er ganz allein darf ſie fühlen; ich könnte Ihnen nur den groben Stoff ſichtbar machen.

Mana. O wir müſſen den Prinzen bitten, daß er uns die Maſchinen einmal ſpielen läßt.

Merkulo. Um's Himmels willen laſſen Sie ſich nichts merken! Und beſonders unter dem Titel von Spielen würde der Prinz ſeine Liebhabereyen nicht erkennen. Jeder Menſch, meine ſchönen Fräulein, treibt ſeine Liebhabereyen ſehr ernſthaft, meiſtens ernſthafter als ſeine Geſchäfte. Indeſſen halte ich für Schuldigkeit, Ihr Vergnügen, ſo viel an mir iſt, zu befördern, und wollte Ihnen gern unſre Raritäten, wenn gleich nur leblos, vorzeigen, wäre nur die Decoration des Saales einigermaßen mit dieſer eingeſchloßnen Natur übereinſtimmend.

Mana. So vollkommen muß man die Illuſion nicht verlangen.

Sora. Dem iſt leicht abzuhelfen. Wir haben ja die gewirkten Tapeten, die nichts als Wälder und Gegenden vorſtellen.

Merkulo. Das wird allerliebſt ſeyn.

Sora. He! (Ein Bedienter kommt.) Sagt dem Hoftapezier, er ſoll die gewirkte Waldtapete gleich herunter laſſen!

Merkulo. An mir ſoll's auch nicht fehlen.

(Muſik.)

(Er gibt ein Zeichen, und in dem Augenblicke als ſich die Scene in Wald verwandelt, verwandeln ſich die Kaſten in Raſenbänke, Felſen, Gebüſche und ſo weiter. Der Kaſten über der Laube in Wolken. Der Decorateur wird ſorgen, daß das Ganze übereinſtimmend und reizend ſey, und mit der verſchwindenden Decoration einen recht fühlbaren Contraſt mache.)

Merkulo. Bravo! Bravo!

Sora. O wie ſchön!

(Sie beſehen alles auf das emſigſte ſo lange die Muſik fortdauert.)

Mana. Die Decoration iſt allerliebſt.

Merkulo. Um Vergebung, nicht Decoration, ſondern künſtliche Natur nennen wir das; denn das Wort Natur, merken Sie wohl, muß überall dabey ſeyn.

Sora. Scharmant! Allerliebſt!

Merkulo. Da muß ich Sie noch ein Kunſtwort lehren, mit dem weit zu reichen iſt. Scharmant! Allerliebſt! das könnten Sie allenfalls auch von einer Florſchürze, von einem Häubchen ſagen. Nein, wenn Sie etwas erblicken, es ſey was es wolle, ſehn Sie es ſteif an, und rufen: Ach was das für einen Effect auf mich macht! — Es weiß zwar kein Menſch was Sie eigentlich ſagen wollen; denn Sonne, Mond, Fels und Waſſer, Geſtalten und Geſichter, Himmel und Erde, und ein Stück Glanzleinewand, jedes macht ſeinen eignen Effect; was für einen, das iſt ein Bißchen ſchwerer auszudrücken. Halten Sie ſich aber nur an's Allgemeine: Ach! was das für einen beſondern Effect auf mich macht! — Jeder der dabeyſteht ſieht auch hin, und ſtimmt in den beſondern Effect mit ein; und dann iſt's ausgemacht — daß die Sache einen beſondern Effect macht.

Mana. Mit allen dem ſcheint mir Ihr Prinz Liebhaber vom Theater.

Merkulo. Sehr! ſehr! Das Theater und unſere Natur ſind freylich nahe mit einander verwandt. Dabey iſt er ein trefflicher Schauſpieler. Wenn Sie ihn bereden könnten etwas vor Ihnen aufzuführen!

Sora. Haben Sie denn eine Truppe bey ſich?

Merkulo. Das nicht! Wir ſind aber alle eine Art von Komödianten. Und dann agirt der Prinz, wenn's dazu kommt, meiſtentheils allein.

Sora. Ach! davon haben wir ſchon gehört.

Merkulo. Ey! — Sehen Sie, meine Damen, das iſt eine Erfindung, oder vielmehr eine Wiederauffindung, die unſern erleuchteten Zeiten aufbehalten war. Denn in den alten Zeiten, ſchon auf dem Römiſchen Theater, waren die Monodramen vorzüglich eingeführt. So leſen wir zum Exempel vom Nero —

Mana. Das war der böſe Kaiſer?

Merkulo. Es iſt wahr, er taugte von Haus aus nichts; war aber drum doch ein excellenter Schauſpieler. Er ſpielte bloß Monodramen. Denn erſtlich ſagt Suetonius — Nun das werden Sie alles in der trefflich gelehrten Schrift eines unſerer Akademiſten über dieſe Schauſpielart leſen! Sie wird auf Befehl unſers Prinzen geſchrieben und auf ſeine Koſten gedruckt. Wir führen aber auch die neuſten Werke, wie man ſie von der Meſſe kriegt: Monodramen zu zwey Perſonen, Duodramen zu dreyen, und ſo weiter.

Sora. Wird denn auch drin geſungen?

Merkulo. Ey geſungen und geſprochen! Eigentlich weder geſungen noch geſprochen. Es iſt weder Melodie noch Geſang drin, deswegen es auch manchmal Melodram genannt wird.

Sora. Wie iſt das?

Merkulo. Gelegentlich, meine Frälein! Gelegentlich!

Sora. Nun, wir hoffen, der Prinz ſoll gut Freund

mit uns werden. Wir hoffen, Sie ſollen recht lange bey uns bleiben. Sie bleiben doch recht lange bey uns?

Merkulo. Gar zu gütig! — Ach! wer glauben könnte, daß ſo eine Einladung aus einem ſo ſchönen Herzen käme! Es iſt aber leider eins der gewöhnlichen Hofcomplimente, womit man einen Fremden bewillkommt, nur um ſich zu verſichern, daß er bald wieder weggehen werde.

Mana. Warten Sie nur, wir haben dem Prinzen ſchon allerley Scherze von unſrer Art zugedacht, die ihn gewiß unterhalten ſollen.

Merkulo. Meine Fräulein, ich wünſche Ihnen Glück und uns allen! Möchten Sie ſein Herz, ſein zärtlich Herz gewinnen, und ihn durch Ihren Liebreiz aus der ſanften Traurigkeit ziehen, in der er verſchmachtet!

Sora. Ach! Wir haben auch zärtliche Herzen, das iſt juſt recht unſere Sache.

Mana. Bringen Sie uns nicht auch neue Liedchen mit?

Sora. Ja, wir haben's in der Art, wenn wir eine hübſche Melodie finden, ſingen wir ſie meiſt todt, daß ſie kein Menſch mehr hören mag.

Mana. Kein Liedchen an den Mond?

Merkulo. O deren haben wir verſchiedene. Ich kann gleich mit einem aufwarten.

Sora. Thun Sie's ja!

Merkulo (ſingt).

Du gedrechſelte Laterne,
Ueberleuchteſt alle Sterne,
Und an deiner kühlen Schnuppe
Trägſt du der Sonne mildeſten Glanz.

Sora. O Pfui! das iſt gar nichts empfindſames!

Merkulo. Schönes Kind, um's Himmels willen, es iſt aus dem Griechiſchen!

Mana. Es gefällt mir ganz und gar nicht.

Merkulo. Daran iſt wohl die Melodie ſchuld, ich hab' es immer gedacht. Das Lied an ſich ſelbſt iſt gewiß vortrefflich, hören Sie nur!

(Er ſingt's auf die Melodie: *Monseigneur, voyez nos larmes*, und die Fräulein fangen an mitzuſingen.)

Bediente. Der Prinz kommt! man eilt ihm entgegen!

(Merkulo und die Fräulein gehn ſingend ab).

Dritter Act.

Wald,
die Laube im Grunde wie zu Ende des vorigen Acts.

(Die vier Fräulein führen den Prinzen unter einer sanften Musik herein. Merkulo folgt ihnen. Die Frauenzimmer bemühen sich in einem gefälligen Tanze um den nachdenklichen und in sich selbst versunkenen Ankömmling; er antwortet ihren Freundlichkeiten nur gezwungen. Da die Musik einen Augenblick pausirt, spricht)

Merkulo (vor sich). Das sind recht Homerische Sitten, wo die schönen Töchter des Hauses sich um die Fremden bemühen. Ich hätte wohl Lust, mich in's Bad zu setzen und mich abreiben zu lassen.

(Die Musik geht fort; endlich da die Fräulein ihre Bemühungen ganz vergeblich sehn, eilen sie verdrießlich davon, und es bleiben)

Prinz und Merkulo.

Prinz. Gesegnet seyst du, liebe Einsamkeit! Wie

erbärmlich habe ich mich ſeit dem Eintritt in dieſes Haus zwingen müſſen!

Merkulo. Das muß ich Eurer Durchlaucht bekennen, daß mir's manchmal unbegreiflich geweſen iſt, wie Sie ſich an einer wohlbeſetzten Tafel und zwiſchen liebenswürdigen Frauen ennuyiren können?

Prinz. Es iſt nicht Langeweile, es iſt die Gefälligkeit dieſer angenehmen Geſchöpfe, die mich ängſtet. Ach! warum muß ich dem weiblichen Geſchlechte zur Qual geſchaffen ſeyn? Denn nur Eine kann mein Herz beſitzen, und die übrigen — Ach! — —

Merkulo. Die hab' ich ſchon oft bedauert! und ich hab' ihnen auch gelegentlich mein Mitleiden auf eine ſo überzeugende Art zu verſtehn gegeben, daß ich wirklich ſagen kann: ich habe das Glück gehabt, einigen das Leben zu friſten, die auf dem Sprunge ſtanden, durch Ihre Grauſamkeit in die Elyſäiſchen Felder vertrieben zu werden.

Prinz. Rede davon nicht! vermehre nicht meinen Kummer!

Merkulo. Ich ſage nichts! denn wenn man Ihren hohen Stand, und Ihre trefflichen Qualitäten zuſammen nimmt, ſo iſt's evident, daß Einer Ihrer Blicke ganz unglaubliche Bewegungen in einem ſchönen Herzen hervorbringen muß.

Prinz. Meinen Stand erwähnſt du, Unglücklicher? Was iſt mein Stand gegen dieſes Herz?

Merkulo. Halten Sie mir's zu Gnaden! Wir wollen der Sache ihr Recht anthun. Eine wahre Liebe ist z. E. was vortreffliches; aber eine wahre Liebe mit einem wohlgespickten Beutel, darüber geht gar nichts. So auch, was den Stand betrifft —

Prinz. Rede nur nicht immer! nicht solche Dinge!

Merkulo. Nein, ich müßte undankbar seyn, wenn ich es nicht gestände, nicht bekennte! In Ihrer Nähe, mein Gebieter, bin ich ohnehin sicher. Ihre Fürstliche Gegenwart zieht, wie ein Gewitterableiter, alle Elektricität zärtlicher Herzen an sich, daß wir andern vor'm Einschlagen ganz gesichert sind.

Prinz. Ist es bald eilfe?

Merkulo. Es wird gleich seyn, und ich gehe, um Sie Ihren Empfindungen in der feierlichen Stunde der Mitternacht allein zu überlassen. Es ist eine vortreffliche neuere Erfindung, daß jeder Stunde, jeder Tagszeit ihre eignen Gefühle gewidmet sind. Darin waren die Alten rechte Tröpfe. In ihren Schauspielen konnte das Feierlichste, Schrecklichste bey hellem Tage und unter freyem Himmel vorgehn; unter eilfe und zwölfe thun wir's aber gar nicht, und ohne Särge, Kirchhöfe und schwarze Tücher läßt sich nichts rechts ausrichten.

Prinz. Sind meine Pistolen geladen?

Merkulo. Auf Ihren Befehl, wie immer. Aber ich bitte Sie um Gottes willen, erschießen Sie sich nicht einmal!

Prinz. Sey ruhig! (Es ſchlägt eilfe.) Es ſchlägt!

Merkulo. Sie haben hier eine Glocke, die gar keinen feierlichen Ton hat. Es klingt als wenn man auf Blech hämmerte: mich könnte nun ſo etwas gleich vollkommen aus meiner zärtlichſten Faſſung bringen.

(Die Muſik gibt einige Laute und entfernte Melodien zum folgenden an.)

Prinz. Schweig', Unheiliger! und entflieh!

Merkulo. Ab! (ab.)

Prinz.

Vergebens ſucht ihr mich durch eure Schönheit, durch euer einſchmeichelndes Weſen abzuziehen, von den Gedanken wegzuwenden, die ich immer mit den Armen meiner Seele umſchlungen halte. Fahrt wohl, ihr ſterblichen Mädchen! Das Unſterbliche umſchwebt meine Stirne, und die Geiſter ſteigen herab, meine Wohnung zu beleben und mein Herz zu beſeligen.

(Die feierliche Muſik geht fort, die Waſſerfälle fangen an zu rauſchen, die Vögel zu ſingen, der Mond zu ſcheinen.)

Prinz.

Dich ehr' ich, heiliges Licht,
Reiner hoher Gefühle Freund!
Du, der du mir
Der Liebe ſtockende Schmerzen
Im Buſen auf zu ſanften Thränen löſeſt!
Ach welche Seligkeiten träufelſt du mir

In's tiefe Heiligthum der Nacht,
Und deutest mir
Auf der geheimnißvollen Liebe Ruheſtäte!
Ach verzeih! Ach mein Herz
Fühlt nicht immer gleich!
Verzeih dem trüben Blick auf deine Schönheit!
Verzeih dem flüchtigen!

(Nach der Laube gekehrt.)

Hier, hier wohnt meine Gottheit,
Die ganz mein Herz nach ihrem Herzen zieht!
Dieß Pochen und dieß Zittern!
Ha! es ſchlägt dem Augenblick entgegen,
Wo die Zauberey
Die Seligkeit des Wahren überflügelt!
O den Genuß, ihr Götter, gabt ihr mir!
O! den Genuß bewahret mir, ihr Götter!

(Die Laube thut ſich auf, man ſieht ein Frauenzimmer darin ſitzen: ſie muß vollkommen an Geſtalt und Kleidung der Schauſpielerinn gleichen, die nachher als Mandandane auftritt.)

Prinz.

Himmel ſie iſt's! Himmel ſie iſt's!
Seligkeit thanet herab. — —
Deine Hand an dieſes Herz,
Geliebte, ſüße Freundinn!
Du ganz für mich geſchaffne,
Ganz durch Sympathie gefundene,
Gewählte!
In dieſer ſchönen Stimmung unſrer Herzen
Wird mir ein Glück, das nur die Götter kennen.

Ach in hohen Himmelsfreuden
Fühl' ich schaudernd mich verschweben!
Ha! vor Wonne stockt mein Leben,
Stockt der Athem in der Brust!

Ach umweht mich, Seligkeiten!
Lindert dieses heiße Streben,
Und in wonnevolles Leben
Löset auf die schöne Lust!

(Während der letzten Cadenz, da die Instrumente die Stimme zu lange nachahmen, setzt sich der Prinz auf eine Rasenbank, und schläft endlich ein. Man gibt ihm verschiednemal den Ton an, damit er einfallen und schließen möge; allein er rührt sich nicht, und es entsteht eine Verlegenheit im Orchester; endlich sieht sich die erste Violine genöthigt die Cadenz zu schließen, die Instrumente fallen ein, die Laube geht zu, der mittlere Vorhang fällt nieder, und es zeigt sich)

Ein Vorsaal.

Feria und die Vier Fräulein.

Feria. Mich dünkt, der Prinz pflegt seiner Ruhe ziemlich lange. Es soll nicht gesagt seyn, daß ein Mann in unserm Schlosse ungestraft die Morgenröthe herbeygeschlafen habe! Sind die Klappern bey der Hand und die Rasseln? Wir wollen ihm ein Scharivari machen, und die fatale Schläfrigkeit, unsre verhaßte Nebenbuhlerinn, von seinen Augen peitschen.

(Lebhafter Tanz zu fünfen mit Castagnetten und Metallbecken; mitunter tanzt Feria solo. Der Oberste kommt,

die Prinzessinn zu bitten, daß sie des Prinzen Ruhe nicht stören möge, indem die Wache die Fräulein aufhalten will. Diese machen immer ärgern Lärm. Der hintere Vorhang geht auf; das Theater ist wieder wie zu Anfang des Acts; Merkulo tritt zu gleicher Zeit herein, der Prinz fährt bewegt von seiner Rasenbank in die Höhe, ergrimmt und singt)

Ja ihr seyd's Erinnyen, Mänaden!
Ohne Gefühl für Liebe,
Ohne Gefühl für Schmerz!
Ich hofft' im Arm der Grazien zu baden,
Und ihr zerreißt mein Herz!
Mein Herz! mein Herz!
Zerreißt mein leidend Herz!

(Während der Arie begibt sich Feria, die Fräulein und die Wache, eins nach dem andern, auf die Seite; es bleiben allein)

Prinz und Merkulo.

Merkulo. Mein Prinz, fassen Sie sich!

Prinz. Mein Freund, welche tödtliche Wunde!

Merkulo. Gnädiger Herr, nur Schariwari!]

Prinz. Ich will weg! diesen Augenblick mich in die Einsamkeit des Gebirges verlieren.

Merkulo. Was wird die Prinzessinn, was werden die Damen denken?

Prinz. Denken sie doch auch nicht wen sie vor sich haben. Ohne das mindeste Gefühl für das Hohe, Ueberirdische meiner Stimmung, rasseln sie mit knir-

ſchenden Tönen der Vorhölle drein. Ach ihr goldnen Morgenträume, wo ſeyd ihr hin? auf ewig! auf ewig!

Merkulo. Es war nicht böſe gemeynt. Schon vor Sonnenaufgang waren die Mädchen geſchäftig, ein Déjeûné im Garten zurecht zu machen; wir haben auch wirklich den Morgenſtern mit Bratwürſten in der Hand und einem vortrefflichen Glas Cyperwein bewillkommt. Man fürchtete, es möchte alles kalt werden, verderben, und wir wollten Ihr angenehmes Geſicht im Glanz der erſten Morgen-Sonne genießen.

Prinz. Ja mit Schellen und Klapperblechen genießt man den Morgen! — Fort! — Leb wohl!

Merkulo. Gnädiger Herr!

Prinz. Du weißt, meine Entſchließungen ſind raſch und feſt.

Merkulo (vor ſich). Leider!

Prinz. Ich gehe nach dem Orakel! Laß auf's ſchärfſte dieſes Heiligthum bewachen, daß unter keinem Vorwand eine lebendige Seele einen Fuß herein ſetze!

Merkulo. Bleiben Sie beruhigt.

Prinz. Leb wohl. (ab.)

Vierter Act.

Andrasons Schloß,
eine rauhe und felsige Gegend, Höhle im Grunde.

(Mandandanens Kammerdiener als Askalaphus tritt auf mit einem Reverenz, und spricht den Prologus.)

Herrn und Frauen allzugleich,
Merkt wohl, das hier ist Pluto's Reich,
Und ich, wie ich mich vor euch stelle,
Das ich zuerst bedeuten muß,
Ich nenne mich Askalaphus,
Und bin Hofgärtner in der Hölle.

Die Charge ist hier unten neu:
Denn eh'mals war Elysium dadrüben,
Die rauhen Wohnungen dahüben,
Man ließ es eben so dabey. —

Nun aber kam ein Lord herunter,
Der fand die Hölle gar nicht munter,
Und eine Lady fand Elysium zu schön.
Man sprach so lang', bis daß der feine Guste siegte,

Und Pluto ſelbſt den hohen Einfall kriegte,
Sein altes Reich als einen Park zu ſehn.

Da ſchleppen nun Titanen ohne Zahl,
Den alten Siſyphus mit eingeſchloſſen,
Raſtlos geſchunden und verdroſſen,
Gar manches ſchöne Berg und Thal
Zuſammen.
Aus den fluthenden Flammen
Des Acherons herauf
Müſſen die ewigen Felſen jetzt!
Und, gält's tauſend Hände,
Sie werden an irgend einem Ende
Als Point de vue zurecht geſetzt.

Um Eins nur iſt es Jammerſchade,
Um's ſchöne Erdreich in Elyſium!
Aber es iſt keine Gnade,
Wir gehn damit ganz ſündlich um.
Sonſt dankt man Gott, wenn man die Steine
Vom Acker hat:
Aber hier! ſechs Meilen herum ſind keine
Zu finden mehr, und wir haben es noch nicht ſatt;
Damit verſchütten wir den Boden,
Wo das weichſte Gras,
Die liebſten Blümchen blühen, und warum das?
Alles um des Mannigfaltigen willen.
Ein friſcher Wald, eine feine Wieſe,
Das iſt uns alles alt und klein;
Es müſſen in unſerm Paradieſe
Dorn und Diſteln ſeyn.

Dafür aber auch graben wir in den Hainen
Elysiums die schönsten Bäume aus,
Und setzen sie, wo wir es eben meynen,
An manche leere Stelle
Herüber in die Hölle,
Um des Cerberus Hundehaus,
Und formiren das zu einer Kapelle.

Denn, Notabene! in einem Park
Muß alles Ideal seyn,
Und, Salva Venia, jeden Quark
Wickeln wir in eine schöne Schal' ein.
So verstecken wir zum Exempel,
Einen Schweinstall hinter einen Tempel;
Und wieder ein Stall, versteht mich schon,
Wird geradeswegs ein Pantheon.
Die Sach' ist, wenn ein Fremder drin spaziert,
Daß alles wohl sich präsentirt;
Wenn's dem denn hyperbolisch dünkt,
Posaunt er's hyperbelisch weiter aus.
Freylich der Herr vom Haus
Weiß meistens wo es stinkt.

Wie ich also sagte: unsre Elysischen Bäume
Schwinden wie Elysische Träume,
Wenn man sie verpflanzen will.
Ich bin zu allen Sachen still:
Denn in einem Park ist alles Prunk;
Verdorrt ein Baum und wird ein Strunk,
Ha! sagen sie, da seht die Spur,

Wie die Kunſt auch hinterdrein der Natur
Im Dürren iſt. — Ja leider ſtark!
Was ich ſagen wollte! Zum vollkommnen Park
Wird uns wenig mehr abgehn.
Wir haben Tiefen und Höhn,
Eine Muſterkarte von allem Geſträuche,
Krumme Gänge, Waſſerfälle, Teiche,
Pagoden, Höhlen, Wieschen, Felſen und Klüfte,
Eine Menge Reſeda und andres Gedüfte,
Weimuthsfichten, Babyloniſche Weiden, Ruinen,
Einſiedler in Löchern, Schäfer im Grünen,
Moſcheen und Thürme mit Cabinetten,
Von Moos ſehr unbequeme Betten,
Obelisken, Labyrinthe, Triumphbogen, Arkaden,
Fiſcherhütten, Pavillons zum Baden,
Chineſiſch-Gothiſche Grotten, Miocken, Tings,
Mauriſche Tempel und Monumente,
Gräber, ob wir gleich niemand begraben,
Man muß es alles zum Ganzen haben.

Ein einziges iſt noch zurücke,
Und drauf iſt jeder Lord ſo ſtolz:
Das iſt eine ungeheure Brücke
Von Holz
Und Einem Bogen von Hängewerk,
Das iſt unſer ganzes Augenmerk.
Denn erſtlich kann kein Park beſtehn
Ohne ſie, wie wir auf jedem Kupfer ſehn.
Auch in unſern toleranten Tagen
Wird immer mehr drauf angetragen,

Auf Communication, wie bekannt,
Dem man ſich auch gleich ſtellen muß;
Elyſium und Erebus
Werden vice versa tolerant.

Wir freuten uns der Brücke ſchon;
Doch leider Acheron und Periphlegeton
Speyen ewige Flammen,
Da fehlt's uns an geſcheiden Leuten;
Und bringen wir die Brücke nicht zuſammen,
So will der ganze Park nichts bedeuten;
Das Coſtume leidet weder Erz noch Stein,
Von Holz muß ſo eine Brücke ſeyn.

Aber warum ich komme! ohne Zeit zu verlieren:
Pluto's ſchönes junges Weib
Geht gewöhnlich hierher ſpazieren,
Denn drin iſt nicht viel Zeitvertreib.
Da ſucht ſie bey den armen Todten
So ſchöne Gegenden, wie auf Sicilieus Boden;
Wir haben's aber nur in Gedichten.
Dann fragt ſie täglich nach herrlichen Früchten;
Wir haben aber keine zu reichen:
Pfirſchen, Trauben, darnach liefen wir weit;
Holzbirn', Schleen, rothe Beerchen und dergleichen
Iſt alles, was bey uns gedeiht.

(Zwey hölliſche Geiſter bringen einen Granatenbaum in einem Kübel.)

Drum

Drum hab' ich zu einem Treibhaus gerathen,
Und bräte, zum Exempel, dieſe Granaten
In einem froſtbedeckten Haus
Mit unterirdiſchem Feuer aus;
Den will ich in die Erde lieben,
(Er macht alles zurecht wie er's ſagt.)
Mit Felſen, Raſen, Moos umgeben,
Daß meine Königinn vermeyne,
Es wüchſe alles aus dem Steine,
Und wenn ſie den Betrug verſpürt,
Den Künſtler lobe, wie ſich's gebührt. (ab.)

(Vorbereitende Muſik, ahndend ſeltene Gefühle.)

Mandandane
als
Proſerpina.

Halte! halt' einmal, Unſelige! Vergebens
Irrſt du in dieſen rauhen Wüſten hin und her!
Endlos liegen vor dir die Trauergefilde,
Und was du ſuchſt, liegt immer hinter dir.

Nicht vorwärts,
Aufwärts auch ſoll dieſer Blick nicht ſteigen!
Die ſchwarze Höhle des Tartarus
Verwölbt die lieben Gegenden des Himmels,
In die ich ſonſt
Nach meines Ahnherrn froher Wohnung

Mit Liebesblick hinauf ſah!
Ach! Tochter du des Jupiters,
Wie tief biſt du verloren! —

Geſpielinnen!
Als jene blumenreiche Thäler
Für uns geſammt noch blühten,
Als an dem himmelklaren Strom des Alpheus
Wir plätſchernd noch im Abendſtrahle ſcherzten,
Einander Kränze wanden,
Und heimlich an den Jüngling dachten,
Deſſen Haupt unſer Herz ſie widmete;
Da war uns keine Nacht zu tief zum Schwätzen,
Keine Zeit zu lang,
Um freundliche Geſchichten zu wiederholen,
Und die Sonne
Riß leichter nicht aus ihrem Silberbette
Sich auf, als wir voll Luſt zu leben
Früh im Thau die Roſenfüße badeten. —

O Mädchen! Mädchen!
Die ihr, einſam nun,
Zerſtreut an jenen Quellen ſchleicht,
Die Blumen auflef't,
Die ich, ach Entführte!
Aus meinem Schooſe fallen ließ,
Ihr ſieht und ſeht mir nach, wohin ich verſchwand!

Weggeriſſen haben ſie mich,
Die raſchen Pferde des Orcus;

Mit feſten Armen
Hielt mich der unerbittliche Gott!
Amor! ach Amor floh lachend auf zum Olymp —
Haſt du nicht, Muthwilliger,
Genug an Himmel und Erde,
Mußt du die Flammen der Hölle
Durch deine Flammen vermehren? —

Herunter geriſſen
In dieſe endloſen Tiefen!
Königinn hier!
Königinn?
Vor der nur Schatten ſich neigen!

Hoffnungslos iſt ihr Schmerz!
Hoffnungslos der Abgeſchiedenen Glück,
Und ich wend' es nicht.
Den ernſten Gerichten
Hat das Schickſal ſie übergeben;
Und unter ihnen wandl' ich umher,
Göttinn! Königinn!
Selbſt Sklavinn des Schickſals!

Ach das fliehende Waſſer
Möcht' ich dem Tantalus ſchöpfen,
Mit lieblichen Früchten ihn ſättigen!
Armer Alter!
Für gereiztes Verlangen geſtraft! —
In Irions Rad möcht' ich greifen,
Einhalten ſeinen Schmerz!

Aber was vermögen wir Götter
Ueber die ewigen Qualen!
Troſtlos für mich und für ſie,
Wohn' ich unter ihnen und ſchaue
Der armen Danaiden Geſchäftigkeit!
Leer und immer leer,
Nicht Einen Tropfen Waſſers zum Munde,
Nicht Einen Tropfen Waſſers in ihre Wannen!
Leer und immer leer!
Ach ſo iſt's mit dir auch, mein Herz!
Woher willſt du ſchöpfen? — und wohin? —

Euer ruhiges Wandeln, Selige,
Streicht nur vor mir vorüber;
Mein Weg iſt nicht mit euch!
In euern leichten Tänzen,
In euern tiefen Hainen,
In eurer liſpelnden Wohnung,
Rauſcht's nicht von Leben wie droben,
Schwankt nicht von Schmerz zu Luſt
Der Seligkeit Fülle. —

Iſt's auf ſeinen düſtern Augenbraunen,
Im verſchloſſenen Blicke?
Magſt du ihn Gemahl nennen?
Und darfſt du ihn anders nennen?
Liebe! Liebe!
Warum öffneteſt du ſein Herz
Auf einen Augenblick?
Und warum nach mir,

Da du wußtest,
Es werde ſich wieder auf ewig verſchließen?
Warum ergriff er nicht eine meiner Nymphen,
Und ſetzte ſie neben ſich
Auf ſeinen gläslichen Thron?
Warum mich, die Tochter der Ceres?

O Mutter! Mutter!
Wie dich deine Gottheit verläßt
Im Verluſt deiner Tochter,
Die du glücklich glaubteſt,
Hinſpielend, hintändelnd ihre Jugend!

Ach du kamſt gewiß
Und fragteſt nach mir,
Was ich bedürfte?
Etwa ein neues Kleid,
Oder goldene Schuhe?
Und du fandeſt die Mädchen
An ihre Weiden gefeſſelt,
Wo ſie mich verloren,
Nicht wieder fanden,
Ihre Locken zerrauften,
Erbärmlich klagten,
Meine lieben Mädchen! —

Wohin iſt ſie? Wohin? rufſt du?
Welchen Weg nahm der Verruchte?
Soll er ungeſtraft Jupiters Stamm entweihen?
Wohin geht der Pfad ſeiner Roſſe?

Facteln her!
Durch die Nacht will ich ihn verfolgen!
Will keine Stunde ruhen, bis ich ſie finde,
Will keinen Gang ſcheuen,
Hierhin und dorthin. —

Die blinken deine Drachen mit klugen Augen zu,
Aller Pfade gewohnt folgen ſie deinem Lenken:
In der unbewohnten Wüſte treibt dich's irre —

Ach nur hierher, hierher nicht,
Nicht in die Tiefe der Nacht,
Unbetreten den Ewiglebenden,
Wo bedeckt von beſchwerendem Graus
Deine Tochter ermattet!

Wende aufwärts,
Aufwärts den geflügelten Schlangenpfad,
Aufwärts nach Jupiters Wohnung!
Der weiß es,
Der weiß es allein, der Erhabene,
Wo deine Tochter iſt! —

Vater der Götter und Menſchen!
Ruhſt du noch oben auf deinem goldenen Stuhle,
Zu dem du mich Kleine
So oft mit Freundlichkeit aufhobſt,
In deinen Händen mich ſcherzend
Gegen den endloſen Himmel ſchwenkteſt,

Daß ich kindiſch droben zu verſchweben bebte!
Biſt du's noch, Vater? —

Nicht zu deinem Haupte,
In dem ewigen Blau
Des feuerdurchwebten Himmels,
Hier! hier! — —

Leite ſie her!
Daß ich auf mit ihr
Aus dieſem Kerker fahre!
Daß mir Phöbus wieder
Seine lieben Strahlen bringe,
Luna wieder
Aus den Silberlocken lächle!

O du hörſt mich,
Freundlichlieber Vater,
Wirſt mich wieder,
Wieder aufwärts heben;
Daß, befreyt von langer, ſchwerer Plage,
Ich an deinem Himmel wieder mich ergetze!

Letze dich, verzagtes Herz!
Ach! Hoffnung!
Hoffnung gießt
In Sturmnacht Morgenröthe!

Dieſer Boden
Iſt nicht Fels, nicht Moos mehr;

Dieſe Berge
Nicht voll ſchwarzen Grauſes!
Ach hier ſind' ich wieder eine Blume!
Dieſes welke Blatt,
Es lebt noch,
Harrt noch,
Daß ich ſeiner mich erfreue!

Seltſam! ſeltſam!
Find' ich dieſe Frucht hier?
Die mir in den Gärten droben
Ach! ſo lieb war —
(Sie bricht den Granatapfel ab.)

Laß dich genießen,
Freundliche Frucht!
Laß mich vergeſſen
Alle den Harm!
Wieder mich wähnen
Droben in Jugend,
In der verlaumelten
Lieblichen Zeit,
In den umduftenden
Himmliſchen Blüten,
In den Gerüchen
Seliger Wonne,
Die der Entzückten,
Der Schmachtenden ward!
(Sie ißt einige Kerner.)

Labend! labend!

Wie greift's auf einmal
Durch dieſe Freuden,
Durch dieſe offne Wonne,
Mit entſetzlichen Schmerzen,
Mit eiſernen Händen
Der Hölle durch! — —
Was hab' ich verbrochen,
Daß ich genoß?
Ach warum ſchafft
Die erſte Freude hier mir Qual?
Was iſt's? was iſt's? —
Ihr Felſen ſcheint hier ſchrecklicher herabzuwinken,
Mich feſter zu umfaſſen!
Ihr Wolken, tiefer mich zu drücken!
Im fernen Schooſe des Abgrunds
Dumpfe Gewitter toſend ſich zu erzeugen!
Und ihr weiten Reiche der Parzen,
Mir zuzurufen:
Du biſt unſer!

Die Parzen (unſichtbar).

Du biſt unſer!
Iſt der Rathſchluß deines Ahnherrn!
Nüchtern ſollteſt wiederkehren;
Und der Biß des Apfels macht dich unſer!
Königinn, wir ehren dich!

Proſerpina.

Haſt du's geſprochen, Vater?
Warum? warum?
Was that ich, daß du mich verſtößeſt?
Warum rufſt du mich nicht

Zu deinem lichten Thron auf!
Warum den Apfel?
O verflucht die Früchte!
Warum ſind Früchte ſchön,
Wenn ſie verdammen?

Parzen.

Biſt nun unſer!
Warum trauerſt du?
Sieh, wir ehren dich,
Unſre Königinn!

Proſerpina.

O wäre der Tartarus nicht eure Wohnung,
Daß ich euch hin verwünſchen könnte!
O wäre der Cocyt nicht euer ewig Bad,
Daß ich für euch
Noch Flammen übrig hätte!
Ich Königinn,
Und kann euch nicht vernichten!

In ewigem Haß ſey ich mit euch verbunden! —
So ſchöpfet, Danaiden!
Spinnt, Parzen! wüthet, Furien!
In ewig gleich elendem Schickſal!
Ich beherrſche euch,
Und bin darum elender als ihr alle.

Parzen.

Du biſt unſer!
Wir neigen uns dir!
Biſt unſer! unſer!
Hohe Königinn!

Proſerpina.

Fern! weg von mir
Sey eure Treu' und eure Herrlichkeit!
Wie haß' ich euch!
Und dich, wie zehnfach haß' ich dich —
Weh mir! ich fühle ſchon
Die verhaßten Umarmungen!

Parzen.

Unſer! Unſre Königinn!

Proſerpina.

Warum reckſt du ſie nach mir?
Recke ſie nach dem Avernus!
Rufe die Qualen aus Styglſchen Nächten empor!
Sie ſteigen deinem Wink entgegen,
Nicht meine Liebe.
Wie haß' ich dich,
Abſcheu und Gemahl,
O Pluto! Pluto!
Gib mir das Schickſal deiner Verdammten!
Nenn' es nicht Liebe! —
Wirf mich mit dieſen Armen
In die zerſtörende Qual!

Parzen.

Unſer! unſer! hohe Königinn!

(Andraſon erſcheint bey den Worten: Abſcheu und Gemahl ꝛc. Mandandane richtet die Apoſtrophe an ihn, und flieht vor ihm mit Entſetzen. Er erſtaunt, ſieht ſich um, und folgt ihr voller Verwunderung.)

Fünfter Act.

Vorſaal.

Mana. Sora. Lato. Mela.

Sora. Liebe Schweſtern, es koſte was es wolle, wir müſſen in des Prinzen Zimmer.

Mana. Aber die Wache?

Sora. Die hindert uns nicht; es ſind Männer. Wir wollen ihnen ſchön thun, und Wein geben; damit führen wir ſie wie wir wollen.

Lato. Laß ſehn!

Sora. Ich habe vom ſüßen Wein genommen, und ihn mit Schlaftrunk gemiſcht. Denn, ihr Kinder, es liegt viel dran.

Mela. Wie ſo?

Sora. Wer nicht neugierig iſt, erfährt nichts. Mir brannt' es auf dem Herzen zu wiſſen, wie's im Zimmer wohl ſeyn möchte, wenn die ſchönen Sachen alle ſpielten. Gegen Mitternacht ſchlich ich mich hinan,

und guckte durch einen Ritz in der Thür, den ich von Alters her wohl kenne.

Mana. Was sahst du?

Sora. Was ihr nicht denkt! Nun glaub' ich wohl, daß der Prinz gegen uns so unempfindlich blieb, so verachtend von uns wegging!

Lato. Ach! er ist ein schöner Geist von der neuen Sorte, die sind alle grob.

Sora. Das nicht allein. Er führt seine Geliebte mit sich herum.

Mana. Nicht möglich!

Lato. Ey wie?

Sora. Wenn ich euch nichts aufspürte! In dem verfluchten Kasten, in der geheimnißvollen Laube sitzt sie. Mich wundert nur, wie sie sich mag so herumschleppen lassen, so stille sitzen!

Mana. Drum wurde das Ding von Mauleseln getragen!

Mela. Wie sieht sie aus?

Sora. Ich habe nur einen Zipfel vom Kleide sehen können, und daß der Prinz ihre Hand nahm und küßte. Gar nichts weiter. Hernach entstand ein Geräusche; da ruscht' ich fort.

Lato. O laßt uns sehen!

Mana. Wenn sich's nur schickte!

Sora. Es ist ja Nacht, kein Mensch wird es er-

fahren. Ich habe ſchon den Hauptſchlüſſel. Nun ſpielt mit der Wache hübſch die Mädchen.

(Muſik.)

(Die Frauenzimmer ſpielen unter ſich kleine Spiele. Die von der Wache kommen einzeln herein und ſehen zu; ſie rufen einander herbey, endlich miſchen ſie ſich in die Spiele. Die Fräulein thun erſt fremd, dann freundlich, endlich bringen ſie Wein und Früchte; die Jünglinge laſſen ſich's wohl ſchmecken, Tanz und Scherz geht fort, bis die Wache anfängt ſchläfrig zu werden; ſie taumeln hin und her, zuletzt in die Couliſſen, und die Mädchen behalten das Feld.)

Sora. Nun friſch ohne Zeitverluſt in's Zimmer! Laßt uns die Verwegene aus ihrer Dunkelheit reißen, ihre Schande zu unſerm Triumph offenbaren!

(Alle ab.)

(Der hintere Vorhang geht auf, das Theater verändert ſich in die Waldſcene. Nacht ohne Mondſchein. Um die Laube iſt alles düſter und ſtille. Die vier Fräulein kommen mit Fackeln: Pantomime und Tanz, worin ſie Neugierde und Verdruß ausdrücken. Sie eröffnen die Laube, leuchten ſtarrend hinein, und fahren zurück.)

Sora. Was iſt das? Mandandane!

Lato. Ein Geſpenſt oder Andraſons Gemahlinn!

Mela. Eine Maske. Was ſteckt darunter?

(Sie nähern ſich wieder allmählig.)

Mana. Wir wollen ſie anrufen.

Lato. Heda, junge Dame!

Sora. Sie rührt ſich nicht.

Mela. Ich dächte, wir blieben aus dem Spiele, ich fürchte, es ſteckt Zauberey dahinter.

Sora. Ich muß es doch näher beſehn.

Mana. Nimm dich in Acht! wenn's auffährt —

Lato. Sie wird dich nicht beißen.

Mela. Ich gehe meiner Wege.

Sora (die es anrührt und zurückfährt). Ha!

Mana. Was gibt's?

Mela. Es iſt warlich lebendig! Sollt' es denn Mandandane ſelbſt ſeyn? Es iſt nicht möglich!

Lato (indem ſie ſich immer weiter entfernt). Wir müſſen's doch heraus haben.

Mela. So redet es doch an!

Sora (die ſich furchtſam nähert). Wer du auch ſeyſt, ſeltſame, unbekannte Geſtalt, rede! rühre dich! und gib uns Rechenſchaft von deinem abenteuerlichen Hierſeyn!

Mana. Es will ſich nicht rühren.

Lato. Geh' eins hin und nehm' ihr die Maske ab.

Sora. Ich will einen Anlauf nehmen! Kommt alle mit!

(Sie halten ſich an einander, und es zerrt eine die andre nach ſich, bis zur Laube.)

Mana. Wir wollen am Seſſel ziehen, ob's leicht oder ſchwer iſt?

(Sie ziehen am Seſſel und bringen ihn mit leichter Mühe bis ganz hervor an's Theater; ſie gehen drum herum, machen allerley Verſuche, die Maske fällt herunter, und ſie thun einen allgemeinen Schrey.)

Mana. Eine Puppe!

Sora. Eine ausgestopfte Nebenbuhlerinn!

Lato. O ein schönes Gehirn!

Sora. Wenn sie eben so ein Herz hat?

Mana. Die soll uns nicht umsonst verirt haben! Auskleiden soll man sie und in den Garten stellen, die Vögel damit zu scheuchen.

Lato. So was ist mir in meinem Leben nicht vorgekommen.

Mela. Es ist doch ein schönes Kleid.

Mana. Man sollte schwören, es gehöre Mandanbanen.

Mela. Ich begreife nicht was der Prinz mit der Puppe will.

(Sie versuchen an der Puppe verschiedenes, endlich bringen sie aus der Brust einen Sack hervor, und erheben ein lautes Geschrey.

Sora. Was ist in dem Sack? Laßt sehn, was ist in dem Sack?

Mana. Häckerling ist drin, wie sich's anfühlen läßt.

Sora. Es ist doch zu schwer —

Lato. Es ist auch etwas festes drin.

Mela. Bindet ihn auf; laßt sehn!

Andrason (kommt).

Ihr Kinder, wo seyd ihr? Ich such' euch überall, ihr Kinder.

Mana. Du kommſt eben zur gelegenen Zeit! Da ſieh!

Andraſon. Was Teufel iſt das? meiner Frauen Kleider? meiner Frauen Geſtalt?

Mana (ihm den Sack zeigend). Mit Häckerling ausgeſtopft.

Sora. Sieh dich um; das iſt die Natur, worin der Prinz lebt, und das iſt ſeine Geliebte.

Andraſon (auffahrend). Ihr großen Götter!

Sora. Mach' nur den Sack auf!

Andraſon (aus tiefen Gedanken). Halt!

Mana. Was iſt dir, Andraſon?

Andraſon. Mir iſt, als wenn mir in dieſer Finſterniß ein Licht vom Himmel käme.

Sora. Du biſt verzuckt.

Andraſon. Seht ihr nichts, ihr Mädchen? Begreift ihr nichts?

Mana. Ja, ja! das Geſpenſt, das uns geängſtet hat, iſt begreiflich genug, und der Sack, den ich in meinen Armen habe, dazu.

Andraſon. Verehre die Götter!

Sora. Du machſt mich mit deinem Ernſt zu lachen.

Andraſon. Seht ihr nicht die Hälfte des mir Glück weiſſagenden Orakels erfüllt! —

Mana. Daß wir nicht darauf gefallen ſind!

Andraſon.

Wenn wird ein greiflich Geſpenſt von ſchö-
nen Händen entgeiſtert.

Sora. Nichts kann klärer ſeyn!

Andraſon.

Und der leinene Sack ſeine Geweide gibt
her!

Nun aufgemacht, ihr Kinder! laßt uns vor allem ſehn, was der enthält!

(Sie binden ihn auf, und wie ſie ihn umſchütteln, fällt eine ganze Partbie Bücher, mit Häckerling vermiſcht heraus.)

Andraſon. Gebt Acht, das werden Zauberbücher ſeyn. (Er hebt eins auf.) Empfindſamkeiten!

Mana. O gebt's her!

(Die andern haben indeſſen die übrigen Bücher aufgehoben.)

Andraſon. Was haſt du? Siegwart, eine Kloſtergeſchichte, in drey Bänden.

Mana. O das muß ſcharmant ſeyn! Gib her, das muß ich leſen. — Der gute Jüngling!

Lato. Den müſſen wir kennen lernen.

Sora. Da iſt ja auch ein Kupfer dabey!

Mela. Das iſt gut, da weiß man doch, wie er ausgeſehen hat.

Lato. Er hat wohl recht traurig, recht intereſſant ausgeſehn.

(Es bleibt den Schauſpielern überlaſſen, ſich hier auf gute Art über ähnliche Schriften luſtig zu machen.)

Andraſon. Eine ſchöne Geſellſchaft unter Einem Herzen!

Mela. Wie kommen die Bücher nur da herein?

Andraſon. Laßt ſehn! Iſt das alles? (Er wendet den Sack völlig um, es fallen noch einige Bücher und viel Häckerling heraus.) Da kommt erſt die Grundſuppe!

Sora. O laßt ſehn!

Andraſon. Die neue Heloiſe! — weiter! — Die Leiden des jungen Werthers! — Armer Werther!

Sora. O gebt's! das muß ja wohl traurig ſeyn.

Andraſon. Ihr Kinder, da ſey Gott vor, daß ihr in das Zeug nur einen Blick thun ſolltet! Gebt her! (Er packt die Bücher wieder in den Sack zuſammen, thut den Häckerling dazu und bindet's um.)

Mana. Es iſt nicht artig von euch, daß ihr uns den Spaß verderben wollt! wir hätten da manche ſchöne Nacht leſen können, wo wir ohnedem nicht ſchlafen.

Andraſon. Es iſt zu euerm Beſten, ihr Kinder! Ihr glaubt's nicht, aber es iſt warlich zu euerm Beſten. Nur in's Feuer damit!

Mana. Laßt ſie nur erſt die Prinzeſſinn ſehn.

Andraſon. Ohne Barmherzigkeit! (Nach einer Pauſe.) Aber was erſcheinen mir für neue Lichter auf dem dunkeln Pfade der Hoffnung! Ich ſeh', ich ſeh'! die Götter nehmen ſich meiner an.

Sora. Was habt ihr für Erſcheinungen?

Andraſon. Hört mich! Dieſe Bücher ſollen nicht in's Feuer!

Mana. Das iſt mir ſehr lieb.

Andraſon. Und ihr ſollt ſie auch nicht haben!

Sora. Warum?

Andraſon. Hört, was das Orakel ferner geſagt hat:

Wird die geflickte Braut mit dem Verliebten vereinet;
Dann kommt Ruhe und Glück, Fragender, über dein Haus.

Daß von dieſer lieblichen Braut die Rede ſey, das iſt wohl keine Frage mehr. Wie wir ſie aber mit dem lieben Prinzen vereinen ſollen, das ſeh' ich noch nicht ein. Ich will auch nicht darüber nachdenken: das iſt der Götter Sache! Aber geflickt muß ſie zuerſt werden, das iſt klar, und das iſt unſere Sache!

(Er thut den Sack wieder an den vorigen Ort, die Mädchen helfen dazu, und man bittet, daß alles mit der größten Decenz geſchehe. Darauf wird die Maske wieder vorgebunden und die Puppe in gehörige Poſitur geſetzt.)

Sora. Ich verſtehe noch von allem dem kein Wort; und das, was mir an dem Orakel nicht gefällt, iſt, daß es von ſo gemeinen Sachen und in ſo niedrigen Ausdrücken ſpricht.

Andraſon. Liebes Kind, die gemeinen Sachen

haben auch ihr hohes Intereſſe, und ich verzeihe dir, daß du den tiefen Sinn des Orakels nicht einſiehſt.

Mana. Nun, ſo ſeyd nicht ſo geheimnißvoll, erklärt einem was.

Andraſon. Iſt es nicht deutlich, meine ſchönen Kinder, daß in dieſen Papieren eine Art von Talisman ſteckt; daß in ihnen dieſe magiſche Gewalt liegt, die den Prinzen an eine abgeſchmackte ausgeſtopfte Puppe feſſelt, wozu er die Geſtalt von eines ehrlichen Mannes Frau geborgt hat? Seht ihr nicht, daß, wenn wir dieſe Papiere verbrennten, der Zauber aufhören, und er ſeine Geliebte als ein hohles Bild der Phantaſie gleich erkennen würde? Die Götter haben mir dieſen Wink gegeben, und ich danke ihnen, daß ich ſie nicht mißverſtanden habe. O du liebliche, holde, geflickte Braut, möge die Kraft aller lügenhaften Träume auf dich herabſteigen! möge dein papiernes Herz, deine leinenen Gedärme ſo viel Kraft haben, den hoch und fein empfindenden Prinzen an ſich zu ziehen, wie ſonſt magiſche Zeichen, geweihte Kerzen, Alraune und Todtenköpfe, Geiſter und Schätze an ſich zu ziehen pflegen! — Die Laube war wohl der Aufenthalt dieſer himmliſchen Nymphe? Kommt! wir wollen ſie verwahren, alles in Ordnung bringen, niemand etwas davon entdecken, und der Mitwirkung der Götter für's folgende gewiß ſeyn.

Mana. Andraſon, nun kommt mir's erſt wunderbar vor, daß ihr da ſeyd!

Andraſon. Ein ſeltſames verdrängt die Empfindung des andern.

Sora. Wie kommt ihr ſo ſchnell wieder, und in tiefer Nacht bey uns an?

Andraſon. Laſſt's euch ſagen und klagen, meine lieben Kinder. Als ich von euch wegging, eilte ich gerade nach Hauſe. Ich machte den Weg in ziemlich kurzer Zeit; das Verlangen, mein Haus, meine liebe Frau wieder zu ſehen, wurde immer größer bey mir. Ich fühlte mich ſchon in ihren Armen, und letzte mich für die lange Abweſenheit recht herzlich. Wie ich in meinen Schloßhof hinein trete, ihr Kinder, höre ich oben ein Gebrauſe, ein Getöne, Rufen, hohles Anſchlagen und eine Wirthſchaft durch einander, daß ich nicht anders dachte, als der wilde Jäger ſey bey mir eingezogen. Ich gehe hinauf; es wird immer ärger; die Stimmen werden unvernehmlicher und hohler, je näher ich komme; nur meine Frau höre ich ſchreyen und rufen, als wenn ſie unſinnig geworden wäre. Ganz verwundert tret' ich in den Saal. Ich finde ihn finſter wie eine Höhle, ganz zur Hölle decorirt, und mein Weib fährt mir in ungeheurer Leidenſchaft und mit entſetzlichem Fluchen auf den Hals, tractirt mich als Pluto, als Scheuſal, und flieht endlich vor mir, daß ich eben wie verſteint daſtehe und kein Wort hervorzubringen weiß.

Mana. Aber um Gottes willen, was war ihr denn?

Andraſon. Wie ich's beym Licht beſah, war's ein Monodrama!

Mela. Das muß doch ganz curios ſeyn.

Andraſon. Nun muß ich euch noch eine Neuigkeit ſagen: ſie iſt mit hier.

Mana. Mit hier?

Sora. O laßt uns gleich zu ihr gehen! Wir haben ſie doch alle recht lieb.

Mana. Wie kommt's denn aber, daß ihr ſie mit hierher bringt, da ihr wißt, der Prinz wird wieder durchkommen?

Andraſon. Ihr kennt ja, lieben Kinder, meine alte Gutmüthigkeit. Wie ſie ſich aus ihrer poetiſch-theatraliſchen Wuth ein Biſchen erholt hatte, war ſie wieder gefällig und gut gegen mich. Ich erzählte ihr allerley um ſie zu zerſtreuen, erzählte ihr allerhand von euch und meiner Schweſter; ſie ſagte, ſie hätte längſt gewünſcht euch wieder einmal zu ſehn; ich ſagte ihr, daß eine Reiſe ihr ſehr gut ſeyn würde, und weil die ſchnellſten Entſchlüſſe die beſten ſeyen, ſollte ſie ſich gleich in den Wagen ſetzen. Sie nahm's an, und erſt hinterdrein fiel mir ein, daß ich einen dummen Streich gemacht hatte, ſie, ehe es nöthig war, mit dem Prinzen wieder zuſammen zu bringen. Doch war's gleich mein Troſt, wie gewöhnlich, daß ich dachte, es entſteht vielleicht etwas gutes daraus. Und wie ihr ſeht, gelegner hätten wir nicht kommen können.

Mandandane, Feria (kommen).

Mana. Sey uns willkommen, Mandandane!

Mandandane. Willkommen, meine Freundinnen!

Feria. Das war eine recht unvermuthete Freude! — Was macht ihr in des Prinzen Zimmer?

Mandandane. Ist das sein Zimmer?

Feria. Was gibt's denn da? was ist das?

Mandandane. Wie? Meine Gestalt? Meine Kleider?

Andrason (vor sich). Wie wird das ausgehn?

Mana. Wir haben diese ausgestopfte Puppe in der Laube gefunden, die der Prinz mit sich herumschleppt.

Sora. Dieß ist die Göttinn, die seine vollkommene Anbetung hat.

Mandandane. Es ist Verläumdung! Der Mann, dessen Liebe ganz in geistigen Empfindungen schwebt, sollte sich mit so einem schalen Puppenwerk abgeben? Ich weiß, daß er mich liebt; aber es ist meine Gesellschaft, die Unterhaltung, die er für seinen Geist bey mir findet. — Ihn mit so einem kindischen Spiel im Verdacht haben, heißt ihn und mich beleidigen!

Sora. Man könnte sagen: daß er euer Andenken so werth hält, und euer Bild überall mit sich herum trägt, um sich mit ihm wie mit euch selbst zu unterhalten.

Andraſon (leiſe zu ihr). Halte dein verwünſchtes Maul!

Feria. Ich weiß nicht was ich dazu ſagen ſoll.

Mandandane. Nein! Sollte ſein Andenken ſo eine erlogene, abgeſchmackte Nahrung brauchen; ſo müßte ſeine Liebe ſelbſt von dieſer kindiſchen Art ſeyn; er würde nicht mich, ſondern eine Wolke lieben, die er nur nach meiner Geſtalt zu modeln Belieben trüge.

Andraſon. Wenn du wüßteſt, womit ſie ausgeſtopft iſt.

Mandandane. Es iſt nicht wahr!

Mana. Wir betheuern's. Wo ſollten wir denn die Puppe her nehmen? Sieh hier noch den Platz, wo ſie geſteckt hat.

Andraſon. Wenn du es nicht glauben willſt, ſo iſt das beſte Mittel; wenn wir merken, daß der Prinz wiederkommt, nimm die Maske vor, ſetze dich ſelbſt in die Laube, thue, als ſeyſt du mit Häckerling ausgeſtopft, und ſieh alsdann zu, ob wir wahr reden.

(Die Mädchen ſetzen indeß die Puppe wieder in die Laube.)

Mandandane. Das iſt ein ſeltſamer Vorſchlag.

Feria. Laßt uns gehen, eh' der Tag und jemand von ſeinen Leuten uns überraſcht.

(Alle ab bis auf Andraſon, der Sora zurückhält.)

Andraſon. Sora!

Sora. Herr!

Andraſon. Ich bin in der größten Verlegenheit.

Sora. Wie?

Andraſon. Der fünfte Act geht zu Ende und wir ſind erſt recht verwikelt!

Sora. So laßt den ſechſten ſpielen!

Andraſon. Das iſt außer aller Art.

Sora. Ihr ſeyd ein Deutſcher, und auf dem Deutſchen Theater geht alles an.

Andraſon. Das Publicum dauert mich nur; es weiß noch kein Menſch woran er iſt.

Sora. Das geſchieht ihnen oft.

Andraſon. Sie könnten denken, wir wollten ſie zum Beſten haben.

Sora. Würden ſie ſich ſehr irren?

Andraſon. Freylich! denn eigentlich ſpielen wir uns ſelber.

Sora. Ich habe ſo etwas gemerkt.

Andraſon. Muth gefaßt! — O ihr Götter! Seht wie ihr euerm Orakel Erfüllung, dem Zuſchauer Geduld und dieſem Stück eine Entwicklung gebt! denn ohne ein Wunder weiß ich nicht, wie wir auf gute Art aus einander kommen ſollen.

Sechster Act.

Wald und Laube.

Prinz und Merkulo.

Prinz (auf dem Rasen liegend).

Merkulo (vor sich). Der Besuch beym Orakel ist meinem Prinzen nicht wohl bekommen. War er vorher betrübt, so ist er jetzt außer sich. Könnt' ich seinen Schmerz nur zu Worten bringen! (Zum Prinzen.) Theuerster Herr! Hat die kurze Abwesenheit Ihr Herz so gegen mich zugeschlossen, daß Sie mich nicht würdigen, der Vertraute Ihres Schmerzes zu seyn, da ich so oft der Vertraute Ihres Entzückens gewesen bin?

Prinz. Ich verstehe nicht was sie sagen — und doch ist mir's, als wenn die Götter etwas großes über mich verhängten. Mein Gemüth ist von unbekannten Empfindungen durchdrungen.

Merkulo. Wie lautet der Ausspruch des Orakels?

Prinz. Seine Worte sind zweydeutig, und was

mich am meiſten verdrießt, ihnen fehlt der Stempel der Ehrfurcht, den meine Fragen und mein Zuſtand ſelbſt den Göttern einflößen ſollten. Ich bat ſie mit gerührtem Herzen, mir zu entwickeln: Wann denn dieſe ſtürmiſche Bewegung meines Herzens endlich aufhören, wann dieſes Tantaliſche Streben nach ewig fliehendem Genuß endlich erſättiget werden würde? wann ich, für meine Mühſeligkeiten und Leiden endlich belohnt, die Entzückungen mit der Ruhe, und dieſe holde Traurigkeit mit einem beſtätigten Herzen würde verbinden können? Und was gaben ſie mir für eine Antwort! Ich mag ſie meinem Gedächtniß nicht wieder zurück rufen! Nimm und lies.

(Er gibt ihm eine Rolle.

Merkulo (lieſt).

Wird nicht ein kindiſches Spiel vom ernſten Spiele vertrieben,
Wird dir lieb nicht und werth, was du beſitzend nicht haſt,
Gibſt entſchloſſen dafür, was du nicht habend beſitzeſt;
Schwebt in ewigem Traum, Armer, dein Leben dahin.

Ein witziges Orakel! ein antithetiſches Orakel!

(Er lieſt weiter.)

Was du thöricht geraubt, gib du dem Eigener wieder;

Eigen werde dir dann, was du ſo ängſtlich erborgſt.

Oder fürchte den Zorn der überſchwebenden Götter!

Fürchte Tantals Geſchick hier und über dem Fluß.

Prinz. Warum mußt' ich Thörichter fragen, da ich nunmehr wider meinen Willen folgen, oder der Götter Zorn auf mich laden muß!

(Merkulo kann nach Belieben den Orakelſpruch wiederholen, Anmerkungen machen ꝛc. bis er glaubt, das Publicum habe die Worte genugſam gehört.)

Merkulo. Bey dieſer Gelegenheit, dächt' ich, könnten Sie ſich immer mit der Unwiſſenheit entſchuldigen; denn ich ſehe wenigſtens nicht, wie das Orakel prätendiren kann, daß man's verſtehen ſoll.

Prinz. Ich verſteh' es nur zu wohl! Nicht die Worte; aber den Sinn. (Gegen die Laube gekehrt.) Dich ſoll ich weggeben! Dich ſoll ich aufopfern! Als wenn ich Ruhe der Seele und Glück erwerben könnte, wenn ich mich ganz zu Grunde richte!

Merkulo. Freylich laſſen ſich allenfalls die Worte des Orakels dahin deuten.

Prinz. Es iſt allzugrauſam!

Wegzugeben was ich habe,
Götter ach! iſt allzuviel.

Merkulo.

Nennen doch die hohe Gabe
Götter selbst ein Kinderspiel!

Prinz.

Ich verliere diese Freuden!
Mir verschwindet dieses Licht!

Merkulo (vor sich).

O wahrhaftig! zu beneiden
Sind die Seligkeiten nicht.

Prinz.

Götter neiden dieß Entzücken,
Und sie nennen es ein Spiel.

Merkulo.

Uns weit besser zu erquicken
Gibt's noch andrer Sachen viel.

Prinz. Es ist ein entsetzlicher Entschluß, der in meiner Seele sich hin und her bewegt, und was für Empfindungen auf- und absteigen, die mir diesen Entschluß bald zu erleichtern, bald zu erschweren scheinen! — Laß mich allein, und sey bereit, auf meinen Wink alle meine Leute, alle Bewohner dieses Hauses zusammen zu rufen: denn was ich thun will, ist eine große und männliche That, und leidet den Anblick vieler Zeugen.

Merkulo. Bester Herr, Sie machen mir bange.

Prinz. Erfülle deine Pflicht!

Merkulo (im Weggehen umkehrend). Noch eins! Andrason ist wieder hier; wollen Sie den auch zum Zeugen haben?

Prinz. Himmel! Andraſon!

Merkulo. Er ſelbſt. Ich hab' ihn, wie ich aufſtand, mit ſeiner Schweſter am Fenſter geſehen.

Prinz. Laß mich allein! — Meine Sinnen verwirren ſich; ich muß Luft haben, um die tauſend Gedanken, die in mir durch einander gehn, zurecht zu legen. (Merkulo ab.)

Prinz (allein, nach einer Pauſe).

Faſſe dich! entſchließe dich: denn du mußt! — Weggeben ſollſt du das, was dein ganzes Glück macht; aufgeben, was die Götter wohl Spiel nennen dürfen, weil ihnen die ganze Menſchheit ein Spiel zu ſeyn ſcheint. Dich weggeben! (Er macht die Laube auf. Mandandane mit einer Maske vor dem Geſicht ſitzt drin.) Es iſt ganz unmöglich! Es iſt als griff' ich nach meinem eignen Herzen, um es herauszureißen! und doch! — (Er fährt zuſammen und von der Laube weg.) Was iſt das in mir! wie unbegreiflich! Wollen mir die Götter meinen Entſchluß erleichtern? Soll ich mir's läugnen oder geſtehn? Zum erſtenmal fühl' ich den Zug, der mich nach dieſer himmliſchen Geſtalt zieht, ſich verringern! Dieſe Gegenwart umfängt mich nicht mehr mit dem unendlichen Zauber, der mich ſonſt vor ihr mit himmliſchen Nebeln bedeckte! Iſts möglich? in meinem Herzen entwickelt, beſtimmt ſich das Gefühl: du kannſt, du willſt ſie weggeben! — Es iſt mir unbegreiflich! (Er geht auf ſie los.) Geliebteſte! (Er wendet kurz wieder um.) Nein, ich belüge mich! Mein Herz iſt

nicht hier! In fremden Gegenden ſchwärmt's herum, und ſucht nach voriger Seligkeit — Mir iſt's, als wenn du es nicht mehr wäreſt, als wenn eine Fremde mir untergeſchoben wäre. O ihr Götter! die ihr ſo grauſam ſeyd, welche ſeltſame Gnade erzeigt ihr mir wieder, daß ihr mir das ſo erleichtert, was ich auf euern Befehl thue! — Ja, lebe wohl! Von ungefähr iſt Andraſon nicht hier. Ich hatte ihm die beſte Hälfte ſeines Eigenthums geraubt; hier nehme er ſie wieder! Und ihr, himmliſche Geiſter, gebt euerm folgſamen Sohn aus den Weiten der Welt neues unbekanntes Glück! (Er ruft.) Merkulo!

Merkulo (kommt).

Prinz. Bringe ſie zuſammen, die Meinigen, das Haus: könnt' ich die Welt zuſammen rufen, ſie ſollte Zeuge der wundervollen That ſeyn! (Merkulo ab.)

(Der Prinz verſchließt die Laube. Unter einer feierlichen Muſik kommen, der Oberſte, die Wache, das ganze Gefolge, nach ihnen die Fräulein, alles ſtellt ſich zu beyden Seiten, wie ſie ſtehen müſſen, um das Schluß-Ballet anzufangen. Zuletzt kommen Feria, und Andraſon mit Merkulo. Die Muſik hört auf.)

Prinz. Tritt näher, Andraſon, und höre mich einen Augenblick geruhig an. Bisher ſind wir nicht die beſten Freunde geweſen: nunmehr haben die Götter mir die Augen geöffnet. Das Unrecht, ſeh' ich, war auf meiner Seite; ich raubte dir die beſte Hälfte des Weibes

das

das du liebſt. Auf Befehl der Unſterblichen geb' ich dir ſie zurück. Nimm als ein Heiligthum wieder, was ich als ein Heiligthum bewahrt habe; und verzeih' das Vergangne meiner Noth, meinem Irrthum, meiner Jugend, und meiner Liebe!

Andraſon (laut). Was ſoll das heiſſen? (Vor ſich.) Was wird das geben?

Prinz (eröffnet die Lanke; man ſieht Mandandane ſtehn). Hier, erkenne das Geheimniß und empfange ſie zurück!

Andraſon. Meine Frau! Du entführſt mir meine Frau? ſchleppſt ſie mit dir herum? beſchimpfeſt mich öffentlich, da du ſie mir vor den Augen aller Welt zurückgibſt?

Prinz. Dieſs ſey dir ein Beweis der Heiligkeit meiner Geſinnungen, daß ich jetzt das Licht nicht ſcheue!

Andraſon. Himmel und Hölle! Ich will es rächen. (Er greift nach dem Schwert, Zeria hält ihn, er ſpricht leiſe zu ihr.) Laß ſeyn! Ich muß ja ſo thun.

Prinz. Entrüſte dich nicht! Mein Schwert hat auch eine Schärfe. Sey ſtille, gib der Vernunft Gehör! Du kannſt nicht ſagen: Es iſt mein Weib; und es iſt doch dein Weib.

Andraſon. Ich haſſe die Räthſel! (Nach einem Augenblick, ſtille vor ſich.) Ich erſtaune! Wieder entbindet ſich in meiner Seele ein neuer Verſtand, eine Erklärung der letzten Worte des Orakels! Wär' es möglich? O

helft mir, gütige Götter! (Laut.) Verzeih'! ich fühle, daß ich dir Unrecht thue. Hierin ist Zauberey oder eine andere geheime Kraft, die der Menschen Sinne zwiespältig mit sich selbsten macht. Was soll ich mit zwey Weibern thun? Ich verehre den Wink des Himmels und deinen Schwur. Diese nehm' ich wieder an; aber gern geb' ich dir jene dagegen, die ich gegenwärtig besitze.

Prinz. Wie?

Andrason. Bringt sie her!

(Die Sklaven ab.)

Prinz. Sollte ich nach so viel Leiden noch glücklich werden können?

Andrason. Vielleicht thun hier die Himmlischen ein Wunder, um uns beyde zur Ruhe zu bringen. Laß uns diese beyden als Schwestern betrachten, jeder darf Eine besitzen, und jeder die seinige ganz.

Prinz. Ich vergeh' in Hoffnung!

Andrason. Komm du auf mein Theil, immer gleich Geliebte!

(Die Mohren heben den Sessel aus der Laube und setzen ihn an die linke Seite des Grundes.)

Mandandane (im Begriff die Maske abzuwerfen, an Andrasons Hals). O Andrason!

Andrason (der sie nicht aufstehn noch die Maske abnehmen läßt). Still Püppchen! Stille Liebchen! Es naht der entscheidende Augenblick!

(Die Sklaven bringen die Puppe, der Prinz auf sie los und fällt vor ihr nieder.)

Prinz. Himmel sie ist's! Himmel sie ist's! Seligkeit thauet herab!

(Die Puppe wird an die andere Seite des Theaters Mandandanen gegenüber gesetzt. Hier muß die Aehnlichkeit beyder dem Zuschauer noch Illusion machen, wie es überhaupt durch's ganze Stück darauf angesehen ist.)

Andrason. Komm und gib mir deine Hand! Aller Groll höre unter uns auf, und feierlich entsag' ich hier dieser zweyten Mandandane, und vereine sie mit dir auf ewig! (Er legt ihre Hände zusammen.) Sey glücklich! (vor sich.) mit deiner geflickten Braut!

Prinz. Ich weiß nicht, wo mich die Trunkenheit der Wonne hinführt. Diese ist's, ich fühl' ihre Nähe, die mich so lang' an sich zog, die so lang' das Glück meines Lebens machte! Ich fühl's, ich bin wieder in dem Zauberstrudel fortgerissen, der unaufhörlich von ihr ausfließt. (Zu Mandandanen.) Verzeih' und leb' wohl! (Auf die Puppe deutend.) Hier, hier ist meine Gottheit, die ganz mein Herz nach ihrem Herzen zieht!

Mandandane

(die die Maske abwirft, zu Andrason)

Laß uns den Bund erneuen,
Gib wieder deine Hand!
Verzeih' daß ich den Treuen
So thöricht dich verkannt.

Prinz (zur Puppe).

Was Menſchen zu erfreuen
Die Götter je geſandt,
Das Leben zu erneuen,
Fühl' ich an deiner Hand!

Merkulo.

Wie mir's iſt, ſag' ich nicht!
Als zögen uns die Wände ein Fratzengeſicht!
Himmel und Erde ſcheint uns Eſel zu bohren,
Wir ſind unwiederbringlich verloren.

Mandandane (zu Andraſon).

Laß uns den Bund erneuen,
Gib wieder deine Hand!
Verzeih' daß ich den Treuen
So thöricht dich verkannt.

Prinz (zur Puppe).

Was Menſchen zu erfreuen,
Die Götter je geſandt,
Das Leben zu erneuen,
Fühl' ich an deiner Hand.

Andraſon. Wenn je ein ſeltſam Orakel buchſtäblich erfüllt worden, ſo iſt's dieſes, und alle meine Wünſche ſind befriedigt, da ich dich ſo wieder in meinen Armen halte. Auf, Schweſter, Kinder, Freunde! Laßt's nun an Luſtbarkeiten nicht fehlen. Wir wollen unſers Glücks genießen, über die wunderbare Geſchichte unſere ſtillen Betrachtungen anſtellen, (mehr hervortretend gegen

die Zuſchauer.) und von hundert Lehren, die wir daraus ziehen könnten, uns beſonders dieſe merken: daß ein Thor erſt dann recht angeführt iſt, wenn er ſich einbildet, er folge gutem Rath oder gehorche den Göttern.

(Ein groſses Ballet zum Schluſse.)

Die Vögel.

Nach dem Ariſtophanes.

Personen.

Treufreund, als Scapin.
Hoffegut, als Pierrot.
Schuhu.
Papagey.
Chor der Vögel.

Waldiges felsiges Thal
auf einem hohen Berggipfel, im Grunde eine Ruine.

Hoffegut
(von der einen Seite oben auf dem Felsen).

O gefährlicher Stieg! o unglückseliger Weg!

Treufreund (auf der andern Seite in der Höhe, ungesehn). Still! Ich hör' ihn wieder. — Houp!

Hoffegut (antwortend). Houp!

Treufreund. Auf welche Klippe hast du dich verirrt?

Hoffegut. Weh mir! o weh!

Treufreund. Geduldig, mein Freund!

Hoffegut. Ich stecke in Dornen.

Treufreund. Nur gelassen!

Hoffegut. Auf dem feuchten betrügrischen Moos schwindl' ich am Abhang des Felsens.

Treufreund. Immer ruhig! — Mach' dich herunter! Da seh' ich ein Wieschen!

Hoffegut. Ich fall', ich falle!

Treufreund. Nur sachte! ich komme gleich!

Hoffegut. Au, au, ich liege ſchon unten!

Treufreund. Wart', ich will dich aufheben!

Hoffegut (auf der Erde liegend). O daß den böſen Verführer, den landſtreicheriſchen Geſellen, den wagehalſigen Kletterer die Götter verderblich verdürben!

Treufreund. Was ſchreyſt du?

Hoffegut. Ich verwünſche dich!

Treufreund (den man oben auf dem Felſen auf allen Vieren erblickt). Hier iſt der Muscus cyperoides polytrichocarpomanidoides.

Hoffegut. Er bringt mich um.

Treufreund. Hier iſt der Lichen canescens pigerrimus, welch eine traurige Figur!

Hoffegut. Mir ſind alle Gebeine zerſchellt.

Treufreund. Siehſt du, was die Wiſſenſchaft für ein Nothanker iſt! In den höchſten Lüften, auf den rauhſten Felſen findet der unterrichtete Menſch Unterhaltung.

Hoffegut. Ich wollte, du müßteſt im tiefſten Meergrund' ein Conchiliencabinet zuſammenleſen, und ich wäre, wo ich herkomme!

Treufreund. Iſt dir's nicht wohl? Es iſt ſo eine reine Luft da oben.

Hoffegut. Ich ſpür's am Athem!

Treufreund. Haſt du dich umgeſehen? Welche treffliche Ausſicht!

Hoffegut. Die kann mir nichts helfen.

Treufreund. Du biſt wie ein Stein —

Hoffegut. Wenn die Kälte ausſchlägt! ich ſchwitze über und über.

Treufreund (herunter kommend). Das iſt heilſam; und ich verſichere dich, wir ſind am rechten Ort —

Hoffegut. Ich wollte, wir wären wieder unten —

Treufreund. Und ſind den nächſten Weg gegangen.

Hoffegut. Ja, grad' auf, aber ein paar Stunden länger. Ich kann kein Glied rühren, von der Müh' und vom Fall. Weh! o weh!

Treufreund (hebt ihn auf). Nu, nu, du hängſt ja noch zuſammen.

Hoffegut. O müß' es allen denen ſo ergehen, die zu Hauſe unzufrieden ſind!

Treufreund. Faß' dich, faß' dich!

Hoffegut. Wir hatten wenigſtens zu eſſen und zu trinken —

Treufreund. Wenn uns jemand borgte, oder es was zu ſchmarutzen gab.

Hoffegut. Warm im Winter —

Treufreund. So lange wir im Bette lagen.

Hoffegut. Keine Strapazen; und es waren gewiß Leute ſchlimmer dran als wir, die wir wie unſinnig in die Welt hinein rennen und was tolles auf die tollſte Art aufſuchen.

Treufreund (gegen die Zuſchauer). Unſere Ge-

ſchichte iſt mit wenigen Worten dieſe: Wir konnten's in der Stadt nicht mehr aushalten. Denn, ob wir gleich nicht viel verlangten, ſo kriegten wir doch immer weniger als wir hofften; was wir thaten wurde gut bezahlt, und wir hatten immer weniger als wir brauchten; wir ſchränkten uns auf alle mögliche Weiſe ein, und konnten niemals auskommen. Wir lebten gern auf unſere Weiſe, und konnten ſelten eine Geſellſchaft finden, die für uns paßte. Kurz, wir ſehnten uns nach einem neuen Lande, wo's eben anders zuginge.

Hoffegut. Und haben uns auf dem Wege vortrefflich verbeſſert.

Treufreund. Der Ausgang gibt den Thaten ihre Titel. — Große Verdienſte bleiben in den neuern Zeiten ſelten verborgen; es gibt Journale, wo man jede edle Handlung gleich verewigt. Wir haben gehört, daß auf dem Gipfel dieſes überhohen Berges ein Schuhu wohnt, der mit nichts zufrieden iſt, und dem wir deswegen groſſe Kenntniſſe zuſchreiben. Sie nennen ihn im ganzen Lande den Criticus. Er ſitzt den Tag über zu Hauſe, und denkt alles durch, was die Leute geſtern gethan haben, und iſt immer noch einmal ſo geſcheid, als einer der vom Rathhaus kommt. Wir vermuthen, daß er alle Städte, obwohl nur bey Nacht, wie der hinkende Teufel, wird geſehen haben, und daß er uns wird einen Ort anzeigen können, wo wir mit Vergnügen unſer Leben zubringen mögen. Sieh doch, ſieh, das ſchöne Ge-

mäuer dahinten! Iſt's doch als wenn die Feen es hin gehext hätten.

Hoffegut. Entzückſt du dich wieder über die alten Steine?

Treufreund. Gewiß dahinten wohnt er. Heda, he! Schuhu! he! he! Herr Schuhu! Iſt niemand zu Hauſe?

Papagey (tritt auf und ſpricht ſchnarrend). Herren meine Herren! Wie haben wir die Ehre? Wo kommen Sie her? Welch eine angenehme Ueberraſchung!

Treufreund. Wir kommen den Herrn Schuhu hier oben aufzuſuchen.

Hoffegut. Und haben faſt die Hälſe gebrochen, um die Ehre zu haben ihm aufzuwarten.

Papagey. Was thut man nicht, um die Bekanntſchaft eines groſſen Mannes zu gewinnen! Sie werden meinem Herrn willkommen ſeyn. Wenn er gleich kein freundlich Geſicht macht, ſo ſieht er's doch gern, wenn man ihn beſucht.

Treufreund. Sind Sie ſein Diener?

Papagey. Ja, ſo lang' als mir's denkt.

Hoffegut. Wie iſt denn ihr Nahme?

Papagey. Man heißt mich den Leſer.

Treufreund. Den Leſer!

Papagey. Und von Geſchlecht bin ich ein Papagey.

Hoffegut. Das hätt' ich Ihnen eher angeſehen.

Treufreund. Seyd ihr denn mit euerm Herrn zufrieden?

Papagey. Ach ja, ja. Wir schicken uns recht für einander. Er denkt den ganzen Tag, und ich denke gar nichts; er urtheilt über alles, und das ist mir sehr recht, da brauch' ich's nicht zu thun. Wenn mir so was recht in der Seele wohl thut, wenn ich's auswendig gelernt habe, ich mich den ganzen Tag mit trage, da geh' ich eben des Abends hin und frage ihn, ob's auch was taugt?

Treufreund. Ihr müßt aber hier jämmerliche Langeweile haben.

Papagey. Glaubt das nicht; wir sind von allem unterrichtet.

Hoffegut. Was thut und treibt ihr aber den ganzen Tag?

Papagey. Je nun, wir warten eben bis der Abend kommt.

Treufreund. Ihr habt aber wahrscheinlich noch besondre Liebhabereyen?

Papagey. Ich bin ein erklärter Freund von Nachtigallen, Lerchen und andern dergleichen Singvögeln. Ganze Stunden lang bey Tag und Nacht kann ich stehen und ihnen zuhören, und so entzückt seyn, so selig seyn, daß ich manchmal meyne, die Federn müßten mir vom Leibe fließen. Zum Unglück ist mein Herr auch sehr auf diese Thierchen gestellt, nur von einer andern Seite;

wo er eins habhaft werden kann, ſchnaps! hat er's beym Kopfe und rupft's. Kaum ein paar hat er auf mein inſtändiges Bitten hier oben leben laſſen, und juſt nicht die beſten.

Treufreund. Ihr ſolltet ihm remonſtriren.

Papagey. Das hilft nichts, wenn er hungrig iſt.

Hoffegut. Ihr ſolltet ihm ander Futter unterſchieben.

Papagey. Das geſchieht auch, ſo lang's möglich iſt, und das iſt eben mein Leidweſen. Wenn's nur immer Mäuſe gäbe! Denn Mäuſe find't er ſo delicieux wie Lerchen, und die ſchönſte Lerche ſchnabelirt er wie eine Maus.

Hoffegut. Warum dient ihr ihm denn aber?

Papagey. Er iſt nun einmal Herr.

Hoffegut. Ich lieſ' ihn hier oben in ſeiner Wüſte, und ſuchte mir dort unten ſo ein ſchönes, allerliebſtes, dichtes, feuchtliches Hölzchen, das voller Nachtigallen wäre, und wo die Lerchen über dem Felde dran zu Hunderten in der Luft herum ſängen; da wollte ich mir's recht wohl werden laſſen!

Papagey. Ach wenn's nur ſchon ſo wäre!

Treufreund. Nun ſo macht, daß ihr von ihm los kommt.

Papagey. Wie ſoll ich's anfangen?

Hoffegut. Gibt er euch denn ſo gute Nahrung, daß ihr's wo anders nicht beſſer haben könnt?

Papagey. Behüte Gott! Ich muß mir mein Bißchen selbst suchen. Ja, wenn ich Gebeine und Gerippe fressen könnte; das ist alles, was er von seinen Mahlzeiten übrig läßt.

Treufreund. Das heiße ich ein Attachement! Macht doch, daß wir einen Herrn kennen lernen, der so einen treuen Diener verdient.

Papagey. Nur stille, stille, daß ihr ihn nicht aufweckt! denn wenn man ihn aus den Träumen stört, da ist er so unartig wie ein Kind; sonst ist er ein recht gesetzter Mann. Doch ich höre, daß er eben von seinem Mittagsschläfchen erwacht, sich schüttelt; da ist er am freundlichsten; ich will euch melden. — Mein theurer Herr, ich bitte euch, hier sind ein paar liebenswürdige Fremde! Der Himmel ist bedeckt, es wird euern Augen nichts schaden.

Schuhu (tritt auf).

Ueber was verlangen die Herrn mein Urtheil?

Treufreund. Nicht sowohl Urtheil als guten Rath.

Papagey. Das ist eben recht seine Sache. Ich habe noch nicht gesehen, daß einer etwas gemacht hat, den er nicht hinterdrein mit der Nase auf's Beste gestoßen hätte.

Schuhu. Einen guten Rath, meine Herren?

Hoffegut. Oder auch eine Nachricht, wie Sie's nehmen wollen.

Papagey. Damit wird er Ihnen auch dienen können; denn er iſt von allem unterrichtet.

Schuhu. Ja, ich habe Correſpondenz mit allen Malcontenten in der ganzen Welt; da erhalte ich die geheimſten Nachrichten, Papiere und Documente; und wenn man mit Leuten ſpricht, die unzufrieden ſind, da erfährt man recht die Wahrheit.

Treufreund. Ganz natürlich!

Hoffegut. Ohne Zweifel.

Papagey. O gewiß!

Schuhu. Ich habe meine rechte Freude, allen Vögeln bange zu machen. Es wird keinem wohl, wenn er mich nur von weitem wittert. Sie führen ein Gekreiſche und Gekrächze und Gekrakſe, und können, wie ein ſchimpfendes altes Weib, gar von dem Orte nicht wegkommen, wo man ſie ärgert. Es iſt aber auch einer oder der andere ſich bewußt, daß ich ihm ſeine Jungen anatomirt habe, um ihm zu zeigen, wie er ihnen hätte ſollen ſchärfere Flügel, rüſtigere Schnäbel und wohlgebautere Beine anſchaffen.

Treufreund. Wir haben uns alſo an die rechte Schmiede gewendet; denn wir ſuchen eine Stadt, einen Staat, wo wir uns beſſer befänden, als da wo wir herkommen.

Schuhu. Wenn Sie Nachricht haben wollten von einem wo's ſchlimmer hergeht, damit könnt' ich eher die-

nen. Seyn Sie verſichert, kein Volk in der Welt weiß ſich aufzuführen, und kein König zu regieren.

Hoffegut. Und ſie leben doch alle.

Schuhu. Das iſt eben das Schlimmſte. Aber was vertreibt Sie aus Ihrem Vaterlande?

Treufreund. Die ganz unerträgliche Einrichtung. Bedenken Sie, wenn wir zu Hauſe ſaßen und ein Pfeifchen Tabak rauchten, oder in's Wirthshaus gingen und uns ein Gläschen alten Wein ſchmecken ließen, wollte uns kein Menſch für unſere Mühe bezahlen. Was wir am liebſten thaten, war am ſtrengſten verboten, und wenn wir es ja einmal doch probirten, wurden wir für unſere gute Meynung noch dazu geſtraft.

Schuhu. Sie ſcheinen ſeltſame Begriffe zu haben.

Hoffegut. O nein, unſere meiſten Freunde ſind ſo geſinnt.

Schuhu. Allein, was für eine Stadt ſuchen Sie eigentlich?

Treufreund. O eine ganz unvergleichliche! ſo eine weiche, wohlgepolſterte — ſo eine, wo's einem immer wohl wäre.

Schuhu. Es gibt verſchiedene Arten von Wohlſeyn.

Treufreund. Eine Stadt, wo es einem nicht fehlen könnte, alle Tage an eine wohlbeſetzte Tafel geladen zu werden.

Schuhu. Hm!

Hoffegut. So eine Stadt, wo vornehme Leute die Vortheile ihres Standes mit uns geringern zu theilen bereit wären.

Schuhu. He!

Treufreund. Eben eine Stadt, wo die Regenten fühlten, wie es dem Volk, wie es einem armen Teufel zu Muthe iſt.

Schuhu. Gut!

Hoffegut. Ja, eine Stadt, wo reiche Leute Zinſen gäben, damit man ihnen nur das Geld abnähme und verwahrte.

Schuhu. So!

Treufreund. Eine Stadt, wo Enthuſiasmus lebte, wo ein Mann, der eine edle That gethan, der ein gutes Buch geſchrieben hätte, gleich auf Zeitlebens in allem frey gehalten würde.

Schuhu. Sind Sie ein Schriftſteller?

Treufreund. Ey wohl!

Schuhu. Sie auch?

Hoffegut. Freylich! wie alle meine Landsleute.

Schuhu. Da gehören Sie vor meinen Stuhl.

Hoffegut. Wenn Sie was dazu beytragen können, ſo ſorgen Sie, daß wir beſſer bezahlt werden.

Schuhu. Das bekümmert mich nicht.

Treufreund. Daß wir nicht nachgedruckt werden.

Schuhu. Das geht mich nichts an.

Hoffegut. Eine Stadt, wo Vater und Mutter

nicht gleich ſo gräßliche Geſichter ſchnitten, wenn man ſich ihren liebenswürdigen Töchtern nähert.

Schuhu. Wie?

Treufreund. So eine Stadt, wo Ehemänner einen Begriff von dem bedrängten Zuſtande eines unverheiratheten wohlgeſinnten Jünglings hätten.

Schuhu. Was?

Hoffegut. Eine Stadt, wo ein glücklicher Autor weder Schuſter noch Schneider, weder Fleiſcher noch Wirth zu bezahlen brauchte, da wo mir ſelbſt ein niedliches Schätzchen ihre Annehmlichkeiten gratis aufdränge, weil ich einmal gewußt habe, ihr Herz zu rühren.

Schuhu. Zu wem, denkt ihr, daß ihr gekommen ſeyd?

Treufreund. Wie ſo?

Schuhu. Wo finde ich Worte, die eure Ungezogenheit ausdrücken?

Hoffegut. Sonſt habt ihr deren doch einen guten Vorrath.

Schuhu. Schändlich! und was ſchlimmer iſt, abſcheulich! und was ſchlimmer iſt, gottlos! und was ſchlimmer iſt, abgeſchmackt!

Treufreund. Er hat die Leiter erſtiegen.

Schuhu. Für euch iſt kein Weg als in's Zucht- oder in's Tollhaus. (ab.)

Papagey. Aber um Gottes willen! was macht

ihr, ihr Herren? Ihr ſcheint ja ſo vernünftige Leute, und mein Herr iſt ſo ein vernünftiger Herr!

Treufreund. Das macht, daß juſt vernünftige Leute ſich unter einander am wenigſten vertragen können.

Papagey. So einen ernſthaften Mann, den Vogel der Vögel!

Treufreund. O ja! er gleicht dem Wiedehopf, denn er macht ſein Neſt aus Quark.

Hoffegut. Oder dem Guckguck, denn er legt ſeine Eyer in fremde Neſter.

Papagey. Meine Herren, ich leide ganz erbärmlich!

Treufreund. Wir auch — an Hunger und Durſt.

Papagey. Ach meine Leiden ſind viel grauſamer! es ſind Seelenleiden. Iſt's denn nicht möglich, daß treffliche, mit ſo vielen Gaben ausgerüſtete und ausgezeichnete Männer auf Einen Zweck wirken, und vereint das Gute, das Vollkommene erſchaffen können?

Hoffegut. Es wird ſich ſchon finden. Ich dächte, ihr rettetet indeß die Hausehre und gäbt uns was zum beſten.

Papagey. Die Herren ſcheinen ſonderliche Kenner zu ſeyn. Erlauben Sie nicht, daß ich Ihnen meine Nachtigallen und meine Lerchen producire?

Hoffegut. Schaum und Wind!

Papagey. Nun ſollt ihr ſie hören, meine liebli-

chen, allerliebſten, unſere Stunden mit ewiger Freude umkränzenden Sängerinnen.

Treufreund. Leſer, lieber Leſer!

Papagey. O du kleine, leichtbewegliche, aufſpringende, ſchwirrende, ſchmetternde, hellklingende Lerche, du Gaſt der friſch gepflügten Erde, laß deine Stimme hören, und ſchaffe neue Bewunderung und Freude!

Treufreund. Der wäre vortrefflich, eine Ode auf eine mittelmäßige Actrice zu machen.

(Die Lerche hinter der Scene ſingt, während der Zeit der Papagey ſein unendliches Entzücken und die Zuhörer ihre Verwunderung äußern.)

Papagey. Dank dir, heißen Dank!

Treufreund. Hunger, heißen Hunger!

Hoffegut. Durſt, heißen Durſt! Iſt nicht irgend eine Quelle hier in der Nachbarſchaft?

Treufreund. Gibt's keine Heidelbeeren, Himbeeren, Mehlbeeren, Brombeeren hier oben, daß ich dem Scheidewaſſer meines Magens nur etwas zur Nahrung einfüllen könnte?

Papagey. Ihr ſollt meine Nachtigall hören, die ſanftzaubernde Huldinn, die Beſeelerinn der Nächte! — Wecke, rufe hervor jedes ſchlummernde Gefühlchen! belebe mit Wolluſt jeden Flaum, und mache mich von der Kralle bis zum Schnabel ganz zur Empfindung!

Hoffegut. Wenn ſie ſich nur kurz faßt!

Treufreund. Das iſt gar ihre Art nicht. Wenn

ſo eine Nachtigall einmal in's Schlagen kommt, da muß man ihr den Hals umdrehen, wenn ſie aufhören ſoll.

(Nachtigall hinter der Scene, eine lange zärtliche Arie nach Belieben.)

Papagey. Brav! brav! Das iſt ein Ausdruck! eine Mannichfaltigkeit!

Treufreund. Mir iſt's, als wär' ich in der Deutſchen Komödie, es will gar kein Ende nehmen.

Hoffegut. Sie hat eine hübſche Stimme, ich möchte ſie doch in der Nähe ſehen.

Papagey. Nun noch zu guter Letzt ein Rondeau von der allerliebſten Lerche; ſie hat ſo was humoriſtiſches in ihrem Geſange.

(Rondeau von der Lerche, während deſſen Treufreund den Tact tritt, und zuletzt Bewegungen macht, wie einer der tanzen will.)

Papagey. Um Gotteswillen, wer wird den Tact treten? Merkt doch auf den Ausdruck!

Treufreund. Der Tact iſt das einzige, was ich von der Muſik höre; da fährt's einem ſo recht in die Beine.

(Das Rondeau geht fort. Treufreund fängt an für ſich zu tanzen.)

Treufreund. Ich glaube, ich werde toll vor Hunger.

(Hoffegut wird auch angeſteckt. Der Schuhu kommt und ruft.)

Schuhu. Soll denn des Gelärms noch kein Ende werden?

(Treufreund kriegt den Schuhu und Hoffegut den Papagey zu faſſen, und nöthigen ſie zu tanzen. Wie das Rondeau zu Ende iſt, klatſchen Treufreund und Hoffegut in die Hände und rufen: Bravo! bravo! — Hinter der Scene entſteht ein Getümmel.)

Hoffegut. Was hör' ich! welch ein Geſchrey! welch ein Geräuſch!

Treufreund. Die Aeſte werden lebendig.

Hoffegut. Ich höre piepſen und kraksen, und ſehe eine Verſammlung unzähliger Vögel.

Die Vögel (kommen nach und nach herein.)

Treufreund. Welch ein buntes, abgeſchmacktes Gefieder! Lauter Tagvögel! Sie ſpüren ihren nächtlichen Feind, den mächtigen Criticus.

Hoffegut. Welch ein abenteuerlicher Kamm! Wie das Thier ſich verwundert!

Treufreund. Dieſer hat ſich noch ärger ausgeputzt und ſieht noch alberner aus.

Hoffegut. Sieh den dritten, wie er wichtig thut! Sie berathſchlagen ſich unter einander.

Treufreund. Bis ſie einig werden, haben wir gute Zeit.

Hoffegut. O weh mir! Der Haufe vermehrt ſich. Sieh dieſe kleine Brut, dieſen gefährlichen Anflug! Wie's trippelt, wie's ſtutzt, wie's hüpft, ſcheut,

und wiederkommt! Weh uns! weh! — O welche Wolke von ſcheußlichen Kreaturen! Welch ein ſchändlicher Tod droht uns von abſcheulichen Feinden!

Treufreund. Warum nicht gar! Ich habe Appetit ſie zu freſſen.

Hoffegut. Ein Wagehals nimmt kein gutes Ende; davon haben wir die Exempel in der Hiſtorie. Du wirſt umkommen, und ich werde umkommen, und ich werde nicht das mindeſte Vergnügen davon gehabt haben.

Treufreund. Haſt du die Geſchichte des Regulus geleſen?

Hoffegut. Leider!

Treufreund. Des Cicero?

Hoffegut. Nun ja!

Treufreund. Kein großer Mann muß eines natürlichen Todes ſterben.

Hoffegut. Hätteſt du mir das eher geſagt!

Treufreund. Es iſt noch immer Zeit.

Hoffegut. Haſt du mir darum ſolche Lehren gegeben? mir immer vorgeſagt, daß ein Menſch leben müſſe, als wenn er hundert Jahr alt werden wollte; daß er ſich ordentlich, mäßig, keuſch und in allen Dingen ſparſam erzeigen müſſe? Haſt du mir nicht eine brave, niedliche Frau verſprochen, wenn ich mich aufführte, wie ſich unſere jungen Leute nicht aufführen? — und nun ſoll ich ſo ſchändlich untergehen! Hätt' ich das eher ge-

wuſst, ich hätte mir wollen mein Bißchen junges Leben zu Nutze machen.

Treufreund. Laß dich deine Tugend nicht gereuen!

Hoffegut. Sie ſchmieden einen Anſchlag, ſie wetzen ihre Schnäbel, ſie ſchließen ſich in Reihen, ſie fallen uns an!

Treufreund. Halte den Rücken frey, drücke den Schlapphut in's Geſicht, und wehre dich mit dem Aermel! Jedem Thier und jedem Narren haben die Götter ſeine Vertheidigungswaffen gegeben.

Erſter Vogel. Verſäumt keinen Augenblick! Sie ſind's! unſere gefährlichſten Feinde! Es ſind Menſchen!

Zweyter Vogel. Vogelſteller? Verſchonet keinen! Fallet ſie an mit vereinten Kräften, mit ſchneller Gewalt!

Chor der Vögel.

Pickt und kratzt und krammt und hacket,
Bohrt und krallet den verwegnen,
Den verfluchten Vogelſtellern
Ungeſäumt die Augen aus!

Schlagt und klatſcht dann mit den Flügeln
Ihre Wangen, ihre Lippen,
Die uns zum Verderben pfeifen,
Ihre mordgeſinnten Schläfe;
Daß ſie taumelnd niederſtürzen!

Und dann zerrt und reißt euch gierig,
Keiner ſie dem andern gönnend,

Um die vielgeliebten Augen!
Schlänkert die gellebten Biſſen
Sie gemächlich zu verſchlucken!
Jagt euch um die Leckerbiſſen!
Selig wer den Fraß verſchlingt!

Hoffegut. Wer wird ſich der Menge entgegen ſetzen!

Treufreund. Freylich nicht allein mit zehn Fingern. Die größten Generale loben die Verſchanzungen. Hier, mein Freund, iſt das Rüſt- und Zeughaus unſers alten großglasäugigen Criticus. Dieſe Geräthſchaften und Waffen ſind uns gerade willkommen. Hier iſt ein Ballen, noch einer, und noch einer.

(Die Ballen und Bücher werden nach und nach von beyden Freunden herausgeſchafft. und eine Art von Feſtung aufgebauet. An den Ballen kann außen angeſchrieben ſtehn, aus welchem Fache die Bücher ſind.)

Lauter neue Bücher, die er nach dem Geruche recenſirt hat! Hier ſind die groſſen Lexica, die großen Krambuden der Litteratur, wo jeder einzeln ſein Bedürfniß pfennigweiſe nach dem Alphabet abholen kann! — Nun wären wir von unten auf geſichert, denn jene verfluchten kleinen Kröten ſcheinen uns von gefährlichen Seiten angreifen zu wollen. Halt' hier! halt' feſt!

Hoffegut. Was ſoll ich weiter holen? Es geht verflucht langſam mit unſerer Verſchanzung im Angeſicht der Feinde.

Treufreund. Sey nur ſtill, das iſt Homeriſch.

(Die nachbenannten Geräthſchaften müſſen coloſſaliſch und in die Augen fallend ſeyn, beſonders die Feder und das Tintenfaß.)

Nimm zuerſt dieſen knotigen Prügel, womit der Criticus alles junge Gezieſer auf der Stelle breit zu ſchlagen pflegt! Nimm dieſe Peitſchen, mit denen er, ſich gegen den Muthwillen waffnend, die Ungezogenheit noch ungezogner macht! Nimm dieſe Blasröhre, womit er ehrwürdigen Leuten, die er nicht erreichen kann, Lettenkugeln in die Perücken ſchießt — und ſo wehre dich gegen jeden in ſeiner Art! Hier, nimm das Tintenfaß und die große Feder, und beſchmiere damit dem erſten, der mit buntem Gefieder herankommt, die Flügel; denn wer die Gefahr nicht ſcheut, fürchtet doch verunziert zu werden. Halte dich wohl! fürchte nichts! und wenn du Schläge kriegſt, ſo denke, daß ſie dem Tapfern wie dem [illegible] zugedacht ſind.

Heſſegut. Ich bin ein lebendiges Herz.

Chor.

Pickt und kratzt und krammt und hacket,
Bohrt und krallet den verwegnen,
Den verhaßten Vogelfeind
Tapfrem, der Treue ſind.

Papagey. Bedenkt, meine Freunde! hört das Wort der Vernunft!

Erſter Vogel. Biſt du auch hier? Zerreißt den Verräther zuerſt!

Zweyter Vogel. Er hat sie eingeführt, er muß mit ihnen sterben.

Dritter Vogel. Du verfluchter Sprecher!

(Sie hacken auf den Papagey und treiben ihn fort.)

Treufreund. Sie scheinen getheilt. Man muß sie nicht zu Athem kommen lassen.

Hoffegut. Nur immer zu!

Treufreund. Diese Nation ist in ihrer Kindheit. Ich habe von den Seefahrern gehört, daß man dergleichen Völker durch Honnetetät am ersten betrügen kann. Ich werde diese Stöcke wegwerfen, wirf die Peitsche aus der Hand! Siehst du, wie sie Acht geben und sich verwundern?

Hoffegut. Ich sehe, wie sie ihre Schnäbel auf uns richten, und uns grimmig zu zerhacken drohen.

Treufreund. Ich entfernere mich dieser Zone, ich lege das Zutrauen der Sinne in [illegible] Empfindung.

Hoffegut. Bist du rasend?

Treufreund. Ich glaube an Menschheit.

Hoffegut. Unter den Vögeln?

Treufreund. Warum nicht?

Hoffegut. Was wird das werden!

Treufreund. Weißt du nicht, daß die Gegenwart eines großen Mannes ihm alle seine Feinde versöhnt?

Hoffegut. Wenn sie Narren sind.

Treufreund. Das iſt eben, was wir verſuchen wollen.

Hoffegut. Nun ſo mach deine Sache!

Treufreund (tritt vor). Nur einen Augenblick euern raſchen, auf unſer Verderben gerichteten Entſchluß mit Ueberlegung zurückzuhalten, wird euch zum ewigen Ruhm gereichen, geflügelte Völker! die ihr vor andern euers Geſchlechts ſo ausgezeichnet ſeyd, daß ihr nicht blos mit Gekrakſe und Geſchrey in den Lüften hin und her fahret; ſondern durch die himmliſche Gabe der Rede und vernehmlicher Worte euch zu verſammeln und gemeinſchaftlich zu handeln vermögt! Großes Geſchenk der alten Parze! Etwas zum Schaden Bekannter oder Unbekannter vornehmen, kann uns der größte Verwurf werden; dagegen es immer lobenswürdig iſt, auch wenn wir etwas für gut erkennen, die Erinnerungen derer anzuhören, die, bekannter mit uns verborgenen Umſtänden, unſerm raſch gefaßten Entſchluß eine beſſere Richtung zu geben wiſſen.

Erſter Vogel. Er ſpricht gut.

Zweyter Vogel. Ganz allerliebſt!

Dritter Vogel. Ich wollte, ihr hörtet die Sache, nicht die Worte.

Hoffegut. Es iſt, als wenn ein Franzos unter die Deutſchen kommt.

Treufreund. Oder ein Virtuos unter Liebhaber.

Dritter Vogel. Laßt ſie nicht reden! folgt euerm

Entschluß! Wer Gründe anhört, kommt in Gefahr nachzugeben.

Hoffegut (zu Treufreund). Es wird dir nichts helfen.

Treufreund. Gib nur Acht wie ich pfeife. (Zu den Vögeln.) Ihr seyd in Gefahr, euch selbst einen großen Schaden zu thun, indem ihr eure nächsten Verwandte und besten Freunde aus Mißverständniß zu tödten bereit seyd.

Erster Vogel. Mit keinem Menschen sind wir verwandt noch freund. Ihr sollt umkommen, wir haben's wohl überlegt.

Treufreund. Und irrt euch doch. Denn freylich, das ganz unwahrscheinliche vorauszusehn und zu bedenken, kann man von keinem Rathe erwarten. Wir scheinen euch feindselig hier zu seyn, und sind die besten, edelsten, uneigennützigsten von euern Freunden, sind keine Menschen, sind Vögel.

Zweyter Vogel. Ihr! — Vögel? Welch eine unverschämte Lüge! Wo habt ihr eure Federn?

Treufreund. Wir sind in der Mause; wie haben sie alle verloren.

Vierter Vogel. Zu welchem Geschlecht wagt ihr euch zu rechnen?

Treufreund. Die Seefahrer haben uns vom Südpole mitgebracht. Dieses ist der Otahitische Mistfinke, nach dem Linne' Monedula ryparocandula; und

ich bin von den Freundsinseln, der große Hosenlackerling, Epops maximus polycacaromerdicus; es gibt auch einen kleinen, der ist aber nicht so rar.

Erster Vogel (zu den andern). Was haltet ihr davon?

Dritter Vogel. Es sieht völlig aus wie eine Lüge.

Vierter Vogel. Es kann aber doch auch wahr seyn.

Treufreund. Von Menschen unserer Freyheit beraubt, in der wir so angenehm auf den Zweigen saßen, uns wiegten, Kirschkerne aufknackten, Ananas beschnupperten, Pisangs naschten, Hanfsamen knusperten.

Erster Vogel. Ach, das muß gut geschmeckt haben!

Treufreund. In böse Käfige gesteckt, auf dem langweiligen Schiffe! Umgang eines verdrießlichen Capitäns und grober Matrosen! schlechte Kost, ein trübseliges und heimlichen Haß nährendes Leben!

Zweyter Vogel. Sie sind zu beklagen.

Treufreund. Angekommen in Europa; wie Scheusale angestaunt, von Standespersonen nach Belieben, von Bürgern um vier Groschen, von Kindern um sechs Pfennige, und von Gelehrten und Künstlern gratis.

Dritter Vogel. Sie haben mich auch einmal so dran gehabt.

Treufreund. Sie glaubten, uns zahm gemacht

zu haben, weil wir, durch den Hunger gebändigt, nicht mehr wie anfangs hackten und krallten, ſondern Mandelkerne und Nüſſe aus den Händen ſchöner Damen annahmen und uns hinter den Ohren krauen ließen.

Vierter Vogel. Das muß doch auch wohl thun.

Treufreund. Aber vergebens! Wir, im Herzen wie Hannibal, oder ein Rachſüchtiger auf dem Engliſchen Theater, ungebeugt durch die Noth, ohne Dank gegen tyranniſche Wohlthäter, ſchmiedeten einen doppelten, heimlichen, großen Anſchlag — unſerer Freyheit und ihres Verderbens. — Iſt es der Beſcheidenheit erlaubt, Aufmerkſamkeit auf ihre Thaten zu lenken: e! ſo laßt mich euch bemerklich machen, daß ſonſt jeder geflügelte Gefangene ſchon ſich ſelig fühlt, wenn das Thürchen ſeines Kerkers ſich eröffnet, der Faden, der ihn hält, zerreißt, und er ſich mit einem ſchnellen Schwung aus dem Angeſichte ſeiner Feinde entfernen kann. Aber Wir, ganz anders geſinnt, verachteten oft eine leichte Gelegenheit zur Freyheit; andere Plane wechſelten wir im Buſen, und ſaßen lauſchend und getroſt indeß auf dem Stängelchen.

Hoffegut. Die Federn fangen mir an zu wachſen, ich werde zum Vogel, wenn du ſo fortfährſt.

Treufreund. Wer lügen will, ſagt man, muß ſich erſt ſelbſt überreden. (Zu den Vögeln.) Was uns täglich in die Augen fiel, war ihre Einbildung und ihre Albernheit, ihre Untüchtigkeit etwas vorzunehmen, ihr

Müßiggang, ihre plumpe Gewaltthätigkeit und ihr ungeschickter Betrug. Ach! — seufzeten wir so oft in der Stille — soll dieß Volk, so unwürdig von der Erde genährt zu werden, die ihnen durch den Diebstahl des Prometheus verrätherisch zugewandte Herrschaft so mißbrauchen, und sie den urältesten Herren, dem ersten Volke vorenthalten!

Erster Vogel. Wer ist das erste Volk?

Treufreund. Ihr seyd's! Die Vögel sind das erste, urälteste Geschlecht, vom Schicksale bestimmt, Herren zu seyn des Himmels —

Vögel. Des Himmels?

Treufreund. Und der Erde!

Vögel. Und der Erde?

Treufreund. Nicht anders!

Vögel. Aber wie?

Treufreund. Denn nicht allein die Menschen, sondern auch die Götter vorenthalten euch euer rechtmäßiges Erbtheil. Sie sitzen auf euern väterlichen Thronen; und ihr indeß, wie armselige Vertriebene, einzelne Ausschößlinge einer alten Wurzel, werdet auf euerm eignen Boden, wie in einem fremden Garten als Unkraut behandelt.

Zweyter Vogel. Er rührt mich!

Treufreund. Die Thränen kommen mir in die Augen, wenn ich euch ansehe. Ein Prinz, dessen Aeltern von Reich und Krone vertrieben worden, der seiner

Sicherheit wegen in armſeligen Hütten bey Fiſchern ſein Leben zubringen muß — wird durch den Zufall einem Freunde vom Hauſe, einem würdigen General entdeckt; dieſer eilt, ihn aufzuſuchen, und wirft ſich ihm zu Füßen — Nein, ich würde nicht mit mehr Rührung die Knie des entſtellten Erhabenen umfaſſen, nicht mit mehr wahrer Inbrunſt ihm mein Leben, meine Treue, mein Vermögen anbieten, als ich mich euch nähere, und zum erſtenmal ſeit langer Zeit einen hoffnungsvollen Schmerz genieße.

Hoffegut. Sie ſchweigen. Wahrhaftig ſie ſchluchzen, ſie trocknen ſich die Augen. Sie ſind doch noch zu rühren! So ein Publicum möcht' ich küſſen.

Erſter Vogel. Du bringſt uns ein unerwartetes Licht vor die Augen.

Hoffegut. Sie geberden ſich wie Faſanen, die man bey der Laterne ſchießt. Wie willſt du auskommen? Du haſt dich in einen ſchlimmen Handel gemiſcht.

Treufreund. Merk' auf und lern' was! (Zu den Vögeln.) Es wird euch bekannt ſeyn, ihr werdet geleſen haben —

Vögel. Wir haben nichts geleſen.

Treufreund (der den Perioden in eben dem Tone wieder aufnimmt). Ihr weder nicht geleſen haben, es wird euch nicht bekannt ſeyn, daß nach dem uralten Schickſal, die Vögel das Aelteſte ſind.

Vögel. Wie beweiſ't ihr das?

Hoffegut. Ich bin ſelbſt neugierig.

Treufreund. Ganz leicht. Es ſagt der Dichter Periplectomenes, da er vom Anfang der Anfänge ſpricht:

Und im Schooſe der Urwelt, voll ruhender innrer Gebur-
ten,
Lag das Ey des Anfangs, erwartend Leben und Regung.

Nun wo will das Ey hergekommen ſeyn, wenn es kein Vogel gelegt hat?

Dritter Vogel. Es muß ein groß Ey geweſen ſeyn!

Hoffegut. Allenfalls vom Vogel Rock oder einem Lindwurm.

Treufreund. Das iſt lange noch nicht alles; hört weiter; er fährt fort:

Und auf die ſtockende Nacht ſenkt warm die urſprüngliche
Liebe
Sich mit den Fittigen her und brütet über den Weſen.

Ihr ſeht alſo deutlich, wo will die Liebe Fittige hergenommen haben, wenn nicht von den Vögeln? und wie von den Vögeln, wenn keine geweſen ſind? und wenn ihrer geweſen ſind, ſind ſie nicht älter als die Liebe? Ja, ſogar ſind verſchiedene der Meinung, daß die Liebe ſelbſt ein Vogel geweſen ſey. — Nun, was ſagt ihr dazu? — Die uralten Götter und Göttinnen, die Nacht, der Erebus, die Erde, werden bey den Dichtern alle mit Flügeln eingeführt; und werden ſie's nicht, ſo iſt's ein Ver-

ſehn: denn wenn ſie, wie ich eben bewieſen habe, von den Vögeln herkommen, ſo müſſen ſie Flügel haben.

Hoffegut. Deutlich und zuſammenhängend.

Vögel. O anſchauliche Lehre, o ehrenvolles Denkmahl!

Treufreund. Die Zeit hat Flügel! das iſt Saturnus! Das zweyte Geſchlecht der herrſchenden Götter war von euerm Stamme geſetzt; ſeine Frau aber hatte wohl keine gehabt; da entſtanden die letzten Baſtarde, Jupiter und ſeine Geſchwiſter und Kinder — ihnen waren die Flügel verſagt, das Schickſal und die Vögel ihnen gram! Sie legten ſich auf's Schmeicheln und nahmen Vögel zu ihren Günſtlingen, um ihnen das Recht auf die Herrſchaft vergeſſen zu machen; Jupiter den Adler, Juno den Pfau, den Raben Apollo, und Venus die Taube. Seinem geliebten Sohn und Kuppelboten Mercur negotiirte Jupiter ſelbſt zwey Paar Flügel. Dem Siege wußten ſie Fittige zu verſchaffen, den Horen, dem Schlaf.

Hoffegut. Es iſt wahr, ich hab' ſie alle ſo gemahlt geſehn.

Treufreund. Und, was ſag' ich? Amorn, den loſeſten aller Vögel, zierten ein Paar regenbogenfarbene Schwingen. Er, der Herr iſt der Götter und Menſchen, iſt unſtreitig ein Vogel! Er ſetzt die erſte uralte Gewalt eures Geſchlechts fort. Und ſo hat die Liebe bloß von

den Vögeln ihre Macht. Und was noch merkwürdiger iſt, will ich euch auch ſagen.

Dritter Vogel. Rede weiter! Laß uns nicht in Ungewißheit.

Hoffegut. Das heiß' ich einen Kinderſinn! Hätt' ich nur ein Netz! die wären mein.

Treufreund. Hätte Prometheus, als ein weiſer vorſichtiger Vater, ſtatt des ſo ſehr beneideten Flämmchens, ſeinen Menſchen Flügel gegeben: weit einen größern Schaden hätt' er ſeinen Göttern gethan; aber auch euch, meine Freunde! Drum dankt dem Schickſal und euern Ahnherrn, die ihm ſeine klugen Sinne verdunkelten; denn in ſo mannigfaltiger Kunſt als die Menſchen ſich geübt haben, iſt doch immer noch das Fliegen ein vergeblicher Wunſch, eine eitle Bemühung geweſen. Sie ſcheinen ihre eigenen Vorzüge darüber zu vergeſſen, ſtehn mit aufgereckten Mäulern da und beneiden euch, wenn ihr von den hohen Felſen über die undurchdringlichen Wälder dahin fahrt. Kein Waſſer hält einen Verliebten auf; mit den Fiſchen eifern ſie in die Wette: aber Euer Reich iſt unzugänglich, und zu Euern Künſten ein Sterblicher zu plump. Im Traume finden ſie die höchſte Seligkeit, wenn ſie zu fliegen wähnen, und man hört die Zärtlichen an allen Ecken ſeufzen: "Wenn ich ein Vögle wär' und auch zwey Flügel hätt' —" aber vergebens!

Vierter Vogel. Unſere Feinde beneiden uns.

Hoffegut. Neider ſind Feinde.

Treufreund. Aber im tiefſten Herzen iſt eurer Vorzüge Uebermacht ihnen eingeprägt; und von Geſchlecht zu Geſchlechten beugen ſie ſich, ehn' es zu wiſſen, vor dem uralten Recht eurer Herrſchaft, wenigſtens im Bilde.

Zweyter Vogel. Sag' uns keine Räthſel! Wir lieben die Deutlichkeit; wir lieben nicht nachzudenken, noch zu rathen.

Treufreund. Ja, übereinſtimmend geben alle Völker euch göttliche und königliche Ehre. Sie bilden ſich ein, ſehr viel Imagination zu haben; und wenn ſie den vortrefflichſten unter ſich mit etwas rechts vergleichen wollen, ſo können ſie nicht weiter als bis zum Adler. Ihr ſeyd ſo weit herumgekommen in der Welt, ihr ſolltet wiſſen —

Vögel. Wir wiſſen nichts.

Treufreund. Habt ihr niemals von jener mächtigen Stadt gehört? — Sie unterjochte die bewohnte Welt, und es waren ſo vortreffliche Leute darin, daß nachher kein Held und kein großer Mann entſtanden iſt, der nicht gewünſcht hätte einem ihrer Bürgermeiſter oder Stadtwachtmeiſter ähnlich zu ſehen — Rom, ſag' ich, das freye Rom, das keinen König über ſich leiden konnte, ſetzte den Adler auf die Stange, und den Senat mit dem Volk in einem demüthigen Monogramm zu ſeinen Füßen! So ließen ſie ihn dem Heer vortragen, und folg-

ten mit Ehrfurcht und Muth, als seine Söhne, als seine Knechte. So ehrenvoll behandelt man euch, indeß ihr, gleich jungen Prinzen, gar nicht zu begreifen scheint, was für Vorzüge die Götter euch angeboren haben. Erlaubt, daß ich euch mit der Nase darauf stoße.

Vögel. Wie es dir beliebt.

Treufreund. Es ist schon lange, daß von der Macht Roms und seiner Herrlichkeit kaum einige Backsteine mehr übrig sind. Aber andere Völkerschaften haben sich zu der Ehrfurcht bekannt, die euch niemals entgehen kann. Im Norden ist jetzt das Bild des Adlers in der größten Verehrung: überall seh't ihrs aufgestellt, und wie vor einem Heiligen neigen sich alle Völker, wenn er auch von dem schlechtesten Sudler gemahlt oder geschnitzt ist. Schwarz, die Krone auf dem Haupt, sperrt er seinen Schnabel aus einander, streckt eine rothe Zunge heraus, und zeigt ein Paar immer bereitwillige Krallen. So bewahrt er die Landstraßen, ist das Entsetzen aller Schleichhändler, Tabakskrämer und Deserteure. Es wird niemanden recht wohl, der ihn ansieht — Und was soll ich von dem zweyköpfigen sagen?

Erster Vogel. Wir wollten, ihr thätet dem Adler weniger Ehre an; wir können ihn selbst nicht wohl leiden.

Treufreund. Diese Ehre ist euch allen gemein. Denn wenn Fürsten und Könige sich und die Ihrigen vor andern geringen Menschen recht auszeichnen wollen,

wählen ſie irgend einen Vogel, und tragen ihn mit Gold und Silber geſtickt auf der Bruſt. Ja, ſie ſchlagen euch an vergoldete und diamantene Kreuze (die größte Ehre, die jemand widerfahren kann!) und tragen euch in Knopflöchern ſchwebend am Buſen.

Zweyter Vogel. Was hilft uns dieſe zeitliche Ehre, dieſe leere Achtung, wodurch ſie ſich mehr unter einander ſelbſt als unſere Vorzüge preiſen? Götter und Menſchen beſitzen unſer Reich, und wir irren als Fremdlinge zwiſchen Himmel und Erde.

Treufreund. Mit nichten, meine Kinder! Die Gewalt habt ihr ihnen gelaſſen; euer Vaterland, euer Reich ſind ſie untüchtig einzunehmen. Noch iſt es frey wie vom Anfang' her.

Vögel. Zeig' es uns!

Hoffegut. Ich gehe mit.

Vögel. Führ' uns hin!

Dritter Vogel. Gibt's Wicken, gibt's Mandelkerne drin?

Vierter Vogel. Es wird doch an Würmchen nicht fehlen?

Alle.

Führ' uns hin!
Daß wir da trippeln,
Daß wir uns freuen,
Naſchen und flattern —
Nützliche Wenner!

Mandeln zu knacken!
Erbsen zu schlucken!
Würmchen zu lesen!
Preisliches Glück!
Führ' uns hin!

Treufreund. Ihr seyd drin.

Vögel. Du stellst uns auf den Kopf.

Treufreund. Tretet näher! — hierher! Nun seht euch nu! hier in die Höhe! Was seht ihr da oben?

Erster Vogel. Die Wolken und den uralten ausgespannten Himmel.

Dritter Vogel. Er steht wohl schon eine Weile?

Hoffegut. Ich denk's! Es ist mir auch noch gar nicht bange für ihn.

Treufreund. Da droben wohnen, wie jedermann bekannt ist, seit vielen Jahrtausenden die Götter. Nun seht hinunter, was seht ihr da?

Zweyter Vogel. Zwischen Himmel und Erde?

Treufreund. Ja, dazwischen.

Vögel. Nun, nun, da sehen wir — nichts.

Treufreund. Nichts? O ihr seyd ja fast so blind wie die Menschen! Seht ihr nicht den ungeheuern Raum, ausgebreiteter als das Oben und Unten, das unermeßliche Land, das an alles gränzt, diesen luftig wäßrigen See, der alles umgibt, diesen ätherischen Wohnplatz, dieses mittelweltische Reich?

Vögel. Was meynſt du damit?

Treufreund. Die Luft meyn' ich. Wer bewohnt ſie als ihr? wer beſchifft ſie, wer begibt ſich darin von einem Orte zum andern? wem gehört ſie zu, als euch?

Vögel. Daran haben wir gar nicht gedacht.

Treufreund. Und fliegt drin herum!

Erſter Vogel. Aber wie ſollen wir's anfangen?

Treufreund. Hier iſt mit vereinten Kräften das große Werk zu beginnen; eine Stadt zu gründen; mit einer feſten Mauer den ganzen Aether zu umgeben; eine regulirte Miliz einzurichten; die Gränzen wohl zu beſetzen; eine Acciſe anzulegen, und ſo den Göttern und Menſchen die Nahrung zu erſchweren!

Hoffegut. Da gibt's Aemter zu vergeben! Ich werde alle meine Freunde und Verwandte anbringen.

Zweyter Vogel. Aber Jupiter wird donnern.

Treufreund. Wir laſſen ihm keine Blitze aus dem Aetna ohne ſchweren Impoſt verabfolgen, und legen ſelbſt uns einen Donnerthurm an. Die Adler ſind ja ohnehin gewohnt damit umzugehn. Wir laſſen keine Opfergerüche hinauf, ohne daß ſie Tranſito bezahlen.

Dritter Vogel. Werden ſie ſo zuſehen?

Treufreund. Ihr wißt nicht, wie's droben ausſieht. Sicher in ihren alten lang' unangetaſteten Rechten, ſitzen ſie ſchläfrig auf ihren Stühlen, ſind aller Mühe, ſind alles Widerſtands entwohnt, ſind leicht zu überraſchen und zu überwinden.

Vierter Vogel. Aber die Menſchen, das Pulver und Bley, und die Netze?

Treufreund. Die ſind übel dran. Sie haben unter ſich ſo viel zu kriegen, zu ſcharmuziren und zu ſchikaniren! Keiner denkt weiter als heute; und wenn einer ihrer Nachbarn gut haushält oder ſich rüſtet, haben ſie nicht leicht ein Arges dran. Widerſetzen ſie ſich, ſo ſind wir ihnen überlegen; ergeben ſie ſich, ſo ſollen ſie's wohl haben; beſſer als jetzt! Wir wollen's machen, wie alle Eroberer, die Leute todtſchlagen, um es mit ihrer Nachkommenſchaft gut zu meynen.

Vierter Vogel. Werden ſie's geſchehen laſſen?

Treufreund. Wir haben ſie in Händen. Wir handeln den Göttern den Regen ab, legen groß: Ciſternen an, und vereinzeln ihn an die Irdiſchen, wenn's Dürrung gibt, ſo viel jeder für ſeinen Acker und Garten braucht. Sie ſollen alle zufriedner ſeyn als jetzt. Ich geb' euch nur eine Skizze von meinem großen Plan; denn das Detail iſt unüberſehbar. Kurz, ihr werdet Herren! Die Götter tractiren wir als alte Verwandte, die aber zurückgekommen ſind; die Menſchen als überwundene Provinzen; die Thiere, beſonders die Inſekten, die in unſerm Reich doch leben müſſen, als Kaiſerliche Kammerknechte, ungefähr wie die Juden im Römiſchen Reich.

Vögel. Nur gleich! nur gleich! wir können's nicht erwarten.

Treufreund. Gleich gleich! Das geht ſo geſchwind nicht. Ueberlegt's wohl. Wählt ein Dutzend, oder wie viel ihr wollt, aus euern Mitteln, die das große Werk mit geſammten Kräften unternehmen.

Vögel. Mit nichten! Du haſt's erfunden, führ' es aus! Sey du unſer Rathgeber, unſer Leiter, unſer Heerführer!

Treufreund. Ihr beſchämt mich!

Hoffegut. Du bedenkſt nicht!

Treufreund. Sey ruhig, unſer Glück iſt gemacht.

Vögel (auf Hoffegut zeigend). Und dieſer? Was ſoll der? Darf er hier bleiben? Zu was iſt er nütze?

Treufreund. Er iſt uns unentbehrlich.

Vögel. Was kannſt du? Worin übertriffſt du das Volk?

Hoffegut. Ich kann pfeifen!

Vögel. Schön! o ſchön! o ein köſtlicher, ein nothwendiger Bürger! Wir ſind ein glückliches Volk von dieſem Tage an! (Zu Treufreund.) Du ſollſt uns regieren, er ſoll uns pfeifen! Was geht uns noch ab?

Treufreund (beſchämt). Soll es ſo ſeyn?

Vögel. Du nimmſt's an?

Treufreund (neigt ſich).

Vögel.

Halte Wort!
Wir geben dir die Herrſchaft,
Verleihen dir das Reich!
Mach' uns den ſtolzen Göttern,
Den ſtolzern Menſchen gleich!

Epilog.

Der erſte, der den Inhalt dieſes Stücks
Nach ſeiner Weiſe auf's Theater brachte,
War Ariſtophanes, der ungezogne
Liebling der Grazien.
Wenn unſer Dichter, dem nichts angelegner iſt,
Als euch ein Stündchen Luſt
Und einen Augenblick Ueberzeugung
Nach ſeiner Weiſe zu verſchaffen,
In ein- und anderem geſündigt hat;
So bittet er durch meinen Mund
Euch allſeits um Verzeihung.
Denn, wie ihr billig ſeyd, ſo werdet ihr erwägen,
Daß von Athen nach Ettersburg
Mit einem Salto mortale
Nur zu gelangen war.
Auch iſt er ſich bewußt,
Mit ſo viel Gutmüthigkeit und Ehrbarkeit
Des alten declarirten Böſewichts
Verrufene Späße
Hier eingeführt zu haben,
Daß er ſich eures Beyfalls ſchmeicheln darf.
Dann bitten wir euch, zu bedenken,
Und etwas Denken iſt dem Menſchen immer nütze,
Daß mit dem Scherz es wie mit Wunden iſt,
Die niemals noch ſo ganz gemeßnem Maß,
Und reinlich abgezogenem Gewicht geſchlagen werden.
Wir haben, nur gar kurz gefaßt,
Des ganzen Werks Eingang

Zur Probe hier demüthig vorgeſtellt;
Sind aber auch erbötig,
Wenn es gefallen hat,
Den weiteren weitläufigen Erfolg
Von dieſer wunderbaren doch wahrhaftigen Geſchichte
Nach unſern beſten Kräften vorzutragen.

Der
Bürgergeneral.

Ein Luſtſpiel
in einem Aufzuge.

Zweyte Fortſetzung
der beyden Billete.

Personen.

Röse.
Görge.
Märten.
Der Edelmann.
Schnapé.
Der Richter.
Bauern.

Der Schauplatz iſt in Märtens Hauſe, wie in den vorigen Stücken.

Erſter Auftritt.

Röſe. Görge.

Görge
(der zum Hauſe mit einem Rechen herauskommt, ſpricht zurück).

Hörſt du, liebe Röſe?

Röſe (die unter die Thüre tritt). Recht wohl, lieber Görge!

Görge. Ich gehe auf die Wieſe, und ziehe Maulwurfshaufen auseinander.

Röſe. Gut.

Görge. Hernach ſeh' ich, wie es auf dem Acker ausſieht.

Röſe. Schön! Und dann kommſt du aufs Krautland und gräbſt, und findeſt mich da mit dem Frühſtück.

Görge. Und da ſetzen wir uns zuſammen und laſſen es uns ſchmecken.

Röſe. Du ſollſt eine gute Suppe haben.

Görge. Wenn ſie noch ſo gut wäre! Du mußt mit eſſen, ſonſt ſchmeckt ſie mir nicht.

Röſe. Mir geht's eben ſo.

Görge. Nun, leb wohl, Röſe!

Röſe (geht, bleibt ſtehen, ſieht ſich um; ſie werfen ſich Kußhände zu, er kehrt zurück). Höre Röſe! — die Leute reden kein wahr Wort.

Röſe. Selten wenigſtens. Wie ſo?

Görge. Sie ſagen: als Mann und Frau hätte man ſich nicht mehr ſo lieb wie vorher. Es iſt nicht wahr, Röſe. Wie lange haben wir uns ſchon? Wart!

Röſe. Zwölf Wochen.

Görge. Wahrhaftig! Und da iſt immer noch Görge und Röschen, und Röschen und Görge wie vorher. Nun leb wohl!

Röſe. Leb wohl. Wie oft haben wir das nicht ſchon geſagt!

Görge (entfernt ſich). Und wie oft werden wir es noch ſagen!

Röſe. Und uns immer wieder ſuchen und finden.

Görge (ſtille ſtehend). Das iſt eine Luſt!

Röſe. Ich komme gleich nach. Leb wohl!

Görge (gehend). Leb wohl!

Röſe (unter der Thüre). Görge!

Görge (zurückkommend). Was giebts?

Röſe. Du haſt was vergeſſen.

Görge (ſich anſehend). Was denn?

Röſe (ihn entgegenſpringend). Noch einen Kuß!

Görge. Liebe Röſe!

Röſe. Lieber Görge! (küſſend.)

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Der Edelmann.

Edelmann. Brav, ihr Kinder! Brav! an euch merkt man nicht, daß die Zeit vergeht.

Görge. Wir merken's auch nicht, gnädiger Herr.

Röſe (bedeutend). Sie werden's auch bald nicht mehr merken.

Edelmann. Wie ſo?

Röſe. Machen Sie nur kein Geheimniß daraus! — Sie iſt ja ſo hübſch.

Edelmann (lächelnd). Wer?

Görge. Hm! Röſe, du haſt recht. Ja wohl, recht hübſch.

Röſe. Und Sie ſind auch ſo ein ſchöner junger Herr.

Edelmann. Görge! darf ſie das ſagen?

Görge. Jetzt eher als ſonſt. Denn ich will's nur geſtehen, ich bin oft eiferſüchtig auf Sie geweſen.

Edelmann. Du haſt's auch Urſache gehabt. Röſe gefiel mir immer.

Röſe. Sie ſcherzen, gnädiger Herr.

Görge. Es iſt mir nur immer gar zu ernſtlich vorgekommen.

Röſe. Er hat mich oft genug gequält.

Görge. Und ſie mich auch.

Edelmann. Und jetzt?

Görge. Jetzt iſt Röſe meine Frau, und ich denke, eine recht brave Frau.

Edelmann. Das iſt gewiß.

Röſe (bedeutend). Und Sie? —

Edelmann. Nun?

Görge (mit Bücklingen). Darf man gratuliren?

Edelmann. Wozu?

Röſe (ſich neigend). Wenn Sie's nicht ungnädig nehmen wollen.

Görge. Sie werden bald auch ein allerliebſtes Weibchen haben.

Edelmann. Daß ich nicht wüßte.

Röſe. In wenig Tagen läugnen Sie es nicht mehr.

Görge. Und ſie iſt ſo liebenswürdig.

Edelmann. Wer denn?

Röſe. Fräulein Caroline, die neulich mit der alten Tante hier zum Beſuche war.

Edelmann. Daher habt ihr euren Argwohn? Wie ihr fein ſeyd!

Görge. Ich dächte doch, ſo etwas ließe ſich einſehen.

Röſe. Es iſt recht ſchön, daß Sie ſich auch verheirathen.

Görge. Man wird ein ganz andrer Menſch. Sie werden's ſehen.

Röſe. Jetzt gefällt mir's erſt zu Hauſe.

Görge. Und ich meyne, ich wäre dadrin im Hauſe geboren.

Röſe. Und wenn der Vater die Zeitungen lieſt und ſich um die Welthändel bekümmert, da drücken wir einander die Hände.

Görge. Und wenn der Alte ſich betrübt, daß es draußen ſo wild zugeht, dann rücken wir näher zuſammen und freuen uns, daß es bey uns ſo friedlich und ruhig iſt.

Edelmann. Das Beſte, was ihr thun könnt.

Röſe. Und wenn der Vater gar nicht begreifen kann, wie er die Franzöſiſche Nation aus den Schulden retten will, da ſag' ich: Görge, wir wollen uns nur hüten, daß wir keine Schulden machen.

Görge. Und wenn er außer ſich iſt, daß man allen Leuten dort ihre Güter und ihr Vermögen nimmt, da überlegen wir zuſammen, wie wir das Gütchen verbeſſern wollen, das wir von dem Lottogelde zu kaufen gedenken.

Edelmann. Ihr ſeyd geſcheide junge Leute.

Röſe. Und glücklich.

Edelmann. Das hör' ich gern.

Görge. Sie werden's auch bald erfahren.

Röſe. Das wird wieder eine Luſt auf dem Schloſſe werden!

Görge. Als wie zu Lebzeiten Ihrer ſeligen Frau Mama.

Röſe. Zu der man immer lief, wenn jemand krank war.

Görge. Die einem ſo guten Spiritus auflegte, wenn man ſich eine Beule geſtoßen hatte.

Röſe. Die ſo gute Salben wußte, wenn man ſich verbrannt hatte.

Edelmann. Wenn ich heirathe, will ich mich nach einem Frauenzimmer umſehen, die ihr ähnlich iſt.

Görge. Die iſt ſchon gefunden.

Röſe. Ich denk's. Seyn Sie nicht böſe, gnädiger Herr, daß wir ſo vorlaut ſind.

Görge. Wir können's aber nicht abwarten —

Röſe. Sie ſo glücklich zu ſehen als uns.

Görge. Sie müſſen nicht länger zögern.

Röſe. Es iſt verlorne Zeit.

Görge. Und wir haben ſchon den Vorſprung.

Edelmann. Wir wollen ſehen.

Görge. Es thut freylich nichts, wenn unſer Junge ein Bißchen älter iſt als der Ihrige; da kann er deſto beſſer auf den Junker acht haben.

Röſe. Das wird hübſch ſeyn, wenn ſie zuſammen ſpielen. Sie dürfen doch?

Edelmann. Wenn ſie nur ſchon da wären. Ja! — meine Kinder ſollen mit den eurigen aufwachſen, wie ich mit euch.

Röſe. Das wird eine Luſt ſeyn!

Görge. Ich ſehe ſie ſchon.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Märten (am Fenſter).

Märten. Röſe! Röſe! Wo bleibt das Frühſtück?

Röſe. Gleich! Gleich!

Märten. Muß ich ſchon wieder warten. (Das Fenſter zu.)

Röſe. Den Augenblick!

Görge. Mach nur Röſe.

Röſe. Da werd' ich ausgeſchmält.

Edelmann. Daran iſt der Kuß ſchuld, über dem ich euch ertappte. Ich vergaß auch darüber mein Wildpret.

Görge. Ihre Freundlichkeit iſt ſchuld, gnädiger Herr!

Röſe. Ja wohl. Ich vergaß darüber den Vater.

Görge. Und ich Wieſe, Acker und Krautland.

Edelmann. Nun denn jedes auf ſeinen Weg.

(Unter wechſelſeitigen Begrüßungen an verſchiedenen Seiten ab, und Röſe ins Haus.)

Vierter Auftritt.

(Märtens Stube, mit einem Kamin, einigen Schränken, einem Tiſch mit Stühlen. An der Seite ein Fenſter. Gegen über eine angelehnte Leiter.)

Märten. Röſe.

Märten. Röſe, wo biſt du?

Röſe. Hier, Vater.

Märten. Wo bleibſt du?

Röſe. Der gnädige Herr kam gegangen, und wie er ſo gut iſt, ſchwatzte er mit uns.

Märten. Und mein Caffee?

Röſe (Auf den Kamin deutend). Steht hier.

Märten. Das ſeh' ich. Aber die Milch?

Röſe. Iſt gleich warm. (Geht nach dem Schranke, öffnet ihn mit einem Schlüſſel des Bundes, das ſie anhängen hat, nimmt Rahm heraus, und ſetzt ihn in den Kamin.)

Märten (indeſſen.) Röſe, das iſt nicht hübſch!

Röſe (beſchäftigt.) Was denn, Vater?

Märten. Daß du mich ganz und gar über Sorgen vergißt.

Röſe (wie oben). Wie ſo?

Märten. Mit ihm haſt du geplaudert; für ihn haſt du geſorgt.

Röſe. Auch, Vater. Ich hab' ihm ein Butterbrot gegeben.

Märten. Für ihn allein ſorgſt du.

Röſe. Nicht doch! Für Euch ſo gut wie für ihn.

Märten. Und doch verſprachſt du mir, wenn ich dich heirathen ließe —

Röſe. Sollte alles bleiben vor wie nach.

Märten. Hältſt du nun Wort?

Röſe. Gewiß. Hier iſt der Caffee.

Märten. Biſt du alle Morgen gleich bey der Hand wie ſonſt?

Röſe. Hier iſt die Milch. (Sie läuft wieder nach dem Schranke.)

Märten. Und muß ich nicht auf alles warten?

Röſe. Hier die Taſſe! der Löffel! der Zucker! Wollt Ihr auch ein Butterbrot?

Märten. Nein, nein. — Du bleibſt mir die Antwort ſchuldig.

Röſe. (Auf das Frühſtück deutend) Hier ſteht ſie.

Märten. Es mag gut ſeyn. Erzähle mir etwas.

Röſe. Ich muß fort.

Märten. Schon wieder?

Röſe. Görgen die Suppe bringen, der mag den Caffee nicht.

Märten. Warum ißt er ſie nicht zu Hauſe?

Röſe. Er will erſt was arbeiten. Auf dem Krautlande hat er eine Laube gebaut, da machen wir ein Feuerchen an, wärmen die Suppe, und verzehren ſie mit einander.

Märten. So geh hin! Es iſt doch nicht anders.

Röſe. Wie meynt Ihr?

Märten. Vater und Mutter verlaßt ihr, und folgt dem Manne nach.

Röſe. So ſoll's ja ſeyn.

Märten. Geh nur.

Röſe. Zu Mittag ſollt Ihr ein gut Eſſen haben; ich ſage nicht was.

Märten. Schon recht.

Röſe. Seyd nicht verdrießlich.

Märten. Nein doch!

Röſe. So lebt wohl.

Märten. Geh nur! Ich komme auch hinaus.

Fünfter Auftritt.

Märten allein (ſitzend und trinkend).

Es iſt gut, daß ſie geht. Schnaps ſagte mir geſtern im Vorbeygehn: wenn die Kinder im Felde wären, wollte er mich beſuchen und mir viel Neues erzählen. — Ein vertrackter Kerl, der Schnaps! Alles weiß er! — Wenn er nur mit Görgen beſſer ſtände! Aber der hat geſchworen, wenn er ihn wieder im Hauſe trifft, will er ihn lederweich ſchlagen. Und Görge hält ſein Wort. — Ein guter Burſch! ein heftiger Burſch! — Ich höre was. (An der Thüre) Ha! Ha! Schnaps! — Da iſt er ja.

Sechster Auftritt.

Märten. Schnaps.

Schnaps (hereinſehend). Seyd Ihr allein, Vater Martin?

Märten. Nur herein!

Schnaps (einen Fuß hereinſetzend). Gorgen ſah ich gehen; iſt Röſe nach?

Märten. Ja, Gevatter Schnaps. Wie immer.

Schnaps. Da bin ich.

Märten. Ihr ſeyd vorſichtig.

Schnaps. Das iſt die erſte Tugend.

Märten. Wo kommt Ihr her?

Schnaps. Hm! Hm!

Märten. Seit acht Tagen hat man Euch nicht geſehen.

Schnaps. Ich glaub' es.

Märten. Habt Ihr auswärts eine Cur verrichtet?

Schnaps. Vater Martin! — Ich habe curiren gelernt.

Märten. Gelernt? — Als wenn Ihr noch was zu lernen brauchtet.

Schnaps. Man lernt nie aus.

Märten. Ihr ſeyd beſcheiden.

Schnaps. Wie alle große Männer.

Märten. Nun, was die Größe betrift! — Ihr seyd ja kleiner als ich.

Schnaps. Vater Martin, davon ist die Rede nicht. Aber hier! hier! (auf die Stirn deutend.)

Märten. Ich verstehe.

Schnaps. Und da giebt's Leute in der Welt, die das zu schätzen wissen.

Märten. Ohne Zweifel.

Schnaps. Da findet man Zutrauen —

Märten. Ich glaub's.

Schnaps. Da erfährt man —

Märten (ungeduldig). Was denn? Sagt!

Schnaps. Und erhält Aufträge.

Märten. Geschwind! Was giebt's?

Schnaps (bedeutend). Man wird ein Mann von Einfluß.

Märten. Ist's möglich?

Schnaps. In wenig Tagen erfahrt Ihr's.

Märten. Nur gleich! Nur heraus damit.

Schnaps. Ich kann nicht. Schon das ist genug gesagt.

Märten (bedenklich). Gevatter Schnaps —

Schnaps. Was giebt's?

Märten. Seht mich an.

Schnaps. Nun?

Märten. Gerad' in die Augen.

Schnaps. So?

Märten. Scharf!

Schnaps. Zum Henker! Ich seh' Euch ja an. Mich wundert's, daß Ihr meinen Blick ertragen könnt.

Märten. Hört!

Schnaps. Was soll's?

Märten. Wäre das, was Ihr zu erzählen habt —

Schnaps. Wie meynt Ihr?

Märten. Nicht etwa wieder so eine Historie?

Schnaps. Wie könnt Ihr so denken?

Märten. Oder —

Schnaps. Nicht doch, Vater Martin!

Märten. Oder von den vielen Schnäpsen, Euren hochansehnlichen Versahren?

Schnaps. Das war Scherz, lauter Scherz! Nun fängt's an Ernst zu werden.

Märten. Ueberzeugt mich.

Schnaps. Nun denn! Weil Ihr's seyd.

Märten. Ich bin äußerst neugierig.

Schnaps. So hört! — Sind wir auch sicher?

Märten. Ganz gewiß! Görge ist aufs Feld, und Röse zu ihm.

Schnaps (mit Vorbereitung). Sperrt die Ohren auf! sperrt die Augen auf!

Märten. So macht denn fort!

Schnaps. Ihr habt oft gehört — Es lauscht doch niemand?

Märten. Niemand.

Schnaps. Daß die berühmten Jacobiner — es iſt doch niemand verſteckt?

Märten. Gewiß nicht.

Schnaps. Geſcheide Leute in allen Ländern aufſuchen, kennen, benutzen.

Märten. So ſagt man.

Schnaps. Nun iſt mein Ruf — ich höre jemand.

Märten. Nein doch!

Schnaps. Mein Ruf über den Rhein erſchollen —

Märten. Das iſt weit.

Schnaps. Und man giebt ſich ſchon ſeit einem halben Jahre alle erdenkliche Mühe —

Märten. So fahrt nur fort!

Schnaps. Mich für die Sache der Freyheit und Gleichheit zu gewinnen.

Märten. Das wäre!

Schnaps. Man kennt in Paris meinen Verſtand —

Märten. Ey! Ey!

Schnaps. Meine Geſchicklichkeit.

Märten. Curios!

Schnaps. Genug, die Herren Jacobiner ſind ſeit einem halben Jahre um mich herum geſchlichen, wie die Katze um den heißen Brey!

Märten. Ich kann mich nicht genug verwundern!

Schnaps. Bis man mich vor acht Tagen in die Stadt beſtellte.

Märten.

Märten. Ihr ſolltet einen Fremden kuriren, der das Bein gebrochen hatte. So ſagtet Ihr.

Schnaps. So hatte man mir geſagt.

Märten. Wir wunderten uns.

Schnaps. Ich auch.

Märten. Ob's denn nicht auch in der Stadt Chirurgen gebe.

Schnaps. Genug, ich wunderte mich — und ging.

Märten. Da habt Ihr wohl gethan.

Schnaps. Ich finde meinen Patienten.

Märten. Wirklich?

Schnaps. Und wie ich den Fuß aufbinde —

Märten. Nun?

Schnaps. Iſt er ſo geſund wie meiner.

Märten. Was?

Schnaps. Ich erſtaune!

Märten. Das glaub' ich.

Schnaps. Der Herr lacht —

Märten. Natürlich.

Schnaps. Und fällt mir um den Hals.

Märten. Iſt's möglich!

Schnaps. Bürger Schnaps! ruft er aus.

Märten. Bürger Schnaps? das iſt curios!

Schnaps. Wertheſter Bruder!

Märten. Und weiter?

Schnaps. Genug, er eröffnete mir alles.

Märten. Was denn?

Schnaps. Daß er ein Abgesandter des Jacobiner-Clubs sey.

Märten. Wie sah er denn aus?

Schnaps. Wie ein andrer Mensch.

Märten. Habt Ihr Euch nicht vor dem Manne gefürchtet.

Schnaps. Ich mich fürchten?

Märten. Und habt mit ihm gesprochen, wie mit Eures gleichen?

Schnaps. Natürlich! — Alle Menschen sind gleich.

Märten. So sagt nur!

Schnaps. Was soll ich alles weitläufig erzählen?

Märten. Ich hör' es gern.

Schnaps. Er nahm mich in seine Gesellschaft auf.

Märten. Wie ging das zu?

Schnaps. Mit vielen Ceremonien.

Märten. Die möcht' ich wissen.

Schnaps. Ihr könnt alles sehn.

Märten. Wie so?

Schnaps. Gebt Acht! Hier im Barbiersacke trage ich das ganze Geheimniß.

Märten. Ist's möglich?

Schnaps. Schaut her!

Märten. Laßt sehen.

Schnaps. Eins nach dem andern.

Märten. Nur zu!

Schnaps (nach einer Pauſe). Erſtlich umarmt' er mich nochmals.

Märten. Ein höflicher Herr!

Schnaps. Das dank' ihm der Henker!

Märten. Ich wüßte nicht —

Schnaps. Dann bracht' er (er bringt eine rothe Mütze hervor.)

Märten. Das rothe Käppchen? Ihr ſeyd ja kein Ehemann.

Schnaps. Ungeſchickt! — Die Freiheitsmütze.

Märten. Laßt ſehen.

Schnaps. Und ſetzte mir ſie auf. (Er ſetzt das Käppchen auf.)

Märten. Ihr ſeht ſchnakiſch aus!

Schnaps. Ferner den Rock. (Er zieht eine Nationaluniform hervor.)

Märten. Das iſt ein ſchmuckes Kleid.

Schnaps. Helft mir Vater, es iſt ein Bißchen knapp.

Märten (indem ſie ſich mit Anziehen plagen). Oh, das iſt eine Noth! das zwängt!

Schnaps. Das iſt die Uniform der Freyheit.

Märten. Da iſt mir meine weite Bauerjacke doch lieber.

Schnaps. Nun ſeht her! Was ſagt Ihr zu dem Säbel?

Märten. Gut!

Schnaps. Nun die Cocarde?

Märten. Iſt das die Nationalcocarde?

Schnaps. Freylich. (Steckt ſie auf den Hut.)

Märten. Wie ſie den alten Hut nicht ziert!

Schnaps. Möchtet Ihr nicht auch ſo eine tragen?

Märten. Es käme drauf an.

Schnaps. Wie mich der Fremde ſo angezogen hatte —

Märten. Er ſelbſt?

Schnaps. Freylich. Wir bedienen jetzt alle einander.

Märten. Das iſt hübſch.

Schnaps. So ſagte er —

Märten. Ich bin neugierig.

Schnaps. Ich habe ſchon viele hier im Lande angeworben —

Märten. So iſt das doch wahr.

Schnaps. Aber keinen gefunden, auf den ich mehr Vertrauen ſetzte, als auf Euch.

Märten. Das iſt ſchmeichelhaft.

Schnaps. So erfüllt nun meine Hoffnungen —

Märten. Und wie?

Schnaps. Geht zu euren Freunden und macht ſie mit unſern Grundſätzen bekannt.

Märten. Laßt ſie hören.

Schnaps. Gleich! — Und wenn ihr tauſend redliche —

Märten. Tauſend redliche? Das iſt viel!

Schnaps. Wohldenkende und beherzte Leute beyſammen habt —

Märten. Nun?

Schnaps. So fangt die Revolution in Eurem Dorfe an.

Märten. In unſerm Dorfe? Hier, in unſerm Dorfe?

Schnaps. Freylich!

Märten. Behüt' uns Gott!

Schnaps. Ey! wo denn?

Märten. Eh! was weiß ich? Da oder dort! überall! nur nicht hier.

Schnaps. Hört nur, nun kommt das wichtigſte.

Märten. Noch was wichtigers?

Schnaps. Fangt die Revolution an! ſagte er.

Märten. Gnad' uns Gott!

Schnaps. Ich gebe Euch dazu völlige Autorität, und mache Euch hiermit —

Märten. Wozu?

Schnaps. Zum Bürgergeneral.

Märten. Zum General? — Herr Schnaps, Herr Schnaps! das klingt nun faſt wieder nach dem Oſtindiſchen General-Gouverneur.

Schnaps. Stille! Es iſt nicht Zeit zu ſcherzen.

Märten. Es ſcheint.

Schnaps. Und zum Zeichen geb' ich Euch dieſen Schnurbart.

Märten. Einen Schnurbart?

Schnaps. Den jeder Bürgergeneral tragen muß.

Märten. Iſt's möglich!

Schnaps (hat den Schnurbart angeheftet.) Ihr habt nun ein Anſehn.

Märten. Wahrhaftig!

Schnaps. Eine Autorität.

Märten. Zum Erſtaunen!

Schnaps. Und an der Spitze der Freygeſinnten werdet ihr Wunder thun.

Märten. Ohne Zweifel, Herr General.

Schnaps. Man ſagt nicht: Herr General. Man ſagt: mein General! Bürger-General! — Es iſt kein Menſch ein Herr.

Märten. Mein General!

Schnaps. Was giebts, Bürger?

Märten. Ich bin nur ein Bauer.

Schnaps. Wir ſind alle Bürger.

Märten. So ſagt mir nur, wo das hinaus will?

Schnaps. Unſre Grundſätze heißt man das.

Märten. Worauf es hinaus will?

Schnaps. Ja.

Märten. Ich dächte faſt, es ginge auf Schläge hinaus.

Schnaps. Nun müßt Ihr hören.

Märten. Was denn?

Schnaps. Die Grundſätze, die ich ausbreiten ſoll.

Märten. Die hatt' ich ganz und gar vergeſſen.

Schnaps. Hört!

Märten (der zufälligerweiſe im Auf- und Abgehen an das Fenſter kommt). O Weh!

Schnaps. Was giebt's?

Märten. Herr General! Mein General — da kommt Görge den Berg herein.

Schnaps. Verflucht!

Märten. Herr — mein General! Er hat einen groſſen Prügel.

Schnaps (nach dem Fenſter laufend). Ich bin in groſſer Verlegenheit.

Märten. Das glaub' ich.

Schnaps. Ich fürchte —

Märten. So kommt mir's vor.

Schnaps. Meynt Ihr etwa Görgen?

Märten. Nein doch, den Prügel.

Schnaps. Nichts in der Welt, als verrathen zu werden.

Märten. Da habt Ihr Recht.

Schnaps. Die gute Sache würde leiden, wenn man unſre Abſicht zu früh entdeckte.

Märten. Gewiß.

Schnaps. Verſteckt mich.

Märten. Steigt auf den Boden.

Schnaps. Ja! Ja!

Märten. Nur unter's Heu.

Schnaps. Ganz recht.

Märten. Nur fort, Herr General! der Feind ist in der Nähe.

Schnaps. Geschwind den Sack her! (Er nimmt den Barbiersack auf.)

Märten. Fort! Fort!

Schnaps (indem er die Leiter hinauf steigt). Verrathet mich ja nicht.

Märten. Nein, nein.

Schnaps. Und denkt nicht, daß ich mich fürchte.

Märten. Nicht doch!

Schnaps. Lauter Klugheit!

Märten. Die ist zu loben. Nur zu!

Schnaps (ganz oben, indem er hineinsteigt). Lauter Klugheit!

Siebenter Auftritt.

Märten. Görge (mit einem Stock).

Görge. Wo ist der Schurke?

Märten. Wer?

Görge. Ist es wahr, Vater?

Märten. Was denn?

Görge. Röse sagte mir, sie hätte, da sie weggegangen wäre, Schnapsen ins Haus schleichen sehen.

Märten. Er kam; ich habe ihm aber gleich die Wege gewiesen.

Görge. Da habt Ihr wohl gethan. Ich schlag' ihm Arm und Bein entzwey, wenn ich ihn hier antreffe.

Märten. Du bist gar zu aufgebracht.

Görge. Was? nach allen den Streichen?

Märten. Das ist vorbey.

Görge. Er hat noch keine Ruhe. Jetzt, da Röse meine Frau ist —

Märten. Was denn?

Görge. Hört er nicht auf uns zu necken, uns zu beunruhigen.

Märten. Und wie denn?

Görge. Da sagt er zu Rösen im Vorbeygehen: Guten Abend, Röse! Wie Ihr doch allen Leuten in die Augen stecht! Der Officier, der da durchritt, hat nach Euch gefragt.

Märten. Das kann wohl wahr seyn.

Görge. Was braucht er's wieder zu sagen? Nein, es sind lauter Lügen.

Märten. Wahrscheinlich.

Görge. Da kommt er einmal, und sagt: der Fremde, der auf dem Schlosse gewohnt hat, der hat Euch recht gelobt. Wollt Ihr ihn in der Stadt besuchen. Es wird ihm recht lieb seyn. Er wohnt in der langen Straße Numero 636.

Märten. Das heißt man ja kuppeln.

Görge. Er iſt alles im Stande.

Märten. Ich glaub's wohl.

Görge. Und Röſe giebt ihm immer was ab, wie er's verdient, und der böſe Kerl trägt's ihr nach. Ich fürchte, er thut uns einen Poſſen.

Märten. So böſe iſt er doch nicht. Er ſpaßt nur.

Görge. Ein ſchöner Spaß! Ich will ihn aber treffen.

Märten. Nimm dich in Acht! das koſtet Strafe.

Görge. Die bezahl' ich gern. Und ich will's ihm gedenken, daß er mich jetzt von Röſen weggeſprengt hat. Wenn er nur nicht gar draußen bey ihr iſt! Geſchwind, geſchwind! ich muß fort. (eilig ab.)

Achter Auftritt.

Märten. Hernach Schnaps.

Märten. Ein Glück, daß er ihn nicht vermuthet! Das hätte ſchöne Händel geſetzt! (Am Fenſter.) Wie er läuft! Er iſt ſchon am Berge. Nun kann mein General wieder aus dem Hinterhalte hervorkommen. Es iſt doch kurios, daß jetzt die ſchlimmſten Leute immer in die Höhe kommen! Man lieſt's in allen Zeitungen. Der da oben taugt nun ganz und gar nichts, und kommt zu ſolchen Ehren! Wer weiß, was noch daraus wird! Es

ſind gefährliche Zeiten; man weiß gar nicht mehr, wen man um ſich hat. Auf alle Fälle will ich ihm ſchmeicheln. Er nutzt mir wohl wieder. — Mein General!

Schnaps (an der Bodenthüre. Es fällt Heu herunter). Iſt er fort?

Märten. Schon weit weg.

Schnaps (mit Heu bedeckt). Ich komme ſchon.

Märten. Ihr ſeht verzweifelt aus, General Schnaps.

Schnaps (auf der Leiter ſich reinigend). Das iſt im Felde nicht anders; man kann nicht alles ſauber haben.

Märten. Kommt nur herunter.

Schnaps. Iſt er wirklich fort?

Märten. Schon weit weg. Er war beſorgt, Ihr möchtet indeſſen zu Röſen ſchleichen, und lief als wenn es hinter ihm brennte.

Schnaps (herunterkommend). Vortrefflich! Nun ſchließt mir aber die Hausthür zu.

Märten. Das ſieht verdächtig aus.

Schnaps. Beſſer verdächtig, als ertappt. Schließt zu, Vater Martin. Mit wenig Worten ſag' ich Euch Alles.

Märten (gehend). Nun gut.

Schnaps. Wenn jemand pocht, pack' ich ein, und ſchleiche mich zur Hinterthür hinaus; und Ihr macht, was Ihr wollt.

Neunter Auftritt.

Schnaps. Nachher Märten.

Schnaps. Wenn ich ihm nur erſt ein Frühſtück abgewonnen hätte! Eine rechte Schande! ein reicher Mann und immer ſo knauſerig! (Er ſchleicht an den Schränken herum). Alles verſchloſſen, wie gewöhnlich, und Röſe hat wieder die Schlüſſel mit. — Hernach brauch' ich noch ein Paar Laubthaler patriotiſche Contribution. (Wieder am Schranke.) Die Thüren klappern, die Schlöſſer ſind ſchlecht verwahrt. Der Magen knurrt, der Beutel noch ärger. Schnaps! Bürgergeneral! Friſch dran! mach' ein Probeſtück deines Handwerks!

Märten (zurückkommend). Alles iſt verwahrt. Nun ſeyd kurz.

Schnaps. Wie es die Sache zuläßt.

Märten. Ich fürchte, die Kinder kommen zurück.

Schnaps. Das hat Zeit. Wenn ſie beyſammen ſind, wiſſen ſie nicht, wenn's Mittag oder Abend iſt.

Märten. Ihr wagt am meiſten.

Schnaps. So hört mich.

Märten. So macht fort.

Schnaps (nach einer Pauſe). Doch wenn ich bedenke —

Märten. Noch ein Bedenken?

Schnaps. Ihr ſeyd ein geſcheider Mann, das iſt wahr.

Märten. Großen Dank!

Schnaps. Doch ohne Studien.

Märten. Das iſt meine Sache nicht.

Schnaps (wichtig). Den guten unſtudirten Leutchen, die man ſonſt den gemeinen Mann zu nennen pflegte —

Märten. Nun?

Schnaps. Trägt man eine Sache beſſer durch Exempel, durch Gleichniſſe vor.

Märten. Das läßt ſich hören.

Schnaps. Alſo zum Exempel — (Er geht heftig auf und nieder, und ſtößt an Märten.)

Märten. Zum Exempel: das iſt grob.

Schnaps. Verzeiht, ich war in meiner Revolutionslaune.

Märten. Die gefällt mir ganz und gar nicht.

Schnaps. Zum Exempel — (auf Märten losgehend.)

Märten. Bleibt mir vom Leibe!

Schnaps. Zum Exempel, wir haben uns vereinigt.

Märten. Wer?

Schnaps. Wir beyde und noch neun hundert neun und neunzig.

Märten. Ehrliche Leute.

Schnaps. Das macht tauſend.

Märten. Richtig.

Schnaps. Gehen wir gewaffnet auf den Edelhof, mit Flinten und Piſtolen.

Märten. Wo ſollen die Flinten und Piſtolen herkommen?

Schnaps. Das findet ſich alles. Seht Ihr nicht, daß ich ſchon einen Säbel habe? (Er nimmt Märten an die eine Seite des Theaters.)

Märten. Ey wohl!

Schnaps. Wir ziehen auf den Edelhof, und ſtellen den Edelmann zur Rede. Da kommen wir nun hinein. (Er agirt das Hereinkommen.)

Märten (macht ſich los). Hört nur, ich muß Euch ſagen, ich mag nicht mitgehen. Wir ſind dem Edelmanne viel Dank ſchuldig.

Schnaps. Narrenspoſſen! Dankbarkeit iſt das, was Ihr zum voraus abſchaffen müßt.

Märten. Wie iſt das möglich?

Schnaps. Es iſt ganz natürlich. Schafft ſie nur ab! Ihr werdet finden, der Undank iſt die bequemſte Sache von der Welt.

Märten. Hätt' ich nicht gedacht!

Schnaps. Probiert's und kommt! Macht keine Umſtände, es iſt ja nur ein Gleichniß.

Märten. Ja ſo! ein Gleichniß.

Schnaps (nimmt ihn wieder an die Seite). Nun kommen wir herein. — Aber wißt Ihr was?

Märten. Nun?

Schnaps. Es iſt beſſer, daß Ihr den Edelmann macht. (Er führt ihn hinüber.) Stellt Euch hierher.

Märten. Meinetwegen.

Schnaps. Ich komme mit dem Bürgerausſchuß.

Märten. Mit den neun hundert neun und neunzig?

Schnaps. Drüber oder drunter.

Märten. Gut.

Schnaps. Herr! ſag' ich —

Märten. Nur gemach!

Schnaps. Nein! das war nicht recht; es ſoll niemand ein Herr ſeyn.

Märten. Nun, wie ſagt Ihr denn?

Schnaps. Warte — Kurz und gut: im Nahmen der Freyheit und Gleichheit macht eure Keller auf und eure Vorrathskammern; wir wollen eſſen und ihr ſeyd ſatt.

Märten. Wenn's nach Tiſche iſt, mag's angehn.

Schnaps. Thut eure Garderoben auf! wir ſind entblößt.

Märten. Pfuy! Ihr werdet doch nicht —

Schnaps. Nicht anders. — Thut eure Beutel auf! wir ſind nicht bey Gelde.

Märten. Das glaubt Euch jedermann.

Schnaps. Nun antwortet.

Märten. Ja, was ſoll ich ſagen?

Schnaps (auffahrend und trotzig). Was wollt Ihr ſagen?

Märten. Nur gemach!

Schnaps. Was könnt Ihr ſagen? Ihr ſeyd ein Verwegner! (auf den Schrank losgehend). Ihr habt verſchloßne Gewölbe!

Märten. Das iſt Röſens Milchſchrank.

Schnaps (natürlich). Pfuy! Ihr müßt im Gleichniſſe bleiben.

Märten. Ja ſo!

Schnaps (wie oben). Und verſperrte Kaſten!

Märten. Da ſind Kleider drin.

Schnaps. Wo ſind die Schlüſſel?

Märten. Röſe hat ſie mitgenommen. Sie iſt ſehr häuslich, ſehr ſorgfältig; ſie verſchließt alles, und trägt die Schlüſſel bey ſich.

Schnaps. Ausflüchte! Weitläuftigkeiten! Wo ſind die Schlüſſel?

Märten. Ich habe ſie nicht.

Schnaps. So werd' ich aufbrechen müſſen. (Er zieht den Säbel, und macht ſich an den Schrank.)

Märten. Reitet Euch der Henker?

Schnaps. Das iſt nur zum Exempel.

Märten. Laßt das bleiben.

Schnaps. Was, ihr wollt euch widerſetzen? (Er bricht an den Leiſten.)

Märten. Seyd Ihr denn vom Teufel beſeſſen?

Schnaps. Das muß auf! (Er bricht.) Krick! Krack!

Märten

Märten (herumlaufend). Röſe! Röſe! wo biſt du?

Schnaps (tritt). Es geht! Krick! Krack!

Märten. Görge! Görge!

Schnaps. So haltet Euer Maul, und bedenkt, daß ich es Euch nur erzählungsweiſe vorbringe.

Märten. Nur erzählungsweiſe? Ich dächte, es wäre handgreiflich genug.

Schnaps. Bedenkt doch! Ihr ſeyd jetzt der Edelmann. (Der Schrank geht indeſſen auf.)

Märten. Gott bewahre mich! Da ſteht der Schrank auf. Die Leiſten ſind weggebrochen, das Schloß verdorben. Was wird Röſe ſagen? Packt Euch zum Henker! Wißt Ihr, daß ich das nicht leide! daß das Grobheiten ſind! Ungezogenheiten! daß ich die Nachbarn rufen werde, daß ich zum Richter gehen werde!

Schnaps (der ſich indeſſen im Schranke umgeſehen und die Töpfe viſitirt hat). Zum Richter? Eurem Todfeind? Zu dem ſtolzen Kerl?

Märten. Peſt!

Schnaps. Wißt nur, daß Ihr Richter werden müßt, wenn wir nur hier erſt den Freyheitsbaum errichtet haben.

Märten. Richter? Ich weiß wohl noch, wie ich geheimer Landrichter werden ſollte.

Schnaps. Das ſind jetzt andere Zeiten; man betrügt niemand mehr.

Märten. Das wäre mir lieb.

Schnaps. Man hat niemand zum Beſten.

Märten. Das iſt mir angenehm.

Schnaps. Nun, vor allen Dingen —

Märten. Macht daß ich Richter werde!

Schnaps. Ohne Zweifel. — Vor allen Dingen aber hört, wovon die Rede iſt.

Märten. Die Rede iſt, daß wir die Schränke wieder zumachen.

Schnaps. Mit nichten.

Märten. Daß wir die Leiſten wieder annageln.

Schnaps. Keinesweges. Die Rede iſt, daß Ihr begreift, warum man mich zum General gemacht hat.

Märten. Das ſeh' ich freylich nicht ſo deutlich ein.

Schnaps. Alſo Exempli gratia.

Märten. Noch ein Exempel?

Schnaps. Wir haben ja noch keins gehabt.

Märten. Nur zu viel.

Schnaps. Ich ſage alſo — (Er holt einen großen Milchtopf, und ſetzt ihn auf den Tiſch.)

Märten. Um Gottes willen rührt mir den Topf nicht an! Röſe ſagt: das wäre jetzt ihr beſter.

Schnaps. Das iſt mir lieb zu hören.

Märten. Nehmt doch einen kleinen Topf, wenns ja ſeyn ſoll.

Schnaps. Nein, ich brauche den größten zu meinem Exempel.

Märten. Nun ſo ſag' ich Euch kurz und gut, daß ich von allem dem Zeuge nichts wiſſen will.

Schnaps. So!

Märten. Und daß Ihr Euch aus dem Hauſe packen könnt.

Schnaps. Ey!

Märten. Und daß ich ganz und gar nichts hören will.

Schnaps. Ihr wollt nichts hören?

Märten. Nein.

Schnaps. Ihr wollt nichts wiſſen?

Märten. Nein.

Schnaps. Nichts annehmen?

Märten. Nein.

Schnaps (zieht den Säbel). So wißt, daß ich Euch das Verſtändniß eröffnen werde.

Märten. Mit dem Säbel? Das iſt eine ſchöne Manier.

Schnaps (ihm zu Leibe gehend). So wißt, daß Ihr ſchuldig ſeyd, Euch zu unterrichten, neue Gedanken zu erfahren; daß Ihr geſcheid werden müßt, daß Ihr frey werden müßt, daß Ihr gleich werden müßt, Ihr mögt wollen oder nicht.

Märten (bey Seite). Görge! Görge! Kämſt du nur! ich wollt' ihn nicht verſtecken.

Schnaps. Ihr hört alſo gern?

Märten. Gewiß.

Schnaps. Und habt keine Abneigung Euch zu unterrichten?

Märten. Keinesweges.

Schnaps. So ist's recht.

Märten. Ich find' es auch.

Schnaps. Nun gebt Acht!

Märten. Recht gern.

Schnaps. Dieser Topf stellt ein Dorf vor.

Märten. Ein Dorf?

Schnaps. Oder eine Stadt.

Märten. Curios!

Schnaps. Oder eine Festung.

Märten. Wunderlich!

Schnaps. Ja! Zum Exempel eine Festung.

Märten (bey Seite). Wenn ich nur die Exempel los wäre!

Schnaps. Ich ziehe davor.

Märten. Was giebt das?

Schnaps. Ich fordre sie auf! Treteng! Treteng! (die Trompete nachahmend.)

Märten. Er ist ganz und gar verrückt.

Schnaps. Sie macht Mäuse, und will sich nicht ergeben.

Märten. Daran thut sie wohl. (Bey Seite.) Wenn nur Röse käme, die Festung zu entsetzen.

Schnaps. Ich beschieße sie! Pu! Pu!

Märten. Das wird arg!

Schnaps. Ich mache ihr die Hölle heiß. Ich ſetze ihr Tag und Nacht zu. Pu! Pu! Pu! Sie ergiebt ſich.

Märten. Da thut ſie übel.

Schnaps (nähert ſich dem Topfe). Ich ziehe hinein.

Märten. Es wird ihr ſchlimm gehen.

Schnaps (nimmt den Löffel). Ich verſammle die Bürgerſchaft.

Märten. Nun iſt's aus.

Schnaps. Die Wohlgeſinnten kommen eilig. Da laß ich mich nieder, (er ſetzt ſich.) und rede ſie an.

Märten. Du armer Topf!

Schnaps. Brüder Bürger! ſag' ich.

Märten. Das klingt freundlich genug.

Schnaps. Leider ſeh' ich euch uneins.

Märten. Im Topfe iſt es ja ganz ſtille.

Schnaps. Es iſt eine heimliche Gährung.

Märten (horchend). Ich ſpüre nichts davon.

Schnaps. Ihr habt den urſprünglichen Zuſtand der Gleichheit verlaſſen.

Märten. Wie ſo?

Schnaps (pathetiſch). Da ihr zuſammen noch reine Milch wart, fand ſich ein Tropfen wie der andere.

Märten. Das läßt ſich nicht läugnen.

Schnaps. Nun aber ſeyd ihr ſauer geworden.

Märten. Die Bürger?

Schnaps. Ihr habt euch geſchieden.

Märten. Sieh doch!

Schnaps. Und ich finde die Reichen, die unter dem ſauren Rahm vorgeſtellt werden —

Märten. Das iſt ſchnakiſch!

Schnaps. Die Reichen ſchwimmen oben.

Märten. Die Reichen ſind der ſaure Rahm? Ha! ha!

Schnaps. Sie ſchwimmen oben! Das iſt nicht zu dulden.

Märten. Es iſt unleidlich!

Schnaps. Ich ſchöpfe ſie alſo ab. (Er ſchöpft auf einen Teller.)

Märten. O weh! Nun geht's drüber her.

Schnaps. Und wie ich den Rahm abgehoben habe, find' ich die Schlippermilch.

Märten. Natürlich.

Schnaps. Die iſt auch nicht zu verachten.

Märten. Mich däucht.

Schnaps. Das iſt ſo der hübſche, wohlhabende Mittelſtand.

Märten. Die Schlippermilch der Mittelſtand? Was das für Einfälle ſind!

Schnaps. Davon nehme ich nach Gutdünken. (Er ſchöpft.)

Märten. Der verſteht's.

Schnaps. Nun rühre ich ſie unter einander, (er rührt.) und lehre ſie, wie man ſich verträgt.

Märten. Was ſoll's nun?

Schnaps (ſteht auf und geht nach dem Schranke). Nun ſehe ich mich in der Gegend um und finde — (er bringt ein großes Brot hervor.) einen Edelhof.

Märten. Das iſt ja ein Brot.

Schnaps. Die Edelleute haben immer die beſten Aecker in der Flur; drum werden ſie billig unter dem Brote vorgeſtellt.

Märten. Das ſoll auch dran?

Schnaps. Natürlich! Es muß alles gleich werden.

Märten (bey Seite). Hätte er nur den Säbel nicht anhängen! Das macht unſer Spiel vernünftig ungleich.

Schnaps. Da wird nun auch das Nöthige abgeſchnitten, und —

Märten. Käme nur Görge!

Schnaps. Auf dem Reibeiſen gerieben.

Märten. Gerieben?

Schnaps. Ja, um den Stolz, den Uebermuth zu demüthigen.

Märten. Ja! Ja!

Schnaps. Und wird ſodann unter das Uebrige gemiſcht und umgerührt.

Märten. Seyd Ihr bald fertig?

Schnaps (bedächtig). Nun fehlen noch die geiſtlichen Güter.

Märten. Wo ſollen die herkommen?

Schnaps. Hier ſind' ich eine Zuckerſchachtel. (Er greift nach der, welche bey dem Caffeezeuge ſteht.)

Märten (fällt ihm in den Arm). Laßt ſtehen! Rührt ſie nicht an! Röſe wiegt mir immer für die ganze Woche Zucker ab; damit muß ich reichen.

Schnaps (an den Säbel greifend). Bürger!

Märten. Geduld!

Schnaps. Die geiſtlichen Herren haben immer die ſchmackhafteſten, die ſüßeſten Beſitzthümer —

Märten. Es muß ſie ja jemand haben.

Schnaps. Und werden deshalb billig durch den Zucker repräſentirt. Der wird nun auch gerieben —

Märten. Was fang' ich an?

Schnaps. Und drüber geſtreut.

Märten (bey Seite). Ich hoffe, du ſollſt mir das bezahlen. (Ans Fenſter.) Horch! Kommt Görge wohl?

Schnaps. Und ſo iſt die ſauerſüße Milch der Freyheit und Gleichheit fertig.

Märten (am Fenſter, leiſe). Es war nichts.

Schnaps. Kommt her! Was macht Ihr am Fenſter?

Märten. Ich dachte, es käme jemand.

Schnaps. Görge kömmt doch nicht? (Er ſteht auf.)

Märten. Es iſt alles ſtille.

Schnaps. Laßt einmal ſehen. (Er tritt an das Fenſter, und legt ſich auf Märten.)

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Görge (der zur Hinterthür hereinſchleicht).

Görge (leiſe). Wer zum Henker iſt beym Vater? Sollte das Schnaps ſeyn?

Märten (am Fenſter). Drückt mich nicht ſo!

Schnaps. Ich muß ja ſehen. (Lehnt ſich hinaus.)

Märten. Was denn?

Schnaps. Wie ſich meine Soldaten betragen.

Görge (wie oben). Es iſt ſeine Stimme! Wie ſieht der Kerl aus?

Schnaps. Brav! meine wackern Freunde!

Märten. Mit wem redet Ihr?

Schnaps. Seht Ihr nicht, wie meine Leute um den Freyheitsbaum tanzen?

Märten. Seyd Ihr toll? Es regt ſich keine Seele.

Görge. Er iſt's fürwahr! Was heißt das? Der Vater ſchließt ſich mit ihm ein! Wie er vermummt iſt! Glücklich, daß ich die Hinterthür offen fand!

Schnaps. So ſeht doch, wie man Euern Weibern und Töchtern Begriffe von der Freyheit und Gleichheit beybringt!

Märten (der ſich losmachen will; aber von Schnaps gehalten wird). Das iſt zu arg!

Görge. Was ſie nur zuſammen reden! Ich verſtehe nichts. (Sich umſehend.) Was ſoll das heißen?

Der Schrank offen! Saure Milch zurechte gemacht! Das soll wohl ein Frühstück werden?

Schnaps (wie oben). So freut Euch doch, wie alles einig und vergnügt ist.

Märten. In Eurem Kopfe muß es wunderlich spuken; ich sehe nichts.

Görge (sich zurückziehend). Ich muß nur horchen.

Schnaps (Märten loslassend). Ich sehe alles im Geiste; Ihr werdet es bald vor Eurem Hause mit Augen sehen.

Märten. In meinem Hause seh' ich schon im voraus nichts Gutes.

Schnaps (noch einmal zum Fenster hinaus sehend, vor sich). Alles ist ruhig und sicher. Nun geschwind an die Mahlzeit! (Er tritt an den Tisch.)

Märten. Säh' ich dich wo anders!

Schnaps. O du liebliche Suppe der Freyheit und Gleichheit, sey mir gesegnet! — Seht her!

Märten. Was giebts?

Schnaps. Nun setzt sich der Bürger-General drüber.

Märten. Das dacht' ich.

Schnaps. Und verzehrt sie.

Märten. Allein?

Schnaps (essend). Nicht doch! — Mit den Seinigen.

Märten. Das ist honett.

Schnaps. Setzt Euch, Bürger Martin.

Märten. Danke ſchön!

Schnaps. Laßt's Euch ſchmecken.

Märten. Ich bin nicht hungrig.

Schnaps. Scheut Euch nicht vor mir, wir ſind alle gleich.

Märten. Das merk' ich.

Schnaps. Ihr ſeyd ein braver Bürger.

Märten. Davon weiß ich kein Wort.

Schnaps. Ihr ſollt mein Corporal werden.

Märten. Viel Ehre!

Schnaps. Setzt Euch, mein Corporal.

Märten. Ihr ſcherzt, mein General.

Schnaps (aufſtehend und complimentirend.) Mein Corporal.

Märten. Mein General.

Görge (der ſich indeſſen hervorgeſchlichen, trift Schnapſen mit dem Stocke, indem er ſich bückt.)

Schnaps. Was iſt das?

Görge. Mein General!

Märten. Bravo, Görge!

Görge. (Auf Schnapſen ſchlagend.) Mein Corporal!

Schnaps. Heilige Freyheit ſtehe mir bey!

Görge. Find' ich dich ſo?

Märten. Nur zu!

Schnaps. Heilige Gleichheit nimm dich meiner an!

Görge. Singe nur! ich ſchlage den Takt.

Schnaps (den Säbel ziehend und ſich zur Wehre ſetzend). Heilige Revolutionsgewalt befreye mich!

Görge. Was? Du willſt dich wehren?

Märten. Nimm dich in Acht, der Kerl iſt deſperat.

Görge. Der Nichtswürdige! er ſoll mir kommen. (Dringt auf Schnaps ein.)

Schnaps. O weh mir!

Görge. Du ſollſt empfinden!

Märten. Den Säbel her!

Görge (ihn entwaffnend). Ich habe ihn ſchon.

Schnaps (hinter Tiſch und Stühle ſich verſchanzend). Nun gilt Kapituliren.

Görge. Hervor!

Schnaps. Beſter Görge, ich ſpaße nur!

Görge. Ich auch. (Er ſchlägt nach ihm; trift aber nur den Tiſch.)

Märten. Triff ihn.

Schnaps (macht ſich hervor, und läuft herum). Oder ſonſt —

Görge (ihm nach). Das ſoll dir nichts helfen.

Schnaps (da er gegen das Fenſter kommt). Hülfe! Hülfe!

Görge (treibt ihn weg). Willſt du ſchweigen!

Schnaps (wie oben). Feuer! Feuer!

Märten (verrennt ihm von der andern Seite den Weg). Stopf ihm das Maul!

Schnaps (hinter zwey Stühlen verschanzt). Verschont mich! Es iſt genug!

Görge. Willſt du heraus!

Schnaps (wirft ihnen die Stühle nach den Beinen, ſie ſpringen zurück). Da habt ihr's!

Görge. Warte nur!

Schnaps. Wer ein Narr wäre! (Springt zur Hintertür hinaus.)

Görge. Ich haſche dich doch. (Ihm nach.)

Märten (ſteht und reibt das Bein, das der Stuhl getroffen hat, und hinkt den übrigen Theil des Stücks). Der Böſewicht! Mein Bein! Hat er's doch auch brav abgekriegt!

Eilfter Auftritt.

Märten. Röſe. (Hernach) Görge.

Röſe (von außen). Vater! Vater!

Märten. O weh! Röſe! Was wird die zu der Geſchichte ſagen?

Röſe. Macht auf, Vater! Was iſt das für ein Lärm?

Märten (am Fenſter). Ich komme! Warte nur.

Görge (zur Hinterthür herein). Der verwünſchte Kerl! Er hat ſich in die Kammer eingeſperrt; ich hab' aber gleich das Vorlegeſchloß vorgelegt, er ſoll uns nicht entwiſchen.

Röſe. Vater! wo bleibt Ihr? Macht auf!

Görge. Das iſt ja Röſe.

Märten. Geh! Ich hinke. Mach' ihr die Thür auf.

Görge (ab).

Märten. Nun geht das Unglück an. Die arme Röſe! Der ſchöne Topf! (ſetzt ſich.)

Görge (der mit Röſen hereinkommt). Sieh nur, Röſe.

Röſe. Was iſt das? Was giebt das?

Görge. Denk nur —

Röſe. Mein Topf! Vater, was heißt das?

Märten. Schnaps —

Görge. Stell dir nur vor —

Röſe. Mein Schrank! Der Zucker! (hin und her laufend) O weh! o weh! Schnaps? Wo iſt er?

Görge. Sey ruhig, er iſt eingeſperrt.

Röſe. Das iſt recht. Wir wollen ihn gleich den Gerichtsleuten überliefern. Sie kommen ſchon.

Märten (aufſpringend und hinkend). Wer?

Röſe. Die Nachbarn ſind zum Richter gelaufen, da es hier im Hauſe Lärm gab.

Märten. Zum Richter? O weh, wir ſind verloren!

Röſe. Mein ſchöner Topf!

Görge. Er ſoll's bezahlen.

Märten. Hört mich, Kinder, hört mich! Vergeßt Topf und alles!

Röſe. Warum nicht gar.

Märten. Schweig und höre! Wir dürfen Schnapſen nicht verrathen; wir müſſen ihn verläugnen.

Görge. Das wäre ſchön!

Märten. So höre doch! Wir ſind alle verloren wenn ſie ihn finden. Er iſt ein Abgeſandter vom Jacobinerclub.

Röſe. Unmöglich! Der Schuft?

Märten. Warum nicht? Sie finden ihn in der Uniform. Er kann's nicht läugnen.

Görge. Ja, die hat er an.

Märten. Und wir werden verdächtig, wir werden eingezogen, wir müſſen vor's Amt! Gott weiß!

Görge. Wir könnten ja aber ſagen —

Märten. Eile nur, und ſag, es ſey nichts geweſen.

Görge. Wenn ſie's nur glauben! (eilig ab.)

Röſe. Ich gebe mich nicht zufrieden. Mein ſchöner Topf!

Märten. Narrenspoſſen! Beſinne dich auf was, unſre Köpfe zu retten.

Röſe. Die verliert man nicht gleich. Ihr dürft ja nur ſagen: wie Euch der Kerl hätte anwerben wollen, hätte ihn Görge brav durchgeprügelt.

Märten. Das wäre vortrefflich! Warum iſt dir's nicht gleich eingefallen? Nun iſt Görge hinunter, und verläugnet ihn; nun ſind wir verdächtig. Es iſt ein Unglück! Ein Unglück!

Röſe. O, Verwünſcht!

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Der Richter. Görge. Bauern.

Richter (dereindringend). Nein, nein, ich muß die Sache unterſuchen.

Görge (ihn abhaltend.) Es iſt nichts.

Märten. Muß ich den Richter in meinem Hauſe ſehen? Ich unglücklicher Mann!

Röſe (vortretend). Bemüh' Er ſich nicht, Herr Richter.

Richter. Kein Bemühen! Es iſt Schuldigkeit. Wer hat Feuer geſchrieen?

Röſe. Es war Spaß.

Richter. Man ſpaßt nicht ſo. Wer hat Hülfe gerufen?

Röſe.

Röſe. Ich — Ich — neckte mich mit Görgen.

Richter. Necktet Euch?

Röſe (führt den Richter herum, und erzählt, indem ſie ſich beſinnt). Da hatt' ich im Milchſchranke einen ſchönen Topf ſaure Milch — und ſchloß den Schrank zu und ging weg — Da kam Görge — Warte nur Görge! — Da kam Görge, und hatte Appetit — und brach den Schrank auf.

Richter. Ey! ey!

Röſe. Und rahmte mir den Topf ab — und machte ſich ein Frühſtück zurecht — hier ſteht es noch — da kam ich nach Hauſe — und war böſe — und — gab ihm eine Ohrfeige — da haſcht' er mich — und kitzelte mich, und da ſchrie ich — und da balgten wir uns, und da warfen wir die Stühle um — und da fiel einer dem Vater auf die Füſſe — Nicht wahr, Vater?

Märten. Ihr ſeht, wie ich hinke.

Röſe. Und da ſchrie ich noch ärger — und —

Richter. Und da log ich dem Richter was vor.

Röſe. Ich lüge nicht.

Richter. Ich glaube, Ihr wißt es ſelbſt nicht, ſo glatt geht's Euch vom Maule. Glaubt Ihr, daß unſer einer nicht beſſer aufpaßte?

Görge. Wie ſo?

Richter (zu Röſen). Gingt Ihr nicht eben vor meinem Hauſe vorbey?

Röſe. Ja.

Richter. Begegnetet Ihr nicht dieſen Leuten?

Röſe. Ich erinnere mich's nicht.

Richter (zu den Bauern). Iſt ſie euch nicht begegnet?

Ein Bauer. Ja! und ſie hat mit uns geſprochen, und wir haben ihr geſagt, daß bey ihrem Vater großer Lärm wäre.

Märten. Nun iſt's aus!

Röſe. O verwünſcht!

Görgen. So geht's mit dem Ausreden!

Richter. Da ſteht Ihr nun! Was ſagt Ihr dazu? (Sie ſehen einander an; der Richter geht auf und nieder, und findet die Mütze.) Oho! Was iſt das?

Görge. Ich weiß nicht.

Richter (ſieht ſich um und findet den Hut mit der Cocarde.) Und das?

Röſe. Ich verſteh's nicht.

Richter (hält ſie Märten hin.) Nun? Vielleicht wißt Ihr? Vielleicht verſteht Ihr?

Märten (vor ſich.) Was ſoll ich ſagen?

Richter. So werd' ich's Euch wohl erklären müſſen. Das iſt eine Freyheitsmütze. Das iſt eine Nationalcocarde. Eine ſchöne Entdeckung! Nun ſteht Ihr da, und verſtummt, weil es zu deutlich iſt. — In dieſem Hauſe iſt alſo der Club der Verſchwornen, die Zuſammenkunft der Verräther, der Sitz der Rebellen? — Das iſt ein Fund! das iſt ein Glück! — Ihr habt Euch

gewiß unter einander verunreinigt, wie die Franzoſen auch — und ſeyd Euch einander in die Haare gefallen — habt Euch ſelbſt verrathen. So iſt's ſchon recht! — Wir wollen weiter hören.

Röſe. Lieber Herr Richter!

Richter. Sonſt ſeyd Ihr ſo ſchnippiſch. Jetzt könnt Ihr bitten.

Görge. Ihr müßt wiſſen —

Richter. Ich muß? — Ihr werdet bald anders reden.

Märten. Herr Gevatter!

Richter. Bin ich einmal wieder Gevatter?

Röſe. Seyd Ihr nicht mein Pathe?

Richter. Seit der Zeit hat ſich vieles geändert.

Märten. Laßt Euch ſagen —

Richter. Schweigt! Ihr dürft mir gar nicht kommen! Habt Ihr nicht etwa ſchon Anſtalt zum Freyheitsbaum gemacht? Habt Ihr nicht ſchon abgeredet, mich an den erſten beſten Pfahl zu hängen? Man weiß, wie jetzt das unruhige Volk von ſeiner Obrigkeit ſpricht, wie es denkt! Es ſoll ihm übel bekommen. Es ſoll Euch übel bekommen! (zu den Bauern) Fort mit ihnen! Und gleich zum Gerichtshalter! Es muß verſiegelt werden, es muß inventirt werden. Es finden ſich Waffen, Pulver, Cocarden! Das giebt eine Unterſuchung. Fort! Fort!

Märten. Ich unglücklicher Mann!

Röſe. So laßt Euch bedeuten, Herr Richter.

Richter. Etwa belügen, Mamſell Rebchen? Fort! fort!

Görge. Wenn's nicht anders iſt, ſo ſoll Schnaps auch mit. Da muß ſich die Sache aufklären.

Richter. Was ſagt Ihr von Schnaps?

Görge. Ich ſage —

Röſe (am Fenſter). Da kommt zum Glück der gnädige Herr.

Richter. Der wird's zeitig genug erfahren.

Görge. Ruf ihn!

Röſe. Gnäd'ger Herr! Gnäd'ger Herr! Zu Hülfe! zu Hülfe!

Richter. Schweigt nur! Er wird Euch nicht helfen; er wird froh ſeyn, daß ſolche Böſewichter entdeckt ſind. Und dann iſt es eine Policeyſache, eine Criminalſache; die gehört für mich, für den Gerichtshalter, für die Regierung, für den Fürſten! Es muß ein Exempel ſtatuirt werden!

Märten. Da haben wir das Exempel!

Dreyzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Der Edelmann.

Edelmann. Kinder, was giebt's?

Röſe. Helfen Sie uns, gnädiger Herr!

Richter. Hier ſehen Ew. Gnaden, was ſich im Hauſe findet.

Edelmann. Was denn?

Richter. Eine Freyheitsmütze.

Edelmann. Sonderbar!

Richter. Eine Nationalcocarde.

Edelmann. Was ſoll das heißen?

Richter. Verſchwörung! Aufruhr! Hochverrath! (Er behält die Mütze und Cocarde in der Hand, und nimmt ſie hernach mit hinaus.)

Edelmann. Laßt mich fragen!

Richter. Laſſen Sie uns nachſuchen! Wer weiß, was noch im Hauſe ſteckt.

Edelmann. Stille!

Röſe. Gnädiger Herr!

Edelmann. Dieſe Sachen?

Märten. Brachte Schnaps ins Haus.

Görge. In meiner Abweſenheit.

Märten. Brach die Schränke auf —

Röſe. Machte ſich über die Milchtöpfe —

Märten. Und wollte mich in der Gleichheit und Freyheit unterrichten.

Edelmann. Wo iſt er?

Görge. In der Hinterkammer. Er hat ſich eingeſperrt, als ich ihn verfolgte.

Edelmann. Schafft ihn herbey!

Görge (mit dem Richter und den Bauern ab).

Edelmann. Das iſt alſo wieder ein Streich von Herrn Schnaps, wie ich merke.

Märten. Nichts anders.

Edelmann. Wie kam er in's Haus?

Märten. In meiner Kinder Abweſenheit.

Röſe. Er fürchtet ſich vor Görgen.

Märten. Er machte mich neugierig.

Edelmann. Man ſagt, Ihr ſeyd's manchmal.

Märten. Verzeihen Sie!

Edelmann. Und ein Bißchen leichtgläubig dazu.

Märten. Er machte es gar zu wahrſcheinlich, daß er die wichtigſten Sachen wiſſe.

Edelmann. Und hatte Euch zum Beſten.

Märten. Wie es ſcheint.

Röſe. Es war ihm nur um ein Frühſtück zu thun. Da ſehen Sie nur, gnädiger Herr, welche ſchöne ſaure Milch er ſich zurecht gemacht hat, mit geriebenem Brot und Zucker und allem. Das liebe Gut! man muß es nun wegwerfen; es kann's kein ehrlicher Menſch genießen, da der Unflat die Schnauze drüber gehabt hat.

Edelmann. Er wollte alſo ein Frühſtück gewinnen?

Märten. Nach ſeiner Art. Er ſagte, er ſey von den Jacobinern abgeſchickt.

Edelmann. Und weiter?

Märten. Zog er eine Uniform an und bewaffnete ſich.

Edelmann. Toll genug!

Märten. Und ſagte: er wäre Bürgergeneral, und ward mit jedem Augenblick gröber.

Edelmann. Das iſt ſo die Art.

Märten. Erſt that er freundlich und vertraut; dann ward er brutal, und brach mir den Schrank auf, und nahm, was ihm gefiel.

Edelmann. Gerade wie ſeine Collegen!

Märten. Ich bin recht übel dran.

Edelmann. Noch nicht ſo übel, wie die Provinzen, wo ſeines Gleichen gehauſt haben; wo gutmüthige Thoren ihnen auch anfangs zufielen, wo ſie mit Schmeicheln und Verſprechungen anfingen, mit Gewalt, Raub, Verbannung ehrlicher Leute und allen Arten böſer Begegnung endigten. Dankt Gott, daß Ihr ſo wohlfeil davon kommt!

Röſe. Sie ſchützen uns alſo, gnädiger Herr?

Edelmann. Es ſcheint, daß Ihr nichts verſchuldet habt.

Märten. Da kommen ſie.

Vierzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Görge. Der Richter. Schnaps (von den Bauern geführt in der Uniform, mit Säbel und Schnurbart).

Edelmann. Hervor, Herr General!

Richter. Hier iſt der Rädelsführer! Sehen Sie ihn nur an. Alles, wie die Zeitungen ſchreiben. Uniform! Säbel! (er ſetzt ihm Mütze und Hut auf.) Mütze! Hut! So ſoll er am Pranger ſtehen! Geſchwind zum Gerichtshalter! Verhört! In Ketten und Banden nach der Reſidenz geſchleppt!

Edelmann. Sachte! ſachte!

Richter. Boten fort! Der Kerl iſt nicht allein! Man muß ihn torquiren! Man muß die Mitverſchwornen entdecken! Man muß Regimenter marſchiren laſſen! Man muß Hausſuchung thun!

Edelmann. Nur gemach! — Schnaps, was ſind das für Poſſen?

Schnaps. Ja wohl, eitel Poſſen!

Edelmann. Wo ſind die Kleider her? Geſchwind! ich weiß ſchon.

Schnaps. Sie können unmöglich wiſſen, gnädiger Herr, daß ich dieſe Kleider mit dem ganzen militäriſchen Apparat von einem armen Teufel geerbt habe.

Edelmann. Geerbt? Er pflegt ſonſt zu ſtehlen.

Schnaps. Hören Sie mich an.

Märten. Was wird er ſagen?

Schnaps. Als der letzte Transport Franzöſiſcher Kriegsgefangnen durch die Stadt gebracht wurde —

Edelmann. Nun?

Schnaps. Schlich ich aus Neugierde hinein.

Edelmann. Weiter!

Schnaps. Da blieb im Wirthshauſe in der Vorſtadt ein armer Teufel liegen, der ſehr krank war.

Richter. Das iſt gewiß nicht wahr.

Schnaps. Ich nahm mich ſeiner an, und er — verſchied.

Edelmann. Das iſt ſehr wahrſcheinlich.

Schnaps. Er vermachte mir ſeine Sachen für die Mühe, die ich mir genommen —

Edelmann. Ihn umzubringen.

Schnaps. Beſtehend aus dieſem Rocke und Säbel.

Edelmann. Und die Mütze? Die Cocarde?

Schnaps. Fand ich in ſeinem Mantelſack unter alten Lumpen.

Edelmann. Da fand Er ſein Generals-Patent.

Schnaps. Ich kam hierher und fand den einfältigen Märten.

Märten. Den einfältigen Märten? Der Unverſchämte!

Schnaps. Leider gelang es mir nur zur Hälfte; ich konnte die ſchöne Milch nicht ausleſſen, die ich einge-

brockt hatte. Ich kriegte darüber eine kleine Differenz mit Görgen —

Edelmann. Ohne Umstände! Ist alles die reine Wahrheit, was Er sagt?

Schnaps. Erkundigen Sie sich in der Stadt. Ich will angeben, wo ich den Mantelsack verkauft habe. Diese Garderobe trug ich im Barbierbeutel herüber.

Edelmann. Es wird sich alles finden.

Richter. Glauben Sie ihm nicht!

Edelmann. Ich weiß, was ich zu thun habe. Findet sich alles wahr, so muß eine solche Kleinigkeit nicht gerügt werden; sie erregt nur Schrecken und Mißtrauen in einem ruhigen Lande. Wir haben nichts zu befürchten. Kinder, liebt Euch, bestellt Euren Acker wohl, und haltet gut Haus.

Röse. Das ist unsre Sache.

Görge. Dabey bleibt's.

Edelmann. Und Euch, Alter, soll es zum Lobe gereichen, wenn Ihr Euch auf die hiesige Landsart und auf die Witterung versteht, und Euer Säen und Aerndten darnach einrichtet. Fremde Länder laßt für sich sorgen, und den politischen Himmel betrachtet allenfalls einmal Sonn- und Festtags.

Märten. Es wird wohl das Beste seyn.

Edelmann. Bey sich fange jeder an, und er wird viel zu thun finden. Er benutze die friedliche Zeit, die uns gegönnt ist; er schaffe sich und den Seinigen

einen rechtmäßigen Vortheil: ſo wird er dem Ganzen Vortheil bringen.

Richter (der indeſſen ſeine Ungeduld gezeigt hat, gleichſam einfallend). Aber dabey kann's doch unmöglich bleiben! Bedenken Sie die Folgen! Ginge ſo was ungeſtraft hin —

Edelmann. Nur gelaſſen! Unzeitige Gebote, unzeitige Strafen bringen erſt das Uebel hervor. In einem Lande, wo der Fürſt ſich vor niemand verſchließt; wo alle Stände billig gegen einander denken; wo niemand gehindert iſt, in ſeiner Art thätig zu ſeyn; wo nützliche Einſichten und Kenntniſſe allgemein verbreitet ſind: da werden keine Partenen entſtehen. Was in der Welt geſchieht, wird Aufmerkſamkeit erregen; aber aufrühriſche Geſinnungen ganzer Nationen werden keinen Einfluß haben. Wir werden in der Stille dankbar ſeyn, daß wir einen heitern Himmel über uns ſehen, indeß unglückliche Gewitter unermeßliche Fluren verhageln.

Röſe. Es hört ſich Ihnen ſo gut zu!

Görge. Wahrhaftig Röſe! — Reden Sie weiter, gnädiger Herr.

Edelmann. Ich habe ſchon alles geſagt. (Er zieht Schnarfen hervor.) Und wie viel will das ſchon heißen, daß wir über dieſe Cocarde, dieſe Mütze, dieſen Rock, die ſo viel Uebel in der Welt geſtiftet haben, einen Augenblick lachen konnten!

Röſe. Ja, recht lächerlich ſieht Er aus, Herr Schnaps.

Görge. Ja, recht albern!

Schnaps. Das muß ich mir wohl gefallen laſſen. (Nach der Milch ſchielend.) Wenn ich nur vor meinem Abzug die andere Hälfte der patriotiſchen Contribution zu mir nehmen dürfte!

Röſe. So gut ſoll's Ihm nicht werden.

Gelegenheitsgedichte.

1. **Was wir bringen.**
   Bey Eröfnung des neuen Schauſpielhauſes zu Rauchſtädt im Juni 1802.

2. **Maskenzüge.**
   Zum 30. Januar 1782.
   Zum 30. Januar 1784.
   Zum 30. Januar 1801.
   Zum 30. Januar 1802.
   Zum 30. Januar 1806.

3. **Palaeophron und Neoterpe.**
   Zum 23. October 1800.

4. **Theaterreden.**
   Prolog den 7. May 1791.
   Prolog den 1. October 1791.
   Epilog den 11. Juni 1792.
   Epilog den 31. December 1792.
   Prolog den 15. October 1793.
   Prolog den 6. October 1794.

Was wir bringen.

Vorſpiel,

bey Erdfnung des neuen Schauſpielhauſes

in Lauchſtädt.

Perſonen.

Vater Märten	Hr. Malkolmi.
Mutter Marthe	Mad. Beck.
Nymphe	Dem. Maas.
Phone	Dem. Jagemann.
Pathos	Dem. Malkolmi.
Reiſender	Hr. Becker.
Zwey Knaben.	

Bauernstube.

(An der rechten Seite niedriger Heerd, mit gelindem Feuer und einigen Töpfen; an der linken Seite hölzerner Tisch und Stuhl. In der Höhe, gleich unter der Decke, ein Teppich aufgehängt.)

Erster Auftritt.

Vater Märten. Mutter Marthe.

(Beyde in rechtlichen Bauerkleidern.)

Vater (geht in Gedanken, einigermaßen bewegt, auf und ab).

Mutter (hausmütterlich geschäftig, hin und wieder. Sie breitet eine Serviette auf den Tisch, nimmt vom Heerde einen Napf, trägt ihn auf, legt einen Löffel dazu und spricht indessen). Setze dich doch, lieber Alter, setze dich ruhig hin, genieße dein Frühstück mit Gelassenheit! Nun! was soll denn das schon wieder? sage nur, was hast du? Alle diese Tage her bist du nachdenklich, gehst auf und ab, sprichst wenig, bist zerstreut. Hast du was auf dem

Herzen? Heraus damit! wie kannſt du mir's verſchweigen?

Vater. Es giebt in der Welt ſo mancherley zu bedenken.

Mutter. Ja freylich zu bedenken und zu bethun. Frühſtücke jetzt in Ruhe! dann hinaus, aufs Feld, ſieh zu, wie ſich die Früchte erholt haben, und bringe mir gute Nachricht. Für mich giebt's zu Hauſe genug zu ſchaffen, im Stalle, in der Scheune, auf dem Boden, im Keller, in der Küche. Und das Geſinde mag ſeyn wie es will, wenn die Frau nicht hinten und vorne iſt; ſo kommt doch nichts zu Stande. Laß dir die Suppe ſchmecken, ſetze dich. (ſie nöthigt ihn zu ſitzen.) Daß ſie nicht kalt wird! Hier iſt der Löffel! hier! (ſie nöthigt ihn zu eſſen.)

Vater. Nun nun, nur nicht zu haſtig. Ich will das Maul ſchon finden.

Mutter (im Hinausgehen bey Seite). Ich begreife nicht, was er haben mag. Er ſcheint mir ſchon ſeit einigen Tagen ganz verändert. Seine Pfeife ſchmeckt ihm nicht mehr, und er lebt mir nicht mehr zu Willen. Was kann das heißen? das muß heraus, und zwar je eher je lieber.

Zweyter Auftritt.

Vater Märten allein.

(Er ſteht auf und ſieht ſich behutſam um, ob die Frau weg iſt.) Sie iſt fort, nun bin ich auf eine Weile ſicher. Geſchwind ans Werk! noch einmal durchgemeſſen, ob wohl auch alles, wie wir's zugelegt haben, auf die Stelle paßt. (Er holt einen etwa ſechsfüßigen Maasſtab und mißt, erſt aus der Tiefe des Theaters hervor.) Sechs, und hernach wieder Vier, ſodann Acht und wieder Sechs! ganz richtig. (Er iſt indeſſen ins Proſcenium gekommen.) Wie wird ſie ſich wundern, wenn ſie erfährt, daß ich das alte Haus wegreiße, daß ich ein neues baue, daß alles ſchon parat iſt.

Dritter Auftritt.

Vater Märten. Mutter Marthe.

Mutter (tritt geſchäftig herein, wie jemand, der etwas verloren oder vergeſſen hat, ſie ſtutzt, indem ſie die Handlung ihres Mannes gewahr wird, und kommt langſam hervor).

Vater (mißt indeß von der linken Seite des Proſceniums gegen die rechte). Vier, und dann Sechs und wieder Sechs! (indem er den Maasſtab umſchlagen will, trifft er ſeine Frau, die eben dazwiſchen tritt.)

Mutter (den Schlag parirend und den Maasstab auffassend). Halte! nicht so eifrig.

Vater (einigermaßen verlegen). Ey sieh! bist du auch da?

Mutter. Um noch in meinen alten Tagen Schläge zu kriegen.

Vater (verdrießlich, humoristisch). Warum gehst du nicht aus dem Wege, wenn gemessen wird.

Mutter. Was wird gemessen?

Vater (der sich gefaßt hat). Siehst du nicht? dieser Fußboden, dieses Zimmer, dieses Haus.

Mutter. Und wozu solche Umstände?

Vater (nach einer Pause). Da es nun einmal nicht länger zu verheimlichen ist, da du mich belauscht hast; so mag's denn auch heraus. Kurz und gut! ich baue.

Mutter. Doch wohl Schlösser in die Luft, wie schon öfters.

Vater. Nein, nein, im Ernste. Dieses unser Haus baue ich ganz neu, von Grund auf, und ehe ein Paar Tage vergehn, reiße ich das alte auf der Stelle nieder.

Mutter. Das ist eine Grille, die dir schon oft gekommen und oft vergangen ist.

Vater. Diesmal soll sie ausgeführt werden.

Mutter. In deinen alten Tagen.

Vater. Eben, wenn man alt ist, muß man zeigen, daß man noch Lust zu leben hat. Mache dich ge-

faſſt, räume auf, räume aus! Richte dich ein. Nächſtens wirſt du da droben die Schindeln krachen hören.

Mutter. Ach! du lieber Gott! was ſoll das heiſſen? Du biſt ja ganz verändert, Männchen. Sonſt nahmſt du doch vernünftige Vorſtellungen an, jetzt willſt du deiner guten Frau das Haus überm Kopfe zuſammen reißen.

Vater. Ueberm Kopf nicht, du darfſt nur hinaus gehen.

Mutter. Meine ſchönen Geſchirre werden mir zerſchlagen und verbeult.

Vater. Die trägſt du zur Nachbarinn.

Mutter. Und meine Kleider!

Vater. Die giebſt du der Frau Pfarrinn aufzuheben.

Mutter. Meine Tiſche, Stühle und Betten.

Vater. Die ſtellen wir in die Scheune, bis alles wieder fertig iſt.

Mutter. Und mein Heerd, an dem ich ſchon dreyſſig Jahre koche.

Vater. Der wird weggeriſſen, dafür baue ich dir eine eigene Küche, in der du wieder dreyſſig Jahre kochen kannſt.

Mutter. Das werde ich nie gewohnt werden.

Vater. Zur Bequemlichkeit gewöhnt man ſich doch auch. Aber daß mir durch das alte, morſche Dach

Schnee und Regen auf der Naſe tanzen ſoll, daran kann ich mich nicht gewöhnen.

Mutter. Laß es ausflicken.

Vater. Es muß ganz herunter. Hängt doch da droben noch der Teppich, den wir neulich aufbinden mußten, als uns der Schnee im Bett zu beſuchen kam.

Mutter. Das geht vorüber.

Vater. Der Staub auch und die Unluſt, die du vom Bauen haben wirſt.

Mutter. Soll es denn wirklich wahr werden? Läßt du dir denn gar nicht zureden?

Vater. Laß dir nur auch einmal zureden, dann iſt alles gut. Unſer Haus liegt an der Straße, wo ſo viele Leute vorbey fahren, wo ſo mancher einkehrt, und nun ſoll ich, bis an mein Ende, die Demüthigung erdulden, daß die Reiſenden auswendig ſpotten, und die Gäſte inwendig klagen.

Mutter. Haben ſie doch das Eſſen gelobt.

Vater. Aber die Wohnung geſcholten.

Mutter. Den Kaffee geprieſen.

Vater. Und auf die niedrigen Thüren geflucht.

Mutter. Die Betten gut gefunden.

Vater. Und einen bequemen Sitz entbehrt. Nur Geduld! Was wir gutes hatten, werden wir behalten, und was uns fehlte, muß ſich finden. Geſtehe ich dir's alſo nur! mit dem Gevatter Maurer, mit dem Vetter Zimmermann iſt ſchon Abrede genommen.

Mutter. Eine Verſchwörung unter den Männern! Ihr ſaubern Zeiſige.

Vater. Die Steine, die da draußen angefahren ſind, und zugehauen werden —

Mutter. Ich will nicht hoffen!

Vater. Die Zulage, an der ſie eben arbeiten —

Mutter. Iſt's möglich! welche Treuloſigkeit.

Vater. Gehören zu unſerm Hauſe. Sind unſer Haus, wie es nächſtens da ſtehen wird.

Mutter. Und ihr macht mir weiß, das Amt laſſe neue Scheunen bauen.

Vater. Das mußt du verzeihen.

Mutter. Und ihr habt mich zum beſten!

Vater. Freylich! zu deinem Beſten geſchieht's.

Mutter. Nein, das iſt zu arg! Hinter meinem Rücken! Ohne mein Wiſſen und Willen.

Vater. Beruhige dich.

Mutter. Das ſchöne, alte Gebälke, noch von meinem Urgroßvater her.

Vater. Schön war's zu ſeiner Zeit, jetzt iſt es überall wurmſtichig.

Mutter. Das ſoll ich alles vor meinen Augen niederreißen ſehen.

Vater. Thue die Augen zu, bis es herunter iſt. Sieh nicht hin, bis das neue droben ſteht! dann ſollſt du ſchon deine Freude haben. Eine ſchlechte Wohnung macht brave Leute verächtlich. Gut geſeſſen iſt halb ge-

geſſen, und wenn du künftig deinen Gäſten in beſſern Zimmern, auf bequemern Sitzen deine guten Speiſen aufſetzeſt, ſo werden ſie ihnen gewiß beſſer ſchmecken als bisher.

Mutter. Ich glaube es kaum! Sie werden im beſſern Haus auch beſſere Tafel erwarten.

Vater. Nun, das iſt auch kein Unglück. Da raffinirt man, man lernt was, man geht mit der Zeit.

Mutter. Die Zeit läuft gar zu geſchwind für meine alten Beine.

Vater. Wir ſpannen vor.

Mutter. Nein, ich kenne dich ganz und gar nicht. Ein böſer Geiſt hat dich verblendet. Mit rechten Dingen geht's nicht zu. (ſich ſetzend.) Mir iſt's in alle Glieder geſchlagen, ich kann nicht von der Stelle.

Vater (der indeſſen durchs Fenſter geſehen). Da ſieh nur einmal die ſchwer bepackte Kutſche, mit ſechs Pferden! Wahrſcheinlich was Vornehmes. Ich ſchäme mich zu Tode, wenn ſie bey uns einkehren.

Mutter (aufſpringend). Laß ſie nur kommen. Iſt das Haus ſchlecht, ſo iſt es doch reinlich, und über die Bedienung ſollen ſie ſich nicht beklagen. Ich habe noch allerley Vorrath! Geſchwinde, geſchwinde ſoll ein Eſſen parat ſtehen.

Vater. Sieh nur! ein Paar artige kleine Knaben ſitzen auf dem Bocke, der eine ſpringt herunter, die Kut-

ſche fährt langſam, er kommt aufs Haus zu. Das iſt ein Springinsfeld! da iſt er ſchon.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Erſter Knabe.

Erſter Knabe. Kann man hier unterkommen?

Mutter. O ja, mein Sohn.

Erſter Knabe. Meine Herrſchaften möchten ſich hier ein Stündchen aufhalten.

Mutter. Sie ſollen uns nur die Ehre erzeigen, herein zu treten. Es wird ſich ſchon was zu ihrer Bewirthung finden.

Erſter Knabe. O! dafür ſeyd unbeſorgt, ſie führen alles mit ſich, was ſie brauchen. (ab.)

Vater. Nicht die beſte Nachricht für den Wirth.

Mutter. Gleich bringe ich alles in Ordnung. (Sie räumt auf.) Geh ihnen indeſſen entgegen.

Vater. Da iſt ſchon eine.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Nymphe, dann ein zweyter Knabe (welcher eine Chatulle nachträgt).

Nymphe. Seyd mir gegrüßt, gute Leute!

Mutter. Gegrüßt, ſchönes Frauenzimmer!

Vater. Von Herzen willkommen!

Nymphe (ſieht ſich überall um).

Vater (leiſe zur Mutter). Gieb nur acht! Wie die den Mund aufthut, wird's wieder über das arme Haus hergehen. Wahrſcheinlich iſt's das Kammermädchen, die ſich nach der Gelegenheit umſehen ſoll.

Mutter. Laß das nur gut ſeyn, es geſchieht heute nicht zum erſtenmal.

Vater (vor ſich). Aber gewiß zum letztenmal. Morgen ſoll mir das Dach herunter.

Nymphe (die lebhaft zwiſchen beyde tritt). O! wie wohl es mir bey euch wird, ihr lieben, guten Leute! dieſe geringſcheinende Hütte wird mir ein Himmel.

Mutter. Hörſt du, Alter?

Vater (vor ſich). Nun das iſt curios. Das erſtemal daß ich dieſe Redensarten höre!

Nymphe. Hier fühle ich mich ganz zunächſt an der Natur. Hier wird mein Auge durch keinen falſchen Schimmer geblendet, hier genießt mein Herz die volle Freyheit, ſich dem einfachen, beglückenden Gefühl zu überlaſſen. Ach könnten meine Schweſtern, meine Freundinnen empfinden wie ich, wir würden zuſammen unſere Tage bey euch zubringen.

Mutter. Haſt du es gehört, Alter?

Vater (für ſich). Ich begreife kein Wort davon. Sie ſpricht von Schweſtern, von Freundinnen, alſo

nicht von Herrſchaft. Wer mag ſie ſeyn? das ſchöne Kind, das in ſo einem verwünſchten Neſte ſein Leben zubringen möchte.

Nymphe (die indeſſen hinter den Heerd getreten iſt). An dieſem Heerde wollt' ich ſtehen, hier wollte ich unſchuldige Speiſen kochen, euch mit herzlicher Liebe dienen, euer Alter erleichtern, und mich ſo glücklich fühlen! (Sie nimmt einige Gefäſſe aus der Chatulle, und fängt an, ein Frühſtück zu bereiten.)

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Erſter Knabe.

Erſter Knabe. Wie finden Sie's denn? Iſt es erträglich?

Nymphe. So ſchön, allerliebſt, einzig! Sie ſollen herein, geſchwind herein.

(Erſter Knabe und Vater ab.)

Nymphe. Ich weiß mir gar nichts beſſeres, als unter dieſem ehrwürdigen Dache, an dieſem niedrigen Heerde, in völliger Einſtimmung mit meinen eignen Gefühlen, einen heitern Tag nach dem andern zu durchleben.

Mutter. Ach Sie allerliebſtes Kind, wären Sie nur um weniges früher gekommen. Mein Mann will

das Haus einreißen, vielleicht hätten Sie es noch gerettet.

Nymphe. Einreißen? dieſes Denkmal früherer, goldener Zeiten, dieſe Wohnung des Friedens. O, der Grauſame! (ſie fährt in ihrer Beſchäftigung fort.)

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Vater Märten. Phone. Erſter Knabe.

Vater. Belieben Sie herein zu treten und ſich ſelbſt zu überzeugen, daß es noch allenfalls leidlich bey uns iſt. Freylich, wenn Sie in einiger Zeit wieder kommen, ſollen Sie es ſchon beſſer finden.

Phone. Laſſen Sie das nur gut ſeyn, lieber Herr Wirth. Auf etwas mehr oder weniger kommt's uns nicht an. Wir haben einen ſo guten Humor, daß wir uns alle Zuſtände leidlich, ja vergnüglich zu machen wiſſen.

Vater. Da ſind Sie und das Fräulein dort ja wohl Zwillingsgeſchwiſter? Sie erzeigte uns auch die Ehre, dieſe Herberge ganz allerliebſt zu finden.

Phone. Das könnte ich nun eben nicht ſagen. Mir iſt der Ort ganz gleichgültig. Das einzige, was ich nicht vertragen kann, iſt die lange Weile.

Vater. Die iſt freylich mitunter hier zu Hauſe.

Phone. Mir iſt aber dafür gar nicht bange; denn ich weiß ſie mir und andern zu vertreiben.

Vater. Nun möchte ich doch ſehen, wie Sie das hier anfangen wollen.

Phone. Das ſollt ihr gleich erfahren.

(Sie ſingt ein beliebtes Lied.)

Vater (der bisher mit Verwundrung zugehört). Schön, allerliebſt! Ja ſo laß ich mirs gefallen.

Mutter (die gleichfalls von Zeit zu Zeit auf den Geſang gemerkt). Wie meynſt du, Alter! Ich dächte das ließe ſich hören.

Nymphe. Liebe Schweſter, habe Dank für den holden Geſang, durch den du mein kleines Geſchäft erheitert haſt. (Indem Nymphe und Mutter den Tiſch zum Frühſtück zurechte machen. Sie ſtellen eine Art kleiner Terrine und ſilberne Becher auf.) Genießt jetzt aber auch der einfachen Koſt, am ländlichen Heerde zubereitet. (Zum Knaben.) Gehe hinaus, bringe mir einige Feldblumen, daß ich dieſe Tafel damit ſchmücke.

Phone. Das machſt du ſehr ſchön, liebe Schweſter.

Nymphe. Aber wo bleibt unſere Dritte?

Erſter Knabe. Sie ſitzt noch im Wagen, ſie will nicht herein, ich habe ſie zum ſchönſten gebeten. Sie ſchwur, eine ſolche Höhle nicht zu betreten.

Phone. Wir müſſen ſelbſt gehen ſie zu holen. Komm!

Achter Auftritt.

Vater und Mutter.

Vater. Hörſt du? eine Höhle! das ſoll man mir nicht zum zweytenmale ſagen, morgen muß das Dach herunter! ich will die Höhle ſchon luſtig machen.

Mutter. So höre doch, was die artige Kleine da ſagt, es ſey ein Paradies, verſichert ſie, unſer Haus.

Vater. Wer weiß, was ſie unter Paradies verſteht! Was aber eine Höhle heißen ſoll, weiß ich recht gut.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Pathos. Nymphe. Phone. Die beyden Knaben (welche ſich bald entfernen).

Phone. So komm doch herein, gute Schweſter. Wo wir ſind, kannſt du wohl auch ſeyn.

Nymphe. Genieße was wir dir bereitet haben, und verſchmähe nicht dieſen einfachen unſchuldigen Aufenthalt.

Pathos. Verſchone mich mit deiner Koſt. Was ich genießen kann, habe ich genoſſen. Laßt euch wohl werden auf eure Weiſe, und bleibt unbeſorgt um mich. Nun aber vor allen Dingen verſchließt Thor und Thüre, daß niemand weiter ſich in unſern Kreis eindränge.

Vater

Vater (geht auf kurze Zeit ab).

Phone und Nymphe (ſetzen ſich an den Tiſch, und ſchlürfen, aus ſilbernen Bechern, das Aufgetragene).

Pathos. Wo ich hintrete, verwandelt ſich alles! Und wenn mein Geiſt das Wirkliche umſchaffen könnte; ſo müßte dieſer Raum zum Tempel werden.

Mutter (zum Vater). Es muß doch ſo ſchlimm in unſerm Hauſe nicht ausſehen! die eine findet ein Paradies darin, die andere will es gar zum Tempel machen.

Vater. Hätte ich das vorausſehen können, ſo wären freylich die Baukoſten zu erſparen geweſen. Indeſſen ſcheint es, dieſe guten Kinder verwandeln nur für ſich und nicht für andere Leute.

Pathos (zwiſchen beyde hineintretend). Ihr ſcheint mir ein Paar ehrwürdige Leute.

Mutter. Ob wir ehrwürdig ſind, das wiſſen wir nicht; aber daß wir ehrlich ſind, können wir betheuern.

Pathos. Ihr lebt lange zuſammen?

Mutter. Seit unſerer Jugend.

Pathos. In dieſem baufälligen Hauſe.

Vater. Ganz recht! das Haus war baufällig, da wir noch rüſtig waren.

Pathos (beyde mit einigem Erſtaunen anblickend). Sollte ich wohl irren?

Mutter. Was ſeht ihr uns ſo an, mein Fräulein?

Pathos. Sollten die fabelhaften Zeiten wieder kehren?

Vater. Wie meynt ihr das?

Pathos. Sollte wohl hinter euch was anders verborgen seyn?

Mutter. Ich begreife euch nicht. Ihr macht mir bange.

Pathos. Habt ihr nichts von Philemon und Baucis gehört?

Vater. Kein Sterbenswort.

Mutter. Wer war denn das?

Pathos. Ihr seyd es selbst, ohne es zu wissen. Ich sehe Philemon und Baucis vor mir.

Vater (vor sich). Nein, das wird zu arg! Erst verwandeln sie mir mein Haus in ein Paradies, eine Höhle, einen Tempel, und nun soll's gar an uns selbst kommen! Wenn wir sie doch nur schon wieder los wären.

Pathos. Ich sehe sie vor mir, die würdigen Gatten, verbunden in ihrer ersten Jugend, in treuer Gesellschaft ihr Leben hinbringen. Ein Chor von muntern Geschöpfen um sie her! Nach und nach lösen sie sich los, die Töchter werden ausgestattet, die Söhne versorgt, und ein frohes thätiges Alter beglückt die beyden.

Vater. Bis jetzt redt sie wahr.

Mutter. Das trifft vollkommen.

Pathos. Gastfreundlich und geschäftig haben sie immer Fremde bey sich aufgenommen. Je beschränkter ihre Wohnung war, desto lebhafter zeigte sich ihre Be-

mühung. Durch Neigung und Aufmerkſamkeit erſetzten ſie, was zu erſetzen war.

Mutter. Hörſt du, das klingt anders, als du erwarteteſt.

Vater. Auf eine ſolche Lobrede hatte ich mich freylich nicht vorgeſehen.

Pathos. In dem Gefühl ihrer Beſcheidenheit hielten ſie ihren Zuſtand nicht gering, das alte Haus nicht zu enge, nicht zu ſchlecht.

Vater (bey Seite). Das paſſt nun nicht, denn das alte Haus habe ich ſchon lange ſehr ſchlecht gefunden.

Pathos. Und eben dieſe Beſcheidenheit verhinderte ſie, zu erkennen, daß ſie Götter aufgenommen hatten.

Vater (bey Seite). Nun fängt mirs an, unheimlich zu werden. Denn entweder das ſind die Götter ſelbſt, oder es iſt nicht richtig im Oberſtübchen.

Pathos (zu den übrigen, die indeſſen aufgeſtanden ſind). O! meine Schweſtern, dieſe guten würdigen Leute verdienen, daß ihnen ein neues Haus erbauet, daß ſie verjüngt, daß ſie zu Prieſtern eingeweiht werden des Tempels der ſchönſten Gaſtfreundſchaft.

Phone. Wir ſind es zufrieden, meine Schweſter. Du vermagſt viel über die Gemüther; aber was wirſt du über dieſe Balken und Steine vermögen?

Vater. Was das betrifft, deſſhalb ſeyn Sie unbeſorgt, eben bin ich im Begriff zu bauen. Steine.

Holz und alles Nöthige iſt angeſchafft. Nur mit meiner Frau bin ich noch nicht ganz einig.

Mutter. Nun, nun! die Frauenzimmer haben auch vom Verjüngen geſprochen. Wenn ſich das ſo thun ließe! Zum neuen Gaſthof eine neue Wirthin, ein neuer Wirth! das ließe ſich hören.

Vater. Laß das gut ſeyn! daran, fürcht' ich, möcht' es hapern.

Pathos. Sprecht nicht mehr vom Gaſthof, es iſt von ganz andern Dingen die Rede.

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Reiſender.

Reiſender (draußen). He! Wirthshaus! Wirthshaus! Warum iſt das Thor zu? Warum iſt die Thüre verſchloſſen? Laßt mich ein! ich muß hinein.

Pathos. Wer iſt der Unverſchämte, der unſere heiligen Zirkel zu ſtören droht?

Vater (gegen das Fenſter). Es iſt ein Fußreiſender.

Phone (gegen das Fenſter). Ein hübſcher, junger Menſch.

Nymphe (gegen das Fenſter). Ach gewiß einer von den liebenswürdigen, die ſich's ſo ſauer werden laſſen, überall die holden Naturſcenen aufzuſuchen. Der Himmel hat ſich auf einmal überzogen, ich fürchte ein Ge-

witter. Laßt mir den Guten nicht weiter gehen, laßt ihn herein.

Pathos. Habt ihr ein ander Zimmer, gute Leute, daß ich allein seyn kann?

Vater. Was ihr seht, ist das ganze Haus.

Pathos. So muß er draußen bleiben, ich kann ihm nicht helfen.

(Das Fenster geht auf, Reisender springt herein, im Kostum der bessern deutschen Fußreisenden.)

Reisender. Was sehe ich? Einen leeren, verlaßnen Raum glaubte ich zu betreten, und finde die vortrefflichste Gesellschaft. Seyn Sie mir gegrüßt, meine Damen, gegrüßt, Herr und Frau Wirthin! Manchen Wald habe ich durchwandelt, manch Gebirg durchstiegen, manche Aussicht bewundert, manche Ruine durchkrochen, in mancher Mühle durchnachtet; aber solch ein glückliches Abenteuer ist mir nirgends aufgestoßen.

Phone (leise zu den andern). Er gefällt mir gar nicht übel.

Nymphe. Er hat was sehr interessantes.

Pathos. Gute Sitten und Lebensart läßt er hoffen.

Reisender. Wo soll ich anfangen? wo soll ich aufhören? Soll ich geistreicher Anmuth, soll ich edler Natürlichkeit, soll ich der Majestät, dem Biedersinn, der Treuherzigkeit opfern?

Phone. Das scheint ein Physiognomist zu seyn, er macht uns Complimente, die wir gern annehmen.

Wenn er mir nur nicht, um ſichrer zu gehen, nach der neuen Methode, den Kopf befühlen will.

Vater. Womit kann man dienen?

Mutter. Was ſteht zu Befehl?

Nymphe. Vielleicht verſchmähen Sie unſer Frühſtück nicht? Kann ich aufwarten? (ſie reicht ihm einen Becher.)

Reiſender. Aus ſo ſchönen Händen einen Labetrunk, wer könnte den verſchmähen! aber beſchämen Sie mich nicht! an mir iſt zu fragen: womit ich aufwarten? womit ich dienen kann?

Phone. Was haben Sie uns denn anzubieten?

Reiſender. Ohne Pralerey, die kunſtreichſte Unterhaltung.

Phone. Uns! eine kunſtreiche Unterhaltung! Schweſter, wir wollen doch ſehen, wie er das anfängt.

Nymphe. Nun iſt meine ganze Freude hin! ich hielt ihn für einen zarten, feinfühlenden Sohn der Natur und wollte mich eben mit ihm über Berg und Hügel, über Ausſichten, Thäler und verfallene Schlöſſer unterhalten, und am Ende iſt der gute Menſch ein Taſchenſpieler!

Pathos. Und wenn es wäre; ſo hätte es nichts zu ſagen. Ich kann dergleichen wohl mit anſehen, wenn ich nur weiter nichts damit zu ſchaffen haben ſoll.

Phone (zum Reiſenden). Nun! und ſo wären Sie alſo denn doch, was man einen Taſchenſpieler heißt?

Reiſender. Keinesweges, meine Damen! Für eine jede Kunſt, für ein jedes Handwerk hat die Welt einen Spitznahmen, ja für das Edelſte und Beſte einen Eckelnahmen gefunden. Doch wenn ich mich ſelbſt ankündigen ſoll; ſo bin ich ein Phyſikus, der wunderliche Dinge hervorzubringen und darzuſtellen weiß. Ein Phyſikus iſt verwandt mit dem höchſten Ernſt, da mag er ein Philoſoph heißen, und mit dem gemeinſten Spaß da kann er für einen Taſchenſpieler gelten.

Nymphe. Mit allen ſolchem Zuge mag ich eben gar nichts zu thun haben.

Phone. Und warum nicht? ich werde immer heiter, wenn màn mich auf eine unſchuldige Weiſe zum Beſten hat.

Pathos. So laßt ihn denn doch nur gewähren und ſeht ſeinen Scherzen mit Vergnügen zu. Immer iſt es beſſer, daß er eure Augen, eure Sinne betrügt, als wenn er euer Herz oder euren Geſchmack verführen wollte.

Reiſender. Sie ſcheinen, meine Damen, dieſe geringen Verdienſte, die ich Ihnen anzubieten habe, wenn ich aufrichtig ſeyn ſoll, auch etwas gar zu gering zu ſchätzen. Es möchten wohl Späße ſeyn, was ich im Sinn habe; aber ſo ganz pur ſpaßhaft ſind ſie nicht; denn ich ſpaße zum Beyſpiel nicht allein. Wollen Sie nicht Theil daran nehmen, und zwar perſönlichen Theil; ſo läßt ſich gar nichts ausrichten. Fangen wir zum Beyſpiel

gleich davon an: daß Sie ſich hier nicht zum Beſten befinden.

Nymphe. Und warum nicht?

Phone. So ganz übel könnt' ich doch auch nicht ſagen.

Pathos. Wir wollen geſtehen, daß es wohl beſſer ſeyn könnte.

Reiſender. Viel zu umſtändlich wäre es, hier am Orte eine Veränderung abzuwarten.

Vater. Nun freylich! und ich müßte noch dazu Sie erſuchen, das Haus zu räumen, ehe ich das neue aufſtellen könnte.

Reiſender. Deßhalb hielte ich es für das ſicherſte, wir veränderten ſelbſt den Ort! welches mit keinen gar zu großen Schwierigkeiten verbunden ſeyn möchte.

Phone. Freylich, wenn wir uns in den Wagen ſetzen und, in ſchlechtem oder gutem Wetter, noch ſo viele Meilen weiter fahren wollten.

Nymphe. Ja wohl! und mir gefällt es hier für dießmal, laß uns eben bleiben.

Pathos. So hört doch wenigſtens, was er zu ſagen hat. Die Art, wie er es vorbringt, läßt mich hoffen, daß er dabey was eigenes denken mag.

Reiſender. Gewiß und ungezweifelt, meine Damen! denn wie würde ich mich nur irgend mit Recht einen Phyſikus nennen können, wenn ich nicht die wunderbaren Mittel, durch die man das Unmögliche möglich

macht, ſo bequem wie ein anderes Hokus Pokus, in Händen hätte. Beliebt nun, zum Beyſpiel Ihnen ſämmtlich, wie wir hier beyſammen ſind, den Ort zu verändern, in die Luft zu ſteigen, an einem andern Orte, an einem würdigern Platze ſich niederzulaſſen?

Pathos. Das ſollte mir ganz angenehm ſeyn.

Phone. Ich gehe gleich auch mit.

Nymphe. Ich entſchlieſſe mich, obgleich ungern. Hier von dieſem Bezirk der Unſchuld reiße ich mich nur mit Schmerzen los.

Reiſender. Nun Alter, wie ſieht's mit euch aus? ſeyd ihr auch dabey?

Vater. Es iſt ein wunderlicher Vorſchlag! Faſt habe ich Luſt! doch ſagt mir nur erſt wie es werden ſoll?

Reiſender. Und ſie, gute Frau?

Mutter. Nein, ich will nichts damit zu ſchaffen haben. Das iſt baare Hexerey! und bin ich doch ſchon oft, blos darum, weil ich eine tüchtige gute Hausmutter bin, in den Verdacht gekommen, als flöge der Drache bey mir ein und aus. Fort, junger Herr, bleibt mir vom Leibe!

Reiſender. Niemand iſt gezwungen. Die meiſten Stimmen, hoffe ich, ſind für die Fahrt, wenn wir ein künſtliches Fuhrwerk herbeyſchaffen. Wer mitgehen will, hebe die Hand auf.

(Alle heben die Hand auf auſſer der Mutter.)

Vorher aber muß ich ſie auch durchaus beruhigen. Von

Luftballonen haben Sie neuerer Zeit viel gehört. Herren und Frauen ſind damit aufgeſtiegen. Ferner aus ältern Zeiten, iſt die wahrhafte Geſchichte von Fauſts Mantel jedem bekannt. Aus dieſen beyden Verſuchen werden wir einen dritten bilden, der vortrefflich gelingen muß. Hier oben ſehe ich einen Teppich hängen! was iſt das für ein Teppich?

Vater. Sonſt hielten wir ihn ſehr in Ehren. Es iſt ein alter, geerbter Teppich; doch jetzt haben wir ihn dahinauf gebunden, weil der letzte Schnee uns eben auf die unverſchämteſte Weiſe im Bette beſuchen wollte.

Reiſender. Könnten wir den Teppich nicht geſchwind herunter nehmen?

Vater. Geſchwind nicht wohl! Ich müßte die große Leiter holen. Wir haben ein paar Stunden gebraucht, um ihn hinauf zu knüpfen.

Reiſender. Das thäte ſo viel nicht. Wenn Sie mitwirken wollen, meine Schönen, ſo getraue ich mir ihn in kurzer Zeit herab zu bringen. Nehmen Sie hier dieſe Blättchen, und ſingen Sie die wenigen Noten. Sie haben ſonſt von Liedern gehört, mit denen man den Mond herunter zieht. hier gilt es nur einen Teppich; aber es gilt für alles Hohe, das wir zu uns herunter ziehen, um uns deſto lebhafter von ihm hinaufheben zu laſſen.

(Die Damen ſingen. Reiſender entfernt ſich indeſſen, und benutzt die Zeit, die zu ſeiner Umkleidung nöthig iſt. Der

Teppich ſteigt langſam nieder, und breitet ſich auf dem Boden aus.)

Warum doch erſchallen
Himmelwärts die Lieder? —
Zögen gerne nieder
Sterne, die droben
Blinken und wallen.
Zögen ſich Luna's
Lieblich Umarmen,
Zögen die warmen
Wonnigen Tage
Seeliger Götter
Gern uns herab.

Reiſender (der in einem weiten Talar zurückkommt). Sie verzeihen, wenn ich in einer fremden Tracht erſcheine! doch man bewirkt das Wunderbare nicht auf alltägliche Weiſe. Sie ſehen, der Teppich hat ſich herabgelaſſen, und iſt eben ſo bereit, um mit uns allen wieder aufzuſteigen. Das Leichte hebt er leicht und mit Grazie; aber auch ſelbſt das Schwerſte ſchleppt er wenigſtens in die Höhe. Wer hat Muth, ihn zu betreten?

Pathos (auf den Teppich tretend). Ich werde ihn in die Höhe heben, er nicht mich.

Phone. Ich merke ſchon wohin das geht, ich bin daben. (Sie tritt auf den Teppich.)

Nymphe. Ich fühle eine gewiſſe Furcht. Ganz wohl iſt mir's nicht zu Muthe; indeß, ihr Schweſtern

zieht mich und ich bleibe nicht zurück. (Tritt gleichfalls auf den Teppich.)

Reiſender. Nun Alter! wie ſteht's denn mit euch aus? getraut ihr euch nicht auch heran?

Vater. Ich möchte wohl! ja, ich kann mich kaum enthalten. So etwas neues und ſonderbares hätte ich gerne längſt verſucht.

Mutter. Biſt du denn ganz von allem guten Rath verlaſſen? Wo willſt du hin? gelingt es, ſo biſt du auf ewig verloren, mißlingt es, ſo brichſt du wenigſtens ein Bein.

Vater. Abhalten laß ich mich nicht. Wo findet ſich ſo eine Gelegenheit zum zweytenmale? Soll ich nicht ſo viel Muth haben, wie dieſe ſchönen Kinder?

Phone. So recht, Vater! kommt, haltet euch an mir, wenns euch ſchwindelt.

Vater. Charmant! Das will ich mir nicht zum zweytenmale ſagen laſſen. (Tritt auf den Teppich.)

Reiſender (der ſie ordnet und revidirt). Bald iſt's gut! noch aber fehlt das Gleichgewicht, denn, ſehen Sie, ich werde mich als Ballaſt quer in die Mitte legen. Die gute Frau muß nothwendig noch heran. Ich bitte gar ſehr, komm ſie doch zu uns.

Mutter. Nein! da behüte mich Gott vor. Ich will mein Gewiſſen nicht beflecken! ich bleibe hier ſtehen und halten, und ich will mich gewiß nicht verführen laſſen. Lieber Mann, gehe mir von dem verwünſchten

Teppiche herunter! ich bitte dich inſtändig, aufs inſtändigſte!

Vater. Ich habe einmal Poſto gefaßt, und ich denke mir, daß daraus was werden ſoll. Sage dem Gevatter Maurer, ſage dem Vetter Zimmermann: ſie ſollen nur alles beſorgen und thun wie wir es abgeredet haben. Ich fahre indeſſen hin, ich komme, wills Gott, wieder. Ein neues Haus, ein neuer Menſch. So dächte ich, du kämſt auch mit, da wäre doch alles gemeinſchaftlich.

(Die vordere Seite des Teppichs fängt an, ſich in die Höhe zu heben und die darauf Stehenden zu bedecken.)

Mutter. O weh! o weh! ich habe es für Spaß gehalten, ich habe es für unmöglich gehalten, und nun macht der Hexenmeiſter Ernſt. Der Teppich geht in die Höhe. Sie fliegen auf und davon. Ich fürchte auch die Frauen ſind durchaus Hexen und Zaubervolk.

Reiſender (der hinter dem Teppich hervorkommt). Liebe Frau, ich bitte ſie mitzukommen. Es iſt keine Gefahr dabey, es geht ſo ſanft, wie ein Schiffchen auf dem Teich, und ſie iſt in der beſten Geſellſchaft.

Mutter. Nein, nein, ich will von euch allen nichts wiſſen. Das mag mir eine ſaubere Geſellſchaft ſeyn, die ſich, mir nichts dir nichts, entſchließt, zum Teufel zu fahren. Ja, ja, Herr! mache er nur große Augen, ſchneide er nur Geſichter, mich erſchreckt er nicht. Denkt er denn, daß ich den Schwarzen nicht auch im bunten

Kittel erkennen werde? Ein Schwarzkünſtler iſt er, oder der Gottſeybewuns ſelbſt.

Reiſender. Will ſie, oder will ſie nicht?

Mutter. Laß er doch erſt einmal ſeine Hände ſehen! Warum hat er denn ſo lange Ermel, wenn er nicht die Klauen verbergen will? Warum iſt denn der Talar ſo lang? als daß man den Pferdefuß nicht ſehen ſoll. Nun ſo ſchlag er ihn doch zurück, wenn er ein gut Gewiſſen hat.

Reiſender. Sie hat mich ja vorhin ganz ſchmuk geſehen.

Mutter. Was? was? Handſchuhe hatte er an, und Elephantenſtrümpfe! darunter läßt ſich gar viel verbergen.

Reiſender. Nun ſo bleibe ſie und erwarte ſie, wie es ihr geht. Wie wir hinaufgeflogen ſind, ſtürzt das Haus zuſammen. Mache ſie wenigſtens, daß ſie hinauskommt.

Mutter. Nein! nein! hier bin ich geboren, hier will ich leben und ſterben. Laß doch ſehen, ob die böſen Geiſter das Haus einwerfen können, das die guten ſo lange erhalten haben.

Reiſender. Nun Adieu! denn. Wenn ſie durchaus ſo halsſtarrig iſt, ſo folge ſie wenigſtens meinem letzten Rath: halte ſie die Augen feſt zu, bis alles vorbey iſt, und ſo Gott befohlen! (Geht hinter den Tepich.)

Mutter. Gott befohlen! nun, das klingt doch

nicht ſo ganz teufliſch. In dieß Eckchen will ich mich ſtecken, die Augen will ich zuthun, mein Gebetlein verrichten, und abwarten, was über mich ergehen ſoll.

Vater (hinter dem Teppich). Lebe wohl Frau! nun geht es fort.

Mutter (an der rechten Seite knieend, und mit beyden Händen die Augen zuhaltend, ganz außer ſich). Ja, nun gehts fort, und ich höre ſchon ſauſen, rauſchen, quiken, ſchreyen, ächzen. Der böſe Geiſt hat ſie in ſeinen Klauen. O weh! o weh! mein armer Mann! Ich unglückſel'ges Weib! Ich höre knittern und krachen, das Gebälke bricht, der Schornſtein fällt, die Mauern berſten. Ach! ach! Wär' ich doch hinaus! Nun iſt's vorbey und das iſt mein letztes.

Eilfter Auftritt.

(Der Schauplatz verwandelt ſich in einen prächtigen Saal. Zu gleicher Zeit hebt ſich der Teppich empor und bleibt in einer gewiſſen Höhe, als Baldachin, ſchweben. Darunter ſtehen Pathos in tragiſcher, Phone in opernhaft-phantaſtiſcher Kleidung, Nymphe weiß, mit Roſengnirlanden. Vater Märten in franzöſiſchem, nicht zu altfränkiſchem Staatskleide, mit Alongeperücke, Stock, den Hut unterm Arm. Der zweyte Knabe, mit zwey großen Masken, einer tragiſchen und komiſchen, in Händen; der erſte Knabe halb ſchwarz und halb re-

ſeinfarb gekleidet, mit zwey Fackeln; Reiſender als Merkur.)

Mutter. Nun iſt's vorbey! Alles iſt ſo ſtill geworden. Nun darf ich wohl wieder aufblinzen. (Sie ſieht erſt durch die Finger, dann ſtarrt ſie die Gruppe, ſo wie das Haus an.) Wo bin ich hingekommen? bin ich auch entführt? Hat ſich um mich alles verändert? O wie ſeh' ich aus? In dieſen meinen Alletagskleidern, in der Kirche! unter ſo vornehmen Leuten. Wo verkrieche ich mich hin?

(Sie tritt in die Couliſſe, die ihr zunächſt ſteht.)

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen außer Matthe.

Pathos. Dank den Göttern, wir ſind in unſere Heimath gebracht. Der Wunderbau iſt vollendet; wie gut läßt ſich's hier weilen und wohnen. Kommt Schweſtern! durchforſcht mit mir die Hallen unſeres neuen Tempels.

(Sie geht mit gemeſſenen Schritten nach dem Hintergrunde.)

Dreyzehnter Auftritt.

Die Vorigen außer Pathos.

Phone (zu Nymphe). Mir gefällt es hier außerordentlich.

Nymphe. Ich wollte, wir wären wo wir hergekommen ſind. Dort war mir's doch behaglicher.

Phone. Sieh nur! welche artige Kinder zu unſern Seiten ſtehen. Der meine iſt beſonders liebenswürdig. Du wendeſt dich weg, artiger Knabe! du flichſt mich! o! ſo bleibe doch. Komm in meine Arme.

Erſter Knabe (macht eine Bewegung nach der linken Seite).

Phone (folgt ihm).

Erſter Knabe (wendet ſich gegen die Rechte und zeigt ſeine ſchwarze Hälfte).

Phone. Was ſeh ich? Welch ein wandelbarer Cameleon biſt du? Erſt ziehſt du mich mit allen Reizen an, nun erſcheinſt du mir fürchterlich. An dieſer Verwandlung erkenne ich dich wohl.

Erſter Knabe (der ſich wieder nach der linken Seite wendet und ſeine helle Hälfte zeigt).

Phone. Nun ſehe ich dich wieder heiter und ſchön. So abwechſelnd gefällſt du mir eben. Ich muß dich haſchen, dich feſt halten und vermag ich es nicht, ſo will ich dich ewig verfolgen.

(Beyde ab, an der linken Seite des Grundes.)

Vierzehnter Auftritt.

Die Vorigen außer Phone und dem erſten Knaben.

Nymphe (zu dem Knaben). Laß mich in dieſen glänzenden Prachtſälen, in denen ich nur ein unendlich Leeres empfinde, dich liebes Kind an mein Herz drücken, und in deiner Kindernatur mich wieder herſtellen.

Zweyter Knabe (hebt die komiſche Maske empor und hält ſie vors Geſicht).

Nymphe. O pfui! welch ein Abſcheu! welch ein Schreckbild! welch Entſetzen! entferne dich! (ſie macht einige Schritte gegen die linke Seite, der Knabe tritt ihr nach.) Laß mich! bleib zurück! Welch ein böſer Genius verfolgt mich. Ahnete mein Herz doch hier nichts gutes. Wie entkomme ich? wo fliehe ich hin? (ſie entflieht, vom Knaben verfolgt, nach der rechten Seite des Grundes.)

Fünfzehnter Auftritt.

Die Vorigen außer Nymphe und zweyter Knabe.

Vater (welcher die ganze Zeit mit Verwunderung da geſtanden, an der linken Seite ein wenig hervortretend). Wunderbar genug gehts hier zu. Ich erhole mich noch nicht von meinem Erſtaunen. Möchte ich doch wohl wiſſen, wie das zugegangen iſt? wo wir ſind? welcher

König dieſen Pallaſt bewohnt? Beſonders artig aber ſind' ich es von den Geiſtern, daß ſie auch gleich für unſere Garderobe geſorgt haben. Potz Fiſchchen! ich dächte ſo könnten wir uns bey Hofe wohl ſehen laſſen. (Er geht mit Behaglichkeit nach dem Grunde.)

Sechzehnter Auftritt.

Merkur allein
(gegen die Zuſchauer vortretend).

Wenn ihr, verehrte Viele, die ſich dieſen Tag,
Zu unſres Feſtes Weihe, mächtig zugedrängt,
Des erſten Spiels leichtfertige Verworrenheit
Mit günſt'gen Augen angeſehn, mit günſt'gem Ohr
Die räthſelhaften Reden willig aufgefaßt;
So ſind auch wir der Pflichten dankbar eingedenk,
Und ohne Säumen tret' ich abgeſendet her.
Den Schleyer eilig wegzuheben, der vielleicht
Noch über unſerm raſchbewegten Scherzen ſchwebt.

Wenn das Gefühl ſich herzlich oft in Dämmrung freut,
So gnüget heitre Sonnenklarheit nur dem Geiſt.
Und eurem Geiſte zuzuſprechen haben wir
Beſondrer Formen bunte Mannigfaltigkeit,
Verwegen und vertraulich, euch vorbey geführt.

Zuförderſt alſo wird euch nicht entgangen ſeyn,
Daß jener Bauernſtube niedrige Gelegenheit

Das alte Schauſpielhaus bedeutet, das euch ſonſt,
Mit ungefälliger Umgebung, oft bedrängt
So gut als uns, und das wir ſämmtlich ſtets verwünſcht.
Geſprengt iſt jene Raupenhülle, neu belebt
Erſcheinen wir in dieſes weiten Tempels Raum.
Bedeutend iſt's zu gleicher Zeit und wirklich auch;
Denn ihr habt alle beſſern Platz, ſo gut als wir.
Drum Lob den Architecten, deren Sinn und Kraft,
Auch den Gewerken, deren Hand es ausgeführt.

Und wenn wir aus dem alten in den neuen Raum
Zu Fuße nicht gegangen, ſondern unverhofft
Ein höh'res Wirken ſcheinbar uns hinweg geführt;
So zeigen dieſe Scherze, daß wir, mehr und mehr,
Zu höh'ren Regionen unſrer edlen Kunſt
Uns aufzuſchwingen, alle vorbereitet ſind.

Weil aber uns im Sinne ſchwebt der alte Spruch:
Daß von den Göttern alles zu beginnen iſt;
So denket jener Oberhäupter, deren Gunſt
Des neuen Zuſtands Freundlichkeit gewährt.
Der beyden Fürſten, die von Einem alten Stamm
Entſproſſen, und gerüſtet mit des Wirkens Kraft,
In ihrer hohen Thaten unbedingten Kreis
Auch uns, mit Vaterarmen, aufgefaßt.
So danket jenem, dieſes Landes Herrn,
Der in dem holden Thale, das den grünen Schmuck
Belebter Zierde ſeiner Vaterhand verdankt,
Auch uns den Platz bezeichnet, uns, zugleich
Mit all den Seinen, friedliche Geſetzlichkeit

Und reifer Fülle ſichern Dauerſtand gewährt.
Sodann, dem nahverwandten dankt, der uns her
Geſendet, einen Muſtertheil des lauten Chors,
Der ihn umgiebt, verbreitend Kunſt und Wiſſenſchaft.

So haben beyde väterliche Fürſten denn
Der neuen Anſtalt ſolche hohe Gunſt erzeigt,
Auf daß, an unſern Stellen, beyde, wir und ihr,
Gedenken mögen, im Vergnügen unſrer Pflicht:
Uns wechſelsweis zu bilden. Denn der Künſte Chor
Tritt nie behaglich auf, wofern er nicht bequem
Gebahnte Wege findet. Durch ein wild Geſträuch,
Durch rohen Dorngeflechtes Unzugänglichkeit
Kann er die leichten Tänze nicht gefällig ziehn.
Was ſie zu leiſten immer auch ſich vorgeſetzt,
Gelingt nur dann und wächſt nur dann erſt weiter fort,
Wenn ſchon gebildet ihnen, heiter, Herz und Sinn,
Mit lebenskräftiger Fülle reich entgegen ſtrebt.

So denken jene, die uns dieſen Platz vertraut;
Und alſo denkt der große König ebenfalls,
Der nachbarlich an dieſe reiche Fluren gränzt.
Auch er erwartet, auf geſunden derben Stamm
Gepfropfter, guter edler Früchte ſich zu freun,
Und heget reiner Sitten innerlich Geſetz
Im Buſen ſeines Volks lebendig aufgeſtellt,
Und, auf dem Weg durch die Gefilde ſchöner Kunſt,
Nach lebensthät'gen Zwecken unverwandten Blick.

So füllet nun das Haus, ihr Erdengötter,

Mit eurer Gegenwart, mit Euerm Sinn.
Daß, ſchauend oder wirkend, alle wir zugleich
Der höhern Bildung unverrückt entgegen gehn.

Und bietet aller Bildung nicht die Schauſpielkunſt,
Mit hundert Armen, ein phantaſtiſcher Rieſengott,
Unendlich mannigfaltge, reiche Mittel dar?
Davon an unſern kleinen Kreis heran zu ziehn,
So viel als möglich, iſt ein unverrückt Geſetz
In unſerm Haushalt, und wir haben heute gleich
Das was wir bringen, euch in Bildern dargeſtellt.
Von denen geb' ich ſchuld'ge Rechenſchaft zum Schluß,
Damit ihr deutlich ſchauet unſern ganzen Sinn.

Siebenzehnter Auftritt.

Merkur. Mutter Marthe.

Mutter (eilig von der rechten Seite her eintretend). Iſt denn Niemand, gar Niemand hier? ich laufe mich, in den weitläufigen Kreuzgängen, faſt außer Athem. Es wird mir bange in dieſer Einſamkeit.

Merkur.

So ſchneidet mir die gute Frau den Vortrag ab.

Mutter (ihn erblickend). Gott ſey Dank, wieder eine lebend'ge Seele! Wer ihr auch ſeyd, habt Barmherzigkeit mit mir, ſagt mir wo ich bin, wo mein Mann iſt, und weil ihr gewiß mit dieſen Herenmeiſtern zuſammenhängt, ſo ſchafft mir doch meine Sontagskleider.

Zu Hauſe im Kaſten liegen ſie ganz ordentlich auf einander. Für einen von euren Geiſtern iſt es ein kleines Packet, und mir iſt alles daran gelegen, mich, als eine wohl anſtändige Perſon, zu recommandiren.

Merkur

(gegen das Publikum gewendet).

Doch, daß ich ihre Gegenwart ſogleich benutze;
So ſprech' ich's aus: Hier dieſe gute Frau,
So wenig es ihr Anſehn geben mag,
Iſt ſelbſt ein allegoriſch Weſen.

Mutter. Wie? was? ich ein Weſen? ich allegoriſch? Das ſagt mir ein anderer nach. Ich bin nicht allegoriſch, bin nicht a la modiſch. Doch wenn ich ſaubere Kleider haben will, um mich anſtändig, in vornehmer Geſellſchaft ſehen zu laſſen; ſo iſt es eine Schuldigkeit. Man geht nicht mit Alltagskleidern in die Kirche.

Merkur

(immer gegen das Publikum gekehrt).

Man könnte ſie auch wohl ſymboliſch nennen.

Mutter. Das iſt zu arg, mein Herr, ich bin nicht ſimpel. Ein gutes einfaches Weib bin ich, das will ich bleiben und dafür gelten. (Sie weint.)

Merkur (wie oben).

Sie weine nur, bis ich mich deutlicher erklärt.
Sie zeigt, ſymboliſch, jenes aufgeweckte Spiel,
Das euch, grotesk, die Menſchen darzuſtellen wagt.
Beſchränkten Eigenwillen, heftige Begier
Und Abſcheu, Zornes Raſerey und faulen Schlaf.

Leichtfertige Verwegenheit, gemeinen Stolz.
In ſolchem Spiele tritt ſie auf als Meiſterin
Und außerdem, in manchem Sinn, erfreut ſie euch.
Doch heute hat ſie ſich das Eine Bauerweib
So feſt in Kopf geſetzt.

(Auf ſie losgehend.)

Madam!

Mutter. Ey was Madam! Frau Marthe bin ich.

Merkur.

Wer dieſe Säle nur betritt der iſt Madam,
Drum fügen Sie ſich nur.

Mutter (ihm ſcharf ins Geſicht ſehend). Irr' ich mich nicht, ſo ſeyd ihr gar der Schelm, der mir den Mann entführt. Wo iſt mein Mann?

Achtzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Vater Märten (im Staatskleide).

Merkur.

Dieß zu erfahren fragen Sie die Excellenz,
Die dort ſich, gravitätiſch langſam, her bewegt.
Der Herr muß alles wiſſen, denn er iſt ſchon längſt
Der Königin Jac Totum, die uns alle vereint.

Mutter (geht, mit zunehmenden Reverenzen, auf den Hereintretenden los).

Merkur.

Ich rede mehr, denn mannigfaltig ſind des Manns

Bemühungen, ihr wißt es wohl, in manchem Fach;
Doch heute ſtellt er euch das biedre Schauſpiel dar,
Das euch des bürgerlichen Lebens innern Gang,
Mit wahrer Form und Farbe, vor die Augen bringt.
Ihr wißt, wem dieß die Deutſchen ſchuldig ſind;
Nicht ungerüſtet kommen wir zu dieſem Fach.

(Wie die beyden andern vortreten, zieht er ſich ein wenig zurück.)

Vater (der gravitätiſch, ohne auf die Frau zu merken, gegen das Proſcenium hervor gekommen). Was will ſie gute Frau?

Mutter. Ach! gnäd'ger Herr! wo iſt mein Mann? Sie haben mir meinen Mann entführt. Ich bitte, um aller Welt willen, ſchaffen Sie mir ihn wieder.

Vater. Haben ihn die Werber weggenommen? ſo eine junge hübſche Frau mag wohl einen hübſchen, rüſtigen Mann haben. Ich bedaure ihren Verluſt! Es geht jetzt etwas heftig mit der Rekrutirung.

Mutter. Ach mein Gott! was ſprechen Euer Excellenz! was ſprechen Sie von rüſtig! von Rekruten! Einen armen, alten, ſchwachen Ehekrüppel muß ich ſchon mehrere Jahre nur ſo hegen und pflegen.

Vater (halb für ſich). Ey du vermaledeytes Weib!

Mutter. Was meynen Euer Excellenz?

Vater (mit verhaltenem Zorn). Ich meyne: daß eine Frau beſſer von ihrem Mann ſprechen ſollte.

Mutter. Verzeihen Euer Excellenz, ich habe viel zu viel Reſpect, um Ihnen eine Unwahrheit zu ſagen.

Die Haushaltung liegt ganz allein auf mir, mit dem Feldbau geht es nur so so. Nun hat er sich aus lauter Müßiggang, beym Pfeifchen Tabak, einen neuen Hausbau ausgedacht. Ueberhaupt weiß ich gar nicht was ich denken soll. Ehemals tappte er, nun man sollte es nicht sagen, aber wahr ist's, auf allen Vieren, nur so durch die Welt hin, und sah weder rechts noch links, und gehorchte mir blindlings; nun aber hat er sich auf einmal auf die Hinterbeine gesetzt.

Vater. Ordentlich wie ein Mensch? da thut er wohl dran.

Mutter. Keineswegs, denn gleich hauen die Männer über die Schnur, wenn man ihnen ein bischen Luft läßt. Er hat sich mit Herenmeistern eingelassen, die haben ihn auf und davon geführt und mich selbst behext, daß ich nicht weiß, wo ich zu Hause bin. Der thörichte Graukopf ist an allem Schuld.

Vater. Sie sollte vom Alter nicht verächtlich reden! weiß sie das. Ich bin auch alt und bin kein Krüppel, kein Tagedieb.

Mutter. Ach ich bitte tausendmal um Vergebung! mit Euer Excellenz ist es ganz was anders. Euer Excellenz stehen so derb auf den Füßen, anstatt daß mein Alter immer mit geknickten Knieen herumschlurft. Wie schön gerad halten Sie sich nicht, indeß mein Alter krumm und gebückt einher geht. In Euer Excellenz glattem Gesicht ist keine Runzel zu bemerken! und nun

gar der Anſtand, die majeſtäuiſche Perücke. Wie glücklich iſt Ihre Frau Gemahlinn, einen ſolchen Herrn zu beſitzen.

Vater. Wer weiß wie ſie hinter ſeinem Rücken ſpricht.

Mutter. Was könnte ſie anders als Gutes.

Vater. Das denkt jeder gute Ehemann und läßt ſich bey der Naſe herum führen; aber das wird uns gar zu ſchlecht gelohnt. Marthe! Marthe! das hätte ich nicht von dir gedacht.

Mutter. Was höre ich! was ſeh' ich! die Excellenz und mein Mann iſt es einer? ſind es zwey?

Merkur

(der zwiſchen ſie hinein tritt, ein Gewand auf dem Arm).

Er iſt es freylich! Wundern müſſen Sie ſich nicht
In dieſem Wunderlande. Faſſen Sie ſich, gute Frau.
Vor allen Dingen aber ziehen Sie nur das Gewand
Gefällig an; auch dieſes wird ein Wunder thun:
Es friſchet Ihnen das Gedächtniß lebhaft an,
Vergangner Lagen werden Sie gedenken gleich.

Mutter. Nun laſſen Sie ſehen! (Sie nimmt das Gewand über.)

Merkur.

Und haben Sie von Seelenwanderung nicht gehört?

Mutter. Ach, ich weiß nicht ob meine Seele oder mein Körper auf der Wanderſchaft iſt.

Merkur.

Wir eben alle ſind dergleichen wandernde,

Bewegliche Seelen, die gelegentlich
Aus einem Körper in den andern übergehn.
Zum Beyſpiel! haben Sie Frau Wunſchel nicht gekannt?

Mutter. Ja Frau von Wunſchel wollen Sie ſagen. Ich erinnere mich derſelben noch gar wohl. Eine liebe, liebe Frau. (Hier wird eine ſchickliche Stelle aus der Rolle der Madame Wunſchel eingeſchaltet.)

Merkur.

Die Frau von Brumbach iſt wohl Ihnen auch nicht fremd?

Mutter. Ach ja, es iſt eine Dame in ihren beſten Jahren. Sie hatte ſo ein Gänschen von Nichte. (Hier wird eine ſchickliche Stelle aus der Rolle der Frau von Brumbach eingeſchaltet.)

Merkur.

Das alles waren Sie und ſind es noch,
Sobald Sie wollen, meine liebe, gnäd'ge Frau!

Mutter. Nun ſpricht der Herr ganz vernünftig. Das laß ich mir gefallen.

Merkur.

Nun edler Herr! die Hand an dieſe Dame hier!
Verſöhnung! Was man Märten übels zugefügt,
Das darf die Excellenz nicht ahnden.

(Mann und Frau geben einander die Hände.)

So iſt's recht.
Und nun, als Baucis und Philemon unſers Tempelbau's,
Genieſſet lange noch des guten Glücks,
Die Herrn und Frauen zu ergötzen. Tretet bald,
Als Oberförſter, Oberförſterin, im Glanz

Der Kunſt und der Natur, bewundert auf.
Nun aber dächt' ich wir empfehlen uns.

Mutter. Ey freylich! das verſteht ſich von ſelbſt. Wir werden nicht weggehen wie die Katze vom Taubenſchlag. Und ſomit wollen wir uns beſtens empfohlen haben. Es ſoll uns jederzeit angenehm ſeyn, wenn Sie einkehren, und mit uns vorlieb nehmen wollen.

Vater. Ich confirmire mich mit meiner geſprächigen Hälfte, und wünſche allerſeits wohl zu leben.

(Er giebt ihr den Arm und ſie gehen zuſammen ab.)

Neunzehnter Auftritt.

Nymphe. Zweyter Knabe (der ſie verfolgt). Merkur.

Nymphe (flieht vor dem Knaben, der ſie mit der Maske ſcheucht, ſie eilt auf Merkur loß, und wirft ſich ihm um den Hals). Rette mich geliebter, ſchöner, göttlicher Jüngling von dem ungeheuern Geſpenſt, das mich verfolgt. Du erſchienſt mir vor kurzem in menſchlicher Bildung, und gleich neigte ſich mein Herz dir zu. Ich erquickte dich mit irdiſchem Trank, nun laß mir auch deine himmliſche Gewalt zu Gute kommen.

Merkur.

Du ſüße kleine Leidenſchaft erhole dich.

Nymphe. Ihr habt mich weggeriſſen aus der ſtillen ländlichen Wohnung, wo ich die unſchuldigſten Freu-

den genoß; ihr habt mich in dieſe Säle geführt, wo für mich nichts reizendes zu finden iſt, wo mich Larven verfolgen, vor denen ich keine Rettung finde, als an deinem Buſen.

Merkur

(indem Nymphe an ihm gelehnt bleibt, zu den Zuſchauern).

Indem ſich, meine Herrn, das ſchöne Kind
An meinen Buſen drängt, verwirr' ich mich;
Vergeſſe faſt, daß ich als Gott mich dargeſtellt,
Und daß ich überdieß, als Prologus,
Als Commentator dieſes erſten Spiels
Vor euch in Pflichten ſtehe; doch verzeiht!
Ich ſelber finde meine Lage ſehr bedenklich.
Und wenn das ſchöne liebevolle Kind
Nicht eilig ſich erholt, daß ich mich ſchnell
Von ihr entfernen kann, ſo fürcht' ich ſehr,
Die Flügelchen an Hut und Schuh und Stab
Verpfänd' ich gegen einen einz'gen Kuß.
Indeſſen will ich mich um euretwillen
So gut als möglich faſſen, euch ſo viel
Nur ſagen: daß mein gutes, holdes Kind
Das Liebliche, Natürliche bedeutet,
Das ſich ſo redlich ausſpricht wie es iſt,
Das ohne Rückhalt ſein gedrängt Gefühl
Auf Bäume, Blüten, Wälder, Bäche, Felſen,
Auf alte Mauern, wie auf Menſchen überträgt.

(zu Nymphe.)

Biſt du beruhigt liebe kleine Seele?

Zweyter Knabe (zu Merkur).

Ihr ſprecht von allen gegen dieſe Herren;
Nur mich vergeßt ihr, ſagt auch, wer ich bin.

Merkur.

Wohl billig kommt die Reihe nun an dich;
Doch producire dich nur ſelbſt! du ſiehſt es ja,
Ich habe hier genug zu thun. Friſch und beherzt
Hervor und ſprich: der Jüngſte bin ich dieſes Chors,
Das maskenhafte Spiel, das ein gewandter Freund
Aus Roms verfall'nem Schutte, ja, was mehr,
Aus altem Schulſtaub neubelebt herangeführt.
Laß deine Maske ſehen! dieſe da!

(das Kind hebt die komiſche Maske auf.)

Dieß derbe wunderliche Kunſtgebild,
Zeigt, mit gewalt'ger Form, das Fratzenhafte;

(das Kind hebt die tragiſche Maske auf.)

Doch dieſes läßt vom Höheren und Schönen
Den allgemeinen, ernſten Abglanz ahnen.
Perſönlichkeit der wohlbekannten Künſtler
Iſt aufgehoben, ſchnell erſcheinet eine Schaar
Von fremden Männern, wie dem Dichter nur beliebt,
Zu mannigfaltigem Ergötzen, eurem Blick.
Daran gewöhnt euch, bitten wir nur erſt im Scherz,
Denn bald wird ſelbſt das hohe Heldenſpiel,
Der alten Kunſt und Würde völlig eingedenk,
Von uns Cothurn und Maske willig leihen.
Sie kennen dich! nun Lieſchen ſey es dir genug.
Ein andres bleibt uns übrig, dieſes holde Kind,
Das dich ſo ſchüchtern ſieht, dir zu verſöhnen.
Drum heb' ich meinen Stab, den Seelenführer,

Berühre dich und ſie. Nun werdet ihr,
Natürliches und Künſtliches, nicht mehr
Einander widerſtreben, ſondern ſtets vereint
Der Bühne Freuden mannigfaltig ſteigern.

Nymphe.

Wie iſt mir! welchen Schleyer nahmſt du mir
Von meinen Augen weg, indeß mein Herz
So warm als ſonſt, ja freyer glüht und ſchlägt.

(Merkur tritt zurück.)

Herbey du Kleiner! keinen Gegner ſeh' ich,
Nur einen Freund erblick' ich neben mir.
Erheitre mir die ſonſt beladne Bruſt,
In meinen Ernſt verflechte deinen Scherz
Und laß mich lächeln, wo die bittre Thräne floß.
Im Sinne ſchwebt mir eines Dichters alter Spruch,
Den man mich lehrte, ohne daß ich ihn begriff,
Und den ich nun verſtehe, weil er mich beglückt.

Natur und Kunſt ſie ſcheinen ſich zu fliehen,
Und haben ſich, eh man es denkt, gefunden;
Der Widerwille iſt auch mir verſchwunden,
Und beyde ſcheinen gleich mich anzuziehen.

Es gilt wohl nur ein redliches Bemühen!
Und wenn wir erſt, in abgemeßnen Stunden,
Mit Geiſt und Fleiß, uns an die Kunſt gebunden;
Mag frey Natur im Herzen wieder glühen.

So iſt's mit aller Bildung auch beſchaffen.
Vergebens werden ungebundne Geiſter
Nach der Vollendung reiner Höhe ſtreben.

Wer Groſses will muſs ſich zuſammen raffen.
In der Beſchränkung zeigt ſich erſt der Meiſter,
Und das Geſetz nur kann uns Freyheit geben.
(Nymphe mit dem Knaben ab.)

Zwanzigſter Auftritt.

Merkur. Erſter Knabe.

Erſter Knabe (eilig heranlaufend).

Beſchütze mich! dort hinten folgt mir jene!
Sie will mich haſchen und ich leid' es nicht.

Merkur.

Gelegen wirſt du, allerliebſtes Wunderkind,
Mir in die Hände deine Wechſelfarbigkeit.
Den Augenblick benutz' ich euch zu ſagen:
Daſs wir, die Phantaſie euch darzuſtellen,
Ein ſchäckig Knäblein mit Bedacht gewählt.
Dieſs Zwerglein, wenn es ungebunden ſchwärmt,
Macht Glück und Unglück, wie dem Augenblick beliebt.
Bald wird's euch düſter das Vergangne mahlen,
Mit trübem Firniſs gegenwärt'ge Freuden,
Und mit der Sorge grauem Spinnenflor
Der Hoffnung reizendes Gebild umnebeln.
Bald wieder, wenn ihr in die tiefſte Noth
Verſunken ſchon verzweifelt, euch bebend
Der ſchönſten Morgenröthe Purpurſaum
Um das gebeugte Haupt, erquickend, winden.
Doch iſt er auch zu bänd'gen. Ja er bändigt

Sogar ſich ſelbſt, ſobald ich ihm den Stab
Vertrauend überliefre, der die Seelen führt.
Sogleich iſt er geregelt, und ein roher Stoff
Zu neuer Schöpfung bildet ſich zuſammen.
Wie von Apollos Leyer aufgefordert,
Bewegt, zu Mauern, das Geſtein ſich her,
Und wie zu Orpheus Zaubertönen eilt
Ein Wald heran und bildet ſich zum Tempel.
Uns alle führt er an, wir folgen ihm,
Und unſre Reihen ſchlingt er mannigfach.
Beſonders aber ſtrebt ihm jene Schöne dort,
Auf des Geſanges raſchem Fittig, nach.
Wär' er zu halten, dieſe hielt' ihn feſt;
Doch wollt' er bleiben, ſie entließ' ihn gleich.

Ein und zwanzigſter Auftritt.

Die Vorigen. Phone.

Phone.

Ich ſeh' du haſt ihn! alſo liefre mir ihn aus.

Merkur.

Zuerſt erlaube, daß ich dich erkläre!

Phone.

Ein Mädchen zu erklären, wäre Kunſt.

Merkur (zu den Zuſchauern).

Der Oper Zauberfreuden ſtellt ſie vor.

Phone.

Was ſtell' ich vor?

Merkur.

Die Oper, den Geſang!

Phone.

Vorſtellen läßt ſich der Geſang nicht; aber leiſten.

Merkur.

Nur friſch, zur allgemeinen Freude, immer zu!

Phone

(ſie ſingt eine große Arie, nach deren Schluß ſie ſich gegen den Grund wendet).

Merkur.

Zum Schluſſe, merk' ich, neigt ſich unſer buntes Spiel.

(Zum erſten Knaben, der ſich indeſſen daß Phone ſingt, im Hintergrunde aufgehalten hat, und wie ſie nach dem Hintergrunde geht, ſogleich wieder zu Merkur hervor eilt.)

Hier haſt du meinen Stab, nun geh, mein Kind,
Und führe mir die Seelen alle her.

(Das Kind geht ab.)

Zwey und zwanzigſter Auftritt.

Merkur. Pathos.

Merkur.

Sie kommt in ſtillem Ernſte, die uns heut
Das Tragiſche bedeutet, hört ſie an.
Was ſie zu ſagen hat, verſtände ſie allein.

(Er entfernt ſich.)

Pathos.

Sie ſind gethan die ungeheuren Thaten,

Kein heißer Wunsch ruft sie zurück,
Kein Wählen gilt, es frommt kein Rathen,
Zerstoben ist auf ewig alles Glück.
Von Königen ergießt auf ihre Staaten
Sich weit und breit ein tödliches Geschick.
Welch eine Horde muß ich vor mir sehen?
Das Schreckliche geschieht und wird geschehen!

Der Nächste stößt den Nächsten tückisch nieder,
Und tückisch wird zuletzt auch er besiegt;
Denn, wie ein Schmied, im Feuer Glied an Glieder
Zur ehrnen, ungeheuren Kette fügt;
So schlingt in Greuel sich ein Greuel wieder,
Durch Laster wird die Lasterthat gerügt:
In Todesnebel, Höllenqualm und Grausen
Scheint die Verzweiflung nur allein zu hausen.

Doch senkt sich spät ein heiliges Verschonen
In der Verlemmung allzudichte Nacht,
Am holden Blick in höhre Regionen
Fühlt nun sich jedes edle Herz erwacht,
Dort drängt's euch hin, dort hoffet ihr zu wohnen,
Auf einmal wird ein Himmel euch gebracht;
Vom Reinen läßt das Schicksal sich versöhnen,
Und alles löst sich auf im Guten und im Schönen.

Letzter Auftritt.

Alle.

Sie reihen ſich in folgender Ordnung:

Marthe. Nymphe. Zweyter Knabe.
Pathos. Erſter Knabe. Phone.
Märten.

Merkur

(der vorwärts an die linke Seite tritt).

Und wenn ſie nun zuſammen ſich geſellen,
Nach der Verwandſchaft endlich angereiht;
So merkt ſie wohl, damit in künft'gen Fällen,
Ihr ſie erkennet, wenn von Zeit zu Zeit
Sie einzeln ſich euch vor die Augen ſtellen,
Wenn jedes einzeln ſeine Gabe beut.
Zu unſrer Pflicht könnt ihr uns liebreich zwingen,
Wenn ihr genehmigt was wir bringen.

Prolog

bey Wiederholung des Vorſpiels in Weimar.

Ein Schiffer, wenn er nach beglückter langer Fahrt,
An manchem fremden Ufer mit Genuß verweilt,
Und mancher ſchönen Früchte, landend, ſich erfreut,
Empfindet erſt der höchſten Wünſche Ziel erreicht,
Wenn ihm der heim'ſche Hafen Arm und Buſen beut.
So geht es uns, wenn wir, nach manchem heitren Tag,
Den wir, an fremder Stätte, thätig froh verlebt,
Zuletzt uns wieder an bekannter Stelle ſehn,
Wo wir als in dem Vaterland verweilen; denn
Wo wir uns bilden, da iſt unſer Vaterland.
Doch wie wir denken, wie wir fühlen iſt euch ſchon
Genug bekannt, und wie, mit Neigung und Vertraun
Und Ehrfurcht, wir vor euch uns mühen wißt ihr wohl.
Darum ſcheint es ein Ueberfluß, wenn man mich jetzt
Hervorgeſendet euch zu grüßen, unſern Kreis
Aufs neu' euch zu empfehlen. Auch erſchein' ich nicht
Um deſſentwillen eigentlich, wiewohl man oft
Das ganz Bekannte mit Vergnügen hören mag;
Denn heute hab' ich was zu bitten, habe was
Gewiſſermaßen zu entſchuldigen. Ja, fürwahr!
Das was wir wollen, was wir bringen, dürfen wir
Euch nicht verkünden, da vor euren Augen ſich
Was wir begonnen, nach und nach entwickelt hat.
Als wir jedoch die nachbarliche Flur beſucht,
Und dort, vor einer neuen Bühne, großen Drang
Der Fremden zu gewarten hatten, die vielleicht
Der kühnen Neuerungen Wageſtücke nicht

Mit günſt'gen Augen ſähe, unſerm Wunſch gemäß;
Da traten wir zuſammen, und in ſeiner Art
Ein jeder ſuchte das zu leiſten, was ihm wohl
Am leidlichſten gelänge; was denn auch zuletzt
Auf Mannigfaltigkeit des Spieles, deren wir
Uns rühmen dürfen, leicht und heiter deutete..
Das iſt denn auch gelungen, und wir hatten uns,
Auf manche Weiſe, der geſchenkten Gunſt zu freun.

Vielleicht nun wär' es klug gethan, wenn wir's dabey
Bewenden ließen, das was glücklich dort gewirkt,
Weil es beſonders zu dem Fall geeignet war,
Nicht wiederbrächten, hier, wo es doch eigentlich,
An mancher Stelle, nicht gehörig paſſen mag.

Weil aber das Beſondre, wenn es nur zugleich
Bedeutend iſt, auch als ein Allgemeines wirkt;
So wagen wir, auf eure Freundlichkeit, getroſt,
Euch eben darzubringen was wir dort gebracht.
Ihr habt uns oft begleitet in die fernſte Welt,
Nach Samarkand und Peking und ins Feenreich;
So laßt euch heut gefallen in das nächſte Bad
Mit uns zu wandern, nehmt bequemen Platz daſelbſt,
In einem neuen Hauſe, das in kurzer Zeit,
Faſt wie durch Zauberkünſte, ſich heraufgebaut;
Gedenkt, mit Lächeln, einer alten Hütte dann,
In der ihr ſonſt, mit Unluſt, oft die Luſt geſucht;
Denn etwas ähnlich's iſt euch doch auch hier geſchehn.

Und wenn ihr das was andern zubereitet war,

Mit gutem Willen zu genießen euch entſchließt;
So findet ihr wohl manches, das ihr euch
Und eurem Zuſtand anzueignen nicht verſchmäht.
Das alles hegt in ſeinem Herzen! Bitt' ich euch!
Und mit Gefühl und Phantaſie empfanget mich,
Wenn ich, als fremde Herrn und Frauen, euch zuletzt,
Als Sachſen und als Preußen, anzureden wagen muß.

Masken; u. s. c.

Die Weimariſchen Redouten waren beſonders von 1770 an ſehr lebhaft und erhielten oft durch Maſkenerfindungen einen beſondern Reiz. Der Geburtstag der allverehrten und geliebten regierenden Herzoginn fiel auf den 30. Januar und alſo in die Mitte der Wintervergnügungen. Mehrere Geſellſchaften ſchloſſen ſich daher theils an einander, theils bildeten ſie einzelne ſinnreiche Gruppen, davon manches Angenehme zu erzählen ſeyn würde, wenn man ſich jenes wegeſchwundenen Jugendtraums wieder lebhaft erinnern könnte.

Leider ſind die meiſten Programme, ſo wie die zu den Aufzügen beſtimmten und dieſelben gewiſſermaßen erklärenden Gedichte, verloren gegangen, und nur wenige werden hier mitgetheilt. Symbolik und Allegorie, Fabel, Gedicht, Hiſtorie und Scherz reichten gar mannigfaltigen Stoff und die verſchiedenſten Formen dar. Vielleicht läßt ſich künftig auſſer dem vorliegenden noch einiges auffinden und zuſammenſtellen.

Die weiblichen Tugenden.

Zum 30. Januar 1782.

Wir die Deinen
Wir vereinen,
In der Mitte
Vom Gedränge,
Vor der Menge
Leiſe Schritte;
Wir umgeben
Stets dein Leben,
Und dein Wille
Heißt uns ſtille
Wirkend ſchweigen.
Ach verzeihe!
Daß zur Weihe
Dieſer Feyer
Wir uns freyer
Heute zeigen,
Im Gedränge
Vor der Menge
Dir begegnen
Und dich ſegnen.

Amor.

Zum 30. Januar 1782.

Amor, der den ſchönſten Segen
Dir ſo vieler Herzen reicht,
Iſt nicht jener, der verwegen
Eitel iſt und immer leicht;

Es iſt Amor, den die Treue
Neugeboren zu ſich nahm,
Als die ſchöne Welt, die neue,
Aus der Götter Händen kam.

Gierig horcht' ich ihren Lehren,
Wie ein Knabe folgſam iſt,
Und ſie lehrte mich verehren
Was verehrungswürdig iſt.

Mit den Guten mich zu finden
War mein erſter Jugendtrieb,
Mich den Edlen zu verbinden
Machte mir die Erde lieb.

Aber ach! nur allzu ſelten
Freut mein erſter Gruß ein Herz;
Meine falſchen Brüder gelten
Mehr mit leichtem Wechſelſcherz.

Einſam wohn' ich dann, verdroſſen,
Allen Freuden abgeneigt,
Wie in einen Fels verſchloſſen,
Den die Fabel dir gezeigt.

Doch auf einmal bilden wieder
Herzen ſich, dem meinen gleich,
Ewig jung komm' ich hernieder
Und befeſtige mein Reich.

Jugendfreuden zu erhalten
Zeig' ich leis das wahre Glück,
Und ich führe ſelbſt die Alten
In die holde Zeit zurück.

Was den Guten Gut's begegnet
Leiten Göttliche durch mich.
Dieſer Amor grüßt und ſegnet
Heute ſeine Freundinn, Dich!

Planetentanz.

Zum 30. Januar 1784.

An Deinem Tage regt ſich,
Das ganze Firmament,
Und was am Himmel ſchönes brennt
Das kommt und grüßet Dich.

Anfang.

(Vier Winde machen Raum. Die zwölf Himmelszeichen treten hervor, ſie bringen Liebe, Leben und Wachsthum mit ſich. Dieſe ſchönen Kinder eilen die Fürſtinn zu begrüßen; indeß bildet ſich der Thierkreiß. Die Planeten treten hinein. Mercur ruft ſie zur Feyer des Tages; allein noch bezeigen ſie ihren Unmuth, denn die Sonne verweilt zu ſehr zurn. Doch auch ſie naht ſich bald mit ihrem Gefolge, ſendet ihre wirkſamſten Strahlen der Fürſtinn zum Geſchenke, und der feyerliche Tanz beginnt.)

Die

Die Liebe,

Leben und Wachsthum mit sich führend.

Oft schon kam ich frisch und heiter,
Freute Deines Tags mich hier;
Doch ich eilte flüchtig weiter,
Denn zu einsam war es mir.

Heut komm' ich aus fernen Reichen
Wieder her zu Dir geschwind —
Kinder lieben ihres Gleichen
Und ich bin noch immer Kind.

Darum hab' ich mir aus vielen
Diese mit herbey gebracht,
Finde gar auch den Geschielen,
Der uns frisch entgegen lacht.

Gerne bleiben wir und wahren
Mit der größten Sorgfalt Ihn,
Deinen Sohn, der Dir nach Jahren
Doch zur rechten Stund' erschien.

Immer soll das reinste Leben
Mit Ihm wachen, bey Ihm ruhn,
Und der Wachsthum mit Ihm streben
Edel einst Dir gleich zu thun.

Mercur.

Munter bin ich wie die Flammen,
Daß mich alle Götter loben;
Immer ruf' ich sie zusammen,
Und gewöhnlich folgt man mir.

Aber heute stand ich eben
Müßig an des Himmels Stufen,
Denn sie kommen ungerufen
Und versammeln sich vor Dir.

Venus.

Nicht leer dacht' ich herab zu ſteigen:
Ich mach' Ihr jedes Herz zu eigen,
Das wird an Ihrem Tag' die ſchönſte Gabe ſeyn;
Es iſt der Himmelsgaben beſte.
So ſprach ich, trat voll Zuverſicht herein;
Allein ich ſeh', ſie ſind ſchon alle Dein,
Und ſo bin ich nur unnütz bey dem Feſte.

Tellus.

Mich ſchmückt ein tauſendfaches Leben,
Das nur von mir das Leben nimmt;
Nur ich kann allen alles geben:
Genießet was ich euch beſtimmt!
Auch will ich keinem Sterne weichen,
Auf ſo viel Güter ſtolz bin ich,
Am ſtolzeſten auf Deines Gleichen
Und Dich!

L u n a.

Was im dichten Haine
Oft bey meinem Scheine
Deine Hoffnung war
Komm' auf lichten Wegen
Lebend Dir entgegen,
Stell' erfüllt ſich dar.

Meiner Ankunft Schauern
Sollſt Du nie mit Trauern
Still entgegen gehn;
Im Genuß der Freuden
Will zu allen Zeiten
Ich Dich wandeln ſehn.

Mark.

Von dem Meere
Wo die Heere
Muthig stehn,
Von dem Orte
Wo der Pforte
Drohende Gefahren wehn,
Aus der Ferne
Wendet her sich meine Kraft,
Und ich weile gerne
Wo dein Blick
Häuslich Glück
Täglich schafft.

Jupiter.

Ich bin der oberſte der Götter
Wer will ſich über mich erhöhn?
Ich ſchleudre fürchterliche Wetter;
Wer iſt's, wer kann mir widerſtehn?

Wie würd' es meine Bruſt entzünden,
Beſtritte mir ein Gott das Reich!
Allein in dem was ſie für Dich empfinden,
Weiß ich gern alle ſie mir gleich.

Saturn.

Grau und langſam, doch nicht älter
Als ein andres Himmelslicht,
Still und ernſthaft, doch nicht kälter
Tret' ich vor Dein Angeſicht.

Glücklich wie im Götterſaale
Find' ich Dich auf Deinem Thron,
Dich beglückt in dem Gemahle
In der Tochter und dem Sohn.

Sieh' wir ſegnen Dich, wir bringen
Dir ein bleibendes Geſchick,
Und auf himmliſch reinen Schwingen
Ruhet über Dir das Glück.

Deine Tage ſo umkränzend,
Immer licht und neu belebt,
Wie der Ring, der ewig glänzend
Mein erhabnes Haupt umſchwebt.

Cybele.

Im fernen Raum, wohin kein menſchlich Auge drang,
Wo ich der Sterne reine Bahn erblickte,
Und mich ihr lieblicher Geſang
Zu höhern Himmeln aufentzückte,

Dort ſchwebt' ich einſam ungenannt,
Seit vielen tauſend tauſend Jahren,
Ich war der Erde unbekannt
Und hatte nichts von ihr erfahren;

Nun rufen mich verwandte Sphären:
O Schweſter bleib' allein nicht fern!
Zum erſtenmal ein neuer Stern
Komm' auch herab Sie zu verehren! —

Bey Deinem Feſte ſcheint mein ſtilles Licht;
Zwar ſteig' ich bald mit Widerwillen nieder;
Allein vor Dir und Deinem Angeſicht
Find' ich den ganzen Himmel wieder.

Sol.

Von mir kommt Leben und Gewalt,
Gedeihen, Wohlthun, Macht;
Und wurd' ich finster, ruhig, kalt,
Stürzt' alles in die Nacht.

Man ehrt mich, weil ich herrlich bin,
Man liebt mich, weil ich mild.
Des Bildes iſt ein edler Sinn,
Du liebſt ein edles Bild.

Die Wolken führ' ich gleich und ſchnell
Mit unverdroſſnem Arm,
Mein Licht iſt allen Erden hell,
Und meine Strahlen warm.

Erfülle Fürſtinn Deine Pflicht
Geſegnet tauſendmal!
Und Dein Verſtand ſey wie mein Licht
Dein Wille wie mein Strahl.

Maskenzug.

Zum 30. Januar 1801.

Der lang' erſehnte Friede nahet wieder,
Und alles ſcheint umkränzet und umlaubt;
Hier legt die Wuth die ſcharfen Waffen nieder,
Dem Sieger iſt ſogar der Helm geraubt;
Das nahe Glück erreget frohe Lieder,
Und Scherz und laute Freuden ſind erlaubt;
Und wir, als ein Gebild aus höhern Sphären,
Erſcheinen heute Deinen Tag zu ehren.

Die Palmen legen wir zu Deinen Füßen,
Und Blumen ſtreuen wir vor Deinem Schritt.
Die Eintracht darf ſich wieder feſt umſchließen,
An ihrer Seite kommt die Hofnung mit.
In Sicherheit und Ruhe zu genießen
Und zu vergeſſen alles was es litt,
Dieß iſt der Wunſch, der jedes Herz belebet,
Das wieder friſch ins neue Leben ſtrebet.

Und Ceres wird verſöhnet und verehret,
Die wieder froh die goldnen Aehren regt,
Wenn dann die Fülle prächtig wiederkehret,
Die aller Freuden reiche Kränze trägt;
Wird auch der Kunſt der ſchönſte Wunſch gewähret,
Daß ihr ein fühlend Herz entgegenſchlägt,
Und in der Ferne ſehen wir, aufs neue,
Der edlen Schweſtern eine lange Reihe!

Doch jeder blickt bebende nach den Seinen,
Und theilt mit Freunden freudiges Gefühl;
Man eilet ſich harmoniſch zu vereinen,
Und wir ſind hier an der Erſcheinung Ziel;
Du zählſt mit Heiterkeit uns zu den Deinen,
Verzeiheſt mild das bunte Maskenſpiel.
O ſey beglückt! ſo wie du uns entzückeſt,
Im Kreiſe den Du ſchaffeſt und beglückeſt.

Maskenzug.

Zum 30. Januar 1802.

Wenn, von der Ruhmverkünderinn begleitet,
Heroiſcher Geſang den Geiſt entzündet,
Auf Thatenfeldern hin und wieder ſchreitet,
Mit Lorbeer ſich das eigne Haupt umwindet,
Ein Denkmal über Wolken ſich bereitet,
Auf ſchwindendes die ſchönſte Dauer gründet,
Von Göttern und von Menſchen unbezwungen;
So ſcheint's, er hab' ein höchſtes Ziel errungen.

Doch hat uns erſt der Muſe Blick getroffen,
Die dem Gefährlichſten ſich zugeſellt,
Dann ſiehet uns ein andrer Himmel offen,
Dann leuchtet uns die neue ſchönre Welt.
Hier lernet man verlangen, lernet hoffen,
Wo uns das Glück am zarten Faden hält,
Und wo man mehr und immer mehr genießet,
Je enger ſich der Kreis im Kreiſe ſchließet.

Bald fühlſt du dich von jener eingeladen,
Der Holden, die mit Unſchuld ſich verband,
Und Fels und Baum, auf allen deinen Pfaden,
Erſcheint belebt durch ihre Götter-Hand;
Dich grüßen ſindlich des Gebirgs Najaden,
Des Meeres Nymphen grüßen dich am Strand.
Wer einſam durch ein ſtilles Tempe ſchreitet,
Der fühlt ſich recht umgeben und begleitet.

Doch ſollen wir nicht allzuweichlich fühlen,
Da trifft uns denn gar oft ein leichter Schlag.
Wir fahren auf! Wer wagt's mit uns zu ſpielen?
Bald heimlich neckend, bald am offnen Tag!
Iſt's Momus? der in ſtädtiſchen Gewühlen,
Ein Satyr? der im Feld ſich üben mag.
Was uns geſchmerzt ſind allgemeine Poſſen,
Wir lachen bald, wo es uns erſt verdroſſen.

Sie kommen an, vom wilden Schwarm umgeben,
Den Phantaſie in ihrem Reiche hegt.
Die Woge ſchwillt, die, im verworrnen Streben,
Sich ungewiß nach allen Seiten trägt.
Doch allen wird ein einzig Ziel gegeben,
Und jeder fühlt und neigt ſich, froh bewegt,
Der Sonne, die das bunte Feſt vergoldet,
Die alles ſchaut und kennt, belebt und duldet.

Zum 30. Januar 1806.

Herzlich und freudevoll
Bringe der Treue Zoll
Eingendes Chor!
Rasch wie der Hände-Klang
Töne des Liedes Drang
Steige der Festgesang
Zu Dir empor!

Mitten in unsre Reihn
Stürmet der Krieg herein
Umstellt uns hier;
Doch der nur Wildes denkt
Schreckend sich vorwärts drängt
Seiten die Fahne senkt,
Er neigt sich Dir.

Hören denn Friedensfest
Auch sich Trommete läßt,
Schon ist es nah.
Herr Gott dich loben wir!
Herr Gott wir danken dir!
Segnest uns für und für!
So klingt es da.

Wunden ſchon heilen ſich,
Wolken ſchon theilen ſich,
Dein Tag erſcheint.
Ehrfurcht uns all' durchdringt
Abſchied der Krieger bringt
Heil Dir der Bürger ſingt,
Alle vereint.

Palaeophron

und

Neoterpe.

Der Herzoginn Amalia von Sachſen Weimar widmete dieſes kleine Stück der Verfaſſer mit dankbarer Verehrung. Er hatte dabey die Abſicht, an alte bildende Kunſt zu erinnern und ein plaſtiſches, doch bewegliches und belebtes Werk den Zuſchauern vor Augen zu ſtellen.

Durch gegenwärtigen Abdruck kann man dem Publicum freylich nur einen Theil des Ganzen vorlegen, indem die Wirkung der vollſtändigen Darſtellung auf die Geſinnungen und die Empfänglichkeit gebildeter Zuſchauer, auf die Empfindung und die perſönlichen Vorzüge der ſpielenden Perſonen, auf gefühlte Recitation, auf Kleidung, Masken und mehr Umſtände berechnet war.

Um jedoch wenigſtens die Einbildungskraft des Leſers einigermaßen zu beſtimmen, ſo iſt eine bedeutende Situation, worin beyde Hauptfiguren, nebſt den ſie begleitenden vier Masken, zuſammen erſcheinen, in Kupfer geſtochen und illuminirt, durch die Zeitung für die elegante Welt, verbreitet worden.

(Eine Vorhalle, an der Seite ein Altar, gegenüber ein Rind, durch eine niedrige Mauer bezeichnet; außerhalb, an dem Fortsatze der Mauer, ein steinerner Sessel.)

Neoterpe

(mit zwey Kindern in Charaktermasken).

Zum frohen Feste sind' ich seine Leute hier
Versammelt, und ich dränge mich beherzt herein,
Ob sie mir und den Meinen guten Schutz vielleicht
Gewähren möchten, dessen ich so sehr bedarf.
Zwar wenn ich komme, Gastgerechtigkeit zu flehn,
Könnte man auch fordern, daß ich sagte, wer ich sey;
Doch dieses ist viel schwerer als man denken mag.
Zu leben weiß ich, mich zu kennen weiß ich nicht;
Doch was so manche Leute von mir sagen, weiß ich wohl.
Die einen haben mich die neue Zeit genannt,
Auch manchmal heiß' ich ihnen Genius der Zeit,
Genug! ich bin das Neue eben überall.
Willkommen stets und unwillkommen wandl' ich fort,
Und wär' ich nicht, so wäre nichts auch überall.
Und ob ich gleich so nöthig als erfreulich bin;
So wandelt doch ein Alter immer hinter mir,
Der mich vernichten würde, wenn es ihm einmal,
Mit seinem langsam langbedächt'gen Schritt,

Mich zu erreichen glückte. Doch ſo hetzt er mich
Von einem Ort zum andern, daß ich nicht ſo froh
Mit meinen artigen Geſpielen mich, der Luſt
Des heitern Lebens hingegeben, freuen darf.
Nun hab' ich mich hierher gerettet, wo mit Recht
Man ſich des ſchönſten Tags zu freun verſammelt iſt,
Und denke Schutz zu finden vor dem wilden Mann
Und Recht, obgleich er ſtärker iſt als ich.
Drum werf' ich bittend mich an den Altar
Der Götter dieſes Hauſes flehend hin.
Kniet nieder gleichfalls, allerliebſte Kinder ihr,
Die ihr, zu mir geſellt, ein gleich Geſchick,
Wie ich es hoffe, hier getroſt erwarten dürft.

Palaeophron

(auf zwey Alte in Charactermasken gelehnt, im Hereintreten zu seinen Begleitern).

Ihr habet klug die Flüchtige mir ausgeſpürt,
Und nicht vergebens wenden wir den Fuß hierher;
Denn ſeht! ſie hat ſich flehend an den Ort gewandt,
Berühret den Altar, der uns verehrlich iſt.
Doch wenn er gleich ſie ſchützt und ihre leid'ge Brut;
So wollen wir ſie doch belagern, daß ſie ſich
Von ihrem Schutzort nicht entfernen darf, wofern
Sie nicht in unſre Hände ſich ergeben will.
Drum führet mich zum Seſſel, daß ich mich
Ihr gegenüber ſetzen und bedenken kann,
Wiefern ich mit Gewalt, wo nicht mit gutem Wort,
Zu ihrer Schuldigkeit zu bringen ſie vermag.

(Er ſetzt ſich und ſpricht zu den Zuſchauern.)

Und ihr, die ihr vielleicht in euren Schutz ſie nehmt,

Dieweil ſie lieblich ausſieht und bethulich iſt,
Und jedem gern nach ſeiner eignen Art erſcheint,
Erfahrt, welch Recht ſie zu verfolgen mir gebührt.
Ich will nicht ſagen, daß ſie meine Tochter ſey;
Doch hab' ich ſtets als Oheim Vaterrecht auf ſie,
Und kann behaupten, daß aus meinem Munde ſie
Entſproſſen, mir vor allen andern angehört.
Im allgemeinen nennt man mich die alte Zeit,
Und wer beſonders wohl mir will, der nennt mich auch
Die goldne Zeit, und will in ſeiner Jugend mich
Als Freund beſeſſen haben, da ich jung wie er
Und rüſtig, unvergleichlich ſoll geweſen ſeyn.
Auch hör' ich überall, wohin ich horchend nur
Die Ohren wende, mein entzückend großes Lob.
Und dennoch kehret Jedermann den Rücken mir
Und richtet eyſig ſein Geſicht der neuen zu,
Der jungen da, die ſchmeichelnd jeglichen verdirbt,
Mit thörichtem Gefolge durch das Volk ſich drängt.
Drum hab' ich ſie, mit dieſen wackeren Geſellen hier,
Verfolgt und in die Enge ſie zuletzt gebracht.
Ihr ſeht es, wie ich hoffe, doch zufrieden an,
Daß ich ein Ende mache ſolchem Frevelgang.

Neoterpe.

Holde Gottheit dieſes Hauſes,
Der die Bürger, der die Fremden,
Auf dem reinlichen Altare
Manche Dankesgabe bringen,
Haſt du jemals den Vertriebnen
Aufgenommen, dem Verirrten
Aufgeholfen, und der Jugend

Eäſes Jubelieſt begünſtigt;
Ward an dieſer heil'gen Schwelle
Mancher Hungrige geſpeiſet,
Mancher Durſtige getränket,
Und erquickt durch Mild' und Güte,
Mehr als durch die beſten Gaben;
O! ſo hör' auch unſer Flehen!
Sieh der zarten Kleinen Jammer!
Steh' uns gegen unſre Feinde,
Gegen dieſen Wüthrich bey!

Palaeophron.

Wenn ihr freventlich ſo lange
Guter Ordnung euch entzogen,
Zwecklos hin und her geſchwärmet,
Und zuletzt euch Sorg' und Mangel
An die kalten Steine treiben;
Denkt ihr, werden gleich die Götter
Eurentwillen ſich hernieder
Aus der hohen Ruhe regen!
Nein, mein gutes ſüßes Püppchen!
Sammle nach dem eignen Herzen
Die zerſtreuten Blicke nieder,
Und wenn du dich unvermögend
Fühleſt, deiner Noth zu rathen;
Wende ſeitwärts, wende hieher
Nach dem alten, immer ſtrengen,
Aber immer guten Oheim,
Deine Seufzer, deine Bitten,
Und erwarte Troſt und Glück.

Neoterpe.

Wenn dieſer Mann, den ich zum erſtenmal ſo nah
Ins Auge faſſe, nicht die allerhäßlichſten
Begleiter hätte, die ſo grämlich um ihn ſtehn,
So könnt' er mir gefallen, da er freundlich ſpricht,
Und edel ausſieht, daß man eines Göttlichen
Erfreulich ſchöne Gegenwart empfinden muß.
Ich dächt', ich wendete mich um und ſprächʼ ihn an!

Palaeophron.

Wenn dieſes Mädchen, das ich nur von ferne ſonſt
Und auf der Flucht geſehen, nicht die läppiſche
Geſellſchaft mit ſich ſchleppte, die verhaßt mir iſt;
So müßt' ich wünſchen, immer an der Seite mir
Die liebliche Geſtalt zu ſehn, die Heben gleich
Der Jugend Becher aus den holden Augen gießt.
Sie kehrt ſich um, und ſpricht ſie nicht, ſo iſt's an mir.

Neoterpe.

Wenn wir uns zu den Göttern wenden, iſt es wohl
Kein Wunder, da uns auf der Erde ſolche Noth
Bereitet iſt, und ich des edlen Mannes Kraft,
Die mich beſchützen ſollte, mir als ärgſten Feind
Und Widerſacher finde. Solches hofft' ich nicht!
Denn da ich noch ein Kind war, hört' ich ſtets:
Der Jugend Führer ſey das Alter; beyden ſey,
Nur wenn ſie als Verbundne wandeln, Glück beſchert.

Palaeophron.

Dergleichen Reden hören freylich gut ſich an:
Doch hat es allerley Bedenkliches damit,
Das ich jetzt nicht berühren will. Doch ſage mir!
Wer ſind die Creaturen beyde, die an dich

So feſt geſchloſſen durch die Straßen ziehn?
Du ehreſt dich mit ſolcherley Geſellſchaft nicht.

Neoterpe.

Die guten Kinder! Beyde haben das Verdienſt
Daß ſie, ſo ſchnell als ich durch alles durchzugehn
Gewohnt, die Menge theilen, die ich finden mag.
Nicht eine Spur von Faulheit zeigt das junge Paar,
Und immer ſind ſie früher an dem Platz, als ich.
Doch wenn du mich nach Eigenſchaft und Namen fragſt;
Gelbſchnabel heißt man dieſen. Heiter tritt er auf
Und hat nichts arges weiter in der argen Welt.
Doch dieſen heißt man Naſeweiß, der flink und raſch
Nach allen Gegenden das ſtumpfe Näschen kehrt.
Wie kannſt du ſolchen guten zarten Kindern nur
Gehäſſig ſeyn? die ſeltne Lebenszierden ſind.
Doch daß ich dein Vertraun erwiedre, ſage mir!
Wer ſind die Männer? die, nicht eben liebenswerth,
An deiner Seite ſtehn, mit düſtrem wilden Blick.

Palaeophron.

Das Ernſte kommt euch eben wild und düſter vor,
Weil ihr, gewöhnt an flache leere Heiterkeit,
Des Augenblicks Bedeutung nicht empfinden könnt.
Dagegen fühlet dieſer Mann nur allzugut,
Daß in der Welt nur wenig zur Befriedigung
Des weiſen Mannes eigentlich gereichen kann.
Griesgram wird er daher genannt. Er muß fürwahr,
Wie ich es ſelbſt geſtehe, der verſtanzten Welt
Und des geſtirnten Himmels Hochzeitſchmuck
Mit ganz beſondern wunderlichen Farben ſehn,
Die Sonne roth, die Frühlingsblätter braun und fahl.

So ſagt er wenigſtens, und ſcheint gewiß zu ſeyn,
Daß das Gewölb des Himmels nächſtens brechen wird.
Doch dieſer, den man Haberecht mit Recht genannt,
Iſt ſeiner tiefbegründeten Unfehlbarkeit
So ganz gewiß, daß er mir nie das letzte Wort,
Ob ich gleich Herr und Meiſter bin, gelaſſen hat.
So dienet er zur Uebung mir der Redekunſt,
Der Lunge, ja der Galle, das geſteh' ich gern.

Neoterpe.

Nein, ich werd' es nie vermögen
Dieſe wunderlichen Fratzen,
An der Seite des Verwandten,
Mit Vertrauen anzuſehn!

Palaeophron.

Könnt' ich irgend einem Freunde
Meine würdigen Begleiter
Auf ein Stündchen überlaſſen;
Thät' ich es von Herzen gern!

Neoterpe.

Wüßt' ich meine kleinen Schätze
Irgend jemand zu vertrauen,
Der mir ſie ſpazieren führte;
Mir geſchäh' ein großer Dienſt!

Palaeophron.

Mein lieber Griesgram! was ich dir bisher verſchwieg,
Entdeck' ich nun, ſo ſehr es dich verdrießen muß.
Durch Stadt und Vorſtadt zieht ein frecher Mann und kehrt
Und ruft: ihr Bürger merket auf mein wahres Wort!
Die Thätigkeit iſt, was den Menſchen glücklich macht.
Die erſt das Gute ſchaffend, bald ein Uebel ſelbſt

Durch göttlich wirkende Gewalt in Gutes kehrt.
Drum auf bey Zeiten morgens! ja, und fändet ihr,
Was geſtern ihr gebaut, ſchon wieder eingeſtürzt,
Ameiſen gleich nur friſch die Trümmern aufgeräumt!
Und neuen Plan erſonnen, Mittel neu erdacht!
So werdet ihr, und wenn aus ihren Fugen ſelbſt
Die Welt geſchoben in ſich ſelbſt zertrümmerte,
Sie wieder bauen, einer Ewigkeit zur Luſt.
So ſpricht er thöricht und erreget mir das Volk;
Und Niemand ſitzt mir an der Straße mehr und klagt,
Und Niemand ſtickt in einem Winkel jammervoll.
Ich brauche nicht hinzuzuſetzen, eile hin!
Und ſteure dieſem Unheil, wenn es möglich iſt.

(Briefgram ab.)

Dich aber, edler Haberecht, beleidigt man
Noch ärger faſt; denn in den Hallen an dem Markt
Läßt ſich ein Fremder hören, welcher ſchwört,
Es habe grade Haberecht darum kein Recht,
Weil er es immer haben und behalten will.
Es habe Niemand Recht, als wer den Widerſpruch
Mit Geiſt zu löſen, andre zu verſtehen weiß,
Wenn er auch gleich von andern nicht verſtanden wird.
Dergleichen ketzeriſche Reden führet er —

(Haberecht eilig ab.)

Du eileſt fort zu kämpfen? ich erkenne dich!

Neoterpe.

Du haſt die beyden wilden Männer fortgeſchickt,
Um meinetwillen, merk' ich wohl, iſt es geſchehn.
Das zeiget gute Neigung an, und ich fürwahr

Bin auch geneigt, die kleinen Weſen hier, die dir
Verdrießlich ſind, hinweg zu ſchicken, wenn ich nur
Auch ſicher wäre, daß Gefahr und Noth ſie nicht
Ergreifen kann, wenn ſie allein im Volke gehn.

Palaeophron.

Kommt nur! ich geb' euch beyden ſicheres Geleit.

(Die Kinder treten aus dem Aſyl vor den Alten.)

Geht nur ihr Kinder! doch erfüllet mein Geſetz,
Das ich euch wohlbedächtig gebe, ganz genau.
Gelbſchnabel ſoll dem Griesgram, wie der Naſeweis
Dem Habercht beſtändig aus dem Wege gehn,
So wird es Friede bleiben in der edlen Stadt.

(Die Kinder gehen ab.)

Neoterpe

(die aus dem Aſyl tritt und ſich neben den Alten auf die Mauer ſetzt).

Ich ſteige ſicher nun heraus
Und komme dir vertraulich nah.
O! ſieh mich an und ſage mir:
Iſt möglich die Veränderung?
Du ſcheineſt mir ein jüngerer,
Ein rüſtig friſcher Mann zu ſeyn.
Der Kranz von Roſen meines Haupts
Er kleidete fürwahr dich auch.

Palaeophron.

Ich ſelber fühle rüſtiger
In meinem tiefen Buſen mich;
Und wie du mir ſo nahe biſt,
So ſtellſt du ein geſittetes
Und lieblich ernſtes Weſen dar.

Der Bürgerkranz auf meinem Haupt,
Von dichtem Eichenlaub gedrängt,
Auf deiner Stirne ſah' ich ihn,
Auf deinen Locken, wonnevoll.

Neoterpe.

Verſuchen wir's und wechſeln gleich
Die Kränze, die mit Eigenſinn
Ausſchließend wir uns angemaßt.
Den meinen nehm' ich gleich herab.

(Sie nimmt die Roſenkrone herunter.)

Palaeophron

(der den Eichenkranz herabnimmt).

Und ich den meinen ebenfalls,
Und mit des Kranzes Wechſelſcherz
Sey zwiſchen uns ein ew'ger Bund
Geſchloſſen, der die Stadt beglückt.

(Er ſetzt ihr den Eichenkranz auf.)

Neoterpe.

Des Eichenkranzes Würde ſoll
Mir immer ſagen, daß ich nicht
Der edlen Mühe ſchonen darf,
Ihn zu verdienen jeden Tag.

(Sie ſetzt ihm die Roſenkrone aufs Haupt.)

Palaeophron.

Der Roſenkrone Munterkeit
Soll mich erinnern, daß auch mir
Im Lebensgarten, wie verdem,
Noch manche holde Zierde blüht.

Neoterpe
(indem ſie aufſteht und vortritt).

Das Alter ehr' ich, denn es hat für mich gelebt.

Palaeophron
(indem er aufſteht und vortritt).

Die Jugend ſchätz' ich, die für mich nun leben ſoll.

Neoterpe.

Haſt du Geduld, wenn alles langſam reifen wird?

Palaeophron.

Von grüner Frucht am Baume hoff' ich Süßigkeit.

Neoterpe.

Aus harter Schale ſey der ſüße Kern für mich.

Palaeophron.

Von meiner Habe mitzutheilen ſey mir Pflicht.

Neoterpe.

Gern will ich ſammeln, daß ich einſt auch geben kann.

Palaeophron.

Gut iſt der Vorſatz, aber die Erfüllung ſchwer.

Neoterpe.

Ein edles Beyſpiel macht die ſchweren Thaten leicht.

Palaeophron.

Ich ſehe deutlich, wen du mir bezeichnen willſt.

Neoterpe.

Was wir zu thun verſprechen, hat Sie längſt gethan.

Palaeophron.

Und unſern Bund hat Sie begründet in der Stadt.

Neoterpe.

Ich nehme dieſen Kranz herab und reich' ihn Ihr.

Palaeophron.

Und ich den meinen

(Sie nehmen die Kränze herunter und halten ſie vor ſich hin.)

Neoterpe.

Lange lebe! Würdige!

Palaeophron.

Und fröhlich lebe! wie die Roſe Dir es winkt.

Neoterpe.

Sie lebe! rufe jeder wahre Bürger mit.

Theaterreden,

gehalten zu Weimar.

Prolog.

Gesprochen den 7. May 1781.

Der Anfang ist an allen Sachen schwer;
Bey vielen Werken fällt er nicht ins Auge.
Der Landmann deckt den Samen mit der Egge,
Und nur ein guter Sommer reift die Frucht;
Der Meister eines Baues gräbt den Grund
Nur desto tiefer, als er hoch und höher
Die Mauern führen will; der Mahler gründet
Sein aufgespanntes Tuch mit vieler Sorgfalt,
Eh' er sein Bild gedankenvoll entwirft,
Und langsam nur entsteht, was jeder wollte.

Nun dächten wir, die wir versammelt sind,
Euch manches Werk der Schauspielkunst zu zeigen,
Nur an uns selbst; so träten wir vielleicht
Getrost hervor, und jeder könnte hoffen,
Sein weniges Talent Euch zu empfehlen.
Allein bedenken wir, daß Harmonie
Des ganzen Spiels allein verdienen kann
Von Euch gelobt zu werden; daß ein jeder
Mit jedem stimmen, alle mit einander
Ein schönes Ganzes vor Euch stellen sollen:
So reget sich die Furcht in unsrer Brust.

Von allen Enden Deutschlands kommen wir
Erst jetzt zusammen; sind einander fremd,
Und sangen erst nach jenem schönen Ziel

Vereint zu wandeln an, und jeder wünscht,
Mit seinem Nebenmann, es zu erreichen;
Denn hier gilt nicht, daß einer athemlos
Dem andern heftig vorzueilen strebt,
Um einen Kranz für sich hinweg zu haschen.
Wir treten vor Euch auf, und jeder bringt
Bescheiden seine Blume, daß nur bald
Ein schöner Kranz der Kunst vollendet werde,
Den wir zu Eurer Freude knüpfen möchten.

Und so empfehlen wir, mit bestem Willen,
Uns Eurer Billigkeit und Eurer Strenge.

Prolog.

Geſprochen den 1. Oktober 1791.

Wenn man von einem Orte ſich entfernt,
An dem man eine lange Zeit gelebt,
An den Gefühl, Erinnerung,
Verwandte, Freunde feſt uns binden,
Dann reißt das Herz ſich ungern los; es fließen
Die Thränen unaufhaltſam. Doch gedoppelt
Ergreift uns dann die Freude, wenn wir je
In die geliebten Mauern wiederkehren.
Wir aber, die wir hier noch fremde ſind,
Und hier nur wenig Augenblicke weilten,
Wir kehren freudig und entzückt zurück,
Als wenn wir unſre Vaterſtadt begrüßten.
Ihr zählt uns zu den Euren, und wir fühlen,
Welch einen Vorzug uns dies Loos gewährt.

Seyd überzeugt, der Wunſch Euch zu gefallen
Belebt die Bruſt von jedem, der vor Euch
Auf dieſe Bühne tritt. Und ſollt' es uns
Nicht ſtets gelingen, ſo bedenkt doch ja,
Daß unſre Kunſt mit großen Schwierigkeiten
Zu kämpfen hat; vielleicht in Deutſchland mehr,
Als anderswo.
Von dieſen Schwierigkeiten
Euch hier zu unterhalten, iſt nicht Zeit;
Ihr kennt ſie ſelbſt, und beſſer iſt's vielleicht,
Ihr kennt ſie nicht. Mit deſto freyerm Sinn

Kommt Ihr in dieſes Haus, und hört uns zu,
Und ſeht uns handeln. Alles geht natürlich,
Als hätt' es keine Mühe, keinen Fleiß
Gekoſtet. Aber dann, wenn eben das
Gelingt; wenn alles geht, als müßt' es nur
So gehn: dann hatte mancher ſich vorher
Den Kopf zerbrochen, und mit vieler Mühe
War endlich kaum die Leichtigkeit erreicht.

Der ſchönſte Lohn von allem, was wir thun,
Iſt Euer Beifall: denn er zeigt uns an,
Daß unſer Wunſch erfüllt iſt, Euch Vergnügen
Zu machen; und nur eifriger beſtrebt
Sich jeder, das zum zweytenmal zu leiſten,
Was einmal ihm gelang. O, ſeyd nicht karg
Mit Eurem Beifall! denn es iſt ja nur
Ein Kapital, das Ihr auf Zinſen legt.

Epilog.

Gesprochen den 11. Juni 1752.

In diesen letzten Stunden, die Ihr uns,
Verehrte, gönnet, tret' ich vor Euch auf;
Und ganz gewiß denkt Ihr, ich stehe hier,
Abschied zu nehmen. — Nein! — verzeiht! — wie ist's
Unmöglich! — — Schnell verjag' ich den Gedanken,
Daß wir von Euch uns trennen sollen.
Mit leichtem Geiste flieg' ich über Tage
Und Wochen weg, die uns in fremder Gegend,
Entfernt von Euch, beschäftigen. Wir denken
Uns gar zu gern: schon sind wir wieder da! —
Schon grüß' ich Euch aufs neue! Seht, der Herbst
Hat Eure holden Blume schon entlaubt!
Es locket Euch nicht mehr des Thales Reiz,
Der Hügel Munterkeit lockt Euch nicht mehr.
Es brauſt der Winterſturm; es fliegt der Schnee! —
Schon eilt Ihr wieder gern vertraulich her;
Ihr freut Euch deſſen, was wir Neues bringen,
Und das Bekannte beſſer und vollkommner
Von uns zu hören, freut Euch auch. Wir finden
Euch immer freundlicher für uns geſinnt:
Wir ſind nicht Fremde mehr, wir ſind die Euren;
Ihr nehmet Theil an uns, wie wir an Euch.

Ein günſtiges Geſchick giebt uns den Fürſten
Zu unſerm Wohl, zu unſrer Luſt zurück,
Und neue Friedensfreuden kränzen ſchön

Die Lage ſeiner Gattinn, ſeiner Mutter;
Und wie Ihr ſie verehrt, und ihres Glücks Euch freut,
So mög' Euch allen eignes Glück erſcheinen!
Und dieſes laßt uns mit genießen. — Kommt!
Was Deutſchland Neues giebt, Ihr ſollt es ſehen,
Das Gute wiederholt, das Fremde ſoll
Nicht ausgeſchloſſen ſeyn. Wir geben Euch
Von jeder Art; denn keine ſey verſchmäht!
Nur Eine meiden wir, wenn's möglich iſt:
Die Art, die Langeweile macht! — — So kommt! —
So kommt denn! — Ach! — — wo bin ich hin gerathen?
Um viele Stunden hab' ich dieſe Worte
Zu früh geſtrichen! mich mit ſüßen Bildern
Getäuſcht! den Abſchied mir erleichtern wollen. —
Geſchwind herunter mit dem Vorhang, daß
Nicht eine Thräne mir entwiſche! Nur
Geſchwind herunter, daß von uns
Ein heitres Bild in Eurer Seele bleibe!

Epilog.

Geſprochen von Demoiſelle Neumann, in der Rolle von vielen Kindern.

Den letzten December 1792.

Sie haben uns herausgeſchickt, die Jüngſten,
Zum neuen Jahr ein freundlich Wort
An Euch zu bringen. Kinder, ſagen ſie,
Gefallen immer, rühren immer; geht,
Gefallt und rührt! Das möchten denn die Alten,
Die nun dahinten ſtehen, auch ſo gern,
Und wollen hören, ob es uns gelingt.

Wir haben Euch bisher von Zeit zu Zeit
Gefallen, und Ihr habt es uns gezeigt;
Das hat uns ſehr gefreut und aufgemuntert.
Doch haben leider wir von Zeit zu Zeit
Euch auch mißfallen; das hat uns betrübt,
Und angefeuert. Denn man ſtrebet faſt
Viel ſtärker zu gefallen, wenn man einmal
Mißfallen hat, als wenn man ſtets gefällt,
Und endlich denkt, man müſſe nur gefallen.
Drum bitten wir vor allen andern Dingen,
Was Ihr bisher ſo gütig uns gegönnt,
Aufmerkſamkeit; dann, Euren Beyfall öfter,
Als wir ihn eben ganz verdienen mögen:
Denn wenn Ihr ſchweigt, das iſt das allerſchlimmſte,
Was uns begegnen kann.

Und weil denn endlich hier nur von Vergnügen
Die Rede wäre, wünſchen wir Euch allen

Zu Hauſe jedes Glück, das unſer Herz
Aus ſeinen Banden löſt, und es eröffnet:
Die ſchöne Freude, die uns Häuslichkeit
Und Liebe, Freundſchaft und Vertraulichkeit
Gewähren mögen, hat uns auch das Glück
Hoch oder tief geſtellt, viel oder wenig
Begünſtigt; denn die allerhöchſte Freude
Gewähren jene Güter, die uns allen
Gemein ſind, die wir nicht veräußern, nicht
Vertauſchen können, die uns niemand raubt,
An die uns eine gütige Natur
Ein gleiches Recht gegeben, und dies Recht
Wie jeder Macht und Allgewalt bewahrt.

So ſeyd denn Alle zu Hauſe glücklich!
Väter, Mütter, Töchter, Söhne, Freunde,
Verwandte, Gäſte, Diener. Liebt Euch,
Vertragt Euch! Einer ſorge für den andern!
Dies ſchöne Glück, es raubt es kein Tyrann;
Der beſte Fürſt vermag es nicht zu geben.

Und ſo geſiunt, beſuchet dieſes Haus,
Und ſehet, wie vom Ufer, manchem Sturm
Der Welt und wilder Leidenſchaften zu.
Genießt das Gute, was wir geben können,
Und bringet Muth und Heiterkeit mit Euch;
Und richtet dann mit freyem reinen Blick
Uns und die Dichter. Beſſert ſie und uns;
Und wir erinnern uns in ſpäten Jahren
Mit Dank und Freude dieſer ſchönen Zeit.

Prolog

zu dem Schauspiel der Krieg, von Gelbni.

Gesprochen von Madame Vogler, geb. Neumann.

Den 15. Oktober 1793.

Den Gruß, den wir zum Anfang ſchuldig blieben,
Mit frohem Herzen ſprech' ich heut' ihn aus;
Und die Gelegenheit giebt mir das Stück,
Es heißt: der Krieg, das wir Euch heute geben.
Zwar werdet Ihr von tiefer Politik,
Warum die Menſchen Kriege führen? was
Der letzte Zweck von allen Schlachten ſey?
Fürwahr in unſerm Luſtſpiel wenig hören.
Dagegen bleibt Ihr auch verſchont von allen
Unangenehmen Bildern, wie das Schwert
Die Menſchen, wie das Feuer Städte wegzehrt,
Und wie, im wilderregten Staubgetümmel,
Die halbgereifte Saat zertreten ſinkt.
Ihr hört vielmehr, wie in dem Felde ſelbſt,
Wo die Gefahr von allen Seiten droht,
Der Leichtſinn herrſcht und mit bequemer Hand
Den kühnen Mann dem Ruhm entgegen führt;
Ihr werdet ſehen, daß die Liebe ſich
So gut ins Zelt als in die Häuſer ſchleicht,
Und, wie am Flötenton, ſich an der rauhen,
Eintönigen Muſik des Kriegsgetümmels freut;
Und daß der Eigennutz, der viel verderbt,
Auch dort nur ſich und ſeinen Vortheil denkt.

So wünſchen wir, daß dieſes ſchwache Bild
Euch einiges Vergnügen gebe, Euch das Glück
Der Ruhe fühlbar mache, die wir fern
Von allem Elend hier genießen.
Doch wir leiden
Ein Einziges durch jenen böſen Krieg;
Und dieſes Einzige drückt ſchwer genug! —

Ach, warum muß der Eine fehlen, der
So werth uns Allen, und für unſer Glück
So unentbehrlich iſt! — Wir ſind in Sicherheit,
Er in Gefahr; wir leben im Genuß,
Und Er entbehrt. — O, mög' ein guter Geiſt
Ihn ſchützen! — jenes edle Streben
Ihm würdig lohnen; ſeinen Kampf
Für's Vaterland mit glücklichem Erfolge krönen! —

Die Stunde naht heran; Er kömmt zurück;
Verehrt, bewundert, und geliebt von Allen! —
Er tritt auch hier herein. Es ſchlagen ihm
Die treuen Herzen froh entgegen.
"Willkommen!" rieſe jeder gern;
"Er lebe!" ſchwebt auf jeder Lippe.
Doch die Lippe verſtummt. —
Das volle Herz macht ſich durch Zeichen Luft;
Es rührt ſich jede Hand! Unbändig ſchallt
Die Freude von den Wänden wieder.
Durch's Getümmel tönt der allgemeine Wunſch:
"Er lebe! lebe für uns, wie wir für ihn!"

Prolog

zum Luſtſpiel Alte und neue Zeit, von Iffland.

Geſprochen von Mad. Becker, geborne Neumann, im Charakter des Dichters.

Den 6. Oktober 1794.

So hätt' ich mich denn wieder angezogen,
Mich abermals verkleidet, und nun ſoll,
Im vielgeliebten Weimar, wieder zum erſtenmal
Ein neues Stück gegeben werden,
Das alt' und neue Zeit zum Titel hat.

Ja, alt' und neue Zeit, das ſind fürwahr
Beſondre Worte. — Seh' ich mich im Spiegel
Als Knabe wieder angezogen; auf dem Zettel
Als Jakob angekündigt, wird mir's wunderlich
Zu Muthe. — Jakob ſoll ich heißen?
Ein Knabe ſeyn? Das glaubt kein Menſch.
Wie viele werden nicht mich ſehn und kennen,
Beſonders die, die mich als kleine Chriſtel
Mit ihrer Freundſchaft, ihrer Gunſt beglückt.

Was ſoll das nun? Man zieht ſich aus und an;
Der Vorhang hebt ſich, da iſt alles Licht
Und Luſt, und wenn er endlich wieder fällt,
Da gehn die Lampen aus, und riechen übel. —
Erſt iſt man klein, wird größer, man gefällt,
Man liebt — und endlich iſt die Frau,
Die Mutter da, die ſelbſt nicht weiß,
Was ſie zu ihren Kindern ſagen ſoll. —

Und wenn nichts weiter wäre, möchte man
So wenig hier agiren, als da draußen leben.
(Sie blättert in den Büchern, schlägt sie endlich zu, und legt sie hin.)
Jakob — was fällt dir ein?
Man sieht doch recht, daß du ein Schüler bist,
Ein guter zwar, doch der zu viel allein
In seinen Büchern steckt. — Hinweg die Grillen —
Hervor mit dir!

(Hervortretend.)

Begrüße diese Stadt,
Die alles Gute pflegt, die alles nützt;
Wo sicher und vergnügt sich das Gewerbe
An Wissenschaft und Künste schließt; wo der Geschmack
Die dumpfe Dummheit längst vertrieb;
Wo alles Gute wirkt; wo das Theater
In diesen Kreis des Guten mit gehört.

Ja, gönnt uns diesen Trost, daß wir nicht ganz umsonst
Hier oben uns bemühn. Wenn Herz und Geist
Sich Euch erweitern, wenn Ihr zu Geschäften
Euch wieder munterer fühlt,
Wenn der Geschmack sich allgemeiner zeigt,
Wenn Euer Urtheil immer sichrer wird;
So denkt: auch jener kleine Jakob hat
Dazu was beygetragen; und seyd ihm,
Seyd Allen, die hier oben mit ihm wirken,
Zur neuen Zeit, so wie zur alten, günstig.

Goethe's

Werke.

Emilia von Stella

Zehnter Band.

Tübingen
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1808.

A 33494

Inhalt.

Reineke Fuchs.

Hermann und Dorothea.

Achilleis.

Reineke Fuchs

in zwölf Geſängen.

Erſter Geſang.

Pfingsten, das liebliche Fest, war gekommen; es grünten und blühten
Feld und Wald; auf Hügeln und Höhn, in Büschen und Hecken
Netten ein fröhliches Lied die neuermunterten Vögel;
Jede Wiese sproßte von Blumen in duftenden Gründen,
Festlich heiter glänzte der Himmel und farbig die Erde.

Nobel, der König, versammelt den Hof; und seine Vasallen
Eilen gerufen herbey mit großem Gepränge; da kommen
Viele stolze Gesellen von allen Seiten und Enden,
Lütke der Kranich, und Markart der Häher, und alle die Besten.
Denn der König gedenkt mit allen seinen Baronen
Hof zu halten in Feyer und Pracht; er läßt sie berufen
Alle mit einander, so gut die großen als kleinen.
Niemand sollte fehlen! und dennoch fehlte der eine,
Reineke Fuchs, der Scheltu! der viel begangenen Frevels
Halben des Hofs sich enthielt. So scheuet das böse Gewissen
Licht und Tag, es scheute der Fuchs die versammleten Herren.
Alle hatten zu klagen, er hatte sie alle beleidigt,
Und nur Grimbart, den Dachs, den Sohn des Bruders, verschont' er.

Isegrim aber, der Wolf, begann die Klage; von allen
Seinen Vettern und Gönnern, von allen Freunden begleitet

Trat er vor den König und ſprach die gerichtlichen Worte:
Gnädigſter König und Herr! vernehmet meine Beſchwerden.
Edel ſeyd ihr und groß und ehrenvoll, jedem erzeigt ihr
Recht und Gnade: ſo laßt euch denn auch des Schadens erbarmen,
Den ich von Reinele Fuchs mit großer Schande gelitten.
Aber vor allen Dingen erbarmt euch, daß er mein Weib ſo
Freventlich öfters verhöhnt, und meine Kinder verletzt hat.
Ach! er hat ſie mit Unrath beſudelt, mit ätzendem Unflath,
Daß mir zu Hauſe noch drey in bittrer Blindheit ſich quälen.
Zwar iſt alle der Frevel ſchon lange zur Sprache gekommen,
Ja ein Tag war geſetzt zu ſchlichten ſolche Beſchwerden;
Er erbot ſich zum Eide, doch bald beſann er ſich anders
Und entwiſchte behend nach ſeiner Veſte. Das wiſſen
Alle Männer zu wohl, die hier und neben mir ſitzen.
Herr! ich könnte die Drangſal, die mir der Bube bereitet,
Nicht mit eilenden Worten in vielen Wochen erzählen.
Würde die Leinwand von Gent, ſo viel auch ihrer gemacht wird,
Alle zu Pergament; ſie faßte die Streiche nicht alle.
Und ich ſchweige davon. Doch meines Weibes Entehrung
Frißt mir das Herz, ich räche ſie auch, es werde was wolle.

Als nun Iſegrim ſo mit traurigem Muthe geſprochen,
Trat ein Hündchen hervor, hieß Wackerlos, redte franzöſiſch
Vor dem König: wie arm es geweſen und nichts ihm geblieben
Als ein Stückchen Wurſt in einem Wintergebüſche;
Reinele hab' auch das ihm genommen! Jetzt ſprang auch der Kater
Hinze zornig hervor und ſprach: Erhabner Gebieter,
Niemand beſchwere ſich mehr, daß ihm der Böſewicht ſchade,
Denn der König allein! Ich ſag' euch, in dieſer Geſellſchaft

Iſt hier niemand, jung oder alt, er fürchtet den Frevler
Mehr als euch! Doch Wackerles Klage will wenig bedeuten.
Schon ſind Jahre verbey, ſeit dieſe Händel geſchehen;
Mir gehörte die Wurſt! Ich ſollte mich damals beſchweren.
Jagern war ich gegangen; auf meinem Wege durchſucht' ich
Eine Mühle zu Nacht; es ſchlief die Müllerin; lachte
Nahm ich ein Würſtchen, ich will es geſtehn; doch hatte zu dieſer
Wackerles irgend ein Recht, ſo dankt' er's meiner Bemühung.

Und der Panther begann: was helfen Klagen und Worte!
Wenig richten ſie aus, genug das Uebel iſt ruchbar.
Er iſt ein Dieb, ein Mörder! Ich darf es kühnlich behaupten,
Ja, es wiſſen's die Herren, er übet jeglichen Frevel.
Möchten doch alle die Edlen, ja ſelbſt der erhabene König
Gut und Ehre verlieren; er lachte, gewänn' er nur etwa
Einen Biſſen dabey von einem fetten Kapaune.
Laßt euch erzählen, wie er ſo übel an Lampen dem Haſen
Geſtern that; hier ſteht er! der Mann, der keinen verletzte.
Reineke ſtellte ſich fromm und wollt' ihn allerley Weiſen
Kürzlich lehren und was zum Kaplan noch weiter gehöret,
Und ſie ſetzten ſich gegen einander, begannen das Credo.
Aber Reineke konnte die alten Tücke nicht laſſen;
Innerhalb unſers Königes Fried' und freyem Geleite
Hielt er Lampen gefaßt mit ſeinen Klauen und zerrte
Tückiſch den redlichen Mann. Ich kam die Straße gegangen,
Hörte beyder Geſang, der, kaum begonnen, ſchon wieder
Endete. Horchend wundert' ich mich, doch als ich hinzukam,
Kannt' ich Reinekn ſtracks, er hatte Lampen beym Kragen;
Ja er hätt' ihm gewiß das Leben genommen, wofern ich
Nicht zum Glücke des Wegs gekommen wäre. Da ſteht er!

Seht die Wunden an ihm, dem frommen Manne, den keiner
Zu beleidigen denkt. Und will es unser Gebieter,
Wollt ihr Herren es leiden, daß so des Königes Friede
Sein Geleit und Brief von einem Diebe verhöhnt wird;
O so wird der König und seine Kinder noch späte
Vorwurf hören von Leuten, die Recht und Gerechtigkeit lieben.

Isegrim sagte darauf: so wird es bleiben, und leider
Wird uns Reineke nie was gutes erzeigen. O! läg' er
Lange todt; das wäre das beste für friedliche Leute;
Aber wird ihm dießmal verziehn; so wird er in kurzem
Etliche kühnlich berücken, die nun es am wenigsten glauben.

Reinekens Neffe, der Dachs, nahm jetzt die Rede und muthig
Sprach er zu Reinekens Besten, so falsch auch dieser bekannt war.
Alt und wahr, Herr Isegrim! sagt' er, beweist sich das Sprichwort:
Feindes Mund frommt selten. So hat auch wahrlich mein Oheim
Eurer Worte sich nicht zu getrösten. Doch ist es ein Leichtes.
Wär' er hier am Hofe so gut als ihr, und erfreut' er
Sich des Königes Gnade, so möcht' es euch sicher gereuen,
Daß ihr so hämisch gesprochen und alte Geschichten erneuert.
Aber was ihr Uebels an Reineken selber verübet,
Uebergeht ihr; und doch, es wissen es manche der Herren,
Wie ihr zusammen ein Bündniß geschlossen und beyde versprochen
Als zwey gleiche Gesellen zu leben. Das muß ich erzählen;
Denn im Winter einmal erduldet' er große Gefahren
Euretwegen. Ein Fuhrmann, er hatte Fische geladen,
Fuhr die Straße; ihr stürtet ihn aus und hättet um alles

Gern von der Waare gegeſſen! doch fehlt' es euch leider am Gelde.
Da beredetet ihr den Oheim, er legte ſich liſtig
Grade für todt in den Weg. Es war beym Himmel ein kühnes
Abenteuer! Doch merket, was ihm für Fiſche geworden.
Und der Fuhrmann kam und ſah im Gleiſe den Oheim.
Haſtig zog er ſein Schwerdt, ihm eins zu verſetzen; der Kluge
Rührt' und regte ſich nicht, als wär' er geſtorben; der Fuhrmann
Wirft ihn auf ſeinen Karrn, und freut ſich des Balges im voraus.
Ja, das wagte mein Oheim für Iſegrim; aber der Fuhrmann
Fuhr dahin und Reinecke warf von den Fiſchen herunter.
Iſegrim kam von ferne geſchlichen, verzehrte die Fiſche.
Reinecken mochte nicht länger zu fahren belieben; er hub ſich,
Sprang vom Karren und wünſchte nun auch von der Beute zu freſſen.
Aber Iſegrim hatte ſie alle verſchlungen; er hatte
Ueber Noth ſich beladen, er wollte berſten. Die Gräten
Ließ er allein zurück, und bot dem Freunde den Reſt an.
Noch ein anderes Stückchen! ich will es euch wahrhaft erzählen.
Reinecken war es bewußt, bey einem Bauer am Nagel
Hing ein gemäſtetes Schwein, erſt heute geſchlachtet; das ſagt' er
Treu dem Wolfe: ſie gingen dahin, Gewinn und Gefahren
Redlich zu theilen. Doch Müh' und Gefahr trug jener alleine.
Denn er kroch zum Fenſter hinein und warf mit Bemühen
Die gemeinſame Beute dem Wolf herunter; zum Unglück
Waren Hunde nicht fern, die ihn im Hauſe verſpürten,
Und ihm wacker das Fell zerzauſ'ten. Verwundet entkam er,
Eilig ſucht' er Iſegrim auf und klagt' ihm ſein Leiden,

Und verlangte ſein Theil. Da ſagte jener: ich habe
Dir ein köſtliches Stück verwahrt; nun mache dich drüber,
Und benage mir's wohl; wie wird das Fette dir ſchmecken!
Und er brachte das Stück; das Krummholz war es, der Schlächter
Hatte daran das Schwein gehängt; der köſtliche Braten
War vom gierigen Wolfe, dem Ungerechten verſchlungen.
Reinecke konnte vor Zorn nicht reden, doch was er ſich dachte,
Denket euch ſelbſt. Herr König, gewiß, daß hundert und drüber
Solcher Stückchen der Wolf an meinem Oheim verſchuldet!
Aber ich ſchweige davon. Wird Reinecke ſelber gefordert;
Wird er ſich beſſer vertheid'gen. Indeſſen, gnädigſter König,
Edler Gebieter, ich darf es bemerken: Ihr habet, es haben
Dieſe Herren gehört, wie thörigt Iſegrims Rede
Seinem eignen Weibe und ihrer Ehre zu nah tritt,
Die er mit Leib und Leben beſchützen ſollte. Denn freylich
Sieben Jahre ſind's her und drüber, da ſchenkte mein Oheim
Seine Lieb' und Treue zum guten Theile der ſchönen
Frauen Gieremund; ſolches geſchah beym nächtlichen Tanze;
Iſegrim war verreiſt, ich ſag' es wie mir's bekannt iſt.
Freundlich und höflich iſt ſie ihm oft zu Willen geworden,
Und was iſt es denn mehr? Sie bracht' es niemals zur Klage,
Ja ſie lebt und befindet ſich wohl, was macht er für Weſen?
Wär' er klug, ſo ſchwieg er davon; es bringt ihm nur Schande.
Weiter, ſagte der Dachs: nun kommt das Mährchen vom Haſen!
Eitel leeres Gewäſche. Den Schüler ſollte der Meiſter
Etwa nicht züchtigen, wenn er nicht merkt und übel beſtehet?
Sollte man nicht die Knaben beſtrafen und ginge der Leichtſinn,
Ginge die Unart ſo hin, wie ſollte die Jugend erwachſen?
Nun klagt Wackerlos, wie er ein Würſtchen im Winter verloren

Hinter der Hecke; das ſollt' er nun lieber im ſtillen verſchmerzen;
Denn wir hören es ja, ſie war geſtohlen, zerronnen
Wie gewonnen; und wer kann meinem Oheim verargen,
Daß er geſtohlenes Gut dem Diebe genommen? Es ſollen
Edle Männer von hoher Geburt ſich gehäſſig den Dieben
Und gefährlich erzeigen. Ja, hätt' er ihn damals gehangen,
War es verzeihlich. Doch ließ er ihn los den König zu ehren;
Denn am Leben zu ſtrafen gehört dem König alleine.
Aber wenigen Danks kann ſich mein Oheim getröſten,
So gerecht er auch ſey und Uebelthaten verwehret.
Denn ſeitdem des Königs Friede verkündiget worden,
Hält ſich niemand wie er. Er hat ſein Leben verändert,
Speiſet nur einmal des Tags, lebt wie ein Klausner, kaſteyt ſich,
Trägt ein härenes Kleid auf bloßem Leibe und hat ſchon
Lange von Wildpret und zahmem Fleiſche ſich gänzlich enthalten,
Wie mir noch geſtern einer erzählte, der bey ihm geweſen.
Malepartus, ſein Schloß, hat er verlaſſen, und baut ſich
Eine Klauſe zur Wohnung. Wie er ſo mager geworden,
Bleich von Hunger und Durſt und andern ſtrengeren Bußen,
Die er reuig erträgt, das werdet ihr ſelber erfahren.
Denn was kann es ihm ſchaden, daß hier ihn jeder verklaget?
Kommt er hieher, ſo führt er ſein Recht aus und macht ſie
zu Schanden.

Als nun Grimbart geendigt, erſchien zu großem Erſtaunen
Henning, der Hahn, mit ſeinem Geſchlecht. Auf trauriger
Baare,
Ohne Hals und Kopf ward eine Henne getragen,
Kratzefuß war es, die beſte der eyerlegenden Hennen.
Ach, es floß ihr Blut und Reineke hatt' es vergoſſen!

Jetzo ſollt' es der König erfahren. Als Henning, der wackre,
Vor dem König erſchien, mit höchſtbetrübter Geberde,
Kamen mit ihm zwey Hähne, die gleichfalls trauerten,
Kreyant
Hieß der eine, kein beſſerer Hahn war irgend zu finden
Zwiſchen Holland und Frankreich; der andere kurſt' ihm zur Seite
Stehen, Kantart genannt, ein ſtracker kühner Geſelle,
Beyde trugen ein brennendes Licht; ſie waren die Brüder
Der ermordeten Frau. Sie riefen über den Mörder
Ach und Weh! Es trugen die Paar' zwey jüngere Hähne,
Und man konnte von fern die Jammer-Klage vernehmen.
Henning ſprach: wir klagen den unerſetzlichen Schaden,
Gnädigſter Herr und König! Erbarmt euch, wie ich verletzt bin,
Meine Kinder und ich. Hier ſeht ihr Reinekens Werke!
Als der Winter vorbey war, und Laub und Blumen und Blüthen
Uns zur Fröhlichkeit riefen, erfreut' ich mich meines Geſchlechtes,
Das ſo munter mit mir die ſchönen Tage verlebte!
Zehen junge Söhne, mit vierzehn Töchtern, ſie waren
Voller Luſt zu leben, mein Weib, die treffliche Henne,
Hatte ſie alle zuſammen in Einem Sommer erzogen.
Alle waren ſtark und wohl zufrieden; ſie fanden
Ihre tägliche Nahrung an wohl geſicherter Stätte.
Reichen Mönchen gehörte der Hof, uns ſchirmte die Mauer,
Und ſechs große Hunde, die wackern Genoſſen des Hauſes,
Liebten meine Kinder und wachten über ihr Leben,
Reinelen aber, den Dieb, verdroß es, daß wir in Frieden
Glückliche Tage verlebten und ſeine Ränke vermieden.
Immer ſchlich er bey Nacht um die Mauer und lauſchte beym
Thore;
Aber die Hunde bemerkten's; da mocht' er laufen! ſie faßten

Wacker ihn endlich einmal und ruckten das Fell ihm zuſammen,
Doch er rettete ſich und ließ uns ein Weilchen in Ruhe.
Aber nun höret mich an! Es währte nicht lange, ſo kam er
Als ein Klausner, und brachte mir Brief und Siegel. Ich kannt' es;
Euer Siegel ſah ich am Briefe; da fand ich geſchrieben:
Daß ihr feſten Frieden ſo Thieren als Vögeln verkündigt.
Und er zeigte mir an: er ſey ein Klausner geworden,
Habe ſtrenge Gelübde gethan, die Sünden zu büßen,
Deren Schuld er leider bekenne. Da habe nun keiner
Mehr vor ihm ſich zu furchten. Er habe heilig gelobet,
Nimmermehr Fleiſch zu genießen. Er ließ mich die Kutte beſchauen,
Zeigte ſein Scapulier. Daneben wies er ein Zeugniß,
Das ihm der Prior geſtellt, und, um mich ſicher zu machen,
Unter der Kutte ein härenes Kleid. Dann ging er und ſagte:
Gott dem Herren ſeyd mir befohlen! ich habe noch vieles
Heute zu thun! ich habe die Sept und die Noue zu leſen
Und die Vesper dazu. Er las im Gehen und dachte
Vieles Böſe ſich aus, er ſann auf unſer Verderben.
Ich mit erheitertem Herzen erzählte geſchwinde den Kindern
Eures Briefes fröhliche Botſchaft, es freuten ſich alle.
Da nun Reinecke Klausner geworden, ſo hatten wir weiter
Keine Sorge, noch Furcht. Ich ging mit ihnen zuſammen
Vor die Mauer hinaus, wir freuten uns alle der Freyheit.
Aber leider bekam es uns übel. Er lag im Gebüſche
Hinterliſtig; da ſprang er hervor und verrannt' uns die Pforte;
Meiner Söhne ſchönſten ergriff er und ſchleppt' ihn von dannen,
Und nun war kein Rath, nachdem er ſie einmal gekoſtet;
Immer verſucht' er es wieder; und weder Jäger noch Hunde

Konnten vor ſeinen Ränken bey Tag und Nacht uns bewahren.
So entriß er mir nun faſt alle Kinder, von Zwanzig
Bin ich auf fünfe gebracht, die andern raubt' er mir alle.
O, erbarmt euch des bittern Schmerzes! er tödtete geſtern
Meine Tochter, es haben die Hunde den Leichnam gerettet.
Seht, hier liegt ſie! Er hat es gethan, o! nehmt es zu Herzen!

Und der König begann: kommt näher, Grimbart, und ſehet,
Alſo faſtet der Klausner, und ſo beweiſt er die Buße!
Leb' ich noch aber ein Jahr, ſo ſoll es ihn wahrlich gereuen!
Doch, was helfen die Worte! Vernehmet, trauriger Henning:
Eurer Tochter ermangl' es an nichts, was irgend den Todten
Nur zu Rechte geſchieht. Ich laß' ihr Vigilie ſingen,
Sie mit großer Ehre zur Erde beſtatten; dann wollen
Wir mit dieſen Herren des Mordes Strafe bedenken.

Da gebot der König, man ſolle Vigilie ſingen.
Domino placebo begann die Gemeine, ſie ſangen
Alle Verſe davon. Ich könnte ferner erzählen,
Wer die Lection geſungen und wer die Reſponſen,
Aber es währte zu lang', ich laß' es lieber bewenden.
In ein Grab ward die Leiche gelegt und drüber ein ſchöner
Marmorſtein, polirt wie ein Glas, gebauen im Viereck,
Groß und dick, und oben drauf war deutlich zu leſen:
„Krazefuß, Tochter Hennings des Hahns, die beſte der Hennen,
Legte viel Eyer ins Neſt und wußte kluglich zu ſcharren,
Ach, hier liegt ſie! durch Reinekens Mord den Ihren genommen.
Alle Welt ſoll erfahren wie bös und falſch er gehandelt,
Und die Todte beklagen." So lautete, was man geſchrieben.

Und es ließ der König darauf die Klügſten berufen:
Rath mit ihnen zu halten, wie er den Frevel beſtrafte,
Der ſo klärlich vor ihn und ſeine Herren gebracht war.
Und ſie riethen zuletzt: man habe dem liſtigen Frevler
Einen Boten zu ſenden: daß er um Liebes und Leides
Nicht ſich entzöge, er ſolle ſich ſtellen am Hofe des Königs
An dem Tage der Herrn, wenn ſie zunächſt ſich verſammlen;
Braun, den Bären, ernannte man aber zum Boten.
Der König
Sprach zu Braun dem Bären: Ich ſag' es, euer Gebieter,
Daß ihr mit Fleiß die Botſchaft verrichtet! Doch rath' ich zur Vorſicht:
Denn es iſt Reineke falſch und boshaft, allerley Liſten
Wird er gebrauchen, er wird euch ſchmeicheln, er wird euch belügen,
Hintergehen, wie er nur kann. Mit nichten, verſetzte
Zuverſichtlich der Bär: bleibt ruhig! ſollt' er ſich irgend
Nur vermeſſen und mir zum Hohne das mindeſte wagen,
Seht, ich ſchwör' es bey Gott! der möge mich ſtrafen, wofern ich
Ihm nicht grimmig vergölte, daß er zu bleiben nicht wüßte.

Zweyter Gesang.

Alſo wandelte Braun, auf ſeinem Weg zum Gebirge,
Stolzen Muthes dahin, durch eine Wüſte, die groß war.
Lang und ſandig und breit; und als er ſie endlich durchzogen.
Kam er gegen die Berge, wo Reineke pflegte zu jagen,
Selbſt noch Tages zuvor hatt' er ſich dorten erluſtigt;
Aber der Bär ging weiter nach Malepartus; da hatte
Reineke ſchöne Gebäude. Von allen Schlöſſern und Burgen,
Deren ihm viele gehörten, war Malepartus die beſte.
Reineke wohnte daſelbſt, ſobald er Uebels beſorgte.
Braun erreichte das Schloß und fand die gewöhnliche Pforte
Feſt verſchloſſen. Da trat er davor und beſann ſich ein wenig;
Endlich rief er und ſprach: Herr Oheim, ſeyd ihr zu Hauſe?
Braun der Bär iſt gekommen, des Königs gerichtlicher Bote.
Denn es hat der König geſchworen, ihr ſollet bey Hofe
Vor Gericht euch ſtellen, ich ſoll euch holen, damit ihr
Recht zu nehmen und Recht zu geben keinem verweigert,
Oder es ſoll euch das Leben koſten; denn bleibt ihr dahinten,
Iſt mit Galgen und Rad euch gedroht. Drum nahet das Beſte,
Kommt und folget mir nach, ſonſt möcht' es euch übel bekommen.

Reineke hörte genau vom Anfang zum Ende die Rede,
Lag und lauerte ſtill und dachte: wenn es gelänge,
Daß ich dem plumpen Compan die ſtolzen Worte bezahlte?
Laßt uns die Sache bedenken. Er ging in die Tiefe der Wohnung,
In die Winkel des Schloſſes, denn künſtlich war es gebauet.

Löcher fanden ſich hier und Höhlen mit vielerley Gängen,
Lang und lang und mancherley Thüren zum öffnen und ſchließen,
Wie es Zeit war und Noth. Erfuhr er, daß man ihn ſuchte
Wegen ſchelmiſcher That, da fand er die beßte Beſchirmung.
Auch aus Einfalt hatten ſich oft in dieſen Mäandern
Arme Thiere gefangen, willkommene Beute dem Räuber.
Reineke hatte die Worte gehört, doch fürchtet' er klüglich,
Andre möchten noch neben dem Boten im Hinterhalt liegen.
Als er ſich aber verſichert, der Bär ſey einzeln gekommen,
Ging er liſtig hinaus und ſagte: wertheſter Oheim,
Seyd willkommen! verzeiht mir! Ich habe Veſper geleſen,
Darum ließ ich euch warten. Ich dank' euch, daß ihr gekommen,
Denn es nutzt mir gewiß bey Hofe, ſo darf ich es hoffen.
Seyd zu jeglicher Stunde, mein Oheim, willkommen! Indeſſen
Bleibt der Tadel für den, der euch die Reiſe befohlen,
Denn ſie iſt weit und beſchwerlich. O Himmel! wie ihr erhitzt ſeyd!
Eure Haare ſind naß und euer Odem beklommen.
Hatte der mächtige König ſonſt keinen Boten zu ſenden,
Als den edelſten Mann, den er am meiſten erhöhet?
Aber ſo ſollt' es wohl ſeyn zu meinem Vortheil; ich bitte,
Helft mir am Hofe des Königs, wo man mich übel verläumdet.
Morgen ſetzt' ich mir vor, trotz meiner mißlichen Lage,
Frey nach Hofe zu gehen, und ſo gedenk' ich noch immer;
Nur für heute bin ich zu ſchwer, die Reiſe zu machen.
Leider hab' ich zu viel von einer Speiſe gegeſſen,
Die mir übel bekommt; ſie ſchmerzt mich gewaltig im Leibe.
Braun verſetzte darauf: was war es, Oheim? Der andre
Sagte dagegen: was könnt' es euch helfen, und wenn ich's erzählte.

Kümmerlich friſt' ich mein Leben; ich leid' es aber geduldig,
Iſt ein armer Mann doch kein Graf! und findet zuweilen
Sich für uns und die unſern nichts beſſeres; müſſen wir freylich
Honigſcheiben verzehren, die ſind wohl immer zu haben.
Doch ich eſſe ſie nur aus Noth; nun bin ich geſchwollen.
Wider Willen ſchluckt' ich das Zeug, wie ſollt' es gedeihen?
Kann ich es immer vermeiden, ſo bleibt mir's ferne vom Gaumen.

Ey! was hab' ich gehört! verſetzte der Braune, Herr Oheim!
Ey! verſchmähet ihr ſo den Honig, den mancher begehret?
Honig, muß ich euch ſagen, geht über alle Gerichte,
Wenigſtens mir; o ſchafft mir davon, es ſoll euch nicht reuen!
Dienen werd' ich euch wieder. — Ihr ſpottet, ſagte der andre.
Nein wahrhaftig! verſchwur ſich der Bär, es iſt ernſtlich geſprochen.
Iſt dem alſo, verſetzte der Rothe: da kann ich euch dienen,
Denn der Bauer Rüſieviel wohnt am Fuße des Berges.
Honig hat er! Gewiß mit allem eurem Geſchlechte
Saht ihr niemal ſo viel beyſammen. Da lüſtet' es Braunen
Uebermäßig nach dieſer geliebten Speiſe: O führt mich,
Rief er, eilig dahin! Herr Oheim, ich will es gedenken.
Schafft mir Honig und wenn ich auch nicht geſättiget werde.
Gehen wir, ſagte der Fuchs: es ſoll an Honig nicht fehlen,
Heute bin ich zwar ſchlecht zu Fuße; doch ſoll mir die Liebe,
Die ich euch lange gewidmet, die ſauren Tritte verſüßen.
Denn ich kenne niemand von allen meinen Verwandten,
Den ich verehrte wie euch! Doch kommt! Ihr werdet dagegen
An des Königes Hof am Herren-Tage mir dienen,
Daß ich der Feinde Gewalt und ihre Klagen beſchäme.
Honigſatt mach' ich euch heute, ſo viel ihr immer nur tragen
Möget. — Es meynte der Schalk die Schläge der zornigen Bauern.

Reineke lief ihm zuvor und blindlings folgte der Braune.
Will mir's gelingen, so dachte der Fuchs: ich bringe dich heute
Noch zu Markte, wo dir ein bittrer Honig zu theil wird.
Und sie kamen zu Rüsteviels Hofe; das freute den Bären,
Aber vergebens, wie Thoren sich oft mit Hoffnung betrügen.

Abend war es geworden und Reineke wußte: gewöhnlich
Liege Rüsteviel nun in seiner Kammer zu Bette,
Der ein Zimmermann war, ein tüchtiger Meister. Im Hofe
Lag ein eichener Stamm; er hatte diesen zu trennen,
Schon zwey tüchtige Keile hineingetrieben, und oben
Klaffte gespalten der Baum fast ellenweit. Reineke merkt' es,
Und er sagte: mein Oheim, in diesem Baume befindet
Sich des Honigs mehr, als ihr vermuthet; nun stecket
Eure Schnauze hinein, so tief ihr möget. Nur rath' ich,
Nehmt nicht gierig zu viel, es möcht' euch übel bekommen.
Meynt ihr, sagte der Bär, ich sey ein Vielfraß? mit nichten!
Maß ist überall gut, bey allen Dingen; und also
Ließ der Bär sich bethören und steckte den Kopf in die Spalte
Bis an die Ohren hinein und auch die vordersten Füße.
Reineke machte sich dran, mit vielem Ziehen und Zerren
Bracht' er die Keile heraus; nun war der Braune gefangen,
Haupt und Füße geklemmt; es half kein Schelten noch Schmeicheln.
Vollauf hatte der Braune zu thun, so stark er und kühn war,
Und so hielt der Neffe mit List den Oheim gefangen.
Heulend plärrte der Bär, und mit den hintersten Füßen
Scharrt' er grimmig und lärmte so sehr, daß Rüsteviel aufsprang.
Was es wäre? dachte der Meister, und brachte sein Beil mit,
Daß man bewaffnet ihn fände, wenn jemand zu schaden gedächte.

Braun befand ſich indeß in großen Aengſten; die Spalte
Klemmt' ihn gewaltig, er zog und zerrte brüllend vor Schmerzen.
Aber mit alle der Pein war nichts gewonnen; er glaubte
Nimmer von dannen zu kommen; ſo meynt' auch Reineke freudig.
Als er Rüſteviel ſah von ferne ſchreiten, da rief er:
Braun, wie ſteht es? Mäßiget euch und ſchonet das Honig!
Sagt, wie ſchmeckt es? Rüſteviel kommt und will euch bewirthen,
Nach der Mahlzeit bringt er ein Schlückchen, es mag euch
bekommen!
Da ging Reineke wieder nach Malepartus, der Veſte.
Aber Rüſteviel kam und als er den Bären erblickte,
Lief er, die Bauern zu rufen, die noch in der Schenke beyſammen
Schmauſeten. Kommt! ſo rief er: in meinem Hofe gefangen
Hat ſich ein Bär, ich ſage die Wahrheit. Sie folgten und liefen,
Jeder bewehrte ſich eilig ſo gut er konnte. Der eine
Nahm die Gabel zur Hand, und ſeinen Rechen der andre,
Und der dritte, der vierte mit Spieß und Hacke bewaffnet
Kamen geſprungen, der fünfte mit einem Pfahle gerüſtet.
Ja der Pfarrer und Küſter, ſie kamen mit ihrem Geräthe.
Auch die Köchin des Pfaffen, (ſie hieß Frau Jutte, ſie konnte
Grütze bereiten und kochen wie keine,) blieb nicht dahinten,
Kam mit dem Rocken gelaufen, bey dem ſie am Tage geſeſſen,
Dem unglücklichen Bären den Pelz zu waſchen. Der Braune
Hörte den wachſenden Lärm in ſeinen ſchrecklichen Nöthen
Und er riß mit Gewalt das Haupt aus der Spalte; da blieb ihm
Haut und Haar des Geſichts bis zu den Ohren im Baume.
Nein! kein kläglicher Thier hat jemand geſehen! es rieſelt
Ueber die Ohren das Blut. Was half ihm das Haupt zu befreyen?
Denn es bleiben die Pfoten im Baume ſtecken; da riß er
Haſtig ſie ruckend heraus; er raſ'te ſinnlos, die Klauen,

Und von den Füßen das Fell blieb in der klemmenden Spalte.
Leider ſchmeckte dies nicht nach ſüßem Honig, wozu ihm
Reineke Hofnung gemacht; die Reiſe war übel gerathen,
Eine ſorgliche Fahrt war Braunen geworden. Es blutet'
Ihm der Bart und die Füße dazu, er konnte nicht ſtehen,
Konnte nicht kriechen, noch gehn. Und Rüſteviel eilte zu ſchlagen,
Alle fielen ihn an, die mit dem Meiſter gekommen;
Ihn zu tödten war ihr Begehren. Es führte der Pater
Einen langen Stab in der Hand und ſchlug ihn von ferne.
Kümmerlich wandt' er ſich hin und her, es drängt' ihn der Haufen,
Einige hier mit Spießen, dort andre mit Beilen, es brachte
Hammer und Zange der Schmidt, es kamen andre mit Schaufeln,
Andre mit Spaten, ſie ſchlugen drauf los und rieſen und ſchlugen,
Daß er vor ſchmerzlicher Angſt in eignem Unflath ſich wälzte.
Alle ſetzten ihm zu, es blieb auch keiner dahinten;
Der krummbeinige Schloppe, mit dem breitnaſigen Ludolf,
Waren die ſchlimmſten, und Gerold bewegte den hölzernen Flegel
Zwiſchen den krummen Fingern; ihm ſtand ſein Schwager zur Seite,
Kükelrey war es, der Dicke, die beyden ſchlugen am meiſten.
Abel Quack und Frau Jutte dazu, ſie ließen's nicht fehlen,
Talke Lorden Quacks traf mit der Butte den Armen.
Und nicht dieſe genannten allein, denn Männer und Weiber,
Alle liefen herzu und wollten das Leben des Bären.
Kükelrey machte das meiſte Geſchrey, er dünkte ſich vornehm:
Denn Frau Willigetrud, am hinteren Thore (man wußt' es)
War die Mutter, bekannt war nie ſein Vater geworden.
Doch es meynten die Bauern, der Stoppelmäher, der ſchwarze
Sander, ſagten ſie, möcht' es wohl ſeyn, ein ſtolzer Geſelle,
Wenn er allein war. Es kamen auch Steine gewaltig geflogen,

Die den verzweifelten Braunen von allen Seiten bedrängten.
Nun sprang Rüsteviels Bruder hervor und schlug mit dem langen,
Dicken Knüttel dem Bären aufs Haupt, daß Hören und Sehen
Ihm verging, doch fuhr er empor vom mächtigen Schlage.
Rasend fuhr er unter die Weiber, die unter einander
Taumelten, fielen und schrien, und einige stürzten ins Wasser,
Und das Wasser war tief. Da rief der Pater und sagte:
Sehet, da unten schwimmet Frau Jutte, die Köchin, im Pelze,
Und der Rocken ist hier! O helft ihr Männer! Ich gebe
Vier zwey Tonnen zum Lohn und großen Ablaß und Gnade.
Alle ließen für todt den Bären liegen und eilten
Nach den Weibern ans Wasser, man zog aufs Trockne die Fünfe.
Da indessen die Männer am Ufer beschäftiget waren,
Kroch der Bär ins Wasser vor großem Elend und brummte
Vor entsetzlichem Weh. Er wollte sich lieber ersäufen,
Als die Schläge so schändlich erdulden. Er hatte zu schwimmen
Nie versucht und hoffte sogleich das Leben zu enden.
Wider Vermuthen fühlt' er sich schwimmen, und glücklich getragen
Ward er vom Wasser hinab, es sahen ihn alle die Bauern,
Riefen: das wird uns gewiß zur ewigen Schande gereichen!
Und sie waren verdrießlich, und schalten über die Weiber:
Besser blieben sie doch zu Hause! da seht nun, er schwimmet
Seiner Wege. Sie traten herzu, den Block zu besehen,
Und sie fanden darinn noch Haut und Haare vom Kopfe
Und von den Füßen, und lachten darob und riefen, du kommst uns
Sicher wieder, behalten wir doch die Ohren zum Pfande!
So verhöhnten sie ihn noch über den Schaden, doch war er
Froh, daß er nur dem Uebel entging. Er fluchte den Bauern,
Die ihn geschlagen, kund klagte den Schmerz der Ohren und

Füße;

Fluchte Reinecken, der ihn verrathen. Mit ſolchen Gebeten,
Schwamm er weiter, es trieb ihn der Strom, der reiſſend
und groß war,
Binnen weniger Zeit faſt eine Meile hinunter,
Und da kroch er ans Land am ſelbigen Ufer und keichte.
Kein bedrängteres Thier hat je die Sonne geſehen!
Und er dachte den Morgen nicht zu erleben, er glaubte
Plötzlich zu ſterben und rief: o Reineke, falſcher Verräther!
Loſes Geſchöpf! er dachte dabey der ſchlagenden Bauern,
Und er dachte des Baums und fluchte Reinekens Liſten.

Aber Reineke Fuchs, nachdem er mit gutem Bedachte
Seinen Oheim zu Markte geführt, ihm Honig zu ſchaffen;
Lief er nach Hühnern, er wußte den Ort, und ſchnappte
ſich eines,
Lief und ſchleppte die Beute behend am Fluſſe hinunter.
Dann verzehrt' er ſie gleich und eilte nach andern Geſchäften
Immer am Fluſſe dahin und trank des Waſſers und dachte:
O wie bin ich ſo froh, daß ich den tölpiſchen Bären
So zu Hofe gebracht! Ich wette, Rüſteviel hat ihm
Wohl das Beil zu koſten gegeben. Es zeigte der Bär ſich
Stets mir freundlich geſinnt, ich hab' es ihm wieder vergolten.
Oheim hab' ich ihn immer genannt, nun iſt er am Baume
Todt geblieben, deß will ich mich freun, ſo lang ich nur lebe.
Klagen und ſchaden wird er nicht mehr! — Und wie er ſo
wandelt,
Schaut er am Ufer hinab und ſieht den Bären ſich wälzen.
Das verdroß ihn im Herzen, daß Braun lebendig entkommen.
Rüſteviel, rief er: du läßiger Wicht! du grober Geſelle!

Solche Speiſe verſchmähſt du? die fett und guten Geſchmacks iſt;
Die manch ehrlicher Mann ſich wünſcht und die ſo gemächlich
Dir zu Handen gekommen. Doch hat für deine Bewirthung
Dir der redliche Braun ein Pfand gelaſſen! So dacht' er,
Als er Braunen betrübt, ermattet und blutig erblickte.
Endlich rief er ihn an: Herr Oheim, find' ich euch wieder?
Habt ihr etwas vergeſſen bey Rüſteviel? ſagt mir, ich laß ihm
Wiſſen, wo ihr geblieben. Doch ſoll ich ſagen, ich glaube,
Vieles Honig habt ihr gewiß dem Manne geſtohlen,
Oder habt ihr ihn redlich bezahlt? wie iſt es geſchehen,
Ey! wie ſeyd ihr gemahlt? das iſt ein ſchmähliches Weſen!
War der Honig nicht guten Geſchmacks? zu ſelbigem Preiſe
Steht noch manches zu Kauf! Doch Oheim, ſaget mir eilig,
Welchem Orden habt ihr euch wohl ſo kürzlich gewidmet,
Daß ihr ein rothes Baret auf eurem Haupte zu tragen
Anfangt? Seyd ihr ein Abt? Es hat der Bader gewißlich,
Der die Platte euch ſchor, nach euren Ohren geſchnappet,
Ihr verloret den Schopf, wie ich ſehe, das Fell von den Wangen
Und die Handſchuh dabey. Wo habt ihr ſie hängen gelaſſen?
Und ſo mußte der Braune die vielen ſpöttiſchen Worte
Hinter einander vernehmen und konnte vor Schmerzen nicht reden,
Sich nicht rathen, noch helfen. Und um nicht weiter zu hören,
Kroch er ins Waſſer zurück und trieb mit dem reißenden Strome
Nieder und landete drauf am flachen Ufer. Da lag er
Krank und elend, und jammerte laut und ſprach zu ſich ſelber:
Schläge nur einer mich todt! Ich kann nicht gehen und ſollte

Nach des Königes Hof die Reiſe vollenden, und bleibe
So geſchändet zurück von Reinekens böſem Verrathe.
Bring' ich mein Leben davon, gewiß dich ſoll es gereuen!
Doch er raffte ſich auf und ſchleppte mit gräßlichen Schmerzen,
Durch vier Tage ſich fort und endlich kam er zu Hofe.

Als der König den Bären in ſeinem Elend erblickte,
Rief er: Gnädiger Gott! erkenn' ich Braunen? Wie kommt er
So geſchändet? Und Braun verſetzte: leider erbärmlich
Iſt das Ungemach, das ihr erblickt; ſo hat mich der Frevler
Reineke ſchändlich verrathen! Da ſprach der König entrüſtet:
Rächen will ich gewiß ohn' alle Gnade den Frevel.
Solch einen Herrn wie Braun, den ſollte Reineke ſchänden?
Ja bey meiner Ehre, bey meiner Krone! das ſchwör' ich,
Alles ſoll Reineke büßen, was Braun zu Rechte begehret.
Halt' ich mein Wort nicht, ſo trag' ich kein Schwerdt mehr,
ich will es geloben!

Und der König gebot, es ſolle der Rath ſich verſammeln,
Ueberlegen und gleich der Frevel Strafe beſtimmen.
Alle riethen darauf, wofern es dem König beliebte,
Solle man Reineken abermals fordern, er ſolle ſich ſtellen,
Gegen Anſpruch und Klage ſein Recht zu wahren. Es könne
Hinze der Kater ſogleich die Botſchaft Reineke bringen,
Weil er klug und gewandt ſey. So riethen ſie alle zuſammen.

Und es vereinigte ſich der König mit ſeinen Genoſſen,
Sprach zu Hinzen: merket mir recht die Meynung der Herren!
Ließ' er ſich aber zum drittenmal fordern, ſo ſoll es ihm
ſelbſt und

Seinem ganzen Geſchlechte zum ewigen Schaden gereichen;
Iſt er klug, ſo komm' er in Zeiten. Ihr ſchärft ihm die Lehre;
Andre verachtet er nur, doch eurem Rathe gehorcht er.

Aber Hinze verſetzte: zum Schaden oder zum Frommen
Mag es gereichen, komm' ich zu ihm, wie ſoll ich's beginnen?
Meinetwegen thut oder laßt es, aber ich dächte,
Jeden andern zu ſchicken iſt beſſer, da ich ſo klein bin.
Braun der Bär iſt ſo groß und ſtark, und konnt' ihn nicht zwingen,
Welcher Weiſe ſoll ich es enden? O! habt mich entſchuldigt.

Du beredeſt mich nicht, verſetzte der König: man findet
Manchen kleinen Mann voll Liſt und Weisheit, die manchem
Großen fremd iſt. Seyd ihr auch gleich kein Rieſe gewachſen,
Seyd ihr doch klug und gelehrt. Da gehorchte der Kater und ſagte:
Euer Wille geſchehe! und kann ich ein Zeichen erblicken
Rechter Hand am Wege, ſo wird die Reiſe gelingen.

Dritter Gesang.

Nun war Hinze der Kater ein Stückchen Weges gegangen,
Einen Martins-Vogel erblickt' er von weiten, da rief er:
Edler Vogel! Glück auf! o wende die Flügel und fliege
Her zu meiner Rechten! Es flog der Vogel und setzte
Sich zur Linken des Katers auf einem Baume zu singen.
Hinze betrübte sich sehr, er glaubte sein Unglück zu hören,
Doch er machte nun selber sich Muth, wie mehrere pflegen.
Immer wandert' er fort nach Malepartus, da fand er
Vor dem Hause Reineken sitzen, er grüßt' ihn und sagte:
Gott, der reiche, der gute bescheer' euch glücklichen Abend!
Euer Leben bedrohet der König, wofern ihr euch weigert,
Mit nach Hofe zu kommen; und ferner läßt er euch sagen:
Stehet den Klägern zu Recht; sonst werden's die Eurigen
büßen.
Reineke sprach: willkommen dahier, geliebtester Neffe!
Möget ihr Segen von Gott nach meinem Wunsche genießen.
Aber er dachte nicht so in seinem verräthrischen Herzen,
Neue Tücke sann er sich aus, er wollte den Boten
Wieder geschändet nach Hofe senden. Er nannte den Kater
Immer seinen Neffen, und sagte: Neffe, was setzt man
Euch für Speise nur vor? Man schläft gesättiget besser;
Einmal bin ich der Wirth, wir gingen dann morgen am Tage
Beyde nach Hofe: so dünkt es mich gut. Von meinen Ver-
wandten
Ist mir keiner bekannt, auf den ich mich lieber verliefe.

Denn der gefräßige Bär war trotzig zu mir gekommen.
Er iſt grimmig und ſtark, daß ich um vieles nicht hätte
Ihm zur Seite die Reiſe gewagt. Nun aber verſteht ſich's,
Gerne geh ich mit euch. Wir machen uns frühe des Morgens
Auf den Weg: ſo ſcheinet es mir das Beſte gerathen.
Hinze verſetzte darauf: es wäre beſſer, wir machten
Gleich uns fort nach Hofe, ſo wie wir gehen und ſtehen.
Auf der Heide ſcheinet der Mond, die Wege ſind trocken.
Reineke ſprach: ich finde bey Nacht das Reiſen gefährlich.
Mancher grüßet uns freundlich bey Tage, doch käm' er im Finſtern
Uns in den Weg, es möchte wohl kaum zum Beſten gerathen.
Aber Hinze verſetzte: ſo laßt mich wiſſen, mein Neffe,
Bleib' ich hier, was ſollen wir eſſen? Und Reineke ſagte:
Aermlich behelfen wir uns; doch wenn ihr bleibet, ſo bring' ich
Friſche Honigſcheiben hervor, ich wähle die klärſten.
Niemals eß' ich dergleichen, verſetzte murrend der Kater:
Fehlet euch alles im Hauſe, ſo gebt eine Maus her! mit dieſer
Bin ich am beſten verſorgt, und ſparet das Honig für andre.
Eßt ihr Mäuſe ſo gern? ſprach Reineke: redet mir ernſtlich.
Damit kann ich euch dienen. Es hat mein Nachbar der Pfaffe,
Eine Scheun' im Hofe, darin ſind Mäuſe, man führe
Sie auf keinem Wagen hinweg; ich höre den Pfaffen
Klagen, daß ſie bey Nacht und Tag ihm läſtiger werden.
Unbedächtig ſagte der Kater: thut mir die Liebe,
Bringet mich hin zu den Mäuſen! denn über Wildpret und alles
Lob' ich mir Mäuſe, die ſchmecken am beſten. Und Reineke ſagte:
Nun wahrhaftig, ihr ſollt mir ein herrliches Gaſtmahl genießen.
Da mir bekannt iſt, womit ich euch diene, ſo laßt uns nicht zaudern.

Hinze glaubt' ihm und folgte; ſie kamen zur Scheune des Pfaffen,
Zu der lehmernen Wand. Die hatte Reineke geſtern
Klug durchgraben und hatte durchs Loch dem ſchlafenden Pfaffen
Seiner Hähne den beſten entwendet. Das wollte Martinchen rächen, des geiſtlichen Herrn geliebtes Söhnchen; er knüpfte
Klug vor die Oeffnung den Strick mit einer Schlinge; ſo hofft' er
Seinen Hahn zu rächen am wiederkehrenden Diebe.
Reineke wußt' und merkte ſich das, und ſagte: geliebter
Neffe, kriechet hinein gerade zur Oeffnung; ich halte
Wache davor, indeſſen ihr mauſet; ihr werdet zu Haufen
Sie im Dunkeln erhaſchen. O! höret, wie munter ſie pfeifen!
Seyd ihr ſatt, ſo kommt nur zurück, ihr findet mich wieder.
Trennen dürfen wir nicht uns dieſen Abend, denn Morgen
Gehen wir früh und kürzen den Weg mit muntern Geſprächen.
Glaubt ihr, ſagte der Kater, es ſey hier ſicher zu kriechen?
Denn es haben mitunter die Pfaffen auch Böſes im Sinne.
Da verſetzte der Fuchs, der Scheim: wer konnte das wiſſen!
Seyd ihr ſo blöde? Wir gehen zurück; es ſoll euch mein Weibchen
Gut und mit Ehren empfangen, ein ſchmackhaft Eſſen bereiten;
Wenn es auch Mäuſe nicht ſind, ſo laßt es uns fröhlich verzehren.
Aber Hinze, der Kater, ſprang in die Oeffnung, er ſchämte
Sich vor Reinekens ſpottenden Worten, und fiel in die Schlingen.
Alſo empfanden Reinekens Gäſte die böſe Verwirrung.

Da nun Hinze den Strick an ſeinem Halſe verſpürte,
Fuhr er ängſtlich zuſammen und übereilte ſich furchtſam,

Denn er ſprang mit Gewalt: da zog der Strick ſich zuſammen.
Kläglich rief er Reineken zu, der außer dem Loche
Horchte, ſich hämiſch erfreute und ſo zur Oeffnung hinein-
ſprach:
Hinze, wie ſchmecken die Mäuſe? Ihr findet ſie, glaub' ich,
gemäſtet.
Wüßte Martinchen doch nur, daß ihr ſein Wildpret verzehret;
Sicher brächt' er euch Senf: er iſt ein höflicher Knabe.
Singet man ſo bey Hofe zum Eſſen? Es klingt mir bedenklich.
Wüßt' ich Iſegrim nur in dieſem Loche, ſo wie ich
Euch zu Falle gebracht; er ſollte mir alles bezahlen,
Was er mir übels gethan! Und ſo ging Reineke weiter.
Aber er ging nicht allein um Diebereyen zu üben;
Ehbruch, Rauben und Mord und Verrath: er hielt es nicht
ſündlich.
Und er hatte ſich eben was ausgeſonnen. Die ſchöne
Gieremund wollt' er beſuchen in doppelter Abſicht: fürs erſte
Hofft' er von ihr zu erfahren, was eigentlich Iſegrim klagte;
Zweytens wollte der Schalk die alten Sünden erneuern.
Iſegrim war nach Hofe gegangen, das wollt' er benutzen.
Denn wer zweifelt daran, es hatte die Neigung der Wölfin
Zu dem ſchändlichen Fuchſe den Zorn des Wolfes entzündet.
Reineke trat in die Wohnung der Frauen und fand ſie nicht
heimiſch.
Grüß' euch Gott! Stieflinderchen! ſagt' er, nicht mehr und
nicht minder,
Nickte freundlich den Kleinen und eilte nach ſeinem Gewerbe.
Als Frau Gieremund kam des Morgens, wie es nur tagte,
Sprach ſie: „iſt niemand kommen nach mir zu fragen?" So eben
Geht Herr Pathe Reineke fort, er wünſcht' euch zu ſprechen.

Alle wie wir hier ſind, hat er Stiefkinder geheißen.
Da rief Gieremund aus: er ſoll es bezahlen! und eilte
Dieſen Frevel zu rächen zur ſelben Stunde. Sie wußte,
Wo er pflegte zu gehn; ſie erreicht' ihn, zornig begann ſie:
Was für Worte ſind das? und was für ſchimpfliche Reden
Habt ihr ohne Gewiſſen vor meinen Kindern geſprochen?
Büßen ſollt ihr dafür! So ſprach ſie zornig und zeigt' ihm
Ein ergrimmtes Geſicht; ſie faßt' ihn am Barte, da fühlt' er
Ihrer Zähne Gewalt und lief und wollt' ihr entweichen;
Sie behend ſtrich hinter ihm drein. Da gab es Geſchichten —
Ein verfallenes Schloß war in der Nähe gelegen,
Haſtig liefen die Beyden hinein; es hatte ſich aber
Altershalben die Mauer an einem Thurme geſpalten.
Reineke ſchlupfte hindurch; allein er mußte ſich zwängen,
Denn die Spalte war eng; und eilig ſteckte die Wölfin,
Groß und ſtark wie ſie war, den Kopf in die Spalte; ſie drängte
Schob und brach und zog, und wollte folgen, und immer
Klemmte ſie tiefer ſich ein und konnte nicht vorwärts noch
rückwärts.
Da das Reineke ſah, lief er zur anderen Seite
Krummen Weges herein, und kam und macht' ihr zu ſchaffen.
Aber ſie ließ es an Worten nicht fehlen, ſie ſchalt ihn: du
handelſt
Als ein Schelm! ein Dieb! und Reineke ſagte dagegen:
Iſt es noch niemals geſchehn, ſo mag es jetzo geſchehen.

Wenig Ehre verſchafft es, ſein Weib mit andern zu ſparen,
Wie nun Reineke that. Gleichviel war alles dem Böſen.
Da nun endlich die Wölfin ſich aus der Spalte gerettet,
War ſchon Reineke weg und ſeine Straße gegangen.

Und ſo dachte die Frau ſich ſelber Recht zu verſchaffen,
Ihrer Ehre zu wahren und doppelt war ſie verloren.

Laſſet uns aber zurück nach Hinzen ſehen. Der Arme,
Da er gefangen ſich fühlte, beklagte nach Weiſe der Kater
Sich erbärmlich: das hörte Martinchen und ſprang aus dem Bette.
Gott ſey Dank! Ich habe den Strick zur glücklichen Stunde
Vor die Oeffnung geknüpft; der Dieb iſt gefangen! Ich denke
Wohl bezahlen ſoll er den Hahn! ſo jauchzte Martinchen,
Zündete hurtig ein Licht an; (im Hauſe ſchliefen die Leute)
Weckte Vater und Mutter darauf und alles Geſinde;
Rief: der Fuchs iſt gefangen! wir wollen ihm dienen. Sie kamen
Alle, groß und klein, ja ſelbſt der Pater erhub ſich,
Warf ein Mäntelchen um; es lief mit doppelten Lichtern
Seine Köchin voran, und eilig hatte Martinchen
Einen Knüttel gefaßt und machte ſich über den Kater,
Traf ihm Haut und Haupt und ſchlug ihm grimmig ein Aug' aus.
Alle ſchlugen auf ihn; es kam mit zackiger Gabel
Haſtig der Pater herbey und glaubte den Räuber zu fällen.
Hinze dachte zu ſterben; da ſprang er wüthend entſchloſſen
Zwiſchen die Schenkel des Pfaffen und biß und kratzte gefährlich,
Schändete grimmig den Mann und rächte grauſam das Auge.
Schreyend ſtürzte der Pater und fiel ohnmächtig zur Erden.
Unbedachtſam ſchimpfte die Köchin: es habe der Teufel
Ihr zum Poſſen das Spiel ſelbſt angerichtet. Und doppelt
Dreyfach ſchwur ſie: wie gern verlöre ſie, wäre das Unglück
Nicht dem Herren begegnet, ihr bischen Habe zuſammen.
Ja ſie ſchwur: ein Schatz von Golde, wenn ſie ihn hätte,

Sollte ſie wahrlich nicht reuen, ſie wollt' ihn miſſen. So jammert
Sie die Schande des Herrn und ſeine ſchwere Verwundung.
Endlich brachten ſie ihn mit vielen Klagen zu Bette,
Ließen Hinzen am Strick und hatten ſeiner vergeſſen.

Als nun Hinze der Kater in ſeiner Noth ſich allein ſah,
Schmerzlich geſchlagen und übel verwundet, ſo nahe dem Tode;
Faßt' er aus Liebe zum Leben den Strick und nagt' ihn behende.
Sollt' ich mich etwa erlöſen vom großen Uebel? ſo dacht' er.
Und es gelang ihm, der Strick zerriß. Wie fand er ſich glücklich!
Eilte dem Ort zu entfliehn, wo er ſo vieles erduldet,
Haſtig ſprang er zum Loche heraus und eilte die Straße
Nach des Königes Hof, den er des Morgens erreichte.
Aergerlich ſchalt er ſich ſelbſt: ſo mußte dennoch der Teufel
Dich durch Reinekens Liſt des böſen Verräthers bezwingen!
Kommſt du doch mit Schande zurück, am Auge geblendet
Und mit Schlägen ſchmerzlich beladen, wie mußt du dich ſchämen!

Aber des Königes Zorn entbrannte heftig, er bräute
Dem Verräther den Tod' ohn' alle Gnade. Da ließ er
Seine Räthe verſammlen; es kamen ſeine Baronen,
Seine Weiſen zu ihm, er fragte: wie man den Frevler
Endlich brächte zu Recht, der ſchon ſo vieles verſchuldet?
Als nun viele Beſchwerden ſich über Reineken häuften,
Redete Grimbart der Dachs: Es mögen in dieſem Gerichte
Viele Herren auch ſeyn die Reineken Uebels gedenken,
Doch wird niemand die Rechte des freyen Mannes verletzen.
Nun zum drittenmal muß man ihn fordern. Iſt dieſes geſchehen,
Kommt er dann nicht, ſo möge das Recht ihn ſchuldig erkennen.
Da verſetzte der König: ich fürchte, keiner von allen

Kommt nach Hofe mit mir! Es wird an liſtiger Wendung
Euch nicht fehlen, ihr habt ſie bereit und werdet euch retten:
Denn ihr habt ja wohl oft, auch an gerichtlichen Tagen,
Abenteuer beſtanden, weit größer als dieſes, und immer
Kamt ihr glücklich davon und eure Gegner in Schande.

Grimbart hatte geſprochen und Reineke ſagte dagegen:
Oheim, ihr rathet mir wohl, daß ich zu Hofe mich ſtelle,
Meines Rechtes ſelber zu wahren. Ich hoffe, der König
Wird mir Gnade gewähren; er weiß, wie ſehr ich ihm nütze;
Aber er weiß auch, wie ſehr ich deswegen den Andern verhaßt bin.
Ohne mich kann der Hof nicht beſtehn. Und hätt' ich noch zehnmal
Mehr verbrochen, ſo weiß ich es ſchon, ſo bald mir's gelinget,
Ihm in die Augen zu ſehen und ihn zu ſprechen, ſo fühlt er
Seinen Zorn im Buſen bezwungen. Denn freylich begleiten
Viele den König, und kommen in ſeinem Rathe zu ſitzen;
Aber es geht ihm niemal zu Herzen; ſie finden zuſammen
Weder Rath noch Sinn. Doch bleibet an jeglichem Hofe,
Wo ich immer auch ſey, der Rathſchluß meinem Verſtande.
Denn verſammlen ſich König und Herren in kitzlichen Sachen
Klugen Rath zu erſinnen, ſo muß ihn Reineke finden.
Das mißgönnen mir viele. Die hab' ich leider zu fürchten,
Denn ſie haben den Tod mir geſchworen, und grade die ſchlimmſten
Sind am Hofe verſammelt, das macht mich eben bekümmert.
Ueber zehen und mächtige ſind's, wie kann ich alleine
Vielen widerſtehn? Drum hab' ich immer gezaudert.
Gleichwohl ſind' ich es beſſer mit euch nach Hofe zu wandeln,
Meine Sache zu wahren; das ſoll mehr Ehre mir bringen,

Als durch Zaubern mein Weib und meine Kinder in Aengſten
Und Gefahren zu ſtürzen; wir wären alle verloren.
Denn der König iſt mir zu mächtig, und was es auch wäre,
Müßt' ich thun, ſo bald er's befiehlt. Wir können verſuchen,
Gute Verträge vielleicht mit unſern Feinden zu ſchließen.

Reineke ſagte darnach: Frau Ermelyn, nehmet der Kinder,
(Ich empfehl' es euch) wahr, vor allen andern des jüngſten,
Reinharts; es ſtehn ihm die Zähne ſo artig ums Mäulchen,
ich hoff', er
Wird der leibhaftige Vater; und hier iſt Roſſel, das Schelmchen,
Der mir eben ſo lieb iſt. O! thut den Kindern zuſammen
Etwas zu gut, indeß ich weg bin! Ich will's euch gedenken,
Kehr' ich glücklich zurück und ihr gehorchet den Worten.
Alſo ſchied er von dannen mit Grimbart ſeinem Begleiter,
Ließ Frau Ermelyn dort mit beyden Söhnen und eilte,
Unberathen ließ er ſein Haus; das ſchmerzte die Füchſinn.

Beyde waren noch nicht ein Stündchen Weges gegangen,
Als zu Grimbart Reineke ſprach: mein theuerſter Oheim,
Wertheſter Freund, ich muß euch geſtehn, ich bebe vor Sorgen.
Ich entſchlage mich nicht des ängſtlichen bangen Gedankens,
Daß ich wirklich dem Tod entgegen gehe. Da ſeh' ich
Meine Sünden vor mir, ſo viel ich deren begangen.
Ach! ihr glaubet mir nicht die Unruh, die ich empfinde.
Laßt mich beichten! höret mich an! kein anderer Pater
Iſt in der Nähe zu finden; und hab' ich alles vom Herzen,
Werd' ich nicht ſchlimmer darum vor meinem Könige ſtehen.
Grimbart ſagte: verredet zuerſt das Rauben und Stehlen,
Allen böſen Verrath und andre gewöhnliche Tücken,

Sonſt kann euch die Beichte nicht helfen. Ich weiß es, verſetzte
Reineke: darum laßt mich beginnen und höret bedächtig.

Confiteor tibi Pater et Mater, daß ich der Otter,
Daß ich dem Kater und manchen gar manche Tücke verſetzte,
Ich bekenn' es und laſſe mir gern die Buße gefallen.
Redet deutſch, verſetzte der Dachs: damit ich's verſtehe.
Reineke ſagte: ich habe mich freylich, wie ſollt' ich es läugnen!
Gegen alle Thiere, die jetzo leben, verſündigt.
Meinen Oheim den Bären, den hielt ich im Baume gefangen;
Blutig ward ihm ſein Haupt und viele Prügel ertrug er.
Hinzen führt' ich nach Mäuſen; allein am Stricke gehalten
Mußt' er vieles erdulden, und hat ſein Auge verloren.
Und ſo klaget auch Henning mit Recht, ich raubt' ihm die Kinder
Groß' und kleine, wie ich ſie fand, und ließ ſie mir ſchmecken.
Selbſt verſchont' ich des Königes nicht, und mancherley Tücken
Uebt' ich kühnlich an ihm und an der Königinn ſelber,
Spät verwindet ſie's nur. Und weiter muß ich bekennen:
Iſegrim hab' ich, den Wolf, mit allem Fleiße geſchändet;
Alles zu ſagen, fänd' ich nicht Zeit. So hab' ich ihn immer
Scherzend Oheim genannt, und wir ſind keine Verwandte.
Einmal, es werden nun bald ſechs Jahre, kam er nach Elſmar
Zu mir ins Kloſter, ich wohnte daſelbſt, und bat mich um Beyſtand,
Weil er eben ein Mönch zu werden gedächte. Das, meynt' er,
Wär' ein Handwerk für ihn, und zog die Glocke. Das Läuten
Freut' ihn ſo ſehr! Ich band ihm darauf die vorderen Füße
Mit dem Seile zuſammen, er war es zufrieden und ſtand ſo,
Zog und erluſtigte ſich und ſchien das Läuten zu lernen.
Doch es ſollt' ihm die Kunſt zu ſchlechter Ehre gedeihen,

Denn er läutete zu wie toll und thörig. Die Leute
Liefen eilig beſtürzt aus allen Straßen zuſammen,
Denn ſie glaubten, es ſey ein großes Unglück begegnet;
Kamen und fanden ihn da, und eh' er ſich eben erklärte,
Daß er den geiſtlichen Stand ergreifen wolle, ſo war er
Von der dringenden Menge beynah zu Tode geſchlagen.
Dennoch beharrte der Thor auf ſeinem Vorſatz und bat mich,
Daß ich ihm ſollte mit Ehren zu einer Platte verhelfen;
Und ich ließ ihm das Haar auf ſeinem Scheitel verſengen,
Daß die Schwarte davon zuſammen ſchrumpfte. So hab' ich
Oft ihm Prügel und Stöße mit vieler Schande bereitet.
Fiſche lehrt' ich ihn fangen, ſie ſind ihm übel bekommen.
Einsmal folgt' er mir auch im Jülicher Lande, wir ſchlichen
Zu der Wohnung des Pfaffen, des reichſten in dortiger Gegend.
Einen Speicher hatte der Mann mit köſtlichen Schinken,
Lange Seiten des zarteſten Specks verwahrt' er daneben
Und ein friſch geſalzenes Fleiſch befand ſich im Troge.
Durch die ſteinerne Mauer gelang es Iſegrim endlich,
Eine Spalte zu kratzen, die ihn gemächlich hindurch ließ.
Und ich trieb ihn dazu, es trieb ihn ſeine Begierde.
Aber da konnt' er ſich nicht im Ueberfluſſe bezwingen,
Uebermäßig füllt' er ſich an; da hemmte gewaltig
Den geſchwollenen Leib und ſeine Rückkehr die Spalte.
Ach, wie klagt' er ſie an, die Ungetreue, ſie ließ ihn
Hungrig hinein und wollte dem Satten die Rückkehr verwehren.
Und ich machte darauf ein großes Lärmen im Dorfe,
Daß ich die Menſchen erregte, die Spuren des Wolfes zu finden.
Denn ich lief in die Wohnung des Pfaffen und traf ihn beym Eſſen,
Und ein fetter Capaun ward eben vor ihn getragen,
Wohl gebraten; ich ſchnappte darnach und trug ihn von dannen.

Haſtig wollte der Pfaffe mir nach und lärmte, da ſtieß er
Ueber den Haufen den Tiſch mit Speiſen und allem Getränke.
Schlaget, werfet, fanget und ſtechet! ſo rief der ergrimmte
Pater, und fiel und kühlte den Zorn (er hatte die Pfütze
Nicht geſehen) und lag. Und alle kamen und ſchrieen,
Schlagt! ich rannte davon und hinter mir alle zuſammen,
Die mir das ſchlimmſte gedachten. Am meiſten lärmte der Pfaffe:
Welch ein verwegener Dieb! Er nahm das Huhn mir vom Tiſche!
Und ſo lief ich voraus, bis zu dem Speicher, da ließ ich
Wider Willen das Huhn zur Erde fallen, es ward mir
Endlich leider zu ſchwer; und ſo verlor mich die Menge.
Aber ſie fanden das Huhn und da der Pater es aufhub,
Ward er des Wolfes im Speicher gewahr, es ſah ihn der Haufen.
Allen rief der Pater nun zu: hierher nur! und trefft ihn.
Uns iſt ein anderer Dieb, ein Wolf in die Hände gefallen!
Käm' er davon, wir wären beſchimpft, es lachte wahrhaftig
Alles auf unſre Koſten im ganzen Jülicher Lande.
Was er nur konnte, dachte der Wolf. Da regnet' es Schläge
Hierher und dorther ihm über den Leib und ſchmerzliche Wunden.
Alle ſchrien ſo laut ſie konnten; die übrigen Bauern
Liefen zuſammen und ſtreckten für todt ihn zur Erde darnieder.
Größeres Weh geſchah ihm noch nie, ſo lang er auch lebte.
Mahlt' es Einer auf Leinwand, es wäre ſeltſam zu ſehen,
Wie er dem Pfaffen den Speck und ſeine Schinken bezahlte.
Auf die Straße warfen ſie ihn und ſchleppten ihn eilig
Ueber Stock und Stein; es war kein Leben zu ſpüren.
Und er hatte ſich unrein gemacht, da warf man mit Abſcheu
Vor das Dorf ihn hinaus; er lag in ſchlammiger Grube,
Denn ſie glaubten ihn todt. In ſolcher ſchmählichen Ohnmacht
Blieb er, ich weiß nicht wie lange, bevor er ſein Elend gewahr ward.

Wie er noch endlich entkommen, das hab' ich niemals erfahren.
Und doch ſchwur er hernach, (es kann ein Jahr ſeyn) mir immer
Treu und gewärtig zu bleiben; nur hat es nicht lange gedauert.
Denn warum er mir ſchwur, das konnt' ich leichtlich begreifen:
Gerne hätt' er einmal ſich ſatt an Hühnern gegeſſen.
Und damit ich ihn tüchtig betröge, beſchrieb ich ihm ernſtlich
Einen Balken, auf dem ſich ein Hahn des Abends gewöhnlich
Neben ſieben Hühnern zu ſetzen pflegte. Da führt' ich
Ihn im ſtillen bey Nacht, es hatte zwölfe geſchlagen,
Und der Laden des Fenſters mit leichter Latte geſtützet,
Stand (ich wußt' es) noch offen. Ich that als wollt' ich hinein gehn;
Aber ich ſchmiegte mich an und ließ dem Oheim den Vortritt.
Gehet frey nur hinein, ſo ſagt' ich: wollt ihr gewinnen,
Seyd geſchäftig, es gilt! ihr findet gemäſtete Hennen.
Gar bedächtig kroch er hinein und taſtete leiſe
Hier und dahin, und ſagte zuletzt mit zornigen Worten:
O wie führt ihr mich ſchlecht! ich finde wahrlich von Hühnern
Keine Feder. Ich ſprach: die vorne pflegten zu ſitzen
Hab' ich ſelber geholt, die andern ſitzen dahinten.
Geht nur unverdroſſen voran und tretet behutſam.
Freylich der Balken war ſchmal, auf dem wir gingen. Ich ließ ihn
Immer voraus und hielt mich zurück und drückte mich rückwärts
Wieder zum Fenſter hinaus und zog am Holze, der Laden
Schlug und klappte, das fuhr dem Wolf in die Glieder und ſchreckt' ihn,
Zitternd plumpt' er hinab vom ſchmalen Balken zur Erde.
Und erſchrocken erwachten die Leute, ſie ſchliefen am Feuer.
Sagt, was fiel zum Fenſter herein? ſo riefen ſie alle,
Rafften behende ſich auf, und eilig brannte die Lampe.

In der Ecke fanden ſie ihn und ſchlugen und gerbten
Ihm gewaltig das Fell; mich wundert, wie er entkommen.

Weiter bekenn' ich vor euch: daß ich Frau Gieremund heimlich
Oefters beſucht und öffentlich auch. Das hätte nun freylich
Unterbleiben ſollen, o wär' es niemals geſchehen!
Denn ſo lange ſie lebt verwindet ſie ſchwerlich die Schande.

Alles hab' ich euch jetzt gebeichtet, deſſen ich irgend
Mich zu erinnern vermag, was meine Seele beſchweret.
Sprechet mich los! ich bitte darum; ich werde mit Demuth
Jede Buße vollbringen, die ſchwerſte, die ihr mir auflegt.

Grimbart wußte ſich ſchon in ſolchen Fällen zu nehmen,
Brach ein Reischen am Wege, dann ſprach er: Oheim, nun ſchlagt euch
Dreymal über den Rücken mit dieſem Reischen und legt es,
Wie ich's euch zeige, zur Erde, und ſpringet dreymal darüber;
Dann mit Sanftmuth küſſet das Reis und zeigt euch gehorſam.
Solche Buße leg' ich euch auf, und ſpreche von allen
Sünden und allen Strafen euch los und ledig, vergeb' euch
Alles im Nahmen des Herrn, ſo viel ihr immer begangen.

Und als Reineke nun die Buße willig vollendet,
Sagte Grimbart: laſſet an guten Werken, mein Oheim,
Eure Beſſerung ſpüren und leſet Pſalmen, beſuchet
Fleißig die Kirchen und faſtet an rechten gebotenen Tagen;
Wer euch fraget dem weiſet den Weg, und gebet den Armen
Gern, und ſchwöret mir zu, das böſe Leben zu laſſen,

Alles Rauben und Stehlen, Verrath und böſe Verführung,
Und ſo iſt es gewiß, daß ihr zu Gnaden gelanget.
Reineke ſprach: ſo will ich es thun, ſo ſey es geſchworen!

Und ſo war die Beichte vollendet. Da gingen ſie weiter
Nach des Königes Hof. Der fromme Grimbart und jener,
Kamen durch ſchwärzliche fette Gebreite; ſie ſahen ein Kloſter
Rechter Hand des Weges, es dienten geiſtliche Frauen,
Spat und früh, dem Herren daſelbſt, und nährten im Hofe
Viele Hühner und Hähne, mit manchem ſchönen Capaune,
Welche nach Futter zuweilen ſich außer der Mauer zerſtreuten.
Reineke pflegte ſie oft zu beſuchen. Da ſagt' er zu Grimbart:
Unſer kürzeſter Weg geht an der Mauer vorüber;
Aber er meynte die Hühner, wie ſie im Freyen ſpazierten.
Seinen Beichtiger führt' er dahin, ſie nahten den Hühnern;
Da verdrehte der Schalk die gierigen Augen im Kopfe.
Ja vor allen gefiel ihm ein Hahn, der jung und gemäſtet
Hinter den andern ſpazierte, den faßt' er treulich ins Auge,
Haſtig ſprang er hinter ihm drein; es ſtoben die Federn.

Aber Grimbart entrüſtet verwies ihm den ſchändlichen Rückfall.

Handelt ihr ſo? unſeliger Oheim, und wollt ihr ſchon wieder
Um ein Huhn in Sünde gerathen, nachdem ihr gebeichtet?
Schöne Reue heiß' ich mir das! Und Reineke ſagte:
Hab' ich es doch in Gedanken gethan! O theuerſter Oheim,
Bittet zu Gott, er möge die Sünde mir gnädig vergeben.
Nimmer thu' ich es wieder und laß' es gerne. Sie kamen
Um das Kloſter herum in ihre Straße, ſie mußten
Ueber ein ſchmales Bruckchen hinüber und Reineke blickte

Wieder

Wieder nach den Hühnern zurück; er zwang ſich vergebens.
Hätte jemand das Haupt ihm abgeſchlagen, es wäre
Nach den Hühnern geflogen; ſo heftig war die Begierde.

Grimbart ſah es und rief: wo laßt ihr, Neffe, die Augen
Wieder ſpazieren? Fürwahr ihr ſeyd ein häßlicher Vielfraß!
Reineke ſagte darauf: das macht ihr übel, Herr Oheim!
Uebereilet euch nicht und ſtört nicht meine Gebete;
Laßt ein Paternoſter mich ſprechen. Die Seelen der Hühner
Und der Gänſe bedürfen es wohl, ſo viel ich den Nonnen,
Dieſen heiligen Frauen, durch meine Klugheit entriſſen.
Grimbart ſchwieg, und Reineke Fuchs verwandte das Haupt nicht
Von den Hühnern ſo lang' er ſie ſah. Doch endlich gelangten
Sie zur rechten Straße zurück und nahten dem Hofe.
Und als Reineke nun die Burg des Königs erblickte,
Ward er innig betrübt; denn heftig war er beſchuldigt.

Vierter Gesang.

Als man bey Hofe vernahm, es komme Reineke wirklich,
Drängte ſich jeder heraus ihn zu ſehn, die Großen und Kleinen,
Wenige freundlich geſinnt, faſt alle hatten zu klagen.
Aber Reinekn däuchte, das ſey von keiner Bedeutung;
Wenigſtens ſtellt' er ſich ſo, da er mit Grimbart dem Dachſe
Jetzo dreiſt und zierlich die hohe Straße daher ging.
Muthig kam er heran und gelaſſen, als wär' er des Königs
Eigener Sohn und frey und ledig von allen Gebrechen.
Ja ſo trat er vor Nobel, den König, und ſtand im Palaſte
Mitten unter den Herren; er wußte ſich ruhig zu ſtellen.

Edler König, gnädiger Herr! begann er zu ſprechen:
Edel ſeyd ihr und groß, von Ehren und Würden der Erſte,
Darum bitt' ich von Euch mich heute rechtlich zu hören.
Keinen treueren Diener hat eure fürſtliche Gnade
Je gefunden als mich, das darf ich kühnlich behaupten.
Viele weiß ich am Hofe, die mich darüber verfolgen.
Eure Freundſchaft würd' ich verlieren, woferne die Lügen
Meiner Feinde, wie ſie es wünſchen, euch glaublich erſchienen;
Aber glücklicherweiſe bedenkt ihr jeglichen Vortrag,
Hört den Beklagten ſo gut als den Kläger; und haben ſie vieles
Mir im Rücken gelogen, ſo bleib' ich ruhig und denke:
Meine Treue kennt ihr genug, ſie bringt mir Verfolgung.

Schweiget! verſetzte der König: es hilft kein Schwätzen und Schmeicheln,
Euer Frevel iſt laut und euch erwartet die Strafe.
Habt ihr den Frieden gehalten, den ich den Thieren geboten?
Den ich geſchworen? Da ſteht der Hahn! ihr habt ihm die Kinder,
Falſcher, leidiger Dieb! eins nach dem andern entriſſen.
Und wie lieb ihr mich habt, das wollt ihr, glaub' ich, beweiſen,
Wenn ihr mein Anſehn ſchmäht und meine Diener beſchädigt.
Seine Geſundheit verlor der arme Hinze! Wie langſam
Wird der verwundete Braun von ſeinen Schmerzen geneſen!
Aber ich ſcelt' euch nicht weiter. Denn hier ſind Kläger die Menge,
Viele bewieſene Thaten. Ihr möchtet ſchwerlich entkommen.

Bin ich, gnädiger Herr, deswegen ſtrafbar, verſetzte
Meineke: kann ich davor, wenn Braun mit blutiger Platte
Wieder zurückkehrt? Wagt' er ſich doch und wollte vermeſſen
Küſteviels Honig verzehren; und kamen die tölpiſchen Bauern
Ihm zu Leibe, ſo iſt er ja ſtark und mächtig an Gliedern;
Schlugen und ſchimpften ſie ihn, eh' er ins Waſſer gekommen,
Hätt' er als rüſtiger Mann die Schande billig gerochen.
Und wenn Hinze der Kater, den ich mit Ehren empfangen,
Nach Vermögen bewirthet, ſich nicht vom Stehlen enthalten,
In die Wohnung des Pfaffen, ſo ſehr ich ihn treulich verwarnte,
Sich bey Nacht geſchlichen und dort was Uebels erfahren:
Hab' ich Strafe verdient, weil jene thörigt gehandelt?
Eurer fürſtlichen Krone geſchähe das wehrlich zu nahe!
Doch ihr möget mit mir nach eurem Willen verfahren,
Und ſo klar auch die Sache ſich zeigt, beliebig verfügen:
Mag es zum Nutzen, mag es zum Schaden auch immer gereichen.

Soll ich geſotten, gebraten, geblendet oder gehangen
Werden, oder geköpft, ſo mag es eben geſchehen!
Alle ſind wir in eurer Gewalt, ihr habt uns in Händen.
Mächtig ſeyd ihr und ſtark, was widerſtünde der Schwache?
Wollt ihr mich tödten, das würde fürwahr ein geringer Gewinn ſeyn.
Doch es komme was will; ich ſtehe redlich zu Rechte.

Da begann der Widder Bellyn: die Zeit iſt gekommen,
Laßt uns klagen! Und Iſegrim kam mit ſeinen Verwandten,
Hinze der Kater, und Braun der Bär, und Thiere zu Scharen.
Auch der Eſel Boldewyn kam und Lampe der Haſe,
Wackerlos kam, das Hündchen, und Ryn die Dogge, die Ziege
Metke, Hermen der Bock, dazu das Eichhorn, die Wieſel
Und das Hermelin. Auch waren der Ochs und das Pferd nicht
Außen geblieben; daneben erſah man die Thiere der Wildniß,
Als den Hirſch und das Reh, und Volert den Biber, den Marder,
Das Kaninchen, den Eber und alle drängten einander.
Bartolt der Storch, und Markart der Heher, und Lütke der Kranich,
Flogen herüber; es meldeten ſich auch Tybbke die Ente,
Alheid die Gans, und andere mehr mit ihren Beſchwerden.
Henning der traurige Hahn mit ſeinen wenigen Kindern
Klagte heftig; es kamen herbey unzählige Vögel
Und der Thiere ſo viel, wer wüßte die Menge zu nennen!
Alle giengen dem Fuchs zu Leibe, ſie hofften die Frevel
Nun zu Sprache zu bringen und ſeine Strafe zu ſehen.
Vor den König drängten ſie ſich mit heftigen Reden,
Häuften Klagen auf Klagen, und alt' und neue Geſchichten
Brachten ſie vor. Man hatte noch nie an Einem Gerichtstag

Vor des Königes Thron so viele Beschwerden gehöret.
Reinecke stand und wußte darauf gar künstlich zu dienen:
Denn ergriff er das Wort, so floß die zierliche Rede
Seiner Entschuldigung her, als wär' es lautere Wahrheit.
Alles wußt' er beyseite zu lehnen und alles zu stellen.
Hörte man ihn, man wunderte sich und glaubt' ihn entschuldigt,
Ja er hatte noch übriges Recht und vieles zu klagen.
Aber es standen zuletzt wahrhaftige redliche Männer
Gegen Reineken auf, die wider ihn zeugten, und alle
Seine Frevel fanden sich klar. Nun war es geschehen!
Denn im Rathe des Königs mit Einer Stimme beschloß man:
Reinecke Fuchs sey schuldig des Todes! so soll man ihn fahen,
Soll ihn binden und hängen an seinem Halse, damit er
Seine schwere Verbrechen mit schmählichem Tode verbüße.

Jetzt gab Reinecke selbst das Spiel verloren; es hatten
Seine klugen Worte nur wenig geholfen. Der König
Sprach das Urtheil selber. Da schwebte dem losen Verbrecher,
Als sie ihn fingen und banden, sein klägliches Ende vor Augen.

Wie nun nach Urtheil und Recht gebunden Reinecke da stand,
Seine Feinde sich regten zum Tod' ihn eilend zu führen;
Standen die Freunde betroffen und waren schmerzlich bekümmert,
Martin der Affe mit Grimbart und vielen aus Reinekens Sippschaft.
Ungern hörten sie an das Urtheil und trauerten alle,
Mehr als man dächte. Denn Reinecke war der ersten Baronen
Einer, und stand nun entsetzt von allen Ehren und Würden,
Und zum schmählichen Tode verdammt. Wie mußte der Anblick

Seine Verwandten empören! Sie nahmen alle zuſammen
Urlaub vom Könige, räumten den Hof, ſo viele ſie waren.

Aber dem Könige ward es verdrießlich, daß ihn ſo viele
Ritter verließen. Es zeigte ſich nun die Menge Verwandten,
Die ſich mit Reinekens Tod ſehr unzufrieden entfernten.
Und der König ſprach zu einem ſeiner Vertrauten:
Freylich iſt Reineke boshaft, allein man ſollte bedenken,
Viele ſeiner Verwandten ſind nicht zu entbehren am Hofe.

Aber Iſegrim, Braun und Hinze der Kater, ſie waren
Um den gebundnen geſchäftig, ſie wollten die ſchändliche Strafe,
Wie es der König gebot, an ihrem Feinde vollziehen,
Führten ihn haſtig hinaus und ſahen den Galgen von ferne.
Da begann der Kater erboßt zum Wolfe zu ſprechen:
Nun bedenket, Herr Iſegrim, wohl, wie Reineke damals
Alles that und betrieb, wie ſeinem Haſſe gelungen,
Euren Bruder an Galgen zu bringen. Wie zog er ſo fröhlich
Mit ihm hinaus! verſäumet ihm nicht die Schuld zu bezahlen.
Und gedenket Herr Braun: er hat euch ſchändlich verrathen,
Euch in Rüſteviels Hofe dem groben zornigen Volke
Männern und Weibern treulos geliefert, und Schlägen und Wunden,
Und der Schande dazu, die aller Orten bekannt iſt.
Habet Acht und haltet zuſammen. Entkäm' er uns heute,
Könnte ſein Witz ihn befreyn und ſeine liſtigen Ränke;
Niemals würd' uns die Stunde der ſüßen Rache beſcheert ſeyn.
Laßt uns eilen und rächen, was er an allen verſchuldet.

Iſegrim ſprach: was helfen die Worte? geſchwinde verſchafft mir
Einen tüchtigen Strick, wir wollen die Qual ihm verkürzen.
Alſo ſprachen ſie wider den Fuchs und zogen die Straße.

Aber Reineke hörte ſie ſchweigend; doch endlich begann er:
Da ihr ſo grauſam mich haßt und tödtliche Rache begehret,
Wiſſet ihr doch kein Ende zu finden! Wie muß ich mich wundern!
Hinze wüßte wohl Rath zu einem tüchtigen Stricke,
Denn er hat ihn geprüft, als in des Pfaffen Behauſung
Er ſich nach Mäuſen hinabließ und nicht mit Ehren davon kam.
Aber Iſegrim, ihr und Braun, ihr eilt ja gewaltig
Euren Oheim zum Tode zu bringen; ihr meynt, es gelänge.

Und der König erhob ſich mit allen Herren des Hofes,
Um das Urtheil vollſtrecken zu ſehn; es ſchloß an den Zug ſich
Auch die Königinn an, von ihren Frauen begleitet;
Hinter ihnen ſtrömte die Menge der Armen und Reichen,
Alle wünſchten Reinekens Tod und wollten ihn ſehen.
Iſegrim ſprach indeß mit ſeinen Verwandten und Freunden
Und ermahnete ſie, ja feſt an einander geſchloſſen,
Auf den gebundenen Fuchs ein wachſam Auge zu haben;
Denn ſie fürchteten immer, es möchte der Kluge ſich retten.
Seinem Weibe befahl der Wolf beſonders: bey deinem
Leben! ſiehe mir zu, und hilf den Böſewicht halten.
Käm' er los, wir würden es alle gar ſchmählich empfinden.
Und zu Brunnen ſagt' er: gedenket, wie er euch höhnte!
Alles könnt ihr ihm nun mit reichlichen Zinſen bezahlen.
Hinze klettert und ſoll uns den Strick da oben befeſtigen,
Haltet ihn und ſtehet mir bey, ich rücke die Leiter,

Wenig Minuten, ſo ſoll's um dieſen Schelmen gethan ſeyn!
Braun verſetzte: ſtellt nur die Leiter, ich will ihn ſchon halten.

Seht doch! ſagte Reinecke drauf: wie ſeyd ihr geſchäftig,
Euren Oheim zum Tode zu bringen! Ihr ſolltet ihn eher
Schützen und ſchirmen, und wär' er in Noth, euch ſeiner erbarmen.
Gerne bät' ich um Gnade, allein was könnt' es mir helfen?
Ziegrim haßt mich zu ſehr, ja ſeinem Weibe gebeut er
Mich zu halten und mir den Weg zur Flucht zu vertreten.
Dächte ſie voriger Zeiten, ſie könnte mir warlich nicht ſchaden.
Aber ſoll es nun über mich gehn, ſo wollt' ich, es wäre
Bald gethan. So kam auch mein Vater in ſchreckliche Nöthen,
Doch am Ende ging es geſchwind. Es begleiteten freylich
Nicht ſo viele den ſterbenden Mann. Doch wolltet ihr länger
Mich verſchonen; es müßt' euch gewiß zur Schande gereichen.
Hört' ihr, ſagte der Bär: wie trotzig der Böſewicht redet?
Immer, immer hinauf! es iſt ſein Ende gekommen.

Aengſtlich dachte Reinecke nun: o möcht' ich in dieſen
Großen Nöthen geſchwind was glücklich neues erſinnen,
Daß der König mir gnädig das Leben ſchenkte und dieſe
Grimmigen Feinde, die drey, in Schaden und Schande geriethen!
Laßt uns alles bedenken, und helfe, was helfen kann! denn hier
Gilt es den Hals, die Noth iſt dringend, wie ſoll ich entkommen?
Alles Uebel häuft ſich auf mich. Es zürnet der König,
Meine Freunde ſind fort und meine Feinde gewaltig;
Selten hab' ich was Gutes gethan, die Stärke des Königs,
Seiner Räthe Verſtand wahrhaftig wenig geachtet;
Vieles hab' ich verſchuldet, und hoffte dennoch mein Unglück

Wieder zu wenden. Gelänge mir's nur zum Worte zu kommen,
Warlich ſie hingen mich nicht, ich laſſe die Hoffnung nicht fahren.

Und er wandte darauf ſich von der Leiter zum Volke, rief:
ich ſehe den Tod vor meinen Augen und werd' ihm
Nicht entgehen. Nur bitt' ich euch alle, ſo viele mich hören,
Um ein weniges nur, bevor ich die Erde verlaſſe.
Gerne möcht' ich vor euch in aller Wahrheit die Beichte
Noch zum letztenmal öffentlich ſprechen und redlich bekennen
Alles Uebel das ich gethan, damit nicht ein andrer
Etwa dieſes und jenes, von mir im Stillen begangnen,
Unbekannten Verbrechens dereinſt bezichtiget werde;
So verhär' ich zuletzt noch manches Uebel und hoffen
Kann ich, es werde mir's Gott in allen Gnaden gedenken.

Viele jammerte das. Sie ſprachen untereinander:
Klein iſt die Bitte, gering nur die Friſt! Sie baten den König,
Und der König vergönnt' es. Da ward' es Reinecken wieder
Etwas leichter ums Herz, er hoffte glücklichen Ausgang,
Gleich benutzt' er den Raum, der ihm gegönnt war, und ſagte:

Spiritus Domini helfe mir nun! Ich ſehe nicht einen
Unter der großen Verſammlung, den ich nicht irgend beſchädigt.
Erſt, ich war noch ein kleiner Compan, und hatte die Brüſte
Kaum zu ſaugen verlernt, da folgt' ich meinen Begierden
Unter die jungen Lämmer und Ziegen, die neben der Heerde
Sich im Freyen zerſtreuten; ich hörte die blökenden Stimmen
Gar zu gerne, da lüſtete mich nach leckerer Speiſe,
Lernte hurtig ſie kennen. Ein Lämmchen biß ich zu Tode,
Leckte das Blut; es ſchmeckte mir köſtlich! und tödtete weiter

Vier der jüngſten Ziegen, und aß ſie, und übte mich ferner;
Sparte keine Vögel, noch Hühner, noch Enten noch Gänſe,
Wo ich ſie fand, und habe gar manches im Sande vergraben,
Was ich geſchlachtet und was mir nicht alles zu eſſen beliebte.

Dann begegnet' es mir; in einem Winter am Rheine
Lernt' ich Iſegrim kennen, er lauerte hinter den Bäumen.
Gleich verſichert' er mir, ich ſey aus ſeinem Geſchlechte,
Ja er wußte mir gar die Grade der Sippſchaft am Finger
Vorzurechnen. Ich ließ mir's gefallen; wir ſchloſſen ein Bündniß,
Und gelobten einander als treue Geſellen zu wandern;
Leider ſollt' ich dadurch mir manches Uebel bereiten.
Wir durchſtrichen zuſammen das Land. Da ſtahl er das Große,
Stahl ich das Kleine. Was wir gewonnen, das ſollte gemein ſeyn;
Aber es war nicht gemein, wie billig: er theilte nach Willkühr;
Niemals empfing ich die Hälfte. Ja ſchlimmeres hab' ich erfahren.
Wenn er ein Kalb ſich geraubt, ſich einen Widder erbeutet,
Wenn ich im Ueberfluß ſitzen ihn fand, er eben die Ziege
Friſch geſchlachtet verzehrte, ein Bock ihm unter den Klauen
Lag und zappelte; grinſt' er mich an und ſtellte ſich grämlich,
Trieb mich knurrend hinweg: ſo war mein Theil ihm geblieben.
Immer ging es mit ſo, es mochte der Braten ſo groß ſeyn,
Als er wollte. Ja, wenn es geſchah, daß wir in Geſellſchaft
Einen Ochſen gefangen, wir eine Kuh uns gewonnen;
Gleich erſchienen ſein Weib und ſieben Kinder und warfen
Ueber die Beute ſich her und drängten mich hinter die Mahlzeit.
Keine Rippe konnt' ich erlangen, ſie wäre denn gänzlich
Glatt und trocken genagt; das ſollte mir alles gefallen!
Aber Gott ſey gedankt, ich litt deswegen nicht Hunger;
Heimlich nährt' ich mich wohl von meinem herrlichen Schatze,

Von dem Silber und Golde, das ich an ſicherer Stätte
Heimlich verwahre; deß hab' ich genug. Es ſchafft mir wahrhaftig
Ihn kein Wagen hinweg, und wenn er ſiebenmal führe.

Und es horchte der König, da von dem Schatze geſagt ward,
Neigte ſich vor und ſprach: von wannen iſt er euch kommen?
Saget an! Ich meyne den Schatz. Und Reincke ſagte:
Dieſes Geheimniß verhehl' ich euch nicht, was könnt' es mir helfen;
Denn ich nehme nichts mit von dieſen köſtlichen Dingen.
Aber wie ihr befehlt, will ich euch alles erzählen:
Denn es muß nun einmal heraus; um Liebes und Leides
Möcht' ich wahrhaftig das große Geheimniß nicht länger verhehlen:
Denn der Schatz war geſtohlen. Es hatten ſich viele verſchworen,
Euch, Herr König, zu morden, und wurde zur ſelbigen Stunde
Nicht der Schatz mit Klugheit entwendet, ſo war es geſchehen.
Merket es, gnädiger Herr! Denn euer Leben und Wohlfahrt
Hing an dem Schatz. Und daß man ihn ſtahl, das brachte denn leider
Meinen eigenen Vater in große Nöthen, es bracht' ihn
Frühe zur traurigen Fahrt, vielleicht zu ewigem Schaden;
Aber, gnädiger Herr, zu eurem Nutzen geſchah es!

Und die Königinn hörte beſtürzt die gräßliche Rede,
Das verworrne Geheimniß von ihres Gemahles Ermordung,
Von dem Verrath, vom Schatz und was er alles geſtrochen.
Ich vermahn' euch, Reincke, rief ſie: bedenket! die lange
Heimfahrt ſteht euch bevor, entladet reuig die Seele;
Saget die lautere Wahrheit und redet mir deutlich vom Morde.
Und der König ſetzte hinzu: Ein jeglicher ſchweige!
Reincke komme nun wieder herunter und trete mir näher,
Denn es betrifft die Sache mich ſelbſt, damit ich ſie höre.

Reineke, der es vernahm, ſtand wieder getröſtet, die Leiter
Stieg er zum großen Verdruß der Feindlichgeſinnten herunter;
Und er nahte ſich gleich dem König' und ſeiner Gemahlin,
Die ihn eifrig befragten, wie dieſe Geſchichte begegnet.

Da bereitet' er ſich zu neuen gewaltigen Lügen.
Könnt' ich des Königes Huld und ſeiner Gemahlinn, ſo dacht' er,
Wieder gewinnen, und könnte zugleich die Liſt mir gelingen,
Daß ich die Feinde, die mich dem Tod entgegen geführet,
Selbſt verdürbe, das rettete mich aus allen Gefahren.
Sicher wäre mir das ein unerwarteter Vortheil;
Aber ich ſehe ſchon, Lügen bedarf es, und über die Maßen.

Ungeduldig befragte die Königinn Reinecken weiter:
Laſſet uns deutlich vernehmen, wie dieſe Sache beſchaffen?
Saget die Wahrheit, bedenkt das Gewiſſen, entladet die Seele.
Reineke ſagte darauf: ich will euch gerne berichten.
Sterben muß ich nun wohl; es iſt kein Mittel dagegen.
Sollt' ich meine Seele beladen am Ende des Lebens,
Ewige Strafe verwirken; es wäre thörigt gehandelt.
Beſſer iſt es, daß ich bekenne, und muß ich dann leider
Meine lieben Verwandten und meine Freunde verklagen,
Ach, was kann ich dafür! es drohen die Qualen der Hölle.

Und es war dem Könige ſchon bey dieſen Geſprächen
Schwer geworden ums Herz. Er ſagte: ſprichſt du die Wahrheit?
Da verſetzte Reineke drauf mit verſtellter Gebärde:
Freylich bin ich ein ſündiger Menſch; doch red' ich die Wahrheit.
Könnt' es mir nutzen, wenn ich euch löge? Da würd' ich
mich ſelber

Ewig verdammen. Ihr wißt ja nun wohl, ſo iſt es beſchloſſen,
Sterben muß ich, ich ſehe den Tod und werde nicht lügen:
Denn es kann mir nicht böſes noch gutes zur Hülfe gedeihen.
Bebend ſagte Reinecke das und ſchien zu verzagen.

Und die Königinn ſprach: mich jammert ſeine Beklemmung,
Sehet ihn gnadenreich an; ich bitt' euch, mein Herr! und erwäget:
Manches Unheil wenden wir ab nach ſeinem Bekenntniß.
Laßt uns je eher je lieber den Grund der Geſchichte vernehmen.
Heißet jeglichen ſchweigen und laßt ihn öffentlich ſprechen.

Und der König gebot, da ſchwieg die ganze Verſammlung.
Aber Reinecke ſprach: beliebt es euch, gnädiger König,
So vernehmet, was ich euch ſage. Geſchieht auch mein Vortrag
Ohne Brief und Papier: ſo ſoll er doch treu und genau ſeyn;
Ihr erfahrt die Verſchwörung und niemands denk' ich zu ſchonen.

Fünfter Geſang.

Nun vernehmet die Liſt und wie der Fuchs ſich gewendet,
Seine Frevel wieder zu decken und andern zu ſchaden.
Bodenloſe Lügen erſann er, beſchimpfte den Vater
Jenſeit der Grube, beſchwerte den Dachs mit groſser Verläumdung,
Seinen redlichſten Freund, der ihm beſtändig gedienet.
So erlaubt' er ſich alles, damit er ſeiner Erzählung
Glauben ſchaffte, damit er an ſeinen Verklägern ſich rächte.

Mein Herr Vater, ſagt' er darauf, war ſo glücklich geweſen,
König Emmrichs, des Mächtigen, Schatz auf verborgenen Wegen
Einſt zu entdecken; doch bracht' ihm der Fund gar wenigen Nutzen.
Denn er überhub ſich des groſsen Vermögens und ſchätzte
Seines gleichen von nun an nicht mehr, und ſeine Geſellen
Achtet' er viel zu gering: er ſuchte ſich höhere Freunde.
Hinze, den Kater, ſendet' er ab in die wilden Ardennen,
Braun den Bären zu ſuchen, dem ſollt' er Treue verſprechen,
Sollt' ihn laden nach Flandern zu kommen und König zu werden.

Als nun Braun das Schreiben geleſen, erfreut' es ihn herzlich;
Unverdroſſen und kühn begab er ſich eilig nach Flandern,
Denn er hatte ſchon lange ſo was in Gedanken getragen.
Meinen Vater fand er daſelbſt, der ſah ihn mit Freuden,

Sendete gleich nach Isegrim aus, und nach Grimbart, dem Weisen;
Und die vier verhandelten dann die Sache zusammen,
Doch der fünfte dabey war Hinze der Kater. Ein Dörfchen
Liegt allda, wird Iste genannt, und grade da war es
Zwischen Iste und Gent, wo sie zusammen gehandelt.
Eine lange düstere Nacht verbarg die Versammlung,
Nicht mit Gott! es hatte der Teufel, es hatte mein Vater
Sie in seiner Gewalt mit seinem leidigen Golde.
Sie beschlossen des Königes Tod, beschwuren zusammen
Festen ewigen Bund, und also schwuren die Fünfe
Sämmtlich auf Isegrims Haupt: sie wollten Braunen, den Bären,
Sich zum Könige wählen, und auf dem Stuhle zu Achen
Mit der goldnen Krone das Reich ihm festlich versichern.
Wollte nun auch von des Königes Freunden und seinen Verwandten,
Jemand dagegen sich setzen, den sollte mein Vater bereden,
Oder bestechen, und ginge das nicht, sogleich ihn verjagen.
Das bekam ich zu wissen: denn Grimbart hatte sich einmal
Morgens lustig getrunken und war gesprächig geworden;
Seinem Weibe verschwätzte der Thor die Heimlichkeit alle,
Legte Schweigen ihr auf, da, glaubt' er, wäre geholfen.
Sie begegnete drauf bald meinem Weibe, die mußt' ihr
Der drey Könige Nahmen zum feyerlichen Gelübde
Nennen, Ehr' und Treue verpfänden, um Liebes und Leides,
Niemand ein Wörtchen zu sagen, und so entdeckt sie ihr alles.
Eben so wenig hat auch mein Weib das Versprechen gehalten:
Denn so bald sie mich fand, erzählte sie, was sie vernommen,
Gab mir ein Merkmal dazu, woran ich die Wahrheit der Rede

Leicht erkennte; doch war mir dadurch nur schlimmer geschehen.
Ich erinnerte mich der Frösche, deren Gequake
Bis zu den Ohren des Herrn im Himmel endlich gelangte.
Einen König wollten sie haben und wollten im Zwange
Leben, nachdem sie der Freyheit in allen Landen genossen.
Da erhörte sie Gott und sandte den Storch, der beständig
Sie verfolget und haßt und keinen Frieden gewähret.
Ohne Gnade behandelt' er sie; nun klagen die Thoren,
Aber leider zu spät: denn nun bezwingt sie der König.

Reineke redete laut zur ganzen Versammlung, es hörten
Alle Thiere sein Wort, und so verfolgt' er die Rede:
Seht, für alle fürchtet' ich das. So wär' es geworden.
Herr, ich sorgte für euch, und hoffte beßre Belohnung.
Braunens Ränke sind mir bekannt, sein tückisches Wesen,
Manche Missethat auch von ihm; ich besorgte das schlimmste.
Würd' er Herr, so wären wir alle zusammen verdorben.
Unser König ist edel geboren und mächtig und gnädig,
Dacht' ich im Stillen bey mir: es wär' ein trauriger Wechsel
Einen Bären und tölpischen Taugenicht so zu erhöhen.
Etliche Wochen sann ich darüber und sucht' es zu hindern.

Auch vor allem begriff ich es wohl: behielte mein Vater
Seinen Schatz in der Hand, so brächt' er viele zusammen,
Sicher gewänn' er das Spiel und wir verlören den König.
Meine Sorge ging nun dahin, den Ort zu entdecken,
Wo der Schatz sich befände, damit ich ihn heimlich entführte.
Zog mein Vater ins Feld, der alte listige, lief er
Nach dem Walde bey Tag' oder Nacht, in Frost oder Hitze,
Näss' oder Trockne, so war ich dahinter und spürte den Gang aus.

Einmal lag ich verſteckt in der Erde mit Sorgen und Sinnen,
Wie ich entdeckte den Schatz, von dem mir ſo vieles bekannt war.
Da erblickt' ich den Vater aus einer Ritze ſich ſchleichen,
Zwiſchen den Steinen kam er hervor und ſtieg aus der Tiefe.
Still und verborgen hielt ich mich da; er glaubte ſich einſam,
Schaute ſich überall um, und als er niemand bemerkte
Nah oder fern, begann er ſein Spiel, ihr ſollt es vernehmen.
Wieder mit Sande verſtopft' er das Loch und wußte geſchicklich
Mit dem übrigen Boden es gleich zu machen. Das konnte
Wer nicht zuſah unmöglich erkennen. Und eh er von dannen
Wanderte, wußt' er den Platz, wo ſeine Füße geſtanden,
Ueber und über geſchickt mit ſeinem Schwanze zu ſtreichen,
Und verwühlte die Spur mit ſeinem Munde. Das lernt' ich
Jenes Tages zuerſt von meinem liſtigen Vater,
Der in Ränken und Schwänken und allen Streichen gewandt war.
Und ſo eilt' er hinweg nach ſeinem Gewerbe. Da ſann ich,
Ob ſich der herrliche Schatz wohl in der Nähe befände?
Eilig trat ich herbey und ſchritt zum Werke; die Ritze
Hatt' ich in weniger Zeit mit meinen Pfoten eröffnet,
Kroch begierig hinein. Da fand ich köſtliche Sachen,
Feines Silbers genug und rothen Goldes! Wahrhaftig
Auch der Aelteſte hier hat nie ſo vieles geſehen.
Und ich machte mich dran mit meinem Weibe; wir trugen,
Schleppten bey Tag und bey Nacht; uns fehlten Karren und Wagen,
Viele Mühe koſtet' es uns und manche Beſchwerniß.
Treulich hielt Frau Ermelyn aus; ſo hatten wir endlich
Die Kleinode hinweg zu einer Stätte getragen,
Die uns gelegener ſchien. Indeſſen hielt ſich mein Vater

Täglich mit jenen zuſammen, die unſern König verriethen.
Was ſie beſchloſſen, das werdet ihr hören und werdet erſchrecken.

Braun und Iſegrim ſandten ſofort in manche Provinzen
Offne Briefe, die Söldner zu locken: ſie ſollten zu Haufen
Eilig kommen, es wolle ſie Braun mit Dienſten verſehen,
Milde woll' er ſogar voraus die Söldner bezahlen.
Da durchſtrich mein Vater die Länder und zeigte die Briefe,
Seines Schatzes gewiß, der, glaubt' er, läge geborgen.
Aber es war nun geſchehn, er hätte mit allen Geſellen,
Sucht' er auch noch ſo genau, nicht einen Pfennig gefunden.

Keine Bemühung ließ er ſich reun; ſo war er behende
Zwiſchen der Elb' und dem Rheine durch alle Länder gelaufen,
Manchen Söldner hatt' er gefunden und manchen gewonnen.
Kräftigen Nachdruck ſollte das Geld den Worten verleihen.

Endlich kam der Sommer ins Land; zu ſeinen Geſellen
Kehrte mein Vater zurück. Da hatt' er von Sorgen und Nöthen
Und von Angſt zu erzählen, beſonders wie er beynahe
Vor den hohen Burgen in Sachſen ſein Leben verloren,
Wo ihn Jäger mit Pferden und Hunden alltäglich verfolgten,
Daß er knapp und mit Noth mit heilem Pelze davon kam.

Freudig zeigt' er darauf den vier Verräthern die Liſte,
Welche Geſellen er alle mit Gold und Verſprechen gewonnen.
Braunen erfreute die Botſchaft; es laſen die fünfe zuſammen,
Und es hieß: zwölfhundert von Iſegrims kühnen Verwandten
Werden kommen mit offenen Mäulern und ſpitzigen Zähnen,
Ferner, die Kater und Bären ſind alle für Braunen gewonnen,

Jeder Vielfraß und Dachs aus Sachſen und Thüringen
ſtellt ſich.
Doch man ſolle ſich ihnen zu der Bedingung verbinden:
Einen Monat des Soldes voraus zu zahlen; ſie wollten
Alle dagegen mit Macht beym erſten Gebote ſich ſtellen.
Gott ſey ewig gedankt, daß ich die Plane gehindert!

Denn nachdem er nun alles beſorgt, ſo eilte mein Vater
Ueber Feld und wollte den Schatz auch wieder beſchauen.
Da ging erſt die Bekümmerniß an; da grub er und ſuchte.
Doch je länger er ſcharrte, je weniger fand er. Vergebens
War die Mühe, die er ſich gab, und ſeine Verzweiflung:
Denn der Schatz war fort, er konnt' ihn nirgend entdecken.
Und vor Aerger und Scham — Wie ſchrecklich quält die
Erinnrung
Mich bey Tag und bey Nacht! — erhängte mein Vater ſich ſelber.

Alles das hab' ich gethan, die böſe That zu verhindern.
Uebel geräth es mir nun; jedoch es ſoll mich nicht reuen.
Iſegrim aber und Braun, die gefräßigen, ſitzen am nächſten
Bey dem König zu Rath. Und Reineke! wie dir dagegen,
Armer Mann, jetzt gedankt wird! daß du den leiblichen Vater
Hingegeben, den König zu retten. Wo ſind ſie zu finden,
Die ſich ſelber verderben, nur Euch das Leben zu friſten?

König und Königinn hatten indeß den Schatz zu gewinnen
Große Begierde gefühlt; ſie traten ſeitwärts und riefen
Reineken, ihn beſonders zu ſprechen und fragten behende:
Saget an, wo habt ihr den Schatz? wir möchten es wiſſen.
Reineke ließ ſich dagegen vernehmen: was könnt' es mir helfen,

Zeigt' ich die herrlichen Güter dem Könige, der mich verurtheilt.
Glaubet er meinen Feinden doch mehr, den Dieben und Mördern,
Die euch mit Lügen beſchweren, mein Leben mir abzugewinnen.

Nein, verſetzte die Königinn: nein! ſo ſoll es nicht werden!
Leben läßt euch mein Herr und das Vergangne vergißt er.
Er bezwingt ſich und zürnet nicht mehr. Doch möget ihr künftig
Klüger handeln, und treu und gewärtig dem Könige bleiben.

Reineke ſagte: gnädige Frau, vermöget den König,
Mir zu geloben vor Euch, daß er mich wieder begnadigt,
Daß er mir alle Verbrechen und Schulden und alle den Unmuth,
Den ich ihm leider erregt', auf keine Weiſe gedenket:
So beſitzet gewiß in unſern Zeiten kein König
Solchen Reichthum als er durch meine Treue gewinnet;
Groß iſt der Schatz, ich zeige den Ort, ihr werdet erſtaunen.

Glaubet ihm nicht, verſetzte der König: doch wenn er von Stehlen,
Lügen und Rauben erzählt, das möget ihr allenfalls glauben;
Denn ein größerer Lügner iſt wahrlich niemals geweſen.

Und die Königinn ſprach: fürwahr ſein bisheriges Leben
Hat ihm wenig Vertrauen erworben; doch jetzo bedenket,
Seinen Oheim den Dachs und ſeinen eigenen Vater
Hat er diesmal bezichtigt und ihre Frevel verkündigt.
Wollt' er, ſo konnt' er ſie ſchonen und konnte von anderen Thieren
Solche Geſchichten erzählen; er wird ſo thörig nicht lügen.

Meynet ihr ſo, verſetzte der König: und denkt ihr, es wäre
Wirklich zum beſten gerathen, daß nicht ein größeres Uebel
Draus entſtünde; ſo will ich es thun und dieſe Verbrechen
Reinekens über mich nehmen und ſeine verwundete Sache.
Einmal trau' ich, zum letztenmal noch! das mag er bedenken:
Denn ich ſchwör' es ihm zu bey meiner Krone! wofern er
Künftig freyelt und lügt, es ſoll ihn ewig gereuen;
Alles, wär' es ihm nur verwandt im zehenten Grade,
Wer ſie auch wären, ſie ſollten's entgelten, und keiner entgeht mir,
Sollen in Unglück und Schmach und ſchwere Prozeſſe gerathen!

Als nun Reineke ſah, wie ſchnell ſich des Königs Gedanken
Wendeten, faßt' er ein Herz und ſagte: ſollt' ich ſo thörigt
Handeln, gnädiger Herr, und euch Geſchichten erzählen,
Deren Wahrheit ſich nicht in wenig Tagen bewieſe?

Und der König glaubte den Worten und alles vergab er,
Erſt des Vaters Verrath, dann Reinekens eigne Verbrechen.
Ueber die Maßen freute ſich der; zur glücklichen Stunde
War er der Feinde Gewalt und ſeinem Verhängniß entronnen.

Edler König, gnädiger Herr! begann er zu ſprechen:
Möge Gott euch alles vergelten und eurer Gemahlinn,
Was ihr an mir unwürdigen thut; ich will es gedenken
Und ich werde mich immer gar höchlich dankbar erzeigen.
Denn es lebet gewiß in allen Landen und Reichen
Niemand unter der Sonne, dem ich die herrlichen Schätze

Lieber gönnte, denn eben euch beyden. Was habt ihr nicht alles
Mir für Gnade bewieſen! Dagegen geb' ich euch willig
König Emmerichs Schatz, ſo wie ihn dieſer beſeſſen.
Wo er liegt, beſchreib' ich euch nun, ich ſage die Wahrheit.

Höret! Im Oſten von Flandern iſt eine Wüſte, darinnen
Liegt ein einzelner Buſch, heißt Hüſterlo, merket den Namen!
Dann iſt ein Brunn der Krekelborn heißt, ihr werdet verſtehen,
Beyde nicht weit auseinander. Es kommt in ſelbige Gegend
Weder Weib noch Mann im ganzen Jahre. Da wohnet
Nur die Eul' und der Schuhu, und dort begrub ich die Schätze.
Krekelborn heißt die Stätte, das merket und nützet das Zeichen.
Gehet ſelber dahin mit eurer Gemahlinn; es wäre
Niemand ſicher genug, um ihn als Boten zu ſenden,
Und der Schade wäre zu groß; ich darf' es nicht rathen.
Selber müßt ihr dahin. Bey Krekelborn geht ihr vorüber,
Seht zwey junge Birken hernach, und merket! die eine
Steht nicht weit von dem Brunnen; ſo geht nun, gnädiger König,
Grad auf die Birken los, denn drunter liegen die Schätze.
Kratzt und ſcharret nur zu; erſt findet ihr Moos an den Wurzeln,
Dann entdeckt ihr ſogleich die allerreichſten Geſchmeide,
Golden, künſtlich und ſchön, auch findet ihr Emmerichs Krone;
Wäre des Bären Wille geſchehn, der ſollte ſie tragen.
Manchen Zierat ſeht ihr daran und Edelgeſteine
Goldnes Kunſtwerk; man macht es nicht mehr, wer wollt' es bezahlen?

Sehet ihr alle das Gut, o! gnädiger König, beyſammen;
Ja ich bin es gewiß, ihr denket meiner in Ehren.
Reineke, redlicher Fuchs! ſo denkt ihr: der du ſo klüglich
Unter das Moos die Schätze gegraben, o mög' es dir immer
Wo du auch ſeyn magſt, glücklich ergehn! So ſagte der Heuchler.

Und der König verſetzte darauf: ihr müßt mich begleiten;
Denn wie will ich allein die Stelle treffen? Ich habe
Wohl von Achen gehört, wie auch von Lübek, und Cöllen,
Und von Paris; doch Hüſterlo hört' ich im Leben nicht einmal
Nennen, eben ſo wenig als Krekelborn; ſollt' ich nicht fürchten,
Daß du uns wieder belügſt und ſolche Namen erdichteſt?

Reineke hörte nicht gern des Königs bedächtige Rede,
Sprach: ſo weiſ' ich euch doch nicht fern von hinnen, als hättet
Ihr am Jordan zu ſuchen. Wie ſchien' ich euch jetzo verdächtig?
Nächſt, ich bleibe dabey, iſt alles in Flandern zu finden.
Laßt uns einige fragen; es mag es ein andrer verſichern.
Krekelborn! Hüſterlo! ſagt' ich, und alſo heißen die Namen.
Lampen rief er darauf, und Lampe zauderte bebend.
Reineke rief: ſo komm nur getroſt; der König begehrt euch,
Will, ihr ſollt bey Eid und bey Pflicht, die ihr neulich geleiſtet,
Wahrhaft reden; ſo zeiget denn an, wofern ihr es wiſſet,
Sagt, wo Hüſterlo liegt und Krekelborn? laſſet uns hören.

Lampe ſprach: das kann ich wohl ſagen. Es liegt in der Wüſte
Krekelborn nahe bey Hüſterlo. Hüſterlo nennen die Leute

Jenen Busch, wo Simonet lange, der Krumme, sich aufhielt,
Falsche Münze zu schlagen mit seinen verwegnen Gesellen.]
Vieles hab' ich daselbst von Frost und Hunger gelitten,
Wenn ich vor Kynen, dem Hund, in großen Nöthen geflüchtet.
Reinele sagte darauf: ihr könnt euch unter die andern
Wieder stellen; ihr habet den König genungsam berichtet.
Und der König sagte zu Reinele: seyd mir zufrieden,
Daß ich hastig gewesen und eure Worte bezweifelt;
Aber sehet nun zu, mich an die Stelle zu bringen.

Reinele sprach: wie schätzt' ich mich glücklich, geziemt es mir heute
Mit dem König zu gehn und ihm nach Flandern zu folgen;
Aber es müßt' euch zur Sünde gereichen. So sehr ich mich schäme,
Muß es heraus, wie gern ich es auch noch länger verschwiege.
Isegrim ließ vor einiger Zeit zum Mönche sich weihen,
Zwar nicht etwa dem Herren zu dienen, er diente dem Magen;
Zehrte das Kloster fast auf, man reicht' ihm für Sechse zu essen,
Alles war ihm zu wenig; er klagte mir Hunger und Kummer,
Endlich erbarmet' es mich, als ich ihn mager und krank sah,
Half ihm treulich davon, er ist mein naher Verwandter.
Und nun hab' ich darum den Bann des Papstes verschuldet,
Möchte nun ohne Verzug, mit eurem Wissen und Willen,
Meine Seele berathen und morgen mit Aufgang der Sonne,
Gnad und Ablaß zu suchen, nach Rom mich als Pilger begeben.
Und von dannen über das Meer; so werden die Sünden
Alle von mir genommen, und kehr' ich wieder nach Hause,
Darf ich mit Ehren neben euch gehn. Doch thät' ich es heute,
Würde jeglicher sagen: wie treibt es jetzo der König
Wieder mit Reinekn, den er vor kurzem zum Tode verurtheilt!

Und der über das alles im Bann des Papſtes verſtrickt iſt!
Gnädiger Herr, ihr ſeht es wohl ein, wir laſſen es lieber.

Wahr, verſetzte der König drauf: das konnt' ich nicht wiſſen.
Biſt du im Banne, ſo wär' mir's ein Vorwurf dich mit mir zu führen.
Lampe kann mich, oder ein andrer, zum Borne begleiten.
Aber, Reineke, daß du vom Banne dich ſuchſt zu befreyen,
Find' ich nützlich und gut. Ich gebe dir gnädigen Urlaub,
Morgen bey Zeiten zu gehn; ich will die Wallfahrt nicht hindern.
Denn mir ſcheint, ihr wollt euch bekehren vom Böſen zum Guten.
Gott geſegne den Vorſatz und laß euch die Reiſe vollbringen!

Sechster Gesang.

So gelangte Reineke wieder zur Gnade des Königs.
Und es trat der König hervor auf erhabene Stätte,
Sprach vom Steine herab und hieß die sämmtlichen Thiere
Stille schweigen; sie sollten ins Gras nach Stand und Geburt sich
Niederlassen. Und Reineke stand an der Königinn Seite;
Aber der König begann mit großem Bedachte zu sprechen:

Schweiget und höret mich an, zusammen Vögel und Thiere,
Arm' und Reiche höret mich an, ihr Großen und Kleinen,
Meine Baronen und meine Genossen des Hofes und Hauses!
Reineke steht hier in meiner Gewalt, man dachte vor kurzem
Ihn zu hängen, doch hat er bey Hofe so manches Geheimniß
Dargethan, daß ich ihm glaube und wohlbedächtlich die Huld ihm
Wieder schenke. So hat auch die Königinn, meine Gemahlinn,
Sehr gebeten für ihn, so daß ich ihm günstig geworden,
Mich ihm völlig versöhnet und Leib und Leben und Güter
Frey ihm gegeben. Es schützt ihn fortan und schirmt ihn mein Friede.
Nun sey allen zusammen bey Leibesleben geboten:
Reincken sollt ihr überall ehren mit Weib und mit Kindern,
Wo sie euch immer bey Tag oder Nacht hinkünftig begegnen.
Ferner hör' ich von Reinekens Dingen nicht weitere Klage;
Hat er Uebels gethan, so ist es vorüber, er wird sich
Bessern, und thut es gewiß. Denn morgen wird er bey Zeiten

Stab und Ränzel ergreifen, als frommer Pilger nach Rom gehn,
Und von dannen über das Meer; auch kommt er nicht wieder
Bis er vollkommenen Ablaß der sündigen Thaten erlangt hat.

Hinze wandte sich drauf zu Braun und Isegrim zornig:
Nun ist Mühe und Arbeit verloren! so rief er: o! wär' ich
Weit von hier! Ist Reineke wieder zu Gnaden gekommen;
Braucht er jegliche Kunst, uns alle drey zu verderben.
Um ein Auge bin ich gebracht, ich fürchte für's andre!

Guter Rath ist theuer, versetzte der Braune: das seh' ich.
Isegrim sagte dagegen: das Ding ist seltsam! wir wollen
Grad zum Könige gehn. Er trat verdrießlich mit Braunen
Gleich vor König und Königinn auf, sie redeten vieles
Wider Reineken, redeten heftig; da sagte der König:
Hörtet ihr's nicht? Ich hab' ihn aufs neue zu Gnaden empfangen.
Zornig sagt' es der König und ließ im Augenblick beyde
Fahen, binden und schließen; denn er gedachte der Worte,
Die er von Reinekn hatte vernommen und ihres Verrathes.

So veränderte sich in dieser Stunde die Sache
Reinekens völlig. Er machte sich los, und seine Verkläger
Wurden zu Schanden; er wußte sogar es tückisch zu lenken,
Daß man dem Bären ein Stück von seinem Felle herabzog,
Fuß lang, Fuß breit, daß auf die Reise daraus ihm ein Ränzel
Fertig würde; so schien zum Pilger ihm wenig zu fehlen.
Aber die Königinn bat er, auch Schuh' ihm zu schaffen und sagte:
Ihr erkennt mich, gnädige Frau, nun einmal für euren
Pilger; helfet mir nun, daß ich die Reise vollbringe.
Isegrim hat vier tüchtige Schuhe, da wär' es wohl billig,

Daß er ein Paar mir davon zu meinem Wege verließe;
Schafft mir ſie, gnädige Frau, durch meinen Herren den König.
Auch entbehrte Frau Gieremund wohl ein Paar von den ihrer,
Denn als Hausfrau bleibt ſie doch meiſt in ihrem Gemache.

Dieſe Forderung fand die Königinn billig. Sie können
Jedes warlich ein Paar entbehren! ſagte ſie gnädig.
Reineke dankte darauf und ſagte mit freudiger Beugung:
Krieg' ich doch nun vier tüchtige Schuhe, da will ich nicht zaudern.
Alles Guten, was ich ſofort als Pilger vollbringe,
Werdet ihr theilhaft gewiß! ihr und mein gnädiger König:
Auf der Wallfahrt ſind wir verpflichtet für alle zu beten,
Die uns irgend geholfen. Es lohne Gott euch die Milde!

An den vorderen Füſen verlor Herr Iſegrim alſo
Seine Schuhe bis an die Knorren, desgleichen verſchonte
Man Frau Gieremund nicht, ſie mußte die hinterſten laſſen.

So verloren ſie beyde die Haut und Klauen der Füße,
Lagen erbärmlich mit Brannen zuſammen und dachten zu ſterben;
Aber der Heuchler hatte die Schuh' und das Mänzel gewonnen,
Trat herzu und ſpottete noch beſonders der Wölfinn:
Liebe, Gute! ſagt' er zu ihr: da ſehet wie zierlich
Eure Schuhe mir ſtehn, ich hoffe, ſie ſollen auch dauern.
Manche Mühe gabt ihr euch ſchon zu meinem Verderben,
Aber ich habe mich wieder bemüht; es iſt mir gelungen.
Habt ihr Freude gehabt, ſo kommt nun endlich die Reihe
Wieder an mich; ſo pflegt es zu gehn, man weiß ſich zu faſſen.
Wenn ich nun reiſe, ſo kann ich mich täglich der lieben Verwandten

Dankbar erinnern; ihr habt mir die Schuhe gefällig gegeben,
Und es soll euch nicht reuen; was ich an Ablaß verdiene,
Theil' ich mit euch, ich hol' ihn zu Rom und über dem Meere.

Und Frau Gieremund lag in großen Schmerzen, sie konnte
Fast nicht reden, doch griff sie sich an und sagte mit Seufzen:
Unsre Sünden zu strafen, läßt Gott euch alles gelingen.
Aber Isegrim lag und schwieg mit Braunen zusammen,
Beyde waren elend genug, gebunden, verwundet,
Und vom Feinde verspottet. Es fehlte Hinze der Kater,
Reineke wünschte so sehr auch ihm das Wasser zu wärmen.

Nun beschäftigte sich der Heuchler am anderen Morgen
Gleich die Schuhe zu schmieren, die seine Verwandten verloren,
Eilte dem Könige noch sich vorzustellen und sagte:
Euer Knecht ist bereit den heiligen Weg zu betreten,
Eurem Priester werdet ihr nun in Gnaden befehlen,
Daß er mich segne, damit ich von hinnen mit Zuversicht scheide,
Daß mein Ausgang und Eingang gebenedeyt sey! so sprach er.
Und es hatte der König den Widder zu seinem Capplane;
Alle geistliche Dinge besorgt er, es braucht ihn der König
Auch zum Schreiber, man nennt ihn Bellyn. Da ließ er ihn rufen,
Sagte: leset sogleich mir etliche heilige Worte
Ueber Reinelen hier, ihn auf die Reise zu segnen,
Die er vor hat, er gehet nach Rom und über das Wasser.
Hänget das Ränzel ihm um, und gebt ihm den Stab in die Hände.
Und es erwiederte drauf Bellyn: Herr König, ihr habet,
Glaub' ich, vernommen, daß Reineke noch vom Banne nicht los ist.

Uebels würd' ich deswegen von meinem Biſchoff erdulden,
Der es leichtlich erfährt, und mich zu ſtrafen Gewalt hat.
Aber ich thue Reineken ſelbſt nichts Grades noch Krummes.
Könnte man freylich die Sache vermitteln, und ſollt' es kein Vorwurf
Mir beym Biſchoff, Herrn Ohnegrund, werden, zürnte nicht etwa
Drüber der Probſt, Herr Loſefund, oder der Dechant Kapiamus; ich ſegnet' ihn gern nach eurem Befehle.

Und der König verſetzte: was ſoll das reimen und reden?
Viele Worte laßt ihr uns hören und wenig dahinter.
Leſet ihr über Reineke mir nicht Grades noch Krummes,
Frag' ich den Teufel darnach! Was geht mich der Biſchoff im Dom an?
Reineke macht die Wallfahrt nach Rom, und wollt ihr das hindern?
Aengſtlich kraute Bellyn ſich hinter den Ohren; er ſcheute
Seines Königes Zorn, und fing ſogleich aus dem Buch an
Ueber den Pilger zu leſen, doch dieſer achtet' es wenig.
Was es mochte, half es denn auch, das kann man ſich denken.

Und nun war der Segen geleſen, da gab man ihm weiter
Mänzel und Stab, der Pilger war fertig, ſo log er die Wallfahrt.
Falſche Thränen liefen dem Schelmen die Wangen herunter,
Und benetzten den Bart, als fühlt' er die ſchmerzlichſte Reue.
Freylich ſchmerzt' es ihn auch, daß er nicht alle zuſammen,
Wie ſie waren, ins Unglück gebracht, und drey nur geſchändet.
Doch er ſtand und bat, ſie möchten alle getreulich
Für ihn beten, ſo gut ſie vermöchten. Er machte nun Anſtalt

Fort zu eilen, er fühlte ſich ſchuldig und hatte zu fürchten.
Reinete, ſagte der König: ihr ſeyd mir ſo eilig! Warum das? —
Wer was gutes beginnt ſoll niemals weilen, verſetzte
Reineke drauf: ich bitt' euch um Urlaub, es iſt die gerechte
Stunde gekommen, gnädiger Herr, und laſſet mich wandern.
Habet Urlaub, ſagte der König, und alſo gebot er
Sämtlichen Herren des Hofs dem falſchen Pilger ein Stückchen
Weges zu folgen und ihn zu begleiten. Es lagen indeſſen
Braun und Iſegrim, beyde gefangen, in Jammer und Schmerzen.

Und ſo hatte denn Reineke wieder die Liebe des Königs
Völlig gewonnen und ging mit großen Ehren von Hofe,
Schien mit Ränzel und Stab nach dem heiligen Grabe zu wallen,
Hatt' er dort gleich ſo wenig zu thun, als ein Maybaum in Achen.
Ganz was anders führt' er im Schilde. Nun war ihm gelungen,
Einen flächſenen Bart und eine wächſerne Naſe
Seinem König zu drehen; es mußten ihm alle Verkläger
Folgen, da er nun ging, und ihn mit Ehren begleiten.
Und er konnte die Tücke nicht laſſen und ſagte noch ſcheidend:
Sorget, gnädiger Herr, daß euch die beyden Verräther
Nicht entgehen und haltet ſie wohl im Kerker gebunden.
Würden ſie frey, ſie ließen nicht ab mit ſchändlichen Werken.
Euerm Leben drohet Gefahr, Herr König, bedenkt es!

Und ſo ging er dahin mit ſtillen frommen Gebärden,
Mit einfältigem Weſen, als wüßt' er's eben nicht anders.
Drauf erhub ſich der König zurück zu ſeinem Pallaſte,
Sämmtliche Thiere folgten dahin. Nach ſeinem Befehle
Hatten ſie Reinecken erſt ein Stückchen Weges begleitet;
Und es hatte der Schelm ſich ängſtlich und traurig gebärdet,

Daß er manchen gutmüthigen Mann zum Mitleid bewegte.
Lampe, der Haſe, beſonders war ſehr bekümmert. Wir ſollen,
Lieber Lampe, ſagte der Schelm: und ſollen wir ſcheiden?
Möcht' es euch und Bellyn, dem Widder, heute belieben,
Meine Straße mit mir noch ferner zu wandeln! Ihr würdet
Mir durch eure Geſellſchaft die größte Wohlthat erzeigen.
Ihr ſeyd angenehme Begleiter und redliche Leute,
Jedermann redet nur Gutes von euch, das brächte mir Ehre;
Geiſtlich ſeyd ihr und heiliger Sitte. Ihr lebet gerade,
Wie ich als Klausner gelebt. Ihr laßt euch mit Kräutern
begnügen,
Pfleget mit Laub und Gras den Hunger zu ſtillen, und fraget
Nie nach Brod oder Fleiſch, noch andrer beſonderer Speiſe.
Alſo konnt' er mit Lob der beyden Schwäche bethören,
Beyde gingen mit ihm zu ſeiner Wohnung und ſahen
Malepartus, die Burg, und Reincke ſagte zum Widder:
Bleibet hierauſſen, Bellyn, und laßt die Gräſer und Kräuter
Nach Belieben euch ſchmecken; es bringen dieſe Gebirge
Manche Gewächſe hervor geſund und guten Geſchmackes.
Lampen nehm' ich mit mir; doch bittet ihn, daß er mein Weib mir
Tröſten möge, die ſchon ſich betrübt, und wird ſie vernehmen,
Daß ich nach Rom als Pilger verreiſe, ſo wird ſie verzweifeln.
Süße Worte brauchte der Fuchs, die zwey zu betrügen.
Lampen führt' er hinein, da fand er die traurige Füchſinn
Liegen neben den Kindern von großer Sorge bezwungen:
Denn ſie glaubte nicht mehr, daß Reineke ſollte von Hofe
Wiederkehren. Nun ſah ſie ihn aber mit Ränzel und Stabe,
Wunderbar kam es ihr vor, und ſagte: Reinhart, mein lieber,
Saget mir doch, wie iſt's euch gegangen? Was habt ihr er-
fahren?

Und er ſprach: ſchon war ich verurtheilt, gefangen, gebunden,
Aber der König bezeigte ſich gnädig, befreyte mich wieder,
Und ich zog als Pilger hinweg; es blieben zu Bürgen
Braun und Iſegrim beyde zurück. Dann hat mir der König
Lampen zur Sühne gegeben und was wir nur wollen, geſchieht ihm.
Denn es ſagte der König zuletzt mit gutem Beſcheide:
Lampe war es, der dich verrieth. So hat er wahrhaftig
Große Strafe verdient und ſoll mir alles entgelten.
Aber Lampe vernahm erſchrocken die drohenden Worte,
War verwirrt und wollte ſich retten und eilte zu fliehen.
Reineke ſchnell vertrat ihm das Thor, es faßte der Mörder
Bey dem Halſe den Armen, der laut und gräßlich um Hülfe
Schrie: O, helfet Beilyn! Ich bin verloren! Der Pilger
Bringt mich um! Doch ſchrie er nicht lange: denn Reineke hatt' ihm
Bald die Kehle zerbiſſen. Und ſo empfing er den Gaſtfreund.
Kommt nun, ſagt' er: und eſſen wir ſchnell, denn fett iſt der Haſe,
Guten Geſchmackes. Er iſt wahrhaftig zum erſtenmal etwas
Nütze, der alberne Geck, ich hatt' es ihm lange geſchworen.
Aber nun iſt es vorbey; nun mag der Verräther verklagen!
Reineke machte ſich dran mit Weib und Kindern, ſie pflückten
Eilig dem Haſen das Fell und ſpeißten mit gutem Behagen.
Köſtlich ſchmeckt' es der Fuchsinn, und einmal über das andre,
Dank ſey König und Königinn! rief ſie: wir haben durch ihre
Gnade das herrliche Mahl, Gott mög' es ihnen belohnen!
Eſſet nur, ſagte Reineke, zu; es reichet für diesmal,
Alle werden wir ſatt, und mehreres denk' ich zu holen:
Denn es müſſen doch alle zuletzt die Zeche bezahlen,
Die ſich an Reineken machen und ihm zu ſchaden gedenken.

Und Frau Ermelyn ſprach: ich möchte fragen: wie ſeyd ihr
Los und ledig geworden? Ich brauchte, ſagt' er dagegen,
Viele Stunden, wollt' ich erzählen, wie fein ich den König
Umgewendet und ihn und ſeine Gemahlinn betrogen.
Ja, ich läugn' es euch nicht, es iſt die Freundſchaft nur dünne
Zwiſchen dem König' und mir und wird nicht lange beſtehen.
Wenn er die Wahrheit erfährt, er wird ſich grimmig entrüſten.
Kriegt er mich wieder in ſeine Gewalt, nicht Gold und nicht Silber
Könnte mich retten, er folgt mir gewiß und ſucht mich zu fangen.
Keine Gnade darf ich erwarten, das weiß ich am beſten;
Ungehangen läßt er mich nicht, wir müſſen uns retten.

Laßt uns nach Schwaben entfliehn! Dort kennt uns niemand; wir halten
Uns nach Landes Weiſe daſelbſt. Hilf Himmel! es findet
Süße Speiſe ſich da und alles Guten die Fülle:
Hühner, Gänſe, Haſen, Kaninchen, und Zucker und Datteln,
Feigen, Roſinen, und Vögel von allen Arten und Größen;
Und man bäckt im Lande das Brod mit Butter und Eyern.
Rein und klar iſt das Waſſer, die Luft iſt heiter und lieblich.
Fiſche gibt es genug, die heißen Gallinen, und andre
Heißen Pullus und Gallus und Anas, wer nennte ſie alle?
Das ſind Fiſche nach meinem Geſchmack! Da brauch' ich nicht eben
Tief ins Waſſer zu tauchen; ich habe ſie immer gegeſſen,
Da ich als Klausner mich hielt. Ja, Weibchen, wollen wir endlich,
Friede genießen, ſo müſſen wir hin, ihr müßt mich begleiten.

Nun verſteht mich nur wohl! es ließ mich diesmal der König
Wieder entwiſchen, weil ich ihm ſag von ſeltenen Dingen.
König Emmerichs herrlichen Schatz verſprach ich zu liefern,
Den beſchrieb ich, er läge bey Krefeldorn. Werden ſie kommen,
Dort zu ſuchen, ſo finden ſie leider nicht dieſes, noch jenes,
Werden vergeblich im Boden wühlen, und ſiehet der König
Dergeſtalt ſich betrogen, ſo wird er ſchrecklich ergrimmen.
Denn was ich für Lügen erſann, bevor ich entwiſchte,
Könnt ihr denken; fürwahr es ging zunächſt an den Kragen!
Niemals war ich in größerer Noth noch ſchlimmer geängſtigt,
Nein! ich wünſche mir ſolche Gefahr nicht wieder zu ſehen.
Kurz es mag mir begegnen was will, ich laſſe mich niemals
Wieder nach Hofe bereden um in des Königs Gewalt mich
Wieder zu geben; es brauchte wahrhaftig die größte Gewandheit
Meinen Daumen mit Noth aus ſeinem Munde zu bringen.

Und Frau Ermelon ſagte betrübt: was wollte das werden?
Elend ſind wir und fremd in jedem anderen Lande,
Hier iſt alles nach unſerm Begehren. Ihr bleibet der Meiſter
Eurer Bauern. Und habt ihr ein Abentheuer zu wagen
Denn ſo nöthig? Fürwahr, um Ungewiſſes zu ſuchen,
Das Gewiſſe zu laſſen iſt weder räthlich noch rühmlich.
Leben wir hier doch ſicher genug! Wie ſtark iſt die Veſte!
Ueberzög' uns der König mit ſeinem Heere, belegt' er
Auch die Straße mit Macht; wir haben immer ſo viele
Seitenthore, ſo viel geheime Wege, wir wollen
Glücklich entkommen. Ihr wißt es ja beſſer, was ſoll ich es ſagen;

Uns mit Macht und Gewalt in ſeine Hände zu kriegen,
Viel gehörte dazu. Es macht mir keine Beſorgniß.
Aber daß ihr über das Meer zu gehen geſchworen,
Das betrübt mich. Ich faße mich kaum. Was könnte das werden!

Liebe Frau, bekümmert euch nicht! verſetzte dagegen
Reineke: höret mich an und merket: beſſer geſchworen
Als verloren! So ſagte mir einſt ein Weiſer im Beichtſtuhl:
Ein gezwungener Eid bedeute wenig. Das kann mich
Keinen Katzenſchwanz hindern! Ich meyne den Eid, verſteht nur.
Wie ihr geſagt habt, ſoll es geſchehen. Ich bleibe zu Hauſe.
Wenig hab' ich fürwahr in Rom zu ſuchen, und hätt' ich
Zehen Eide geſchworen, ſo wollt' ich Jeruſalem nimmer
Sehen; ich bleibe bey euch und hab' es freylich bequemer,
Andrer Orten find' ich's nicht beſſer, als wie ich es habe.
Will mir der König Verdruß bereiten, ich muß es erwarten,
Stark und zu mächtig iſt er für mich; doch kann es gelingen,
Daß ich ihn wieder bethöre, die bunte Kappe mit Schellen
Ueber die Ohren ihm ſchiebe. Da ſoll er's, wenn ich's erlebe,
Schlimmer finden als er es ſucht. Das ſey ihm geſchworen!

Ungeduldig begann Bellyn am Thore zu ſchmählen:
Lampe, wollt ihr nicht fort? So kommt doch! laſſet uns gehen!
Reineke hört' es und eilte hinaus und ſagte: mein Lieber,
Lampe bittet euch ſehr ihm zu vergeben: er freut ſich
Drinn mit ſeiner Frau Muhme, das werdet ihr, ſagt er, ihm gönnen.
Gehet ſachte voraus. Denn Ermelyn, ſeine Frau Muhme,
Läßt ihn ſo bald nicht hinweg; ihr werdet die Freude nicht ſtören.

Da verſetzte Bellyn: ich hörte ſchreien, was war es?
Lampen hört' ich, er rief mir: Bellyn! zu Hülfe! zu Hülfe!
Habt ihr ihm etwas Uebels gethan? Da ſagte der kluge
Reineke: höret mich recht! Ich ſprach von meiner gelobten
Wallfahrt; da wollte mein Weib darüber völlig verzweifeln,
Es befiel ſie ein tödtlicher Schrecken, ſie lag uns in Ohnmacht.
Lampe ſah das und fürchtete ſich und in der Verwirrung
Rief er: Helfet Bellyn! Bellyn! o, ſäumet nicht lange,
Meine Muhme wird mir gewiß nicht wieder lebendig!
So viel weiß ich, ſagte Bellyn: er hat ängſtlich gerufen.
Nicht ein Härchen iſt ihm verletzt, verſchwur ſich der Falſche;
Lieber möchte mir ſelbſt als Lampen was Böſes begegnen.
Hörtet ihr! ſagte Reineke drauf: es bat mich der König
Geſtern, kám' ich nach Hauſe, da ſollt' ich in einigen Briefen
Ueber wichtige Sachen ihm meine Gedanken vermelden.
Lieber Neffe, nehmet ſie mit; ich habe ſie fertig.
Schöne Dinge ſag' ich darin und rath' ihm das Klügſte.
Lampe war über die Maßen vergnügt, ich hörte mit Freuden
Ihn mit ſeiner Frau Muhme ſich alter Geſchichten erinnern.
Wie ſie ſchwatzten! ſie wurden nicht ſatt! Sie aßen und tranken,
Freuten ſich über einander; indeſſen ſchrieb ich die Briefe.

Lieber Reinhart, ſagte Bellyn: ihr müßt nur die Briefe
Wohl verwahren; es fehlt ſie einzuſtecken ein Täſchchen.
Wenn ich die Siegel zerbräche, das würde mir übel bekommen.
Reineke ſagte: das weiß ich zu machen. Ich denke, das Bänzel,
Das ich aus Braunens Felle bekam, wird eben ſich ſchicken,
Es iſt dicht und ſtark, darin verwahr' ich die Briefe.
Und es wird euch dagegen der König beſonders belohnen,
Er empfängt euch mit Ehren, ihr ſeyd ihm dreymal willkommen.

Alles das glaubte der Widder Bellyn. Da eilte der andre
Wieder ins Haus, das Ränzel ergriff er und ſteckte behende
Lampen-Haupt, des ermordeten, drein, und dachte daneben,
Wie er dem armen Bellyn die Taſche zu öffnen verwehrte.

Und er ſagte, wie er heraus kam: hänget das Ränzel
Nur um den Hals und laßt euch, mein Neffe, nicht etwa gelüſten
In die Briefe zu ſehen; es wäre ſchädliche Neugier:
Denn ich habe ſie wohl verwahrt, ſo müßt ihr ſie laſſen.
Selbſt das Ränzel öffnet mir nicht! Ich habe den Knoten
Künſtlich geknüpft, ich pflege das ſo in wichtigen Dingen
Zwiſchen dem König und mir; und findet der König die Riemen
So verſchlungen, wie er gewohnt iſt, ſo werdet ihr Gnade
Und Geſchenke verdienen als zuverläßiger Bote.

Ja ſobald ihr den König erblickt und wollt noch in beſſres
Anſehn euch ſetzen bey ihm, ſo laßt ihn merken, als hättet
Ihr mit gutem Bedacht zu dieſen Briefen gerathen,
Ja dem Schreiber geholfen; es bringt euch Vortheil und Ehre.
Und Bellyn ergötzte ſich ſehr und ſprang von der Stätte,
Wo er ſtand, mit Freuden empor und hierhin und dorthin,
Sagte: Reinecke! Neffe und Herr, nun ſeh' ich, ihr liebt mich,
Wollt mich ehren. Es wird vor allen Herren des Hofes
Mir zum Lobe gereichen, daß ich ſo gute Gedanken,
Schöne, zierliche Worte zuſammen bringe. Denn freylich
Weiß ich nicht zu ſchreiben, wie ihr; doch ſollen ſie's meynen
Und ich dank' es nur euch. Zu meinem Beſten geſchah es,

Daß ich euch folgte hierher. Nun ſagt, was meynt ihr noch weiter?
Geht nicht Lampe mit mir in dieſer Stunde von hinnen?

Nein! verſteht mich! ſagte der Schalk: noch iſt es unmöglich.
Geht allmählig voraus, er ſoll euch folgen, ſobald ich
Einige Sachen von Wichtigkeit ihm vertraut und befohlen.
Gott ſey bey euch! ſagte Bellyn: ſo will ich denn gehen.
Und er eilete fort, um Mittag gelangt' er nach Heſe.

Als ihn der König erſah und zugleich das Ränzel erblickte,
Sprach er: ſaget Bellyn, von wannen kommt ihr? und wo iſt
Reinele blieben? Ihr traget das Ränzel, was ſoll das bedeuten?
Da verſetzte Bellyn: er bat mich, gnädigſter König,
Euch zwey Briefe zu bringen, wir haben ſie beyde zuſammen
Ausgedacht. Ihr findet ſubtil die wichtigſten Sachen
Abgehandelt, und was ſie enthalten, das hab' ich gerathen,
Hier im Ränzel finden ſie ſich; er knüpfte den Knoten.

Und es ließ der König ſogleich dem Biber gebieten,
Der Notarius war und Schreiber des Königs, man nennt ihn
Bokert. Es war ſein Geſchäft, die ſchweren wichtigen Briefe
Vor dem König zu leſen, denn manche Sprache verſtand er.
Auch nach Hinzen ſchickte der König, er ſollte dabey ſeyn.
Als nun Bokert den Knoten mit Hinze ſeinem Geſellen
Aufgelöſet, zog er das Haupt des ermordeten Haſen
Mit Erſtaunen hervor und rief: das heiß ich mir Briefe!
Seltſam genug! Wer hat ſie geſchrieben? Wer kann es erklären?
Dies iſt Lampens Kopf, es wird ihn niemand verkennen.

Und es erſchracken König und Königinn. Aber der König
Senkte ſein Haupt und ſprach: O, Reinecke! hätt' ich dich wieder!
König und Königinn beyde betrübten ſich über die Maßen.
Reinecke hat mich betrogen! ſo rief der König. O hätt' ich
Seinen ſchändlichen Lügen nicht Glauben gegeben! ſo rief er,
Schien verworren, mit ihm verwirrten ſich alle die Thiere.

Aber Lupardus begann, des Königs naher Verwandter,
Traun! ich ſehe nicht ein, warum ihr alſo betrübt ſeyd,
Und die Königinn auch. Entfernet dieſe Gedanken,
Faſſet Muth! es möcht' euch vor allen zur Schande gereichen.
Seyd ihr nicht Herr? Es müſſen euch alle die hier ſind gehorchen.

Eben deswegen, verſetzte der König, ſo laßt euch nicht wundern,
Daß ich im Herzen betrübt bin. Ich habe mich leider vergangen.
Denn mich hat der Verräther mit ſchändlicher Tücke bewogen,
Meine Freunde zu ſtrafen. Es liegen beyde geſchändet,
Braun und Ziegrim; ſollte mich's nicht von Herzen gereuen?
Ehre bringt es mir nicht, daß ich den beſten Baronen
Meines Hofes ſo übel begegnet, und daß ich dem Lügner
So viel Glauben geſchenkt und ohne Vorſicht gehandelt.
Meiner Frauen folgt' ich zu ſchnell. Sie ließ ſich bethören,
Bat und flehte für ihn; o wär' ich nur feſter geblieben!
Nun iſt die Reue zu ſpät und aller Rath iſt vergebens.

Und es ſagte Lupardus: Herr König, höret die Bitte,
Trauert nicht länger! was Uebels geſchehn iſt, läßt ſich vergleichen.

Gebet dem Bären, dem Wolfe, der Wölfinn, zur Sühne den Widder;

Denn es bekannte Bellyn gar offen und keklich, er habe
Lampens Tod gerathen; das mag er nun wieder bezahlen!
Und wir wollen hernach zuſammen auf Reinecken los gehn,
Werden ihn fangen, wenn es geräth; da hängt man ihn eilig;
Kommt er zum Worte, ſo ſchwätzt er ſich los und wird nicht gehangen.
Aber ich weiß es gewiß, es laſſen ſich jene verſöhnen.

Und der König hörte das gern; er ſprach zu Luyardus:
Euer Rath gefällt mir. So geht nun eilig und holet
Mir die beyden Baronen; ſie ſollen ſich wieder mit Ehren
In dem Rathe neben mich ſetzen. Laßt mir die Thiere
Sämmtlich zuſammen berufen, die hier zu Hofe geweſen;
Alle ſollen erfahren, wie Reineke ſchändlich gelogen,
Wie er entgangen, und dann mit Bellyn den Lampe getödtet.
Alle ſollen dem Wolf und dem Bären mit Ehrfurcht begegnen,
Und zur Sühne geb' ich den Herren, wie ihr gerathen,
Den Verräther Bellyn und ſeine Verwandten auf ewig.

Und es eilte Luyardus, bis er die beyden Gebundnen
Bruun und Iſegrim fand. Sie wurden gelöſet; da ſprach er:
Guten Troſt vernehmet von mir! Ich bringe des Königs
Feſten Frieden und freyes Geleit. Verſteht mich, ihr Herren:
Hat der König euch Uebels gethan, ſo iſt es ihm ſelber
Leid, er läßt es euch ſagen, und wünſcht euch beyde zufrieden;
Und zur Sühne ſollt ihr Bellyn mit ſeinem Geſchlechte,
Ja mit allen Verwandten auf ewige Zeiten empfahen.
Ohne weiteres taſtet ſie an, ihr möget im Walde,

Möget

Möget im Felde sie finden, sie sind euch alle gearbeit.
Dann erlaubt euch mein gnädiger Herr noch über das alles
Reineken, der euch verrieth, auf jede Weise zu schaden;
Ihn, sein Weib und Kinder, und alle seine Verwandten
Mögt ihr verfolgen, wo ihr sie trefft, es hindert euch niemand.
Diese köstliche Freyheit verkünd' ich im Nahmen des Königs.
Er und alle die nach ihm herrschen, sie werden es halten!
Nur vergesset denn auch, was euch verdrießliches begegnet,
Schwöret ihm treu und gewärtig zu seyn, ihr könnt es mit Ehren,
Nimmer verletzt er euch wieder; ich rath' euch, ergreifet den
Vorschlag.

Also war die Sühne beschlossen; sie mußte der Widder
Mit dem Halse bezahlen, und alle seine Verwandten
Werden noch immer verfolgt von Isegrims mächtiger Sippschaft.
So begann der ewige Haß. Nun fahren die Wölfe
Ohne Scheu und Scham auf Lämmer und Schafe zu wüten
Fort, sie glauben das Recht auf ihrer Seite zu haben,
Keines verschonet ihr Grimm, sie lassen sich nimmer versöhnen.
Aber um Brauns und Isegrims willen und ihnen zu Ehren
Ließ der König den Hof zwölf Tage verlängern; er wollte
Oeffentlich zeigen, wie Ernst es ihm sey, die Herrn zu versöhnen.

Siebenter Gesang.

Und nun ſah man den Hof gar herrlich beſtellt und bereitet,
Manche Ritter kamen dahin; den ſämmtlichen Thieren
Folgten unzählige Vögel und alle zuſammen verehrten
Braun und Iſegrim hoch, die ihrer Leiden vergaßen.
Da ergötzte ſich feſtlich die beſte Geſellſchaft, die jemals
Nur beyſammen geweſen; Trompeten und Pauken erklangen,
Und den Hoftanz führte man auf mit guten Manieren.
Ueberflüßig war alles bereitet, was jeder begehrte.
Boten auf Boten gingen ins Land und luden die Gäſte,
Vögel und Thiere machten ſich auf; ſie kamen zu Paaren,
Reiſeten hin bey Tag und bey Nacht, und eilten zu kommen.

Aber Reinecke Fuchs lag auf der Lauer zu Hauſe,
Dachte nicht nach Hofe zu gehn, der verlogene Pilger;
Wenig Dankes erwartet' er ſich. Nach altem Gebrauche
Seine Tücke zu üben gefiel am beſten dem Schelme.
Und man hörte bey Hof die allerſchönſten Geſänge;
Speiſ' und Trank ward über und über den Gäſten gereichet;
Und man ſah Turnieren und fechten. Er hatte ſich jeder
Zu den Seinen geſellt, da ward getanzt und geſungen,
Und man hörte Pfeifen dazwiſchen und hörte Schalmeyen.
Freundlich ſchaute der König von ſeinem Saale hernieder,
Ihm behagte das große Getümmel, er ſah es mit Freuden.

Und acht Tage waren verbey, (es hatte der König

Sich zu Tafel geſetzt mit ſeinen erſten Baronen,
Neben der Königinn ſaß er,) und blutig kam das Kaninchen
Vor den König getreten und ſprach mit traurigem Sinne:

Herr! Herr König! und alle zuſammen! erbarmet euch meiner!
Denn ihr habt ſo argen Verrath und mörderiſche Thaten,
Wie ich von Reineken dießmal erduldet, nur ſelten vernommen.
Geſtern morgen fand ich ihn ſitzen, es war um die ſechste
Stunde, da ging ich die Straße vor Malepartus vorüber;
Und ich dachte den Weg in Frieden zu ziehen. Er hatte,
Wie ein Pilger gekleidet, als läſ' er Morgengebete,
Sich vor ſeine Pforte geſetzt. Da wollt' ich behende
Meines Weges vorbey zu eurem Hofe zu kommen.
Als er mich ſah erhub er ſich gleich und trat mir entgegen,
Und ich glaubt' er wollte mich grüßen; da faßt' er mich aber
Mit den Pfoten gar mörderlich an, und zwiſchen den Ohren
Fühlt' ich die Klauen und dachte wahrhaftig das Haupt zu verlieren:
Denn ſie ſind lang und ſcharf, er druckte mich nieder zur Erde.
Glücklicherweiſe macht' ich mich los und da ich ſo leicht bin
Konnt' ich entſpringen; er knurrte mir nach und ſchwur mich zu finden.
Aber ich ſchwieg und machte mich fort, doch leider behielt er
Mir ein Ohr zurück, ich komme mit blutigem Haupte.
Seht vier Löcher trug ich davon! Ihr werdet begreifen
Wie er mit Ungeſtüm ſchlug, faſt wär' ich liegen geblieben.
Nun bedenket die Noth, bedenket euer Geleite!
Wer mag reiſen? wer mag an eurem Hofe ſich finden,
Wenn der Räuber die Straße belegt und alle beſchädigt?

Und er endigte kaum, da kam die geſprächige Krähe
Merkenau, ſagte: würdiger Herr und gnädiger König!
Traurige Mähre bring' ich vor euch, ich bin nicht im Stande
Viel zu reden vor Jammer und Angſt, ich fürchte, das bricht mir
Noch das Herz: ſo jämmerlich Ding begegnet mir heute.
Scharfenebbe, mein Weib, und ich wir gingen zuſammen
Heute früh, und Reinele lag für todt auf der Heide,
Beyde Augen im Kopfe verkehrt, es hing ihm die Zunge
Weit zum offenen Munde heraus. Da fing ich vor Schrecken
Laut an zu ſchreyn. Er regte ſich nicht, ich ſchrie und beklagt' ihn,
Rief: O weh mir! und Ach! und wiederholte die Klage:
Ach! er iſt todt! wie dauert er mich! Wie bin ich bekümmert!
Meine Frau betrübte ſich auch; wir jammerten beyde.
Und ich betaſtet' ihm Bauch und Haupt, es nahte desgleichen
Meine Frau ſich und trat ihm ans Kinn, ob irgend der Athem
Einiges Leben verriethe; allein ſie lauſchte vergebens;
Beyde hätten wir drauf geſchworen. Nun höret das Unglück.

Wie ſie nun traurig und ohne Beſorgniß dem Munde des Schelmen
Ihren Schnabel näher gebracht, bemerkt' es der Unhold,
Schnappte grimmig nach ihr und riß das Haupt ihr herunter.
Wie ich erſchrack, das will ich nicht ſagen: O weh mir! o weh mir!
Schrie ich und rief. Da ſchoß er herver und ſchnappte mit einmal
Auch nach mir; da fuhr ich zuſammen und eilte zu fliehen.
Wär' ich nicht ſo behende geweſen, er hätte mich gleichfalls
Feſt gehalten; mit Noth entkam ich den Klauen des Mörders,
Eilend erreicht' ich den Baum! O hätt' ich mein trauriges Leben
Nicht gerettet! ich ſah mein Weib in des Böſewichts Klauen.

Ach! er hatte die Gute gar bald gegeſſen. Er ſchien mir
So begierig und hungrig als wollt' er noch einige ſpeiſen:
Nicht ein Beinchen ließ er zurück, kein Knöchelchen übrig.
Solchen Jammer ſah ich mit an! Er eilte von dannen,
Aber ich konnt' es nicht laſſen und flog mit traurigem Herzen
An die Stätte; da fand ich nur Blut und wenige Federn
Meines Weibes. Ich bringe ſie her Beweiſe der Unthat.
Ach erbarmt euch, gnädiger Herr! denn ſolltet ihr diesmal
Dieſen Verräther verſchonen, gerechte Rache verzögern,
Eurem Frieden und Eurem Geleite nicht Nachdruck verſchaffen;
Vieles würde darüber geſprochen, es würd' euch mißfallen.
Denn man ſagt: der iſt ſchuldig der That, der zu ſtrafen Gewalt hat,
Und nicht ſtraiet; es ſpielet alsdann ein jeder den Herren.
Eurer Würde ging es zu nah, ihr mögt es bedenken.

Alſo hatte der Hof die Klage des guten Kaninchens
Und der Kräte vernommen. Da zürnte Nobel der König,
Rief: ſo ſey es geſchworen bey meiner ehlichen Treue,
Dieſen Frevel beſtraf' ich, man ſoll es lange gedenken!
Mein Geleit und Gebot zu verhöhnen! Ich will es nicht dulden.
Gar zu leicht vertraut' ich dem Schelm und ließ ihn entkommen,
Stattet' ihn ſelbſt als Pilger noch aus und ſah ihn von hinnen
Scheiden, als ging' er nach Rom. Was hat uns der Lügner nicht alles
Aufgebeſtet! Wie wußt' er ſich nicht der Königinn Vorwort
Leicht zu gewinnen! Sie hat mich beredet, nun iſt er entkommen;
Aber ich werde der Letzte nicht ſeyn, den es bitter gereute,
Frauen-Rath befolget zu haben. Und laſſen wir länger
Ungeſtraft den Böſewicht laufen, wir müſſen uns ſchämen.
Immer war er ein Schalk und wird es bleiben. Bedenket

Nun zuſammen, ihr Herren, wie wir ihn ſahen und richten!
Greifen wir ernſtlich dazu, ſo wird die Sache gelingen.

Iſegrimen und Braunen behagte die Rede des Königs.
Werden wir doch am Ende gerochen! ſo dachten ſie beyde.
Aber ſie trauten ſich nicht zu reden, ſie ſahen, der König
War verſtörten Gemüths und zornig über die Maßen.
Und die Königinn ſagte zuletzt: ihr ſolltet ſo heftig,
Gnädiger Herr, nicht zürnen, ſo leicht nicht ſchwören; es leidet
Euer Anſehn dadurch und eurer Worte Bedeutung.
Denn wir ſehen die Wahrheit noch keinesweges am Tage,
Iſt doch erſt der Beklagte zu hören. Und wär' er zugegen,
Würde mancher verſtummen, der wider Reinecken redet.
Beyde Parteyen ſind immer zu hören; denn mancher Verwegne
Klagt um ſeine Verbrechen zu decken. Für klug und verſtändig
Hielt ich Reinecken, dachte nichts böſes und hatte nur immer
Euer Beſtes vor Augen, wiewohl es nun anders gekommen.
Denn ſein Rath iſt gut zu befolgen, wenn freylich ſein Leben
Manchen Tadel verdient. Dabey iſt ſeines Geſchlechtes
Große Verbindung wohl zu bedenken. Es werden die Sachen
Nicht durch Uebereilung gebeſſert, und was ihr beſchließet,
Werdet ihr dennoch zuletzt als Herr und Gebieter vollziehen.

Und Lupardus ſagte darauf: Ihr höret ſo manchen;
Höret dieſen denn auch. Er mag ſich ſtellen, und was ihr
Dann beſchließt, vollziehe man gleich. So denken vermuthlich
Dieſe ſämmtlichen Herrn mit eurer edlen Gemahlinn.

Iſegrim ſagte darauf: ein jeder rathe zum Beſten!
Herr Lupardus, höret mich an. Und wäre zur Stunde

Reinecke hier und entledigte ſich der doppelten Klage
Dieſer beyden, ſo wär' es mir immer ein leichtes zu zeigen,
Daß er das Leben verwirkt. Allein ich ſchweige von allem,
Bis wir ihn haben. Und habt ihr vergeſſen, wie ſehr er den König
Mit dem Schatze belogen? Den ſollt' er in Hüſterlo neben
Krekelborn finden, und was der groben Lüge noch mehr war.
Alle hat er betrogen und mich und Braunen geſchändet;
Aber ich ſetze mein Leben daran. So treibt es der Lügner
Auf der Heide. Nun ſtreicht er herum und raubet und mordet.
Däucht es dem Könige gut und ſeinen Herren, ſo mag man
Alſo verfahren. Doch, wär' es ihm Ernſt nach Hofe zu kommen,
Hätt' er ſich lange gefunden. Es eilten die Boten des Königs
Durch das Land die Gäſte zu laden, doch blieb er zu Hauſe.

Und es ſagte der König darauf: was ſollen wir lange
Hier ihn erwarten? Bereitet euch alle, (ſo ſey es geboten!)
Mir am ſechsten Tage zu folgen. Denn wahrlich das Ende
Dieſer Beſchwerden will ich erleben. Was ſagen die Herren?
Wär' er nicht fähig zuletzt ein Land zu Grunde zu richten?
Macht euch fertig, ſo gut ihr nur könnt, und kommet im Harniſch,
Kommt mit Bogen und Spießen und allen andern Gewehren,
Und betragt euch wacker und brav! Es führe mir jeder,
Denn ich ſchlage wohl Ritter im Felde, den Nahmen mit Ehren.
Malepartus, die Burg, belegen wir, was er im Haus hat,
Wollen wir ſehen. Da riefen ſie alle: wir werden gehorchen.

Alſo dachte der König und ſeine Genoſſen die Veſte
Malepartus zu ſtürmen, den Fuchs zu ſtrafen. Doch Grimbart,
Der im Rathe geweſen, entfernte ſich heimlich und eilte
Reinecken aufzuſuchen und ihm die Nachricht zu bringen;

Trauernd ging er und klagte vor ſich und ſagte die Worte:
Ach, was kann es nun werden, mein Oheim! Billig bedauert
Dich dein ganzes Geſchlecht, du Haupt des ganzen Geſchlechtes!
Vor Gerichte vertratest du uns, wir waren gedrungen:
Niemand konnte beſtehn vor dir und deiner Gewandtheit.

So erreicht' er das Schloß, und Reinecken fand er im Freyen
Sitzen; er hatte ſich erſt zwey junge Tauben gefangen;
Aus dem Neſte wagten ſie ſich den Flug zu verſuchen,
Aber die Federn waren zu kurz; ſie fielen zu Boden,
Nicht im Stande ſich wieder zu heben, und Reineke griff ſie;
Denn oft ging er umher zu jagen. Da ſah er von weiten
Grimbart kommen und wartete ſein, er grüßt' ihn und ſagte:
Seyd mir, Neffe, willkommen vor allen meines Geſchlechtes!
Warum lauft ihr ſo ſehr? Ihr keichet! bringt ihr was neues?
Jener erwiederte Grimbart: die Zeitung, die ich vermelde,
Klingt nicht tröſtlich, ihr ſeht, ich komm' in Aengſten gelaufen;
Leben und Gut iſt alles verloren! Ich habe des Königs
Zorn geſehen; er ſchwört euch zu fahen und ſchändlich zu tödten.
Allen hat er befohlen, am ſechſten Tage gewaffnet
Hier zu erſcheinen mit Bogen und Schwert, mit Büchſen und Wagen.
Alles fällt nun über euch her, bedenkt euch in Zeiten!
Iſegrim aber und Braun ſind mit dem Könige wieder
Beſſer vertraut, als ich nur immer mit euch bin, und alles
Was ſie wollen geſchieht. Den gräßlichſten Mörder und Räuber
Schilt euch Iſegrim laut, und ſo bewegt er den König.
Er wird Marſchall; ihr werdet es ſehen in wenigen Wochen.
Das Kaninchen erſchien, dazu die Krähe, ſie brachten

Große Klagen gegen euch vor. Und ſollt' euch der König
Diesmal fahen, ſo lebt ihr nicht lange! das muß ich befürchten.

Weiter nichts? verſetzte der Fuchs. Das ficht mich nun alles
Keinen Pfifferling an. Und hätte der König mit ſeinem
Ganzen Rath doppelt und dreyfach gelobt und geſchworen:
Komm' ich nur ſelber dahin, ich hebe mich über ſie alle.
Denn ſie rathen und rathen und wiſſen es nimmer zu treffen.
Lieber Neffe, laſſet das fahren, und folgt mir und ſehet,
Was ich euch gebe. Da hab' ich ſo eben die Tauben gefangen,
Jung und fett. Es bleibt mir das liebſte von allen Gerichten!
Denn ſie ſind leicht zu verdauen, man ſchluckt ſie nur eben hinunter;
Und die Knöchelchen ſchmecken ſo ſüß! ſie ſchmelzen im Munde,
Sind halb Milch, halb Blut. Die leichte Speiſe bekommt mir,
Und mein Weib iſt von gleichem Geſchmack. So kommt nur,
ſie wird uns
Freundlich empfangen; doch merke ſie nicht, warum ihr gekommen!
Jede Kleinigkeit fällt ihr aufs Herz und macht ihr zu ſchaffen.
Morgen geh' ich nach Hofe mit euch; da hoff' ich, ihr werdet,
Lieber Neffe, mir helfen, ſo wie es Verwandten geziemet.

Leben und Gut verpflicht' ich euch gern zu eurem Behufe,
Sagte der Dachs, und Reineke ſprach: ich will es gedenken,
Leb' ich lange, ſo ſoll es euch frommen! Der andre verſetzte:
Tretet immer getroſt vor die Herren und wahret zum Beſten
Eure Sache, ſie werden euch hören! auch ſtimmte Lupardus
Schon dahin, man ſollt' euch nicht ſtrafen, bevor ihr genugſam
Euch vertheidigt; es meynte das gleiche die Königinn ſelber.
Merket den Umſtand und ſucht ihn zu nutzen! Doch Rei-
neke ſagte:

Seyd nur gelaſſen, es findet ſich alles. Der zornige König,
Wenn er mich hört, verändert den Sinn, es frommt mir am Ende.

Und ſo gingen ſie beyde hinein und wurden gefällig
Von der Hausfrau empfangen, ſie brachte, was ſie nur hatte.
Und man theilte die Tauben, man fand ſie ſchmackhaft, und jedes
Speiſte ſein Theil; ſie wurden nicht ſatt, und hätten gewißlich
Ein halb Dutzend verzehrt, wofern ſie zu haben geweſen.

Reinecke ſagte zum Dachſe: bekennt mir, Oheim, ich habe
Kinder trefflicher Art, ſie müſſen jedem gefallen.
Sagt mir, wie euch Roſſel behagt und Reinhart der Kleine?
Sie vermehren einſt unſer Geſchlecht und fangen allmählig
An ſich zu bilden, ſie machen mir Freude von Morgen bis Abend.
Einer fängt ſich ein Huhn, der andere haſcht ſich ein Küchlein;
Auch ins Waſſer ducken ſie brav, die Ente zu holen,
Und den Kibitz. Ich ſchickte ſie gern noch öfter zu jagen;
Aber Klugheit muß ich vor allem ſie lehren und Vorſicht,
Wie ſie vor Strick und Jäger und Hunden ſich weiſe bewahren.
Und verſtehen ſie dann das rechte Weſen und ſind ſie
Abgerichtet, wie ſich's gehört; dann ſollen ſie täglich
Speiſe holen und bringen und ſoll im Hauſe nichts fehlen.
Denn ſie ſchlagen mir nach und ſpielen grimmige Spiele.
Wenn ſie's beginnen, ſo ziehn den Kürzern die übrigen Thiere,
An der Kehle fühlt ſie der Gegner und zappelt nicht lange:
Das iſt Reinekens Art und Spiel. Auch greifen ſie haſtig,
Und ihr Sprung iſt gewiß; das dünkt mich eben das rechte!

Grimbart ſprach: es gereichet zur Ehre und mag man
ſich freuen,

Kinder zu haben, wie man ſie wünſcht, und die zum Gewer
Bald ſich gewöhnen, den Eltern zu helfen. Ich freue mich herzli
Sie von meinem Geſchlechte zu wiſſen, und hoffe das Beſ
Mag es für heute bewenden, verſetzte Reineke: gehn wir
Schlafen, denn alle ſind mud', und Grimbart beſonders ermatt
Und ſie legten ſich nieder im Saale, der über und über
War mit Heu und Blättern bedeckt, und ſchliefen zuſamme

Aber Reineke wachte vor Angſt; es ſchien ihm die Sa
Guten Raths zu bedürfen, und ſinnend fand ihn der Morge
Und er hub vom Lager ſich auf und ſagte zu ſeinem
Weibe: betrübt euch nicht, es hat mich Grimbart gebeten,
Mit nach Hofe zu gehn; ihr bleibet ruhig zu Hauſe.
Redet jemand von mir; ſo kehret es immer zum Beſten
Und verwahret die Burg, ſo iſt uns allen gerathen.

Und Frau Ermelyn ſprach: Ich ſind' es ſeltſam! ihr wagt e
Wieder nach Hofe zu gehn, wo eurer ſo übel gedacht wird.
Seyd ihr genöthigt? ich ſeh' es nicht ein, bedenkt das Vergangn
Freylich ſagte Reincke drauf: es war nicht zu ſcherzen,
Viele wollten mir übel, ich kam in große Bedrängniß;
Aber mancherley Dinge begegnen unter der Sonne.
Wider alles Vermuthen erfährt man dieſes und jenes,
Und wer was zu haben vermeynt, vermißt es auf einmal.
Alſo laßt mich nur gehn, ich habe dort manches zu ſchaffen.
Bleibet ruhig, das bitt' ich euch ſehr, ihr habet nicht nöthig,
Euch zu ängſtigen. Wartet es ab! ihr ſehet, mein Liebchen
Iſt es mir immer nur möglich, in fünf, ſechs Tagen mich wiede
Und ſo ſchied er von dannen, begleitet von Grimbart dem Dachſ

Achter Geſang.

Weiter gingen ſie nun zuſammen über die Heide,
Grimbart und Reinele, grade den Weg zum Schloſſe des Königs.
Aber Reineke ſprach: es falle wie es auch wolle,
Diesmal ahndet es mir, die Reiſe führet zum beſten.
Lieber Oheim, höret mich nun! Seitdem ich zum letzten
Euch gebeichtet, verging ich mich wieder in ſündigem Weſen:
Höret groſſes und kleines und was ich damals vergeſſen.

Von dem Leibe des Bären und ſeinem Felle verſchafft' ich
Mir ein tüchtiges Stück; es ließen der Wolf und die Wölfinn
Ihre Schuhe mir ab; ſo hab' ich mein Müthchen gekühlet.
Meine Lüge verſchaffte mir das, ich wußte den König
Aufzubringen und hab' ihn dabey entſetzlich betrogen:
Denn ich erzählt' ihm ein Mährchen, und Schätze wußt' ich
zu dichten.
Ja ich hatte daran nicht genug, ich tödtete Lampen,
Ich bepackte Bellyn mit dem Haupt des ermordeten; grimmig
Sah der König auf ihn, er mußte die Zeche bezahlen.
Und das Kaninchen, ich drückt' es gewaltig hinter die Ohren,
Daß es beynah das Leben verlor, und war mir verdrießlich,
Daß es entkam. Auch muß ich bekennen, die Krähe beklagt ſich
Nicht mit Unrecht, ich habe Frau Scharfenebbe ſein Weibchen
Aufgegeſſen. Das hab' ich begangen, ſeitdem ich gebeichtet.
Aber damals vergaß ich nur eines, ich will es erzählen,
Eine Schalkheit, die ich beging, ihr müßt ſie erfahren.

Denn ich möchte nicht gern ſo etwas tragen; ich lud es
Damals dem Wolf auf den Rücken. Wir gingen nämlich
zuſammen
Zwiſchen Kackyß und Elverdingen, da ſahn wir von weiten
Eine Stute mit ihrem Fohlen, und Eins wie das Andre
Wie ein Rabe ſo ſchwarz. Vier Monat mochte das Fohlen
Alt ſeyn. Und Iſegrim war vom Hunger gepeinigt, da bat er
Fraget mir doch, verkauft uns die Stute nicht etwa das Fohlen
Und wie theuer? Da ging ich zu ihr und wagte das Stückchen
Liebe Frau Mähre, ſagt' ich zu ihr: das Fohlen iſt euer,
Wie ich weiß, verkauft ihr es wohl? Das möcht' ich erfahren
Sie verſetzte: bezahlt ihr es gut, ſo kann ich es miſſen,
Und die Summe für die es mir feil iſt, ihr werdet ſie leſen
Hinten ſteht ſie geſchrieben an meinem Fuße. Da merkt' ich
Was ſie wollte, verſetzte darauf: ich muß euch bekennen,
Leſen und ſchreiben gelingt mir nicht eben ſo, wie ich es
wünſchte.
Auch begehr' ich des Kindes nicht ſelbſt: denn Iſegrim möchte
Das Verhältniß eigentlich wiſſen; er hat mich geſendet.

Laßt ihn kommen, verſetzte ſie drauf: er ſoll es erfahren
Und ich ging, und Iſegrim ſtand und wartete meiner,
Wollt ihr euch ſättigen, ſagt' ich zu ihm: ſo geht nur, die
Mähre
Gibt euch das Fohlen, es ſteht der Preis am hinteren Fuß
Unten geſchrieben; ich möchte nur, ſagte ſie, ſelber da nachſehn
Aber zu meinem Verdruß mußt' ich ſchon manches verſäumen
Weil ich nicht leſen und ſchreiben gelernt. Verſucht es
mein Oheim,
Und beſchauet die Schrift, ihr werdet vielleicht ſie verſtehen

Iſegrim ſagte: Was ſollt' ich nicht leſen! das wäre mir ſeltſam!
Deutſch, Latein und Wälſch, ſogar Franzöſiſch verſteh' ich:
Denn in Erfurt hab' ich mich wohl zur Schule gehalten,
Bey den Weiſen, Gelahrten, und mit den Meiſtern des Rechtes
Fragen und Urtheil geſtellt; ich habe meine Lizenzen
Förmlich genommen, und was für Scripturen man immer auch findet,
Leſ' ich als wär' es mein Name. Drum wird es mir heute nicht fehlen.
Bleibet, ich geh' und leſe die Schrift, wir wollen doch ſehen!

Und er ging und fragte die Frau: wie theuer das Fohlen?
Macht es billig. Sie ſagte darauf: ihr dürft nur die Summe
Leſen, ſie ſtehet geſchrieben an meinem hinteren Fuße.
Laßt mich ſehen! verſetzte der Wolf. Sie ſagte: das thu' ich!
Und ſie hub den Fuß empor aus dem Graſe: der war erſt
Mit ſechs Nägeln beſchlagen; ſie ſchlug gar richtig und fehlte
Nicht ein Härchen, ſie traf ihm den Kopf, er ſtürzte zur Erden,
Lag betäubt wie todt. Sie aber eilte von dannen,
Was ſie konnte. So lag er verwundet, es dauerte lange.
Eine Stunde verging, da regt' er ſich wieder und heulte,
Wie ein Hund. Ich trat ihm zur Seite und ſagte: Herr Oheim,
Wo iſt die Stute? Wie ſchmeckte das Fohlen? Ihr habt euch geſättigt,
Habt mich vergeſſen: ihr thatet nicht wohl; ich brachte die Botſchaft!
Nach der Mahlzeit ſchmeckte das Schläfchen. Wie lautete, ſagt mir,
Unter dem Fuße die Schrift? Ihr ſeyd ein großer Gelehrter.

Ach! verſetzt' er: ſpottet ihr noch? Wie bin ich ſo übel
Diesmal gefahren! Es ſollte fürwahr ein Stein ſich erbarmen.
Die langbeinigte Mähre! der Henker mag's ihr bezahlen!
Denn der Fuß war mit Eiſen beſchlagen, das waren die
Schriften!
Neue Nägel! ich habe davon ſechs Wunden im Kopfe.

Kaum behielt er ſein Leben. Ich habe nunalles gebeichtet,
Lieber Neffe! vergebet mir nun die ſündigen Werke!
Wie es bey Hofe geräth, iſt mißlich; aber ich habe
Mein Gewiſſen befreyt und mich von Sünden gereinigt.
Saget nun, wie ich mich beßre, damit ich zu Gnaden gelange.

Grimbart ſprach: ich ſind' euch von neuem mit Sünden
beladen.
Doch es werden die Todten nicht wieder lebendig; es wäre
Freylich beſſer, wenn ſie noch lebten. So will ich, mein Oheim,
In Betrachtung der ſchrecklichen Stunde, der Nähe des Todes,
Der euch droht, die Sünde vergeben als Diener des Herren:
Denn ſie ſtreben euch nach mit Gewalt, ich fürchte das ſchlimmſte.
Und man wird euch vor allem das Haupt des Haſen gedenken.
Große Dreiſtigkeit war es, geſteht's, den König zu reizen,
Und es ſchadet euch mehr, als euer Leichtſinn gedacht hat.

Nicht ein Haar! verſetzte der Scheim: und daß ich euch ſage,
Durch die Welt ſich zu helfen iſt ganz was eignes; man
kann ſich
Nicht ſo heilig bewahren als wie im Kloſter, das wißt ihr.
Handelt einer mit Honig, er leckt zuweilen die Finger.
Lampe reizte mich ſehr; er ſprang herüber, hinüber,

Mir vor den Augen herum, ſein fettes Weſen gefiel mir,
Und ich ſetzte die Liebe bey Seite. So gönnt' ich Bellonen
Wenig Gutes. Sie haben den Schaden; ich habe die Sünde.
Aber ſie ſind zum Theil auch ſo plump, in jeglichen Dingen
Grob und ſtumpf. Ich ſollte noch viel Ceremonien machen?
Wenig Luſt behielt ich dazu. Ich hatte von Hofe
Mich mit Aengſten gerettet, und lehrte ſie dieſes und jenes,
Aber es wollte nicht fort. Zwar jeder ſollte den Nächſten
Lieben, das muß ich geſtehn; indeſſen achtet' ich dieſe
Wenig, und todt iſt todt, ſo ſagt ihr ſelber. Doch laßt uns
Andre Dinge beſprechen; es ſind gefährliche Zeiten.
Denn wie geht es von oben herab? Man ſoll ja nicht reden;
Doch wir Andern merken darauf, und denken das unſre.

Raubt der König ja ſelbſt ſo gut als Einer, wir wiſſen's;
Was er ſelber nicht nimmt, das läßt er Baren und Wölfe
Holen, und glaubt, es geſchähe mit Recht. Da findet ſich keiner,
Der ſich getraut ihm die Wahrheit zu ſagen, ſo weit hinein
iſt es
Böſe, kein Beichtiger, kein Caplan; ſie ſchweigen! Warum das?
Sie genießen es mit, und wär' nur ein Rock zu gewinnen.
Komme dann einer und klage! der haſchte mit gleichem Gewinne
Nach der Luft, er tödtet' die Zeit und beſchäftigte beſſer
Sich mit neuem Erwerb. Denn fort iſt fort, und was einmal
Dir ein Mächtiger nimmt, das haſt du beſeſſen. Der Klage
Gibt man wenig Gehör und ſie ermüdet am Ende.
Unſer Herr iſt der Löwe, und alles an ſich zu reißen
Hält er ſeiner Würde gemäß. Er nennt uns gewöhnlich
Seine Leute. Fürwahr, das unſre, ſcheint es, gehört ihm!

Darf ich reden, mein Oheim? der edle König, er liebt sich
Ganz besonders Leute, die bringen, und die nach der Weise,
Die er singt, zu tanzen verstehn. Man sieht es zu deutlich.
Daß der Wolf und der Bär zum Rathe wieder gelangen,
Schadet noch manchem. Sie stehlen und rauben; es liebt sie der König,
Jeglicher sieht es und schweigt: er denkt an die Reihe zu kommen.
Mehr als vier befinden sich so zur Seite des Herren,
Ausgezeichnet vor allen, sie sind die größten am Hofe.
Nimmt ein armer Teufel, wie Reinele, irgend ein Hühnchen;
Wollen sie alle gleich über ihn her, ihn suchen und fangen,
Und verdammen ihn laut mit Einer Stimme zum Tode.
Kleine Diebe hängt man so weg, es haben die großen
Starken Vorsprung, mögen das Land und die Schlösser verwalten.
Sehet, Oheim, bemerk' ich nun das und sinne darüber,
Nun, so spiel' ich halt auch mein Spiel und denke darneben
Oefters bey mir, es muß ja wohl recht seyn; thun's doch so viele!
Freylich regt sich dann auch das Gewissen, und zeigt mir von ferne
Gottes Zorn und Gericht und läßt mich das Ende bedenken.
Ungerecht Gut, so klein es auch sey, man muß es erstatten.
Und da fühl' ich denn Reu' im Herzen; doch währt es nicht lange.
Ja, was hilft dich's der Beste zu seyn, es bleiben die Besten
Doch nicht unberedet in diesen Zeiten vom Volke.
Denn es weiß die Menge genau nach allem zu forschen,
Niemand vergessen sie leicht, erfinden dieses und jenes;
Wenig Gutes ist in der Gemeine, und wirklich verdienen
Wenige drunter auch gute gerechte Herren zu haben.

Denn ſie ſingen und ſagen vom Böſen immer und immer;
Auch das Gute wiſſen ſie zwar von großen und kleinen
Herren, doch ſchweigt man davon und ſelten kommt es zur
Sprache.
Doch das ſchlimmſte ſind' ich den Dünkel des irrigen Wahnes,
Der die Menſchen ergreift: es könne jeder im Taumel
Seines heftigen Wollens die Welt beherrſchen und richten.
Hielte doch jeder ſein Weib und ſeine Kinder in Ordnung,
Wüßte ſein trotzig Geſinde zu bändigen, könnte ſich ſtille,
Wenn die Thoren verſchwenden, in mäßigem Leben erfreuen.
Aber wie ſollte die Welt ſich verbeſſern? es läßt ſich ein jeder
Alles zu und will mit Gewalt die andern bezwingen.
Und ſo ſinken wir tiefer und immer tiefer ins Arge.
Afterreden, Lug und Verrath und Diebſtahl, und falſcher
Eidſchwur, Rauben und Morden, man hört nichts anders
erzählen.
Falſche Propheten und Heuchler betrügen ſchändlich die Menſchen.

Jeder lebt nur ſo hin! und will man ſie treulich ermahnen,
Nehmen ſie's leicht und ſagen auch wohl: Ey wäre die Sünde
Groß und ſchwer, wie hier und dort uns manche Gelehrte
Predigen, würde der Pfaffe die Sünde ſelber vermeiden.
Sie entſchuldigen ſich mit böſem Exempel, und gleichen
Gänzlich dem Affengeſchlecht, das nachzuahmen geboren,
Weil es nicht denket und wählt, empfindlichen Schaden erduldet.

Freylich ſollten die geiſtlichen Herren ſich beſſer betragen!
Manches könnten ſie thun, wofern ſie es heimlich vollbrächten:
Aber ſie ſchonen uns nicht, uns andre Layen, und treiben
Alles, was ihnen beliebt, vor unſern Augen, als wären

Wir mit Blindheit geſchlagen; allein wir ſehen zu deutlich,
Ihre Gelübde gefallen den guten Herren ſo wenig,
Als ſie dem ſündigen Freunde der weltlichen Werke behagen.

Denn ſo haben über den Alpen die Pfaffen gewöhnlich
Eigens ein Liebchen; nicht weniger ſind in dieſen Provinzen,
Die ſich ſündlich vergehn. Man will mir ſagen, ſie haben
Kinder wie andre verehlichte Leute; und ſie zu verſorgen
Sind ſie eifrig bemüht und bringen ſie hoch in die Höhe.
Dieſe denken hernach nicht weiter, woher ſie gekommen,
Laſſen niemand den Rang und gehen ſtolz und gerade,
Eben als wären ſie edlen Geſchlechts, und bleiben der Meynung,
Ihre Sache ſey richtig. So pflegte man aber vor dieſem
Pfaffenkinder ſo hoch nicht zu halten; nun heißen ſie alle
Herren und Frauen. Das Geld iſt freylich alles vermögend.
Selten findet man fürſtliche Lande, worin nicht die Pfaffen
Zölle und Zinſen erhüben und Dörfer und Mühlen benutzten.
Dieſe verkehren die Welt, es lernt die Gemeine das Böſe:
Denn man ſieht, ſo hält es der Pfaffe, da ſündiget jeder,
Und vom Guten leitet hinweg ein Blinder den Andern.
Ja wer merkte denn wohl die guten Werke der frommen
Prieſter, und wie ſie die heilige Kirche mit gutem Exempel
Auferbauen? Wer lebt nur darnach? Man ſtärkt ſich im Böſen.
So geſchieht es im Volke, wie ſollte die Welt ſich verbeſſern?

Aber höret mich weiter. Iſt einer unächt geboren,
Sey er ruhig darüber, was kann er weiter zur Sache?
Denn ich meyne nur ſo, verſteht mich. Wird ſich ein ſolcher
Nur mit Demuth betragen und nicht durch eitles Benehmen

Andre reizen, ſo fällt es nicht auf, und hätte man Unrecht
Ueber dergleichen Leute zu reden. Es macht die Geburt uns
Weder edel noch gut, noch kann ſie zur Schande gereichen.
Aber Tugend und Laſter, ſie unterſcheiden die Menſchen.
Gute, gelehrte geiſtliche Männer, man hält ſie, wie billig
Hoch in Ehren, doch geben die Böſen ein böſes Exempel.
Predigt ſo einer das Beſte, ſo ſagen doch endlich die Laven:
Spricht er das Gute und thut er das Böſe, was ſoll man
erwählen?
Auch der Kirche thut er nichts gutes, er prediget jedem:
Leget nur aus und bauet die Kirche; das rath' ich, ihr Lieben,
Wollt ihr Gnade verdienen und Ablaß! ſo ſchließt er die Rede,
Und er legt wohl wenig dazu, ja gar nichts, und fiele
Seinetwegen die Kirche zuſammen. So hält er denn weiter
Für die beſte Weiſe zu leben, ſich köſtlich zu kleiden,
Lecker zu eſſen. Und hat ſich ſo einer um weltliche Sachen
Uebermäßig bekümmert, wie will er beten und ſingen?
Gute Prieſter ſind täglich und ſtündlich im Dienſte des Herren
Fleißig begriffen, und üben das Gute; der heiligen Kirche
Sind ſie nütze; ſie wiſſen die Laven durch gutes Exempel
Auf dem Wege des Heils zur rechten Pforte zu leiten.

Aber ich kenne denn auch die belappten; ſie plärren und
plappern
Immer zum Scheine ſo fort, und ſuchen immer die Reichen;
Wiſſen den Leuten zu ſchmeicheln und gehn am liebſten zu Gaſte.
Bittet man Einen, ſo kommt auch der Zweyte; da finden
ſich weiter
Noch zu dieſen zwey oder drey. Und wer in dem Kloſter
Gut zu ſchwätzen verſteht, der wird im Orden erhoben,

Wird zum Leſemeiſter, zum Cuſtos oder zum Prior.
Andere ſtehen bey Seite. Die Schüſſeln werden gar ungleich
Aufgetragen. Denn einige müſſen des Nachts in dem Chore
Singen, leſen, die Gräber umgehn: die Anderen haben
Guten Vortheil und Ruh und eſſen die köſtlichen Biſſen.

Und die Legaten des Papſts, die Aebte, Pröbſte, Prälaten,
Die Beginen und Nonnen, da wäre vieles zu ſagen!
Ueberall heißt es: gebt mir das eure und laßt mir das meine.
Wenige finden ſich warlich, nicht ſieben, welche der Vorſchrift
Ihres Ordens gemäß ein heiliges Leben beweiſen.
Und ſo iſt der geiſtliche Stand gar ſchwach und gebrechlich.

Oheim! ſagte der Dachs: ich find' es beſonders, ihr beichtet
Fremde Sünden. Was will es euch helfen? Mich dünket, es wären
Eurer eignen genug. Und ſagt mir, Oheim, was habt ihr
Um die Geiſtlichkeit euch zu bekümmern, und dieſes und jenes?
Seine Bürde mag jeglicher tragen, und jeglicher gebe
Red' und Antwort wie er in ſeinem Stande die Pflichten
Zu erfüllen ſtrebt; dem ſoll ſich niemand entziehen,
Weder Alte noch Junge, hier außen oder im Kloſter.
Doch ihr redet zu viel von allerley Dingen und könntet
Mich zuletzt zum Irrthum verleiten. Ihr kennet vortrefflich,
Wie die Welt nun beſteht und alle Dinge ſich fügen,
Niemand ſchickte ſich beſſer zum Pfaffen. Ich käme mit andern
Schafen zu beichten bey euch, und eurer Lehre zu horchen,
Eure Weisheit zu lernen; denn freylich! muß ich geſtehen:
Stumpf und grob ſind die meiſten von uns, und hätten's von Nöthen.

Alſo hatten ſie ſich dem Hofe des Königs genähert.
Reineke ſagte: ſo iſt es gewagt! und nahm ſich zuſammen.
Und ſie begegneten Martin dem Affen, der hatte ſich eben
Aufgemacht und wollte nach Rom; er grüßte die beyden.
Lieber Oheim, faſſet ein Herz! ſo ſprach er zum Fuchſe,
Fragt' ihn dieſes und jenes, obſchon ihm die Sache bekannt war.
Ach, wie iſt mir das Glück in dieſen Tagen entgegen!
Sagte Reineke drauf: da haben mich etliche Diebe
Wieder beſchuldigt, wer ſie auch ſind; beſonders die Krähe,
Mit dem Kaninchen; ſein Weib verlor das eine, dem andern
Fehlt ein Ohr. Was kümmert mich das? Und könnt' ich nur ſelber
Mit dem Könige reden, ſie beyde ſollten's empfinden.
Aber mich hindert am meiſten, daß ich im Banne des Papſtes
Leider noch bin. Nun hat in der Sache der Domprobſt die Vollmacht,
Der beym Könige gilt. Und in dem Banne befind' ich
Mich um Iſegrims willen, der einſt ein Klauſner geworden,
Aber dem Kloſter entlief, von Elkmar, wo er gewohnet.
Und er ſchwur, ſo könnt' er nicht leben, man halt' ihn zu ſtrenge,
Lange könn' er nicht faſten und könne nicht immer ſo leſen.
Damals half ich ihm fort. Es reut mich; denn er verläumdet
Mich beym Könige nun, und ſucht mir immer zu ſchaden.
Soll ich nach Rom? Wie werden indeß zu Hauſe die Meinen
In Verlegenheit ſeyn! Denn Iſegrim kann es nicht laſſen,
Wo er ſie findet, beſchädigt er ſie. Auch ſind noch ſo viele,
Die mir Uebels gedenken und ſich an die Meinigen halten.
Wär' ich aus dem Banne gelöſ't, ſo hätt' ich es beſſer,
Könnte gemächlich mein Glück bey Hofe wieder verſuchen.

Martin verſetzte: da kann ich euch helfen, es trift ſich! ſo eben

Geh' ich nach Rom und nütz' euch daſelbſt mit künſtlichen Stücken.
Unterdrücken laß ich euch nicht! Als Schreiber des Biſchoffs,
Dünkt mich, verſteh' ich das Werk. Ich ſchaffe, daß man den Domprobſt
Grade nach Rom citirt, da will ich gegen ihn fechten.
Seht nur, Oheim, ich treibe die Sache und weiß ſie zu leiten,
Exequiren laß ich das Urtheil, ihr werdet mir ſicher
Abſolvirt, ich bring' es euch mit; es ſollen die Feinde
Uebel ſich freun und ihr Geld zuſammt der Mühe verlieren:
Denn ich kenne den Gang der Dinge zu Rom, und verſtehe,
Was zu thun und zu laſſen. Da iſt Herr Simon, mein Oheim,
Angeſehn und mächtig; er hilft den guten Bezahlern.
Schalkefund, das iſt ein Herr! und Doctor Greifzu und andre,
Wendemantel und Loſefund hab' ich alle zu Freunden.
Meine Gelder ſchickt' ich voraus; denn, ſeht nur, ſo wird man
Dort am beſten bekannt. Sie reden wohl von citiren:
Aber das Geld begehren ſie nur. Und wäre die Sache
Noch ſo krumm, ich mache ſie grad mit guter Bezahlung.
Bringſt du Geld, ſo findeſt du Gnade; ſo bald es dir mangelt,
Schließen die Thüren ſich zu. Ihr bleibet ruhig im Lande,
Eurer Sache nehm' ich mich an, ich löſe den Knoten.
Geht nur nach Hofe, ihr werdet daſelbſt Frau Rückenau finden,
Meine Gattin; es liebt ſie der König unſer Gebieter
Und die Königinn auch, ſie iſt behenden Verſtandes.
Sprecht ſie an, ſie iſt klug, verwendet ſich gerne für Freunde.
Viele Verwandte findet ihr da. Es hilft nicht immer
Recht zu haben. Ihr findet bey ihr zwey Schweſtern, und meiner

Kinder ſind drey, daneben noch manche von eurem Geſchlechte,
Euch zu dienen bereit, wie ihr es immer begehret.
Und verſagte man euch das Recht, ſo ſollt ihr erfahren
Was ich vermag. Und wenn man euch druckt, berichtet mir's eilig!
Und ich laſſe das Land in Bann thun, den König und alle
Weiber und Männer und Kinder. Ein Interdict will ich ſenden,
Singen ſoll man nicht mehr, noch Meſſe leſen, noch taufen,
Noch begraben, was es auch ſey. Deß tröſtet euch, Neffe!

Denn der Papſt iſt alt und krank und nimmt ſich der Dinge
Weiter nicht an, man achtet ihn wenig. Auch hat nun am Hofe
Cardinal Ohnegenüge die ganze Gewalt, der ein junger
Rüſtiger Mann iſt, ein feuriger Mann von ſchnellem Entſchluſſe.
Dieſer liebt ein Weib das ich kenne; ſie ſoll ihm ein Schreiben
Bringen, und was ſie begehrt das weiß ſie trefflich zu machen.
Und ſein Schreiber Johannes Partey, der kennt aufs genauſte,
Alte und neue Münze; denn Horchegenau, ſein Geſelle,
Iſt ein Hofmann; Schleifen und Wenden iſt Notarius,
Baccalaureus beyder Rechte, und bleibt er nur etwa
Noch ein Jahr, ſo iſt er vollkommen in praktiſchen Schriften.
Dann ſind noch zwey Richter daſelbſt, die heißen Moneta
Und Donarius; ſprechen ſie ab, ſo bleibt es geſprochen.

So verübt man in Rom gar manche Liſten und Tücken,
Die der Papſt nicht erfährt. Man muß ſich Freunde verſchaffen!
Denn durch ſie vergiebt man die Sünden und löſet die Völker
Aus dem Banne. Verlaßt euch darauf, mein wertheſter Oheim!
Denn es weiß der König ſchon lang', ich laß' euch nicht fallen,
Eure Sache führ' ich hinaus, und bin es vermögend.
Ferner mag er bedenken, es ſind gar viele den Affen

Und den Füchſen verwandt, die ihn am beſten berathen.
Und das hilft euch gewiß, es gehe wie es auch welle.

Reinecke ſprach: das tröſtet mich ſehr; ich denk' es euch wieder,
Komm' ich diesmal nur los. Und einer empfahl ſich dem andern.
Ohne Geleit ging Reinecke nun mit Grimbart dem Dachſe
Nach dem Hofe des Königs, wo man ihm übel geſinnt war.

Neunter Gesang.

Reinecke war nach Hofe gelangt, er dachte die Klagen
Abzuwenden, die ihn betrafen. Doch als er die vielen
Feinde beysammen erblickte, wie alle standen und alle
Sich zu rächen begehrten und ihn am Leben zu strafen,
Fiel ihm der Muth; er zweifelte nun, doch ging er mit Kühnheit
Grade durch alle Baronen, und Grimbart ging ihm zur Seite,
Sie gelangten zum Throne des Königs, da lispelte Grimbart:
Seyd nicht furchtsam, Reinecke, diesmal; gedenket: dem Biedern
Wird das Glück nicht zu Theil, der Kühne sucht die Gefahr auf
Und erfreut sich mit ihr; sie hilft ihm wieder entkommen.
Reinecke sprach: ihr sagt mir die Wahrheit, ich danke zum schönsten
Für den herrlichen Trost, und komm' ich wieder in Freyheit,
Werd' ich's gedenken. Er sah nun umher, und viele Verwandte
Fanden sich unter der Schaar, doch wenige Gönner, den meisten
Pflegt' er übel zu dienen; ja unter den Ottern und Vielern.
Unter Großen und Kleinen trieb er sein sardinisches Wesen.
Doch entdeckt' er noch Freunde genug im Saale des Königs.

Reinecke kniete vorm Throne zur Erden und sagte bedächtig:
Gott, dem alles bekannt ist, und der in Ewigkeit mächtig
Bleibt, bewahr' euch mein Herr und König, bewahre nicht minder

Meine Frau die Königinn immer, und beyden zuſammen
Geb' er Weisheit und gute Gedanken, damit ſie beſonnen
Recht und Unrecht erkennen; denn viele Falſchheit iſt jetzo
Unter den Menſchen im Gange. Da ſcheinen viele von außen,
Was ſie nicht ſind. O hätte doch jeder am Verhanzt geſchrieben,
Wie er gedenkt, und ſäh' es der König! da würde ſich zeigen,
Daß ich nicht lüge und daß ich euch immer zu dienen bereit bin.
Zwar verklagen die Böſen mich heftig; ſie möchten mir gerne
Schaden und eurer Huld mich berauben, als wär' ich derſelben
Unwerth. Aber ich kenne die ſtrenge Gerechtigkeitsliebe
Meines Königs und Herrn, denn ihn verleitete keiner
Je die Wege des Rechtes zu ſchmälern; ſo wird es auch bleiben.

Alles kam und drängte ſich nun, ein jeglicher wußte
Reinekens Kühnheit bewundern, es wünſcht' ihn jeder zu hören,
Seine Verbrechen waren bekannt, wie wollt' er entrinnen?

Reincke Böſewicht! ſagte der König: für diesmal erretten
Deine loſen Worte dich nicht, ſie helfen nicht länger
Lügen und Trug zu verkleiden, nun biſt du ans Ende gekommen.
Denn du haſt die Treue zu mir, ich glaube, bewieſen
Am Kaninchen und an der Krähe! das wäre genugſam.
Aber du übeſt Verrath an allen Orten und Enden,
Deine Streiche ſind falſch und verhehlt, doch werden ſie nicht mehr
Lange dauern, denn voll iſt das Maß, ich ſäumte nicht länger.

Reincke dachte: wie wird es mir gehn? O hätt' ich nur wieder
Meine Verhauſung erreicht! Wo will ich Mittel erſinnen?
Wie es auch geht, ich muß nun hindurch, verſuchen wir alles.

Mächtiger König, edelſter Fürſt! ſo ließ er ſich hören:
Meynt ihr, ich habe den Tod verdient, ſo habt ihr die Sache
Nicht von der rechten Seite betrachtet; drum bitt' ich, ihr wollet
Erſt mich hören. Ich habe ja ſonſt euch nützlich gerathen,
In der Noth bin ich bey euch geblieben, wenn etliche wichen,
Die ſich zwiſchen uns beyde nun ſtellen zu meinem Verderben,
Und die Gelegenheit nützen, wenn ich entfernt bin. Ihr möget,
Edler König, hab' ich geſprochen, die Sache dann ſchlichten;
Werd' ich ſchuldig befunden, ſo muß ich es freylich ertragen.
Wenig habt ihr meiner gedacht, indeß ich im Lande
Vieler Orten und Enden die feyerlichſte Wache gehalten.
Meynt ihr, ich wäre nach Hofe gekommen, wofern ich mich ſchuldig
Wußte groß oder kleiner Vergehn? Ich würde bedächtig
Eure Gegenwart fliehn und meine Feinde vermehren.
Nein, mich hätten gewiß aus meiner Feſte nicht fellen
Alle Schätze der Welt hierher verleiten; da war ich
Frey auf eigenem Grund und Boden. Nun bin ich mir aber
Keines Uebels bewußt, und alſo bin ich gekommen.
Eben ſtand ich Wache zu halten, da brachte mein Oberſter
Mir die Zeitung, ich ſolle nach Hof. Ich hatte von neuem,
Wie ich dem Bann mich entzöge gedacht, darüber mit Martin
Vieles geſprochen, und er gelobte mir heilig, er wolle
Mich von dieſer Bürde befreyen. Ich werde nach Rom gehn,
Sagt' er, und nehme die Sache von nun an völlig auf meine
Schultern, geht nur nach Hofe, des Bannes werdet ihr ledig.
Sehet, ſo hat mir Martin gerathen, er muß es verſtehen:
Denn der vortreffliche Biſchoff, Herr Odnegrund, braucht ihn beſtändig.
Schon fünf Jahre dient er demſelben in rechtlichen Sachen.

Und so kam ich wieder und finde Klagen auf Klagen.
Das Kaninchen, der Reugler, verläumdet mich; aber es steht nun
Reinete hier: so tret' er hervor mir unter die Augen!
Denn es ist freylich was leichtes, sich über Entfernte beklagen,
Aber man soll den Gegentheil hören, bevor man ihn richtet.
Diese falschen Gesellen, bey meiner Treue! sie haben
Gutes genossen von mir, die Krähe mit dem Kaninchen:
Denn vorgestern am Morgen in aller Frühe begegnet
Mir das Kaninchen und grüßte mich schön; ich hatte so eben
Vor mein Schloß mich gestellt und las die Gebete des Morgens.
Und er zeigte mir an, er gehe nach Loie; da sagt' ich:
Gott begleit' euch! Er klagte darauf: wie hungrig und müde
Bin ich geworden! da fragt' ich ihn freundlich: beschert ihr zu Essen?
Dankbar nehm' ich es an, versetzt' er. Aber ich sagte:
Geb' ich's doch gerne. So ging ich mit ihm und bracht' ihm behende
Hirschen und Butter: ich pflege sein Fleisch am Mittwoch zu essen.
Und er sättigte sich mit Brod und Butter und Früchten.
Aber es trat mein Söhnchen, das jüngste, zum Thore, zu sehen,
Ob was übrig geblieben: denn Kinder lieben das Essen;
Und der Knabe haschte darnach. Da schlug das Kaninchen
Hastig ihm über das Maul, es klafften Lippen und Zähne.
Reinhart, mein andrer, sah die Begegnung und faßte den Reugler
Grad an der Kehle, spielte sein Spiel und rächte den Bruder.
Das geschah, nicht mehr und nicht minder. Ich säumte nicht lange,
Lief und stoßte die Knaben und brachte mit Mühe die Beyden
Auseinander. Kriegt' er was ab, so mag er es tragen,

Denn er hatte noch mehr verdient; auch wären die Jungen,
Hätt' ich es übel gemeynt, mit ihm wohl fertig geworden.
Und so dankt er mir nun! Ich riß ihm, sagt er, ein Ohr ab;
Ehre hat er genossen und hat ein Zeichen behalten.

Ferner kam die Krähe zu mir, und klagte: die Gattin
Hab' er verloren, sie habe sich leider zu Tode gegessen,
Einen ziemlichen Fisch mit allen Gräten verschlungen;
Wo es geschah, das weiß er am besten, nun sagt er: ich habe
Sie gemordet; er that es wohl selbst, und würde man ernstlich
Ihn verhören, dürft' ich es thun, er spräche wohl anders.
Denn sie fliegen, es reichet kein Sprung so hoch, in die Lüfte.

Will nun solcher verbeteten Thaten mich jemand bezichten;
Thu er's mit redlichen, gültigen Zeugen: denn also gehört sich's
Gegen edle Männer zu reden; ich müßt' es erwarten.
Aber finden sich keine, so wird's ein anderes Mittel.
Hier! ich bin zum Kampfe bereit! man setze den Tag an
Und den Ort. Es zeige sich dann ein würdiger Gegner,
Gleich mit mir von Geburt, ein jeder führe sein Recht aus.
Wer dann Ehre gewinnt, dem mag sie bleiben. So hat es
Immer zu Rechte gegolten, und ich verlang' es nicht besser.

Alle standen und hörten und waren über die Worte
Meinetwo höchlich verwundert, die er so trotzig geredet.
Und es ersannen die Weisen, die Krähe mit dem Raben,
Räumten den Hof, und traten nicht weiter ein Wörtchen
zu sprechen;
Gingen und sagten unter einander: es wäre nicht rathsam
Gegen ihn weiter zu reden. Wir möchten alles verlochen

Und wir kämen nicht auf. Wer hat's gethan? wir waren
Ganz allein mit dem Schelm, wer ſollte zeugen? am Ende
Bleibt der Schaden uns doch. Für alle ſeine Verbrechen
Werte der Heuker ihm auf und lohn' ihm wie er's verdiente!
Kämpfen will er mit uns? das möcht' uns übel bekommen.
Nein fürwahr, wir laſſen es lieber. Denn falſch und behende,
Loſe und tückiſch kennen wir ihn. Es wären ihm warlich
Unſer fünfe zu wenig, wir müßten es theuer bezahlen.

Diegrim aber und Brunnen war übel zu Muthe; ſie ſahen
Ungern die beiden von Hofe ſich ſchleichen. Da ſagte der König:
Hat noch jemand zu klagen, der komme! Laßt uns vernehmen!
Gegnern drohten ſo viele, hier ſteht der Beklagte! wo ſind ſie?

Reinecke ſagte: ſo pflegt es zu gehn; man klagt und beſchuldigt,
Dieſen und jenen; doch ſtünd' er dabey, man bliebe zu Hauſe.
Dieſe loſen Verräther, die Krähe mit dem Kaninchen,
Hätten mich gern in Schande gebracht und Schaden und Strafe,
Aber ſie bitten mir's ab und ich vergebe; denn ſiehe,
Da ich komme, bedenken ſie ſich und weichen zur Seite.
Wie beſchämt' ich ſie nicht! Ihr ſehet, wie es gefährlich
Iſt, die loſen Verläumder entfernter Dinge zu hören;
Sie verdrehen das Rechte und ſind den Beſten gehäſſig.
Andre dauern mich nur, an mir iſt wenig gelegen.

Höre mich, ſagte der König darauf: du loſer Verräther!
Sage, was treibt dich dazu, daß du mit Lampen, den treuen,
Der mir die Briefe zu tragen pflegte, ſo ſchmählich getödtet?
Hatt' ich nicht alles vergeben, ſo viel du immer verbrochen?

Mänzel und Stab empfingſt du von mir, ſo warſt du verſehen,
Eilteſt nach Rom und über das Meer; ich gönnte dir alles,
Und ich hoffte Rettung von dir. Nun ſeh' ich zum Anfang,
Wie du Lampen geworben; es mußte Bellyn dir zum Boten
Dienen, der brachte das Haupt im Mänzel getragen, und ſagte
Oeffentlich aus, er bringe mir Briefe, die ihr zuſammen
Ausgedacht und geſchrieben, er habe das Beſte gerathen.
Und im Mänzel fand ſich das Haupt, nicht mehr und nicht minder.
Mir zum Hohne thatet ihr das. Bellynen behielt ich
Gleich zum Pfande, ſein Leben verlor er; nun geht es an deines.

Reinecke ſagte, was hör' ich? Iſt Lampe todt? und Bellynen
Find' ich nicht mehr? Was wird nun aus mir? o, wär' ich geſtorben!
Ach, mit beyden geht mir ein Schatz, der größte, verloren!
Denn ich fand' euch durch ſie Kleinode, welche nicht beſſer
Ueber der Erde ſich finden. Wer ſollte glauben, der Bilder
Würde Lampen erwerben und euch der Schätze berauben?
Hüte ſich einer, wo niemand Gefahr und Tücke vermuthet.

Zornig hörte der König nicht aus, was Reinecke ſagte,
Wandte ſich weg nach ſeinem Gemach und hatte nicht deutlich
Reinekens Rede vernommen, er dacht' ihn am Leben zu ſtrafen;
Und er fand die Königinn eben in ſeinem Gemache
Mit Frau Rückenau ſtehn. Es war die Aeffinn beſonders
König' und Königinn lieb. Das ſollte Reinecken belfen.
Unterrichtet war ſie und ſing und wußte zu reden;
Wo ſie erſchien, ſah jeder auf ſie und ehrte ſie höflich.
Dieſe merkte des Königs Verdruß und ſprach mit Bedachte:
Wenn ihr, gnädiger Herr, auf meine Bitte gewillen

Höret; gereut' es euch nie, und ihr vergabt mir die Kühnheit,
Wenn ihr zürnet, ein Wort gelinder Meynung zu ſagen.
Seyd auch diesmal geneigt mich anzuhören, betrifft es
Doch mein eignes Geſchlecht! Wer kann die Seinen verläugnen?
Reinecke, wie er auch ſey, iſt mein Verwandter, und ſell ich,
Wie ſein Betragen mir ſcheint, aufrichtig bekennen; ich deute,
Da er zu Rechte ſich ſtellt, von ſeiner Sache das Beſte.
Mußte ſein Vater doch auch, den euer Vater begünſtigt,
Viel von ieſen Mäulern erdulden, und falſchen Verklägern!
Doch beſchämt' er ſie ſtets. Sobald man die Sache genauer
Unterſuchte, fand es ſich klar: die tödtlichen Neider
Suchten Verdienſte ſogar als ſchwere Verbrechen zu deuten.
So erhielt er ſich immer in größerem Anſehn bey Hof, als
Braun und Ziegrim jetzt: denn dieſen wäre zu wünſchen,
Daß ſie alle Beſchwerden auch zu beſeitigen wüßten,
Die man häufig über ſie hört; allein ſie verſtehen
Wenig vom Rechte, ſo zeigt es ihr Rath, ſo zeigt es ihr Leben.

Doch der König verſetzte darauf: wie kann es euch wundern,
Daß ich Reinecken gram bin, dem Diebe, der mir vor kurzem
Lampen getödtet, Bellynen verführt und frecher als jemals
Alles läugnet und ſich als treuen und redlichen Diener
Anzupreiſen erkühnt, indeſſen alle zuſammen
Laute Klagen erheben und nur zu deutlich beweiſen,
Wie er mein ſicher Geleite verletzt und wie er mit Stehlen,
Rauben und Morden das Land und meine Getreuen beſchädigt.
Nein! ich duld' es nicht länger! Dagegen ſagte die Meſſinn:
Freylich iſt's nicht vielen gegeben in jeglichen Fällen
Klug zu handeln und klug zu rathen, und wem es gelinget,
Der erwirbt ſich Vertrauen; allein es ſuchen die Neider

Ihm dagegen heimlich zu ſchaden, und werden ſie zahlreich,
Treten ſie öffentlich auf. So iſt es Reinecken mehrmals
Schon ergangen; doch werden ſie nicht die Erinnerung vertilgen,
Wie er in Fällen euch weiſe gerathen, wenn alle verſtummten.
Wißt ihr noch, vor kurzem geſchah's. Der Mann und die Schlange
Kamen vor euch und niemand verſtund die Sache zu ſchlichten;
Aber Reinecke fand's, ihr lobtet ihn damals vor allen.

Und der König verſetzte nach kurzem Bedenken dagegen:
Ich erinnre der Sache mich wohl, doch hab' ich vergeſſen
Wie ſie zuſammen hing; ſie war verworren, ſo dünkt mich.
Wißt ihr ſie noch, ſo laßt ſie mich hören, es macht mir Vergnügen.
Und ſie ſagte: befiehlt es mein Herr, ſo ſoll es geſchehen.

Eben ſind's zwey Jahre, da kam ein Lindwurm und klagte
Stürmiſch, gnädiger Herr, vor euch: es wollt' ihm ein Bauer
Nicht im Rechte ſich fügen, ein Mann den zweymal das Urtheil
Nicht begünſtigt. Er brachte den Bauer vor euern Gerichtshof
Und erzählte die Sache mit vielen heftigen Worten.

Durch ein Loch im Zaune zu kriechen gedachte die Schlange,
Fing ſich aber im Stricke, der vor die Oeffnung gelegt war;
Feſter zog die Schlinge ſich zu, ſie hätte das Leben
Dort gelaſſen, da kam ihr zum Glück ein Wanderer gegangen.
Aengſtlich rief ſie: erbarme dich meiner und mache mich ledig!
Laß dich erbitten! Da ſagte der Mann: ich will dich erlöſen,
Denn mich jammert dein Elend; allein erſt ſollſt du mir ſchwören,

Mir nichts Leides zu thun. Die Schlange fand ſich erbötig,
Schwur den theuerſten Eid: ſie wolle auf keinerley Weiſe
Ihren Befreyer verletzen, und ſo erlöſ'te der Mann ſie.

Und ſie gingen ein Weilchen zuſammen, da fühlte die Schlange
Schmerzlichen Hunger, ſie ſchoß auf den Mann und wollt' ihn erwürgen.
Ihn verzehren; mit Angſt und Noth entſprang ihr der Arme.
Das iſt mein Dank? Das hab' ich verdient? ſo rief er, und beſt du
Nicht geſchworen den theuerſten Eid? Da ſagte die Schlange:
Leider nötiget mich der Hunger, ich kann mir nicht helfen,
Noth erkennt kein Gebot, und ſo beſteht es zu Rechte.

Da verſetzte der Mann: ſo ſchone nur meiner ſo lange
Bis wir zu Leuten kommen, die unparteiiſch uns richten.
Und es ſagte der Wurm: ich will mich ſo lange gedulden.

Alſo gingen ſie weiter und fanden über dem Waſſer
Pflückebeutel den Raben mit ſeinem Sohne, man nennt ihn
Quackeler. Und die Schlange berief ſie zu ſich und ſagte:
Kommt und höret! Es hörte die Sache der Rabe bedächtig,
Und er richtete gleich: den Mann zu eſſen. Er hoffte
Selbſt ein Stück zu gewinnen. Da freute die Schlange ſich höchlich:
Nun ich habe geſiegt! es kann mir's niemand verdenken.
Nein, verſetzte der Mann! ich habe nicht völlig verloren;
Sollt' ein Räuber zum Tode verdammen? und ſollte nur Einer

Richten? Ich fordere ferner Gehör, im Gange des Rechtes;
Laßt uns vor vier, vor zehn die Sache bringen und hören.

Gehn wir! sagte die Schlange. Sie gingen und es begegnet'
Ihnen der Wolf und der Bär, und alle traten zusammen.
Alles befürchtete nun der Mann: denn zwischen den fünfen
War es gefährlich zu stehn und zwischen solchen Gesellen;
Ihn umringten die Schlange, der Wolf, der Bär und die
Raben.
Bange war ihm genug: denn bald verglichen sich beyde
Wolf und Bär, das Urtheil in dieser Maße zu fällen:
Tödten dürfe die Schlange den Mann; der leidige Hunger
Kenne keine Gesetze, die Noth entbinde vom Eidschwur.
Sorgen und Angst befielen den Wandrer, denn alle zusammen
Wollten sein Leben. Da schoß die Schlange mit grimmigem
Zischen,
Spritzte Geifer auf ihn, und ängstlich sprang er zur Seite.
Großes Unrecht, rief er, begehst du! Wer hat dich zum Herren
Ueber mein Leben gemacht? Sie sprach: du hast es vernommen,
Zweymal sprachen die Richter, und zweymal hast du verloren.
Ihr versetzte der Mann: sie rauben selber und stehlen;
Ich erkenne sie nicht, wir wollen zum Könige gehen.
Mag er sprechen, ich füge mich drein, und wenn ich verliere,
Hab' ich noch Uebels genug, allein ich will es ertragen.
Spottend sagte der Wolf und der Bär: du magst es versuchen,
Aber die Schlange gewinnt, sie wird's nicht besser begehren.
Denn sie dachten, es würden die sämmtlichen Herren des Hofes
Sprechen wie sie, und gingen getrost und führten den Wandrer,
Kamen vor euch, die Schlange, der Wolf, der Bär und
die Raben;

Ja ſelbdritt erſchien der Wolf, er hatte zwey Kinder,
Eitelbauch hieß der eine, der andre Nimmerſatt, beyde
Machten dem Mann am meiſten zu ſchaffen. Sie waren gekommen
Auch ihr Theil zu verzehren: denn ſie ſind immer begierig;
Hielten damals vor euch, mit unerträglicher Grobheit,
Ihr verbotet den Hof den beyden plumpen Geſellen.
Da berief ſich der Mann auf eure Gnaden, erzählte,
Wie ihn die Schlange zu tödten gedenke, ſie habe der Wohlthat
Völlig vergeſſen, ſie breche den Eid! So fleht' er um Rettung.
Aber die Schlange läugnete nicht: Es zwingt mich des Hungers
Allgewaltige Noth, ſie kennet keine Geſetze.

Gnädiger Herr, da war't ihr bekümmert. Es ſchien euch die Sache
Gar bedenklich zu ſeyn, und rechtlich ſchwer zu entſcheiden.
Denn es ſchien euch hart den guten Mann zu verdammen,
Der ſich hülfreich bewieſen; allein ihr dachtet dagegen
Auch des ſchmählichen Hungers. Und ſo berieft ihr die Räthe.
Leider war die Meynung der meiſten dem Manne zum Nachtheil;
Denn ſie wünſchten die Mahlzeit und dachten der Schlange zu helfen.
Doch ihr ſendetet Boten nach Reinecken: alle die Andern
Sprachen gar manches und konnten die Sache zu Rechte nicht ſcheiden.
Reinecke kam und hörte den Vortrag, ihr legtet das Urtheil
Ihm in die Hände, und wie er es ſpräche, ſo ſollt' es geſchehen.

Reinecke ſprach mit gutem Bedacht: ich finde vor allem

Nöthig den Ort zu beſuchen, und ſeh' ich die Schlange gebunden
Wie der Bauer ſie fand, ſo wird das Urtheil ſich geben.
Und man band die Schlange von neuem an ſelbiger Stäte,
In der Maße wie ſie der Bauer im Zaune gefunden.

Reinecke ſagte darauf: hier iſt nun jedes von beyden
Wieder im vorigen Stand, und keines hat weder gewonnen,
Noch verloren; jetzt zeigt ſich das Recht, ſo ſcheint mir's, von ſelber.
Denn beliebt es dem Manne, ſo mag er die Schlange noch einmal
Aus der Schlinge befreyen, wo nicht, ſo läßt er ſie hängen;
Frey, mit Ehren geht er die Straße nach ſeinen Geſchäften.
Da ſie untreu geworden als ſie die Wohlthat empfangen,
Hat der Mann nun billig die Wahl. Das ſcheint mir des Rechtes
Wahrer Sinn, wer's beſſer verſteht, der leſ' es uns hieren.

Damals gefiel euch das Urtheil und euren Räthen zuſammen;
Reinecke wurde geprieſen, der Bauer dankt' euch, und jeder
Rühmte Reinekens Klugheit, ihn rühmte die Königinn ſelber.
Vieles wurde geſprochen: im Kriege wären noch eher
Ieſarim und Braun zu gebrauchen, man fürchte ſie beyde
Weit und breit, ſie fänden ſich gern, wo alles verzehrt wird.
Groß und ſtark und kühn ſey jeder, man könn' es nicht läugnen;
Doch im Rathe fehle gar oft die nöthige Klugheit:
Denn ſie pflegen zu ſehr auf ihre Stärke zu trotzen.
Kommt man ins Feld und naht ſich dem Werke, da hilft es gewaltig.

Muthiger kann man nichts sehn, als sie zu Hause sich zeigen;
Draußen liegen sie gern im Hinterhalt. Setzt es denn einmal
Tüchtige Schläge, so nimmt man sie mit, so gut als ein andrer.
Bären und Wölfe verderben das Land; es kümmert sie wenig,
Wessen Haus die Flamme verzehrt, sie pflegen sich immer
An den Kohlen zu wärmen, und sie erbarmen sich keines,
Wenn ihr Kreyß sich nur füllt. Man schlurft die Eier hinunter,
Läßt den Armen die Schalen und glaubt noch redlich zu theilen.
Reinecke Fuchs mit seinem Geschlecht versteht sich dagegen
Wohl auf Weisheit und Rath, und hat er nun etwas verschen,
Gnädiger Herr, so ist er kein Stein. Doch wird euch ein andrer
Niemals besser berathen. Darum verzeiht ihm, ich bitte!

Da versetzte der König: ich will es bedenken. Das Urtheil
Ward gesprochen wie ihr erzählt, es büßte die Schlange.
Doch von Grund aus bleibt er ein Schalk, wie sollt' er sich bessern?
Macht man ein Bündniß mit ihm, so bleibt man am Ende betrogen;
Denn er dreht sich so listig heraus, wer ist ihm gewachsen?
Wolf und Bär und Kater, Kaninchen und Krähe, sie sind ihm
Nicht behende genug, er bringt sie in Schaden und Schande.
Diesem behielt er ein Ohr, dem andern das Auge, das Leben
Raubt' er dem dritten! fürwahr ich weiß nicht, wie ihr dem Bösen
So zu Gunsten sprecht und seine Sache vertheidigt.
Gnädiger Herr, versetzte die Aeffinn: ich kann es nicht bergen;
Sein Geschlecht ist edel und groß, ihr mögt es bedenken.

Da erhub sich der König heraus zu treten, es fanden

Alle zuſammen und warteten ſein; er ſah in dem Kreiſe
Viele von Reinekens nächſten Verwandten, ſie waren gekommen
Ihren Vetter zu ſchützen, ſie wären ſchwerlich zu nennen.
Und er ſah das große Geſchlecht, er ſah auf der andern
Seite Reinekens Feinde: es ſchien der Hof ſich zu theilen.

Da begann der König: ſo höre mich Reineke! kannſt du
Solchen Frevel entſchuld'gen, daß du mit Hülfe Bellyneus
Meinen frommen Lampe getödtet? und daß ihr Verwegnen
Mir ſein Haupt ins Ränzel geſteckt, als wären es Briefe?
Mich zu höhnen thatet ihr das; ich habe den einen
Schon beſtraft, es büßte Bellyn; erwarte das gleiche.

Weh mir! ſagte Reincke drauf: o wär' ich geſtorben!
Höret mich an und wie es ſich findet, ſo mag es geſchehen:
Bin ich ſchuldig, ſo tödtet mich gleich, ich werde doch nimmer
Aus der Noth und Sorge mich retten, ich bleibe verloren.
Denn der Verräther Bellyn, er unterſchlug mir die größten
Schätze, kein Sterblicher hat dergleichen jemals geſehen.
Ach, ſie koſten Lampen das Leben! Ich hatte ſie beyden
Anvertraut, nun raubte Bellyn die köſtlichen Sachen.
Ließen ſie ſich doch wieder erforſchen! Allein ich befürchte
Niemand findet ſie mehr, ſie bleiben auf immer verloren.

Aber die Leſinn verſetzte darauf: wer wollte verzweifeln?
Sind ſie nur über der Erde, ſo iſt noch Hoffnung zu ſchöpfen.
Früh und ſpäte wollen wir gehn, und Layen und Pfaffen
Emſig fragen; doch zeiget uns an, wie waren die Schätze?

Reincke ſagte: ſie waren ſo köſtlich, wir finden ſie nimmer;

Wer ſie beſitzt, verwahrt ſie gewiß. Wie wird ſich darüber
Nicht Frau Ermelyn quälen! Sie wird mir's niemals ver-
zeihen.
Denn ſie mißrieth mir den Beyden das köſtliche Kleinod
zu geben.
Nun erfindet man Lügen auf mich und will mich verklagen,
Doch ich verfechte mein Recht, erwarte das Urtheil, und
werd' ich
Losgeſprochen; ſo reiſ' ich umher durch Länder und Reiche,
Suche die Schätze zu ſchaffen und ſollt' ich mein Leben verlieren.

Zehnter Gesang.

O mein König! ſagte darauf der liſtige Redner:
Laßt mich, edelſter Fürſt, vor meinen Freunden erzählen,
Was euch alles von mir an köſtlichen Dingen beſtimmt war.
Habt ihr ſie gleich nicht erhalten, ſo war mein Wille doch löblich.
Sage nur an, verſetzte der König: und kürze die Worte.

Glück und Ehre ſind hin! Ihr werdet alles erfahren,
Sagte Reinele traurig. Das erſte köſtliche Kleinod
War ein Ring. Ich gab ihn Bellonen, er ſollt' ihn dem König
Ueberliefern. Es war auf wunderbarliche Weiſe
Dieſer Ring zuſammengeſetzt und würdig im Schatze
Meines Fürſten zu glänzen, aus ſeinem Golde gebildet.
Auf der inneren Seite, die nach dem Finger ſich kehret,
Standen Lettern gegraben und eingeſchmolzen; es waren
Drey heidniſche Worte von ganz beſonderer Deutung.
Niemand erklärte ſo leicht in dieſen Landen die Züge;
Meiſter Abrion nur von Trier, der konnte ſie leſen.
Es iſt ein Jude, gelehrt, und alle Zungen und Sprachen
Kennt er, die von Polen bis Lüneburg werden geſprochen;
Und auf Kräuter und Steine verſteht ſich der Jude beſonders.

Als ich den Ring ihm gezeigt, da ſagt' er: köſtliche Dinge
Sind hierinnen verborgen. Die drey gegrabene Namen
Brachte Seth der Fromme vom Paradieſe hernieder,

Als er das Oel der Barmherzigkeit ſuchte; und wer ihn am Finger
Trägt, der findet ſich frey von allen Gefahren. Es werden
Weder Donner noch Blitz noch Zauberey ihn verletzen.
Ferner ſagte der Meiſter: er habe geleſen, es könne,
Wer den Ring am Finger bewahrt, in grimmiger Kälte
Nicht erfrieren; er lebe gewiß ein ruhiges Alter.
Außen ſtand ein Edelgeſtein, ein heller Karfunkel,
Dieſer leuchtete Nachts und zeigte deutlich die Sachen.
Viele Kräfte hatte der Stein: er heilte die Kranken,
Wer ihn berührte, fühlte ſich frey von allen Gebrechen,
Aller Bedrängniß, nur ließ ſich der Tod allein nicht bezwingen.
Weiter entdeckte der Meiſter des Steines herrliche Kräfte:
Glücklich reiſt der Beſitzer durch alle Lande, ihm ſchadet
Weder Waſſer noch Feuer; gefangen oder verrathen
Kann er nicht werden, und jeder Gewalt des Feindes entgeht er.
Und beſieht er nüchtern den Stein, ſo wird er im Kampfe
Hundert überwinden und mehr. Die Tugend des Steines
Nimmt dem Gifte die Wirkung und allen ſchädlichen Säften.
Eben ſo vertilgt ſie den Haß, und ſollte gleich mancher
Den Beſitzer nicht lieben; er fühlt ſich in kurzem verändert.

Wer vermöchte die Kräfte des Steines alle zu zählen,
Den ich im Schatze des Vaters gefunden und den ich dem König
Nun zu ſenden gedachte? Denn ſolches köſtlichen Ringes
War ich nicht werth; ich wußt' es recht wohl; er ſollte dem Einen
Der von allen der Edelſte bleibt, ſo dacht' ich, gehören:
Unſer Wohl beruht nur auf ihm und unſer Vermögen,
Und ich hoffe ſein Leben vor allem Uebel zu ſchützen.

Ferner ſollte Widder Bellyn der Königinn gleichfalls

Kamm und Spiegel verehren, damit ſie meiner gedächte.
Dieſe hatt' ich einmal zur Luſt vom Schatze des Vaters
Zu mir genommen, es fand ſich auf Erden kein ſchöneres
Kunſtwerk.
O wie oft verſucht' es mein Weib und wollte ſie haben!
Sie verlangte nichts weiter von allen Gutern der Erde,
Und wir ſtritten darum; ſie konnte mich niemals bewegen.
Doch nun ſendet' ich Spiegel und Kamm mit gutem Bedachte
Meiner gnädigen Frauen der Königinn, welche mir immer
Große Wohlthat erwies und mich vor Uebel beſchirmte.
Oefters hat ſie für mich ein günſtiges Wörtchen geſprochen;
Edel iſt ſie, von hoher Geburt, es ziert ſie die Tugend
Und ihr altes Geſchlecht bewährt ſich in Worten und Werken:
Würdig war ſie des Spiegels und Kammes! die hat ſie nun leider
Nicht mit Augen geſehn, ſie bleiben auf immer verloren.

Nun vom Kamme zu reden. Zu dieſem hatte der Künſtler
Pantherknochen genommen, die Reſte des edlen Geſchöpfes,
Zwiſchen Indien wohnt es und zwiſchen dem Paradieſe.
Allerley Farben zieren ſein Fell, und ſüße Gerüche
Breiten ſich aus, wohin es ſich wendet, darum auch die Thiere
Seine Fährte ſo gern auf allen Wegen verfolgen;
Denn ſie werden geſund von dieſem Geruche, das fühlen
Und bekennen ſie alle. Von ſolchen Knochen und Beinen
War der zierliche Kamm mit vielem Fleiße gebildet,
Klar wie Silber und weiß von unausſprechlicher Reinheit,
Und des Kammes Geruch ging über Nelken und Zimmet.
Stirbt das Thier, ſo fährt der Geruch in alle Gebeine,
Bleibt beſtändig darin und läßt ſie nimmer verweſen,
Alle Seuche treibt er hinweg und alle Vergiftung.

Ferner ſah man die köſtlichſten Bilder am Rücken des Kamins

Hocherhaben, durchflochten mit goldenen zierlichen Ranken
Und mit roth und blauer Laſur. Im mittelſten Felde
War die Geſchichte künſtlich gebildet, wie Paris von Troja
Eines Tages am Brunnen ſaß, drey göttliche Frauen
Vor ſich ſah, man nannte ſie Pallas und Juno und Venus.
Lange ſtritten ſie erſt, denn jegliche wollte den Apfel
Gerne beſitzen, der ihnen bisher zuſammen gehörte;
Endlich verglichen ſie ſich: es ſolle den goldenen Apfel
Paris der ſchönſten beſtimmen, ſie zollt' allein ihn behalten.

Und der Jüngling beſchaute ſie wohl mit gutem Bedachte.
Juno ſagte zu ihm: erhalt' ich den Apfel, erkennſt du
Mich für die ſchönſte; ſo wirſt du der erſte vor allen an Reichthum.
Pallas verſetzte: bedenke dich wohl und gieb mir den Apfel,
Und du wirſt der mächtigſte Mann; es fürchten dich alle,
Wird dein Name genannt, ſo Feind' als Freunde zuſammen.
Venus ſprach: was ſoll die Gewalt? was ſollen die Schätze?
Iſt dein Vater nicht König Priamus? deine Gebrüder
Hektor und andre, ſind ſie nicht reich und mächtig im Lande?
Iſt nicht Troja geſchützt von ſeinem Heere? und habt ihr
Nicht umher das Land bezwungen und fernere Völker?
Wirſt du die ſchönſte mich preiſen und mir den Apfel ertheilen;
Sollſt du des herrlichſten Schatzes auf dieſer Erde dich freuen.
Dieſer Schatz iſt ein treffliches Weib, die ſchönſte von allen,
Tugendſam, edel und weiſe, wer könnte würdig ſie loben?
Gieb mir den Apfel, du ſollſt des griechiſchen Königs Gemahlinn
Helena, meyn' ich, die Schöne, den Schatz der Schätze beſitzen.

Und er gab ihr den Apfel und pries ſie vor allen die ſchönſte.
Aber ſie half ihm dagegen die ſchöne Königinn rauben,
Menelaus Gemahlinn, ſie ward in Troja die Seine.
Dieſe Geſchichte ſah man erhaben im mittelſten Felde.
Und es waren Schilder umher mit künſtlichen Schriften,
Jeder durfte nur leſen und ſo verſtand er die Fabel.

Höret nun weiter vom Spiegel! daran die Stelle des Glaſes
Ein Beryll vertrat von großer Klarheit und Schönheit;
Alles zeigte ſich drin und wenn es meilenweit vorging,
War es Tag oder Nacht. Und hatte jemand im Antlitz
Einen Fehler, wie er auch war, ein Fleckchen im Auge;
Durft' er ſich nur im Spiegel beſehn, ſo gingen von Stund an
Alle Mängel hinweg und alle fremde Gebrechen.
Iſt's ein Wunder, daß mich es verdrießt, den Spiegel zu miſſen?
Und es war ein köſtliches Holz zur Faſſung der Tafel,
Sethom heißt es, genommen, von feſtem, glänzendem Wuchſe,
Keine Würmer ſtechen es an und wird auch, wie billig,
Höher gehalten als Gold, nur Ebenholz kommt ihm am nächſten.
Denn aus dieſem verfertigt' einmal ein trefflicher Künſtler
Unter König Krompardes ein Pferd von ſeltnem Vermögen,
Eine Stunde brauchte der Reiter und mehr nicht zu hundert
Meilen. Ich könnte die Sache vor jetzt nicht gründlich erzählen,
Denn es fand ſich kein ähnliches Roß, ſo lange die Welt ſteht.

Anderthalb Fuß war rings die ganze Breite des Rahmens
Um die Tafel herum, geziert mit künſtlichem Schnitzwerk,
Und mit goldenen Lettern ſtand unter jeglichem Bilde,
Wie ſich's gehört, die Bedeutung geſchrieben. Ich will die

Geſchichten

Kürzlich erzählen. Die erſte war von dem neidiſchen Pferde:
Um die Wette gedacht' es mit einem Hirſche zu laufen;
Aber hinter ihm blieb es zurück, das ſchmerzte gewaltig;
Und es eilte darauf mit einem Hirten zu reden,
Sprach: du findeſt dein Glück, wenn du mir eilig gehorcheſt.
Setze dich auf, ich bringe dich hin, es hat ſich vor kurzem
Dort ein Hirſch im Walde verborgen, den ſollſt du gewinnen;
Fleiſch und Haut und Geweih, du magſt ſie theuer verkaufen.
Setze dich auf, wir wollen ihm nach! — Das will ich wohl wagen!
Sagte der Hirt und ſetzte ſich auf, ſie eilten von dannen.
Und ſie erblickten den Hirſch in kurzem, folgten beiende
Seiner Spur und jagten ihm nach. Er hatte den Vorſprung
Und es ward dem Pferde zu ſauer, da ſagt' es zum Manne:
Sitze mal ab, ich bin müde geworden, der Ruhe bedarf ich.
Nein! wahrhaftig, verſetzte der Mann: du ſollſt mir gehorchen,
Meine Sporen ſollſt du empfinden, du haſt mich ja ſelber
Zu dem Ritte gebracht; und ſo bezwang es der Reiter.
Recht, ſo lohnet ſich der mit vielem Böſen, der andern
Schaden zu bringen ſich ſelbſt mit Pein und Uebel beladet.

Ferner zeig' ich euch an, was auf dem Spiegel gebildet
Stand: Wie ein Eſel und Hund bey einem Reichen in Dienſten
Beyde geweſen! ſo war denn der Hund nun freylich der Liebling,
Denn er ſaß beym Tiſche des Herrn und aß mit demſelben
Tiſch und Fleiſch, und ruhte wohl auch im Schoße des Gönners,
Der ihm das beſte Brod zu reichen pflegte; dagegen
Wedelte mit dem Schwanze der Hund und leckte den Herren.

Voldewyn ſah das Glück des Hundes und traurig im Herzen

Ward der Eſel und ſagte bey ſich: wo denkt doch der Herr hin,
Daß er dem faulen Geſchöpfe ſo äußerſt freundlich begegnet?
Springt das Thier nicht auf ihm herum und leckt ihn am Barte!
Und ich muß die Arbeit verrichten und ſchleppe die Säcke.
Er probir' es einmal und thu' mit fünf ja mit zehen
Hunden im Jahre ſo viel als ich des Monats verrichte!
Und doch wird ihm das Beſte gereicht, mich ſpeiſt man mit
Stroh ab;
Läßt auf der harten Erde mich liegen, und wo man mich hintreibt,
Oder reitet, ſpottet man meiner. Ich kann und ich will es
Länger nicht dulden, will auch des Herren Gunſt mir erwerben.

Als er ſo ſprach, kam eben ſein Herr die Straße gegangen;
Da erhub der Eſel den Schwanz und bäumte ſich ſpringend
Ueber den Herren, und ſchrie und ſang und plärrte gewaltig,
Leckt' ihm den Bart und wollte nach Art und Weiſe des Hundes
An die Wange ſich ſchmiegen, und ſtieß ihm einige Beulen.
Aengſtlich entſprang ihm der Herr und rief: o! fangt mir
den Eſel,
Schlagt ihn todt! Es kamen die Knechte, da regnet' es Prügel,
Nach dem Stalle trieb man ihn fort; da blieb er ein Eſel.

Mancher findet ſich noch von ſeinem Geſchlechte, der andern
Ihre Wohlfahrt mißgönnt und ſich nicht beſſer befindet.
Kommt dann aber einmal ſo einer in reichlichen Zuſtand;
Schickt ſich's grad' als äße das Schwein mit Löffeln die Suppe,
Nicht viel beſſer fürwahr. Der Eſel trage die Säcke,
Habe Stroh zum Lager und finde Diſteln zur Nahrung.
Will man ihn anders behandeln, ſo bleibt es doch immer
beym alten.

Wo ein Eſel zur Herrſchaft gelangt, kann's wenig gedeihen.
Ihren Vortheil ſuchen ſie wohl, was kümmert ſie weiter?

Ferner ſollt ihr erfahren, mein König, und laßt euch die Rede
Nicht verdrießen, es ſtand noch auf dem Rahmen des Spiegels
Schön gebildet und deutlich beſchrieben, wie ehmals mein Vater
Sich mich Hinzen verbündet auf Abenteuer zu ziehen,
Und wie beyde heilig geſchworen, in allen Gefahren
Tapfer zuſammen zu halten und jede Beute zu theilen.
Als ſie nun vorwärts zogen, bemerkten ſie Jäger und Hunde
Nicht gar ferne vom Wege; da ſagte Hinze der Vater:
Guter Rath ſcheint theuer zu werden! Mein Alter verſetzte:
Wunderlich ſieht es wohl aus, doch hab' ich mit herrlichem Rathe
Meinen Sack noch gefüllt, und wir gedenken des Eides,
Halten wacker zuſammen, das bleibt vor allen das erſte.
Hinze ſagte dagegen; es gehe wie es auch wolle,
Bleibt mir doch ein Mittel bekannt, das denk' ich zu brauchen.
Und ſo ſprang er behend auf einem Baum ſich zu retten
Vor der Hunde Gewalt, und ſo verließ er den Oheim.
Aengſtlich ſtand mein Vater nun da; es kamen die Jäger.
Hinze ſprach: Nun, Oheim? Wie ſteht's? ſo öffnet den Sack doch!
Iſt er voll Rathes, ſo braucht ihn doch jetzt, die Zeit iſt gekommen.
Und die Jäger bliesen das Horn und riefen einander.
Lief mein Vater, ſo liefen die Hunde, ſie folgten mit Bellen,
Und er ſchwitzte vor Angſt und häufige Loſung entfiel ihm;
Leichter fand er ſich da und ſo entging er den Feinden.

Schändlich, ihr habt es gehört, verrieth ihn der nächſte Verwandte,
Dem er ſich doch am meiſten vertraut. Es ging ihm ans Leben,
Denn die Hunde waren zu ſchnell, und hätt' er nicht eilig
Einer Höhle ſich wieder erinnert, ſo war es geſchehen;
Aber da ſchlupft' er hinein und ihn verloren die Feinde.
Solcher Burſche giebt es noch viel, wie Hinze ſich damals
Gegen den Vater bewies: wie ſollt' ich ihn lieben und ehren?
Halb zwar hab' ich's vergeben, doch bleibt noch etwas zurücke.
All dies war auf dem Spiegel geſchnitten mit Bildern und Worten.

Ferner ſah man daſelbſt ein eignes Stückchen vom Wolfe,
Wie er zu danken bereit iſt für Gutes das er empfangen.
Auf dem Anger fand er ein Pferd, woran nur die Knochen
Uebrig waren; doch hungert' ihn ſehr, er nagte ſie gierig
Und es kam ihm ein ſpitziges Bein die Queer' in den Kragen;
Aengſtlich ſtellt' er ſich an, es war ihm übel gerathen.
Boten auf Boten ſendet' er fort die Aerzte zu rufen;
Niemand vermochte zu helfen, wiewohl er große Belohnung
Allen geboten. Da meldete ſich am Ende der Kranich,
Mit dem rothen Barett auf dem Haupt. Ihm flehte der Kranke:
Doctor, helft mir geſchwind von dieſen Nöthen! ich geb' euch,
Bringt ihr den Knochen heraus, ſo viel ihr immer begehret.

Alſo glaubte der Kranich den Worten und ſteckte den Schnabel
Mit dem Haupt in den Rachen des Wolfes und holte den Knochen.
Weh mir! heulte der Wolf: du thuſt mir Schaden! Es ſchmerzet!
Laß es nicht wieder geſchehn! Für heute ſey es vergeben.

Wär' es ein andrer, ich hätte das nicht geduldig gelitten.
Gebt euch zufrieden, verſetzte der Kranich: ihr ſeyd nun geneſen;
Gebt mir den Lohn, ich hab' ihn verdient, ich hab' euch geholfen.
Höret den Gecken! ſagte der Wolf: ich habe das Uebel,
Er verlangt die Belohnung, und hat die Gnade vergeſſen,
Die ich ihm eben erwies. Hab' ich ihm Schnabel und Schädel,
Den ich im Munde gefühlt, nicht unbeſchädigt entlaſſen?
Hat mir der Schäker nicht Schmerzen gemacht? Ich könnte wahrhaftig,
Iſt von Belohnung die Rede, ſie ſelbſt am erſten verlangen.
Alſo pflegen die Schälke mit ihren Knechten zu handeln.

Dieſe Geſchichten und mehr verzierten, künſtlich geſchnitten,
Rings die Faſſung des Spiegels, und mancher gegrabene Zierat,
Manche goldene Schrift. Ich hielt des köſtlichen Kleinods
Mich nicht werth, ich bin zu gering, und ſandt' es deswegen
Meiner Frauen der Königinn zu. Ich dachte durch ſolches
Ihr und ihrem Gemahl mich ehrerbietig zu zeigen.
Meine Kinder betrübten ſich ſehr, die artigen Knaben,
Als ich den Spiegel dahin gab. Sie ſprangen gewöhnlich und ſpielten
Vor dem Glaſe, beſchauten ſich gern, ſie ſahen die Schwänzchen
Hängen vom Rücken herab und lachten den eigenen Männchen.
Leider vermuthet' ich nicht den Tod des ehrlichen Lampe,
Da ich ihm und Bellyn auf Treu und Glauben die Schätze
Heilig empfahl; ich hielt ſie beyde für redliche Leute,
Keine beſſeren Freunde gedacht' ich jemals zu haben.
Wehe ſey über den Mörder gerufen! Ich will es erfahren,
Wer die Schätze verborgen, es bleibt kein Mörder verhehlen.

Wüßte doch ein und andrer vielleicht im Kreiſ' hier zu ſagen,
Wo die Schätze geblieben, und wie man Lampen getödtet.

Seht, mein gnädiger König, es kommen täglich ſo viele
Wichtige Sachen vor euch: ihr könnt nicht alles behalten;
Doch vielleicht gedenket ihr noch des herrlichen Dienſtes,
Den mein Vater dem euren an dieſer Stätte bewieſen.
Krank lag euer Vater, ſein Leben rettete meiner,
Und doch ſagt ihr, ich habe noch nie, es habe mein Vater
Euch nichts Gutes erzeigt. Beliebt mich weiter zu hören.
Sey es mit eurer Erlaubniß geſagt: Es fand ſich am Hofe
Eures Vaters der meine bey großen Würden und Ehren
Als erfahrener Arzt. Er wußte das Waſſer des Kranken
Klug zu beſehn; er half der Natur; was immer den Augen,
Was den edelſten Gliedern gebrach, gelang ihm zu heilen;
Kannte wohl die emetiſchen Kräfte, verſtand auch daneben
Auf die Zähne ſich gut und holte die ſchmerzenden ſpielend.
Gerne glaub' ich, ihr habt es vergeſſen; es wäre kein Wunder;
Denn drey Jahre hattet ihr nur. Es legte ſich damals
Euer Vater im Winter mit großen Schmerzen zu Bette,
Ja man mußt' ihn heben und tragen. Da ließ er die Aerzte
Zwiſchen hier und Rom zuſammen berufen, und alle
Gaben ihn auf; er ſchickte zuletzt, man holte den Alten.
Dieſer hörte die Noth und ſah die gefährliche Krankheit.

Meinen Vater jammert' es ſehr, er ſagte: mein König,
Gnädiger Herr, ich ſetzte, wie gern! mein eigenes Leben
Könnt' ich euch retten, daran! doch laßt im Glaſe mich euer
Waſſer beſehn. Der König befolgte die Worte des Vaters,
Aber klagte dabey, es werde je länger je ſchlimmer.

Auf dem Spiegel war es gebildet wie glücklich zur Stunde
Euer Vater geneſen. Denn meiner ſagte bedächtig:
Wenn ihr Geſundheit verlangt, entſchließt euch ohne Verſäumniß
Eines Wolfes Leber zu ſpeiſen, doch ſollte derſelbe
Sieben Jahre zum wenigſten haben; die müßt ihr verzehren.
Sparen dürft ihr mir nicht, denn euer Leben betrift es.
Euer Waſſer zeuget nur Blut, entſchließt euch geſchwinde!

In dem Kreiſe befand ſich der Wolf und hört' es nicht gerne.
Euer Vater ſagte darauf: Ihr habt es vernommen,
Höret, Herr Wolf, ihr werdet mir nicht zu meiner Geneſung
Eure Leber verweigern. Der Wolf verſetzte dagegen:
Nicht fünf Jahre bin ich geboren! was kann ſie euch nutzen?
Eitles Geſchwätz! verſetzte mein Vater: es ſoll uns nicht hindern,
An der Leber ſeh' ich das gleich. Es mußte zur Stelle
Nach der Küche der Wolf, und brauchbar fand ſich die Leber.
Euer Vater verzehrte ſie ſtracks. Zur ſelbigen Stunde
War er von aller Krankheit befreet und allen Gebrechen.
Meinem Vater dankt' er genug, es mußt' ihn ein jeder
Doctor heißen am Hofe, man durft' es niemals vergeſſen.

Alſo ging mein Vater beſtändig dem König zur Rechten.
Euer Vater verehrt' ihm hernach, ich weiß es am beſten,
Eine goldene Spange mit einem rothen Barette,
Sie vor allen Herren zu tragen; ſo haben ihn alle
Hoch in Ehren gehalten. Es hat ſich aber mit ſeinem
Sohne leider geändert, und an die Tugend des Vaters
Wird nicht weiter gedacht. Die allergierigſten Schälke
Werden erhoben, und Nutz und Gewinn bedenkt man alleine,
Recht und Weisheit fliehen zurück. Es werden die Diener

Große Herren, das muß der Arme gewöhnlich entgelten.
Hat ein solcher Macht und Gewalt, so schlägt er nur blindlings
Unter die Leute, gedenket nicht mehr, woher er gekommen;
Seinen Vortheil gedenkt er aus allem Spiele zu nehmen.
Um die Großen finden sich viele von diesem Gelichter.
Keine Bitte hören sie je, wozu nicht die Gabe
Gleich sich reichlich gesellt, und wenn sie die Leute bescheiden
Heißt es: bringt nur! und bringt! zum ersten, zweyten und dritten.

Solche gierige Wölfe behalten köstliche Bissen
Gerne für sich, und, wär' es zu thun mit kleinem Verluste
Ihres Herren Leben zu retten, sie trügen Bedenken.
Wollte der Wolf doch die Leber nicht lassen, dem König zu dienen!
Und was Leber! Ich sag' es heraus! Es möchten auch zwanzig
Wölfe das Leben verlieren, behielte der König und seine
Theure Gemahlinn das ihre, so wär' es weniger Schade.
Denn ein schlechter Same, was kann er gutes erzeugen?
Was in eurer Jugend geschah, ihr habt es vergessen,
Aber ich weiß es genau als wär' es gestern geschehen.
Auf dem Spiegel stand die Geschichte, so wollt' es mein Vater;
Edelsteine zierten das Werk und goldene Ranken.
Könnt' ich den Spiegel erfragen, ich wagte Vermögen und Leben.

Reincke, sagte der König: die Rede hab' ich verstanden,
Habe die Worte gehört und was du alles erzähltest.
War dein Vater so groß hier am Hofe und hat er so viele
Nützliche Thaten gethan, das mag wohl lange schon her seyn.
Ich erinn're mich's nicht, auch hat mir's niemand berichtet.

Eure Händel dagegen die kommen mir öfters zu Ohren,
Immer seyd ihr im Spiele, so hör' ich wenigstens sagen;
Thun sie euch Unrecht damit und sind es alte Geschichten,
Möcht' ich einmal was Gutes vernehmen; es findet sich selten.

Herr, versetzte Reineke drauf: ich darf mich hierüber
Wohl erklären vor euch, denn mich betrifft ja die Sache.
Gutes hab' ich euch selber gethan! Es sey euch nicht etwa
Vorgeworfen; behüte mich Gott! ich erkenne mich schuldig
Euch zu leisten so viel ich vermag. Ihr habt die Geschichte
Ganz gewiß nicht vergessen. Ich war mit Isegrim glücklich
Einst ein Schwein zu erjagen, es schrie, wir bissen es nieder.
Und ihr kamt und klagtet so sehr, und sagtet: es läme
Eure Frau noch hinter euch drein, und theilte nur jemand
Wenige Speise mit euch, so wär' euch beyden geholfen.
Gebet von eurem Gewinne was ab! so sagtet ihr damals.
Isegrim sagte wohl: ja! doch murmelt' er unter dem Barte,
Daß man kaum es verstand. Ich aber sagte dagegen:
Herr! es ist euch gegönnt und wären's der Schweine die Menge.
Sagt, wer soll es vertheilen? Der Wolf! versetztet ihr wieder.
Isegrim freute sich sehr; er theilte, wie er gewohnt war,
Ohne Scham und Scheu, und gab euch eben ein Viertheil,
Eurer Frauen das Andre, und er fiel über die Hälfte,
Schlang begierig hinein, und reichte mir außer den Ohren
Nur die Nase noch hin und eine Hälfte der Lunge;
Alles andre behielt er für sich, ihr habt es gesehen.
Wenig Edelmuth zeigt' er uns da. Ihr wißt es, mein König!
Euer Theil verzehrtet ihr bald, doch merkt' ich, ihr hattet
Nicht den Hunger gestillt, nur Isegrim wollt' es nicht sehen;
Aß und kaute so fort und bot euch nicht das geringste.

Aber

Aber da traft ihr ihn auch mit euren Tatzen gewaltig
Hinter die Ohren, verſchobt ihm das Fell, mit blutiger Glatze
Lief er davon, mit Beulen am Kopf und heulte vor Schmerzen.
Und ihr riefst ihm noch zu: komm wieder, lerne dich ſchämen!
Theilſt du wieder, ſo triff mir's beſſer, ſonſt will ich dir's zeigen.
Jetzt mach' eilig dich fort und bring' uns ferner zu eſſen!
Herr! gebietet ihr das? verſetzt' ich: ſo will ich ihm folgen,
Und ich weiß, ich hole ſchon was. Ihr wart es zufrieden.
Ungeſchickt hielt ſich Iſegrim damals; er blutete, ſeufzte,
Klagte mir vor; doch trieb ich ihn an, wir jagten zuſammen,
Fingen ein Kalb! Ihr liebt euch die Speiſe. Und als wir es brachten
Fand ſich's fett; ihr lachtet dazu, und ſagtet zu meinem
Lobe manch freundliches Wort: ich wäre, meyntet ihr, trefflich
Auszuſenden zur Stunde der Noth, und ſagtet daneben:
Theile das Kalb! Da ſprach ich: die Hälfte gehöret ſchon euer!
Und die Hälfte gehört der Königinn; was ſich im Leibe
Findet, als Herz und Leber und Lunge, gehöret, wie billig,
Euern Kindern; ich nehme die Füße, die lieb' ich zu nagen,
Und das Haupt behalte der Wolf, die köſtliche Speiſe.

Als ihr die Rede vernommen, verſetztet ihr: ſage! wer hat dich
So nach Hofart theilen gelehrt? ich möcht' es erfahren.
Da verſetzt' ich: mein Lehrer iſt nah, denn dieſer mit rothem
Kopfe, mit blutiger Glatze, hat mir das Verſtändniß geöffnet.
Ich bemerkte genau, wie er heut frühe das Ferkel
Theilte, da lernt' ich den Sinn von ſolcher Theilung begreifen;
Kalb oder Schwein, ich find' es nun leicht, und werde nicht fehlen.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.

3-598-50924-3
FN. 18626/452

Schaden und Schande befiel den Wolf und seine Begierde.
Seines Gleichen giebt es genug! sie schlingen der Güter
Reichliche Früchte zusammt den Unterſassen hinunter.
Alles Wohl zerstören sie leicht, und keine Verschonung
Ist zu erwarten, und wehe dem Lande, das selbige nähret!

Seht! Herr König, so hab' ich euch oft in Ehren gehalten.
Alles was ich besitze und was ich nur immer gewinne,
Alles wiehm' ich euch gern und eurer Königinn; sey es
Wenig oder auch viel, ihr nehmt das meiste von allem.
Wenn ihr des Kalbes und Schweines gedenkt, so merkt ihr die Wahrheit,
Wo die rechte Treue sich findet. Und dürfte wohl etwa
Isegrim sich mit Reineken messen? Doch leider im Ansehn
Steht der Wolf als oberster Vogt und alle bedrängt er.
Euren Vortheil besorgt er nicht sehr; zum Halben und Ganzen
Weiß er den seinen zu fördern. So führt er freylich mit Braunen
Nun das Wort, und Reinekens Rede wird wenig geachtet.

Herr! es ist wahr, man hat mich verklagt, ich werde nicht weichen,
Denn ich muß nun hindurch, und also sey es gesprochen:
Ist hier einer der glaubt zu beweisen; so komm er mit Zeugen,
Halte sich fest an die Sache und setze gerichtlich zum Pfande
Sein Vermögen, sein Ohr, sein Leben, wenn er verlöre,
Und ich setze das gleiche dagegen: so hat es zu Rechte
Stets gegolten, so halte man's noch, und alle die Sache,
Wie man sie vor und wider gesprochen, sie werde getreulich
Solcherweise geführt und gerichtet; ich darf' es verlangen!

Wie es auch ſey, verſetzte der König: am Wege des Rechtes
Will und kann ich nicht ſchmähiern, ich hab' es auch niemals gelitten.
Groß iſt zwar der Verdacht, du habeſt an Lampens Ermordung
Theil genommen, des redlichen Boten! Ich liebt' ihn beſonders
Und verlor ihn nicht gern, betrübte mich über die Maßen
Als man ſein blutiges Haupt aus deinem Ränzel heraus zog;
Auf der Stelle büßt' es Bellyn, der böſe Begleiter:
Und du magſt die Sache nun weiter gerichtlich verfechten.
Was mich ſelber betrifft, vergeb' ich Reineken alles,
Denn er hielt ſich zu mir in manchen bedenklichen Fällen.
Hätte weiter jemand zu klagen, wir wollen ihn hören:
Stell' er unbeſcholtene Zeugen, und bringe die Klage
Gegen Reineken ordentlich vor, hier ſteht er zu Rechte!

Reineke ſagte: gnädiger Herr! ich danke zum beſten.
Jeden hört ihr und jeder genießt die Wohlthat des Rechtes.
Laßt mich heilig betheuern, mit welchem traurigen Herzen
Ich Bellyn und Lampen entließ; mir ahndete, glaub' ich,
Was den Beyden ſollte geſchehn, ich liebte ſie zärtlich.

So ſtaffirte Reineke klug Erzählung und Worte.
Jedermann glaubt' ihm; er hatte die Schätze ſo zierlich beſchrieben,
Sich ſo ernſtlich betragen, er ſchien die Wahrheit zu reden.
Ja man ſucht' ihn zu tröſten. Und ſo betrog er den König,
Dem die Schätze gefielen; er hätte ſie gerne beſeſſen,
Sagte zu Reinekn: gebt euch zufrieden, ihr reiſet und ſuchet
Weit und breit das Verlorne zu finden, das mögliche thut ihr;
Wenn ihr meiner Hülfe bedürft, ſie ſteht euch zu Dienſten.

Dankbar, ſagte Reineke drauf, erkenn' ich die Gnade,
Dieſe Worte richten mich auf und laſſen mich hoffen.
Raub und Mord zu beſtrafen iſt eure höchſte Behörde.
Dunkel bleibt mir die Sache, doch wird ſich's finden; ich ſehe
Mit dem größten Fleiße darnach, und werde des Tages
Emſig reiſen und Nachts und alle Leute befragen.
Hab' ich erfahren, wo ſie ſich finden, und kann ſie nicht ſelber
Wieder gewinnen, wär' ich zu ſchwach; ſo bitt' ich um Hülfe,
Die gewährt ihr alsdann und ſicher wird es gerathen.
Bring' ich glücklich die Schätze vor euch, ſo find' ich am Ende
Meine Mühe belohnt und meine Treue bewähret.

Gerne hört' es der König und fiel in allem und jedem
Reineken bey, der hatte die Lüge ſo künſtlich geflochten.
Alle die andern glaubten es auch; er durfte nun wieder
Reiſen und gehen wohin ihm gefiel und ohne zu fragen.

Aber Iſegrim konnte ſich länger nicht halten, und knirſchend
Sprach er: Gnädiger Herr! So glaubt ihr wieder dem Diebe,
Der euch zwey- und dreyfach belog? Wen ſollt' es nicht wundern!
Seht ihr nicht, daß der Schalk euch betrügt und uns alle beſchädigt?
Wahrheit redet er nie und eitel Lügen erſinnt er.
Aber ich laß ihn ſo leicht nicht davon! Ihr ſollt es erfahren,
Daß er ein Scheim iſt und falſch. Ich weiß drey große Verbrechen,
Die er begangen; er ſoll nicht entgehn und ſollten wir kämpfen.
Zwar man fordert Zeugen von uns, was wollte das helfen?
Stünden ſie hier und ſprächen und zeugten den ganzen Gerichtstag,

Könnte das fruchten? er thäte nur immer nach ſeinem Belieben.
Oft ſind keine Zeugen zu ſtellen, da ſollte der Frevler
Nach wie vor die Tücke verüben? Wer traut ſich zu reden?
Jedem hängt er was an und jeder fürchtet den Schaden.
Ihr und die euren empfinden es auch und alle zuſammen.
Heute will ich ihn halten, er ſoll nicht wanken noch weichen
Und er ſoll zu Rechte mir ſtehn, nun mag er ſich wahren!

Eilfter Gesang.

Iſegrim klagte, der Wolf, und ſprach: ihr werdet verſtehen!
Reineke, gnädiger König, ſo wie er immer ein Schalk war
Bleibt er es auch und ſteht und redet ſchändliche Dinge
Mein Geſchlecht zu beſchimpfen und mich. So hat er mir immer,
Meinem Weibe noch mehr empfindliche Schande bereitet.
So bewog er ſie einſt in einem Teiche zu waten,
Durch den Moraſt, und hatte verſprochen, ſie ſolle des Tages
Viele Fiſche gewinnen; ſie habe den Schwanz nur ins Waſſer
Einzutauchen und hängen zu laſſen: es würden die Fiſche
Feſt ſich beiſſen, ſie könne ſelbviert nicht alle verzehren.
Watend kam ſie darauf und ſchwimmend gegen das Ende,
Gegen den Zapfen; da hatte das Waſſer ſich tiefer geſammlet,
Und er hieß ſie den Schwanz ins Waſſer hängen. Die Kälte
Gegen Abend war groß und grimmig begann es zu frieren,
Daß ſie faſt nicht länger ſich hielt; ſo war auch in kurzem
Ihr der Schwanz ins Eis gefroren, ſie konnt' ihn nicht regen.
Glaubte die Fiſche wären ſo ſchwer, es wäre gelungen.
Reineke merkt' es, der ſchändliche Dieb, und was er getrieben,
Darf ich nicht ſagen, er kam und übermannte ſie leider.
Von der Stelle ſoll er mir nicht! Es koſtet der Frevel
Einen von beyden, wie ihr uns ſeht, noch heute das Leben.
Denn er ſchwätzt ſich nicht durch; ich hab' ihn ſelber betroffen
Ueber der That, mich führte der Zufall am Hügel den Weg her.
Laut um Hülfe hört' ich ſie ſchreyen, die arme Betrogne,

Feſt im Eiſe ſtand ſie gefangen und konnt' ihm nicht wehren,
Und ich kam und mußte mit eignen Augen das alles
Sehen! Ein Wunder fürwahr, daß mir das Herz nicht gebrochen.
Reincke! rief ich: was thuſt du? Er hörte mich kommen und eilte
Seine Straße. Da ging ich hinzu mit traurigem Herzen,
Mußte waten und frieren im kalten Waſſer und konnte
Nur mit Mühe das Eis zerbrechen, mein Weib zu erlöſen.
Ach es ging nicht glücklich von ſtatten! Sie zerrte gewaltig
Und es blieb ihr ein Viertel des Schwanzes im Eiſe gefangen.
Jammernd klagte ſie laut und viel, das hörten die Bauern,
Kamen hervor und ſpürten uns aus, und riefen einander.
Hitzig liefen ſie über den Damm mit Piken und Aexten,
Mit dem Rocken kamen die Weiber und lärmten gewaltig:
Fangt ſie! Schlagt nur und werft! ſo riefen ſie gegen einander.
Angſt wie damals empfand ich noch nie, das gleiche bekennet
Gieremund auch, wir retteten kaum mit Mühe das Leben,
Liefen, es rauchte das Fell. Da kam ein Bube gelaufen,
Ein vertrackter Geſelle mit einer Pike bewaffnet,
Leicht zu Fuße, ſtach er nach uns und drängt' uns gewaltig.
Wäre die Nacht nicht gekommen, wir hätten das Leben gelaſſen.
Und die Weiber riefen noch immer, die Heren, wir hätten
Ihre Schafe gefreſſen. Sie hätten uns gerne getroffen,
Schimpften und ſchmähten hinter uns drein. Wir wandten uns aber
Von dem Lande wieder zum Waſſer und ſchlupften behende
Zwiſchen die Binſen; da trauten die Bauern nicht weiter zu folgen,
Denn es war dunkel geworden, ſie machten ſich wieder nach Hauſe.

Knapp entkamen wir ſo. Ihr ſehet, gnädiger König,
Ueberwältigung, Mord und Verrath, von ſolchen Verbrechen
Iſt die Rede, die werdet ihr ſtreng, mein König, beſtrafen.

Als der König die Klage vernommen, verſetzt' er: es werde
Rechtlich hierüber erkannt, doch laßt uns Reineken hören.
Reineke ſprach: verhielt' es ſich alſo, würde die Sache
Wenig Ehre mir bringen, und Gott bewahre mich gnädig
Daß man es fände wie er erzählt! Doch will ich nicht läugnen,
Daß ich ſie Fiſche fangen gelehrt und auch ihr die beſte
Straße zu Waſſer zu kommen, und ſie zu dem Teiche gewieſen.
Aber ſie lief ſo gierig darnach ſo bald ſie nur Fiſche
Nennen gehört, und Weg und Maß und Lehre vergaß ſie.
Blieb ſie feſt im Eiſe befroren, ſo hatte ſie freylich
Viel zu lange geſeſſen; denn hätte ſie zeitig gezogen,
Hätte ſie Fiſche genug zum köſtlichen Mahle gefangen.
Allzugroße Begierde wird immer ſchädlich. Gewöhnt ſich
Ungenügſam das Herz, ſo muß es vieles vermiſſen.
Wer den Geiſt der Gierigkeit hat, er lebt nur in Sorgen,
Niemand ſättiget ihn. Frau Gieremund hat es erfahren
Da ſie im Eiſe befror. Sie dankt nun meiner Bemühung
Schlecht. Das hab' ich davon, daß ich ihr redlich geholfen!
Denn ich ſchob und wollte mit allen Kräften ſie heben,
Doch ſie war mir zu ſchwer, und über dieſer Bemühung
Traf mich Iſegrim an, der längs dem Ufer daher ging,
Stand dadroben und rief und fluchte grimmig herunter.
Ja fürwahr ich erſchrack den ſchönen Segen zu hören.
Eins und zwey und dreymal warf er die gräßlichſten Flüche
Ueber mich her und ſchrie von wildem Zorne getrieben,
Und ich dachte: du machſt dich davon und warteſt nicht länger

Beſſer laufen als faulen. Ich hatt' es eben getroffen,
Denn er hätte mich damals zerriſſen. Und wenn es begegnet
Daß zwey Hunde ſich beißen um Einen Knochen, da muß wohl
Einer verlieren. So ſchien mir auch da das Beſte gerathen
Seinem Zorn zu entweichen und ſeinem verworrnen Gemüthe.
Grimmig war er und bleibt es, wie kann er's läugnen? Befraget
Seine Frau; was hab' ich mit ihm dem Lügner zu ſchaffen?
Denn ſo bald er ſein Weib im Eiſe befroren bemerkte,
Flucht' und ſchalt er gewaltig und kam und half ihr entkommen.
Machten die Bauern ſich hinter ſie her, ſo war es zum Beſten;
Denn ſo kam ihr Blut in Bewegung, ſie froren nicht länger.
Was iſt weiter zu ſagen? Es iſt ein ſchlechtes Benehmen
Wer ſein eigenes Weib mit ſolchen Lügen beſchimpfet.
Fragt ſie ſelber, da ſteht ſie, und hätt' er die Wahrheit geſprochen,
Würde ſie ſelber zu klagen nicht fehlen. Indeſſen erbitt' ich
Eine Woche mir Friſt mit meinen Freunden zu ſprechen:
Was für Antwort dem Wolf und ſeiner Klage gebühret.

Gieremund ſagte darauf: in eurem Treiben und Weſen
Iſt nur Schalkheit, wir wiſſen es wohl, und Lügen und Trügen,
Büberey, Täuſchung und Trotz. Wer euren verfänglichen Reden
Glaubt, wird ſicher am Ende beſchädiget. Immer gebraucht ihr
Loſe verworrene Worte. So hab' ich's am Borne gefunden.
Denn zwey Eimer hingen daran, ihr hattet in einen,
Weiß ich warum? euch geſetzt und war't herunter gefahren;
Nun vermochtet ihr nicht euch ſelber wieder zu heben
Und ihr klagtet gewaltig. Des Morgens kam ich zum Brunnen,
Fragte: wer bracht' euch herein? Ihr ſagtet: kommt ihr doch eben,

Liebe Gevatterinn, recht! ich gönn' euch jeglichen Vortheil,
Steigt in den Eimer da droben, ſo fahrt ihr hernieder und eſſet
Hier an Fiſchen euch ſatt. Ich war zum Unglück gekommen,
Denn ich glaubt' es, ihr ſchwurt noch dazu: ihr hättet ſo viele
Fiſche verzehrt, es ſchmerz' euch der Leib. Ich ließ mich bethören,
Dumm wie ich war, und ſtieg in den Eimer; da ging er hernieder,
Und der andere wieder herauf, ihr kamt mir entgegen.
Wunderlich ſchien mir's zu ſeyn, ich fragte voller Erſtaunen:
Sagt, wie gehet das zu? Ihr aber ſagtet dawider:
Auf und ab, ſo geht's in der Welt, ſo geht es uns beyden.
Iſt es doch alſo der Lauf. Erniedrigt werden die einen
Und die andern erhöht, nach eines jeglichen Tugend.
Aus dem Eimer ſprangt ihr und lieft und eiltet von dannen.
Aber ich ſaß im Brunnen bekümmert und mußte den Tag lang
Harren, und Schläge genug am ſelbigen Abend erdulden
Eh ich entkam. Es traten zum Brunnen einige Bauern,
Sie bemerkten mich da. Von grimmigem Hunger gepeinigt
Saß ich in Trauer und Angſt, erbärmlich war mir zu Muthe.
Unter einander ſprachen die Bauern: da ſieh nur im Eimer
Sitzt da unten der Feind, der unſre Schafe vermindert.
Hol' ihn herauf, verſetzte der eine: ich halte mich fertig
Und empfang' ihn am Rand', er ſoll uns die Lämmer bezahlen!
Wie er mich aber empfing das war ein Jammer! Es fielen
Schläg' auf Schläge mir über den Pelz, ich hatte mein Leben
Keinen traurigern Tag, und kaum entrann ich dem Tode.

Reineke ſagte darauf: bedenkt genauer die Folgen
Und ihr findet gewiß, wie heilſam die Schläge geweſen.
Ich für meine Perſon mag lieber dergleichen entbehren,

Und wie die Sache ſtand, ſo mußte wohl eines von beyden
Sich mit den Schlägen beladen, wir konnten zugleich nicht entgehen.
Wenn ihr's euch merkt, ſo nutzt es euch wohl, und künftig vertraut ihr
Keinem ſo leicht in ähnlichen Fällen. Die Welt iſt voll Schalkheit.

Ja, verſetzte der Wolf: was braucht es weiter Beweiſe!
Niemand verletzte mich mehr, als dieſer böſe Verräther.
Eines erzählt' ich noch nicht, wie er in Sachſen mich einmal
Unter das Affengeſchlecht zu Schand' und Schaden geführet.
Er beredete mich in eine Höhle zu kriechen,
Und er wußte voraus es würde mir Uebels begegnen.
Wär' ich nicht eilig entflohn, ich wär' um Augen und Ohren
Dort gekommen. Er ſagte vorher mit gleißenden Worten:
Seine Frau Muhme ſind' ich daſelbſt, er meynte die Aeffinn;
Doch es verdroß ihn daß ich entkam. Er ſchickte mich tückiſch
In das abſcheuliche Neſt, ich dacht' es wäre die Hölle.

Reineke ſagte darauf vor allen Herren des Hofes:
Iſegrim redet verwirrt, er ſcheint nicht völlig bey Sinnen.
Von der Aeffinn will er erzählen, ſo ſag' er es deutlich.
Drittehalb Jahr ſind's her als nach dem Lande zu Sachſen
Er mit großem Praſſen gezogen, wohin ich ihm folgte.
Das iſt wahr, das übrige lügt er. Es waren nicht Affen,
Meerkatzen waren's, von welchen er redet; und nimmermehr werd' ich
Dieſe für meine Muhmen erkennen. Martin der Affe,
Und Frau Rückenau ſind mir verwandt. Sie ehr' ich als Muhme,

Ihn als Vetter und rühme mich des. Notarius iſt er
Und verſteht ſich auf's Recht. Doch was von jenen Geſchichten
Iſegrim ſagt, geſchieht mir zum Hohn, ich habe mit ihnen
Nichts zu thun und wie ſind's meine Verwandte geweſen;
Denn ſie gleichen dem hölliſchen Teufel. Und daß ich die Alte
Damals Muhme geheißen, das that ich mit gutem Bedachte.
Nichts verlor ich dabey, das will ich gerne geſtehen,
Gut gaſtirte ſie mich, ſonſt hätte ſie mögen erſticken.

Seht ihr Herren! wir hatten den Weg zur Seite gelaſſen,
Gingen hinter dem Berg und eine düſtere Höhle
Tief und lang bemerkten wir da. Es fühlte ſich aber
Iſegrim krank, wie gewöhnlich, vor Hunger. Wann hätt' ihn auch jemals
Einer ſo ſatt geſehen, daß er zufrieden geweſen?
Und ich ſagte zu ihm: In dieſer Höhle befindet
Speiſe fürwahr ſich genug, ich zweifle nicht ihre Bewohner
Theilen gerne mit uns, was ſie haben, wir kommen gelegen.
Iſegrim aber verſetzte darauf: ich werde, mein Oheim,
Unter dem Baume hier warten, ihr ſeyd in allem geſchickter
Neue Bekannte zu machen, und wenn euch Eſſen gereicht wird,
Thut mir's zu wiſſen! So dachte der Schalk auf meine Gefahr erſt
Abzuwarten was ſich ergäbe; ich aber begab mich
In die Höhle hinein. Nicht ohne Schauer durchwandert'
Ich den langen und krummen Gang, er wollte nicht enden.
Aber was ich dann fand — den Schrecken wollt' ich um vieles
Rothes Geld nicht zweymal in meinem Leben erfahren!
Welch ein Neſt voll häßlicher Thiere, gröſser und kleiner!
Und die Mutter dabey, ich dacht' es wäre der Teufel.

Weit und groß ihr Maul mit langen häßlichen Zähnen,
Lange Nägel an Händen und Füßen und hinten ein langer
Schwanz an den Rücken geſetzt; ſo was abſcheuliches hab' ich
Nicht im Leben geſehn! Die ſchwarzen leidigen Kinder
Waren ſeltſam gebildet wie lauter junge Geſpenſter.
Gräulich ſah ſie mich an. Ich dachte: wär' ich von dannen!
Größer war ſie als Iſegrim ſelbſt, und einige Kinder
Faſt von gleicher Statur. Im faulen Heue gebettet
Fand ich die garſtige Brut, und über und über beſchlabbert
Bis an die Ohren mit Koth, es ſtank in ihrem Reviere
Aerger als hölliſches Pech. Die reine Wahrheit zu ſagen:
Wenig gefiel es mir da, denn ihrer waren ſo viele,
Und ich ſtand nur allein. Sie zogen gräuliche Fratzen.
Da beſann ich mich denn und einen Ausweg verſucht' ich,
Grüßte ſie ſchön — ich meynt' es nicht ſo — und wußte ſo freundlich
Und bekannt mich zu ſtellen. Frau Muhme! ſagt' ich zur Alten,
Vettern hieß ich die Kinder und ließ es an Worten nicht fehlen.
Syur' euch der gnädige Gott auf lange glückliche Zeiten!
Sind das eure Kinder? Fürwahr! ich ſollte nicht fragen;
Wie behagen ſie mir! Hilf Himmel! wie ſie ſo luſtig,
Wie ſie ſo ſchön ſind! Man nähme ſie alle für Söhne des Königs.
Seyd mir vielmal gelobt, daß ihr mit würdigen Sproſſen
Mehret unſer Geſchlecht, ich freue mich über die Maßen.
Glücklich find' ich mich nun von ſolchen Oehmen zu wiſſen;
Denn zu Zeiten der Noth bedarf man ſeiner Verwandten.

Als ich ihr ſo viel Ehre geboten, wiewohl ich es anders
Meynte, bezeigte ſie mir von ihrer Seite desgleichen,

Hieß

Hieß mich Oheim, und that ſo bekannt, ſo wenig die Närrin
Auch zu meinem Geſchlechte gehört. Doch konnte für diesmal
Gar nicht ſchaden ſie Muhme zu heißen. Ich ſchwitzte dazwiſchen
Ueber und über vor Angſt; allein ſie redete freundlich:
Reineke, werther Verwandter, ich heiß euch ſchönſtens willkommen!
Seyd ihr auch wohl? Ich bin euch mein ganzes Leben verbunden
Daß ihr zu mir gekommen. Ihr lehret kluge Gedanken
Meine Kinder fortan, daß ſie zu Ehren gelangen.
Alſo hört' ich ſie reden, das hatt' ich mit wenigen Worten,
Daß ich ſie Muhme genannt und daß ich die Wahrheit geſchonet,
Reichlich verdient. Doch wär' ich ſo gern im Freyen geweſen.
Aber ſie ließ mich nicht fort und ſprach: ihr dürfet, mein Oheim,
Unbewirthet nicht weg! verweilet, laßt euch bedienen.
Und ſie brachte mir Speiſe genug; ich wüßte ſie wahrlich
Jetzt nicht alle zu nennen; verwundert war ich zum höchſten
Wie ſie zu allem gekommen. Von Fiſchen, Reben und anderm
Guten Wildpret, ich ſpeiſ'te davon, es ſchmeckte mir herrlich.
Als ich zur Gnüge gegeſſen, belud ſie mich über das alles,
Bracht' ein Stück vom Hirſche getragen, ich ſollt' es nach Hauſe
Zu den Meinigen bringen, und ich empfahl mich zum beſten.
Reineke, ſagte ſie noch: beſucht mich öfters. Ich hätte
Was ſie wollte verſprochen, ich machte daß ich herauskam.
Lieblich war es nicht da für Augen und Naſe, ich hätte
Mir den Tod beynahe geholt; ich ſuchte zu fliehen,
Lief behende den Gang bis zu der Oeffnung am Baume.
Iſegrim lag und ſtönte daſelbſt; ich ſagte: wie geht's euch
Oheim? Er ſprach: nicht wohl! ich muß vor Hunger verderben.

Ich erbarmte mich ſeiner und gab ihm den köſtlichen Braten
Den ich mit mir gebracht. Er aß mit groſser Begierde,
Vielen Dank erzeigt' er mir da; nun hat er's vergeſſen!
Als er nun ferthig geworden, begann er: laßt mich erfahren,
Wer die Höhle bewohnt? Wie habt ihr's drinne gefunden?
Gut oder ſchlecht? Ich ſagt' ihm darauf die lauterſte Wahrheit,
Unterrichtet' ihn wohl. Das Neſt ſey böſe, dagegen
Finde ſich drin viel köſtliche Speiſe. Sobald er begehre
Seinen Theil zu erhalten, ſo mög' er kecklich hinein gehn,
Nur vor allem ſich hüten die grade Wahrheit zu ſagen.
Soll es euch nach Wünſchen ergehn, ſo ſpart mir die Wahrheit!
Wiederholt' ich ihm noch: denn führt ſie jemand beſtändig
Unklug im Munde, der leidet Verfolgung, wohin er ſich wendet;
Ueberall ſteht er zurück, die andern werden geladen.
Alſo hieß ich ihn gehn; ich lehrt' ihn: was er auch fände;
Sollt' er reden, was jeglicher gerne zu hören begehret,
Und man werd' ihn freundlich empfangen. Das waren die Worte,
Gnädiger König und Herr, nach meinem beſten Gewiſſen.
Aber das Gegentheil that er hernach, und kriegt' er darüber
Etwas ab, ſo hab' er es auch; er ſollte mir folgen.
Grau ſind ſeine Zotteln fürwahr, doch ſucht man die Weisheit
Nur vergebens dahinter. Es achten ſolche Geſellen
Weder Klugheit noch ſeine Gedanken; es bleibet dem groben
Tölpiſchen Volke der Werth von aller Weisheit verborgen.
Treulich ſchärft' ich ihm ein, die Wahrheit diesmal zu ſparen:
Weiß ich doch ſelbſt, was ſich ziemt! verſetzt' er trotzig dagegen,
Und ſo trabt' er die Höhle hinein, da hat er's getroffen.

Hinten ſaß das abſcheuliche Weib, er glaubte den Teufel
Vor ſich zu ſehn! die Kinder dazu! da rief er betroffen:

Hülfe! Was für abſcheuliche Thiere! Sind dieſe Geſchöpfe
Eure Kinder? Sie ſcheinen fürwahr ein Höllengeſindel.
Geht ertränkt ſie, das wäre das Beſte, damit ſich die Brut nicht
Ueber die Erde verbreite! Wenn es die Meinigen wären,
Ich erdroſſelte ſie. Man fing warlich mit ihnen
Junge Teufel, man brauchte ſie nur in einem Moraſte
Auf das Schilf zu binden, die garſtigen ſchmutzigen Rangen!
Ja, Moorafſen, ſollten ſie heißen, da paßte der Nahme!

Eilig verſetzte die Mutter und ſprach mit zornigen Worten:
Welcher Teufel ſchickt uns den Boten? Wer hat euch gerufen
Hier uns grob zu begegnen? Und meine Kinder! Was halt ihr,
Schön oder häßlich, mit ihnen zu thun? So eben verläßt uns
Reineke Fuchs, der erfahrne Mann, der muß es verſtehen;
Meine Kinder, betheuert' er doch, er finde ſie ſämmtlich
Schön und ſittig, von guter Manier, er möchte mit Freuden
Sie für ſeine Verwandten erkennen. Das hat er uns alles
Hier an dieſem Platz vor einer Stunde verſichert.
Wenn ſie euch nicht, wie ihm gefallen, ſo hat euch wahrhaftig
Niemand zu kommen gebeten. Das mögt ihr Iſegrim wiſſen.

Und er forderte gleich von ihr zu eſſen und ſagte:
Holt herbey, ſonſt helf' ich euch ſuchen! was wollen die Sieben
Weiter heißen? Er machte ſich dran und wollte gewaltſam
Ihren Vorrath betaſten; das war ihm übel gerathen!
Denn ſie warf ſich über ihn her, zerbiß und zerfratzt' ihm
Mit den Nägeln das Fell und klaut' und zerrt' ihn gewaltig;
Ihre Kinder thaten das gleiche, ſie biſſen und krammten
Gräulich auf ihn; da heult' er und ſchrie mit blutigen Wangen,
Wehrte ſich nicht und lief mit haſtigen Schritten zur Oeffnung.

Uebel zerbiſſen ſah ich ihn kommen, zerkratzt und die Zehen
Hingen herum, ein Ohr war geſpalten und blutig die Naſe,
Manche Wunde kneipten ſie ihm und hatten das Fell ihm
Garſtig zuſammen gerückt. Ich fragt' ihn wie er herauftrat:
Habt ihr die Wahrheit geſagt? Er aber ſagte dagegen:
Wie ich's gefunden, ſo hab' ich geſprochen. Die leidige Hexe
Hat mich übel geſchändet, ich wollte ſie wäre hier außen,
Theuer bezahlte ſie mir's! Was dünkt euch Reincke? habt ihr
Jemals ſolche Kinder geſehn? ſo garſtig, ſo böſe.
Da ich's ihr ſagte, da war es geſchehn, da fand ich nicht weiter
Gnade vor ihr und habe mich übel im Loche befunden.

Seyd ihr verrückt? verſetzt' ich ihm drauf: ich hab' es euch anders
Weislich geheiſſen. Ich grüß' euch zum ſchönſten (ſo ſollet ihr ſagen)
Liebe Muhme, wie geht es mit euch? Wie geht es den lieben
Artigen Kindern? Ich freue mich ſehr die großen und kleinen
Neffen wieder zu ſehn. Doch Iſegrim ſagte dagegen:
Muhme das Weib zu begrüßen? und Neffen die häßlichen Kinder?
Nehm' ſie der Teufel zu ſich! Mir graut vor ſolcher Verwandſchaft.
Pfuy! ein ganz abſcheuliches Pack! ich ſeh' ſie nicht wieder.
Darum ward er ſo übel bezahlt. Nun richtet, Herr König,
Sagt er mit Recht ich hab' ihn verrathen? Er mag es geſtehen,
Hat die Sache ſich nicht wie ich erzähle, begeben?

Iſegrim ſprach entſchloſſen dagegen: wir machen wahrhaftig
Dieſen Streit mit Worten nicht aus. Was ſollen wir leiſen?
Recht bleibt Recht, und wer es auch hat, es zeigt ſich am Ende.
Trotzig, Reincke, tretet ihr auf, ſo mögt ihr es haben!

Kämpfen wollen wir gegen einander, da wird es ſich finden.
Vieles wißt ihr zu ſagen, wie vor der Aſien Behauſung
Ich ſo großen Hunger gelitten, und wie ihr mich damals
Treulich genährt. Ich wußte nicht wie! Es war nur ein Knochen,
Den ihr brachtet, das Fleiſch vermuthlich reiſtet ihr ſelber.
Wo ihr ſtehet ſpottet ihr mein und redet verwegen
Meiner Ehre zu nah. Ihr habt mit ſchändlichen Lügen
Mich verdächtig gemacht, als hätt' ich böſe Verſchwörung
Gegen den König im Sinne gehabt und hätte ſein Leben
Ihm zu rauben gewünſcht; ihr aber prahltet dagegen
Ihm von Schätzen was vor; er möchte ſchwerlich ſie finden!
Schmählich behandeltet ihr mein Weib und ſollt es mir büßen.
Dieſer Sachen klag' ich euch an! ich denke zu kämpfen
Ueber Altes und Neues und wiederhol' es: ein Mörder,
Ein Verräther ſeyd ihr, ein Dieb; und Leben um Leben
Wollen wir kämpfen, es endige nun das Keifen und Schelten.
Einen Handſchuh biet' ich euch an, ſo wie ihn zu Rechte
Jeder Fordernde reicht; ihr mögt ihn zum Pfande behalten,
Und wir finden uns bald. Der König hat es vernommen,
Alle die Herren haben's gehört! ich hoffe ſie werden
Zeugen ſeyn des rechtlichen Kampfs. Ihr ſollt nicht entweichen
Bis die Sache ſich endlich entſcheidet, dann wollen wir ſehen.

Reineke dachte bey ſich: das geht um Vermögen und Leben!
Groß iſt er, ich aber bin klein, und könnt' es mir diesmal
Etwa mißlingen, ſo hätten mir alle die liſtigen Streiche
Wenig geholfen. Doch warten wir's ab. Denn wenn ich's bedenke
Bin ich im Vortheil; verlor er ja ſchon die vorderſten Klauen!
Iſt der Thor nicht kühler geworden, ſo ſoll er am Ende
Seinen Willen nicht haben, es koſte was es auch wolle.

Reinele ſagte zum Wolfe darauf: ihr mögt mir wohl ſelber
Ein Verräther, Iſegrim, ſeyn und alle Beſchwerden,
Die ihr auf mich zu bringen gedenket, ſind alle gelogen.
Wollt ihr kämpfen? ich wag' es mit euch und werde nicht wanken.
Lange wünſcht' ich mir das! hier iſt mein Handſchuh dagegen.

So empfing der König die Pfänder, es reichten ſie beyde
Kühnlich. Er ſagte darauf: ihr ſollt mir Bürgen beſtellen,
Daß ihr morgen zum Kampfe nicht fehlt; denn beyde Parteyen
Find' ich verworren, wer mag die Reden alle verſtehen?
Iſegrims Bürgen wurden ſogleich der Bär und der Kater,
Braun und Hinze; für Reineken aber verbürgten ſich gleichfalls
Vetter Moncle, Sohn von Märtenaffe, mit Grimbart.

Reinele, ſagte Frau Rückenau drauf: nun bleibet gelaſſen,
Klug von Sinnen! Es lehrte mein Mann, der jetzo nach Rom iſt,
Euer Oheim, mich einſt ein Gebet; es hatte daſſelbe
Art von Schluckauf geſetzt und gab es meinem Gemahle,
Dem er ſich günſtig erwies, auf einem Zettel geſchrieben.
Dieſes Gebet, ſo ſagte der Abt, iſt heilſam den Männern
Die ins Gefecht ſich begeben; man muß es nüchtern des Morgens
Ueberleſen, ſo bleibt man des Tags von Noth und Gefahren
Völlig befreyt, vorm Tode geſchützt, vor Schmerzen und Wunden.
Tröſtet euch Neffe damit, ich will es morgen bey Zeiten
Ueber euch leſen, ſo geht ihr getroſt und ohne Beſorgniß.
Liebe Muhme, verſetzte der Fuchs: ich danke von Herzen,
Ich gedenk' es euch wieder. Doch muß mir immer am meiſten
Meiner Sache Gerechtigkeit helfen, und meine Gewandtheit.

Reinekens Freunde blieben beyſammen die Nacht durch und ſchenchten
Seine Grillen durch muntre Geſpräche. Frau Rückenau aber
War vor allen beſorgt und geſchäftig, ſie ließ ihn bebende
Zwiſchen Kopf und Schwanz, und Bruſt und Bauche beſcheren
Und mit Fett und Oele beſtreichen; es zeigte ſich aber
Reineke fett und rund und wohl zu Fuße. Daneben
Sprach ſie: höret mich an, bedenket was ihr zu thun habt,
Höret den Rath verſtändiger Freunde, das hilft euch am beſten.
Trinket nur brav und haltet das Waſſer, und kommt ihr des Morgens
In den Kreis, ſo macht es geſcheut, benetzet den rauhen
Wedel über und über und ſucht den Gegner zu treffen;
Könnt ihr die Augen ihm ſalben, ſo iſts am beſten gerathen,
Sein Geſicht verdunkelt ſich gleich. Es kömmt euch zu ſtatten
Und ihn hindert es ſehr. Auch müßt ihr anfangs euch furchtſam
Stellen, und gegen den Wind mit flüchtigen Füßen entweichen.
Wenn er euch folget, erregt nur den Staub, auf daß ihr die Augen
Ihm mit Unrath und Sande verſchließt. Dann ſpringet zur Seite
Paßt auf jede Bewegung, und wenn er die Augen ſich auswiſcht:
Nehmt des Vortheils gewahr und ſalbt ihm aufs neue die Augen
Mit dem ätzenden Waſſer, damit er völlig verblinde,
Nicht mehr wiſſe wo aus noch ein, und der Sieg euch verbleibe.
Lieber Neffe, ſchlaft nur ein wenig, wir wollen euch wecken,
Wenn es Zeit iſt. Doch will ich ſogleich die heiligen Worte
Ueber euch leſen von welchen ich ſprach, auf daß ich euch ſtärke.
Und ſie legt' ihm die Hand aufs Haupt und ſagte die Worte:
Nekráſt negibaul geid ſum namteſtlib dnudna mein tedachs!

Nun Glück auf! nun ſeyd ihr verwahrt! Das nämliche ſagte
Oheim Grimbart; dann führten ſie ihn und legten ihn ſchlafen.
Ruhig ſchlief er. Die Sonne ging auf; da kamen die Otter
Und der Dachs den Vetter zu wecken. Sie grüßten ihn freundlich,
Und ſie ſagten: bereitet euch wohl! Da brachte die Otter
Eine junge Ente hervor und reicht' ſie ihm ſagend:
Eßt, ich habe ſie euch mit manchem Sprunge gewonnen
An dem Damme bey Hünerbrot; laßt's euch belieben, mein Vetter.

Gutes Handgeld iſt das, verſetzte Reincke munter:
So was verſchmäh' ich nicht leicht. Das möge Gott euch vergelten
Daß ihr meiner gedenkt! Er ließ das Eſſen ſich ſchmecken
Und das Trinken dazu, und ging mit ſeinen Verwandten
In den Kreis, auf den ebenen Sand, da ſollte man kämpfen.

Zwölfter Gesang.

Als der König Reinekes ſah wie dieſer am Kreiſe
Glatt geſchoren ſich zeigte, mit Oel und ſchlüpfrigem Fette
Ueber und über geſalbt, da lacht' er über die Maßen.
Fuchs! wer lehrte dich das? ſo rief er: mag man doch billig
Reineke Fuchs dich heißen, du biſt beſtändig der loſe!
Aller Orten kennſt du ein Loch und weißt dir zu helfen.

Reineke neigte ſich tief vor dem Könige, neigte beſonders
Vor der Königinn ſich und kam mit muthigen Sprüngen
In den Kreis. Da hatte der Wolf mit ſeinen Verwandten
Schon ſich gefunden; ſie wünſchten dem Fuchs ein ſchmählicheres Ende;
Manches zornige Wort und manche Drohung vernahm er.
Aber Lynx und Lupardus, die Wärter des Kreiſes, brachten
Nun die Heil'gen hervor, und beyde Kämpfer beſchwuren,
Wolf und Fuchs, mit Bedacht die zu behauptende Sache.

Iſegrim ſchwur mit heftigen Worten und drohenden Blicken:
Reineke ſey ein Verräther, ein Dieb, ein Mörder und aller
Miſſethat ſchuldig, er ſey auf Gewalt und Ehbruch betreten,
Falſch in jeglicher Sache, das gelte Leben um Leben!
Reineke ſchwur zur Stelle dagegen: er ſeye ſich keiner
Dieſer Verbrechen bewußt und Iſegrim lüge wie immer,
Schwöre falſch wie gewöhnlich, doch ſoll' es ihm nimmer gelingen,
Seine Lüge zur Wahrheit zu machen, am wenigſten diesmal.

Und es ſagten die Wärter des Kreiſes: Ein jeglicher thue
Was er ſchuldig zu thun iſt! das Recht wird bald ſich ergeben.
Groß und klein verließen den Kreis, die beyden alleine
Drin zu verſchließen; geſchwind begann die Aeffinn zu flüſtern:
Merket was ich euch ſagte, vergeßt nicht dem Rathe zu folgen!
Reineke ſagte heiter darauf: die gute Vermahnung
Macht mich muthiger gehn. Getroſt! ich werde der Kühnheit
Und der Liſt auch jetzt nicht vergeſſen, durch die ich aus manchen
Größren Gefahren entronnen, worein ich öfters gerathen.
Wenn ich mir dieſes und jenes geholt was bis jetzt nicht bezahlt iſt,
Und mein Leben kühnlich gewagt. Wie ſollt' ich nicht jetzo
Gegen den Böſewicht ſtehen? Ich hoff' ihn gewißlich zu ſchänden
Ihn und ſein ganzes Geſchlecht und Ehre den Meinen zu bringen.
Was er auch lügt, ich träuf' es ihm ein. Nun ließ man die Beyden
In dem Kreiſe zuſammen und alle ſchauten begierig.

Iſegrim zeigte ſich wild und grimmig, er reckte die Tatzen,
Kam daher mit offenem Maul, und gewaltigen Sprüngen.
Reineke, leichter als er, entſprang dem ſtürmenden Gegner,
Und benetzte behende den rauhen Wedel mit ſeinem
Aetzenden Waſſer und ſchleift' ihn im Staube, mit Sand ihn zu füllen.
Iſegrim dachte nun hab' er ihn ſchon! da ſchlug ihm der Loſe
Ueber die Augen den Schwanz, und Hören und Sehen verging ihm.
Nicht das erſtemal übt' er die Liſt, ſchon viele Geſchöpfe
Hatten die ſchädliche Kraft des ätzenden Waſſers erfahren.
Iſegrims Kinder blendet' er ſo, wie Anfangs geſagt iſt,
Und nun dacht' er den Vater zu zeichnen. Nachdem er dem Gegner

So die Augen geſalbt, entſprang er ſeitwärts und ſtellte
Gegen den Wind ſich, rührte den Sand und jagte des Staubes
Viel in die Augen des Wolfs, der ſich mit Reiben und Wiſchen
Haſtig und übel benahm und ſeine Schmerzen vermehrte.
Reineke wußte dagegen geſchickt den Wedel zu führen,
Seinen Gegner aufs neue zu treffen und gänzlich zu blenden.
Uebel bekam es dem Wolfe! denn ſeinen Vortheil benutzte
Nun der Fuchs. Sobald er die ſchmerzlich thränenden Augen
Seines Feindes erblickte, begann er mit heftigen Sprüngen,
Mit gewaltigen Schlägen auf ihn zu ſtürmen, zu kratzen
Und zu beißen, und immer die Augen ihm wieder zu ſalben.
Halb von Sinnen tappte der Wolf, da ſpottete ſeiner
Reineke dreiſter und ſprach: Herr Wolf, ihr habt wohl vor Zeiten
Manch unſchuldiges Lamm verſchlungen, in euerem Leben
Manch unſträfliches Thier verzehrt: ich hoffe ſie ſollen
Künftig Ruhe genießen; auf alle Fälle bequemt ihr
Euch ſie in Frieden zu laſſen und nehmet Segen zum Lohne.
Eure Seele gewinnt bey dieſer Buße, beſonders
Wenn ihr das Ende geduldig erwartet. Ihr werdet für diesmal
Nicht aus meinen Händen entrinnen, ihr müßtet mit Bitten
Mich verſöhnen, da ſchont' ich euch wohl und ließ' euch das Leben.

Haſtig ſagte Reineke das, und hatte den Gegner
Feſt an der Kehle gepackt und hofft' ihn alſo zu zwingen.
Iſegrim aber, ſtärker als er, bewegte ſich grimmig,
Mit zwey Zügen riß er ſich los. Doch Reineke griff ihm
Ins Geſicht, verwundet' ihn hart und riß ihm ein Auge
Aus dem Kopfe, es rann ihm das Blut die Naſe herunter.
Reineke rief: ſo wollt' ich es haben! ſo iſt es gelungen!
Blutend verzagte der Wolf, und ſein verlorenes Auge

Macht' ihn raſend, er ſprang, vergeſſend Wunden und Schmerzen,
Gegen Reineken los und drückt' ihn nieder zu Boden.
Uebel befand ſich der Fuchs, und wenig half ihm die Klugheit.
Einen der vorderen Füße, die er als Hände gebrauchte,
Faßt' ihm Iſegrim ſchnell und hielt ihn zwiſchen den Zähnen.
Reinele lag kummert am Boden, er ſorgte zur Stunde
Seine Hand zu verlieren und dachte tauſend Gedanken.
Iſegrim brummte dagegen mit hohler Stimme die Worte:

Deine Stunde, Dieb, iſt gekommen! ergieb dich zur Stelle,
Oder ich ſchlage dich todt für deine betrüglichen Thaten!
Ich bezahle dich nun, es hat dir wenig geholfen
Stand zu traßen, Waſſer zu laſſen, das Fell zu beſcheren,
Dich zu ſchmieren, wehe dir nun! du haſt mir ſo vieles
Uebel gethan, gelogen auf mich, mir das Auge geblendet,
Aber du ſollſt nicht entgehn, ergieb dich oder ich beiße!

Reineke dachte: nun geht es mir ſchlimm, was ſoll ich beginnen?
Geb' ich mich nicht, ſo bringt er mich um, und wenn ich mich gebe
Bin ich auf ewig beſchimpft. Ja, ich verdiene die Strafe,
Denn ich hab' ihn zu übel behandelt, zu gröblich beleidigt.
Süße Worte verſucht' er darauf, den Gegner zu mildern.
Lieber Oheim! ſagt' er zu ihm: ich werde mit Freuden
Euer Lehnsmann ſogleich, mit allem was ich beſitze.
Gerne geh' ich als Pilger für euch zum heiligen Grabe,
In das heilige Land, in alle Kirchen, und bringe
Ablaß genug von dannen zurück. Es gereichet derſelbe
Eurer Seele zu Nutz, und ſoll für Vater und Mutter
Uebrig bleiben, damit ſich auch die im ewigen Leben

Dieſer Wohlthat erfreun; wer iſt nicht ihrer bedürftig?
Ich verehr' euch als wär't ihr der Papſt, und ſchwöre den theuren
Heiligen Eid, von jetzt auf alle künftige Zeiten
Ganz der Eure zu ſeyn mit allen meinen Verwandten.
Alle ſollen euch dienen zu jeder Stunde. So ſchwör' ich!
Was ich dem Könige ſelbſt nicht verſpräche, das ſey euch geboten.
Nehmt ihr es an, ſo wird euch dereinſt die Herrſchaft des Landes.
Alles was ich zu fangen verſtehe, das will ich euch bringen:
Gänſe, Hühner, Enten und Fiſche, bevor ich das mindſte
Solcher Speiſe verzehre, ich laß euch immer die Auswahl,
Eurem Weib und Kindern. Ich will mit Fleiße daneben
Euer Leben berathen, es ſoll euch kein Uebel berühren.
Loſe heiß ich und ihr ſeyd ſtark, ſo können wir beyde
Große Dinge verrichten. Zuſammen müſſen wir halten,
Einer mit Macht, der Andre mit Rath, wer wollt' uns bezwingen?
Kämpfen wir gegen einander, ſo iſt es übel gehandelt.
Ja ich hätt' es niemals gethan, wofern ich nur ſchicklich
Hätte den Kampf zu vermeiden gewußt; ihr fordertet aber,
Und ich mußte denn wohl mich ehrenhalber bequemen.
Aber ich habe mich höflich gehalten und während des Streites
Meine ganze Macht nicht bewieſen; es muß dir, ſo dacht' ich,
Deinen Oheim zu ſchonen, zur größten Ehre gereichen.
Hätt' ich euch aber gehaßt, es wär' euch anders gegangen.
Wenig Schaden habt ihr gelitten, und wenn aus Verſehen
Euer Auge verletzt iſt, ſo bin ich herzlich bekümmert.
Doch das beſte bleibt mir dabey, ich kenne das Mittel

Euch zu heilen, und theil' ich's euch mit, ihr werdet mir's danken.
Bliebe das Auge gleich weg und ſeyd ihr ſonſt nur geneſen,
Iſt es euch immer bequem; ihr habet, legt ihr euch ſchlafen,
Nur Ein Fenſter zu ſchließen, wir andern bemühen uns doppelt.
Euch zu verſöhnen ſollen ſogleich ſich meine Verwandten
Vor euch neigen, mein Weib und meine Kinder, ſie ſollen
Vor des Königes Augen im Angeſicht dieſer Verſammlung
Euch erſuchen und bitten, daß ihr mir gnädig vergebet
Und mein Leben mir ſchenkt. Dann will ich offen bekennen,
Daß ich unwahr geſprochen und euch mit Lügen geſchändet,
Euch betrogen wo ich gekonnt. Ich verſpreche zu ſchwören,
Daß mir von euch nichts Böſes bekannt iſt, und daß ich von nun an
Nimmer euch zu beleidigen denke. Wie könntet ihr jemals
Größere Sühne verlangen, als die wozu ich bereit bin?
Schlagt ihr mich todt, was habt ihr davon? es bleiben euch immer
Meine Verwandte zu fürchten und meine Freunde: dagegen,
Wenn ihr mich ſchont, verlaßt ihr mit Ruhm und Ehren den Kampfplatz,
Scheinet jeglichem edel und weiſe: denn höher vermag ſich
Niemand zu heben, als wenn er vergiebt. Es kommt euch ſo bald nicht
Dieſe Gelegenheit wieder, benutzt ſie. Uebrigens kann mir
Jetzt ganz einerley ſeyn zu ſterben oder zu leben.

Falſcher Fuchs! verſetzte der Wolf: wie wärſt du ſo gerne
Wieder los! Doch wäre die Welt von Golde geſchaffen
Und du böteſt ſie mir in deinen Nöthen, ich würde

Dich

Dich nicht laſſen. Du haſt mir ſo oft vergeblich geſchworen,
Falſcher Geſelle! Gewiß, nicht Eyerſchaalen erhielt' ich
Ließ' ich dich los. Ich achte nicht viel auf deine Verwandten;
Ich erwarte was ſie vermögen, und denke ſo ziemlich
Ihre Feindſchaft zu tragen. Du Schadenfroher! wie würdeſt
Du nicht ſpotten, gäb' ich dich frey auf deine Betheurung.
Wer dich nicht kennte, wäre betrogen. Du haſt mich, ſo ſagſt du,
Heute geſchont, du leidiger Dieb! und hängt mir das Auge
Nicht zum Kopfe heraus? Du Böſewicht haſt du die Haut mir
Nicht an zwanzig Orten verletzt? und konnt' ich nur einmal
Wieder zu Athem gelangen, da du den Vortheil gewonnen?
Thöricht wär' es gehandelt, wenn ich für Schaden und Schande
Dir nun Gnad' und Mitleid erzeigte. Du brachteſt, Verräther,
Mich und mein Weib in Schaden und Schande, das koſtet
dein Leben.

Alſo ſagte der Wolf. Indeſſen hatte der Loſe
Zwiſchen die Schenkel des Gegners die andre Tatze geſchoben,
Bey empfindlichen Theilen ergriff er denſelben und ruckte,
Zerrt' ihn grauſam, ich ſage nicht mehr — Erbärmlich zu
ſchreyen,
Und zu heulen begann der Wolf mit offenem Munde.
Reineke zog die Tatze behend aus den klemmenden Zähnen,
Hielt mit beyden den Wolf nun immer feſter und feſter,
Kneipt' und zog, es heulte der Wolf und ſchrie ſo gewaltig
Daß er Blut zu ſpeyen begann, es brach ihm vor Schmerzen
Ueber und über der Schweiß durch ſeine Zotten, er löſ'te
Sich vor Angſt. Das freute den Fuchs, nun hofft' er zu ſiegen,
Hielt ihn immer mit Händen und Zähnen, und große Bedrängniß,
Große Pein kam über den Wolf, er gab ſich verloren.

Blut rann über ſein Haupt, aus ſeinen Augen, er ſürzte
Nieder betäubt. Es hätte der Fuchs des Goldes die Fülle
Nicht für dieſen Anblick genommen, ſo hielt er ihn immer
Feſt und ſchleppte den Wolf und zog, daß alle das Elend
Sahen, und kneipt' und druckt' und biß und klaute den Armen,
Der mit dumpfem Geheul im Staub und eigenen Unrath
Sich mit Zuckungen wälzte, mit ungebärdigem Weſen.

Seine Freunde jammerten laut, ſie baten den König:
Aufzunehmen den Kampf, wenn es ihm alſo beliebte.
Und der König verſetzte: ſo bald euch allen bedünket,
Allen lieb iſt daß es geſchehe, ſo bin ich's zufrieden.

Und der König gebot: die beyden Wärter des Kreiſes,
Lynx und Lupardus, ſollten in beyden Kämpfern hineingehn.
Und ſie traten darauf in die Schranken und ſprachen dem Sieger
Reineke zu: es ſey nun genug, es wünſche der König
Aufzunehmen den Kampf, den Zwiſt geendigt zu ſehen.
Er verlangt, ſo fuhren ſie fort, ihr mögt ihm den Gegner
Ueberlaſſen, das Leben dem Ueberwundenen ſchenken.
Denn wenn einer getödtet in dieſem Zweykampf erläge,
Wäre es Schade auf jeglicher Seite. Ihr habt ja den Vortheil!
Alle ſahen es, klein' und große. Auch fallen die beſten
Männer euch bey, ihr habt ſie für euch auf immer gewonnen.

Reineke ſprach: ich werde dafür mich dankbar beweiſen!
Gern folg' ich dem Willen des Königs und was ſich gebühret
Thu ich gern; ich habe geſiegt und ſchöners verlang' ich
Nichts zu erleben! Er gönne mir nur der König das eine
Daß ich meine Freunde befrage. Da riefen die Freunde

Reinekens alle: es dünket uns gut, den Willen des Königs
Gleich zu erfüllen. Sie kamen zu Scharen zum Sieger gelaufen,
Alle Verwandte, der Dachs und der Affe, und Otter und Bieber.
Seine Freunde waren nun auch der Marder, die Wiesel,
Hermelin und Eichhorn und viele die ihn befeindet,
Seinen Namen zuvor nicht nennen mochten, sie liefen
Alle zu ihm. Es fanden sich manche, die sonst ihn verklagten,
Seine Verwandten anjetzt und brachten Weiber und Kinder,
Große, Mittlere, Kleine, dazu die Kleinsten, es that ihm
Jeglicher schön, sie schmeichelten ihm und konnten nicht enden.

In der Welt geht's immer so zu. Dem Glücklichen sagt man:
Bleibet lange gesund! er findet Freunde die Menge.
Aber wem es übel geräth, der mag sich gedulden!
Eben so fand es sich hier. Ein jeglicher wollte der Nächste
Neben dem Sieger sich zeigen. Die einen flöteten, andre
Sangen, bliesen Posaunen und schlugen Pauken dazwischen.
Reinekens Freunde sprachen zu ihm: Erfreut euch, ihr habet
Euch und euer Geschlecht in dieser Stunde gehoben!
Sehr betrübten wir uns euch unterliegen zu sehen,
Doch es wandte sich bald, es war ein treffliches Stückchen.
Reinele sprach, es ist mir geglückt, und dankte den Freunden.
Also gingen sie hin mit großem Getümmel, vor allen
Reineke mit den Wärtern des Kreises und also gelangten
Sie zum Throne des Königs, da kniete Reineke nieder.
Aufstehn hieß ihn der König und sagte vor allen den Herren:
Euren Tag bewahrtet ihr wohl; ihr habet mit Ehren
Eure Sache vollführt, deßwegen sprech' ich euch ledig;
Alle Strafe hebet sich auf, ich werde darüber

Nächstens sprechen im Rath mit meinen Edlen, sobald nur
Isegrim wieder geheilt ist; für heute schließ' ich die Sache.

Eurem Rathe, gnädiger Herr, versetzte bescheiden
Reineke drauf, ist heilsam zu folgen. Ihr wißt es am besten,
Als ich hierher kam klagten so viele, sie logen dem Wolfe,
Meinem mächtigen Feinde, zu lieb, der wollte mich stürzen,
Hatte mich fast in seiner Gewalt, da riefen die andern
Kreuzige! klagten mit ihm, nur mich aufs Letzte zu bringen,
Ihm gefällig zu seyn; denn alle konnten bemerken
Besser stand er bey euch als ich, und keiner gedachte
Weder ans Ende noch wie sich vielleicht die Wahrheit verhalte.
Jenen Hunden vergleich' ich sie wohl, die pflegten in Menge
Vor der Küche zu stehn, und hoffen es werde wohl ihrer
Auch der günstige Koch mit einigen Knochen gedenken.
Einen ihrer Gesellen erblickten die wartenden Hunde,
Der ein Stück gesottenes Fleisch dem Koche genommen
Und nicht eilig genug zu seinem Unglück davon sprang.
Denn es begoß ihn der Koch mit heißem Wasser von hinten
Und verbrüht' ihm den Schwanz; doch ließ er die Beute nicht fallen,
Mengte sich unter die andern, sie aber sprachen zusammen:
Seht wie diesen der Koch vor allen andern begünstigt!
Seht welch köstliches Stück er ihm gab! und jener versetzte:
Wenig begreift ihr davon, ihr lobt und preis't mich von vorne,
Wo es euch freylich gefällt das köstliche Fleisch zu erblicken,
Aber beseht mich von hinten und preis't mich glücklich, woferne ihr
Eure Meynung nicht ändert. Da sie ihn aber besahen
War er schrecklich verbrannt, es fielen die Haare herunter
Und die Haut verschrumpft' ihm am Leib. Ein Grauen befiel sie,

Niemand wollte zur Küche; ſie liefen und ließen ihn ſtehen.
Herr, die Gierigen meyn' ich hiermit. So lange ſie mächtig
Sind, verlangt ſie ein jeder zu ſeinem Freunde zu haben.
Stündlich ſieht man ſie an, ſie tragen das Fleiſch in dem Munde.
Wer ſich nicht nach ihnen bequemt, der muß es entgelten,
Loben muß man ſie immer, ſo übel ſie handeln, und alſo
Stärkt man ſie nur in ſträflichen Thaten. So thut es ein jeder
Der nicht das Ende bedenkt. Doch werden ſolche Geſellen
Oefters geſtraft und ihre Gewalt nimmt ein trauriges Ende.
Niemand leidet ſie mehr, ſo fallen zur Rechten und Linken
Ihnen die Haare vom Leibe. Das ſind die vorigen Freunde,
Groß und klein, ſie fallen nun ab und laſſen ſie nackend.
So wie dieſe Hunde ſogleich den Geſellen verließen,
Als ſie den Schaden bemerkten und ſeine geſchändete Hälfte.

Gnädiger Herr, ihr werdet verſtehn, von Reinekен ſoll man
Nie ſo reden, es ſollen die Freunde ſich meiner nicht ſchämen.
Euer Gnaden dank' ich aufs beſte und könnt' ich nur immer
Euren Willen erfahren, ich würd' ihn gerne vollbringen.

Viele Worte helfen uns nichts, verſetzte der König:
Alles hab' ich gehört, und was ihr meynet verſtanden.
Euch, als edlen Baron, will ich im Rathe wie vormals
Wieder ſehen, ich mach' euch zur Pflicht zu jeglicher Stunde
Meinen geheimen Rath zu beſuchen. So bring' ich euch wieder
Völlig zu Ehren und Macht, und ihr verdient es, ich beſſe.
Helfet alles zum beſten wenden. Ich kann euch am Hofe
Nicht entbehren, und wenn ihr die Weisheit mit Tugend
verbindet,
So wird niemand über euch gehn, und ſchärfer und klüger

Rath und Wege bezeichnen. Ich werde künftig die Klagen
Ueber euch weiter nicht hören. Und ihr ſollt immer an meiner
Stelle reden und handeln als Kanzler des Reiches. Es ſey euch
Alſo mein Siegel befohlen und was ihr thuet und ſchreibet
Bleibe gethan und geſchrieben. — So hat nun Reinele billig
Sich zu großen Gunſten geſchwungen, und alles befolgt man
Was er räth und beſchließt, zu Frommen oder zu Schaden.

Reinele dankte dem König und ſprach: mein edler Gebieter
Zu viel Ehre thut ihr mir an, ich will es gedenken
Wie ich beſſe Verſtand zu behalten. Ihr ſollt es erfahren.

Wie es dem Wolf indeſſen erging, vernehmen wir kürzlich.
Ueberwunden lag er im Kreiſe und übel behandelt,
Weib und Freunde gingen zu ihm, und Hinze der Kater,
Braun, der Bär, und Kind und Geſind' und ſeine Verwandten,
Klagend legten ſie ihn auf eine Baare; man hatte
Wohl mit Heu ſie gepolſtert ihn warm zu halten; und trugen
Aus dem Kreiſ' ihn heraus. Man unterſuchte die Wunden,
Zählete ſechs und zwanzig; es kamen viele Chirurgen
Die ſogleich ihn verbanden und heilende Tropfen ihm reichten.
Alle Glieder waren ihm lahm. Sie rieben ihm gleichfalls
Kraut ins Ohr, er nieſ'te gewaltig von vornen und hinten.
Und ſie ſprachen zuſammen, wir wollen ihn ſalben und baden;
Tröſteten ſolchergeſtalt des Wolfes traurige Sippſchaft;
Legten ihn ſorglich zu Bette, da ſchlief er, aber nicht lange,
Wachte verworren und kümmerte ſich, die Schande, die Schmerzen
Setzten ihm zu, er jammerte laut und ſchien zu verzweifeln.
Sorglich wartete Gieremund ſein, mit traurigem Muthe,

Dachte den großen Verluſt. Mit mannigfaltigen Schmerzen
Stand ſie, bedauerte ſich und ihre Kinder und Freunde,
Sah den leidenden Mann, er konnt' es niemals verwinden,
Raſ'te vor Schmerz, der Schmerz war groß und traurig die Folgen.

Reineken aber behagte das wohl, er ſchwatzte vergnüglich
Seinen Freunden was vor und hörte ſich preiſen und loben.
Hohen Muthes ſchied er von dannen. Der gnädige König
Sandte Geleite mit ihm, und ſagte freundlich zum Abſchied:
Kommt bald wieder! Da kniete der Fuchs am Throne zur Erden,
Sprach: ich dank' euch von Herzen und meiner gnädigen Frauen,
Eurem Rathe, den Herren zuſammen. Es ſpare, mein König,
Gott zu vielen Ehren euch auf, und was ihr begehret
Thu ich gern, ich lieb' euch gewiß und bin es euch ſchuldig.
Jetzo, wenn ihr's vergönnt, gedenk' ich nach Hauſe zu reiſen,
Meine Frau und Kinder zu ſehn, ſie warten und trauren.

Reiſet nur hin, verſetzte der König: und fürchtet nichts weiter.
Alſo machte ſich Reinele fort vor allen begünſtigt.
Manche ſeines Gelichters verſtehen dieſelbigen Künſte,
Rothe Bärte tragen nicht alle; doch ſind ſie geboren.

Reincke zog mit ſeinem Geſchlecht, mit vierzig Verwandten
Stolz von Hofe, ſie waren geehrt und freuten ſich deſſen.
Als ein Herr trat Reinele vor, es folgten die andern.
Hohen Muthes erzeigt' er ſich da, es war ihm der Adel
Preis geworden, er hatte die Gunſt des Königs gefunden,
War nun wieder im Rath und dachte wie er es mußte.
Wen ich liebe dem frommt's und meine Freunde genießen's,
Alſo dacht' er; die Weisheit iſt mehr als Gold zu verehren.

So begab ſich Reineke fort, begleitet von allen
Seinen Freunden, den Weg nach Malepartus der Veſte.
Allen zeigt' er ſich dankbar die ſich ihm günſtig erwieſen,
Die in bedenklicher Zeit an ſeiner Seite geſtanden.
Seine Dienſte bot er dagegen; ſie ſchieden und gingen
Zu den ſeinigen jeder, und er in ſeiner Behauſung
Fand ſein Weib Frau Ermelyn wohl; ſie grüßt' ihn mit Freuden,
Fragte nach ſeinem Verdruß und wie er wieder entkommen?
Reineke ſagte: mir iſt es gelungen, ich habe mich wieder
In die Gunſt des Königs gehoben, ich werde wie vormals
Wieder im Rathe mich finden, und unſerm ganzen Geſchlechte
Wird es zur Ehre gedeihn. Er hat mich zum Kanzler des Reiches
Laut vor allen ernannt und mir das Siegel befohlen.
Alles was Reineke thut und ſchreibt, es bleibet für immer
Wohlgethan und geſchrieben, das mag ſich jeglicher merken!

Unterwieſen hab' ich den Wolf in wenig Minuten
Und er klagt mir nicht mehr. Geblendet iſt er, verwundet
Und beſchimpft ſein ganzes Geſchlecht; ich hab' ihn gezeichnet!
Wenig nützt er künftig der Welt. Wir kämpften zuſammen,
Und ich hab' ihn untergebracht. Er wird mir auch ſchwerlich
Wieder geſund. Was liegt mir daran? Ich bleibe ſein Vormann,
Aller ſeiner Geſellen die mit ihm halten und ſtehen.

Reinekens Frau vergnügte ſich ſehr, ſo wuchs auch den beyden
Kleinen Knaben der Muth bey ihres Vaters Erhöhung.
Und ſie ſagten unter einander: vergnügliche Tage
Leben wir nun, von allen verehrt und denken indeſſen
Unſre Burg nur feſter zu machen und ſorglos zu leben.

Hochgeehrt iſt Reineke nun! Zur Weisheit bekehre
Bald ſich jeder, und meide das Böſe, verehre die Tugend!
Dieſes iſt der Sinn des Geſangs, in welchem der Dichter
Fabel und Wahrheit gemiſcht, damit ihr das Böſe vom Guten
Sondern möget, und ſchätzen die Weisheit, damit auch die Käufer
Dieſes Buchs vom Laufe der Welt ſich täglich belehren.
Denn ſo iſt es beſchaffen, ſo wird es bleiben und alſo
Endigt ſich unſer Gedicht von Reinekens Weſen und Thaten:
Uns verhelfe der Herr zur ewigen Herrlichkeit! Amen.

Hermann und Dorothea.

Kalliope.

Schickſal und Antheil.

Hab' ich den Markt und die Straßen doch nie ſo einſam geſehen!
Iſt doch die Stadt wie gekehrt! wie ausgeſtorben! Nicht funfzig,
Däucht mir, blieben zurück, von allen unſern Bewohnern.
Was die Neugier nicht thut! So rennt und läuft nun ein jeder,
Um den traurigen Zug der armen Vertriebnen zu ſehen.
Bis zum Dammweg, welchen ſie ziehn, iſt's immer ein Stündchen,
Und da läuft man hinab, im heißen Staube des Mittags.
Möcht' ich mich doch nicht rühren vom Platz, um zu ſehen das Elend
Guter fliehender Menſchen, die nun, mit geretteter Habe,
Leider, das überrheiniſche Land, das ſchöne, verlaſſend,
Zu uns herüber kommen, und durch den glücklichen Winkel
Dieſes fruchtbaren Thals und ſeiner Krümmungen wandern.
Trefflich haſt du gehandelt, o Frau, daß du milde den Sohn fort
Schickteſt, mit altem Linnen und etwas Eſſen und Trinken,
Um es den Armen zu ſpenden; denn Geben iſt Sache des Reichen.

Was der Junge doch fährt! und wie er bändigt die Hengſte!
Sehr gut nimmt das Kütſchchen ſich aus, das neue; bequemlich
Säßen Viere darinn, und auf dem Bocke der Kutſcher.
Diesmal fuhr er allein; wie rollt es leicht um die Ecke!
So ſprach, unter dem Thore des Hauſes ſitzend am Markte,
Wohlbehaglich, zur Frau der Wirth zum goldenen Löwen.

Und es verſetzte darauf die kluge, verſtändige Hausfrau:
Vater, nicht gerne verſchenk' ich die abgetragene Leinwand;
Denn ſie iſt zu manchem Gebrauch und für Geld nicht zu haben,
Wenn man ihrer bedarf. Doch heute gab ich ſo gerne
Manches beſſere Stück an Ueberzügen und Hemden;
Denn ich hörte von Kindern und Alten, die nackend daher gehn.
Wirſt du mir aber verzeihn? denn auch dein Schrank iſt geplündert.
Und beſonders den Schlafrock mit indianiſchen Blumen,
Von dem feinſten Cattun, mit feinem Flanelle gefüttert,
Gab ich hin; er iſt dünn und alt und ganz aus der Mode.

Aber es lächelte drauf der treffliche Hauswirth, und ſagte:
Ungern vermiß ich ihn doch, den alten cattunenen Schlafrock,
Echt oſtindiſchen Stoffs; ſo etwas kriegt man nicht wieder.
Wohl! ich trug ihn nicht mehr. Man will jetzt freylich, der Mann ſoll
Immer gehn im Surtout und in der Pelerine ſich zeigen,
Immer geſtiefelt ſeyn; verbannt iſt Pantoffel und Mütze.

Siehe! verſetzte die Frau, dort kommen ſchon Einige wieder,
Die den Zug mit geſehn; er muß doch wohl ſchon vorbey ſeyn.

Seht, wie allen die Schuhe ſo ſtaubig ſind! wie die Geſichter
Glühen! und jeglicher führt das Schnupftuch, und wiſcht ſich
den Schweiß ab.
Möcht' ich doch auch, in der Hitze, nach ſolchem Schauſpiel
ſo weit nicht
Laufen und leiden! Fürwahr, ich habe genug am Erzählten.

Und es ſagte darauf der gute Vater mit Nachdruck:
Solch ein Wetter iſt ſelten zu ſolcher Erndte gekommen,
Und wir bringen die Frucht herein, wie das Heu ſchon herein iſt,
Trocken; der Himmel iſt hell, es iſt kein Wölkchen zu ſehen,
Und von Morgen wehet der Wind mit lieblicher Kühlung.
Das iſt beſtändiges Wetter! und überreif iſt das Korn ſchon;
Morgen fangen wir an zu ſchneiden die reichliche Erndte.

Als er ſo ſprach, vermehrten ſich immer die Scharen
der Männer
Und der Weiber, die über den Markt ſich nach Hauſe begaben;
Und ſo kam auch zurück mit ſeinen Töchtern gefahren
Rasch, an die andere Seite des Markts, der begüterte Nachbar,
An ſein erneuertes Haus, der erſte Kaufmann des Ortes,
Im geöffneten Wagen, (er war in Landau verfertigt.)
Lebhaft wurden die Gaſſen; denn wohl war bevölkert das
Städtchen,
Mancher Fabriken befliß man ſich da, und manches Gewerkes.

Und ſo ſaß das traute Paar, ſich, unter dem Thorweg,
Ueber das wandernde Volk mit mancher Bemerkung ergetzend.
Endlich aber begann die würdige Hausfrau, und ſagte:
Seht! dort kommt der Prediger her; es kommt auch der Nachbar

Apotheker mit ihm: die ſollen uns alles erzählen,
Was ſie draußen geſehn und was zu ſchauen nicht froh macht.

Freundlich kamen heran die Beyden, und grüßten das Ehepaar,
Setzten ſich auf die Bänke, die hölzernen, unter dem Thorweg,
Staub von den Füßen ſchüttelnd, und Luft mit dem Tuche ſich fächelnd.
Da begann denn zuerſt, nach wechſelſeitigen Grüßen,
Der Apotheker zu ſprechen und ſagte, beynahe verdrießlich:
So ſind die Menſchen fürwahr! und einer iſt doch wie der andre,
Daß er zu gaffen ſich freut, wenn den Nächſten ein Unglück befället!
Läuft doch jeder, die Flamme zu ſehn, die verderblich emporſchlägt,
Jeder den armen Verbrecher, der peinlich zum Tode geführt wird.
Jeder ſpaziert nun hinaus, zu ſchauen der guten Vertriebnen Elend, und niemand bedenkt, daß ihn das ähnliche Schickſal
Auch, vielleicht zunächſt, betreffen kann, oder doch künftig.
Unverzeiblich find' ich den Leichtſinn; doch liegt er im Menſchen.

Und es ſagte darauf der edle verſtändige Pfarrherr,
Er, die Zierde der Stadt, ein Jüngling näher dem Manne.
Dieſer kannte das Leben, und kannte der Hörer Bedürfniß,
War vom hohen Werthe der heiligen Schriften durchdrungen,
Die uns der Menſchen Geſchick enthüllen, und ihre Geſinnung;
Und ſo kannt' er auch wohl die beſten weltlichen Schriften.
Dieſer ſprach: ich tadle nicht gerne, was immer dem Menſchen

Zur

Für unſchädliche Triebe die gute Mutter Natur gab;
Denn was Verſtand und Vernunft nicht immer vermögen,
vermag oft
Solch ein glücklicher Hang, der unwiderſtehlich uns leitet.
Lockte die Neugier nicht den Menſchen mit heftigen Reizen,
Sagt! erführ' er wohl je, wie ſchön ſich die weitlichen Dinge
Gegen einander verhalten? Denn erſt verlangt er das Neue,
Suchet das Nützliche dann mit unermüdetem Fleiße;
Endlich begehrt er das Gute, das ihn erhebet und werth macht.
In der Jugend iſt ihm ein froher Gefährte der Leichtſinn,
Der die Gefahr ihm verbirgt, und heilſam geſchwinde die
Spuren
Tilget, des ſchmerzlichen Uebels, ſobald es nur irgend vorbeyzog.
Freylich iſt er zu preiſen, der Mann, dem in reiferen Jahren
Sich der geſetzte Verſtand aus ſolchem Frohſinn entwickelt,
Der im Glück, wie im Unglück, ſich eifrig und thätig beſtrebet;
Denn das Gute bringt er hervor und erſetzet den Schaden.

Freundlich begann ſogleich die ungeduldige Hausfrau:
Saget uns, was Ihr geſehn; denn das begehrt' ich zu wiſſen.

Schwerlich, verſetzte darauf der Apotheker mit Nachdruck,
Werd' ich ſo bald mich freun nach dem, was ich alles erfahren.
Und wer erzählet es wohl, das mannigfaltigſte Elend!
Schon von ferne ſahn wir den Staub, noch eh wir die Wieſen
Abwärts kamen; der Zug war ſchon von Hügel zu Hügel
Unabſehlich dahin, man konnte wenig erkennen.
Als wir nun aber den Weg, der quer durchs Thal geht,
erreichten,

War Gedräng' und Getümmel noch groß der Wandrer und Wagen.
Leider ſahen wir noch genug der Armen vorbeyziehn,
Konnten einzeln erfahren, wie bitter die ſchmerzliche Flucht ſey,
Und wie froh das Gefühl des eilig geretteten Lebens.
Traurig war es zu ſehn, die mannigfaltige Habe,
Die ein Haus nur verbirgt, das wohlverſehne, und die ein
Guter Wirth umher an die rechten Stellen geſetzt hat,
Immer bereit zum Gebrauche, denn alles iſt nöthig und nützlich;
Nun zu ſehen das alles, auf mancherley Wagen und Karren
Durch einander geladen, mit Uebereilung geflüchtet.
Ueber dem Schranke lieget das Sieb und die wollene Decke;
In dem Backtrog das Bett, und das Leintuch über dem Spiegel.
Ach! und es nimmt die Gefahr, wie wir beym Brande vor zwanzig
Jahren auch wohl geſehn, dem Menſchen alle Beſinnung,
Daß er das Unbedeutende faßt, und das Theure zurücklaßt.
Alſo führten auch hier, mit unbeſonnener Sorgfalt,
Schlechte Dinge ſie fort, die Ochſen und Pferde beſchwerend:
Alte Bretter und Fäſſer, den Gänſeſtall und den Käfig.
Auch ſo keuchten die Weiber und Kinder mit Bündeln ſich ſchleppend,
Unter Körben und Putten voll Sachen keines Gebrauches;
Denn es verläßt der Menſch ſo ungern das Letzte der Habe.
Und ſo zog auf dem ſtaubigen Weg der drängende Zug fort,
Ordnungsloß und verwirrt. Mit ſchwächeren Thieren, der eine,
Wünſchte langſam zu fahren, ein anderer emſig zu eilen.
Da entſtand ein Geſchrey der gequetſchten Weiber und Kinder,
Und ein Blöken des Viehes, dazwiſchen der Hunde Gebelfer,

Und ein Wehlaut der Alten und Kranken, die hoch auf dem ſchweren
Uebergepackten Wagen auf Betten ſaßen und ſchwankten.
Aber, aus dem Gleiſe gedrängt, nach dem Rande des Hochwegs
Irrte das knarrende Rad; es ſtürzt' in den Graben das Fuhrwerk,
Umgeſchlagen, und weithin entſtürzten im Schwunge die Menſchen,
Mit entſetzlichem Schreyn, in das Feld hin, aber doch glücklich.
Später ſtürzten die Kaſten, und fielen näher dem Wagen.
Wahrlich, wer im Fallen ſie ſah, der erwartete nun ſie
Unter der Laſt der Kiſten und Schränke zerſchmettert zu ſchauen.
Und ſo lag zerbrochen der Wagen, und hülflos die Menſchen;
Denn die übrigen gingen und zogen eilig vorüber,
Nur ſich ſelber bedenkend und hingeriſſen vom Strome.
Und wir eilten hinzu, und fanden die Kranken und Alten,
Die zu Hauſ' und im Bett ſchon kaum ihr dauerndes Leiden
Trügen, hier auf dem Boden, beſchädigt, ächzen und jammern,
Von der Sonne verbrannt und erſtickt vom wogenden Staube.

Und es ſagte darauf, gerührt, der menſchliche Hauswirth;
Möge doch Hermann ſie treffen und ſie erquicken und kleiden.
Ungern würd' ich ſie ſehn; mich ſchmerzt der Anblick des Jammers.
Schon von dem erſten Bericht ſo großer Leiden gerühret,
Schickten wir eilend ein Scherflein von unſerm Ueberfluß, daß nur
Einige würden geſtärkt, und ſchienen uns ſelber beruhigt.
Aber laßt uns nicht mehr die traurigen Bilder erneuern:

Denn es beſchleichet die Furcht gar bald die Herzen der Menſchen,
Und die Sorge, die mehr als ſelbſt mir das Uebel verhaßt iſt.
Tretet herein in den hinteren Raum, das kühlere Sälchen.
Nie ſcheint Sonne dahin, nie dringet wärmere Luft dort
Durch die ſtärkeren Mauern; und Mütterchen bringt uns ein Gläschen
Drey und achtziger her, damit wir die Grillen vertreiben.
Hier iſt nicht freundlich zu trinken; die Fliegen umſummen die Gläſer.
Und ſie giengen dahin und freuten ſich alle der Kühlung.

Sorgſam brachte die Mutter des klaren herrlichen Weines,
In geſchliffener Flaſche auf blankem, zinnernen Runde,
Mit den grünlichen Römern, den echten Bechern des Rheinweins. —
Und ſo ſitzend umgaben die Drey den glänzend gebohnten,
Runden, braunen Tiſch, er ſtand auf mächtigen Füßen.
Heiter klangen ſogleich die Gläſer des Wirthes und Pfarrers;
Doch unbeweglich hielt der Dritte denkend das ſeine,
Und es fordert' ihn auf der Wirth, mit freundlichen Worten.

Friſch, Herr Nachbar, getrunken! denn noch bewahrte vor Unglück
Gott uns gnädig, und wird auch künftig uns alſo bewahren.
Denn wer erkennet es nicht, daß ſeit dem ſchrecklichen Brande,
Da er ſo hart uns geſtraft, er uns nun beſtändig erfreut hat,
Und beſtändig beſchützt, ſo wie der Menſch ſich des Auges
Köſtlichen Apfel bewahrt, der vor allen Gliedern ihm lieb iſt.
Sollt' er fernerhin nicht uns ſchützen und Hülfe bereiten?

Denn man ſieht es erſt recht, wie viel er vermag, in Gefahren;
Sollt' er die blühende Stadt, die er erſt durch fleißige Bürger
Neu aus der Aſche gebaut und dann ſie reichlich geſegnet,
Jetzo wieder zerſtören und alle Bemühung vernichten?

Heiter ſagte darauf der treffliche Pfarrer, und milde:
Haltet am Glauben feſt, und feſt an dieſer Geſinnung;
Denn ſie macht im Glücke verſtändig und ſicher, im Unglück
Reicht ſie den ſchönſten Troſt und belebt die herrlichſte Hoffnung.

Da verſetzte der Wirth, mit männlichen klugen Gedanken:
Wie begrüßt' ich ſo oft mit Staunen die Fluthen des Rheinſtroms,
Wenn ich, reiſend nach meinem Geſchäft, ihm wieder mich nahte!
Immer ſchien er mir groß, und erhob mir Sinn und Gemüthe;
Aber ich konnte nicht denken, daß bald ſein liebliches Ufer
Sollte werden ein Wall, um abzuwehren den Franken,
Und ſein verbreitetes Bett ein allverhindernder Graben.
Seht, ſo ſchützt die Natur, ſo ſchützen die wackeren Deutſchen
Und ſo ſchützt uns der Herr; wer wollte thöricht verzagen?
Müde ſchon ſind die Streiter, und alles deutet auf Frieden.
Möge doch auch, wenn das Feſt, das lang' erwünſchte, gefeiert
Wird, in unſerer Kirche, die Glocke dann tönt zu der Orgel,
Und die Trompete ſchmettert, das hohe Te Deum begleitend, —
Möge mein Hermann doch auch an dieſem Tage, Herr Pfarrer,
Mit der Braut, entſchloſſen, vor Euch, am Altare, ſich ſtellen,
Und das glückliche Feſt, in allen den Landen begangen,
Auch mir künftig erſcheinen, der häuslichen Freuden ein Jahrstag!

Aber ungern ſeh' ich den Jüngling, der immer ſo thätig
Mir in dem Hauſe ſich regt, nach außen langſam und ſchüchtern.
Wenig findet er Luſt ſich unter Leuten zu zeigen;
Ja, er vermeidet ſogar der jungen Mädchen Geſellſchaft,
Und den fröhlichen Tanz, den alle Jugend begehret.

Alſo ſprach er und horchte. Man hörte der ſtampfenden Pferde
Fernes Getöſe ſich nahn, man hörte den rollenden Wagen,
Der mit gewaltiger Eile nun donnert' unter den Thorweg.

Terpſichore.

Hermann.

Als nun der wohlgebildete Sohn ins Zimmer hereintrat,
Schaute der Prediger ihm mit ſcharfen Blicken entgegen,
Und betrachtete ſeine Geſtalt und ſein ganzes Benehmen,
Mit dem Auge des Forſchers, der leicht die Mienen enträthſelt;
Lächelte dann, und ſprach zu ihm mit traulichen Worten:
Kommt Ihr doch als ein veränderter Menſch! Ich habe noch niemals
Euch ſo munter geſehn und Eure Blicke ſo lebhaft.
Fröhlich kommt Ihr und heiter; man ſieht, Ihr habet die Gaben
Unter die Armen vertheilt und ihren Segen empfangen.

Ruhig erwiederte drauf der Sohn, mit ernſtlichen Worten:
Ob ich löblich gehandelt? ich weiß es nicht; aber mein Herz hat
Mich geheißen zu thun, ſo wie ich genau nun erzähle.
Mutter, Ihr kramtet ſo lange, die alten Stücke zu ſuchen
Und zu wählen; nur ſpät war erſt das Bündel zuſammen,
Auch der Wein und das Bier ward langſam, feierlich gepacket.
Als ich nun endlich vors Thor und auf die Straße hinauskam,

Strömte zurück die Menge der Bürger mit Weibern und Kindern,
Mir entgegen; denn fern war schon der Zug der Vertriebnen.
Schneller hielt ich mich dran, und fuhr behende dem Dorf zu,
Wo sie, wie ich gehört, heut' übernachten und rasten.
Als ich nun meines Weges die neue Straße hinanfuhr,
Fiel mir ein Wagen ins Auge, von tüchtigen Bäumen gefüget,
Von zwey Ochsen gezogen, den größten und stärksten des Auslands,
Neben der aber gieng, mit starken Schritten, ein Mädchen,
Lenkte mit langem Stabe die beyden gewaltigen Thiere,
Trieb sie an und hielt sie zurück, sie leitete klüglich.
Als mich das Mädchen erblickte, so trat sie den Pferden gelassen
Näher und sagte zu mir: nicht immer war es mit uns so
Jammervoll, als ihr uns heut' auf diesen Wegen erblicktet.
Noch nicht bin ich gewohnt, vom Fremden die Gabe zu heischen,
Die er oft ungern giebt, um los zu werden den Armen;
Aber mich dränget die Noth zu reden. Hier auf dem Strohe
Liegt die erst entbundene Frau des reichen Besitzers,
Die ich mit Stieren und Wagen noch kaum, die Schwang're, gerettet.
Spät nur kommen wir nach, und kaum das Leben erhielt sie.
Nun liegt, neugeboren, das Kind ihr nackend im Arme,
Und mit wenigem nur vermögen die Unsern zu helfen,
Wenn wir im nächsten Dorf, wo wir heute zu rasten gedenken,
Auch sie finden, wiewohl ich fürchte, sie sind schon vorüber.
Wär' Euch irgend von Leinwand nur was Entbehrliches, wenn ihr
Hier aus der Nachbarschaft seyd, so spendet's gütig den Armen.

Alſo ſprach ſie, und matt erhob ſich vom Strohe die bleiche
Wöchnerinn, ſchaute nach mir; ich aber ſagte dagegen:
Guten Menſchen, fürwahr, ſpricht oft ein himmliſcher Geiſt zu,
Daß ſie fühlen die Noth, die dem armen Bruder bevorſteht;
Denn ſo gab mir die Mutter, im Vorgefühle von Eurem
Jammer, ein Bündel, ſogleich es der nackten Nothdurft zu
reichen.
Und ich löſ'te die Knoten der Schnur, und gab ihr den
Schlafrock
Unſers Vaters dahin, und gab ihr Hemden und Leintuch.
Und ſie dankte mit Freuden, und rief: der Glückliche glaubt nicht,
Daß noch Wunder geſchehn; denn nur im Elend erkennt man
Gottes Hand und Finger, der gute Menſchen zum Guten
Leitet. Was er durch Euch an uns thut, thu' er Euch ſelber.
Und ich ſah die Wöchnerinn froh die verſchiedene Leinwand,
Aber beſonders den weichen Flanell des Schlafrocks befühlen.
Eilen wir, ſagte zu ihr die Jungfrau, dem Dorf zu, in welchem
Unſre Gemeine ſchon raſtet und dieſe Nacht durch ſich aufhält;
Dort beſorg' ich ſogleich das Kinderzeug, alles und jedes.
Und ſie grüßte mich noch, und ſprach den herzlichſten Dank aus,
Trieb die Ochſen; da gieng der Wagen. Ich aber verweilte,
Hielt die Pferde noch an; denn Zwieſpalt war mir im Herzen,
Ob ich mit eilenden Roſſen das Dorf erreichte, die Speiſen
Unter das übrige Volk zu ſpenden, oder ſogleich hier
Alles dem Mädchen gäbe, damit ſie es weislich vertheilte.
Und ich entſchied mich gleich in meinem Herzen, und fuhr ihr
Sachte nach, und erreichte ſie bald, und ſagte behende:
Gutes Mädchen, mir hat die Mutter nicht Leinwand alleine
Auf den Wagen gegeben, damit ich den Nackten bekleide,
Sondern ſie fügte dazu noch Speiſ' und manches Getränke,

Und es iſt mir genug davon im Kaſten des Wagens.
Nun bin ich aber geneigt, auch dieſe Gaben in deine
Hand zu legen, und ſo erfüll' ich am beſten den Auftrag;
Du vertheilſt ſie mit Sinn, ich müßte dem Zufall gehorchen.
Drauf verſetzte das Mädchen: mit aller Treue verwend' ich
Eure Gaben; der Dürftige ſoll ſich derſelben erfreuen.
Alſo ſprach ſie. Ich öffnete ſchnell die Kaſten des Wagens,
Brachte die Schinken hervor, die ſchweren, brachte die Brote,
Flaſchen Weines und Biers, und reicht' ihr alles und jedes.
Gerne hätt' ich noch mehr ihr gegeben; doch leer war der
Kaſten.
Alles packte ſie drauf zu der Wöchnerinn Füßen, und zog ſo
Weiter; ich eilte zurück mit meinen Pferden der Stadt zu.

Als nun Hermann geendet, da nahm der geſprächige
Nachbar
Gleich das Wort, und rief: o glücklich, wer in den Tagen
Dieſer Flucht und Verwirrung in ſeinem Haus nur allein lebt,
Wem nicht Frau und Kinder zur Seite bange ſich ſchmiegen!
Glücklich fühl' ich mich jetzt; ich möcht' um vieles nicht heute
Vater heißen und nicht für Frau und Kinder beſorgt ſeyn.
Oefters dacht' ich mir auch ſchon die Flucht, und habe die beſten
Sachen zuſammengepackt, das alte Geld und die Ketten
Meiner ſeligen Mutter, wovon noch nichts verkauft iſt.
Freylich bliebe noch vieles zurück, das ſo leicht nicht ge-
ſchafft wird.
Selbſt die Kräuter und Wurzeln, mit vielem Fleiße geſammelt,
Miſt' ich ungern, wenn auch der Werth der Waare nicht
groß iſt.
Bleibt der Proviſor zurück, ſo geh' ich getröſtet von Hauſe.

Hab' ich die Baarſchaft gerettet und meinen Körper, ſo hab' ich
Alles gerettet; der einzelne Mann entfliehet am leichtſten.

Nachbar, verſetzte darauf der junge Hermann, mit
Nachdruck:
Keinesweges denk' ich wie Ihr; und tadle die Rede.
Iſt wohl der ein würdiger Mann, der, im Glück und im
Unglück,
Sich nur allein bedenkt, und Leiden und Freuden zu theilen
Nicht verſtehet, und nicht dazu von Herzen bewegt wird?
Lieber möcht' ich, als je, mich heute zur Heirat entſchließen;
Denn manch gutes Mädchen bedarf des ſchützenden Mannes,
Und der Mann des erheiternden Weibs, wenn ihm Unglück
bevorſteht.

Lächelnd ſagte darauf der Vater: ſo hör' ich dich gerne!
Solch ein vernünftiges Wort haſt du mir ſelten geſprochen.

Aber es fiel ſogleich die gute Mutter behend ein:
Sohn, fürwahr! du haſt Recht; wir Eltern gaben das
Beyſpiel.
Denn wir haben uns nicht an fröhlichen Tagen erwählet,
Und uns knüpfte vielmehr die traurigſte Stunde zuſammen.
Montag Morgens — ich weiß es genau; denn Tages vor-
her war
Jener ſchreckliche Brand, der unſer Städtchen verzehrte —
Zwanzig Jahre ſind's nun; es war ein Sonntag wie heute,
Heiß und trocken die Zeit, und wenig Waſſer im Orte.
Alle Leute waren, ſpazierend in feſtlichen Kleidern,
Auf den Dörfern vertheilt und in den Scheuren und Mühlen.

Und am Ende der Stadt begann das Feuer. Der Brand lief
Eilig die Straßen hindurch, erzeugend ſich ſelber den Zugwind.
Und es brannten die Scheunen der reichgeſammelten Erndte,
Und es brannten die Straßen bis zu dem Markt, und das Haus war
Meines Vaters hierneben verzehrt, und dieſes zugleich mit.
Wenig flüchteten wir. Ich ſaß, die traurige Nacht durch,
Vor der Stadt auf dem Anger, die Kaſten und Betten bewahrend;
Doch zuletzt befiel mich der Schlaf, und als nun des Morgens
Mich die Kühlung erweckte, die vor der Sonne herabfällt,
Sah ich den Rauch und die Gluth und die hohlen Mauern und Eſſen.
Da war beklemmt mein Herz; allein die Sonne gieng wieder
Herrlicher auf als je, und flößte mir Muth in die Seele.
Da erhob ich mich eilend. Es trieb mich, die Stätte zu ſehen,
Wo die Wohnung geſtanden, und ob ſich die Hühner gerettet,
Die ich beſonders geliebt; denn kindiſch war mein Gemüth noch.
Als ich nun über die Trümmer des Hauſes und Hofes daher ſtieg,
Die noch rauchten, und ſo die Wohnung wüſt und zerſtört ſah,
Kamſt du zur andern Seite herauf, und durchſuchteſt die Stätte.
Dir war ein Pferd in dem Stalle verſchüttet; die glimmenden Balken
Lagen darüber und Schutt, und nichts zu ſehn war vom Thiere.
Alſo ſtanden wir gegeneinander, bedenklich und traurig:
Denn die Wand war gefallen, die unſere Höfe geſchieden.
Und du faßteſt darauf mich bey der Hand an, und ſagteſt:
Lieschen, wie kommſt du hieher? geh weg! du verbrenneſt die Sohlen;

Denn der Schutt iſt heiß, er ſengt mir die ſtärkeren Stiefeln.
Und du hobeſt mich auf, und trugſt mich herüber, durch deinen Hof weg. Da ſtand noch das Thor des Hauſes mit ſeinem Gewölbe,
Wie es jetzt ſteht; es war allein von Allem geblieben.
Und du ſetzteſt mich nieder und küßteſt mich und ich verwehrt' es.
Aber du ſagteſt darauf mit freundlich bedeutenden Worten:
Siehe, das Haus liegt nieder. Bleib hier, und hilf mir es bauen,
Und ich helfe dagegen auch deinem Vater an ſeinem.
Doch ich verſtand dich nicht, bis du zum Vater die Mutter
Schickteſt und ſchnell das Gelübd der fröhlichen Ehe vollbracht war.
Noch erinn' ich mich heute des halbverbrannten Gebälkes
Freudig, und ſehe die Sonne noch immer ſo herrlich heraufgehn;
Denn mir gab der Tag den Gemahl, es haben die erſten
Zeiten der wilden Zerſtörung den Sohn mir der Jugend gegeben.
Darum lob' ich dich Hermann, daß du mit reinem Vertrauen
Auch ein Mädchen dir denkſt in dieſen traurigen Zeiten,
Und es wagteſt zu freyn im Krieg und über den Trümmern.

Da verſetzte ſogleich der Vater lebhaft und ſagte:
Die Geſinnung iſt löblich, und wahr iſt auch die Geſchichte,
Mütterchen, die du erzählſt; denn ſo iſt alles begegnet.
Aber beſſer iſt beſſer. Nicht einen jeden betrifft es
Anzufangen von vorn ſein ganzes Leben und Weſen;
Nicht ſoll jeder ſich ändern, wie wir und Andere thaten,

O, wie glücklich iſt der, dem Vater und Mutter das Haus ſchon
Wohlbeſtellt übergeben, und der mit Gedeihen es ausziert!
Aller Anfang iſt ſchwer, am ſchwerſten der Anfang der
Wirthſchaft.
Mancherley Dinge bedarf der Menſch, und alles wird täglich
Theurer; da ſeh' er ſich vor, des Geldes mehr zu erwerben.
Und ſo hoff' ich von dir, mein Hermann, daß du mir nächſtens
In das Haus die Braut mit ſchöner Mitgift hereinführeſt;
Denn ein wackerer Mann verdient ein begütertes Mädchen,
Und es behaget ſo wohl, wenn mit dem gewünſchten Weibchen,
Auch in Körben und Kaſten die nützliche Gabe hereinkommt.
Nicht umſonſt bereitet durch manche Jahre die Mutter
Viele Leinwand der Tochter, von feinem und ſtarkem Gewebe;
Nicht umſonſt verehren die Pathen ihr Silbergeräthe,
Und der Vater ſondert im Pulte das ſeltene Goldſtück:
Denn ſie ſoll dereinſt mit ihren Gütern und Gaben
Jenen Jüngling erfreun, der ſie vor allen erwählt hat.
Ja, ich weiß, wie behaglich ein Weibchen im Hauſe ſich findet,
Das ihr eignes Geräth in Küch' und Zimmern erkennet,
Und das Bette ſich ſelbſt und den Tiſch ſich ſelber gedeckt hat.
Nur wohl ausgeſtattet möcht' ich im Hauſe die Braut ſehn;
Denn die Arme wird doch nur zuletzt vom Manne verachtet,
Und er hält ſie als Magd, die als Magd mit dem Bündel
hereinkam.
Ungerecht bleiben die Männer, und die Zeiten der Liebe ver-
gehen.
Ja, mein Hermann, du würdeſt mein Alter höchlich erfreuen,
Wenn du mir bald ins Haus ein Schwiegertöchterchen brächteſt
Aus der Nachbarſchaft her, aus jenem Hauſe, dem grünen.
Reich iſt der Mann fürwahr: ſein Handel und ſeine Fabriken

Machen ihn täglich reicher; denn wo gewinnt nicht der Kaufmann?
Nur drey Töchter ſind da; ſie theilen allein das Vermögen.
Schon iſt die älteſte beſtimmt, ich weiß es; aber die zweyte,
Wie die dritte ſind noch, und vielleicht nicht lange, zu haben.
Wär' ich an deiner Statt, ich hätte bis jetzt nicht gezaudert,
Eins mir der Mädchen geholt, ſo wie ich das Mütterchen forttrug.

Da verſetzte der Sohn beſcheiden dem dringenden Vater:
Wirklich, mein Wille war auch, wie Eurer, eine der Töchter
Unſers Nachbars zu wählen. Wir ſind zuſammen erzogen,
Spielten neben dem Brunnen am Markt in früheren Zeiten,
Und ich habe ſie oft vor der Knaben Wildheit beſchützet.
Doch das iſt lange ſchon her; es bleiben die wachſenden Mädchen
Endlich billig zu Hauſ', und fliehn die wilderen Spiele.
Wohlgezogen ſind ſie gewiß! Ich gieng auch zu Zeiten
Noch aus alter Bekanntſchaft, ſo wie Ihr es wünſchtet, hinüber;
Aber ich konnte mich nie in ihrem Umgang erfreuen.
Denn ſie tadelten ſtets an mir, das mußt' ich ertragen:
Gar zu lang war mein Rock, zu grob das Tuch, und die Farbe
Gar zu gemein, und die Haare nicht recht geſtutzt und gekräuſelt.
Endlich hatt' ich im Sinne, mich auch zu putzen, wie jene
Handelsbübchen, die ſtets am Sonntag drüben ſich zeigen,
Und um die, halbſeiden, im Sommer das Läppchen herumhängt.

Aber noch früh genug merkt' ich, ſie hatten mich immer zum beſten;
Und das war mir empfindlich, mein Stolz war beleidigt: doch mehr noch
Kränkte mich's tief, daß ſo ſie den guten Willen verkannten,
Den ich gegen ſie hegte, beſonders München die jüngſte.
Denn ſo war ich zuletzt an Oſtern hinübergegangen,
Hatte den neuen Rock, der jetzt nur oben im Schrank hängt,
Angezogen und war friſirt wie die übrigen Burſche.
Als ich eintrat, kicherten ſie; doch zog ich's auf mich nicht.
München ſaß am Clavier; es war der Vater zugegen,
Hörte die Töchterchen ſingen, und war entzückt und in Laune.
Manches verſtand ich nicht, was in den Liedern geſagt war;
Aber ich hörte viel von Pamina, viel von Tamino,
Und ich wollte doch auch nicht ſtumm ſeyn! Sobald ſie geendet,
Fragt' ich dem Texte nach, und nach den beyden Perſonen.
Alle ſchwiegen darauf und lächelten; aber der Vater
Sagte: nicht wahr, mein Freund, Er kennt nur Adam und Eva?
Niemand hielt ſich alsdann, und laut auf lachten die Mädchen,
Laut auf lachten die Knaben, es hielt den Bauch ſich der Alte.
Fallen ließ ich den Hut vor Verlegenheit, und das Gelächter
Dauerte fort und fort, ſo viel ſie auch ſangen und ſpielten.
Und ich eilte beſchämt und verdrießlich wieder nach Hauſe,
Hängte den Rock in den Schrank, und zog die Haare herunter
Mit den Fingern, und ſchwur nicht mehr zu betreten die Schwelle.
Und ich hatte wohl recht; denn eitel ſind ſie und liebloß,
Und ich höre, noch heiß' ich bey ihnen immer Tamino.

Da verſetzte die Mutter: du ſollteſt, Hermann, ſo lange

Mit

Mit den Kindern nicht zürnen; denn Kinder ſind ſie ja ſämmtlich.
Minchen fürwahr iſt gut, und war dir immer gewogen;
Neulich fragte ſie noch nach dir. Die ſollteſt du wählen!

Da verſetzte bedenklich der Sohn: ich weiß nicht, es prägte
Jener Verdruß ſich ſo tief bey mir ein, ich möchte fürwahr nicht
Sie am Claviere mehr ſehn und ihre Liedchen vernehmen.

Doch der Vater fuhr auf und ſprach die zornigen Worte:
Wenig Freud' erleb' ich an dir! Ich ſagt' es doch immer,
Als du zu Pferden nur und Luſt nur bezeigteſt zum Acker:
Was ein Knecht ſchon verrichtet des wohlbegüterten Mannes,
Thuſt du; indeſſen muß der Vater des Sohnes entbehren,
Der ihm zur Ehre doch auch vor andern Bürgern ſich zeigte.
Und ſo täuſchte mich früh mit leerer Hoffnung die Mutter,
Wenn in der Schule das Leſen und Schreiben und Lernen dir niemals
Wie den Andern gelang und du immer der Unterſte ſaßeſt.
Freylich! das kommt daher, wenn Ehrgefühl nicht im Buſen
Eines Jünglinges lebt, und wenn er nicht höher hinauf will.
Hätte mein Vater geſorgt für mich, ſo wie ich für dich that,
Mich zur Schule geſendet und mir die Lehrer gehalten,
Ja, ich wäre was anders als Wirth zum goldenen Löwen.

Aber der Sohn ſtand auf und nahte ſich ſchweigend der Thüre,
Langſam und ohne Geräuſch; allein der Vater, entrüſtet,
Rief ihm nach: ſo gehe nur hin! ich kenne den Trotzkopf!

Geh' und führe fortan die Wirthſchaft, daß ich nicht ſcheite;
Aber denke nur nicht, du wolleſt ein bäuriſches Mädchen
Je mir bringen ins Haus, als Schwiegertochter, die Trulle!
Lange hab' ich gelebt und weiß mit Menſchen zu handeln,
Weiß zu bewirthen die Herren und Frauen, daß ſie zufrieden
Von mir weggehn; ich weiß den Fremden gefällig zu ſchmeicheln.
Aber ſo ſoll mir denn auch ein Schwiegertöchterchen endlich
Wiederbegegnen und ſo mir die viele Mühe verſüßen;
Spielen ſoll ſie mir auch das Clavier; es ſollen die ſchönſten,
Beſten Leute der Stadt ſich mit Vergnügen verſammeln,
Wie es Sonntags geſchieht im Hauſe des Nachbars. Da drückte
Leiſe der Sohn auf die Klinke, und ſo verließ er die Stube.

Thalia.

Die Bürger.

Also entwich der bescheidene Sohn der heftigen Rede;
Aber der Vater fuhr in der Art fort, wie er begonnen:
Was im Menschen nicht ist, kommt auch nicht aus ihm, und schwerlich
Wird mich des herzlichsten Wunsches Erfüllung jemals erfreuen,
Daß der Sohn dem Vater nicht gleich sey, sondern ein Beßrer.
Denn was wäre das Haus, was wäre die Stadt, wenn nicht immer
Jeder gedächte mit Lust zu erhalten und zu erneuen,
Und zu verbessern auch, wie die Zeit uns lehrt und das Ausland!
Soll doch nicht als ein Pilz der Mensch dem Boden entwachsen,
Und verfaulen geschwind an dem Platze, der ihn erzeugt hat,
Keine Spur nachlassend von seiner lebendigen Wirkung!
Sieht man am Hause doch gleich so deutlich, weß Sinnes der Herr sey,
Wie man, das Städtchen betretend, die Obrigkeiten beurtheilt.
Denn wo die Thürme verfallen und Mauern, wo in den Gräben
Unrath sich häufet, und Unrath auf allen Gassen herumliegt,
Wo der Stein aus der Fuge sich rückt und nicht wieder gesetzt wird,

Wo der Wallen verfault und das Haus vergeblich die neue
Unterſtützung erwartet: der Ort iſt übel regieret.
Denn wo nicht immer von oben die Ordnung und Reinlich-
keit wirket,
Da gewöhnet ſich leicht der Bürger zu ſchmutzigem Saumſal,
Wie der Bettler ſich auch an lumpige Kleider gewöhnet.
Darum hab' ich gewünſcht, es ſolle ſich Hermann auf Reiſen
Bald begeben, und ſehn zum wenigſten Strasburg und Frankfurt,
Und das freundliche Mannheim, das gleich und heiter gebaut iſt.
Denn wer die Städte geſehn, die großen und reinlichen,
ruht nicht,
Künftig die Vaterſtadt ſelbſt, ſo klein ſie auch ſey, zu verzieren.
Lobt nicht der Fremde bey uns die ausgebeſſerten Thore,
Und den geweißten Thurm und die wohlerneuerte Kirche?
Rühmt nicht jeder das Pflaſter? die waſſerreichen, verdeckten,
Wohlvertheilten Kanäle, die Nutzen und Sicherheit bringen,
Daß dem Feuer ſogleich beym erſten Ausbruch gewehrt ſey,
Iſt das nicht alles geſchehn ſeit jenem ſchrecklichen Brande?
Bauherr war ich ſechsmal im Rath, und habe mir Beyfall,
Habe mir herzlichen Dank von guten Bürgern verdienet,
Was ich angab emſig betrieben, und ſo auch die Anſtalt
Redlicher Männer vollführt, die ſie unvollendet verließen.
So kam endlich die Luſt in jedes Mitglied des Raths.
Alle beſtreben ſich jetzt, und ſchon iſt der neue Chauſſeebau
Feſt beſchloſſen, der uns mit der großen Straße verbindet.
Aber ich fürchte nur ſehr, ſo wird die Jugend nicht handeln!
Denn die einen, ſie denken auf Luſt und vergänglichen Putz nur;
Andere hocken zu Haus' und brüten hinter dem Ofen.
Und das fürcht' ich, ein ſolcher wird Hermann immer mir
bleiben.

Und es verſetzte ſogleich die gute, verſtändige Mutter:
Immer biſt du doch, Vater, ſo ungerecht gegen den Sohn! und
So wird am wenigſten dir dein Wunſch des Guten erfüllet.
Denn wir können die Kinder nach unſerem Sinne nicht formen;
So wie Gott ſie uns gab, ſo muß man ſie haben und lieben,
Sie erziehen aufs beſte und jeglichen laſſen gewähren.
Denn der eine hat die, die andern andere Gaben;
Jeder braucht ſie, und jeder iſt doch nur auf eigene Weiſe
Gut und glücklich. Ich laſſe mir meinen Hermann nicht ſchelten;
Denn, ich weiß es, er iſt der Güter, die er dereinſt erbt,
Werth und ein trefflicher Wirth, ein Muſter Bürgern und Bauern,
Und im Rathe gewiß, ich ſeh' es voraus, nicht der Letzte.
Aber täglich mit Schelten und Tadeln hemmſt du dem Armen
Allen Muth in der Bruſt, ſo wie du es heute gethan haſt.
Und ſie verließ die Stube ſogleich, und eilte dem Sohn nach,
Daß ſie ihn irgendwo fänd' und ihn mit gütigen Worten
Wieder erfreute; denn er, der treffliche Sohn, er verdient' es.

Lächelnd ſagte darauf, ſobald ſie hinweg war, der Vater:
Sind doch ein wunderlich Volk die Weiber, ſo wie die Kinder!
Jedes lebet ſo gern nach ſeinem eignen Belieben,
Und man ſollte hernach nur immer loben und ſtreicheln.
Einmal für allemal gilt das wahre Sprüchlein der Alten:
Wer nicht vorwärts geht, der kommt zurücke! So bleibt es.

Und es verſetzte darauf der Apotheker bedächtig:
Gerne geb' ich es zu, Herr Nachbar, und ſehe mich immer
Selbſt nach dem Beſſeren um, wofern es nicht theuer doch neu iſt;

Aber hilft es fürwahr, wenn man nicht die Fülle des Gelds hat,
Thätig und rührig zu ſeyn und innen und außen zu beſſern?
Nur zu ſehr iſt der Bürger beſchränkt; das Gute vermag er
Nicht zu erlangen, wenn er es kennt. Zu ſchwach iſt ſein Beutel,
Das Bedürfniß zu groß; ſo wird er immer gehindert.
Manches hätt' ich gethan; allein wer ſcheut nicht die Koſten
Solcher Verändrung, beſonders in dieſen gefährlichen Zeiten!
Lange lachte mir ſchon mein Haus im modiſchen Kleidchen,
Lange glänzten durchaus mit großen Scheiben die Fenſter;
Aber wer thut dem Kaufmann es nach, der bey ſeinem Vermögen
Auch die Wege noch kennt, auf welchen das Beſte zu haben?
Seht nur das Haus an da drüben, das neue! Wie prächtig in grünen
Feldern die Stuckatur der weißen Schnörkel ſich ausnimmt!
Groß ſind die Tafeln der Fenſter; wie glänzen und ſpiegeln die Scheiben,
Daß verdunkelt ſtehn die übrigen Häuſer des Marktes!
Und doch waren die unſern gleich nach dem Brande die ſchönſten,
Die Apotheke zum Engel, ſo wie der goldene Löwe.
So war mein Garten auch in der ganzen Gegend berühmt, und
Jeder Reiſende ſtand und ſah durch die rothen Stacketen
Nach den Bettlern von Stein, und nach den farbigen Zwergen.
Wem ich den Kaffe dann gar in dem herrlichen Grottenwerk reichte,
Das nun freylich verſtaubt und halb verfallen mir daſteht,
Der erfreute ſich doch des farbig ſchimmernden Lichtes
Schöngeordneter Muſcheln; und mit geblendetem Auge
Schaute der Kenner ſelbſt den Perlglanz und die Corallen.

Eben ſo ward in dem Sale die Malerey auch bewundert,
Wo die geputzten Herren und Damen im Garten ſpazieren,
Und mit ſpitzigen Fingern die Blumen reichen und halten.
Ja, wer ſähe das jetzt nur noch an! Ich gehe verdrießlich
Kaum mehr hinaus; denn alles ſoll anders ſeyn und geſchmackvoll,
Wie ſie's heißen, und weiß die Latten und hölzernen Bänke,
Alles iſt einfach und glatt; nicht Schnitzwerk oder Vergoldung
Will man mehr, und es koſtet das fremde Holz nun am meiſten.
Nun, ich wär' es zufrieden, mir auch was Neues zu ſchaffen;
Auch zu gehn mit der Zeit, und oft zu verändern den Hausrath;
Aber es fürchtet ſich jeder, auch nur zu rücken das Kleinſte,
Denn wer vermöchte wohl jetzt die Arbeitsleute zu zahlen?
Neulich kam mir's in Sinn, den Engel Michael wieder,
Der mir die Officin bezeichnet, vergolden zu laſſen,
Und den gräulichen Drachen, der ihm zu Füßen ſich windet;
Aber ich ließ ihn verbräunt, wie er iſt, mich ſchreckte die
Forderung.

Euterpe.

Mutter und Sohn.

Alſo ſprachen die Männer ſich unterhaltend. Die Mutter
Gieng indeſſen, den Sohn erſt vor dem Hauſe zu ſuchen,
Auf der ſteinernen Bank, wo ſein gewöhnlicher Sitz war.
Als ſie daſelbſt ihn nicht fand, ſo gieng ſie, im Stalle zu ſchauen,
Ob er die herrlichen Pferde, die Hengſte, ſelber beſorgte,
Die er als Fohlen gekauft und die er niemand vertraute.
Und es ſagte der Knecht: er iſt in den Garten gegangen.
Da durchſchritt ſie behende die langen doppelten Höfe,
Ließ die Ställe zurück und die wohlgezimmerten Scheunen,
Trat in den Garten, der weit bis an die Mauern des Städtchens
Reichte, ſchritt ihn hindurch, und freute ſich jeglichen Wachsthums,
Stellte die Stützen zurecht, auf denen beladen die Aeſte
Nickten des Apfelbaums, wie des Birnbaums laſtende Zweige,
Nahm gleich einige Raupen vom kräftig ſtrotzenden Kohl weg;
Denn ein geſchäftiges Weib thut keine Schritte vergebens.
Alſo war ſie ans Ende des langen Gartens gekommen,
Bis zur Laube mit Geisblatt bedeckt; nicht fand ſie den Sohn da,

Eben ſo wenig als ſie bis jetzt ihn im Garten erblickte.
Aber nur angelehnt war das Pförtchen, das aus der Laube.
Aus beſonderer Gunſt, durch die Mauer des Städtchens gebrochen
Hatte der Ahnherr einſt, der würdige Burgemeiſter.
Und ſo gieng ſie bequem den trocknen Graben hinüber,
Wo an der Straße ſogleich der wohlumzäunete Weinberg
Aufſtieg ſteileren Pfads, die Fläche zur Sonne gekehret.
Auch den ſchritt ſie hinauf, und freute der Fülle der Trauben
Sich im Steigen, die kaum ſich unter den Blättern verbargen.
Schattig war und bedeckt der hohe mittlere Laubgang,
Den man auf Stufen erſtieg von unbehauenen Platten.
Und es hiengen herein Gutedel und Muskateller,
Röthlich blaue darneben von ganz beſonderer Größe,
Alle mit Fleiße gepflanzt, der Gäſte Nachtiſch zu zieren.
Aber den übrigen Berg bedeckten einzelne Stöcke,
Kleinere Trauben tragend, von denen der köſtliche Wein kommt.
Alſo ſchritt ſie hinauf, ſich ſchon des Herbſtes erfreuend
Und des feſtlichen Tags, an dem die Gegend im Jubel
Trauben leſet und tritt, und den Moſt in die Fäſſer verſammelt,
Feuerwerke des Abends von allen Orten und Enden
Leuchten und knallen, und ſo der Erndten ſchönſte geehrt wird.
Doch unruhiger gieng ſie, nachdem ſie dem Sohne gerufen
Zwey- auch dreymal, und nur das Echo vielfach zurückkam,
Das von den Thürmen der Stadt, ein ſehr geſchwätziges, herklang.
Ihn zu ſuchen war ihr ſo fremd; er entfernte ſich niemals
Weit, er ſagt' es ihr denn, um zu verhüten die Sorge
Seiner liebenden Mutter und ihre Furcht vor dem Unfall.
Aber ſie hoffte noch ſtets, ihn doch auf dem Wege zu finden;

Denn die Thüren, die untre, ſo wie die obre, des Weinbergs
Standen gleichfalls offen. Und ſo nun trat ſie ins Feld ein,
Das mit weiter Fläche den Rücken des Hügels bedeckte.
Immer noch wandelte ſie auf eigenem Boden, und freute
Sich der eigenen Saat und des herrlich nickenden Kornes,
Das mit goldener Kraft ſich im ganzen Felde bewegte.
Zwiſchen den Aeckern ſchritt ſie hindurch, auf dem Raine, den Fußpfad,
Hatte den Birnbaum im Auge, den großen, der auf dem Hügel
Stand, die Gränze der Felder, die ihrem Hauſe gehörten.
Wer ihn gepflanzt, man konnt' es nicht wiſſen. Er war in der Gegend
Weit und breit geſehn, und berühmt die Früchte des Baumes.
Unter ihm pflegten die Schnitter des Mahls ſich zu freuen am Mittag,
Und die Hirten des Viehs in ſeinem Schatten zu warten;
Bänke fanden ſie da von rohen Steinen und Raſen.
Und ſie irrete nicht; dort ſaß ihr Hermann und ruhte,
Saß mit dem Arme geſtützt und ſchien in die Gegend zu ſchauen
Jenſeits, nach dem Gebirg', er kehrte der Mutter den Rücken.
Sachte ſchlich ſie hinan, und rührt' ihm leiſe die Schulter.
Und er wandte ſich ſchnell; da ſah ſie ihm Thränen im Auge.

Mutter, ſagt' er betroffen, Ihr überraſcht mich! Und eilig
Trocknet' er ab die Thräne, der Jüngling edlen Gefühles.
Wie? du weineſt, mein Sohn? verſetzte die Mutter betroffen:
Daran kenn' ich dich nicht! ich habe das niemals erfahren!

Sag, was beklemmt dir das Herz? was treibt dich, einsam zu ſitzen
Unter dem Birnbaum hier? was bringt dir Thränen ins Auge?

Und es nahm ſich zuſammen der treffliche Jüngling, und ſagte:
Wahrlich, dem iſt kein Herz im ehernen Buſen, der jetzo
Nicht die Noth der Menſchen, der umgetriebnen, empfindet;
Dem iſt kein Sinn in dem Haupte, der nicht um ſein eigenes Wohl ſich
Und um des Vaterlands Wohl in dieſen Tagen bekümmert.
Was ich heute geſehn und gehört, das rührte das Herz mir;
Und nun ging ich heraus, und ſah die herrliche weite
Landſchaft, die ſich vor uns in fruchtbaren Hügeln umher ſchlingt;
Sah die goldene Frucht den Garben entgegen ſich neigen,
Und ein reichliches Obſt uns volle Kammern verſprechen.
Aber, ach! wie nah iſt der Feind! Die Fluthen des Rheines
Schützen uns zwar; doch ach! was ſind nun Fluthen und Berge
Jenem ſchrecklichen Volke, das wie ein Gewitter daherzieht!
Denn ſie rufen zuſammen aus allen Enden die Jugend,
Wie das Alter, und dringen gewaltig vor, und die Menge
Scheut den Tod nicht; es dringt gleich nach der Menge die Menge.
Ach! und ein Deutſcher wagt in ſeinem Hauſe zu bleiben?
Hofft vielleicht zu entgehen dem alles bedrohenden Unfall?
Liebe Mutter, ich ſag' Euch, am heutigen Tage verdrießt mich,
Daß man mich neulich entſchuldigt, als man die Streitenden auslas
Aus den Bürgern. Fürwahr! ich bin der einzige Sohn nur

Und die Wirthschaft iſt groß, und wichtig unſer Gewerbe.
Aber wär' ich nicht beſſer zu widerſtehen da vorne
An der Gränze, als hier zu erwarten Elend und Knechtſchaft?
Ja, mir hat es der Geiſt geſagt, und im innerſten Buſen
Regt ſich Muth und Begier, dem Vaterlande zu leben
Und zu ſterben, und Andern ein würdiges Beyſpiel zu geben.
Wahrlich, wäre die Kraft der deutſchen Jugend beyſammen,
An der Gränze, verbündet, nicht nachzugeben den Fremden,
O, ſie ſollten uns nicht den herrlichen Boden betreten,
Und vor unſeren Augen die Früchte des Landes verzehren,
Nicht den Männern gebieten und rauben Weiber und Mädchen!
Sehet, Mutter, mir iſt im tiefſten Herzen beſchloſſen,
Bald zu thun und gleich, was recht mir däucht und verſtändig;
Denn wer lange bedenkt, der wählt nicht immer das Beſte.
Sehet, ich werde nicht wieder nach Hauſe kehren! Von hier aus
Geh' ich gerad' in die Stadt, und übergebe den Kriegern
Dieſen Arm und dies Herz, dem Vaterlande zu dienen.
Sage der Vater alsdann, ob nicht der Ehre Gefühl mir
Auch den Buſen belebt, und ob ich nicht höher hinauf will!

Da verſetzte bedeutend die gute verſtändige Mutter,
Stille Thränen vergießend, ſie kamen ihr leichtlich ins Auge:
Sohn, was hat ſich in dir verändert und deinem Gemüthe,
Daß du zu deiner Mutter nicht redeſt, wie geſtern und immer,
Offen und frey, und ſagſt was deinen Wünſchen gemäß iſt?
Hörte jetzt ein Dritter dich reden, er würde fürwahr dich
Kühlich loben und deinen Entſchluß als den edelſten preiſen,
Durch dein Wort verführt und deine bedeutenden Reden.
Doch ich tadle dich nur; denn ſieh', ich kenne dich beſſer.

Du verbirgſt dein Herz, und haſt ganz andre Gedanken.
Denn ich weiß es, dich ruft nicht die Trommel, nicht die Trompete,
Nicht begehrſt du zu ſcheinen in der Montur vor dem Mädchen;
Denn es iſt deine Beſtimmung, ſo wacker und brav du auch ſonſt biſt,
Wohl zu verwahren das Haus und ſtille das Feld zu beſorgen.
Darum ſage mir frey: was bringt dich zu dieſer Entſchließung?

Ernſthaft ſagte der Sohn: Ihr irret Mutter. Ein Tag iſt
Nicht dem anderen gleich. Der Jüngling reifet zum Manne;
Beſſer im Stillen reift er zur That oft, als im Geräuſche
Wilden, ſchwankenden Lebens, das manchen Jüngling verderbt hat.
Und ſo ſtill ich auch bin und war, ſo hat in der Bruſt mir
Doch ſich gebildet ein Herz, das Unrecht haſſet und Unbill,
Und ich verſtehe recht gut die weltlichen Dinge zu ſondern;
Auch hat die Arbeit den Arm und die Füße mächtig geſtärket.
Alles, fühl' ich, iſt wahr; ich darf es kühnlich behaupten.
Und doch tadelt Ihr mich mit Recht, o Mutter, und habt mich
Auf halbwahren Worten ertappt und halber Verſtellung.
Denn, geſteh' ich es nur, nicht ruft die nahe Gefahr mich
Aus dem Hauſe des Vaters, und nicht der hohe Gedanke,
Meinem Vaterland hülfreich zu ſeyn und ſchrecklich den Feinden.
Worte waren es nur, die ich ſprach; ſie ſollten vor Euch nur
Meine Gefühle verſtecken, die mir das Herz zerreißen.
Und ſo laßt mich, o Mutter! Denn da ich vergebliche Wünſche
Hege im Buſen, ſo mag auch mein Leben vergeblich dahin gehn.

Denn ich weiß es recht wohl: der Einzelne ſchadet ſich ſelber,
Der ſich hingiebt, wenn ſich nicht Alle zum Ganzen beſtreben.

Fahre nur fort, ſo ſagte darauf die verſtändige Mutter,
Alles mir zu erzählen, das Gröſte wie das Geringſte;
Denn die Männer ſind heftig, und denken nur immer das Letzte,
Und die Hinderniß treibt die Heftigen leicht von dem Wege;
Aber ein Weib iſt geſchickt, auf Mittel zu denken, und wandelt
Auch den Umweg, geſchickt zu ihrem Zweck zu gelangen.
Sage mir alles daher, warum du ſo heftig bewegt biſt,
Wie ich dich niemals geſehn, und das Blut dir wallt in den Adern,
Wider Willen die Thräne dem Auge ſich dringt zu entſtürzen.

Da überließ ſich dem Schmerze der gute Jüngling, und weinte,
Weinte laut an der Bruſt der Mutter, und ſprach ſo erweichet:
Wahrlich! des Vaters Wort hat heute mich kränkend getroffen,
Das ich niemals verdient, nicht heut' und keinen der Tage.
Denn die Eltern zu ehren, war früh mein Liebſtes, und niemand
Schien mir klüger zu ſeyn und weiſer, als die mich erzeugten,
Und mit Ernſt mir in dunkeler Zeit der Kindheit geboten.
Vieles hab' ich fürwahr von meinen Geſpielen geduldet,
Wenn ſie mit Tücke mir oft den guten Willen vergalten;
Oftmals hab' ich an ihnen nicht Wurf noch Streiche gerochen:
Aber ſpotteten ſie mir den Vater aus, wenn er Sonntags

Aus der Kirche kam mit würdig bedächtigem Schritte;
Lachten sie über das Band der Muse, die Blumen des Schlafrocks,
Den er so stattlich trug und der erst heute verschenkt ward:
Fürchterlich ballte sich gleich die Faust mir; mit grimmigem Wüthen
Fiel ich sie an und schlug und traf, mit blindem Beginnen,
Ohne zu sehen wohin. Sie heulten mit blutigen Nasen,
Und entrissen sich kaum den wüthenden Tritten und Schlägen.
Und so wuchs ich heran, um viel vom Vater zu dulden,
Der, statt Anderer, mich gar oft mit Worten herum nahm,
Wenn bey Rath ihm Verdruß in der letzten Sitzung erregt ward;
Und ich büßte den Streit und die Ränke seiner Collegen.
Oftmals habt Ihr mich selbst bedauert; denn vieles ertrug ich,
Stets in Gedanken der Eltern von Herzen zu ehrende Wohlthat,
Die nur sinnen, für uns zu mehren die Hab' und die Güter,
Und sich selber Manches entziehn, um zu sparen den Kindern.
Aber, ach! nicht das Sparen allein, um spät zu genießen,
Macht das Glück, es macht nicht das Glück der Hause beym Hausen,
Nicht der Acker am Acker, so schön sich die Güter auch schließen.
Denn der Vater wird alt, und mit ihm altern die Söhne,
Ohne die Freude des Tags, und mit der Sorge für morgen.
Sagt mir, und schauet hinab, wie herrlich liegen die schönen,
Reichen Gebreite nicht da, und unten Weinberg und Gärten,
Dort die Scheunen und Ställe, die schöne Reihe der Güter
Aber seh' ich dann dort das Hinterhaus, wo an dem Giebel
Sich das Fenster uns zeigt von meinem Stübchen im Dache;
Denk' ich die Zeiten zurück, wie manche Nacht ich den Mond schon

Dort erwartet und ſchon ſo manchen Morgen die Sonne,
Wenn der geſunde Schlaf mir nur wenige Stunden genügte:
Ach! da kommt mir ſo einſam vor, wie die Kammer, der Hof und
Garten, das herrliche Feld, das über die Hügel ſich hinſtreckt;
Alles liegt ſo öde vor mir: ich entbehre der Gattin.

Da antwortete drauf die gute Mutter verſtändig:
Sohn, mehr wünſcheſt du nicht die Braut in die Kammer zu führen,
Daß die werde die Nacht zur ſchönen Hälfte des Lebens,
Und die Arbeit des Tags dir freier und eigener werde,
Als der Vater es wünſcht und die Mutter. Wir haben dir immer
Zugeredet, ja dich getrieben, ein Mädchen zu wählen.
Aber mir iſt es bekannt, und jetzo ſagt es das Herz mir:
Wenn die Stunde nicht kommt, die rechte, wenn nicht das rechte
Mädchen zur Stunde ſich zeigt, ſo bleibt das Wählen im Weiten,
Und es wirket die Furcht, die falſche zu greifen, am meiſten.
Soll ich dir ſagen, mein Sohn, ſo haſt du, ich glaube, gewählet;
Denn dein Herz iſt getroffen und mehr als gewöhnlich empfindlich.
Sag' es gerad nur heraus, denn mir ſchon ſagt es die Seele:
Jenes Mädchen iſt's, das vertriebene, die du gewählt haſt.

Liebe Mutter, Ihr ſagt's! verſetzte lebhaft der Sohn drauf.
Ja, ſie iſt's! und führ' ich ſie nicht als Braut mir nach Hauſe
Heute noch, ziehet ſie fort, verſchwindet vielleicht mir auf immer

In

In der Verwirrung des Kriegs und im traurigen Hin- und Herziehn.

Mutter, ewig umſonſt gedeiht mir die reiche Beſitzung
Dann vor Augen; umſonſt ſind künftige Jahre mir fruchtbar.
Ja, das gewohnte Haus und der Garten iſt mir zuwider;
Ach! und die Liebe der Mutter, ſie ſelbſt nicht tröſtet den Armen.
Denn es löſet die Liebe, das fühl' ich, jegliche Bande,
Wenn ſie die übrigen knüpft; und nicht das Mädchen allein läßt
Vater und Mutter zurück, wenn ſie dem erwählten Mann folgt,
Auch der Jüngling, er weiß nichts mehr von Mutter und Vater,
Wenn er das Mädchen ſieht, das einziggeliebte, davon ziehn.
Darum laſſet mich gehn, wohin die Verzweiflung mich antreibt.
Denn mein Vater, er hat die entſcheidenden Worte geſprochen,
Und ſein Haus iſt nicht mehr das meine, wenn er das Mädchen
Ausſchließt, das ich allein nach Haus zu führen begehre.

Da verſetzte behend die gute verſtändige Mutter:
Stehen wie Felſen doch zwey Männer gegen einander!
Unbewegt und ſtolz will keiner dem andern ſich nähern,
Keiner zum guten Worte, dem erſten, die Zunge bewegen.
Darum ſag' ich dir, Sohn: noch lebt die Hoffnung in meinem
Herzen, daß er ſie dir, wenn ſie gut und brav iſt, verliehe,
Obgleich arm, ſo entſchieden er auch die Arme verſagt hat.
Denn er redet gar manches in ſeiner heftigen Art aus,
Das er doch nicht vollbringt; ſo giebt er auch zu das Verſagte.
Aber ein gutes Wort verlangt er, und kann es verlangen;

Denn er iſt Vater! Auch wiſſen wir wohl, ſein Zorn iſt nach Tiſche,
Wo er heftiger ſpricht und Anderer Gründe bezweifelt,
Nie bedeutend; es reget der Wein dann jegliche Kraft auf
Seines heftigen Wollens, und läßt ihn die Worte der Andern
Nicht vernehmen, er hört und fühlt alleine ſich ſelber.
Aber es kommt der Abend heran, und die vielen Geſpräche
Sind nun zwiſchen ihm und ſeinen Freunden gewechſelt.
Milder iſt er fürwahr, ich weiß, wenn das Räuſchchen vorbey iſt,
Und er das Unrecht fühlt, das er Andern lebhaft erzeigte.
Komm! wir wagen es gleich; das Friſchgewagte geräth nur,
Und wir bedürfen der Freunde, die jetzo bey ihm noch verſammelt
Sitzen; beſonders wird uns der würdige Geiſtliche helfen.

Alſo ſprach ſie bebend, und zog, vom Steine ſich hebend,
Auch vom Sitze den Sohn, den willig folgenden. Beyde
Kamen ſchweigend herunter, den wichtigen Vorſatz bedenkend.

Polyhymnia.

Der Weltbürger.

Aber es ſaßen die Drey noch immer ſprechend zuſammen,
Mit dem geiſtlichen Herrn der Apotheker beym Wirthe;
Und es war das Geſpräch noch immer ebendaſſelbe,
Das viel hin und her nach allen Seiten geführt ward.
Aber der treiſtiche Pfarrer verſetzte, würdig geſinnt, drauf:
Widerſprechen will ich Euch nicht. Ich weiß es, der Menſch ſoll
Immer ſtreben zum Beſſern; und, wie wir ſehen, er ſtrebt auch
Immer dem Höheren nach, zum wenigſten ſucht er das Neue.
Aber geht nicht zu weit! Denn neben dieſen Gefühlen
Gab die Natur uns auch die Luſt zu verharren im Alten,
Und ſich deſſen zu freun, was jeder lange gewohnt iſt.
Aller Zuſtand iſt gut, der natürlich iſt und vernünftig.
Vieles wünſcht ſich der Menſch, und doch bedarf er nur wenig;
Denn die Tage ſind kurz, und beſchränkt der Sterblichen Schickſal.
Niemals tadl' ich den Mann, der immer, thätig und raſtlos
Umgetrieben, das Meer und alle Straßen der Erde
Kühn und emſig befährt und ſich des Gewinnes erfreuet,
Welcher ſich reichlich um ihn und um die Seinen herum häuft:

Aber jener iſt auch mir werth, der ruhige Bürger,
Der ſein väterlich Erbe mit ſtillen Schritten umgehet,
Und die Erde beſorgt, ſo wie es die Stunden gebieten.
Nicht verändert ſich ihm in jedem Jahre der Boden,
Nicht ſtreckt eilig der Baum, der neugepflanzte, die Arme
Gegen den Himmel aus, mit reichlichen Blüten gezieret.
Nein, der Mann bedarf der Geduld; er bedarf auch des reinen,
Immer gleichen, ruhigen Sinns und des graden Verſtandes.
Denn nur wenige Samen vertraut er der nährenden Erde,
Wenige Thiere nur verſteht er, mehrend, zu ziehen;
Denn das Nützliche bleibt allein ſein ganzer Gedanke.
Glücklich, wem die Natur ein ſo geſtimmtes Gemüth gab!
Er ernähret uns Alle. Und Heil dem Bürger des kleinen
Städtchens, welcher ländlich Gewerb mit Bürgergewerb paart!
Auf ihm liegt nicht der Druck, der ängſtlich den Landmann beſchränket;
Ihn verwirrt nicht die Sorge der vielbegehrenden Städter,
Die dem Reicheren ſtets und dem Höheren, wenig vermögend,
Nachzuſtreben gewohnt ſind, beſonders die Weiber und Mädchen.
Segnet immer darum des Sohnes ruhig Bemühen,
Und die Gattin, die einſt er, die gleichgeſinnte, ſich wählet.

Alſo ſprach er. Es trat die Mutter zugleich mit dem Sohn ein,
Führend ihn bey der Hand und vor den Gatten ihn ſtellend.
Vater, ſprach ſie, wie oft gedachten wir, untereinander
Schwatzend, des fröhlichen Tags, der kommen würde, wenn künftig

Hermann, ſeine Braut ſich erwählend, uns endlich erfreute!
Hin und wieder dachten wir da; bald dieſes, bald jenes
Mädchen beſtimmten wir ihm mit elterlichem Geſchwätze.
Nun iſt er kommen der Tag; nun hat die Braut ihm der Himmel
Hergeführt und gezeigt, es hat ſein Herz nun entſchieden.
Sagten wir damals nicht immer: er ſolle ſelber ſich wählen?
Wünſchteſt du nicht noch vorhin, er möchte heiter und lebhaft
Für ein Mädchen empfinden? Nun iſt die Stunde gekommen!
Ja, er hat gefühlt und gewählt, und iſt männlich entſchieden.
Jenes Mädchen iſt's, die Fremde, die ihm begegnet.
Sieh ſie ihm; oder er bleibt, ſo ſchwur er, im ledigen Stande.

Und es ſagte der Sohn: Die gebt mir, Vater! Mein Herz hat
Rein und ſicher gewählt; Euch iſt ſie die würdigſte Tochter.

Aber der Vater ſchwieg. Da ſtand der Geiſtliche ſchnell auf,
Nahm das Wort, und ſprach: der Augenblick nur entſcheidet
Ueber das Leben des Menſchen und über ſein ganzes Geſchicke;
Denn nach langer Berathung iſt doch ein jeder Entſchluß nur
Werk des Moments, es ergreift doch nur der Verſtänd'ge das Rechte.
Immer gefährlicher iſt's, beym Wählen dieſes und jenes
Nebenher zu bedenken und ſo das Gefühl zu verwirren.
Rein iſt Hermann; ich kenn' ihn von Jugend auf; und er ſtrebte
Schon als Knabe die Hände nicht aus nach dieſem und jenem.
Was er begehrte, das war ihm gemäß; ſo hielt er es feſt auch.

Seyd nicht ſcheu und verwundert, daß nun auf einmal erſcheinet,
Was Ihr ſo lange gewünſcht. Es hat die Erſcheinung fürwahr nicht
Jetzt die Geſtalt des Wunſches, ſo wie Ihr ihn etwa geheget.
Denn die Wünſche verhüllen uns ſelbſt das Gewünſchte; die Jahre
Kommen von oben herab, in ihren eignen Geſtalten.
Nun verkennet es nicht, das Mädchen, das Eurem geliebten,
Guten, verſtändigen Sohn zuerſt die Seele bewegt hat.
Glücklich iſt der, dem ſogleich die erſte Geliebte die Hand reicht,
Dem der lieblichſte Wunſch nicht heimlich im Herzen verſchmachtet!
Ja, ich ſeh' es ihm an, es iſt ſein Schickſal entſchieden.
Wahre Neigung vollendet ſogleich zum Manne den Jüngling.
Nicht beweglich iſt er; ich fürchte, verſagt Ihr ihm dieſes,
Gehen die Jahre dahin, die ſchönſten, in traurigem Leben.

Da verſetzte ſogleich der Apotheker bedächtig,
Dem ſchon lange das Wort von der Lippe zu ſpringen bereit war:
Laßt uns auch diesmal doch nur die Mittelſtraße betreten!
Eile mit Weile! das war ſelbſt Kaiſer Auguſtus Deviſe.
Gerne ſchick' ich mich an, den lieben Nachbarn zu dienen,
Meinen geringen Verſtand zu ihrem Nutzen zu brauchen:
Und beſonders bedarf die Jugend, daß man ſie leite.
Laßt mich alſo hinaus; ich will es prüfen, das Mädchen,
Will die Gemeinde befragen, in der ſie lebt und bekannt iſt.
Niemand betrügt mich ſo leicht; ich weiß die Worte zu ſchätzen.

Da verſetzte ſogleich der Sohn mit geflügelten Worten:

Thut es, Nachbar, und geht und erkundigt Euch. Aber ich wünsche,
Daß der Herr Pfarrer sich auch in Eurer Gesellschaft befinde;
Zwey so treffliche Männer sind unverwerfliche Zeugen.
O, mein Vater! sie ist nicht hergelaufen, das Mädchen,
Keine, die durch das Land auf Abenteuer umherschweift,
Und den Jüngling bestrickt, den unerfahrnen, mit Ränken.
Nein; das wilde Geschick des allverderblichen Krieges,
Das die Welt zerstört, und manches feste Gebäude
Schon aus dem Grunde gehoben, hat auch die Arme vertrieben.
Streifen nicht herrliche Männer von hoher Geburt nun im Elend?
Fürsten fliehen vermummt, und Könige leben verbannet.
Ach, so ist auch sie, von ihren Schwestern die beste,
Aus dem Lande getrieben; ihr eignes Unglück vergessend,
Steht sie Anderen bey, ist ohne Hülfe noch hülfreich.
Groß sind Jammer und Noth, die über die Erde sich breiten;
Sollte nicht auch ein Glück aus diesem Unglück hervorgehn,
Und ich, im Arme der Braut, der zuverlässigen Gattin,
Mich nicht erfreuen des Kriegs, so wie Ihr des Brandes Euch freutet?

Da versetzte der Vater, und that bedeutend den Mund auf:
Wie ist, o Sohn, dir die Zunge gelöst't, die schon dir im Munde
Lange Jahre gestockt, und nur sich dürftig bewegte!
Muß ich doch heut' erfahren, was jedem Vater gedroht ist:
Daß den Willen des Sohns, den heftigen, gerne die Mutter
Allzugelind begünstigt, und jeder Nachbar Parte nimmt
Wenn es über den Vater nur hergeht oder den Ehmann.

Aber ich will Euch zuſammen nicht widerſtehen: was hilf' es?
Denn ich ſehe doch ſchon hier Trotz und Thränen im voraus.
Gehet und prüfet, und bringt in Gottes Namen die Tochter
Mir ins Haus; wo nicht, ſo mag er das Mädchen vergeſſen.

Alſo der Vater. Es rief der Sohn mit freher Geberde:
Noch vor Abend iſt Euch die trefflichſte Tochter beſcheret,
Wie ſie der Mann ſich wünſcht, dem ein kluger Sinn in der Bruſt lebt.
Glücklich iſt die Gute dann auch, ſo darf ich es hoffen.
Ja, ſie danket mir ewig, daß ich ihr Vater und Mutter
Wiedergegeben in Euch, ſo wie ſie verſtändige Kinder
Wünſchen. Aber ich zaudre nicht mehr; ich ſchirre die Pferde
Gleich, und führe die Freunde hinaus, auf die Spur der Geliebten,
Ueberlaſſe die Männer ſich ſelbſt und der eigenen Klugheit,
Richte, ſo ſchwör' ich Euch zu, mich ganz nach ihrer Entſcheidung,
Und ich ſeh' es nicht wieder, als bis es mein iſt, das Mädchen.
Und ſo ging er hinaus, indeſſen manches die Andern
Weislich erwogen und ſchnell die wichtige Sache beſprachen.

Hermann eilte zum Stalle ſogleich, wo die muthigen Hengſte
Ruhig ſtanden und raſch den reinen Haſer verzehrten,
Und das trockene Heu, auf der beſten Wieſe gehauen.
Eilig legt' er ihnen darauf das blanke Gebiß an,
Zog die Riemen ſogleich durch die ſchön verſilberten Schnallen,
Und befeſtigte dann die langen, breiteren Zügel,
Führte die Pferde heraus in den Hof, wo der willige Knecht ſchon

Vorgeſchoben die Kutſche, ſie leicht an der Deichſel bewegend.
Abgemeſſen knüpften ſie drauf an die Wage mit ſaubern
Stricken die raſche Kraft der leicht hinziehenden Pferde.
Herrmann faßte die Peitſche; dann ſaß er und rollt' in den
Thorweg.
Als die Freunde nun gleich die geräumigen Plätze genommen,
Rollte der Wagen eilig, und ließ das Pflaſter zurücke,
Ließ zurück die Mauern der Stadt und die reinlichen Thürme.
So fuhr Herrmann dahin, der wohlbekannten Chauſſee zu,
Raſch, und ſäumete nicht und fuhr bergan wie bergunter.
Als er aber nunmehr den Thurm des Dorfes erblickte,
Und nicht fern mehr lagen die gartenumgebenen Häuſer,
Dacht' er bey ſich ſelbſt, nun anzuhalten die Pferde.

Von dem würdigen Dunkel erhabener Linden umſchattet,
Die Jahrhunderte ſchon an dieſer Stelle gewurzelt,
War mit Raſen bedeckt ein weiter, grünender Anger
Vor dem Dorfe, den Bauern und nahen Städtern ein Luſtort.
Flachgegraben befand ſich unter den Bäumen ein Brunnen.
Stieg man die Stufen hinab, ſo zeigten ſich ſteinerne Bänke,
Rings um die Quelle geſetzt, die immer lebendig hervorquoll,
Reinlich, mit niedriger Mauer gefaßt, zu ſchöpfen bequemlich.
Herrmann aber beſchloß, in dieſem Schatten die Pferde
Mit dem Wagen zu halten. Er that ſo, und ſagte die Worte:
Steiget, Freunde, nun aus und geht, damit Ihr erfahret,
Ob das Mädchen auch werth der Hand ſey, die ich ihr biete.
Zwar ich glaub' es, und mir erzählt Ihr nichts Neues und
Seltnes;
Hätt' ich allein zu thun, ſo ging' ich behend zu dem Dorf hin,
Und mit wenigen Worten entſchiede die Gute mein Schickſal.

Und Ihr werdet ſie bald vor allen andern erkennen;
Denn wohl ſchwerlich iſt an Bildung ihr Eine vergleichbar.
Aber ich geb' Euch noch die Zeichen der reinlichen Kleider:
Denn der rothe Latz erhebt den gewölbeten Buſen,
Schön geſchnürt, und es liegt das ſchwarze Mieder ihr knapp an;
Sauber hat ſie den Saum des Hemdes zur Krauſe gefaltet,
Die ihr das Kinn umgiebt, das runde, mit reinlicher Anmuth;
Frey und heiter zeigt ſich des Korſes zierliches Eyrund;
Stark ſind vielmal die Zöpfe um ſilberne Nadeln gewickelt;
Vielgefaltet und blau fängt unter dem Latze der Rock an,
Und umſchlägt ihr im Gehn die wohlgebildeten Knöchel.
Doch das will ich Euch ſagen, und noch mir ausdrücklich erbitten:
Redet nicht mit dem Mädchen, und laßt nicht merken die Abſicht,
Sondern befraget die Andern, und hört, was ſie alles erzählen.
Habt Ihr Nachricht genug, zu beruhigen Vater und Mutter,
Kehret zu mir dann zurück, und wir bedenken das Weitre.
Alſo dacht' ich mir's aus, den Weg her, den wir gefahren.

Alſo ſprach er. Es gingen darauf die Freunde dem Dorf zu,
Wo in Gärten und Scheunen und Häuſern die Menge von Menſchen
Wimmelte, Karrn an Karrn die breite Straße dahin ſtand.
Männer verſorgten das brüllende Vieh und die Pferd' an den Wagen;
Wäſche trockneten emſig auf allen Hecken die Weiber,
Und es ergetzten die Kinder ſich plätſchernd im Waſſer des Baches.
Alſo durch die Wagen ſich drängend, durch Menſchen und Thiere,

Gaben ſie rechts und links ſich um, die geſendeten Späher,
Ob ſie nicht etwa das Bild des bezeichneten Mädchens erblickten;
Aber keine von allen erſchien die herrliche Jungfrau.
Stärker fanden ſie bald das Gedränge. Da war um die Wagen
Streit der drohenden Männer, worein ſich miſchten die Weiber,
Schreiend. Da nahte ſich ſchnell mit würdigen Schritten ein Alter,
Trat zu den Scheltenden hin; und ſogleich verklang das Getöſe,
Als er Ruhe gebot, und väterlich ernſt ſie bedrohte.
Hat uns, rief er, noch nicht das Unglück alſo gebändigt,
Daß wir endlich verſtehn, uns unter einander zu dulden
Und zu vertragen, wenn auch nicht jeder die Handlungen billigt?
Unverträglich fürwahr iſt der Glückliche! Werden die Leiden
Endlich euch lehren, nicht mehr, wie ſonſt, mit dem Bruder zu hadern?
Gönnet einander den Platz auf fremdem Boden, und theilet,
Was ihr habet, zuſammen, damit ihr Warmherzigkeit findet.

Alſo ſagte der Mann, und Alle ſchwiegen; verträglich
Ordneten Vieh und Wagen die wieder beſänftigten Menſchen.
Als der Geiſtliche nun die Rede des Mannes vernommen,
Und den ruhigen Sinn des fremden Richters entdeckte,
Trat er an ihn heran, und ſprach die bedeutenden Worte:
Vater, fürwahr! wenn das Volk in glücklichen Tagen dahin lebt,
Von der Erde ſich nährend, die weit und breit ſich aufthut
Und die erwünſchten Gaben in Jahren und Monden erneuert,
Da geht alles von ſelbſt, und jeder iſt ſich der Klügſte,
Wie der Beſte; und ſo beſtehen ſie neben einander,
Und der vernünftigſte Mann iſt wie ein anderer gehalten:

Denn was alles geſchieht, geht ſtill, wie von ſelber, den Gang fort.
Aber zerrüttet die Noth die gewöhnlichen Wege des Lebens,
Reißt das Gebäude nieder, und wühlet Garten und Saat um,
Treibt den Mann und das Weib vom Raume der traulichen Wohnung,
Schleppt in die Irre ſie fort, durch ängſtliche Tage und Nächte:
Ach! da ſieht man ſich um, wer wohl der verſtändigſte Mann ſey,
Und er redet nicht mehr die herrlichen Worte vergebens.
Sagt mir, Vater, Ihr ſeyd gewiß der Richter von dieſen
Flüchtigen Männern, der Ihr ſogleich die Gemüther beruhigt?
Ja, Ihr erſcheint mir heut' als einer der älteſten Führer,
Die durch Wüſten und Irren vertriebene Völker geleitet.
Denk' ich doch eben, ich rede mit Joſua oder mit Moſes.

Und es verſetzte darauf mit ernſtem Blicke der Richter:
Wahrlich unſere Zeit vergleicht ſich den ſeltenſten Zeiten,
Die die Geſchichte bemerkt, die heilige wie die gemeine.
Denn wer geſtern und heut' in dieſen Tagen gelebt hat,
Hat ſchon Jahre gelebt: ſo drängen ſich alle Geſchichten.
Denk' ich ein wenig zurück, ſo ſcheint mir ein graues Alter
Auf dem Haupte zu liegen; und doch iſt die Kraft noch lebendig.
O, wir anderen dürfen uns wohl mit jenen vergleichen,
Denen in ernſter Stund' erſchien im feurigen Buſche
Gott der Herr; auch uns erſchien er in Wolken und Feuer.

Als nun der Pfarrer darauf noch weiter zu ſprechen geneigt war
Und das Schickſal des Manns und der Seinen zu hören verlangte,

Sagte behend der Gefährte mit heimlichen Worten ins Ohr ihm:
Sprecht mit dem Richter nur fort, und bringt das Gespräch
auf das Mädchen.
Aber ich gehe herum, sie aufzusuchen, und komme
Wieder, sobald ich sie finde. Es nickte der Pfarrer dagegen,
Und durch die Hecken und Gärten und Scheunen suchte der Späher.

Klio.

Das Zeitalter.

Als nun der geiſtliche Herr den fremden Richter befragte,
Was die Gemeine gelitten, wie lang ſie von Hauſe vertrieben;
Sagte der Mann darauf: nicht kurz ſind unſere Leiden;
Denn wir haben das Bittre der ſämmtlichen Jahre getrunken,
Schrecklicher, weil auch uns die ſchönſte Hoffnung zerſtört ward.
Denn wer läugnet es wohl, daß hoch ſich das Herz ihm erhoben,
Ihm die freyere Bruſt mit reineren Pulſen geſchlagen,
Als ſich der erſte Glanz der neuen Sonne heranhob,
Als man hörte vom Rechte der Menſchen, das allen gemein ſey,
Von der begeiſternden Freyheit und von der löblichen Gleichheit!
Damals hoffte jeder, ſich ſelbſt zu leben; es ſchien ſich
Aufzulöſen das Band, das viele Länder umſtrickte,
Das der Müßiggang und der Eigennutz in der Hand hielt.
Schauten nicht alle Völker in jenen drängenden Tagen
Nach der Hauptſtadt der Welt, die es ſchon ſo lange geweſen,
Und jetzt mehr als je den herrlichen Namen verdiente?
Waren nicht jener Männer, der erſten Verkünder der Botſchaft,
Namen den höchſten gleich, die unter die Sterne geſetzt ſind?
Wuchs nicht jeglichem Menſchen der Muth und der Geiſt und die Sprache?

Und wir waren zuerſt, als Nachbarn, lebhaft entzündet.
Drauf begann der Krieg, und die Züge bewaffneter Franken
Rückten näher; allein ſie ſchienen nur Freundſchaft zu bringen.
Und die brachten ſie auch: denn ihnen erhöht war die Seele
Allen; ſie pflanzten mit Luſt die munteren Bäume der Freyheit,
Jedem das Seine verſprechend, und jedem die eigne Regierung.
Hoch erfreute ſich da die Jugend, ſich freute das Alter,
Und der muntere Tanz begann um die neue Standarte.
So gewannen ſie bald, die überwiegenden Franken,
Erſt der Männer Geiſt, mit feurigem, muntern Beginnen,
Dann die Herzen der Weiber, mit unwiderſtehlicher Anmuth.
Leicht ſelbſt ſchien uns der Druck des vielbedürfenden Krieges;
Denn die Hoffnung umſchwebte vor unſern Augen die Ferne,
Lockte die Blicke hinaus in neueröffnete Bahnen.

O, wie froh iſt die Zeit, wenn mit der Braut ſich der Bräut'gam
Schwinget im Tanze, den Tag der gewünſchten Verbindung erwartend!
Aber herrlicher war die Zeit, in der uns das Höchſte,
Was der Menſch ſich denkt, als nah und erreichbar ſich zeigte.
Da war jedem die Zunge gelöſ't; es ſprachen die Greiſe,
Männer und Jünglinge laut voll hohen Sinns und Gefühles.

Aber der Himmel trübte ſich bald. Um den Vortheil der Herrſchaft
Stritt ein verderbtes Geſchlecht, unwürdig das Gute zu ſchaffen.
Sie entzweyten ſich und unterdrückten die neuen
Nachbarn und Bruder, und ſandten die eigennützige Menge.
Und es praßten bey uns die Obern, und raubten im Großen.

Und es raubten und praßten bis zu dem Kleinſten die Kleinen;
Jeder ſchien nur beſorgt, es bleibe was übrig für morgen.
Allzugroß war die Noth, und täglich wuchs die Bedrückung;
Niemand vernahm das Geſchrey, ſie waren die Herren des Tages.
Da fiel Kummer und Wuth auch ſelbſt ein gelaßnes Gemüth an;
Jeder ſann nur und ſchwur, die Beleidigung alle zu rächen,
Und den bittern Verluſt der doppelt betrogenen Hoffnung.
Und es wendete ſich das Glück auf die Seite der Deutſchen,
Und der Franſe floh mit eiligen Märſchen zurücke.
Ach, da fühlten wir erſt das traurige Schickſal des Krieges!
Denn der Sieger iſt groß und gut; zum wenigſten ſcheint er's,
Und er ſchonet den Mann, den beſiegten, als wär' er der ſeine,
Wenn er ihm täglich nützt und mit den Gütern ihm dienet.
Aber der Flüchtige kennt kein Geſetz; denn er wehrt nur den Tod ab,
Und verzehret nur ſchnell und ohne Rückſicht die Güter.
Dann iſt ſein Gemüth auch erhitzt, und es kehrt die Verzweiflung
Aus dem Herzen hervor das frevelhafte Beginnen.
Nichts iſt heilig ihm mehr; er raubt es. Die wilde Begierde
Dringt mit Gewalt auf das Weib, und macht die Luſt zum Entſetzen.
Ueberall ſieht er den Tod, und genießt die letzten Minuten
Grauſam, freut ſich des Bluts, und freut ſich des heulenden Jammers.

Grimmig erhob ſich darauf in unſern Männern die Wuth
[redacted],
Das Verlorne zu rächen und zu vertheidigen die Reſte.

Alles

Alles ergriff die Waffen, gelockt von der Eile des Flüchtlings,
Und vom blaſſen Geſicht und ſcheu unſicheren Blicke.
Raſtlos nun erklang das Getön der ſtürmenden Glocke,
Und die künft'ge Gefahr hielt nicht die grimmige Wuth auf.
Schnell verwandelte ſich des Feldbaus friedliche Rüſtung
Nun in Wehre; da troff von Blute Sabel und Senſe.
Ohne Begnadigung fiel der Feind, und ohne Verſchonung;
Ueberall raſ'te die Wuth und die feige tückiſche Schwäche.
Möcht' ich den Menſchen doch nie in dieſer ſchnöden Verirrung
Wiederſehn! Das wüthende Thier iſt ein beſſerer Anblick.
Sprech' er doch nie von Freiheit, als könn' er ſich ſelber regieren!
Losgebunden erſcheint, ſobald die Schranken hinweg ſind,
Alles Böſe, das tief das Geſetz in die Winkel zurücktrieb.

Trefflicher Mann! verſetzte darauf der Pfarrer mit Nachdruck:
Wenn ihr den Menſchen verkennt, ſo kann ich Euch darum nicht ſchelten;
Habt Ihr doch Böſes genug erlitten vom wüſten Beginnen!
Wolltet Ihr aber zurück die traurigen Tage durchſchauen,
Würdet Ihr ſelber geſtehen, wie oft Ihr auch Gutes erblicktet,
Manches Treffliche, das verborgen bleibt in dem Herzen,
Regt die Gefahr es nicht auf, und drängt die Noth nicht den Menſchen
Daß er als Engel ſich zeig', erſcheine den Andern ein Schutzgott.

Lächelnd verſetzte darauf der alte würdige Richter:
Ihr erinnert mich klug, wie oft nach dem Brande des Hauſes
Man den betrübten Beſitzer an Gold und Silber erinnert,
Das geſchmolzen im Schutt nun überblieben zerſtreut liegt.

Wenig iſt es fürwahr, doch auch das wenige köſtlich;
Und der Verarmte gräbet ihm nach, und freut ſich des Fundes.
Und ſo kehr' ich auch gern die heitern Gedanken zu jenen
Wenigen guten Thaten, die aufbewahrt das Gedächtniß.
Ja, ich will es nicht läugnen, ich ſah ſich Feinde verſöhnen,
Um die Stadt vom Uebel zu retten; ich ſah auch der Freunde,
Sah der Eltern Lieb', und der Kinder, Unmögliches wagen;
Sah wie der Jüngling auf einmal zum Mann ward; ſah wie der Greis ſich
Wieder verjüngte, das Kind ſich ſelbſt als Jüngling enthüllte.
Ja, und das ſchwache Geſchlecht, ſo wie es gewöhnlich genannt wird,
Zeigte ſich tapfer und mächtig, und gegenwärtigen Geiſtes.
Und ſo laßt mich vor allen der ſchönen That noch erwähnen,
Die hochherzig ein Mädchen vollbrachte, die treffliche Jungfrau,
Die auf dem großen Gehöft allein mit den Mädchen zurückblieb;
Denn es waren die Männer auch gegen die Fremden gezogen.
Da überfiel den Hof ein Trupp verlaufnen Geſindels,
Plündernd, und drängte ſogleich ſich in die Zimmer der Frauen.
Sie erblickten das Bild der ſchön erwachſenen Jungfrau
Und die lieblichen Mädchen, noch eher Kinder zu heißen.
Da ergriff ſie wilde Begier; ſie ſtürmten gefühllos
Auf die zitternde Schar und aufs hochherzige Mädchen.
Aber ſie riß dem einen ſogleich von der Seite den Säbel,
Hieb ihn nieder gewaltig; er ſtürzt' ihr blutend zu Füßen.
Dann mit männlichen Streichen befreite ſie tapfer die Mädchen,
Traf noch viere der Räuber; doch die entflehen dem Tode.
Dann verſchloß ſie den Hof, und harrte der Hülfe, bewaffnet.

Als der Geiſtliche nun das Lob des Mädchens vernommen,

Stieg die Hoffnung ſogleich für ſeinen Freund im Gemüth auf,
Und er war im Begriff zu fragen, wohin ſie gerathen?
Ob auf der traurigen Flucht ſie nun mit dem Volk ſich befinde?

Aber da trat herbey der Apotheker behende,
Zupfte den geiſtlichen Herrn, und ſagte die wiſpernden Worte:
Hab' ich doch endlich das Mädchen aus vielen hundert gefunden,
Nach der Beſchreibung! So kommt und ſehet ſie ſelber mit Augen;
Nehmet den Richter mit Euch, damit wir das Weitere hören.
Und ſie kehrten ſich um, und weg war gerufen der Richter
Von den Seinen, die ihn, bedürftig des Rathes, verlangten.
Doch es folgte ſogleich dem Apotheker der Pfarrherr
An die Lücke des Zauns, und jener deutete liſtig.
Seht Ihr, ſagt' er, das Mädchen? Sie hat die Puppe gewickelt,
Und ich erkenne genau den alten Kattun und den blauen
Kiſſenüberzug wohl, den ihr Hermann im Bündel gebracht hat.
Sie verwendete ſchnell, fürwahr, und gut die Geſchenke.
Dieſe ſind deutliche Zeichen, es treffen die übrigen alle;
Denn der rothe Latz erhebt den gewölbeten Buſen,
Schön geſchnürt, und es liegt das ſchwarze Mieder ihr knapp an;
Sauber iſt der Saum des Hemdes zur Krauſe gefaltet,
Und umgiebt ihr das Kinn, das runde, mit reinlicher Anmuth;
Frey und heiter zeigt ſich des Kopfes zierliches Rund,
Und die ſtarken Zöpfe um ſilberne Nadeln gewickelt;
Sitzt ſie gleich, ſo ſehen wir doch die treffliche Größe,
Und den blauen Rock, der, vielgefaltet, vom Buſen
Reichlich herunterwallt zum wohlgebildeten Knöchel.
Ohne Zweifel ſie iſt's. Drum kommet, damit wir vernehmen,
Ob ſie gut und tugendhaft ſey, ein häusliches Mädchen.

Da verſetzte der Pfarrer, mit Blicken die Sitzende prüfend:
Daß ſie den Jüngling entzückt, fürwahr, es iſt mir kein Wunder;
Denn ſie hält vor dem Blick des erfahrenen Mannes die Probe.
Glücklich, wem doch Mutter Natur die rechte Geſtalt gab!
Denn ſie empfiehlet ihn ſtets, und nirgends iſt er ein Fremdling.
Jeder nahet ſich gern, und jeder möchte verweilen,
Wenn die Gefälligkeit nur ſich zu der Geſtalt noch geſellet.
Ich verſichr' Euch, es iſt dem Jüngling ein Mädchen gefunden,
Das ihm die künftigen Tage des Lebens herrlich erheitert,
Treu mit weiblicher Kraft durch alle Zeiten ihm beyſteht.
So ein vollkommener Körper gewiß verwahrt auch die Seele
Rein, und die rüſtige Jugend verſpricht ein glückliches Alter.

Und es ſagte darauf der Apotheker bedenklich:
Trüget doch öfter der Schein! Ich mag dem Aeußern nicht trauen;
Denn ich habe das Sprichwort ſo oft erprobet gefunden:
Eh du den Scheffel Salz mit dem neuen Bekannten verzehret,
Darfſt du nicht leichtlich ihm trauen; dich macht die Zeit nur gewißer,
Wie du es habeſt mit ihm, und wie die Freundſchaft beſtehe.
Laſſet uns alſo zuerſt bey guten Leuten uns umthun,
Denen das Mädchen bekannt iſt, und die uns von ihr nun erzählen.

Auch ich lobe die Vorſicht, verſetzte der Geiſtliche folgend:
Freyn wir doch nicht für uns! Für Andere freyn iſt bedenklich.
Und ſie gingen darauf dem wackern Richter entgegen,
Der in ſeinen Geſchäften die Straße wieder herauskam.

Und zu ihm ſprach ſogleich der kluge Pfarrer mit Vorſicht:
Sagt! wir haben ein Mädchen geſehn, das im Garten zunächſt hier
Unter dem Apfelbaum ſitzt, und Kindern Kleider verfertigt
Aus getragnem Kattun, der ihr vermuthlich geſchenkt ward.
Uns gefiel die Geſtalt; ſie ſcheinet der Wackern eine.
Saget uns, was Ihr wißt; wir fragen aus löblicher Abſicht.

Als in den Garten zu blicken der Richter ſogleich nun herzutrat,
Sagt' er: dieſe kennet Ihr ſchon; denn wenn ich erzählte
Von der herrlichen That, die jene Jungfrau verrichtet,
Als ſie das Schwerdt ergriff und ſich und die Ihren beſchützte —
Dieſe war's! Ihr ſeht es ihr an, ſie iſt rüſtig geboren,
Aber ſo gut wie ſtark; denn ihren alten Verwandten
Pflegte ſie bis zum Tode, da ihn der Jammer dahinriß
Ueber des Städtchens Noth und ſeiner Beſitzung Gefahren.
Auch, mit ſtillem Gemüth, hat ſie die Schmerzen ertragen
Ueber des Bräutigams Tod, der, ein edler Jüngling, im erſten
Feuer des hohen Gedankens nach edler Freiheit zu ſtreben,
Selbſt hinzieng nach Paris, und bald den ſchrecklichen Tod fand;
Denn wie zu Hauſe, ſo dort, beſtritt er Willkühr und Ränke.
Alſo ſagte der Richter. Die Beyden ſchieden und dankten,
Und der Geiſtliche zog ein Goldſtück, (das Silber des Beutels
War vor einigen Stunden von ihm ſchon milde verſpendet,
Als er die Flüchtlinge ſah in traurigen Haufen vorbeyziehn.)
Und er reicht' es dem Schulzen und ſagte: theilet den Pfennig
Unter die Dürftigen aus, und Gott vermehre die Gabe!
Doch es weigerte ſich der Mann, und ſagte: wir haben

Manchen Thaler gerettet und manche Kleider und Sachen,
Und ich hoffe, wir kehren zurück, noch eh' es verzehrt iſt.

Da verſetzte der Pfarrer, und drückt' ihm das Geld in die Hand ein:
Niemand ſäume zu geben in dieſen Tagen, und niemand
Weigre ſich anzunehmen, was ihm die Milde geboten!
Niemand weiß, wie lang' er es hat, was er ruhig beſitzet;
Niemand, wie lang' er noch in fremden Landen umherzieht
Und des Ackers entbehrt und des Gartens, der ihn ernähret.

Ey doch! ſagte darauf der Apotheker geſchäftig:
Wäre mir jetzt nur Geld in der Taſche, ſo ſolltet Ihr's haben,
Groß wie klein; denn viele gewiß der Euren bedürfen's.
Unbeſchenkt doch laſſ' ich Euch nicht, damit Ihr den Willen
Sehet, woferne die That auch hinter dem Willen zurückbleibt.
Alſo ſprach er, und zog den geſtickten ledernen Beutel
An den Riemen hervor, worin der Toback ihm verwahrt war,
Oeffnete zierlich und theilte; da fanden ſich einige Pfeifen.
Klein iſt die Gabe, ſetzt' er dazu. Da ſagte der Schultheiß:
Guter Toback iſt doch dem Reiſenden immer willkommen.
Und es lobte darauf der Apotheker den Knaſter.

Aber der Pfarrherr zog ihn hinweg, und ſie ſchieden vom Richter.
Eilen wir! ſprach der verſtändige Mann; es wartet der Jüngling
Peinlich. Er höre ſo ſchnell als möglich die fröhliche Botſchaft.
Und ſie eilten und kamen und fanden den Jüngling gelehnet
An den Wagen unter den Linden. Die Pferde zerſtampften

Wild den Naſen; er hielt ſie im Zaum, und ſtand in Gedanken,
Blickte ſtill vor ſich hin und ſah die Freunde nicht eher,
Bis ſie kommend ihn riefen und fröhliche Zeichen ihm gaben.
Schon ſo ferne begann der Apotheker zu ſprechen;
Doch ſie traten näher hinzu. Da faßte der Pfarrherr
Seine Hand, und ſprach und nahm dem Gefährten das Wort weg:
Heil Dir, junger Mann! Dein treues Auge, Dein treues
Herz hat richtig gewählt! Glück Dir und dem Weibe der Jugend!
Deiner iſt ſie werth; drum komm' und wende den Wagen,
Daß wir fahrend ſogleich die Ecke des Dorfes erreichen,
Um ſie werben und bald nach Hauſe führen die Gute.

Aber der Jüngling ſtand, und ohne Zeichen der Freude
Hört' er die Worte des Boten, die himmliſch waren und tröſtlich,
Seufzete tief und ſprach: wir kamen mit eilendem Fuhrwerk,
Und wir ziehen vielleicht beſchämt und langſam nach Hauſe;
Denn hier hat mich, ſeitdem ich warte, die Sorge befallen,
Argwohn und Zweifel und Alles, was nur ein liebendes Herz kränkt.
Glaubt Ihr, wenn wir nur kommen, ſo werde das Mädchen uns folgen,
Weil wir reich ſind, aber ſie arm und vertrieben einherzieht?
Armuth ſelbſt macht ſtolz, die unverdiente. Genügſam
Scheint das Mädchen und thätig; und ſo gehört ihr die Welt an.
Glaubt Ihr, es ſey ein Weib von ſolcher Schönheit und Sitte
Aufgewachſen, um nie den guten Jüngling zu reizen?

Glaubt Ihr, ſie habe bis jetzt ihr Herz verſchloſſen der Liebe?
Fahret nicht raſch bis hinan; wir möchten zu unſrer Beſchä-
[illegible]
Sachte die Pferde herum nach Hauſe lenken. Ich fürchte,
Irgend ein Jüngling beſitzt dies Herz, und die wackere Hand hat
Eingeſchlagen und ſchon dem Glücklichen Treue verſprochen.
Ach! da ſteh' ich vor ihr mit meinem Antrag beſchämet.

Ihn zu tröſten, öffnete drauf der Pfarrer den Mund ſchon;
Doch es fiel der Gefährte mit ſeiner geſprächigen Art ein:
Freylich! ſo wären wir nicht vor Zeiten verlegen geweſen,
Da ein jedes Geſchäft nach ſeiner Weiſe vollbracht ward.
Hatten die Eltern die Braut für ihren Sohn ſich erſehen,
Ward zuvörderſt ein Freund vom Hauſe vertraulich gerufen;
Dieſen ſandte man dann als Freyersmann zu den Eltern
Der erkohrenen Braut, der dann in ſtattlichem Putze
Sonntags etwa nach Tiſche, den würdigen Bürger beſuchte,
Freundliche Worte mit ihm im Allgemeinen zuvörderſt
Wechſelnd, und klug das Geſpräch zu lenken und wenden ver-
ſtehend.
Endlich nach langem Umſchweif ward auch der Tochter erwähnet,
Rühmlich, und rühmlich des Manns und des Hauſes, von
dem man geſandt war.
Kluge Leute merkten die Abſicht; der kluge Geſandte
Merkte den Willen gar bald, und konnte ſich weiter erklären.
Lehnte den Antrag man ab, ſo war auch ein Korb nicht ver-
drießlich.
Aber gelang es denn auch, ſo war der Freyersmann immer
In dem Hauſe der Erſte bey jedem häuslichen Feſte;
Denn es erinnerte ſich durchs ganze Leben das Ehpaar,

Daß die geſchickte Hand den erſten Knoten geſchlungen.
Jetzt iſt aber das Alles, mit andern guten Gebräuchen,
Aus der Mode gekommen, und jeder freyt für ſich ſelber.
Nehme denn jeglicher auch den Korb mit eigenen Händen,
Der ihm etwa beſchert iſt, und ſtehe beſchämt vor dem Mädchen!

Sey es, wie ihm auch ſey! verſetzte der Jüngling, der kaum auf
Alle die Worte gehört, und ſchon ſich im Stillen entſchloſſen:
Selber geh' ich und will mein Schickſal ſelber erfahren
Aus dem Munde des Mädchens, zu dem ich das größte Vertrauen
Hege, das irgend ein Menſch nur je zu dem Weibe gehegt hat.
Was ſie ſagt, das iſt gut, es iſt vernünftig, das weiß ich.
Soll ich ſie auch zum letztenmal ſehn, ſo will ich noch einmal
Dieſem offenen Blick des ſchwarzen Auges begegnen;
Drück' ich ſie nie an das Herz, ſo will ich die Bruſt und die Schultern
Einmal noch ſehn, die mein Arm ſo ſehr zu umſchließen begehret;
Will den Mund noch ſehen, von dem ein Kuß und das Ja mich
Glücklich macht auf ewig, das Nein mich auf ewig zerſtöret.
Aber laßt mich allein! Ihr ſollt nicht warten. Begebet
Euch zu Vater und Mutter zurück, damit ſie erfahren,
Daß ſich der Sohn nicht geirrt, und daß es werth iſt das Mädchen.
Und ſo laßt mich allein! Den Fußweg über den Hügel
An den Birnbaum hin, und unſern Weinberg hinunter,
Geh' ich näher nach Hauſe zurück. O, daß ich die Traute

Freudig und ſchnell heimführte! Vielleicht auch ſchleich' ich alleine
Jene Pfade nach Haus, und betrete froh ſie nicht wieder.

Alſo ſprach er und gab dem geiſtlichen Herrn die Zügel,
Der verſtändig ſie faßte, die ſchäumenden Roſſe beherrſchend,
Schnell den Wagen beſtieg und den Sitz des Führers beſetzte.

Aber du zauderteſt noch, vorſichtiger Nachbar, und ſagteſt:
Gerne vertrau' ich, mein Freund, Euch Seel' und Geiſt und Gemüth an;
Aber Leib und Gebein iſt nicht zum beſten verwahret,
Wenn die geiſtliche Hand der weltlichen Zügel ſich anmaßt.
Doch du lächelteſt drauf, verſtändiger Pfarrer, und ſagteſt:
Sitzet nur ein, und getroſt vertraut mir den Leib, wie die Seele;
Denn geſchickt iſt die Hand ſchon lange, den Zügel zu führen,
Und das Auge geübt, die künſtlichſte Wendung zu treffen.
Denn wir waren in Strasburg gewohnt den Wagen zu lenken,
Als ich den jungen Baron dahin begleitete; täglich
Rollte der Wagen, geleitet von mir, das hallende Thor durch,
Staubige Wege hinaus, bis fern zu den Auen und Linden,
Mitten durch Scharen des Volks, das mit Spazieren den Tag lebt.

Halb getröſtet beſtieg darauf der Nachbar den Wagen,
Saß wie einer, der ſich zum weislichen Sprunge bereitet;
Und die Hengſte rannten nach Hauſe, begierig des Stalles.
Aber die Wolke des Staubes quoll unter den mächtigen Hufen.
Lange noch ſtand der Jüngling, und ſah den Staub ſich erheben,
Sah den Staub ſich zerſtreun; ſo ſtand er ohne Gedanken.

Erato.

Dorothea.

Wie der wandernde Mann, der vor dem Sinken der Sonne
Sie noch einmal ins Auge, die ſchnellverſchwindende, faßte,
Dann im dunkeln Gebüſch und an der Seite des Felſens
Schweben ſiehet ihr Bild; wohin er die Blicke nur wendet,
Eilet es vor und glänzt und ſchwankt in herrlichen Farben:
So bewegte vor Hermann die liebliche Bildung des Mädchens
Sanft ſich vorbey, und ſchien dem Pfad' ins Getraide zu folgen.
Aber er fuhr aus dem ſtaunenden Traum auf, wendete langſam
Nach dem Dorfe ſich zu, und ſtaunte wieder; denn wieder
Kam ihm die hohe Geſtalt des herrlichen Mädchens entgegen.
Feſt betrachtet er ſie; es war kein Scheinbild, ſie war es
Selber. Den größeren Krug und einen kleinern am Henkel
Tragend in jeglicher Hand: ſo ſchritt ſie geſchäftig zum
Brunnen.
Und er gieng ihr freudig entgegen. Es gab ihm ihr Anblick
Muth und Kraft; er ſprach zu ſeiner Verwunderten alſo:
Find' ich dich, wackeres Mädchen, ſo bald aufs neue beſchäftigt,
Hülfreich Andern zu ſeyn und gern zu erquicken die Menſchen?
Sag', warum kommſt du allein zum Quell, der doch ſo entfernt liegt,

Da ſich Andere doch mit dem Waſſer des Dorfes begnügen?
Freylich iſt dies von beſonderer Kraft und lieblich zu koſten.
Jener Kranken bringſt du es wohl, die du treulich gerettet?

Freundlich begrüßte ſogleich das gute Mädchen den Jüngling,
Sprach: ſo iſt ſchon hier der Weg mir zum Brunnen belohnet,
Da ich finde den Guten, der uns ſo vieles gereicht hat;
Denn der Anblick des Gebers iſt, wie die Gaben, erfreulich.
Kommt und ſehet doch ſelber, wer Eure Milde genoſſen,
Und empfanget den ruhigen Dank von allen Erquickten.
Daß Ihr aber ſogleich vernehmet, warum ich gekommen,
Hier zu ſchöpfen, wo rein und unabläſſig der Quell fließt,
Sag' ich Euch dies: es haben die unvorſichtigen Menſchen
Alles Waſſer getrübt im Dorfe, mit Pferden und Ochſen
Gleich durchwatend den Quell, der Waſſer bringt den Bewohnern.
Und ſo haben ſie auch mit Waſchen und Reinigen alle
Tröge des Dorfes beſchmutzt und alle Brunnen beſudelt;
Denn ein jeglicher denkt nur, ſich ſelbſt und das nächſte Bedürfniß
Schnell zu befried'gen und raſch, und nicht des Folgenden denkt er.

Alſo ſprach ſie und war die breiten Stufen hinunter,
Mit dem Begleiter gelangt; und auf das Mäuerchen ſetzten
Beyde ſich nieder des Quells. Sie beugte ſich über, zu ſchöpfen;
Und er faßte den anderen Krug, und beugte ſich über.
Und ſie ſahen geſpiegelt ihr Bild in der Bläue des Himmels

Schwenken, und nickten ſich zu, und grüßten ſich freundlich im Spiegel.

Laß mich trinken, ſagte darauf der heitere Jüngling;
Und ſie reicht' ihm den Krug. Dann ruhten ſie Beyde, vertraulich
Auf die Gefäße gelehnt; ſie aber ſagte zum Freunde:
Sage, wie fand' ich dich hier? und ohne Wagen und Pferde,
Ferne vom Ort, wo ich erſt dich geſehn? wie biſt du gekommen?

Denkend ſchaute Hermann zur Erde; dann hob er die Blicke
Ruhig gegen ſie auf, und ſah ihr freundlich ins Auge,
Fühlte ſich ſtill und getroſt. Jedoch ihr von Liebe zu ſprechen,
Wär' ihm unmöglich geweſen; ihr Auge blickte nicht Liebe,
Aber hellen Verſtand, und gebot verſtändig zu reden.
Und er faßte ſich ſchnell, und ſagte traulich zum Mädchen:
Laß mich reden, mein Kind, und deine Fragen erwiedern.
Deinetwegen kam ich hierher! was ſoll ich's verbergen?
Denn ich lebe beglückt mit beyden liebenden Eltern,
Denen ich treulich das Haus und die Güter helfe verwalten,
Als der einzige Sohn, und unſre Geſchäfte ſind vielfach.
Alle Felder beſorg' ich; der Vater waltet im Hauſe
Fleißig; die thätige Mutter belebt im Ganzen die Wirthſchaft.
Aber du haſt gewiß auch erfahren, wie ſehr das Geſinde
Bald durch Leichtſinn und bald durch Untreu plaget die Hausfrau,
Immer ſie nöthigt zu wechſeln und Fehler um Fehler zu tauſchen.
Lange wünſchte die Mutter daher ſich ein Mädchen im Hauſe,

Das mit der Hand nicht allein, das auch mit dem Herzen ihr hülfe
An der Tochter Statt, der leider frühe verlornen.
Nun, als ich heut' am Wagen dich sah, in froher Gewandtheit,
Sah die Stärke des Arms und die volle Gesundheit der Glieder,
Als ich die Worte vernahm, die verständigen, war ich betroffen.
Und ich eilte nach Hause, den Eltern und Freunden die Fremde
Rühmend nach ihrem Verdienst. Nun komm' ich dir aber zu sagen,
Was sie wünschen, wie ich. — Verzeih' mir die stotternde Rede.

Scheuet Euch nicht, so sagte sie drauf, das Weitre zu sprechen;
Ihr beleidigt mich nicht, ich hab' es dankbar empfunden.
Sagt es nur grad' heraus; mich kann das Wort nicht erschrecken:
Dingen möchtet Ihr mich als Magd für Vater und Mutter,
Zu versehen das Haus, das wohlerhalten Euch dasteht;
Und Ihr glaubet an mir ein tüchtiges Mädchen zu finden,
Zu der Arbeit geschickt und nicht von rohem Gemüthe.
Euer Antrag war kurz; so soll die Antwort auch kurz seyn.
Ja, ich gehe mit Euch, und folge dem Rufe des Schicksals.
Meine Pflicht ist erfüllt, ich habe die Wöchnerinn wieder
Zu den Ihren gebracht, sie freuen sich alle der Rettung;
Schon sind die meisten beysammen, die übrigen werden sich finden.
Alle denken gewiß, in kurzen Tagen zur Heimat
Wiederzukehren; so pflegt sich stets der Vertriebne zu schmeicheln:
Aber ich täusche mich nicht mit leichter Hoffnung in diesen
Traurigen Tagen, die uns noch traurige Tage versprechen:

Denn gelöſ't ſind die Bande der Welt; wer knüpfet ſie wieder
Als allein nur die Noth, die höchſte, die uns bevorſteht!
Kann ich im Hauſe des würdigen Manns mich, dienend, ernähren
Unter den Augen der trefflichen Frau, ſo thu' ich es gerne;
Denn ein wanderndes Mädchen iſt immer von ſchwankendem Rufe.
Ja, ich gehe mit Euch, ſobald ich die Krüge den Freunden
Wiedergebracht und noch mir den Segen der Guten erbeten.
Kommt! Ihr müſſet ſie ſehen, und mich von ihnen empfangen.

Fröhlich hörte der Jüngling des willigen Mädchens Entſchließung,
Zweifelnd, ob er ihr nun die Wahrheit ſollte geſtehen.
Aber es ſchien ihm das Beſte zu ſeyn, in dem Wahn ſie zu laſſen,
In ſein Haus ſie zu führen, zu werben um Liebe nur dort erſt.
Ach! und den goldenen Ring erblickt' er am Finger des Mädchens;
Und ſo ließ er ſie ſprechen, und horchte fleißig den Worten.

Laßt uns, fuhr ſie nun fort, zurücke kehren! Die Mädchen
Werden immer getadelt, die lange beym Brunnen verweilen;
Und doch iſt es am rinnenden Quell ſo lieblich zu ſchwätzen.
Alſo ſtanden ſie auf und ſchauten Beyde noch einmal
In den Brunnen zurück, und ſüßes Verlangen ergriff ſie.

Schweigend nahm ſie darauf die beyden Krüge beym Henkel,
Stieg die Stufen hinan, und Hermann folgte der Lieben.
Einen Krug verlangt' er von ihr, die Bürde zu theilen.
Laßt ihn, ſprach ſie; es trägt ſich beſſer die gleichere Laſt ſo.
Und der Herr, der künftig befiehlt, er ſoll mir nicht dienen.

Seht mich so ernst nicht an, als wäre mein Schicksal bedenklich!
Dienen lerne bey Zeiten das Weib nach ihrer Bestimmung;
Denn durch Dienen allein gelangt sie endlich zum Herrschen,
Zu der verdienten Gewalt, die doch ihr im Hause gehöret.
Dienet die Schwester dem Bruder doch früh, sie dienet den Eltern,
Und ihr Leben ist immer ein ewiges Gehen und Kommen,
Oder ein Heben und Tragen, Bereiten und Schaffen für Andre.
Wohl ihr, wenn sie daran sich gewöhnt, daß kein Weg ihr zu sauer
Wird, und die Stunden der Nacht ihr sind wie die Stunden des Tages,
Daß ihr niemals die Arbeit zu klein und die Nadel zu fein dünkt,
Daß sie sich ganz vergißt und leben mag nur in Andern!
Denn als Mutter, fürwahr, bedarf sie der Tugenden alle,
Wenn der Säugling die Kranke weckt und Nahrung begehret
Von der Schwachen, und so zu Schmerzen Sorgen sich häufen.
Zwanzig Männer verbunden ertrügen nicht diese Beschwerde,
Und sie sollen es nicht; doch sollen sie dankbar es einsehn.

Also sprach sie, und war, mit ihrem stillen Begleiter,
Durch den Garten gekommen, bis an die Tenne der Scheune,
Wo die Wöchnerinn lag, die sie froh mit den Töchtern verlassen,
Jenen geretteten Mädchen, den schönen Bildern der Unschuld.
Beyde traten hinein; und von der anderen Seite
Trat, ein Kind an jeglicher Hand, der Richter zugleich ein.
Diese waren bisher der jammernden Mutter verloren;
Aber gefunden hatte sie nun im Gewimmel der Alte.
Und sie sprangen mit Lust, die liebe Mutter zu grüßen,
Sich des Bruders zu freun, des unbekannten Gespielen;

Auf

Auf Dorotheen ſprangen ſie dann und grüßten ſie freundlich,
Brod verlangend und Obſt, vor allem aber zu trinken.
Und ſie reichte das Waſſer herum. Da tranken die Kinder,
Und die Wöchnerinn trank, mit den Töchtern, ſo trank auch der Richter.
Alle waren gelabt, und lobten das herrliche Waſſer;
Säuerlich war's und erquicklich, geſund zu trinken den Menſchen.

Da verſetzte das Mädchen mit ernſten Blicken und ſagte:
Freunde, dieſes iſt wohl das letztemal, daß ich den Krug euch
Führe zum Munde, daß ich die Lippen mit Waſſer euch netze:
Aber wenn euch fortan am heißen Tage der Trunk labt,
Wenn ihr im Schatten der Ruh' und der reinen Quellen genießet,
Dann gedenket auch mein und meines freundlichen Dienſtes,
Den ich aus Liebe mehr als aus Verwandtſchaft geleiſtet.
Was ihr mir Gutes erzeigt, erkenn' ich durchs künftige Leben.
Ungern laß ich euch zwar; doch jeder iſt diesmal dem Andern
Mehr zur Laſt als zum Troſt, und Alle müſſen wir endlich
Uns im fremden Lande zerſtreun, wenn die Rückkehr verſagt iſt.
Seht, hier ſteht der Jüngling, dem wir die Gaben verdanken,
Dieſe Hülle des Kinds und jene willkommene Speiſe.
Dieſer kommt und wirbt, in ſeinem Haus mich zu ſehen,
Daß ich diene daſelbſt den reichen trefflichen Eltern;
Und ich ſchlag' es nicht ab; denn überall dienet das Mädchen,
Und ihr wäre zur Laſt, bedient im Hauſe zu ruhen.
Alſo folg' ich ihm gern; er ſcheint ein verſtändiger Jüngling,
Und ſo werden die Eltern es ſeyn, wie Reichen geziemet.
Darum lebet nun wohl, geliebte Freundinn, und freuet
Euch des lebendigen Säuglings, der ſchon ſo geſund Euch anblickt.

Drücket Ihr ihn an die Bruſt in dieſen farbigen Wickeln,
O, ſo gedenket des Jünglings, des guten, der ſie uns reichte,
Und der künftig auch mich, die Eure, nähret und kleidet.
Und Ihr, trefflicher Mann, ſo ſprach ſie gewendet zum Richter,
Habet Dank, daß Ihr Vater mir war't in mancherley Fällen.

Und ſie kniete darauf zur guten Wöchnerinn nieder,
Küßte die weinende Frau, und vernahm des Segens Geliſpel.
Aber du ſagteſt indeß, ehrwürdiger Richter, zu Hermann:
Billig ſeyd Ihr, o Freund, zu den guten Wirthen zu zählen,
Die mit tüchtigen Menſchen den Haushalt zu führen bedacht ſind.
Denn ich habe wohl oft geſehn, daß man Rinder und Pferde,
So wie Schafe, genau bey Tauſch und Handel betrachtet;
Aber den Menſchen, der Alles erhält, wenn er tüchtig und gut iſt,
Und der Alles zerſtreut und zerſtört durch falſches Beginnen,
Dieſen nimmt man nur ſo auf Glück und Zufall ins Haus ein,
Und bereuet zu ſpät ein übereiltes Entſchließen.
Aber es ſcheint, Ihr verſteht's; denn Ihr habt ein Mädchen erwählet,
Euch zu dienen im Haus und Euren Eltern, das brav iſt.
Haltet ſie wohl! Ihr werdet, ſo lang' ſie der Wirthſchaft ſich annimmt,
Nicht die Schweſter vermiſſen, noch Eure Eltern die Tochter.

Viele kamen indeß, der Wöchnerinn nahe Verwandte,
Manches bringend und ihr die beſſere Wohnung verkündend.
Alle vernahmen des Mädchens Entſchluß, und ſegneten Hermann
Mit bedeutenden Blicken und mit beſondern Gedanken.
Denn ſo ſagte wohl Eine zur Andern flüchtig ans Ohr hin:
Wenn aus dem Herrn ein Bräutigam wird, ſo iſt ſie geborgen.

Hermann faßte darauf sie bey der Hand an und sagte:
Laß uns gehen; es neigt sich der Tag, und fern ist das Städtchen.
Lebhaft gesprächig umarmten darauf Dorotheen die Weiber.
Hermann zog sie hinweg; noch viele Grüße befahl sie.
Aber da fielen die Kinder, mit Schreyn und entsetzlichem Weinen,
Ihr in die Kleider, und wollten die zweyte Mutter nicht lassen.
Aber ein' und die andre der Weiber sagte gebietend:
Stille, Kinder! sie geht in die Stadt, und bringt euch des guten
Zuckerbrotes genug, das euch der Bruder bestellte,
Als der Storch ihn jüngst beym Zuckerbecker vorbeytrug,
Und ihr sehet sie bald mit den schön vergoldeten Deuten.
Und so ließen die Kinder sie los, und Hermann entriß sie
Noch den Umarmungen kaum und den fernewinkenden Tuchern.

Melpomene.

Hermann und Dorothea.

Alſo giengen die zwey entgegen der ſinkenden Sonne,
Die in Wolken ſich tief, gewitterdrohend, verhüllte,
Aus dem Schleyer, bald hier bald dort, mit glühenden Blicken
Strahlend über das Feld die ahndungsvolle Beleuchtung.
Möge das drohende Wetter, ſo ſagte Hermann, nicht etwa
Schloßen uns bringen und heftigen Guß; denn ſchön iſt die Erndte.
Und ſie freuten ſich Beyde des hohen, wankenden Kornes,
Das die Durchſchreitenden faſt, die hohen Geſtalten, erreichte.
Und es ſagte darauf das Mädchen zum leitenden Freunde:
Guter, dem ich zunächſt ein freundlich Schickſal verdanke,
Dach und Fach, wenn im Freien ſo manchem Vertriebnen der Sturm dräut!
Saget mir jetzt vor allem, und lehret die Eltern mich kennen,
Denen ich künftig zu dienen von ganzer Seele geneigt bin;
Denn kennt jemand den Herrn, ſo kann er ihm leichter genug thun,
Wenn er die Dinge bedenkt, die jenem die wichtigſten ſcheinen,
Und auf die er den Sinn, den feſtbeſtimmten, geſetzt hat.
Darum ſaget mir doch: wie gewinn' ich Vater und Mutter?

Und es verſetzte dagegen der gute, verſtändige Jüngling:
O, wie geb' ich dir Recht, du gutes treffliches Mädchen,
Daß du zuvörderſt dich nach dem Sinne der Eltern befrageſt!
Denn ſo ſtrebt' ich bisher vergebens, dem Vater zu dienen,
Wenn ich der Wirthſchaft mich als wie der meinigen annahm,
Früh den Acker und ſpät und ſo beſorgend den Weinberg.
Meine Mutter befriedigt' ich wohl, ſie wußt' es zu ſchätzen;
Und ſo wirſt du ihr auch das trefflichſte Mädchen erſcheinen,
Wenn du das Haus beſorgſt, als wenn du das Deine bedächteſt.
Aber dem Vater nicht ſo; denn dieſer liebet den Schein auch.
Gutes Mädchen, halte mich nicht für kalt und gefühllos,
Wenn ich den Vater dir ſogleich, der Fremden, enthülle.
Ja, ich ſchwör' es, das erſtemal iſt's, daß frey mir ein ſolches
Wort die Zunge verläßt, die nicht zu ſchwatzen gewohnt iſt;
Aber du lockſt mir hervor aus der Bruſt ein jedes Vertrauen.
Einige Zierde verlangt der gute Vater im Leben,
Wünſchet äußere Zeichen der Liebe, ſo wie der Verehrung,
Und er würde vielleicht vom ſchlechteren Diener befriedigt,
Der dieß wüßte zu nutzen, und würde dem beſſeren gram ſeyn.

Freudig ſagte ſie drauf, zugleich die ſchnelleren Schritte
Durch den dunkelnden Pfad verdoppelnd mit leichter Bewegung:
Beyde zuſammen hoff' ich fürwahr zufrieden zu ſtellen;
Denn der Mutter Sinn iſt wie mein eigenes Weſen,
Und der äußeren Zierde bin ich von Jugend nicht fremde.
Unſere Nachbarn, die Franken, in ihren früheren Zeiten
Hielten auf Höflichkeit viel; ſie war dem Edlen und Bürger
Wie den Bauern gemein, und jeder empfahl ſie den Seinen.
Und ſo brachten bey uns auf Deutſcher Seite gewöhnlich
Auch die Kinder der Morgens mit Händeküſſen und Knixchen

Segenswünſche den Eltern, und hielten ſittlich den Tag aus.
Alles, was ich gelernt und was ich von jung auf gewohnt bin,
Was von Herzen mir geht — ich will es dem Alten erzeigen.
Aber wer ſagt mir nunmehr: wie ſoll ich dir ſelber begegnen,
Dir, dem einzigen Sohn und künftig meinem Gebieter?

Alſo ſprach ſie, und eben gelangten ſie unter den Birnbaum.
Herrlich glänzte der Mond, der volle, vom Himmel herunter;
Nacht war's, völlig bedeckt das letzte Schimmern der Sonne.
Und ſo lagen vor ihnen in Maſſen gegen einander
Lichter, hell wie der Tag, und Schatten dunkeler Nächte.
Und es hörte die Frage, die freundliche, gern in dem Schatten
Hermann, des herrlichen Baums, am Orte, der ihm ſo lieb war,
Der noch heute die Thränen um ſeine Vertriebne geſehen.
Und indem ſie ſich nieder ein wenig zu ruhen geſetzet,
Sagte der liebende Jüngling, die Hand des Mädchens ergreifend:
Laß dein Herz dir es ſagen, und folg' ihm frey nur in allem.
Aber er wagte kein weiteres Wort, ſo ſehr auch die Stunde
Günſtig war; er fürchtete, nur ein Nein zu ereilen.
Ach, und er fühlte den Ring am Finger, das ſchmerzliche Zeichen.
Alſo ſaßen ſie ſtill und ſchweigend neben einander;
Aber das Mädchen begann und ſagte: wie find' ich des Mondes
Herrlichen Schein ſo ſüß! er iſt der Klarheit des Tags gleich.
Seh' ich doch dort in der Stadt die Häuſer deutlich und Höfe,
An dem Giebel ein Fenſter; mich däucht, ich zähle die Scheiben.

Was du ſiehſt, verſetzte darauf der gehaltene Jüngling,
Das iſt unſere Wohnung, in die ich nieder dich führe,
Und dieß Fenſter dort iſt meines Zimmers im Dache,
Das vielleicht das deine nun wird; wir verändern im Hauſe.

Dieſe Felder ſind unſer, ſie reifen zur morgenden Erndte.
Hier im Schatten wollen wir ruhn und des Mahles genieſſen.
Aber laß uns nunmehr hinab durch Weinberg und Garten
Steigen; denn ſieh', es rückt das ſchwere Gewitter herüber,
Wetterleuchtend und bald verſchlingend den lieblichen Vollmond.
Und ſo ſtanden ſie auf und wandelten nieder, das Feld hin,
Durch das mächtige Korn, der nächtlichen Klarheit ſich freuend;
Und ſie waren zum Weinberg gelangt und traten ins Dunkel.

Und ſo leitet' er ſie die vielen Platten hinunter,
Die, unbehauen gelegt, als Stufen dienten im Laubgang.
Langſam ſchritt ſie hinab, auf ſeinen Schultern die Hände;
Und mit ſchwankenden Lichtern, durchs Laub, überblickte der Mond ſie,
Eh' er, von Wetterwolken umhüllt, im Dunkeln das Paar ließ.
Sorglich ſtützte der Starke das Mädchen, das über ihn herhieng.
Aber ſie, unkundig des Steigs und der roheren Stufen,
Fehlte tretend; es knackte der Fuß, ſie drohte zu fallen.
Eilig ſtreckte gewandt der ſinnige Jüngling den Arm aus,
Hielt empor die Geliebte; ſie ſank ihm leiſ' auf die Schulter,
Bruſt war geſenkt an Bruſt und Wang' an Wange. So ſtand er,
Starr wie ein Marmorbild, vom ernſten Willen gebändigt,
Drückte nicht feſter ſie an, er ſtemmte ſich gegen die Schwere.
Und ſo fühlt' er die herrliche Laſt, die Wärme des Herzens,
Und den Balſam des Athems, an ſeinen Lippen verhauchet,
Trug mit Mannesgefühl die Heldengröße des Weibes.

Doch ſie verhehlte den Schmerz, und ſagte die ſcherzenden Worte:
Das bedeutet Verdruß, ſo ſagen bedenkliche Leute,

Wenn beym Eintritt ins Haus, nicht fern von der Schwelle, der Fuß knackt.
Hätt' ich mir doch fürwahr ein beſſeres Zeichen gewünſchet!
Laß uns ein wenig verweilen, damit dich die Eltern nicht tadeln
Wegen der hinkenden Magd, und ein ſchlechter Wirth du erſcheineſt.

Urania.

Ausſicht.

Muſen, die ihr ſo gern die herzliche Liebe begünſtigt,
Auf dem Wege bisher den trefflichen Jüngling geleitet,
An die Bruſt ihm das Mädchen noch vor der Verlobung gedrückt habt:
Helfet auch ferner den Bund des lieblichen Paares vollenden,
Theilet die Wolken sogleich, die über ihr Glück sich heranziehn!
Aber saget vor Allem, was jetzt im Hause geschiehet.

Ungeduldig betrat die Mutter zum drittenmal wieder
Schon das Zimmer der Männer, das sorglich erst sie verlassen,
Sprechend vom nahen Gewitter, vom schnellen Verdunkeln des Mondes;
Dann vom Außenbleiben des Sohns und der Nächte Gefahren;
Tadelte lebhaft die Freunde, daß, ohne das Mädchen zu sprechen,
Ohne zu werben für ihn, sie so bald sich vom Jüngling getrennet.

Mache nicht schlimmer das Uebel! verſetzt' unmuthig der Vater;
Denn du ſiehſt, wir harren ja ſelbſt, und warten des Ausgangs.

Aber gelaſſen begann der Nachbar ſitzend zu ſprechen:
Immer verdank' ich es doch in ſolch unruhiger Stunde
Meinem ſeligen Vater, der mir, als Knaben die Wurzel
Aller Ungeduld ausriß, daß auch kein Fäschen zurückblieb
Und ich erwarten lernte ſogleich, wie keiner der Weiſen.
Sagt, verſetzte der Pfarrer: welch Kunſtſtück brauchte der Alte?
Das erzähl' ich Euch gern, denn jeder kann es ſich merken,
Sagte der Nachbar darauf. Als Knabe ſtand ich am Sonntag
Ungeduldig einmal, die Kutſche begierig erwartend,
Die uns ſollte hinaus zum Brunnen führen der Linden.
Doch ſie kam nicht; ich lief, wie ein Wieſel, dahin und dorthin,
Treppen hinauf und hinab, und von dem Fenſter zur Thüre.
Meine Hände prickelten mir; ich kratzte die Tiſche,
Trappelte ſtampfend herum, und nahe war mir das Weinen.
Alles ſah der gelaſſene Mann; doch als ich es endlich
Gar zu thöricht betrieb, ergriff er mich ruhig beym Arme,
Führte zum Fenſter mich hin, und ſprach die bedenklichen Worte:
Siehſt du des Tiſchlers da drüben für heute geſchloſſene Werkſtatt?
Morgen eröffnet er ſie; da rühret ſich Hobel und Säge,
Und ſo geht es von frühe bis Abend die fleißigen Stunden.
Aber bedenke dir dieß: der Morgen wird künftig erſcheinen,
Da der Meiſter ſich regt mit allen ſeinen Geſellen,
Dir den Sarg zu bereiten und ſchnell und geſchickt zu vollenden;
Und ſie tragen das bretterne Haus geſchäftig herüber,
Das den Geduld'gen zuletzt und den Ungeduldigen aufnimmt,
Und gar bald ein drückendes Dach zu tragen beſtimmt iſt.
Alles ſah ich ſogleich im Geiſte wirklich geſchehen,
Sah die Bretter gefügt und die ſchwarze Farbe bereitet,
Saß geduldig nunmehr und harrete ruhig der Kutſche.

Nennen Andere nun in zweifelhafter Erwartung
Ungebärdig herum, da muß ich des Sarges gedenken.

Lächelnd ſagte der Pfarrer: des Todes rührendes Bild ſteht,
Nicht als Schrecken dem Weiſen, und nicht als Ende dem Frommen.
Jenen drängt' es ins Leben zurück, und lehret ihn handeln;
Dieſem ſtärkt es, zu künftigem Heil, im Trübſal die Hoffnung;
Beyden wird zum Leben der Tod. Der Vater mit Unrecht
Hat dem empfindlichen Knaben den Tod im Tode gewieſen.
Zeige man doch dem Jüngling des edel reifenden Alters
Werth, und dem Alter die Jugend, daß beyde des ewigen Kreiſes
Sich erfreuen und ſo ſich Leben im Leben vollende!

Aber die Thür' ging auf. Es zeigte das herrliche Paar ſich,
Und es erſtaunten die Freunde, die liebenden Eltern erſtaunten
Ueber die Bildung der Braut, des Bräutigams Bildung vergleichbar;
Ja, es ſchien die Thüre zu klein, die hohen Geſtalten
Einzulaſſen, die nun zuſammen betraten die Schwelle.
Hermann ſtellte den Eltern ſie vor, mit fliegenden Worten.
Hier iſt, ſagt' er, ein Mädchen, ſo wie ihr im Hauſe ſie wünſchet.
Lieber Vater, empfanget ſie gut; ſie verdient es. Und liebe
Mutter, befragt ſie ſogleich nach dem ganzen Umfang der Wirthſchaft,
Daß ihr ſeht, wie ſehr ſie verdient, Euch näher zu werden.
Eilig führt' er darauf den trefflichen Pfarrer bey Seite,
Sagte: würdiger Herr, nun helft mir aus dieſer Beſorgniß

Schnell, und löſet den Knoten, vor deſſen Entwicklung ich schaudre.
Denn ich habe das Mädchen als meine Braut nicht geworben,
Sondern ſie glaubt, als Magd in das Haus zu gehn, und ich fürchte,
Daß unwillig ſie flieht, ſobald wir gedenken der Heirat.
Aber entſchieden ſey es ſogleich! Nicht länger im Irrthum
Soll ſie bleiben, wie ich nicht länger den Zweifel ertrage.
Eilet und zeiget auch hier die Weisheit, die wir verehren!
Und es wendete ſich der Geiſtliche gleich zur Geſellſchaft.
Aber leider getrübt war durch die Rede des Vaters
Schon die Seele des Mädchens; er hatte die munteren Worte,
Mit behaglicher Art, im guten Sinne geſprochen:
Ja, das gefällt mir, mein Kind! Mit Freuden erfahr' ich, der Sohn hat
Auch wie der Vater Geſchmack, der ſeiner Zeit es gewieſen,
Immer die Schönſte zum Tanze geführt, und endlich die Schönſte
In ſein Haus, als Frau, ſich geholt; das Mütterchen war es.
Denn an der Braut, die der Mann ſich erwählt, läßt gleich ſich erkennen,
Welches Geiſtes er iſt, und ob er ſich eigenen Werth fühlt.
Aber Ihr brauchtet wohl auch nur wenig Zeit zur Entſchließung?
Denn mich dünket fürwahr, ihm iſt ſo ſchwer nicht zu folgen.

Hermann hörte die Worte nur flüchtig; ihm bebten die Glieder
Innen, und ſtille war der ganze Kreis nun auf einmal.

Aber das treffliche Mädchen, von ſolchen ſpöttiſchen Worten
Wie ſie ihr ſchienen, verletzt und tief in der Seele getroffen,

Stand, mit fliegender Röthe die Wange bis gegen den Nacken
Uebergoſſen; doch hielt ſie ſich an und nahm ſich zuſammen,
Sprach zu dem Alten darauf, nicht völlig die Schmerzen ver-
bergend:

Traun! zu ſolchem Empfang hat mich der Sohn nicht bereitet,
Der mir des Vaters Art geſchildert, des trefflichen Bürgers;
Und ich weiß, ich ſtehe vor Euch, dem gebildeten Manne,
Der ſich klug mit jedem beträgt, und gemäß den Perſonen.
Aber ſo ſcheint es, Ihr fühlt nicht Mitleid genug mit der
Armen,
Die nun die Schwelle betritt und die Euch zu dienen bereit iſt;
Denn ſonſt würdet Ihr nicht mit bitterem Spotte mir zeigen,
Wie entfernt mein Geſchick von Eurem Sohn und von Euch ſey.
Freylich tret' ich nur arm, mit kleinem Bündel ins Haus ein,
Das mit allem verſehn die frohen Bewohner gewiß macht;
Aber ich kenne mich wohl, und fühle das ganze Verhältniß.
Iſt es edel, mich gleich mit ſolchem Spotte zu treffen,
Der auf der Schwelle beynah mich ſchon aus dem Hauſe zu-
rücktreibt?

Wang bewegte ſich Hermann, und winkte dem geiſtlichen
Freunde,
Daß er ins Mittel ſich ſchlüge, ſogleich zu verſcheuchen den
Irrthum.
Eilig trat der Kluge heran, und ſchaute des Mädchens
Stillen Verdruß und gehaltenen Schmerz und Thränen im Auge.
Da befahl ihm ſein Geiſt, nicht gleich die Verwirrung zu löſen,
Sondern vielmehr das bewegte Gemüth zu prüfen des Mädchens.
Und er ſagte darauf zu ihr mit verſuchenden Worten:
Sicher, du überlegteſt nicht wohl, o Mädchen des Auslands,

Wenn du bey Fremden zu dienen dich allzu eilig entſchleſſeſt,
Was es heiße das Haus des gebietenden Herrn zu betreten;
Denn der Handſchlag beſtimmt das ganze Schickſal des Jahres,
Und gar vieles zu dulden verbindet ein einziges Jawort.
Sind doch nicht das ſchwerſte des Dienſts die ermüdenden Wege,
Nicht der bittere Schweiß der ewig drängenden Arbeit;
Denn mit dem Knechte zugleich bemüht ſich der thätige Freye:
Aber zu dulden die Laune des Herrn, wenn er ungerecht tadelt,
Oder dieſes und jenes begehrt, mit ſich ſelber in Zwieſpalt,
Und die Heftigkeit noch der Frauen, die leicht ſich erzürnet,
Mit der Kinder roher und übermüthiger Unart:
Das iſt ſchwer zu ertragen, und doch die Pflicht zu erfüllen
Ungeſäumt und raſch, und ſelbſt nicht mürriſch zu ſtocken.
Doch du ſcheinſt mir dazu nicht geſchickt, da die Scherze des Vaters
Schon dich treffen ſo tief, und doch nichts gewöhnlicher vorkommt,
Als ein Mädchen zu klagen, daß wohl ihr ein Jüngling gefalle.

Alſo ſprach er. Es fühlte die treffende Rede das Mädchen,
Und ſie hielt ſich nicht mehr; es zeigten ſich ihre Gefühle
Mächtig, es hob ſich die Bruſt, aus der ein Seufzer hervordrang,
Und ſie ſagte ſogleich mit heiß vergoſſenen Thränen:
O, nie weiß der verſtändige Mann, der im Schmerz uns zu rathen
Denkt, wie wenig ſein Wort, das kalte, die Bruſt zu befreyen
Je von dem Leiden vermag, das ein hohes Schickſal uns auflegt.
Ihr ſeyd glücklich und froh, wie ſollt' ein Scherz euch verwunden!

Doch der Krankende fühlt auch ſchmerzlich die leiſe Berührung.
Nein; es hülfe mir nichts, wenn ſelbſt mir Verſtellung gelänge.
Zeige ſich gleich, was ſpäter nur tiefere Schmerzen vermehrte
Und mich drängte vielleicht in ſtillverzehrendes Elend.
Laßt mich wieder hinweg! Ich darf im Hauſe nicht bleiben;
Ich will fort und gehe, die armen Meinen zu ſuchen,
Die ich im Unglück verließ, für mich nur das Beſſere wählend.
Dieß iſt mein feſter Entſchluß; und ich darf euch darum nun bekennen,
Was im Herzen ſich ſonſt wohl Jahre hätte verborgen.
Ja, des Vaters Spott hat tief mich getroffen: nicht, weil ich
Stolz und empfindlich bin, wie es wohl der Magd nicht geziemet,
Sondern weil mir fürwahr im Herzen die Neigung ſich regte
Gegen den Jüngling, der heute mir als ein Erretter erſchienen.
Denn als er erſt auf der Straße mich ließ, ſo war er mir immer
In Gedanken geblieben; ich dachte des glücklichen Mädchens,
Das er vielleicht ſchon als Braut im Herzen möchte bewahren.
Und als ich wieder am Brunnen ihn fand, da freut' ich mich ſeines
Anblicks ſo ſehr, als wär' mir der Himmliſchen einer erſchienen.
Und ich folgt' ihm ſo gern, als nun er zur Magd mich geworben.
Doch mir ſchmeichelte freylich das Herz (ich will es geſtehen)
Auf dem Wege hierher, als könnt' ich vielleicht ihn verdienen,
Wenn ich würde des Hauſes dereinſt unentbehrliche Stütze.
Aber, ach! nun ſeh' ich zuerſt die Gefahren, in die ich
Mich begab, ſo nah dem ſtill Geliebten zu wohnen.
Nun erſt fühl' ich, wie weit ein armes Mädchen entfernt iſt
Von dem reicheren Jüngling, und wenn ſie die tüchtigſte wäre.
Alles das hab' ich geſagt, damit ihr das Herz nicht verkennet,
Das ein Zufall beleidigt, dem ich die Beſinnung verdanke.
Denn das mußt' ich erwarten, die ſtillen Wünſche verbergend,

Daß er ſich brächte zunächſt die Braut zum Hauſe geführet;
Und wie hätt' ich alsdann die heimlichen Schmerzen ertragen!
Glücklich bin ich gewarnt, und glücklich löſ't das Geheimniß
Von dem Buſen ſich los, jetzt, da noch das Uebel iſt heilbar.
Aber das ſey nun geſagt. Und nun ſoll im Hauſe mich länger
Hier nichts halten, wo ich beſchämt und ängſtlich nur ſtehe,
Frey die Neigung bekennend, und jene thörichte Hoffnung.
Nicht die Nacht, die breit ſich bedeckt mit ſinkenden Wolken,
Nicht der rollende Donner (ich hör' ihn) ſoll mich verhindern,
Nicht des Regens Guß, der draußen gewaltſam herabſchlägt,
Noch der ſauſende Sturm. Das hab' ich alles ertragen
Auf der traurigen Flucht, und nah' am verfolgenden Feinde.
Und ich gehe nun wieder hinaus, wie ich lange gewohnt bin,
Von dem Strudel der Zeit ergriffen, von Allem zu ſcheiden.
Lebet wohl! ich bleibe nicht länger; es iſt nun geſchehen.

Alſo ſprach ſie, ſich raſch zurück nach der Thüre bewegend,
Unter dem Arm das Bündelchen noch, das ſie brachte, bewahrend.
Aber die Mutter ergriff mit beyden Armen das Mädchen,
Um den Leib ſie faſſend, und rief verwundert und ſtaunend:
Sag, was bedeutet mir dieß? und dieſe vergeblichen Thränen?
Nein, ich laſſe dich nicht; du biſt mir des Sohnes Verlobte.
Aber der Vater ſtand mit Widerwillen dagegen,
Auf die Weinende ſchauend, und ſprach die verdrießlichen Worte:
Alſo das iſt mir zuletzt für die höchſte Nachſicht geworden,
Daß mir das Unangenehmſte geſchieht noch zum Schluſſe des Tages!
Denn mir iſt unleidlicher nichts, als Thränen der Weiber,
Leiden-

Leidenſchaftlich Geſchrey, das heftig verworren beginnet,
Was mit ein wenig Vernunft ſich ließe gemächlicher ſchlichten.
Mir iſt läſtig, noch länger dies wunderliche Beginnen
Anzuſchauen. Vollendet es ſelbſt; ich gehe zu Bette.
Und er wandte ſich ſchnell, und eilte zur Kammer zu gehen,
Wo ihm das Ehbett ſtand, und wo er zu ruhen gewohnt war.
Aber ihn hielt der Sohn, und ſagte die flehenden Worte:
Vater, eilet nur nicht und zürnt nicht über das Mädchen!
Ich nur habe die Schuld von aller Verwirrung zu tragen,
Die unerwartet der Freund noch durch Verſtellung vermehrt hat.
Redet, würdiger Herr! denn Euch vertraut' ich die Sache.
Häufet nicht Angſt und Verdruß; vollendet lieber das Ganze!
Denn ich möchte ſo hoch Euch nicht in Zukunft verehren,
Wenn Ihr Schadenfreude nur übt ſtatt herrlicher Weisheit.

Lächelnd verſetzte darauf der würdige Pfarrer und ſagte:
Welche Klugheit hätte denn wohl das ſchöne Bekenntniß
Dieſer Guten entlockt, und uns enthüllt ihr Gemüthe?
Iſt nicht die Sorge ſogleich dir zur Wonn' und Freude geworden?
Rede darum nur ſelbſt! was bedarf es fremder Erklärung?
Nun trat Hermann hervor, und ſprach die freundlichen Worte:
Laß dich die Thränen nicht reun, noch dieſe flüchtigen Schmerzen;
Denn ſie vollenden mein Glück und, wie ich wünſche, das deine.
Nicht das treffliche Mädchen als Magd, die Fremde, zu dingen,
Kam ich zum Brunnen; ich kam, um deine Liebe zu werben.
Aber, ach! mein ſchüchterner Blick, er konnte die Neigung
Deines Herzens nicht ſehn; nur Freundlichkeit ſah er im Auge,
Als aus dem Spiegel du ihn des ruhigen Brunnens begrüßteſt.
Dich ins Haus nur zu führen, es war ſchon die Hälfte des
Glückes.

Aber nun vollendeſt du mir's! O, ſey mir geſegnet! —
Und es ſchaute das Mädchen mit tiefer Rührung zum Jüngling,
Und vermied nicht Umarmung und Kuß, den Gipfel der Freude,
Wenn ſie den Liebenden ſind die lang'erſehnte Verſicherung
Künftigen Glücks im Leben, das nun ein unendliches ſcheinet.

Und den Uebrigen hatte der Pfarrherr Alles erkläret.
Aber das Mädchen kam, vor dem Vater ſich herzlich mit Anmuth
Neigend, und ſo ihm die Hand, die zurückgezogene, küſſend,
Sprach: Ihr werdet gerecht der Ueberraſchten verzeihen,
Erſt die Thränen des Schmerzes, und nun die Thränen der Freuden.
O, vergebt mir jenes Gefühl! vergebt mir auch dieſes,
Und laßt nur mich ins Glück, das neu mir gegönnte, mich finden!
Ja, der erſte Verdruß, an dem ich Verworrene ſchuld war,
Sey der letzte zugleich! Wenn die Magd ſich verpflichtet,
Treu, zu liebendem Dienſt, den ſoll die Tochter Euch leiſten.

Und der Vater umarmte ſie gleich, die Thränen verbergend.
Traulich kam die Mutter herbei und küßte ſie herzlich,
Schüttelte Hand in Hand; es ſchwiegen die weinenden Frauen.

Eilig faßte darauf der gute, verſtändige Pfarrherr
Erſt des Vaters Hand, und zog ihm vom Finger den Trauring,
(Nicht ſo leicht; er war vom rundlichen Gliede gehalten)
Nahm den Ring der Mutter darauf und verlobte die Kinder;
Sprach: noch einmal ſey der goldenen Reifen Beſtimmung,
Feſt ein Band zu knüpfen, das völlig gleiche dem alten.

Dieſer Jüngling iſt tief von der Liebe zum Mädchen durchdrungen,
Und das Mädchen geſteht, daß auch ihr der Jüngling erwünſcht iſt.
Alſo verlob' ich euch hier und ſegn' euch künftigen Zeiten,
Mit dem Willen der Eltern, und mit dem Zeugniß des Freundes.

Und es neigte ſich gleich mit Segenswünſchen der Nachbar.
Aber als der geiſtliche Herr den goldenen Reif nun
Steckt' an die Hand des Mädchens, erblickt' er den anderen ſtaunend,
Den ſchon Hermann zuvor am Brunnen ſorglich betrachtet.
Und er ſagte darauf mit freundlich ſcherzenden Worten:
Wie! du verlobeſt dich ſchon zum zweytenmal? Daß nicht der erſte
Bräutigam bey dem Altar ſich zeige mit hinderndem Einſpruch!

Aber ſie ſagte darauf: o, laßt mich dieſer Erinnrung
Einen Augenblick weihen! Denn wohl verdient ſie der Gute,
Der mir ihn ſcheidend gab und nicht zur Heimat zurückkam.
Alles ſah er voraus, als raſch die Liebe der Freyheit,
Als ihn die Luſt im neuen veränderten Weſen zu wirken
Trieb, nach Paris zu gehn, dahin, wo er Kerker und Tod fand.
Lebe glücklich, ſagt' er. Ich gehe; denn Alles bewegt ſich
Jetzt auf Erden einmal, es ſcheint ſich Alles zu trennen.
Grundgeſetze löſen ſich auf der feſteſten Staten,
Und es löſ't der Beſitz ſich los vom alten Beſitzer,
Freund ſich los von Freund; ſo löſ't ſich Liebe von Liebe.
Ich verlaſſe dich hier; und, wo ich jemals dich wieder
Finde — wer weiß es? Vielleicht ſind dieſe Geſpräche die letzten
Nur ein Fremdling, ſagt man mit Recht, iſt der Menſch hier auf Erden:

Mehr ein Fremdling als jemals, iſt nun ein jeder geworden.
Uns gehört der Boden nicht mehr; es wandern die Schätze;
Gold und Silber ſchmilzt aus den alten heiligen Formen;
Alles regt ſich, als wollte die Welt, die geſtaltete, rückwärts
Löſen in Chaos und Nacht ſich auf, und neu ſich geſtalten.
Du bewahreſt mir dein Herz; und finden dereinſt wir uns wieder
Ueber den Trümmern der Welt, ſo ſind wir erneute Geſchöpfe,
Umgebildet und frey und unabhängig vom Schickſal.
Denn was feſſelte den, der ſolche Tage durchlebt hat!
Aber ſoll es nicht ſeyn, daß je wir, aus dieſen Gefahren
Glücklich entronnen, uns einſt mit Freuden wieder umfangen,
O, ſo erhalte mein ſchwebendes Bild vor deinen Gedanken,
Daß du mit gleichem Muthe zu Glück und Unglück bereit ſeyſt!
Lockt neue Wohnung dich an und neue Verbindung,
So genieße mit Dank, was dann dir das Schickſal bereitet.
Liebe die Liebenden rein, und halte dem Guten dich dankbar.
Aber dann auch ſetze nur leicht den beweglichen Fuß auf;
Denn es lauert der doppelte Schmerz des neuen Verluſtes.
Heilig ſey dir der Tag; doch ſchätze das Leben nicht höher
Als ein anderes Gut, und alle Güter ſind trüglich.
Alſo ſprach er: und nie erſchien der Edle mir wieder.
Alles verlor ich indeß, und tauſendmal dacht' ich der Warnung.
Nun auch denk' ich des Worts, da ſchön mir die Liebe das Glück hier
Neu bereitet und mir die herrlichſten Hoffnungen aufſchließt.
O, verzeih, mein treflicher Freund, daß ich, ſelbſt an dem Arm dich
Haltend, bebe! So ſcheint dem endlich gelandeten Schiffer
Auch der ſicherſte Grund des feſteſten Bodens zu ſchwanken.

Alſo ſprach ſie, und ſteckte die Ringe nebeneinander.
Aber der Bräutigam ſprach, mit edler männlicher Rührung:
Deſto feſter ſey, bey der allgemeinen Erſchütterung,
Dorothea, der Bund! Wir wollen halten und dauern,
Feſt uns halten und feſt der ſchönen Güter Beſitzthum.
Denn der Menſch, der zur ſchwankenden Zeit auch ſchwankend geſinnt iſt,
Der vermehret das Uebel, und breitet es weiter und weiter;
Aber wer feſt auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt ſich.
Nicht dem Deutſchen geziemt es, die fürchterliche Bewegung
Fortzuleiten, und auch zu wanken hierhin und dorthin.
Dieß iſt unſer! ſo laß uns ſagen und ſo es behaupten!
Denn es werden noch ſtets die entſchloſſenen Völker geprieſen,
Die für Gott und Geſetz, für Eltern, Weiber und Kinder
Stritten und gegen den Feind zuſammenſtehend erlagen.
Du biſt mein; und nun iſt das Meine meiner als jemals.
Nicht mit Kummer will ich's bewahren und ſorgend genießen,
Sondern mit Muth und Kraft. Und drohen dießmal die Feinde'
Oder künftig, ſo rüſte mich ſelbſt und reiche die Waffen.
Weiß ich durch dich nur verſorgt das Haus und die liebenden Eltern,
O, ſo ſtellt ſich die Bruſt dem Feinde ſicher entgegen.
Und gedächte jeder wie ich, ſo ſtünde die Macht auf
Gegen die Macht, und wir erfreuten uns Alle des Friedens.

Achilleïs

Erster Gesang.

Hoch zu Flammen entbrannte die mächtige Lohe noch einmal,
Strebend gegen den Himmel, und Ilions Mauern erſchienen
Roth, durch die finſtere Nacht; der aufgeſchichteten Waldung
Ungeheures Gerüſt, zuſammenſtürzend, erregte
Mächtige Glut zuletzt. Da ſenkten ſich Hectors Gebeine
Nieder, und Aſche lag der edelſte Troer am Boden.

Nun erhob ſich Achilleus vom Ely vor ſeinem Gezelte,
Wo er die Stunden durchwachte, die nächtlichen, ſchaute der Flammen
Fernes, ſchreckliches Spiel und des wechſelnden Feuers Bewegung,
Ohne die Augen zu wenden von Pergamos röthlicher Veſte.
Tief im Herzen empfand er den Haß noch gegen den Todten,
Der ihm den Freund erſchlug und der nun beſtattet dahin ſank.

Aber als nun die Wuth nachließ des freſſenden Feuers
Allgemach, und zugleich mit Roſenfingern die Göttinn
Schmückete Land und Meer, daß der Flammen Schreckniſſe bleichten,
Wandte ſich, tief bewegt und ſanft, der große Pelide
Gegen Antiochos hin und ſprach die gewichtigen Worte:
So wird kommen der Tag, da bald von Ilions Trümmern
Rauch und Qualm ſich erhebt, von thrakiſchen Lüften getrieben,
Ida's langes Gebirg und Gargaros Höhe verdunkelt;

Aber ich werd' ihn nicht ſehen! die Völkerweckerinn Eos
Fand mich Patroklos Gebein zuſammenleſend, ſie findet
Hectors Brüder anjetzt in gleichem frommen Geſchäfte,
Und dich mag ſie auch bald, mein trauter Antilochos, finden,
Daß du den leichten Reſt des Freundes jammernd beſtatteſt.
Soll dieß alſo nun ſeyn, wie mir es die Götter entbieten;
Sey es! Gedenken wir nur des Nöthigen, was noch zu thun iſt.
Denn mich ſoll, vereint mit meinem Freunde Patroklos,
Ehren ein herrlicher Hügel, am hohen Geſtade des Meeres
Aufgerichtet, den Völkern und künftigen Zeiten ein Denkmal.
Fleißig haben mir ſchon die rüſtigen Myrmidonen
Rings umgraben den Raum, die Erde warfen ſie einwärts,
Gleichſam ſchützenden Wall aufführend gegen des Feindes
Andrang. Alſo umgränzten den weiten Raum ſie geſchäftig.
Aber wachſen ſoll mir das Werk! Ich eile die Scharen
Aufzurufen, die mir noch Erde mit Erde zu häufen
Willig ſind, und ſo vielleicht befördr' ich die Hälfte;
Euer ſey die Vollendung, wenn bald mich die Urne gefaßt hat.

Alſo ſprach er und ging, und ſchritt durch die Reihe der Zelte
Winkend jenem und dieſem und rufend andre zuſammen.
Alle ſogleich nun erregt ergriffen das ſtarke Geräthe,
Schaufel und Hacke mit Luſt, daß der Klang des Erzes ertönte,
Auch den gewaltigen Pfahl, den ſteinbewegenden Hebel.
Und ſo zogen ſie fort, gedrängt aus dem Lager ergoſſen,
Aufwärts den ſanften Pfad, und ſchweigend eilte die Menge.
Wie wenn zum Ueberfall gerüſtet, nächtlich die Auswahl
Stille ziehet des Heers, mit leiſen Tritten die Reihe
Wandelt und jeder die Schritte mißt, jeder den Athem
Anhält, in feindliche Stadt, die ſchlechtbewachte, zu dringen:

Alſo zogen auch ſie, und Aller thätige Stille
Ehrte das ernſte Geſchäft und ihres Königes Schmerzen.

Als ſie aber den Rücken des wellenbeſpületen Hügels
Bald erreichten und nun des Meeres Weite ſich aufthat,
Blickte freundlich Eos ſie an, aus der heiligen Frühe
Fernem Nebelgewölk, und jedem erquickte das Herz ſie.
Alle ſtürzten ſogleich dem Graben zu, gierig der Arbeit,
Riſſen in Schollen auf den lange betretenen Boden,
Warfen ſchaufelnd ihn fort, ihn trugen andre mit Körben
Aufwärts. In Helm und Schild einfüllen ſah man die einen,
Und der Zipfel des Kleids war anderen ſtatt des Gefäßes.

Jetzt eröffneten heftig des Himmels Pforte die Horen,
Und das wilde Geſpann des Helios brauſend erhub ſich's.
Raſch erleuchtet' er gleich die frommen Aethiopen,
Welche die äußerſten wohnen von allen Völkern der Erde.
Bald, die glühenden Locken ſchütteind, entſtieg er des Ida
Wäldern, um klagenden Troern, um rüſt'gen Achaiern zu leuchten.

Aber die Horen indeß, zum Aether ſtrebend, erreichten
Zeus Kronions heiliges Haus, das ſie ewig begrußen.
Und ſie traten hinein, da begegnete ihnen Hephaiſtos
Eilig, hinkend und ſprach auffordernde Worte zu ihnen:
Trügliche! Glücklichen ſchnelle, den Harrenden langſame! hört mich!
Dieſen Saal erbaut' ich, dem Willen des Vaters gehorſam,
Nach dem göttlichen Maaß des herrlichſten Muſengeſanges;

Sparte nicht Gold und Silber, noch Erz, und bleiches Metall nicht;
Und ſo wie ich's vollendet, vollkommen ſtehet das Werk noch,
Ungekränkt von der Zeit. Denn hier ergreift es der Roſt nicht,
Noch erreicht es der Staub, des irdiſchen Wandrers Gefährte.
Alles hab' ich gethan was irgend ſchaffende Kunſt kann.
Unerſchütterlich ruht die hohe Decke des Hauſes,
Und zum Schritte ladet der glatte Boden den Fuß ein.
Jedem Herrſcher folget ſein Thron, wohin er gebietet,
Wie dem Jäger der Hund, und goldene wandelnde Knaben
Schuf ich, welche Kronion, den kommenden, unterſtützen,
Wie ich mir eherne Mädchen erſchuf. Doch alles iſt leblos!
Euch allein iſt gegeben, den Charitinnen und euch nur,
Ueber das todte Gebild des Lebens Reize zu ſtreuen.
Auf denn! ſparet mir nichts und gießt, aus dem heiligen Salbhorn,
Herrlichen Liebreiz umher, damit ich mich freue des Werkes,
Und die Götter entzückt ſo fort mich preiſen wie Anfangs.
Und ſie lächelten ſanft, die beweglichen, nickten dem Alten
Freundlich, und goſſen umher verſchwenderiſch Leben und Licht aus,
Daß kein Menſch es ertrüg' und daß es die Götter entzückte.

Alſo gegen die Schwelle bewegte ſich eilig Hephaiſtos,
Auf die Arbeit geſinnt, denn dieſe nur regte das Herz ihm.
Da begegnet' ihm Here, von Pallas Athene begleitet,
Sprechend wechſelndes Wort; und als den Sohn ſie erblickte,
Hielt ſie ihn an ſogleich und ſprach, die göttliche Here:
Sohn, du mangelſt nun bald des ſelbſtgefälligen Ruhmes,
Daß du Waffen bereiteſt, vom Tode zu ſchützen die Menſchen,

Alle Kunſt erſchöpfend, wie dieſe dich bittet und jene
Göttinn; denn nah iſt der Tag, da zeitig der große Pelide
Sinken wird in den Staub, der Sterblichen Gränze bezeichnend.
Schutz nicht iſt ihm dein Helm, noch der Harniſch, auch nicht des Schildes
Umfang, wenn ihn beſtreiten die finſteren Keren des Todes.

Aber der künſtliche Gott Hephaiſtos ſagte dagegen:
Warum ſpotteſt du mein, o Mutter, daß ich geſchäftig
Mich der Thetis bewies und jene Waffen verfertigt.
Käme doch gleiches nicht vom Ambos irdiſcher Männer;
Ja, mit meinem Geräth verfertigte ſelbſt ſie ein Gott nicht,
Angegoſſen dem Leib, wie Flügel den Helden erhebend,
Undurchdringlich und reich, ein Wunder ſtaunendem Anblick.
Denn was ein Gott den Menſchen verleiht iſt ſegnende Gabe,
Nicht wie ein Feindes-Geſchenk, das nur zum Verderben bewahrt wird.
Und mir wäre gewiß Patroklos glücklich und ſiegreich
Wiedergekehrt, wofern nicht Phöbos den Helm von dem Haupt ihm
Schlug, und den Harniſch trennte, ſo daß der Entblößte dahin ſank.
Aber ſoll es denn ſeyn, und fordert den Menſchen das Schickſal
Schützte die Waffe nicht, die göttlichſte, ſchützte die Aegis
Selbſt nicht, die Göttern allein die traurigen Tage davon ſcheucht.
Doch was kümmert es mich! Wer Waffen ſchmiedet, bereitet
Krieg und muß davon der Cither Klang nicht erwarten.
Alſo ſprach er und ging und murrte, die Göttinnen lachten.

Unterdeſſen betraten den Saal die übrigen Götter.

Artemis kam, die frühe, ſchon freudig des ſiegenden Pfeiles,
Der den ſtärkſten Hirſch ihr erlegt, an den Quellen des Ida.
Auch, mit Iris, Hermeias, dazu die erhabene Leto,
Ewig der Here verhaßt, ihr ähnlich, milderes Weſens.
Phöbos folgt ihr, des Sohns erfreut ſich die göttliche Mutter.
Ares ſchreitet mächtig heran, behende, der Krieger,
Keinem freundlich, und nur bezähmt ihn Kypris die holde.
Spät kam Aphrodite herbey, die ängſtende Göttinn,
Die von Liebenden ſich in Morgenſtunden ſo ungern
Trennet. Reizend ermattet, als hätte die Nacht ihr zur Ruhe
Nicht genüget, ſenkte ſie ſich in die Arme des Thrones.

Und es leuchtete ſanft die Hallen der, Weben des Aethers
Drang aus den Weiten hervor, Kronions Nähe verkündend.
Gleich nun trat er heran, aus dem hohen Gemach, zur Verſammlung
Unterſtützt durch Hephaiſtos Gebild. So gleitet' er herrlich
Bis zum goldenen Thron, dem künſtlichen, ſaß, und die andern
Stehenden neigten ſich ihm, und ſetzten ſich, jeder geſondert.

Munter eilten ſogleich die ſchenkbeflißnen, gewandten
Jugendgötter hervor, die Charitinnen und Hebe,
Sprendeten rings umher des reichen, ambroſiſchen Biſchtes,
Voll, nicht überfließend, Genuß den Uranionen.
Nur zu Kronion trat Ganymed, mit dem Ernſte des erſten
Jünglingsblickes im kindlichen Aug', und es freute der Gott ſich.
Alſo genoſſen ſie ſtill die Fülle der Seligkeit Alle.

Aber Thetis erſchien, die göttliche, trauerndes Blickes,
Vollgeſtaltet und groß, die lieblichſte Tochter des Nereus,

Und zu Here ſogleich gewendet ſprach ſie das Wort aus:
Göttinn, nicht weggekehrt empfange mich! Lerne gerecht ſeyn!
Denn ich ſchwör' es bey jenen, die, unten im Tartarus wohnend,
Sitzen um Kronos umher und über der ſtygiſchen Quelle,
Späte Rächer dereinſt des falſch geſprochenen Schwures:
Nicht her bin ich gekommen, damit ich hemme des Sohnes
Nur zu gewiſſes Geſchick, und den traurigen Tag ihm entferne;
Nein, mich treibet herauf aus des Meeres Purpurbehauſung
Unbezwinglicher Schmerz, ob in der olympiſchen Höhe
Irgend ich lindern möchte die jammervolle Beängſtung.
Denn mich rufet der Sohn nicht mehr an, er ſtehet am Ufer,
Mein vergeſſend, und nur des Freundes ſehnlich gedenkend,
Der nun vor ihm hinab in des Ais dunkle Behauſung
Stieg, und dem er ſich nach ſelbſt hin zu den Schatten beſtrebet.
Ja, ich mag ihn nicht ſehn, nicht ſprechen. Hülf' es? einander
Unvermeidliche Noth, zuſammen jammernd, zu klagen.

Heftig wandte Here ſich um, und fürchterlich blickend
Sprach ſie, voller Verdruß, zur traurigen kränkende Worte:
Gleisnerinn, unerforſchte, dem Meer gleich, das dich erzeugt hat!
Trauen ſoll ich? und gar mit freundlichem Blik dich empfangen?
Dich, die tauſendfach mich gekränkt, wie ſonſt ſo vor kurzem,
Die mir die edelſten Krieger zum Tod befördert, um ihres
Sohns unerträglichem Sinn, dem unvernünft'gen, zu ſchmeicheln.
Glaubſt du, ich kenne dich nicht und denke nicht jenes Beginnens,
Da dir als Bräutigam ſchon Kronion herrlich hinabſtieg.

Mich, die Gattinn und Schweſter, verließ, und die Tochter des Nereus
Himmelskönigiinn hoffte zu ſeyn, entzündet von Hochmuth.
Doch wohl kehrt er zurück, der Göttliche, von des Titanen
Weiſer Sage geſchreckt, der aus dem verdammlichen Bette
Ihm den gefährlichſten Sohn verkündet. Prometheus verſtand es!
Denn von dir und dem ſterblichen Mann iſt entſprungen ein Unthier,
An der Chimära ſtatt und des erdeverwüſtenden Drachens.
Hätt' ein Gott ihn gezeugt, wer ſicherte Göttern den Aether?
Und wie jener die Welt, verwüſtete dieſer den Himmel.
Und doch ſeh' ich dich nie herannahn, daß nicht, erheitert,
Dir der Kronide winkt und leicht an der Wange dir ſtreichelt;
Ja, daß er alles bewilligt, der ſchreckliche, mich zu verkürzen.
Unbefriedigte Luſt weilt nie in dem Buſen des Mannes!

Und die Tochter verſetzte des wahrhaft ſprechenden Nereus:
Grauſame! welcherley Rede verſendeſt du! Pfeile des Haſſes!
Nicht verſchonſt du der Mutter Schmerz, den ſchrecklichſten aller,
Die das nahe Geſchick des Sohnes, bekümmert, umher klagt.
Wohl erfuhreſt du nicht wie dieſer Jammer im Buſen
Wüthet, des ſterblichen Weibes, ſo wie der unſterblichen Göttin.
Denn, von Kronion gezeugt, umwohnen dich herrliche Söhne,
Ewig rüſtig und jung, und du erfreuſt dich der beiden.
Doch du jammerteſt ſelbſt, in ängſtliche Klagen ergoſſen,
Jenes Tags da Kronion, erzurnt, den treuen Hephaiſtos,
Deinetwegen, hinab auf Lemnos Boden geſchleudert;
Und der herrliche lag an dem Fuße verletzt, wie ein Erdſohn.
Damals ſchrieſt du laut zu den Nymphen der ſchattigen Inſel,

Rie'eſt

Rieſeſt den Päon herbey und wetteteſt ſelber des Schadens.
Ja, noch jetzt betrübt dich der Fehl des hintenden Sohnes.
Eilt er geſchäftig umher, wohlwollend, daß er den Göttern
Reiche des köſtlichen Trunks, und trägt er die goldene Schale
Schwankend, ernſtlich beſorgt, damit er nicht etwa vergieße,
Und unendlich Gelächter entſteht von den ſeligen Göttern;
Immer zeigſt du allein dich ernſt und nimmſt dich des Sohns an.
Und ich ſuchte mir nicht des Jammers geſellige Lindrung
Heute, da mir der Tod des herrlichen, einz'gen bevorſteht?
Denn mir hat es zu feſt der graue Vater verkündet
Nereus, der wahre Mund, des Künftigen göttlicher Forſcher,
Jenes Tages als ihr, verſammelt, ihr ewigen Götter,
Mir das erzwungene Feſt, des ſierlichen Mannes Umarmung,
In des Pelions Wäldern, herniederſteigend, gefeyert.
Damals kündete gleich der Greis mir den herrlichen Sohn an,
Vorzuziehen dem Vater, denn alſo wollt' es das Schickſal;
Doch er verkündet zugleich der traurigen Tage Verkürzung.
Alſo wälzten ſich mir die eilenden Jahre vorüber,
Unaufhaltſam, den Sohn zur ſchwarzen Pforte des Ais
Drängend. Was half mir die Kunſt und die Liſt? was die
läuternde Flamme?
Was das weibliche Kleid? Den edelſten riſſen zum Kriege
Unbegränzte Begier nach Ruhm und die Bande des Schickſals.
Traurige Tage hat er verlebt, ſie gehen zu Ende
Gleich. Mir iſt ſie bekannt des hohen Geſchickes Bedingung.
Ewig bleibt ihm geſicherter Ruhm, doch die Waffen der Keren
Droben ihm nah und gewiß, ihn rettete ſelbſt nicht Kronion.
Alſo ſprach ſie und ging und ſetzte ſich Leto zur Seite,
Die ein mütterlich Herz vor den übrigen Uranionen
Hegt im Buſen, und dort genoß ſie die Fülle des Schmerzens.

Ernſt nun wandte Kronion und mild ſein göttliches Antlitz
Gegen die Klagende hin, und väterlich alſo begann er:
Tochter, ſollt' ich von dir der Läſterung heftige Worte
Jemals im Ohre vernehmen! wie ſie ein Titan wohl im Unmuth
Ausſtößt gegen die Götter, die hoch den Olympos beherrſchen.
Selber ſprichſt du dem Sohn das Leben ab, thörig verzweifelnd;
Hoffnung bleibt mit dem Leben vermählt, die ſchmeichelnde Göttinn,
Angenehm vor vielen, die als getreue Dämonen,
Mit den ſterblichen Menſchen die wechſelnden Tage durchwallen.
Ihr verſchließt ſich nicht der Olymp, ja ſelber des Aïs
Grauſe Wohnung eröffnet ſich ihr, und das eherne Schickſal
Lächelt, wenn ſie ſich ihm, die Holde, ſchmeichleriſch andrängt.
Gab doch die undurchdringliche Nacht Admetos Gemahlinn
Deinem Sohne zurück, dem unbezwingbaren? ſtieg nicht
Proteſilaos herauf die trauernde Gattinn umfangend?
Und erweichte ſich nicht Perſephone, als ſie dort unten
Hörte des Orpheus Geſang und unbezwingliche Sehnſucht?
Ward nicht Äskulapios Kraft von meinem Strahle gebändigt,
Der, verwegen genug, die Todten dem Leben zurückgab?
Selbſt für den Todten beſteht der Lebende. Willſt du verzweifeln,
Da der Lebendige noch das Licht der Sonne genießet?
Nicht iſt jetzt umzäunt die Gränze des Lebens; ein Gott treibt,
Ja, es treibet der Menſch ſie zurück die Keren des Todes.
Darum laß mir nicht ſinken den Muth! bewahre vor Frevel
Deine Lippen und ſchleuß dem feindlichen Spotte kein Ohr zu.
Oft begrub ſchon der Kranke den Arzt, der das Leben ihm kurzlich
Abgeſprochen, geneſet und froh der beleuchtenden Sonne.
Dränget nicht oft Poſeidon den Kiel des Schiffes gewaltig

Nach der verderblichen Fahrt' und ſpaltet Planken und Rippen?
Gleich entſinket das Ruder der Hand, und des berſtenden Schiffes
Trümmer, von Männern gefaßt, zerſtreuet der Gott in den Wogen.
Alle will er verderben, doch rettet manchen der Dämon.
So auch weiß, mich dünkt, kein Gott noch der Göttinnen erſte,
Wem von Ilions Feld Rückkehr nach Hauſe beſtimmt ſey.

Alſo ſprach er und ſchwieg; da riß die göttliche Here
Schnell vom Sitze ſich auf und ſtand, wie ein Berg in dem Meer ſteht,
Deſſen erhabene Gipfel des Aethers Wetter umleuchten.
Zürnend ſprach ſie und bob, die Einzige, würdiges Weſens,
Schrecklicher, wankend geſinnter! was ſollen die täuſchenden Worte?
Sprächeſt du mich zu reizen etwa? und dich zu ergetzen
Wenn ich zürne, mir ſo vor den Himmliſchen Schmach zu bereiten?
Denn ich glaube wohl kaum, daß ernſtlich das Wort dir bedacht ſey.
Allein ſälle! du ſchwurſt es mir ſelbſt, und die Winke des Schickſals
Deuten alle dahin, ſo mag denn auch fallen Achilleus!
Er, der beſte der Griechen, der würdige Liebling der Götter.
Denn wer im Wege ſteht dem Geſchick, das dem endlichen Ziele
Furchtbar zueilt, ſtürzt in den Sturz, ihn zerſtampfen die Roſſe,
Ihn zerquetſchet das Rad des ehernen, heiligen Wagens.
Alſo acht' ich es nicht, wie viel du noch Zweifel erregeſt,

Jene vielleicht zu erquicken, die weich sich den Schmerzen
dahingiebt.
Aber dieß sag' ich dir doch und nimm dir solches zu Herzen:
Willkühr bleibet ewig verhaßt den Göttern und Menschen,
Wenn sie in Thaten sich zeigt, auch nur in Worten sich kund giebt.
Denn so hoch wir auch stehn, so ist der ewigen Götter
Ewigste Themis allein, und diese muß dauren und walten,
Wenn dein Reich dereinst, so spät es auch sey, der Titanen
Unermächtiger Kraft, der lange gekündigten, weichet.

Aber unbewegt und heiter versetzte Kronion:
Weissprichst du, nicht handelst du so, denn es bleibt verwerflich,
Auf der Erd' und im Himmel, wenn sich der Genosse des
Herrschers
Zu den Widersachern gesellt, geschäh' es in Thaten,
Oder Worten; das Wort ist nahenden Thaten ein Herold.
Also bedeut' ich dir dieses, beliebt's, Unruhige! dir noch
Heute des Kronos Reich, da unten waltend, zu theilen;
Steig' entschlossen hinab, erharre den Tag der Titanen,
Der, mich dunkt, noch weit vom Lichte des Aethers entfernt ist.
Aber euch anderen sag' ich es an, noch drängt nicht Verderben
Unaufhaltsam heran, die Mauern Troja's zu stürzen.
Auf denn! wer Troja beschützt, beschütze zugleich den Achilleus,
Und den übrigen steht, mich dünkt, ein trauriges Werk vor,
Wenn sie den trefflichsten Mann der begünstigten Danaer
tödten.
Also sprechend erhub er vom Thron sich nach seinen Gemächern.

Und von dem Sitze bewegt entfernten sich Leto und Thetis,
In die Tiefe der Hallen; des einsamen Wechselgespräches

Traurige Wonne begehrend, und keiner folgte den beyden.
Nun zu Ares gekehrt rief aus die erhabene Here:
Sohn! was sinnest nun du, deß ungebändigte Willkühr
Diesen und jenen begünstigt, den einen bald und den andern
Mit dem wechselnden Glück der schrecklichen Waffen erfreuet.
Dir liegt nimmer das Ziel im Sinn, wohin es gesteckt sey,
Nur des Augenblicks Kraft und Wuth und unendlicher Jammer.
Also denk' ich, du werdest nun bald, in der Mitte der Troer,
Selbst den Achilleus bekämpfen, der endlich seinem Geschick nahl,
Und nicht unwerth ist von Götterhänden zu fallen.

Aber Ares versetzte darauf, mit Adel und Ehrfurcht:
Mutter, dieses gebiete mir nicht: denn solches zu enden
Ziemte nimmer dem Gott. Es mögen die sterblichen Menschen
Unter einander sich tödten, so wie sie des Sieges Begier treibt.
Mein ist sie aufzuregen, aus ferner friedlicher Wohnung,
Wo sie unbedrängt die herrlichen Tage genießen,
Sich um die Gaben der Ceres, der Nährerinn, emsig bemühend.
Aber ich mahne sie auf, von Ossa begleitet; der fernen
Schlachten Getümmel erklingt vor ihren Ohren, es sauset
Schon der Sturm des Gefechts um sie her, und erregt die Gemüther
Gränzenlos; nichts hält sie zurück, und in muthigem Drange
Schreiten sie lechzend heran, der Todesgefahren begierig.
Also zieh' ich nun hin, den Sohn der lieblichen Eos,
Memnon, aufzurufen und äthiopische Völker.
Auch das Amazonengeschlecht, dem Männer verhaßt sind.
Also sprach er und wandte sich ab; doch Kypris, die holde,

Faßt' ihn und ſah ihm ins Aug' und ſprach mit herrlichem Lächeln:

Wilder, ſtürmſt du ſo fort! die letzten Völker der Erde
Aufzufordern zum Kampf, der um ein Weib hier gekämpft wird.
Thu' es, ich halte dich nicht! Denn um die ſchönſte der Frauen
Iſt es ein werther Kampf als je um der Güter Beſitzthum.
Aber errege mir nicht die äthiopiſchen Völker,
Die den Göttern ſo oft die frömmſten Feſte bekränzen,
Reines Lebens, ich gab die ſchönſten Gaben den Guten,
Ewigen Liebesgenuß und unendlicher Kinder Umgebung.
Aber ſey mir geprieſen, wenn du unweibliche Schaaren
Wilder Amazonen zum Todeskampfe heranführſt;
Denn mir ſind ſie verhaßt, die rohen, welche der Männer
Süße Gemeinſchaft fliehn, und Pferdebändigerinnen
Jeden reinlichen Reiz, den Schmuck der Weiber, entbehren.

Alſo ſprach ſie und ſah dem eilenden nach; doch behende
Wandte die Augen ſie ab, des Phöbos Wege zu ſpähen,
Der ſich von dem Olympos zur blühenden Erde herabließ,
Dann das Meer durchſchritt, die Inſeln alle vermeidend,
Nach dem thrymbräiſchen Thal hineilete, wo ihm ein Tempel
Ernſt und würdig ſtand, von Troja's Völkern umfloſſen,
Als es Friede noch war, wo alles der Feſte begehret.
Aber nun ſtand er leer und ohne Feyer und Wettkampf.
Dort erblickt' ihn die kluge, gewandte Kypris, die Göttinn,
Ihm zu begegnen geſinnt, denn mancherley wälzt ſie im Buſen.

Und zu Here ſprach die ernſte Pallas Athene:

Göttinn! du zürneſt mir nicht. Ich ſteige jetzo hernieder,
Jenem zur Seite zu treten, den bald nun das Schickſal ereilet.
Solch ein ſchönes Leben verdient nicht zu enden in Unmuth.
Gern geſteh' ich es dir, vor allen Helden der Vorzeit,
Wie auch der Gegenwart, lag ſtets mir Achilleus am Herzen;
Ja, ich hätte mich ihm verbunden in Lieb' und Umarmung,
Könnten Tritogeneien die Werke der Kypris geziemen;
Aber wie er den Freund mit gewaltiger Neigung umfaßt hat,
Alſo halt' ich auch ihn; und ſo wie er jenen bejammert,
Werd' ich, wenn er nun fällt, den Sterblichen klagen, die

Göttinn.

Ach! daß ſchon ſo frühe das ſchöne Bildniß der Erde
Fehlen ſoll! die breit und weit am Gemeinen ſich freuet.
Daß der ſchöne Leib, das herrliche Lebensgebäude,
Freſſender Flamme ſoll dahingegeben zerſtieben.
Ach! und daß er ſich nicht, der edle Jüngling, zum Manne
Bilden ſoll. Ein fürſtlicher Mann iſt ſo nöthig auf Erden.
Daß die jüngere Wuth, des wilden Zerſtörens Begierde
Sich als mächtiger Sinn, als ſchaffender, endlich beweiſe,
Der die Ordnung beſtimmt nach welcher ſich Tauſende richten.
Nicht mehr gleicht der Vollendete dann dem ſtürmenden Ares,
Dem die Schlacht nur genügt, die männertödtende! Nein, er
Gleicht dem Kroniden ſelbſt von dem herabkommt die Wohlfahrt.
Städte zerſtört er nicht mehr, er baut ſie; fernem Geſtade
Führt er den Ueberfluß der Bürger zu; Küſten und Oerten
Wimmeln von neuem Volk, des Raums und der Nahrung

begierig.

Dieſer aber baut ſich ſein Grab. Nicht kann oder ſoll ich
Meinen Liebling zurück von der Pforte des Ais geleiten,

Die er ſchon forſchend umgeht und ſucht, dem Freunde zu folgen,
Die ihm, ſo nahe ſie klafft, noch nächtliche Dunkel umhüllen.
Alſo ſprach ſie und blickte ſchrecklich hinaus in den weiten
Aether. Schrecklich blicket ein Gott da wo Sterbliche weinen.

Aber Here verſetzte, der Freundinn die Schulter berührend:
Tochter, ich theile mit dir die Schmerzen die dich ergreifen;
Denn wir denken ja gleich in vielem, ſo auch in dieſem,
Daß ich vermeide des Mannes Umarmung, du ſie verabſcheuſt.
Aber deſto geehrter iſt ſtets uns der Würdige. Vielen
Frauen iſt ein Weichling erwünſcht, wie Anchiſes der blonde,
Oder Endymion gar, der nur als Schläfer geliebt ward.
Aber faſſe dich nun, Kronions würdige Tochter,
Steige hinab zum Peliden und falle mit göttlichem Leben
Seinen Buſen, damit er vor allen ſterblichen Menſchen
Heute der glücklichſte ſey, des künftigen Ruhmes gedenkend,
Und ihm der Stunde Hand die Fülle des Ewigen reiche.

Pallas eilla ſchmückte den Fuß mit den goldenen Sohlen,
Die durch den weiten Raum des Himmels und über das Meer ſie
Tragen, ſchritt ſo hinaus und durchſtrich die ätheriſchen Räume,
So wie die untere Luft, und auf die Skamandriſche Höhe
Senkte ſie ſchnell ſich hinab, aus weitgeſehene Grabmal
Aeſyetes. Nicht blickte ſie erſt nach der Veſte der Stadt hin,
Nicht in das ruhige Feld, das zwiſchen des heiligen Xanthos
Immer fließendem Schmuck und des Simois ſteinigem breiten
Trockenen Bette, hinab nach dem kieſigten Ufer ſich ſtrecket.
Nicht durchlief ihr Blick die Reihen der Schiffe, der Zelte,

Spähete nicht im Gewimmel herum des geſchäftigen Lagers;
Meerwärts wandte die Göttliche ſich, der pyäiſche Hügel
Füllt' ihr das Auge, ſie ſah den rüſtigen Peleionen
Seinem geſchäftigen Volke der Myrmidonen gebietend.

Gleich der beweglichen Schar Ameiſen, deren Geſchäfte
Tief im Walde der eilende Tritt des Jägers geſtöret,
Ihren Haufen zerſtreuend, wie lang' er und ſorglich gethürmt war.
Schnell die geſellige Menge, zu tauſend Scharen zerſtoben,
Wimmelt ſie hin und her, und einzelne Tauſende wimmeln,
Jede das nächſte faſſend und ſich nach der Mitte beſtrebend,
Hin nach dem alten Gebäude des labyrinthiſchen Kegels.
Alſo die Myrmidonen, ſie häuften Erde mit Erde,
Rings von außen den Wall aufthürmend, alſo erwuchs er
Höher, augenblicks, hinauf in beſchriebenem Kreiſe.

Aber Achilleus ſtand im Grunde des Bechers, umgeben
Rings von dem ſtürzenden Wall, der um ihn ein Denkmal emporſtieg.
Hinter ihm trat Athene, nicht fern, des Antilochos Bildung
Hüllte die Göttinn ein, nicht ganz, denn herrlicher ſchien er.
Bald nun zurückgewandt, erblickte den Freund der Pelide
Freudig, ging ihm entgegen und ſprach, die Hand ihm ergreifend:
Treuter, kommſt du mir auch das ernſte Geſchäft zu befördern?
Das der Jünglinge Fleiß mir nah und näher vollbringet.
Sieh! wie rings der Damm ſich erhebt und ſchon nach der Mitte
Sich der rollende Schutt, den Kreis verengend, herandrängt.
Solches mag die Menge vollenden, doch dir ſey empfohlen

In der Mitte das Dach, den Schirm der Urne, zu bauen.
Hier! zwey Platten sondert' ich aus, beym Graben gefundne
Ungeheure; gewiß der Erderschüttrer Poseidon
Riß vom hohen Gebirge sie los und schleuderte hierher
Sie, an des Meeres Rand, mit Kies und Erde sie deckend.
Diese bereiteten stelle sie auf, aneinander sie lehnend
Baue das feste Gezelt! darunter möge die Urne
Stehen, heimlich verwahrt, fern bis ans Ende der Tage.
Fülle die Lücke sodann des tiefen Raumes mit Erde,
Immer weiter heran, bis daß der vollendete Kegel,
Auf sich selber gestützt, den künftigen Menschen ein Mal sey.

Also sprach er, und Zeus klarärgige Tochter Athene
Hielt ihm die Hände noch fest, die schrecklichen, denen im Streite
Ungern nahet ein Mann, und wenn er der trefflichste wäre.
Diese drückt sie geschlossen, mit göttlicher, freundlicher Stärke,
Wiederholend, und sprach die holden erfreuenden Worte:
Lieber, was du gedenkst, vollendet künftig der deinen
Letzter, sey es nun ich, sey auch es ein andrer, wer weiß es.
Aber laß uns sogleich, aus diesem drängenden Kreise
Steigend hinauf, des Walles erhabenen Rücken umschreiten.
Dorten zeigt sich das Meer und das Land und die Inseln der Ferne.
Also sprach sie und regte sein Herz und hob, an der Hand ihn
Führend, leicht ihn hinauf, und also wandelten beyde
Um den erhabenen Rand des immer wachsenden Dammes.

Aber die Göttinn begann, die blauen glänzenden Augen
Gegen das Meer gewendet, versuchende, freundliche Worte:

Welche Segel ſind dieß, die zahlreich, hinter einander,
Streben dem Ufer zu, in weite Reihe gedehnet?
Dieſe nahen, mich dünkt, ſo bald nicht der heiligen Erde,
Denn vom Strande der Wind weht morgenlich ihnen entgegen.

Irret der Blick mich nicht, verſetzte der große Pelide,
Trüget mich nicht das Bild der bunten Schiffe, ſo ſind es
Kühne, phönikiſche Männer, begierig mancherley Reichthums.
Aus den Inſeln führen ſie her willkommene Nahrung,
Zu dem achaiiſchen Heer, das lange vermißte die Zufuhr.
Wein und getrocknete Frucht und Heerden blökenden Viehes.
Ja, ſie ſollen gelandet, mich dünkt, die Völker erquicken,
Ehe die drängende Schlacht die neugeſtärkten heranruft.

Wahrlich! verſetzte darauf die bläulich blickende Göttin:
Keineswegs irrte der Mann, der hier an der Küſte
Sich die Warte zu ſchaffen die Seinigen ſämmtlich erregte,
Künftig ins hohe Meer nach kommenden Schiffen zu ſpähen,
Oder ein Feuer zu zünden, der Steuernden nächtliches Zeichen.
Denn der weiteſte Raum eröffnet hier ſich den Augen,
Nimmer leer; ein Schiff begegnet ſtrebenden Schiffen,
Oder folgt. Fürwahr! ein Mann von Okeanos Strömen
Kommend, und körniges Gold des hinterſten Phaſis im hohlen
Schiffe führend, begierig, nach Tauſch, das Meer zu durchſtreifen,
Immer würd' er geſehn, wohin er ſich wendete. Schifft' er
Durch die ſalzige Flut des breiten Helleſpontos
Nach des Kroniden Wieg' und nach den Strömen Aegyptos,
Die tritoniſche Syrte zu ſehen verlangend, vielleicht auch

An dem Ende der Erde die niedersteigenden Rosse
Helios zu begrüßen und dann nach Hause zu kehren,
Reich mit Waren beladen, wie manche Küste geboten,
Dieser würde gesehn so hinwärts also auch herwärts.
Selbst auch wohnet, mich däucht, dort hinten zu, wo sich die Nacht nie
Trennt von der heiligen Erde, der ewigen Nebel verdrossen,
Mancher entschlossene Mann, auf Abenteuer begierig,
Und er wagt sich ins offene Meer; nach dem fröhlichen Tag zu
Steuernd gelangt er hieher, und zeigt den Hügel von ferne
Seinen Gesellen und fragt, was hier das Zeichen bedeute.

Und mit heiterem Blick erwiederte froh der Pelide:
Weislich sagst du mir das, des weisesten Vaters Erzeugter!
Nicht allein bedenkend was jetzt dir das Auge berühret,
Sondern das Künftige schauend, und heiligen Sehern vergleichbar.
Gerne hör' ich dich an, die holden Reden erzeugen
Neue Wonne der Brust, die schon so lang ich entbehre.
Wohl wird mancher dabei die blaue Woge durchschneiden,
Schauen das herrliche Mal und zu den Ruderern sprechen:
Hier liegt keineswegs der Achaier geringster bestattet,
Denen zurück den Weg der Moiren Strenge versagt hat;
Denn nicht wenige trugen den thürmenden Hügel zusammen.

Nein! so redet er nicht, versetzte heftig die Göttinn:
Sehet! ruft er entzückt, von fern den Gipfel erblickend,
Dort ist das herrliche Mal des einzigen großen Peliden,
Den so frühe der Erde der Moiren Willkühr entrissen.
Denn das sag' ich dir an, ein wahrheitliebender Seher,

Dem

Dem jetzt augenblicks das Künftige Götter enthüllen:
Weit von Okeanos Strom, wo die Roſſe Helios herführet,
Ueber den Scheitel ſie lenkend, bis hin wo er Abends hinabſteigt,
Ja, ſoweit nur der Tag und die Nacht reicht, ſiehe, verbreitet
Sich dein herrlicher Ruhm, und alle Völker verehren
Deine treffende Wahl des kurzen rühmlichen Lebens.
Köſtliches haſt du erwählt. Wer jung die Erde verlaſſen,
Wandelt auch ewig jung im Reiche Perſephone'a's,
Ewig erſcheint er jung den Künftigen, ewig erſehnet.
Stirbt mein Vater dereinſt, der graue, reiſige Neſtor,
Wer beklagt ihn alsdann? und ſelbſt von dem Auge des Sohnes
Wälzet die Thräne ſich kaum, die gelinde. Völlig vollendet
Liegt der ruhende Greis, der Sterblichen herrliches Muſter.
Aber der Jüngling fallend erregt unendliche Sehnſucht
Allen künftigen auf, und jedem ſtirbt er aufs neue,
Der die rühmliche That mit rühmlichen Thaten gekrönt wünſcht.

Gleich verſetzte darauf einſtimmende Reden Achilleus:
Ja, ſo ſchätzet der Menſch das Leben, als heiliges Kleinod,
Daß er jenen am meiſten verehrt, der es trotzig verſchmähet.
Manche Tugenden giebt's der hohen verſtändigen Weisheit,
Manche der Treu' und der Pflicht und der alles umfaſſenden Liebe;
Aber keine wird ſo verehrt von ſämmtlichen Menſchen
Als der feſtere Sinn, der, ſtatt dem Tode zu weichen,
Selbſt der Keren Gewalt zum Streite muthig heran ruft.
Auch ehrwürdig ſogar erſcheinet künft'gen Geſchlechtern

Jener, der nahe bedrängt von Schand' und Jammer, entſchloſſen
Selber die Schärfe des Erzes zum zarten Leibe gewendet.
Wider Willen folgt ihm der Ruhm; aus der Hand der Verzweiflung
Nimmt er den herrlichen Kranz des unverwelklichen Sieges.

Alſo ſprach er, doch ihm erwiederte Pallas Athene:
Schickliches haſt du geſprochen, denn ſo begegnet's den Menſchen.
Selbſt den geringſten erhebt der Todesgefahren Verachtung.
Herrlich ſteht in der Schlacht ein Knecht an des Königes Seite,
Selbſt des häuslichen Weibes Ruhm verbreitet die Erde.
Immer noch wird Alceſtis, die ſtille Gattinn, genennet
Unter den Helden, die ſich für ihren Admetos dahingab.
Aber keinem ſteht ein herrlicher größeres Loos vor
Als dem, welcher im Streit unzähliger Männer der erſte
Ohne Frage gilt, die hier, achaiiſcher Abkunft
Oder heimiſche Phrygen, unendliche Kämpfe durchſtreiten.
Mnemoſyne wird eh' mit ihren herrlichen Töchtern
Jener Schlachten vergeſſen, der erſten göttlichen Kämpfe,
Die dem Kroniden das Reich befeſtigten, wo ſich die Erde,
Wo ſich Himmel und Meer bewegten in flammendem Anthei
Eh' die Erinn'rung verlöſchen der argonautiſchen Kühnheit,
Und herkuliſcher Kraft nicht mehr die Erde gedenken,
Als daß dieſes Feld und dieſe Küſte nicht ſollten
Ewig verkünden zehnjährigen Kampf und die Gipfel der Thaten.
Und dir war es beſtimmt, in dieſem herrlichen Kriege,
Der ganz Hellas erregt und ſeine rüſtigen Streiter

Ueber das Meer getrieben, ſo wie die letzten Barbaren,
Bundesgenoſſen der Troer, bisher zum Kampfe gefordert,
Immer der erſte genannt zu ſeyn, als Führer der Völker.
Wo ſich nun künftig der Kranz der tugendigen Männer verſammelt
Und den Sänger vernimmt, in ſicherem Hafen gelandet,
Ruhend auf gebauetem Stein von der Arbeit des Ruders
Und vom ſchrecklichen Kampf mit unbezwinglichen Wellen;
Auch am heiligen Feſt um den herrlichen Tempel gelagert
Zeus des Olympiers, oder des fernetreffenden Phöbos,
Wenn der rühmliche Preis den glücklichen Siegern ertheilt ward,
Immer wird dein Nahme zuerſt von den Lippen des Sängers
Fließen, wenn er voran des Gottes preiſend erwähnte.
Allen erhebſt du das Herz, als gegenwärtig, und allen
Tapfern verſchwindet der Ruhm ſich auf dich einen vereinend.

Drauf mit ernſtem Blick verſetzte lebhaft Achilleus:
Dieſes redeſt du wieder und wohl, ein verſtändiger Jüngling.
Denn zwar reizt es den Mann zu ſehn die drängende Menge
Seinetwegen verſammelt, im Leben, gierig des Schauens,
Und ſo freut es ihn auch den holden Sänger zu denken,
Der des Geſanges Kranz mit ſeinem Nahmen verflechtet;
Aber reizender iſt's ſich nahverwandter Geſinnung
Edeler Männer zu freun, im Leben ſo auch im Tode.
Denn mir ward auf der Erde nichts köſtlichers jemals gegeben,
Als wenn mir Ajax die Hand, der Telamonier, ſchüttelt,
Abends, nach geendigter Schlacht und gewaltiger Mühe,
Sich des Sieges erfreuend und nieder gemordeter Feinde.
Wahrlich, das kurze Leben, es wäre dem Menſchen zu gönnen

Daß er es froh vollbrächte, vom Morgen bis an den Abend
Unter der Halle ſitzend und Speiſe die Fülle genießend,
Auch dazu den ſtärkenden Wein, den Sorgenbezwinger,
Wenn der Sänger indeß Vergangnes und Künftiges brächte.
Aber ihm ward ſo wohl nicht jenes Tages beſchieden,
Da Kronion erzürnt dem klugen Japetiden,
Und Pandorens Gebild Hephaiſtos dem König geſchaffen;
Damals war beſchloſſen der unvermeidliche Jammer
Allen ſterblichen Menſchen
Denen Helios nur zu trüglichen Hoffnungen leuchtet,
Trügend ſelbſt durch himmliſchen Glanz und erquickende
Strahlen.
Denn im Buſen des Menſchen iſt ſtets des unendlichen Haders
Quelle zu fließen geneigt, des ruhigſten Hauſes Verderber.
Neid und Herrſchſucht und Wunſch des unbedingten Beſitzes
Weit vertheileten Guts, der Herden, ſo wie des Weibes,
Die ihm göttlich ſcheinend gefährlichen Jammer ins Haus
bringt.
Und wo raſtet der Menſch von Müh' und gewaltigem Streben,
Der die Meere befährt im hohlen Schiffe? die Erde,
Kräftigen Stieren folgend, mit ſchicklicher Furche durchziehet?
Ueberall ſind Gefahren ihm nah, und Tyche, der Moiren
Aelteſte, reget den Boden der Erde ſo gut als das Meer auf.
Alſo ſag' ich dir dieß: der glücklichſte denke zum Streite
Immer gerüſtet zu ſeyn, und jeder gleiche dem Krieger,
Der von Helios Blick zu ſcheiden immer bereit iſt.

Lächelnd verſetzte darauf die Göttinn Pallas Athene:
Laß dieß alles uns nun beſeitigen! Jegliche Rede,
Wie ſie auch weiſe ſey, der erdegeborenen Menſchen,

Löſet die Räthſel nicht der undurchdringlichen Zukunft.
Darum gedenk' ich beſſer des Zwecks, warum ich gekommen,
Dich zu fragen, ob du vielleicht mir irgend geböteſt,
Dir ſogleich zu beſorgen das Nöthige, wie auch den Deinen.

Und mit heiterem Ernſt verſetzte der große Pelide:
Wohl erinnerſt du mich, der weiſere, was es bedürfe.
Mich zwar reizet der Hunger nicht mehr, noch der Durſt, noch ein andres
Erdegebornes Verlangen, zur Feyer fröhlicher Stunden;
Aber dieſen iſt nicht, den treu arbeitenden Männern,
In der Mühe ſelbſt der Mühe Labung gegeben.
Forderſt du auf der Deinigen Kraft, ſo muſt du ſie ſtärken
Mit den Gaben der Ceres, die alles Nährende freudet.
Darum eile hinab, mein Freund, und ſende des Brotes
Und des Weines genug, damit wir fördern die Arbeit.
Und am Abende ſoll der Geruch willkommenen Fleiſches
Euch entgegendampfen, das erſt geſchlachtet dahin fiel.
Alſo ſprach er laut, die Seinen hörten die Worte,
Lächelnd unter einander, erquickt vom Schweiße der Arbeit.

Aber hinab ſtieg Pallas, die göttliche, fliegenden Schrittes,
Und erreichte ſogleich der Myrmidonen Gezelte,
Unten am Fuße des Hügels, die rechte Seite des Lagers
Treu bewachend; es fiel dies Loos dem hohen Achilleus.
Gleich erregte die Göttinn die ſtets vorſichtigen Männer,
Welche die goldene Frucht der Erde reichlich bewahrend
Sie dem ſtreitenden Mann zu reichen immer bereit ſind.
Dieſe nun rief ſie an und ſprach die gebietenden Worte:
Auf! was ſäumet ihr nun des Brotes willkommene Nahrung

Und des Weines hinauf den ſchwerbemüdten zu bringen!
Die nicht heut am Gezelt in frohem Geſchwätze verſammelt
Sitzen, das Feuer ſchürend ſich tägliche Nahrung bereiten.
Auf ihr faulen! ſchaffet ſogleich den thätigen Männern
Was der Magen bedarf; denn allzuoft nur verkürzt ihr
Streitendem Volke den ſchuldigen Lohn verheißener Nahrung.
Aber, mich dünkt, euch ſoll des Herrſchenden Zorn noch ereilen,
Der den Krieger nicht her um euretwillen geführt hat.
Alſo ſprach ſie, und jene gehorchten, verdroſſenes Herzens,
Eilend, und ſchafften die Fülle heraus, die Mäuler beladend.

Goethe's

Werke.

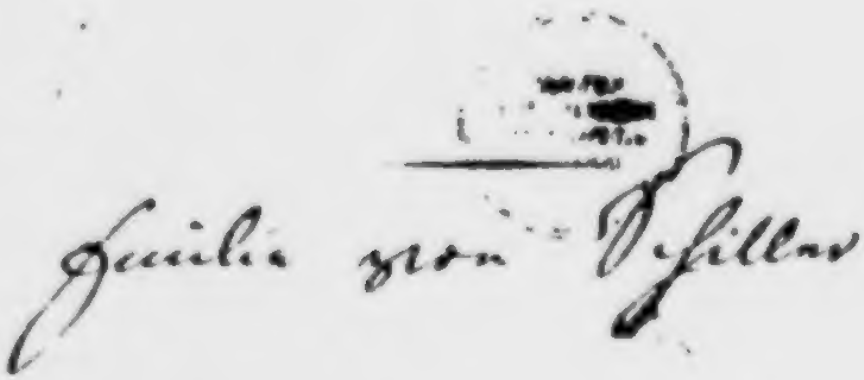

Elfter Band.

Tübingen
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung,
1808.

N 3349 m

Leiden
des
jungen Werthers.

Erstes Buch.

Was ich von der Geſchichte des armen Werther nur habe auffinden können, habe ich mit Fleiß geſammlet, und lege es euch hier vor, und weiß, daß ihr mir's danken werdet. Ihr könnt ſeinem Geiſte und ſeinem Charakter eure Bewunderung und Liebe, ſeinem Schickſale eure Thränen nicht verſagen.

Und du gute Seele, die du eben den Drang fühlſt, wie er, ſchöpfe Troſt aus ſeinem Leiden, und laß das Büchlein deinen Freund ſeyn, wenn du aus Geſchick oder eigener Schuld keinen nähern finden kannſt!

Am 4. May.

Wie froh bin ich, daß ich weg bin! Beſter Freund, was iſt das Herz des Menſchen! Dich zu verlaſſen, den ich ſo liebe, von dem ich unzertrennlich war, und froh zu ſeyn! Ich weiß, du verzeihſt mir's. Waren nicht meine übrigen Verbindungen recht ausgeſucht vom Schickſal, um ein Herz wie das meinige zu ängſtigen? Die arme Leonore! Und doch war ich unſchuldig. Konnt' ich dafür, daß, während die eigenſinnigen Reize ihrer Schweſter mir eine angenehme Unterhaltung verſchafften, daß eine Leidenſchaft in dem armen Herzen ſich bildete? Und doch — bin ich ganz unſchuldig? Hab' ich nicht ihre Empfindungen genährt? hab' ich mich nicht an den ganz wahren Ausdrücken der Natur, die uns ſo oft zu lachen machten, ſo wenig lächerlich ſie waren, ſelbſt ergetzt? hab' ich nicht — O was iſt der Menſch, daß er über ſich klagen darf! Ich will, lieber Freund, ich verſpreche dir's, ich will mich beſſern, will nicht mehr ein Bißchen Uebel, das uns das Schickſal vorlegt, wiederkäuen, wie ich's immer gethan habe; ich will das Gegenwärtige genießen, und das Vergangene ſoll mir vergangen ſeyn. Gewiß du haſt recht, Beſter, der Schmerzen wären minder unter den Men-

ſchen, wenn ſie nicht — Gott weiß, warum ſie ſo gemacht ſind! — mit ſo viel Emſigkeit der Einbildungskraft ſich beſchäftigten, die Erinnerungen des vergangenen Uebels zurück zu rufen, eher als eine gleichgültige Gegenwart zu ertragen.

Du biſt ſo gut, meiner Mutter zu ſagen, daß ich ihr Geſchäft beſtens betreiben, und ihr ehſtens Nachricht davon geben werde. Ich habe meine Tante geſprochen, und bey weitem das böſe Weib nicht gefunden, das man bey uns aus ihr macht. Sie iſt eine muntere heftige Frau, von dem beſten Herzen. Ich erklärte ihr meiner Mutter Beſchwerden über den zurück gehaltenen Erbſchaftsantheil; ſie ſagte mir ihre Gründe, Urſachen und die Bedingungen, unter welchen ſie bereit wäre alles heraus zu geben, und mehr als wir verlangten — Kurz, ich mag jetzt nichts davon ſchreiben, ſage meiner Mutter, es werde alles gut gehen. Und ich habe, mein Lieber, wieder bey dieſem kleinen Geſchäft gefunden: daß Mißverſtändniſſe und Trägheit vielleicht mehr Irrungen in der Welt machen, als Liſt und Bosheit. Wenigſtens ſind die beyden letzteren gewiß ſeltener.

Uebrigens befinde ich mich hier gar wohl. Die Einſamkeit iſt meinem Herzen köſtlicher Balſam in dieſer paradieſiſchen Gegend, und dieſe Jahrszeit der Jugend, wärmt mit aller Fülle mein oft ſchauderndes Herz. Jeder Baum, jede Hecke iſt ein Strauß von Blüten, und

man möchte zum Maykäfer werden, um in dem Meer von Wohlgerüchen herum ſchweben, und alle ſeine Nahrung darin finden zu können.

Die Stadt ſelbſt iſt unangenehm, dagegen rings umher eine unausſprechliche Schönheit der Natur. Das bewog den verſtorbenen Grafen von M*** ſeinen Garten auf einem der Hügel anzulegen, die mit der ſchönſten Mannichfaltigkeit ſich kreuzen, und die lieblichſten Thäler bilden. Der Garten iſt einfach, und man fühlt gleich bey dem Eintritte, daß nicht ein wiſſenſchaftlicher Gärtner, ſondern ein fühlendes Herz den Plan gezeichnet, das ſeiner ſelbſt hier genießen wollte. Schon manche Thräne hab' ich dem Abgeſchiedenen in dem verfallenen Cabinetchen geweint, das ſein Lieblingsplätzchen war, und auch meines iſt. Bald werde ich Herr vom Garten ſeyn; der Gärtner iſt mir zugethan, nur ſeit den paar Tagen, und er wird ſich nicht übel dabey befinden.

Am 10. May.

Eine wunderbare Heiterkeit hat meine ganze Seele eingenommen, gleich den ſüßen Frühlingsmorgen, die ich mit ganzem Herzen genieße. Ich bin allein, und freue mich meines Lebens in dieſer Gegend, die für ſolche Seelen geſchaffen iſt, wie die meine. Ich bin ſo glücklich, mein Beſter, ſo ganz in dem Gefühle von

ruhigem Daſeyn verſunken, daß meine Kunſt darunter leidet. Ich könnte jetzt nicht zeichnen, nicht einen Strich, und bin nie ein größerer Mahler geweſen, als in dieſen Augenblicken. Wenn das liebe Thal um mich dampft, und die hohe Sonne an der Oberfläche der undurchdringlichen Finſterniß meines Waldes ruht, und nur einzelne Strahlen ſich in das innere Heiligthum ſtehlen, ich dann im hohen Graſe am fallenden Bache liege, und näher an der Erde tauſend mannichfaltige Gräschen mir merkwürdig werden; wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwiſchen Halmen, die unzähligen, unergründlichen Geſtalten der Würmchen, der Mückchen, näher an meinem Herzen fühle, und fühle die Gegenwart des Allmächtigen, der uns nach ſeinem Bilde ſchuf, das Wehen des Alliebenden, der uns in ewiger Wonne ſchwebend trägt und erhält. Mein Freund! wenn's dann um meine Augen dämmert, und die Welt um mich her und der Himmel ganz in meiner Seele ruhn, wie die Geſtalt einer Geliebten; dann ſehne ich mich oft, und denke: ach könnteſt du das wieder ausdrücken, könnteſt dem Papiere das einhauchen, was ſo voll, ſo warm in dir lebt, daß es würde der Spiegel deiner Seele, wie deine Seele iſt der Spiegel des unendlichen Gottes! — Mein Freund — Aber ich gehe darüber zu Grunde, ich erliege unter der Gewalt der Herrlichkeit dieſer Erſcheinungen.

Am 12. May.

Ich weiß nicht, ob täuschende Geister um diese Gegend schweben, oder ob die warme himmlische Phantasie in meinem Herzen ist, die mir alles rings umher so paradiesisch macht. Da ist gleich vor dem Orte ein Brunnen, ein Brunnen, an den ich gebannt bin, wie Melusine mit ihren Schwestern. — Du gehst einen kleinen Hügel hinunter, und findest dich vor einem Gewölbe, da wohl zwanzig Stufen hinab gehen, wo unten das klareste Wasser aus Marmorfelsen quillt. Die kleine Mauer, die oben umher die Einfassung macht, die hohen Bäume, die den Platz rings umher bedecken, die Kühle des Ortes; das hat alles so was anzügliches, was schauerliches. Es vergeht kein Tag, daß ich nicht eine Stunde da sitze. Da kommen dann die Mädchen aus der Stadt, und holen Wasser, das harmloseste Geschäft und das nöthigste, das ehemals die Töchter der Könige selbst verrichteten. Wenn ich da sitze, so lebt die patriarchalische Idee so lebhaft um mich, wie sie alle, die Altväter, am Brunnen Bekanntschaft machen und freyen, und wie um die Brunnen und Quellen wohlthätige Geister schweben. O der muß nie nach einer schweren Sommertagswanderung sich an des Brunnens Kühle gelabt haben, der das nicht mitempfinden kann.

Am 13. May.

Du fragſt, ob du mir meine Bücher ſchicken ſollſt? — Lieber, ich bitte dich um Gottes willen, laß mir ſie vom Halſe! Ich will nicht mehr geleitet, ermuntert, angefeuert ſeyn; brauſt dieſes Herz doch genug aus ſich ſelbſt; ich brauche Wiegengeſang, und den habe ich in ſeiner Fülle gefunden in meinem Homer. Wie oft lull' ich mein empörtes Blut zur Ruhe; denn ſo ungleich, ſo unſtät haſt du nichts geſehen, als dieſes Herz. Lieber! brauch' ich dir das zu ſagen, der du ſo oft die Laſt getragen haſt, mich vom Kummer zur Ausſchweifung, und von ſüßer Melancholie zur verderblichen Leidenſchaft übergehen zu ſehen. Auch halte ich mein Herzchen wie ein krankes Kind; jeder Wille wird ihm geſtattet. Sage das nicht weiter; es gibt Leute, die mir es verübeln würden.

Am 15. May.

Die geringen Leute des Ortes kennen mich ſchon, und lieben mich, beſonders die Kinder. Wie ich im Anfange mich zu ihnen geſellte, ſie freundſchaftlich fragte über dieß und das, glaubten einige, ich wollte ihrer ſpotten, und fertigten mich wohl gar grob ab. Ich ließ mich das nicht verdrießen; nur fühlte ich, was ich ſchon oft bemerkt habe, auf das lebhafteſte: Leute von einigem Stande werden ſich immer in kalter Ent-

fernung vom gemeinen Volke halten, als glaubten ſie durch Annäherung zu verlieren; und dann gibts Flüchtlinge und üble Spaßvögel, die ſich herab zu laſſen ſcheinen, um ihren Uebermuth dem armen Volke deſto empfindlicher zu machen.

Ich weiß wohl, daß wir nicht gleich ſind, noch ſeyn können; aber ich halte dafür, daß der, der nöthig zu haben glaubt, vom ſo genannten Pöbel ſich zu entfernen, um den Reſpect zu erhalten, eben ſo tadelhaft iſt, als ein Feiger, der ſich vor ſeinem Feinde verbirgt, weil er zu unterliegen fürchtet.

Letzthin kam ich zum Brunnen, und fand ein junges Dienſtmädchen, das ihr Gefäß auf die unterſte Treppe geſetzt hatte, und ſich umſah, ob keine Kamerädinn kommen wollte, ihr es auf den Kopf zu helfen. Ich hinunter, und ſah' ſie an. Soll ich ihr helfen, Jungfer? ſagte ich. — Sie ward roth über und über. O mein Herr! ſagte ſie — Ohne Umſtände. — Sie legte ihren Kringen zurecht, und ich half ihr. Sie dankte und ſtieg hinauf.

Den 17. May.

Ich habe allerley Bekanntſchaft gemacht, Geſellſchaft habe ich noch keine gefunden. Ich weiß nicht, was ich anzügliches für die Menſchen haben muß; es mögen mich ihrer ſo viele, und hängen ſich an mich, und da

thut mir's weh, wenn unſer Weg nur eine kleine Strecke mit einander geht. Wenn du fragſt, wie die Leute hier ſind? muß ich dir ſagen: wie überall! Es iſt ein einförmiges Ding um das Menſchengeſchlecht. Die meiſten verarbeiten den größten Theil der Zeit, um zu leben, und das Bißchen, das ihnen von Freyheit übrig bleibt, ängſtigt ſie ſo, daß ſie alle Mittel aufſuchen, um es los zu werden. O Beſtimmung des Menſchen!

Aber eine recht gute Art Volks! Wenn ich mich manchmal vergeſſe, manchmal mit ihnen die Freuden genieße, die den Menſchen noch gewährt ſind, an einem artig beſetzten Tiſch mit aller Offen- und Treuherzigkeit ſich herum zu ſpaßen, eine Spazierfahrt, einen Tanz zur rechten Zeit anzuordnen, und dergleichen, das thut eine ganz gute Wirkung auf mich; nur muß mir nicht einfallen, daß noch ſo viele andere Kräfte in mir ruhen, die alle ungenützt vermodern, und die ich ſorgfältig verbergen muß. Ach das engt das ganze Herz ſo ein. — Und doch! mißverſtanden zu werden, iſt das Schickſal von unſer einem.

Ach, daß die Freundinn meiner Jugend dahin iſt! ach, daß ich ſie gekannt habe! — Ich würde ſagen, du biſt ein Thor, du ſuchſt, was hienieden nicht zu finden iſt. Aber ich habe ſie gehabt, ich habe das Herz gefühlt, die große Seele, in deren Gegenwart ich mir ſchien mehr zu ſeyn, als ich war, weil ich alles war, was ich ſeyn konnte. Guter Gott! blieb da eine ein-

zige Kraft meiner Seele ungenutzt? Konnt' ich nicht vor ihr das ganze wunderbare Gefühl entwickeln, mit dem mein Herz die Natur umfaßt? War unser Umgang nicht ein ewiges Weben von der feinsten Empfindung, dem schärfsten Witze, dessen Modificationen, bis zur Unart, alle mit dem Stempel des Genies bezeichnet waren? Und nun! — Ach ihre Jahre, die sie voraus hatte, führten sie früher an's Grab als mich. Nie werde ich sie vergessen, nie ihren festen Sinn und ihre göttliche Duldung.

Vor wenig Tagen traf ich einen jungen B... an, einen offnen Jungen, mit einer gar glücklichen Gesichtsbildung. Er kommt erst von Academien, dünkt sich eben nicht weise, aber glaubt doch, er wisse mehr als andere. Auch war er fleißig, wie ich an allerley spüre; kurz, er hat hübsche Kenntnisse. Da er hörte, daß ich viel zeichnete, und Griechisch könnte (zwey Meteore hier zu Lande), wandte er sich an mich, und kramte viel Wissens aus, von Batteux bis zu Wood, von de Piles zu Winkelmann, und versicherte mich, er habe Sulzers Theorie, den ersten Theil, ganz durchgelesen, und besitze ein Manuscript von Heynen über das Studium der Antike. Ich ließ das gut seyn.

Noch gar einen braven Mann habe ich kennen lernen, den fürstlichen Amtmann, einen offenen treuherzigen Menschen. Man sagt, es soll eine Seelenfreude

seyn, ihn unter seinen Kindern zu sehen, deren er neun hat; besonders macht man viel Wesens von seiner ältesten Tochter. Er hat mich zu sich gebeten, und ich will ihn ehster Tage besuchen. Er wohnt auf einem fürstlichen Jagdhofe, anderthalb Stunden von hier, wohin er, nach dem Tode seiner Frau, zu ziehen die Erlaubniß erhielt, da ihm der Aufenthalt hier in der Stadt und im Amthause zu weh that.

Sonst sind mir einige verzerrte Originale in den Weg gelaufen, an denen alles unausstehlich ist, am unerträglichsten ihre Freundschaftsbezeigungen.

O' wohl! der Brief wird dir recht seyn, er ist ganz historisch.

Am 22. May.

Daß das Leben des Menschen nur ein Traum sey, ist manchem schon so vorgekommen, und auch mit mir zieht dieses Gefühl immer herum. Wenn ich die Einschränkung ansehe, in welcher die thätigen und forschenden Kräfte des Menschen eingesperrt sind; wenn ich sehe, wie alle Wirksamkeit dahinaus läuft, sich die Befriedigung von Bedürfnissen zu verschaffen, die wieder keinen Zweck haben, als unsere arme Existenz zu verlängern, und dann, daß alle Beruhigung über gewisse Punkte des Nachforschens nur eine träumende Resignation ist, da man sich die Wände, zwischen de-

nen man gefangen ſitzt, mit bunten Geſtalten und lichten Ausſichten bemahlt — Das alles, Wilhelm, macht mich ſtumm. Ich kehre in mich ſelbſt zurück, und finde eine Welt! Wieder mehr in Ahndung und dunkler Begier, als in Darſtellung und lebendiger Kraft. Und da ſchwimmt alles vor meinen Sinnen, und ich lächle dann ſo träumend weiter in die Welt.

Daß die Kinder nicht wiſſen, warum ſie wollen, darin ſind alle hochgelahrte Schul- und Hofmeiſter einig: daß aber auch Erwachſene, gleich Kindern, auf dieſem Erdboden herumtaumeln, und wie jene nicht wiſſen, woher ſie kommen, und wohin ſie gehen, eben ſo wenig nach wahren Zwecken handeln, eben ſo durch Biskuit und Kuchen und Birkenreiſer regiert werden: das will niemand gern glauben, und mich dünkt, man kann es mit Händen greifen.

Ich geſtehe dir gern, denn ich weiß, was du mir hierauf ſagen möchteſt, daß diejenigen die glücklichſten ſind, die, gleich den Kindern, in den Tag hinein leben, ihre Puppen herum ſchleppen, aus- und anziehen, und mit großem Reſpect um die Schublade umher ſchleichen, wo Mama das Zuckerbrot hinein geſchloſſen hat, und wenn ſie das gewünſchte endlich erhaſchen, es mit vollen Backen verzehren, und rufen: Mehr! — Das ſind glückliche Geſchöpfe. Auch denen iſt's wohl, die ihren Lumpenbeſchäftigungen, oder wohl gar ihren Leidenſchaften prächtige Titel geben, und ſie dem Men-

ſchengeſchlechte als Rieſenoperationen zu deſſen Heil und Wohlfahrt anſchreiben. — Wohl dem, der ſo ſeyn kann! Wer aber in ſeiner Demuth erkennt, wo das alles hinaus läuft, wer da ſieht, wie artig jeder Bürger, dem es wohl iſt, ſein Gärtchen zum Paradieſe zuzuſtutzen weiß, und wie unverdroſſen auch der Unglückliche unter der Bürde ſeinen Weg fortkeicht, und alle gleich intereſſirt ſind, das Licht dieſer Sonne noch eine Minute länger zu ſehen; — Ja der iſt ſtill, und bildet auch ſeine Welt aus ſich ſelbſt, und iſt auch glücklich, weil er ein Menſch iſt. Und dann, ſo eingeſchränkt er iſt, hält er doch immer im Herzen das ſüße Gefühl der Freyheit, und daß er dieſen Kerker verlaſſen kann, wann er will.

Am 26. May.

Du kennſt von Alters her meine Art, mich anzubauen, mir irgend an einem vertraulichen Orte ein Hüttchen aufzuſchlagen, und da mit aller Einſchränkung zu herbergen. Auch hier habe ich wieder ein Plätzchen angetroffen, das mich angezogen hat.

Ungefähr eine Stunde von der Stadt liegt ein Ort, den ſie Wahlheim *) nennen. Die Lage an einem Hügel

*) Der Leſer wird ſich keine Mühe geben, die hier genannten Orte zu ſuchen; man hat ſich genöthigt geſehen, die im Originale befindlichen wahren Nahmen zu verändern.

gel iſt ſehr intereſſant, und wenn man oben auf dem Fußpfade zum Dorf heraus geht, überſieht man auf Einmal das ganze Thal. Eine gute Wirthinn, die gefällig und munter in ihrem Alter iſt, ſchenkt Wein, Bier, Kaffee; und was über alles geht, ſind zwey Linden, die mit ihren ausgebreiteten Aeſten den kleinen Platz vor der Kirche bedecken, der ringsum mit Bauerhöfen, Scheuern und Höfen eingeſchloſſen iſt. So vertraulich, ſo heimlich hab' ich nicht leicht ein Plätzchen gefunden, und dahin laß ich mein Tiſchchen aus dem Wirthshauſe bringen und meinen Stuhl, trinke meinen Kaffee da, und leſe meinen Homer. Das erſtemal, als ich durch einen Zufall, an einem ſchönen Nachmittage unter die Linden kam, fand ich das Plätzchen ſo einſam. Es war alles im Felde; nur ein Knabe von ungefähr vier Jahren ſaß an der Erde, und hielt ein anderes, etwa halbjähriges, vor ihm zwiſchen ſeinen Füßen ſitzendes Kind mit beyden Armen wider ſeine Bruſt, ſo daß er ihm zu einer Art von Seſſel diente, und ungeachtet der Munterkeit, womit er aus ſeinen ſchwarzen Augen herum ſchaute, ganz ruhig ſaß. Mich vergnügte der Anblick: ich ſetzte mich auf einen Pflug, der gegen über ſtand, und zeichnete die brüderliche Stellung mit vielem Ergetzen. Ich fügte den nächſten Zaun, ein Scheunenthor und einige gebrochene Wagenräder bey, alles, wie es hinter einander ſtand, und fand nach Verlauf einer Stunde, daß ich eine wohl geordnete, ſehr

interessante Zeichnung verfertiget hatte, ohne das mindeste von dem meinen hinzu zu thun. Das bestärkte mich in meinem Vorsatze, mich künftig allein an die Natur zu halten. Sie allein ist unendlich reich, und sie allein bildet den großen Künstler. Man kann zum Vortheile der Regeln viel sagen, ungefähr was man zum Lobe der bürgerlichen Gesellschaft sagen kann. Ein Mensch, der sich nach ihnen bildet, wird nie etwas abgeschmacktes und schlechtes hervorbringen, wie einer, der sich durch Gesetze und Wohlstand modeln läßt, nie ein unerträglicher Nachbar, nie ein merkwürdiger Böswicht werden kann; dagegen wird aber auch alle Regel, man rede was man wolle, das wahre Gefühl von Natur und den wahren Ausdruck derselben zerstören! Sag' du, das ist zu hart! sie schränkt nur ein, beschneidet die geilen Reben ꝛc. — Guter Freund, soll ich dir ein Gleichniß geben? Es ist damit, wie mit der Liebe. Ein junges Herz hängt ganz an einem Mädchen, bringt alle Stunden seines Tages bey ihr zu, verschwendet alle seine Kräfte, all sein Vermögen, um ihr jeden Augenblick auszudrücken, daß er sich ganz ihr hingibt. Und da käme ein Philister, ein Mann, der in einem öffentlichen Amte steht, und sagte zu ihm: Feiner junger Herr! Lieben ist menschlich, nur müßt ihr menschlich lieben! Theilet eure Stunden ein, die einen zur Arbeit, und die Erholungsstunden widmet eurem Mädchen. Berechnet euer Vermögen, und was euch von eurer Nothdurft

übrig bleibt, davon verwehr' ich euch nicht ihr ein Geſchenk, nur nicht zu oft, zu machen, etwa zu ihrem Geburts- und Namenstage ꝛc. — Folgt der Menſch, ſo gibt's einen brauchbaren jungen Menſchen, und ich will ſelbſt jedem Fürſten rathen, ihn in ein Collegium zu ſetzen, nur mit ſeiner Liebe iſt's am Ende, und wenn er ein Künſtler iſt, mit ſeiner Kunſt. O meine Freunde! warum der Strom des Genies ſo ſelten ausbricht, ſo ſelten in hohen Fluthen herein brauſt, und eure ſteunende Seele erſchüttert? — Lieben Freunde, da wohnen die gelaſſenen Herren auf beyden Seiten des Ufers, denen ihre Gartenhäuschen, Tulpenbeete und Krautfelder zu Grunde gehen würden, die daher in Zeiten mit Dämmen und Ableiten der künftig drohenden Gefahr abzuwehren wiſſen.

Am 27. May.

Ich bin, wie ich ſehe, in Zuckungen, Gleichniſſe und Declamation verfallen, und habe darüber vergeſſen, dir auszuerzählen, was mit den Kindern weiter geworden iſt. Ich ſaß, ganz in mahleriſche Empfindung vertieft, die dir mein geſtriges Blatt ſehr zerſtückt darlegt, auf meinem Pfluge wohl zwey Stunden. Da kommt gegen Abend eine junge Frau auf die Kinder los, die ſich indeß nicht gerührt hatten, mit einem Körbchen am Arm, und ruft von weitem: Philipps, du biſt recht brav.

Sie grüßte mich, ich dankte ihr, ſtand auf, trat näher hin, und fragte ſie, ob ſie Mutter von den Kindern wäre? Sie bejahte es, und indem ſie dem älteſten einen halben Weck gab, nahm ſie das kleine auf, und küßte es mit aller mütterlichen Liebe. — Ich habe, ſagte ſie, meinem Philipps das Kleine zu halten gegeben, und bin mit meinem Aelteſten in die Stadt gegangen, um weiß Brot zu holen, und Zucker, und ein irden Breypfännchen. — Ich ſah das alles in dem Korbe, deſſen Deckel abgefallen war. — Ich will meinem Hans (das war der Nahme des Jüngſten) ein Süppchen kochen zum Abende; der loſe Vogel, der Große, hat mir geſtern das Pfännchen zerbrochen, als er ſich mit Philippſen um die Scharre des Breys zankte. — Ich fragte nach dem Aelteſten, und ſie hatte mir kaum geſagt, daß er ſich auf der Wieſe mit einem Paar Gänſen herum jage, als er geſprungen kam, und dem zweyten eine Haſelgerte mitbrachte. Ich unterhielt mich weiter mit dem Weibe, und erfuhr, daß ſie des Schulmeiſters Tochter ſey, und daß ihr Mann eine Reiſe in die Schweiz gemacht habe, um die Erbſchaft eines Vetters zu holen. — Sie haben ihn drum betrügen wollen, ſagte ſie, und ihm auf ſeine Briefe nicht geantwortet; da iſt er ſelbſt hinein gegangen. Wenn ihm nur kein Unglück widerfahren iſt; ich höre nichts von ihm. — Es ward mir ſchwer, mich von dem Weibe loszumachen, gab jedem der Kinder einen Kreuzer, und auch für's jüngſte

gab ich ihr einen, ihm einen Weck zur Suppe mitzubringen, wenn sie in die Stadt ginge, und so schieden wir von einander.

Ich sage dir, mein Schatz, wenn meine Sinnen gar nicht mehr halten wollen, so lindert all den Tumult der Anblick eines solchen Geschöpfs, das in glücklicher Gelassenheit den engen Kreis seines Daseyns hingeht, von einem Tage zum andern sich durchhilft, die Blätter abfallen sieht, und nichts dabey denkt, als daß der Winter kommt.

Seit der Zeit bin ich oft draußen. Die Kinder sind ganz an mich gewöhnt, sie kriegen Zucker, wenn ich Kaffee trinke, und theilen das Butterbrot und die saure Milch mit mir des Abends. Sonntags fehlt ihnen der Kreuzer nie; und wenn ich nicht nach der Betstunde da bin, so hat die Wirthinn Ordre, ihn auszuzahlen.

Sie sind vertraut, erzählen mir allerhand, und besonders ergetze ich mich an ihren Leidenschaften und simpeln Ausbrüchen des Begehrens, wenn mehr Kinder aus dem Dorfe sich versammeln.

Viel Mühe hat mich's gekostet, der Mutter ihre Besorgniß zu nehmen: Sie möchten den Herrn incommodiren.

Am 30. May.

Was ich dir neulich von der Mahlerey sagte, gilt gewiß auch von der Dichtkunst; es ist nur, daß man das ver-

treffliche erkenne, und es auszusprechen wage, und das ist freylich mit wenigem viel gesagt. Ich habe heut eine Scene gehabt, die rein abgeschrieben die schönste Idylle von der Welt gäbe; doch was soll Dichtung, Scene und Idylle? muß es denn immer gebosselt seyn, wenn wir Theil an einer Naturerscheinung nehmen sollen?

Wenn du auf diesen Eingang viel Hohes und Vornehmes erwartest, so bist du wieder übel betrogen; es ist nichts, als ein Bauerbursch, der mich zu dieser lebhaften Theilnehmung hingerissen hat. — Ich werde, wie gewöhnlich, schlecht erzählen, und du wirst mich, wie gewöhnlich, denk' ich, übertrieben finden; es ist wieder Wahlheim, und immer Wahlheim, das diese Seltenheiten hervorbringt.

Es war eine Gesellschaft draußen unter den Linden, Kaffee zu trinken. Weil sie mir nicht ganz anstand; so blieb ich unter einem Vorwande zurück.

Ein Bauerbursch kam aus einem benachbarten Hause, und beschäftigte sich, an dem Pfluge, den ich neulich gezeichnet hatte, etwas zurecht zu machen. Da mir sein Wesen gefiel, redete ich ihn an, fragte nach seinen Umständen, wir waren bald bekannt, und wie mir's gewöhnlich mit dieser Art Leuten geht, bald vertraut. Er erzählte mir, daß er bey einer Wittwe in Diensten sey, und von ihr gar wohl gehalten werde. Er sprach so vieles von ihr, und lobte sie dergestalt, daß ich bald merken konnte, er sey ihr mit Leib und

Seele zugethan. Sie sey nicht mehr jung, sagte er, sie sey von ihrem ersten Mann übel gehalten worden, wolle nicht mehr heirathen, und aus seiner Erzählung leuchtete so merklich hervor, wie schön, wie reizend sie für ihn sey, wie sehr er wünsche, daß sie ihn wählen möchte, um das Andenken der Fehler ihres ersten Mannes auszulöschen, daß ich Wort für Wort wiederholen müßte, um dir die reine Neigung, die Liebe und Treue dieses Menschen anschaulich zu machen. Ja, ich müßte die Gabe des größten Dichters besitzen, um dir zugleich den Ausdruck seiner Gebärden, die Harmonie seiner Stimme, das himmlische Feuer seiner Blicke lebendig darstellen zu können. Nein, es sprechen keine Worte die Zartheit aus, die in seinem ganzen Wesen und Ausdruck war; es ist alles nur plump, was ich wieder vorbringen konnte. Besonders rührte mich, wie er fürchtete, ich möchte über sein Verhältniß zu ihr ungleich denken, und an ihrer guten Aufführung zweifeln. Wie reizend es war, wenn er von ihrer Gestalt, von ihrem Körper sprach, der ihn ohne jugendliche Reize gewaltsam an sich zog und fesselte, kann ich mir nur in meiner innersten Seele wiederholen. Ich hab' in meinem Leben die dringende Begierde, und das heiße, sehnliche Verlangen nicht in dieser Reinheit gesehen, ja wohl kann ich sagen, in dieser Reinheit nicht gedacht und geträumt. Schelte mich nicht, wenn ich dir sage, daß bey der Erinnerung dieser Unschuld und Wahrheit mir die innerste Seele

glüht, und daß mich das Bild dieſer Treue und Zärtlichkeit überall verfolgt, und daß ich, wie ſelbſt davon entzündet, lechze und ſchmachte.

Ich will nun ſuchen, auch ſie ehſtens zu ſehn, oder vielmehr, wenn ichs recht bedenke, ich wills vermeiden. Es iſt beſſer, ich ſehe ſie durch die Augen ihres Liebhabers; vielleicht erſcheint ſie mir vor meinen eignen Augen nicht ſo, wie ſie jetzt vor mir ſteht, und warum ſoll ich mir das ſchöne Bild verderben?

Am 16. Junius.

Warum ich dir nicht ſchreibe? — Fragſt du das, und biſt doch auch der Gelehrten einer? Du ſollteſt rathen, daß ich mich wohl befinde, und zwar — Kurz und gut, ich habe eine Bekanntſchaft gemacht, die mein Herz näher angeht. Ich habe — ich weiß nicht.

Dir in der Ordnung zu erzählen, wie's zugegangen iſt, daß ich eines der liebenswürdigſten Geſchöpfe habe kennen lernen, wird ſchwer halten. Ich bin vergnügt und glücklich, und alſo kein guter Hiſtorienſchreiber.

Einen Engel! — Pfuy! das ſagt jeder von der Seinigen, nicht wahr? Und doch bin ich nicht im Stande, dir zu ſagen, wie ſie vollkommen iſt, warum ſie vollkommen iſt; genug ſie hat allen meinen Sinn gefangen genommen.

So viel Einfalt bey ſo viel Verſtand, ſo viele Güte bey ſo viel Feſtigkeit, und die Ruhe der Seele bey dem wahren Leben und der Thätigkeit. —

Das iſt alles garſtiges Gewäſch, was ich da von ihr ſage, leidige Abſtractionen, die nicht einen Zug ihres Selbſt ausdrücken. Ein andermal — nein, nicht ein andermal, jetzt gleich will ich dir's erzählen. Thu' ich's jetzt nicht, ſo geſchäh' es niemals. Denn, unter uns, ſeit ich angefangen habe zu ſchreiben, war ich ſchon dreymal im Begriffe, die Feder nieder zu legen, mein Pferd ſatteln zu laſſen, und hinaus zu reiten. Und doch ſchwur ich mir heute früh, nicht hinaus zu reiten, und gehe doch alle Augenblick' an's Fenſter, zu ſehen, wie hoch die Sonne noch ſteht. — — —

Ich hab's nicht überwinden können, ich mußte zu ihr hinaus. Da bin ich wieder, Wilhelm, will mein Butterbrot zu Nacht eſſen, und dir ſchreiben. Welch eine Wonne das für meine Seele iſt, ſie in dem Kreiſe der lieben muntern Kinder, ihrer acht Geſchwiſter zu ſehen! —

Wenn ich ſo fortfahre, wirſt du am Ende ſo klug ſeyn, wie am Anfange. Höre denn, ich will mich zwingen in's Detail zu gehen.

Ich ſchrieb dir neulich, wie ich den Amtmann S... habe kennen lernen, und wie er mich gebeten habe, ihn bald in ſeiner Einſiedeley, oder vielmehr ſeinem kleinen Königreiche zu beſuchen. Ich vernachläſſigte das, und wäre vielleicht nie hingekommen, hätte mir der Zufall

nicht den Schatz entdeckt, der in der ſtillen Gegend verborgen liegt.

Unſere jungen Leute hatten einen Ball auf dem Lande angeſtellt, zu dem ich mich denn auch willig finden ließ. Ich bot einem hieſigen guten, ſchönen, übrigens unbedeutenden Mädchen die Hand, und es wurde ausgemacht, daß ich eine Kutſche nehmen, mit meiner Tänzerin und ihrer Baſe nach dem Orte der Luſtbarkeit hinaus fahren, und auf dem Wege Charlotten S... mitnehmen ſollte. — Sie werden ein ſchönes Frauenzimmer kennen lernen, ſagte meine Geſellſchafterinn, da wir durch den weiten ausgehauenen Wald nach dem Jagdhauſe fuhren. Nehmen Sie ſich in Acht, verſetzte die Baſe, daß Sie ſich nicht verlieben! — Wie ſo? ſagte ich — Sie iſt ſchon vergeben, antwortete jene, an einen ſehr braven Mann, der weggereiſt iſt, ſeine Sachen in Ordnung zu bringen, weil ſein Vater geſtorben iſt, und ſich um eine anſehnliche Verſorgung zu bewerben. Die Nachricht war mir ziemlich gleichgültig.

Die Sonne war noch eine Viertelſtunde vom Gebirge, als wir vor dem Hofthore anfuhren. Es war ſehr ſchwül, und die Frauenzimmer äußerten ihre Beſorgniß wegen eines Gewitters, das ſich in weißgrauen dumpfichten Wölkchen rings am Horizonte zuſammen zu ziehen ſchien. Ich täuſchte ihre Furcht mit anmaßlicher Wetterkunde, ob mir gleich ſelbſt zu ahnden anfing, unſere Luſtbarkeit werde einen Stoß leiden.

Ich war ausgestiegen, und eine Magd, die an's Thor kam, bat uns, einen Augenblick zu verziehen, Mamsell Lottchen würde gleich kommen. Ich ging durch den Hof nach dem wohl gebauten Hause, und da ich die vorliegende Treppe hinauf gestiegen war, und in die Thür trat, fiel mir das reizendste Schauspiel in die Augen, das ich je gesehen habe. In dem Vorsaale wimmelten sechs Kinder, von eilf zu zwey Jahren, um ein Mädchen von schöner Gestalt, mittlerer Größe, die ein simples weißes Kleid, mit blaßrothen Schleifen an Arm und Brust, anhatte — Sie hielt ein schwarzes Brot, und schnitt ihren Kleinen rings herum, jedem sein Stück nach Proportion ihres Alters und Appetits ab, gab's jedem mit solcher Freundlichkeit, und jedes rufte so ungekünstelt sein: Danke! indem es mit den kleinen Händchen lange in die Höhe gereicht hatte, ehe es noch abgeschnitten war, und nun mit seinem Abendbrote vergnügt, entweder wegsprang, oder nach seinem stillern Character gelassen davon ging, nach dem Hofthore zu, um die Fremden und die Kutsche zu sehen, darinnen ihre Lotte wegfahren sollte. — Ich bitte um Vergebung, sagte sie, daß ich Sie herein bemühe, und die Frauenzimmer warten lasse. Ueber dem Anziehen und allerley Bestellungen für's Haus in meiner Abwesenheit, habe ich vergessen meinen Kindern ihr Vesperbrot zu geben, und sie wollen von niemanden Brot geschnitten haben, als von mir. — Ich machte ihr ein unbedeutendes Compliment;

meine ganze Seele ruhte auf der Geſtalt, dem Tone, dem Betragen, und ich hatte eben Zeit, mich von der Ueberraſchung zu erholen, als ſie in die Stube lief, ihre Handſchuhe und Fächer zu holen. Die Kleinen ſahen mich in einiger Entfernung ſo von der Seite an, und ich ging auf das jüngſte los, das ein Kind von der glücklichſten Geſichtsbildung war. Es zog ſich zurück, als eben Lotte zur Thüre heraus kam, und ſagte: Louis, gib dem Herrn Vetter eine Hand. Das that der Knabe ſehr freymüthig, und ich konnte mich nicht enthalten, ihn, ungeachtet ſeines kleinen Rotznäschens, herzlich zu küſſen — Vetter? ſagte ich, indem ich ihr die Hand reichte, glauben Sie, daß ich des Glücks werth ſey, mit Ihnen verwandt zu ſeyn? — O, ſagte ſie mit einem leichtfertigen Lächeln: unſere Vetterſchaft iſt ſehr weitläufig, und es wäre mir leid, wenn Sie der ſchlimmſte drunter ſeyn ſollten. — Im Gehen gab ſie Sophien, der älteſten Schweſter nach ihr, einem Mädchen von ungefähr eilf Jahren, den Auftrag, wohl auf die Kinder Acht zu haben, und den Papa zu grüßen, wenn er vom Spazierritte nach Hauſe käme. Den Kleinen ſagte ſie, ſie ſollten ihrer Schweſter Sophie folgen, als wenn ſie's ſelber wäre, das denn auch einige ausdrücklich verſprachen. Eine kleine naſeweiſe Blondine aber, von ungefähr ſechs Jahren, ſagte: du biſt's doch nicht Lottchen; wir haben dich doch lieber — Die zwey älteſten Knaben waren auf die Kutſche geklettert, und auf mein Vorbitten erlaubte

sie ihnen, bis vor den Wald mitzufahren, wenn sie versprächen, sich nicht zu necken, und sich recht fest zu halten.

Wir hatten uns kaum zurecht gesetzt, die Frauenzimmer sich bewillkommet, wechselsweise über den Anzug, vorzüglich über die Hüte ihre Anmerkungen gemacht, und die Gesellschaft, die man erwartete, gehörig durchgezogen; als Lotte den Kutscher halten, und ihre Brüder herab steigen ließ, die noch einmal ihre Hand zu küssen begehrten, das denn der älteste mit aller Zärtlichkeit, die dem Alter von funfzehn Jahren eigen seyn kann, der andere mit viel Heftigkeit und Leichtsinn that. Sie ließ die Kleinen noch einmal grüßen, und wir fuhren weiter.

Die Base fragte, ob sie mit dem Buche fertig wäre, das sie ihr neulich geschickt hätte? Nein, sagte Lotte, es gefällt mir nicht; Sie können's wieder haben. Das vorige war auch nicht besser. — Ich erstaunte, als ich fragte, was es für Bücher wären? und sie mir antwortete: *) — Ich fand so viel Character in allem, was sie sagte, ich sah mit jedem Wort neue Reize, neue Strahlen des Geistes aus ihren Gesichtszügen hervor brechen, die sich nach und nach vergnügt zu entfalten schienen, weil sie an mir fühlte, daß ich sie verstand.

*) Man sieht sich genöthiget, die Stelle des Briefes zu unterdrücken, um niemand Gelegenheit zu einiger Beschwerde zu geben. Obgleich im Grunde jedem Autor wenig an dem Urtheile eines einzelnen Mädchens, und eines jungen, unsteten Menschen gelegen seyn kann.

Wie ich jünger war, sagte sie, liebte ich nichts mehr, als Romane. Weiß Gott, wie wohl mir's war, wenn ich mich Sonntags so in ein Eckchen setzen, und mit ganzem Herzen an dem Glück und Unstern einer Miß Jenny Theil nehmen konnte. Ich läugne auch nicht, daß die Art noch einige Reize für mich hat. Doch da ich so selten an ein Buch komme, so müssen sie auch recht nach meinem Geschmack seyn. Und der Autor ist mir der liebste, in dem ich meine Welt wieder finde, bey dem es zugeht, wie um mich, und dessen Geschichte mir doch so interessant und herzlich wird, als mein eigen häuslich Leben, das freylich kein Paradies, aber doch im Ganzen eine Quelle unsäglicher Glückseligkeit ist.

Ich bemühte mich, meine Bewegungen über diese Worte zu verbergen. Das ging freylich nicht weit: denn da ich sie mit solcher Wahrheit im Vorbeygehen vom Landpriester von Wakefield, vom *) — reden hörte, kam ich ganz außer mich, sagte ihr alles, was ich wußte, und bemerkte erst nach einiger Zeit, da Lotte das Gespräch an die anderen wendete, daß diese die Zeit über mit offenen Augen, als säßen sie nicht da, dagesessen hatten. Die Base sah mich mehr als einmal mit einem spöttischen Näschen an, daran mir aber nichts gelegen war.

*) Man hat auch hier die Nahmen einiger vaterländischen Autoren weggelassen. Wer Theil an Lottens Beyfalle hat, wird es gewiß an seinem Herzen fühlen, wenn er diese Stelle lesen sollte, und sonst braucht es ja niemand zu wissen.

Das Gespräch fiel auf's Vergnügen am Tanze. Wenn diese Leidenschaft ein Fehler ist, sagte Lotte, so gestehe ich Ihnen gern, ich weiß mir nichts über's Tanzen. Und wenn ich was im Kopfe habe, und mir auf meinem verstimmten Klavier einen Contretanz vortrommle, so ist alles wieder gut.

Wie ich mich unter dem Gespräche in den schwarzen Augen weidete! wie die lebendigen Lippen, und die frischen, muntern Wangen meine ganze Seele anzogen! wie ich, in den herrlichen Sinn ihrer Rede ganz versunken, oft gar die Worte nicht hörte, mit denen sie sich ausdrückte! — davon hast du eine Vorstellung, weil du mich kennst. Kurz, ich stieg aus dem Wagen, wie ein Träumender, als wir vor dem Lusthause stille hielten, und war so in Träumen rings in der dämmernden Welt verloren, daß ich auf die Musik kaum achtete, die uns von dem erleuchteten Saal herunter entgegen schallte.

Die zwey Herren Audran, und ein gewisser N. N. — wer behält alle die Nahmen! — die der Base und Lottens Tänzer waren, empfingen uns am Schlage, bemächtigten sich ihrer Frauenzimmer, und ich führte die meinige hinauf.

Wir schlangen uns in Menuets um einander herum; ich forderte ein Frauenzimmer nach dem andern auf, und just die unleidlichsten konnten nicht dazu kommen, einem die Hand zu reichen, und ein Ende zu machen. Lotte und ihr Tänzer fingen einen englischen an, und wie wohl

mir's war, als ſie auch in der Reihe die Figur mit uns anfing, magſt du fühlen. Tanzen muß man ſie ſehen! Siehſt du, ſie iſt ſo mit ganzem Herzen und mit ganzer Seele dabey, ihr ganzer Körper Eine Harmonie, ſo ſorglos, ſo unbefangen, als wenn das eigentlich alles wäre, als wenn ſie ſonſt nichts dächte, nichts empfände; und in dem Augenblicke gewiß ſchwindet alles andere vor ihr.

Ich bat ſie um den zweyten Contretanz; ſie ſagte mir den dritten zu, und mit der liebenswürdigſten Freymüthigkeit von der Welt verſicherte ſie mir, daß ſie herzlich gern Deutſch tanze. Es iſt hier ſo Mode, fuhr ſie fort, daß jedes Paar, das zuſammen gehört, bey'm Deutſchen zuſammen bleibt, und mein Chapeau walzt ſchlecht, und dankt mir's, wenn ich ihm die Arbeit erlaſſe. Ihr Frauenzimmer kann's auch nicht, und mag nicht, und ich habe im Engliſchen geſehen, daß Sie gut walzen; wenn Sie nun mein ſeyn wollen für's Deutſche, ſo gehen Sie, und bitten ſich's von meinem Herrn aus, und ich will zu Ihrer Dame gehen. — Ich gab ihr die Hand darauf, und wir machten aus, daß ihr Tänzer inzwiſchen meine Tänzerinn unterhalten ſollte.

Nun ging's an, und wir ergetzten uns eine Weile an mannichfaltigen Schlingungen der Arme. Mit welchem Reize, mit welcher Flüchtigkeit bewegte ſie ſich! und da wir nun gar an's Walzen kamen, und wie die Sphären um einander herum rollten, ging's freylich anfangs, weil's die wenigſten können, ein Bißchen bunt

durch

durch einander. Wir waren klug, und lieſſen ſie austoben; und als die ungeſchickteſten den Plan geräumt hatten, fielen wir ein, und hielten mit noch einem Paare, mit Audran und ſeiner Tänzerin wacker aus. Nie iſt mir's ſo leicht vom Flecke gegangen. Ich war kein Menſch mehr. Das liebenswürdigſte Geſchöpf in den Armen zu haben, und mit ihr herum zu fliegen wie Wetter, daß alles rings umher verging, und — Wilhelm, um ehrlich zu ſeyn, that ich aber doch den Schwur, daß ein Mädchen, das ich liebte, auf das ich Anſprüche hätte, mir nie mit einem andern walzen ſollte, als mit mir, und wenn ich drüber zu Grunde gehen müßte. Du verſiehſt mich!

Wir machten einige Touren gehend im Saale, um zu verſchnaufen. Dann ſetzte ſie ſich, und die Orangen, die ich bey Seite gebracht hatte, die nun die einzigen noch übrigen waren, thaten vortreffliche Wirkung, nur daß mir mit jedem Schnittchen, das ſie einer unbeſcheidenen Nachbarinn Ehrenhalber zutheilte, ein Stich durch's Herz ging.

Bey'm dritten Engliſchen Tanz waren wir das zweyte Paar. Wie wir die Reihe durchtanzten, und ich, weiß Gott mit wie viel Wonne, an ihrem Arm und Auge hing, das voll vom wahreſten Ausdruck des offenſten reinſten Vergnügens war, kommen wir an eine Frau, die mir wegen ihrer liebenswürdigen Miene auf einem

nicht mehr ganz jungen Geſichte merkwürdig geweſen war. Sie ſieht Lotten lächelnd an, hebt einen drohenden Finger auf, und nennt den Nahmen Albert zweymal im Vorbeyfliegen mit Bedeutung.

Wer iſt Albert, ſagte ich zu Lotten, wenn's nicht Vermeſſenheit iſt zu fragen? Sie war im Begriff zu antworten, als wir uns ſcheiden mußten, um die groſſe Achte zu machen, und mich dünkte einiges Nachdenken auf ihrer Stirn zu ſehen, als wir ſo vor einander vorbey kreuzten. — Was ſoll ich's Ihnen läugnen, ſagte ſie, indem ſie mir die Hand zur Promenade bot, Albert iſt ein braver Menſch, dem ich ſo gut als verlobt bin! — Nun war mir das nichts neues (denn die Mädchen hatten mir's auf dem Wege geſagt), und war mir doch ſo ganz neu, weil ich es noch nicht im Verhältniß auf ſie, die mir in ſo wenig Augenblicken ſo werth geworden war, gedacht hatte. Genug, ich verwirrte mich, vergaß mich, und kam zwiſchen das unrechte Paar hinein, daß alles drunter und drüber ging, und Lottens ganze Gegenwart und Zerren und Ziehen nöthig war, um es ſchnell wieder in Ordnung zu bringen.

Der Tanz war noch nicht zu Ende, als die Blitze, die wir ſchon lange am Horizonte leuchten geſehen, und die ich immer für Wetterkühlen ausgegeben hatte, viel ſtärker zu werden anfingen, und der Donner die Muſik überſtimmte. Drey Frauenzimmer liefen aus der Reihe, denen ihre Herren folgten; die Unordnung wurde allge-

mein, und die Muſik hörte auf. Es iſt natürlich, wenn uns ein Unglück, oder etwas ſchreckliches im Vergnügen überraſcht, daß es ſtärkere Eindrücke auf uns macht, als ſonſt; theils wegen des Gegenſatzes, der ſich ſo lebhaft empfinden läßt; theils, und noch mehr, weil unſere Sinnen einmahl der Fühlbarkeit geöffnet ſind, und alſo deſto ſchneller einen Eindruck annehmen. Dieſen Urſachen muß ich die wunderbaren Grimaſſen zuſchreiben, in die ich mehrere Frauenzimmer ausbrechen ſah. Die Klügſte ſetzte ſich in eine Ecke, mit dem Rücken gegen das Fenſter, und hielt die Ohren zu. Eine andere kniete vor ihr nieder, und verbarg den Kopf in der erſten Schooß. Eine dritte ſchob ſich zwiſchen beyde hinein, und umfaßte ihre Schweſterchen mit tauſend Thränen. Einige wollten nach Hauſe; andere, die noch weniger wußten, was ſie thaten, hatten nicht ſo viel Beſinnungskraft, den Neckheiten unſerer jungen Schlucker zu ſteuern, die ſehr beſchäftigt zu ſeyn ſchienen, alle die ängſtlichen Gebete, die dem Himmel beſtimmt waren, von den Lippen der ſchönen Bedrängten wegzufangen. Einige unſerer Herren hatten ſich hinab begeben, um ein Pfeifchen in Ruhe zu rauchen; und die übrige Geſellſchaft ſchlug es nicht aus, als die Wirthinn auf den klugen Einfall kam, uns ein Zimmer anzuweiſen, das Läden und Vorhänge hätte. Kaum waren wir da angelangt, als Lotte beſchäftiget war, einen Kreis von Stühlen zu ſtellen, und als ſich die Geſell-

ſchaft auf ihre Bitte geſetzt hatte, den Vortrag zu einem Spiele zu thun.

Ich ſah manchen, der in Hoffnung auf ein ſaftiges Pfand ſein Mäulchen ſpitzte, und ſeine Glieder reckte. — Wir ſpielen Zählens, ſagte ſie. Nun gebt Acht! Ich geh' im Kreiſe herum von der Rechten zur Linken, und ſo zählt ihr auch rings herum, jeder die Zahl, die an ihn kommt, und das muß gehen wie ein Laufſeuer, und wer ſtockt, oder ſich irrt, kriegt eine Ohrfeige, und ſo bis tauſend. — Nun war das luſtig anzuſehen. Sie ging mit ausgeſtrecktem Arm im Kreis herum. Eins, fing der erſte an, der Nachbar zwey, drey der folgende, und ſo fort. Dann fing ſie an, geſchwinder zu gehen, immer geſchwinder; da verſah's einer, patſch! eine Ohrfeige, und über das Gelächter, der folgende auch patſch! Und immer geſchwinder. Ich ſelbſt kriegte zwey Maulſchellen, und glaubte mit innigem Vergnügen zu bemerken, daß ſie ſtärker ſeyen, als ſie ſie den übrigen zuzumeſſen pflegte. Ein allgemeines Gelächter und Geſchwärm endigte das Spiel, ehe noch das Tauſend ausgezählt war. Die Vertrauteſten zogen einander bey Seite, das Gewitter war vorüber, und ich folgte Lotten in den Saal. Unterwegs ſagte ſie: über die Ohrfeigen haben ſie Wetter und alles vergeſſen! — Ich konnte ihr nichts antworten. — Ich war, fuhr ſie fort, eine der furchtſamſten, und indem ich mich herzhaft ſtellte, um den andern

Muth zu geben, bin ich muthig geworden. — Wir traten an's Fenſter. Es donnerte abſeitwärts, und der herrliche Regen ſäuſelte auf das Land, und der erquickendſte Wohlgeruch ſtieg in aller Fülle einer warmen Luft zu uns auf. Sie ſtand auf ihren Ellenbogen geſtützt; ihr Blick durchdrang die Gegend, ſie ſah gen Himmel und auf mich, ich ſah' ihr Auge thränenvoll, ſie legte ihre Hand auf die meinige, und ſagte — Klopſtock! — Ich erinnerte mich ſogleich der herrlichen Ode, die ihr in Gedanken lag, und verſank in dem Strome von Empfindungen, den ſie in dieſer Loſung über mich ausgoß. Ich ertrug's nicht, neigte mich auf ihre Hand, und küßte ſie unter den wonnevollſten Thränen. Und ſah nach ihrem Auge wieder — Edler! hätteſt du deine Vergötterung in dieſem Blicke geſehen, und möchte ich nun deinen ſo oft entweihten Nahmen nie wieder nennen hören.

Am 19. Junius.

Wo ich neulich mit meiner Erzählung geblieben bin, weiß ich nicht mehr; das weiß ich, daß es zwey Uhr des Nachts war, als ich zu Bette kam, und daß, wenn ich dir hätte vorſchwatzen können, ſtatt zu ſchreiben, ich dich vielleicht bis an den Morgen aufgehalten hätte.

Was auf unſerer Hereinfahrt vom Balle geſchehen iſt, habe ich noch nicht erzählt, habe auch heute keinen Tag dazu.

Es war der herrlichſte Sonnenaufgang! Der tröpfelnde Wald, und das erfriſchte Feld umher! Unſere Geſellſchafterinnen nickten ein. Sie fragte mich, ob ich nicht auch von der Partie ſeyn wollte? ihrentwegen ſollt' ich unbekümmert ſeyn. — So lange ich dieſe Augen offen ſehe, ſagte ich, und ſah ſie feſt an, ſo lange hat's keine Gefahr. — Und wir haben beyde ausgehalten, bis an ihr Thor, da ihr die Magd leiſe aufmachte, und auf ihr Fragen verſicherte, daß Vater und Kleine wohl ſeyen, und alle noch ſchliefen. Da verließ ich ſie mit der Bitte: ſie ſelbigen Tages noch ſehen zu dürfen, ſie geſtand mir's zu, und ich bin gekommen, und ſeit der Zeit können Sonne, Mond und Sterne, geruhig ihre Wirthſchaft treiben, ich weiß weder, daß Tag, noch daß Nacht iſt, und die ganze Welt verliert ſich um mich her.

Am 21. Junius.

Ich lebe ſo glückliche Tage, wie ſie Gott ſeinen Heiligen aufſpart; und mit mir mag werden, was will, ſo darf ich nicht ſagen, daß ich die Freuden, die reinſten Freuden des Lebens, nicht genoſſen habe. — Du kennſt mein Wahlheim; dort bin ich völlig etablirt, von da habe ich nur eine halbe Stunde zu Lotten, dort fühl' ich mich ſelbſt, und alles Glück, das dem Menſchen gegeben iſt.

Hätt' ich gedacht, als ich mir Wahlheim zum Zwecke meiner Spaziergänge wählte, daß es so nahe am Himmel läge! Wie oft habe ich das Jagdhaus, das nun alle meine Wünsche einschließt, auf meinen weitern Wanderungen, bald vom Berge, bald von der Ebne über den Fluß gesehen!

Lieber Wilhelm, ich habe allerley nachgedacht, über die Begier im Menschen, sich auszubreiten, neue Entdeckungen zu machen, herum zu schweifen; und dann wieder über den innern Trieb, sich der Einschränkung willig zu ergeben, in dem Gleise der Gewohnheit so hinzufahren, und sich weder um Rechts, noch um Links zu bekümmern.

Es ist wunderbar: wie ich hierher kam, und vom Hügel in das schöne Thal schaute, wie es mich rings umher anzog. — Dort das Wäldchen! — Ach könntest du dich in seine Schatten mischen! Dort die Spitze des Berges! — Ach könntest du von da die weite Gegend überschauen! — Die in einander geketteten Hügel und vertraulichen Thäler! — O könnte ich mich in ihnen verlieren! — — Ich eilte hin, und kehrte zurück, und hatte nicht gefunden, was ich hoffte. O es ist mit der Ferne, wie mit der Zukunft! ein großes dämmerndes Ganzes ruht vor unserer Seele, unsere Empfindung verschwimmt darin, wie unser Auge, und wir sehnen uns, ach! unser ganzes Wesen hinzugeben, uns mit aller Wonne eines einzigen, großen, herrlichen Gefühls

ausfüllen zu laſſen — Und, ach! wenn wir hinzu eilen, wenn das Dort nun Hier wird, iſt alles vor wie nach, und wir ſtehen in unſerer Armuth, in unſerer Eingeſchränktheit, und unſere Seele lechzt nach entſchlüpftem Labſale.

So ſehnt ſich der unruhigſte Vagabund zuletzt wieder nach ſeinem Vaterlande, und findet in ſeiner Hütte, an der Bruſt ſeiner Gattinn, in dem Kreiſe ſeiner Kinder, in den Geſchäften zu ihrer Erhaltung, die Wonne, die er in der weiten Welt vergebens ſuchte.

Wenn ich des Morgens mit Sonnenaufgange hinausgehe, nach meinem Wahlheim, und dort im Wirthsgarten mir meine Zuckererbſen ſelbſt pflücke, mich hinſetze, ſie abſädne, und dazwiſchen in meinem Homer leſe; wenn ich in der kleinen Küche mir einen Topf wähle, mir Butter ausſteche, Schoten an's Feuer ſtelle, zudecke, und mich dazu ſetze, ſie manchmal umzuſchütteln: da fühl' ich ſo lebhaft, wie die übermüthigen Freyer der Penelope Ochſen und Schweine ſchlachten, zerlegen und braten. Es iſt nichts, das mich ſo mit einer ſtillen wahren Empfindung ausfüllte, als die Züge patriarchaliſchen Lebens, die ich, Gott ſey Dank, ohne Affectation in meine Lebensart verweben kann.

Wie wohl iſt mir's, daß mein Herz die ſimple harmloſe Wonne des Menſchen fühlen kann, der ein Krauthaupt auf ſeinen Tiſch bringt, das er ſelbſt gezogen, und nun nicht den Kohl allein, ſondern all die guten

Tage, den ſchönen Morgen, da er ihn pflanzte, die lieblichen Abende, da er ihn begoß, und da er an dem fortſchreitenden Wachsthum ſeine Freude hatte, alle in Einem Augenblicke wieder mit genießt.

Am 29. Junius.

Vorgeſtern kam der Medicus hier aus der Stadt hinaus zum Amtmann, und fand mich auf der Erde unter Lottens Kindern, wie einige auf mir herum krabbelten, andere mich neckten, und wie ich ſie kitzelte, und ein großes Geſchrey mit ihnen erregte. Der Doctor, der eine ſehr dogmatiſche Dratpuppe iſt, unterm Reden ſeine Manſchetten in Falten legt, und einen Kräuſel ohne Ende heraus zupft, fand dieſes unter der Würde eines geſcheiden Menſchen; das merkte ich an ſeiner Naſe. Ich ließ mich aber in nichts ſtören, ließ ihn ſehr vernünftige Sachen abhandeln, und baute den Kindern ihre Kartenhäuſer wieder, die ſie zerſchlagen hatten. Auch ging er darauf in der Stadt herum, und beklagte: des Amtmanns Kinder wären ſo ſchon ungezogen genug, der Werther verderbe ſie nun völlig.

Ja, lieber Wilhelm, meinem Herzen ſind die Kinder am nächſten auf der Erde. Wenn ich ihnen zuſehe, und in dem kleinen Dinge die Keime aller Tugenden, aller Kräfte ſehe, die ſie einmal ſo nöthig brauchen werden; wenn ich in dem Eigenſinne künftige Standhaf-

tigkeit und Feſtigkeit des Charakters, in dem Muthwillen guten Humor, und Leichtigkeit, über die Gefahren der Welt hinzuſchlüpfen, erblicke, alles ſo unverdorben, ſo ganz! — Immer, immer wiederhole ich dann die goldenen Worte des Lehrers der Menſchen: Wenn ihr nicht werdet wie eines von dieſen! Und nun, mein Beſter, ſie, die unſeres gleichen ſind, die wir als unſere Muſter anſehen ſollten, behandeln wir als Unterthanen. Sie ſollen keinen Willen haben! — Haben wir denn keinen? Und wo liegt das Vorrecht? — Weil wir älter ſind und geſcheider! — Guter Gott von deinem Himmel! alte Kinder ſiehſt du, und junge Kinder, und nichts weiter; und an welchen du mehr Freude haſt, das hat dein Sohn ſchon lange verkündigt. Aber ſie glauben an ihn, und hören ihn nicht, — das iſt auch was altes — und bilden ihre Kinder nach ſich, und — Adieu, Wilhelm! ich mag darüber nicht weiter radotiren.

Am 1. Junius.

Was Lotte einem Kranken ſeyn muß, fühl' ich an meinem eigenen armen Herzen, das übler dran iſt, als manches, das auf dem Siechbette verſchmachtet. Sie wird einige Tage in der Stadt bey einer rechtſchaffnen Frau zubringen, die ſich nach der Ausſage der Aerzte ihrem Ende naht, und in dieſen letzten Augenblicken Lotten um ſich haben will. Ich war vorige Woche mit

ihr, den Pfarrer von St... zu beſuchen; ein Oert-chen, das eine Stunde ſeitwärts im Gebirge liegt. Wir kamen gegen vier dahin. Lotte hatte ihre zweyte Schweſter mitgenommen. Als wir in den, mit zwey hohen Nußbäumen überſchatteten Pfarrhof traten, ſaß der gute alte Mann auf einer Bank vor der Hausthür, und da er Lotten ſah, ward er wie neu belebt, vergaß ſeinen Knotenſtock, und wagte ſich auf, ihr entgegen. Sie lief hin zu ihm, nöthigte ihn, ſich niederzulaſſen, indem ſie ſich zu ihm ſetzte, brachte viele Grüße von ihrem Vater, herzte ſeinen garſtigen ſchmutzigen jüng-ſten Buben, das Quakelchen ſeines Alters. Du hätteſt ſie ſehen ſollen, wie ſie den Alten beſchäftigte, wie ſie ihre Stimme erhob, um ſeinen halb tauben Ohren ver-nehmlich zu werden, wie ſie ihm von jungen robuſten Leuten erzählte, die unvermuthet geſtorben wären, von der Vortrefflichkeit des Karlsbades, und wie ſie ſeinen Entſchluß lobte, künftigen Sommer hinzugehen, wie ſie fand, daß er viel beſſer ausſähe, viel munterer ſey, als das letztemal, da ſie ihn geſehen. — Ich hatte in-deß der Frau Pfarrerinn meine Höflichkeit gemacht. Der Alte wurde ganz munter, und da ich nicht umhin konn-te, die ſchönen Nußbäume zu loben, die uns ſo lieblich beſchatteten, fing er an, uns, wiewohl mit einiger Be-ſchwerlichkeit, die Geſchichte davon zu geben. — Den alten, ſagte er, wiſſen wir nicht, wer den gepflanzt hat: einige ſagen dieſer, andere jener Pfarrer. Der

jüngere aber dort hinten, iſt ſo alt, als meine Frau, im October funfzig Jahr. Ihr Vater pflanzte ihn des Morgens, als ſie gegen Abend geboren wurde. Er war mein Vorfahr im Amt, und wie lieb ihm der Baum war, iſt nicht zu ſagen; mir iſt er's gewiß nicht weniger. Meine Frau ſaß darunter auf einem Balken und ſtrickte, da ich vor ſieben und zwanzig Jahren als ein armer Student zum erſtenmale hier in den Hof kam. — Lotte fragte nach ſeiner Tochter: es hieß, ſie ſey mit Herrn Schmidt auf die Wieſe hinaus zu den Arbeitern, und der Alte fuhr in ſeiner Erzählung fort: wie ſein Vorfahr ihn lieb gewonnen, und die Tochter dazu, und wie er erſt ſein Vicar, und dann ſein Nachfolger geworden. Die Geſchichte war nicht lange zu Ende, als die Jungfer Pfarrerinn mit dem ſogenannten Herrn Schmidt durch den Garten herkam: ſie bewillkommte Lotten mit herzlicher Wärme, und ich muß ſagen, ſie gefiel mir nicht übel; eine raſche, wohl gewachſene Brünette, die einen, die kurze Zeit über, auf dem Lande wohl unterhalten hätte. Ihr Liebhaber (denn als ſolchen ſtellte ſich Herr Schmidt gleich dar) ein feiner, doch ſtiller Menſch, der ſich nicht in unſere Geſpräche miſchen wollte, ob ihn gleich Lotte immer hereinzog. Was mich am meiſten betrübte, war, daß ich an ſeinen Geſichtszügen zu bemerken ſchien, es ſey mehr Eigenſinn und übler Humor, als Eingeſchränktheit des Verſtandes, der ihn ſich mitzutheilen hinderte.

In der Folge war dieß leider nur zu deutlich; denn als Friederike bey'm Spazierengehen mit Lotten und gelegentlich auch mit mir ging, wurde des Herrn Angeſicht, das ohne dieß einer bräunlichen Farbe war, ſo ſichtlich verdunkelt, daß es Zeit war, daß Lotte mich bey'm Ermel zupfte, und mir zu verſtehen gab, daß ich mit Friederiken zu artig gethan. Nun verdrießt mich nichts mehr, als wenn die Menſchen einander plagen, am meiſten, wenn junge Leute in der Blüte des Lebens, da ſie am offenſten für alle Freuden ſeyn könnten, einander die Paar guten Tage mit Fratzen verderben, und nur erſt zu ſpät das unerſetzliche ihrer Verſchwendung einſehen. Mich wurmte das, und ich konnte nicht umhin, da wir gegen Abend in den Pfarrhof zurück kehrten, und an einem Tiſche Milch aßen, und das Geſpräch auf Freude und Leid der Welt ſich wendete, den Faden zu ergreifen, und recht herzlich gegen die üble Laune zu reden. Wir Menſchen beklagen uns oft, fing ich an, daß der guten Tage ſo wenig ſind, und der ſchlimmen ſo viel, und wie mich dünkt, meiſt mit Unrecht. Wenn wir immer ein offenes Herz hätten, das Gute zu genießen, das uns Gott für jeden Tag bereitet, wir würden alsdann auch Kraft genug haben, das Uebel zu tragen, wenn es kommt. — Wir haben aber unſer Gemüth nicht in unſerer Gewalt, verſetzte die Pfarrerinn; wie viel hängt vom Körper ab! wenn einem nicht wohl iſt, iſt's einem überall nicht recht. —

Ich geſtand ihr das ein. Wir wollen es alſo, fuhr ich fort, als eine Krankheit anſehen, und fragen, ob dafür kein Mittel iſt! — Das läßt ſich hören! ſagte Lotte: ich glaube wenigſtens, daß viel von uns abhängt. Ich weiß es an mir. Wenn mich etwas neckt, und mich verdrießlich machen will, ſpring' ich auf, und ſing' ein Paar Contretänze den Garten auf und ab, gleich iſt's weg. — Das war's, was ich ſagen wollte, verſetzte ich: es iſt mit der üblen Laune völlig, wie mit der Trägheit, denn es iſt eine Art von Trägheit. Unſere Natur hängt ſehr dahin, und doch, wenn wir nur einmal die Kraft haben, uns zu ermannen, geht uns die Arbeit friſch von der Hand, und wir finden in der Thätigkeit ein wahres Vergnügen. — Friederike war ſehr aufmerkſam, und der junge Menſch wandte mir ein: daß man nicht Herr über ſich ſelbſt ſey, und am wenigſten über ſeine Empfindungen gebieten könne. — Es iſt hier die Frage von einer unangenehmen Empfindung, verſetzte ich, die doch jedermann gerne los iſt; und niemand weiß, wie weit ſeine Kräfte gehen, bis er ſie verſucht hat. Gewiß, wer krank iſt, wird bey allen Aerzten herum fragen, und die größten Reſignationen, die bitterſten Arzeneyen, wird er nicht abweiſen, um ſeine gewünſchte Geſundheit zu erhalten. Ich bemerkte, daß der ehrliche Alte ſein Gehör anſtrengte, um an unſerm Diſcurſe Theil zu nehmen, ich erhob die Stimme, indem ich die Rede gegen ihn wandte. Man predigt

gegen ſo viele Laſter, ſagte ich: ich habe noch nie gehört, daß man gegen die üble Laune vom Predigtſtuhle gearbeitet hätte. *) — Das müſſen die Stadtpfarrer thun, ſagte er, die Bauern haben keinen böſen Humor; doch könnte es auch zuweilen nicht ſchaden, es wäre eine Lection für ſeine Frau wenigſtens, und für den Herrn Amtmann. — Die Geſellſchaft lachte, und er herzlich mit, bis er in einen Huſten verfiel, der unſern Discurs eine Zeit lang unterbrach; darauf denn der junge Menſch wieder das Wort nahm: Sie nannten den böſen Humor ein Laſter; mich däucht, das iſt übertrieben. — Mit nichten, gab ich zur Antwort, wenn das, womit man ſich ſelbſt und ſeinem Nächſten ſchadet, dieſen Nahmen verdient. Iſt es nicht genug, daß wir einander nicht glücklich machen können, müſſen wir auch noch einander das Vergnügen rauben, das jedes Herz ſich manchmal gewähren kann? Und nennen Sie mir den Menſchen, der übler Laune iſt, und ſo brav dabey, ſie zu verbergen, ſie allein zu tragen, ohne die Freude um ſich her zu zerſtören! Oder, iſt ſie nicht vielmehr ein innerer Unmuth über unſere eigene Unwürdigkeit, ein Mißfallen an uns ſelbſt, das immer mit einem Neide verknüpft iſt, der durch eine thörichte Eitelkeit aufgehetzt wird? Wir ſehen glückliche Menſchen, die wir nicht glücklich machen, und das iſt unerträg-

*) Wir haben nun von Lavatern eine treffliche Predigt hierüber, unter denen über das Buch Jonas.

lich. — Lotte lächelte mich an, da ſie die Bewegung ſah, mit der ich redete, und eine Thräne in Friederikens Auge ſpornte mich fortzufahren. — Wehe denen, ſagte ich, die ſich der Gewalt bedienen, die ſie über ein Herz haben, um ihm die einfachen Freuden zu rauben, die aus ihm ſelbſt hervorkeimen. Alle Geſchenke, alle Gefälligkeiten der Welt, erſetzen nicht einen Augenblick Vergnügen an ſich ſelbſt, den uns eine neidiſche Unbehaglichkeit unſers Tyrannen vergällt hat.

Mein ganzes Herz war voll in dieſem Augenblicke; die Erinnerung ſo manches Vergangenen drängte ſich an meine Seele, und die Thränen kamen mir in die Augen.

Wer ſich das nur täglich ſagte, rief ich aus, du vermagſt nichts auf deine Freunde, als ihnen ihre Freuden zu laſſen, und ihr Glück zu vermehren, indem du es mit ihnen genießeſt. Vermagſt du, wenn ihre innere Seele von einer ängſtigenden Leidenſchaft gequält, vom Kummer zerrüttet iſt, ihnen einen Tropfen Linderung zu geben?

Und wenn die letzte, bangſte Krankheit dann über das Geſchöpf herfällt, das du in blühenden Tagen untergraben haſt, und ſie nun da liegt in dem erbärmlichſten Ermatten, das Auge gefühllos gen Himmel ſieht, der Todesſchweiß auf der blaſſen Stirne abwechſelt, und du vor dem Bette ſtehſt, wie ein Verdammter, in dem innigſten Gefühl, daß du nichts vermagſt mit deinem ganzen Vermögen, und die Angſt dich in-

wen-

wendig krampft, daß du alles hingeben möchteſt, dem untergehenden Geſchöpfe einen Tropfen Stärkung, einen Funken Muth einflößen zu können.

Die Erinnerung einer ſolchen Scene, wobey ich gegenwärtig war, fiel mit ganzer Gewalt bey dieſen Worten über mich. Ich nahm das Schnupftuch vor die Augen, und verließ die Geſellſchaft, und nur Lottens Stimme, die mir rief: wir wollen fort! brachte mich zu mir ſelbſt. Und wie ſie mich auf dem Wege ſchalt, über den zu warmen Antheil an allem, und daß ich darüber zu Grunde gehen würde! daß ich mich ſchonen ſollte! — O der Engel! Um deinetwillen muß ich leben!

Am 6. Julius.

Sie iſt immer um ihre ſterbende Freundinn, und iſt immer dieſelbe, immer das gegenwärtige holde Geſchöpf, das, wo ſie hinſieht, Schmerzen lindert und Glückliche macht. Sie ging geſtern Abend mit Marianen und dem kleinen Mädchen ſpazieren, ich wußte es und traf ſie an, und wir gingen zuſammen. Nach einem Wege von anderthalb Stunden, kamen wir gegen die Stadt zurück, an den Brunnen, der mir ſo werth, und nun tauſendmal werther iſt. Lotte ſetzte ſich aufs Mäuerchen, wir ſtanden vor ihr. Ich ſah umher, ach! und die Zeit, da mein Herz ſo allein war, lebte wieder vor mir auf. Lieber Brunnen, ſagte ich, ſeither hab' ich

nicht mehr an deiner Kühle geruht, hab' in eilendem Vorübergehn dich manchmal nicht angeſehn. — Ich blickte hinab, und ſah, daß Malchen mit einem Glaſe Waſſer ſehr beſchäftigt herauf ſtieg. — Ich ſah' Lotten an, und fühlte alles, was ich an ihr habe. Indem kommt Malchen mit einem Glaſe. Mariane wollt' es ihr abnehmen: nein! rief das Kind mit dem ſüſeſten Ausdrucke, nein, Lottchen, du ſollſt zuerſt trinken! — Ich ward über die Wahrheit, über die Güte, womit ſie das ausrief, ſo entzückt, daß ich meine Empfindung mit nichts ausdrücken konnte, als ich nahm das Kind von der Erde, und küßte es lebhaft, das ſogleich zu ſchreyen und zu weinen anfing. — Sie haben übel gethan, ſagte Lotte. — Ich war betroffen. — Komm, Malchen, fuhr ſie fort, indem ſie es bey der Hand nahm, und die Stufen hinab führte, da waſche dich aus der friſchen Quelle, geſchwind, geſchwind, da thut's nichts — Wie ich ſo da ſtand, und zuſah, mit welcher Emſigkeit das Kleine mit ſeinen naſſen Händchen die Backen rieb, mit welchem Glauben, daß durch die Wunderquelle alle Verunreinigung abgeſpühlt, und die Schmach abgethan würde, einen häßlichen Bart zu kriegen; wie Lotte ſagte, es iſt genug, und das Kind doch immer eifriger fortwuſch, als wenn Viel mehr thäte als Wenig. — Ich ſage dir, Wilhelm, ich habe mit mehr Reſpect nie einer Taufhandlung beygewohnt — und als Lotte herauf kam, hätte ich mich gern vor

ihr niedergeworfen, wie vor einem Propheten, der die Schulden einer Nation weggeweiht hat.

Des Abends konnte ich nicht umhin, in der Freude meines Herzens den Vorfall einem Manne zu erzählen, dem ich Menſchenſinn zutraute, weil er Verſtand hat; aber wie kam ich an! Er ſagte, das ſey ſehr übel von Lotten geweſen; man ſolle den Kindern nichts weiß machen; dergleichen gebe zu unzähligen Irrthümern und Aberglauben Anlaß, wovor man die Kinder frühzeitig bewahren müſſe. — Nun fiel mir ein, daß der Mann vor acht Tagen hatte taufen laſſen, drum ließ ich's vorbeygehen, und blieb in meinem Herzen der Wahrheit getreu: Wir ſollen es mit den Kindern machen, wie Gott mit uns, der uns am glücklichſten macht, wenn er uns in freundlichem Wahne ſo hintaumeln läßt.

Den 8. Julius.

Was man ein Kind iſt! Was man nach einem Blicke geizt! Was man ein Kind iſt! — Wir waren nach Wahlheim gegangen. Die Frauenzimmer fuhren hinaus, und während unſerer Spaziergänge glaubte ich in Lottens ſchwarzen Augen — Ich bin ein Thor, verzeih' mir's! du ſollteſt ſie ſehen, dieſe Augen! — Daß ich kurz bin (denn die Augen fallen mir zu vor Schlaf), ſiehe, die Frauenzimmer ſtiegen ein, da ſtanden um die

Kutſche der junge W... Selſtadt und Audran und ich. Da ward aus dem Schlage geplaudert mit den Kerlchen, die freylich leicht und lüftig genug waren. — Ich ſuchte Lottens Augen! Ach ſie gingen von einem zum andern! Aber auf mich! mich! mich! der ganz allein auf ſie reſignirt da ſtand, fielen ſie nicht! — Mein Herz ſagte ihr tauſend Adieu! Und ſie ſah mich nicht! Die Kutſche fuhr vorbey, und eine Thräne ſtand mir im Auge. Ich ſah ihr nach, und ſah Lottens Kopfputz ſich zum Schlage heraus lehnen, und ſie wandte ſich um zu ſehen, ach! nach mir? — Lieber! in dieſer Ungewißheit ſchwebe ich; das iſt mein Troſt: Vielleicht hat ſie ſich nach mir umgeſehen! Vielleicht! — Gute Nacht! O was ich ein Kind bin!

Am 10. Julius.

Die alberne Figur, die ich mache, wenn in Geſellſchaft von ihr geſprochen wird, ſollteſt du ſehen! Wenn man mich nun gar fragt, wie ſie mir gefällt? — Gefällt! Das Wort haſſe ich auf den Tod! Was muß das für ein Menſch ſeyn, dem Lotte gefällt, dem ſie nicht alle Sinnen, alle Empfindungen ausfüllt! Gefällt! Neulich fragte mich einer, wie mir Oſſian gefiele!

Am 11. Julius.

Frau M... iſt ſehr ſchlecht; ich bete für ihr Leben, weil ich mit Lotten dulde. Ich ſehe ſie ſelten bey meiner Freundinn, und heute hat ſie mir einen wunderbaren Verfall erzählt. — Der alte M... iſt ein geiziger, rangiger Filz, der ſeine Frau im Leben was rechts geplagt und eingeſchränkt hat; doch hat ſich die Frau immer durchzuhelfen gewußt. Vor wenigen Tagen, als der Arzt ihr das Leben abgeſprochen hatte, ließ ſie ihren Mann kommen (Lotte war im Zimmer), und redete ihn alſo an: Ich muß dir eine Sache geſtehen, die nach meinem Tode Verwirrung und Verdruß machen könnte. Ich habe bisher die Haushaltung geführt, ſo ordentlich und ſparſam als möglich: allein du wirſt mir verzeihen, daß ich dich dieſe dreyßig Jahre hintergangen habe. Du beſtimmteſt im Anfange unſerer Heirath ein Geringes für die Beſtreitung der Küche und anderer häuslichen Ausgaben. Als unſere Haushaltung ſtärker wurde, unſer Gewerbe größer, warſt du nicht zu bewegen, mein Wochengeld nach dem Verhältniſſe zu vermehren; kurz du weißt, daß du in den Zeiten, da ſie am größten war, verlangteſt, ich ſolle mit ſieben Gulden die Woche auskommen. — Die habe ich denn ohne Widerrede angenommen, und mir den Ueberſchuß wöchentlich aus der Loſung geholt, da niemand vermuthete, daß die Frau die Caſſe beſtehlen würde. Ich habe nichts verſchwendet, und wäre auch, ohne es zu bekennen, getroſt

der Ewigkeit entgegen gegangen, wenn nicht diejenige, die nach mir das Hausweſen zu führen hat, ſich nicht zu helfen wiſſen würde, und du doch immer darauf beſtehen konnteſt, deine erſte Frau ſey damit ausgekommen.

Ich redete mit Lotten über die unglaubliche Verblendung des Menſchenſinns, daß einer nicht argwohnen ſoll, dahinter müſſe was anders ſtecken, wenn eins mit ſieben Gulden hinreicht, wo man den Aufwand um zweymal ſo viel ſieht. Aber ich habe ſelbſt Leute gekannt, die des Propheten ewiges Oelkrüglein ohne Verwunderung in ihrem Hauſe angenommen hätten.

Am 13. Julius.

Nein, ich betrüge mich nicht! Ich leſe in ihren ſchwarzen Augen wahre Theilnehmung an mir, und meinem Schickſal. Ja ich fühle, und darin darf ich meinem Herzen trauen, daß ſie — o darf ich, kann ich den Himmel in dieſen Worten ausſprechen? — daß ſie mich liebt!

Mich liebt! — Und wie werth ich mir ſelbſt werde, wie ich — dir darf ich's wohl ſagen, du haſt Sinn für ſo etwas — wie ich mich ſelbſt anbete, ſeitdem ſie mich liebt!

Ob das Vermeſſenheit iſt, oder Gefühl des wahren Verhältniſſes? — Ich kenne den Menſchen nicht, von

dem ich etwas in Lottens Herzen fürchtete: und doch — wenn ſie von ihrem Bräutigam ſpricht, mit ſolcher Wärme, ſolcher Liebe von ihm ſpricht — da iſt mir wie einem, der aller ſeiner Ehren und Würden entſetzt, und dem der Degen genommen wird.

Am 16. Julius.

Ach wie mir das durch alle Adern läuft, wenn mein Finger unverſehens den ihrigen berührt, wenn unſere Füße ſich unter dem Tiſche begegnen! Ich ziehe zurück, wie vom Feuer, und eine geheime Kraft zieht mich wieder vorwärts — mir wird's ſo ſchwindlich vor allen Sinnen — O! und ihre Unſchuld, ihre unbefangne Seele fühlt nicht, wie ſehr mich die kleinen Vertraulichkeiten peinigen! Wenn ſie gar im Geſpräch ihre Hand auf die meinige legt, und im Intereſſe der Unterredung näher zu mir rückt, daß der himmliſche Athem ihres Mundes meine Lippen erreichen kann. — Ich glaube zu verſinken, wie vom Wetter gerührt. — Und, Wilhelm! wenn ich mich jemals unterſtehe, dieſen Himmel, dieſes Vertrauen — Du verſtehſt mich. Nein, mein Herz iſt ſo verderbt nicht! Schwach! ſchwach genug! — Und iſt das nicht Verderben? —

Sie iſt mir heilig. Alle Begier ſchweigt in ihrer Gegenwart. Ich weiß nie, wie mir iſt, wenn ich bey ihr bin; es iſt, als wenn die Seele ſich mir in allen

Nerven umkehrte. — Sie hat eine Melodie, die sie auf dem Klaviere spielet mit der Kraft eines Engels, so simpel und so geistvoll! Es ist ihr Leiblied, und mich stellt es von aller Pein, Verwirrung und Grillen her, wenn sie nur die erste Note davon greift.

Kein Wort von der alten Zauberkraft der Musik ist mir unwahrscheinlich, wie mich der einfache Gesang angreift! Und wie sie ihn anzubringen weiß, oft zur Zeit, wo ich mir eine Kugel vor den Kopf schießen möchte! Die Irrung und Finsterniß meiner Seele zerstreut sich, und ich athme wieder freyer.

Am 13. Julius.

Wilhelm, was ist unserem Herzen die Welt ohne Liebe! Was eine Zauberlaterne ist ohne Licht! Kaum bringst du das Lämpchen hinein, so scheinen dir die buntesten Bilder an deine weiße Wand! Und wenn's nichts wäre, als das, als vorübergehende Phantome, so macht's doch immer unser Glück, wenn wir wie frische Jungen davor stehen, und uns über die Wundererscheinung entzücken. Heute konnte ich nicht zu Lotten, eine unvermeidliche Gesellschaft hielt mich ab. Was war zu thun? Ich schickte meinen Diener hinaus, nur um einen Menschen um mich zu haben, der ihr heute nahe gekommen wäre. Mit welcher Ungeduld ich ihn erwartete, mit welcher Freude ich ihn wieder sah! Ich

hätte ihn gern bey'm Kopfe genommen und geküßt, wenn ich mich nicht geſchämt hätte.

Man erzählt von dem Bononiſchen Steine, daß er, wenn man ihn in die Sonne legt, ihre Strahlen anzieht, und eine Weile bey Nacht leuchtet. So war's mit dem Burſchen. Das Gefühl, daß ihre Augen auf ſeinem Geſichte, ſeinen Backen, ſeinen Rockknöpfen, und dem Kragen am Surtout geruht hatten, machte mir das alles ſo heilig, ſo werth! Ich hätte in dem Augenblick den Jungen nicht um tauſend Thaler gegeben. Es war mir ſo wohl in ſeiner Gegenwart. — Bewahre dich Gott, daß du darüber lacheſt. Wilhelm, ſind das Phantome, wenn es uns wohl iſt?

Am 19. Julius.

Ich werde ſie ſehen! ruf' ich morgens aus, wenn ich mich ermuntere, und mit aller Heiterkeit der ſchönen Sonne entgegen blicke; ich werde ſie ſehen! Und da habe ich für den ganzen Tag keinen Wunſch weiter. Alles, alles verſchlingt ſich in dieſer Ausſicht.

Am 20. Julius.

Eure Idee will noch nicht die meinige werden, daß ich mit dem Geſandten nach ° ° ° gehen ſoll. Ich liebe die Subordination nicht ſehr, und wir wiſſen alle, daß der

Mann noch dazu ein widriger Mensch iſt. Meine Mutter möchte mich gern in Activität haben, ſagſt du: das hat mich zu lachen gemacht. Bin ich jetzt nicht auch activ? und iſt's im Grunde nicht einerley, ob ich Erbſen zähle, oder Linſen? Alles in der Welt läuft doch auf eine Lumperey hinaus, und ein Mensch, der [illegible] anderer willen, ohne daß es ſeine eigene Leidenſchaft, ſein eigenes Bedürfniß iſt, ſich um Geld, oder Ehre, oder ſonſt was abarbeitet, iſt immer ein Thor.

An W. Julius.

Da dir ſo ſehr daran gelegen iſt, daß ich mein Zeichnen nicht vernachläſſige, möchte ich lieber die ganze Sache übergehen, als dir ſagen, daß zeither wenig gethan wird.

Noch nie war ich glücklicher, noch nie meine Empfindung an der Natur, bis auf's Steinchen, auf's Gräschen herunter, voller und inniger; und doch — Ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken ſoll, meine verſtellende Kraft iſt ſo ſchwach, alles ſchwimmt und ſchwankt ſo vor meiner Seele, daß ich keinen Umriß packen kann; aber ich bilde mir ein, wenn ich Thon hätte, oder Wachs, ſo wollte ich's wohl heraus bilden. Ich werde auch Thon nehmen, wenn's länger währt, und kneten, und ſollten's Kuchen werden.

Lottens Portrait habe ich dreymal angefangen, und

habe mich dreymal proſtituirt; das mich um ſo mehr verdrießt, weil ich vor einiger Zeit ſehr glücklich im Treffen war. Darauf habe ich denn ihren Schattenriß gemacht, und damit ſoll mir gnügen.

Am 26. Julius.

Ja, liebe Lotte, ich will alles beſorgen und beſtellen; geben Sie mir nur mehr Aufträge, nur recht oft. Um eins bitte ich Sie: keinen Sand mehr auf die Zettelchen, die Sie mir ſchreiben. Heute führte ich es ſchnell nach der Lippe, und die Zähne kniſterten mir.

Am 26. Julius.

Ich habe mir ſchon manchmal vorgenommen, ſie nicht ſo oft zu ſehen. Ja, wer das halten könnte! Alle Tage unterlieg' ich der Verſuchung, und verſpreche mir heilig: morgen willſt du einmal wegbleiben; und wenn der Morgen kommt, finde ich doch wieder eine unwiderſtehliche Urſache, und ehe ich mich's verſehe, bin ich bey ihr. Entweder ſie hat des Abends geſagt: Sie kommen doch morgen? — Wer konnte da wegbleiben? oder ſie gibt mir einen Auftrag, und ich finde ſchicklich, ihr ſelbſt die Antwort zu bringen; oder der Tag iſt gar zu ſchön, ich gehe nach Wahlheim, und wenn ich nun da bin, iſt's nur noch eine halbe Stunde zu ihr! — Ich

bin zu nahe in der Atmoſphäre — Zuck! ſo bin ich dort! Meine Großmutter hatte ein Mährchen vom Magnetenberg: die Schiffe, die zu nahe kamen, wurden auf einmal alles Eiſenwerks beraubt, die Nägel flogen dem Berge zu, und die armen Elenden ſcheiterten zwiſchen den über einander ſtürzenden Bretern.

Am 30. Julius.

Albert iſt angekommen, und ich werde gehen; und wenn er der beſte, der edelſte Menſch wäre, unter den ich mich in jeder Betrachtung zu ſtellen bereit wäre, ſo wär's unerträglich, ihn vor meinem Angeſicht im Beſitz ſo vieler Vollkommenheiten zu ſehen. — Beſitz! — Genug, Wilhelm, der Bräutigam iſt da! Ein braver, lieber Mann, dem man gut ſeyn muß. Glücklicher Weiſe war ich nicht bey'm Empfange! Das hätte mir das Herz zerriſſen. Auch iſt er ſo ehrlich, und hat Lotten in meiner Gegenwart noch nicht ein einzigmal geküßt. Das lohn' ihm Gott! Um des Reſpects willen, den er vor dem Mädchen hat, muß ich ihn lieben. Er will mir wohl, und ich vermuthe, das iſt Lottens Werk mehr, als ſeiner eigenen Empfindung: denn darin ſind die Weiber fein, und haben Recht; wenn ſie zwey Verehrer in gutem Vernehmen mit einander erhalten können, iſt der Vortheil immer ihr, ſo ſelten es auch angeht.

Indeß kann ich Alberten meine Achtung nicht verſagen. Seine gelaſſene Außenſeite ſticht gegen die Unruhe meines Characters ſehr lebhaft ab, die ſich nicht verbergen läßt. Er hat viel Gefühl, und weiß, was er an Lotten hat. Er ſcheint wenig üble Laune zu haben, und du weißt, das iſt die Sünde, die ich ärger haſſe am Menſchen, als alles andere.

Er hält mich für einen Menſchen von Sinn; und meine Anhänglichkeit an Lotten, meine warme Freude, die ich an allen ihren Handlungen habe, vermehrt ſeinen Triumph, und er liebt ſie nur deſto mehr. Ob er ſie nicht manchmal mit kleiner Eiferſüchteley peinigt, das laſſe ich dahin geſtellt ſeyn, wenigſtens würd' ich an ſeinem Platze nicht ganz ſicher vor dieſem Teufel bleiben.

Dem ſey nun wie ihm wolle! meine Freude, bey Lotten zu ſeyn, iſt hin. Soll ich das Thorheit nennen oder Verblendung? — Was braucht's Rahmen! erzähl die Sache an ſich! — Ich wußte alles, was ich jetzt weiß, ehe Albert kam; ich wußte, daß ich keine Prätenſion an ſie zu machen hatte, machte auch keine — das heißt, in ſo fern es möglich iſt, bey ſo viel Liebenswürdigkeit nicht zu begehren — und jetzt macht der Fratze große Augen, da der andere nun wirklich kommt, und ihm das Mädchen wegnimmt.

Ich beiße die Zähne auf einander, und ſpotte derer doppelt und dreyfach, die ſagen können, ich ſollte mich

reſigniren, und weil es nun einmal nicht anders ſeyn konnte — Schafft mir dieſe Strohmänner vom Halſe! — Ich laufe in den Wäldern herum, und wenn ich zu Letzten komme, und Albert bey ihr ſitzt im Gärtchen unter der Laube, und ich nicht weiter kann, ſo bin ich ausgelaſſen närriſch, und fange viel verwirrtes Zeug an. — Um Gottes willen, ſagte mir Lotte heut, ich bitte Sie, keine Scene, wie die von geſtern Abend! Sie ſind fürchterlich, wenn Sie ſo luſtig ſind. — Unter uns, ich paſſe die Zeit ab, wenn er zu thun hat; wutſch! bin ich drauß, und da iſt mir's immer wohl, wenn ich ſie allein finde.

Am 8. Auguſt.

Ich bitte dich, lieber Wilhelm, es war gewiß nicht auf dich geredt, wenn ich die Menſchen unerträglich ſchalt, die von uns Ergebung in unvermeidliche Schickſale fordern. Ich dachte wahrlich nicht daran, daß du von ähnlicher Meinung ſeyn konnteſt. Und im Grunde haſt du Recht! Nur eins, mein Beſter! In der Welt iſt es ſehr ſelten mit dem Entweder Oder gethan; die Empfindungen und Handlungsweiſen ſchattiren ſich ſo mannichfaltig, als Abfälle zwiſchen einer Habichts- und Stumpfnaſe ſind.

Du wirſt mir alſo nicht übel nehmen, wenn ich dir dein ganzes Argument einräume, und mich doch zwiſchen dem Entweder Oder durchzuſtehlen ſuche.

Entweder, sagst du, hast du Hoffnung auf Lotten, oder du hast keine. Gut! im ersten Fall suche sie durchzutreiben, suche die Erfüllung deiner Wünsche zu umfassen: im anderen Fall ermanne dich, und suche einer elenden Empfindung los zu werden, die alle deine Kräfte verzehren muß — Vetter! das ist wohl gesagt, und — bald gesagt.

Und kannst du von dem Unglücklichen, dessen Leben unter einer schleichenden Krankheit unaufhaltsam allmählich abstirbt, kannst du von ihm verlangen, er solle durch einen Dolchstoß der Qual auf einmal ein Ende machen? Und raubt das Uebel, das ihm die Kräfte verzehrt, ihm nicht auch zugleich den Muth, sich davon zu befreyen?

Zwar könntest du mir mit einem verwandten Gleichnisse antworten: Wer ließe sich nicht lieber den Arm abnehmen, als daß er durch Zaudern und Zagen sein Leben aufs Spiel setzte? — Ich weiß nicht! — und wir wollen uns nicht in Gleichnissen herumbeißen. Genug — Ja, Wilhelm, ich habe manchmal so einen Augenblick aufspringenden, abschüttelnden Muthes, und da — wenn ich nur wüßte wohin? ich ginge wohl.

Abends.

Mein Tagebuch, das ich seit einiger Zeit vernachlässiget, fiel mir heut wieder in die Hände, und ich bin er-

ſtaunt, wie ich ſo wiſſentlich in das alles, Schritt vor Schritt hinein gegangen bin! Wie ich über meinen Zuſtand immer ſo klar geſehen, und doch gehandelt habe, wie ein Kind; jetzt noch ſo klar ſehe, und es noch keinen Anſchein zur Beſſerung hat.

Am 10. Auguſt.

Ich könnte das beſte, glücklichſte Leben führen, wenn ich nicht ein Thor wäre. So ſchöne Umſtände vereinigen ſich nicht leicht, eines Menſchen Seele zu ergetzen, als die ſind, in denen ich mich jetzt befinde. Ach ſo gewiß iſt's, daß unſer Herz allein ſein Glück macht. — Ein Glied der liebenswürdigſten Familie zu ſeyn; von dem Alten geliebt zu werden, wie ein Sohn; von den Kleinen, wie ein Vater; und von Lotten! — dann der ehrliche Albert, der durch keine launiſche Unart mein Glück ſtört; der mich mit herzlicher Freundſchaft umfaßt; dem ich nach Lotten das Liebſte auf der Welt bin! — Wilhelm, es iſt eine Freude uns zu hören, wenn wir ſpazieren gehen, und uns einander von Lotten unterhalten: es iſt in der Welt nichts lächerlichers erfunden worden, als dieſes Verhältniß, und doch kommen mir oft darüber die Thränen in die Augen.

Wenn er mir von ihrer rechtſchaffenen Mutter erzählt: wie ſie auf ihrem Todbette Lotten ihr Haus und ihre Kinder übergeben, und ihm Lotten anbefohlen habe; wie

ſeit der Zeit ein ganz anderer Geiſt Lotten belebt habe; wie ſie, in der Sorge für ihre Wirthſchaft, und in dem Ernſte, eine wahre Mutter geworden; wie kein Augenblick ihrer Zeit ohne thätige Liebe, ohne Arbeit verſtrichen, und dennoch ihre Munterkeit, ihr leichter Sinn ſie nie dabey verlaſſen habe. — Ich gehe ſo neben ihm hin, und pflücke Blumen am Wege, füge ſie ſehr ſorgfältig in einen Strauß, und — werfe ſie in den vorüber fließenden Strom, und ſehe ihnen nach, wie ſie leiſe hinunter wallen. — Ich weiß nicht, ob ich dir geſchrieben habe, daß Albert hier bleiben, und ein Amt mit einem artigen Auskommen vom Hofe erhalten wird, wo er ſehr beliebt iſt. In Ordnung und Emſigkeit in Geſchäften habe ich wenig ſeines Gleichen geſehen.

Am 12. Auguſt.

Gewiß, Albert iſt der beſte Menſch unter dem Himmel. Ich habe geſtern eine wunderbare Scene mit ihm gehabt. Ich kam zu ihm, um Abſchied von ihm zu nehmen; denn mich wandelte die Luſt an, in's Gebirge zu reiten, von woher ich dir auch jetzt ſchreibe, und wie ich in der Stube auf und ab gehe, fallen mir ſeine Piſtolen in die Augen. Borge mir die Piſtolen, ſagte ich, zu meiner Reiſe. Meinetwegen, ſagte er, wenn du dir die Mühe nehmen willſt, ſie zu laden; bey mir hängen ſie nur pro forma. Ich nahm eine herunter, und er fuhr fort:

Seit mir meine Vorsicht einen so unartigen Streich gespielt hat, mag ich mit dem Zeuge nichts mehr zu thun haben. — Ich war neugierig, die Geschichte zu wissen. — Ich hielt mich, erzählte er, wohl ein Vierteljahr auf dem Lande bey einem Freunde auf, hatte ein Paar Terzerolen ungeladen, und schlief ruhig. Einmal an einem regnichten Nachmittage, da ich müßig sitze, weiß ich nicht; wie mir einfällt: wir könnten überfallen werden, wir könnten die Terzerolen nöthig haben, und könnten — du weißt ja, wie das ist. — Ich gab sie dem Bedienten, sie zu putzen und zu laden; und der dahlt mit den Mädchen, will sie erschrecken, und Gott weiß wie, das Gewehr geht los, da der Ladstock noch drin steckt, und schießt den Ladstock einem Mädchen zur Maus herein an der rechten Hand, und zerschlägt ihr den Daumen. Da hatte ich das Lamentiren, und die Cur zu bezahlen oben drein, und seit der Zeit laß ich alles Gewehr ungeladen. Lieber Schatz, was ist Vorsicht? die Gefahr läßt sich nicht auslernen! Zwar — Nun weißt du, daß ich den Menschen sehr lieb habe bis auf seine Zwar; denn versteht sich's nicht von selbst, daß jeder allgemeine Satz Ausnahmen leidet? Aber so rechtfertig ist der Mensch! wann er glaubt, etwas übereiltes, allgemeines, halbwahres gesagt zu haben: so hört er dir nicht auf zu limitiren, zu modificiren, und ab und zu zu thun, bis zuletzt gar nichts mehr an der Sache ist. Und bey diesem Anlaß kam er sehr tief in

Text: ich hörte endlich gar nicht weiter auf ihn, verfiel in Grillen, und mit einer auffallenden Gebärde, druckte ich mir die Mündung der Piſtole über's rechte Aug' an die Stirn. — Pfuy! ſagte Albert, indem er mir die Piſtole herabzog, was ſoll das? — Sie iſt nicht geladen, ſagte ich. — Und auch ſo, was ſoll's? verſetzte er ungeduldig. Ich kann mir nicht vorſtellen, wie ein Menſch ſo thöricht ſeyn kann, ſich zu erſchießen; der bloße Gedanke erregt mir Widerwillen.

Daß ihr Menſchen, rief ich aus, um von einer Sache zu reden, gleich ſprechen müßt: das iſt thöricht, das iſt klug, das iſt gut, das iſt bös! Und was will das alles heißen? Habt ihr deswegen die inneren Verhältniſſe einer Handlung erforſcht? wißt ihr mit Beſtimmtheit die Urſachen zu entwickeln, warum ſie geſchah, warum ſie geſchehen mußte. Hättet ihr das, ihr würdet nicht ſo eilfertig mit euren Urtheilen ſeyn.

Du wirſt mir zugeben, ſagte Albert, daß gewiſſe Handlungen laſterhaft bleiben, ſie mögen geſchehen, aus welchem Beweggrunde ſie wollen.

Ich zuckte die Achſeln, und gab's ihm zu. Doch, mein Lieber, fuhr ich fort, finden ſich auch hier einige Ausnahmen. Es iſt wahr, der Diebſtahl iſt ein Laſter: aber der Menſch, der, um ſich und die Seinigen vom gegenwärtigen Hungertode zu erretten, auf Raub ausgeht, verdient der Mitleiden oder Strafe? Wer hebt den erſten Stein auf gegen den Ehemann, der im ge-

rechten Zorne sein untreues Weib und ihren nichtswürdigen Verführer aufopfert? gegen das Mädchen, das in einer wonnevollen Stunde sich in den unaufhaltsamen Freuden der Liebe verliert? Unsere Gesetze selbst, diese kaltblütigen Pedanten, lassen sich rühren, und halten ihre Strafe zurück.

Das ist ganz anders, versetzte Albert, weil ein Mensch, den seine Leidenschaften hinreißen, alle Besinnungskraft verliert, und als ein Trunkener, als ein Wahnsinniger angesehen wird.

Ach ihr vernünftigen Leute, rief ich lächelnd aus, Leidenschaft! Trunkenheit! Wahnsinn! Ihr steht so gelassen, so ohne Theilnehmung da, ihr sittlichen Menschen! scheltet den Trinker, verabscheut den Unsinnigen, geht vorbey, wie der Priester, und dankt Gott, wie der Pharisäer, daß er euch nicht gemacht hat, wie einen von diesen. Ich bin mehr als einmal trunken gewesen, meine Leidenschaften waren nie weit vom Wahnsinn, und beydes reut mich nicht: denn ich habe in meinem Maße begreifen lernen, wie man alle außerordentliche Menschen, die etwas grosses, etwas unmöglichscheinendes wirkten, von jeher für Trunkene und Wahnsinnige ausschreyen mußte.

Aber auch im gemeinen Leben ist's unerträglich, fast einem jeden bey halbweg einer freyen, edlen, unerwarteten That nachrufen zu hören: Der Mensch ist trunken,

der iſt närriſch! Schämt euch, ihr Nüchternen! Schämt euch, ihr Weiſen!

Das ſind nun wieder von deinen Grillen, ſagte Albert. Du überſpannſt alles, und haſt wenigſtens hier gewiß Unrecht, daß du den Selbſtmord, wovon jetzt die Rede iſt, mit großen Handlungen vergleichſt: da man es doch für nichts anders, als eine Schwäche halten kann. Denn freylich iſt es leichter zu ſterben, als ein qualvolles Leben ſtandhaft zu ertragen.

Ich war im Begriff abzubrechen; denn kein Argument bringt mich ſo aus der Faſſung, als wenn einer mit einem unbedeutenden Gemeinſpruche angezogen kommt, wenn ich aus ganzem Herzen rede. Doch faßte ich mich, weil ich's ſchon oft gehört, und mich öfter darüber geärgert hatte, und verſetzte ihm mit einiger Lebhaftigkeit: Du nennſt das Schwäche! ich bitte dich, laß dich vom Anſcheine nicht verführen. Ein Volk, das unter dem unerträglichen Joch eines Tyrannen ſeufzt, darfſt du das ſchwach heißen, wenn es endlich aufgährt, und ſeine Ketten zerreißt? Ein Menſch, der über dem Schrecken, daß Feuer ſein Haus ergriffen hat, alle Kräfte geſpannt fühlt, und mit Leichtigkeit Laſten wegträgt, die er bey ruhigem Sinne kaum bewegen kann; einer, der in der Wuth der Beleidigung es mit ſechſen aufnimmt, und ſie überwältigt, ſind die ſchwach zu nennen? Und, mein Guter, wenn Anſtrengung Stärke iſt, warum ſoll die Ueberſpannung das Gegen-

theil seyn? — Albert sah mich an, und sagte: Nimm mir's nicht übel, die Beyspiele, die du da gibst, scheinen hieher gar nicht zu gehören. — Es mag seyn, sagte ich; man hat mir schon öfters vorgeworfen, daß meine Combinationsart manchmal an Radotage gränze. Laßt uns denn sehen, ob wir uns auf eine andere Weise vorstellen können, wie dem Menschen zu Muthe seyn mag, der sich entschließt, die sonst angenehme Bürde des Lebens abzuwerfen. Denn nur in so fern wir mitempfinden, haben wir Ehre, von einer Sache zu reden.

Die menschliche Natur, fuhr ich fort, hat ihre Gränzen: sie kann Freude, Leid, Schmerzen, bis auf einen gewissen Grad ertragen, und geht zu Grunde, so bald der überstiegen ist. Hier ist also nicht die Frage, ob einer schwach oder stark ist? sondern ob er das Maß seines Leidens ausdauren kann? es mag nun moralisch oder körperlich seyn: und ich finde es eben so wunderbar zu sagen, der Mensch ist feige, der sich das Leben nimmt, als es ungehörig wäre, den einen Feigen zu nennen, der an einem bösartigen Fieber stirbt.

Parador! sehr parador! rief Albert aus. — Nicht so sehr, als du denkst, versetzte ich. Du giebst mir zu, wir nennen das eine Krankheit zum Tode, wodurch die Natur so angegriffen wird, daß theils ihre Kräfte verzehrt, theils so außer Wirkung gesetzt werden, daß sie sich nicht wieder aufzuhelfen, durch keine glückliche Re-

volution den gewöhnlichen Umlauf des Lebens wieder herzustellen fähig ist.

Nun, mein Lieber, laß uns das auf den Geist anwenden. Siehe den Menschen an in seiner Eingeschränktheit, wie Eindrücke auf ihn wirken, Ideen sich bey ihm festsetzen, bis endlich eine wachsende Leidenschaft ihn aller ruhigen Sinneskraft beraubt, und ihn zu Grunde richtet.

Vergebens, daß der gelassene, vernünftige Mensch den Zustand eines Unglücklichen übersieht, vergebens, daß er ihm zuredet! eben so wie ein Gesunder, der am Bette des Kranken steht, ihm von seinen Kräften nicht das geringste einflößen kann.

Alberten war das zu allgemein gesprochen. Ich erinnerte ihn an ein Mädchen, das man vor weniger Zeit im Wasser todt gefunden, und wiederholte ihm ihre Geschichte. — Ein gutes Geschöpf, das in dem engen Kreise häuslicher Beschäftigungen, wöchentlicher bestimmter Arbeit, herangewachsen war, das weiter keine Aussicht von Vergnügen kannte, als etwa Sonntags in einem nach und nach zusammengeschafften Putz mit ihres Gleichen um die Stadt spazieren zu gehen, vielleicht alle hohe Feste einmal zu tanzen, und übrigens mit aller Lebhaftigkeit des herzlichsten Antheils manche Stunde über den Anlaß eines Gezänkes, einer üblen Nachrede, mit einer Nachbarinn zu verplaudern — Deren feurige Natur fühlt nun endlich innigere Bedürfnisse,

die durch die Schmeicheleyen der Männer vermehrt werden; ihre vorigen Freuden werden ihr nach und nach unſchmackhaft, bis ſie endlich einen Menſchen antrifft, zu dem ein unbekanntes Gefühl ſie unwiderſtehlich hinreißt, auf den ſie nun alle ihre Hoffnungen wirft, die Welt rings um ſich vergißt, nichts hört, nichts ſieht, nichts fühlt, als ihn, den Einzigen, ſich nur ſehnt nach ihm, dem Einzigen. Durch die leeren Vergnügen einer unbeſtändigen Eitelkeit nicht verdorben, zieht ihr Verlangen gerade nach dem Zweck, ſie will die Seinige werden, ſie will in ewiger Verbindung all das Glück antreffen, das ihr mangelt, die Vereinigung aller Freuden genieſſen, nach denen ſie ſich ſehnte. Wiederholtes Verſprechen, das ihr die Gewißheit aller Hoffnungen verſiegelt, kühne Liebkoſungen, die ihre Begierden vermehren, umfangen ganz ihre Seele; ſie ſchwebt in einem dumpfen Bewußtſeyn, in einem Vorgefühl aller Freuden, ſie iſt bis auf den höchſten Grad geſpannt, ſie ſtreckt endlich ihre Arme aus, all' ihre Wünſche zu umfaſſen — und ihr Geliebter verläßt ſie — Erſtarrt, ohne Sinne, ſteht ſie vor einem Abgrunde; alles iſt Finſterniß um ſie her, keine Ausſicht, kein Troſt, keine Ahndung! denn der hat ſie verlaſſen, in dem ſie allein ihr Daſeyn fühlte. Sie ſieht nicht die weite Welt, die vor ihr liegt, nicht die vielen, die ihr den Verluſt erſetzen könnten, ſie fühlt ſich allein, verlaſſen von der Welt — und blind, in die Enge gepreßt von der ent-

ſetzlichen Noth ihres Herzens, ſtürzt ſie ſich hinunter, um in einem rings umfangenden Tode alle ihre Qualen zu erſticken. — Sieh, Albert, das iſt die Geſchichte ſo manches Menſchen! und ſag', iſt das nicht der Fall der Krankheit? Die Natur findet keinen Ausweg aus dem Labyrinthe der verworrenen und widerſprechenden Kräfte, und der Menſch muß ſterben.

Wehe dem! der zuſehen und ſagen könnte: die Thörinn! Hätte ſie gewartet, hätte ſie die Zeit wirken laſſen, die Verzweifelung würde ſich ſchon gelegt, es würde ſich ſchon ein anderer ſie zu tröſten vorgefunden haben. — Das iſt eben, als wenn einer ſagte: der Thor, ſtirbt am Fieber! Hätte er gewartet, bis ſeine Kräfte ſich erholt, ſeine Säfte ſich verbeſſert, der Tumult ſeines Blutes ſich geleget hätten: alles wäre gut gegangen, und er lebte bis auf den heutigen Tag.

Albert, dem die Vergleichung noch nicht anſchaulich war, wandte noch einiges ein, und unter andern: ich hätte nur von einem einfältigen Mädchen geſprochen: wie aber ein Menſch von Verſtande, der nicht ſo eingeſchränkt ſey, der mehr Verhältniſſe überſehe, zu entſchuldigen ſeyn möchte, könne er nicht begreifen. — Mein Freund, rief ich aus, der Menſch iſt Menſch, und das Bißchen Verſtand, das einer haben mag, kommt wenig oder nicht in Anſchlag, wenn Leidenſchaft wüthet, und die Gränzen der Menſchheit einen drängen. Vielmehr — Ein andermal davon, ſagte ich, und

griff nach meinem Hute. O mir war das Herz so voll, — und wir gingen aus einander, ohne einander verstanden zu haben. Wie denn auf dieser Welt keiner leicht den andern versteht.

Am 15. August.

Es ist doch gewiß, daß in der Welt den Menschen nichts nothwendig macht, als die Liebe. Ich fühl's an Lotten, daß sie mich ungerne verlöre, und die Kinder haben keinen andern Begriff, als daß ich immer morgen wieder kommen würde. Heute war ich hinaus gegangen, Lottens Clavier zu stimmen; denn die Kleinen verfolgten mich um ein Mährchen, und Lotte sagte selbst, ich sollte ihnen den Willen thun. Ich schnitt ihnen das Abendbrot, das sie nun so gern von mir als von Lotten annehmen, und erzählte ihnen das Hauptstückchen von der Prinzessinn, die von Händen bedient wird. Ich lerne viel dabey, das versichre ich dich, und ich bin erstaunt, was es auf sie für Eindrücke macht. Weil ich manchmal einen Incidentpunct erfinden muß, den ich beym zweytenmal vergesse, sagen sie gleich, das vorigemal wär' es anders gewesen, so daß ich mich jetzt übe, sie unveränderlich in einem singenden Sylbenfall an einem Schnürchen weg zu recitiren. Ich habe daraus gelernt, wie ein Autor durch eine zweyte veränderte Ausgabe seiner Geschichte, und wenn sie poetisch noch

ſo beſſer geworden wäre, nothwendig ſeinem Buche ſchaden muß. Der erſte Eindruck findet uns willig, und der Menſch iſt gemacht, daß man ihn das abenteuerlichſte überreden kann; das haftet aber auch gleich ſo feſt, und wehe dem, der es wieder auskratzen und austilgen will!

Am 18. Auguſt.

Mußte denn das ſo ſeyn, daß das, was des Menſchen Glückſeligkeit macht, wieder die Quelle ſeines Elendes würde?

Das volle, warme Gefühl meines Herzens an der lebendigen Natur, das mich mit ſo vieler Wonne überſtrömte, das rings umher die Welt mir zu einem Paradieſe ſchuf, wird mir jetzt zu einem unerträglichen Peiniger, zu einem quälenden Geiſt, der mich auf allen Wegen verfolgt. Wenn ich ſonſt vom Felſen über den Fluß bis zu jenen Hügeln das fruchtbare Thal überſchaute, und alles um mich her keimen und quellen ſah; wenn ich jene Berge, vom Fuße bis zum Gipfel, mit hohen dichten Bäumen bekleidet, jene Thäler in ihren mannichfaltigen Krümmungen von den lieblichſten Wäldern beſchattet ſah, und der ſanfte Fluß zwiſchen den liſpelnden Rohren dahin gleitete, und die lieben Wolken abſpiegelte, die der ſanfte Abendwind am Himmel herüber wiegte; wenn ich dann die Vögel um mich den

Wald beleben hörte, und die Millionen Mückenſchwärme im letzten rothen Strahle der Sonne muthig tanzten, und ihr letzter zuckender Blick den ſummenden Käfer aus ſeinem Graſe befreyte; und das Schwirren und Weben um mich her mich auf den Boden aufmerkſam machte, und das Moos, das meinem harten Felſen ſeine Nahrung abzwingt, und das Geniſte, das den dürren Sandhügel hinunter wächſt, mir das innere, glühende, heilige Leben der Natur eröffnete: wie faßte ich das alles in mein warmes Herz, fühlte mich in der überfließenden Fülle wie vergöttert, und die herrlichen Geſtalten der unendlichen Welt bewegten ſich allbelebend in meiner Seele. Ungeheure Berge umgaben mich, Abgründe lagen vor mir, und Wetterbäche ſtürzten herunter, die Flüſſe ſtrömten unter mir, und Wald und Gebirg erklang; und ich ſah' ſie wirken und ſchaffen in einander in den Tiefen der Erde, alle die unergründlichen Kräfte; und nun über der Erde und unter dem Himmel wimmeln die Geſchlechter der mannichfaltigen Geſchöpfe. Alles, alles bevölkert mit tauſendfachen Geſtalten; und die Menſchen dann ſich in Häuslein zuſammen ſichern, und ſich anniſten, und herrſchen in ihrem Sinne über die weite Welt! Armer Thor! der du alles ſo gering achteſt, weil du ſo klein biſt. — Vom unzugänglichen Gebirge über die Einöde, die kein Fuß betrat, bis ans Ende des unbekannten Oceans, weht der Geiſt des Ewigſchaffenden, und freut ſich jedes Staubes, der ihn ver-

nimmt und lebt. — Ach damals, wie oft habe ich mich mit Fittigen eines Kranichs, der über mich hinflog, zu dem Ufer des ungemeſſenen Meeres geſehnt, aus dem ſchäumenden Becher des Unendlichen jene ſchwellende Lebenswonne zu trinken, und nur einen Augenblick, in der eingeſchränkten Kraft meines Buſens, einen Tropfen der Seligkeit des Weſens zu fühlen, das alles in ſich und durch ſich hervorbringt.

Bruder, nur die Erinnerung jener Stunden macht mir wohl. Selbſt dieſe Anſtrengung, jene unſäglichen Gefühle zurück zu rufen, wieder auszuſprechen, hebt meine Seele über ſich ſelbſt, und läßt mich dann das Bange des Zuſtandes doppelt empfinden, der mich jetzt umgibt.

Es hat ſich vor meiner Seele, wie ein Vorhang, weggezogen, und der Schauplatz des unendlichen Lebens verwandelt ſich vor mir in den Abgrund des ewigoffenen Grabes. Kannſt du ſagen: Das iſt! da alles vorüber geht? da alles mit der Wetterſchnelle vorüber rollt, ſo ſelten die ganze Kraft ſeines Daſeyns ausdauert, ach! in den Strom fortgeriſſen, untergetaucht, und an Felſen zerſchmettert wird? Da iſt kein Augenblick, der nicht dich verzehrte, und die Deinigen um dich her, kein Augenblick, da du nicht ein Zerſtörer biſt, ſeyn mußt; der harmloſeſte Spaziergang koſtet tauſend armen Würmchen das Leben, es zerrüttet Ein Fußtritt die mühſeligen Gebäude der Ameiſen, und ſtampft eine kleine Welt in

ein ſchmähliches Grab. Ha! nicht die groſſe, ſeltne Noth der Welt, dieſe Fluthen, dieſe Erdbeben, die eure Städte verſchlingen, rühren mich; mir untergräbt das Herz die verzehrende Kraft, die in dem All der Natur verborgen liegt; die nichts gebildet hat, das nicht ſeinen Nachbar, nicht ſich ſelbſt zerſtörte. Und ſo taumle ich beängſtigt, Himmel und Erde und ihre webenden Kräfte um mich her: Ich ſehe nichts, als ein ewig verſchlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer.

Am 21. Auguſt.

Umſonſt ſtrecke ich meine Arme nach ihr aus, morgens, wenn ich von ſchweren Träumen aufdämmre, vergebens ſuche ich ſie nachts in meinem Bette, wenn mich ein glücklicher, unſchuldiger Traum getäuſcht hat, als ſäß' ich neben ihr auf der Wieſe, und hielte ihre Hand, und deckte ſie mit tauſend Küſſen. Ach, wenn ich dann noch halb im Taumel des Schlafes nach ihr tappe, und drüber mich ermuntere. — Ein Strom von Thränen bricht aus meinem gepreßten Herzen, und ich weine troſtlos einer finſtern Zukunft entgegen.

Am 22. Auguſt.

Es iſt ein Unglück, Wilhelm! meine thätigen Kräfte ſind zu einer unruhigen Läſſigkeit verſtimmt, ich kann

nicht müßig ſeyn, und kann doch auch nichts thun. Ich habe keine Vorſtellungskraft, kein Gefühl an der Natur, und die Bücher ekeln mich an. Wenn wir uns ſelbſt fehlen, fehlt uns doch alles. Ich ſchwöre dir, manchmal wünſchte ich, ein Tagelöhner zu ſeyn, um nur des Morgens beym Erwachen eine Ausſicht auf den künftigen Tag, einen Drang, eine Hoffnung zu haben. Oft beneide ich Alberten, den ich über die Ohren in Acten vergraben ſehe, und bilde mir ein, mir wäre wohl, wenn ich an ſeiner Stelle wäre! Schon etlichemal iſt mirs ſo aufgefahren, ich wollte dir ſchreiben und dem Miniſter, um die Stelle bey der Geſandtſchaft anzuhalten, die, wie du verſicherſt, mir nicht verſagt werden würde. Ich glaube es ſelbſt. Der Miniſter liebt mich ſeit langer Zeit, hatte lange mir angelegen, ich ſollte mich irgend einem Geſchäfte widmen; und eine Stunde iſt mirs auch wohl drum zu thun. Hernach wenn ich wieder dran denke, und mir die Fabel vom Pferde einfällt, das, ſeiner Freyheit ungeduldig, ſich Sattel und Zeug anlegen läßt, und zu Schanden geritten wird; — ich weiß nicht, was ich ſoll — Und, mein Lieber! iſt nicht vielleicht das Sehnen in mir nach Veränderung des Zuſtandes, eine innere, unbehagliche Ungeduld, die mich überall hin verfolgen wird?

Am 28. August.

Es iſt wahr, wenn meine Krankheit zu heilen wäre, ſo würden dieſe Menſchen es thun. Heute iſt mein Geburtstag; und in aller Frühe empfange ich ein Päckchen von Alberten. Mir fällt beym Eröffnen ſogleich eine der blaßrothen Schleifen in die Augen, die Lotte vor hatte, als ich ſie kennen lernte, und um die ich ſeither etlichemal gebeten hatte. Es waren zwey Büchelchen in Duodez dabey, der kleine Wetſteiniſche Homer, eine Ausgabe, nach der ich ſo oft verlangt, um mich auf dem Spaziergange mit dem Erneſtiſchen nicht zu ſchleppen. Sieh, ſo kommen ſie meinen Wünſchen zuvor, ſo ſuchen ſie alle die kleinen Gefälligkeiten der Freundſchaft auf, die tauſendmal werther ſind, als jene blendende Geſchenke, wodurch uns die Eitelkeit des Gebers erniedrigt. Ich küſſe dieſe Schleife tauſendmal, und mit jedem Athemzuge ſchlürfe ich die Erinnerung jener Seligkeiten ein, mit denen mich jene wenigen, glücklichen, unwiederbringlichen Tage überfüllten. Wilhelm, es iſt ſo, und ich murre nicht; die Blüten des Lebens ſind nur Erſcheinungen! Wie viele gehen vorüber, ohne eine Spur hinter ſich zu laſſen! wie wenige ſetzen Frucht an, und wie wenige dieſer Früchte werden reif! Und doch ſind deren noch genug da; und doch — O mein Bruder! — können wir gereifte Früchte vernachläſſigen, verachten, ungenoſſen verfaulen laſſen?

Lebe

Lebe wohl! Es iſt ein herrlicher Sommer, ich ſitze oft auf den Obſtbäumen in Lottens Baumſtück mit dem Obſtbrecher, der langen Stange, und hole die Birnen aus dem Gipfel. Sie ſieht unten und nimmt ſie ab, wenn ich ſie ihr herunter laſſe.

Am 30. Auguſt.

Unglücklicher! Biſt du nicht ein Thor? Betrügſt du dich nicht ſelbſt? Was ſoll dieſe tobende, endloſe Leidenſchaft? Ich habe kein Gebet mehr, als an ſie; meiner Einbildungskraft erſcheint keine andere Geſtalt, als die ihrige, und alles in der Welt um mich her ſehe ich nur im Verhältniſſe mit ihr. Und das macht mir denn ſo manche glückliche Stunde — bis ich mich wieder von ihr losreißen muß! Ach Wilhelm! wozu mich mein Herz oft drängt! — Wenn ich bey ihr geſeſſen bin, zwey, drey Stunden, und mich an ihrer Geſtalt, an ihrem Betragen, an dem himmliſchen Ausdruck ihrer Worte geweidet habe, nach und nach alle meine Sinnen aufgeſpannt werden, mir es düſter vor den Augen wird, ich kaum noch höre, und es mich an die Gurgel faßt, wie ein Meuchelmörder, dann mein Herz in wilden Schlägen den bedrängten Sinnen Luft zu machen ſucht, und ihre Verwirrung nur vermehrt — Wilhelm, ich weiß oft nicht, ob ich auf der Welt bin! Und, — wenn nicht manchmal die Wehmuth das Uebergewicht

nimmt, und Lotte mir den elenden Troſt erlaubt, auf ihrer Hand meine Beklemmung auszuweinen, — ſo muß ich fort, muß hinaus! und ſchweife dann weit im Feld' umher; einen jähen Berg zu klettern, iſt dann meine Freude, durch einen unwegſamen Wald einen Pfad durchzuarbeiten, durch die Hecken, die mich verletzen, durch die Dornen, die mich zerreißen! Da wird mir's etwas beſſer! Etwas! Und wenn ich für Müdigkeit und Durſt manchmal unterwegs liegen bleibe, manchmal in der tiefen Nacht, wann der hohe Vollmond über mir ſteht, im einſamen Walde, auf einen krummgewachſenen Baum mich ſetze, um meinen verwundeten Sohlen nur einige Linderung zu verſchaffen, und dann in einer ermattenden Ruhe in dem Dämmerſchein hinſchlummre! O Wilhelm! die einſame Wohnung einer Zelle, das härene Gewand und der Stachelgürtel wären Labſale, nach denen meine Seele ſchmachtet. Adieu! Ich ſehe dieſes Elendes kein Ende als das Grab.

Am 3. September.

Ich muß fort! Ich danke dir, Wilhelm, daß du meinen wankenden Entſchluß beſtimmt haſt. Schon vierzehn Tage gehe ich mit dem Gedanken um, ſie zu verlaſſen. Ich muß fort. Sie iſt wieder in der Stadt bey einer Freundinn. Und Albert — und — ich muß fort!

Am 10. September.

Das war eine Nacht! Wilhelm! Nun überſtehe ich alles. Ich werde ſie nicht wieder ſehn! O daß ich nicht an deinen Hals fliegen, dir mit tauſend Thränen und Entzückungen ausdrücken kann, mein Beſter, die Empfindungen, die mein Herz beſtürmen! Hier ſitze ich und ſchnappe nach Luft, ſuche mich zu beruhigen, erwarte den Morgen, und mit Sonnenaufgang ſind die Pferde beſtellt.

Ach ſie ſchläft ruhig, und denkt nicht, daß ſie mich nie wieder ſehen wird. Ich habe mich losgeriſſen, bin ſtark genug geweſen, in einem Geſpräch von zwey Stunden mein Vorhaben nicht zu verrathen. Und Gott, welch ein Geſpräch!

Albert hatte mir verſprochen, gleich nach dem Nachteſſen mit Lotten im Garten zu ſeyn. Ich ſtand auf der Terraſſe, unter den hohen Kaſtanienbäumen, und ſah der Sonne nach, die mir nun zum letztenmale über dem lieblichen Thale, über dem ſanften Fluß unterging. So oft hatte ich hier geſtanden mit ihr, und eben dem herrlichen Schauſpiele zugeſehen, und nun — Ich ging in der Allee auf und ab, die mir ſo lieb war; ein geheimer ſympathetiſcher Zug hatte mich hier ſo oft gehalten, ehe ich noch Lotten kannte, und wie freuten wir uns, als wir im Anfang unſerer Bekanntſchaft, die wechſelſeitige Neigung zu dieſem Plätzchen entdeckten! das

wahrhaftig eins von den romantiſchten iſt, die ich von der Kunſt hervorgebracht geſehen habe.

Erſt haſt du zwiſchen Kaſtanienbäumen die weite Ausſicht — Ach ich erinnere mich, ich habe dir, denk' ich, ſchon viel davon geſchrieben, wie hohe Buchenwände einen endlich einſchließen, und durch ein daran ſtoßendes Bosket die Allee immer düſterer wird, bis zuletzt alles ſich in ein geſchloſſenes Plätzchen endigt, das alle Schauer der Einſamkeit umſchweben. Ich fühle es noch, wie heimlich mir's war, als ich zum erſtenmale an einem hohen Mittage hinein trat; ich ahndete ganz leiſe, was für ein Schauplatz das noch werden ſollte von Seligkeit und Schmerz.

Ich hatte mich etwa eine halbe Stunde in den ſchmachtenden, ſüßen Gedanken des Abſcheidens, des Wiederſehens geweidet, als ich ſie die Terraſſe herauf ſteigen hörte. Ich lief ihnen entgegen, mit einem Schauer faßte ich ihre Hand, und küßte ſie. Wir waren eben herauf getreten, als der Mond hinter dem buſchigen Hügel aufging; wir redeten mancherley, und kamen unvermerkt dem düſtern Cabinette näher. Lotte trat hinein, und ſetzte ſich, Albert neben ſie, ich auch; doch meine Unruhe ließ mich nicht lange ſitzen; ich ſtand auf, trat vor ſie, ging auf und ab, ſetzte mich wieder: es war ein ängſtlicher Zuſtand. Sie machte uns aufmerkſam auf die ſchöne Wirkung des Mondenlichtes, das am Ende der Buchenwände die ganze Terraſſe vor

uns erleuchtete: ein herrlicher Anblick, der um so viel frappanter war, weil uns rings eine tiefe Dämmerung einschloß. Wir waren still, und sie fing nach einer Weile an: Niemals gehe ich im Mondenlichte spazieren, niemals, daß mir nicht der Gedanke an meine Verstorbenen begegnete, daß nicht das Gefühl von Tod, von Zukunft über mich käme. Wir werden seyn! fuhr sie mit der Stimme der herrlichsten Gefühls fort; aber, Werther, sollen wir uns wieder finden? wieder erkennen? Was ahnden Sie? was sagen Sie?

Lotte, sagte ich, indem ich ihr die Hand reichte, und mir die Augen voll Thränen wurden, wir werden uns wieder sehen! hier und dort wieder sehen! — Ich konnte nicht weiter reden — Wilhelm, mußte sie mich das fragen, da ich diesen ängstlichen Abschied im Herzen hatte!

Und ob die lieben Abgeschiedenen von uns wissen, fuhr sie fort, ob sie fühlen, wenn's uns wohl geht, daß wir mit warmer Liebe uns ihrer erinnern? O! die Gestalt meiner Mutter schwebt immer um mich, wenn ich am stillen Abend unter ihren Kindern, unter meinen Kindern sitze, und sie um mich versammelt waren. Wenn ich dann mit einer sehnenden Thräne gen Himmel sehe, und wünsche, daß sie herein schauen könnte einen Augenblick, wie ich mein Wort halte, das ich ihr in der Stunde des Todes gab; die Mutter ihrer Kinder zu seyn. Mit welcher Empfindung rufe ich aus: Ver-

zelhe mir's, Theuerſte, wenn ich ihnen nicht bin, was du ihnen warſt. Ach! thue ich doch alles, was ich kann; ſind ſie doch gekleidet, genährt, ach, und was mehr iſt, als das alles, gepflegt und geliebt. Könnteſt du unſere Eintracht ſehen, liebe Heilige! du würdeſt mit dem heißeſten Danke den Gott verherrlichen, den du mit den letzten bitterſten Thränen um die Wohlfahrt deiner Kinder bateſt. —

Sie ſagte das! o Wilhelm, wer kann wiederholen, was ſie ſagte! wie kann der kalte, todte Buchſtabe dieſe himmliſche Blüte des Geiſtes darſtellen! Albert fiel ihr ſanft in die Rede: Es greift Sie zu ſtark an, liebe Lotte! ich weiß, Ihre Seele hängt ſehr nach dieſen Ideen, aber ich bitte Sie — O Albert, ſagte ſie, ich weiß, du vergißt nicht die Abende, da wir zuſammen ſaßen an dem kleinen runden Tiſchchen, wenn der Papa verreiſt war, und wir die Kleinen ſchlafen geſchickt hatten. Du hatteſt oft ein gutes Buch, und kamſt ſo ſelten dazu, etwas zu leſen — War der Umgang dieſer herrlichen Seele nicht mehr als alles? die ſchöne, ſanfte, muntere und immer thätige Frau! Gott kennt meine Thränen, mit denen ich mich oft in meinem Bette vor ihn hinwarf: er möchte mich ihr gleich machen.

Lotte! rief ich aus, indem ich mich vor ſie hinwarf, ihre Hand nahm und mit tauſend Thränen netzte, Lotte! der Segen Gottes ruht über dir, und der Geiſt deiner Mutter! — Wenn Sie ſie gekannt hätten, ſagte ſie, in-

dem ſie mir die Hand drückte, — ſie war werth von Ihnen gekannt zu ſeyn! — Ich glaubte zu vergehen. Nie war ein größeres, ſtolzeres Wort über mich ausgeſprochen worden — und ſie fuhr fort: Und dieſe Frau mußte in der Blüte ihrer Jahre dahin, da ihr jüngſter Sohn nicht ſechs Monate alt war! Ihre Krankheit dauerte nicht lange; ſie war ruhig, hingegeben, nur ihre Kinder thaten ihr weh, beſonders das Kleine. Wie es gegen das Ende ging, und ſie zu mir ſagte: Bringe mir ſie herauf, und wie ich ſie herein führte, die Kleinen, die nicht wußten, und die Aelteſten, die ohne Sinne waren, wie ſie um's Bette ſtanden, und wie ſie die Hände aufhob, und über ſie betete, und ſie küßte nach einander und ſie wegſchickte, und zu mir ſagte: Sey ihre Mutter! Ich gab ihr die Hand drauf. Du verſprichſt viel, meine Tochter, ſagte ſie, das Herz einer Mutter, und das Aug' einer Mutter. Ich habe oft an deinen dankbaren Thränen geſehen, daß du fühlſt, was das ſey. Habe es für deine Geſchwiſter und für deinen Vater die Treue und den Gehorſam einer Frau. Du wirſt ihn tröſten. Sie fragte nach ihm, er war ausgegangen, um uns den unerträglichen Kummer zu verbergen, den er fühlte, der Mann war ganz zerriſſen.

Albert, du warſt im Zimmer. Sie hörte jemand gehen, und fragte, und forderte dich zu ſich, und wie ſie dich anſah und mich, mit dem getröſteten, ruhigen Blicke, daß wir glücklich ſeyn, zuſammen glücklich ſeyn wür-

den — Albert fiel ihr um den Hals und küßte sie, und rief: wir sind es! wir werden es seyn! der ruhige Albert war ganz aus seiner Fassung, und ich wußte nichts von mir selber.

Werther, fing sie an, und diese Frau sollte dahin seyn; Gott! wenn ich manchmal denke, wie man das Liebste seines Lebens wegtragen läßt, und niemand, als die Kinder, das so scharf fühlt, die sich noch lange beklagten, die schwarzen Männer hätten die Mama weggetragen.

Sie stand auf, und ich ward erweckt und erschüttert, blieb sitzen, und hielt ihre Hand. Wir wollen fort, sagte sie, es wird Zeit. Sie wollte ihre Hand zurück ziehen, und ich hielt sie fester. Wir werden uns wieder sehen, rief ich, wir werden uns finden, unter allen Gestalten werden wir uns erkennen. Ich gehe, fuhr ich fort, ich gehe willig, und doch, wenn ich sagen sollte auf ewig, ich würde es nicht aushalten. Leb wohl, Lotte! Leb wohl, Albert! Wir sehn uns wieder — Morgen, denke ich, versetzte sie scherzend. — Ich fühlte das Morgen! Ach sie wußte nicht, als sie ihre Hand aus der meinen zog — Sie gingen die Allee hinaus, ich stand, sah ihnen nach im Mondscheine, und warf mich an die Erde und weinte mich aus, und sprang auf, und lief auf die Terrasse hervor, und sah noch dort unten im Schatten der hohen Lindenbäume ihr weißes Kleid nach der Gartenthür schimmern, ich streckte meine Arme aus, und es verschwand.

Leiden
des
jungen Werthers.

Zweytes Buch.

Am 20. October 1771.

Gestern sind wir hier angelangt. Der Gesandte ist unpaß, und wird sich also einige Tage einhalten. Wenn er nur nicht so unhold wäre, wär' alles gut. Ich merke, ich merke, das Schicksal hat mir harte Prüfungen zugedacht. Doch gutes Muths! ein leichter Sinn trägt alles! Ein leichter Sinn? das macht mich zu lachen, wie das Wort in meine Feder kommt. O ein Bißchen leichteres Blut würde mich zum Glücklichsten unter der Sonne machen. Was! da, wo andere mit ihrem Bißchen Kraft und Talent vor mir in behaglicher Selbstgefälligkeit herum schwadroniren, verzweifle ich an meiner Kraft, an meinen Gaben? Guter Gott, der du mir das alles schenktest, warum hieltest du nicht die Hälfte zurück, und gabst mir Selbstvertrauen und Genügsamkeit!

Geduld! Geduld! es wird besser werden. Denn ich sage dir, L[illegible]er, du hast Recht. Seit ich unter dem Volke alle Tage herum getrieben werde, und sehe, was sie thun, und wie sie's treiben, stehe ich viel besser mit mir selbst. Gewiß, weil wir doch einmal so gemacht sind, daß wir alles mit uns, und uns mit allem vergleichen, so liegt Glück oder Elend in den Gegen-

ſtänden, womit wir uns zuſammenhalten, und da iſt nichts gefährlicher als die Einſamkeit. Unſere Einbildungskraft, durch ihre Natur gedrungen ſich zu erheben, durch die phantaſtiſchen Bilder der Dichtkunſt genährt, bildet ſich eine Reihe Weſen hinauf, wo wir das unterſte ſind, und alles außer uns herrlicher erſcheint, jeder andere vollkommner iſt. Und das geht ganz natürlich zu. Wir fühlen ſo oft, daß uns manches mangelt, und eben, was uns fehlt, ſcheint uns oft ein anderer zu beſitzen, dem wir denn auch alles dazu geben, was wir haben, und noch eine gewiſſe idealiſche Behaglichkeit dazu. Und ſo iſt der Glückliche vollkommen fertig, das Geſchöpf unſerer ſelbſt.

Dagegen, wenn wir mit all unſerer Schwachheit und Mühſeligkeit nur gerade fort arbeiten, ſo finden wir gar oft, daß wir mit unſerem Schlendern und Laviren es weiter bringen, als andere mit ihrem Segeln und Rudern — und — das iſt doch ein wahres Gefühl ſeiner ſelbſt, wenn man andern gleich oder gar vorläuft.

Am 26. November 1771.

Ich fange an, mich in ſo fern, ganz leidlich hier zu befinden. Das Beſte iſt, daß es zu thun genug gibt; und dann, die vielerley Menſchen, die allerley neuen Geſtalten, machen mir ein buntes Schauſpiel vor mei-

ner Seele. Ich habe den Grafen E.. kennen lernen, einen Mann, den ich jeden Tag mehr verehren muß, einen weiten, großen Kopf, und der deswegen nicht kalt iſt, weil er viel überſieht; aus deſſen Umgange ſo viel Empfindung für Freundſchaft und Liebe hervorleuchtet. Er nahm Theil an mir, als ich einen Geſchäftsauftrag an ihn ausrichtete, und er bey den erſten Worten merkte, daß wir uns verſtanden, daß er mit mir reden konnte, wie nicht mit jedem. Auch kann ich ſein offenes Betragen gegen mich nicht genug rühmen. So eine wahre, warme Freude iſt nicht in der Welt, als eine große Seele zu ſehen, die ſich gegen einen öffnet.

Am 24. December 1771.

Der Geſandte macht mir viel Verdruß, ich habe es voraus geſehen. Er iſt der pünctlichſte Narr, den es nur geben kann; Schritt vor Schritt, und umſtändlich wie eine Baſe; ein Menſch, der nie mit ſich ſelbſt zufrieden iſt, und dem es daher niemand zu Danke machen kann. Ich arbeite gern leicht weg, und wie es ſteht ſo ſteht es: da iſt er im Stande, mir einen Aufſatz zurück zu geben und zu ſagen: er iſt gut, aber ſehen Sie ihn durch, man findet immer ein beſſeres Wort, eine reinere Partikel. Da möchte ich des Teufels werden. Kein Und, kein Bindewörtchen darf außenbleiben, und von allen Inverſionen, die mir manchmal entfahren,

iſt er ein Todfeind; wenn man ſeinen Perioden nicht nach der hergebrachten Melodie herab orgelt, ſo verſteht er gar nichts drin. Das iſt ein Leiden mit ſo einem Menſchen zu thun zu haben.

Das Vertrauen des Grafen von C.. iſt noch das einzige, was mich ſchadlos hält. Er ſagte mir letzthin ganz aufrichtig, wie unzufrieden er mit der Langſamkeit und Bedenklichkeit meines Geſandten ſey. Die Leute erſchweren es ſich und andern; doch, ſagte er, man muß ſich darein reſigniren, wie ein Reiſender, der über einen Berg muß; freylich, wäre der Berg nicht da, ſo wäre der Weg viel bequemer und kürzer; er iſt nun aber da, und man ſoll hinüber! —

Mein Alter ſpürt auch wohl den Vorzug, den mir der Graf vor ihm gibt, und das ärgert ihn, und er ergreift jede Gelegenheit, Uebels gegen mich vom Grafen zu reden: ich halte, wie natürlich, Widerpart, und dadurch wird die Sache nur ſchlimmer. Geſtern gar brachte er mich auf, denn ich war mit gemeint: Zu ſo Weltgeſchäften ſey der Graf ganz gut, er habe viele Leichtigkeit zu arbeiten, und führe eine gute Feder; doch an gründlicher Gelehrſamkeit mangle es ihm, wie allen Belletriſten. Dazu machte er eine Miene, als ob er ſagen wollte: Fühlſt du den Stich? Aber es that bey mir nicht die Wirkung; ich verachtete den Menſchen, der ſo denken und ſich ſo betragen konnte. Ich hielt ihm Stand, und focht mit ziemlicher Heftigkeit. Ich

ſagte, der Graf ſey ein Mann, vor dem man Achtung haben müſſe, wegen ſeines Characters ſowohl, als wegen ſeiner Kenntniſſe. Ich habe, ſagt' ich, niemand gekannt, dem es ſo geglückt wäre, ſeinen Geiſt zu erweitern, ihn über unzählige Gegenſtände zu verbreiten, und doch dieſe Thätigkeit für's gemeine Leben zu behalten. Das waren dem Gehirne ſpaniſche Dörfer, und ich empfahl mich, um nicht über ein weiteres Deraiſonnement noch mehr Galle zu ſchlucken.

Und daran ſeyd ihr alle Schuld, die ihr mich in das Joch geſchwatzt, und mir ſo viel von Activität vorgeſungen habt. Activität! Wenn nicht der mehr thut, der Kartoffeln legt, und in die Stadt reitet, ſein Korn zu verkaufen, als ich, ſo will ich zehn Jahre mich noch auf der Galeere abarbeiten, auf der ich nun angeſchmiedet bin.

Und das glänzende Elend, die Langeweile unter dem garſtigen Volke, das ſich hier neben einander ſieht! Die Rangſucht unter ihnen, wie ſie nur wachen und aufpaſſen, einander ein Schrittchen abzugewinnen; die elendeſten, erbärmlichſten Leidenſchaften, ganz ohne Röckchen. Da iſt ein Weib, zum Exempel, die jedermann von ihrem Adel und ihrem Lande unterhält, ſo, daß jeder Fremde denken muß: das iſt eine Närrinn, die ſich auf das Bißchen Adel und auf den Ruf ihres Landes Wunderſtreiche einbildet. — Aber es iſt noch viel ärger: eben das Weib iſt hier aus der Nachbarſchaft

eine Amtſchreibers Tochter — Sieh, ich kann das Menſchengeſchlecht nicht begreifen, das ſo wenig Sinn hat, um ſich ſo platt zu proſtituiren.

Zwar ich merke täglich mehr, mein Lieber, wie thöricht man iſt, andere nach ſich zu berechnen. Und weil ich ſo viel mit mir ſelbſt zu thun habe, und dieſes Herz ſo ſtürmiſch iſt — ach ich laſſe gern die andern ihres Pfades gehen, wenn ſie mich nur auch könnten gehen laſſen.

Was mich am meiſten neckt, ſind die fatalen bürgerlichen Verhältniſſe. Zwar weiß ich ſo gut als einer, wie nöthig der Unterſchied der Stände iſt, wie viel Vortheile er mir ſelbſt verſchaft: nur ſoll er mir nicht eben gerade im Wege ſtehen, wo ich noch ein wenig Freude, einen Schimmer von Glück auf dieſer Erde genießen könnte. Ich lernte neulich auf dem Spaziergange eine Fräulein von B.... kennen, ein liebenswürdiges Geſchöpf, das ſehr viel Natur mitten in dem ſteifen Leben erhalten hat. Wir gefielen uns in unſerem Geſpräche, und da wir ſchieden, bat ich ſie um Erlaubniß, ſie bey ſich ſehen zu dürfen. Sie geſtattete mir das mit ſo vieler Freymüthigkeit, daß ich den ſchicklichen Augenblick kaum erwarten konnte, zu ihr zu gehen. Sie iſt nicht von hier, und wohnt bey einer Tante im Hauſe. Die Phyſiognomie der Alten gefiel mir nicht. Ich bezeigte ihr viel Aufmerkſamkeit, mein Geſpräch war meiſt an ſie gewandt, und in minder, als einer halben Stunde,

hatte

hatte ich ſo ziemlich weg, was mir das Fräulein hernach ſelbſt geſtand: daß die liebe Tante in ihrem Alter Mangel an allem, kein anſtändiges Vermögen, keinen Geiſt, und keine Stütze hat, als die Reihe ihrer Vorfahren, keinen Schirm, als den Stand, in den ſie ſich verpalliſadiret, und kein Ergetzen, als von ihrem Stockwerk herab über die bürgerlichen Häupter weg zu ſehen. In ihrer Jugend ſoll ſie ſchön geweſen ſeyn, und ihr Leben weggegaukelt, erſt mit ihrem Eigenſinne manchen armen Jungen gequält, und in den reifern Jahren ſich unter den Gehorſam eines alten Offiziers geduckt haben, der gegen dieſen Preis und einen leidlichen Unterhalt das eherne Jahrhundert mit ihr zubrachte, und ſtarb. Nun ſieht ſie im eiſernen ſich allein, und würde nicht angeſehen, wäre ihre Nichte nicht ſo liebenswürdig.

Den 8. Januar 1772.

Was das für Menſchen ſind, deren ganze Seele auf dem Ceremoniel ruht, deren Dichten und Trachten Jahre lang dahin geht, wie ſie um einen Stuhl weiter hinauf bey Tiſche ſich einſchieben wollen! Und nicht, daß ſie ſonſt keine Angelegenheit hätten: nein, vielmehr häufen ſich die Arbeiten, eben weil man über den kleinen Verdrießlichkeiten von Beförderung der wichtigen Sachen abgehalten wird. Vorige Woche gab es bey der Schlittenfahrt Händel, und der ganze Spaß wurde verdorben.

Die Thoren, die nicht ſehen, daß es eigentlich auf den Platz gar nicht ankommt, und daß der, der den erſten hat, ſo ſelten die erſte Rolle ſpielt! Wie mancher König wird durch ſeinen Miniſter, wie mancher Miniſter durch ſeinen Secretär regiert! Und wer iſt denn der erſte? der, dünkt mich, der die anderen überſieht, und ſo viel Gewalt oder Liſt hat, ihre Kräfte und Leidenſchaften zu Ausführung ſeiner Plane anzuſpannen.

Am 20. Januar.

Ich muß Ihnen ſchreiben, liebe Lotte, hier in der Stube einer geringen Bauernherberge, in die ich mich vor einem ſchweren Wetter geflüchtet habe. So lange ich in dem traurigen Neſte D..., unter dem fremden, meinem Herzen ganz fremden Volke, herumziehe, habe ich keinen Augenblick gehabt, keinen, an dem mein Herz mich geheißen hätte Ihnen zu ſchreiben; und jetzt in dieſer Hütte, in dieſer Einſamkeit, in dieſer Einſchränkung, da Schnee und Schloßen wider mein Fenſterchen wüthen, hier waren Sie mein erſter Gedanke. Wie ich herein trat, überfiel mich Ihre Geſtalt, Ihr Andenken, o Lotte! ſo heilig, ſo warm! Guter Gott! der erſte glückliche Augenblick wieder.

Wenn Sie mich ſähen, meine Beſte, in dem Schwall von Zerſtreuung! wie ausgetrocknet meine Sinne werden; nicht einen Augenblick der Fülle des Herzens,

nicht Eine selige Stunde! nichts! nichts! Ich stehe wie vor einem Maritätenkasten; und sehe die Männchen und Gäulchen vor mir herumrücken, und frage mich oft, ob es nicht optischer Betrug ist. Ich spiele mit, vielmehr, ich werde gespielt wie eine Marionette, und fasse manchmal meinen Nachbar an der hölzernen Hand und schaudre zurück. Des Abends nehme ich mir vor, den Sonnenaufgang zu genießen, und komme nicht aus dem Bette; am Tage hoffe ich, mich des Mondscheins zu erfreuen, und bleibe in meiner Stube. Ich weiß nicht recht, warum ich aufstehe, warum ich schlafen gehe.

Der Sauerteig, der mein Leben in Bewegung setzte, fehlt; der Reiz, der mich in tiefen Nächten munter erhielt, ist hin, der mich des Morgens aus dem Schlafe weckte, ist weg.

Ein einzig weibliches Geschöpf habe ich hier gefunden, eine Fräulein von B...; sie gleicht Ihnen, liebe Lotte, wenn man Ihnen gleichen kann. Ey! werden Sie sagen, der Mensch legt sich auf niedliche Komplimente! Ganz unwahr ist es nicht. Seit einiger Zeit bin ich sehr artig, weil ich doch nicht anders seyn kann, habe viel Witz, und die Frauenzimmer sagen: es wüßte niemand so fein zu loben, als ich (und zu lügen, setzen Sie hinzu, denn ohne das geht es nicht ab, verstehen Sie?) Ich wollte von Fräulein B... reden. Sie hat viel Seele, die voll aus ihren blauen Augen hervor blickt. Ihr Stand ist ihr zur Last, der keinen der Wünsche ih-

res Herzens befriedigt. Sie sehnt sich aus dem Getümmel, und wir phantasiren manche Stunde in ländlichen Scenen von ungemischter Glückseligkeit; ach! und von Ihnen! Wie oft muß sie Ihnen huldigen, muß nicht, thut es freywillig, hört so gern von Ihnen, liebt Sie. —

O säß' ich zu Ihren Füßen in dem lieben vertraulichen Zimmerchen, und unsere kleinen Lieben wälzten sich mit einander um mich herum, und wenn sie Ihnen zu laut würden, wollte ich sie mit einem schauerlichen Mährchen um mich zur Ruhe versammeln.

Die Sonne geht herrlich unter, über der schneeglänzenden Gegend, der Sturm ist hinüber gezogen, und ich — muß mich wieder in meinen Käfig sperren — Adieu! Ist Albert bey Ihnen? Und wie? — Gott verzeihe mir diese Frage!

Den 8. Februar.

Wir haben seit acht Tagen das abscheulichste Wetter, und mir ist es wohlthätig. Denn so lang ich hier bin, ist mir noch kein schöner Tag am Himmel erschienen, den mir nicht jemand verdorben oder verleidet hätte. Wenn's nun recht regnet, und stöbert, und fröstelt, und thaut; ha! denk' ich, kanns doch zu Hause nicht schlimmer werden, als es draußen ist, oder umgekehrt, und so ist's gut. Geht die Sonne des Morgens auf, und verspricht einen feinen Tag; erwehr' ich mir niemals

auszurufen: da haben ſie doch wieder ein himmliſches Gut, warum ſie einander bringen können. Es iſt nichts, warum ſie einander nicht bringen. Geſundheit, guter Nahme, Freudigkeit, Erholung! Und meiſt aus Albernheit, Unbegriff und Enge, und wenn man ſie anhört, mit der beſten Meinung. Manchmal möcht' ich ſie auf den Knieen bitten, nicht ſo raſend in ihre eigenen Eingeweide zu wüthen.

Am 17. Februar.

Ich fürchte, mein Geſandter und ich halten es zuſammen nicht lange mehr aus. Der Mann iſt ganz und gar unerträglich. Seine Art zu arbeiten und Geſchäfte zu treiben iſt ſo lächerlich, daß ich mich nicht enthalten kann ihm zu widerſprechen, und oft eine Sache nach meinem Kopf und meiner Art zu machen, das ihm denn, wie natürlich, niemals recht iſt. Darüber hat er mich neulich bey Hofe verklagt, und der Miniſter gab mir einen zwar ſanften Verweis, aber es war doch ein Verweis, und ich ſtand im Begriffe meinen Abſchied zu begehren, als ich einen Privatbrief *) von ihm erhielt, einen

*) Man hat aus Ehrfurcht für dieſen trefflichen Herrn gedachten Brief, und einen andern, deſſen weiter hinten erwähnt wird, dieſer Sammlung entzogen, weil man nicht glaubte, eine ſolche Kühnheit durch den wärmſten Dank des Publicums entſchuldigen zu können.

Brief, vor dem ich niedergekniet, und den hohen, edlen, weiſen Sinn angebetet habe. Wie er meine allzugroſſe Empfindlichkeit zurecht weiſet, wie er meine überſpannte Ideen von Wirkſamkeit, von Einfluß auf andere, von Durchdringen in Geſchäften, als jugendlichen guten Muth zwar ehrt, ſie nicht auszurotten, nur zu mildern und dahin zu leiten ſucht, wo ſie ihr wahres Spiel haben, ihre kräftige Wirkung thun können. Auch bin ich auf acht Tage geſtärkt, und in mir ſelbſt einig geworden. Die Ruhe der Seele iſt ein herrliches Ding und die Freude an ſich ſelbſt; Lieber Freund, wenn nur das Kleinod nicht eben ſo zerbrechlich wäre, als es ſchön und koſtbar iſt.

Am 20. Februar.

Gott ſegne euch, meine Lieben, gebe euch alle die guten Tage, die er mir abzieht!

Ich danke dir, Albert, daß du mich betrogen haſt: ich wartete auf Nachricht, wann euer Hochzeittag ſeyn würde, und hatte mir vorgenommen, feierlichſt an demſelben Lottens Schattenriß von der Wand zu nehmen, und ſie unter andere Papiere zu begraben. Nun ſeyd ihr ein Paar, und ihr Bild iſt noch hier! Nun ſo ſoll es bleiben! Und warum nicht? Ich weiß, ich bin ja auch bey euch, bin dir unbeſchadet in Lottens Herzen, habe, ja ich habe den zweyten Platz darin, und will

und muß ihn behalten. O ich würde raſend werden, wenn ſie vergeſſen könnte — Albert, in dem Gedanken liegt eine Hölle. Albert, leb wohl! Leb wohl, Engel des Himmels! Leb wohl, Lotte!

Den 15. May.

Ich habe einen Verdruß gehabt, der mich von hier wegtreiben wird. Ich knirſche mit den Zähnen! Teufel! er iſt nicht zu erſetzen, und ihr ſeyd doch allein Schuld daran, die ihr mich ſporntet und triebt und quältet, mich in einen Poſten zu begeben, der nicht nach meinem Sinne war. Nun habe ich's! nun habt ihr's! Und daß du nicht wieder ſagſt, meine überſpannten Ideen verdürben alles, ſo haſt du hier, lieber Herr, eine Erzählung, plan und nett, wie ein Chronikenſchreiber das aufzeichnen würde.

Der Graf von E... liebt mich, diſtinguirt mich, das iſt bekannt, das habe ich dir ſchon hundertmal geſagt. Nun war ich geſtern bey ihm zu Tafel, eben an dem Tage, da Abends die noble Geſellſchaft von Herrn und Frauen bey ihm zuſammen kommt, an die ich nicht gedacht habe, auch mir nie aufgefallen iſt, daß wir Subalternen nicht hinein gehören. Gut. Ich ſpeiſe bey dem Grafen, und nach Tiſche gehn wir in dem großen Saal auf und ab, ich rede mit ihm, mit dem Obriſten

R.., der dazu kommt, und so rückt die Stunde der Gesellschaft heran. Ich denke, Gott weiß, an nichts. Da tritt herein die übergnädige Dame von S.. mit Ihrem Herrn Gemahl, und wohl ausgebrüteten Gänslein Tochter, mit der flachen Brust und niedlichem Schnürleibe, machen en passant ihre hergebrachten, hochadelichen Augen und Naslöcher, und wie mir die Nation von Herzen zuwider ist, wollte ich mich eben empfehlen, und wartete nur, bis der Graf vom garstigen Gewäsche frey wäre, als meine Fräulein B... herein trat. Da mir das Herz immer ein Bißchen aufgeht, wenn ich sie sehe, blieb ich eben, stellte mich hinter ihren Stuhl, und bemerkte erst nach einiger Zeit, daß sie mit weniger Offenheit, als sonst, mit einiger Verlegenheit mit mir redete. Das fiel mir auf. Ist sie auch wie alle das Volk! dachte ich, und war angestochen, und wollte gehen; und doch blieb ich, weil ich sie gerne entschuldigt hätte, und es nicht glaubte, und noch ein gut Wort von ihr hoffte, und — was du willst. Unterdessen füllt sich die Gesellschaft. Der Baron F.. mit der ganzen Garderobe von den Krönungszeiten Franz des ersten her, der Hofrath R.. hier aber in qualitate Herr von R.. genannt, mit seiner tauben Frau ꝛc. den übel fournirten J.. nicht zu vergessen, der die Lücken seiner altfränkischen Garderobe mit neumodischen Lappen ausflickt, das kommt zu Hauf, und ich rede mit einigen meiner Bekanntschaft, die alle sehr laconisch sind. Ich dachte —

und gab nur auf meine B.. Acht. Ich merkte nicht, daß die Weiber am Ende des Saales ſich in die Ohren flüſterten, daß es auf die Männer circulirte, daß Frau von S.. mit dem Grafen redete (das alles hat mir Fräulein B.. nachher erzählt), bis endlich der Graf auf mich los ging, und mich in ein Fenſter nahm. Sie wiſſen, ſagte er, unſere wunderbaren Verhältniſſe; die Geſellſchaft iſt unzufrieden, merke ich, Sie hier zu ſehen. Ich wollte nicht um alles — Ihro Excellenz, fiel ich ein, ich bitte tauſendmal um Verzeihung; ich hätte eher dran denken ſollen, und ich weiß, Sie vergeben mir dieſe Inconſequenz; ich wollte ſchon vorhin mich empfehlen, ein böſer Genius hat mich zurück gehalten, ſetzte ich lächelnd hinzu, indem ich mich neigte. Der Graf drückte meine Hände mit einer Empfindung, die alles ſagte. Ich ſtrich mich ſachte aus der vornehmen Geſellſchaft, ging, ſetzte mich in ein Cabriolet, und fuhr nach M.. dort vom Hügel die Sonne untergehen zu ſehen, und dabey in meinem Homer den herrlichen Geſang zu leſen, wie Ulyß von dem trefflichen Schweinhirten bewirthet wird. Das war alles gut.

Des Abends komme ich zurück zu Tiſche, es waren noch wenige in der Gaſtſtube; die würfelten auf einer Ecke, hatten das Tiſchtuch zurück geſchlagen. Da kommt der ehrliche A... hinein, legt ſeinen Hut nieder, indem er mich anſieht, tritt zu mir, und ſagt leiſe: Du haſt Verdruß gehabt? Ich? ſagte ich. Der Graf hat

dich aus der Gesellschaft gewiesen. — Hole sie der Teufel! sagt' ich; mir war's lieb, daß ich in die freye Luft kam. — Gut, sagte er, daß du es auf die leichte Achsel nimmst! Nur verdrießt mich's, es ist schon überall herum — Da fing mich das Ding erst an zu wurmen. Alle, die zu Tische kamen, und mich ansahen, dachte ich, die sehen dich darum an! Das gab böses Blut.

Und da man nun heute gar, wo ich hintrete, mich bedauert, da ich höre, daß meine Neider nun triumphiren, und sagen: da sähe man's, wo es mit den Uebermüthigen hinausginge, die sich ihres Bißchen Kopfs überhöben, und glaubten sich darum über alle Verhältnisse hinaussetzen zu dürfen, und was des Hundegeschwätzes mehr ist — da möchte man sich ein Messer in's Herz bohren; denn man rede von Selbstständigkeit, was man will, den will ich sehen, der dulden kann, daß Schurken über ihn reden, wenn sie einen Vortheil über ihn haben; wenn ihr Geschwätze leer ist, ach da kann man sie leicht lassen.

Am 16. Merz.

Es hetzt mich alles. Heute treffe ich Fräulein B.. in der Allee, ich konnte mich nicht enthalten sie anzureden, und ihr, so bald wir etwas entfernt von der Gesellschaft waren, meine Empfindlichkeit über ihr neuliches Betragen zu zeigen. O Werther, sagte sie, mit einem

innigen Tone, konnten Sie meine Verwirrung so auslegen, da Sie mein Herz kennen? Was ich gelitten habe um Ihrentwillen, von dem Augenblicke an, da ich in den Saal trat! Ich sah alles voraus, hundertmal saß mir's auf der Zunge, es Ihnen zu sagen. Ich wußte, daß die von S.. und T.. mit ihren Männern eher aufbrechen würden, als in Ihrer Gesellschaft zu bleiben; ich wußte, daß der Graf es mit Ihnen nicht verderben darf, — und jetzo der Lärm! — Wie Fräulein? sagte ich, und verbarg meinen Schrecken; denn alles, was Adelin mir ehegestern gesagt hatte, lief mir wie siedend Wasser durch die Adern in diesem Augenblicke. — Was hat mich es schon gekostet! sagte das süße Geschöpf, indem ihr die Thränen in den Augen standen. — Ich war nicht Herr mehr von mir selbst, war im Begriffe, mich ihr zu Füßen zu werfen. Erklären Sie sich, rief ich. Die Thränen liefen ihr die Wangen herunter. Ich war außer mir. Sie trocknete sie ab, ohne sie verbergen zu wollen. Meine Tante kennen Sie, fing sie an; sie war gegenwärtig, und hat, o mit was für Augen hat sie das angesehen! Werther, ich habe gestern Nacht ausgestanden, und heute früh eine Predigt über meinen Umgang mit Ihnen, und ich habe müssen zuhören Sie herabsetzen, erniedrigen, und konnte und durfte Sie nur halb vertheidigen.

Jedes Wort, das sie sprach, ging mir wie ein Schwert durch's Herz. Sie fühlte nicht, welche Barmherzigkeit

es geweſen wäre, mir das alles zu verſchweigen; und nun fügte ſie noch dazu, was weiter würde geträtſcht werden, was eine Art Menſchen darüber triumphiren würde. Wie man ſich nunmehr über die Strafe meines Uebermuths und meiner Geringſchätzung anderer, die ſie mir ſchon lange vorwerfen, kitzeln und freuen würde. Das alles, Wilhelm, von ihr zu hören, mit der Stimme der wahreſten Theilnehmung — Ich war zerſtört, und bin noch wüthend in mir. Ich wollte, daß ſich einer unterſtünde mir es vorzuwerfen, daß ich ihm den Degen durch den Leib ſtoßen könnte; wenn ich Blut ſähe, würde mir es beſſer werden. Ach, ich habe hundertmal ein Meſſer ergriffen, um dieſem Herzen Luft zu machen. Man erzählt von einer edlen Art Pferde, die, wenn ſie ſchrecklich erhitzt und aufgejagt ſind, ſich ſelbſt aus Inſtinct eine Ader aufbeißen, um ſich zum Athem zu helfen. So iſt mir's oft, ich möchte mir eine Ader öffnen, die mir die ewige Freyheit ſchaffte.

Am 24. März.

Ich habe meine Entlaſſung vom Hofe verlangt, und werde ſie, hoffe ich, erhalten, und ihr werdet mir verzeihen, daß ich nicht erſt Erlaubniß dazu bey euch geholt habe. Ich muß nun einmal fort, und was ihr zu ſagen hattet, um mir das Bleiben einzureden, weiß ich alles, und alſo — Bringe das meiner Mutter in einem

Säftchen bey, ich kann mir ſelbſt nicht helfen, und ſie mag ſich gefallen laſſen, wenn ich ihr auch nicht helfen kann. Freylich muß es ihr wehe thun. Den ſchönen Lauf, den ihr Sohn gerade zum Geheimenrath und Geſandten anſetzte, ſo auf einmal Halte zu ſehen, und rückwärts mit dem Thierchen in den Stall! Macht nun daraus was ihr wollt, und combinirt die möglichen Fälle, unter denen ich hätte bleiben können und ſollen; genug, ich gehe; und damit ihr wißt, wo ich hinkomme, ſo iſt hier der Fürſt **, der vielen Geſchmack an meiner Geſellſchaft findet; der hat mich gebeten, da er von meiner Abſicht hörte, mit ihm auf ſeine Güter zu gehen, und den ſchönen Frühling da zuzubringen. Ich ſolli ganz mir ſelbſt gelaſſen ſeyn, hat er mir verſprochen, und da wir uns zuſammen bis auf einen gewiſſen Punct verſtehn, ſo will ich es denn auf gut Glück wagen, und mit ihm gehen.

Zur Nachricht.

Am 10. April.

Danke für deine beyden Briefe. Ich antwortete nicht, weil ich dieſes Blatt liegen ließ, bis mein Abſchied vom Hofe da wäre; ich fürchtete, meine Mutter möchte ſich an den Miniſter wenden, und mir mein Vorhaben erſchweren. Nun aber iſt es geſchehen, mein Abſchied iſt da. Ich mag euch nicht ſagen, wie ungern man mir

ihn gegeben hat, und was mir der Miniſter ſchreibt: ihr würdet in neue Lamentationen ausbrechen. Der Erbprinz hat mir zum Abſchiede fünf und zwanzig Dukaten geſchickt, mit einem Worte, das mich bis zu Thränen gerührt hat; alſo brauche ich von der Mutter das Geld nicht, um das ich neulich ſchrieb.

Am 5. May.

Morgen gehe ich von hier ab, und weil mein Geburtsort nur ſechs Meilen vom Wege liegt, ſo will ich den auch wieder ſehen, will mich der alten glücklich verträumten Tage erinnern. Zu eben dem Thore will ich hinein gehen, aus dem meine Mutter mit mir heraus fuhr, als ſie nach dem Tode meines Vaters den lieben vertraulichen Ort verließ, um ſich in ihre Stadt einzuſperren. Adieu, Wilhelm! du ſollſt von meinem Zuge hören.

Am 9. May.

Ich habe die Wallfahrt nach meiner Heimath mit aller Andacht eines Pilgrims vollendet, und manche unerwarteten Gefühle haben mich ergriffen. An der groſſen Linde, die eine Viertelſtunde vor der Stadt nach S.. zu ſteht, ließ ich halten, ſtieg aus, und ließ den Poſtillion fortfahren, um zu Fuße jede Erinnerung ganz

neu, lebhaft, nach meinem Herzen zu koſten. Da ſtand ich nun unter der Linde, die ehedem, als Knabe, das Ziel und die Gränze meiner Spaziergänge geweſen. Wie anders! Damals ſehnte ich mich in glücklicher Unwiſſenheit hinaus in die unbekannte Welt, wo ich für mein Herz ſo viele Nahrung, ſo vielen Genuß hoffte, meinen ſtrebenden, ſehnenden Buſen auszufüllen und zu befriedigen. Itzt komme ich zurück aus der weiten Welt — o mein Freund, mit wie viel fehlgeſchlagenen Hoffnungen, mit wie viel zerſtörten Planen! — Ich ſah' das Gebirge vor mir liegen, das ſo tauſendmal der Gegenſtand meiner Wünſche geweſen war. Stundenlang konnt' ich hier ſitzen, und mich hinüber ſehnen, mit inniger Seele mich in den Wäldern, den Thälern verlieren, die ſich meinen Augen ſo freundlich-dämmernd darſtellten; und wenn ich dann um beſtimmte Zeit wieder zurück mußte, mit welchem Widerwillen verließ ich nicht den lieben Platz! — Ich kam der Stadt näher, alle alten bekannten Gartenhäuschen wurden von mir gegrüßt, die neuen waren mir zuwider, ſo auch alle Veränderungen, die man ſonſt vorgenommen hatte. Ich trat zum Thor hinein, und fand mich doch gleich und ganz wieder. Lieber, ich mag nicht in's Detail gehen; ſo reizend, als es mir war, ſo einförmig würde es in der Erzählung werden. Ich hatte beſchloſſen, auf dem Markte zu wohnen, gleich neben unſerem alten Hauſe. Im Hingehen bemerkte ich, daß die Schul-

ſtube, wo ein ehrliches altes Weib unſere Kindheit zuſammengepfercht hatte, in einen Kramladen verwandelt war. Ich erinnerte mich der Unruhe, der Thränen, der Dumpfheit des Sinnes, der Herzensangſt, die ich in dem Loche ausgeſtanden hatte. — Ich that keinen Schritt, der nicht merkwürdig war. Ein Pilger im heiligen Lande trifft nicht ſo viele Stäten religiöſer Erinnerungen an, und ſeine Seele iſt ſchwerlich ſo voll heiliger Bewegung. — Noch eins für tauſend. Ich ging den Fluß hinab, bis an einen gewiſſen Hof; das war ſonſt auch mein Weg, und die Plätzchen, wo wir Knaben uns übten, die meiſten Sprünge der flachen Steine im Waſſer hervorzubringen. Ich erinnerte mich ſo lebhaft, wenn ich manchmal ſtand und dem Waſſer nachſah, mit wie wunderbaren Ahndungen ich es verfolgte, wie abenteuerlich ich mir die Gegenden vorſtellte, wo es nun hinflöſſe, und wie ich da ſo bald Gränzen meiner Vorſtellungskraft fand, und doch mußte das weiter gehen, immer weiter, bis ich mich ganz in dem Anſchauen einer unſichtbaren Ferne verlor. — Sieh', mein Lieber, ſo beſchränkt und ſo glücklich waren die herrlichen Altväter! ſo kindlich ihr Gefühl, ihre Dichtung! Wenn Ulyß von dem ungemeßnen Meer und von der unendlichen Erde ſpricht, das iſt ſo wahr, menſchlich, innig, eng und geheimnißvoll. Was hilft mich's, daß ich jetzt mit jedem Schulknaben nachſagen kann, daß ſie rund ſey? Der Menſch braucht nur wenige Erd-

ſchollen, um drauf zu genießen, weniger, um drunter zu ruhen.

Nun bin ich hier, auf dem Fürſtlichen Jagdſchloß. Es läßt ſich noch ganz wohl mit dem Herrn leben, er iſt wahr und einfach. Wunderliche Menſchen ſind um ihn herum, die ich gar nicht begreife. Sie ſcheinen keine Schelmen, und haben doch auch nicht das Anſehen von ehrlichen Leuten. Manchmal kommen ſie mir ehrlich vor, und ich kann ihnen doch nicht trauen. Was mir noch leid thut, iſt, daß er oft von Sachen redet, die er nur gehört und geleſen hat, und zwar aus eben dem Geſichtspuncte, wie ſie ihm der andere vorſtellen mochte.

Auch ſchätzt er meinen Verſtand und meine Talente mehr, als dieß Herz, das doch mein einziger Stolz iſt, das ganz allein die Quelle von allem iſt, aller Kraft, aller Seligkeit, und alles Elendes. Ach, was ich weiß, kann jeder wiſſen — mein Herz habe ich allein.

Am 25. May.

Ich hatte etwas im Kopfe, davon ich euch nichts ſagen wollte, bis es ausgeführt wäre: jetzt, da nichts draus wird, iſt es eben ſo gut. Ich wollte in den Krieg; das hat mir lange am Herzen gelegen. Vornehmlich darum bin ich dem Fürſten hierher gefolgt, der General in ○○○ Dienſten iſt. Auf einem Spaziergang entdeckte

ich ihm mein Vorhaben; er widerrieth mir es, und es müßte bey mir mehr Leidenſchaft, als Grille geweſen ſeyn, wenn ich ſeinen Gründen nicht hätte Gehör geben wollen.

Am 11. Junius.

Sage was du willſt, ich kann nicht länger bleiben. Was ſoll ich hier, die Zeit wird mir lang. Der Fürſt hält mich, ſo gut man nur kann, und doch bin ich nicht in meiner Lage. Wir haben im Grunde nichts gemein mit einander. Er iſt ein Mann von Verſtande, aber von ganz gemeinem Verſtande; ſein Umgang unterhält mich nicht mehr, als wenn ich ein wohlgeſchriebenes Buch leſe. Noch acht Tage bleibe ich, und dann ziehe ich wieder in der Irre herum. Das beſte, was ich hier gethan habe, iſt mein Zeichnen. Der Fürſt fühlt in der Kunſt, und würde noch ſtärker fühlen, wenn er nicht durch das garſtige wiſſenſchaftliche Weſen, und durch die gewöhnliche Terminologie eingeſchränkt wäre. Manchmal knirſche ich mit den Zähnen, wenn ich ihn mit warmer Imagination an Natur und Kunſt herumführe, und er es auf einmahl recht gut zu machen denkt, wenn er mit einem geſtempelten Kunſtworte drein ſtolpert.

Am 16. Julius.

Ja wohl bin ich nur ein Wandrer, ein Waller auf der Erde! Seyd ihr denn mehr?

Am 18. Julius.

Wo ich hin will? Das laß dir im Vertrauen eröffnen. Vierzehn Tage muß ich doch noch hier bleiben, und dann habe ich mir weiß gemacht, daß ich die Bergwerke im °°ſchen beſuchen wollte; iſt aber im Grunde nichts dran, ich will nur Lotten wieder näher, das iſt alles. Und ich lache über mein eignes Herz — und thu' ihm ſeinen Willen.

Am 29. Julius.

Nein es iſt gut! es iſt alles gut! — Ich — ihr Mann! O Gott, der du mich machteſt, wenn du mir dieſe Seligkeit bereitet hätteſt, mein ganzes Leben ſollte ein anhaltendes Gebet ſeyn. Ich will nicht rechten, und verzeihe mir dieſe Thränen, verzeihe mir meine vergeblichen Wünſche! — Sie meine Frau! Wenn ich das liebſte Geſchöpf unter der Sonne in meine Arme geſchloſſen hätte — Es geht mir ein Schauder durch den ganzen Körper, Wilhelm, wenn Albert ſie um den ſchlanken Leib faßt.

Und, darf ich es ſagen? Warum nicht, Wilhelm? Sie wäre mit mir glücklicher geworden, als mit ihm! O er iſt nicht der Menſch, die Wünſche dieſes Herzens alle zu füllen. Ein gewiſſer Mangel an Fühlbarkeit, ein Mangel — nimm es wie du willſt; daß ſein Herz nicht ſympathetiſch ſchlägt, bey — oh! — bey der Stelle eines lieben Buches, wo mein Herz und Lottens in Einem zuſammen treffen; in hundert andern Vorfällen, wenn es kommt, daß unſere Empfindungen über eine Handlung eines dritten laut werden. Lieber Wilhelm! — Zwar er liebt ſie von ganzer Seele, und ſo eine Liebe, was verdient die nicht! —

Ein unerträglicher Menſch hat mich unterbrochen. Meine Thränen ſind getrocknet. Ich bin zerſtreut. Adieu Lieber!

Am 4. Auguſt.

Es geht mir nicht allein ſo. Alle Menſchen werden in ihren Hoffnungen getäuſcht, in ihren Erwartungen betrogen. Ich beſuchte mein gutes Weib unter der Linde. Der älteſte Junge lief mir entgegen, ſein Freudengeſchrey führte die Mutter herbey, die ſehr niedergeſchlagen ausſah. Ihr erſtes Wort war: Guter Herr, ach mein Hans iſt mir geſtorben! Es war der jüngſte ihrer Knaben. Ich war ſtille. Und mein Mann, ſagte ſie, iſt aus der Schweitz zurück, und hat nichts mitgebracht,

und ohne gute Leute hätte er ſich heraus betteln müſſen; er hatte das Fieber unterwegs gekriegt. — Ich konnte ihr nichts ſagen, und ſchenkte dem Kleinen was; ſie bat mich, einige Aepfel anzunehmen, das ich that, und den Ort des traurigen Andenkens verließ.

Am 21. Auguſt.

Wie man eine Hand umwendet, iſt es anders mit mir. Manchmal will wohl ein freudiger Blick des Lebens wieder aufdämmern, ach! nur für einen Augenblick! — Wenn ich mich ſo in Träumen verliere, kann ich mich des Gedankens nicht erwehren: wie, wenn Albert ſtürbe? Du würdeſt! ja, Sie würde — und dann laufe ich dem Hirngeſpinſte nach, bis es mich an Abgründe führet, vor denen ich zurückbebe.

Wenn ich zum Thor hinausgehe, den Weg, den ich zum erſtenmal fuhr, Lotten zum Tanze zu holen, wie war das ſo ganz anders! Alles, alles iſt vorüber gegangen! Kein Wink der vorigen Welt, kein Pulsſchlag meines damaligen Gefühles. Mir iſt es, wie es einem Geiſte ſeyn müßte, der in das ausgebrannte, zerſtörte Schloß zurückkehrte, das er als blühender Fürſt einſt gebaut, und mit allen Gaben der Herrlichkeit ausgeſtattet, ſterbend ſeinem geliebten Sohne hoffnungsvoll hinterlaſſen hatte.

Am 3. September.

Ich begreife manchmal nicht, wie ſie ein anderer lieb haben kann, lieb haben darf, da ich ſie ſo ganz allein, ſo innig, ſo voll liebe, nichts anders kenne, noch weiß, noch habe, als ſie!

Am 4. September.

Ja, es iſt ſo. Wie die Natur ſich zum Herbſte neigt, wird es Herbſt in mir und um mich her. Meine Blätter werden gelb, und ſchon ſind die Blätter der benachbarten Bäume abgefallen. Hab' ich dir nicht einmal von einem Bauerburſchen geſchrieben, gleich da ich herkam? Jetzt erkundigte ich mich wieder nach ihm in Wahlheim; es hieß, er ſey aus dem Dienſte gejagt worden, und niemand wollte was weiter von ihm wiſſen. Geſtern traf ich ihn von ungefähr auf dem Wege nach einem andern Dorfe; ich redete ihn an, und er erzählte mir ſeine Geſchichte, die mich doppelt und dreyfach gerührt hat, wie du leicht begreifen wirſt, wenn ich dir ſie wieder erzähle. Doch, wozu das alles? warum behalt' ich nicht für mich, was mich ängſtigt und kränkt? warum betrüb' ich noch dich? warum geb' ich dir immer Gelegenheit, mich zu bedauern und mich zu ſchelten. Sey's denn, auch das mag zu meinem Schickſal gehören!

Mit einer ſtillen Traurigkeit, in der ich ein wenig ſcheues Weſen zu bemerken ſchien, antwortete der Menſch mir erſt auf meine Fragen; aber gar bald offner, als wenn er ſich und mich auf einmal wieder erkennte, geſtand er mir ſeine Fehler, klagte er mir ſein Unglück. Könnt' ich dir, mein Freund, jedes ſeiner Worte vor Gericht ſtellen! Er bekannte, ja er erzählte mit einer Art von Genuß und Glück der Wiedererinnerung, daß die Leidenſchaft zu ſeiner Hausfrau ſich in ihm tagtäglich vermehrt, daß er zuletzt nicht gewußt habe, was er thue, nicht, wie er ſich ausdrückte, wo er mit dem Kopfe hingeſollt? Er habe weder eſſen, noch trinken, noch ſchlafen können; es habe ihm an der Kehle geſtockt; er habe gethan, was er nicht thun ſollen; was ihm aufgetragen worden, hab' er vergeſſen; er ſey als wie von einem böſen Geiſt verfolgt geweſen; bis er eines Tags, als er ſie in einer obern Kammer gewußt, ihr nachgegangen, ja vielmehr ihr nachgezogen worden ſey. Da ſie ſeinen Bitten kein Gehör gegeben, hab' er ſich ihrer mit Gewalt bemächtigen wollen; er wiſſe nicht, wie ihm geſchehen ſey, und nehme Gott zum Zeugen, daß ſeine Abſichten gegen ſie immer redlich geweſen, und daß er nichts ſehnlicher gewünſcht, als daß ſie ihn heirathen, daß ſie mit ihm ihr Leben zubringen möchte. Da er eine Zeit lang geredet hatte, fing er an zu ſtocken, wie einer, der noch etwas zu ſagen hat, und ſich es nicht herauszuſagen getraut; endlich geſtand er mir auch mit

Schüchternheit, was sie ihm für kleine Vertraulichkeiten erlaubt, und welche Nähe sie ihm vergönnet. Er brach zwey=dreymal ab, und wiederholte die lebhaftesten Protestationen, daß er das nicht sage, um sie schlecht zu machen, wie er sich ausdrückte, daß er sie liebe und schätze, wie vorher, daß so etwas nicht über seinen Mund gekommen sey, und daß er es mir nur sage, um mich zu überzeugen, daß er kein ganz verkehrter und unsinniger Mensch sey — Und hier, mein Bester, fang' ich mein altes Lied wieder an, das ich ewig anstimmen werde: könnt' ich dir den Menschen vorstellen, wie er vor mir stand, wie er noch vor mir steht! Könnt' ich dir alles recht sagen, damit du fühltest, wie ich an seinem Schicksale Theil nehme, Theil nehmen muß! Doch genug, da du auch mein Schicksal kennst, auch mich kennst, so weißt du nur zu wohl, was mich zu allen Unglücklichen, was mich besonders zu diesem Unglücklichen hinzieht.

Da ich das Blatt wieder durchlese, seh' ich, daß ich das Ende der Geschichte zu erzählen vergessen habe, das sich aber leicht hinzudenken läßt. Sie erwehrte sich sein; ihr Bruder kam dazu, der ihn schon lange gehaßt, der ihn schon lange aus dem Hause gewünscht hatte, weil er fürchtete, durch eine neue Heirath der Schwester werde seinen Kindern die Erbschaft entgehn, die ihnen jetzt, da sie kinderlos ist, schöne Hoffnungen gibt; dieser habe ihn gleich zum Hause hinausgestoßen, und ei=

nen ſolchen Lärm von der Sache gemacht, daß die Frau, auch ſelbſt wenn ſie gewollt, ihn nicht wieder hätte aufnehmen können. Jetzo habe ſie wieder einen andern Knecht genommen, auch über den, ſage man, ſey ſie mit dem Bruder zerfallen, und man behaupte für gewiß, ſie werde ihn heirathen, aber er ſey feſt entſchloſſen, das nicht zu erleben.

Was ich dir erzähle, iſt nicht übertrieben, nichts verzärtelt, ja ich darf wohl ſagen, ſchwach, ſchwach hab' ich's erzählt, und vergröbert hab' ich's, indem ich's mit unſern hergebrachten ſittlichen Worten vorgetragen habe.

Dieſe Liebe, dieſe Treue, dieſe Leidenſchaft, iſt alſo keine dichteriſche Erfindung. Sie lebt, ſie iſt in ihrer gröſten Reinheit unter der Claſſe von Menſchen, die wir ungebildet, die wir roh nennen. Wir gebildeten — zu nichts verbildeten! Lies die Geſchichte mit Andacht, ich bitte dich. Ich bin heute ſtill, indem ich das hinſchreibe; du ſiehſt an meiner Hand, daß ich nicht ſo ſtrudele und ſudele, wie ſonſt. Lies, mein Geliebter, und denke dabey, daß es auch die Geſchichte deines Freundes iſt. Ja, ſo iſt mir's gegangen, ſo wird mir's gehn, und ich bin nicht halb ſo brav, nicht halb ſo entſchloſſen, als der arme Unglückliche, mit dem ich mich zu vergleichen mich faſt nicht getraue.

Am 5. September.

Sie hatte ein Zettelchen an ihren Mann aufs Land geſchrieben, wo er ſich Geſchäfte wegen aufhielt. Es fing an: Beſter, Liebſter, komme ſo bald du kannſt, ich erwarte dich mit tauſend Freuden. — Ein Freund, der herein kam, brachte Nachricht, daß er wegen gewiſſer Umſtände ſo bald noch nicht zurückkehren würde. Das Billet blieb liegen, und fiel mir Abends in die Hände. Ich las es und lächelte; ſie fragte worüber? — Was die Einbildungskraft für ein göttliches Geſchenk iſt, rief ich aus, ich konnte mir einen Augenblick vorſpiegeln, als wäre es an mich geſchrieben. Sie brach ab, es ſchien ihr zu mißfallen, und ich ſchwieg.

Am 6. September.

Es hat ſchwer gehalten, bis ich mich entſchloß, meinen blauen einfachen Frack, in dem ich mit Lotten zum erſtenmale tanzte, abzulegen; er ward aber zuletzt gar unſcheinbar. Auch habe ich mir einen machen laſſen, ganz wie den vorigen, Kragen und Aufſchlag, und auch wieder ſo gelbe Weſte und Beinkleider dazu.

Ganz will es doch die Wirkung nicht thun. Ich weiß nicht — Ich denke, mit der Zeit ſoll mir der auch lieber werden.

Am 12. September.

Sie war einige Tage verreiſt, Alberten abzuholen. Heute trat ich in ihre Stube, ſie kam mir entgegen, und ich küßte ihre Hand mit tauſend Freuden.

Ein Kanarienvogel flog von dem Spiegel ihr auf die Schulter. Einen neuen Freund, ſagte ſie, und lockte ihn auf ihre Hand; er iſt meinen Kleinen zugedacht. Er thut gar zu lieb! Sehen Sie ihn! Wenn ich ihm Brot gebe, flattert er mit den Flügeln, und pickt ſo artig. Er küßt mich auch, ſehen Sie!

Als ſie dem Thierchen den Mund hinhielt, druckte es ſich ſo lieblich in die ſüßen Lippen, als wenn es die Seligkeit hätte fühlen können, die es genoß.

Er ſoll Sie auch küſſen, ſagte ſie, und reichte den Vogel herüber. Das Schnäbelchen machte den Weg von ihrem Munde zu dem meinigen, und die pickende Berührung war wie ein Hauch, eine Ahndung liebevollen Genuſſes.

Sein Kuß, ſagte ich, iſt nicht ganz ohne Begierde: er ſucht Nahrung, und kehrt unbefriedigt von der leeren Liebkoſung zurück.

Er ißt mir auch aus dem Munde, ſagte ſie. Sie reichte ihm einige Broſamen mit ihren Lippen, aus denen die Freuden unſchuldig theilnehmender Liebe in aller Wonne lächelten.

Ich kehrte das Geſicht weg. Sie ſollte es nicht thun! ſollte nicht meine Einbildungskraft mit dieſen Bildern

himmlischer Unschuld und Seligkeit reizen, und mein Herz aus dem Schlafe, in den es manchmal die Gleichgültigkeit des Lebens wiegt, nicht wecken! — Und warum nicht? — Sie traut mir so! sie weiß, wie ich sie liebe!

Am 15. September.

Man möchte rasend werden, Wilhelm, daß es Menschen geben soll, ohne Sinn und Gefühl an dem wenigen, was auf Erden noch einen Werth hat. Du kennst die Nußbäume, unter denen ich bey dem ehrlichen Pfarrer zu St.. mit Lotten gegessen, die herrlichen Nußbäume! die mich, Gott weiß, immer mit dem größten Seelenvergnügen füllten! Wie vertraulich sie den Pfarrhof machten, wie kühl! und wie herrlich die Aeste waren! und die Erinnerung bis zu den ehrlichen Geistlichen, die sie vor so vielen Jahren pflanzten. Der Schulmeister hat uns den einen Nahmen oft genannt, den er von seinem Großvater gehört hatte; so ein braver Mann soll es gewesen seyn, und sein Andenken war mir immer heilig unter den Bäumen. Ich sage dir, dem Schulmeister standen die Thränen in den Augen, da wir gestern davon redeten, daß sie abgehauen worden — Abgehauen! Ich möchte toll werden, ich könnte den Hund ermorden, der den ersten Hieb dran that. Ich, der ich mich vertrauern könnte, wenn so ein paar Bäume in meinem Hofe stünden, und einer davon stürbe vor Alter ab, ich muß zu-

ſehen. Lieber Schatz, eins iſt doch dabey! Was Menſchengefühl iſt! Das ganze Dorf murrt, und ich hoffe, die Frau Pfarrerinn ſoll es an Butter und Eyern und übrigem Zutrauen ſpüren, was für eine Wunde ſie ihrem Orte gegeben hat. Denn ſie iſt es, die Frau des neuen Pfarrers (unſer Alter iſt auch geſtorben), ein hageres, kränkliches Geſchöpf, das ſehr Urſache hat, an der Welt keinen Antheil zu nehmen, denn niemand nimmt Antheil an ihr. Eine Närrinn, die ſich abgibt gelehrt zu ſeyn, ſich in die Unterſuchung des Canons melirt, gar viel an der neumodiſchen, moraliſchkritiſchen Reformation des Chriſtenthumes arbeitet, und über Lavaters Schwärmereyen die Achſeln zuckt, eine ganz zerrüttete Geſundheit hat, und deswegen auf Gottes Erdboden keine Freude. So einer Creatur war es auch allein möglich, meine Nußbäume abzuhauen. Siehſt du, ich komme nicht zu mir! Stelle dir vor, die abfallenden Blätter machen ihr den Hof unrein und dumpfig, die Bäume nehmen ihr das Tageslicht, und wenn die Nüſſe reif ſind, ſo werfen die Knaben mit Steinen darnach, und das fällt ihr auf die Nerven, das ſtört ſie in ihren tiefen Ueberlegungen, wenn ſie Kennikot, Semler und Michaelis gegen einander abwiegt. Da ich die Leute im Dorfe, beſonders die Alten, ſo unzufrieden ſah, ſagte ich: Warum habt ihr es gelitten? — Wenn der Schulze will, hier zu Lande, ſagten ſie, was kann man machen? Aber eins iſt recht ge-

ſchehen: Der Schulze und der Pfarrer, der doch auch von ſeiner Frauen Grillen, die ihm ohne dieß die Suppen nicht fett machen, was haben wollte, dachten es mit einander zu theilen; da erfuhr es die Kammer, und ſagte: hier herein! denn ſie hatte noch alte Prätenſionen an den Theil des Pfarrhofes, wo die Bäume ſtanden, und verkaufte ſie an den Meiſtbietenden. Sie liegen! O wenn ich Fürſt wäre! ich wollte die Pfarrerinn, den Schulzen und die Kammer — Fürſt! — Ja, wenn ich Fürſt wäre, was kümmerten mich die Bäume in meinem Lande!

Am 10. October.

Wenn ich nur ihre ſchwarzen Augen ſehe, iſt mir es ſchon wohl! Sieh, und was mich verdrießt, iſt, daß Albert nicht ſo beglückt zu ſeyn ſcheint, als er — hoffte, als ich — zu ſeyn glaubte, wenn — Ich mache nicht gern Gedankenſtriche, aber hier kann ich mich nicht anders ausdrücken — und mich dünkt deutlich genug.

Am 12. October.

Oſſian, hat in meinem Herzen den Homer verdrängt. Welch eine Welt, in die der Herrliche mich führt! Zu wandern über die Haide, umſauſt vom Sturmwinde,

der in dampfenden Nebeln die Geiſter der Väter, im dämmernden Lichte des Mondes hinführt. Zu hören vom Gebirge her, im Gebrülle des Waldſtroms, halb verwehtes Aechzen der Geiſter aus ihren Höhlen, und die Wehklagen des zu Tode ſich jammernden Mädchens, um die vier moosbedeckten, grasbewachſenen Steine des Edelgefallnen, ihres Geliebten. Wenn ich ihn dann finde, den wandelnden grauen Barden, der auf der weiten Haide die Fußſtapfen ſeiner Väter ſucht, und ach! ihre Grabſteine findet, und dann jammernd nach dem lieben Sterne des Abends hinblickt, der ſich in's rollende Meer verbirgt, und die Zeiten der Vergangenheit in des Helden Seele lebendig werden, da noch der freundliche Strahl den Gefahren der Tapferen leuchtete, und der Mond ihr bekränztes, ſiegrückkehrendes Schiff beſchien. Wenn ich den tiefen Kummer auf ſeiner Stirn leſe, den letzten, verlaßnen Herrlichen in aller Ermattung dem Grabe zuwanken ſehe, wie er immer neue, ſchmerzlichglühende Freuden in der kraftloſen Gegenwart der Schatten ſeiner Abgeſchiedenen einſaugt, und nach der kalten Erde, dem hohen, wehenden Graſe niederſieht, und ausruft: Der Wanderer wird kommen, kommen! der mich kannte in meiner Schönheit, und fragen: Wo iſt der Sänger, Fingals trefflicher Sohn? Sein Fußtritt geht über mein Grab hin, und er fragt vergebens nach mir auf der Erde. — O Freund! ich möchte gleich einem edlen Waffenträger das Schwert

ziehn, meinen Fürſten von der zückenden Qual des langſam abſterbenden Lebens auf einmal befreyen, und dem befreyten Halbgott meine Seele nachſenden.

Am 19. October.

Ach dieſe Lücke! dieſe entſetzliche Lücke, die ich hier in meinem Buſen fühle! — Ich denke oft, wenn du ſie nur Einmal, nur Einmal an dieſes Herz drücken könnteſt, dieſe ganze Lücke würde ausgefüllt ſeyn.

Am 26. October.

Ja, es wird mir gewiß, Lieber! gewiß und immer gewiſſer, daß an dem Daſeyn eines Geſchöpfes wenig gelegen iſt, ganz wenig. Es kam eine Freundinn zu Lotten, und ich ging herein in's Nebenzimmer, ein Buch zu nehmen, und konnte nicht leſen, und dann nahm ich eine Feder zu ſchreiben. Ich hörte ſie leiſe reden; ſie erzählten einander unbedeutende Sachen, Stadtneuigkeiten: Wie dieſe heirathet, wie jene krank, ſehr krank iſt; ſie hat einen trocknen Huſten, die Knochen ſiehn ihr zum Geſicht heraus, und kriegt Ohnmachten; ich gebe keinen Kreuzer für ihr Leben, ſagte die eine. Der N. N. iſt auch ſo übel dran, ſagte Lotte. Er iſt geſchwollen, ſagte die andere. — Und meine lebhafte Einbildungskraft verſetzte mich an's Bett dieſer Armen; ich

ſah

ſah ſie, mit welchem Widerwillen ſie dem Leben den Rücken wandten, wie ſie — Wilhelm! und meine Weibchen redeten davon, wie man eben davon redet — daß ein Fremder ſtirbt. — Und wenn ich mich umſehe, und ſehe das Zimmer an, und rings um mich herum Lottens Kleider, und Alberts Scripturen, und dieſe Meubeln, denen ich nun ſo befreundet bin, ſogar dieſem Dintenfaſſe, und denke: Siehe, was du nun dieſem Hauſe biſt! Alles in allem. Deine Freunde ehren dich! du machſt oft ihre Freude, und deinem Herzen ſcheint es, als wenn es ohne ſie nicht ſeyn könnte; und doch — wenn du nun gingſt, wenn du aus dieſem Kreiſe ſchiedeſt? würden ſie, wie lange würden ſie die Lücke fühlen, die dein Verluſt in ihr Schickſal reißt? wie lange? — O ſo vergänglich iſt der Menſch, daß er auch da, wo er ſeines Daſeyns eigentliche Gewißheit hat, da, wo er den einzigen wahren Eindruck ſeiner Gegenwart macht, in dem Andenken, in der Seele ſeiner Lieben, daß er auch da verlöſchen, verſchwinden muß, und das ſo bald!

Am 27. October.

Ich möchte mir oft die Bruſt zerreiſſen, und das Gehirn einſtoßen, daß man einander ſo wenig ſeyn kann. Ach die Liebe, Freude, Wärme und Wonne, die ich nicht hinzu bringe, wird mir der andere nicht geben,

und mit einem ganzen Herzen voll Seligkeit, werde ich den andern nicht beglücken, der kalt und kraftlos vor mir steht.

Am 27. October Abends.

Ich habe so viel, und die Empfindung an ihr verschlingt alles; ich habe so viel, und ohne sie wird mir alles zu nichts.

Am 30. October.

Wenn ich nicht schon hundertmal auf dem Puncte gestanden bin, ihr um den Hals zu fallen! Weiß der große Gott, wie einem das thut, so viele Liebenswürdigkeit vor einem herumkreuzen zu sehen und nicht zugreifen zu dürfen; und das Zugreifen ist doch der natürlichste Trieb der Menschheit! Greifen die Kinder nicht nach allem, was ihnen in den Sinn fällt? — Und ich?

Am 3. November.

Weiß Gott! ich lege mich so oft zu Bette, mit dem Wunsche, ja manchmal mit der Hoffnung, nicht wieder zu erwachen: und Morgens schlage ich die Augen auf, sehe die Sonne wieder, und bin elend. O daß ich launisch seyn könnte, könnte die Schuld auf's Wetter, auf einen dritten, auf eine fehlgeschlagene Unterneh-

nung ſchieben, ſo würde die unerträgliche Laſt des Unwillens doch nur halb auf mir ruhen. Wehe mir! ich fühle zu wahr, daß an mir allein alle Schuld liegt, — nicht Schuld! Genug, daß in mir die Quelle alles Elendes verborgen iſt, wie ehemals die Quelle aller Seligkeit. Bin ich nicht noch eben derſelbe, der ehemals in aller Fülle der Empfindung herumſchwebte, dem auf jedem Tritte ein Paradies folgte, der ein Herz hatte, eine ganze Welt liebevoll zu umfaſſen? Und dieß Herz iſt jetzt todt, aus ihm fließen keine Entzückungen mehr, meine Augen ſind trocken, und meine Sinne, die nicht mehr von erquickenden Thränen gelabt werden, ziehen ängſtlich meine Stirn zuſammen. Ich leide viel, denn ich habe verloren, was meines Lebens einzige Wonne war, die heilige belebende Kraft, mit der ich Welten um mich ſchuf; ſie iſt dahin! — Wenn ich zu meinem Fenſter hinaus an den fernen Hügel ſehe, wie die Morgenſonne über ihn her den Nebel durchbricht, und den ſtillen Wieſengrund beſcheint, und der ſanfte Fluß zwiſchen ſeinen entblätterten Weiden zu mir herſchlängelt, — o! wenn da dieſe herrliche Natur ſo ſtarr vor mir ſteht, wie ein lackirtes Bildchen, und alle die Wonne keinen Tropfen Seligkeit aus meinem Herzen herauf in das Gehirn pumpen kann, und der ganze Kerl vor Gottes Angeſicht ſteht wie ein verſiegter Brunn, wie ein verlechzter Eimer. Ich habe mich oft auf den Boden geworfen, und Gott um Thränen gebeten, wie ein Ackersmann

um Regen, wenn der Himmel ehern über ihm iſt, und um ihn die Erde verdürſtet.

Aber ach! ich fühle es, Gott gibt Regen und Sonnenſchein nicht unſerm ungeſtümen Bitten, und jene Zeiten, deren Andenken mich quält, warum waren ſie ſo ſelig? als weil ich mit Geduld ſeinen Geiſt erwartete, und die Wonne, die er über mich ausgoß, mit ganzem, innigdankbarem Herzen aufnahm.

Am 8. November.

Sie hat mir meine Exceſſe vorgeworfen! ach, mit ſo viel Liebenswürdigkeit! Meine Exceſſe, daß ich mich manchmal von einem Glaſe Wein verleiten laſſe, eine Bouteille zu trinken. Thun Sie es nicht! ſagte ſie, denken Sie an Lotten! — Denken! ſagte ich, brauchen Sie mir das zu heißen? Ich denke! — ich denke nicht! Sie ſind immer vor meiner Seele. Heute ſaß ich an dem Flecke, wo Sie neulich aus der Kutſche ſtiegen — Sie redete was anders, um mich nicht tiefer in den Text kommen zu laſſen. Beſter! ich bin dahin! ſie kann mit mir machen, was ſie will.

Am 15. November.

Ich danke dir, Wilhelm, für deinen herzlichen Antheil, für deinen wohlmeinenden Rath, und bitte dich, ruhig

zu ſeyn. Laß mich ausdulden; ich habe bey aller meiner Mühſeligkeit noch Kraft genug durchzuſetzen. Ich ehre die Religion, das weißt du, ich fühle, daß ſie manchem Ermatteten Stab, manchem Verſchmachtenden Erquickung iſt. Nur — kann ſie denn, muß ſie denn das einem jeden ſeyn? Wenn du die große Welt anſiehſt, ſo ſiehſt du Tauſende, denen ſie es nicht war, Tauſende, denen ſie es nicht ſeyn wird, gepredigt oder ungepredigt, und muß ſie mir es denn ſeyn? Sagt nicht ſelbſt der Sohn Gottes, daß die um ihn ſeyn würden, die ihm der Vater gegeben hat? Wenn ich ihm nun nicht gegeben bin? wenn mich nun der Vater für ſich behalten will, wie mir mein Herz ſagt? — Ich bitte dich, lege das nicht falſch aus; ſieh nicht etwa Spott in dieſen unſchuldigen Worten; es iſt meine ganze Seele, die ich dir vorlege; ſonſt wollte ich lieber, ich hätte geſchwiegen: wie ich denn über alles das, wovon jedermann ſo wenig weiß als ich, nicht gerne ein Wort verliere. Was iſt es anders als Menſchenſchickſal, ſein Maß auszuleiden, ſeinen Becher auszutrinken? — Und ward der Kelch dem Gott vom Himmel auf ſeiner Menſchenlippe zu bitter, warum ſoll ich groß thun, und mich ſtellen, als ſchmeckte er mir ſüß? Und warum ſollte ich mich ſchämen, in dem ſchrecklichen Augenblick, da mein ganzes Weſen zwiſchen Seyn und Nichtſeyn zittert, da die Vergangenheit wie ein Blitz über dem finſtern Abgrunde der Zukunft leuchtet, und alles um mich her verſinkt,

und mit mir die Welt untergeht — Iſt es da nicht die Stimme der ganz in ſich gedrängten, ſich ſelbſt ermangelnden, und unaufhaltſam hinabſtürzenden Kreatur, in den innern Tiefen ihrer vergebens aufarbeitenden Kräfte zu knirſchen: Mein Gott! mein Gott! warum haſt du mich verlaſſen? Und ſollt' ich mich des Ausdruckes ſchämen, ſollte mir es vor dem Augenblicke bange ſeyn, da ihm der nicht entging, der die Himmel zuſammenrollt, wie ein Tuch?

Am 21. November.

Sie ſieht nicht, ſie fühlt nicht, daß ſie einen Gift bereitet, der mich und ſie zu Grunde richten wird; und ich, mit voller Wolluſt ſchlürfe den Becher aus, den ſie mir zu meinem Verderben reicht. Was ſoll der gütige Blick, mit dem ſie mich oft — oft? — nein, nicht oft, aber doch manchmal anſieht, die Gefälligkeit, womit ſie einen unwillkührlichen Ausdruck meines Gefühles aufnimmt, das Mitleiden mit meiner Duldung, das ſich auf ihrer Stirne zeichnet?

Geſtern, als ich wegging, reichte ſie mir die Hand, und ſagte: Adieu, lieber Werther! — Lieber Werther! Es war das erſtemal, daß ſie mich Lieber hieß, und es ging mir durch Mark und Bein. Ich habe es mir hundertmal wiederholt, und geſtern Nacht, da ich zu Bette

gehen wollte, und mit mir ſelbſt allerley ſchwatzte, ſagte ich ſo auf einmal: Gute Nacht, lieber Werther! und mußte hernach ſelbſt über mich lachen.

Am 22. November.

Ich kann nicht beten: Laß mir ſie! und doch kommt ſie mir oft als die Meine vor. Ich kann nicht beten: Gib mir ſie! denn ſie iſt eines andern. Ich witzle mich mit meinen Schmerzen herum; wenn ich mir's nachließe, es gäbe eine ganze Litaney von Antitheſen.

Am 24. November.

Sie fühlt, was ich dulde. Heute iſt mir ihr Blick tief durch's Herz gedrungen. Ich fand ſie allein; ich ſagte nichts, und ſie ſah mich an. Und ich ſah nicht mehr in ihr die liebliche Schönheit, nicht mehr das Leuchten des trefflichen Geiſtes, das war alles vor meinen Augen verſchwunden. Ein weit herrlicherer Blick wirkte auf mich, voll Ausdruck des innigſten Antheils, des ſüßeſten Mitleidens. Warum durfte ich mich nicht ihr zu Füßen werfen? warum durfte ich nicht an ihrem Halſe mit tauſend Küſſen antworten? Sie nahm ihre Zuflucht zum Klavier, und hauchte mit ſüßer, leiſer Stimme harmoniſche Laute zu ihrem Spiele. Nie habe ich ihre Lippen ſo reizend geſehen; es war, als wenn ſie

ſich lechzend öffneten, jene ſüßen Töne in ſich zu ſchlürfen, die aus dem Inſtrument hervorquollen, und nur der himmliſche Wiederſchall aus dem reinen Munde zurückklänge. — Ja, wenn ich dir das ſo ſagen könnte! — Ich widerſtand nicht länger, neigte mich und ſchwur: nie will ich es wagen einen Kuß euch aufzudrücken, Lippen! auf denen die Geiſter des Himmels ſchweben. — Und doch — ich will — Ha! ſiehſt du, das ſteht wie eine Scheidewand vor meiner Seele — dieſe Seligkeit — und dann untergegangen, dieſe Sünde abzubüßen — Sünde?

Am 26. November.

Manchmal ſag' ich mir: Dein Schickſal iſt einzig; preiſe die übrigen glücklich — ſo iſt noch keiner gequält worden. Dann leſe ich einen Dichter der Vorzeit, und es iſt mir, als ſäh' ich in mein eignes Herz. Ich habe ſo viel auszuſtehen! Ach ſind denn Menſchen vor mir ſchon ſo elend geweſen?

Am 30. November.

Ich ſoll, ich ſoll nicht zu mir ſelbſt kommen! wo ich hintrete, begegnet mir eine Erſcheinung, die mich aus aller Faſſung bringt. Heute! o Schickſal! o Menſchheit!

Ich gehe an dem Waſſer hin in der Mittagsſtunde, ich hatte keine Luſt zu eſſen. Alles war öde, ein naßkalter Abendwind blies vom Berge, und die grauen Regenwolken zogen das Thal hinein. Von fern ſah' ich einen Menſchen in einem grünen, ſchlechten Rocke, der zwiſchen den Felſen herumkrabbelte, und Kräuter zu ſuchen ſchien. Als ich näher zu ihm kam, und er ſich auf das Geräuſch, das ich machte, herumdrehte, ſahe ich eine intereſſante Phyſiognomie, darin eine ſtille Trauer den Hauptzug machte, die aber ſonſt nichts, als einen geraden guten Sinn ausdrückte; ſeine ſchwarzen Haare waren mit Nadeln in zwey Rollen geſteckt, und die übrigen in einen ſtarken Zopf geflochten, der ihm den Rücken herunter hing. Da mir ſeine Kleidung einen Menſchen von geringem Stande zu bezeichnen ſchien, glaubte ich, er würde es nicht übel nehmen, wenn ich auf ſeine Beſchäftigung aufmerkſam wäre, und daher fragte ich ihn, was er ſuchte? Ich ſuche, antwortete er mit einem tiefen Seufzer, Blumen — und finde keine. — Das iſt auch die Jahrszeit nicht, ſagte ich lächelnd. — Es gibt ſo viele Blumen, ſagte er, indem er zu mir herunter kam. In meinem Garten ſind Roſen und Jelänger-jelieber zweyerley Sorten, eine hat mir mein Vater gegeben, ſie wachſen wie Unkraut; ich ſuche ſchon zwey Tage darnach, und kann ſie nicht finden. Da haußen ſind auch immer Blumen, gelbe und blaue und rothe, und das Tauſendgüldenkraut hat ein ſchönes

Blümchen. Keines kann ich finden. — Ich merkte was unheimliches, und drum fragte ich durch einen Umweg: Was will Er denn mit den Blumen? Ein wunderbares zuckendes Lächeln verzog sein Geſicht. — Wenn Er mich nicht verrathen will, ſagte er, indem er den Finger auf den Mund drückte, ich habe meinem Schatz einen Strauß verſprochen. Das iſt brav, ſagte ich. O, ſagte er, ſie hat viel andere Sachen, ſie iſt reich. — Und doch hat ſie ſeinen Strauß lieb, verſetzte ich. O! fuhr er fort, ſie hat Juwelen und eine Krone. — Wie heißt ſie denn? — Wenn mich die Generalſtaaten bezahlen wollten, verſetzte er, ich wär' ein anderer Menſch! Ja es war einmal eine Zeit, da mir es ſo wohl war! Jetzt iſt es aus mit mir. Ich bin nun — Ein naſſer Blick zum Himmel drückte alles aus. Er war alſo glücklich? fragte ich: — Ach ich wollte, ich wäre wieder ſo! ſagte er. Da war mir es ſo wohl, ſo luſtig, ſo leicht, wie einem Fiſche im Waſſer! — Heinrich! rief eine alte Frau, die den Weg herkam, Heinrich, wo ſteckſt du? wir haben dich überall geſucht, komm zum Eſſen — Iſt das Euer Sohn? fragt' ich, zu ihr tretend. Wohl, mein armer Sohn! verſetzte ſie. Gott hat mir ein ſchweres Kreuz aufgelegt. Wie lange iſt er ſo? fragte ich. So ſtille, ſagte ſie, iſt er nun ein halbes Jahr. Gott ſey Dank, daß er nur ſo weit iſt; vorher war er ein ganzes Jahr raſend, da hat er an Ketten im Tollhauſe gelegen. Jetzt thut er niemand nichts, nur hat

er immer mit Königen und Kaiſern zu ſchaffen. Er war ein ſo guter, ſtiller Menſch, der mich ernähren half, ſeine ſchöne Hand ſchrieb, und auf einmal wird er tiefſinnig, fällt in ein hitziges Fieber, daraus in Raſerey, und nun iſt er, wie Sie ihn ſehen. Wenn ich Ihm erzählen ſollte, Herr — Ich unterbrach den Strom ihrer Worte mit der Frage: was war denn das für eine Zeit, von der er rühmt, daß er ſo glücklich, ſo wohl darin geweſen ſey? Der thörichte Menſch! rief ſie mit mitleidigem Lächeln, da meynt er die Zeit, da er von ſich war, das rühmt er immer; das iſt die Zeit, da er im Tollhauſe war, wo er nichts von ſich wußte. — Das fiel mir auf, wie ein Donnerſchlag; ich drückte ihr ein Stück Geld in die Hand, und verließ ſie eilend.

Da du glücklich warſt! rief ich aus, ſchnell vor mich hin nach der Stadt zu gehend, da dir es wohl war, wie einem Fiſch im Waſſer! — Gott im Himmel! Haſt du das zum Schickſale der Menſchen gemacht, daß ſie nicht glücklich ſind, als ehe ſie zu ihrem Verſtande kommen, und wenn ſie ihn wieder verlieren! — Elender! und auch wie beneide ich deinen Trübſinn, die Verwirrung deiner Sinne, in der du verſchmachteſt! Du gehſt hoffnungsvoll aus, deiner Königinn Blumen zu pflücken — im Winter — und trauerſt, da du keine findeſt, und begreifſt nicht, warum du keine finden kannſt. Und ich — und ich gehe ohne Hoffnung, ohne Zweck heraus, und kehre wieder heim, wie ich gekom-

men bin. — Du wähnst, welcher Mensch du seyn würdest, wenn die Generalstaaten dich bezahlten. Seliges Geschöpf! das den Mangel seiner Glückseligkeit einer irdischen Hinderniß zuschreiben kann. Du fühlst nicht! du fühlst nicht, daß in deinem zerstörten Herzen, in deinem zerrütteten Gehirne dein Elend liegt, wovon alle Könige der Erde dir nicht helfen können.

Müsse der trostlos umkommen, der eines Kranken spottet, der nach der entferntesten Quelle reist, die seine Krankheit vermehren, sein Ausleben schmerzhafter machen wird! der sich über das bedrängte Herz erhebt, das, um seine Gewissensbisse los zu werden, und die Leiden seiner Seele abzuthun, eine Pilgrimschaft nach dem heiligen Grabe thut. Jeder Fußtritt, der seine Sohlen auf ungebahntem Wege durchschneidet, ist ein Linderungstropfen der geängsteten Seele, und mit jeder ausgedauerten Tagereise legt sich das Herz um viele Bedrängnisse leichter nieder. — Und dürft ihr das Wahn nennen, ihr Wortkrämer auf euren Polstern? — Wahn! — O Gott! du siehst meine Thränen! Mußtest du, der du den Menschen arm genug erschufst, ihm auch Brüder zugeben, die ihm das Bißchen Armuth, das Bißchen Vertrauen noch raubten, das er auf dich hat, auf dich, du Alliebender! Denn das Vertrauen zu einer heilenden Wurzel, zu den Thränen des Weinstockes, was ist es, als Vertrauen zu Dir, daß du in alles, was uns umgibt, Heil- und Linderungskraft gelegt hast, der wir so

ſtündlich bedürfen? Vater! den ich nicht kenne! Vater! der ſonſt meine ganze Seele füllte, und nun ſein Angeſicht von mir gewendet hat! rufe mich zu dir! ſchweige nicht länger! dein Schweigen wird dieſe dürſtende Seele nicht aufhalten. — Und würde ein Menſch, ein Vater zürnen können, dem ſein unvermuthet rückkehrender Sohn um den Hals fiele und rieſe: Ich bin wieder da, mein Vater! Zürne nicht, daß ich die Wanderſchaft abbreche, die ich nach deinem Willen länger aushalten ſollte. Die Welt iſt überall einerley, auf Mühe und Arbeit, Lohn und Freude; aber was ſoll mir das? mir iſt nur wohl, wo du biſt, und vor deinem Angeſichte will ich leiden und genieſſen. — Und du, lieber himmliſcher Vater, ſollteſt ihn von dir weiſen?

Am 1. December.

Wilhelm! der Menſch, von dem ich dir ſchrieb, der glückliche Unglückliche, war Schreiber bey Lottens Vater, und eine Leidenſchaft zu ihr, die er nährte, verbarg, entdeckte, und worüber er aus dem Dienſt geſchickt wurde, hat ihn raſend gemacht. Fühle, bey dieſen trocknen Worten, mit welchem Unſinne mich die Geſchichte ergriffen hat, da mir ſie Albert eben ſo gelaſſen erzählte, als du ſie vielleicht lieſeſt.

Am 4. December.

Ich bitte dich — Siehſt du, mit mir iſt's aus, ich trag' es nicht länger! Heute ſaß ich bey ihr — ſaß, ſie ſpielte auf ihrem Klavier, mannichfaltige Melodien, und all den Ausdruck! all! — all! — Was willſt du? — Ihr Schweſterchen putzte ihre Puppe auf meinem Knie. Mir kamen die Thränen in die Augen. Ich neigte mich, und ihr Trauring fiel mir in's Geſicht — meine Thränen floſſen — Und auf einmal fiel ſie in die alte himmelſüße Melodie ein, ſo auf einmal, und mir durch die Seele gehn ein Troſtgefühl, und eine Erinnerung des Vergangenen, der Zeiten, da ich das Lied gehört, der düſtern Zwiſchenräume, des Verdruſſes, der fehlgeſchlagenen Hoffnungen, und dann — Ich ging in der Stube auf und nieder, mein Herz erſtickte unter dem Zudringen. Um Gottes willen, ſagte ich, mit einem heftigen Ausbruch hin gegen ſie fahrend, um Gottes willen, hören Sie auf! Sie hielt, und ſah mich ſtarr an. Werther, ſagte ſie mit einem Lächeln, das mir durch die Seele ging, Werther, Sie ſind ſehr krank, Ihre Lieblingsgerichte widerſtehen Ihnen. Gehn Sie! Ich bitte Sie, beruhigen Sie ſich. Ich riß mich von ihr weg, und — Gott! du ſiehſt mein Elend, und wirſt es enden.

Am 6. December.

Wie mich die Geſtalt verfolgt! Wachend und träumend füllt ſie meine ganze Seele! Hier, wenn ich die Augen ſchließe, hier in meiner Stirne, wo die innere Sehkraft ſich vereinigt, ſtehn ihre ſchwarzen Augen. Hier! ich kann dir es nicht ausdrücken. Mache ich meine Augen zu, ſo ſind ſie da; wie ein Abgrund ruhen ſie vor mir, in mir, füllen die Sinne meiner Stirn.

Was iſt der Menſch, der geprieſene Halbgott! Ermangeln ihm nicht eben da die Kräfte, wo er ſie am nöthigſten braucht? Und wenn er in Freude ſich aufſchwingt, oder im Leiden verſinkt, wird er nicht in beyden eben da aufgehalten, eben da zu dem ſtumpfen, kalten Bewußtſeyn wieder zurückgebracht, da er ſich in der Fülle des Unendlichen zu verlieren ſehnte?

Der Herausgeber an den Leſer.

Wie ſehr wünſcht' ich, daß uns von den letzten merkwürdigen Tagen unſers Freundes ſo viel eigenhändige Zeugniſſe übrig geblieben wären, daß ich nicht nöthig hätte, die Folge ſeiner hinterlaßnen Briefe durch Erzählung zu unterbrechen.

Ich habe mir angelegen ſeyn laſſen, genaue Nachrichten aus dem Munde derer zu ſammeln, die von ſeiner Geſchichte wohl unterrichtet ſeyn konnten; ſie iſt einfach, und es kommen alle Erzählungen davon bis auf wenige Kleinigkeiten mit einander überein; nur über die Sinnesarten der handelnden Perſonen ſind die Meynungen verſchieden, und die Urtheile getheilt.

Was bleibt uns übrig, als dasjenige, was wir mit wiederholter Mühe erfahren können, gewiſſenhaft zu erzählen; die von dem Abſcheidenden hinterlaßnen Briefe einzuſchalten, und das kleinſte aufgefundene Blättchen nicht gering zu achten; zumal, da es ſo ſchwer iſt, die eigenſten, wahren Triebfedern auch nur einer einzelen Handlung zu entdecken, wenn ſie unter Menſchen vorgeht, die nicht gemeiner Art ſind.

Unmuth und Unluſt hatten in Werthers Seele immer tiefer Wurzel geſchlagen, ſich feſter unter einander ver-

verſchlungen und ſein ganzes Weſen nach und nach eingenommen. Die Harmonie ſeines Geiſtes war völlig zerſtört, eine innerliche Hitze und Heftigkeit, die alle Kräfte ſeiner Natur durch einander arbeitete, brachte die widrigſten Wirkungen hervor, und ließ ihm zuletzt nur eine Ermattung übrig, aus der er noch ängſtlicher empor ſtrebte, als er mit allen Uebeln bisher gekämpft hatte. Die Beängſtigung ſeines Herzens zehrte die übrigen Kräfte ſeines Geiſtes, ſeine Lebhaftigkeit, ſeinen Scharfſinn auf, er ward ein trauriger Geſellſchafter, immer unglücklicher und immer ungerechter, je unglücklicher er ward. Wenigſtens ſagen dieß Alberts Freunde; ſie behaupten, daß Werther einen reinen, ruhigen Mann, der nun eines lang gewünſchten Glückes theilhaftig geworden, und ſein Betragen, ſich dieſes Glück auch auf die Zukunft zu erhalten, nicht habe beurtheilen können, er, der gleichſam mit jedem Tage ſein ganzes Vermögen verzehrte, um an dem Abend zu leiden und zu darben. Albert, ſagen ſie, hatte ſich in ſo kurzer Zeit nicht verändert, er war noch immer derſelbige, den Werther ſo vom Anfang her kannte, ſo ſehr ſchätzte und ehrte. Er liebte Lotten über alles, er war ſtolz auf ſie, und wünſchte ſie auch von jedermann als das herrlichſte Geſchöpf anerkannt zu wiſſen. War es ihm daher zu verdenken, wenn er auch jeden Schein des Verdachtes abzuwenden wünſchte, wenn er in dem Augenblicke mit niemand dieſen köſtlichen Beſitz auch auf

die unſchuldigſte Weiſe zu theilen, Luſt hatte? Sie geſtehen ein, daß Albert oft das Zimmer ſeiner Frau verlaſſen, wenn Werther bey ihr war, aber nicht aus Haß noch Abneigung gegen ſeinen Freund, ſondern nur, weil er gefühlt habe, daß dieſer von ſeiner Gegenwart gedruckt ſey.

Lottens Vater war von einem Uebel befallen worden, das ihn in der Stube hielt, er ſchickte ihr ſeinen Wagen, und ſie fuhr hinaus. Es war ein ſchöner Wintertag, der erſte Schnee war ſtark gefallen, und deckte die ganze Gegend.

Werther ging ihr den andern Morgen nach, um, wenn Albert ſie nicht abzuholen käme, ſie herein zu begleiten.

Das klare Wetter konnte wenig auf ſein trübes Gemüth wirken, ein dumpfer Druck lag auf ſeiner Seele, die traurigen Bilder hatten ſich bey ihm feſtgeſetzt, und ſein Gemüth kannte keine Bewegung, als von einem ſchmerzlichen Gedanken zum andern.

Wie er mit ſich in ewigem Unfrieden lebte, ſchien ihm auch der Zuſtand andrer nur bedenklicher und verworrener, er glaubte, das ſchöne Verhältniß zwiſchen Albert und ſeiner Gattinn geſtört zu haben, er machte ſich Vorwürfe darüber, in die ſich ein heimlicher Unwille gegen den Gatten miſchte.

Seine Gedanken fielen auch unterwegs auf dieſen Gegenſtand. Ja, ja, ſagte er zu ſich ſelbſt, mit heim-

lichem Zähnknirſchen: das iſt der vertraute, freundliche, zärtliche, an allem theilnehmende Umgang, die ruhige, dauernde Treue! Sattigkeit iſt's und Gleichgültigkeit! Zieht ihn nicht jedes elende Geſchäft mehr an, als die theure, köſtliche Frau? Weiß er ſein Glück zu ſchätzen? Weiß er ſie zu achten, wie ſie es verdient? Er hat ſie, nun gut er hat ſie — Ich weiß das, wie ich was anders auch weiß, ich glaube an den Gedanken gewöhnt zu ſeyn, er wird mich noch raſend machen, er wird mich noch umbringen — Und hat denn die Freundſchaft zu mir Stich gehalten? Sieht er nicht in meiner Anhänglichkeit an Lotten ſchon einen Eingriff in ſeine Rechte, in meiner Aufmerkſamkeit für ſie einen ſtillen Vorwurf? Ich weiß es wohl, ich fühl' es, er ſieht mich ungern, er wünſcht meine Entfernung, meine Gegenwart iſt ihm beſchwerlich.

Oft hielt er ſeinen raſchen Schritt an, oft ſtand er ſtille, und ſchien umkehren zu wollen; allein er richtete ſeinen Gang immer wieder vorwärts, und war mit dieſen Gedanken und Selbſtgeſprächen endlich gleichſam wider Willen bey dem Jagdhauſe angekommen.

Er trat in die Thür, fragte nach dem Alten und nach Lotten, er fand das Haus in einiger Bewegung. Der ältſte Knabe ſagte ihm, es ſey drüben in Wahlheim ein Unglück geſchehn, es ſey ein Bauer erſchlagen worden! — Es machte das weiter keinen Eindruck auf ihn. — Er trat in die Stube, und fand Lotten beſchäftigt, dem

Alten zuzureden, der ungeachtet ſeiner Krankheit hinüber wollte, um an Ort und Stelle die That zu unterſuchen. Der Thäter war noch unbekannt, man hatte den Erſchlagenen des Morgens vor der Hausthür gefunden, man hatte Muthmaßungen: der Entleibte war Knecht einer Wittwe, die vorher einen andern im Dienſte gehabt, der mit Unfrieden aus dem Hauſe gekommen war.

Da Werther dieſes hörte, fuhr er mit Heftigkeit auf. Iſt's möglich! rief er aus, ich muß hinüber, ich kann nicht einen Augenblick ruhn. Er eilte nach Wahlheim zu, jede Erinnerung ward ihm lebendig, und er zweifelte nicht einen Augenblick, daß jener Menſch die That begangen, den er ſo manchmal geſprochen, der ihm ſo werth geworden war.

Da er durch die Linden mußte, um nach der Schenke zu kommen, wo ſie den Körper hingelegt hatten, entſetzt' er ſich vor dem ſonſt ſo geliebten Plaze. Jene Schwelle, worauf die Nachbarskinder ſo oft geſpielt hatten, war mit Blut beſudelt. Liebe und Treue, die ſchönſten menſchlichen Empfindungen, hatten ſich in Gewalt und Mord verwandelt. Die ſtarken Bäume ſtanden ohne Laub und bereift, die ſchönen Hecken, die ſich über die niedrige Kirchhofmauer wölbten, waren entblättert, und die Grabſteine ſahen mit Schnee bedeckt durch die Lücken hervor.

Als er ſich der Schenke näherte, vor welcher das ganze Dorf verſammelt war, entſtand auf einmal ein Geſchrey. Man erblickte von fern einen Trupp bewaffneter Männer, und ein jeder rief, daß man den Thäter herbeyführe. Werther ſah hin und blieb nicht lange zweifelhaft. Ja! es war der Knecht, der jene Wittwe ſo ſehr liebte, den er vor einiger Zeit mit dem ſtillen Grimme, mit der heimlichen Verzweiflung umhergehend, angetroffen hatte.

Was haſt du begangen, Unglücklicher! rief Werther aus, indem er auf den Gefangnen losging. Dieſer ſah ihn ſtill an, ſchwieg, und verſetzte endlich ganz gelaſſen: „Keiner wird ſie haben, ſie wird keinen haben.“ Man brachte den Gefangnen in die Schenke, und Werther eilte fort.

Durch die entſetzliche, gewaltige Berührung war alles, was in ſeinem Weſen lag, durch einander geſchüttelt worden. Aus ſeiner Trauer, ſeinem Mißmuth, ſeiner gleichgültigen Hingegebenheit, wurde er auf einen Augenblick herausgeriſſen; unüberwindlich bemächtigte ſich die Theilnehmung ſeiner, und es ergriff ihn eine unſägliche Begierde, den Menſchen zu retten. Er fühlte ihn ſo unglücklich, er fand ihn als Verbrecher ſelbſt ſo ſchuldlos, er ſetzte ſich ſo tief in ſeine Lage, daß er gewiß glaubte, auch andere davon zu überzeugen. Schon wünſchte er für ihn ſprechen zu können, ſchon drängte ſich der lebhafteſte Vortrag nach ſeinen Lippen, er eilte

nach dem Jagdhauſe, und konnte ſich unterwegs nicht enthalten, alles das, was er dem Amtmann vorſtellen wollte, ſchon halb laut auszuſprechen.

Als er in die Stube trat, fand er Alberten gegenwärtig, dieß verſtimmte ihn einen Augenblick; doch faßte er ſich bald wieder, und trug dem Amtmann feurig ſeine Geſinnungen vor. Dieſer ſchüttelte einigemal den Kopf, und obgleich Werther mit der größten Lebhaftigkeit, Leidenſchaft und Wahrheit, alles vorbrachte, was ein Menſch zur Entſchuldigung eines Menſchen ſagen kann; ſo war doch, wie ſich's leicht denken läßt, der Amtmann dadurch nicht gerührt. Er ließ vielmehr unſern Freund nicht ausreden, widerſprach ihm eifrig, und tadelte ihn, daß er einen Meuchelmörder in Schutz nehme! er zeigte ihm, daß auf dieſe Weiſe jedes Geſetz aufgehoben, alle Sicherheit des Staats zu Grund gerichtet werde, auch ſetzte er hinzu, daß er in einer ſolchen Sache nichts thun könne, ohne ſich die größte Verantwortung aufzuladen, es müſſe alles in der Ordnung, in dem vorgeſchriebenen Gang gehen.

Werther ergab ſich noch nicht, ſondern bat nur, der Amtmann möchte durch die Finger ſehn, wenn man dem Menſchen zur Flucht behülflich wäre! Auch damit wies ihn der Amtmann ab. Albert, der ſich endlich in's Geſpräch miſchte, trat auch auf des Alten Seite: Werther wurde überſtimmt, und mit einem entſetzlichen Leiden machte er ſich auf den Weg, nachdem ihm der

Amtmann einigemal gesagt hatte: Nein, er ist nicht zu retten!

Wie sehr ihm diese Worte aufgefallen seyn müssen, sehn wir aus einem Zettelchen, das sich unter seinen Papieren fand, und das gewiß an dem nähmlichen Tage geschrieben worden:

„Du bist nicht zu retten, Unglücklicher! ich sehe wohl, daß wir nicht zu retten sind."

Was Albert zuletzt über die Sache des Gefangenen in Gegenwart des Amtmanns gesprochen, war Werthern höchst zuwider gewesen: er glaubte einige Empfindlichkeit gegen sich darin bemerkt zu haben, und wenn gleich bey mehrerem Nachdenken seinem Scharfsinne nicht entging, daß beyde Männer recht haben möchten; so war es ihm doch, als ob er seinem innersten Daseyn entsagen müßte, wenn er es gestehen, wenn er es zugeben sollte.

Ein Blättchen, das sich darauf bezieht, das vielleicht sein ganzes Verhältniß zu Albert ausdrückt, finden wir unter seinen Papieren.

„Was hilft es, daß ich mir's ſage und wieder ſage, er iſt brav und gut, aber es zerreißt mir mein inneres Eingeweide; ich kann nicht gerecht ſeyn."

Weil es ein gelinder Abend war, und das Wetter anfing ſich zum Thauen zu neigen, ging Lotte mit Alberten zu Fuße zurück. Unterwegs ſah ſie ſich hier und da um, eben, als wenn ſie Werthers Begleitung vermißte. Albert fing von ihm an zu reden, er tadelte ihn, indem er ihm Gerechtigkeit widerfahren ließ. Er berührte ſeine unglückliche Leidenſchaft und wünſchte, daß es möglich ſeyn möchte ihn zu entfernen. Ich wünſch' es auch um unſertwillen, ſagt' er, und ich bitte dich, fuhr er fort, ſiehe zu, ſeinem Betragen gegen dich eine andere Richtung zu geben, ſeine öftern Beſuche zu vermindern. Die Leute werden aufmerkſam, und ich weiß, daß man hier und da drüber geſprochen hat. Lotte ſchwieg, und Albert ſchien ihr Schweigen empfunden zu haben, wenigſtens ſeit der Zeit erwähnte er Werthers nicht mehr gegen ſie, und wenn ſie ſeiner erwähnte, ließ er das Geſpräch fallen, oder lenkte es wo anders hin.

Der vergebliche Verſuch, den Werther zur Rettung des Unglücklichen gemacht hatte, war das letzte Auflodern der Flamme eines verlöſchenden Lichtes; er verſank nur deſto tiefer in Schmerz und Unthätigkeit; beſonders kam er faſt außer ſich, als er hörte, daß man ihn viel-

leicht gar zum Zeugen gegen den Menſchen, der ſich nun auf's Läugnen legte, auffordern könnte.

Alles was ihm Unangenehmes jemals in ſeinem wirkſamen Leben begegnet war, der Verdruß bey der Geſandtſchaft, alles was ihm ſonſt mißlungen war, was ihn je gekränkt hatte, ging in ſeiner Seele auf und nieder. Er fand ſich durch alles dieſes wie zur Unthätigkeit berechtigt, er fand ſich abgeſchnitten von aller Ausſicht, unfähig, irgend eine Handhabe zu ergreifen, mit denen man die Geſchäfte des gemeinen Lebens anfaßt, und ſo ruckte er endlich, ganz ſeiner wunderbaren Empfindung, Denkart, und einer endloſen Leidenſchaft hingegeben, in dem ewigen Einerley eines traurigen Umgangs mit dem liebenswürdigen und geliebten Geſchöpfe, deſſen Ruhe er ſtörte, in ſeine Kräfte ſtürmend, ſie ohne Zweck und Ausſicht abarbeitend, immer einem traurigen Ende näher.

Von ſeiner Verworrenheit, Leidenſchaft, von ſeinem raſtloſen Treiben und Streben, von ſeiner Lebensmüde, ſind einige hinterlaßne Briefe die ſtärkſten Zeugniſſe, die wir hier einrücken wollen.

Am 12. December.

„Lieber Wilhelm, ich bin in einem Zuſtande, in dem jene Unglücklichen geweſen ſeyn müſſen, von denen man glaubte, ſie würden von einem böſen Geiſte umher ge-

trieben. Manchmal ergreift mich's; es iſt nicht Angſt, nicht Begier — es iſt ein inneres unbekanntes Toben, das meine Bruſt zu zerreißen droht, das mir die Gurgel zupreßt! Wehe! wehe! und dann ſchweife ich umher in den furchtbaren nächtlichen Scenen dieſer menſchenfeindlichen Jahrszeit.

Geſtern Abend mußte ich hinaus. Es war plötzlich Thauwetter eingefallen, ich hatte gehört, der Fluß ſey übergetreten, alle Bäche geſchwollen, und von Wahlheim herunter mein liebes Thal überſchwemmt! Nachts nach eilfe rannte ich hinaus. Ein fürchterliches Schauſpiel, vom Fels herunter die wühlenden Fluthen in dem Mondlichte wirbeln zu ſehen, über Aecker und Wieſen und Hecken und alles, und das weite Thal hinauf und hinab Eine ſtürmende See im Sauſen des Windes! Und wenn denn der Mond wieder hervortrat, und über der ſchwarzen Wolke ruhte, und vor mir hinaus die Fluth in fürchterlich-herrlichem Wiederſchein rollte und klang: da überfiel mich ein Schauer, und wieder ein Sehnen! Ach mit offnen Armen ſtand ich gegen den Abgrund und athmete hinab! hinab! und verlor mich in der Wonne, meine Qualen, meine Leiden da hinab zu ſtürzen! dahin zu brauſen wie die Wellen! Oh! — und den Fuß vom Boden zu heben vermochteſt du nicht, und alle Qualen zu enden! — Meine Uhr iſt noch nicht ausgelaufen, ich fühle es! O Wilhelm! wie gern hätte ich mein Menſchſeyn drum gegeben, mit jenem Sturmwinde

die Wolken zu zerreißen, die Fluthen zu faſſen! Ha! und wird nicht vielleicht dem Eingekerkerten einmal dieſe Wonne zu Theil? —

Und wie ich wehmüthig hinabſah auf ein Plätzchen, wo ich mit Lotten unter einer Weide geruht, auf einem heißen Spaziergange, — das war auch überſchwemmt, und kaum daß ich die Weide erkannte! Wilhelm. Und ihre Wieſen, dachte ich, die Gegend um ihr Jagdhaus! wie verſtört jetzt vom reißenden Strom unſere Laube! dacht' ich. Und der Vergangenheit Sonnenſtrahl blickte herein, wie einem Gefangenen ein Traum von Herden, Wieſen und Ehrenämtern! Ich ſtand! — Ich ſchelte mich nicht, denn ich habe Muth zu ſterben. — Ich hätte — Nun ſitze ich hier, wie ein altes Weib, das ihr Holz von Zäunen ſtoppelt und ihr Brod an den Thüren, um ihr hinſterbendes, freudeloſes Daſeyn noch einen Augenblick zu verlängern und zu erleichtern."

Den 14. December.

„Was iſt das, mein Lieber? Ich erſchrecke vor mir ſelbſt! Iſt nicht meine Liebe zu ihr die heiligſte, reinſte, brüderlichſte Liebe? Habe ich jemals einen ſtrafbaren Wunſch in meiner Seele gefühlt? — Ich will nicht betheuern — Und nun, Träume! O wie wahr fühlten die Menſchen, die ſo widerſprechende Wirkungen fremden Mächten zuſchrieben! Dieſe Nacht! ich zittre es zu

ſagen, hielt ich ſie in meinen Armen, feſt an meinen Buſen gedrückt, und deckte ihren liebelispelnden Mund mit unendlichen Küſſen; mein Auge ſchwamm in der Trunkenheit des ihrigen! Gott! bin ich ſtrafbar, daß ich auch jetzt noch eine Seligkeit fühle, mir dieſe glühenden Freuden mit voller Innigkeit zurück zu rufen? Lotte! Lotte! — Und mit mir iſt es aus! meine Sinnen verwirren ſich, ſchon acht Tage habe ich keine Beſinnungskraft mehr, meine Augen ſind voll Thränen; ich bin nirgend wohl, und überall wohl; ich wünſche nichts, ich verlange nichts; mir wäre beſſer ich ginge."

Der Entſchluß, die Welt zu verlaſſen, hatte in dieſer Zeit, unter ſolchen Umſtänden in Werthers Seele immer mehr Kraft gewonnen. Seit der Rückkehr zu Lotten war es immer ſeine letzte Ausſicht und Hoffnung geweſen; doch hatte er ſich geſagt, es ſolle keine übereilte, keine raſche That ſeyn, er wolle mit der beſten Ueberzeugung, mit der möglichſt-ruhigen Entſchloſſenheit dieſen Schritt thun.

Seine Zweifel, ſein Streit mit ſich ſelbſt, blicken aus einem Zettelchen hervor, das wahrſcheinlich ein angefangner Brief an Wilhelm iſt, und ohne Datum unter ſeinen Papieren gefunden worden.

„Ihre Gegenwart, ihr Schickſal, ihre Theilnehmung an dem meinigen, preßt noch die letzten Thränen aus meinem verſengten Gehirne.

Den Vorhang aufzuheben und dahinter zu treten! das iſt alles! Und warum das Zaudern und Zagen? Weil man nicht weiß, wie es dahinten ausſieht? und man nicht wiederkehrt? Und daß das nun die Eigenſchaft unſeres Geiſtes iſt, da Verwirrung und Finſterniß zu ahnden, wovon wir nichts beſtimmtes wiſſen."

Endlich ward er mit dem traurigen Gedanken immer mehr verwandt und befreundet, und ſein Vorſatz feſt und unwiederruflich, wovon folgender zweideutige Brief, den er an ſeinen Freund ſchrieb, ein Zeugniß abgibt.

Am 20. December.

„Ich danke deiner Liebe, Wilhelm, daß du das Wort ſo aufgefangen haſt. Ja, du haſt Recht: mir wäre beſſer, ich ginge. Der Vorſchlag, den du zu einer Rückkehr zu euch thuſt, gefällt mir nicht ganz; wenigſtens möchte ich noch gerne einen Umweg machen, beſonders da wir anhaltenden Froſt und gute Wege zu hoffen haben. Auch iſt mir es ſehr lieb, daß du kommen willſt, mich abzuholen; verziehe nur noch vier-

zehn Tage, und erwarte noch einen Brief von mir mit dem weiteren. Es iſt nöthig, daß nichts gepflückt werde, ehe es reif iſt; und vierzehn Tage auf oder ab thun viel. Meiner Mutter ſollſt du ſagen: daß ſie für ihren Sohn beten ſoll, und daß ich ſie um Vergebung bitte, wegen alles Verdruſſes, den ich ihr gemacht habe. Das war nun mein Schickſal, die zu betrüben, denen ich Freude ſchuldig war. Lebwohl, mein Theuerſter! Allen Segen des Himmels über dich! Lebwohl!"

Was in dieſer Zeit in Lottens Seele vorging, wie ihre Geſinnungen gegen ihren Mann, gegen ihren unglücklichen Freund geweſen, getrauen wir uns kaum mit Worten auszudrücken, ob wir uns gleich davon, nach der Kenntniß ihres Charakters, wohl einen ſtillen Begriff machen können, und eine ſchöne weibliche Seele ſich in die ihrige denken und mit ihr empfinden kann.

So viel iſt gewiß, ſie war feſt bey ſich entſchloſſen alles zu thun, um Werthern zu entfernen, und wenn ſie zauderte, ſo war es eine herzliche, freundſchaftliche Schonung, weil ſie wußte, wie viel es ihm koſten, ja, daß es ihm beynahe unmöglich ſeyn würde. Doch ward ſie in dieſer Zeit mehr gedrängt Ernſt zu machen; es ſchwieg ihr Mann ganz über dieß Verhältniß, wie ſie auch immer darüber geſchwiegen hatte, und um ſo

mehr war ihr angelegen, ihm durch die That zu beweiſen, wie ihre Geſinnungen der ſeinigen werth ſeyen.

An demſelben Tage, als Werther den zuletzt eingeſchalteten Brief an ſeinen Freund geſchrieben, es war der Sonntag vor Weihnachten, kam er Abends zu Lotten, und fand ſie allein. Sie beſchäftigte ſich einige Spielwerke in Ordnung zu bringen, die ſie ihren kleinen Geſchwiſtern zum Chriſtgeſchenke zurecht gemacht hatte. Er redete von dem Vergnügen, das die Kleinen haben würden, und von den Zeiten, da einen die unerwartete Oeffnung der Thür und die Erſcheinung eines aufgeputzten Baumes mit Wachslichtern, Zuckerwerk und Aepfeln, in paradieſiſche Entzückung ſetzte. Sie ſollen, ſagte Lotte, indem ſie ihre Verlegenheit unter ein liebes Lächeln verbarg, Sie ſollen auch beſchert kriegen, wenn Sie recht geſchickt ſind; ein Wachsſtöckchen und noch was. — „Und was heißen Sie geſchickt ſeyn? rief er aus; wie ſoll ich ſeyn? wie kann ich ſeyn? beſte Lotte!" Donnerſtag Abend, ſagte ſie, iſt Weihnachtsabend, da kommen die Kinder, mein Vater auch, da kriegt jedes das ſeinige, da kommen Sie auch — aber nicht eher. — Werther ſtutzte. — Ich bitte Sie, fuhr ſie fort, es iſt nun einmal ſo, ich bitte Sie um meiner Ruhe willen, es kann nicht, es kann nicht ſo bleiben. — Er wendete ſeine Augen von ihr, und ging in der Stube auf und ab, und murmelte das: Es kann nicht ſo bleiben; zwiſchen den Zähnen. Lotte, die den ſchreck-

lichen Zustand fühlte, worein ihn diese Worte versetzt hatten, suchte durch allerley Fragen seine Gedanken abzulenken, aber vergebens. „Nein, Lotte, rief er aus, ich werde Sie nicht wieder sehen!" Warum das? versetzte sie, Werther, Sie können, Sie müssen uns wieder sehen, nur mäßigen Sie sich. O, warum mußten Sie mit dieser Heftigkeit, dieser unbezwinglich-haftenden Leidenschaft für alles, was Sie einmal anfassen, geboren werden! Ich bitte Sie, fuhr sie fort, indem sie ihn bey der Hand nahm, mäßigen Sie sich! Ihr Geist, Ihre Wissenschaften, Ihre Talente, was bieten die Ihnen für mannichfaltige Ergetzungen dar? Seyn Sie ein Mann! wenden Sie diese traurige Anhänglichkeit von einem Geschöpf, das nichts thun kann als Sie bedauern. — Er knirrte mit den Zähnen, und sah sie düster an. Sie hielt seine Hand. Nur einen Augenblick ruhigen Sinn, Werther! sagte sie. Fühlen Sie nicht, daß Sie sich betrügen, sich mit Willen zu Grunde richten! Warum denn mich, Werther? just mich, das Eigenthum eines Andern? just das? Ich fürchte, ich fürchte, es ist nur die Unmöglichkeit mich zu besitzen, die Ihnen diesen Wunsch so reizend macht. Er zog seine Hand aus der ihrigen, indem er sie mit einem starren, unwilligen Blick ansah. „Weise! rief er, sehr weise! hat vielleicht Albert diese Anmerkung gemacht? Politisch! sehr politisch!" — Es kann sie jeder machen, versetzte sie drauf. Und sollte denn in der wei-

ten

ten Welt kein Mädchen seyn, das die Wünsche Ihres Herzens erfüllte? Gewinnen Sie's über sich, suchen Sie darnach, und ich schwöre Ihnen, Sie werden sie finden; denn schon lange ängstet mich, für Sie und uns, die Einschränkung, in die Sie sich diese Zeit her selbst gebannt haben. Gewinnen Sie es über sich! eine Reise wird Sie, muß Sie zerstreuen! Suchen Sie, finden Sie einen werthen Gegenstand Ihrer Liebe, und kehren Sie zurück, und lassen Sie uns zusammen die Seligkeit einer wahren Freundschaft genießen.'

„Das könnte man, sagte er mit einem kalten Lachen, drucken lassen, und allen Hofmeistern empfehlen. Liebe Lotte! lassen Sie mir noch ein klein wenig Ruh, es wird alles werden!" — Nur das, Werther, daß Sie nicht eher kommen als Weihnachtsabend! — Er wollte antworten, und Albert trat in die Stube. Man bot sich einen frostigen Guten Abend, und ging verlegen im Zimmer neben einander auf und nieder. Werther fing einen unbedeutenden Discurs an, der bald aus war, Albert desgleichen, der sodann seine Frau nach gewissen Aufträgen fragte, und als er hörte, sie seyen noch nicht ausgerichtet, ihr einige Worte sagte, die Werthern kalt, ja gar hart vorkamen. Er wollte gehen, er konnte nicht, und zauderte bis acht, da sich denn sein Unmuth und Unwillen immer vermehrte, bis der Tisch gedeckt wurde, und er Hut und Stock nahm. Albert lud ihn zu bleiben, er aber, der nur ein unbedeutendes Compli-

ment zu hören glaubte, dankte kalt dagegen, und ging weg.

Er kam nach Hauſe, nahm ſeinem Burſchen, der ihm leuchten wollte, das Licht aus der Hand, und ging allein in ſein Zimmer, weinte laut, redete aufgebracht mit ſich ſelbſt, ging heftig die Stube auf und ab, und warf ſich endlich in ſeinen Kleidern auf's Bette, wo ihn der Bediente fand, der es gegen eilfe wagte hinein zu gehen, um zu fragen, ob er dem Herrn die Stiefeln ausziehen ſollte? das er denn zuließ, und dem Bedienten verbot, den andern Morgen in's Zimmer zu kommen, bis er ihn rufen würde.

Montags früh, den ein und zwanzigſten December, ſchrieb er folgenden Brief an Lotten, den man nach ſeinem Tode verſiegelt auf ſeinem Schreibtiſche gefunden und ihr überbracht hat, und den ich abſatzweiſe hier einrücken will, ſo wie aus den Umſtänden erhellet, daß er ihn geſchrieben habe.

„Es iſt beſchloſſen, Lotte, ich will ſterben, und das ſchreibe ich dir ohne romantiſche Ueberſpannung, gelaſſen, an dem Morgen des Tages, an dem ich dich zum letztenmale ſehen werde. Wenn du dieſes lieſeſt, meine Beſte, deckt ſchon das kühle Grab die erſtarrten Reſte des Unruhigen, Unglücklichen, der für die letzten Augenblicke ſeines Lebens keine größere Süßigkeit weiß, als

ſich mit dir zu unterhalten. Ich habe eine ſchreckliche Nacht gehabt, und ach! eine wohlthätige Nacht. Sie iſt es, die meinen Entſchluß befeſtigt, beſtimmt hat: Ich will ſterben! Wie ich mich geſtern von dir riß, in der fürchterlichen Empörung meiner Sinnen, wie ſich alles das nach meinem Herzen drängte, und mein hoffnungsloſes, freudeloſes Daſeyn neben dir, in gräßlicher Kälte mich anpackte — ich erreichte kaum mein Zimmer, ich warf mich außer mir auf meine Knie, und o Gott! du gewährteſt mir das letzte Labſal der bitterſten Thränen! Tauſend Anſchläge, tauſend Ausſichten wütheten durch meine Seele, und zuletzt ſtand er da, feſt, ganz, der letzte, einzige Gedanke: ich will ſterben! — Ich legte mich nieder, und Morgens in der Ruhe des Erwachens, ſteht er noch feſt, noch ganz ſtark in meinem Herzen: ich will ſterben! — Es iſt nicht Verzweiflung, es iſt Gewißheit, daß ich ausgetragen habe, und daß ich mich opfre für dich. Ja, Lotte! warum ſollte ich es verſchweigen? eins von uns dreyen muß hinweg, und das will ich ſeyn! O meine Beſte! in dieſem zerriſſenen Herzen iſt es wüthend herumgeſchlichen, oft — deinen Mann zu ermorden! — dich! — mich! — So ſey es! — Wenn du hinauf ſteigſt auf den Berg, an einem ſchönen Sommerabende, dann erinnere dich meiner, wie ich ſo oft das Thal herauf kam, und dann blicke nach dem Kirchhofe hinüber nach meinem Grabe, wie der Wind das hohe Gras im Scheine der ſinkenden

Sonne hin und her wiegt — Ich war ruhig, da ich anfing, nun, nun weine ich wie ein Kind, da alles das ſo lebhaft um mich wird" —

Gegen zehn Uhr rief Werther ſeinem Bedienten, und unter dem Anziehen ſagte er ihm; wie er in einigen Tagen verreiſen würde, er ſolle daher die Kleider auskehren, und alles zum Einpacken zurecht machen; auch gab er ihm Befehl, überall Conto's zu fordern, einige ausgeliehene Bücher abzuholen, und einigen Armen, denen er wöchentlich etwas zu geben gewohnt war, ihr Zugetheiltes auf zwey Monate voraus zu bezahlen.

Er ließ ſich das Eſſen auf die Stube bringen, und nach Tiſche ritt er hinaus zum Amtmanne, den er nicht zu Hauſe antraf. Er ging tiefſinnig im Garten auf und ab, und ſchien noch zuletzt alle Schwermuth der Erinnerung auf ſich häufen zu wollen.

Die Kleinen ließen ihn nicht lange in Ruhe, ſie verfolgten ihn, ſprangen an ihm hinauf, erzählten ihm: daß, wenn Morgen, und wieder Morgen, und noch ein Tag wäre, ſie die Chriſtgeſchenke bey Lotten holten, und erzählten ihm Wunder, die ſich ihre kleine Einbildungskraft verſprach. Morgen! rief er aus, und wieder Morgen! und noch ein Tag! und küßte ſie alle herzlich, und wollte ſie verlaſſen, als ihm der Kleine noch etwas in das Ohr ſagen wollte. Der verrieth ihm, die

großen Brüder hätten ſchöne Neujahrswünſche geſchrieben, ſo groß! und einen für den Papa, für Albert und Lotten einen, und auch einen für Herrn Werther; die wollten ſie am Neujahrstage früh überreichen. Das übermannte ihn, er ſchenkte jedem etwas, ſetzte ſich zu Pferde, ließ den Alten grüßen, und ritt mit Thränen in den Augen davon.

Gegen fünf kam er nach Hauſe, befahl der Magd nach dem Feuer zu ſehen, und es bis in die Nacht zu unterhalten. Den Bedienten hieß er Bücher und Wäſche unten in den Koffer packen und die Kleider einnähen. Darauf ſchrieb er wahrſcheinlich folgenden Abſatz ſeines letzten Briefes an Lotten:

„Du erwarteſt mich nicht! du glaubſt, ich würde gehorchen, und erſt Weihnachtsabend dich wiederſehn. O Lotte! heut oder nie mehr. Weihnachtsabend hältſt du dieſes Papier in deiner Hand, zitterſt, und benetzeſt es mit deinen lieben Thränen. Ich will, ich muß! O wie wohl iſt es mir, daß ich entſchloſſen bin."

Lotte war indeß in einen ſonderbaren Zuſtand gerathen. Nach der letzten Unterredung mit Werthern hatte ſie empfunden, wie ſchwer es ihr fallen werde, ſich von

ihm zu trennen, was er leiden würde, wenn er ſich von ihr entfernen ſollte.

Es war wie im Vorübergehn in Alberts Gegenwart geſagt worden, daß Werther vor Weihnachtsabend nicht wieder kommen werde, und Albert war zu einem Beamten in der Nachbarſchaft geritten, mit dem er Geſchäfte abzuthun hatte, und wo er über Nacht ausbleiben muſte.

Sie ſaß nun allein, keins von ihren Geſchwiſtern war um ſie, ſie überließ ſich ihren Gedanken, die ſtille über ihren Verhältniſſen herumſchweiften. Sie ſah ſich nun mit dem Mann auf ewig verbunden, deſſen Liebe und Treue ſie kannte, dem ſie von Herzen zugethan war, deſſen Ruhe, deſſen Zuverläßigkeit recht vom Himmel dazu beſtimmt zu ſeyn ſchien, daß eine wackere Frau das Glück ihres Lebens darauf gründen ſollte, ſie fühlte, was er ihr und ihren Kindern auf immer ſeyn würde. Auf der andern Seite war ihr Werther ſo theuer geworden, gleich von dem erſten Augenblick ihrer Bekanntſchaft an hatte ſich die Uebereinſtimmung ihrer Gemüther ſo ſchön gezeigt, der lange dauernde Umgang mit ihm, ſo manche durchlebte Situationen hatten einen unauslöſchlichen Eindruck auf ihr Herz gemacht. Alles, was ſie intereſſantes fühlte und dachte, war ſie gewohnt mit ihm zu theilen, und ſeine Entfernung drohete in ihr ganzes Weſen eine Lücke zu reißen, die nicht wieder ausgefüllt werden konnte. O, hätte ſie ihn in dem Augenblick zum Bruder umwandeln können! wie glücklich

wäre ſie geweſen! — hätte ſie ihn einer ihrer Freundinnen verheirathen dürfen, hätte ſie hoffen können, auch ſein Verhältniß gegen Albert ganz wieder herzuſtellen!

Sie hatte ihre Freundinnen der Reihe nach durchgedacht, und fand bey einer jeglichen etwas auszuſetzen, fand keine, der ſie ihn gegönnt hätte.

Ueber allen dieſen Betrachtungen fühlte ſie erſt tief, ohne ſich es deutlich zu machen, daß ihr herzliches heimliches Verlangen ſey, ihn für ſich zu behalten, und ſagte ſich daneben, daß ſie ihn nicht behalten könne, behalten dürfe; ihr reines, ſchönes, ſonſt ſo leichtes, und leicht ſich helfendes Gemüth empfand den Druck einer Schwermuth, dem die Ausſicht zum Glück verſchloſſen iſt. Ihr Herz war gepreßt, und eine trübe Wolke lag über ihrem Auge.

So war es halb ſieben geworden, als ſie Werthern die Treppe herauf kommen hörte, und ſeinen Tritt, ſeine Stimme, die nach ihr fragte, bald erkannte. Wie ſchlug ihr Herz, und wir dürfen faſt ſagen zum erſtenmal, bey ſeiner Ankunft. Sie hätte ſich gern vor ihm verläugnen laſſen, und als er hereintrat, rief ſie ihm mit einer Art von leidenſchaftlicher Verwirrung entgegen: Sie haben nicht Wort gehalten. — Ich habe nichts verſprochen, war ſeine Antwort. So hätten Sie wenigſtens meiner Bitte Statt geben ſollen, verſetzte ſie, ich bat Sie um unſrer beyder Ruhe.

Sie wußte nicht recht, was ſie ſagte, eben ſo wenig was ſie that, als ſie nach einigen Freundinnen ſchickte, um nicht mit Werthern allein zu ſeyn. Er legte einige Bücher hin, die er gebracht hatte, fragte nach andern, und ſie wünſchte, bald daß ihre Freundinnen kommen, bald daß ſie wegbleiben möchten. Das Mädchen kam zurück, und brachte die Nachricht, daß ſich beyde entſchuldigen ließen.

Sie wollte das Mädchen mit ihrer Arbeit in das Nebenzimmer ſitzen laſſen; dann beſann ſie ſich wieder anders. Werther ging in der Stube auf und ab, ſie trat an's Klavier und ſing eine Menuet an, ſie wollte nicht fließen. Sie nahm ſich zuſammen, und ſetzte ſich gelaſſen zu Werthern, der ſeinen gewöhnlichen Platz auf dem Kanapee eingenommen hatte.

Haben Sie nichts zu leſen? ſagte ſie. Er hatte nichts. Da drin in meiner Schublade, fing ſie an, liegt Ihre Ueberſetzung einiger Geſänge Oſſians; ich habe ſie noch nicht geleſen, denn ich hoffte immer, ſie von Ihnen zu hören; aber ſeither hat ſich's nicht finden, nicht machen wollen. Er lächelte, holte die Lieder, ein Schauer überfiel ihn, als er ſie in die Hände nahm, und die Augen ſtunden ihm voll Thränen, als er hinein ſah. Er ſetzte ſich nieder und las.

„Stern der dämmernden Nacht, ſchön funkelſt du in Weſten, hebſt dein ſtrahlend Haupt aus deiner Wolke, wandelſt ſtattlich deinen Hügel hin. Wornach blickſt du auf die Haide? Die ſtürmenden Winde haben ſich gelegt; von ferne kommt des Gießbachs Murmeln; rauſchende Wellen ſpielen am Felſen ferne; das Geſumme der Abendfliegen ſchwärmt über's Feld. Wornach ſiehſt du ſchönes Licht? Aber du lächelſt und gehſt; freudig umgeben dich die Wellen, und baden dein liebliches Haar. Lebe wohl, ruhiger Strahl. Erſcheine, du herrliches Licht von Oſſians Seele!

„Und es erſcheint in ſeiner Kraft. Ich ſehe meine geſchiedenen Freunde, ſie ſammeln ſich auf Lora, wie in den Tagen, die vorüber ſind — Fingal kommt wie eine feuchte Nebelſäule; um ihn ſind ſeine Helden, und, ſiehe! die Barden des Geſanges: Grauer Ullin! ſtattlicher Ryno! Alpin, lieblicher Sänger! und du, ſanftklagende Minona! — Wie verändert ſeyd ihr, meine Freunde, ſeit den feſtlichen Tagen auf Selma, da wir buhlten um die Ehre des Geſanges, wie Frühlingslüfte den Hügel hin wechſelnd beugen das ſchwachliſpelnde Gras.

„Da trat Minona hervor in ihrer Schönheit, mit niedergeſchlagenem Blick und thränenvollem Auge, ſchwer floß ihr Haar im unſtäten Winde, der von dem Hügel her ſtieß. — Düſter ward's in der Seele der

Helden, als ſie die liebliche Stimme erhub; denn oft hatten ſie das Grab Salgars geſehen, oft die finſtere Wohnung der weißen Colma. Colma, verlaſſen auf dem Hügel mit der harmoniſchen Stimme; Salgar verſprach zu kommen; aber ringsum zog ſich die Nacht. Höret Colma's Stimme, da ſie auf dem Hügel allein ſaß.

Colma.

„Es iſt Nacht! — ich bin allein, verloren auf dem ſtürmiſchen Hügel. Der Wind ſauſt im Gebirge. Der Strom heult den Felſen hinab. Keine Hütte ſchützt mich vor dem Regen, mich Verlaßne auf dem ſtürmiſchen Hügel.

„Tritt, o Mond, aus deinen Wolken! erſcheinet, Sterne der Nacht! Leite mich irgend ein Strahl zu dem Orte, wo meine Liebe ruht, von den Beſchwerden der Jagd, ſein Bogen neben ihm abgeſpannt, ſeine Hunde ſchnobend um ihn! Aber hier muß ich ſitzen allein auf dem Felſen des verwachſenen Stroms. Der Strom und der Sturm ſauſt, ich höre nicht die Stimme meines Geliebten.

„Warum zaudert mein Salgar? Hat er ſein Wort vergeſſen? — Da iſt der Fels und der Baum, und hier der rauſchende Strom! Mit einbrechender Nacht verſprachſt du hier zu ſeyn; ach! wohin hat ſich mein Salgar verirrt? Mit dir wollt' ich fliehen, verlaſſen

Vater und Bruder! die Stolzen! Lange ſind unſere Geſchlechter Feinde, aber wir ſind keine Feinde, o Salgar!

„Schweig' eine Weile, o Wind! ſtill eine kleine Weile, o Strom! daß meine Stimme klinge durch's Thal, daß mein Wanderer mich höre. Salgar! ich bin's, die ruft! Hier iſt der Baum und der Fels! Salgar! mein Lieber! hier bin ich; warum zauderſt du zu kommen?

„Sieh' der Mond erſcheint, die Fluth glänzt im Thale, die Felſen ſtehen grau, den Hügel hinauf; aber ich ſeh' ihn nicht auf der Höhe, ſeine Hunde vor ihm her verkündigen nicht ſeine Ankunft. Hier muß ich ſitzen allein.

„Aber wer ſind, die dort unten liegen auf der Haide? — Mein Geliebter? Mein Bruder? — Redet, o meine Freunde! Sie antworten nicht. Wie geängſtet iſt meine Seele! — Ach ſie ſind todt! Ihre Schwerte roth vom Gefechte! O mein Bruder, mein Bruder! warum haſt du meinen Salgar erſchlagen? O mein Salgar! warum haſt du meinen Bruder erſchlagen? Ihr wart mir beyde ſo lieb! O du warſt ſchön an dem Hügel unter Tauſenden! Er war ſchrecklich in der Schlacht. Antwortet mir! hört meine Stimme, meine Geliebten! Aber ach! ſie ſind ſtumm! ſtumm auf ewig! kalt, wie die Erde, iſt ihr Buſen!

„O von dem Felſen des Hügels, von dem Gipfel des ſtürmenden Berges, redet, Geiſter der Todten! re-

det, mir ſoll es nicht grauſen! — Wohin ſeyd ihr zur Ruhe gegangen? in welcher Gruft des Gebirges ſoll ich euch finden! — Keine ſchwache Stimme vernehme ich im Winde, keine wehende Antwort im Sturme des Hügels.

„Ich ſitze in meinem Jammer, ich harre auf den Morgen in meinen Thränen. Wühlet das Grab, ihr Freunde der Todten, aber ſchließt es nicht, bis ich komme. Mein Leben ſchwindet wie ein Traum, wie ſollt' ich zurück bleiben. Hier will ich wohnen mit meinen Freunden, an dem Strome des klingenden Felſens — Wenn's Nacht wird auf dem Hügel, und Wind kommt über die Haide, ſoll mein Geiſt im Winde ſtehn und trauern den Tod meiner Freunde. Der Jäger hört mich aus ſeiner Laube, fürchtet meine Stimme und liebt ſie; denn ſüß ſoll meine Stimme ſeyn um meine Freunde, ſie waren mir beyde ſo lieb!

„Das war dein Geſang, o Minona, Thormans ſanft erröthende Tochter. Unſere Thränen floſſen um Colma, und unſere Seele ward düſter.

„Ullin trat auf mit der Harfe, und gab uns Alpins Geſang — Alpins Stimme war freundlich, Rymo's Seele ein Feuerſtrahl. Aber ſchon ruhten ſie im engen Hauſe, und ihre Stimme war verhallet in Selma. Einſt kehrte Ullin zurück von der Jagd, ehe die Helden noch fielen. Er hörte ihren Wettegeſang auf dem Hügel. Ihr Lied iſt ſanft, aber traurig. Sie klagten

Morars Fall, des erſten der Helden. Seine Seele war wie Fingals Seele, ſein Schwert wie das Schwert Oſkars — Aber er fiel, und ſein Vater jammerte, und ſeiner Schweſter Augen waren voll Thränen, Minona's Augen waren voll Thränen, der Schweſter des herrlichen Morars. Sie trat zurück vor Ullins Geſang, wie der Mond in Weſten, der den Sturmregen voraus ſieht, und ſein ſchönes Haupt in eine Wolke verbirgt. — Ich ſchlug die Harfe mit Ullin zum Geſange des Jammers.

Ryno.

„Vorbey ſind Wind und Regen, der Mittag iſt ſo heiter, die Wolken theilen ſich. Flichend beſcheint den Hügel die unbeſtändige Sonne. Röthlich fließt der Strom des Berges im Thale hin. Süß iſt dein Murmeln, Strom; doch ſüßer die Stimme, er bejammert den Todten. Sein Haupt iſt vor Alter gebeugt, und roth ſein thränendes Auge. Alpin! trefflicher Sänger! warum allein, auf dem ſchweigenden Hügel? warum jammerſt du, wie ein Windſtoß im Walde, wie eine Welle am fernen Geſtade?

Alpin.

„Meine Thränen, Ryno, ſind für den Todten, meine Stimme für die Bewohner des Grabes. Schlank biſt du auf dem Hügel, ſchön unter den Söhnen der Haide! Aber du wirſt fallen wie Morar, und auf dei-

nem Grabe der Trauernde ſitzen. Die Hügel werden dich vergeſſen, dein Bogen in der Halle liegen ungeſpannt.

„Du warſt ſchnell, o Morar, wie ein Reh auf dem Hügel, ſchrecklich wie die Nachtfeuer am Himmel. Dein Grimm war ein Sturm, dein Schwert in der Schlacht wie Wetterleuchten über der Haide, deine Stimme gleich dem Waldſtrome nach dem Regen, dem Donner auf fernen Hügeln. Manche fielen vor deinem Arm, die Flamme deines Grimmes verzehrte ſie. Aber wenn du wiederkehrteſt vom Kriege, wie friedlich war deine Stimme! dein Angeſicht war gleich der Sonne nach dem Gewitter, gleich dem Monde in der ſchweigenden Nacht, ruhig deine Bruſt, wie der See, wenn ſich des Windes Brauſen gelegt hat.

„Eng iſt nun deine Wohnung! finſter deine Stätte! mit drey Schritten meß' ich dein Grab, o du! der du ehe ſo groß warſt! vier Steine mit mooſigen Häuptern ſind dein einziges Gedächtniß, ein entblätterter Baum, langes Gras, das im Winde wiſpelt, deutet dem Auge des Jägers das Grab des mächtigen Morars. Keine Mutter haſt du, dich zu beweinen, kein Mädchen mit Thränen der Liebe; todt iſt, die dich gebar, gefallen die Tochter von Morglan.

„Wer auf ſeinem Stabe iſt das? Wer iſt es, deſſen Haupt weiß iſt vor Alter, deſſen Augen roth ſind von Thränen? Es iſt dein Vater, o Morar! der Vater kei-

nes Sohnes außer dir. Er hörte von deinem Ruf in der Schlacht; er hörte von zerſtobenen Feinden; er hörte Morars Ruhm! Ach! nichts von ſeiner Wunde? Weine, Vater Morars! weine! aber dein Sohn hört dich nicht. Tief iſt der Schlaf der Todten, niedrig ihr Kiſſen von Staube. Nimmer achtet er auf die Stimme, nie erwacht er auf deinen Ruf. O wann wird es Morgen im Grabe? zu bieten dem Schlummerer: Erwache!

„Lebe wohl! edelſter der Menſchen, du Eroberer im Felde! Aber nimmer wird dich das Feld ſehen! nimmer der düſtere Wald leuchten vom Glanze deines Stahls. Du hinterließeſt keinen Sohn, aber der Geſang ſoll deinen Nahmen erhalten, künftige Zeiten ſollen von dir hören, hören von dem gefallenen Morar.

„Laut war die Trauer der Helden, am lauteſten Armins berſtender Seufzer. Ihn erinnerte es an den Tod ſeines Sohnes, er fiel in den Tagen der Jugend. Carmor ſaß nahe bey dem Helden, der Fürſt des hallenden Galmal. Warum ſchluchzet der Seufzer Armins? ſprach er, was iſt hier zu weinen? Klingt nicht Lied und Geſang, die Seele zu ſchmelzen und zu ergetzen? ſie ſind wie ſanfter Nebel, der ſteigend vom See auf's Thal ſprüht, und die blühenden Blumen füllet das Naß; aber die Sonne kommt wieder in ihrer Kraft, und der Nebel iſt gegangen. Warum biſt du ſo jammervoll, Armin? Herrſcher des ſeeumfloſſenen Gorma?

„Jammervoll! Wohl das bin ich, und nicht gering

die Urſache meines Weh's. — Carmor, du verlorſt keinen Sohn, verlorſt keine blühende Tochter; Colgar, der Tapfere lebt, und Amira, die ſchönſte der Mädchen. Die Zweige deines Hauſes blühen, o Carmor; aber Armin iſt der letzte ſeines Stammes. Finſter iſt dein Bett, o Daura! dumpf iſt dein Schlaf im Grabe — Wann erwachſt du mit deinen Geſängen, mit deiner melodiſchen Stimme? Auf! ihr Winde des Herbſtes! auf! ſtürmt über die finſtere Haide! Waldſtröme, brauſt! heult, Ströme im Gipfel der Eichen! Wandle durch gebrochene Wolken, o Mond, zeige wechſelnd dein bleiches Geſicht! Erinnre mich der ſchrecklichen Nacht, da meine Kinder umkamen, da Arindal, der Mächtige, fiel, Daura, die Liebe, verging.

„Daura, meine Tochter, du warſt ſchön! ſchön, wie der Mond auf den Hügeln von Fura, weiß, wie der gefallene Schnee, ſüß, wie die athmende Luft! Arindal, dein Bogen war ſtark, dein Speer ſchnell auf dem Felde, dein Blick wie Nebel auf der Welle, dein Schild eine Feuerwolke im Sturme!

„Armar, berühmt im Kriege, kam und warb um Daura's Liebe; ſie widerſtand nicht lange. Schön waren die Hoffnungen ihrer Freunde.

„Erath, der Sohn Odgalls, grollte, denn ſein Bruder lag erſchlagen von Armar. Er kam in einem Schiffer verkleidet. Schön war ſein Nachen auf der Welle, weiß ſeine Locken vor Alter, ruhig ſein ernſtes

Geſicht. Schönſte der Mädchen, ſagte er, liebliche Tochter von Armin, dort am Felſen, nicht fern' in der See, dort wartet Armar auf Daura; ich komme, ſeine Liebe zu führen über die rollende See.

Sie folgt' ihm und rief nach Armar; nichts antwortete, als die Stimme des Felſens. Armar! mein Lieber! mein Lieber! warum ängſtieſt du mich ſo? Höre, Sohn Arnaths! höre! Daura iſt's, die dich ruft!

„Erath, der Verräther, floh' lachend zum Lande. Sie erhob ihre Stimme, rief nach ihrem Vater und Bruder; Arindal! Armin! Iſt keiner ſeine Daura zu retten?

„Ihre Stimme kam über die See. Arindal, mein Sohn, ſtieg vom Hügel herab, rauh in der Beute der Jagd, ſeine Pfeile raſſelten an ſeiner Seite, ſeinen Bogen trug er in der Hand, fünf ſchwarzgraue Docken waren um ihn. Er ſah den kühnen Erath am Ufer, faßte und band ihn an die Eiche, feſt umflocht er ſeine Hüften, der Gefeſſelte füllte mit Aechzen die Winde.

„Arindal betritt die Wellen in ſeinem Boote, Daura herüber zu bringen. Armar kam in ſeinem Grimme, drückt' ab den grau befiederten Pfeil, er klang, er ſank in dein Herz, o Arindal, mein Sohn! Statt Erath, des Verräthers, kamſt du um, das Boot erreichte den Felſen, er ſank dran nieder, und ſtarb. Zu deinen Fü-

ſen floß deines Bruders Blut, welch war dein Jammer, o Daura!

„Die Wellen zerſchmetterten das Boot. Armar ſtürzte ſich in die See ſeine Daura zu retten oder zu ſterben. Schnell ſtürmte ein Stoß vom Hügel in die Wellen, er ſank und hob ſich nicht wieder.

„Allein auf dem ſeebeſpühlten Felſen hörte ich die Klagen meiner Tochter. Viel und laut war ihr Schreyen, doch konnte ſie ihr Vater nicht retten. Die ganze Nacht ſtand ich am Ufer, ich ſah ſie im ſchwachen Strahle des Mondes, die ganze Nacht hörte ich ihr Schreyen, laut war der Wind, und der Regen ſchlug ſcharf nach der Seite des Berges. Ihre Stimme ward ſchwach, ehe der Morgen erſchien, ſie ſtarb weg, wie die Abendluft zwiſchen dem Graſe der Felſen. Beladen mit Jammer ſtarb ſie und ließ Armin allein! Dahin iſt meine Stärke im Kriege, gefallen mein Stolz unter den Mädchen.

„Wenn die Stürme des Berges kommen, wenn der Nord die Wellen hoch hebt, ſitze ich am ſchallenden Ufer, ſchaue nach dem ſchrecklichen Felſen. Oft im ſinkenden Monde ſehe ich die Geiſter meiner Kinder, halbdämmernd wandeln ſie zuſammen in trauriger Eintracht."

Ein Strom von Thränen, der aus Lottens Augen brach und ihrem gepreßten Herzen Luft machte, hemmte Werthers Geſang. Er warf das Papier hin, faßte ihre

Hand und weinte die bitterſten Thränen. Lotte ruhte auf der andern und verbarg ihre Augen in's Schnupftuch. Die Bewegung beyder war fürchterlich. Sie fühlten ihr eignes Elend in dem Schickſale der Edlen, fühlten es zuſammen, und ihre Thränen vereinigten ſich. Die Lippen und Augen Werthers glühten an Lottens Arme; ein Schauer überfiel ſie; ſie wollte ſich entfernen, und Schmerz und Antheil lagen betäubend wie Bley auf ihr. Sie athmete, ſich zu erholen, und bat ihn ſchluchzend, fortzufahren, bat mit der ganzen Stimme des Himmels! Werther zitterte, ſein Herz wollte berſten, er hob das Blatt auf und las halbgebrochen:

„Warum weckſt du mich, Frühlingsluft? Du buhlſt und ſprichſt: Ich bethaue mit Tropfen des Himmels! Aber die Zeit meines Welkens iſt nahe, nahe der Sturm, der meine Blätter herabſtört! Morgen wird der Wanderer kommen, kommen der mich ſah in meiner Schönheit, ringsum wird ſein Auge im Felde mich ſuchen, und wird mich nicht finden. —"

Die ganze Gewalt dieſer Worte fiel über den Unglücklichen. Er warf ſich vor Lotten nieder in der vollſten Verzweiflung, faßte ihre Hände, drückte ſie in ſeine Augen, wider ſeine Stirn, und ihr ſchien eine Ahndung ſeines ſchrecklichen Vorhabens durch die Seele zu flie-

gen. Ihre Sinnen verwirrten ſich, ſie drückte ſeine Hände, drückte ſie wider ihre Bruſt, neigte ſich mit einer wehmüthigen Bewegung zu ihm, und ihre glühenden Wangen berührten ſich. Die Welt verging ihnen. Er ſchlang ſeine Arme um ſie her, preßte ſie an ſeine Bruſt, und deckte ihre zitternden, ſtammelnden Lippen mit wüthenden Küſſen. Werther! rief ſie, mit erſtickter Stimme, ſich abwendend, Werther! und drückte mit ſchwacher Hand ſeine Bruſt von der ihrigen; Werther! rief ſie mit dem gefaßten Tone des edelſten Gefühles. Er widerſtand nicht, ließ ſie aus ſeinen Armen, und warf ſich unſinnig vor ſie hin. Sie riß ſich auf, und in ängſtlicher Verwirrung, bebend zwiſchen Liebe und Zorn, ſagte ſie: Das iſt das letztemal, Werther! Sie ſehn mich nicht wieder. Und mit dem vollſten Blicke der Liebe auf den Elenden eilte ſie in's Nebenzimmer und ſchloß hinter ſich zu. Werther ſtreckte ihr die Arme nach, getraute ſich nicht ſie zu halten. Er lag an der Erde, den Kopf auf dem Kanapee, und in dieſer Stellung blieb er über eine halbe Stunde, bis ihn ein Geräuſch zu ſich ſelbſt rief. Es war das Mädchen, das den Tiſch decken wollte. Er ging im Zimmer auf und ab, und da er ſich wieder allein ſah, ging er zur Thüre des Cabinets und rief mit leiſer Stimme: Lotte! Lotte! nur noch Ein Wort! ein Lebewohl! — Sie ſchwieg. Er harrte und bat und harrte; dann riß er ſich weg und rief: Lebe wohl! Lotte! auf ewig lebe wohl!

Er kam an's Stadtthor. Die Wächter, die ihn ſchon gewohnt waren, ließen ihn ſtillſchweigend hinaus. Es ſtiebte zwiſchen Regen und Schnee, und erſt gegen eilfe klopfte er wieder. Sein Diener bemerkte, als Werther nach Hauſe kam, daß ſeinem Herrn der Hut fehlte. Er getraute ſich nicht etwas zu ſagen, entkleidete ihn, alles war naß. Man hat nachher den Hut auf einem Felſen, der an dem Abhange des Hügels in's Thal ſieht, gefunden, und es iſt unbegreiflich, wie er ihn in einer finſtern, feuchten Nacht, ohne zu ſtürzen, erſtiegen hat.

Er legte ſich zu Bette und ſchlief lange. Der Bediente fand ihn ſchreibend, als er ihm den andern Morgen auf ſein Rufen den Kaffee brachte. Er ſchrieb folgendes am Briefe an Lotten:

„Zum letztenmale denn, zum letztenmale ſchlage ich dieſe Augen auf. Sie ſollen ach! die Sonne nicht mehr ſehen, ein trüber, neblichter Tag hält ſie bedeckt. So traure denn, Natur! dein Sohn, dein Freund, dein Geliebter naht ſich ſeinem Ende. Lotte! das iſt ein Gefühl ohne gleichen, und doch kommt es dem dämmernden Traum am nächſten, zu ſich zu ſagen: das iſt der letzte Morgen. Der letzte! Lotte, ich habe keinen Sinn für das Wort der letzte! Stehe ich nicht da in meiner ganzen Kraft, und morgen liege ich ausgeſtreckt und ſchlaff am Boden. Sterben! was heißt das? Siehe

wir träumen, wenn wir vom Tode reden. Ich habe manchen ſterben ſehen; aber ſo eingeſchränkt iſt die Menſchheit, daß ſie für ihres Daſeyns Anfang und Ende keinen Sinn hat. Jetzt noch mein, dein! dein, o Geliebte! Und einen Augenblick — getrennt, geſchieden — vielleicht auf ewig? — Nein, Lotte, nein — Wie kann ich vergehen? wie kannſt du vergehen? Wir ſind ja! — Vergehen! — Was heißt das? Das iſt wieder ein Wort! ein leerer Schall! ohne Gefühl für mein Herz. — Todt, Lotte! eingeſcharrt der kalten Erde, ſo eng! ſo finſter! — Ich hatte eine Freundinn, die mein Alles war meiner hülfloſen Jugend; ſie ſtarb und ich folgte ihrer Leiche, und ſtand an dem Grabe, wie ſie den Sarg hinunter ließen, und die Seile ſchnurrend unter ihm weg und wieder herauf ſchnellten, dann die erſte Schaufel hinunter ſchollerte, und die ängſtliche Lade einen dumpfen Ton wiedergab, und dumpfer und immer dumpfer, und endlich bedeckt war! Ich ſtürzte neben das Grab hin — ergriffen, erſchüttert, geängſtet, zerriſſen mein Innerſtes, aber ich wußte nicht, wie mir geſchah — wie mir geſchehen wird — Sterben! Grab! ich verſtehe die Worte nicht!

O vergib mir! vergib mir! Geſtern! Es hätte der letzte Augenblick meines Lebens ſeyn ſollen. O du Engel! zum erſtenmale, zum erſtenmale ganz ohne Zweifel durch mein Innigſtinnerſtes durchglühte mich das Wonne-

gefühl: Sie liebt mich! ſie liebt mich! Es brennt noch auf meinen Lippen das heilige Feuer, das von den deinigen ſtrömte; neue warme Wonne iſt in meinem Herzen. Vergib mir! vergib mir!

Ach ich wußte, daß du mich liebteſt, wußte es an den erſten ſeelenvollen Blicken, an dem erſten Händedruck: und doch, wenn ich wieder weg war, wenn ich Alberten an deiner Seite ſah, verzagte ich wieder in fieberhaften Zweifeln.

Erinnerſt du dich der Blumen, die du mir ſchickteſt, als du in jener fatalen Geſellſchaft mir kein Wort ſagen, keine Hand reichen konnteſt? o ich habe die halbe Nacht davor gekniet, und ſie verſiegelten mir deine Liebe. Aber ach! dieſe Eindrücke gingen vorüber, wie das Gefühl der Gnade ſeines Gottes allmählich wieder aus der Seele des Gläubigen weicht, die ihm mit ganzer Himmelsfülle in heiligen ſichtbaren Zeichen gereicht ward.

Alles das iſt vergänglich, aber keine Ewigkeit ſoll das glühende Leben auslöſchen, das ich geſtern auf deinen Lippen genoß, das ich in mir fühle! Sie liebt mich! Dieſer Arm hat ſie umfaßt, dieſe Lippen auf ihren Lippen gezittert, dieſer Mund an dem ihrigen geſtammelt. Sie iſt mein! Du biſt mein! ja Lotte, auf ewig.

Und was iſt das, daß Albert dein Mann iſt? Mann! Das wäre denn für dieſe Welt — und für dieſe Welt

Sünde, daß ich dich liebe, daß ich dich aus ſeinen Armen in die meinigen reißen möchte? Sünde? Gut, und ich ſtrafe mich dafür; ich habe ſie in ihrer ganzen Himmelswonne geſchmeckt dieſe Sünde, habe Lebensbalſam und Kraft in mein Herz geſaugt. Du biſt von dieſem Augenblicke mein! mein, o Lotte! Ich gehe voran! gehe zu meinem Vater, zu deinem Vater. Dem will ich's klagen, und er wird mich tröſten bis du kommſt, und ich fliege dir entgegen, und faſſe dich und bleibe bey dir vor dem Angeſichte des Unendlichen in ewigen Umarmungen.

Ich träume nicht, ich wähne nicht. Nahe am Grabe wird mir es heller. Wir werden ſeyn! wir werden uns wieder ſehen! Deine Mutter ſehen! ich werde ſie ſehen, werde ſie finden, ach und vor ihr mein ganzes Herz ausſchütten! Deine Mutter, dein Ebenbild."

Gegen eilfe fragte Werther ſeinen Bedienten, ob wohl Albert zurück gekommen ſey? Der Bediente ſagte: ja, er habe deſſen Pferd dahin führen ſehen. Darauf gibt ihm der Herr ein offnes Zettelchen des Inhalts:

„Wollen Sie mir wohl zu einer vorhabenden Reiſe Ihre Piſtolen leihen? Leben Sie recht wohl!"

Die liebe Frau hatte die letzte Nacht wenig geſchlafen, was ſie gefürchtet hatte, war entſchieden, auf eine Weiſe entſchieden, die ſie weder ahnden noch fürchten konnte; ihr ſonſt ſo rein und leicht fließendes Blut war in einer fieberhaften Empörung, tauſenderley Empfindungen zerrütteten das ſchöne Herz. War es das Feuer von Werthers Umarmungen, das ſie in ihrem Buſen fühlte? war es Unwille über ſeine Verwegenheit? war es eine unmuthige Vergleichung ihres gegenwärtigen Zuſtandes mit jenen Tagen ganz unbefangener freyer Unſchuld und ſorgloſen Zutrauens an ſich ſelbſt? Wie ſollte ſie ihrem Manne entgegen gehen? wie ihm eine Scene bekennen, die ſie ſo gut geſehen durfte, und die ſie ſich doch zu geſtehen nicht getraute? Sie hatten ſo lange gegen einander geſchwiegen, und ſollte ſie die erſte ſeyn, die das Stillſchweigen brächte, und eben zur unrechten Zeit ihrem Gatten eine ſo unerwartete Entdeckung machte? Schon fürchtete ſie, die bloße Nachricht von Werthers Beſuch werde ihm einen unangenehmen Eindruck machen, und nun gar dieſe unerwartete Kataſtrophe! Konnte ſie wohl hoffen, daß ihr Mann ſie ganz im rechten Lichte ſehen, ganz ohne Vorurtheil aufnehmen würde? und konnte ſie wünſchen, daß er in ihrer Seele leſen möchte? Und doch wieder, konnte ſie ſich verſtellen gegen den Mann, vor dem ſie immer wie ein kryſtallhelles Glas offen und frey geſtanden, und dem ſie keine ihrer Empfindungen jemals verheimlicht noch ver-

heimlichen können? Eins und das andere machte ihr Sorgen und ſetzte ſie in Verlegenheit; und immer kehrten ihre Gedanken wieder zu Werthern, der für ſie verloren war, den ſie nicht laſſen konnte, den ſie leider! ſich ſelbſt überlaſſen mußte, und dem, wenn er ſie verloren hatte, nichts mehr übrig blieb.

Wie ſchwer lag jetzt, was ſie ſich in dem Augenblick nicht deutlich machen konnte, die Stockung auf ihr, die ſich unter ihnen feſtgeſetzt hatte! So verſtändige, ſo gute Menſchen fingen wegen gewiſſer heimlicher Verſchiedenheiten unter einander zu ſchweigen an, jedes dachte ſeinem Recht und dem Unrechte des andern nach, und die Verhältniſſe verwickelten und verhetzten ſich dergeſtalt, daß es unmöglich ward, den Knoten eben in dem kritiſchen Momente, von dem alles abhing, zu löſen. Hätte eine glückliche Vertraulichkeit ſie früher wieder einander näher gebracht, wäre Liebe und Nachſicht wechſelsweiſe unter ihnen lebendig worden, und hätte ihre Herzen aufgeſchloſſen; vielleicht wäre unſer Freund noch zu retten geweſen.

Noch ein ſonderbarer Umſtand kam dazu. Werther hatte, wie wir aus ſeinen Briefen wiſſen, nie ein Geheimniß daraus gemacht, daß er ſich, dieſe Welt zu verlaſſen, ſehnte. Albert hatte ihn oft beſtritten, auch war zwiſchen Lotten und ihrem Mann manchmal die Rede davon geweſen. Dieſer, wie er einen entſchiede-

nen Widerwillen gegen die That empfand, hatte auch gar oft mit einer Art von Empfindlichkeit, die sonst ganz außer seinem Charakter lag, zu erkennen gegeben, daß er an dem Ernst eines solchen Vorsatzes sehr zu zweifeln Ursach finde, er hatte sich sogar darüber einigen Scherz erlaubt, und seinen Unglauben Lotten mitgetheilt. Dieß beruhigte sie zwar von Einer Seite, wenn ihre Gedanken ihr das traurige Bild vorführten, von der andern aber fühlte sie sich auch dadurch gehindert, ihrem Manne die Besorgnisse mitzutheilen, die sie in dem Augenblicke quälten.

Albert kam zurück, und Lotte ging ihm mit einer verlegnen Hastigkeit entgegen, er war nicht heiter, sein Geschäft war nicht vollbracht, er hatte an dem benachbarten Amtmanne einen unbiegsamen, kleinsinnigen Menschen gefunden. Der üble Weg auch hatte ihn verdrießlich gemacht.

Er fragte, ob nichts vorgefallen sey, und sie antwortete mit Uebereilung: Werther sey gestern Abends da gewesen. Er fragte, ob Briefe gekommen, und er erhielt zur Antwort, daß einige Briefe und Packete auf seiner Stube lägen. Er ging hinüber und Lotte blieb allein. Die Gegenwart des Mannes, den sie liebte und ehrte, hatte einen neuen Eindruck in ihr Herz gemacht. Das Andenken seines Edelmuths, seiner Liebe und Güte hatte ihr Gemüth mehr beruhigt, sie fühlte einen heim-

lichen Zug ihm zu folgen, ſie nahm ihre Arbeit und ging auf ſein Zimmer, wie ſie mehr zu thun pflegte. Sie fand ihn beſchäftigt die Packete zu erbrechen und zu leſen. Einige ſchienen nicht das angenehmſte zu enthalten. Sie that einige Fragen an ihn, die er kurz beantwortete, und ſich an den Pult ſtellte zu ſchreiben.

Sie waren auf dieſe Weiſe eine Stunde neben einander geweſen, und es ward immer dunkler in Lottens Gemüth. Sie fühlte, wie ſchwer es ihr werden würde, ihrem Mann, auch wenn er bey dem beſten Humor wäre, das zu entdecken, was ihr auf dem Herzen lag: ſie verfiel in eine Wehmuth, die ihr um deſto ängſtlicher ward, als ſie ſolche zu verbergen und ihre Thränen zu verſchlucken ſuchte.

Die Erſcheinung von Werthers Knaben ſetzte ſie in die größte Verlegenheit; er überreichte Alberten das Zettelchen, der ſich gelaſſen nach ſeiner Frau wendete und ſagte: gib ihm die Piſtolen. „Ich laſſe ihm glückliche Reiſe wünſchen," ſagte er zum Jungen. Das fiel auf ſie wie ein Donnerſchlag, ſie ſchwankte aufzuſtehen, ſie wußte nicht, wie ihr geſchah. Langſam ging ſie nach der Wand, zitternd nahm ſie das Gewehr herunter, putzte den Staub ab und zauderte, und hätte noch lange gezögert, wenn nicht Albert durch einen fragenden Blick ſie gedrängt hätte. Sie gab das unglückliche Werkzeug dem Knaben, ohne ein Wort vorbringen zu können, und

als der zum Hauſe hinaus war, machte ſie ihre Arbeit zuſammen, ging in ihr Zimmer, in dem Zuſtande der unausſprechlichſten Ungewißheit. Ihr Herz weiſſagte ihr alle Schreckniſſe. Bald war ſie im Begriffe ſich zu den Füßen ihres Mannes zu werfen, ihm alles zu entdecken, die Geſchichte des geſtrigen Abends, ihre Schuld und ihre Ahndungen; dann ſah ſie wieder keinen Ausgang des Unternehmens, am wenigſten konnte ſie hoffen, ihren Mann zu einem Gange nach Werthern zu bereden. Der Tiſch ward gedeckt, und eine gute Freundinn, die nur etwas zu fragen kam, gleich gehen wollte — und blieb, machte die Unterhaltung bey Tiſche erträglich; man zwang ſich, man redete, man erzählte, man vergaß ſich.

Der Knabe kam mit den Piſtolen zu Werthern, der ſie ihm mit Entzücken abnahm, als er hörte, Lotte habe ſie ihm gegeben. Er ließ ſich Brot und Wein bringen, hieß den Knaben zu Tiſche gehen, und ſetzte ſich nieder zu ſchreiben.

„Sie ſind durch deine Hände gegangen, du haſt den Staub davon geputzt, ich küſſe ſie tauſendmal, du haſt ſie berührt: und du, Geiſt des Himmels, begünſtigſt meinen Entſchluß! und du, Lotte, reichſt mir das Werkzeug, du, von deren Händen ich den Tod zu empfangen wünſchte, und ach! nun empfange. O ich habe

meinen Jungen ausgefragt. Du zitterteſt, als du ſie ihm reichteſt, du ſagteſt kein Lebewohl! — Wehe! wehe! kein Lebewohl! — Solliteſt du dein Herz für mich verſchloſſen haben, um des Augenblicks willen, der mich ewig an dich befeſtigte? Lotte, kein Jahrtauſend vermag den Eindruck auszulöſchen! und ich fühle es, du kannſt den nicht haſſen, der ſo für dich glüht."

Nach Tiſche hieß er den Knaben alles vollends einpacken, zerriß viele Papiere, ging aus und brachte noch kleine Schulden in Ordnung. Er kam wieder nach Hauſe, ging wieder aus vor's Thor, ungeachtet des Regens, in den gräflichen Garten, ſchweifte weiter in der Gegend umher, und kam mit anbrechender Nacht zurück und ſchrieb.

„Wilhelm, ich habe zum letztenmale Feld und Wald und den Himmel geſehen. Lebe wohl auch du! Liebe Mutter, verzeiht mir! Tröſte ſie, Wilhelm! Gott ſegne euch! Meine Sachen ſind alle in Ordnung. Lebt wohl! wir ſehn uns wieder und freudiger."

„Ich habe dir übel gelohnt, Albert, und du vergibſt mir. Ich habe den Frieden deines Hauſes geſtört, ich habe Mißtrauen zwiſchen euch gebracht. Lebe wohl! ich will es enden. O daß ihr glücklich wärt durch meinen Tod! Albert! Albert! mache den Engel glücklich! Und ſo wohne Gottes Segen über dir!"

Er kramte den Abend noch viel in ſeinen Papieren, zerriß vieles und warf es in den Ofen, verſiegelte einige Päcke mit den Adreſſen an Wilhelm. Sie enthielten kleine Aufſätze, abgeriſſene Gedanken, deren ich verſchiedene geſehn habe; und nachdem er um zehn Uhr Feuer nachlegen und ſich eine Flaſche Wein geben laſſen, ſchickte er den Bedienten, deſſen Kammer wie auch die Schlafzimmer der Hausleute weit hinten hinaus waren, zu Bette, der ſich dann in ſeinen Kleidern niederlegte, um frühe bey der Hand zu ſeyn; denn ſein Herr hatte geſagt, die Poſtpferde würden vor ſechſe vor's Haus kommen.

---

nach eilfe.

„Alles iſt ſo ſtill um mich her, und ſo ruhig meine Seele. Ich danke dir, Gott, der du dieſen letzten Augenblicken dieſe Wärme, dieſe Kraft ſchenkeſt.

Ich trete an das Fenſter, meine Beſte! und ſehe, und ſehe noch durch die ſtürmenden, vorüberfliehenden Wolken einzelne Sterne des ewigen Himmels! Nein, ihr werdet nicht fallen! der Ewige trägt euch an ſeinem Herzen, und mich. Ich ſehe die Deichſelſterne des Wagens, des liebſten unter allen Geſtirnen. Wann ich Nachts von dir ging, wie ich aus deinem Thore trat, ſtand er gegen mir über; mit welcher Trunkenheit habe ich ihn oft angeſehen! oft mit aufgehabenen Händen ihn zum Zeichen, zum heiligen Merkſteine meiner gegenwärtigen Seligkeit gemacht! und noch — O Lotte, was erinnert mich nicht an dich! umgibſt du mich nicht! und habe ich nicht, gleich einem Kinde, ungenügſam allerley Kleinigkeiten zu mir geriſſen, die du Heilige berührt hatteſt!

Liebes Schattenbild! Ich vermache dir es zurück, Lotte, und bitte dich, es zu ehren. Tauſend tauſend Küſſe habe ich darauf gedrückt, tauſend Grüße ihm zugewinkt, wenn ich ausging oder nach Hauſe kam.

Ich habe deinen Vater in einem Zettelchen gebeten, meine Leiche zu ſchützen. Auf dem Kirchhofe ſind zwey Lindenbäume, hinten in der Ecke nach dem Felde zu; dort wünſche ich zu ruhen. Er kann, er wird das für ſeinen Freund thun. Bitte ihn auch. Ich will frommen Chriſten nicht zumuthen, ihren Körper neben einen armen Unglücklichen zu legen. Ach ich wollte ihr begräbt

grübt mich am Wege, oder im einſamen Thale, daß Prieſter und Levit vor dem bezeichneten Steine ſich ſegnend vorübergingen und der Samariter eine Thräne weinte.

Hier Lotte! Ich ſchaudre nicht, den kalten ſchrecklichen Kelch zu faſſen, aus dem ich den Taumel des Todes trinken ſoll! Du reichteſt mir ihn und ich zage nicht. All! all! So ſind alle die Wünſche und Hoffnungen meines Lebens erfüllt! So kalt, ſo ſtarr an der ehernen Pforte des Todes anzuklopfen.

Daß ich des Glückes hätte theilhaftig werden können, für dich zu ſterben! Lotte, für dich mich hinzugeben! Ich wollte muthig, ich wollte freudig ſterben, wenn ich dir die Ruhe, die Wonne deines Lebens wieder ſchaffen könnte. Aber ach! das ward nur wenigen Edeln gegeben, ihr Blut für die Ihrigen zu vergießen, und durch ihren Tod ein neues hundertfältiges Leben ihren Freunden anzufachen!

In dieſen Kleidern, Lotte, will ich begraben ſeyn, du haſt ſie berührt, geheiligt; ich habe auch deinen Vater darum gebeten. Meine Seele ſchwebt über dem Sarge. Man ſoll meine Taſchen nicht ausſuchen. Dieſe blaßrothe Schleife, die du am Buſen hatteſt, als ich dich zum erſtenmale unter deinen Kindern fand. — O küſſe ſie tauſendmal und erzähle ihnen das Schickſal

ihres unglücklichen Freundes. Die Lieben! ſie wimmeln um mich. Ach wie ich mich an dich ſchloß! ſeit dem erſten Augenblicke dich nicht laſſen konnte! — Dieſe Schleife ſoll mit mir begraben werden; an meinem Geburtstage ſchenkteſt du mir ſie! Wie ich das alles verſchlang! — Ach ich dachte nicht, daß mich der Weg hierher führen ſollte! — — Sey ruhig! ich bitte dich, ſey ruhig! —

Sie ſind geladen — Es ſchlägt zwölfe! So ſey es denn! — Lotte! Lotte lebe wohl! lebe wohl!

Ein Nachbar ſah den Blick vom Pulver und hörte den Schuß fallen; da aber alles ſtille blieb, achtete er nicht weiter drauf.

Morgens um ſechſe tritt der Bediente herein mit dem Lichte. Er findet ſeinen Herrn an der Erde, die Piſtole und Blut. Er ruft, er faßt ihn an; keine Antwort, er röchelte nur noch. Er läuft nach den Aerzten, nach Alberten. Lotte hört die Schelle ziehen, ein Zittern ergreift alle ihre Glieder. Sie weckt ihren Mann, ſie ſtehen auf, der Bediente bringt heulend und ſtotternd die Nachricht, Lotte ſinkt ohnmächtig vor Alberten nieder.

Als der Medicus zu dem Unglücklichen kam, fand er ihn an der Erde ohne Rettung, der Puls ſchlug,

die Glieder waren alle gelähmt. Ueber dem rechten Auge hatte er ſich durch den Kopf geſchoſſen, das Gehirn war herausgetrieben. Man ließ ihm zum Ueberfluß eine Ader am Arme, das Blut lief, er holte noch immer Athem.

Aus dem Blut auf der Lehne des Seſſels konnte man ſchließen, er habe ſitzend vor dem Schreibtiſche die That vollbracht, dann iſt er herunter geſunken, hat ſich convulſiviſch um den Stuhl herum gewälzt. Er lag gegen das Fenſter entkräftet auf dem Rücken, war in völliger Kleidung, geſtiefelt, im grauen Frack mit gelber Weſte.

Das Haus, die Nachbarſchaft, die Stadt kam in Aufruhr. Albert trat herein. Werthern hatte man auf das Bette gelegt, die Stirn verbunden; ſein Geſicht ſchien wie eines Todten, er rührte kein Glied. Die Lunge röchelte noch fürchterlich, bald ſchwach, bald ſtärker, man erwartete ſein Ende.

Von dem Weine hatte er nur ein Glas getrunken. Emilia Galotti lag auf dem Pulte aufgeſchlagen.

Von Alberts Beſtürzung, von Lottens Jammer laßt mich nichts ſagen.

Der alte Amtmann kam auf die Nachricht herein geſprengt, er küßte den Sterbenden unter den heißeſten Thränen. Seine älteſten Söhne kamen bald nach ihm zu Fuße, ſie fielen neben dem Bette nieder im Aus-

drucke des unbändigſten Schmerzens, küßten ihm die Hände und den Mund, und der ältſte, den er immer am meiſten geliebt, hing an ſeinen Lippen bis er verſchieden war und man den Knaben mit Gewalt wegriß. Um zwölfe Mittags ſtarb er. Die Gegenwart des Amtmannes und ſeine Anſtalten tuſchten einen Auflauf. Nachts gegen eilfe ließ er ihn an die Stäte begraben, die er ſich erwählt hatte. Der Alte folgte der Leiche und die Söhne, Albert vermocht's nicht. Man fürchtete für Lottens Leben. Handwerker trugen ihn. Kein Geiſtlicher hat ihn begleitet.

Briefe
aus der Schweiz.

Erste Abtheilung.

Als vor mehreren Jahren uns nachstehende Briefe abschriftlich mitgetheilt wurden, behauptete man sie unter Werthers Papieren gefunden zu haben, und wollte wissen, daß er vor seiner Bekanntschaft mit Lotten in der Schweiz gewesen. Die Originale haben wir niemals gesehen, und mögen übrigens dem Gefühl und Urtheil des Lesers auf keine Weise vorgreifen: denn, wie dem auch sey, so wird man die wenigen Blätter nicht ohne Theilnahme durchlaufen können.

Wie eckeln mich meine Beſchreibungen an, wenn ich ſie wieder leſe! nur dein Rath, dein Geheiß, dein Befehl können mich dazu vermögen. Ich las auch ſo viele Beſchreibungen dieſer Gegenſtände, ehe ich ſie ſah. Gaben ſie mir denn ein Bild, oder nur irgend einen Begriff? Vergebens arbeitete meine Einbildungskraft ſie hervorzubringen, vergebens mein Geiſt etwas dabey zu denken. Nun ſteh ich und ſchaue dieſe Wunder und wie wird mir dabey? ich denke nichts, ich empfinde nichts und möchte ſo gern etwas dabey denken und empfinden. Dieſe herrliche Gegenwart regt mein Innerſtes auf, fordert mich zur Thätigkeit auf, und was kann ich thun, was thue ich! Da ſetz' ich mich hin und ſchreibe und beſchreibe. So geht denn hin ihr Beſchreibungen! betrügt meinen Freund, macht ihn glauben, daß ich etwas thue, daß er etwas ſieht und lieſt. —

Frey wären die Schweizer? frey dieſe wohlhabenden Bürger in den verſchloſſenen Städten? frey dieſe armen Teufel an ihren Klippen und Felſen? Was man dem

Menſchen nicht alles weiß machen kann! beſonders wenn man ſo ein altes Mährchen in Spiritus aufbewahrt. Sie machten ſich einmal von einem Tyrannen los und konnten ſich in einem Augenblick frey denken; nun erſchuf ihnen die liebe Sonne aus dem Aas des Unterdrückers einen Schwarm von kleinen Tyrannen durch eine ſonderbare Wiedergeburt; nun erzählen ſie das alte Mährchen immer fort, man hört bis zum Ueberdruß: ſie hätten ſich einmal frey gemacht und wären frey geblieben; und nun ſitzen ſie hinter ihren Mauern, eingefangen von ihren Gewohnheiten und Geſetzen, ihren Fraubaſereyen und Philiſtereyen, und da draußen auf den Felſen iſt auch wohl der Mühe werth von Freyheit zu reden, wenn man das halbe Jahr vom Schnee wie ein Murmelthier gefangen gehalten wird.

Pfui wie ſieht ſo ein Menſchenwerk und ſo ein ſchlechtes nothgedrungenes Menſchenwerk, ſo ein ſchwarzes Städtchen, ſo ein Schindel- und Steinhaufen, mitten in der großen herrlichen Natur aus! Große Kieſel- und andere Steine auf den Dächern, daß ja der Sturm ihnen die traurige Decke nicht vom Kopfe wegführe und den Schmutz, den Miſt! und ſtaunende Wahnſinnige! — Wo man den Menſchen nur wieder begegnet, möchte man von ihnen und ihren kümmerlichen Werken gleich davon fliehen.

Daß in den Menſchen ſo viele geiſtige Anlagen ſind, die ſie im Leben nicht entwickeln können, die auf eine beſſere Zukunft, auf ein harmoniſches Daſeyn deuten, darin ſind wir einig, mein Freund, und meine andere Grille kann ich auch nicht aufgeben, ob du mich gleich ſchon oft für einen Schwärmer erklärt haſt. Wir fühlen auch die Ahndung körperlicher Anlagen, auf deren Entwickelung wir in dieſem Leben Verzicht thun müſſen: ſo iſt es ganz gewiß mit dem Fliegen. So wie mich ſonſt die Wolken ſchon reizten mit ihnen fort in fremde Länder zu ziehen, wenn ſie hoch über meinem Haupte wegzogen, ſo ſteh' ich jetzt oft in Gefahr, daß ſie mich von einer Felſenſpitze mitnehmen wenn ſie an mir vorbeyziehen. Welche Begierde fühl' ich, mich in den unendlichen Luftraum zu ſtürzen, über den ſchauerlichen Abgründen zu ſchweben und mich auf einen unzugänglichen Felſen niederzulaſſen. Mit welchem Verlangen hol' ich tiefer und tiefer Athem, wenn der Adler in dunkler blauer Tiefe, unter mir, über Felſen und Wäldern ſchwebt, und in Geſellſchaft eines Weibchens um den Gipfel, dem er ſeinen Horſt und ſeine Jungen anvertrauet hat, große Kreiſe in ſanfter Eintracht zieht. Soll ich denn nur immer die Höhe erkriechen, am höchſten Felſen wie am niedrigſten Boden kleben, und wenn ich mühſelig mein Ziel erreicht habe, mich ängſtlich anklammern, vor der Rückkehr ſchaudern und vor dem Falle zittern?

Mit welchen ſonderbaren Eigenheiten ſind wir doch geboren! welches unbeſtimmte Streben wirkt in uns! wie ſeltſam wirken Einbildungskraft und körperliche Stimmungen gegen einander! Sonderbarkeiten meiner frühen Jugend kommen wieder hervor. Wenn ich einen langen Weg vor mich hingehe und der Arm an meiner Seite ſchlenkert, greif' ich manchmal zu als wenn ich einen Wurfſpieß faſſen wollte, ich ſchleudere ihn, ich weiß nicht auf wen, ich weiß nicht auf was; dann kommt ein Pfeil gegen mich angeflogen und durchbort mir das Herz; ich ſchlage mit der Hand auf die Bruſt und fühle eine unausſprechliche Süßigkeit, und kurz darauf bin ich wieder in meinem natürlichen Zuſtande. Woher kommt mir die Erſcheinung? was ſoll ſie heißen und warum wiederholt ſie ſich immer ganz mit denſelben Bildern, derſelben körperlichen Bewegung, derſelben Empfindung?

Man ſagt mir wieder, daß die Menſchen, die mich unterweges geſehen haben, ſehr wenig mit mir zufrieden ſind. Ich will es gern glauben, denn auch niemand von ihnen hat zu meiner Zufriedenheit beygetragen. Was weiß ich, wie es zugeht! daß die Geſellſchaften mich drücken, daß die Höflichkeit mir unbequem iſt, daß das was ſie mir ſagen mich nicht intereſſirt, daß das was ſie mir zeigen mir entweder gleichgültig iſt, oder

mich ganz anders aufregt. Seh' ich eine gezeichnete, eine gemahlte Landſchaft, ſo entſteht eine Unruhe in mir, die unausſprechlich iſt. Die Fußzehen in meinen Schuhen fangen an zu zucken, als ob ſie den Boden ergreifen wollten, die Finger der Hände bewegen ſich krampfhaft, ich beiße in die Lippen, und es mag ſchicklich oder unſchicklich ſeyn, ich ſuche der Geſellſchaft zu entfliehen, ich werfe mich der herrlichen Natur gegenüber auf einen unbequemen Sitz, ich ſuche ſie mit meinen Augen zu ergreifen, zu durchboren, und kritzle in ihrer Gegenwart ein Blättchen voll, das nichts darſtellt und doch mir ſo unendlich werth bleibt, weil es mich an einen glücklichen Augenblick erinnert, deſſen Seeligkeit mir dieſe ſtümperhafte Uebung ertragen hat. Was iſt denn das, dieſes ſonderbare Streben von der Kunſt zur Natur, von der Natur zur Kunſt zurück? Deutet es auf einen Künſtler, warum fehlt mir die Stätigkeit? ruft michs zum Genuß, warum kann ich ihn nicht ergreifen? Man ſchickte uns neulich einen Korb mit Obſt, ich war entzückt wie von einem himmliſchen Anblick; dieſer Reichthum, dieſe Fülle, dieſe Mannichfaltigkeit und Verwandſchaft! Ich konnte mich nicht überwinden eine Beere abzupflücken, eine Pfirſche, eine Feige aufzubrechen. Gewiß dieſer Genuß des Auges und des innern Sinnes iſt höher, des Menſchen würdiger, er iſt vielleicht der Zweck der Natur, wenn die hungrigen und durſtigen Menſchen glauben für ihren Gaum habe ſich

die Natur in Wundern erſchöpft. Ferdinand kam und fand mich in meinen Betrachtungen, er gab mir recht und ſagte dann lächelnd mit einem tiefen Seufzer: Ja, wir ſind nicht werth dieſe herrlichen Naturproducte zu zerſtören, warlich es wäre Schade! Erlaube mir, daß ich ſie meiner Geliebten ſchicke. Wie gern ſah ich den Korb wegtragen! wie liebte ich Ferdinanden! wie dankte ich ihm für das Gefühl das er in mir erregte, über die Ausſicht die er mir gab. Ja wir ſollen das Schöne kennen, wir ſollen es mit Entzücken betrachten und uns zu ihm, zu ſeiner Natur zu erheben ſuchen; und um das zu vermögen, ſollen wir uns uneigennützig erhalten, wir ſollen es uns nicht zueignen, wir ſollen es lieber mittheilen, es denen aufopfern, die uns lieb und werth ſind.

Was bildet man nicht immer an unſerer Jugend! Da ſollen wir bald dieſe bald jene Unart ablegen, und doch ſind die Unarten meiſt eben ſo viel Organe, die dem Menſchen durch das Leben helfen. Was iſt man nicht hinter dem Knaben her, dem man einen Funken Eitelkeit abmerkt! Was iſt der Menſch für eine elende Creatur wenn er alle Eitelkeit abgelegt hat! Wie ich zu dieſer Reflexion gekommen, will ich dir ſagen: Vorgeſtern geſellte ſich ein junger Menſch zu uns, der mir und Ferdinanden äußerſt zuwider war. Seine ſchwachen Seiten

waren ſo herausgekehrt, ſeine Leerheit ſo deutlich, ſeine Sorgfalt fürs Aeußere ſo auffallend, wir hielten ihn ſo weit unter uns, und überall war er beſſer aufgenommen als wir. Unter andern Thorheiten trug er eine Unterweſte von rothem Atlas, die am Halſe ſo zugeſchnitten war, daß ſie wie ein Ordensband ausſah. Wir konnten unſern Spott über dieſe Albernheit nicht verbergen; er ließ alles über ſich ergehen, zog den beſten Vortheil hervor und lachte uns wahrſcheinlich heimlich aus. Denn Wirth und Wirthinn, Kutſcher, Knecht und Mägde, ſogar einige Paſſagiere, ließen ſich durch dieſe Scheinzierde betrügen, begegneten ihm höflicher als uns, er war zuerſt bedient, und zu unſerer größten Demüthigung ſahen wir, daß die hübſchen Mädchen im Haus beſonders nach ihm ſchielten. Zuletzt mußten wir die durch ſein vornehmes Weſen theurer gewordne Zeche zu gleichen Theilen tragen. Wer war nun der Narr im Spiel? er wahrhaftig nicht!

Es iſt was Schönes und Erbauliches um die Sinnbilder und Sittenſprüche, die man hier auf den Oefen antrifft. Hier haſt du die Zeichnung von einem ſolchen Lehrbild, das mich beſonders anſprach. Ein Pferd mit dem Hinterfuße an einen Pfahl gebunden graſt umher ſo weit es ihm der Strick zuläßt, unten ſteht geſchrieben: Laß mich mein beſcheiden Theil Speiſe dahin neh-

men. So wird es ja wohl auch bald mit mir werden, wenn ich nach Hauſe komme und nach eurem Willen, wie das Pferd in der Mühle, meine Pflicht thue und dafür, wie das Pferd hier am Ofen, einen wohl abgemeſſenen Unterhalt empfahe. Ja ich komme zurück, und was mich erwartet war wohl der Mühe werth dieſe Berghöhen zu erklettern, dieſe Thäler zu durchirren und dieſen blauen Himmel zu ſehen, zu ſehen, daß es eine Natur giebt, die durch eine ewige ſtumme Nothwendigkeit beſteht, die unbedürftig gefühllos und göttlich iſt, indeß wir in Flecken und Städten unſer kümmerliches Bedürfniß zu ſichern haben, und nebenher alles einer verworrenen Willkühr unterwerfen, die wir Freyheit nennen.

Ja ich habe die Furka, den Gotthard beſtiegen! Dieſe erhabenen unvergleichlichen Naturſcenen werden immer vor meinem Geiſte ſtehen; ja ich habe die römiſche Geſchichte geleſen, um bey der Vergleichung recht lebhaft zu fühlen, was für ein armſeliger Schlucker ich bin.

Es iſt mir nie ſo deutlich geworden, wie die letzten Tage, daß ich in der Beſchränkung glücklich ſeyn konnte, ſo gut glücklich ſeyn konnte wie jeder andere, wenn ich nur ein Geſchäft wüßte, ein rühriges, das aber

keine Folge auf den Morgen hätte, das Fleiß und Beſtimmtheit im Augenblick erforderte, ohne Vorſicht und Rückſicht zu verlangen. Jeder Handwerker ſcheint mir der glücklichſte Menſch; was er zu thun hat, iſt ausgeſprochen, was er leiſten kann, iſt entſchieden; er beſinnt ſich nicht bey dem, was man von ihm fordert, er arbeitet ohne zu denken, ohne Anſtrengung und Haſt, aber mit Application und Liebe, wie der Vogel ſein Neſt, wie die Biene ihre Zellen herſtellt; er iſt nur eine Stufe über dem Thier und iſt ein ganzer Menſch. Wie beneid' ich den Töpfer an ſeiner Scheibe, den Tiſcher hinter ſeiner Hobelbank!

Der Ackerbau gefällt mir nicht, dieſe erſte und nothwendige Beſchäftigung der Menſchen iſt mir zuwider; man äfft die Natur nach, die ihre Samen überall ausſtreut, und will nun auf dieſem beſondern Feld dieſe beſondre Frucht hervorbringen. Das geht nun nicht ſo; das Unkraut wächſt mächtig, Kälte und Näſſe ſchadet der Saat und Hagelwetter zerſtört ſie. Der arme Landmann harrt das ganze Jahr, wie etwa die Karten über den Wolken fallen mögen, ob er ſein Paroli gewinnt oder verliert. Ein ſolcher ungewiſſer zweydeutiger Zuſtand mag den Menſchen wohl angemeſſen ſeyn, in unſerer Dumpfheit, da wir nicht wiſſen woher wir kommen noch wohin wir gehen. Mag es denn auch erträg-

lich seyn, seine Bemühungen dem Zufall zu übergeben, hat doch der Pfarrer Gelegenheit, wenn es recht schlecht aussieht, seiner Götter zu gedenken und die Sünden seiner Gemeine mit Naturbegebenheiten zusammen zu hängen.

So habe ich denn Ferdinanden nichts vorzuwerfen! auch mich hat ein liebes Abenteuer erwartet. Abenteuer? warum brauche ich das alberne Wort, es ist nichts abenteuerliches in einem sanften Zuge, der Menschen zu Menschen hinzieht. Unser bürgerliches Leben, unsere falschen Verhältnisse, das sind die Abenteuer, das sind die Ungeheuer, und sie kommen uns doch so bekannt, so verwandt wie Onkel und Tanten vor!

Wir waren bey dem Herrn Tüdon eingeführt, und wir fanden uns in der Familie sehr glücklich, reiche, offne gute, lebhafte Menschen, die das Glück des Tages, ihres Vermögens, der herrlichen Lage, mit ihren Kindern sorglos und anständig genießen. Wir jungen Leute waren nicht genöthigt, wie es in so vielen steifen Häusern geschieht, uns um der Alten willen am Spieltisch aufzuopfern. Die Alten gesellten sich vielmehr zu uns, Vater, Mutter und Tante, wenn wir kleine Spiele aufbrachten, in denen Zufall, Geist und Witz durcheinander wircken. Eleonore, denn ich muß sie nun doch einmal nennen, die zweyte Tochter, ewig wird mir ihr

Bild gegenwärtig ſeyn, — eine ſchlanke zarte Geſtalt, eine reine Bildung, ein heiteres Auge, eine blaße Farbe, die bey Mädchen dieſes Alters eher reizend als abſchreckend iſt, weil ſie auf eine heilbare Krankheit deutet, im ganzen eine unglaublich angenehme Gegenwart. Sie ſchien fröhlich und lebhaft und man war ſo gern mit ihr. Bald, ja ich darf ſagen gleich, gleich den erſten Abend geſellte ſie ſich zu mir, ſetzte ſich neben mich und wenn uns das Spiel trennte, wußte ſie mich doch wieder zu finden. Ich war froh und heiter; die Reiſe, das ſchöne Wetter, die Gegend, alles hatte mich zu einer unbedingten, ja ich möchte faſt ſagen, zu einer aufgeſpannten Fröhlichkeit geſtimmt; ich nahm ſie von jedem auf und theilte ſie jedem mit, ſogar Ferdinand ſchien einen Augenblick ſeiner Schönen zu vergeſſen. Wir hatten uns in abwechſelnden Spielen erſchöpft als wir endlich aufs Heirathen fielen, das als Spiel luſtig genug iſt. Die Nahmen von Männern und Frauen werden in zwey Hüte geworfen und ſo die Ehen gegen einander gezogen. Auf jede die heraus kommt, macht eine Perſon in der Geſellſchaft, an der die Reihe iſt, das Gedicht. Alle Perſonen in der Geſellſchaft, Vater, Mutter und Tanten mußten in die Hüte, alle bedeutende Perſonen, die wir aus ihrem Kreiſe kannten, und um die Zahl der Candidaten zu vermehren, warfen wir noch die bekannteſten Perſonen der politiſchen und literariſchen Welt mit hinein. Wir fingen an und es wurden

gleich einige bedeutende Paare gezogen. Nicht jedermann konnte mit den Verſen ſogleich nach; Sie, Ferdinand und ich, und eine von den Tanten, die ſehr artige franzöſiſche Verſe macht, wir theilten uns bald in das Secretariat. Die Einfälle waren meiſt gut und die Verſe leidlich; beſonders hatten die ihrigen ein Naturell, das ſich vor allen andern auszeichnete, eine glückliche Wendung ohne eben geiſtreich zu ſeyn, Scherz ohne Spott, und einen guten Willen gegen jedermann. Der Vater lachte herzlich und glänzte vor Freuden als man die Verſe ſeiner Tochter neben den unſern für die beſten anerkennen mußte. Unſer unmäßiger Beyfall freute ihn hoch, wir lobten wie man das Unerwartete preiſt, wie man preiſt, wenn uns der Autor beſtochen hat. Endlich kam auch mein Loos und der Himmel hatte mich ehrenvoll bedacht; es war niemand weniger als die ruſſiſche Kaiſerin die man mir zu Gefährtin meines Lebens herausgezogen hatte. Man lachte herzlich und Eleonore behauptete, auf ein ſo hohes Beylager müßte ſich die ganze Geſellſchaft angreifen. Alle griffen ſich an, einige Federn waren zerkaut, ſie war zuerſt fertig, wollte aber zuletzt leſen, die Mutter und die eine Tante brachten gar nichts zu Stande, und ob gleich der Vater ein wenig gradezu, Ferdinand ſchalkhaft und die Tante zurückhaltend geweſen war; ſo konnte man doch durch alles ihre Freundſchaft und gute Meynung ſehen. Endlich kam es an ſie, ſie holte tief Athem, ihre Heiterkeit

und Freyheit verließ ſie, ſie las nicht, ſie liſpelte es nur und legte es vor mich hin zu den andern; ich war erſtaunt, erſchrocken: ſo bricht die Knoſpe der Liebe in ihrer größten Schönheit und Beſcheidenheit auf! Es war mir, als wenn ein ganzer Frühling auf einmal ſeine Blüten auf mich herunter ſchüttelte. Jedermann ſchwieg, Ferdinanden verließ ſeine Gegenwart des Geiſtes nicht, er rief: ſchön, ſehr ſchön! er verdient das Gedicht ſo wenig als ein Kaiſerthum. Wenn wir es nur verſtanden hätten, ſagte der Vater; man verlangte, ich ſollte es noch einmal leſen. Meine Augen hatten bisher auf dieſen köſtlichen Worten geruht, ein Schauder überlief mich vom Kopf bis auf die Füſſe, Ferdinand merkte meine Verlegenheit, nahm das Blatt weg und las; ſie ließ ihn kaum endigen als ſie ſchon ein anderes Loos zog. Das Spiel dauerte nicht lange mehr und das Eſſen ward aufgetragen.

Soll ich, oder ſoll ich nicht? Iſt es gut dir etwas zu verſchweigen, dem ich ſo viel, dem ich alles ſage? Soll ich dir etwas Bedeutendes verſchweigen, indeſſen ich dich mit ſo vielen Kleinigkeiten unterhalte, die gewiß niemand leſen möchte, als du, der du eine ſo große und wunderbare Vorliebe für mich gefaßt haſt; oder ſoll ich etwas verſchweigen, weil es dir einen falſchen, einen üblen Begriff von mir geben könnte? Nein! du kennſt mich beſſer als ich mich ſelbſt kenne, du wirſt

auch das, was du mir nicht zutrauſt, zurecht legen wenn ichs thun konnte, du wirſt mich, wenn ich tadelnswerth bin, nicht verſchonen, mich leiten und führen, wenn meine Sonderbarkeiten mich vom rechten Wege abführen ſollten.

Meine Freude, mein Entzücken an Kunſtwerken, wenn ſie wahr, wenn ſie unmittelbar geiſtreiche Ausſprüche der Natur ſind, macht jedem Beſitzer, jedem Liebhaber die größte Freude. Diejenigen, die ſich Kenner nennen, ſind nicht immer meiner Meynung; nun geht mich doch ihre Kennerſchaft nichts an, wenn ich glücklich bin. Drückt ſich nicht die lebendige Natur lebhaft dem Sinne des Auges ein, bleiben die Bilder nicht feſt vor meiner Stirn, verſchönern ſie ſich nicht und freuen ſie ſich nicht, den durch Menſchengeiſt verſchönerten Bildern der Kunſt zu begegnen? Ich geſtehe dir, darauf beruht bisher meine Liebe zur Natur, meine Liebhaberey zur Kunſt, daß ich jene ſo ſchön, ſo ſchön, ſo glänzend und ſo entzückend ſah, daß mich das Nachſtreben des Künſtlers, das unvollkommene Nachſtreben, faſt wie ein vollkommenes Vorbild hinriß. Geiſtreiche gefühlte Kunſtwerke ſind es, die mich entzücken. Das kalte Weſen, das ſich in einen beſchränkten Zirkel einer gewiſſen dürftigen Manier, eines kümmerlichen Fleißes einſchränkt, iſt mir ganz unerträglich. Du ſiehſt daher, daß meine Freude, meine Neigung bis jetzt nur ſolche Kunſtwerke gelten konnte, deren natürliche Gegenſtände mir bekannt waren, die ich mit meinen Erfahrungen

vergleichen konnte. Ländliche Gegenden, mit dem was in ihnen lebt und webt, Blumen und Fruchtſtücke, Gothiſche Kirchen, ein der Natur unmittelbar abgewonnenes Portrait, das konnt' ich erkennen, fühlen und, wenn du willſt, gewiſſermaßen beurtheilen. Der wackre M*** hatte ſeine Freude an meinem Weſen und trieb, ohne daß ich es übel nehmen konnte, ſeinen Scherz mit mir. Er überſieht mich ſo weit in dieſem Fache und ich mag lieber leiden, daß man lehrreich ſpottet, als daß man unfruchtbar lobt. Er hatte ſich abgemerkt, was mir zunächſt auffiel, und verbarg mir nach einiger Bekanntſchaft nicht, daß in den Dingen, die mich entzückten, noch manches ſchätzenswerthe ſeyn möchte, das mir erſt die Zeit entdecken würde. Ich laſſe das dahin geſtellt ſeyn und muß denn doch, meine Feder mag auch noch ſo viele Umſchweiſe nehmen, zur Sache kommen, die ich dir, obwohl mit einigem Widerwillen, vertraue. Ich ſehe dich in deiner Stube, in deinem Hausgärtchen, wo du bey einer Pfeife Tabak den Brief erbrechen und leſen wirſt. Können mir deine Gedanken in die freye und bunte Welt folgen? werden deiner Einbildungskraft die Verhältniſſe und die Umſtände ſo deutlich ſeyn? und wirſt du gegen einen abweſenden Freund ſo nachſichtig bleiben als ich dich in der Gegenwart oft gefunden habe.

Nachdem mein Kunſtfreund mich näher kennen gelernt, nachdem er mich werth hielt ſtufenweis beſſere Stücke zu ſehen; brachte er, nicht ohne geheimnißvolle

Miene, einen Kaſten herbey, der eröfnet mir eine Danae in Lebensgröße zeigte, die den goldnen Regen in ihrem Schoße empfängt. Ich erſtaunte über die Pracht der Glieder, über die Herrlichkeit der Lage und Stellung, über das Große der Zärtlichkeit und über das Geiſtreiche des ſinnlichſten Gegenſtandes; und doch ſtand ich nur in Betrachtung davor, es erregte nicht jenes Entzücken, jene Freude, jene unausſprechliche Luſt in mir. Mein Freund, der mir vieles von den Verdienſten dieſes Bildes vorſagte, bemerkte über ſein eignes Entzücken meine Kälte nicht und war erfreut, mir an dieſem trefflichen Bilde die Vorzüge der italiäniſchen Schule deutlich zu machen. Der Anblick dieſes Bildes hatte mich nicht glücklich, er hatte mich unruhig gemacht. Wie! ſagte ich zu mir ſelbſt, in welchem beſondren Falle finden wir uns, wir bürgerlich eingeſchränkten Menſchen? ein bemooster Fels, ein Waſſerfall hält meinen Blick ſo lange gefeſſelt, ich kann ihn auswendig; ſeine Höhen und Tiefen, ſeine Lichter und Schatten, ſeine Farben, Halbfarben und Wiederſcheine, alles ſtellt ſich mir im Geiſte dar, ſo oft ich nur will, alles kommt mir aus einer glücklichen Nachbildung eben ſo lebhaft wieder entgegen; und vom Meiſterſtücke der Natur, vom menſchlichen Körper, von dem Zuſammenhang, der Zuſammenſtimmung ſeines Gliederbaues habe ich nur einen allgemeinen Begriff, der eigentlich gar kein Begriff iſt. Meine Einbildungskraft ſtellt mir dieſen herrlichen Bau nicht lebhaft vor, und wenn mir ihn die Kunſt darbie-

tet, bin ich nicht im Stande weder etwas dabey zu fühlen, noch das Bild zu beurtheilen. Nein! ich will nicht länger in dem ſtumpfen Zuſtande bleiben, ich will mir die Geſtalt des Menſchen eindrücken wie die Geſtalt der Trauben und Pfirſchen.

Ich veranlaßte Ferdinanden zu baden im See; wie herrlich iſt mein junger Freund gebildet! welch ein Ebenmaß aller Theile! welch eine Fülle der Form, welch ein Glanz der Jugend, welch ein Gewinn für mich, meine Einbildungskraft mit dieſem vollkommenen Muſter der menſchlichen Natur bereichert zu haben! Nun bevölkre ich Wälder, Wieſen und Höhen mit ſo ſchönen Geſtalten; ihn ſeh ich als Adonis dem Eber folgen, ihn als Narciß ſich in der Quelle beſpiegeln!

Noch aber fehlt mir leider Venus die ihn zurückhält, Venus, die ſeinen Tod betrauert, die ſchöne Echo, die noch einen Blick auf den kalten Jüngling wirft ehe ſie verſchwindet. Ich nahm mir feſt vor, es koſte was es wolle, ein Mädchen in dem Naturzuſtande zu ſehen wie ich meinen Freund geſehen hatte. Wir kamen nach Genf. Sollten in dieſer großen Stadt, dachte ich, nicht Mädchen ſeyn, die ſich für einen gewiſſen Preis dem Mann überlaſſen? und ſollte nicht eine darunter ſchön und willig genug ſeyn meinen Augen ein Feſt zu geben? Ich horchte an dem Lohnbedienten, der ſich mir, jedoch nur langſam und auf eine kluge Weiſe, näherte. Natürlich ſagte ich ihm nichts von meiner Abſicht; er mochte von mir denken was er wollte, denn man will

lieber jemanden laſterhaft als lächerlich erſcheinen. Er führte mich Abends zu einem alten Weibe; ſie empfing mich mit viel Vorſicht und Bedenklichkeiten: es ſey, meynte ſie, überall und beſonders in Genf gefährlich der Jugend zu dienen. Ich erklärte mich ſogleich, was ich für einen Dienſt von ihr verlange. Mein Mährchen glückte mir und die Lüge ging mir geläufig vom Munde. Ich war ein Mahler, hatte Landſchaften gezeichnet, die ich nun durch die Geſtalten ſchöner Nymphen zu heroiſchen Landſchaften erheben wolle. Ich ſagte die wunderlichſten Dinge, die ſie ihr Lebtag nicht gehört haben mochte. Sie ſchüttelte dagegen den Kopf und verſicherte mir: es ſey ſchwer meinen Wunſch zu befriedigen. Ein ehrbares Mädchen werde ſich nicht leicht dazu entſchließen, es werde mich was koſten, ſie wolle ſehen. Was? rief ich aus, ein ehrbares Mädchen ergiebt ſich für einen leidlichen Preis einem fremden Mann — Allerdings — und ſie will nackend vor ſeinen Augen erſcheinen? — keinesweges; dazu gehört viel Entſchließung — ſelbſt wenn ſie ſchön iſt — auch dann. Genug ich will ſehen, was ich für Sie thun kann, Sie ſind ein junger artiger hübſcher Mann, für den man ſich ſchon Mühe geben muß.

Sie klopfte mir auf die Schultern und auf die Wangen: ja! rief ſie aus, ein Mahler, das muß es wohl ſeyn, denn Sie ſind weder alt noch vornehm genug um dergleichen Scenen zu bedürfen. Sie beſtellte mich auf den folgenden Tag und ſo ſchieden wir aus einander.

Ich kann heute nicht vermeiden mit Ferdinand in eine groſse Geſellſchaft zu gehen und auf den Abend ſteht mir das Abenteuer bevor. Es wird einen ſchönen Gegenſatz geben. Schon kenne ich dieſe verwünſchte Geſellſchaft, wo die alten Weiber verlangen, daß man mit ihnen ſpielen, die jungen, daß man mit ihnen liebäugeln ſoll, wo man dann dem Gelehrten zuhören, den Geiſtlichen verehren, dem Edelmann Platz machen muß, wo die vielen Lichter kaum eine leidliche Geſtalt beleuchten, die noch dazu hinter einen barbariſchen Putz verſteckt iſt. Soll ich franzöſiſch reden, eine fremde Sprache in der man immer albern erſcheint, man mag ſich ſtellen wie man will, weil man immer nur das Gemeine, nur die groben Züge und noch dazu ſtockend und ſtotternd ausdrucken kann. Denn was unterſcheidet den Dummkopf vom geiſtreichen Menſchen, als daß dieſer das Zarte Gehörige der Gegenwart ſchnell lebhaft und eigenthümlich ergreift und mit Leichtigkeit ausdrückt, als daß jene, gerade wie wir es in einer fremden Sprache thun, ſich mit ſchon geſtempelten hergebrachten Phraſen bey jeder Gelegenheit behelfen müſſen. Heute will ich mit Ruhe ein paar Stunden die ſchlechten Späſſe ertragen in der Ausſicht auf die ſonderbare Scene, die meiner wartet.

Mein Abenteuer iſt beſtanden, vollkommen nach meinen Wünſchen, über meine Wünſche, und doch weiß

ich nicht ob ich mich darüber freuen oder ob ich mich tadeln ſoll. Sind wir denn nicht gemacht das Schöne rein zu beſchauen, ohne Eigennutz das Gute hervor zu bringen? Fürchte nichts und höre mich: ich habe mir nichts vorzuwerfen, der Anblick hat mich nicht aus meiner Faſſung gebracht, aber meine Einbildungskraft iſt entzündet, mein Blut erhitzt. O! ſtünd ich nur ſchon den großen Eismaſſen gegenüber um mich wieder abzukühlen! Ich ſchlich mich aus der Geſellſchaft und in meinen Mantel gewickelt nicht ohne Bewegung zur Alten. Wo haben Sie Ihr Portefeuille? rief ſie aus — ich hab' es dießmal nicht mitgebracht. Ich will heute nur mit den Augen ſtudiren. — Ihre Arbeiten müſſen Ihnen gut bezahlt werden, wenn Sie ſo theure Studien machen können. Heute werden Sie nicht wohlfeil davon kommen. Das Mädchen verlangt °°° und mir können Sie auch für meine Bemühung unter °° nicht geben. (Du verzeihſt mir, wenn ich dir den Preis nicht geſtehe). Dafür ſind Sie aber auch bedient wie Sie es wünſchen können. Ich hoffe, Sie ſollen meine Vorſorge loben; ſo einen Augenſchmaus haben Sie noch nicht gehabt und . . . das Anfühlen haben Sie umſonſt.

Sie brachte mich darauf in ein kleines artig meublirtes Zimmer: ein ſauberer Teppich deckte den Fußboden, in einer Art von Niſche ſtand ein ſehr reinliches Bett, zu der Seite des Hauptes eine Toilette mit aufgeſtelltem Spiegel, und zu den Füßen ein Gueridon mit einem dreyarmigen Leuchter, auf dem ſchöne helle Kerzen brann-

ten; auch auf der Toilette brannten zwey Lichter. Ein erloſchenes Kaminfeuer hatte die Stube durchaus erwärmt. Die Alte wies mir einen Seſſel an, dem Bette gegenüber, am Kamin, und entfernte ſich. Es währte nicht lange, ſo kam zu der entgegengeſetzten Thüre ein großes, herrlich gebildetes, ſchönes Frauenzimmer heraus, ihre Kleidung unterſchied ſich nicht von der gewöhnlichen. Sie ſchien mich nicht zu bemerken, warf ihren ſchwarzen Mantel ab und ſetzte ſich vor die Toilette. Sie nahm eine große Haube, die ihr Geſicht bedeckt hatte, vom Kopfe, eine ſchöne regelmäßige Bildung zeigte ſich, braune Haare mit vielen und großen Locken rollten auf die Schultern herunter. Sie fing an ſich auszukleiden; welch eine wunderliche Empfindung da ein Stück nach dem andern herabfiel, und die Natur, von der fremden Hülle entkleidet, mir als fremd erſchien und beynahe, möcht' ich ſagen, mir einen ſchauerlichen Eindruck machte. Ach! mein Freund, iſt es nicht mit unſern Meynungen, unſern Vorurtheilen, Einrichtungen, Geſetzen und Grillen auch ſo? erſchrecken wir nicht, wenn eine von dieſen fremden, ungehörigen, unwahren Umgebungen uns entzogen wird, und irgend ein Theil unſerer wahren Natur entblößt daſtehen ſoll? wir ſchaudern, wir ſchämen uns, aber vor keiner wunderlichen und abgeſchmackten Art, uns durch äußern Zwang zu entſtellen, fühlen wir die mindeſte Abneigung. Soll ich dir's geſtehen, ich konnte mich eben ſo wenig in den herrlichen Körper finden, da die letzte Hülle herab fiel, als

vielleicht Freund L. ſich in ſeinen Zuſtand finden wird; wenn ihn der Himmel zum Anführer der Mohawks machen ſollte. Was ſehen wir an den Weibern? was für Weiber gefallen uns und wie confundiren wir alle Begriffe? Ein kleiner Schuh ſieht gut aus, und wir rufen: welch ein ſchöner kleiner Fuß! ein ſchmaler Schnürleib hat etwas Elegantes, und wir preiſen die ſchöne Taille.

Ich beſchreibe dir meine Reflexionen, weil ich dir mit Worten die Reihe von entzückenden Bildern nicht darſtellen kann, die mich das ſchöne Mädchen mit Anſtand und Artigkeit ſehen ließ. Alle Bewegungen folgten ſo natürlich auf einander, und doch ſchienen ſie ſo ſtudirt zu ſeyn. Reizend war ſie, indem ſie ſich entkleidete, ſchön, herrlich ſchön, als das letzte Gewand fiel. Sie ſtand, wie Minerva vor Paris mochte geſtanden haben, beſcheiden beſtieg ſie ihr Lager, unbedeckt verſuchte ſie in verſchiedenen Stellungen ſich dem Schlafe zu übergeben, endlich ſchien ſie entſchlummert. In der anmuthigſten Stellung blieb ſie eine Weile, ich konnte nur ſtaunen und bewundern. Endlich ſchien ein leidenſchaftlicher Traum ſie zu beunruhigen, ſie ſeufzte tief, veränderte heftig die Stellung, ſtammelte den Nahmen eines Geliebten und ſchien ihre Arme gegen ihn auszuſtrecken. Komm! rief ſie endlich mit vernehmlicher Stimme, komm, mein Freund, in meine Arme, oder ich ſchlafe wirklich ein. In dem Augenblick ergriff ſie die ſeidne durchnähte Decke, zog ſie über ſich her, und ein allerliebſtes Geſicht ſah unter ihr hervor

Briefe
aus der Schweiz.

Zweyte Abtheilung.

Münſter, den 3. October.
Sonntag Abends.

Von Baſel erhalten Sie ein Paket, das die Geſchichte unſrer bisherigen Reiſe enthält, indeſſen wir unſern Zug durch die Schweiz nun ernſtlich fortſetzen. Auf dem Wege nach Biel ritten wir das ſchöne Birſch-Thal herauf und kamen endlich an den engen Paß der hierher führt.

Durch den Rücken einer hohen und breiten Gebirgkette hat die Birſch, ein mäßiger Fluß, ſich einen Weg von uralters geſucht. Das Bedürfniß mag nachher durch ihre Schluchten ängſtlich nachgeklettert ſeyn. Die Römer erweiterten ſchon den Weg, und nun iſt er ſehr bequem durchgeführt. Das über Felsſtücke rauſchende Waſſer und der Weg gehen neben einander hin und machen an den meiſten Orten die ganze Breite des Paſſes, der auf beyden Seiten von Felſen beſchloſſen iſt, die ein gemächlich aufgehobenes Auge faſſen kann. Hinterwärts heben Gebirge ſanft ihre Rücken, deren Gipfel uns vom Nebel bedeckt waren.

Bald ſteigen aneinanderhängende Wände ſenkrecht auf, bald ſtreichen gewaltige Lagen ſchief nach dem Fluß und dem Weg ein, breite Maſſen ſind aufeinander gelegt, und gleich daneben ſtehen ſcharfe Klippen abgeſetzt.

Groſse Klüfte ſpalten ſich aufwärts, und Platten von Mauerſtärke haben ſich von dem übrigen Geſteine losgetrennt. Einzelne Felsſtücke ſind herunter geſtürzt, andere hängen noch über und laſſen nach ihrer Lage fürchten, daſs ſie dereinſt gleichfalls herein kommen werden.

Bald rund bald ſpitz, bald bewachſen, bald nakt, ſind die Firſten der Felſen, wo oft noch oben drüber ein einzelner Kopf kahl und kühn herüber ſieht, und an Wänden und in der Tiefe ſchmiegen ſich ausgewitterte Klüfte hinein.

Mir machte der Zug durch dieſe Enge eine groſse ruhige Empfindung. Das Erhabene giebt der Seele die ſchöne Ruhe, ſie wird ganz dadurch ausgefüllt, fühlt ſich ſo groſs als ſie ſeyn kann. Wie herrlich iſt ein ſolches reines Gefühl, wenn es bis gegen den Rand ſteigt ohne überzulaufen. Mein Auge und meine Seele konnten die Gegenſtände faſſen, und da ich rein war, dieſe Empfindung nirgends falſch widerſtieſs; ſo würkten ſie was ſie ſollten. Vergleicht man ſolch ein Gefühl mit jenem, wenn wir uns mühſelig im Kleinen umtreiben, alles aufbieten, dieſem ſo viel als möglich zu borgen und aufzuflicken, und unſerm Geiſt durch ſeine eigne Kreatur Freude und Futter zu bereiten; ſo ſieht man erſt wie ein armſeliger Behelf es iſt.

Ein junger Mann, den wir von Baſel mitnahmen, ſagte: es ſey ihm lange nicht wie das erſtemal, und gab

der Neuheit die Ehre. Ich möchte aber ſagen: wenn wir einen ſolchen Gegenſtand zum erſtenmal erblicken; ſo weitet ſich die ungewohnte Seele erſt aus, und es macht dieß ein ſchmerzlich Vergnügen, eine Ueberfülle, die die Seele bewegt und uns wollüſtige Thränen ablockt. Durch dieſe Operation wird die Seele in ſich größer, ohne es zu wiſſen, und iſt jener erſten Empfindung nicht mehr fähig. Der Menſch glaubt verloren zu haben, er hat aber gewonnen; was er an Wolluſt verliert, gewinnt er an innerm Wachsthum. Hätte mich nur das Schickſal in irgend einer großen Gegend heißen wohnen, ich wollte mit jedem Morgen Nahrung der Großheit aus ihr ſaugen, wie aus einem lieblichen Thal Geduld und Stille.

Am Ende der Schlucht ſtieg ich ab und kehrte einen Theil allein zurück. Ich entwickelte mir noch ein tiefes Gefühl, durch welches das Vergnügen auf einen hohen Grad für den aufmerkſamen Geiſt vermehrt wird. Man ahndet im Dunkeln die Entſtehung und das Leben dieſer ſeltſamen Geſtalten. Es mag geſchehen ſeyn wie und wann es wolle, ſo haben ſich dieſe Maſſen, nach der Schwere und Aehnlichkeit ihrer Theile, groß und einfach zuſammen geſetzt. Was für Revolutionen ſie nachher bewegt, getrennt, geſpalten haben, ſo ſind auch dieſe noch nur einzelne Erſchütterungen geweſen, und ſelbſt der Gedanke einer ſo ungeheuren Bewegung giebt ein hohes Gefühl von ewiger Feſtigkeit. Die Zeit hat

auch, gebunden an die ewigen Geſetze, bald mehr bald weniger auf ſie gewirkt.

Sie ſcheinen innerlich von gelblicher Farbe zu ſeyn; allein das Wetter und die Luft verändern die Oberfläche in graublau, daß nur hier und da in Streifen und in friſchen Spalten die erſte Farbe ſichtbar iſt. Langſam verwittert der Stein ſelbſt und rundet ſich an den Ecken ab, weichere Flecken werden weggezehrt, und ſo giebt's gar zierlich ausgeſchweifte Hölen und Löcher, die, wann ſie mit ſcharfen Kanten und Spitzen zuſammen treffen, ſich ſeltſam zeichnen. Die Vegetation behauptet ihr Recht; auf jedem Vorſprung, Fläche und Spalt faſſen Fichten Wurzel, Moos und Kräuter ſäumen die Felſen. Man fühlt tief, hier iſt nichts Willkührliches, hier wirkt ein Alles langſam bewegendes, ewiges Geſetz, und nur von Menſchenhand iſt der bequeme Weg, über den man durch dieſe ſeltſamen Gegenden durchſchleicht.

Genf, den 27. October.

Die große Bergkette, die, von Baſel bis Genf, Schweiz und Frankreich ſcheidet, wird, wie Ihnen bekannt iſt, der Jura genannt. Die größten Höhen davon ziehen ſich über Lauſanne bis ungefähr über Rolle und Nion. Auf dieſem höchſten Rücken iſt ein merkwürdiges Thal von der Natur eingegraben — ich möchte ſagen eingeſchwemmt, da auf allen dieſen Kalkhöhen die Wirkungen der uralten Gewäſſer ſichtbar ſind — das la Vallée de Jour genannt wird, welcher Nahme, da Jour in der Landſprache einen Felſen oder Berg bedeutet, deutſch das Bergthal hieße. Eh ich zur Beſchreibung unſrer Reiſe fortgehe, will ich mit wenigem die Lage deſſelben geographiſch angeben. Seine Länge ſtreicht, wie das Gebirg ſelbſt, ziemlich von Mittag gegen Mitternacht, und wird an jener Seite von den Septmoncels, an dieſer von der Dent de Vaulion, welche nach der Dole der höchſte Gipfel des Jura iſt, begränzt und hat, nach der Sage des Landes, neun kleine, nach unſrer ohngefähren Reiſerechnung aber, ſechs ſtarke Stunden. Der Berg, der es die Länge hin an der Morgenſeite begränzt und auch von dem flachen Land herauf ſichtbar iſt, heißt Le noir Mont. Gegen Abend ſtreicht der Riſeu hin und verliert ſich allmählich gegen die Franche-Comté. Frankreich und Bern theilen ſich ziemlich gleich

in dieſes Thal, ſo daß jenes die obere ſchlechte Hälfte und dieſes die untere beſſere beſitzt, welche letztere eigentlich La Vallée du Lac de Jour genannt wird. Ganz oben in dem Thal, gegen den Fuß der Septmoncels, liegt der Lac des Rouſſes, der keinen ſichtlichen einzelnen Urſprung hat, ſondern ſich aus quelligem Boden und den überall auslaufenden Brunnen ſammlet. Aus demſelben fließt die Orbe, durchſtreicht das ganze franzöſiſche und einen großen Theil des Berner Gebiets, bis ſie wieder unten, gegen den Dent de Vaulion, ſich zum Lac de Jour bildet, der ſeitwärts in einen kleinen See abfällt, woraus das Waſſer endlich ſich unter der Erde verlieret. Die Breite des Thals iſt verſchieden, oben beym Lac des Rouſſes etwa eine halbe Stunde, alsdann verengert ſich's und läuft wieder unten auseinander, wo etwa die größte Breite anderthalb Stunden wird. So viel zum beſſern Verſtändniß des folgenden, wobey ich Sie einen Blick auf die Carte zu thun bitte, ob ich ſie gleich alle, was dieſe Gegend betrifft, unrichtig gefunden habe.

Den 24. Oct. ritten wir, in Begleitung eines Hauptmanns und Oberforſtmeiſters dieſer Gegenden, erſtlich Mont hinan, einen kleinen zerſtreuten Ort, der eigentlicher eine Kette von Reb- und Landhäuſern genennt werden könnte. Das Wetter war ſehr hell; wir hatten, wenn wir uns umkehrten, die Ausſicht auf den Genferſee, die Savoyer und Wallis Gebirge, konnten Lauſanne erkennen und durch einen leichten Nebel auch die

Gegend von Genf. Der Montblanc, der über alle Gebirge des Faucigni ragt, kam immer mehr hervor. Die Sonne ging klar unter, es war so ein großer Anblick, daß ein menschlich Auge nicht dazu hinreicht. Der fast volle Mond kam herauf und wir immer höher. Durch Fichtenwälder stiegen wir weiter den Jura hinan, und sahen den See in Duft und den Wiederschein des Monds darin. Es wurde immer heller. Der Weg ist eine wohlgemachte Chaussee, nur angelegt um das Holz aus dem Gebirg bequemer in das Land herunter zu bringen. Wir waren wohl drey Stunden gestiegen, als es hinterwärts sachte wieder hinabzugehen anfing. Wir glaubten unter uns einen großen See zu erblicken, indem ein tiefer Nebel das ganze Thal, was wir übersehen konnten, ausfüllte. Wir kamen ihm endlich näher, sahen einen weißen Bogen, den der Mond darin bildete, und wurden bald ganz vom Nebel eingewickelt. Die Begleitung des Hauptmanns verschafte uns Quartier in einem Hause, wo man sonst nicht Fremde aufzunehmen pflegt. Es unterschied sich in der innern Bauart von gewöhnlichen Gebäuden in nichts, als daß der große Raum mitten inne zugleich Küche, Versammlungs-Platz, Vorsaal ist, und man von da in die Zimmer gleicher Erde und auch die Treppe hinauf geht. Auf der einen Seite war an dem Boden auf steinernen Platten das Feuer angezündet, davon ein weiter Schornstein, mit Bretern dauerhaft und sauber ausgeschlagen, den Rauch

aufnahm. In der Ecke waren die Thüren zu den Balkon, der ganze Fußboden übrigens gedielet, bis auf ein kleines Eckchen am Fenster um den Spühlſtein, das gepflaſtert war, übrigens rings herum, auch in der Höhe über den Balken, eine Menge Hausrath und Geräthſchaften in ſchöner Ordnung angebracht, alles nicht unreinlich gehalten.

Den 25. Morgens war helles kaltes Wetter, die Wieſen bereift, hier und da zogen leichte Nebel; wir konnten den untern Theil des Thals ziemlich überſehen, unſer Haus lag am Fuß des öſtlichen Noir mont. Gegen Achte ritten wir ab, und um der Sonne gleich zu genießen, an der Abendſeite hin. Der Theil des Thals an dem wir hinritten, beſteht in abgetheilten Wieſen, die gegen den See zu etwas ſumpfichter werden. Die Orbe fließt in der Mitte durch. Die Einwohner haben ſich theils in einzelnen Häuſern an der Seite angebaut, theils ſind ſie in Dörfern näher zuſammen gerückt, die einfache Namen von ihrer Lage führen. Das erſte, wodurch wir kamen, war le Sentier. Wir ſahen von weitem die Dent de Vaulion über einen Nebel, der auf dem See ſtand, hervorblicken. Das Thal ward breiter, wir kamen hinter einem Felsgrat, der uns den See verdeckte, durch ein ander Dorf le Lieu genannt, die Nebel ſtiegen und fielen wechſelsweiſe vor der Sonne. Hier nahebey iſt ein kleiner See, der keinen Zu- und Abfluß zu haben ſcheint. Das Wetter klärte ſich völlig

auf und wir kamen gegen den Fuß der Dent de Vaulion und trafen hier das nördliche Ende des groſsen Sees, der, indem er ſich weſtwärts wendet, in den kleinen durch einen Damm, unter einer Brücke weg, ſeinen Ausfluß hat. Das Dorf drüben heißt le Pont. Die Lage des kleinen Sees iſt wie in einem eigenen kleinen Thal, was man niedlich ſagen kann. An dem weſtlichen Ende iſt eine merkwürdige Mühle in einer Felskluft angebracht, die ehemals der kleine See ausfüllte. Nunmehr iſt er abgedämmt und die Mühle in die Tiefe gebaut. Das Waſſer läuft durch Schleuſen auf die Räder, es ſtürzt ſich von da in Felsritzen, wo es eingeſchluckt wird und erſt eine Stunde von da in Valorbe hervor kommt, wo es wieder den Namen des Orbefluſſes führet. Dieſe Abzüge (emonnoirs) müſſen rein gehalten werden, ſonſt würde das Waſſer ſteigen, die Kluft wieder ausfüllen und über die Mühle weg gehen, wie es ſchon mehr geſchehen iſt. Sie waren ſtark in der Arbeit begriffen, den morſchen Kalkfelſen theils wegzuſchaffen, theils zu befeſtigen. Wir ritten zurück über die Brücke nach Pont, nahmen einen Wegweiſer auf la Dent. Im Aufſteigen ſahen wir nunmehr den groſsen See völlig hinter uns. Oſtwärts iſt der noir Mont ſeine Gränze, hinter dem der kahle Gipfel der Dole hervorkommt, weſtwärts hielt ihn der Felsrücken der gegen den See ganz nackt iſt, zuſammen. Die Sonne ſchien hieß, es war zwiſchen Eilf und Mittag. Nach und nach überſahen wir das

ganze Thal, konnten in der Ferne den Lac des Rousses erkennen, und weiter her bis zu unsern Füßen, die Gegend durch die wir gekommen waren, und den Weg der uns rückwärts noch überblieb. Im Aufsteigen wurde von der großen Strecke Landes und den Herrschaften die man oben unterscheiden konnte, gesprochen, und in solchen Gedanken betraten wir den Gipfel; allein uns war ein ander Schauspiel zubereitet. Nur die hohen Gebirgketten waren unter einem klaren und heitern Himmel sichtbar, alle niederen Gegenden mit einem weißen wolligen Nebelmeer überdeckt, das sich von Genf bis nordwärts an den Horizont erstreckte und in der Sonne glänzte. Daraus stieg ostwärts die ganze reine Reihe aller Schnee- und Eisgebirge, ohne Unterschied von Namen der Völker und Fürsten, die sie zu besitzen glauben, nur Einem großen Herrn und dem Blick der Sonne unterworfen, der sie schön röthete. Der Montblanc gegen uns über schien der höchste, die Eisgebirge des Wallis und des Oberlandes folgten, zuletzt schlossen niedere Berge des Canton Berns. Gegen Abend war an einem Platze das Nebelmeer unbegränzt; zur linken in der weitsten Ferne zeigten sich sodann die Gebirge von Solothurn, näher die von Neufchâtel, gleich vor uns einige niedere Gipfel des Jura, unter uns lagen einige Häuser von Baulion, dahin die Dent gehört, und daher den Namen hat. Gegen Abend schließt die Franche-Comté mit flachstreichenden waldigen Bergen den ganzen Ho-

vizont, wovon ein einziger ganz in der Ferne gegen Nordwest sich unterschied. Grad ab war ein schöner Anblick. Hier ist die Spitze die diesem Gipfel den Namen eines Zahns giebt. Er geht steil und eher etwas einwärts hinunter, in der Tiefe schließt ein kleines Fichtenthal an mit schönen Grasplätzen, gleich drüber liegt das Thal Valorbe genannt, wo man die Orbe aus dem Felsen kommen sieht und rückwärts zum kleinen See ihren unterirdischen Lauf in Gedanken verfolgen kann. Das Städtchen Valorbe liegt auch in diesem Thal. Ungern schieden wir. Einige Stunden längeren Aufenthalts, indem der Nebel um diese Zeit sich zu zerstreuen pflegt, hätten uns das tiefere Land mit dem See entdecken lassen; so aber mußte, damit der Genuß vollkommen werde, noch etwas zu wünschen übrig bleiben. Abwärts hatten wir unser ganzes Thal in aller Klarheit vor uns, stiegen bey Pont zu Pferde, ritten an der Ostseite den See hinauf, kamen durch l'Abbaye de Jour, welches jetzt ein Dorf ist, ehemals aber ein Sitz der Geistlichen war, denen das ganze Thal zugehörte. Gegen Viere langten wir in unserm Wirthshaus an, und fanden ein Essen, wovon uns die Wirthin versicherte, daß es um Mittag gut gewesen sey, aber auch übergar trefflich schmeckte.

Daß ich noch einiges, wie man mir es erzählt, hinzufüge. Wie ich eben erwähnte, soll ehedem das Thal Mönchen gehört haben, die es dann wieder vereinzelt,

und zu Zeiten der Reformation mit den übrigen ausgetrieben worden. Jetzt gehört es zum Canton Bern und sind die Gebirge umher die Holzkammer von dem Pais de Vaud. Die meisten Hölzer sind Privatbesitzungen, werden unter Aufsicht geschlagen und so ins Land gefahren. Auch werden hier die Dauben zu fichtenen Fässern geschnitten, Eimer, Bottiche und allerley hölzerne Gefäße verfertiget. Die Leute sind gut gebildet und gesittet. Neben dem Holzverkauf treiben sie die Viehzucht; sie haben kleines Vieh und machen gute Käse. Sie sind geschäftig und ein Erdschollen ist ihnen viel werth. Wir fanden einen, der die wenige aus einem Gräbchen aufgeworfene Erde mit Pferd und Karren in einige Vertiefungen eben derselben Wiese führte. Die Steine legen sie sorgfältig zusammen und bringen sie auf kleine Haufen. Es sind viele Steinschleifer hier, die für Genfer und andere Kaufleute arbeiten, mit welchem Erwerb sich auch die Frauen und Kinder beschäftigen. Die Häuser sind dauerhaft und sauber gebaut, die Form und Einrichtung nach dem Bedürfniß der Gegend und der Bewohner; vor jedem Hause läuft ein Brunnen, und durchaus spürt man Fleiß, Rührigkeit und Wohlstand. Ueber alles aber muß man die schönen Wege preisen, für die, in diesen entfernten Gegenden, der Stand Bern, wie durch den ganzen übrigen Canton sorgt. Es geht eine Chaussee um das ganze Thal herum, nicht übermäßig breit, aber wohl unterhalten, so daß die Ein-

wohner mit der größten Bequemlichkeit ihr Gewerbe treiben, mit kleinen Pferden und leichten Wagen fortkommen können. Die Luft iſt ſehr rein und geſund.

Den 26. ward beym Frühſtück überlegt, welchen Weg man zurück nehmen wolle. Da wir hörten daß die Dole, der höchſte Gipfel des Jura, nicht weit von dem obern Ende des Thals liege, da das Wetter ſich auf das herrlichſte anließ und wir hoffen konnten, was uns geſtern noch gefehlt, heute vom Glück alles zu erlangen; ſo wurde dahin zu gehen beſchloſſen. Wir paften einem Boten Käſe, Butter, Brod und Wein auf, und ritten gegen Achte ab. Unſer Weg ging nun durch den obern Theil des Thals in dem Schatten des noir Mont hin. Es war ſehr kalt, hatte gereift und gefroren; wir hatten noch eine Stunde im Bernifchen zu reiten, wo ſich die Chauſſée, die man eben zu Ende bringt, abſchneiden wird. Durch einen kleinen Fichtenwald rükten wir ins franzöſiſche Gebiet ein. Hier verändert ſich der Schauplatz ſehr. Was wir zuerſt bemerkten, waren die ſchlechten Wege. Der Boden iſt ſehr ſteinig, überall liegen ſehr große Haufen zuſammen geleſen; wieder iſt er eines Theils ſehr moraſtig und quellig; die Waldungen umher ſind ſehr ruiniret; den Häuſern und Einwohnern ſieht man, ich will nicht ſagen Mangel, aber doch bald ein ſehr enges Bedürfniß an. Sie gehören faſt als Leibeigene an die Canonici von St. Claude, ſie ſind an die Erde gebunden, viele Abgaben liegen auf ihnen.

(sujets à la main morte et au droit de la suite) wovon mündlich ein mehreres, wie auch von dem neuſten Edict des Königs, wodurch das droit de la suite aufgehoben wird, die Eigenthümer und Beſitzer aber eingeladen werden, gegen ein gewiſſes Geld der main morte zu entſagen. Doch iſt auch dieſer Theil des Thals ſehr angebaut. Sie nähren ſich mühſam und lieben doch ihr Vaterland ſehr, ſtehlen gelegentlich den Bernern Holz und verkaufen's wieder in's Land. Der erſte Sprengel heißt le Bois d'Amont, durch den wir in das Kirchſpiel les Rouſſes kamen, wo wir den kleinen Lac des Rouſſes und les ſept Moncels, ſieben kleine, verſchieden geſtaltete und verbundene Hügel, die mittägige Gränze des Thals, vor uns ſahen. Wir kamen bald auf die neue Straße, die aus dem Pais de Vaud nach Paris führt, wir folgten ihr eine Weile abwärts, und waren nunmehr von unſerm Thale geſchieden; der kahle Gipfel der Dole lag vor uns, wir ſtiegen ab, unſre Pferde zogen auf der Straße voraus nach St. Sergues, und wir ſtiegen die Dole hinan. Es war gegen Mittag, die Sonne ſchien heiß, aber es wechſelte ein kühler Mittagswind. Wenn wir, auszuruhen, uns umſahen, hatten wir les ſept Moncels hinter uns, wir ſahen noch einen Theil des Lac des Rouſſes und um ihn die zerſtreuten Häuſer des Kirchſpiels, der noir Mont dekte uns das übrige ganze Thal, höher ſahen wir wieder ungefähr die geſtrige Ausſicht in die Franche-Comté, und

näher bey uns, gegen Mittag, die letzten Berge und Thäler des Jura. Sorgfältig hüteten wir uns, nicht durch einen Bug der Hügel uns nach der Gegend umzusehen, um derentwillen wir eigentlich herauf stiegen. Ich war in einiger Sorge wegen des Nebels, doch zog ich aus der Gestalt des obern Himmels einige gute Vorbedeutungen. Wir betraten endlich den obern Gipfel und sahen mit größtem Vergnügen uns heute gegönnt, was uns gestern versagt war. Das ganze Pais de Vaud und de Ger lag wie eine Flurkarte unter uns, alle Besitzungen mit grünen Zäunen abgeschnitten, wie die Beete eines Parterres. Wir waren so hoch, daß die Höhen und Vertiefungen des vordern Landes gar nicht erschienen. Dörfer, Städtchen, Landhäuser, Weinberge, und höher herauf, wo Wald und Alpen angehen, Sennhütten, meistens weiß und hell angestrichen, leuchteten gegen die Sonne. Vom Lemaner-See hätte sich der Nebel schon zurücke gezogen, wir sahen den nächsten Theil an der diesseitigen Küste deutlich; den sogenannten kleinen See, wo sich der große verenget und gegen Genf zugeht, dem wir gegenüber waren, überblickten wir ganz, und gegenüber klärte sich das Land auf, das ihn einschließt. Vor allem aber behauptete der Anblick über die Eis- und Schneeberge seine Rechte. Wir setzten uns vor der kühlen Luft in Schutz hinter Felsen, ließen uns von der Sonne bescheinen, das Essen und Trinken schmeckte trefflich. Wir sahen dem Nebel zu, der sich

nach und nach verzog, jeder entdeckte etwas, oder glaubte etwas zu entdecken. Wir ſahen nach und nach Lauſanne mit allen Gartenhäuſern umher, Vevay und das Schloß von Chillon ganz deutlich, das Gebirg das uns den Eingang von Wallis verdekte, bis in den See, von da an der Savoyer Küſte, Evian, Nipaille, Tonon, Dörfchen und Häuschen zwiſchen inne; Genf kam endlich rechts auch aus dem Nebel, aber weiter gegen Mittag, gegen den Mont-crédo und Mont-vauche, wo das Fort l'Ecluſe inne liegt, zog er ſich gar nicht weg. Wendeten wir uns wieder links, ſo lag das ganze Land von Lauſanne bis Solothurn in leichtem Duft. Die näheren Berge und Höhen, auch alles, was weiße Häuſer hatte, konnten wir erkennen; man zeigte uns das Schloß Chanvan blinken, das vom Neuburgerſee links liegt, woraus wir ſeine Lage muthmaßen, ihn aber in dem blauen Duft nicht erkennen konnten. Es ſind keine Worte für die Größe und Schöne dieſes Anblicks, man iſt ſich im Augenblick ſelbſt kaum bewußt, daß man ſieht, man ruft ſich nur gern die Namen und alten Geſtalten der bekannten Städte und Orte zurück, und freut ſich in einer taumlenden Erkenntniß, daß das eben die weißen Punkte ſind, die man vor ſich hat.

Und immer wieder zog die Reihe der glänzenden Eisgebirge das Aug' und die Seele an ſich. Die Sonne wendete ſich mehr gegen Abend und erleuchtete ihre gröſtern Flächen gegen uns zu. Schon was vom Schnee

auf

auf für ſchwarze Felsrücken, Zähne, Thürme und Mauern in vielfachen Reihen vor ihnen aufſteigen! wilde, ungeheure, undurchdringliche Vorhöfe bilden! wenn ſie dann erſt ſelbſt in der Reinheit und Klarheit in der freyen Luft mannichfaltig da liegen; man giebt da gern jede Prätenſion an's Unendliche auf, da man nicht einmal mit dem Endlichen im Anſchauen und Gedanken fertig werden kann.

Vor uns ſahen wir ein fruchtbares bewohntes Land, der Boden worauf wir ſtunden, ein hohes, kahles Gebirge, trägt noch Gras, Futter für Thiere, von denen der Menſch Nutzen zieht. Das kann ſich der einbildiſche Herr der Welt noch zueignen; aber jene ſind wie eine heilige Reihe von Jungfrauen, die der Geiſt des Himmels in unzugänglichen Gegenden, vor unſern Augen, für ſich allein in ewiger Reinheit aufbewahrt. Wir blieben und reizten einander wechſelsweiſe Städte, Berge und Gegenden, bald mit bloßem Auge, bald mit dem Teleſkop, zu entdecken, und gingen nicht eher abwärts, als bis die Sonne im Weichen, den Nebel ſeinen Abendhauch über den See breiten ließ. Wir kamen mit Sonnen-Untergang auf die Ruinen des Fort de St. Sergues. Auch näher am Thal, waren unſre Augen nur auf die Eisgebirge gegenüber gerichtet. Die letzten, links im Oberland, ſchienen in einen leichten Feuerdampf aufzuſchmelzen; die nächſten ſtanden noch mit wohl beſtimmten rothen Seiten gegen uns, nach und nach wur-

den jene weiß, grün, graulich. Es ſah faſt ängſtlich aus. Wie ein gewaltiger Körper von außen gegen das Herz zu abſtirbt, ſo erblaßten alle langſam gegen den Montblanc zu, deſſen weiter Buſen noch immer roth herüber glänzte und auch zuletzt uns noch einen röthlichen Schein zu behalten ſchien, wie man den Tod des Geliebten nicht gleich bekennen, und den Augenblick wo der Puls zu ſchlagen aufhört, nicht abſchneiden will. Auch nun gingen wir ungern weg. Die Pferde fanden wir in St. Sergues, und daß nichts fehle, flieg der Mond auf und leuchtete uns nach Nyon, indeß unterweges unſere geſpannten Sinnen ſich wieder lieblich entfalteten, wieder freundlich wurden, und mit friſcher Luſt, aus den Fenſtern des Wirthshauſes, den breitſchwimmenden Wiederglanz des Mondes im ganz reinen See genießen zu können.

Hier und da auf der ganzen Reiſe ward ſo viel von der Merkwürdigkeit der Savoyer Eisgebirge geſprochen, und wie wir nach Genf kamen, hörten wir, es werde immer mehr Mode dieſelben zu ſehen, daß der Graf eine ſonderliche Luſt kriegte, unſern Weg dahin zu leiten, von Genf aus über Cluſe und Salenche in's Thal Chamouni zu gehen, die Wunder zu betrachten, dann über Valorſine und Trient nach Martinach in's Wallis zu fallen. Dieſer Weg, den die meiſten Reiſenden nehmen, ſchien wegen der Jahrszeit etwas bedenklich. Der Herr de Sauſſure wurde deßwegen auf ſeinem Landgute be-

ſucht und um Rath gefragt. Er verſicherte, daß man ohne Bedenken den Weg machen könne: es liege auf den mittlern Bergen noch kein Schnee, und wenn wir in der Folge auf's Wetter und auf den guten Rath der Landleute achten wollten, der niemals fehl ſchlage; ſo könnten wir mit aller Sicherheit dieſe Reiſe unternehmen. Hier iſt die Abſchrift eines ſehr eiligen Tageregiſters.

Cluſe in Savoyen den 3. November.

Heute beym Abſcheiden von Genf theilte ſich die Geſellſchaft; der Graf, mit mir und einem Jäger, zog nach Savoyen zu; Freund W. mit den Pferden durch's Pais de Vaud ins Wallis. Wir in einem leichten Cabriolet mit vier Rädern, fuhren erſt, Hubern auf ſeinem Landgute zu beſuchen, den Mann, dem Geiſt, Imagination, Nachahmungsbegierde zu allen Gliedern heraus will, einen der wenigen ganzen Menſchen, die wir angetroffen haben. Er ſetzte uns auf den Weg, und wir fuhren ſodann, die hohen Schneegebirge, an die wir wollten, vor Augen, weiter. Vom Genferſee laufen die vordern Bergketten gegen einander, bis da, wo Bonneville, zwiſchen der Mole, einem anſehnlichen Berge, und der Arve inne liegt. Da aßen wir zu Mittag. Hinter der Stadt ſchließt ſich das Thal an, obgleich noch ſehr breit, die Arve fließt ſachte durch, die Mittagſeite iſt ſehr angebaut und durchaus der Boden benutzt. Wir hatten ſeit früh etwas Regen, wenigſtens auf die Nacht, be-

ſurchtet, aber die Wolken verließen nach und nach die Berge und theilten ſich in Schäfchen, die uns ſchon mehr ein gutes Zeichen geweſen. Die Luft war ſo warm, wie anfang Septembers und die Gegend ſehr ſchön, noch viele Bäume grün, die meiſten braungelb, wenige ganz kahl, die Saat hochgrün, die Berge im Abendroth roſenfarb in's violette, und dieſe Farben auf großen, ſchönen, gefälligen Formen der Landſchaft. Wir ſchwatzten viel Gutes. Gegen Fünfe kamen wir nach Cluſe, wo das Thal ſich ſchließet und nur Einen Ausgang läßt, wo die Arve aus dem Gebirge kommt und wir morgen hineingehen. Wir ſtiegen auf einen Berg und ſahen unter uns die Stadt an einen Fels gegenüber mit der einen Seite angelehnt, die andere mehr in die Fläche des Thals hingebaut, das wir mit vergnügten Blicken durchliefen, und auf abgeſtürzten Granitſtücken ſitzend, die Ankunft der Nacht, mit ruhigen und mannichfaltigen Geſprächen, erwarteten. Gegen Sieben, als wir hinabſtiegen, war es noch nicht kühler, als es im Sommer um neun Uhr zu ſeyn pflegt. In einem ſchlechten Wirthshaus, bey muntern und willigen Leuten, an deren Patois man ſich erluſtigt, erſchlafen wir nun den morgenden Tag, vor deſſen Anbruch wir ſchon unſern Stab weiter ſetzen wollen.

Abends gegen Zehn.

Salenche den 4. Nov. Mittags.

Bis ein ſchlechtes Mittageſſen von ſehr willigen Händen wird bereitet ſeyn, verſuche ich, das Merkwürdigſte von heute früh aufzuſchreiben. Mit Tages Anbruch gingen wir zu Fuße von Cluſe ab, den Weg nach Balme. Angenehm friſch war's im Thal, das letzte Mondviertel ging vor der Sonne hell auf und erfreute uns, weil man es ſelten ſo zu ſehen gewohnt iſt. Leichte, einzelne Nebel ſtiegen aus den Felsritzen aufwärts, als wenn die Morgenluft junge Geiſter aufweckte, die Luft fühlten, ihre Bruſt der Sonne entgegen zu tragen und ſie an ihren Blicken zu vergülden. Der obere Himmel war ganz rein, nur wenige durchleuchtete Wolkenſtreifen zogen quer darüber hin. Balme iſt ein elendes Dorf, unfern vom Weg, wo ſich eine Felsſchlucht wendet. Wir verlangten von den Leuten, daß ſie uns zur Höle führen ſollten, von der der Ort ſeinen Ruf hat. Da ſahen ſich die Leute unter einander an und ſagten einer zum andern: Nehm du die Leiter, ich will den Strick nehmen, kommt ihr Herrn nur mit! Dieſe wunderbare Einladung ſchreckte uns nicht ab, ihnen zu folgen. Zuerſt ging der Stieg durch abgeſtürzte Kalkfelſenſtücke hinauf, die durch die Zeit vor die ſteile Felswand aufgeſtufet worden und mit Haſel- und Buchenbüſchen durchwachſen ſind. Auf ihnen kommt man endlich an die

Schicht der Felswand, wo man mühſelig und leidig, auf der Leiter und Felsſtufen, mit Hülfe übergebogener Nußbaum-Aeſte und dran befeſtigter Stricke, hinauf klettern muß; dann ſteht man fröhlich in einem Portal das in den Felſen eingewittert iſt, überſieht das Thal und das Dorf unter ſich. Wir bereiteten uns zum Eingang in die Höle, zündeten Lichter an und luden eine Piſtole, die wir losſchießen wollten. Die Höle iſt ein langer Gang, meiſt ebenes Bodens, auf Einer Schicht, bald zu einem bald zu zwey Menſchen breit, bald über Mannshöhe, dann wieder zum Bücken und auch zum Durchkriechen. Gegen die Mitte ſteigt eine Kluft aufwärts und bildet einen ſpitzigen Dom. In einer Ecke ſchiebt eine Kluft abwärts, wo wir immer gelaſſen Siebzehn bis Neunzehn gezählt haben, eh' ein Stein, mit verſchiedentlich wiederſchallenden Sprüngen, endlich in die Tiefe kam. An den Wänden ſintert ein Tropfſtein, doch iſt ſie an den wenigſten Orten feucht, auch bilden ſich lange nicht die reichen wunderbaren Figuren, wie in der Baumanns-Höle. Wir drangen ſo weit vor, als es die Waſſer zuließen, ſchoſſen im Herausgehen die Piſtole los, davon die Höle mit einem ſtarken dumpfen Klang erſchüttert wurde und um uns wie eine Glocke ſummte. Wir brauchten eine ſtarke Viertelſtunde wieder heraus zu gehen, machten uns die Felſen wieder hinunter, fanden unſern Wagen und fuhren weiter. Wir ſahen einen ſchönen Waſſerfall auf Staubbachs Art; er

war weder ſehr hoch noch ſehr reich, doch ſehr intereſſant, weil die Felſen um ihn wie eine runde Niſche bilden, in der er herabſtürzt, und weil die Kalkſchichten an ihm, in ſich ſelbſt umgeſchlagen, neue und ungewohnte Formen bilden. Bey hohem Sonnenſchein kamen wir hier an, nicht hungrig genug, das Mittageſſen, das aus einem aufgewärmten Fiſch, Kuhfleiſch und hartem Brod beſtehet, gut zu finden. Von hier geht weiter in's Gebirg kein Fuhrweg für eine ſo ſtattliche Reiſekutſche, wie wir haben; dieſe geht nach Genf zurück und ich nehme Abſchied von Ihnen, um den Weg weiter fortzuſetzen. Ein Mauleſel mit dem Gepäck wird uns auf dem Fuße folgen.

Chamouni, den 4. Nov.
Abends gegen Neun.

Nur daß ich mit dieſem Blatt Ihnen um ſo viel näher rücken kann, nehme ich die Feder; ſonſt wäre es beſſer meine Geiſter ruhen zu laſſen. Wir ließen Salenche in einem ſchönen, ofnen Thale hinter uns, der Himmel hatte ſich während unſrer Mittagraſt, mit weißen Schäfchen überzogen, von denen ich hier eine beſondre Anmerkung machen muß. Wir haben ſie ſo ſchön und noch ſchöner, an einem heitern Tag, von den Berner Eisbergen aufſteigen ſehen. Auch hier ſchien es uns wieder ſo, als wenn die Sonne die leiſeſten Ausdünſtungen von den höchſten Schneegebirgen gegen ſich aufzöge, und

dieſe ganz feinen Dünſte von einer leichten Luft, wie eine Schaumwolle, durch die Atmoſphäre geklämmt würden. Ich erinnere mich nie in den höchſten Sommertagen, bey uns, wo dergleichen Lufterſcheinungen auch vorkommen, etwas ſo Durchſichtiges, Leichtgewebenes geſehen zu haben. Schon ſahen wir die Schneegebirge, von denen ſie aufſteigen, vor uns, das Thal fing an zu ſtocken, die Arve ſchoß aus einer Felskluft hervor, wir mußten einen Berg hinan und wanden uns, die Schneegebirge rechts vor uns, immer höher. Abwechſelnde Berge, alte Fichtenwälder zeigten ſich uns rechts, theils in der Tiefe, theils in gleicher Höhe mit uns. Links über uns waren die Gipfel des Bergs kahl und ſpitzig. Wir fühlten, daß wir einem ſtärkern und mächtigern Satz von Bergen immer näher rückten. Wir kamen über ein breites trocknes Bett von Kieſeln und Steinen, das die Waſſerfluthen die Länge des Berges hinab zerreißen und wieder füllen; von da in ein ſehr angenehmes, rundgeſchloſſenes flaches Thal, worinn das Dörfchen Servos liegt. Von da geht der Weg um einige ſehr bunte Felſen, wieder gegen die Arve. Wenn man über ſie weg iſt, ſteigt man einen Berg hinan, die Maſſen werden hier immer größer, die Natur hat hier mit ſachter Hand, das Ungeheure zu bereiten angefangen. Es wurde dunkler, wir kamen dem Thale Chamouni näher und endlich darein. Nur die großen Maſſen waren uns ſichtbar. Die Sterne gingen nach einander auf und wir be-

merkten über den Gipfeln der Berge, rechts vor uns, ein Licht, das wir nicht erklären konnten. Hell, ohne Glanz wie die Milchstraße, doch dichter, faß wie die Plejaden, nur größer, unterhielt es lange unsre Aufmerksamkeit, bis es endlich, da wir unsern Standpunct änderten, wie eine Pyramide, von einem innern geheimnißvollen Lichte durchzogen, das dem Schein eines Johanniswurms am besten verglichen werden kann, über den Gipfeln aller Berge hervorragte und uns gewiß machte, daß es der Gipfel des Montblanc war. Es war die Schönheit dieses Anblicks ganz außerordentlich; denn, da er mit den Sternen, die um ihn herumstunden, zwar nicht in gleich raschem Licht, doch in einer breitern zusammenhängendern Masse leuchtete, so schien er den Augen zu einer höhern Sphäre zu gehören und man hatte Müh', in Gedanken seine Wurzeln wieder an die Erde zu befestigen. Vor ihm sahen wir eine Reihe von Schneegebirgen, dämmernder auf den Rücken von schwarzen Fichtenbergen liegen, und ungeheure Gletscher zwischen den schwarzen Wäldern herunter in's Thal steigen.

Meine Beschreibung fängt an unordentlich und ängstlich zu werden; auch brauchte es eigentlich immer zwey Menschen, einen der's sähe und einen der's beschriebe.

Wir sind hier in dem mittelsten Dorfe des Thals, le Prieuré genannt, wohl logieret, in einem Hause, das eine Wittwe, den vielen Fremden zu Ehren, vor

ſieur Blaire, ein Engländer, der ſich zu Genf aufhält, hat eine geräumigere an einem ſchicklichern Ort, etwas weiter hinauf, erbauen laſſen, wo man am Feuer ſitzend, zu einem Fenſter hinaus, das ganze Eisthal überſehen kann. Die Gipfel der Felſen gegenüber und auch in die Tiefe des Thals hin, ſind ſehr ſpitzig ausgezackt. Es kommt daher, weil ſie aus einer Geſteinart zuſammen geſetzt ſind, deren Wände faſt ganz perpendikular in die Erde einſchieſſen. Wittert eine leichter aus, ſo bleibt die andere ſpitz in die Luft ſtehen. Solche Zacken werden Nadeln genennet und die Aiguille du Dru iſt eine ſolche hohe merkwürdige Spitze, grade dem Mont-Anvert gegenüber. Wir wollten nunmehr auch das Eismeer betreten und dieſe ungeheure Maſſen auf ihnen ſelbſt beſchauen. Wir ſtiegen den Berg hinunter und machten einige hundert Schritte auf den wogigen Kryſtallklippen herum. Es iſt ein ganz trefflicher Anblick, wenn man, auf dem Eiſe ſelbſt ſtehend, den oberwärts ſich herabdrängenden und durch ſeltſame Spalten geſchiedenen Maſſen entgegen ſieht. Doch wollt' es uns nicht länger auf dieſem ſchlüpfrigen Boden gefallen, wir waren weder mit Fußeiſen, noch mit beſchlagenen Schuhen gerüſtet; vielmehr hatten ſich unſere Abſätze durch den langen Marſch abgerundet und geglättet. Wir machten uns alſo wieder zu den Hütten hinauf und nach einigem Ausruhen zur Abreiſe fertig. Wir ſtiegen den Berg hinab und kamen an den Ort, wo der Eisſtrom

ſtufenweis bis hinunter in's Thal dringt, und traten in die Höle in der er ſein Waſſer ausgießt. Sie iſt weit, tief, von dem ſchönſten Blau, und es ſieht ſich ſicherer im Grund als vorn an der Mündung, weil an ihr ſich immer große Stücke Eis ſchmelzend ablöſen. Wir nahmen unſern Weg nach dem Wirthshauſe zu, bey der Wohnung zweyer Blendins vorbey: Kinder von zwölf bis vierzehn Jahren, die ſehr weiße Haut, weiße, doch ſchroffe Haare, rothe und bewegliche Augen wie die Kaninchen haben. Die tiefe Nacht, die im Thale liegt, lädt mich zeitig zu Bette, und ich habe kaum noch ſo viel Munterkeit Ihnen zu ſagen, daß wir einen jungen zahmen Steinbock geſehen haben, der ſich unter den Ziegen ausnimmt, wie der natürliche Sohn eines großen Herrn, deſſen Erziehung in der Stille einer bürgerlichen Familie aufgetragen iſt. Von unſern Diskurſen geht's nicht an, daß ich etwas außer der Reihe mittheile. An Graniten, Gneißen, Lerchen- und Zirbelbäumen finden Sie auch keine große Erbauung; doch ſollen Sie ehestens merkwürdige Früchte von unſerm Botaniſiren zu ſehen kriegen. Ich bilde mir ein, ſehr ſchlaftrunken zu ſeyn und kann nicht eine Zeile weiter ſchreiben.

Chamouni, den 6. Nov. früh.

Zufrieden mit dem, was uns die Jahrszeit zu ſehen erlaubte, ſind wir reiſefertig, noch heute in's Wallis durchzudringen. Das ganze Thal iſt über und über

einigen Jahren erbauen ließ. Wir ſitzen am Camin und laſſen uns den Muskatellerwein, aus der Vallée d'Aoſt, beſſer ſchmecken, als die Faſtenſpeiſen, die uns aufgetiſcht werden.

Den 5. Nov. Abends.

Es iſt immer eine Reſolution als wie wenn man in's kalte Waſſer ſoll, ehe ich die Feder nehmen mag, zu ſchreiben. Hier hätt' ich nun gerade Luſt, Sie auf die Beſchreibung der Savoyſchen Eisgebirge, die Bourit, ein paſſionirter Kletterer, herausgegeben hat, zu verweiſen.

Erfriſcht durch einige Gläſer guten Weins und den Gedanken, daß dieſe Blätter eher als die Reiſenden und Bourits Buch, bey Ihnen ankommen werden, will ich mein möglichſtes thun. Das Thal Chamouni, in dem wir uns befinden, liegt ſehr hoch in den Gebirgen, iſt etwa ſechs bis ſieben Stunden lang und gehet ziemlich von Mittag gegen Mitternacht. Der Charakter, der mir es vor andern auszeichnet, iſt, daß es in ſeiner Mitte faſt gar keine Fläche hat, ſondern das Erdreich, wie eine Mulde, ſich gleich von der Arve aus gegen die höchſten Gebirge anſchmiegt. Der Montblanc und die Gebirge die von ihm herabſteigen, die Eismaſſen, die dieſe ungeheuren Klüfte ausfüllen, machen die öſtliche Wand aus, an der die ganze Länge des Thals hin ſieben Gletſcher, einer größer als der andre, herunter

kommen. Unſere Führer, die wir gedingt hatten, das Eismeer zu ſehen, kamen bey Zeiten. Der eine iſt ein rüſtiger junger Burſche, der andre ein ſchon älterer und ſich klugdünkender, der mit allen gelehrten Fremden Verkehr gehabt hat, von der Beſchaffenheit der Eisberge ſehr wohl unterrichtet und ein ſehr tüchtiger Mann. Er verſicherte uns, daß ſeit acht und zwanzig Jahren — ſo lange führ' er Fremde auf die Gebirge — er zum erſtenmal ſo ſpät im Jahr, nach Allerheiligen, jemand hinauf bringe; und doch ſollten wir alles eben ſo gut wie im Auguſt ſehen. Wir ſtiegen, mit Speiſe und Wein gerüſtet, den Mont-Anvert hinan, wo uns der Anblick des Eismeers überraſchen ſollte. Ich würde es, um die Backen nicht ſo voll zu nehmen, eigentlich das Eisthal oder den Eisſtrom nennen: denn die ungeheuren Maſſen von Eis, dringen aus einem tiefen Thal, von oben anzuſehn, in ziemlicher Ebne hervor. Gerad hinten endigt ein ſpitzer Berg, von deſſen beyden Seiten Eiswogen in den Hauptſtrom hereinſtarren. Es lag noch nicht der mindeſte Schnee auf der zakigen Fläche und die blauen Spalten glänzten gar ſchön hervor. Das Wetter fing nach und nach an ſich zu überziehen, und ich ſah wogige graue Wolken, die Schnee anzudeuten ſchienen, wie ich ſie niemals geſehn. In der Gegend wo wir ſtunden, iſt die kleine von Steinen zuſammen gelegte Hütte für das Bedürfniß der Reiſenden, zum Scherz das Schloß von Mont-Anvert genannt. Mon-

bis an die Hälfte der Berge mit Nebel bedeckt, und wir müſſen erwarten, was Sonne und Wind zu unſerm Vortheil thun werden. Unſer Führer ſchlägt uns einen Weg über den Col de balme vor: Ein hoher Berg, der an der nördlichen Seite des Thals gegen Wallis zu liegt, auf dem wir, wenn wir glücklich ſind, das Thal Chamouni, mit ſeinen meiſten Merkwürdigkeiten, noch auf einmal von ſeiner Höhe überſehen können. Indem ich dieſes ſchreibe, geſchieht an dem Himmel eine herrliche Erſcheinung: Die Nebel, die ſich bewegen und ſich an einigen Orten brechen, laſſen, wie durch Tagelöcher, den blauen Himmel ſehen und zugleich die Gipfel der Berge, die oben, über unſrer Dunſtdecke, von der Morgenſonne beſchienen werden. Auch ohne die Hoffnung eines ſchönen Tags, iſt dieſer Anblick dem Aug' eine rechte Weide. Erſt jetzo hat man einiges Maß für die Höhe der Berge. Erſt in einer ziemlichen Höhe vom Thal auf, ſtreichen die Nebel an dem Berg hin, hohe Wolken ſteigen von da auf, und alsdann ſieht man noch über ihnen die Gipfel der Berge in der Verklärung ſchimmern. Es wird Zeit! Ich nehme zugleich von dieſem geliebten Thal und von Ihnen Abſchied.

Martinach im Wallis den 6. Nov. Abends.

Glücklich ſind wir herüber gekommen und ſo wäre auch dieſes Abenteuer beſtanden. Die Freude über unſer gu-

tes Schickſal wird mir noch eine halbe Stunde die Feder lebendig erhalten.

Unſer Gepäck auf ein Maulthier geladen, zogen wir heute früh gegen Neune von Prieuré aus. Die Wolken wechſelten, daß die Gipfel der Berge bald erſchienen, bald verſchwanden, bald die Sonne ſtreifweis in's Thal bringen konnte, bald die Gegend wieder verdeckt wurde. Wir gingen das Thal hinauf, den Ausguß des Eisthals vorbey, ferner den Glacier d'argentiere hin, den höchſten von allen, deſſen oberſter Gipfel uns aber von Wolken bedeckt war. In der Gegend wurde Rath gehalten, ob wir den Stieg über den Col de balme unternehmen und den Weg über Valorſine verlaſſen wollten. Der Anſchein war nicht der vortheilhafteſte; doch da hier nichts zu verlieren und viel zu gewinnen war, traten wir unſern Weg keck gegen die dunkle Nebel- und Wolkenregion an. Als wir gegen den Glacier du tour kamen, riſſen ſich die Wolken auseinander, und wir ſahen auch dieſen ſchönen Gletſcher in völligem Lichte. Wir ſetzten uns nieder, tranken eine Flaſche Wein aus und aßen etwas weniges. Wir ſtiegen nunmehr immer den Quellen der Arve, auf rauhen Matten und ſchlecht berasten Flecken entgegen und kamen dem Nebelkreis immer näher, bis er uns endlich völlig aufnahm. Wir ſtiegen eine Weile geduldig fort, als es auf einmal indem wir aufſchritten, wieder über unſern Häuptern helle zu werden anfing. Kurze Zeit dauerte es, ſo traten

wir aus den Wolken heraus, ſahen ſie in ihrer ganzen Laſt unter uns auf dem Thale liegen, und konnten die Berge, die es rechts und links einſchließen, auſſer den Gipfel des Montblanc, der mit Wolken bedeckt war, ſehen, deuten und mit Namen nennen. Wir ſahen einige Gletſcher von ihren Höhen bis zu der Wolkentiefe herabſteigen, von andern ſahen wir nur die Plätze, indem uns die Eismaſſen durch die Bergſchrunden verdeckt wurden. Ueber die ganze Wolkenfläche ſahen wir, auſſerhalb dem mittägigen Ende des Thales, ferne Berge im Sonnenſchein. Was ſoll ich Ihnen die Namen von den Gipfeln, Spitzen, Nadeln, Eis- und Schneemaſſen vorerzählen, die Ihnen doch kein Bild, weder vom Ganzen noch vom Einzelnen, in die Seele bringen. Merkwürdiger iſt's, wie die Geiſter der Luft ſich unter uns zu ſtreiten ſchienen. Kaum hatten wir eine Weile geſtanden und uns an der groſſen Ausſicht ergötzt, ſo ſchien eine feindſelige Gährung in dem Nebel zu entſtehen, der auf einmal aufwärts ſtrich, und uns aufs neue einzuwickeln drohte. Wir ſtiegen ſtärker den Berg hinan, ihm nochmals zu entgehn, allein er überflügelte uns und hüllte uns ein. Wir ſtiegen immer friſch aufwärts, und bald kam uns ein Gegenwind vom Berge ſelbſt zu Hülfe, der durch den Sattel, der zwey Gipfel verbindet, hereinſtrich und den Nebel wieder in's Thal zurücktrieb. Dieſer wunderſame Streit wiederholte ſich öfter, und wir langten endlich glücklich auf dem Col de balme an,

Es war ein ſeltſamer, eigener Anblick. Der höchſte Himmel über den Gipfeln der Berge, war überzogen, unter uns ſahen wir durch den manchmal zerriſſenen Nebel in's ganze Thal Chamouni, und zwiſchen dieſen beyden Wolkenſchichten waren die Gipfel der Berge alle ſichtbar. Auf der Oſtſeite waren wir von ſchroffen Gebirgen eingeſchloſſen, auf der Abendſeite ſahen wir in ungeheure Thäler, wo doch auf einigen Matten ſich menſchliche Wohnungen zeigten. Vorwärts lag uns das Walliſthal, wo man mit Einem Blick, bis Martinach und weiter hinein, mannichfaltig übereinander geſchlungene Berge ſehen konnte. Auf allen Seiten von Gebirgen umſchloſſen, die ſich weiter gegen den Horizont immer zu vermehren und aufzuthürmen ſchienen, ſo ſtanden wir auf der Gränze von Savoyen und Wallis. Einige Contrebandiers kamen mit Mauleſeln den Berg herauf und erſchracken vor uns, da ſie an dem Platz jetzo niemand vermutheten. Sie thaten einen Schuß, als ob ſie ſagen wollten: damit ihr ſeht, daß ſie geladen ſind, und einer ging voraus, um uns zu recognoſciren. Da er unſern Führer erkannte und unſre harmloſen Figuren ſah, rükten die andern auch näher, und wir zogen, mit wechſelſeitigen Glückwünſchen, an einander vorbey. Der Wind ging ſcharf und es fing ein wenig an zu ſchneien. Nunmehr ging es einen ſehr rauhen und wilden Stieg abwärts, durch einen alten Fichtenwald, der ſich auf Fels-Platten von Gneiß eingewurzelt hatte. Vom

Wind übereinander geriſſen verſaulten hier die Stämme mit ihren Wurzeln, und die zugleich losgebrochenen Felſen lagen ſchroff durcheinander. Endlich kamen wir in's Thal, wo der Trientfluß aus einem Gletſcher entſpringt, ließen das Dörfchen Trient ganz nahe rechts liegen und folgten dem Thale durch einen ziemlich unbequemen Weg, bis wir endlich gegen Sechie hier in Martinach auf flachem Wallisboden angekommen ſind, wo wir uns zu weitern Unternehmungen ausruhen wollen.

Martinach, den 6. Nov. 1779. Abends.

Wie unſre Reiſe ununterbrochen fortgeht, knüpft ſich auch ein Blatt meiner Unterhaltung mit Ihnen an's andre, und kaum hab' ich das Ende unſrer Savoyer Wanderungen gefaltet und beyſeite gelegt, nehm' ich ſchon wieder ein andres Papier um Sie mit dem bekannt zu machen, was wir zunächſt vorhaben.

Zu Nacht ſind wir in ein Land getreten, nach welchem unſre Neugier ſchon lange geſpannt iſt. Noch haben wir nichts als die Gipfel der Berge, die das Thal von beyden Seiten einſchlieſſen, in der Abenddämmerung geſehn. Wir ſind im Wirthshauſe untergekrochen, ſehen zum Fenſter hinaus die Wolken wechſeln, es iſt uns ſo heimlich und ſo wohl, daß wir ein Dach haben, als Kindern, die ſich aus Stühlen, Tiſchblättern und Teppichen eine Hütte am Ofen machen und ſich darin

bereden, es regne und ſchneie draußen, um angenehme eingebildete Schauer in ihren kleinen Seelen in Bewegung zu bringen. So ſind wir in der Herbſtnacht in einem fremden unbekannten Lande. Aus der Karte wiſſen wir, daß wir in dem Winkel eines Ellenbogens ſitzen, von wo aus der kleinere Theil des Wallis, ohngefähr von Mittag gegen Mitternacht, die Rhone hinunter ſich an den Genferſee anſchließt, der andre aber und längſte, von Abend gegen Morgen, die Rhone hinauf bis an ihren Urſprung, die Furka, ſtreicht. Das Wallis ſelbſt zu durchreiſen macht uns eine angenehme Ausſicht; nur wie wir oben hinaus kommen werden, erregt einige Sorge. Zuvörderſt iſt feſtgeſetzt, daß wir, um den untern Theil zu ſehen, morgen bis St. Maurice gehen, wo der Freund, der mit den Pferden durch das Pays de Vaud gegangen, eingetroffen ſeyn wird. Morgen Abend gedenken wir wieder hier zu ſeyn und übermorgen ſoll es das Land hinauf. Wenn es nach dem Rath des Herrn de Sauſſure geht, ſo machen wir den Weg bis an die Furka zu Pferde, ſodann wieder bis Brieg zurück über den Simpelberg, wo bey jeder Witterung eine gute Paſſage iſt, über Domo d'oſula, den Lago maggiore, über Bellinzona, und dann den Gotthard hinauf. Der Weg ſoll gut und durchaus für Pferde prakticabel ſeyn. Am liebſten gingen wir über die Furka auf den Gotthard, der Kürze wegen und weil der Schwanz durch die italiäniſchen Provinzen von Anfang

an nicht in unſerm Plane war; allein wo mit den Pferden hin? die ſich nicht über die Furka ſchleppen laſſen, wo vielleicht gar ſchon Fußgängern der Weg durch Schnee verſperrt iſt. Wir ſind darüber ganz ruhig und hoffen von Augenblick zu Augenblick wie bisher von den Umſtänden ſelbſt guten Rath zu nehmen. Merkwürdig iſt in dieſem Wirthshauſe eine Magd, die bey einer groſſen Dummheit, alle Manieren einer ſich empfindſam zierenden deutſchen Fräulein hat. Es gab ein großes Gelächter, als wir uns die müden Füße mit rothem Wein und Kleien, auf Anrathen unſeres Führers, badeten und ſie von dieſer annehmlichen Dirne abtrocknen lieſſen.

Nach Tiſche.

Am Eſſen haben wir uns nicht ſehr erholt und hoffen daß der Schlaf beſſer ſchmecken ſoll.

den 7ten St. Maurice gegen Mittag.

Unter Weges iſt es meine Art die ſchönen Gegenden zu genieſſen, daß ich mir meine abweſenden Freunde wechſelsweiſe herbeyrufe, und mich mit ihnen über die herrlichen Gegenſtände unterhalte. Komm ich in ein Wirthshaus, ſo iſt ausruhen, mich rückerinnern und an Sie Schreiben Eins, wenn ſchon manchmal die allzuſehr ausgeſpannte Seele lieber in ſich ſelbſt zuſammen fiele und mit einem halben Schlaf ſich erholte. Heute früh gingen wir in der Dämmerung von Martinach

weg; ein friſcher Nordwind ward mit dem Tage lebendig, wir kamen an einem alten Schloſſe vorbey, das auf der Ecke ſteht, wo die beyden Arme des Wallis ein V machen. Das Thal iſt eng und wird auf beyden Seiten von mannichfaltigen Bergen beſchloſſen, die wieder zuſammen von eigenem, erhaben lieblichem Charakter ſind. Wir kamen dahin wo der Tricutſtrom um enge und gerade Felſenwände herum in das Thal dringt, daß man zweifelhaft iſt, ob er nicht unter den Felſen hervor komme. Gleich dabey ſteht die alte, vor'm Jahr durch den Fluß beſchädigte Brücke, unweit welcher ungeheure Felsſtücke vor kurzer Zeit vom Gebirge herab die Landſtraſſe verſchüttet haben. Dieſe Gruppe zuſammen würde ein auſſerordentlich ſchönes Bild machen. Nicht weit davon hat man eine neue hölzerne Brücke gebaut und ein ander Stück Landſtraße eingeleitet. Wir wußten, daß wir uns dem berühmten Waſſerfall der Piſſe vache näherten, und wünſchten einen Sonnenblick, wozu uns die wechſelnden Wolken einige Hoffnung machten. An dem Wege betrachteten wir die vielen Granit- und Gneißſtücke, die bey ihrer Verſchiedenheit doch alle Eines Urſprungs zu ſeyn ſchienen. Endlich traten wir vor den Waſſerfall, der ſeinen Ruhm vor vielen andern verdient. In ziemlicher Höhe ſchießt aus einer Felskluft ein ſtarker Bach flammend herunter in ein Becken, wo er in Staub und Schaum ſich weit und breit im Wind herum treibt. Die Sonne trat hervor und machte den

Anblick doppelt lebendig. Unten im Waſſerſtaube hat man einen Regenbogen hin und wieder, wie man geht, ganz nahe vor ſich. Tritt man weiter hinauf, ſo ſieht man noch eine ſchönere Erſcheinung. Die luſtigen ſchäumenden Wellen des obern Strals, wenn ſie giſchend und flüchtig die Linien berühren, wo in unſern Augen der Regenbogen entſtehet, färben ſich flammend, ohne daß die aneinander hängende Geſtalt eines Bogens erſchiene; und ſo iſt an dem Platze immer eine wechſelnde feurige Bewegung. Wir kletterten dran herum, ſetzten uns dabey nieder und wünſchten ganze Tage und gute Stunden des Lebens dabey zubringen zu können. Auch hier wieder, wie ſo oft auf dieſer Reiſe, fühlten wir, daß groſſe Gegenſtände im Vorübergehen gar nicht empfunden und genoſſen werden können. Wir kamen in ein Dorf wo luſtige Soldaten waren, und tranken daſelbſt neuen Wein, den man uns geſtern auch ſchon vorgeſetzt hatte. Er ſieht aus wie Seifenwaſſer, doch mag ich ihn lieber trinken als ihren ſauren jährigen und zweyjährigen. Wenn man durſtig iſt, bekommt alles wohl. Wir ſahen St. Maurice von weitem, wie es juſt an einem Platze liegt, wo das Thal ſich zu einem Paſſe zuſammendrückt. Links über der Stadt ſahen wir an einer Felſenwand eine kleine Kirche mit einer Einſiedeley angeflickt, wo wir noch hinauf zu ſteigen denken. Hier im Wirthshaus fanden wir ein Billet vom Freunde, der zu Ver, drey viertel Stunden von hier, geblieben iſt. Wir

haben ihm einen Boten geſchickt. Der Graf iſt ſpazieren gegangen, vorwärts die Gegend noch zu ſehen, ich will einen Biſſen eſſen und alsdann auch nach der berühmten Brücke und dem Paß zu gehn.

Nach Eins.

Ich bin wieder zurück von dem Fleckchen wo man Tage lang ſitzen, zeichnen, herumſchleichen, und ohne müde zu werden, ſich mit ſich ſelbſt unterhalten könnte. Wenn ich jemanden einen Weg in's Wallis rathen ſollte, ſo wär' es dieſer vom Genferſee die Rhone herauf. Ich bin auf dem Weg nach Ber zu über die große Brücke gegangen, wo man gleich ins Berner Gebiet eintritt. Die Rhone fließt dort himmter und das Thal wird nach dem See zu etwas weiter. Wie ich mich umkehrte, ſah ich die Felſen ſich bey St. Maurice zuſammen drücken, und über die Rhone, die unten durchrauſcht, in einem hohen Bogen eine ſchmale leichte Brücke kühn hinüber geſprengt. Die mannichfaltigen Erker und Thürme einer Burg ſchließen drüben gleich an, und mit einem einzigen Thore iſt der Eingang in's Wallis geſperrt. Ich ging über die Brücke nach St. Maurice zurück, ſuchte noch vorher einen Geſichtspunkt, den ich bey Hubern gezeichnet geſehn habe und auch ohngefähr fand.

Der Graf iſt wieder gekommen, er war den Pferden entgegen gegangen und hat ſich auf ſeinem Braunen voraus gemacht. Er ſagt, die Brücke ſey ſo ſchön und

leicht gebaut, daß es ausſähe als wenn ein Pferd flüchtig über einen Graben ſetzt. Der Freund kommt auch an zufrieden von ſeiner Reiſe. Er hat den Weg am Genferſee her bis Ber in wenigen Tagen zurückgelegt, und es iſt eine allgemeine Freude ſich wieder zu ſehen.

Martinach gegen Neun.

Wir ſind tief in die Nacht geritten und der Herweg hat uns länger geſchienen als der Hinweg, wo wir von einem Gegenſtand zu dem andern gelockt worden ſind. Auch habe ich aller Beſchreibungen und Reflexionen für heute herzlich ſatt, doch will ich zwey ſchöne noch geſchwind in der Erinnerung feſtſetzen. An der Piſſe vache kamen wir in tiefer Dämmrung wieder vorbey. Die Berge, das Thal und ſelbſt der Himmel waren dunkel und dämmernd. Graulich und mit ſtillem Rauſchen ſah man den herabſchießenden Strom von allen andern Gegenſtänden ſich unterſcheiden, man bemerkte faſt gar keine Bewegung. Es war immer dunkler geworden. Auf einmal ſahen wir den Gipfel einer ſehr hohen Klippe, völlig wie geſchmolzen Erz im Ofen, glühen und rothen Dampf davon aufſteigen. Dieſes ſonderbare Phänomen wirkte die Abendſonne, die den Schnee und den davon aufſteigenden Nebel erleuchtete.

Sion, den 8. Nov. nach drey Uhr.

Wir haben heute früh einen Fehlritt gethan und uns wenigstens um drey Stunden verſäumet. Wir ritten vor Tag von Martinach weg um bey Zeiten in Sion zu ſeyn. Das Wetter war außerordentlich ſchön, nur daß die Sonne, wegen ihres niedern Standes, von den Bergen gehindert war, den Weg den wir ritten zu beſcheinen; und der Anblick des wunderſchönen Wallisthals machte manchen guten und muntern Gedanken rege. Wir waren ſchon drey Stunden die Landſtraße hinan, die Rhone uns linker Hand, geritten; wir ſahen Sion vor uns liegen und freuten uns auf das bald zu veranſtaltende Mittagseſſen, als wir die Brücke, die wir zu paſſiren hatten, abgetragen fanden. Es blieb uns, nach Angabe der Leute die dabey beſchäftigt waren, nichts übrig, als entweder einen kleinen Fußpfad, der an dem Felſen hinging, zu wählen, oder eine Stunde wieder zurück zu reiten und alsdann über einige andere Brücken der Rhone zu gehen. Wir wählten das letzte und ließen uns von keinem üblen Humor anfechten, ſondern ſchrieben dieſen Unfall wieder auf Rechnung eines guten Geiſtes, der uns bey der ſchönſten Tageszeit durch ein ſo intereſſantes Land ſpazieren führen wollte. Die Rhone macht überhaupt in dieſem engen Lande böſe Händel. Wir mußten, um zu den andern Brücken zu kommen, über anderthalb Stunden durch die ſandigen

Flecke reiten, die ſie durch Ueberſchwemmungen ſehr oft zu verändern pflegt, und die nur zu Erlen und Weidengebüſchen zu benutzen ſind. Endlich kamen wir an die Brücken, die ſehr bös, ſchwankend, lang und von falſchen Klüppeln zuſammen geſetzt ſind. Wir mußten einzeln unſere Pferde, nicht ohne Sorge, darüber führen. Nun ging es an der linken Seite des Wallis wieder nach Sion zu. Der Weg an ſich war meiſtentheils ſchlecht und ſteinig, doch zeigte uns jeder Schritt eine Landſchaft die eines Gemäldes werth geweſen wäre. Beſonders führte er uns auf ein Schloß hinauf, wo herunter ſich eine der ſchönſten Ausſichten zeigte, die ich auf dem ganzen Wege geſehen habe. Die nächſten Berge ſchoſſen auf beyden Seiten mit ihren Lagen in die Erde ein, und verjüngten durch ihre Geſtalt die Gegend gleichſam perſpektiviſch. Die ganze Breite des Wallis von Berg zu Berg lag bequem anzuſehen unter uns; die Rhone kam mit ihren mannichfaltigen Krümmen und Buſchwerken, bey Dörfern, Wieſen und angebauten Hügeln vorbeygefloſſen; in der Entfernung ſah man die Burg von Sion und die verſchiedenen Hügel die ſich dahinter zu erheben anfingen; die letzte Gegend ward wie mit einem Amphitheaterbogen durch eine Reihe von Schneegebirgen geſchloſſen, die wie das übrige Ganze von der hohen Mittags-Sonne erleuchtet ſtunden. So unangenehm und ſteinig der Weg war, den wir zu reiten hatten, ſo erfreulich fanden wir die noch ziemlich

grünen Reblauben die ihn bedeckten. Die Einwohner, denen jedes Fleckchen Erdreich koſtbar iſt, pflanzen ihre Weinſtöcke gleich an ihre Mauren die ihre Güter von dem Wege ſcheiden; ſie wachſen zu außerordentlicher Dicke und werden vermittelſt Pfählen und Latten über den Weg gezogen, ſo daß er faſt eine aneinanderhangende Laube bildet. In dem untern Theile war meiſtens Wieſewachs, doch fanden wir auch, da wir uns Sion näherten, einigen Feldbau. Gegen dieſe Stadt zu wird die Gegend durch wechſelnde Hügel außerordentlich mannichfaltig, und man wünſchte eine längere Zeit des Aufenthalts genießen zu können. Doch unterbricht die Häßlichkeit der Städte und der Menſchen die angenehmen Empfindungen, welche die Landſchaft erregt, gar ſehr. Die ſcheußlichen Köpfe haben mich ganz und gar üblen Humors gemacht. Unſern Pferden dürfen wir wohl heute nichts mehr zumuthen und denken deßwegen zu Fuße nach Seyters zu gehen. Hier in Sion iſt das Wirthshaus abſcheulich und die Stadt hat ein widriges ſchwarzes Anſehn.

Seyters, den 8. Nov. Nachts.

Da wir bey einbrechendem Abend erſt von Sion weggegangen, ſind wir bey Nacht unter einem hellen Sternhimmel hier angekommen. Wir haben einige ſchöne Ausſichten darüber verloren, merk' ich wohl. Beſonders wünſchten wir das Schloß Tourbillion, das bey

Sion liegt, erſtiegen zu haben; es muß von da aus eine ganz ungemein ſchöne Ausſicht ſeyn. Ein Bote, den wir mitnahmen, brachte uns glücklich durch einige böſe Flecke, wo das Waſſer ausgetreten war. Bald erreichten wir die Höhe und hatten die Rhone immer rechts unter uns. Mit verſchiedenen aſtronomiſchen Geſprächen verkürzten wir den Weg, und ſind bey guten Leuten, die ihr Beſtes thun werden uns zu bewirthen, eingekehret. Wenn man zurück denkt, kommt einem ſo ein durchlebter Tag, wegen der mancherley Gegenſtände, faſt wie eine Woche vor. Es fängt mir an recht leid zu thun, daß ich nicht Zeit und Geſchick habe, die merkwürdigſten Gegenden auch nur linienweiſe zu zeichnen; es iſt immer beſſer als alle Beſchreibungen für einen Abweſenden.

Septers den 9.

Noch eh' wir aufbrechen, kann ich Ihnen einen guten Morgen bieten. Der Graf wird mit mir links ins Gebirg nach dem Leukerbad zu gehen, der Freund indeſſen die Pferde hier erwarten und uns morgen in Leuk wieder antreffen.

Leukerbad den 9. am Fuß des Gemmiberges.

In einem kleinen bretternen Haus, wo wir von ſehr braven Leuten gar freundlich aufgenommen worden, ſitzen

wir in einer ſchmalen und niedrigen Stube, und ich will ſehen, wie viel von unſerer heutigen ſehr intereſſanten Tour, durch Worte mitzutheilen iſt. Von Seyters ſtiegen wir heute früh drey Stunden lang einen Berg herauf, nachdem wir vorher groſſe Verwüſtungen der Bergwaſſer unterwegs angetroffen hatten. Es reißt ein ſolcher ſchnell entſtehender Strom auf Stunden weit alles zuſammen, überführt mit Steinen und Kies, Felder, Wieſen und Gärten, die denn nach und nach kümmerlich, wenn es allenfalls noch möglich iſt, von den Leuten wieder hergeſtellt und nach ein paar Generationen vielleicht wieder verſchüttet werden. Wir hatten einen grauen Tag mit abwechſelnden Sonnenblicken. Es iſt nicht zu beſchreiben, wie mannichfaltig auch hier das Wallis wieder wird, mit jedem Augenblick biegt und verändert ſich die Landſchaft. Es ſcheint alles ſehr nah beyſammen zu liegen, und man iſt doch durch groſſe Schluchten und Berge getrennt. Wir hatten bisher noch meiſt das offene Wallisthal rechts neben uns gehabt, als ſich auf einmal ein ſchöner Anblick in's Gebirg vor uns aufthat.

Ich muß, um anſchaulicher zu machen was ich beſchreiben will, etwas von der geographiſchen Lage der Gegend wo wir uns befinden, ſagen. Wir waren nun ſchon drey Stunden aufwärts in das ungeheure Gebirg geſtiegen, das Wallis von Bern trennet. Es iſt eben der Stock von Bergen, der in einemfort vom Genferſee

bis auf den Gotthard läuft, und auf dem ſich in dem Berner Gebiet die groſſen Eis = und Schnee = Maſſen eingeniſtet haben. Hier ſind oben und unten relative Worte des Augenblicks. Ich ſage, unter mir auf einer Fläche liegt ein Dorf, und eben dieſe Fläche liegt vielleicht wieder an einem Abgrund, der viel höher iſt als mein Verhältniß zu ihr.

Wir ſahen, als wir um eine Ecke herum kamen und bey einem Heiligenſtock ausruhten, unter uns am Ende einer ſchönen grünen Matte, die an einem ungeheuren Felsſchlund herging, das Dorf Inden mit einer weißen Kirche ganz am Hange des Felſens in der Mitte von der Landſchaft liegen. Ueber der Schlucht drüben gingen wieder Matten und Tannenwälder aufwärts, gleich hinter dem Dorfe ſtieg eine große Kluft von Felſen in die Höhe, die Berge von der linken Seite ſchloſſen ſich bis zu uns an, die von der rechten ſetzten auch ihre Rücken weiter fort, ſo daß das Dörfchen mit ſeiner weißen Kirche gleichſam wie im Brennpunkt von ſo viel zuſammen laufenden Felſen und Klüften da ſtand. Der Weg nach Inden iſt in die ſteile Felswand gehauen, die dieſes Amphitheater von der linken Seite, im Hingehen gerechnet, einſchließt. Es iſt dieſes kein gefährlicher aber doch ſehr fürchterlich ausſehender Weg. Er geht auf den Lagen einer ſchroffen Felswand hinunter, an der rechten Seite mit einer geringen Planke von dem Abgrunde geſondert. Ein Kerl, der mit einem Mauleſel neben uns hinab

ſtieg, faßte ſein Thier, wenn es an gefährliche Stellen kam, beym Schweiſe, um ihm einige Hülfe zu geben, wenn es gar zu ſteil vor ſich hinunter in den Felſen hinein mußte. Endlich kamen wir in Inden an, und da unſer Bote wohl bekannt war, ſo fiel es uns leicht, von einer willigen Frau ein gut Glas rothen Wein und Brod zu erhalten, da ſie eigentlich in dieſer Gegend keine Wirthshäuſer haben. Nun ging es die hohe Schlucht hinter Inden hinauf, wo wir denn bald den ſo ſchrecklich beſchriebenen Gemmiberg vor uns ſahen, und das Leukerbad an ſeinem Fuß, zwiſchen andern hohen, unwegſamen und mit Schnee bedeckten Gebirgen, gleichſam wie in einer holen Hand liegen fanden. Es war gegen Drey als wir ankamen, unſer Führer ſchaffte uns bald Quartier. Es iſt zwar kein Gaſthof hier, aber alle Leute ſind ſo ziemlich, wegen der vielen Badegäſte die hieher kommen, eingerichtet. Unſere Wirthin liegt ſeit geſtern in den Wochen, und ihr Mann macht mit einer alten Mutter und der Magd ganz artig die Ehre des Hauſes. Wir beſtellten etwas zu eſſen und ließen uns die warmen Quellen zeigen, die an verſchiedenen Orten ſehr ſtark aus der Erde hervorkommen und reinlich eingefaßt ſind. Außer dem Dorfe, gegen das Gebirge zu, ſollen noch einige ſtärkere ſeyn. Es hat dieſes Waſſer nicht den mindeſten ſchwefelichten Geruch, ſetzt wo es quillt und wo es durchfließt nicht den mindeſten Oker noch ſonſt irgend etwas Mineraliſches oder Irdiſches an,

sondern läßt wie ein anderes reines Wasser keine Spur zurück. Es ist, wenn es aus der Erde kommt, sehr heiß und wegen seiner guten Kräfte berühmt. Wir hatten noch Zeit zu einem Spaziergang gegen den Fuß des Gemmi, der uns ganz nah zu liegen schien. Ich muß hier wieder bemerken, was schon so oft vorgekommen, daß wenn man mit Gebirgen umschlossen ist, einem alle Gegenstände so außerordentlich nahe scheinen. Wir hatten eine starke Stunde über herunter gestürzte Felsstücke und dazwischen geschwemmten Kies hinauf zu steigen, bis wir uns an dem Fuß des ungeheuren Gemmibergs, wo der Weg an steilen Klippen aufwärts gehet, befanden. Es ist dies der Uebergang ins Berner Gebiet, wo alle Kranken sich müssen in Sänften herunter tragen lassen. Hieß uns die Jahrszeit nicht eilen, so würde wahrscheinlicher Weise morgen ein Versuch gemacht werden, diesen so merkwürdigen Berg zu besteigen: so aber werden wir uns mit der bloßen Ansicht für dießmal begnügen müssen. Wie wir zurückgingen sahen wir dem Gebräude der Wolken zu, das in der jetzigen Jahrszeit in diesen Gegenden äußerst interessant ist. Ueber das schöne Wetter haben wir bisher ganz vergessen, daß wir im November leben; es ist auch, wie man uns im Bernschen voraussagte, hier der Herbst sehr gefällig. Die frühen Abende und Schnee verkündende Wolken erinnern uns aber doch manchmal, daß wir tief in der Jahrszeit sind. Das wunderbare Wehen, das sie heute Abend

ver-

verführten, war außerordentlich schön. Als wir vom Fuß des Gemmiberges zurück kamen, sahen wir, aus der Schlucht von Inden herauf, leichte Nebelwolken sich mit großer Schnelligkeit bewegen. Sie wechselten bald rückwärts bald vorwärts, und kamen endlich aufsteigend dem Leukerbad so nah, daß wir wohl sahen, wir mußten unsere Schritte verdoppeln, um bey hereinbrechender Nacht nicht in Wolken eingewickelt zu werden. Wir kamen auch glücklich zu Hause an, und während ich dieses hinschreibe, legen sich wirklich die Wolken ganz ernstlich in einen kleinen artigen Schnee auseinander. Es ist dieser der erste, den wir haben, und wenn wir auf unsere gestrige warme Reise von Martinach nach Sion, auf die noch ziemlich belaubten Rebengeländer zurück denken, eine sehr schnelle Abwechselung. Ich bin in die Thüre getreten, ich habe dem Wesen der Wolken eine Weile zugesehen, das über alle Beschreibung schön ist. Eigentlich ist es noch nicht Nacht, aber sie verhüllen abwechselnd den Himmel und machen dunkel. Aus den tiefen Felsschluchten steigen sie herauf, bis sie an die höchsten Gipfel der Berge reichen; von diesen angezogen scheinen sie sich zu verdicken und von der Kälte gepackt in Gestalt des Schnees niederzufallen. Es ist eine unaussprechliche Einsamkeit hier oben, in so großer Höhe doch noch wie in einem Brunnen zu seyn, wo man nur vorwärts durch die Abgründe einen Fußpfad hinaus vermuthet. Die Wolken, die sich hier in diesem Sacke

ſtoßen, die ungeheuren Felſen bald zudecken und in eine undurchdringliche öde Dämmerung verſchlingen, bald Theile davon wieder als Geſpenſter ſehen laſſen, geben dem Zuſtand ein trauriges Leben. Man iſt voller Ahndung bey dieſen Wirkungen der Natur. Die Wolken, eine dem Menſchen von Jugend auf ſo merkwürdige Lufterſcheinung, iſt man in dem platten Lande doch nur als etwas Fremdes, Ueberirdiſches anzuſehen gewohnt. Man betrachtet ſie nur als Gäſte, als Streichvögel, die unter einem andern Himmel geboren, von dieſer oder jener Gegend bey uns augenblicklich vorbeygezogen kommen; als prächtige Teppiche, womit die Götter ihre Herrlichkeit vor unſern Augen verſchlieſſen. Hier aber iſt man von ihnen ſelbſt wie ſie ſich erzeugen eingehüllt, und die ewige innerliche Kraft der Natur fühlt man ſich ahndungsvoll durch jede Nerve bewegen.

Auf die Nebel, die bey uns eben dieſe Wirkungen hervor bringen, giebt man weniger Acht; auch weil ſie uns weniger vor's Auge gedrängt ſind, iſt ihre Wirthſchaft ſchwerer zu beobachten. Bey allen dieſen Gegenſtänden wünſcht man nur länger ſich verweilen und an ſolchen Orten mehrere Tage zubringen zu können; ja, iſt man ein Liebhaber von dergleichen Betrachtungen, ſo wird der Wunſch immer lebhafter, wenn man bedenkt, daß jede Jahrszeit, Tagszeit und Witterung neue Erſcheinungen, die man gar nicht erwartet, hervorbringen muß. Und wie in jedem Menſchen, auch

ſelbſt dem gemeinen, ſonderbare Spuren übrig bleiben, wenn er bey großen ungewöhnlichen Handlungen etwa einmal gegenwärtig geweſen iſt; wie er ſich von dieſem einen Flecke gleichſam größer fühlt, unermüdlich eben daſſelbe erzählend wiederholt und ſo, auf jene Weiſe, einen Schatz für ſein ganzes Leben gewonnen hat: ſo iſt es auch dem Menſchen, der ſolche große Gegenſtände der Natur geſehen und mit ihnen vertraut geworden iſt. Er hat, wenn er dieſe Eindrücke zu bewahren, ſie mit andern Empfindungen und Gedanken, die in ihm entſtehen, zu verbinden weiß, gewiß einen Vorrath von Gewürz, womit er den unſchmakhaften Theil des Lebens verbeſſern und ſeinem ganzen Weſen einen durchziehenden guten Geſchmack geben kann.

Ich bemerke, daß ich in meinem Schreiben der Menſchen wenig erwähne; ſie ſind auch unter dieſen großen Gegenſtänden der Natur, beſonders im Vorbeygehen, minder merkwürdig. Ich zweifle nicht, daß man bey längerm Aufenthalt gar intereſſante und gute Leute finden würde. Eins glaub' ich überall zu bemerken: je weiter man von der Landſtraße und dem größern Gewerbe der Menſchen abkömmt, je mehr in den Gebirgen die Menſchen beſchränkt abgeſchnitten und auf die allererſten Bedürfniſſe des Lebens zurückgewieſen ſind, je mehr ſie ſich von einem einfachen langſamen unveränderlichen Erwerbe nähren; deſto beſſer, willfähriger,

freundlicher, uneigennütziger, gaſtfreyer bey ihrer Armut hab' ich ſie gefunden.

Leukerbad, den 10. Nov.

Wir machen uns bey Licht zurechte, um mit Tages Anbruch wieder hinunter zu gehen. Dieſe Nacht habe ich ziemlich unruhig zugebracht. Ich lag kaum im Bette, ſo kam mir vor als wenn ich über und über mit einer Neſſelſucht befallen wäre; doch merkte ich bald, daß es ein großes Heer hüpfender Inſecten waren, die den neuen Ankömmling blutdürſtig überfielen. Dieſe Thiere erzeugen ſich in den hölzernen Häuſern in großer Menge. Die Nacht ward mir ſehr lang und ich war zufrieden, als man uns den Morgen Licht brachte.

Leuk gegen 10 Uhr.

Wir haben nicht viel Zeit, doch will ich, eh' wir hier weggehen, die merkwürdige Trennung unſerer Geſellſchaft melden, die hier vorgegangen iſt, und was ſie veranlaßt hat. Wir gingen mit Tages Anbruch heute von Leukerbad aus, und hatten im friſchen Schnee einen ſchlüpfrigen Weg über die Matten zu machen. Wir kamen bald nach Inden, wo wir dann den ſteilen Weg, den wir geſtern herunter kamen, zur rechten über uns ließen, und auf der Matte nach der Schlucht, die uns

nunmehr links lag, hinabſtiegen. Es iſt dieſe wild und mit Bäumen verwachſen, doch geht ein ganz leidlicher Weg hinunter. Durch dieſe Felsklüfte hat das Waſſer, das vom Leukerbad kommt, ſeine Abflüſſe ins Wallisthal. Wir ſahen in der Höhe an der Seite des Felſens, den wir geſtern herunter gekommen waren, eine Waſſerleitung gar künſtlich eingehauen, wodurch ein Bach erſt daran her, dann durch eine Höle, aus dem Gebirge in das benachbarte Dorf geleitet wird. Wir mußten nunmehr wieder einen Hügel hinauf und ſahen dann bald das offne Wallis und die garſtige Stadt Leuk unter uns liegen. Es ſind dieſe Städtchen meiſt an die Berge angeflickt, die Dächer mit groben gerißnen Schindeln unzierlich gedeckt, die durch die Jahrszeit ganz ſchwarz geſault und vermoost ſind. Wie man auch nur hinein tritt, ſo ekelts einem, denn es iſt überall unſauber; Mangel und ängſtlicher Erwerb dieſer privilegirten und freyen Bewohner kommt überall zum Vorſchein. Wir fanden den Freund, der die ſchlimme Nachricht brachte, daß es nunmehr mit den Pferden ſehr beſchwerlich weiter zu gehen anfinge. Die Ställe werden kleiner und enger, weil ſie nur auf Mauleſel und Saumroſſe eingerichtet ſind; der Haber fängt auch an ſehr ſelten zu werden, ja man ſagt, daß weiter hin ins Gebirg gar keiner mehr anzutreffen ſey. Ein Beſchluß war bald gefaßt: der Freund ſollte mit den Pferden das Wallis wieder hinunter über Ber, Vevay, Lauſanne, Freyburg und

Bern auf Luzern gehen, der Graf und ich wollten unſern Weg das Wallis hinauf fortſetzen, verſuchen, wo wir auf den Gotthard hinauf dringen könnten, alsdann durch den Canton Uri über den vier Waldſtädterſee gleichfalls in Luzern eintreffen. Man findet in dieſer Gegend überall Maulthiere, die auf ſolchen Wegen immer beſſer ſind als Pferde, und zu Fuße zu gehen iſt am Ende doch immer das Angenehmſte. Wir haben unſere Sachen getrennet. Der Freund iſt fort, unſer Mantelſak wird auf ein Maulthier das wir gemiethet haben gepakt, und ſo wollen wir aufbrechen und unſern Weg zu Fuße nach Brieg nehmen. Am Himmel ſieht es bunt aus, doch ich denke, das gute Glück das uns bisher begleitet und uns ſo weit gelockt hat, ſoll uns auf dem Platze nicht verlaſſen wo wir es am nöthigſten brauchen.

Brieg, den 10. Abends.

Von unſerm heutigen Weg kann ich wenig erzählen, ausgenommen, wenn Sie mit einer weitläuftigen Wettergeſchichte ſich wollen unterhalten laſſen. Wir gingen in Geſellſchaft eines ſchwäbiſchen Metzgerknechts, der ſich hierher verloren, in Leuk Condition gefunden hatte und eine Art von Hanswurſt machte, unſer Gepäck auf ein Maulthier geladen, das ſein Herr vor ſich hertrieb, gegen Eilf von Leuk ab. Hinter uns ſo weit wir in das Wallisthal hinein ſehen konnten, lag es mit dicken Schnee-

Wolken bedeckt, die das Land heraufgezogen kamen. Es war wirklich ein trüber Anblick und ich befürchtete in der Stille, daß, ob es gleich so hell vor uns aufwärts war als wie im Lande Goſen, uns doch die Wolken bald einholen, und wir vielleicht im Grunde des Wallis an beyden Seiten von Bergen eingeſchloſſen, von Wolken zugedeckt und in einer Nacht eingeſchneit ſeyn könnten. So flüſterte die Sorge, die ſich meiſtentheils des einen Ohrs bemeiſtert. Auf der andern Seite ſprach der gute Muth mit weit zuverläſſigerer Stimme, verwies mir meinen Unglauben, hielt mir das Vergangene vor und machte mich auch auf die gegenwärtigen Lufterſcheinungen aufmerkſam. Wir gingen dem ſchönen Wetter immer entgegen; die Rhone hinauf war alles heiter, und ſo ſtark der Abendwind das Gewölk hinter uns her trieb, ſo konnte es uns doch niemals erreichen. Die Urſache war dieſe: In das Walliſthal gehen, wie ich ſchon ſo oft geſagt, ſehr viele Schluchten des benachbarten Gebirges aus und ergießen ſich wie kleine Bäche in den großen Strom, wie denn auch alle ihre Gewäſſer in der Rhone zuſammen laufen. Aus jeder ſolcher Oefnung ſtreicht ein Zugwind, der ſich in den innern Thälern und Krümmungen erzeugt. Wie nun der Hauptzug der Wolken das Thal herauf an ſo eine Schlucht kommt; ſo läßt die Zugluft die Wolken nicht vorbey, ſondern kämpft mit ihnen und dem Winde der ſie trägt, hält ſie auf und macht ihnen wohl Stunden lang den

Weg ſtreitig. Dieſem Kampf ſahen wir oft zu, und wenn wir glaubten von ihnen überzogen zu werden, ſo fanden ſie wieder ein ſolches Hinderniß, und wenn wir eine Stunde gegangen waren, konnten ſie noch kaum vom Fleck. Gegen Abend war der Himmel außerordentlich ſchön. Als wir uns Brieg näherten, trafen die Wolken faſt zu gleicher Zeit mit uns ein; doch mußten ſie, weil die Sonne untergegangen war und ihnen nunmehr ein packender Morgenwind entgegen kam, ſtille ſtehen, und machten von einem Berge zum andern einen großen halben Mond über das Thal. Sie waren von der kalten Luft zur Conſiſtenz gebracht und hatten, da wo ſich ihr Saum gegen den blauen Himmel zeichnete, ſchöne leichte und muntre Formen. Man ſah, daß ſie Schnee enthielten, doch ſcheint uns die friſche Luft zu verheißen, daß dieſe Nacht nicht viel fallen ſoll. Wir haben ein ganz artiges Wirthshaus und, was uns zu großem Vergnügen dient, in einer geräumigen Stube ein Kamin angetroffen; wir ſitzen am Feuer und machen Rathſchläge wegen unſerer weiteren Reiſe. Hier in Brieg geht die gewöhnliche Straße über den Simplon nach Italien; wenn wir alſo unſern Gedanken, über die Furka auf den Gotthard zu gehen, aufgeben wollten, ſo gingen wir mit gemietheten Pferden und Maulthieren auf Domo d'oſula, Margozzo, führen den Lago maggiore hinaufwärts, dann auf Bellinzone und ſo weiter den Gotthard hinauf, über Airolo

zu den Capucinern. Dieſer Weg iſt den ganzen Winter über gebahnt und mit Pferden bequem zu machen, doch ſcheint er unſerer Vorſtellung, da er in unſerm Plane nicht war und uns fünf Tage ſpäter als unſern Freund nach Luzern führen würde, nicht reizend. Wir wünſchen vielmehr das Wallis bis an ſein oberes Ende zu ſehen, dahin wir morgen Abend kommen werden; und wenn das Glück gut iſt, ſo ſitzen wir übermorgen um dieſe Zeit in Realp in dem Urſner Thal, welches auf dem Gotthard nahe bey deſſen höchſtem Gipfel iſt. Sollten wir nicht über die Furka kommen, ſo bleibt uns immer der Weg hierher unverſchloſſen, und wir werden alsdann das aus Noth ergreifen, was wir aus Wahl nicht gerne thun. Sie können ſich vorſtellen, daß ich hier ſchon wieder die Leute examiniret habe, ob ſie glauben, daß die Paſſage über die Furka offen iſt; denn das iſt der Gedanke mit dem ich aufſtehe, ſchlafengehe, mit dem ich den ganzen Tag über beſchäftigt bin. Bisher war es einem Marſch zu vergleichen, den man gegen einen Feind richtet, und nun iſt's, als wenn man ſich dem Flecke nähert, wo er ſich verſchanzt hat und man ſich mit ihm herumſchlagen muß. Außer unſerm Maulthier ſind zwey Pferde auf morgen früh beſtellt.

Münſter den 11. Abends 6 Uhr.

Wieder einen glücklichen und angenehmen Tag zurückgelegt! Heute früh als wir von Brieg bey guter Tageszeit ausritten, ſagte uns der Wirth noch auf den Weg: Wenn der Berg, ſo nennen ſie hier die Furka, gar zu grimmig wäre, ſo möchten wir wieder zurückkehren und einen andern Weg ſuchen. Mit unſern zwey Pferden und einem Mauleſel kamen wir nun bald über angenehme Matten, wo das Thal ſo eng wird, daß es kaum einige Büchſenſchüſſe breit iſt. Es hat daſelbſt eine ſchöne Weide, worauf große Bäume ſtehen, und Felsſtücke die ſich von benachbarten Bergen abgelöst haben, zerſtreut liegen. Das Thal wird immer enger, man wird genöthiget an den Bergen ſeitwärts hinauf zu ſteigen, und hat nunmehr die Rhone in einer ſchroffen Schlucht immer rechts unter ſich. In der Höhe aber breitet ſich das Land wieder recht ſchön aus, auf mannichfaltig gebogenen Hügeln ſind ſchöne nahrhafte Matten, liegen hübſche Oerter, die mit ihren dunkelbraunen hölzernen Häuſern gar wunderlich unter dem Schnee hervor kucken. Wir gingen viel zu Fuß und thaten's uns einander wechſelſeitig zu Gefallen. Denn ob man gleich auf den Pferden ſicher iſt, ſo ſieht es doch immer gefährlich aus, wenn ein andrer, auf ſo ſchmalen Pfaden, von ſo einem ſchwachen Thiere getragen, an einem ſchroffen Ab-

grund, vor einem herreitet. Weil nun kein Vieh auf der Weide ſeyn kann, indem die Menſchen alle in den Häuſern ſtecken, ſo ſieht eine ſolche Gegend ſehr einſam aus, und der Gedanke, daß man immer enger und enger zwiſchen ungeheuren Gebirgen eingeſchloſſen wird, giebt der Imagination graue und unangenehme Bilder, die einen, der nicht recht feſt im Sattel ſäße, gar leicht herab werfen könnten. Der Menſch iſt niemals ganz Herr von ſich ſelbſt. Da er die Zukunft nicht weiß, da ihm ſogar der nächſte Augenblick verborgen iſt; ſo hat er oft, wenn er etwas Ungemeines vornimmt, mit unwillkührlichen Empfindungen, Ahndungen, traumartigen Vorſtellungen zu kämpfen, über die man kurz hinter drein wohl lachen kann, die aber oft in dem Augenblicke der Entſcheidung höchſt beſchwerlich ſind. In unſerm Mittagsquartier begegnete uns was Angenehmes. Wir traten bey einer Frau ein, in deren Hauſe es ganz rechtlich ausſah. Ihre Stube war nach hieſiger Landesart ausgetäfelt, die Betten mit Schnitzwerk gezieret, die Schränke, Tiſche und was ſonſt von kleinen Repoſitorien an den Wänden und in den Ecken befeſtigt war, hatte artige Zieraten von Drechsler- und Schnitzwerk. An den Portraits die in der Stube hingen, konnte man bald ſehen, daß mehrere aus dieſer Familie ſich dem geiſtlichen Stand gewidmet hatten. Wir bemerkten auch eine Sammlung wohl eingebundner Bücher über der Thüre, die wir für eine Stiftung eines dieſer Herren

hielten. Wir nahmen die Legenden der Heiligen herunter und lasen drin, während das Essen vor uns zubereitet wurde. Die Wirthin fragte uns einmal als sie in die Stube trat, ob wir auch die Geschichte des Heil. Alexis gelesen hätten? Wir sagten nein, nahmen aber weiter keine Notiz davon und jeder las in seinem Capitel fort. Als wir uns zu Tische gesetzt hatten, stellte sie sich zu uns und fing wieder von dem Heil. Alexis an zu reden. Wir fragten, ob es ihr Patron oder der Patron ihres Hauses sey, welches sie verneinte, dabey aber versicherte, daß dieser heilige Mann so viel aus Liebe zu Gott ausgestanden habe, daß ihr seine Geschichte erbärmlicher vorkomme, als viele der übrigen. Da sie sah, daß wir gar nicht unterrichtet waren, fing sie uns an zu erzählen. Es sey der Heil. Alexis der Sohn vornehmer, reicher und gottesfürchtiger Eltern in Rom gewesen, sey ihnen, die den Armen außerordentlich viel Gutes gethan, in Ausübung guter Werke mit Vergnügen gefolgt; doch habe ihm dieses noch nicht genug gethan, sondern er habe sich in der Stille Gott ganz und gar geweiht, und Christo eine ewige Keuschheit angelobet. Als ihn in der Folge seine Eltern an eine schöne und treffliche Jungfrau verheuraten wollen, habe er zwar sich ihrem Willen nicht widersetzt, die Trauung sey vollzogen worden; er habe sich aber, anstatt sich zu der Braut in die Kammer zu begeben, auf ein Schiff das er bereit gefunden gesetzt, und sey damit nach Asien über-

gefahren. Er habe daſelbſt die Geſtalt eines ſchlechten Bettlers angezogen und ſey dergeſtalt unkenntlich geworden, daß ihn auch die Knechte ſeines Vaters, die man ihm nachgeſchickt, nicht erkannt hätten. Er habe ſich daſelbſt an der Thüre der Hauptkirche gewöhnlich aufgehalten, dem Gottesdienſt beygewohnt und ſich von geringen Allmoſen der Glaubigen genährt. Nach drey oder vier Jahren ſeyen verſchiedene Wunder geſchehen, die ein beſonderes Wohlgefallen Gottes angezeigt. Der Biſchoff habe in der Kirche eine Stimme gehört, daß er den frömmſten Mann, deſſen Gebet vor Gott am angenehmſten ſey, in die Kirche rufen und an ſeiner Seite den Dienſt verrichten ſollte. Da dieſer hierauf nicht gewußt wer gemeynt ſey, habe ihm die Stimme den Bettler angezeigt, den er denn auch zu großem Erſtaunen des Volks hereingeholt. Der Heil. Alexis, betroffen daß die Aufmerkſamkeit der Leute auf ihn rege geworden, habe ſich in der Stille davon und auf ein Schiff gemacht, willens weiter ſich in die Fremde zu begeben. Durch Sturm aber und andere Umſtände ſey er genöthiget worden, in Italien zu landen. Der heil. Mann habe hierin einen Wink Gottes geſehen und ſich gefreut eine Gelegenheit zu finden, wo er die Selbſtverläugnung im höchſten Grade zeigen konnte. Er ſey daher geradezu auf ſeine Vaterſtadt losgegangen, habe ſich als ein armer Bettler vor ſeiner Eltern Hausthüre geſtellt, dieſe, ihn auch dafür haltend, haben ihn nach ihrer frommen

Wohlthätigkeit gut aufgenommen, und einem Bedienten aufgetragen, ihn mit Quartier im Schloß und den nöthigen Speisen zu versehen. Dieser Bediente, verdrießlich über die Mühe und unwillig über seiner Herrschaft Wohlthätigkeit, habe diesen anscheinenden Bettler in ein schlechtes Loch unter der Treppe gewiesen, und ihm daselbst geringes und sparsames Essen gleich einem Hunde vorgeworfen. Der heil. Mann, anstatt sich dadurch irre machen zu lassen, habe darüber erst Gott recht in seinem Herzen gelobt, und nicht allein dieses, was er so leicht ändern können, mit gelassenem Gemüthe getragen, sondern auch die andaurende Betrübniß der Eltern und seiner Gemahlin über die Abwesenheit ihres so geliebten Alexis, mit unglaublicher und übermenschlicher Standhaftigkeit ausgehalten. Denn seine vielgeliebten Eltern und seine schöne Gemahlin hat er des Tags wohl hundertmal seinen Namen ausrufen hören, sich nach ihm sehnen und über seine Abwesenheit ein kummervolles Leben verzehren sehen. An dieser Stelle konnte sich die Frau der Thränen nicht mehr enthalten und ihre beyden Mädchen, die sich während der Erzählung an ihren Rok angehängt, sahen unverwandt an die Mutter hinauf. Ich weiß mir keinen erbärmlichern Zustand vorzustellen, sagte sie, und keine größere Marter, als was dieser heilige Mann bey den Seinigen und aus freyem Willen ausgestanden hat. Aber Gott hat ihm seine Beständigkeit aufs herrlichste vergolten, und bey seinem Tode die größten Zeichen der

Gnade vor den Augen der Glaubigen gegeben. Denn als dieſer heilige Mann, nachdem er einige Jahre in dieſem Zuſtande gelebt, täglich mit gröſter Inbrunſt dem Gottesdienſte beygewohnet, ſo iſt er endlich krank geworden ohne daß jemand ſonderlich auf ihn Acht gegeben. Als darnach an einem Morgen der Pabſt, in Gegenwart des Kaiſers und des ganzen Adels, ſelbſt hohes Amt gehalten, haben auf einmal die Glocken der ganzen Stadt Rom wie zu einem vornehmen Todtengeläute zu läuten angefangen; wie nun jedermänniglich darüber erſtaunt, ſo iſt dem Pabſte eine Offenbarung geſchehen, daß dieſes Wunder den Tod des heiligſten Mannes in der ganzen Stadt anzeige, der in dem Hauſe des Patricii *** ſo eben verſchieden ſey. Der Vater des Alexis fiel auf Befragen, ſelbſt auf den Bettler. Er ging nach Hauſe und fand ihn unter der Treppe wirklich todt. In den zuſammengefalteten Händen hatte der heil. Mann ein Papier ſtecken, welches ihm der Alte, wiewohl vergebens herauszuziehen ſuchte. Er brachte dieſe Nachricht dem Kaiſer und Pabſt in die Kirche zurück, die alsdann mit dem Hofe und der Cleriſey ſich aufmachten, um ſelbſt den heil. Leichnam zu beſuchen. Als ſie angelangt, nahm der heil. Vater ohne Mühe das Papier dem Leichnam aus den Händen, überreichte es dem Kaiſer, der es ſogleich von ſeinem Canzler vorleſen ließ. Es enthielte dieſes Papier die bisherige Geſchichte dieſes Heiligen. Da hätte man nun erſt

den übergroßen Jammer der Eltern und der Gemahlin ſehen ſollen, die ihren theuren Sohn und Gatten ſo nahe bey ſich gehabt und ihm nichts zu Gute thun können, und nunmehro erſt erfuhren wie übel er behandelt worden. Sie fielen über den Körper her, klagten ſo wehmüthig, daß niemand von allen Umſtehenden ſich des Weinens enthalten konnte. Auch waren unter der Menge Volks, die ſich nach und nach zudrängten, viele Kranke die zu dem heil. Körper gelaſſen und durch deſſen Berührung geſund wurden. Die Erzählerin verſicherte nochmals, indem ſie ihre Augen trocknete, daß ſie keine erbärmlichere Geſchichte niemals gehört habe; und mir kam ſelbſt ein ſo großes Verlangen zu weinen an, daß ich große Mühe hatte es zu verbergen und zu unterdrücken. Nach dem Eſſen ſuchte ich im Pater Cochem die Legende ſelbſt auf, und fand, daß die gute Frau den ganzen reinen menſchlichen Faden der Geſchichte behalten und alle abgeſchmakten Anwendungen dieſes Schriftſtellers rein vergeſſen hatte.

Wir gehen fleißig ins Fenſter und ſehen uns nach der Witterung um, denn wir ſind jetzt ſehr im Fall, Winde und Wolken anzubeten. Die frühe Nacht und die allgemeine Stille iſt das Element, worin das Schreiben recht gut gedeiht, und ich bin überzeugt, wenn ich mich nur einige Monate an ſo einem Orte inne halten könnte und müßte, ſo würden alle meine angefangenen Dramen

eins nach dem andern aus Noth fertig. Wir haben ſchon verſchiedene Leute vorgehabt und ſie nach dem Uebergange über die Furka gefragt, aber auch hier können wir nichts beſtimmtes erfahren, ob der Berg gleich nur zwey Stunden entfernt iſt. Wir müſſen uns alſo darüber beruhigen, und morgen mit Anbruche des Tages ſelbſt recognoſciren und ſehen, wie ſich unſer Schickſal entſcheidet. So gefaßt ich auch ſonſt bin, ſo muß ich geſtehen, daß mir's höchſt verdrießlich wäre, wenn wir zurückgeſchlagen würden. Glükt es, ſo ſind wir morgen Abend in Realp auf dem Gotthard und übermorgen zu Mittage auf dem Gipfel des Bergs bey den Kapucinern; misslingt's, ſo haben wir nur zwey Wege zur Retirade offen, wovon keiner ſonderlich beſſer iſt als der andere. Durch's ganze Wallis zurück und den bekannten Weg über Bern auf Luzern; oder auf Brieg zurück und erſt durch einen großen Umweg auf den Gotthard! Ich glaube, ich habe Ihnen das in dieſen wenigen Blättern ſchon dreymal geſagt. Freilich iſt es für uns von der größten Wichtigkeit. Der Ausgang wird entſcheiden, ob unſer Muth und Zutrauen daß es gehen müſſe, oder die Klugheit einiger Perſonen die uns dieſen Weg mit Gewalt widerrathen wollen, Recht behalten wird. So viel iſt gewiß, daß beyde, Klugheit und Muth, das Glück über ſich erkennen müſſen. Nachdem wir vorher nochmals das Wetter examinirt, die Luft kalt, den Himmel heiter und ohne

hin und machten uns etlichemal den Weg verfehlen, ob wir gleich, auf beyden Seiten von Bergen eingeſchloſſen, Oberwald am Ende doch finden mußten. Nach Neunen trafen wir daſelbſt an und ſprachen in einem Wirthshaus ein, wo ſich die Leute nicht wenig wunderten, ſolche Geſtalten in dieſer Jahrszeit erſcheinen zu ſehen. Wir fragten, ob der Weg über die Furka noch gangbar wäre? Sie antworteten, daß ihre Leute den gröſsten Theil des Winters drüber gingen, ob wir aber hinüber kommen würden, das wüßten ſie nicht. Wir ſchickten ſogleich nach ſolchen Führern; es kam ein unterſetzter ſtarker Mann, deſſen Geſtalt ein gutes Zutrauen gab, dem wir unſern Antrag thaten: Wenn er den Weg für uns noch praktikabel hielte, ſo ſollt' er's ſagen, noch einen oder mehr Kameraden zu ſich nehmen und mit uns kommen. Nach einigen Bedenken ſagte er's zu, ging weg, um ſich fertig zu machen und den andern mit zu bringen. Wir zahlten indeſſen unſerm Mauleſeltreiber ſeinen Lohn, den wir mit ſeinem Thiere nunmehr nicht weiter brauchen konnten, aßen ein weniges Käs und Brod, tranken ein Glas rothen Wein und waren ſehr luſtig und wohlgemuth, als unſer Führer wieder kam und noch einen gröſser und ſtärker ausſehenden Mann, der die Stärke und Tapferkeit eines Roſſes zu haben ſchien, hinter ſich hatte. Einer hockte den Mantelſak auf den Rücken, und nun ging der Zug zu fünfen zum Dorfe hinaus, da wir denn in kurzer Zeit den Fuß des Berges, der uns links lag,

erreichten und allmählich in die Höhe zu steigen anfingen. Zuerst hatten wir noch einen betretenen Fußpfad, der von einer benachbarten Alpe herunterging, bald aber verlor sich dieser und wir mußten im Schnee den Berg hinauf steigen. Unsere Führer wandten sich durch die Felsen, um die sich der bekannte Fußpfad schlingt, sehr geschickt herum, obgleich alles überein zugeschneiet war. Noch ging der Weg durch einen Fichtenwald, wir hatten die Rhone in einem engen unfruchtbaren Thal unter uns. Nach einer kleinen Weile mußten wir selbst hinab in dieses Thal, kamen über einen kleinen Steg und sahen nunmehr den Rhonegletscher vor uns. Es ist der ungeheuerste, den wir so ganz übersehen haben. Er nimmt den Sattel eines Berges in sehr großer Breite ein, steigt ununterbrochen herunter bis da wo unten im Thal die Rhone aus ihm heraus fließt. An diesem Ausflusse hat er, wie die Leute erzählen, verschiedene Jahre her abgenommen; das will aber gegen die übrige ungeheure Masse gar nichts sagen. Obgleich alles voll Schnee lag, so waren doch die schroffen Eisklippen, wo der Wind so leicht keinen Schnee haften läßt, mit ihren vitriolblauen Spalten sichtbar, und man konnte deutlich sehen, wo der Gletscher aufhört und der beschneite Felsen anhebt. Wir gingen ganz nahe daran hin, er lag uns linker Hand. Bald kamen wir wieder auf einen leichten Steg über ein kleines Bergwasser, das in einem muldenförmigen unfruchtbaren Thal nach der Rhone zufloß. Vom Glet-

ſcher aber rechts und links und vorwärts ſieht man nun keinen Baum mehr, alles iſt öde und wüſte. Keine ſchroffe und überſtehende Felſen, nur lang gedehnte Thäler, ſacht geſchwungene Berge, die nun gar im alles vergleichenden Schnee die einfachen ununterbrochenen Flächen uns entgegen wieſen. Wir ſtiegen nunmehr links den Berg hinan und ſanken in tiefen Schnee. Einer von unſern Führern mußte voran und brach, indem er herzhaft durchſchritt, die Bahn, in der wir folgten. Es war ein ſeltſamer Anblick, wenn man einen Moment ſeine Aufmerkſamkeit von dem Wege ab und auf ſich ſelbſt und die Geſellſchaft wendete: in der ödeſten Gegend der Welt, und in einer ungeheuren einförmigen ſchneebedeckten Gebirgs-Wüſte, wo man rükwärts und vorwärts auf drey Stunden keine lebendige Seele weiß, wo man auf beyden Seiten die weiten Tiefen verſchlungener Gebirge hat, eine Reihe Menſchen zu ſehen, deren einer in des andern tiefe Fußtapfen tritt, und wo in der ganzen glatt überzogenen Weite nichts in die Augen fällt, als die Furche die man gezogen hat. Die Tiefen, aus denen man herkommt, liegen grau und endlos in Nebel hinter einem. Die Wolken wechſeln über die blaſſe Sonne, breitflockiger Schnee ſtiebt in der Tiefe und zieht über alles einen ewig beweglichen Flor. Ich bin überzeugt, daß einer, über den auf dieſem Weg ſeine Einbildungskraft nur einigermaßen Herr würde, hier ohne anſcheinende Gefahr vor Angſt und Furcht verge-

hen müßte. Eigentlich iſt auch hier keine Gefahr des Sturzes, ſondern nur die Lauwinen, wenn der Schnee ſtärker wird als er jetzt iſt, und durch ſeine Laſt zu rollen anfängt, ſind gefährlich. Doch erzählten uns unſere Führer, daß ſie den ganzen Winter durch drüber gingen, um Ziegenfelle aus dem Wallis auf den Gotthard zu tragen, womit ein ſtarker Handel getrieben wird. Sie gehen alsdann, um die Lauwinen zu vermeiden, nicht da wo wir gingen, den Berg allmählig hinauf, ſondern bleiben eine Weile unten im breitern Thal, und ſteigen alsdann den ſteilen Berg gerade hinauf. Der Weg iſt da ſicherer, aber auch viel unbequemer. Nach viertehalb Stunden Marſch kamen wir auf dem Sattel der Furka an, beym Kreuz wo ſich Wallis und Uri ſcheiden. Auch hier ward uns der doppelte Gipfel der Furka, woher ſie ihren Namen hat, nicht ſichtbar. Wir hofften nunmehr einen bequemern Hinabſtieg, allein unſere Führer verkündigten uns einen noch tiefern Schnee, den wir auch bald fanden. Unſer Zug ging wie vorher hinter einander fort, und der vorderſte der die Bahn brach, ſaß oft bis über den Gürtel darin. Die Geſchicklichkeit der Leute, und die Leichtigkeit womit ſie die Sache traktirten, erhielt auch unſern guten Muth; und ich muß ſagen, daß ich für meine Perſon ſo glücklich geweſen bin, den Weg ohne große Mühſeligkeit zu überſtehen, ob ich gleich damit nicht ſagen will, daß es ein Spaziergang ſey. Der Jäger Hermann verſicherte, daß er

auf dem Thüringerwalde auch ſchon ſo tiefen Schnee gehabt habe, doch ließ er ſich am Ende verlauten, die Furka ſey ein S****r. Es kam ein Lämmergeier mit unglaublicher Schnelle über uns hergeflogen, er war das einzige Lebende was wir in dieſen Wüſten antrafen, und in der Ferne ſahen wir die Berge des Urſener Thals im Sonnenſchein. Unſere Führer wollten in einer verlaſſenen, ſteinernen und zugeſchneiten Hirtenhütte einkehren und etwas eſſen, allein wir trieben ſie fort um in der Kälte nicht ſtille zu ſtehen. Hier ſchlingen ſich wieder andere Thäler ein, und endlich hatten wir den offenen Anblick ins Urſner Thal. Wir gingen ſchärfer und, nach viertehalb Stunden Wegs vom Kreuz an, ſahen wir die zerſtreuten Dächer von Realp. Wir hatten unſere Führer ſchon verſchiedentlich gefragt, was für ein Wirthshaus und beſonders was für Wein wir in Realp zu erwarten hätten. Die Hoffnung die ſie uns gaben, war nicht ſonderlich, doch verſicherten ſie, daß die Kapuciner daſelbſt, die zwar nicht, wie die auf dem Gotthard, ein Hospitium hätten, dennoch manchmal Fremde aufzunehmen pflegten. Bey dieſen würden wir einen guten rothen Wein und beſſeres Eſſen als im Wirthshaus finden. Wir ſchickten einen deßwegen voraus, daß er die Patres diſponiren und uns Quartier machen ſollte. Wir ſäumten nicht ihm nach zu gehen und kamen bald nach ihm an, da uns denn ein großer anſehnlicher Pater an der Thür empfing. Er hieß uns mit großer

Freundlichkeit eintreten und bat noch auf der Schwelle, daß wir mit ihnen vorlieb nehmen möchten, da sie eigentlich, besonders in jetziger Jahrszeit, nicht eingerichtet wären, solche Gäste zu empfangen. Er führte uns sogleich in eine warme Stube und war sehr geschäftig, uns, indem wir unsere Stiefeln auszogen und Wäsche wechselten, zu bedienen. Er bat uns einmal über das andre, wir möchten ja völlig thun, als ob wir zu Hause wären. Wegen des Essens müßten wir, sagte er, in Geduld stehen, indem sie in ihrer langen Fasten begriffen wären, die bis Weihnachten dauert. Wir versicherten ihm, daß eine warme Stube, ein Stück Brod und ein Glas Wein, unter gegenwärtigen Umständen, alle unsere Wünsche erfülle. Er reichte uns das verlangte, und wir hatten uns kaum ein wenig erholt, als er uns ihre Umstände und ihr Verhältniß hier auf diesem öden Flecke zu erzählen anfing. Wir haben, sagte er, kein Hospitium, wie die Patres auf dem Gotthard; wir sind hier Pfarrherrn und unser drey: ich habe das Predigtamt auf mir, der zweyte Pater die Schullehre und der Bruder die Haushaltung. Er fuhr fort zu erzählen, wie beschwerlich ihre Geschäfte seyen, am Ende eines einsamen von aller Welt abgesonderten Thales zu liegen, und für sehr geringe Einkünfte viele Arbeit zu thun. Es sey sonst diese, wie die übrigen dergleichen Stellen, von einem Weltgeistlichen versehen worden, der aber, als einstens eine Schneelauwine einen Theil des Dorfs

bedeckt, ſich mit der Monſtranz geflüchtet; da man ihn denn abgeſetzt und ſie, denen man mehr Reſignation zutraue, an deſſen Stelle eingeführet habe. Ich habe mich, um dieſes zu ſchreiben, in eine obere Stube begeben, die durch ein Loch von unten auf geheizt wird. Es kommt die Nachricht, daß das Eſſen fertig iſt, die, ob wir gleich ſchon einiges vorgearbeitet haben, ſehr willkommen klingt.

Nach Neun.

Die Patres, Herren, Knechte und Träger haben alle zuſammen an Einem Tiſche gegeſſen, nur der Frater, der die Küche beſorgte, war erſt ganz gegen Ende der Tafel ſichtbar. Er hatte aus Eyern, Milch und Mehl, gar mannichfaltige Speiſen zuſammen gebracht, die wir uns eine nach der andern gar wohl ſchmecken ließen. Die Träger, die eine große Freude hatten, von unſerer glücklich vollbrachten Expedition zu reden, lobten unſre ſeltene Geſchicklichkeit im Gehen, und verſicherten, daß ſie es nicht mit einem jeden unternehmen würden. Sie geſtanden uns nun, daß heute früh als ſie gefordert wurden, erſt einer gegangen ſey, uns zu recognosciren, um zu ſehen, ob wir wohl die Miene hätten, mit ihnen fortzukommen; denn ſie hüteten ſich ſehr, alte oder ſchwache Leute in dieſer Jahrszeit zu begleiten, weil es ihre Pflicht ſey, denjenigen, dem ſie einmal zugeſagt ihn hinüber zu bringen, im Fall er matt oder krank

würde, zu tragen und ſelbſt wenn er ſtürbe, nicht liegen zu laſſen, außer wenn ſie in augenſcheinliche Gefahr ihres eigenen Lebens kämen. Es war nunmehr durch dieſes Geſtändniß die Schleuſe der Erzählung aufgezogen, und nun brachte einer nach dem andern, Geſchichten von beſchwerlichen oder verunglückten Bergwanderungen hervor, worin die Leute hier gleichſam wie in einem Elemente leben, ſo daß ſie mit der größten Gelaſſenheit Unglücksfälle erzählen, denen ſie täglich ſelbſt unterworfen ſind. Der eine brachte eine Geſchichte vor, wie er auf dem Kandersteg, um über den Gemmi zu gehen, mit noch einem Kameraden, der denn auch immer mit Vor- und Zunahmen genennt wird, in tiefem Schnee, eine arme Familie angetroffen, die Mutter ſterbend, den Knaben halb todt, und den Vater in einer Gleichgültigkeit, die dem Wahnſinne ähnlich geweſen. Er habe die Frau aufgehockt, ſein Kamerade den Sohn, und ſo haben ſie den Vater, der nicht vom Flecke gewollt, vor ſich hergetrieben. Beym Abſteigen vom Gemmi, ſey die Frau ihm auf dem Rücken geſtorben, und er habe ſie noch todt bis hinunter ins Leuckerbad gebracht. Auf Befragen, was es für Leute geweſen ſeyen, und wie ſie in dieſer Jahrszeit auf die Gebirge gekommen, ſagte er; es ſeyen arme Leute aus dem Canton Bern geweſen, die von Mangel getrieben, ſich in unſchicklicher Jahrszeit auf den Weg gemacht, um Verwandte im Wallis oder den italiäniſchen Provinzen

aufzusuchen, und seyen von der Witterung übereilt werden. Sie erzählten ferner Geschichten, die ihnen begegnen, wenn sie Winters Ziegenfelle über die Furka tragen, wo sie aber immer Gesellschaftsweise zusammen gingen. Der Pater machte dazwischen viele Entschuldigungen wegen seines Essens, und wir verdoppelten unsere Versicherungen, daß wir nicht mehr wünschten, und erfuhren, da er das Gespräch auf sich und seinen Zustand lenkte, daß er noch nicht sehr lange an diesem Platze sey. Er fing an vom Predigtamte zu sprechen und von dem Geschick, das ein Prediger haben müsse; er verglich ihn mit einem Kaufmann, der seine Waare wohl heraus zu streichen und durch einen gefälligen Vortrag den Leuten angenehm zu machen habe. Er setzte nach Tisch die Unterredung fort, und indem er aufgestanden, die linke Hand auf den Tisch stemmte, mit der rechten seine Worte begleitete, und von der Rede selbst rednerisch redete, so schien er in dem Augenblick uns überzeugen zu wollen, daß er selbst der geschickte Kaufmann sey. Wir gaben ihm Beyfall, und er kam von dem Vortrage auf die Sache selbst. Er lobte die katholische Religion. Eine Regel des Glaubens müssen wir haben, sagte er: und daß diese so fest und unveränderlich als möglich sey, ist ihr größter Vorzug. Die Schrift haben wir zum Fundamente unsers Glaubens, allein dies ist nicht hinreichend. Dem gemeinen Manne dürfen wir sie nicht in die Hände geben: denn so heilig sie

iſt und von dem Geiſte Gottes auf allen Blättern zeugt; ſo kann doch der irdiſch geſinnte Menſch dieſes nicht begreifen, ſondern findet überall leicht Verwirrung und Anſtoß. Was ſoll ein Laie Gutes aus den ſchändlichen Geſchichten, die darin vorkommen, und die doch zu Stärkung des Glaubens für geprüfte und erfahrne Kinder Gottes von dem heil. Geiſte aufgezeichnet worden, was ſoll ein gemeiner Mann daraus Gutes ziehen, der die Sachen nicht in ihrem Zuſammenhange betrachtet? Wie ſoll er ſich aus den hier und da anſcheinenden Widerſprüchen, aus der Unordnung der Bücher, aus der mannichfaltigen Schreibart herauswickeln, da es den Gelehrten ſelbſt ſo ſchwer wird, und die Gläubigen über ſo viele Stellen ihre Vernunft gefangen nehmen müſſen? Was ſollen wir alſo lehren? Eine auf die Schrift gegründete mit der beſten Schrift-Auslegung bewieſene Regel! Und wer ſoll die Schrift auslegen? wer ſoll dieſe Regel feſtſetzen? etwa ich oder ein anderer einzelner Menſch? Mit nichten! Jeder hängt die Sache auf eine andere Art zuſammen, ſtellt ſie ſich nach ſeinem Concepte vor. Das würde eben ſo viele Lehren als Köpfe geben, und unſägliche Verwirrungen hervorbringen, wie es auch ſchon gethan hat. Nein, es bleibt der allerheiligſten Kirche allein, die Schrift auszulegen und die Regel zu beſtimmen, wornach wir unſere Seelenführung einzurichten haben. Und wer iſt dieſe Kirche? Es iſt nicht etwa ein oder das andere Oberhaupt,

ein oder das andere Glied derſelben, nein! es ſind die heiligſten, gelehrteſten, erfahrenſten Männer aller Zeiten, die ſich zuſammen vereiniget haben, nach und nach, unter dem Beyſtand des heil. Geiſtes, dieſes übereinſtimmende groſſe und allgemeine Gebäude aufzuführen; die auf den groſſen Verſammlungen ihre Gedanken einander mitgetheilet, ſich wechſelſeitig erbaut, die Irrthümer verbannt und eine Sicherheit, eine Gewißheit unſerer allerheiligſten Religion gegeben, deren ſich keine andre rühmen kann; ihr einen Grund gegraben und eine Bruſtwehr aufgeführet, die die Hölle ſelbſt nicht überwältigen kann. Eben ſo iſt es auch mit dem Texte der heil. Schrift. Wir haben die Vulgata, wir haben eine approbirte Ueberſetzung der Vulgata, und zu jedem Spruche eine Auslegung, welche von der Kirche gebilliget iſt. Daher kommt dieſe Uebereinſtimmung, die einen jeden erſtaunen muß. Ob Sie mich hier reden hören an dieſem entfernten Winkel der Welt, oder in der gröſten Hauptſtadt in einem entfernteſten Lande, den ungeſchickteſten oder den fähigſten; alle werden Eine Sprache führen, ein katholiſcher Chriſt wird immer daſſelbige hören, überall auf dieſelbe Weiſe unterrichtet und erbauet werden: und das iſt's was die Gewißheit unſers Glaubens macht, was uns die ſüße Zufriedenheit und Verſicherung giebt, in der wir einer mit dem andern feſt verbunden leben, und in der Gewißheit uns glücklicher wieder zu finden, von einander ſcheiden kön-

nen. Er hatte dieſe Rede, wie im Diſkurs, eins auf das andre, folgen laſſen, mehr in dem innern behaglichen Gefühl, daß er ſich uns von einer vortheilhaften Seite zeige, als mit dem Ton einer bigotten Bekehrungsſucht. Er wechſelte theils mit den Händen dabey ab, ſchob ſie einmal in die Kuttenärmel zuſammen, ließ ſie über dem Bauch ruhen, bald holte er mit gutem Anſtand ſeine Doſe aus der Capuze und warf ſie nach dem Gebrauch wieder hinein. Wir hörten ihm aufmerkſam zu, und er ſchien mit unſrer Art, ſeine Sachen aufzunehmen, ſehr vergnügt zu ſeyn. Wie ſehr würde er ſich gewundert haben, wenn ihm ein Geiſt im Augenblicke offenbaret hätte, daß er ſeine Peroration an einen Nachkommen Friedrichs des Weiſen richte.

Den 13. Nov. oben auf dem Gipfel des Gotthards bey den Kapucinern. Morgens um Zehn.

Endlich ſind wir auf dem Gipfel unſrer Reiſe glücklich angelangt! Hier, iſt's beſchloſſen, wollen wir ſtille ſtehen und uns wieder nach dem Vaterlande zuwenden. Ich komme mir ſehr wunderbar hier oben vor; wo ich mich vor vier Jahren mit ganz andern Sorgen, Geſinnungen, Planen und Hoffnungen, in einer andern Jahrszeit, einige Tage aufhielt, und mein künftiges Schickſal unvorahndend, durch ein ich weiß nicht was bewegt, Italien den Rücken zukehrte und meiner jetzigen Beſtim-

mung

mung unwiſſend entgegen ging. Ich erkannte das Haus nicht wieder. Vor einiger Zeit iſt es durch eine Schneelawine ſtark beſchädigt worden; die Patres haben dieſe Gelegenheit ergriffen, und eine Beyſteuer im Lande eingeſammlet, um ihre Wohnung zu erweitern und bequemer zu machen. Beyde Patres die hier oben wohnen, ſind nicht zu Hauſe, doch, wie ich höre, noch eben dieſelben die ich vor vier Jahren antraf. Pater Seraphim, der ſchon dreyzehn Jahre auf dieſem Poſten aushält, iſt gegenwärtig in Mailand, den andern erwarten ſie noch heute von Airolo herauf. In dieſer reinen Luft iſt eine ganz grimmige Kälte. Sobald wir gegeſſen haben, will ich weiter fortfahren, denn vor die Thüre, merk' ich ſchon, werden wir nicht viel kommen.

Nach Tiſche.

Es wird immer kälter, man mag gar nicht von dem Ofen weg. Ja es iſt die größte Luſt ſich oben drauf zu ſetzen, welches in dieſen Gegenden, wo die Oefen von ſteinern Platten zuſammen geſetzt ſind, gar wohl angeht. Zuvörderſt alſo wollen wir an den Abſchied von Realp und unſern Weg hieher.

Noch geſtern Abend, ehe wir zu Bette gingen, führte uns der Pater in ſein Schlafzimmer, wo alles auf einen ſehr kleinen Platz zuſammen geſtellt war. Sein Bett, das aus einem Strohſak und einer wollenen Decke beſtund, ſchien uns, die wir uns an ein gleiches Lager

gewöhnt, nichts Verdienſtliches zu haben. Er zeigte uns alles mit großem Vergnügen und innerer Zufriedenheit, ſeinen Bücherſchrank und andere Dinge. Wir lobten ihm alles und ſchieden ſehr zufrieden von einander, um zu Bette zu gehen. Bey der Einrichtung des Zimmers hatte man, um zwey Betten an Eine Wand anzubringen, beyde kleiner als gehörig gemacht. Dieſe Unbequemlichkeit hielt mich vom Schlaf ab, bis ich mir durch zuſammengeſtellte Stühle zu helfen ſuchte. Erſt heute früh bey hellem Tage erwachten wir wieder und gingen hinunter, da wir denn durchaus vergnügte und freundliche Geſichter antrafen. Unſere Führer, im Begriff den lieblichen geſtrigen Weg wieder zurück zu machen, ſchienen es als Epoche anzuſehn und als Geſchichte, mit der ſie ſich in der Folge gegen andere Fremde was zu Gute thun könnten; und da ſie gut bezahlt wurden, ſchien bey ihnen der Begriff von Abenteuer vollkommen zu werden. Wir nahmen noch ein ſtarkes Frühſtück zu uns und ſchieden. Unſer Weg ging nunmehr durch's Urſner Thal, das merkwürdig iſt, weil es in ſo großer Höhe ſchöne Matten und Viehzucht hat. Es werden hier Käſe gemacht, denen ich einen beſondern Vorzug gebe. Hier wachſen keine Bäume; Büſche von Saalweiden faſſen den Bach ein, und an den Gebirgen flechten ſich kleine Sträucher durcheinander. Mir iſt's unter allen Gegenden die ich kenne, die liebſte und intereſſanteſte; es ſey nun daß alte Erinnerungen ſie werth ma-

chen, oder daß mir das Gefühl von ſo viel zuſammen gefaßten Wundern der Natur, ein heimliches und unnennbares Vergnügen erregt. Ich ſetze zum voraus, die ganze Gegend, durch die ich Sie führe, iſt mit Schnee bedeckt, Fels und Matte und Weg ſind alle überein verſchneit. Der Himmel war ganz klar ohne irgend eine Wolke, das Blau viel tiefer als man es in dem platten Lande gewohnt iſt, die Rücken der Berge, die ſich weiß davon abſchnitten, theils hell im Sonnenlicht, theils blaulich im Schatten. In anderthalb Stunden waren wir in Hoſpital; ein Oertchen das noch im Urſner Thal am Weg auf den Gotthard liegt. Hier betrat ich zum erſtenmal wieder die Bahn meiner vorigen Reiſe. Wir kehrten ein, beſtellten uns auf Morgen ein Mittageſſen und ſtiegen den Berg hinauf. Ein großer Zug von Maulefeln machte mit ſeinen Glocken die ganze Gegend lebendig. Es iſt ein Ton, der alle Bergerinnerungen rege macht. Der größte Theil war ſchon vor uns aufgeſtiegen, und hatte den platten Weg, mit den ſcharfen Eiſen, ſchon ziemlich aufgehauen. Wir fanden auch einige Wegeknechte, die beſtellt ſind, das Glatteis mit Erde zu überfahren um den Weg praktikabel zu erhalten. Der Wunſch den ich in vorigen Zeiten gethan hatte, dieſe Gegend einmal im Schnee zu ſehen, iſt mir nun auch gewährt. Der Weg geht an der, über Felſen ſich immer hinabſtürzenden, Reuß hinauf, und die Waſſerfälle bilden hier die ſchönſten Formen. Wir

verweilten lange bey der Schönheit des einen, der über ſchwarze Felſen in ziemlicher Breite herunterkam. Hier und da hatten ſich, in den Ritzen und auf den Flächen, Eismaſſen angeſetzt, und das Waſſer ſchien über ſchwarz und weiß geſprengten Marmor herzulaufen. Das Eis blinkte wie Kryſtalladern und Stralen in der Sonne, und das Waſſer lief rein und friſch dazwiſchen hinunter. Auf den Gebirgen iſt keine beſchwerlichere Reiſegeſellſchaft als Maulthiere. Sie halten einen ungleichen Schritt, indem ſie, durch einen ſonderbaren Inſtinkt, unten an einem ſteilen Orte erſt ſtehen bleiben, dann denſelben ſchnell hinauf ſchreiten und oben wieder ausruhen. Sie halten auch auf graden Flächen, die hier und da vorkommen, manchmal inne, bis ſie durch den Treiber, oder durch die nachfolgenden Thiere vom Platze bewegt werden. Und ſo, indem man einen gleichen Schritt hält, drängt man ſich an ihnen auf dem ſchmalen Wege vorbey, und gewinnt über ſolche ganze Reihen den Vortheil. Steht man ſtill, um etwas zu betrachten, ſo kommen ſie einem wieder zuvor, und man iſt von dem betäubenden Laut ihrer Klingeln und von ihrer breit auf die Seite ſtehenden Bürde beſchwert. So langten wir endlich auf dem Gipfel des Berges an, den Sie ſich wie einen kahlen Scheitel, mit einer Krone umgeben, denken müſſen. Man iſt hier auf einer Fläche, ringsum wieder von Gipfeln umgeben, und die Ausſicht wird in der Nähe und Ferne von kahlen und auch meiſtens mit Schnee bedeckten Rippen und Klippen eingeſchränkt.

Man kann ſich kaum erwärmen, beſonders da ſie nur mit Reiſig heizen können, und auch dieſes ſparen müſſen, weil ſie es faſt drey Stunden herauf zu ſchleppen haben, und oberwärts, wie geſagt, faſt gar kein Holz wächſt. Der Pater iſt von Airolo herauf gekommen, ſo erfroren, daß er bey ſeiner Ankunft kein Wort hervorbringen konnte. Ob ſie gleich hier oben ſich bequemer als die übrigen vom Orden tragen dürfen, ſo iſt es doch immer ein Anzug, der für dieſes Klima nicht gemacht iſt. Er war von Airolo herauf, den ſehr glatten Weg gegen den Wind geſtiegen, der Bart war ihm eingefroren, und es währte eine ganze Weile, bis er ſich beſinnen konnte. Wir unterhielten uns von der Beſchwerlichkeit dieſes Aufenthalts; er erzählte, wie es ihnen das Jahr über zu gehen pflege, ihre Bemühungen und häuslichen Umſtände. Er ſprach nichts als Italiäniſch, und wir fanden hier Gelegenheit von den Uebungen, die wir uns das Frühjahr in dieſer Sprache gegeben, Gebrauch zu machen. Gegen Abend traten wir einen Augenblick vor die Hausthüre heraus, um uns vom Pater denjenigen Gipfel zeigen zu laſſen, den man für den höchſten des Gotthards hält; wir konnten aber kaum einige Minuten dauern, ſo durchdringend und angreifend kalt iſt es. Wir bleiben alſo wohl für dießmal in dem Hauſe eingeſchloſſen, bis wir Morgen fortgehen, und haben Zeit genug das Merkwürdige dieſer Gegend in Gedanken zu durchreiſen.

Aus einer kleinen geographiſchen Beſchreibung werden

Sie sehen, wie merkwürdig der Punkt ist, auf dem wir uns jetzt befinden. Der Gotthard ist zwar nicht das höchste Gebirg der Schweiz, und in Savoyen übertrifft ihn der Montblanc an Höhe um sehr vieles; doch behauptet er den Rang eines königlichen Gebirges über alle andere, weil die größten Gebirgketten bey ihm zusammen laufen und sich an ihn lehnen. Ja, wenn ich mich nicht irre, so hat mir Herr Wyttenbach zu Bern, der von dem höchsten Gipfel die Spitzen der übrigen Gebirge gesehen, erzählt, daß sich diese alle gleichsam gegen ihn zu neigen schienen. Die Gebirge von Schweiz und Unterwalden, gekettet an die von Uri, steigen von Mitternacht, von Morgen die Gebirge des Graubündter Landes, von Mittag die der italiänischen Vogteien herauf, und von Morgen drängt sich durch die Furka das doppelte Gebirg, welches Wallis einschließt, an ihn heran. Nicht weit vom Hause hier sind zwey kleine Seen, davon der eine den Tessin durch Schluchte und Thäler nach Italien, der andere gleicherweise die Reiß nach dem Vier-Waldstädtersee ausgießt. Nicht fern von hier entspringt der Rhein und läuft gegen Morgen, und wenn man alsdann die Rhone dazu nimmt, die an einem Fuß der Furka entspringt, und nach Abend durch das Wallis läuft; so befindet man sich hier auf einem Kreuzpunkte, von dem aus Gebirge und Flüsse in alle vier Himmels-Gegenden auslaufen.

Goethe's

Werke.

Neunte von Schillers

Zwölfter Band.

Tübingen
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1808.

R 3349

Das römiſche Carneval.

Indem wir eine Beſchreibung des römiſchen Carnevals unternehmen, müſſen wir den Einwurf befürchten: daß eine ſolche Feyerlichkeit eigentlich nicht beſchrieben werden könne. Eine ſo große, lebendige Maſſe ſinnlicher Gegenſtände ſollte ſich unmittelbar vor dem Auge bewegen, und von einem jeden nach ſeiner Art angeſchaut und gefaßt werden.

Noch bedenklicher wird dieſe Einwendung, wenn wir ſelbſt geſtehen müſſen: daß das römiſche Carneval einem fremden Zuſchauer, der es zum erſtenmal ſieht und nur ſehen will und kann, weder einen ganzen, noch einen erfreulichen Eindruck gebe, weder das Auge ſonderlich ergötze, noch das Gemüth befriedige.

Die lange und ſchmale Straße, in welcher ſich unzählige Menſchen hin und wieder wälzen, iſt nicht zu überſehen; kaum unterſcheidet man etwas in dem Bezirk des Getümmels, den das Auge faſſen kann. Die Bewegung iſt einförmig, der Lärm betäubend, das Ende der Tage unbefriedigend. Allein dieſe Bedenklichkeiten ſind bald gehoben, wenn wir uns näher erklären; und vorzüglich wird die Frage ſeyn: ob uns die Beſchreibung ſelbſt rechtfertigt?

Das römiſche Carneval iſt ein Feſt, das dem Volke eigentlich nicht gegeben wird, ſondern das ſich das Volk ſelbſt giebt.

Der Staat macht wenig Anſtalten, wenig Aufwand dazu. Der Kreis der Freuden bewegt ſich von ſelbſt und die Polizey regiert ihn nur mit gelinder Hand.

Hier iſt nicht ein Feſt, das wie die vielen geiſtlichen Feſte Roms die Augen der Zuſchauer blendete; hier iſt kein Feuerwerk, das von dem Caſtell Sanct Angelo einen einzigen überraſchenden Anblick gewährte; hier iſt keine Erleuchtung der Peterskirche und Kuppel, welche ſo viel Fremde aus allen Landen herbeylockt und befriedigt; hier iſt keine glänzende Prozeſſion, bey deren Annäherung das Volk beten und ſtaunen ſoll; hier wird vielmehr nur ein Zeichen gegeben: daß jeder ſo thöricht und toll ſeyn dürfe als er wolle, und daß außer Schlägen und Meſſerſtichen faſt alles erlaubt ſey.

Der Unterſchied zwiſchen Hohen und Niedern ſcheint einen Augenblick aufgehoben: alles nähert ſich einander, jeder nimmt, was ihm begegnet, leicht auf, und die wechſelſeitige Frechheit und Freyheit wird durch eine allgemeine gute Laune im Gleichgewicht erhalten.

In dieſen Tagen freuet ſich der Römer noch zu unſern Zeiten, daß die Geburt Chriſti das Feſt der Satur-

nalien und ſeiner Privilegien wohl um einige Wochen verſchieben, aber nicht aufheben konnte.

Wir werden uns bemühen, die Freuden und den Taumel dieſer Tage vor die Einbildungskraft unſerer Leſer zu bringen. Auch ſchmeicheln wir uns, ſolchen Perſonen zu dienen, welche dem römiſchen Carneval ſelbſt einmal beygewohnt, und ſich nun mit einer lebhaften Erinnerung jener Zeiten vergnügen mögen; nicht weniger ſolchen, welchen jene Reiſe noch bevorſteht und denen dieſe wenige Blätter Ueberſicht und Genuß einer überdrängten und vorbeyrauſchenden Freude verſchaffen können.

Der Corſo.

Das römiſche Carneval verſammlet ſich in dem Corſo. Dieſe Straße beſchränkt und beſtimmt die öffentliche Feyerlichkeit dieſer Tage. An jedem andern Platz würde es ein ander Feſt ſeyn; und wir haben daher vor allen Dingen den Corſo zu beſchreiben.

Er führt den Namen, wie mehrere lange Straßen italiäniſcher Städte, von dem Wettrennen der Pferde, womit zu Rom ſich jeder Carnevals-Abend ſchließt, und womit an andern Orten andere Feyerlichkeiten, als das Feſt eines Schutzpatrons, ein Kirchweihfeſt, geendigt werden.

Die Straße geht von der Piazza del Popolo ſchnur gerade bis an den venetianiſchen Pallaſt. Sie iſt ohngefähr viertehalb tauſend Schritte lang und von hohen meiſtentheils prächtigen Gebäuden eingefaßt. Ihre Breite iſt gegen ihre Länge und gegen die Höhe der Gebäude nicht verhältnißmäßig. An beyden Seiten nehmen Pflaſter-Erhöhungen für die Fußgänger ungefähr ſechs bis acht Fuß weg. In der Mitte bleibt für die Wagen an den meiſten Orten nur der Raum von zwölf bis vierzehn Schritten, und man ſieht alſo leicht, daß höchſtens drey Fuhrwerke ſich in dieſer Breite neben einander bewegen können.

Der Obelisk auf der Piazza del Popolo ist im Carneval die unterste Gränze dieser Straße; der venetianische Pallast die obere.

Spazierfahrt im Corso.

Schon alle Sonn- und Festtage eines Jahres ist der römische Corso belebt. Die vornehmern und reichern Römer fahren hier eine oder anderthalb Stunden vor Nacht in einer sehr zahlreichen Reihe spazieren; die Wagen kommen vom venetianischen Pallast herunter, halten sich an der linken Seite, fahren, wenn es schön Wetter ist, an dem Obelisk vorbey, zum Thore hinaus und auf dem Flaminischen Weg, manchmal bis Ponte molle.

Die früher oder später Umkehrenden halten sich an die andere Seite; so ziehen die beyden Wagen-Reihen in der besten Ordnung an einander hin.

Die Gesandten haben das Recht, zwischen beiden Reihen auf und nieder zu fahren; dem Prätendenten, der sich unter dem Namen eines Herzogs von Albanien in Rom aufhielt, war es gleichfalls zugestanden.

Sobald die Nacht eingeläutet wird, ist diese Ordnung unterbrochen; jeder wendet wo es ihm beliebt und sucht seinen nächsten Weg, oft zur Unbequemlichkeit vieler andern Equipagen, welche in dem engen Raum dadurch gehindert und aufgehalten werden.

Dieſe Abendſpazierfahrt, welche in allen großen italiäniſchen Städten brillant iſt, und in jeder kleinen Stadt, wäre es auch nur mit einigen Kutſchen, nachgeahmt wird, lockt viele Fußgänger in den Corſo; jedermann kommt, um zu ſehen oder geſehen zu werden.

Das Carneval iſt, wie wir bald bemerken können, eigentlich nur eine Fortſetzung oder vielmehr der Gipfel jener gewöhnlichen ſonn- und feſttägigen Freuden, es iſt nichts neues, nichts fremdes, nichts einziges, ſondern es ſchließt ſich nur an die römiſche Lebensweiſe ganz natürlich an.

Clima, geiſtliche Kleidungen.

Eben ſo wenig fremd wird es uns ſcheinen, wenn wir nun bald eine Menge Masken in freyer Luft ſehen, da wir ſo manche Lebensſcene unter dem heitern frohen Himmel das ganze Jahr durch zu erblicken gewohnt ſind.

Bey einem jeden Feſte bilden ausgehängte Teppiche, geſtreute Blumen, übergeſpannte Tücher, die Straßen gleichſam zu großen Sälen und Gallerien um.

Keine Leiche wird ohne vermummte Begleitung der Brüderſchaften zu Grabe gebracht; die vielen Mönchskleidungen gewöhnen das Auge an fremde und ſonderbare Geſtalten; es ſcheint das ganze Jahr Carneval zu ſeyn, und die Abbaten in ſchwarzer Kleidung ſcheinen

unter den übrigen geiſtlichen Masken die edlern Tabarros vorzuſtellen.

Erſte Zeit.

Schon von dem neuen Jahre an ſind die Schauſpielhäuſer eröfnet und das Carneval hat ſeinen Anfang genommen. Man ſieht hie und da in den Logen eine Schöne, welche als Offizier ihre Epauletten mit gröſter Selbſtzufriedenheit dem Volke zeigt. Die Spazierfahrt im Corſo wird zahlreicher; doch die allgemeine Erwartung iſt auf die letzten acht Tage gerichtet.

Vorbereitungen auf die letzten Tage.

Mancherley Vorbereitungen verkündigen dem Publicum dieſe paradieſiſchen Stunden.

Der Corſo, eine von den wenigen Straßen in Rom, welche das ganze Jahr rein gehalten werden, wird nun ſorgfältiger gekehrt und gereiniget. Man iſt beſchäftigt, das ſchöne, aus kleinen, viereckigt zugehauenen, ziemlich gleichen Baſaltſtücken zuſammengeſetzte Pflaſter, wo es nur einigermaßen abzuweichen ſcheint, auszuheben und die Baſaltkeile wieder neu in Stand zu ſetzen.

Außer dieſem zeigen ſich auch lebendige Vorboten. Jeder Carnevals-Abend ſchließt ſich, wie wir ſchon erwähnt haben, mit einem Wettrennen. Die Pferde, welche man zu dieſem Endzweck unterhält, ſind meiſten-

theils klein, und werden, wegen fremder Herkunft der beſten unter ihnen, Barberi genennt.

Ein ſolches Pferdchen wird mit einer Decke von weiſſer Leinwand, welche am Kopf, Hals und Leib genau anſchließt, und auf den Nähten mit bunten Bändern beſetzt iſt, vor dem Obelisk an die Stelle gebracht, wo es in der Folge auslaufen ſoll. Man gewöhnt es, den Kopf gegen den Corſo gerichtet, eine Zeitlang ſtill zu ſtehen, führt es alsdann ſachte die Straße hin und giebt ihm oben am venetianiſchen Pallaſt ein wenig Hafer, damit es ein Intereſſe empfinde, ſeine Bahn deſto geſchwinder zu durchlaufen.

Da dieſe Uebung mit den meiſten Pferden, deren oft funfzehn bis zwanzig an der Zahl ſind, wiederholt und eine ſolche Promenade immer von einer Anzahl luſtig ſchreyender Knaben begleitet wird; ſo giebt es ſchon einen Vorſchmack von einem gröſſern Lärm und Jubel, der bald folgen ſoll.

Ehemals nährten die erſten römiſchen Häuſer dergleichen Pferde in ihren Marſtällen; man ſchätzte ſich es zur Ehre, wenn ein ſolches den Preis davon tragen konnte. Es wurden Wetten angeſtellt, und der Sieg durch ein Gaſtmahl verherrlicht.

In den letzten Zeiten hingegen hat dieſe Liebhaberey ſehr abgenommen, und der Wunſch, durch ſeine Pferde Ruhm zu erlangen, iſt in die mittlere, ja in die unterſte Klaſſe des Volks herabgeſtiegen.

Aus jenen Zeiten mag ſich noch die Gewohnheit herſchreiben, daß der Trupp Reiter, welcher, von Trompetern begleitet, in dieſen Tagen die Preiſe in ganz Rom herumzeigt, in die Häuſer der Vornehmen hineinreitet, und nach einem geblaſenen Trompeterſtückchen ein Trinkgeld empfängt.

Der Preis beſtehet aus einem etwa drittehalb Ellen langen, und nicht gar eine Elle breiten Stück Gold- oder Silberſtoff, das an einer bunten Stange wie eine Flagge befeſtigt ſchwebt und an deſſen unterm Ende das Bild einiger rennenden Pferde quer eingewirkt iſt.

Es wird dieſer Preis Palio genannt, und ſo viel Tage das Carneval dauert, ſo viele ſolcher Quaſi-Standarten werden von dem erſt erwähnten Zug durch die Straßen von Rom aufgezeigt.

Inzwiſchen fängt auch der Corſo an, ſeine Geſtalt zu verändern; der Obelisk wird nun die Gränze der der Straße. Vor demſelben wird ein Gerüſte mit vielen Sitzreihen über einander aufgeſchlagen, welches gerade in den Corſo hineinſieht. Vor dem Gerüſte werden die Schranken errichtet, zwiſchen welche man künftig die Pferde zum Ablaufen bringen ſoll.

An beyden Seiten werden ferner große Gerüſte gebaut, welche ſich an die erſten Häuſer des Corſo anſchließen, und auf dieſe Weiſe die Straße in den Platz herein verlängern. An beyden Seiten der Schranken

ſtehen kleine, erhöhte und bedeckte Bogen für die Perſonen, welche das Ablaufen der Pferde reguliren ſollen.

Den Corſo hinauf ſieht man vor manchen Häuſern ebenfalls Gerüſte aufgerichtet. Die Plätze von Sanct Carlo und der antoniniſchen Säule werden durch Schranken von der Straße abgeſondert, und alles bezeichnet genug, daß die ganze Feyerlichkeit ſich in dem langen und ſchmalen Corſo einſchränken ſolle und werde.

Zuletzt wird die Straße in der Mitte mit Puzzolane beſtreut, damit die wettrennenden Pferde auf dem glatten Pflaſter nicht ſo leicht ausgleiten mögen.

Signal der vollkommnen Carnevals-Freyheit.

So findet die Erwartung ſich jeden Tag genährt und beſchäftigt, bis endlich eine Glocke vom Capitol, bald nach Mittage, das Zeichen giebt, es ſey erlaubt, unter freyem Himmel thöricht zu ſeyn.

In dieſem Augenblick legt der ernſthafte Römer, der ſich das ganze Jahr ſorgfältig vor jedem Fehltritt hütet, ſeinen Ernſt und ſeine Bedächtigkeit auf einmal ab.

Die Pflaſterer, die bis zum letzten Augenblicke geklöppert haben, packen ihr Werkzeug auf und machen der Arbeit ſcherzend ein Ende. Alle Balkone, alle Fenſter werden nach und nach mit Teppichen behängt, auf den Pflaſtererhöhungen zu beyden Seiten der Straße werden Stühle herausgeſetzt, die geringern Hausbe-

wohner, alle Kinder ſind auf der Straße, die nun aufhört eine Straße zu ſeyn; ſie gleicht vielmehr einem groſſen Feſtſaal, einer ungeheuren ausgeſchmückten Gallerie.

Denn wie alle Fenſter mit Teppichen behängt ſind, ſo ſtehen auch alle Gerüſte mit alten gewirkten Tapeten beſchlagen; die vielen Stühle vermehren den Begriff von Zimmer, und der freundliche Himmel erinnert ſelten, daß man ohne Dach ſey.

So ſcheint die Straße nach und nach immer wohnbarer. Indem man aus dem Hauſe tritt, glaubt man nicht im Freyen und unter Fremden, ſondern in einem Saale unter Bekannten zu ſeyn.

W a ch e.

Indeſſen daß der Corſo immer belebter wird, und unter den vielen Perſonen, die in ihren gewöhnlichen Kleidern ſpazieren, ſich hier und da ein Pulcinell zeigt, hat ſich das Militär vor der Porta del Popolo verſammlet. Es zieht, angeführt von dem General zu Pferde, in guter Ordnung und neuer Montur mit klingendem Spiel den Corſo herauf, und beſetzt ſogleich alle Eingänge in denſelben, errichtet ein paar Wachen auf den Hauptplätzen, und übernimmt die Sorge für die Ordnung der ganzen Anſtalt.

Die Verleiher der Stühle, und Gerüſte rufen nun emſig den Vorbeigehenden an: Luoghi! Luoghi Patroni! Luoghi!

Masken.

Nun fangen die Masken an, sich zu vermehren. Junge Männer geputzt in Festtagskleidern der Weiber aus der untersten Klasse, mit entblößtem Busen und frecher Selbstgenügsamkeit, lassen sich meist zuerst sehen. Sie liebkosen die begegnenden Männer, thun gemein und vertraut mit den Weibern als mit ihres Gleichen, treiben sonst, was ihnen Laune, Witz oder Unart eingeben.

Wir erinnern uns unter andern eines jungen Menschen, der die Rolle einer leidenschaftlichen, zanksüchtigen und auf keine Weise zu beruhigenden Frau vortrefflich spielte und so sich den ganzen Corso hinab zankte, jedem etwas anhängte, indeß seine Begleiter sich alle Mühe zu geben schienen, ihn zu besänftigen.

Hier kommt ein Pulcinell gelaufen, dem ein großes Horn an bunten Schnüren um die Hüften gaukelt. Durch eine geringe Bewegung, indem er sich mit den Weibern unterhält, weiß er die Gestalt des alten Gottes der Gärten in dem heiligen Rom kecklich nachzuahmen, und seine Leichtfertigkeit erregt mehr Lust als Unwillen. Hier kommt ein anderer seines Gleichen, der, bescheidner und zufriedner, seine schöne Hälfte mit sich bringt.

Da die Frauen eben so viel Lust haben, sich in Mannskleidern zu zeigen, als die Männer sich in

Frauenskleidern ſehen zu laſſen; ſo haben ſie die beliebte Tracht des Pulcinells ſich anzupaſſen nicht verfehlt, und man muß bekennen, daß es ihnen gelingt, in dieſer Zwittergeſtalt oft höchſt reizend zu ſeyn.

Mit ſchnellen Schritten, deklamirend, wie vor Gericht, drängt ſich ein Advokat durch die Menge; er ſchreyt an die Fenſter hinauf, packt maskirte und unmaskirte Spaziergänger an, droht einem jeden mit einem Prozeß, macht bald jenem eine lange Geſchichtserzählung von lächerlichen Verbrechen, die er begangen haben ſoll, bald dieſem eine genaue Specification ſeiner Schulden. Die Frauen ſchilt er wegen ihrer Cicisbeen, die Mädchen wegen ihrer Liebhaber; er beruft ſich auf ein Buch, das er bey ſich führt, producirt Documente, und das alles mit einer durchdringenden Stimme und geläufigen Zunge. Er ſucht jedermann zu beſchämen und confus zu machen. Wenn man denkt, er höre auf, ſo fängt er erſt recht an; denkt man, er gehe weg, ſo kehrt er um; auf den einen geht er gerade los, und ſpricht ihn nicht an, er packt einen andern, der ſchon vorbey iſt; kommt nun gar ein Mitbruder ihm entgegen, ſo erreicht die Tollheit ihren höchſten Grad.

Aber lange können ſie die Aufmerkſamkeit des Publikums nicht auf ſich ziehen; der tollſte Eindruck wird gleich von Menge und Mannichfaltigkeit wieder verſchlungen.

Beſonders machen die Quacqueri zwar nicht ſo viel Lärm, doch eben ſo viel Aufſehen als die Advokaten. Die Maske der Quacqueri ſcheint ſo allgemein geworden zu ſeyn, durch die Leichtigkeit auf dem Trödel altfränkiſche Kleidungsſtücke finden zu können.

Die Haupterforderniſſe dieſer Maske ſind: daß die Kleidung zwar altfränkiſch, aber wohlerhalten und von edlem Stoff ſey. Man ſieht ſie ſelten anders, als mit Sammt oder Seide bekleidet, ſie tragen brokatene oder geſtickte Weſten, und der Natur nach muß der Quacquero dickleibig ſeyn; ſeine Geſichtsmaske iſt ganz, mit Pausbacken und kleinen Augen; ſeine Perrücke hat wunderliche Zöpfchen; ſein Hut iſt klein und meiſtens bordirt.

Man ſiehet, daß ſich dieſe Figur ſehr dem Buffo carricato der komiſchen Oper nähert, und wie dieſer meiſtentheils einen läppiſchen, verliebten, betrogenen Thoren vorſtellt, ſo zeigen ſich auch dieſe als abgeſchmackte Stutzer. Sie hüpfen mit großer Leichtigkeit auf den Zehen hin und her, führen große ſchwarze Ringe ohne Glas ſtatt der Lorgnetten, womit ſie in alle Wagen hineingucken, nach allen Fenſtern hinaufblicken. Sie machen gewöhnlich einen ſteifen tiefen Bückling, und ihre Freude, beſonders wenn ſie ſich einander begegnen, geben ſie dadurch zu erkennen, daß ſie mit gleichen Füßen mehrmals gerade in die Höhe hüpfen und einen hellen

durch-

durchdringenden unartikulirten Laut von ſich geben, der mit den Conſonanten brr verbunden iſt.

Oft geben ſie ſich durch dieſen Ton das Zeichen, und die nächſten erwiedern das Signal, ſo daß in kurzer Zeit dieſes Geſchrille den ganzen Corſo hin- und wiederläuft.

Muthwillige Knaben blaſen indeß in große gewundne Muſcheln und beleidigen das Ohr mit unerträglichen Tönen.

Man ſieht bald, daß bey der Enge des Raums, bey der Aehnlichkeit ſo vieler Maskenkleidungen, (denn es mögen immer einige hundert Pulcinelle und gegen hundert Quacqueri im Corſo auf- und niederlaufen) wenige die Abſicht haben können, Aufſehn zu erregen oder bemerkt zu werden. Auch müſſen dieſe früh genug im Corſo erſcheinen. Vielmehr geht ein jeder nur aus, ſich zu vergnügen, ſeine Tollheit auszulaſſen und der Freyheit dieſer Tage auf das beſte zu genießen.

Beſonders ſuchen und wiſſen die Mädchen und Frauen ſich in dieſer Zeit nach ihrer Art luſtig zu machen. Jede ſucht nur aus dem Hauſe zu kommen, ſich, auf welche Art es ſey, zu vermummen, und weil die wenigſten in dem Fall ſind, viel Geld aufwenden zu können; ſo ſind ſie erfinderiſch genug, allerley Arten auszudenken, wie ſie ſich mehr verſtecken als zieren.

Sehr leicht ſind die Masken von Bettlern und Bettlerinnen zu ſchaffen; ſchöne Haare werden vorzüglich erfordert, dann eine ganz weiße Geſichtsmaske, ein inde-

nes Töpfchen an einem farbigen Bande, ein Stab und ein Hut in der Hand. Sie treten mit demüthiger Geberde unter die Fenſter und vor jeden hin, und empfangen ſtatt Almoſen Zuckerwerk, Nüſſe und was man ihnen ſonſt artiges geben mag.

Andere machen ſich es noch bequemer, hüllen ſich in Pelze oder erſcheinen in einer artigen Haustracht nur mit Geſichtsmasken. Sie gehen meiſtentheils ohne Männer, und führen als Off- und Defenſiv-Waffe ein Beſenchen aus der Blüte eines Rohrs gebunden, womit ſie theils die Ueberläſtigen abwehren, theils auch, muthwillig genug, Bekannten und Unbekannten, die ihnen ohne Masken entgegen kommen, im Geſicht herumfahren.

Wenn einer, auf den ſie es gemünzt haben, zwiſchen vier oder fünf ſolcher Mädchen hineinkommt, weiß er ſich nicht zu retten. Das Gedränge hindert ihn zu fliehen, und wo er ſich hin wendet, fühlt er die Beſenchen unter der Naſe. Sich ernſtlich gegen dieſe oder andere Neckereyen zu wehren, würde ſehr gefährlich ſeyn, weil die Masken unverletzlich ſind, und jede Wache ihnen beyzuſtehen beordert iſt.

Eben ſo müſſen die gewöhnlichen Kleidungen aller Stände als Masken dienen. Stallknechte mit ihren großen Bürſten, kommen, einem jeden, wenn es ihnen beliebt, den Rücken auszukehren. Vetturine bieten ihre Dienſte mit ihrer gewöhnlichen Zudringlichkeit an. Zier-

licher ſind die Masken der Landmädchen, Fraskatanerinnen, Fiſcher, Neapolitaner Schiffer, Neapolitaniſcher Sbirren und Griechen.

Manchmal wird eine Maske vom Theater nachgeahmt. Einige machen ſichs ſehr bequem, indem ſie ſich in Teppiche oder Leintücher hüllen, die ſie über dem Kopfe zuſammen binden.

Die weiſſe Geſtalt pflegt gewöhnlich andern in den Weg zu treten und vor ihnen zu hüpfen, und glaubt auf dieſe Weiſe ein Geſpenſt vorzuſtellen. Einige zeichnen ſich durch ſonderbare Zuſammenſetzungen aus, und der Tabarro wird immer für die edelſte Maske gehalten, weil ſie ſich gar nicht auszeichnet.

Witzige und ſatyriſche Masken ſind ſehr ſelten, weil dieſe ſchon Endzweck haben, und bemerkt ſeyn wollen. Doch ſah man einen Pulcinell als Hahnrey. Die Hörner waren beweglich, er konnte ſie wie eine Schnecke heraus- und hineinziehen. Wenn er unter ein Fenſter vor neu Verheirathete trat, und Ein Horn nur wenig ſehen ließ, oder vor einem andern, beyde Hörner recht lang ſtreckte und die an den obern Spitzen befeſtigten Schellen recht wacker klingelten, entſtand auf Augenblicke eine heitere Aufmerkſamkeit des Publicums und manchmal ein groſſes Gelächter.

Ein Zauberer miſcht ſich unter die Menge, läßt das Volk ein Buch mit Zahlen ſehn, und erinnert es an ſeine Leidenſchaft zum Lottoſpiel.

Mit zwey Geſichtern ſteckt einer im Gedränge: man weiß nicht, welches ſein Vordertheil, welches ſein Hintertheil iſt, ob er kommt, ob er geht.

Der Fremde muß ſich auch gefallen laſſen, in dieſen Tagen verſpottet zu werden. Die langen Kleider der Nordländer, die großen Knöpfe, die wunderlichen runden Hüte, fallen den Römern auf, und ſo wird ihnen der Fremde eine Maske.

Weil die fremden Mahler, beſonders die, welche Landſchaften und Gebäude ſtudieren, in Rom überall öffentlich ſitzen und zeichnen, ſo werden ſie auch unter der Carnevals-Menge emſig vorgeſtellt, und zeigen ſich mit großen Porteſeuillen, langen Sürtouts und coloſſaliſchen Reisfedern ſehr geſchäftig.

Die deutſchen Beckerknechte zeichnen ſich in Rom gar oft betrunken aus, und ſie werden auch mit einer Flaſche Wein in ihrer eigentlichen oder auch etwas verzierten Tracht taumelnd vorgeſtellt.

Wir erinnern uns einer einzigen anzüglichen Maske.

Es ſollte ein Obelisk vor der Kirche Trinità del monte aufgerichtet werden. Das Publikum war nicht ſehr damit zufrieden, theils weil der Platz eng iſt, theils weil man dem kleinen Obelisk, um ihn in eine gewiſſe Höhe zu bringen, ein ſehr hohes Piedeſtal unterbauen mußte. Es nahm daher einer den Anlaß, ein großes weißes Piedeſtal als Mütze zu tragen, auf welchem oben ein ganz kleiner röthlicher Obelisk befeſtigt war. An

dem Piedeſtal ſtanden groſſe Buchſtaben, deren Sinn vielleicht nur wenige erriethen.

K u t ſ ch e n.

Indeſſen die Maſken ſich vermehren, fahren die Kutſchen nach und nach in den Corſo hinein, in derſelben Ordnung, wie wir ſie oben beſchrieben haben, als von der ſonn- und feſttägigen Spazierfahrt die Rede war; nur mit dem Unterſchied, daß gegenwärtig die Fuhrwerke, welche vom venetianiſchen Pallaſt an der linken Seite herumfahren, da, wo die Straße des Corſo aufhört, wenden, und ſogleich an der andern Seite wieder herauffahren.

Wir haben ſchon oben angezeigt, daß die Straße, wenn man die Erhöhungen für die Fußgänger abrechnet, an den meiſten Orten wenig über drey Wagenbreiten hat.

Die Seitenerhöhungen ſind alle mit Gerüſten verſperrt, mit Stühlen beſetzt, und viele Zuſchauer haben ſchon ihre Plätze eingenommen. An Gerüſten und Stühlen geht ganz nahe eine Wagenreihe hinunter, und an der andern Seite hinauf. Die Fußgänger ſind in eine Breite von höchſtens acht Fuß zwiſchen den beyden Reihen eingeſchloſſen; jeder drängt ſich hin- und herwärts ſo gut er kann, und von allen Fenſtern und Balkonen ſieht wieder eine gedrängte Menge auf das Gedränge herunter.

In den erſten Tagen ſieht man meiſt nur die ge-

wöhnlichen Equipagen; denn jeder verſpart auf die folgenden, was er zierliches oder prächtiges allenfalls aufführen will. Gegen Ende des Carnevals kommen mehr offene Wagen zum Vorſchein, deren einige ſechs Sitze haben: zwey Damen ſitzen erhöht gegen einander über, ſo daß man ihre ganze Geſtalt ſehen kann, vier Herren nehmen die vier übrigen Sitze der Winkel ein, Kutſcher und Bediente ſind maskirt, die Pferde mit Flohr und Blumen geputzt.

Oft ſteht ein ſchöner, weißer, mit roſenfarbnen Bändern gezierter Pudel dem Kutſcher zwiſchen den Füßen, an dem Geſchirre klingen Schellen, und die Aufmerkſamkeit des Publikums wird einige Augenblicke auf dieſen Aufzug geheftet.

Man kann leicht denken, daß nur ſchöne Frauen ſich ſo vor dem ganzen Volke zu erhöhen wagen, und daß nur die Schönſte ohne Geſichtsmaske ſich ſehen läßt. Wo ſich denn aber auch der Wagen nähert, der gewöhnlich langſam genug fahren muß, ſind alle Augen darauf gerichtet, und ſie hat die Freude von manchen Seiten zu hören: O quanto è bella!

Ehemals ſollen dieſe Prachtwagen weit häufiger und koſtbarer, auch durch mythologiſche und allegoriſche Vorſtellungen intereſſanter geweſen ſeyn; neuerdings aber ſcheinen die Vornehmern, es ſey nun aus welchem Grunde es wolle, verloren in dem Ganzen, das Vergnügen,

das ſie noch bey dieſer Feierlichkeit finden, mehr genieſſen, als ſich vor andern auszeichnen zu wollen.

Je weiter das Carneval vorrückt, deſto luſtiger ſehen die Equipagen aus.

Selbſt ernſthafte Perſonen, welche unmaskirt in den Wagen ſitzen, erlauben ihren Kutſchern und Bedienten ſich zu maskiren. Die Kutſcher wählen meiſtentheils die Frauentracht, und in den letzten Tagen ſcheinen nur Weiber die Pferde zu regieren. Sie ſind oft anſtändig, ja reizend gekleidet; dagegen macht denn auch ein breiter häßlicher Kerl, in völlig neumodiſchem Putz, mit hoher Friſur und Federn, eine groſſe Carricatur; und wie jene Schönheiten ihr Lob zu hören hatten, ſo muß er ſich gefallen laſſen, daß ihm einer unter die Naſe tritt und ihm zuruft: O fratello mio che bruta puttana sei!

Gewöhnlich erzeigt der Kutſcher einer oder einem paar ſeiner Freundinnen den Dienſt, wenn er ſie im Gedränge antrift, ſie auf den Bock zu heben. Dieſe ſitzen denn gewöhnlich in Mannstracht an ſeiner Seite, und oft gaukeln dann die niedlichen Pulcinellbeinchen mit kleinen Füßchen und hohen Abſätzen den Vorübergehenden um die Köpfe.

Eben ſo machen es die Bedienten und nehmen ihre Freunde und Freundinnen hinten auf den Wagen, und es fehlt nichts, als daß ſie ſich noch, wie auf die engliſchen Landkutſchen, oben auf den Kaſten ſetzten.

Die Herrſchaften ſelbſt ſcheinen es gerne zu ſehen, wenn ihre Wagen recht bepackt ſind; alles iſt in dieſen Tagen vergönnt und ſchicklich.

Gedränge.

Man werfe nun einen Blick über die lange und ſchmale Straße, wo von allen Balconen und aus allen Fenſtern, über lang herabhängende bunte Teppiche, gedrängte Zuſchauer auf die mit Zuſchauern angefüllten Gerüſte, auf die langen Reihen beſetzter Stühle an beyden Seiten der Straße herunterſchauen. Zwey Reihen Kutſchen bewegen ſich langſam in dem mittlern Raum, und der Platz, den allenfalls eine dritte Kutſche einnehmen könnte, iſt ganz mit Menſchen ausgefüllt, welche nicht hin und wieder gehen, ſondern ſich hin und wieder ſchieben. Da die Kutſchen, ſo lang' als es nur möglich iſt, ſich immer ein wenig von einander abhalten, um nicht bey jeder Stockung gleich auf einander zu fahren, ſo wagen ſich viele der Fußgänger, um nur einigermaßen Luft zu ſchöpfen, aus dem Gedränge der Mitte zwiſchen die Räder des vorausfahrenden und die Deichſel und Pferde des nachfahrenden Wagens, und je größer die Gefahr und Beſchwerlichkeit der Fußgänger wird, deſto mehr ſcheint ihre Laune und Kühnheit zu ſteigen.

Da die meiſten Fußgänger, welche zwiſchen den beyden Kutſchenreihen ſich bewegen, um ihre Glieder und Kleidungen zu ſchonen, die Räder und Achſen ſorgfältig

vermeiden; ſo laſſen ſie gewöhnlich mehr Platz zwiſchen ſich und den Wagen, als nöthig iſt; wer nun mit der langſamen Maſſe ſich fortzubewegen nicht länger ausſtehen mag, und Muth hat, zwiſchen den Rädern und Fußgängern, zwiſchen der Gefahr und dem, der ſich davor fürchtet, durchzuſchlüpfen, der kann in kurzer Zeit einen groſſen Weg zurücklegen, bis er ſich wieder durch ein anderes Hinderniß aufgehalten ſieht.

Schon gegenwärtig ſcheint unſere Erzählung auſſer den Gränzen des Glaubwürdigen zu ſchreiten, und wir würden kaum wagen fortzufahren, wenn nicht ſo viele, die dem römiſchen Carneval beygewohnt, bezeugen könnten, daß wir uns genau an der Wahrheit gehalten, und wenn es nicht ein Feſt wäre, das ſich jährlich wiederholt und das von manchem, mit dieſem Buche in der Hand, künftig betrachtet werden wird.

Denn was werden unſere Leſer ſagen, wenn wir ihnen erklären, alles bisher erzählte ſey nur gleichſam der erſte Grad des Gedränges, des Getümmels, des Lärmens und der Ausgelaſſenheit.

Zug des Gouverneurs und Senators.

Indem die Kutſchen ſachte vorwärts rücken, und, wenn es eine Stockung giebt, ſtille halten, werden die Fußgänger auf mancherley Weiſe geplagt.

Einzeln reitet die Garde des Papſtes durch das Gedränge hin und wieder, um die zufälligen Unordnungen

und Stockungen der Wagen ins Geleis zu bringen, und indem einer den Kutschpferden ausweicht, fühlt er, ehe er sich's versieht, den Kopf eines Reitpferdes im Nacken; allein es folgt eine größere Unbequemlichkeit.

Der Gouverneur fährt in einem großen Staatswagen mit einem Gefolge von mehreren Kutschen durch die Mitte zwischen den beyden Reihen der übrigen Wagen durch. Die Garde des Papstes und die vorausgehenden Bedienten warnen und machen Platz, und dieser Zug nimmt für den Augenblick die ganze Breite ein, die kurz vorher den Fußgängern noch übrig blieb. Sie drängen sich, so gut sie können, zwischen die übrigen Wagen hinein, und auf eine oder die andere Weise bey Seite. Und wie das Wasser, wenn ein Schiff durchfährt, sich nur einen Augenblick trennt, und hinter dem Steuerruder gleich wieder zusammenstürzt; so strömt auch die Masse der Masken und der übrigen Fußgänger hinter dem Zuge gleich wieder in Eins zusammen. Nicht lange, so stört eine neue Bewegung die gedrängte Gesellschaft.

Der Senator rückt mit einem ähnlichen Zuge heran; sein großer Staatswagen und die Wagen seines Gefolges schwimmen wie auf den Köpfen der erdrückten Menge, und wenn jeder Einheimische und Fremde von der Liebenswürdigkeit des gegenwärtigen Senators, des Prinzen Rezzonico, eingenommen und bezaubert wird,

ſo iſt vielleicht dieſes der einzige Fall, wo eine Maſſe von Menſchen ſich glücklich preiſt, wenn er ſich entfernt.

Wenn dieſe beyden Züge der erſten Gerichts- und Polizeyherren von Rom, nur um das Carneval feyerlich zu eröffnen, den erſten Tag durch den Corſo gedrungen waren, fuhr der Herzog von Albanien täglich, zu großer Unbequemlichkeit der Menge, gleichfalls dieſen Weg, und erinnerte zur Zeit der allgemeinen Mummerey die alte Beherrſcherin der Könige an das Faſtnachtsſpiel ſeiner königlichen Prätenſionen.

Die Geſandten, welche das gleiche Recht haben, bedienen ſich deſſen ſparſam und mit einer humanen Diſcretion.

Schöne Welt am Pallaſt Ruspoli.

Aber nicht allein durch dieſe Züge wird die Circulation des Corſo unterbrochen und gehindert; am Pallaſt Ruspoli und in deſſen Nähe, wo die Straße um nichts breiter wird, ſind die Pflaſterwege an beyden Seiten mehr erhöht. Dort nimmt die ſchöne Welt ihren Platz, und alle Stühle ſind bald beſetzt oder beſprochen. Die ſchönſten Frauenzimmer der Mittelklaſſe, reizend maskirt, umgeben von ihren Freunden, zeigen ſich dort dem vorübergehenden neugierigen Auge. Jeder, der in die Gegend kommt, verweilt, um die angenehmen Reihen zu durchſchauen; jeder iſt neugierig unter den vielen männlichen Geſtalten, die dort zu ſitzen ſcheinen, die

weiblichen heraus zu ſuchen und vielleicht in einem niedlichen Officier den Gegenſtand ſeiner Sehnſucht zu entdecken. Hier an dieſem Flecke ſtockt die Bewegung zuerſt; denn die Kutſchen verweilen ſo lange ſie können in dieſer Gegend, und wenn man zuletzt halten ſoll, will man doch lieber in dieſer angenehmen Geſellſchaft bleiben.

Confetti.

Wenn unſere Beſchreibung bisher nur den Begriff von einem engen, ja beynahe ängſtlichen Zuſtande gegeben hat; ſo wird ſie einen noch ſonderbarern Eindruck machen, wenn wir ferner erzählen, wie dieſe gedrängte Luſtbarkeit, durch eine Art von kleinem, meiſt ſcherzhaftem, oft aber nur allzuernſtlichem Kriege in Bewegung geſetzt wird.

Wahrſcheinlich hat einmal zufällig eine Schöne ihren vorbeygehenden guten Freund, um ſich ihm unter der Menge und Maske bemerklich zu machen, mit verzuckerten Körnern angeworfen, da denn nichts natürlicher iſt, als daß der Getroffene ſich umkehre, und die loſe Freundinn entdecke; dieſes iſt nun ein allgemeiner Gebrauch, und man ſieht oft nach einem Wurfe ein paar freundliche Geſichter ſich einander begegnen. Allein man iſt theils zu haushälteriſch, um wirkliches Zuckerwerk zu verſchwenden, theils hat der Mißbrauch deſſelben einen größern und wohlfeilern Vorrath nöthig gemacht.

Es iſt nun ein eignes Gewerbe, Gipszeltlein, durch den Trichter gemacht, die den Schein von Dragen haben, in groſsen Körben zum Verkauf, mitten durch die Menge zu tragen.

Niemand iſt vor einem Angriff ſicher; jedermann iſt im Vertheidigungsſtande, und ſo entſteht aus Muthwillen oder Nothwendigkeit, bald hier bald da ein Zweykampf, ein Scharmützel oder eine Schlacht. Fußgänger, Kutſchenfahrer, Zuſchauer aus Fenſtern, von Gerüſten oder Stühlen, greifen einander wechſelsweiſe an, und vertheidigen ſich wechſelsweiſe.

Die Damen haben vergoldete und verſilberte Körbchen voll dieſer Körner, und die Begleiter wiſſen ihre Schönen ſehr wacker zu vertheidigen. Mit niedergelaſſenen Kutſchenfenſtern erwartet man den Angrif, man ſcherzt mit ſeinen Freunden, und wehrt ſich hartnäckig gegen Unbekannte.

Nirgends aber wird dieſer Streit ernſtlicher und allgemeiner, als in der Gegend des Pallaſts Ruspoli. Alle Masken, die ſich dort niedergelaſſen haben, ſind mit Körbchen, Säckchen, zuſammengebundnen Schnupftüchern verſehen. Sie greifen öfter an als ſie angegriffen werden; keine Kutſche fährt ungeſtraft vorbey, ohne daß ihr nicht wenigſtens einige Masken etwas anhängen. Kein Fußgänger iſt vor ihnen ſicher; beſonders wenn ſich ein Abbate im ſchwarzen Rocke ſehen läßt, werfen alle von allen Seiten auf ihn, und weil Gips

und Kreide, wohin ſie treffen, abfärben; ſo ſieht ein ſolcher bald über und über weiß und grau punktirt aus. Oft aber werden die Händel ſehr ernſthaft und allgemein, und man ſieht mit Erſtaunen, wie Eiferſucht und perſönlicher Haß ſich freyen Lauf laſſen.

Unbemerkt ſchleicht ſich eine vermummte Figur heran, und trifft mit einer Hand voll Confetti eine der erſten Schönheiten ſo heftig, und ſo gerade, daß die Geſichtsmaske wiederſchallt, und ihr ſchöner Hals verletzt wird. Ihre Begleiter zu beyden Seiten werden heftig aufgereizt, aus ihren Körbchen und Säckchen ſtürmen ſie gewaltig auf den Angreifenden los; er iſt aber ſo gut vermummt, zu ſtark geharniſcht, als daß er ihre wiederholten Würfe empfinden ſollte. Je ſicherer er iſt, deſto heftiger ſetzt er ſeinen Angrif fort; die Vertheidiger decken das Frauenzimmer mit den Tabarros zu, und weil der Angreifende in der Heftigkeit des Streits auch die Nachbarn verletzt und überhaupt durch ſeine Grobheit und Ungeſtüm jedermann beleidigt, ſo nehmen die Umherſitzenden Theil an dieſem Streit, ſparen ihre Gipskörner nicht, und haben meiſtentheils auf ſolche Fälle eine etwas größere Munition, ohngefähr wie verzuckerte Mandeln, in Reſerve, wodurch der Angreifende zuletzt ſo zugedeckt und von allen Seiten her überfallen wird, daß ihm nichts als die Retraite übrig bleibt, beſonders wenn er ſich verſchoſſen haben ſollte.

Gewöhnlich hat einer, der auf ein ſolches Abenteuer

ausgeht, einen Sekundanten bey ſich, der ihm Munition zuſteckt, inzwiſchen daß die Männer, welche mit ſolchen Gips-Confetti handeln, während des Streits, mit ihren Körben geſchäftig ſind, und einem jeden, ſo viel Pfund er verlangt, eilig zuwiegen.

Wir haben ſelbſt einen ſolchen Streit in der Nähe geſehn, wo zuletzt die Streitenden, aus Mangel an Munition, ſich die vergoldeten Körbchen an die Köpfe warfen, und ſich durch die Warnungen der Wachen, welche ſelbſt heftig mit getroffen wurden, nicht abhalten ließen.

Gewiß würde mancher ſolche Handel mit Meſſerſtichen ſich endigen, wenn nicht die an mehreren Ecken aufgezogenen Corden, die bekannten Strafwerkzeuge italiäniſcher Polizey, jeden mitten in der Luſtbarkeit erinnerten, daß es in dieſem Augenblicke ſehr gefährlich ſey, ſich gefährlicher Waffen zu bedienen.

Unzählig ſind dieſe Händel und die meiſten mehr luſtig als ernſthaft.

So kommt z. E. ein offner Wagen voll Pulcinellen gegen Ruspoli heran. Er nimmt ſich vor, indem er bey den Zuſchauern vorbeyfährt, alle nach einander zu treffen; allein unglücklicher Weiſe iſt das Gedränge zu groß, und er bleibt in der Mitte ſtecken. Die ganze Geſellſchaft wird auf einmal Eines Sinnes, und von allen Seiten hagelt es auf den Wagen los. Die Pulci-

nelle verſchießen ihre Munition, und bleiben eine gute Weile dem kreuzenden Feuer von allen Seiten ausgeſetzt, ſo daß der Wagen am Ende ganz wie mit Schnee und Schloſſen bedeckt, unter einem allgemeinen Gelächter und von Tönen des Mißbilligens begleitet, ſich langſam entfernt.

Dialog am obern Ende des Corſo.

Indeſſen in dem Mittelpunkte des Corſo dieſe lebhaften und heftigen Spiele einen großen Theil der ſchönen Welt beſchäftigen, findet ein anderer Theil des Publikums an dem obern Ende des Corſo eine andere Art von Unterhaltung.

Unweit der franzöſiſchen Akademie, tritt in ſpaniſcher Tracht, mit Federhut, Degen und großen Handſchuhen, unverſehens mitten aus den von einem Gerüſte zuſchauenden Masken, der ſogenannte Capitano des italiäniſchen Theaters auf, und fängt an ſeine große Thaten zu Land und Waſſer in emphatiſchem Ton zu erzählen. Es währt nicht lange, ſo erhebt ſich gegen ihm über ein Pulcinell, bringt Zweifel und Einwendungen vor, und indem er ihm alles zuzugeben ſcheint, macht er die Großſprecherey jenes Helden durch Wortſpiele und eingeſchobene Plattheiten lächerlich.

Auch hier bleibt jeder Vorbeygehende ſtehen, und hört dem lebhaften Wortwechſel zu.

Pulcinellen-König.

Ein neuer Aufzug vermehret oft das Gedränge. Ein Dutzend Pulcinelle thun ſich zuſammen, erwählen einen König, krönen ihn, geben ihm ein Zepter in die Hand, begleiten ihn mit Muſik, und führen ihn unter lautem Geſchrey auf einem verzierten Wägelchen den Corſo herauf. Alle Pulcinelle ſpringen herbey, wie der Zug vorwärts geht, vermehren das Gefolge, und machen ſich mit Geſchrey und Schwenken der Hüte Platz.

Alsdann bemerkt man erſt, wie jeder dieſe allgemeine Maske zu vermannichfaltigen ſucht.

Der eine trägt eine Perrücke, der andere eine Weiberhaube zu ſeinem ſchwarzen Geſicht, der dritte hat ſtatt der Mütze einen Käfig auf dem Kopfe, in welchem ein paar Vögel, als Abbate und Dame gekleidet, auf den Stängelchen hin und wieder hüpfen.

Nebenſtraßen.

Das entſetzliche Gedränge, das wir unſern Leſern ſo viel als möglich zu vergegenwärtigen geſucht haben, zwingt natürlicher Weiſe eine Menge Masken aus dem Corſo hinaus in die benachbarten Straßen. Da gehen verliebte Paare ruhiger und vertrauter zuſammen, da finden luſtige Geſellen Platz, allerley tolle Schauſpiele vorzuſtellen.

Eine Geſellſchaft Männer in der Sonntagstracht des

gemeinen Volkes, in kurzen Wämſern mit goldbeſetzten Weſten darunter, die Haare in ein lang herunter hängendes Netz gebunden, gehen mit jungen Leuten, die ſich als Weiber verkleidet haben, hin und wieder ſpazieren. Eine von den Frauen ſcheint hoch ſchwanger zu ſeyn, ſie gehen friedlich auf und nieder. Auf einmal entzweyen ſich die Männer, es entſtehet ein lebhafter Wortwechſel, die Frauen miſchen ſich hinein, der Handel wird immer ärger, endlich ziehen die Streitenden große Meſſer von verſilberter Pappe und fallen einander an. Die Weiber halten ſie mit gräßlichem Geſchrey aus einander, man zieht den Einen da, den Andern dort hin, die Umſtehenden nehmen Theil, als wenn es Ernſt wäre, man ſucht jede Partey zu beſänftigen.

Indeſſen befindet ſich die hochſchwangere Frau durch den Schrecken übel; es wird ein Stuhl herbey gebracht, die übrigen Weiber ſtehen ihr bey, ſie geberdet ſich jämmerlich, und ehe man ſichs verſieht, bringt ſie zu großer Erluſtigung der Umſtehenden irgend eine unförmliche Geſtalt zur Welt. Das Stück iſt aus und die Truppe zieht weiter, um daſſelbe oder ein ähnliches Stück an einem andern Platze vorzuſtellen.

So ſpielt der Römer, dem die Mordgeſchichten immer vor der Seele ſchweben, gern bey jedem Anlaß mit den Ideen von Ammazziren. Sogar die Kinder haben ein Spiel, das ſie Chieſa nennen, welches mit unſerm Fiſchauf in allen Ecken übereinkommt, eigentlich aber

einen Mörder vorſtellt, der ſich auf die Stufe einer Kirche geflüchtet hat; die übrigen ſtellen die Sbirren vor und ſuchen ihn auf allerley Weiſe zu fangen, ohne jedoch den Schutzort betreten zu dürfen.

So geht es denn in den Seitenſtraßen, beſonders der Strada Babuina und auf dem Spaniſchen Platze, ganz luſtig zu.

Auch kommen die Quacqueri zu Schaaren, um ihre Galanterien freyer anzubringen.

Sie haben ein Manövre, welches jeden zu lachen macht. Sie kommen zu zwölf Mann hoch ganz ſtrak auf den Zehen mit kleinen und ſchnellen Schritten anmarſchirt, formiren eine ſehr gerade Fronte; auf einmal, wenn ſie auf einen Platz kommen, bilden ſie, mit rechts oder links um, eine Colonne und trippeln nun hinter einander weg. Auf einmal wird, mit rechts um, die Fronte wieder hergeſtellt, und ſo gehts eine Straße hinein; dann ehe man ſichs verſieht, wieder links um: die Colonne iſt wie an einen Spieß zu einer Hausthüre hineingeſchoben und die Thoren ſind verſchwunden.

Abend.

Nun geht es nach dem Abend zu, und alles drängt ſich immer mehr in den Corſo hinein. Die Bewegung der Kutſchen ſtockt ſchon lange, ja es kann geſchehen, daß zwey Stunden vor Nacht ſchon kein Wagen mehr von der Stelle kann.

Die Garde des Papſtes und die Wachen zu Fuß ſind nun beſchäftigt, alle Wagen, ſo weit es möglich, von der Mitte ab, und in eine ganz gerade Reihe zu bringen, und es giebt bey der Menge hier manche Unordnung und Verdruß. Da wird gehuft, geſchoben, gehoben, und indem einer huft, müſſen alle hinter ihm auch zurückweichen, bis einer zuletzt ſo in die Klemme kommt, daß er mit ſeinen Pferden in die Mitte hineinlenken muß. Alsdenn geht das Schelten der Garde, das Fluchen und Drohen der Wache an.

Vergebens daß der unglückliche Kutſcher die augenſcheinliche Unmöglichkeit darthut; es wird auf ihn hineingeſcholten und gedroht, und entweder es muß ſich wieder fügen, oder wenn ein Nebengäßchen in der Nähe iſt, muß er ohne Verſchulden aus der Reihe hinaus. Gewöhnlich ſind die Nebengäßchen auch mit haltenden Kutſchen beſetzt, die zu ſpät kamen und, weil der Umgang der Wagen ſchon ins Stecken gerathen war, nicht mehr einrücken konnten.

Vorbereitung zum Wettrennen.

Der Augenblick des Wettrennens der Pferde nähert ſich nun immer mehr, und auf dieſen Augenblick iſt das Intereſſe ſo vieler tauſend Menſchen geſpannt.

Die Verleiher der Stühle, die Unternehmer der Gerüſte vermehren nun ihr anbietendes Geſchrey: Luoghi! Luoghi avanti! Luoghi nobili! Luoghi Padroni!

Es iſt darum zu thun, daß ihnen wenigſtens in dieſen letzten Augenblicken, auch gegen ein geringeres Geld, alle Plätze beſetzt werden.

Und glücklich, daß hier und da noch Platz zu finden iſt; denn der General reitet nunmehr mit einem Theil der Garde den Corſo zwiſchen den beiden Reihen Kutſchen herunter, und verdrängt die Fußgänger von dem einzigen Raum, der ihnen noch übrig blieb. Jeder ſucht alsdann noch einen Stuhl, einen Platz auf einem Gerüſte, auf einer Kutſche, zwiſchen den Wagen, oder bey Bekannten an einem Fenſter zu finden, die denn nun alle von Zuſchauern über und über ſtrotzen.

Indeſſen iſt der Platz vor dem Obelisk ganz vom Volke gereiniget worden, und gewährt vielleicht einen der ſchönſten Anblicke, welche in der gegenwärtigen Welt geſehen werden können.

Die drey mit Teppichen behängten Faſſaden der oben beſchriebenen Gerüſte ſchließen den Platz ein. Viele tauſend Köpfe ſchauen über einander hervor und geben das Bild eines alten Amphitheaters oder Cirkus. Ueber dem mittelſten Gerüſte ſteigt die ganze Länge des Obelisken in die Luft; denn das Gerüſte bedeckt nur ſein Piedeſtal, und man bemerkt nun erſt ſeine ungeheure Höhe, da er der Maaßſtab einer ſo großen Menſchenmaſſe wird.

Der freye Platz läßt dem Auge eine ſchöne Ruhe,

und man ſieht die leeren Schranken mit dem vorgeſpannten Seile voller Erwartung.

Nun kommt der General den Corſo herab, zum Zeichen, daß er gereiniget iſt, und hinter ihm erlaubt die Wache niemanden, aus der Reihe der Kutſchen hervorzutreten. Er nimmt auf einer der Logen Platz.

Abrennen.

Nun werden die Pferde nach gelooſeter Ordnung von geputzten Stallknechten in die Schranken hinter das Seil geführt. Sie haben kein Zeug noch ſonſt eine Bedeckung auf dem Leibe. Man heftet ihnen hier und da Stachelkugeln mit Schnüren an den Leib, und bedeckt die Stelle, wo ſie ſpornen ſollen, bis zum Augenblicke mit Leder, auch klebt man ihnen große Blätter Rauſchgold an.

Sie ſind meiſt ſchon wild und ungeduldig, wenn ſie in die Schranken gebracht werden, und die Reitknechte brauchen alle Gewalt und Geſchicklichkeit, um ſie zurück zu halten.

Die Begierde, den Lauf anzufangen, macht ſie unbändig; die Gegenwart ſo vieler Menſchen macht ſie ſcheu. Sie hauen oft in die benachbarte Schranke hinüber, oft über das Seil, und dieſe Bewegung und Unordnung vermehrt jeden Augenblick das Intereſſe der Erwartung.

Die Stallknechte ſind im höchſten Grade geſpannt

und aufmerkſam, weil in dem Augenblicke des Abrennens die Geſchicklichkeit des Loslaſſenden, ſo wie zufällige Umſtände, zum Vortheile des einen oder des andern Pferdes entſcheiden können.

Endlich fällt das Seil und die Pferde rennen los.

Auf dem freyen Platze ſuchen ſie noch einander den Vorſprung abzugewinnen, aber wenn ſie einmal in den engen Raum zwiſchen die beyden Reihen Kutſchen hinein kommen, wird meiſt aller Wetteifer vergebens.

Ein Paar ſind gewöhnlich voraus, die alle Kräfte anſtrengen. Ohngeachtet der geſtreuten Puzzolane giebt das Pflaſter Feuer, die Mähnen fliegen, das Rauſchgold rauſcht, und kaum, daß man ſie erblickt, ſind ſie vorbey. Die übrige Heerde hindert ſich unter einander, indem ſie ſich drängt und treibt; ſpät kommt manchmal noch eins nachgeſprengt, und die zerriſſenen Stücke Rauſchgold flattern einzeln auf der verlaßnen Spur. Bald ſind die Pferde allem Nachſchauen verſchwunden, das Volk drängt zu und füllt die Laufbahn wieder aus.

Schon warten andere Stallknechte am venetianiſchen Pallaſte auf die Ankunft der Pferde. Man weiß ſie in einem eingeſchloſſenen Bezirk auf gute Art zu fangen und feſt zu halten. Dem Sieger wird der Preis zuerkannt.

So endigt ſich dieſe Feyerlichkeit mit einem gewaltſamen, blitzſchnellen augenblicklichen Eindruck, auf den ſo viele tauſend Menſchen eine ganze Weile geſpannt waren, und wenige können ſich Rechenſchaft geben, warum

ſie den Moment erwarteten, und warum ſie ſich daran ergetzten.

Nach der Folge unſerer Beſchreibung ſieht man leicht ein, daß dieſes Spiel den Thieren und Menſchen gefährlich werden könne. Wir wollen nur einige Fälle anführen: Bey dem engen Raume zwiſchen den Wagen, darf nur ein Hinterrad ein wenig herauswärts ſtehen, und zufälliger Weiſe hinter dieſem Wagen ein etwas breiterer Raum ſeyn. Ein Pferd, das mit den andern gedrängt herbeyeilt, ſucht den erweiterten Raum zu nutzen, ſpringt vor, und trift gerade auf das herausſtehende Rad.

Wir haben ſelbſt einen Fall geſehen, wo ein Pferd von einem ſolchen Choc niederſtürzte, drey der folgenden über das erſte hinausfielen, ſich überſchlugen und die letzten glücklich über die gefallnen weg ſprangen, und ihre Reiſe fortſetzten.

Oft bleibt ein ſolches Pferd auf der Stelle todt, und mehrmals haben Zuſchauer, unter ſolchen Umſtänden, ihr Leben eingebüßt. Eben ſo kann ein groſſes Unheil entſtehen, wenn die Pferde umkehren.

Es iſt vorgekommen, daß boshafte, neidiſche Menſchen einem Pferde, das einen groſſen Vorſprung hatte, mit dem Mantel in die Augen ſchlugen, und es dadurch umzukehren, und an die Seite zu rennen, zwangen. Noch ſchlimmer iſt es, wenn die Pferde auf dem venetianiſchen Platze nicht glücklich aufgefangen werden;

ſie kehren alsdann unaufhaltſam zurück, und weil die Laufbahn vom Volke ſchon wieder ausgefüllt iſt, richten ſie manches Unheil an, das man entweder nicht erfährt oder nicht achtet.

Aufgehobne Ordnung.

Gewöhnlich laufen die Pferde mit einbrechender Nacht erſt ab. Sobald ſie eben bey dem venetianiſchen Pallaſt angelangt ſind, werden kleine Mörſer gelöſ't; dieſes Zeichen wird in der Mitte des Corſo wiederholt, und in der Gegend des Obelisken das letztemal gegeben.

In dieſem Augenblicke verläßt die Wache ihren Poſten, die Ordnung der Kutſchenreihen wird nicht länger gehalten, und gewiß iſt dieſes ſelbſt für den Zuſchauer, der ruhig an ſeinem Fenſter ſteht, ein ängſtlicher und verdrießlicher Zeitpunkt, und es iſt werth, daß man einige Bemerkungen darüber mache.

Wir haben ſchon oben geſehen, daß die Epoche der einbrechenden Nacht, welche ſo vieles in Italien entſcheidet, auch die gewöhnlichen ſonn- und feſttägigen Spazierfahrten auflöſet. Dort ſind keine Wachen, und keine Garden, es iſt ein altes Herkommen, eine allgemeine Convention, daß man in gebührender Ordnung auf- und abfahre; aber ſobald Ave Maria geläutet wird, läßt ſich niemand ſein Recht nehmen, umzukehren, wann und wie er will. Da nun die Umfahrt im Carneval in derſelben Straße und nach ähnlichen Geſetzen

geſchieht, obgleich hier die Menge und andere Umſtände einen großen Unterſchied machen, ſo will ſich doch niemand ſein Recht nehmen laſſen, mit einbrechender Nacht aus der Ordnung zu lenken.

Wenn wir nun auf das ungeheure Gedränge in dem Corſo zurückblicken, und die für einen Augenblick nur gereinigte Rennbahn gleich wieder mit Volk überſchwemmt ſehen; ſo ſcheinet uns Vernunft und Billigkeit das Geſetz einzugeben, daß eine jede Equipage nur ſuchen ſolle, in ihrer Ordnung das nächſte ihr bequeme Gäßchen zu erreichen und ſo nach Hauſe zu eilen.

Allein es lenken, gleich nach abgeſchoßnen Signalen, einige Wagen in die Mitte hinein, hemmen und verwirren das Fußvolk, und weil in dem engen Mittelraume es einem einfällt, hinunter, dem andern hinauf zu fahren, ſo können beide nicht von der Stelle, und hindern oft die Vernünftigern, die in der Reihe geblieben ſind, auch vom Platz zu kommen.

Wenn nun gar ein zurückkehrendes Pferd auf einen ſolchen Knoten trift, ſo vermehrt ſich Gefahr, Unheil und Verdruß von allen Seiten.

Nacht.

Und doch entwickelt ſich dieſe Verwirrung, zwar ſpäter, aber meiſtens glücklich. Die Nacht iſt eingetreten und ein jedes wünſcht ſich zu einiger Ruhe Glück.

Theater.

Alle Geſichtsmaſken ſind von dem Augenblick an abgelegt, und ein groſſer Theil des Publicums eilt nach dem Theater. Nur in den Logen ſieht man allenfalls noch Tabarros und Damen in Maskenkleidern; das ganze Parterre zeigt ſich wieder in bürgerlicher Tracht.

Die Theater Aliberti und Argentina geben ernſthafte Opern mit eingeſchobenen Balletten; Valle und Capranica Comödien und Tragödien mit komiſchen Opern als Intermezzo; Pace ahmt ihnen, wiewohl unvollkommen nach, und ſo giebt es, bis zum Puppenſpiel und zur Seiltänzerbude herunter, noch manche ſubordinirte Schauſpiele.

Das groſſe Theater, Tordenone, das einmal abbrannte, und da man es wieder aufgebauet hatte, gleich zuſammenſtürzte, unterhält nun leider das Volk nicht mehr mit ſeinen Haupt- und Staatsactionen und andern wunderbaren Vorſtellungen.

Die Leidenſchaft der Römer für das Theater iſt groß und war ehemals in der Carnevalszeit noch heftiger, weil ſie in dieſer einzigen Epoche befriedigt werden konnte. Gegenwärtig iſt wenigſtens Ein Schauſpielhaus auch im Sommer und Herbſt offen, und das Publicum kann ſeine Luſt den gröſten Theil des Jahres durch einigermaſſen befriedigen.

Es würde uns hier zu sehr von unserm Zwecke abführen, wenn wir uns in eine umständliche Beschreibung der Theater, und was die römischen allenfalls Besonderes haben möchten, hier einlassen wollten. Unsre Leser erinnern sich, daß an andern Orten von diesem Gegenstande gehandelt worden.

Festine.

Gleichfalls werden wir von den so genannten Festinen wenig zu erzählen haben; es sind dieses große maskirte Bälle, welche in dem schön erleuchteten Theater Aliberti einigemal gegeben werden.

Auch hier werden Tabarros sowohl von den Herren als Damen für die anständigste Maske gehalten, und der ganze Saal ist mit schwarzen Figuren angefüllt; wenige bunte Charaktermasken mischen sich drunter.

Desto größer ist die Neugierde, wenn sich einige edle Gestalten zeigen, die, wiewohl seltener, aus den verschiedenen Kunstepochen ihre Masken erwählen, und verschiedene Statuen, welche sich in Rom befinden, meisterlich nachahmen.

So zeigen sich hier ägyptische Gottheiten, Priesterinnen, Bacchus und Ariadne, die tragische Muse, die Muse der Geschichte, eine Stadt, Vestalinnen, ein Consul, mehr oder weniger gut, und nach dem Costume ausgeführt.

Tanz.

Die Tänze bey dieſen Feſten werden gewöhnlich in langen Reihen, nach Art der engliſchen, getanzt; nur unterſcheiden ſie ſich dadurch, daß ſie in ihren wenigen Touren meiſtentheils etwas Charakteriſtiſches pantomimiſch ausdrücken. Zum Beyſpiel: Es entzweyen und verſöhnen ſich zwey Liebende, ſie ſcheiden und finden ſich wieder.

Die Römer ſind, durch die pantomimiſchen Ballette, an ſtark gezeichnete Geſticulation gewöhnt; ſie lieben auch in ihren geſellſchaftlichen Tänzen einen Ausdruck, der uns übertrieben und affectirt ſcheinen würde. Niemand wagt leicht zu tanzen, als wer es kunſtmäßig gelernt hat; beſonders wird der Menuet ganz eigentlich als ein Kunſtwerk betrachtet, und nur von wenigen Paaren gleichſam aufgeführt. Ein ſolches Paar wird dann von der übrigen Geſellſchaft in einen Kreis eingeſchloſſen, bewundert und am Ende applaudirt.

Morgen.

Wenn die galante Welt ſich auf dieſe Weiſe bis an den Morgen erluſtiget, ſo iſt man bei anbrechendem Tage ſchon wieder in dem Corſo beſchäftiget, denſelben zu reinigen und in Ordnung zu bringen. Beſonders ſorgt man, daß die Puzzolane in der Mitte der Straße gleich und reinlich ausgebreitet werde.

Nicht lange, ſo bringen die Stallknechte das Rennpferd, das ſich geſtern am ſchlechteſten gehalten, vor den Obelisk: Man ſetzt einen kleinen Knaben darauf, und ein anderer Reiter, mit einer Peitſche, treibt es vor ſich her, ſo, daß es alle ſeine Kräfte anſtrengt, um ſeine Bahn, ſo geſchwind als möglich, zurückzulegen.

Ungefähr zwey Uhr Nachmittag, nach dem gegebenen Glockenzeichen, beginnt jeden Tag der ſchon beſchriebene Cirkel des Feſtes. Die Spaziergänger finden ſich ein, die Wache zieht auf, Balkone, Fenſter, Gerüſte werden mit Teppichen behängt, die Masken vermehren ſich und treiben ihre Thorheiten, die Kutſchen fahren auf und nieder, und die Straße iſt mehr oder weniger gedrängt, je nachdem die Witterung oder andere Umſtände günſtig oder ungünſtig ihren Einfluß zeigen. Gegen das Ende des Carnevals vermehren ſich, wie natürlich, die Zuſchauer, die Masken, die Wagen, der Putz und der Lärm. Nichts aber reicht an das Gedränge, an die Ausſchweifungen des letzten Tages und Abends.

Letzter Tag.

Meiſt halten die Kutſchenreihen ſchon zwey Stunden vor Nacht ſtille, kein Wagen kann mehr von der Stelle, keiner aus den Seitengaſſen mehr herein rücken. Die Gerüſte und Stühle ſind früher beſetzt, obgleich die Plätze theurer gehalten werden; jeder ſucht aufs

baldigſte unterzukommen, und man erwartet das Ablaufen der Pferde mit mehrerer Sehnſucht als jemals.

Endlich rauſcht auch dieſer Augenblick vorbey, die Zeichen werden gegeben, daß das Feſt geendigt ſey; allein weder Wagen, noch Masken, noch Zuſchauer, weichen aus der Stelle.

Alles iſt ruhig, alles ſtill, indem die Dämmerung ſachte zunimmt.

Moccoli.

Kaum wird es in der engen und hohen Straße düſter, ſo ſiehet man hie und da Lichter erſcheinen, an den Fenſtern, auf den Gerüſten ſich bewegen und in kurzer Zeit die Circulation des Feuers dergeſtalt ſich verbreiten, daß die ganze Straße von brennenden Wachskerzen erleuchtet iſt.

Die Balkone ſind mit durchſcheinenden Papierlaternen verziert, jeder hält ſeine Kerze zum Fenſter heraus, alle Gerüſte ſind erhellt, und es ſieht ſich gar artig in die Kutſchen hinein, an deren Decken oft kleine kryſtallne Armleuchter die Geſellſchaft erhellen; indeſſen in einem andern Wagen die Damen mit bunten Kerzen in den Händen zur Betrachtung ihrer Schönheit gleichſam einzuladen ſcheinen.

Die Bedienten bekleben den Rand des Kutſchendeckels mit Kerzchen, offne Wagen mit bunten Papierlaternen zeigen ſich, unter den Fußgängern erſcheinen

manche mit hohen Lichterpyramiden auf den Köpfen, andere haben ihr Licht auf zuſammengebundene Rohre geſteckt, und erreichen mit einer ſolchen Ruthe oft die Höhe von zwey, drey Stockwerken.

Nun wird es für einen jeden Pflicht, ein angezündetes Kerzchen in der Hand zu tragen und die Favorit-Verwünſchung der Römer sia ammazzato hört man von allen Ecken und Enden wiederholen.

Sia ammazzato chi non porta moccolo! Ermordet werde, der kein Lichtſtümpfchen trägt! ruft einer dem andern zu, indem er ihm das Licht auszublaſen ſucht. Anzünden und ausblaſen und ein unbändiges Geſchrey: sia ammazzato, bringt nun bald Leben und Bewegung und wechſelſeitiges Intereſſe unter die ungeheure Menge.

Ohne Unterſchied, ob man Bekannte oder Unbekannte vor ſich habe, ſucht man nur immer das nächſte Licht auszublaſen, oder das ſeinige wieder anzuzünden und bey dieſer Gelegenheit das Licht des Anzündenden auszuloſchen. Und je ſtärker das Gebrüll sia ammazzato von allen Enden wiederhallt, deſto mehr verliert das Wort von ſeinem fürchterlichen Sinn, deſto mehr vergißt man, daß man in Rom ſey, wo dieſe Verwünſchung, um einer Kleinigkeit willen, in kurzem an einem und dem andern erfüllt werden kann.

Die Bedeutung des Ausdrucks verliert ſich nach und nach gänzlich. Und wie wir in andern Sprachen oft

Flüche und unanſtändige Worte zum Zeichen der Bewunderung und Freude gebrauchen hören, ſo wird sia ammazzato dieſen Abend zum Loſungswort, zum Freudengeſchrey, zum Refrain aller Scherze, Neckereyen und Komplimente.

So hören wir ſpotten: sia ammazzato il Signore Abbate che fa l'amore. Oder einen vorbeygehenden guten Freund anrufen: Sia ammazzato il Signore Filippo. Oder Schmeicheley und Kompliment damit verbinden: Sia ammazzata la bella Principessa! Sia ammazzata la Signora Angelica la prima pittrice del Secolo.

Alle dieſe Phraſen werden heftig und ſchnell mit einem langen haltenden Ton auf der verletzten oder drittletzten Sylbe ausgerufen. Unter dieſem unaufhörlichen Geſchrey geht das Ausblaſen und Anzünden der Kerzen immer fort. Man begegne jemanden im Haus, auf der Treppe, es ſey eine Geſellſchaft im Zimmer beyſammen, aus einem Fenſter ans benachbarte, überall ſucht man über den andern zu gewinnen, und ihm das Licht auszulöſchen.

Alle Stände und Alter toben gegen einander, man ſteigt auf die Tritte der Kutſchen, kein Hängeleuchter, kaum die Laternen ſind ſicher, der Knabe löſcht dem Vater das Licht aus und hört nicht auf zu ſchreyen: sia ammazzato il Signore Padre! Vergebens, daß ihm der Alte dieſe Unanſtändigkeit verweiſt; der Knabe be-

hauptet die Freyheit dieſes Abends, und verwünſcht nur ſeinen Vater deſto ärger. Wie nun an beyden Enden des Corſo ſich bald das Getümmel verliert, deſto unbändiger häuft ſichs nach der Mitte zu, und dort entſteht ein Gedränge, das alle Begriffe überſteigt, ja das ſelbſt die lebhafteſte Erinnerungskraft ſich nicht wieder vergegenwärtigen kann.

Niemand vermag ſich mehr von dem Platze, wo er ſteht oder ſitzt, zu rühren; die Wärme ſo vieler Menſchen, ſo vieler Lichter, der Dampf ſo vieler immer wieder ausgeblaſenen Kerzen, das Geſchrey ſo vieler Menſchen, die nur um deſto heftiger brüllen, je weniger ſie ein Glied rühren können, machen zuletzt ſelbſt den geſundſten Sinn ſchwindlen; es ſcheint unmöglich, daß nicht manches Unglück geſchehen, daß die Kutſchpferde nicht wild, nicht mancher gequetſcht, gedruckt oder ſonſt beſchädigt werden ſollte.

Und doch weil ſich endlich jeder weniger oder mehr hinweg ſehnt, jeder ein Gäßchen, an das er gelangen kann, einſchlägt, oder auf dem nächſten Platze freye Luft und Erholung ſucht; löſt ſich dieſe Maſſe auch auf, ſchmilzt von den Enden nach der Mitte zu, und dieſes Feſt allgemeiner Freyheit und Losgebundenheit, dieſes moderne Saturnal, endigt ſich mit einer allgemeinen Betäubung.

Das Volk eilt nun, ſich bey einem wohlbereiteten Schmauſe an dem bald verbotenen Fleiſche bis Mitter-

nacht zu ergötzen, die feinere Welt nach den Schauſpielhäuſern, um dort von den ſehr abgekürzten Theaterſtücken Abſchied zu nehmen, und auch dieſen Freuden macht die herannahende Mitternachtsſtunde ein Ende.

Aſchermittwoch.

So iſt denn ein ausſchweifendes Feſt, wie ein Traum, wie ein Mährchen vorüber, und es bleibt dem Theilnehmer vielleicht weniger davon in der Seele zurück, als unſern Leſern, vor deren Einbildungskraft und Verſtand wir das Ganze in ſeinem Zuſammenhange gebracht haben.

Wenn uns während des Laufs dieſer Thorheiten der rohe Pulcinell ungebührlich an die Freuden der Liebe erinnert, denen wir unſer Daſeyn zu danken haben, wenn eine Baubo auf öffentlichem Platze die Geheimniſſe der Gebährerin entweiht, wenn ſo viele nächtlich angezündete Kerzen uns an die letzte Feyerlichkeit erinnern, ſo werden wir mitten unter dem Unſinne auf die wichtigſten Scenen unſers Lebens aufmerkſam gemacht.

Noch mehr erinnert uns die ſchmale, lange, gedrängtvolle Straße an die Wege des Weltlebens, wo jeder Zuſchauer und Theilnehmer mit freyem Geſicht oder unter der Maske, vom Balkon oder vom Gerüſte, nur einen geringen Raum vor und neben ſich überſieht, in der Kutſche oder zu Fuße, nur Schritt für Schritt vorwärts kommt, mehr geſchoben wird als geht, mehr aufgehal-

ten wird, als willig ſtille ſteht, nur eifriger dahin zu gelangen ſucht, wo es beſſer und froher zugeht, und dann auch da wieder in die Enge kommt, und zuletzt verdrängt wird.

Dürfen wir fortfahren, ernſthafter zu ſprechen, als es der Gegenſtand zu erlauben ſcheint; ſo bemerken wir: daß die lebhafteſten und höchſten Vergnügen, wie die vorbeyfliegenden Pferde, nur einen Augenblick uns erſcheinen, uns rühren, und kaum eine Spur in der Seele zurücklaſſen, daß Freyheit und Gleichheit nur in dem Taumel des Wahnſinns genoſſen werden können, und daß die größte Luſt nur dann am höchſten reizt, wenn ſie ſich ganz nahe an die Gefahr drängt, und lüſtern ängſtlich-ſüße Empfindungen in ihrer Nähe genießet.

Und ſo hätten wir, ohne ſelbſt daran zu denken, auch unſer Carneval mit einer Aſchermittwochsbetrachtung geſchloſſen, wodurch wir keinen unſrer Leſer traurig zu machen fürchten. Vielmehr wünſchen wir, daß jeder mit uns, da das Leben im Ganzen, wie das römiſche Carneval, unüberſehlich, ungenießbar, ja bedenklich bleibt, durch dieſe unbekümmerte Maskengeſellſchaft an die Wichtigkeit jedes augenblicklichen, oft geringſcheinenden Lebensgenuſſes, erinnert werden möge.

Ueber
Italien.

Fragmente
eines
Reisejournals.

1.

Roſaliens Heiligthum.

Die heilige Roſalie, Schutzpatronin von Palermo, iſt durch die Beſchreibung, welche Brydone von ihrem Feſte gegeben hat, ſo allgemein bekannt worden, daß es wohl nicht unangenehm ſeyn möchte, hier etwas von dem Orte, wo ſie beſonders verehrt wird, zu leſen.

Der Monte Pellegrino, eine große Felſenmaſſe, breiter als hoch, liegt an dem nordweſtlichen Ende des Golfs von Palermo. Seine ſchöne Form läßt ſich mit Worten nicht beſchreiben; eine unvollkommne Abbildung davon findet ſich in dem Voyage Pittoresque de la Sicile. Er beſtehet aus einem grauen Kalkſtein der erſten Epoche; die Felſen ſind ganz nackt, kein Baum, kein Strauch wächſt auf ihnen, kaum daß die flachliegenden Theile mit etwas Raſen und Moos bedeckt ſind.

In einer Höle dieſes Berges entdeckte man zu Anfang des vorigen Jahrhunderts die Gebeine der Heiligen, und brachte ſie nach Palermo. Ihre Gegenwart befreyte die Stadt von der Peſt, und Roſalie war ſeit dieſem Augenblicke die Schutzheilige des Volks; man baute

ihr Capellen, und ſtellte zu ihrer Ehre glänzende Feyerlichkeiten an.

Die Andächtigen wallfahrteten fleißig auf den Berg, und man erbaute mit groſſen Koſten einen Weg, der wie eine Waſſerleitung auf Pfeilern und Bogen ruht, und in einem Zickzack zwiſchen zwey Klippen hinauf ſteigt.

Der Andachtsort ſelbſt iſt der Demuth der Heiligen, welche ſich dahin flüchtete, angemeſſener, als die prächtigen Feſte, welche man ihrer völligen Entäuſſerung von der Welt zu Ehren anſtellte. Und vielleicht hat die ganze Chriſtenheit, welche nun achtzehnhundert Jahre ihren Beſitz, ihre Pracht, ihre feyerlichen Luſtbarkeiten auf das Elend ihrer erſten Stifter und eifrigſten Bekenner gründet, keinen heiligen Ort aufzuweiſen, der auf eine ſo unſchuldige und gefühlvolle Art verziert und verehrt wäre.

Wenn man den Berg erſtiegen hat, wendet man ſich um eine Felſenecke, wo man gleich einer ſteilen Felswand gegenüber ſieht, an welche die Kirche und das Kloſter gleichſam feſtgebaut ſind.

Die Auſſenſeite der Kirche hat nichts einladendes noch verſprechendes; man eröffnet die Thüre ohne Erwartung, wird aber auf das wunderbarſte überraſcht, indem man hineintritt. Man befindet ſich unter einer Halle, welche in der Breite der Kirche hinläuft, und gegen das Schiff zu offen iſt. Man ſieht in derſelben

die gewöhnlichen Gefäße mit Weihwaſſer und einige Beichtſtühle. Das Schiff der Kirche iſt ein offner Hof, der an der rechten Seite von rauhen Felſen, auf der linken von einer Continuation der Halle zugeſchloſſen wird. Er iſt mit Steinplatten etwas abhängig belegt, damit das Regenwaſſer ablaufen kann; ein kleiner Brunnen ſteht ohngefähr in der Mitte.

Die Höle ſelbſt iſt zum Chor umgebildet, ohne daß man ihr von der natürlichen rauhen Geſtalt etwas genommen hätte. Einige Stufen führen hinauf; gleich ſteht der große Pult mit dem Chorbuche entgegen; auf beyden Seiten die Chorſtühle. Alles wird von dem aus dem Hofe oder Schiff einfallenden Tageslicht erleuchtet. Tief hinten, in dem Dunkel der Höle, ſteht der Hauptaltar in der Mitte.

Man hat, wie ich ſchon geſagt, an der Höle nichts verändert; allein da die Felſen immer von Waſſer träufeln, war es nöthig den Ort trocken zu halten. Man hat dieſes durch bleyerne Rinnen bewirket, welche man an den Kanten der Felſen hergeführt und verſchiedentlich mit einander verbunden hat. Da ſie oben breit ſind, und unten ſpitz zulaufen, auch mit einer ſchmutzig grünen Farbe angeſtrichen ſind, ſo ſieht es faſt aus, als wenn die Höle inwendig mit groſſen indianiſchen Feigen bewachſen wäre. Das Waſſer wird theils ſeitwärts, theils hinten in einen klaren Behälter geleitet, woraus

es die Gläubigen ſchöpfen und gegen allerley Uebel gebrauchen.

Da ich dieſe Gegenſtände genau betrachtete, trat ein Geiſtlicher zu mir und fragte mich: ob ich etwa ein Genueſer ſey und einige Meſſen wollte leſen laſſen? Ich verſetzte ihm darauf: ich ſey mit einem Genueſer nach Palermo gekommen, welcher morgen als an einem Feſttage heraufſteigen würde. Da immer einer von uns zu Hauſe bleiben müßte, wäre ich heute herauf gegangen, mich umzuſehen. Er verſetzte darauf, ich möchte mich aller Freyheit bedienen, alles wohl betrachten, und meine Devotion verrichten. Beſonders wies er mich an einen Altar, der links in der Höle ſtund, als ein beſonderes Heiligthum, und verließ mich.

Ich ſahe durch die Oeffnungen eines großen, aus Meſſing getriebenen Laubwerks, Lampen unter dem Altar hervorſchimmern, knieete ganz nahe davor hin, und blickte durch die Oeffnungen. Es war inwendig noch ein Gitterwerk von feinem geflochtenem Meſſing-Draht vorgezogen, ſo daß man nur wie durch einen Flor den Gegenſtand dahinter unterſcheiden konnte.

Ein ſchönes Frauenzimmer erblickte ich bey dem Schein einiger ſtillen Lampen.

Sie lag, wie in einer Art von Entzückung, die Augen halb geſchloſſen, den Kopf nachläßig auf die rechte Hand gelegt, die mit vielen Ringen geſchmückt war. Ich konnte das Bild nicht genug betrachten; es ſchien

mir ganz beſondere Reize zu haben. Ihr Gewand iſt aus einem vergoldeten Blech getrieben, welches einen reich von Golde gewirkten Stoff gar gut nachahmt. Kopf und Hände von weißem Marmor, ſind, ich darf nicht ſagen in einem hohen Styl, aber doch ſo natürlich und gefällig gearbeitet, daß man glaubt, ſie müßte Athem holen und ſich bewegen.

Ein kleiner Engel ſteht neben ihr und ſcheint ihr mit einem Lilienſtängel Kühlung zuzuwehen.

Unterdeſſen waren die Geiſtlichen in die Höle gekommen, hatten ſich auf ihre Stühle geſetzt, und ſangen die Vesper.

Ich ſetzte mich auf eine Bank, gegen dem Altar über, und hörte ihnen eine Weile zu: alsdann begab ich mich wieder zum Altare, kniete nieder, und ſuchte das ſchöne Bild der Heiligen noch deutlicher gewahr zu werden, und überließ mich der reizenden Illuſion der Geſtalt und des Orts.

Der Geſang der Geiſtlichen verklang nun in der Höle, das Waſſer rieſelte in das Behältniß gleich neben dem Altare zuſammen, die überhangenden Felſen des Vorhofs, des eigentlichen Schiffs der Kirche, ſchloſſen die Scene noch mehr ein; es war eine groſſe Stille in dieſer gleichſam wieder ausgeſtorbenen Wüſte, eine groſſe Reinlichkeit in einer wilden Höle; der Flitterputz des katholiſchen, beſonders ſicilianiſchen Gottesdienſtes hier noch zunächſt ſeiner natürlichen Einfalt; die Illuſion,

welche die Geſtalt der ſchönen Schläferin hervorbrachte, auch einem geübten Auge noch reizend — genug, ich konnte mich nur mit Schwierigkeit von dieſem Orte losreißen, und kam erſt in ſpäter Nacht wieder in Palermo an.

Ich habe nachher manchmal mit mir ſelbſt darüber geſcherzt, und das Vergnügen, das ich dort empfunden, mehr einer glücklichen Stimmung und einigen Gläſern guten ſicilianiſchen Weins, als den Gegenſtänden ſelbſt zuſchreiben wollen: allein zu meiner Rechtfertigung fand ich in dem Voyage Pittoresque de la Sicile folgende Stelle: la Statue est de bronze doré, avec les mains et la tête en marbre blanc, mais si parfaitement sculptée et dans une position si naturelle, que l'on seroit tenté de la croire vivante — daß ich alſo nach dieſem Zeugniß mich des Eindrucks, den jenes lebloſe Bild auf mich gemacht, nicht ſchämen darf.

An der Seite der Kirche und des kleinen daran gebauten, damit verbundenen Kloſters, ſind noch einige, beynahe gleich große Hölen, welche doch nur den Ziegenherden zum Schutz und zum natürlichen Stalle dienen.

2.

Zur Theorie der bildenden Künste.

Baukunst.

Es war sehr leicht zu sehen, daß die Steinbaukunst der Alten, in so fern sie Säulenordnungen gebrauchten, von der Holzbaukunst ihr Muster genommen habe. Vitruv bringt bey dieser Gelegenheit das Mährchen von der Hütte zu Markte, das nun auch von so vielen Theoristen angenommen und geheiliget worden ist: allein ich bin überzeugt, daß man die Ursachen viel näher zu suchen habe.

Die dorischen Tempel der ältesten Ordnung, wie sie in Großgriechenland und Sicilien, bis auf den heutigen Tag noch zu sehen sind, und welche Vitruv nicht kannte, bringen uns auf den natürlichen Gedanken: daß nicht eine hölzerne Hütte zuerst den sehr entfernten Anlaß gegeben habe.

Die ältesten Tempel waren von Holz, sie waren auf die simpelste Weise aufgebaut, man hatte nur für das Nothwendigste gesorgt. Die Säulen trugen den Hauptbalken, dieser wieder die Köpfe der Balken, welche von innen heraus lagen, und das Gesims ruhte oben drüber. Die sichtbaren Balkenköpfe waren, wie es der Zimmermann nicht lassen kann, ein wenig ausgekerbt, übri-

gens aber der Raum zwiſchen denſelben, die ſogenannten Metopen, nicht einmal verſchlagen, ſo daß man die Schädel der Opferthiere hineinlegen, daß Pylades, in der Iphigenie auf Tauris des Euripides, hindurch zu kriechen den Vorſchlag thun konnte. Dieſe ganz ſolide, einfache und rohe Geſtalt der Tempel war jedoch dem Auge des Volks heilig, und da man anfing von Stein zu bauen, ahmte man ſie ſo gut man konnte im doriſchen Tempel nach.

Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß man bey hölzernen Tempeln auch die ſtärkſten Stämme zu Säulen genommen habe, weil man ſie, wie es ſcheint, ohne eigentliche Verbindung der Zimmerkunſt, dem Hauptbalken nur gerad unterſetzte. Als man dieſe Säulen in Stein nachzuahmen anfing, wollte man für die Ewigkeit bauen; man hatte aber nicht jederzeit die feſteſten Steine zur Hand; man mußte die Säulen aus Stücken zuſammen ſetzen, um ihnen die gehörige Höhe zu geben; man machte ſie alſo ſehr ſtark in Verhältniß zur Höhe, und ließ ſie ſpitzer zugehen, um die Gewalt ihres Tragens zu vermehren.

Die Tempel von Päſtum, Segeſte, Selinunt, Girgent, ſind alle von Kalkſtein, der mehr oder weniger ſich der Tuffſteinart nähert, die in Italien Travertin genannt wird; ja die Tempel von Girgent ſind alle von dem loſeſten Muſchel-Kalkſtein, der ſich denken läßt. Sie waren auch deßhalb von der Witterung ſo leicht an-

zugreifen, und ohne eine andere feindliche Gewalt zu zerſtören.

Man erlaube mir eine Stelle des Vitruv hierher zu deuten, wo er erzählt: daß Hermogenes, ein Architekt, da er zu Erbauung eines doriſchen Tempels den Marmor beyſammengehabt, ſeine Gedanken geändert, und daraus einen joniſchen gebaut habe.

Vitruv giebt zwar zur Urſache an: daß dieſer Baumeiſter ſo wohl als andre mit der Eintheilung der Triglyphen nicht einig werden können; allein es gefällt mir mehr zu glauben, daß dieſer Mann, als er die ſchönen Blöcke Marmor vor ſich geſehen, ſolche lieber zu einem gefälligern und reizendern Gebäude beſtimmt habe, indem ihn die Materie an der Ausführung nicht hinderte. Auch hat man die doriſche Ordnung ſelbſt immer ſchlanker gemacht, ſo daß zuletzt der Tempel des Herkules zu Cora, acht Diameter in der Säulenlänge enthält.

Ich möchte durch das was ich ſage, es nicht gerne mit denjenigen verderben, welche für die Form der altdoriſchen Tempel ſehr eingenommen ſind. Ich geſtehe ſelbſt, daß ſie ein majeſtätiſches, ja einige ein reizendes Anſehen haben: allein es liegt in der menſchlichen Natur, immer weiter, ja über ihr Ziel fort zu ſchreiten; und ſo war es auch natürlich, daß in dem Verhältniß der Säulendicke zur Höhe, das Auge immer das Schlan-

lere ſuchte, und der Geiſt mehr Hoheit und Freyheit dadurch zu empfinden glaubte.

Beſonders, da man von ſo mannichfaltigem ſchönem Marmor ſehr große Säulen aus Einem Stücke fertigen konnte, und zuletzt noch der Urvater alles Geſteins, der alte Granit, aus Aegypten herüber nach Aſien und Europa gebracht ward, und ſeine großen und ſchönen Maſſen zu jedem ungeheuren Gebrauche darbot. So viel ich weiß, ſind noch immer die größten Säulen von Granit.

Die joniſche Ordnung unterſchied ſich bald von der doriſchen, nicht allein durch die mehrere verhältnißmäßige Säulenhöhe, durch ein verzierteres Capitäl, ſondern auch vorzüglich dadurch, daß man die Triglyphen aus dem Friese ließ, und den immer unvermeidlichen Brüchen in der Eintheilung derſelben entging. Auch würden nach meinem Begriff die Triglyphen niemals in die Steinbaukunſt gekommen ſeyn, wenn die erſten nachgeahmten Holzſtempel nicht ſo gar roh geweſen, die Metopen verwahrt und zugeſchloſſen, und der Fries etwa abgetüncht worden wäre. Allein ich geſtehe es ſelbſt, daß ſolche Ausbildungen für jene Zeiten nicht waren, und daß es dem rohen Handwerk ganz natürlich iſt, Gebäude nur wie einen Holzſtoß übereinander zu legen.

Daß nun ein ſolches Gebäude, durch die Andacht der Völker geheiligt, zum Muſter ward, wornach ein anderes, von einer ganz andern Materie, aufgeführt

wurde, iſt ein Schickſal, welches unſer Menſchengeſchlecht in hundert andern Fällen erfahren mußte, die ihm weit näher lagen, und weit ſchlimmer auf daſſelbe wirkten als Metopen und Triglyphen.

Ich überſpringe viele Jahrhunderte und ſuche ein ähnliches Beyſpiel auf, indem ich den größten Theil ſo genannter gothiſcher Baukunſt aus den Holzſchnitzwerken zu erklären ſuche, womit man in den älteſten Zeiten Heiligenſchränkchen, Altäre und Kapellen auszuzieren pflegte; welche man nachher, als die Macht und der Reichthum der Kirche wuchſen, mit allen ihren Schnirkeln, Stäben und Leiſten, an die Außenſeiten der nordiſchen Mauern anheftete, und Giebel und ſormenloſe Thürme damit zu zieren glaubte.

Leider ſuchten alle nordiſche Kirchenverzierer ihre Größe nur in der multiplicirten Kleinheit. Wenige verſtanden dieſen kleinlichen Formen unter ſich ein Verhältniß zu geben; und dadurch wurden ſolche Ungeheuer wie der Dom zu Mailand, wo man einen ganzen Marmorberg mit ungeheuren Koſten verletzt, und in die elendeſten Formen gezwungen hat, ja noch täglich die armen Steine quält, um ein Werk fortzuſetzen das nie geendigt werden kann, weil der erſtudungsloſe Unſinn, der es eingab, auch die Gewalt hatte einen gleichſam unendlichen Plan zu bezeichnen.

Material der bildenden Kunſt.

Kein Kunſtwerk iſt unbedingt, wenn es auch der gröſ-
te und geübteſte Künſtler verfertiget: er mag ſich noch ſo
ſehr zum Herrn der Materie machen, in welcher er ar-
beitet, ſo kann er doch ihre Natur nicht verändern. Er
kann alſo nur in einem gewiſſen Sinne und unter einer
gewiſſen Bedingung das hervorbringen, was er im Sin-
ne hat, und es wird derjenige Künſtler in ſeiner Art im-
mer der trefflichſte ſeyn, deſſen Erfindungs- und Ein-
bildungskraft ſich gleichſam unmittelbar mit der Mate-
rie verbindet, in welcher er zu arbeiten hat. Dieſes iſt
einer der groſſen Vorzüge der alten Kunſt; und wie
Menſchen nur dann klug und glücklich genannt werden
können, wenn ſie in der Beſchränkung ihrer Natur und
Umſtände mit der möglichſten Freyheit leben: ſo verdie-
nen auch jene Künſtler unſere groſſe Verehrung, welche
nicht mehr machen wollten, als die Materie ihnen er-
laubte, und doch eben dadurch ſo viel machten, daß
wir mit einer angeſtrengten und ausgebildeten Geiſtes-
kraft ihr Verdienſt kaum zu erkennen vermögen.

Wir wollen gelegentlich Beyſpiele anführen, wie
die Menſchen durch das Material zur Kunſt ge-
führt und in ihr ſelbſt weiter geleitet werden ſind. Für
dießmal ein ſehr einfaches.

Es ſcheint mir ſehr wahrſcheinlich, daß die Aegyp-

ter zu der Aufrichtung so vieler Obelisken durch die Form des Granits selbst sind gebracht worden. Ich habe bey einem sehr genauen Studium der sehr mannigfaltigen Formen, in welchen der Granit sich findet, eine meist allgemeine Uebereinstimmung bemerkt: daß die Parallelepipeden, in welchen man ihn antrifft, öfters wieder diagonal getheilt sind, wodurch sogleich zwey rohe Obelisken entstehen. Wahrscheinlich kommt diese Naturerscheinung in Ober-Aegypten, im Syenitischen Gebirge, colossalisch vor; und wie man, eine merkwürdige Stätte zu bezeichnen, irgend einen ansehnlichen Stein aufrichtete, so hat man dort zu öffentlichen Monumenten die größten, vielleicht selbst in dortigen Gebirgen seltenen, Granit-Keile ausgesucht und hervorgezogen. Es gehörte noch immer Arbeit genug dazu, um ihnen eine regelmäßige Form zu geben, die Hieroglyphen mit solcher Sorgfalt hinein zu arbeiten, und das Ganze zu glätten; aber doch nicht soviel, als wenn die ganze Gestalt, ohne einigen Anlaß der Natur, aus einer ungeheuern Felsmasse hätte heraus gehauen werden sollen.

Ich will nicht zur Befestigung meines Arguments die Art angeben, wie die Hieroglyphen eingegraben sind; daß nemlich erst eine Vertiefung in den Stein gehauen ist, in welcher die Figur dann erst erhaben steht. Man könnte dieses noch aus einigen andern Ursachen erklären; ich könnte es aber auch für mich an-

führen und behaupten: daß man die meiſten Seiten der Steine ſchon ſo ziemlich eben gefunden, dergeſtalt daß es viel vortheilhafter geweſen, die Figuren gleichſam zu incaſſiren, als ſolche erhaben vorzuſtellen, und die ganze Oberfläche des Steins um ſoviel zu vertiefen.

3.

Stundenmaß der Italiäner.

Eine von den Fremden meiſt aus einem falſchen Geſichtspunkt betrachtete Einrichtung, iſt die Art der Italiäner die Uhr zu zählen. Sie verwirrt jeden Anlemmling, und weil der größte Theil der Reiſenden überall ſeine Art zu ſeyn fortſetzen, in ſeiner Ordnung und in ſeinem Gleiſe bleiben will: ſo iſt es natürlich daß er ſich bitter beſchwert, wenn ihm auf einmal ein wichtiges Maß ſeiner Handlungen gänzlich verrückt wird.

Deutſche Regenten haben in ihren italiäniſchen Staaten ſchon die uns gewöhnliche Art die Stunden zu zählen eingeführt. Dieſer ſogenannte franzöſiſche Zeiger, der zum Troſt der Fremden ſchon lange auf Trinità di Monte zu ſeyn iſt, wird nun bald auch in und außerhalb St. Peter den Reiſenden ihre gewohnten Stunden zeigen. Unſere Art zu zählen wird alſo wohl nach und nach gemeiner werden, ob ſich gleich das Volk ſchwerlich ſobald damit befaſſen wird; und gewiß verlöre es auch eine eigenthümliche Landestracht, eine er-

erbte Verſtellungsart, und eine höchſt ſchickliche Gewohnheit.

Wie oft hören wir von Reiſenden das glückliche Land, das ſchöne Clima, den reinen blauen Himmel, die milde Luft Italiens preiſen, und es iſt zum größten Theil wahr und unübertrieben. Daraus folgt nun aber für's Leben: daß wer nur kann, und ſo lang er nur immer kann, gern unter freyem Himmel ſeyn und auch bey ſeinen Geſchäften der Luft genießen mag. Wie viele Handwerker arbeiten vor den Häuſern auf freyer Straße! wie viele Läden ſind ganz gegen die Straße zu eröffnet! wie mancherley geſchieht auf den Märkten, Plätzen, und in den Höfen! Daß, bey einer ſolchen Lebensart, der Moment wo die Sonne untergeht und die Nacht eintritt, allgemeiner entſcheidend ſeyn müſſe, als bey uns, wo es manchmal den ganzen Tag nicht Tag wird, läßt ſich leicht einſehen. Der Tag iſt wirklich zu Ende; alle Geſchäfte einer gewiſſen Art müſſen auch geendigt werden, und dieſe Epoche hat, wie es einem ſinnlichen Volke geziemt, Jahr ein Jahr aus dieſelbige Bezeichnung. Nun es iſt Nacht (None) denn die vier und zwanzigſte Stunde wird niemals ausgeſprochen, wie man im Franzöſiſchen Mittag (Midi) und nicht zwölf Uhr ſagt. Es läuten die Glocken, ein jeder ſpricht ein kurzes Gebet, der Diener zündet die Lampen an, bringt ſie in das Zimmer und wünſchet felicissima notte.

Von dieſer Epoche an, welche immer mit dem Sonnenuntergang rückt, bis zum nächſten Sonnenuntergang, wird die Zeit in 24 Stunden getheilt; und da nun jeder durch die lange Gewohnheit weiß ſowohl wann es Tag wird, als in welche Stunde Mittag und Mitternacht fällt: ſo laſſen ſich alle Arten von Berechnungen gar bald machen, an welchen die Italiäner ein Vergnügen und eine Art von Unterhaltung zu finden ſcheinen. Natürlicher Weiſe findet ſich die Bequemlichkeit dieſer Art die Stunden zu zählen bey allen Handlungen, welche auf Tag und Nacht die reinſte Beziehung haben, und man ſieht wie auf dieſe Weiſe die Zeit einer großen ſinnlichen Maſſe Volks eingetheilt werden konnte.

So findet man alle Werkſtätte, Studien, Comptoire, Banken, durch alle Jahrszeiten bis zur Nacht offen; jeder kann ſeine Geſchäfte bis dahin verrichten. Hat er müßige Zeit, ſo kann er ſeine Spaziergänge bis Sonnenuntergang fortſetzen, alsdann gewiße Cirkel finden und mit ihnen das nöthige verabreden, ſich mit Freunden unterhalten; anderthalb bis zwey Stunden in der Nacht eilt alles den Schauſpielhäuſern zu; und ſo ſcheint man ſich ſelbſt Jahr ein Jahr aus in derſelbigen Zeit zu leben, weil man immer in der ſelbigen Ordnung alles was auf Tag und Nacht einen Bezug hat verrichtet, ohne ſich weiter zu bekümmern, ob es nach unſerer Art zu rechnen früh oder ſpät ſeyn möchte.

So wird der groſſe Zuſammenfluß von Fahrenden

und Fußgängern, welcher in allen großen Städten Italiens, besonders an Sonn- und Festtagen, sich gegen Abend in der Hauptstraße auf dem Hauptplatze sehen läßt, so wird der römische Corso, und im Carneval von Rom eine ungeheure Masse von unbändigen Menschen durch diese Art die Stunden zu zählen gleichsam wie an einem Faden gelenkt. Ja, dadurch daß Tag und Nacht so entschieden von einander abstehen, werden dem Luxus, der so gern Tag und Nacht mit einander vermischt und in einander verwandelt, gewissermaßen Gränzen gesetzt.

Ich gebe zu, daß der Italiäner sein ganzes Leben fortführen, und doch die Stunden nach unserer Art zählen könne; allein es wird ihm unter seinem glücklichen Himmel die Epoche, welche Abends Tag und Nacht scheidet, immer die wichtigste Zeitepoche des Tages bleiben. Sie wird ihm heilig bleiben, weil die Kirche zum Abendgebete nach dem alten Zeitpunkte fortläuten wird. Ich habe sowohl in Florenz als Mailand bemerken können, daß mehrere Personen, obgleich die öffentlichen Uhren alle nach unserem Zeiger gestellt sind, doch ihre Taschenuhren und ihr häusliches Leben nach der alten Zeitrechnung fortführen. Aus allem diesem, zu dem ich noch manches hinzufügen könnte, wird man schon genug erkennen: daß diese Art die Zeit zu rechnen, welche dem Astronomen, dem der Mittag der wichtigste Tages-Punkt bleibt, verächtlich scheinen, dem nordischen

Fremden unbequem fallen mag, ſehr wohl auf ein Volk berechnet iſt, das unter einem glücklichen Himmel der Natur gemäß leben und die Hauptepochen ſeiner Zeit auf das faßlichſte fixiren wollte.

4.

Frauenrollen auf dem römiſchen Theater durch Männer geſpielt.

Es iſt kein Ort in der Welt, wo die vergangene Zeit ſo unmittelbar und mit ſo mancherley Stimmen zu dem Beobachter ſpräche, als Rom. So hat ſich auch dort unter mehreren Sitten zufälliger Weiſe eine erhalten, die ſich an allen andern Orten nach und nach faſt gänzlich verloren hat.

Die Alten ließen, wenigſtens in den beſten Zeiten der Kunſt und der Sitten, keine Frau das Theater betreten. Ihre Stücke waren entweder ſo eingerichtet, daß Frauen mehr und weniger entbehrlich waren; oder die Weiberrollen wurden durch einen Akteur vorgeſtellt, welcher ſich beſonders darauf geübt hatte. Derſelbe Fall iſt noch in dem neueren Rom und dem übrigen Kirchenſtaat, außer Bologna, welches unter andern Privilegien auch der Freyheit genießt, Frauenzimmer auf ſeinen Theatern bewundern zu dürfen.

Es iſt ſo viel zum Tadel jenes römiſchen Herkommens geſagt worden, daß es wohl erlaubt ſeyn möchte,

auch etwas zu ſeinem Lobe zu ſagen, wenigſtens (um nicht allzuparadox zu ſcheinen), darauf, als auf einen antiquariſchen Reſt, aufmerkſam zu machen.

Von den Opern kann eigentlich hier die Rede nicht ſeyn, indem die ſchöne und ſchmeichelhafte Stimme der Caſtraten, welchen noch überdieß das Weiberkleid beſſer als Männertracht angemeſſen ſcheint, gar leicht mit allem ausſöhnet, was allenfalls an der verkleideten Geſtalt Unſchickliches erſcheinen möchte. Man muß eigentlich von Trauer- und Luſtſpielen ſprechen, und aus einander ſetzen, inwiefern dabey einiges Vergnügen zu empfinden ſey.

Ich ſetze voraus, was bey jedem Schauſpiele vorauszuſetzen iſt, daß die Stücke nach den Charaktern und Fähigkeiten der Schauſpieler eingerichtet ſeyen: eine Bedingung, ohne welche kein Theater und kaum der größte, mannigfaltigſte Akteur beſtehen würde.

Die neuern Römer haben überhaupt eine beſondere Neigung, bey Maskeraden die Kleidung beyder Geſchlechter zu verwechſeln. Im Carneval ziehen viele junge Burſche im Putz der Frauen aus der geringſten Claſſe umher, und ſcheinen ſich gar ſehr darin zu gefallen. Kutſcher und Bediente ſind als Frauen oft ſehr anſtändig, und, wenn es junge wohlgebildete Leute ſind, zierlich und reizend gekleidet. Dagegen finden ſich Frauenzimmer des mittleren Standes als Pulcinelle, die vornehmeren in Officiers-Tracht, gar ſchön

und glücklich. Jedermann ſcheint ſich dieſes Scherzes, an dem wir uns alle einmal in der Kindheit vergnügt haben, in fortgeſetzter jugendlicher Thorheit erfreuen zu wollen. Es iſt ſehr auffallend, wie beyde Geſchlechter ſich in dem Scheine dieſer Umſchaffung vergnügen, und das Privilegium des Tireſias ſoviel als möglich zu uſurpiren ſuchen.

Eben ſo haben die jungen Männer, die ſich den Weiberrollen widmen, eine beſondere Leidenſchaft ſich in ihrer Kunſt vollkommen zu zeigen. Sie beobachten die Mienen, die Bewegungen, das Betragen der Frauenzimmer auf das genaueſte; ſie ſuchen ſolche nachzuahmen, und ihrer Stimme, wenn ſie auch den tiefern Ton nicht verändern können, Geſchmeidigkeit und Lieblichkeit zu geben; genug ſie ſuchen ſich ihres eignen Geſchlechts ſoviel als möglich iſt zu entäußern. Sie ſind auf neue Moden ſo erpicht wie Frauen ſelbſt; ſie laſſen ſich von geſchickten Putzmacherinnen heraus ſtaffiren, und die erſte Aktrice eines Theaters iſt meiſt glücklich genug ihren Zweck zu erreichen.

Was die Nebenrollen betrifft, ſo ſind ſie meiſt nicht zum beſten beſetzt; und es iſt nicht zu läugnen, daß Columbine manchmal ihren blauen Bart nicht völlig verbergen kann. Allein es bleibt auf den meiſten Theatern mit den Nebenrollen überhaupt ſo eine Sache; und aus den Hauptſtädten andrer Reiche, wo man weit mehr Sorgfalt auf das Schauſpiel wendet, muß man

oft bittre Klagen über die Ungeſchicklichkeit der dritten und vierten Schauſpieler, und über die dadurch gänzlich geſtörte Illuſion, vernehmen.

Ich beſuchte die römiſchen Comödien nicht ohne Vorurtheil: allein ich fand mich bald, ohne dran zu denken, verſöhnt; ich fühlte ein mir noch unbekanntes Vergnügen, und bemerkte, daß es viele andre mit mir theilten. Ich dachte der Urſache nach, und glaube ſie darin gefunden zu haben: daß bey einer ſolchen Vorſtellung, der Begriff der Nachahmung, der Gedanke an Kunſt, immer lebhaft blieb, und durch das geſchickte Spiel nur eine Art von ſelbſtbewußter Illuſion hervorgebracht wurde.

Wir Deutſchen erinnern uns, durch einen fähigen jungen Mann, alte Rollen bis zur größten Täuſchung vorgeſtellt geſehen zu haben, und erinnern uns auch des doppelten Vergnügens das uns jener Schauſpieler gewährte. Eben ſo entſteht ein doppelter Reiz daher, daß dieſe Perſonen keine Frauenzimmer ſind, ſondern Frauenzimmer vorſtellen. Der Jüngling hat die Eigenheiten des weiblichen Geſchlechts in ihrem Weſen und Betragen ſtudirt; er kennt ſie und bringt ſie als Künſtler wieder hervor; er ſpielt nicht ſich ſelbſt, ſondern eine dritte und eigentlich fremde Natur. Wir lernen dieſe dadurch nur deſto beſſer kennen, weil ſie jemand beobachtet, jemand überdacht hat, und uns nicht die Sache, ſondern das Reſultat der Sache vorgeſtellt wird.

Da ſich nun alle Kunſt hierdurch vorzüglich von der einfachen Nachahmung unterſcheidet; ſo iſt natürlich, daß wir bey einer ſolchen Vorſtellung eine eigne Art von Vergnügen empfinden, und manche Unvollkommenheit in der Ausführung des Ganzen überſehen.

Es verſteht ſich freylich, was oben ſchon berührt worden, daß die Stücke zu dieſer Art von Vorſtellung paſſen müſſen.

So konnte das Publicum der *Locandiera* des Goldoni einen allgemeinen Beyfall nicht verſagen.

Der junge Mann, der die Gaſtwirthin vorſtellte, druckte die verſchiedenen Schattirungen, welche in dieſer Rolle liegen, ſo gut als möglich aus. Die ruhige Kälte eines Mädchens die ihren Geſchäften nachgeht, gegen jeden höflich, freundlich und dienſtfertig iſt, aber weder liebt noch geliebt ſeyn will, noch weniger den Leidenſchaften ihrer vornehmen Gäſte Gehör geben mag; die heimlichen, zarten Coquetterien, wodurch ſie denn doch wieder ihre männlichen Gäſte zu feſſeln weiß; den beleidigten Stolz, da ihr einer derſelben hart und unfreundlich begegnet; die mancherley feinen Schmeicheleyen, womit ſie auch dieſen anzukirren weiß; und zuletzt den Triumph auch ihn überwunden zu haben!

Ich bin überzeugt, und habe es ſelbſt geſehen, daß eine geſchickte und verſtändige Actrice in dieſer Rolle viel Lob verdienen kann: aber die letzten Scenen, von einem Frauenzimmer vorgeſtellt, werden immer beleidigen.

Der Ausdruck jener unbezwinglichen Kälte, jener ſüßen Empfindung der Rache, der übermüthigen Schadenfreude, werden uns in der unmittelbaren Wahrheit empören; und wenn ſie zuletzt dem Hausknechte die Hand giebt, um nur einen Knecht-Mann im Hauſe zu haben, ſo wird man von dem ſchalen Ende des Stücks wenig befriedigt ſeyn. Auf dem römiſchen Theater dagegen war es nicht die liebloſe Kälte, der weibliche Uebermuth ſelbſt, die Vorſtellung erinnerte nur daran; man tröſtete ſich, daß es wenigſtens dießmal nicht wahr ſey; man klatſchte dem Jüngling Beyfall mit frohem Muthe zu, und war ergötzt, daß er die gefährlichen Eigenſchaften des geliebten Geſchlechts ſo gut gekannt, und durch eine glückliche Nachahmung ihres Betragens uns an den Schönen, für alles was wir ähnliches von ihnen erduldet, gleichſam gerächt habe.

Ich wiederhole alſo: man empfand hier das Vergnügen, nicht die Sache ſelbſt ſondern ihre Nachahmung zu ſehen, nicht durch Natur ſondern durch Kunſt unterhalten zu werden, nicht eine Individualität ſondern ein Reſultat anzuſchauen.

Dazu kam noch, daß die Geſtalt des Akteurs einer Perſon aus der mittleren Claſſe ſehr angemeſſen war.

Und ſo behält uns Rom unter ſeinen vielen Reſten auch noch eine alte Einrichtung, obgleich unvollkommener, auf; und wenn gleich nicht ein jeder ſich daran ergötzen ſollte, ſo findet der Denkende doch Gelegenheit

ſich jene Zeiten gewiſſermaßen zu vergegenwärtigen, und iſt geneigter den Zeugniſſen der alten Schriftſteller zu glauben, welche uns an mehreren Stellen verſichern: es ſey männlichen Schauſpielern oft im höchſten Grade gelungen, in weiblicher Tracht eine geſchmackvolle Nation zu entzücken.

5.

Neapel.

„Volkmanns hiſtoriſch-kritiſche Nachrichten von Italien. Dritter Band."

Lazaroni.

„Es giebt in Neapel zwiſchen dreyßig- und vierzigtauſend müßige Leute, welche keine beſtimmten Geſchäfte haben, und auch nicht verlangen. Sie brauchen einige Ellen Leinwand zu ihrer Kleidung, und etwa ſechs Pfennige zu ihrem Unterhalte. In Ermangelung der Betten liegen ſie des Nachts auf Bänken, und heißen daher ſpottweiſe Banchieri oder Lazaroni. Sie verachten alle Bequemlichkeiten des Lebens mit ſtoiſcher Gleichgültigkeit. Soviel Müßiggänger ſind allerdings ein großes Uebel in einem Staate; allein es hält auch ſchwer den Geſchmack einer Nation zu ändern, und ſie arbeitſam zu machen, wenn der Hang zur Faulheit ſo groß iſt. Es gehöret Zeit und unermüdete Sorgfalt dazu, um erſt eine Art von Nacheiferung bey ihnen zu

erregen, und ein König, der im Lande wohnt, der bey ſeinen Unterthanen geliebt und gefürchtet wird, und der fähig iſt einen klug und behutſam entworfenen Plan mit Muth durchzuſetzen. Neapel könnte alsdann ein viel mächtigeres Reich werden. Die See bietet die ſchönſte Gelegenheit dar, um ſo viel tauſend Hände durch Fabriken, Handlung und Schiffswesen zu beſchäftigen. Unter einer ſolchen Menge von Müßiggängern muß es nothwendig gottloſes Volk geben; ſie bringen die Nation in böſen Ruf, welche im Grunde nicht ſchlimmer iſt, als die übrigen Italiäner."

Ich konnte zu Neapel zwar ſehr viele übel gekleidete Menſchen bemerken, aber keine unbeſchäftigte. Ich fragte deßwegen einige Freunde nach den 40,000 Müßiggängern, welche ich doch wollte kennen lernen; ſie konnten mir ſolche eben ſo wenig zeigen, und ſo ging ich, weil dieſe Unterſuchung mit der Betrachtung der Stadt genau zuſammenhing, ſelbſt auf die Jagd aus.

Ich fing an mich in dem ungeheuren Gewirre mit den verſchiedenen Figuren bekannt zu machen, ſie nach ihrer Kleidung, Geſtalt, Betragen, Beſchäftigung zu beurtheilen, und zu claſſificiren. Ich fand dieſe Operation hier leichter als irgendwo, weil der Menſch ſich hier mehr ſelbſt gelaſſen iſt, und ſich ſeinem Stande auch äußerlich gemäß bezeigt.

Ich fing meine Beobachtung bey früher Tageszeit an, und alle die Menſchen, die ich hie und da ſtille

ſtehen oder ruhen fand, waren Leute, deren Beruf es in dem Augenblick mit ſich brachte;

Die Laſtträger, die an verſchiedenen Plätzen ihre privilegirten Stände haben, und nur erwarten, bis ſich jemand ihrer bedienen will;

Die Caleſſaren, ihre Knechte und Jungen, die bey den einſpännigen Caleſchen, auf den großen Plätzen ſtehen, ihre Pferde beſorgen, und einem jeden der ſie verlangt zu Dienſten ſind;

Schiffer, die auf dem Molo ihre Pfeife rauchen;

Fiſcher, die an der Sonne liegen, weil vielleicht ein ungünſtiger Wind weht, der ihnen auf das Meer auszufahren verbietet. Ich ſah auch wohl noch manche hin und wiedergehen, doch trug meiſt ein jeder ein Zeichen ſeiner Thätigkeit mit ſich. Von Bettlern war keiner zu bemerken, als ganz alte, völlig unfähige und krüpelhafte Menſchen. Jemehr ich mich umſah, je genauer ich beobachtete, deſto weniger konnte ich weder von der geringen, noch von der mittlern Claſſe, weder am Morgen, noch den größten Theil des Tages, ja von keinem Alter und Geſchlecht, eigentliche Müſſiggänger finden.

Ich gehe in ein näheres Detail, um das was ich behaupte glaubwürdiger und anſchaulicher zu machen. Die kleinſten Kinder, ſind auf mancherley Weiſe beſchäftigt. Ein großer Theil derſelben trägt Kübe zum Verkauf von Santa Lucia in die Stadt; an-

dere

dere ſieht man ſehr oft in der Gegend des Arſenals, oder wo ſonſt etwas gezimmert wird wobey es Späne giebt, auch am Meere, welches Reiſer und kleines Holz auswirft, beſchäftigt, ſogar die kleinſten Stückchen in Körbchen aufzulesen. Kinder von einigen Jahren, die nur auf der Erde ſo hinkriechen, in Geſellſchaft älterer Knaben von fünf bis ſechs Jahren, beſchäftigen ſich mit dieſem kleinen Gewerbe. Sie gehen nachher mit den Körbchen tiefer in die Stadt, und ſetzen ſich mit ihren kleinen Holzportionen gleichſam zu Markte. Der Handwerker, der kleine Bürger, kauft es ihnen ab, brennt es auf ſeinem Dreyfuß zu Kohlen, um ſich daran zu erwärmen, oder verbraucht es in ſeiner ſparſamen Küche.

Andere Kinder tragen das Waſſer der Schwefelquellen, welches beſonders im Frühjahr ſehr ſtark getrunken wird, zum Verkauf herum. Andere ſuchen einen kleinen Gewinn, indem ſie Obſt, geſponnenen Honig, Kuchen und Zuckerwaare einkaufen und wieder als kindiſche Handelsleute den übrigen Kindern anbieten und verkaufen; allenfalls, nur um ihren Theil daran umſonſt zu haben. Es iſt wirklich artig anzuſehen, wie ein ſolcher Junge, deſſen ganzer Kram und Geräthſchaft in einem Beil und Meſſer beſteht, eine Waſſermelone oder einen halben gebratenen Kürbis herum trägt, wie ſich um ihn eine Schar Kinder verſammlet, wie er ſein Beil niederlegt, und die Frucht in kleine Stücke zu zertheilen anfängt. Die Käufer ſpan-

nen ſehr ernſthaft, ob ſie auch für ihr klein Stück-chen Kupfergeld genug erhalten ſollen; und der kleine Handelsmann traktirt gegen die Begierigen die Sache eben ſo bedächtig, damit er ja nicht um ein Stückchen betrogen werde. Ich bin überzeugt, daß man, bey längerem Aufenthalt, noch manche Beyſpiele ſolches kindiſchen Erwerbes ſammlen könnte.

Eine ſehr große Anzahl von Menſchen, theils mittlern Alters, theils Knaben, welche meiſtentheils ſehr ſchlecht gekleidet ſind, beſchäftigen ſich, das Kehricht auf Eſeln aus der Stadt zu bringen. Das nächſte Feld um Neapel iſt nur Ein Küchengarten, und es iſt eine Freude zu ſehen, welche unſägliche Menge von Küchengewächſen alle Markttage herein geſchaft wird; und wie die Induſtrie der Menſchen ſogleich die überflüſſigen, von der Köchin verworfenen Theile wieder in die Felder ſchaft, um den Cirkel der Vegetation zu beſchleunigen. Bey der unglaublichen Conſumtion von Gemüſen, machen wirklich die Strünke und Blätter von Blumenkohl, Broccoli, Artiſchocken, Kohl, Salat, Knoblauch, einen großen Theil des neapolitaniſchen Kehrichts aus; dieſem wird denn auch beſonders nachgeſtrebt. Zwey große biegſame Körbe hängen auf dem Rücken eines Eſels, und werden nicht allein ganz voll gefüllt, ſondern noch auf jeden mit beſonderer Kunſt ein Haufen aufgethürmt. Kein Garten kann ohne einen ſolchen Eſel beſtehen. Ein Knecht, ein Knabe, manchmal der Patron ſelbſt, eilen

des Tages ſo oft als möglich nach der Stadt, die ihnen zu allen Stunden eine reiche Schazgrube iſt. Wie aufmerkſam dieſe Sammler auf den Miſt der Pferde und Maulthiere ſind, läßt ſich denken. Ungern verlaſſen ſie die Straße wenn es Nacht wird; und die Reichen, die nach Mitternacht aus der Oper fahren, denken wohl nicht, daß ſchon vor Anbruch des Tages ein emſiger Menſch ſorgfältig die Spuren ihrer Pferde aufſuchen wird. Man hat mir verſichert, daß ein paar ſolche Leute, die ſich zuſammen thun, ſich einen Eſel kaufen, und einem größern Beſitzer ein Stückchen Krautland abpachten, durch anhaltenden Fleiß in dem glücklichen Clima, in welchem die Vegetation niemals unterbrochen wird, es bald ſo weit bringen, daß ſie ihr Gewerbe anſehnlich erweitern.

Ich würde zuweit aus meinem Wege gehen, wenn ich hier von der mannigfaltigen Krämerey ſprechen wollte, welche man mit Vergnügen in Neapel, wie in jedem andern großen Orte bemerkt: allein ich muß doch hier von den Herumträgern ſprechen, weil ſie der letztern Claſſe des Volks beſonders angehören. Einige gehen herum mit Fäßchen Eiswaſſer, und Citronen, um überall gleich Limonade machen zu können, einen Trank, den auch der Geringſte nicht zu entbehren vermag; andere, mit Credenztellern, auf welchen Flaſchen mit verſchiedenen Liqueuren und Spitzgläſern, in hölzernen Ringen vor dem Falle geſichert ſtehen; andere tragen Körbe,

allerley Backwerk, Näſcherey, Citronen und anderes Obſt umher; und es ſcheint, als wolle jeder das groſſe Feſt des Genuſſes, das in Neapel alle Tage gefeyert wird, mit genieſſen und vermehren.

Wie dieſe Art Herumträger geſchäftig ſind, ſo giebt es noch eine Menge von kleinen Krämern, welche gleichfalls herumgehen, und ohne viele Umſtände auf einem Bret, in einem Schachteldeckel, ihre Kleinigkeiten, oder auf Plätzen, geradezu auf flacher Erde, ihren Kram ausbieten. Da iſt nicht von einzelnen Waaren die Rede, die man auch in gröſsern Läden fände, es iſt der eigentliche Trödelkram. Kein Stückchen Eiſen, Leder, Tuch, Leinewand, Filz, das nicht wieder als Trödelwaare zu Markte käme, und das nicht wieder von einem oder dem andern gekauft würde. Noch ſind viele Menſchen der niedern Claſſe bey Handelsleuten und Handwerkern, als Beyläufer und Handlanger, beſchäftiget.

Es iſt wahr, man thut nur wenig Schritte, ohne einem ſehr übelgekleideten, ja ſogar einem zerlumpten Menſchen zu begegnen; aber dieſer iſt deswegen noch kein Faullenzer, kein Tagedieb! Ja ich möchte faſt das Paradoxon aufſtellen, daß zu Neapel, verhältnißmäßig, vielleicht noch die meiſte Induſtrie in der ganz niedern Claſſe zu finden ſey. Freylich dürfen wir ſie nicht mit einer nordiſchen Induſtrie vergleichen, die nicht allein für Tag und Stunde, ſondern am guten und heitern Tage für den böſen und trüben, im Sommer für den

Winter zu ſorgen hat. Dadurch daß der Nordländer zur Vorſorge, zur Einrichtung, von der Natur gezwungen wird; daß die Hausfrau einſalzen und räuchern muß, um die Küche im Winter zu verſorgen; daß der Mann den Holz- und Fruchtvorrath, das Futter für das Vieh, nicht aus der Acht laſſen darf, u. ſ. w. werden die ſchönſten Tage und Stunden dem Genuß entzogen und der Arbeit gewidmet. Einen groſſen Theil des Jahres entfernt man ſich gern aus der freyen Luft, und verwahrt ſich in Häuſern vor Sturm, Regen, Schnee und Kälte; unaufhaltſam folgen die Jahreszeiten aufeinander, und jeder, der nicht zu Grunde gehen will, muß ein Haushälter werden. Denn es iſt hier gar nicht die Frage, ob er entbehren *wollte*? Er darf nicht entbehren wollen, er *kann* nicht entbehren wollen, denn er kann nicht entbehren; die Natur zwingt ihn zu ſchaffen, vorzuarbeiten. Gewiß haben dieſe Natur-Wirkungen, welche ſich Jahrtauſende gleichbleiben, den Charakter der in ſo manchem Betracht ehrwürdigen nordiſchen Nationen beſtimmt. Dagegen beurtheilen wir die *ſüdlichen* Völker, mit welchen der Himmel ſo gelinde umgegangen iſt, aus *unſerm* Geſichtspunkte zu ſtrenge. Was Herr von *Paw* in ſeinen Recherches sur les Grecs bey Gelegenheit, da er von den cyniſchen Philoſophen ſpricht, zu äußern wagt, paßt völlig hieher. Man mache ſich, glaubt er, von dem elenden Zuſtande ſolcher Menſchen nicht den richtigſten Begriff; ihren Grund;

ſatz, alles zu entbehren, habe ein Clima ſehr begünſtigt das alles gewährt. Ein armer, uns elend ſcheinender Menſch, könne in den dortigen Gegenden die nöthigſten und nächſten Bedürfniſſe nicht allein befriedigen, ſondern die Welt aufs ſchönſte genießen; und eben ſo würde ein ſogenannter neapolitaniſcher Bettler die Stelle eines Alekönigs in Norwegen leicht verſchmähen, und die Ehre ausſchlagen, wenn ihm die Kaiſerin von Rußland das Gouvernement von Sibirien übertragen wollte.

Gewiß würde in unſern Gegenden ein cyniſcher Philoſoph ſchlecht ausdauren; da hingegen in ſüdlichen Ländern die Natur gleichſam dazu einladet. Der zerlumpte Menſch iſt dort noch nicht nakt; derjenige, der weder ein eigenes Haus hat, noch zur Miethe wohnet, ſondern im Sommer unter den Ueberdächern, auf den Schwellen der Palläſte und Kirchen, in öffentlichen Hallen, die Nacht zubringt, und ſich bey ſchlechtem Wetter irgendwo gegen ein geringes Schlafgeld unterſteckt, iſt deßwegen noch nicht verſtoßen und elend; ein Menſch noch nicht arm, weil er nicht für den andern Tag geſorgt hat. Wenn man nur bedenkt, was das fiſchreiche Meer, von deſſen Producten ſich jene Menſchen geſetzmäßig einige Tage der Woche nähren müſſen, für eine Maſſe von Nahrungsmitteln anbietet; wie allerley Obſt und Gartenfrüchte, zu jeder Jahreszeit in Ueberfluß zu haben ſind; wie die Gegend, worin Neapel liegt, den Namen Terra di Lavoro

(nicht das Land der Arbeit, ſondern das Land des Ackerbaues) ſich verdienet hat, und die ganze Provinz den Ehrentitel der glücklichen Gegend, Campagna felice, ſchon Jahrhunderte trägt: ſo läßt ſich wohl begreifen, wie leicht dort zu leben ſeyn möge.

Ueberhaupt würde jenes Paradoxon, welches ich oben gewagt habe, zu manchen Betrachtungen Anlaß geben, wenn jemand ein ausführliches Gemählde von Neapel zu ſchreiben unternehmen ſollte; wozu denn freylich kein geringes Talent, und manches Jahr Beobachtung erforderlich ſeyn möchte. Man würde alsdann im Ganzen vielleicht bemerken, daß der ſogenannte Lazarone nicht um ein Haar unthätiger iſt als alle übrige Claſſen. Man würde aber auch bemerken, daß alle in ihrer Art nicht arbeiten, um blos zu leben, ſondern um zu genießen, und daß ſie ſogar bey der Arbeit des Lebens froh werden wollen; was dann wohl viel dazu beytragen mag, daß die Handwerker, beynahe durchaus, gegen die nordiſchen Gegenden ſehr zurück ſind; daß Fabriken nicht zu Stande kommen; daß, auſſer Sachwaltern und Aerzten, in Verhältniß mit der groſſen Maſſe von Menſchen, wenig Gelehrſamkeit angetroffen wird, ſo verdiente Männer ſich auch im einzelnen bemühen mögen; daß kein Mahler der neapolitaniſchen Schule jemals gründlich geweſen und groß geworden iſt; daß ſich die Geiſtlichen im Müßiggange am wohlſten ſeyn laſſen, und daß auch die Groſſen ihre Güter meiſt

nur in ſinnlichen Freuden, Pracht und Zerſtreuung genießen mögen.

Ich weiß wohl, daß dieß viel zu allgemein geſagt iſt, und daß die Charakterzüge jeder Claſſe nur erſt nach einer genauern Bekanntſchaft und Beobachtung rein gezogen werden können: allein im Ganzen würde man doch, glaube ich, auf dieſe Reſultate treffen.

Ich kehre wieder zu dem geringen Volke in Neapel zurück. Man bemerkt bey ihnen, wie bey frohen Kindern, denen man etwas aufträgt, daß ſie zugleich ihr Geſchäft verrichten, und zugleich einen Scherz aus dem Geſchäfte machen. Auch iſt dieſe Claſſe von Menſchen eines ſehr lebhaften Geiſtes, und zeigt durchaus einen richtigen Blick. Ihre Sprache ſoll figürlich, ihr Witz ſehr lebhaft und beißend ſeyn. Das alte Atella lag in der Gegend von Neapel, und wie ihr geliebter Pulcinell noch jene Spiele fortſetzt, ſo nimmt die ganz gemeine Claſſe von Menſchen noch jetzt Antheil an dieſer Laune. Wovon ein andermal.

6.

Plinius Naturgeſchichte

drittes Buch, fünftes Capitel.

„Ja Campanien allein wäre einer weitläuftigen Beſchreibung werth.

So glücklich, anmuthig, ſelig ſind jene Gegenden,

daß man erkennt, an dieſem Orte habe die Natur ſich ihres Werks erfreut.

Denn dieſe Lebensluft, dieſe immer heilſame Milde des Himmels, ſo fruchtbare Felder, ſo ſonnige Hügel, ſo unſchädliche Waldungen, ſo ſchattige Haine, ſo nutzbare Wälder, ſo luſtige Berge, ſo ausgebreitete Saaten, ſolch eine Fülle von Reben und Oelbäumen, ſo edle Wolle der Schafe, ſo fette Nacken der Stiere, ſo viel Seen, ſo ein Reichthum von durchwäſſernden Flüſſen und Quellen, ſo viele Meere, ſo viele Hafen! Die Erde ſelbſt die ihren Schoos überall dem Handel eröffnet, und gleichſam dem Menſchen nachzuhelfen begierig, ihre Arme in das Meer hinaus ſtreckt.

Ich erwähne nicht die Fähigkeiten der Menſchen, ihre Gebräuche, ihre Kräfte, und wie viele Völker ſie durch Sprache und Hand überwunden haben.

Von dieſem Lande fällten die Griechen das ehrenvollſte Urtheil, ein Volk das ſich ſelbſt unmäßig zu rühmen pflegte, indem ſie einen Theil davon **Großgriechenland** nannten."

Lebensgenuß des Volks in und um Neapel.

Eine ausgezeichnete Fröhlichkeit erblickt man da überall mit dem größten theilnehmenden Vergnügen. Die vielfarbigen bunten Blumen und Früchte, mit welchen die Natur ſich ziert, ſcheinen den Menſchen einzuladen, ſich und alle ſeine Geräthſchaften, mit ſo hohen Farben

als möglich auszuputzen. Seidene Tücher und Binden, Blumen auf den Hüthen, ſchmücken einen jeden, der es einigermaßen vermag. Stühle und Commoden in den geringſten Häuſern ſind, auf vergoldetem Grund mit bunten Blumen geziert. Sogar die einſpännigen Caleſchen ſind hochroth angeſtrichen, das Schnitzwerk vergoldet, die Pferde davor mit gemachten Blumen, hochrothen Quaſten, und Rauſchgold ausgeputzt. Manche haben Federbüſche, andere ſogar kleine Fähnchen auf den Köpfen, die ſich im Laufen nach jeder Bewegung drehen. Wir pflegen gewöhnlich die Liebhaberey zu bunten Farben barbariſch und geſchmacklos zu nennen; ſie kann es auch auf gewiſſe Weiſe ſeyn und werden: allein unter einem recht heitern und blauen Himmel iſt eigentlich nichts bunt, denn nichts vermag den Glanz der Sonne und ihren Widerſchein im Meer zu überglänzen. Die lebhafteſte Farbe wird durch das gewaltige Licht gedämpft, und weil alle Farben, jedes Grün der Bäume und Pflanzen, das gelbe, braune, rothe Erdreich, in völliger Kraft auf das Auge wirken: ſo treten dadurch ſelbſt die farbigen Blumen und Kleider in die allgemeine Harmonie. Die ſcharlachnen Weſten und Röcke der Weiber von Nettuno, mit breitem Gold und Silber beſetzt, die andern farbigen Nationaltrachten, die gemahlten Schiffe, alles ſcheint ſich zu beeifern, unter dem Glanze des Himmels und des Meers einigermaßen ſichtbar zu werden.

Und wie ſie leben, ſo begraben ſie auch ihre Todten;

da ſtört kein ſchwarzer langſamer Zug die Harmonie der luſtigen Welt.

Ich ſah ein Kind zu Grabe tragen. Ein rothſamtener, großer, mit Gold breit geſtikter Teppich überdeckte eine breite Bahre, darauf ſtand ein geſchnitztes, ſtark vergoldetes und verſilbertes Käſtchen, worin das weißgekleidete Todte mit roſenfarbnen Bändern ganz überdeckt lag. Auf den vier Ecken des Käſtchens waren vier Engel, ohngefähr jeder zwey Fuß hoch, angebracht, welche große Blumenbüſchel in Händen über das Kind hielten, und, weil ſie unten nur an Drähten beſeſtigt waren, ſo wie die Bahre ſich bewegte, gleichfalls wackelten, und über das Kind Blumengerüche auszuſtreuen ſchienen. Die Engel bewegten ſich um deſto heftiger, als der Zug ſehr über die Straßen wegeilte, und die vorangehenden Prieſter und die Kerzenträger, mehr liefen als gingen.

Es iſt keine Jahreszeit wo man ſich nicht überall von Eßwaaren umgeben ſähe, und der Neapolitaner freut ſich nicht allein des Eſſens, ſondern er will auch daß die Waare zum Verkauf ſchön aufgeputzt ſey.

Bey Santa Lucia ſind die Fiſche nach ihren Gattungen meiſt in reinlichen und artigen Körben, Krebſe, Auſtern, Scheiden, kleine Muſcheln, jedes beſonders, aufgetiſcht und mit grünen Blättern unterlegt. Die Läden von getrocknetem Obſt und Hülſenfrüchten ſind auf das mannigfaltigſte heraus geputzt. Die ausgebreiteten

Pomeranzen und Citronen, von allen Sorten, mit dazwiſchen hervorſtechendem grünen Laub, dem Auge ſehr erfreulich. Aber nirgends putzen ſie mehr als bey den Fleiſchwaaren, nach welchen das Auge des Volks beſonders lüſtern gerichtet iſt, weil der Appetit durch periodiſches Entbehren nur mehr gereizt wird.

In den Fleiſchbänken hängen die Theile der Ochſen, Kälber, Schöpſe niemals aus, ohne daß neben dem Fette zugleich die Seite, oder die Keule ſtark vergoldet ſey. Es ſind verſchiedene Tage im Jahr, beſonders die Weihnachtsfeyertage, als Schmausfeſte berühmt. Es iſt alsdann eine allgemeine Cocagna, wozu ſich 500,000 Menſchen das Wort gegeben haben. Dann iſt aber auch die Straße Toledo, und neben ihr mehrere Straßen und Plätze, auf das appetitlichſte verziert. Die Boutiquen, wo grüne Sachen verkauft werden, wo Roſinen, Melonen und Feigen aufgeſetzt ſind, erfreuen das Auge auf das allerangenehmſte. Die Eßwaaren hängen in Guirlanden über die Straßen hinüber; große Paternoſter von vergoldeten, mit rothen Bändern gebundenen Würſten; welſche Hähne, welche alle eine rothe Fahne unter dem Bürzel ſtecken haben. Man verſicherte, daß deren 30,000 verkauft worden, ohne die zu rechnen, welche die Leute im Hauſe gemäſtet hatten. Außer dieſen werden noch eine Menge Eſel, mit grüner Waare, Kapaunen und jungen Lämmern beladen, durch die Stadt und über den Markt getrieben, und die Haufen Eyer, welche

man hier und da ſieht, ſind ſo groß, da man ſich ihrer niemals ſoviel beyſammen gedacht hat. Und nicht genug, daß alles dieſes verzehret wird; alle Jahre reitet ein Polizeydiener mit einem Trompeter durch die Stadt, und verkündiget auf allen Plätzen und Kreuzwegen, wieviel tauſend Ochſen, Kälber, Lämmer, Schweine, u. ſ. w. der Neapolitaner verzehret habe. Das Volk höret aufmerkſam zu, freut ſich unmäßig über die großen Zahlen, und jeder erinnert ſich des Antheils an dieſem Genuſſe mit Vergnügen.

Was die Mehl- und Milchſpeiſen betrifft, welche unſere Köchinnen ſo mannigfaltig zu bereiten wiſſen, iſt für jenes Volk, das ſich in dergleichen Dingen gerne kurz faßt und keine wohl eingerichtete Küche hat, doppelt geſorgt. Die Maccaroni, ein zarter, ſtark durchgearbeiteter, gekochter, in gewiſſe Geſtalten gepreßter Teig von feinem Mehle, ſind von allen Sorten überall um ein Geringes zu haben. Sie werden meiſtens nur in Waſſer abgekocht, und der geriebene Käſe ſchmalzt und würzt zugleich die Schüſſel. Faſt an der Ecke jeder großen Straſſe ſind die Backwerkverfertiger mit ihren Pfannen voll ſiedenden Oels, beſonders an Faſttagen beſchäftiget, einem jeden Fiſche und Backwerk nach ſeinem Verlangen ſogleich zu bereiten. Dieſe Leute haben einen unglaublichen Abgang, und viele tauſend Menſchen tragen ihr Mittag- und Abendeſſen von da auf einem Stückchen Papier davon. Beſonders ſind die

Werkſtätte dieſer Friggiori am Tage des heiligen Joſephs, ihres Patrons, ſehr luſtig anzuſehen. Die Bude iſt mit dem Bilde des Heiligen; und mit vielen Gemählden von Seelen welche im Fegefeuer leiden, als eine Anſpielung auf die Flammen, wodurch die Fiſche gar werden, geziert. Eine große Pfanne wird über einem Ofen geheizet; einige machen den Teig zurechte, andere tragen die Stücke in das ſiedende Oel; die beyden Perſonen aber, welche mit großen zweyzinkigen Gabeln die gebackenen Kränzchen herausheben, ſind die merkwürdigſten: ſie ſtellen Engel vor; wie ſie aber ſolche vorſtellen, wird niemand errathen.

Durch den Begriff, daß Engel große ſchöne goldene Haarlocken haben müſſen, geleitet, mag man wohl bey großen Prozeſſionen den Knaben, welche als Engel dabey erſcheinen ſollten, blonde Perrücken aufgeſetzt haben; vielleicht ſind dieſe Perrücken durch die Zeit kahl geworden, oder man hat ſie nicht immer ſo reichlockig haben können; genug in einem Lande, wo meiſt ein jeder ſein eigenes Haar trägt, ſind nur die Begriffe von Perrücke und Engel in Verbindung geblieben, und der Hauptbegriff von Locke iſt ganz verloren gegangen: ſo daß dieſe beyden Kerle, welche übrigens ſo zerlumpt als der geringſte Neapolitaner ausſehen, ſchon ihre Würde als Engel zu behaupten glauben, wenn ſie irgend eine alte Perrücke auf das eine Ohr ſetzen, übrigens ſein fleißig in die Pfanne fahren, und ſo die guten Geiſter vorſtel-

len, welche die Seelen aus dem Fegefeuer herausholen. Dieſe wunderliche Dekoration, ein unbändiges Geſchrey, noch mehr aber der wohlfeile Preis an dieſem Tage, zieht eine Menge Käufer herbey, welche ihren Appetit für ein Geringes befriedigen, und zugleich ein andächtiges Gebet für die gebenedeyten Seelen im Fegfeuer abſenden.

7.

Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Styl.

Es ſcheint nicht überflüßig zu ſeyn, genau anzuzeigen, was wir uns bey dieſen Worten denken, welche wir öfters brauchen werden. Denn wenn man ſich gleich auch derſelben ſchon lange in Schriften bedient, wenn ſie gleich durch theoretiſche Werke beſtimmt zu ſeyn ſcheinen; ſo braucht denn doch jeder ſie meiſtens in einem eignen Sinne, und denkt ſich mehr oder weniger dabey, je ſchärfer oder ſchwächer er den Begriff gefaßt hat, der dadurch ausgedruckt werden ſoll.

Einfache Nachahmung der Natur.

Wenn ein Künſtler, bey dem man das natürliche Talent vorausſetzen muß, in der frühſten Zeit, nachdem er nur einigermaßen Auge und Hand an Muſtern geübt, ſich an die Gegenſtände der Natur wendete, mit

Treue und Fleiß ihre Geſtalten, ihre Farben, auf das genaueſte nachahmte, ſich gewiſſenhaft niemals von ihr entfernte, jedes Gemählde das er zu fertigen hätte wieder in ihrer Gegenwart anfinge und vollendete; ein ſolcher würde immer ein ſchätzenswerther Künſtler ſeyn: denn es könnte ihm nicht fehlen, daß er in einem unglaublichen Grade wahr würde, daß ſeine Arbeiten ſicher, kräftig und reich ſeyn müßten.

Wenn man dieſe Bedingungen genau überlegt, ſo ſieht man leicht, daß eine zwar fähige aber beſchränkte Natur, angenehme aber beſchränkte Gegenſtände, auf dieſe Weiſe behandlen könne.

Solche Gegenſtände müſſen leicht und immer zu haben ſeyn; ſie müſſen bequem geſehen und ruhig nachgebildet werden können; das Gemüth, das ſich mit einer ſolchen Arbeit beſchäftigt, muß ſtill, in ſich gekehrt, und in einem mäßigen Genuß genügſam ſeyn.

Dieſe Art der Nachbildung würde alſo bey ſogenannten todten oder ſtilliegenden Gegenſtänden, von ruhigen, treuen, eingeſchränkten Menſchen in Ausübung gebracht werden. Sie ſchließt ihrer Natur nach eine hohe Vollkommenheit nicht aus.

Manier.

Allein gewöhnlich wird dem Menſchen eine ſolche Art zu verfahren zu ängſtlich, oder nicht hinreichend. Er ſieht eine Uebereinſtimmung vieler Gegenſtände, die

er

er nur in ein Bild bringen kann indem er das Einzelne aufopfert; es verdrießt ihn, der Natur ihre Buchſtaben im Zeichnen nur gleichſam nachzubuchſtabieren; er erfindet ſich ſelbſt eine Weiſe, macht ſich ſelbſt eine Sprache, um das, was er mit der Seele ergriffen, wieder nach ſeiner Art auszudrücken, einem Gegenſtande den er öfters wiederholt hat, eine eigne bezeichnende Form zu geben, ohne, wenn er ihn wiederholt, die Natur ſelbſt vor ſich zu haben, noch auch ſich geradezu ihrer ganz lebhaft zu erinnern.

Nun wird es eine Sprache, in welcher ſich der Geiſt des Sprechenden unmittelbar ausdrückt und bezeichnet. Und wie die Meynungen über ſittliche Gegenſtände ſich in der Seele eines jeden der ſelbſt denkt, anders reihen und geſtalten: ſo wird auch jeder Künſtler dieſer Art, die Welt anders ſehen, ergreifen und nachbilden, er wird ihre Erſcheinungen bedächtiger oder leichter faſſen, er wird ſie geſetzter oder flüchtiger wieder hervorbringen.

Wir ſehen daß dieſe Art der Nachahmung am geſchickteſten bey Gegenſtänden angewendet wird, welche in einem großen Ganzen viele kleine ſubordinirte Gegenſtände enthalten. Dieſe letzteren müſſen aufgeopfert werden, wenn der allgemeine Ausdruck des großen Gegenſtandes erreicht werden ſoll, wie z. E. bey Landſchaften der Fall iſt, wo man ganz die Abſicht verfehlen würde, wenn man ſich ängſtlich beym Einzelnen auf-

halten, und den Begriff des Ganzen nicht vielmehr feſt halten wollte.

Styl.

Gelangt die Kunſt durch Nachahmung der Natur, durch Bemühung ſich eine allgemeine Sprache zu machen, durch genaues und tiefes Studium der Gegenſtände ſelbſt, endlich dahin, daß ſie die Eigenſchaften der Dinge und die Art wie ſie beſtehen, genau und immer genauer kennen lernt, daß ſie die Reihe der Geſtalten überſieht, und die verſchiedenen charakteriſtiſchen Formen neben einander zu ſtellen und nachzuahmen weiß: dann wird der Styl der höchſte Grad wohin ſie gelangen kann; der Grad, wo ſie ſich den höchſten menſchlichen Bemühungen gleichſtellen darf.

Wie die einfache Nachahmung auf dem ruhigen Daſeyn und einer liebevollen Gegenwart beruhet, die Manier eine Erſcheinung mit einem leichten fähigen Gemüth ergreift, ſo ruht der Styl auf den tiefſten Grundfeſten der Erkenntniß, auf dem Weſen der Dinge, in ſo fern uns erlaubt iſt es in ſichtbaren und greiflichen Geſtalten zu erkennen.

Die Ausführung des oben geſagten, würde ganze Bände einnehmen; man kann auch ſchon manches darüber in Büchern finden; der reine Begriff aber iſt allein

an der Natur und den Kunſtwerken zu ſtudiren. Wir fügen noch einige Betrachtungen hinzu, und werden, ſo oft von bildender Kunſt die Rede iſt, Gelegenheit haben uns dieſer Blätter zu erinnern.

Es läßt ſich leicht einſehen, daß dieſe drey hier von einander getheilten Arten, Kunſtwerke hervorzubringen, genau mit einander verwandt ſind, und daß eine in die andere ſich zart verlaufen kann.

Die einfache Nachahmung leicht faßlicher Gegenſtände, (wir wollen hier zum Beyſpiel Blumen und Früchte nehmen) kann ſchon auf einen hohen Grad gebracht werden. Es iſt natürlich, daß einer der Roſen nachbildet, bald die ſchönſten und friſcheſten Roſen kennen und unterſcheiden, und unter Tauſenden die ihm der Sommer anbietet, herausſuchen werde. Alſo tritt hier ſchon die Wahl ein, ohne daß ſich der Künſtler einen allgemeinen beſtimmten Begriff von der Schönheit der Roſe gemacht hätte. Er hat mit faßlichen Formen zu thun; alles kommt auf die mannichfaltige Beſtimmung und die Farbe der Oberfläche an. Die pelzige Pfirſche, die fein beſtaubte Pflaume, den glatten Apfel, die glänzende Kirſche, die blendende Roſe, die mannichfaltigen Nelken, die bunten Tulpen, alle wird er nach Wunſch im höchſten Grade der Vollkommenheit ihrer Blüthe und Reife in ſeinem ſtillen Arbeitszimmer vor ſich haben; er wird ihnen die günſtigſte Beleuchtung geben; ſein Aug wird ſich an die Harmonie der glänzenden Farben, gleich-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.

3-598-50924-3
FN. 18627453

sam spielend, gewöhnen; er wird alle Jahre dieselben Gegenstände zu erneuern wieder im Stande seyn, und durch eine ruhige nachahmende Betrachtung des simpeln Daseyns, die Eigenschaften dieser Gegenstände ohne mühsame Abstraction erkennen und fassen: und so werden die Wunderwerke eines Huysum, einer Rachel Ruysch entstehen, welche Künstler sich gleichsam über das Mögliche hinüber gearbeitet haben. Es ist offenbar, daß ein solcher Künstler nur deste grösser und entschiedener werden muß, wenn er zu seinem Talente noch ein unterrichteter Botaniker ist; wenn er von der Wurzel an den Einfluß der verschiedenen Theile auf das Gedeyen und den Wachsthum der Pflanze, ihre Bestimmung und wechselseitige Wirkungen erkennt; wenn er die successive Entwicklung der Blätter, Blumen, Befruchtung, Frucht, und des neuen Keimes einsiehet und überdenkt. Er wird alsdann nicht bloß durch die Wahl aus den Erscheinungen seinen Geschmack zeigen, sondern er wird uns auch durch eine richtige Darstellung der Eigenschaften zugleich in Verwunderung setzen und belehren. In diesem Sinne würde man sagen können, er habe sich einen Styl gebildet; da man von der andern Seite leicht einsehen kann, wie ein solcher Meister, wenn er es nicht gar so genau nähme, wenn er nur das Auffallende, Blendende leicht auszudrücken beflissen wäre, gar bald in die Manier übergehen würde.

Die einfache Nachahmung arbeitet also gleichsam im

Vorhofe des Styls. Je treuer, sorgfältiger, reiner sie zu Werke gehet, je ruhiger sie das, was sie erblickt, empfindet, je gelassener sie es nachahmt, jemehr sie sich dabey zu denken gewöhnt, das heißt, jemehr sie das Aehnliche zu vergleichen, das Unähnliche von einander abzusondern, und einzelne Gegenstände unter allgemeine Begriffe zu ordnen lernet: desto würdiger wird sie sich machen die Schwelle des Heiligthums selbst zu betreten.

Wenn wir nun ferner die Manier betrachten, so sehen wir, daß sie im höchsten Sinne und in der reinsten Bedeutung des Worts ein Mittel zwischen der einfachen Nachahmung und dem Styl seyn könne. Je mehr sie bey ihrer leichteren Methode sich der treuen Nachahmung nähert, je eifriger sie von der andern Seite das Charakteristische der Gegenstände zu ergreifen und faßlich auszudrucken sucht, jemehr sie beydes durch eine reine, lebhafte, thätige Individualität verbindet, desto höher, größer und respectabler wird sie werden. Unterläßt ein solcher Künstler sich an die Natur zu halten und an die Natur zu denken, so wird er sich immer mehr von der Grundfeste der Kunst entfernen, seine Manier wird immer leerer und unbedeutender werden, je weiter sie sich von der einfachen Nachahmung und von dem Styl entfernt.

Wir brauchen hier nicht zu wiederholen, daß wir das Wort Manier in einem hohen und respectablen Sinne

nehmen, daß also die Künstler, deren Arbeiten, nach unsrer Meynung, in den Kreis der Manier fallen, sich über uns nicht zu beschweren haben. Es ist uns blos angelegen, das Wort Styl in den höchsten Ehren zu halten, damit uns ein Ausdruck übrig bleibe um den höchsten Grad zu bezeichnen, welchen die Kunst je erreicht hat und je erreichen kann. Diesen Grad auch nur erkennen, ist schon eine große Glückseligkeit, und davon sich mit Verständigen unterhalten ein edles Vergnügen, das wir uns in der Folge zu verschaffen manche Gelegenheit finden werden.

8.

Von Arabesken.

Wir bezeichnen mit diesem Namen eine willkührliche und geschmackvolle mahlerische Zusammenstellung der mannichfaltigsten Gegenstände, um die innern Wände eines Gebäudes zu verzieren.

Wenn wir diese Art Mahlerey mit der Kunst im höhern Sinne vergleichen, so mag sie wohl tadelnswerth seyn und uns geringschätzig vorkommen, allein wenn wir billig sind, so werden wir derselben gern ihren Platz anweisen und gönnen.

Wir können, wo Arabesken hin gehören, am besten von den Alten lernen, welche in dem ganzen Kunstfache unsre Meister sind und bleiben werden.

Wir wollen suchen unsern Lesern anschaulich zu machen, auf welche Weise die Arabesken von den Alten gebraucht worden sind.

Die Zimmer in den Häusern des ausgegrabenen Pompeji sind meistentheils klein; durchgängig findet man aber, daß die Menschen die solche bewohnten alles um sich her gern verziert und durch angebrachte Gestalten veredelt sahen. Alle Wände sind glatt und sorgfältig abgetüncht, alle sind gemahlt; auf einer Wand von mäßiger Höhe und Breite findet man in der Mitte ein Bildchen angebracht, das meistens einen mythologischen Gegenstand vorstellt. Es ist oft nur zwischen zwey und drey Fuß lang und proportionirlich hoch, und hat als Kunstwerk mehr oder weniger Verdienst. Die übrige Wand ist in Einer Farbe abgetüncht; die Einfassung derselben besteht aus so genannten Arabesken. Stäbchen, Schnirkel, Bänder, aus denen hie und da eine Blume oder sonst ein lebendiges Wesen hervorblickt, alles ist meistentheils sehr leicht gehalten, und alle diese Zieraten, scheint es, sollen nur diese einfarbige Wand freundlicher machen und indem sich ihre leichten Züge gegen das Mittelstück bewegen, dasselbe mit dem Ganzen in Harmonie bringen.

Wenn wir den Ursprung dieser Verzierungsart näher betrachten, so werden wir sie sehr vernünftig finden. Ein Hausbesitzer hatte nicht Vermögen genug, seine ganzen Wände mit würdigen Kunstwerken zu bedecken.

und wenn er es gehabt hätte, wäre es nicht einmal rathsam gewesen; denn es würden ihn Bilder mit lebensgroßen Figuren in seinem kleinen Zimmer nur geängstigt, oder eine Menge kleiner neben einander ihn nur zerstreuet haben. Er verziert also seine Wände nach dem Maße seines Beutels auf eine gefällige und unterhaltende Weise; der einfarbige Grund seiner Wände mit den farbigen Zieraten auf demselben giebt seinen Augen immer einen angenehmen Eindruck. Wenn er für sich zu denken und zu thun hat, zerstreuen und beschäftigen sie ihn nicht, und doch ist er von angenehmen Gegenständen umgeben. Will er seinen Geschmack an Kunst befriedigen, will er denken, einen höhern Sinn ergötzen, so sieht er seine Mittelbildchen an, und erfreut sich an ihrem Besitz.

Auf diese Weise wären also Arabesken jener Zeit nicht eine Verschwendung sondern eine Ersparniß der Kunst gewesen! Die Wand sollte und konnte nicht ein ganzes Kunstwerk seyn, aber sie sollte doch ganz verziert, ein ganz freundlicher und fröhlicher Gegenstand werden, und in ihrer Mitte ein proportionirliches gutes Kunstwerk enthalten, welches die Augen anzöge und den Geist befriedigte.

Die meisten dieser Stücke sind nunmehr aus den Wänden heraus gehoben und nach Portici gebracht, die Wände mit ihren Farben und Zieraten stehen noch mei-

ſtentheils freyer Luft ausgeſetzt und müſſen nach und nach zu Grunde gehen.

Wie wünſchenswerth wäre es, daß man nur einige ſolche Wände im Zuſammenhang, wie man ſie gefunden, in Kupfer mitgetheilt hätte; ſo würde das, was ich hier ſage, einem jeden ſogleich in die Augen fallen.

Ich glaube noch eine Bemerkung gemacht zu haben, woraus mir deutlich wird, wie die beſſern Künſtler damaliger Zeit dem Bedürfniß der Liebhaber entgegen gearbeitet haben. Die Mittelbilder der Wände, ob ſie gleich auch auf Tünche gemahlt ſind, ſcheinen doch nicht an dem Orte, wo ſie ſich gegenwärtig befinden, gefertigt worden zu ſeyn: es ſcheint als habe man ſie erſt herbey gebracht, an die Wand befeſtigt, und ſie daſelbſt eingetüncht und die übrige Fläche umher gemahlt.

Es iſt ſehr leicht aus Kalk und Puzzolane feſte und transportable Tafeln zu fertigen. Wahrſcheinlich hatten gute Künſtler ihren Aufenthalt in Neapel, und mahlten mit ihren Schülern ſolche Bilder in Vorrath; von daher holte ſich der Bewohner eines Landſtädtchens, wie Pompeji war, nach ſeinem Vermögen ein ſolches Bild, Tüncher und ſubordinirte Künſtler, welche fähig waren Arabesken hinzuzeichnen, fanden ſich eher, und ſo ward das Bedürfniß eines jeden Hausbeſitzers befriedigt.

Man hat in dem Gewölbe eines Hauſes zu Pompeji ein paar ſolche Tafeln los und an die Wand gelehnt ge-

funden; und daraus hat man ſchließen wollen, die Einwohner hätten bey der Eruption des Veſuv Zeit gehabt, ſolche von den Wänden abzuſägen, in der Abſicht ſie zu retten. Allein es ſcheint mir dieſes in mehr als einem Sinne höchſt unwahrſcheinlich, und ich bin vielmehr überzeugt, daß es ſolche angeſchafte Tafeln geweſen, welche noch erſt in einem Gebäude hätten angebracht werden ſollen.

Fröhlichkeit, Leichtſinn, Luſt zum Schmuck, ſcheinen die Arabesken erfunden und verbreitet zu haben, und in dieſem Sinn mag man ſie gerne zulaſſen; beſonders wenn ſie, wie hier, der beſſern Kunſt gleichſam zum Rahmen dienen, ſie nicht ausſchließen, ſie nicht verdrängen, ſondern ſie nur noch allgemeiner, den Beſitz guter Kunſtwerke möglicher machen.

Ich würde deßwegen nie gegen ſie eifern, ſondern nur wünſchen, daß der Werth der höchſten Kunſtwerke erkannt würde. Geſchieht das, ſo tritt alle ſubordinirte Kunſt, bis zum Handwerk herunter, an ihren Platz, und die Welt iſt ſo groß und die Seele hat ſo nöthig ihren Genuß zu vermannichfaltigen, daß uns das geringſte Kunſtwerk an ſeinem Platz immer ſchätzbar bleiben wird.

In den Bädern des Titus zu Rom ſieht man auch noch Ueberbleibſel dieſer Mahlerey. Lange gewölbte Gänge, groſſe Zimmer, ſollten gleichſam nur geglättet und gefärbt, mit

ſo wenig Umſtänden als möglich verziert werden. Man weiß, mit welcher Sorgfalt die Alten ihre Mauern abtünchten, welche Marmorglätte und Feſtigkeit ſie der Tünche zu geben wußten. Dieſe reine Fläche mahlten ſie mit Wachsfarben, die ihre Schönheit bis jetzt noch kaum verloren haben, und in ihrer erſten Zeit, wie mit einem glänzenden Firniß überzogen waren. Schon alſo, wie geſagt, ergötzte ein ſolcher gewölbter Gang durch Glätte, Glanz, Farbe, Reinlichkeit, das Auge. Die leichte Zierde, der gefällige Schmuck kontraſtirte gleichſam mit den groſſen, einfachen, architektoniſchen Maſſen, machte ein Gewölbe zur Laube und einen dunklen Saal zur bunten Welt. Wo ſie ſolid verzieren ſollten und wollten, fehlte es ihnen weder an Mitteln noch an Sinn, wovon ein andermal die Rede ſeyn wird.

Die berühmten Arabesken, womit Raphael einen Theil der Logen des Vatikans ausgeziert, ſind freylich ſchon in einem andern Sinne; es iſt als wenn er verſchwenderiſch habe zeigen wollen, was er erfinden, und was die Anzahl geſchickter Leute, welche mit ihm waren, ausführen konnte. Hier iſt alſo ſchon nicht mehr jene weiſe Sparſamkeit der Alten, die nur gleichſam eilten mit einem Gebäude fertig zu werden, um es genieſſen zu können: ſondern hier iſt ein Künſtler, der für den Herrn der Welt arbeitet, und ſich ſowohl als jenem ein Denkmal

der Fülle und des Reichthums errichten will. Am meiſten im Sinne der Alten, dünken mich die Arabesken in einem Zimmerchen der Villa, welche Raphael mit ſeiner Geliebten bewohnte. Hier findet man, an den Seiten der gewölbten Decke, die Hochzeit Alexanders und Roxanens, und ein ander geheimnißvoll allegoriſches Bild, wahrſcheinlich die Gewalt der Begierden vorſtellend. An den Wänden ſieht man kleine Genien und ausgewachſene männliche Geſtalten, die auf Schnirkeln und Stäben gaukeln, und ſich heftiger und munterer bewegen. Sie ſcheinen zu balanciren, nach einem Ziel zu eilen, und was alles die Lebensluſt für Bewegungen einflößen mag. Das Bruſtbild der ſchönen Fornarina iſt viermal wiederholt, und die halb leichtſinnigen, halb ſoliden Zierate in dieſes Zimmerchens athmen Freude, Leben und Liebe. Er hat wahrſcheinlicherweiſe nur einen Theil davon ſelbſt gemahlt, und es iſt um ſo reizender, weil er hier viel hätte machen können, aber weniger, und eben was genug war, machen wollte.

9.

Volksgeſang.

Venedig.

Es iſt bekannt, daß in Venedig die Gondoliere groſſe Stellen aus Arioſt und Taſſo auswendig wiſſen, und

solche auf ihre eigne Melodie zu singen pflegen. Allein dieses Talent scheint gegenwärtig seltner geworden zu seyn; wenigstens konnte ich erst mit einiger Bemühung zwey Leute auffinden, welche mir in dieser Art eine Stelle des Tasso vortrugen.

Es gehören immer zwey dazu, welche die Strophen wechselsweise singen. Wir kennen die Melodie ungefähr durch Rousseau, dessen Liedern sie beygedruckt ist; sie hat eigentlich keine melodische Bewegung, und ist eine Art von Mittel zwischen dem Canto fermo und dem Canto figurato; jenem nähert sie sich durch recitativische Deklamation, diesem, durch Passagen und Läufe, wodurch eine Sylbe aufgehalten und verziert wird.

Ich bestieg bey hellem Mondschein eine Gondel, ließ den einen Sänger vorn, den andern hinten hin treten, und fuhr gegen St. Georgio zu. Einer fieng den Gesang an, nach vollendeter Strophe begann der Andere, und so wechselten sie mit einander ab. Im Ganzen schienen es immer dieselbigen Noten zu bleiben, aber sie gaben, nach dem Inhalt der Strophe, bald der einen oder der andern Note mehr Werth, veränderten auch wohl den Vortrag der ganzen Strophe, wenn sich der Gegenstand des Gedichtes veränderte.

Ueberhaupt aber war ihr Vortrag rauh und schreyend. Sie schienen, nach Art aller ungebildeten Menschen, den Vorzug ihres Gesangs in die Stärke zu setzen, einer schien den andern durch die Kraft seiner Lunge

überwinden zu wollen, und ich befand mich in dem Gondelkäſtchen, anſtatt von dieſer Scene einigen Genuß zu haben, in einer ſehr beſchwerlichen Situation.

Mein Begleiter, dem ich es eröfnete und der den Credit ſeiner Landsleute gern erhalten wollte, verſicherte mir, daß dieſer Geſang aus der Ferne ſehr angenehm zu hören ſey; wir ſtiegen deßwegen ans Land, der eine Sänger blieb auf der Gondel, der andere entfernte ſich einige hundert Schritte. Sie fiengen nun an gegen einander zu ſingen, und ich gieng zwiſchen ihnen auf und ab, ſo daß ich immer den verließ, der zu ſingen anfangen ſollte. Manchmal ſtand ich ſtill und horchte auf einen und den andern.

Hier war dieſe Scene an ihrem Platze. Die ſtark deklamirten und gleichſam ausgeſchrienen Laute trafen von fern das Ohr, und erregten die Aufmerkſamkeit; die bald darauf folgenden Paſſagen, welche ihrer Natur nach leiſer geſungen werden mußten, ſchienen wie nachklingende Klagtöne auf einen Schrey der Empfindung, oder des Schmerzens. Der Andere, der aufmerkſam horcht, fängt gleich da an, wo der Erſte aufgehört hat, und antwortet ihm, ſanfter oder heftiger, je nachdem es die Strophe mit ſich bringt. Die ſtillen Canäle, die hohen Gebäude, der Glanz des Mondes, die tiefen Schatten, das Geiſtermäßige der wenigen, hin und wiederwandelnden, ſchwarzen Gondeln, vermehrte das Eigenthümliche dieſer Scene, und es war leicht unter allen

dieſen Umſtänden, den Charakter dieſes wunderbaren Geſangs zu erkennen.

Er paßt vollkommen für einen müßigen einſamen Schiffer, der auf der Ruhe dieſer Canäle in ſeinem Fahrzeug ausgeſtreckt liegt, ſeine Herrſchaft oder Kunden erwartet, vor Langerweile ſich etwas vormodulirt und Gedichte, die er auswendig weiß, dieſem Geſang unterſchiebt. Manchmal läßt er ſeine Stimme ſo gewaltſam als möglich hören, ſie verbreitet ſich weit über den ſtillen Spiegel, alles iſt ruhig umher, er iſt mitten in einer großen volkreichen Stadt gleichſam in der Einſamkeit. Da iſt kein Geraſſel der Wagen, kein Geräuſch der Fußgänger, eine ſtille Gondel ſchwebt bey ihm vorbey, und kaum hört man die Ruder plätſchern.

In der Ferne vernimmt ihn ein anderer, vielleicht ein ganz unbekannter. Melodie und Gedicht verbinden zwey fremde Menſchen, er wird das Echo des Erſten, und ſtrengt ſich nun auch an gehört zu werden, wie er den Erſten vernahm. Convention heißt ſie von Vers zu Vers wechſeln, der Geſang kann Nächte durch währen, ſie unterhalten ſich ohne ſich zu ermüden, der Zuhörer, der zwiſchen beyden durchfährt, nimmt Theil daran, indem die beyden Sänger mit ſich beſchäfftigt ſind.

Es klingt dieſer Geſang aus der weiten Ferne unausſprechlich reizend, weil er in dem Gefühl des Entfernten erſt ſeine Beſtimmung erfüllt. Er klingt wie eine Klage ohne Trauer, und man kann ſich der Thrä-

nen kaum enthalten. Mein Begleiter, welcher ſonſt kein ſehr fein organiſirter Mann war, ſagte ganz ohne Anlaß: è singolare come quel canto intenerisce, e molto più quando lo cantano meglio.

Man erzählte mir, daß die Weiber vom Lido (der langen Inſelreihe, welche das adriatiſche Meer von den Lagunen ſcheidet), beſonders die von den äußerſten Ortſchaften Malamocca und Paleſtrina, gleichfalls den Taſſo auf dieſe und ähnliche Melodien ſängen.

Sie haben die Gewohnheit, wenn ihre Männer um zu fiſchen auf das Meer gefahren ſind, ſich Abends an das Ufer zu ſetzen und dieſe Geſänge anzuſtimmen, und ſo lange heftig damit fortzufahren, bis ſie aus der Ferne das Echo der Ihrigen vernehmen.

Wie viel ſchöner und noch eigenthümlicher bezeichnet ſich hier dieſer Geſang; als der Ruf eines Einſamen in die Ferne und Weite, daß ihn ein anderer und gleichgeſtimmter höre und ihm antworte! Es iſt der Ausdruck einer ſtarken herzlichen Sehnſucht, die doch jeden Augenblick dem Glück der Befriedigung nahe iſt.

Rom.

Ritornelli.

Mit einem ähnlichen Geſang, der aber in keinem Sinne gefällig oder reizend iſt, pflegt der Pöbel von Rom ſich zu unterhalten, und beleidigt jedes Ohr außer ſein eignes.

Es

Es iſt gleichfalls eine Art von Canto fermo, Recitation oder Deklamation, wie man will. Keine melodiſche Bewegung zeichnet ihn aus, die Intervalle der Töne laſſen ſich durch unſere Art die Noten zu ſchreiben nicht ausdrucken, und dieſe ſeltſamen Intervalle, mit der größten Gewalt der Stimme vorgetragen, bezeichnen eigentlich dieſe Geſangsweiſe. Eben ſo iſt Ton und Manier der Singenden oder vielmehr Schreyenden, ſo vollkommen überein, daß man durch alle Straßen von Rom immer denſelben tollen Menſchen zu hören glaubt. Gewöhnlich hört man ſie nur in der Dämmerung oder zur Nachtzeit; ſobald ſie ſich frey und losgebunden fühlen, geht dieſes Geſchrey los. Ein Knabe, der nach einem heißen Tag Abends die Fenſter aufmacht, ein Fuhrmann, der mit ſeinem Karn zum Thor herausfährt, ein Arbeiter, der aus einem Haus heraus tritt, bricht unmittelbar in das unbändige Geſchrey aus. Sie heißen dieſe Art zu ſingen Ritornelli, und legen dieſer Unmelodie alle Worte unter die ihnen einfallen, weil ſich jede Art von Phraſen und Perioden, ſie ſeyen metriſch oder proſaiſch, leicht damit begleiten läßt. Selten ſind die Worte verſtändlich, und ich erinnere mich nur einigemal einen ſolchen Sänger verſtanden zu haben. Es ſchien mir ſein Lied, rohe, obgleich nicht ganz unwitzige, Invectiven gegen die Nachbarinnen zu enthalten.

Vaudevilles.

Im Jahr 1786 hörte man noch überall den Marlbrough, der halb italiänisch halb französisch, ohngefähr auf seine bekannte Melodie, auf allen Straßen gesungen ward.

Zu Anfang 1787 verdrängte ihn ein Vaudeville, welches in kurzer Zeit so um sich griff, daß es die kleinsten Kinder so gut als alle erwachsene Personen sangen; es ward verschiedentlich komponirt und mehrstimmig in Conzerten aufgeführt. Eigentlich war es eine Liebeserklärung an eine Schöne. Jeder Vers enthielt Lobsprüche und Versprechungen, welche durch den Refrain immer wieder aufgehoben wurden.

Non dico! ist die populäre Redensart, wodurch man etwas, was man selbst oder ein anderer Uebertriebenes gesagt hat, sogleich in Zweifel ziehet:

Hier ist der erste Vers:

Ogni uomo ogni donzella,
Mia dolce Mirami!
Mi dice che sei bella
E penso anch'io così:
Non dico: bella bella!
Ma — li la ha te li.

das letzte Ma — welches durch die unbedeutenden Refrain-Sylben aufgefangen wird, giebt dem Ausdruck der Ironie die völlige Stärke.

Die Melodie, welche am allgemeinsten gehört wurde, ist singbar und angenehm, aber nicht expressiv.

Romanze.

Man hört in Rom wenig von Gespenstergeschichten, und wahrscheinlich ist die Ursache davon: weil kein katholischer Christ, der gebeichtet und die Sakramente empfangen hat, verdammt werden kann, sondern nur noch zur Vollendung der Buße und Reinigung eine Zeit lang im Fegefeuer aushalten muß. Alle Gemüther sind andächtig auf die Erleichterung und Befreyung der guten leidenden Seelen gerichtet. Manchmal erscheint wohl das ganze Fegefeuer einem beängstigten Gläubigen im Traum oder Fieber; und alsdann ist die Mutter Gottes in freundlicher Erscheinung gleich dabey, wie man auf so vielen Gelübde-Tafeln sehen kann. Allein die eigentlichen Gespenster- Hexen- und Teufels-Ideen scheinen mehr den nordischen Gegenden eigen zu seyn.

Um so viel mehr wunderte ich mich über eine Romanze, welche ein blinder Neapolitanischer Knabe, der sich in Rom herumführen ließ, einige Wochen sang, deren Inhalt und Vorstellungsart so nordisch als möglich ist.

Die Scene ist Nachts, bey dem Hochgerichte. Eine Hexe bewacht den Leichnam eines hingerichteten, wahrscheinlich aufs Rad geflochtenen, Missethäters; ein frecher Mensch schleicht sich hinzu, in der Absicht einige Glieder des Körpers zu stehlen. Er vermuthet die Hexe

nicht in der Nähe, doch faßt er ſich, und redet ſie mit einem Zaubergruß an. Sie antwortet ihm, und ihr Geſpräch, mit einer immer wiederkehrenden Formel, macht das Gedicht aus. Hier iſt der erſte Vers. Die Melodie, mit den Zeilen, wodurch ſich die übrigen Strophen von der erſten unterſcheiden, finden ſich am Schluſſe.

Gurugiun a te! gurugiu!
Che ne vuoi della vecchia tu?
Io voglio questi piedi
E' che diavolo che ne vuoi far?
Per far piedi ai candelieri.
Cadavere! malattia!
Aggi pazienza vecchia mia.

Hier iſt eine ohngefähre Ueberſetzung zu mehrerer Deutlichkeit.

Gurugiu! ſoll wahrſcheinlicherweiſe ein freundlicher Zaubergruß ſeyn.

Der Dieb. Gurugiun zu dir! Gurugiu!
Die Here. Was willſt von der Alten du?
Der Dieb. Ich hätte gern die Füße!
Die Here. Was Teufel damit zu thun?
Der Dieb. Zu machen Leuchter-Füße.
Die Here. Daß dich die Peſt und Seuche!
Der Dieb. Alte! liebe Alte! Geduld!

Die übrigen Verſe unterſcheiden ſich nur von dem erſten durch die veränderte dritte und fünfte Zeile, worin

Allegro.

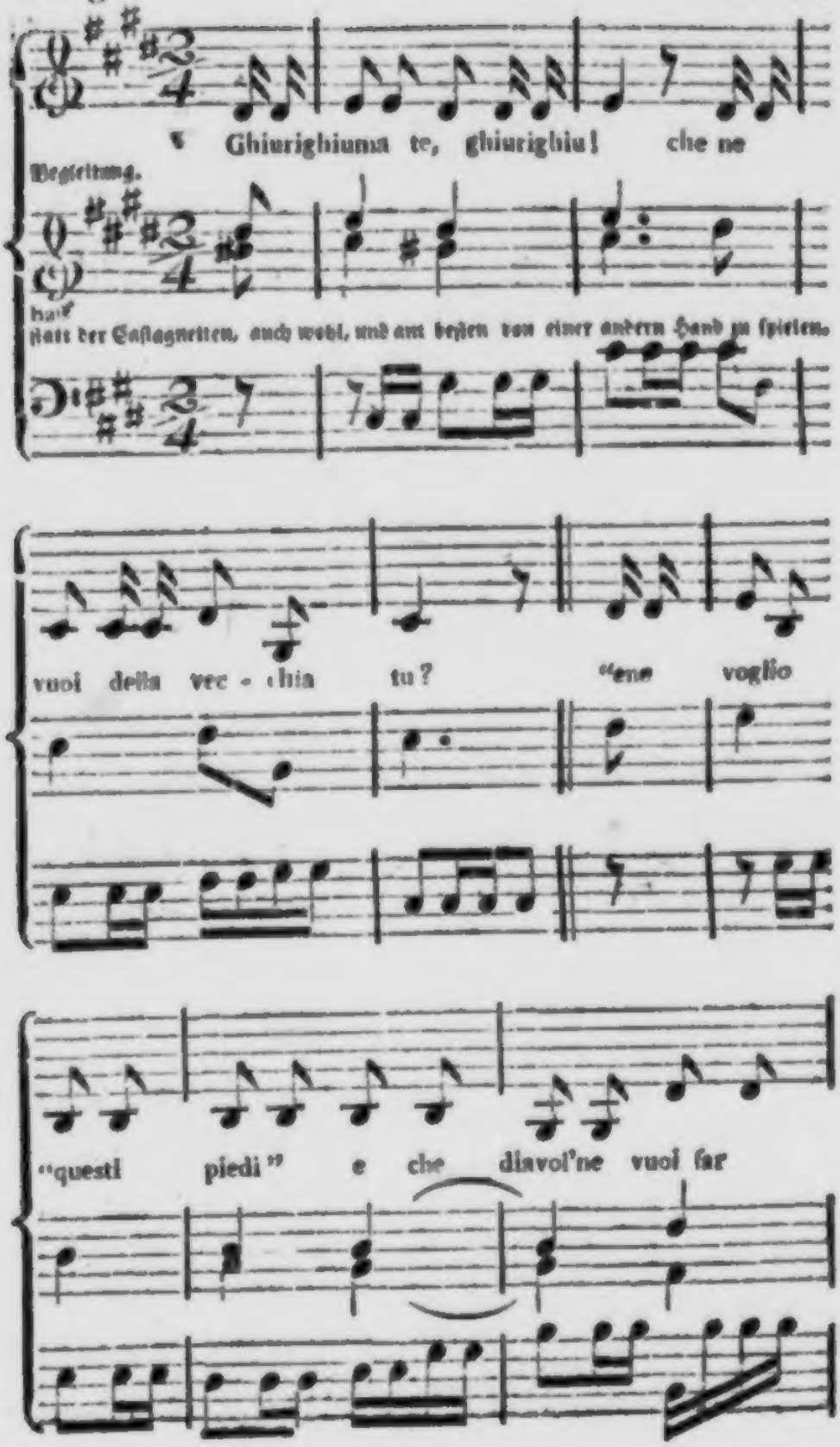
Ghiurighiuma te, ghiurighiu! che ne
Begleitung.
statt der Castagnetten, auch wohl, und am besten von einer andern Hand zu spielen.
vuoi della vec - chia tu? "ene voglio
"questi piedi" e che diavol'ne vuoi far

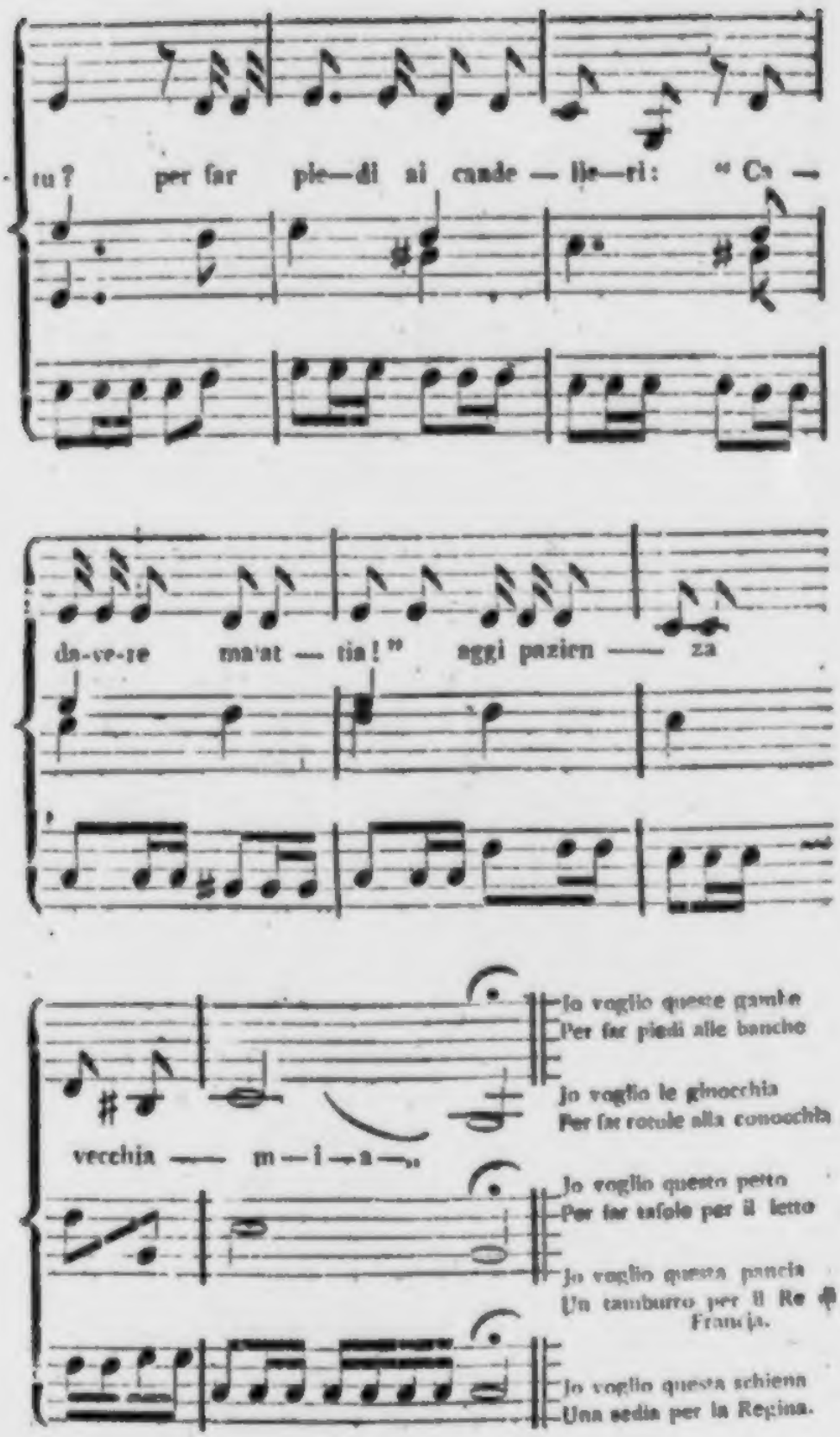
tu? per far pie—di ai cande — lie—ri: " Ca —
da-ve-re ma'at — tia!" aggi pazien — za
vecchia — m — i — a —"
Io voglio queste gambe
Per far piedi alle banche
Io voglio le ginocchia
Per far rotule alla conocchia
Io voglio questo petto
Per far tafole per il letto
Io voglio questa pancia
Un tamburro per il Re di
Francia.
Io voglio questa schiena
Una sedia per la Regina.

er immer ein ander Glied verlangt und einen andern Gebrauch davon angiebt.

Ich erinnere mich in keiner italiäniſchen Liederſammlung ein ähnliches Gedicht geſehen zu haben. Der Abſcheu vor ſolchen Gegenſtänden iſt allgemein. Eben ſo glaubt man in der Melodie etwas fremdes zu entdecken.

Geiſtliches dialogiſirtes Lied.

Artiger, angenehmer, dem Geiſte der Nation und den Grundſätzen des katholiſchen Glaubens angemeſſener, iſt die Bearbeitung der Unterhaltung Chriſti mit der Samariterin zu einem dramatiſchen Liede. Es hat innerlich die völlige Form eines Intermezzo zu zwey Stimmen, und wird nach einer faßlichen Melodie, von zwey armen Perſonen auf der Straße geſungen. Mann und Frau ſetzen ſich in einiger Entfernung von einander und tragen wechſelsweiſe ihren Dialog vor, ſie erhalten zuletzt ein kleines Almoſen, und verkaufen ihre gedruckten Geſänge an die Zuhörer.

Wir geben hier das Lied ſelbſt im Original, das durch eine Ueberſetzung alle Grazie verlieren würde, und ſchalten für diejenigen Leſer, welche mit dem Italiäniſchen nicht ganz bekannt ſind, einen kleinen Commentar zwiſchen den Dialog ein.

Der Schauplatz iſt an einem Brunnen in der Nähe der Stadt Samaria.

Erſter Theil.

Jeſus kommt und macht die Expoſition ſeines Zuſtandes und des Ortes.

Sono giunto stanco e lasso
Dal mio lungo camminar.
Ecco il pozzo, e questo è il sasso
Per potermi riposar.

Er erklärt ſeine Abſicht:

Qui mi fermo, quivi aspetto,
Una Donna ha da venir.
O bel fonte, o fonte eletto
Alma infida a convertir.

Pecorella già smarrita
Dall' ovile cercando va,
Ma ben presto convertita
Al Pastor ritornerà.

Die Schöne läßt ſich von weiten ſehn.

Ecco appunto la meschina,
Che sen vien sola da se
Vieni vieni, o poverina,
Vien, t'aspetto, vien da me.

Samariterin, Bleibt in der Ferne ſtehen, ſieht ſich nach dem Brunnen um. Es iſt ihr unangenehm jemanden dort zu finden.

Questo appunto ci mancava;
Chi è colui, che siede là?

Io di già me l'aspettava
Di trovar qualcuno qua.

Beſonders will ihr der Jude nicht gefallen.

È un Giudeo se ben ravviso,
Lo conosco in fin di qui;
Alle chiome, al mento, al viso
Egli è d'esso, egli è si si.

Sie gedenkt des Haſſes der beyden Völker.

Questa gente non è amica,
Della patria mia, lo so;
Vi è una ruggine alta, e antica,
Che levare non si può.

Allein ſie nimmt ſich zuſammen, geht nach ihrem Geſchäfte und ſetzt ſich vor, wenn er nicht freundlich iſt, ſchnippiſch dagegen zu ſeyn.

Baderò alli fatti miei,
Jo al pozzo voglio andar:
Se dirà, Donna chi sei?
Gli dirò, son chi mi par.

Jeſus überraſcht ſie mit einem frommen und gefälligen Gruß.

Buona donna, il ciel vi guardi!

Samar. Iſt verwundert und gleich gewonnen, ſie erwiedert freundlich:

O buon Uomo a voi ancor!

Jeſus. Nähert ſich im Geſpräche:

Siete giunta troppo tardi.

Samar. Läßt ſich weiter ein:

Non potevo più à buon or.

Jeſus. Verlangt zu trinken.

O figliuola, che gran sete!
Un po d'acqua in carità.
Deh ristoro a me porgete,
Un po d'acqua per pietà!

Samar. Es kommt ihr parador vor, daß ein Jude von ihr zu trinken verlangt.

Voi à me Samaritana
Domanda vi dia da ber,
A un Giudeo, è cosa strana
Chi l'avesse da veder.

Queste due nazion fra loro
Non si posson compatir;
Se vedesse un di coloro
Cosa avrebbe mai a dir.

Jeſus. Macht einen Uebergang vom Paradoxen zum Wunderbaren.

Se sapeste, se sapeste
Chi a voi chiede da ber,
Certo a lui richiedereste
Acqua viva per aver.

Samar. Glaubt er wolle ſie zum Beſten haben.

Voi burlate, e dov' è il secchio
Dove l'acqua, o buon Signor?

Di Giacobbe il nostro vecchio
Siete voi forse maggior?

Che sia pur benedetto!
Questo pozzo a noi lasciò:
I suoi figli, il suo diletto
Gregge in questo abbeverò.

Jesus. Bleibt bey seinem Gleichnisse und verspricht jedem durch sein Wasser den Durst auf immer zu löschen.

O Figliuola, chi l'acqua mia
Acqua viva beverà,
Già sia pur chiunque sia
Mai in eterno sete avrà.

Samar. Findet das sehr bequem und bittet sich davon aus.

O Signor, non si potrebbe
Di quest' acqua un po gustar?
La fatica leverebbe
Di venirla qui à cavar.

Jesus. Versucht sie.

A chiamar vostro marito
Gite, l'acqua vi darò:
Ne temete sia partito,
Perchè vi aspetterò.

Samar. Will von keinem Mann wissen.

Io Marito! guardi il cielo,
Sono libera di me.

Jesus. Beschämt ihre Verstellung.

Che direte s'io vi svelo
Che n'avete più di tre;

Cinque già ne avete avuti
Se vostr' è quel ch' avete or.

Samar. Erschrickt.

O che sento (bey Seite) il Ciel m'ajuti!

Sie bekennt

Dite vero o mio Signor.

und gesteht ihm zu, daß er ein großer Prophet seyn müsse um von ihren Liebeshändeln so genau unterrichtet zu seyn.

Certo che siete Profeta,
Ben sapete indovinar.

Sie will sich wegschleichen.

Jo per dirla cheta, cheta,
Me ne voglio un poco andar.

Jesus. Hält sie und spricht von der Ankunft des Messias.

No no, non gite via
Che è venuto il tempo già
D'adorare il Gran Messia
In spirito e verità.

Samar. Erklärt sich darüber sehr naiv.

Che il Messia abbia a venire
Jo non nego, o questo no;

Ma se poi avessi a dire
Se è venuto, non lo so.

Jesus. Stellt sich selbst als den Messias dar.

O Figliuola, egli è venuto
Il Messia, credete a me,
Se puol essere creduto,
Chi vi parla quei Egli è.

Samar. Unverzüglich glaubt sie, betet an und erbietet sich zum Apostelamt.

Jo vi credo, o buon Signore,
E vi adoro, or voglio gir
In Sammaria un tal stupore
Voglio a tutti referir.

Jesus. Sendet sie.

Ghe pur! Sia vostra gloria
Se vi crede la città.
Per si nobile vittoria
Tutto il ciel trionferà.

Samar. Ist entzückt über die göttliche Gnade.

O divina si grand opera
Convertir si infido cuor.

Jesus. Zeugt von der Macht und Liebe Gottes.

Il poter tutto si adopra
Del gran Dio tutto l'amor.

Zweyter Theil.

Samar. Wie ſie überzeugt weggegangen, kommt ſie nun ganz bekehrt zurück.

Ecco qui quella meschina
Che ritorna onde partì;
O amabile divina
Maestà, eccomi qui.

L'alma mia in questo pozzo
La vostra acqua si gustò:
Che ogni fonte dopo sozzo
Qual pantan gli risembrò.

Mille grazie, o grand' Iddio,
A voi rendo, e sommo onor,
Che mutò questo cor mio
Dal profano al santo amor.

Jeſus. Nimmt ſie als Tochter an und erklärt ſich ſelbſt für Gott.

O mia figlia! tale adesso
Più che mai vi vo chiamar,
La mia grazia quanto spesso
Si bell' opra ella sa far.

Sono Dio! di già 'l sapete
E mio braccio tutto può,
Jo per voi, se fede avrete,
Quanto più per voi farò.

Samar. Wiederholt ihr Glaubensbekenntniß.

Siete Dio onnipotente,
E veduto l'ho pur or;
Di Sammaria la gran gente
Convertita è a Voi, Signor.

Jesus. Hat das von Ewigkeit schon gewußt und sie zum Apostel ersehen.

Ab eterno già sapea
E però vi mandai là;
Fin dall' ora vi sceglica
A bandir la verità.

Samar. Ist beschämt.

O Signor, io mi arrossisco
Di vedermi in tanto onor,
Più ci penso, e men capisco,
Come à me tanto favor.

Jesus. Erklärt ihr seine göttliche Methode große Dinge durch geringe Mittel zu thun.

Questo è già costume mio
Qual io sono à dimostrar,
Per oprar cosa da Dio
Mezzi deboli adottar.

Er giebt Beyspiele aus der Geschichte.

D'Oloferne il disumano
Dite su chi trionfò?

Donna fral di propria mano
Nel suo letto lo svenò.

Il Gigante fier Gosia
Come mai, come morì?
D'un sassetto della via,
Che scagliato lo colpì.

Eben ſo iſt die ganze Welt aus Nichts geſchaffen.

Tutto il Mondo già creato
Opra fù della mia man,
Ed il tutto fù cavato
Dal suo niente in tutto van.

Und ſeine göttliche Abſicht iſt die Verherrlichung ſeines Namens.

Perchè vuo la gloria mia,
Come è debito per me.

Und der Nutzen iſt den Gläubigen beſtimmt.

L'util poi voglio che sia
Sol di quel che opra con fè.

Sam. Begnügt ſich am Evangelio.

Che più potrete darmi?
Mi scoprite il gran Vangel,
E di quel volete farmi
Vna Apostola fedel.

Ihr Herz entbrennt in Liebe und Zärtlichkeit. Sie giebt sich ihm ganz hin.

Quanto mai vi devo, quanto
Cortesissimo Gesù!
A voi m'offro e dono intanto,
Nè sarò d'altri mai più.

Jesus. Acceptirt ihr Herz.

Vi gradisco, sì, vi accetto
Sì già accetto il vostro amor,
E gradito e sol diletto
Esser vuo dal vostro cor.

Samar. Umfaßt ihn als Bräutigam.

Sì sarete sposo mio.

Jesus. Umfängt sie als Braut.

Sposa voi sarete a me.

Samaritерin.

Jo in voi,

Jesus.

Ed in voi io,

Zu zwey.

Serbaremo eterna lè.

Und so endigt sich das Drama mit einer förmlichen und ewigen Verbindung.

Es ließe sich aus diesem Gesange gar leicht die Theorie der Bekehrungs- und Mißionsgeschichten entwickeln;

es enthält die ganze Heilsordnung und den Fortschritt von der irdischen zur himmlischen Liebe; jeder katholische Christ kann es hören und singen, sich damit unterhalten und erbauen, jedes Mädchen kann dabey an ihren irdischen, jede Nonne an ihren himmlischen Bräutigam denken, und jede artige Sünderin in der Hofnung eines künftigen Apostolats sich beruhigen. Und man möchte hier bemerken, daß es eigentlich der römischen Kirche am besten gelungen sey, die Religion populär zu machen, indem sie solche nicht so wohl mit den Begriffen der Menge, als mit den Gesinnungen der Menge zu vereinigen gewußt hat.

Die Tarantella.

Der Tanz, welcher die Tarantella genannt wird, ist in Neapel unter den Mädchen der geringen und Mittelklasse allgemein. Es gehören wenigstens ihrer drey dazu: die Eine schlägt das Tamburin, und schüttelt von Zeit zu Zeit die Schellen an demselbigen ohne darauf zu schlagen, die andern beyden mit Kastagnetten in den Händen machen die Schritte des Tanzes.

Eigentlich sind es, wie bey allen roheren Tänzen, keine abgesonderte und für sich selbst bestehende zierliche Tanzschritte. Die Mädchen treten vielmehr nur den Takt, indem sie eine Weile auf einem Platze gegen ein-

ander über trippeln, dann ſich umdrehen, die Plätze wechſeln u. ſ. w.

Bald wechſelt eine der Tanzenden ihre Kaſtagnetten gegen das Tamburin, bleibt nun ſtill ſtehen, indeß die dritte zu tanzen anfängt, und ſo können ſie ſich Stundenlang vergnügen ohne ſich um den Zuſchauer zu bekümmern. Dieſer Tanz iſt nur eine Unterhaltung für Mädchen, kein Knabe rührt ein Tamburin an. Allein die weiblichen Geſchöpfe ſcheinen die angenehmſten Stunden ihrer Jugend in dieſem Takt wegzuhüpfen, und man hat ſchon bemerkt, daß eben dieſer Tanz bey Gemüthskrankheiten oder bey jenem Spinnenſtich, welcher wahrſcheinlich durch Transſpiration kurirt wird, durch die Bewegung dem weiblichen Geſchlechte ſehr heilſam ſeyn kann: auf der andern Seite ſieht man aber auch, daß dieſer Tanz, ohne äuſſere Veranlaſſung, ſelbſt in eine Krankheit ausarten könne.

Ueber beydes hat uns Herr von Riedeſel in ſeinen Reiſen ſchöne, genaue Beobachtungen gegeben.

Ich füge noch eine Bemerkung hinzu: daß dieſer Tanz Tarantella genannt wird, nicht von dem Namen jenes Inſekts; ſondern Tarantola heißt eine Spinne, die ſich vorzüglich im Tarentiniſchen findet, und Tarantella, ein Tanz, der vorzüglich im Tarentiniſchen getanzt wird. Sie haben alſo ihren ähnlichen Namen von dem gemeinſchaftlichen Vaterlande,

ohne deßhalb unter ſich eine Gemeinſchaft zu bezeichnen. Eben ſo werden tarentiniſche Auſtern vorzüglich geſchätzt, und noch andere Produkte jenes ſchönen Landes.

Ich merke dieſes hier an, weil falſche Namensverwandſchaften oft den Begriff eines falſchen Verhältniſſes unterhalten, und es Pflicht iſt jedem Irrthum und Mißverſtändniß ſoviel als möglich vorzubeugen und gegen alles Wunderbare zu arbeiten, damit das Merkwürdige ſeinen Platz behaupte.

Des

Joseph Balsamo, genannt Cagliostro,

Stammbaum.

Mit einigen Nachrichten

von

seiner in Palermo noch lebenden Familie.

Als ich mich im Jahr 1787 zu Palermo befand, hörte ich an einem öffentlichen Tiſche manches über Caglioſtro, deſſen Herkunft und Schickſale reden. Die Palermitaner waren darin einig: daß ein gewiſſer Joſeph Balſamo in ihrer Stadt geboren, wegen mancherley ſchlechter Streiche berüchtigt, und verbannt ſey. Ob aber dieſer mit dem Grafen Caglioſtro nur eine Perſon ſey? darüber waren die Meynungen getheilt. Einige, die ihn ehemals geſehen hatten, wollten ſeine Geſtalt in jenem Kupferſtiche wieder finden, der bey uns bekannt genug iſt und auch nach Palermo gekommen war.

Unter ſolchen Geſprächen berief ſich einer der Gäſte auf die Bemühungen, welche ein palermitaniſcher Rechtsgelehrter übernommen, dieſe Sache ins Klare zu bringen. Er war durch das franzöſiſche Miniſterium veranlaßt worden, dem Herkommen eines Mannes nachzuſpüren, welcher die Frechheit gehabt hatte, vor dem Angeſichte Frankreichs, ja man darf wohl ſagen, der Welt, bey einem wichtigen und gefährlichen Prozeſſe die albernſten Mährchen vorzubringen.

Es habe dieſer Rechtsgelehrte, erzählte man, den Stammbaum des Joſeph Balſamo aufgeſtellt und ein

erläuterndes Memoire mit beglaubigten Beylagen nach Frankreich abgeſchickt, wo man wahrſcheinlich davon öffentlichen Gebrauch machen werde.

Ich äußerte den Wunſch, dieſen Rechtsgelehrten, von welchem außerdem viel Gutes geſprochen wurde, kennen zu lernen, und der Erzähler erbot ſich, mich bey ihm anzumelden und zu ihm zu führen.

Nach einigen Tagen gingen wir hin, und fanden ihn mit ſeinen Clienten beſchäftigt. Als er dieſe abgefertigt und wir das Frühſtück genommen hatten, brachte er ein Manuſcript hervor, welches den Stammbaum Cagliostro's, die zu deſſen Begründung nöthigen Documente in Abſchrift und das Concept eines Memoire enthielt, das nach Frankreich abgegangen war.

Er legte mir den Stammbaum vor, wie man ihn auf der beygefügten Tafel gezeichnet findet, und gab mir die nöthigen Erklärungen darüber, wovon ich hier ſo viel anführe, als zu leichterer Ueberſicht deſſelben nöthig iſt.

Joſeph Balſamo's Urgroßvater mütterlicher Seite war Mattheus Martello. Der Geburtsname ſeiner Urgroßmutter iſt unbekannt. Aus dieſer Ehe entſprangen zwey Töchter, eine Namens Maria, die an Joſeph Bracconeri verheiratet und Großmutter Joſeph Balſamo's ward. Eine andere, Namens Vincen-

za, verheiratete sich an Joseph Cagliostro, der von einem kleinen Ort La Noara, acht Meilen von Messina, gebürtig war. Ich bemerke hier, daß zu Messina noch zwey Glockengießer dieses Namens leben. Diese Großtante war in der Folge Pathe bey Joseph Balsamo; er erhielt den Taufnamen ihres Mannes, und nahm endlich auswärts auch den Zunamen Cagliostro von seinem Großonkel an.

Die Eheleute Bracconeri hatten drey Kinder, Felicitas, Matthäus und Antonia.

Felicitas ward an Peter Balsamo verheirathet, den Sohn eines Bandhändlers in Palermo, Antonin Balsamo, der vermuthlich von jüdischem Geschlecht abstammte. Peter Balsamo, der Vater des berüchtigten Josephs, machte Bankerott und starb in seinem 45sten Jahre. Seine Wittwe, welche noch gegenwärtig lebt, gab ihm außer dem benannten Joseph noch eine Tochter Johanna Joseph-Maria, welche an Johann Baptista Capitummino verheiratet wurde, der mit ihr drey Kinder zeugte und starb.

Die Abstammungen der Seitenverwandten zeigt der Stammbaum deutlich genug, und die Verstorbenen sind mit einem Kreuze bezeichnet.

Das Memoire, welches uns der gefällige Verfasser vorlas und mir, auf mein Ersuchen, einige Tage an-

vertraute, war auf Taufſcheine, Ehekontrakte und Inſtrumente gegründet, die mit Sorgfalt geſammelt waren. Es enthielt ohngefähr die Umſtände (wie ich aus einem Auszug, den ich damals gemacht, erſehe) die uns nunmehr aus den römiſchen Prozeßakten bekannt geworden ſind: daß Joſeph Balſamo Anfangs Junii 1743 zu Palermo geboren, von Vincenza Martello, verheirateter Caglioſtro, aus der Taufe gehoben ſey, daß er in ſeiner Jugend das Kleid der barmherzigen Brüder genommen, eines Ordens, der beſonders Kranke verpflegt, daß er bald viel Geiſt und Geſchick für die Medicin gezeigt; doch aber wegen ſeiner übeln Aufführung fortgeſchickt worden, daß er in Palermo nachher den Zauberer und Schatzgräber gemacht.

Seine große Gabe, alle Hände nachzuahmen, ließ er nicht unbenutzt (ſo fährt das Memoire fort). Er verfälſchte, oder verfertigte vielmehr ein altes Document, wodurch das Eigenthum einiger Güter in Streit gerieth. Er kam in Unterſuchung, ins Gefängniß, entfloh und ward edictaliter citirt. Er reiſte durch Calabrien nach Rom, wo er die Tochter eines Gürtlers heiratete. Von Rom kehrte er nach Neapel unter dem Namen Marcheſe Pellegrini zurück. Er wagte ſich wieder nach Palermo, ward erkannt, gefänglich eingezogen und kam nur auf eine Weiſe los, die werth iſt, daß ich ſie umſtändlich erzähle.

Der Sohn eines der ersten sicilianischen Prinzen und großen Güterbesitzers, eines Mannes, der an dem neapolitanischen Hofe ansehnliche Stellen bekleidete, verband mit einem starken Körper und einer unbändigen Gemüthsart allen Uebermuth, zu dem sich der Reiche und Große ohne Bildung berechtigt glaubt.

Donna Lorenza wußte ihn zu gewinnen, und auf ihn baute der verstellte Marchese Pellegrini seine Sicherheit. Der Prinz zeigte öffentlich, daß er dieß angekommene Paar beschütze; aber in welche Wuth gerieth er, als Joseph Balsamo auf Anrufen der Partey, welche durch seinen Betrug Schaden gelitten, abermals ins Gefängniß gebracht wurde! Er versuchte verschiedene Mittel ihn zu befreyn, und da sie ihm nicht gelingen wollten, drohte er im Vorzimmer des Präsidenten, den Advokaten der Gegenpartey aufs grimmigste zu mißhandeln, wenn er nicht sogleich die Verhaftung des Balsamo wieder aufhöbe. Als der gegenseitige Sachwalter sich weigerte, ergriff er ihn, schlug ihn, warf ihn auf die Erde, trat ihn mit Füßen und war kaum von mehrern Mißhandlungen abzuhalten, als der Präsident selbst auf den Lerm herauseilte und Frieden gebot.

Dieser, ein schwacher, abhängiger Mann, wagte es nicht, den Beleidiger zu bestrafen; die Gegenpartey und ihre Sachwalter wurden kleinmüthig, und Balsamo ward in Freyheit gesetzt, ohne daß bey den Akten sich eine

Registratur über seine Loslassung befindet, weder wer sie verfügt, noch wie sie geschehen.

Bald darauf entfernte er sich von Palermo und that verschiedene Reisen, von welchen der Verfasser nur unvollständige Nachrichten geben konnte.

Das Memoire endigte sich mit einem scharfsinnigen Beweise, daß Cagliostro und Balsamo eben dieselbe Person sey, eine These, die damals schwerer zu behaupten war, als sie es jetzt ist, da wir von dem Zusammenhang der Geschichte vollkommen unterrichtet sind.

Hätte ich nicht damals vermuthen müssen, daß man in Frankreich einen öffentlichen Gebrauch von jenem Aufsatz machen würde, daß ich ihn vielleicht bey meiner Zurückkunft schon gedruckt anträfe: so wäre es mir erlaubt gewesen, eine Abschrift zu nehmen, und meine Freunde und das Publikum früher von manchen interessanten Umständen zu unterrichten.

Indessen haben wir das meiste, und mehr als jenes Memoire enthalten konnte, von einer Seite her erfahren, von der sonst nur Irrthümer auszuströmen pflegten. Wer hätte geglaubt, daß Rom einmal zur Aufklärung der Welt, zur völligen Entlarvung eines Betrügers so viel beytragen sollte, als es durch die Herausgabe jenes Auszugs aus den Prozeßakten geschehen ist! Denn obgleich diese Schrift weit interessanter seyn könnte und sollte:

so bleibt sie doch immer ein schönes Document in den Händen eines jeden Vernünftigen, der es mit Verdruß ansehen mußte, daß Betrogene, Halbbetrogene und Betrüger diesen Menschen und seine Possenspiele Jahre lang verehrten, sich durch die Gemeinschaft mit ihm über andre erhoben fühlten und von der Höhe ihres gläubigen Dünkels den gesunden Menschenverstand bedauerten, wo nicht geringschätzten.

Wer schwieg nicht gern während dieser Zeit? und auch nur jetzt, nachdem die ganze Sache geendigt und außer Streit gesetzt ist, kann ich es über mich gewinnen, zu Completirung der Akten, dasjenige, was mir bekannt ist, mitzutheilen.

Als ich in dem Stammbaum so manche Personen, besonders Mutter und Schwester, noch als lebend angegeben fand, bezeigte ich dem Verfasser des Memoire meinen Wunsch sie zu sehen und die Verwandten eines so sonderbaren Menschen kennen zu lernen. Er versetzte, daß es schwer seyn werde dazu zu gelangen, indem diese Menschen arm, aber ehrbar und sehr eingezogen lebten, keine Fremden zu sehen gewohnt seyen, und der argwöhnische Charakter der Nation sich aus einer solchen Erscheinung allerley deuten werde; doch wolle er mir seinen Schreiber schicken, der bey der Familie Zutritt habe und durch den er die Nachrichten und Documente, woraus der Stammbaum zusammengesetzt worden, erhalten.

Den folgenden Tag erſchien der Schreiber und äußerte wegen des Unternehmens einige Bedenklichkeiten. Ich habe, ſagte er, bisher immer vermieden, dieſen Leuten wieder unter die Augen zu treten: denn um ihre Ehekontracte, Taufſcheine und andere Papiere in die Hände zu bekommen und von ſelbigen legale Copien machen zu können, mußte ich mich einer eigenen Liſt bedienen. Ich nahm Gelegenheit von einem Familienſtipendio, das irgendwo vacant war, machte ihnen wahrſcheinlich, daß der junge Capitummino ſich dazu wohl qualificire, daß man vor allen Dingen einen Stammbaum aufſetzen müſſe, um zu ſehen, in wiefern der Knabe darauf Anſprüche machen könne. Es werde freylich nachher alles auf Negoziation ankommen, die ich übernehmen wolle, wenn man mir einen billigen Theil der zu erhaltenden Summe für meine Bemühungen verſpräche. Mit Freuden willigten die guten Leute in alles; ich erhielt die nöthigen Papiere, die Copien wurden genommen, der Stammbaum ausgearbeitet und ſeit der Zeit hüte ich mich, vor ihnen zu erſcheinen. Noch vor einigen Wochen wurde mich die alte Capitummino gewahr, und ich wußte mich nur mit der Langſamkeit, womit hier dergleichen Sachen vorwärts gehen, zu entſchuldigen.

So ſagte der Schreiber. Da ich aber von meinem Vorſatze nicht abging, wurden wir nach einiger Ueberlegung dahin einig, daß ich mich für einen Engländer

ausgeben und der Familie Nachrichten von Caglioſtro bringen ſollte, der eben aus der Gefangenſchaft der Baſtille nach London gegangen war.

Zur geſetzten Stunde, es mochte etwa drey Uhr nach Mittag ſeyn, machten wir uns auf den Weg. Das Haus lag in dem Winkel eines Gäßchens nicht weit von der Hauptſtraße, il Cassero genannt. Wir ſtiegen eine elende Treppe hinauf und kamen ſogleich in die Küche. Eine Frau von mittlerer Größe, ſtark und breit, ohne fett zu ſeyn, war beſchäftigt das Küchengeſchirr aufzuwaſchen. Sie war reinlich gekleidet, und ſchlug, als wir hineintraten, das eine Ende der Schürze hinauf, um vor uns die ſchmutzige Seite zu verſtecken. Sie ſah meinen Führer freudig an und ſagte: Signor Giovanni, bringen Sie uns gute Nachrichten? Haben Sie etwas ausgerichtet?

Er verſetzte: in unſrer Sache hat mirs noch nicht gelingen wollen; hier iſt aber ein Fremder, der einen Gruß von Ihrem Bruder bringt, und Ihnen erzählen kann, wie er ſich gegenwärtig befindet.

Der Gruß, den ich bringen ſollte, war nicht ganz in unſrer Abrede; indeſſen war die Einleitung einmal gemacht. — Sie kennen meinen Bruder? fragte ſie. Es kennt ihn ganz Europa, verſetzte ich: und ich glaube, es wird Ihnen angenehm ſeyn zu hören, daß er ſich in

Sicherheit und wohl befindet, da Sie bisher wegen seines Schicksals gewiß in Sorgen gewesen sind. — Treten Sie hinein, sagte sie, ich folge Ihnen gleich; und ich trat mit dem Schreiber in das Zimmer.

Es war so groß und hoch, daß es bey uns für einen Saal gelten würde; es schien aber auch beynah die ganze Wohnung der Familie zu seyn. Ein einziges Fenster erleuchtete die großen Wände, die einmal Farbe gehabt hatten, und auf denen schwarze Heiligenbilder in goldnen Rahmen herum hingen. Zwey große Betten ohne Vorhänge standen an der einen Wand, ein braunes Schränkchen, das die Gestalt eines Schreibtisches hatte, an der andern. Alte mit Rohr durchflochtene Stühle, deren Lehnen ehemals vergoldet gewesen, standen darneben, und die Backsteine des Fußbodens waren an vielen Stellen tief ausgetreten. Uebrigens war alles reinlich und wir näherten uns der Familie, die am andern Ende des Zimmers an dem einzigen Fenster versammlet war.

Indeß mein Führer der alten Balsamo, die in der Ecke saß, die Ursache unsers Besuchs erklärte und seine Worte wegen der Taubheit der guten Alten mehrmals laut wiederholte, hatte ich Zeit, das Zimmer und die übrigen Personen zu betrachten. Ein Mädchen von ohngefähr sechzehn Jahren, wohl gewachsen, deren Gesichtszüge durch die Blattern undeutlich geworden wa-

ren, ſtand am Fenſter. Neben ihr ein junger Menſch, deſſen unangenehme durch die Blattern verzerrte Bildung mir auffiel. In einem Lehnſeſſel ſaß, oder lag vielmehr gegen dem Fenſter über eine kranke ſehr ungeſtaltete Perſon, die mit einer Art Schlafſucht behaftet ſchien.

Als mein Führer ſich deutlich gemacht hatte, nöthigte man uns zum Sitzen. Die Alte that einige Fragen an mich, die ich mir aber mußte dollmetſchen laſſen, eh ich ſie beantworten konnte, da mir der ſicilianiſche Dialect nicht geläufig war.

Ich betrachtete indeſſen die alte Frau mit Vergnügen. Sie war von mittlerer Größe, aber wohlgebildet; über ihre regelmäßigen Geſichtszüge, die das Alter nicht entſtellt hatte, war der Friede verbreitet, deſſen gewöhnlich die Menſchen genießen, die des Gehörs beraubt ſind; der Ton ihrer Stimme war ſanft und angenehm.

Ich beantwortete ihre Fragen, und meine Antworten mußten ihr auch wieder verdollmetſcht werden.

Die Langſamkeit unſrer Unterredung gab mir Gelegenheit, meine Worte abzumeſſen. Ich erzählte ihr, daß ihr Sohn in Frankreich losgeſprochen worden und ſich gegenwärtig in England befinde, wo er wohl aufgenommen ſey. Ihre Freude, die ſie über dieſe Nachrichten äußerte, war mit Ausdrücken einer herzlichen

Frömmigkeit begleitet, und da ſie nun etwas lauter und langſamer ſprach, konnte ich ſie eher verſtehen.

Indeſſen war ihre Tochter hereingekommen, und hatte ſich zu meinem Führer geſetzt, der ihr das, was ich erzählt hatte, getreulich wiederholte. Sie hatte eine reinliche Schürze vorgebunden, und ihre Haare in Ordnung unter das Netz gebracht. Je mehr ich ſie anſah und ſie mit ihrer Mutter verglich, deſto auffallender war mir der Unterſchied beyder Geſtalten. Eine lebhafte geſunde Sinnlichkeit blickte aus der ganzen Geſtalt der Tochter hervor, ſie mochte eine Frau von vierzig Jahren ſeyn. Mit lebhaften blauen Augen ſah ſie klug umher, ohne daß ich in ihrem Blick irgend einen Argwohn ſpüren konnte; indem ſie ſaß, verſprach ihre Figur mehr Länge als ſie zeigte, wenn ſie aufſtand; ihre Stellung war determinirt, ſie ſaß mit vorwärts gebogenem Körper und die Hände auf die Knice gelegt. Uebrigens erinnerte mich ihre mehr ſtumpfe als ſcharfe Geſichtsbildung an das Bildniß ihres Bruders, das wir in Kupfer kennen. Sie fragte mich verſchiedenes über meine Reiſe, über meine Abſicht Sicilien zu ſehen und war überzeugt, daß ich gewiß zurück kommen und das Feſt der heil. Roſalie mit ihnen feyern würde.

Da indeſſen die Großmutter wieder einige Fragen an mich gethan hatte, und ich ihr zu antworten beſchäftigt war, ſprach die Tochter halb laut mit meinem Gefähr-

fährten, doch ſo, daß ich Anlaß nehmen konnte zu fragen: wovon die Rede ſey? Er ſagte darauf: Frau Capitummino erzähle ihm, daß ihr Bruder ihr noch vierzehn Unzen ſchuldig ſey; ſie habe bey ſeiner ſchnellen Abreiſe von Palermo verſetzte Sachen für ihn eingelöſet; ſeit der Zeit aber weder etwas von ihm gehört, noch Geld, noch irgend eine Unterſtützung von ihm erhalten, ob er gleich, wie ſie höre, große Reichthümer beſitze und einen fürſtlichen Aufwand mache. Ob ich nicht über mich nehmen wolle, nach meiner Zurückkunft ihn auf eine gute Weiſe an die Schuld zu erinnern und eine Unterſtützung für ſie auszuwirken, und ob ich nicht einen Brief mitnehmen oder allenfalls beſtellen wolle? Ich erbot mich dazu. Sie fragte: wo ich wohne? Wohin ſie mir den Brief zu ſchicken habe? Ich lehnte ab meine Wohnung zu ſagen und erbot mich, den andern Tag gegen Abend den Brief ſelbſt abzuholen.

Sie erzählte mir darauf ihre mißliche Lage: ſie ſey eine Wittwe mit drey Kindern, von denen das eine Mädchen im Kloſter erzogen werde; die andre ſey hier gegenwärtig und ihr Sohn eben in die Lehrſtunde gegangen. Auſſer dieſen drey Kindern habe ſie ihre Mutter bey ſich, für deren Unterhalt ſie ſorgen müſſe, und überdieß habe ſie aus chriſtlicher Liebe die unglückliche kranke Perſon zu ſich genommen, die ihre Laſt noch vergrößere; alle ihre Arbeitſamkeit reiche kaum hin, ſich und den Ihrigen das Nothdürftige zu verſchaffen. Sie wiſſe zwar,

daß Gott dieſe guten Werke nicht unbelohnt laſſe; ſeufze aber doch ſehr unter der Laſt, die ſie ſchon ſo lange getragen habe.

Die jungen Leute miſchten ſich auch ins Geſpräch, und die Unterhaltung wurde lebhafter. Indem ich mit den andern ſprach, hörte ich, daß die Alte ihre Tochter fragte: ob ich denn auch wohl ihrer heiligen Religion zugethan ſey? Ich konnte bemerken, daß die Tochter auf eine kluge Weiſe der Antwort auszuweichen ſuchte, indem ſie, ſo viel ich verſtand, die Mutter bedeutete: daß der Fremde gut für ſie geſinnt zu ſeyn ſchiene, und daß es ſich wohl nicht ſchicke, jemanden ſogleich über dieſen Punkt zu befragen.

Da ſie hörten, daß ich bald von Palermo abreiſen wollte, wurden ſie dringender und erſuchten mich, daß ich doch ja wieder kommen möchte; beſonders rühmten ſie die paradieſiſchen Tage des Roſalienfeſtes, dergleichen in der ganzen Welt nicht müſſe geſehen und genoſſen werden.

Mein Begleiter, der ſchon lange Luſt gehabt hatte ſich zu entfernen, machte endlich der Unterredung durch ſeine Geberden ein Ende, und ich verſprach den andern Tag gegen Abend wieder zu kommen und den Brief abzuholen. Mein Begleiter freute ſich, daß alles ſo glücklich gelungen ſey, und wir ſchieden zufrieden auseinander.

Man kann ſich den Eindruck denken, den dieſe arme, fromme, wohlgeſinnte Familie auf mich gemacht hatte.

Meine Neugierde war befriedigt; aber ihr natürliches und gutes Betragen hatte einen Antheil in mir erregt, der sich durch das Nachdenken noch vermehrte.

Sogleich aber entstand in mir die Sorge wegen des folgenden Tages. Es war natürlich, daß diese Erscheinung, die sie im ersten Augenblicke überraschyt hatte, nach meinem Abschiede manches Nachdenken bey ihnen erregen mußte. Durch den Stammbaum war mir bekannt, daß noch mehrere von der Familie lebten; es war natürlich, daß sie ihre Freunde zusammen beriefen, um sich in ihrer Gegenwart dasjenige wiederholen zu lassen, was sie Tags vorher mit Verwundrung von mir gehört hatten. Meine Absicht hatte ich erreicht, und es blieb mir nur noch übrig, dieses Abenteuer auf eine schickliche Weise zu endigen. Ich begab mich daher des andern Tages gleich nach Tische allein in ihre Wohnung. Sie verwunderten sich, da ich hineintrat. Der Brief sey noch nicht fertig, sagten sie: und einige ihrer Verwandten wünschten mich auch kennen zu lernen, welche sich gegen Abend einfinden würden.

Ich versetzte: daß ich morgen früh schon abreisen müsse, daß ich noch Visiten zu machen, auch einzupacken habe und also lieber früher als gar nicht hätte kommen wollen.

Indessen trat der Sohn herein, den ich des Tags vorher nicht gesehen hatte. Er glich seiner Schwester an Wuchs und Bildung. Er brachte den Brief, den

man mir mitgeben wollte, den er, wie es in jenen Gegenden gewöhnlich iſt, außer dem Hauſe bey einem der öffentlich ſitzenden Notarien hatte ſchreiben laſſen. Der junge Menſch hatte ein ſtilles, trauriges und beſcheidenes Weſen, erkundigte ſich nach ſeinem Oheim, fragte nach deſſen Reichthum und Ausgaben, und ſetzte traurig hinzu: warum er ſeine Familie doch ſo ganz vergeſſen haben möchte? Es wäre unſer größtes Glück, fuhr er fort, wenn er einmal hieher käme und ſich unſrer annehmen wollte; aber, fuhr er fort, wie hat er Ihnen entdeckt, daß er noch Anverwandte in Palermo habe? Man ſagt, daß er uns überall verleugne und ſich für einen Mann von großer Geburt ausgebe. Ich beantwortete dieſe Frage, welche durch die Unvorſichtigkeit meines Führers bey unſerm erſten Eintritte veranlaßt worden war, auf eine Weiſe, die es wahrſcheinlich machte, daß der Oheim, wenn er gleich gegen das Publikum Urſache habe, ſeine Abkunft zu verbergen, doch gegen ſeine Freunde und Bekannte kein Geheimniß daraus mache.

Die Schweſter, welche während dieſer Unterredung herbeygetreten war und durch die Gegenwart des Bruders, wahrſcheinlich auch durch die Abweſenheit des geſtrigen Freundes, mehr Muth bekam, fing gleichfalls an, ſehr artig und lebhaft zu ſprechen. Sie baten ſehr, ſie ihrem Onkel, wenn ich ihm ſchriebe, zu empfehlen; eben ſo ſehr aber, wenn ich die Reiſe durchs Königreich ge-

macht, wieder zu kommen und das Roſalienfeſt mit ihnen zu begehen.

Die Mutter ſtimmte mit den Kindern ein. Mein Herr, ſagte ſie, ob es ſich zwar eigentlich nicht ſchickt, da ich eine erwachſene Tochter habe, fremde Männer in meinem Hauſe zu ſehen, und man Urſache hat ſich ſo wohl vor der Gefahr als der Nachrede zu hüten; ſo ſollen Sie uns doch immer willkommen ſeyn, wenn Sie in dieſe Stadt zurückkehren.

O ja, verſetzten die Kinder, wir wollen den Herrn beym Feſte herumführen, wir wollen ihm alles zeigen, wir wollen uns auf die Gerüſte ſetzen, wo wir die Feyerlichkeit am beſten ſehen können. Wie wird er ſich über den großen Wagen und beſonders über die prächtige Illumination freuen!

Indeſſen hatte die Großmutter den Brief geleſen und wieder geleſen. Da ſie hörte, daß ich Abſchied nehmen wollte, ſtand ſie auf und übergab mir das zuſammengefaltete Papier. Sagen Sie meinem Sohn, fing ſie mit einer edlen Lebhaftigkeit, ja einer Art von Begeiſtrung an: ſagen Sie meinem Sohne, wie glücklich mich die Nachricht gemacht hat, die Sie mir von ihm gebracht haben; ſagen Sie ihm, daß ich ihn ſo an mein Herz ſchließe — hier ſtreckte ſie die Arme aus einander und drückte ſie wieder auf ihre Bruſt zuſammen — daß ich täglich Gott und unſre heil. Jungfrau für ihn im Gebet anflehe, daß ich ihm und ſeiner Frau meinen

Segen gebe, und daß ich nur wünſche ihn vor meinem Ende noch einmal mit dieſen Augen zu ſehen, die ſo viel Thränen über ihn vergoſſen haben.

Die eigne Zierlichkeit der italiäniſchen Sprache begünſtigte die Wahl und die edle Stellung dieſer Worte, welche noch überdieß von lebhaften Gebärden begleitet wurden, mit welchen jene Nation über ihre Aeußerungen einen unglaublichen Reiz zu verbreiten gewohnt iſt.

Ich nahm nicht ohne Rührung von ihnen Abſchied. Sie reichten mir alle die Hände, die Kinder führten mich hinaus und indeß ich die Treppe hinunter ging, ſprangen ſie auf den Balkon des Fenſters, das aus der Küche auf die Straße ging, riefen mir nach, winkten mir Grüße zu und wiederholten: daß ich ja nicht vergeſſen möchte wieder zu kommen. Ich ſah ſie noch auf dem Balkon ſtehen, als ich um die Ecke herum ging.

Ich brauche nicht zu ſagen, daß der Antheil, den ich an dieſer Familie nahm, den lebhaften Wunſch in mir erregte, ihr nützlich zu ſeyn und ihrem Bedürfniß zu Hülfe zu kommen. Sie war nun durch mich abermals hintergangen und ihre Hoffnungen auf eine unerwartete Hülfe waren durch die Neugierde des nördlichen Europa's auf dem Wege, zum zweytenmal getäuſcht zu werden.

Mein erſter Vorſatz war, ihnen vor meiner Abreiſe jene vierzehn Unzen zuzuſtellen, die ihnen der Flüchtling ſchuldig geblieben, und durch die Vermuthung, daß

ich dieſe Summe von ihm wieder zu erhalten hoffte, mein Geſchenk zu bedecken; allein als ich zu Hauſe meine Rechnung machte, meine Caſſe und Papiere überſchlug, ſah ich wohl, daß in einem Lande, wo durch den Mangel von Communication die Entfernung gleichſam ins Unendliche wächſt, ich mich ſelbſt in Verlegenheit ſetzen würde, wenn ich mir anmaßte, die Ungerechtigkeit eines frechen Menſchen durch eine herzliche Gutmüthigkeit zu verbeſſern.

Ich reiſte von Palermo weg, ohne wieder zurückzukehren, und ohnerachtet der großen Zerſtreuung meiner ſicilianiſchen und übrigen italiäniſchen Reiſe, verlor ich jenen einfachen Eindruck nicht aus meiner Seele.

Ich kam in mein Vaterland zurück, und als jener Brief unter andern Papieren, die von Neapel den Weg zur See gemacht hatten, ſich endlich auch vorfand, gab es Gelegenheit, von dieſem, wie von andern Abenteuern zu ſprechen.

Hier iſt eine Ueberſetzung jenes Blattes, durch welche ich das Eigenthümliche des Originals mit Willen durchſcheinen laſſe:

„Geliebteſter Sohn!

Den 16ten April 1787 hatte ich Nachricht von Dir durch Herrn Wilton, und ich kann Dir nicht ausdrücken, wie tröſtlich ſie mir geweſen iſt: denn ſeit Du Dich aus Frankreich entfernt hatteſt, konnte ich nichts mehr von Dir erfahren.

Lieber Sohn, ich bitte Dich, meiner nicht zu vergeſſen: denn ich bin ſehr arm und von allen Verwandten verlaſſen, außer von meiner Tochter Maria Anna, Deiner Schweſter, in deren Hauſe ich lebe. Sie kann mir nicht den völligen Unterhalt geben, aber ſie thut, was ſie kann; ſie iſt Wittwe mit drey Kindern; eine Tochter iſt im Kloſter der heil. Catharina, zwey andere ſind zu Hauſe.

Ich wiederhole, lieber Sohn, meine Bitte, ſchick mir nur ſo viel, daß ich mir einigermaßen helfen kann, indem ich nicht einmal die nöthigen Kleidungsſtücke habe, um die Pflichten einer katholiſchen Chriſtin zu erfüllen; denn mein Mantel und Ueberkleid ſind ganz zerriſſen.

Wenn du mir etwas ſchickeſt oder auch nur einen Brief ſchreibſt, ſo ſende ihn nicht durch die Poſt, ſondern übers Meer, weil Don Matteo (Bracconeri), mein Bruder, Oberpoſtcommiſſarius iſt.

Lieber Sohn, ich bitte Dich, mir des Tages einen Tari auszuſetzen, damit Deiner Schweſter einigermaßen die Laſt abgenommen werde und damit ich nicht vor Mangel umkomme. Erinnere Dich des göttlichen Gebotes, und hilf einer armen Mutter, die aufs Letzte gebracht iſt. Ich gebe Dir meinen Segen und umarme Dich von Herzen, auch ſo Donna Lorenza Deine Frau.

Deine Schweſter umarmt Dich von Herzen und ihre

Kinder küſſen Dir die Hände. Deine Mutter, die dich zärtlich liebt und die Dich an ihr Herz drückt

Felice Balſamo."

Palermo,
den 18ten April
1787.

Verehrungswürdige Perſonen, denen ich dieſes Document vorlegte und die Geſchichte erzählte, theilten meine Empfindungen und ſetzten mich in den Stand, jener unglücklichen Familie meine Schuld abtragen zu können und ihr eine Summe zu übermachen, die ſie zu Ende des Jahres 1788 erhielt, und von deren Wirkung folgender Brief ein Zeugniß ablegt:

Palermo, den 25. Decbr. 1788.

Geliebteſter Sohn!

Lieber geliebter Bruder!

Die Freude, die wir gehabt haben, zu hören, daß Ihr lebt und Euch wohl befindet, können wir mit keiner Feder ausdrücken. Ihr habt eine Mutter und eine Schweſter, die von allen Menſchen verlaſſen ſind und zwey Töchter und einen Sohn zu erziehen haben, durch die Hülfe, die Ihr ihnen überſendet, mit der größten Freude und Vergnügen erfüllt. Denn nachdem Herr Jakob Joſſ, ein engliſcher Kaufmann, ſich viele Mühe gegeben, die Frau Joſeph-Maria Capitummino, geborne Balſame, aufzuſuchen, weil man mich nur gewöhnlich Marana Capitummino nennt, fand er uns endlich in einem klei-

nen Hauſe, wo wir mit der gebührenden Schicklichkeit leben. Er zeigte uns an, daß Ihr uns eine Summe Geldes anweiſen laſſen, und daß eine Quittung dabey ſey, die ich, Eure Schweſter, unterzeichnen ſollte, wie es auch geſchehen iſt. Denn er hat uns das Geld ſchon eingehändigt, und der günſtige Wechſelcours hat uns noch einigen Vortheil gebracht.

Nun bedenkt, mit welchem Vergnügen wir eine ſolche Summe empfangen haben, zu einer Zeit, da wir im Begriff waren, die Weihnachtsfeyertage zu begehen, ohne Hoffnung irgend einer Beyhülfe.

Unſer Menſch gewordene Jeſus hat Euer Herz bewegt, uns dieſe Summe zu übermachen, die nicht allein gedient hat, unſern Hunger zu ſtillen, ſondern auch uns zu bedecken, weil uns wirklich alles mangelte.

Es würde uns die größte Zufriedenheit ſeyn, wenn Ihr unſer Verlangen ſtilltet, und wir Euch nochmals ſehen könnten, beſonders mir, Eurer Mutter, die nicht aufhört das Unglück zu beweinen, immer von einem einzigen Sohne entfernt zu ſeyn, den ich vor meinem Tode noch einmal ſehen möchte.

Wenn aber dieſes wegen Eurer Verhältniſſe nicht geſchehen könnte, ſo unterlaßt doch nicht meinem Mangel zu Hülfe zu kommen, beſonders da Ihr ſo einen trefflichen Kanal gefunden habt und einen ſo genauen und redlichen Kaufmann, der, ohne daß wir davon benachrichtigt wa-

ren, und alles in ſeiner Hand lag, uns redlich aufgeſucht und treulich die überſendete Summe ausgeliefert hat.

Für Euch will das wohl nichts ſagen; aber uns ſcheint eine jede Beyhülfe ein Schatz. Eure Schweſter hat zwey erwachſene Mädchen und ihr Sohn braucht auch Unterſtützung. Ihr wißt, daß ſie nichts beſitzen, und welches treffliche Werk würdet Ihr thun, wenn Ihr ſo viel ſendetet, als nöthig iſt ſie ſchicklich auszuſtatten.

Gott erhalte Euch bey guter Geſundheit! wir rufen ihn dankbar an und wünſchen, daß er Euch das Glück erhalten möge, deſſen Ihr genießt, und daß er Euer Herz bewegen möge, ſich unſrer zu erinnern. In ſeinem Namen ſegne ich Euch und Eure Frau als liebevolle Mutter, ich umarme Euch, ich Eure Schweſter, daſſelbe thut der Vetter Joſeph (Bracconeri) der dieſen Brief geſchrieben hat, wir bitten Euch um Euren Segen, wie es auch die beyden Schweſtern Antonine und Thereſe thun. Wir umarmen Euch und nennen uns

Eure Schweſter,	Eure Mutter, die Euch
die Euch liebt	liebt und ſegnet,
Joſeph = Maria	die Euch alle Stunden
Capitummino	ſegnet
und	Felice Balſamo
Balſamo.	und Bracconeri.

Die Unterſchriften dieſes Briefes ſind eigenhändig.

Ich hatte die Summe ohne Brief und ohne Anzeige, von wem ſie eigentlich komme, übermachen laſſen; um

ſo natürlicher war ihr Irrthum und um ſo wahrſcheinlicher ihre Hoffnungen für die Zukunft.

Jetzt, da ſie von der Gefangenſchaft und Verurtheilung ihres Verwandten unterrichtet ſind, bleibt mir noch übrig, zu ihrer Aufklärung und zu ihrem Troſte etwas zu thun. Ich habe noch eine Summe für ſie in Händen, die ich ihnen überſchicken und zugleich das wahre Verhältniß anzeigen will. Sollten einige meiner Freunde, ſollten einige meiner reichen und edeln Landsleute mir das Vergnügen machen und jene kleine Summe, die noch bey mir liegt, durch Beyträge vermehren wollen: ſo bitte ich, mir ſolche vor Michael zuzuſchicken und an dem Dank und der Zufriedenheit einer guten Familie Theil zu nehmen, aus welcher eins der ſonderbarſten Ungeheuer entſprungen iſt, welche in unſerm Jahrhundert erſchienen ſind.

Ich werde nicht verfehlen den weitern Verlauf dieſer Geſchichte und die Nachricht von dem Zuſtande, worin meine nächſte Sendung die Familie antreffen wird, öffentlich bekannt zu machen, und vielleicht alsdann einige Anmerkungen hinzufügen, die ſich mir bey dieſer Geſchichte aufgedrungen haben, deren ich mich aber gegenwärtig enthalte, um meinen Leſern in ihrem erſten Urtheile nicht vorzugreifen.

Unterhaltungen
deutſcher Ausgewanderten.

In jenen unglücklichen Tagen, welche für Deutschland, für Europa, ja für die übrige Welt die traurigsten Folgen hatten, als das Heer der Franken durch eine übelverwahrte Lücke in unser Vaterland einbrach, verließ eine edle Familie ihre Besitzungen in jenen Gegenden und entfloh über den Rhein, um den Bedrängnissen zu entgehen, womit alle ausgezeichnete Personen bedrohet waren, denen man zum Verbrechen machte, daß sie sich ihrer Väter mit Freuden und Ehren erinnerten, und mancher Vortheile genossen, die ein wohldenkender Vater seinen Kindern und Nachkommen so gern zu verschaffen wünschte.

Die Baronesse von E., eine Wittwe von mittlern Jahren, erwies sich auch jetzt auf dieser Flucht, wie sonst zu Hause, zum Troste ihrer Kinder, Verwandten und Freunde, entschlossen und thätig. In einer weiten Sphäre erzogen und durch mancherley Schicksale ausgebildet, war sie als eine treffliche Hausmutter bekannt, und jede Art von Geschäft erschien ihrem durchdringenden Geiste willkommen. Sie wünschte Vielen zu dienen, und ihre ausgebreitete Bekanntschaft setzte sie in Stand es zu thun. Nun mußte sie sich unerwartet als Führe-

rin einer kleinen Caravane darſtellen, und verſtand auch dieſe zu leiten, für ſie zu ſorgen und den guten Humor, wie er ſich zeigte, in ihrem Kreiſe, auch mitten unter Bangigkeit und Noth, zu unterhalten. Und wirklich ſtellte ſich bey unſern Flüchtlingen die gute Laune nicht ſelten ein; denn überraſchende Vorfälle, neue Verhältniſſe gäben den aufgeſpannten Gemüthern manchen Stoff zu Scherz und Lachen.

Bey der übereilten Flucht war das Betragen eines jeden characteriſtiſch und auffallend. Das eine ließ ſich durch eine falſche Furcht, durch ein unzeitiges Schrecken hinreißen; das andere gab einer unnöthigen Sorge Raum, und alles, was dieſer zuviel jener zu wenig that, jeder Fall wo ſich Schwäche und Nachgiebigkeit oder Uebereilung zeigte, gab in der Folge Gelegenheit ſich wechſelſeitig zu plagen und aufzuziehen, ſo daß dadurch dieſe traurigen Zuſtände luſtiger wurden, als eine vorſätzliche Luſtreiſe ehemals hatte werden können.

Denn wie wir manchmal in der Comödie eine Zeitlang ohne über die abſichtlichen Poſſen zu lachen, ernſthaft zuſchauen können, dagegen aber ſogleich ein lautes Gelächter entſteht, wenn in der Tragödie etwas Unſchickliches vorkommt: ſo wird auch ein Unglück in der wirklichen Welt, das die Menſchen aus ihrer Faſſung bringt, gewöhnlich von lächerlichen, oft auf der Stelle, gewiß aber hinterdrein, belachten Umſtänden begleitet ſeyn.

Besonders mußte Fräulein Luise, die älteste Tochter der Baroneſſe, ein lebhaftes, heftiges und in guten Tagen herrisches Frauenzimmer, sehr vieles leiden, da von ihr behauptet wurde, daß sie bey dem ersten Schrecken ganz aus der Fassung gerathen sey, in Zerstreuung, ja in einer Art von Abwesenheit, die unnützesten Sachen mit dem größten Ernste zum Aufpacken gebracht, ja sogar einen alten Bedienten für ihren Bräutigam angesehen habe.

Sie vertheidigte sich aber so gut sie konnte; nur wollte sie keinen Scherz, der sich auf ihren Bräutigam bezog, dulden, indem es ihr schon Leiden genug verursachte, ihn bey der alliirten Armee in täglicher Gefahr zu wissen, und eine gewünschte Verbindung durch die allgemeine Zerrüttung aufgeschoben und vielleicht gar vereitelt zu sehen.

Ihr älterer Bruder Friedrich, ein entschlossener junger Mann, führte alles was die Mutter beschloß mit Ordnung und Genauigkeit aus, begleitete zu Pferde den Zug und war zugleich Courier, Wagenmeister und Wegweiser. Der Lehrer des jüngern, hoffnungsvollen Sohnes, ein wohl unterrichteter Mann, leistete der Baroneſſe im Wagen Gesellschaft; Vetter Karl fuhr mit einem alten Geistlichen, der, als Hausfremd, schon lange der Familie unentbehrlich geworden war, mit einer ältern und jüngern Verwandten in einem nachfolgenden Wagen. Kammermädchen und Kammerdiener folgten

in Halb-Chaiſen, und einige ſchwerbepackte Brankards, die auf mehr als einer Station zurückbleiben mußten, ſchloſſen den Zug.

Ungern hatte, wie man leicht denken kann, die ganze Geſellſchaft ihre Wohnungen verlaſſen, aber Vetter Karl entfernte ſich mit doppeltem Widerwillen von dem jenſeitigen Rheinufer; nicht daß er etwa eine Geliebte daſelbſt zurückgelaſſen hätte, wie man nach ſeiner Jugend, ſeiner guten Geſtalt und ſeiner leidenſchaftlichen Natur hätte vermuthen ſollen; er hatte ſich vielmehr von der blendenden Schönheit verführen laſſen, die unter dem Namen Freyheit ſich erſt heimlich, dann öffentlich ſo viele Anbeter zu verſchaffen wußte, und, ſo übel ſie auch die einen behandelte, von den andern mit großer Lebhaftigkeit verehrt wurde.

Wie Liebende gewöhnlich von ihrer Leidenſchaft verblendet werden, ſo erging es auch Vetter Karln. Sie wünſchen den Beſitz eines einzigen Gutes, und wähnen alles übrige dagegen entbehren zu können. Stand, Glücksgüter, alle Verhältniſſe ſcheinen in Nichts zu verſchwinden, indem das gewünſchte Gut zu Einem, zu Allem wird. Eltern, Verwandte und Freunde werden uns fremd, indem wir uns etwas zueignen, das uns ganz ausfüllt und uns alles übrige fremd macht.

Vetter Karl überließ ſich der Heftigkeit ſeiner Neigung und verhehlte ſie nicht in Geſprächen. Er glaubte um ſo freyer ſich dieſen Geſinnungen ergeben zu

können, als er ſelbſt ein Edelmann war, und obgleich der zweyte Sohn, dennoch ein anſehnliches Vermögen zu erwarten hatte. Eben dieſe Güter, die ihm künftig zufallen mußten, waren jetzt in Feindes Händen, der nicht zum beſten darauf hauſ'te. Demungeachtet konnte Karl einer Nation nicht feind werden, die der Welt ſo viele Vortheile verſprach, und deren Geſinnungen er nach öffentlichen Reden und Aeußerungen einiger Mitglieder beurtheilte. Gewöhnlich ſtörte er die Zufriedenheit der Geſellſchaft, wenn ſie ja derſelben noch fähig war, durch ein unmäßiges Lob alles deſſen, was bey den Neufranken Gutes oder Böſes geſchah, durch ein lautes Vergnügen über ihre Fortſchritte, wodurch er die Andern um deſto mehr aus der Faſſung brachte, als ſie ihre Leiden durch die Schadenfreude eines Freundes und Verwandten verdoppelt nur um ſo ſchmerzlicher empfinden mußten.

Friedrich hatte ſich ſchon einigemal mit ihm überworfen und ließ ſich in der letzten Zeit gar nicht mehr mit ihm ein. Die Baroneſſe wußte ihn auf eine kluge Weiſe wenigſtens zu augenblicklicher Mäßigung zu leiten. Fräulein Luiſe machte ihm am meiſten zu ſchaffen, indem ſie, freylich oft ungerechter Weiſe, ſeinen Character und ſeinen Verſtand verdächtig zu machen ſuchte. Der Hofmeiſter gab ihm im Stillen recht, der Geiſtliche im Stillen unrecht; und die Kammermädchen, denen ſeine Geſtalt reizend und ſeine Freygebigkeit reſpec-

tabel war, hörten ihn gerne reden, weil sie sich durch seine Gesinnungen berechtigt glaubten, ihre zärtlichen Augen, die sie bisher vor ihm bescheiden niedergeschlagen hatten, nunmehr in Ehren nach ihm aufzuheben.

Die Bedürfnisse des Tages, die Hindernisse des Weges, die Unannehmlichkeiten der Quartiere führten die Gesellschaft gewöhnlich auf ein gegenwärtiges Interesse zurück, und die große Anzahl französischer und deutscher Ausgewanderten, die sie überall antrafen und deren Betragen und Schicksale sehr verschieden waren, gaben ihnen oft zu Betrachtungen Anlaß, wieviel Ursache man habe, in diesen Zeiten alle Tugenden, besonders aber die Tugend der Unparteylichkeit und Verträglichkeit zu üben.

Eines Tages machte die Baroneſſe die Bemerkung, daß man nicht deutlicher sehen könne, wie ungebildet in jedem Sinne die Menschen seyen, als in solchen Augenblicken allgemeiner Verwirrung und Noth. Die bürgerliche Verfassung, sagte sie, scheint wie ein Schiff zu seyn, das eine große Anzahl Menschen, alte und junge, gesunde und kranke, über ein gefährliches Wasser, auch selbst zu Zeiten des Sturms, hinüber bringt; nur in dem Augenblicke wenn das Schiff scheitert, sieht man wer schwimmen kann, und selbst gute Schwimmer gehen unter solchen Umständen zu Grunde.

Wir sehen meist die Ausgewanderten ihre Fehler und albernen Gewohnheiten mit sich in der Irre herum füh-

ren und wundern uns darüber. Doch wie den reisenden Engländer der Theekessel in allen vier Welttheilen nicht verläßt, so wird die übrige Masse der Menschen von stolzen Anforderungen, Eitelkeit, Unmäßigkeit, Ungeduld, Eigensinn, Schiefheit im Urtheil, von der Lust ihrem Nebenmenschen tückisch etwas zu versetzen, überall hinbegleitet. Der Leichtsinnige freut sich der Flucht wie einer Spazierfahrt und der Ungenügsame verlangt, daß ihm auch noch als Bettler alles zu Diensten stehe. Wie selten daß uns die reine Tugend irgend eines Menschen erscheint, der wirklich für andere zu leben, für andere sich aufzuopfern getrieben wird.

Indessen man nun mancherley Bekanntschaften machte, die zu solchen Betrachtungen Gelegenheit gaben, war der Winter vorbey gegangen. Das Glück hatte sich wieder zu den deutschen Waffen gesellt, die Franzosen waren wieder über den Rhein hinüber gedrängt, Frankfurt befreyt und Mainz eingeschlossen.

In der Hoffnung auf den weitern Fortgang der siegreichen Waffen, und begierig wieder einen Theil ihres Eigenthums zu ergreifen, eilte die Familie auf ein Gut, das an dem rechten Ufer des Rheins, in der schönsten Lage, ihr zugehörte. Wie erquickt fanden sie sich, als sie den schönen Strom wieder vor ihren Fenstern vorbeyfließen sahen, wie freudig nahmen sie wieder von jedem Theile des Hauses Besitz, wie freundlich begrüßten sie die bekannten Mobilien, die alten Bilder und jegli-

chen Hausrat, wie werth war ihnen auch das geringſte das ſie ſchon verloren gegeben hatten, wie ſtiegen ihre Hoffnungen, dereinſt auch jenſeits des Rheines alles noch in dem alten Zuſtande zu finden!

Kaum erſcholl in der Nachbarſchaft die Ankunft der Baroneſſe, als alle alte Bekannte, Freunde und Diener herbeyeilten ſich mit ihr zu beſprechen, die Geſchichten der vergangenen Monate zu wiederholen, und ſich in manchen Fällen Rath und Beyſtand von ihr zu erbitten.

Umgeben von dieſen Beſuchen, ward ſie aufs angenehmſte überraſcht, als der Geheimerath von S. mit ſeiner Familie bey ihr ankam, ein Mann dem die Geſchäfte von Jugend auf zum Bedürfniß geworden waren, ein Mann der das Zutrauen ſeines Fürſten verdiente und beſaß. Er hielt ſich ſtreng an Grundſätze und hatte über manche Dinge ſeine eigene Denkweiſe. Er war genau im Reden und Handeln und forderte das Gleiche von andern. Ein conſequentes Betragen ſchien ihm die höchſte Tugend.

Sein Fürſt, das Land, er ſelbſt hatten viel durch den Einfall der Franzoſen gelitten; er hatte die Willkühr der Nation, die nur vom Geſetz ſprach, kennen gelernt und den Unterdrückungsgeiſt derer die das Wort Freyheit immer im Munde führten. Er hatte geſehen, daß auch in dieſem Falle der große Hauſe ſich treu blieb, und Wort für That, Schein für Beſitz mit großer Heftigkeit aufnahm. Die Folgen eines unglücklichen Feld-

zugs, ſo wie die Folgen jener verbreiteten Geſinnungen und Meynungen, blieben ſeinem Scharfblicke nicht verborgen, obgleich nicht zu läugnen war, daß er manches mit hypochondriſchem Gemüthe betrachtete und mit Leidenſchaft beurtheilte.

Seine Gemahlin, eine Jugendfreundin der Baroneſſe, fand, nach ſo vielen Trübſalen, einen Himmel in den Armen ihrer Freundin. Sie waren mit einander aufgewachſen, hatten ſich mit einander gebildet, ſie kannten keine Geheimniſſe vor einander. Die erſten Neigungen junger Jahre, die bedenklichen Zuſtände der Ehe, Freuden, Sorgen und Leiden als Mütter, alles hatten ſie ſich ſonſt, theils mündlich, theils in Briefen, vertraut, und hatten eine ununterbrochene Verbindung erhalten. Nur dieſe letzte Zeit her waren ſie durch die Unruhen verhindert worden, ſich einander, wie gewöhnlich, mitzutheilen. Um ſo lebhafter drängten ſich ihre gegenwärtigen Geſpräche, um deſto mehr hatten ſie einander zu ſagen, indeſſen die Töchter der Geheimeräthin ihre Zeit mit Fräulein Luiſen in einer wachſenden Vertraulichkeit zubrachten.

Leider war der ſchöne Genuß dieſer reizenden Gegend oft durch den Donner der Kanonen geſtört, den man, je nachdem der Wind ſich drehte, aus der Ferne deutlicher oder undeutlicher vernahm. Eben ſo wenig konnte, bey den vielen zuſtrömenden Neuigkeiten des Tages, der politiſche Diſcurs vermieden werden, der gewöhn-

lich die augenblickliche Zufriedenheit der Gesellschaft störte, indem die verschiedenen Denkungsarten und Meynungen von beyden Seiten sehr lebhaft geäußert wurden. Und wie unmäßige Menschen sich deßhalb doch nicht des Weins und schwer zu verdauender Speisen enthalten, ob sie gleich aus der Erfahrung wissen, daß ihnen darauf ein unmittelbares Uebelseyn bevorsteht; so konnten auch die meisten Glieder der Gesellschaft sich in diesem Falle nicht bändigen, vielmehr gaben sie dem unwiderstehlichen Reiz nach, andern wehe zu thun und sich selbst dadurch am Ende eine unangenehme Stunde zu bereiten.

Man kann leicht denken, daß der Geheimerath diejenige Partey anführte, welche dem alten System zugethan war, und daß Karl für die entgegengesetzte sprach, welche von bevorstehenden Neuerungen Heilung und Belebung des alten kranken Zustandes hofften.

Im Anfange wurden die Gespräche noch mit ziemlicher Mäßigung geführt, besonders da die Baroneſſe durch anmuthige Zwischenreden beyde Theile im Gleichgewicht zu halten wußte; als aber die wichtige Epoche herannahete, daß die Blokade von Mainz in eine Belagerung übergehen sollte, und man nunmehr für diese schöne Stadt und ihre zurückgelaſſenen Bewohner lebhafter zu fürchten anfing, äußerte jedermann seine Meynungen mit ungebundener Leidenschaft.

Besonders waren die daselbst zurückgebliebenen Klub-

biſten ein Gegenſtand des allgemeinen Geſprächs, und jeder erwartete ihre Beſtrafung oder Befreyung, je nachdem er ihre Handlungen entweder ſchalt oder billigte.

Unter die erſten gehörte der Geheimerath, deſſen Argumente Karln am verdrießlichſten fielen, wenn er den Verſtand dieſer Leute angriff und ſie einer völligen Unkenntniß der Welt und ihrer ſelbſt beſchuldigte.

Wie verblendet müſſen ſie ſeyn! rief er aus, als an einem Nachmittage das Geſpräch ſehr lebhaft zu werden anfing, wenn ſie wähnen, daß eine ungeheure Nation, die mit ſich ſelbſt in der größten Verwirrung kämpft und, auch in ruhigen Augenblicken, nichts als ſich ſelbſt zu ſchätzen weiß, auf ſie mit einiger Theilnehmung herunter blicken werde. Man wird ſie als Werkzeuge betrachten, ſie eine Zeitlang gebrauchen und endlich wegwerfen, oder wenigſtens vernachläſſigen. Wie ſehr irren ſie ſich, wenn ſie glauben, daß ſie jemals in die Zahl der Franzoſen aufgenommen werden könnten.

Jedem der mächtig und groß iſt erſcheint nichts lächerlicher als ein kleiner und ſchwacher, der in der Dunkelheit des Wahns, in der Unkenntniß ſeiner ſelbſt, ſeiner Kräfte und ſeines Verhältniſſes ſich jenem gleich zu ſtellen dünkt. Und glaubt ihr denn, daß die große Nation nach dem Glücke, das ſie bisher begünſtigt, weniger ſtolz und übermüthig ſeyn werde, als irgend ein anderer königlicher Sieger?

Wie mancher, der jetzt als Municipalbeamter mit

der Schärpe herum läuft, wird die Maskerade verwünschen, wenn er, nachdem er seine Landsleute in eine neue widerliche Form zu zwingen geholfen hat, zuletzt in dieser neuen Form von denen, auf die er sein ganzes Vertrauen setzte, niedrig behandelt wird. Ja es ist mir höchst wahrscheinlich, daß man bey der Uebergabe der Stadt, die wohl nicht lange verzögert werden kann, solche Leute den unsrigen überliefert oder überläßt. Mögen sie doch alsdann ihren Lohn dahin nehmen, mögen sie alsdann die Züchtigung empfinden, die sie verdienen, ich mag sie so unparteyisch richten als ich kann.

Unparteyisch! rief Karl mit Heftigkeit aus; wenn ich doch dieß Wort nicht wieder sollte aussprechen hören! Wie kann man diese Menschen so gerade zu verdammen? Freylich haben sie nicht ihre Jugend und ihr Leben zugebracht in der hergebrachten Form sich und andern begünstigten Menschen zu nützen. Freylich haben sie nicht die wenigen wohnbaren Zimmer des alten Gebäudes besessen und sich darinne gepflegt; vielmehr haben sie die Unbequemlichkeit der vernachlässigten Theile eures Staatspallastes mehr empfunden, weil sie selbst ihre Tage kümmerlich und gedrückt darin zubringen mußten: sie haben nicht, durch eine mechanisch erleichterte Geschäftigkeit bestochen, dasjenige für gut angesehen, was sie einmal zu thun gewohnt waren; freylich haben sie nur im Stillen der Einseitigkeit, der Unord-

nung, der Läßigkeit, der Ungeſchicklichkeit zuſehen können, womit eure Staatsleute ſich noch Ehrfurcht zu erwerben glauben; freylich haben ſie nur heimlich wünſchen können, daß Mühe und Genuß gleicher ausgetheilt ſeyn möchten! Und wer wird läugnen, daß unter ihnen nicht wenigſtens einige wohldenkende und tüchtige Männer ſich befinden, die, wenn ſie auch in dieſem Augenblicke das Beſte zu bewirken nicht im Stande ſind, doch durch ihre Vermittlung das Uebel zu lindern und ein künftiges Gutes vorzubereiten das Glück haben; und da man ſolche darunter zählt, wer wird ſie nicht bedauern, wenn der Augenblick naht, der ſie ihrer Hoffnungen vielleicht auf immer berauben ſoll.

Der Geheimerath ſcherzte darauf, mit einiger Bitterkeit, über junge Leute die einen Gegenſtand zu idealiſiren geneigt ſeyen; Karl ſchonte dagegen diejenigen nicht, welche nur nach alten Formen denken konnten, und was dahinein nicht paſſe nothwendig verwerfen müßten.

Durch mehreres Hin- und Wiederreden ward das Geſpräch immer heftiger und es kam von beyden Seiten alles zur Sprache, was im Laufe dieſer Jahre ſo manche gute Geſellſchaft entzweyt hatte. Vergebens ſuchte die Baroneſſe, wo nicht einen Frieden, doch wenigſtens einen Stillſtand zuwege zu bringen; ſelbſt der Geheimeräthin, die als ein liebenswürdiges Weib, einige Herrſchaft über Karls Gemüth ſich erworben hatte, ge-

lang es nicht auf ihn zu wirken; um so weniger, als ihr Gemahl fortfuhr treffende Pfeile auf Jugend und Unerfahrenheit loszudrücken, und über die besondere Neigung der Kinder mit dem Feuer zu spielen, das sie doch nicht regieren könnten, zu spotten.

Karl, der sich im Zorn nicht mehr kannte, hielt mit dem Geständniß nicht zurück: daß er den französischen Waffen alles Glück wünsche, und daß er jeden Deutschen auffordere, der alten Sclaverey ein Ende zu machen, daß er von der französischen Nation überzeugt sey, sie werde die edlen Deutschen, die sich für sie erklärt, zu schätzen wissen, als die ihrigen ansehn und behandeln, und nicht etwa aufopfern oder ihrem Schicksale überlassen, sondern sie mit Ehren, Gütern und Zutrauen überhäufen.

Der Geheimerath behauptete dagegen, es sey lächerlich zu denken, daß die Franzosen nur irgend einen Augenblick, bey einer Capitulation oder sonst, für sie sorgen würden; vielmehr würden diese Leute gewiß in die Hände der Alliirten fallen, und er hoffte sie alle gehangen zu sehen.

Diese Drohung hielt Karl nicht aus und rief vielmehr: er hoffe, daß die Guillotine auch in Deutschland eine gesegnete Aernde finden und kein schuldiges Haupt verfehlen werde. Dazu fügte er einige sehr starke Vorwürfe, welche den Geheimerath persönlich trafen und in jedem Sinne beleidigend waren.

So muß ich denn wohl, sagte der Geheimerath, mich aus einer Gesellschaft entfernen, in der nichts was sonst achtungswerth schien, mehr geehrt wird. Es thut mir leid, daß ich zum zweytenmal, und zwar durch einen Landsmann vertrieben werde; aber ich sehe wohl, daß von diesem weniger Schonung als von den Neufranken zu erwarten ist, und ich finde wieder die alte Erfahrung bestätigt, daß es besser sey, den Türken als den Renegaten in die Hände zu fallen.

Mit diesen Worten stand er auf und ging aus dem Zimmer; seine Gemahlin folgte ihm; die Gesellschaft schwieg. Die Baronesse gab mit einigen, aber starken, Ausdrücken ihr Misvergnügen zu erkennen; Karl ging im Saale auf und ab. Die Geheimeräthin kam weinend zurück und erzählte, daß ihr Gemahl einpacken lasse und schon Pferde bestellt habe. Die Baronesse ging zu ihm ihn zu bereden; indessen weinten die Fräulein und küßten sich und waren äußerst betrübt, daß sie sich so schnell und unerwartet von einander trennen sollten. Die Baronesse kam zurück; sie hatte nichts ausgerichtet. Man fing an nach und nach alles zusammen zu tragen was den Fremden gehörte. Die traurigen Augenblicke des Loslösens und Scheidens wurden sehr lebhaft empfunden. Mit den letzten Kästchen und Schachteln verschwand alle Hoffnung. Die Pferde kamen, und die Thränen flossen reichlicher.

Der Wagen fuhr fort und die Baronesse sah ihm

nach; die Thränen ſtanden ihr in den Augen. Sie trat vom Fenſter zurück und ſetzte ſich an den Stickrahmen. Die ganze Geſellſchaft war ſtill, ja verlegen; beſonders äußerte Karl ſeine Unruhe, indem er, in einer Ecke ſitzend, ein Buch durchblätterte und manchmal drüber weg nach ſeiner Tante ſah. Endlich ſtand er auf und nahm ſeinen Hut, als wenn er weggehen wollte; allein in der Thüre kehrte er um, trat an den Rahmen und ſagte mit edler Faſſung: ich habe Sie beleidigt, liebe Tante, ich habe Ihnen Verdruß verurſacht, verzeihen Sie meine Uebereilung, ich erkenne meinen Fehler und fühl' ihn tief.

Ich kann verzeihen, antwortete die Baroneſſe: ich werde keinen Groll auf dich hegen, weil du ein edler guter Menſch biſt; aber du kannſt nicht wieder gut machen, was du verdorben haſt. Ich entbehre durch deine Schuld in dieſen Augenblicken die Geſellſchaft einer Freundin, die ich ſeit langer Zeit zum erſtenmal wieder ſah, die mir das Unglück ſelbſt wieder zuführte, und in deren Umgang ich manche Stunde das Unheil vergaß, das uns traf und das uns bedroht. Sie, die ſchon lange auf einer ängſtlichen Flucht herumgetrieben wird, und ſich kaum wenige Tage in Geſellſchaft von geliebten alten Freunden in einer bequemen Wohnung, an einem angenehmen Orte erholt, muß ſchon wieder flüchtig werden, und die Geſellſchaft verliert dabey die Unterhaltung ihres Gatten, der, ſo wunderlich er auch in

manchen Stücken seyn mag, doch ein trefflicher rechtschaffner Mann ist und ein unerschöpfliches Archiv von Menschen- und Welt-Kenntniß, von Begebenheiten und Verhältnissen mit sich führt, die er auf eine leichte, glückliche und angenehme Weise mitzutheilen versteht. Um diesen vielfachen Genuß bringt uns deine Heftigkeit; wodurch kannst du ersetzen, was wir verlieren?

Karl. Schonen Sie mich, liebe Tante: ich fühle meinen Fehler schon lebhaft genug, lassen Sie mich die Folgen nicht so deutlich einsehen.

Baronesse. Betrachte sie vielmehr so deutlich als möglich. Hier kann nicht von Schonen die Rede seyn, es ist nur die Frage, ob du dich überzeugen kannst. Denn nicht das erstemal begehst du diesen Fehler, und es wird das letztemal nicht seyn. O ihr Menschen, wird die Noth, die euch unter Ein Dach, in Eine enge Hütte zusammen drängt, euch nicht duldsam gegen einander machen? Ist es an den ungeheuren Begebenheiten nicht genug, die auf euch und die eurigen unaufhaltsam losdringen? könnt ihr so nicht an euch selbst arbeiten, und euch mässig und vernünftig gegen diejenigen betragen, die euch im Grunde nichts nehmen, nichts rauben wollen? Müssen denn eure Gemüther nur so blind und unaufhaltsam wirken und drein schlagen, wie die Weltbegebenheiten, ein Gewitter oder ein ander Naturphänomen?

Karl antwortete nichts, und der Hofmeister kam von

dem Fenſter, wo er bisher geſtanden, auf die Baroneſſe zu und ſagte: er wird ſich beſſern, dieſer Fall ſoll ihm, ſoll uns allen zur Warnung dienen. Wir wollen uns täglich prüfen, wir wollen den Schmerz, den Sie empfunden haben, uns vor Augen ſtellen, wir wollen auch zeigen, daß wir Gewalt über uns haben.

Baroneſſe. Wie leicht doch Männer ſich überreden können, beſonders in dieſem Puncte! Das Wort Herrſchaft iſt ihnen ein ſo angenehmes Wort, und es klingt ſo vornehm ſich ſelbſt beherrſchen zu wollen. Sie reden gar zu gerne davon und möchten uns glauben machen, es ſey wirklich auch in der Ausübung Ernſt damit; und wenn ich doch nur einen einzigen in meinem Leben geſehen hätte, der auch nur in der geringſten Sache ſich zu beherrſchen im Stande geweſen wäre! Wenn ihnen etwas gleichgültig iſt, dann ſtellen ſie ſich gewöhnlich ſehr ernſthaft, als ob ſie es mit Mühe entbehrten, und was ſie heftig wünſchen, wiſſen ſie ſich ſelbſt und andern als vortrefflich, nothwendig, unvermeidlich und entbehrlich vorzuſtellen. Ich wüßte euch nicht Einen, der auch nur der geringſten Entſagung fähig wäre.

Hofmeiſter. Sie ſind ſelten ungerecht, und ich habe Sie noch niemals ſo von Verdruß und Leidenſchaft überwältigt geſehen, als in dieſem Augenblick.

Baroneſſe. Ich habe mich dieſer Leidenſchaft wenigſtens nicht zu ſchämen. Wenn ich mir meine

Freundin, in ihrem Reiſewagen, auf unbequemen Wegen, mit Thränen an verletzte Gaſtfreundſchaft ſich zurück erinnernd denke, ſo möcht' ich euch allen von Herzen gram werden.

Hofmeiſter. Ich habe Sie in den größten Uebeln nicht ſo bewegt und ſo heftig geſehen, als in dieſem Augenblick.

Baroneſſe. Ein kleines Uebel, das auf die größeren folgt, erfüllt das Maß; und dann iſt es wohl kein kleines Uebel eine Freundin zu entbehren.

Hofmeiſter. Beruhigen Sie ſich und vertrauen Sie uns allen, daß wir uns beſſern, daß wir das Mögliche thun wollen, Sie zu befriedigen.

Baroneſſe. Keineswegs; es ſoll mir keiner von euch ein Vertrauen ablocken, aber fordern will ich künftig von euch, befehlen will ich in meinem Hauſe.

Fordern Sie nur, befehlen Sie nur! rief Karl, und Sie ſollen ſich über unſern Ungehorſam nicht zu beſchweren haben.

Nun meine Strenge wird ſo arg nicht ſeyn, verſetzte lächelnd die Baroneſſe, indem ſie ſich zuſammennahm: ich mag nicht gerne befehlen, beſonders ſo freygeſinnten Menſchen; aber einen Rath will ich geben und eine Bitte will ich hinzufügen.

Hofmeiſter. Und beydes ſoll uns ein unverbrüchliches Geſetz ſeyn.

Baroneſſe. Es wäre thöricht, wenn ich das In-

tereſſe abzulenken gedächte, das jedermann an den groſſen Weltbegebenheiten nimmt, deren Opfer wir leider ſelbſt ſchon geworden ſind. Ich kann die Geſinnungen nicht ändern, die bey einem jeden nach ſeiner Denkweiſe entſtehen, ſich befeſtigen, ſtreben und wirken, und es wäre eben ſo thöricht als grauſam, zu verlangen, daß er ſie nicht mittheilen ſollte. Aber das kann ich von dem Zirkel erwarten, in dem ich lebe, daß Gleichgeſinnte ſich im Stillen zu einander fügen und ſich angenehm unterhalten, indem der eine dasjenige ſagt, was der andere ſchon denkt. Auf euren Zimmern, auf Spaziergängen und wo ſich übereindenkende treffen, eröfne man ſeinen Buſen nach Luſt, man lehne ſich auf dieſe oder jene Meynung, ja man genieße recht lebhaft die Freude einer leidenſchaftlichen Ueberzeugung. Aber, Kinder, in Geſellſchaft laßt uns nicht vergeſſen, wieviel wir ſonſt ſchon, ehe alle dieſe Sachen zur Sprache kamen, um geſellig zu ſeyn, von unſern Eigenheiten aufopfern mußten, und daß jeder, ſo lange die Welt ſtehen wird, um geſellig zu ſeyn, wenigſtens äußerlich ſich wird beherrſchen müſſen. Ich fordere euch alſo nicht im Namen der Tugend, ſondern im Namen der gemeinſten Höflichkeit auf: mir und andern in dieſen Augenblicken das zu leiſten, was ihr von Jugend auf, ich darf faſt ſagen, gegen einen jeden beobachtet habt, der euch auf der Straße begegnete.

Ueberhaupt, fuhr die Baroneſſe fort, weiß ich nicht,

wie wir geworden ſind? wohin auf einmal jede geſellige Bildung verſchwunden iſt? Wie ſehr hütete man ſich ſonſt in der Geſellſchaft irgend etwas zu berühren, was einem oder dem andern unangenehm ſeyn konnte! Der Proteſtant vermied in Gegenwart des Katholiken irgend eine Zeremonie lächerlich zu finden; der eifrigſte Katholik ließ den Proteſtanten nicht merken, daß die alte Religion eine größere Sicherheit ewiger Seligkeit gewähre. Man unterließ vor den Augen einer Mutter, die ihren Sohn verloren hatte, ſich ſeiner Kinder lebhaft zu freuen, und jeder fühlte ſich verlegen, wenn ihm ein ſolches unbedachtſames Wort entwiſcht war. Jeder Umſtehende ſuchte das Verſehen wieder gut zu machen, — und thun wir nicht jetzo gerade das Gegentheil von allem dieſem? Wir ſuchen recht eifrig jede Gelegenheit, wo wir etwas vorbringen können, das den andern verdrießt und ihn aus ſeiner Faſſung bringt. O laßt uns künftig, meine Kinder und Freunde, wieder zu jener Art zu ſeyn zurückkehren! Wir haben bisher ſchon manches Traurige erlebt — und vielleicht verkündigt uns bald der Rauch bey Tage und die Flammen bey Nacht den Untergang unſrer Wohnungen und unſrer zurückgelaſſenen Beſitzthümer. Laßt uns auch dieſe Nachrichten nicht mit Heftigkeit in die Geſellſchaft bringen, laßt uns dasjenige nicht durch öftere Wiederholung tiefer in die Seele prägen, was uns in der Stille ſchon Schmerzen genug erregt.

Als euer Vater ſtarb, habt ihr mir wohl mit Worten und Zeichen dieſen unerſetzlichen Verluſt bey jedem Anlaß erneuert? Habt ihr nicht alles, was ſein Andenken zur Unzeit wieder hervorrufen konnte, zu vermeiden und durch eure Liebe, eure ſtillen Bemühungen und eure Gefälligkeit das Gefühl jenes Verluſtes zu lindern und die Wunde zu heilen geſucht? Haben wir jetzt nicht alle nöthiger, eben jene geſellige Schonung auszuüben, die oft mehr wirkt, als eine wohlmeynende aber rohe Hülfe; jetzt, da nicht etwa in der Mitte von Glücklichen ein oder der andere Zufall dieſen oder jenen verletzt, deſſen Unglück von dem allgemeinen Wohlbefinden bald wieder verſchlungen wird, ſondern wo unter einer ungeheuren Anzahl Unglücklicher kaum wenige, entweder durch Natur oder Bildung, einer zufälligen oder künſtlichen Zufriedenheit genießen.

Karl. Sie haben uns nun genug erniedrigt, liebe Tante, wollen Sie uns nicht wieder die Hand reichen?

Baroneſſe. Hier iſt ſie, mit der Bedingung, daß ihr Luſt habt euch von ihr leiten zu laſſen. Rufen wir eine Amneſtie aus! man kann ſich jetzt nicht geſchwind genug dazu entſchließen.

In dem Augenblicke traten die übrigen Frauenzimmer, die ſich nach dem Abſchiede noch recht herzlich ausgeweint hatten, herein und konnten ſich nicht bezwingen, Vetter Karln freundlich anzuſehen.

Kommt her, ihr Kinder, rief die Baroneſſe: wir

haben eine ernſthafte Unterredung gehabt, die, wie ich hoffe, Friede und Einigkeit unter uns herſtellen, und den guten Ton, den wir eine Zeitlang vermiſſen, wieder unter uns einführen ſoll; vielleicht haben wir nie nöthiger gehabt uns an einander zu ſchließen, und, wäre es auch nur wenige Stunden des Tages, uns zu zerſtreuen. Laßt uns dahin übereinkommen, daß wir, wenn wir beyſammen ſind, gänzlich alle Unterhaltung über das Intereſſe des Tages verbannen. Wie lange haben wir belehrende und aufmunternde Geſpräche entbehrt, wie lange haſt du uns, lieber Karl, nichts von fernen Landen und Reichen erzählt, von deren Beſchaffenheit, Einwohnern, Sitten und Gebräuchen du ſo ſchöne Kenntniſſe haſt. Wie lange haben Sie (ſo redete ſie den Hofmeiſter an) die alte und neue Geſchichte, die Vergleichung der Jahrhunderte und einzelner Menſchen ſchweigen laſſen; wo ſind die ſchönen und zierlichen Gedichte geblieben, die ſonſt ſo oft aus den Briefſtaſchen unſrer jungen Frauenzimmer, zur Freude der Geſellſchaft, hervorkamen; wohin haben ſich die unbefangenen philoſophiſchen Betrachtungen verloren? Iſt die Luſt gänzlich verſchwunden, mit der ihr, von euren Spaziergängen, einen merkwürdigen Stein, eine, uns wenigſtens, unbekannte Pflanze, ein ſeltſames Inſekt zurückbrachtet, und dadurch Gelegenheit gabt, über den großen Zuſammenhang aller vorhandenen Geſchöpfe wenigſtens angenehm zu träumen? Laßt alle dieſe Unter-

haltungen, die ſich ſonſt ſo freywillig darboten, durch eine Verabredung, durch Vorſatz, durch ein Geſetz wieder bey uns eintreten, bietet alle eure Kräfte auf, lehrreich, nützlich und beſonders geſellig zu ſeyn; und das alles werden wir — und noch weit mehr als jetzt, benöthigt ſeyn, wenn auch alles völlig drunter oder drüber gehen ſollte. Kinder, verſprecht mir das!

Sie verſprachen es mit Lebhaftigkeit.

Und nun geht, es iſt ein ſchöner Abend, genieße ihn jeder nach ſeiner Weiſe, und laßt uns beym Nachteſſen, ſeit langer Zeit zum erſtenmal, die Früchte einer freundſchaftlichen Unterhaltung genießen.

So ging die Geſellſchaft auseinander, nur Fräulein Luiſe blieb bey der Mutter ſitzen: ſie konnte den Verdruß, ihre Geſpielin verloren zu haben, nicht ſo bald vergeſſen, und ließ Karln, der ſie zum Spaziergange einlud, auf eine ſehr ſchnippiſche Weiſe abfahren. So waren Mutter und Tochter eine Zeitlang ſtill neben einander geblieben, als der Geiſtliche herein trat, der von einem langen Spaziergange zurückkam, und von dem was in der Geſellſchaft vorgekommen war nichts erfahren hatte. Er legte Hut und Stock ab, ließ ſich nieder und wollte eben etwas erzählen; Fräulein Luiſe aber, als wenn ſie ein angefangenes Geſpräch mit ihrer Mutter fortſetzte, ſchnitt ihm die Rede mit folgenden Worten ab.

Manchen Perſonen wird denn doch das Geſetz, das eben beliebt worden iſt, ziemlich unbequem ſeyn. Schon

wenn wir ſonſt auf dem Lande wohnten, hat es manchmal an Stoff zur Unterredung gemangelt: denn da war nicht ſo täglich wie in der Stadt ein armes Mädchen zu verläumden, ein junger Menſch verdächtig zu machen; aber doch hatte man bisher noch die Ausflucht, von ein paar großen Nationen alberne Streiche zu erzählen, die Deutſchen wie die Franzoſen lächerlich zu finden und bald dieſen bald jenen zum Jacobiner und Klubbiſten zu machen. Wenn nun auch dieſe Quelle verſtopft wird, ſo werden wir manche Perſonen wohl ſtumm in unſrer Mitte ſehen.

Iſt dieſer Anfall etwa auf mich gerichtet? mein Fräulein, fing der Alte lächelnd an: nun Sie wiſſen, daß ich mich glücklich ſchätze, manchmal ein Opfer für die übrige Geſellſchaft zu werden. Denn, gewiß, indem Sie bey jeder Unterhaltung Ihrer fürtrefflichen Erzieherin Ehre machen, und Sie jedermann angenehm, liebenswürdig und gefällig findet; ſo ſcheinen Sie einem kleinen böſen Geiſt, der in Ihnen wohnt und über den Sie nicht ganz Herr werden können, für mancherley Zwang den Sie ihm anthun, auf meine Unkoſten gewöhnlich einige Entſchädigung zu verſchaffen. Sagen Sie mir, gnädige Frau, fuhr er fort, indem er ſich gegen die Baroneſſe wandte: was iſt in meiner Abweſenheit vorgegangen? und was für Geſpräche ſind aus unſerm Zirkel ausgeſchloſſen?

Die Baroneſſe unterrichtete ihn von allem was vor-

gefallen war. Aufmerkſam hörte er zu und verſetzte ſodann: es dürfte auch nach dieſer Einrichtung manchen Perſonen nicht unmöglich ſeyn, die Geſellſchaft zu unterhalten und vielleicht beſſer und ſichrer als andere.

Wir wollen es erleben, ſagte Luiſe.

Dieſes Geſetz, fuhr er fort, enthält nichts beſchwerliches für jeden Menſchen, der ſich mit ſich ſelbſt zu beſchäftigen wußte, vielmehr wird es ihm angenehm ſeyn, indem er dasjenige, was er ſonſt gleichſam verſtohlen trieb, in die Geſellſchaft bringen darf. Denn, nehmen Sie mir nicht übel, Fräulein, wer bildet denn die Neuigkeitsträger, die Aufpaſſer und Verläumder, als die Geſellſchaft? Ich habe ſelten bey einer Lectüre, bey irgend einer Darſtellung intereſſanter Materie, die Geiſt und Herz beleben ſollten, einen Zirkel ſo aufmerkſam und die Seelenkräfte ſo thätig geſehen, als wenn irgend etwas Neues, und zwar eben etwas das einen Mitbürger oder eine Mitbürgerin herunterſetzt, vorgetragen wurde. Fragen Sie ſich ſelbſt und fragen Sie viele andere, was giebt einer Begebenheit den Reiz? Nicht ihre Wichtigkeit, nicht der Einfluß den ſie hat, ſondern die Neuheit. Nur das Neue ſcheint gewöhnlich wichtig, weil es ohne Zuſammenhang Verwunderung erregt und unſere Einbildungskraft einen Augenblick in Bewegung ſetzt, unſer Gefühl nur leicht berührt und unſern Verſtand völlig in Ruhe läßt. Jeder Menſch kann, ohne die mindeſte Rückkehr auf ſich ſelbſt, an allem was neu iſt lebhaften

Antheil nehmen; ja, da eine Folge von Neuigkeiten immer von einem Gegenſtande zum andern fortreißt, ſo kann der groſſen Menſchenmaſſe nichts willkommener ſeyn, als ein ſolcher Anlaß zu ewiger Zerſtreuung und eine ſolche Gelegenheit, Tücke und Schadenfreude auf eine bequeme und immer ſich erneuernde Weiſe auszulaſſen.

Nun! rief Luiſe, es ſcheint Sie wiſſen ſich zu helfen; ſonſt ging es über einzelne Perſonen her, jetzt ſoll es das ganze menſchliche Geſchlecht entgelten.

Ich verlange nicht, daß Sie jemals billig gegen mich ſeyn ſollen, verſetzte jener; aber ſo viel muß ich Ihnen ſagen, wir andern, die wir von der Geſellſchaft abhängen, müſſen uns nach ihr bilden und richten, ja wir dürfen eher etwas thun, das ihr zuwider iſt, als was ihr läſtig wäre, und läſtiger iſt ihr in der Welt nichts, als wenn man ſie zum Nachdenken und zu Betrachtungen auffordert. Alles was dahin zielt muß man ja vermeiden und allenfalls das im Stillen für ſich vollbringen, was bey jeder öffentlichen Verſammlung verjagt iſt.

Für ſich im Stillen mögen Sie wohl allenfalls manche Flaſche Wein ausgetrunken und manche ſchöne Stunde des Tages verſchlafen haben, fiel Luiſe ihm ein.

Ich habe nie, fuhr der Alte fort, auf das was ich thue viel Werth gelegt: denn ich weiß, daß ich gegen andere Menſchen ein groſſer Faullenzer bin; indeſſen

hab' ich doch eine Sammlung gemacht, die vielleicht eben jetzt dieſer Geſellſchaft, wie ſie geſtimmt iſt, manche angenehme Stunde verſchaffen könnte.

Was iſt es für eine Sammlung? fragte die Baroneſſe.

Gewiß nichts weiter als eine ſkandalöſe Chronik, ſezte Luiſe hinzu.

Sie irren ſich, ſagte der Alte.

Wir werden ſehen, verſetzte Luiſe.

Laß ihn ausreden, ſagte die Baroneſſe: und überhaupt gewöhne Dir nicht an, einem, der es auch zum Scherze leiden mag, hart und unfreundlich zu begegnen. Wir haben nicht Urſache den Unarten, die in uns ſtecken, auch nur im Scherze Nahrung zu geben. Sagen Sie mir, mein Freund, worinn beſteht Ihre Sammlung? wird ſie zu unſrer Unterhaltung dienlich und ſchicklich ſeyn? iſt ſie ſchon lange angefangen? warum haben wir noch nichts davon gehört?

Ich will Ihnen hierüber Rechenſchaft geben, verſetzte der Alte. Ich lebe ſchon lange in der Welt und habe immer gern auf das Acht gegeben, was dieſem oder jenem Menſchen begegnet. Zur Ueberſicht der großen Geſchichte fühl' ich weder Kraft noch Muth, und die einzelnen Weltbegebenheiten verwirren mich; aber unter den vielen Privatgeſchichten, wahren und falſchen, mit denen man ſich im Publikum trägt, die man ſich insgeheim einander erzählt, giebt es manche die noch einen reineren, ſchönern Reiz haben als den Reiz der Neu-

heit; manche die durch eine geiſtreiche Wendung uns immer zu erheitern Anſpruch machen; manche die uns die menſchliche Natur und ihre inneren Verborgenheiten auf einen Augenblick eröfnen; andere wieder, deren ſonderbare Albernheiten uns ergötzen. Aus der großen Menge, die im gemeinen Leben unſere Aufmerkſamkeit und unſere Bosheit beſchäftigen, und die eben ſo gemein ſind als die Menſchen, denen ſie begegnen oder die ſie erzählen, habe ich diejenigen geſammelt, die mir nur irgend einen Character zu haben ſchienen, die meinen Verſtand, die mein Gemüth berührten und beſchäftigten und die mir, wenn ich wieder daran dachte, einen Augenblick reiner und ruhiger Heiterkeit gewährten.

Ich bin ſehr neugierig, ſagte die Baroneſſe, zu hören, von welcher Art Ihre Geſchichten ſind und was ſie eigentlich behandeln.

Sie können leicht denken, verſetzte der Alte, daß von Prozeſſen und Familienangelegenheiten nicht öfters die Rede ſeyn wird. Dieſe haben meiſtentheils nur ein Intereſſe für die welche damit geplagt ſind.

Luiſe. Und was enthalten ſie denn?

Der Alte. Sie behandeln, ich will es nicht läugnen, gewöhnlich die Empfindungen, wodurch Männer und Frauen verbunden oder entzweyet, glücklich oder unglücklich gemacht, öfter aber verwirrt als aufgeklärt werden.

Luiſe. So? Alſo wahrſcheinlich eine Sammlung läſterner Späße geben Sie uns für eine feine Unterhal-

tung? Sie verzeihen mir Mama, daß ich dieſe Bemerkung mache, ſie liegt ſo ganz nahe, und die Wahrheit wird man doch ſagen dürfen.

Der Alte. Sie ſollen, hoffe ich, nichts was ich lüſtern nennen würde, in der ganzen Sammlung finden.

Luiſe. Und was nennen Sie denn ſo?

Der Alte. Ein lüſternes Geſpräch, eine lüſterne Erzählung ſind mir unerträglich. Denn ſie ſtellen uns etwas Gemeines, etwas das der Rede und Aufmerkſamkeit nicht werth iſt, als etwas Beſonderes, als etwas Reizendes vor und erregen eine falſche Begierde, anſtatt den Verſtand angenehm zu beſchäftigen. Sie verhüllen das, was man entweder ohne Schleyer anſehen, oder wovon man ganz ſeine Augen wegwenden ſollte.

Luiſe. Ich verſtehe Sie nicht. Sie werden uns doch Ihre Geſchichten wenigſtens mit einiger Zierlichkeit vortragen wollen? Sollten wir uns denn etwa mit plumpen Späßen die Ohren beleidigen laſſen? Es ſoll wohl eine Mädchenſchule werden, und Sie wollen noch Dank dafür verlangen?

Der Alte. Keins von beyden. Denn erſtlich erfahren werden Sie nichts neues, beſonders da ich ſchon ſeit einiger Zeit bemerke, daß Sie gewiſſe Recenſionen in den gelehrten Zeitungen niemals überſchlagen.

Luiſe. Sie werden anzüglich.

Der Alte. Sie ſind Braut und ich entſchuldige

Sie gerne. Ich muß Ihnen aber nur zeigen, daß ich auch Pfeile habe, die ich gegen Sie brauchen kann.

Baroneſſe. Ich ſehe wohl, wo Sie hinaus wollen, machen Sie es aber auch ihr begreiflich.

Der Alte. Ich müßte nur wiederholen was ich zu Anfange des Geſprächs ſchon geſagt habe, es ſcheint aber nicht, daß ſie den guten Willen hat aufzumerken.

Luiſe. Was brauchts da guten Willen und viele Worte! man mag es beſehen wie man will, ſo werden es ſkandalöſe Geſchichten ſeyn, auf eine oder die andere Weiſe ſkandalös, und weiter nichts.

Der Alte. Soll ich wiederholen, mein Fräulein, daß dem wohldenkenden Menſchen nur dann etwas ſkandalös vorkomme, wenn er Bosheit, Uebermuth, Luſt zu ſchaden, Widerwillen zu helfen bemerkt, daß er davon ſein Auge wegwendet; dagegen aber kleine Fehler und Mängel luſtig findet, und beſonders mit ſeiner Betrachtung gern bey Geſchichten verweilt, wo er den guten Menſchen in leichtem Widerſpruch mit ſich ſelbſt, ſeinen Begierden und ſeinen Vorſätzen findet; wo alberne und auf ihren Werth eingebildete Thoren beſchämt, zurecht gewieſen oder betrogen werden; wo jede Anmaſſung auf eine natürliche, ja auf eine zufällige Weiſe beſtraft wird; wo Vorſätze, Wünſche und Hoffnungen bald geſtört, aufgehalten und vereitelt, bald unerwartet angenähert, erfüllt und beſtätigt werden. Da wo der Zufall mit der menſchlichen Schwäche und Unzulänglichkeit ſpielt, hat

er am liebſten ſeine ſtille Betrachtung, und keiner ſeiner Helden, deren Geſchichten er bewahrt, hat von ihm weder Tadel zu beſorgen noch Lob zu erwarten.

Baroneſſe. Ihre Einleitung erregt den Wunſch bald ein Probſtück zu hören. Ich wüßte doch nicht, daß in unſerm Leben (und wir haben doch die meiſte Zeit in Einem Kreiſe zugebracht,) vieles geſchehen wäre, das man in eine ſolche Sammlung aufnehmen könnte.

Der Alte. Es kommt freylich vieles auf die Beobachter an, und was für eine Seite man den Sachen abzugewinnen weiß; aber ich will freylich nicht läugnen, daß ich auch aus alten Büchern und Traditionen manches aufgenommen habe. Sie werden mitunter alte Bekannte vielleicht nicht ungern in einer neuen Geſtalt wieder antreffen. Aber eben dieſes giebt mir den Vortheil, den ich auch nicht aus den Händen laſſen werde: — man ſoll keine meiner Geſchichten deuten!

Luiſe. Sie werden uns doch nicht verwehren, unſre Freunde und Nachbarn wieder zu kennen, und wenn es uns beliebt das Räthſel zu entziffern.

Der Alte. Keineswegs. Sie werden mir aber auch dagegen erlauben in einem ſolchen Falle einen alten Folianten hervorzuziehen um zu beweiſen, daß dieſe Geſchichte ſchon vor einigen Jahrhunderten geſchehen oder erfunden worden. Eben ſo werden Sie mir erlauben heimlich zu lächeln, wenn eine Geſchichte für ein altes Mährchen erklärt wird, die unmittelbar in unſerer

Nähe vorgegangen iſt, ohne daß wir ſie eben gerade in dieſer Geſtalt wieder erkennen.

Luiſe. Man wird mit Ihnen nicht fertig; es iſt das Beſte wir machen Friede für dieſen Abend, und Sie erzählen uns noch geſchwind ein Stückchen zur Probe.

Der Alte. Erlauben Sie, daß ich Ihnen hierin ungehorſam ſeyn darf. Dieſe Unterhaltung wird für die verſammelte Geſellſchaft aufgeſpart. Wir dürfen ihr nichts entziehen, und ich ſage voraus: alles was ich vorzubringen habe, hat keinen Werth an ſich. Wenn aber die Geſellſchaft, nach einer ernſthaften Unterhaltung, auf eine kurze Zeit ausruhen, wenn ſie ſich, von manchem Guten ſchon geſättigt, nach einem leichten Nachtiſche umſiehet, alsdann werd' ich bereit ſeyn, und wünſche daß das, was ich vorſetze, nicht unſchmackhaft befunden werde.

Baroneſſe. Wir werden uns denn ſchon bis morgen gedulden müſſen.

Luiſe. Ich bin höchſt neugierig, was er vorbringen wird.

Der Alte. Das ſollten Sie nicht ſeyn, Fräulein: denn geſpannte Erwartung wird ſelten befriedigt.

Abends nach Tiſche, als die Baroneſſe zeitig in ihr Zimmer gegangen war, blieben die übrigen beyſammen, und ſprachen über mancherley Nachrichten, die eben einliefen, über Gerüchte, die ſich verbreiteten. Man war dabey, wie es gewöhnlich in ſolchen Augenblicken

zu geſchehen pflegt, in Zweifel was man glauben und was man verwerfen ſollte.

Der alte Hausfreund ſagte darauf: ich finde am bequemſten, daß wir dasjenige glauben, was uns angenehm iſt, ohne Umſtände das verwerfen, was uns unangenehm wäre, und daß wir übrigens wahr ſeyn laſſen, was wahr ſeyn kann.

Man machte die Bemerkung, daß der Menſch auch gewöhnlich ſo verfahre, und durch einige Wendung des Geſprächs kam man auf die entſchiedene Neigung unſrer Natur, das Wunderbare zu glauben. Man redete vom Romanhaften, vom Geiſterhaften, und als der Alte einige gute Geſchichten dieſer Art künftig zu erzählen verſprach, verſetzte Fräulein Luiſe: Sie wären recht artig und würden vielen Dank verdienen, wenn Sie uns gleich, da wir eben in der rechten Stimmung beyſammen ſind, eine ſolche Geſchichte vortrügen; wir würden aufmerkſam zuhören und Ihnen dankbar ſeyn.

Ohne ſich lange bitten zu laſſen, fing der Geiſtliche darauf mit folgenden Worten an:

Als ich mich in Neapel aufhielt, begegnete daſelbſt eine Geſchichte, die großes Aufſehen erregte, und worüber die Urtheile ſehr verſchieden waren. Die einen behaupteten, ſie ſey völlig erſonnen, die andern, ſie ſey wahr, aber es ſtecke ein Betrug dahinter. Dieſe Parteyen war wieder unter einander ſelbſt uneinig; ſie ſtritten, wer dabey betrogen haben könnte? Noch andere behaupteten:

teten: es ſey keinesweges ausgemacht, daß geiſtige Naturen nicht ſollten auf Elemente und Körper wirken können, und man müſſe nicht jede wunderbare Begebenheit ausſchließlich entweder für Lüge oder Trug erklären. Nun zur Geſchichte ſelbſt:

Eine Sängerin, Antonelli genannt, war zu meiner Zeit der Liebling des neapolitaniſchen Publikums. In der Blüte ihrer Jahre, ihrer Figur, ihrer Talente fehlte ihr nichts, wodurch ein Frauenzimmer die Menge reizt und lockt, und eine kleine Anzahl Freunde entzückt und glücklich macht. Sie war nicht unempfindlich gegen Lob und Liebe; allein von Natur mäßig und verſtändig wußte ſie die Freuden zu genießen, die beyde gewähren, ohne dabey aus der Faſſung zu kommen, die ihr in ihrer Lage ſo nöthig war. Alle jungen, vornehmen, reichen Leute drängten ſich zu ihr, nur wenige nahm ſie auf; und wenn ſie bey der Wahl ihrer Liebhaber meiſt ihren Augen und ihrem Herzen folgte, ſo zeigte ſie doch bey allen kleinen Abenteuern einen feſten, ſichern Character, der jeden genauen Beobachter für ſie einnehmen mußte. Ich hatte Gelegenheit ſie einige Zeit zu ſehen, indem ich mit einem ihrer Begünſtigten in nahem Verhältniſſe ſtand.

Verſchiedene Jahre waren hingegangen, ſie hatte Männer genug kennen gelernt und unter ihnen viele Gecken, ſchwache und unzuverläſſige Menſchen. Sie glaubte bemerkt zu haben, daß ein Liebhaber, der in einem gewiſſen Sinne dem Weibe alles iſt, gerade da, wo ſie

eines Beyſtandes am nöthigſten bedürfte, bey Vorfällen des Lebens, häuslichen Angelegenheiten, bey augenblicklichen Entſchließungen, meiſtentheils zu nichts wird, wenn er nicht gar ſeiner Geliebten, indem er nur an ſich ſelbſt denkt, ſchadet, und aus Eigenliebe ihr das Schlimmſte zu rathen, und ſie zu den gefährlichſten Schritten zu verleiten ſich gedrungen fühlt.

Bey ihren bisherigen Verbindungen war ihr Geiſt meiſtentheils unbeſchäftigt geblieben; auch dieſer verlangte Nahrung. Sie wollte endlich einen Freund haben, und kaum hatte ſie dieſes Bedürfniß gefühlt, ſo fand ſich unter denen, die ſich ihr zu nähern ſuchten, ein junger Mann, auf den ſie ihr Zutrauen warf, und der es in jedem Sinne zu verdienen ſchien.

Es war ein Genueſer, der ſich um dieſe Zeit, einiger wichtigen Geſchäfte ſeines Hauſes wegen, in Neapel aufhielt. Bey einem ſehr glücklichen Naturell hatte er die ſorgfältigſte Erziehung genoſſen. Seine Kenntniſſe waren ausgebreitet, ſein Geiſt wie ſein Körper vollkommen ausgebildet, ſein Betragen konnte für ein Muſter gelten, wie einer, der ſich keinen Augenblick vergißt, ſich doch immer in andern zu vergeſſen ſcheint. Der Handelsgeiſt ſeiner Geburtsſtadt ruhete auf ihm; er ſah das, was zu thun war, im Großen an. Doch war ſeine Lage nicht die glücklichſte; ſein Haus hatte ſich in einige höchſt mißliche Speculationen eingelaſſen und war in gefährliche Prozeſſe verwickelt. Die Ange-

legenheiten verwirrten ſich mit der Zeit noch mehr, und die Sorge, die er darüber empfand, gab ihm einen Anſtrich von Traurigkeit, der ihm ſehr wohl anſtand, und unſerm jungen Frauenzimmer noch mehr Muth machte, ſeine Freundſchaft zu ſuchen, weil ſie zu fühlen glaubte, daß er ſelbſt eine Freundin bedürfe.

Er hatte ſie bisher nur an öffentlichen Orten und bey Gelegenheit geſehen; ſie vergönnte ihm nunmehr auf ſeine erſte Anfrage den Zutritt in ihrem Hauſe, ja ſie lud ihn recht dringend ein, und er verfehlte nicht zu kommen.

Sie verſäumte keine Zeit, ihm ihr Zutrauen und ihren Wunſch zu entdecken. Er war verwundert und erfreut über ihren Antrag. Sie bat ihn inſtändig ihr Freund zu bleiben, und keine Anforderungen eines Liebhabers zu machen. Sie eröfnete ihm eine Verlegenheit, in der ſie ſich eben befand, und worüber er bey ſeinen mancherley Verhältniſſen den beſten Rath geben, und die ſchleunigſte Einleitung zu ihrem Vortheil machen konnte. Er vertraute ihr dagegen ſeine Lage, und indem ſie ihn zu erheitern und zu tröſten wußte, indem ſich in ihrer Gegenwart manches entwickelte, was ſonſt bey ihm nicht ſo früh erwacht wäre, ſchien ſie auch ſeine Rathgeberin zu ſeyn, und eine wechſelſeitige, auf die edelſte Achtung, auf das ſchönſte Bedürfniß gegründete Freundſchaft hatte ſich in kurzem zwiſchen ihnen befeſtigt.

Nur leider überlegt man bey Bedingungen, die man eingeht, nicht immer, ob ſie möglich ſind. Er hatte verſprochen nur Freund zu ſeyn, keine Anſprüche auf die Stelle eines Liebhabers zu machen, und doch konnte er ſich nicht leugnen, daß ihm die von ihr begünſtigten Liebhaber überall im Wege, höchſt zuwider, ja ganz und gar unerträglich waren. Beſonders fiel es ihm höchſt ſchmerzlich auf, wenn ihn ſeine Freundin von den guten und böſen Eigenſchaften eines ſolchen Mannes oft launig unterhielt, alle Fehler des Begünſtigten genau zu kennen ſchien, und doch noch vielleicht ſelbigen Abend, gleichſam zum Spott des werthgeſchätzten Freundes, in den Armen eines Unwürdigen ausruhte.

Glücklicher oder unglücklicher Weiſe geſchah es bald, daß das Herz der Schönen frey wurde. Ihr Freund bemerkte es mit Vergnügen, und ſuchte ihr vorzuſtellen, daß der erledigte Platz ihm vor allen andern gebühre. Nicht ohne Widerſtand und Widerwillen gab ſie ſeinen Wünſchen Gehör; ich fürchte, ſagte ſie, daß ich über dieſe Nachgiebigkeit das Schätzbarſte auf der Welt, einen Freund verliere. Sie hatte richtig geweiſſagt; denn kaum hatte er eine Zeitlang in ſeiner doppelten Eigenſchaft bey ihr gegolten, ſo fingen ſeine Launen an beſchwerlicher zu werden; als Freund forderte er ihre ganze Achtung, als Liebhaber ihre ganze Neigung, und als ein verſtändiger und angenehmer Mann unausgeſetzte Unterhaltung. Dieß aber war keinesweges nach dem

Sinne des lebhaften Mädchens; sie konnte sich in keine Aufopferung finden und hatte nicht Lust irgend jemand ausschließliche Rechte zuzugestehen. Sie suchte daher auf eine zarte Weise seine Besuche nach und nach zu verringern, ihn seltner zu sehen und ihn fühlen zu lassen, daß sie um keinen Preis der Welt ihre Freyheit weggebe.

Sobald er es merkte, fühlte er sich vom größten Unglück betroffen, und leider befiel ihn dieses Unheil nicht allein: seine häuslichen Angelegenheiten fingen an äußerst schlimm zu werden. Er hatte sich dabey den Vorwurf zu machen, daß er von früher Jugend an sein Vermögen als eine unerschöpfliche Quelle angesehen, daß er seine Handelsangelegenheiten versäumt, um auf Reisen und in der großen Welt eine vornehmere und reichere Figur zu spielen, als ihm seine Geburt und sein Einkommen gestatteten. Die Prozesse, auf die er seine Hoffnung setzte, gingen langsam und waren kostspielig. Er mußte deßhalb einigemal nach Palermo, und während seiner letzten Reise machte das kluge Mädchen verschiedene Einrichtungen, um ihrer Haushaltung eine andere Wendung zu geben, und ihn nach und nach von sich zu entfernen. Er kam zurück, und fand sie in einer andern Wohnung, entfernt von der seinigen, und sah den Marchese von S., der damals auf die öffentlichen Lustbarkeiten und Schauspiele großen Einfluß hatte, vertraulich bey ihr aus und eingehen. Dieß überwältigte ihn, und er fiel in eine

ſchwere Krankheit. Als die Nachricht davon zu ſeiner Freundin gelangte, eilte ſie zu ihm, ſorgte für ihn, richtete ſeine Aufwartung ein, und als ihr nicht verborgen blieb, daß ſeine Caſſe nicht zum beſten beſtellt war, ließ ſie eine anſehnliche Summe zurück, die hinreichend war ihn auf einige Zeit zu beruhigen.

Durch die Anmaßung ihre Freyheit einzuſchränken hatte der Freund ſchon viel in ihren Augen verloren; wie ihre Neigung zu ihm abnahm, hatte ihre Aufmerkſamkeit auf ihn zugenommen; endlich hatte die Entdeckung, daß er in ſeinen eigenen Angelegenheiten ſo unklug gehandelt habe, ihr nicht die günſtigſten Begriffe von ſeinem Verſtande und ſeinem Character gegeben. Indeſſen bemerkte er die große Veränderung nicht, die in ihr vorgegangen war, vielmehr ſchien ihre Sorgfalt für ſeine Geneſung, die Treue, womit ſie halbe Tage lang an ſeinem Lager aushielt, mehr ein Zeichen ihrer Freundſchaft und Liebe als ihres Mitleids zu ſeyn, und er hoffte nach ſeiner Geneſung in alle Rechte wieder eingeſetzt zu werden.

Wie ſehr irrte er ſich! In der Maſſe wie ſeine Geſundheit wieder kam und ſeine Kräfte ſich erneuerten, verſchwand bey ihr jede Art von Neigung und Zutrauen, ja er ſchien ihr ſo läſtig, als er ihr ſonſt angenehm geweſen war. Auch war ſeine Laune, ohne daß er es ſelbſt bemerkte, während dieſer Begebenheiten höchſt bitter und verdrießlich geworden: alle Schuld, die er an ſei-

nem Schickſal haben konnte, warf er auf andere und wußte ſich in allem völlig zu rechtfertigen. Er ſah in ſich nur einen unſchuldig verfolgten, gekränkten, betrübten Mann, und hoffte völlige Entſchädigung alles Uebels und aller Leiden von einer vollkommenen Ergebenheit ſeiner Geliebten.

Mit dieſen Anforderungen trat er gleich in den erſten Tagen hervor, als er wieder ausgehen und ſie beſuchen konnte. Er verlangte nichts weniger, als daß ſie ſich ihm ganz ergeben, ihre übrigen Freunde und Bekannten verabſchieden, das Theater verlaſſen, und ganz allein mit ihm und für ihn leben ſollte. Sie zeigte ihm die Unmöglichkeit ſeine Forderungen zu bewilligen, erſt auf eine ſcherzhafte, dann auf eine ernſthafte Weiſe, und war leider endlich genöthigt ihm die traurige Wahrheit, daß ihr Verhältniß gänzlich vernichtet ſey, zu geſtehen. Er verließ ſie und ſah ſie nicht wieder.

Er lebte noch einige Jahre in einem ſehr eingeſchränkten Kreiſe, oder vielmehr blos in der Geſellſchaft einer alten frommen Dame, die mit ihm in einem Hauſe wohnte, und ſich von wenigen Leuten erhielt. In dieſer Zeit gewann er den einen Prozeß und bald darauf den andern; allein ſeine Geſundheit war untergraben und das Glück ſeines Lebens verloren. Bey einem geringen Anlaß fiel er abermals in eine ſchwere Krankheit; der Arzt kündigte ihm den Tod an. Er vernahm ſein Urtheil ohne Widerwillen, nur wünſchte er ſeine ſchöne

Freundin noch Einmal zu ſehen. Er ſchickte ſeinen Bedienten zu ihr, der ſonſt in glücklichern Zeiten manche günſtige Antwort gebracht hatte. Er ließ ſie bitten; ſie ſchlug es ab. Er ſchickte zum zweytenmal und ließ ſie beſchwören; ſie beharrte auf ihrem Sinne. Endlich, es war ſchon tief in der Nacht, ſendete er zum drittenmal; ſie ward bewegt und vertraute mir ihre Verlegenheit, denn ich war eben mit dem Markeſe und einigen andern Freunden bey ihr zum Abendeſſen. Ich rieth ihr und bat ſie dem Freunde den letzten Liebesdienſt zu erzeigen; ſie ſchien unentſchloſſen, aber nach einigem Nachdenken nahm ſie ſich zuſammen. Sie ſchickte den Bedienten mit einer abſchläglichen Antwort weg, und er kam nicht wieder.

Wir ſaßen nach Tiſche in einem vertrauten Geſpräch und waren alle heiter und gutes Muths. Es war gegen Mitternacht, als ſich auf einmal eine klägliche, durchdringende, ängſtliche und lange nachtönende Stimme hören ließ. Wir fuhren zuſammen, ſahen einander an und ſahen uns um, was aus dieſem Abenteuer werden ſollte. Die Stimme ſchien an den Wänden zu verklingen, wie ſie aus der Mitte des Zimmers hervorgedrungen war. Der Markeſe ſtand auf und ſprang ans Fenſter, und wir andern bemühten uns um die Schöne, welche ohnmächtig da lag. Sie kam erſt langſam zu ſich ſelbſt. Der eiferſüchtige und heftige Italiäner ſah kaum ihre wieder aufgeſchlagenen Augen, als er ihr

bittre Vorwürfe machte. Wenn Sie mit Ihren Freunden Zeichen verabreden, ſagte er, ſo laſſen Sie doch ſolche weniger auffallend und heftig ſeyn. Sie antwortete ihm mit ihrer gewöhnlichen Gegenwart des Geiſtes, daß, da ſie jedermann und zu jeder Zeit bey ſich zu ſehen das Recht habe, ſie wohl ſchwerlich ſolche traurige und ſchreckliche Töne zur Vorbereitung angenehmer Stunden wählen würde.

Und gewiß, der Ton hatte etwas unglaublich ſchreckhaftes. Seine langen nachdrönenden Schwingungen waren uns allen in den Ohren, ja in den Gliedern geblieben. Sie war blaß, entſtellt und immer der Ohnmacht nahe; wir mußten die halbe Nacht bey ihr bleiben. Es ließ ſich nichts weiter hören. Die andre Nacht dieſelbe Geſellſchaft, nicht ſo heiter als Tags vorher, aber doch gefaßt genug, und — um dieſelbige Zeit derſelbe gewaltſame, fürchterliche Ton.

Wir hatten indeſſen über die Art des Schreyes und wo er herkommen möchte, unzählige Urtheile gefällt, und unſre Vermuthungen erſchöpft. Was ſoll ich weitläuftig ſeyn? So oft ſie zu Hauſe aß, ließ er ſich um dieſelbige Zeit vernehmen und zwar, wie man bemerken wollte, manchmal ſtärker, manchmal ſchwächer. Ganz Neapel ſprach von dieſem Vorfall. Alle Leute des Hauſes, alle Freunde und Bekannte nahmen den lebhafteſten Theil daran, ja die Polizey ward aufgerufen. Man ſtellte Spione und Beobachter aus. Denen auf der Gaſſe

ſchien der Klang aus der freyen Luft zu entſpringen, und in dem Zimmer hörte man ihn gleichfalls ganz in unmittelbarer Nähe. So oft ſie auswärts aß, vernahm man nichts; ſo oft ſie zu Hauſe war, ließ ſich der Ton hören.

Aber auch außer dem Hauſe blieb ſie nicht ganz von dieſem böſen Begleiter verſchont. Ihre Anmuth hatte ihr den Zutritt in die erſten Häuſer geöffnet. Sie war als eine gute Geſellſchafterin überall willkommen, und ſie hatte ſich, um dem böſen Gaſte zu entgehen, angewöhnt, die Abende außer dem Hauſe zu ſeyn.

Ein Mann, durch ſein Alter und ſeine Stelle ehrwürdig, führte ſie eines Abends in ſeinem Wagen nach Hauſe. Als ſie vor ihrer Thüre von ihm Abſchied nimmt, entſteht der Klang zwiſchen ihnen beyden, und man hebt dieſen Mann, der ſo gut wie tauſend andere die Geſchichte wußte, mehr todt als lebendig in ſeinen Wagen.

Ein andermal fährt ein junger Tenor, den ſie wohl leiden konnte, mit ihr Abends durch die Stadt, eine Freundin zu beſuchen. Er hatte von dieſem ſeltſamen Phänomen reden hören und zweifelte, als ein muntrer Knabe, an einem ſolchen Wunder. Sie ſprachen von der Begebenheit. Ich wünſchte doch auch, ſagte er, die Stimme Ihres unſichtbaren Begleiters zu hören; rufen Sie ihn doch auf, wir ſind ja zu Zweyen, und werden uns nicht fürchten. Leichtſinn oder Kühnheit, ich weiß nicht was ſie vermochte, genug ſie ruft dem

Geiſte, und in dem Augenblicke entſteht mitten im Wagen der ſchmetternde Ton, läßt ſich dreymal ſchnell hinter einander gewaltſam hören und verſchwindet mit einem bänglichen Nachklang. Vor dem Hauſe ihrer Freundin fand man beyde ohnmächtig im Wagen, nur mit Mühe brachte man ſie wieder zu ſich, und vernahm was ihnen begegnet ſey.

Die Schöne brauchte einige Zeit ſich zu erholen. Dieſer immer erneuerte Schrecken griff ihre Geſundheit an, und das klingende Geſpenſt ſchien ihr einige Friſt zu verſtatten, ja ſie hoffte ſogar, weil es ſich lange nicht wieder hören ließ, endlich völlig davon befreyt zu ſeyn. Allein dieſe Hoffnung war zu frühzeitig.

Nach geendigtem Carneval unternahm ſie mit einer Freundin und einem Kammermädchen eine kleine Luſtreiſe. Sie wollte einen Beſuch auf dem Lande machen; es war Nacht ehe ſie ihren Weg vollenden konnten, und da noch am Fuhrwerke etwas zerbrach, mußten ſie in einem ſchlechten Wirthshaus übernachten und ſich ſo gut als möglich einrichten.

Schon hatte die Freundin ſich niedergelegt und das Kammermädchen, nachdem ſie das Nachtlicht angezündet hatte, wollte eben zu ihrer Gebieterin ins andre Bette ſteigen, als dieſe ſcherzend zu ihr ſagte: wir ſind hier am Ende der Welt und das Wetter iſt abſcheulich, ſollte er uns wohl hier finden können? Im Augenblick ließ er ſich hören, ſtärker und fürchterlicher als jemals.

Die Freundin glaubte nicht anders als die Hölle ſey im Zimmer, ſprang aus dem Bette, lief wie ſie war, die Treppe hinunter und rief das ganze Haus zuſammen. Niemand that dieſe Nacht ein Auge zu. Allein es war auch das letztemal daß ſich der Ton hören ließ. Doch hatte leider der ungebetene Gaſt bald eine andere läſtigere Weiſe ſeine Gegenwart anzuzeigen.

Einige Zeit hatte er Ruhe gehalten als auf einmal Abends zur gewöhnlichen Stunde, da ſie mit ihrer Geſellſchaft zu Tiſche ſaß, ein Schuß, wie aus einer Flinte oder ſtark geladnen Piſtole, zum Fenſter herein fiel. Alle hörten den Knall, alle ſahen das Feuer, aber bey näherer Unterſuchung fand man die Scheibe ohne die mindeſte Verletzung. Demungeachtet nahm die Geſellſchaft den Vorfall ſehr ernſthaft und alle glaubten, daß man der Schönen nach dem Leben ſtehe. Man eilt nach der Polizey, man unterſucht die benachbarten Häuſer, und da man nichts verdächtiges findet, ſtellt man darin den andern Tag Schildwachen von oben bis unten. Man durchſucht genau das Haus worinn ſie wohnt, man vertheilt Spione auf der Straße.

Alle dieſe Vorſicht war vergebens. Drey Monate hinter einander fiel in demſelbigen Augenblicke der Schuß durch dieſelbe Fenſterſcheibe ohne das Glas zu verletzen, und, was merkwürdig war, immer genau eine Stunde vor Mitternacht, da doch gewöhnlich in Neapel nach

der italieniſchen Uhr gezählt wird und Mitternacht daſelbſt eigentlich keine Epoche macht.

Man gewöhnte ſich endlich an dieſe Erſcheinung wie an die vorige, und rechnete dem Geiſte ſeine unſchädliche Tücke nicht hoch an. Der Schuß fiel manchmal ohne die Geſellſchaft zu erſchrecken, oder ſie in ihrem Geſpräch zu unterbrechen.

Eines Abends, nach einem ſehr warmen Tage, öffnete die Schöne, ohne an die Stunde zu denken, das bewußte Fenſter und trat mit dem Markeſe auf den Balkon. Kaum ſtanden ſie einige Minuten draußen, als der Schuß zwiſchen ihnen beyden durchfiel und ſie mit Gewalt rückwärts in das Zimmer ſchleuderte, wo ſie ohnmächtig auf den Boden taumelten. Als ſie ſich wieder erholt hatten, fühlte er auf der linken, ſie aber auf der rechten Wange den Schmerz einer tüchtigen Ohrfeige, und da man ſich weiter nicht verletzt fand, gab der Vorfall zu mancherley ſcherzhaften Bemerkungen Anlaß.

Von der Zeit an ließ ſich dieſer Schall im Hauſe nicht wieder hören, und ſie glaubte nun endlich ganz von ihrem unſichtbaren Verfolger befreyt zu ſeyn, als auf einem Wege, den ſie des Abends mit einer Freundin machte, ein unvermuthetes Abenteuer ſie nochmals auf das gewaltſamſte erſchreckte. Ihr Weg ging durch die Chiaja, wo ehemals der geliebte genueſiſche Freund gewohnt hatte. Es war heller Mondenſchein. Eine

Dame, die bey ihr saß, fragte: ist das nicht das Haus, in welchem der Herr * gestorben ist? Es ist eins von diesen beyden, so viel ich weiß, sagte die Schöne, und in dem Augenblicke fiel aus einem dieser beyden Häuser der Schuß und drang durch den Wagen durch. Der Kutscher glaubte angegriffen zu seyn und fuhr mit aller möglichen Geschwindigkeit fort. An dem Orte ihrer Bestimmung hub man die beyden Frauen für todt aus dem Wagen.

Aber dieser Schrecken war auch der letzte. Der unsichtbare Begleiter änderte seine Methode, und nach einigen Abenden erklang vor ihren Fenstern ein lautes Händeklatschen. Sie war als beliebte Sängerin und Schauspielerin diesen Schall schon mehr gewohnt. Er hatte an sich nichts schreckliches und man konnte ihn eher einem ihrer Bewunderer zuschreiben. Sie gab wenig darauf Acht; ihre Freunde waren aufmerksamer und stellten, wie das vorigemal, Posten aus. Sie hörten den Schall, sahen aber vor wie nach niemand, und die meisten hofften nun bald auf ein völliges Ende dieser Erscheinungen.

Nach einiger Zeit verlor sich auch dieser Klang und verwandelte sich in angenehmere Töne. Sie waren zwar nicht eigentlich melodisch, aber unglaublich angenehm und lieblich. Sie schienen den genauesten Beobachtern von der Ecke einer Querstraße her zu kommen, im leeren Luftraume bis unter das Fenster hinzuschweben und

dann dort auf das sanfteste zu verklingen. Es war als wenn ein himmlischer Geist durch ein schönes Präludium aufmerksam auf eine Melodie machen wollte, die er eben vorzutragen im Begriff sey. Auch dieser Ton verschwand endlich und ließ sich nicht mehr hören, nachdem die ganze wunderbare Geschichte etwa anderthalb Jahre gedauert hatte.

Als der Erzähler einen Augenblick inne hielt, fing die Gesellschaft an ihre Gedanken und Zweifel über diese Geschichte zu äußern, ob sie wahr sey, ob sie auch wahr seyn könne?

Der Alte behauptete, sie müsse wahr seyn, wenn sie interessant seyn solle: denn für eine erfundene Geschichte habe sie wenig Verdienst. Jemand bemerkte darauf: es scheine sonderbar, daß man sich nicht nach dem abgeschiedenen Freunde und nach den Umständen seines Todes erkundigt, weil doch daraus vielleicht einiges zur Aufklärung der Geschichte hätte genommen werden können.

Auch dieses ist geschehen, versetzte der Alte; ich war selbst neugierig genug, sogleich nach der ersten Erscheinung in sein Haus zu gehen, und unter einem Vorwand die Dame zu besuchen, welche zuletzt recht mütterlich für ihn gesorgt hatte. Sie erzählte mir, daß ihr Freund eine unglaubliche Leidenschaft für das Frauenzimmer gehegt habe, daß er die letzte Zeit seines Lebens fast al-

lein von ihr gesprochen und sie bald als einen Engel, bald als einen Teufel vorgestellt habe.

Als seine Krankheit überhand genommen, habe er nichts gewünscht als sie vor seinem Ende noch einmal zu sehen, wahrscheinlich in der Hoffnung nur noch eine zärtliche Aeußerung, eine Reue oder sonst irgend ein Zeichen der Liebe und Freundschaft von ihr zu erzwingen. Desto schrecklicher sey ihm ihre anhaltende Weigerung gewesen, und sichtbar habe die letzte entscheidende abschlägliche Antwort sein Ende beschleunigt. Verzweiflend habe er ausgerufen: nein, es soll ihr nichts helfen! Sie vermeidet mich; aber auch nach meinem Tode soll sie keine Ruhe vor mir haben. Mit dieser Heftigkeit verschied er und nur zu sehr mußten wir erfahren, daß man auch jenseits des Grabes Wort halten könne.

Die Gesellschaft fing aufs neue an über die Geschichte zu meynen und zu urtheilen. Zuletzt sagte der Bruder Fritz: ich habe einen Verdacht, den ich aber nicht eher äußern will, als bis ich nochmals alle Umstände in mein Gedächtniß zurück gerufen und meine Combinationen besser geprüft habe.

Als man lebhafter in ihn drang, suchte er einer Antwort dadurch auszuweichen, daß er sich erbot, gleichfalls eine Geschichte zu erzählen, die zwar der vorigen an Interesse nicht gleiche, aber doch auch von der Art sey, daß man sie niemals mit völliger Gewißheit habe erklären können.

Bey einem wackern Edelmann, meinem Freunde, der ein altes Schloß mit einer starken Familie bewohnte, war eine Waise erzogen worden, die, als sie herangewachsen und vierzehn Jahr alt war, meist um die Dame vom Hause sich beschäftigte und die nächsten Dienste ihrer Person verrichtete. Man war mit ihr wohl zufrieden, und sie schien nichts weiter zu wünschen, als durch Aufmerksamkeit und Treue ihren Wohlthätern dankbar zu seyn. Sie war wohlgebildet und es fanden sich einige Freyer um sie ein. Man glaubte nicht, daß eine dieser Verbindungen zu ihrem Glück gereichen würde, und sie zeigte auch nicht das mindeste Verlangen ihren Zustand zu ändern.

Auf einmal begab sich's, daß man, wenn das Mädchen in dem Hause Geschäfte halber herumging, unter ihr, hier und da, pochen hörte. Anfangs schien es zufällig, aber da das Klopfen nicht aufhörte und beynahe jeden ihrer Schritte bezeichnete, ward sie ängstlich und traute sich kaum aus dem Zimmer der gnädigen Frau heraus zu gehen, als in welchem sie allein Ruhe hatte.

Dieses Pochen ward von jedermann vernommen, der mit ihr ging oder nicht weit von ihr stand. Anfangs scherzte man darüber, endlich aber fing die Sache an unangenehm zu werden. Der Herr vom Hause, der von einem lebhaften Geist war, untersuchte nun selbst die Umstände. Man hörte das Pochen nicht eher, als bis das Mädchen ging, und nicht sowohl indem sie

den Fuß aufſetzte, als indem ſie ihn zum Weiterſchreiten aufhob. Doch fielen die Schläge manchmal unregelmäßig, und beſonders waren ſie ſehr ſtark, wenn ſie quer über einen großen Saal den Weg nahm.

Der Hausvater hatte eines Tages Handwerksleute in der Nähe und ließ, da das Pochen am heftigſten war, gleich hinter ihr einige Dielen aufreißen. Es fand ſich nichts, auſſer daß bey dieſer Gelegenheit ein paar große Ratten zum Vorſchein kamen, deren Jagd viel Lerm im Hauſe verurſachte.

Entrüſtet über dieſe Begebenheit und Verwirrung griff der Hausherr zu einem ſtrengen Mittel, nahm ſeine größte Hetzpeitſche von der Wand und ſchwur, daß er das Mädchen bis auf den Tod prügeln wolle, wenn ſich noch ein einzigmal das Pochen hören ließe. Von der Zeit an ging ſie ohne Anfechtung im ganzen Hauſe herum, und man vernahm von dem Pochen nichts weiter.

Woraus man denn deutlich ſieht, fiel Luiſe ein, daß das ſchöne Kind ſein eignes Geſpenſt war, und aus irgend einer Urſache ſich dieſen Spaß gemacht und ſeine Herrſchaft zum Beſten gehabt hatte.

Keinesweges, verſetzte Fritz: denn diejenigen, welche dieſe Wirkung einem Geiſte zuſchreiben, glaubten, ein Schutzgeiſt wolle zwar das Mädchen aus dem Hauſe haben, aber ihr doch kein Leids zufügen laſſen. Andere nahmen es näher und hielten dafür, daß einer ihrer

Liebhaber die Wiſſenſchaft oder das Geſchick gehabt habe, dieſe Töne zu erregen, um das Mädchen aus dem Hauſe in ſeine Arme zu nöthigen. Dem ſey wie ihm wolle, das gute Kind zehrte ſich über dieſen Vorfall beynah völlig ab, und ſchien einem traurigen Geiſte gleich, da ſie vorher friſch, munter und die Heiterſte im ganzen Hauſe geweſen. Aber auch eine ſolche körperliche Abnahme läßt ſich auf mehr als eine Weiſe deuten.

Es iſt Schade, verſetzte Karl, daß man ſolche Vorfälle nicht genau unterſucht, und daß man bey Beurtheilung der Begebenheiten, die uns ſo ſehr intereſſiren, immer zwiſchen verſchiedenen Wahrſcheinlichkeiten ſchwanken muß, weil die Umſtände, unter welchen ſolche Wunder geſchehen, nicht alle bemerkt ſind.

Wenn es nur nicht überhaupt ſo ſchwer wäre zu unterſuchen, ſagte der Alte, und in dem Augenblicke, wo etwas dergleichen begegnet, die Punkte und Momente alle gegenwärtig zu haben, worauf es eigentlich ankommt, damit man nichts entwiſchen laſſe, worin Betrug und Irrthum ſich verſtecken könne. Vermag man denn einem Taſchenſpieler ſo leicht auf die Sprünge zu kommen, von dem wir doch wiſſen, daß er uns zum Beſten hat?

Kaum hatte er ausgeredet, als in der Ecke des Zimmers auf einmal ein ſehr ſtarker Knall ſich hören ließ. Alle fuhren auf, und Karl ſagte ſcherzend: es wird ſich doch kein ſterbender Liebhaber hören laſſen?

Er hätte gewünscht seine Worte wieder zurück zu nehmen, denn Luise ward bleich und gestand, daß sie für das Leben ihres Bräutigams zittere.

Fritz, um sie zu zerstreuen, nahm das Licht und ging nach dem Schreibtische, der in der Ecke stand. Die gewölbte Decke desselben war quer völlig durchgerissen; man hatte also die Ursache des Klanges; aber demungeachtet fiel es ihnen auf, daß dieser Schreibtisch von Röntchens bester Arbeit, der schon mehrere Jahre an demselben Platze stand, in diesem Augenblicke zufällig gerissen seyn sollte. Man hatte ihn oft als Muster einer vortrefflichen und dauerhaften Tischlerarbeit gerühmt und vorgezeigt, und nun sollte er auf einmal reißen, ohne daß in der Luft die mindeste Veränderung zu spüren war.

Geschwind, sagte Karl, laßt uns zuerst diesen Umstand berichtigen und nach dem Barometer sehen.

Das Quecksilber hatte seinen Stand vollkommen, wie seit einigen Tagen, das Thermometer selbst war nicht mehr gefallen, als die Veränderung von Tag auf Nacht natürlich mit sich brachte.

Schade, daß wir nicht einen Hygrometer bey der Hand haben, rief er aus: gerade das Instrument wäre das nöthigste!

Es scheint, sagte der Alte, daß uns immer die nöthigsten Instrumente abgehen, wenn wir Versuche auf Geister anstellen wollen.

Sie wurden in ihren Betrachtungen durch einen Bedienten unterbrochen, der mit Haſt herein kam und meldete, daß man ein ſtarkes Feuer am Himmel ſehe, jedoch nicht wiſſe, ob es in der Stadt oder in der Gegend ſey.

Da man durch das Vorhergehende ſchon empfänglicher für den Schrecken geworden war, ſo wurden alle mehr, als es vielleicht ſonſt geſchehen ſeyn würde, von der Nachricht betroffen. Fritz eilte auf das Belvedere des Hauſes, wo auf einer großen horizontalen Scheibe die Karte des Landes ausführlich gezeichnet war, durch deren Hülfe man auch bey Nacht die verſchiedenen Lagen der Orte ziemlich genau beſtimmen konnte. Die andern blieben, nicht ohne Sorgen und Bewegung, bey einander.

Fritz kam zurück und ſagte: ich bringe keine gute Nachricht. Denn höchſt wahrſcheinlich iſt der Brand nicht in der Stadt, ſondern auf dem Gute unſerer Tante. Ich kenne die Richtung ſehr genau und fürchte nicht mich zu irren. Man bedauerte die ſchönen Gebäude und überrechnete den Verluſt. Indeſſen, ſagte Fritz, iſt mir ein wunderlicher Gedanke eingekommen, der uns wenigſtens über das ſonderbare Anzeichen des Schreibtiſches beruhigen kann. Vor allen Dingen wollen wir die Minute berichtigen, in der wir den Klang gehört haben. Sie rechneten zurück und es konnte etwa halb Zwölfe geweſen ſeyn.

Nun, ihr möcht lachen oder nicht, fuhr Fritz fort, will ich euch meine Muthmaßung erzählen. Ihr wißt, daß unſre Mutter ſchon vor mehreren Jahren einen ähnlichen, ja man möchte ſagen einen gleichen Schreibtiſch an unſre Tante geſchenkt hat. Beyde waren zu Einer Zeit, aus Einem Holze, mit der größten Sorgfalt von Einem Meiſter verfertigt; beyde haben ſich bisher trefflich gehalten, und ich wollte wetten, daß in dieſem Augenblicke mit dem Luſthauſe unſrer Tante der zweyte Schreibtiſch verbrennt, und daß ſein Zwillingsbruder auch davon leidet. Ich will mich morgen ſelbſt aufmachen und dieſes ſeltſame Factum ſo gut als möglich zu berichtigen ſuchen.

Ob Friedrich wirklich dieſe Meynung hegte, oder ob der Wunſch, ſeine Schweſter zu beruhigen, ihm zu dieſem Einfall geholfen, wollen wir nicht entſcheiden; genug ſie ergriffen die Gelegenheit über manche unleugbare Sympathieen zu ſprechen, und fanden am Ende eine Sympathie zwiſchen Hölzern die auf Einem Stamm erzeugt worden, zwiſchen Werken die Ein Künſtler verfertigt, noch ziemlich wahrſcheinlich. Ja ſie wurden einig, dergleichen Phänomene eben ſo gut für Naturphänomene gelten zu laſſen, als andere, welche ſich öfter wiederholen, die wir mit Händen greifen und doch nicht erklären können.

Ueberhaupt, ſagte Karl, ſcheint mir: daß jedes Phänomen, ſo wie jedes Factum an ſich eigentlich das

Intereſſante ſey. Wer es erklärt oder mit andern Begebenheiten zuſammenhängt, macht ſich gewöhnlich eigentlich nur einen Spaß, und hat uns zum Beſten, wie z. B. der Naturforſcher und Hiſtorienſchreiber. Aber eine einzelne Handlung oder Begebenheit iſt intereſſant, nicht weil ſie erklärbar oder wahrſcheinlich, ſondern weil ſie wahr iſt. Wenn gegen Mitternacht die Flamme den Schreibtiſch der Tante verzehrt hat, ſo iſt das ſonderbare Reißen des unſern zu gleicher Zeit für uns eine wahre Begebenheit, ſie mag übrigens erklärbar ſeyn und zuſammenhängen mit was ſie will.

So tief es auch ſchon in der Nacht war, fühlte niemand eine Neigung zu Bette zu gehen, und Karl erbot ſich gleichfalls eine Geſchichte zu erzählen, die nicht minder intereſſant ſey, ob ſie ſich gleich vielleicht eher erklären und begreifen laſſe, als die vorigen.

Der Marſchall von Baſſompierre, ſagte er, erzählt ſie in ſeinen Memoiren; es ſey mir erlaubt in ſeinem Nahmen zu reden.

Seit fünf oder ſechs Monaten hatte ich bemerkt, ſo oft ich über die kleine Brücke ging, (denn zu der Zeit war der Pont neuf noch nicht erbauet) daß eine ſchöne Krämerin, deren Laden an einem Schilde mit zwey Engeln kenntlich war, ſich tief und wiederholt vor mir neigte und mir ſo weit nachſah, als ſie nur konnte. Ihr Betragen fiel mir auf, ich ſah ſie gleichfalls an und dankte ihr ſorgfältig. Einſt ritt ich von Fontainebleau

nach Paris, und als ich wieder die kleine Brücke herauf kam, trat sie an ihre Ladenthüre und sagte zu mir, indem ich vorbeyritt: mein Herr, Ihre Dienerin! Ich erwiederte ihren Gruß und indem ich mich von Zeit zu Zeit umsah, hatte sie sich weiter vorgelehnt, um mir so weit als möglich nachzusehen.

Ein Bedienter nebst einem Postillon folgten mir, die ich noch diesen Abend mit Briefen an einige Damen nach Fontainebleau zurück schicken wollte. Auf meinen Befehl stieg der Bediente ab und ging zu der jungen Frau, ihr in meinem Nahmen zu sagen, daß ich ihre Neigung mich zu sehen und zu grüßen bemerkt hätte; ich wollte, wenn sie wünschte mich näher kennen zu lernen, sie aufsuchen, wo sie verlangte.

Sie antwortete dem Bedienten: er hätte ihr keine bessere Neuigkeit bringen können, sie wollte kommen, wohin ich sie bestellte, nur mit der Bedingung, daß sie eine Nacht mit mir unter Einer Decke zubringen dürfte.

Ich nahm den Vorschlag an und fragte den Bedienten, ob er nicht etwa einen Ort kenne, wo wir zusammen kommen könnten? Er antwortete, daß er sie zu einer gewissen Kupplerin führen wollte; rathe mir aber, weil die Pest sich hier und da zeige, Matratzen, Decken und Leintücher aus meinem Hause hinbringen zu lassen. Ich nahm den Vorschlag an und er versprach mir ein gutes Bett zu bereiten.

Des Abends ging ich hin und fand eine sehr schöne

Frau von ohngefähr zwanzig Jahren, mit einer zierlichen Nachtmütze, einem sehr feinen Hemde, einem kurzen Unterrocke von grünwollenem Zeuge. Sie hatte Pantoffeln an den Füßen, und eine Art von Pudermantel übergeworfen. Sie gefiel mir außerordentlich, und da ich mir einige Freyheiten herausnehmen wollte, lehnte sie meine Liebkosungen mit sehr guter Art ab und verlangte mit mir zwischen zwey Leintüchern zu seyn. Ich erfüllte ihr Begehren und kann sagen, daß ich niemals ein zierlicheres Weib gekannt, noch von irgend einer mehr Vergnügen genossen hätte. Den andern Morgen fragte ich sie: ob ich sie nicht noch einmal sehen könnte, ich verreise erst Sonntag; und wir hatten die Nacht vom Donnerstag auf den Freytag mit einander zugebracht.

Sie antwortete mir: daß sie es gewiß lebhafter wünsche als ich; wenn ich aber nicht den ganzen Sonntag bliebe, sey es ihr unmöglich; denn nur in der Nacht vom Sonntag auf den Montag könne sie mich wieder sehen. Als ich einige Schwierigkeiten machte, sagte sie: Ihr seyd wohl meiner in diesem Augenblicke schon überdrüßig und wollt nun Sonntags verreisen; aber Ihr werdet bald wieder an mich denken und gewiß noch einen Tag zugeben, um eine Nacht mit mir zuzubringen.

Ich war leicht zu überreden, versprach ihr den Sonntag zu bleiben und die Nacht auf den Montag mich wieder an dem nehmlichen Orte einzufinden. Darauf ant-

wortete ſie mir: ich weiß recht gut, mein Herr, daß ich in ein ſchändliches Haus um Ihrentwillen gekommen bin; aber ich habe es freywillig gethan, und ich hatte ein ſo unüberwindliches Verlangen mit Ihnen zu ſeyn, daß ich jede Bedingung eingegangen wäre. Aus Leidenſchaft bin ich an dieſen abſcheulichen Ort gekommen, aber ich würde mich für eine feile Dirne halten, wenn ich zum zweytenmal dahin zurückkehren könnte. Möge ich eines elenden Todes ſterben, wenn ich außer meinem Mann und Euch irgend jemand zu Willen geweſen bin, und nach irgend einem andern verlange! Aber was thäte man nicht für eine Perſon, die man liebt und für einen Baſſompierre? Um ſeinetwillen bin ich in das Haus gekommen, um eines Mannes willen, der durch ſeine Gegenwart dieſen Ort ehrbar gemacht hat. Wollt Ihr mich noch einmal ſehen, ſo will ich Euch bey meiner Tante einlaſſen.

Sie beſchrieb mir das Haus aufs genaueſte und fuhr fort: ich will Euch von zehn Uhr bis Mitternacht erwarten, ja noch ſpäter, die Thüre ſoll offen ſeyn. Erſt findet Ihr einen kleinen Gang, in dem haltet Euch nicht auf, denn die Thüre meiner Tante geht da heraus. Dann ſtößt euch eine Treppe ſogleich entgegen, die Euch ins erſte Geſchoß führt, wo ich Euch mit offnen Armen empfangen werde.

Ich machte meine Einrichtung, ließ meine Leute und meine Sachen vorausgehen und erwartete mit Un-

geduld die Sonntagsnacht, in der ich das ſchöne Weibchen wieder ſehen ſollte. Um zehn Uhr war ich ſchon am beſtimmten Orte. Ich fand die Thüre, die ſie mir bezeichnet hatte, ſogleich, aber verſchloſſen und im ganzen Hauſe Licht, das ſogar von Zeit zu Zeit wie eine Flamme aufzulodern ſchien. Ungeduldig fing ich an zu klopfen, um meine Ankunft zu melden; aber ich hörte eine Mannsſtimme, die mich fragte, wer draußen ſey?

Ich ging zurück und einige Straßen auf und ab. Endlich zog mich das Verlangen wieder nach der Thüre. Ich fand ſie offen und eilte durch den Gang die Treppe hinauf. Aber wie erſtaunt war ich, als ich in dem Zimmer ein paar Leute fand, welche Bettſtroh verbrannten, und bey der Flamme, die das ganze Zimmer erleuchtete, zwey nackte Körper auf dem Tiſche ausgeſtreckt ſahe. Ich zog mich eilig zurück und ſtieß im Hinausgehen auf ein paar Todtengräber, die mich fragten, was ich ſuchte? Ich zog den Degen, um ſie mir vom Leibe zu halten, und kam nicht unbewegt von dieſem ſeltſamen Anblick nach Hauſe. Ich trank ſogleich drey bis vier Gläſer Wein, ein Mittel gegen die peſtilenzialiſchen Einflüſſe, das man in Deutſchland ſehr bewährt hält, und trat, nachdem ich ausgeruhet, den andern Tag meine Reiſe nach Lothringen an.

Alle Mühe, die ich mir nach meiner Rückkunft gegeben, irgend etwas von dieſer Frau zu erfahren, w… vergeblich. Ich ging ſogar nach dem Laden der zwey

Engel; allein die Miethleute wußten nicht, wer vor ihnen darin geſeſſen hatte.

Dieſes Abenteuer begegnete mir mit einer Perſon vom geringen Stande, aber ich verſichere, daß ohne den unangenehmen Ausgang es eins der reizendſten geweſen wäre, deren ich mich erinnere, und daß ich niemals ohne Sehnſucht an das ſchöne Weibchen habe denken können.

Auch dieſes Räthſel, verſetzte Fritz, iſt ſo leicht nicht zu löſen. Denn es bleibt zweifelhaft, ob das artige Weibchen in dem Hauſe mit an der Peſt geſtorben, oder ob ſie es nur dieſes Umſtands wegen vermieden habe.

Hätte ſie gelebt, verſetzte Karl, ſo hätte ſie ihren Geliebten gewiß auf der Gaſſe erwartet, und keine Gefahr hätte ſie abgehalten, ihn wieder aufzuſuchen. Ich fürchte immer ſie hat mit auf dem Tiſche gelegen.

Schweigt, ſagte Luiſe: die Geſchichte iſt gar zu ſchrecklich! Was wird das für eine Nacht werden, wenn wir uns mit ſolchen Bildern zu Bette legen!

Es fällt mir noch eine Geſchichte ein, ſagte Karl, die artiger iſt und die Baſſompierre von einem ſeiner Vorfahren erzählt.

Eine ſchöne Frau, die den Ahnherrn auſſerordentlich liebte, beſuchte ihn alle Montage auf ſeinem Sommerhauſe, wo er die Nacht mit ihr zubrachte, indem er

seine Frau glauben ließ, daß er diese Zeit zu einer Jagdpartie bestimmt habe.

Zwey Jahre hatten sie sich ununterbrochen auf diese Weise gesehen, als seine Frau einigen Verdacht schöpfte; sich eines Morgens nach dem Sommerhause schlich und ihren Gemahl mit der Schönen in tiefem Schlafe antraf. Sie hatte weder Muth noch Willen sie aufzuwecken, nahm aber ihren Schleyer vom Kopfe und deckte ihn über die Füße der Schlafenden.

Als das Frauenzimmer erwachte und den Schleyer erblickte, that sie einen hellen Schrey, brach in laute Klage aus und jammerte, daß sie ihren Geliebten nicht mehr wiedersehen, ja daß sie sich ihm auf hundert Meilen nicht nähern dürfe. Sie verließ ihn, nachdem sie ihm drey Geschenke, ein kleines Fruchtmaß, einen Ring und einen Becher für seine drey rechtmäßigen Töchter verehrt und ihm die größte Sorgfalt für diese Gaben anbefohlen hatte. Man hub sie sorgfältig auf, und die Abkömmlinge dieser drey Töchter glaubten die Ursache manches glücklichen Ereignisses in dem Besitz dieser Gabe zu finden.

Das sieht nun schon eher dem Mährchen der schönen Melusine und andern dergleichen Feengeschichten ähnlich, sagte Louise.

Und doch hat sich eine solche Tradition, versetzte Friedrich, und ein ähnlicher Talismann in unserm Hause erhalten.

Wie wäre denn das? fragte Karl.

Es ist ein Geheimniß, versetzte jener: nur der älteste Sohn darf es allenfalls bey Lebzeiten des Vaters erfahren, und nach seinem Tode das Kleinod besitzen.

Du hast es also in Verwahrung? fragte Luise.

Ich habe wohl schon zu viel gesagt, versetzte Friedrich, indem er das Licht anzündete um sich hinweg zu begeben.

Die Familie hatte zusammen, wie gewöhnlich, das Frühstück eingenommen und die Baronesse saß wieder an ihrem Stickrahmen. Nach einem kurzen allgemeinen Stillschweigen begann der geistliche Hausfreund mit einigem Lächeln: es ist zwar selten, daß Sänger, Dichter und Erzähler, die eine Gesellschaft zu unterhalten versprechen, es zur rechten Zeit thun; vielmehr lassen sie sich gewöhnlich, wo sie willig seyn sollten, sehr dringend bitten, und sind zudringlich, wenn man ihren Vortrag gerne ablehnen möchte. Ich hoffe daher eine Ausnahme zu machen, wenn ich anfrage, ob Ihnen in diesem Augenblicke gelegen sey, irgend eine Geschichte anzuhören?

Recht gerne, versetzte die Baronesse, und ich glaube es werden alle übrige mit mir übereinstimmen. Doch wenn Sie uns eine Geschichte zur Probe geben wollen, so muß ich Ihnen sagen, welche Art ich nicht liebe. Jene Erzählungen machen mir keine Freude, bey welchen, nach Weise der Tausend und Einen Nacht, Eine

Begebenheit in die andere eingeschachtelt, Ein Interesse durch das andere verdrängt wird; wo sich der Erzähler genöthiget sieht, die Neugierde, die er auf eine leichtsinnige Weise erregt hat, durch Unterbrechung zu reizen, und die Aufmerksamkeit, anstatt sie durch eine vernünftige Folge zu befriedigen, nur durch seltsame und keineswegs lobenswürdige Kunstgriffe aufzuspannen. Ich tadle das Bestreben, aus Geschichten, die sich der Einheit des Gedichts nähern sollen, rhapsodische Räthsel zu machen und den Geschmack immer tiefer zu verderben. Die Gegenstände Ihrer Erzählungen gebe ich Ihnen ganz frey, aber lassen Sie uns wenigstens an der Form sehen, daß wir in guter Gesellschaft sind. Geben Sie uns zum Anfang eine Geschichte von wenig Personen und Begebenheiten, die gut erfunden und gedacht sey, wahr, natürlich und nicht gemein, so viel Handlung als unentbehrlich und so viel Gesinnung als nöthig ist; die nicht stille stehe, sich nicht auf Einem Flecke zu langsam bewege, sich aber auch nicht übereile; in der die Menschen erscheinen wie man sie gern mag, nicht vollkommen, aber gut, nicht außerordentlich, aber interessant und liebenswürdig. Ihre Geschichte sey unterhaltend, so lange wir sie hören, befriedigend, wenn sie zu Ende ist, und hinterlasse uns einen stillen Reiz weiter nachzudenken.

Kennte ich Sie nicht besser, gnädige Frau, versetzte der Geistliche, so würde ich glauben, Ihre Absicht sey.

mein Waarenlager, noch eh' ich irgend etwas davon ausgekramt habe, durch dieſe hohen und ſtrengen Forderungen völlig in Mißkredit zu ſetzen. Wie ſelten möchte man Ihnen nach Ihrem Maßſtab Genüge leiſten können. Selbſt in dieſem Augenblicke, fuhr er fort, als er ein wenig nachgedacht, nöthigen Sie mich die Erzählung die ich im Sinne hatte, zurück zu ſtellen und auf eine andere Zeit zu verlegen; und ich weiß wirklich nicht, ob ich mich in der Eile vergreife, wenn ich eine alte Geſchichte, an die ich aber immer mit einiger Vorliebe gedacht habe, ſogleich aus dem Stegreife vorzutragen anfange.

In einer italiäniſchen Seeſtadt lebte vor Zeiten ein Handelsmann, der ſich von Jugend auf durch Thätigkeit und Klugheit auszeichnete. Er war dabey ein guter Seemann und hatte große Reichthümer erworben, indem er ſelbſt nach Alexandria zu ſchiffen, koſtbare Waaren zu erkaufen oder einzutauſchen pflegte, die er alsdann zu Hauſe wieder abzuſetzen oder in die nördlichen Gegenden Europens zu verſenden wußte. Sein Vermögen wuchs von Jahr zu Jahr um ſo mehr, als er in ſeiner Geſchäftigkeit ſelbſt das größte Vergnügen fand, und ihm keine Zeit zu koſtſpieligen Zerſtreuungen übrig blieb.

Bis in ſein funfzigſtes Jahr hatte er ſich auf dieſe Weiſe emſig fortbeſchäftigt, und ihm war von den geſelligen Vergnügungen wenig bekannt worden, mit wel-

chen

eben ruhige Bürger ihr Leben zu würzen verſtehen; eben ſo wenig hatte das ſchöne Geſchlecht, bey allen Vorzügen ſeiner Landsmänninnen, ſeine Aufmerkſamkeit weiter erregt, als inſofern er ihre Begierde nach Schmuck und Koſtbarkeiten ſehr wohl kannte, und ſie gelegentlich zu nutzen wußte.

Wie wenig verſah er ſich daher auf die Veränderung, die in ſeinem Gemüthe vorgehen ſollte, als eines Tags ſein reich beladen Schiff in den Hafen ſeiner Vaterſtadt einlief, eben an einem jährlichen Feſte, das beſonders der Kinder wegen gefeyert wurde. Knaben und Mädchen pflegten nach dem Gottesdienſte in allerley Verkleidungen ſich zu zeigen, bald in Prozeſſionen, bald in Schaaren durch die Stadt zu ſcherzen, und ſodann im Felde auf einem groſſen freyen Platz allerhand Spiele zu treiben, Kunſtſtücke und Geſchicklichkeiten zu zeigen, und in artigem Wettſtreit ausgeſetzte kleine Preiſe zu gewinnen.

Anfangs wohnte unſer Seemann dieſer Feyer mit Vergnügen bey; als er aber die Lebensluſt der Kinder und die Freude der Eltern daran lange betrachtet und ſo viele Menſchen im Genuß einer gegenwärtigen Freude und der angenehmſten aller Hoffnungen gefunden hatte, mußte ihm, bey einer Rückkehr auf ſich ſelbſt, ſein einſamer Zuſtand äußerſt auffallen. Sein leeres Haus fing zum erſtenmal an, ihm ängſtlich zu werden, und er klagte ſich ſelbſt in ſeinen Gedanken an.

O ich Unglückſeliger! warum gehn mir ſo ſpät die Augen auf? Warum erkenne ich erſt im Alter jene Güter, die allein den Menſchen glücklich machen. So viel Mühe! ſo viel Gefahren! was haben ſie mir verſchafft? Sind gleich meine Gewölbe voller Waaren, meine Kiſten voll edler Metalle, und meine Schränke voll Schmuck und Kleinodien; ſo können doch dieſe Güter mein Gemüth weder erheitern noch befriedigen. Je mehr ich ſie aufhäufe, deſto mehr Geſellen ſcheinen ſie zu verlangen; Ein Kleinod fordert das andere, Ein Goldſtück das andere. — Sie erkennen mich nicht für den Hausherrn; ſie rufen mir ungeſtüm zu: geh und eile, ſchaffe noch mehr unſersgleichen herbey! Gold erfreut ſich nur des Goldes, das Kleinod des Kleinodes. So gebieten ſie mir ſchon die ganze Zeit meines Lebens, und erſt ſpät fühle ich, daß mir in allem dieſem kein Genuß bereitet iſt. Leider jetzt, da die Jahre kommen, fange ich an zu denken und ſage zu mir: du genießeſt dieſe Schätze nicht, und niemand wird ſie nach dir genießen! Haſt du jemals eine geliebte Frau damit geſchmückt? haſt du eine Tochter damit ausgeſtattet? haſt du einen Sohn in den Stand geſetzt, ſich die Neigung eines guten Mädchens zu gewinnen und zu befeſtigen? Niemals! Von allen deinen Beſitzthümern haſt du, hat niemand der Deinigen etwas beſeſſen, und was du mühſam zuſammen gebracht haſt, wird nach deinem Tode ein Fremder leichtfertig verpraſſen.

O wie anders werden heute Abend jene glücklichen Eltern ihre Kinder um den Tiſch verſammlen, ihre Geſchicklichkeit preiſen, und ſie zu guten Thaten aufmuntern! Welche Luſt glänzte aus ihren Augen, und welche Hoffnung ſchien aus dem Gegenwärtigen zu entſpringen. Solltest du denn aber ſelbſt gar keine Hoffnung faſſen können? Biſt du denn ſchon ein Greis? Iſt es nicht genug, die Verſäumniß einzuſehen, jetzt, da noch nicht aller Tage Abend gekommen iſt? Nein, in deinem Alter iſt es noch nicht thöricht, ans Freyen zu denken, mit deinen Gütern wirſt du ein braves Weib erwerben und glücklich machen; und ſiehſt du noch Kinder in deinem Hauſe, ſo werden dir dieſe ſpätern Früchte den größten Genuß geben, anſtatt daß ſie oft denen, die ſie zu früh vom Himmel erhalten, zur Laſt werden und zur Verwirrung gereichen.

Als er durch dieſes Selbſtgeſpräch ſeinen Vorſatz bey ſich befeſtigt hatte, rief er zwey Schiffsgeſellen zu ſich und eröfnete ihnen ſeine Gedanken. Sie, die gewohnt waren in allen Fällen willig und bereit zu ſeyn, fehlten auch dießmal nicht, und eilten, ſich in der Stadt nach den jüngſten und ſchönſten Mädchen zu erkundigen: denn ihr Patron, da er einmal nach dieſer Waare lüſtern ward, ſollte auch die beſte finden und beſitzen.

Er ſelbſt feyerte ſo wenig als ſeine Abgeſandten. Er ging, fragte, ſah und hörte, und fand bald was er ſuchte in einem Frauenzimmer, das in dieſem Augenblick

das ſchönſte der ganzen Stadt genannt zu werden verdiente, ohngefähr ſechszehn Jahr alt, wohlgebildet und gut erzogen, deren Geſtalt und Weſen das Angenehmſte zeigte, und das Beſte verſprach.

Nach einer kurzen Unterhandlung, durch welche der vortheilhafteſte Zuſtand, ſowohl bey Lebzeiten als nach dem Tode des Mannes, der Schönen verſichert war, vollzog man die Heirat mit großer Pracht und Luſt, und von dieſem Tage an fühlte ſich unſer Handelsmann zum erſtenmal im wirklichen Beſitz und Genuß ſeiner Reichthümer. Nun verwandte er mit Freuden die ſchönſten und reichſten Stoffe zur Bekleidung des ſchönen Körpers, die Juwelen glänzten ganz anders an der Bruſt und in den Haaren ſeiner Geliebten, als ehemals im Schmuckkäſtchen, und die Ringe erhielten einen unendlichen Werth von der Hand die ſie trug.

So fühlte er ſich nicht allein ſo reich, ſondern reicher als bisher, indem ſeine Güter ſich durch Theilnehmung und Anwendung zu vermehren ſchienen. Auf dieſe Weiſe lebte das Paar faſt ein Jahr lang in der größten Zufriedenheit, und er ſchien ſeine Liebe zu einem thätigen und herumſtreifenden Leben gegen das Gefühl häuslicher Glückſeligkeit gänzlich vertauſcht zu haben. Aber eine alte Gewohnheit legt ſich ſo leicht nicht ab, und eine Richtung, die wir früh genommen, kann wohl einige Zeit abgelenkt, aber nie ganz unterbrochen werden.

So hatte auch unſer Handelsmann oft, wenn er an-

dere ſich einſchiffen oder glücklich in den Hafen zurückkehren ſah, wieder die Regungen ſeiner alten Leidenſchaft gefühlt, ja er hatte ſelbſt in ſeinem Hauſe, an der Seite ſeiner Gattin, manchmal Unruhe und Unzufriedenheit empfunden. Dieſes Verlangen vermehrte ſich mit der Zeit und verwandelte ſich zuletzt in eine ſolche Sehnſucht, daß er ſich äußerſt unglücklich fühlen mußte, und — zuletzt wirklich krank ward.

Was ſoll nun aus dir werden? ſagte er zu ſich ſelbſt. Du erfährſt nun wie thöricht es iſt, in ſpäten Jahren eine alte Lebensweiſe gegen eine neue zu vertauſchen. Wie ſollen wir das, was wir immer getrieben und geſucht haben, aus unſern Gedanken, ja aus unſern Gliedern wieder heraus bringen? Und wie geht es mir nun? der ich bisher wie ein Fiſch das Waſſer, wie ein Vogel die freye Luft geliebt, da ich mich in einem Gebäude bey allen Schätzen und bey der Blume aller Reichthümer, bey einer ſchönen jungen Frau eingeſperrt habe? Anſtatt daß ich dadurch hoffte Zufriedenheit zu gewinnen und meiner Güter zu genießen, ſo ſcheint es mir, daß ich alles verliere, indem ich nichts weiter erwerbe. Mit Unrecht hält man die Menſchen für Thoren, welche in raſtloſer Thätigkeit Güter auf Güter zu häufen ſuchen; denn die Thätigkeit iſt das Glück, und für den, der die Freuden eines ununterbrochenen Beſtrebens empfinden kann, iſt der erworbene Reichthum ohne Bedeutung. Aus Mangel an Beſchäftigung werde ich elend,

aus Mangel an Bewegung krank, und wenn ich keinen andern Entſchluß faſſe, ſo bin ich in kurzer Zeit dem Tode nahe.

Freylich iſt es ein gewagtes Unternehmen, ſich von einer jungen liebenswürdigen Frau zu entfernen. Iſt es billig um ein reizendes und reizbares Mädchen zu freyen, und ſie nach einer kurzen Zeit ſich ſelbſt, der langen Weile, ihren Empfindungen und Begierden zu überlaſſen? Spazieren dieſe jungen ſeidnen Herren nicht ſchon jetzt vor meinen Fenſtern auf und ab? Suchen ſie nicht ſchon jetzt, in der Kirche und in Gärten, die Aufmerkſamkeit meines Weibchens an ſich zu ziehen? und was wird erſt geſchehen, wenn ich weg bin? Soll ich glauben, daß mein Weib durch ein Wunder gerettet werden könnte? Nein, in ihrem Alter, bey ihrer Conſtitution wäre es thöricht zu hoffen, daß ſie ſich der Freuden der Liebe enthalten könnte. Entfernſt du dich, ſo wirſt du bey deiner Rückkunft die Neigung deines Weibes, und ihre Treue zugleich mit der Ehre deines Hauſes verloren haben.

Dieſe Betrachtungen und Zweifel, mit denen er ſich eine Zeitlang quälte, verſchlimmerten den Zuſtand, in dem er ſich befand, aufs äußerſte. Seine Frau, ſeine Verwandten und Freunde betrübten ſich um ihn, ohne daß ſie die Urſache ſeiner Krankheit hätten entdecken können. Endlich ging er nochmals bey ſich zu Rathe und rief nach einiger Ueberlegung aus: Thörichter Menſch!

du lässest es dir so sauer werden, ein Weib zu bewahren, das du doch bald, wenn dein Uebel fortdauert, sterbend hinter dir und einem andern lassen mußt. Ist es nicht wenigstens klüger und besser, du suchst das Leben zu erhalten, wenn du gleich in Gefahr kommst, an ihr dasjenige zu verlieren, was als das höchste Gut der Frauen geschätzt wird. Wie mancher Mann kann durch seine Gegenwart den Verlust dieses Schatzes nicht hindern, und vermißt geduldig, was er nicht erhalten kann. Warum solltest du nicht Muth haben, dich eines solchen Gutes zu entschlagen, da von diesem Entschluße dein Leben abhängt.

Mit diesen Worten ermannte er sich und ließ seine Schiffsgesellen rufen. Er trug ihnen auf nach gewohnter Weise ein Fahrzeug zu befrachten, und alles bereit zu halten, daß sie bey dem ersten günstigen Winde auslaufen könnten. Darauf erklärte er sich gegen seine Frau folgendermaßen:

Laß dich nicht befremden, wenn du in dem Hause eine Bewegung siehst, woraus du schließen kannst, daß ich mich zu einer Abreise anschicke; betrübe dich nicht, wenn ich dir gestehe, daß ich abermals eine Seefahrt zu unternehmen gedenke. Meine Liebe zu dir ist noch immer dieselbe, und sie wird es gewiß in meinem ganzen Leben bleiben. Ich erkenne den Werth des Glücks, das ich bisher an deiner Seite genoß, und würde ihn noch reiner fühlen, wenn ich mir nicht oft Vorwürfe der Un-

thätigkeit und Nachläſſigkeit im Stillen machen müßte. Meine alte Neigung wacht wieder auf und meine alte Gewohnheit zieht mich wieder an. Erlaube mir, daß ich den Markt von Alexandrien wieder ſehe, den ich jetzt mit größerem Eifer beſuchen werde, weil ich dort die köſtlichſten Stoffe und die edelſten Koſtbarkeiten für dich zu gewinnen denke. Ich laſſe dich im Beſitz aller meiner Güter und meines Vermögens; bediene dich deſſen und vergnüge dich mit deinen Eltern und Verwandten. Die Zeit der Abweſenheit geht auch vorüber, und mit vielfacher Freude werden wir uns wieder ſehen.

Nicht ohne Thränen machte ihm die liebenswürdige Frau die zärtlichſten Vorwürfe, verſicherte: daß ſie ohne ihn keine fröhliche Stunde hinbringen werde, und bat ihn nur, da ſie ihn weder halten könne, noch einſchränken wolle, daß er ihrer auch in der Abweſenheit zum Beſten gedenken möge.

Nachdem er darauf verſchiedenes mit ihr über einige Geſchäfte und häusliche Angelegenheiten geſprochen, ſagte er nach einer kleinen Pauſe: ich habe nun noch etwas auf dem Herzen, davon du mir frey zu reden erlauben mußt, nur bitte ich dich aufs herzlichſte, nicht zu mißdeuten was ich ſage, ſondern auch ſelbſt in dieſer Beſorgniß meine Liebe zu erkennen.

Ich kann es errathen, verſetzte die Schöne darauf, du biſt meinetwegen beſorgt, indem du nach Art der Männer unſer Geſchlecht ein für allemal für ſchwach

hältſt. Du haſt mich bisher jung und froh gekannt, und nun glaubſt du, daß ich in deiner Abweſenheit leichtſinnig und verführbar ſeyn werde. Ich ſchelte dieſe Sinnesart nicht, denn ſie iſt bey euch Männern gewöhnlich; aber wie ich mein Herz kenne, darf ich dir verſichern, daß nichts ſo leicht Eindruck auf mich machen, und kein möglicher Eindruck ſo tief wirken ſoll, um mich von dem Wege abzuleiten, auf dem ich bisher an der Hand der Liebe und Pflicht hinwandelte. Sey ohne Sorgen; du ſollſt deine Frau ſo zärtlich und treu bey deiner Rückkunft wieder finden, als du ſie Abends fandeſt, wenn du nach einer kleinen Abweſenheit in meine Arme zurückkehrteſt.

Dieſe Geſinnungen traue ich dir zu, verſetzte der Gemahl, und bitte dich darin zu verharren. Laß uns aber an die äußerſten Fälle denken; warum ſoll man ſich nicht auch darauf vorſehen? Du weißt wie ſehr deine ſchöne und reizende Geſtalt die Augen unſrer jungen Mitbürger auf ſich zieht; ſie werden ſich in meiner Abweſenheit noch mehr als bisher um dich bemühen; ſie werden ſich dir auf alle Weiſe zu nähern, ja zu gefallen ſuchen. Nicht immer wird das Bild deines Gemahls, wie jetzt ſeine Gegenwart, ſie von deiner Thüre und deinem Herzen verſcheuchen. Du biſt ein edles und gutes Kind, aber die Forderungen der Natur ſind rechtmäßig und gewaltſam; ſie ſtehen mit unſerer Vernunft beſtändig im Streite und tragen gewöhnlich den Sieg davon. Unter-

terbrich mich nicht. Du wirſt gewiß in meiner Abweſenheit, ſelbſt bey dem pflichtmäßigen Andenken an mich, das Verlangen empfinden, wodurch das Weib den Mann anzieht, und von ihm angezogen wird. Ich werde eine Zeitlang der Gegenſtand deiner Wünſche ſeyn; aber wer weiß was für Umſtände zuſammentreffen, was für Gelegenheiten ſich finden, und ein anderer wird in der Wirklichkeit ärnden was die Einbildungskraft mir zugedacht hatte. Werde nicht ungeduldig, ich bitte dich, höre mich aus.

Sollte der Fall kommen, deſſen Möglichkeit du läugneſt, und den ich auch nicht zu beſchleunigen wünſche, daß du ohne die Geſellſchaft eines Mannes nicht länger bleiben, die Freuden der Liebe nicht wohl entbehren könnteſt; ſo verſprich mir nur, an meine Stelle keinen von den leichtſinnigen Knaben zu wählen, die, ſo artig ſie auch ausſehen mögen, der Ehre noch mehr als der Tugend einer Frau gefährlich ſind. Mehr durch Eitelkeit als durch Begierde beherrſcht, bemühen ſie ſich um eine jede, und finden nichts natürlicher, als eine der andern aufzuopfern. Fühlſt du dich geneigt, dich nach einem Freunde umzuſehen; ſo forſche nach einem, der dieſen Nahmen verdient, der beſcheiden und verſchwiegen die Freuden der Liebe noch durch die Wohlthat des Geheimniſſes zu erheben weiß.

Hier verbarg die ſchöne Frau ihren Schmerz nicht länger und die Thränen, die ſie bisher zurückgehalten

hatte, ſtürzten reichlich aus ihren Augen. Was du auch von mir denken magſt, rief ſie nach einer leidenſchaftlichen Umarmung aus; ſo iſt doch nichts entfernter von mir, als das Verbrechen, das du gewiſſermaßen für unvermeidlich hältſt. Möge, wenn jemals auch nur ein ſolcher Gedanke in mir entſteht, die Erde ſich aufthun, und mich verſchlingen und möge alle Hoffnung der Seeligkeit mir entriſſen werden, die uns eine ſo reizende Fortdauer unſers Daſeyns verſpricht! Entferne das Mißtrauen aus deiner Bruſt, und laß mir die ganze reine Hoffnung, dich bald wieder in meinen Armen zu ſehen.

Nachdem er auf alle Weiſe ſeine Gattin zu beruhigen geſucht, ſchiffte er ſich den andern Morgen ein; ſeine Fahrt war glücklich, und er gelangte bald nach Alexandrien.

Indeſſen lebte ſeine Gattin in dem ruhigen Beſitz eines großen Vermögens nach aller Luſt und Bequemlichkeit, jedoch eingezogen, und pflegte außer ihren Eltern und Verwandten niemand zu ſehen; und indem die Geſchäfte ihres Mannes durch getreue Diener fortgeführt wurden, bewohnte ſie ein groſſes Haus, in deſſen prächtigen Zimmern ſie mit Vergnügen täglich das Andenken ihres Gemahls erneuerte.

So ſehr ſie aber auch ſich ſtille hielt, und eingezogen lebte, waren doch die jungen Leute der Stadt nicht unthätig geblieben. Sie verſäumten nicht, häufig vor ih-

rem Fenſter vorbey zu gehen, und ſuchten des Abends durch Muſik und Geſänge ihre Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen. Die ſchöne Einſame fand Anfangs dieſe Bemühungen unbequem und läſtig, doch gewöhnte ſie ſich bald daran, und ließ an den langen Abenden, ohne ſich zu bekümmern, die Serenaden als eine angenehme Unterhaltung ſich gefallen, und konnte dabey manchen Seufzer, der ihrem Abweſenden galt, nicht zurückhalten.

Anſtatt daß ihre unbekannten Verehrer, wie ſie hoffte, nach und nach müde geworden wären, ſchienen ſich ihre Bemühungen noch zu vermehren und zu einer beſtändigen Dauer anzulaſſen. Sie konnte nun die wiederkehrenden Inſtrumente und Stimmen, die wiederholten Melodien ſchon unterſcheiden, und bald ſich die Neugierde nicht mehr verſagen, zu wiſſen, wer die Unbekannten, und beſonders wer die Beharrlichen ſeyn möchten. Sie durfte ſich zum Zeitvertreib eine ſolche Theilnahme wohl erlauben.

Sie fing daher an, von Zeit zu Zeit durch ihre Vorhänge und Halbläden nach der Straße zu ſehen, auf die Vorbeygehenden zu merken, und beſonders die Männer zu unterſcheiden, die ihre Fenſter am längſten im Auge behielten. Es waren meiſt ſchöne wohlgekleidete junge Leute, die aber freylich in Gebärden ſowohl als in ihrem ganzen Aeußern eben ſoviel Leichtſinn als Eitelkeit ſehen ließen. Sie ſchienen mehr durch ihre Auf-

merkſamkeit auf das Haus der Schönen ſich merkwürdig machen, als jener eine Art von Verehrung beweiſen zu wollen.

Wahrlich, ſagte die Dame manchmal ſcherzend zu ſich ſelbſt, mein Mann hat einen klugen Einfall gehabt! Durch die Bedingung, unter der er mir einen Liebhaber zugeſteht, ſchließt er alle diejenigen aus, die ſich um mich bemühen, und die mir allenfalls gefallen könnten. Er weiß wohl, daß Klugheit, Beſcheidenheit und Verſchwiegenheit Eigenſchaften eines ruhigen Alters ſind, die zwar unſer Verſtand ſchätzt, die aber unſre Einbildungskraft keinesweges aufzuregen, noch unſre Neigung anzureizen im Stande ſind. Vor dieſen, die mein Haus mit ihren Artigkeiten belagern, bin ich ſicher daß ſie kein Vertrauen erwecken, und die, denen ich mein Vertrauen ſchenken könnte, finde ich nicht im mindeſten liebenswürdig.

In der Sicherheit dieſer Gedanken erlaubte ſie ſich immer mehr, dem Vergnügen an der Muſik und an der Geſtalt der vorbeygehenden Jünglinge nachzuhängen; und ohne daß ſie es merkte, wuchs nach und nach ein unruhiges Verlangen in ihrem Buſen, dem ſie nur zu ſpät zu widerſtreben gedachte. Die Einſamkeit und der Müßiggang, das bequeme, gute und reichliche Leben waren ein Element, in welchem ſich eine unregelmäßige Begierde früher, als das gute Kind dachte, entwickeln mußte.

Sie fing nun an, jedoch mit ſtillen Seufzern, unter den Vorzügen ihres Gemahls auch ſeine Welt- und Menſchenkenntniß, beſonders die Kenntniß des weiblichen Herzens zu bewundern. So war es alſo doch mögliche, was ich ihm ſo lebhaft abſtritt, ſagte ſie zu ſich ſelbſt, und ſo war es alſo doch nöthig, in einem ſolchen Falle mir Vorſicht und Klugheit anzurathen! Doch was können Vorſicht und Klugheit, da wo der unbarmherzige Zufall nur mit einem unbeſtimmten Verlangen zu ſpielen ſcheint. Wie ſoll ich den wählen, den ich nicht kenne, und bleibt bey näherer Bekanntſchaft noch eine Wahl übrig?

Mit ſolchen und hundert andern Gedanken vermehrte die ſchöne Frau das Uebel, das bey ihr ſchon weit genug um ſich gegriffen hatte. Vergebens ſuchte ſie ſich zu zerſtreuen; jeder angenehme Gegenſtand machte ihre Empfindung rege, und ihre Empfindung brachte, auch in der tiefſten Einſamkeit, angenehme Bilder in ihrer Einbildungskraft hervor.

In ſolchem Zuſtande befand ſie ſich, als ſie unter andern Stadtneuigkeiten von ihren Verwandten vernahm, es ſey ein junger Rechtsgelehrter, der zu Bologna ſtudirt habe, ſo eben in ſeine Vaterſtadt zurückgekommen. Man wußte nicht genug zu ſeinem Lobe zu ſagen. Bey außerordentlichen Kenntniſſen zeigte er eine Klugheit und Gewandtheit, die ſonſt Jünglingen nicht eigen iſt, und bey einer ſehr reizenden Geſtalt die größte Beſchei-

denheit. Als Procurator hatte er bald das Zutrauen der Bürger und die Achtung der Richter gewonnen. Täglich fand er sich auf dem Rathhause ein, um daselbst seine Geschäfte zu besorgen und zu betreiben.

Die Schöne hörte die Schilderung eines so vollkommenen Mannes nicht ohne Verlangen, ihn näher kennen zu lernen, und nicht ohne stillen Wunsch, in ihm denjenigen zu finden, dem sie ihr Herz, selbst nach der Vorschrift ihres Mannes, übergeben könnte. Wie aufmerksam ward sie daher, als sie vernahm, daß er täglich vor ihrem Hause vorbeygehe; wie sorgfältig beobachtete sie die Stunde, in der man auf dem Rathhause sich zu versammlen pflegte. Nicht ohne Bewegung sah sie ihn endlich vorbey gehen; und wenn seine schöne Gestalt und seine Jugend für sie nothwendig reizend seyn mußten, so war seine Bescheidenheit von der andern Seite dasjenige was sie in Sorgen versetzte.

Einige Tage hatte sie ihn heimlich beobachtet und konnte nun dem Wunsche nicht länger widerstehen, seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Sie kleidete sich mit Sorgfalt, trat auf den Balkon, und das Herz schlug ihr, als sie ihn die Straße herkommen sah. Allein wie betrübt, ja beschämt war sie, als er wie gewöhnlich mit bedächtigen Schritten, in sich gekehrt und mit niedergeschlagenen Augen, ohne sie auch nur zu bemerken, auf das zierlichste seines Weges vorbey ging.

Vergebens versuchte sie mehrere Tage hintereinan-

der auf eben dieſe Weiſe von ihm bemerkt zu werden. Immer ging er ſeinen gewöhnlichen Schritt, ohne die Augen aufzuſchlagen oder da und dorthin zu wenden. Je mehr ſie ihn aber anſah, deſto mehr ſchien er ihr derjenige zu ſeyn, deſſen ſie ſo ſehr bedurfte. Ihre Neigung ward täglich lebhafter, und, da ſie ihr nicht widerſtand, endlich ganz und gar gewaltſam. Wie! ſagte ſie zu ſich ſelbſt, nachdem dein edler verſtändiger Mann den Zuſtand vorausgeſehen, in dem du dich in ſeiner Abweſenheit befinden würdeſt, da ſeine Weiſſagung eintrifft, daß du ohne Freund und Günſtling nicht leben kannſt, ſollſt du dich nun verzehren und abhärmen, zu der Zeit, da dir das Glück einen Jüngling zeigt, völlig nach deinem Sinne, nach dem Sinne deines Gatten, einen Jüngling, mit dem du die Freuden der Liebe in einem undurchdringlichen Geheimniß genießen kannſt. Thöricht, wer die Gelegenheit verſäumt, thöricht, wer der gewaltſamen Liebe widerſtehen will!

Mit ſolchen und vielen andern Gedanken ſuchte ſich die ſchöne Frau in ihrem Vorſatze zu ſtärken, und nur kurze Zeit ward ſie noch von Ungewißheit hin und her getrieben. Endlich aber, wie es begegnet, daß eine Leidenſchaft, welcher wir lange widerſtehen, uns zuletzt auf einmal dahin reißt, und unſer Gemüth dergeſtalt erhöht, daß wir auf Beſorgniß und Furcht, Zurückhaltung und Scham, Verhältniſſe und Pflichten, mit Verachtung als auf kleinliche Hinderniſſe zurückſehen; ſo

faßte

faßte ſie auf einmal den raſchen Entſchluß, ein junges Mädchen, das ihr diente, zu dem geliebten Manne zu ſchicken, und es koſte nun was es wolle, zu ſeinem Beſitze zu gelangen.

Das Mädchen eilte und fand ihn, als er eben mit vielen Freunden zu Tiſche ſaß, und richtete ihren Gruß, den ihre Frau ſie gelehrt hatte, pünctlich aus. Der junge Procurator wunderte ſich nicht über dieſe Botſchaft; er hatte den Handelsmann in ſeiner Jugend gekannt, er wußte, daß er gegenwärtig abweſend war, und ob er gleich von ſeiner Heirat nur von weitem gehört hatte, vermuthete er doch, daß die zurückgelaſſene Frau, in der Abweſenheit ihres Mannes, wahrſcheinlich in einer wichtigen Sache ſeines rechtlichen Beyſtandes bedürfe. Er antwortete deswegen dem Mädchen auf das verbindlichſte und verſicherte, daß er, ſobald man von der Tafel aufgeſtanden, nicht ſäumen würde, ihrer Gebieterin aufzuwarten. Mit unausſprechlicher Freude vernahm die ſchöne Frau, daß ſie den Geliebten nun bald ſehen und ſprechen ſollte. Sie eilte, ſich aufs beſte anzuziehen, und ließ geſchwind ihr Haus und ihre Zimmer auf das reinlichſte ausputzen. Orangenblätter und Blumen wurden geſtreut, der Sopha mit den köſtlichſten Teppichen bedeckt. So ging die kurze Zeit, die er ausblieb, beſchäftigt hin, die ihr ſonſt unerträglich lang geworden wäre.

Mit welcher Bewegung ging ſie ihm entgegen, als

er endlich ankam, mit welcher Verwirrung hieß sie ihn, indem sie sich auf das Ruhebette niederließ, auf ein Tabouret sitzen, das zunächst dabey stand. Sie verstummte in seiner so erwünschten Nähe, sie hatte nicht bedacht, was sie ihm sagen wollte; auch er war still und saß bescheiden vor ihr. Endlich ermannte sie sich und sagte nicht ohne Sorge und Beklommenheit:

Sie sind noch nicht lange in Ihrer Vaterstadt wieder angekommen, mein Herr, und schon sind Sie allenthalben für einen talentreichen und zuverlässigen Mann bekannt. Auch ich setze mein Vertrauen auf Sie in einer wichtigen und sonderbaren Angelegenheit, die, wenn ich es recht bedenke, eher für den Beichtvater als für den Sachwalter gehört. Seit einem Jahre bin ich an einen würdigen und reichen Mann verheiratet, der, so lange wir zusammen lebten, die größte Aufmerksamkeit für mich hatte, und über den ich mich nicht beklagen würde, wenn nicht ein unruhiges Verlangen zu reisen und zu handeln ihn seit einiger Zeit aus meinen Armen gerissen hätte.

Als ein verständiger und gerechter Mann fühlte er wohl das Unrecht, das er mir durch seine Entfernung anthat. Er begriff, daß ein junges Weib nicht wie Juwelen und Perlen verwahrt werden könne; er wußte, daß sie vielmehr einem Garten voll schöner Früchte gleicht, die für jedermann, so wie für den Herrn verloren wären, wenn er eigensinnig die Thüre auf einige

Jahre verschließen wollte. Er sprach mir daher vor seiner Abreise sehr ernstlich zu, er versicherte mir, daß ich ohne Freund nicht würde leben können, er gab mir dazu nicht allein die Erlaubniß, sondern er drang in mich und nöthigte mir gleichsam das Versprechen ab, daß ich der Neigung, die sich in meinem Herzen finden würde, frey und ohne Anstand folgen wollte.

Sie hielt einen Augenblick inne, aber bald gab ihr ein vielversprechender Blick des jungen Mannes Muth genug in ihrem Bekenntniß fortzufahren.

Eine einzige Bedingung fügte mein Gemahl zu seiner übrigens so nachsichtigen Erlaubniß. Er empfahl mir die äußerste Vorsicht und verlangte ausdrücklich, daß ich mir einen gesetzten, zuverlässigen, klugen und verschwiegenen Freund wählen sollte. Ersparen Sie mir das übrige zu sagen, mein Herr, ersparen Sie mir die Verwirrung, mit der ich Ihnen bekennen würde, wie sehr ich für Sie eingenommen bin, und errathen Sie aus diesem Zutrauen meine Hoffnungen und meine Wünsche.

Nach einer kurzen Pause versetzte der junge liebenswürdige Mann mit gutem Bedachte: wie sehr bin ich Ihnen für das Vertrauen verbunden, durch welches Sie mich in einem so hohen Grade ehren und glücklich machen. Ich wünsche nur lebhaft, Sie zu überzeugen, daß Sie sich an keinen Unwürdigen gewendet haben. Lassen Sie mich Ihnen zuerst als Rechtsgelehrter antworten;

und als ein ſolcher geſteh' ich Ihnen, daß ich Ihren Gemahl bewundere, der ſein Unrecht ſo deutlich gefühlt und eingeſehen hat: denn es iſt gewiß, daß einer, der ein junges Weib zurückläßt um ferne Weltgegenden zu beſuchen, als ein ſolcher anzuſehen iſt, der irgend ein anderes Beſitzthum völlig derelinquirt und durch die deutlichſte Handlung auf alles Recht daran Verzicht thut. Wie es nun dem erſten beſten erlaubt iſt, eine ſolche völlig ins Freye gefallene Sache wieder zu ergreifen; ſo muß ich es um ſo mehr für natürlich und billig halten, daß eine junge Frau, die ſich in dieſem Zuſtande befindet, ihre Neigung abermals verſchenke, und ſich einem Freunde, der ihr angenehm und zuverläſſig ſcheint, ohne Bedenken überlaſſe.

Tritt nun aber gar, wie hier, der Fall ein, daß der Ehemann ſelbſt, ſeines Unrechts ſich bewußt, mit ausdrücklichen Worten ſeiner hinterlaſſenen Frau dasjenige erlaubt, was er ihr nicht verbieten kann; ſo bleibt gar kein Zweifel übrig, um ſo mehr, da demjenigen kein Unrecht geſchieht, der es willig zu ertragen erklärt hat.

Wenn Sie mich nun, fuhr der junge Mann mit ganz andern Blicken und dem lebhafteſten Ausdrucke fort, indem er die ſchöne Freundin bey der Hand nahm, wenn Sie mich zu Ihrem Diener erwählen, ſo machen Sie mich mit einer Glückſeligkeit bekannt, von der ich bisher keinen Begriff hatte. Seyn Sie verſichert, rief er aus, indem er die Hand küßte, daß Sie keinen er-

gebenern, zärtlichern, treuern und verschwiegenern Diener hätten finden können.

Wie beruhigt fühlte sich nach dieser Erklärung die schöne Frau. Sie scheute sich nicht, ihm ihre Zärtlichkeit aufs lebhafteste zu zeigen; sie drückte seine Hände, drängte sich näher an ihn und legte ihr Haupt auf seine Schulter. Nicht lange blieben sie in dieser Lage, als er sich auf eine sanfte Weise von ihr zu entfernen suchte, und nicht ohne Betrübniß zu reden begann: Kann sich wohl ein Mensch in einem seltsamern Verhältnisse befinden? Ich bin gezwungen mich von Ihnen zu entfernen und mit die größte Gewalt anzuthun, in einem Augenblicke, da ich mich den süßesten Gefühlen überlassen sollte. Ich darf mir das Glück, das mich in Ihren Armen erwartet, gegenwärtig nicht zueignen. Ach! wenn nur der Aufschub mich nicht um meine schönsten Hoffnungen betrügt.

Die Schöne fragte ängstlich nach der Ursache dieser sonderbaren Aeußerung.

Eben als ich in Bologna, versetzte er, am Ende meiner Studien war und mich aufs äußerste angriff, mich zu meiner künftigen Bestimmung geschickt zu machen, verfiel ich in eine schwere Krankheit, die, wo nicht mein Leben zu zerstören, doch meine körperlichen und Geistes-Kräfte zu zerrütten drohte. In der größten Noth und unter den heftigsten Schmerzen that ich der Mutter Gottes ein Gelübde, daß ich, wenn sie

mich genesen ließe, ein Jahr lang in strengem Fasten zubringen und mich alles Genusses, von welcher Art er auch sey, enthalten wolle. Schon zehn Monate habe ich mein Gelübde auf das treulichste erfüllt, und sie sind mir in Betrachtung der großen Wohlthat, die ich erhalten, keinesweges lang geworden, da es mir nicht beschwerlich ward, manches gewohnte und bekannte Gute zu entbehren. Aber zu welcher Ewigkeit werden mir nun zwey Monate, die noch übrig sind, da mir erst nach Verlauf derselben ein Glück zu Theil werden kann, welches alle Begriffe übersteigt. Lassen Sie sich die Zeit nicht lang werden und entziehen Sie mir Ihre Gunst nicht, die Sie mir so freywillig zugedacht haben.

Die Schöne, mit dieser Erklärung nicht sonderlich zufrieden, faßte doch wieder bessern Muth, als der Freund nach einigem Nachdenken zu reden fortfuhr: Ich wage kaum, Ihnen einen Vorschlag zu thun und das Mittel anzuzeigen, wodurch ich früher von einem Gelübde entbunden werden kann. Wenn ich jemand fände, der so streng und sicher wie ich das Gelübde zu halten übernähme, und die Hälfte der noch übrigen Zeit mit mir theilte; so würde ich um so geschwinder frey seyn, und nichts würde sich unsern Wünschen entgegen stellen. Sollten Sie nicht, meine süße Freundin, um unser Glück zu beschleunigen, willig seyn einen Theil des Hindernisses, das uns entgegensteht, hinweg zu räumen? Nur der zuverläßigsten Person kann ich einen Antheil an meinem

Gelübde übertragen; es ist streng, denn ich darf des Tages nur zweymal Brod und Wasser genießen, darf des Nachts nur wenige Stunden auf einem harten Lager zubringen, und muß ungeachtet meiner vielen Geschäfte eine große Anzahl Gebete verrichten. Kann ich, wie es mir heute geschehen ist, nicht vermeiden, bey einem Gastmal zu erscheinen; so darf ich deswegen doch nicht meine Pflicht hintansetzen, vielmehr muß ich den Reizungen aller Leckerbissen, die an mir vorübergehen, zu widerstehen suchen. Können Sie sich entschließen, einen Monat lang gleichfalls alle diese Gesetze zu befolgen; so werden Sie alsdann sich selbst in dem Besitz eines Freundes desto mehr erfreuen, als Sie ihn durch ein so lobenswürdiges Unternehmen gewißermaßen selbst erworben haben.

Die schöne Dame vernahm ungern die Hindernisse, die sich ihrer Neigung entgegensetzten; doch war ihre Liebe zu dem jungen Manne durch seine Gegenwart dergestalt vermehrt worden, daß ihr keine Prüfung zu streng schien, wenn ihr nur dadurch der Besitz eines so werthen Gutes versichert werden konnte. Sie sagte ihm daher mit den gefälligsten Ausdrücken: mein süßer Freund! das Wunder wodurch Sie Ihre Gesundheit wieder erlangt haben, ist mir selbst so werth und verehrungswürdig, daß ich es mir zur Freude und Pflicht mache, an dem Gelübde Theil zu nehmen, das Sie dagegen zu erfüllen schuldig sind. Ich freue mich, Ihnen

einen so sichern Beweis meiner Neigung zu geben; ich will mich auf das genaueste nach Ihrer Vorschrift richten, und ehe Sie mich lossprechen, soll mich nichts von dem Wege entfernen, auf den Sie mich einleiten.

Nachdem der junge Mann mit ihr aufs genaueste diejenigen Bedingungen abgeredet, unter welchen sie ihm die Hälfte seines Gelübdes ersparen konnte, entfernte er sich mit der Versicherung, daß er sie bald wieder besuchen und nach der glücklichen Beharrlichkeit in ihrem Vorsatze fragen würde; und so mußte sie ihn gehen lassen, als er ohne Händedruck, ohne Kuß, mit einem kaum bedeutenden Blicke von ihr schied. Ein Glück für sie war die Beschäftigung, die ihr der seltsame Vorsatz gab, denn sie hatte manches zu thun, um ihre Lebensart völlig zu verändern. Zuerst wurden die schönen Blätter und Blumen hinausgekehrt, die sie zu seinem Empfang hatte streuen lassen; dann kam an die Stelle des wohlgepolsterten Ruhebettes ein hartes Lager, auf das sie sich, zum erstenmal in ihrem Leben nur von Wasser und Brod kaum gesättigt, des Abends niederlegte. Des andern Tages war sie beschäftigt Hemden zuzuschneiden und zu nähen, deren sie eine bestimmte Zahl für ein Armen- und Krankenhaus fertig zu machen versprochen hatte. Bey dieser neuen und unbequemen Beschäftigung unterhielt sie ihre Einbildungskraft immer mit dem Bilde ihres süßen Freundes und mit der Hoffnung künftiger Glückseligkeit; und bey eben diesen Vor-

ſtellungen ſchien ihre ſchmale Koſt ihr eine herzſtärkende Nahrung zu gewähren.

So verging eine Woche, und ſchon am Ende derſelben fingen die Roſen ihrer Wangen an einigermaßen zu verbleichen. Kleider, die ihr ſonſt wohl paßten, waren zu weit, und ihre ſonſt ſo raſchen und muntern Glieder matt und ſchwach geworden; als der Freund wieder erſchien und ihr durch ſeinen Beſuch neue Stärke und Leben gab. Er ermahnte ſie in ihrem Vorſatze zu beharren, munterte ſie durch ſein Beyſpiel auf, und ließ von weitem die Hoffnung eines ungeſtörten Genuſſes durchblicken. Nur kurze Zeit hielt er ſich auf, und verſprach bald wieder zu kommen.

Die wohlthätige Arbeit ging aufs neue muntrer fort, und von der ſtrengen Diät ließ man keinesweges nach. Aber auch, leider! hätte ſie durch eine große Krankheit nicht mehr erſchöpft werden können. Ihr Freund, der ſie am Ende der Woche abermals beſuchte, ſah ſie mit dem größten Mitleiden an, und ſtärkte ſie durch den Gedanken, daß die Hälfte der Prüfung nun ſchon vorüber ſey.

Nun ward ihr das ungewohnte Faſten, Beten und Arbeiten mit jedem Tage läſtiger, und die übertriebene Enthaltſamkeit ſchien den geſunden Zuſtand eines an Ruhe und reichliche Nahrung gewöhnten Körpers gänzlich zu zerrütten. Die Schöne konnte ſich zuletzt nicht mehr auf den Füßen halten und war genöthigt, unge-

achtet der warmen Jahreszeit, ſich in doppelte und dreyfache Kleider zu hüllen, um die beynah völlig verſchwindende innerliche Wärme einigermaßen zuſammen zu halten. Ja ſie war nicht länger im Stande aufrecht zu bleiben, und ſogar gezwungen in der letzten Zeit das Bette zu hüten.

Welche Betrachtungen mußte ſie da über ihren Zuſtand machen! Wie oft ging dieſe ſeltſame Begebenheit vor ihrer Seele vorbey, und wie ſchmerzlich fiel es ihr, als zehn Tage vergingen, ohne daß der Freund erſchienen wäre, der ſie dieſe äußerſten Aufopferungen koſtete! Dagegen aber bereitete ſich in dieſen trüben Stunden ihre völlige Geneſung vor, ja ſie ward entſchieden. Denn als bald darauf ihr Freund erſchien und ſich an ihr Bette auf eben daſſelbe Tabouret ſetzte, auf dem er ihre erſte Erklärung vernommen hatte, und ihr freundlich, ja gewißermaßen zärtlich zuſprach, die kurze Zeit noch ſtandhaft auszudauern, unterbrach ſie ihn mit Lächeln und ſagte: es bedarf weiter keines Zuredens, mein werther Freund, und ich werde mein Gelübde dieſe wenigen Tage mit Geduld und mit der Ueberzeugung ausdauern, daß Sie es mir zu meinem Beſten auferlegt haben. Ich bin jetzt zu ſchwach, als daß ich Ihnen meinen Dank ausdrücken könnte, wie ich ihn empfinde. Sie haben mich mir ſelbſt erhalten; Sie haben mich mir ſelbſt gegeben, und ich erkenne, daß ich mein ganzes Daſeyn von nun an Ihnen ſchuldig bin.

Wahrlich! mein Mann war verständig und klug, und kannte das Herz einer Frau; er war billig genug, sie über eine Neigung nicht zu schelten, die durch seine Schuld in ihrem Busen entstehen konnte, ja er war großmüthig genug, seine Rechte der Foderung der Natur hintan zu setzen. Aber Sie, mein Herr, Sie sind vernünftig und gut; Sie haben mich fühlen lassen, daß außer der Neigung noch etwas in uns ist, das ihr das Gleichgewicht halten kann, daß wir fähig sind, jedem gewohnten Gut zu entsagen und selbst unsere heißesten Wünsche von uns zu entfernen. Sie haben mich in diese Schule durch Irrthum und Hoffnung geführt; aber beyde sind nicht mehr nöthig, wenn wir uns erst mit dem guten und mächtigen Ich bekannt gemacht haben, das so still und ruhig in uns wohnt, und so lange bis es die Herrschaft im Hause gewinnt, wenigstens durch zarte Erinnerungen seine Gegenwart unaufhörlich merken läßt. Leben Sie wohl! Ihre Freundin wird Sie künftig mit Vergnügen sehen; wirken Sie auf Ihre Mitbürger wie auf mich; entwickeln Sie nicht allein die Verwirrungen, die nur zu leicht über Besitzthümer entstehen, sondern zeigen Sie ihnen auch, durch sanfte Anleitung und durch Beyspiel, daß in jedem Menschen die Kraft der Tugend im Verborgenen keimt; die allgemeine Achtung wird Ihr Lohn seyn, und Sie werden mehr als der erste Staatsmann und der größte Held den Nahmen Vater des Vaterlandes verdienen.

Man muß Ihren Procurator loben, ſagte die Baroneſſe, er iſt zierlich, vernünftig, unterhaltend und unterrichtend; ſo ſollten alle diejenigen ſeyn, die uns von einer Verirrung abhalten oder davon zurück bringen wollen. Wirklich verdient die Erzählung vor vielen andern den Ehrentitel einer moraliſchen Erzählung. Geben Sie uns mehrere von dieſer Art, und unſre Geſellſchaft wird ſich deren gewiß erfreuen.

Der Alte. Wenn dieſe Geſchichte Ihren Beyfall hat, ſo iſt es mir zwar ſehr angenehm, doch thut mir's leid, wenn Sie noch mehr moraliſche Erzählungen wünſchen, denn es iſt die erſte und letzte.

Luiſe. Es bringt Ihnen nicht viel Ehre, daß Sie in Ihrer Sammlung gerade von der beſten Art nur eine einzige haben.

Der Alte. Sie verſtehn mich unrecht. Es iſt nicht die einzige moraliſche Geſchichte, die ich erzählen kann, ſondern alle gleichen ſich dergeſtalt, daß man immer nur dieſelbe zu erzählen ſcheint.

Luiſe. Sie ſollten ſich doch endlich dieſe Paradoxen abgewöhnen, die das Geſpräch nur verwirren; erklären Sie ſich deutlicher.

Der Alte. Recht gern. Nur diejenige Erzählung verdient moraliſch genannt zu werden, die uns zeigt, daß der Menſch in ſich eine Kraft habe, aus Ueberzeugung eines Beſſern, ſelbſt gegen ſeine Neigung zu han-

deln. Dieſes lehrt uns dieſe Geſchichte, und keine moraliſche Geſchichte kann etwas anderes lehren.

Luiſe. Und ich muß alſo, um moraliſch zu handeln, gegen meine Neigung handeln?

Der Alte. Ja.

Luiſe. Auch wenn ſie gut iſt?

Der Alte. Keine Neigung iſt an ſich gut, ſondern nur in ſo fern ſie etwas Gutes wirkt.

Luiſe. Wenn man nun Neigung zur Wohlthätigkeit hätte?

Der Alte. So ſoll man ſich verbieten, wohlthätig zu ſeyn, ſobald man ſieht, daß man ſein eigen Hausweſen dadurch zu Grunde richtet.

Luiſe. Und wenn man einen unwiderſtehlichen Trieb zur Dankbarkeit hätte?

Der Alte. Dafür iſt bey den Menſchen ſchon geſorgt, daß die Dankbarkeit bey ihnen niemals zum Triebe werden kann. Doch geſetzt auch; ſo würde der zu ſchätzen ſeyn, der ſich lieber undankbar zeigte, als daß er etwas Schändliches aus Liebe zu ſeinem Wohlthäter unternähme.

Luiſe. So könnte es denn alſo doch unzählige moraliſche Geſchichten geben.

Der Alte. In dieſem Sinne, ja; doch würden ſie alle nichts weiter ſagen, als was mein Procurator geſagt hat, und deswegen kann man ihn einzig dem

Geiſte nach nennen: denn darin haben Sie recht, der Stoff kann ſehr verſchieden ſeyn.

Luiſe. Hätten Sie ſich eigentlicher ausgedruckt, ſo hätten wir nicht geſtritten.

Der Alte. Aber auch nicht geſprochen. Verwirrungen und Mißverſtändniſſe ſind die Quellen des thätigen Lebens und der Unterhaltung.

Luiſe. Ich kann doch noch nicht ganz mit Ihnen einig ſeyn. Wenn ein tapferer Mann mit Gefahr ſeines eigenen Lebens andere rettet, iſt das keine moraliſche Handlung?

Der Alte. Nach meiner Art mich auszudrücken, nicht. Wenn aber ein furchtſamer Menſch ſeine Furcht überwindet und eben daſſelbe thut, dann iſt es eine moraliſche Handlung.

Die Baroneſſe. Ich wollte, lieber Freund, Sie gäben uns noch einige Beyſpiele, und verglichen ſich gelegentlich mit Luiſen über die Theorie. Gewiß, ein Gemüth, das Neigung zum Guten hat, muß uns, wenn wir es gewahr werden, ſchon höchlich erfreuen; aber ſchöneres iſt nichts in der Welt als Neigung durch Vernunft und Gewiſſen geleitet. Haben Sie noch eine Geſchichte dieſer Art, ſo wünſchen wir ſie zu hören. Ich liebe mir ſehr Parallelgeſchichten. Eine deutet auf die andere hin und erklärt ihren Sinn beſſer als viele trockne Worte.

Der Alte. Ich kann wohl noch einige, die hieher

gehören, vorbringen, denn ich habe auf dieſe Eigenſchaften des menſchlichen Geiſtes beſonders Acht gegeben.

Luiſe. Nur Eins möchte ich mir ausbitten. Ich läugne nicht, daß ich die Geſchichten nicht liebe, die unſre Einbildungskraft immer in fremde Länder nöthigen. Muß denn alles in Italien und Sicilien, im Orient geſchehen? Sind denn Neapel, Palermo und Smyrna die einzigen Orte, wo etwas Intereſſantes vorgehen kann? Mag man doch den Schauplatz der Feenmährchen nach Samarcand und Ormus verſetzen, um unſre Einbildungskraft zu verwirren. Wenn Sie aber unſern Geiſt, unſer Herz bilden wollen, ſo geben Sie uns einheimiſche, geben Sie uns Familiengemälde, und wir werden uns deſto eher darin erkennen, und wenn wir uns getroffen fühlen, deſto gerührter an unſer Herz ſchlagen.

Der Alte. Auch darin ſoll Ihnen gewillfahrt werden. Doch iſt es mit den Familiengemälden eine eigene Sache. Sie ſehen einander alle ſo gleich, und wir haben faſt alle Verhältniſſe derſelben ſchon gut bearbeitet auf unſern Theatern geſehen. Indeſſen will ich's wagen und eine Geſchichte erzählen, von der Ihnen ſchon etwas ähnliches bekannt iſt, und die nur durch eine genaue Darſtellung deſſen was in den Gemüthern vorging, neu und intereſſant werden dürfte.

Man kann in Familien oft die Bemerkung machen, daß Kinder, ſowohl der Geſtalt als dem Geiſte nach,

bald vom Vater bald von der Mutter Eigenschaften
sich tragen; und so kommt auch manchmal der Fall vo
daß ein Kind die Naturen beyder Eltern auf eine beso
dere und verwundernswürdige Weise verbindet.

Hievon war ein junger Mensch, den ich Ferdina
nennen will, ein auffallender Beweis. Seine Bildu
erinnerte an beyde Eltern, und ihre Gemüthsart kon
man in der seinigen genau unterscheiden. Er hatte d
leichten und frohen Sinn des Vaters, so auch den Tri
den Augenblick zu genießen, und eine gewisse leide
schaftliche Art bey manchen Gelegenheiten nur sich sel
in Anschlag zu bringen. Von der Mutter aber hatte
so schien es, ruhige Ueberlegung, ein Gefühl von Re
und Billigkeit und eine Anlage zur Kraft sich für and
aufzuopfern. Man sieht hieraus leicht, daß diejenig
die mit ihm umgingen, oft, um seine Handlungen
erklären, zu der Hypothese ihre Zuflucht nehmen mu
ten, daß der junge Mann wohl zwey Seelen hab
möchte.

Ich übergehe mancherley Scenen, die in seiner J
gend vorfielen, und erzähle nur eine Begebenheit,
seinen ganzen Character ins Licht setzt, und in sein
Leben eine entschiedene Epoche machte.

Er hatte von Jugend auf eine reichliche Lebens
genossen: Denn seine Eltern waren wohlhabend, leb
und erzogen ihre Kinder wie es solchen Leuten gezie
und wenn der Vater in Gesellschaften, beym Spiel
durch

durch zierliche Kleidung, mehr als billig war ausgab, so wußte die Mutter, als eine gute Haushälterin, dem gewöhnlichen Aufwande solche Gränzen zu setzen, daß im Ganzen ein Gleichgewicht blieb und niemals ein Mangel zum Vorschein kommen konnte. Dabey war der Vater als Handelsmann glücklich; es geriethen ihm manche Speculationen, die er sehr kühn unternommen hatte, und weil er gern mit Menschen lebte, hatte er sich in Geschäften auch vieler Verbindungen und mancher Beyhülfe zu erfreuen.

Die Kinder, als strebende Naturen, wählen sich gewöhnlich im Hause das Beyspiel dessen, der am meisten zu leben und zu genießen scheint. Sie sehen in einem Vater, der sich's wohl seyn läßt, die entschiedene Regel, wornach sie ihre Lebensart einzurichten haben; und weil sie schon früh zu dieser Einsicht gelangen, so schreiten meistentheils ihre Begierden und Wünsche in großer Disproportion der Kräfte ihres Hauses fort. Sie finden sich bald überall gehindert, um so mehr als jede neue Generation neue und frühere Anforderungen macht, und die Eltern den Kindern dagegen meistentheils nur gewähren möchten, was sie selbst in früherer Zeit genossen, da noch jedermann mäßiger und einfacher zu leben sich bequemte.

Ferdinand wuchs mit der unangenehmen Empfindung heran, daß ihm oft dasjenige fehle, was er an seinen Gespielen sah. Er wollte in Kleidung, in einer

gewiſſen Liberalität des Lebens und Betragens hinter niemanden zurückbleiben; er wollte ſeinem Vater ähnlich werden, deſſen Beyſpiel er täglich vor Augen ſah, und der ihm doppelt als Muſterbild erſchien, einmal als Vater, für den der Sohn gewöhnlich ein günſtiges Vorurtheil hegt, und dann wieder weil der Knabe ſah, daß der Mann auf dieſem Wege ein vergnügliches und genußreiches Leben führte und dabey von jedermann geſchätzt und geliebt wurde. Ferdinand hatte hierüber, wie man ſich leicht denken kann, manchen Streit mit der Mutter, da er dem Vater die abgelegten Röcke nicht nachtragen, ſondern ſelbſt immer in der Mode ſeyn wollte. So wuchs er heran und ſeine Forderungen wuchſen immer vor ihm her, ſo daß er zuletzt, da er achtzehn Jahr alt war, ganz außer Verhältniß mit ſeinem Zuſtande ſich fühlen mußte.

Schulden hatte er bisher nicht gemacht, denn ſeine Mutter hatte ihm davor den größten Abſcheu eingeflößt, ſein Vertrauen zu erhalten geſucht und in mehreren Fällen das Aeußerſte gethan, um ſeine Wünſche zu erfüllen, oder ihn aus kleinen Verlegenheiten zu reißen. Unglücklicherweiſe mußte ſie, in eben dem Zeitpuncte, wo er nun als Jüngling noch mehr aufs Aeußere ſah, wo er durch die Neigung zu einem ſehr ſchönen Mädchen, verflochten in größere Geſellſchaft, ſich andern nicht allein gleich zu ſtellen, ſondern vor andern ſich hervorzuthun und zu gefallen wünſchte, in ihrer Haushaltung

gedrängter seyn als jemals; anstatt also seine Forderungen wie sonst zu befriedigen, fing sie an seine Vernunft, sein gutes Herz, seine Liebe zu ihr in Anspruch zu nehmen, und setzte ihn, indem sie ihn zwar überzeugte aber nicht veränderte, wirklich in Verzweiflung.

Er konnte ohne alles zu verlieren, was ihm so lieb als sein Leben war, die Verhältnisse nicht verändern, in denen er sich befand. Von der ersten Jugend an war er diesem Zustande entgegen, er war mit allem was ihn umgab zusammengewachsen; er konnte keine Faser seiner Verbindungen, Gesellschaften, Spaziergänge und Lustpartien zerreißen, ohne zugleich einen alten Schulfreund, einen Gespielen, eine neue ehrenvolle Bekanntschaft und, was das schlimmste war, seine Liebe zu verletzen.

Wie hoch und werth er seine Neigung hielt, begreift man leicht, wenn man erfährt, daß sie zugleich seiner Sinnlichkeit, seinem Geiste, seiner Eitelkeit und seinen lebhaften Hoffnungen schmeichelte. Eins der schönsten, angenehmsten und reichsten Mädchen der Stadt gab ihm, wenigstens für den Augenblick, den Vorzug vor seinen vielen Mitwerbern. Sie erlaubte ihm mit dem Dienst, den er ihr widmete, gleichsam zu prahlen, und sie schienen wechselsweise auf die Ketten stolz zu seyn, die sie einander angelegt hatten. Nun war es ihm Pflicht, ihr überall zu folgen, Zeit und Geld in ihrem Dienste

zu verwenden und auf jede Weiſe zu zeigen, wie werth ihm ihre Neigung und wie unentbehrlich ihm ihr Beſitz ſey.

Dieſer Umgang und dieſes Beſtreben machte Ferdinanden mehr Aufwand als es unter andern Umſtänden natürlich geweſen wäre. Sie war eigentlich von ihren abweſenden Eltern einer ſehr wunderlichen Tante anvertraut worden, und es erforderte mancherley Künſte und ſeltſame Anſtalten, um Ottilien, dieſe Zierde der Geſellſchaft, in Geſellſchaft zu bringen. Ferdinand erſchöpfte ſich in Erfindungen, um ihr die Vergnügungen zu verſchaffen, die ſie ſo gern genoß und die ſie jedem, der um ſie war, zu erhöhen wußte.

Und in eben dieſem Augenblicke von einer geliebten und verehrten Mutter zu ganz andern Pflichten aufgefordert zu werden; von dieſer Seite keine Hülfe zu ſehen; einen ſo lebhaften Abſcheu vor Schulden zu fühlen, die auch ſeinen Zuſtand nicht lange würden gefriſtet haben; dabey von jedermann für wohlhabend und freygebig angeſehen zu werden, und das tägliche und dringende Bedürfniß des Geldes zu empfinden, war gewiß eine der peinlichſten Lagen, in der ſich ein junges, durch Leidenſchaften bewegtes Gemüth befinden kann.

Gewiſſe Vorſtellungen, die ihm früher nur leicht vor der Seele vorüber gingen, hielt er nun feſter; gewiſſe Gedanken, die ihn ſonſt nur Augenblicke beunruhig-

ten, ſchwebten länger vor ſeinem Geiſte, und gewiſſe verdrießliche Empfindungen wurden daurender und bitterer. Hatte er ſonſt ſeinen Vater als ſein Muſter angeſehen, ſo beneidete er ihn nun als ſeinen Nebenbuhler. Von allem, was der Sohn wünſchte, war jener im Beſitz; alles, worüber dieſer ſich ängſtigte, ward jenem leicht. Und es war nicht etwa von dem Nothwendigen die Rede, ſondern von dem was jener hätte entbehren können. Da glaubte denn der Sohn, daß der Vater wohl auch manchmal entbehren ſollte, um ihn genießen zu laſſen. Der Vater dagegen war ganz anderer Geſinnung; er war von denen Menſchen, die ſich viel erlauben und die deswegen in den Fall kommen, denen die von ihnen abhängen, viel zu verſagen. Er hatte dem Sohne etwas Gewiſſes ausgeſetzt und verlangte genaue Rechenſchaft, ja eine regelmäßige Rechnung von ihm darüber.

Nichts ſchärft das Auge des Menſchen mehr als wenn man ihn einſchränkt. Darum ſind die Frauen durchaus klüger als die Männer; und auf niemand ſind Untergebene aufmerkſamer, als auf den, der befiehlt, ohne zugleich durch ſein Beyſpiel voraus zu gehen. So ward der Sohn auf alle Handlungen ſeines Vaters aufmerkſam, beſonders auf ſolche, die Geldausgaben betrafen. Er horchte genauer auf, wenn er hörte, der Vater habe im Spiel verloren oder gewonnen, er be-

urtheilte ihn ſtrenger, wenn jener ſich willkührlich etwas Koſtſpieliges erlaubte.

Iſt es nicht ſonderbar, ſagte er zu ſich ſelbſt, daß Eltern, während ſie ſich mit Genuß aller Art überfüllen, indem ſie bloß nach Willkühr ein Vermögen, das ihnen der Zufall gegeben hat, benutzen, ihre Kinder gerade zu der Zeit von jedem billigen Genuſſe ausſchlieſſen, da die Jugend am empfänglichſten dafür iſt! Und mit welchem Rechte thun ſie es? Und wie ſind ſie zu dieſem Rechte gelangt? Soll der Zufall allein entſcheiden, und kann das ein Recht werden, wo der Zufall wirkt? Lebte der Großvater noch, der ſeine Enkel wie ſeine Kinder hielt, es würde mir viel beſſer ergehen; er würde es mir nicht am Nothwendigen fehlen laſſen: denn iſt uns das nicht nothwendig, was wir in Verhältniſſen brauchen, zu denen wir erzogen und geboren ſind? Der Großvater würde mich nicht darben laſſen, ſo wenig er des Vaters Verſchwendung zugeben würde. Hätte er länger gelebt, hätte er klar eingeſehen, daß ſein Enkel auch werth iſt, zu genießen; ſo hätte er vielleicht in dem Teſtament mein früheres Glück entſchieden. Sogar habe ich gehört, daß der Großvater eben vom Tode übereilt worden, da er einen letzten Willen aufzuſetzen gedachte, und ſo hat vielleicht bloß der Zufall mir meinen frühern Antheil an einem Vermögen entzogen, den ich, wenn mein Vater ſo zu wirthſchaften fortfährt, wohl gar auf immer verlieren kann.

Mit dieſen und andern Sophiſtereyen über Beſitz und Recht, über die Frage, ob man ein Geſetz oder eine Einrichtung, zu denen man ſeine Stimme nicht gegeben, zu befolgen brauche, und in wiefern es dem Menſchen erlaubt ſey im Stillen von den bürgerlichen Geſetzen abzuweichen, beſchäftigte er ſich oft in ſeinen einſamen verdrießlichſten Stunden, wenn er irgend aus Mangel des baaren Geldes eine Luſtpartie oder eine andere angenehme Geſellſchaft ausſchlagen mußte. Denn ſchon hatte er kleine Sachen von Werth, die er beſaß, vertrödelt, und ſein gewöhnliches Taſchengeld wollte keinesweges hinreichen.

Sein Gemüth verſchloß ſich und man kann ſagen, daß er in dieſen Augenblicken ſeine Mutter nicht achtete, die ihm nicht helfen konnte, und ſeinen Vater haßte, der ihm, nach ſeiner Meynung, überall im Wege ſtand.

Zu eben der Zeit machte er eine Entdeckung, die ſeinen Unwillen noch mehr erregte. Er bemerkte, daß ſein Vater nicht allein kein guter, ſondern auch ein unordentlicher Haushälter war. Denn er nahm oft aus ſeinem Schreibtiſche in der Geſchwindigkeit Geld, ohne es aufzuzeichnen, und fing nachher manchmal wieder an zu zählen und zu rechnen, und ſchien verdrießlich, daß die Summen mit der Caſſe nicht übereinſtimmen wollten. Der Sohn machte dieſe Bemerkung mehrmals, und um ſo empfindlicher ward es ihm, wenn er zu eben

der Zeit, da der Vater nur geradezu in das Geld hinein griff, einen entſchiedenen Mangel ſpürte.

Zu dieſer Gemüthsſtimmung traf ein ſonderbarer Zufall, der ihm eine reizende Gelegenheit gab, dasjenige zu thun, wozu er nur einen dunkeln und unentſchiedenen Trieb gefühlt hatte.

Sein Vater gab ihm den Auftrag, einen Kaſten alter Briefe durchzuſehen und zu ordnen. Eines Sonntags, da er allein war, trug er ihn durch das Zimmer, wo der Schreibtiſch ſtand, der des Vaters Caſſe enthielt. Der Kaſten war ſchwer; er hatte ihn unrecht gefaßt, und wollte ihn einen Augenblick abſetzen, oder vielmehr nur anlehnen. Unvermögend ihn zu halten, ſtieß er gewaltſam an die Ecke des Schreibtiſches, und der Deckel deſſelben flog auf. Er ſah nun alle die Rollen vor ſich liegen, zu denen er manchmal nur hinein geſchielt hatte, ſetzte ſeinen Kaſten nieder und nahm, ohne zu denken und zu überlegen, eine Rolle von der Seite weg, wo der Vater gewöhnlich ſein Geld zu willkührlichen Ausgaben herzunehmen ſchien. Er druckte den Schreibtiſch wieder zu und verſuchte den Seitenſtoß; der Deckel flog jedesmal auf und es war ſo gut, als wenn er den Schlüſſel zum Pulte gehabt hätte.

Mit Heftigkeit ſuchte er nunmehr jede Vergnügung wieder, die er bisher hatte entbehren müſſen. Er war fleißiger um ſeine Schöne; alles was er that und vor-

nahm, war leidenſchaftlicher; ſeine Lebhaftigkeit und Anmuth hatten ſich in ein heftiges, ja beynahe wildes Weſen verwandelt, das ihm zwar nicht übel ließ, doch niemanden wohlthätig war.

Was der Feuerfunke auf ein geladnes Gewehr, das iſt die Gelegenheit zur Neigung, und jede Neigung, die wir gegen unſer Gewiſſen befriedigen, zwingt uns ein Uebermaß von phyſiſcher Stärke anzuwenden; wir handeln wieder als wilde Menſchen, und es wird ſchwer, äußerlich dieſe Anſtrengung zu verbergen.

Je mehr ihm ſeine innere Empfindung widerſprach, deſto mehr häufte Ferdinand künſtliche Argumente auf einander, und deſto muthiger und freyer ſchien er zu handeln, je mehr er ſich ſelbſt von einer Seite gebunden fühlte.

Zu derſelbigen Zeit waren allerley Koſtbarkeiten ohne Werth Mode geworden. Ottilie liebte ſich zu ſchmücken; er ſuchte einen Weg, ſie ihr zu verſchaffen, ohne daß Ottilie ſelbſt eigentlich wußte, woher die Geſchenke kamen. Die Vermuthung ward auf einen alten Oheim geworfen, und Ferdinand war doppelt vergnügt, indem ihm ſeine Schöne ihre Zufriedenheit über die Geſchenke und ihren Verdacht auf den Oheim zugleich zu erkennen gab.

Aber um ſich und ihr dieſes Vergnügen zu machen, mußte er noch einigemal den Schreibtiſch ſeines Vaters

eröfnen, und er that es mit deſto weniger Sorge, als der Vater zu verſchiedenen Zeiten Geld hinein gelegt und herausgenommen hatte, ohne es aufzuſchreiben.

Bald darauf ſollte Ottilie zu ihren Eltern auf einige Monate verreiſen. Die jungen Leute betrübten ſich äußerſt da ſie ſcheiden ſollten, und ein Umſtand machte ihre Trennung noch bedeutender. Ottilie erfuhr durch einen Zufall, daß die Geſchenke von Ferdinanden kamen; ſie ſetzte ihn darüber zu Rede, und als er es geſtand, ſchien ſie ſehr verdrießlich zu werden. Sie beſtand darauf, daß er ſie zurücknehmen ſollte, und dieſe Zumuthung machte ihm die bitterſten Schmerzen. Er erklärte ihr, daß er ohne ſie nicht leben könne noch wolle; er bat ſie ihm ihre Neigung zu erhalten, und beſchwur ſie ihm ihre Hand nicht zu verſagen, ſobald er verſorgt und häuslich eingerichtet ſeyn würde. Sie liebte ihn, ſie war gerührt, ſie ſagte ihm zu, was er wünſchte, und in dieſem glücklichen Augenblicke verſiegelten ſie ihr Verſprechen mit den lebhafteſten Umarmungen und mit tauſend herzlichen Küſſen.

Nach ihrer Abreiſe ſchien Ferdinand ſich ſehr allein. Die Geſellſchaften, in welchen er ſie zu ſehen pflegte, reizten ihn nicht mehr, indem ſie fehlte. Er beſuchte nur noch aus Gewohnheit ſowohl Freunde als Luſtörter, und nur mit Widerwillen griff er noch einigemal in die Caſſe des Vaters, um Ausgaben zu beſtreiten, zu de-

nen ihn keine Leidenſchaften nöthigten. Er war oft allein und die gute Seele ſchien die Oberhand zu gewinnen. Er erſtaunte über ſich ſelbſt bey ruhigem Nachdenken, wie er jene Sophiſtereyen über Recht und Beſitz, über Anſprüche an fremdes Gut, und wie die Rubriken alle heißen mochten, bey ſich auf eine ſo kalte und ſchiefe Weiſe habe durchführen und dadurch eine unerlaubte Handlung beſchönigen können. Es ward ihm nach und nach deutlich, daß nur Treue und Glauben die Menſchen ſchätzenswerth mache, daß der Gute eigentlich leben müſſe, um alle Geſetze zu beſchämen, indem ein anderer ſie entweder umgehen, oder zu ſeinem Vortheil gebrauchen mag.

Inzwiſchen eh dieſe wahren und guten Begriffe bey ihm ganz klar wurden und zu herrſchenden Entſchlüſſen führten, unterlag er doch noch einigemal der Verſuchung, aus der verbotenen Quelle in dringenden Fällen zu ſchöpfen. Niemals that er es aber ohne Widerwillen, und nur wie von einem böſen Geiſte an den Haaren hingezogen.

Endlich ermannte er ſich und faßte den Entſchluß, vor allen Dingen die Handlung ſich unmöglich zu machen, und ſeinen Vater von dem Zuſtande des Schloſſes zu unterrichten. Er fing es klug an, und trug den Kaſten mit den nunmehr geordneten Briefen in Gegenwart ſeines Vaters durch das Zimmer, beging mit Vor-

ſatz die Ungeſchicklichkeit mit dem Kaſten wider den Schreibtiſch zu ſtoßen, und wie erſtaunte der Vater, als er den Deckel auffahren ſah. Sie unterſuchten beyde das Schloß und fanden, daß die Schließhaken durch die Zeit abgenutzt und die Bänder wandelbar waren. Sogleich ward alles reparirt, und Ferdinand hatte ſeit langer Zeit keinen vergnügtern Augenblick, als da er das Geld in ſo guter Verwahrung ſah.

Aber dieß war ihm nicht genug. Er nahm ſich ſogleich vor, die Summe, die er ſeinem Vater entwendet hatte, und die er noch wohl wußte, wieder zu ſammeln und ſie ihm auf eine oder die andere Weiſe zuzuſtellen. Er fing nun an auf's genauſte zu leben und von ſeinem Taſchengelde, was nur möglich war, zu ſparen. Freylich war das nur wenig, was er hier zurückhalten konnte, gegen das, was er ſonſt verſchwendet hatte; indeſſen ſchien die Summe ſchon groß, da ſie ein Anfang war, ſein Unrecht wieder gut zu machen. Und gewiß iſt ein ungeheurer Unterſchied zwiſchen dem letzten Thaler, den man borgt, und zwiſchen dem erſten, den man abbezahlt.

Nicht lange war er auf dieſem guten Wege, als der Vater ſich entſchloß, ihn in Handelsgeſchäften zu verſchicken. Er ſollte ſich mit einer entfernten Fabrikanſtalt bekannt machen. Man hatte die Abſicht in einer Gegend, wo die erſten Bedürfniſſe und die Handarbeit

sehr wohlfeil waren, selbst ein Comtoir zu errichten, einen Compagnon dorthin zu setzen, den Vortheil, den man gegenwärtig andern gönnen mußte, selbst zu gewinnen, und durch Geld und Credit die Anstalt ins Große zu treiben. Ferdinand sollte die Sache in der Nähe untersuchen und davon einen umständlichen Bericht abstatten. Der Vater hatte ihm ein Reisegeld ausgesetzt und ihm vorgeschrieben damit auszukommen; es war reichlich und er hatte sich nicht darüber zu beklagen.

Auch auf seiner Reise lebte Ferdinand sehr sparsam, rechnete und überrechnete und fand, daß er den dritten Theil seines Reisegeldes ersparen könnte, wenn er auf jede Weise sich einzuschränken fortführe. Er hoffte nun auch auf Gelegenheit, zu dem übrigen nach und nach zu gelangen, und er fand sie. Denn die Gelegenheit ist eine gleichgültige Göttin, sie begünstigt das Gute wie das Böse.

In der Gegend, die er besuchen sollte, fand er alles weit vortheilhafter, als man geglaubt hatte. Jedermann ging in dem alten Schlendrian handwerksmäßig fort. Von neu entdeckten Vortheilen hatte man keine Kenntniß, oder man hatte keinen Gebrauch davon gemacht. Man wendete nur mäßige Summen Geldes auf und war mit einem mäßigen Profit zufrieden, und er sah bald ein, daß man mit einem gewissen Capital,

mit Vorſchüſſen, Einkauf des erſten Materials im Groſſen, mit Anlegung von Maſchinen durch die Hülfe tüchtiger Werkmeiſter eine große und ſolide Einrichtung würde machen können.

Er fühlte ſich durch die Idee dieſer möglichen Thätigkeit ſehr erhoben. Die herrliche Gegend, in der ihm jeden Augenblick ſeine geliebte Ottilie vorſchwebte, ließ ihn wünſchen, daß ſein Vater ihn an dieſen Platz ſetzen, ihm das neue Etabliſſement anvertrauen und ſo auf eine reichliche und unerwartete Weiſe ausſtatten möchte.

Er ſah alles mit gröſſrer Aufmerkſamkeit, weil er alles ſchon als das ſeinige anſah. Er hatte zum erſtenmal Gelegenheit, ſeine Kenntniſſe, ſeine Geiſteskräfte, ſein Urtheil anzuwenden. Die Gegend ſowohl als die Gegenſtände intereſſirten ihn aufs höchſte, ſie waren Labſal und Heilung für ſein verwundetes Herz; denn nicht ohne Schmerzen konnte er ſich des väterlichen Hauſes erinnern, in welchem er wie in einer Art von Wahnſinn eine Handlung begehen konnte, die ihm nun das gröſte Verbrechen zu ſeyn ſchien.

Ein Freund ſeines Hauſes, ein wackrer aber kränklicher Mann, der ſelbſt den Gedanken eines ſolchen Etabliſſements zuerſt in Briefen gegeben hatte, war ihm ſtets zur Seite, zeigte ihm alles, machte ihn mit ſeinen Ideen bekannt, und freute ſich, wenn ihm der junge Menſch entgegen, ja zuvorkam. Dieſer Mann führte

ein sehr einfaches Leben, theils aus Neigung, theils weil seine Gesundheit es so forderte. Er hatte keine Kinder, eine Nichte pflegte ihn, der er sein Vermögen zugedacht hatte, der er einen wackern und thätigen Mann wünschte, um mit Unterstützung eines fremden Capitals und frischer Kräfte dasjenige ausgeführt zu sehen, wovon er zwar einen Begriff hatte, wovon ihn aber seine physischen und ökonomischen Umstände zurück hielten.

Kaum hatte er Ferdinanden gesehen, als ihm dieser sein Mann zu seyn schien, und seine Hoffnung wuchs, als er so viel Neigung des jungen Menschen zum Geschäft und zu der Gegend bemerkte. Er ließ seiner Nichte seine Gedanken merken, und diese schien nicht abgeneigt. Sie war ein junges, wohlgebildetes, gesundes und auf jede Weise gut geartetes Mädchen. Die Sorgfalt für ihres Oheims Haushaltung erhielt sie immer rasch und thätig, und die Sorge für seine Gesundheit immer weich und gefällig. Man konnte sich zur Gattin keine vollkommnere Person wünschen.

Ferdinand, der nur die Liebenswürdigkeit und die Liebe Ottiliens vor Augen hatte, sah über das gute Landmädchen hinweg, oder wünschte, wenn Ottilie einst als seine Gattin in diesen Gegenden wohnen würde, ihr eine solche Haushälterin und Beschließerin beygeben zu können. Er erwiederte die Freundlichkeit und Gefäl-

ligkeit des Mädchens auf eine sehr ungezwungene Weise; er lernte sie näher kennen und sie schätzen; er begegnete ihr bald mit mehrerer Achtung, und sowohl sie als ihr Oheim legten sein Betragen nach ihren Wünschen aus.

Ferdinand hatte sich nunmehr genau umgesehen und von allem unterrichtet. Er hatte mit Hülfe des Oheims einen Plan gemacht, und nach seiner gewöhnlichen Leichtigkeit nicht verborgen, daß er darauf rechne, selbst den Plan auszuführen. Zugleich hatte er der Nichte viele Artigkeiten gesagt und jede Haushaltung glücklich gepriesen, die einer so sorgfältigen Wirthin überlassen werden könnte. Sie und ihr Onkel glaubten daher, daß er wirklich Absichten habe, und waren in allem um desto gefälliger gegen ihn.

Nicht ohne Zufriedenheit hatte Ferdinand bey seinen Untersuchungen gefunden, daß er nicht allein auf die Zukunft vieles von diesem Platze zu hoffen habe, sondern daß er auch gleich jetzt einen vortheilhaften Handel schließen, seinem Vater die entwendete Summe wieder erstatten und sich also von dieser drückenden Last auf einmal befreyen könne. Er eröfnete seinem Freunde die Absicht seiner Speculation, der eine außerordentliche Freude darüber hatte, und ihm alle mögliche Beyhülfe leistete, ja er wollte seinem jungen Freunde alles auf Credit verschaffen, das dieser jedoch nicht annahm, sondern einen Theil davon sogleich von dem Ueberschusse

des Reisegeldes bezahlte, und den andern in gehöriger Frist abzutragen versprach.

Mit welcher Freude er die Waaren packen und laden ließ, war nicht auszusprechen, mit welcher Zufriedenheit er seinen Rückweg anttat, läßt sich denken. Denn die höchste Empfindung, die der Mensch haben kann, ist die, wenn er sich von einem Hauptfehler, ja von einem Verbrechen durch eigne Kraft erhebt und los macht. Der gute Mensch, der ohne auffallende Abweichung vom rechten Pfade vor sich hinwandelt, gleicht einem ruhigen lobenswürdigen Bürger, da hingegen jener als ein Held und Ueberwinder Bewunderung und Preis verdient, und in diesem Sinne scheint das paradore Wort gesagt zu seyn, daß die Gottheit selbst an einem zurückkehrenden Sünder mehr Freude habe, als an neun und neunzig Gerechten.

Aber leider konnte Ferdinand durch seine guten Entschlüsse, durch seine Besserung und Wiedererstattung die traurigen Folgen der That nicht aufheben, die ihn erwarteten, und die sein schon wieder beruhigtes Gemüth aufs neue schmerzlich kränken sollten. Während seiner Abwesenheit hatte sich das Gewitter zusammengezogen, das gerade bey seinem Eintritte in das väterliche Haus losbrechen sollte.

Ferdinands Vater war, wie wir wissen, was seine Privatcasse betraf, nicht der ordentlichste, die Hand-

lungsſachen hingegen wurden von einem geſchickten und genauen Aſſocié ſehr richtig beſorgt. Der Alte hatte das Geld, das ihm der Sohn entwendete, nicht eben gemerkt, außer daß unglücklicherweiſe darunter ein Paquet einer in dieſen Gegenden ungewöhnlichen Münzſorte geweſen war, die er einem Fremden im Spiel abgewonnen hatte. Dieſe vermißte er, und der Umſtand ſchien ihm bedenklich. Allein was ihn äußerſt beunruhigte war, daß ihm einige Rollen, jede mit hundert Dukaten fehlten, die er vor einiger Zeit verborgt, aber gewiß wieder erhalten hatte. Er wußte, daß der Schreibtiſch ſonſt durch einen Stoß aufgegangen war, er ſah als gewiß an, daß er beraubt ſey, und gerieth darüber in die äußerſte Heftigkeit. Sein Argwohn ſchweifte auf allen Seiten herum. Unter den fürchterlichſten Drohungen und Verwünſchungen erzählte er den Vorfall ſeiner Frau; er wollte das Haus um und umkehren, alle Bediente, Mägde und Kinder verhören laſſen, niemand blieb von ſeinem Argwohn frey. Die gute Frau that ihr möglichſtes, ihren Gatten zu beruhigen; ſie ſtellte ihm vor, in welche Verlegenheit und Discredit dieſe Geſchichte ihn und ſein Haus bringen könnte, wenn ſie ruchbar würde, daß niemand an dem Unglück, das uns betreffe, Antheil nehme, als nur um uns durch ſein Mitleiden zu demüthigen, daß bey einer ſolchen Gelegenheit weder er noch ſie verſchont werden würden, daß man noch wunderlichere Anmerkungen machen könn-

te, wenn nichts herauskäme, daß man vielleicht den Thäter entdecken, und, ohne ihn auf Zeitlebens unglücklich zu machen, das Geld wieder erhalten könne. Durch dieſe und andere Vorſtellungen bewog ſie ihn endlich ruhig zu bleiben und durch ſtille Nachforſchung der Sache näher zu kommen.

Und leider war die Entdeckung ſchon nahe genug. Ottiliens Tante war von dem wechſelſeitigen Verſprechen der jungen Leute unterrichtet. Sie wußte von den Geſchenken, die ihre Nichte angenommen hatte. Das ganze Verhältniß war ihr nicht angenehm, und ſie hatte nur geſchwiegen, weil ihre Nichte abweſend war. Eine ſichere Verbindung mit Ferdinand ſchien ihr vortheilhaft, ein ungewiſſes Abenteuer war ihr unerträglich. Da ſie alſo vernahm, daß der junge Menſch bald zurück kommen ſollte, da ſie auch ihre Nichte täglich wieder erwartete, eilte ſie, von dem was geſchehen war, den Eltern Nachricht zu geben und ihre Meinung darüber zu hören, zu fragen, ob eine baldige Verſorgung für Ferdinand zu hoffen ſey, und ob man in eine Heirat mit ihrer Nichte willige.

Die Mutter verwunderte ſich nicht wenig, als ſie von dieſen Verhältniſſen hörte. Sie erſchrack, als ſie vernahm, welche Geſchenke Ferdinand an Ottilien gegeben hatte. Sie verbarg ihr Erſtaunen, bat die Tante, ihr einige Zeit zu laſſen, um gelegentlich mit ihrem

Manne über die Sache zu ſprechen, verſicherte, daß ſie Ottilien für eine vortheilhafte Partie halte, und daß es nicht unmöglich ſey, ihren Sohn nächſtens auf eine ſchickliche Weiſe auszuſtatten.

Als die Tante ſich entfernt hatte, hielt ſie es nicht für räthlich, ihrem Manne die Entdeckung zu vertrauen. Ihr lag nur daran, das unglückliche Geheimniß aufzuklären, ob Ferdinand, wie ſie fürchtete, die Geſchenke von dem entwendeten Geld gemacht habe. Sie eilte zu dem Kaufmann, der dieſe Art Geſchmeide vorzüglich verkaufte, feilſchte um ähnliche Dinge und ſagte zuletzt: er müſſe ſie nicht übertheuern, denn ihrem Sohn, der eine ſolche Commiſſion gehabt, habe er die Sachen wohlfeiler gegeben. Der Handelsmann betheuerte nein! zeigte die Preiſe genau an und ſagte dabey: man müſſe noch das Agio der Geldſorte hinzurechnen, in der Ferdinand zum Theil bezahlt habe. Er nannte ihr zu ihrer größten Betrübniß die Sorte; es war die, die dem Vater fehlte.

Sie ging nun, nachdem ſie ſich zum Scheine die nächſten Preiſe aufſetzen laſſen, mit ſehr bedrängtem Herzen hinweg. Ferdinands Verirrung war zu deutlich, die Rechnung der Summe, die dem Vater fehlte, war groß, und ſie ſah nach ihrer ſorglichen Gemüthsart die ſchlimmſte That und die fürchterlichſten Folgen. Sie hatte die Klugheit, die Entdeckung vor ihrem

Manne zu verbergen, sie erwartete die Zurückkunft ihres Sohnes mit getheilter Furcht und Verlangen. Sie wünschte sich aufzuklären und fürchtete das Schlimmste zu erfahren.

Endlich kam er mit groſser Heiterkeit zurück. Er konnte Lob für seine Geschäfte erwarten, und brachte zugleich in seinen Waaren heimlich das Lösegeld mit, wodurch er sich von dem geheimen Verbrechen zu befreyen gedachte.

Der Vater nahm seine Relation gut, doch nicht mit solchem Beyfall auf, wie er hoffte, denn der Vorgang mit dem Gelde machte den Mann zerstreut und verdrieſslich, um so mehr als er einige ansehnliche Posten in diesem Augenblicke zu bezahlen hatte. Diese Laune des Vaters drückte ihn sehr, noch mehr die Gegenwart der Wände, der Mobilien, des Schreibtisches, die Zeugen seines Verbrechens gewesen waren. Seine ganze Freude war hin, seine Hoffnungen und Ansprüche; er fühlte sich als einen gemeinen, ja als einen schlechten Menschen.

Er wollte sich eben nach einem stillen Vertriebe der Waaren, die nun bald ankommen sollten, umsehen, und sich durch die Thätigkeit aus seinem Elende herausreiſsen, als die Mutter ihn bey Seite nahm, und ihm mit Liebe und Ernst sein Vergehen vorhielt, und ihm auch nicht den mindesten Ausweg zum Leugnen offen

ließ. Sein weiches Herz war zerriſſen; er warf ſich unter tauſend Thränen zu ihren Füßen, bekannte, bat um Verzeihung, betheuerte, daß nur die Neigung zu Ottilien ihn verleiten können, und daß ſich keine anderen Laſter zu dieſem jemals geſellt hätten. Er erzählte darauf die Geſchichte ſeiner Reue, daß er vorſätzlich dem Vater die Möglichkeit, den Schreibtiſch zu eröfnen, entdeckt, und daß er durch Erſparniß auf der Reiſe und durch eine glückliche Speculation ſich im Stande ſehe, alles wieder zu erſetzen.

Die Mutter, die nicht gleich nachgeben konnte, beſtand darauf zu wiſſen, wo er mit den großen Summen hingekommen ſey, denn die Geſchenke betrügen den geringſten Theil. Sie zeigte ihm zu ſeinem Entſetzen eine Berechnung deſſen, was dem Vater fehlte; er konnte ſich nicht einmal ganz zu dem Silber bekennen, und hoch und theuer ſchwur er, von dem Golde nichts angerührt zu haben. Hierüber war die Mutter äußerſt zornig. Sie verwies ihm, daß er in dem Augenblicke, da er durch aufrichtige Reue ſeine Beſſerung und Bekehrung wahrſcheinlich machen ſollte, ſeine liebevolle Mutter noch mit Läugnen, Lügen und Mährchen aufzuhalten gedenke, daß ſie gar wohl wiſſe, wer des einen fähig ſey, ſey auch alles übrigen fähig. Wahrſcheinlich habe er unter ſeinen liederlichen Kameraden Mitſchuldige, wahrſcheinlich ſey der Handel, den er geſchloſſen, mit dem entwendeten Gelde gemacht, und ſchwerlich

würde er davon etwas erwähnt haben, wenn die Uebelthat nicht zufällig wäre entdeckt worden. Sie drohte ihm mit dem Zorne des Vaters, mit bürgerlichen Strafen, mit völliger Verstoßung; doch nichts kränkte ihn mehr, als daß sie ihn merken ließ, eine Verbindung zwischen ihm und Ottilien sey eben zur Sprache gekommen. Mit gerührtem Herzen verließ sie ihn in dem traurigsten Zustande. Er sah seinen Fehler entdeckt, er sah sich in dem Verdachte, der sein Verbrechen vergrößerte. Wie wollte er seine Eltern überreden, daß er das Gold nicht angegriffen? Bey der heftigen Gemüthsart seines Vaters mußte er einen öffentlichen Ausbruch befürchten; er sah sich im Gegensatze von allem dem, was er seyn konnte. Die Aussicht auf ein thätiges Leben, auf eine Verbindung mit Ottilien verschwand. Er sah sich verstoßen, flüchtig, und in fremden Weltgegenden allem Ungemach ausgesetzt.

Aber selbst alles dieses, was seine Einbildungskraft verwirrte, seinen Stolz verletzte, seine Liebe kränkte, war ihm nicht das Schmerzlichste. Am tiefsten verwundete ihn der Gedanke, daß sein redlicher Vorsatz, sein männlicher Entschluß, sein befolgter Plan, das Geschehene wieder gut zu machen, ganz verkannt, ganz geleugnet, gerade zum Gegentheil ausgelegt werden sollte. Wenn ihn jene Vorstellungen zu einer dunkeln Verzweiflung brachten, indem er bekennen mußte, daß er sein Schicksal verdient habe; so ward er durch diese

aufs innigſte gerührt, indem er die traurige Wahrheit erfuhr, daß eine Uebelthat ſelbſt gute Bemühungen zu Grunde zu richten im Stande iſt. Dieſe Rückkehr auf ſich ſelbſt, dieſe Betrachtung, daß das edelſte Streben vergebens ſeyn ſollte, machte ihn weich; er wünſchte nicht mehr zu leben.

In dieſen Augenblicken dürſtete ſeine Seele nach einem höhern Beyſtand. Er fiel an ſeinem Stuhle nieder, den er mit ſeinen Thränen benetzte, und forderte Hülfe vom göttlichen Weſen. Sein Gebet war eines erhörenswerthen Inhalts: der Menſch, der ſich ſelbſt vom Laſter wieder erhebt, habe Anſpruch auf eine unmittelbare Hülfe, derjenige, der keine ſeiner Kräfte ungebraucht laſſe, könne ſich da, wo ſie eben ausgehen, wo ſie nicht hinreichen, auf den Beyſtand des Vaters im Himmel berufen.

In dieſer Ueberzeugung, in dieſer dringenden Bitte verharrte er eine Zeitlang und bemerkte kaum, daß ſeine Thüre ſich öfnete und jemand hereintrat. Es war die Mutter, die mit heiterm Geſichte auf ihn zukam, ſeine Verwirrung ſah und ihn mit tröſtlichen Worten anredete. Wie glücklich bin ich, ſagte ſie, daß ich dich wenigſtens als keinen Lügner finde, und daß ich deine Reue für wahr halten kann. Das Geld hat ſich gefunden, der Vater, als er es von einem Freunde wieder erhielt, gab es dem Caſſier aufzuheben, und durch die

vielen Beſchäftigungen des Tages zerſtreut, hat er es vergeſſen. Mit dem Silber ſtimmt deine Angabe ziemlich zuſammen, die Summe iſt nun viel geringer. Ich konnte die Freude meines Herzens nicht verbergen, und verſprach dem Vater die fehlende Summe wieder zu verſchaffen, wenn er ſich zu beruhigen und weiter nach der Sache nicht zu fragen verſpräche.

Ferdinand ging ſogleich zur gröſten Freude über. Er eilte ſein Handelsgeſchäft zu vollbringen, ſtellte bald der Mutter das Geld zu, erſetzte ſelbſt das, was er nicht genommen hatte, wovon er wußte, daß es bloß durch die Unordnung des Vaters in ſeinen Ausgaben vermißt wurde. Er war fröhlich und heiter, doch hatte dieſer ganze Vorfall eine ſehr ernſte Wirkung bey ihm zurück gelaſſen. Er hatte ſich überzeugt, daß der Menſch Kraft habe, das Gute zu wollen und zu vollbringen, er glaubte nun auch, daß dadurch der Menſch das göttliche Weſen für ſich intereſſiren und ſich deſſen Beyſtand verſprechen könne, den er ſo eben unmittelbar erfahren hatte. Mit großer Freudigkeit entdeckte er nun dem Vater ſeinen Plan, ſich in jenen Gegenden niederzulaſſen. Er ſtellte die Anſtalt in ihrem ganzen Werthe und Umfange vor; der Vater war nicht abgeneigt und die Mutter entdeckte heimlich ihrem Gatten das Verhältniß Ferdinands zu Ottilien. Dieſem gefiel eine ſo glänzende Schwiegertochter, und die Ausſicht, ſeinen

Sohn ohne Koſten ausſtatten zu können, war ihm ſehr angenehm.

Dieſe Geſchichte gefällt mir, ſagte Luiſe, als der Alte geendigt hatte, und ob ſie gleich aus dem gemeinen Leben genommen iſt, ſo kommt ſie mir doch nicht alltäglich vor. Denn wenn wir uns ſelbſt fragen und andere beobachten; ſo finden wir, daß wir ſelten durch uns ſelbſt bewogen werden, dieſem oder jenem Wunſche zu entſagen; meiſt ſind es die äußern Umſtände die uns dazu nöthigen.

Ich wünſchte, ſagte Karl, daß wir gar nicht nöthig hätten uns etwas zu verſagen, ſondern daß wir dasjenige gar nicht kennten was wir nicht beſitzen ſollen. Leider iſt in unſern Zuſtänden alles zuſammen gedrängt, alles iſt bepflanzt, alle Bäume hängen voller Früchte, und wir ſollen nur immer drunter weggehen, uns an dem Schatten begnügen und auf die ſchönſten Genüſſe Verzicht thun.

Laſſen Sie uns, ſagte Luiſe zum Alten, nun Ihre Geſchichte weiter hören.

Der Alte. Sie iſt wirklich ſchon aus.

Luiſe. Die Entwicklung haben wir freylich gehört, nun möchten wir aber auch gerne das Ende vernehmen.

Der Alte. Sie unterſcheiden richtig, und da Sie ſich für das Schickſal meines Freundes intereſſiren, ſo will ich Ihnen wie es ihm ergangen noch kürzlich erzählen.

Befreyt von der drückenden Laſt eines ſo häßlichen Vergehens, nicht ohne beſcheidne Zufriedenheit mit ſich ſelbſt, dachte er nun an ſein künftiges Glück und erwartete ſehnſuchtsvoll die Rückkunft Ottiliens, um ſich zu erklären und ſein gegebenes Wort im ganzen Umfange zu erfüllen. Sie kam in Geſellſchaft ihrer Eltern; er eilte zu ihr, er fand ſie ſchöner und heiterer als jemals. Mit Ungeduld erwartete er den Augenblick in welchem er ſie allein ſprechen und ihr ſeine Ausſichten vorlegen könnte. Die Stunde kam und mit aller Freude und Zärtlichkeit der Liebe erzählte er ihr ſeine Hoffnungen, die Nähe ſeines Glücks und den Wunſch, es mit ihr zu theilen. Allein wie verwundert war er, ja wie beſtürzt, als ſie die ganze Sache ſehr leichtſinnig, ja man dürfte beynahe ſagen höhniſch aufnahm. Sie ſcherzte nicht ganz fein über die Einſiedelen die er ſich ausgeſucht habe, über die Figur die ſie beyde ſpielen würden, wenn ſie ſich als Schäfer und Schäferin unter ein Strohdach flüchteten und was dergleichen mehr war.

Betroffen und erbittert kehrte er in ſich zurück; ihr Betragen hatte ihn verdroſſen und er ward einen Augenblick kalt. Sie war ungerecht gegen ihn geweſen, und

nun bemerkte er Fehler an ihr, die ihm sonst verborgen geblieben waren. Auch brauchte es kein sehr helles Auge, um zu sehen, daß ein sogenannter Vetter, der mit angekommen war, ihre Aufmerksamkeit auf sich zog und einen großen Theil ihrer Neigung gewonnen hatte.

Bey dem unleidlichen Schmerz, den Ferdinand empfand, nahm er sich doch bald zusammen, und die Ueberwindung, die ihm schon einmal gelungen war, schien ihm zum zweytenmale möglich. Er sah Ottilien oft und gewann über sich, sie zu beobachten; er that freundlich ja zärtlich gegen sie, und sie nicht weniger gegen ihn; allein ihre Reize hatten ihre größte Macht verloren und er fühlte bald, daß selten bey ihr etwas aus dem Herzen kam, daß sie vielmehr nach Belieben zärtlich und kalt, reizend und abstoßend, angenehm und launisch seyn konnte. Sein Gemüth machte sich nach und nach von ihr los, und er entschloß sich auch noch die letzten Fäden entzwey zu reißen.

Diese Operation war schmerzhafter als er sich vorgestellt hatte. Er fand sie eines Tages allein und nahm sich ein Herz, sie an ihr gegebenes Wort zu erinnern und jene Augenblicke ihr ins Gedächtniß zurück zu rufen, in denen sie beyde durch das zarteste Gefühl gedrungen, eine Abrede auf ihr künftiges Leben genommen hatten. Sie war freundlich, ja man kann fast sagen zärtlich; er ward weicher und wünschte in diesem Augen-

blicke, daß alles anders seyn möchte als er es sich vorgestellt hatte. Doch nahm er sich zusammen und trug ihr die Geschichte seines bevorstehenden Etablissements mit Ruhe und Liebe vor. Sie schien sich darüber zu freuen und gewissermaßen nur zu bedauern, daß dadurch ihre Verbindung weiter hinausgeschoben werde. Sie gab zu erkennen, daß sie nicht die mindeste Lust habe die Stadt zu verlassen, sie ließ ihre Hoffnung sehen, daß er sich, durch einige Jahre Arbeit in jenen Gegenden, in den Stand setzen könnte, auch unter seinen jetzigen Mitbürgern eine große Figur zu spielen. Sie ließ ihn nicht undeutlich merken, daß sie von ihm erwarte, daß er künftig noch weiter als sein Vater gehen und sich in allem noch ansehnlicher und rechtlicher zeigen werde.

Nur zu sehr fühlte Ferdinand, daß er von einer solchen Verbindung kein Glück zu erwarten habe, und doch war es schwer so vielen Reizen zu entsagen. Ja vielleicht wäre er ganz unschlüßig von ihr weggegangen, hätte ihn nicht der Vetter abgelöst, und in seinem Betragen allzuviel Vertraulichkeit gegen Ottilien gezeigt. Ferdinand schrieb ihr darauf einen Brief, worinn er ihr nochmals versicherte, daß sie ihn glücklich machen würde, wenn sie ihm zu seiner neuen Bestimmung folgen wollte; daß er aber für beyde nicht räthlich hielt, eine entfernte Hoffnung auf künftige Zeiten zu nähren, und sich auf eine ungewisse Zukunft durch ein Versprechen zu binden.

Noch auf dieſen Brief wünſchte er eine günſtige Antwort; allein ſie kam nicht wie ſein Herz, ſondern wie ſie ſeine Vernunft billigen mußte. Ottilie gab ihm auf eine ſehr zierliche Art ſein Wort zurück, ohne ſein Herz ganz los zu laſſen, und eben ſo ſprach das Billet auch von ihren Empfindungen; dem Sinne nach war ſie gebunden und ihren Worten nach frey.

Was ſoll ich nun weiter umſtändlich ſeyn? Ferdinand eilte in ſeine friedlichen Gegenden zurück, ſeine Einrichtung war bald gemacht; er war ordentlich und fleißig und ward es nur um ſo mehr, als das gute natürliche Mädchen, die wir ſchon kennen, ihn als Gattin beglückte, und der alte Oheim alles that ſeine häusliche Lage zu ſichern und bequem zu machen.

Ich habe ihn in ſpätern Jahren kennen lernen, umgeben von einer zahlreichen wohlgebildeten Familie. Er hat mir ſeine Geſchichte ſelbſt erzählt; und wie es Menſchen zu gehen pflegt, denen irgend etwas bedeutendes in früherer Zeit begegnet, ſo hatte ſich auch jene Geſchichte ſo tief bey ihm eingedruckt, daß ſie einen großen Einfluß auf ſein Leben hatte. Selbſt als Mann und Hausvater pflegte er ſich manchmal etwas, das ihm Freude würde gemacht haben, zu verſagen, um nur nicht aus der Uebung einer ſo ſchönen Tugend zu kommen, und ſeine ganze Erziehung beſtand gewiſſermaßen darinn, daß ſeine Kinder ſich gleichſam aus dem Stegreiſe etwas mußten verſagen können.

Auf eine Weiſe die ich im Anfang nicht billigen konnte, unterſagte er, zum Beyſpiel, einem Knaben bey Tiſche von einer beliebten Speiſe zu eſſen. Zu meiner Verwunderung blieb der Knabe heiter, und es war als wenn weiter nichts geſchehen wäre.

Und ſo ließen die älteſten aus eigener Bewegung manchmal ein edles Obſt oder ſonſt einen Leckerbiſſen vor ſich vorbey gehen; dagegen erlaubte er ihnen ich möchte wohl ſagen alles, und es fehlte nicht an Arten und Unarten in ſeinem Hauſe. Er ſchien über alles gleichgültig zu ſeyn und ließ ihnen eine faſt unbändige Freyheit; nur fiel es ihm die Woche einmal ein, daß alles auf die Minute geſchehen mußte, alsdann wurden des Morgens gleich die Uhren regulirt, ein jeder erhielt ſeine Ordre für den Tag, Geſchäfte und Vergnügungen wurden gehäuft und niemand durfte eine Sekunde fehlen. Ich könnte Sie ſtundenlang von ſeinen Geſprächen und Anmerkungen über dieſe ſonderbare Art der Erziehung unterhalten. Er ſcherzte mit mir als einem catholiſchen Geiſtlichen über meine Gelübde und behauptete, daß eigentlich jeder Menſch ſowohl ſich ſelbſt Enthaltſamkeit als andern Gehorſam geloben ſollte; nicht um ſie immer, ſondern um ſie zur rechten Zeit auszuüben.

Die Baroneſſe machte eben einige Anmerkungen und geſtand, daß dieſer Freund im Ganzen wohl Recht gehabt habe; denn ſo komme auch in einem Reiche alles

auf die exſecutive Gewalt an; die geſetzgebende möge ſo vernünftig ſeyn als ſie wolle, es helfe dem Staate nichts, wenn die ausführende nicht mächtig ſey.

Luiſe ſprang ans Fenſter, denn ſie hörte Friedrichen zum Hofe herein reiten. Sie ging ihm entgegen und führte ihn ins Zimmer. Er ſchien heiter, ob er gleich von Scenen des Jammers und der Verwüſtung kam; und anſtatt ſich in eine genaue Erzählung des Brandes einzulaſſen, der das Haus ihrer Tante betroffen, verſicherte er, daß es ausgemacht ſey, daß der Schreibtiſch zu eben der Stunde dort verbrannt ſey, da der ihrige hier ſo heftige Sprünge bekommen hatte.

In eben dem Augenblicke, ſagte er, als der Brand ſich ſchon dem Zimmer näherte, rettete der Verwalter noch eine Uhr, die auf eben dieſem Schreibtiſche ſtand. Im Hinaustragen mochte ſich etwas am Werke verrücken und ſie blieb auf halb zwölfe ſtehen. Wir haben alſo wenigſtens was die Zeit betrift eine völlige Uebereinſtimmung. Die Baroneſſe lächelte, der Hofmeiſter behauptete, daß wenn zwey Dinge zuſammenträfen, man deswegen noch nicht auf ihren Zuſammenhang ſchließen könne. Luiſen gefiel es dagegen dieſe beyden Vorfälle zu verknüpfen, beſonders da ſie von dem Wohlbefinden ihres Bräutigams Nachricht erhalten hatte; und man ließ der Einbildungskraft abermals vollkommen freyen Lauf.

Wiſſen Sie nicht, ſagte Karl zum Alten, uns irgend ein Mährchen zu erzählen? Die Einbildungskraft iſt ein ſchönes Vermögen, nur mag ich nicht gern, wenn ſie das was wirklich geſchehen iſt, verarbeiten will; die luſtigen Geſtalten, die ſie erſchaft, ſind uns als Weſen einer eigenen Gattung ſehr willkommen; verbunden mit der Wahrheit bringt ſie meiſt nur Ungeheuer hervor und ſcheint mir alsdann gewöhnlich mit dem Verſtand und der Vernunft im Widerſpruche zu ſtehen. Sie muß ſich, däucht mich, an keinen Gegenſtand hängen, ſie muß uns keinen Gegenſtand aufdringen wollen, ſie ſoll, wenn ſie Kunſtwerke hervorbringt, nur wie eine Muſik auf uns ſelbſt ſpielen, uns in uns ſelbſt bewegen und zwar ſo daß wir vergeſſen, daß etwas auſſer uns ſey, das dieſe Bewegung hervorbringt.

Fahren Sie nicht fort, ſagte der Alte, Ihre Anforderungen an ein Product der Einbildungskraft umſtändlicher auszuführen. Auch das gehört zum Genuß an ſolchen Werken, daß wir ohne Forderungen genießen, denn ſie ſelbſt kann nicht fordern, ſie muß erwarten was ihr geſchenkt wird. Sie macht keine Plane, nimmt ſich keinen Weg vor, ſondern ſie wird von ihren eigenen Flügeln getragen und geführt, und indem ſie ſich hin und her ſchwingt, bezeichnet ſie die wunderlichſten Bahnen, die ſich in ihrer Richtung ſtets verändern und wenden. Laſſen Sie auf meinem gewöhnlichen Spazier-

gange erſt die ſonderbaren Bilder wieder in meiner Seele lebendig werden, die mich in frühern Jahren oft unterhielten. Dieſen Abend verſpreche ich Ihnen ein Mährchen, durch das Sie an nichts und an alles erinnert werden ſollen.

Man entließ den Alten gern, um ſo mehr, da jedes von Friedrichen Neuigkeiten und Nachrichten von dem was indeſſen geſchehen war einzuziehen hoffte.

Das Mährchen.

An dem groſsen Fluſſe, der eben von einem ſtarken Regen geſchwollen und übergetreten war, lag in ſeiner kleinen Hütte, müde von der Anſtrengung des Tages, der alte Fährmann und ſchlief. Mitten in der Nacht weckten ihn einige laute Stimmen, er hörte, daſs Reiſende übergeſetzt ſeyn wollten.

Als er vor die Thür hinaus trat, ſah er zwey groſse Irrlichter über dem angebundenen Kahne ſchweben, die ihm verſicherten, daſs ſie groſse Eile hätten und ſchon an jenem Ufer zu ſeyn wünſchten. Der Alte ſäumte nicht, ſtieſs ab und fuhr, mit ſeiner gewöhnlichen Geſchicklichkeit, quer über den Strom, indeſs die Fremden in einer unbekannten ſehr behenden Sprache gegen einander ziſchten und mit unter in ein lautes Gelächter ausbrachen, indem ſie bald auf den Rändern und Bänken, bald auf dem Boden des Kahns hin und wieder hüpften.

Der Kahn ſchwankt! rief der Alte, und wenn ihr ſo unruhig ſeyd, kann er umſchlagen; ſetzt euch ihr Lichter!

Sie brachen über dieſe Zumuthung in ein groſses Gelächter aus, verſpotteten den Alten und waren noch

unruhiger als vorher. Er trug ihre Unarten mit Geduld, und stieß bald am jenseitigen Ufer an.

Hier ist für Eure Mühe! riefen die Reisenden, und es fielen, indem sie sich schüttelten, viele glänzende Goldstücken in den feuchten Kahn. — Ums Himmels willen was macht ihr! rief der Alte, ihr bringt mich ins größte Unglück! wäre ein Goldstück ins Wasser gefallen, so würde der Strom, der dies Metall nicht leiden kann, sich in entsetzliche Wellen erhoben, das Schiff und mich verschlungen haben, und wer weiß, wie es euch gegangen seyn würde; nehmt euer Geld wieder zu euch!

Wir können nichts wieder zu uns nehmen, was wir abgeschüttelt haben, versetzten jene.

So macht ihr mir noch die Mühe, sagte der Alte, indem er sich bückte und die Goldstücke in seine Mütze las, daß ich sie zusammen suchen, ans Land tragen und vergraben muß.

Die Irrlichter waren aus dem Kahne gesprungen, und der Alte rief: wo bleibt nun mein Lohn?

Wer kein Gold nimmt, mag umsonst arbeiten! riefen die Irrlichter — Ihr müßt wissen, daß man mich nur mit Früchten der Erde bezahlen kann. — Mit Früchten der Erde? Wir verschmähen sie, und haben sie nie genossen — Und doch kann ich euch nicht los lassen,

bis ihr mir verſprecht, daß ihr mir drey Kohlhäupter, drey Artiſchocken und drey groſſe Zwiebeln liefert.

Die Irrlichter wollten ſcherzend davon ſchlüpfen; allein ſie fühlten ſich auf eine unbegreifliche Weiſe an den Boden gefeſſelt; es war die unangenehmſte Empfindung die ſie jemals gehabt hatten. Sie verſprachen ſeine Forderung nächſtens zu befriedigen, er entließ ſie und ſtieß ab. Er war ſchon weit hinweg als ſie ihm nachriefen: Alter! hört Alter! wir haben das Wichtigſte vergeſſen! Er war fort und hörte ſie nicht. Er hatte ſich an derſelben Seite den Fluß hinab treiben laſſen, wo er in einer gebirgigten Gegend, die das Waſſer niemals erreichen konnte, das gefährliche Gold verſcharren wollte. Dort fand er zwiſchen hohen Felſen eine ungeheure Kluft, ſchüttete es hinein und fuhr nach ſeiner Hütte zurück.

In dieſer Kluft befand ſich die ſchöne grüne Schlange, die durch die herabklingende Münze aus ihrem Schlafe geweckt wurde. Sie erſah kaum die leuchtenden Scheiben, als ſie ſolche auf der Stelle mit groſſer Begierde verſchlang, und alle Stücke, die ſich in dem Gebüſch und zwiſchen den Felsritzen zerſtreut hatten, ſorgfältig aufſuchte.

Kaum waren ſie verſchlungen, ſo fühlte ſie mit der angenehmſten Empfindung das Gold in ihren Eingeweiden ſchmelzen und ſich durch ihren ganzen Körper aus-

breiten, und zur gröſsten Freude bemerkte ſie, daſs ſie durchſichtig und leuchtend geworden war. Lange hatte man ihr ſchon verſichert, daſs dieſe Erſcheinung möglich ſey; weil ſie aber zweifelhaft war, ob dieſes Licht lange dauern könne, ſo trieb ſie die Neugierde und der Wunſch, ſich für die Zukunft ſicher zu ſtellen, aus dem Felſen heraus, um zu unterſuchen, wer das ſchöne Gold herein geſtreut haben könnte. Sie fand niemanden. Deſto angenehmer war es ihr, ſich ſelbſt, da ſie zwiſchen Kräutern und Geſträuchen hinkroch, und ihr anmuthiges Licht, das ſie durch das friſche Grün verbreitete, zu bewundern. Alle Blätter ſchienen von Smaragd, alle Blumen auf das herrlichſte verklärt. Vergebens durchſtrich ſie die einſame Wildniſs, deſto mehr aber wuchs ihre Hoffnung, als ſie auf die Fläche kam und von weitem einen Glanz, der dem ihrigen ähnlich war, erblickte. Find' ich doch endlich meines Gleichen! rief ſie aus und eilte nach der Gegend zu. Sie achtete nicht die Beſchwerlichkeit durch Sumpf und Rohr zu kriechen; denn ob ſie gleich auf trocknen Bergwieſen, in hohen Felsritzen am liebſten lebte, gewürzhafte Kräuter gerne genoſs und mit zartem Thau und friſchem Quellwaſſer ihren Durſt gewöhnlich ſtillte; ſo hätte ſie doch des lieben Goldes willen und in Hoffnung des herrlichen Lichtes alles unternommen was man ihr auferlegte.

Sehr ermüdet gelangte ſie endlich zu einem feuchten Ried, wo unſere beyden Irrlichter hin und wieder ſpiel-

ten. Sie schoß auf sie los, begrüßte sie, und freute sich so angenehme Herren von ihrer Verwandtschaft zu finden. Die Lichter strichen an ihr her, hüpften über sie weg und lachten nach ihrer Weise. Frau Muhme, sagten sie, wenn Sie schon von der horizontalen Linie sind, so hat das doch nichts zu bedeuten; freylich sind wir nur von Seiten des Scheins verwandt, denn sehen Sie nur (hier machten beyde Flammen, indem sie ihre ganze Breite aufopferten, sich so lang und spitz als möglich) wie schön uns Herren von der vertikalen Linie diese schlanke Länge kleidet; nehmen Sie's uns nicht übel, meine Freundin, welche Familie kann sich das rühmen? so lang es Irrlichter giebt, hat noch keins weder gesessen noch gelegen.

Die Schlange fühlte sich in der Gegenwart dieser Verwandten sehr unbehaglich, denn sie mochte den Kopf so hoch heben als sie wollte, so fühlte sie doch, daß sie ihn wieder zur Erde biegen mußte um von der Stelle zu kommen, und hatte sie sich vorher im dunkeln Hain außerordentlich wohlgefallen, so schien ihr Glanz in Gegenwart dieser Vettern sich jeden Augenblick zu vermindern, ja sie fürchtete, daß er endlich gar verlöschen werde.

In dieser Verlegenheit fragte sie eilig, ob die Herren ihr nicht etwa Nachricht geben könnten, wo das glänzende Gold herkomme, das vor kurzem in die Felskluft

gefallen ſey; ſie vermuthe es ſey ein Goldregen, der unmittelbar vom Himmel träufle. Die Irrlichter lachten und ſchüttelten ſich und es ſprangen eine groſſe Menge Goldſtücke um ſie herum. Die Schlange fuhr ſchnell darnach ſie zu verſchlingen. Laſt es euch ſchmecken, Frau Muhme, ſagten die artigen Herren, wir können noch mit mehr aufwarten. Sie ſchüttelten ſich noch einige Male mit groſſer Behendigkeit, ſo daß die Schlange kaum die koſtbare Speiſe ſchnell genug hinunter bringen konnte. Sichtlich fing ihr Schein an zu wachſen und ſie leuchtete wirklich aufs herrlichſte, indeß die Irrlichter ziemlich mager und klein geworden waren, ohne jedoch von ihrer guten Laune das mindeſte zu verlieren.

Ich bin euch auf ewig verbunden, ſagte die Schlange, nachdem ſie von ihrer Mahlzeit wieder zu Athem gekommen war, fordert von mir was ihr wollt, was in meinen Kräften iſt, will ich euch leiſten.

Recht ſchön! riefen die Irrlichter, ſage, wo wohnt die ſchöne Lilie? Führ uns ſo ſchnell als möglich zum Pallaſte und Garten der ſchönen Lilie, wir ſterben vor Ungeduld, uns ihr zu Füſſen zu werfen.

Dieſen Dienſt, verſetzte die Schlange mit einem tiefen Seufzer, kann ich euch ſogleich nicht leiſten. Die ſchöne Lilie wohnt leider jenſeit des Waſſers. — Jenſeit des Waſſers! Und wir laſſen uns in dieſer ſtürmi-

ſchen Nacht überſetzen! wie grauſam iſt der Fluß, der uns nun ſcheidet! ſollte es nicht möglich ſeyn, den Alten wieder zu errufen.

Sie würden ſich vergebens bemühen, verſetzte die Schlange, denn wenn Sie ihn auch ſelbſt an dem dieſſeitigen Ufer anträfen, ſo würde er Sie nicht einnehmen; er darf jedermann herüber, niemand hinüber bringen. — Da haben wir uns ſchön gebettet! Giebt es denn kein ander Mittel, über das Waſſer zu kommen? — Noch einige, nur nicht in dieſem Augenblick. Ich ſelbſt kann die Herren überſetzen, aber erſt in der Mittagsſtunde. — Das iſt eine Zeit, in der wir nicht gerne reiſen. — So können Sie Abends auf dem Schatten des Rieſen hinüber fahren — Wie geht das zu? — Der große Rieſe, der nicht weit von hier wohnt, vermag mit ſeinem Körper nichts; ſeine Hände heben keinen Strohhalm, ſeine Schultern würden kein Reisbündel tragen; aber ſein Schatten vermag viel, ja alles. Deswegen iſt er beym Aufgang und Untergang der Sonne am mächtigſten, und ſo darf man ſich Abends nur auf den Nacken ſeines Schattens ſetzen, der Rieſe geht alsdann ſachte gegen das Ufer zu und der Schatten bringt den Wanderer über das Waſſer hinüber. Wollen Sie aber um Mittagszeit ſich an jener Waldecke einfinden, wo das Gebüſch dicht ans Ufer ſtößt, ſo kann ich Sie überſetzen und der ſchönen Lilie vorſtellen; ſcheuen Sie hingegen die Mittagshitze, ſo dürfen Sie nur gegen

Abend in jener Felſenbucht den Rieſen aufſuchen, der ſich gewiß recht gefällig zeigen wird.

Mit einer leichten Verbeugung entfernten ſich die jungen Herren, und die Schlange war zufrieden von ihnen loszukommen, theils um ſich in ihrem eignen Lichte zu erfreuen, theils eine Neugierde zu befriedigen, von der ſie ſchon lange auf eine ſonderbare Weiſe gequält ward.

In den Felsklüften, in denen ſie oft hin und wieder kroch, hatte ſie an einem Orte eine ſeltſame Entdeckung gemacht. Denn ob ſie gleich durch dieſe Abgründe ohne ein Licht zu kriechen genöthiget war, ſo konnte ſie doch durchs Gefühl die Gegenſtände recht wohl unterſcheiden. Nur unregelmäßige Naturproducte war ſie gewohnt überall zu finden; bald ſchlang ſie ſich zwiſchen den Zacken großer Cryſtalle hindurch, bald fühlte ſie die Haken und Haare des gediegenen Silbers, und brachte ein und den andern Edelſtein mit ſich ans Licht hervor. Doch hatte ſie zu ihrer großen Verwunderung in einem ringsum verſchloſſenen Felſen Gegenſtände gefühlt, welche die bildende Hand des Menſchen verriethen. Glatte Wände, an denen ſie nicht aufſteigen konnte, ſcharfe regelmäßige Kanten, wohlgebildete Säulen, und, was ihr am ſonderbarſten vorkam, menſchliche Figuren, um die ſie ſich mehrmals geſchlungen hatte, und die ſie für Erz oder äußerſt polirten Marmor halten mußte. Alle

dieſe Erfahrungen wünſchte ſie noch zuletzt durch den Sinn des Auges zuſammen zu faſſen und das was ſie nur muthmaßte, zu beſtätigen. Sie glaubte ſich nun fähig durch ihr eignes Licht dieſes wunderbare unterirdiſche Gewölbe zu erleuchten, und hoffte auf einmal mit dieſen ſonderbaren Gegenſtänden völlig bekannt zu werden. Sie eilte und fand auf dem gewohnten Wege bald die Ritze, durch die ſie in das Heiligthum zu ſchleichen pflegte.

Als ſie ſich am Orte befand, ſah ſie ſich mit Neugier um, und obgleich ihr Schein alle Gegenſtände der Rotonde nicht erleuchten konnte, ſo wurden ihr doch die nächſten deutlich genug. Mit Erſtaunen und Ehrfurcht ſah ſie in eine glänzende Niſche hinauf, in welcher das Bildniß eines ehrwürdigen Königs in lauterm Golde aufgeſtellt war. Dem Maß nach war die Bildſäule über Menſchengröße, der Geſtalt nach aber das Bildniß eher eines kleinen als eines großen Mannes. Sein wohlgebildeter Körper war mit einem einfachen Mantel umgeben, und ein Eichenkranz hielt ſeine Haare zuſammen.

Kaum hatte die Schlange dieſes ehrwürdige Bildniß angeblickt, als der König zu reden anfing und fragte: wo kommſt du her? — Aus den Klüften, verſetzte die Schlange, in denen das Gold wohnt. — Was iſt herrlicher als Gold, fragte der König? — Das Licht, ant-

wortete die Schlange. — Was iſt erquicklicher als Licht? fragte jener — Das Geſpräch, antwortete dieſe.

Sie hatte unter dieſen Reden bey Seite geſchielt und in der nächſten Niſche ein anderes herrliches Bild geſehen. In derſelben ſaß ein ſilberner König, von langer und eher ſchmächtiger Geſtalt; ſein Körper war mit einem verzierten Gewande überdeckt, Krone, Gürtel und Scepter mit Edelſteinen geſchmückt; er hatte die Heiterkeit des Stolzes in ſeinem Angeſichte und ſchien eben reden zu wollen, als an der marmornen Wand eine Ader, die dunkelfarbig hindurchlief, auf einmal hell ward und ein angenehmes Licht durch den ganzen Tempel verbreitete. Bey dieſem Lichte ſah die Schlange den dritten König, der von Erz in mächtiger Geſtalt da ſaß, ſich auf ſeine Keule lehnte, mit einem Lorbeerkranze geſchmückt war, und eher einem Felſen als einem Menſchen glich. Sie wollte ſich nach dem vierten umſehen, der in der größten Entfernung von ihr ſtand, aber die Mauer öfnete ſich, indem die erleuchtete Ader wie ein Blitz zuckte und verſchwand.

Ein Mann von mittlerer Größe, der heraustrat, zog die Aufmerkſamkeit der Schlange auf ſich. Er war als ein Bauer gekleidet und trug eine kleine Lampe in der Hand, in deren ſtille Flamme man gerne hinein ſah, und die auf eine wunderbare Weiſe, ohne auch nur einen Schatten zu werfen, den ganzen Dom erhellte.

Warum kommſt du, da wir Licht haben? fragte der goldene König. — Ihr wißt, daß ich das Dunkle nicht erleuchten darf. — Endigt ſich mein Reich? fragte der ſilberne König. — Spät oder nie, verſetzte der Alte.

Mit einer ſtarken Stimme fing der eherne König an zu fragen: wann werde ich aufſtehn? — Bald, verſetzte der Alte. — Mit wem ſoll ich mich verbinden? fragte der König. Mit deinen ältern Brüdern, ſagte der Alte. — Was wird aus dem jüngſten werden? fragte der König. — Er wird ſich ſetzen, ſagte der Alte.

Ich bin nicht müde, rief der vierte König mit einer rauhen ſlotternden Stimme.

Die Schlange war, indeſſen jene redeten, in dem Tempel leiſe herumgeſchlichen, hatte alles betrachtet und beſah nunmehr den vierten König in der Nähe. Er ſtand an eine Säule gelehnt, und ſeine anſehnliche Geſtalt war eher ſchwerfällig als ſchön. Allein das Metall, woraus er gegoſſen war, konnte man nicht unterſcheiden. Genau betrachtet war es eine Miſchung der drey Metalle, aus denen ſeine Brüder gebildet waren. Aber beym Guſſe ſchienen dieſe Materien nicht recht zuſammen geſchmolzen zu ſeyn; goldne und ſilberne Adern liefen unregelmäßig durch eine eherne Maſſe hindurch, und gaben dem Bilde ein unangenehmes Anſehn.

Indeſſen ſagte der goldne König zum Manne: wie viel Geheimniſſe weißt du? — Drey, verſetzte der Al-

ꝛc. — Welches iſt das wichtigſte? fragte der ſilberne König. — Das offenbare, verſetzte der Alte. — Willſt du es auch uns eröffnen? fragte der eherne. — Sobald ich das vierte weiß, ſagte der Alte. — Was kümmerts mich! murmelte der zuſammengeſetzte König vor ſich hin.

Ich weiß das vierte, ſagte die Schlange, näherte ſich dem Alten und ziſchte ihm etwas ins Ohr. — Es iſt an der Zeit! rief der Alte mit gewaltiger Stimme. Der Tempel ſchallte wieder, die metallenen Bildſäulen klangen, und in dem Augenblicke verſank der Alte nach Weſten und die Schlange nach Oſten, und jedes durchſtrich mit groſſer Schnelle die Klüfte der Felſen.

Alle Gänge, durch die der Alte hindurch wandelte, füllten ſich hinter ihm ſogleich mit Gold, denn ſeine Lampe hatte die wunderbare Eigenſchaft, alle Steine in Gold, alles Holz in Silber, todte Thiere in Edelſteine zu verwandeln, und alle Metalle zu zernichten; dieſe Wirkung zu äußern mußte ſie aber ganz allein leuchten. Wenn ein ander Licht neben ihr war, wirkte ſie nur einen ſchönen hellen Schein, und alles Lebendige ward immer durch ſie erquickt.

Der Alte trat in ſeine Hütte, die an dem Berge angebauet war, und fand ſein Weib in der gröſten Betrübniß. Sie ſaß am Feuer und weinte und konnte ſich nicht zufrieden geben. Wie unglücklich bin ich, rief ſie

aus, wollt' ich dich heute doch nicht fortlaſſen! — Was giebt es denn? fragte der Alte ganz ruhig.

Kaum biſt du weg, ſagte ſie mit Schluchzen, ſo kommen zwey ungeſtüme Wanderer vor die Thüre; unvorſichtig laſſe ich ſie herein, es ſchienen ein paar artige, rechtliche Leute; ſie waren in leichte Flammen gekleidet, man hätte ſie für Irrlichter halten können; kaum ſind ſie im Hauſe, ſo fangen ſie an, auf eine unverſchämte Weiſe, mir mit Worten zu ſchmeicheln, und werden ſo zudringlich, daß ich mich ſchäme daran zu denken.

Nun, verſetzte der Mann lächelnd, die Herren haben wohl geſcherzt; denn deinem Alter nach ſollten ſie es wohl bey der allgemeinen Höflichkeit gelaſſen haben.

Was Alter! Alter! rief die Frau, ſoll ich immer von meinem Alter hören? Wie alt bin ich denn? Gemeine Höflichkeit! Ich weiß doch was ich weiß.' Und ſieh dich nur um, wie die Wände ausſehen; ſieh nur die alten Steine, die ich ſeit hundert Jahren nicht mehr geſehen habe; alles Gold haben ſie herunter geleckt, du glaubſt nicht mit welcher Behendigkeit, und ſie verſicherten immer, es ſchmecke viel beſſer als gemeines Gold. Als ſie die Wände rein gefegt hatten, ſchienen ſie ſehr gutes Muthes, und gewiß ſie waren auch in kurzer Zeit ſehr viel größer, breiter und glänzender geworden. Nun

fingen ſie ihren Muthwillen von neuem an, ſtreichelten mich wieder, hießen mich ihre Königin, ſchüttelten ſich und eine Menge Goldſtücke ſprangen herum; du ſiehſt noch wie ſie dort unter der Bank leuchten; aber welch ein Unglück! unſer Mops fraß einige davon und ſieh da liegt er am Kamine todt; das arme Thier! ich kann mich nicht zufrieden geben. Ich ſah es erſt, da ſie fort waren, denn ſonſt hätte ich nicht verſprochen, ihre Schuld beym Fährmann abzutragen. — Was ſind ſie ſchuldig? fragte der Alte — Drey Kohlhäupter, ſagte die Frau, drey Artiſchocken und drey Zwiebeln; wenn es Tag wird, habe ich verſprochen, ſie an den Fluß zu tragen.

Du kannſt ihnen den Gefallen thun, ſagte der Alte, denn ſie werden uns gelegentlich auch wieder dienen.

Ob ſie uns dienen werden, weiß ich nicht, aber verſprochen und betheuert haben ſie es.

Indeſſen war das Feuer im Kamine zuſammen gebrannt, der Alte überzog die Kohlen mit vieler Aſche, ſchaffte die leuchtenden Goldſtücke bey Seite, und nun leuchtete ſein Lämpchen wieder allein, in dem ſchönſten Glanze, die Mauern überzogen ſich mit Gold und der Mops war zu dem ſchönſten Onyx geworden, den man ſich denken konnte. Die Abwechſelung der braunen und ſchwarzen Farbe des koſtbaren Geſteins machte ihn zum ſeltenſten Kunſtwerke.

Nimm deinen Korb, ſagte der Alte, und ſtelle den Onyx hinein; alsdann nimm die drey Kohlhäupter, die drey Artiſchocken und die drey Zwiebeln, lege ſie umher und trage ſie zum Fluſſe. Gegen Mittag laß dich von der Schlange überſetzen und beſuche die ſchöne Lilie, bring' ihr den Onyx, ſie wird ihn durch ihre Berührung lebendig machen, wie ſie alles Lebendige durch ihre Berührung tödtet; ſie wird einen treuen Gefährten an ihm haben. Sage ihr, ſie ſolle nicht trauern, ihre Erlöſung ſey nahe, das größte Unglück könne ſie als das größte Glück betrachten, denn es ſey an der Zeit.

Die Alte packte ihren Korb und machte ſich, als es Tag war, auf den Weg. Die aufgehende Sonne ſchien hell über den Fluß herüber, der in der Ferne glänzte; das Weib ging mit langſamem Schritt, denn der Korb drückte ſie aufs Haupt, und es war doch nicht der Onyx der ſo laſtete. Alles todte was ſie trug fühlte ſie nicht, vielmehr hob ſich alsdann der Korb in die Höhe und ſchwebte über ihrem Haupte. Aber ein friſches Gemüs oder ein kleines lebendiges Thier zu tragen, war ihr äußerſt beſchwerlich. Verdrießlich war ſie eine Zeitlang hingegangen, als ſie auf einmal, erſchreckt, ſtille ſtand; denn ſie hätte beynahe auf den Schatten des Rieſen getreten, der ſich über die Ebene bis zu ihr hin erſtreckte. Und nun ſah ſie erſt den gewaltigen Rieſen, der ſich im Fluß gebadet hatte, aus dem Waſſer herausſteigen, und ſie wußte nicht, wie ſie ihm ausweichen ſollte. So-

bald er ſie gewahr ward, fing er an ſie ſcherzhaft zu begrüßen, und die Hände ſeines Schattens griffen ſogleich in den Korb. Mit Leichtigkeit und Geſchicklichkeit nahmen ſie ein Kohlhaupt, eine Artiſchocke und eine Zwiebel heraus und brachten ſie dem Rieſen zum Munde, der ſodann weiter den Fluß hinauf ging und dem Weibe den Weg frey ließ.

Sie bedachte, ob ſie nicht lieber zurückgehen und die fehlenden Stücke aus ihrem Garten wieder erſetzen ſollte, und ging unter dieſen Zweifeln immer weiter vorwärts, ſo daß ſie bald an dem Ufer des Fluſſes ankam. Lange ſaß ſie in Erwartung des Fährmanns, den ſie endlich mit einem ſonderbaren Reiſenden herüberſchiffen ſah. Ein junger edler ſchöner Mann, den ſie nicht genug anſehen konnte, ſtieg aus dem Kahne.

Was bringt Ihr? rief der Alte. — Es iſt das Gemüſe das Euch die Irrlichter ſchuldig ſind, verſetzte die Frau und wies ihre Waare hin. Als der Alte von jeder Sorte nur zwey fand, ward er verdrießlich und verſicherte, daß er ſie nicht annehmen könne. Die Frau bat ihn inſtändig, erzählte ihm, daß ſie jetzt nicht nach Hauſe gehen könne und daß ihr die Laſt auf dem Wege den ſie vor ſich habe beſchwerlich ſey. Er blieb bey ſeiner abſchläglichen Antwort, indem er ihr verſicherte, daß es nicht einmal von ihm abhange. Was mir gebührt, muß ich neun Stunden zuſammen laſſen,

und ich darf nichts annehmen, bis ich dem Fluß ein Drittheil übergeben habe. Nach vielem hin und wieder reden verſetzte endlich der Alte: es iſt noch ein Mittel. Wenn Ihr Euch gegen den Fluß verbürgt und Euch als Schuldnerin bekennen wollt, ſo nehm' ich die ſechs Stücke zu mir, es iſt aber einige Gefahr dabey.— Wenn ich mein Wort halte, ſo laufe ich doch keine Gefahr? — Nicht die geringſte. Steckt Eure Hand in den Fluß, fuhr der Alte fort, und verſprecht, daß Ihr in vier und zwanzig Stunden die Schuld abtragen wollt.

Die Alte that's, aber wie erſchrack ſie nicht, als ſie ihre Hand kohlſchwarz wieder aus dem Waſſer zog. Sie ſchalt heftig auf den Alten, verſicherte, daß ihre Hände immer das ſchönſte an ihr geweſen wären, und daß ſie, ohnerachtet der harten Arbeit, dieſe edlen Glieder weiß und zierlich zu erhalten gewußt habe. Sie beſah die Hand mit großem Verdruſſe und rief verzweiflungsvoll aus: das iſt noch ſchlimmer! ich ſehe ſie iſt gar geſchwunden, ſie iſt viel kleiner als die andere.

Jetzt ſcheint es nur ſo, ſagte der Alte, wenn Ihr aber nicht Wort haltet, kann es wahr werden. Die Hand wird nach und nach ſchwinden und endlich ganz verſchwinden, ohne daß Ihr den Gebrauch derſelben entbehrt. Ihr werdet alles damit verrichten können nur daß ſie niemand ſehen wird. — Ich wollte lieber, ich

konnte ſie nicht brauchen und man ſäh' mir's nicht an, ſagte die Alte; indeſſen hat das nichts zu bedeuten, ich werde mein Wort halten, um dieſe ſchwarze Haut und dieſe Sorge bald los zu werden. Eilig nahm ſie darauf den Korb, der ſich von ſelbſt über ihren Scheitel erhob und frey in die Höhe ſchwebte, und eilte dem jungen Manne nach, der ſachte und in Gedanken am Ufer hinging. Seine herrliche Geſtalt und ſein ſonderbarer Anzug hatten ſich der Alten tief eingedruckt.

Seine Bruſt war mit einem glänzenden Harniſch bedeckt, durch den alle Theile ſeines ſchönen Leibes ſich durchbewegten. Um ſeine Schultern hing ein Purpurmantel, um ſein unbedecktes Haupt wallten braune Haare in ſchönen Locken; ſein holdes Geſicht war den Strahlen der Sonne ausgeſetzt, ſo wie ſeine ſchön gebauten Füße. Mit nackten Sohlen ging er gelaſſen über den heißen Sand hin, und ein tiefer Schmerz ſchien alle äußere Eindrücke abzuſtumpfen.

Die geſprächige Alte ſuchte ihn zu einer Unterredung zu bringen, allein er gab ihr mit kurzen Worten wenig Beſcheid, ſo daß ſie endlich, ungeachtet ſeiner ſchönen Augen, müde ward ihn immer vergebens anzureden, von ihm Abſchied nahm und ſagte: Ihr geht mir zu langſam, mein Herr, ich darf den Augenblick nicht verſäumen, um über die grüne Schlange den Fluß zu paſſiren und der ſchönen Lilie das vortrefflichſte Ge-

ſchenk von meinem Manne zu überbringen. Mit dieſen Worten ſchritt ſie eilends fort und eben ſo ſchnell ermannte ſich der ſchöne Jüngling und eilte ihr auf dem Fuße nach. Ihr geht zur ſchönen Lilie! rief er aus, da gehen wir Einen Weg. Was iſt das für ein Geſchenk das Ihr tragt?

Mein Herr, verſetzte die Frau dagegen, es iſt nicht billig, nachdem Ihr meine Fragen ſo einſylbig abgelehnt habt, Euch mit ſolcher Lebhaftigkeit nach meinen Geheimniſſen zu erkundigen. Wollt Ihr aber einen Tauſch eingehen und mir Eure Schickſale erzählen, ſo will ich Euch nicht verbergen, wie es mit mir und meinem Geſchenke ſteht. Sie wurden bald einig; die Frau vertraute ihm ihre Verhältniſſe, die Geſchichte des Hundes, und ließ ihn dabey das wundervolle Geſchenk betrachten.

Er hob ſogleich das natürliche Kunſtwerk aus dem Korbe und nahm den Mops, der ſanft zu ruhen ſchien, in ſeine Arme. Glückliches Thier! rief er aus, du wirſt von ihren Händen berührt, du wirſt von ihr belebt werden, anſtatt daß Lebendige vor ihr fliehen, um nicht ein trauriges Schickſal zu erfahren. Doch was ſage ich traurig' iſt es nicht viel betrübter und bänglicher durch ihre Gegenwart gelähmt zu werden, als es ſeyn würde von ihrer Hand zu ſterben. Sieh mich an, ſagte er zu der Alten, in meinen Jahren, welch einen

elenden Zuſtand muß ich erdulden. Dieſen Harniſch, den ich mit Ehren im Kriege getragen, dieſen Purpur, den ich durch eine weiſe Regierung zu verdienen ſuchte, hat mir das Schickſal gelaſſen, jenen als eine unnöthige Laſt, dieſen als eine unbedeutende Zierde. Krone, Scepter und Schwerdt ſind hinweg, ich bin übrigens ſo nackt und bedürftig, als jeder andere Erdenſohn, denn ſo unſelig wirken ihre ſchönen blauen Augen, daß ſie allen lebendigen Weſen ihre Kraft nehmen und daß diejenigen, die ihre berührende Hand nicht tödtet, ſich in den Zuſtand lebendig wandelnder Schatten verſetzt fühlen.

So fuhr er fort zu klagen und befriedigte die Neugierde der Alten keineswegs, welche nicht ſowohl von ſeinem innern als von ſeinem äußern Zuſtande unterrichtet ſeyn wollte. Sie erfuhr weder den Nahmen ſeines Vaters noch ſeines Königreichs. Er ſtreichelte den harten Mops, den die Sonnenſtrahlen und der warme Buſen des Jünglings als wenn er lebte erwärmt hatten. Er fragte viel nach dem Mann mit der Lampe, nach den Wirkungen des heiligen Lichtes und ſchien ſich davon für ſeinen traurigen Zuſtand künftig viel Gutes zu verſprechen.

Unter dieſen Geſprächen ſahen ſie von ferne den majeſtätiſchen Bogen der Brücke, der von Einem Ufer zum andern hinüber reichte, im Glanz der Sonne auf

das wunderbarſte ſchimmern. Beyde erſtaunten, denn ſie hatten dieſes Gebäude noch nie ſo herrlich geſehen. Wie! rief der Prinz; war ſie nicht ſchon ſchön genug, als ſie vor unſern Augen wie von Jaspis und Praſem gebaut da ſtand, muß man nicht fürchten ſie zu betreten, da ſie aus Smaragd, Chryſopras und Chryſolith mit der anmuthigſten Mannigfaltigkeit zuſammengeſetzt erſcheint. Beyde wußten nicht die Veränderung, die mit der Schlange vorgegangen war, denn die Schlange war es, die ſich jeden Mittag über den Fluß hinüber bäumte und in Geſtalt einer kühnen Brücke da ſtand. Die Wanderer betraten ſie mit Ehrfurcht und gingen ſchweigend hinüber.

Sie waren kaum am jenſeitigen Ufer, als die Brücke ſich zu ſchwingen und zu bewegen anfing, in kurzem die Oberfläche des Waſſers berührte und die grüne Schlange in ihrer eigenthümlichen Geſtalt den Wanderern auf dem Lande nachgleitete. Beyde hatten kaum für die Erlaubniß auf ihrem Rücken über den Fluß zu ſetzen gedankt, als ſie bemerkten, daß außer ihnen dreyen noch mehrere Perſonen in der Geſellſchaft ſeyn müßten, die ſie jedoch mit ihren Augen nicht erblicken konnten. Sie hörten neben ſich ein Geziſch, dem die Schlange gleichfalls mit einem Geziſch antwortete, ſie horchten auf und konnten endlich folgendes vernehmen: wir werden, ſagten ein paar wechſelnde Stimmen, uns erſt incognito in dem Park der ſchönen Lilie umſehen, und

erſuchen euch uns mit Anbruch der Nacht, ſo bald wir nur irgend präſentabel ſind, der vollkommenen Schönheit vorzuſtellen. An dem Rande des groſſen Sees werdet ihr uns antreffen. Es bleibt dabey, antwortete die Schlange, und ein ziſchender Laut verlor ſich in der Luft.

Unſere drey Wanderer beredeten ſich nunmehr, in welcher Ordnung ſie bey der Schönen vortreten wollten, denn ſo viel Perſonen auch um ſie ſeyn konnten, ſo durften ſie doch nur einzeln kommen und gehen, wenn ſie nicht empfindliche Schmerzen erdulden ſollten.

Das Weib mit dem verwandelten Hunde im Korbe nahte ſich zuerſt dem Garten und ſuchte ihre Gönnerin auf, die leicht zu finden war, weil ſie eben zur Harfe ſang; die lieblichen Töne zeigten ſich erſt als Ringe auf der Oberfläche des ſtillen Sees, dann wie ein leichter Hauch ſetzten ſie Gras und Büſche in Bewegung. Auf einem eingeſchloßenen grünen Platze, in dem Schatten einer herrlichen Gruppe mannigfaltiger Bäume, ſaß ſie und bezauberte beym erſten Anblick aufs neue die Augen, das Ohr und das Herz des Weibes, das ſich ihr mit Entzücken näherte und bey ſich ſelbſt ſchwur, die Schöne ſey während ihrer Abweſenheit nur immer ſchöner geworden. Schon von weitem rief die gute Frau dem liebenswürdigſten Mädchen Gruß und Lob zu. Welch ein Glück Euch anzuſehen, welch einen

Himmel verbreitet Eure Gegenwart um Euch her! Wie die Harfe ſo reizend in Eurem Schoße lehnt, wie Eure Arme ſie ſo ſanft umgeben, wie ſie ſich nach Eurer Bruſt zu ſehnen ſcheint und wie ſie unter der Berührung Eurer ſchlanken Finger ſo zärtlich klingt! Dreyfach glücklicher Jüngling, der du ihren Platz einnehmen konnteſt.

Unter dieſen Worten war ſie näher gekommen, die ſchöne Lille ſchlug die Augen auf, ließ die Hände ſinken und verſetzte: betrübe mich nicht durch ein unzeitiges Lob, ich empfinde nur deſto ſtärker mein Unglück. Sieh, hier zu meinen Füßen liegt der arme Canarienvogel todt, der ſonſt meine Lieder auf das angenehmſte begleitete; er war gewöhnt auf meiner Harfe zu ſitzen, und ſorgfältig abgerichtet mich nicht zu berühren; heute, indem ich vom Schlaf erquickt, ein ruhiges Morgenlied anſtimme, und mein kleiner Sänger munterer als jemals ſeine harmoniſchen Töne hören läßt, ſchießt ein Habicht über meinem Haupte hin, das arme kleine Thier, erſchrocken, flüchtet in meinen Buſen und in dem Augenblick fühl' ich die letzten Zuckungen ſeines ſcheidenden Lebens. Zwar von meinem Blicke getroffen ſchleicht der Räuber dort ohnmächtig am Waſſer hin, aber was kann mir ſeine Strafe helfen, mein Liebling iſt todt und ſein Grab wird nur das traurige Gebüſch meines Gartens vermehren.

Ermannt Euch, ſchöne Lilie! rief die Frau, indem ſie ſelbſt eine Thräne abtrocknete, welche ihr die Erzählung des unglücklichen Mädchens aus den Augen gelockt hatte, nehmt Euch zuſammen, mein Alter läßt Euch ſagen, Ihr ſollt Eure Trauer mäßigen; das größte Unglück als Vorbote des größten Glücks anſehen; denn es ſey an der Zeit; und wahrhaftig, fuhr die Alte fort, es geht bunt in der Welt zu. Seht nur meine Hand wie ſie ſchwarz geworden iſt! wahrhaftig ſie iſt ſchon um vieles kleiner, ich muß eilen eh' ſie gar verſchwindet! Warum mußt' ich den Irrlichtern eine Gefälligkeit erzeigen, warum mußt' ich dem Rieſen begegnen und warum meine Hand in den Fluß tauchen? Könnt Ihr mir nicht ein Kohlhaupt, eine Artiſchocke und eine Zwiebel geben? ſo bring' ich ſie dem Fluſſe und meine Hand iſt weiß wie vorher, ſo daß ich ſie faſt neben die Eurige halten könnte.

Kohlhäupter und Zwiebeln könnteſt du allenfalls noch finden; aber Artiſchocken ſucheſt du vergebens. Alle Pflanzen in meinem großen Garten tragen weder Blüten noch Früchte, aber jedes Reis, das ich breche und auf das Grab eines Lieblings pflanze, grünt ſogleich und ſchießt hoch auf. Alle dieſe Gruppen, dieſe Büſche, dieſe Haine habe ich leider wachſen ſehen. Die Schirme dieſer Pinien, die Obelisken dieſer Zypreſſen, die Coloſſen von Eichen und Buchen, alles waren kleine

Reiſer als ein trauriges Denkmal von meiner Hand in einen ſonſt unfruchtbaren Boden gepflanzt.

Die Alte hatte auf dieſe Rede wenig Acht gegeben und nur ihre Hand betrachtet, die in der Gegenwart der ſchönen Lilie immer ſchwärzer und von Minute zu Minute kleiner zu werden ſchien. Sie wollte ihren Korb nehmen und eben forteilen, als ſie fühlte, daß ſie das Beſte vergeſſen hatte. Sie hub ſogleich den verwandelten Hund heraus und ſetzte ihn nicht weit von der Schönen ins Gras. Mein Mann, ſagte ſie, ſchickt Euch dieſes Andenken, Ihr wißt, daß Ihr dieſen Edelſtein durch Eure Berührung beleben könnt. Das artige treue Thier wird Euch gewiß viel Freude machen und die Betrübniß, daß ich ihn verliere, kann nur durch den Gedanken aufgeheitert werden, daß Ihr ihn beſitzt.

Die ſchöne Lilie ſah das artige Thier mit Vergnügen und, wie es ſchien, mit Verwunderung an. Es kommen viele Zeichen zuſammen, ſagte ſie, die mir einige Hoffnung einflößen; aber ach! iſt es nicht bloß ein Wahn unſrer Natur, daß wir dann, wenn vieles Unglück zuſammen trift, uns vorbilden das Beſte ſey nah.

Was helfen mir die vielen guten Zeichen?
Des Vogels Tod, der Freundin ſchwarze Hand?
Der Moys von Edelſtein, hat er wohl ſeines gleichen?
Und hat ihn nicht die Lamye mir geſandt?

Entfernt vom ſüßen menſchlichen Genuſſe,
Bin ich doch mit dem Jammer nur vertraut.
Ach! warum ſteht der Tempel nicht am Fluſſe,
Ach! warum iſt die Brücke nicht gebaut!

Ungeduldig hatte die gute Frau dieſem Geſange zugehört, den die ſchöne Lilie mit den angenehmen Tönen ihrer Harfe begleitete und der jeden andern entzückt hätte. Eben wollte ſie ſich beurlauben, als ſie durch die Ankunft der grünen Schlange abermals abgehalten wurde. Dieſe hatte die letzten Zeilen des Liedes gehört und ſprach deßhalb der ſchönen Lilie ſogleich zuverſichtlich Muth ein.

Die Weiſſagung von der Brücke iſt erfüllt! rief ſie aus, fragt nur dieſe gute Frau wie herrlich der Bogen gegenwärtig erſcheint. Was ſonſt undurchſichtiger Jaspis, was nur Praſem war, durch den das Licht höchſtens auf den Kanten durchſchimmerte, iſt nun durchſichtiger Edelſtein geworden. Kein Beryll iſt ſo klar und kein Smaragd ſo ſchönfarbig.

Ich wünſche euch Glück dazu, ſagte Lilie, allein verzeihet mir, wenn ich die Weiſſagung noch nicht erfüllt glaube. Ueber den hohen Bogen eurer Brücke können nur Fußgänger hinüber ſchreiten und es iſt uns verſprochen, daß Pferde und Wagen und Reiſende aller Art zu gleicher Zeit über die Brücke herüber und hinüber wandern ſollen. Iſt nicht von den großen Pfeilern

geweiſſagt, die aus dem Fluſſe ſelbſt heraufſteigen werden?

Die Alte hatte ihre Augen immer auf die Hand geheftet, unterbrach hier das Geſpräch und empfahl ſich. Verweilt noch einen Augenblick, ſagte die ſchöne Lilie, und nehmt meinen armen Canarienvogel mit. Bittet die Lampe, daß ſie ihn in einen ſchönen Topas verwandle, ich will ihn durch meine Berührung beleben und er, mit Einem guten Mops, ſoll mein beſter Zeitvertreib ſeyn; aber eilt was ihr könnt, denn mit Sonnenuntergang ergreift unleidliche Fäulniß das arme Thier und zerreißt den ſchönen Zuſammenhang ſeiner Geſtalt auf ewig.

Die Alte legte den kleinen Leichnam zwiſchen zarte Blätter in den Korb und eilte davon.

Wie dem auch ſey, ſagte die Schlange, indem ſie das abgebrochene Geſpräch fortſetzte, der Tempel iſt erbauet.

Er ſteht aber noch nicht am Fluſſe, verſetzte die Schöne.

Noch ruht er in den Tiefen der Erde, ſagte die Schlange; ich habe die Könige geeichen und geſprochen.

Aber wann werden ſie aufſtehn? fragte Lilie.

Die Schlange verſetzte, ich hörte die großen Worte im Tempel ertönen: es iſt an der Zeit.

Eine angenehme Heiterkeit verbreitete ſich über das Angeſicht der Schönen. Höre ich doch, ſagte ſie, die glücklichen Worte ſchon heute zum zweytenmal, wann wird der Tag kommen, an dem ich ſie dreymal höre?

Sie ſtand auf und ſogleich trat ein reizendes Mädchen aus dem Gebüſch, das ihr die Harfe abnahm. Dieſer folgte eine andere, die den elfenbeinernen, geſchnitzten Feldſtuhl, worauf die Schöne geſeſſen hatte, zuſammenſchlug und das ſilberne Kiſſen unter den Arm nahm. Eine Dritte die einen großen, mit Perlen geſtickten Sonnenſchirm trug, zeigte ſich darauf, erwartend, ob Lilie auf einem Spaziergange etwa ihrer bedürfe. Ueber allen Ausdruck ſchön und reizend, waren dieſe drey Mädchen und doch erhöhten ſie nur die Schönheit der Lilie, indem ſich jeder geſtehen mußte, daß ſie mit ihr gar nicht verglichen werden konnten.

Mit Gefälligkeit hatte indeß die ſchöne Lilie den wunderbaren Mops betrachtet. Sie beugte ſich, berührte ihn und in dem Augenblicke ſprang er auf. Munter ſah er ſich um, lief hin und wieder und eilte zuletzt ſeine Wohlthäterin auf das freundlichſte zu begrüßen. Sie nahm ihn auf die Arme und drückte ihn an ſich. So kalt du biſt, rief ſie aus, und obgleich nur ein halbes Leben in dir wirkt, biſt du mir doch willkommen, zärtlich will ich dich lieben, artig mit dir ſcherzen, freundlich dich ſtreicheln, und feſt dich an mein Herz drücken.

Sie ließ ihn darauf los, jagte ihn von ſich, rief ihn wieder, ſcherzte ſo artig mit ihm und trieb ſich ſo munter und unſchuldig mit ihm auf dem Graſe herum, daß man mit neuem Entzücken ihre Freude betrachten und Theil daran nehmen mußte, ſo wie kurz vorher ihre Trauer jedes Herz zum Mitleid geſtimmt hatte.

Dieſe Heiterkeit, dieſe anmuthigen Scherze wurden durch die Ankunft des traurigen Jünglings unterbrochen. Er trat herein wie wir ihn ſchon kennen, nur ſchien die Hitze des Tages ihn noch mehr abgemattet zu haben, und in der Gegenwart der Geliebten ward er mit jedem Augenblicke bläſſer. Er trug den Habicht auf ſeiner Hand, der wie eine Taube ruhig ſaß und die Flügel hängen ließ.

Es iſt nicht freundlich, rief Lilie ihm entgegen, daß du mir das verhaßte Thier vor die Augen bringſt, das Ungeheuer, das meinen kleinen Sänger heute getödtet hat.

Schilt den unglücklichen Vogel nicht, verſetzte darauf der Jüngling, klage vielmehr dich an und das Schickſal, und vergönne mir, daß ich mit dem Geſährten meines Elends Geſellſchaft mache.

Indeſſen hörte der Mops nicht auf die Schöne zu necken, und ſie antwortete dem durchſichtigen Liebling mit dem freundlichſten Betragen. Sie klatſchte mit den Händen, um ihn zu verſcheuchen, dann lief ſie, um

ihn wieder nach ſich zu ziehen. Sie ſuchte ihn zu haſchen, wenn er floh, und jagte ihn von ſich weg, wenn er ſich an ſie zu drängen verſuchte. Der Jüngling ſah ſtillſchweigend und mit wachſendem Verdruſſe zu; aber endlich, da ſie das häßliche Thier, das ihm ganz abſcheulich vorkam, auf den Arm nahm, an ihren weißen Buſen drückte und die ſchwarze Schnauze mit ihren himmliſchen Lippen küßte, verging ihm alle Geduld und er rief voller Verzweiflung aus: muß ich, der ich durch ein trauriges Geſchick vor dir, vielleicht auf immer, in einer getrennten Gegenwart lebe, der ich durch dich alles, ja mich ſelbſt, verloren habe, muß ich vor meinen Augen ſehen, daß eine ſo widernatürliche Mißgeburt dich zur Freude reizen, deine Neigung feſſeln und deine Umarmung genießen kann! Soll ich noch länger nur ſo hin und wieder gehen, und den traurigen Kreis den Fluß herüber und hinüber abmeſſen? Nein, es ruht noch ein Funke des alten Heldenmuthes in meinem Buſen; er ſchlage in dieſem Augenblick zur letzten Flamme auf! Wenn Steine an deinem Buſen ruhen können, ſo möge ich zu Stein werden; wenn deine Berührung tödtet, ſo will ich von deinen Händen ſterben.

Mit dieſen Worten machte er eine heftige Bewegung; der Habicht flog von ſeiner Hand, er aber ſtürzte auf die Schöne los, ſie ſtreckte die Hände aus, ihn abzuhalten und berührte ihn nur deſto früher. Das Bewußtſeyn verließ ihn, und mit Entſetzen fühlte ſie die

ſchöne Laſt an ihrem Buſen. Mit einem Schrey trat ſie zurück, und der holde Jüngling ſank entſeelt aus ihren Armen zur Erde.

Das Unglück war geſchehen! Die ſüße Lilie ſtand unbeweglich, und blickte ſtarr nach dem entſeelten Leichnam. Das Herz ſchien ihr im Buſen zu ſtocken und ihre Augen waren ohne Thränen. Vergebens ſuchte der Mops ihr eine freundliche Bewegung abzugewinnen, die ganze Welt war mit ihrem Freunde ausgeſtorben. Ihre ſtumme Verzweiflung ſah ſich nach Hülfe nicht um, denn ſie kannte keine Hülfe.

Dagegen regte ſich die Schlange deſto emſiger, ſie ſchien auf Rettung zu ſinnen, und wirklich dienten ihre ſonderbaren Bewegungen wenigſtens die nächſten ſchrecklichen Folgen des Unglücks auf einige Zeit zu hindern. Sie zog mit ihrem geſchmeidigen Körper einen weiten Kreis um den Leichnam, faßte das Ende ihres Schwanzes mit den Zähnen und blieb ruhig liegen.

Nicht lange, ſo trat eine der ſchönen Dienerinnen Lilions hervor, brachte den elfenbeinernen Feld-Stuhl, und nöthigte, mit freundlichen Gebärden, die Schöne ſich zu ſetzen; bald darauf kam die zweyte, die einen feuerfarbigen Schleyer trug und das Haupt ihrer Gebieterin damit mehr zierte als bedeckte; die dritte übergab ihr die Harfe, und kaum hatte ſie das prächtige Inſtrument an ſich gedruckt, und einige Töne aus den

Saiten hervorgelockt, als die erſte mit einem hellen runden Spiegel zurückkam, ſich der Schönen gegenüber ſtellte, ihre Blicke auffing und ihr das angenehmſte Bild, das in der Natur zu finden war, darſtellte. Der Schmerz erhöhte ihre Schönheit, der Schleyer ihre Reize, die Harfe ihre Anmuth, und ſo ſehr man hoffte ihre traurige Lage verändert zu ſehen; ſo ſehr wünſchte man ihr Bild ewig wie es gegenwärtig erſchien feſt zu halten.

Mit einem ſtillen Blick nach dem Spiegel lockte ſie bald ſchmelzende Töne aus den Saiten, bald ſchien ihr Schmerz zu ſteigen, und die Saiten antworteten gewaltſam ihrem Jammer; einigemal öfnete ſie den Mund zu ſingen, aber die Stimme verſagte ihr, doch bald löste ſich ihr Schmerz in Thränen auf, zwey Mädchen faßten ſie hülfreich in die Arme, die Harfe ſank aus ihrem Schoß, kaum ergriff noch die ſchnelle Dienerin das Inſtrument und trug es bey Seite.

Wer ſchafft uns den Mann mit der Lampe, ehe die Sonne untergeht? ziſchte die Schlange leiſe, aber vernehmlich; die Mädchen ſahen einander an, und Liliens Thränen vermehrten ſich. In dieſem Augenblicke kam athemlos die Frau mit dem Korbe zurück. Ich bin verloren und verſtümmelt, rief ſie aus! ſehet wie meine Hand beynahe ganz weggeſchwunden iſt, weder der Fährmann noch der Rieſe wollten mich überſetzen, weil

ich noch eine Schuldnerin des Waſſers bin, vergebens habe ich hundert Kohlhäupter und hundert Zwiebeln angeboten, man will nicht mehr als die drey Stücke, und keine Artiſchocke iſt nun einmal in dieſen Gegenden zu finden.

Vergeßt eure Noth, ſagte die Schlange, und ſucht hier zu helfen, vielleicht kann euch zugleich mit geholfen werden. Eilt was ihr könnt die Irrlichter aufzuſuchen, es iſt noch zu hell ſie zu ſehen, aber vielleicht hört ihr ſie lachen und flattern. Wenn ſie eilen, ſo ſetzt ſie der Wieſe noch über den Fluß, und ſie können den Mann mit der Lampe finden und ſchicken.

Das Weib eilte ſo viel ſie konnte, und die Schlange ſchien eben ſo ungeduldig als Lilie die Rückkunft der beyden zu erwarten. Leider vergoldete ſchon der Strahl der ſinkenden Sonne nur den höchſten Gipfel der Bäume, des Dickichts, und lange Schatten zogen ſich über See und Wieſe; die Schlange bewegte ſich ungeduldig und Lilie zerfloß in Thränen.

In dieſer Noth ſah die Schlange ſich überall um, denn ſie fürchtete jeden Augenblick, die Sonne werde untergehen, die Fäulniß den magiſchen Kreis durchdringen und den ſchönen Jüngling unaufhaltſam anfaſſen. Endlich erblickte ſie hoch in den Lüften, mit purpurrothen Federn den Habicht, deſſen Bruſt die letzten Strahlen der Sonne auffing. Sie ſchüttelte ſich vor

Freuden über das gute Zeichen, und ſie betrog ſich nicht; denn kurz darauf ſah man den Mann mit der Lampe über den See hergleiten, gleich als wenn er auf Schlittſchuhen ginge.

Die Schlange veränderte nicht ihre Stelle, aber die Lilie ſtand auf und rief ihm zu: welcher gute Geiſt ſendet dich in dem Augenblick, da wir ſo ſehr nach dir verlangen und deiner ſo ſehr bedürfen?

Der Geiſt meiner Lampe, verſetzte der Alte, treibt mich und der Habicht führt mich hierher. Sie ſpratzelt wenn man meiner bedarf, und ich ſehe mich nur in den Lüften nach einem Zeichen um; irgend ein Vogel oder Meteor zeigt mir die Himmelsgegend an, wohin ich mich wenden ſoll. Sey ruhig, ſchönſtes Mädchen! ob ich helfen kann weiß ich nicht, ein Einzelner hilft nicht, ſondern wer ſich mit vielen zur rechten Stunde vereinigt. Aufſchieben wollen wir und hoffen. Halte deinen Kreis geſchloſſen, fuhr er fort, indem er ſich an die Schlange wendete, ſich auf einen Erdhügel neben ſie hinſetzte und den todten Körper beleuchtete. Bringt den artigen Canarienvogel auch her und leget ihn in den Kreis! Die Mädchen nahmen den kleinen Leichnam aus dem Korbe, den die Alte ſtehen ließ, und gehorchten dem Manne.

Die Sonne war indeſſen untergegangen, und wie die Finſterniß zunahm, fing nicht allein die Schlange

und die Lampe des Mannes nach ihrer Weiſe zu leuchten an, ſondern der Schleyer Liliens gab auch ein ſanftes Licht von ſich, das wie eine zarte Morgenröthe ihre blaſſen Wangen und ihr weißes Gewand mit einer unendlichen Anmuth färbte. Man ſah ſich wechſelsweiſe mit ſtiller Betrachtung an, Sorge und Trauer waren durch eine ſichere Hoffnung gemildert.

Nicht unangenehm erſchien daher das alte Weib in Geſellſchaft der beyden muntern Flammen, die zwar zeither ſehr verſchwendet haben mußten, denn ſie waren wieder äußerſt mager geworden, aber ſich nur deſto artiger gegen die Prinzeſſin und die übrigen Frauenzimmer betrugen. Mit der größten Sicherheit und mit vielem Ausdruck ſagten ſie ziemlich gewöhnliche Sachen, beſonders zeigten ſie ſich ſehr empfänglich für den Reiz, den der leuchtende Schleyer über Lilien und ihre Begleiterinnen verbreitete. Beſcheiden ſchlugen die Frauenzimmer ihre Augen nieder und das Löb ihrer Schönheit verſchönerte ſie wirklich. Jedermann war zufrieden und ruhig bis auf die Alte. Ohngeachtet der Verſicherung ihres Mannes, daß ihre Hand nicht weiter abnehmen könne ſo lange ſie von ſeiner Lampe beſchienen ſey, behauptete ſie mehr als Einmal, daß wenn es ſo fort gehe, noch vor Mitternacht dieſes edle Glied völlig verſchwinden werde.

Der Alte mit der Lampe hatte dem Geſpräch der

Irrlichter aufmerksam zugehört und war vergnügt, daß Lilie durch dieſe Unterhaltung zerſtreut und aufgeheitert worden. Und wirklich war Mitternacht herbeygekommen man wußte nicht wie. Der Alte ſah nach den Sternen und fing darauf zu reden an: Wir ſind zur glücklichen Stunde beyſammen, jeder verrichte ſein Amt, jeder thue ſeine Pflicht und ein allgemeines Glück wird die einzelnen Schmerzen in ſich auflöſen, wie ein allgemeines Unglück einzelne Freuden verzehrt.

Nach dieſen Worten entſtand ein wunderbares Geräuſch, denn alle gegenwärtige Perſonen ſprachen für ſich und druckten laut aus was ſie zu thun hätten, nur die drey Mädchen waren ſtille; eingeſchlafen war die eine neben der Harfe, die andere neben dem Sonnenſchirm, die dritte neben dem Seſſel, und man konnte es ihnen nicht verdenken, denn es war ſpät. Die flammenden Jünglinge hatten nach einigen vorübergehenden Höflichkeiten, die ſie auch den Dienerinnen gewidmet, ſich doch zuletzt nur an Lilien, als die allerſchönſte, gehalten.

Faſſe, ſagte der Alte zum Habicht, den Spiegel, und mit dem erſten Sonnenſtrahl beleuchte die Schläferinnen und wecke ſie mit zurückgeworfenem Lichte aus der Höhe.

Die Schlange fing nunmehr an ſich zu bewegen, löste den Kreis auf und zog langſam in großen Ringen

nach dem Fluſſe. Feyerlich folgten ihr die beyden Irrlichter, und man hätte ſie für die ernſthafteſten Flammen halten ſollen. Die Alte und ihr Mann ergriffen den Korb, deſſen ſanftes Licht man bisher kaum bemerkt hatte, ſie zogen von beyden Seiten daran, und er ward immer gröſſer und leuchtender, ſie hoben darauf den Leichnam des Jünglings hinein und legten ihm den Canarienvogel auf die Bruſt, der Korb hob ſich in die Höhe und ſchwebte über dem Haupte der Alten und ſie folgte den Irrlichtern auf dem Fuße. Die ſchöne Lilie nahm den Mops auf ihren Arm und folgte der Alten, der Mann mit der Lampe beſchloß den Zug, und die Gegend war von dieſen vielerley Lichtern auf das ſonderbarſte erhellt.

Aber mit nicht geringer Bewunderung ſah die Geſellſchaft, als ſie zu dem Fluſſe gelangte, einen herrlichen Bogen über denſelben hinüber ſteigen, wodurch die wohlthätige Schlange ihnen einen glänzenden Weg bereitete. Hatte man bey Tage die durchſichtigen Edelſteine bewundert, woraus die Brücke zuſammengeſetzt ſchien, ſo erſtaunte man bey Nacht über ihre leuchtende Herrlichkeit. Oberwärts ſchnitt ſich der helle Kreis ſcharf an dem dunklen Himmel ab, aber unterwärts zuckten lebhafte Strahlen nach dem Mittelpuncte zu und zeigten die bewegliche Feſtigkeit des Gebäudes. Der Zug ging langſam hinüber, und der Fährmann, der von ferne aus ſeiner Hütte hervorſah, betrachtete mit

Staunen den leuchtenden Kreis und die ſonderbaren Lichter, die darüber hinzogen.

Kaum waren ſie an dem andern Ufer angelangt, als der Bogen nach ſeiner Weiſe zu ſchwanken und ſich wellenartig dem Waſſer zu nähern anfing. Die Schlange bewegte ſich bald darauf ans Land, der Korb ſetzte ſich zur Erde nieder, und die Schlange zog aufs neue ihren Kreis umher, der Alte neigte ſich vor ihr und ſprach: was haſt du beſchloſſen?

Mich aufzuopfern, ehe ich aufgeopfert werde, verſetzte die Schlange; verſprich mir daß du keinen Stein am Lande laſſen willſt.

Der Alte verſprachs und ſagte darauf zur ſchönen Lilie: rühre die Schlange mit der linken Hand an und deinen Geliebten mit der rechten. Lilie kniete nieder und berührte die Schlange und den Leichnam. Im Augenblicke ſchien dieſer in das Leben überzugehen, er bewegte ſich im Korbe, ja er richtete ſich in die Höhe und ſaß; Lilie wollte ihn umarmen, allein der Alte hielt ſie zurück, er half dagegen dem Jüngling aufſtehn und leitete ihn, indem er aus dem Korbe und dem Kreiſe trat.

Der Jüngling ſtand, der Canarienvogel flatterte auf ſeiner Schulter, es war wieder Leben in beyden, aber der Geiſt war noch nicht zurücke gekehrt; der ſchö-

ne Freund hatte die Augen offen und ſah nicht, wenigſtens ſchien er alles ohne Theilnehmung anzuſehn, und kaum hatte ſich die Verwunderung über dieſe Begebenheit in Etwas gemäßigt, als man erſt bemerkte, wie ſonderbar die Schlange ſich verändert hatte. Ihr ſchöner ſchlanker Körper war in tauſend und tauſend leuchtende Edelſteine zerfallen, unvorſichtig hatte die Alte, die nach ihrem Korbe greifen wollte, an ſie geſtoßen, und man ſah nichts mehr von der Bildung der Schlange, nur ein ſchöner Kreis leuchtender Edelſteine lag im Graſe.

Der Alte machte ſogleich Anſtalt, die Steine in den Korb zu faſſen, wozu ihm ſeine Frau behülflich ſeyn mußte. Beyde trugen darauf den Korb gegen das Ufer an einen erhabenen Ort, und er ſchüttete die ganze Ladung, nicht ohne Widerwillen der Schönen und ſeines Weibes, die gerne davon ſich etwas ausgeſucht hätten, in den Fluß. Wie leuchtende und blinkende Sterne ſchwammen die Steine mit den Wellen hin, und man konnte nicht unterſcheiden, ob ſie ſich in der Ferne verloren oder unterſanken.

Meine Herren, ſagte darauf der Alte ehrerbietig zu den Irrlichtern, nunmehr zeige ich Ihnen den Weg und eröfne den Gang, aber Sie leiſten uns den größten Dienſt, wenn Sie uns die Pforte des Heiligthums öf-

ren, durch die wir dießmal eingehen müſſen und die außer Ihnen niemand aufſchließen kann.

Die Irrlichter neigten ſich anſtändig und blieben zurück. Der Alte mit der Lampe ging voraus in den Felſen, der ſich vor ihm aufthat; der Jüngling folgte ihm, gleichſam mechaniſch; ſtill und ungewiß hielt ſich Lilie in einiger Entfernung hinter ihm; die Alte wollte nicht gerne zurückbleiben und ſtreckte ihre Hand aus, damit ja das Licht von ihres Mannes Lampe ſie erleuchten könne. Nun ſchloſſen die Irrlichter den Zug, indem ſie die Spitzen ihrer Flammen zuſammen neigten und mit einander zu ſprechen ſchienen.

Sie waren nicht lange gegangen, als der Zug ſich vor einem großen ehernen Thore befand, deſſen Flügel mit einem goldenen Schloß verſchloſſen waren. Der Alte rief ſogleich die Irrlichter herbey, die ſich nicht lange aufmuntern ließen, ſondern geſchäftig mit ihren ſpitzeſten Flammen Schloß und Riegel aufzehrten.

Laut tönte das Erz, als die Pforten ſchnell aufſprangen und im Heiligthum die würdigen Bilder der Könige, durch die hereintretenden Lichter beleuchtet, erſchienen. Jeder neigte ſich vor den ehrwürdigen Herrſchern, beſonders ließen es die Irrlichter an krauſen Verbeugungen nicht fehlen.

Nach einiger Pauſe fragte der goldne König: woher kommt ihr? — aus der Welt! antwortete der Alte.

Wohin geht ihr? fragte der ſilberne König — in die Welt! ſagte der Alte — Was wollt ihr bey uns? fragte der eherne König — euch begleiten, ſagte der Alte.

Der gemiſchte König wollte eben zu reden anfangen, als der goldne zu den Irrlichtern, die ihm zu nahe gekommen waren, ſprach: hebet euch weg von mir, mein Gold iſt nicht für euren Gaum. Sie wandten ſich darauf zum ſilbernen und ſchmiegten ſich an ihn, ſein Gewand glänzte ſchön von ihrem gelblichen Wiederſchein. Ihr ſeyd mir willkommen, ſagte er, aber ich kann euch nicht ernähren, ſättiget euch auswärts und bringt mir euer Licht. Sie entfernten ſich und ſchlichen, bey dem ehernen vorbey, der ſie nicht zu bemerken ſchien, auf den zuſammengeſetzten los. Wer wird die Welt beherrſchen! rief dieſer mit ſtotternder Stimme. — Wer auf ſeinen Füßen ſteht, antwortete der Alte. — Das bin ich! ſagte der gemiſchte König — Es wird ſich offenbaren, ſagte der Alte, denn es iſt an der Zeit.

Die ſchöne Lilie fiel dem Alten um den Hals und küßte ihn aufs herzlichſte. Heiliger Vater! ſagte ſie, tauſendmal dank' ich dir, denn ich höre das ahnungsvolle Wort zum drittenmal. Sie hatte kaum ausgeredet, als ſie ſich noch feſter an den Alten anhielt, denn der Boden fing unter ihnen an zu ſchwanken, die Alte und der Jüngling hielten ſich auch an einander, nur die beweglichen Irrlichter merkten nichts.

Man konnte deutlich fühlen, daß der ganze Tempel ſich bewegte, wie ein Schiff das ſich ſanft aus dem Hafen entfernt, wenn die Anker gelichtet ſind; die Tiefen der Erde ſchienen ſich vor ihm aufzuthun als er hindurch zog. Er ſtieß nirgends an, kein Felſen ſtand ihm in dem Weg.

Wenige Augenblicke ſchien ein feiner Regen durch die Oefnung der Kuppel hereinzurieſeln, der Alte hielt die ſchöne Lilie feſter und ſagte zu ihr: Wir ſind unter dem Fluſſe und bald am Ziel. Nicht lange darauf glaubten ſie ſtill zu ſtehn, doch ſie betrogen ſich; der Tempel ſtieg aufwärts.

Nun entſtand ein ſeltſames Getöſe über ihrem Haupte. Bretter und Balken, in ungeſtalter Verbindung, begannen ſich zu der Oefnung der Kuppel krachend hereinzu drängen. Lilie und die Alte ſprangen zur Seite, der Mann mit der Lampe faßte den Jüngling und blieb ſtehen. Die kleine Hütte des Fährmanns, denn ſie war es die der Tempel, im Aufſteigen, vom Boden abgeſondert und in ſich aufgenommen hatte, ſank allmählich herunter und bedeckte den Jüngling und den Alten.

Die Weiber ſchrien laut, und der Tempel ſchütterte wie ein Schiff das unvermuthet ans Land ſtößt. Aengſtlich irrten die Frauen in der Dämmerung um die Hütte, die Thüre war verſchloſſen und auf ihr Pochen hörte niemand. Sie pochten heftiger und wunderten ſich nicht

wenig, als zuletzt das Holz zu klingen anfing. Durch die Kraft der verſchloſſenen Lampe war die Hütte von innen heraus zu Silber geworden. Nicht lange, ſo veränderte ſie ſogar ihre Geſtalt; denn das edle Metall verließ die zufälligen Formen der Bretter, Pfoſten und Balken, und dehnte ſich zu einem herrlichen Gehäuſe von getriebener Arbeit aus. Nun ſtand ein herrlicher kleiner Tempel in der Mitte des großen, oder wenn man will ein Altar des Tempels würdig.

Durch eine Treppe, die von innen heraufging, trat nunmehr der edle Jüngling in die Höhe, der Mann mit der Lampe leuchtete ihm, und ein anderer ſchien ihn zu unterſtützen, der in einem weißen kurzen Gewand hervorkam und ein ſilbernes Ruder in der Hand hielt, man erkannte in ihm ſogleich den Fährmann, den ehemaligen Bewohner der verwandelten Hütte.

Die ſchöne Lilie ſtieg die äußeren Stufen hinauf, die von dem Tempel auf den Altar führten, aber noch immer mußte ſie ſich von ihrem Geliebten entfernt halten. Die Alte, deren Hand, ſo lange die Lampe verborgen geweſen, immer kleiner geworden war, rief: ſoll ich doch noch unglücklich werden, iſt bey ſo vielen Wundern durch kein Wunder meine Hand zu retten? Ihr Mann deutete ihr nach der offenen Pforte und ſagte: ſiehe der Tag bricht an, eile und bade dich im Fluſſe. — Welch ein Rath! rief ſie, ich ſoll wohl ganz

ſchwarz werden und ganz verſchwinden, habe ich doch meine Schuld noch nicht bezahlt — Gehe, ſagte der Alte, und folge mir! alle Schulden ſind abgetragen.

Die Alte eilte weg, und in dem Augenblick erſchien das Licht der aufgehenden Sonne an dem Kranze der Kuppel, der Alte trat zwiſchen den Jüngling und die Jungfrau und rief mit lauter Stimme: drey ſind die da herrſchen auf Erden: die Weisheit, der Schein und die Gewalt. Bey dem erſten Worte ſtand der goldne König auf, bey dem zweyten der ſilberne und bey dem dritten hatte ſich der eherne langſam empor gehoben, als der zuſammengeſetzte König ſich plötzlich ungeſchickt niederſetzte.

Wer ihn ſah' konnte ſich, ohngeachtet des feyerlichen Augenblicks, kaum des Lachens enthalten, denn er ſaß nicht, er lag nicht, er lehnte ſich nicht an, ſondern er war unförmlich zuſammengeſunken.

Die Irrlichter, die ſich bisher um ihn beſchäftigt hatten, traten zur Seite, ſie ſchienen, obgleich blaß beym Morgenlichte, doch wieder gut genährt und wohl bey Flammen; ſie hatten auf eine geſchickte Weiſe die goldnen Adern des koloſſalen Bildes mit ihren ſpitzen Zungen bis aufs innerſte heraus geleckt. Die unregelmäßigen leeren Räume, die dadurch entſtanden waren, erhielten ſich eine Zeit lang offen und die Figur blieb in ihrer vorigen Geſtalt. Als aber auch zuletzt die zarten

ſten

ſten Aederchen aufgezehrt waren, brach auf einmal das Bild zuſammen und leider grade an den Stellen die ganz bleiben, wenn der Menſch ſich ſetzt; dagegen blieben die Gelenke, die ſich hätten biegen ſollen, ſteif. Wer nicht lachen konnte, mußte ſeine Augen wegwenden; das Mittelding zwiſchen Form und Klumpen war widerwärtig anzuſehn.

Der Mann mit der Lampe führte nunmehr den ſchönen, aber immer noch ſtarr vor ſich hinblickenden Jüngling vom Altare herab und grade auf den ehernen König los. Zu den Füßen des mächtigen Fürſten lag ein Schwerdt, in eherner Scheide. Der Jüngling gürtete ſich — das Schwerdt an der Linken, die Rechte frey! rief der gewaltige König. Sie giengen darauf zum ſilbernen, der ſein Scepter gegen den Jüngling neigte. Dieſer ergriff es mit der linken Hand, und der König ſagte mit gefälliger Stimme: Weide die Schafe! Als ſie zum goldenen Könige kamen, drückte er mit väterlich ſegnender Gebärde dem Jüngling den Eichenkranz aufs Haupt und ſprach: erkenne das Höchſte!

Der Alte hatte während dieſes Umgangs den Jüngling genau bemerkt. Nach umgürtetem Schwerdt hob ſich ſeine Bruſt, ſeine Arme regten ſich und ſeine Füſte traten feſter auf; indem er den Scepter in die Hand nahm, ſchien ſich die Kraft zu mildern und durch einen unausſprechlichen Reitz noch mächtiger zu werden; als

aber der Eichenkranz ſeine Locken zierte, belebten ſich ſeine Geſichtszüge, ſein Auge glänzte von unausſprechlichem Geiſt, und das erſte Wort ſeines Mundes war Lilie.

Liebe Lilie! rief er, als er ihr die ſilbernen Treppen hinauf entgegen eilte; denn ſie hatte von der Zinne des Altars ſeiner Reiſe zugeſehn: liebe Lilie! was kann der Mann, ausgeſtattet mit allem, ſich köſtlicheres wünſchen als die Unſchuld und die ſtille Neigung die mir dein Buſen entgegen bringt? O! mein Freund, fuhr er fort, indem er ſich zu dem Alten wendete und die drey heiligen Bildſäulen anſah, herrlich und ſicher iſt das Reich unſerer Väter, aber du haſt die vierte Kraft vergeſſen, die noch früher, allgemeiner, gewiſſer die Welt beherrſcht, die Kraft der Liebe. Mit dieſen Worten fiel er dem ſchönen Mädchen um den Hals, ſie hatte den Schleyer weggeworfen und ihre Wangen färbten ſich mit der ſchönſten unvergänglichſten Röthe.

Hierauf ſagte der Alte lächelnd: die Liebe herrſcht nicht, aber ſie bildet, und das iſt mehr.

Ueber dieſer Feyerlichkeit, dem Glück, dem Entzücken hatte man nicht bemerkt, daß der Tag völlig angebrochen war, und nun fielen auf einmal durch die offne Pforte ganz unerwartete Gegenſtände der Geſellſchaft in die Augen. Ein großer mit Säulen umgebener Platz machte den Vorhof, an deſſen Ende man eine lange

und prächtige Brücke sah, die mit vielen Bogen über den Fluß hinüber reichte; sie war an beyden Seiten mit Säulengängen für die Wanderer bequem und prächtig eingerichtet, deren sich schon viele Tausende eingefunden hatten, und emsig hin und wieder gingen. Der große Weg in der Mitte war von Heerden und Maulthieren, Reutern und Wagen belebt, die an beyden Seiten, ohne sich zu hindern, stromweise hin und her flossen. Sie schienen sich alle über die Bequemlichkeit und Pracht zu verwundern, und der neue König mit seiner Gemahlin war über die Bewegung und das Leben dieses großen Volks so entzückt, als ihre wechselseitige Liebe sie glücklich machte.

Gedenke der Schlange in Ehren, sagte der Mann mit der Lampe, du bist ihr das Leben, deine Völker sind ihr die Brücke schuldig, wodurch diese nachbarlichen Ufer erst zu Ländern belebt und verbunden werden. Jene schwimmenden und leuchtenden Edelsteine, die Reste ihres aufgeopferten Körpers, sind die Grundpfeiler dieser herrlichen Brücke, auf ihnen hat sie sich selbst erbaut und wird sich selbst erhalten.

Man wollte eben die Aufklärung dieses wunderbaren Geheimnisses von ihm verlangen, als vier schöne Mädchen zu der Pforte des Tempels herein traten. An der Harfe, dem Sonnenschirm und dem Feldstuhl erkannte man sogleich die Begleiterinnen Lilions, aber die vierte,

ſchöner als die drey, war eine unbekannte, die ſcherzend ſchweſterlich mit ihnen durch den Tempel eilte und die ſilbernen Stufen hinanſtieg.

Wirſt du mir künftig mehr glauben, liebes Weib? ſagte der Mann mit der Lampe zu der Schönen: wohl dir und jedem Geſchöpfe, das ſich dieſen Morgen im Fluſſe badet.

Die verjüngte und verſchönerte Alte, von deren Bildung keine Spur mehr übrig war, umfaßte mit belebten jugendlichen Armen den Mann mit der Lampe, der ihre Liebkoſungen mit Freundlichkeit aufnahm. Wenn ich dir zu alt bin, ſagte er lächelnd, ſo darfſt du heute einen andern Gatten wählen; von heute an iſt keine Ehe gültig, die nicht aufs neue geſchloſſen wird.

Weißt du denn nicht, verſetzte ſie, daß auch du jünger geworden biſt? — Es freut mich, wenn ich deinen jungen Augen als ein wackrer Jüngling erſcheine, ich nehme deine Hand von neuem an, und mag gern mit dir in das folgende Jahrtauſend hinüberleben.

Die Königin bewillkommte ihre neue Freundin und ſtieg mit ihr und ihren übrigen Geſpielinnen in den Altar hinab, indeß der König in der Mitte der beyden Männer nach der Brücke hinſah und aufmerkſam das Gewimmel des Volks betrachtete.

Aber nicht lange dauerte ſeine Zufriedenheit, denn er ſah einen Gegenſtand, der ihm einen Augenblick Ver-

druß erregte. Der große Riese, der sich von seinem Morgenschlaf noch nicht erholt zu haben schien, taumelte über die Brücke her und verursachte daselbst große Unordnung. Er war, wie gewöhnlich, schlaftrunken aufgestanden und gedachte sich in der bekannten Bucht des Flusses zu baden, anstatt derselben fand er festes Land und tappte auf dem breiten Pflaster der Brücke hin. Ob er nun gleich zwischen Menschen und Vieh auf das ungeschickteste hineintrat, so ward doch seine Gegenwart zwar von allen angestaunt doch von niemand gefühlt; als ihm aber die Sonne in die Augen schien, und er die Hände aufhub sie auszuwischen, fuhr der Schatten seiner ungeheuren Fäuste hinter ihm, so kräftig und ungeschickt unter der Menge hin und wieder, daß Menschen und Thiere in großen Massen zusammen stürzten, beschädigt wurden, und Gefahr liefen in den Fluß geschleudert zu werden.

Der König, als er diese Unthat erblickte, fuhr mit einer unwillkührlichen Bewegung nach dem Schwerdte, doch besann er sich und blickte ruhig erst sein Scepter, dann die Lampe und das Ruder seiner Gefährten an. Ich errathe deine Gedanken, sagte der Mann mit der Lampe, aber wir und unsere Kräfte sind gegen diesen Ohnmächtigen ohnmächtig. Sey ruhig! er schadet zum letztenmal, und glücklicherweise ist sein Schatten von uns abgekehrt.

Indeſſen war der Rieſe immer näher gekommen, hatte vor Verwunderung über das, was er mit offnen Augen ſah, die Hände ſinken laſſen, that keinen Schaden mehr, und trat gaffend in den Vorhof herein.

Gerade ging er auf die Thüre des Tempels zu, als er auf einmal in der Mitte des Hofes an dem Boden feſtgehalten wurde. Er ſtand als eine koloſſale mächtige Bildſäule, von röthlich glänzendem Steine, da, und ſein Schatten zeigte die Stunden, die in einen Kreis auf dem Boden um ihn her, nicht in Zahlen, ſondern in edlen und bedeutenden Bildern, eingelegt waren.

Nicht wenig erfreut war der König, den Schatten des Ungeheuers in nützlicher Richtung zu ſehen, nicht wenig verwundert war die Königin, die, als ſie mit größter Herrlichkeit geſchmückt aus dem Altare, mit ihren Jungfrauen herauf ſtieg, das ſeltſame Bild erblickte, das die Ausſicht aus dem Tempel nach der Brücke faſt zudeckte.

Indeſſen hatte ſich das Volk dem Rieſen nachgedrängt, da er ſtill ſtand, ihn umgeben und ſeine Verwandlung angeſtaunt, von da wandte ſich die Menge nach dem Tempel, den ſie erſt jetzt gewahr zu werden ſchien und drängte ſich nach der Thüre.

In dieſem Augenblick ſchwebte der Habicht mit dem Spiegel hoch über dem Dom, fing das Licht der Sonne

auf und warf es über die auf dem Altar ſtehende Gruppe. Der König, die Königin und ihre Begleiter erſchienen in dem dämmernden Gewölbe des Tempels, von einem himmliſchen Glanze erleuchtet, und das Volk fiel auf ſein Angeſicht. Als die Menge ſich wieder erholt hatte und aufſtand, war der König mit den Seinigen in den Altar hinabgeſtiegen, um durch verborgene Hallen nach ſeinem Pallaſte zu gehen, und das Volk zerſtreute ſich in dem Tempel, ſeine Neugierde zu befriedigen. Es betrachtete die drey aufrecht ſtehenden Könige mit Staunen und Ehrfurcht, aber es war deſto begieriger zu wiſſen, was unter dem Teppiche in der vierten Niſche für ein Klumpen verborgen ſeyn möchte; denn, wer es auch mochte geweſen ſeyn, wohlmeynende Beſcheidenheit hatte eine prächtige Decke über den zuſammengeſunkenen König hingebreitet, die kein Auge zu durchdringen vermag und keine Hand wagen darf wegzuheben.

Das Volk hätte kein Ende ſeines Schauens und ſeiner Bewunderung gefunden, und die zudringende Menge hätte ſich in dem Tempel ſelbſt erdrückt, wäre ihre Aufmerkſamkeit nicht wieder auf den großen Platz gelenkt worden.

Unvermuthet fielen Goldſtücke, wie aus der Luft, klingend auf die marmornen Platten, die nächſten Wanderer ſtürzten darüber her, um ſich ihrer zu bemächtigen, einzeln wiederholte ſich dies Wunder, und zwar

bald hier und bald da. Man begreift wohl, daß die abziehenden Irrlichter ſich hier nochmals eine Luft machten und das Gold aus den Gliedern des zuſammengeſunkenen Königs auf eine luſtige Weiſe vergeudeten. Begierig lief das Volk noch eine Zeitlang hin und wieder, drängte und zerriß ſich, auch noch da keine Goldſtücke mehr herabfielen. Endlich verlief es ſich allmählig, zog ſeine Straße, und bis auf den heutigen Tag wimmelt die Brücke von Wanderern, und der Tempel iſt der beſuchteſte auf der ganzen Erde.

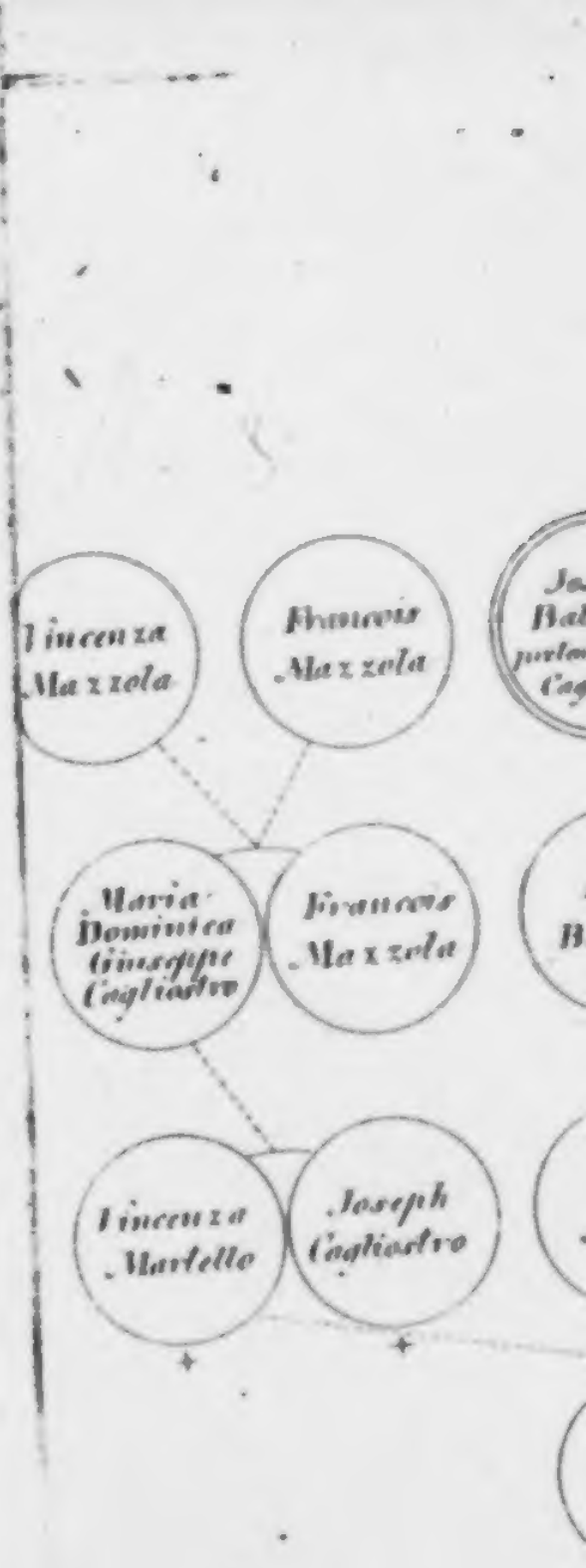
Vincenza Mazzola
Francesco Mazzola
Maria Domenica Giuseppe Cagliostro
Francesco Mazzola
Vincenza Mavtello
Joseph Cagliostro

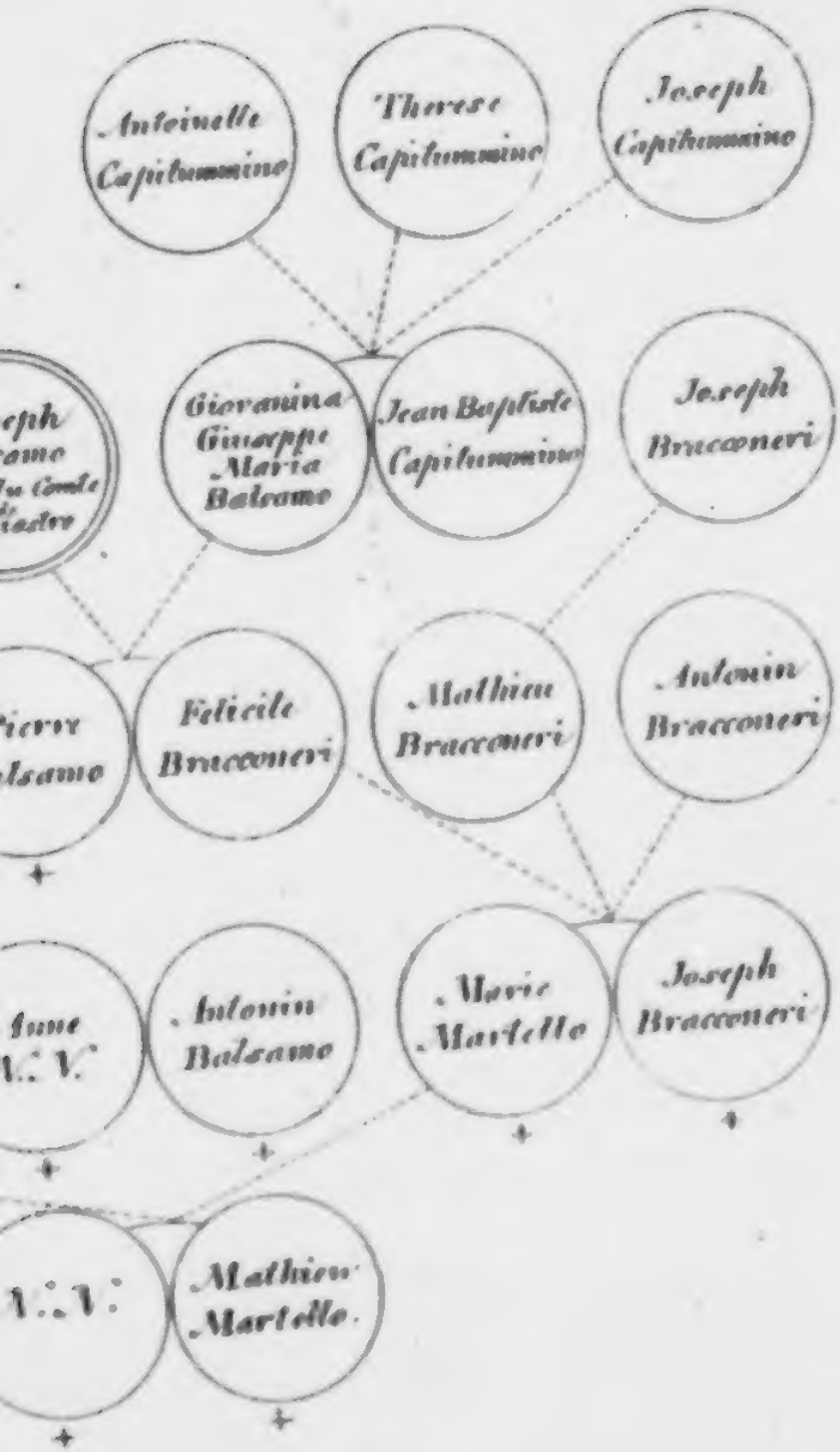
Antoinette Capitummino
Therese Capitummino
Joseph Capitummino
Giovanina Giuseppe Maria Balsamo
Jean Baptiste Capitummino
Joseph Bracconeri
Felicite Bracconeri
Mathieu Bracconeri
Antonin Bracconeri
Antonin Balsamo
Marie Martelle
Joseph Bracconeri
Mathieu Martelle

Goethe's

Werke.

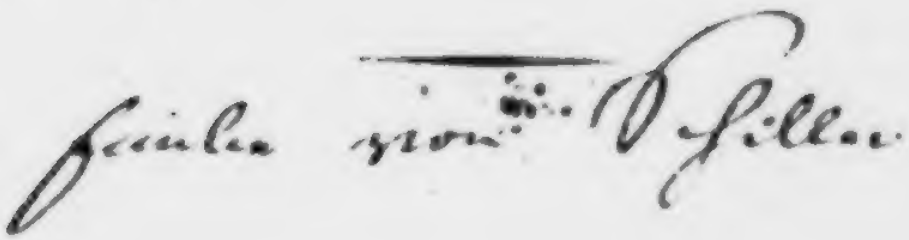

Dreyzehnter Band.

Tübingen
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1810.

A 33492

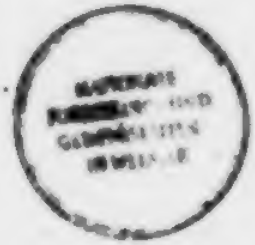

Die Wahlverwandtſchaften.

Ein Roman.

Erſter Theil.

Erſtes Capitel.

Eduard — ſo nennen wir einen reichen Baron im beſten Mannesalter — Eduard hatte in ſeiner Baumſchule die ſchönſte Stunde eines Aprilnachmittags zugebracht, um friſch erhaltene Pfropfreiſer auf junge Stämme zu bringen. Sein Geſchäft war eben vollendet; er legte die Geräthſchaften in das Futteral zuſammen und betrachtete ſeine Arbeit mit Vergnügen, als der Gärtner hinzutrat und ſich an dem theilnehmenden Fleiße des Herrn ergötzte.

Haſt du meine Frau nicht geſehen? fragte Eduard, indem er ſich weiter zu gehen anſchickte.

Drüben in den neuen Anlagen, verſetzte der Gärtner. Die Mooshütte wird heute fertig, die ſie an der Felswand, dem Schloſſe gegenüber gebaut hat. Alles iſt recht ſchön geworden und muß Ew. Gnaden gefallen. Man hat einen vortrefflichen Anblick: unten das Dorf, ein wenig rechter Hand die Kirche, über deren Thurmſpitze man faſt hinwegſieht; gegenüber das Schloß und die Gärten.

Ganz recht, verſetzte Eduard; einige Schritte von hier konnte ich die Leute arbeiten ſehen.

Dann, fuhr der Gärtner fort, öffnet ſich rechts das Thal und man ſieht über die reichen Baumwieſen in eine heitere Ferne. Der Stieg die Felſen hinauf iſt gar hübſch angelegt. Die gnädige Frau verſteht es; man arbeitet unter ihr mit Vergnügen.

Geh zu ihr, ſagte Eduard, und erſuche ſie, auf mich zu warten. Sage ihr, ich wünſche die neue Schöpfung zu ſehen und mich daran zu erfreuen.

Der Gärtner entfernte ſich eilig und Eduard folgte bald.

Dieſer ſtieg nun die Terraſſen hinunter, muſterte, im Vorbeygehen, Gewächshäuſer und Treibebeete, bis er ans Waſſer, dann über einen Steg an den Ort kam, wo ſich der Pfad nach den neuen Anlagen in zwey Arme theilte. Den einen, der über den Kirchhof ziemlich gerade nach der Felswand hinging, ließ er liegen um den andern einzuſchlagen, der ſich links etwas weiter durch anmuthiges Gebüſch ſachte hinaufwand; da wo beyde zuſammentrafen, ſetzte er ſich für einen Augenblick auf einer wohlangebrachten Bank nieder, betrat ſodann den eigentlichen Stieg, und ſah ſich durch allerley Treppen und Abſätze, auf dem ſchmalen, bald mehr bald weniger ſteilen Wege endlich zur Mooshütte geleitet.

An der Thüre empfing Charlotte ihren Gemahl und ließ ihn dergeſtalt niederſitzen, daß er durch Thüre und Fenſter die verſchiedenen Bilder, welche die Landſchaft gleichſam im Rahmen zeigten, auf einen Blick überſe-

hen konnte. Er freute ſich daran, in Hoffnung daß der Frühling bald alles noch reichlicher beleben würde. Nur eines habe ich zu erinnern, ſetzte er hinzu: die Hütte ſcheint mir etwas zu eng.

Für uns beyde doch geräumig genug, verſetzte Charlotte.

Nun freylich, ſagte Eduard, für einen Dritten iſt auch wohl noch Platz.

Warum nicht? verſetzte Charlotte, und auch für ein Viertes. Für größere Geſellſchaft wollen wir ſchon andere Stellen bereiten.

Da wir denn ungeſtört hier allein ſind, ſagte Eduard, und ganz ruhigen heiteren Sinnes; ſo muß ich dir geſtehen, daß ich ſchon einige Zeit etwas auf dem Herzen habe, was ich dir vertrauen muß und möchte, und nicht dazu kommen kann.

Ich habe dir ſo etwas angemerkt, verſetzte Charlotte.

Und ich will nur geſtehen, fuhr Eduard fort, wenn mich der Poſtbote morgen früh nicht drängte, wenn wir uns nicht heut entſchlieſſen müßten, ich hätte vielleicht noch länger geſchwiegen.

Was iſt es denn? fragte Charlotte freundlich entgegenkommend.

Es betrifft unſern Freund, den Hauptmann, antwortete Eduard. Du kennſt die traurige Lage, in die er, wie ſo mancher andere, ohne ſein Verſchulden geſetzt

iſt. Wie ſchmerzlich muß es einem Manne von ſeinen Kenntniſſen, ſeinen Talenten und Fertigkeiten ſeyn, ſich auſſer Thätigkeit zu ſehen und — ich will nicht lange zurückhalten mit dem was ich für ihn wünſche: ich möchte daß wir ihn auf einige Zeit zu uns nähmen.

Das iſt wohl zu überlegen und von mehr als einer Seite zu betrachten, verſetzte Charlotte.

Meine Anſichten bin ich bereit dir mitzutheilen, entgegnete ihr Eduard. In ſeinem letzten Briefe herrſcht ein ſtiller Ausdruck des tiefſten Mißmuthes; nicht daß es ihm an irgend einem Bedürfniß fehle: denn er weiß ſich durchaus zu beſchränken und für das Nothwendige habe ich geſorgt; auch drückt es ihn nicht etwas von mir anzunehmen: denn wir ſind unſre Lebzeit über einander wechſelſeitig ſo viel ſchuldig geworden, daß wir nicht berechnen können, wie unſer Credit und Debet ſich gegen einander verhalte — daß er geſchäftlos iſt, das iſt eigentlich ſeine Qual. Das Vielfache, was er an ſich ausgebildet hat, zu Andrer Nutzen täglich und ſtündlich zu gebrauchen, iſt ganz allein ſein Vergnügen, ja ſeine Leidenſchaft. Und nun die Hände in den Schoos zu legen, oder noch weiter zu ſtudiren, ſich weitere Geſchicklichkeit zu verſchaffen, da er das nicht brauchen kann, was er in vollem Maaße beſitzt — genug, liebes Kind, es iſt eine peinliche Lage, deren Qual er doppelt und dreifach in ſeiner Einſamkeit empfindet.

Ich dachte doch, ſagte Charlotte, ihm wären von

verſchiedenen Orten Anerbietungen geſchehen. Ich hatte ſelbſt, um ſeinetwillen, an manche thätige Freunde und Freundinnen geſchrieben, und ſoviel ich weiß, blieb dieß auch nicht ohne Wirkung.

Ganz recht, verſetzte Eduard; aber ſelbſt dieſe verſchiedenen Gelegenheiten, dieſe Anerbietungen machen ihm neue Qual, neue Unruhe. Keines von den Verhältniſſen iſt ihm gemäß. Er ſoll nicht wirken; er ſoll ſich aufopfern, ſeine Zeit, ſeine Geſinnungen, ſeine Art zu ſeyn, und das iſt ihm unmöglich. Jemehr ich das alles betrachte, jemehr ich es fühle, deſto lebhafter wird der Wunſch ihn bey uns zu ſehen.

Es iſt recht ſchön und liebenswürdig von dir, verſetzte Charlotte, daß du des Freundes Zuſtand mit ſo viel Theilnahme bedenkſt; allein erlaube mir dich aufzufordern, auch deiner, auch unſer zu gedenken.

Das habe ich gethan, entgegnete ihr Eduard. Wir können von ſeiner Nähe uns nur Vortheil und Annehmlichkeit verſprechen. Von dem Aufwande will ich nicht reden, der auf alle Fälle gering für mich wird, wenn er zu uns zieht; beſonders wenn ich zugleich bedenke, daß uns ſeine Gegenwart nicht die mindeſte Unbequemlichkeit verurſacht. Auf dem rechten Flügel des Schloſſes kann er wohnen, und alles andre findet ſich. Wie viel wird ihm dadurch geleiſtet, und wie manches Angenehme wird uns durch ſeinen Umgang, ja wie mancher Vortheil! Ich hätte längſt eine Ausmeſſung des

Gutes und der Gegend gewünscht; er wird sie besorgen und leiten. Deine Absicht ist, selbst die Güter künftig zu verwalten, sobald die Jahre der gegenwärtigen Pächter verflossen sind. Wie bedenklich ist ein solches Unternehmen! Zu wie manchen Vorkenntnissen kann er uns nicht verhelfen! Ich fühle nur zu sehr, daß mir ein Mann dieser Art abgeht. Die Landleute haben die rechten Kenntnisse; ihre Mittheilungen aber sind confus und nicht ehrlich. Die Studirten aus der Stadt und von den Akademieen sind wohl klar und ordentlich; aber es fehlt an der unmittelbaren Einsicht in die Sache. Vom Freunde kann ich mir beydes versprechen; und dann entspringen noch hundert andre Verhältnisse daraus, die ich mir alle gern vorstellen mag, die auch auf dich Bezug haben und wovon ich viel Gutes vorausſehe. Nun danke ich dir, daß du mich freundlich angehört hast; jetzt sprich aber auch recht frey und umständlich und sage mir alles was du zu sagen hast, ich will dich nicht unterbrechen.

Recht gut, versetzte Charlotte: so will ich gleich mit einer allgemeinen Bemerkung anfangen. Die Männer denken mehr auf das Einzelne, auf das Gegenwärtige, und das mit Recht, weil sie zu thun, zu wirken berufen sind; die Weiber hingegen mehr auf das was im Leben zusammenhängt, und das mit gleichem Rechte, weil ihr Schicksal, das Schicksal ihrer Familien, an diesen Zusammenhang geknüpft ist, und auch gerade die-

ſes Zuſammenhängende von ihnen gefordert wird. Laß uns deswegen einen Blick auf unſer gegenwärtiges, auf unſer vergangenes Leben werfen, und du wirſt mir eingeſtehen, daß die Berufung des Hauptmanns nicht ſo ganz mit unſern Vorſätzen, unſern Planen, unſern Einrichtungen zuſammentrifft.

Mag ich doch ſo gern unſerer frühſten Verhältniſſe gedenken! Wir liebten einander als junge Leute recht herzlich; wir wurden getrennt: du von mir, weil dein Vater, aus nie zu ſättigender Begierde des Beſitzes, dich mit einer ziemlich älteren reichen Frau verband; ich von dir, weil ich, ohne ſonderliche Ausſichten, einem wohlhabenden, nicht geliebten aber geehrten Manne meine Hand reichen mußte. Wir wurden wieder frey; du früher, indem dich dein Mütterchen im Beſitz eines großen Vermögens ließ; ich ſpäter, eben zu der Zeit, da du von Reiſen zurückkamſt. So fanden wir uns wieder. Wir freuten uns der Erinnerung, wir liebten die Erinnerung, wir konnten ungeſtört zuſammen leben. Du drangſt auf eine Verbindung; ich willigte nicht gleich: denn da wir ohngefähr von denſelben Jahren ſind, ſo bin ich als Frau wohl älter geworden, du nicht als Mann. Zuletzt wollte ich dir nicht verſagen, was du für dein einziges Glück zu halten ſchienſt. Du wollteſt von allen Unruhen, die du bey Hof, im Militär, auf Reiſen erlebt hatteſt, dich an meiner Seite erholen, zur Beſinnung kommen, des Lebens genießen;

aber auch nur mit mir allein. Meine einzige Tochter that ich in Penſion, wo ſie ſich freylich mannigfaltiger ausbildet, als bey einem ländlichen Aufenthalte geſchehen könnte; und nicht ſie allein, auch Ottilien, meine liebe Nichte, that ich dorthin, die vielleicht zur häuslichen Gehülfinn unter meiner Anleitung am beſten herangewachſen wäre. Das alles geſchah mit deiner Einſtimmung, bloß damit wir uns ſelbſt leben, bloß damit wir das früh ſo ſehnlich gewünſchte, endlich ſpät erlangte Glück ungeſtört genießen möchten. So haben wir unſern ländlichen Aufenthalt angetreten. Ich übernahm das Innere, du das Aeußere und was ins Ganze geht. Meine Einrichtung iſt gemacht, dir in allem entgegen zu kommen, nur für dich allein zu leben; laß uns wenigſtens eine Zeit lang verſuchen, in wie fern wir auf dieſe Weiſe mit einander ausreichen.

Da das Zuſammenhängende, wie du ſagſt, eigentlich euer Element iſt, verſetzte Eduard; ſo muß man euch freylich nicht in einer Folge reden hören, oder ſich entſchließen euch Recht zu geben, und du ſollſt auch Recht haben bis auf den heutigen Tag. Die Anlage, die wir bis jetzt zu unſerm Daſeyn gemacht haben, iſt von guter Art; ſollen wir aber nichts weiter darauf bauen, und ſoll ſich nichts weiter daraus entwickeln? Was ich im Garten leiſte, du im Park, ſoll das nur für Einſiedler gethan ſeyn?

Recht gut! verſetzte Charlotte, recht wohl! Nur

daß wir nichts hinderndes, fremdes herein bringen. Bedenke, daß unſre Verſätze, auch was die Unterhaltung betrifft, ſich gewiſſermaßen nur auf unſer beyderſeitiges Zuſammenſeyn bezogen. Du wollteſt zuerſt die Tagebücher deiner Reiſe mir in ordentlicher Folge mittheilen, bey dieſer Gelegenheit ſo manches dahin gehörige von Papieren in Ordnung bringen, und unter meiner Theilnahme, mit meiner Beyhülfe, aus dieſen unſchätzbaren aber verworrenen Heften und Blättern ein für uns und andre erfreuliches Ganze zuſammenſtellen. Ich verſprach dir an der Abſchrift zu helfen, und wir dachten es uns ſo bequem, ſo artig, ſo gemüthlich und heimlich, die Welt, die wir zuſammen nicht ſehen ſollten, in der Erinnerung zu durchreiſen. Ja der Anfang iſt ſchon gemacht. Dann haſt du die Abende deine Flöte wieder vorgenommen, begleiteſt mich am Clavier; und an Beſuchen aus der Nachbarſchaft und in die Nachbarſchaft fehlt es uns nicht. Ich wenigſtens habe mir aus allem dieſem den erſten wahrhaft fröhlichen Sommer zuſammengebaut, den ich in meinem Leben zu genießen dachte.

Wenn mir nur nicht, verſetzte Eduard indem er ſich die Stirne rieb, bey alle dem, was du mir ſo liebevoll und verſtändig wiederholſt, immer der Gedanke beygienge, durch die Gegenwart des Hauptmanns würde nichts geſtört, ja vielmehr alles beſchleunigt und neu belebt. Auch er hat einen Theil meiner Wanderungen mitge-

macht; auch er hat manches, und in verſchiedenem Sinne, ſich angemerkt: wir benutzten das zuſammen, und alsdann würde es erſt ein hübſches Ganze werden.

So laß mich denn dir aufrichtig geſtehen, entgegnete Charlotte mit einiger Ungeduld, daß dieſem Vorhaben mein Gefühl widerſpricht, daß eine Ahndung mir nichts Gutes weiſſagt.

Auf dieſe Weiſe wäret Ihr Frauen wohl unüberwindlich, verſetzte Eduard: erſt verſtändig, daß man nicht widerſprechen kann, liebevoll, daß man ſich gern hinlebt, gefühlvoll, daß man Euch nicht weh thun mag, ahndungsvoll, daß man erſchrickt.

Ich bin nicht abergläubiſch, verſetzte Charlotte, und gebe nichts auf dieſe dunklen Anregungen, inſofern ſie nur ſolche wären; aber es ſind meiſtentheils unbewußte Erinnerungen glücklicher und unglücklicher Folgen, die wir an eigenen oder fremden Handlungen erlebt haben. Nichts iſt bedeutender in jedem Zuſtande, als die Dazwiſchenkunft eines Dritten. Ich habe Freunde geſehen, Geſchwiſter, Liebende, Gatten, deren Verhältniß durch den zufälligen oder gewählten Hinzutritt einer neuen Perſon ganz und gar verändert, deren Lage völlig umgekehrt worden.

Das kann wohl geſchehen, verſetzte Eduard, bey Menſchen, die nur dunkel vor ſich hin leben, nicht bey ſolchen, die ſchon durch Erfahrung aufgeklärt ſich mehr bewußt ſind.

Das Bewußtſeyn, mein Liebſter, entgegnete Charlotte, iſt keine hinlängliche Waffe, ja manchmal eine gefährliche, für den der ſie führt; und aus dieſem allen tritt wenigſtens ſo viel hervor, daß wir uns ja nicht übereilen ſollen. Gönne mir noch einige Tage, entſcheide nicht!

Wie die Sache ſteht, erwiederte Eduard, werden wir uns, auch nach mehreren Tagen, immer übereilen. Die Gründe für und dagegen haben wir wechſelsweiſe vorgebracht; es kommt auf den Entſchluß an, und da wär' es wirklich das beſte, wir gäben ihn dem Loos anheim.

Ich weiß, verſetzte Charlotte, daß du in zweifelhaften Fällen gerne wetteſt oder würfelſt; bey einer ſo ernſthaften Sache hingegen würde ich dieß für einen Frevel halten.

Was ſoll ich aber dem Hauptmann ſchreiben? rief Eduard aus: denn ich muß mich gleich hinſetzen.

Einen ruhigen, vernünftigen, tröſtlichen Brief, ſagte Charlotte.

Das heißt ſoviel wie keinen, verſetzte Eduard.

Und doch iſt es in manchen Fällen, verſetzte Charlotte, nothwendig und freundlich, lieber Nichts zu ſchreiben als nicht zu ſchreiben.

Zweytes Capitel.

Eduard fand ſich allein auf ſeinem Zimmer, und wirklich hatte die Wiederholung ſeiner Lebensſchickſale aus dem Munde Charlottens, die Vergegenwärtigung ihres beyderſeitigen Zuſtandes, ihrer Vorſätze, ſein lebhaftes Gemüth angenehm aufgeregt. Er hatte ſich in ihrer Nähe, in ihrer Geſellſchaft ſo glücklich gefühlt, daß er ſich einen freundlichen, theilnehmenden, aber ruhigen und auf nichts hindeutenden Brief an den Hauptmann ausdachte. Als er aber zum Schreibtiſch ging und den Brief des Freundes aufnahm, um ihn nochmals durchzuleſen, trat ihm ſogleich wieder der traurige Zuſtand des trefflichen Mannes entgegen; alle Empfindungen, die ihn dieſe Tage gepeinigt hatten, wachten wieder auf, und es ſchien ihm unmöglich, ſeinen Freund einer ſo ängſtlichen Lage zu überlaſſen.

Sich etwas zu verſagen, war Eduard nicht gewohnt. Von Jugend auf das einzige, verzogene Kind reicher Aeltern, die ihn zu einer ſeltſamen aber höchſt vortheilhaften Heirath mit einer viel ältern Frau zu bereden wußten, von dieſer auch auf alle Weiſe verzärtelt, indem ſie ſein gutes Betragen gegen ſie durch die größte

Freygebigkeit zu erwiedern ſuchte, nach ihrem baldigen Tode ſein eigener Herr, auf Reiſen unabhängig, jeder Abwechſelung, jeder Veränderung mächtig, nichts Uebertriebenes wollend, aber viel und vielerley wollend, freymüthig, wohlthätig, brav, ja tapfer im Fall — was konnte in der Welt ſeinen Wünſchen entgegenſtehen!

Bisher war alles nach ſeinem Sinne gegangen, auch zum Beſitz Charlottens war er gelangt, den er ſich durch eine hartnäckige, ja romanenhafte Treue doch zuletzt erworben hatte; und nun fühlte er ſich zum erſtenmal widerſprochen, zum erſtenmal gehindert, eben da er ſeinen Jugendfreund an ſich heranziehen, da er ſein ganzes Daſeyn gleichſam abſchließen wollte. Er war verdrießlich, ungeduldig, nahm einigemal die Feder und legte ſie nieder, weil er nicht einig mit ſich werden konnte, was er ſchreiben ſollte. Gegen die Wünſche ſeiner Frau wollte er nicht, nach ihrem Verlangen konnte er nicht; unruhig wie er war ſollte er einen ruhigen Brief ſchreiben, es wäre ihm ganz unmöglich geweſen. Das natürlichſte war, daß er Aufſchub ſuchte. Mit wenig Worten bat er ſeinen Freund um Verzeihung, daß er dieſe Tage nicht geſchrieben, daß er heut nicht umſtändlich ſchreibe, und verſprach für nächſtens ein bedeutenderes, ein beruhigendes Blatt.

Charlotte benutzte des andern Tags auf einem Spazliergang nach derſelben Stelle die Gelegenheit das Geſpräch wieder anzuknüpfen, vielleicht in der Ueberzeu-

gung, daß man einen Verſatz nicht ſichrer abſtumpfen kann, als wenn man ihn öfters durchſpricht.

Eduarden war dieſe Wiederholung erwünſcht. Er äußerte ſich nach ſeiner Weiſe freundlich und angenehm: denn wenn er, empfänglich wie er war, leicht auflo-derte, wenn ſein lebhaftes Begehren zudringlich ward, wenn ſeine Hartnäckigkeit ungeduldig machen konnte; ſo waren doch alle ſeine Aeußerungen durch eine vollkom-mene Schonung des andern dergeſtalt gemildert, daß man ihn immer noch liebenswürdig finden mußte, wenn man ihn auch beſchwerlich fand.

Auf eine ſolche Weiſe brachte er Charlotten dieſen Morgen erſt in die heiterſte Laune, dann durch anmu-thige Geſprächswendungen ganz aus der Faſſung, ſo daß ſie zuletzt ausrief: Du willſt gewiß, daß ich das, was ich dem Ehmann verſagte, dem Liebhaber zugeſtehen ſoll.

Wenigſtens, mein Lieber, fuhr ſie fort, ſollſt du gewahr werden, daß deine Wünſche, die freundliche Lebhaftigkeit, womit du ſie ausdrückſt, mich nicht un-gerührt, mich nicht unbewegt laſſen. Sie nöthigen mich zu einem Geſtändniß. Ich habe dir bisher auch etwas verborgen. Ich befinde mich in einer ähnlichen Lage wie du, und habe mir ſchon eben die Gewalt angethan, die ich dir nun über dich ſelbſt zumuthe.

Das hör' ich gern, ſagte Eduard; ich merke wohl, im Ehſtande muß man ſich manchmal ſtreiten, denn dadurch erfährt man was von einander.

Nun

Nun ſollſt du alſo erfahren, ſagte Charlotte, daß es mir mit Ottilien geht, wie dir mit dem Hauptmann. Höchſt ungern weiß ich das liebe Kind in der Penſion, wo ſie ſich in ſehr drückenden Verhältniſſen befindet. Wenn Luciane, meine Tochter, die für die Welt geboren iſt, ſich dort für die Welt bildet, wenn ſie Sprachen, Geſchichtliches und was ſonſt von Kenntniſſen ihr mitgetheilt wird, ſo wie ihre Noten und Variationen vom Blatte wegſpielt; wenn bey einer lebhaften Natur und bey einem glücklichen Gedächtniß ſie, man möchte wohl ſagen, alles vergißt und im Augenblicke ſich an alles erinnert; wenn ſie durch Freyheit des Betragens, Anmuth im Tanze, ſchickliche Bequemlichkeit des Geſprächs ſich vor allen auszeichnet, und durch ein angebornes herrſchendes Weſen ſich zur Königinn des kleinen Kreiſes macht; wenn die Vorſteherinn dieſer Anſtalt ſie als eine kleine Gottheit anſieht, die nun erſt unter ihren Händen recht gedeiht, die ihr Ehre machen, Zutrauen erwerben und einen Zufluß von andern jungen Perſonen verſchaffen wird; wenn die erſten Seiten ihrer Briefe und Monatsberichte immer nur Hymnen ſind über die Vortrefflichkeit eines ſolchen Kindes, die ich denn recht gut in meine Proſe zu überſ[illegible] weiß: ſo iſt dagegen, was ſie ſchließlich von Ottilien erwähnt, nur immer Entſchuldigung auf Entſchuldigung, daß ein übrigens ſo ſchön heranwachſendes Mädchen ſich nicht entwickeln, keine Fähigkeiten und keine Fertigkeiten zei-

gen wolle. Das wenige was ſie ſonſt noch hinzufügt iſt gleichfalls für mich kein Räthſel, weil ich in dieſem lieben Kinde den ganzen Character ihrer Mutter, meiner wertheſten Freundinn, gewahr werde, die ſich neben mir entwickelt hat und deren Tochter ich gewiß, wenn ich Erzieherinn oder Aufſeherinn ſeyn könnte, zu einem herrlichen Geſchöpf heraufbilden wollte.

Da es aber einmal nicht in unſern Plan geht, und man an ſeinen Lebensverhältniſſen nicht ſo viel zupfen und zerren, nicht immer was neues an ſie heranziehen ſoll; ſo trag ich das lieber, ja ich überwinde die unangenehme Empfindung, wenn meine Tochter, welche recht gut weiß, daß die arme Ottilie ganz von uns abhängt, ſich ihrer Vortheile übermüthig gegen ſie bedient, und unſre Wohlthat dadurch gewiſſermaßen vernichtet.

Doch wer iſt ſo gebildet, daß er nicht ſeine Vorzüge gegen andre manchmal auf eine grauſame Weiſe geltend machte? Wer ſteht ſo hoch, daß er unter einem ſolchen Druck nicht manchmal leiden müßte? Durch dieſe Prüfungen wächſt Ottiliens Werth; aber ſeitdem ich den peinlichen Zuſtand recht deutlich einſehe, habe ich mir Mühe gegeben, ſie anderwärts unterzubringen. Stündlich ſoll mir eine Antwort kommen, und alsdann will ich nicht zaudern. So ſteht es mit mir, mein Beſter. Du ſiehſt, wir tragen beyderſeits dieſelben Sorgen in einem treuen freundſchaftlichen Herzen. Laß uns ſie gemeinſam tragen, da ſie ſich nicht gegeneinander aufheben.

Wir ſind wunderliche Menſchen, ſagte Eduard Lächelnd. Wenn wir nur etwas das uns Sorge macht, aus unſerer Gegenwart verbannen können, da glauben wir ſchon, nun ſey es abgethan. Im Ganzen können wir vieles aufopfern, aber uns im Einzelnen herzugeben, iſt eine Forderung, der wir ſelten gewachſen ſind. So war meine Mutter. So lange ich als Knabe oder Jüngling bey ihr lebte, konnte ſie der augenblicklichen Beſorgniſſe nicht los werden. Verſpätete ich mich bey einem Ausritt, ſo mußte mir ein Unglück begegnet ſeyn; durchnetzte mich ein Regenſchauer, ſo war das Fieber mir gewiß. Ich verreiſte; ich entfernte mich von ihr, und nun ſchien ich ihr kaum anzugehören.

Betrachten wir es genauer, fuhr er fort, ſo handeln wir beyde thörigt und unverantwortlich, zwey der edelſten Naturen, die unſer Herz ſo nahe angehen, im Kummer und im Druck zu laſſen, nur um uns keiner Gefahr auszuſetzen. Wenn dieß nicht ſelbſtſüchtig genannt werden ſoll, was will man ſo nennen! Nimm Ottilien, laß mir den Hauptmann, und in Gottes Namen ſey der Verſuch gemacht!

Es möchte noch zu wagen ſeyn, ſagte Charlotte bedenklich, wenn die Gefahr für uns allein wäre. Glaubſt du denn aber, daß es räthlich ſey, den Hauptmann mit Ottilien als Hausgenoſſen zu ſehen, einen Mann ohngefähr in deinen Jahren, in den Jahren — daß ich dir dieſes Schmeichelhafte nur gerade unter die

Augen ſage — wo der Mann erſt liebefähig und erſt der Liebe werth wird, und ein Mädchen von Ottiliens Vorzügen? —

Ich weiß doch auch nicht, verſetzte Eduard, wie du Ottilien ſo hoch ſtellen kannſt! Nur dadurch erkläre ich mir's, daß ſie deine Neigung zu ihrer Mutter geerbt hat. Hübſch iſt ſie, das iſt wahr, und ich erinnre mich, daß der Hauptmann mich auf ſie aufmerkſam machte, als wir vor einem Jahre zurückkamen und ſie mit dir bey deiner Tante trafen. Hübſch iſt ſie, beſonders hat ſie ſchöne Augen; aber ich wüßte doch nicht, daß ſie den mindeſten Eindruck auf mich gemacht hätte.

Das iſt löblich an dir, ſagte Charlotte, denn ich war ja gegenwärtig; und ob ſie gleich viel jünger iſt als ich, ſo hatte doch die Gegenwart der ältern Freundinn ſo viele Reize für dich, daß du über die aufblühende verſprechende Schönheit hinausſaheſt. Es gehört auch dieß zu deiner Art zu ſeyn, deßhalb ich ſo gern das Leben mit dir theile.

Charlotte, ſo aufrichtig ſie zu ſprechen ſchien, verhehlte doch etwas. Sie hatte nämlich damals dem von Reiſen zurückkehrenden Eduard Ottilien abſichtlich vorgeführt, um dieſer geliebten Pflegetochter eine ſo große Parthie zuzuwenden: denn an ſich ſelbſt, in Bezug auf Eduard, dachte ſie nicht mehr. Der Hauptmann war auch angeſtiftet, Eduarden aufmerkſam zu machen; aber dieſer, der ſeine frühe Liebe zu Charlotten hart-

nächtig im Sinne behielt, ſah weder rechts noch links, und war nur glücklich in dem Gefühl, daß es möglich ſey, eines ſo lebhaft gewünſchten und durch eine Reihe von Ereigniſſen ſcheinbar auf immer verſagten Gutes endlich doch theilhaft zu werden.

Eben ſtand das Ehpaar im Begriff die neuen Anlagen herunter nach dem Schloſſe zu gehen, als ein Bedienter ihnen haſtig entgegen ſtieg und mit lachendem Munde ſich ſchon von unten herauf vernehmen ließ. Kommen Ew. Gnaden doch ja ſchnell herüber! Herr Mittler iſt in den Schloßhof geſprengt. Er hat uns alle zuſammengeſchrieen, wir ſollen Sie aufſuchen, wir ſollen Sie fragen, ob es Noth thue? Ob es Noth thut, rief er uns nach: Hört ihr? aber geſchwind, geſchwind!

Der drollige Mann! rief Eduard aus: kommt er nicht gerade zur rechten Zeit, Charlotte? Geſchwind zurück! befahl er dem Bedienten: ſage ihm: es thue Noth, ſehr Noth! Er ſoll nur abſteigen. Verſorgt ſein Pferd, führt ihn in den Saal, ſetzt ihm ein Frühſtück vor; wir kommen gleich.

Laß uns den nächſten Weg nehmen, ſagte er zu ſeiner Frau, und ſchlug den Pfad über den Kirchhof ein, den er ſonſt zu vermeiden pflegte. Aber wie verwundert war er, als er fand, daß Charlotte auch hier für das Gefühl geſorgt habe. Mit möglichſter Schonung der alten Denkmäler hatte ſie alles ſo zu vergleichen und zu ordnen gewußt, daß es ein angenehmer

Raum erſchien, auf dem das Auge und die Einbildungskraft gern verweilte.

Auch dem älteſten Stein hatte ſie ſeine Ehre gegönnt. Den Jahren nach waren ſie an der Mauer aufgerichtet, eingefügt oder ſonſt angebracht; der hohe Sockel der Kirche ſelbſt war damit vermannigfaltigt und geziert. Eduard fühlte ſich ſonderbar überraſcht, wie er durch die kleine Pforte herein trat; er drückte Charlotten die Hand und im Auge ſtand ihm eine Thräne.

Aber der närriſche Gaſt verſcheuchte ſie gleich. Denn dieſer hatte keine Ruh im Schloß gehabt, war ſpornſtreichs durchs Dorf bis an das Kirchhofthor geritten, wo er ſtill hielt und ſeinen Freunden entgegen rief: Ihr habt mich doch nicht zum beſten? Thut's wirklich Noth, ſo bleibe ich zu Mittage hier. Haltet mich nicht auf; ich habe heute noch viel zu thun.

Da Ihr Euch ſo weit bemüht habt, rief ihm Eduard entgegen; ſo reitet noch vollends herein, wir kommen an einem ernſthaften Orte zuſammen, und ſeht wie ſchön Charlotte dieſe Trauer ausgeſchmückt hat.

Hier herein, rief der Reiter, komm' ich weder zu Pferde, noch zu Wagen, noch zu Fuße. Dieſe da ruhen in Frieden, mit ihnen habe ich nichts zu ſchaffen. Gefallen muß ich mir's laſſen, wenn man mich einmal die Füße voran hereinſchleppt. Alſo iſt's Ernſt?

Ja, rief Charlotte, recht Ernſt! Es iſt das erſtemal, daß wir neue Gatten in Noth und Verwirrung ſind, woraus wir uns nicht zu helfen wiſſen.

Ihr ſeht nicht darnach aus, verſetzte er: doch will ich's glauben. Führt Ihr mich an, ſo laß ich Euch künftig ſtecken. Folgt geſchwinde nach; meinem Pferde mag die Erholung zu gut kommen.

Bald fanden ſich die Dreye im Saale zuſammen; das Eſſen ward aufgetragen, und Mittler erzählte von ſeinen heutigen Thaten und Vorhaben. Dieſer ſeltſame Mann war früherhin Geiſtlicher geweſen und hatte ſich bey einer raſtloſen Thätigkeit in ſeinem Amte dadurch ausgezeichnet, daß er alle Streitigkeiten, ſowohl die häuslichen, als die nachbarlichen, erſt der einzelnen Bewohner, ſodann ganzer Gemeinden und mehrerer Gutsbeſitzer, zu ſtillen und zu ſchlichten wußte. So lange er im Dienſte war, hatte ſich kein Ehpaar ſcheiden laſſen, und die Landescollegien wurden mit keinen Händeln und Proceſſen von dorther behelliget. Wie nöthig ihm die Rechtskunde ſey, ward er zeitig gewahr. Er warf ſein ganzes Studium darauf, und fühlte ſich bald den geſchickteſten Advocaten gewachſen. Sein Wirkungskreis dehnte ſich wunderbar aus, und man war im Begriff ihn nach der Reſidenz zu ziehen, um das von oben herein zu vollenden, was er von unten herauf begonnen hatte, als er einen anſehnlichen Lotteriegewinnſt that, ſich ein mäßiges Gut kaufte, es verpachtete und zum Mittelpunct ſeiner Wirkſamkeit machte, mit dem feſten Vorſatz, oder vielmehr nach alter Gewohnheit und Neigung, in keinem Hauſe zu verweilen, wo nichts zu

ſchlichten und nichts zu helfen wäre. Diejenigen, die auf Namensbedeutungen abergläubiſch ſind, behaupten, der Name Mittler habe ihn genöthigt, dieſe ſeltſamſte aller Beſtimmungen zu ergreifen.

Der Nachtiſch war aufgetragen, als der Gaſt ſeine Wirthe ernſtlich vermahnte, nicht weiter mit ihren Entdeckungen zurückzuhalten, weil er gleich nach dem Kaffee fort müſſe. Die beyden Eheleute machten umſtändlich ihre Bekenntniſſe; aber kaum hatte er den Sinn der Sache vernommen, als er verdrießlich vom Tiſche auffuhr, ans Fenſter ſprang und ſein Pferd zu ſatteln befahl.

Entweder Ihr kennt mich nicht, rief er aus, Ihr verſteht mich nicht, oder Ihr ſeyd ſehr boshaft. Iſt denn hier ein Streit? iſt denn hier eine Hülfe nöthig? Glaubt Ihr, daß ich in der Welt bin, um Rath zu geben? Das iſt das dümmſte Handwerk das einer treiben kann. Rathe ſich jeder ſelbſt und thue was er nicht laſſen kann. Geräth es gut, ſo freue er ſich ſeiner Weisheit und ſeines Glücks; läuft's übel ab, dann bin ich bey der Hand. Wer ein Uebel los ſeyn will der weiß immer was er will; wer was beſſers will als er hat, der iſt ganz ſtaarblind — Ja ja! lacht nur — er ſpielt Blindekuh, er ertappt's vielleicht; aber was? Thut was Ihr wollt: es iſt ganz einerley! Nehmt die Freunde zu Euch, laßt ſie weg: alles einerley! Das Vernünftigſte habe ich mißlingen ſehen, das Abgeſchmackteſte gelingen. Zerbrecht Euch die Köpfe nicht, und wenn's auf eine

oder die andre Weiſe übel abläuft, zerbrecht ſie Euch auch nicht. Schickt nur nach mir, und Euch ſoll geholfen ſeyn. Bis dahin Euer Diener!

Und ſo ſchwang er ſich aufs Pferd, ohne den Kaffee abzuwarten.

Hier ſiehſt du, ſagte Charlotte, wie wenig eigentlich ein Dritter fruchtet, wenn es zwiſchen zwey nah verbundenen Perſonen nicht ganz im Gleichgewicht ſteht. Gegenwärtig ſind wir doch wohl noch verworrner und ungewiſſer, wenn's möglich iſt, als vorher.

Beyde Gatten würden auch wohl noch eine Zeit lang geſchwankt haben, wäre nicht ein Brief des Hauptmanns im Wechſel gegen Eduards letzten angekommen. Er hatte ſich entſchloſſen, eine der ihm angebotenen Stellen anzunehmen, ob ſie ihm gleich keineswegs gemäß war. Er ſollte mit vornehmen und reichen Leuten die Langeweile theilen, indem man auf ihn das Zutrauen ſetzte, daß er ſie vertreiben würde.

Eduard überſah das ganze Verhältniß recht deutlich und mahlte es noch recht ſcharf aus. Wollen wir unſern Freund in einem ſolchen Zuſtande wiſſen? rief er: Du kannſt nicht ſo grauſam ſeyn, Charlotte!

Der wunderliche Mann, unſer Mittler, verſetzte Charlotte, hat am Ende doch Recht. Alle ſolche Unternehmungen ſind Wageſtücke. Was daraus werden kann ſieht kein Menſch voraus. Solche neue Verhältniſſe können fruchtbar ſeyn an Glück und an Unglück,

ohne daß wir uns dabey Verdienſt oder Schuld ſonderlich zurechnen dürfen. Ich fühle mich nicht ſtark genug dir länger zu widerſtehen. Laß uns den Verſuch machen. Das einzige was ich dich bitte: es ſey nur auf kurze Zeit angeſehen. Erlaube mir, daß ich mich thätiger als bisher für ihn verwende, und meinen Einfluß, meine Verbindungen eifrig benutze und aufrege, ihm eine Stelle zu verſchaffen, die ihm nach ſeiner Weiſe einige Zufriedenheit gewähren kann.

Eduard verſicherte ſeine Gattinn auf die anmuthigſte Weiſe der lebhafteſten Dankbarkeit. Er eilte mit freyem frohen Gemüth ſeinem Freunde Vorſchläge ſchriftlich zu thun. Charlotte mußte in einer Nachſchrift ihren Beyfall eigenhändig hinzufügen, ihre freundſchaftlichen Bitten mit den ſeinen vereinigen. Sie ſchrieb mit gewandter Feder gefällig und verbindlich, aber doch mit einer Art von Haſt, die ihr ſonſt nicht gewöhnlich war; und was ihr nicht leicht begegnete, ſie verunſtaltete das Papier zuletzt mit einem Tintenfleck, der ſie ärgerlich machte und nur gröſſer wurde, indem ſie ihn wegwiſchen wollte.

Eduard ſcherzte darüber, und weil noch Platz war fügte er eine zweyte Nachſchrift hinzu: der Freund ſolle aus dieſen Zeichen die Ungeduld ſehen womit er erwartet werde, und nach der Eile womit der Brief geſchrieben, die Eilfertigkeit ſeiner Reiſe einrichten.

Der Bote war fort und Eduard glaubte ſeine Dank-

barkeit nicht überzeugender ausdrücken zu können, als indem er aber und abermals darauf beſtand: Charlotte ſolle ſogleich Ottilien aus der Penſion holen laſſen.

Sie bat um Aufſchub und wußte dieſen Abend bey Eduard die Luſt zu einer muſicaliſchen Unterhaltung aufzuregen. Charlotte ſpielte ſehr gut Clavier; Eduard nicht eben ſo bequem die Flöte: denn ob er ſich gleich zu Zeiten viel Mühe gegeben hatte, ſo war ihm doch nicht die Geduld, die Ausdauer verliehen, die zur Ausbildung eines ſolchen Talentes gehört. Er führte deshalb ſeine Partie ſehr ungleich aus, einige Stellen gut, nur vielleicht zu geſchwind; bey andern wieder hielt er an, weil ſie ihm nicht geläufig waren, und ſo wär' es für jeden Andern ſchwer geweſen ein Duett mit ihm durchzubringen. Aber Charlotte wußte ſich darein zu finden; ſie hielt an und ließ ſich wieder von ihm fortreißen, und verſah alſo die doppelte Pflicht eines guten Kapellmeiſters und einer klugen Hausfrau, die im Ganzen immer das Maaß zu erhalten wiſſen, wenn auch die einzelnen Paſſagen nicht immer im Tact bleiben ſollten.

Drittes Capitel.

Der Hauptmann kam. Er hatte einen sehr verſtändigen Brief vorausgeſchickt, der Charlotten völlig beruhigte. So viel Deutlichkeit über ſich ſelbſt, ſo viel Klarheit über ſeinen eigenen Zuſtand, über den Zuſtand ſeiner Freunde, gab eine heitere und fröhliche Ausſicht.

Die Unterhaltungen der erſten Stunden waren, wie unter Freunden zu geſchehen pflegt, die ſich eine Zeit lang nicht geſehen haben, lebhaft, ja faſt erſchöpfend. Gegen Abend veranlaßte Charlotte einen Spaziergang auf die neuen Anlagen. Der Hauptmann gefiel ſich ſehr in der Gegend und bemerkte jede Schönheit, welche durch die neuen Wege erſt ſichtbar und genießbar geworden. Er hatte ein geübtes Auge und dabey ein genügſames; und ob er gleich das wünſchenswerthe ſehr wohl kannte, machte er doch nicht, wie es öfters zu geſchehen pflegt, Perſonen die ihn in dem Ihrigen herumführten, dadurch einen üblen Humor, daß er mehr verlangte als die Umſtände zuließen, oder auch wohl gar an etwas Vollkommneres erinnerte das er anderswo geſehen.

Als ſie die Mooshütte erreichten, fanden ſie ſolche auf das luſtigſte ausgeſchmückt, zwar nur mit künſtlichen Blumen und Wintergrün, doch darunter ſo ſchöne Büſchel natürlichen Weizens und anderer Feld- und Baumfrüchte angebracht, daß ſie dem Kunſtſinn der Anordnenden zur Ehre gereichten. Obſchon mein Mann nicht liebt, daß man ſeinen Geburts- oder Namenstag feyre, ſo wird er mir doch heute nicht verargen, einem dreyfachen Feſte dieſe wenigen Kränze zu widmen.

Ein dreyfaches? rief Eduard. Ganz gewiß! verſetzte Charlotte: unſeres Freundes Ankunft behandeln wir billig als ein Feſt; und dann habt Ihr beyde wohl nicht daran gedacht, daß heute Euer Namenstag iſt. Heißt nicht einer Otto ſo gut als der andere?

Beyde Freunde reichten ſich die Hände über den kleinen Tiſch. Du erinnerſt mich, ſagte Eduard, an dieſes jugendliche Freundſchaftsſtück. Als Kinder hieſſen wir beyde ſo; doch als wir in der Penſion zuſammenlebten und manche Irrung daraus entſtand, ſo trat ich ihm freywillig dieſen hübſchen laconiſchen Namen ab.

Wobey du denn doch nicht gar zu großmüthig warſt, ſagte der Hauptmann. Denn ich erinnere mich recht wohl, daß dir der Name Eduard beſſer gefiel, wie er denn auch von angenehmen Lippen ausgeſprochen einen beſonders guten Klang hat.

Nun ſaßen ſie alſo zu dreyen um daſſelbige Tiſchchen, wo Charlotte ſo eifrig gegen die Ankunft des Ga-

ſies geſprochen hatte. Eduard in ſeiner Zufriedenheit wollte die Gattinn nicht an jene Stunden erinnern; doch enthielt er ſich nicht zu ſagen: für ein Viertes wäre auch noch recht gut Platz.

Waldhörner ließen ſich in dieſem Augenblick vom Schloß herüber vernehmen, bejahten gleichſam und bekräftigten die guten Geſinnungen und Wünſche der beyſammen verweilenden Freunde. Stillſchweigend hörten ſie zu, indem jedes in ſich ſelbſt zurückkehrte, und ſein eigen Glück in ſo ſchöner Verbindung doppelt empfand.

Eduard unterbrach die Pauſe zuerſt, indem er aufſtand und vor die Mooshütte hinaustrat. Laß uns, ſagte er zu Charlotten, den Freund gleich völlig auf die Höhe führen, damit er nicht glaube, dieſes beſchränkte Thal nur ſey unſer Erbgut und Aufenthalt; der Blick wird oben freyer und die Bruſt erweitert ſich.

So müſſen wir dießmal noch, verſetzte Charlotte, den alten, etwas beſchwerlichen Fußpfad erklimmen; doch, hoffe ich, ſollen meine Stufen und Steige nächſtens bequemer bis ganz hinauf leiten.

Und ſo gelangte man denn über Felſen, durch Buſch und Geſträuch zur letzten Höhe, die zwar keine Fläche, doch fortlaufende fruchtbare Rücken bildete. Dorf und Schloß hinterwärts waren nicht mehr zu ſehen. In der Tiefe erblickte man ausgebreitete Teiche; drüben bewachſene Hügel, an denen ſie ſich hinzogen; endlich ſteile Felſen, welche ſenkrecht den letzten Waſ-

ſerſpiegel entſchieden bekränzten und ihre bedeutenden Formen auf der Oberfläche deſſelben abbildeten. Dort in der Schlucht, wo ein ſtarker Bach den Teichen zufiel, lag eine Mühle halb verſteckt, die mit ihren Umgebungen als ein freundliches Ruheplätzchen erſchien. Mannigfaltig wechſelten im ganzen Halbkreiſe den man überſah, Tiefen und Höhen, Büſche und Wälder, deren erſtes Grün für die Folge den füllereichſten Anblick verſprach. Auch einzelne Baumgruppen hielten an mancher Stelle das Auge feſt. Beſonders zeichnete zu den Füßen der ſchauenden Freunde ſich eine Maſſe Pappeln und Platanen zunächſt an dem Rande des mittleren Teiches vortheilhaft aus. Sie ſtand in ihrem beſten Wachsthum, friſch, geſund, empor und in die Breite ſtrebend.

Eduard lenkte beſonders auf dieſe die Aufmerkſamkeit ſeines Freundes. Dieſe habe ich, rief er aus, in meiner Jugend ſelbſt gepflanzt. Es waren junge Stämmchen, die ich rettete, als mein Vater, bey der Anlage zu einem neuen Theil des großen Schloßgartens, ſie mitten im Sommer ausroden ließ. Ohne Zweifel werden ſie auch dieſes Jahr ſich durch neue Triebe wieder dankbar hervorthun.

Man kehrte zufrieden und heiter zurück. Dem Gaſte ward auf dem rechten Flügel des Schloſſes ein freundliches geräumiges Quartier angewieſen, wo er ſehr bald Bücher, Papiere und Inſtrumente aufgeſtellt

und geordnet hatte, um in ſeiner gewohnten Thätigkeit fortzufahren. Aber Eduard ließ ihm in den erſten Tagen keine Ruhe; er führte ihn überall herum, bald zu Pferde bald zu Fuße, und machte ihn mit der Gegend, mit dem Gute bekannt; wobey er ihm zugleich die Wünſche mittheilte, die er zu beſſerer Kenntniß und vortheilhafterer Benutzung deſſelben ſeit langer Zeit bey ſich hegte.

Das erſte was wir thun ſollten, ſagte der Hauptmann, wäre, daß ich die Gegend mit der Magnetnadel aufnähme. Es iſt das ein leichtes heiteres Geſchäft, und wenn es auch nicht die größte Genauigkeit gewährt, ſo bleibt es doch immer nützlich und für den Anfang erfreulich; auch kann man es ohne große Beyhülfe leiſten und weiß gewiß, daß man fertig wird. Denkſt du einmal an eine genauere Ausmeſſung, ſo läßt ſich dazu wohl auch noch Rath finden.

Der Hauptmann war in dieſer Art des Aufnehmens ſehr geübt. Er hatte die nöthige Geräthſchaft mitgebracht und fing ſogleich an. Er unterrichtete Eduarden, einige Jäger und Bauern, die ihm bey dem Geſchäft behülflich ſeyn ſollten. Die Tage waren günſtig; die Abende und die frühſten Morgen brachte er mit Aufzeichnen und Schraffiren zu. Schnell war auch alles lavirt und illuminirt, und Eduard ſah ſeine Beſitzungen auf das deutlichſte, aus dem Papier, wie eine neue Schöpfung, hervorgewachſen. Er glaubte ſie jetzt erſt

kennen

kennen zu lernen; ſie ſchienen ihm jetzt erſt recht zu gehören.

Es gab Gelegenheit über die Gegend, über Anlagen zu ſprechen, die man nach einer ſolchen Ueberſicht viel beſſer zu Stande bringe, als wenn man nur einzeln, nach zufälligen Eindrücken, an der Natur herumverſuche.

Das müſſen wir meiner Frau deutlich machen, ſagte Eduard.

Thue das nicht! verſetzte der Hauptmann, der die Ueberzeugungen anderer nicht gern mit den ſeinigen durchkreuzte, den die Erfahrung gelehrt hatte, daß die Anſichten der Menſchen viel zu mannigfaltig ſind, als daß ſie, ſelbſt durch die vernünftigſten Vorſtellungen, auf einen Punct verſammelt werden könnten. Thue es nicht! rief er: ſie dürfte leicht irre werden. Es iſt ihr, wie allen denen, die ſich nur aus Liebhaberey mit ſolchen Dingen beſchäftigen, mehr daran gelegen, daß ſie etwas thue, als daß etwas gethan werde. Man taſtet an der Natur, man hat Vorliebe für dieſes oder jenes Plätzchen; man wagt nicht dieſes oder jenes Hinderniß wegzuräumen, man iſt nicht kühn genug etwas aufzuopfern; man kann ſich voraus nicht vorſtellen was entſtehen ſoll, man probiert, es geräth, es mißräth, man verändert, verändert vielleicht was man laſſen ſollte, läßt was man verändern ſollte, und ſo bleibt es zuletzt

immer ein Stückwerk, das gefällt und anregt, aber nicht befriedigt.

Gesteh mir aufrichtig, sagte Eduard, du bist mit ihren Anlagen nicht zufrieden.

Wenn die Ausführung den Gedanken erschöpfte, der sehr gut ist, so wäre nichts zu erinnern. Sie hat sich mühsam durch das Gestein hinaufgequält und quält nun jeden, wenn du willst, den sie hinaufführt. Weder neben einander, noch hinter einander schreitet man mit einer gewissen Freyheit. Der Tact des Schrittes wird jeden Augenblick unterbrochen; und was ließe sich nicht noch alles einwenden.

Wäre es denn leicht anders zu machen gewesen? fragte Eduard.

Gar leicht, versetzte der Hauptmann; sie durfte nur die eine Felsenecke, die noch dazu unscheinbar ist, weil sie aus kleinen Theilen besteht, wegbrechen; so erlangte sie eine schön geschwungene Wendung zum Aufstieg und zugleich überflüssige Steine, um die Stellen heraufzumauern, wo der Weg schmal und verkrüppelt geworden wäre. Doch sey dieß im engsten Vertrauen unter uns gesagt: sie wird sonst irre und verdrießlich. Auch muß man was gemacht ist, bestehen lassen. Will man weiter Geld und Mühe aufwenden, so wäre von der Moosshütte hinaufwärts und über die Anhöhe noch mancherley zu thun und viel angenehmes zu leisten.

Hatten auf diese Weise die beyden Freunde am

Gegenwärtigen manche Beſchäftigung, ſo fehlte es nicht an lebhafter und vergnüglicher Erinnerung vergangener Tage, woran Charlotte wohl Theil zu nehmen pflegte. Auch ſetzte man ſich vor, wenn nur die nächſten Arbeiten erſt gethan wären, an die Reiſejournale zu gehen und auch auf dieſe Weiſe die Vergangenheit hervorzurufen.

Uebrigens hatte Eduard mit Charlotten allein weniger Stoff zur Unterhaltung, beſonders ſeitdem er den Tadel ihrer Parkanlagen, der ihm ſo gerecht ſchien, auf dem Herzen fühlte. Lange verſchwieg er was ihm der Hauptmann vertraut hatte; aber als er ſeine Gattinn zuletzt beſchäftigt ſah, von der Mooshütte hinauf zur Anhöhe wieder mit Stüfchen und Pfädchen ſich empor zu arbeiten; ſo hielt er nicht länger zurück, ſondern machte ſie nach einigen Umſchweifen mit ſeinen neuen Einſichten bekannt.

Charlotte ſtand betroffen. Sie war geiſtreich genug, um ſchnell einzuſehen, daß jene Recht hatten; aber das Gethane widerſprach, es war nun einmal ſo gemacht; ſie hatte es recht, ſie hatte es wünſchenswerth gefunden, ſelbſt das Getadelte war ihr in jedem einzelnen Theile lieb; ſie widerſtrebte der Ueberzeugung, ſie vertheidigte ihre kleine Schöpfung, ſie ſchalt auf die Männer, die gleich ins Weite und Große gingen, aus einem Scherz, aus einer Unterhaltung gleich ein Werk machen wollten, nicht an die Koſten denken, die ein erweiterter Plan durch-

aus nach ſich zieht. Sie war bewegt, verletzt, verdrießlich; ſie konnte das Alte nicht fahren laſſen, das Neue nicht ganz abweiſen; aber entſchloſſen wie ſie war, ſtellte ſie ſogleich die Arbeit ein und nahm ſich Zeit, die Sache zu bedenken und bey ſich reif werden zu laſſen.

Indem ſie nun auch dieſe thätige Unterhaltung vermißte, da indeß die Männer ihr Geſchäft immer geſelliger betrieben und beſonders die Kunſtgärten und Glashäuſer mit Eifer beſorgten, auch dazwiſchen die gewöhnlichen ritterlichen Uebungen fortſetzten, als Jagen, Pferde Kaufen, Tauſchen, Bereiten und Einfahren; ſo fühlte ſich Charlotte täglich einſamer. Sie führte ihren Briefwechſel, auch um des Hauptmanns willen, lebhafter, und doch gab es manche einſame Stunde. Deſto angenehmer und unterhaltender waren ihr die Berichte, die ſie aus der Penſionsanſtalt erhielt.

Einem weitläuftigen Briefe der Vorſteherinn, welcher ſich wie gewöhnlich über der Tochter Fortſchritte mit Behagen verbreitete, war eine kurze Nachſchrift hinzugefügt, nebſt einer Beylage von der Hand eines männlichen Gehülfen am Inſtitut, die wir beyde mittheilen.

Nachſchrift
der Vorſteherinn.

Von Ottilien, meine Gnädige, hätte ich eigentlich nur zu wiederholen, was in meinen vorigen Berichten

enthalten iſt. Ich wüßte ſie nicht zu ſchelten und doch kann ich nicht zufrieden mit ihr ſeyn. Sie iſt nach wie vor beſcheiden und gefällig gegen andre; aber dieſes Zurücktreten, dieſe Dienſtbarkeit will mir nicht gefallen. Ew. Gnaden haben ihr neulich Geld und verſchiedene Zeuge geſchickt. Das erſte hat ſie nicht angegriffen; die andern liegen auch noch da, unberührt. Sie hält freylich ihre Sachen ſehr reinlich und gut, und ſcheint nur in dieſem Sinn die Kleider zu wechſeln. Auch kann ich ihre große Mäßigkeit im Eſſen und Trinken nicht loben. An unſerm Tiſch iſt kein Ueberfluß; doch ſehe ich nichts lieber als wenn die Kinder ſich an ſchmackhaften und geſunden Speiſen ſatt eſſen. Was mit Bedacht und Ueberzeugung aufgetragen und vorgelegt iſt, ſoll auch aufgegeſſen werden. Dazu kann ich Ottilien niemals bringen. Ja ſie macht ſich irgend ein Geſchäft, um eine Lücke auszufüllen, wo die Dienerinnen etwas verſäumen, nur um eine Speiſe oder den Nachtiſch zu übergehen. Bey dieſem allen kommt jedoch in Betrachtung, daß ſie manchmal, wie ich erſt ſpät erfahren habe, Kopfweh auf der linken Seite hat, das zwar vorübergeht, aber ſchmerzlich und bedeutend ſeyn mag. So viel von dieſem übrigens ſo ſchönen und lieben Kinde.

Beylage
des Gehülfen.

Unſre vortreffliche Vorſteherinn läßt mich gewöhnlich die Briefe leſen, in welchen ſie Beobachtungen über ihre Zöglinge den Aeltern und Vorgeſetzten mittheilt. Diejenigen die an Ew. Gnaden gerichtet ſind leſe ich immer mit doppelter Aufmerkſamkeit, mit doppeltem Vergnügen: denn indem wir Ihnen zu einer Tochter Glück zu wünſchen haben, die alle jene glänzenden Eigenſchaften vereinigt, wodurch man in der Welt emporſteigt; ſo muß ich wenigſtens Sie nicht minder glücklich preiſen, daß Ihnen in Ihrer Pflegetochter ein Kind beſchert iſt, das zum Wohl, zur Zufriedenheit anderer und gewiß auch zu ſeinem eigenen Glück geboren ward. Ottilie iſt faſt unſer einziger Zögling, über den ich mit unſerer ſo ſehr verehrten Vorſteherinn nicht einig werden kann. Ich verarge dieſer thätigen Frau keinesweges, daß ſie verlangt, man ſoll die Früchte ihrer Sorgfalt äußerlich und deutlich ſehen; aber es giebt auch verſchloſſene Früchte, die erſt die rechten kernhaften ſind, und die ſich früher oder ſpäter zu einem ſchönen Leben entwickeln. Dergleichen iſt gewiß Ihre Pflegetochter. So lange ich ſie unterrichte ſehe ich ſie immer gleichen Schrittes gehen, langſam, langſam vorwärts, nie zurück. Wenn es bey einem Kinde nöthig iſt, vom Anfange anzufangen, ſo iſt es gewiß bey ihr. Was nicht

aus dem Vorhergehenden folgt, begreift ſie nicht. Sie ſteht unfähig, ja ſtöckiſch vor einer leicht faßlichen Sache, die für ſie mit nichts zuſammenhängt. Kann man aber die Mittelglieder finden und ihr deutlich machen, ſo iſt ihr das ſchwerſte begreiflich.

Bey dieſem langſamen Vorſchreiten bleibt ſie gegen ihre Mitſchülerinnen zurück, die mit ganz andern Fähigkeiten immer vorwärts eilen, alles, auch das Unzuſammenhängende, leicht faſſen, leicht behalten und bequem wieder anwenden. So lernt ſie, ſo vermag ſie bey einem beſchleunigten Lehrvortrage gar nichts; wie es der Fall in einigen Stunden iſt, welche von trefflichen, aber raſchen und ungeduldigen Lehrern gegeben werden. Man hat über ihre Handſchrift geklagt, über ihre Unfähigkeit die Regeln der Grammatik zu faſſen. Ich habe dieſe Beſchwerde näher unterſucht: es iſt wahr, ſie ſchreibt langſam und ſteif wenn man ſo will, doch nicht zaghaft und ungeſtalt. Was ich ihr von der franzöſiſchen Sprache, die zwar mein Fach nicht iſt, ſchrittweiſe mittheilte, begriff ſie leicht. Freilich iſt es wunderbar, ſie weiß vieles und recht gut, nur wenn man ſie fragt, ſcheint ſie nichts zu wiſſen.

Soll ich mit einer allgemeinen Bemerkung ſchließen, ſo möchte ich ſagen: ſie lernt nicht als eine die erzogen werden ſoll, ſondern als eine die erziehen will; nicht als Schülerinn, ſondern als künftige Lehrerinn. Vielleicht kommt es Ew. Gnaden ſonderbar vor, daß ich

ſelbſt als Erzieher und Lehrer jemanden nicht mehr zu loben glaube, als wenn ich ihn für meines gleichen erkläre. Ew. Gnaden beſſre Einſicht, tiefere Menſchen- und Weltkenntniß wird aus meinen beſchränkten wohlgemeinten Worten das Beſte nehmen. Sie werden ſich überzeugen, daß auch an dieſem Kinde viel Freude zu hoffen iſt. Ich empfehle mich zu Gnaden und bitte um die Erlaubniß wieder zu ſchreiben, ſobald ich glaube, daß mein Brief etwas Bedeutendes und Angenehmes enthalten werde.

Charlotte freute ſich über dieſes Blatt. Sein Inhalt traf ganz nahe mit den Vorſtellungen zuſammen, welche ſie von Ottilien hegte; dabey konnte ſie ſich eines Lächelns nicht enthalten, indem der Antheil des Lehrers herzlicher zu ſeyn ſchien, als ihn die Einſicht in die Tugenden eines Zöglings hervorzubringen pflegt. Bey ihrer ruhigen, vorurtheilsfreyen Denkweiſe ließ ſie auch ein ſolches Verhältniß, wie ſo viele andre, vor ſich liegen; die Theilnahme des verſtändigen Mannes an Ottilien hielt ſie werth: denn ſie hatte in ihrem Leben genugſam einſehen gelernt, wie hoch jede wahre Neigung zu ſchätzen ſey, in einer Welt wo Gleichgültigkeit und Abneigung eigentlich recht zu Hauſe ſind.

Viertes Capitel.

Die topographiſche Charte, auf welcher das Gut mit ſeinen Umgebungen, nach einem ziemlich großen Maaßſtabe, characteriſtiſch und faßlich durch Federſtriche und Farben dargeſtellt war, und welche der Hauptmann durch einige trigonometriſche Meſſungen ſicher zu gründen wußte, war bald fertig: denn weniger Schlaf, als dieſer thätige Mann, bedurfte kaum Jemand, ſo wie ſein Tag ſtets dem augenblicklichen Zwecke gewidmet und deswegen jederzeit am Abende etwas gethan war.

Laß uns nun, ſagte er zu ſeinem Freunde, an das Uebrige gehen, an die Gutsbeſchreibung, wozu ſchon genugſame Vorarbeit da ſeyn muß, aus der ſich nachher Pachtanſchläge und anderes ſchon entwickeln werden. Nur eines laß uns feſtſetzen und einrichten: trenne alles was eigentlich Geſchäft iſt vom Leben. Das Geſchäft verlangt Ernſt und Strenge, das Leben Willkühr; das Geſchäft die reinſte Folge, dem Leben thut eine Inconſequenz oft noth, ja ſie iſt liebenswürdig und erheiternd. Biſt du bey dem einen ſicher, ſo kannſt du in dem andern deſto freyer ſeyn; anſtatt daß bey einer Vermiſchung

das Sichre durch das Freye weggeriſſen und aufgehoben wird.

Eduard fühlte in dieſen Vorſchlägen einen leiſen Vorwurf. Zwar von Natur nicht unordentlich, konnte er doch niemals dazu kommen, ſeine Papiere nach Fächern abzutheilen. Das was er mit andern abzuthun hatte, was blos von ihm ſelbſt abhing, es war nicht geſchieden; ſo wie er auch Geſchäfte und Beſchäftigung, Unterhaltung und Zerſtreuung nicht genugſam von einander abſonderte. Jetzt wurde es ihm leicht, da ein Freund dieſe Bemühung übernahm, ein zweytes Ich die Sonderung bewirkte, in die das eine Ich nicht immer ſich ſpalten mag.

Sie errichteten auf dem Flügel des Hauptmanns eine Repoſitur für das Gegenwärtige, ein Archiv für das Vergangene; ſchafften alle Documente, Papiere, Nachrichten, aus verſchiedenen Behältniſſen, Kammern, Schränken und Kiſten herbey, und auf das geſchwindeſte war der Wuſt in eine erfreuliche Ordnung gebracht, lag rubricirt in bezeichneten Fächern. Was man wünſchte ward vollſtändiger gefunden als man gehofft hatte. Hierbey ging ihnen ein alter Schreiber ſehr an die Hand, der den Tag über, ja einen Theil der Nacht, nicht vom Pulte kam, und mit dem Eduard bisher immer unzufrieden geweſen war.

Ich kenne ihn nicht mehr, ſagte Eduard zu ſeinem Freund, wie thätig und brauchbar der Menſch iſt. Das

macht, verſetzte der Hauptmann, wir tragen ihm nichts Neues auf, als bis er das Alte nach ſeiner Bequemlichkeit vollendet hat, und ſo leiſtet er, wie du ſiehſt, ſehr viel; ſobald man ihn ſtört, vermag er gar nichts.

Brachten die Freunde auf dieſe Weiſe ihre Tage zuſammen zu, ſo verſäumten ſie Abends nicht Charlotten regelmäßig zu beſuchen. Fand ſich keine Geſellſchaft von benachbarten Orten und Gütern, welches öfter geſchah; ſo war das Geſpräch, wie das Leſen, meiſt ſolchen Gegenſtänden gewidmet, welche den Wohlſtand, die Vortheile und das Behagen der bürgerlichen Geſellſchaft vermehren.

Charlotte, ohnehin gewohnt die Gegenwart zu nutzen, fühlte ſich, indem ſie ihren Mann zufrieden ſah, auch perſönlich gefördert. Verſchiedene häusliche Anſtalten, die ſie längſt gewünſcht, aber nicht recht einleiten können, wurden durch die Thätigkeit des Hauptmanns bewirkt. Die Hausapotheke, die bisher nur aus wenigen Mitteln beſtanden, ward bereichert, und Charlotte, ſowohl durch faßliche Bücher als durch Unterredung, in den Stand geſetzt ihr thätiges und hülfreiches Weſen öfter und wirkſamer als bisher in Uebung zu bringen.

Da man auch die gewöhnlichen und demungeachtet nur zu oft überraſchenden Nothfälle durchdachte; ſo wurde alles was zur Rettung der Ertrunkenen nöthig ſeyn möchte um ſo mehr angeſchafft, als bey der Nähe ſo mancher Teiche, Gewäſſer und Waſſerwerke, öfters

ein und der andere Unfall dieſer Art vorkam. Dieſe Rubrik beſorgte der Hauptmann ſehr ausführlich, und Eduarden entſchlüpfte die Bemerkung, daß ein ſolcher Fall in dem Leben ſeines Freundes auf die ſeltſamſte Weiſe Epoche gemacht. Doch als dieſer ſchwieg und einer traurigen Erinnerung auszuweichen ſchien, hielt Eduard gleichfalls an, ſo wie auch Charlotte, die nicht weniger im Allgemeinen davon unterrichtet war, über jene Aeußerungen hinausging.

Wir wollen alle dieſe vorſorglichen Anſtalten loben, ſagte eines Abends der Hauptmann; nun geht uns aber das nothwendigſte noch ab, ein tüchtiger Mann, der das alles zu handhaben weiß. Ich kann hiezu einen mir bekannten Feldchirurgus vorſchlagen, der jetzt um leidliche Bedingung zu haben iſt, ein vorzüglicher Mann in ſeinem Fache, und der mir auch in Behandlung heftiger innerer Uebel öfters mehr Genüge gethan hat als ein berühmter Arzt: und augenblickliche Hülfe iſt doch immer das, was auf dem Lande am meiſten vermißt wird.

Auch dieſer wurde ſogleich verſchrieben und beyde Gatten freuten ſich, daß ſie ſo manche Summe, die ihnen zu willkührlichen Ausgaben übrig blieb, auf die nöthigſten zu verwenden Anlaß gefunden.

So benutzte Charlotte die Kenntniſſe, die Thätigkeit des Hauptmanns auch nach ihrem Sinne und fing an mit ſeiner Gegenwart völlig zufrieden und über alle

Folgen beruhigt zu werden. Sie bereitete ſich gewöhnlich vor, manches zu fragen, und da ſie gern leben mochte, ſo ſuchte ſie alles Schädliche, alles Tödtliche zu entfernen. Die Bleyglaſur der Töpferwaaren, der Grünſpan kupferner Gefäße hatte ihr ſchon manche Sorge gemacht. Sie ließ ſich hierüber belehren, und natürlicherweiſe mußte man auf die Grundbegriffe der Phyſik und Chemie zurückgehen.

Zufälligen aber immer willkommenen Anlaß zu ſolchen Unterhaltungen gab Eduards Neigung, der Geſellſchaft vorzuleſen. Er hatte eine ſehr wohlklingende tiefe Stimme und war früher, wegen lebhafter gefühlter Recitation dichteriſcher und redneriſcher Arbeiten, angenehm und berühmt geweſen. Nun waren es andre Gegenſtände die ihn beſchäftigten, andre Schriften woraus er vorlas und eben ſeit einiger Zeit vorzüglich Werke phyſiſchen, chemiſchen und techniſchen Inhalts.

Eine ſeiner beſondern Eigenheiten, die er jedoch vielleicht mit mehrern Menſchen theilt, war die, daß es ihm unerträglich fiel, wenn Jemand ihm beym Leſen in das Buch ſah. In früherer Zeit, beym Vorleſen von Gedichten, Schauſpielen, Erzählungen, war es die natürliche Folge der lebhaften Abſicht, die der Vorleſende ſo gut als der Dichter, der Schauſpieler, der Erzählende hat, zu überraſchen, Pauſen zu machen, Erwartungen zu erregen; da es denn freylich dieſer beabſichtigten Wirkung ſehr zuwider iſt, wenn ihm ein

Dritter wiſſentlich mit den Augen vorſpringt. Er pflegte ſich auch deswegen in ſolchem Falle immer ſo zu ſetzen, daß er Niemand im Rücken hatte. Jetzt zu dreyen war dieſe Vorſicht unnöthig; und da es dießmal nicht auf Erregung des Gefühls, auf Ueberraſchung der Einbildungskraft angeſehen war; ſo dachte er ſelbſt nicht daran, ſich ſonderlich in Acht zu nehmen.

Nur eines Abends fiel es ihm auf, als er ſich nachläſſig geſetzt hatte, daß Charlotte ihm in das Buch ſah. Seine alte Ungeduld erwachte und er verwies es ihr, gewiſſermaßen unfreundlich. Wollte man ſich doch ſolche Unarten, wie ſo manches andre was der Geſellſchaft läſtig iſt, ein für allemal abgewöhnen. Wenn ich Jemand vorleſe, iſt es denn nicht als wenn ich ihm mündlich etwas vortrüge? Das Geſchriebene, das Gedruckte tritt an die Stelle meines eigenen Sinnes, meines eigenen Herzens; und würde ich mich wohl zu reden bemühen, wenn ein Fenſterchen vor meiner Stirn, vor meiner Bruſt angebracht wäre, ſo daß der, dem ich meine Gedanken einzeln zuzählen, meine Empfindungen einzeln zureichen will, immer ſchon lange vorher wiſſen könnte, wo es mit mir hinaus wollte? Wenn mir Jemand ins Buch ſieht, ſo iſt mir immer als wenn ich in zwey Stücke geriſſen würde.

Charlotte, deren Gewandtheit ſich in größeren und kleineren Zirkeln beſonders dadurch bewies, daß ſie jede unangenehme, jede heftige, ja ſelbſt nur lebhafte Aeuße-

rung zu beſeitigen, ein ſich verlängerndes Geſpräch zu unterbrechen, ein ſtockendes anzuregen wußte, war auch dießmal von ihrer guten Gabe nicht verlaſſen. Du wirſt mir meinen Fehler gewiß verzeihen, wenn ich bekenne was mir dieſen Augenblick begegnet iſt. Ich hörte von Verwandtſchaften leſen, und da dacht' ich eben gleich an meine Verwandten, an ein Paar Vettern, die mir gerade in dieſem Augenblick zu ſchaffen machen. Meine Aufmerkſamkeit kehrt zu deiner Vorleſung zurück; ich höre daß von ganz lebloſen Dingen die Rede iſt, und blicke dir ins Buch, um mich wieder zurecht zu finden.

Es iſt eine Gleichnißrede, die dich verführt und verwirrt hat, ſagte Eduard. Hier wird freylich nur von Erden und Mineralien gehandelt, aber der Menſch iſt ein wahrer Narziß; er beſpiegelt ſich überall gern ſelbſt; er legt ſich als Folie der ganzen Welt unter.

Ja wohl! fuhr der Hauptmann fort: ſo behandelt er alles was er auſſer ſich findet; ſeine Weisheit wie ſeine Thorheit, ſeinen Willen wie ſeine Willkühr leiht er den Thieren, den Pflanzen, den Elementen und den Göttern.

Möchtet Ihr mich, verſetzte Charlotte, da ich Euch nicht zu weit von dem augenblicklichen Intereſſe wegführen will, nur kürzlich belehren, wie es eigentlich hier mit den Verwandſchaften gemeint ſey.

Das will ich wohl gerne thun, erwiederte der

Hauptmann, gegen den ſich Charlotte gewendet hatte; freylich nur ſo gut als ich es vermag, wie ich es etwa vor zehn Jahren gelernt, wie ich es geleſen habe. Ob man in der wiſſenſchaftlichen Welt noch ſo darüber denkt, ob es zu den neuern Lehren paßt, wüßte ich nicht zu ſagen.

Es iſt ſchlimm genug, rief Eduard, daß man jetzt nichts mehr für ſein ganzes Leben lernen kann. Unſre Vorfahren hielten ſich an den Unterricht, den ſie in ihrer Jugend empfangen; wir aber müſſen jetzt alle fünf Jahre umlernen, wenn wir nicht ganz aus der Mode kommen wollen.

Wir Frauen, ſagte Charlotte, nehmen es nicht ſo genau; und wenn ich aufrichtig ſeyn ſoll, ſo iſt es mir eigentlich nur um den Wortverſtand zu thun: denn es macht in der Geſellſchaft nichts lächerlicher, als wenn man ein fremdes, ein Kunſt-Wort falſch anwendet. Deshalb möchte ich nur wiſſen, in welchem Sinne dieſer Ausdruck eben bey dieſen Gegenſtänden gebraucht wird. Wie es wiſſenſchaftlich damit zuſammenhänge, wollen wir den Gelehrten überlaſſen, die übrigens, wie ich habe bemerken können, ſich wohl ſchwerlich jemals vereinigen werden.

Wo fangen wir aber nun an, um am ſchnellſten in die Sache zu kommen? fragte Eduard nach einer Pauſe den Hauptmann, der ſich ein wenig bedenkend bald darauf erwiederte:

Wenn

Wenn es mir erlaubt iſt, dem Scheine nach weit auszuholen, ſo ſind wir bald am Platze.

Seyn Sie meiner ganzen Aufmerkſamkeit verſichert, ſagte Charlotte, indem ſie ihre Arbeit bey Seite legte.

Und ſo begann der Hauptmann: an allen Naturweſen, die wir gewahr werden, bemerken wir zuerſt, daß ſie einen Bezug auf ſich ſelbſt haben. Es klingt freylich wunderlich, wenn man etwas ausſpricht was ſich ohnehin verſteht; doch nur indem man ſich über das Bekannte völlig verſtändigt hat, kann man mit einander zum Unbekannten fortſchreiten.

Ich dächte, fiel ihm Eduard ein, wir machten ihr und uns die Sache durch Beyſpiele bequem. Stelle dir nur das Waſſer, das Oel, das Queckſilber vor, ſo wirſt du eine Einigkeit, einen Zuſammenhang ihrer Theile finden. Dieſe Einung verlaſſen ſie nicht, außer durch Gewalt oder ſonſtige Beſtimmung. Iſt dieſe beſeitigt, ſo treten ſie gleich wieder zuſammen.

Ohne Frage, ſagte Charlotte beyſtimmend. Regentropfen vereinigen ſich ſchnell zu Strömen. Und ſchon als Kinder ſpielen wir erſtaunt mit dem Queckſilber, indem wir es in Kügelchen trennen und es wieder zuſammenlaufen laſſen.

Und ſo darf ich wohl, fügte der Hauptmann hinzu, eines bedeutenden Punctes im flüchtigen Vorbeygehen erwähnen, daß nämlich dieſer völlig reine, durch Flüſſigkeit mögliche Bezug ſich entſchieden und immer durch

die Kugelgeſtalt auszeichnet. Der fallende Waſſertropfen iſt rund; von den Queckſilberkügelchen haben Sie ſelbſt geſprochen; ja ein fallendes geſchmolzenes Bley, wenn es Zeit hat völlig zu erſtarren, kommt unten in Geſtalt einer Kugel an.

Laſſen Sie mich voreilen, ſagte Charlotte, ob ich treffe, wo Sie hinwollen. Wie jedes gegen ſich ſelbſt einen Bezug hat, ſo muß es auch gegen andere ein Verhältniß haben.

Und das wird nach Verſchiedenheit der Weſen verſchieden ſeyn, fuhr Eduard eilig fort. Bald werden ſie ſich als Freunde und alte Bekannte begegnen, die ſchnell zuſammentreten, ſich vereinigen, ohne an einander etwas zu verändern, wie ſich Wein mit Waſſer vermiſcht. Dagegen werden andre fremd neben einander verharren und ſelbſt durch mechaniſches Miſchen und Reiben ſich keinesweges verbinden; wie Oel und Waſſer zuſammengerüttelt ſich den Augenblick wieder aus einander ſondert.

Es fehlt nicht viel, ſagte Charlotte, ſo ſieht man in dieſen einfachen Formen die Menſchen, die man gekannt hat; beſonders aber erinnert man ſich dabey der Societäten, in denen man lebte. Die meiſte Aehnlichkeit jedoch mit dieſen ſeelenloſen Weſen haben die Maſſen, die in der Welt ſich einander gegenüber ſtellen, die Stände, die Berufsbeſtimmungen, der Adel und der dritte Stand, der Soldat und der Civiliſt.

Und doch, verſetzte Eduard, wie dieſe durch Sitten

und Geſetze vereinbar ſind, ſo giebt es auch in unſerer chemiſchen Welt Mittelglieder, dasjenige zu verbinden, was ſich einander abweiſt.

So verbinden wir, fiel der Hauptmann ein, das Oel durch Laugenſalz mit dem Waſſer.

Nur nicht zu geſchwind mit Ihrem Vortrag, ſagte Charlotte, damit ich zeigen kann, daß ich Schritt halte. Sind wir nicht hier ſchon zu den Verwandtſchaften gelangt?

Ganz richtig, erwiederte der Hauptmann, und wir werden ſie gleich in ihrer vollen Kraft und Beſtimmtheit kennen lernen. Diejenigen Naturen, die ſich beym Zuſammentreffen einander ſchnell ergreifen und wechſelſeitig beſtimmen, nennen wir verwandt. An den Alcalien und Säuren, die, obgleich einander entgegengeſetzt und vielleicht eben deswegen, weil ſie einander entgegengeſetzt ſind, ſich am entſchiedenſten ſuchen und faſſen, ſich modificiren und zuſammen einen neuen Körper bilden, iſt dieſe Verwandtſchaft auffallend genug. Gedenken wir nur des Kalks, der zu allen Säuren eine große Neigung, eine entſchiedene Vereinigungsluſt äußert. Sobald unſer chemiſches Cabinet ankommt, wollen wir Sie verſchiedene Verſuche ſehen laſſen, die ſehr unterhaltend ſind und einen beſſern Begriff geben als Worte, Namen und Kunſtausdrücke.

Laſſen Sie mich geſtehen, ſagte Charlotte, wenn Sie dieſe Ihre wunderlichen Weſen verwandt nennen,

ſo kommen ſie mir nicht ſowohl als Blutsverwandte, vielmehr als Geiſtes- und Seelenverwandte vor. Auf eben dieſe Weiſe können unter Menſchen wahrhaft bedeutende Freundſchaften entſtehen: denn entgegengeſetzte Eigenſchaften machen eine innigere Vereinigung möglich. Und ſo will ich denn abwarten, was Sie mir von dieſen geheimnißvollen Wirkungen vor die Augen bringen werden. Ich will dich — ſagte ſie zu Eduard gewendet — jetzt im Vorleſen nicht weiter ſtören, und um ſo viel beſſer unterrichtet, deinen Vortrag mit Aufmerkſamkeit vernehmen.

Da du uns einmal aufgerufen haſt, verſetzte Eduard; ſo kommſt du ſo leicht nicht los: denn eigentlich ſind die verwickelten Fälle die intereſſanteſten. Erſt bey dieſen lernt man die Grade der Verwandtſchaften, die nähern, ſtärkern, entferntern, geringern Beziehungen kennen; die Verwandtſchaften werden erſt intereſſant, wenn ſie Scheidungen bewirken.

Kommt das traurige Wort, rief Charlotte, das man leider in der Welt jetzt ſo oft hört, auch in der Naturlehre vor?

Allerdings, erwiederte Eduard. Es war ſogar ein bezeichnender Ehrentitel der Chemiker, daß man ſie Scheidekünſtler nannte.

Das thut man alſo nicht mehr, verſetzte Charlotte, und thut ſehr wohl daran. Das Vereinigen iſt eine größere Kunſt, ein größeres Verdienſt. Ein Einungs-

künſtler wäre in jedem Fache der ganzen Welt willkommen. — Nun ſo laßt mich denn, weil Ihr doch einmal im Zuge ſeyd, ein Paar ſolche Fälle wiſſen.

So ſchließen wir uns denn gleich, ſagte der Hauptmann, an dasjenige wieder an, was wir oben ſchon benannt und beſprochen haben. Z. B. was wir Kalkſtein nennen iſt eine mehr oder weniger reine Kalkerde, innig mit einer zarten Säure verbunden, die uns in Luftform bekannt geworden iſt. Bringt man ein Stück ſolchen Steines in verdünnte Schwefelſäure, ſo ergreift dieſe den Kalk und erſcheint mit ihm als Gyps; jene zarte luftige Säure hingegen entflieht. Hier iſt eine Trennung, eine neue Zuſammenſetzung entſtanden und man glaubt ſich nunmehr berechtigt, ſogar das Wort Wahlverwandtſchaft anzuwenden, weil es wirklich ausſieht als wenn ein Verhältniß dem andern vorgezogen, eins vor dem andern erwählt würde.

Verzeihen Sie mir, ſagte Charlotte, wie ich dem Naturforſcher verzeihe; aber ich würde hier niemals eine Wahl, eher eine Naturnothwendigkeit erblicken, und dieſe kaum: denn es iſt am Ende vielleicht gar nur die Sache der Gelegenheit. Gelegenheit macht Verhältniſſe wie ſie Diebe macht; und wenn von Ihren Naturkörpern die Rede iſt, ſo ſcheint mir die Wahl blos in den Händen des Chemikers zu liegen, der dieſe Weſen zuſammenbringt. Sind ſie aber einmal beyſammen, dann gnade ihnen Gott! In dem gegenwärtigen Falle dauert

mich nur die arme Luftſäure, die ſich wieder im Unendlichen herumtreiben muß.

Es kommt nur auf ſie an, verſetzte der Hauptmann, ſich mit dem Waſſer zu verbinden und als Mineralquelle Gesunden und Kranken zur Erquickung zu dienen.

Der Gyps hat gut reden, ſagte Charlotte, der iſt nun fertig, iſt ein Körper, iſt verſorgt, anſtatt daß jenes ausgetriebene Weſen noch manche Noth haben kann bis es wieder unterkommt.

Ich müßte ihr irren, ſagte Eduard lächelnd, oder es ſteckt eine kleine Tücke hinter deinen Reden. Geſteh' nur deine Schalkheit! Am Ende bin ich in deinen Augen der Kalk, der vom Hauptmann, als einer Schwefelſäure ergriffen, deiner anmuthigen Geſellſchaft entzogen und in einen refractären Gyps verwandelt wird.

Wenn das Gewiſſen, verſetzte Charlotte, dich ſolche Betrachtungen machen heißt; ſo kann ich ohne Sorge ſeyn. Dieſe Gleichnißreden ſind artig und unterhaltend, und wer ſpielt nicht gern mit Aehnlichkeiten? Aber der Menſch iſt doch um ſo manche Stufe über jene Elemente erhöht, und wenn er hier mit den ſchönen Worten Wahl und Wahlverwandtſchaft etwas freygebig geweſen; ſo thut er wohl, wieder in ſich ſelbſt zurückzukehren und den Werth ſolcher Ausdrücke bey dieſem Anlaß recht zu bedenken. Mir ſind leider Fälle genug bekannt, wo eine innige unauflöslich ſcheinende Verbindung zweyer Weſen, durch gelegentliche Zugeſellung eines Dritten,

aufgehoben, und eins der erſt ſo ſchön verbundenen ins loſe Weite hinausgetrieben ward.

Da ſind die Chemiker viel galanter, ſagte Eduard: ſie geſellen ein viertes dazu, damit keines leer ausgehe.

Ja wohl! verſetzte der Hauptmann: dieſe Fälle ſind allerdings die bedeutendſten und merkwürdigſten, wo man das Anziehen, das Verwandtſeyn, dieſes Verlaſſen, dieſes Vereinigen gleichſam übers Kreuz, wirklich darſtellen kann; wo vier, bisher je zwey zu zwey verbundene Weſen in Berührung gebracht, ihre bisherige Vereinigung verlaſſen und ſich aufs neue verbinden. In dieſem Fahrenlaſſen und Ergreifen, in dieſem Flüchten und Suchen, glaubt man wirklich eine höhere Beſtimmung zu ſehen; man traut ſolchen Weſen eine Art von Wollen und Wählen zu, und hält das Kunſtwort Wahlverwandtſchaften vollkommen gerechtfertigt.

Beſchreiben Sie mir einen ſolchen Fall, ſagte Charlotte.

Man ſollte dergleichen, verſetzte der Hauptmann, nicht mit Worten abthun. Wie ſchon geſagt! ſobald ich Ihnen die Verſuche ſelbſt zeigen kann, wird alles anſchaulicher und angenehmer werden. Jetzt müßte ich Sie mit ſchrecklichen Kunſtworten hinhalten, die Ihnen doch keine Vorſtellung gäben. Man muß dieſe todtſcheinenden und doch zur Thätigkeit innerlich immer bereiten Weſen wirkend vor ſeinen Augen ſehen, mit Theilnahme ſchauen, wie ſie einander ſuchen, ſich an-

ziehen, ergreifen, zerſtören, verſchlingen, aufzehren und ſodann aus der innigſten Verbindung wieder in erneuter, neuer, unerwarteter Geſtalt hervortreten: dann traut man ihnen erſt ein ewiges Leben, ja wohl gar Sinn und Verſtand zu, weil wir unſere Sinne kaum genügend fühlen, ſie recht zu beobachten, und unſre Vernunft kaum hinlänglich, ſie zu faſſen.

Ich läugne nicht, ſagte Eduard, daß die ſeltſamen Kunſtwörter demjenigen der nicht durch ſinnliches Anſchauen, durch Begriffe mit ihnen verſöhnt iſt, beſchwerlich, ja lächerlich werden müſſen. Doch könnten wir leicht mit Buchſtaben einſtweilen das Verhältniß ausdrücken, wovon hier die Rede war.

Wenn Sie glauben, daß es nicht pedantiſch ausſieht, verſetzte der Hauptmann, ſo kann ich wohl in der Zeichenſprache mich kürzlich zuſammenfaſſen. Denken Sie ſich ein A, das mit einem B innig verbunden iſt, durch viele Mittel und durch manche Gewalt nicht von ihm zu trennen; denken Sie ſich ein C, das ſich eben ſo zu einem D verhält; bringen Sie nun die beyden Paare in Berührung: A wird ſich zu D, C zu B werfen, ohne daß man ſagen kann, wer das andere zuerſt verlaſſen, wer ſich mit dem andern zuerſt wieder verbunden habe.

Nun denn! fiel Eduard ein: bis wir alles dieſes mit Augen ſehen, wollen wir dieſe Formel als Gleichniß ſtehe betrachten, woraus wir uns eine Lehre zum un-

mittelbaren Gebrauch ziehen. Du ſtellſt das A vor, Charlotte, und ich dein B: denn eigentlich hänge ich doch nur von dir ab und folge dir, wie dem A das B. Das C iſt ganz deutlich der Capitain, der mich für dießmal dir einigermaßen entzieht. Nun iſt es billig, daß wenn du nicht ins Unbeſtimmte entweichen ſollſt, dir für ein D geſorgt werde, und das iſt ganz ohne Frage das liebenswürdige Dämchen Ottilie, gegen deren Annäherung du dich nicht länger vertheidigen darfſt.

Gut! verſetzte Charlotte, wenn auch das Beyſpiel, wie mir ſcheint, nicht ganz auf unſern Fall paßt; ſo halte ich es doch für ein Glück, daß wir heute einmal völlig zuſammentreffen, und daß dieſe Natur- und Wahlverwandtſchaften unter uns eine vertrauliche Mittheilung beſchleunigen. Ich will es alſo nur geſtehen, daß ich ſeit dieſem Nachmittage entſchloſſen bin, Ottilien zu berufen: denn meine bisherige treue Beſchließerinn und Haushälterinn wird abziehen, weil ſie heirathet. Dieß wäre von meiner Seite und um meinetwillen; was mich um Ottiliens willen beſtimmt, das wirſt du uns vorleſen. Ich will dir nicht ins Blatt ſehen, aber freylich iſt mir der Inhalt ſchon bekannt. Doch lies nur, lies! Mit dieſen Worten zog ſie einen Brief hervor und reichte ihn Eduarden.

Fünftes Capitel.

Brief
der Vorſteherinn.

Ew. Gnaden werden verzeihen, wenn ich mich heute ganz kurz faſſe: denn ich habe nach vollendeter öffentlicher Prüfung deſſen was wir im vergangenen Jahr an unſern Zöglingen geleiſtet haben, an die ſämmtlichen Aeltern und Vorgeſetzten den Verlauf zu melden; auch darf ich wohl kurz ſeyn, weil ich mit Wenigem Viel ſagen kann. Ihre Fräulein Tochter hat ſich in jedem Sinne als die erſte bewieſen. Die beyliegenden Zeugniſſe, ihr eigner Brief, der die Beſchreibung der Preiſe enthält die ihr geworden ſind, und zugleich das Vergnügen ausdrückt das ſie über ein ſo glückliches Gelingen empfindet, wird Ihnen zur Beruhigung, ja zur Freude gereichen. Die meinige wird dadurch einigermaßen gemindert, daß ich vorausſehe, wir werden nicht lange mehr Urſache haben ein ſo weit vorgeſchrittenes Frauenzimmer bey uns zurück zu halten. Ich empfehle mich zu Gnaden und nehme mir die Freyheit nächſtens

meine Gedanken über das was ich am vortheilhafteſten für ſie halte, zu eröffnen. Von Ottilien ſchreibt mein freundlicher Gehülfe.

Brief
des Gehülfen.

Von Ottilien läßt mich unſre ehrwürdige Vorſteherinn ſchreiben, theils weil es ihr, nach ihrer Art zu denken, peinlich wäre dasjenige was zu melden iſt zu melden, theils auch weil ſie ſelbſt einer Entſchuldigung bedarf, die ſie lieber mir in den Mund legen mag.

Da ich nur allzuwohl weiß, wie wenig die gute Ottilie das zu äußern im Stande iſt, was in ihr liegt und was ſie vermag; ſo war mir vor der öffentlichen Prüfung einigermaßen bange, um ſo mehr als überhaupt dabey keine Vorbereitung möglich iſt, und auch, wenn es nach der gewöhnlichen Weiſe ſeyn könnte, Ottilie auf den Schein nicht vorzubereiten wäre. Der Ausgang hat meine Sorge nur zu ſehr gerechtfertigt; ſie hat keinen Preis erhalten und iſt auch unter denen die kein Zeugniß empfangen haben. Was ſoll ich viel ſagen? Im Schreiben hatten andere kaum ſo wohlgeformte Buchſtaben, doch viel freyere Züge; im Rechnen waren alle ſchneller, und an ſchwierige Aufgaben, welche ſie beſſer löſt, kam es bey der Unterſuchung nicht. Im Franzöſiſchen überparlirten und übererponirten ſie

manche; in der Geſchichte waren ihr Namen und Jahrzahlen nicht gleich bey der Hand; bey der Geographie vermißte man Aufmerkſamkeit auf die politiſche Eintheilung. Zum muſicaliſchen Vortrag ihrer wenigen beſcheidenen Melodieen fand ſich weder Zeit noch Ruhe. Im Zeichnen hätte ſie gewiß den Preis davon getragen: ihre Umriſſe waren rein und die Ausführung bey vieler Sorgfalt geiſtreich. Leider hatte ſie etwas zu Großes unternommen und war nicht fertig geworden.

Als die Schülerinnen abgetreten wären, die Prüfenden zuſammen Rath hielten und uns Lehrern wenigſtens einiges Wort dabey gönnten, merkte ich wohl bald, daß von Ottilien gar nicht, und wenn es geſchah, wo nicht mit Mißbilligung doch mit Gleichgültigkeit geſprochen wurde. Ich hoffte durch eine offne Darſtellung ihrer Art zu ſeyn, einige Gunſt zu erwegen, und wagte mich daran mit doppeltem Eifer, einmal weil ich nach meiner Ueberzeugung ſprechen konnte, und ſodann weil ich mich in jüngeren Jahren in eben demſelben traurigen Fall befunden hatte. Man hörte mich mit Aufmerkſamkeit an; doch als ich geendigt hatte, ſagte mir der vorſitzende Prüfende zwar freundlich aber laconiſch: Fähigkeiten werden vorausgeſetzt, ſie ſollen zu Fertigkeiten werden. Dieß iſt der Zweck aller Erziehung, dieß iſt die laute deutliche Abſicht der Aeltern und Vorgeſetzten, die ſtille nur halbbewußte der Kinder ſelbſt. Dieß iſt auch der Gegenſtand der Prüfung; wo-

den zugleich Lehrer und Schüler beurtheilt werden. Aus dem was wir von Ihnen vernehmen, ſchöpfen wir gute Hoffnung von dem Kinde, und Sie ſind allerdings lobenswürdig, indem Sie auf die Fähigkeiten der Schülerinnen genau Acht geben. Verwandeln Sie ſolche bis übers Jahr in Fertigkeiten, ſo wird es Ihnen und Ihrer begünſtigten Schülerinn nicht an Beyfall mangeln.

In das was hierauf folgte hatte ich mich ſchon ergeben; aber ein noch Uebleres nicht befürchtet, das ſich bald darauf zutrug. Unſere gute Vorſteherinn, die wie ein guter Hirte auch nicht eins von ihren Schäfchen verloren, oder wie es hier der Fall war, ungeſchmückt ſehen möchte, konnte, nachdem die Herren ſich entfernt hatten, ihren Unwillen nicht bergen und ſagte zu Ottilien, die ganz ruhig, indem die andern ſich über ihre Preſie freuten, am Fenſter ſtand: aber ſagen Sie mir, ums Himmelswillen! wie kann man ſo dumm ausſehen, wenn man es nicht iſt? Ottilie verſetzte ganz gelaſſen: verzeihen Sie, liebe Mutter; ich habe gerade heute wieder mein Kopfweh und ziemlich ſtark. Das kann niemand wiſſen! verſetzte die ſonſt ſo theilnehmende Frau und kehrte ſich verdrießlich um.

Nun es iſt wahr: Niemand kann es wiſſen; denn Ottilie verändert das Geſicht nicht, und ich habe auch nicht geſehen, daß ſie einmal die Hand nach dem Schlafe zu bewegt hätte.

Das war noch nicht alles. Ihre Fräulein Tochter,

gnädige Frau, ſonſt lebhaft und freymüthig, war im Gefühl ihres heutigen Triumphs ausgelaſſen und übermüthig. Sie ſprang mit ihren Preiſen und Zeugniſſen in den Zimmern herum, und ſchüttelte ſie auch Ottilien vor dem Geſicht. Du biſt heute ſchlecht gefahren! rief ſie aus. Ganz gelaſſen antwortete Ottilie: es iſt noch nicht der letzte Prüfungstag. Und doch wirſt du immer die letzte bleiben! rief die Fräulein und ſprang hinweg.

Ottilie ſchien gelaſſen für jeden andern, nur nicht für mich. Eine innre unangenehme lebhafte Bewegung, der ſie widerſteht, zeigt ſich durch eine ungleiche Farbe des Geſichts. Die linke Wange wird auf einen Augenblick roth, indem die rechte bleich wird. Ich ſah dieß Zeichen und meine Theilnehmung konnte ſich nicht zurückhalten. Ich führte unſre Vorſteherinn bey Seite, ſprach ernſthaft mit ihr über die Sache. Die treffliche Frau erkannte ihren Fehler. Wir beriethen, wir beſprachen uns lange, und ohne deßhalb weitläufiger zu ſeyn, will ich Ew. Gnaden unſern Beſchluß und unſre Bitte vortragen: Ottilien auf einige Zeit zu ſich zu nehmen. Die Gründe werden Sie ſich ſelbſt am beſten entfalten. Beſtimmen Sie ſich hiezu, ſo ſage ich mehr über die Behandlung des guten Kindes. Verläßt uns dann Ihre Fräulein Tochter, wie zu vermuthen ſteht; ſo ſehen wir Ottilien mit Freuden zurückkehren.

Noch eins, das ich vielleicht in der Folge vergeſſen könnte: ich habe nie geſehen, daß Ottilie etwas verlangt,

oder gar um etwas dringend gebethen hätte. Dagegen kommen Fälle, wiewohl ſelten, daß ſie etwas abzulehnen ſucht was man von ihr fordert. Sie thut das mit einer Gebärde, die für den der den Sinn davon gefaßt hat unwiderſtehlich iſt. Sie drückt die flachen Hände, die ſie in die Höhe hebt, zuſammen und führt ſie gegen die Bruſt, indem ſie ſich nur wenig vorwärts neigt und den dringend Fordernden mit einem ſolchen Blick anſieht, daß er gern von allem abſteht was er verlangen oder wünſchen möchte. Sehen Sie jemals dieſe Gebärde, gnädige Frau, wie es bey Ihrer Behandlung nicht wahrſcheinlich iſt; ſo gedenken Sie meiner und ſchonen Ottilien. —

Eduard hatte dieſe Briefe vorgeleſen, nicht ohne Lächeln und Kopfſchütteln. Auch konnte es an Bemerkungen über die Perſonen und über die Lage der Sache nicht fehlen.

Genug! rief Eduard endlich aus: es iſt entſchieden, ſie kommt! Für dich wäre geſorgt, meine Liebe, und wir dürfen nun auch mit unſerm Vorſchlag hervorrücken. Es wird höchſt nöthig, daß ich zu dem Hauptmann auf den rechten Flügel hinüber ziehe. Sowohl Abends als Morgens iſt erſt die rechte Zeit zuſammen zu arbeiten. Du erhältſt dagegen für dich und Ottilien auf deiner Seite den ſchönſten Raum.

Charlotte ließ ſich's gefallen, und Eduard ſchilderte ihre künftige Lebensart. Unter andern rief er aus: es

iſt doch recht zuvorkommend von der Nichte, ein wenig Kopfweh auf der linken Seite zu haben; ich habe es manchmal auf der rechten. Trifft es zuſammen und wir ſitzen gegeneinander, ich auf den rechten Ellbogen, ſie auf den linken geſtützt, und die Köpfe nach verſchiedenen Seiten in die Hand gelegt; ſo muß das ein Paar artige Gegenbilder geben.

Der Hauptmann wollte das gefährlich finden; Eduard hingegen rief aus: nehmen Sie ſich nur, lieber Freund, vor dem O in Acht! Was ſollte B denn anfangen, wenn ihm C entriſſen würde?

Nun ich dächte doch, verſetzte Charlotte, das verſtünde ſich von ſelbſt.

Freylich, rief Eduard: es kehrte zu ſeinem A zurück, zu ſeinem A und O! rief er, indem er aufſprang und Charlotten feſt an ſeine Bruſt drückte.

Sechstes Capitel.

Ein Wagen der Ottilien brachte war angefahren. Charlotte ging ihr entgegen; das liebe Kind eilte ſich ihr zu nähern, warf ſich ihr zu Füßen und umfaßte ihre Kniee.

Wozu die Demüthigung! ſagte Charlotte, die einigermaßen verlegen war und ſie aufheben wollte. Es iſt ſo demüthig nicht gemeynt, verſetzte Ottille, die in ihrer vorigen Stellung blieb. Ich mag mich nur ſo gern jener Zeit erinnern, da ich noch nicht höher reichte als bis an Ihre Kniee und Ihrer Liebe ſchon ſo gewiß war.

Sie ſtand auf und Charlotte umarmte ſie herzlich. Sie ward den Männern vorgeſtellt und gleich mit beſonderer Achtung als Gaſt behandelt. Schönheit iſt überall ein gar willkommner Gaſt. Sie ſchien aufmerkſam auf das Geſpräch, ohne daß ſie daran Theil genommen hätte.

Den andern Morgen ſagte Eduard zu Charlotten: es iſt ein angenehmes unterhaltendes Mädchen.

Unterhaltend? verſetzte Charlotte mit Lächeln: ſie hat ja den Mund noch nicht aufgethan.

So? erwiederte Eduard, indem er ſich zu beſinnen ſchien: das wäre doch wunderbar!

Charlotte gab dem neuen Ankömmling nur wenige Winke, wie es mit dem Hausgeſchäfte zu halten ſey. Ottilie hatte ſchnell die ganze Ordnung eingeſehen, ja was noch mehr iſt, empfunden. Was ſie für alle, für einen Jeden insbeſondre zu beſorgen hatte, begriff ſie leicht. Alles geſchah pünctlich. Sie wußte anzuordnen, ohne daß ſie zu befehlen ſchien, und wo Jemand ſäumte, verrichtete ſie das Geſchäft gleich ſelbſt.

Sobald ſie gewahr wurde, wie viel Zeit ihr übrig blieb, bat ſie Charlotten ihre Stunden eintheilen zu dürfen, die nun genau beobachtet wurden. Sie arbeitete das Vorgeſetzte auf eine Art, von der Charlotte durch den Gehülfen unterrichtet war. Man ließ ſie gewähren. Nur zuweilen ſuchte Charlotte ſie anzuregen. So ſchob ſie ihr manchmal abgeſchriebene Federn unter, um ſie auf einen freyeren Zug der Handſchrift zu leiten; aber auch dieſe waren bald wieder ſcharf geſchnitten.

Die Frauenzimmer hatten untereinander feſtgeſetzt, franzöſiſch zu reden wenn ſie allein wären; und Charlotte beharrte um ſo mehr dabey, als Ottilie geſprächiger in der fremden Sprache war, indem man ihr die Uebung derſelben zur Pflicht gemacht hatte. Hier ſagte ſie oft mehr als ſie zu wollen ſchien. Beſonders ergetzte ſich Charlotte an einer zufälligen, zwar genauen aber doch liebevollen Schilderung der ganzen Penſionsanſtalt.

Ottilie ward ihr eine liebe Geſellſchafterinn, und ſie hoffte dereinſt an ihr eine zuverläßige Freundinn zu finden.

Charlotte nahm indeß die älteren Papiere wieder vor, die ſich auf Ottilien bezogen, um ſich in Erinnerung zu bringen, was die Vorſteherinn, was der Gehülfe über das gute Kind geurtheilt, um es mit ihrer Perſönlichkeit ſelbſt zu vergleichen. Denn Charlotte war der Meynung, man könne nicht geſchwind genug mit dem Character der Menſchen bekannt werden, mit denen man zu leben hat, um zu wiſſen, was ſich von ihnen erwarten, was ſich an ihnen bilden läßt, oder was man ihnen ein für allemal zugeſtehen und verzeihen muß.

Sie fand zwar bey dieſer Unterſuchung nichts neues, aber manches Bekannte ward ihr bedeutender und auffallender. So konnte ihr z. B. Ottiliens Mäßigkeit im Eſſen und Trinken wirklich Sorge machen.

Das nächſte was die Frauen beſchäftigte war der Anzug. Charlotte verlangte von Ottilien, ſie ſolle in Kleidern reicher und mehr ausgeſucht erſcheinen. Sogleich ſchnitt das gute thätige Kind die ihr früher geſchenkten Stoffe ſelbſt zu und wußte ſie ſich, mit geringer Beyhülfe anderer, ſchnell und höchſt zierlich anzupaſſen. Die neuen, modiſchen Gewänder erhöhten ihre Geſtalt: denn indem das Angenehme einer Perſon ſich auch über ihre Hülle verbreitet, ſo glaubt man ſie im-

mer wieder von neuem und anmuthiger zu ſehen, wenn ſie ihre Eigenſchaften einer neuen Umgebung mittheilt.

Dadurch ward ſie den Männern, wie von Anfang ſo immer mehr, daß wir es nur mit dem rechten Namen nennen, ein wahrer Augentroſt. Denn wenn der Smaragd durch ſeine herrliche Farbe dem Geſicht wohl thut, ja ſogar einige Heilkraft an dieſem edlen Sinn ausübt; ſo wirkt die menſchliche Schönheit noch mit weit größerer Gewalt auf den äußern und inneren Sinn. Wer ſie erblickt, den kann nichts übles anwehen; er fühlt ſich mit ſich ſelbſt und mit der Welt in Uebereinſtimmung.

Auf manche Weiſe hatte daher die Geſellſchaft durch Ottiliens Ankunft gewonnen. Die beyden Freunde hielten regelmäßiger die Stunden, ja die Minuten der Zuſammenkünfte. Sie ließen weder zum Eſſen, noch zum Thee, noch zum Spaziergang länger als billig auf ſich warten. Sie eilten, beſonders Abends, nicht ſobald von Tiſche weg. Charlotte bemerkte das wohl und ließ beyde nicht unbeobachtet. Sie ſuchte zu erforſchen, ob einer vor dem andern hiezu den Anlaß gäbe; aber ſie konnte keinen Unterſchied bemerken. Beyde zeigten ſich überhaupt geſelliger. Bey ihren Unterhaltungen ſchienen ſie zu bedenken, was Ottiliens Theilnahme zu erregen geeignet ſeyn möchte, was ihren Einſichten, ihren übrigen Kenntniſſen gemäß wäre. Beym Leſen und Erzählen hielten ſie inne, bis ſie wiederkam. Sie wurden milder und im Ganzen mittheilender.

In Erwiederung dagegen wuchs die Dienſtbefliſſenheit Ottiliens mit jedem Tage. Je mehr ſie das Haus, die Menſchen, die Verhältniſſe kennen lernte, deſto lebhafter griff ſie ein, deſto ſchneller verſtand ſie jeden Blick, jede Bewegung, ein halbes Wort, einen Laut. Ihre ruhige Aufmerkſamkeit blieb ſich immer gleich, ſo wie ihre gelaſſene Regſamkeit. Und ſo war ihr Sitzen, Aufſtehen, Gehen, Kommen, Holen, Bringen, wieder Niederſitzen, ohne einen Schein von Unruhe ein ewiger Wechſel, eine ewige angenehme Bewegung. Dazu kam, daß man ſie nicht gehen hörte, ſo leiſe trat ſie auf.

Dieſe anſtändige Dienſtfertigkeit Ottiliens machte Charlotten viele Freude. Ein einziges, was ihr nicht ganz angemeſſen vorkam, verbarg ſie Ottilien nicht. Es gehört, ſagte ſie eines Tages zu ihr, unter die lobenswürdigen Aufmerkſamkeiten, daß wir uns ſchnell bücken, wenn Jemand etwas aus der Hand fallen läßt, und es eilig aufzuheben ſuchen. Wir bekennen uns dadurch ihm gleichſam dienſtpflichtig; nur iſt in der größern Welt dabey zu bedenken, wem man eine ſolche Ergebenheit bezeigt. Gegen Frauen will ich dir darüber keine Geſetze vorſchreiben. Du biſt jung. Gegen Höhere und Aeltere iſt es Schuldigkeit, gegen deines Gleichen Artigkeit, gegen Jüngere und Niedere zeigt man ſich dadurch menſchlich und gut; nur will es einem Frauenzimmer nicht wohl geziemen, ſich Männern auf dieſe Weiſe ergeben und dienſtbar zu bezeigen.

Ich will es mir abzugewöhnen ſuchen, verſetzte Ottilie. Indeſſen werden Sie mir dieſe Unſchicklichkeit vergeben, wenn ich Ihnen ſage, wie ich dazu gekommen bin. Man hat uns die Geſchichte gelehrt; ich habe nicht ſo viel daraus behalten, als ich wohl geſollt hätte: denn ich wußte nicht wozu ich's brauchen würde. Nur einzelne Begebenheiten ſind mir ſehr eindrücklich geweſen; ſo folgende:

Als Carl der Erſte von England vor ſeinen ſogenannten Richtern ſtand, fiel der goldne Knopf des Stöckchens das er trug herunter. Gewohnt, daß bey ſolchen Gelegenheiten ſich alles für ihn bemühte, ſchien er ſich umzuſehen und zu erwarten, daß ihm Jemand auch dießmal den kleinen Dienſt erzeigen ſollte. Es regte ſich Niemand; er bückte ſich ſelbſt, um den Knopf aufzuheben. Mir kam das ſo ſchmerzlich vor, ich weiß nicht ob mit Recht, daß ich von jenem Augenblick an Niemanden kann etwas aus den Händen fallen ſehn, ohne mich darnach zu bücken. Da es aber freylich nicht immer ſchicklich ſeyn mag, und ich, fuhr ſie lächelnd fort, nicht jederzeit meine Geſchichte erzählen kann; ſo will ich mich künftig mehr zurückhalten.

Indeſſen hatten die guten Anſtalten, zu denen ſich die beyden Freunde berufen fühlten, ununterbrochenen Fortgang. Ja täglich fanden ſie neuen Anlaß etwas zu bedenken und zu unternehmen.

Als ſie eines Tages zuſammen durch das Dorf gin-

gen, bemerkten ſie mißfällig, wie weit es an Ordnung und Reinlichkeit hinter jenen Dörfern zurückſtehe, wo die Bewohner durch die Koſtbarkeit des Raums auf beydes hingewieſen werden.

Du erinnerſt dich, ſagte der Hauptmann, wie wir auf unſerer Reiſe durch die Schweiz den Wunſch äußerten, eine ländliche ſogenannte Parkanlage recht eigentlich zu verſchönern, indem wir ein ſo gelegenes Dorf, nicht zur Schweizer-Bauart, ſondern zur Schweizer-Ordnung und Sauberkeit, welche die Benutzung ſo ſehr befördern, einrichteten.

Hier z. B., verſetzte Eduard, ginge das wohl an. Der Schloßberg verläuft ſich in einen vorſpringenden Winkel herunter; das Dorf iſt ziemlich regelmäßig im Halbzirkel gegenüber gebaut; dazwiſchen fließt der Bach, gegen deſſen Anſchwellen ſich der eine mit Steinen, der andre mit Pfählen, wieder einer mit Balken, und der Nachbar ſodann mit Planken verwahren will, keiner aber den andern fördert, vielmehr ſich und den übrigen Schaden und Nachtheil bringt. So geht der Weg auch in ungeſchickter Bewegung bald herauf, bald herab, bald durchs Waſſer, bald über Steine. Wollten die Leute mit Hand anlegen, ſo würde kein großer Zuſchuß nöthig ſeyn, um hier eine Mauer im Halbkreis aufzuführen, den Weg dahinter bis an die Häuſer zu erhöhen, den ſchönſten Raum herzuſtellen, der Reinlichkeit Platz zu geben und durch eine ins Große gehende Anſtalt alle kleine unzulängliche Sorge auf einmal zu verbannen.

Laß es uns verſuchen, ſagte der Hauptmann, indem er die Lage mit den Augen überlief und ſchnell beurtheilte.

Ich mag mit Bürgern und Bauern nichts zu thun haben, wenn ich ihnen nicht geradezu befehlen kann, verſetzte Eduard.

Du haſt ſo unrecht nicht, erwiederte der Hauptmann: denn auch mir machten dergleichen Geſchäfte im Leben ſchon viel Verdruß. Wie ſchwer iſt es, daß der Menſch recht abwäge, was man aufopfern muß gegen das was zu gewinnen iſt! wie ſchwer, den Zweck zu wollen und die Mittel nicht zu verſchmähen! Viele verwechſeln gar die Mittel und den Zweck, erfreuen ſich an jenen, ohne dieſen im Auge zu behalten. Jedes Uebel ſoll an der Stelle geheilt werden, wo es zum Vorſchein kommt, und man bekümmert ſich nicht um jenen Punct, wo es eigentlich ſeinen Urſprung nimmt, woher es wirkt. Deswegen iſt es ſo ſchwer Rath zu pflegen, beſonders mit der Menge, die im Täglichen ganz verſtändig iſt, aber ſelten weiter ſieht als auf Morgen. Kommt nun gar dazu, daß der eine bey einer gemeinſamen Anſtalt gewinnen, der andre verlieren ſoll, da iſt mit Vergleich nun gar nichts auszurichten. Alles eigentlich gemeinſame Gute muß durch das unumſchränkte Majeſtätsrecht gefördert werden.

Indem ſie ſtanden und ſprachen, bettelte ſie ein Menſch an, der mehr frech als bedürftig ausſah. Eduard,

ungern unterbrochen und beunruhigt, ſchalt ihn, nachdem er ihn einigemal vergebens gelaſſener abgewieſen hatte; als aber der Kerl ſich murrend, ja gegenſcheltend, mit kleinen Schritten entfernte, auf die Rechte des Bettlers trotzte, dem man wohl ein Almoſen verſagen, ihn aber nicht beleidigen dürfe, weil er ſo gut wie jeder andere unter dem Schutze Gottes und der Obrigkeit ſtehe, kam Eduard ganz aus der Faſſung.

Der Hauptmann, ihn zu begütigen, ſagte darauf: laß uns dieſen Vorfall als eine Aufforderung annehmen, unſere ländliche Polizey auch hierüber zu erſtrecken. Almoſen muß man einmal geben; man thut aber beſſer, wenn man ſie nicht ſelbſt giebt, beſonders zu Hauſe. Da ſollte man mäßig und gleichförmig in allem ſeyn, auch im Wohlthun. Eine allzureichliche Gabe lockt Bettler herbey, anſtatt ſie abzufertigen; dagegen man wohl auf der Reiſe, im Vorbeyfliegen, einem Armen an der Straße in der Geſtalt des zufälligen Glücks erſcheinen und ihm eine überraſchende Gabe zuwerfen mag. Uns macht die Lage des Dorfes, des Schloſſes, eine ſolche Anſtalt ſehr leicht; ich habe ſchon früher darüber nachgedacht.

An dem einen Ende des Dorfes liegt das Wirthshaus, an dem andern wohnen ein Paar alte gute Leute; an beyden Orten mußt du eine kleine Geldſumme niederlegen. Nicht der ins Dorf hereingehende, ſondern der hinausgehende erhält etwas; und da die beyden Häuſer

zugleich an den Wegen ſtehen die auf das Schloß führen, ſo wird auch alles was ſich hinaufwenden wollte, an die beyden Stellen gewieſen.

Komm, ſagte Eduard, wir wollen das gleich abmachen; das Genauere können wir immer noch nachholen.

Sie gingen zum Wirth und zu dem alten Paare, und die Sache war abgethan.

Ich weiß recht gut, ſagte Eduard, indem ſie zuſammen den Schloßberg wieder hinaufſtiegen, daß alles in der Welt ankommt auf einen geſcheiden Einfall und auf einen feſten Entſchluß. So haſt du die Parkanlagen meiner Frau ſehr richtig beurtheilt, und mir auch ſchon einen Wink zum Beſſern gegeben, den ich ihr, wie ich gar nicht läugnen will, ſogleich mitgetheilt habe.

Ich konnte es vermuthen, verſetzte der Hauptmann, aber nicht billigen. Du haſt ſie irre gemacht; ſie läßt alles liegen und trutzt in dieſer einzigen Sache mit uns: denn ſie vermeidet davon zu reden und hat uns nicht wieder zur Mooshütte geladen, ob ſie gleich mit Ottilien in den Zwiſchenſtunden hinaufgeht.

Dadurch müſſen wir uns, verſetzte Eduard, nicht abſchrecken laſſen. Wenn ich von etwas Gutem überzeugt bin, was geſchehen könnte und ſollte, ſo habe ich keine Ruhe bis ich es gethan ſehe. Sind wir doch ſonſt klug etwas einzuleiten. Laß uns die engliſchen Parkbeſchreibungen mit Kupfern zur Abendunterhaltung ver-

nehmen, nachher deine Guts-Charte. Man muß es erſt problematiſch und nur wie zum Scherz behandeln, der Ernſt wird ſich ſchon finden.

Nach dieſer Verabredung wurden die Bücher aufgeſchlagen, worin man jedesmal den Grundriß der Gegend und ihre landſchaftliche Anſicht in ihrem erſten rohen Naturzuſtande gezeichnet ſah, ſodann auf andern Blättern die Veränderung vorgeſtellt fand, welche die Kunſt daran vorgenommen, um alles das beſtehende Gute zu nutzen und zu ſteigern. Hievon war der Uebergang zur eigenen Beſitzung, zur eignen Umgebung, und zu dem was man daran ausbilden könnte, ſehr leicht.

Die von dem Hauptmann entworfene Charte zum Grunde zu legen war nunmehr eine angenehme Beſchäftigung, nur konnte man ſich von jener erſten Vorſtellung, nach der Charlotte die Sache einmal angefangen hatte, nicht ganz losreißen. Doch erfand man einen leichtern Aufgang auf die Höhe; man wollte oberwärts am Abhange vor einem angenehmen Hölzchen ein Luſtgebäude aufführen; dieſes ſollte einen Bezug aufs Schloß haben, aus den Schloßfenſtern ſollte man es überſehen, von dorther Schloß und Gärten wieder beſtreichen können.

Der Hauptmann hatte alles wohl überlegt und gemeſſen, und brachte jenen Dorfweg, jene Mauer am Bache her, jene Ausfüllung wieder zur Sprache. Ich

gewinne, ſagte er, indem ich einen bequemen Weg zur Anhöhe hinauf führe, gerade ſoviel Steine, als ich zu jener Mauer bedarf. Sobald eins ins andre greift, wird beydes wohlfeiler und geſchwinder bewerkſtelligt.

Nun aber, ſagte Charlotte, kommt meine Sorge. Nothwendig muß etwas Beſtimmtes ausgeſetzt werden; und wenn man weiß, wieviel zu einer ſolchen Anlage erforderlich iſt, dann theilt man es ein, wo nicht auf Wochen, doch wenigſtens auf Monate. Die Kaſſe iſt unter meinem Beſchluß; ich zahle die Zettel, und die Rechnung führe ich ſelbſt.

Du ſcheinſt uns nicht ſonderlich viel zu vertrauen, ſagte Eduard.

Nicht viel in willkührlichen Dingen, verſetzte Charlotte. Die Willkühr wiſſen wir beſſer zu beherrſchen als ihr.

Die Einrichtung war gemacht, die Arbeit raſch angefangen, der Hauptmann immer gegenwärtig, und Charlotte nunmehr faſt täglich Zeuge ſeines ernſten und beſtimmten Sinnes. Auch er lernte ſie näher kennen, und beyden wurde es leicht, zuſammen zu wirken und etwas zu Stande zu bringen.

Es iſt mit den Geſchäften wie mit dem Tanze; Perſonen, die gleichen Schritt halten, müſſen ſich unentbehrlich werden; ein wechſelſeitiges Wohlwollen muß nothwendig daraus entſpringen, und daß Charlotte dem Hauptmann, ſeitdem ſie ihn näher kennen gelernt,

wirklich wohlwollte, davon war ein ſicherer Beweis, daß ſie ihm einen ſchönen Ruheplatz, den ſie bey ihren erſten Anlagen beſonders ausgeſucht und verziert hatte, der aber ſeinem Plane entgegenſtand, ganz gelaſſen zerſtören ließ, ohne auch nur die mindeſte unangenehme Empfindung dabey zu haben.

Siebentes Capitel.

Indem nun Charlotte mit dem Hauptmann eine gemeiniame Beſchäftigung fand, ſo war die Folge, daß ſich Eduard mehr zu Ottilien geſellte. Für ſie ſprach ohnehin ſeit einiger Zeit eine ſtille freundliche Neigung in ſeinem Herzen. Gegen Jedermann war ſie dienſtfertig und zuvorkommend; daß ſie es gegen ihn am meiſten ſey, das wollte ſeiner Selbſtliebe ſcheinen. Nun war keine Frage: was für Speiſen und wie er ſie liebte, hatte ſie ſchon genau bemerkt; wieviel er Zucker zum Thee zu nehmen pflegte, und was dergleichen mehr iſt, entging ihr nicht. Beſonders war ſie ſorgfältig, alle Zugluft abzuwehren, gegen die er eine übertriebene Empfindlichkeit zeigte, und deshalb mit ſeiner Frau, der es nicht luftig genug ſeyn konnte, manchmal in Widerſpruch gerieth. Eben ſo wußte ſie im Baum- und Blumengarten Beſcheid. Was er wünſchte ſuchte ſie zu befördern, was ihn ungeduldig machen konnte, zu verhüten, dergeſtalt, daß ſie in kurzem wie ein freundlicher Schutzgeiſt ihm unentbehrlich ward und er anfing ihre Abweſenheit ſchon peinlich zu empfinden. Hiezu

kam noch, daß ſie geſprächiger und offner ſchien ſobald ſie ſich allein trafen.

Eduard hatte bey zunehmenden Jahren immer etwas Kindliches behalten, das der Jugend Ottiliens beſonders zuſagte. Sie erinnerten ſich gern früherer Zeiten, wo ſie einander geſehen; es ſtiegen dieſe Erinnerungen bis in die erſten Epochen der Neigung Eduards zu Charlotten. Ottilie wollte ſich der beyden noch als des ſchönſten Hofpaares erinnern; und wenn Eduard ihr ein ſolches Gedächtniß aus ganz früher Jugend abſprach, ſo behauptete ſie doch beſonders einen Fall noch vollkommen gegenwärtig zu haben, wie ſie ſich einmal, bey ſeinem Hereintreten, in Charlottens Schooß verſteckt, nicht aus Furcht, ſondern aus kindlicher Ueberraſchung. Sie hätte dazu ſetzen können: weil er ſo lebhaften Eindruck auf ſie gemacht, weil er ihr gar ſo wohl gefallen.

Bey ſolchen Verhältniſſen waren manche Geſchäfte, welche die beyden Freunde zuſammen früher vorgenommen, gewiſſermaßen in Stocken gerathen, ſo daß ſie für nöthig fanden ſich wieder eine Ueberſicht zu verſchaffen, einige Aufſätze zu entwerfen, Briefe zu ſchreiben. Sie beſtellten ſich deshalb auf ihre Canzley, wo ſie den alten Copiſten müßig fanden. Sie gingen an die Arbeit und gaben ihm bald zu thun, ohne zu bemerken, daß ſie ihm manches aufbürdeten, was ſie ſonſt ſelbſt zu verrichten gewohnt waren. Gleich der erſte Aufſatz

wollte dem Hauptmann, gleich der erſte Brief Eduarden nicht gelingen. Sie quälten ſich eine Zeit lang mit Concipiren und Umſchreiben, bis endlich Eduard, dem es am wenigſten von ſtatten ging, nach der Zeit fragte.

Da zeigte ſich denn, daß der Hauptmann vergeſſen hatte ſeine chronometriſche Secunden-Uhr aufzuziehen, das erſtemal ſeit vielen Jahren; und ſie ſchienen, wo nicht zu empfinden, doch zu ahnden, daß die Zeit anfange ihnen gleichgültig zu werden.

Indem ſo die Männer einigermaßen in ihrer Geſchäftigkeit nachließen, wuchs vielmehr die Thätigkeit der Frauen. Ueberhaupt nimmt die gewöhnliche Lebensweiſe einer Familie, die aus den gegebenen Perſonen und aus nothwendigen Umſtänden entſpringt, auch wohl eine außerordentliche Neigung, eine werdende Leidenſchaft, in ſich wie in ein Gefäß auf, und es kann eine ziemliche Zeit vergehen, ehe dieſes neue Ingrediens eine merkliche Gährung verurſacht und ſchäumend über den Rand ſchwillt.

Bey unſern Freunden waren die entſtehenden wechſelſeitigen Neigungen von der angenehmſten Wirkung. Die Gemüther öffneten ſich, und ein allgemeines Wohlwollen entſprang aus dem beſonderen. Jeder Theil fühlte ſich glücklich und gönnte dem andern ſein Glück.

Ein ſolcher Zuſtand erhebt den Geiſt, indem er das Herz erweitert, und alles was man thut und vornimmt, hat eine Richtung gegen das Unermeßliche. So waren

auch

auch die Freunde nicht mehr in ihrer Wohnung befangen. Ihre Spaziergänge dehnten ſich weiter aus, und wenn dabey Eduard mit Ottilien, die Pfade zu wählen, die Wege zu bahnen, vorauseilte; ſo folgte der Hauptmann mit Charlotten in bedeutender Unterhaltung, theilnehmend an manchem neuentdeckten Plätzchen, an mancher unerwarteten Ausſicht, geruhig der Spur jener raſcheren Vorgänger.

Eines Tages leitete ſie ihr Spaziergang durch die Schloßpforte des rechten Flügels hinunter nach dem Gaſthofe, über die Brücke gegen die Teiche zu, an denen ſie hingingen, ſo weit man gewöhnlich das Waſſer verfolgte, deſſen Ufer ſodann von einem buſchigen Hügel und weiterhin von Felſen eingeſchloſſen aufhörte gangbar zu ſeyn.

Aber Eduard, dem von ſeinen Jagdwanderungen her die Gegend bekannt war, drang mit Ottilien auf einem bewachſenen Pfade weiter vor, wohl wiſſend, daß die alte, zwiſchen Felſen verſteckte Mühle nicht weit abliegen konnte. Allein der wenig betretene Pfad verlor ſich bald, und ſie fanden ſich im dichten Gebüſch zwiſchen mooſigem Geſtein verirrt, doch nicht lange: denn das Rauſchen der Räder verkündigte ihnen ſogleich die Nähe des geſuchten Ortes.

Auf eine Klippe vorwärts tretend ſahen ſie das alte ſchwarze wunderliche Holzgebäude im Grunde vor ſich, von ſteilen Felſen ſo wie von hohen Bäumen umſchattet.

Sie entſchloſſen ſich kurz und gut über Moos und Felstrümmer hinabzuſteigen: Eduard voran; und wenn er nun in die Höhe ſah, und Ottilie leicht ſchreitend, ohne Furcht und Aengſtlichkeit, im ſchönſten Gleichgewicht von Stein zu Stein ihm folgte, glaubte er ein himmliſches Weſen zu ſehen, das über ihm ſchwebte. Und wenn ſie nun manchmal an unſicherer Stelle ſeine ausgeſtreckte Hand ergriff, ja ſich auf ſeine Schulter ſtützte, dann konnte er ſich nicht verläugnen, daß es das zarteſte weibliche Weſen ſey, das ihn berührte. Faſt hätte er gewünſcht, ſie möchte ſtrauchelu, gleiten, daß er ſie in ſeine Arme auffangen, ſie an ſein Herz drücken könnte. Doch dieß hätte er unter keiner Bedingung gethan, aus mehr als einer Urſache: er fürchtete ſie zu beleidigen, ſie zu beſchädigen.

Wie dieß gemeint ſey, erfahren wir ſogleich. Denn als er nun herabgelangt, ihr unter den hohen Bäumen am ländlichen Tiſche gegenüber ſaß, die freundliche Müllerinn nach Milch, der bewillkommende Müller Charlotten und dem Hauptmann entgegengeſandt war, fing Eduard mit einigem Zaudern zu ſprechen an.

Ich habe eine Bitte, liebe Ottilie: verzeihen Sie mir die, wenn Sie mir ſie auch verſagen. Sie machen kein Geheimniß daraus, und es braucht es auch nicht, daß Sie unter Ihrem Gewand, auf Ihrer Bruſt ein Miniaturbild tragen. Es iſt das Bild Ihres Vaters, des braven Mannes, den Sie kaum gekannt, und der

in jedem Sinne eine Stelle an Ihrem Herzen verdient. Aber vergeben Sie mir: das Bild iſt ungeſchickt groß, und dieſes Metall, dieſes Glas macht mir tauſend Aengſten, wenn Sie ein Kind in die Höhe heben, etwas vor ſich hintragen, wenn die Kutſche ſchwankt, wenn wir durchs Gebüſch dringen, eben jetzt, wie wir vom Felſen herabſtiegen. Mir iſt die Möglichkeit ſchrecklich, daß irgend ein unvorgeſehener Stoß, ein Fall, eine Berührung Ihnen ſchädlich und verderblich ſeyn könnte. Thun Sie es mir zu Liebe, entfernen Sie das Bild, nicht aus Ihrem Andenken, nicht aus Ihrem Zimmer; ja geben Sie ihm den ſchönſten, den heiligſten Ort Ihrer Wohnung: nur von Ihrer Bruſt entfernen Sie etwas, deſſen Nähe mir, vielleicht aus übertriebener Aengſtlichkeit, ſo gefährlich ſcheint.

Ottilie ſchwieg, und hatte während er ſprach vor ſich hingeſehen; dann, ohne Uebereilung und ohne Zaudern, mit einem Blick mehr gen Himmel als auf Eduard gewendet, löſte ſie die Kette, zog das Bild hervor, drückte es gegen ihre Stirn und reichte es dem Freunde hin, mit den Worten: heben Sie mir es auf, bis wir nach Hauſe kommen. Ich vermag Ihnen nicht beſſer zu bezeigen, wie ſehr ich Ihre freundliche Sorgfalt zu ſchätzen weiß.

Der Freund wagte nicht das Bild an ſeine Lippen zu drücken, aber er faßte ihre Hand und drückte ſie an ſeine Augen. Es waren vielleicht die zwey ſchönſten

Hände, die ſich jemals zuſammenſchloſſen. Ihm war, als wenn ihm ein Stein vom Herzen gefallen wäre, als wenn ſich eine Scheidewand zwiſchen ihm und Ottilien niedergelegt hätte.

Vom Müller geführt langten Charlotte und der Hauptmann auf einem bequemeren Pfade herunter. Man begrüßte ſich, man erfreute und erquickte ſich. Zurück wollte man denſelben Weg nicht kehren, und Eduard ſchlug einen Felspfad auf der andern Seite des Baches vor, auf welchem die Teiche wieder zu Geſicht kamen, indem man ihn mit einiger Anſtrengung zurücklegte. Nun durchſtrich man abwechſelndes Gehölz und erblickte, nach dem Lande zu, mancherley Dörfer, Flecken, Meyereyen mit ihren grünen und fruchtbaren Umgebungen; zunächſt ein Vorwerk, das an der Höhe, mitten im Holze gar vertraulich lag. Am ſchönſten zeigte ſich der größte Reichthum der Gegend, vor und rückwärts, auf der ſanfterſtiegenen Höhe, von da man zu einem luſtigen Wäldchen gelangte, und beym Heraustreten aus demſelben ſich auf dem Felſen dem Schloſſe gegenüber befand.

Wie froh waren ſie, als ſie daſelbſt gewiſſermaßen unvermuthet ankamen. Sie hatten eine kleine Welt umgangen; ſie ſtanden auf dem Platze wo das neue Gebäude hinkommen ſollte, und ſahen wieder in die Fenſter ihrer Wohnung.

Man ſtieg zur Mooshütte hinunter, und ſaß zum

erſtenmal darin zu vieren. Nichts war natürlicher, als daß einſtimmig der Wunſch ausgeſprochen wurde, dieſer heutige Weg, den ſie langſam und nicht ohne Beſchwerlichkeit gemacht, möchte dergeſtalt geführt und eingerichtet werden, daß man ihn geſellig, ſchlendernd und mit Behaglichkeit zurücklegen könnte. Jedes that Vorſchläge, und man berechnete, daß der Weg, zu welchem ſie mehrere Stunden gebraucht hatten, wohl gebahnt in einer Stunde zum Schloß zurückführen müßte. Schon legte man in Gedanken, unterhalb der Mühle, wo der Bach in die Teiche fließt, eine Wegverkürzende und die Landſchaft zierende Brücke an, als Charlotte der erfindenden Einbildungskraft einigen Stillſtand gebot, indem ſie an die Koſten erinnerte, welche zu einem ſolchen Unternehmen erforderlich ſeyn würden.

Hier iſt auch zu helfen, verſetzte Eduard. Jenes Vorwerk im Walde, das ſo ſchön zu liegen ſcheint, und ſo wenig einträgt, dürfen wir nur veräußern und das daraus Gelöſte zu dieſen Anlagen verwenden; ſo genießen wir vergnüglich auf einem unſchätzbaren Spaziergange die Intereſſen eines wohlangelegten Capitals, da wir jetzt mit Mißmuth, bey letzter Berechnung am Schluſſe des Jahrs, eine kümmerliche Einnahme davon ziehen.

Charlotte ſelbſt konnte als gute Haushälterinn nicht viel dagegen erinnern. Die Sache war ſchon früher zur Sprache gekommen. Nun wollte der Hauptmann einen

Plan zu Zerſchlagung der Grundſtücke unter die Waldbauern machen; Eduard aber wollte kürzer und bequemer verfahren wiſſen. Der gegenwärtige Pachter, der ſchon Vorſchläge gethan hatte, ſollte es erhalten, Terminweiſe zahlen und ſo Terminweiſe wollte man die planmäßigen Anlagen von Strecke zu Strecke vornehmen.

So eine vernünftige gemäßigte Einrichtung mußte durchaus Beyfall finden, und ſchon ſah die ganze Geſellſchaft im Geiſte die neuen Wege ſich ſchlängeln, auf denen und in deren Nähe man noch die angenehmſten Ruhe- und Ausſichtsplätze zu entdecken hoffte.

Um ſich alles mehr im Einzelnen zu vergegenwärtigen nahm man Abends zu Hauſe ſogleich die neue Charte vor. Man überſah den zurückgelegten Weg und wie er vielleicht an einigen Stellen noch vortheilhafter zu führen wäre. Alle früheren Vorſätze wurden nochmals durchgeſprochen und mit den neueſten Gedanken verbunden, der Platz des neuen Hauſes, gegen dem Schloß über, nochmals gebilligt und der Kreislauf der Wege bis dahin abgeſchloſſen.

Ottilie hatte zu dem allen geſchwiegen, als Eduard zuletzt den Plan, der bisher vor Charlotten gelegen, vor ſie hinwandte und ſie zugleich einlud, ihre Meinung zu ſagen, und als ſie einen Augenblick anhielt, ſie liebevoll ermunterte, doch ja nicht zu ſchweigen: alles ſey ja noch gleichgültig, alles noch im Werden.

Ich würde, ſagte Ottilie, indem ſie den Finger auf die höchſte Fläche der Anhöhe ſetzte, das Haus hieher bauen. Man ſähe zwar das Schloß nicht: denn es wird von dem Wäldchen bedeckt; aber man befände ſich auch dafür wie in einer andern und neuen Welt, indem zugleich das Dorf und alle Wohnungen verborgen wären. Die Ausſicht auf die Teiche, nach der Mühle, auf die Höhen, in die Gebirge, nach dem Lande zu, iſt auſſerordentlich ſchön; ich habe es im Vorbeygehen bemerkt.

Sie hat Recht! rief Eduard: wie konnte uns das nicht einfallen? Nicht wahr, ſo iſt es gemeint, Ottilie? — Er nahm einen Bleyſtift und ſtrich ein länglichtes Viereck recht ſtark und derb auf die Anhöhe.

Dem Hauptmann fuhr das durch die Seele: denn er ſah einen ſorgfältigen, reinlich gezeichneten Plan ungern auf dieſe Weiſe verunſtaltet; doch faßte er ſich nach einer leiſen Misbilligung und ging auf den Gedanken ein. Ottilie hat Recht, ſagte er: Macht man nicht gern eine entfernte Spazierfahrt, um einen Kaffee zu trinken, einen Fiſch zu genieſſen, der uns zu Hauſe nicht ſo gut geſchmeckt hätte. Wir verlangen Abwechſelung und fremde Gegenſtände. Das Schloß haben die Alten mit Vernunft hieher gebaut: denn es liegt geſchützt vor den Winden, und nah an allen täglichen Bedürfniſſen; ein Gebäude hingegen, mehr zum geſelligen Aufenthalt als zur Wohnung, wird ſich dorthin

recht wohl ſchicken und in der guten Jahrszeit die angenehmſten Stunden gewähren.

Jemehr man die Sache durchſprach deſto günſtiger erſchien ſie, und Eduard konnte ſeinen Triumph nicht bergen, daß Ottilie den Gedanken gehabt. Er war ſo ſtolz darauf als ob die Erfindung ſein geweſen wäre.

Achtes Capitel.

Der Hauptmann unterſuchte gleich am frühſten Morgen den Platz, entwarf erſt einen flüchtigen, und als die Geſellſchaft an Ort und Stelle ſich nochmals entſchieden hatte, einen genauen Riß nebſt Anſchlag und allem Erforderlichen. Es fehlte nicht an der nöthigen Vorbereitung. Jenes Geſchäft wegen Verkauf des Vorwerks ward auch ſogleich wieder angegriffen. Die Männer fanden zuſammen neuen Anlaß zur Thätigkeit.

Der Hauptmann machte Eduarden bemerklich, daß es eine Artigkeit, ja wohl gar eine Schuldigkeit ſey, Charlottens Geburtstag durch Legung des Grundſteins zu feyern. Es bedurfte nicht viel, die alte Abneigung Eduards gegen ſolche Feſte zu überwinden: denn es kam ihm ſchnell in den Sinn, Ottiliens Geburtstag, der ſpäter fiel, gleichfalls recht feyerlich zu begehen.

Charlotte, der die neuen Anlagen, und was deshalb geſchehen ſollte, bedeutend, ernſtlich, ja faſt bedenklich vorkamen, beſchäftigte ſich damit, die Anſchläge, Zeit- und Geldeintheilungen nochmals für ſich durchzugehen. Man ſah ſich des Tages weniger, und mit deſto mehr Verlangen ſuchte man ſich des Abends auf.

Ottille war indeſſen ſchon völlig Herrinn des Haushaltes, und wie konnte es anders ſeyn, bey ihrem ſtillen und ſichern Betragen. Auch war ihre ganze Sinnesweiſe dem Hauſe und dem Häuslichen mehr als der Welt, mehr als dem Leben im Freyen zugewendet. Eduard bemerkte bald, daß ſie eigentlich nur aus Gefälligkeit in die Gegend mitging, daß ſie nur aus geſelliger Pflicht Abends länger draußen verweilte, auch wohl manchmal einen Vorwand häuslicher Thätigkeit ſuchte, um wieder hinein zu gehen. Sehr bald wußte er daher die gemeinſchaftlichen Wanderungen ſo einzurichten, daß man vor Sonnenuntergang wieder zu Hauſe war, und fing an, was er lange unterlaſſen hatte, Gedichte vorzuleſen, ſolche beſonders, in deren Vortrag der Ausdruck einer reinen doch leidenſchaftlichen Liebe zu legen war.

Gewöhnlich ſaßen ſie Abends um einen kleinen Tiſch, auf hergebrachten Plätzen: Charlotte auf dem Sopha, Ottilie auf einem Seſſel gegen ihr über, und die Männer nahmen die beyden andern Seiten ein. Ottilie ſaß Eduarden zur Rechten, wohin er auch das Licht ſchob, wenn er las. Alsdann rückte ſich Ottilie wohl näher, um ins Buch zu ſehen: denn auch ſie traute ihren eigenen Augen mehr als fremden Lippen; und Eduard gleichfalls rückte zu, um es ihr auf alle Weiſe bequem zu machen; ja er hielt oft längere Pauſen als nöthig, damit er nur nicht eher umwendete, bis auch ſie zu Ende der Seite gekommen.

Charlotte und der Hauptmann bemerkten es wohl und ſahen manchmal einander lächelnd an; doch wurden beyde von einem andern Zeichen überraſcht, in welchem ſich Ottiliens ſtille Neigung gelegentlich offenbarte.

An einem Abende, welcher der kleinen Geſellſchaft durch einen läſtigen Beſuch zum Theil verloren gegangen, that Eduard den Vorſchlag noch beyſammen zu bleiben. Er fühlte ſich aufgelegt ſeine Flöte vorzunehmen, welche lange nicht an die Tagesordnung gekommen war. Charlotte ſuchte nach den Sonaten, die ſie zuſammen gewöhnlich auszuführen pflegten, und da ſie nicht zu finden waren, geſtand Ottilie nach einigem Zaudern, daß ſie ſolche mit auf ihr Zimmer genommen.

Und Sie können, Sie wollen mich auf dem Flügel begleiten? rief Eduard, dem die Augen vor Freude glänzten. Ich glaube wohl, verſetzte Ottilie, daß es gehn wird. Sie brachte die Noten herbey und ſetzte ſich ans Clavier. Die Zuhörenden waren aufmerkſam und überraſcht, wie vollkommen Ottilie das Muſikſtück für ſich ſelbſt eingelernt hatte, aber noch mehr überraſcht, wie ſie es der Spielart Eduards anzupaſſen wußte. Anzupaſſen wußte iſt nicht der rechte Ausdruck: denn wenn es von Charlottens Geſchicklichkeit und freyem Willen abhing, ihrem bald zögernden bald voreilenden Gatten zu Liebe, hier anzuhalten, dort mitzugehen; ſo ſchien Ottilie, welche die Sonate von jenen einigemal ſpielen gehört, ſie nur in dem Sinne eingelernt zu haben, wie

jener ſie begleitete. Sie hatte ſeine Mängel ſo zu den ihrigen gemacht, daß daraus wieder eine Art von lebendigem Ganzen entſprang, das ſich zwar nicht tactgemäß bewegte, aber doch höchſt angenehm und gefällig lautete. Der Componiſt ſelbſt hätte ſeine Freude daran gehabt, ſein Werk auf eine ſo liebevolle Weiſe entſtellt zu ſehen.

Auch dieſem wunderſamen, unerwarteten Begegniß ſahen der Hauptmann und Charlotte ſtillſchweigend mit einer Empfindung zu, wie man oft kindiſche Handlungen betrachtet, die man wegen ihrer beſorglichen Folgen gerade nicht billigt und doch nicht ſchelten kann, ja vielleicht beneiden muß. Denn eigentlich war die Neigung dieſer beyden eben ſo gut im Wachſen als jene, und vielleicht nur noch gefährlicher dadurch, daß beyde ernſter, ſicherer von ſich ſelbſt, ſich zu halten fähiger waren.

Schon fing der Hauptmann an zu fühlen, daß eine unwiderſtehliche Gewohnheit ihn an Charlotten zu feſſeln drohte. Er gewann es über ſich, den Stunden auszuweichen, in denen Charlotte nach den Anlagen zu kommen pflegte, indem er ſchon am frühſten Morgen aufſtand, alles anordnete und ſich dann zur Arbeit auf ſeinen Flügel ins Schloß zurückzog. Die erſten Tage hielt es Charlotte für zufällig; ſie ſuchte ihn an allen wahrſcheinlichen Stellen; dann glaubte ſie ihn zu verſtehen und achtete ihn nur um deſto mehr.

Vermied nun der Hauptmann mit Charlotten allein

zu ſeyn, ſo war er deſto emſiger, zur glänzenden Feyer des herannahenden Geburtsfeſtes die Anlagen zu betreiben und zu beſchleunigen: denn indem er von unten hinauf, hinter dem Dorfe her, den bequemen Weg führte, ſo ließ er, vorgeblich um Steine zu brechen, auch von oben herunter arbeiten, und hatte alles ſo eingerichtet und berechnet, daß erſt in der letzten Nacht die beyden Theile des Weges ſich begegnen ſollten. Zum neuen Hauſe oben war auch ſchon der Keller mehr gebrochen als gegraben, und ein ſchöner Grundſtein mit Fächern und Deckplatten zugehauen.

Die äußere Thätigkeit, dieſe kleinen freundlichen geheimnißvollen Abſichten, bey innern mehr oder weniger zurückgedrängten Empfindungen, ließen die Unterhaltung der Geſellſchaft, wenn ſie beyſammen war, nicht lebhaft werden, dergeſtalt daß Eduard, der etwas lückenhaftes empfand, den Hauptmann eines Abends anrief, ſeine Violine hervorzunehmen und Charlotten bey dem Clavier zu begleiten. Der Hauptmann konnte dem allgemeinen Verlangen nicht widerſtehen, und ſo führten beyde, mit Empfindung, Behagen und Freyheit, eins der ſchwerſten Muſikſtücke zuſammen auf, daß es ihnen und dem zuhörenden Paar zum größten Vergnügen gereichte. Man verſprach ſich öftere Wiederholung und mehrere Zuſammenübung.

Sie machen es beſſer, als wir, Ottilie! ſagte Eduard. Wir wollen ſie bewundern, aber uns doch zuſammen freuen.

Neuntes Capitel.

Der Geburtstag war herbeygekommen und alles fertig geworden: die ganze Mauer die den Dorfweg gegen das Waſſer zu einfaßte und erhöhte, eben ſo der Weg an der Kirche vorbey, wo er eine Zeit lang in dem von Charlotten angelegten Pfade fortlief, ſich dann die Felſen hinaufwärts ſchlang, die Mooshütte links über ſich, dann nach einer völligen Wendung links unter ſich ließ und ſo allmählig auf die Höhe gelangte.

Es hatte ſich dieſen Tag viel Geſellſchaft eingefunden. Man ging zur Kirche, wo man die Gemeinde im feſtlichen Schmuck verſammelt antraf. Nach dem Gottesdienſte zogen Knaben, Jünglinge und Männer, wie es angeordnet war, voraus; dann kam die Herrſchaft mit ihrem Beſuch und Gefolge; Mädchen, Jungfrauen und Frauen machten den Beſchluß.

Bey der Wendung des Weges war ein erhöhter Felſenplatz eingerichtet; dort ließ der Hauptmann Charlotten und die Gäſte ausruhen. Hier überſahen ſie den ganzen Weg, die hinaufgeſchrittene Männerſchaar, die nachwandelnden Frauen, welche nun vorbeyzogen. Es war bey dem herrlichen Wetter ein wunderſchöner Anblick.

Charlotte fühlte ſich überraſcht, gerührt und drückte dem Hauptmann herzlich die Hand.

Man folgte der ſachte fortſchreitenden Menge, die nun ſchon einen Kreis um den künftigen Hausraum gebildet hatte. Der Bauherr, die Seinigen und die vornehmſten Gäſte wurden eingeladen in die Tiefe hinabzuſteigen, wo der Grundſtein an einer Seite unterſtützt eben zum Niederlaſſen bereit lag. Ein wohlgeputzter Maurer, die Kelle in der einen, den Hammer in der andern Hand, hielt in Reimen eine anmuthige Rede, die wir in Proſa nur unvollkommen wiedergeben können.

Drey Dinge, fing er an, ſind bey einem Gebäude zu beobachten: daß es am rechten Fleck ſtehe, daß es wohl gegründet, daß es vollkommen ausgeführt ſey. Das erſte iſt eigentlich die Sache des Bauherrn: denn wie in der Stadt nur der Fürſt und die Gemeine beſtimmen können, wohin gebaut werden ſoll; ſo iſt es auf dem Lande das Vorrecht des Grundherren, daß er ſage: hier ſoll meine Wohnung ſtehen und nirgends anders.

Eduard und Ottilie wagten nicht bey dieſen Worten einander anzuſehen, ob ſie gleich nahe gegen einander über ſtanden.

Das dritte, die Vollendung, iſt die Sorge gar vieler Gewerken; ja wenige ſind, die nicht dabey beſchäftigt wären. Aber das zweyte, die Gründung, iſt des Maurers Angelegenheit, und daß wir es nur keck herausſagen, die Hauptangelegenheit des ganzen Unterneh-

ments. Es iſt ein ernſtes Geſchäft und unſre Einladung iſt ernſthaft: denn dieſe Feyerlichkeit wird in der Tiefe begangen. Hier innerhalb dieſes engen ausgegrabenen Raums erweiſen Sie uns die Ehre als Zeugen unſeres geheimnißvollen Geſchäftes zu erſcheinen. Gleich werden wir dieſen wohl zugehauenen Stein niederlegen und bald werden dieſe mit ſchönen und würdigen Perſonen gezierten Erdwände nicht mehr zugänglich, ſie werden ausgefüllt ſeyn.

Dieſen Grundſtein, der mit ſeiner Ecke die rechte Ecke des Gebäudes, mit ſeiner Rechtwinkligkeit die Regelmäßigkeit deſſelben, mit ſeiner waſſer- und ſenkrechten Lage, Loth und Wage aller Mauern und Wände bezeichnet, könnten wir ohne weiteres niederlegen: denn er ruhte wohl auf ſeiner eignen Schwere. Aber auch hier ſoll es am Kalk, am Bindungsmittel nicht fehlen: denn ſo wie Menſchen die einander von Natur geneigt ſind, noch beſſer zuſammenhalten, wenn das Geſetz ſie verkittet; ſo werden auch Steine deren Form ſchon zuſammenpaßt, noch beſſer durch dieſe bindenden Kräfte vereinigt: und da es ſich nicht ziemen will unter den Thätigen müßig zu ſeyn, ſo werden Sie nicht verſchmähen auch hier Mitarbeiter zu werden.

Er überreichte hierauf ſeine Kelle Charlotten, welche damit Kalk unter den Stein warf. Mehreren wurde ein Gleiches zu thun angeſonnen und der Stein alſobald niedergeſenkt; worauf denn Charlotten und den

übrigen

übrigen sogleich der Hammer gereicht wurde, um durch ein dreymaliges Pochen die Verbindung des Steins mit dem Grunde ausdrücklich zu segnen.

Des Maurers Arbeit, fuhr der Redner fort, zwar jetzt unter freyem Himmel, geschieht wo nicht immer im Verborgnen doch zum Verborgnen. Der regelmäßig aufgeführte Grund wird verschüttet, und sogar bey den Mauern die wir am Tage aufführen, ist man unser am Ende kaum eingedenk. Die Arbeiten des Steinmetzen und Bildhauers fallen mehr in die Augen, und wir müssen es sogar noch gut heißen, wenn der Tüncher die Spur unserer Hände völlig auslöscht und sich unser Werk zueignet, indem er es überzieht, glättet und färbt.

Wem muß also mehr daran gelegen seyn, das was er thut sich selbst recht zu machen, indem er es recht macht, als dem Maurer? Wer hat mehr als er das Selbstbewußtseyn zu nähren Ursach? Wenn das Haus aufgeführt, der Boden geplattet und gepflastert, die Außenseite mit Zieraten überdeckt ist; so sieht er durch alle Hüllen immer noch hinein und erkennt noch jene regelmäßigen sorgfältigen Fugen, denen das Ganze sein Daseyn und seinen Halt zu danken hat.

Aber wie Jeder, der eine Uebelthat begangen, fürchten muß, daß, ungeachtet alles Abwehrens, sie dennoch ans Licht kommen werde; so muß derjenige erwarten, der ins Geheim das Gute gethan, daß auch dieses wider seinen Willen an den Tag kommt. Des-

wegen machen wir dieſen Grundſtein zugleich zum Denkſtein. Hier in dieſe unterſchiedlichen gehauenen Vertiefungen ſoll verſchiedenes eingeſenkt werden, zum Zeugniß für eine entfernte Nachwelt. Dieſe metallnen zugelötheten Köcher enthalten ſchriftliche Nachrichten; auf dieſe Metall-Platten iſt allerley Merkwürdiges eingegraben; in dieſen ſchönen gläſernen Flaſchen verſenken wir den beſten alten Wein, mit Bezeichnung ſeines Geburtsjahrs; es fehlt nicht an Münzen verſchiedener Art, in dieſem Jahre geprägt: alles dieſes erhielten wir durch die Freygebigkeit unſeres Bauherrn. Auch iſt hier noch mancher Platz, wenn irgend ein Gaſt und Zuſchauer etwas der Nachwelt zu übergeben Belieben trüge.

Nach einer kleinen Pauſe ſah der Geſelle ſich um; aber wie es in ſolchen Fällen zu gehen pflegt, Niemand war vorbereitet, Jedermann überraſcht, bis endlich ein junger munterer Officier anfing und ſagte: wenn ich etwas beytragen ſoll, das in dieſer Schatzkammer noch nicht niedergelegt iſt; ſo muß ich ein Paar Knöpfe von der Uniform ſchneiden, die doch wohl auch verdienen auf die Nachwelt zu kommen. Geſagt, gethan! und nun hatte mancher einen ähnlichen Einfall. Die Frauenzimmer ſäumten nicht von ihren kleinen Haarkämmen hineinzulegen; Riechfläſchchen und andre Zierden wurden nicht geſchont: nur Ottilie zauderte, bis Eduard ſie durch ein freundliches Wort aus der Betrachtung aller der beygeſteuerten und eingelegten Dinge herausriß. Sie

löſte darauf die goldne Kette vom Halſe, an der das Bild ihres Vaters gehangen hatte, und legte ſie mit leiſer Hand über die anderen Kleinode hin, worauf Eduard mit einiger Haſt veranſtaltete, daß der wohlgefugte Deckel ſogleich aufgeſtürzt und eingekittet wurde.

Der junge Geſell, der ſich dabey am thätigſten erwieſen, nahm ſeine Rednermiene wieder an und fuhr fort: wir gründen dieſen Stein für ewig, zur Sicherung des längſten Genuſſes der gegenwärtigen und künftigen Beſitzer dieſes Hauſes. Allein indem wir hier gleichſam einen Schatz vergraben, ſo denken wir zugleich, bey dem gründlichſten aller Geſchäfte, an die Vergänglichkeit der menſchlichen Dinge: wir denken uns eine Möglichkeit, daß dieſer feſtverſiegelte Deckel wieder aufgehoben werden könne, welches nicht anders geſchehen dürfte, als wenn das alles wieder zerſtört wäre, was wir noch nicht einmal aufgeführt haben.

Aber eben, damit dieſes aufgeführt werde, zurück mit den Gedanken aus der Zukunft, zurück ins Gegenwärtige! Laßt uns, nach begangenem heutigen Feſte, unſre Arbeit ſogleich fördern, damit keiner von den Gewerken, die auf unſerm Grunde fortarbeiten, zu feyern brauche, daß der Bau eilig in die Höhe ſteige und vollendet werde, und aus den Fenſtern, die noch nicht ſind, der Hausherr mit den Seinigen und ſeinen Gäſten ſich fröhlich in der Gegend umſchaue, deren aller ſo wie ſämmtlicher Anweſenden Geſundheit hiermit getrunken ſey!

Und ſo leerte er ein wohlgeſchliffenes Kelchglas auf Einen Zug aus und warf es in die Luft: denn es bezeichnet das Uebermaß einer Freude, das Gefäß zu zerſtören, deſſen man ſich in der Fröhlichkeit bedient. Aber dießmal ereignete es ſich anders: das Glas kam nicht wieder auf den Boden, und zwar ohne Wunder.

Man hatte nämlich, um mit dem Bau vorwärts zu kommen, bereits an der entgegengeſetzten Ecke den Grund völlig herausgeſchlagen, ja ſchon angefangen die Mauern aufzuführen, und zu dem Endzweck das Gerüſt erbaut, ſo hoch als es überhaupt nöthig war.

Daß man es beſonders zu dieſer Feyerlichkeit mit Brettern belegt und eine Menge Zuſchauer hinaufgelaſſen hatte, war zum Vortheil der Arbeitsleute geſchehen. Dort hinauf flog das Glas und wurde von Einem aufgefangen, der dieſen Zufall als ein glückliches Zeichen für ſich anſah. Er wieß es zuletzt herum, ohne es aus der Hand zu laſſen, und man ſah darauf die Buchſtaben E und O in ſehr zierlicher Verſchlingung eingeſchnitten: es war eins der Gläſer, die für Eduarden in ſeiner Jugend verfertigt worden.

Die Gerüſte ſtanden wieder leer, und die leichteſten unter den Gäſten ſtiegen hinauf, ſich umzuſehen, und konnten die ſchöne Ausſicht nach allen Seiten nicht genugſam rühmen: denn was entdeckt der nicht alles, der auf einem hohen Punkte nur um ein Geſchoß höher ſteht. Nach dem Innern des Landes zu kamen mehrere neue

Dörfer zum Vorſchein; den ſilbernen Streifen des Fluſſes erblickte man deutlich; ja ſelbſt die Thürme der Hauptſtadt wollte Einer gewahr werden. An der Rückſeite, hinter den waldigen Hügeln, erhoben ſich die blauen Gipfel eines fernen Gebirges, und die nächſte Gegend überſah man im Ganzen. Nun ſollten nur noch, rief einer, die drey Teiche zu einem See vereinigt werden; dann hätte der Anblick alles was groß und wünſchenswerth iſt.

Das ließe ſich wohl machen, ſagte der Hauptmann: denn ſie bildeten ſchon vor Zeiten einen Bergſee.

Nur bitte ich meine Platanen- und Pappelgruppe zu ſchonen, ſagte Eduard, die ſo ſchön am mittelſten Teich ſteht. Sehen Sie — wandte er ſich zu Ottilien, die er einige Schritte vorführte, indem er hinabwies — dieſe Bäume habe ich ſelbſt gepflanzt.

Wie lange ſtehen ſie wohl ſchon? fragte Ottilie. Etwa ſo lange, verſetzte Eduard, als Sie auf der Welt ſind. Ja, liebes Kind, ich pflanzte ſchon, da ſie noch in der Wiege lagen.

Die Geſellſchaft begab ſich wieder in das Schloß zurück. Nach aufgehobener Tafel wurde ſie zu einem Spaziergang durch das Dorf eingeladen, um auch hier die neuen Anſtalten in Augenſchein zu nehmen. Dort hatten ſich, auf des Hauptmanns Veranlaſſung, die Bewohner vor ihren Häuſern verſammelt; ſie ſtanden nicht in Reihen, ſondern familienweiſe natürlich grup-

pirt, theils wie es der Abend forderte beſchäftigt, theils auf neuen Bänken ausruhend. Es ward ihnen zur angenehmen Pflicht gemacht, wenigſtens jeden Sonntag und Feſttag, dieſe Reinlichkeit, dieſe Ordnung zu erneuen.

Eine innre Geſelligkeit mit Neigung, wie ſie ſich unter unſeren Freunden erzeugt hatte, wird durch eine größere Geſellſchaft immer nur unangenehm unterbrochen. Alle viere waren zufrieden ſich wieder im großen Saale allein zu finden; doch ward dieſes häusliche Gefühl einigermaßen geſtört, indem ein Brief, der Eduarden überreicht wurde, neue Gäſte auf morgen ankündigte.

Wie wir vermutheten, rief Eduard Charlotten zu: der Graf wird nicht ausbleiben, er kommt morgen.

Da iſt alſo auch die Baroneſſe nicht weit, verſetzte Charlotte.

Gewiß nicht! antwortete Eduard: ſie wird auch morgen von ihrer Seite anlangen. Sie bitten um ein Nachtquartier und wollen übermorgen zuſammen wieder fortreiſen.

Da müſſen wir unſre Anſtalten bey Zeiten machen, Ottilie! ſagte Charlotte.

Wie befehlen Sie die Einrichtung? fragte Ottille.

Charlotte gab es im Allgemeinen an, und Ottilie entfernte ſich.

Der Hauptmann erkundigte ſich nach dem Verhältniß dieſer beyden Perſonen, das er nur im Allgemeinſten kannte. Sie hatten früher, beyde ſchon anderwärts ver-

heirathet, ſich leidenſchaftlich liebgewonnen. Eine doppelte Ehe war nicht ohne Aufſehn geſtört; man dachte an Scheidung. Bey der Baroneſſe war ſie möglich geworden, bey dem Grafen nicht. Sie mußten ſich zum Scheine trennen, allein ihr Verhältniß blieb; und wenn ſie Winters in der Reſidenz nicht zuſammenſeyn konnten, ſo entſchädigten ſie ſich Sommers auf Luſtreiſen und in Bädern. Sie waren beyde um etwas älter als Eduard und Charlotte und ſämmtlich genaue Freunde aus früher Hofzeit her. Man hatte immer ein gutes Verhältniß erhalten, ob man gleich nicht alles an ſeinen Freunden billigte. Nur dießmal war Charlotten ihre Ankunft gewiſſermaßen ganz ungelegen, und wenn ſie die Urſache genau unterſucht hätte, es war eigentlich um Ottiliens willen. Das gute reine Kind ſollte ein ſolches Beyſpiel ſo früh nicht gewahr werden.

Sie hätten wohl noch ein paar Tage wegbleiben können, ſagte Eduard als eben Ottilie wieder hereintrat, bis wir den Vorwerksverkauf in Ordnung gebracht. Der Aufſatz iſt fertig; die eine Abſchrift habe ich hier, nun fehlt es aber an der zweyten und unſer alter Canzelliſt iſt recht krank. Der Hauptmann bot ſich an, auch Charlotte; dagegen waren einige Einwendungen zu machen. Geben Sie mir's nur! rief Ottilie, mit einiger Haſt.

Du wirſt nicht damit fertig, ſagte Charlotte.

Freylich müßte ich es übermorgen früh haben, und

es iſt viel, ſagte Eduard. Es ſoll fertig ſeyn, rief Ottilie, und hatte das Blatt ſchon in Händen.

Des andern Morgens, als ſie ſich aus dem obern Stock nach den Gäſten umſahen, denen ſie entgegen zu gehen nicht verfehlen wollten, ſagte Eduard: wer reitet denn ſo langſam dort die Straße her? Der Hauptmann beſchrieb die Figur des Reiters genauer. So iſt er's doch, ſagte Eduard: denn das Einzelne, das du beſſer ſiehſt als ich, paßt ſehr gut zu dem Ganzen, das ich recht wohl ſehe. Es iſt Mittler. Wie kommt er aber dazu, langſam und ſo langſam zu reiten?

Die Figur kam näher und Mittler war es wirklich. Man empfing ihn freundlich, als er langſam die Treppe heraufſtieg. Warum ſind Sie nicht geſtern gekommen? rief ihm Eduard entgegen.

Laute Feſte lieb' ich nicht, verſetzte jener. Heute komm' ich aber den Geburtstag meiner Freundinn mit Euch im Stillen nachzufeyern.

Wie können Sie denn ſo viel Zeit gewinnen? fragte Eduard ſcherzend.

Meinen Beſuch, wenn er Euch etwas werth iſt, ſeyd Ihr einer Betrachtung ſchuldig, die ich geſtern gemacht habe. Ich freute mich recht herzlich den halben Tag in einem Hauſe wo ich Frieden geſtiftet hatte, und dann hörte ich, daß hier Geburtstag gefeyert werde. Das kann man doch am Ende ſelbſtiſch nennen, dachte ich bey mir, daß du dich nur mit denen freuen willſt

die du zum Frieden bewogen haſt. Warum freuſt du dich nicht auch einmal mit Freunden die Frieden halten und hegen? Geſagt, gethan! Hier bin ich, wie ich mir vorgenommen hatte.

Geſtern hätten Sie große Geſellſchaft gefunden, heute finden Sie nur kleine, ſagte Charlotte. Sie finden den Grafen und die Baroneſſe, die Ihnen auch ſchon zu ſchaffen gemacht haben.

Aus der Mitte der vier Hausgenoſſen, die den ſeltſamen willkommenen Mann umgeben hatten, fuhr er mit verdrießlicher Lebhaftigkeit heraus, indem er ſogleich nach Hut und Reitgerte ſuchte. Schwebt doch immer ein Unſtern über mir, ſobald ich einmal ruhen und mir wohlthun will! Aber warum gehe ich auch aus meinem Character heraus! Ich hätte nicht kommen ſollen, und nun werd' ich vertrieben. Denn mit Jenen will ich nicht unter Einem Dache bleiben; und nehmt Euch in Acht: ſie bringen nichts als Unheil! Ihr Weſen iſt wie ein Sauerteig, der ſeine Anſteckung fortpflanzt.

Man ſuchte ihn zu begütigen; aber vergebens. Wer mir den Ehſtand angreift, rief er aus, wer mir durch Wort, ja durch That, dieſen Grund aller ſittlichen Geſellſchaft untergräbt, der hat es mit mir zu thun; oder wenn ich ihn nicht Herr werden kann, habe ich nichts mit ihm zu thun. Die Ehe iſt der Anfang und der Gipfel aller Cultur. Sie macht den Rohen mild, und der Gebildetſte hat keine beßre Gelegenheit ſeine Milde zu

beweiſen. Unauflöslich muß ſie ſeyn: denn ſie bringt ſo vieles Glück, daß alles einzelne Unglück dagegen gar nicht zu rechnen iſt. Und was will man von Unglück reden? Ungeduld iſt es, die den Menſchen von Zeit zu Zeit anfällt, und dann beliebt er ſich unglücklich zu finden. Laſſe man den Augenblick vorübergehen, und man wird ſich glücklich preiſen, daß ein ſo lange Beſtandenes noch beſteht. Sich zu trennen giebt's gar keinen hinlänglichen Grund. Der menſchliche Zuſtand iſt ſo hoch in Leiden und Freuden geſetzt, daß gar nicht berechnet werden kann, was ein Paar Gatten einander ſchuldig werden. Es iſt eine unendliche Schuld, die nur durch die Ewigkeit abgetragen werden kann. Unbequem mag es manchmal ſeyn, das glaub' ich wohl, und das iſt eben Recht. Sind wir nicht auch mit dem Gewiſſen verheirathet? das wir oft gerne los ſeyn möchten, weil es unbequemer iſt als uns je ein Mann oder eine Frau werden konnte.

So ſprach er lebhaft und hätte wohl noch lange fortgeſprochen, wenn nicht blaſende Poſtillions die Ankunft der Herrſchaften verkündigt hätten, welche wie abgemeſſen von beyden Seiten zu gleicher Zeit in den Schloßhof hereinfuhren. Als ihnen die Hausgenoſſen entgegen eilten, verſteckte ſich Mittler, ließ ſich das Pferd an den Gaſthof bringen, und ritt verdrießlich davon.

Zehntes Capitel.

Die Gäſte waren bewillkommt und eingeführt; ſie freuten ſich das Haus, die Zimmer wieder zu betreten, wo ſie früher ſo manchen guten Tag erlebt und die ſie eine lange Zeit nicht geſehn hatten. Höchſt angenehm war auch den Freunden ihre Gegenwart. Den Grafen ſo wie die Baroneſſe konnte man unter jene hohen ſchönen Geſtalten zählen, die man in einem mittlern Alter faſt lieber als in der Jugend ſieht: denn wenn ihnen auch etwas von der erſten Blüthe abgehn möchte, ſo erregen ſie doch nun mit der Neigung ein entſchiedenes Zutrauen. Auch dieſes Paar zeigte ſich höchſt bequem in der Gegenwart. Ihre freye Weiſe die Zuſtände des Lebens zu nehmen und zu behandlen, ihre Heiterkeit und ſcheinbare Unbefangenheit theilte ſich ſogleich mit, und ein hoher Anſtand begränzte das Ganze, ohne daß man irgend einen Zwang bemerkt hätte.

Dieſe Wirkung ließ ſich Augenblicks in der Geſellſchaft empfinden. Die Neueintretenden, welche unmittelbar aus der Welt kamen, wie man ſogar an ihren Kleidern, Geräthſchaften und allen Umgebungen ſehen konnte, machten gewiſſermaßen mit unſern Freunden,

ihrem ländlichen und heimlich leidenſchaftlichen Zuſtande, eine Art von Gegenſatz, der ſich jedoch ſehr bald verlor, indem alte Erinnerungen und gegenwärtige Theilnahme ſich vermiſchten, und ein ſchnelles lebhaftes Geſpräch alle geſchwind zuſammenverband.

Es währte indeſſen nicht lange, als ſchon eine Sonderung vorging. Die Frauen zogen ſich auf ihren Flügel zurück und fanden daſelbſt, indem ſie ſich mancherley vertrauten und zugleich die neuſten Formen und Zuſchnitte von Frühkleidern, Hüten und dergleichen zu muſtern anfingen, genugſame Unterhaltung; während die Männer ſich um die neuen Reiſewägen, mit vorgeführten Pferden, beſchäftigten und gleich zu handeln und zu tauſchen anfingen.

Erſt zu Tiſche kam man wieder zuſammen. Die Umkleidung war geſchehen und auch hier zeigte ſich das angekommene Paar zu ſeinem Vortheile. Alles was ſie an ſich trugen war neu und gleichſam ungeſehen und doch ſchon durch den Gebrauch zur Gewohnheit und Bequemlichkeit eingeweiht.

Das Geſpräch war lebhaft und abwechſelnd, wie denn in Gegenwart ſolcher Perſonen alles und nichts zu intereſſiren ſcheint. Man bediente ſich der franzöſiſchen Sprache, um die Aufwartenden von dem Mitverſtändniß auszuſchließen, und ſchweifte mit muthwilligem Behagen über hohe und mittlere Weltverhältniſſe hin. Auf einem einzigen Punct blieb die Unterhaltung länger als

billig haften, indem Charlotte nach einer Jugendfreundinn ſich erkundigte und mit einiger Befremdung vernahm, daß ſie ehſtens geſchieden werden ſollte.

Es iſt unerfreulich, ſagte Charlotte, wenn man ſeine abweſenden Freunde irgend einmal geborgen, eine Freundinn, die man liebt, verſorgt glaubt; eh' man ſich's verſieht, muß man wieder hören, daß ihr Schickſal im Schwanken iſt und daß ſie erſt wieder neue und vielleicht abermals unſichre Pfade des Lebens betreten ſoll.

Eigentlich, meine Beſte, verſetzte der Graf, ſind wir ſelbſt Schuld, wenn wir auf ſolche Weiſe überraſcht werden. Wir mögen uns die irdiſchen Dinge, und beſonders auch die ehlichen Verbindungen gern ſo recht dauerhaft vorſtellen, und was den letzten Punct betrifft, ſo verführen uns die Luſtſpiele, die wir immer wiederholen ſehen, zu ſolchen Einbildungen, die mit dem Gange der Welt nicht zuſammentreffen. In der Comödie ſehen wir eine Heirath als das letzte Ziel eines durch die Hinderniſſe mehrerer Acte verſchobenen Wunſches, und im Augenblick, da es erreicht iſt, fällt der Vorhang und die momentane Befriedigung klingt bey uns nach. In der Welt iſt es anders; da wird hinten immer fort geſpielt, und wenn der Vorhang wieder aufgeht, mag man gern nichts weiter davon ſehen noch hören.

Es muß doch ſo ſchlimm nicht ſeyn, ſagte Charlotte lächelnd, da man ſieht, daß auch Perſonen die

von dieſem Theater abgetreten ſind, wohl gern darauf wieder eine Rolle ſpielen mögen.

Dagegen iſt nichts einzuwenden, ſagte der Graf. Eine neue Rolle mag man gern wieder übernehmen, und wenn man die Welt kennt, ſo ſieht man wohl, auch bey dem Eheſtande iſt es nur dieſe entſchiedene ewige Dauer zwiſchen ſo viel Beweglichem in der Welt, die etwas Ungeſchicktes an ſich trägt. Einer von meinen Freunden, deſſen gute Laune ſich meiſt in Vorſchlägen zu neuen Geſetzen hervorthat, behauptete: eine jede Ehe ſolle nur auf fünf Jahren geſchloſſen werden. Es ſey, ſagte er, dieß eine ſchöne ungrade heilige Zahl und ein ſolcher Zeitraum eben hinreichend um ſich kennen zu lernen, einige Kinder heran zu bringen, ſich zu entzweyen und, was das ſchönſte ſey, ſich wieder zu verſöhnen. Gewöhnlich rief er aus: wie glücklich würde die erſte Zeit verſtreichen! Zwey, drey Jahre wenigſtens gingen vergnüglich hin. Dann würde doch wohl dem einen Theil daran gelegen ſeyn, das Verhältniß länger dauern zu ſehen, die Gefälligkeit würde wachſen, jemehr man ſich dem Termin der Aufkündigung näherte. Der gleichgültige, ja ſelbſt der unzufriedene Theil würde durch ein ſolches Betragen begütigt und eingenommen. Man vergäße, wie man in guter Geſellſchaft die Stunden vergißt, daß die Zeit verfließe, und fände ſich aufs angenehmſte überraſcht, wenn man nach verlaufenem Termin erſt bemerkte, daß er ſchon ſtillſchweigend verlängert ſey.

So artig und luſtig dieß klang und ſo gut man, wie Charlotte wohl empfand, dieſem Scherz eine tiefe moraliſche Deutung geben konnte, ſo waren ihr dergleichen Aeußerungen, beſonders um Ottiliens willen, nicht angenehm. Sie wußte recht gut, daß nichts gefährlicher ſey, als ein allzufreyes Geſpräch, das einen ſtrafbaren oder halbſtrafbaren Zuſtand als einen gewöhnlichen, gemeinen, ja löblichen behandelt; und dahin gehört doch gewiß alles was die eheliche Verbindung antaſtet. Sie ſuchte daher nach ihrer gewandten Weiſe das Geſpräch abzulenken; da ſie es nicht vermochte, that es ihr leid, daß Ottilie alles ſo gut eingerichtet hatte um nicht aufſtehen zu dürfen. Das ruhig aufmerkſame Kind verſtand ſich mit dem Haushofmeiſter durch Blick und Wink, daß alles auf das trefflichſte gerieth, obgleich ein paar neue ungeſchickte Bedienten in der Livree ſtaken.

Und ſo fuhr der Graf, Charlottens Ablenken nicht empfindend, über dieſen Gegenſtand ſich zu äußern fort. Ihm, der ſonſt nicht gewohnt war im Geſpräch irgend läſtig zu ſeyn, laſtete dieſe Sache zu ſehr auf dem Herzen, und die Schwierigkeiten, ſich von ſeiner Gemahlinn getrennt zu ſehen, machten ihn bitter gegen alles was eheliche Verbindung betraf, die er doch ſelbſt mit der Baroneſſe ſo eifrig wünſchte.

Jener Freund, ſo fuhr er fort, that noch einen andern Geſetzvorſchlag. Eine Ehe ſollte nur alsdann für

unauflöslich gehalten werden, wenn entweder beyde Theile, oder wenigstens der eine Theil, zum drittenmal verheirathet wäre. Denn was eine solche Person betreffe, so bekenne sie unwidersprechlich, daß sie die Ehe für etwas unentbehrliches halte. Nun sey auch schon bekannt geworden, wie sie sich in ihren frühern Verbindungen betragen, ob sie Eigenheiten habe, die oft mehr zur Trennung Anlaß geben als üble Eigenschaften. Man habe sich also wechselseitig zu erkundigen; man habe eben so gut auf Verheirathete wie auf Unverheirathete Acht zu geben, weil man nicht wisse, wie die Fälle kommen können.

Das würde freylich das Interesse der Gesellschaft sehr vermehren, sagte Eduard: denn in der That jetzt, wenn wir verheirathet sind, fragt Niemand weiter mehr nach unsern Tugenden, noch unsern Mängeln.

Bey einer solchen Einrichtung, fiel die Baronesse lächelnd ein, hätten unsre lieben Wirthe schon zwey Stufen glücklich überstiegen, und könnten sich zu der dritten vorbereiten.

Ihnen ist's wohl gerathen, sagte der Graf; ihnen hat der Tod willig gethan, was die Consistorien sonst nur ungern zu thun pflegen.

Lassen wir die Todten ruhen, versetzte Charlotte, mit einem halb ernsten Blicke.

Warum? versetzte der Graf, da man ihrer in Ehren gedenken kann. Sie waren bescheiden genug sich

mit

mit einigen Jahren zu begnügen, für mannigfaltiges Gute das ſie zurückließen.

Wenn nur nicht gerade, ſagte die Baroneſſe mit einem verhaltenen Seufzer, in ſolchen Fällen das Opfer der beſten Jahre gebracht werden müßte.

Ja wohl, verſetzte der Graf: man müßte darüber verzweifeln, wenn nicht überhaupt in der Welt ſo wenniges eine gehoffte Folge zeigte. Kinder halten nicht was ſie verſprechen; junge Leute ſehr ſelten, und wenn ſie Wort halten, hält es ihnen die Welt nicht.

Charlotte, welche froh war, daß das Geſpräch ſich wendete, verſetzte heiter: Nun! wir müſſen uns ja ohnehin bald genug gewöhnen, das Gute ſtück- und theilweiſe zu genießen.

Gewiß, verſetzte der Graf, Sie haben beyde ſehr ſchöner Zeiten genoſſen. Wenn ich mir die Jahre zurückerinnere, da Sie und Eduard das ſchönſte Paar bey Hof waren; weder von ſo glänzenden Zeiten noch von ſo hervorleuchtenden Geſtalten iſt jetzt die Rede mehr. Wenn Sie beyde zuſammen tanzten, aller Augen waren auf Sie gerichtet und wie umworben beyde, indem Sie ſich nur in einander beſpiegelten.

Da ſich ſo manches verändert hat, ſagte Charlotte, können wir wohl ſo viel Schönes mit Beſcheidenheit anhören.

Eduarden habe ich doch oft im Stillen getadelt, ſagte der Graf, daß er nicht beharrlicher war: denn am

Ende hätten ſeine wunderlichen Aeltern wohl nachgegeben; und zehn frühe Jahre gewinnen iſt keine Kleinigkeit.

Ich muß mich ſeiner annehmen, fiel die Baroneſſe ein. Charlotte war nicht ganz ohne Schuld, nicht ganz rein von allem Umherſehen, und ob ſie gleich Eduarden von Herzen liebte und ſich ihn auch heimlich zum Gatten beſtimmte; ſo war ich doch Zeuge, wie ſehr ſie ihn manchmal quälte, ſo daß man ihn leicht zu dem unglücklichen Entſchluß drängen konnte, zu reiſen, ſich zu entfernen, ſich von ihr zu entwöhnen.

Eduard nickte der Baroneſſe zu und ſchien dankbar für ihre Vorſprache.

Und dann muß ich eins, fuhr ſie fort, zu Charlottens Entſchuldigung beyfügen: der Mann, der zu jener Zeit um ſie warb, hatte ſich ſchon lange durch Neigung zu ihr ausgezeichnet und war, wenn man ihn näher kannte, gewiß liebenswürdiger als ihr andern gern zugeſtehen mögt.

Liebe Freundinn, verſetzte der Graf etwas lebhafter, bekennen wir nur, daß er Ihnen nicht ganz gleichgültig war, und daß Charlotte von Ihnen mehr zu befürchten hatte als von einer andern. Ich finde das einen ſehr hübſchen Zug an den Frauen, daß ſie ihre Anhänglichkeit an irgend einen Mann ſo lange noch fortſetzen, ja durch keine Art von Trennung ſtören oder aufheben laſſen.

Dieſe gute Eigenſchaft beſitzen vielleicht die Männer noch mehr, verſetzte die Baroneſſe; wenigſtens an Ihnen, lieber Graf, habe ich bemerkt, daß Niemand mehr Gewalt über Sie hat als ein Frauenzimmer dem Sie früher geneigt waren. So habe ich geſehen, daß Sie auf die Vorſprache einer ſolchen ſich mehr Mühe gaben, um etwas auszuwirken, als vielleicht die Freundinn des Augenblicks von Ihnen erlangt hätte.

Einen ſolchen Vorwurf darf man ſich wohl gefallen laſſen, verſetzte der Graf; doch was Charlottens erſten Gemahl betrifft, ſo konnte ich ihn deshalb nicht leiden, weil er mir das ſchöne Paar auseinander ſprengte, ein wahrhaft prädeſtinirtes Paar, das einmal zuſammengegeben weder fünf Jahre zu ſcheuen, noch auf eine zweyte oder gar dritte Verbindung hinzuſehen brauchte.

Wir wollen verſuchen, ſagte Charlotte, wieder einzubringen was wir verſäumt haben.

Da müſſen Sie ſich dazu halten, ſagte der Graf. Ihre erſten Heirathen, fuhr er mit einiger Heftigkeit fort, waren doch ſo eigentlich rechte Heirathen von der verhaßten Art; und leider haben überhaupt die Heirathen — verzeihen Sie mir einen lebhafteren Ausdruck — etwas Tölpelhaftes; ſie verderben die zarteſten Verhältniſſe, und es liegt doch eigentlich nur an der plumpen Sicherheit, auf die ſich wenigſtens ein Theil etwas zu Gute thut. Alles verſteht ſich von ſelbſt, und man

ſcheint ſich nur verbunden zu haben damit eins wie das andre nunmehr ſeiner Wege gehe.

In dieſem Augenblick machte Charlotte, die ein für allemal dieß Geſpräch abbrechen wollte, von einer kühnen Wendung Gebrauch; es gelang ihr. Die Unterhaltung ward allgemeiner, die beyden Gatten und der Hauptmann konnten daran Theil nehmen; ſelbſt Ottilie ward veranlaßt ſich zu äußern, und der Nachtiſch ward mit der beſten Stimmung genoſſen, woran der in zierlichen Fruchtkörben aufgeſtellte Oſtreichthum, die bunteſte in Prachtgefäßen ſchön vertheilte Blumenfülle, den vorzüglichſten Antheil hatte.

Auch die neuen Parkanlagen kamen zur Sprache, die man ſogleich nach Tiſche beſuchte. Ottilie zog ſich unter dem Vorwande häuslicher Beſchäftigungen zurück; eigentlich aber ſetzte ſie ſich wieder zur Abſchrift. Der Graf wurde von dem Hauptmann unterhalten; ſpäter geſellte ſich Charlotte zu ihm. Als ſie oben auf die Höhe gelangt waren, und der Hauptmann gefällig hinunter eilte um den Plan zu holen, ſagte der Graf zu Charlotten: dieſer Mann gefällt mir außerordentlich. Er iſt ſehr wohl und im Zuſammenhang unterrichtet. Eben ſo ſcheint ſeine Thätigkeit ſehr ernſt und folgerecht. Was er hier leiſtet, würde in einem höhern Kreiſe von viel Bedeutung ſeyn.

Charlotte vernahm des Hauptmanns Lob mit innigem Behagen. Sie faßte ſich jedoch und bekräftigte das

Geſagte mit Ruhe und Klarheit. Wie überraſcht war ſie aber, als der Graf fortfuhr: dieſe Bekanntſchaft kommt mir ſehr zu gelegener Zeit. Ich weiß eine Stelle, an die der Mann vollkommen paßt, und ich kann mir durch eine ſolche Empfehlung, indem ich ihn glücklich mache, einen hohen Freund auf das allerbeſte verbinden.

Es war wie ein Donnerſchlag der auf Charlotten herabfiel. Der Graf bemerkte nichts: denn die Frauen, gewohnt ſich jederzeit zu bändigen, behalten in den außerordentlichſten Fällen immer noch eine Art von ſcheinbarer Faſſung. Doch hörte ſie ſchon nicht mehr was der Graf ſagte, indem er fortfuhr: Wenn ich von etwas überzeugt bin, geht es bey mir geſchwind her. Ich habe ſchon meinen Brief im Kopfe zuſammengeſtellt, und mich drängt's ihn zu ſchreiben. Sie verſchaffen mir einen reitenden Boten, den ich noch heute Abend wegſchicken kann.

Charlotte war innerlich zerriſſen. Von dieſen Vorſchlägen ſo wie von ſich ſelbſt überraſcht, konnte ſie kein Wort hervorbringen. Der Graf fuhr glücklicherweiſe fort von ſeinen Planen für den Hauptmann zu ſprechen, deren Günſtiges Charlotten nur allzuſehr in die Augen fiel. Es war Zeit, daß der Hauptmann heraufkrat und ſeine Rolle vor dem Grafen entfaltete. Aber mit wie andern Augen ſah ſie den Freund an, den ſie verlieren ſollte! Mit einer nothdürftigen Verbeugung wandte ſie

ſich weg und eilte hinunter nach der Mooshütte. Schon auf halbem Wege ſtürzten ihr die Thränen aus den Augen, und nun warf ſie ſich in den engen Raum der kleinen Einſiedeley und überließ ſich ganz einem Schmerz, einer Leidenſchaft, einer Verzweiflung, von deren Möglichkeit ſie wenig Augenblicke vorher auch nicht die leiſeſte Ahndung gehabt hatte.

Auf der andern Seite war Eduard mit der Baroneſſe an den Teichen hergegangen. Die kluge Frau, die gern von allem unterrichtet ſeyn mochte, bemerkte bald in einem taſtenden Geſpräch, daß Eduard ſich zu Ottiliens Lobe weitläuftig herausließ, und wußte ihn auf eine ſo natürliche Weiſe nach und nach in den Gang zu bringen, daß ihr zuletzt kein Zweifel übrig blieb, hier ſey eine Leidenſchaft nicht auf dem Wege, ſondern wirklich angelangt.

Verheirathete Frauen, wenn ſie ſich auch untereinander nicht lieben, ſtehen doch ſtillſchweigend mit einander, beſonders gegen junge Mädchen, im Bündniß. Die Folgen einer ſolchen Zuneigung ſtellten ſich ihrem weltgewandten Geiſte nur allzugeſchwind dar. Dazu kam noch, daß ſie ſchon heute früh mit Charlotten über Ottilien geſprochen und den Aufenthalt dieſes Kindes auf dem Lande, beſonders bey ſeiner ſtillen Gemüthsart, nicht gebilligt und den Vorſchlag gethan hatte, Ottilien in die Stadt zu einer Freundinn zu bringen, die ſehr viel an die Erziehung ihrer einzigen Tochter

wende, und ſich nur nach einer gutartigen Geſpiellinn umſehe, die an die zweyte Kindesſtatt eintreten und alle Vortheile mitgenießen ſolle. Charlotte hatte ſich's zur Ueberlegung genommen.

Nun aber brachte der Blick in Eduards Gemüth dieſen Vorſchlag bey der Baroneſſe ganz zur vorſätzlichen Feſtigkeit, und um ſo ſchneller dieſes in ihr vorging, um deſto mehr ſchmeichelte ſie äußerlich Eduards Wünſchen. Denn Niemand beſaß ſich mehr als dieſe Frau, und dieſe Selbſtbeherrſchung in außerordentlichen Fällen gewöhnt uns ſogar einen gemeinen Fall mit Verſtellung zu behandeln, macht uns geneigt, indem wir ſo viel Gewalt über uns ſelbſt üben, unſre Herrſchaft auch über die andern zu verbreiten, um uns durch das was wir äußerlich gewinnen, für dasjenige was wir innerlich entbehren, gewiſſermaßen ſchadlos zu halten.

An dieſe Geſinnung ſchließt ſich meiſt eine Art heimlicher Schadenfreude über die Dunkelheit der andern, über das Bewußtloſe, womit ſie in eine Falle gehen. Wir freuen uns nicht allein über das gegenwärtige Gelingen, ſondern zugleich auch auf die künftig überraſchende Beſchämung. Und ſo war die Baroneſſe boshaft genug, Eduarden zur Weinleſe auf ihre Güter mit Charlotten einzuladen und die Frage Eduards: ob ſie Ottilien mitbringen dürften, auf eine Weiſe die er beliebig zu ſeinen Gunſten auslegen konnte, zu beantworten.

Eduard ſprach ſchon mit Entzücken von der herrli-

chen Gegend, dem großen Fluſſe, den Hügeln, Felſen und Weinbergen, von alten Schlöſſern, von Waſſerfahrten, von dem Jubel der Weinleſe, des Kelterns u. ſ. w. wobey er in der Unſchuld ſeines Herzens ſich ſchon zum Voraus laut über den Eindruck freute, den dergleichen Scenen auf das friſche Gemüth Ottiliens machen würden. In dieſem Augenblick ſah man Ottilien heran kommen, und die Baroneſſe ſagte ſchnell zu Eduard: Er möchte von dieſer vorhabenden Herbſtreiſe ja nichts reden: denn gewöhnlich geſchähe das nicht worauf man ſich ſo lange voraus freue. Eduard verſprach, nöthigte ſie aber Ottilien entgegen geſchwinder zu gehen, und eilte ihr endlich, dem lieben Kinde zu, mehrere Schritte voran. Eine herzliche Freude drückte ſich in ſeinem ganzen Weſen aus. Er küßte ihr die Hand, in die er einen Strauß Feldblumen drückte, die er unterwegs zuſammengepflückt hatte. Die Baroneſſe fühlte ſich bey dieſem Anblick in ihrem Innern faſt erbittert. Denn wenn ſie auch das was an dieſer Neigung ſtrafbar ſeyn mochte, nicht billigen durfte, ſo konnte ſie das was daran liebenswürdig und angenehm war, jenem unbedeutenden Neuling von Mädchen keineswegs gönnen.

Als man ſich zum Abendeſſen zuſammen geſetzt hatte, war eine völlig andre Stimmung in der Geſellſchaft verbreitet. Der Graf, der ſchon vor Tiſche geſchrieben und den Boten fortgeſchickt hatte, unterhielt ſich mit dem Hauptmann, den er auf eine verſtändige und be-

ſcheidene Weiſe immer mehr ausforſchte, indem er ihn dieſen Abend an ſeine Seite gebracht hatte. Die zur Rechten des Grafen ſitzende Baroneſſe fand von daher wenig Unterhaltung; eben ſo wenig an Eduard, der erſt durſtig, dann aufgeregt, des Weines nicht ſchonte und ſich ſehr lebhaft mit Ottilien unterhielt die er an ſich gezogen hatte, wie von der andern Seite neben dem Hauptmann Charlotte ſaß, der es ſchwer, ja beynahe unmöglich ward, die Bewegungen ihres Innern zu verbergen.

Die Baroneſſe hatte Zeit genug, Beobachtungen anzuſtellen. Sie bemerkte Charlottens Unbehagen, und weil ſie nur Eduards Verhältniß zu Ottilien im Sinn hatte, ſo überzeugte ſie ſich leicht, auch Charlotte ſey bedenklich und verdrießlich über ihres Gemahls Benehmen, und überlegte, wie ſie nunmehr am beſten zu ihren Zwecken gelangen könne.

Auch nach Tiſche fand ſich ein Zwieſpalt in der Geſellſchaft. Der Graf, der den Hauptmann recht ergründen wollte, brauchte bey einem ſo ruhigen, keineswegs eitlen und überhaupt laconiſchen Manne verſchiedene Wendungen, um zu erfahren was er wünſchte. Sie gingen miteinander an der einen Seite des Saals auf und ab, indeß Eduard, aufgeregt von Wein und Hoffnung, mit Ottilien an einem Fenſter ſcherzte, Charlotte und die Baroneſſe aber ſtillſchweigend an der andern Seite des Saals nebeneinander hin und wieder

gingen. Ihr Schweigen und müßiges Unterſtehen brachte denn auch zuletzt eine Stockung in die übrige Geſellſchaft. Die Frauen zogen ſich zurück auf ihren Flügel, die Männer auf den andern, und ſo ſchien dieſer Tag abgeſchloſſen.

Elftes Capitel.

Eduard begleitete den Grafen auf ſein Zimmer und ließ ſich recht gern durchs Geſpräch verführen, noch eine Zeit lang bey ihm zu bleiben. Der Graf verlor ſich in vorige Zeiten, gedachte mit Lebhaftigkeit an die Schönheit Charlottens, die er als ein Kenner mit vielem Feuer entwickelte. Ein ſchöner Fuß iſt eine große Gabe der Natur. Dieſe Anmuth iſt unverwüſtlich. Ich habe ſie heute im Gehen beobachtet; noch immer möchte man ihren Schuh küſſen, und die zwar etwas barbariſche aber doch tief gefühlte Ehrenbezeugung der Sarmaten wiederholen, die ſich nichts beſſeres kennen, als aus dem Schuh einer geliebten und verehrten Perſon ihre Geſundheit zu trinken.

Die Spitze des Fußes blieb nicht allein der Gegenſtand des Lobes unter zwey vertrauten Männern. Sie gingen von der Perſon auf alte Geſchichten und Abenteuer zurück, und kamen auf die Hinderniſſe, die man ehemals den Zuſammenkünften dieſer beyden Liebenden entgegengeſetzt, welche Mühe ſie ſich gegeben, welche Kunſtgriffe ſie erfunden, nur um ſich ſagen zu können, daß ſie ſich liebten.

Erinnerſt du dich, fuhr der Graf fort, welch Abenteuer ich dir recht freundſchaftlich und uneigennützig beſtehen helfen, als unſre höchſten Herrſchaften ihren Oheim beſuchten und auf dem weitläuftigen Schloſſe zuſammenkamen? Der Tag war in Feyerlichkeiten und Feyerkleidern hingegangen, ein Theil der Nacht ſollte wenigſtens unter freyem liebevollen Geſpräch verſtreichen.

Den Hinweg zu dem Quartier der Hofdamen hatten Sie ſich wohl gemerkt, ſagte Eduard. Wir gelangten glücklich zu meiner Geliebten.

Die, verſetzte der Graf, mehr an den Anſtand als an meine Zufriedenheit gedacht und eine ſehr häßliche Ehrenwächterinn bey ſich behalten hatte; da mir denn, indeſſen ihr euch mit Blicken und Worten ſehr gut unterhieltet, ein höchſt unerfreuliches Loos zu Theil ward.

Ich habe mich noch geſtern, verſetzte Eduard, als Sie ſich anmelden ließen, mit meiner Frau an die Geſchichte erinnert, beſonders an unſern Rückzug. Wir verfehlten den Weg und kamen an den Vorſaal der Garden. Weil wir uns nun von da recht gut zu finden wußten, ſo glaubten wir auch hier ganz ohne Bedenken hindurch und an dem Poſten, wie an den übrigen, vorbey gehen zu können. Aber wie groß war beym Eröffnen der Thüre unſere Verwunderung! Der Weg war mit Matratzen verlegt, auf denen die Rieſen in mehreren Reihen ausgeſtreckt lagen und ſchliefen. Der einzige Wachende auf dem Poſten ſah uns verwundert an; wir

aber im jugendlichen Muth und Muthwillen stiegen ganz gelassen über die ausgestreckten Stiefel weg, ohne daß auch nur einer von diesen schwarchenden Knabkindern erwacht wäre.

Ich hatte grosse Lust zu stolpern, sagte der Graf, damit es Lärm gegeben hätte: denn welch eine seltsame Auferstehung würden wir gesehen haben!

In diesem Augenblik schlug die Schloßglocke Zwölf.

Es ist hoch Mitternacht, sagte der Graf lächelnd, und eben gerechte Zeit. Ich muß Sie, lieber Baron, um eine Gefälligkeit bitten: führten Sie mich heute wie ich Sie damals führte; ich habe der Baroneſſe das Versprechen gegeben sie noch zu besuchen. Wir haben uns den ganzen Tag nicht allein gesprochen, wir haben uns so lange nicht gesehen, und nichts ist natürlicher als daß man sich nach einer vertraulichen Stunde sehnt. Zeigen Sie mir den Hinweg, den Rückweg will ich schon finden und auf alle Fälle werde ich über keine Stiefel wegzustolpern haben.

Ich will Ihnen recht gern diese gastliche Gefälligkeit erzeigen, versetzte Eduard; nur sind die drey Frauenzimmer drüben zusammen auf dem Flügel. Wer weiß, ob wir sie nicht noch beysammander finden, oder was wir sonst für Händel anrichten, die irgend ein wunderliches Ansehn gewinnen.

Nur ohne Sorge! sagte der Graf: die Baroneſſe erwartet mich. Sie ist um diese Zeit gewiß auf ihrem Zimmer und allein.

Die Sache iſt übrigens leicht, verſetzte Eduard, und nahm ein Licht, dem Grafen vorleuchtend eine geheime Treppe hinunter, die zu einem langen Gang führte. Am Ende deſſelben öffnete Eduard eine kleine Thüre. Sie erſtiegen eine Wendeltreppe; eben auf einem engen Ruheplatz deutete Eduard dem Grafen, dem er das Licht in die Hand gab, nach einer Tapetenthüre rechts, die beym erſten Verſuch ſogleich ſich öffnete, den Grafen aufnahm und Eduard in dem dunklen Raum zurückließ.

Eine andre Thüre links ging in Charlottens Schlafzimmer. Er hörte reden und horchte. Charlotte ſprach zu ihrem Kammermädchen: iſt Ottille ſchon zu Bette? Nein, verſetzte jene; ſie ſitzt noch unten und ſchreibt. So zünde Sie das Nachtlicht an, ſagte Charlotte, und gehe Sie nur hin: es iſt ſpät. Die Kerze will ich ſelbſt auslöſchen und für mich zu Bette gehen.

Eduard hörte mit Entzücken, daß Ottille noch ſchreibe. Sie beſchäftigt ſich für mich! dachte er triumphirend. Durch die Finſterniß ganz in ſich ſelbſt geengt ſah er ſie ſitzen, ſchreiben; er glaubte zu ihr zu treten, ſie zu ſehen, wie ſie ſich nach ihm umkehrte; er fühlte ein unüberwindliches Verlangen ihr noch einmal nahe zu ſeyn. Von hier aber war kein Weg in das Halbgeſchoß wo ſie wohnte. Nun fand er ſich unmittelbar an ſeiner Frauen Thüre, eine ſonderbare Verwechſelung ging in ſeiner Seele vor, er ſuchte die Thüre aufzudrehen,

er fand ſie verſchloſſen, er pochte leiſe an, Charlotte hörte nicht.

Sie ging in dem größeren Nebenzimmer lebhaft auf und ab. Sie wiederholte ſich aber und abermals was ſie ſeit jenem unerwarteten Vorſchlag des Grafen oft genug bey ſich um und um gewendet hatte. Der Hauptmann ſchien vor ihr zu ſtehen. Er füllte noch das Haus, er belebte noch die Spaziergänge und er ſollte fort, das alles ſollte leer werden! Sie ſagte ſich alles, was man ſich ſagen kann, ja ſie anticipirte, wie man gewöhnlich pflegt, den leidigen Troſt, daß auch ſolche Schmerzen durch die Zeit gelindert werden. Sie verwünſchte die Zeit, die es braucht um ſie zu lindern; ſie verwünſchte die todtenhafte Zeit, wo ſie würden gelindert ſeyn.

Da war denn zuletzt die Zuflucht zu den Thränen um ſo willkommner, als ſie bey ihr ſelten ſtatt fand. Sie warf ſich auf den Sopha und überließ ſich ganz ihrem Schmerz. Eduard ſeinerſeits konnte von der Thüre nicht weg; er pochte nochmals, und zum drittenmal etwas ſtärker, ſo daß Charlotte durch die Nachtſtille es ganz deutlich vernahm und erſchreckt auffuhr. Der erſte Gedanke war: es könne, es müſſe der Hauptmann ſeyn; der zweyte: das ſey unmöglich! Sie hielt es für Täuſchung; aber ſie hatte es gehört, ſie wünſchte, ſie fürchtete es gehört zu haben. Sie ging ins Schlafzimmer, trat leiſe zu der verriegelten Tapeten-

thüre. Sie ſchalt ſich über ihre Furcht: wie leicht kann die Gräfinn etwas bedürfen! ſagte ſie zu ſich ſelbſt, und rief gefaßt und geſetzt: Iſt jemand da? Eine leiſe Stimme antwortete: Ich bins. Wer? entgegnete Charlotte, die den Ton nicht unterſcheiden konnte. Ihr ſtand des Hauptmanns Geſtalt vor der Thüre. Etwas lauter klang es ihr entgegen: Eduard! Sie öffnete, und ihr Gemahl ſtand vor ihr. Er begrüßte ſie mit einem Scherz. Es ward ihr möglich in dieſem Tone fortzufahren. Er verwickelte den räthſelhaften Beſuch in räthſelhafte Erklärungen. Warum ich denn aber eigentlich komme, ſagte er zuletzt, muß ich dir nur geſtehen. Ich habe ein Gelübde gethan, heute Abend noch deinen Schuh zu küſſen.

Das iſt dir lange nicht eingefallen, ſagte Charlotte. Deſto ſchlimmer, verſetzte Eduard, und deſto beſſer!

Sie hatte ſich in einen Seſſel geſetzt, um ihre leichte Nachtkleidung ſeinen Blicken zu entziehen. Er warf ſich vor ihr nieder und ſie konnte ſich nicht erwehren, daß er nicht ihren Schuh küßte, und daß, als dieſer ihm in der Hand blieb, er den Fuß ergriff und ihn zärtlich an ſeine Bruſt drückte.

Charlotte war eine von den Frauen, die von Natur mäßig, im Eheſtande, ohne Vorſatz und Anſtrengung, die Art und Weiſe der Liebhaberinnen fortführen.

Niemals

Niemals reizte ſie den Mann, ja ſeinem Verlangen kam ſie kaum entgegen; aber ohne Kälte und abſtoßende Strenge glich ſie immer einer liebevollen Braut, die ſelbſt vor dem Erlaubten noch innige Scheu trägt. Und ſo fand ſie Eduard dieſen Abend in doppeltem Sinne. Wie ſehnlich wünſchte ſie den Gatten weg: denn die Luftgeſtalt des Freundes ſchien ihr Vorwürfe zu machen. Aber das was Eduarden hätte entfernen ſollen, zog ihn nur mehr an. Eine gewiſſe Bewegung war an ihr ſichtbar. Sie hatte geweint, und wenn welche Perſonen dadurch meiſt an Anmuth verlieren, ſo gewinnen diejenigen dadurch unendlich, die wir gewöhnlich als ſtark und gefaßt kennen. Eduard war ſo liebenswürdig, ſo freundlich, ſo dringend; er bat ſie, bey ihr bleiben zu dürfen, er forderte nicht, bald ernſt bald ſcherzhaft ſuchte er ſie zu bereden, er dachte nicht daran, daß er Rechte habe und löſchte zuletzt muthwillig die Kerze aus.

In der Lampendämmerung ſogleich behauptete die innre Neigung, behauptete die Einbildungskraft ihre Rechte über das Wirkliche. Eduard hielt nur Ottilien in ſeinen Armen; Charlotten ſchwebte der Hauptmann näher oder ferner vor der Seele, und ſo verwebten, wunderſam genug, ſich Abweſendes und Gegenwärtiges reizend und wonnevoll durcheinander.

Und doch läßt ſich die Gegenwart ihr ungeheures Recht nicht rauben. Sie brachten einen Theil der Nacht

unter allerley Geſprächen und Scherzen zu, die um deſto freyer waren als das Herz leider keinen Theil daran nahm. Aber als Eduard des andern Morgens an dem Buſen ſeiner Frau erwachte, ſchien ihm der Tag ahndungsvoll hereinzublicken, die Sonne ſchien ihm ein Verbrechen zu beleuchten; er ſchlich ſich leiſe von ihrer Seite, und ſie fand ſich, ſeltſam genug, allein als ſie erwachte.

Zwölftes Capitel.

Als die Gesellschaft zum Frühstück wieder zusammen kam, hätte ein aufmerksamer Beobachter an dem Betragen der Einzelnen die Verschiedenheit der innern Gesinnungen und Empfindungen abnehmen können. Der Graf und die Baroneſſe begegneten sich mit dem heitern Behagen, das ein paar Liebende empfinden, die sich, nach erduldeter Trennung, ihrer wechselseitigen Neigung abermals versichert halten; dagegen Charlotte und Eduard gleichsam beschämt und reuig dem Hauptmann und Ottilien entgegen traten. Denn so ist die Liebe beschaffen, daß sie allein Recht zu haben glaubt und alle anderen Rechte vor ihr verschwinden. Ottilie war kindlich heiter, nach ihrer Weise konnte man sie offen nennen. Ernst erschien der Hauptmann; ihm war bey der Unterredung mit dem Grafen, indem dieser alles in ihm aufregte was einige Zeit geruht und geschlafen hatte, nur zu fühlbar geworden, daß er eigentlich hier seine Bestimmung nicht erfülle und im Grunde blos in einem halbthätigen Müßiggang hinschlendere. Kaum hatten sich die beyden Gäste entfernt, als schon wieder

neuer Beſuch eintraf, Charlotten willkommen, die aus ſich ſelbſt heraus zu gehen, ſich zu zerſtreuen wünſchte; Eduarden ungelegen, der eine doppelte Neigung fühlte ſich mit Ottilien zu beſchäftigen; Ottilien gleichfalls unerwünſcht, die mit ihrer auf morgen früh ſo nöthigen Abſchrift noch nicht fertig war. Und ſo eilte ſie auch, als die Freunden ſich ſpät entfernten, ſogleich auf ihr Zimmer.

Es war Abend geworden. Eduard, Charlotte und der Hauptmann, welche die Freunden, ehe ſie ſich in den Wagen ſetzten, eine Strecke zu Fuß begleitet hatten, wurden einig noch einen Spaziergang nach den Teichen zu machen. Ein Kahn war angekommen, den Eduard mit anſehnlichen Koſten aus der Ferne verſchrieben hatte. Man wollte verſuchen, ob er ſich leicht bewegen und lenken laſſe.

Er war am Ufer des mittelſten Teiches nicht weit von einigen alten Eichbäumen angebunden, auf die man ſchon bey künftigen Anlagen gerechnet hatte. Hier ſollte ein Landungsplatz angebracht, unter den Bäumen ein architectoniſcher Ruheſitz aufgeführt werden, wonach diejenigen die über den See fahren, zu ſteuern hätten.

Wo wird man denn nun drüben die Landung am beſten anlegen? fragte Eduard. Ich ſollte denken bey meinen Platanen.

Sie ſtehen ein wenig zu weit rechts, ſagte der

Hauptmann. Landet man weiter unten, ſo iſt man dem Schloſſe näher; doch muß man es überlegen.

Der Hauptmann ſtand ſchon im Hinterthelle des Kahns und hatte ein Ruder ergriffen. Charlotte ſtieg ein, Eduard gleichfalls und faßte das andre Ruder; aber als er eben im Abſtoßen begriffen war, gedachte er Ottiliens, gedachte daß ihn dieſe Waſſerfahrt verſpäten, wer weiß erſt wann zurückführen würde. Er entſchloß ſich kurz und gut, ſprang wieder ans Land, reichte dem Hauptmann das andre Ruder und eilte, ſich flüchtig entſchuldigend, nach Hauſe.

Dort vernahm er: Ottilie habe ſich eingeſchloſſen, ſie ſchreibe. Bey dem angenehmen Gefühle, daß ſie für ihn etwas thue, empfand er das lebhafteſte Mißbehagen ſie nicht gegenwärtig zu ſehen. Seine Ungeduld vermehrte ſich mit jedem Augenblicke. Er ging in dem großen Saale auf und ab, verſuchte allerley und nichts vermochte ſeine Aufmerkſamkeit zu feſſeln. Sie wünſchte er zu ſehen, allein zu ſehen, ehe noch Charlotte mit dem Hauptmann zurückkäme. Es ward Nacht, die Kerzen wurden angezündet.

Endlich trat ſie herein, glänzend von Liebenswürdigkeit. Das Gefühl etwas für den Freund gethan zu haben, hatte ihr ganzes Weſen über ſich ſelbſt gehoben. Sie legte das Original und die Abſchrift vor Eduard auf den Tiſch. Wollen wir collationiren? ſagte ſie lächelnd. Eduard wußte nicht was er erwiedern ſollte.

Er ſah ſie an, er beſah die Abſchrift. Die erſten Blätter waren mit der größten Sorgfalt, mit einer zarten weiblichen Hand geſchrieben; dann ſchienen ſich die Züge zu verändern, leichter und freyer zu werden: aber wie erſtaunt war er, als er die letzten Seiten mit den Augen überlief! Um Gotteswillen! rief er aus, was iſt das? Das iſt meine Hand! Er ſah Ottilien an und wieder auf die Blätter; beſonders der Schluß war ganz als wenn er ihn ſelbſt geſchrieben hätte. Ottilie ſchwieg, aber ſie blickte ihm mit der größten Zufriedenheit in die Augen. Eduard hob ſeine Arme empor: Du liebſt mich! rief er aus: Ottilie du liebſt mich! und ſie hielten einander umfaßt. Wer das andere zuerſt ergriffen, wäre nicht zu unterſcheiden geweſen.

Von dieſem Augenblick an war die Welt für Eduarden umgewendet, er nicht mehr was er geweſen, die Welt nicht mehr was ſie geweſen. Sie ſtanden vor einander, er hielt ihre Hände, ſie ſahen einander in die Augen, im Begriff ſich wieder zu umarmen.

Charlotte mit dem Hauptmann trat herein. Zu den Entſchuldigungen eines längeren Außenbleibens lächelte Eduard heimlich. O wie viel zu früh kommt ihr! ſagte er zu ſich ſelbſt.

Sie ſetzten ſich zum Abendeſſen. Die Perſonen des heutigen Beſuchs wurden beurtheilt. Eduard liebevoll aufgeregt ſprach gut von einem Jeden, immer ſchö-

nend, oft billigend. Charlotte, die nicht durchaus seiner Meinung war, bemerkte dieſe Stimmung und ſcherzte mit ihm, daß er, der ſonſt über die ſcheidende Geſellſchaft immer das ſtrengſte Zungengericht ergehen laſſe, heute ſo mild und nachſichtig ſey.

Mit Feuer und herzlicher Ueberzeugung rief Eduard: Man muß nur Ein Weſen recht von Grund aus lieben, da kommen einem die übrigen alle liebenswürdig vor! Ottilie ſchlug die Augen nieder, und Charlotte ſah vor ſich hin.

Der Hauptmann nahm das Wort und ſagte: Mit den Gefühlen der Hochachtung, der Verehrung, iſt es doch auch etwas ähnliches. Man erkennt nur erſt das Schätzenswerthe in der Welt, wenn man ſolche Geſinnungen an Einem Gegenſtande zu üben Gelegenheit findet.

Charlotte ſuchte bald in ihr Schlafzimmer zu gelangen, um ſich der Erinnerung deſſen zu überlaſſen, was dieſen Abend zwiſchen ihr und dem Hauptmann vorgegangen war.

Als Eduard ans Ufer ſpringend den Kahn vom Lande ſtieß, Gattinn und Freund dem ſchwankenden Element ſelbſt überantwortete, ſah nunmehr Charlotte den Mann, um den ſie im Stillen ſchon ſo viel gelitten hatte, in der Dämmerung vor ſich ſitzen und durch die Führung zweyer Ruder das Fahrzeug in beliebiger

Richtung fortbewegen. Sie empfand eine tiefe, ſelten gefühlte Traurigkeit. Das Kreiſen des Kahns, das Plätſchern der Ruder, der über den Waſſerſpiegel hinſchauernde Windhauch, das Säuſeln der Rohre, das letzte Schweben der Vögel, das Blinken und Wiederblinken der erſten Sterne, alles hatte etwas Geiſterhaftes in dieſer allgemeinen Stille. Es ſchien ihr, der Freund führe ſie weit weg, um ſie auszuſetzen, ſie allein zu laſſen. Eine wunderbare Bewegung war in ihrem Innern, und ſie konnte nicht weinen.

Der Hauptmann beſchrieb ihr unterdeſſen, wie nach ſeiner Abſicht die Anlagen werden ſollten. Er rühmte die guten Eigenſchaften des Kahns, daß er ſich leicht mit zwey Rudern von Einer Perſon bewegen und regieren laſſe. Sie werde das ſelbſt lernen, es ſey eine angenehme Empfindung manchmal allein auf dem Waſſer hinzuſchwimmen und ſein eigner Fähr- und Steuermann zu ſeyn.

Bey dieſen Worten fiel der Freundinn die bevorſtehende Trennung aufs Herz. Sagt er das mit Vorſatz? dachte ſie bey ſich ſelbſt: Weiß er ſchon davon? vermuthet er's? oder ſagt er es zufällig? ſo daß er mir bewußtlos mein Schickſal vorausverkündigt. Es ergriff ſie eine große Wehmuth, eine Ungeduld; ſie bat ihn, baldmöglichſt zu landen und mit ihr nach dem Schloſſe zurückzukehren.

Es war das erstemal, daß der Hauptmann die Teiche befuhr, und ob er gleich im Allgemeinen ihre Tiefe untersucht hatte, so waren ihm doch die einzelnen Stellen unbekannt. Dunkel fing es an zu werden, er richtete seinen Lauf dahin, wo er einen bequemen Ort zum Aussteigen vermuthete und den Fußpfad nicht entfernt wußte, der nach dem Schlosse führte. Aber auch von dieser Bahn wurde er einigermaßen abgelenkt, als Charlotte mit einer Art von Aengstlichkeit den Wunsch wiederholte, bald am Lande zu seyn. Er näherte sich mit erneuten Anstrengungen dem Ufer, aber leider fühlte er sich in einiger Entfernung davon angehalten; er hatte sich fest gefahren und seine Bemühungen wieder los zu kommen waren vergebens. Was war zu thun? Ihm blieb nichts übrig als in das Wasser zu steigen, das seicht genug war, und die Freundinn an das Land zu tragen. Glücklich brachte er die liebe Bürde hinüber, stark genug um nicht zu schwanken oder ihr einige Sorge zu geben, aber doch hatte sie ängstlich ihre Arme um seinen Hals geschlungen. Er hielt sie fest und drückte sie an sich. Erst auf einem Rasenabhang ließ er sie nieder, nicht ohne Bewegung und Verwirrung. Sie lag noch an seinem Halse; er schloß sie aufs neue in seine Arme und drückte einen lebhaften Kuß auf ihre Lippen; aber auch im Augenblick lag er zu ihren Füßen, drückte seinen Mund auf ihre Hand und rief: Charlotte, werden Sie mir vergeben?

Der Kuß, den der Freund gewagt, den ſie ihm beynahe zurück gegeben, brachte Charlotten wieder zu ſich ſelbſt. Sie drückte ſeine Hand, aber ſie hob ihn nicht auf. Doch indem ſie ſich zu ihm hinunterneigte und eine Hand auf ſeine Schultern legte, rief ſie aus: Daß dieſer Augenblick in unſerm Leben Epoche mache, können wir nicht verhindern; aber daß ſie unſer werth ſey, hängt von uns ab. Sie müſſen ſcheiden, lieber Freund, und Sie werden ſcheiden. Der Graf macht Anſtalt Ihr Schickſal zu verbeſſern; es freut und ſchmerzt mich. Ich wollte es verſchweigen bis es gewiß wäre; der Augenblick nöthigt mich dieß Geheimniß zu entdecken. Nur in ſofern kann ich Ihnen, kann ich mir verzeihen, wenn wir den Muth haben unſre Lage zu ändern, da es von uns nicht abhängt unſre Geſinnung zu ändern. Sie hub ihn auf und ergriff ſeinen Arm um ſich darauf zu ſtützen, und ſo kamen ſie ſtillſchweigend nach dem Schloſſe.

Nun aber ſtand ſie in ihrem Schlafzimmer, wo ſie ſich als Gattinn Eduards empfinden und betrachten mußte. Ihr kam bey dieſen Widerſprüchen ihr tüchtiger und durchs Leben mannigfaltig geübter Character zu Hülfe. Immer gewohnt ſich ihrer ſelbſt bewußt zu ſeyn, ſich ſelbſt zu gebieten, ward es ihr auch jetzt nicht ſchwer, durch ernſte Betrachtung ſich dem erwünſchten Gleichgewichte zu nähern; ja ſie mußte über ſich ſelbſt lächeln, indem ſie des wunderlichen Nachtbeſuches gedachte.

Doch ſchnell ergriff ſie eine ſeltſame Ahndung, ein freudig bängliches Erzittern, das in fromme Wünſche und Hoffnungen ſich auflöſte. Gerührt kniete ſie nieder, ſie wiederholte den Schwur den ſie Eduarden vor dem Altar gethan. Freundſchaft, Neigung, Entſagen gingen vor ihr in heitern Bildern vorüber. Sie fühlte ſich innerlich wieder hergeſtellt. Bald ergreift ſie eine ſüße Müdigkeit und ruhig ſchläft ſie ein.

Dreyzehntes Capitel.

Eduard von ſeiner Seite iſt in einer ganz verſchiedenen Stimmung. Zu ſchlafen denkt er ſo wenig, daß es ihm nicht einmal einfällt ſich auszuziehen. Die Abſchrift des Documents küßt er tauſendmal, den Anfang von Ottiliens kindlich ſchüchterner Hand; das Ende wagt er kaum zu küſſen, weil er ſeine eigene Hand zu ſehen glaubt. O daß es ein andres Document wäre! ſagt er ſich im Stillen; und doch iſt es ihm auch ſo ſchon die ſchönſte Verſicherung, daß ſein höchſter Wunſch erfüllt ſey. Bleibt es ja doch in ſeinen Händen, und wird er es nicht immerfort an ſein Herz drücken, obgleich entſtellt durch die Unterſchrift eines Dritten!

Der abnehmende Mond ſteigt über den Wald hervor. Die warme Nacht lockt Eduarden ins Freye; er ſchweift umher, er iſt der unruhigſte und der glücklichſte aller Sterblichen. Er wandelt durch die Gärten; ſie ſind ihm zu enge; er eilt auf das Feld, und es wird ihm zu weit. Nach dem Schloſſe zieht es ihn zurück; er findet ſich unter Ottiliens Fenſtern. Dort ſetzt er ſich auf eine Terraſſentreppe. Mauern und Riegel, ſagt er zu ſich ſelbſt, trennen uns jetzt, aber unſre Herzen ſind

nicht getrennt. Stünde ſie vor mir, in meine Arme würde ſie fallen, ich in die ihrigen, und was bedarf es weiter als dieſe Gewißheit! Alles war ſtill um ihn her, kein Lüftchen regte ſich, ſo ſtill war's, daß er das wühlende Arbeiten emſiger Thiere unter der Erde vernehmen konnte, denen Tag und Nacht gleich ſind. Er hing ganz ſeinen glücklichen Träumen nach, ſchlief endlich ein und erwachte nicht eher wieder als bis die Sonne mit herrlichem Blick heraufſtieg und die frühſten Nebel gewältigte.

Nun fand er ſich den erſten Wachenden in ſeinen Beſitzungen. Die Arbeiter ſchienen ihm zu lange auszubleiben. Sie kamen; es ſchienen ihm ihrer zu wenig, und die vorgeſetzte Tagesarbeit für ſeine Wünſche zu gering. Er fragte nach mehreren Arbeitern: man verſprach ſie und ſtellte ſie im Laufe des Tages. Aber auch dieſe ſind ihm nicht genug, um ſeine Vorſätze ſchleunig ausgeführt zu ſehen. Das Schaffen macht ihm keine Freude mehr: es ſoll ſchon alles fertig ſeyn, und für wen? Die Wege ſollen gebahnt ſeyn, damit Ottilie bequem ſie gehen, die Sitze ſchon an Ort und Stelle, damit Ottilie dort ruhen könne. Auch an dem neuen Hauſe treibt er was er kann: es ſoll an Ottiliens Geburtstage gerichtet werden. In Eduards Geſinnungen, wie in ſeinen Handlungen iſt kein Maaß mehr. Das Bewußtſeyn zu lieben und geliebt zu werden treibt ihn ins Unendliche. Wie verändert iſt ihm die Anſicht

von allen Zimmern, von allen Umgebungen! Er findet ſich in ſeinem eigenen Hauſe nicht mehr. Ottiliens Gegenwart verſchlingt ihm alles: er iſt ganz in ihr verſunken; keine andre Betrachtung ſteigt vor ihm auf, kein Gewiſſen ſpricht ihm zu; alles was in ſeiner Natur gebändigt war bricht los, ſein ganzes Weſen ſtrömt gegen Ottilien.

Der Hauptmann beobachtet dieſes leidenſchaftliche Treiben und wünſcht den traurigen Folgen zuvorzukommen. Alle dieſe Anlagen, die jetzt mit einem einſeitigen Triebe übermäßig gefördert werden, hatte er auf ein ruhig freundliches Zuſammenleben berechnet. Der Verkauf des Vorwerks war durch ihn zu Stande gebracht, die erſte Zahlung geſchehen, Charlotte hatte ſie der Abrede nach in ihre Caſſe genommen. Aber ſie muß gleich in der erſten Woche Ernſt und Geduld und Ordnung mehr als ſonſt üben und im Auge haben: denn nach der übereilten Weiſe wird das Ausgeſetzte nicht lange reichen.

Es war viel angefangen und viel zu thun. Wie ſoll er Charlotten in dieſer Lage laſſen! Sie berathen ſich und kommen überein, man wolle die planmäßigen Arbeiten lieber ſelbſt beſchleunigen, zu dem Ende Gelder aufnehmen, und zu deren Abtragung die Zahlungstermine anweiſen, die vom Vorwerksverkauf zurückgeblieben waren. Es ließ ſich faſt ohne Verluſt, durch Ceſſion der Gerechtſame thun; man hatte freyere Hand;

man leiſtete, da alles im Gange, Arbeiter genug vorhanden waren, mehr auf Einmal und gelangte gewiß und bald zum Zweck. Eduard ſtimmte gern bey, weil es mit ſeinen Abſichten übereintraf.

Im innern Herzen beharrt indeſſen Charlotte bey dem was ſie bedacht und ſich vorgeſetzt, und männlich ſteht ihr der Freund mit gleichem Sinn zur Seite. Aber eben dadurch wird ihre Vertraulichkeit nur vermehrt. Sie erklären ſich wechſelſeitig über Eduards Leidenſchaft; ſie berathen ſich darüber. Charlotte ſchließt Ottilien näher an ſich, beobachtet ſie ſtrenger, und jemehr ſie ihr eigen Herz gewahr worden, deſto tiefer blickt ſie in das Herz des Mädchens. Sie ſieht keine Rettung, als ſie muß das Kind entfernen.

Nun ſcheint es ihr eine glückliche Fügung, daß Luciane ein ſo ausgezeichnetes Lob in der Penſion erhalten: denn die Großtante, davon unterrichtet, will ſie nun ein für allemal zu ſich nehmen, ſie um ſich haben, ſie in die Welt einführen. Ottilie konnte in die Penſion zurückkehren; der Hauptmann entfernte ſich, wohlverſorgt; und alles ſtand wie vor wenigen Monaten, ja um ſo viel beſſer. Ihr eigenes Verhältniß hoffte Charlotte zu Eduard bald wieder herzuſtellen, und ſie legte das alles ſo verſtändig bey ſich zurecht, daß ſie ſich nur immer mehr in dem Wahn beſtärkte: in einen frühern beſchränktern Zuſtand könne man zurückkehren, ein gewaltſam Entbundenes laſſe ſich wieder ins Enge bringen.

Eduard empfand indeſſen die Hinderniſſe ſehr hoch, die man ihm in den Weg legte. Er bemerkte gar bald, daß man ihn und Ottilien auseinander hielt, daß man ihm erſchwerte ſie allein zu ſprechen, ja ſich ihr zu nähern, außer in Gegenwart von mehreren; und indem er hierüber verdrießlich war, ward er es über manches andere. Konnte er Ottilien flüchtig ſprechen, ſo war es nicht nur ſie ſeiner Liebe zu verſichern, ſondern ſich auch über ſeine Gattinn, über den Hauptmann zu beſchweren. Er fühlte nicht, daß er ſelbſt durch ſein heftiges Treiben die Caſſe zu erſchöpfen auf dem Wege war; er tadelte bitter Charlotten und den Hauptmann, daß ſie bey dem Geſchäft gegen die erſte Abrede handelten, und doch hatte er in die zweyte Abrede gewilligt, ja er hatte ſie ſelbſt veranlaßt und nothwendig gemacht.

Der Haß iſt partheyiſch, aber die Liebe iſt es noch mehr. Auch Ottilie entfremdete ſich einigermaßen von Charlotten und dem Hauptmann. Als Eduard ſich einſt gegen Ottilien über den letztern beklagte, daß er als Freund und in einem ſolchen Verhältniſſe nicht ganz aufrichtig handle, verſetzte Ottilie unbedachtſam: es hat mir ſchon früher mißfallen, daß er nicht ganz redlich gegen Sie iſt. Ich hörte ihn einmal zu Charlotten ſagen, wenn uns nur Eduard mit ſeiner Flötendudeley verſchonte: es kann daraus nichts werden und iſt für die Zuhörer ſo läſtig. Sie können denken, wie mich das geſchmerzt hat, da ich Sie ſo gern accompagnire.

Kaum hatte sie es gesagt, als ihr schon der Geist zuflüsterte, daß sie hätte schweigen sollen; aber es war heraus. Eduards Gesichtszüge verwandelten sich. Nie hatte ihn etwas mehr verdrossen: er war in seinen liebsten Forderungen angegriffen, er war sich eines kindlichen Strebens ohne die mindeste Anmaßung bewußt. Was ihn unterhielt, was ihn erfreute, sollte doch mit Schonung von Freunden behandelt werden. Er dachte nicht, wie schrecklich es für einen Dritten sey, sich die Ohren durch ein unzulängliches Talent verletzen zu lassen. Er war beleidigt, wüthend um nicht wieder zu vergeben. Er fühlte sich von allen Pflichten losgesprochen.

Die Nothwendigkeit mit Ottilien zu seyn, sie zu sehen, ihr etwas zuzuflüstern, ihr zu vertrauen, wuchs mit jedem Tage. Er entschloß sich ihr zu schreiben, sie um einen geheimen Briefwechsel zu bitten. Das Streifchen Papier, worauf er dieß laconisch genug gethan hatte, lag auf dem Schreibtisch und ward vom Zugwind heruntergeführt, als der Kammerdiener hereintrat, ihm die Haare zu kräuseln. Gewöhnlich, um um die Hitze des Eisens zu versuchen, bückte sich dieser nach Papierschnitzeln auf der Erde; dießmal ergriff er das Billet, zwickte es eilig und es war versengt. Eduard den Mißgriff bemerkend riß es ihm aus der Hand. Bald darauf setzte er sich hin, es noch einmal zu schreiben; es wollte nicht ganz so zum zweytenmal aus der Feder.

Er fühlte einiges Bedenken, einige Beſorgniß, die er jedoch überwand. Ottilien wurde das Blättchen in die Hand gedrückt, den erſten Augenblick wo er ſich ihr nähern konnte.

Ottilie verſäumte nicht ihm zu antworten. Ungeleſen ſteckte er das Zettelchen in die Weſte, die modiſch kurz es nicht gut verwahrte. Es ſchob ſich heraus und fiel, ohne von ihm bemerkt zu werden, auf den Boden. Charlotte ſah es und hob es auf, und reichte es ihm mit einem flüchtigen Ueberblick. Hier iſt etwas von deiner Hand, ſagte ſie, das du vielleicht ungern verloreſt.

Er war betroffen. Verſtellt ſie ſich? dachte er. Iſt ſie den Inhalt des Blättchens gewahr geworden, oder irrt ſie ſich an der Aehnlichkeit der Hände? Er hoffte, er dachte das letztre. Er war gewarnt; doppelt gewarnt, aber dieſe ſonderbaren zufälligen Zeichen, durch die ein höheres Weſen mit uns zu ſprechen ſcheint, waren ſeiner Leidenſchaft unverſtändlich; vielmehr indem ſie ihn immer weiter führte, empfand er die Beſchränkung in der man ihn zu halten ſchien, immer unangenehmer. Die freundliche Geſelligkeit verlor ſich. Sein Herz war verſchloſſen, und wenn er mit Freund und Frau zuſammen zu ſeyn genöthigt war, ſo gelang es ihm nicht, ſeine frühere Neigung zu ihnen in ſeinem Buſen wieder aufzufinden, zu beleben. Der ſtille Vorwurf, den er ſich ſelbſt hierüber machen mußte, war ihm unbequem und er ſuchte ſich durch eine Art von

Hymen zu helfen, der aber, weil er ohne Liebe war, auch der gewohnten Anmuth ermangelte.

Ueber alle diese Prüfungen half Charlotten ihr inneres Gefühl hinweg. Sie war sich ihres ernsten Vorsatzes bewußt, auf eine so schöne edle Neigung Verzicht zu thun.

Wie sehr wünscht sie jenen beyden auch zu Hülfe zu kommen. Entfernung, fühlte sie wohl, wird nicht allein hinreichend seyn, ein solches Uebel zu heilen. Sie nimmt sich vor die Sache gegen das gute Kind zur Sprache zu bringen; aber sie vermag es nicht; die Erinnerung ihres eignen Schwankens steht ihr im Wege. Sie sucht sich darüber im Allgemeinen auszudrücken; das Allgemeine paßt auch auf ihren eignen Zustand, den sie auszusprechen scheut. Ein jeder Wink, den sie Ottilien geben will, deutet zurück in ihr eignes Herz. Sie will warnen und fühlt, daß sie wohl selbst noch einer Warnung bedürfen könnte.

Schweigend hält sie daher die Liebenden noch immer auseinander, und die Sache wird dadurch nicht besser. Leise Andeutungen, die ihr manchmal entschlüpfen, wirken auf Ottilien nicht: denn Eduard hatte diese von Charlottens Neigung zum Hauptmann überzeugt, sie überzeugt, daß Charlotte selbst eine Scheidung wünsche, die er nun auf eine anständige Weise zu bewirken denke.

Ottilie getragen durch das Gefühl ihrer Unschuld, auf dem Wege zu dem erwünschtesten Glück, lebt nur

für Eduard. Durch die Liebe zu ihm in allem Guten gestärkt, um seinetwillen freudiger in ihrem Thun, aufgeschlossener gegen andre, findet sie sich in einem Himmel auf Erden.

So setzen alle zusammen, jeder auf seine Weise, das tägliche Leben fort, mit und ohne Nachdenken; alles scheint seinen gewöhnlichen Gang zu gehen, wie man auch in ungeheuren Fällen, wo alles auf dem Spiele steht, noch immer so fort lebt, als wenn von nichts die Rede wäre.

Vierzehntes Capitel.

Von dem Grafen war indeſſen ein Brief an den Hauptmann angekommen, und zwar ein doppelter, einer zum Vorzeigen, der ſehr ſchöne Ausſichten in die Ferne darwies, der andre hingegen, der ein entſchiedenes Anerbieten für die Gegenwart enthielt, eine bedeutende Hof- und Geſchäftsſtelle, den Charakter als Major, anſehnlichen Gehalt, und andre Vortheile, ſollte wegen verſchiedener Nebenumſtände noch geheim gehalten werden. Auch unterrichtete der Hauptmann ſeine Freunde nur von jenen Hoffnungen und verbarg was ſo nahe bevorſtand.

Indeſſen ſetzte er die gegenwärtigen Geſchäfte lebhaft fort und machte in der Stille Einrichtungen, wie alles in ſeiner Abweſenheit ungehinderten Fortgang haben könnte. Es iſt ihm nun ſelbſt daran gelegen, daß für manches ein Termin beſtimmt werde, daß Ottiliens Geburtstag manches beſchleunige. Nun wirken die beyden Freunde, obſchon ohne ausdrückliches Einverſtändniß, gern zuſammen. Eduard iſt nun recht zufrieden, daß man durch das Vorauserheben der Gelder

die Caſſe verſtärkt hat; die ganze Anſtalt rückt auf das raſcheſte vorwärts.

Die drey Teiche in einen See zu verwandeln hätte jetzt der Hauptmann am liebſten ganz widerrathen. Der untere Damm war zu verſtärken, die mittlern abzutragen, und die ganze Sache in mehr als einem Sinne wichtig und bedenklich. Beyde Arbeiten aber, wie ſie ineinander wirken konnten, waren ſchon angefangen, und hier kam ein junger Architect, ein ehemaliger Zögling des Hauptmanns, ſehr erwünſcht, der theils mit Anſtellung tüchtiger Meiſter, theils mit Verdingen der Arbeit, wo ſich's thun ließ, die Sache förderte und dem Werke Sicherheit und Dauer verſprach; wobey ſich der Hauptmann im Stillen freute, daß man ſeine Entfernung nicht fühlen würde. Denn er hatte den Grundſatz, aus einem übernommenen unvollendeten Geſchäft nicht zu ſcheiden, bis er ſeine Stelle genugſam erſetzt ſähe. Ja er verachtete diejenigen, die, um ihren Abgang fühlbar zu machen, erſt noch Verwirrung in ihrem Kreiſe anrichten, indem ſie als ungebildete Selbſtler das zu zerſtören wünſchen, wobey ſie nicht mehr fortwirken ſollen.

So arbeitete man immer mit Anſtrengung, um Ottiliens Geburtstag zu verherrlichen, ohne daß man es ausſprach, oder ſich's recht aufrichtig bekannte. Nach Charlottens obgleich neidloſen Geſinnungen konnte es doch kein entſchiedenes Feſt werden. Die Jugend Otti-

liens, ihre Glücksumſtände, das Verhältniß zur Familie berechtigten ſie nicht als Königinn eines Tages zu erſcheinen. Und Eduard wollte nicht davon geſprochen haben, weil alles wie von ſelbſt entſpringen, überraſchen und natürlich erfreuen ſollte.

Alle kamen daher ſtillſchweigend in dem Vorwande überein, als wenn an dieſem Tage, ohne weitere Beziehung, jenes Luſthaus gerichtet werden ſollte, und bey dieſem Anlaß konnte man dem Volke ſo wie den Freunden ein Feſt ankündigen.

Eduards Neigung war aber gränzenlos. Wie er ſich Otilien zuzueignen begehrte; ſo kannte er auch kein Maaß des Hingebens, Schenkens, Verſprechens. Zu einigen Gaben, die er Otilien an dieſem Tage verehren wollte, hatte ihm Charlotte viel zu ärmliche Vorſchläge gethan. Er ſprach mit ſeinem Kammerdiener, der ſeine Garderobe beſorgte und mit Handelsleuten und Modehändlern in beſtändigem Verhältniß blieb; dieſer, nicht unbekannt ſowohl mit den angenehmſten Gaben ſelbſt als mit der beſten Art ſie zu überreichen, beſtellte ſogleich in der Stadt den niedlichſten Koffer mit rothem Saffian überzogen, mit Stahlnägeln beſchlagen, und angefüllt mit Geſchenken einer ſolchen Schale würdig.

Noch einen andern Vorſchlag that er Eduarden. Es war ein kleines Feuerwerk vorhanden, das man immer abzubrennen verſäumt hatte. Dieß konnte man leicht verſtärken und erweitern. Eduard ergriff den

Gedanken und jener versprach für die Ausführung zu sorgen. Die Sache sollte ein Geheimniß bleiben.

Der Hauptmann hatte unterdessen, je näher der Tag heranrückte, seine polizeylichen Einrichtungen getroffen, die er für so nöthig hielt, wenn eine Masse Menschen zusammen berufen oder gelockt wird. Ja sogar hatte er wegen des Bettelns, und andrer Unbequemlichkeiten, wodurch die Anmuth eines Festes gestört wird, durchaus Vorsorge genommen.

Eduard und sein Vertrauter dagegen beschäftigten sich vorzüglich mit dem Feuerwerk. Am mittelsten Teiche vor jenen großen Eichbäumen sollte es abgebrannt werden; gegenüber unter den Platanen sollte die Gesellschaft sich aufhalten, um die Wirkung aus gehöriger Ferne, die Abspiegelung im Wasser, und was auf dem Wasser selbst brennend zu schwimmen bestimmt war, mit Sicherheit und Bequemlichkeit anzuschauen.

Unter einem andern Vorwand ließ daher Eduard den Raum unter den Platanen von Gesträuch, Gras und Moos säubern, und nun erschien erst die Herrlichkeit des Baumwuchses sowohl an Höhe als Breite auf dem gereinigten Boden. Eduard empfand darüber die größte Freude. — Es war ungefähr um diese Jahrszeit als ich sie pflanzte. Wie lange mag es her seyn? sagte er zu sich selbst. — Sobald er nach Hause kam, schlug er in alten Tagebüchern nach, die sein Vater, besonders auf dem Lande, sehr ordentlich geführt hatte. Zwar

dieſe Pflanzung konnte nicht darin erwähnt ſeyn, aber eine andre häuslich wichtige Begebenheit an demſelben Tage, deren ſich Edmard noch wohl erinnerte, mußte nothwendig darin angemerkt ſtehen. Er durchblättert einige Bände; der Umſtand findet ſich: aber wie erſtaunt, wie erfreut iſt Edmard, als er das wunderbarſte Zuſammentreffen bemerkt. Der Tag, das Jahr jener Baumpflanzung iſt zugleich der Tag, das Jahr von Ottiliens Geburt.

Funfzehntes Capitel.

Endlich leuchtete Eduarden der ſehnlich erwartete Morgen und nach und nach ſtellten viele Gäſte ſich ein: denn man hatte die Einladungen weit umher geſchickt, und manche die das Legen des Grundſteins verſäumt hatten, wovon man ſo viel artiges erzählte, wollten dieſe zweite Feyerlichkeit um ſo weniger verfehlen.

Vor Tafel erſchienen die Zimmerleute mit Muſik im Schloßhofe, ihren reichen Kranz tragend, der aus vielen ſtufenweiſe übereinander ſchwankenden Laub- und Blumenreifen zuſammengeſetzt war. Sie ſprachen ihren Gruß, und erbaten ſich zur gewöhnlichen Ausſchmückung ſeidene Tücher und Bänder von dem ſchönen Geſchlecht. Indeß die Herrſchaft ſpeiſte, ſetzten ſie ihren jauchzenden Zug weiter fort, und nachdem ſie ſich eine Zeit lang im Dorfe aufgehalten und daſelbſt Frauen und Mädchen gleichfalls um manches Band gebracht; ſo kamen ſie endlich, begleitet und erwartet von einer großen Menge, auf die Höhe wo das gerichtete Haus ſtand.

Charlotte hielt nach der Tafel die Geſellſchaft einigermaßen zurück. Sie wollte keinen feyerlichen förmlichen Zug und man fand ſich daher in einzelnen Partieen,

ohne Rang und Ordnung, auf dem Platz gemächlich ein. Charlotte zögerte mit Ottilien und machte dadurch die Sache nicht beſſer: denn weil Ottilie wirklich die letzte war die herantrat, ſo ſchien es als wenn Trompeten und Pauken nur auf ſie gewartet hätten, als wenn die Feyerlichkeit bey ihrer Ankunft nun gleich beginnen müßte.

Dem Hauſe das rohe Anſehn zu nehmen, hatte man es mit grünem Reiſig und Blumen, nach Angabe des Hauptmanns, architectoniſch ausgeſchmückt, allein ohne deſſen Mitwiſſen hatte Eduard den Architecten veranlaßt, in dem Geſims das Datum mit Blumen zu bezeichnen. Das mochte noch hingehen; allein zeitig genug langte der Hauptmann an, um zu verhindern, daß nicht auch der Name Ottiliens im Giebelfelde glänzte. Er wußte dieſes Beginnen auf eine geſchickte Weiſe abzulehnen und die ſchon fertigen Blumenbuchſtaben bey Seite zu bringen.

Der Kranz war aufgeſteckt und weit umher in der Gegend ſichtbar. Bunt flatterten die Bänder und Tücher in der Luft und eine kurze Rede verſcholl zum größten Theil im Winde. Die Feyerlichkeit war zu Ende, der Tanz auf dem geebneten und mit Lauben umkreiſeten Platze vor dem Gebäude ſollte nun angehen. Ein ſchmucker Zimmergeſelle führte Eduarden ein flinkes Bauermädchen zu, und forderte Ottilien auf, welche daneben ſtand. Die beyden Paare fanden ſogleich ihre

Nachfolger und bald genug wechſelte Eduard, indem er Ottilien ergriff und mit ihr die Runde machte. Die jüngere Geſellſchaft miſchte ſich fröhlich in den Tanz des Volks, indeß die älteren beobachteten.

Sodann, ehe man ſich auf den Spaziergängen zerſtreute, ward abgeredet, daß man ſich mit Untergang der Sonne bey den Platanen wieder verſammeln wolle. Eduard fand ſich zuerſt ein, ordnete alles und nahm Abrede mit dem Kammerdiener, der auf der andern Seite, in Geſellſchaft des Feuerwerkers, die Luſterſcheinungen zu beſorgen hatte.

Der Hauptmann bemerkte die dazu getroffenen Vorrichtungen nicht mit Vergnügen; er wollte wegen des zu erwartenden Andrangs der Zuſchauer mit Eduard ſprechen, als ihn derſelbe etwas haſtig bat, er möge ihm dieſen Theil der Feyerlichkeit doch allein überlaſſen.

Schon hatte ſich das Volk auf die oberwärts abgeſtochenen und vom Raſen entblößten Dämme gedrängt, wo das Erdreich uneben und unſicher war. Die Sonne ging unter, die Dämmerung trat ein, und in Erwartung größerer Dunkelheit wurde die Geſellſchaft unter den Platanen mit Erfriſchungen bedient. Man fand den Ort unvergleichlich und freute ſich in Gedanken, künftig von hier die Ausſicht auf einen weiten und ſo mannigfaltig begränzten See zu genießen.

Ein ruhiger Abend, eine vollkommene Windſtille verſprachen das nächtliche Feſt zu begünſtigen, als auf

einmal ein entſetzliches Geſchrey entſtand. Groſſe Schollen hatten ſich vom Damme losgetrennt, man ſah mehrere Menſchen ins Waſſer ſtürzen. Das Erdreich hatte nachgegeben unter dem Drängen und Treten der immer zunehmenden Menge. Jeder wollte den beſten Platz haben und nun konnte Niemand vorwärts noch zurück.

Jedermann ſprang auf und hinzu, mehr um zu ſchauen als zu thun: denn was war da zu thun wo Niemand hinreichen konnte. Nebſt einigen Entſchloſſenen eilte der Hauptmann, trieb ſogleich die Menge von dem Damm herunter nach den Ufern, um den Hülfreichen freye Hand zu geben, welche die Verſinkenden herauszuziehen ſuchten. Schon waren alle, theils durch eignes, theils durch fremdes Beſtreben, wieder auf dem Trocknen, bis auf einen Knaben, der durch allzu ängſtliches Bemühen, ſtatt ſich dem Damm zu nähern, ſich davon entfernt hatte. Die Kräfte ſchienen ihn zu verlaſſen, nur einigemal kam noch eine Hand, ein Fuß in die Höhe. Unglücklicher Weiſe war der Kahn auf der andern Seite, mit Feuerwerk gefüllt, nur langſam konnte man ihn ausladen und die Hülfe verzögerte ſich. Des Hauptmanns Entſchluß war gefaßt, er warf die Oberkleider weg, aller Augen richteten ſich auf ihn, und ſeine tüchtige kräftige Geſtalt flößte Jedermann Zutrauen ein; aber ein Schrey der Ueberraſchung drang aus der Menge hervor, als er ſich ins Waſſer ſtürzte. Jedes Auge begleitete ihn, der als geſchickter Schwimmer den Kna-

den bald erreichte und ihn, jedoch für todt, an den Damm brachte.

Indeſſen ruderte der Kahn herbey, der Hauptmann beſtieg ihn und forſchte genau von den Anweſenden, ob denn auch wirklich alle gerettet ſeyen. Der Chirurgus kommt und übernimmt den todtgeglaubten Knaben; Charlotte tritt hinzu, ſie bittet den Hauptmann nur für ſich zu ſorgen, nach dem Schloſſe zurückzukehren und die Kleider zu wechſeln. Er zaudert, bis ihm geſetzte verſtändige Leute, die ganz nahe gegenwärtig geweſen, die ſelbſt zur Rettung der einzelnen beygetragen, auf das heiligſte verſichern, daß alle gerettet ſeyen.

Charlotte ſieht ihn nach Hauſe gehen, ſie denkt, daß Wein und Thee, und was ſonſt nöthig wäre, verſchloſſen iſt, daß in ſolchen Fällen die Menſchen gewöhnlich verkehrt handeln; ſie eilt durch die zerſtreute Geſellſchaft, die ſich noch unter den Platanen befindet; Eduard iſt beſchäftigt Jedermann zuzureden: man ſoll bleiben; in kurzem gedenkt er das Zeichen zu geben und das Feuerwerk ſoll beginnen; Charlotte tritt hinzu und bittet ihn, ein Vergnügen zu verſchieben das jetzt nicht am Platze ſey, das in dem gegenwärtigen Augenblick nicht genoſſen werden könne; ſie erinnert ihn, was man dem Geretteten und dem Retter ſchuldig ſey. Der Chirurgus wird ſchon ſeine Pflicht thun, verſetzte Eduard. Er iſt mit allem verſehen und unſer Zudringen wäre nur eine hinderliche Theilnahme.

Charlotte beſtand auf ihrem Sinne und winkte Ottilien, die ſich ſogleich zum Weggehn anſchickte. Eduard ergriff ihre Hand und rief: Wir wollen dieſen Tag nicht im Lazareth endigen! Zur barmherzigen Schweſter iſt ſie zu gut. Auch ohne uns werden die Scheintodten erwachen und die Lebendigen ſich abtrocknen.

Charlotte ſchwieg und ging. Einige folgten ihr, andere dieſen; endlich wollte Niemand der letzte ſeyn und ſo folgten alle. Eduard und Ottilie fanden ſich allein unter den Platanen. Er beſtand darauf zu bleiben, ſo dringend, ſo ängſtlich ſie ihn auch bat, mit ihr nach dem Schloſſe zurückzukehren. Nein, Ottilie! rief er: das Außerordentliche geſchieht nicht auf glattem gewöhnlichen Wege. Dieſer überraſchende Vorfall von heute Abend bringt uns ſchneller zuſammen. Du biſt die meine! Ich habe dir's ſchon ſo oft geſagt und geſchworen; wir wollen es nicht mehr ſagen und ſchwören, nun ſoll es werden!

Der Kahn von der andern Seite ſchwamm herüber. Es war der Kammerdiener, der verlegen anfragte: was nunmehr mit dem Feuerwerk werden ſollte. Brennt es ab! rief er ihm entgegen. Für dich allein war es beſtellt, Ottilie, und nun ſollſt du es auch allein ſehen! Erlaube mir an deiner Seite ſitzend, es mit zu genießen. Zärtlich beſcheiden ſetzte er ſich neben ſie ohne ſie zu berühren.

Raketen rauſchten auf, Kanonenſchläge donnerten,

Leuchtkugeln ſtiegen, Schwärmer ſchlängelten und plätzten, Räder glichten, jedes erſt einzeln, dann gepaart, dann alle zuſammen, und immer gewaltſamer hintereinander und zuſammen. Eduard deſſen Buſen braunte, verfolgte mit lebhaft zufriedenem Blick dieſe feurigen Erſcheinungen. Ottiliens zartem, aufgeregten Gemüth war dieſes rauſchende blitzende Entſtehen und Verſchwinden eher ängſtlich als angenehm. Sie lehnte ſich ſchüchtern an Eduard, dem dieſe Annäherung, dieſes Zutrauen das volle Gefühl gab, daß ſie ihm ganz angehöre.

Die Nacht war kaum in ihre Rechte wieder eingetreten, als der Mond aufging und die Pfade der beyden Rückkehrenden beleuchtete. Eine Figur, den Hut in der Hand, vertrat ihnen den Weg, und ſprach ſie um ein Almoſen an, da er an dieſem feſtlichen Tage verſäumt worden ſey. Der Mond ſchien ihm ins Geſicht und Eduard erkannte die Züge jenes zudringlichen Bettlers. Aber ſo glücklich wie er war, konnte er nicht ungehalten ſeyn, konnte es ihm nicht einfallen, daß beſonders für heute das Betteln höchlich verpönt worden. Er forſchte nicht lange in der Taſche und gab ein Goldſtück hin. Er hätte jeden gern glücklich gemacht, da ſein Glück ohne Gränzen ſchien.

Zu Hauſe war indeß alles erwünſcht gelungen. Die Thätigkeit des Chirurgen, die Bereitſchaft alles Nöthigen, der Beyſtand Charlottens, alles wirkte zuſammen und der Knabe ward wieder zum Leben herge-

ſtellt.

ſtellt. Die Gäſte zerſtreuten ſich, ſowohl um noch etwas vom Feuerwerk aus der Ferne zu ſehen, als auch, um nach ſolchen verworrnen Scenen ihre ruhige Heimat wieder zu betreten.

Auch hatte der Hauptmann, geſchwind umgekleidet, an der nöthigen Vorſorge thätigen Antheil genommen; alles war beruhigt und er fand ſich mit Charlotten allein. Mit zutraulicher Freundlichkeit erklärte er nun, daß ſeine Abreiſe nahe bevorſtehe. Sie hatte dieſen Abend ſo viel erlebt, daß dieſe Entdeckung wenig Eindruck auf ſie machte; ſie hatte geſehen, wie der Freund ſich aufopferte, wie er rettete und ſelbſt gerettet war. Dieſe wunderbaren Ereigniſſe ſchienen ihr eine bedeutende Zukunft aber keine unglückliche zu weiſſagen.

Eduarden, der mit Ottilien hereintrat, wurde die bevorſtehende Abreiſe des Hauptmanns gleichfalls angekündigt. Er argwohnte, daß Charlotte früher um das Nähere gewußt habe, war aber viel zu ſehr mit ſich und ſeinen Abſichten beſchäftigt, als daß er es hätte übel empfinden ſollen.

Im Gegentheil vernahm er aufmerkſam und zufrieden die gute und ehrenvolle Lage in die der Hauptmann verſetzt werden ſollte. Unbändig drangen ſeine geheimen Wünſche den Begebenheiten vor. Schon ſah er jenen mit Charlotten verbunden, ſich mit Ottilien. Man hätte ihm zu dieſem Feſt kein größeres Geſchenk machen können.

Aber wie erſtaunt war Ottilie, als ſie auf ihr Zimmer trat und den köſtlichen kleinen Coffer auf ihrem Tiſche fand. Sie ſäumte nicht ihn zu eröffnen. Da zeigte ſich alles ſo ſchön gepackt und geordnet, daß ſie es nicht auseinander zu nehmen, ja kaum zu lüften wagte. Muſſelin, Battiſt, Seide, Shawls und Spitzen wetteiferten an Feinheit, Zierlichkeit und Koſtbarkeit. Auch war der Schmuck nicht vergeſſen. Sie begriff wohl die Abſicht, ſie mehr als einmal vom Kopf bis auf den Fuß zu kleiden: es war aber alles ſo koſtbar und fremd, daß ſie ſich's in Gedanken nicht zuzueignen getraute.

Sechzehntes Capitel.

Des andern Morgens war der Hauptmann verſchwunden, und ein dankbar gefühltes Blatt an die Freunde von ihm zurückgeblieben. Er und Charlotte hatten Abends vorher ſchon halben und einſylbigen Abſchied genommen. Sie empfand eine ewige Trennung und ergab ſich darein: denn in dem zweyten Briefe des Grafen, den ihr der Hauptmann zuletzt mittheilte, war auch von einer Ausſicht auf eine vortheilhafte Heirat die Rede; und obgleich er dieſem Punkt keine Aufmerkſamkeit ſchenkte, ſo hielt ſie doch die Sache ſchon für gewiß und entſagte ihm rein und völlig.

Dagegen glaubte ſie nun auch die Gewalt, die ſie über ſich ſelbſt ausgeübt, von andern fordern zu können. Ihr war es nicht unmöglich geweſen, andern ſollte das Gleiche möglich ſeyn. In dieſem Sinne begann ſie das Geſpräch mit ihrem Gemahl, um ſomehr offen und zuverſichtlich, als ſie empfand, daß die Sache ein für allemal abgethan werden müſſe.

Unſer Freund hat uns verlaſſen, ſagte ſie: wir ſind nun wieder gegen einander über wie vormals, und es

käme nun wohl auf uns an, ob wir wieder völlig in den alten Zuſtand zurückkehren wollten.

Eduard, der nichts vernahm als was ſeiner Leidenſchaft ſchmeichelte, glaubte daß Charlotte durch dieſe Worte den früheren Wittwenſtand bezeichnen und, obgleich auf unbeſtimmte Weiſe, zu einer Scheidung Hoffnung machen wolle. Er antwortete deshalb mit Lächeln: Warum nicht? Es käme nur darauf an, daß man ſich verſtändigte.

Er fand ſich daher gar ſehr betrogen, als Charlotte verſetzte: Auch Ottilien in eine andre Lage zu bringen, haben wir gegenwärtig nur zu wählen; denn es findet ſich eine doppelte Gelegenheit, ihr Verhältniſſe zu geben die für ſie wünſchenswerth ſind. Sie kann in die Penſion zurückkehren, da meine Tochter zur Großtante gezogen iſt; ſie kann in ein angeſehenes Haus aufgenommen werden, um mit einer einzigen Tochter alle Vortheile einer ſtandesmäßigen Erziehung zu genießen.

Indeſſen, verſetzte Eduard ziemlich gefaßt, hat Ottilie ſich in unſerer freundlichen Geſellſchaft ſo verwöhnt, daß ihr eine andre wohl ſchwerlich willkommen ſeyn möchte.

Wir haben uns alle verwöhnt, ſagte Charlotte, und du nicht zum letzten. Indeſſen iſt es eine Epoche, die uns zur Beſinnung auffordert, die uns ernſtlich ermahnt, an das Beſte ſämmtlicher Mitglieder unſeres

kleinen Zirkels zu denken und auch irgend eine Aufopferung nicht zu versagen.

Wenigstens finde ich es nicht billig, versetzte Eduard, daß Ottilie aufgeopfert werde, und das geschähe doch wenn man sie gegenwärtig unter fremde Menschen hinunter stieße. Den Hauptmann hat sein gutes Geschick hier aufgesucht; wir dürfen ihn mit Ruhe, ja mit Behagen von uns wegscheiden lassen. Wer weiß was Ottilien bevorsteht; warum sollten wir uns übereilen?

Was uns bevorsteht ist ziemlich klar, versetzte Charlotte mit einiger Bewegung, und da sie die Absicht hatte ein für allemal sich auszusprechen, fuhr sie fort: Du liebst Ottilien, du gewöhnst dich an sie. Neigung und Leidenschaft entspringt und nährt sich auch von ihrer Seite. Warum sollen wir nicht mit Worten aussprechen, was uns jede Stunde gesteht und bekennt? Sollen wir nicht soviel Vorsicht haben, uns zu fragen, was das werden wird?

Wenn man auch sogleich darauf nicht antworten kann, versetzte Eduard, der sich zusammennahm; so läßt sich doch soviel sagen, daß man eben alsdann sich am ersten entschließt abzuwarten was uns die Zukunft lehren wird, wenn man gerade nicht sagen kann, was aus einer Sache werden soll.

Hier vorauszusehen, versetzte Charlotte, bedarf es wohl keiner großen Weisheit, und soviel läßt sich auf alle Fälle gleich sagen, daß wir beyde nicht mehr jung

genug ſind, um blindlings dahin zu gehen, wohin man nicht möchte oder nicht ſollte. Niemand kann mehr für uns ſorgen; wir müſſen unſre eigenen Freunde ſeyn, unſre eigenen Hofmeiſter. Niemand erwartet von uns, daß wir uns in ein Aeußerſtes verlieren werden, Niemand erwartet uns tadelnswerth oder gar lächerlich zu finden.

Kannſt du mir's verdenken, verſetzte Eduard, der die offne reine Sprache ſeiner Gattinn nicht zu erwiedern vermochte: kannſt du mich ſchelten, wenn mir Ottiliens Glück am Herzen liegt? und nicht etwa ein künftiges, das immer nicht zu berechnen iſt; ſondern ein gegenwärtiges. Denke dir, aufrichtig und ohne Selbſtbetrug, Ottilien aus unſerer Geſellſchaft geriſſen, und fremden Menſchen untergeben — ich wenigſtens fühle mich nicht grauſam genug, ihr eine ſolche Veränderung zuzumuthen.

Charlotte ward gar wohl die Entſchloſſenheit ihres Gemahls hinter ſeiner Verſtellung gewahr. Erſt jetzt fühlte ſie, wie weit er ſich von ihr entfernt hatte. Mit einiger Bewegung rief ſie aus: Kann Ottilie glücklich ſeyn, wenn ſie uns entzweyt! wenn ſie mir einen Gatten, ſeinen Kindern einen Vater entreißt!

Für unſere Kinder, dächte ich, wäre geſorgt, ſagte Eduard lächelnd und kalt; etwas freundlicher aber fügte er hinzu: Wer wird auch gleich das Aeußerſte denken!

Das Aeußerſte liegt der Leidenſchaft zu allernächſt,

bemerkte Charlotte. Lehne, ſo lange es noch Zeit iſt, den guten Rath nicht ab, nicht die Hülfe die ich uns biete. In trüben Fällen muß derjenige wirken und helfen der am klärſten ſieht. Dießmal bin ich's. Lieber, liebſter Eduard, laß mich gewähren! Kannſt du mir zumuthen, daß ich auf mein wohlerworbenes Glück, auf die ſchönſten Rechte, auf dich ſo geradehin Verzicht leiſten ſoll?

Wer ſagt das? verſetzte Eduard mit einiger Verlegenheit.

Du ſelbſt, verſetzte Charlotte: indem du Ottilien in der Nähe behalten willſt, geſtehſt du nicht alles zu, was daraus entſpringen muß? Ich will nicht in dich dringen; aber wenn du dich nicht überwinden kannſt, ſo wirſt du wenigſtens dich nicht lange mehr betrügen können.

Eduard fühlte wie Recht ſie hatte. Ein ausgeſprochnes Wort iſt fürchterlich, wenn es das auf einmal ausſpricht, was das Herz lange ſich erlaubt hat; und um nur für den Augenblick auszuweichen, erwiederte Eduard: Es iſt mir ja noch nicht einmal klar, was du vorhaſt.

Meine Abſicht war, verſetzte Charlotte, mit dir die beyden Vorſchläge zu überlegen. Beyde haben viel Gutes. Die Penſion würde Ottilien am gemäßeſten ſeyn, wenn ich betrachte, wie das Kind jetzt iſt. Jene größere und weitere Lage verſpricht aber mehr, wenn ich bedenke, was ſie werden ſoll. Sie legte darauf um-

ſtändlich ihrem Gemahl die beyden Verhältniſſe dar und ſchloß mit den Worten: Was meine Meynung betrifft; ſo würde ich das Haus jener Dame der Penſion vorziehen aus mehreren Urſachen, beſonders aber auch, weil ich die Neigung, ja die Leidenſchaft des jungen Mannes, den Ottilie dort für ſich gewonnen, nicht vermehren will.

Eduard ſchien ihr Beyfall zu geben, nur aber um einigen Aufſchub zu ſuchen. Charlotte, die darauf ausging etwas Entſcheidendes zu thun, ergriff ſogleich die Gelegenheit, als Eduard nicht unmittelbar widerſprach, die Abreiſe Ottiliens, zu der ſie ſchon alles im Stillen vorbereitet hatte, auf die nächſten Tage feſtzuſetzen.

Eduard ſchauderte; er hielt ſich für verrathen und die liebevolle Sprache ſeiner Frau für ausgedacht, künſtlich und planmäßig, um ihn auf ewig von ſeinem Glücke zu trennen. Er ſchien ihr die Sache ganz zu überlaſſen; allein ſchon war innerlich ſein Entſchluß gefaßt. Um nur zu Athem zu kommen, um das bevorſtehende unabſehliche Unheil der Entfernung Ottiliens abzuwenden, entſchied er ſich ſein Haus zu verlaſſen, und zwar nicht ganz ohne Vorbewußt Charlottens, die er jedoch durch die Einleitung zu täuſchen verſtand, daß er bey Ottiliens Abreiſe nicht gegenwärtig ſeyn, ja ſie von dieſem Augenblick an nicht mehr ſehen wolle. Charlotte, die gewonnen zu haben glaubte, that ihm allen Vorſchub.

Er befahl ſeine Pferde, gab dem Kammerdiener die nöthige Anweiſung was er einpacken und wie er ihm folgen ſolle, und ſo, wie ſchon im Stegreiſe, ſetzte er ſich hin und ſchrieb.

Eduard an Charlotten.

Das Uebel, meine Liebe, das uns befallen hat, mag heilbar ſeyn oder nicht, dieß nur fühl' ich, wenn ich im Augenblicke nicht verzweifeln ſoll, ſo muß ich Aufſchub finden für mich, für uns alle. Indem ich mich aufopfre kann ich fordern. Ich verlaſſe mein Haus und kehre nur unter günſtigern ruhigern Ausſichten zurück. Du ſollſt es indeſſen beſitzen, aber mit Ottilien. Bey dir will ich ſie wiſſen, nicht unter fremden Menſchen. Sorge für ſie, behandle ſie wie ſonſt, wie bisher, ja nur immer liebevoller, freundlicher und zarter. Ich verſpreche kein heimliches Verhältniß zu Ottilien zu ſuchen. Laßt mich lieber eine Zeit lang ganz unwiſſend, wie ihr lebt; ich will mir das Beſte denken. Denkt auch ſo von mir. Nur, was ich dich bitte, auf das Innigſte, auf das lebhafteſte: mache keinen Verſuch Ottilien ſonſt irgendwo unterzugeben, in neue Verhältniſſe zu bringen. Außer dem Bezirk deines Schloſſes, deines Parks, fremden Menſchen anvertraut, gehört ſie

mir und ich werde mich ihrer bemächtigen. Ehrſt du aber meine Neigung, meine Wünſche, meine Schmerzen; ſchmeicheliſt du meinem Wahn, meinen Hoffnungen: ſo will ich auch der Geneſung nicht widerſtreben, wenn ſie ſich mir anbietet. —

Dieſe letzte Wendung floß ihm aus der Feder, nicht aus dem Herzen. Ja wie er ſie auf dem Papier ſah, fing er bitterlich zu weinen an. Er ſollte auf irgend eine Weiſe dem Glück, ja dem Unglück Ottilien zu lieben, entſagen! Jetzt erſt fühlte er was er that. Er entfernte ſich, ohne zu wiſſen was daraus entſtehen konnte. Er ſollte ſie wenigſtens jetzt nicht wiederſehen, ob er ſie je wiederſähe, welche Sicherheit konnte er ſich darüber verſprechen? Aber der Brief war geſchrieben; die Pferde ſtanden vor der Thür; jeden Augenblick mußte er fürchten Ottilien irgendwo zu erblicken und zugleich ſeinen Entſchluß vereitelt zu ſehen. Er faßte ſich; er dachte daß es ihm doch möglich ſey, jeden Augenblick zurückzukehren und durch die Entfernung gerade ſeinen Wünſchen näher zu kommen. Im Gegentheil ſtellte er ſich Ottilien vor, aus dem Hauſe gedrängt, wenn er bliebe. Er ſiegelte den Brief, eilte die Treppe hinab und ſchwang ſich aufs Pferd.

Als er beym Wirthshauſe vorbeyritt, ſah er den Bettler in der Laube ſitzen, den er geſtern Nacht ſo reichlich beſchenkt hatte. Dieſer ſaß behaglich an ſeinem

Mittagsmahle, ſtand auf und neigte ſich ehrerbietig, ja anbetend vor Eduarden. Eben dieſe Geſtalt war ihm geſtern erſchienen, als er Ottilien am Arm führte; nun erinnerte ſie ihn ſchmerzlich an die glücklichſte Stunde ſeines Lebens. Seine Leiden vermehrten ſich; das Gefühl deſſen was er zurückließ war ihm unerträglich; nochmals blickte er nach dem Bettler: O du Beneidenswerther! rief er aus: du kannſt noch am geſtrigen Almoſen zehren, und ich nicht mehr am geſtrigen Glücke!

Siebzehntes Capitel.

Ottilie trat ans Fenſter als ſie Jemanden wegreiten hörte und ſah Eduarden noch im Rücken. Es kam ihr wunderbar vor, daß er das Haus verließ, ohne ſie geſehen, ohne ihr einen Morgengruß geboten zu haben. Sie ward unruhig und immer nachdenklicher, als Charlotte ſie auf einen weiten Spaziergang mit ſich zog und von mancherley Gegenſtänden ſprach, aber des Gemahls, und wie es ſchien, vorſätzlich, nicht erwähnte. Doppelt betroffen war ſie daher, bey ihrer Zurückkunft den Tiſch nur mit zwey Gedecken beſetzt zu finden.

Wir vermiſſen ungern geringſcheinende Gewohnheiten, aber ſchmerzlich empfinden wir erſt ein ſolches Entbehren in bedeutenden Fällen. Eduard und der Hauptmann fehlten, Charlotte hatte ſeit langer Zeit zum erſtenmal den Tiſch ſelbſt angeordnet, und es wollte Ottilien ſcheinen als wenn ſie abgeſetzt wäre. Die beyden Frauen ſaßen gegen einander über; Charlotte ſprach ganz unbefangen von der Anſtellung des Hauptmanns und von der wenigen Hoffnung ihn bald wieder zu ſehen. Das einzige tröſtete Ottilien in ihrer Lage, daß ſie glau-

ben konnte, Eduard ſey, um den Freund noch eine Strecke zu begleiten, ihm nachgeritten.

Allein, da ſie von Tiſche aufſtanden, ſahen ſie Eduards Reiſewagen unter dem Fenſter, und als Charlotte einigermaßen unwillig fragte: wer ihn hieher beſtellt habe; ſo antwortete man ihr, es ſey der Kammerdiener, der hier noch einiges aufpacken welle. Ottilie brauchte ihre ganze Faſſung, um ihre Verwunderung und ihren Schmerz zu verbergen.

Der Kammerdiener trat herein und verlangte noch einiges. Es war eine Mundtaſſe des Herrn, ein paar ſilberne Löffel und mancherley was Ottilien auf eine weitere Reiſe, auf ein längeres Außenbleiben zu deuten ſchien. Charlotte verwies ihm ſein Begehren ganz trocken: ſie verſtehe nicht was er damit ſagen wolle; denn er habe ja alles was ſich auf den Herrn beziehe, ſelbſt im Beſchluß. Der gewandte Mann, dem es freylich nur darum zu thun war, Ottilien zu ſprechen, und ſie deswegen unter irgend einem Vorwande aus dem Zimmer zu locken, wußte ſich zu entſchuldigen und auf ſeinem Verlangen zu beharren, das ihm Ottilie auch zu gewähren wünſchte; allein Charlotte lehnte es ab, der Kammerdiener mußte ſich entfernen, und der Wagen rollte fort.

Es war für Ottilien ein ſchrecklicher Augenblick. Sie verſtand es nicht, ſie begriff es nicht; aber daß ihr Eduard auf geraume Zeit entriſſen war, konnte ſie

fühlen. Charlotte fühlte den Zuſtand mit und ließ ſie allein. Wir wagen nicht ihren Schmerz, ihre Thränen zu ſchildern, ſie litt unendlich. Sie bat nur Gott, daß er ihr nur über dieſen Tag weghelfen möchte; ſie überſtand den Tag und die Nacht, und als ſie ſich wiedergefunden, glaubte ſie ein anderes Weſen anzutreffen.

Sie hatte ſich nicht gefaßt, ſich nicht ergeben, aber ſie war, nach ſo großem Verluſte, noch da und hatte noch mehr zu befürchten. Ihre nächſte Sorge, nachdem das Bewußtſeyn wiedergekehrt, war ſogleich: ſie möchte nun, nach Entfernung der Männer, gleichfalls entfernt werden. Sie ahndete nichts von Eduards Drohungen, wodurch ihr der Aufenthalt neben Charlotten geſichert war; doch diente ihr das Betragen Charlottens zu einiger Beruhigung. Dieſe ſuchte das gute Kind zu beſchäftigen und ließ ſie nur ſelten, nur ungern von ſich; und ob ſie gleich wohl wußte, daß man mit Worten nicht viel gegen eine entſchiedene Leidenſchaft zu wirken vermag, ſo kannte ſie doch die Macht der Beſonnenheit, des Bewußtſeyns, und brachte daher manches zwiſchen ſich und Ottilien zur Sprache.

So war es für dieſe ein großer Troſt, als jene gelegentlich, mit Bedacht und Vorſatz, die weiſe Betrachtung anſtellte: Wie lebhaft iſt, ſagte ſie, die Dankbarkeit derjenigen denen wir mit Ruhe über leidenſchaftliche Verlegenheiten hinaushelfen. Laß uns freudig und munter in das eingreifen, was die Männer unvollendet zu-

rückgelaſſen haben; ſo bereiten wir uns die ſchönſte Ausſicht auf ihre Rückkehr, indem wir das was ihr ſtürmendes ungeduldiges Weſen zerſtören möchte, durch unſre Mäßigung erhalten und fördern.

Da Sie von Mäßigung ſprechen, liebe Tante, verſetzte Ottilie; ſo kann ich nicht bergen, daß mir dabey die Unmäßigkeit der Männer, beſonders was den Wein betrifft, einfällt. Wie oft hat es mich betrübt und geängſtigt, wenn ich bemerken mußte, daß reiner Verſtand, Klugheit, Schonung anderer, Anmuth und Liebenswürdigkeit, ſelbſt für mehrere Stunden, verloren gingen, und oft ſtatt alles des Guten was ein trefflicher Mann hervorzubringen und zu gewähren vermag, Unheil und Verwirrung hereinzubrechen drohte. Wie oft mögen dadurch gewaltſame Entſchließungen veranlaßt werden.

Charlotte gab ihr Recht; doch ſetzte ſie das Geſpräch nicht fort: denn ſie fühlte nur zu wohl, daß auch hier Ottilie bloß Eduarden wieder im Sinne hatte, der zwar nicht gewöhnlich, aber doch öfter als es wünſchenswerth war, ſein Vergnügen, ſeine Geſprächigkeit, ſeine Thätigkeit durch einen gelegentlichen Weingenuß zu ſteigern pflegte.

Hatte bey jener Aeußerung Charlottens ſich Ottilie die Männer, beſonders Eduarden, wieder heran denken können; ſo war es ihr um deſto auffallender, als Charlotte von einer bevorſtehenden Heirath des Hauptmanns,

wie von einer ganz bekannten und gewiſſen Sache ſprach, wodurch denn alles ein andres Anſehn gewann, als ſie nach Eduards frühern Verſicherungen ſich vorſtellen mochte. Durch alles dieß vermehrte ſich die Aufmerkſamkeit Ottiliens auf jede Aeußerung, jeden Wink, jede Handlung, jeden Schritt Charlottens. Ottilie war klug, ſcharfſinnig, argwöhniſch geworden ohne es zu wiſſen.

Charlotte durchdrang indeſſen das Einzelne ihrer ganzen Umgebung mit ſcharfem Blick und wirkte darin mit ihrer klaren Gewandtheit, wobey ſie Ottilien beſtändig Theil zu nehmen nöthigte. Sie zog ihren Haushalt, ohne Bänglichkeit, ins Enge; ja, wenn ſie alles genau betrachtete, ſo hielt ſie den leidenſchaftlichen Vorfall für eine Art von glücklicher Schickung. Denn auf dem bisherigen Wege wäre man leicht ins Gränzenloſe gerathen und hätte den ſchönen Zuſtand reichlicher Glücksgüter, ohne ſich zeitig genug zu beſinnen, durch ein vordringliches Leben und Treiben, wo nicht zerſtört, doch erſchüttert.

Was von Parkanlagen im Gange war, ſtörte ſie nicht. Sie ließ vielmehr dasjenige fortſetzen, was zum Grunde künftiger Ausbildung liegen mußte; aber dabey hatte es auch ſein Bewenden. Ihr zurückkehrender Gemahl ſollte noch genug erfreuliche Beſchäftigung finden.

Bey dieſen Arbeiten und Vorſätzen konnte ſie nicht genug das Verfahren des Architecten loben. Der See

lag

lag in kurzer Zeit ausgebreitet vor ihren Augen, und die neu entſtandenen Ufer zierlich und mannigfaltig bepflanzt und beraſet. An dem neuen Hauſe ward alle rauhe Arbeit vollbracht, was zur Erhaltung nöthig war, beſorgt, und dann machte ſie einen Abſchluß da wo man mit Vergnügen wieder von vorn anfangen konnte. Dabey war ſie ruhig und heiter; Ottilie ſchien es nur: denn in allem beobachtete ſie nichts als Symptome, ob Eduard wohl bald erwartet werde, oder nicht. Nichts intereſſirt ſie an allem als dieſe Betrachtung.

Willkommen war ihr daher eine Anſtalt, zu der man die Bauerknaben verſammelte und die darauf abzielte, den weitläuftig gewordenen Park immer rein zu erhalten. Eduard hatte ſchon den Gedanken gehegt. Man ließ den Knaben eine Art von heitrer Montirung machen, die ſie in den Abendſtunden anzogen, nachdem ſie ſich durchaus gereinigt und geſäubert hatten. Die Garderobe war im Schloß; dem verſtändigſten, genauſten Knaben vertraute man die Aufſicht an; der Architect leitete das Ganze, und ehe man ſich's verſah, ſo hatten die Knaben alle ein gewiſſes Geſchick. Man fand an ihnen eine bequeme Dreſſur und ſie verrichteten ihr Geſchäft nicht ohne eine Art von Manöver. Gewiß, wenn ſie mit ihren Scharreiſen, geſtielten Meſſerklingen, Rechen, kleinen Spaden und Hacken und wedelartigen Beſen einhergezogen; wenn andre mit Körben hinterdrein kamen, um Unkraut und Steine bey Seite zu ſchaffen; andre das hohe groſſe eiſerne Walzenrad hinter

ſich herzogen: ſo gab es einen hübſchen erfreulichen Aufzug, in welchem der Architect eine artige Folge von Stellungen und Thätigkeiten für den Fries eines Gartenhauſes ſich anmerkte; Ottilie hingegen ſah darin nur eine Art von Parade welche den rückkehrenden Hausherrn bald begrüßen ſollte.

Dieß gab ihr Muth und Luſt ihn mit etwas Aehnlichem zu empfangen. Man hatte zeither die Mädchen des Dorfes im Nähen, Stricken, Spinnen und andern weiblichen Arbeiten zu ermuntern geſucht. Auch dieſe Tugenden hatten zugenommen ſeit jenen Anſtalten zu Reinlichkeit und Schönheit des Dorfes. Ottilie wirkte ſtets mit ein; aber mehr zufällig, nach Gelegenheit und Neigung. Nun gedachte ſie es vollſtändiger und folgerechter zu machen. Aber aus einer Anzahl Mädchen läßt ſich kein Chor bilden, wie aus einer Anzahl Knaben. Sie folgte ihrem guten Sinne, und ohne ſich's ganz deutlich zu machen, ſuchte ſie nichts als einem jeden Mädchen Anhänglichkeit an ſein Haus, ſeine Aeltern und ſeine Geſchwiſter einzuflößen.

Das gelang ihr mit vielen. Nur über ein kleines, lebhaftes Mädchen wurde immer geklagt, daß ſie ohne Geſchick ſey, und im Hauſe nun ein für allemal nichts thun wolle. Ottilie konnte dem Mädchen nicht feind ſeyn, denn ihr war es beſonders freundlich. Zu ihr zog es ſich, mit ihr ging und lief es, wenn ſie es erlaubte. Da war es thätig, munter und unermüdet. Die Anhänglichkeit an eine ſchöne Herrinn ſchien dem

Kinde Bedürfniß zu ſeyn. Anfänglich duldete Ottilie die Begleitung des Kindes; dann faßte ſie ſelbſt Neigung zu ihm; endlich trennten ſie ſich nicht mehr und Nanny begleitete ihre Herrinn überall hin.

Dieſe nahm öfters den Weg nach dem Garten und freute ſich über das ſchöne Gedeihen. Die Beeren- und Kirſchenzeit ging zu Ende, deren Spätlinge jedoch Nanny ſich beſonders ſchmecken ließ. Bey dem übrigen Obſte, das für den Herbſt eine ſo reichliche Aernte verſprach, gedachte der Gärtner beſtändig des Herrn und niemals ohne ihn herbeyzuwünſchen. Ottilie hörte dem guten alten Manne ſo gern zu. Er verſtand ſein Handwerk vollkommen und hörte nicht auf, ihr von Eduard vorzuſprechen.

Als Ottilie ſich freute, daß die Pfropfreiſer dieſes Frühjahrs alle ſo gar ſchön bekommen, erwiederte der Gärtner bedenklich: ich wünſche nur, daß der gute Herr viel Freude daran erleben möge. Wäre er dieſen Herbſt hier, ſo würde er ſehen, was für köſtliche Sorten noch von ſeinem Herrn Vater her im alten Schloßgarten ſtehen. Die jetzigen Herren Obſtgärtner ſind nicht ſo zuverläßig als ſonſt die Carthäuſer waren. In den Catalogen findet man wohl lauter honette Namen. Man pfropft und erzieht und endlich wenn ſie Früchte tragen, ſo iſt es nicht der Mühe werth, daß ſolche Bäume im Garten ſtehen.

Am wiederholteſten aber fragte der treue Diener, faſt ſo oft er Ottilien ſah, nach der Rückkunft des Herrn,

und nach dem Termin derſelben. Und wenn Ottilie ihn nicht angeben konnte, ſo ließ ihr der gute Mann nicht ohne ſtille Betrübniß merken, daß er glaube ſie vertraue ihm nicht, und peinlich war ihr das Gefühl der Unwiſſenheit, das ihr auf dieſe Weiſe recht aufgedrungen ward. Doch konnte ſie ſich von dieſen Rabatten und Beeten nicht trennen. Was ſie zuſammen zum Theil geſät, alles gepflanzt hatten, ſtand nun im völligen Flor; kaum bedurfte es noch einer Pflege, außer daß Nanny immer zum Gießen bereit war. Mit welchen Empfindungen betrachtete Ottilie die ſpäteren Blumen, die ſich erſt anzeigten, deren Glanz und Fülle dereinſt an Eduards Geburtstag, deſſen Feyer ſie ſich manchmal verſprach, prangen, ihre Neigung und Dankbarkeit ausdrücken ſollten. Doch war die Hoffnung dieſes Feſt zu ſehen nicht immer gleich lebendig. Zweifel und Sorgen umflüſterten ſtets die Seele des guten Mädchens.

Zu einer eigentlichen offnen Uebereinſtimmung mit Charlotten konnte es auch wohl nicht wieder gebracht werden. Denn freylich war der Zuſtand beyder Frauen ſehr verſchieden. Wenn alles beym Alten blieb, wenn man in das Gleis des geſetzmäßigen Lebens zurückkehrte, gewann Charlotte an gegenwärtigem Glück, und eine frohe Ausſicht in die Zukunft öffnete ſich ihr; Ottilie hingegen verlor alles, man kann wohl ſagen, alles: denn ſie hatte zuerſt Leben und Freude in Eduard gefunden, und in dem gegenwärtigen Zuſtande fühlte ſie

eine unendliche Leere, wovon ſie früher kaum etwas geahndet hatte. Denn ein Herz das ſucht, fühlt wohl daß ihm etwas mangle, ein Herz das verloren hat, fühlt daß es entbehre. Sehnſucht verwandelt ſich in Unmuth und Ungeduld, und ein weibliches Gemüth, zum Erwarten und Abwarten gewöhnt, möchte nun aus ſeinem Kreiſe herausſchreiten, thätig werden, unternehmen und auch etwas für ſein Glück thun.

Ottilie hatte Eduarden nicht entſagt. Wie konnte ſie es auch, obgleich Charlotte klug genug, gegen ihre eigne Ueberzeugung, die Sache für bekannt annahm, und als entſchieden vorausſetzte, daß ein freundſchaftliches ruhiges Verhältniß zwiſchen ihrem Gatten und Ottilien möglich ſey. Wie oft aber lag dieſe Nachts, wenn ſie ſich eingeſchloſſen, auf den Knieen vor dem eröffneten Koffer und betrachtete die Geburtstagsgeſchenke, von denen ſie noch nichts gebraucht, nichts zerſchnitten, nichts gefertigt. Wie oft eilte das gute Mädchen mit Sonnenaufgang aus dem Hauſe, in dem ſie ſonſt alle ihre Glückſeligkeit gefunden hatte, ins Freye hinaus, in die Gegend, die ſie ſonſt nicht anſprach. Auch auf dem Boden mochte ſie nicht verweilen. Sie ſprang in den Kahn, und ruderte ſich bis mitten in den See: dann zog ſie eine Reiſebeſchreibung hervor, ließ ſich von den bewegten Wellen ſchaukeln, las, träumte ſich in die Fremde und immer fand ſie dort ihren Freund; ſeinem Herzen war ſie noch immer nahe geblieben, er dem ihrigen.

Achtzehntes Capitel.

Daß jener wunderlich thätige Mann, den wir bereits kennen gelernt, daß Mittler, nachdem er von dem Unheil, das unter diesen Freunden ausgebrochen, Nachricht erhalten, obgleich kein Theil noch seine Hülfe angerufen, in diesem Falle seine Freundschaft, seine Geschicklichkeit zu beweisen, zu üben geneigt war, läßt sich denken. Doch schien es ihm räthlich, erst eine Weile zu zaudern: denn er wußte nur zu wohl, daß es schwerer sey, gebildeten Menschen bey sittlichen Verworrenheiten zu Hülfe zu kommen, als ungebildeten. Er überließ sie deshalb eine Zeit lang sich selbst; allein zuletzt konnte er es nicht mehr aushalten, und eilte Eduarden aufzusuchen, dem er schon auf die Spur gekommen war.

Sein Weg führte ihn zu einem angenehmen Thal, dessen anmuthig grünen baumreichen Wiesengrund die Wasserfülle eines immer lebendigen Baches bald durchschlängelte bald durchrauschte. Auf den sanften Anhöhen zogen sich fruchtbare Felder und wohlbestandene Obstpflanzungen hin. Die Dörfer lagen nicht zu nah an einander, das Ganze hatte einen friedlichen Charakter und die einzelnen Partieen, wenn auch nicht zum

Malen, ſchienen doch zum Leben vorzüglich geeignet zu ſeyn.

Ein wohlerhaltenes Vorwerk mit einem reinlichen beſcheidenen Wohnhauſe, von Gärten umgeben, fiel ihm endlich in die Augen. Er vermuthete, hier ſey Eduards gegenwärtiger Aufenthalt, und er irrte nicht.

Von dieſem einſamen Freunde können wir ſoviel ſagen, daß er ſich im Stillen dem Gefühl ſeiner Leidenſchaft ganz überließ und dabey mancherley Plane ſich ausdachte, mancherley Hoffnungen nährte. Er konnte ſich nicht läugnen, daß er Ottilien hier zu ſehen wünſche, daß er wünſche ſie hieher zu führen, zu locken, und was er ſich ſonſt noch Erlaubtes und Unerlaubtes zu denken nicht verwehrte. Dann ſchwankte ſeine Einbildungskraft in allen Möglichkeiten herum. Sollte er ſie hier nicht beſitzen, nicht rechtmäßig beſitzen können, ſo wollte er ihr den Beſitz des Gutes zueignen. Hier ſollte ſie ſtill für ſich, unabhängig leben; ſie ſollte glücklich ſeyn, und wenn ihn eine ſelbſtquäleriſche Einbildungskraft noch weiter führte, vielleicht mit einem Andern glücklich ſeyn.

So verfloſſen ihm ſeine Tage in einem ewigen Schwanken zwiſchen Hoffnung und Schmerz, zwiſchen Thränen und Heiterkeit, zwiſchen Vorſätzen, Vorbereitungen und Verzweiflung. Der Anblick Mittlers überraſchte ihn nicht. Er hatte deſſen Ankunft längſt erwartet, und ſo war er ihm auch halb willkommen. Glaubte

er ihn von Charlotten geſendet, ſo hatte er ſich ſchon auf allerley Entſchuldigungen und Verzögerungen und ſodann auf entſcheidendere Vorſchläge bereitet; hoffte er nun aber von Ottilien wieder etwas zu vernehmen, ſo war ihm Mittler ſo lieb als ein himmliſcher Bote.

Verdrießlich daher und verſtimmt war Eduard als er vernahm, Mittler komme nicht von dorther, ſondern aus eignem Antriebe. Sein Herz verſchloß ſich und das Geſpräch wollte ſich anfangs nicht einleiten. Doch wußte Mittler nur zu gut, daß ein liebevoll beſchäftigtes Gemüth das dringende Bedürfniß hat ſich zu äußern, das was in ihm vorgeht, vor einem Freunde auszuſchütten, und ließ ſich daher gefallen, nach einigem Hin- und Wiederreden, dießmal aus ſeiner Rolle herauszugehen, und ſtatt des Vermittlers den Vertrauten zu ſpielen.

Als er hiernach, auf eine freundliche Weiſe, Eduarden wegen ſeines einſamen Lebens tadelte, erwiederte dieſer: O ich wüßte nicht, wie ich meine Zeit angenehmer zubringen ſollte! Immer bin ich mit ihr beſchäftigt, immer in ihrer Nähe. Ich habe den unſchätzbaren Vortheil mir denken zu können, wo ſich Ottilie befindet, wo ſie geht, wo ſie ſteht, wo ſie ausruht. Ich ſehe ſie vor mir thun und handeln wie gewöhnlich, ſchaffen und vornehmen, freylich immer das was mir am meiſten ſchmeichelt. Dabey bleibt es aber nicht: denn wie kann ich fern von ihr glücklich ſeyn! Nun arbeitet meine

Phantaſie durch, was Ottilie thun ſollte ſich mir zu nähern. Ich ſchreibe ſüße zutrauliche Briefe in ihrem Namen an mich; ich antworte ihr und verwahre die Blätter zuſammen. Ich habe verſprochen keinen Schritt gegen ſie zu thun, und das will ich halten. Aber was bindet ſie, daß ſie ſich nicht zu mir wendet? Hat etwa Charlotte die Grauſamkeit gehabt, Verſprechen und Schwur von ihr zu fordern, daß ſie mir nicht ſchreiben, keine Nachricht von ſich geben wolle? Es iſt natürlich, es iſt wahrſcheinlich und doch finde ich es unerhört, unerträglich. Wenn ſie mich liebt, wie ich glaube, wie ich weiß, warum entſchließt ſie ſich nicht, warum wagt ſie es nicht, zu fliehen und ſich in meine Arme zu werfen? Sie ſollte das, denke ich manchmal, ſie könnte das. Wenn ſich etwas auf dem Vorſaale regt, ſehe ich gegen die Thüre. Sie ſoll hereintreten! denk' ich, hoff' ich. Ach! und da das Mögliche unmöglich iſt, bilde ich mir ein, das Unmögliche müſſe möglich werden. Nachts wenn ich aufwache, die Lampe einen unſichern Schein durch das Schlafzimmer wirft, da ſollte ihre Geſtalt, ihr Geiſt, eine Ahndung von ihr, vorüberſchweben, herantreten, mich ergreifen, nur einen Augenblick, daß ich eine Art von Verſicherung hätte, ſie denke mein, ſie ſey mein.

Eine einzige Freude bleibt mir noch. Da ich ihr nahe war, träumte ich nie von ihr; jetzt aber in der Ferne ſind wir im Traume zuſammen, und ſonderbar

genug, ſeit ich andre liebenswürdige Perſonen hier in der Nachbarſchaft kennen gelernt, jetzt erſt erſcheint mir ihr Bild im Traum, als wenn ſie mir ſagen wollte: ſiehe nur hin und her! du findeſt doch nichts ſchöneres und lieberes als mich. Und ſo miſcht ſich ihr Bild in jeden meiner Träume. Alles was mir mit ihr begegnet, ſchiebt ſich durch- und übereinander. Bald unterſchreiben wir einen Contract; da iſt ihre Hand und die meinige, ihr Name und der meinige, beyde ibſchen einander aus, beyde verſchlingen ſich. Auch nicht ohne Schmerz ſind dieſe wonnevollen Gaukeleyen der Phantaſie. Manchmal thut ſie etwas, das die reine Idee beleidigt, die ich von ihr habe; dann fühl' ich erſt, wie ſehr ich ſie liebe, indem ich über alle Beſchreibung geängſtet bin. Manchmal neckt ſie mich ganz gegen ihre Art und quält mich; aber ſogleich verändert ſich ihr Bild, ihr ſchönes, rundes himmliſches Geſichtchen verlängert ſich: es iſt eine andre. Aber ich bin doch gequält, unbefriedigt und zerrüttet.

Lächeln Sie nicht, lieber Mittler; oder lächeln Sie auch! O ich ſchäme mich nicht dieſer Anhänglichkeit, dieſer, wenn Sie wollen, thörigen raſenden Neigung. Nein, ich habe noch nie geliebt; jetzt erfahre ich erſt, was das heißt. Bisher war alles in meinem Leben nur Vorſpiel, nur Hinhalten, nur Zeitvertreib, nur Zeitverderb, bis ich ſie kennen lernte, bis ich ſie liebte und ganz und eigentlich liebte. Man hat mir,

nicht gerade ins Geſicht, aber doch wohl im Rücken, den Vorwurf gemacht: ich pfuſche, ich ſtümpere nur in den meiſten Dingen. Es mag ſeyn, aber ich hatte das noch nicht gefunden worin ich mich als Meiſter zeigen kann. Ich will den ſehen, der mich im Talent des Liebens übertrifft.

Zwar es iſt ein jammervolles, ein ſchmerzen- ein thränenreiches; aber ich finde es mir ſo natürlich, ſo eigen, daß ich es wohl ſchwerlich je wieder aufgebe.

Durch dieſe lebhaften herzlichen Aeußerungen hatte ſich Eduard wohl erleichtert, aber es war ihm auch auf einmal jeder einzelne Zug ſeines wunderlichen Zuſtandes deutlich vor die Augen getreten, daß er vom ſchmerzlichen Widerſtreit überwältigt in Thränen ausbrach, die um ſo reichlicher floſſen, als ſein Herz durch Mittheilung weich geworden war.

Mittler, der ſein raſches Naturell, ſeinen unerbittlichen Verſtand um ſo weniger verläugnen konnte, als er ſich durch dieſen ſchmerzlichen Ausbruch der Leidenſchaft Eduards weit von dem Ziel ſeiner Reiſe verſchlagen ſah, äußerte aufrichtig und derb ſeine Misbilligung: Eduard — hieß es — ſolle ſich ermannen, ſolle bedenken, was er ſeiner Manneswürde ſchuldig ſey; ſolle nicht vergeſſen, daß dem Menſchen zur höchſten Ehre gereiche im Unglück ſich zu faſſen, den Schmerz mit Gleichmuth und Anſtand zu ertragen, um höchlich geſchätzt, verehrt und als Muſter aufgeſtellt zu werden.

Aufgeregt, durchdrungen von den peinlichſten Gefühlen, wie Eduard war, mußten ihm dieſe Worte hohl und nichtig vorkommen. Der Glückliche, der Behagliche hat gut Reden, fuhr Eduard auf: aber ſchämen würde er ſich, wenn er einſähe, wie unerträglich er dem Leidenden wird. Eine unendliche Geduld ſoll es geben, einen unendlichen Schmerz will der ſtarre Behagliche nicht anerkennen. Es giebt Fälle, ja es giebt deren! wo jeder Troſt niederträchtig und Verzweiflung Pflicht iſt. Verſchmäht doch ein edler Grieche, der auch Helden zu ſchildern weiß, keineswegs, die ſeinigen bey ſchmerzlichem Drange weinen zu laſſen. Selbſt im Sprüchwort ſagt er: thränenreiche Männer ſind gut. Verlaſſe mich Jeder, der trocknes Herzens, trockner Augen iſt! Ich verwünſche die Glücklichen, denen der Unglückliche nur zum Spectakel dienen ſoll. Er ſoll ſich in der grauſamſten Lage körperlicher und geiſtiger Bedrängniß noch edel gebärden, um ihren Beyfall zu erhalten; und damit ſie ihm beym Verſcheiden noch applaudiren, wie ein Gladiator mit Anſtand vor ihren Augen umkommen. Lieber Mittler, ich danke Ihnen für Ihren Beſuch; aber Sie erzeigten mir eine große Liebe, wenn Sie ſich im Garten, in der Gegend umſähen. Wir kommen wieder zuſammen. Ich ſuche gefaßter und Ihnen ähnlicher zu werden.

Mittler mochte lieber einlenken als die Unterhaltung abbrechen, die er ſo leicht nicht wieder anknüpfen

konnte. Auch Eduarden war es ganz gemäß, das Gespräch weiter fortzusetzen, das ohnehin zu seinem Ziele abzulaufen strebte.

Freylich, sagte Eduard, hilft das Hin- und Wiederdenken, das Hin- und Wiederreden zu nichts; doch unter diesem Reden bin ich mich selbst erst gewahr worden, habe ich erst entschieden gefühlt, wozu ich mich entschließen sollte, wozu ich entschlossen bin. Ich sehe mein gegenwärtiges, mein zukünftiges Leben vor mir; nur zwischen Elend und Genuß habe ich zu wählen. Bewirken Sie, bester Mann, eine Scheidung die so nothwendig, die schon geschehen ist; schaffen Sie mir Charlottens Einwilligung. Ich will nicht weiter ausführen, warum ich glaube daß sie zu erlangen seyn wird. Gehen Sie hin, lieber Mann, beruhigen Sie uns alle, machen Sie uns glücklich!

Mittler stockte. Eduard fuhr fort: Mein Schicksal und Ottiliens ist nicht zu trennen und wir werden nicht zu Grunde gehen. Sehen Sie dieses Glas! Unsere Namenszüge sind darein geschnitten. Ein fröhlich Jubelnder warf es in die Luft; Niemand sollte mehr daraus trinken; auf dem felsigen Boden sollte es zerschellen, aber es ward aufgefangen. Um hohen Preis habe ich es wieder eingehandelt und ich trinke nun täglich daraus, um mich täglich zu überzeugen: daß alle Verhältnisse unzerstörlich sind, die das Schicksal beschlossen hat.

O wehe mir, rief Mittler, was muß ich nicht mit meinen Freunden für Geduld haben! Nun begegnet mir noch gar der Aberglaube, der mir als das schädlichste was bey den Menschen einkehren kann, verhaßt bleibt. Wir spielen mit Voraussagungen, Ahndungen und Träumen und machen dadurch das alltägliche Leben bedeutend. Aber wenn das Leben nun selbst bedeutend wird, wenn alles um uns sich bewegt und braust, dann wird das Gewitter durch jene Gespenster nur noch fürchterlicher.

Lassen Sie in dieser Ungewißheit des Lebens, rief Eduard, zwischen diesem Hoffen und Bangen, dem bedürftigen Herzen doch nur eine Art von Leitstern, nach welchem es hinblicke, wenn es auch nicht darnach steuern kann.

Ich ließe mir's wohl gefallen, versetzte Mittler, wenn dabey nur einige Consequenz zu hoffen wäre; aber ich habe immer gefunden, auf die warnenden Symptome achtet kein Mensch, auf die schmeichelnden und versprechenden allein ist die Aufmerksamkeit gerichtet und der Glaube für sie ganz allein lebendig.

Da sich nun Mittler sogar in die dunklen Regionen geführt sah, in denen er sich immer unbehaglicher fühlte, je länger er darin verweilte; so nahm er den dringenden Wunsch Eduards, der ihn zu Charlotten gehen hieß, etwas williger auf. Denn was wollte er überhaupt Eduarden in diesem Augenblicke nach entgegen-

ſetzen? Zeit zu gewinnen, zu erforſchen wie es um die Frauen ſtehe, das war es, was ihm ſelbſt nach ſeinen eignen Geſinnungen zu thun übrig blieb.

Er eilte zu Charlotten, die er wie ſonſt gefaßt und heiter fand. Sie unterrichtete ihn gern von allem was vorgefallen war: denn aus Eduards Reden konnte er nur die Wirkung abnehmen. Er trat von ſeiner Seite behutſam heran, konnte es aber nicht über ſich gewinnen, das Wort Scheidung auch nur im Vorbeygehn auszuſprechen. Wie verwundert, erſtaunt und, nach ſeiner Geſinnung, erheitert war er daher, als Charlotte ihm, in Gefolg ſo manches Unerfreulichen, endlich ſagte: Ich muß glauben, ich muß hoffen, daß alles ſich wieder geben, daß Eduard ſich wieder nähern werde. Wie kann es auch wohl anders ſeyn, da Sie mich guter Hoffnung finden.

Verſteh' ich Sie recht? fiel Mittler ein — Vollkommen, verſetzte Charlotte — Tauſendmal geſegnet ſey mir dieſe Nachricht! rief er, die Hände zuſammenſchlagend. Ich kenne die Stärke dieſes Arguments auf ein männliches Gemüth. Wie viele Heiraten ſah ich dadurch beſchleunigt, befeſtigt, wieder hergeſtellt! Mehr als tauſend Worte wirkt eine ſolche gute Hoffnung, die fürwahr die beſte Hoffnung iſt die wir haben können. Doch, fuhr er fort, was mich betrifft, ſo hätte ich alle Urſache verdrießlich zu ſeyn. In dieſem Falle, ſehe ich wohl, wird meiner Eigenliebe nicht geſchmeichelt. Bey

Euch kann meine Thätigkeit keinen Dank verdienen. Ich komme mir vor, wie jener Arzt, mein Freund, dem alle Kuren gelangen, die er um Gottes willen an Armen that, der aber ſelten einen Reichen heilen konnte, der es gut bezahlen wollte. Glücklicherweiſe hilft ſich hier die Sache von ſelbſt, da meine Bemühungen, mein Zureden fruchtlos geblieben wären.

Charlotte verlangte nun von ihm, er ſolle die Nachricht Eduarden bringen, einen Brief von ihr mitnehmen und ſehen, was zu thun, was herzuſtellen ſey. Er wollte das nicht eingehen. Alles iſt ſchon gethan, rief er aus. Schreiben Sie! ein jeder Bote iſt ſo gut als ich. Muß ich doch meine Schritte hinwenden wo ich nöthiger bin. Ich komme nur wieder, um Glück zu wünſchen, ich komme zur Taufe.

Charlotte war dießmal, wie ſchon öfters, über Mittlern unzufrieden. Sein raſches Weſen brachte manches Gute hervor, aber ſeine Uebereilung war Schuld an manchem Mislingen. Niemand war abhängiger von augenblicklich vorgefaßten Meynungen als er.

Charlottens Bote kam zu Eduarden, der ihn mit halbem Schrecken empfing. Der Brief konnte eben ſo gut für Nein als für Ja entſcheiden. Er wagte lange nicht ihn aufzubrechen, und wie ſtand er betroffen, als er das Blatt geleſen, verſteinert bey folgender Stelle, womit es ſich endigte.

„Gedenke jener nächtlichen Stunden, in denen du

deine

deine Gattinn abenteuerlich als Liebender beſuchteſt, ſie unwiderſtehlich an dich zogſt, ſie als eine Geliebte, als eine Braut in die Arme ſchloſſeſt. Laß uns in dieſer ſeltſamen Zufälligkeit eine Fügung des Himmels verehren, die für ein neues Band unſerer Verhältniſſe geſorgt hat, in dem Augenblick da das Glück unſres Lebens auseinander zu fallen und zu verſchwinden droht.“

Was von dem Augenblick an in der Seele Eduards vorging würde ſchwer zu ſchildern ſeyn. In einem ſolchen Gedränge treten zuletzt alte Gewohnheiten, alte Neigungen wieder hervor, um die Zeit zu tödten und den Lebensraum auszufüllen. Jagd und Krieg ſind eine ſolche für den Edelmann immer bereite Aushülfe. Eduard ſehnte ſich nach äußerer Gefahr, um der innerlichen das Gleichgewicht zu halten. Er ſehnte ſich nach dem Untergang, weil ihm das Daſeyn unerträglich zu werden drohte; ja es war ihm ein Troſt zu denken, daß er nicht mehr ſeyn werde und eben dadurch ſeine Geliebten, ſeine Freunde glücklich machen könne. Niemand ſtellte ſeinem Willen ein Hinderniß entgegen, da er ſeinen Entſchluß verheimlichte. Mit allen Förmlichkeiten ſetzte er ſein Teſtament auf: es war ihm eine ſüße Empfindung, Ottilien das Gut vermachen zu können. Für Charlotten, für das Ungeborne, für den Hauptmann, für ſeine Dienerſchaft war geſorgt. Der wieder ausgebrochne Krieg begünſtigte ſein Vorhaben. Militäriſche Halbheiten hatten ihm in ſeiner Jugend viel zu ſchaffen

gemacht; er hatte deswegen den Dienſt verlaſſen: nun war es ihm eine herrliche Empfindung, mit einem Feldherrn zu ziehen, von dem er ſich ſagen konnte: unter ſeiner Anführung iſt der Tod wahrſcheinlich und der Sieg gewiß.

Ottilie, nachdem auch ihr Charlottens Geheimniß bekannt geworden, betroffen wie Eduard, und mehr, ging in ſich zurück. Sie hatte nichts weiter zu ſagen. Hoffen konnte ſie nicht, und wünſchen durfte ſie nicht. Einen Blick jedoch in ihr Inneres gewährt uns ihr Tagebuch, aus dem wir einiges mitzutheilen gedenken.

Die
Wahlverwandtſchaften.

Ein Roman.

Zweyter Theil.

Erſtes Capitel.

Im gemeinen Leben begegnet uns oft was wir in der Epopöe als Kunſtgriff des Dichters zu rühmen pflegen, daß nämlich wenn die Hauptfiguren ſich entfernen, verbergen, ſich der Unthätigkeit hingeben, gleich ſodann ſchon ein zweyter, dritter, bisher kaum Bemerkter den Platz füllt, und indem er ſeine ganze Thätigkeit äußert, uns gleichfalls der Aufmerkſamkeit, der Theilnahme, ja des Lobes und Preiſes würdig erſcheint.

So zeigte ſich gleich nach der Entfernung des Hauptmanns und Eduards jener Architect täglich bedeutender, von welchem die Anordnung und Ausführung ſo manches Unternehmens allein abhing, wobey er ſich genau, verſtändig und thätig erwies, und zugleich den Damen auf mancherley Art beyſtand und in ſtillen langwierigen Stunden ſie zu unterhalten wußte. Schon ſein Aeußeres war von der Art, daß es Zutrauen einflößte und Neigung erweckte. Ein Jüngling im vollen Sinne des Worts, wohlgebaut, ſchlank, eher ein wenig zu groß, beſcheiden ohne ängſtlich, zutraulich ohne zudringend zu ſeyn. Freudig übernahm er jede Sorge

und Bemühung, und weil er mit großer Leichtigkeit rechnete, ſo war ihm bald das ganze Hausweſen kein Geheimniß, und überall hin verbreitete ſich ſein günſtiger Einfluß. Die Fremden ließ man ihn gewöhnlich empfangen und er wußte einen unerwarteten Beſuch entweder abzulehnen, oder die Frauen wenigſtens dergeſtalt darauf vorzubereiten, daß ihnen keine Unbequemlichkeit daraus entſprang.

Unter andern gab ihm eines Tags ein junger Rechtsgelehrter viel zu ſchaffen, der von einem benachbarten Edelmann geſendet eine Sache zur Sprache brachte, die zwar von keiner ſonderlichen Bedeutung Charlotten dennoch innig berührte. Wir müſſen dieſes Vorfalls gedenken, weil er verſchiedenen Dingen einen Anſtoß gab, die ſonſt vielleicht lange geruht hätten.

Wir erinnern uns jener Veränderung, welche Charlotte mit dem Kirchhofe vorgenommen hatte. Die ſämmtlichen Monumente waren von ihrer Stelle gerückt und hatten an der Mauer, an dem Sockel der Kirche Platz gefunden. Der übrige Raum war geebnet. Außer einem breiten Wege, der zur Kirche und an derſelben vorbey zu dem jenſeitigen Pförtchen führte, war das übrige alles mit verſchiedenen Arten Klee beſät, der auf das ſchönſte grünte und blühte. Nach einer gewiſſen Ordnung ſollten vom Ende heran die neuen Gräber beſtellt, doch der Platz jederzeit wieder verglichen und ebenfalls beſät werden. Niemand konnte läugnen, daß dieſe An-

ſtalt beym ſonn- und feſttägigen Kirchgang eine heitere und würdige Anſicht gewährte. Sogar der betagte und an alten Gewohnheiten haftende Geiſtliche, der anfänglich mit der Einrichtung nicht ſonderlich zufrieden geweſen, hatte nunmehr ſeine Freude daran, wenn er unter den alten Linden, gleich Philemon, mit ſeiner Baucis vor der Hinterthüre ruhend, ſtatt der holprigen Grabſtätten einen ſchönen, bunten Teppich vor ſich ſah; der noch überdieß ſeinem Haushalt zu Gute kommen ſollte, indem Charlotte die Nutzung dieſes Fleckes der Pfarre zuſichern laſſen.

Allein demungeachtet hatten ſchon manche Gemeindeglieder früher gemißbilligt, daß man die Bezeichnung der Stelle wo ihre Vorfahren ruhten, aufgehoben und das Andenken dadurch gleichſam ausgelöſcht: denn die wohlerhaltenen Monumente zeigen zwar an, wer begraben ſey, aber nicht wo er begraben ſey, und auf das Wo komme es eigentlich an, wie Viele behaupteten.

Von eben ſolcher Geſinnung war eine benachbarte Familie, die ſich und den Ihrigen einen Raum auf dieſer allgemeinen Ruheſtätte vor mehreren Jahren ausbedungen und dafür der Kirche eine kleine Stiftung zugewendet hatte. Nun war der junge Rechtsgelehrte abgeſendet, um die Stiftung zu wiederrufen und anzuzeigen, daß man nicht weiter zahlen werde, weil die Bedingung unter welcher dieſes bisher geſchehen, einſeitig aufgehoben und auf alle Vorſtellungen und Widerreden nicht

geachtet worden. Charlotte, die Urheberinn dieſer Veränderung, wollte den jungen Mann ſelbſt ſprechen, der zwar lebhaft, aber nicht allzu vorlaut, ſeine und ſeines Principals Gründe darlegte und der Geſellſchaft manches zu denken gab.

Sie ſehen, ſprach er, nach einem kurzen Eingang, in welchem er ſeine Zudringlichkeit zu rechtfertigen wußte: Sie ſehen daß dem Geringſten wie dem Höchſten daran gelegen iſt, den Ort zu bezeichnen der die Seinigen aufbewahrt. Dem ärmſten Landmann, der ein Kind begräbt, iſt es eine Art von Troſt, ein ſchwaches hölzernes Kreuz auf das Grab zu ſtellen, es mit einem Kranze zu zieren, um wenigſtens das Andenken ſo lange zu erhalten als der Schmerz währt, wenn auch ein ſolches Merkzeichen, wie die Trauer ſelbſt, durch die Zeit aufgehoben wird. Wohlhabende verwandeln dieſe Kreuze in eiſerne, befeſtigen und ſchützen ſie auf mancherley Weiſe, und hier iſt ſchon Dauer für mehrere Jahre. Doch weil auch dieſe endlich ſinken und unſcheinbar werden; ſo haben Begüterte nichts Angelegneres, als einen Stein aufzurichten, der für mehrere Generationen zu dauern verſpricht und von den Nachkommen erneut und aufgefriſcht werden kann. Aber dieſer Stein iſt es nicht, der uns anzieht, ſondern das darunter Enthaltene, das daneben der Erde Vertraute. Es iſt nicht ſowohl vom Andenken die Rede, als von der Perſon ſelbſt, nicht von der Erinnerung, ſondern von der Gegenwart. Ein ge-

liebtes Abgeſchiedenes umarme ich weit eher und inniger im Grabhügel als im Denkmal: denn dieſes iſt für ſich eigentlich nur wenig; aber um daſſelbe her ſollen ſich, wie um einen Markſtein, Gatten, Verwandte, Freunde, ſelbſt nach ihrem Hinſcheiden noch verſammeln, und der Lebende ſoll das Recht behalten, Fremde und Miswollende auch von der Seite ſeiner geliebten Ruhenden abzuweiſen und zu entfernen.

Ich halte deswegen dafür, daß mein Principal völlig Recht habe, die Stiftung zurückzunehmen; und dieß iſt noch billig genug, denn die Glieder der Familie ſind auf eine Weiſe verletzt, wofür gar kein Erſatz zu denken iſt. Sie ſollen das ſchmerzlich ſüße Gefühl entbehren, ihren Geliebten ein Todtenopfer zu bringen, die tröſtliche Hoffnung dereinſt unmittelbar neben ihnen zu ruhen.

Die Sache iſt nicht von der Bedeutung, verſetzte Charlotte, daß man ſich deshalb durch einen Rechtshandel beunruhigen ſollte. Meine Anſtalt reut mich ſo wenig, daß ich die Kirche gern, wegen deſſen was ihr entgeht, entſchädigen will. Nur muß ich Ihnen aufrichtig geſtehen, Ihre Argumente haben mich nicht überzeugt. Das reine Gefühl einer endlichen allgemeinen Gleichheit, wenigſtens nach dem Tode, ſcheint mir beruhigender als dieſes eigenſinnige ſtarre Fortſetzen unſerer Perſönlichkeiten, Anhänglichkeiten und Lebensverhältniſſe. Und was ſagen Sie hierzu? richtete ſie ihre Frage an den Architecten.

Ich möchte, verſetzte dieſer, in einer ſolchen Sache weder ſtreiten, noch den Ausſchlag geben. Laſſen Sie mich das, was meiner Kunſt, meiner Denkweiſe am nächſten liegt, beſcheidentlich äußern. Seitdem wir nicht mehr ſo glücklich ſind, die Reſte eines geliebten Gegenſtandes eingeurnt an unſere Bruſt zu drücken; da wir weder reich noch heiter genug ſind, ſie unverſehrt in großen wohl ausgezierten Sarkophagen zu verwahren; ja da wir nicht einmal in den Kirchen mehr Platz für uns und für die Unſrigen finden, ſondern hinaus ins Freye gewieſen ſind: ſo haben wir alle Urſache, die Art und Weiſe die Sie, meine gnädige Frau, eingeleitet haben, zu billigen. Wenn die Glieder einer Gemeinde reihenweiſe neben einander liegen, ſo ruhen ſie bey und unter den Ihrigen; und wenn die Erde uns einmal aufnehmen ſoll, ſo finde ich nichts natürlicher und reinlicher, als daß man die zufällig entſtandenen nach und nach zuſammenſinkenden Hügel ungeſäumt vergleiche, und ſo die Decke, indem alle ſie tragen, einem Jeden leichter gemacht werde.

Und ohne irgend ein Zeichen des Andenkens, ohne irgend etwas das der Erinnerung entgegen käme, ſollte das alles ſo vorübergehen? verſetzte Ottilie.

Keineswegs! fuhr der Architect fort: nicht vom Andenken, nur vom Platze ſoll man ſich losſagen. Der Baukünſtler, der Bildhauer ſind höchlich intereſſirt, daß der Menſch von ihnen, von ihrer Kunſt, von ih-

rer Hand, eine Dauer ſeines Daſeyns erwarte; und deswegen wünſchte ich gut gedachte, gut ausgeführte Monumente, nicht einzeln und zufällig ausgeſät, ſondern an einem Orte aufgeſtellt, wo ſie ſich Dauer verſprechen können. Da ſelbſt die Frommen und Hohen auf das Vorrecht Verzicht thun, in den Kirchen perſönlich zu ruhen, ſo ſtelle man wenigſtens dort, oder in ſchönen Hallen um die Begräbnißplätze, Denkzeichen, Denkſchriften auf. Es giebt tauſenderley Formen die man ihnen vorſchreiben, tauſenderley Zierate womit man ſie ausſchmücken kann.

Wenn die Künſtler ſo reich ſind, verſetzte Charlotte, ſo ſagen Sie mir doch: wie kann man ſich niemals aus der Form eines kleinlichen Obelisken, einer abgeſtutzten Säule und eines Aſchenkrugs herausfinden? Anſtatt der tauſend Erfindungen, deren Sie ſich rühmen, habe ich nur immer tauſend Wiederholungen geſehen.

Das iſt wohl bey uns ſo, entgegnete ihr der Architect, aber nicht überall. Und überhaupt mag es mit der Erfindung und der ſchicklichen Anwendung eine eigne Sache ſeyn. Beſonders hat es in dieſem Falle manche Schwierigkeit, einen ernſten Gegenſtand zu erheitern und bey einem unerfreulichen nicht ins Unerfreuliche zu gerathen. Was Entwürfe zu Monumenten aller Art betrifft, deren habe ich viele geſammelt und zeige ſie gelegentlich; doch bleibt immer das ſchönſte Denkmal des Menſchen eigenes Bildniß. Dieſes giebt

dem Gereiſten ohne uns zu unterrichten, dem Liebevollen ohne ihm etwas Angenehmes zu erzeigen.

Und leider ereignet ſich dieß nicht blos mit den Vorübergehenden. Geſellſchaften und Familien betragen ſich ſo gegen ihre liebſten Glieder, Städte gegen ihre würdigſten Bürger, Völker gegen ihre trefflichſten Fürſten, Nationen gegen ihre vorzüglichſten Menſchen.

Ich hörte fragen, warum man von den Todten ſo unbewunden Gutes ſage, von den Lebenden immer mit einer gewiſſen Vorſicht. Es wurde geantwortet: weil wir von jenen nichts zu befürchten haben, und dieſe uns noch irgendwo in den Weg kommen könnten. So unrein iſt die Sorge für das Andenken der andern; es iſt meiſt nur ein ſelbſtiſcher Scherz, wenn es dagegen ein heiliger Ernſt wäre, ſeine Verhältniſſe gegen die Uebergebliebenen immer lebendig und thätig zu erhalten.

Zweytes Capitel.

Aufgeregt durch den Vorfall und die daran ſich knüpfenden Geſpräche, begab man ſich des andern Tages nach dem Begräbnißplatz, zu deſſen Verzierung und Erheiterung der Architect manchen glücklichen Vorſchlag that. Allein auch auf die Kirche ſollte ſich ſeine Sorgfalt erſtrecken, auf ein Gebäude das gleich anfänglich ſeine Aufmerkſamkeit an ſich gezogen hatte.

Dieſe Kirche ſtand ſeit mehreren Jahrhunderten, nach deutſcher Art und Kunſt, in guten Maaßen errichtet und auf eine glückliche Weiſe verziert. Man konnte wohl nachkommen, daß der Baumeiſter eines benachbarten Kloſters mit Einſicht und Neigung ſich auch an dieſem kleineren Gebäude bewährt, und es wirkte noch immer ernſt und angenehm auf den Betrachter, obgleich die innere neue Einrichtung zum proteſtantiſchen Gottesdienſte ihm etwas von ſeiner Ruhe und Majeſtät genommen hatte.

Dem Architecten fiel es nicht ſchwer, ſich von Charlotten eine mäßige Summe zu erbitten, wovon er das Aeußere ſowohl als das Innere im alterthümlichen Sinne herzuſtellen und mit dem davor liegenden Auferſtehungs-

ſelbe zur Uebereinſtimmung zu bringen gedachte. Er hatte ſelbſt viel Handgeſchick, und einige Arbeiter, die noch am Hausbau beſchäftigt waren, wollte man gern ſo lange beybehalten bis auch dieſes fromme Werk vollendet wäre.

Man war nunmehr in dem Falle, das Gebäude ſelbſt mit allen Umgebungen und Angebäuden zu unterſuchen, und da zeigte ſich zum größten Erſtaunen und Vergnügen des Architecten eine wenig bemerkte kleine Seitencapelle von noch geiſtreichern und leichteren Maaßen, von noch gefälligern und fleißigern Zieraten. Sie enthielt zugleich manchen geſchnitzten und gemalten Reſt jenes älteren Gottesdienſtes, der mit mancherley Gebild und Geräthſchaft die verſchiedenen Feſte zu bezeichnen und jedes auf ſeine eigne Weiſe zu feyern wußte.

Der Architect konnte nicht unterlaſſen, die Capelle ſogleich in ſeinen Plan mit hereinzuziehen und beſonders dieſen engen Raum als ein Denkmal voriger Zeiten und ihres Geſchmacks wieder herzuſtellen. Er hatte ſich die leeren Flächen nach ſeiner Neigung ſchon verziert gedacht, und freute ſich dabey ſein maleriſches Talent zu üben; allein er machte ſeinen Hausgenoſſen fürs Erſte ein Geheimniß davon.

Vor allem andern zeigte er verſprochenermaßen den Frauen die verſchiedenen Nachbildungen und Entwürfe von alten Grabmonumenten, Gefäßen und andern dahin ſich nähernden Dingen, und als man im Geſpräch

auf die einfacheren Grabhügel der nordiſchen Völker zu reden kam, brachte er ſeine Sammlung von mancherley Waffen und Geräthſchaften die darin gefunden worden, zur Anſicht. Er hatte alles ſehr reinlich und tragbar in Schubladen und Fächern auf eingeſchnittenen mit Tuch überzogenen Brettern, ſo daß dieſe alten ernſten Dinge durch ſeine Behandlung etwas Putzhaftes annahmen und man mit Vergnügen darauf, wie auf die Käſtchen eines Modehändlers hinblickte. Und da er einmal im Vorzeigen war, da die Einſamkeit eine Unterhaltung forderte, ſo pflegte er jeden Abend mit einem Theil ſeiner Schätze hervorzutreten. Sie waren meiſtentheils deutſchen Urſprungs: Bracteaten, Dickmünzen, Siegel und was ſonſt ſich noch anſchließen mag. Alle dieſe Dinge richteten die Einbildungskraft gegen die ältere Zeit hin, und da er zuletzt mit den Anfängen des Drucks, Holzſchnitten und den älteſten Kupfern ſeine Unterhaltung zierte, und die Kirche täglich auch, jenem Sinne gemäß, an Farbe und ſonſtiger Auszierung gleichſam der Vergangenheit entgegenwuchs; ſo mußte man ſich beynahe ſelbſt fragen: ob man denn wirklich in der neueren Zeit lebe, ob es nicht ein Traum ſey, daß man nunmehr in ganz andern Sitten, Gewohnheiten, Lebensweiſen und Ueberzeugungen verweile.

Auf ſolche Art vorbereitet that ein größeres Portefeuille, das er zuletzt herbeybrachte, die beſte Wirkung. Es enthielt zwar meiſt nur umrißne Figuren, die aber,

weil

weil ſie auf die Bilder ſelbſt durchgezeichnet waren, ihren alterthümlichen Character vollkommen erhalten hatten, und dieſen, wie einnehmend fanden ihn die Beſchauenden! Aus allen Geſtalten blickte nur das reinſte Daſeyn hervor, alle mußte man, wo nicht für edel, doch für gut anſprechen. Heitere Sammlung, willige Anerkennung eines Ehrwürdigen über uns, ſtille Hingebung in Liebe und Erwartung war auf allen Geſichtern, in allen Gebärden ausgedrückt. Der Greis mit dem kahlen Scheitel, der reichlockige Knabe, der muntere Jüngling, der ernſte Mann, der verklärte Heilige, der ſchwebende Engel, alle ſchienen ſelig in einem unſchuldigen Genügen, in einem frommen Erwarten. Das gemeinſte was geſchah hatte einen Zug von himmliſchem Leben, und eine gottesdienſtliche Handlung ſchien ganz jeder Natur angemeſſen.

Nach einer ſolchen Region blicken wohl die meiſten wie nach einem verſchwundenen goldenen Zeitalter, nach einem verlorenen Paradieſe hin. Nur vielleicht Ottilie war in dem Fall ſich unter ihres Gleichen zu fühlen.

Wer hätte nun widerſtehen können als der Architect ſich erbot, nach dem Anlaß dieſer Urbilder, die Räume zwiſchen den Spitzbogen der Capelle auszumalen und dadurch ſein Andenken entſchieden an einem Orte zu ſtiften, wo es ihm ſo gut gegangen war. Er erklärte ſich hierüber mit einiger Wehmuth: denn er konnte nach der Lage der Sache wohl einſehen, daß ſein Aufenthalt

in ſo vollkommener Geſellſchaft nicht immer dauern könne, ja vielleicht bald abgebrochen werden müſſe.

Uebrigens waren dieſe Tage zwar nicht reich an Begebenheiten, doch voller Anläſſe zu ernſthafter Unterhaltung. Wir nehmen daher Gelegenheit von demjenigen was Ottilie ſich daraus in ihren Heften angemerkt, einiges mitzutheilen, wozu wir keinen ſchicklichern Uebergang finden als durch ein Gleichniß, das ſich uns beym Betrachten ihrer liebenswürdigen Blätter aufdringt.

Wir hören von einer beſondern Einrichtung bey der engliſchen Marine. Sämmtliche Tauwerke der königlichen Flotte, vom ſtärkſten bis zum ſchwächſten, ſind dergeſtalt geſponnen, daß ein rother Faden durch das Ganze durchgeht, den man nicht herauswinden kann ohne alles aufzulöſen, und woran auch die kleinſten Stücke kenntlich ſind, daß ſie der Krone gehören.

Eben ſo zieht ſich durch Ottiliens Tagebuch ein Faden der Neigung und Anhänglichkeit, der alles verbindet und das Ganze bezeichnet. Dadurch werden dieſe Bemerkungen, Betrachtungen, ausgezogenen Sinnſprüche und was ſonſt vorkommen mag, der Schreibenden ganz beſonders eigen und für ſie von Bedeutung. Selbſt jede einzelne von uns ausgewählte und mitgetheilte Stelle giebt davon das entſchiedenſte Zeugniß.

Aus
Ottiliens Tagebuche.

„Neben denen dereinſt zu ruhen die man liebt, iſt die angenehmſte Vorſtellung welche der Menſch haben kann, wenn er einmal über das Leben hinausdenkt. Zu den Seinigen verſammelt werden, iſt ein ſo herzlicher Ausdruck."

„Es giebt mancherley Denkmale und Merkzeichen, die uns Entfernte und Abgeſchiedene näher bringen. Keins iſt von der Bedeutung des Bildes. Die Unterhaltung mit einem geliebten Bilde, ſelbſt wenn es unähnlich iſt, hat was Reizendes, wie es manchmal etwas Reizendes hat, ſich mit einem Freunde ſtreiten. Man fühlt auf eine angenehme Weiſe, daß man zu zweyen iſt und doch nicht auseinander kann."

„Man unterhält ſich manchmal mit einem gegenwärtigen Menſchen als mit einem Bilde. Er braucht nicht zu ſprechen, uns nicht anzuſehen, ſich nicht mit uns zu beſchäftigen: wir ſehen ihn, wir fühlen unſer Verhältniß zu ihm, ja ſogar unſere Verhältniſſe zu ihm können wachſen, ohne daß er etwas dazu thut, ohne

daß er etwas davon empfindet, daß er ſich eben blos zu uns wie ein Bild verhält."

„Man iſt niemals mit einem Porträt zufrieden von Perſonen die man kennt. Deswegen habe ich die Porträtmaler immer bedauert. Man verlangt ſo ſelten von den Leuten das Unmögliche, und gerade von dieſen fordert man's. Sie ſollen einem Jeden ſein Verhältniß zu den Perſonen, ſeine Neigung und Abneigung mit in ihr Bild aufnehmen; ſie ſollen nicht blos darſtellen, wie ſie einen Menſchen faſſen, ſondern wie Jeder ihn faſſen würde. Es nimmt mich nicht Wunder, wenn ſolche Künſtler nach und nach verſtockt, gleichgültig und eigenſinnig werden. Daraus möchte denn entſtehen was wollte, wenn man nur nicht gerade darüber die Abbildungen ſo mancher lieben und theueren Menſchen entbehren müßte."

„Es iſt wohl wahr, die Sammlung des Architecten von Waffen und alten Geräthſchaften, die nebſt dem Körper mit hohen Erdhügeln und Felſenſtücken zugedeckt waren, bezeugt uns, wie unnütz die Vorſorge des Menſchen ſey für die Erhaltung ſeiner Perſönlichkeit nach dem Tode. Und ſo widerſprechend ſind wir! Der Architect geſteht, ſelbſt ſolche Grabhügel der Vorfahren geöffnet zu haben und fährt dennoch fort ſich mit Denkmälern für die Nachkommen zu beſchäftigen."

„Warum ſoll man es aber ſo ſtreng nehmen? Iſt denn alles was wir thun für die Ewigkeit gethan? Zie-

hen wir uns nicht Morgens an, um uns Abends wieder auszuziehen? Verreiſen wir nicht, um wiederzukehren? Und warum ſollten wir nicht wünſchen, neben den Unſrigen zu ruhen, und wenn es auch nur für ein Jahrhundert wäre."

„Wenn man die vielen verſunkenen, die durch Kirchgänger abgetretenen Grabſteine, die über ihren Grabmälern ſelbſt zuſammengeſtürzten Kirchen erblickt; ſo kann einem das Leben nach dem Tode doch immer wie ein zweytes Leben vorkommen, in das man nun im Bilde, in der Ueberſchrift eintritt und länger darinn verweilt als in dem eigentlichen lebendigen Leben. Aber auch dieſes Bild, dieſes zweyte Daſeyn verliſcht früher oder ſpäter. Wie über die Menſchen ſo auch über die Denkmäler läßt ſich die Zeit ihr Recht nicht nehmen."

Drittes Capitel.

Es iſt eine ſo angenehme Empfindung ſich mit etwas zu beſchäftigen was man nur halb kann, daß Niemand den Dilettanten ſchelten ſollte, wenn er ſich mit einer Kunſt abgiebt, die er nie lernen wird, noch den Künſtler tadeln dürfte, wenn er über die Gränze ſeiner Kunſt hinaus, in einem benachbarten Felde ſich zu ergehen Luſt hat.

Mit ſo billigen Geſinnungen betrachten wir die Anſtalten des Architecten zum Ausmalen der Capelle. Die Farben waren bereitet, die Maaße genommen, die Kartone gezeichnet; allen Anſpruch auf Erfindung hatte er aufgegeben; er hielt ſich an ſeine Umriſſe: nur die ſitzenden und ſchwebenden Figuren geſchickt auszutheilen, den Raum damit geſchmackvoll auszuzieren, war ſeine Sorge.

Das Gerüſte ſtand, die Arbeit ging vorwärts, und da ſchon einiges was in die Augen fiel erreicht war, konnte es ihm nicht zuwider ſeyn, daß Charlotte mit Ottilien ihn beſuchte. Die lebendigen Engelsgeſichter, die lebhaften Gewänder auf dem blauen Himmelsgrunde erfreuten das Auge, indem ihr ſtilles frommes Weſen

das Gemüth zur Sammlung berief und eine sehr zarte Wirkung hervorbrachte.

Die Frauen waren zu ihm aufs Gerüst gestiegen, und Ottilie bemerkte kaum, wie abgemessen leicht und bequem das alles zuging, als sich in ihr das durch frühern Unterricht Empfangene mit einmal zu entwickeln schien, sie nach Farbe und Pinsel griff und auf erhaltene Anweisung ein faltenreiches Gewand mit soviel Reinlichkeit als Geschicklichkeit anlegte.

Charlotte, welche gern sah wenn Ottilie sich auf irgend eine Weise beschäftigte und zerstreute, ließ die beyden gewähren und ging, um ihren eigenen Gedanken nachzuhängen, um ihre Betrachtungen und Sorgen, die sie niemanden mittheilen konnte, für sich durchzuarbeiten.

Wenn gewöhnliche Menschen, durch gemeine Verlegenheiten des Tags zu einem leidenschaftlich ängstlichen Betragen aufgeregt, uns ein mitleidiges Lächeln abnöthigen; so betrachten wir dagegen mit Ehrfurcht ein Gemüth, in welchem die Saat eines großen Schicksals ausgesäet worden, das die Entwickelung dieser Empfängniß abwarten muß, und weder das Gute noch das Böse, weder das Glückliche noch das Unglückliche was daraus entspringen soll, beschleunigen darf und kann.

Eduard hatte durch Charlottens Boten, den sie ihm in seine Einsamkeit gesendet, freundlich und theil-

nehmend, aber doch eher gefaßt und ernſt als zutraulich und liebevoll, geantwortet. Kurz darauf war Eduard verſchwunden, und ſeine Gattinn konnte zu keiner Nachricht von ihm gelangen, bis ſie endlich von ungefähr ſeinen Namen in den Zeitungen fand, wo er unter denen, die ſich bey einer bedeutenden Kriegsgelegenheit hervorgethan hatten, mit Auszeichnung genannt war. Sie wußte nun, welchen Weg er genommen hatte, ſie erfuhr daß er großen Gefahren entronnen war; allein ſie überzeugte ſich zugleich, daß er größere aufſuchen würde, und ſie konnte ſich daraus nur allzuſehr deuten, daß er in jedem Sinne ſchwerlich vom Aeußerſten würde zurückzuhalten ſeyn. Sie trug dieſe Sorgen für ſich allein immer in Gedanken und mochte ſie hin und wieder legen wie ſie wollte, ſo konnte ſie doch bey keiner Anſicht Beruhigung finden.

Ottilie, von alle dem nichts ahndend, hatte indeſſen zu jener Arbeit die größte Neigung gefaßt, und von Charlotten gar leicht die Erlaubniß erhalten, regelmäßig darin fortfahren zu dürfen. Nun ging es raſch weiter und der azurne Himmel war bald mit würdigen Bewohnern bevölkert. Durch eine anhaltende Uebung gewannen Ottilie und der Architect bey den letzten Bildern mehr Freyheit, ſie wurden zuſehends beſſer. Auch die Geſichter, welche dem Architecten zu malen allein überlaſſen war, zeigten nach und nach eine ganz beſondere Eigenſchaft: ſie fingen ſämmtlich an Ottilien zu

gleichen. Die Nähe des ſchönen Kindes mußte wohl in die Seele des jungen Mannes, der noch keine natürliche oder künſtleriſche Phyſiognomie vorgefaßt hatte, einen ſo lebhaften Eindruck machen, daß ihm nach und nach, auf dem Wege vom Auge zur Hand, nichts verloren ging, ja daß beyde zuletzt ganz gleichſtimmig arbeiteten. Genug, eins der letzten Geſichtchen glückte vollkommen, ſo daß es ſchien als wenn Ottilie ſelbſt aus den himmliſchen Räumen herunterſähe.

An dem Gewölbe war man fertig; die Wände hatte man ſich vorgenommen einfach zu laſſen und nur mit einer hellern bräunlichen Farbe zu überziehen; die zarten Säulen und künſtlichen bildhaueriſchen Zieraten ſollten ſich durch eine dunklere auszeichnen. Aber wie in ſolchen Dingen immer eins zum andern führt, ſo wurden noch Blumen und Fruchtgehänge beſchloſſen, welche Himmel und Erde gleichſam zuſammenknüpfen ſollten. Hier war nun Ottilie ganz in ihrem Felde. Die Gärten lieferten die ſchönſten Muſter, und obſchon die Kränze ſehr reich ausgeſtattet wurden; ſo kam man doch früher als man gedacht hatte damit zu Stande.

Noch ſah aber alles wüſte und roh aus. Die Gerüſte waren durcheinander geſchoben, die Bretter über einander geworfen, der ungleiche Fußboden durch mancherley vergoſſene Farben noch mehr verunſtaltet. Der Architect erbat ſich nunmehr, daß die Frauenzimmer ihm acht Tage Zeit laſſen und bis dahin die Capelle

nicht betreten möchten. Endlich erſuchte er ſie an einem ſchönen Abende, ſich beyderſeits dahin zu verfügen; doch wünſchte er ſie nicht begleiten zu dürfen und empfahl ſich ſogleich.

Was er uns auch für eine Ueberraſchung zugedacht haben mag, ſagte Charlotte als er weggegangen war; ſo habe ich doch gegenwärtig keine Luſt hinunter zu gehen. Du nimmſt es wohl allein über dich und giebſt mir Nachricht. Gewiß hat er etwas Angenehmes zu Stande gebracht. Ich werde es erſt in deiner Beſchreibung und dann gern in Wirklichkeit genießen.

Ottilie, die wohl wußte, daß Charlotte ſich in manchen Stücken in Acht nahm, alle Gemüthsbewegungen vermied, und beſonders nicht überraſcht ſeyn wollte, begab ſich ſogleich allein auf den Weg und ſah ſich unwillkührlich nach dem Architecten um, der aber nirgends erſchien und ſich mochte verborgen haben. Sie trat in die Kirche, die ſie offen fand. Dieſe war ſchon früher fertig, gereinigt und eingeweiht. Sie trat zur Thüre der Capelle, deren ſchwere mit Erz beſchlagene Laſt ſich leicht vor ihr aufthat und ſie in einem bekannten Raume mit einem unerwarteten Anblick überraſchte.

Durch das einzige hohe Fenſter fiel ein ernſtes buntes Licht herein: denn es war von farbigen Gläſern anmuthig zuſammengeſetzt. Das Ganze erhielt dadurch einen fremden Ton und bereitete zu einer eigenen Stim-

mung. Die Schönheit des Gewölbes und der Wände ward durch die Zierde des Fußbodens erhöht, der aus beſonders geformten, nach einem ſchönen Muſter gelegten, durch eine gegoſſene Gipsfläche verbundenen Ziegelſteinen beſtand. Dieſe ſowohl als die farbigen Scheiben hatte der Architect heimlich bereiten laſſen, und konnte nun in kurzer Zeit alles zuſammenfügen. Auch für Ruheplätze war geſorgt. Es hatten ſich unter jenen kirchlichen Alterthümern einige ſchöngeſchnitzte Chorſtühle vorgefunden, die nun gar ſchicklich an den Wänden angebracht umherſtanden.

Ottilie freute ſich der bekannten ihr als ein unbekanntes Ganze entgegentretenden Theile. Sie ſtand, ging hin und wieder, ſah und beſah; endlich ſetzte ſie ſich auf einen der Stühle und es ſchien ihr, indem ſie auf und umherblickte, als wenn ſie wäre und nicht wäre, als wenn ſie ſich empfände und nicht empfände, als wenn dieß alles vor ihr, ſie vor ſich ſelbſt verſchwinden ſollte, und nur als die Sonne das bisher ſehr lebhaft beſchienene Fenſter verließ, erwachte Ottilie vor ſich ſelbſt und eilte nach dem Schloſſe.

Sie verbarg ſich nicht in welche ſonderbare Epoche dieſe Ueberraſchung gefallen ſey. Es war der Abend vor Eduards Geburtstage. Dieſen hatte ſie freylich ganz anders zu feyern gehofft: wie ſollte nicht alles zu dieſem Feſte geſchmückt ſeyn? Aber nunmehr ſtand der ganze herbſtliche Blumenreichthum ungepflückt. Dieſe

Sonnenblumen wendeten noch immer ihr Angeſicht gen Himmel; dieſe Aſtern ſahen noch immer ſtill beſcheiden vor ſich hin, und was allenfalls davon zu Kränzen gebunden war, hatte zum Muſter gedient einen Ort auszuſchmücken, der wenn er nicht blos eine Künſtler-Grille bleiben, wenn er zu irgend etwas genutzt werden ſollte, nur zu einer gemeinſamen Grabſtätte geeignet ſchien.

Sie mußte ſich dabey der geräuſchvollen Geſchäftigkeit erinnern, mit welcher Eduard ihr Geburtsfeſt gefeyert, ſie mußte des neugerichteten Hauſes gedenken, unter deſſen Decke man ſich ſoviel Freundliches verſprach. Ja das Feuerwerk rauſchte ihr wieder vor Augen und Ohren, je einſamer ſie war, deſto mehr vor der Einbildungskraft; aber ſie fühlte ſich auch nur um deſto mehr allein. Sie lehnte ſich nicht mehr auf ſeinen Arm, und hatte keine Hoffnung, an ihm jemals wieder eine Stütze zu finden.

Aus
Ottiliens Tagebuche.

„Eine Bemerkung des jungen Künſtlers muß ich aufzeichnen: wie am Handwerker ſo am bildenden Künſtler kann man auf das deutlichſte gewahr werden, daß der Menſch ſich das am wenigſten zuzueignen vermag was ihm ganz eigens angehört. Seine Werke verlaſſen ihn, ſo wie die Vögel das Neſt worin ſie ausgebrütet worden."

„Der Baukünſtler vor allen hat hierin das wunderlichſte Schickſal. Wie oft wendet er ſeinen ganzen Geiſt, ſeine ganze Neigung auf, um Räume hervorzubringen, von denen er ſich ſelbſt ausſchließen muß. Die königlichen Säle ſind ihm ihre Pracht ſchuldig, deren größte Wirkung er nicht mitgenießt. In den Tempeln zieht er eine Gränze zwiſchen ſich und dem Allerheiligſten; er darf die Stufen nicht mehr betreten, die er zur herzerhebenden Feyerlichkeit gründete, ſo wie der Goldſchmid die Monſtranz nur von fern anbetet, deren Schmelz und Edelſteine er zuſammengeordnet hat. Dem Reichen übergiebt der Baumeiſter mit dem Schlüſſel des Pallaſtes alle Bequemlichkeit und Behäbigkeit, ohne in-

gend etwas davon mitzugenießen. Muß ſich nicht allgemach auf dieſe Weiſe die Kunſt von dem Künſtler entfernen, wenn das Werk, wie ein ausgeſtattetes Kind, nicht mehr auf den Vater zurückwirkt? und wie ſehr mußte die Kunſt ſich ſelbſt befördern, als ſie faſt allein mit dem Oeffentlichen, mit dem was allen und alſo auch dem Künſtler gehörte, ſich zu beſchäftigen beſtimmt war!"

„Eine Vorſtellung der alten Völker iſt ernſt und kann furchtbar ſcheinen. Sie dachten ſich ihre Vorfahren in großen Höhlen rings umher auf Thronen ſitzend in ſtummer Unterhaltung. Dem neuen der hereintrat, wenn er würdig genug war, ſtanden ſie auf und neigten ihm einen Willkommen. Geſtern als ich in der Capelle ſaß und meinem geſchnitzten Stuhle gegenüber noch mehrere umhergeſtellt ſah, erſchien mir jener Gedanke gar freundlich und anmuthig. Warum kannſt du nicht ſitzen bleiben? dachte ich bey mir ſelbſt, ſtill und in dich gekehrt ſitzen bleiben, lange lange, bis endlich die Freunde kämen, denen du aufſtündeſt und ihren Platz mit freundlichem Neigen anwieſeſt. Die farbigen Scheiben machen den Tag zur ernſten Dämmerung und Jemand müßte eine ewige Lampe ſtiften, damit auch die Nacht nicht ganz finſter bliebe."

„Man mag ſich ſtellen wie man will, und man denkt ſich immer ſehend. Ich glaube der Menſch träumt nur, damit er nicht aufhöre zu ſehen. Es könnte wohl

ſeyn, daß das innere Licht einmal aus uns herausträte, ſo daß wir keines andern mehr bedürften."

„Das Jahr klingt ab. Der Wind geht über die Stoppeln und findet nichts mehr zu bewegen; nur die rothen Beeren jener ſchlanken Bäume ſcheinen uns noch an etwas Munteres erinnern zu wollen, ſo wie uns der Tactſchlag des Dreſchers den Gedanken erweckt, daß in der abgeſichelten Aehre ſoviel Nährendes und Lebendiges verborgen liegt."

Viertes Capitel.

Wie ſeltſam mußte, nach ſolchen Ereigniſſen, nach dieſem aufgedrungenen Gefühl von Vergänglichkeit und Hinſchwinden, Ottilie durch die Nachricht getroffen werden, die ihr nicht länger verborgen bleiben konnte, daß Eduard ſich dem wechſelnden Kriegsglück überliefert habe. Es entging ihr leider keine von den Betrachtungen, die ſie dabey zu machen Urſache hatte. Glücklicherweiſe kann der Menſch nur einen gewiſſen Grad des Unglücks faſſen; was darüber hinausgeht vernichtet ihn oder läßt ihn gleichgültig. Es giebt Lagen, in denen Furcht und Hoffnung Eins werden, ſich einander wechſelſeitig aufheben und in eine dunkle Fühlloſigkeit verlieren. Wie könnten wir ſonſt die entfernten Geliebteſten in ſtündlicher Gefahr wiſſen und dennoch unſer tägliches gewöhnliches Leben immer ſo forttreiben.

Es war daher als wenn ein guter Geiſt für Ottilien geſorgt hätte, indem er auf einmal in dieſe Stille, in der ſie einſam und unbeſchäftigt zu verſinken ſchien, ein wildes Heer hereinbrachte, das, indem es ihr von außen genug zu ſchaffen gab und ſie aus ſich ſelbſt führte, zugleich in ihr das Gefühl eigener Kraft anregte.

Char-

Charlottens Tochter, Luciane, war kaum aus der Penſion in die große Welt getreten, hatte kaum in dem Hauſe ihrer Tante ſich von zahlreicher Geſellſchaft umgeben geſehen, als ihr Gefallenwollen wirklich Gefallen erregte, und ein junger, ſehr reicher Mann gar bald eine heftige Neigung empfand, ſie zu beſitzen. Sein anſehnliches Vermögen gab ihm ein Recht, das Beſte jeder Art ſein eigen zu nennen, und es ſchien ihm nichts weiter abzugehen als eine vollkommene Frau, um die ihn die Welt ſo wie nun das übrige zu beneiden hätte.

Dieſe Familienangelegenheit war es, welche Charlotten bisher ſehr viel zu thun gab, der ſie ihre ganze Ueberlegung, ihre Correſpondenz widmete, inſofern dieſe nicht darauf gerichtet war, von Eduard nähere Nachricht zu erhalten; deswegen auch Ottilie mehr als ſonſt in der letzten Zeit allein blieb. Dieſe wußte zwar um die Ankunft Lucianens; im Hauſe hatte ſie deshalb die nöthigſten Vorkehrungen getroffen; allein ſo nahe ſtellte man ſich den Beſuch nicht vor. Man wollte vorher noch ſchreiben, abreden, näher beſtimmen, als der Sturm auf einmal über das Schloß und Ottilien hereinbrach.

Angefahren kamen nun Kammerjungfern und Bediente, Brancards mit Koffern und Kiſten; man glaubte ſchon eine doppelte und dreyfache Herrſchaft im Hauſe zu haben; aber nun erſchienen erſt die Gäſte ſelbſt: Die Großtante mit Lucianen und einigen Freundinnen,

der Bräutigam gleichfalls nicht unbegleitet. Da lag das Vorhaus voll Bachen, Mantelſäcke und anderer ledernen Gehäuſe. Mit Mühe ſonderte man die vielen Käſtchen und Futterale auseinander. Des Gepäckes und Geſchleppes war kein Ende. Dazwiſchen regnete es mit Gewalt, woraus manche Unbequemlichkeit entſtand. Dieſem ungeſtümen Treiben begegnete Ottilie mit gleichmüthiger Thätigkeit, ja ihr heiteres Geſchick erſchien im ſchönſten Glanze: denn ſie hatte in kurzer Zeit alles untergebracht und angeordnet. Jedermann war logirt, Jedermann nach ſeiner Art bequem, und glaubte gut bedient zu ſeyn, weil er nicht gehindert war ſich ſelbſt zu bedienen.

Nun hätten alle gern, nach einer höchſt beſchwerlichen Reiſe, einige Ruhe genoſſen; der Bräutigam hätte ſich ſeiner Schwiegermutter gern genähert, um ihr ſeine Liebe, ſeinen guten Willen zu betheuern: aber Luciane konnte nicht raſten. Sie war nun einmal zu dem Glücke gelangt, ein Pferd beſteigen zu dürfen. Der Bräutigam hatte ſchöne Pferde, und ſogleich mußte man aufſitzen. Wetter und Wind, Regen und Sturm kamen nicht in Anſchlag; es war als wenn man nur lebte um naß zu werden und ſich wieder zu trocknen. Fiel es ihr ein, zu Fuße auszugehen, ſo fragte ſie nicht, was für Kleider ſie anhatte und wie ſie beſchuht war; ſie mußte die Anlagen beſichtigen von denen ſie vieles gehört hatte. Was nicht zu Pferde geſchehen konnte,

wurde zu Fuß durchrannt. Bald hatte ſie alles geſehen und abgeurtheilt. Bey der Schnelligkeit ihres Weſens war ihr nicht leicht zu widerſprechen. Die Geſellſchaft hatte manches zu leiden, am meiſten aber die Kammermädchen, die mit Waſchen und Bügeln, Auftrennen und Annähen, nicht fertig werden konnten.

Kaum hatte ſie das Haus und die Gegend erſchöpft, als ſie ſich verpflichtet fühlte, rings in der Nachbarſchaft Beſuch abzulegen. Weil man ſehr ſchnell ritt und fuhr, ſo reichte die Nachbarſchaft ziemlich fern umher. Das Schloß ward mit Gegenbeſuchen überſchwemmt, und damit man ſich ja nicht verfehlen möchte, wurden bald beſtimmte Tage angeſetzt.

Indeſſen Charlotte mit der Tante und dem Geſchäftsträger des Bräutigams die innern Verhältniſſe feſtzuſtellen bemüht war, und Ottilie mit ihren Untergebenen dafür zu ſorgen wußte, daß es an nichts, bey ſo großem Zudrang, fehlen möchte, da denn Jäger und Gärtner, Fiſcher und Krämer in Bewegung geſetzt wurden; zeigte ſich Luciane immer wie ein brennender Cometenkern, der einen langen Schweif nach ſich zieht. Die gewöhnlichen Beſuchsunterhaltungen dünkten ihr bald ganz unſchmackhaft. Kaum daß ſie den älteſten Perſonen eine Ruhe am Spieltiſch gönnte; wer noch einigermaßen beweglich war — und wer ließ ſich nicht durch ihre reizenden Zudringlichkeiten in Bewegung ſetzen? — mußte herbey, wo nicht zum Tanze, doch

zum lebhaften Pfand = Straf = und Verlrſpiel. Und ob= gleich das Alles, ſo wie hernach die Pfänderlöſung, auf ſie ſelbſt berechnet war, ſo ging doch von der andern Seite Niemand, beſonders kein Mann, er mochte von einer Art ſeyn von welcher er wollte, ganz leer aus; ja es glückte ihr, einige ältere Perſonen von Bedeutung ganz für ſich zu gewinnen, indem ſie ihre eben einfallen= den Geburts = und Namenstage ausgeforſcht hatte und beſonders feyerte. Dabey kam ihr ein ganz eignes Ge= ſchick zu Statten, ſo daß, indem alle ſich begünſtigt ſa= hen, jeder ſich für den am meiſten begünſtigten hielt: eine Schwachheit deren ſich ſogar der Aelteſte in der Ge= ſellſchaft am allermerklichſten ſchuldig machte.

Schien es bey ihr Plan zu ſeyn, Männer die et= was vorſtellten, Rang, Anſehen, Ruhm oder ſonſt et= was Bedeutendes vor ſich hatten, für ſich zu gewin= nen, Weisheit und Beſonnenheit zu Schanden zu ma= chen, und ihrem wilden wunderlichen Weſen ſelbſt bey der Bedächtlichkeit Gunſt zu erwerben; ſo kam die Ju= gend doch dabey nicht zu kurz: Jeder hatte ſein Theil, ſeinen Tag, ſeine Stunde, in der ſie ihn zu entzücken und zu feſſeln wußte. So hatte ſie den Architecten ſchon bald ins Auge gefaßt, der jedoch aus ſeinem ſchwarzen langlockigen Haar ſo unbefangen herausſah, ſo gerad und ruhig in der Entfernung ſtand, auf alle Fragen kurz und verſtändig antwortete, ſich aber auf nichts weiter einzulaſſen geneigt ſchien, daß ſie ſich endlich ein=

mal, halb unwillig halb liſtig, entſchloß ihn zum Helden des Tages zu machen und dadurch auch für ihren Hof zu gewinnen.

Nicht umſonſt hatte ſie ſo vieles Gepäcke mitgebracht, ja es war ihr noch manches gefolgt. Sie hatte ſich auf eine unendliche Abwechſelung in Kleidern vorgeſehen. Wenn es ihr Vergnügen machte, ſich des Tags drey viermal umzuziehen und mit gewöhnlichen, in der Geſellſchaft üblichen Kleidern vom Morgen bis in die Nacht zu wechſeln; ſo erſchien ſie dazwiſchen wohl auch einmal im wirklichen Maskenkleid, als Bäuerinn und Fiſcherinn, als Fee und Blumenmädchen. Sie verſchmähte nicht, ſich als alte Frau zu verkleiden, um deſto friſcher ihr junges Geſicht aus der Kutte hervorzuzeigen; und wirklich verwirrte ſie dadurch das Gegenwärtige und das Eingebildete dergeſtalt, daß man ſich mit der Saalnixe verwandt und verſchwägert zu ſeyn glaubte.

Wozu ſie aber dieſe Verkleidungen hauptſächlich benutzte, waren pantomimiſche Stellungen und Tänze, in denen ſie verſchiedene Charakter auszudrücken gewandt war. Ein Cavalier aus ihrem Gefolge hatte ſich eingerichtet, auf dem Flügel ihre Gebärden mit der wenigen nöthigen Muſik zu begleiten; es bedurfte nur einer kurzen Abrede und ſie waren ſogleich in Einſtimmung.

Eines Tages, als man ſie bey der Pauſe eines lebhaften Balls, auf ihren eigenen heimlichen Antrieb,

gleichſam aus dem Stegereife, zu einer ſolchen Darſtellung aufgefordert hatte; ſchien ſie verlegen und überraſcht und ließ ſich wider ihre Gewohnheit lange bitten. Sie zeigte ſich unentſchloſſen, ließ die Wahl, bat wie ein Improviſator um einen Gegenſtand, bis endlich jener Clavier ſpielende Gehülfe, mit dem es abgeredet ſeyn mochte, ſich an den Flügel ſetzte, einen Trauermarſch zu ſpielen anfing und ſie aufforderte, jene Artemiſia zu geben, welche ſie ſo vortrefflich einſtudirt habe. Sie ließ ſich erbitten, und nach einer kurzen Abweſenheit erſchien ſie, bey den zärtlich traurigen Tönen des Todtenmarſches, in Geſtalt der königlichen Wittwe, mit gemeſſenem Schritt, einen Aſchenkrug vor ſich hertragend. Hinter ihr brachte man eine große ſchwarze Tafel und in einer goldenen Reißfeder ein wohl zugeſchnitztes Stück Kreide.

Einer ihrer Verehrer und Adjutanten, dem ſie etwas ins Ohr ſagte, ging ſogleich den Architecten aufzufordern, zu nöthigen und gewiſſermaßen herbeyzuſchieben, daß er als Baumeiſter das Grab des Mauſolus zeichnen, und alſo keineswegs einen Statiſten, ſondern einen ernſtlich Mitſpielenden vorſtellen ſollte. Wie verlegen der Architect auch äußerlich erſchien — denn er machte in ſeiner ganz ſchwarzen knappen modernen Civilgeſtalt einen wunderlichen Contraſt mit jenen Flören, Creppen, Franzen, Schmelzen, Quaſten und Kronen — ſo faßte er ſich doch gleich innerlich, allein um ſo wun-

derlicher war es anzuſehen. Mit dem größten Ernſt ſtellte er ſich vor die große Tafel, die von ein paar Pagen gehalten wurde, und zeichnete mit viel Bedacht und Genauigkeit ein Grabmal, das zwar eher einem longobardiſchen als einem cariſchen König wäre gemäß geweſen, aber doch in ſo ſchönen Verhältniſſen, ſo ernſt in ſeinen Theilen, ſo geiſtreich in ſeinen Zieraten, daß man es mit Vergnügen entſtehen ſah und als es fertig war bewunderte.

Er hatte ſich in dieſem ganzen Zeitraum faſt nicht gegen die Königinn gewendet, ſondern ſeinem Geſchäft alle Aufmerkſamkeit gewidmet. Endlich als er ſich vor ihr neigte und andeutete, daß er nun ihre Befehle vollzogen zu haben glaube, hielt ſie ihm noch die Urne hin, und bezeichnete das Verlangen, dieſe oben auf dem Gipfel abgebildet zu ſehen. Er that es, obgleich ungern, weil ſie zu dem Charakter ſeines übrigen Entwurfs nicht paſſen wollte. Was Lucianen betraf, ſo war ſie endlich von ihrer Ungeduld erlöſt: denn ihre Abſicht war keineswegs eine gewiſſenhafte Zeichnung von ihm zu haben. Hätte er mit wenigen Strichen nur hinſkizzirt, was etwa einem Monument ähnlich geſehen, und ſich die übrige Zeit mit ihr abgegeben; ſo wäre das wohl dem Endzweck und ihren Wünſchen gemäßer geweſen. Bey ſeinem Benehmen dagegen kam ſie in die größte Verlegenheit: denn ob ſie gleich in ihrem Schmerz, ih-

ren Anordnungen und Andeutungen, ihrem Beyfall über das nach und nach Entſtehende, ziemlich abzuwechſeln ſuchte und ſie ihn einigemal beynahe herumzerrte, um nur mit ihm in eine Art von Verhältniß zu kommen; ſo erwies er ſich doch gar zu ſteif, dergeſtalt daß ſie allzuoft ihre Zuflucht zur Urne nehmen, ſie an ihr Herz drücken und zum Himmel ſchauen mußte, ja zuletzt, weil ſich doch dergleichen Situationen immer ſteigern, mehr einer Wittwe von Epheſus als einer Königinn von Carien ähnlich ſah. Die Vorſtellung zog ſich daher in die Länge, der Clavierſpieler, der ſonſt Geduld genug hatte, wußte nicht mehr in welchen Ton er ausweichen ſollte. Er dankte Gott als er die Urne auf der Pyramide ſtehn ſah und fiel unwillkührlich, als die Königinn ihren Dank ausdrücken wollte, in ein luſtiges Thema; wodurch die Vorſtellung zwar ihren Charakter verlor, die Geſellſchaft jedoch völlig aufgeheitert wurde, die ſich denn ſogleich theilte, der Dame für ihren vortrefflichen Ausdruck, und dem Architecten für ſeine künſtliche und zierliche Zeichnung eine freudige Bewunderung zu beweiſen.

Beſonders der Bräutigam unterhielt ſich mit dem Architecten. Es thut mir leid, ſagte jener, daß die Zeichnung ſo vergänglich iſt. Sie erlauben wenigſtens, daß ich ſie mir auf mein Zimmer bringen laſſe und mich mit Ihnen darüber unterhalte. Wenn es Ihnen

Vergnügen macht, ſagte der Architect, ſo kann ich Ihnen ſorgfältige Zeichnungen von dergleichen Gebäuden und Monumenten vorlegen, wovon dieſes nur ein zufälliger flüchtiger Entwurf iſt.

Ottilie ſtand nicht fern und trat zu den beyden. Verſäumen Sie nicht, ſagte ſie zum Architecten, den Herrn Baron gelegentlich Ihre Sammlung ſehn zu laſſen: er iſt ein Freund der Kunſt und des Alterthums; ich wünſche daß Sie ſich näher kennen lernen.

Luciane kam herbeygefahren und fragte: Wovon iſt die Rede.

Von einer Sammlung Kunſtwerke, antwortete der Baron, welche dieſer Herr beſitzt und die er uns gelegentlich zeigen will.

Er mag ſie nur gleich bringen, rief Luciane. Nicht wahr, Sie bringen ſie gleich? ſetzte ſie ſchmeichelnd hinzu, indem ſie ihn mit beyden Händen freundlich anfaßte.

Es möchte jetzt der Zeitpunkt nicht ſeyn, verſetzte der Architect.

Was! rief Luciane gebieteriſch: Sie wollen dem Befehl Ihrer Königinn nicht gehorchen? Dann legte ſie ſich auf ein neckiſches Bitten.

Seyn Sie nicht eigenſinnig, ſagte Ottilie halb leiſe.

Der Architect entfernte ſich mit einer Beugung, ſie war weder bejahend noch verneinend.

Kaum war er fort, als Luciane ſich mit einem Windſpiel im Saale herumjagte. Ach! rief ſie aus, indem ſie zufällig an ihre Mutter ſtieß: wie bin ich nicht unglücklich! Ich habe meinen Affen nicht mitgenommen; man hat mir es abgerathen, es iſt aber nur die Bequemlichkeit meiner Leute, die mich um dieſes Vergnügen bringt. Ich will ihn aber nachkommen laſſen, es ſoll mir Jemand hin ihn zu holen. Wenn ich nur ſein Bildniß ſehen könnte, ſo wäre ich ſchon vergnügt. Ich will ihn aber gewiß auch malen laſſen und er ſoll mir nicht von der Seite kommen.

Vielleicht kann ich dich tröſten, verſetzte Charlotte, wenn ich dir aus der Bibliothek einen ganzen Band der wunderlichſten Affenbilder kommen laſſe. Luciane ſchrie vor Freuden laut auf, und der Foliband wurde gebracht. Der Anblick dieſer menſchenähnlichen und durch den Künſtler noch mehr vermenſchlichten abſcheulichen Geſchöpfe machte Lucianen die größte Freude. Ganz glücklich aber fühlte ſie ſich, bey einem jeden dieſer Thiere die Aehnlichkeit mit bekannten Menſchen zu finden. Sieht der nicht aus wie der Onkel? rief ſie unbarmherzig: der wie der Galanteriehändler M —, der wie der Pfarrer S — und dieſer iſt der Dings — der — leibhaftig. Im Grunde ſind doch die Affen die eigentlichen Incroyables und es iſt unbegreiflich, wie man ſie aus der beſten Geſellſchaft ausſchließen mag.

Sie ſagte das in der beſten Geſellſchaft, doch Niemand nahm es ihr übel. Man war ſo gewohnt ihrer Anmuth vieles zu erlauben, daß man zuletzt ihrer Unart alles erlaubte.

Ottilie unterhielt ſich indeſſen mit dem Bräutigam. Sie hoffte auf die Rückkunft des Architecten, deſſen ernſtere, geſchmackvollere Sammlungen die Geſellſchaft von dieſem Affenweſen befreyen ſollten. In dieſer Erwartung hatte ſie ſich mit dem Baron beſprochen und ihn auf manches aufmerkſam gemacht. Allein der Architect blieb aus, und als er endlich wiederkam, verlor er ſich unter der Geſellſchaft, ohne etwas mit zu bringen, und ohne zu thun als ob von etwas die Frage geweſen wäre. Ottilie ward einen Augenblick — wie ſoll man's nennen? — verdrießlich, ungehalten, betroffen; ſie hatte ein gutes Wort an ihn gewendet, ſie gönnte dem Bräutigam eine vergnügte Stunde nach ſeinem Sinne, der bey ſeiner unendlichen Liebe für Lucianen doch von ihrem Betragen zu leiden ſchien.

Die Affen mußten einer Collation Platz machen. Geſellige Spiele, ja ſogar noch Tänze, zuletzt ein freudeloſes Herumſitzen und Wiederaufſagen einer ſchon geſunkenen Luſt dauerten dießmal, wie ſonſt auch, weit über Mitternacht. Denn ſchon hatte ſich Luciane gewöhnt, Morgens nicht aus dem Bette und Abends nicht ins Bette gelangen zu können.

Um dieſe Zeit finden ſich in Ottiliens Tagebuch Ereigniſſe ſeltner angemerkt, dagegen häufiger auf das Leben bezügliche und vom Leben abgezogene Maximen und Sentenzen. Weil aber die meiſten derſelben wohl nicht durch ihre eigene Reflexion entſtanden ſeyn können; ſo iſt es wahrſcheinlich, daß man ihr irgend einen Heft mitgetheilt, aus dem ſie ſich was ihr gemüthlich war, ausgeſchrieben. Manches eigene von innigerem Bezug wird an dem rothen Faden wohl zu erkennen ſeyn.

Aus
Ottiliens Tagebuche.

„Wir blicken ſo gern in die Zukunft, weil wir das Ungefähre was ſich in ihr hin und her bewegt, durch ſtille Wünſche ſo gern zu unſern Gunſten heranleiten möchten."

„Wir befinden uns nicht leicht in groſſer Geſellſchaft, ohne zu denken: der Zufall, der ſo viele zuſammenbringt, ſolle uns auch unſre Freunde herbeyführen."

„Man mag noch ſo eingezogen leben, ſo wird man ehe man ſich's verſieht, ein Schuldner oder ein Gläubiger."

„Begegnet uns Jemand der uns Dank ſchuldig iſt, gleich fällt es uns ein. Wie oft können wir Jemand begegnen, dem wir Dank ſchuldig ſind, ohne daran zu denken."

„Sich mitzutheilen iſt Natur; Mitgetheiltes aufzunehmen wie es gegeben wird, iſt Bildung."

„Niemand würde viel in Geſellſchaften ſprechen, wenn er ſich bewuſſt wäre, wie oft er die andern mißverſteht."

„Man verändert fremde Reden beym Wiederhohlen

wohl nur darum ſo ſehr, weil man ſie nicht verſtanden hat."

„Wer vor andern lange allein ſpricht, ohne den Zuhörern zu ſchmeicheln, erregt Widerwillen."

„Jedes ausgeſprochene Wort erregt den Gegenſinn."

„Widerſpruch und Schmeicheley machen beyde ein ſchlechtes Geſpräch."

„Die angenehmſten Geſellſchaften ſind die, in welchen eine heitere Ehrerbietung der Glieder gegen einander obwaltet."

„Durch nichts bezeichnen die Menſchen mehr ihren Charakter als durch das was ſie lächerlich finden."

„Das Lächerliche entſpringt aus einem ſittlichen Contraſt, der, auf eine unſchädliche Weiſe, für die Sinne in Verbindung gebracht wird."

„Der ſinnliche Menſch lacht oft wo nichts zu lachen iſt. Was ihn auch anregt, ſein innerſtes Behagen kommt zum Vorſchein."

„Der Verſtändige findet faſt alles lächerlich, der Vernünftige faſt nichts."

„Einem bejahrten Manne verdachte man, daß er ſich noch um junge Frauenzimmer bemühte. Es iſt das einzige Mittel, verſetzte er, ſich zu verjüngen und das will doch Jedermann."

„Man läßt ſich ſeine Mängel vorhalten, man läßt ſich ſtrafen, man leidet manches um ihrer willen mit

Geduld; aber ungeduldig wird man, wenn man ſie ablegen ſoll."

„Gewiſſe Mängel ſind nothwendig zum Daſeyn des Einzelnen. Es würde uns unangenehm ſeyn, wenn alte Freunde gewiſſe Eigenheiten ablegten."

„Man ſagt: er ſtirbt bald, wenn einer etwas gegen ſeine Art und Weiſe thut."

„Was für Mängel dürfen wir behalten, ja an uns cultiviren? Solche die den andern eher ſchmeicheln als ſie verletzen."

„Die Leidenſchaften ſind Mängel oder Tugenden, nur geſteigerte."

„Unſre Leidenſchaften ſind wahre Phönire. Wie der alte verbrennt, ſteigt der neue ſogleich wieder aus der Aſche hervor."

„Große Leidenſchaften ſind Krankheiten ohne Hoffnung. Was ſie heilen könnte, macht ſie erſt recht gefährlich."

„Die Leidenſchaft erhöht und mildert ſich durchs Bekennen. In nichts wäre die Mittelſtraße vielleicht wünſchenswerther als im Vertrauen und Verſchweigen gegen die die wir lieben."

Fünftes Capitel.

So peitſchte Luciane den Lebensrauſch im geſelligen Strudel immer vor ſich her. Ihr Hofſtaat vermehrte ſich täglich, theils weil ihr Treiben ſo manchen anregte und anzog, theils weil ſie ſich andre durch Gefälligkeit und Wohlthun zu verbinden wußte. Mittheilend war ſie im höchſten Grade: denn da ihr durch die Neigung der Tante und des Bräutigams ſo viel Schönes und Köſtliches auf einmal zugefloſſen war; ſo ſchien ſie nichts eigenes zu beſitzen, und den Werth der Dinge nicht zu kennen, die ſich um ſie gehäuft hatten. So zauderte ſie nicht einen Augenblick einen koſtbaren Shawl abzunehmen und ihn einem Frauenzimmer umzuhängen, das ihr gegen die übrigen zu ärmlich gekleidet ſchien, und ſie that das auf eine ſo neckiſche, geſchickte Weiſe, daß Niemand eine ſolche Gabe ablehnen konnte. Einer von ihrem Hofſtaat hatte ſtets eine Börſe und den Auftrag, in den Orten wo ſie einkehrten, ſich nach den Aelteſten und Kränkſten zu erkundigen, und ihren Zuſtand wenigſtens für den Augenblick zu erleichtern. Dadurch entſtand ihr in der ganzen Gegend ein Name von Vortreff-

lich-

lichkeit, der ihr doch auch manchmal unbequem ward, weil er allzuviel läſtige Nothleidende an ſie heranzog.

Durch nichts aber vermehrte ſie ſo ſehr ihren Ruf, als durch ein auffallendes gutes beharrliches Benehmen gegen einen unglücklichen jungen Mann, der die Geſellſchaft floh, weil er, übrigens ſchön und wohlgebildet, ſeine rechte Hand, obgleich rühmlich, in der Schlacht verloren hatte. Dieſe Verſtümmlung erregte ihm einen ſolchen Mißmuth; es war ihm ſo verdrießlich, daß jede neue Bekanntſchaft ſich auch immer mit ſeinem Unfall bekannt machen ſollte, daß er ſich lieber verſteckte, ſich dem Leſen und andern Studien ergab und ein für allemal mit der Geſellſchaft nichts wollte zu ſchaffen haben.

Das Daſeyn dieſes jungen Mannes blieb ihr nicht verborgen. Er mußte herbey, erſt in kleiner Geſellſchaft, dann in größerer, dann in der größten. Sie benahm ſich anmuthiger gegen ihn als gegen irgend einen andern, beſonders wußte ſie durch zudringliche Dienſtfertigkeit ihm ſeinen Verluſt werth zu machen, indem ſie geſchäftig war ihn zu erſetzen. Bey Tafel mußte er neben ihr ſeinen Platz nehmen, ſie ſchnitt ihm vor, ſo daß er nur die Gabel gebrauchen durfte. Nahmen Aeltere, Vornehmere ihm ihre Nachbarſchaft weg, ſo erſtreckte ſie ihre Aufmerkſamkeit über die ganze Tafel hin, und die eilenden Bedienten mußten das erſetzen was ihm die Entfernung zu rauben drohte. Zuletzt munterte ſie ihn auf, mit der linken Hand zu ſchreiben: er mußte

alle ſeine Verſuche an ſie richten, und ſo ſtand ſie, entfernt oder nah, immer mit ihm in Verhältniß. Der junge Mann wußte nicht wie ihm geworden war, und wirklich fing er von dieſem Augenblick ein neues Leben an.

Vielleicht ſollte man denken, ein ſolches Betragen wäre dem Bräutigam mißfällig geweſen; allein es fand ſich das Gegentheil. Er rechnete ihr dieſe Bemühungen zu großem Verdienſt an, und war um ſo mehr darüber ganz ruhig, als er ihre faſt übertriebenen Eigenheiten kannte, wodurch ſie alles was im mindeſten verfänglich ſchien von ſich abzulehnen wußte. Sie wollte mit Jedermann nach Belieben umſpringen, Jeder war in Gefahr, von ihr einmal angeſtoßen, gezerrt oder ſonſt geneckt zu werden; Niemand aber durfte ſich gegen ſie ein Gleiches erlauben, Niemand ſie nach Willkühr berühren, Niemand, auch nur im entfernteſten Sinne, eine Freyheit, die ſie ſich nahm, erwiedern; und ſo hielt ſie die andern in den ſtrengſten Gränzen der Sittlichkeit gegen ſich, die ſie gegen andere jeden Augenblick zu übertreten ſchien.

Ueberhaupt hätte man glauben können, es ſey bey ihr Maxime geweſen, ſich dem Lobe und dem Tadel, der Neigung und der Abneigung gleichmäßig auszuſetzen. Denn wenn ſie die Menſchen auf mancherley Weiſe für ſich zu gewinnen ſuchte; ſo verdarb ſie es wieder mit ihnen gewöhnlich durch eine böſe Zunge,

die Niemanden ſchonte. So wurde kein Beſuch in der Nachbarſchaft abgelegt, nirgends ſie und ihre Geſellſchaft in Schlöſſern und Wohnungen freundlich aufgenommen, ohne daß ſie bey der Rückkehr auf das ausgelaſſenſte merken ließ, wie ſie alle menſchlichen Verhältniſſe nur von der lächerlichen Seite zu nehmen geneigt ſey. Da waren drey Brüder, welche unter lauter Complimenten, wer zuerſt heiraten ſollte, das Alter übereilt hatte; hier eine kleine junge Frau mit einem großen alten Manne; dort umgekehrt ein kleiner munterer Mann und eine unbehülfliche Rieſinn. In dem einen Hauſe ſtolperte man bey jedem Schritte über ein Kind; das andre wollte ihr bey der größten Geſellſchaft nicht voll erſcheinen, weil keine Kinder gegenwärtig waren. Alte Gatten ſollten ſich nur ſchnell begraben laſſen, damit doch wieder einmal Jemand im Hauſe zum Lachen käme, da ihnen keine Notherben gegeben waren. Junge Eheleute ſollten reiſen, weil das Haushalten ſie gar nicht kleide. Und wie mit den Perſonen, ſo machte ſie es auch mit den Sachen, mit den Gebäuden, wie mit dem Haus- und Tiſchgeräthe. Beſonders alle Wandverzierungen reizten ſie zu luſtigen Bemerkungen. Von dem älteſten Hauteliſſeteppich bis zu der neuſten Papiertapete, vom ehrwürdigſten Familienbilde bis zum frivolſten neuen Kupferſtich, eins wie das andre mußte leiden, eins wie das andre wurde durch ihre ſpöttiſchen Bemerkungen gleichſam aufgezehrt, ſo daß man

ſich hätte verwundern ſollen, wie fünf Meilen umher irgend etwas nur noch exiſtirte.

Eigentliche Bosheit war vielleicht nicht in dieſem verneinenden Beſtreben; ein ſelbſtiſcher Muthwille mochte ſie gewöhnlich anreizen: aber eine wahrhafte Bitterkeit hatte ſich in ihrem Verhältniß zu Ottilien erzeugt. Auf die ruhige ununterbrochene Thätigkeit des lieben Kindes, die von Jedermann bemerkt und geprieſen wurde, ſah ſie mit Verachtung herab, und als zur Sprache kam, wie ſehr ſich Ottilie der Gärten und der Treibhäuſer annehme, ſpottete ſie nicht allein darüber, indem ſie, uneingedenk des tiefen Winters in dem man lebte, ſich zu verwundern ſchien, daß man weder Blumen noch Früchte gewahr werde; ſondern ſie ließ auch von nun an ſo viel Grünes, ſo viel Zweige und was nur irgend keimte, herbeyholen und zur täglichen Zierde der Zimmer und des Tiſches verſchwenden, daß Ottilie und der Gärtner nicht wenig gekränkt waren, ihre Hoffnungen für das nächſte Jahr und vielleicht auf längere Zeit zerſtört zu ſehen.

Eben ſo wenig gönnte ſie Ottilien die Ruhe des häuslichen Ganges, worin ſie ſich mit Bequemlichkeit fortbewegte. Ottilie ſollte mit auf die Luſt- und Schlittenfahrten; ſie ſollte mit auf die Bälle die in der Nachbarſchaft veranſtaltet wurden; ſie ſollte weder Schnee noch Kälte noch gewaltſame Nachtſtürme ſcheuen, da ja ſoviel andre nicht davon ſtürben. Das zarte Kind

litt nicht wenig darunter, aber Luciane gewann nichts dabey: denn obgleich Ottilie sehr einfach gekleidet ging, so war sie doch, oder so schien sie wenigstens immer den Männern die schönste. Ein sanftes Anziehen versammelte alle Männer um sie her, sie mochte sich in den großen Räumen am ersten oder am letzten Platze befinden, ja der Bräutigam Lucianens selbst unterhielt sich oft mit ihr, und zwar um so mehr, als er in einer Angelegenheit die ihn beschäftigte, ihren Rath, ihre Mitwirkung verlangte.

Er hatte den Architecten näher kennen lernen, bey Gelegenheit seiner Kunstsammlung viel über das Geschichtliche mit ihm gesprochen, in andern Fällen auch, besonders bey Betrachtung der Capelle, sein Talent schätzen gelernt. Der Baron war jung, reich; er sammelte, er wollte bauen; seine Liebhaberey war lebhaft, seine Kenntnisse schwach; er glaubte in dem Architecten seinen Mann zu finden, mit dem er mehr als einen Zweck zugleich erreichen könnte. Er hatte seiner Braut von dieser Absicht gesprochen; sie lobte ihn darum und war höchlich mit dem Vorschlag zufrieden, doch vielleicht mehr, um diesen jungen Mann Ottilien zu entziehen — denn sie glaubte so etwas von Neigung bey ihm zu bemerken — als daß sie gedacht hätte, sein Talent zu ihren Absichten zu benutzen. Denn ob er gleich bey ihren extemporirten Festen sich sehr thätig erwiesen und manche Resourcen bey dieser und jener Anstalt dargeboten, so

glaubte ſie es doch immer ſelbſt beſſer zu verſtehen; und da ihre Erfindungen gewöhnlich gemein waren, ſo reichte, um ſie auszuführen, die Geſchicklichkeit eines gewandten Kammerdieners eben ſo gut hin, als die des vorzüglichſten Künſtlers. Weiter als zu einem Altar, worauf geopfert ward, und zu einer Bekränzung, es mochte nun ein gypſernes oder ein lebendes Haupt ſeyn, konnte ihre Einbildungskraft ſich nicht verſteigen, wenn ſie irgend Jemand zum Geburts- und Ehrentage ein feſtliches Compliment zu machen gedachte.

Ottilie konnte dem Bräutigam, der ſich nach dem Verhältniß des Architecten zum Hauſe erkundigte, die beſte Auskunft geben. Sie wußte daß Charlotte ſich ſchon früher nach einer Stelle für ihn umgethan hatte: denn wäre die Geſellſchaft nicht gekommen, ſo hätte ſich der junge Mann gleich nach Vollendung der Capelle entfernt, weil alle Bauten den Winter über ſtillſtehn ſollten und mußten; und es war daher ſehr erwünſcht, wenn der geſchickte Künſtler durch einen neuen Gönner wieder genutzt und befördert wurde.

Das perſönliche Verhältniß Ottiliens zum Architecten war ganz rein und unbefangen. Seine angenehme und thätige Gegenwart hatte ſie, wie die Nähe eines ältern Bruders, unterhalten und erfreut. Ihre Empfindungen für ihn blieben auf der ruhigen leidenſchaftsloſen Oberfläche der Blutsverwandtſchaft: denn in ihrem Herzen war kein Raum mehr; es war von

der Liebe zu Eduard ganz gedrängt ausgefüllt, und nur die Gottheit, die alles durchdringt, konnte dieſes Herz zugleich mit ihm beſitzen.

Indeſſen je tiefer der Winter ſich ſenkte, je wilderes Wetter, je unzugänglicher die Wege, deſto anziehender ſchien es, in ſo guter Geſellſchaft die abnehmenden Tage zuzubringen. Nach kurzen Ebben überflutete die Menge von Zeit zu Zeit das Haus. Offiziere von entfernteren Garniſonen, die gebildeten zu ihrem großen Vortheil, die roheren zur Inbequemlichkeit der Geſellſchaft, zogen ſich herbey; am Civilſtande fehlte es auch nicht, und ganz unerwartet kamen eines Tages der Graf und die Baroneſſe zuſammen angefahren.

Ihre Gegenwart ſchien erſt einen wahren Hof zu bilden. Die Männer von Stand und Sitten umgaben den Grafen, und die Frauen ließen der Baroneſſe Gerechtigkeit widerfahren. Man verwunderte ſich nicht lange, ſie beyde zuſammen und ſo heiter zu ſehen: denn man vernahm, des Grafen Gemahlinn ſey geſtorben, und eine neue Verbindung werde geſchloſſen ſeyn ſobald es die Schicklichkeit nur erlaube. Ottilie erinnerte ſich jenes erſten Beſuchs, jedes Worts was über Eheſtand und Scheidung, über Verbindung und Trennung, über Hoffnung, Erwartung, Entbehren und Entſagen geſprochen ward. Beyde Perſonen, damals noch ganz ohne Ausſichten, ſtanden nun vor ihr, dem gehofften

Glück ſo nahe, und ein unwillkührlicher Seufzer drang aus ihrem Herzen.

Luciane hörte kaum, daß der Graf ein Liebhaber von Muſik ſey, ſo wußte ſie ein Conzert zu veranſtalten; ſie wollte ſich dabey mit Geſang zur Guitarre hören laſſen. Es geſchah. Das Inſtrument ſpielte ſie nicht ungeſchickt, ihre Stimme war angenehm; was aber die Worte betraf, ſo verſtand man ſie ſo wenig als wenn ſonſt eine deutſche Schöne zur Guitarre ſingt. Indeß verſicherte Jedermann, ſie habe mit viel Ausdruck geſungen, und ſie konnte mit dem lauten Beyfall zufrieden ſeyn. Nur ein wunderliches Unglück begegnete bey dieſer Gelegenheit. In der Geſellſchaft befand ſich ein Dichter, den ſie auch beſonders zu verbinden hoffte, weil ſie einige Lieder von ihm an ſie gerichtet wünſchte, und deshalb dieſen Abend meiſt nur von ſeinen Liedern vortrug. Er war überhaupt, wie alle, höflich gegen ſie, aber ſie hatte mehr erwartet. Sie legte es ihm einigemal nahe, konnte aber weiter nichts von ihm vernehmen, bis ſie endlich aus Ungeduld einen ihrer Hofleute an ihn ſchickte und ſondiren ließ, ob er denn nicht entzückt geweſen ſey, ſeine vortrefflichen Gedichte ſo vortrefflich vortragen zu hören. Meine Gedichte? verſetzte dieſer mit Erſtaunen. Verzeihen Sie, mein Herr, fügte er hinzu: ich habe nichts als Vocale gehört und die nicht einmal alle. Unterdeſſen iſt es meine Schuldigkeit mich für eine ſo liebenswürdige Intention dank-

bar zu erweiſen. Der Hofmann ſchwieg und verſchwieg. Der andre ſuchte ſich durch einige wohltönende Complimente aus der Sache zu ziehen. Sie ließ ihre Abſicht nicht undeutlich merken, auch etwas eigens für ſie gedichtetes zu beſitzen. Wenn es nicht allzu unfreundlich geweſen wäre, ſo hätte er ihr das Alphabet überreichen können, um ſich daraus ein beliebiges Lobgedicht zu irgend einer vorkommenden Melodie ſelbſt einzubilden. Doch ſollte ſie nicht ohne Kränkung aus dieſer Begebenheit ſcheiden. Kurze Zeit darauf erfuhr ſie: er habe noch ſelbigen Abend einer von Ottiliens Lieblingsmelodieen ein allerliebſtes Gedicht untergelegt, das noch mehr als verbindlich ſey.

Luciane, wie alle Menſchen ihrer Art, die immer durcheinander miſchen was ihnen vortheilhaft und was ihnen nachtheilig iſt, wollte nun ihr Glück im Recitiren verſuchen. Ihr Gedächtniß war gut, aber wenn man aufrichtig reden ſollte, ihr Vortrag geiſtlos und heftig ohne leidenſchaftlich zu ſeyn. Sie recitirte Balladen, Erzählungen und was ſonſt in Declamatorien vorzukommen pflegt. Dabey hatte ſie die unglückliche Gewohnheit angenommen, das was ſie vortrug mit Geſten zu begleiten, wodurch man das was eigentlich epiſch und lyriſch iſt, auf eine unangenehme Weiſe mit dem Dramatiſchen mehr verwirrt als verbindet.

Der Graf, ein einſichtsvoller Mann, der gar bald die Geſellſchaft, ihre Neigungen, Leidenſchaften und

Unterhaltungen überſah, brachte Lucianen, glücklicher oder unglücklicher Weiſe, auf eine neue Art von Darſtellung, die ihrer Perſönlichkeit ſehr gemäß war. Ich finde, ſagte er, hier ſo manche wohlgeſtaltete Perſonen, denen es gewiß nicht fehlt, maleriſche Bewegungen und Stellungen nachzuahmen. Sollten ſie es noch nicht verſucht haben, wirkliche bekannte Gemälde vorzuſtellen? Eine ſolche Nachbildung, wenn ſie auch manche mühſame Anordnung erfordert, bringt dagegen auch einen unglaublichen Reiz hervor.

Schnell ward Luciane gewahr, daß ſie hier ganz in ihrem Fach ſeyn würde. Ihr ſchöner Wuchs, ihre volle Geſtalt, ihr regelmäßiges und doch bedeutendes Geſicht, ihre lichtbraunen Haarflechten, ihr ſchlanker Hals, alles war ſchon wie aufs Gemälde berechnet; und hätte ſie nun gar gewußt, daß ſie ſchöner ausſah wenn ſie ſtill ſtand als wenn ſie ſich bewegte, indem ihr im letzten Falle manchmal etwas ſtörendes Ungrazibſes entſchlüpfte, ſo hätte ſie ſich mit noch mehrerem Eifer dieſer natürlichen Bildnerey ergeben.

Man ſuchte nun Kupferſtiche nach berühmten Gemälden; man wählte zuerſt den Beliſar nach van Dyk. Ein großer und wohlgebauter Mann von gewiſſen Jahren ſollte den ſitzenden blinden General, der Architect den vor ihm theilnehmend traurig ſtehenden Krieger nachbilden, dem er wirklich etwas ähnlich ſah. Luciane hatte ſich, halb beſcheiden, das junge Weibchen im

Hintergrunde gewählt, das reichliche Almoſen aus einem Beutel in die flache Hand zählt, indeß eine Alte ſie abzumahnen und ihr vorzuſtellen ſcheint, daß ſie zu viel thue. Eine andre ihm wirklich Almoſen reichende Frauensperſon war nicht vergeſſen.

Mit dieſen und andern Bildern beſchäftigte man ſich ſehr ernſtlich. Der Graf gab dem Architecten über die Art der Einrichtung einige Winke, der ſogleich ein Theater dazu aufſtellte und wegen der Beleuchtung die nöthige Sorge trug. Man war ſchon tief in die Anſtalten verwickelt, als man erſt bemerkte, daß ein ſolches Unternehmen einen anſehnlichen Aufwand verlangte, und daß auf dem Lande mitten im Winter gar manches Erforderniß abging. Deshalb ließ, damit ja nichts ſtocken möge, Luciane beynah ihre ſämmtliche Garderobe zerſchneiden, um die verſchiedenen Coſtüme zu liefern, die jene Künſtler willkührlich genug angegeben hatten.

Der Abend kam herbey und die Darſtellung wurde vor einer großen Geſellſchaft und zu allgemeinem Beyfall ausgeführt. Eine bedeutende Muſik ſpannte die Erwartung. Jener Belſar eröffnete die Bühne. Die Geſtalten waren ſo paſſend, die Farben ſo glücklich ausgetheilt, die Beleuchtung ſo kunſtreich, daß man fürwahr in einer andern Welt zu ſeyn glaubte; nur daß die Gegenwart des Wirklichen ſtatt des Scheins eine Art von ängſtlicher Empfindung hervorbrachte.

Der Vorhang fiel, und ward auf Verlangen mehr als einmal wieder aufgezogen. Ein muſikaliſches Zwiſchenſpiel unterhielt die Geſellſchaft, die man durch ein Bild höherer Art überraſchen wollte. Es war die bekannte Vorſtellung von Pouſſin: Ahasverus und Eſther. Dießmal hatte ſich Luciane beſſer bedacht. Sie entwickelte in der ohnmächtig hingeſunkenen Königinn alle ihre Reize, und hatte ſich kluger Weiſe zu den umgebenden unterſtützenden Mädchen lauter hübſche wohlgebildete Figuren ausgeſucht, worunter ſich jedoch keine mit ihr auch nur im mindeſten meſſen konnte. Ottilie blieb von dieſem Bilde wie von den übrigen ausgeſchloſſen. Auf den goldnen Thron hatten ſie, um den Zevs gleichen König vorzuſtellen, den rüſtigſten und ſchönſten Mann der Geſellſchaft gewählt, ſo daß dieſes Bild wirklich eine unvergleichliche Vollkommenheit gewann.

Als drittes hatte man die ſogenannte väterliche Ermahnung von Terburg gewählt, und wer kennt nicht den herrlichen Kupferſtich unſeres Wille von dieſem Gemälde. Einen Fuß über den andern geſchlagen, ſitzt ein edler ritterlicher Vater und ſcheint ſeiner vor ihm ſtehenden Tochter ins Gewiſſen zu reden. Dieſe, eine herrliche Geſtalt, im faltenreichen weißen Atlaskleide, wird zwar nur von hinten geſehen, aber ihr ganzes Weſen ſcheint anzudeuten, daß ſie ſich zuſammennimmt. Daß jedoch die Ermahnung nicht heftig und beſchämend ſey, ſieht man aus der Miene und Gebärde des Vaters;

und was die Mutter betrifft, ſo ſcheint dieſe eine kleine Verlegenheit zu verbergen, indem ſie in ein Glas Wein blickt, das ſie eben auszuſchlürfen im Begriff iſt.

Bey dieſer Gelegenheit nun ſollte Luciane in ihrem höchſten Glanze erſcheinen. Ihre Zöpfe, die Form ihres Kopfes, Hals und Nacken, waren über alle Begriffe ſchön, und die Taille, von der bey den modernen antikiſirenden Bekleidungen der Frauenzimmer wenig ſichtbar wird, höchſt zierlich, ſchlank und leicht zeigte ſich an ihr in dem älteren Coſtüm äußerſt vortheilhaft; und der Architect hatte geſorgt, die reichen Falten des weißen Atlaſſes mit der künſtlichſten Natur zu legen, ſo daß ganz ohne Frage dieſe lebendige Nachbildung weit über jenes Originalbildniß hinausreichte und ein allgemeines Entzücken erregte. Man konnte mit dem Wiederverlangen nicht endigen, und der ganz natürliche Wunſch, einem ſo ſchönen Weſen, das man genugſam von der Rückſeite geſehen, auch ins Angeſicht zu ſchauen, nahm dergeſtalt überhand, daß ein luſtiger ungeduldiger Vogel die Worte, die man manchmal an das Ende einer Seite zu ſchreiben pflegt: tournez s'il vous plait laut ausrief und eine allgemeine Beyſtimmung erregte. Die Darſtellenden aber kannten ihren Vortheil zu gut, und hatten den Sinn dieſer Kunſtſtücke zu wohl gefaßt, als daß ſie dem allgemeinen Ruf hätten nachgeben ſollen. Die beſchämt ſcheinende Tochter blieb ruhig ſtehen, ohne den Zuſchauern den Ausdruck ihres Angeſichts zu gönnen;

der Vater blieb in seiner ermahnenden Stellung sitzen, und die Mutter brachte Nase und Augen nicht aus dem durchsichtigen Glase, worin sich, ob sie gleich zu trinken schien, der Wein nicht verminderte. — Was sollen wir noch viel von kleinen Nachstücken sagen, wozu man niederländische Wirthshaus- und Jahrmarktsscenen gewählt hatte.

Der Graf und die Baroneſſe reisten ab und versprachen in den ersten glücklichen Wochen ihrer nahen Verbindung wiederzukehren, und Charlotte hoffte nunmehr, nach zwey mühsam überstandenen Monaten, die übrige Gesellschaft gleichfalls los zu werden. Sie war des Glücks ihrer Tochter gewiß, wenn bey dieser der erste Braut- und Jugendtaumel sich würde gelegt haben: denn der Bräutigam hielt sich für den glücklichsten Menschen von der Welt. Bey großem Vermögen und gemäßigter Sinnesart schien er auf eine wunderbare Weise von dem Vorzuge geschmeichelt, ein Frauenzimmer zu besitzen, das der ganzen Welt gefallen mußte. Er hatte einen so ganz eigenen Sinn, alles auf sie und erst durch sie auf sich zu beziehen, daß es ihm eine unangenehme Empfindung machte, wenn sich nicht gleich ein Neuankommender mit aller Aufmerksamkeit auf sie richtete, und mit ihm, wie es wegen seiner guten Eigenschaften besonders von älteren Personen oft geschah, eine nähere Verbindung suchte ohne sich sonderlich um sie zu bekümmern. Wegen des Architecten kam es bald zur Richtig-

keit. Aufs Neujahr ſollte ihm dieſer folgen und das Carneval mit ihm in der Stadt zubringen, wo Luciane ſich von der Wiederholung der ſo ſchön eingerichteten Gemälde, ſo wie von hundert andern Dingen, die größte Glückſeligkeit verſprach, um ſo mehr als Tante und Bräutigam jeden Aufwand für gering zu achten ſchienen, der zu ihrem Vergnügen erfordert wurde.

Nun ſollte man ſcheiden, aber das konnte nicht auf eine gewöhnliche Weiſe geſchehen. Man ſcherzte einmal ziemlich laut, daß Charlottens Wintervorräthe nun bald aufgezehrt ſeyen, als der Ehrenmann, der den Beliſar vorgeſtellt hatte, und freylich reich genug war, von Lucianens Vorzügen hingeriſſen, denen er nun ſchon ſo lange huldigte, unbedachtſam ausrief: ſo laſſen Sie es uns auf polniſche Art halten! Kommen Sie nun und zehren mich auch auf, und ſo gehet es dann weiter in der Runde herum. Geſagt, gethan: Luciane ſchlug ein. Den andern Tag war gepackt und der Schwarm warf ſich auf ein anderes Beſitzthum. Dort hatte man auch Raum genug, aber weniger Bequemlichkeit und Einrichtung. Daraus entſtand manches Unſchickliche, das erſt Lucianen recht glücklich machte. Das Leben wurde immer wüſter und wilder. Treibjagen im tiefſten Schnee, und was man ſonſt nur unbequemes auffinden konnte, wurde veranſtaltet. Frauen ſo wenig als Männer durften ſich ausſchließen, und ſo zog man, jagend und reitend, ſchlittenfahrend und lermend, von einem

Gute zum andern, bis man sich endlich der Residenz näherte; da denn die Nachrichten und Erzählungen, wie man sich bey Hofe und in der Stadt vergnüge, der Einbildungskraft eine andre Wendung gaben, und Lucianen mit ihrer sämmtlichen Begleitung, indem die Tante schon vorausgegangen war, unaufhaltsam in einen andern Lebenskreis hineinzogen.

Aus
Ottiliens Tagebuche.

„Man nimmt in der Welt Jeden wofür er ſich giebt; aber er muß ſich auch für etwas geben. Man erträgt die Unbequemen lieber als man die Unbedeutenden duldet.“

„Man kann der Geſellſchaft alles aufdringen, nur nicht was eine Folge hat.“

„Wir lernen die Menſchen nicht kennen, wenn ſie zu uns kommen; wir müſſen zu ihnen gehen, um zu erfahren wie es mit ihnen ſteht.“

„Ich finde es beynahe natürlich, daß wir an Beſuchenden mancherley auszuſetzen haben, daß wir ſogleich wenn ſie weg ſind, über ſie nicht zum liebevollſten urtheilen: denn wir haben ſo zu ſagen ein Recht, ſie nach unſerm Maaßſtabe zu meſſen. Selbſt verſtändige und billige Menſchen enthalten ſich in ſolchen Fällen kaum einer ſcharfen Cenſur.“

„Wenn man dagegen bey andern geweſen iſt und hat ſie mit ihren Umgebungen, Gewohnheiten, in ihren nothwendigen unausweichlichen Zuſtänden geſehen, wie ſie um ſich wirken, oder wie ſie ſich fügen; ſo ge-

hört ſchon Unverſtand und böſer Wille dazu, um das lächerlich zu finden, was uns in mehr als einem Sinne ehrwürdig ſcheinen müßte."

„Durch das was wir Betragen und gute Sitten nennen, ſoll das erreicht werden, was außerdem nur durch Gewalt, oder auch nicht einmal durch Gewalt zu erreichen iſt."

„Der Umgang mit Frauen iſt das Element guter Sitten."

„Wie kann der Character, die Eigenthümlichkeit des Menſchen, mit der Lebensart beſtehen?"

„Das Eigenthümliche müßte durch die Lebensart erſt recht hervorgehoben werden. Das Bedeutende will Jedermann, nur ſoll es nicht unbequem ſeyn."

„Die größten Vortheile im Leben überhaupt wie in der Geſellſchaft hat ein gebildeter Soldat."

„Rohe Kriegsleute gehen wenigſtens nicht aus ihrem Character, und weil doch meiſt hinter der Stärke eine Gutmüthigkeit verborgen liegt, ſo iſt im Nothfall auch mit ihnen auszukommen."

„Niemand iſt läſtiger als ein täppiſcher Menſch vom Civilſtande. Von ihm könnte man die Feinheit fordern, da er ſich mit nichts Rohem zu beſchäftigen hat."

„Wenn wir mit Menſchen leben, die ein zartes Gefühl für das Schickliche haben, ſo wird es uns Angſt um ihretwillen, wenn etwas Ungeſchicktes begegnet.

So fühle ich immer für und mit Charlotten, wenn Jemand mit dem Stuhle ſchaukelt, weil ſie das in den Tod nicht leiden kann."

„Es käme Niemand mit der Brille auf der Naſe in ein vertrauliches Gemach, wenn er wüßte, daß uns Frauen ſogleich die Luſt vergeht ihn anzuſehen und uns mit ihm zu unterhalten."

„Zutraulichkeit an der Stelle der Ehrfurcht iſt immer lächerlich. Es würde Niemand den Hut ablegen, nachdem er kaum das Compliment gemacht hat, wenn er wüßte, wie comiſch das ausſieht."

„Es giebt kein äuſſeres Zeichen der Höflichkeit, das nicht einen tiefen ſittlichen Grund hätte. Die rechte Erziehung wäre, welche dieſes Zeichen und den Grund zugleich überlieferte."

„Das Betragen iſt ein Spiegel, in welchem jeder ſein Bild zeigt."

„Es giebt eine Höflichkeit des Herzens; ſie iſt der Liebe verwandt. Aus ihr entſpringt die bequemſte Höflichkeit des äußern Betragens."

„Freywillige Abhängigkeit iſt der ſchönſte Zuſtand und wie wäre der möglich ohne Liebe."

„Wir ſind nie entfernter von unſern Wünſchen, als wenn wir uns einbilden das Gewünſchte zu beſitzen."

„Niemand iſt mehr Sklave als der ſich für frey hält ohne es zu ſeyn."

„Es darf ſich einer nur für frey erklären, ſo fühlt er ſich den Augenblick als bedingt. Wagt er es ſich für bedingt zu erklären, ſo fühlt er ſich frey.“

„Gegen große Vorzüge eines Andern giebt es kein Rettungsmittel als die Liebe.“

„Es iſt was ſchreckliches um einen vorzüglichen Mann, auf den ſich die Dummen was zu Gute thun.“

„Es giebt, ſagt man, für den Kammerdiener keinen Helden. Das kommt aber blos daher, weil der Held nur vom Helden anerkannt werden kann. Der Kammerdiener wird aber wahrſcheinlich ſeines Gleichen zu ſchätzen wiſſen.“

„Es giebt keinen größern Troſt für die Mittelmäßigkeit als daß das Genie nicht unſterblich ſey.“

„Die größten Menſchen hängen immer mit ihrem Jahrhundert durch eine Schwachheit zuſammen.“

„Man hält die Menſchen gewöhnlich für gefährlicher als ſie ſind.“

„Thoren und geſcheide Leute ſind gleich unſchädlich. Nur die Halbnarren und Halbweiſen, das ſind die gefährlichſten.“

„Man weicht der Welt nicht ſicherer aus als durch die Kunſt, und man verknüpft ſich nicht ſicherer mit ihr als durch die Kunſt.“

„Selbſt im Augenblick des höchſten Glücks und der höchſten Noth bedürfen wir des Künſtlers.“

„Die Kunſt beſchäftigt ſich mit dem Schweren und Guten.“

„Das Schwierige leicht behandelt zu ſehen giebt uns das Anſchauen des Unmöglichen.“

„Die Schwierigkeiten wachſen je näher man dem Ziele kommt.“

„Säen iſt nicht ſo beſchwerlich als ärnten.“

Sechstes Capitel.

Die groſse Unruhe welche Charlotten durch dieſen Beſuch erwuchs, ward ihr dadurch vergütet, daß ſie ihre Tochter völlig begreifen lernte, worin ihr die Bekanntſchaft mit der Welt ſehr zu Hülfe kam. Es war nicht zum erſtenmal, daß ihr ein ſo ſeltſamer Charakter begegnete, ob er ihr gleich noch niemals auf dieſer Höhe erſchien. Und doch hatte ſie aus der Erfahrung, daß ſolche Perſonen durchs Leben, durch mancherley Ereigniſſe, durch älterliche Verhältniſſe gebildet eine ſehr angenehme und liebenswürdige Reiſe erlangen können, indem die Selbſtigkeit gemildert wird und die ſchwärmende Thätigkeit eine entſchiedene Richtung erhält. Charlotte ließ als Mutter ſich um deſto eher eine für andere vielleicht unangenehme Erſcheinung gefallen, als es Aeltern wohl geziemt da zu heffen, wo Fremde nur zu genieſſen wünſchen, oder wenigſtens nicht beläſtigt ſeyn wollen.

Auf eine eigne und unerwartete Weiſe jedoch ſollte Charlotte nach ihrer Tochter Abreiſe getroffen werden, indem dieſe nicht ſowohl durch das Tadelnswerthe in ihrem Betragen, als durch das was man daran lobens-

würdig hätte finden können, eine üble Nachrede hinter ſich gelaſſen hatte. Luciane ſchien ſich's zum Geſetz gemacht zu haben, nicht allein mit den Fröhlichen fröhlich, ſondern auch mit den Traurigen traurig zu ſeyn, und um den Geiſt des Widerſpruchs recht zu üben, manchmal die Fröhlichen verdrießlich und die Traurigen heiter zu machen. In allen Familien wo ſie hinkam, erkundigte ſie ſich nach den Kranken und Schwachen, die nicht in Geſellſchaft erſcheinen konnten. Sie beſuchte ſie auf ihren Zimmern, machte den Arzt und drang einem Jeden aus ihrer Reiſeapotheke, die ſie beſtändig im Wagen mit ſich führte, energiſche Mittel auf; da denn eine ſolche Kur, wie ſich vermuthen läßt, gelang oder mislang, wie es der Zufall herbeyführte.

In dieſer Art von Wohlthätigkeit war ſie ganz grauſam und ließ ſich gar nicht einreden, weil ſie feſt überzeugt war, daß ſie vortrefflich handle. Allein es mißrieth ihr auch ein Verſuch von der ſittlichen Seite, und dieſer war es, der Charlotten viel zu ſchaffen machte, weil er Folgen hatte, und Jedermann darüber ſprach. Erſt nach Lucianens Abreiſe hörte ſie davon; Ottilie, die gerade jene Partie mitgemacht hatte, mußte ihr umſtändlich davon Rechenſchaft geben.

Eine der Töchter eines angeſehnen Hauſes hatte das Unglück gehabt, an dem Tode eines ihrer jüngeren Geſchwiſter ſchuld zu ſeyn, und ſich darüber nicht beruhigen noch wieder finden können. Sie lebte auf ihrem

Zimmer beſchäftigt und ſtill, und ertrug ſelbſt den Anblick der Ihrigen nur wenn ſie einzeln kamen: denn ſie argwohnte ſogleich, wenn mehrere beyſammen waren, daß man untereinander über ſie und ihren Zuſtand reflectire. Gegen Jedes allein äußerte ſie ſich vernünftig und unterhielt ſich ſtundenlang mit ihm.

Luciane hatte davon gehört und ſich ſogleich im Stillen vorgenommen, wenn ſie in das Haus käme, gleichſam ein Wunder zu thun und das Frauenzimmer der Geſellſchaft wiederzugeben. Sie betrug ſich dabey vorſichtiger als ſonſt, wußte ſich allein bey der Seelenkranken einzuführen, und ſoviel man merken konnte, durch Muſik ihr Vertrauen zu gewinnen. Nur zuletzt verſah ſie es: denn eben weil ſie Aufſehn erregen wollte, ſo brachte ſie das ſchöne blaſſe Kind, das ſie genug vorbereitet wähnte, eines Abends plötzlich in die bunte glänzende Geſellſchaft; und vielleicht wäre auch das noch gelungen, wenn nicht die Societät ſelbſt, aus Neugierde und Apprehenſion, ſich ungeſchickt benommen, ſich um die Kranke verſammelt, ſie wieder gemieden, ſie durch Flüſtern, Köpfe zuſammenſtecken irre gemacht und aufgeregt hätte. Die zart Empfindende ertrug das nicht. Sie entwich unter fürchterlichem Schreyen, das gleichſam ein Entſetzen vor einem eindringenden Ungeheuren auszudrücken ſchien. Erſchreckt fuhr die Geſellſchaft nach allen Seiten auseinander, und Ottilie war unter

denen, welche die völlig Ohnmächtige wieder auf ihr Zimmer begleiteten.

Indeſſen hatte Luciane eine ſtarke Strafrede nach ihrer Weiſe an die Geſellſchaft gehalten, ohne im mindeſten daran zu denken, daß ſie allein alle Schuld habe, und ohne ſich durch dieſes und andres Mißlingen von ihrem Thun und Treiben abhalten zu laſſen.

Der Zuſtand der Kranken war ſeit jener Zeit bedenklicher geworden, ja das Uebel hatte ſich ſo geſteigert, daß die Aeltern das arme Kind nicht im Hauſe behalten konnten, ſondern einer öffentlichen Anſtalt überantworten mußten. Charlotten blieb nichts übrig als durch ein beſonder zartes Benehmen gegen jene Familie den von ihrer Tochter verurſachten Schmerz einigermaßen zu lindern. Auf Ottilien hatte die Sache einen tiefen Eindruck gemacht; ſie bedauerte das arme Mädchen um ſo mehr als ſie überzeugt war, wie ſie auch gegen Charlotten nicht läugnete, daß bey einer conſequenten Behandlung die Kranke gewiß herzuſtellen geweſen wäre.

So kam auch, weil man ſich gewöhnlich vom vergangenen Unangenehmen mehr als vom Angenehmen unterhält, ein kleines Mißverſtändniß zur Sprache, das Ottilien an dem Architecten irre gemacht hatte, als er jenen Abend ſeine Sammlung nicht vorzeigen wollte, ob ſie ihn gleich ſo freundlich darum erſuchte. Es war ihr dieſes abſchlägige Betragen immer in der Seele geblieben und ſie wußte ſelbſt nicht warum. Ihre Empfin-

dungen waren sehr richtig: denn was ein Mädchen wie Ottilie verlangen kann, sollte ein Jüngling wie der Architect nicht versagen. Dieser brachte jedoch auf ihre gelegentlichen leisen Vorwürfe ziemlich gültige Entschuldigungen zur Sprache.

Wenn Sie wüßten, sagte er, wie roh selbst gebildete Menschen sich gegen die schätzbarsten Kunstwerke verhalten, sie würden mir verzeihen, wenn ich die meinigen nicht unter die Menge bringen mag. Niemand weiß eine Medaille am Rand anzufassen; sie betasten das schönste Gepräge, den reinsten Grund, lassen die köstlichsten Stücke zwischen dem Daumen und Zeigefinger hin und hergehen, als wenn man Kunstformen auf diese Weise prüfte. Ohne daran zu denken, daß man ein großes Blatt mit zwey Händen anfassen müsse, greifen sie mit Einer Hand nach einem unschätzbaren Kupferstich, einer unersetzlichen Zeichnung, wie ein anmaßlicher Politiker eine Zeitung faßt und durch das Zerknittern des Papiers schon im Voraus sein Urtheil über die Weltbegebenheiten zu erkennen giebt. Niemand denkt daran, daß wenn nur zwanzig Menschen mit einem Kunstwerke hintereinander eben so verfühlen, der Einundzwanzigste nicht mehr viel daran zu sehen hätte.

Habe ich Sie nicht auch manchmal, fragte Ottilie, in solche Verlegenheit gesetzt? habe ich nicht etwan Ihre Schätze, ohne es zu ahnden, gelegentlich einmal beschädigt?

Niemals, verſetzte der Architect: niemals! Ihnen wäre es unmöglich: das Schickliche iſt mit Ihnen geboren.

Auf alle Fälle, verſetzte Ottilie, wäre es nicht übel, wenn man künftig in das Büchlein von guten Sitten, nach den Kapiteln, wie man ſich in Geſellſchaft beym Eſſen und Trinken benehmen ſoll, ein recht umſtändliches einſchöbe, wie man ſich in Kunſtſammlungen und Muſeen zu betragen habe.

Gewiß, verſetzte der Architect, würden alsdann Cuſtoden und Liebhaber ihre Seltenheiten fröhlicher mittheilen.

Ottilie hatte ihm ſchon lange verziehen, als er ſich aber den Vorwurf ſehr zu Herzen zu nehmen ſchien und immer aufs Neue betheuerte, daß er gewiß gerne mittheile, gern für Freunde thätig ſey; ſo empfand ſie, daß ſie ſein zartes Gemüth verletzt habe, und fühlte ſich als ſeine Schuldnerinn. Nicht wohl konnte ſie ihm daher eine Bitte rund abſchlagen, die er in Gefolg dieſes Geſprächs an ſie that, ob ſie gleich, indem ſie ſchnell ihr Gefühl zu Rathe zog, nicht einſah wie ſie ihm ſeine Wünſche gewähren könne.

Die Sache verhielt ſich alſo. Daß Ottilie durch Lucianens Eiferſucht von den Gemäldedarſtellungen ausgeſchloſſen worden, war ihm höchſt empfindlich geweſen; daß Charlotte dieſem glänzenden Theil der geſelligen Unterhaltung nur unterbrochen beywohnen können,

weil ſie ſich nicht wohl befand, hatte er gleichfalls mit Bedauern bemerkt: nun wollte er ſich nicht entfernen, ohne ſeine Dankbarkeit auch dadurch zu beweiſen, daß er zur Ehre der einen und zur Unterhaltung der andern, eine weit ſchönere Darſtellung veranſtaltete als die bisherigen geweſen waren. Vielleicht kam hierzu, ihm ſelbſt unbewußt, ein andrer geheimer Antrieb: es ward ihm ſo ſchwer, dieſes Haus, dieſe Familie zu verlaſſen, ja es ſchien ihm unmöglich von Ottiliens Augen zu ſcheiden, von deren ruhig freundlich gewogenen Blicken er die letzte Zeit faſt ganz allein gelebt hatte.

Die Weihnachtsfeyertage nahten ſich und es ward ihm auf einmal klar, daß eigentlich jene Gemäldedarſtellungen durch runde Figuren von dem ſogenannten Presepe ausgegangen, von der frommen Vorſtellung, die man in dieſer heiligen Zeit der göttlichen Mutter und dem Kinde widmete, wie ſie in ihrer ſcheinbaren Niedrigkeit erſt von Hirten bald darauf von Königen verehrt werden.

Er hatte ſich die Möglichkeit eines ſolchen Bildes vollkommen vergegenwärtigt. Ein ſchöner friſcher Knabe war gefunden; an Hirten und Hirtinnen konnte es auch nicht fehlen; aber ohne Ottilien war die Sache nicht auszuführen. Der junge Mann hatte ſie in ſeinem Sinne zur Mutter Gottes erhoben, und wenn ſie es abſchlug, ſo war bey ihm keine Frage, daß das Unternehmen fallen müſſe. Ottilie halb verlegen über ſeinen An-

trug wies ihn mit ſeiner Bitte an Charlotten. Dieſe ertheilte ihm gern die Erlaubniß, und auch durch ſie ward die Scheu Ottiliens, ſich jener heiligen Geſtalt anzumaßen, auf eine freundliche Weiſe überwunden. Der Architect arbeitete Tag und Nacht, damit am Weihnachtsabend nichts fehlen möge.

Und zwar Tag und Nacht im eigentlichen Sinne. Er hatte ohnehin wenig Bedürfniſſe, und Ottiliens Gegenwart ſchien ihm ſtatt alles Labials zu ſeyn; indem er um ihretwillen arbeitete, war es als wenn er keines Schlafs, indem er ſich um ſie beſchäftigte, keiner Speiſe bedürfte. Zur feyerlichen Abendſtunde war deshalb alles fertig und bereit. Es war ihm möglich geweſen wohltönende Blasinſtrumente zu verſammeln, welche die Einleitung machten und die gewünſchte Stimmung hervorzubringen wußten. Als der Vorhang ſich hob, war Charlotte wirklich überraſcht. Das Bild das ſich ihr vorſtellte, war ſo oft in der Welt wiederhohlt, daß man kaum einen neuen Eindruck davon erwarten ſollte. Aber hier hatte die Wirklichkeit als Bild ihre beſondern Vorzüge. Der ganze Raum war eher nächtlich als dämmernd, und doch nichts undeutlich im Einzelnen der Umgebung. Den unübertrefflichen Gedanken, daß alles Licht vom Kinde ausgehe, hatte der Künſtler durch einen klugen Mechanismus der Beleuchtung auszuführen gewußt, der durch die beſchatteten, nur von Streiflichtern erleuchteten Figuren im Vordergrunde zugedeckt

wurde. Frohe Mädchen und Knaben ſtanden umher; die friſchen Geſichter ſcharf von unten beleuchtet. Auch an Engeln fehlte es nicht, deren eigener Schein von dem göttlichen verdunkelt, deren ätheriſcher Leib vor dem göttlich-menſchlichen verdichtet und lichtesbedürftig ſchien.

Glücklicherweiſe war das Kind in der anmuthigſten Stellung eingeſchlafen, ſo daß nichts die Betrachtung ſtörte, wenn der Blick auf der ſcheinbaren Mutter verweilte, die mit unendlicher Anmuth einen Schleyer aufgehoben hatte, um den verborgenen Schatz zu offenbaren. In dieſem Augenblick ſchien das Bild feſtgehalten und erſtarrt zu ſeyn. Phyſiſch geblendet, geiſtig überraſcht, ſchien das umgebende Volk ſich eben bewegt zu haben, um die getroffnen Augen wegzuwenden, neugierig erfreut wieder hinzublinzen und mehr Verwunderung und Luſt, als Bewunderung und Verehrung anzuzeigen; obgleich dieſe auch nicht vergeſſen und einigen ältern Figuren der Ausdruck derſelben übertragen war.

Ottiliens Geſtalt, Gebärde, Miene, Blick übertraf aber alles was je ein Maler dargeſtellt hat. Der gefühlvolle Kenner, der dieſe Erſcheinung geſehen hätte, wäre in Furcht gerathen, es möge ſich nur irgend etwas bewegen, er wäre in Sorge geſtanden, ob ihm jemals etwas wieder ſo gefallen könne. Unglücklicherweiſe war Niemand da, der dieſe ganze Wirkung aufzufaſſen vermocht hätte. Der Architect allein, der als

langer ſchlanker Hirt von der Seite über die Knieenden hereinſah, hatte, obgleich nicht in dem genauſten Standpunkt, noch den größten Genuß. Und wer beſchreibt auch die Miene der neugeſchaffenen Himmelskönigin? Die reinſte Demuth, das liebenswürdigſte Gefühl von Beſcheidenheit bey einer groſſen unverdient erhaltenen Ehre, einem unbegreiflich unermeſslichen Glück, bildete ſich in ihren Zügen, ſowohl indem ſich ihre eigene Empfindung, als indem ſich die Vorſtellung ausdrückte, die ſie ſich von dem machen konnte was ſie ſpielte.

Charlotten erfreute das ſchöne Gebilde, doch wirkte hauptſächlich das Kind auf ſie. Ihre Augen ſtrömten von Thränen und ſie ſtellte ſich auf das lebhafteſte vor, daß ſie ein ähnliches liebes Geſchöpf bald auf ihrem Schooße zu hoffen habe.

Man hatte den Vorhang niedergelaſſen, theils um den Vorſtellenden einige Erleichterung zu geben, theils eine Veränderung in dem Dargeſtellten anzubringen. Der Künſtler hatte ſich vorgenommen, das erſte Nacht- und Niedrigkeitsbild in ein Tag- und Glorienbild zu verwandeln, und deswegen von allen Seiten eine unmäßige Erleuchtung vorbereitet, die in der Zwiſchenzeit angezündet wurde.

Ottilien war in ihrer halb theatraliſchen Lage bisher die größte Beruhigung geweſen, daß auſſer Charlotten und wenigen Hausgenoſſen Niemand dieſer frommen Kunſtmummerey zugeſehen. Sie wurde daher ei-

nigermaßen betroffen, als ſie in der Zwiſchenzeit vernahm, es ſey ein Fremder angekommen, im Saale von Charlotten freundlich begrüßt. Wer es war, konnte man ihr nicht ſagen. Sie ergab ſich darein, um keine Störung zu verurſachen. Lichter und Lampen brannten und eine ganz unendliche Hellung umgab ſie. Der Vorhang ging auf, für die Zuſchauenden ein überraſchender Anblick: das ganze Bild war alles Licht, und ſtatt des völlig aufgehobenen Schattens blieben nur die Farben übrig, die bey der klugen Auswahl eine liebliche Mäßigung hervorbrachten. Unter ihren langen Augenwimpern hervorblickend bemerkte Ottilie eine Mannsperſon neben Charlotten ſitzend. Sie erkannte ihn nicht, aber ſie glaubte die Stimme des Gehülfen aus der Penſion zu hören. Eine wunderbare Empfindung ergriff ſie. Wie vieles war begegnet, ſeitdem ſie die Stimme dieſes treuen Lehrers nicht vernommen! Wie im zackigen Blitz fuhr die Reihe ihrer Freuden und Leiden ſchnell vor ihrer Seele vorbey und regte die Frage auf: darfſt du ihm alles bekennen und geſtehen? Und wie wenig werth biſt du unter dieſer heiligen Geſtalt vor ihm zu erſcheinen, und wie ſeltſam muß es ihm vorkommen, dich die er nur natürlich geſehen, als Maske zu erblicken? Mit einer Schnelligkeit die keines gleichen hat, wirkten Gefühl und Betrachtung in ihr gegeneinander. Ihr Herz war befangen, ihre Augen füllten ſich mit Thränen, indem ſie ſich zwang immerfort als ein ſtarres Bild zu

erſchei-

erſcheinen; und wie froh war ſie, als der Knabe ſich zu regen anfing, und der Künſtler ſich genöthiget ſah das Zeichen zu geben, daß der Vorhang wieder fallen ſollte.

Hatte das peinliche Gefühl, einem werthen Freunde nicht entgegenellen zu können, ſich ſchon die letzten Augenblicke zu den übrigen Empfindungen Ottiliens geſellt, ſo war ſie jetzt in noch größerer Verlegenheit. Sollte ſie in dieſem fremden Anzug und Schmuck ihm entgegengehn? ſollte ſie ſich umkleiden? Sie wählte nicht, ſie that das letzte und ſuchte ſich in der Zwiſchenzeit zuſammenzunehmen, ſich zu beruhigen, und war nur erſt wieder mit ſich ſelbſt in Einſtimmung als ſie endlich im gewohnten Kleide den Angekommenen begrüßte.

Siebentes Capitel.

Insofern der Architect seinen Gönnerinnen das Beste wünschte, war es ihm angenehm, da er doch endlich scheiden mußte, sie in der guten Gesellschaft des schätzbaren Gehülfen zu wissen; indem er jedoch ihre Gunst auf sich selbst bezog, empfand er es einigermaßen schmerzhaft, sich sobald, und wie es seiner Bescheidenheit dünken mochte, so gut, ja vollkommen, ersetzt zu sehen. Er hatte noch immer gezaudert, nun aber drängte es ihn hinweg: denn was er sich nach seiner Entfernung mußte gefallen lassen, das wollte er wenigstens gegenwärtig nicht erleben.

Zu großer Erheiterung dieser halb traurigen Gefühle machten ihm die Damen beym Abschiede noch ein Geschenk mit einer Weste, an der er sie beyde lange Zeit hatte stricken sehen, mit einem stillen Neid über den unbekannten Glücklichen dem sie dereinst werden könnte. Eine solche Gabe ist die angenehmste die ein liebender, verehrender Mann erhalten mag: denn wenn er dabey des unermüdeten Spiels der schönen Finger gedenkt, so kann er nicht umhin sich zu schmeicheln, das Herz werde

bey einer ſo anhaltenden Arbeit doch auch nicht ganz ohne Theilnahme geblieben ſeyn.

Die Frauen hatten nun einen neuen Mann zu bewirthen, dem ſie wohlwollten und dem es bey ihnen wohl werden ſollte. Das weibliche Geſchlecht hegt ein eignes inneres unwandelbares Intereſſe, von dem ſie nichts in der Welt abtrünnig macht; im äußern geſelligen Verhältniß hingegen laſſen ſie ſich gern und leicht durch den Mann beſtimmen der ſie eben beſchäftigt, und ſo durch Abweiſen wie durch Empfänglichkeit, durch Beharren und Nachgiebigkeit führen ſie eigentlich das Regiment, dem ſich in der geſitteten Welt kein Mann zu entziehen wagt.

Hatte der Architect, gleichſam nach eigener Luſt und Belieben, ſeine Talente vor den Freundinnen zum Vergnügen und zu den Zwecken derſelben geübt und bewieſen; war Beſchäftigung und Unterhaltung in dieſem Sinne und nach ſolchen Abſichten eingerichtet: ſo machte ſich in kurzer Zeit durch die Gegenwart des Gehülfen eine andre Lebensweiſe. Seine große Gabe war, gut zu ſprechen und menſchliche Verhältniſſe, beſonders in Bezug auf Bildung der Jugend, in der Unterredung zu behandeln. Und ſo entſtand gegen die bisherige Art zu leben ein ziemlich fühlbarer Gegenſatz, um ſo mehr als der Gehülfe nicht ganz dasjenige billigte, womit man ſich die Zeit über ausſchließlich beſchäftigt hatte.

Von dem lebendigen Gemälde, das ihn bey ſeiner

Ankunft empfing, ſprach er gar nicht. Als man ihm hingegen Kirche, Capelle und was ſich darauf bezog, mit Zufriedenheit ſehen ließ, konnte er ſeine Meynung, ſeine Geſinnungen darüber nicht zurückhalten. Was mich betrifft, ſagte er, ſo will mir dieſe Annäherung, dieſe Vermiſchung des Heiligen zu und mit dem Sinnlichen keineswegs gefallen, nicht gefallen, daß man ſich gewiſſe beſondre Räume widmet, weihet und aufſchmückt, um erſt dabey ein Gefühl der Frömmigkeit zu hegen und zu unterhalten. Keine Umgebung, ſelbſt die gemeinſte nicht, ſoll in uns das Gefühl des Göttlichen ſtören, das uns überall hin begleiten und jede Stätte zu einem Tempel einweihen kann. Ich mag gern einen Hausgottesdienſt in dem Saale gehalten ſehen, wo man zu ſpeiſen, ſich geſellig zu verſammeln, mit Spiel und Tanz zu ergetzen pflegt. Das Höchſte, das Vorzüglichſte am Menſchen iſt geſtaltlos, und man ſoll ſich hüthen es anders als in edler That zu geſtalten.

Charlotte, die ſeine Geſinnungen ſchon im Ganzen kannte und ſie noch mehr in kurzer Zeit erforſchte, brachte ihn gleich in ſeinem Fache zur Thätigkeit, indem ſie ihre Gartenknaben, welche der Architect vor ſeiner Abreiſe eben gemuſtert hatte, in dem großen Saal aufmärſchiren ließ; da ſie ſich denn in ihren heitern reinlichen Uniformen, mit geſetzlichen Bewegungen und einem natürlichen lebhaften Weſen, ſehr gut ausnahmen. Der Gehülfe prüfte ſie nach ſeiner Weiſe, und hatte durch man-

cherley Fragen und Wendungen gar bald die Gemüthsarten und Fähigkeiten der Kinder zu Tage gebracht, und ohne daß es so schien, in Zeit von weniger als einer Stunde, sie wirklich bedeutend unterrichtet und gefördert.

Wie machen Sie das nur? sagte Charlotte, indem die Knaben wegzogen. Ich habe sehr aufmerksam zugehört; es sind nichts als ganz bekannte Dinge vorgekommen, und doch wüßte ich nicht, wie ich es anfangen sollte, sie in so kurzer Zeit, bey so vielem Hin- und Wiederreden, in solcher Folge zur Sprache zu bringen.

Vielleicht sollte man, versetzte der Gehülfe, aus den Vortheilen seines Handwerks ein Geheimniß machen. Doch kann ich Ihnen die ganz einfache Maxime nicht verbergen, nach der man dieses und noch viel mehr zu leisten vermag. Fassen Sie einen Gegenstand, eine Materie, einen Begriff, wie man es nennen will; halten Sie ihn recht fest; machen Sie sich ihn in allen seinen Theilen recht deutlich, und dann wird es Ihnen leicht seyn, Gesprächsweise, an einer Masse Kinder zu erfahren was sich davon schon in ihnen entwickelt hat, was noch anzuregen, zu überliefern ist. Die Antworten auf Ihre Fragen mögen noch so ungehörig seyn, mögen noch so sehr ins Weite gehen, wenn nur sodann Ihre Gegenfrage Geist und Sinn wieder hereinwärts zieht, wenn Sie sich nicht von Ihrem Standpunkte verrücken lassen; so müssen die Kinder zuletzt denken, begreifen,

ſich überzeugen, nur von dem was und wie es der Lehrende will. Sein größter Fehler iſt der, wenn er ſich von den Lernenden mit in die Weite reißen läßt, wenn er ſie nicht auf dem Punkte feſtzuhalten weiß den er eben jetzt behandelt. Machen Sie nächſtens einen Verſuch und es wird zu Ihrer großen Unterhaltung dienen.

Das iſt artig, ſagte Charlotte: die gute Pädagogik iſt alſo gerade das Umgekehrte von der guten Lebensart. In der Geſellſchaft ſoll man auf nichts verweilen, und bey dem Unterricht wäre das höchſte Gebot, gegen alle Zerſtreuung zu arbeiten.

Abwechſelung ohne Zerſtreuung wäre für Lehre und Leben der ſchönſte Wahlſpruch, wenn dieſes löbliche Gleichgewicht nur ſo leicht zu erhalten wäre! ſagte der Gehülfe, und wollte weiter fortfahren als ihn Charlotte aufrief, die Knaben nochmals zu betrachten, deren munterer Zug ſich ſo eben über den Hof bewegte. Er bezeigte ſeine Zufriedenheit, daß man die Kinder in Uniform zu gehen anhalte. Männer — ſo ſagte er — ſollten von Jugend auf Uniform tragen, weil ſie ſich gewöhnen müſſen zuſammen zu handeln, ſich unter ihres Gleichen zu verlieren, in Maſſe zu gehorchen und ins Ganze zu arbeiten. Auch befördert jede Art von Uniform einen militäriſchen Sinn, ſo wie ein knapperes ſtrackeres Betragen, und alle Knaben ſind ja ohnehin geborne Soldaten: man ſehe nur ihre Kampf- und Streitſpiele, ihr Erſtürmen und Erklettern.

So werden Sie mich dagegen nicht tadeln, verſetzte Ottilie, daß ich meine Mädchen nicht übereinkleide. Wenn ich ſie Ihnen vorführe, hoffe ich Sie durch ein buntes Gemiſch zu ergetzen.

Ich billige das ſehr, verſetzte jener. Frauen ſollten durchaus mannigfaltig gekleidet gehen; jede nach eigner Art und Weiſe, damit eine Jede fühlen lernte, was ihr eigentlich gut ſtehe und wohl zieme. Eine wichtigere Urſache iſt noch die: weil ſie beſtimmt ſind, ihr ganzes Leben allein zu ſtehen und allein zu handeln.

Das ſcheint mir ſehr parador, verſetzte Charlotte; ſind wir doch faſt niemals für uns.

O ja! verſetzte der Gehülfe, in Abſicht auf andre Frauen ganz gewiß. Man betrachte ein Frauenzimmer als Liebende, als Braut, als Frau, Hausfrau und Mutter, immer ſteht ſie iſolirt, immer iſt ſie allein, und will allein ſeyn. Ja die Eitle ſelbſt iſt in dem Falle. Jede Frau ſchließt die andre aus, ihrer Natur nach: denn von Jeder wird alles gefordert, was dem ganzen Geſchlechte zu leiſten obliegt. Nicht ſo verhält es ſich mit den Männern. Der Mann verlangt den Mann; er würde ſich einen zweyten erſchaffen, wenn es keinen gäbe: eine Frau könnte eine Ewigkeit leben, ohne daran zu denken, ſich ihres Gleichen hervorzubringen.

Man darf, ſagte Charlotte, das Wahre nur wunderlich ſagen; ſo ſcheint zuletzt das Wunderliche auch

wahr. Wir wollen uns aus Ihren Bemerkungen das Beſte herausnehmen und doch als Frauen mit Frauen zuſammenhalten, und auch gemeinſam wirken, um den Männern nicht allzu große Vorzüge über uns einzuräumen. Ja Sie werden uns eine kleine Schadenfreude nicht übel nehmen, die wir künftig um deſto lebhafter empfinden müſſen, wenn ſich die Herren untereinander auch nicht ſonderlich vertragen.

Mit vieler Sorgfalt unterſuchte der verſtändige Mann nunmehr die Art, wie Ottilie ihre kleinen Zöglinge behandelte, und bezeigte darüber ſeinen entſchiedenen Beyfall. Sehr richtig heben Sie, ſagte er, Ihre Untergebenen nur zur nächſten Brauchbarkeit heran. Reinlichkeit veranlaßt die Kinder mit Freuden etwas auf ſich ſelbſt zu halten, und alles iſt gewonnen, wenn ſie das was ſie thun, mit Munterkeit und Selbſtgefühl zu leiſten angeregt ſind.

Uebrigens fand er zu ſeiner großen Befriedigung nichts auf den Schein und nach außen gethan, ſondern alles nach innen und für die unerläßlichen Bedürfniſſe. Mit wie wenig Worten, rief er aus, ließe ſich das ganze Erziehungsgeſchäft ausſprechen, wenn Jemand Ohren hätte zu hören.

Mögen Sie es nicht mit mir verſuchen, ſagte freundlich Ottilie.

Recht gern, verſetzte Jener, nur müſſen Sie mich nicht verrathen. Man erziehe die Knaben zu Dienern

und die Mädchen zu Müttern, ſo wird es überall wohl ſtehn.

Zu Müttern, verſetzte Ottilie, das könnten die Frauen noch hingehen laſſen, da ſie ſich, ohne Mütter zu ſeyn, doch immer einrichten müſſen, Wärterinnen zu werden; aber freylich zu Dienern würden ſich unſre jungen Männer viel zu gut halten, da man Jedem leicht anſehen kann, daß er ſich zum Gebieten fähiger dünkt.

Deswegen wollen wir es ihnen verſchweigen, ſagte der Gehülfe. Man ſchmeichelt ſich ins Leben hinein, aber das Leben ſchmeichelt uns nicht. Wie viel Menſchen mögen denn das freywillig zugeſtehen, was ſie am Ende doch müſſen? Laſſen wir aber dieſe Betrachtungen, die uns hier nicht berühren.

Ich preiſe Sie glücklich, daß Sie bey Ihren Zöglingen ein richtiges Verfahren anwenden können. Wenn Ihre kleinſten Mädchen ſich mit Puppen herumtragen und einige Läppchen für ſie zuſammenflicken; wenn ältere Geſchwiſter alsdann für die jüngeren ſorgen, und das Haus ſich in ſich ſelbſt bedient und aufhilft: dann iſt der weitere Schritt ins Leben nicht groß, und ein ſolches Mädchen findet bey ihrem Gatten, was ſie bey ihren Aeltern verließ.

Aber in den gebildeten Ständen iſt die Aufgabe ſehr verwickelt. Wir haben auf höhere, zartere, feinere, beſonders auf geſellſchaftliche Verhältniſſe Rückſicht

zu nehmen. Wir andern ſollen daher unſre Zöglinge nach außen bilden; es iſt nothwendig, es iſt unerläßlich und möchte recht gut ſeyn, wenn man dabey nicht das Maaß überſchritte: denn indem man die Kinder für einen weiteren Kreis zu bilden gedenkt, treibt man ſie leicht ins Gränzenloſe, ohne im Auge zu behalten was denn eigentlich die innere Natur fordert. Hier liegt die Aufgabe, welche mehr oder weniger von den Erziehern gelöſt oder verfehlt wird.

Bey Manchem womit wir unſere Schülerinnen in der Penſion ausſtatten, wird mir bange, weil die Erfahrung mir ſagt, von wie geringem Gebrauch es künftig ſeyn werde. Was wird nicht gleich abgeſtreift, was nicht gleich der Vergeſſenheit überantwortet ſobald ein Frauenzimmer ſich im Stande der Hausfrau, der Mutter befindet!

Indeſſen kann ich mir den frommen Wunſch nicht verſagen, da ich mich einmal dieſem Geſchäft gewidmet habe, daß es mir dereinſt in Geſellſchaft einer treuen Gehülfinn gelingen möge, an meinen Zöglingen dasjenige rein auszubilden was ſie bedürfen, wenn ſie in das Feld eigener Thätigkeit und Selbſtſtändigkeit hinüberſchreiten; daß ich mir ſagen könnte: in dieſem Sinne iſt an ihnen die Erziehung vollendet. Freylich ſchließt ſich eine andre immer wieder an, die beynahe mit jedem Jahre unſers Lebens, wo nicht von uns ſelbſt, doch von den Umſtänden veranlaßt wird.

Wie wahr fand Ottilie dieſe Bemerkung! Was hatte nicht eine ungeahndete Leidenſchaft im vergangenen Jahr an ihr erzogen! was ſah ſie nicht alles für Prüfungen vor ſich ſchweben, wenn ſie nur aufs nächſte, aufs nächſt künftige hinblickte!

Der junge Mann hatte nicht ohne Vorbedacht, einer Gehülfinn, einer Gattinn erwähnt: denn bey aller ſeiner Beſcheidenheit konnte er nicht unterlaſſen, ſeine Abſichten auf eine entfernte Weiſe anzudeuten; ja er war durch mancherley Umſtände und Vorfälle aufgeregt worden, bey dieſem Beſuch einige Schritte ſeinem Ziele näher zu thun.

Die Vorſteherinn der Penſion war bereits in Jahren, ſie hatte ſich unter ihren Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen ſchon lange nach einer Perſon umgeſehen, die eigentlich mit ihr in Geſellſchaft träte, und zuletzt dem Gehülfen, dem ſie zu vertrauen höchlich Urſache hatte, den Antrag gethan: er ſolle mit ihr die Lehranſtalt fortführen, darin als in dem Seinigen mitwirken, und nach ihrem Tode als Erbe und einziger Beſitzer eintreten. Die Hauptſache ſchien hiebey, daß er eine einſtimmende Gattinn finden müſſe. Er hatte im Stillen Ottillen vor Augen und im Herzen; allein es regten ſich mancherley Zweifel, die wieder durch günſtige Ereigniſſe einiges Gegengewicht erhielten. Luciane hatte die Penſion verlaſſen: Ottilie konnte freyer zurückkehren; von dem Verhältniſſe zu Eduard hatte zwar etwas ver-

lautet; allein man nahm die Sache, wie ähnliche Vorfälle mehr, gleichgültig auf, und ſelbſt dieſes Ereigniß konnte zu Ottiliens Rückkehr beytragen. Doch wäre man zu keinem Entſchluß gekommen, kein Schritt wäre geſchehen, hätte nicht ein unvermutheter Beſuch auch hier eine beſondere Anregung gegeben. Wie denn die Erſcheinung von bedeutenden Menſchen in irgend einem Kreiſe niemals ohne Folgen bleiben kann.

Der Graf und die Baroneſſe, welche ſo oft in den Fall kamen, über den Werth verſchiedener Penſionen befragt zu werden, weil faſt Jedermann um die Erziehung ſeiner Kinder verlegen iſt, hatten ſich vorgenommen, dieſe beſonders kennen zu lernen, von der ſo viel Gutes geſagt wurde, und konnten nunmehr in ihren neuen Verhältniſſen zuſammen eine ſolche Unterſuchung anſtellen. Allein die Baroneſſe beabſichtigte noch etwas anderes. Während ihres letzten Aufenthalts bey Charlotten hatte ſie mit dieſer alles umſtändlich durchgeſprochen was ſich auf Eduarden und Ottilien bezog. Sie beſtand aber und abermals darauf: Ottilie müſſe entfernt werden. Sie ſuchte Charlotten hiezu Muth einzuſprechen, welche ſich vor Eduards Drohungen noch immer fürchtete. Man ſprach über die verſchiedenen Auswege, und bey Gelegenheit der Penſion war auch von der Neigung des Gehülfen die Rede, und die Baroneſſe entſchloß ſich um ſo mehr zu dem gedachten Beſuch.

Sie kommt an, lernt den Gehülfen kennen, man

beobachtet die Anſtalt und ſpricht von Ottilien. Der Graf ſelbſt unterhält ſich gern über ſie, indem er ſie bey dem neulichen Beſuch genauer kennen gelernt. Sie hatte ſich ihm genähert, ja ſie ward von ihm angezogen, weil ſie durch ſein gehaltvolles Geſpräch dasjenige zu ſehen und zu kennen glaubte, was ihr bisher ganz unbekannt geblieben war. Und wie ſie in dem Umgange mit Eduard die Welt vergaß, ſo ſchien ihr an der Gegenwart des Grafen die Welt erſt recht wünſchenswerth zu ſeyn. Jede Anziehung iſt wechſelſeitig. Der Graf empfand eine Neigung für Ottilien, daß er ſie gern als ſeine Tochter betrachtete. Auch hier war ſie der Baroneſſe zum zweytenmal und mehr als das erſtemal im Wege. Wer weiß was dieſe, in Zeiten lebhafterer Leidenſchaft, gegen ſie angeſtiftet hätte; jetzt war es ihr genug, ſie durch eine Verheirathung den Ehefrauen unſchädlicher zu machen.

Sie regte daher den Gehülfen auf eine leiſe doch wirkſame Art klüglich an, daß er ſich zu einer kleinen Excurſion auf das Schloß einrichten und ſeinen Planen und Wünſchen, von denen er der Dame kein Geheimniß gemacht, ſich ungeſäumt nähern ſolle.

Mit vollkommner Beyſtimmung der Vorſteherinn trat er daher ſeine Reiſe an, und hegte in ſeinem Gemüth die beſten Hoffnungen. Er weiß, Ottile iſt ihm nicht ungünſtig, und wenn zwiſchen ihnen einiges Mißverhältniß des Standes war, ſo glich ſich dieſes gar

leicht durch die Denkart der Zeit aus. Auch hatte die Baroneſſe ihm wohl fühlen laſſen, daß Ottilie immer ein armes Mädchen bleibe. Mit einem reichen Hauſe verwandt zu ſeyn, hieß es, kann Niemanden helfen: denn man würde ſich, ſelbſt bey dem größten Vermögen, ein Gewiſſen daraus machen, denjenigen eine anſehnliche Summe zu entziehen, die dem näheren Grade nach ein vollkommneres Recht auf ein Beſitzthum zu haben ſcheinen. Und gewiß bleibt es wunderbar, daß der Menſch das große Vorrecht, nach ſeinem Tode noch über ſeine Habe zu diſponiren, ſehr ſelten zu Gunſten ſeiner Lieblinge gebraucht, und wie es ſcheint, aus Achtung für das Herkommen, nur diejenigen begünſtigt, die nach ihm ſein Vermögen beſitzen würden, wenn er auch ſelbſt keinen Willen hätte.

Sein Gefühl ſetzte ihn auf der Reiſe Ottilien völlig gleich. Eine gute Aufnahme erhöhte ſeine Hoffnungen. Zwar fand er gegen ſich Ottilien nicht ganz ſo offen wie ſonſt; aber ſie war auch erwachſener, gebildeter und wenn man will, im Allgemeinen mittheilender als er ſie gekannt hatte. Vertraulich ließ man ihn in manches Einſicht nehmen, was ſich beſonders auf ſein Fach bezog. Doch wenn er ſeinem Zwecke ſich nähern wollte; ſo hielt ihn immer eine gewiſſe innere Scheu zurück.

Einſt gab ihm jedoch Charlotte hierzu Gelegenheit indem ſie, in Beyſeyn Ottiliens, zu ihm ſagte: Nun,

Sie haben alles was in meinem Kreiſe heranwächſt, ſo ziemlich geprüft; wie finden Sie denn Ottilien? Sie dürfen es wohl in ihrer Gegenwart ausſprechen.

Der Gehülfe bezeichnete hierauf, mit ſehr viel Einſicht und ruhigem Ausdruck, wie er Ottilien in Abſicht eines freyeren Betragens, einer bequemeren Mittheilung, eines höhern Blicks in die weltlichen Dinge, der ſich mehr in ihren Handlungen als in ihren Worten bethätige, ſehr zu ihrem Vortheil verändert finde; daß er aber doch glaube, es könne ihr ſehr zum Nutzen gereichen, wenn ſie auf einige Zeit in die Penſion zurückkehre, um das in einer gewiſſen Folge gründlich und für immer ſich zuzueignen, was die Welt nur ſtückweiſe und eher zur Verwirrung als zur Befriedigung, ja manchmal nur allzuſpät überliefere. Er wolle darüber nicht weitläuftig ſeyn: Ottilie wiſſe ſelbſt am beſten aus was für zuſammenhängenden Lehrvorträgen ſie damals herausgeriſſen worden.

Ottilie konnte das nicht läugnen; aber ſie konnte nicht geſtehen, was ſie bey dieſen Worten empfand, weil ſie ſich es kaum ſelbſt auszulegen wußte. Es ſchien ihr in der Welt nichts mehr unzuſammenhängend, wenn ſie an den geliebten Mann dachte, und ſie begriff nicht, wie ohne ihn noch irgend etwas zuſammenhängen könne.

Charlotte beantwortete den Antrag mit kluger Freundlichkeit. Sie ſagte, daß ſowohl ſie als Ottilie eine Rückkehr nach der Penſion längſt gewünſcht hätten.

In dieſer Zeit nur ſey ihr die Gegenwart einer ſo lieben Freundinn und Helferinn unentbehrlich geweſen; doch wolle ſie in der Folge nicht hinderlich ſeyn, wenn es Ottiliens Wunſch bliebe, wieder auf ſo lange dorthin zurückzukehren, bis ſie das Angefangene geendet und das Unterbrochene ſich vollſtändig zugeeignet.

Der Gehülfe nahm dieſe Anerbietung freudig auf; Ottilie durfte nichts dagegen ſagen, ob es ihr gleich vor dem Gedanken ſchauderte. Charlotte hingegen dachte Zeit zu gewinnen; ſie hoffte Eduard ſollte ſich erſt als glücklicher Vater wieder finden und einfinden, dann, war ſie überzeugt, würde ſich alles geben und auch für Ottilien auf eine oder die andere Weiſe geſorgt werden.

Nach einem bedeutenden Geſpräch, über welches alle Theilnehmende nachzudenken haben, pflegt ein gewiſſer Stillſtand einzutreten, der einer allgemeinen Verlegenheit ähnlich ſieht. Man ging im Saale auf und ab, der Gehülfe blätterte in einigen Büchern und kam endlich an den Folioband, der noch von Lucianens Zeiten her liegen geblieben war. Als er ſah, daß darin nur Affen enthalten waren, ſchlug er ihn gleich wieder zu. Dieſer Vorfall mag jedoch zu einem Geſpräch Anlaß gegeben haben, wovon wir die Spuren in Ottiliens Tagebuch finden.

Aus
Ottiliens Tagebuche.

„Wie man es nur über das Herz bringen kann, die garſtigen Affen ſo ſorgfältig abzubilden. Man erniedrigt ſich ſchon, wenn man ſie nur als Thiere betrachtet; man wird aber wirklich bösartiger, wenn man dem Reize folgt, bekannte Menſchen unter dieſer Maske aufzuſuchen.“

„Es gehört durchaus eine gewiſſe Verſchrobenheit dazu, um ſich gern mit Caricaturen und Zerrbildern abzugeben. Unſerm guten Gehülfen danke ich's, daß ich nicht mit der Naturgeſchichte gequält worden bin: ich konnte mich mit den Würmern und Käfern niemals befreunden.“

„Dießmal geſtand er mir, daß es ihm eben ſo gehe. Von der Natur, ſagte er, ſollten wir nichts kennen, als was uns unmittelbar lebendig umgiebt. Mit den Bäumen, die um uns blühen, grünen, Frucht tragen, mit jeder Staude an der wir vorbeygehen, mit jedem Grashalm über den wir hinwandeln, haben wir ein wahres Verhältniß, ſie ſind unſre ächten Compatrioten. Die Vögel, die auf unſern Zweigen hin und wieder

hüpfen, die in unſerm Laube ſingen, gehören uns an, ſie ſprechen zu uns, von Jugend auf, und wir lernen ihre Sprache verſtehen. Man frage ſich, ob nicht ein jedes fremde, aus ſeiner Umgebung geriſſene Geſchöpf einen gewiſſen ängſtlichen Eindruck auf uns macht, der nur durch Gewohnheit abgeſtumpft wird. Es gehört ſchon ein buntes geräuſchvolles Leben dazu, um Affen, Papageyen und Mohren um ſich zu ertragen."

„Manchmal wenn mich ein neugieriges Verlangen nach ſolchen abenteuerlichen Dingen anwandelte, habe ich den Reiſenden beneidet, der ſolche Wunder mit andern Wundern in lebendiger alltäglicher Verbindung ſieht. Aber auch er wird ein anderer Menſch. Es wandelt niemand ungeſtraft unter Palmen, und die Geſinnungen ändern ſich gewiß in einem Lande wo Elephanten und Tiger zu Hauſe ſind."

„Nur der Naturforſcher iſt verehrungswerth, der uns das Fremdeſte, Seltſamſte, mit ſeiner Localität, mit aller Nachbarſchaft, jedesmal in dem eigenſten Elemente zu ſchildern und darzuſtellen weiß. Wie gern möchte ich nur einmal Humboldten erzählen hören."

„Ein Naturalien-Cabinet kann uns vorkommen wie eine ägyptiſche Grabſtätte, wo die verſchiedenen Thier- und Pflanzengötzen balſamirt umherſtehen. Einer Prieſter-Caſte geziemt es wohl, ſich damit in geheimnißvollem Halbdunkel abzugeben; aber in den allgemeinen Unterricht ſollte dergleichen nicht einfließen,

um ſo weniger, als etwas Näheres und Würdigeres ſich dadurch leicht verdrängt ſieht."

„Ein Lehrer, der das Gefühl an einer einzigen guten That, an einem einzigen guten Gedicht erwecken kann, leiſtet mehr als einer der uns ganze Reihen untergeordneter Naturbildungen der Geſtalt und dem Namen nach überliefert: denn das ganze Reſultat davon iſt, was wir ohnedieß wiſſen können, daß das Menſchengebild am vorzüglichſten und einzigſten das Gleichniß der Gottheit an ſich trägt."

„Dem Einzelnen bleibe die Freyheit ſich mit dem zu beſchäftigen, was ihn anzieht, was ihm Freude macht, was ihm nützlich däucht; aber das eigentliche Studium der Menſchheit iſt der Menſch."

Achtes Capitel.

Es giebt wenig Menſchen, die ſich mit dem Nächſtvergangenen zu beſchäftigen wiſſen. Entweder das Gegenwärtige hält uns mit Gewalt an ſich, oder wir verlieren uns in die Vergangenheit und ſuchen das völlig Verlorene, wie es nur möglich ſeyn will, wieder hervorzurufen und herzuſtellen. Selbſt in großen und reichen Familien, die ihren Vorfahren vieles ſchuldig ſind, pflegt es ſo zu gehen, daß man des Großvaters mehr als des Vaters gedenkt.

Zu ſolchen Betrachtungen ward unſer Gehülfe aufgefordert, als er an einem der ſchönen Tage, an welchen der ſcheidende Winter den Frühling zu lügen pflegt, durch den großen alten Schloßgarten gegangen war und die hohen Lindenalleen, die regelmäßigen Anlagen, die ſich von Eduards Vater herſchrieben, bewundert hatte. Sie waren vortrefflich gediehen, in dem Sinne desjenigen der ſie pflanzte, und nun, da ſie erſt anerkannt und genoſſen werden ſollten, ſprach Niemand mehr von ihnen; man beſuchte ſie kaum und hatte Liebhaberey und Aufwand gegen eine andere Seite hin ins Freye und Weite gerichtet.

Er machte bey ſeiner Rückkehr Charlotten die Bemerkung, die ſie nicht ungünſtig aufnahm. Indem uns das Leben fortzieht, verſetzte ſie, glauben wir aus uns ſelbſt zu handeln, unſre Thätigkeit, unſre Vergnügungen zu wählen; aber freylich, wenn wir es genau anſehen, ſo ſind es nur die Plane, die Neigungen der Zeit, die wir mit auszuführen genöthigt ſind.

Gewiß, ſagte der Gehülfe: und wer widerſteht dem Strome ſeiner Umgebungen. Die Zeit rückt fort und in ihr Geſinnungen, Meynungen, Vorurtheile und Liebhabereyen. Fällt die Jugend eines Sohnes gerade in die Zeit der Umwendung, ſo kann man verſichert ſeyn, daß er mit ſeinem Vater nichts gemein haben wird. Wenn dieſer in einer Periode lebte, wo man Luſt hatte ſich manches zuzueignen, dieſes Eigenthum zu ſichern, zu beſchränken, einzuengen und in der Abſonderung von der Welt ſeinen Genuß zu befeſtigen; ſo wird jener ſodann ſich auszudehnen ſuchen, mittheilen, verbreiten und das Verſchloſſene eröffnen.

Ganze Zeiträume, verſetzte Charlotte, gleichen dieſem Vater und Sohn, den Sie ſchildern. Von jenen Zuſtänden, da jede kleine Stadt ihre Mauern und Gräben haben mußte, da man jeden Edelhof noch in einen Sumpf baute, und die geringſten Schlöſſer nur durch eine Zugbrücke zugänglich waren, davon können wir uns kaum einen Begriff machen. Sogar größere Städte tragen jetzt ihre Wälle ab, die Gräben ſelbſt

fürſtlicher Schlöſſer werden ausgefüllt, die Städte bilden nur große Flecken, und wenn man ſo auf Reiſen das anſieht, ſollte man glauben: der allgemeine Friede ſey befeſtigt und das goldne Zeitalter vor der Thüre. Niemand glaubt ſich in einem Garten behaglich, der nicht einem freyen Lande ähnlich ſieht; an Kunſt, an Zwang ſoll nichts erinnern, wir wollen völlig frey und unbedingt Athem ſchöpfen. Haben Sie wohl einen Begriff, mein Freund, daß man aus dieſem in einen andern, in den vorigen Zuſtand zurückkehren könne?

Warum nicht? verſetzte der Gehülfe: jeder Zuſtand hat ſeine Beſchwerlichkeit, der beſchränkte ſowohl als der losgebundene. Der letztere ſetzt Ueberfluß voraus und führt zur Verſchwendung. Laſſen Sie uns bey Ihrem Beyſpiel bleiben, das auffallend genug iſt. Sobald der Mangel eintritt, ſogleich iſt die Selbſtbeſchränkung wiedergegeben. Menſchen die ihren Grund und Boden zu nutzen genöthigt ſind, führen ſchon wieder Mauern um ihre Gärten auf, damit ſie ihrer Erzeugniſſe ſicher ſeyen. Daraus entſteht nach und nach eine neue Anſicht der Dinge. Das Nützliche erhält wieder die Oberhand und ſelbſt der Vielbeſitzende meynt zuletzt auch das alles nutzen zu müſſen. Glauben Sie mir: es iſt möglich, daß Ihr Sohn die ſämmtlichen Parkanlagen vernachläßigt und ſich wieder hinter die ernſten Mauern und unter die hohen Linden ſeines Großvaters zurückzieht.

Charlotte war im Stillen erfreut, ſich einen Sohn verkündigt zu hören, und verzieh dem Gehülfen deshalb die etwas unfreundliche Prophezeyung, wie es dereinſt ihrem lieben ſchönen Park ergehen könne. Sie verſetzte deshalb ganz freundlich: Wir ſind beyde noch nicht alt genug um dergleichen Widerſprüche mehrmals erlebt zu haben; allein wenn man ſich in ſeine frühe Jugend zurückdenkt, ſich erinnert worüber man von älteren Perſonen klagen gehört, Länder und Städte mit in die Betrachtung aufnimmt: ſo möchte wohl gegen die Bemerkung nichts einzuwenden ſeyn. Sollte man denn aber einem ſolchen Naturgang nichts entgegenſetzen, ſollte man Vater und Sohn, Aeltern und Kinder nicht in Uebereinſtimmung bringen können? Sie haben mir freundlich einen Knaben geweiſſagt; müßte denn der gerade mit ſeinem Vater im Widerſpruch ſtehen? zerſtören was ſeine Aeltern erbaut haben? anſtatt es zu vollenden und zu erheben wenn er in demſelben Sinne fortfährt.

Dazu giebt es auch wohl ein vernünftiges Mittel, verſetzte der Gehülfe, das aber von den Menſchen ſelten angewandt wird. Der Vater erhebe ſeinen Sohn zum Mitbeſitzer, er laſſe ihn mitbauen, pflanzen, und erlaube ihm, wie ſich ſelbſt, eine unſchädliche Willkühr. Eine Thätigkeit läßt ſich in die andre verweben, keine an die andre anſtückeln. Ein junger Zweig verbindet ſich mit einem alten Stamme gar leicht und gern, an den kein erwachſener Aſt mehr anzufügen iſt.

Es freute den Gebülfen, in dem Augenblick da er Abſchied zu nehmen ſich genöthigt ſah, Charlotten zufälligerweiſe etwas Angenehmes geſagt und ihre Gunſt aufs neue dadurch befeſtigt zu haben. Schon allzulange war er von Hauſe weg, doch konnte er zur Rückreiſe ſich nicht eher entſchließen, als nach völliger Ueberzeugung, er müſſe die herannahende Epoche von Charlottens Niederkunft erſt vorbeygehn laſſen, bevor er wegen Ottiliens irgend eine Entſcheidung hoffen könne. Er fügte ſich deshalb in die Umſtände und kehrte mit dieſen Ausſichten und Hoffnungen wieder zur Vorſteherinn zurück.

Charlottens Niederkunft nahte heran. Sie hielt ſich mehr in ihren Zimmern. Die Frauen, die ſich um ſie verſammelt hatten, waren ihre geſchloſſenere Geſellſchaft. Ottilie beſorgte das Hausweſen, indem ſie kaum daran denken durfte was ſie that. Sie hatte ſich zwar völlig ergeben, ſie wünſchte für Charlotten, für das Kind, für Eduarden, ſich auch noch ferner auf das dienſtlichſte zu bemühen, aber ſie ſah nicht ein wie es möglich werden wollte. Nichts konnte ſie vor völliger Verworrenheit retten, als daß ſie jeden Tag ihre Pflicht that.

Ein Sohn war glücklich zur Welt gekommen, und die Frauen verſicherten ſämmtlich, es ſey der ganze leibhafte Vater. Nur Ottilie konnte es im Stillen nicht finden, als ſie der Wöchnerinn Glück wünſchte und das

Kind auf das herzlichſte begrüßte. Schon bey den Anſtalten zur Verheiratung ihrer Tochter war Charlotten die Abweſenheit ihres Gemahls höchſt fühlbar geweſen; nun ſollte der Vater auch bey der Geburt des Sohnes nicht gegenwärtig ſeyn; er ſollte den Namen nicht beſtimmen, bey dem man ihn künftig rufen würde.

Der erſte von allen Freunden die ſich glückwünſchend ſehen ließen, war Mittler, der ſeine Kundſchafter ausgeſtellt hatte um von dieſem Ereigniß ſogleich Nachricht zu erhalten. Er fand ſich ein und zwar ſehr behaglich. Kaum daß er ſeinen Triumph in Gegenwart Ottiliens verbarg, ſo ſprach er ſich gegen Charlotten laut aus, und war der Mann alle Sorgen zu heben und alle augenblicklichen Hinderniſſe bey Seite zu bringen. Die Taufe ſollte nicht lange aufgeſchoben werden. Der alte Geiſtliche, mit einem Fuß ſchon im Grabe, ſollte durch ſeinen Segen das Vergangene mit dem Zukünftigen zuſammenknüpfen; Otto ſollte das Kind heißen: es konnte keinen andern Namen führen als den Namen des Vaters und des Freundes.

Es bedurfte der entſchiedenen Zudringlichkeit dieſes Mannes, um die hunderterley Bedenklichkeiten, das Widerreden, Zaudern, Stocken, Beſſer- oder Anderswiſſen, das Schwanken, Meynen, Um- und Wiedermeynen zu beſeitigen; da gewöhnlich bey ſolchen Gelegenheiten aus einer gehobenen Bedenklichkeit immer wieder neue entſtehen, und indem man alle Verhältniſſe

ſchonen will, immer der Fall eintritt, einige zu verletzen.

Alle Meldungsſchreiben und Gevatterbriefe übernahm Mittler; ſie ſollten gleich ausgefertigt ſeyn: denn ihm war ſelbſt höchlich daran gelegen, ein Glück das er für die Familie ſo bedeutend hielt, auch der übrigen mit unter mißwollenden und mißredenden Welt bekannt zu machen. Und freylich waren die bisherigen leidenſchaftlichen Vorfälle dem Publikum nicht entgangen, das ohnehin in der Ueberzeugung ſteht, alles was geſchieht, geſchehe nur dazu, damit es etwas zu reden habe.

Die Feyer des Taufactes ſollte würdig aber beſchränkt und kurz ſeyn. Man kam zuſammen, Ottilie und Mittler ſollten das Kind als Taufzeugen halten. Der alte Geiſtliche, unterſtützt vom Kirchdiener, trat mit langſamen Schritten heran. Das Gebet war verrichtet, Ottilien das Kind auf die Arme gelegt, und als ſie mit Neigung auf daſſelbe herunterſah, erſchrack ſie nicht wenig an ſeinen offenen Augen: denn ſie glaubte in ihre eigenen zu ſehen, eine ſolche Uebereinſtimmung hätte Jeden überraſchen müſſen. Mittler, der zunächſt das Kind empfing, ſtutzte gleichfalls, indem er in der Bildung deſſelben eine ſo auffallende Aehnlichkeit, und zwar mit dem Hauptmann erblickte, dergleichen ihm ſonſt noch nie vorgekommen war.

Die Schwäche des guten alten Geiſtlichen hatte ihn

gehindert, die Taufhandlung mit mehrerem als der gewöhnlichen Liturgie zu begleiten. Mittler indeſſen, voll von dem Gegenſtande, gedachte ſeiner frühern Amtsverrichtungen und hatte überhaupt die Art, ſich ſogleich in jedem Falle zu denken, wie er nun reden, wie er ſich äußern würde. Dießmal konnte er ſich um ſo weniger zurückhalten, als es nur eine kleine Geſellſchaft von lauter Freunden war, die ihn umgab. Er fing daher an, gegen das Ende des Acts, mit Behaglichkeit ſich an die Stelle des Geiſtlichen zu verſetzen, in einer muntern Rede ſeine Pathenpflichten und Hoffnungen zu äußern und um ſo mehr dabey zu verweilen, als er Charlottens Beyfall in ihrer zufriedenen Miene zu erkennen glaubte.

Daß der gute alte Mann ſich gern geſetzt hätte, entging dem rüſtigen Redner, der noch viel weniger dachte, daß er ein größeres Uebel hervorzubringen auf dem Wege war: denn nachdem er das Verhältniß eines jeden Anweſenden zum Kinde mit Nachdruck geſchildert und Ottiliens Faſſung dabey ziemlich auf die Probe geſtellt hatte; ſo wandte er ſich zuletzt gegen den Greis mit dieſen Worten: Und Sie, mein würdiger Altvater, können nunmehr mit Simeon ſprechen: Herr laß deinen Diener in Frieden fahren; denn meine Augen haben den Heiland dieſes Hauſes geſehen.

Nun war er im Zuge recht glänzend zu ſchließen, aber er bemerkte bald, daß der Alte, dem er das Kind

hinhielt, ſich zwar erſt gegen daſſelbe zu neigen ſchien, nachher aber ſchnell zurückſank. Vom Fall kaum abgehalten ward er in einen Seſſel gebracht und man mußte ihn, ungeachtet aller augenblicklichen Beyhülfe, für todt anſprechen.

So unmittelbar Geburt und Tod, Sarg und Wiege neben einander zu ſehen und zu denken, nicht bloß mit der Einbildungskraft, ſondern mit den Augen dieſe ungeheuern Gegenſätze zuſammenzufaſſen, war für die Umſtehenden eine ſchwere Aufgabe, je überraſchender ſie vorgelegt wurde. Ottilie allein betrachtete den Eingeſchlummerten, der noch immer ſeine freundliche einnehmende Miene behalten hatte, mit einer Art von Neid. Das Leben ihrer Seele war getödtet, warum ſollte der Körper noch erhalten werden?

Führten ſie auf dieſe Weiſe gar manchmal die unerfreulichen Begebenheiten des Tags auf die Betrachtung der Vergänglichkeit, des Scheidens, des Verlierens; ſo waren ihr dagegen wunderſame nächtliche Erſcheinungen zum Troſt gegeben, die ihr das Daſeyn des Geliebten verſicherten und ihr eigenes befeſtigten und belebten. Wenn ſie ſich Abends zur Ruhe gelegt, und im ſüßen Gefühl noch zwiſchen Schlaf und Wachen ſchwebte, ſchien es ihr, als wenn ſie in einen ganz hellen doch mild erleuchteten Raum hineinblickte. In dieſem ſah ſie Eduarden ganz deutlich und zwar nicht gekleidet wie ſie ihn ſonſt geſehen, ſondern im kriegeri-

ſchen Anzug, jedesmal in einer andern Stellung, die aber vollkommen natürlich war und nichts Phantaſtiſches an ſich hatte: ſtehend, gehend, liegend, reitend. Die Geſtalt bis aufs kleinſte ausgemalt bewegte ſich willig vor ihr, ohne daß ſie das mindeſte dazu that, ohne daß ſie wollte oder die Einbildungskraft anſtrengte. Manchmal ſah ſie ihn auch umgeben, beſonders von etwas Beweglichem, das dunkler war als der helle Grund; aber ſie unterſchied kaum Schattenbilder, die ihr zuweilen als Menſchen, als Pferde, als Bäume und Gebirge vorkommen konnten. Gewöhnlich ſchlief ſie über der Erſcheinung ein, und wenn ſie nach einer ruhigen Nacht morgens wieder erwachte; ſo war ſie erquickt, getröſtet, ſie fühlte ſich überzeugt: Eduard lebe noch, ſie ſtehe mit ihm noch in dem innigſten Verhältniß.

Neuntes Capitel.

Der Frühling war gekommen, ſpäter aber auch raſcher und freudiger als gewöhnlich. Ottilie fand nun im Garten die Frucht ihres Verſehens: alles keimte, grünte und blühte zur rechten Zeit; manches was hinter wohl angelegten Glashäuſern und Beeten vorbereitet worden, trat nun ſogleich der endlich von außen wirkenden Natur entgegen, und alles was zu thun und zu beſorgen war, blieb nicht bloß hoffnungsvolle Mühe wie bisher, ſondern ward zum heitern Genuſſe.

An dem Gärtner aber hatte ſie zu tröſten über manche durch Lucianens Wildheit entſtandene Lücke unter den Topfgewächſen, über die zerſtörte Symmetrie mancher Baumkrone. Sie machte ihm Muth, daß ſich das alles bald wieder herſtellen werde; aber er hatte zu ein tiefes Gefühl, zu einen reinen Begriff von ſeinem Handwerk, als daß dieſe Troſtgründe viel bey ihm hätten fruchten ſollen. So wenig der Gärtner ſich durch andere Liebhabereyen und Neigungen zerſtreuen darf, ſo wenig darf der ruhige Gang unterbrochen werden, den die Pflanze zur dauernden oder zur vorübergehenden Vollendung nimmt. Die Pflanze gleicht den eigenſin-

ligen Menſchen, von denen man alles erhalten kann, wenn man ſie nach ihrer Art behandelt. Ein ruhiger Blick, eine ſtille Conſequenz, in jeder Jahrszeit, in jeder Stunde das ganz Gehörige zu thun, wird vielleicht von Niemand mehr als vom Gärtner verlangt.

Dieſe Eigenſchaften beſaß der gute Mann in einem hohen Grade, deswegen auch Ottilie ſo gern mit ihm wirkte; aber ſein eigentliches Talent konnte er ſchon einige Zeit nicht mehr mit Behaglichkeit ausüben. Denn ob er gleich alles was die Baum- und Küchengärtnerey betraf, auch die Erforderniſſe eines ältern Ziergartens, vollkommen zu leiſten verſtand — wie denn überhaupt einem vor dem andern dieſes oder jenes gelingt — ob er ſchon in Behandlung der Orangerie, der Blumenzwiebeln, der Nelken- und Aurikelnſtöcke, die Natur ſelbſt hätte herausfordern können: ſo waren ihm doch die neuen Zierbäume und Medeblumen einigermaßen fremd geblieben, und er hatte vor dem unendlichen Felde der Botanik, das ſich nach der Zeit aufthat, und den darin herumſummenden fremden Namen, eine Art von Scheu, die ihn verdrießlich machte. Was die Herrſchaft voriges Jahr zu verſchreiben angefangen, hielt er um ſo mehr für unnützen Aufwand und Verſchwendung, als er gar manche koſtbare Pflanze ausgehen ſah, und mit den Handelsgärtnern die ihn, wie er glaubte, nicht redlich genug bedienten, in keinem ſonderlichen Verhältniſſe ſtand.

Er hatte ſich darüber, nach mancherley Verſuchen, eine Art von Plan gemacht, in welchem ihn Ottilie um ſo mehr beſtärkte, als er auf die Wiederkehr Eduards eigentlich gegründet war, deſſen Abweſenheit man in dieſem wie in manchem andern Falle täglich nachtheiliger empfinden mußte.

Indem nun die Pflanzen immer mehr Wurzel ſchlugen und Zweige trieben, fühlte ſich auch Ottilie immer mehr an dieſe Räume gefeſſelt. Gerade vor einem Jahre trat ſie als Fremdling, als ein unbedeutendes Weſen hier ein; wie viel hatte ſie ſich ſeit jener Zeit nicht erworben! aber leider wie viel hatte ſie nicht auch ſeit jener Zeit wieder verloren! Sie war nie ſo reich und nie ſo arm geweſen. Das Gefühl von beydem wechſelte augenblicklich mit einander ab, ja durchkreuzte ſich aufs innigſte, ſo daß ſie ſich nicht anders zu helfen wußte, als daß ſie immer wieder das Nächſte mit Antheil, ja mit Leidenſchaft ergriff.

Daß alles was Eduarden beſonders lieb war, auch ihre Sorgfalt am ſtärkſten an ſich zog, läßt ſich denken; ja warum ſollte ſie nicht hoffen, daß er ſelbſt nun bald wiederkommen, daß er die vorſorgliche Dienſtlichkeit, die ſie dem Abweſenden geleiſtet, dankbar gegenwärtig bemerken werde.

Aber noch auf eine viel andre Weiſe war ſie veranlaßt für ihn zu wirken. Sie hatte vorzüglich die Sorge für das Kind übernommen, deſſen unmittelbare Pflege-

rinn

rinn ſie um ſo mehr werden konnte, als man es keiner Amme zu übergeben, ſondern mit Milch und Waſſer aufzuziehen ſich entſchieden hatte. Es ſollte in jener ſchönen Zeit der freyen Luft genießen; und ſo trug ſie es am liebſten ſelbſt heraus, trug das ſchlafende unbewußte zwiſchen Blumen und Blüthen her, die dereinſt ſeiner Kindheit ſo freundlich entgegen lachen ſollten, zwiſchen jungen Sträuchen und Pflanzen, die mit ihm in die Höhe zu wachſen durch ihre Jugend beſtimmt ſchienen. Wenn ſie um ſich her ſah, ſo verbarg ſie ſich nicht, zu welchem großen reichen Zuſtande das Kind geboren ſey: denn faſt alles wohin das Auge blickte, ſollte dereinſt ihm gehören. Wie wünſchenswerth war es zu dieſem allen, daß es vor den Augen des Vaters, der Mutter, aufwüchſe und eine erneute frohe Verbindung beſtätigte.

Ottilie fühlte dieß alles ſo rein, daß ſie ſich's als entſchieden wirklich dachte und ſich ſelbſt dabey gar nicht empfand. Unter dieſem klaren Himmel, bey dieſem hellen Sonnenſchein, ward es ihr auf einmal klar, daß ihre Liebe, um ſich zu vollenden, völlig uneigennützig werden müſſe; ja in manchen Augenblicken glaubte ſie dieſe Höhe ſchon erreicht zu haben. Sie wünſchte nur das Wohl ihres Freundes, ſie glaubte ſich fähig ihm zu entſagen, ſogar ihn niemals wieder zu ſehen, wenn ſie ihn nur glücklich wiſſe. Aber ganz entſchieden war ſie für ſich, niemals einem andern anzugehören.

Daß der Herbſt eben ſo herrlich würde wie der Frühling, dafür war geſorgt. Alle ſogenannte Sommergewächſe, alles was im Herbſt mit Blühen nicht enden kann und ſich der Kälte noch keck entgegen entwickelt, Aſtern beſonders, waren in der größten Mannigfaltigkeit geſät und ſollten nun überallhin verpflanzt, einen Sternhimmel über die Erde bilden.

Aus
Ottiliens Tagebuche.

„Einen guten Gedanken den wir geleſen, etwas Auffallendes das wir gehört, tragen wir wohl in unſer Tagebuch. Nähmen wir uns aber zugleich die Mühe, aus den Briefen unſerer Freunde eigenthümliche Bemerkungen, originelle Anſichten, flüchtige geiſtreiche Worte auszuzeichnen, ſo würden wir ſehr reich werden. Briefe hebt man auf, um ſie nie wieder zu leſen; man zerſtört ſie zuletzt einmal aus Discretion, und ſo verſchwindet der ſchönſte unmittelbarſte Lebenshauch unwiederbringlich für uns und andre. Ich nehme mir vor, dieſes Verſäumniß wieder gut zu machen."

„So wiederhohlt ſich denn abermals das Jahresmährchen von vorn. Wir ſind nun wieder, Gott ſey Dank! an ſeinem artigſten Kapitel. Veilchen und Mayblumen ſind wie Ueberſchriften oder Vignetten dazu. Es macht uns immer einen angenehmen Eindruck, wenn wir ſie in dem Buche des Lebens wieder aufſchlagen."

„Wir ſchelten die Armen, beſonders die Unmündigen, wenn ſie ſich an den Straßen herumlegen und bet-

teln. Bemerken wir nicht, daß ſie gleich thätig ſind, ſobald es was zu thun giebt? Kaum entfaltet die Natur ihre freundlichen Schätze, ſo ſind die Kinder dahinterher um ein Gewerbe zu eröffnen; keines bettelt mehr; jedes reicht dir einen Strauß; es hat ihn gepflückt ehe du vom Schlaf erwachteſt, und das Bittende ſieht dich ſo freundlich an wie die Gabe. Niemand ſieht erbärmlich aus, der ſich einiges Recht fühlt, fordern zu dürfen."

„Warum nur das Jahr manchmal ſo kurz, manchmal ſo lang iſt, warum es ſo kurz ſcheint und ſo lang in der Erinnrung! Mir iſt es mit dem vergangenen ſo, und nirgends auffallender als im Garten, wie vergänglichres und dauerndes in einander greift. Und doch iſt nichts ſo flüchtig das nicht eine Spur, das nicht ſeines Gleichen zurücklaſſe."

„Man läßt ſich den Winter auch gefallen. Man glaubt ſich freyer auszubreiten, wenn die Bäume ſo geiſterhaft, ſo durchſichtig vor uns ſtehen. Sie ſind nichts, aber ſie decken auch nichts zu. Wie aber einmal Knospen und Blüten kommen, dann wird man ungeduldig bis das volle Laub hervortritt, bis die Landſchaft ſich verkörpert und der Baum ſich als eine Geſtalt uns entgegen drängt."

„Alles Vollkommene in ſeiner Art muß über ſeine Art hinausgehen, es muß etwas anderes unvergleichbares werden. In manchen Tönen iſt die Nachtigall

nach Vogel; dann ſteigt ſie über ihre Claſſe hinüber und ſcheint jedem Gefiederten andeuten zu wollen, was eigentlich ſingen heiſſe."

„Ein Leben ohne Liebe, ohne die Nähe des Geliebten, iſt nur eine Comédie à trois, ein ſchlechtes Schubladenſtück. Man ſchiebt eine nach der anderen heraus und wieder hinein und eilt zur folgenden. Alles was auch gutes und bedeutendes vorkommt, hängt nur kümmerlich zuſammen. Man muß überall von vorn anfangen und möchte überall enden."

Zehntes Capitel.

Charlotte von ihrer Seite befindet ſich munter und wohl. Sie freut ſich an dem tüchtigen Knaben, deſſen viel verſprechende Geſtalt ihr Auge und Gemüth ſtündlich beſchäftigt. Sie erhält durch ihn einen neuen Bezug auf die Welt und auf den Beſitz. Ihre alte Thätigkeit regt ſich wieder; ſie erblickt, wo ſie auch hinſieht, im vergangenen Jahre vieles gethan und empfindet Freude am Gethanen. Von einem eigenen Gefühl belebt ſteigt ſie zur Mooshütte mit Ottilien und dem Kinde, und indem ſie dieſes auf den kleinen Tiſch, als auf einen häuslichen Altar niederlegt, und noch zwey Plätze leer ſieht, gedenkt ſie der vorigen Zeiten und eine neue Hoffnung für ſie und Ottilien dringt hervor.

Junge Frauenzimmer ſehen ſich beſcheiden vielleicht nach dieſem oder jenem Jüngling um, mit ſtiller Prüfung, ob ſie ihn wohl zum Gatten wünſchten; wer aber für eine Tochter oder einen weiblichen Zögling zu ſorgen hat, ſchaut in einem weitern Kreis umher. So ging es auch in dieſem Augenblick Charlotten, der eine Verbindung des Hauptmanns mit Ottilien nicht unmöglich ſchien, wie ſie doch auch ſchon ehemals in dieſer

Hütte neben einander geſeſſen hatten. Ihr war nicht unbekannt geblieben, daß jene Ausſicht auf eine vortheilhafte Heirat wieder verſchwunden ſey.

Charlotte ſtieg weiter und Ottilie trug das Kind. Jene überließ ſich mancherley Betrachtungen. Auch auf dem feſten Lande giebt es wohl Schiffbruch; ſich davon auf das ſchnellſte zu erholen und herzuſtellen, iſt ſchön und preiswürdig. Iſt doch das Leben nur auf Gewinn und Verluſt berechnet. Wer macht nicht irgend eine Anlage und wird darin geſtört! Wie oft ſchlägt man einen Weg ein und wird davon abgeleitet! Wie oft werden wir von einem ſcharf ins Auge gefaßten Ziel abgelenkt, um ein höheres zu erreichen! Der Reiſende bricht unterwegs zu ſeinem höchſten Verdruß ein Rad und gelangt durch dieſen unangenehmen Zufall zu den erfreulichſten Bekanntſchaften und Verbindungen, die auf ſein ganzes Leben Einfluß haben. Das Schickſal gewährt uns unſre Wünſche, aber auf ſeine Weiſe, um uns etwas über unſere Wünſche geben zu können.

Dieſe und ähnliche Betrachtungen waren es, unter denen Charlotte zum neuen Gebäude auf der Höhe gelangte, wo ſie vollkommen beſtätigt wurden. Denn die Umgebung war viel ſchöner als man ſich's hatte denken können. Alles ſtörende Kleinliche war rings umher entfernt; alles Gute der Landſchaft, was die Natur, was die Zeit daran gethan hatte, trat reinlich hervor und fiel ins Auge, und ſchon grünten die jungen Pflanzun-

gen, die beſtimmt waren, einige Lücken auszufüllen und die abgeſonderten Theile angenehm zu verbinden.

Das Haus ſelbſt war nahezu bewohnbar; die Ausſicht, beſonders aus den obern Zimmern, höchſt mannigfaltig. Je länger man ſich umſah, deſto mehr Schönes entdeckte man. Was mußten nicht hier die verſchiedenen Tageszeiten, was Mond und Sonne für Wirkungen hervorbringen! Hier zu verweilen war höchſt wünſchenswerth, und wie ſchnell ward die Luſt zu bauen und zu ſchaffen in Charlotten wieder erweckt, da ſie alle grobe Arbeit gethan fand. Ein Tiſcher, ein Tapezirer, ein Maler, der mit Patronen und leichter Vergoldung ſich zu helfen wußte, nur dieſer bedurfte man, und in kurzer Zeit war das Gebäude im Stande. Keller und Küche wurden ſchnell eingerichtet: denn in der Entfernung vom Schloſſe mußte man alle Bedürfniſſe um ſich verſammeln. So wohnten die Frauenzimmer mit dem Kinde nun oben, und von dieſem Aufenthalt, als von einem neuen Mittelpunkt, eröffneten ſich ihnen unerwartete Spaziergänge. Sie genoſſen vergnüglich in einer höheren Region der freyen friſchen Luft bey dem ſchönſten Wetter.

Ottiliens liebſter Weg, theils allein, theils mit dem Kinde, ging herunter nach den Platanen auf einem bequemen Fußſteig, der ſodann zu dem Puncte leitete, wo einer der Kähne angebunden war, mit denen man überzufahren pflegte. Sie erfreute ſich manchmal einer

Wasserfahrt; allein ohne das Kind, weil Charlotte deshalb einige Besorgniß zeigte. Doch verfehlte sie nicht, täglich den Gärtner im Schloßgarten zu besuchen und an seiner Sorgfalt für die vielen Pflanzenzöglinge, die nun alle der freyen Luft genossen, freundlich Theil zu nehmen.

In dieser schönen Zeit kam Charlotten der Besuch eines Engländers sehr gelegen, der Eduarden auf Reisen kennen gelernt, einigemal getroffen hatte und nunmehr neugierig war, die schönen Anlagen zu sehen, von denen er so viel Gutes erzählen hörte. Er brachte ein Empfehlungsschreiben vom Grafen mit und stellte zugleich einen stillen aber sehr gefälligen Mann als seinen Begleiter vor. Indem er nun bald mit Charlotten und Ottilien, bald mit Gärtnern und Jägern, öfters mit seinem Begleiter, und manchmal allein die Gegend durchstrich; so konnte man seinen Bemerkungen wohl ansehen, daß er ein Liebhaber und Kenner solcher Anlagen war, der wohl auch manche dergleichen selbst ausgeführt hatte. Obgleich in Jahren nahm er auf eine heitere Weise an allem Theil, was dem Leben zur Zierde gereichen und es bedeutend machen kann.

In seiner Gegenwart genossen die Frauenzimmer erst vollkommen ihrer Umgebung. Sein geübtes Auge empfing jeden Effect ganz frisch, und er hatte um so mehr Freude an dem Entstandenen, als er die Gegend vorher nicht gekannt, und was man daran gethan,

von dem was die Natur geliefert, kaum zu unterſch
den wußte.

Man kann wohl ſagen, daß durch ſeine Bem
lungen der Park wuchs und ſich bereicherte. Sch
zum voraus erkannte er, was die neuen heranſtrebend
Pflanzungen verſprachen. Keine Stelle blieb ihm unb
merkt, wo noch irgend eine Schönheit hervorzuheb
oder anzubringen war. Hier deutete er auf eine Quell
welche gereinigt, die Zierde einer ganzen Buſchpartie
werden verſprach; hier auf eine Höhle, die ausgeräum
und erweitert, einen erwünſchten Ruheplatz geben kon
te, indeſſen man nur wenige Bäume zu fällen braucht
um von ihr aus herrliche Felſenmaſſen aufgethürmt z
erblicken. Er wünſchte den Bewohnern Glück, daß ih
nen ſo manches nachzuarbeiten übrig blieb, und erſucht
ſie, damit nicht zu eilen, ſondern für folgende Jahr
ſich das Vergnügen des Schaffens und Einrichtens ver
zubehalten.

Uebrigens war er außer den geſelligen Stunden
keineswegs läſtig: denn er beſchäftigte ſich die größte
Zeit des Tags, die maleriſchen Ausſichten des Parks
in einer tragbaren dunklen Kammer aufzufangen und zu
zeichnen, um dadurch ſich und andern von ſeinen Rei-
ſen eine ſchöne Frucht zu gewinnen. Er hatte dieſes,
ſchon ſeit mehreren Jahren, in allen bedeutenden Ge-
genden gethan und ſich dadurch die angenehmſte und
intereſſant:ſte Sammlung verſchafft. Ein großes Porte-

feuille das er mit ſich führte, zeigte er den Damen vor und unterhielt ſie, theils durch das Bild, theils durch die Auslegung. Sie freuten ſich, hier in ihrer Einſamkeit die Welt ſo bequem zu durchreiſen, Ufer und Häfen, Berge, Seen und Flüſſe, Städte, Caſtelle und manches andre Local, das in der Geſchichte einen Namen hat, vor ſich vorbeyziehen zu ſehen.

Jede von beyden Frauen hatte ein beſonderes Intereſſe; Charlotte das allgemeinere, gerade an dem, wo ſich etwas hiſtoriſch merkwürdiges fand, während Ottilie ſich vorzüglich bey den Gegenden aufhielt, wovon Eduard viel zu erzählen pflegte, wo er gern verweilt, wohin er öfters zurückgekehrt: denn jeder Menſch hat in der Nähe und in der Ferne gewiſſe örtliche Einzelnheiten die ihn anziehen, die ihm, ſeinem Charakter nach, um des erſten Eindrucks, gewiſſer Umſtände, der Gewohnheit willen, beſonders lieb und aufregend ſind.

Sie fragte daher den Lord, wo es ihm denn am beſten gefalle, und wo er nun ſeine Wohnung aufſchlagen würde, wenn er zu wählen hätte. Da wußte er denn mehr als Eine ſchöne Gegend vorzuzeigen, und was ihm dort widerfahren, um ſie ihm lieb und werth zu machen, in ſeinem eigens accentuirten Franzöſiſch gar behaglich mitzutheilen.

Auf die Frage hingegen, wo er ſich denn jetzt gewöhnlich aufhalte, wohin er am liebſten zurückkehre,

ließ er ſich ganz unbewunden, doch den Frauen unerwartet, alſo vernehmen.

Ich habe mir nun angewöhnt überall zu Hauſe zu ſeyn und finde zuletzt nichts bequemer, als daß andre für mich bauen, pflanzen und ſich häuslich bemühen. Nach meinen eigenen Beſitzungen ſehne ich mich nicht zurück, theils aus politiſchen Urſachen, vorzüglich aber weil mein Sohn, für den ich alles eigentlich gethan und eingerichtet, dem ich es zu übergeben, mit dem ich es noch zu genießen hoffte, an allem keinen Theil nimmt, ſondern nach Indien gegangen iſt, um ſein Leben dort, wie mancher andere, höher zu nutzen, oder gar zu vergeuden.

Gewiß wir machen viel zu viel vorarbeitenden Aufwand aufs Leben. Anſtatt daß wir gleich anfingen uns in einem mäßigen Zuſtand behaglich zu finden, ſo gehen wir immer mehr ins Breite, um es uns immer unbequemer zu machen. Wer genießt jetzt meine Gebäude, meinen Park, meine Gärten? Nicht ich, nicht einmal die Meinigen; fremde Gäſte, Neugierige, unruhige Reiſende.

Selbſt bey vielen Mitteln ſind wir immer nur halb und halb zu Hauſe, beſonders auf dem Lande, wo uns manches Gewohnte der Stadt fehlt. Das Buch das wir am eifrigſten wünſchten, iſt nicht zur Hand, und gerade was wir am meiſten bedürften, iſt vergeſſen. Wir richten uns immer häuslich ein, um wieder aus-

zuziehen, und wenn wir es nicht mit Willen und Willkühr thun; ſo wirken Verhältniſſe, Leidenſchaften, Zufälle, Nothwendigkeit und was nicht alles.

Der Lord ahndete nicht, wie tief durch ſeine Betrachtungen die Freundinnen getroffen wurden. Und wie oft kommt nicht Jeder in dieſe Gefahr, der eine allgemeine Betrachtung ſelbſt in einer Geſellſchaft deren Verhältniſſe ihm ſonſt bekannt ſind, ausſpricht. Charlotten war eine ſolche zufällige Verletzung auch durch Wohlwollende und Gutmeynende nichts Neues; und die Welt lag ohnehin ſo deutlich vor ihren Augen, daß ſie keinen beſondern Schmerz empfand, wenn gleich Jemand ſie unbedachtſam und unvorſichtig nöthigte, ihren Blick da oder dorthin auf eine unerfreuliche Stelle zu richten. Ottilie hingegen, die in halbbewußter Jugend mehr ahndete als ſah, und ihren Blick wegwenden durfte ja mußte von dem was ſie nicht ſehen mochte und ſollte, Ottilie ward durch dieſe traulichen Reden in den ſchrecklichſten Zuſtand verſetzt: denn es zerriß mit Gewalt vor ihr der anmuthige Schleyer, und es ſchien ihr, als wenn alles was bisher für Haus und Hof, für Garten, Park und die ganze Umgebung geſchehen war, ganz eigentlich umſonſt ſey, weil der dem es alles gehörte, es nicht genöſſe, weil auch der, wie der gegenwärtige Gaſt, zum Herumſchweifen in der Welt und zwar zu dem gefährlichſten, durch die Liebſten und Nächſten gedrängt werden. Sie hatte ſich an

Hören und Schweigen gewöhnt, aber ſie ſaß dießmal in der peinlichſten Lage, die durch des Fremden weiteres Geſpräch eher vermehrt als vermindert wurde, das er mit heiterer Eigenheit und Bedächtlichkeit fortſetzte.

Nun glaub' ich, ſagte er, auf dem rechten Wege zu ſeyn, da ich mich immerfort als einen Reiſenden betrachte, der vielem entſagt, um vieles zu genießen. Ich bin an den Wechſel gewöhnt, ja er wird mir Bedürfniß, wie man in der Oper immer wieder auf eine neue Decoration wartet, gerade weil ſchon ſo viele da geweſen. Was ich mir von dem beſten und dem ſchlechteſten Wirthshauſe verſprechen darf, iſt mir bekannt: es mag ſo gut oder ſchlimm ſeyn als es will, nirgends find' ich das Gewohnte, und am Ende läuft es auf Eins hinaus, ganz von einer nothwendigen Gewohnheit, oder ganz von der willkührlichſten Zufälligkeit abzuhangen. Wenigſtens habe ich jetzt nicht den Verdruß, daß etwas verlegt oder verloren iſt, daß mir ein tägliches Wohnzimmer unbrauchbar wird, weil ich es muß repariren laſſen, daß man mir eine liebe Taſſe zerbricht und es mir eine ganze Zeit aus keiner andern ſchmecken will. Alles deſſen bin ich überhoben, und wenn mir das Haus über dem Kopf zu brennen anfängt, ſo packen meine Leute gelaſſen ein und auf, und wir fahren zu Hofraum und Stadt hinaus. Und bey allen dieſen Vortheilen, wenn ich es genau berechne, habe ich am Ende des Jahrs nicht mehr ausgegeben, als es mich zu Hauſe gekoſtet hätte.

Bey dieſer Schilderung ſah Ottilie nur Eduarden vor ſich, wie er nun auch, mit Entbehren und Beſchwerde, auf ungebahnten Straßen hinziehe, mit Gefahr und Noth zu Felde liege, und bey ſo viel Unbeſtand und Wagniß ſich gewöhne heimatlos und freundlos zu ſeyn, alles wegzuwerfen nur um nicht verlieren zu können. Glücklicherweiſe trennte ſich die Geſellſchaft für einige Zeit. Ottilie fand Raum ſich in der Einſamkeit auszuweinen. Gewaltſamer hatte ſie kein dumpfer Schmerz ergriffen, als dieſe Klarheit, die ſie ſich noch klarer zu machen ſtrebte, wie man es zu thun pflegt, daß man ſich ſelbſt peinigt, wenn man einmal auf dem Wege iſt gepeinigt zu werden.

Der Zuſtand Eduards kam ihr ſo kümmerlich, ſo jämmerlich vor, daß ſie ſich entſchloß, es koſte was es wolle, zu ſeiner Wiedervereinigung mit Charlotten alles beyzutragen, ihren Schmerz und ihre Liebe an irgend einem ſtillen Orte zu verbergen und durch irgend eine Art von Thätigkeit zu betrügen.

Indeſſen hatte der Begleiter des Lords, ein verſtändiger, ruhiger Mann und guter Beobachter, den Mißgriff in der Unterhaltung bemerkt und die Aehnlichkeit der Zuſtände ſeinem Freunde offenbart. Dieſer wußte nichts von den Verhältniſſen der Familie; allein jener, den eigentlich auf der Reiſe nichts mehr intereſſirte als die ſonderbaren Ereigniſſe, welche durch natürliche und künſtliche Verhältniſſe, durch den Conflict

des Geſetzlichen und des Ungebändigten, des Verſtandes und der Vernunft, der Leidenſchaft und des Vorurtheils hervorgebracht werden, jener hatte ſich ſchon früher, und mehr noch im Hauſe ſelbſt, mit allem bekannt gemacht was vorgegangen war und noch vorging.

Dem Lord that es leid, ohne daß er darüber verlegen geweſen wäre. Man müßte ganz in Geſellſchaft ſchweigen, wenn man nicht manchmal in den Fall kommen ſollte: denn nicht allein bedeutende Bemerkungen, ſondern die trivialſten Aeußerungen können auf eine ſo mißklingende Weiſe mit dem Intereſſe der Gegenwärtigen zuſammentreffen. Wir wollen es heute Abend wieder gut machen, ſagte der Lord, und uns aller allgemeinen Geſpräche enthalten. Geben Sie der Geſellſchaft etwas von den vielen angenehmen und bedeutenden Anecdoten und Geſchichten zu hören, womit Sie Ihr Porteſeuille und ihr Gedächtniß auf unſerer Reiſe bereichert haben.

Allein auch mit dem beſten Vorſatze gelang es den Fremden nicht, die Freunde dießmal mit einer unverfänglichen Unterhaltung zu erfreuen. Denn nachdem der Begleiter durch manche ſonderbare, bedeutende, heitere, rührende, furchtbare Geſchichten die Aufmerkſamkeit erregt und die Theilnahme aufs höchſte geſpannt hatte; ſo dachte er mit einer zwar ſonderbaren, aber ſanfteren Begebenheit zu ſchließen, und ahndete nicht, wie nahe dieſe ſeinen Zuhörern verwandt war.

Die wunderlichen Nachbarskinder.

Novelle.

Zwey Nachbarskinder von bedeutenden Häuſern, Knabe und Mädchen, in verhältnißmäßigem Alter, um dereinſt Gatten zu werden, ließ man in dieſer angenehmen Ausſicht mit einander aufwachſen, und die beyderſeitigen Aeltern freuten ſich einer künftigen Verbindung. Doch man bemerkte gar bald, daß die Abſicht zu mißlingen ſchien, indem ſich zwiſchen den beyden trefflichen Naturen ein ſonderbarer Widerwille hervorthat. Vielleicht waren ſie einander zu ähnlich. Beyde in ſich ſelbſt gewendet, deutlich in ihrem Wollen, feſt in ihren Vorſätzen; jedes einzeln geliebt und geehrt von ſeinen Geſpielen; immer Widerſacher wenn ſie zuſammen waren, immer aufbauend für ſich allein, immer wechſelsweiſe zerſtörend wo ſie ſich begegneten; nicht wetteifernd nach Einem Ziel, aber immer kämpfend um Einen Zweck; gutartig durchaus und liebenswürdig, und nur haſſend, ja bösartig, indem ſie ſich auf einander bezogen.

Dieſes wunderliche Verhältniß zeigte ſich ſchon bey kindiſchen Spielen, es zeigte ſich bey zunehmenden Jahren. Und wie die Knaben Krieg zu ſpielen, ſich in Parteyen zu ſondern, einander Schlachten zu liefern pflegen, ſo ſtellte ſich das trotzig muthige Mädchen einſt an die Spitze des einen Heers, und focht gegen das andre mit ſolcher Gewalt und Erbitterung, daß dieſes ſchimpflich wäre in die Flucht geſchlagen worden, wenn ihr einzelner Widerſacher ſich nicht ſehr brav gehalten und ſeine Gegnerinn doch noch zuletzt entwaffnet und gefangen genommen hätte. Aber auch da noch wehrte ſie ſich ſo gewaltſam, daß er, um ſeine Augen zu erhalten, und die Feindinn doch nicht zu beſchädigen, ſein ſeidenes Halstuch abreißen und ihr die Hände damit auf den Rücken binden mußte.

Dieß verzieh ſie ihm nie, ja ſie machte ſo heimliche Anſtalten und Verſuche ihn zu beſchädigen, daß die Aeltern, die auf dieſe ſeltſamen Leidenſchaften ſchon längſt Acht gehabt, ſich mit einander verſtändigten und beſchloſſen, die beyden feindlichen Weſen zu trennen und jene lieblichen Hoffnungen aufzugeben.

Der Knabe that ſich in ſeinen neuen Verhältniſſen bald hervor. Jede Art von Unterricht ſchlug bey ihm an. Gönner und eigene Neigung beſtimmten ihn zum Soldatenſtande. Ueberall wo er ſich fand, war er geliebt und geehrt. Seine tüchtige Natur ſchien nur zum Wohlſeyn, zum Behagen anderer zu wirken, und er

war in ſich, ohne deutliches Bewußtſeyn, recht glücklich, den einzigen Widerſacher verloren zu haben, den die Natur ihm zugedacht hatte.

Das Mädchen dagegen trat auf einmal in einen veränderten Zuſtand. Ihre Jahre, eine zunehmende Bildung, und mehr noch ein gewiſſes inneres Gefühl zogen ſie von den heftigen Spielen hinweg, die ſie bisher in Geſellſchaft der Knaben auszuüben pflegte. Im Ganzen ſchien ihr etwas zu fehlen, nichts war um ſie herum, das werth geweſen wäre, ihren Haß zu erregen. Liebenswürdig hatte ſie noch Niemanden gefunden.

Ein junger Mann, älter als ihr ehemaliger nachbarlicher Widerſacher, von Stand, Vermögen und Bedeutung, beliebt in der Geſellſchaft, geſucht von Frauen, wendete ihr ſeine ganze Neigung zu. Es war das erſtemal, daß ſich ein Freund, ein Liebhaber, ein Diener um ſie bemühte. Der Vorzug den er ihr vor vielen gab, die älter, gebildeter, glänzender und anſpruchsreicher waren als ſie, that ihr gar zu wohl. Seine fortgeſetzte Aufmerkſamkeit, ohne daß er zudringlich geweſen wäre, ſein treuer Beyſtand bey verſchiedenen unangenehmen Zufällen, ſein gegen ihre Aeltern zwar ausgeſprochnes, doch ruhiges und nur hoffnungsvolles Werben, da ſie freylich noch ſehr jung war: das alles nahm ſie für ihn ein, wozu die Gewohnheit, die äußern nun von der Welt als bekannt angenommenen Verhältniſſe, das ihrige beytrugen. Sie war ſo oft Braut genannt

worden, daß ſie ſich endlich ſelbſt dafür hielt, und weder ſie noch irgend Jemand dachte daran, daß noch eine Prüfung nöthig ſey, als ſie den Ring mit demjenigen wechſelte, der ſo lange Zeit für ihren Bräutigam galt.

Der ruhige Gang den die ganze Sache genommen hatte, war auch durch das Verlöbniß nicht beſchleunigt worden. Man ließ eben von beyden Seiten alles ſo fortgewähren; man freute ſich des Zuſammenlebens und wollte die gute Jahreszeit durchaus noch als einen Frühling des künftigen ernſteren Lebens genießen.

Indeſſen hatte der Entfernte ſich zum ſchönſten ausgebildet, eine verdiente Stufe ſeiner Lebensbeſtimmung erſtiegen, und kam mit Urlaub die Seinigen zu beſuchen. Auf eine ganz natürliche aber doch ſonderbare Weiſe ſtand er ſeiner ſchönen Nachbarinn abermals entgegen. Sie hatte in der letzten Zeit nur freundliche, bräutliche Familienempfindungen bey ſich genährt, ſie war mit allem was ſie umgab in Uebereinſtimmung; ſie glaubte glücklich zu ſeyn und war es auch auf gewiſſe Weiſe. Aber nun ſtand ihr zum erſtenmal ſeit langer Zeit wieder etwas entgegen: es war nicht haſſenswerth, ſie war des Haſſes unfähig geworden; ja der kindiſche Haß, der eigentlich nur ein dunkles Anerkennen des inneren Werthes geweſen, äußerte ſich nun in frohem Erſtaunen, erfreulichem Betrachten, gefälligem Eingeſtehen, halb willigem halb unwilligem und doch nothwendigem Annahen, und das alles war wechſelſeitig. Eine lange

Entfernung gab zu längeren Unterhaltungen Anlaß. Selbſt jene kindiſche Unvernunft diente den Aufgeklärteren zu ſcherzhafter Erinnerung, und es war als wenn man ſich jenen neckiſchen Haß wenigſtens durch eine freundſchaftliche aufmerkſame Behandlung vergüten müſſe, als wenn jenes gewaltſame Verkennen nunmehr nicht ohne ein ausgeſprochnes Anerkennen bleiben dürfe.

Von ſeiner Seite blieb alles in einem verſtändigen, wünſchenswerthen Maaß. Sein Stand, ſeine Verhältniſſe, ſein Streben, ſein Ehrgeiz beſchäftigten ihn ſo reichlich, daß er die Freundlichkeit der ſchönen Braut als eine dankenswerthe Zugabe mit Behaglichkeit aufnahm, ohne ſie deshalb in irgend einem Bezug auf ſich zu betrachten, oder ſie ihrem Bräutigam zu mißgönnen, mit dem er übrigens in den beſten Verhältniſſen ſtand.

Bey ihr hingegen ſah es ganz anders aus. Sie ſchien ſich wie aus einem Traum erwacht. Der Kampf gegen ihren jungen Nachbar war die erſte Leidenſchaft geweſen, und dieſer heftige Kampf war doch nur, unter der Form des Widerſtrebens, eine heftige gleichſam angeborene Neigung. Auch kam es ihr in der Erinnerung nicht anders vor, als daß ſie ihn immer geliebt habe. Sie lächelte über jenes feindliche Suchen mit den Waffen in der Hand; ſie wollte ſich des angenehmſten Gefühls erinnern, als er ſie entwaffnete; ſie bildete ſich ein die größte Seligkeit empfunden zu haben, da er ſie band, und alles was ſie zu ſeinem Schaden

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50924-3
GOETHE,J.W. FN. 18628/454

und Verdruß unternommen hatte, kam ihr nur als unschuldiges Mittel vor, seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Sie verwünschte jene Trennung, sie bejammerte den Schlaf in den sie verfallen, sie verfluchte die schleppende, träumerische Gewohnheit, durch die ihr ein so unbedeutender Bräutigam hatte werden können, sie war verwandelt, doppelt verwandelt, vorwärts und rückwärts wie man es nehmen will.

Hätte Jemand ihre Empfindungen, die sie ganz geheim hielt, entwickeln und mit ihr theilen können, so würde er sie nicht gescholten haben: denn freylich konnte der Bräutigam die Vergleichung mit dem Nachbar nicht aushalten, sobald man sie neben einander sah. Wenn man dem einen ein gewisses Zutrauen nicht versagen konnte, so erregte der andere das vollste Vertrauen; wenn man den einen gern zur Gesellschaft mochte, so wünschte man sich den andern zum Gefährten; und dachte man gar an höhere Theilnahme, an außerordentliche Fälle: so hätte man wohl an dem einen gezweifelt, wenn einem der andere vollkommene Gewißheit gab. Für solche Verhältnisse ist den Weibern ein besonderer Tact angeboren und sie haben Ursache so wie Gelegenheit ihn auszubilden.

Jemehr die schöne Braut solche Gesinnungen bey sich ganz heimlich nährte, je weniger nur irgend Jemand dasjenige auszusprechen im Fall war, was zu Gunsten des Bräutigams gelten konnte, was Verhältnisse, was

Pflicht anzurathen und zu gebieten, ja was eine unabänderliche Nothwendigkeit unwiederruflich zu fordern schien; desto mehr begünstigte das schöne Herz seine Einseitigkeit, und indem sie von der einen Seite durch Welt und Familie, Bräutigam und eigne Zusage unauflöslich gebunden war, von der andern der emporstrebende Jüngling gar kein Geheimniß von seinen Gesinnungen, Planen und Aussichten machte, sich nur als ein treuer und nicht einmal zärtlicher Bruder gegen sie bewies, und nun gar von seiner unmittelbaren Abreise die Rede war; so schien es als ob ihr früher kindischer Geist mit allen seinen Tücken und Gewaltsamkeiten wieder erwachte, und sich nun auf einer höheren Lebensstufe mit Unwillen rüstete, bedeutender und verderblicher zu wirken. Sie beschloß zu sterben, um den ehmals Gehaßten und nun so heftig Geliebten für seine Unthelnahme zu strafen und sich, indem sie ihn nicht besitzen sollte, wenigstens mit seiner Einbildungskraft, seiner Reue auf ewig zu vermählen. Er sollte ihr todtes Bild nicht loswerden, er sollte nicht aufhören sich Vorwürfe zu machen, daß er ihre Gesinnungen nicht erkannt, nicht erforscht, nicht geschätzt habe.

Dieser seltsame Wahnsinn begleitete sie überall hin. Sie verbarg ihn unter allerley Formen, und ob sie den Menschen gleich wunderlich vorkam; so war Niemand aufmerksam oder klug genug, die innere wahre Ursache zu entdecken.

Indeſſen hatten ſich Freunde, Verwandte, Bekannte in Anordnungen von mancherley Feſten erſchöpft. Kaum verging ein Tag, daß nicht irgend etwas neues und unerwartetes angeſtellt worden wäre. Kaum war ein ſchöner Platz der Landſchaft, den man nicht ausgeſchmückt und zum Empfang vieler frohen Gäſte bereitet hätte. Auch wollte unſer junger Ankömmling noch vor ſeiner Abreiſe das Seinige thun, und lud das junge Paar mit einem engeren Familienkreiſe zu einer Waſſerluſtfahrt. Man beſtieg ein groſſes ſchönes wohlausgeſchmücktes Schiff, eine der Jachten die einen kleinen Saal und einige Zimmer anbieten und auf das Waſſer die Bequemlichkeit des Landes überzutragen ſuchen.

Man fuhr auf dem groſſen Strome mit Muſik dahin, die Geſellſchaft hatte ſich bey heißer Tageszeit in den untern Räumen verſammelt, um ſich an Geiſtes- und Glücksſpielen zu ergetzen. Der junge Wirth, der niemals unthätig bleiben konnte, hatte ſich ans Steuer geſetzt, den alten Schiffsmeiſter abzulöſen, der an ſeiner Seite eingeſchlafen war; und eben brauchte der Wachende alle ſeine Vorſicht, da er ſich einer Stelle nahte, wo zwey Inſeln das Flußbette verengten und, indem ſie ihre flachen Kiesufer bald an der einen bald an der andern Seite hereinſtreckten, ein gefährliches Fahrwaſſer zubereiteten. Faſt war der ſorgſame und ſcharfblickende Steurer in Verſuchung den Meiſter zu wecken, aber er getraute ſich's zu und fuhr gegen die Enge. In

dem Augenblick erſchien auf dem Verdeck ſeine ſchöne Feindinn mit einem Blumenkranz in den Haaren. Sie nahm ihn ab und warf ihn auf den Steuernden. Nimm dieß zum Andenken! rief ſie aus. Störe mich nicht! rief er ihr entgegen, indem er den Kranz auffing: ich bedarf aller meiner Kräfte und meiner Aufmerkſamkeit. Ich ſtöre dich nicht weiter, rief ſie: du ſiehſt mich nicht wieder! Sie ſprach's und eilte nach dem Vordertheil des Schiffs, von da ſie ins Waſſer ſprang. Einige Stimmen riefen: rettet! rettet! ſie ertrinkt. Er war in der entſetzlichſten Verlegenheit. Ueber dem Lerm erwacht der alte Schiffsmeiſter, will das Ruder ergreifen, der jüngere es ihm übergeben; aber es iſt keine Zeit die Herrſchaft zu wechſeln: das Schiff ſtrandet, und in eben dem Augenblick, die läſtigſten Kleidungsſtücke wegwerfend, ſtürzte er ſich ins Waſſer, und ſchwamm der ſchönen Feindinn nach.

Das Waſſer iſt ein freundliches Element für den der damit bekannt iſt und es zu behandeln weiß. Es trug ihn, und der geſchickte Schwimmer beherrſchte es. Bald hatte er die vor ihm fortgeriſſene Schöne erreicht; er faßte ſie, wußte ſie zu heben und zu tragen; beyde wurden vom Strom gewaltſam fortgeriſſen, bis ſie die Inſeln, die Werder, weit hinter ſich hatten und der Fluß wieder breit und gemächlich zu fließen anfing. Nun erſt ermannte, nun erholte er ſich aus der erſten zudringenden Noth, in der er ohne Beſinnung nur

mechaniſch gehandelt; er blickte mit emporſtrebendem Haupt umher und ruderte nach Vermögen einer flachen buſchigten Stelle zu, die ſich angenehm und gelegen in den Fluß verlief. Dort brachte er ſeine ſchöne Beute aufs Trockne; aber kein Lebenshauch war in ihr zu ſpüren. Er war in Verzweiflung, als ihm ein betretener Pfad der durchs Gebüſch lief, in die Augen leuchtete. Er belud ſich aufs neue mit der theuren Laſt, er erblickte bald eine einſame Wohnung und erreichte ſie. Dort fand er gute Leute, ein junges Ehepaar. Das Unglück, die Noth ſprach ſich geſchwind aus. Was er nach einiger Beſinnung forderte, ward geleiſtet. Ein helles Feuer brannte; wollne Decken wurden über ein Lager gebreitet; Pelze, Felle und was Erwärmendes vorräthig war, ſchnell herbeygetragen. Hier überwand die Begierde zu retten jede andre Betrachtung, Nichts ward verſäumt, den ſchönen halbſtarren nackten Körper wieder ins Leben zu rufen. Es gelang. Sie ſchlug die Augen auf, ſie erblickte den Freund, umſchlang ſeinen Hals mit ihren himmliſchen Armen. So blieb ſie lange; ein Thränenſtrom ſtürzte aus ihren Augen und vollendete ihre Geneſung. Willſt du mich verlaſſen, rief ſie aus: da ich dich ſo wiederfinde? Niemals, rief er, niemals! und wußte nicht was er ſagte noch was er that. Nur ſchone dich, rief er hinzu: ſchone dich! denke an dich um deinet- und meinetwillen.

Sie dachte nun an ſich und bemerkte jetzt erſt den

Zuſtand in dem ſie war. Sie konnte ſich vor ihrem Liebling, ihrem Retter nicht ſchämen; aber ſie entließ ihn gern, damit er für ſich ſorgen möge: denn noch war was ihn umgab, naß und triefend.

Die jungen Eheleute beredeten ſich: er bot dem Jüngling, und ſie der Schönen das Hochzeitkleid an, das noch vollſtändig da hing, um ein Paar von Kopf zu Fuß und von innen heraus zu bekleiden. In kurzer Zeit waren die beyden Abenteurer nicht nur angezogen ſondern geputzt. Sie ſahen allerliebſt aus, ſtaunten einander an, als ſie zuſammentraten, und fielen ſich mit unmäßiger Leidenſchaft, und doch halb lächelnd über die Vermummung, gewaltſam in die Arme. Die Kraft der Jugend und die Regſamkeit der Liebe ſtellten ſie in wenigen Augenblicken völlig wieder her, und es fehlte nur die Muſik um ſie zum Tanz aufzufordern.

Sich vom Waſſer zur Erde, vom Tode zum Leben, aus dem Familienkreiſe in eine Wildniß, aus der Verzweiflung zum Entzücken, aus der Gleichgültigkeit zur Neigung, zur Leidenſchaft gefunden zu haben, alles in einem Augenblick — der Kopf wäre nicht hinreichend das zu faſſen, er würde zerſpringen oder ſich verwirren. Hiebey muß das Herz das beſte thun, wenn eine ſolche Ueberraſchung ertragen werden ſoll.

Ganz verloren eins ins andre, konnten ſie erſt nach einiger Zeit an die Angſt, an die Sorgen der Zurückgelaſſenen denken, und faſt konnten ſie ſelbſt nicht ohne

Angſt, ohne Sorge daran denken, wie ſie jenen wieder begegnen wollten. Sollen wir fliehen? ſollen wir uns verbergen? ſagte der Jüngling. Wir wollen zuſammen bleiben, ſagte ſie, indem ſie an ſeinem Hals hing.

Der Landmann, der von ihnen die Geſchichte des geſtrandeten Schiffs vernommen hatte, eilte ohne weiter zu fragen nach dem Ufer. Das Fahrzeug kam glücklich einhergeſchwommen; es war mit vieler Mühe losgebracht worden. Man fuhr aufs Ungewiſſe fort, in Hoffnung die Verlornen wieder zu finden. Als daher der Landmann mit Rufen und Winken die Schiffenden aufmerkſam machte, an eine Stelle lief, wo ein vortheilhafter Landungsplatz ſich zeigte, und mit Winken und Rufen nicht aufhörte, wandte ſich das Schiff nach dem Ufer, und welch ein Schauſpiel ward es, da ſie landeten! Die Aeltern der beyden Verlobten drängten ſich zuerſt ans Ufer; den liebenden Bräutigam hatte faſt die Beſinnung verlaſſen. Kaum hatten ſie vernommen, daß die lieben Kinder gerettet ſeyen, ſo traten dieſe in ihrer ſonderbaren Verkleidung aus dem Buſch hervor. Man erkannte ſie nicht eher, als bis ſie ganz herangetreten waren. Wen ſeh' ich? riefen die Mütter: was ſeh' ich? riefen die Väter. Die Geretteten warfen ſich vor ihnen nieder. Eure Kinder! riefen ſie aus: ein Paar. Verzeiht! rief das Mädchen. Gebt uns Euren Segen! rief der Jüngling. Gebt uns Euren Segen! riefen beyde, da alle Welt ſtaunend verſtummte. Euren Segen! ertönte es zum drittenmal, und wer hätte den verſagen können.

Elftes Capitel.

Der Erzählende machte eine Pause, oder hatte vielmehr schon geendigt als er bemerken mußte, daß Charlotte höchst bewegt sey; ja sie stand auf und verließ mit einer stummen Entschuldigung das Zimmer: denn die Geschichte war ihr bekannt. Diese Begebenheit hatte sich mit dem Hauptmann und einer Nachbarinn wirklich zugetragen, zwar nicht ganz wie sie der Engländer erzählte, doch war sie in den Hauptzügen nicht entstellt, nur im Einzelnen mehr ausgebildet und ausgeschmückt, wie es dergleichen Geschichten zu gehen pflegt, wenn sie erst durch den Mund der Menge und sodann durch die Phantasie eines geist- und geschmackreichen Erzählers durchgehen. Es bleibt zuletzt meist alles und nichts wie es war.

Ottilie folgte Charlotten, wie es die beyden Fremden selbst verlangten, und nun kam der Lord an die Reihe zu bemerken, daß vielleicht abermals ein Fehler begangen, etwas dem Hause Bekanntes oder gar Verwandtes erzählt worden. Wir müssen uns hüthen, fuhr er fort, daß wir nicht noch mehr Uebles stiften. Für das viele Gute und Angenehme das wir hier genossen,

ſcheinen wir den Bewohnerinnen wenig Glück zu bringen; wir wollen uns auf eine ſchickliche Weiſe zu empfehlen ſuchen.

Ich muß geſtehen, verſetzte der Begleiter, daß mich hier noch etwas anderes feſthält, ohne deſſen Aufklärung und nähere Kenntniß ich dieſes Haus nicht gern verlaſſen möchte. Sie waren geſtern, Mylord, als wir mit der tragbaren dunklen Kammer durch den Park zogen, viel zu beſchäftigt, ſich einen wahrhaft maleriſchen Standpunkt auszuwählen, als daß ſie hätten bemerken ſollen was nebenher vorging. Sie lenkten vom Hauptwege ab, um zu einem wenig beſuchten Platze am See zu gelangen, der Ihnen ein reizendes Gegenüber anbot. Ottilie die uns begleitete, ſtand an zu folgen, und bat, ſich auf dem Kahne dorthin begeben zu dürfen. Ich ſetzte mich mit ihr ein und hatte meine Freude an der Gewandheit der ſchönen Schifferinn. Ich verſicherte ihr, daß ich ſeit der Schweiz, wo auch die reizendſten Mädchen die Stelle des Fuhrmanns vertreten, nicht ſo angenehm ſey über die Wellen geſchaukelt worden; konnte mich aber nicht enthalten ſie zu fragen, warum ſie eigentlich abgelehnt jenen Seitenweg zu machen: denn wirklich war in ihrem Ausweichen eine Art von ängſtlicher Verlegenheit. Wenn Sie mich nicht auslachen wollen, verſetzte ſie freundlich; ſo kann ich Ihnen darüber wohl einige Auskunft geben, obgleich ſelbſt für mich dabey ein Geheimniß obwaltet. Ich habe jenen

Nebenweg niemals betreten, ohne daß mich ein ganz eigener Schauder überfallen hätte, den ich ſonſt nirgends empfinde und den ich mir nicht zu erklären weiß. Ich vermeide daher lieber, mich einer ſolchen Empfindung auszuſetzen, um ſomehr als ſich gleich darauf ein Kopfweh an der linken Seite einſtellt, woran ich ſonſt auch manchmal leide. Wir landeten, Ottilie unterhielt ſich mit Ihnen, und ich unterſuchte indeß die Stelle, die ſie mir aus der Ferne deutlich angegeben hatte. Aber wie groß war meine Verwunderung, als ich eine ſehr deutliche Spur von Steinkohlen entdeckte, die mich überzeugt, man würde bey einigem Nachgraben vielleicht ein ergiebiges Lager in der Tiefe finden.

Verzeihen Sie, Mylord: ich ſehe Sie lächeln und weiß recht gut, daß Sie mir meine leidenſchaftliche Aufmerkſamkeit auf dieſe Dinge, an die Sie keinen Glauben haben, nur als weiſer Mann und als Freund nachſehen; aber es iſt mir unmöglich von hier zu ſcheiden, ohne das ſchöne Kind auch die Pendelſchwingungen verſuchen zu laſſen.

Es konnte niemals fehlen, wenn die Sache zur Sprache kam, daß der Lord nicht ſeine Gründe dagegen abermals wiederholte, welche der Begleiter beſcheiden und geduldig aufnahm, aber doch zuletzt bey ſeiner Meynung, bey ſeinen Wünſchen verharrte. Auch er gab wiederholt zu erkennen, daß man deswegen, weil ſolche Verſuche nicht Jedermann gelängen, die Sache

nicht aufgeben, ja vielmehr nur deſto ernſthafter und gründlicher unterſuchen müßte; da ſich gewiß noch manche Bezüge und Verwandtſchaften unorganiſcher Weſen untereinander, organiſcher gegen ſie und abermals untereinander, offenbaren würden, die uns gegenwärtig verborgen ſeyen.

Er hatte ſeinen Apparat von goldnen Ringen, Marekaſiten und andern metalliſchen Subſtanzen, den er in einem ſchönen Käſtchen immer bey ſich führte, ſchon ausgebreitet und ließ nun Metalle, an Fäden ſchwebend, über liegende Metalle zum Verſuche nieder. Ich gönne Ihnen die Schadenfreude, Mylord, ſagte er dabey, die ich auf Ihrem Geſichte leſe, daß ſich bey mir und für mich nichts bewegen will. Meine Operation iſt aber auch nur ein Vorwand. Wenn die Damen zurückkehren, ſollen ſie neugierig werden was wir wunderliches hier beginne

Die Frauenzimmer kamen zurück, Charlotte verſtand ſogleich was vorging. Ich habe manches von dieſen Dingen gehört, ſagte ſie, aber niemals eine Wirkung geſehen. Da Sie alles ſo hübſch bereit haben, laſſen Sie mich verſuchen, ob es mir nicht auch anſchlägt.

Sie nahm den Faden in die Hand; und da es ihr Ernſt war, hielt ſie ihn ſtät und ohne Gemüthsbewegung; allein auch nicht das mindeſte Schwanken war zu bemerken. Darauf ward Ottilie veranlaßt. Sie hielt

den

den Pendel noch ruhiger, unbefangener, unbewußter über die unterliegenden Metalle. Aber in dem Augenblicke ward das ſchwebende wie in einem entſchiedenen Wirbel fortgeriſſen und drehte ſich, je nachdem man die Unterlage wechſelte, bald nach der einen, bald nach der andern Seite, jetzt in Kreiſen, jetzt in Ellipſen, oder nahm ſeinen Schwung in graden Linien, wie es der Begleiter nur erwarten konnte, ja über alle ſeine Erwartung.

Der Lord ſelbſt ſtutzte einigermaßen, aber der andere konnte vor Luſt und Begierde gar nicht enden und bat immer um Wiederholung und Vermannigfaltigung der Verſuche. Ottilie war gefällig genug ſich in ſein Verlangen zu finden, bis ſie ihn zuletzt freundlich erſuchte, er möge ſie entlaſſen, weil ihr Kopfweh ſich wieder einſtelle. Er darüber verwundert, ja entzückt, verſicherte ihr mit Enthuſiasmus, daß er ſie von dieſem Uebel völlig heilen wolle, wenn ſie ſich ſeiner Kunſt anvertraue. Man war einen Augenblick ungewiß; Charlotte aber, die geſchwind begriff wovon die Rede ſey, lehnte den wohlgeſinnten Antrag ab, weil ſie nicht gemeynt war, in ihrer Umgebung etwas zuzulaſſen, wovor ſie immerfort eine ſtarke Apprehenſion gefühlt hatte.

Die Fremden hatten ſich entfernt, und ungeachtet man von ihnen auf eine ſonderbare Weiſe berührt worden war, doch den Wunſch zurückgelaſſen, daß man ſie

irgendwo wieder antreffen möchte. Charlotte benutzte nunmehr die schönen Tage, um in der Nachbarschaft ihre Gegenbesuche zu enden, womit sie kaum fertig werden konnte, indem sich die ganze Landschaft umher, einige wahrhaft theilnehmend, andre blos der Gewohnheit wegen, bisher fleißig um sie bekümmert hatten. Zu Hause belebte sie der Anblick des Kindes; es war gewiß jeder Liebe, jeder Sorgfalt werth. Man sah in ihm ein wunderbares, ja ein Wunderkind, höchst erfreulich dem Anblick, an Größe, Ebenmaaß, Stärke und Gesundheit, und was noch mehr in Verwunderung setzte, war jene doppelte Aehnlichkeit die sich immer mehr entwickelte. Den Gesichtszügen und der ganzen Form nach glich das Kind immer mehr dem Hauptmann, die Augen ließen sich immer weniger von Ottiliens Augen unterscheiden.

Durch diese sonderbare Verwandtschaft und vielleicht noch mehr durch das schöne Gefühl der Frauen geleitet, welche das Kind eines geliebten Mannes auch von einer Andern mit zärtlicher Neigung umfangen, ward Ottilie dem heranwachsenden Geschöpf so viel als eine Mutter, oder vielmehr eine andre Art von Mutter. Entfernte sich Charlotte, so blieb Ottilie mit dem Kinde und der Wärterinn allein. Nanny hatte sich seit einiger Zeit, eifersüchtig auf den Knaben, dem ihre Herrinn alle Neigung zuzuwenden schien, trotzig von ihr entfernt und war zu ihren Aeltern zurückgekehrt. Otti-

Ile fuhr fort, das Kind in die freye Luft zu tragen, und gewöhnte ſich an immer weitere Spazirgänge. Sie hatte das Milchfläſchchen bey ſich, um dem Kinde, wenn es nöthig, ſeine Nahrung zu reichen. Selten unterließ ſie dabey ein Buch mitzunehmen, und ſo bildete ſie, das Kind auf dem Arm, leſend und wandelnd, eine gar anmuthige Penſeroſa.

Zwölftes Capitel.

Der Hauptzweck des Feldzugs war erreicht, und Eduard, mit Ehrenzeichen geschmückt, rühmlich entlassen. Er begab sich sogleich wieder auf jenes kleine Gut, wo er genaue Nachrichten von den Seinigen fand, die er, ohne daß sie es bemerkten und wußten, scharf hatte beobachten lassen. Sein stiller Aufenthalt blickte ihm aufs freundlichste entgegen: denn man hatte indessen nach seiner Anordnung manches eingerichtet, gebessert und gefördert, so daß die Anlagen und Umgebungen, was ihnen an Weite und Breite fehlte, durch das Innere und zunächst Genießbare ersetzten.

Eduard, durch einen rascheren Lebensgang an entschiedenere Schritte gewöhnt, nahm sich nunmehr vor dasjenige auszuführen, was er lange genug zu überdenken Zeit gehabt hatte. Vor allen Dingen berief er den Major. Die Freude des Wiedersehens war groß. Jugendfreundschaften, wie Blutsverwandtschaften, haben den bedeutenden Vortheil, daß ihnen Irrungen und Mißverständnisse, von welcher Art sie auch seyen, niemals von Grund aus schaden, und die alten Verhältnisse sich nach einiger Zeit wieder herstellen.

Zum frohen Empfang erkundigte ſich Eduard nach dem Zuſtande des Freundes, und vernahm, wie vollkommen nach ſeinen Wünſchen ihn das Glück begünſtigt habe. Halb ſcherzend vertraulich fragte Eduard ſodann, ob nicht auch eine ſchöne Verbindung im Werke ſey. Der Freund verneinte es, mit bedeutendem Ernſt.

Ich kann und darf nicht hinterhaltig ſeyn, fuhr Eduard fort: ich muß dir meine Geſinnungen und Vorſätze ſogleich entdecken. Du kennſt meine Leidenſchaft für Ottilien und haſt längſt begriffen, daß ſie es iſt, die mich in dieſen Feldzug geſtürzt hat. Ich läugne nicht, daß ich gewünſcht hatte, ein Leben los zu werden, das mir ohne ſie nichts weiter nütze war; allein zugleich muß ich dir geſtehen, daß ich es nicht über mich gewinnen konnte, vollkommen zu verzweifeln. Das Glück mit ihr war ſo ſchön, ſo wünſchenswerth, daß es mir unmöglich blieb, völlig Verzicht darauf zu thun. So manche tröſtliche Ahndung, ſo manches heitere Zeichen hatte mich in dem Glauben, in dem Wahn beſtärkt, Ottilie könne die meine werden. Ein Glas mit unſerm Namenszug bezeichnet, bey der Grundſteinlegung in die Lüfte geworfen, ging nicht zu Trümmern; es ward aufgefangen und iſt wieder in meinen Händen. So will ich mich denn ſelbſt, rief ich mir zu, als ich an dieſem einſamen Orte ſo viel zweifelhafte Stunden verlebt hatte: mich ſelbſt will ich an die Stelle des Glaſes zum Zeichen machen, ob unſre Verbindung möglich ſey

oder nicht. Ich gehe hin und ſuche den Tod, nicht als ein Raſender, ſondern als einer der zu leben hofft. Ottilie ſoll der Preis ſeyn, um den ich kämpfe; ſie ſoll es ſeyn, die ich hinter jeder feindlichen Schlachtordnung, in jeder Verſchanzung, in jeder belagerten Feſtung zu gewinnen, zu erobern hoffe. Ich will Wunder thun, mit dem Wunſche verſchont zu bleiben, im Sinne Ottilien zu gewinnen, nicht ſie zu verlieren. Dieſe Gefühle haben mich geleitet, ſie haben mir durch alle Gefahren beygeſtanden; aber nun finde ich mich auch wie einen der zu ſeinem Ziele gelangt iſt, der alle Hinderniſſe überwunden hat, dem nun nichts mehr im Wege ſteht. Ottilie iſt mein, und was noch zwiſchen dieſem Gedanken und der Ausführung liegt, kann ich nur für nichts bedeutend anſehen.

Du löſcheſt, verſetzte der Major, mit wenig Zügen alles aus, was man dir entgegenſetzen könnte und ſollte; und doch muß es wiederhohlt werden. Das Verhältniß zu deiner Frau in ſeinem ganzen Werthe dir zurückzurufen, überlaſſe ich dir ſelbſt; aber du biſt es ihr, du biſt es dir ſchuldig, dich hierüber nicht zu verdunkeln. Wie kann ich aber nur gedenken, daß Euch ein Sohn gegeben iſt, ohne zugleich auszuſprechen, daß ihr einander auf immer angehört, daß ihr um dieſes Weſens willen ſchuldig ſeyd, vereint zu leben, damit ihr vereint für ſeine Erziehung und für ſein künftiges Wohl ſorgen möget.

Es ist blos ein Dünkel der Aeltern, versetzte Eduard, wenn sie sich einbilden, daß ihr Daseyn für die Kinder so nöthig sey. Alles was lebt findet Nahrung und Beyhülfe, und wenn der Sohn, nach dem frühen Tode des Vaters, keine so bequeme, so begünstigte Jugend hat; so gewinnt er vielleicht eben deswegen an schnellerer Bildung für die Welt, durch zeitiges Anerkennen, daß er sich in andere schicken muß; was wir denn doch früher oder später alle lernen müssen. Und hievon ist ja die Rede gar nicht: wir sind reich genug, um mehrere Kinder zu versorgen, und es ist keineswegs Pflicht noch Wohlthat, auf Ein Haupt so viele Güter zu häufen.

Als der Major mit einigen Zügen Charlottens Werth und Eduards lange bestandenes Verhältniß zu ihr anzudeuten gedachte, fiel ihm Eduard hastig in die Rede: Wir haben eine Thorheit begangen, die ich nur allzuwohl einsehe. Wer in einem gewissen Alter frühere Jugendwünsche und Hoffnungen realisiren will, betrügt sich immer: denn jedes Jahrzehend des Menschen hat sein eigenes Glück, seine eigenen Hoffnungen und Aussichten. Wehe dem Menschen der vorwärts oder rückwärts zu greifen, durch Umstände oder durch Wahn veranlaßt wird! Wir haben eine Thorheit begangen; soll sie es denn fürs ganze Leben seyn? Sollen wir uns, aus irgend einer Art von Bedenklichkeit, dasjenige versagen, was uns die Sitten der Zeit nicht absprechen? In wie vielen Dingen nimmt der Mensch seinen Vorsatz,

ſeine That zurück, und hier gerade ſollte es nicht geſchehen, wo vom Ganzen und nicht vom Einzelnen, wo nicht von dieſer oder jener Bedingung des Lebens, wo vom ganzen Complex des Lebens die Rede iſt!

Der Major verfehlte nicht auf eine eben ſo geſchickte als nachdrückliche Weiſe Eduarden die verſchiedenen Bezüge zu ſeiner Gemahlinn, zu den Familien, zu der Welt, zu ſeinen Beſitzungen vorzuſtellen; aber es gelang ihm nicht, irgend eine Theilnahme zu erregen.

Alles dieſes, mein Freund, erwiederte Eduard, iſt mir vor der Seele vorbeygegangen, mitten im Gewühl der Schlacht, wenn die Erde vom anhaltenden Donner bebte, wenn die Kugeln ſauſten und pfiffen, rechts und links die Gefährten niederfielen, mein Pferd getroffen, mein Hut durchlöchert ward; es hat mir vorgeſchwebt beym ſtillen nächtlichen Feuer unter dem geſtirnten Gewölbe des Himmels. Dann traten mir alle meine Verbindungen vor die Seele; ich habe ſie durchgedacht, durchgefühlt; ich habe mir zugeeignet, ich habe mich abgefunden, zu wiederholten Malen, und nun für immer.

In ſolchen Augenblicken, wie kann ich dir's verſchweigen, warſt auch du mir gegenwärtig, auch du gehörteſt in meinen Kreis; und gehören wir denn nicht ſchon ſo lange zueinander? Wenn ich dir etwas ſchuldig geworden, ſo komme ich jetzt in den Fall dir es mit Zinſen abzutragen; wenn du mir je etwas ſchuldig ge-

werden, ſo ſiehſt du dich nun im Stande, mir es zu vergelten. Ich weiß du liebſt Charlotten, und ſie verdient es; ich weiß du biſt ihr nicht gleichgültig, und warum ſollte ſie deinen Werth nicht erkennen! Nimm ſie von meiner Hand! führe mir Ottilien zu! und wir ſind die glücklichſten Menſchen auf der Erde.

Eben weil du mich mit ſo hohen Gaben beſtechen willſt, verſetzte der Major, muß ich deſto vorſichtiger, deſto ſtrenger ſeyn. Anſtatt daß dieſer Vorſchlag, den ich ſtill verehre, die Sache erleichtern möchte, erſchwert er ſie vielmehr. Es iſt, wie von dir, nun auch von mir die Rede, und ſo wie von dem Schickſal, ſo auch von dem guten Namen, von der Ehre zweyer Männer, die bis jetzt unbeſcholten, durch dieſe wunderliche Handlung, wenn wir ſie auch nicht anders nennen wollen, in Gefahr kommen, vor der Welt in einem höchſt ſeltſamen Lichte zu erſcheinen.

Eben daß wir unbeſcholten ſind, verſetzte Eduard, giebt uns das Recht uns auch einmal ſchelten zu laſſen. Wer ſich ſein ganzes Leben als einen zuverläſſigen Mann bewieſen, der macht eine Handlung zuverläſſig, die bey andern zweydeutig erſcheinen würde. Was mich betrifft, ich fühle mich durch die letzten Prüfungen die ich mir auferlegt, durch die ſchwierigen gefahrvollen Thaten die ich für andere gethan, berechtigt auch etwas für mich zu thun. Was dich und Charlotten betrifft, ſo ſey es der Zukunft anheim gegeben; mich aber wirſt du,

wird Niemand von meinem Vorſatze zurückhalten. Will man mir die Hand bieten, ſo bin ich auch wieder zu allem erbötig; will man mich mir ſelbſt überlaſſen, oder mir wohl gar entgegen ſeyn: ſo muß ein Extrem entſtehen, es werde auch wie es wolle.

Der Major hielt es für ſeine Pflicht, dem Vorſatz Eduards ſo lange als möglich Widerſtand zu leiſten, und er bediente ſich nun gegen ſeinen Freund einer klugen Wendung, indem er nachzugeben ſchien und nur die Form, den Geſchäftsgang zur Sprache brachte, durch welchen man dieſe Trennung, dieſe Verbindungen erreichen ſollte. Da trat denn ſo manches Unerfreuliche, Beſchwerliche, Unſchickliche hervor, daß ſich Eduard in die ſchlimmſte Laune verſetzt fühlte.

Ich ſehe wohl, rief dieſer endlich, nicht allein von Feinden, ſondern auch von Freunden muß was man wünſcht, erſtürmt werden. Das was ich will, was mir unentbehrlich iſt, halte ich feſt im Auge, ich werde es ergreifen und gewiß bald und behende. Dergleichen Verhältniſſe, weiß ich wohl, heben ſich nicht auf und bilden ſich nicht, ohne daß manches falle was ſteht, ohne daß manches weiche was zu beharren Luſt hat. Durch Ueberlegung wird ſo etwas nicht geendet; vor dem Verſtande ſind alle Rechte gleich, und auf die ſteigende Wagſchale läßt ſich immer wieder ein Gegengewicht legen. Entſchließe dich alſo, mein Freund, für mich, für dich zu handeln, für mich, für dich dieſe Zuſtände zu

entwirren, aufzulöſen, zu verknüpfen. Laß dich durch keine Betrachtungen abhalten; wir haben die Welt ohnehin ſchon von uns reden machen, ſie wird noch einmal von uns reden, uns ſodann, wie alles übrige was aufhört neu zu ſeyn, vergeſſen und uns gewähren laſſen wie wir können, ohne weitern Theil an uns zu nehmen.

Der Major hatte keinen andern Ausweg und mußte endlich zugeben, daß Eduard ein für allemal die Sache als etwas Bekanntes und Vorausgeſetztes behandelte, daß er, wie alles anzuſtellen ſey, im Einzelnen durchſprach und ſich über die Zukunft auf das heiterſte, ſogar in Scherzen erging.

Dann wieder ernſthaft und nachdenklich fuhr er fort: Wollten wir uns der Hoffnung, der Erwartung überlaſſen, daß alles ſich von ſelbſt wieder finden, daß der Zufall uns leiten und begünſtigen ſolle; ſo wäre dieß ein ſträflicher Selbſtbetrug. Auf dieſe Weiſe können wir uns unmöglich retten, unſre allſeitige Ruhe nicht wiederherſtellen; und wie ſollte ich mich tröſten können, da ich unſchuldig die Schuld an allem bin! Durch meine Zudringlichkeit habe ich Charlotten vermocht, dich ins Haus zu nehmen, und auch Ottilie iſt nur in Gefolg von dieſer Veränderung bey uns eingetreten. Wir ſind nicht mehr Herr über das was daraus entſprungen iſt, aber wir ſind Herr, es unſchädlich zu machen, die Verhältniſſe zu unſerm Glücke zu leiten. Magſt du die Augen von den ſchönen und freund-

lichen Aussichten abwenden, die ich uns eröffne, magst du mir, magst du uns allen ein trauriges Entsagen gebieten, insofern du dir's möglich denkst, insofern es möglich wäre: ist denn nicht auch alsdann, wenn wir uns vornehmen in die alten Zustände zurückzukehren, manches Unschickliche, Unbequeme, Verdrießliche zu übertragen, ohne daß irgend etwas Gutes, etwas Heiteres daraus entspränge? Würde der glückliche Zustand in dem du dich befindest, dir wohl Freude machen, wenn du gehindert wärst, mich zu besuchen, mit mir zu leben? Und nach dem was vorgegangen ist, würde es doch immer peinlich seyn. Charlotte und ich würden mit allem unserm Vermögen uns nur in einer traurigen Lage befinden. Und wenn du mit andern Weltmenschen glauben magst, daß Jahre, daß Entfernung solche Empfindungen abstumpfen, so tief eingegrabene Züge auslöschen; so ist ja eben von diesen Jahren die Rede, die man nicht in Schmerz und Entbehren sondern in Freude und Behagen zubringen will. Und nun zuletzt noch das Wichtigste auszusprechen: wenn wir auch, unserm äußern und innern Zustande nach, das allenfalls abwarten könnten, was soll aus Ottilien werden, die unser Haus verlassen, in der Gesellschaft unserer Vorsorge entbehren und sich in der verruchten kalten Welt jämmerlich herumdrücken müßte! Male mir einen Zustand worin Ottilie, ohne mich, ohne uns, glücklich seyn könnte, dann sollst du ein Argument ausgesprochen haben, das

ſtärker iſt als jedes andre, das ich, wenn ich's auch nicht zugeben, mich ihm nicht ergeben kann, dennoch recht gern aufs neue in Betrachtung und Ueberlegung ziehen will.

Dieſe Aufgabe war ſo leicht nicht zu löſen, wenigſtens fiel dem Freunde hierauf keine hinlängliche Antwort ein, und es blieb ihm nichts übrig, als wiederholt einzuſchärfen, wie wichtig, wie bedenklich und in manchem Sinne gefährlich das ganze Unternehmen ſey, und daß man wenigſtens, wie es anzugreifen wäre, auf das ernſtlichſte zu bedenken habe. Eduard ließ ſich's gefallen, doch nur unter der Bedingung, daß ihn der Freund nicht eher verlaſſen wolle, als bis ſie über die Sache völlig einig geworden, und die erſten Schritte gethan ſeyen.

Dreizehntes Capitel.

Völlig fremde und gegen einander gleichgültige Menſchen, wenn ſie eine Zeit lang zuſammen leben, kehren ihr Inneres wechſelſeitig heraus, und es muß eine gewiſſe Vertraulichkeit entſtehen. Um ſo mehr läßt ſich erwarten, daß unſern beyden Freunden, indem ſie wieder neben einander wohnten, täglich und ſtündlich zuſammen umgingen, gegenſeitig nichts verborgen blieb. Sie wiederhohlten das Andenken ihrer früheren Zuſtände, und der Major verhehlte nicht, daß Charlotte Eduarden, als er von Reiſen zurückgekommen, Ottilien zugedacht, daß ſie ihm das ſchöne Kind in der Folge zu vermählen gemeynt habe. Eduard bis zur Verwirrung entzückt über dieſe Entdeckung, ſprach ohne Rückhalt von der gegenſeitigen Neigung Charlottens und des Majors, die er, weil es ihm gerade bequem und günſtig war, mit lebhaften Farben ausmalte.

Ganz läugnen konnte der Major nicht und nicht ganz eingeſtehen; aber Eduard befeſtigte, beſtimmte ſich nur mehr. Er dachte ſich alles nicht als möglich, ſondern als ſchon geſchehen. Alle Theile brauchten nur in das zu willigen was ſie wünſchten; eine Scheidung

war gewiß zu erlangen; eine baldige Verbindung ſollte folgen, und Eduard wollte mit Ottilien reiſen.

Unter allem was die Einbildungskraft ſich Angenehmes ausmalt, iſt vielleicht nichts Reizenderes, als wenn Liebende, wenn junge Gatten, ihr neues friſches Verhältniß in einer neuen friſchen Welt zu genießen, und einen dauernden Bund an ſo viel wechſelnden Zuſtänden zu prüfen und zu beſtätigen hoffen. Der Major und Charlotte ſollten unterdeſſen unbeſchränkte Vollmacht haben, alles was ſich auf Beſitz, Vermögen und die irdiſchen wünſchenswerthen Einrichtungen bezieht, dergeſtalt zu ordnen und nach Recht und Billigkeit einzuleiten, daß alle Theile zufrieden ſeyn könnten. Worauf jedoch Eduard am allermeiſten zu fußen, wovon er ſich den größten Vortheil zu verſprechen ſchien, war dieß: Da das Kind bey der Mutter bleiben ſollte, ſo würde der Major den Knaben erziehen, ihn nach ſeinen Einſichten leiten, ſeine Fähigkeiten entwickeln können. Nicht umſonſt hatte man ihm dann in der Taufe ihren beyderſeitigen Namen Otto gegeben.

Das alles war bey Eduarden ſo fertig geworden, daß er keinen Tag länger anſtehen mochte, der Ausführung näher zu treten. Sie gelangten auf ihrem Wege nach dem Gute zu einer kleinen Stadt, in der Eduard ein Haus beſaß, wo er verweilen und die Rückkunft des Majors abwarten wollte. Doch konnte er ſich nicht überwinden, daſelbſt ſogleich abzuſteigen, und begleitete

den Freund noch durch den Ort. Sie waren beyde zu Pferde, und in bedeutendem Geſpräch verwickelt ritten ſie zuſammen weiter.

Auf einmal erblickten ſie in der Ferne das neue Haus auf der Höhe, deſſen rothe Ziegeln ſie zum erſtenmal blinken ſahn. Eduarden ergreift eine unwiderſtehliche Sehnſucht; es ſoll noch dieſen Abend alles abgethan ſeyn. In einem ganz nahen Dorfe will er ſich verborgen halten; der Major ſoll die Sache Charlotten dringend vorſtellen, ihre Vorſicht überraſchen und durch den unerwarteten Antrag ſie zu freyer Eröffnung ihrer Geſinnung nöthigen. Denn Eduard, der ſeine Wünſche auf ſie übergetragen hatte, glaubte nicht anders als daß er ihren entſchiedenen Wünſchen entgegen komme, und hoffte eine ſo ſchnelle Einwilligung von ihr, weil er keinen andern Willen haben konnte.

Er ſah den glücklichen Ausgang freudig vor Augen, und damit dieſer dem Lauernden ſchnell verkündigt würde, ſollten einige Kanonenſchläge losgebrannt werden, und wäre es Nacht geworden, einige Racketen ſteigen.

Der Major ritt nach dem Schloſſe zu. Er fand Charlotten nicht, ſondern erfuhr vielmehr, daß ſie gegenwärtig oben auf dem neuen Gebäude wohne, jetzt aber einen Beſuch in der Nachbarſchaft ablege, von welchem ſie heute wahrſcheinlich nicht ſobald nach Hauſe komme. Er ging in das Wirthshaus zurück, wohin er ſein Pferd geſtellt hatte.

Eduard

Eduard indeſſen von unüberwindlicher Ungeduld getrieben, ſchlich aus ſeinem Hinterhalte durch einſame Pfade, nur Jägern und Fiſchern bekannt, nach ſeinem Park, und fand ſich gegen Abend im Gebüſch in der Nachbarſchaft des Sees, deſſen Spiegel er zum erſtenmal vollkommen und rein erblickte.

Ottilie hatte dieſen Nachmittag einen Spazirgang an den See gemacht. Sie trug das Kind und las im Gehen nach ihrer Gewohnheit. So gelangte ſie zu den Eichen bey der Ueberfahrt. Der Knabe war eingeſchlafen; ſie ſetzte ſich, legte ihn neben ſich nieder und fuhr fort zu leſen. Das Buch war eins von denen die ein zartes Gemüth an ſich ziehen und nicht wieder los laſſen. Sie vergaß Zeit und Stunde, und dachte nicht, daß ſie zu Lande noch einen weiten Rückweg nach dem neuen Gebäude habe; aber ſie ſaß verſenkt in ihr Buch, in ſich ſelbſt, ſo liebenswürdig anzuſehen, daß die Bäume, die Sträuche rings umher hätten belebt, mit Augen begabt ſeyn ſollen, um ſie zu bewundern und ſich an ihr zu erfreuen. Und eben fiel ein röthliches Streiflicht der ſinkenden Sonne hinter ihr her und vergoldete Wange und Schulter.

Eduard, dem es bisher gelungen war, unbemerkt ſo weit vorzudringen, der ſeinen Park leer, die Gegend einſam fand, wagte ſich immer weiter. Endlich bricht er durch das Gebüſch bey den Eichen; er ſieht Ottilien, ſie ihn; er fliegt auf ſie zu und liegt zu ihren Füßen.

Nach einer langen ſtummen Pauſe, in der ſich beyde zu faſſen ſuchen, erklärt er ihr mit wenig Worten, warum und wie er hieher gekommen. Er habe den Major an Charlotten abgeſendet, ihr gemeinſames Schickſal werde vielleicht in dieſem Augenblick entſchieden. Nie habe er an ihrer Liebe gezweifelt, ſie gewiß auch nie an der ſeinigen. Er bitte ſie um ihre Einwilligung. Sie zauderte, er beſchwur ſie; er wollte ſeine alten Rechte geltend machen und ſie in ſeine Arme ſchließen; ſie deutete auf das Kind hin.

Eduard erblickt es und ſtaunt. Großer Gott! ruft er aus: wenn ich Urſache hätte an meiner Frau, an meinem Freunde zu zweifeln, ſo würde dieſe Geſtalt fürchterlich gegen ſie zeugen. Iſt dieß nicht die Bildung des Majors? Solch ein Gleichen habe ich nie geſehen.

Nicht doch! verſetzte Ottilie: alle Welt ſagt, es gleiche mir. Wär' es möglich, verſetzte Eduard? und in dem Augenblick ſchlug das Kind die Augen auf, zwey große, ſchwarze, durchdringende Augen, tief und freundlich. Der Knabe ſah die Welt ſchon ſo verſtändig an; er ſchien die beyden zu kennen, die vor ihm ſtanden. Eduard warf ſich bey dem Kinde nieder, er kniete zweymal vor Ottilien. Du biſts! rief er aus: deine Augen ſind's. Ach! aber laß mich nur in die deinigen ſchaun. Laß mich einen Schleyer werfen über jene unſelige Stunde, die dieſem Weſen das Daſeyn

gab. Soll ich deine reine Seele mit dem unglücklichen Gedanken erſchrecken, daß Mann und Frau entfremdet ſich einander ans Herz drücken und einen geſetzlichen Bund durch lebhafte Wünſche entheiligen können! Oder ja, da wir einmal ſo weit ſind, da mein Verhältniß zu Charlotten getrennt werden muß, da du die meinige ſeyn wirſt, warum ſoll ich es nicht ſagen! Warum ſoll ich das harte Wort nicht ausſprechen: dieß Kind iſt aus einem doppelten Ehbruch erzeugt! es trennt mich von meiner Gattinn und meine Gattinn von mir, wie es uns hätte verbinden ſollen. Mag es denn gegen mich zeugen, mögen dieſe herrlichen Augen den deinigen ſagen, daß ich in den Armen einer andern dir gehörte; mögeſt du fühlen, Ottilie, recht fühlen, daß ich jenen Fehler, jenes Verbrechen nur in deinen Armen abbüßen kann!

Horch! rief er aus, indem er aufſprang und einen Schuß zu hören glaubte, als das Zeichen das der Major geben ſollte. Es war ein Jäger, der im benachbarten Gebirg geſchoſſen hatte. Es erfolgte nichts weiter; Eduard war ungeduldig.

Nun erſt ſah Ottilie, daß die Sonne ſich hinter die Berge geſenkt hatte. Noch zuletzt blinkte ſie von den Fenſtern des obern Gebäudes zurück. Entferne dich, Eduard! rief Ottilie. So lange haben wir entbehrt, ſo lange geduldet. Bedenke was wir beyde Charlotten ſchuldig ſind. Sie muß unſer Schickſal entſcheiden,

laß uns ihr nicht vorgreifen. Ich bin die Deine, wenn ſie es vergönnt; wo nicht, ſo muß ich dir entſagen. Da du die Entſcheidung ſo nah glaubſt, ſo laß uns erwarten. Geh in das Dorf zurück, wo der Major dich vermuthet. Wie manches kann vorkommen, das eine Erklärung fordert. Iſt es wahrſcheinlich, daß ein roher Kanonenſchlag dir den Erfolg ſeiner Unterhandlungen verkünde? Vielleicht ſucht er dich auf in dieſem Augenblick. Er hat Charlotten nicht getroffen, das weiß ich: er kann ihr entgegen gegangen ſeyn, denn man wußte wo ſie hin war. Wie vielerley Fälle ſind möglich! Laß mich! Jetzt muß ſie kommen. Sie erwartet mich mit dem Kinde dort oben.

Ottilie ſprach in Haſt. Sie rief ſich alle Möglichkeiten zuſammen. Sie war glücklich in Eduards Nähe und fühlte, daß ſie ihn jetzt entfernen müſſe. Ich bitte, ich beſchwöre dich, Geliebter! rief ſie aus: Kehre zurück und erwarte den Major! Ich gehorche deinen Befehlen, rief Eduard, indem er ſie erſt leidenſchaftlich anblickte und ſie dann feſt in ſeine Arme ſchloß. Sie umſchlang ihn mit den ihrigen und drückte ihn auf das zärtlichſte an ihre Bruſt. Die Hoffnung fuhr wie ein Stern, der vom Himmel fällt, über ihre Häupter weg. Sie wähnten, ſie glaubten einander anzugehören; ſie wechſelten zum erſtenmal entſchiedene, freye Küſſe und trennten ſich gewaltſam und ſchmerzlich.

Die Sonne war untergegangen und es dämmerte

ſchon und duftete feucht um den See. Ottilie ſtand verwirrt und bewegt; ſie ſah nach dem Berghauſe hinüber und glaubte Charlottens weißes Kleid auf dem Altan zu ſehen. Der Umweg war groß am See hin; ſie kannte Charlottens ungeduldiges Harren nach dem Kinde. Die Platanen ſieht ſie gegen ſich über, nur ein Waſſerraum trennt ſie von dem Pfade, der ſogleich zu dem Gebäude hinaufführt. Mit Gedanken iſt ſie ſchon drüben, wie mit den Augen. Die Bedenklichkeit, mit dem Kinde ſich aufs Waſſer zu wagen, verſchwindet in dieſem Drange. Sie eilt nach dem Kahn, ſie fühlt nicht daß ihr Herz pocht, daß ihre Füße ſchwanken, daß ihr die Sinne zu vergehen drohn.

Sie ſpringt in den Kahn, ergreift das Ruder und ſtößt ab. Sie muß Gewalt brauchen, ſie wiederholt den Stoß, der Kahn ſchwankt und gleitet eine Strecke Seewärts. Auf dem linken Arme das Kind, in der linken Hand das Buch, in der rechten das Ruder, ſchwankt auch ſie und fällt in den Kahn. Das Ruder entfährt ihr, nach der einen Seite, und wie ſie ſich erhalten will, Kind und Buch, nach der andern, alles ins Waſſer. Sie ergreift noch des Kindes Gewand; aber ihre unbequeme Lage hindert ſie ſelbſt am Aufſtehen. Die freye rechte Hand iſt nicht hinreichend ſich umzuwenden, ſich aufzurichten; endlich gelingt's, ſie zieht das Kind aus dem Waſſer, aber ſeine Augen ſind geſchloſſen, es hat aufgehört zu athmen.

In dem Augenblicke kehrt ihre ganze Besonnenheit zurück, aber um deste größer ist ihr Schmerz. Der Kahn treibt fast in der Mitte des Sees, das Ruder schwimmt fern, sie erblickt Niemanden am Ufer und auch was hätte es ihr geholfen, Jemanden zu sehen! Von allem abgesondert schwebt sie auf dem treulosen unzugänglichen Elemente.

Sie sucht Hülfe bey sich selbst. So oft hatte sie von Rettung der Ertrunkenen gehört. Noch am Abend ihres Geburtstags hatte sie es erlebt. Sie entkleidet das Kind, und trocknet's mit ihrem Musselingewand. Sie reißt ihren Busen auf und zeigt ihn zum erstenmal dem freyen Himmel; zum erstenmal drückt sie ein Lebendiges an ihre reine nackte Brust, ach! und kein Lebendiges. Die kalten Glieder des unglücklichen Geschöpfs verkälten ihren Busen bis ins innerste Herz. Unendliche Thränen entquellen ihren Augen und ertheilen der Oberfläche des Erstarrten einen Schein von Wärm' und Leben. Sie läßt nicht nach, sie überhüllt es mit ihrem Shawl, und durch Streicheln, Andrücken, Anhauchen, Küssen, Thränen glaubt sie jene Hülfsmittel zu ersetzen, die ihr in dieser Abgeschnittenheit versagt sind.

Alles vergebens! Ohne Bewegung liegt das Kind in ihren Armen, ohne Bewegung steht der Kahn auf der Wasserfläche; aber auch hier läßt ihr schönes Gemüth sie nicht hülflos. Sie wendet sich nach oben. Knieend sinkt sie in dem Kahne nieder und hebt das er-

ſtarrte Kind mit beyden Armen über ihre unſchuldige Bruſt, die an Weiße und leider auch an Kälte dem Marmor gleicht. Mit feuchtem Blick ſieht ſie empor und ruft Hülfe von daher, wo ein zartes Herz die größte Fülle zu finden hofft, wenn es überall mangelt.

Auch wendet ſie ſich nicht vergebens zu den Sternen, die ſchon einzeln hervorzublinken anfangen. Ein ſanfter Wind erhebt ſich und treibt den Kahn nach den Platanen.

Vierzehntes Capitel.

Sie eilt nach dem neuen Gebäude, ſie ruft den Chirurgus hervor, ſie übergiebt ihm das Kind. Der auf alles gefaßte Mann behandelt den zarten Leichnam ſtufenweiſe nach gewohnter Art. Ottilie ſteht ihm in allem bey; ſie ſchafft, ſie bringt, ſie ſorgt, zwar wie in einer andern Welt wandelnd: denn das höchſte Unglück wie das höchſte Glück verändert die Anſicht aller Gegenſtände; und nur, als nach allen durchgegangenen Verſuchen der wackere Mann den Kopf ſchüttelt, auf ihre hoffnungsvollen Fragen erſt ſchweigend, dann mit einem leiſen Nein antwortet, verläßt ſie das Schlafzimmer Charlottens, worin dieß alles geſchehen, und kaum hat ſie das Wohnzimmer betreten, ſo fällt ſie, ohne den Sopha erreichen zu können, erſchöpft aufs Angeſicht über den Teppich hin.

Eben hört man Charlotten vorfahren. Der Chirurg bittet die Umſtehenden dringend zurück zu bleiben, er will ihr entgegen, ſie vorbereiten; aber ſchon betritt ſie ihr Zimmer. Sie findet Ottilien an der Erde, und ein Mädchen des Hauſes ſtürzt ihr mit Geſchrey und Weinen entgegen. Der Chirurg tritt herein und ſie er-

fährt alles auf einmal. Wie ſollte ſie aber jede Hoffnung mit einmal aufgeben! Der erfahrne, kunſtreiche, kluge Mann bittet ſie nur das Kind nicht zu ſehen; er entfernt ſich, ſie mit neuen Anſtalten zu täuſchen. Sie hat ſich auf ihren Sopha geſetzt, Ottilie liegt noch an der Erde, aber an der Freundinn Kniee herangehoben, über die ihr ſchönes Haupt hingeſenkt iſt. Der ärztliche Freund geht ab und zu; er ſcheint ſich um das Kind zu bemühen, er bemüht ſich um die Frauen. So kommt die Mitternacht herbey, die Todtenſtille wird immer tiefer. Charlotte verbirgt ſich's nicht mehr, daß das Kind nie wieder ins Leben zurückkehre; ſie verlangt es zu ſehen. Man hat es in warme wollne Tücher reinlich eingehüllt, in einen Korb gelegt, den man neben ſie auf den Sopha ſetzt; nur das Geſichtchen iſt frey; ruhig und ſchön liegt es da.

Von dem Unfall war das Dorf bald erregt worden und die Kunde ſogleich bis nach dem Gaſthof erſchollen. Der Major hatte ſich die bekannten Wege hinaufbegeben; er ging um das Haus herum, und indem er einen Bedienten anhielt, der in dem Angebäude etwas zu hohlen lief, verſchaffte er ſich nähere Nachricht und ließ den Chirurgen herausrufen. Dieſer kam, erſtaunt über die Erſcheinung ſeines alten Gönners, berichtete ihm die gegenwärtige Lage und übernahm es, Charlotten auf ſeinen Anblick vorzubereiten. Er ging hinein, fing ein ableitendes Geſpräch an und führte die

Einbildungskraft von einem Gegenſtand auf den andern, bis er endlich den Freund Charlotten vergegenwärtigte, deſſen gewiſſe Theilnahme, deſſen Nähe dem Geiſte, der Geſinnung nach, die er denn bald in eine wirkliche übergehen ließ. Genug ſie erfuhr, der Freund ſtehe vor der Thür, er wiſſe alles und wünſche eingelaſſen zu werden.

Der Major trat herein; ihn begrüßte Charlotte mit einem ſchmerzlichen Lächeln. Er ſtand vor ihr. Sie hub die grünſeldne Decke auf, die den Leichnam verbarg, und bey dem dunklen Scheln einer Kerze erblickte er, nicht ohne geheimes Grauſen, ſein erſtarrtes Ebenbild. Charlotte deutete auf einen Stuhl, und ſo ſaßen ſie gegen einander über, ſchweigend, die Nacht hindurch. Ottilie lag noch ruhig auf den Knieen Charlottens; ſie athmete ſanft, ſie ſchlief, oder ſie ſchien zu ſchlafen,

Der Morgen dämmerte, das Licht verloſch, beyde Freunde ſchienen aus einem dumpfen Traum zu erwachen. Charlotte blickte den Major an und ſagte gefaßt: erklären Sie mir, mein Freund, durch welche Schickung kommen Sie hieher, um Theil an dieſer Trauerſcene zu nehmen?

Es iſt hier, antwortete der Major ganz leiſe wie ſie gefragt hatte, — als wenn ſie Ottilien nicht aufwecken wollten — es iſt hier nicht Zeit und Ort, zurückzuhalten, Einleitungen zu machen und ſachte heran zu treten. Der Fall, in dem ich Sie finde, iſt ſo un-

gehener, daß das Bedeutende ſelbſt weshalb ich komme, dagegen ſeinen Werth verliert.

Er geſtand ihr darauf, ganz ruhig und einfach, den Zweck ſeiner Sendung, in ſo fern Eduard ihn abgeſchickt hatte; den Zweck ſeines Kommens, in ſo fern ſein freyer Wille, ſein eigenes Intereſſe dabey war. Er trug beydes ſehr zart, doch aufrichtig vor; Charlotte hörte gelaſſen zu, und ſchien weder darüber zu ſtaunen, noch unwillig zu ſeyn.

Als der Major geendigt hatte, antwortete Charlotte mit ganz leiſer Stimme, ſo daß er genöthigt war ſeinen Stuhl heranzurücken: In einem Falle wie dieſer iſt, habe ich mich noch nie befunden; aber in ähnlichen habe ich mir immer geſagt: wie wird es morgen ſeyn? Ich fühle recht wohl, daß das Loos von mehreren jetzt in meinen Händen liegt; und was ich zu thun habe iſt bey mir außer Zweifel und bald ausgeſprochen. Ich willige in die Scheidung. Ich hätte mich früher dazu entſchließen ſollen; durch mein Zaudern, mein Widerſtreben habe ich das Kind getödtet. Es ſind gewiſſe Dinge, die ſich das Schickſal hartnäckig vornimmt. Vergebens, daß Vernunft und Tugend, Pflicht und alles Heilige ſich ihm in den Weg ſtellen; es ſoll etwas geſchehen was ihm recht iſt, was uns nicht recht ſcheint; und ſo greift es zuletzt durch, wir mögen uns gebärden wie wir wollen.

Doch was ſag' ich! Eigentlich will das Schickſal

meinen eigenen Wunsch, meinen eigenen Vorsatz, gegen die ich unbedachtsam gehandelt, wieder in den Weg bringen. Habe ich nicht selbst schon Ottilien und Eduarden mir als das schicklichste Paar zusammengedacht? Habe ich nicht selbst beyde einander zu nähern gesucht? Waren Sie nicht selbst, mein Freund, Mitwisser dieses Plans? Und warum konnt' ich den Eigensinn eines Mannes nicht von wahrer Liebe unterscheiden? Warum nahm ich seine Hand an? da ich als Freundinn ihn und eine andre Gattinn glücklich gemacht hätte. Und betrachten Sie nur diese unglückliche Schlummernde! Ich zittere vor dem Augenblicke, wenn sie aus ihrem halben Todtenschlafe zum Bewußtseyn erwacht. Wie soll sie leben, wie soll sie sich trösten, wenn sie nicht hoffen kann, durch ihre Liebe Eduarden das zu ersetzen, was sie ihm als Werkzeug des wunderbarsten Zufalls geraubt hat. Und sie kann ihm alles wiedergeben nach der Neigung, nach der Leidenschaft mit der sie ihn liebt. Vermag die Liebe alles zu dulden, so vermag sie noch vielmehr alles zu ersetzen. An mich darf in diesem Augenblick nicht gedacht werden.

Entfernen Sie sich in der Stille, lieber Major. Sagen Sie Eduarden, daß ich in die Scheidung willige, daß ich ihm, Ihnen, Mittlern die ganze Sache einzuleiten überlasse; daß ich um meine künftige Lage unbekümmert bin und es in jedem Sinne seyn kann. Ich will jedes Papier unterschreiben, das man mir

bringt; aber man verlange nur nicht von mir, daß ich mitwirke, daß ich bedenke, daß ich berathe.

Der Major ſtand auf. Sie reichte ihm ihre Hand über Ottilien weg. Er drückte ſeine Lippen auf dieſe liebe Hand. Und für mich, was darf ich hoffen? lispelte er leiſe.

Laſſen Sie mich Ihnen die Antwort ſchuldig bleiben, verſetzte Charlotte. Wir haben nicht verſchuldet unglücklich zu werden; aber auch nicht verdient zuſammen glücklich zu ſeyn.

Der Major entfernte ſich, Charlotten tief im Herzen beklagend, ohne jedoch das arme abgeſchiedene Kind bedauern zu können. Ein ſolches Opfer ſchien ihm nöthig zu ihrem allſeitigen Glück. Er dachte ſich Ottilien mit einem eignen Kind auf dem Arm, als den vollkommenſten Erſatz für das, was ſie Eduarden geraubt; er dachte ſich einen Sohn auf dem Schooße, der mit mehrerem Recht ſein Ebenbild trüge, als der abgeſchiedene.

So ſchmeichelnde Hoffnungen und Bilder gingen ihm durch die Seele, als er auf dem Rückwege nach dem Gaſthofe Eduarden fand, der die ganze Nacht im Freyen den Major erwartet hatte, da ihm kein Feuerzeichen, kein Donnerlaut ein glückliches Gelingen verkünden wollte. Er wußte bereits von dem Unglück und auch er, anſtatt das arme Geſchöpf zu bedauern, ſah dieſen Fall, ohne ſich's ganz geſtehen zu wollen, als eine Fügung an, wodurch jedes Hinderniß an ſeinem

Glück auf einmal beſeitigt wäre. Gar leicht ließ er ſich daher durch den Major bewegen, der ihm ſchnell den Entſchluß ſeiner Gattinn verkündigte, wieder nach jenem Dorfe, und ſodann nach der kleinen Stadt zurückzukehren, wo ſie das Nächſte überlegen und einleiten wollten.

Charlotte ſaß, nachdem der Major ſie verlaſſen hatte, nur wenige Minuten in ihre Betrachtungen verſenkt: denn ſogleich richtete Ottilie ſich auf, ihre Freundinn mit großen Augen anblickend. Erſt erhob ſie ſich von dem Schooße, dann von der Erde und ſtand vor Charlotten.

Zum zweytenmal — ſo begann das herrliche Kind mit einem unüberwindlichen anmuthigen Ernſt — zum zweytenmal widerfährt mir daſſelbige. Du ſagteſt mir einſt: es begegne den Menſchen in ihrem Leben oft Aehnliches auf ähnliche Weiſe, und immer in bedeutenden Augenblicken. Ich finde nun die Bemerkung wahr, und bin gedrungen dir ein Bekenntniß zu machen. Kurz nach meiner Mutter Tode, als ein kleines Kind, hatte ich meinen Schemmel an dich gerückt; du ſaßeſt auf dem Sopha wie jetzt; mein Haupt lag auf deinen Knieen, ich ſchlief nicht, ich wachte nicht; ich ſchlummerte. Ich vernahm alles was um mich vorging, beſonders alle Reden, ſehr deutlich; und doch konnte ich mich nicht regen, mich nicht äußern, und wenn ich auch gewollt hätte, nicht andeuten, daß ich meiner ſelbſt mich bewußt fühlte. Damals ſprachſt du mit einer Freundinn

über mich; du bedauertest mein Schicksal, als eine arme Waise in der Welt geblieben zu seyn; du schildertest meine abhängige Lage und wie mißlich es um mich stehen könne, wenn nicht ein besondrer Glücksstern über mich walte. Ich faßte alles wohl und genau, vielleicht zu streng, was du für mich zu wünschen, was du von mir zu fordern schienst. Ich machte mir nach meinen beschränkten Einsichten hierüber Gesetze; nach diesen habe ich lange gelebt, nach ihnen war mein Thun und Lassen eingerichtet, zu der Zeit da du mich liebtest, für mich sorgtest, da du mich in dein Haus aufnahmest, und auch noch eine Zeit hernach.

Aber ich bin aus meiner Bahn geschritten, ich habe meine Gesetze gebrochen, ich habe sogar das Gefühl derselben verloren, und nach einem schrecklichen Ereigniß klärst du mich wieder über meinen Zustand auf, der jammervoller ist als der erste. Auf deinem Schooße ruhend, halb erstarrt, wie aus einer fremden Welt vernehm' ich abermals deine leise Stimme über meinem Ohr; ich vernehme, wie es mit mir selbst aussieht; ich schaudere über mich selbst; aber wie damals habe ich auch diesmal in meinem halben Todtenschlaf mir meine neue Bahn vorgezeichnet.

Ich bin entschlossen, wie ich's war, und wozu ich entschlossen bin, mußt du gleich erfahren. Eduardens werd' ich nie! Auf eine schreckliche Weise hat Gott mir die Augen geöffnet, in welchem Verbrechen ich befangen

hin. Ich will es büßen; und Niemand gedenke mich von meinem Vorſatz abzubringen! Darnach, Liebe, Beſte, nimm deine Maaßregeln. Laß den Major zurückkommen; ſchreibe ihm, daß keine Schritte geſchehen. Wie ängſtlich war mir, daß ich mich nicht rühren und regen konnte, als er ging. Ich wollte auffahren, aufſchreyen: du ſollteſt ihn nicht mit ſo frevelhaften Hoffnungen entlaſſen.

Charlotte ſah Ottiliens Zuſtand, ſie empfand ihn; aber ſie hoffte durch Zeit und Vorſtellungen etwas über ſie zu gewinnen. Doch als ſie einige Worte ausſprach, die auf eine Zukunft, auf eine Milderung des Schmerzes, auf Hoffnung deuteten: Nein! rief Ottilie mit Erhebung: ſucht mich nicht zu bewegen, nicht zu hintergehen! In dem Augenblick, in dem ich erfahre: du habeſt in die Scheidung gewilligt, büße ich in demſelbigen See meine Vergehen, meine Verbrechen.

Funfzehntes Capitel.

Wenn ſich in einem glücklichen friedlichen Zuſammenleben Verwandte, Freunde, Hausgenoſſen, mehr als nöthig und billig iſt, von dem unterhalten was geſchieht oder geſchehen ſoll; wenn ſie ſich einander ihre Vorſätze, Unternehmungen, Beſchäftigungen wiederholt mittheilen, und ohne gerade wechſelſeitigen Rath anzunehmen, doch immer das ganze Leben gleichſam rathſchlagend behandeln: ſo findet man dagegen, in wichtigen Momenten, eben da wo es ſcheinen ſollte, der Menſch bedürfe fremden Beyſtandes, fremder Beſtätigung am allermeiſten, daß ſich die einzelnen auf ſich ſelbſt zurückziehen, jedes für ſich zu handeln, jedes auf ſeine Weiſe zu wirken ſtrebt, und indem man ſich einander die einzelnen Mittel verbirgt, nur erſt der Ausgang, die Zwecke, das Erreichte wieder zum Gemeingut werden.

Nach ſoviel wundervollen und unglücklichen Ereigniſſen war denn auch ein gewiſſer ſtiller Ernſt über die Freundinnen gekommen, der ſich in einer liebenswürdigen Schonung äußerte. Ganz in der Stille hatte Char-

lotte das Kind nach der Kapelle gesendet. Es ruhte dort als das erste Opfer eines ahndungsvollen Verhängnisses.

Charlotte kehrte sich, so viel es ihr möglich war, gegen das Leben zurück, und hier fand sie Ottilien zuerst, die ihres Beystandes bedurfte. Sie beschäftigte sich vorzüglich mit ihr, ohne es jedoch merken zu lassen. Sie wußte wie sehr das himmlische Kind Eduarden liebte; sie hatte nach und nach die Scene die dem Unglück vorher gegangen war, herausgeforscht, und jeden Umstand, theils von Ottilien selbst, theils durch Briefe des Majors erfahren.

Ottilie von ihrer Seite erleichterte Charlotten sehr das augenblickliche Leben. Sie war offen, ja gesprächig, aber niemals war von dem Gegenwärtigen oder kurz Vergangenen die Rede. Sie hatte stets aufgemerkt, stets beobachtet, sie wußte viel; das kam jetzt alles zum Vorschein. Sie unterhielt, sie zerstreute Charlotten, die noch immer die stille Hoffnung nährte, ein ihr so werthes Paar verbunden zu sehen.

Allein bey Ottilien hing es anders zusammen. Sie hatte das Geheimniß ihres Lebensganges der Freundinn entdeckt; sie war von ihrer frühen Einschränkung, von ihrer Dienstbarkeit entbunden. Durch ihre Reue, durch ihren Entschluß fühlte sie sich auch befreyt von der Last jenes Vergehens, jenes Mißgeschicks. Sie bedurfte

keiner Gewalt mehr über ſich ſelbſt; ſie hatte ſich in der Tiefe ihres Herzens nur unter der Bedingung des völligen Entſagens verziehen, und dieſe Bedingung war für alle Zukunft unerläßlich.

So verfloß einige Zeit, und Charlotte fühlte, wie ſehr Haus und Park, Seen, Felſen- und Baumgruppen, nur traurige Empfindungen täglich in ihnen beyden erneuerten. Daß man den Ort verändern müſſe, war allzu deutlich; wie es geſchehen ſolle, nicht ſo leicht zu entſcheiden.

Sollten die beyden Frauen zuſammenbleiben? Eduards früherer Wille ſchien es zu gebieten, ſeine Erklärung, ſeine Drohung es nöthig zu machen: allein wie war es zu verkennen, daß beyde Frauen, mit allem guten Willen, mit aller Vernunft, mit aller Anſtrengung, ſich in einer peinlichen Lage neben einander befanden. Ihre Unterhaltungen waren vermeidend. Manchmal mochte man gern etwas nur halb verſtehen, öfters wurde aber doch ein Ausdruck, wo nicht durch den Verſtand wenigſtens durch die Empfindung, mißdeutet. Man fürchtete ſich zu verletzen, und gerade die Furcht war am erſten verletzbar und verletzte am erſten.

Wollte man den Ort verändern und ſich zugleich, wenigſtens auf einige Zeit, von einander trennen; ſo trat die alte Frage wieder hervor: wo ſich Ottilie hinbegeben ſolle? Jenes große reiche Haus hatte vergebli-

che Versuche gemacht, einer hoffnungsvollen Erbtochter unterhaltende und wetteifernde Gespielinnen zu verschaffen. Schon bey der letzten Anwesenheit der Baronesse, und neuerlich durch Briefe, war Charlotte aufgefordert worden, Ottilien dorthin zu senden; jetzt brachte sie es abermals zur Sprache. Ottilie verweigerte aber ausdrücklich dahin zu gehen, wo sie dasjenige finden würde, was man große Welt zu nennen pflegt.

Lassen Sie mich, liebe Tante, sagte sie, damit ich nicht eingeschränkt und eigensinnig erscheine, dasjenige aussprechen was zu verschweigen, zu verbergen in einem andern Falle Pflicht wäre. Ein seltsam unglücklicher Mensch, und wenn er auch schuldlos wäre, ist auf eine fürchterliche Weise gezeichnet. Seine Gegenwart erregt in allen die ihn sehen, die ihn gewahr werden, eine Art von Entsetzen. Jeder will das Ungeheure ihm ansehen was ihm auferlegt ward; jeder ist neugierig und ängstlich zugleich. So bleibt ein Haus, eine Stadt, worin eine ungeheure That geschehen, jedem furchtbar der sie betritt. Dort leuchtet das Licht des Tages nicht so hell, und die Sterne scheinen ihren Glanz zu verlieren.

Wie groß, und doch vielleicht zu entschuldigen, ist gegen solche Unglückliche die Indiscretion der Menschen, ihre alberne Zudringlichkeit und ungeschickte Gutmüthigkeit. Verzeihen Sie mir, daß ich so rede; aber ich

habe unglaublich mit jenem armen Mädchen gelitten, als es Luciane aus den verborgenen Zimmern des Hauſes hervorzog, ſich freundlich mit ihm beſchäftigte, es in der beſten Abſicht zu Spiel und Tanz nöthigen wollte. Als das arme Kind bange und immer bänger zuletzt floh und in Ohnmacht ſank, ich es in meine Arme faßte, die Geſellſchaft erſchreckt aufgeregt und jeder erſt recht neugierig auf die Unglückſelige ward: da dachte ich nicht, daß mir ein gleiches Schickſal bevorſtehe; aber mein Mitgefühl, ſo wahr und lebhaft, iſt noch lebendig. Jetzt kann ich mein Mitleiden gegen mich ſelbſt wenden und mich hüthen, daß ich nicht zu ähnlichen Auftritten Anlaß gebe.

Du wirſt aber, liebes Kind, verſetzte Charlotte, dem Anblick der Menſchen dich nirgends entziehen können. Klöſter haben wir nicht, in denen ſonſt eine Freyſtatt für ſolche Gefühle zu finden war.

Die Einſamkeit macht nicht die Freyſtatt, liebe Tante, verſetzte Ottilie. Die ſchätzenswertheſte Freyſtatt iſt da zu ſuchen, wo wir thätig ſeyn können. Alle Büßungen, alle Entbehrungen ſind keineswegs geeignet uns einem ahndungsvollen Geſchick zu entziehen, wenn es uns zu verfolgen entſchieden iſt. Nur, wenn ich im müßigen Zuſtande der Welt zur Schau dienen ſoll, dann iſt ſie mir widerwärtig und ängſtigt mich. Findet man mich aber freudig bey der Arbeit, unermüdet

in meiner Pflicht, dann kann ich die Blicke eines Jeden aushalten, weil ich die göttlichen nicht zu scheuen brauche.

Ich müßte mich sehr irren, versetzte Charlotte, wenn deine Neigung dich nicht zur Pension zurückzöge.

Ja, versetzte Ottilie, ich läugne es nicht: ich denke es mir als eine glückliche Bestimmung, andre auf dem gewöhnlichen Wege zu erziehen, wenn wir auf dem sonderbarsten erzogen worden. Und sehen wir nicht in der Geschichte, daß Menschen, die wegen großer sittlicher Unfälle sich in die Wüsten zurückzogen, dort keineswegs, wie sie hofften, verborgen und gedeckt waren. Sie wurden zurückgerufen in die Welt, um die Verirrten auf den rechten Weg zu führen; und wer konnte es besser als die in den Irrgängen des Lebens schon Eingeweihten! Sie wurden berufen den Unglücklichen beyzustehen, und wer vermochte das eher als sie, denen kein irdisches Unheil mehr begegnen konnte!

Du wählst eine sonderbare Bestimmung, versetzte Charlotte. Ich will dir nicht widerstreben: es mag seyn, wenn auch nur, wie ich hoffe, auf kurze Zeit.

Wie sehr danke ich Ihnen, sagte Ottilie, daß Sie mir diesen Versuch, diese Erfahrung gönnen wollen. Schmeichle ich mir nicht zu sehr, so soll es mir glücken. An jenem Orte will ich mich erinnern, wie manche Prü-

fungen ich ausgestanden, und wie klein, wie nichtig sie waren gegen die, die ich nachher erfahren mußte. Wie heiter werde ich die Verlegenheiten der jungen Aufschößlinge betrachten, bey ihren kindlichen Schmerzen lächeln und sie mit leiser Hand aus allen kleinen Verirrungen herausführen. Der Glückliche ist nicht geeignet Glücklichen vorzustehen: es liegt in der menschlichen Natur, immer mehr von sich und von andern zu fordern je mehr man empfangen hat. Nur der Unglückliche der sich erholt, weiß für sich und andre das Gefühl zu nähren, daß auch ein mäßiges Gute mit Entzücken genossen werden soll.

Laß mich gegen deinen Vorsatz, sagte Charlotte zuletzt nach einigem Bedenken, noch einen Einwurf anführen, der mir der wichtigste scheint. Es ist nicht von dir, es ist von einem Dritten die Rede. Die Gesinnungen des guten vernünftigen frommen Gehülfen sind dir bekannt; auf dem Wege den du gehst, wirst du ihm jeden Tag werther und unentbehrlicher seyn. Da er schon jetzt, seinem Gefühl nach, nicht gern ohne dich leben mag, so wird er auch künftig, wenn er einmal deine Mitwirkung gewohnt ist, ohne dich sein Geschäft nicht mehr verwalten können. Du wirst ihm anfangs darin beystehen, um es ihm hernach zu verleiden.

Das Geschick ist nicht sanft mit mir verfahren, versetzte Ottilie; und wer mich liebt hat vielleicht nicht

viel beſſeres zu erwarten. So gut und verſtändig als der Freund iſt, eben ſo, hoffe ich, wird ſich in ihm auch die Empfindung eines reinen Verhältniſſes zu mir entwickeln; er wird in mir eine geweihte Perſon erblicken, die nur dadurch ein ungeheures Uebel für ſich und andre vielleicht aufzuwiegen vermag, wenn ſie ſich dem Heiligen widmet, das uns unſichtbar umgebend allein gegen die ungeheuren zudringenden Mächte beſchirmen kann.

Charlotte nahm alles was das liebe Kind ſo herzlich geäußert, zur ſtillen Ueberlegung. Sie hatte verſchiedentlich, obgleich auf das leiſeſte, angeforſcht, ob nicht eine Annäherung Ottiliens zu Eduard denkbar ſey; aber auch nur die leiſeſte Erwähnung, die mindeſte Hoffnung, der kleinſte Verdacht ſchien Ottilien aufs tiefſte zu rühren; ja ſie ſprach ſich einſt, da ſie es nicht umgehen konnte, hierüber ganz deutlich aus.

Wenn dein Entſchluß, entgegnete ihr Charlotte, Eduarden zu entſagen, ſo feſt und unveränderlich iſt, ſo hüte dich nur vor der Gefahr des Wiederſehens. In der Entfernung von dem geliebten Gegenſtande ſcheinen wir, je lebhafter unſere Neigung iſt, deſto mehr Herr von uns ſelbſt zu werden, indem wir die ganze Gewalt der Leidenſchaft, wie ſie ſich nach außen erſtreckte, nach innen wenden; aber wie bald, wie geſchwind ſind wir aus dieſem Irrthum geriſſen, wenn dasjenige, was wir

entbehren zu können glaubten, auf einmal wieder als unentbehrlich vor unſern Augen ſteht. Thue jetzt was du deinen Zuſtänden am gemäßeſten hältſt; prüfe dich, ja verändre lieber deinen gegenwärtigen Entſchluß: aber aus dir ſelbſt, aus freyem, wollenden Herzen. Laß dich nicht zufällig, nicht durch Ueberraſchung, in die vorigen Verhältniſſe wieder hineinziehen: dann giebt es erſt einen Zwieſpalt im Gemüth der unerträglich iſt. Wie geſagt, ehe du dieſen Schritt thuſt, ehe du dich von mir entfernſt und ein neues Leben anfängſt, das dich wer weiß auf welche Wege leitet; ſo bedenke noch einmal, ob du denn wirklich für alle Zukunft Eduarden entſagen kannſt. Haſt du dich aber hierzu beſtimmt; ſo ſchließen wir einen Bund, daß du dich mit ihm nicht einlaſſen willſt, ſelbſt nicht in eine Unterredung, wenn er dich aufſuchen, wenn er ſich zu dir drängen ſollte. Ottilie beſann ſich nicht einen Augenblick, ſie gab Charlotten das Wort, das ſie ſich ſchon ſelbſt gegeben hatte.

Nun aber ſchwebte Charlotten immer noch jene Drohung Eduards vor der Seele, daß er Ottilien nur ſo lange entſagen könne, als ſie ſich von Charlotten nicht trennte. Es hatten ſich zwar ſeit der Zeit die Umſtände ſo verändert, es war ſo mancherley vorgefallen, daß jenes vom Augenblick ihm abgedrungene Wort gegen die folgenden Ereigniſſe für aufgehoben zu achten war; dennoch wollte ſie auch im entfernteſten Sinne

weder etwas wagen, noch etwas vornehmen das ihn verletzen könnte, und so sollte Mittler in diesem Falle Eduards Gesinnungen erforschen.

Mittler hatte seit dem Tode des Kindes Charlotten öfters, obgleich nur auf Augenblicke, besucht. Dieser Unfall, der ihm die Wiedervereinigung beyder Gatten höchst unwahrscheinlich machte, wirkte gewaltsam auf ihn; aber immer nach seiner Sinnesweise hoffend und strebend, freute er sich nun im Stillen über den Entschluß Ottiliens. Er vertraute der lindernden vorüberziehenden Zeit, dachte noch immer die beyden Gatten zusammenzuhalten und sah diese leidenschaftlichen Bewegungen nur als Prüfungen ehelicher Liebe und Treue an.

Charlotte hatte gleich anfangs den Major von Ottiliens erster Erklärung schriftlich unterrichtet, ihn auf das inständigste gebeten, Eduarden dahin zu vermögen, daß keine weiteren Schritte geschähen, daß man sich ruhig verhalte, daß man abwarte, ob das Gemüth des schönen Kindes sich wieder herstelle. Auch von den spätern Ereignissen und Gesinnungen hatte sie das Nöthige mitgetheilt, und nun war freylich Mittlern die schwierige Aufgabe übertragen, auf eine Veränderung des Zustandes Eduarden vorzubereiten. Mittler aber, wohlwissend, daß man das Geschehene sich eher gefallen läßt, als daß man in ein noch zu Geschehendes einwilligt,

überredete Charlotten: es ſey das beſte, Ottilien gleich nach der Penſion zu ſchicken.

Deshalb wurden, ſobald er weg war, Anſtalten zur Reiſe gemacht. Ottilie packte zuſammen, aber Charlotte ſah wohl, daß ſie weder das ſchöne Köffercchen, noch irgend etwas daraus mitzunehmen ſich anſchickte. Die Freundinn ſchwieg und ließ das ſchweigende Kind gewähren. Der Tag der Abreiſe kam herbey; Charlottens Wagen ſollte Ottilien den erſten Tag bis in ein bekanntes Nachtquartier, den zweyten bis in die Penſion bringen; Nanny ſollte ſie begleiten und ihre Dienerinn bleiben. Das leidenſchaftliche Mädchen hatte ſich gleich nach dem Tode des Kindes wieder an Ottilien zurückgefunden und hing nun an ihr wie ſonſt durch Natur und Neigung; ja ſie ſchien, durch unterhaltende Redſeligkeit, das bisher Verſäumte wieder nachbringen und ſich ihrer geliebten Herrinn völlig widmen zu wollen. Ganz außer ſich war ſie nun über das Glück mitzureiſen, fremde Gegenden zu ſehen, da ſie noch niemals außer ihrem Geburtsort geweſen, und rannte vom Schloſſe ins Dorf, zu ihren Aeltern, Verwandten, um ihr Glück zu verkündigen und Abſchied zu nehmen. Unglücklicherweiſe traf ſie dabey in die Zimmer der Maſerkranken und empfand ſogleich die Folgen der Anſteckung. Man wollte die Reiſe nicht aufſchieben; Ottilie drang ſelbſt darauf: ſie hatte den Weg ſchon gemacht, ſie

kannte die Wirthsleute bey denen sie einkehren sollte, der Kutscher vom Schlosse führte sie; es war nichts zu besorgen.

Charlotte widersetzte sich nicht; auch sie eilte schon in Gedanken aus diesen Umgebungen weg, nur wollte sie noch die Zimmer die Ottilie im Schloß bewohnt hatte, wieder für Eduarden einrichten, gerade so wie sie vor der Ankunft des Hauptmanns gewesen. Die Hoffnung ein altes Glück wiederherzustellen flammt immer einmal wieder in dem Menschen auf, und Charlotte war zu solchen Hoffnungen abermals berechtigt, ja genöthigt.

Sechzehntes Capitel.

Als Mittler gekommen war, ſich mit Eduarden über die Sache zu unterhalten, fand er ihn allein, den Kopf in die rechte Hand gelehnt, den Arm auf den Tiſch geſtemmt. Er ſchien ſehr zu leiden. Plagt Ihr Kopfweh Sie wieder? fragte Mittler. Es plagt mich, verſetzte jener; und doch kann ich es nicht haſſen: denn es erinnert mich an Ottilien. Vielleicht leidet auch ſie jetzt, denk' ich, auf ihren linken Arm geſtützt, und leidet wohl mehr als ich. Und warum ſoll ich es nicht tragen, wie ſie? Dieſe Schmerzen ſind mir heilſam, ſind mir, ich kann beynah ſagen, wünſchenswerth: denn nur mächtiger, deutlicher, lebhafter ſchwebt mir das Bild ihrer Geduld, von allen ihren übrigen Vorzügen begleitet, vor der Seele; nur im Leiden empfinden wir recht vollkommen alle die großen Eigenſchaften, die nöthig ſind um es zu ertragen.

Als Mittler den Freund in dieſem Grade reſignirt fand, hielt er mit ſeinem Anbringen nicht zurück, das er jedoch ſtufenweiſe, wie der Gedanke bey den Frauen entſprungen, wie er nach und nach zum Verſatz gereift war, hiſtoriſch vortrug. Eduard äußerte ſich kaum da-

gegen. Aus dem wenigen was er ſagte, ſchien hervorzugehen, daß er jenen alles überlaſſe; ſein gegenwärtiger Schmerz ſchien ihn gegen alles gleichgültig gemacht zu haben.

Kaum aber war er allein, ſo ſtand er auf und ging in dem Zimmer hin und wieder. Er fühlte ſeinen Schmerz nicht mehr, er war ganz außer ſich beſchäftigt. Schon unter Mittlers Erzählung hatte die Einbildungskraft des Liebenden ſich lebhaft ergangen. Er ſah Ottilien, allein oder ſo gut als allein, auf wohlbekanntem Wege, in einem gewohnten Wirthshauſe, deſſen Zimmer er ſo oft betreten; er dachte, er überlegte, oder vielmehr, er dachte, er überlegte nicht; er wünſchte, er wollte nur. Er mußte ſie ſehn, ſie ſprechen. Wozu, warum, was daraus entſtehen ſollte? davon konnte die Rede nicht ſeyn. Er widerſtand nicht, er mußte.

Der Kammerdiener ward ins Vertrauen gezogen, und erforſchte ſogleich Tag und Stunde, wann Ottilie reiſen würde. Der Morgen brach an; Eduard ſäumte nicht, unbegleitet ſich zu Pferde dahin zu begeben, wo Ottilie übernachten ſollte. Er kam nur allzuzeitig dort an; die überraſchte Wirthinn empfing ihn mit Freuden: ſie war ihm ein großes Familienglück ſchuldig geworden. Er hatte ihrem Sohn, der als Soldat ſich ſehr brav gehalten, ein Ehrenzeichen verſchafft, indem er deſſen That, wobey er allein gegenwärtig geweſen, heraushob, mit Eifer bis vor den Feldherrn brachte und

die Hinderniſſe einiger Mißwollenden überwand. Sie wußte nicht, was ſie ihm alles zu Liebe thun ſollte. Sie räumte ſchnell in ihrer Putzſtube, die freylich auch zugleich Garderobe und Vorrathskammer war, möglichſt zuſammen; allein er kündigte ihr die Ankunft eines Frauenzimmers an, die hier hereinziehen ſollte, und ließ für ſich eine Kammer hinten auf dem Gange nothdürftig einrichten. Der Wirthinn erſchien die Sache geheimnißvoll, und es war ihr angenehm, ihrem Gönner, der ſich dabey ſehr intereſſirt und thätig zeigte, etwas gefälliges zu erweiſen. Und er, mit welcher Empfindung brachte er die lange Zeit bis zum Abend hin! Er betrachtete das Zimmer rings umher, in dem er ſie ſehen ſollte; es ſchien ihm in ſeiner ganzen häuslichen Seltſamkeit ein himmliſcher Aufenthalt. Was dachte er ſich nicht alles aus, ob er Ottilien überraſchen, ob er ſie vorbereiten ſollte! Endlich gewann die letztere Meynung Oberhand; er ſetzte ſich hin und ſchrieb. Dieß Blatt ſollte ſie empfangen.

Eduard an Ottilien.

Indem du dieſen Brief lieſeſt, Geliebteſte, bin ich in deiner Nähe. Du mußt nicht erſchrecken, dich nicht entſetzen; du haſt von mir nichts zu befürchten. Ich werde mich nicht zu dir drängen. Du ſiehſt mich nicht eher als du es erlaubſt.

Bedenke vorher deine Lage, die meinige. Wie ſehr danke ich dir, daß du keinen entſcheidenden Schritt zu thun vorhaſt; aber bedeutend genug iſt er, thu ihn nicht! Hier, auf einer Art von Scheideweg, überlege nochmals: kannſt du mein ſeyn, willſt du mein ſeyn? O du erzeigſt uns allen eine große Wohlthat und mir eine überſchwängliche.

Laß mich dich wiederſehen, dich mit Freuden wiederſehen. Laß mich die ſchöne Frage mündlich thun, und beantworte ſie mir mit deinem ſchönen Selbſt. An meine Bruſt, Ottilie! hieher, wo du manchmal geruht haſt und wo du immer hingehörſt! —

Indem er ſchrieb, ergriff ihn das Gefühl, ſein Höchſterſehntes nahe ſich, es werde nun gleich gegenwärtig ſeyn. Zu dieſer Thüre wird ſie hereintreten, dieſen Brief wird ſie leſen, wirklich wird ſie wie ſonſt vor mir daſtehen, deren Erſcheinung ich mir ſo oft herbeyſehnte. Wird ſie noch dieſelbe ſeyn? Hat ſich ihre Geſtalt, haben ſich ihre Geſinnungen verändert? Er hielt die Feder noch in der Hand, er wollte ſchreiben wie er dachte; aber der Wagen rollte in den Hof. Mit flüchtiger Feder ſetzte er noch hinzu: Ich höre dich kommen. Auf einen Augenblick leb wohl!

Er faltete den Brief, überſchrieb ihn; zum Siegeln war es zu ſpät. Er ſprang in die Kammer, durch die er nachher auf den Gang zu gelangen wußte, und Augenblicks fiel ihm ein, daß er die Uhr mit dem Petſchaft

ſchaft noch auf dem Tiſch gelaſſen. Sie ſollte dieſe nicht zuerſt ſehen; er ſprang zurück und holte ſie glücklich weg. Vom Vorſaal her vernahm er ſchon die Wirthinn, die auf das Zimmer losging, um es dem Gaſt anzuweiſen. Er eilte gegen die Kammerthür, aber ſie war zugefahren. Den Schlüſſel hatte er beym Hineinſpringen herunter geworfen, der lag inwendig; das Schloß war zugeſchnappt und er ſtund gebannt. Heftig drängte er an der Thüre; ſie gab nicht nach. O wie hätte er gewünſcht als ein Geiſt durch die Spalten zu ſchlüpfen! Vergebens! Er verbarg ſein Geſicht an den Thürpfoſten. Ottilie trat herein, die Wirthinn, als ſie ihn erblickte, zurück. Auch Ottilien konnte er nicht einen Augenblick verborgen bleiben. Er wendete ſich gegen ſie, und ſo ſtanden die Liebenden abermals auf die ſeltſamſte Weiſe gegen einander. Sie ſah ihn ruhig und ernſthaft an, ohne vor oder zurückzugehen, und als er eine Bewegung machte, ſich ihr zu nähern, trat ſie einige Schritte zurück bis an den Tiſch. Auch er trat wieder zurück. Ottilie, rief er aus, laß mich das furchtbare Schweigen brechen! Sind wir nur Schatten, die einander gegenüber ſtehen? Aber vor allen Dingen höre! es iſt Zufall, daß du mich gleich jetzt hier findeſt. Neben dir liegt ein Brief, der dich vorbereiten ſollte. Lies, ich bitte dich, lies ihn! und dann beſchließe was du kannſt.

Sie blickte herab auf den Brief und nach einigem

Besinnen nahm sie ihn auf, erbrach und las ihn. Ohne die Miene zu verändern hatte sie ihn gelesen und so legte sie ihn leise weg; dann drückte sie die flachen, in die Höhe gehobenen Hände zusammen, führte sie gegen die Brust, indem sie sich nur wenig vorwärts neigte, und sah den dringend Fordernden mit einem solchen Blick an, daß er von allem abzustehen genöthigt war, was er verlangen oder wünschen mochte. Diese Bewegung zerriß ihm das Herz. Er konnte den Anblick, er konnte die Stellung Ottiliens nicht ertragen. Es sah völlig aus, als würde sie in die Kniee sinken, wenn er beharrte. Er eilte verzweifelnd zur Thür hinaus und schickte die Wirthinn zu der Einsamen.

Er ging auf dem Vorsaal auf und ab. Es war Nacht geworden, im Zimmer blieb es stille. Endlich trat die Wirthinn heraus, und zog den Schlüssel ab. Die gute Frau war gerührt, war verlegen, sie wußte nicht was sie thun sollte. Zuletzt im Weggehen bot sie den Schlüssel Eduarden an, der ihn ablehnte. Sie ließ das Licht stehen und entfernte sich.

Eduard im tiefsten Schlummer warf sich auf Ottiliens Schwelle, die er mit seinen Thränen benetzte. Jammervoller brachten kaum jemals in solcher Nähe Liebende eine Nacht zu.

Der Tag brach an; der Kutscher trieb, die Wirthinn schloß auf und trat in das Zimmer. Sie fand Ottilien angekleidet eingeschlafen, sie ging zurück und

winkte Eduarden mit einem theilnehmenden Lächeln. Beyde traten vor die Schlafende; aber auch dieſen Anblick vermochte Eduard nicht auszuhalten. Die Wirthinn wagte nicht das ruhende Kind zu wecken, ſie ſetzte ſich gegenüber. Endlich ſchlug Ottilie die ſchönen Augen auf und richtete ſich auf ihre Füße. Sie lehnt das Frühſtück ab, und nun tritt Eduard vor ſie. Er bittet ſie inſtändig, nur ein Wort zu reden, ihren Willen zu erklären: er wolle allen ihren Willen, ſchwört er; aber ſie ſchweigt. Nochmals fragt er ſie liebevoll und dringend, ob ſie ihm angehören wolle? Wie lieblich bewegt ſie, mit niedergeſchlagnen Augen, ihr Haupt zu einem ſanften Nein. Er fragt, ob ſie nach der Penſion wolle? Gleichgültig verneint ſie das. Aber als er fragt, ob er ſie zu Charlotten zurückführen dürfe? bejaht ſie's mit einem getroſten Neigen des Hauptes. Er eilt ans Fenſter dem Kutſcher Befehle zu geben; aber hinter ihm weg iſt ſie wie der Blitz zur Stube hinaus, die Treppe hinab in dem Wagen. Der Kutſcher nimmt den Weg nach dem Schloſſe zurück; Eduard folgt zu Pferde in einiger Entfernung.

Siebzehntes Capitel.

Wie höchſt überraſcht war Charlotte als ſie Ottilien vorfahren und Eduarden zu Pferde ſogleich in den Schloßhof hereinſprengen ſah. Sie eilte bis zur Thürſchwelle: Ottilie ſteigt aus und nähert ſich mit Eduarden. Mit Eifer und Gewalt faßt ſie die Hände beyder Ehegatten, drückt ſie zuſammen und eilt auf ihr Zimmer. Eduard wirft ſich Charlotten um den Hals und zerfließt in Thränen; er kann ſich nicht erklären, bittet Geduld mit ihm zu haben, Ottilien beyzuſtehen, ihr zu helfen. Charlotte eilt auf Ottiliens Zimmer und ihr ſchaudert da ſie hineintritt: es war ſchon ganz ausgeräumt, nur die leeren Wände ſtanden da. Es erſchien ſo weitläuftig als unerfreulich. Man hatte alles weggetragen, nur das Köfferchen, unſchlüſſig wo man es hinſtellen ſollte, in der Mitte des Zimmers ſtehen gelaſſen. Ottilie lag auf dem Boden, Arm und Haupt über den Koffer geſtreckt. Charlotte bemüht ſich um ſie, fragt was vorgegangen, und erhält keine Antwort.

Sie läßt ihr Mädchen, das mit Erquickungen kommt, bey Ottilien und eilt zu Eduarden. Sie findet ihn im Saal; auch er belehrt ſie nicht. Er wirft ſich

vor ihr nieder, er badet ihre Hände in Thränen, er flieht auf sein Zimmer, und als sie ihm nachfolgen will, begegnet ihr der Kammerdiener, der sie aufklärt soweit er vermag. Das Uebrige denkt sie sich zusammen, und dann sogleich mit Entschlossenheit an das was der Augenblick fordert. Ottiliens Zimmer ist aufs baldigste wieder eingerichtet. Eduard hat die seinigen angetroffen, bis auf das letzte Papier, wie er sie verlassen.

Die Dreye scheinen sich wieder gegeneinander zu finden; aber Ottilie fährt fort zu schweigen, und Eduard vermag nichts als seine Gattinn um Geduld zu bitten, die ihm selbst zu fehlen scheint. Charlotte sendet Boten an Mittlern und an den Major. Jener war nicht anzutreffen; dieser kommt. Gegen ihn schüttet Eduard sein Herz aus, ihm gesteht er jeden kleinsten Umstand, und so erfährt Charlotte was begegnet, was die Lage so sonderbar verändert, was die Gemüther aufgeregt.

Sie spricht aufs liebevollste mit ihrem Gemahl. Sie weiß keine andere Bitte zu thun als nur, daß man das Kind gegenwärtig nicht bestürmen möge. Eduard fühlt den Werth, die Liebe, die Vernunft seiner Gattinn; aber seine Neigung beherrscht ihn ausschließlich. Charlotte macht ihm Hoffnung, verspricht ihm in die Scheidung zu willigen. Er traut nicht; er ist so krank, daß ihn Hoffnung und Glaube abwechselnd verlassen; er dringt in Charlotten, sie soll dem Major ihre Hand

zuſagen; eine Art von wahnſinnigem Unmuth hat ihn ergriffen. Charlotte, ihn zu beſänftigen, ihn zu erhalten, thut was er fordert. Sie ſagt dem Major ihre Hand zu, auf den Fall, daß Ottilie ſich mit Eduarden verbinden wolle, jedoch unter ausdrücklicher Bedingung, daß die beyden Männer für den Augenblick zuſammen eine Reiſe machen. Der Major hat für ſeinen Hof ein auswärtiges Geſchäft, und Eduard verſpricht ihn zu begleiten. Man macht Anſtalten und man beruhigt ſich einigermaßen, indem wenigſtens etwas geſchieht.

Unterdeſſen kann man bemerken, daß Ottilie kaum Speiſe noch Trank zu ſich nimmt, indem ſie immerfort bey ihrem Schweigen verharrt. Man redet ihr zu, ſie wird ängſtlich; man unterläßt es. Denn haben wir nicht meiſtentheils die Schwäche, daß wir Jemanden auch zu ſeinem Beſten nicht gern quälen mögen. Charlotte ſann alle Mittel durch, endlich gerieth ſie auf den Gedanken, jenen Gehülfen aus der Penſion kommen zu laſſen, der über Ottilien viel vermochte, der wegen ihres unvermutheten Außenbleibens ſich ſehr freundlich geäußert, aber keine Antwort erhalten hatte.

Man ſpricht, um Ottilien nicht zu überraſchen, von dieſem Vorſatz in ihrer Gegenwart. Sie ſcheint nicht einzuſtimmen; ſie bedenkt ſich; endlich ſcheint ein Entſchluß in ihr zu reifen, ſie eilt nach ihrem Zimmer und ſendet noch vor Abend an die Verſammelten folgendes Schreiben.

Ottilie den Freunden.

Warum ſoll ich ausdrücklich ſagen, meine Geliebten, was ſich von ſelbſt verſteht. Ich bin aus meiner Bahn geſchritten und ich ſoll nicht wieder hinein. Ein feindſeliger Dämon, der Macht über mich gewonnen, ſcheint mich von außen zu hindern, hätte ich mich auch mit mir ſelbſt wieder zur Einigkeit gefunden.

Ganz rein war mein Vorſatz, Eduarden zu entſagen, mich von ihm zu entfernen. Ihm hofft' ich nicht wieder zu begegnen. Es iſt anders geworden; er ſtand ſelbſt gegen ſeinen eigenen Willen vor mir. Mein Verſprechen mich mit ihm in keine Unterredung einzulaſſen, habe ich vielleicht zu buchſtäblich genommen und gedeutet. Nach Gefühl und Gewiſſen des Augenblicks ſchwieg ich, verſtummt' ich vor dem Freunde, und nun habe ich nichts mehr zu ſagen. Ein ſtrenges Ordensgelübde, welches den, der es mit Ueberlegung eingeht, vielleicht unbequem ängſtiget, habe ich zufällig, vom Gefühl gedrungen, über mich genommen. Laßt mich darin beharren, ſo lange mir das Herz gebietet. Berufft keine Mittelsperſon! Dringt nicht in mich, daß ich reden, daß ich mehr Speiſe und Trank genießen ſoll,

als ich höchstens bedarf. Helft mir durch Nachsicht und Geduld über diese Zeit hinweg. Ich bin jung, die Jugend stellt sich unversehens wieder her. Duldet mich in eurer Gegenwart, erfreut mich durch eure Liebe, belehrt mich durch eure Unterhaltung; aber mein Inures überlaßt mir selbst.

Die längst vorbereitete Abreise der Männer unterblieb, weil jenes auswärtige Geschäft des Majors sich verzögerte: wie erwünscht für Eduard! Nun durch Ottiliens Blatt aufs neue angeregt, durch ihre trostvollen hoffnunggebenden Worte wieder ermuthigt und zu standhaftem Ausharren berechtigt, erklärte er auf einmal: er werde sich nicht entfernen. Wie thöricht! rief er aus, das Unentbehrlichste, Nothwendigste vorsätzlich, voreilig wegzuwerfen, das, wenn uns auch der Verlust bedroht, vielleicht noch zu erhalten wäre. Und was soll es heißen? Doch nur, daß der Mensch ja scheine, wollen, wählen zu können. So habe ich oft, beherrscht von solchem albernen Dünkel, Stunden ja Tage zu früh, mich von Freunden losgerissen, um nur nicht von dem letzten unausweichlichen Termin entschieden gezwungen zu werden. Dießmal aber will ich bleiben. Warum soll ich mich entfernen? Ist sie nicht schon von mir entfernt? Es fällt mir nicht ein, ihre Hand zu fassen, sie an mein Herz zu drücken; sogar darf ich es nicht den-

ken, es ſchaudert mir. Sie hat ſich nicht von mir weg, ſie hat ſich über mich weggehoben.

Und ſo blieb er, wie er wollte, wie er mußte. Aber auch dem Behagen glich nichts, wenn er ſich mit ihr zuſammenfand. Und ſo war auch ihr dieſelbe Empfindung geblieben; auch ſie konnte ſich dieſer ſeligen Nothwendigkeit nicht entziehen. Nach wie vor übten ſie eine unbeſchreibliche, faſt magiſche Anziehungskraft gegen einander aus. Sie wohnten unter Einem Dache; aber ſelbſt ohne gerade an einander zu denken, mit andern Dingen beſchäftigt, von der Geſellſchaft hin und her gezogen, näherten ſie ſich einander. Fanden ſie ſich in Einem Saale, ſo dauerte es nicht lange und ſie ſtanden, ſie ſaßen neben einander. Nur die nächſte Nähe konnte ſie beruhigen, aber auch völlig beruhigen, und dieſe Nähe war genug; nicht eines Blickes, nicht eines Wortes, keiner Gebärde, keiner Berührung bedurfte es, nur des reinen Zuſammenſeyns. Dann waren es nicht zwey Menſchen, es war nur Ein Menſch im bewußtloſen vollkommnen Behagen, mit ſich ſelbſt zufrieden und mit der Welt. Ja, hätte man eins von beyden am letzten Ende der Wohnung feſtgehalten, das andere hätte ſich nach und nach von ſelbſt, ohne Vorſatz, zu ihm hinbewegt. Das Leben war ihnen ein Räthſel, deſſen Auflöſung ſie nur mit einander fanden.

Ottilie war durchaus heiter und gelaſſen, ſo daß man ſich über ſie völlig beruhigen konnte. Sie entfernte

ſich wenig aus der Geſellſchaft, nur hatte ſie es erlangt, allein zu ſpeiſen. Niemand als Nanny bediente ſie.

Was einem jeden Menſchen gewöhnlich begegnet, wiederholt ſich mehr als man glaubt, weil ſeine Natur hiezu die nächſte Beſtimmung giebt. Character, Individualität, Neigung, Richtung, Oertlichkeit, Umgebungen und Gewohnheiten bilden zuſammen ein Ganzes, In welchem jeder Menſch, wie in einem Elemente, in einer Atmoſphäre, ſchwimmt, worin es ihm allein bequem und behaglich iſt. Und ſo finden wir die Menſchen, über deren Veränderlichkeit ſo viele Klage geführt wird, nach vielen Jahren zu unſerm Erſtaunen unverändert, und nach äußern und innern unendlichen Anregungen unveränderlich.

So bewegte ſich auch in dem täglichen Zuſammenleben unſerer Freunde faſt alles wieder in dem alten Gleiſe. Noch immer äußerte Ottilie ſtillſchweigend durch manche Gefälligkeit ihr zuvorkommendes Weſen; und ſo jedes nach ſeiner Art. Auf dieſe Weiſe zeigte ſich der häusliche Zirkel als ein Scheinbild des vorigen Lebens, und der Wahn, als ob noch alles beym alten ſey, war verzeihlich.

Die herbſtlichen Tage, an Länge jenen Frühlingstagen gleich, riefen die Geſellſchaft um eben die Stunde aus dem Freyen ins Haus zurück. Der Schmuck an Früchten und Blumen, der dieſer Zeit eigen iſt, ließ glauben als wenn es der Herbſt jenes erſten Frühlings

wäre; die Zwiſchenzeit war ins Vergeſſen gefallen. Denn nun blühten die Blumen, dergleichen man in jenen erſten Tagen auch geſät hatte; nun reiften Früchte an den Bäumen, die man damals blühen geſehen.

Der Major ging ab und zu; auch Mittler ließ ſich öfter ſehen. Die Abendſitzungen waren meiſtens regelmäßig. Eduard las gewöhnlich; lebhafter, gefühlvoller, beſſer, ja ſogar heiterer, wenn man will, als jemals. Es war als wenn er, ſo gut durch Fröhlichkeit als durch Gefühl, Ottiliens Erſtarren wieder beleben, ihr Schweigen wieder auflöſen wollte. Er ſetzte ſich wie vormals, daß ſie ihm ins Buch ſehen konnte, ja er ward unruhig, zerſtreut, wenn ſie nicht hineinſah, wenn er nicht gewiß war, daß ſie ſeinen Worten mit ihren Augen folgte.

Jedes unerfreuliche unbequeme Gefühl der mittleren Zeit war ausgelöſcht. Keines trug mehr dem andern etwas nach; jede Art von Bitterkeit war verſchwunden. Der Major begleitete mit der Violine das Clavierſpiel Charlottens, ſo wie Eduards Flöte mit Ottiliens Behandlung des Saiteninſtruments wieder wie vormals zuſammentraf. So rückte man dem Geburtstage Eduards näher, deſſen Feyer man vor einem Jahre nicht erreicht hatte. Er ſollte ohne Feſtlichkeit in ſtillem freundlichen Behagen dießmal gefeyert werden. So war man, halb ſtillſchweigend halb ausdrücklich, mit einander übereingekommen. Doch je näher dieſe Epoche heranrückte,

vermehrte ſich das Feyerliche in Ottiliens Weſen, das man bisher mehr empfunden als bemerkt hatte. Sie ſchien im Garten oft die Blumen zu muſtern; ſie hatte dem Gärtner angedeutet, die Sommergewächſe aller Art zu ſchonen, und ſich beſonders bey den Aſtern aufgehalten, die gerade dieſes Jahr in unmäßiger Menge blühten.

Achtzehntes Capitel.

Das Bedeutendſte jedoch was die Freunde mit ſtiller Aufmerkſamkeit beobachteten, war, daß Ottilie den Koffer zum erſtenmal ausgepackt und daraus verſchiedenes gewählt und abgeſchnitten hatte, was zu einem einzigen aber ganzen und vollen Anzug hinreichte. Als ſie das Uebrige mit Beyhülfe Nannys wieder einpacken wollte, konnte ſie kaum damit zu Stande kommen; der Raum war übervoll, obgleich ſchon ein Theil herausgenommen war. Das junge habgierige Mädchen konnte ſich nicht ſatt ſehen, beſonders da ſie auch für alle kleineren Stücke des Anzugs geſorgt fand. Schuhe, Strümpfe, Strumpfbänder mit Devliſen, Handſchuhe und ſo manches andere war noch übrig. Sie bat Ottilien, ihr nur etwas davon zu ſchenken. Dieſe verweigerte es; zog aber ſogleich die Schublade einer Commode heraus und ließ das Kind wählen, das haſtig und ungeſchickt zugriff und mit der Beute gleich davon lief, um den übrigen Hausgenoſſen ihr Glück zu verkünden und vorzuzeigen.

Zuletzt gelang es Ottilien alles ſorgfältig wieder einzuſchichten; ſie öffnete hierauf ein verborgenes Fach

das im Deckel angebracht war. Dort hatte sie kleine Zettelchen und Briefe Eduards, mancherley aufgetrocknete Blumenerinnerungen früherer Spaziergänge, eine Locke ihres Geliebten, und was sonst noch verborgen. Noch eins fügte sie hinzu — es war das Porträt ihres Vaters — und verschloß das Ganze, worauf sie den zarten Schlüssel an dem goldnen Kettchen wieder um den Hals an ihre Brust hing.

Mancherley Hoffnungen waren indeß in dem Herzen der Freunde rege geworden. Charlotte war überzeugt, Ottilie werde auf jenen Tag wieder zu sprechen anfangen: denn sie hatte bisher eine heimliche Geschäftigkeit bewiesen, eine Art von heiterer Selbstzufriedenheit, ein Lächeln wie es demjenigen auf dem Gesichte schwebt, der Geliebten etwas Gutes und Erfreuliches verbirgt. Niemand wußte, daß Ottilie gar manche Stunde in großer Schwachheit hinbrachte, aus der sie sich nur für die Zeiten, wo sie erschien, durch Geistes-kraft emporhielt.

Mittler hatte sich diese Zeit öfter sehen lassen und war länger geblieben als sonst gewöhnlich. Der hartnäckige Mann wußte nur zu wohl, daß es einen gewissen Moment giebt wo allein das Eisen zu schmieden ist. Ottiliens Schweigen so wie ihre Weigerung legte er zu seinen Gunsten aus. Es war bisher kein Schritt zu Scheidung der Gatten geschehen; er hoffte das Schicksal des guten Mädchens auf irgend eine andere

günſtige Weiſe zu beſtimmen; er horchte, er gab nach, er gab zu verſtehen und führte ſich nach ſeiner Weiſe klug genug auf.

Allein überwältigt war er ſtets ſobald er Anlaß fand, ſein Räſonnement über Materien zu äußern, denen er eine große Wichtigkeit beylegte. Er lebte viel in ſich, und wenn er mit andern war, ſo verhielt er ſich gewöhnlich nur handelnd gegen ſie. Brach nun einmal unter Freunden ſeine Rede los, wie wir ſchon öfter geſehen haben; ſo rollte ſie ohne Rückſicht fort, verletzte oder heilte, nutzte oder ſchadete, wie es ſich gerade fügen mochte.

Den Abend vor Eduards Geburtstage ſaßen Charlotte und der Major, Eduarden, der ausgeritten war, erwartend beyſammen; Mittler ging im Zimmer auf und ab; Ottilie war auf dem ihrigen geblieben, den morgenden Schmuck auseinander legend und ihrem Mädchen manches andeutend, welche ſie vollkommen verſtand und die ſtummen Anordnungen geſchickt befolgte.

Mittler war gerade auf eine ſeiner Lieblingsmaterien gekommen. Er pflegte gern zu behaupten, daß ſowohl bey der Erziehung der Kinder als bey der Leitung der Völker, nichts ungeſchickter und barbariſcher ſey als Verbote, als verbietende Geſetze und Anordnungen. Der Menſch iſt von Hauſe aus thätig, ſagte er, und wenn man ihm zu gebieten verſteht, ſo fährt er gleich dahinter her, handelt und richtet aus. Ich für

meine Perſon mag lieber in meinem Kreiſe Fehler und Gebrechen ſo lange dulden, bis ich die entgegengeſetzte Tugend gebieten kann, als daß ich den Fehler los würde und nichts Rechtes an ſeiner Stelle ſähe. Der Menſch thut recht gern das Gute, das Zweckmäßige, wenn er nur dazu kommen kann; er thut es, damit er was zu thun hat, und ſinnt darüber nicht weiter nach, als über alberne Streiche, die er aus Müßiggang und langer Weile vornimmt.

Wie verdrießlich iſt mir's oft, mit anzuhören, wie man die Zehngebote in der Kinderlehre wiederholen läßt. Das vierte iſt noch ein ganz hübſches vernünftiges gebietendes Gebot: Du ſollſt Vater und Mutter ehren. Wenn ſich das die Kinder recht in den Sinn ſchreiben, ſo haben ſie den ganzen Tag daran auszuüben. Nun aber das fünfte, was ſoll man dazu ſagen? Du ſollſt nicht tödten. Als wenn irgend ein Menſch im mindeſten Luſt hätte den andern todt zu ſchlagen! Man haßt einen, man erzürnt ſich, man übereilt ſich und in Gefolg von dem und manchem andern kann es wohl kommen, daß man gelegentlich einen todt ſchlägt. Aber iſt es nicht eine barbariſche Anſtalt, den Kindern Mord und Todtſchlag zu verbieten? Wenn es hieße: ſorge für des Andern Leben, entferne was ihm ſchädlich ſeyn kann, rette ihn mit deiner eigenen Gefahr; wenn du ihn beſchädigſt, denke daß du dich ſelbſt beſchädigſt: das ſind Gebote wie ſie unter gebildeten vernünftigen

Völkern

Völkern Statt haben, und die man bey der Catechismuslehre nur kümmerlich in dem Was iſt das nachſchleppt.

Und nun gar das ſechſte, das finde ich ganz abſcheulich! Was? die Neugierde vorahndender Kinder auf gefährliche Myſterien reizen, ihre Einbildungskraft zu wunderlichen Bildern und Vorſtellungen aufregen, die gerade des was man entfernen will, mit Gewalt heranbringen! Weit beſſer wäre es, daß dergleichen von einem heimlichen Gericht willkührlich beſtraft würde, als daß man vor Kirch' und Gemeinde davon plappern läßt.

In dem Augenblick trat Ottilie herein — Du ſollſt nicht ehebrechen, fuhr Mittler fort: Wie grob, wie unanſtändig! Klänge es nicht ganz anders wenn es hieße: Du ſollſt Ehrfurcht haben vor der ehelichen Verbindung; wo du Gatten ſiehſt die ſich lieben, ſollſt du dich darüber freuen und Theil daran nehmen wie an dem Glück eines heitern Tages. Sollte ſich irgend in ihrem Verhältniß etwas trüben, ſo ſollſt du ſuchen es aufzuklären; du ſollſt ſuchen ſie zu begütigen, ſie zu beſänftigen, ihnen ihre wechſelſeitigen Vortheile deutlich zu machen, und mit ſchöner Uneigennützigkeit das Wohl der andern fördern, indem du ihnen fühlbar machſt was für ein Glück aus jeder Pflicht und beſonders aus dieſer entſpringt, welche Mann und Weib unauflöslich verbindet.

Charlotte ſaß wie auf Kohlen, und der Zuſtand

war ihr um so ängstlicher als sie überzeugt war, daß Mittler nicht wußte was und wo er's sagte, und ehe sie ihn noch unterbrechen konnte, sah sie schon Ottilien, deren Gestalt sich verwandelt hatte, aus dem Zimmer gehen.

Sie erlassen uns wohl das siebente Gebot, sagte Charlotte mit erzwungenem Lächeln. Alle die übrigen, versetzte Mittler, wenn ich nur das rette, worauf die andern beruhen.

Mit entsetzlichem Schrey hereinstürzend rief Nanny: Sie stirbt! Die Fräulein stirbt! Kommen Sie! kommen Sie!

Als Ottilie nach ihrem Zimmer schwankend zurückgekommen war, lag der morgende Schmuck auf mehreren Stühlen völlig ausgebreitet, und das Mädchen, das betrachtend und bewundernd daran hin und herging, rief jubelnd aus: Sehen Sie nur, liebste Fräulein, das ist ein Brautschmuck ganz Ihrer werth!

Ottilie vernahm diese Worte und sank auf den Sopha. Nanny sieht ihre Herrinn erblassen, erstarren; sie läuft zu Charlotten; man kommt. Der ärztliche Hausfreund eilt herbey; es scheint ihm nur eine Erschöpfung. Er läßt etwas Kraftbrühe bringen; Ottilie weist sie mit Abscheu weg, ja sie fällt fast in Zuckungen als man die Tasse dem Munde nähert. Er fragt mit Ernst und Hast, wie es ihm der Umstand eingab: was Ottilie heute genossen habe? Das Mädchen stockt; er

wiederholt seine Frage, das Mädchen bekennt, Ottilie habe nichts genossen.

Nanny erscheint ihm ängstlicher als billig. Er reißt sie in ein Nebenzimmer, Charlotte folgt, das Mädchen wirft sich auf die Kniee, sie gesteht, daß Ottilie schon lange so gut wie nichts genieße. Auf Andringen Ottiliens habe sie die Speisen an ihrer Statt genossen; verschwiegen habe sie es wegen bittender und drohender Gebärden ihrer Gebieterinn, und auch, setzte sie unschuldig hinzu: weil es ihr gar so gut geschmeckt.

Der Major und Mittler kamen heran, sie fanden Charlotten thätig in Gesellschaft des Arztes. Das bleiche himmliche Kind saß, sich selbst bewußt wie es schien, in der Ecke des Sophas. Man bittet sie sich niederzulegen; sie verweigert's, winkt aber daß man das Köffercheu herbeybringe. Sie setzt ihre Füße darauf und findet sich in einer halb liegenden bequemen Stellung. Sie scheint Abschied nehmen zu wollen, ihre Gebärden drücken den Umstehenden die zarteste Anhänglichkeit aus, Liebe, Dankbarkeit, Abbitte und das herzlichste Lebewohl.

Eduard der vom Pferde steigt, vernimmt den Zustand, er stürzt in das Zimmer, er wirft sich an ihre Seite nieder, faßt ihre Hand und überschwemmt sie mit stummen Thränen. So bleibt er lange. Endlich ruft er aus: Soll ich deine Stimme nicht wieder hören? wirst

du nicht mit einem Wort für mich ins Leben zurückkehren? Gut, gut! ich folge dir hinüber: da werden wir mit andern Sprachen reden!

Sie drückt ihm kräftig die Hand, sie blickt ihn lebevoll und liebevoll an, und nach einem tiefen Athemzug, nach einer himmlischen, stummen Bewegung der Lippen: Versprich mir zu leben! ruft sie aus, mit holder zärtlicher Anstrengung, doch gleich sinkt sie zurück. Ich versprech' es! rief er ihr entgegen, doch er rief es ihr nur nach; sie war schon abgeschieden.

Nach einer thränenvollen Nacht fiel die Sorge, die geliebten Reste zu bestatten, Charlotten anheim. Der Major und Mittler standen ihr bey. Eduards Zustand war zu bejammern. Wie er sich aus seiner Verzweiflung nur hervorheben und einigermaßen besinnen konnte, bestand er darauf: Ottilie sollte nicht aus dem Schlosse gebracht, sie sollte gewartet, gepflegt, als eine Lebende behandelt werden; denn sie sey nicht todt, sie könne nicht todt seyn. Man that ihm seinen Willen, insofern man wenigstens das unterließ was er verboten hatte. Er verlangte sie nicht zu sehen.

Noch ein anderer Schreck ergriff, noch eine andre Sorge beschäftigte die Freunde. Nanny von dem Arzt heftig gescholten, durch Drohungen zum Bekenntniß genöthigt, und nach dem Bekenntniß mit Verwünschungen überhäuft, war entflohen. Nach langem Suchen fand man

ſie wieder; ſie ſchien auſſer ſich zu ſeyn. Ihre Aeltern nahmen ſie zu ſich. Die beſte Begegnung ſchien nicht anzuſchlagen, man mußte ſie einſperren, weil ſie wieder zu entfliehen drohte.

Stufenweiſe gelang es, Eduarden der heftigſten Verzweiflung zu entreiſſen, aber nur zu ſeinem Unglück: denn es ward ihm deutlich, es ward ihm gewiß, daß er das Glück ſeines Lebens für immer verloren habe. Man wagte es ihm vorzuſtellen, daß Ottilie in jener Capelle beygeſetzt, noch immer unter den Lebendigen bleiben und einer freundlichen ſtillen Wohnung nicht entbehren würde. Es fiel ſchwer ſeine Einwilligung zu erhalten, und nur unter der Bedingung, daß ſie im offenen Sarge hinausgetragen, und in dem Gewölbe allenfalls nur mit einem Glasdeckel zugedeckt und eine immerbrennende Lampe geſtiftet werden ſollte, ließ er ſichs zuletzt gefallen und ſchien ſich in alles ergeben zu haben.

Man kleidete den holden Körper in jenen Schmuck den ſie ſich ſelbſt vorbereitet hatte; man ſetzte ihr einen Kranz von Aſterblumen auf das Haupt, die wie traurige Geſtirne ahndungsvoll glänzten. Die Baare, die Kirche, die Capelle zu ſchmücken, wurden alle Gärten ihres Schmucks beraubt. Sie lagen verödet als wenn bereits der Winter alle Freude aus den Beeten weggetilgt hätte. Beym frühſten Morgen wurde ſie im offnen Sarge aus dem Schloß getragen und die aufgehende Sonne röthete nochmals das himmliſche Geſicht. Die

Begleitenden drängten ſich um die Träger, Niemand wollte vorausgehn, Niemand folgen, Jedermann ſie umgeben, Jedermann noch zum letztenmale ihre Gegenwart genießen. Knaben, Männer und Frauen, keins blieb ungerührt. Untröſtlich waren die Mädchen, die ihren Verluſt am unmittelbarſten empfanden.

Nanny fehlte. Man hatte ſie zurückgehalten oder vielmehr man hatte ihr den Tag und die Stunde des Begräbniſſes verheimlicht. Man bewachte ſie bey ihren Aeltern in einer Kammer, die nach dem Garten ging. Als ſie aber die Glocken läuten hörte, ward ſie nur allzubald inne was vorging, und da ihre Wächterinn, aus Neugierde den Zug zu ſehen, ſie verließ, entkam ſie zum Fenſter hinaus auf einen Gang und von da, weil ſie alle Thüren verſchloſſen fand, auf den Oberboden.

Eben ſchwankte der Zug den reinlichen mit Blättern beſtreuten Weg durchs Dorf hin. Nanny ſah ihre Gebieterinn deutlich unter ſich, deutlicher, vollſtändiger, ſchöner als alle die dem Zuge folgten. Ueberirdiſch, wie auf Wolken oder Wogen getragen, ſchien ſie ihrer Dienerinn zu winken, und dieſe verworren ſchwankend taumelnd ſtürzte hinab.

Auseinander fuhr die Menge mit einem entſetzlichen Schrey nach allen Seiten. Vom Drängen und Getümmel waren die Träger genöthigt die Baare niederzuſetzen. Das Kind lag ganz nahe daran; es ſchien

an allen Gliedern zerschmettert. Man hob es auf; und zufällig oder aus besonderer Fügung lehnte man es über die Leiche, ja es schien selbst noch mit dem letzten Lebensrest seine geliebte Herrinn erreichen zu wollen. Kaum aber hatten ihre schlotternden Glieder Ottiliens Gewand, ihre kraftlosen Finger Ottiliens gefaltete Hände berührt, als das Mädchen aufsprang, Arme und Augen zuerst gen Himmel erhob, dann auf die Kniee vor dem Sarge niederstürzte und andächtig entzückt zu der Herrinn hinauf staunte.

Endlich sprang sie wie begeistert auf und rief mit heiliger Freude: Ja, sie hat mir vergeben! Was mir kein Mensch, was ich mir selbst nicht vergeben konnte, vergiebt mir Gott durch ihren Blick, ihre Gebärde, ihren Mund. Nun ruht sie wieder so still und sanft; aber Ihr habt gesehen wie sie sich aufrichtete und mit entfalteten Händen mich segnete, wie sie mich freundlich anblickte! Ihr habt es alle gehört, Ihr seyd Zeugen, daß sie zu mir sagte: Dir ist vergeben! — Ich bin nun keine Mörderinn mehr unter Euch; sie hat mir verziehen, Gott hat mir verziehen, und Niemand kann mir mehr etwas anhaben.

Umhergedrängt stand die Menge; sie waren erstaunt, sie horchten und sahen hin und wieder, und kaum wußte Jemand was er beginnen sollte. Tragt sie nun zur Ruhe! sagte das Mädchen: sie hat das Ihrige gethan und gelitten, und kann nicht mehr unter uns

wohnen. Die Paare bewegte sich weiter, Nanny folgte zuerst und man gelangte zur Kirche, zur Capelle.

So stand nun der Sarg Ottiliens, zu ihren Häupten der Sarg des Kindes, zu ihren Füßen das Köfferchen, in ein starkes eichenes Behältniß eingeschlossen. Man hatte für eine Wächterinn gesorgt, welche in der ersten Zeit des Leichnams wahrnehmen sollte, der unter seiner Glasdecke gar liebenswürdig dalag. Aber Nanny wollte sich dieses Amt nicht nehmen lassen; sie wollte allein, ohne Gesellinn bleiben und der zum erstenmal angezündeten Lampe fleißig warten. Sie verlangte dieß so eifrig und hartnäckig, daß man ihr nachgab, um ein größeres Gemüthsübel das sich befürchten ließ, zu verhüthen.

Aber sie blieb nicht lange allein: denn gleich mit sinkender Nacht, als das schwebende Licht sein volles Recht ausübend einen helleren Schein verbreitete, öffnete sich die Thüre und es trat der Architect in die Capelle, deren fromm verzierte Wände, bey so mildem Schimmer, alterthümlicher und ahndungsvoller, als er je hätte glauben können, ihm entgegen drangen.

Nanny saß an der einen Seite des Sarges. Sie erkannte ihn gleich; aber schweigend deutete sie auf die verblichene Herrinn. Und so stand er auf der andern Seite, in jugendlicher Kraft und Anmuth, auf sich selbst zurückgewiesen, starr, in sich gekehrt, mit niedergesenk-

ten Armen, gefalteten, mitleidig gerungenen Händen, Haupt und Blick nach der Entseelten hingeneigt.

Schon einmal hatte er so vor Belisar gestanden. Unwillkührlich gerieth er jetzt in die gleiche Stellung; und wie natürlich war sie auch dießmal! Auch hier war etwas unschätzbar Würdiges von seiner Höhe herabgestürzt; und wenn dort Tapferkeit, Klugheit, Macht, Rang und Vermögen in einem Manne als unwiederbringlich verloren bedauert wurden; wenn Eigenschaften, die der Nation, dem Fürsten, in entscheidenden Momenten unentbehrlich sind, nicht geschätzt, vielmehr verworfen und ausgestoßen werden: so waren hier so viel andere stille Tugenden, von der Natur erst kurz aus ihren gehaltreichen Tiefen hervorgerufen, durch ihre gleichgültige Hand schnell wieder ausgetilgt: seltene, schöne, liebenswürdige Tugenden, deren friedliche Einwirkung die bedürftige Welt zu jeder Zeit mit wonnevollem Genügen umfängt und mit sehnsüchtiger Trauer vermißt.

Der Jüngling schwieg, auch das Mädchen eine Zeit lang; als sie ihm aber die Thränen häufig aus dem Auge quellen sah, als er sich im Schmerz ganz aufzulösen schien, sprach sie mit so viel Wahrheit und Kraft, mit so viel Wohlwollen und Sicherheit ihm zu, daß er über den Fluß ihrer Rede erstaunt, sich zu fassen vermochte, und seine schöne Freundinn ihm in einer höhern Region lebend und wirkend vorschwebte. Seine Thränen trockneten, seine Schmerzen linderten sich; knieend

nahm er von Ottilien, mit einem herzlichen Händedruck von Nanny Abſchied, und noch in der Nacht ritt er vom Orte weg ohne Jemand weiter geſehen zu haben.

Der Wundarzt war die Nacht über, ohne des Mädchens Wiſſen, in der Kirche geblieben, und fand als er ſie des Morgens beſuchte, ſie heiter und getroſten Muthes. Er war auf mancherley Verirrungen gefaßt; er dachte ſchon, ſie werde ihm von nächtlichen Unterredungen mit Ottilien und von andern ſolchen Erſcheinungen ſprechen: aber ſie war natürlich, ruhig und ſich völlig ſelbſtbewußt. Sie erinnerte ſich vollkommen aller früheren Zeiten, aller Zuſtände mit großer Genauigkeit, und nichts in ihren Reden ſchritt aus dem gewöhnlichen Gange des Wahren und Wirklichen heraus, als nur die Begebenheit beym Leichenbegängniß, die ſie mit Freudigkeit oft wiederholte: wie Ottilie ſich aufgerichtet, ſie geſegnet, ihr verziehen, und ſie dadurch für immer beruhigt habe.

Der fortdauernd ſchöne, mehr ſchlaf- als todähnliche Zuſtand Ottiliens zog mehrere Menſchen herbey. Die Bewohner und Anwohner wollten ſie noch ſehen, und Jeder mochte gern aus Nanny's Munde das Unglaubliche hören; manche um darüber zu ſpotten, die meiſten um daran zu zweifeln, und wenige um ſich glaubend dagegen zu verhalten.

Jedes Bedürfniß deſſen wirkliche Befriedigung verſagt iſt, nöthigt zum Glauben. Die vor den Augen

aller Welt zerschmetterte Raum war durch Berührung des frommen Körpers wieder gesund geworden: warum sollte nicht auch ein ähnliches Glück hier andern bereitet seyn? Zärtliche Mütter brachten zuerst heimlich ihre Kinder, die von irgend einem Uebel behaftet waren, und sie glaubten eine plötzliche Besserung zu spüren. Das Zutrauen vermehrte sich, und zuletzt war Niemand so alt und so schwach, der sich nicht an dieser Stelle eine Erquickung und Erleichterung gesucht hätte. Der Zudrang wuchs und man sah sich genöthigt die Capelle, ja außer den Stunden des Gottesdienstes, die Kirche zu verschließen.

Eduard wagte sich nicht wieder zu der Abgeschiedenen. Er lebte nur vor sich hin, er schien keine Thräne mehr zu haben, keines Schmerzes weiter fähig zu seyn. Seine Theilnahme an der Unterhaltung, sein Genuß von Speis' und Trank vermindert sich mit jedem Tage. Nur noch einige Erquickung scheint er aus dem Glase zu schlürfen, das ihm freylich kein wahrhafter Prophet gewesen. Er betrachtet noch immer gern die verschlungenen Namenszüge und sein ernstheiterer Blick dabey scheint anzudeuten, daß er auch jetzt noch auf eine Vereinigung hoffe. Und wie den Glücklichen jeder Nebenumstand zu begünstigen, jedes Ungefähr mit emporzuheben scheint; so mögen sich auch gern die kleinsten Vorfälle zur Kränkung, zum Verderben des Unglücklichen vereinigen. Denn eines Tages, als Eduard das geliebte Glas zum Munde

brachte, entfernte er es mit Entsetzen wieder: es war dasselbe und nicht dasselbe; er vermißt ein kleines Kennzeichen. Man dringt in den Kammerdiener und dieser muß gestehen: das ächte Glas sey unlängst zerbrochen, und ein gleiches, auch aus Eduards Jugendzeit, untergeschoben worden. Eduard kann nicht zürnen, sein Schicksal ist ausgesprochen durch die That: wie soll ihn das Gleichniß rühren? Aber doch drückt es ihn tief. Der Trank scheint ihm von nun an zu widerstehen; er scheint sich mit Vorsatz der Speise, des Gesprächs zu enthalten.

Aber von Zeit zu Zeit überfällt ihn eine Unruhe. Er verlangt wieder etwas zu genießen, er fängt wieder an zu sprechen. Ach! sagte er einmal zum Major, der ihm wenig von der Seite kam: was bin ich unglücklich, daß mein ganzes Bestreben nur immer eine Nachahmung, ein falsches Bemühen bleibt! Was ihr Seligkeit gewesen, wird mir Pein; und doch, um dieser Seligkeit willen, bin ich genöthigt diese Pein zu übernehmen. Ich muß ihr nach, auf diesem Wege nach; aber meine Natur hält mich zurück und mein Versprechen. Es ist eine schreckliche Aufgabe, das Unnachahmliche nachzuahmen. Ich fühle wohl, Vester, es gehört Genie zu allem, auch zum Märtyrerthum.

Was sollen wir, bey diesem hoffnungslosen Zustande, der ehegattlichen, freundschaftlichen, ärztlichen Bemühungen gedenken, in welchen sich Eduards Ange-

hörige eine Zeit lang hin und herwogten. Endlich fand man ihn todt. Mittler machte zuerſt dieſe traurige Entdeckung. Er berief den Arzt und beobachtete, nach ſeiner gewöhnlichen Faſſung, genau die Umſtände in denen man den Verblichenen angetroffen hatte. Charlotte ſtürzte herbey: ein Verdacht des Selbſtmordes regte ſich in ihr; ſie wollte ſich, ſie wollte die andern einer unverzeihlichen Unvorſichtigkeit anklagen. Doch der Arzt aus natürlichen, und Mittler aus ſittlichen Gründen, wußten ſie bald vom Gegentheil zu überzeugen. Ganz deutlich war Eduard von ſeinem Ende überraſcht worden. Er hatte, was er bisher ſorgfältig zu verbergen pflegte, das ihm von Ottilien übrig gebliebene, in einem ſtillen Augenblick, vor ſich aus einem Käſtchen, aus einer Brieftaſche ausgebreitet: eine Locke, Blumen in glücklicher Stunde gepflückt, alle Blättchen die ſie ihm geſchrieben, von jenem erſten an das ihm ſeine Gattinn ſo zufällig ahndungsreich übergeben hatte. Das alles konnte er nicht einer ungefähren Entdeckung mit Willen preißgeben. Und ſo lag denn auch dieſes vor kurzem zu unendlicher Bewegung aufgeregte Herz in unſtörbarer Ruhe; und wie er in Gedanken an die Heilige eingeſchlafen war, ſo konnte man wohl ihn ſelig nennen. Charlotte gab ihm ſeinen Platz neben Ottilien und verordnete, daß Niemand weiter in dieſem Gewölbe beygeſetzt werde. Unter dieſer Bedingung machte ſie für Kir-

che und Schule, für den Geiſtlichen und den Schullehrer anſehnliche Stiftungen.

So ruhen die Liebenden neben einander. Friede ſchwebt über ihrer Stätte, heitere verwandte Engelsbilder ſchauen vom Gewölbe auf ſie herab, und welch ein freundlicher Augenblick wird es ſeyn, wenn ſie dereinſt wieder zuſammen erwachen.

X [Zeitlos?]

Saat

von Göthe gesäet

dem

Tage der Garben zu reifen.

Ein

Handbuch für Aesthetiker

und

junge Schauspieler.

Lan lis amore iuimes? sunt certa piacula quae te ter pure lecto poterunt recreare libello.

HORAT.

Weimar und Leipzig. 1803.

Saat

von Göthe geſäet

dem

Tage der Garben zu reifen.

Ein

Handbuch für Aeſthetiker

und

junge Schauſpieler.

Laudis amore tumes? sunt certa piacula quae te
ter pure lecto poterunt recreare libello.

HORAT.

Weimar und Leipzig. 1808.

Bibliothek der
[illegible]

Vorrede.

Schwerlich hätte ich mich entschlossen, diese Schrift mit einer Vorrede zu versehen, (denn ich weiß, wie selten diese Art von Lectüre gelesen wird,) wenn ich mich nicht mit meinen Lesern über zwey Dinge zu erklären hätte, für die ich gerade keine schicklichere Stelle weiß; nämlich, über die Veranlassung zu dieser Schrift, und über die Wahl des Titels. Besonders halte ich es auswärtiger Leser wegen für nothwendig, mich über den ersten Punkt etwas ausführlicher zu erklären. Zur Sache also.

Seit einer langen Reihe von Jahren hatte Leipzig das Glück, durch den stets abwechselnden Besuch der ersten Künstler Deutschlands, das Vergnügen, welches die darstellende Kunst überhaupt gewährt, in einem sehr hohen Grade zu genießen. Zwar wechselten in den letzten Zeiten die beyden Brüder Seconda regelmäßig mit ihren Vorstellungen ab, der eine schränkte sich bloß auf Schau- Trauer- und Lustspiele, der andere bloß auf Opern ein; allein, obgleich auch schon hierin ein angenehmer Wechsel lag, so war es doch nicht dieser allein, sondern die Menge der fremden bedeutenden Künstler, welche von dem jedesmaligen Unternehmer zum Gastspiele eingeladen wurden, erhöheten durch ihre Kunst das Vergnügen, welches jeder Ge-

bildete einer guten Bühne gegen über genießt. Beſonders war es erfreulich zu ſehen, daß dieſe fremden Gäſte nicht iſolirt da ſtanden, ſondern vorzüglich unter den braven Mitgliedern der Franz Secondatſchen Geſellſchaft, ihrer würdige Collegen fanden, durch deren meiſterhafte Unterſtützung das fremde Spiel erſt ſeinen ſchönen Relief erhielt. Die Namen eines Chriſt, Ochſenheimer, Opitz, Böſenberg, Hoffner, Thering, ſo wie einer Hartwig, (früher einer Sophie Albrecht, einer Chriſt, ſind zu bekannt, als daß man ihrem Lobe etwas hinzufügen dürfte. Mit einem Worte, Leipzig konnte auf dieſe Künſtler ſtolz ſeyn, und — war es auch. Freylich glich nicht die ganze Geſellſchaft den ſo eben genannten Perſonen; frey-

lich gab es der Mängel und Unvollkommenheiten noch manche, allein wo ist Vollkommenheit auf Erden zu finden! Genug, wir hatten eine Bühne, die zu den bessern Deutschlands gehörte, wir bewunderten auf dieser Bühne zugleich die Talente der bedeutendsten Künstler fremder Bühnen, und durften zufrieden seyn. Eine lange Reihe von Jahren war man es auch, bis es einer gewissen Klasse von Menschen, welche sich kurzweg — Aesthetiker nennen, gelang, sich in allem was Kunst heißt, ein gewisses Ansehen, ein gewisses Uebergewicht zu verschaffen, und welche diesen Einfluß wohlweislich dazu anwandte, alles zu verachten, bey allem die Nase hämisch zu rümpfen, mit einem Worte, alles einzureißen, ohne auch nur das geringste besser machen zu

können. Dieſen noblen Herren, welche eigentlich zu allem in der Welt verdorben ſind, auch zum Verderben, hat man es zu verdanken, daß auch zuerſt eine Spannung zwiſchen dem Leipziger Publiko und der ſo lange geachteten, braven Secondaiſchen Geſellſchaft entſtand, welche dadurch noch vermehrt wurde, daß dieſe bey ihrem letzten Hierſeyn nicht die beſte Auswahl der Stücke traf, und gegen alle Gewohnheit, anſtatt im Sommer nach Leipzig zu kommen, dießmal in Dresden blieb. Das war ein gefundenes Gericht für die Aeſthetiker! „Gottlob, daß ſie nicht kommen, die Menſchen haben ſo keine Idee von etwas Höherem, ſie ſtreben nach keinem Ideale, geben keine griechiſchen Trauerſpiele, ſpielen mit der gemeinſten Gemeinheit,“ ging es nun

von einem ästhetischen Munde zum andern, und immer war der Refrain: „Gottlob, daß sie nicht kommen, o, daß sie doch nie kämen!“ Indessen eine Gesellschaft mußte Leipzig haben. Die Weimarische Hof-Gesellschaft, welche sonst jeden Sommer in Lauchstädt spielte, war, da dieser Ort wohl noch mineralische Quellen, aber nach dem Ruin der Universität Halle keine Goldgruben mehr hatte, ihrer Existenz wegen in einigen Schwulitäten. Die Aesthetiker, welche von Lauchstädt aus schon wußten, was hier für Raritäten, als dialogisirte Glocken, Stücke nach Plautus und Terenz, Torquato Tassos ꝛc. zu haben waren, benutzten jetzt ihren ganzen Einfluß, und brachten es dahin, daß man mit der Direction contrahirte, und die Gesellschaft zur Glo-

rie der Aesthetik endlich im May in Leipzigs Thoren ihren glorreichen Einzug hielt.

In Leipzig selbst, wo man ein Theater gewohnt ist, war man allerdings sehr froh über diese Acquisition, und derjenige bessere Theil des Publikums, der in Leipzig, wie überall, zu keiner Parthey gehört, sondern dem Guten huldigt, wo er es findet, hatte, ohne wie jene Hyperboräer enragirt zu seyn, von den neuen Ankömmlingen die beste Erwartung.

Endlich begannen die Vorstellungen, die Enragés waren — enragirt; die subordinirten ertrugen, aus Furcht ausgelacht zu werden, geduldig die gräßlichste lange Weile, jener bessere Theil aber schüttelte mächtig den Kopf, und frug:

„Ist das das gelobte Land, so uns verheißen worden?“ —— Mich, (Verzeihung, daß ich hier von meinem Ich sprechen muß,) überraschte dieses alles wenig. Die Ausartung dieser Gesellschaft, und die durch sie bewirkte Spaltung der besten deutschen Bühnen, im Betreff einer sogenannten Darstellungsmanier, war mir bekannt, nicht minder war es mir bekannt, wessen Werk dieses alles war. Ruhig hätte ich diesem Unwesen zugesehen, nie hätte ich in dieser Angelegenheit eine Feder abgestumpft *), wenn

*) Der Plan zu einer Abhandlung über die verschiedenen Darstellungs-Manieren der deutschen Bühnen lag schon seit einigen Jahren in meinem Pulte.

nicht folgende Dinge mich mächtig dazu aufgefordert hätten. Erstlich das unvernünftige Triumphiren jener stockdummen Aesthetiker, welche bey jeder Gelegenheit im Bierhaustone die braven in der ganzen Welt als Künstler bekannten Mitglieder der Secondaischen Gesellschaft herunterseßten, und die neue Weimarische Schule, auf Kosten jener alten braven Schule, bis in den Himmel hoben. Zweytens die Arroganz jener verbildeten Seminar-Schauspieler selbst, welche allen menschlichen Glauben übersteigt, und wovon man sich nur eine Idee machen kann, wenn man sie je ihr Wesen auf der Bühne treiben sah. Drittens das Schwanken desjenigen Theiles des Publikums, welcher, ohne ein eigenes Urtheil zu haben, sich immer gern nach den sogenann-

ten Tonangebern richtet, und welcher eben ſo leicht auf böſe als auf gute Wege geführet werden kann. Viertens endlich, das groſſe auswärtige Publikum, welches ſich in ſolchen Angelegenheiten an Journale halten muß, und, wenige Ausnahmen abgerechnet, alles zu hören bekömmt, nur nicht — Wahrheit!

Dieß wären, wie mich dünkt, Veranlaſſungen genug, um eine Schrift zu Tage zu beförderu, welche durchaus Wahrheit und Belohnung zum letzten Zweck hat, und bey deren Abfaſſung man ſich übrigens wenig darum kümmerte, ob dieſe Wahrheiten auch nicht zu bitter ſeyn möchten. Auch die Quaſſia iſt bitter, aber dennoch heilſam.

Was den zweyten Punkt, den Titel betrifft, der freylich auf den erſten

Blick etwas barock ſcheinen möchte, ſo muß ich frey geſtehen, daß er nicht ſo eigentlich von mir erfunden iſt, ſondern vielmehr von eben jenen Aeſthetikern, denen wir ſchon ſo manches Vortreffliche zu verdanken haben. Es iſt nämlich ein Lieblings-Ausdruck jener Herren, wenn ſie von den Mitgliedern der Weimariſchen Bühne ſprechen, ſie Göthens Pflanz-Schüler zu nennen; eben ſo ſagen ſie von allem, was ihnen in den Darſtellungen jener Geſellſchaft vortrefflich erſcheint, (und was erſcheint hier den Herren nicht alles vortrefflich!) Ach, das ſieht man wohl, hier hat Göthe geſäet!! *) ——

*) Die Ideen-Aſſociation zwiſchen Gott und Göthe, welche in dieſen Tagen

Nun denn, werthe Leſer und Leſerinnen, übergebe ich Ihnen dieſe Saat, und wünſche, daß Sie ſich herzlich an der Erndte ergötzen mögen.

ſehr natürlich iſt, gab eine Reminiſcenz jener bekannten Klopſtockſchen Grabſchrift, und dieſe endlich den Titel.

Erste Abtheilung.

Jeder, der mit der dramatischen Literatur nur einigermaßen vertraut ist, weiß nur allzu gut, wie eine gewisse Clique von sogenannten Kunstrichtern es sich jetzt zum höchsten Vergnügen macht, jedes dramatische Product, das nicht nach einer gewissen Schule riecht, oder nicht zu der Gattung gehört, die nun ein für allemal einzig und allein auf den Thron erhoben werden soll, mit der schnödesten Lieblosigkeit zu beurtheilen. Nicht weniger weiß jeder, der auch nur die gewöhnlichen Theaternachrichten liest, daß jetzt in solchen Schriften häufig von nichts geringerm die Rede ist, als von dem gänzlichen Verfall mehrerer vor kurzem noch berühmten und bedeutenden Bühnen, deren vieljähriger Ruhm an den Klippen einer gewaltsam einzuführenden Darstellungsmanier vergeblich scheiterte. Täglich liest man die räthselhaften Worte, wie diese oder jene Bühne sich allmählig der Vollkommenheit nähere, indem sie der neuern Manier huldige, andere hingegen dem Untergange zueilten, indem

ſie hartnäckig von keiner Manier etwas wiſſen wollen, oder was noch ſonderbarer klingt, daß dieſe oder jene Bühne zwar brave Mitglieder zähle, ſolche aber in einer ſchlechten Schule gebildet wären, ſich nicht vom Realen entfernen, noch das hohe Ideale ergreifen könnten, und dergleichen mehr. Soviel geht indeſſen aus dieſem Unſinne deutlich hervor, daß ſowohl unter den Dramatikern, als unter den ausübenden Künſtlern, in Anſehung der Grundregeln der mimiſchen Kunſt eine Spaltung entſtanden iſt, die, wie man gleich ſehen wird, zwar nicht neu, aber gerade jetzt von den gefährlichſten Folgen ſeyn muß. Um dieſes anſchaulich zu machen, müſſen wir zurück gehen in die erſte dunkele Zeit der darſtellenden Kunſt, und unſern Blick rückwärts auf die Entſtehung des deutſchen Schauſpiels richten.

Wenn in den erſten Zeiten der deutſchen Schauſpielkunſt, in den verſchiedenen Gegenden Deutſchlands, der dramatiſche Geſchmack ſo abweichend und verſchieden war, als die Regierungsformen, und ſelbſt die ganze Lebensweiſe der unter ſich zerfallenen Deutſchen — wenn in dieſen erſten Zeiten verſchiedene Dramaturgen auch verſchiedene Gattungen des Drama auf Koſten der übrigen emporheben wollten, und die wenigen und dürftigen Bühnen einander ganz entgegen arbeiteten: ſo war

dieſes weder auffallend noch bedenklich, ſondern vielmehr dem Erfahrungsſatze gemäß — daß das eiſerne Alter jeder Kunſt keine Uebereinſtimmung hervorbringen darf, indem ſonſt Vervollkommnung ganz unmöglich wäre.

Wenn ſpäterhin (ich will nun einmal bey der metalliſchen Eintheilung bleiben) im ſilbernen Zeitalter der Kunſt, dieſe dramatiſche Geſchmacksverſchiedenheit in Deutſchland noch auffallender wurde: ſo war dieſe Erſcheinung allerdings ſchon bedenklicher, und beſtätigte nebenher die traurige Wahrheit, daß die Deutſchen überhaupt keine Nation ſind, und folglich weder National-Geiſt noch National-Geſchmack haben können. — (Hier iſt aber beſonders von der Zeit die Rede, wo der theatraliſche Himmel in Hamburg, Gotha, Mannheim ſich zuerſt aufhellte, während an der Donau noch alles mit tiefer Finſterniß bedeckt war, und Freund Caſperl zwar nicht den National- deſto mehr aber den Provinzial-Geſchmack deutlich ausſprach, und die Werke eines Leſſings, Schröders, Großmanns ſich nur mit Mühe den Weg zu Deutſchlands Hauptſtadt bahnen konnten.) Damals mußte ſchon jeder Deutſche, dem deutſche Kunſt nicht gleichgültig war, für dieſe um ſo beſorgter ſeyn, wenn er ſeinen Blick auf das benachbarte Frankreich richtete, und es ihm bemerkbar wurde, welche

Riesenschritte die Kunst in diesem Lande machte, die dort wie die Nation selbst in allen ihren Theilen doch nur ein Ganzes bildete. Mit einem wehmüthigen Seitenblick auf die schwankenden Grundsätze der einheimischen Kunst mußte er bemerken, wie dort Ein tragisches Genre, Ein sogenanntes Drama, und Eine komische Gattung ausschließlich ihren Platz behaupteten, wie ferner in diesen Gattungen wenige, aber gute Dichter, das Muster und Vorbild der übrigen wurden — wie endlich die darstellenden Künstler der Hauptstadt in allem den Ton angaben, und alle übrigen bis auf die kleinsten ambulirenden Horden, sich sorgfältig und ängstlich bemüheten, jene zu imitiren, und ihr Beyfall in dem Maaße größer oder geringer war, je nachdem ihnen ihre Bemühungen mehr oder weniger glückten.

Indessen wurden diese Besorgnisse für heimische Kunst in Vergleichung mit der fremden sehr bald wieder gehoben; die Nebel am deutschen dramatischen Horizont zerstreuten sich immer mehr und mehr; und es gelang dem schönen Verein deutscher Dramaturgen und ausübender Künstler, es gelang dem schönen Bund eines Lessings, Schröders, Gemmingen u. a. die bedeutendsten deutschen Bühnen zu Einem und demselben Zwecke zu vereinen, in einem solchen Grade, daß es selbst von der patriotischen Seite betrachtet, jedem ächten

Deutschen wohlthun mußte, sein Vaterland wenigstens in der Kunst zu einem Ganzen erhoben zu sehen.

Damals begann die goldne Zeit der Bühne bey uns. Damals konnten sich Bühnen und Schauspieler mit dem größten Rechte das Prädicat national beylegen, welches, sonderbar genug, nicht eher geschah, bis diese Benennung wieder zur offenbaren Lüge wurde, und die Fackel bereits angezündet war, womit ein unsinniger Herostrat den schönen, mühsam aufgerichteten Tempel zerstören wollte. Ja, gleich wie ehedem bey einigen morgenländischen Völkern nur diejenigen mit einem neuen Nahmen belegt wurden, welche bereits mit dem Tode rangen: so erhielten die deutschen Bühnen und Schauspieler erst dann das Prädicat national, als beyde schon aufgehört hatten es zu seyn, und die deutsche Schauspielkunst bereits in letzten Zügen liegend mit fast erschöpfter Kraft den Todeskampf kämpfte. Erst seit dem letzten Jahrzehend ohngefähr prangten die meisten deutschen Theater mit diesem stolzen Nahmen, seit dem Jahrzehend, welches beynahe zerstörte, was das vorhergehende so herrlich schuf, so mühsam und kunstvoll vollendete. Wodurch aber wurde diese Zerstörung so schnell herbeygeführt, wodurch der Untergang der deutschen Bühne, gerade als sie dem schönen Ziele sich nahete, so emsig ver

bereitet?' nicht ohne Wehmuth kann ich es denken, nicht ohne den tiefsten Unwillen es aussprechen — durch die Verbindung zweier Männer, deren Verdienste um Literatur und Kunst so groß sind, daß sie mit allen ihren Schwächen es kaum dahin bringen konnten, ihren Ruhm auch nur um etwas zu mindern, durch die Verbindung von — Schiller und Göthe!!!

Hier muß ich einen Augenblick anhalten, um sämtlichen Lesern eine kleine Erholung von der so eben erhaltenen Alteration zu gönnen. Diese Pause mag dann zu einer kleinen Digression benutzt werden.

* * *

Ich glaube, wenn sich die Gesichtsveränderungen meiner Leser bey dieser Stelle, oder auch die Art, ihren Zorn und Unwillen, oder ihr Erstaunen und Verwunderung über den frechen Autor zu äußern, in ein Gemählde fassen ließen, es bedürfe dann nur eines — Lichtenbergs als Erklärer! Zur Zeit bin ich indessen noch der einzige Glückliche, der das ganze Gemählde rein anschauet, und zu gleicher Zeit die schätzbarste Erklärung dazu in sich trägt. — Ich will daher als Miniatur-Pröbchen des großen Gemählbes meinen Lesern nur einiges prophezeyen, was sie, wenn sie dieses

lesen — bereits gethan haben werden. Nämlich: einige werden lachen, einige lächeln; einige werden schimpfen, einige das Blatt zerreißen, einige das ganze Buch; einige werden das ganze schöne Werk verbrennen, einige es der Wasserprobe unterwerfen; einige aber werden einen Augenblick stutzen, und dann ganz ruhig fortlesen: und für diese muß ich denn auch fortschreiben. Also eingelenkt, ich weiß, was ich gesagt, ich weiß, was ich gewagt habe; ich weiß aber auch, daß ich das Gesagte beweisen kann und werde.

Schiller und Göthe sind diejenigen Männer, welche unstreitig das deutsche Theater auf seine höchste Stufe hätten bringen können, welche anfänglich diese Tendenz auch ahnden ließen, und schon bloß dadurch sich zum Stolz der Nation erhoben. Schillers merkwürdigem Genie besonders wäre es möglich gewesen, das dramatische Gebiet, dem er bekanntlich seine meisten Kräfte widmete, so unendlich zu erweitern; Schiller war ganz für die tragische Kunst geboren, ganz seines brittischen Vorbildes würdig. Allein seine Verbindung mit Göthe, ihre gemeinschaftliche Bildung, oder Verbildung des Weimarischen Hoftheaters, nebst ihren gemeinschaftlichen Xenien, machte jede Hoffnung zu Schanden; und die, wenn gleich unsterblichen, Meisterwerke beider merkwürdigen Männer

sind, wenn dem Unwesen nicht mit Kraft entgegen gearbeitet wird, mit dem Untergange der deutschen Bühne erkauft!

Schiller, der das Trauerspiel durch die Einführung der alten griegischen Tragödie mit dem Chore auf eine höhere Stufe der Dichtkunst erhob, konnte demohngeachtet doch nicht im Ernste verlangen, daß das ganze dramatische Gebiet sich auf die Darstellung des gigantischen Schicksals beschränken sollte, „welches den Menschen erhebt, indem es den Menschen zermalmet“? — denn nicht zu gedenken, daß eine kleine Welt seines Gleichen dazu erfordert würde, die Bearbeitung dieser Gattung würdig zu übernehmen: so würde ja auch seine heilige Schöpfung durch den ausschließlichen und daher öfteren Gebrauch zu einer profanen geworden seyn! dennoch aber schien Schiller dieses behaupten zu wollen, und gab das Signal zu einer unseligen dramatischen Revolution, durch den bekannten, von der Menge aber mißverstandenen scharfen Gedanken: „Was kann denn der Misère Großes begegnen“, diese Sentenz dem Schooße der lieblichen Xenien entsprossen — erschütterte oder vielmehr electrisirte plötzlich die ganze dramatische Welt. Ja es war seitdem ordentlich, als ob die Misère — die wirkliche nämlich, der diese Frage eigentlich gar nicht galt — um die Verläumdung zu rä-

chen, daß ihr nichts Großes begegnen konnte, sich eifrig bemühete, selbst dem Großen zu begegnen! oder mit deutlichern Worten, die wahre Misère, die miserabelsten Schriftsteller, wagten sich seit jenem Augenblick an die erhabensten Gegenstände, und so entstand denn anstatt der scheinbaren objectiven Misère eine wirkliche subjective. Daran aber dachte niemand, daß dieser Gedanke, so wie die Xenien überhaupt, bloß die Geburt eines augenblicklichen humoristischen Uebermuths waren; und so wurde eine Sache für Ernst genommen, die, so betrachtet, das Gepräge der höchsten Lächerlichkeit an der Stirne trägt. Denn im Verfolg der Xenien erklärt es sich, daß Schiller darunter bloß die Misère des Ranges verstanden haben will, dieser sollte das dramatische Himmelsthor ein für allemal gesperrt werden, und nur Göttern, Halbgöttern, Heroen, höchstens noch den Göttern der Erde — den Fürsten offen stehen. Und dieses konnte doch wohl einem Schiller nicht Ernst gewesen seyn, dessen Genius es nicht verborgen war, daß grade das Kleinere, was der, von ihm sogenannten, Misère begegnen kann, die zarten Fädchen nämlich, die das kunstvolle Gewebe des Lebens bilden, und bloß von gewöhnlichen Menschen übersehen werden, der höchste Vorwurf des Drama, so wie der Poesie überhaupt sey? — Auch

wäre ja dann die ganze Xenie, und besonders der Schluß, ein Schwert, welches der Verfasser, sobald nämlich alles für überlegten Ernst genommen wird, gegen sich selbst gekehrt hätte. Die Xenie endigt sich bekanntlich mit den Worten: „Wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tische.“ Scheinbar ist dies eine Persiflage des gewöhnlichen Ausgangs der dramatischen Handlungen; wen aber träfe diese Persiflage wohl mehr, als eben den Verfasser selbst, in dessen Räubern z. B. sich das Laster auf die gräßlichste und daher ekelhafteste Weise erbricht, indem die Tugend sich zwar nicht wirklich zu Tische setzt, aber doch alle Anstalten dazu trifft? Gründe genug, dünkt mich, um diese Xenie für nichts mehr zu halten, als sie wirklich ist, für die Frucht einer, freylich etwas boshaften und üblen, Laune!

Die Sache war aber im allgemeinen nun einmal aus einem falschen Gesichtspunkte betrachtet, und in der Folge des Misverständnisses konnte nichts dem Terrorism und der dramatischen Guillotine entgehen, was sich nicht der gigantischen Clique anschloß; und jeder, der sich unterstand, die bürgerliche Kanaille zu Ehren zu bringen, war bey dieser Revolution (welche, wie man sieht, kein Seiten- sondern ein Gegen-Stück zur großen franzö-

sischen war) unwiederbringlich verlohren. *) Iffland zum Beyspiel, dessen Nahme von jedem Deutschen, als Schriftsteller und darstellender Künstler, mit tiefer Verehrung genannt werden sollte — Iffland, der mit bewundernswürdiger Kunst in die tiefsten Geheimnisse der Psychologie eingedrungen ist, er, der zuerst eine Philosophie des Drama begründete, wurde von der Liste ausgestrichen, für einen langweiligen bürgerlichen Schwätzer, und (von der wahren Misère versteht sich,) für miserable erklärt. Kotzebue, dem die Deutschen, wenn sie auch nicht, gleich andern Nationen, enthusiasmirt für ihre guten Künstler (welches ihnen nicht zuzumuthen ist) sondern nur gerecht gegen dieselben wären, mit Dank einräumen müßten, in seinem Genre eine Höhe erreicht zu haben, die unter seinen Vorgängern weder Römer noch Franzo-

*) Hier war es also, wo das bürgerliche Schauspiel zum zweitenmale excommunicirt wurde; zum erstenmale geschah dieses zu Anfang der deutschen Literatur (damals war es verzeihlich), wo das bürgerliche Schauspiel von den derzeitigen Kunstrichtern als eine verwerfliche Zwittergattung zwischen Lust- und Trauerspiel betrachtet wurde, und nur durch Lessings Uebersetzung und Kritik des Diderotschen Theaters in Deutschland endlich Eingang fand.

sen, weder Plautus noch Moliere erreichen konnten, wurde ein fader Spaßmacher, ein gemeiner, ja sogar ein unsittlicher schmutziger Schriftsteller genannt. *) — Lessing sogar war plötzlich wie über Nacht veraltet, seine Stücke paßten nicht mehr für die jetzige Bühne (in gewissem Sinne freylich nicht!) sein vortrefflicher Dialog sollte aus bey den Haaren hergeschleppten Wortspielen bestehen, und was der ähnlichen schönen Dinge mehr waren. Schröder gehörte ganz zu den Antiquitäten, unglücklicher weise nur nicht zu den Griechischen oder Römischen, und wurde kaum noch erwähnt. Babo, Gemmingen, Großmann, keiner konnte dem Urtheil des Revolutions-Tribunals entgehen, und sich

*) Als Beleg zu den empörendsten Ungerechtigkeiten und Vorurtheilen dieser Art, mag folgende Anekdote dienen: Als neulich in Leipzig von der Weimarischen Hofschauspieler-Gesellschaft an einem und demselben Abend, Göthens Mitschuldigen, und Kotzebues Geständniß gegeben wurde, bemerkte ein — Hyperboräer mit wichtiger Miene: es sey doch unbegreiflich, wie man ein so unsittliches Stück, als das Geständniß, auf die Bühne bringen könne; fand aber in den Mitschuldigen, wo der Verfasser doch sogar die weibliche Bedienung übernimmt, und mit eigner Hand das Bett für das projectirte Adulterium zurichtet, durchaus nichts Anstößiges. Ueber das feine Gefühl dieses feinen Männchens!

auch nur ein Fünkchen Verdienst erhalten. Zu allen diesem Unsinn, ich wiederhole es, gab also nicht sowohl Schiller als Göthe, die, wenn gleich indirecte, Veranlassung, denn Göthe beförderte die Xenien, diese veranlaßten den quästionirten Unsinn, welcher von Göthe sorgfältig kultivirt und für seinen Plan benutzt wurde.

Es wird vielleicht hier nicht am unrechten Orte seyn, meine Meynung über Göthe, der sowohl einer der Helden der deutschen Literatur, als auch der Held der jetzigen dramatischen Revolution genannt werden kann, kürzlich darzuthun, und bey dieser Gelegenheit zu erweisen, wie sehr ich entfernt bin, die grosien Verdienste dieses Schriftstellers zu verkennen. Zu gleicher Zeit schicke ich die Bemerkung voraus, daß von Göthe dem Menschen, hier, wie im ganzen Werkchen, nur dann die Rede seyn wird, wenn sein moralischer und literarischer Charakter in unvermeidliche Collision gerathen: außerdem werde ich den Schleyer, der oft sorgfältig über seine unzähligen Schwächen gebreitet ist, um keine Falte verschieben. Zur Sache.

Wer sich je den Genuß verschaffen konnte, Göthens Werke, versteht sich seine frühern, zu studiren, der wird mit mir Göthen als eines der größten literarischen Phänomene anstaunen. Göthe nämlich weiß zwey in ihm

selbst liegende Widersprüche so wundervoll zu einem harmonischen Ganzen zu zaubern, daß man vor der höhern Kunst nur staunen, sie aber nicht begreifen kann. Die äußerste Kälte des reflectirenden Verstandes, und das tiefste Dichtergefühl, dem jede Saite bey der leisesten Berührung harmonisch erbebt, diese zwey Elemente, die in der Brust eines jeden andern nur zerstörend auf einander wirken könnten, vereinigen sich in ihm zu einer wunderbaren Harmonie, die unmächtig und seltsam ergreift. Wer mich hier nicht versteht, der nehme den Wilhelm Meister (sein wahres Meisterstück), vergleiche die Sphären-Klänge des Harfners und der Mignon mit der eisernen Verstandskälte des Lothario, und er wird mich gewiß verstehen *).

Unter allen Gattungen der Literatur aber ist besonders der Roman, so wie das lyrische und epische Gedicht, Göthens weites Kunstgebieth. Was besonders den Roman betrifft:

*) Unnachahmlich treffend ist folgende Bemerkung J. Pauls über diesen Roman: „Nach jedem Göttermahle, und mitten unter den feinen Weinen, wird in jenem Roman seltenes Eis herumgegeben. Ueberhaupt versorgen die Höhlen dieses Vesuv's unser jetziges brennendes Welschland mit allem dem Schnee, dessen es bedarf.“ Vorschule der Aesthetik, 2te Abtheilung p. 479.

so hat uns Göthe im W. Meister ein Muster und Vorbild aller deutschen Romanen geliefert, welches bis jetzt noch unerreicht geblieben ist. Das Drama hingegen ist nicht das Reich, in dem er göttlich herrscht! Zwar ist seine Theorie des Dramas, die er ebenfalls im Meister entwickelt, musterhaft *): es hat ihm indessen nicht glücken wollen, wenn ich so sagen darf, diese Theorie in Ausübung zu bringen. Seine Iphigenia ist bey allen Schönheiten doch am Ende nichts, als eine musterhafte Nachbildung des französischen Trauerspiels, das heißt: das ganze magre französische Gerippe ist in schönen deutschen Worten gleichsam eingehüllt, und wir stehen der schönen, wenn gleich harten Sprache, die alle ihre Wasserkünste spielen läßt — kalt gegenüber. **) Man könnte fast sagen, Göthe hat für das Trauerspiel zu viel Reflexion, und für das Lustspiel zu viel tiefes aber desto weniger feines Gefühl, und im Gebiete des Drama will es ihm nicht gelingen, den Widerspruch in seiner Brust in eine höhere Harmonie zu bringen. Sein Tasso zum Beyspiel, als

*) Wilhelm Meister, 4ter Band. p. 75—76.

**) „Die Tragödie der Franzosen ist nicht nur grimmig kalt, sondern auch kalt grimmig, oder ungeheuer grausam." J. Paul Vorschule der Aesthetik, 2te Abth. p. 66.

epiſches Gedicht faſt unerreichbar, iſt doch unſtreitig das erbärmlichſte langweiligſte Drama, das je exiſtirte. Seine Mitſchuldigen auf der andern Seite ſind voll des ſchwerfälligſten Spaßes und der grämlichſten Zoten. — Für dieſe Behauptungen bedarf es keiner andern Beweiſe, als die benannten Stücke ſelbſt. Demohngeachtet ſcheint das ganze dramatiſche Gebiet cum annexis et connexis Göthens Steckenpferd zu ſeyn, auf dem er ſich freylich mit Auszeichnung herumtummelt, aber leider nicht zu ſeinem Vortheile!

Es iſt allgemein bekannt, und erhellt ſattſam aus den unſeligen Folgen, daß es lange ein Lieblings-Gedanke Göthens war, in der dramatiſchen Literatur ſowohl, als in der ausübenden darſtellenden Schauſpielkunſt, (und zwar gerade, als die letzte bereits eine ſo ſchöne ſonnige Höhe erreicht hatte) eine gänzliche Umwälzung hervor zu bringen. Die Quelle dieſes Gedankens mochte wohl keine andere ſeyn, als dieſelbe, die ihn veranlaßte, ſeine Metamorphoſe der Pflanzen zu ſchreiben, die jedem Botaniker von Metier ein probates Mittel wider die Hypochondrie iſt, (wenn anders dieſe durch Lachen verjagt werden kann!) und die ihn, wahrſcheinlich unzufrieden mit Newtons Theorie der Farben, bewog, eine Optik zu ſchreiben, welche — einſt bey Cotta in Tübingen, mit ſchönen Kupfern verziert, für

ſchwe-

schweres Geld zu haben seyn wird. — Ins Schauspielwesen zu pfuschen, und so aus seinem Geheimen- einen Regierungs-Rath zu bilden, war besonders ein Gedanke, der ihn taumelnd machte, und so mußte sich der gutmüthige Schiller brauchen lassen, unter der Melodie des Griechischen Chors die Lieblings-Castanien für seinen Freund aus dem Feuer zu holen. — Denn nicht allein daß Göthe nach dem so eben erwähnten überhaupt der Mann nicht war, der in diesem Fache die Menge bestechen und verführen konnte: so fiel die Ausführung dieser Lieblings-Idee noch dazu in eine Periode, wo er (vielleicht durch die nähere Verwandschaft mit einem berüchtigten Romanenschreiber) schon anfing literarisch todt zu werden. *)

Er war es also, der, wenn gleich indirekt (das ist durch Schiller) ausschließlich das gigantische Schicksal, oder die platte Burleske auf die Bühne verpflanzen, und zu gleicher Zeit eine Darstellungs-Manier für die Bühne einführen wollte, welche schon allein

*) Wer Lust hätte sich zu überzeugen, daß ich auch hier nicht zu viel behaupte, wenn ich sage, daß Göthe nur noch dem Namen nach literarisch existirt, der lese die Parentalia der Herzogin Amalia, und den Prolog für die Hof-Gesellschaft zu Anfange ihrer Darstellungen in Leipzig verfaßt. Beyde sind in der eleganten Zeitung abgedruckt.

dadurch wider sich einnehmen müßte, weil sie im strengsten Sinne — Manier ist. Der erste und wichtigste Grundsatz dieser neuen Schule, welche jetzt schon bereits bis ins Unglaubliche gemißbraucht ist, heißt: Alles muß auf der Bühne idealisirt werden, daher ich von jetzt an die Anhänger dieses vortrefflichen Systems Idealisten, im Gegentheil aber jene miserablen Anhänger des Iffländianismus *) Realisten nennen werde.

Der eigentliche Sinn dieses Idealism, den man freylich an Ort und Stelle, in Weimar nämlich, (jetzt auch in Lauchstädt und Leipzig) am besten kennen lernen würde, ist in gedrängter Kürze dieser: Jeder Charakter auf der Bühne muß nicht bloß etwa veredelt, (welches ja schon die dummen Realisten lehren) sondern vergöttert, oder wenigstens doch verheldet werden. **) Da diese kurze Erklärung aber denjenigen unmöglich gnügen kann, welche nie so glücklich waren, die Saat von Göthe gesäet, üppig prangen zu sehen, indem sie sich von diesem System dadurch keine anschauliche Idee machen können, so will ich die Statuten oder Theater-Gesetze und Regeln des löblichen Idealisten-Ordens,

*) Ein Weimarischer Kunstausdruck!

**) Man erlaube mir diesen neuen Ausdruck für die neue Schule —

welche das ganze vortreffliche System detaillirt enthalten, da Ich so glücklich war, solche von einem treulosen Archivarius zum Copiren zu erhalten, meinen neugierigen Lesern und Leserinnen treulich und wörtlich hier mittheilen.

Ich verschone meine Leser hier mit dem sogenannten Eingange, welcher im Gegensatze des engen Eingangs zum Himmelreiche sehr weit und weitläuftig ist, und bemerke nur noch, daß die Anweisungen und Regeln für die verschiedenen Gattungen und Zweige des Dramas, aus welcher Grille weiß ich nicht, so zu sagen grammatikalisch, und zwar nach Conjugationen eingetheilt sind, und in zwey reguläre und eine irreguläre, nebst Anhang zerfallen.

Geheime Statuten, oder Theater-Gesetze und Regeln des löblichen Idealisten-Ordens.

Erste Conjugation auf al (ideal)

Erstens. Hohes Trauerspiel, (sowohl das nach Schiller mit dem gigantischen Schicksal ausstaffirt, und dem griechischen Chore umgeben, als das nach Göthe mit den französischen Marionetten-Figuren, und den erbärmlichen Convulsionen.)

Erste Regel. In diesem göttlichen Genre, welches mehr für den Himmel und die Himmlischen, als für die Erde und ihre Bewohner ist, sind erstlich die Schritte der spielenden Personen auf das genaueste abzumessen, und wo möglich von dem Theater-Meister mit dicker Kreide zu marquiren.

Zweite Regel. Jede spielende Person, gleichviel welchen Charakter sie darstellen soll, (um Charaktere bekümmern wir uns überhaupt ganz und gar nicht, wie man halb sehen wird,) muß etwas menschenfresserartiges in der Physiognomie zeigen, wodurch man sogleich an ein hohes Trauerspiel erinnert wird. Ferner müssen sich sämmtliche Personen so langsam und feyerlich bewegen, als wenn sie bereits hinter der Bahre des- oder derjenigen hergingen, so im fünften Akte unvermeidlich sterben muß. —

Dritte Regel. Jedes Spiel, jede Gesticulation, jeder Ausdruck der Stimme, wodurch ein Charakter nüancirt und scharf bezeichnet werden könnte, ist bey Gefängnißstrafe verboten. Im hohen Trauerspiel muß sich alles, Vater und Sohn, Greis und Jüngling, Mann und Weib gleichförmig regen und bewegen. Die heterogensten Charaktere müssen sich so ähnlichen, wie ein Ey dem andern, und es wird bloß der Idee, das ist, der Phantasie des Zuschauers anheim gestellt, sich die nöthige

Verschiedenheit hinzuzudenken. Nicht die kleinste Bewegung, (man wiederholt es hier,) welche eine Charakter-Eigenheit, oder eine hervorstechende Leidenschaft verrathen könnte, ist den spielenden Personen, unter keinerley Vorwand erlaubt; überhaupt sollen diese sprechen, aber nicht spielen, und als das Ziel der höchsten Vollkommenheit wird es betrachtet, wenn es den spielenden Personen einst gelingen sollte, jede Vorstellung in eine Leseprobe im völligen Costüme zu verwandeln. Auch haben wir zur Beförderung der göttlichen Monotonie für zweckmäßig erachtet, dem weiblichen Personale hiermit auf das strengste einzuschärfen, so tief als nur immer thunlich zu sprechen, und sich so der männlichen Stimme bestmöglichst zu nähern. Die Damen werden, wie wir hoffen, um so leichter in diesem Punkte nachgeben, weil umgekehrt, das Heraufstimmen des männlichen Tons zu dem ihrigen, erst durch gewisse physikalische Experimente bewirkt werden kann, welche sehr mißlich zu unternehmen sind, und womit sogar den Damen selbst nicht gedient seyn kann.

Vierte Regel. Es ist besonders Rücksicht darauf zu nehmen, wo, das heißt, in welcher Gegend, die tragische Handlung vor sich geht. Geschähe dieses in unserm lieben Griechenland, so haben die grăcisirten Darsteller sich besonders zart zu benehmen, und dür-

sen sich in keinem Falle mausig machen. Hier sind nun folgende verschiedene Fälle, sorgfältig zu beachten.

A. Sollte es die Grausamkeit und Unbarmherzigkeit des Dichters mit sich bringen, daß eine oder die andere Person ein Giftgläschen leeren müßte: so soll dieses mit allem erdenklichen Anstand geschehen. Eine kleine Verzerrung des Gesichts, ohngefähr, als wenn Kinder ein Rhabarbertränkchen zu sich nehmen sollen, läßt sich nun einmal nicht gut verbieten, übrigens aber wird die höchste Ruhe empfohlen, alldieweil die Griechen ihr Gift wie unsere Damen Eis nehmen, das heißt — mit der größten Bequemlichkeit.

B. Umarmungen, wenn solche auch noch so sehr dem Ganzen angemessen wären, es sey nun zwischen Vater und Kind, Mann und Weib, oder Liebhaber und Geliebte, dürfen im Griechischen durchaus nicht vorfallen. Es ist vielmehr in diesem Lande eine Hauptregel, sich drey Schritte vom Leibe zu bleiben, wodurch nebenher auch noch für die Oekonomie des Theaters gesorgt, und die Gewänder hübsch geschont werden.

C. Die Schauspieler haben sich in Griechenland von ihrem Thun und Lassen durchaus keine Rechenschaft zu geben, sondern ihre Geschäffte, wie die italiänischen Sängerinnen bey Bravour-Arien, bloß und allein mit Parterre,

Logen und Gallerie abzumachen. Wenn auch zehnmal Liebeserklärungen und dergleichen vorfallen sollten: so schwöre der Liebhaber seine Treue dem Parterre, und die Geliebte sey barm- oder unbarmherzig (nachdem es die Umstände mit sich bringen) gegen das — Parterre. Der zürnende Vater richte den Fluch des Kindes gegen die (wenn gleich unschuldigen) Zuschauer, und das wimmernde Kind flehe um Erbarmen bey — Logen, Gallerie und Parterre. Der Held und Regent fordere getrost Greise, Weiber und Kinder, die vor ihm im Amphitheater stehen oder sitzen, zum Kampfe auf, und lasse sich durch den Gedanken nicht abhalten, daß jene ihre Entrée bezahlt haben, und eigentlich gar nicht gezwungen werden können, sich in Lebensgefahr zu begeben, welcher zwar einen stumpfsinnigen dummen Realisten leicht irre führen könnte. Nie, nie müsse es einem Idealisten einfallen, einen Nebenschauspieler, Freund oder Feind, durch eine solche Aufforderung zu beunruhigen. (NB. dem Sterbenden ist es jedoch erlaubt, dem Mitspieler in die Arme, anstatt dem Parterre in den Schooß zu fallen.) Hierbey ist noch zu bemerken, daß man jedem Schauspieler, so wie jeder Schauspielerin, so viel Discretion zutrauet, fein zurück zu treten, wenn der Nebenschauspieler das Parterre haranquirt; denn ohnehin geht es ihnen ja gar nichts an, und dürfen sie

um so weniger darauf hören, da sie die Antwort im Voraus auswendig gelernt haben. Im Gegentheil ist es um so ehrenvoller für den bescheidnen Mitspieler, der nicht hört und doch antwortet, indem er so gleichsam das ganze angeredete, angeliebte oder angeflehte Parterre repräsentirt. Am wenigsten aber dürfen die Vertrauten es sich einfallen lassen, das erlauschen zu wollen, was nicht ihnen, sondern dem Parterre vertraut wird.

D. Da die meisten Stücke dieser Gattung metrisch sind, so ist es bey weitem nicht genug, im Allgemeinen die Verse, mit Beybehaltung des Sinnes hören zu lassen: sondern es ist vielmehr von der größten Nothwendigkeit, solche, wie das jeder von den Männern noch von der Schule her wissen muß, auf das gewissenhafteste zu scandiren, oder vielmehr nach einer gewissen eintönigen Melodie, (die sich nur mündlich mittheilen läßt) abzusingen.*) Auf den Sinn kommt durchaus nichts an, und es gereicht vielmehr zur höchsten poe-

*) Herr Graff, einer der verdienstvollsten Mitglieder des Weimarischen Hoftheaters, hat es in dieser Musik bereits zu einer hohen Vollkommenheit gebracht, und erbietet sich zu Sing- und Predigt-Stunden, in welchen er zugleich das Zerfetzen der Perioden mit practischen Beyspielen belegen wird.

tischen Schönheit, solchen nach Möglichkeit zu zerfetzen. So muß, um ein deutliches Beyspiel zu liefern, folgende Stelle des Oreſtes *) anſtatt dem Sinne, und der hier gewählten Bezeichnung gemäß, folgendermaßen rezitirt zu werden —

„So haben mich die Götter auserſehen
„Zum Bothen einer That | die ich ſo gern
„In's klanglos-dumpfe Höllenreich der
„Nacht verbergen möchte? | Wider meinen Willen
„Zwingt mich dein holder Mund; | allein er darf
„Auch etwas ſchmerzlich's fordern und erhälts. |

bloß dem Vers gemäß ſcandirt und herausgeſtoßen werden, nämlich ganz ohne Berückſichtigung des Sinnes, welcher bloß eine elende Nebenſache iſt.

Nicht minder iſt es in Erwägung zu ziehen, daß es überhaupt keinem tragiſchen Schauſpieler erlaubt iſt, ſogleich ſeine Rede anzufangen, wenn ſein Nebenſpieler geendet, denn dieſes wäre ganz gegen die Achtung, die ein tragiſcher Schauſpieler dem andern ſchuldig iſt, und kann daher in keinem Falle ſtatuirt werden. Im Gegentheil muß nach jeder Rede eine große Pauſe ſtatt finden **), nach wel-

*) Iphigenia von Göthe. Act. 3. S. 1.

**) Vielleicht um dem Parterre, an welches doch die Anrede gerichtet ſeyn muß, Bedenkzeit zur Antwort zu laſſen. Anmerk. d. Setzers.

cher der zu reden Beginnende, der vorher natürlich zurück getreten war, sich nun mehr vorwärts bewegt, nach Befinden den rechten oder linken Arm in die Höhe hebt, einen gräßlichen Blick um sich her wirft, und jetzt erst den Gesang anstimmt.

E. Die Gewänder und Schleyer der Griechen und Griechinnen betreffend, ist zu bemerken, daß, so vortheilhaft es auch in ökonomischer Hinsicht wäre, solche hübsch ruhen zu lassen, oder doch nur selten zu betasten, es doch durchaus unthunlich ist, den Griechen oder Griechinnen ein solches zuzumuthen. Es hat daher das sämtliche tragische (oder traurige) Personale, dem doch das Studium der Antike zu einförmig seyn möchte, bey dem Theaterschneider wöchentlich einige Lectionen zu nehmen, wie das Stück Tuch oder Leinen, welches zu einem solchen Gewande erforderlich ist, am vortheilhaftesten zu schleudern sey, und auf welche Art die meisten Falten zum Vorschein gebracht werden können. Auf den Staub, der aus diesen Spielereyen, (wie es einige mit Unrecht nennen könnten) entstehen möchte, ist um so weniger Rücksicht zu nehmen, da er nicht unmittelbar das Publikum, sondern zunächst den Soufleur und das Orchester incommodirt, welche sich solches als unvermeidliche Nothwendigkeit gefallen lassen müssen.

Sämmtliche Damen dürfen also in keinem Falle ihre Schleyer schonen, sondern haben im Gegentheil, je schmutziger ein solcher Schleyer nach der Vorstellung aussehen möchte, desto größere Ansprüche — wenn auch nicht auf Vermehrung ihres Gehaltes — doch auf die höchste Zufriedenheit der Direction, welches von so größerer Bedeutung ist, da solche den Stifter des Idealisten-Ordens an ihrer Spitze hat.

F. Alles, was von den Griechen gesagt ist, kann auch mit einigen Modificationen von den Römern und andern abendländischen Völkern gelten, wobey bloß zu bemerken ist, daß die kernhaften Römer, so wie die übrigen Völker, sich nicht so zimpferlich, als die zarten Griechen, benehmen dürfen.

G. Allgemeine Regel für dieses Genre. Wenn das Stück, welches gleichwohl selten der Fall seyn dürfte, in Prosa wäre: so hat der Schauspieler durch einen künstlichen Gesang und Predigermanier ein immer wiederkehrendes Metrum selbst in diese Prosa einzuführen. Denn ein für allemal: das Trauerspiel besonders muß nicht gesprochen — sondern gesungen werden, und je mehr die tiefen und sangbaren Töne der Kanzelmanier sich nähern — desto feyerlicher wird der Gottesdienst.

Zweyte Conjugation auf al – al (ideal — real).

Zweytens. Bürgerliches Schauspiel.

(NB. Folgende Regeln gelten sowohl für die Producte der Idealisten, als für die, jedoch nur selten, und bloß der nöthigen Abwechselung wegen, zu gebende Producte der Realisten.)

Erste Regel. Die Schritte sind hier nicht so beschränkt, als die der vorigen Gattung. Auch hat der Theater-Meister die Kreide zu deren Bezeichnung zu ersparen. Jedoch müssen Schauspieler, die auf den Nahmen eines ächten Idealisten Anspruch machen, und sich habilitiren wollen, in Weimar, Lauchstädt, und dann und wann in Leipzig zu spielen, sich auch in dieser Rücksicht rühmlichst auszeichnen: so müssen zum Beyspiel ihre Schritte immer noch höchst bedächtig seyn, immer auch hier noch eine gewisse, wenn gleich lächerliche, Grandezza verrathen.

Zweyte Regel. Das Menschenfresserartige in der Physiognomie beym ersten Auftreten muß in dieser Gattung dahin gemildert werden, daß sämmtliche Personen zwar noch bitterböse, aber nicht blutdürstig und fürchterlich mehr aussehen; die Bewegungen dürfen

im Ganzen etwas lebhafter, jedoch immer nur sehr mäßig seyn.

Dritte Regel. Ist ganz der nämlichen der ersten Conjugation conform. Nur hat man sich hier noch mehr zu hüten, die Charaktere nicht zu verrathen, da die realistischen Schriftsteller, welche häufig in diesem Genre herumpfuschen, dieses dem Schauspieler gar zu leicht machen, und daher gefährliche Verführer sind. Auch hier muß es das Bestreben des sämmtlichen Personals seyn, auf eine bloße Leseprobe hinzuarbeiten. Mit Verachtung sehe man auf jene verhaßte Clique der Realisten herab, die jeden Charakter so geben und nüanciren, wie es der Dichter haben wollte, die überhaupt sich zu der Kleinlichkeit verstehen, auch die unbedeutendsten Schattirungen eines Charakters mühsam heraus zu heben. Mögen diese immerhin spielen, der Idealist, der sie bemitleidet — singt und predigt. Was übrigens die Tonart betrifft: so haben auch hier die Weiber den Ton herabzustimmen. *)

Vierte Regel. Da die Scene im bürgerlichen Schauspiel wohl nach Frankreich, England, Spanien, allenfalls auch nach der neuen Welt, selten aber in

*) Im gemeinen Leben ist dies selten der Fall, weshalb diese Regel um so würdiger ist, von den Idealisten beobachtet zu werden.

die alte nach Griechenland oder Rom verlegt werden dürfte: so muß natürlich diese Regel von der vierten der vorhergehenden Gattung in manchen Stücken merklich abweichen.

A. Was das Giftnehmen betrifft, bleibt zwar alles beym Alten, jedoch kann die Flasche, oder das Gläschen, worin solches enthalten ist, immer schon etwas wüthender ergriffen werden, indem man es hier nicht mehr mit phlegmatischen Griechen zu thun hat.

B. Die Umarmungen lassen sich hier nicht, wie bey der vorigen Gattung, so ganz verbieten, und zwar aus der Ursache, damit die Realisten, welche gar sehr an dergleichen Herzlichkeiten hängen, nicht allzusehr zum Schimpfen gereizt werden mögen. Es versteht sich indessen, daß hier nicht von wirklichen Umarmungen, sondern bloß von Umärmelungen die Rede seyn kann, auf daß der Zuschauer keinen Augenblick vergesse, daß hier nicht reale Wirklichkeit, sondern abgezirkelte ideale Kunst verherrsche. Ueberhaupt muß sich der Idealist jedes Betrugs enthalten, und durchaus keinen Versuch wagen, die armen Leute im Parterre und in den Logen für ihr baar erlegtes Entrée-Geld täuschen zu wollen.

C. Auch im bürgerlichen Schauspiele würde es höchst unschicklich seyn, wenn die Dar-

steller ihre Sache unter sich abmachen und sich nicht um die Zuschauer bekümmern wollten. Die Zuschauer müssen auch hier im strengsten Sinne unterhalten werden, und ihnen müssen Liebeserklärungen, Schwüre, Ermahnungen und dergleichen vorgetragen werden. Dafür müssen sie sich aber auch gefallen lassen, verliebte Vorwürfe, Flüche, Grobheiten, und dergleichen geduldig anzuhören und hinzunehmen. Indessen ist bey diesem Genre der Unterschied zu bemerken, daß keine Klasse der Zuschauer Gefahr läuft, zum Kampfe aufgefordert zu werden, und wenn es hitzig hergehen sollte, ihr Leben einzubüßen. Einzelne Fälle gehören zu den Ausnahmen. Auch hier hat übrigens der Schauspieler sich in Acht zu nehmen, seinen Mitspieler in der Conversation mit dem Parterre weder zu behorchen, noch unzeitig zu stören; wie denn Horchen überhaupt sehr unanständig ist.

D. Obgleich leider die meisten bürgerlichen Schauspiele in Prosa und daher nicht recht singbar sind: so ist es doch durchaus nothwendig, und dem göttlichen Streben nach dem Höchsten gemäß, solche Prosa (wie auch schon bey'm prosaischen Trauerspiele erwähnt worden) dennoch gesangrecht zu machen. Auch hier in dieser unsrer göttlichen Kunst muß, gleichwie bey jedem andern christlichen Gottesdienst, Gesang und Predigt

gehörig abwechseln. Nicht weniger gehört es zur rühmlichen Auszeichnung eines idealischen Künstlers, auch hier den Sinn möglichst zu zerreißen und unkenntlich zu machen, damit ja kein gemeiner herauskomme, und der Zuhörer nicht gleich alles, wie in der elenden Wirklichkeit, klar und deutlich begreife. Anfänger werden auch hier von Herrn Graff rühmlichst unterstützt werden.

Wenn es gleich dem idealistischen Darsteller hier nicht zuzumuthen ist, nach jeder abgesungenen Rede, eine so lange Pause, als im höhern Trauerspiel zu beobachten: so haben sie sich doch sorgfältig für jede Uebertreibung in Acht zu nehmen, und vielmehr darauf zu sehen, daß alle Worte (diese werden nun im höchsten Zorne oder in der größten Bequemlichkeit ausgesprochen) möglichst gezerrt und gezogen werden. Man sieht hieraus, wie abgeschmackt es ist, wenn der Realisten-Hauptmann Iffland irgendwo behauptet: es gäbe sogar Fälle auf der Bühne, wo man zu deutlich seyn könne. Nein, nein, nie kann man weder zu deutlich noch zu bedächtig seyn, wenn man an den Nahmen eines Idealisten gerechten Anspruch machen will. Auch darf der wahre Künstler das Parterre (und mit diesem hat er es ja bloß zu thun) nie übereilen, als welches gegen alle Schicklichkeit wäre. — Das regelmäßige Aufheben und Senken der Arme darf auch nicht ver-

vergessen werden, welches freylich so leicht nicht ist, als sich mancher einbilden mag, worin man sich aber durch das Besuchen guter Marionetten-Theater unstreitig sehr bilden kann.

E. Die Gewänder, oder, hier richtiger, die Kleider betreffend, ist folgendes zu bemerken. Spielt das Stück von ohngefähr in Spanien oder Italien, so muß keine Mühe gespart werden, die kurzen Mäntelchen und dergleichen unaufhörlich zu drappiren. Wird hingegen das Stück in sogenannter Französischer Kleidung gespielt: so ist gerade das Gegentheil zu beobachten. Die Arme nämlich, die dann gleich Wellen bloß steigen und fallen müssen, dürfen den Händen keine Zeit lassen, die Kleider zu berühren, an den Knöpfen zu drehen, am Jabot zu zupfen, und dergleichen, als welches dem Spiele, wie man an dem Realisten-Chef Iffland deutlich sehen kann, eine unausstehliche Wahrheit giebt, womit man den Zuschauer für sein schönes Geld am Ende doch nur zum Besten hat.

Von dem Schleyer der Damen gilt das, bey dem Trauerspiel angeführte, auch hier in seiner ganzen Ausdehnung.

Von den Unterabtheilungen F. und G. der vorigen Gattung ist hier bloß der einzige Punkt anzuwenden, den man nicht genug wiederholen, und sämmtlichen idealen Künstlern anem-

pfehlen kann, daß man auch im Schauspiele möglichst streben müsse, sich der Kunstelmanier zu nähern, um so dereinst Kirche und Theater völlig mit einander auszusöhnen.

Dritte Conjugation auf al (trivial).

Drittens. Lustspiel.

(NB. Diese Conjugation gehört bey den Idealisten ganz zu den anomalis, indem ihre Regeln, wie gleich zu ersehen seyn wird, gar sehr von denen der vorhergegangenen abweichen.)

Hauptregeln. Alles und jedes Reale, worüber gesittete und gebildete Menschen in der fatalen Wirklichkeit lachen könnten, als z. B. jede Laune, jede feinkomische Nüance, ist den idealen Darstellern eben sowohl, als den idealen Lustspiel-Dichtern jeder ächte Witz, jeder Ausbruch des Humors, jede feine Persiflage durchaus verboten. — Ja, was noch mehr ist, wir erkennen diese Zwitter-Gattung zwischen Drama und Posse gar nicht an, und haben daher eigentlich gar kein Lustspiel, sondern höchstens nur eine Spiellust, oder — Farce. Weil es sich aber nun einmal nicht gut thun läßt, die wahren Lustspiele

der verdammten Realiſten, die leider nun einmal in gutem Credit bey dem verdorbenen Publikum ſtehen, ganz zu vermeiden: ſo müſſen wir wenigſtens alles anwenden, ſolche durch unſere ideale Darſtellungs-Manier zu Poſſen und Faſtnachts-Spielen umzuſchaffen. Aus dieſen unſern Grundſätzen über dieſe Gattung wird es auch klar, warum in unſerem bloß pro forma ſogenannten Luſtſpielen nie Zweydeutigkeiten, ſondern immer nur unverkennbare Eindeutigkeiten zum Vorſcheine kommen.

Wir wollen jetzt, um denn doch einige Ordnung in dieſe irregulaire, oder von der vorigen abweichende Conjugation zu bringen, die beſonderen Regeln nach der Ordnung und Eintheilung der beyden vorhergegangenen regulairen Abwandelungen vortragen.

Erſte beſondere Regel. Von beſchränkten oder gar abgemeſſenen Schritten, kann bey dieſer Gattung eben ſo wenig als von Schritten überhaupt die Rede ſeyn: denn hier haben ſämmtliche Künſtler ſich der Sprünge, und zwar der Bocksſprünge, beſtmöglichſt zu befleißigen. NB. Liebhaber und Liebhaberinnen behalten, wie die zärtlichen Weiber, die zierlichen Schritte der vorhergehenden Gattungen bey.

Zweyte beſondere Regel. In den Geſichtszügen muß hier jedesmal die höchſte

Carricatur, welche als ächt hyperideal zu betrachten ist, sowohl durch Muskular-Verzerrungen, als auch besonders durch künstliche Vermischung der sieben Hauptfarben beständig aufs grellste ausgedrückt werden. Die Gesticulation aber muß einem Wirbelwinde gleichen, der mit stürmischer Gewalt alles ohne Unterschied mit sich fortreißt. Zärtliche Weiber, so wie Liebhaber und Geliebte, machen auch hier eine Ausnahme, und richten sich nach den Vorschriften der vorhergegangenen Conjugationen. — Die

Dritte besondere Regel, die Verheimlichung, oder das sorgfältige Verstecken der Charaktere betreffend, ist eigentlich nur für die ernsthaften Väter, Liebhaber und Geliebten anwendbar, denn die übrigen Personen dieser Gattung dürfen, im Ganzen genommen, bis auf wenige und seltene Ausnahmen, nur den Charakter des Hanswursts aussprechen, welcher bekanntlich sich in allen Formen, als Doctor, Schuster, Beutelschneider, Bedienter, Friseur, Rath, sobald solche nur einen sogenannten komischen Anstrich haben, immer derselbe bleiben muß, so daß diesen Personen zur nähern Kenntlichkeit bloß die bunte Jacke und das Pritschholz fehlt. Man sieht hieraus nur allzudeutlich, wie es die jämmerlichen realistischen Lustspiel-Dichter überhaupt hätten ersparen können, ih-

ren komischen Personen einen verschiedenen und eigenthümlichen Charakter zu geben, da doch alle sich in dem einzigen des Hanswursts auflösen müssen.

Hier darf aber, was die Diction betrifft, keineswèges, wie in der vorigen Gattung, auf eine Leseprobe hingearbeitet werden, sondern hier gilt es vielmehr, sich als Meister in der Ton-Verschiedenheit zu zeigen. Der ideale Komiker darf nicht bloß, wie der Realist, eine zwar komische aber dennoch menschliche Stimme annehmen — behüte der Himmel! Er muß vielmehr alle mögliche Thier-Stimmen vollkommen in seiner Gewalt haben. Er muß schnattern können wie eine Ente, krähen wie ein Hahn, grunzen wie ein Schwein, bellen wie ein Hund, miauen wie eine Katze, und wiehern wie ein Pferd. Aber demohngeachtet ist es von sehr großem Nutzen für alle komische Rollen ohne Unterschied, eine gewisse karrikirte Hauptsprache anzunehmen, die sich etwa dadurch zum Idealen erhebt, daß kein Mensch auf Gottes weitem Erdboden so spricht!

Auch dürfen die Weiber sich hier der männlichen Tiefe nicht befleißigen, sondern können in allen Regionen ihrer Töne nach Belieben herumwalten, versteht sich jedoch mit Ausnahme der Liebhaberinnen und zärtli-

chen Mütter, welche auch hier im tiefsten Basse sprechen müssen.

Vierte besondere Regel. Da unsere besten Possenspiele, gleich unsern besten Trauerspielen, hauptsächlich in Rom und Griechenland zu Hause sind: so ist zu bemerken, daß sich die Griechischen und Römischen Possenspieler, im Gegensatze der Trauer- (oder traurigen) Spieler von derselben Landsmannschaft ganz erstaunt viele Gurken herausnehmen können. *)

Vermischte Bemerkungen über die Darstellungs-Manier des Lustspiels im Allgemeinen.

A. Wenn in den vorigen Gattungen eigentliche Umarmungen durchaus nicht statuirt werden konnten, so sind solche in diesem Genre noch nicht einmal zulänglich und energisch genug: sondern müssen wo möglich in scheinbare Erdrückungen, (die wirklichen gehören für das hohe Trauerspiel) verwandelt werden. Auch haben hier die darstellenden Personen nicht nur die in den andern

*) Man bittet recht sehr, diese ächt idealische Metapher nicht zu übersehen.

Der Setzer.

Gattungen vorgeschriebene Entfernung von einander auf der Bühne, unbeachtet zu lassen: sondern es ist vielmehr höchst nothwendig in diesem Falle, so nahe als nur immer möglich zusammen zu kommen. Ueberhaupt — je mehr outrirt, je mehr von der fatalen Wirklichkeit entfernt, desto reiner, höher und idealer zeigt sich die Kunst: oder auch mit andern, und etwas kürzern Worten, je toller — je besser!!!

B. Die Conversation mit dem verehrungswürdigen Parterre betreffend, bleibt hier alles beym Alten. Ja, es wäre nur um so unschicklicher, wenn ein Schauspieler seine Comilitonen auf der Bühne auslachen, oder ihnen Gesichter schneiden, und Mänchen machen wollte, welches jedoch in diesem Genre fast unvermeidlich wäre. Diese Sachen gehören für die sämmtlichen Zuschauer — diese müssen ausgelacht — ihnen müssen Fratzen u. s. w. geschnitten werden. Dieses bringt dann die künstliche Wirkung hervor, daß eben dieses Auditorium, welches im Grunde nicht begreifen kann, wie alle diese schönen Sächelchen an ihn gerichtet werden können, das ganze Verfahren für — baaren Unsinn erklärt, welcher, wie allgemein bekannt, die höchste Stufe des Idealism ist. Uebrigens hat das Parterre bey dieser Gattung fast noch weniger, als bey der vorhergehenden, zu befürchten: es sey denn

etwa, daß ein betrogener Vater oder Liebhaber gräßliche Flüche gegen dasselbe ausstieße. Außerdem wird es, wie gesagt, höchstens nur ausgelacht, und kann dafür, besonders wenn von der andern Seite keine Uebertreibungen gespart werden, die Darsteller wieder tüchtig auslachen, und so Repressalien gebrauchen, die ihm natürlich bey den vorigen Gattungen nicht zustehen, indem es keinesweges befugt ist wider zu fluchen, zu schwören und zu wüthen.

Uebrigens ist hier den jedesmaligen stummen, oder bloß zuhörenden Personen, kein Zwang irgend einer Art aufzulegen; sie mögen sich vordrängen, über die Späßchen der Nebenspieler mit dem Parterre in die Wette lachen, auch, wenn es ihnen Spaß macht, allenfalls applaudiren. Jedoch dürfen sie im Gegentheil, bis auf weitere Verfügung über diesen Punct, ihre Mitschauspieler nicht pfeifen.

C. Die Stücke in diesem Genre, welche metrisch sind, gehen, was Sprache und Ordnung betrifft, ganz nach der ersten Conjugtion. *) Was aber diejenigen betrifft, die in sogenannten Knittelversen geschrieben sind, so ist noch folgendes besonders zu bemerken.

*) Das Spiel hingegen folgt, wie sich das von selbst versteht, den Regeln dieser Conjugation.

1) Daß ebenfalls der Sinn keinesweges auf Kosten des Reims geschont werden darf, sondern, um diesen aufs grellste zu markiren, mit aller Kunst zerrissen werden muß.

2) Daß der Reim so herausgehoben werden muß, daß selbst Harthörige eine Erschütterung ihres Trommelfells davon verspüren.

3) Daß ein gewisser einförmiger Laut, so wie ohngefähr beym Dreschen, hier von der größten Wirkung ist.

4) Daß die Pausen nach jeder abgesungenen Rede hier keinesweges, wie bey der ersten Gattung, von langer Dauer seyn dürfen, damit dem Publikum das Unglück nicht wiederfährt, den Reim zu verlieren, und mit diesem (aus Verzweifelung über den großen Verlust,) etwa gar den Verstand.

D. In Betreff der Kleider ist folgendes zu bemerken:

1) Müssen Liebhaber, zärtliche Väter u. s. w. sich nach den Regeln der zweyten Conjugation richten.

2) Weichen die übrigen, nämlich die sogenannten komischen Personen ganz ab, indem sie nicht nur das Verbot, die eigenen und fremden Kleider zu betasten, ganz zu umgehen haben: sondern sich auch noch die Freyheit erlauben dürfen, einander die Kleider, wenn sie es für den komischen Effect zuträglich finden, gänzlich vom Leibe zu zerren. Sie haben auch bey die-

ser Gelegenheit nicht die geringste Rücksicht auf die von den einfältigen Realisten sogenannte Sittlichkeit zu nehmen, und dürfen sich und andern, den sämmtlichen Zuschauern, keck in puris naturalibus zeigen, indem es immer noch junge Leute genug im Publiko giebt, denen ein solcher Anblick höchst ideal seyn dürfte, und bloß durch öftere Wiederholung erst zum realen werden könnte. —

3) Dürfen die Kleider der sogenannten komischen Personen durchaus nicht den gewöhnlichen Kleidern gleichen, als welches wiederum dem Idealen nicht entspräche. Selbst die Carrikatur muß erst carrikirt werden, wenn sie für unser Lustspiel tauglich seyn soll, und es wird als Beweis der blühenden Phantasie des Darstellers anzusehen seyn, je weiter es ein solcher auch in der großen und schweren Kunst sich — übermenschlich, oder wie kein Mensch auf Erden, anzuziehen, gebracht haben wird.

4) Da aber die Griechischen und Römischen Possenspiele, wegen der Einförmigkeit des üblichen Kleiderschnittes, der eben erwähnten Vorschrift große Schwierigkeiten in den Weg legen — Schwierigkeiten, welche in den übrigen Stücken durch die Mannichfaltigkeit des Costümes, welches der Phantasie so vielen Spielraum darbietet, ganz beseitigt sind: so hat der Darsteller hier die Kunst ganz besonders zu Hülfe zu nehmen, und das Komi-

ische, oder richtiger, die ideale Carrikatur, die sich durch die Kleidung nicht hervorbringen lassen will, durch die Figur zu marquiren. Hier sind nun falsche Bäuche, welche an Peripherie dem Heidelberger Faß gleich kommen, Höcker, gegen welche der Rücken eines Kameles nur eine mäßige Erhöhung ist, so wie falsche Stirnen und Lenden von unzuberechnendem Werthe. (Eine große Hülfe hat übrigens der Schauspieler in diesen Stücken an den alten Masken, welche gewöhnlich alles übertreffen, was die lebhafteste Phantasie sich nur vorzuzaubern im Stande ist.

5) Spielt das Stück hingegen in Spanien oder Italien, o so giebt es Auswege die Hülle und Fülle! Wie viel hilft hier nicht schon die übermäßige Verkürzung der Mäntelchen, welche da dem Zettelchen eines Medicin-Glases gleichen — wie lassen sich hier nicht Stiefeln, Sporen, Kragen, Hut (auf welchem, im Vorbeygehen gesagt, anstatt der Straußfedern eine Schreibfeder von der größten Wirkung ist) idealisiren, das heißt — carrikiren!

6) Ueberhaupt ist bey den Kleidern, welche in unsern Lustspielen gebraucht werden, alle Reinlichkeit sorgfältig zu vermeiden, indem der aus selbigen hervorgehende Staub sehr großen komischen Effect macht, welches vielleicht ei-

nem Realisten unglaublich scheinen mag; dem solcher ekelhaft vorkommen könnte; oder der sich, was weiß ich's, sogar des Staubes, zu dem wir einst alle zurückkehren müssen, dabey erinnern dürfte.

7) Mit dem Schleyer der Damen bleibt alles beym Alten. —

Im Ganzen ist noch zu erinnern, daß selbst in der Prosa des Possenspiels, (mit Rücksicht auf die so eben vorgetragenen Regeln, versteht sich,) weder Gesang noch Predigt zu vergessen ist. *)

Da in den Vorschriften zu dieser Gattung sehr häufig von dem Unterschiede, welcher zwischen den ernsthaften und komischen Personen des Lustspieles in Hinsicht der Darstellung zu beobachten ist, die Rede war: so wollen wir, um allen Mißverstand vorzubeugen, diesen Unterschied durch ein praktisches Beyspiel gleichsam versinnlichen. Wir wählen hierzu den Hahnenschlag von Kotzebue, zwar das Produkt eines fatalen Realisten, den wir aber schon der Kasse wegen nicht entbehren

---

*) Die häufige Wiederholung dieser Regel zeigt deutlich, wie sehr solche dem Gesetzgeber am Herzen liegt.

Der Setzer.

können. Wir bitten recht sehr, die fein-psychologische Eintheilung der Personen dieses Lustspiels zu bemerken.

Hannchen, Wilhelm Walter und Fritz sind als tragische Personen zu betrachten, welche durchaus nichts von dem eigentlichen Charakter des Lustspiels an sich tragen dürfen, sich ganz nach den Vorschriften der ersten Gattung richten müssen, und mithin sich allen Regeln des höhern Trauerspiels zu unterwerfen haben.

Peter Lorch und Nachbar Sauerbrunn hingegen sind durchaus komische Personen, haben sich ganz nach den Regeln der dritten Gattung zu richten, und müssen daher als Harlekin und Pierot gespielt werden. *)

Wir hoffen, daß, nach dieser Erklärung, sämmtlichen idealistischen Schauspielern kein Scrupel mehr über unsere Darstellungs-Manier des Lustspiels übrig bleiben wird.

---

*) Da der Hahn, wenn er lebendig wäre, sich ganz gegen unsern Willen zu dem komischen Personale rechnen mögte, so ist, da solcher doch augenscheinlich zu den serieusen Personen zu zählen ist, an dessen Stelle ein ausgestopfter zu nehmen, der unbezweifelt das ganze Stück hindurch seine pathetische Würde behaupten wird.

Anhang.

Einige Bemerkungen über das Singspiel.

Das Singspiel läßt sich, gleich dem nicht minder abzusingenden Sprechspiel, bequem unter drey ähnliche Abtheilungen bringen, welche in allem, was das Spiel während des sogenannten Dialogs betrifft, dieselben Regeln enthalten. Wir haben daher hier bloß einiges über den eigentlichen Gesang, und über das Spiel während dieses Gesanges zu bemerken.

1) Das sämmtliche Singpersonale beyderley Geschlechts hat sich schlechterdings nach einer, bey unserer Bühne ein für allemal eingeführten, Manier zu richten, in welcher eine beliebte, wenn auch nicht berühmte Sängerin unsers Theaters praktischen Unterricht ertheilen wird. Auf Declamation, Nüancirung des Gesanges nach den verschiedenen Charakteren, so wie auf den Ausdruck der herrschenden Leidenschaft durch den Gesang selbst, ist durchaus keine Rücksicht zu nehmen, und sind dieses Armseligkeiten, welche wir den bemitleidenswerthen Realisten gern und willig überlassen wollen.

Recitative — besonders die der größten Meister, welche immer auf das treffendeste ausdrücken, was im Innern des Dar-

stellenden vorgeht, oder vielmehr vorgehen soll — welches doch, bey allem was heilig ist! dem Zuschauer nichts angeht, der doch nicht verlangen wird, für sein dürftiges Legegeld die Geheimnisse der Herzen auszuforschen — müssen so mit Zierrathen, oder bestimmter gesagt, Gurgeleyen verbrämt werden, daß sie jede Eigenthümlichkeit verlieren, ja daß sie selbst von ihrem Compositeur nicht wieder erkannt werden dürften, und durch ihre Buntschäckigkeit so allgemein, das ist, so ideal als möglich werden.

2) Was das Spiel während des Gesanges betrifft, welches im strengsten Sinne bey uns als Nebensache zu betrachten ist: so ist es in keinem Falle erlaubt, seinen Mitspieler, er sey nun Liebhaber, Vater, Vertrauter oder sonst ein anderer, geradezu anzusingen, selbst dann nicht, wenn die Worte des Gesanges offenbar an denselben gerichtet wären. Die Zuschauer haben dafür bezahlt, daß man ihnen etwas vorsinge, das darf nie vergessen werden! und am besten bezeugt man dem Publiko seine Achtung dadurch, wenn man auch alle die freundlichen, oder schmerzhaften, oder verzweiflungsvollen Mienen, die eigentlich dem Mitspieler zukommen, großmüthig seiner alleinigen Disposition übergiebt.

3) Diejenige Stellung der Sängerinnen, wo die eine Hand auf die Brust ge-

drückt wird, (ohngefähr als wenn man sich verschluckt hätte,) und der eine Fuß so aufgehoben wird, daß es nur eines kleinen Uebergewichtes bedarf, um durch einen Fall in die Lampen, die Oper noch durch ein Feuerwerk zu verherrlichen, welches noch dazu den Zuschauern gratis gegeben wird, ist beym Gesange von unbeschreiblicher Wirkung, welche ihren Grund in dem Vergnügen zu haben scheint, womit das Publikum die Gefahr anschauet, in welche sich die Heldin freywillig und unerschrocken begiebt. — — — —

Dieß die geheimen Statuten der neuen dramatischen Schule, so weit mir solche durch den treulosen Archivar mitgetheilt wurden.

Wer von meinen Lesern je so glücklich gewesen, oder einst noch seyn wird, die eigentlichen Zöglinge dieser neuen Pflanzschule an Ort und Stelle, oder auch in fremden Städten, spielen zu sehen, der wird zwar finden, daß diese mir vom Archivar Persiflage — eh verflucht, ist mir doch der Name entwischt! — mitgetheilten Gesetze nicht in ihrer ganzen Ausdehnung befolgt werden, so wie es ihnen eben so wenig entgehen wird, als es mir entgangen ist, daß jener Spaßmacher hier und da etwas von seiner eigenen Erfindung mit angeflickt hat! aber

aber immer wird er sich mit Erstaunen überzeugen, daß die Grundzüge jenes Entwurfes, (ich rede hier in allem Ernste,) in der Darstellungsmanier der neuen Schule überall durchschimmern, ja daß die meisten Regeln, die Exaggerationen des Archivars abgerechnet, den Hauptandeutungen nach von den hoffnungsvollen Zöglingen des Göthischen Kunstseminars ziemlich genau befolgt werden. „Warum aber nur ziemlich genau?“ höre ich meine Leser fragen. Hier die Erklärung.

Es konnte dem in so vieler Hinsicht verehrungswürdigen Stifter dieser Schule nach reifer Besinnung nicht entgehen, daß jene im ersten Taumel der Neuerungssucht zu Grunde gelegten Regeln und Vorschriften, nicht nur bloß denen der altfranzösischen Schule, (die er sammt der liebenswürdigen Haupt- und Staats-Action wieder herzustellen eifrig sich bestrebt,) conform waren, sondern sogar noch eine Art Travestie derselben enthielten, weshalb er sich denn zu einigen stillschweigenden Modificationen dieser Vorschriften entschließen und ein gewisses Moderations-System einführen mußte, welches aber, wie man im gewöhnlichen Leben zu sagen pflegt, weder kalt noch warm ist, und die armen Zuschauer bey aller Darstellung jener Kunst-Zöglinge in die unbehagliche Lage versetzt, daß sie nie recht wissen, ob, und wann sie weinen oder lachen

sollen, welches doch, besonders was das Letztere betrifft, keinem Zweifel unterworfen gewesen wäre, wenn die von mir kopirten Gesetze pünctlich wären befolgt worden.

So aber zerfällt durch dieses Gironde-System die Darstellungsmanier der Weimarischen Idealisten in ein so-sonderbares Gemisch von Manieren, daß es wirklich keine leichte Aufgabe ist, durch die Feder einen deutlichen Begriff davon zu geben. Alles, was sich etwa darüber sagen ließe, wäre allenfalls das, daß sie in einem bunten Gemengsel besteht, zusammengesetzt: theils aus dem alten Schäferspiel, theils aus den Haupt- und Staats-Actionen zu Schönemanns Zeiten, theils aus dem tragischen Pathos der Franzosen, theils aus der Mechanik guter Marionetten, und daß jede einzelne dieser Manieren durch die Vermischung noch unmanierlicher werden mußte. So wird z. B. die unbefangene Schäfermanier gar drollig und abentheuerlich durch französische Minauderie und Ziererey gebrochen, welches besonders bey den Damen häufig der Fall ist; so wird auf der andern Seite die Haupt- und Staats-Action um so lächerlicher, wenn sie von einem zarten Stimmchen im Idyllenton begleitet wird. So wird endlich das tragische Pathos der Franzos

sen um so unerträglicher, da man hier das einzige Vortreffliche, wodurch jene ihre Lieblingsmanier zu beleben wissen, nämlich ergreifendes Feuer und die höchste Abwechselung der Declamation — durchaus vermißt!

Es ist indessen so erfreulich als wahr, daß es der neuen Schule, trotz der angestrengtesten Bemühungen, trotz der hingebenden Gefälligkeit so mancher Kritiker und Apologeten, dennoch nicht gelingen wollte, sich auch über Weimar hinaus in ihrem ganzen Umfange auszubreiten, obgleich es ihr geglückt ist, bey vielen Bühnen eine leise Infection und in deren Folge ein unseliges Schisma zu bewirken. Denn da es einmal Ton des Tages zu seyn scheint, alles mit vollen Backen zu loben, was sich dieser Schule nähert, und alles übrige verächtlich zu verwerfen: so müßten sämmtliche deutsche Schauspieler durchaus aller Eitelkeit entsagt haben, wenn sie nicht auf jede Weise sich eifrig bemühen sollten, ebenfalls Idealisten zu werden.

Sie lesen ja täglich und stündlich in allen möglichen Zeitungen, wie herrlich es ist, dem einzigen und wahren System des Idealism zu huldigen, sie hören ja oft genug die Versicherung, daß es bis jetzt nur Eine deutsche Bühne gäbe, die mit raschen Schritten sich dem höchsten Ziele nähere, daß es gar nicht zu be-

wundern ist, wenn sie alle wie die Kinder schreyen: „auch Idealisten werden auch dem höchsten Ziele uns nähern“! u. s. w.

Aber, o Ihr sämmtlichen Schauspieler des seligen Deutschen Reichs, zu Euch laßt mich jetzt reden! Möge euch doch der Himmel so hart nicht bestrafen, euren frevelhaften Wunsch zu erhören! Ihr seht in eurer schuldlosen Unwissenheit das Verderben nicht, in welches ihr rennen wollt. Hört meine Worte, und leiht meinen Reden ein williges Ohr!

Wo der Idealism (ich hoffe, Ihr wißt jetzt, was Ihr unter diesem schön klingenden Worte zu verstehen habt,) seinen Thron aufschlägt, da ist es nicht das Publikum allein, welches, obgleich es den gräßlichen und schmerzhaften Tod der Langenweile stirbt, als das unglückliche Opfer anzusehen ist, sondern auch Ihr, Ihr armen Schauspieler selbst, seyd die unschuldigen Hecatomben, wenn Ihr euch durch glänzende Worte, die der Hundertste unter euch nicht versteht, verleiten laßt, jenem armseligen System zu huldigen. Legt, wenn Ihr es über euch vermögt, eure gewöhnliche Eitelkeit auf einige Augenblicke bey Seite, und vergönnt mir, euch über euren eignen Zustand aufzuklären. Diejenigen Ausnahmen unter euch, auf die mein Gemählde nicht passen dürfte, werden sich um so weniger dadurch beleidigt

finden, als sie die Richtigkeit der Zeichnung im Allgemeinen nicht verkennen werden. Also hört mich, und verkennt meine gute Meynung nicht.

Ohne Vorbereitung, ohne Bildung und Wissenschaft, ohne Kenntniß der Welt und des Menschen darin, ja mit einer Ignoranz, die zuweilen der eines Halbwilden wenig oder nichts nachgiebt, weihen sich die mehresten unter euch der hohen und schwierigen Kunst, Menschen aus allen Zeiten, in allen Verhältnissen des Lebens darzustellen, weihen sich mit einem Worte der Bühne. Ihr kehrt also, wie Ihr selbst einsehen müßt, euren Lebenscurs um, und erlangt, anstatt euch durch Bildung und Menschenkenntniß für die Bühne zu habilitiren, durch diese erste eine, freylich nur dürftige, Bildung. Anstatt euch in den besten Schulen aller Art für die Bühne würdig vorzubereiten, macht Ihr diese selbst zu einer Trivial- und Klipp-Schule, in welcher Ihr euch jämmerlich genug entwickelt. Müßt Ihr nicht selbst gestehen, wie selten sogar die besseren und gebildetern unter euch auch nur die Worte verstehen, welche der Autor ihnen in den Mund legte — müßt Ihr nicht selbst gestehen, daß die meisten Schauspieler unter dem, was sie drollig genug studiren nennen, durchaus nicht verstehen, als — Memoriren, und oft auch das nicht einmal? —

Maschienenmäßig nehmt Ihr das Geistige anderer Menschen in euch auf, und maschienenmäßig gebt Ihr es wieder, wenn — nicht zwey Umstände euch zu Hülfe kommen, die das Wunder bewirken, auch Menschen aus dem Stande der Natur zu guten Menschendarstellern umzuschaffen, nämlich — ein von der gütigen Natur euch verliehenes richtiges Gefühl, und die Leitung derjenigen unter euch, die zu den seltenen aber desto rühmlichern Ausnahmen gehören. Nur dann, wenn Ihr der Leitung dieser letztern blindlings folgt, könnt Ihr, wenn die Natur euch nicht stiefmütterlich ausgestattet, das hohe Wunder bewirken, Verhältnisse nach dem Leben darzustellen, die Ihr durch diese Darstellung selbst erst kennen lernt.

Aber sagt nun selbst, was kann euer Loos seyn, wenn Ihr durch Worte und Schriften euch irre führen laßt, die Ihr beyde nicht versteht. Denn was könnt Ihr armen Südsee-Menschen auch eigentlich bey dem täglichen Geschwätze von System, Manier, geregeltem Pathos, gigantischem Schicksal, und mehr dergleichen euch Insulanern ganz fremden Dingen denken? Die mehresten unter euch können durchaus gar keinen, vielweniger einen richtigen Begriff damit verbinden.

Nur das Einzige faßt und glaubt Ihr gutmüthig, wenn man euch ohne Umschweife er-

zählt, daß Ihr nicht auf rechten Wegen wandelt, daß euch Manier, und besonders die rechte fehle, daß nur ein Idealist, oder mit andern Worten, ein in der Weimarischen Pflanzschule gezogener Schauspieler, der wahre Künstler und Tausendkünstler sey. Dieß glaubt Ihr demüthig, (dieser Köhlerglaube ist euch keinesweges zu verargen, da das Lob dieser Schule seit einiger Zeit euch aus allen Ecken entgegen tönt!) und manche unter euch scheuen keine Mühe, um unmittelbar an Ort und Stelle in die Geheimnisse dieser Schule, welche so gar schwer eben nicht sind, feyerlichst eingeweiht zu werden. Gelingt nun dieses unselige Streben, und die neuen Adepten werden gleich den alten, in Morgen- Abend- und Nachmittags-Blättern bey lebendigem Leibe selig und heilig gesprochen, so ist das höchste Ziel ihrer Wünsche erreicht, und sie tauschen dann mit Göttern nicht!

Aber plötzlich ändert sich die Scene! Unvorhergesehene Umstände zwingen die Glücklichen, den geliebten Pflanzort zu verlassen, oder sie glauben etwa Beruf in sich zu fühlen, sich als Missionarien um die Ausbreitung der neuen Lehre verdient zu machen, und mit ihrem vermeynten Lichte die Bühnen Deutschlands zu erleuchten; sie besuchen daher fremde Bühnen, in der Absicht, solche zu reformiren, und —— aus allen Ecken tönt den Reformatoren, mit

Recht, Spott und Gelächter entgegen! Wo sie hinkommen, können sie der Persiflage nicht entgehen, und nur die bessern unter ihren Kunstgenossen bemitleiden sie und ihren Dünkel! Dieß ist dann gewöhnlich die Einleitung zu dem tragi-komischen Kampf beyder Partheyen. Die Reformatoren werden von der Gegenparthey mit aller Ironie als Idealisten (weil sie, nach dem ehrwürdigen Zeugnisse aller Journalisten, nach dem Idealen streben) begrüßt, jene hingegen erwiedern den Hohn ihrer Gegenparthey durch die Benennung Realisten, und, beym Lichte besehen, sind beyde bloße — Nihilisten! — *) Wenn sie dann endlich gewahr werden, wie man sich überall mit Spott und Bedauern von ihnen wegwendet, dann erst sinkt den Armen, wiewohl zu spät, plötzlich der Nebel, und die neue Sonne erscheint ihnen — blutroth!

Dieß, Ihr Schauspieler, die Ihr auf dem Wege zum Verderben seyd, beherzigt wohl — kehrt um, weil es noch Zeit ist, und laßt euch

*) Nur bleiben, wie bereits erwähnt worden, die sogenannten Realisten größtentheils überall der Vernunft und der Natur getreu, und unterwerfen in allem, was Kunst betrifft, sich blindlings dem Ausspruche derjenigen Männer, welche Wissenschaft und Bildung mit glücklichen Naturanlagen verbinden, und daher zu den seltenen gehören.

nicht vom falschen Wahne bethören, oder vom Journalisten-Lobe verblenden! *) — Euch aber, werthe Leser, die Ihr etwa glücklicherweise nicht Schauspieler seyd, daher aber unglücklicherweise auch nicht wissen könnt, ob es mir mit der so eben gehaltenen Apostrophe Scherz oder Ernst gewesen sey — euch betheure ich das Letztere bey allem, was heilig ist!

Es hat sich wirklich in diesen Tagen, wo einige der berühmtesten Schauspieler der Weimarischen Pflanzschule, denen selbst wahres Verdienst ganz und gar nicht abgesprochen werden kann, nur gar zu deutlich gezeigt, wie schlecht die zu den Grundregeln dieser Schule gehörige Marionetten-Manier sich an andern Orten, wo man dieses Unwesen Gottlob nur noch bloß vom Hörensagen kennt, empfiehlt. **)

*) Es giebt freylich Journalisten, welche sich nie zum Organ der Schmeicheley herabwürdigen, und an guten Sachen blos das wahrhaft Gute loben. Ich darf unter mehrern achtungswerthen Männern hier nur den Herausgeber der eleg. Zeitung anführen. Von diesen kann daher, wie sich das von selbst ergiebt, hier die Rede nicht seyn.

**) Hier ein Auszug aus einem Privatschreiben aus Wien, Hrn Haide, vormals Mitglied des Weimarischen Theaters, betreffend:

„Nach dem, was Hr. Haide bey seinem ersten

War dieſes nun bey wirklich verdienſtvollen Subjecten der Fall, wie traurig muß denn nicht erſt das Loos derjenigen Mitglieder der Weimariſchen Bühne bey irgend einem Ausfluge ſeyn, welche von allen Naturanlagen entblößt, ſich in Weimar bloß dadurch heben, daß ſie ſclaviſch ſich auf jene Manier verlegen, welche aus Menſchen Maſchinen bildet, und ſo ihrerſeits wenigſtens dazu beytrugen, daß die Einheit der Drathpuppen auf keine Weiſe geſtört werde? — Ja wahrlich, wenn es je bey einer Bühne billig und nothwendig war, dem Schauſpieler für die Zukunft ſeinen Unterhalt zu ſichern: ſo iſt dieß beſonders in Weimar der Fall, wo man den Schauſpieler gleichſam für

---

„Auftritte leiſtete, kann ihm wahres Talent eben ſo „wenig als ſinniges Studium abgeſprochen werden; „aber ſeine Manier? Freund, wir müßten weder „einen Brockmann noch einen Koch beſitzen, we„der einen Schröder noch einen Iffland je auf „unſrer Bühne geſehen haben, um jene Marionet„ten-Manier, welche Hr. Halde leider nicht in „Weimar zurückgelaſſen zu haben ſcheint, auch „nur erträglich, geſchweige denn gut zu finden. „Gebe der Himmel, daß Hr. Halde, was soge„nannte Manier betrifft, ſich die zuerſt genannten „Mitglieder unſrer Bühne zum Vorbild nehmen mö„ge: dann würde der ächten Kunſt ein würdiger „Jünger gewonnen! “

jedes andere Theater verstümmelt, und untüchtig macht!

Jeder Schauspieler, selbst der roheste und ungebildetste, kann, wenn er nur nicht ganz von der Natur vernachläßigt worden, und ganz ohne gesunde Begriffe ist, durch Leitung und Benutzung guter Vorbilder, es zu einem gewissen Grade der Vollkommenheit bringen, der oft, in Ansehung des Subjectes, als ein halbes Wunder erscheint. Als Beyspiel darf ich ja nur Klingmann anführen, der bekanntlich, ohne die ersten und gemeinsten Vorkenntnisse zu besitzen, sich der Bühne widmete, zu gleicher Zeit aber das doppelte Glück hatte, von der Natur überaus begünstigt zu seyn, und dieses sein natürliches Talent unter der Leitung des großen Schröders ausbilden zu können. Eben so gewiß ist es aber, daß der, mit den besten Anlagen ausgestattete Mensch, selbst dann, wenn er sich einer wissenschaftlichen Bildung zu erfreuen hätte, ohne Anleitung, oder gar unter einer falschen, durchaus für die Kunst verloren gehen muß, oder im seltensten Falle sich doch nie über die Mittelmäßigkeit erheben wird. Beyspiele liefert die Weimarische Bühne in hinlänglicher Menge, und ich darf, ohne meiner Charakteristik eigentlich vorzugreifen, nur einer Wolf, Silie, und eines Becker erwähnen, die gewiß weder von der Natur stiefmütterlich behandelt, noch geradezu unge-

bildet genannt werden dürften, und es bloß der verkehrten Schule zu verdanken haben, daß sie nicht mehr sind, als — — was sie sind!

Um aber wieder auf diese Schule selbst zu kommen: so ist es, (was auch schon aus dem Vorhergegangenen erhellt,) nur allzuklar, daß der Stifter derselben, daß Göthe durchaus und überall gegen seine Ueberzeugung, und sein eigenes besseres Wissen handelte. Folgender kurzer Ueberblick der Entstehung und Ausbildung dieser Schule mag dieses noch anschaulicher machen.

Im Anfange war es ihm, wie bereits erwähnt, bloß um Neuerung, um Auszeichnuug seiner Bühne vor allen andern, gleichviel in welchem Sinne, zu thun, und dieß gelang ihm bekanntlich. Nun war sein nächster Wunsch, daß alle Bühnen Deutschlands, die er durch den Glanz seines Namens und seiner Verdienste zu gewinnen hoffte, blindlings der von ihm eingeführten Darstellungs-Manier huldigen möchten, welches aber glücklicherweise, im Ganzen genommen, fehl schlug; da noch hie und da Männer an der Spitze der Bühne standen, welche als Zöglinge der bessern Zeit des deutschen Theaters, jede Manier überhaupt, und diese besonders, verachteten. Es blieb also dem Reformator nichts übrig, als sich vorläufig auf seinen eigenen Bezirk zu beschränken. Aber auch selbst hier stellten sich

ihm tausend Schwierigkeiten entgegen. Denn sobald es nämlich darauf ankam, alle jene Theorieen practisch anzuwenden, konnte ihm die Unzulässigkeit derselben keineswegeS entgehen, und wahrlich er müßte nicht der feine Kunstkenner seyn, den wir so oft in ihm bewundern, wenn er dieses selbst erschaffene barocke Gebäude nicht schon in der ersten Anlage mit dem größten Mißfallen hätte betrachten sollen. Nun wurden auch wohl Versuche angestellt, überall zu bauen und zu bessern, überall einzuhelfen: aber dazu war er wieder zu wenig mit dem eigentlich Practischen der Bühne überhaupt bekannt, und überdem fehlte ihm vielleicht auch die, den superieuren Geistern so selten verliehene, Gabe, sich subordinirten klar und deutlich mitzutheilen, woraus denn nothwendig Mißverständnisse ohne Zahl entstehen mußten. Wirklich muß jedem, der so glücklich war, die Weimarische Hof-Schauspielergesellschaft spielen zu sehen, diese letztere Vermuthung beynahe zur höchsten Gewißheit werden, indem so manche Stücke, selbst diejenigen von Göthe nicht ausgenommen, von welchen man doch supponiren muß, daß sie im strengsten Sinne unter seiner Leitung einstudirt wurden, auf eine solche Art dargestellt worden, daß man nur das traurigste Mißverständniß zwischen Verfasser und Darsteller voraussetzen kann!

Ein fernerer Beweis, wie Göthe in diesem Falle die Stimme seines bessern Wissens überall zum Schweigen brachte, ist die ausgezeichnete Erhebung des Trauerspiels auf Kosten des Schau- und Lustspiels! Ein Gedanke, auf den er, der seine Nation und ihre Kräfte so genau kennt, nie gerathen seyn würde, wenn auch hier ihn nicht Neuerungssucht geblendet, ja man kann sagen, berückt hätte! Denn ihm konnte es nicht unbekannt seyn, daß gerade das ächte Trauerspiel am wenigsten Sache des Deutschen sey. Einem Göthe darf man den allgemeinen und gemeinen Irrthum nicht zutrauen, das Trauerspiel, dem deutschen Ernst angemessen zu halten. Dieser Ernst ist es ja eben, welcher dem Deutschen jede ächte Tragödie ungenießbar macht. — Man erlaube mir hier eine kleine Abschweifung, um meine Meynung in Hinsicht derjenigen dramatischen Gattungen, die den Deutschen mehr oder weniger angemessen seyn mögten, mit wenigen Worten an den Tag zu legen.

Für das Trauerspiel ist der Deutsche durchaus zu ernst; ja selbst unsere Sprache ist zu ernst für diese Gattung. Nur durch die höchste Poesie kann das wahrhaft Tragische ausgesprochen werden, diese aber darf nirgends der Last der Form, der Last einer zwar überaus kräftigen, aber auch nicht minder

ſchweren und ungelenken Sprache, wie die deutſche, unterliegen. Man betrachte doch nur die Werke, welche allgemein als Meiſterſtücke in dieſer Gattung anerkannt ſind, eine Stuart, eine Jungfrau v. Orleans v. Schiller — eine Iphigenie v. Göthe, wie kämpft dort nicht Stoff und Form! Wie viele ſchwerfällige ſchleppende Verſe wird man dort nicht gegen einen einzigen ſchönen und abgerundeten finden, welchen der Meiſter der harten und hartnäckigen Sprache mühſam abtrotzen mußte! — wie ſo manchen vortrefflichen Gedanken in den unbiegſamſten Wortformen eingehüllt! und dieß ſind die beſſeren — ja die beſten Werke! —

Der Franzoſe im Gegentheil mit ſeiner Sprache, welche, was die Verbindung des Gefälligen mit dem Erhabenen betrifft, das treueſte Bild der Nation ſelbſt iſt — der Franzoſe trägt, wie der Grieche, den Reim der Tragödie in dieſer allen Formen ſich anſchmiegenden lieblichen Sprache ſelbſt: und gleich dem Griechen, iſt er durch die Weichheit ſeines Charakters, durch ſeine leicht zu erregende Phantaſie, für alles wahrhaft Tragiſche von der höchſten Empfänglichkeit. *)

*) Vielleicht iſt es eben dieſe Schmiegſamkeit der franzöſiſchen Sprache, welche der Tragödie ſo leicht zu- und nachzieht, vielleicht iſt es dieſe ſchöne Form, wel-

Ganz anders, und gerade entgegen gesetzt, verhält es sich indessen mit dem Schau- und Lustspiel. Diese Gattungen, welche die gemeine Meynung so gern für das Eigenthum der Franzosen erklärte, gehören ganz, und ich möchte fast sagen, ausschließlich, uns an. Das Lustspiel besonders ist unser weites deutsches Reich, obgleich das deutsche Reich kein Lustspiel gewährt. Die Franzosen hingegen haben überall keine Lustspiele, sondern höchstens nur Witzspiele. Schon die Menge wirklich guter komischer Schauspiele in Deutschland, und der Mangel an auch nur mittelmäßigen tragischen, müßte, wie mich dünkt, die Wahrheit meiner Behauptung bestätigen. Konnten doch selbst unsere Rosciusse, ein Schröder, ein Iffland, beyde im Lustspiele so unendlich groß, im Trauerspiel dennoch das vorgesteckte Ziel nicht erreichen! und was war es anders, das ihnen hier im Wege stand, als eben wieder unsere Sprache, welche durch den rauhen Contrast mit dem zarten Object, das

---

che die meisten französischen Tragiker den Stoff so sehr vernachlässigen läßt. Diese scheinen sich lediglich den ihnen zuströmenden Prachtworten, der ihnen entgegenkommenden schönen Form hinzugeben, und mit diesem Zaubermittel ein trockenes gräßlichkaltes Gerippe zu verhüllen, welches uns bey der geringsten Entblößung unangenehm entgegen grinset.

das wahrhaft Lächerliche, das Grab des Trauerspiels, so leicht befördert.

Schröder z. B., der den Lear nach deutscher Art gewiß unnachahmlich spielte, konnte gleichwohl die Schwierigkeit nicht überwinden, den Fluch auszusprechen, ohne das Gelächter der Gallerie zu erregen, der Gallerie, welche in gewisser Hinsicht als der Sitz der ächten Kunstrichter zu betrachten ist. *) Auch wird selbst der gebildetere Theil des Publikums bey solchen Gelegenheiten, bloß durch die Reflexion der Ehrfurcht, die es dem Darsteller schuldig zu seyn glaubt, von einem ähnlichen Ausbruche des Gelächters abgehalten, theilt aber in Hinsicht des Dargestellten selbst mit jener rohern Klasse dieselbe Empfindung; ein deutlicher Beweis, sollte ich meynen, daß die eigentliche Tragödie mit dem Charakter sowohl, als mit der Sprache der Deutschen, im grösten Widerspruche stehe.

Aber gerade dieses Handfeste der deutschen Sprache, wenn ich so sagen darf, ist es, was sie, durch den Contrast nämlich, welchen sie mit dem leichten und beredten Inhalt des Ausgesprochenen hervorbringt, dem Lustspiel so überaus angemessen macht; und gerade in diesem Ernsthaften der Sprache liegt es, daß im eigentlichen Lustspiele keine Nation es

*) Ich hoffe nicht, hier mißverstanden zu werden.

der unsrigen zuvorthun, ja ihr auch nur gleichkommen kann, und diese Gattung im strengsten Sinne unser National-Eigenthum ist. Das eigentliche Komische oder Lächerliche — nicht das Witzige — ist Hauptrequisite des Lustspiels. Dieses Lächerliche aber, welches fast bey allen Nationen nur auf eine einzige und ähnliche Art hervorgebracht werden kann, nämlich durch den Contrast des Darstellers mit dem Dargestellten, wird bey uns auf gedoppelte Weise geschaffen, indem wir zu dem eben erwähnten Widerspruch noch einen zweyten fügen, nämlich den Widerspruch zwischen Sprache und dem Ausgesprochenen, oder zwischen Zeichen und dem Bezeichneten.

So bildet, um nur ein einzelnes Beyspiel zu liefern, dieser zweyte Contrast eine Figur für das Lustspiel, welche fast keine Nation weder im wirklichen Leben, noch auf der Bühne aufzuweisen hat, nämlich — die Pedantische! Wer kann es läugnen, daß der Pedant sowohl als das Pedantische bloß ein Eigenthum des Deutschen sey, und weder Franzosen noch irgend eine andere Nation diese Figur in ihren Lustspielen ächt darstellen können? Wer kann es ferner läugnen, daß diese Figur, welche auf der Bühne ohne den Contrast der Sprache mit dem Ausgesprochenen durchaus nicht dargestellt werden kann, eine

der schönsten und wirksamsten des Lustspiels sey? — Und eben so gewiß ist es, daß wenn gewisse andere Charaktere des Lustspiels auch von andern Nationen zwar dargestellt werden können, und wirklich auch dargestellt werden, als z. B. der Furchtsame, der eingebildete Kranke, der verliebte Alte, dennoch der komische Effect bey keiner so durch die Sprache unterstützt werden kann, als eben wieder bey uns.

Diese Bemerkungen überhaupt, obgleich solche im Allgemeinen noch viel zu wenig beachtet sind, können für einen Göthe, für den aufmerksamsten Belauscher der Kunst in allen ihren Theilen durchaus nichts Neues enthalten: im Gegentheil bin ich zu bescheiden, um nicht zu glauben, daß sein klarer und ruhiger Geist alle diese und noch unzählige andere Nüancen unserer National-Eigenthümlichkeiten weit reiner und schärfer auffaßte, als ich und jeder andere es uns je schmeicheln dürfen. Aber gerade in dieser Superiorität des Geistes, gerade in diesem bessern Wissen liegt das Unverzeihliche seiner Handlung: und eben die geistige Größe dieses Mannes erregt den größten Unwillen darüber, ihn gleichsam seine bessere Ueberzeugung mit Füßen treten zu sehen. Gegen diese seine bessere Ueberzeugung zerstört er, durch Grundsätze geleitet, welche die lächer-

liche Sucht sich auszuzeichnen hictirte, Talente, die er herrlich bilden könnte. Gegen diese seine Ueberzeugung lehrt er bey seiner Bühne, das Schauspiel sowohl als das ächte Lustspiel, worin der Deutsche bereits so vortrefflich ist, und es durch Cultur noch mehr werden könnte, nachläßig, ja verächtlich behandeln, und bildet so seine Pflanzschüler zu steifen ungelenken Wesen, die bey jeder Bühne, wo der Cothurn mit der Socke wechselt, durchaus verlorne Menschen sind. Gegen seine bessere Ueberzeugung endlich bringt er in seinem Bezirk dem Publikum nicht nur etwa das bessere Trauerspiel, sondern deutsche Uebersetzungen französischer Gerippe auf, deren ekelhafter Anblick bloß durch die schöne und zweckmäßige Bekleidung der zarten gallischen Sprache künstlich bedeckt wird!

Wo soll nun — wenn solche Köpfe durch Leidenschaft und Selbsucht geblendet, eine ganze Nation mißleiten, wo soll denn die nach Ausbildung strebende Kunst, wo der schwankende Geschmack eine sichere Stütze finden — wie soll da der bessere Künstler gegen den brausenden Strom des Vorurtheils anschwimmen! Ja wahrlich, es ist nichts gefährlicher, und von schrecklichern Folgen, als wenn Männer, die wir einst verehren mußten, die Fackel des Irrthums mit starken Händen ergreifen, um der Menge vorzuleuchten. Durch das frühere Ver-

dienst bestöchen, folgt ihnen die Menge gern und willig auf falschen Wegen endlich in den Abgrund, und hört nur spät oder nie die warnende Stimme der Besonnenheit.

Durch Kunst wird das Leben gebildet und geläutert, ja sie ist das Leben selbst — das bessere Leben. Wird sie entweiht, durch vorsätzlichen Irrthum entheiligt, wer vermag dann die Folgen zu berechnen! Welch ein trauriges Beyspiel liefert hiervon nicht die Geschichte der darstellenden Kunst in unsern Tagen! Wohin der Blick sich wendet, nichts als Wahn und Verwirrung, nichts als Sectirerey und Spaltungen. Die reine ächte Kunst, die überall sich gleichen muß, lebt nur noch in Einzelnen, die Menge hat der Afterkunst geschworen, die wie ein Chamäleon die Farben wechselt, und sich in tausend bunte Formen hüllt.

Vor dieser Zeit gabs eine bessere Zeit, wo von Manheim wie von Hamburg aus, durch einen Iffland, einen Schröder, die beyde ihren Ruf als Menschen-Darsteller an diesen Orten gründeten, das Licht der darstellenden Künst über ganz Deutschland aufgieng. Dort waren die Schulen, wo die Kunst von beyden Meistern mit zarter Hand gepflegt wurde, von wo aus nur eine Manier, nämlich die einzig wahre und schöne, durch ganz Deutschland verbreitet wurde. Wie aber hat sich dieses jetzt

verändert, wie häßlich iſt dieſer ſchöne Bau zerſtört!

Die beſten Bühnen Deutſchlands ſind in zwey Hauptpartheyen getheilt; die eine folgt der reinen Flamme, die von Berlin aus noch immer freundlich flimmert, die andere geht verblendet dem Irrlichte nach, das von Weimar aus den Wanderer neckt. Aber dieſe Partheyen ſind wieder in unzähligen Nebenpartheyen zerſplittert, welche die verſchiedenen Lehren der beyden Hauptpartheyen verſchieden zu modificiren ſuchen. Und dieſe endloſe Verwirrung, dieſe Spaltung, dieſe Entweihung ächter Kunſt iſt nichts anders als die traurige Wirkung jenes gemißbrauchten ſogenannten Idealiſm, jener von Ruhmſucht und Eitelkeit erzeugten Manier, welche im deutſchen Athen, in Weimar, von einem Göthe gelehrt wird, und wenn ſie weiter um ſich greift, die deutſche Bühne bald dahin bringen wird, wo ſie vor Entſtehung der Schäferſpiele war. Er, der Verfaſſer der Propyläen, labt ſich an jener Verwirrung, und unterhält ſie gleich einer heiligen Flamme.

Er allein will Meiſter ſeyn, durch ihn ſoll der Kunſt ein neuer Tag anbrechen, und wahrlich, es könnte ein ſchöner ſeyn! Allein — der wirklich groſſe Mann opfert kleinlichen Rückſichten die beſſere Ueberzeugung auf, und der Genius der Kunſt blickt trauernd auf ſeinen Liebling herab!

Zweyte Abtheilung.

Charakteristik einzelner Mitglieder des Weimarischen Hoftheaters.

Vorerinnerung.

Ich halte es um so zweckmäßiger, der folgenden Revision eine Charakteristik der einzelnen Individuen der Weim. Bühne voranzuschicken, da manches, was in dieser Revision selbst vorkommen wird, besonders solchen Lesern, welche nicht Gelegenheit haben, die charakterisirten Personen selbst zu beurtheilen, auf diesem Wege klarer und anschaulicher werden dürfte. Ich werde hier aber bloß diejenigen Mitglieder ausführlich beurtheilen, welche sowohl durch öfteres Spiel, als durch die Wichtigkeit ihrer Parthieen es dem Beobachter möglich machten, ihre Charakteristik zu entwerfen: und hoffe, die übrigen Herren und Damen, welche vielleicht durch bloßen Zufall nur selten, oder in sehr unwichtigen Rollen auftraten, werden es mir

verzeihen, wenn ich ihrer nur mit wenigen Worten gedenke, oder bloß ihre Namen anführe. Immerhin mag es der Fall gewesen seyn, daß ihr seltenes Spiel die Folge der Unterdrückung und der gewöhnlichen Theater-Cabale war, und sie nicht destoweniger wahres Talent besitzen: so kann man doch nicht beurtheilen, was nicht dem Urtheile bloß gestellt wird. Ich werde die anzuführenden Mitglieder nach alphabetischer Ordnung rangiren, und den Damen, wie sich das von selbst versteht, den Vorrang einräumen.

Weibliches Personale.

Madame Beck, spielt komische Mütter, geschwätzige Weiber, und überhaupt alles, was zu dem Fache der sogenannten chargirten Alten gehört. Diese brave Schauspielerin ist bereits von Manheim aus als eine der ersten deutschen Schauspielerinnen im Mutterfache rühmlichst bekannt. Sie hatte Gelegenheit, sich unter Iffland auszubilden, und an seiner Seite jene herrliche Familiengemählde, welche jetzt ein stürmisches gigantisches Schicksal gewaltsam von der Bühne verdrängen will, durch ihr treffliches Spiel noch mehr zu verherrlichen. Sie gehört zu den wenigen Mitgliedern der W. Bühne, welche die gute Conver-

sation ganz in ihrer Gewalt haben; auch war sie fest genug, sich durch kein leeres Kunstgeschwätz von den bewährten Grundsätzen ihres alten Lehrers abbringen zu lassen.

Schade ist es, daß diese so schätzbare Künstlerin so häufig unverständlich wird, und zuweilen das Poltern zu sehr übertreibt, wodurch ihre Darstellungen oft den Charakter der Weiblichkeit verlieren, welches überaus unangenehm ist. Vielleicht werden mir wenige Leser Glauben beymessen, wenn ich Ihnen sage, daß diese so brave Künstlerin kaum viermal in Leipzig die Bühne betrat!

Mad. Becker. Erste Sängerin; Soubretten und Hülfsrollen im Schauspiel. Ihren Gesang könnte man füglicher Geschrey nennen, so roh und hart spricht er jedes gebildete Ohr an. Da verräth sich auch keine Spur von Schule, keine Spur von gutem Geschmack, ja auch nur von richtigem Gefühle. Sie hat indessen eine ziemliche Höhe, und ihre Stimme an sich ist das, was man frisch nennt. Sehr drollig ist es zu hören, wie Mad. B. ohne Rücksicht auf den Charakter der Tonstücke, jedesmal solche Manieren und Verzierungen anbringt, worin sie, nach ihrer Art, eine gewisse Sicherheit hat. So giebt sie uns z. B. mitten im zärtlichsten Adagio, einen langen schneidenden Triller zum Besten, den sie noch oben darein nicht schulgerecht vorzutragen

verstehet. So verbrämt sie die schönsten Recitative mit halsbrechenden Rouladen von oben herunter, und unten herauf, daß man gleichsam akustisch schwindeln möchte. Noch trauriger aber als ihre Art zu singen ist ihr sogenanntes Spiel, welches noch dadurch die Höhe der Unannehmlichkeit erreicht, daß sie mit einer Prätension auftritt, die allen Glauben übersteigt, und um so lächerlicher erscheint, als sie ihrerseits die Prätensionen des Publikums in keinem Falle zu erfüllen im Stande ist. Sehr zu wünschen wäre es, wenn Mad. B. sich von der Unschicklichkeit entwöhnen könnte, alle Passagen des Gesanges mit einem gefälligen Kopfnicken gegen das Parterre zu begleiten.

Demoiselle Elsermann, spielt muntere und zärtliche Liebhaberinnen. Diese junge Priesterin Thaliens ist keinesweges ohne natürliche Anlage, besonders ist ihr eine gewisse Gutmüthigkeit im Blick und Ton eigen, die überaus wohlthuend ist. Indessen ist ihre Naivität noch so wenig gebildet, oder zum Theil so sehr verbildet, daß man zuweilen in Versuchung geräth, das für Affectation zu halten, was doch nur verbildete Gemüthlichkeit seyn dürfte. Auch hat sie sich einen gewissen Pathos und einen Klageton zu eigen gemacht, wodurch sie durchaus verhindert wird, aus ihrer Individualität herauszutreten: das größte Mißgeschick, so einem darstellenden Künstler

begegnen kann. In einer guten Schule könnte sie für eine gewisse Gattung naiver Charaktere mehr als mittelmäßig werden, und wäre es daher recht sehr zu wünschen, daß ihr gutes Geschick ihr vergönnte, sich die hohe Kunst eines Renner in München, oder einer Bethman in Berlin zum Muster zu nehmen.

Demoiselle Engels, spielt kleine Hülfsrollen im Schauspiel, in der Oper aber allen zarten Ohren, und allem gesunden Menschenverstande zum Trotz, sehr bedeutende Rollen. Eine Donna Laura in Don Juan oder eine Elvira im Opferfeste von ihr zu hören, darf immerhin als eine Art von Buße betrachtet werden. Dazu giebt sie sich mit einer gewissen Selbstbehaglichkeit, welche vollends abschreckend ist. Von ihrem Spiele schweige ich, da sie ganz Anfängerin ist. Vielleicht dürfte sie durch Fleiß und Zeit für untergeordnete Rollen brauchbar werden.

Demoiselle Jagemann, Erste Parthieen in der Oper, Königinnen, Heldinnen und Charakterrollen im Schauspiele. Eine Künstlerin, von welcher der Ruf, besonders was die Oper betrifft, gewiß nicht zu viel sagt, indem Demois. J., wenn auch nicht überhaupt zu den besten, doch zu den gebildetesten Sängerinnen Deutschlands gezählt werden darf. Ihre Stimme ist von einer Lieblichkeit und An-

nehmlichkeit, die jede Vorstellung übertrifft. Dabey weiß sie mit überaus vieler Kunst die wenigen Defecte ihrer Stimme, wozu ich besonders die ihr fehlende Höhe rechne, zu verdecken. Ihre Manier ist die gute Italiänische, nur zuweilen etwas überladen, und daher nicht immer ganz rein. Besonders bedient sie sich gewisser Lieblingsmanieren gar zu gern und oft, wozu ich ein gewisses Staccato, welches ihr meisterhaft gelingt, und einen Triller, welcher minder gelingt, rechne. Das Recitativ, diesen schwersten und schönsten Theil des Gesanges hat sie ganz in ihrer Gewalt, und trägt es mit einer so tiefen Kunst und so innigem Gefühle vor, daß hier, die bekannte Lange etwa ausgenommen, keine deutsche Sängerin mit ihr verglichen werden kann. Zu verwundern ist es, daß diese treffliche Künstlerin, welche schon die Natur mit einem so feinen musikalischen Tacte begabt zu haben scheint, dennoch hie und da in der Wahl der Tempos etwas fehlgreift.

Das Spiel dieser Künstlerin ist mehrentheils Beweis eines tiefen Studiums, und eines sehr gebildeten Verstandes, um es aber groß zu nennen, fehlt ihm durchaus anbelebender Wärme, so wie an jenen feinen Nüancirungen, welche sich dem immer wechselndem Momente so lieblich anschmiegen, und welche das Spiel an

einer Bethmann so bewundernswürdig groß machen. Besonders scheinen diese Eigenschaften unsrer Künstlerin im Tragischen abzugehen, wo eine gewisse schneidende Kälte mit der geregelten Manier der Weimarischen Schule verbunden, uns oft unlieblich anspricht. Wollte Demoiselle Jagemann sich der Wärme ihres regen Gefühls, welches sich in manchen Momenten ihrer Darstellungen so deutlich ausspricht, überlassen, und ihre Verständigkeit zu lieblichen Nüancirungen der schnell vorbeyeilenden Momente anwenden, mit einem Worte, sich ganz von der fatalen Weimarischen Manier lossagen: sie würde bald nichts zu wünschen übrig lassen.

In den leichten Charakteren der französischen Oper, oder des Lustspiels ist ihr Verdienst weit entschiedener. Sie bietet hier eine ganz eigene Erscheinung dar. Ihre Darstellungen in diesem Gebiete tragen weder das Gepräge einer eigentlichen Naivität noch den Stempel des französischen Witzes an der Stirne: sondern es prädominirt eine gewisse unbefangene Drolligkeit darin, welche auf der Bühne selten so rein erscheint, und daher überaus lieblich und anziehend ist.

Demoiselle Sille. Zärtliche und muntere Liebhaberinnen, Königinnen im Schauspiel, dritte Rollen und Soubretten in der Oper. Diese junge Schauspielerin ist schon durch ihre

angenehme Figur eine recht liebliche Erscheinung auf der Bühne. Aber leider kränkelt sie im höchsten Grade an der Weimarischen Marionetten-Manier. Hand und Fuß heben sich regelmäßig wie am Drath gezogen, und diese steife Bewegungen werden besonders im Trauerspiel mit einem gräßlichen Pathos begleitet. Dabey hat ihre Stimme etwas ängstliches Zitterndes, so etwas wie man sich gewöhnlich denkt, wenn man von der Klage um Mitternacht erzählen hört, daher ihr auch leidenschaftliche Rollen, besonders zarte Gestalten, an welche das Schicksal seine grause Tücke übte, als z. B. eine Cecilie in Stella, immer noch mehr gelingen, als solche, die durchaus eine ruhige Würde erfordern. Verse besonders werden nie von ihr gesprochen, sondern gesungen. Für das Lustspiel, besonders für naive Charaktere, zeigt sie entschiedenes Talent, welches leider nur durch eine gewisse unharmonische Sentimentalität, wie überhaupt durch das Unangenehme der erwähnten Manier unterdrückt wird. Ich bin überzeugt, auch diesem Talent fehlen zu seiner schönen Ausbildung nur gute weibliche Muster.

In der Oper singt sie jetzt bloß untergeordnete Rollen, allein obgleich ihre Stimme, welche einst sehr bedeutend gewesen seyn soll, jetzt sehr schwach und überhaupt auf der Retour ist: so enthält sie doch etwas ächt Liebliches und

Angenehmes, und die Spuren eines ehemaligen überaus gebildeten Gesanges sind in ihr nicht zu verkennen. Ueberhaupt soll Demoiselle Silie sehr musikalisch seyn, welches sich aus ihrer Art zu singen deutlich zeigt.

Mad. Spengler, alternirt mit Demois. Jagemann und Mad. Becker, hat indessen hier sehr selten gesungen, obgleich sie von frühern Zeiten her, wo sie mit ihrem Manne bey der Secondaischen Gesellschaft engagirt war, hier in sehr gutem Andenken steht. Soviel sich aus dem Wenigen, was sie hier gesungen, beurtheilen läßt, hat sich ihre Stimme seit jener Zeit noch verbessert, ihre Höhe ist schön, und wahrhaft glockenartig, ihre Passagen sind rund und lieblich, und ihre Manier verräth Musik und eine gute Schule. Indessen bemerkten wir eine Aengstlichkeit an ihr, von der sie ehemals nicht genirt wurde. Auch hat sich diese wirklich brave Sängerin vor der Gewohnheit in Acht zu nehmen, mit dem Tone zu sinken, welches ihr etwas anzuhängen scheint. Ihr Spiel ist recht artig, nur sind ihre Bewegungen durch eine gewisse Aengstlichkeit etwas einfach und beschränkt.

Mad. Teller, spielt zärtliche Mütter, Anstandsrollen, und intriguante Charaktere. Diese Künstlerin hat von ehedem her vielen Ruf, den sie zum Theil noch bewährt. Mit Vergnügen erinnere ich mich mancher Darstel-

lungen, die ich vor Jahren in Regensburg von ihr sah. Auch jetzt noch imponirt ihre schöne Figur, und in allen ihren Bewegungen spricht sich Anstand und Würde aus. Eine gewisse Affectation in der Sprache, so wie der angenommene Pathos der neuen Schule thun ihrem sonst braven Spiele sehr vielen Eintrag, besonders war dieses als Rodogüne der Fall. Sehr vortheilhaft weiß Mad. Teller ihren Anzug zu wählen, so wie überhaupt ihre Toilette zu arrangiren.

Mad. Wolf. Erste Rollen im Trauerspiele, Königinnen, Charakterrollen. Im Schauspiele junge Weiber, Anstandsrollen. Mit besonderer Vorliebe sieht Melpomene auf diese Priesterin herab, die sich ihr fast ausschließlich weihte, und welcher zur näheren Anschauung dieser Göttin nur den Tempel der ersten Bildung verlassen dürfte. In der That vereinigt diese Künstlerin hohe Eigenschaften für das Trauerspiel in sich; und verbindet ein reges, reizbares Gefühl mit dem Ton der alten Tragödie und einer schönen griechischen Form. Aber leider sind diese Eigenschaften nicht gehörig ausgebildet, ja zum Theil der schöne Stoff sogar verbildet. So fehlt es dem schönen tragischen Tone durchaus an jeder Modulation, an jedem ergreifenden Abfall, und eine kalte, todte Monotonie zerstört den ursprünglich schönen Anklang. So scheint auch Mad. Wolf

eine

eine ganz verkehrte Idee von griechischer Ruhe zu haben; höchst selten benutzt sie den Vortheil, ihre ächt lydische Gestalt mit abwechselnden Formen zu unterstützen, und läßt mit einem Worte auch in den Bewegungen eine unbehagliche Eintönigkeit vorwalten. In Rollen hingegen, wo ein gewisses heroisches Pathos vorherrscht, schweift M. Wolf auf der andern Seite aus, unterdrückt gewaltsam die in ihr wohnende schöne Weiblichkeit, und theilt sogar ihren Bewegungen etwas männliches mit. Ich wiederhole es, diese Künstlerin ist so von der Göttin begünstigt, daß sie, trotz den erwähnten Mängeln, welche sie in der Weimarischen Schule recht eingesogen zu haben scheint, dennoch zu den besseren, wenn freylich nicht zu den besten, ihrer Zeit zu zählen ist. Ihre Iphigenia auf Tauris ist wie ihre Stella eine herrliche und mächtig ergreifende Erscheinung. Für das bürgerliche Schauspiel, so wie für das Lustspiel, ist sie leider ganz unbrauchbar. Ja ihr Spiel wird in diesen Gattungen, wo sie immer den Cothurn nicht ablegt, so lächerlich als langweilig.

Ehe ich die Gallerie der Damen beschließe, muß ich noch zweyer hoffnungsvoller Kinder erwähnen.

1) Sophie Teller, zeigt für ihre Jahre ein zu bewunderndes, ja oft chargirtes Nafinement in dem Spiele ihrer kleinen Rollen; dabey verräth sie die deutlichste Anlage zu einer mehr als mittelmäßigen Stimme. Selten wird auf einer Bühne der Adolph in Camilla so dargestellt werden, wie durch dieses Kind.

2) Louise Beck. Ein kleines Engelchen, in welchem sich eine gemüthliche Natürlichkeit recht angenehm ausspricht.

Männliches Personale.

Hr. Becker. Das eigentliche Fach des Hrn. B. dürfte sehr schwer zu bestimmen seyn, da er alles spielt, was nur irgend gut ist, und worin er zu brilliren glaubt. Alt und jung, ernsthaft und komisch, Staatsmänner und Dümmlinge, intriguant und naiv, ja selbst Rollen in der Oper, wenn sie nur recht dankbar sind, spielt dieser Tausendkünstler ganz unbefangen durch einander, und es ist nur zu bedauern, daß es nur einige von diesen vielen heterogenen Fächern sind, in welchen Hr. Becker nichts verdirbt, daß es nur ein einziges ist, wo er sich über die Mittelmäßigkeit erhebt, nämlich (seines etwas reifen Alters

ohngeachtet,) das Fach der naiven Burſche! — Die Hauptfächer Hrn. Beckers, worin er ſich am häufigſten herumtreibt, ſind Alte, und zwar komiſche Alte, und Carricatur-Rollen', woraus Hr. B. aber nur ein einziges Fach zu machen verſteht, indem er alle bloß komiſche Rollen, ohne Gnade und Barmherzigkeit carrikirt. Meines Bedünkens iſt Herr Becker in dem Fache der Alten kaum mittelmäßig. Auch im Trauerſpiel, wo Herr Becker gewöhnlich Staatsmänner, Rathgeber, Intriguants ſpielt, iſt er nicht ganz ohne Verdienſt. Er ſpricht die Verſe, wo er ſie verſteht, leidlich, nur ſcheint dieſes nicht ſehr häufig der Fall zu ſeyn, wie ſeine oft unverantwortlich falſche Accentuation deutlich zeigt. — Sehr ſchätzbar iſt an dieſem Künſtler die Gabe, ſeine Individualität jedesmal in einem hohen Grade zu verläugnen, und er würde wirklich hier bewundernswürdig ſeyn, wenn nicht ſeine unausſtehliche angenommene carrikirte Sprache, die er durchaus und überall annimmt, nicht jedesmal zum Verräther an ihm würde, ſo daß man ihn ſchon erkennt, ohne ihn ſelbſt noch geſehen zu haben. Hätte dieſer Schauſpieler Gelegenheit gehabt, ſich nach guten Muſtern zu bilden, er hätte ſich gewiß über alle Mittelmäßigkeit erhoben: ſo aber, ſich ſelbſt überlaſſen, und die verkehrten Regeln der Weimariſchen Schule

befolgend, giebt er sich in seinen komischen Rollen den ausgelassensten, ja selbst schmutzigsten Uebertreibungen hin, und sinkt gewöhnlich zum Possenreißer hinab.

Hr. Deny, ein Anfänger, mit dem zwar allerley Versuche angestellt werden, der aber bis jetzt sehr wenig verspricht. Wir haben leider sehr wichtige Rollen in seinen Händen gesehen, in welchen er die Nachsicht des Leipziger Publikums gewiß schätzen lernte. Hr. Deny hat auch keine Idee, weder von Declamation, noch von der eigentlichen Charakteristik einer Rolle, und ist überhaupt auf der Bühne noch gar nicht zu Hause. Dazu verräth er eine gewisse Prätension, die unausstehlich ist. Indessen, er ist ein sehr junger und auch schöner Mann, und kann durch Fleiß und guten Willen, besonders da er auch etwas singt, noch immer ein brauchbarer Schauspieler werden. Er müßte aber ganz von seiner Bahn abgehen, und sehr fleißig seyn.

Hr. Dirzka, Bouffons und Väter in der Oper, Hülfsrollen im Schauspiel. Als Bassist gehört er zu den mittelmäßigen, als Bouffon aber zu den schlechten. Denn nicht allein daß er sich der größten Hanswurstiaden und Uebertreibungen schuldig macht: so fehlt ihm auch durchaus die sogenannte komische Ader, und er kann höchstens nur durch die Un-

beholfenheit ſeiner Figur Gelächter erregen. Beſonders iſt ſein Auge nichts weniger als ſprechend, und ſein komiſches Spiel daher bey allem Aufwande von Bocksſprüngen durchaus ohne Leben. Auch iſt er immer derſelbe, und hat durchaus nicht die Fähigkeit, nur einen Augenblick ſeine etwas markirte Individualität zu verleugnen. Beſſer iſt Hr. Dirzka im ſerieuſen, als Held und Tyrann, wo ſeine wahrhaft ſchöne Figur ſehr imponirt. In dieſem Fache würde Hr. Dirzka gewiß einſt vieles leiſten, wenn er den ihm etwas anklebenden Wiener Provinzial-Dialekt ganz abzulegen ſtrebte.

Hr. Eilenſtein. Aushülfsrollen, alte Bediente.

Hr. Genaſt. Komiſche Alte, Wucherer, Böſewichte, ſingt auch in der Oper. Dieſem Schauſpieler iſt es nun zwar nicht vorzuwerfen, daß er das Streben nach dem Idealen übertreibe, wenn er nur nicht auf der andern Seite das Reale noch mehr realiſirte. Wirklich ſpielt Hr. G. ſeine Rollen mit einer gewiſſen Natur, aber leider nur mit keiner ſchönen. Sein Ton beſonders hat etwas ſehr Unedeles und Widerliches. Indeſſen glaube ich gern, daß Hr. Genaſt für eine gewiſſe Gattung niedrig-intriguanter Rollen nicht ohne Verdienſt iſt. Ueberhaupt hat Hr. Genaſt nicht genug hier ge-

spielt, um ihn genau beurtheilen zu können. Am besten hat er mir in den beyden Gefangenen als Kerkermeister gefallen, den er äußerst originell und brav giebt.

Hr. Graf. Väter, Helden, Tyrannen im Trauerspiel. Zärtliche und polternde Alte im Lustspiel. Diesen ächten Zögling der Göthischen Pflanzschule halte ich durchaus für unheilbar, und so scheint eigentlich jedes Wort der Kritik an ihm verschwendet zu seyn. Dennoch will ich seine Charakteristik nicht ganz surpassiren. Schon in der ersten Abtheilung wurde auf seine Predigt- und Singe-Manier hingewiesen, und wahrlich für diese Unausstehlichkeit war jene Geißel noch lange nicht strenge genug. Der Vortrag des Hrn. Graf ist durchaus nicht zu beschreiben, man muß ihn selbst hören, um einen Begriff davon zu erlangen. Er zerreißt nicht nur Perioden und zusammenhängende Worte, sondern, was fast unglaublich scheint — das einzelne Wort selbst. Er betont durchaus jede Sylbe, und so wird eigentlich gar keine betont. Sein Spiel steht zu seiner Declamation in der schönsten Harmonie. Ueberall Haupt- und Staats-Action, überall französische Marionetten-Manier, überall Gewicht und Bedeutung, und daher überall Unbedeutenheit. Ich mögte nur wissen, was Hr. Graf sich so eigentlich bey dieser Manier denkt? — Möge er ja Zeit

ſeines Lebens in Weimar bleiben, um nicht gar zu unangenehm von ſeinem Irrthume bekehrt zu werden. Es iſt wahrlich keine Uebertreibung, wenn ich behaupte, daß nicht ſo leicht Jemand gefunden werden möchte, der ſo mit eigener Hand die ihm verliehenen Naturgaben zerſtörte, als dieſer Mann. Sein Ton z. B. iſt von Natur weich, und er würde durch ihn, wie durch ſein paſſendes Aeußere, ein braver Künſtler im Fache der zärtlichen Alten geworden ſeyn, wenn er nicht eben dieſen Ton, um zärtlich zu ſeyn, zu wahren Klage- und Jammer-Klängen mißbrauchte, welche, anſtatt das Herz zu rühren, die Ohren zerreißen. So iſt er als Schrewsbury in der Stuart durch dieſe unleibliche Affectation durchaus unter aller Kritik. Komiſch, beſonders launig, darf er nun gar nicht ſpielen, wenn nicht dem Publikum die Laune verdorben werden ſoll. Auch weiß er ſich durchaus nicht zu coſtümiren, und ſein Anzug mit ſeinem Spiele und ſeiner Predigt-Manier verbunden, bringen, im hohen Trauerſpiele beſonders, oft auf den Gedanken, Hr. Graf wollte ſeine Rolle traveſtiren.

Hr. Malkolmi. Zärtliche und launige Alte. Auch dieſer Mann ſpielte zu ſelten, um ihn richtig würdigen zu können. Im Ganzen ſieht man, daß Hr. M. einſt recht brav geweſen, und noch lange für die Bühne brauchbar ſeyn

wird, wenn ihn sein etwas ungetreues Gedächtniß nicht ganz verläßt. Besonders hat dieser Künstler eine recht gute Conversation, in welcher ich nur etwas weniger Monotonie wünschte. Eine gewisse Kälte in dem Spiele des Hrn. M. ist wohl auf Rechnung seiner Jahre zu schreiben. Einige Rollen im Schauspiele gelangen diesem Veteran recht brav, aber der Cothurn ist durchaus seine Sache nicht.

Hr. Morhard, singt erste Tenorrollen. Seine Stimme an sich betrachtet ist gut, ja zuweilen sehr angenehm, obgleich das, was Hr. Morhard singt, nicht eigentlicher Tenor ist. Aber die eigentliche Kunst zu singen ist Hrn. Morhard durchaus fremd. Besonders offenbart sich diese Unkunde im Recitativ., dem Probirstein aller Sänger und Sängerinnen. Das Fach der Tenoristen ist indessen so selten, daß Hr. Morhard, trotz seiner großen Mängel, immer noch zu den guten gehören mag. Sehr zu wünschen wäre es, daß er sein Spiel cultiviren möchte, in welchem sich die Unbehülflichkeit des Anfängers gar zu unangenehm verräth. Auch wäre ein Tanzmeister Hrn. Morhard sehr nothwendig, um ihn seinen Körper gehörig tragen zu lehren.

Hr. Dels. Junge Helden, Liebhaber, Charakterrollen. Die Figur dieses jungen Mannes ist für sein Rollenfach äußerst vortheilhaft, er ist ziemlich regelmäßig gebauet,

und von einer recht angenehmen Gesichtsbildung, aber diese Naturgeschenke werden durch seine Kunst schlecht unterstützt. Auch Hr. Oels ist ein strenger Anhänger des Weimarischen Kunstseminar, und daher für jede andere Bühne verloren. Sein Spiel ist so steif und hölzern, als seine Declamation einförmig ist, welche letztere noch durch einen (wie es scheint) organischen Sprachfehler besonders unangenehm wird. Dieser junge Mann ist so verbildet, daß er uns nie auch nur eine Spur von dem darzustellenden Charakter zeigt, sondern überall nur sein liebes Ich spielt. In Carlos, Egmont, Mortimer, und in unzähligen andern Rollen unterscheidet ihn bloß und allein das Kleid, und oft auch das nicht einmal. Da ist an keine Nüance, an kein Auffinden einer Eigenthümlichkeit auf die entfernteste Weise zu denken. Alle seine Rollen werden von ihm nicht gespielt, sondern mit Pathos gelesen, und in den verschiedensten Situationen mit denselben Haupt- und Staats-Actionen begleitet. Dazu accentuirt er häufig sehr falsch, und läßt sich überaus viele Sprachschnitzer zu Schulden kommen. Bleibt Hr. Oels auf dieser Bahn, so bedauere ich ihn von ganzem Herzen, und beklage sein Geschick, daß seine jugendliche schöne Anlagen gleichsam so verdorren, und ihn auf immer zur Marionette werden ließ.

Hr. Reinhold, spielte hier sehr wenig, mehrentheils aber Alte. Es ist indessen nicht zu läugnen, daß er selbst kleine Rollen zu charakterisiren wußte und überall Routine zeigte. Aber sehr unangenehm ist die Gewohnheit Hrn. R., immer die letzten Sylben zu verschlucken, wodurch oft der Sinn einer Rede ganz verloren gehet. In Lauchstädt sah ich von diesem Schauspieler den Buchhalter Fest in Neue und Ersatz, und war von seinem Spiele sehr befriedigt.

Hr. Rötsch hatte nur eine einzige kleine Rolle, in welcher er sich demohngeachtet sehr zu seinem Vortheil auszeichnete.

Hr. Strobe, Tenorist. Seine Stimme ist nicht unangenehm, aber überaus schwach und ungelenk. Ueberhaupt ist Hr. Strobe den ersten Tenor-Parthieen nicht gewachsen, und thäte wohl, durchaus zweyte Parthieen zu übernehmen, in welchen er um so mehr Glück machen werde, da diese Parthieen in der Regel mehr Spiel, als die erstern erfordern, und Hr. Strobe nicht ganz ungewandt auf der Bühne ist. Seine Figur ist so vortheilhaft als seine Gesichtsbildung einnehmend; nur mit dem Tragen der Arme ist dieser junge Mann beständig sehr brouillirt.

Hr. Strohmeyer, erster serieuser Bassist. Dieser Liebling Polyhymniens gehört zu den seltenen Sängern, welche den schönsten Umfang der Stimme mit der einnehmendsten

Lieblichkeit verbinden. Was besonders die vortreffliche Stimme des Hrn. Strohm. zur seltenen erhebt, ist die für einen Bassisten fast wunderbare Höhe, und die unbeschreibliche Sicherheit der entferntesten Uebergänge von Höhe zur Tiefe, und so umgekehrt. Die allgemeine Stimme versichert, daß er nur mit dem einzigen, (bereits verstorbenen,) Maurer verglichen werden könne, welcher zwar nicht diese Höhe, aber mehr Tiefe gehabt haben soll. Ewig Schade ist es, daß der Gesang Hrn. S. nicht in einer guten Singeschule ausgebildet, und die verschwenderische Natur von der sprö-den Kunst nicht schwesterlicher unterstützt wurde. Ich wünsche, hier nicht mißverstanden zu werden! Es mag immerhin seyn, daß Hr. Strohm. vollkommen musikalisch ist, demohngeachtet aber scheint ihm die eigentliche Singe-Schule zu fehlen, welches besonders in den Recitativen um so bemerkbarer wird, da Hr. S. auch den Mangel an Schule nicht durch tiefes und richtiges Gefühl ersetzt. Auch in den Zweygesängen, mit Demoiselle Jagemann, (als z. Beysp. in Camilla,) tritt dieser Mangel an artistischer Bildung um so mehr hervor, als jeder Tact dieser gebildeten Sängerin, von der vortrefflichsten Methode und dem tiefsten Gefühle zeigt. Für einen jungen Mann, wie Hr. S., ist es noch immer nicht zu spät, das Versäumte nachzuholen, es wäre

daher sehr zu wünschen, daß Hr. Strohmeyer seine vortrefflichen Anlagen in Frankreich und Italien auszubilden suchte. Gewiß, er würde dann mit jedem Ausländer wetteifern können!

Das Spiel Hrn. S. verräth den Anfänger, und seine schöne männliche Figur weiß er noch lange nicht vortheilhaft zu benutzen: allein auch dieses läßt sich durch Fleiß und guten Willen überwinden.

Hr. Unzelmann. Junge Liebhaber, naive Bursche, niedrig-komische Rollen, singt auch eine Art von Bariton. Dieser junge Mann hat recht viele Natur-Anlagen, und könnte durch die Mannichfaltigkeit seines Wirkungskreises ein für die Bühne sehr brauchbares Subject werden, wenn — er schnell umkehrte, und den rechten Weg beträte. Bis jetzt ist er ganz von der Straße ab, und auf dem besten Wege nicht nur zur Mittelmäßigkeit, sondern zur Unerträglichkeit. In gutmüthigen naiven Burschen könnte Hr. U. excelliren, wenn er nicht jedesmal eine Prätension mitbrächte, die mit der Unbefangenheit jener Charaktere höchst widerlich contrastirt, und ihn jedem Gebildeten in solchen Rollen unausstehlich macht. Eine gewisse Art von Trotz und Unart scheint ihm so eigenthümlich zu seyn, daß er diese Individualität durchaus in keiner Rolle verläugnen kann. Dabey leuchtet aus seinem Spiele die leidenschaftliche Sucht, zu gefallen und be-

merkt zu werden, so deutlich hervor, daß dem Spiele dadurch alles Interesse entzogen wird, und man aus Verdruß über den eitelen Schauspieler sich ärgerlich von dem darzustellenden Charakter abwendet. Als Beyspiel will ich nur Faniska anführen, wo Hr. Unzelmann einen gutmüthigen edelen Jungen darzustellen hat, und uns an dessen Stelle einen trotzigen, gemeinen und faden Spaßmacher auftischt. Zärtliche Liebhaber und Anstandsrollen sollte er nun ganz meiden, denn diese scheinen mit seinem ganzen Wesen, so wie mit seiner Bildung, im directen Widerspruche zu stehen. Charaktere, in welchen sich eine gewisse rohe Prahlerey ausspricht, als z. B. den Thomas in Järy und Bätely, trifft er in seiner Verkehrtheit noch am besten. Sein Gesang ist ein Lobgesang auf die Geduld des Publikums. Seine Kehle ist eine Niederlage von falschen und übelklingenden Tönen, und dennoch erdreustet sich Hr. U. Bravour-Arien einzulegen, ja selbst einem Don Juan zu singen. Nur indem dieser junge Schauspieler aller Prätension und Unart auf der Bühne entsagen möchte, könnte er, ich wiederhole es, im naiven und komischen Fache dereinst etwas vorzügliches leisten. Aber es ist wahrlich die höchste Zeit, den Dämon auszutreiben!

Hr. Wolf, spielt junge Helden und Liebhaber, auch Charakter-Rollen. In dem Spiele

dieſes jungen Mannes ſpricht ſich eine mehr als gewöhnliche Bildung aus, und der gute Anſtand hört keinen Augenblick auf, ſein Begleiter zu ſeyn. Man merkt es jedesmal, daß er ſeine Rollen im ſtrengſten Sinne des Wortes ſtudiert habe, und bedauert nur, daß die Natur ihn etwas ſtiefmütterlich behandelte, indem ſie ihm Kraft und Fülle verſagte; noch mehr aber, daß ſein reiner Kunſtſinn augenſcheinlich durch die Weimariſche Schule mißleitet wurde. Auch er iſt bereits dahin gebracht, die verſchiedenſten Charaktere bloß durch das Coſtüme zu diſtinguiren, und Leben in tödtendes Wortgepränge vertönen zu laſſen; auch er überläßt ſich leeren nichtsſagenden Bewegungen, welche mehr den Tanzmeiſter als den darzuſtellenden Charakter verrathen. Uebrigens fehlt es ihm, wie ſchon erwähnt, für das hohe Trauerſpiel durchaus an Kraft und Leben, und ſelbſt ſein Ton verräth Kränklichkeit. Einzelne Rollen dieſes jungen Mannes, als z. B. ſein Taſſo, beweiſen deutlich, was unter andern Umſtänden aus dieſem gebildeten Manne hätte werden können.

So weit die Charakteriſtik der einzelnen Individuen, welche ich ſämmtlich bitte, den Gedanken, als hätte mich Animoſität bey den oft etwas harten, aber darum nicht minder wah-

ren Urtheilen, geleitet, gänzlich zu verbannen. Ich ſtehe mit keinem dieſer Herren und Damen auch nur im mindeſten Rapport, und habe ſolche, (mit Ausnahme der Mad. Teller, die ich früher in Regensburg ſah) ſelbſt von der Bühne herab hier und in Lauchſtädt zum erſtenmale geſehen. Ich wünſche herzlich, daß ſämmtliche Herren und Damen aus dieſer Charakteriſtik ſowohl, als aus der folgenden Reviſion, deutlich erkennen mögen, daß es mir bloß darum zu thun war, ſie aus dem ſchädlichen Schlafe zu wecken, in welchen glattzüngige Schmeichler aus kleinlichen Nebenabſichten ſie einlullten, um bey der erſten ſchicklichen Gelegenheit ſie um ſo ſchmerzlicher züchtigen zu können. Daß dieſes Wecken meinerſeits zuweilen etwas unſanft war, liegt in der Sache ſelbſt, ſo wie es in der Billigkeit lag, die Prätenſion und Unart einzelner Mitglieder, welche ſich, wie es ſcheint, über das beſſere Publikum, ſo wie über jede Kritik erhaben dünken, ohne Schonung zu geißeln.

Dritte Abtheilung.

Revision und Kritik sämmtlicher Darstellungen der Weimarischen Hofschauspieler-Gesellschaft in Leipzig.

Am 24sten May eröffnete die Gesellschaft die Bühne mit Schillers Don Karlos, dem ein Prolog, von Göthe verfaßt, und von Mad. Wolf gesprochen, voranging. Ueber den Werth dieses Prologs selbst ist bereits in der ersten Abtheilung einiges gesagt worden, worauf ich mich hier im Ganzen beziehen muß; nur so viel will ich hier noch erwähnen, daß der Inhalt dieses ganzen Prologs in den drey Sylben: plaudite! zu fassen wäre, daß aber diese komische Naivität sich hier sehr pretentiös ausspricht. Doch ist der als Eingang gebrauchte, (obgleich ziemlich abgenutzte) Vergleich des Theaters mit einem Schiffe, welches von den Wellen umhergetrieben wird, hier von

von tiefem Sinn, denn wirklich fehlt es dieſem Theater an einem tüchtigen Steuermann, um es ſicher an den Klippen und Untiefen Griechenlands vorbeyzuleiten. Dieſer für einen Göthe noch weniger als mittelmäßige Prolog, wurde auch von Mad. Wolf höchſt mittelmäßig geſprochen, welches aber der Aengſtlichkeit, welche mit der erſten Erſcheinung vor einem neuen Publiko nothwendig verknüpft ſeyn muß, ſehr zu verzeihen iſt. — Nun zur Darſtellung des Stückes.

Was das Stück ſelbſt betrifft, ſo darf ich, deſſen Vortrefflichkeiten unbeſchadet, doch an das erinnern, was der Verfaſſer in ſeinen eigenen Briefen darüber urtheilte: daß nämlich ein Mißverhältniß darin walte, daß er an den verſchiedenen Schickſalen, die während der Ausarbeitung über ſeine Art zu denken und zu empfinden ergangen wären, Antheil genommen, und neue Ideen die frühern verdrängt haben u. ſ. w. *) welches Urtheil durch das Stück ſelbſt eben ſo ſehr beſtätigt wird, als man es dem Ganzen deutlich anmerkt, daß es nach dem eifrigſten Studium der kantiſchen Philoſophie ſeine erſte dramatiſche Arbeit war. Wirklich walten viele Mißverhältniſſe in dieſem Stücke, aber — ubi plura nitent — — — — — —

*) Kl. Schr. I, 263 ff.

Philipp der Zweyte, König v. Spanien, Hr. Graff. Schon das erste Auftreten dieses Mannes erinnerte mich an den König im travestirten Hamlet, den ich vor einigen Jahren von einer reisenden Gesellschaft aufführen sah. Wer aber weder diese Travestie noch Hrn. Graff gesehen, der darf sich nur an irgend eine altmodische Tapete erinnern, die er etwa in seiner Jugend gesehen, worauf gewöhnlich alte Könige eingewirkt oder abgemalt sind, und Hr. Graff steht leibhaft vor ihm. Dieser fatale Eindruck, den Hr. Graff auf mehrere im Publikum machte, lag hauptsächlich daran, daß sein Costüme so mesquin als unrichtig und unvortheilhaft war. Ein so buntschäckig bekleideter König mußte ja unwillkührlich an den zusammengeflickten Lumpenkönig im Hamlet erinnern. Hr. Christ, von dem wir diese Rolle sehr oft sahen, ist zwar auch nie reich genug, aber doch einfach und anständig gekleidet, und beleidigt so wenigstens das Auge nicht.

Was das Spiel betrifft: so mußte Hr. G. diese Rolle weder studirt haben, noch mit dem Charakter des Philipp historisch bekannt seyn, sonst würde, anstatt daß sich uns ein pathetischer Komödien-König mit lächerlichen Haupt- und Staats-Actionen ausstaffirt zeigte, ruhige Würde, zuweilen nur von nagendem Argwohn unterbrochen, der Charakter sei-

ner Darſtellung geweſen ſeyn. Ein Philipp, der bey der Bothſchaft von dem Untergange einer unüberwindlichen Flotte ganz kalt ſagen konnte: „Gottlob, daß ich noch Quellen und Kräfte genug habe, dieſe Flotte zu erſetzen,“ und ſo ganz ruhig die Feder nahm, um ein angefangenes Schreiben zu vollenden, der wird nicht wie ein Dragoner in der Schenke poltern, wenn er die Königin unvermuthet allein erblickt, ſondern mit verbiſſenem Grimme und ſcheinbarer Ruhe ſeine Befehle ausſprechen, welche ſo furchtbarer tönen werden, als ſich erzwungene Ruhe in ihnen ausſpricht. Hr. Graff polterte hier ſchon wie ein Beſeſſener, wen konnte es daher befremden, daß er uns in den folgenden Acten noch mehr ſeine Lungen-Kräfte bewies. Und nun dieſe Art zu ſprechen, dieſes Zerreißen ſogar der einzelnen Worte, nein, man muß dieſe Ohren-Marter ausgehalten haben, um ſich einen Begriff davon machen zu können! — Schillers Philipp muß man haſſen und fürchten — dieſen Philipp konnte man nur — belachen. Und nun genug von dieſer karrikirten ſpaniſchen Majeſtät, von der man Bogen vollſchreiben könnte, wenn dieſes Geſchäfft nicht gar zu unangenehm wäre.

Eliſabeth, Demoiſ. Jagemann. Dem. Jagem. ſpielte die Königin recht brav, aber nur nicht dieſe Königin. Man vermißte an ihr jene zarte Weiblichkeit, jene ſanfte Ho-

heit, die Schiller seiner Elisabeth gab. Selbst die etwas leichtere Etiquette des französischen Hofes, von welcher sich Elisabeth auch in Spanien nicht lossagen konnte, sprach sich bloß in Schillers Worten aus, ohne durch das Spiel der Darstellerin nüancirt zu werden, und so ging der schöne Contrast zwischen spanischer Sitte und der des Auslandes ganz verloren. Die so bedeutende Scene, wo die Königin Don Carlos und Alba fechtend überrascht, hatte Demois. Jagemann sicher nicht ganz durchdacht: sonst hätte sie unmöglich die zwey Worte: „Herzog Alba!“ so ganz ohne Bedeutung hinwerfen können. Demois. Jagemann war sehr geschmackvoll gekleidet.

Don Carlos, Herr Oels. Es kam Hrn. Oels sehr zu statten, daß dieß seine erste Rolle in Leipzig war, und wir noch von seiner Gabe nichts wußten, alle seine Rollen auf das täuschendste zu identificiren. Demohngeachtet aber war seine Steifheit so wie sein geregeltes Pathos höchst unerträglich. Der Haufe freylich, der durch einige Hyperbolder verleitet wurde, die Mitglieder der Weimarischen Gesellschaft für übermenschliche Wesen zu halten, ließ auch Hrn. O. fühlen, wie er Halbgötter zu achten verstünde, der unbefangene Beobachter aber — konnte nur lächeln und schweigen. Hr. O. gab uns nicht etwa den feurigen,

großherzigen, liebenden Königssohn, wie Schiller ihn vorzeichnete — nein, er begnügte sich, einen Prinzen darzustellen, der, gleich einer Drathpuppe, die Arme auf das regelmäßigste hob, und sinken ließ, und Schillers schöne Worte im Predigertone herdeclamirte, ohne Nüance, ohne Abstufung, ohne Schattirung, bloß einer elenden Manier fröhnend. Die einzige Scene, die Hr. Dels noch erträglich spielte, war die, wo er dem Könige, seinem Vater, sich nähern will, um nach Flandern gehen zu dürfen. Desto schlechter aber gab Hr. Dels die schöne Scene im Kerker, nachdem Posa erschossen ist. Ein solches Ueberspringen von der höchsten Wuth bis zur Langsalmischen Ruhe ist mir im Trauerspiele noch nicht vorgekommen, und war mir daher als Seltenheit äußerst merkwürdig. In der letzten Scene, wo Carlos sich den Dolch in die Brust stößt, ergriff Hr. Dels diesen verborgenen Dolch schon vor dem Anfange seiner Rede, schwang solchen sogar einigemal in die Höhe, und erstach sich dann ganz pathetisch. Wie lächerlich diese Scene dadurch wurde, daß die Umstehenden bey dieser Vorbereitung sich ganz ruhig verhalten mußten, und sich natürlich dann erst bestürzt zeigen konnten, als es zu spät war, springt in die Augen. Auch die Kleidung des Hrn. Dels war äußerst ärmlich.

Herzog Alba, Hr. Deny. Der einzige Umstand, der uns die Pein erträglich machte, diese Rolle, die unser Ochsenheimer zum Bewundern schön spielte, vom Hrn. Deny verhunzen zu sehen, war, daß glücklicherweise das Hauptsächlichste dieser bedeutenden Rolle weggestrichen, oder von Hrn. Deny ausgelassen war. Wir hatten indessen an dem Wenigen, was übrig blieb, vollkommen genug, und konnten leicht aus diesem Pröbchen die Talente des Hrn. D. beurtheilen. Hätte Hr. Deny nur eine Idee seiner Rolle gehabt, so hätte man ihn, da sein Costüme sowohl als seine Figur überhaupt, für diese Rolle recht vortheilhaft war, vielleicht noch leidlich finden können; aber so war seine Darstellung wirklich nicht zum Ansehen. Was sich nur Hr. Deny bey der Rede im zweyten Acte gedacht haben mag, wo er dem König seine Treue versichert, und welche sich mit den Worten: „Wie Gottes Cherub" ꝛc. anfängt? — diese sprach Hr. Deny gerade wie nach dem Schlage der Trommel! — Sein Betragen gegen Carlos war nicht stolz, sondern wahrhaft pöbelhaft. Auf diese Art läßt ein Alba wahrlich sein Uebergewicht nicht fühlen! Mit einem Worte, Hr. Deny darf sich an solche Rollen um so weniger wagen, da es schon in dieser Darstellung in tausend Kleinigkeiten sichtbar wurde, daß er noch Anfänger im strengsten Sinne des Wortes ist.

Herzog v. Feria, Hr. Strobe. Hier eine unbedeutende Rolle.

Graf v. Lerma, Hr. Malkolmi. Obgleich diese Rolle an und für sich ganz ohne Bedeutung ist: so kündigte sich Hr. Malkolmi in ihr durch sein einnehmendes Organ recht vortheilhaft an.

Herzogin Olivarez, Mad. Teller, war so schön als richtig costümirt, und zeigte sehr vielen Anstand.

Prinzessin Eboli, Mad. Wolf. Einige Scenen gelangen dieser Künstlerin meisterhaft, worunter ich besonders die mit dem Carlos rechne. Nicht so gut gelang ihr der folgende Monolog, wo man es ihr deutlich ansah, daß sie Beyfall erzwingen wollte, und daher eine reizende Weiblichkeit, welche dieses liebende Mädchen doch nicht verläugnen darf, männlichen Bewegungen voller Kraft und Aufwand aufopferte, welche denn freylich ihre Wirkung bey dem großen Haufen nicht verfehlten. Ueberhaupt hatte ich in der Folge Gelegenheit zu bemerken, daß Mad. Wolf ihre zuweilen wirklich schöne Formen durch eine gewisse Männlichkeit in ihrem Spiele, welche sich sogar auf ihre Bewegungen erstreckt, sehr unsanft — ja ich möchte sagen, sehr hart, unterbricht. Das Costüme der Mad. Wolf war im ersten Act durchaus falsch, hingegen war das Re-

gligée, in welchem sie den Prinzen erwartete, so passend als geschmackvoll.

Marquisin v. Mondekar, Demois. Engels. Diese Rolle ist ziemlich unbedeutend, und wurde auch so dargestellt.

Marquis v. Posa, Hr. Wolf. Man kann es Hrn. Wolf nicht absprechen, daß er diese schwere Rolle zum Theil einsah und richtig auffaßte, aber auch nur zum Theil. Posa hat eine gewisse Verläugnung, ein gewisses Stoa, das ihn über alle Verhältnisse erhaben erscheinen läßt. Die unzertrennliche Gefährtin dieses Stoa ist eine gewisse Sicherheit in seinem ganzen Wesen, welche nothwendig wieder eine gewisse Superiorität mit sich führt. Diese aber scheint Hr. Wolf durchaus nicht gehabt zu haben, wenigstens zeigte seine Darstellung vom Gegentheil. Man sah wohl den Märtyrer der Freundschaft, allenfalls auch wohl den Mann, der den Muth hatte, Philipps Ungnade zu ertragen, dieses alles aber ging nur im Einzelnen, und mehr aus den Worten des Dichters, als aus dem Ganzen der Darstellung hervor. Bey dem Mangel dieser nothwendigen Sicherheit und gänzlichen Superiorität über Personen und Verhältnisse kann man schon das unbegrenzte Vertrauen der Elisabeth nicht begreifen, noch weniger aber Philipps Herablassung. Einzelne Scenen würden vom

Herrn Wolf recht durchdacht gegeben, besonders die mit dem Carlos im Carthäuser-Kloster.

Domingo, H'r. Becker. Es giebt für den Schauspieler keine schwierigere Aufgabe, als einen feinen gewandten Bösewicht so darzustellen, daß dem Zuschauer die Möglichkeit einleuchtend wird, sich von einem solchen täuschen zu lassen. Diese Aufgabe zu lösen, werden tiefe Blicke in das menschliche Herz erfordert, ja ich möchte sagen, eine gewisse angeborne Psychologie. Hr. Becker konnte in der wirklich schwierigen Rolle des Domingo um so weniger befriedigen, da er nicht nur intriguant seyn, sondern auch scheinen wollte, und so jede Täuschung zerstörte. Die Hauptschwierigkeit dieser Charaktere liegt besonders darin, daß, obgleich ihre Darstellung ohne die täuschendste Maske der Rechtlichkeit gar nicht denkbar ist, dennoch der Dämon der Bosheit zwar leise, aber deutlich auch schon durch die Hülle hervortreten muß. Dieses konnte aber, wie man leicht begreifen kann, durch das Bestreben des Hrn. Beckers auch schon durch die Maske die Bosheit grell zu marquiren, nicht erreicht werden. Uebrigens accentuirte Hr. Becker überaus falsch, und war für einen königlichen Beichtvater äußerst schmutzig gekleidet.

Der Prior eines Karthäuserklosters. Diese zwar kleine, aber keinesweges unbedeutende Rolle vernachläßigte Hr. Genaſt augenscheinlich. Das Wenige, was Schiller diesem Prior in den Mund legte, ist ergreifend schön, es that mir daher sehr leid, daß Herr Genaſt diese Rolle bloß ihrer Quantität nach gewürdigt zu haben schien, und die schönen Worte so nachläßig aussprach. Auch kann ich die Unschicklichkeit, die Hr. Genaſt dadurch beging, den Karthäuser mit einem gepuderten Titus-Kopf, der halb durch die schwarze Kapuze bedeckt war, zu spielen, nicht ungerügt lassen.

Dieses wären denn die bedeutenden Rollen des Stückes, welche durch weniger bedeutende in so fern recht gut unterstützt wurden, daß alles recht rasch in einander griff. Ueberhaupt war es erfreulich zu bemerken, daß alle Personen ihre Rollen besonders gut memorirt hatten, und es that überaus wohl, nicht jeden Augenblick durch die laute Einhülfe des unterirdischen Orakels gestört zu werden. Man mußte aber um so mehr bedauern, daß, indem das Mechanische der Darstellung sehr sorgfältig cultivirt war, das Intellectuelle, die Seele, im Ganzen so sehr vermißt wurde.

Dienstag, den 26sten: Camilla, Oper in 3 Aufz. mit Musik v. Paer.

Ueber den musikalischen Werth dieser Oper herrscht wohl kein Zweifel mehr, die belebende Charakteristik der Composition zeugt deutlich, daß der Componist nicht bloß die mathematischen Regeln des Generalbasses versteht, sondern mit ganzer Seele in die Tiefen seiner Kunst eingedrungen ist. Auch ist das Sujet der erhabenen Musik nicht unwürdig, und wenn diese Oper nur an wenigen Orten Glück machte: so war wohl hauptsächlich die Unvollkommenheit der Darstellung daran schuld, die in mehr als einer Rücksicht zu den schwierigsten zu zählen seyn dürfte. Doch wir wollen nun sehen, wie weit diese im vorliegenden Falle glückte, und das Spiel wie den Gesang der einzelnen Personen unbefangen zu beurtheilen suchen.

Graf Uberto, Hr. Strohmayer. Mächtig überraschte Hr. S. diesen Abend durch die Biegsamkeit so wie durch den seltenen Umfang seiner schönen Baßstimme, und entzückte schon durch seine ersten Arien alle Zuhörer. Nur entging es dem Musikkenner nicht, daß Herr Strohmayer, wie bereits in der 2ten Abtheilung erwähnt, in der eigentlichen Singekunst noch zurück sey, welches besonders in den Recitativen, und in den Duetten mit der himmlischen Camilla, Demois. Jagem. bemerk-

bar wurde. Da Hr. Strohmayer, wie bereits erwähnt, als Schauspieler noch durchaus Anfänger ist, so ist sehr leicht zu erachten, daß er in der Darstellung dieser schwierigen Rolle durchaus nicht Genüge leisten konnte. Besonders vermißte man in dem schönen Duette zwischen Camilla und Uberto, welches von Demois. Jagemann so meisterhaft gespielt als gesungen wurde, so manche Nüance, auf welche die Composition ganz genau berechnet ist, und hierin gleichsam nur als Relief dienen sollte. Auch war die Maske des Hrn. Strohm. bey weitem nicht charakteristisch genug. Ein Uberto darf durchaus kein blondes Haar, dieses ziemlich allgemein angenommene Kennzeichen der Sanftmuth, haben. Auch hatte sein Anzug etwas Enges, Knappes — mit einem Worte Aermliches. Indessen muß ich gestehen, alle diese Mängel erschienen nur dann erst, wenn Hr. Strohm. zu singen aufhörte, und wurden durch seine Zauberstimme jedesmal gleichsam verwischt.

Camilla. Demois. Jagemann. Was kann man von dem Spiel sowohl, als dem Gesang dieser Künstlerin mehr sagen, als daß es vollkommen war! Ich glaube, das ist das Größte, was man sowohl von einem Kunstwerke, als von jeder Sache in der Welt überhaupt sagen kann, und doch ist es hier nicht zu viel! Demois. Jagemann hatte in ihrer heutigen

Darstellung die höchstmöglichste Vollkommenheit erreicht. Schon ihr erster Jammerton, der die leidende noch unsichtbare Mutter ankündigte, ließ etwas außerordentliches erwarten, und wahrlich, man wurde nicht getäuscht. Das Herrliche in dem Spiel der Demois. Jagemann lag besonders darinn, daß sie, gleichsam um die ächte Künstlerin zu beurkunden, bey aller Wahrheit ihres trefflichen Spieles, sich dennoch nie ganz gehen ließ, immer die Natur veredelte, und dem Schönen nie entsagte. Und dieses Spiel nun von solchen Zaubertönen unterstützt, und durch Recitative versinnlicht, deren Werth noch durch die hohe Kunst des lebendigsten Vortrages erhöhet wurde, o, dieß muß man gesehen, gehört, genossen haben, um sich nicht zu wenig davon zu denken. Auch fühlte das Publikum dieses lebhaft, und bezeugte der Künstlerin seinen Dank durch das einmal bey solchen Gelegenheiten zur Sitte gewordene Hervorrufen nach Endigung des Stückes.

Adolfo, (Sohn der Camilla), Sophie Teller. Diese Knabenrolle wurde durch dieses Kind so gut dargestellt, als man es gewiß selten bey einer Bühne finden wird. Auch verräth diese Kleine, wie bereits in der 2ten Abtheilung erwähnt ist, sehr viel Talente zum Singen. Nur hätte ich gewünscht, das kleine Recitativ wäre weniger gekünstelt gewe-

sen, weil sich dann das Einlernen nicht so grell verrathen, und das Interesse an dieser schönen Stelle vermindert haben würde. Eine weite Kleidung wäre dem Knaben angemessener gewesen, als sein steifer Pagenhabit.

Loredano, Hr. Strobe. Dieser junge Mann kann auf den Namen eines ersten Tenoristen durchaus keinen Anspruch machen, und seine Unfähigkeit kündigte sich in dieser so schweren Singparthie um so deutlicher an. Die schwersten Passagen und Colloraturen, welche aber mit einer Stärke vorgetragen werden müssen, daß weder ein leises Accompagnement des Orchesters, noch die schwache Begleitung der Chöre sie übertäubet, sahen wir nur von Hrn. Strobe, (an der Oeffnung seines Mundes nämlich,) und diejenigen, welche er ohne Begleitung allein sang, hätten wir eben so lieb nicht gehört. Sein Spiel war mittelmäßig, sein Anzug passend.

Cola. Hr. Dirzka. Man kam fast in Versuchung, Hrn. Dirzka, (besonders da es an diesem Tage etwas heiß war) des Aufwandes wegen zu bedauern, welchen er daran setzte, Lachen zu erregen. Wie dergleichen Bemühungen belohnt werden, weiß jeder Sachkundige, ja auch jeder nicht Sachkundige. Sowohl im Anzuge als im Spiele übertrieb Hr. D. bis zum Eckel, und verfehlte daher seinen

Zweck ganz. Ich kann bey dieser Gelegenheit einige Bemerkungen über die beschränkten Ansichten der meisten Schauspieler nicht unterdrücken. Gewöhnlich haben sie alle nur ihre Rollen, als ein aus dem Ganzen gerissenes Einzelnes, vor Augen, und das, was sie gewöhnlich Studiren nennen, ist nichts, als das lächerliche Bestreben, dieser ihnen zugetheilten Rolle die möglichst glänzende Seite, gleichviel ob auf Kosten des Ganzen, abzugewinnen. Besonders aber sind es die oft mit Recht so genannten Bouffos, welche durchaus keine Ansicht statt finden lassen wollen, und sich durchaus nicht darum bekümmern, zu welcher Gattung das Ganze zu zählen ist, in welchem sie die Einzelnheit repräsentiren sollen. Dieß war auch der Fall heute mit Hrn. Dirzka. Die Oper Camilla hat, was einem schon bey einer oberflächlichen Ansicht nicht entgehen kann, durchaus den Charakter der Ballade, dieß hat auch der Componist lebhaft gefühlt, und durch seine treffliche charakteristische Composition deutlich an den Tag gelegt. Nun darf aber in dem Ganzen einer Ballade durchaus keine komische Einzelnheit statt finden, ohne das Ganze verdrießlich und widerlich zu stören. Auch ist in dieser Oper kein Komiker, auch der Cola ist es nicht, sondern nur ein Furchtsamer, und um selbst dieser Furcht jeden Schein des Komischen zu benehmen, wird

sie mehrentheils bloß gegen höhere Wesen, gegen Geister oder Gespenster, geäußert. Dieß schien aber Hr. Dirzka nicht zu ahnden, sondern gab sich alle Mühe, durch abgedroschene Bouffonaden und die seltsamsten Bocksprünge Lachen zu erregen; aber selbst diesen Zweck konnte Hr. D. nur höchst selten erreichen, indem ihm durchaus die eigentliche komische Ader mangelt. — Sein Anzug wäre für einen Caspar Larifari allenfalls passend gewesen, für einen Cola aber unter aller Kritik.

Gennaro, Hr. Deny. In dieser kleinen Rolle sühnte Hr. Deny den Groll, den das Publikum von der ersten Vorstellung her gegen ihn hätte, in etwas. Er spielte und sang ganz leidlich, und hatte sich recht hübsch costümirt.

Ghitta, Demoiſ. Silie. So artig auch dieses Röllchen von Demoiſ. Silie gespielt wurde: so unzufrieden war man doch, die schöne naive Arie im ersten Act zu vermissen, welche Demoiſ. Silie, ich weiß nicht, aus welchen Ursachen, wegließ. Auch sie war recht artig gekleidet.

Lienzo, Hr. Genaſt. Man merkte diesen Abend, daß Hr. G. weder musikalisch sey, noch seine Singparthie fest gelernt hatte, denn er sang kaum drey Tacte ohne zu fehlen.

Ein

Ein Officier. Hr. Eilenstein, annoncirte sich durch einen kräftigen Bierbaß.

So vortrefflich auch einzelne Parthien dieser Oper executirt wurden: so schlecht ging doch das Ganze. Die Chöre, welche ohnehin nicht der bedeutendste Theil dieser schönen Composition sind, gingen zum Erbarmen, und wurden eben so schlecht gespielt als gesungen; ich sage gespielt, denn diese Chöre müssen durch sehr bedeutendes, feines Spiel ausgefüllt werden, und nicht durch leere Grimassen, oder unpassendes Gelächter, welches sich besonders einige Damen sehr zu Schulden kommen ließen, und sich dessen wahrhaft zu schämen haben.

Donnerstag den 22ten: Die Mitschuldigen. Lustsp. in 3 Aufzügen v. Göthe. Hierauf das Gesindel, ein Lustspiel in Versen v. Kotzebue.

1) Die Mitschuldigen.

Ueber den Werth des Stückes selbst, ist bereits einiges in der ersten Abtheilung angedeutet worden, ich gehe zur Darstellung über.

Der Wirth, Hr. Becker. Dieser Wirth soll zwar neugierig, aber nicht langweilig seyn,

das wollte Göthe gewiß nicht haben, obschon Hr. Becker sich alle Mähe gab, durch sein unausstehliches Gezerre und Gedehne, wodurch er seine Sprache widerlich genug zu karrikiren suchte, und durch seine Pausen ohne alle Bedeutung, Mitspieler und Publikum zu ennuyiren. Ich wiederhole es, eine so widerliche Art zu sprechen ist mir noch nicht vorgekommen. Auch war die Maske des Hrn. B. etwas gar zu grell. Als Regisseur fällt es Hrn. Becker doppelt zur Last, daß im 3ten Akt der Stuhl, ah dem der Wirth sein Müthchen kühlt, um Staub hervor zu locken, so eingekreidet war, daß er schon vom Anfange des Aktes jedem in die Augen fiel, und so die wirklich ächt komische Scene in ein possenhaftes Theaterspiel verwandelt wurde.

Sophie, Dem. Silie. Im Ganzen spielte Dem. S. sehr gut, wenn gleich hier und da ihr etwas mehr Leichtigkeit zu wünschen gewesen wäre, wodurch zugleich manches Schlüpfrige des Dichters verwischt worden wäre.

Söller, Hr. Unzelmann. Wahrlich, diese Vorstellung dürfte nur einige Wochen später statt gefunden haben, wo man schon von dem Wahn, als wären die Eleven des berühmten Kunst-Seminars höhere Wesen, ziemlich zurückgekommen war, und Hr. Unzelmann wäre —

nicht so weggekommen. Ich möchte nur wissen, wie einem Göthe zu Muthe seyn muß, bey dem Anblicke eines solchen Greuels? — Was Hr. Unzelmann aus dieser Rolle eigentlich machte, kann ich nicht beschreiben, genug, seine Darstellung war ein Compositum aller möglichen Widerlichkeit und Unschicklichkeit. Seiner Kleidung und seinem Aeußern nach, hätte man ihn für einen besoffenen Schneider halten müssen, und in seinem Spiel lag die gemeinste Brutalität, die jedesmal nur unter der Hefe des Volkes zu finden ist. Wie sehr aber Sophie durch die Verbindung mit einer solchen gemeinen Carrikatur an Interresse und Achtung verlieren muß, wird jedem klar seyn. Indessen Hr. Unzelmann spielte für sich, was ging ihm das Ganze an! Nur ist es unverzeihlich, daß er sich selbst als Einzelnheit nicht vortheilhafter zeigte. Mit einem Worte, Hr. Unzelmann wußte gar nicht, was er mit dieser Rolle anstellen sollte, er verstand sie nicht, und er wirft ein schlechtes Licht auf die Einsicht der Regie, daß solche Mißgeburten nicht in der Geburt, (bey den Proben) erstickt werden.

Alceste. Hr. Wolf. Man hörte, daß Hr. Wolf seine Rolle verstand, und wußte es ihm besonders Dank, durch sein Spiel so manche Härte des Verfassers gemildert zu haben. Nur hätte man gewünscht, daß Hr. W.

dem Charakter des Lustspiels mehr entsprochen, das ist, im Ganzen leichter gespielt hätte.

---

2) Das Geständniß.

Ich muß gestehen, daß ich nach der im Ganzen so unvollkommenen Darstellung des ersten Stückes, und nachdem ich die Rolle der Henriette von der Bethmann gesehen hatte, keine sonderliche Erwartung von dieser Darstellung hoffte, und daher um so angenehmer überrascht wurde.

Baron Ammer, Hr. Wolf. In dieser Rolle ließ Hr. W. freylich manches zu wünschen übrig. es fehlte seinem Spiele durchaus an Abwechselung, an Versinnlichung der schnell wechselnden Leidenschaften. Besonders schlecht spielte Hr. W. als Einsiedler, und unbegreiflich war es, was er mit seinem öftern Brr Brr und seinem Brummen sagen wollte, welches wohl für einem Kutscher, aber nicht für einen Einsiedler paßt. Deſto vortrefflicher aber war

Henriette, Mad. Wolf. Die Künstlerin zeigte in dieser Rolle eine solche Gewandheit und Feinheit der Declamation, nämlich der ironischen, als man sie wohl selten auf deutschen Bühnen antreffen möchte. Ich möch-

te den Unterschied zwischen ihr und Madam Bethmann in dieser Rolle so angeben: Mad. Bethmann erschöpft alle Feinheiten des Spiels — Mad. Wolf die der Declamation. Als Bäuerin trat Mad. Wolf wohl unstreitig etwas zu grell auf.

Auch das Kind, Karoline Wolf, war allerliebst.

Sonntag den 25sten: Palmira, Prinzessin von Persien, Oper in zwey Aufzügen von Salieri.

Diese Oper darf keinesweges zu den besten Salieris gerechnet werden. Die Musik enthält einzelne schöne, ja selbst große Stellen; aber die Composition im Ganzen hat weder die Lieblichkeit, noch das Erhabene, was man sonst an Salieri bewundert. Das bekannte Quartett ohne Instrumental-Begleitung, dürfte leicht die vorzüglichste Nummer der ganzen Oper seyn. — Die Fabel an sich ist zu abgeschmackt, um ihrer hier zu erwähnen.

Darius, König von Persien, Hr. Deny. Obgleich Herr Deny diese Rolle überhaupt zu jung und mit zu wenig Würde spielte: so wäre dieser Uebelstand doch noch zu ertragen gewesen, wenn er den Darius hätte

singen können, und unsere arme Ohren nicht mit den greulichsten Jammertönen gefoltert hätte. Auch mußten so die schönsten Recitative wegbleiben, welche von Hrn. D. bloß gesprochen wurden. Sein Anzug war höchst costümwidrig.

Palmira, Mad. Becker. Dießmal war es wirklich recht gut, daß Mad. Becker als Königstochter auf dem Zettel stand, den auf dem Theater stand sie nicht so. Ihr Anzug war zwar geschmackvoll und wahrhaft königlich, aber sie wußte weder ihn noch sich selbst zu tragen. Ihr Gesang war sehr mittelmäßig, und mehrentheils unangenehm gellend. Durch die Trompeter-Stückchen, welche Mad. Becker im sanftesten Adagio anbrachte, wollte sie wahrscheinlich dem Publiko zeigen, daß sie zwar eine Stimme habe, aber leider nicht zu singen verstände. Indessen sang sie ein eingelegtes Allegro von Nasolini mit begleitendem Chore recht brav, denn hier durfte sie singen, wie es ihr mundrecht war, oder vielmehr, sie durfte nur die nöthigen Töne hörbar werden lassen, welches sie den auch in einem hohen Grade that. Das Spiel der Mad. Becker, besonders als der Geliebte dem Kampfe mit dem Ungeheuer entgegen geht — — doch sie wird mir es Dank wissen, wenn ich darüber schweige.

Alcidoro, Prinz aus Indien, Hr. Strobe. Nach dem, was bereits vom Hrn. Strobe erwähnt wurde, läßt es sich leicht erachten, daß auch diese Parthie, welche einen guten Tenoristen erfordert, ihm nicht angemessen war. Indessen war er nicht gerade zu unangenehm. Auch er war costümwidrig gekleidet.

Drontes, Beherrscher der Scythen. Hr. Strohmayer. Ganz vortrefflich executirte Hr. S. diese Parthie als Sänger; aber sein Spiel war mehr als mittelmäßig, und verrieth bey jedem Schritte den Anfänger. Ueberhaupt hat Hr. Strohmayer sehr viel Kälte auf der Bühne, und gar keine Idee von dem was man Energie nennt, welches besonders diesen Abend recht sichtbar wurde. Sein Anzug war sehr schön, obgleich nicht ganz richtig.

Alderano, Prinz aus Egypten, Herr Dirzka. Diese Rolle ist durch Hrn. Dirzka durchaus falsch besetzt, und nicht zu begreifen, warum die Direktion solche Hrn. Unzelmann nicht zutheilte, dessen Aeußeres schon ganz dieser Rolle angemessen ist. Dieser weibliche, weichliche und feige Prinz wäre vom Hrn. Unzelmann gewiß treffend dargestellt worden, indeß Hr. Dirzka, durch seine Corpulenz, so wie durch sein männliches Aussehen durchaus jede Täuschung störte. Versprach man sich vielleicht gerade von diesem Contraste große Wir-

lung, so irrte man in diesem Falle offenbar. Auch heute regalirte uns Hr. Dirzka mit sa-den Galleriespäßchen, wurde aber für diese Spende nicht sonderlich belohnt.

Rosmino, Anführer der persischen Heere, Hr. Unzelmann. Eine ganz unbedeutende Rol-le, welche bloß durch den watschelnden Gang des Hrn. Unzelm. in gewisser Rücksicht auffiel.

Der Oberpriester, Hr. Eilenstein. Ich begreife nicht, wie eine Regie, wo es wirk-lich die Nothwendigkeit erfordert, wichtige Rollen durch schlechte Schauspieler zu besetzen, diese nicht wenig dazu anhält, sich so passiv als möglich zu verhalten, und sich nicht durch höl-zerne und abgeschmackte Action lächerlich zu ma-chen. Die Bewegungen des Hrn. Eilensteins gleichen völlig denen eines hölzernen Nußkna-ckers, welchen man durch einen Zwirnsfaden mobil macht. Dieser Oberpriester ist eine sehr schwere Rolle, die einen geübten und ein-sichtsvollen Schauspieler erfordert. Da aber die Opernbesetzung manchen unvermeidlichen Ue-belstand mit sich führt: so hätte man wenig-stens jeden vermeidlichen beseitigen, und Hrn. Eilenstein wenigstens ein ruhiges Verhalten empfehlen sollen. Ich möchte wohl wissen, was Hr. Eilenstein für Ideen von einer Vi-sion hegt. Seine heutige muß seinen Gebär-den nach sehr handgreiflich gewesen seyn. Auch

er ließ schöne Recitative aus, man wußte sich aber über diesen Verlust zu trösten.

Orasa. } Dem. Engels
Mondane. } — Elsermann. Zwey unbedeutende Rollen. Dem. Elsermann zeigte in der ihrigen, daß sie durchaus keine Stimme habe.

Die schönen Chöre in dieser Oper gingen unter aller Kritik, ja manchmal blieben sie ganz aus. Die Decorationen waren wie die Guarderobe sehr mittelmäßig. Der Kampf mit dem Ungeheuer wurde höchst lächerlich. Ueberhaupt erfordern dergleichen Opern Aufwand und Pracht, die Phantasie muß wirklich zuweilen in Beschlag genommen werden, das ist ihre Tendenz. Aber nach den wenigen Vorstellungen zu urtheilen, scheint bey dieser Gesellschaft, sowohl was Kleidung als überhaupt Verzierungen der Bühne betrifft, eine gewisse Armseligkeit recht eigentlich zu Hause zu seyn.

Dienstag den 2ten Juny: Wallensteins Lager, und der Gefangene. Oper mit Musik von Della Maria.

Wallensteins Lager.

Das Stück selbst ist zu bekannt, und dessen Vortrefflichkeiten zu anerkannt, als daß es

nicht überflüssig seyn sollte, noch irgend etwas zu seinem Lobe hinzu zu fügen. Ich wende mich daher zur Darstellung.

Wachtmeister von einem terzkischen Carbinier-Regiment, Hr. Becker. Der Charakter dieses altklugen, politisirenden Wachtmeisters, ist durchaus wahr, und ganz aus der Natur gegriffen. Vorzüglich aber ist es die psychologisch treue Bezeichnung, wie solche subordinirte Individuen, trotz des häufigen Deraisonnements, in welchem sie sich mit einer gewissen komischen Süffisance aussprechen, zuweilen durch ihre reifen Urtheile, einen sehr gesunden unbefangenen Blick auf das Verhältniß der über ihnen stehenden Dinge gerathen, welche überaus anziehend ist, und zugleich für den Darsteller einen Leitfaden abgiebt, welcher von ihm beachtet, durchaus keinen Mißgriff in der Darstellung selbst zuläßt. Hrn. Becker schien diese Ansicht durchaus fremd zu seyn, und so sahen wir anstatt des biedern plauderhaften, und von mehreren Gegenständen recht gut unterrichteten Soldaten, einen langweiligen Schwätzer, der in halber Betrunkenheit mit gezerrter Sprache, die schönen Bemerkungen und Gedanken des Verfassers ungenießbar machte. Das Aeußere des Hrn. B. war sehr passend und gut, so

wie sein Costüm sehr richtig. Nur hätte ich auch die Trinklust in der Maske weniger markirt gewünscht. Fast jeder alte Soldat trinkt oft und gern, ohne deswegen gerade ein Trunkenbold zu seyn, wie Hr. B. diesen Abend schon durch seine Gesichtsmahlerey einen verrieth. Wenn Hr. B. sich dazu verstehen könnte, diesen Charakter künftig etwas barscher und determinirter zu geben, und weder seine Zunge so träge zu bewegen, noch überhaupt seine Sprache zu karrikiren: so wird man gewiß diese Rolle, in der man schon jetzt das Verläugnen seiner Individualität an ihm schätzen muß, mit Vergnügen von ihm sehen.

Trompeter, Hr. Lorzing. Diese Rolle ist nur in Rücksicht auf das Ganze bedeutend, Hr. Lorzing wollte solche auch als einzelne Parthie zu etwas Großem erheben, declamirte wie ein Held, und wurde unausstehlich.

Holkische reitende Jäger, { Hr. Wolf. — Unzelmann. So wie es überhaupt aus dem richtigen Costüme aller im Stücke vorkommender Personen hervorzuleichten schien, daß der Verfasser selbst sich sehr angelegentlich um diesen sehr wesentlichen Theil der Darstellung bekümmert haben müsse: so war dieses auch besonders in dem Costüme dieser holkischen Jäger sichtbar, welches so richtig als schön war. Ueber das Spiel Hrn. Wolfs und Unzelmanns läßt sich

nun weiter nichts erfreuliches sagen. Der erstere war zu matt, und gab eine traurige Idee von des Friedländers wilder Jagd; der letztere spielte wieder mit der gewöhnlichen Prätension, und machte einen Cavalier aus seinem Jäger.

Ein Buttlerischer Dragoner, Hr. Eilenstein. Eine untergeordnete Rolle, in welcher nur wenige Worte zu sprechen sind, welche Hr. Eilenstein im kräftigsten Basse von sich gab.

Grenadier vom Regiment Tiefenbach, Hr. Malkolmi. Diese kleine Rolle wurde vom Hrn. Malkolmi sehr wahr und treffend executirt. Besonders glückte Hrn. Malkolmi der Unwille über die Gegenparthey, und sein „Gevatterin, was bin ich schuldig?“ wurde ganz originell, und treffend im Geiste des gereizten Soldaten ausgesprochen.

Küraſſier von einem Wallonischen Regiment, Hr. Oels. Diese schöne aber schwierige Rolle, in welcher sich die Philosophie des Krieges mit einem Anstrich von Romantik ausspricht, konnte wohl nicht leicht in schlechtere Hände gerathen, als dieses bey Hrn. Oels der Fall war. Ich gestehe es, diese Rolle ist eine schwere Aufgabe, und möchte wohl von den wenigsten Schauspielern ganz ge-

fühlt, und durchaus rein aufgefaßt werden, ob wohl auch wenige sich so gegen den gesunden Menschenverstand versündigen würden, wie Hr. Deis bey der heutigen Darstellung. Anstatt einen Krieger zu sehen, der ganz von der Würde seines Standes ergriffen, begeistert alles Kleinliche verwirft, was dieser Stand seiner Natur nach unberücksichtigt lassen muß, sehen wir einen sentimentalen Schwärmer, welcher pathetisch seine Sentenzen herwimmerte, und so, anstatt seinen Stand zu vertheidigen, vielmehr die unvermeidliche Rohheit und Härte desselben zu bejammern schien, und der um so mehr gegen sich einnehmen mußte, wenn er, nachdem er jene Rohheit bejammerte, eben so sentimal fortfährt: „ich möchte es (das Soldatenleben) doch um kein anderes geben!“ — Nein, so hat es Schiller gewiß nicht gemeint. Der Wallone muß die Würde seines Standes emphatisch aussprechen, die unvermeidlichen Härten leicht berühren, bey einigen, als z. B. bey der Stelle, wo die Rede davon ist, daß der Soldat selbst des Bruders nicht schonen darf, einen leichten, aber auch nur leisen Anklang der Wehmuth erheben lassen,“ dann aber sich männlich fassend, emphatisch die Würde des Soldatenlebens dennoch preisen, und begeistert ausrufen: „ich möchte es doch um kein anderes geben!“

Wenn Hr. Leis nicht ganz in Eigenliebe versunken ist, so wird er bey Lesung dieser Zeilen selbst fühlen, wie sehr er den Sinn des Verfassers verfehlte.

Recrut, Hr. Strobe. Dieser Recrut bildet eine sehr wesentliche Einzelnheit in dem großen imposanten Gemählde des Wallensteinischen Lagers. An ihm zeigt sich gleichsam die Lösung des großen Räthsels, wie so viele Menschen scheinbar freywillig und um schmalen Sold den grausen Stand des Mordens ergreifen; nämlich daß dieses mehrentheils in einer Art von Raserey — in der Betrunkenheit geschieht. Dieser Taumel der Sinne hätte demnach auch von Hrn. Strobe besser myrquirt werden sollen, welcher betrunkene Worte sehr nüchtern sprach und sang.

Ein Kapuziner, Hr. Genast. Mit dieser Rolle wird Hr. Genast an jedem Theater imponiren, denn wirklich ist er in einzelnen Theilen dieser Darstellung unübertreffbar. Nur einiges, welches die gänzliche Vollkommenheit der Darstellung beeinträchtigt, darf die Kritik nicht ungerügt lassen. Das erste und wichtigste, welches das Vergnügen an dieser, an sich schon grellen, Erscheinung minderte, war das harte Uebertreiben einzelner, in gewisser Rücksicht charakteristischer Züge, welche, trotz ihrer Wahrheit dem Ganzen unbe-

schadet, eher hätten ganz wegbleiben können. Dahin rechne ich besonders das ekelhafte, auf der Bühne durchaus unschickliche Ausspucken, durch dessen öftere Widerholung Hr. Genast zwar einem gewissen Theil des Publikums herzlichen Spaß machte, aber den bessern um so mehr indignirte, und so sich selbst schadete. Dieses Manövre mag wahr seyn, aber nicht schön, und gehört also nicht auf die Bühne. Ueberhaupt muß nur die höchste Aehnlichkeit der darzustellenden Charaktere das Ideal jedes guten Schauspielers seyn, sobald er nach völliger Identität strebt, haben wir nichts als grobe Individualitäten zu erwarten. Hätte Hr. Genast auch, was die Abwechselung des Tones betrifft, sich in den Schranken des Schönen erhalten, wie dieses im ersten Theil der Rede der Fall war: so hätte er Anspruch auf den Dank aller Verständigen gehabt. Diesen ersten Theil trug Hr. Genast unnachahmlich schön vor. Dieses Erheben der Stimme bey der eigentlichen Predigt, so wie das förmliche Salbungsvolle und Gedämpfte, bey den Citaten aus der Vulgata, war ganz aus der Natur gegriffen, ohne jedoch die Gränzen des Schönen zu übersteigen, und machte daher allgemein die größte Wirkung. Dieser Erfolg aber war es, welchen Hr. G. zu allen nachherigen Mißgriffen und Uebertreibungen verleitete.

Denn nun wollte er es erst recht gut machen, schrie wie ein Besessener, verdoppelte das unanständige Räusspern und Ausspucken, und verdarb so beynahe alles, was er im ersten Theil der Rede mehr als gut gemacht hatte. Hr. Genast hat sich nur in dieser Rolle zu mäßigen, er hat nur weniger zu thun, um ganz vortrefflich zu seyn. Sein Costüme war bis auf die kleinste Kleinigkeit richtig, und seine Gesichtsmahlerey sehr treffend.

Ein Bauer, Hr. Graff. Diese kleine Rolle wurde durch Hrn. Graff zu einer der bedeutendsten gemacht. Ganz vortrefflich war sein Mienenspiel. Noch ehe er ein Wort sprach, wurde alles, was in ihm vorging, durch seine Mimik verrathen; alles zeigte den geplünderten, gedrückten, zum Sclaven gemachten Landmann, der nun sich kein Gewissen daraus macht, durch Industrie seine Plünderer wieder zu plündern. Eben so vortrefflich war das Abgezehrte seines Tones, wenn ich so sagen darf, und seine wahrhaft künstliche Gesichtsmahlerey. Sein Costüme war genau dem Zeitalter angemessen.

Ein Bauerjunge wurde von Sophie Teller mit einer gewissen drolligen Schlauheit recht gut gegeben.

Marketenderin, Dem. Sille, gewährte durch ihr Benehmen, durch Sprache und Aeußeres, den seltenen Anblick einer gezierten Dame,

me, welche — im Lager Branntwein verschenkt.

Die übrigen Rollen sind, an sich betrachtet, ganz unbedeutend, und bedürfen daher keiner Erwähnung.

Im Ganzen war die Anordnung des Stückes zweckmäßig und gut, die Gruppen waren sinnig geordnet und gewährten einen schönen Anblick. Nur ließ der Regisseur sich den Fehler zu Schulden kommen, daß er die rechte Seite der Bühne ganz frey ließ, indeß die linke fast etwas übergruppirt war. Die Musik war charakteristisch und vortrefflich, und besonders erfüllte das Schlußchor alle Herzen mit hohen Gefühlen.

Der Gefangene.

Diese artige französische Oper, mit der lieblichen Musik von Della Maria, ist mit Recht bey jeder guten Bühne an der Tagesordnung. Ihre Darstellung ist indessen für die meisten Bühnen keine kleine Aufgabe, denn sie erfordert leichtes bewegliches Spiel, und zwar nicht künstlichen, aber gefühlvollen Vortrag des Gesanges. Wie diesen Anforderungen bey der heutigen Darstellung entsprochen wurde, werden wir gleich sehen.

Frau von Bellnau, eine junge Wittwe, Demois. Engels. Wie konnte nur

eine Direction oder Regie so wenig Achtung gegen ein Publikum, und besonders gegen ein auswärtiges hegen, Demois. Engels in dieser Rolle, welche einen hohen Grad von Feinheit und Gewandheit erfordert, auftreten zu lassen? — Wahrlich dieses Verfahren hätte eine Züchtigung verdient, und nur dem noch neuen Eindruck des Ganzen hat man es zu verdanken, daß solche unterblieb. Hier gilt doch wohl nicht die Entschuldigung, daß eine andere Besetzung unmöglich war. Warum spielte Demois. Jagemann diese Rolle nicht, oder wenn dieses nicht anging, warum wurde sie, nicht Dem. Silie gegeben, die uns doch wenigstens durch gutes Spiel schadlos gehalten hätte? Das sind freylich Fragen, welche denjenigen, welche sich mit der Rollen-Vertheilung befassen, wohl etwas schwer zu beantworten seyn möchten. Indessen wurde diese Rolle unter aller Kritik gegeben, und dem Publikum der Genuß an diesem niedlichen Singspiel verleidet.

Rosine ihre Stieftochter; Madam Becker. Kalt und hölzern gab Mad. Becker diese schöne naive Rolle, welche der glänzende Debût so mancher französischen und deutschen Schauspielerin ist. Auch ihr Gesang war schlecht und ohne Gefühl, und die niedliche Romanze wurde unter aller Kritik vorgetragen.

Der Commandant, Hr. Dirzka. Hr. D. verstand diese Rolle nicht zu charakterisiren, welche, sobald sie ernsthaft genommen wird, alles Interesse, ja fast allen Sinn verliert. Etwas carrikirt amüsirt sie ungemein, und so wird sie auch auf allen französischen Bühnen dargestellt.

Lieutenant Linval, Hr. Strobe. Es ist nichts Geringes um die Tournüre und Leichtigkeit, die zu solchen französischen Nachbildungen erfordert wird. Hrn. Strobe fehlte es an beyden, und man kann daher leicht denken, daß seine Darstellung nicht zu den gelungenen gehört. Sein Gesang war schwach, aber nicht unangenehm. Seinem Negligee hätte ich etwas mehr Eleganz gewünscht.

Hauptmann Marwell, Herr Deny. War steif und unbeholfen.

Herrmann, sein Bedienter, Hr. Genast. Das Spiel des Hrn. Genast war passabel, oder zeichnete sich doch wenigstens gegen das der Uebrigen vortheilhaft aus. Desto erbärmlicher aber war sein Gesang, welchem er dadurch die Krone aufsetzte, daß er kaum einige Tacte sang, ohne jämmerlich zu pudeln.

Ein Unteroffizier, Herr Eilenstein. Unbedeutend.

Man wird nach dieser gewiß unpartheyischen Revision das Ganze dieser Darstellung von selbst beurtheilen können.

Eine rühmliche Erwähnung verdient es, daß das hiesige Orchester diesen Abend ausgezeichnet gut accompagnirte.

Mittwochs den 3. Juny: Torquato Tasso, Schauspiel in 5 Aufzügen, von Göthe.

Schon in der ersten Abtheilung habe ich mich über dieses Stück erklärt, und kann hier nur wiederholen, was jeder Sachkundige und Unbefangene mir zugestehen wird, daß, so fast unnachahmlich schön es als episches Gedicht ist, es doch als dramatisches durchaus ohne allen Werth ist. Diese Behauptung muß schon jedem aufmerksamen Leser des Tasso einleuchten, und diejenigen, welche jetzt der Darstellung beywohnten, werden mir um so gewisser beystimmen. Es ließ sich wirklich bey der Darstellung bemerken, daß im Grunde das ganze Publikum nur Eine Empfindung hatte, nämlich die der langen Weile! Dieses zeigte sich bey den verschiedenen Individuen auf verschiedene Weise, die Sache aber blieb immer dieselbe. Die Klasse der Literatoren und der Studirenden im Ganzen genommen, glaubte

durch eine ungünstige Beurtheilung des Stückes sich selbst herabzusetzen, ergriff also die entgegengesetzte Parthei, lobposaunte mit vollen Backen, war entzückt, schien bey der Darstellung im dritten Himmel versetzt zu seyn; aber mit einiger Aufmerksamkeit konnte man, trotz allen Manövres dieser Herren, an ihrem Hin- und Herrutschen, ja selbst an ihrem Nachlesen, an der oft etwas lauten Mittheilung des vorgeblichen Vergnügens sehr deutlich merken, daß dieses bloße Zerstreuungs-Mittel waren, durch welche sie gleichsam mit einer Art von Anstrengung ihr Ennui bekämpfen wollten. Indeß gab es doch unter den Literatoren Männer, deren Namen der Deutsche nur mit der größten Achtung ausspricht, welche laut erklärten: Tasso gehöre nicht für die Bühne! Die Klasse der Ungelehrten langweilte sich ohne Hehl, und erklärte sehr naiv, nicht begreifen zu können, wie man so viel Geschwätz um gar nichts machen könne, und in dramatischer Hinsicht kann man sich nicht richtiger ausdrücken. Also fast alle Klassen des Publikums vereinigten sich in der Meynung: Tasso gehöre nicht auf die Bühne, und alle haben Recht, noch hinzuzusetzen: daß solche Versuche, (anders kann man es nicht nennen,) wenigstens bey einem auswärtigen Publico sehr übel angebracht sind. Nun zur Darstellung.

Alphons der zweyte, Herzog von Ferrara, Hr. Oels. Hr. Oels stellte diesen fürstlichen Beschützer der Künste und Wissenschaften mit Anstand und Würde dar, nur hätte ich seinem Benehmen sowohl, als seiner Sprache etwas weniger Monotonie gewünscht. Anders spricht ein Fürst mit Fürstinnen, anders mit dem Staatsmann, und wieder anders mit dem protegirten Liebling der Musen. Dieses schien Hr. Oels nicht genugsam zu beachten.

Leonore von Este, Schwester des Herzogs, Demoif. Silie, vergaß durchaus die Fürstenschwester, und gab uns eine girrende Schäferin. Dem. Silie hatte diese Rolle durchaus aus einem falschen Gesichtspunkte betrachtet, und trug nicht wenig dazu bey, die an sich schon ungenießbare Vorstellung noch ungenießbarer zu machen. Durch die ganze Darstellung behielt sie ein gewisses ängstliches, klagendes Dröhnen der Stimme bey, welches verbunden mit steifen abgezirkelten und noch dazu eckigen Marionnetten-Bewegungen wirklich Ekel erregte. Was muß der Dichter, wenn er wirklich, wie man mir sagte, in Weimar der Vorstellung beywohnte, sich gedacht haben, wenn er, wie es hier der Fall war, alles was seine Leonore nur errathen lassen sollte, von Demeif. Silie im einförmigsten

Idyllen-Tone, durch ihr ganzes Benehmen ohne Rückhalt verrathen sah? — Auch ihr Anzug war weder dem Costüme gemäß noch geschmackvoll.

Leonore Sanvitale, Gräfin von Scandiano, Mad. Wolf. Diese Rolle war durch Mad. Wolf, welche im hohen tragischen unbestrittenes Verdienst hat, nicht zum besten besetzt. Es fehlte ihr durchaus an einer gewissen Feinheit, welche indessen die Hohheit des Charakters nicht beeinträchtigen muß. Ich glaube, wenn Mad. Wolf die Leonore von Este, und Demois. Silie die Leonore Sanvitale übernommen hätte, daß beyde Rollen, anstatt wie jezt kaum mittelmäßig, alsdann recht gut besetzt gewesen wären.

Torquato Tasso, Hr. Wolf. Es ist nicht zu läugnen, daß Herr Wolf Momente in dieser Darstellung hatte, welche vom tiefen Studium dieser eigentlich gar nicht darzustellenden Rolle zeigten. Mehrere Stellen gab Hr. W. mit einer Kraft, die er leider nur mit großem Aufwand erringen konnte. Auch seine Mimik war sehr brav, und ein gewisser schwärmerischer Ausdruck war über sein ganzes Wesen verbreitet. Nur die Momente der höchsten Begeisterung mißlangen diesem denkenden jungen Manne ganz. Zwar wurden gerade diese Momente vom Publikum laut belohnt: allein man weiß

ja, wie dankbar faſt jedes Publikum für den Aufwand an Stimme und Bewegungen iſt. Der Kenner wurde durch dieſe falſche Begeiſterung nicht getäuſcht, und ſah bald, daß unter dieſem ſcheinbaren Veſuv nur — Eis verborgen war. Ueberhaupt ſcheint Hr. Wolf mehr Reflexion als reges Gefühl und glühende Phantaſie zu haben, daher die faſt unausführbare Aufgabe, die rege Gluth des exaltirten Dichters ſinnlich darzuſtellen, für ihn um ſo ſchwieriger ſeyn mußte. Es bleibt indeſſen keinem Zweifel unterworfen, daß nur wenige deutſche Schauſpieler in dieſer Darſtellung Hrn. Wolf erreichen möchten, welcher durch einen gewiſſen Grad von Bildung und Anſtand, welcher ſich in ſeinem Spiele ausſpricht, für ſo manche Caprice, welche die Natur an ihm ausübte, ſchadlos hält.

Antonio Montecatino, Staatsſecretair, Hr. Becker. Wenn ein gravitätiſches Benehmen, verbunden mit dem gemeſſenem Gange eines Leichenträgers, und einer faſt bis zur Inſolenz ausartenden Rohheit dieſen feinen Staatsmann charakteriſiren kann: ſo war die Darſtellung des Hrn. B. unübertreffbar. In der That wußte er durch ſeinen gebieteriſchen Ton ſo künſtlich zu täuſchen, daß man für einen Augenblick nicht wußte, wer eigentlich Staatsſecretair und Herzog ſey, er oder der neben ihm ſtehen-

de eigentliche Herzog. Alles was man diesen Abend gutes von Hrn. Becker sagen kann, ist, daß sein Anzug geschmackvoll und richtig war.

Im Ganzen hielten die wenigsten im Publikum diese Vorstellung aus: sondern verloren sich allmählig, so daß die Kasse zwar voll, das Haus aber eigentlich leer war.

Sonnabend, den 6ten Juny: Die Brüder, Lustspiel in 4 Aufzügen, nach Terenz, mit Masken.

Wahrlich diese Deutsch-Athenienſische Schauspielergesellschaft trotzt recht auf die Milde des nachsichtigen Publikums. Kaum hat es sich in den Schlaf gegähnt, so soll es bey seinem Erwachen mit den eckelhaftesten Plattheiten bewirthet werden, welche aber freylich das große Verdienst haben — antik zu seyn. Der Raum dieser Blätter erlaubt es eben so wenig, als der Plan dieser Revision, ausführlich darzuthun, welche eine Satire auf den guten Geschmack und den gesunden Menschenverstand es ist, in unserm Zeitalter, wo unsre dramatische Literatur Meisterstücke aufzuweisen hat, welche jedes Zeitalter ehren würden, solche abgeschmackte zotenhafte Possen aufzutischen, welche höchstens beweisen, auf welcher Stufe der Unvollkommenheit die dramatische Kunst bey den Al-

ten ſtand. Dieſes wäre auch um ſo überflüßiger, da jeder aus der Lectüre oder der Anſchauung dieſer Stücke ſich hinlänglich davon überzeugen kann. Eben ſo wenig werde ich mich dabey aufhalten, die in die Sinne fallende Unzulänglichkeit der Masken für die Bühne zu erweiſen, welche beynahe den gröſten Theil der Kunſt, die Mimik, gänzlich ausſchließen, ſondern einen flüchtigen Ueberblick auf die Darſtellung ſelbſt werfen.

Micio. Hr. Graf. Hier ſchien Hr. Graf ganz in ſeiner Singe-Sphäre zu ſeyn. Wahrſcheinlich ſtützte ſich Hr. G. auf Herders Autorität, welcher bekanntlich in der Adraſtea behauptet, die Sprache der Griechen wäre eigentlicher Geſang geweſen. Hr. G. ſchien nur zu vergeſſen, daß dort vom ſchönen Geſange die Rede iſt. — Die Maske des Hrn. Graf, oder vielmehr Halbmaske, war nicht charakteriſtiſch.

Demea, deſſen Bruder, Hr. Malkolmi. Ich glaube durch einen Rollentauſch wären beyde Brüder beſſer beſetzt geweſen. Das Poltern ſcheint Hrn. Malkolmis Sache nicht zu ſeyn; dahingegen ſein weicher zärtlicher Ton, welchen er nicht erſt, wie Hr. Graf durch die halbe Tonleiter erkünſteln muß, ihm als zärtlichen Alten ſehr zu ſtatten kommt. Uebrigens war Hr. Malkolmi ſehr treu coſtümirt.

Aeschinus, Demeas ältester Sohn, Hr. Unzelmann. Durch seine Toilette hatte sich Hr. U. überaus entstellt, wodurch sein sonst erträgliches Spiel wirklich verlor. Bemerken muß ich indessen, daß Hr. Unzelmann und Hr. Graf die einzigen waren, welche ihre Rollen fest gelernt hatten.

Ich übergehe jetzt die übrigen Personen des Stückes, von denen nicht viel mehr zu sagen ist, als daß sie Masken vor hatten, und auswendig gelernte Plattheiten hersagten. Auch von den weiblichen Rollen schweige ich, und bedaure jede Künstlerin, welche in dem Falle ist, durch die Darstellung solcher Weiber und Mädchen das weibliche Zartgefühl so herbe beleidigen zu müssen. Aber einer Rolle muß ich noch erwähnen, eines Künstlers (?) noch gedenken, welcher sich zu bemerkbar machte, um ganz mit Stillschweigen übergangen werden zu können. Es ist

Syrus, Aeschinus Diener, Hr. Becker. Ueber den Charakter des Syrus ist, wie über so manches, blos darum, weil er den Alten angehört, mehr geschrieben und gestritten, als nöthig gewesen wäre. Wenn jeder der seinen Terenz versteht, sieht deutlich, daß Syrus, Davus und die übrigen des Schlages, welche blos durch den Namen verschieden sind, schlaue, pfiffige Diener, (obgleich nicht von der

feinſten Sorte,) ſind, welche faſt immer die Jugend des Hauſes in ihren Intriguen unterſtützen, und dem alten Herrn oft ziemlich plump eine Naſe drehen. Es leuchtet alſo ein, daß Schlauheit, wenn gleich gemeine Schlauheit, der Hauptzug dieſes Charakters iſt. Heute wurden wir indeſſen eines andern belehrt. Mit einer Maske, welche alles Ekelhafte in ſich vereinigte und der Korpulenz eines Fallſtaffs, erſchien Hr. B. auf der Bühne, und ſprach? — nein, und quäckte im gezogenſten, langſamſten und langweiligſten Tempo ſeine Rolle dem geduldigen Publikum her. Von Schlauheit ſahen wir wenig, deſto mehr aber von Plattheit, Niedrigkeit, kurz von jeglicher Art der gemeinſten Gemeinheit. Keine Trivialität, und keine Zoten ließ Hr. B. unmarkirt; mit einem Worte, wenn es ſein feſter, ernſter Vorſatz geweſen wäre, dem Publikum den Genuß an ſolche Stücke zu verleiden, er hätte ſeinen Endzweck nicht beſſer erreichen können. Offenherzig geſtehe ich, daß es mir nicht möglich war, alle Scenen Hrn. B. auszuhalten, und das traurige Bild eines Narren, wie man ſie in Irren-Häuſern nur zu häufig findet, anhaltend anzuſchauen. Hr. B. kann ſich glücklich ſchätzen, daß die Menge, unbekannt mit dieſer Gattung von Stücken, gutmüthig glaubte: dieſes alles müſſe ſo ſeyn! — Iſt ſeine Darſtellungs-Manier in

dieſen Rollen in Weimar dieſelbe — ſo, ich geſtehe es, iſt es mir unbegreiflich, wie ein Göthe ſolches Unweſen ertragen kann.

Ich ſchließe die Reviſion dieſer über alle Begriffe elenden Masken-Darſtellung mit dem Bemerken, daß die Decorationen dem Uebrigen angemeſſen waren. So z. B. ſah man auf der Straße zu Athen ein Hausthüre, auf welcher Perücken mit Haarbeuteln gemahlt waren.

Sonntag den 7ten wurde Camilla wiederholt.

Camilla und Uberto, (Dem. Jagemann und Hr. Strohmeyer,) bezauberten auch heute alles, und gewährten durch das Hohe ihrer Kunſt einen ſeltenen Genuß.

Die Rolle der Ghitta wurde heute, wegen einer Krankheit der Demoiſ. Silie, von Mad. Wolf geſpielt, wobey das Publikum nichts verlor. Mad. Wolf war überaus artig angezogen.

Dienſtag den 9ten Juny: Maria Stuart.

Eliſabeth, Königin von England. Mad. Wolf. So ſehr auch ein gewiſſer tragi-

scher Ernst Mad. Wolf zu Gebote steht, so wenig ist ihr doch eine gewisse äußere Würde, eine auch in Kleinigkeiten sich aussprechende Hoheit eigen, daher ihr denn auch die Rolle dieser Königin nicht ganz glückte. Vorzüglich aber mißlang dieser sonst so braven Künstlerin die Scene, wo beyde Königinnen zusammentreffen, und wo ein Grad zu viel oder zu wenig das Ganze unangenehm stört. Mad. Wolf empörte in dieser Scene, und das soll sie nicht. Es sprach sich raffinirte Bosheit in ihrem Spiele aus, und das war der Fall bey Elisabeth nicht. Auch ihr Costüm, welches in den ersten Acten so überaus geschmackvoll war, war hier kärglich und unvortheilhaft. Am besten gelang ihr der Monolog im 4ten Act, welchen sie meisterhaft sprach.

Maria Stuart, Demols. Jagemann. Gern gestehe ich, daß meine Erwartung von Demois. Jagemann in dieser Rolle nicht die größte war, und um so angenehmer ist es mir, hier sagen zu können, daß solche in vielen Stücken übertroffen, und ich, wie das ganze Publikum, angenehm überrascht wurde. Zwar ist Demoiselle Jagemann nicht das höchste Ideal einer Stuart, aber immer darf man sie mit zu den bessern zählen. In den ersten Scenen ließ Dem. Jagemann besonders viel zu wünschen übrig, denn ihr

Spiel hauchte da eine gewisse Kälte, welche sich sehr unbehaglich dem Publikum mittheilte. So war die erste Unterredung mit Burleigh zwar sehr anständig, wenn ich so sagen darf, aber durchaus herzlos. Aber der dritte Act war der Triumph der Demoiſ. Jagemann, hier übertraf sie sich selbst. Ihr ganzes Wesen schien verändert zu seyn, und das Eis des ersten Actes schmolz, und schien in Thränen aufgelöst. Schon der erste lyrische Monolog des dritten Actes, was für Schönheiten entwickelte sie nicht da! Die Sehnsucht nach dem Lande ihrer Jugend, dieses Streben nach Freyheit, dieses tiefe Empfinden ihres Unglücks, o das waren Wechselmomente, die sie als Meisterin durchführte. Und nun gleich darauf die große Scene mit der Schwester-Königin, wie kunstvoll und sinnig wurde diese nicht vorbereitet — Wie abgewogen war da jede Bewegung, jeder Ton! — Diese Demuth ohne Erniedrigung, diese einzelnen Aufwallungen des Selbstgefühls ohne Stolz, dieses letzte gewaltsame Pressen ihrer lebendigen Empfindungen, und darauf als Wirkung der höchsten Reizung, die Verzweiflung des gereizten Königsweibes — — o, das waren eben so viele Triumphe der hohen Kunst, die sich zwar anschauen und bewundern, aber nicht beschreiben läßt. Im Verhältniß zu diesem

kunſtvollen Spiele, war die Darſtellung des fünften Actes mit ſo größerem Rechte — nur mittelmäßig zu nennen. Nicht glücken wollte der Künſtlerin dieſes Herausgehen aus ſich ſelbſt im Ergreifen des Höchſten und Idealen, welches nur der wärmſten Phantaſie, verbunden mit dem höchſten Studium der Kunſt, zu erreichen möglich iſt. Dem. Jagemann ließ hier durchaus Reflexion prädominiren, und muſte natürlich ſo die beabſichtigte große Wirkung des Verfaſſers zerſtören. Schön und imponirend war ihr letzter Anzug, obgleich dieſe letzte Feſtlichkeit im Aeußern der Maria nur dann aufhört ſtörend zu ſeyn, wenn die verklärte Himmelsbraut auch jeden Blick vom Irdiſchen abzuziehen weiß.

Leiceſter, Hr. Wolf. Die Franzoſen haben einen ſehr eigenthümlichen Ausdruck dafür, wenn ſie von einem Schauſpieler ſagen wollen, daß ſein Aeußeres für eine gewiſſe Rolle nicht paſſe, ſie ſagen dann: „il n'a pas le physique“ und das iſt es ganz eigentlich, was ich auch von Hrn. Wolf dieſen Abend ſagen möchte. Die Natur hat ihm zu dieſer ſchweren Rolle alles verſagt, und mit der Kunſt hat er ſich auch nur ſo leidlich darin abgefunden. Hr. W. declamirt und accentuirt ſehr richtig, und hat, worauf ich immer mit Vergnügen zurück komme, einen muſterhaften Anſtand auf der Bühne.

ne. Aber Kraft und Männerwürde, welche zu Rollen, wie er sie spielt, so wesentlich sind, fehlen ihm ganz, und dieses war ihm denn auch heute sehr hinderlich. Der letzte Monolog möchte leicht das Gelungenste der ganzen Darstellung gewesen seyn.

Schrewsbury, Hr. Graf. Der Seltenheit wegen kann man es sich immer einmal gefallen lassen, den Schrewsbury singen statt reden zu hören, und mit dieser Seltenheit regalirte uns denn auch Hr. Graff diesen Abend. Um weiche, zärtliche Töne hervorzulocken, durchlief er unermüdet alle Skalen. Auch qualificirte er sich durch seine Reden an die Königin ganz zum — Kabinetsprediger. Seine Maske war sehr gut.

Burleigh, Hr. Becker. Die mehrsten Schauspieler haben von dem Charakter dieses Staatsmannes eine durchaus falsche Ansicht. Entweder sie stellen ihn als hämischen Intriguant dar, oder durchaus als stolzen Höfling. Beydes aber ist falsch. Burleigh ist Staatsmann im strengsten Sinne des Wortes, er ist Eiferer für die Kirche, in sofern diese mit dem Staate in der genauesten, engsten Verbindung stehet. So haßt er auch Maria nur in sofern, als sie dem Staate gefährlich zu werden droht; in sofern besteht und dringt er auf ihren Tod, und nicht

aus Bosheit oder eigentlichen Fanatismus. Hr. B. verfiel in den zweyten Irrthum, er stellte nämlich einen stolzen Höfling dar, welcher kein anderes Motiv für Mariens Vernichtung zu haben schien, als — Blutgier! — So weit der Mißgriff Hrn. B. im Großen. Im Detail vermißte man bey Hrn. B. so manche Nüance, auf welche der Dichter den Schauspieler so deutlich hinwieß, oder wenn er nüancirte, so war es fehlerhaft. Auch seine Accentuation war fehlerhaft. So accentuirte er in folgender Stelle:

„Wie stünd' es um die Sicherheit der Staaten
„Wenn das gerechte Schwerd der Themis nicht
„Die schuldige Stirn des königlichen Gastes
„Erreichen könnte wie des Bettlers Haupt."

gegen allen Sinn auf die hier durch den Druck herausgehobenen Worte.

Die Scene mit Amias Paulet im ersten Acte schien Herr Becker ganz und gar nicht zu verstehen. Anstatt diesem Manne der strengen Pflicht Winke hinzuwerfen, wie man den Willen der Königin ausführen, (und nach seinen Grundsätzen das Wohl des Staates befördern,) könnte, ohne das Volk dadurch zu empören, ließ er sich beygehen, von einem Paulet heimliche Vergiftung ertrotzen zu wollen. Ueberhaupt wurde diese bedeutungsvolle Scene von beyden Schauspie-

lern so dargestellt, daß man eher zwey Reuter, welche in der Schenke in Streit gerathen, als — Edelmänner vor sich zu sehen glaubte. — Die Rede an die Königin im zweyten Acte sagte Hr. B. zwar richtig, aber durchaus nicht redneriſch schön. Die Scene mit Leiceſter im vierten Acte, wurde wieder ganz vergriffen. Ueberhaupt schadete sich Hr. B. in mehrern Scenen ganz außerordentlich, indem er sich es angelegen seyn ließ, einen sogenannten brillanten Abgang zu machen, ohne übrigens zu beachten, wie sehr dieses dem Geiſte der Scene widersprach. Die letzte kurze Scene im fünften Acte milderte er verständig.

Graf Kent, Hr. Strohmayer. Diese Rolle ist bekanntlich sehr subordinirt.

Daviſon, Staatsſecretair, Herr Lorzing. Diese Rolle ist unstreitig eine der schwierigsten im ganzen Stücke. Der Schauspieler hat besonders darauf zu sehen, eine gewisse ungeschmückte Loyalität, eine gewisse Geradheit hinein zu legen, aber nicht wie so viele thun, solche ins Furchtsame hinüber zu spielen. Furchtsam ist Daviſon durchaus nicht; späterhin wird er zwar ängſtlich, aber eben diese Angst ist bloß Folge seiner Gewissenhaftigkeit, denn es gilt nichts weniger, als — ein Bluturtheil, ein Menschenleben! Wer ihn furchtsam herpinselt, der hat den Verfasser

nicht verstanden, den Charakter nicht begriffen, und das schien auch heute der Fall bey Hrn. Lorzing zu seyn. Er spielte den Davison sentimental, und konnte daher unmöglich wirken.

Amias Paulet, Hüter der Maria, Hr. Genast. Eine gewisse Geradheit und Schlichtheit, wodurch dieser Paulet charakterisirt werden muß, verfehlte Hr. G. keinesweges. Nur war es schade, daß diese zuweilen, als z. B. am Schlusse des ersten Actes, in Grobheit überging.

Mortimer, Herr Dels. Dieser junge Schwärmer, den Liebe und Glaube gleich stark ergreifen, konnte durch Hrn. Dels, welcher höchstens nur von der Declamationswuth ergriffen wurde, unmöglich wahr dargestellt werden. Wir hörten kalte Declamation, und alle Herzen blieben kalt. Auch accentuirte Hr. D. sehr falsch. Mitunter liefen auch derbe Sprachschnitzer, welche überhaupt bey Hrn. Dels nicht selten zu seyn scheinen, als „ich habe es auf der Hostie geschworen.“ — Am wenigsten gelang ihm die Scene, wo Mortimer der Maria im Sturme der Leidenschaft seine Liebe eröfnet.

Ich übergehe die Gesandten und einige andere Nebenrollen, und hebe blos noch folgende wichtigere aus.

Melwil, Haushofmeister der Maria, Hr. Malkolmi. So brav auch dieser Veteran in andern Rollen seyn mag, dieser schönen feyerlichen war er doch nicht im mindesten gewachsen. Unstreitig ist diese Rolle für den Künstler, welcher sie versteht und — fühlt, eine der schönsten und belohnendsten. Aber fühlen muß er sie, aufschwingen muß er sich können zu der Höhe des Glaubens, um seiner Königin ein würdiger Priester zu seyn. Aber wie gesagt, dies war nicht die Sphäre, wo Hr. Malkolmi glänzen konnte, welches nicht wenig dazu beytrug, die große Scene der letzten Vorbereitung Mariens — nicht groß wirken zu lassen.

Hanna Kennedy, Marias Amme, Mad. Teller. Gefühlvoll und edel gab Mad. T. diese königliche Wärterin, und besonders Dank gebührt ihr, die letzte Scene nicht durch Jammer und Geheul entweiht zu haben. So entsprach sie ganz den Worten der Maria: „Ich stehe für die Fassung meiner Hanne“ wodurch sie den Burleigh bewegt, ihr den letzten Dienst von weiblicher Hand nicht zu versagen.

Im Ganzen war die Vorstellung des Stückes ziemlich gerundet, d. i., jeder hatte seine Rolle ziemlich gut memorirt, und von dieser Seite stockte nichts. — Die Decorationen waren schlecht gewählt, besonders der An-

dienzsaal im zweyten Act. Die männliche Guarderobe war alt und armselig.

Donnerstag den 11ten Juny: Der Hahnenschlag von Kotzebue, und Adolph und Clara.

Der Hahnenschlag.

Diese niedliche Kleinigkeit ist allgemein bekannt, und wird allgemein mit Vergnügen gesehen, wenn sie leicht und rasch vorgetragen wird; aber weder das Leichte noch das Rasche ist bey den Weimarischen Darstellern einheimisch, und so mußte auch diese niedliche Bagatelle bey ihnen ihr Grab finden. Aus folgender kurzer Uebersicht wird sich dieses deutlicher zeugen.

Peter Lorch, ein reicher Pachter, Herr Graf. Es war vorauszusehen, daß Hr. Graf auch hier seiner Neigung fröhnen, und diesen Pachter in den Prediger des Dorfes verwandeln würde. Indessen erlaubte sich dieser Prediger mitunter Freyheiten, welche ihm nur die größte unbegreiflichste Indulgenz des Publikums ungezüchtigt hingehen lassen konnte. Als exemplum inauditum darf ich nur anführen, daß Hr. Graf bey der Stelle: „es giebt der Hähne noch genug

in Sachsen," die unverschämteste Unflätigkeit beging, sich — die Hosen aufzuziehen! — In der Scene mit Sauerbrun schien er wie ein Besessener, und zerrte jedes Wort meilenlang auseinander.

Hannchen, seine Tochter, Dem. Elsermann. Es ist fast unglaublich, aber dennoch wahr, daß sich Dem. Elsermann einfallen ließ, diese Rolle wie eine Iphigenia herzudeclamiren. Das war ein Pathos, ein Schwulst, daß man zuletzt nicht mehr wußte, wo man war, und was man sah. Wenn sie ja auf Augenblicke natürlich werden wollte, so verfiel sie auf der andern Seite in eine pinselhafte Sentimentalität, kurz, es war nicht zum Ansehen.

Wilhelm Walter, ein junger Soldat, Hr. Unzelmann. Wenn Hr. Unzelmann in dieser Rolle etwas mehr natürliche Gutherzigkeit, und weniger Prätension gezeigt hätte, so würde sein Spiel untadelhaft gewesen seyn. Sein Anzug war durchaus zu elegant, und verrieth eine nie genug zu rügende theatralische Eitelkeit. Das Theater erfordert zwar in jedem Falle die höchst möglichste Anständigkeit und Reinlichkeit, aber Eleganz am unrechten Orte, verräth bloß individuelle Eitelkeit des Darstellers, und stört unangenehm jede Täuschung.

Nachbar Sauerbrunn. Hr. Reinhold. Diese kleine Rolle wurde von Hrn Reinhold recht gut und unmanierirt dargestellt. Indessen ging manches Wort verloren, indem Hr. Reinhold häufig die letzten Sylben verschluckte. Auch kam Hr. R. in der vorletzten Scene zu spät, wodurch eine unangenehme Pause entstand.

Fritz, ein Bauerknabe. Mad. Becker *). Bekanntlich ist dieß die Hauptrolle des kleinen Stückes, welche Mad. B. durchaus nicht gelingen wollte. Hätte sich Mad. B. mehr gehen lassen, wäre nicht alles an ihr so gekünstelt und geschraubt gewesen, daß diese Künsteley selbst dem Ungeübtesten im ersten Augenblick bemerkbar wurde: so wäre wohl manches besser gerathen. Aber solche Sachen

*) Hier eine recht artige Anekdote. Die Weimaraner haben, entweder aus Oekonomie, oder aus Sucht sich auszuzeichnen, die Gewohnheit, auf den Komödien-Zetteln nie durch Vorsetzung des Herr oder Madam das Geschlecht zu unterscheiden. So stand auch diesesmal auf dem Zettel: Fritze Becker. Fast jedermann glaubte daher, diese Rolle würde von Hrn. Becker, der ohnehin alles, alt und jung, Greise und Liebhaber spielt, gegeben werden. Als nun auf den Abend Mad. Becker zum Vorschein kam, sagte jemand im Parterre ganz treuherzig: Ey, der tausend, Herr Becker ist gewiß krank geworden, und hat seine Frau geschickt.

fordern ein leichtes, raſches Gefühl, und keine gekünſtelte, in die Länge gezogene Declamation. Die Figur der Mad. B. war für dieſe Rolle nicht unpaſſend. Aber ihre Naivität war erzwungen, und daher widerlich.

Adolph und Clara.

Oberſt von Limburg, Hr. Dirzka. Hr. D. ſang recht brav, und ſpielte mit Anſtand.

Baron Adolph von Rumberg. Hr. Strobe. Der Geſang des Hrn. St. mochte dieſen Abend noch hingehen, aber mit ſeinem Spiele ſah es deſto mißlicher aus. Dieſe Rolle iſt voller franzöſiſcher Feinheiten, mit denen man überhaupt bey dieſer Bühne nicht ſehr vertraut ſcheint, und Hr. St. vielleicht am allerwenigſten. Der einzige, der dieſe Rolle, vorausgeſetzt daß er Singtalent hätte, bey dieſer Bühne zu ſpielen fähig wäre, iſt unſtreitig Hr. Wolf, vermöge ſeiner ſichtbaren Bildung und ſeines feinen Anſtandes. Hr. Strobe that, was ihm zu thun möglich war, allein leider war dieß nicht genug. Auch ſchien er in dem Irrthume zu ſeyn, ein junger lebhafter Mann müſſe ſich durch eine geſchwinde Sprache charakteriſiren, denn er übereilte ſich wirklich ſo, daß er unverſtändlich wurde, und ſich jeden Augenblick verſprach. Sein Anzug war recht ſchön.

Clara, deſſen Gemahlin, Demoiſ. Jagemann. Es ließ ſich erwarten, daß dieſe Künſtlerin auch in dieſer Rolle etwas Vorzügliches liefern würde, und dieſe Erwartung wurde denn auch nicht getäuſcht. Allein ganz befriedigte mich Demoiſ. Jagemann nicht in dieſer Rolle. Beſonders vermißte ich manche Feinheit in der ſchönen Scene, wo ſie mit Adolph allein iſt, und beyde ſich zu nähern ſuchen. Auch ſchien ſie mir die Bonmots etwas zu übereilen. Indeſſen muß man geſtehen, daß ſie eben nicht brillant in dieſer Scene unterſtützt wurde. Demohngeachtet gab ſie manches ganz vortrefflich. Ihr Geſang war wunderſchön, und würde noch ſchöner geweſen ſeyn, wenn der in der Romanze ſo wirkſame Triller nicht ſo häufig wiedergekehrt wäre. Ihr Anzug war ſo geſchmackvoll als elegant.

Caſpar, Caſtellan, Hr. Genaſt. Mit ächt komiſcher Laune, und ohne die mindeſte Uebertreibung gab Hr. G. dieſe Rolle, und ihm wurde mit Recht der Dank und Beyfall des Publikums.

Die Muſik wurde gut und prompt executirt, und die Enſembles gingen muſterhaft.

Freytags den 12ten Juny: Stella, Trauerspiel von Göthe.

Schon der Name Trauerspiel zeigt, daß dieses Stück vom Verfasser umgearbeitet ist, und nach meinem Gefühle hat es durch diese Veränderung wesentlich gewonnen. Die Darstellung gehört, wie man aus folgendem sehen wird, im Ganzen genommen zu den wenigen guten dieser Gesellschaft.

Stella, Mad. Wolf. Ihr gebührte mit Recht der Kranz an diesem Abend, denn sie befriedigte alle Anforderung, welche man an hohe Kunst zu machen berechtigt ist. Ihr kunstvolles Spiel hier ganz zu detailliren verbietet der Raum dieser Blätter; ich kann nur sagen: es war vollendet. Ergreifend war die Scene am Grabe des erbleichten Lieblings, und unnachahmliche Wahrheit war in jedem Tone, in jeder Bewegung der Künstlerin. Ja, ich behaupte nicht zu viel, wenn ich nur sehr wenige deutsche Schauspielerinnen für fähig halte, sich in dieser Rolle mit Mad. Wolf zu messen.

Cecilie, Dem. Silie. Es ist mir leid, von dieser jungen Schauspielerin nicht eben so vortheilhaft urtheilen zu können. Ihr Spiel war in einzelnen Scenen wahr, aber das Ganze war nicht gehalten, es schien ihr die große freie Ansicht der darzustellenden zu fehlen. Auch heute verlarb Demoiſ. Silie sehr

viel durch ihr Unangenehmes Dröhnen der Stimme.

Fernando. Hr. Oels. Wie immer hat Hr. Oels seine Rolle musterhaft auswendig gelernt! Dieß mag wenig seyn; aber dennoch ist es alles, was sich von ihm sagen läßt, wenn man nicht sehr viel Schlimmeres sagen will. Mich ekelt der Wiederholungen, daß Hr. Oels durchaus nicht spielt, sondern bloß declamirt, daher kalt und herzlos ist, und alles um sich her erkältet. Nur durch das Kleid unterscheidet Hr. O. jede Rolle, wie der Schauspieler Willibald in einem bekannten Lustspiele die Charaktere durch die Perrücken. Ich wünsche herzlich etwas besseres von ihm sagen zu können, ohne mich an der Wahrheit zu versündigen. Ohnehin gehört die Rolle des Fernando zu den überaus schwierigen, daher denn die schlechte Darstellung Hrn. Oels um so bemerkbarer wurde.

Lucie, Mad. Becker. Es scheint Mad. B. bloß darum zu thun, ihre kleine Person geltend zu machen, daher sie denn auch diesen Abend ihre Individualität so kalt und pretentiös als möglich zum Besten gab. In den Geist ihrer Rolle war sie wahrlich nicht gedrungen, das todte Wort hatte sie sich so ziemlich eingeprägt.

Verwalter, Hr. Graf. Diese kleine Rolle wurde von Hrn. G. recht gut gegeben, und

mit Vergnügen hörte man ihn diesen Abend sich einer menschlichen Sprache befleißigen.

Postmeisterin. Dem. Elsermann. Wie es aber auch einer Direction oder Regie, die ihr Personale doch kennen muß, einfallen konnte, Dem. Elsermann diese Rolle anzuvertrauen, welche so ganz außer ihrem, ohnehin etwas beschränkten, Wirkungskreise liegt! Es war ordentlich ein Jammer anzusehen, in welcher Verlegenheit Dem. Elsermann mit dieser Rolle war. Eine Rede wurde hochtragisch gesprochen, die andere naiv, die dritte sentimental, und das Ganze war — null! Warum man wohl Mad. Teller nicht diese Rolle gab, welche sie gewiß mit Einsicht gespielt haben würde.

Die übrigen Personen sind subordinirt, und waren rühmlichst darauf bedacht, das Ganze nicht zu stören. Uebrigens widerhole ich es mit Vergnügen, daß, so unvollkommen auch diese Vorstellung im Einzelnen ausfiel, die so vollkommne Darstellung der Mad. Wolf als Stella alles mit ihrem Glanze bedeckte, und so die einzelnen Flecken unscheinbar machte.

Sonntags den 14. Juny: Es ist die Rechte nicht, von Rochlitz, und Der Schaggrüber, Oper nach den Französischen.

Es ist die Rechte nicht.

Dieses Lustspiel hat an sich keinen großen Werth, und kann nur durch ein sehr rasches eingreifendes Spiel, und durch die gute Besetzung des Thimotheus gefallen. Das erstere war nun freylich hier nicht der Fall, denn vom raschen Spiele hat man bey dieser Gesellschaft durchaus keine Idee. Aber das letztere war in einem ziemlichen Grade durch Hrn. Becker erreicht, welcher die Rolle des Thimoth. überaus glücklich spielte. Hier das Einzelne.

Gotthard, Hr. Graf. Heute überließ sich Hr. Graf wieder seiner Lieblingsmanier, verlängerte die Vorstellung durch sein Zerren um vielleicht eine Viertelstunde, und war unausstehlich.

Anselm, Hr. Malkolmi. Vielleicht hätte Hr. M. besser gespielt, wenn er weniger mit seinem Gedächtniß brouillirt gewesen wäre. So aber wußte er zu Anfang einer Periode nicht einmal den Nachsatz, und so standen nicht selten Ton und Worte im directen Widerspruche.

Fritz, Gotthards Neffe, Hr. Lorzing. Im Ganzen spielte Hr. Lorzing diese subor-

dinirte Rolle passabel, nur weniger steif wünschte ich ihn. Ueberall guckt ihm die fatale Schule hervor, und der Charakter des Lustspiels scheint ihm durchaus fremd.

Thimotheus, Gotthards Mündel, Hr. Becker. Brav, recht brav gab Hr. B. diese Rolle. Auch hier zeigte Hr. B. seine große Force in der gänzlichen Verläugnung seiner Individualität, und seine reifen Jahre waren der Darstellung durchaus nicht hinderlich. Vollkommen würde diese gewesen seyn, wenn Hr. B. etwas rascher gespielt, und einige Zweydeutigkeiten nicht so geflissentlich hervorgehoben hätte.

Allwill, Hr. Unzelmann. Diese Rolle wird dann erst wichtig, wenn Allwill als Holländer gekleidet erscheint, und hier war es gerade, wo Hr. Unzelmann völlig strauchelte. So mag man ohngefähr beym babylonischen Thurmbau gesprochen haben, als Hr. Unzelmann, wo er holländisch sprechen wollte. Und dann seine Kleidung! So sieht allenfalls ein holländischer Schiffer aber kein Fabricant aus. Solche Sachen verdienen immer, daß sich der Schauspieler ihrentwegen bey Sachverständigen erkundigt.

Louise und Lorchen, ihre Mädchen, wurden von Dem. Elsermann und Mad. Wolf sehr mittelmäßig gegeben. So sehr ich überhaupt Mad. Wolf im Trauerspiel schätze,

so gar kein Talent hat sie für das leichte Lustspiel. Bleibe sie immerhin auf dem Cothurn, die Socke ist ihr Fußwerk nicht.

Der Schatzgräber.

Diese artige Oper mit der niedlichen Mehülschen Musik ist ganz dazu geschaffen, ein Stündchen angenehm zu unterhalten, wenn — sie leicht, rasch und ohne Uebertreibung executirt wird. Aber

Hahn, die wichtigste Rolle, wurde von Hrn. Becker — etwa nicht gespielt, ey behüte der Himmel! sondern — gekrähet. Weil nämlich dieser Vormund Hahn heißt, hatte Hr. B. nicht nur einen sogenannten Hahnenkamm auf der Perrücke, nicht nur Hahnenflügel am Rocke, sondern er krähete auch noch dazu wie ein — Hahn! Nicht wahr, das heißt fein nüanciren? — Indessen wäre Hrn. B. diese Feinheit für diesesmal beynahe übel bekommen, denn das Parterre gab durch seine Unruhe sehr laut und deutlich zu erkennen, daß alles sein Ziel habe, und daß es müde sey, seine Nachsicht mißbrauchen zu lassen. Einige wollten sogar, als Hr. Becker nicht aufhörte jede Rede mit einem Hahnengekrähe zu begleiten, so etwas vom Pfeifen gehört haben, worauf Hr. Becker denn seine Pfeife etwas einzog. Uebrigens hat man keine Idee von der ekel-

ekelhaften Uebertreibung, welche ſich Hr. B. dieſen Abend zu Schulden kommen ließ, und wodurch man im Genuſſe dieſes niedlichen Singſpiels ſo arg geſtört wurde.

Sophie, Demoiſ. Jagemann. Leichtes Spiel und reizender Geſang, waren es auch heute, wodurch dieſe Künſtlerin ſich auszeichnete.

Von Wahlen, Hr. Strobe. Von dieſer unbedeutenden Rolle läßt ſich nichts bedeutendes ſagen.

Dorchen, Madam Becker, ſang recht artig.

Franz, Hr. Unzelmann, war, wo es aufs Uebertreiben ankam, ein treuer Kumpan Hrn. Beckers; ſpielte aber übrigens dieſe Rolle mit außerordentlicher Gewandheit und ächt komiſcher Laune.

Dienſtag den 16ten Julius: Rodogüne, Trauerſpiel nach Corneille von Bode.

Mit Recht kann man jede deutſche Bühne warnen, dieſes Stück, welches, nachdem es von der Eleganz der franzöſiſchen Verſe entblößt iſt, mit der ganzen Kälte der galliſchen Tragödie ausgerüſtet daſtehet, einer Darſtellung zu würdigen. Nur eine Weimariſche

Bühne, welche das Privilegium zu haben glaubt, ihr Publikum durch so manche Absurditäten und stümperhafte Versuche auf das gräßlichste zu ennuyiren, kann sich so etwas erlauben.

Cleopatra, Königin von Syrien, Mad. Teller. Ich kann es nicht verhehlen, daß ich von Mad. Teller, so wie ich sie von ehedem kenne, mehr in dieser Rolle erwartet hätte. Sey es nun, daß ihr das Theater durch seltenes Spiel etwas fremd geworden, oder sey es, was ich fast mit Leidwesen vermuthe, Zwang jener fatalen Schule, ich fand ihr Spiel sowohl als ihre Declamation äußerst monoton, und vermißte jeden scharfen Umriß des darzustellenden Charakters. Ihr Anzug war sehr geschmackvoll, aber nichts weniger als richtig.

Seleucus, Antiochus, ihre Kinder, Hr. Wolf. — Oels.

Diese etwas auffallend schmutzig gekleideten Königssöhne spannten durch ihre leere Declamation und nichtssagendes Spiel jegliche Geduld auf die Folter. Doch gebührt Hrn. Oels bey weitem der Vorzug, indem er doch wenigstens einige Scenen mit Feuer und Kraft vortrug. Aber Hr. Wolf war wirklich, um mit Hamlet zu reden, ein Ding aus — nichts.

Rodegüne, Mad. Wolf. Von ihr hatte ich viel erwartet, wurde aber sehr getäuscht.

Dieſe Künſtlerin regalirte uns diesen Abend bloß mit kalter monotoner Declamation, und ihrem Spiele mangelte durchaus Seele und Leben.

Timogenes, Erzieher der ſyriſchen Prinzen, Hr. Becker, ſprach ſeine Rolle recht gut, und hielt ſeinen Charakter ziemlich.

Laonice, Vertraute der Cleopatra, Dem. Sille, ſchien mit ihrem Stand durchaus nicht zufrieden, wenn ich anders das Hervordrängen vor der Königin, und die Sucht, ſich bemerkbar zu machen, recht zu deuten verſtanden habe.

Drontes, parthiſcher Geſandter, Hr. Graff, ſpielte erträglich.

Der angenehmſte Ton in dieſem Stücke war das letzte Fallen des Vorhanges, und deutlich las man in jedem Auge den Wunſch, künftig mit ſolchen Langweiligkeiten verſchont zu werden.

Donnerſtag den 18ten Juny: Titus, mit Muſik von Mozart.

* Es war genug zu wiſſen, daß Demoiſ. Jagemann in dieſer Oper den Sextus machte, um einen Ohren-Schmaus ohne gleichen zu erwarten, allein wer vermag zu ſchildern, wie hier jede Erwartung übertroſ-

ſen wurde. Dieſe Künſtlerin allein gewährte vollkommenen Erſatz für jede Unvollkommenheit, wodurch die Vorſtellung dieſes Meiſterwerkes beeinträchtigt wurde. Daß deren viele waren, wird folgende kritiſche Ueberſicht zeigen.

Titus, römiſcher Kaiſer, Hr. Strohmeyer. Es gehört gewiß unter die muſikaliſchen Merkwürdigkeiten, den Titus von einem Baſſiſten ſingen zu hören. Wer indeſſen dieſe Aufgaben ſo zu löſen vermag, wie Hr. Strohmeyer, der hat, beſonders wenn es, wie es hier der Fall war, an einem tauglichen Tenoriſten fehlt, den gerechteſten Anſpruch auf den Dank des Publikums. Daß aber im Ganzen die Parthie durch dieſe Verſetzung ſehr verliert, wird niemand bezweifeln, der mit dem Bau der menſchlichen Stimme einigermaßen bekannt iſt. Hr. Strohmeyer legte auch eine Arie, wenn ich nicht irre, von Righini ein, welche aber durchaus nicht hieher paßte. Was das Spiel betraf, ſo hatte man wirklich Urſache, mit Hrn. St. zufrieden zu ſeyn. Nur war ſein ganzer Anſtand etwas zu modern, wenn ich ſo ſagen darf, denn jene Urbanität der Römer war etwas ganz anders, als das, was wir Anſtand nennen. Seine Rede an das Volk trug er mit Würde, nur freylich etwas ungelenk und ängſtlich vor. Worin aber Hr. St. ſehr ſündigte, das war — Coſtüm und Toilette

überhaupt. Ich gebe zu, daß sein Anzug imposant war, aber denn auch so ganz empörend unrichtig. Mir verbietet der Plan dieser Schrift, mich hierüber weiter zu erklären, zumal, da man Hülfsmittel genug hat, sich hierüber zu unterrichten. Auch sah er zu weibisch und jugendlich aus. Jeder, dem die römische Geschichte nicht fremd ist, weiß, daß Titus, nachdem er zwey Jahre regierte, in seinem 41sten Jahre starb, folglich in dieser Oper bereits als Vierziger dargestellt werden muß.

Vitellia, Mad. Becker. Mit dem Gesange der Mad. B. hatte man, wenn man auch, wie immer, die Regel der Kunst in ihm vermißte, dennoch Ursache zufrieden zu seyn; sie that ihr möglichstes, und ihre volle, frische Stimme gewährte ziemlichen Ersatz für so manche Anomalie ihres Gesanges. Aber ihr Spiel war — weniger als mittelmäßig. Ihr Costüme war ein moderner Ballanzug!!

Sextus, Demois. Jagemann. Sie, die liebliche und schützende Göttin dieser Darstellung, gewährte uns diesen Abend einen Kunstgenuß, wie man sich seiner auf deutschen Bühnen leider nur selten zu erfreuen hat. Ihr durchdachtes, kunstvolles Spiel war von einem Gesange begleitet, den man als das schönste Opfer den Manen Mozarts dargebracht, betrachten muß. Es war, möchte ich

sagen, der von ihm selbst componirte Lobgesang seiner eigenen Composition, welche durch diese Künstlerin so verherrlicht unserm Ohre entgegentönte. Heißen, innigen Dank ihr, im Namen aller, die sie durch ihre hohe Kunst entzückte.

Annius, Hr. Unzelmann. Wenn auch im alten Rom das Talent zum Singen nicht mit der Würde eines Patriziers verbunden seyn mußte: so verhält sich das doch in unsern Opern ganz anders, und die Patrizier sollen neben ihren andern Verdiensten auch — singen können. Hr. U. sang auch, aber wie? — Ich würde seines seyn sollenden Gesanges gar nicht erwähnt haben, indem es zuweilen der Fall seyn kann, daß ein Schauspieler eine Parthie aus Nothwendigkeit übernehmen muß, zu der er nicht immer die erforderlichen Talente hat, wenn mich nicht wieder die unverzeihlichste Prätension Hrn. U. dazu veranlaßte. Bey seiner Stimmen-Infirmität sollte er doch wahrlich nicht an Cadenzen und Auszierungen denken, die er nicht von sich geben kann, und am wenigsten in einem Duette mit einer Sängerin, welche auch noch so ganz auf der ersten Stufe der Ausbildung stehet. Ich rede hier von dem Duette mit Dem. Engels als Servilia, wo wir mit einer Cadenz regalirt wurden, in welche Hr. U. so verliebt seyn mußte, daß er sie noch eine geraume Zeit fortführte.

als Dem. Engels bereits längst geendet hätte. Mit einem Worte, entsagt Hr. D. seiner Prätension und augenscheinlichen Eitelkeit nicht, so ist er für die Kunst, für die er wirklich wahres Talent hat, unwiederbringlich verloren.

Servilia, Schwester des Sextus, Dem. Engels. Auch diese junge Schauspielerin tritt mit einem gewissen Selbstbehagen auf, welches auf der Bühne wie im Leben beständig schadet. Ihr Gesang entsprach dieser Selbstgenügsamkeit wenig.

Publius, Hr. Dirzka. Hr. D. war sehr vortheilhaft, wenn auch nicht ganz richtig gekleidet, und trug seine kleine Rolle mit Anstand vor.

Die theatralischen Ausschmückungen waren überaus erbärmlich. Garderobe und Decorationen trugen das Gepräge des Schmutzes und der Aermlichkeit. Besonders nahm sich der Hühnerstall, welcher das Capitol vorstellen sollte, allerliebst aus. Die Anordnungen der Statisten und der Ceremonien zeigten deutlich von der gänzlichen Unbekanntschaft der Regie mit den Sitten und Gebräuchen der Römer. So z. B. war unter den Lictoren kein Lictor primus, dem das submovere und animadvertere immer zukommt, welcher denn auch ganz übergangen wurde. Auch war überhaupt kein römisches Volk da, sondern man sah nur

Senatoren, deren Anzahl sich ohngefähr auf sechs belief, Lictoren und Wache. Die Anzüge der Senatoren strotzten von Schmutz. Anstatt der Schuhe mit dem halben Monde, hatten sie gelbe Pantoffeln, und was dergleichen Erbärmlichkeiten mehr waren, die, wenn ich sie alle berühren wollte, einen Raum einnehmen würden, den ich ihnen hier nicht gönnen darf.

Freytag den 19ten Juny: Die beyden Klingsberge, von Kotzebue.

Graf Klingsberg, Hr. Becker. Diese Rolle wird bey der Dresdner Hofgesellschaft von unserm wackern Christ zu schön gegeben, als daß das manierirte Spiel Hrn. B. uns hätte gefallen können; indessen verdirbt Hr. B. diese Rolle keinesweges. Einige Scenen, als die bey der Friedberg, wo er mit der Wunschel und dem jungen Klingsberg zusammen ist, gab er recht brav und ohne Uebertreibung. Auch seine Maske war mit Besonnenheit gewählt. Was wir bey seiner Darstellung wegwünschten, war die manierirte Sprache, was wir bey selbiger vermißten, war — edler Anstand.

Graf Adolph Klingsberg, sein Sohn, Hr. Unzelmann. Diesen Abend hatte man wirklich alle Ursache, mit Hrn. Unzelmann zufrieden zu seyn. Man bemerkte mit Vergnügen, daß er sich ohne Prätension gab, und auch, was bey dieser Rolle so leicht versehen werden kann, jede Etourderie sorgfältig vermied. Nur wäre zu wünschen gewesen, daß die Duell-Scene mit Hrn. Dels sorgfältiger probirt worden wäre, denn so wurde sie wirklich lächerlich. Hr. Unzelmann hatte sich sehr geschmackvoll, und dem Stande des jungen Grafen gemäß angezogen. Besonders brillant war die Uniform, welche er zum zweyten Anzug wählte.

Gräfin Derburg, Mad. Teller. Mad. Teller traf den Ton dieser Rolle sehr glücklich, und zeigte wahren Anstand.

Lieutenant von Marfeld, Hr. Dels. Das Ungelenke und Steife in dem Spiele des Hrn. Dels, wird in Conversationsstücken, und wurde besonders heute auffallend bemerkbar. Es ist nichts Unangenehmeres, als eine Schilderung der Dürftigkeit und des Mißgeschicks überhaupt mit Pathos vortragen zu hören *).

*) Mit ächtem Kunstsinne bemerkt schon Horaz:

Telephus et Peleus, cum pauper et ex
ulterque

Aber Hr. O. scheint sich davon nicht entwöhnen zu können oder zu wollen, und so wurden die herzlichsten Scenen zur leeren Declamation. Warum Hr. O. eine Uniform trug, die ihm überall zu kurz und zu enge schien, läßt sich auch nicht wohl begreifen; das sollte doch nicht etwa die Dürftigkeit charakterisiren?

Henriette, seine Schwester, Dem. Silie. Auch Dem. Silie vergaß durchaus, daß sie im Lustspiel spiele, welches durchaus nicht verträgt, daß selbst in ernsten Scenen sich das Pathos des Trauerspiels ausspreche.

Madame Friedberg, Demois. Jagemann. Hie und da fand man zu viel Kaltes Abstoßendes in dem heutigen Spiele dieser Künstlerin, und vermißte dagegen jene Innigkeit, welche so beredt zum Herzen spricht.

Krautmann, Hr. Graf. Wir hatten auch heute das Vergnügen, von Hrn. G. mit einer Predigt regalirt zu werden.

Frau Wunschel, Zimmer-Vermiethe rin, Mad. Beck. Es war die erste Rol-

---

Proiicit ampullas, et sesquipedalia verba,
Si curat cor spectantis tetigisse querela.
De Art. poët. 96.

Diese Bemerkung, obgleich hier zunächst auf den Dichter angewandt, könnte dennoch von den Weimarischen Seminaristen sehr gut benutzt werden.

le, in welcher Mad. Beck auftrat, um so mehr bedauere ich es, offenherzig gestehen zu müssen, daß diese so rühmlichst bekannte Künstlerin diesen Abend ihren Ruf nicht bewährte. Erstlich sprach Mad. B. so überaus unverständlich, daß man auch bei der größten Aufmerksamkeit die Hälfte des Gesagten nicht verstehen konnte; dann chargirte Mad. B. diese Rolle gränzenlos. Ja wahrlich, oft glaubte man einen Dragoner zu hören, so heftig war Stimme und Gesticulation der Mad Beck. Wenn ich mich nicht sehr täusche: so war, das unverständliche Sprechen abgerechnet, wohl eine übertriebene Sucht zu gefallen die Ursache der gerügten Fehler. Ich glaube recht deutlich bemerkt zu haben, daß Mad. B. allenfalls Vermögen genug hat, diese und ähnliche Rollen recht brav darzustellen, wenn sie sich nicht durch ein unkluges, nur zu bemerkbares Haschen nach Beyfall selbst alles verdirbt, wie dieses heute der Fall zu seyn schien. Ihre Vorgängerin in dieser Rolle erreichte sie bey weitem nicht.

Die übrigen Rollen übergehe ich als unbedeutend, und bemerke nur noch, daß Hr. Rötsch als Bedienter sich sehr zu seinem Vortheile auszeichnete, indem er diese kleine Rolle durch ächt komisches von aller Uebertreibung freyes Spiel sehr benierkbar machte. Das Ganze der Darstellung gab übrigens den deutlichsten Beweis, wie wenig diese Gesellschaft im Stande

ist, ein Conversations-Stück, und besonders ein Lustspiel auch nur leidlich darzustellen.

Sonntag den ersten Juny: Fanchon, nach dem Französischen, von Kotzebue.

Dieses niedliche Stiefkind des französischen Liederspieles gleiches Namens gewährt im Allgemeinen eine ganz besondere Erscheinung. Fast auf allen deutschen Theatern ist dieses Singspiel an der Tagesordnung, und gehört, was noch mehr ist, zu den Lieblings-Vorstellungen, und dennoch wird es fast auf allen Bühnen Deutschlands so elend, als möglich geben. Alle darin vorkommenden Charaktere haben so viel Nationel-Eigenthümlichkeit, daß es gar nicht zu verwundern ist, daß fast jeder deutsche Schauspieler in der Darstellung die größten Mißgriffe begeht; und was jeder Darstellung auf unsern Bühnen den Todesstoß giebt, ist der Umstand, daß das Personale dieser Oper mehrentheils aus der sogenannten guten Gesellschaft besteht, deren Sitten dem deutschen Schauspieler leider so ganz fremd sind. Ich glaube, eigentlich hat diese Oper ihr Glück der meisterhaften Darstellung der Mad. Bethmann in Berlin zu verdanken, welche solche zur Mode machte. Seit jener Zeit mußte ja

fast alles à la Fanchon seyn, Uhren, Ringe, Dosen, Kopftücher, ja selbst — Nadelkissen! Es war nun kein Wunder, daß sämtliche deutsche Theater-Directionen diese Mode benutzten und durch den Erfolg belohnt wurden. Leider aber waren die wenigsten Fanchons à la Bethmann, und an den mehresten deutschen Bühnen war der Tapezier Martin — die Hauptrolle. Auch bey dieser Gesellschaft schien kein guter Genius über die Darstellung dieser Oper zu walten, wie man aus dem Folgenden sehen wird.

Fanchon, Demois. Jagemann. So sehr ich die hohe Kunst der Demois. Jagem. schätze, so muß ich doch bekennen, daß, selbst ohne eine Bethmann vorher gesehen zu haben, Dem. Jagemann in dieser Rolle nicht überall Genüge leisten konnte. Wirklich scheint diese sonst so brave Künstlerin eine durchaus falsche Ansicht von dieser, freylich etwas schwierigen, Rolle zu haben. Der Charakter der Fanchon ist eine Composition von unverdorbener Sentimentalität, klarer Naivität und — piquantem Verstande. So giebt auch Mad. Bethmann diese Rolle, welche obige Charakterzüge mit einer reizenden, einschmeichelnden Tournüre verbindet, welche uns keinen Augenblick vergessen läßt, daß die Handlung in Paris und in der guten Gesellschaft vor sich geht. Demois. Jagem. aber giebt diese Rolle mit he-

roiſchem Anſtande, ja ſogar mit Pathos, und — mit einer erſtarrenden Kälte! Mit einem Worte, ſo vielen Fleiß dieſe Künſtlerin auf den Geſang verwendet zu haben ſchien, ſo ganz hatte ſie dieſesmal das Spiel vernachläßigt. Als einzelne Theile in der Darſtellung, die ihr durchaus mißglückten, nenne ich die kleine aber difficile Scene an der Toilette, ferner das Spiel unter der Arie: „Fort, daß die Leyer klinge," wo man glaubte, eine Johanna v. Orleans vor ſich zu ſehen, und endlich, das Wiederſehen des Bruders. Die beyden zuletzt genannten Scenen erfordern reges, ſchnelles Gefühl, und fein nüancirtes Spiel. Beſonders aber erfordert die genannte Arie ein ſo mannichfaches Spiel, daß man mit deſſen Entwickelung eine eigene Abhandlung ausfüllen könnte. — Die Fanchon an ſich, wie Kotzebue ſie dem Franzöſiſchen Vaudeville nachbildete, iſt allerdings ſehr einfach, und gleicht einem Tonſtücke, bey welchem der Compoſiteur alle Verzierungen des Vortrages, durch welchen es allein gehoben werden kann, dem Sänger überließ. Auch die Darſtellerin der Fanchon muß die einfache aber reizende Compoſition mannichfaltig zu entwickeln wiſſen. Der Buchſtabe iſt überall todt, und nur der Geiſt lebt.

Oberſter v. Frankarville, Hr. Strobe. Wer nicht den abgeſchliffenen überall gerundeten Ton der feinen Welt ganz in ſeiner

Gewalt hat, dem müſſen dergleichen Rollen durchaus mißglücken, das war denn auch mit Hrn. Strobe der Fall. Zudem fehlte es ihm auch am Vortrage und an der Kunſt, den ſo delicaten Geſang, daß ich ſo ſagen darf, zu beleben, in welcher Hinſicht Dem. Jagemann ſich ſo überaus vortheilhaft auszeichnete, daß in den Sachen, welche ſie mit Hrn. Strobe ſang, das Unvermögen dieſes letztern nur um ſo deutlicher hervorſtach.

Saint Val, Huſaren-Offizier, Hr. Wolf. Man hätte kaum erwarten ſollen, daß Hr. Wolf ſeine gute Tournüre, da wo ſie gerade ſo nothwendig geweſen wäre, ſo ſehr vernachläſſigen könnte. Dieſen St. Val gab er wirklich ohne allen Anſtand, und ſchien ſo zu vergeſſen, daß es ein franzöſiſcher Offizier ſey, welchen er darzuſtellen habe, ein Mann von Welt, in dem ſich der gute Ton mit der liebenswürdigſten Etourderie verbinden muß. Ueberhaupt fehlt es Hrn. Wolf ganz an Laune, welche doch zu dieſer Rolle ſo weſentlich iſt. Schon ſein Eintritt mit erzwungenem Gelächter, war eine höchſt widerliche Andeutung von dem, was noch zu erwarten war. Hr. Wolf iſt kein Sänger, daher ſchweige ich von ſeinem Geſange.

Abbé de Latteignant, Hr. Dirzka. Eine wahre Mißgeburt an Körper und Geiſt gab uns Hr. Dirzka in dieſer Rolle zum Beſten.

Der galante, feine, aber nichts deſto weniger behagliche Abbe' wurde von Hrn. Dirzka in einen Tyroler Bauer verwandelt, dem man nur am Kragen und Mantel abmerken konnte, was er eigentlich vorſtellen wollte. Platte Späße, froſtige Bonmots ſollten uns Erſatz für den gänzlich verfehlten angenehmen Charakter dieſer Rolle ſeyn, aber man war wenig geneigt ſie dafür anzunehmen. Auch der Geſang des Hrn. Dirzka war heute ſehr mittelmäßig. Die Arie „Auf alle Namenstag' im Jahr" nahm er viel zu geſchwind, und machte aus einem allegro maestoso ein allegro assai, wodurch denn auch der Effect ganz verfehlt wurde. Daß Hr. Dirzka ſich ſein ziemlich vollſtändiges natürliches Embonpoint noch vollſtändiger verunnatürlichte, zeigt von einer Uebertreibungsſucht, welche eben nicht ſehr lobenswerth iſt.

Frau von Rouſſel, Mad. Teller. In der Art, wie Mad. Teller dieſe Rolle gab, hatte man alle Urſache, von ihr ſo befriedigt zu ſeyn. Aber eben dieſe Art an ſich ſelbſt iſt falſch, und Mad. Teller verfiel in den Fehler faſt aller deutſchen Schauſpielerinnen, welche ich in dieſer Rolle ſah, dieſe Frau von Rouſſel jugendlich darzuſtellen, in einem Anzuge nach der neueſten Mode. Nein! dieß iſt durchaus fehlerhaft, und alles piquante der Scene geht dadurch verloren. Fr. von Rouſſel iſt eine alt-

galan-

galante Dame, steif und altväterisch in ihrem Anzuge, stolz und förmlich in ihrem Benehmen, und keinen Augenblick ihren Ahnenstolz verläugnend. So dargestellt verwischt das leise Hinüberstreifen in das komische, den sonst gar zu grellen Kontrast, und die Scene mit der Fanchon ist von unglaublicher Wirkung. So sahe ich auch diese Rolle in Paris darstellen.

André, ein Savoyard, Fanchons Bruder, Hr. Unzelmann. Es war ordentlich zu bedauern, wie Hr. Unzelmann, welchen die Natur mit so vielem Talent für diese Gattung ausrüstete, sich diese Rolle durch gränzenlose Uebertreibung, und gewaltsames Zurückdrängen alles Gutmüthigen so muthwillig verdarb. Hr. Unzelmann schien seinen Fleiß auf völlige Nebensachen, als z. B. das Tanzen mit Florine, und dergleichen zu wenden, anstatt die einfache Herzensgüte und Unbefangenheit des natürlichen Savoyarden sorgfältig zu nüanciren. Auch sein Costüm war sehr unvollkommen.

Bertrand, ein Gewürzkrämer, Hr. Eilenstein. Aus dieser, dem Anscheine nach, unbedeutenden Rolle, kann mehr gemacht werden, als Hr. Eilenstein uns gab, welcher überall eine peinliche Aengstlichkeit verrieth.

Martin, ein Tapezier, Hr. Genast. Obgleich Hr. G. diese Rolle etwas outrirte,

ſo waren in der Darſtellung dennoch mehrere recht glückliche, ächtkomiſche Momente. Wenn nur das Organ dieſes Mannes nicht ſo widerlich wäre! Muſikaliſches Gehör muß Hr. G. durchaus nicht haben, denn es iſt ihm faſt unmöglich, auch nur zwey Tacte richtig zu ſingen.

Adele, Bertrands Tochter, Dem. Elſermann. Eine ſo forcirte Naivität, wie Dem. Elſermann dieſen Abend bewies, kann unmöglich gefallen. Hätte ſie weniger gekünſtelt, ſo bin ich überzeugt, die kleine Rolle wäre ihr trefflich gelungen, denn ſie liegt ganz in ihrer Sphäre; ſo aber verfehlte ſie ihren Zweck ganz. Auch ſang Dem. Elſermann ſehr ängſtlich.

Auguſtin, Hr. Lorzing, ſpielte ſehr mittelmäßig.

Florine, Fanchons Kammermädchen, Mad. Becker. Die Prätenſion und das verlaute Kammerkätzchen-Weſen traf Mad. Becker ganz nach dem Leben. Ob ſie aber die Impertinenz auch ſo weit treiben mußte, ſich überall vor ihrer Herrſchaft vorzudrängen, und gegen alle Wohlſtands-Regeln beſtändig die rechte Seite des Theaters einzunehmen, ſtehet wohl ſehr zu bezweifeln.

Vincent, Hr. Graf, ſpielte dieſen Abend recht brav, nur ſprach er wieder etwas zu gedehnt. Seine Singeſachen blieben weg, wor-

an denn auch, da solche sehr unbedeutend sind, nichts verloren war.

Die übrigen kleinen Rollen sind bey weitem zu unbedeutend, um einer Erwähnung zu verdienen. —

Mit Bedauern bemerkte man, daß das sonst so brave Orchester diesen Abend sehr nachläßig accompagnirte, und der Musikdirektor die Tempos sehr verfehlte.

Mittwoch den 24sten Juny: Das unterbrochene Opferfest, Musik von Winter.

Die Ankündigung dieser Oper erfüllte um so mehr mit angenehmer Erwartung, da ein neu angagirter Tenorist, Hr. Merhard, in der Rolle des Mirvey debütirte, Demoif. Jagemann die Mirrha, und Hr. Strohmayer den Oberpriester spielte. Wir werden nun sehen, wie diese Erwartung befriedigt wurde, indem wir zur Revision übergehen.

Huana Kapak, Inka von Peru. Herr Deny. Dieß war wieder einmal keine Rolle für Hn. Deny, denn er konnte sie weder spielen noch singen. Der Inka ist ein Greis, der mit Würde gespielt werden muß, und wenigstens einen routinirten Schauspieler

erfordert. Wenn eins seyn soll, so mag lieber der Gesang etwas mittelmäßiger seyn, wenn nur der Charakter der Rolle gut ausgeführt wird. Hier fehlte aber Beydes, und das war denn freylich sehr schlimm.

Roka, Hr. Unzelmann. Das Ernsthafte scheint durchaus Hrn. Unzelmanns Sache nicht zu seyn, dieß bemerkte man auch diesen Abend nur allzu deutlich. Es war eine gewisse Ungelenksamkeit in seinem ganzen Spiele, ein gewisses geniertes unbehagliches Wesen, welches ihn die Rolle kaum mittelmäßig executiren ließ. Es war wirklich Schade um diese schöne Rolle, welche bey einigermaßen gutem Spiele so sehr interessiren muß. Indessen Hrn. Unzelmann kann dieses Urtheil nicht nachtheilig seyn, denn man kann nicht in allen Fächern gleich brav seyn. Was aber die strengste Rüge verdient, ist, daß dieser junge Mann, trotz seiner traurigen Stimme, die Kühnheit hatte, sich eine Bravour-Arie, gleich nach der großen Arie des Marney einzulegen! Wahrlich hier bewieß das Leipziger Publikum wieder einmal eine Indulgenz, welche ihrer Seltenheit wegen verdiente in den Annalen des hiesigen Theaters aufbewahrt zu werden. Auch das Costüme des Hrn. Unzelmann verdiente der Seltenheit wegen gestochen zu werden. Beschreiben läßt sich nur so viel davon,

daß er halb als Mann und halb als Weib gekleidet war.

Mirrha, Demoiſ. Jagemann, entſprach nicht nur, ſondern übertraf jede Erwartung. Wenn die Kritik auch dann und wann Natur und Herzlichkeit in ihrem Spiele vermißte: ſo wurden ihre ſtrengſten Forderungen andern Theils durch die hohe Kunſt der Darſtellerin vollkommen befriedigt. Ihr Geſang war bezaubernd ſchön, nur hätte ich ihn an einigen Stellen weniger melismatiſch gewünſcht.

Gulirn, Demoiſ. Silie,
Beliſa, Mad. Spengler,
Sira, Demoiſ. Elſermann,
} unterſtützten

in den Enſembles die Hauptſtimme ziemlich korrect. Ihr Coſtüme war ſehr verſchieden, welches durchaus fehlerhaft iſt.

Murney, ein Engländer, Hr. Morhard. Man war ſehr geſpannt auf dieſe neue Erſcheinung, welche aber wider alles Erwarten keinen günſtigen Eindruck machte. — Die Figur des Hrn. Morhard iſt allerdings nicht ſehr vortheilhaft für die Bühne, dazu kommt noch, daß er ſeinen Körper nicht ſchön zu halten weiß. Auch ſeine Toilette war gar nicht zu ſeinem Vortheile gemacht, ſo wie überhaupt ſein ganzer Anzug wenig Geſchmack verrieth. Sein Spiel iſt nicht ſowohl ſteif als roh und ungebildet zu nennen. Beſonders ſchien er mit ſeinen Händen ſehr verſchwenderiſch zu

seyn, welche jeden Augenblick den ihn umgebenden dargereicht wurden. Sein Gesang ist nicht unangenehm, obgleich die Stimme etwas rauhes Pelziges hat. Aber seine Manier? — nun er hat so eigentlich gar keine, sondern singt fast jeden Tact in einer andern, und so läßt ihn der Zufall manches sehr gut, manches aber auch herzlich schlecht vortragen. Die große Arie im Kerker executirte er mehr als mittelmäßig, und es war allerdings etwas ungerecht, ihn hier, besonders als Debutant, unbelohnt zu lassen. Bey der Seltenheit guter Tenoristen, ist Hr. Morhard immer eine sehr erfreuliche Acquisition für das Theater, um so mehr, da es ihm bey seiner Jugend leicht werden dürfte, manche ihm schadende Unarten im Spiel und Gesang nach und nach abzulegen.

Elwira, seine Gemahlin, Dem. Engels. Wir sind Demois. Engels recht vielen Dank schuldig, daß sie so bescheiden war, die zweyte, freylich sehr schön gearbeitete Arie der Elwira wegzulassen. Noch größern Dank würde sie verdienen, wenn sie überall auf solche Rollen renoncjrte, wo nur die größte Nachsicht des Publikums sie vor Unannehmlichkeiten schützen kann.

Pedrillo, Hr. Genast, spielte für die Gallerie; und sein Gesang war, wie immer, sehr gebrechlich.

Mafferu, Feldherr der Peruaner, Hr. Dirzka. Recht brav gab Hr. Dirzka diese Rolle, zu welcher ihm auch seine imposante Figur sehr gut zu statten kam. Auch mit seinem Gesange hatte man Ursache zufrieden zu seyn.

Villac Uma, Oberprieſter der Sonne, Hr. Strohmeyer. Mit Würde und Anstand gab Hr. St. diese Rolle, welche er durch seinen vortrefflichen Gesang mit zur ersten der Oper erhob. Besonders die schön gesetzte Arie: „Wenn Siegeslieder tönen ꝛc.“ kann man nie schöner vortragen hören.

Die Darstellung im Ganzen war sehr gerundet. Auch die Anordnung des Statisten war recht brav. Das Orchester accompagnirte vortrefflich.

Donnerstag den 25sten Juny: Liebhaber und Nebenbuhler in einer Person, Lustspiel von Ziegler.

Dieses Lustspiel ist eines der besten von Ziegler, und gewährt, sobald es rasch und mit Laune gespielt wird, eine recht angenehme Unterhaltung. Aber es traf sich hier, daß nicht einmal die Rollen gehörig memorirt waren, was wirklich bey dieser Gesellschaft eine

Seltenheit ist, bey diesem Stücke aber, wo fast alles davon abhängt, sehr unangenehm störte.

Fräulein Sybille von Razeburg, Demois. Silie. Schon durch den Namen, (welcher hier, ich weiß nicht aus welchen Gründen, geändert wurde, und eigentlich Katzeburg heißt,) schien der Verfasser bemerken zu wollen, daß diese Rolle etwas carrikirt werden müßte, wie denn auch jeder weibliche Charakter, in welchem sich Neid und Bosheit auf eine so grelle Art aussprechen, durch sich selbst carrikirt wird. Indessen Dem. Silie wollte diesen Charakter wahrscheinlich idealisiren, schien ganz zu vergessen, daß sie sich in den Regionen des Lustspiels bewegte, und gab uns eine Art von Ariadne zum Besten.

Ritter Adelhof aus Schwaben, Hr. Deny. In schlechtere Hände konnte die Direction diese Rolle wohl kaum niederlegen, denn Hr. Deny hatte wirklich keine Idee davon, und schien so eigentlich gar nicht zu wissen, was er sprach. Dieser Ritter ist leider eine Hauptrolle, und das Stück verlor durch diese Darstellung nicht wenig. Nach dem Etat dieser Gesellschaft hätte diese Rolle durchaus von Hrn. Genast müssen gespielt werden; den Brenner, welchen Hr. G. auch recht gut gab, hätte dennoch sehr leicht ein anderer überneh-

men können, und das Stück würde so nicht wenig gewonnen haben.

Ritter Liebenau, Hr. Oels. Heute hatte Hr. O. nicht einmal seine Rolle auswendig gelernt; auch ermangelte er schuldigermaßen nicht, alle seine Scenen ins hohe Trauerspiel zu verlegen.

Georg, sein Knappe, Hr. Unzelmann. Diese Rolle spielte Hr. Unzelmann mit recht angenehmer, nur hie und da etwas zu muthwilliger Laune. Manche Stellen weniger herausgehoben, würden von einem Gefühle der Schicklichkeit gezeugt haben, welches besonders bey einem jungen Schauspieler nicht genug zu schätzen ist.

Hans Stadinger, ein Waffenschmidt, Hr Malsolmi. Einzelne Momente gaben deutlich zu erkennen, daß Hr. M. ehedem diese Rolle recht brav gespielt haben mochte, aber im Ganzen waren es doch nur Ruinen. Stadinger ist Hitzkopf, davon sah man aber bey Hrn. M. keine Spur. Auch hatte Hr. M. sehr schlecht memorirt.

Maria, seine Tochter, Demoiſ. Elsermann. Einige Scenen gab Demoiſ. Elsermann sehr lieblich und mit ächter Naivität. Es war nur zu bedauern, daß die Rückfälle, in welchen sie pathetisch und tragisch wurde, so häufig waren. Demoiſ. Elsermann

hatte sich sehr richtig costümirt, ohne jedoch dem guten Geschmack etwas zu vergeben.

Brenner, Wirth zum Einhorn, Hr. Genast, spielte, wie bereits erwähnt, recht sehr brav; ja, bestimmt am besten im ganzen Stücke.

Irmentraut, Mariens Wärterin, Mad. Beck. Es thut mir leid, noch immer nichts zum Lobe dieser dem allgemeinen Rufe nach so braven Schauspielerin sagen zu können. Diesen Abend affectirte sie bis zur höchsten Widerlichkeit! Indessen mein Urtheil im Allgemeinen über diese Künstlerin halte ich gern so lange zurück, bis ich sie in Rollen gesehen habe, welche vielleicht ihrem Talent mehr angemessen seyn möchten.

Der Vogt von Worms, Hr. Graf, spielte wie gewöhnlich mit vieler Salbung.

Da Demois. Silie, Hr. Genast und Hr. Unzelmann fast die einzigen waren, welche gehörig memorirt hatten: so läßt sich leicht denken, daß das Ganze allenthalben stockte, und die Täuschung nicht selten auf das Unangenehmste gestört wurde.

Sonntag den 28ßen Juny: Die Wette, Luſtſpiel, und Wallenſteins Lager.

Die Wette.

Da, wie der Zettel verkündete, wegen plötzlicher Krankheit der Mad. Spengler die angekündigte Oper: der Waſſerträger, nicht gegeben werden konnte: ſo war die Wette, dieſes uralte Stück mit der erbärmlichſten Intrigue, und dem fadeſten Dialog gleichſam als Lückenbüſſer zu betrachten. Ueberhaupt aber iſt es ſchwer zu begreifen, warum dieſe Geſellſchaft, da ſie ſo ſelten Converſations-Stücke giebt, immer nur die ſchlechteſten auftiſcht. Hier die Ueberſicht des heutigen langweiligen Luſtſpiels.

Dietmann, ein reicher Kaufmann aus Hamburg, Hr. Malkolmi. Auch heute hatte Hr. Malkolmi ſo ſchlecht memorirt, daß alles nur ſtückweiſe zum Vorſchein kam, und in ſeinem Spiele natürlich nicht die geringſte Haltung war.

Louiſe, ſeine Tochter, Dem. Elſermann wollte ihr Talent zum Tragiſchen beurkunden, welches freylich im Luſtſpiel nicht zum beſten angebracht ſcheint.

Francyal, ein junger Franzoſe, Hr. Wolf. Charakteriſiren überhaupt, und beſonders die Eigenthümlichkeiten eines National-Charakters herauszuheben, iſt, wie bereits er-

wähnt, etwas den Mitgliedern dieser Gesellschaft ganz Fremdes. Hr. W. wußte aus dieser Rolle höchstens nur etwas — Langweiliges zu machen.

Van Heucken, ein junger Holländer, Hr. Oels. Vom Hrn. Oels war es nun vollends nicht zu erwarten, daß er den National-Charakter seines Holländers herausheben würde, und er hätte seinem Spiele nach auch wirklich eben so gut jeder andere Landsmann als ein Holländer seyn können. Ueberdieß hatte er nicht einmal seine Rolle gelernt.

Emrich, Aufwärter im Gasthofe, Hr. Unzelmann, spielte mehr naseweis, als dumm, und vergriff so eigentlich diese Rolle.

Wallensteins Lager.

Bey der Wiederholung habe ich bloß zu bemerken, daß Hr. Genast bey weitem den Kapuziner nicht so gut als das erstemal gab; Hr. Oels, wo möglich noch schlechter als das erstemal, spielte, und man im Ganzen die Rundung vermißte, welche bey der ersten Vorstellung so manche einzelne Unvollkommenheit vergessen machte.

Dienstag den 30sten Juny: Götz von Berlichingen, von Göthe.

Dieses buntschäckige Ritterschauspiel, in welchem die Personen wie in einer Zauberlaterne auf- und abtreten, wurde bey gedrängt vollem Hause gegeben. Wen der Name des Verfassers nicht anlockte, der konnte doch dem grossen Zettel mit dem in zwey Columnen aufgeführten Personale nicht widerstehen, und die Casse befand sich bey diesen Zugmitteln recht sehr wohl.

Eine genaue Revision und Critik der einzelnen Rollen möchte, zumal bey der Stärke des Personals für wenig Leser Interesse haben, ich erlaube mir daher diesmal von der gewohnten Ordnung abzugehen, und bloß derjenigen Rollen zu erwähnen, welche sich, in irgend einer Hinsicht, auszeichneten.

Götz von Berlichingen, Hr. Graf, spielte seinen Helden mit dem möglichsten Kraft-Aufwand, und verfehlte bey der Menge seinen Zweck keinesweges. Der besonnene Beobachter witterte so etwas von Coulissenreißerey und ganz gemeinen Handgriffen, so wie er wohl den Prahler aber nirgends den biedern deutschen Kraftmann dargestellt fand. Indessen vox populi, vox dei! Der Menge behagte Hr. Graf, sie lud ihn nach geendigter

Vorstellung vor ihr Forum, wo er dann auch, freylich etwas spät, und dem Anscheine nach, sehr erhitzt erschien.

Georg, Reuterknabe, Hr. Unzelmann. Mit Vergnügen bemerke ich, daß Hr. Unzelmann diese Rolle sehr richtig aufgefaßt hatte, und sehr brav durchführte. So weit ich Hrn. U. gesehen habe, zähle ich die heutige Darstellung zu einer seiner gelungensten.

Bruder Martin, Mönch, Hr. Becker. Da Hr. Becker diese Rolle wirklich unter aller Kritik spielte: so würde ich seiner gar nicht erwähnt haben, wenn ich nicht mein Versprechen halten müßte, aller derjenigen zu erwähnen, welche sich in irgend einer Hinsicht auszeichneten.

Elisabeth, Berlichingens Gemahlin, Mad. Teller, hatte ihre Rolle ganz verfehlt. Keine Spur von der braven deutschen Hausfrau war in ihrem Spiele zu erblicken, und nur dem Zettel nach konnte man sie für Götzens Weib erkennen. Auch ihr Anzug war so schlecht und costümwidrig als möglich gewählt.

Franz, Weislingens Knappe, Hr. Oels. Ueber alle Erwartung brav spielte Hr. Oels diese Rolle, und der laute Dank des Publikums war sein verdienter Lohn.

Franz Lerse, Hr. Deny, war weder mit sich, noch mit seiner Rolle einig.

Barthel von Wanzenau, Hr. Genast. Es ist mir leid, daß ich nicht in das Lob des Hrn. Magister Dyk einstimmen kann, welcher so entzückt war, zu vermuthen: Göthe hätte diese Rolle wahrscheinlich für Hrn. Genast geschrieben. Wäre diese Vermuthung gegründet, so hätte Göthe diese vergebliche Arbeit freylich sehr zu bedauern, denn etwas Mittelmäßigeres als diese Darstellung ist mir nicht leicht vorgekommen.

Peter von Blinzkopf, Hr. Becker. Abermals muß ich dieses Künstlers der Auszeichnung wegen gedenken. Denn wer diesen Lieutenant nicht etwa bloß carrikirt, sondern zum förmlichen Caliban umwandelt, der zeichnet sich doch wohl aus!! — Hr. B. präsentirte sich uns in einer Rüstung von Pappe, hinten und vorn mit einem aufgesetzten hohen Höcker, ebenfalls von Pappe, versehen. Seine Maske war dieser Ausstaffirung sehr anpassend, und das Ganze vortrefflich geeignet, gleiche Wirkung wie die Furien in den Eumeniden des Aeschylus hervorzubringen.

Adelhaid, Mad. Wolf. In jeder Hinsicht vortrefflich gab Mad. Wolf diese Rolle. Auch ihr Costüme war dem Zeitalter angemessen, und wunderschön.

Dieses Stück, obgleich von Göthe neu für die Bühne bearbeitet, hat dennoch nicht beträchtlich an seiner Länge verloren, und erst um 10 Uhr verließ man, wenig befriedigt, das Schauspielhaus.

Donnerstag den 2ten July: Faniska, Oper in 3 Aufzügen von Cherubini.

Das Sujet dieser Oper hat sehr viel Aehnliches mit der bekannten Lodoiska desselben Componisten; die Musik ist nicht weniger groß und energisch, als in der genannten Oper, aber in der Ausführung bey weitem nicht so schwierig. Sie hat die Eigenheit jeder höhern Composition, daß selbst dem geübteren Ohre nur durch öfteres Hören sich alle ihre Schönheiten offenbaren. Die Dessauer Gesellschaft hatte diese Oper hier im Ganzen recht brav gegeben. Wir wollen jetzt einen Blick auf die Darstellung der Weimaraner werfen.

Rosinski, Starost von Rawa, Hr. Strobe. Weder was den Gesang, noch was das Spiel betrifft, konnte Hr. Strobe in dieser Rolle Genüge leisten. Fast an jedem Moment in dem Spiele des Rosinski hängt die ganze Intrigue des Stückes. Ein Blick, eine Bewe-

Bewegung kann alles zerstören, und der Schauspieler, der hier nur nichts verdirbt, hat eigentlich schon viel gethan. Allein Hr. Strobe hatte selbst nicht Routine genug, um in dieser schwierigen Rolle jede Störung zu vermeiden. Sein Gesang war schwach und ohne Vortrag. Sehr unangenehm klingt es, daß Hr. St. den Buchstaben R selbst im Gesange so gleichsam herauskollert, welches man diesen Abend sehr häufig bemerken konnte.

Zamoski, Starost von Sendomir, Hr. Strohmeyer. Sich in jeder Hinsicht selbst übertreffend, gewährte uns dieser Künstler heute einen Kunstgenuß, wie er uns nur höchst selten zu Theil wurde. Bezaubert, wurde man durch seinen himmlischen Gesang in höhere Sphären erhoben. Mit trunkner Wollust lauschte man diesen Göttertönen, und staunte ob der Macht des Gesanges. Wie über alle Begriffe vortrefflich trug Hr. St. nicht seine erste so schwierige Arie vor — mit welcher Kraft tönte seine Stimme in den mehrstimmigen Sachen, und mit welcher Tiefe des Gefühls bezeichnete dieser Künstler einzelne charakteristische Stellen! — Auch sein Spiel bezeugte, daß Hr. Strohmeyer wirklich eigenen Fleiß auf diese Rolle verwendet haben müsse, denn es war wirklich brav zu nennen. Keine Spur war von seiner sonstigen Verlegenheit zu erblicken, im Gegentheil war er ganz auf der Bühne zu

Hause, und nüancirte sogar einzelne Scenen ganz vortrefflich. Möge dieser von der Natur so begünstigte Künstler auf diesem Wege fortfahren, und so sein schätzbares Talent ganz vervollkommnen. Der Anzug Hrn. St. war reich und imposant, obgleich nicht ganz richtig.

Fanisla, Rosinski's Gemahlin, Mad. Becker. Unbegreiflich muß es jedermann seyn, wie die Direction einer Bühne, welche eine Jagemann zu ihren Mitgliedern zählt, diese Rolle irgend einer andern übergeben, noch unbegreiflicher aber, wie eine dieser andern, wie besonders Mad. Becker es wagen konnte, in diesem Falle eine solche Rolle zu übernehmen. Selbst wenn Mad. Becker die schätzbarsten Talente in sich vereinigte: so würden Rollen dieser Art schon mit ihrer kleinen kindischen Figur ganz unvereinbar seyn. Nun erwäge man, wie bey dem gänzlichen Mangel alles darstellenden Talentes, bey einem herzlosen, hölzernen Spiele, und bey einem gellenden Gesange Mad. Becker sich in dieser Rolle empfehlen mußte. Zu diesem gänzlichen Unvermögen kam noch, daß man deutlich gewahrte, wie wenig Mühe sich Mad. B. mit dieser Rolle gegeben hatte, wie sie nicht einmal ihre wenigen Worte memorirt hatte, ja wie sie nicht einmal wußte, wann sie gehen oder kommen sollte. Mit einem Worte, es schien ihr gar nicht Ernst mit dieser Rolle zu seyn. Das Zwischenspiel füllte

sie entweder mit leeren nichtssagenden Pantomimen, oder gar mit — Lachen aus, und zeigte so wenig Achtung gegen ein Publikum uns, welches sich doch bey manchen Gelegenheiten gegen sie mehr als gütig bewies. Ihr Costüme war so falsch als geschmacklos.

Hedwig, ihre Tochter, Louise Beck, spielte mit Aufmerksamkeit und Gewandtheit.

Danski, Hr. Dirzka, spielte und sang recht brav, war auch sehr schön costümirt.

Moska, eine Frau in Zamoski's Diensten, Demois. Silie. So brav das Spiel der Dem. Silie war, so wenig hatte man doch Ursache mit ihrem Gesange zufrieden zu seyn. Man hört, daß Dem. Silie einst recht gut gesungen habe, aber jetzt — sunt campi ubi troia fuit!

Rasno, ein Wegweiser im Gebürge, Hr. Unzelmann. Aus allen Kräften bestrebte sich Hr. Unzelmann diese recht interessante und dankbare Rolle so recht in Grund und Boden hinein zu verderben. Statt der hülfreichen menschenfreundlichen Rasnos, gab er uns einen vorlauten groben Bauerburschen, und bildete sich nebenher ein, durch einige frostige fade Späße Beyfall zu erzwingen, welchen Zweck er denn freylich sehr verfehlte, indem sein Spiel allgemein mißfiel.

Von Seiten der Guarderobe und der Decorationen hatte man, einige Anzüge ausge-

nommen, für diese Oper gar nichts gethan, und von dieser Seite hatte sich gerade die Darstellung dieser Oper durch die Dessauer Hof-Gesellschaft sehr ausgezeichnet. Auch die Anordnung der Statisten war schlecht, und die Chöre gingen äußerst miserabel. Das Orchester accompagnirte vortrefflich.

Freytag den 3ten July: Die drey Gefangenen, Lustspiel nach dem Französischen von Alex. Wolf *).

Erforderte je ein Lustspiel genaues Einstudiren, eine fast mechanisch gewordene Pünktlichkeit und rasches eingreifendes Spiel: so ist es ohne Zweifel dieses, welches sich vom Anfange bis zu Ende in einer ewigen Intrigue herum drehet, welche aber bisweilen so locker ist, daß ein einziger Blick zur unrechten Zeit, ein unvorsichtiger Schritt vor- oder rückwärts, das ganze Gewebe, wie mit einem Zuge zerreißt. Was nun das erstere, nämlich die Pünktlichkeit des Auftretens, die Stellungen und das genaue Einstudiren anlangt: so muß man der Gesellschaft zum Ruhme nachsagen,

*) So wie ich höre, ist dies der nämliche Wolf, welcher Mitglied dieser Bühne ist. Die fließende Uebersetzung dieses französischen Produkts macht ihm viele Ehre.

daß sie hierin alles mögliche leistete. Aber rasches Spiel, schnelles Eingreifen des Dialogs, diese so wesentliche Requisiten eines jeden Lustspiels, sind bey diesem Theater nun einmal nicht zu Hause. Hat nun besonders, wie hier der Fall ist, Hr. Becker eine Hauptrolle im Stücke: so sey Gott der Geduld der Zuschauer gnädig! Ohne bedeutende Pause vorher fängt Hr. B. selten einen Satz an, und diese Pause wird ausgefüllt — mehrentheils durch Fragen! Die folgende Revision wird das öfters Gesagte abermals bestätigen.

Derfort, Gouverneur der Stadt Boston, Hr. Graf. Diese Rolle gehört freylich an und für sich nicht zu den dankbaren und besonders empfehlenden, aber sie ist darum nicht ohne alles Interesse, wenn nur der Darsteller sie nicht augenscheinlich vernachlässigt, oder was besonders bey Hrn. Graf der Fall war, etwas hineinzulegen sucht, wodurch, anstatt dem Charakter Haltung zu geben, gerade das Gegentheil bewirkt, und das Ganze ein nichtssagendes schwankendes Gebilde wird. Auch dehnte Hr. Graf wieder ganz abscheulich, und verfiel jeden Augenblick in seinen gewöhnlichen Kanzelton. Auf seinen Anzug scheint Hr. Gr. überhaupt keine besondere Sorgfalt zu wenden, aber diesen Abend war er besonders nachlässig, ja fast schmutzig gekleidet.

Follville, sein Sohn, Hr. Oels. Lebendigkeit und Laune liegen in dem Charakter dieses jungen Franzosen so offen da, daß es schwer zu begreifen ist, wie Hr. Oels diese Rolle so arg verfehlen, und mit einer solchen Schwere, daß ich so sagen darf, darstellen konnte. Die wirklich schönen Gedanken wurden, indem er sie aussprach, flach und ermüdend, und der Ton des Stückes wurde durch ihn nicht wenig gestört.

Edmund, sein Neffe, Hr. Wolf. Das größte Verdienst um dieses Stück hat Hr. W. sich ohnstreitig durch seine in der That sehr gelungene Uebersetzung erworben. Als Schauspieler aber konnte er bey dem besten Willen wenig zur Hebung desselben beytragen, denn er war nicht in seiner Sphäre. Auch er hatte einen ächt französischen National-Charakter darzustellen, wozu erkünstelte Laune gewiß nicht hinreichend ist. Uebrigens verläugnet Hr. Wolf auch in dieser Vorstellung seinen schönen Anstand nicht.

Germain, Edmunds Kammerdiener, Hr. Genast, spielte bey weitem nicht fein und gewandt genug, und nahm keine Rücksicht auf die Nation, der er angehören sollte.

Sophie von Merville, eine junge Wittwe, Dem. Silie. In ihrem Spiele vermißte man alle jene feinen Nüancirungen,

worauf der Verfaſſer in dieſer Rolle ſo deutlich hinwieß. Die Uniform kleidete ſie recht gut.

Bellacunil, Sergeant und Kaſtellän der Burg von Boſton, Hr. Becker. Dieſer alte Sergeant iſt gleichſam die Feder, welche die ganze Maſchine des Stückes in Bewegung ſetzt, und von der Darſtellung dieſer mehr ermüdenden als ſchwierigen Rolle faſt allein, hängt das Schickſal des ganzen Stückes ab. Man denke ſich einen Invaliden, dem die Aufſicht über eine alte Burg anvertraut iſt, der zum Erſatz für ſein verlornes Bein von nichts lieber ſpricht, als von der Affaire, wo er es verlor; der ferner ſeiner augenſcheinlichen Beſchränktheit zum Trotze, ſich dennoch piquirt, äußerſt ſchlau, und wie er es nennt, voll von Kriegesliſten zu ſeyn, (welches eben des Contraſtes wegen von höchſt komiſcher Wirkung iſt,) ſo hat man den alten Bellacunil, wie ihn der Verf. zeichnete, deutlich vor Augen. Als Nebenzüge oder vielmehr als Nüancen ſind dann noch zu beachten, ſein angenommenes barſches Weſen, ſeine Donquixotterie im Dienſte, und vor allen die Bezeichnung des National-Charakters durch ächte Laune. So angeſehen, iſt dieſe Rolle nicht zu verfehlen. Aber Hrn. Becker, dem das Hauptrequiſit zu dieſer Rolle, ächte Laune nämlich, gänzlich mangelt, ſuchte dieſen Defect durch

Carricatur, sowohl im Spiele als in der Sprache zu ersetzen, und — verunglückte! Schon der Anzug und die Maske des Hrn. Beckers bewiesen, daß er über diese Rolle gar nicht gedacht hatte, denn Hr. Becker sah keinen alten Invaliden, sondern einem Regimentstambour einer kleinen Stadtmiliz ähnlich. Eine stattlich weiße Uniform, eine Zopfperücke (!!) und ein dreyeckichter Bürgerhut waren die Ornamente des Hrn. Beckers, durch welche er einen alten Invaliden, der jetzt Kastellan einer Burg, oder vielmehr Gefängnißwärter ist, bezeichnen wollte. Was aber schlimmer als alles war, und die Vorstellung bis zum Einschlafen langweilig machte, waren die ewigen Pausen, die Hr. Becker für nichts und wieder nichts anbrachte, und seine schleppende Sprache, durch welche jedes Wort auf das langweiligste in die Länge gezogen wurde.

Fanchette, seine Tochter, Demois. Elsermann. Hier war Demois. Elsermann ziemlich an ihrem Platze, nur affectirte sie hie und da zu sehr.

George, Soldat von der Garnison, Hr. Unzelmann, spielte überaus brav, und bey weitem am besten im ganzen Stücke. Sein Doppelspiel (jeu mixte) war so sicher als fein, und seine Laune ächt französisch.

Joliceur, Sergeant von der Marine, Hr. Eilenſtein, gab ſich etwas zu roh. Beſonders war ſein Schreyen übertrieben.

Die Darſtellung im Ganzen war äußerſt ſchleppend.

Sonntag den 5ten July: Je toller je beſſer, Singſpiel mit Muſik von Mehül.

Auch dieſe Oper iſt eine der vielen franzöſiſchen Produkte, welche auf deutſchem Boden durchaus nicht fortkommen wollen. Die deutſchen Schauſpieler begreifen gewöhnlich nicht, wie man von ſolchen Kleinigkeiten, wie ſie es zu nennen belieben, ſo viel Weſens machen könne! Wenn ſie aber dieſe Kleinigkeiten von Franzoſen darſtellen ſehen ſollten: ſo würden ſie ſich dieſe Frage bald ſelbſt beantworten können. — Auch hier wurde die Darſtellung dieſer Oper, wie es ſchien, als Kleinigkeit betrachtet, und denn auch wirklich — ſehr klein gegeben.

Cerberti, ein Mahler, Hr. Dirzka. Anſtatt uns als Cerberti einen fein-komiſchen Schlaukopf darzuſtellen, gab uns Hr. Dirzka eine plumpe eichhafte Carrikatur, in der auch nicht eine Spur des darzuſtellenden Cha-

ralters zu erblicken war. Schon dem Anzuge nach glaubte man einen Apotheker Stöſſel zu erblicken, ſo wenig Beurtheilungskraft und Einſicht zeigte Hr. Dirzka ſelbſt in dieſer Hinſicht. Sein Geſang war auch eben nicht erbaulich, und die Einlage der Arie von Maurer: „Von ihren Händen ſo zart ſo weiß“ paßte zur Mehülſchen Muſik, wie die Fauſt aufs Auge. Wirklich habe ich lange nichts Schlechteres geſehen, als die heutige Darſtellung oder vielmehr Entſtellung des Cerbertis.

Armantine von Targa, Mad. Becker war ganz ihres Vormundes würdig. In der That fällt es ſchwer zu beſtimmen, ob ihr Geſang oder ihr Spiel ſchlechter war, genug, daß beydes höchſt erbärmlich war.

Florval, Hr. Morhard. Heute legte Hr. Morhard eben keine glänzenden Beweiſe ſeiner Kunſt ab. Wie es ſchien, wollte Hr. Morhard recht ſchön ſpielen, allein — das Fleiſch war ſchwach! In der That hörte man von mehrern die Aeußerung, Hr. Morhard ſpiele wie ein halb Verrückter. Nun kam noch dazu, daß kein Menſch verſtand, was er ſchnatterte, (denn ſprechen kann ich es nicht nennen,) und er mit ſeinem Säbel ein ſolches immerwährendes Geräuſch machte, daß man kaum hören konnte, was die Mitſpieler ſpra-

chen. Der Gesang des Hrn. Morhard war ganz artig, nur paßte auch seine eingelegte Polonoise nicht zur übrigen Musik. — Sein Anzug war so geschmacklos als möglich.

Johann, sein Bedienter, Hr. Unzelmann. Diese Rolle vergriff Hr. Unzelmann durchaus. Johann ist kein ganz junger, galanter Stutzer, sondern als ein Mensch, der wahrscheinlich schon mehrere Jahre unterm Militair war, schon etwas gesetzt, mit einem Worte, wie man zu sagen pflegt, in seinen besten Jahren. Man durfte nur Hrn. Unzelmanns Mißgriff in dieser Rücksicht gesehen haben, um überzeugt zu seyn, wie viel auf diese Ansicht ankömmt. Johann ist seinem Herren ergeben, von bewährter Treue, dabey erfahren, verschlagen, unternehmend, eigentlich aber schon des Dienens überdrüssig, und bereits mit Heirathe-Gedanken beschäftigt. Selbst das Vertrauen, was der Herr in ihn setzt, setzt eine längere Dienstzeit voraus, wo er Gelegenheit hatte, ihn zu prüfen. Allein Hr. Unzelm. berücksichtigte dieses alles sehr wenig, war ganz jugendlich, und dabey nicht etwa als Bedienter, sondern als Petitmaitre, nach der allerneuesten Mode gekleidet. Seine Vertraulichkeit gegen seinen Herren, artete öfterer in wahre Frechheit aus, ja oft hatte man Mühe, sich zu besinnen, wer eigentlich Herr

oder Diener war, wozu freylich das subordinirte Spiel des Hrn. Morhard auch nicht wenig beytrug. Sein Spiel während der ersten Arie war äuſerſt affectirt, und man vermißte ganz die ſonſt an ihm ſo gewohnte Gewandtheit. Deſto beſſer aber ſpielte er da, wo er als verkleideter Schwabe erſcheint, von hier an ſpielte er, etwa abgerechnet, daß er des Dialektes nicht mächtig war, ganz vorzüglich, ſo wie er der gerügten Fehler ungeachtet, der Einzige war, welcher die Vorſtellung dieſer Oper erträglich machte.

Franz, Farbenreiber bey Cerberti, Hr. Genaſt. Man hätte alle Urſache gehabt, mit Hrn. Genaſt zufrieden zu ſeyn, wenn er nur beſſer memorirt, und beſonders im Geſange feſter geweſen wäre. Im erſten Finale fehlte er unaufhörlich, und hätte beynahe alles herausgebracht.

Peter Hans Hollunder, ſein Neffe, Hr. Strobe. Als Verſuch betrachtet, da Hr. Strobe hier wenigſtens nie in dieſer Sphäre ſich bewegte, war dieſe Darſtellung nicht ganz unglücklich, ſondern läßt vielmehr hoffen, daß Hr. Strobe einſt in dergleichen Rigauds etwas leiſten werde. Nur hüte er ſich vor Manier und Gefallſucht. Die eingelegte Arietta ſang Hr. Strobe ganz im Charak-

ter, nur hie und da opferte er der Wahrheit zu sehr, und überschritt so die Gesetze des Schönen.

Mit dieser Vorstellung beschloß die Gesellschaft für diesesmal ihren hiesigen Aufenthalt, um nach Lauchstädt zu gehen, und Mad. Becker sang dem Publikum ein Lebewohl. Anstatt des Schlußchors wurden nämlich nach der Melodie der ersten Romanze einige freylich nicht erbauliche Strophen abgesungen, in welchen Mad. B. das Publikum sehr naiv ihre Brüder nannte. Auf die Schwestern wurde demnach wenig Rücksicht genommen. Wir behielten die Hoffnung zurück, die Gesellschaft in einigen Wochen wieder in unsern Ringmauern zu haben, welche denn auch glücklich erfüllt wurde. Die zweyte Reihe der Vorstellungen, welche dieser wiederholte Besuch veranlaßte, soll nun ebenfalls einer Revision gewürdigt werden, welche aber mit der Ausführlichkeit der vorhergegangenen in keinen Verhältnisse stehen dürfte, indem diese Vorstellungen theils aus repetirten Stücken bestanden, und besonders weil eben durch die Ausführlichkeit der so eben geendigten Uebersicht die anfangs bestimmte Gränze in Hinsicht der Bogenzahl wirklich schon überschritten ist.

Revision der von der Weimarischen Gesellschaft aufgeführten Stücke, bey ihrem zweyten Aufenthalt in Leipzig.

Dienstags den 4ten August eröfnete die Gesellschaft ihre Vorstellungen mit —— Torquato Tasso, wahrscheinlich, um so die Wünsche derjenigen zu befriedigen, welche bereits vor der Reise nach Lauchstädt, laut einer Annonce der Regie auf dem Commedien-Zettel vom Wasserträger, schriftlich um die Wiederholung Tassos gebeten hatten, wegen einer Unpäßlichkeit des Herrn Wolf aber sich damals ihren ästhetischen Heißhunger vergehen lassen mußten. — Was die Darstellung betrifft, so unterschied sie sich in keiner Hinsicht von der ersten. Ich bemerke nur noch, daß das Haus sehr —— leer war, und es der Gähner viele gab *).

*) In Lauchstädt sollen die Badegäste, wie man sagt, bey der Vorstellung dieses Stückes, nach dem ersten

Donnerſtag den 6ten Auguſt: Don Juan, eine groſſe tragiſch-komiſche Oper mit Muſik v. Mozart *).

Dieſe Vorſtellung war in ihrer Art zu merkwürdig, als daß ich nicht etwas länger bey ihrer Ueberſicht verweilen ſollte. Ich meinerſeits war ſehr geneigt, ſolche für eine der gelungenſten der Geſellſchaft zu halten, indem ich mir durchaus nichts anders denken konnte, als habe man den Don Juan travestiren wollen, welches denn auch glücklich erreicht wurde. Das ſtarrköpfige Publikum aber behauptet das Gegentheil, ich muß daher der Menge weichen, die Sache gleichfalls für Ernſt nehmen, und ſo betrachtet, freylich dieſe Darſtellung für beynahe unter aller Kritik erklären. Folgende Ueberſicht wird dieß deutlicher machen.

Don Juan, Herr Unzelmann. Gewiß war keiner im ganzen Publiko, dem es auch nur entfernt beyfallen konnte, daß Hr. Unzelmann es wagen würde, den Don Juan zu ſpielen. Nachdem man ſich aber einmal da-

Acte plötzlich das Haus verlaſſen haben, weil der Brunnenarzt den Nachmittagsſchlaf dem Bade nicht angemeſſen fand.

*) So war die Benennung auf dem Comedien-Zettel.

von durch den Zettel überzeugt hatte, war man auch zugleich zu den größten Erwartungen berechtigt; denn wenn jemand, der von aller Stimme entblößt ist, dennoch diese Rolle übernimmt, sollte man da nicht voraussetzen dürfen, daß er jene Unvollkommenheit, oder vielmehr jenen Mangel, durch ein meisterhaftes Spiel ersetzen würde? Freylich hatte man hier in so fern falsch geschlossen, als man die Prätension und Eigenliebe des Hrn. Unzelmann nicht mit in Rechnung brachte, und so wußte uns Hr. Unzelm. für diesen Fehlschluß auch hart genug zu strafen! Nicht einmal bis zur leidlichen Mittelmäßigkeit wußte er sein Spiel zu erheben, sondern es war in jedem Betrachte erbärmlich zu nennen. Da war nicht der geringste Adel, weder in der Sprache noch in den Bewegungen, da war selbst nicht einmal eine Spur von der diesem jungen Manne sonst beywohnenden Gewandtheit anzutreffen. Ueberall war er genirt, alle seine Bewegungen eckig und gezwungen, mit einem Worte, statt des feinen raffinirenden Wollüstlings, dem äußere Liebenswürdigkeit so wenig als schöner Anstand mangeln darf, erblickte man einen rohen Bösewicht, dem auch jede glänzende Außenseite mangelte, so daß man sich nicht denken konnte, wie es ihm gelungen sey, auch nur Ein weibliches Wesen besserer Art sich geneigt

zu

zu machen. Anſtatt des gefälligen, einſchmeichelnden Weſens, ließ Hr. Unzelmann überall Pathos hervorblicken. Ob er dieſen etwa mit Anſtand verwechſelte!! Die letzte Scene mit dem Geiſte zeigte gänzlich das Unvermögen des Hrn. Unzelmann zu dieſer Rolle. Von ſeinem Geſange ſchweige ich ganz, denn hier war völlige Nullität. Selbſt ſein Anzug war höchſt geſchmacklos gewählt. Zum Unglück für Hrn. Unzelmann und für das Publikum hatte man hier dieſe Rolle ſo vortrefflich von Baſſi geſehen.

Don Pedro, Commandeur, Herr Strohmeyer. In dieſer Parthie befriedigte auch Hr. Strohmeyer nicht allgemein, man machte ihm nämlich den gerechten Vorwurf, beſonders im letzten Acte, mit zu wenig, der erſchütternden Compoſition angemeſſener Energie geſungen zu haben. Es lag zu viel Weichheit, zu viel Sanftes in ſeinen Tönen, eine Eigenſchaft ſeiner ſchönen Stimme, die uns ſo oft entzückte, hier aber nur ſtörend wirken konnte.

Dona Anna, deſſen Tochter, Mad. Becker. Die Recitative ausgenommen, deren Behandlung Mad. B. durchaus fremd iſt, war ihr Geſang dieſen Abend recht brav, nur ſchien ſie nicht feſt zu ſeyn. Ihr Spiel war, wie gewöhnlich, ſchlecht.

Donna Elwira, Dem. Engels. Wahrlich, solche Engelstöne könnten die Seligen aus den Himmel vertreiben. Gleich Anfängerin im Spiel und Gesang, und solche Rollen zu übernehmen, das nenne ich Selbstgefühl! Aber auch die Direktion oder Regie zeigt sich durch solche Besetzungen in ihrem ganzen Lüstre.

Don Gusman, Hr. Morhard. Der Gesang des Hrn. Morhard war diesen Abend recht brav, nur schien auch er nicht ganz fest zu seyn. Wenn dieser junge Mann nur mehr seine Bewegungen studiren wollte, und sich besser auszuziehen verstünde! diesen Abend sah er einen Nürnberger Leichenbitter nicht unähnlich.

Leporello, Hr. Dirzka. Ohne alle komische Laune, und mit Benutzung der gemeinsten Späße, die man kaum auf einem Kreuzertheater dulden würde, gab Hr. D., diese Lieblingsrolle aller feinkomischen Schauspieler. Er erlaubte sich Dinge, deren bloße Anführung schon meine Feder entweihen würde, und bloß dem Nimbus, welchen die Weimarischen Pflanzschüler überhaupt um sich zu verbreiten wußten, und dessen falscher Glanz die Majorität der Hyperboräer immer noch verblendet hält, hatte Hr. Dirzka zu verdanken, daß er diesen Abend nicht auf das nachdrück-

lichſte gezüchtigt wurde, für die Geringſchätzung die er dem Publiko bewieß.

Maſitto, ein Bauerburſch, (nicht purſch, wie auf dem Zettel ſtand,) Hr. Deny, executirte dieſes Röllchen recht gut. Auch war er recht artig angezogen.

Zerlina, Dem. Silie, ſpielte etwas geziert, trug aber ihre Singeſachen mit ſehr vielem Geſchmack vor. Dieſen Abend wurden wirklich bey Dem. Silie die deutlichſten Spuren einer ehemals ſehr ſchönen Stimme bemerkbar.

Ein Juwelier, Hr. Becker. Den Spaß, den Hr. Becker ſich durch die Verleugnung ſeiner Figur machte, (er ſpielte nämlich ſeine Scene ganz mit eingebogenen Knieen, welche durch das ſpaniſche Gewand bedeckt wurden, und wodurch die Figur zwergartig wurde,) nahm das Publikum recht gut auf. Nur war es zu bedauern, daß Hr. Becker ſo undeutlich ſprach, daß man auch nicht ein Wort, nicht eine Sylbe verſtehen konnte. Das Plappern macht ſich zwar bey dieſer Gelegenheit recht gut, nur darf es nicht in Enten-Geſchnatter ausarten, und der Verſtändlichkeit keinen Eintrag thun.

Ein Gerichtsdiener, Hr. Graf. Mit dieſer Nebenrolle ſchien ſich Hr. Graf eine

rechte Güte zu thun. Dieser spanische Gerichtsdiener wurde mit aller spanischen Grendezza gegeben. Ein Glück war es, daß er nur Eine, und noch dazu an sich kurze, Scene hatte: sonst hätte man wahrscheinlich im Schauspielhause übernachten müssen. Jedes einzelne Wort dehnte Hr. Graf mehrere Secunden lang. Das Gesicht des Hrn. Graf war einer grell illuminirten Landkarte nicht unähnlich.

Die Chöre gingen, wie dieß bey allen Opern dieser Gesellschaft der Fall war, äußerst schlecht. Das Accompagnement des Orchesters war bis auf das letzte Final, wo die Blasinstrumente oft sehr detonirten, recht brav.

Freytag den 7ten August: Die Höhen, Schauspiel von Iffland.

Dieses Schauspiel ist bekanntlich keines der besten von Iffland, und die heutige Darstellung konnte unmöglich zu seiner guten Aufnahme etwas beytragen.

Präsident von Leerfeld, Hr. Graf. Mit aller Grendezza, die ihm noch von dem Gerichtsdiener der vorhergegangenen Vorstellung übrig geblieben war, schmückte Hr. Graf diesen Präsidenten aus. Weit entfernt sich in

den Gränzen der guten Conversation zu halten, machte Hr. Graf lächerliche Riesenschritte um die Höhe des Cothurns zu erlangen, auf welcher er sich auch die ganze Rolle hindurch zur Verzweifelung aller Zuschauer herumtummelte. Am Schlusse des (wenn ich nicht irre,) zweyten Acts, vergaß Hr. Graf so sehr, in welchem Gebiete er sich eigentlich regte, daß man wirklich glaubte, einen Götz von Berlichingen im Frack vor sich zu sehen.

Präsidentin von Wienthal, Mad. Wolf. Mit recht vielem Anstande sprach Mad. Wolf diese Rolle, das ist aber auch in der That alles, was man von ihr sagen kann, denn für das Spiel solcher Rollen ist sie durchaus verdorben.

Fräulein von Lehning, Dem. Silie, spielte sehr mittelmäßig, und sprach mitunter so leise, daß man die Hälfte des Gesagten bey der größten Aufmerksamkeit kaum verstehen konnte.

Rath, Baron von Krall, Hr. Wolf. Ueber alle Erwartung brav gab Hr. W. diese Rolle, und zeigte durch seine heutige Darstellung wahres Talent für das Fach des Intriguants. Auch kam der Ton der guten Gesellschaft, den Hr. Wolf so ganz in seiner Gewalt hat, ihm diesen Abend nicht wenig zu statten.

Domherr von Wellar, Hr. Becker. Etwas Traurigeres läßt sich nicht denken, als die heutige Darstellung des Hrn. Beckers. Dieser Domherr, dem es an jeder innern geistigen Ausbildung fehlt, und der eben dadurch in der Gesellschaft so lächerlich wird, darf durchaus, da er vermöge seines Ranges und seines Reichthums beständig in der guten Gesellschaft verkehrt, keinen Mangel an sogenannter äußerer Bildung zeigen, darf durchaus nicht gegen die gute Lebensart verstoßen. Hr. Becker gab uns einen halbbetrunkenen Karrnschieber, aber wahrlich keinen Domherrn, dem, obschon geistig beschränkte die mechanischen Handgriffe der äußern guten Lebensart nicht fehlen dürfen. Auch keine Nüance des Charakters traf Hr. Becker, und vollends unausstehlich wurde sein Dehnen und Zerren, welches wahrscheinlich seiner Meynung nach Behaglichkeit bezeichnen sollte. Seine Masie war nicht weniger grell als sein Spiel, und recht lebhaft wurde man erinnert an die Schauspieler zu Thespis Zeiten, die der Sage nach sich mit — Weinhefen schminkten. In der komischen Scene mit dem Bürgermeister bewieß Hr. B. zur größten Erbauung des — Paradieses, wie weit er es in Gesichter schneiden gebracht hat.

Hauptmann von Bragen, Hr. Malkolmi. Nicht zu begreifen iſt es, wie Herr Malkolmi zu dieſer Rolle kömmt, die ja ſo ganz außer ſeinem Fache liegt. Hr. Malkolmi ſchien dieſes ſelbſt zu fühlen, wenigſtens bringe ich einen Theil ſeiner Aengſtlichkeit und, Unſicherheit auf dieſe Rechnung; ich ſage einen Theil — denn ſein ſchlechtes Memoriren mag dann doch auch etwas zu ſeinem Embarras beygetragen haben. Sehr auffallend war es, Hrn. Malkolmi das franzöſiſche Wort: Corps, deutſch ausſprechen zu hören. Rügt — oder bemerkt die Regie ſolche Schnitzer nicht?

Steck, Secretair des Präſidenten, Hr. Oels. Beſſer als man es ſonſt in dergleichen Stücken von ihm gewohnt iſt, ſpielte Hr. Oels dieſen Abend allerdings, aber immer ſtellte er nur ein charakterloſes Gebilde dar, ohne Haltung und Zuſammenhang.

Bürgermeiſter Lüders, Hr. Genaſt. Dieſer Bürgermeiſter iſt doch wirklich mit ſo deutlichen Zügen angedeutet, daß eine gänzliche Ophthalmie dazu gehört, dieſe Andeutungen gar nicht, oder falſch, zu ſehen. Kleinlichkeit, und niedrige Bosheit im äußern Gewandte des Pedantismus gehüllt, machen die Grund-Beſtandtheile dieſes ſehr gewöhnlichen Charakters aus. Hr. Genaſt mahlte einen

widerlichen Possenreißer, und schattirte diese verzeichnete Figur durch übel angebrachte Rusticität. Von der nothwendigen Hülle der Pedanterie erblickte man gar nichts, und dieß brachte, weil solche sehr deutlich in den länglich construirten Perioden marquirt ist, einen unangenehmen Widerspruch zwischen Wort und Spiel hervor. Auch der beblechte Anzug des Hrn. Genast war höchst unpassend. Ein schwarzer Sammtrock nebst reicher Weste, würde der Rolle weit angemessener gewesen seyn.

Unter den noch übrigen Personen der Garderobe zeichne ich Hrn. Deny als Kammerdiener aus, welcher diesen Abend recht brav spielte.

Durch das Dehnen der Herren Becker und Graf wurden die Longueurs des Stückes noch um ein Beträchtliches vermehrt.

Den 9ten August: Oberon, König der Elfen, mit Musik von Wranitzky.

Die liebliche Dichtung dieser Oper, verbunden mit der so charakteristischen Musik, muß bey jeder guten Darstellung derselben einen herrlichen Genuß gewähren. Mit Vergnügen bemerke ich, daß diese Oper im Ganzen recht

gut gegeben wurde, wie ich dieſes im folgenden näher entwickeln werde.

Oberon, König der Elfen, Mad. Becker. Heute hatte man alle Urſache mit dem Geſange der Mad. Becker zufrieden zu ſeyn. Es kömmt in dieſer Parthie nicht ſowohl auf die Kunſt des Vortrages, auch nicht ſowohl auf tragenden Geſang, als auf Stärke der Stimme und auf Bravour an, Mad. Becker im Beſitz dieſer Eigenſchaften leiſtete daher ſehr viel. Auch ihr Spiel war beſſer als gewöhnlich. Ihr idealiſcher Anzug hätte etwas brillanter ſeyn können.

Titania Königin der Feen, Dem. Engels. Für dieſe untergeordnete Singparthie war Dem. Engels recht gut.

Hüon, Hr. Morhard. Dieſe Parthie ſang Hr. M. recht brav, das Publikum aber ſchien einmal eine vorgefaßte Meynung gegen ihn zu haben, und ſein guter Geſang blieb unbelohnt. Was aber wirklich viel dazu beytragen mochte, daß Hr. M. auch in dieſer Rolle nicht gefiel, war wohl abermals ſein Anzug, in dem er ſich wahrlich nicht vortheilhaft ausnahm.

Scherasmin, ſein Schildknappe, Hr. Unzelmann. Man verſprach ſich in dieſer Parthie um ſo weniger von Hr. Unzelmann, da man ihm nicht zutraute, eine Baßparthie

executiren zu können. Mit dem Gesange sah es denn nun auch freylich nicht zum Besten aus, aber das Spiel des Hrn. Unzelmann war dagegen recht brav, welches auch allgemein anerkannt wurde.

Der Sultan von Bagdad, Hr. Graf. Eine bloße Nebenrolle.

Amande, seine Tochter, Mad. Spengler. Sehr angenehm überraschte uns Mad. Spengler diesen Abend durch ihren schönen Gesang. Noch nie will man sie so gut haben singen hören. So sehr ich nun auch in das Urtheil des Publikums in dieser Rücksicht einstimme: so kann ich doch nicht ungerügt lassen, daß die Arie, welche Mad. Spengler sang, so schön solche auch an sich ist, und so brav sie solche executirte, dennoch zu der Wranitzkyschen Composition durchaus nicht paßte. Uebrigens, ich wiederhole es, gebührt Mad. Spengler alles Lob. Diese Sicherheit und Höhe, dieses runde glockenartige der Passagen mit dem einnehmendsten Vortrage verbunden, sind wirklich selten.

Fatime, ihre Vertraute, Demois. Silie spielte recht brav.

Almansaris, Mad. Wolf. Da Mad. Wolf die Arien wegließ, so gehörte diese Rolle natürlich zu den Untergeordneten.

Die Chöre gingen diesen Abend so ziemlich, und der Zug der Derwische war recht gut arrangiert. Nicht so gut sah es mit der Machinerie aus, da mußte manches wegbleiben, was auf andern Bühnen glänzend ausgeführt wird.

Dienstag den 11ten Aug.: Egmont, Trauerspiel von Göthe.

Der Werth dieses vortrefflichen Stückes ist zu begründet, als daß jedes Wort zu dessen Lobe nicht etwas überflüssiges seyn sollte. Ich wende mich zur Darstellung.

Egmont, Prinz von Gaure, Hr. Dels. Unstreitig ist dieß die beste Rolle, die wir von Hrn. Dels hier sahen, allein befriedigend war auch diese Darstellung keinesweges. In den wenigen Momenten, wo Egmont den Prinzen vorherrschen läßt, war Hr. Dels recht gut, aber in der ganzen Exposition, in allen Scenen mit Clärchen, besonders aber in der unwichtigen, den ganzen Charakter entfaltenden Scene mit Richard, wo die frische, leichte Lebensseite uns zugekehrt werden soll, zeigte Hr. Dels nur zu deutlich, daß er seinen Charakter nicht aufgefaßt habe. Beständig steifes Pathos, und monotone Declamation, und überall keine Spur von der Lust zum sü-

ßen Leben, zur herrlichen Gewohnheit des Daseyns und Wirkens. Die lezte Scene mochte noch die gelungenste des Hrn. Dels seyn, und einiges wurde dort mit wirklicher Innigkeit gesprochen, welches bey Hrn. Dels sonst etwas seltenes ist. Sehr brav hatte sich Hr. Dels costümirt.

Prinz von Oranien, Hr. Malkolmi. Strenge genommen, war dieses keine Rolle für diesen würdigen Veteran.

Herzog Alba, Hr. Graf. Diese Carrikatur mußte man sehen, denn eine Beschreibung davon kann doch nur unvollkommen ausfallen. Hr. Graf schien der Meynung zu seyn, die Geißel und das Schrecken der Menschheit müsse sich auf der blutrothen Stirne und durch ein paar Augenbraunen a la Caspar Larifari ankündigen. Mit diesen gefärbten Attributen wurde nun ein tüchtiger Baß, und der Schritt eines schweren Cavalerisien verbunden, und der — Alba war fertig.

Ferdinand, sein natürlicher Sohn, Hr. Lorzing. Dieser schwierigen Rolle war Hr. L. besonders in der letzten Scene mit Egmont nicht ganz gewachsen. Zwar gelang ihm einiges recht brav, aber das Ganze, die Poesie der Rolle hatte er sich nicht zu eigen gemacht. Sein Anzug war sehr reich und geschmackvoll.

Richard, Egmonts Geheimschreiber, Herr Strobe, war zu jung für diese Rolle.

Brakenburg, ein junger Bürger aus Brüssel, Hr. Wolf. Ueber den Charakter dieses Brakenburgs ließe sich sehr viel sagen. Ich glaube nicht zu viel mit der Behauptung zu sagen, daß er unter allen im Egmont dem Verfasser am wenigsten gelungen sey. Er ist nicht bloß subordinirter Schwächling, sondern warer Dümmling. Ich bedaure jeden Schauspieler, der sich mit dieser Rolle befassen muß. Hr. Wolf befriedigte nicht, und es ist nicht leicht zu entscheiden, wie viel dabey auf seine Rechnung, und wie viel auf Rechnung des Verfassers zu schreiben ist.

Vansen, Schreiber, Herr Becker. Ganz unerhört vergriff Hr. B. diese Rolle, die in dem großen Gemählde eine sehr wichtige Figur ausmacht. Wo ist denn nur eine Spur im ganzen Stücke, daß dieser gemein politisirende Vansen komisch genommen werden müsse? Im Gegentheil muß er mit Ernst und Gravität gespielt werden, denn Vansen will sich bey den Bürgern ein Ansehen, ja ein gelehrtes Ansehen geben. Wie kann man nur den Beyfall einer gewissen Klasse so leichtsinnig die Wahrheit des darzustellenden Charakters opfern, und so

über ganze Scenen ein falsches Licht verbreiten?

Buyk, ein Holländer, Soldat unter Egmont, Hr. Genast. Es war schade, daß Hr. G. seine Rolle nicht fest gelernt hatte, sein Spiel war natürlich und gut.

Ruysum, Invalide, Hr. Eilenstein. Recht gut gab Hr. Eilenstein diesen tauben und gelähmten Krieger; auch war sein Anzug recht gut.

Soest, Krämer; Jetter, Schneider; Zimmermeister; Seifensieder; wurden von den Herren Reinhold, Unzelmann, Dirzka, Rotsch dargestellt. Hr. Unzelmann hatte sich zu sehr karrikirt, und übertrieb mitunter etwas.

Klärchen, Egmontes Geliebte, Mad. Wolf. Gewiß war dieß eine der besten Darstellungen der Mad. Wolf in Leipzig. Mad. Wolf löst'e glücklich alle Schwierigkeiten dieser Rolle, und wußte den Doppel-Charakter, (man erlaube mir diesen Ausdruck,) des Klärchens glücklich zu vereinen. Besonders gelang ihr die letzte Scene mit den Bürgern. Was aber ihr Spiel noch weiter übertraf, waren die wahrhaft mahlerischen Formen, als sie dem Egmont als Vision sich nähert. Hier war hohe Kunst unverkennbar.

Klärchens Mutter, Madam Beck. Ganz vortrefflich hatte sich Madam Beck costümirt; man glaubte ein niederländisches Gemälde vor sich zu sehen, und doch war diese Wahrheit des Costüms mit ächtem Geschmack gepaart. Ihr Spiel war nicht vorzüglich, und Rollen dieser Art scheinen überhaupt außer ihrer Sphäre zu liegen.

Das Arangement des Stückes war nicht das beste, und den Volksscenen mangelte oft alle Wahrheit, die freylich nicht in Schreyen und Toben besteht. Auch war es sehr störend, daß während im letzten Acte Klärchen dem Egmont in Thränen sich zeigt, eine Musik im Orchester, und mit Saiteninstrumenten begann. Diese Musik muß durchaus in der Entfernung auf der Bühne seyn, und die Töne einer Harmonika, oder deren Imitation müßten hier unbeschreibliche Wirkung thun.

Donnerstag d. 23ten August: Der schwarze Mann, hierauf Jery und Bätely, Singspiel von Göthe, mit Musik von Reichard.

Der schwarze Mann.

Diese Posse ist noch immer bey allen guten Bühnen an der Tagesordnung, und verdient

jetzt um so mehr hervorgesucht zu werden, da unsere neuern sogenannten Lustspiele, wenige ausgenommen, entweder sehr traurig, oder noch weit unter jeder schlechten Posse sind. Es war recht sehr zu bedauern, daß die heutige Darstellung gänzlich mißlang.

Johnson, ein Engländer, Hr. Wolf. Sehr fehlte Hr. Wolf in der Charakteristik dieses finstern Britten, zu dessen Darstellung noch etwas mehr als der schwarze Anzug gehört. Hr. W. spielte zuweilen, als ob er den Krittel hätte, — so ist es aber wahrhaftig nicht gemeynt. Krittel und Spleen sind doch wohl himmelweit von einander unterschieden. Auch war er durchaus zu leidend, und brachte eine Passivität in diesen Charakter, welche das Ganze zerstörte. Kurz und bitter ist Johnson, aber nicht klagend, nicht winselnd.

Mistriß Johnson, dessen Frau, Mad. Wolf. Es ist öfterer erwähnt, daß Mad. Wolf für das Lustspiel durchaus unbrauchbar ist, und auch diesen Abend bestätigte sich diese Wahrheit. Mad. Wolf verfiel in eine Declamation, die fast an das Lächerliche gränzte.

Betty, ihr Kammermädchen, Dem. Silie. Leicht und artig spielte Dem. Silie dieses Röllchen.

Quick, ein Wirth, Hr. Genast. Man hätte nicht denken sollen, daß Hr. G. diese

Rolle

Rolle, die ſo ganz in ſeinem Fache liegt, ſo mittelmäßig, ja mitunter auch ſchlecht darſtellen würde. Nicht einmal gelernt hatte er ſeine Rolle, und ſchon in der erſten Scene, wo er dem Dichter ſein Manuſcript entreißen will, machten die Herren ſolche Pauſen, und führten einen ſo holprigten Dialog, daß einem angſt und bange wurde.

Frau Quick, deſſen Frau, Madam Beck. Auch Frau Quick war dieſen Abend nicht recht zu Hauſe, und man vermißte ganz die Geſchwätzigkeit, das geſchäftige Weſen, welche von dieſer Rolle unzertrennbar iſt.

Flickwort, ein Theaterdichter, Hr. Becker. Alles, was Hr. Becker in komiſchen Rollen leiſtet, muß durchaus auf Rechnung der Kunſt kommen, denn was man komiſche Laune nennt, fehlt ihm ganz. Das wahrhaft Komiſche aber muß gleichſam angeboren ſeyn, dann mag die Kunſt die ſchöne Anlage weiter cultiviren. Auch dieſen Abend gewahrte man bey Hrn. Becker, in manchen ſcheinbar unbedeutenden Stellen den Mangel an wahrer Laune. Damit ſoll indeſſen nicht geſagt ſeyn, daß Hr. B. den Flickwort durchaus ſchlecht darſtellte; im Gegentheil bemerke ich mit Vergnügen, daß Hr. B. in einigen Scenen mehr als mittelmäßig war. So z. B. in der vorletzten Scene des erſten Actes, wo Hr.

Becker die zwar ſtudirte, aber dennoch nicht komiſche Nüance anbrachte, Betty faſt mit Gewalt zur Ohnmacht zu zwingen, und ſo mehreres. Aber verſchweigen darf man nicht, daß ſich Hr. Becker ſehr arge Uebertreibungen zu Schulden kommen ließ. So war es doch wohl noch etwas mehr als Kühnheit, ſich an den Ofen zu ſtellen, um — die nates zu erwärmen! Die Tiſchſcene gab Hr. Becker recht brav.

Im Ganzen war das Stück ſchlecht einſtudirt, und der ſtörenden Pauſen waren viele.

Jery und Bätely.

Dieſes kleine Singſpiel iſt, was das Sujet betrifft, rein idylliſch, und überaus zart gehalten; um ſo mehr iſt es zu bedauern, daß die Muſik ſo gar nicht dieſen Charakter ausſpricht, und bis auf wenige Numern ſehr barock und ungefällig iſt. Auch die Darſtellung war nichts weniger als vorzüglich.

Vater, Hr. Dirzka. Dieſen Abend war Hr. Dirzka wieder einmal ganz auf unrechten Wegen. Dieſem Vater muß man es durchaus anſehen können, daß er ehemals unter dem Militair war; er iſt jetzt Invalide, hat eine lahme Hand, und ſagt ſelbſt, daß er im Kriege

verwundet wurde. Hr. D. benahm sich wie ein Weichling, der sich so eben die Hand verstauchte, und darüber wimmert. Wer eine lahme Hand hat, trägt sie nicht vor der Brust mit in die Weste gesteckten Daumen! Sein Gesang gab dem Spiele nichts nach.

Bäteley, Mad. Becker. Es war eine eigene Idee der Mad. B., die Bäteley, dieses unbefangene Landmädchen, sentimental darzustellen. Schon das erste Duett mit dem Vater spricht ja schon den frohen unbekümmerten Lebenssinn aus. Frisch und froh, ja sogar mit etwas Trotz muß dieses Landmädchen gegeben werden, wenn die Darstellung Beyfall erregen soll. Auch der Gesang der Mad. B. war sehr mäßig.

Jery, Hr. Merhard, fiel in den entgegengesetzten Fehler, und wir sahen, anstatt des ernstlich verliebten und besorgten jungen Landmannes, einen (freylich schlecht dargestellten) Görgen aus den beyden Billets. Auch detonirte Herr Morhard einigemal sehr bemerklich.

Thomas, Hr. Unzelmann. Unstreitig ist dieser Thomas eine der besten Rollen des Hrn. U. Sein Spiel war gleich richtig und angenehm, und fern von aller Affectation. Allerliebst trug Hr. U. das Liedchen vor, welches er sich selbst mit der Geige accompagnirte, und

welches ohnstreitig auch dem Componisten am besten gelungen ist.

Freytags den 14ten August wurde Don Carlos wiederholt, wobey bloß zu bemerken ist, daß die Rolle der Königin an diesem Abend von Demois. Silie — nicht vorzüglich — gespielt wurde.

Sonntags den 16ten August wurde auf Verlangen Egmont wiederholt, wo es sehr angenehm zu bemerken war, daß sowohl Hr. Dels als Egmont, so wie Hr. Lorzing als Ferdinand, weit besser als das erstemal spielten.

Dienstags den 18ten August wurde Fanchon wiederholt.

Donnerstags den 20ten August: Die Jungfrau von Orleans.

Diese und die folgende Vorstellung sind ohnstreitig die mißlungensten der ganzen Reihe, nur überraschte dieses bey dieser um so mehr,

als man sich hier große Dinge versprach, weil denn doch dieß einmal die Gattung ist, in welcher die Gesellschaft sich wenigstens bestrebt etwas zu leisten.

Karl der Siebente, König von Frankreich, Hr. Oels. Was Hrn. O. betrifft, so war diese Rolle noch eine seiner gelungensten. Er gab sie gut und mit Anstand, nur hie und da etwas zu pathetisch, welches um so mehr auffallen mußte, da in diesem Charakter Pathos einen förmlichen Widerspruch bildet. Sein Anzug war sehr ärmlich und schlecht.

Königin Isabeau, seine Mutter, Mad. Teller. Ganz verfehlte Mad. Teller den Charakter dieser boshaften Amazone, auch war ihre Declamation überaus schlecht.

Agnes Sorel, Demois. Silie. Das Lob, diesen Abend ausschließlich gut gespielt zu haben, hätte sich Demois. Silie erringen können, wenn sie etwas mehr Würde und Anstand gezeigt hätte. Das liebende Mädchen darf doch nicht vergessen, daß sie die Geliebte eines Königs ist. Nicht steif und gezwungen soll ihr Anstand seyn, sondern nur von einer gewissen ruhigen Würde zeigen.

Herzog von Burgund, Hr. Becker, war mit einem Worte unter aller Kritik.

Graf Dunois, Bastard von Orleans, Hr. Deny. Unter guter Anleitung würde Hr. Deny etwas mehr als mittelmäßiges in dieser Rolle geliefert haben. Aber seiner heutigen Darstellung sah man es an, daß er so eigentlich nicht wußte, wie er diese Rolle angreifen sollte. In der ersten Scene war er gegen den König pöbelhaft grob, und schrie schon wie ein Rasender. Dann war auch seine Declamation oft falsch, und besonders betonte er zu häufig. In der Scene, wo er Johannen retten will, war sein Feuer nicht motivirt genug, doch gelang ihm diese Scene noch am besten. Sein Costüm hätte freylich brillanter seyn können.

La Hire, Hr. Wolf. Diese Rolle gab Hr. Wolf recht gut.

Du Chatel, Hr. Reinhold. Sehr bemerkbar wurde es, daß Hr. R. diese Rolle auffallend schlecht memorirt hatte, und dem Soufleur gleichsam jedes Wort abhorchen mußte.

Talbot, Feldherr der Engländer, Hr. Graf. Eine tragische Carrikatur, wie man selten eine ähnliche sieht, stellte uns Hr. Gr. in diesem Talbot dar. Es war wirklich gar nicht nöthig, durch einen Ochsen-

heimer verwöhnt zu seyn, um sich mit Ekel von diesem Gebilde abzuwenden.

Lionel, englischer Heerführer, Hr. Unzelmann. Im Ganzen recht brav, nur mit etwas zu wildem Feuer.

Thibaut d'Ark wurde von Hrn. Malkolmi recht gut gegeben.

Ich übergehe jetzt die übrigen kleinen Rollen, und wende mich zur

Johanna d'Ark, Mad. Wolf. Es ist um so mehr zu verwundern, daß Mad. Wolf diese Darstellung so ganz mißlang, da schon ihr vortheilhaftes Aeußere den Anforderungen dieser Rolle so sehr entspricht, und die Künstlerin in dieser Gattung wirklich so viel entschiedenes Verdienst hat. So viel sich indessen aus den Einzelnheiten ihres Spiels abnehmen läßt, sollte man fast vermuthen, Mad. W. habe sich zu viel auf ihr Talent verlassen, und diese Rolle durchaus keines ernstlichen Studiums gewürdigt. So war Mad. Wolf schon im ersten Acte oder Prolog, während des Dialoges des Vaters mit den übrigen, durchaus wegen eines schicklichen Spieles in Verlegenheit, denn wie hätte sie sonst beständig mit dem Gesichte gegen das Publikum in einer nichtssagenden Stellung bleiben können. Sehr

schön weiß Mad. Hartwig dieser Verlegenheit dadurch zu entgehen, daß sie sich mit dem Gesichte gegen den Baum lehnt, und der Phantasie des Zuschauers freyen Spielraum läßt. Uebrigens mißglückte Mad. Wolf diese Rolle wohl schon der häufigen und langen Monologen wegen, welche erstlich nicht monoton, (wie es heute der Fall war,) sondern mit grosser Abwechselung vorgetragen seyn wollen, und zweytens auch nicht bloß gesprochen, sondern kunstvoll mit nüancirtem Spiele ausgefüllt werden müssen.

Die Scenen welche ganz verunglückten, waren die, wo Johanna die Ketten zerreißt, und die schöne Sterbescene. Es sollte mir gewiß nicht schwer fallen, jeden Mißgriff der Mad. Wolf einzeln anzuzeigen, wenn eine so ausführliche analytische Untersuchung einer einzelnen Rolle nicht gegen den Plan dieser Blätter wäre, und wenn es nicht überhaupt etwas Unangenehmes wäre, sich bey Mißgriffen zu lange aufzuhalten.

Was dieser Darstellung nun vollends noch den Rest gab, war das unverständige Arrangement der Statisten, und besonders der verworrene Krönungszug, der auf einem wandernden Theater nicht schlechter seyn konnte.

Freytags den ersten August: Die Jäger von Ifflland.

In Bezug auf den Eingang der vorhergegangenen Revision bemerke ich nur, daß man sich über die im Ganzen schlechte Darstellung dieses vortrefflichen Stückes wenig zu wundern hatte, da die Weimarische Gesellschaft bereits so mannichfaltige Beweise ihrer gänzlichen Unfähigkeit für diese Gattung der bessern Conversations-Stücke an den Tag gelegt hatte.

Oberförster Warberger, Hr. Malkolmi. Es mag seyn, daß Hr. Malkolmi ehemals, als Kraft und Jugendfeuer ihm noch beywohnten, diese Rolle besser spielte, aber wir richten nach jetzt, und nicht nach dem, was einst gewesen. So wie Hr. M. diese Rolle jetzt darstellt, kann er unmöglich auf Lob Anspruch machen. Gutmüthigkeit, Raschheit und aufloderndes Feuer, welches die Jahre noch immer nicht zu dämpfen vermochten, sind Hauptzüge in dem Charakter dieses braven Forstmannes. Von diesen Hauptzügen markirte Hr. M. aber bloß die Gutmüthigkeit, und zeigte übrigens in Benehmen, Gang und Sprache, das entschiedenste Phlegma! Mit einem Worte, er spielte durch und durch mit der behaglichsten Ruhe und Bequemlichkeit. Kein Wort, was die Oberförsterin von Auf-

fahren und Hitze sagte, paßte, und ganze Reden verloren allen Sinn. Ueber alle Beschreibung falsch aber nahm er die Scene mit dem Amtmann; hier war er die Gelassenheit selber, dafür schien aber der Amtmann die Rolle des Oberförsters zu übernehmen, wovon ich weiter unten zu reden Gelegenheit haben werde. Ganz natürlich war es nun, daß selbst die zärtlichen Scenen im fünften Acte, weil vorhero der nöthige Kontrast fehlte, sehr viel von ihrer Wirksamkeit verloren. Denn psychologisch richtig ist es, daß der Schmerz eines raschen feurigen Mannes, der nicht so leicht durch etwas gebeugt werden kann, sich weit erschütternder mittheilt, als die Klagen eines bloß phlegmatischen Bonhomme. Am besten gelang Hrn. M. noch die Scene mit Rikchen, wo er ihr die Schlüssel übergiebt, welche er mit wahrer Herzlichkeit gab. Als Contrast von dieser gelungenen Scene konnte man als die mißlungenste die im letzten Acte anführen, wo er dem Amtmanne die halb wahnsinnige Braut und die vernichtete Mutter zuführt. Die so bedeutungsvollen Worte, womit diese Scene begleitet wird, giengen gänzlich verloren, oder vielmehr blieben ohne alle Bedeutung.

Oberförsterin, Mad. Beck. Bis zum unglückseligen fünften Act, (wie Flickwort sagt,) hatte man Ursache mit dieser braven

Künſtlerin zufrieden zu ſeyn, aber an dieſer Klippe — es thut mir leid es zu ſagen — ſcheiterte auch ſie. Sie hatte in den erſten Acten den ſo entſchiedenen Vorzug vor ſo vielen andern Schauſpielerinnen in dieſer Rolle, daß ſie die Geſchwätzigkeit nicht übertrieb, und nur ſelten undeutlich wurde. Zuweilen konnte man ihr indeſſen den Vorwurf machen, daß ſie durch eine zu gelenkſame Modulation des Tones, wenn ich ſo ſagen darf, die Converſation gar zu ſpinnſtubenmäßig bildete. Doch die Gränzlinie iſt hier wirklich ſchwer, und ſolche genau zu beachten, wird ein mehr als gewöhnliches Studium erfordert. Aber — im letzten Acte hatte ſich dieſe ſonſt ſo brave Künſtlerin ganz verloren, ſchien ganz dem ſie überwältigenden Gefühl Preis gegeben, und gab ein warnendes Beyſpiel, wie gefährlich eine ſolche gewaltſame Ueberreizung, die alle Beſonnenheit der leitenden Kunſt verwirft, auf der Bühne iſt. Manche Scenen in den erſten Acten gab Mad. Beck mit einer Wahrheit und Herzlichkeit, welche nichts zu wünſchen übrig ließen.

Anton, Hr. Unzelmann. Auch Hr. Unzelmann ſpielte ganz gut bis — zum fünften Acte, wo es aber auch nicht zu läugnen iſt, daß die, obgleich kurze Scene, äußerſt ſchwierig iſt. In ſeiner erſten Scene, und in der

Scene, wo er vom Vater auf das Amt geschickt werden soll, hätte ich sein Spiel etwas feuriger gewünscht.

Friederike, Dem. Elsermann. Ganz rein sprach sich in dem Spiele dieser jungen Schauspielerin, diejenige Unverdorbenheit und Herzensgüte aus, welche der Verfasser in diesen kindlichen Charakter legt. Zuweilen etwas Monotie, und ein Hinüberschweben ins Weinerliche, beeinträchtigten diese Darstellung in etwas.

Amtmann von Zeck, Hr. Graf. Es ist gewiß nicht Affectation, wenn ich versichere, daß, so oft ich zu den Rollen des Hrn. Graf übergehe, es mich jedesmal schmerzt, nichts Vortheilhafteres von ihm sagen zu können, aber — Wahrheit ist die erste Forderung, die man an eine Kritik zu machen berechtigt ist, und so muß ich dann dieser Göttin huldigen, und sey es auch auf Kosten meines Gefühls! — Gott im Himmel, was mag Hr. Gr. nur für eine Idee von diesem Amtmann gefaßt haben, daß er sich beygehen lassen konnte, solchen komisch darzustellen, ja, was noch mehr ist, gar zu karrikiren! — Dieser hämische, bis in den Grund der Seele verdorbene, eiskalte Böswicht, ist selbst nach einer Stelle des Pfarrers zu urtheilen, in einem ziemlichen Grade Hypochonder, und dieß muß auch seyn, wenn

man nicht annehmen will, daß der ganze Menſch in ſeiner Bruſt von Dämonen ausgetrieben wäre. Aber ſelbſt die Seite ganz unberückſichtigt, wo iſt denn auch nur eine Spur des Komiſchen in allem, was dieſer Amtmann zu thun und zu reden hat. Ein zweyter und faſt eben ſo arger Mißgriff war es, daß Hr. G. durchaus nicht beachtete, wie Charaktere dieſer Art, nicht ohne einen hohen Grad von Selbſtverläugnung denkbar ſind, und man jedes ſie zu übermannen drohende Gefühl ſchnell durch Reflexion zu dämpfen wiſſen muß. Wie falſch war es daher nicht, daß Hr Graf ſich beſonders in der Scene mit dem Oberförſter, wo er dieſem die anſcheinenden amicablen Offerten macht, vom Zorn ſo mächtig übernehmen ließ, daß man, beſonders bey dem eben ſo verwerflichen Phlegma des Oberförſters, faſt in Verſuchung gerieth, beyde für einen Augenblick zu verwechſeln!! In dieſer Scene muß ſein Mienenſpiel gewaltſam verhaltenen Groll, heimlich lodernde Rache, und, was nicht zu vergeſſen iſt, perſönliche Feigheit ausdrücken. Beynahe lächelnd, aber mit wüthendem Gifte in den Augen, muß er dem Oberförſter ſein: „den Tag werde ich Ihnen gedenken,“ hinwerfen, und ſelbſt dieſe Worte müſſen dann erſt geſagt werden, wenn er bereits die Thüre erreicht hat. Der Amtmann weiß recht gut, daß mit der Hitze eines ehrlichen Mannes nicht zu ſpaßen iſt.

Die Scene nach Antons Verhaftnehmung mit der Oberförsterin, war ein neuer Beweis, wie wenig Hr. Graf mit dieser Rolle au fait war. Hier wollte Hr. Graf nämlich eine Art von Gutmüthigkeit affectiren, welches aber wieder ein durchaus falsches und unreifes Spiel ist. In dieser Scene muß der Amtmann mit einer unwandelbaren Kälte dastehen, hie und da kann er sich den Genuß nicht versagen, durch sein Mienenspiel zu verrathen, was er thun könnte, wenn man noch auf freundschaftlichem Fuße mit ihm stünde, dieß muß aber mit grosser Vorsicht geschehen, und sobald die Bitten der Mutter dringender werden, wird ihr der starre Eisblick entgegen geschickt, der ihr die Worte auf der Zunge ersterben macht. Eben der Kontrast zwischen der wärmsten Mutterliebe und der schneidensten Teufelskälte, ist es gerade, welcher den großen Effect in dieser Scene bewirken muß. Auch die Maske des Hrn. Graf war sehr schlecht gewählt, denn anstatt den Amtmann als Hypochonder, mager und schmal darzustellen, hatte sich Hr. Graf durch einen künstlichen Bauch ein recht gesundes, volles Ansehen zu geben gewußt.

Kordelchen von Zeck, Demois. Silie. Diese Rolle hat fast immer das Schicksal, entweder vernachläßigt, oder gänzlich verfehlt zu werden. Das letztere war so ziemlich bey Dem.

Silie der Fall. Es kömmt in dieſer Rolle gar viel auf Anzug und auf Putz an. Kordelchen iſt ſo eine Art von Halb-Carrikatur dem Aeuſſern nach, Demoiſ. Silie aber war viel zu reizend, viel zu liebenswürdig; ein Anton hätte da ſchon können in Verſuchung kommen. Auch gelang ihr der piquante, vornehm ſeyn ſollende Ton ganz und gar nicht.

Paſtor Seebach zu Weiſſenberg, Hr. Becker. Im Fache der zärtlichen Väter hatten wir bisher noch nicht Gelegenheit, Hrn. B. zu bewundern, heute war er ſo gütig, uns dieſe Gelegenheit zu verſchaffen, und wir waren ſo undankbar, oder hatten zu wenig Gefühl für das Schöne, ſolche ungenützt vorbeygehen zu laſſen. Doch ernſthaft, war es wirklich ein Nothfall, daß Hr. B. dieſe Rolle übernahm, ſo verdient er allen Dank ſein Möglichſtes darin gethan zu haben. Indeſſen ſollte ich denken, ein Tauſch mit Hrn. Graf wäre für beyde Theile erſprießlich geweſen.

Der Schulz zu Weiſſenberg, Hr. Deny. Im Ganzen ſpielte Hr. Deny dieſen Abend recht gut, nur accentuirte er gar zu viel, und ſchien zu vergeſſen, daß wer alles herausheben will, eigentlich gar nichts heraushebt.

Matthias, Hr. Reinhold. Die ersten Scenen mit Rudolph und Anton gab Hr. Reinhold recht brav, besonders gelangen ihm die Stellen, wo er es darauf anlegt, Niklchen dem Anton verdächtig zu machen, überaus gut. Ganz falsch hingegen, und wahrscheinlich ein von Hrn. Reinhold selbst erfundenes Späßchen, war es, daß er die Mütze für den Anton wirklich brachte. Eben so war das „gleichfalls" auf die gute Besserung des Oberförsters, ein sehr abgenutztes Bonmot. Im dritten Acte, in der Schenke, ließ Hr. Reinhold etwas auf sich warten, wodurch eine bedeutende Pause entstand. Sein Anzug als neugebackner Amtsdiener war sehr treffend.

Rudolph, Hr. Strobe, spielte recht gut, nur hie und da war er zu wenig theilnehmend.

Barsch, Gerichtsschreiber zu Leuthal, Hr. Genast. Dieser Gerichtsschreiber ist, durch seine lächerliche Dorfgravität, so wie durch seine Bramarbasiren eine höchst komische Figur. Hr. Genast hingegen war nichts weniger als komisch; alles was man an ihm wahrnehmen konnte, war Aengstlichkeit, weil er, wie es schien, seine Rolle nicht gelernt hatte. —

Bey der so mittelmäßigen, ja mitunter schlechten, Darstellung der Hauptrollen konnte auch das Ganze der Vorstellung nur mittelmäßig seyn. Die Bauern-Scene im dritten Akte zeichnete sich indessen dadurch aus, daß sie durch das Bemühen sämmtlicher Schauspieler über alle Begriffe schlecht ging; und diese Scene ist von grosser Wichtigkeit.

Sonntags den 22sten August wurde Titus wiederholt.

Montags den 23sten wurde Stella wiederholt, die Vorstellung wurde aber durch eine Unpäßlichkeit der Madam Wolf unterbrochen, und es mußte: das Räthsel wiederholt werden.

Mittwochs den 26sten: Die Zauberflöte, Oper in drey Aufzügen.

Diese Oper ist so allgemein bekannt und geliebt, daß ich, ohne etwas weiteres darüber

sagen zu dürfen, mich sogleich zur Darstellung wenden kann.

Saraſtro, Hr. Strohmeyer. Es läßt sich leicht denken, was hier erwartet, aber nicht so leicht, was hier geleistet wurde. Noch indem ich dieses schreibe, entzückt mich die Erinnerung an jene Zaubertöne. Der Triumph des Herrn Strohmeyer war ohnstreitig die Arie: In diesen heiligen Hallen ꝛc. Schade war es, daß Herr Strohmeyer in den Fehler so vieler Schauspieler verfiel, und den Saraſtro jung spielte. Sein Anzug war nicht gut gewählt.

Prinz Tamino, Hr. Morhard. Recht brav sang Hr. Morhard diese Parthie. — Besonders schön trug er die erste Arie: „Dieß Bildniß ist bezaubernd schön," vor, und wirklich zeigte das Publikum diesen Abend etwas Vorurtheil gegen ihn, indem es seinem wirklich schönen Gesang auch nicht die mindeste Gerechtigkeit wiederfahren ließ.

Sprecher, Herr Eilenstein. Das Recitativ mit dem Tamino executirte Herr Eilenstein über alle Begriffe schlecht.

Die Königin der Nacht, Mad. Becker. Heute war Madam Becker ganz

vortrefflich, ihre Arien sang sie so brav, als solche nur gesungen werden können, überhaupt ist diese Parthie ganz für sie geschrieben. Schade, daß ihre Figur so gar nicht zu solchen Rollen paßt.

Pamina, ihre Tochter, Demois. Jagemann. Gleich schön sang und spielte Dem. Jagemann diese Rolle. Vortrefflich gelang ihr die Scene des Wahnsinns. Auch ihre Wanderung durch Feuer und Wasser war äußerst mahlerisch und berechnet.

Papageno, Hr. Unzelmann. Das Spiel des Hrn. Unzelmann war recht sehr brav, allein sein Gesang war — war gar nichts. Diese Parthie ist für ihn viel zu tief.

Papagena, Dem. Silie, spielte mit vieler Gewandtheit und Laune.

Monostatos, ein Mohr, Hr. Genast. Mit dem Spiele des Hrn. Genast hatte man Ursache zufrieden zu seyn, nur war sein Gesang gar zu schlecht, wozu auch der Uebelstand kam, daß er in den Ensambles jeden Augenblick fehlte.

Die vortreffliche Musik dieses Mozartischen Meisterstückes wurde von unserm braven

Orchester sehr gut executirt. Die Anordnungen der Statisten, die Züge, Garderobe und Decorationen, waren unter aller Kritik.

Freytag den 29sten August: Die natürliche Tochter, Trauerspiel in fünf Aufzügen von Göthe.

Diese Dichtung, deren Werth sich natürlich erst nach ihrer Vollendung bestimmen läßt, war wohl gewiß nie für die Bühne bestimmt, und Göthe mag heimlich recht über die Gutmüthigkeit der Menschen lachen, sich alles vorspielen zu lassen, wenn nur Personen darinnen vorkommen! Indessen das sogenannte Trauerspiel wurde gegeben, und ich habe nur anzudeuten, wie es gegeben wurde.

König, Hr. Wolf. Diese kleine Rolle behandelte Hr. Wolf mit Einsicht und Liebe.

Herzog, Hr. Graf. Heute führte Hr. Graf das Publikum wirklich stark in Versuchung, ihn seine Unart fühlen zu lassen. Weit entfernt uns irgend einen Charakter darzustellen, heulte und pinselte Hr. Graf wie ein Besessener alle Skalen durch, declamirte ganz

im Kanzelton, und ſchien wirklich ganz zu vergeſſen, wo er war. Ich wiederhole es, der Geduldsfaden des Publikums war dieſen Abend ſehr dünn. Vielleicht eine einzige Scene noch, und er wäre zerriſſen.

Graf, Hr. Unzelmann, ſpielte recht gut.

Eugenia, Mad. Wolf. Es iſt ewig Schade, daß Mad. Wolf bey ihrem ſichtbar großen Talent zum Tragiſchen, ſich nicht von ihrer monotonen Declamation losmachen kann. Auch ihre Formen ſind ſchön, aber monoton. Auge und Ohr ermüden, und alles Intereſſe geht verloren. Dieſes war beſonders dieſen Abend in der auch quantitativ großen Rolle ſehr der Fall. Einzelne Scenen indeſſen, worunter auch die letzte zu zählen iſt, wurden von Mad. Wolf meiſterhaft geſpielt.

Hofmeiſterin, Mad. Teller. Dieſe Rolle wurde von Mad. Teller mit Würde und Bedeutung geſpielt.

Secretair, Hr. Lorzing. Einzelne Scenen gab Hr. Lorzing recht brav, aber der Darſtellung im Ganzen fehlte Einheit und Haltung.

Weltgeiſtlicher, Hr. Becker. Man ſah, daß Hr. Becker den Geiſt dieſer Rolle

wohl gefaßt hatte, aber dennoch gelang es ihm nicht, sie rein wiederzugeben. Sein Costüm war durchaus falsch.

Gerichtsrath, Hr. Oels. Eine ungelenke, steife Declamation, Bewegungen wie am Drahte, das war es, wodurch sich die Darstellung des Hrn. Oels auch heute auszeichnete. Dabey glich er, seinem Costüme nach, einem bestäubten Gemählde aus einem alten Rittersaale.

Gouverneur, Hr. Deny. Zu dieser Rolle hatte Hr. Deny viel zu wenig imposantes, auch konnte er durchaus den Ton der Rolle nicht finden. Sein Anzug war elegant.

Aebtissin, Dem. Silie. Recht gut traf Dem. Silie den Ton der frommen Würde.

Mönch, Hr. Malkolmi, gab seine Scene recht brav.

Das Ganze konnte natürlich nur eine Empfindung hervorbringen, nämlich — lange Weile.

Sonnabends den 29sten August: Die Mitschuldigen, wiederholt, hierauf zum erstenmale: Laune des Verliebten, Lustspiel in einem Aufzuge von Göthe.

Eigentlich ist dieses kleine Stück ein Schifferspiel, gehört also zu einer Gattung, der wir ohnmöglich mehr Geschmack abgewinnen können, und dabey auch meines Bedünkens nichts verlieren. Die Darstellung war übrigens passabel.

Aminde, Dem. Elsermann, verfiel häufig in den Ton des Trauerspiels.

Egle, Dem. Silie, spielte ganz vortrefflich. Dem. Silie schien diesen Abend ganz von der sogenannten Weimarischen Manier abzugehen, und das Publikum empfand diese günstige Veränderung so sehr, daß die junge Künstlerin nach der Vorstellung einstimmig hervorgerufen wurde.

Eridon, Hr. Wolf. Recht gut nüancirte Hr. Wolf die Laune des Verliebten. Besonders gelang ihm die Scene mit Egle.

Lamon, Hr. Unzelmann, spielte ohne Uebertreibung.

Die heutige Vorstellung war zum Besten der Armen.

Sonntag d. 30sten August wurde die Zauberflöte wiederholt, und Hr. Strohmeyer einstimmig nach der Vorstellung hervorgerufen.

Montags den 31sten August wurde zum Beschluß Iphigenie auf Tauris wiederholt. Nach der Vorstellung brachten mehrere junge Leute im Parterre ein lautes Vivat, welches das Orchester durch einen Touche mit Paucken und Trompeten accompagnirte. Hierauf sprach Mad. Wolf einen Epilog von Hrn. Hofrath Mahlmann verfeßt, mit Anstand und Innigkeit. Der Epileg selbst war schön und zweckmäßig, nur wurde die Bescheidenheit der Mad. Wolf einigermaßen dadurch compromittirt, daß so vieles darin vorkam, was bloß Bezug auf sie hatte, so wie z. B. gerade nur solcher Stücke Erwähnung darin geschah, in welchen Mad. Wolf eine glänzende Hauptrolle hatte. Indessen wurde dieser Abschied mit allgemeinem Beyfall angenommen, der Vorhang fiel, und — auch ich lasse den Vorhang fallen!

Ende der dritten und lezten Abtheilung.

Berichtigung einiger Druckfehler

in der Schrift:

Saat von Göthe gesäet ꝛc.

Durch die Entfernung des Verfassers vom Druckorte haben sich in das Buch „Saat von Göthe ꝛc.“ mehrere den Sinn entstellende Druckfehler eingeschlichen, welche man vor dem Lesen zu bemerken bittet. Weniger bedeutende Fehler werden die geneigten Leser selbst verbessern.

In der Vorrede.

Seite V	Zeile	11	statt Hoffner lies Haffner
„ VII	„	3	st. auch l. außer
„ —	„	4	streiche auch weg.
„ XI	„	14	setze nach Verstellungen ein (.)
„ XII	„	12	st. Belehnung l. Belehrung

In dem Text.

Seite 1	Zeile	17	statt vergeblich lies vorgeblich
„ 8	„	23	ist scharfen wegzustreichen.
„ —	„	24	setze nach begegnen ein (!) und diese mit einem großen (D)
„ 16	„	5	st. gräulichsten l. greulichsten
„ 17	„	3	d. Anmerk. lies noch dem Namen nach.
„ 30	„	23	st. verherrsche l. vorherrsche
„ 36	„	21	streiche sich weg.
„ 37	„	1	streiche einen verschiedenen und weg.
„ —	„	2	l. eigenthümliche Charaktere.
„ 40	„	4	v. u. statt Conjugtion l. Conjugation.
„ 42	„	4	st. andern l. andere
„ 43	„	19	st. da l. dann
„ 44	„	2	st. solcher l. solches
„ 54	„	5	st. euch l. auch
„ 64	„	12	st. Schauspiele l. Schauspieler
„ 73	„	5	st. eines l. einer
„ 81	„	18	st. Tencris l. Tauris

S. 83. Z. 10 statt auch im Trauerspiel lies Im Trauerspiel hingegen
" — " 21 streiche nicht weg.
" 89 " 5 st. Kunstseminar l Kunstseminars
" — " 3 v. u. st. daß l. daß
" 93 " 22 st. einem l einen
" 97 " 16 st. daß er l. daß es
" 99 " 12 st. so l. um so
" 102 " 12 setze nach dem Wort „Idee" von
" 122 " 16 st. geratben l. verrathen
" 125 " 9 st. sehen l. saben
" 131 " 14 st. gehört l. gehörte
" 133 " 4 st. schien l. und schien
" 134 " 6 v. u. streiche wirklich weg.
" 151 " 3 st. schien l. schrie
" 154 " 6 u. 7 streiche in dieser Rolle weg.
" 162 " 16 st. Rodegine l. Rodegüne
" 176 " 22 streiche so weg.
" 183 " 15 st. des l. der
" 187 " 4 v. u. st. Francval l. Frankval
" 192 " 2 v. u. st. Rosinski l. Rasinski (und wo dieses Wort noch vorkommt)
" 195 " 9 st. Oanski l. Oranski
" — " 22 st. der l. des
" 202 " 18 st. Florval l. Florival
" 210 " 14 st. einen l. einem
" 214 " 2 v. u. st. in l. im
" 219 " 20 st. unwichtigen l. so wichtigen
" 221 " 6 st. dieses l. des
" 226 " 1 st. nicht l. ächt
" 240 " 1 st. Matthias l. Mathes
" — " 19 st. Barsch l. Barth
" 245 " 5 st. zerrissen l. gerissen
" 247 " 20 st. Eriden l. Eridne
" 248 " 7 ist zwischen den Wörtern „Parterre" und „ein" Mad. Wolf einzuschalten.
" — " 20 st. angenommen l. aufgenommen

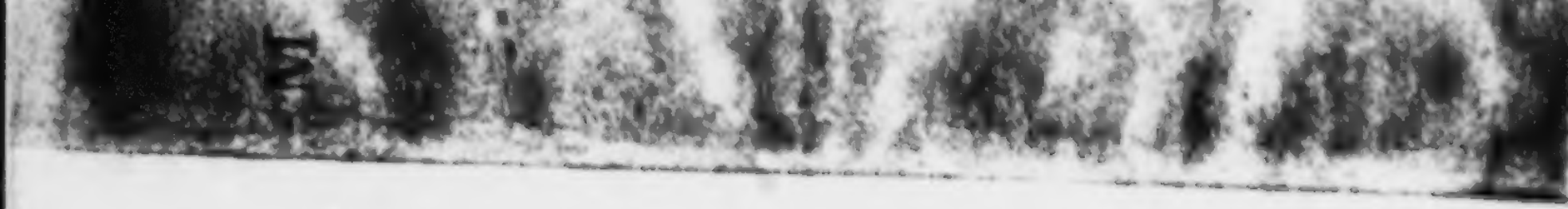

a s k c n z u g.

Zum 30ſten Januar 1809.

Ordnung des Zuges.

Chorführer.

Erde.

Luft.

Wasser.

Feuer.

Jäger, als Begleiter der Erde.

Vogelsteller, als Begleiter der Luft.

Fischer, als Begleiter des Wassers.

Schmied, als Begleiter des Feuers.

Genius.

Vier Canephoren.

Vier Psychen.

Sonne und Mond.

Sterne.

Sterndeuter.

Landleute, Gärtner, Hirten, Kinder.

Der Morgenstern.

Die heiligen drey Könige.

Ruprecht.

Die Elemente.

Feuer, Wasser, Erd' und Luft
Kommen, wie Dein Mund sie ruft,
Die geschäftigen vier Diener
Der Natur, auf Berg und Auen.
Sie schlagen früh ein Feuer an,
Sie hängen den Speisekessel an,
Sie sieden und kochen für Jedermann,
Der keine eigne Küche halten kann.

Erde.

Blumenkränze, Frucht und Blüthen
Kommt die Erde Dir zu bieten.

Luft.

Mit der Vögel muntern Schaar
Stellt sich Dir die Luft auch dar.

Wasser.

ch die Fische müssen schweigen,
nnen sich nur stumm verneigen.

Feuer.

er Deine Wellen rauschen,
er meine Flammen brennen,
st die Stimmen uns vertauschen!
sser, Erd' und Luft und Flammen,
bt ein seliges Geleite
ser Fürstin, und verwandelt
len Fufspfad, den Luisen
h erwählt, zum Paradise!

Der Jäger

als Diener der Erde.

Trarah, Trarah, durch Felder und Wald
Des Jägers muntres Horn erschallt!
Auf Höhen der Berge, in Tiefen und Klüften
Ereilt er die Beute, selbst muthig in Lüften.

Wenn Phoebus glänzt, wenn Hesperus winkt,
Der Weidmann frölich sein Jagdlied singt;
Ihm schwinden die Sorgen, sein Haus ist das Feld,
Sanft ruhet er dort unter'm Himmels-Gezelt.

Doch wenn zum Feste die Musenstadt
Um die edelste Frau versammlet sich hat,
So folgt er dem Zuge und fühlt sich belohnt,
So wie er Dianen zu folgen gewohnt.

Vogelsteller
als Diener der Luft

---

wenn ein Vogel in Lüften wär',
kein sterbliches Auge säh' ihn mehr,
Du sprächst zu mir: „Mein Jägersmann
ollst den schönen Vogel mir fahn!"
müfst' ich jagen das ganze Jahr,
er an die Küsten von Malabar;
achtete weder Noth noch Gefahr,
lafs das Vöglein gefangen war;
a brächt' ich den dreifsigsten Januar
Fürstinn, Dir zum Geschenke dar.

Fischer

als Diener des Wassers.

Und wenn ein goldnes Fischchen wär',
Das Dir gefiele, tief unten im Meer,
Und Du sprächst zu mir: „Mein Fischermann,
Du sollst das goldne Fischchen mir fahn!“
Und wenn so tief das Meer auch war,
Dass, hielt mein Fischernetz ein Jahr,
Es immer noch nicht drunten war;
Doch fischt' ich und fischt' auf meine Gefahr;
Und käme der dreißigste Januar,
Dann stellt' ich mich zu Deinem Altar,
Und brächte das goldne Fischchen Dir dar.

Schmied
als Diener des Feuers.

Und wenn kein Feuer auf Erden wär',
Und die Nacht bedeckte Land und Meer,
Und Feuer nur brennt' am Firmament,
Wo eine hohe, hohe Leiter ständ':
Und Du sprächst zu mir mit sanftem Ton:
„Nun geh' und suche mir Feuer, mein Sohn!"
Und schwankte der Leiter Fuſs am Meer,
Und jede Sprosse der Leiter wär',
Mit hunderttausend Klingen belegt;
Nicht fragt' ich: ob mich die Leiter trägt' —
Und würd' ich in hunderttausend Stück
Zerschnitten — und fiel ich ewig zurück —
Und fiel ich einen Monat, und fiel ich ein Jahr: —
Wenn ich zum dreiſsigsten Januar
Nur wieder unten in Weimar war,
Da wollt' ich Gott loben immerdar.

G e n i u s.

Blumen und Blüthen
Kann ich nicht bieten,
Aber ich bringe Dir schönere Früchte,
„Erzeugt in einem reinern Lichte,
Gereift in einer höheren Natur.“
Sie hat, auf heimisch traulicher Flur,
Deine eigene Hand erzogen,
Blumen, die sich nie entfärben,
Blüthen, welche nie verderben:

Vier Canephoren

mit folgenden Gaben.

Oberons Lilie.
Tells Apfel.
Herders Palmen.
Tassos Lorbeerkranz.

Genius.

Empfange
Sie wieder, und pfleg sie noch lange,
Edle, hocherhabne Fürstin,
Diese schönen Gastgeschenke.
Mild umstrahlt Dich einst ihr Schein:
In der Mediceer Reihn,
Bei Aglajens fröhl'gen Tänzen,
Seh' ich gern das Haus der Este glänzen.

Chor der vier Psychen.

Eine freundlich stille Leuchte,
Edle Gäste wirthlich zu empfangen,
Sah in Deinem Haus ich aufgehangen,
Und da wollt' ich sie herunter langen,
Als, Du Seltne, Hochverehrte,
Ring[illegible] dein Haus sich plötzlich mir zum Tempel,
Und [illegible] hohe Himmelsleuchte
[illegible] zu einem Stern verklärte.

Genius.

Knieet nieder, holde Psychen,
Opfert, opfert am Altare
Später Nachwelt, und erfreuet
Ihr euch dieser Gastgeschenke
Mit dem Enkel: so verdanket
Ihr sie doppelt dann Lucan.

Sonne, Mond
und
Sterne.

Und wäre der ganze Himmel Pergament:
Und alle Lichter am Firmament,
Sie hätten sich alle zum Schreiben gewend't,
Und schrieben den Tag, und hätten die Nacht
Mit Nichts als Schreiben zugebracht,
Und schrieben einen Monat, und schrieben ein Jahr,
Und schrieben bis zum dreifsigsten Januar,
Wo Dir der Himmel das Leben gab,
Sie schrieben doch unsre Liebe nicht ab.

Sterndeuter.

Fixsterne sind aus jenen Höhen
Nicht allzudeutlich zu verstehen:
Ich aber beachte die Planeten,
Weil diese ganz verständlich reden.
Der [illegible], der sind ihrer vier,
Bei [illegible] solder Namens-Zier

Juno, Vesta, Pallas, Ceres genannt,
Klein und vor Kurzem noch nicht bekannt.
Die thun sich alle bei mir beklagen,
Daſs sie am Himmel kaum zu erfragen:
„Hätte uns in jener Schöpfungsnacht
Ein mächtiger Geist zusammengebracht;
So sähen wir auch nach etwas aus,
Verehrt am hohen Himmels Haus;
Wir schwängen uns in Einem Kreise
Nach unsrer Mitgesellen Weise.
Die Namen, deren wir viere tragen,
Denen wollten wir so gern entsagen;
Damit uns Welt und Nachwelt priese
So nennten wir uns gleich LUISE.“

Landleute, Gärtner, Hirten.

Nun folgen die Erdenkinder nach
Zu horchen, was der Himmel sprach:
Sie gehen vor sich hin, so stumm,
Und sehen sich gar verwundert um.
Ich glaube, daſs es dieselben sind,
Die in der Krippe suchten das Kind,
Und die nun schüchtern näher treten
Ihre jetzige Herrin anzubeten.

Die heiligen drey Könige

voran

der Morgenstern.

Der Morgenstern
Sucht' im ganzen Land,
Wo er noch alte Herrn
Und Herzoge fand.

Er sucht' einen Monat,
Er suchte ein Jahr,
Da ward er meinen Herrn
Und Herzogin gewahr.

Sie liebt die Leyer,
Er führet das Schwerdt,
Sie sind der alten Herrn
Und Herzoge werth.

Maria, Du Schönste,
Wo weilst Du fern?
Dich sucht voll Sehnsucht
Der Morgenstern.

Maria, wo weilet Du
Mit Deinem Gemahl?
Dich sucht voll Sehnsucht
Mein Aug' in dem Saal.

Maria, Du schöner,
Du leuchtender Stern,
Maria, Du Schönste,
Wir grüßen Dich fern!

F e u e r.

Am Himmel flammend, aller Wesen Bronnen,
Entbehrte mein der Menschen dunkle Hütte;
Da führt Prometheus mich in ihre Mitte,
Und ihrem Heerd entkeimen andre Sonnen.

Ein neuer Tag war aus der Nacht begonnen'
Um mich versammelt sich gesell'ge Sitte;
Der Künste Chor folgt mir mit raschem Schritte,
Dem Leben ist Gehalt und Zweck gewonnen.

Die Du der Menschheit erstes Unterpfand
Als Priesterin pflegend auf des Bürgers Heerd,
Gewaltsam Stürme Wuth von mir gewandt,

Als heute mich auf Deinen Opferheerd,
Begleitet von des treuen Volkes Segen,
Dankbar die reinste meiner Flammen legen'

Wasser.

Wie aus dem Herzen durch den Leib ergossen
Das Leben strömt in rothen Feuerwogen
Und, wenn die Adern seinen Tau gesogen,
Zu seinem Ursprung ist zurückgeflossen:

So ich an Jovis Wolkenthron entsprossen,
Im Schoofs des Oceanes grofs gezogen,
Und an der Erde Grund am Himmelsbogen
Des Wirkens ew'gen Kreislauf angeschlossen.

Lafs ich von Berg zu Thal, von Strand zu Strande,
Durch alle Wesen reiche Labung schwellen,
Und schling' um fernste Zonen meine Bande,

Gleich Deiner Liebe unerschöpften Quellen,
Die segnend sich durch alles Volk ergiefsen,
Vom Herzen kommend zu dem Herzen fliefsen!

L u f t.

Um alle Wesen liebevoll geschlungen
Halt' ich die weichen mütterlichen Arme,
An meine Brust drängt sich's in vollem Schwarme,
Bis es den Quell des Lichtes sich errungen.

Von tausendfachen Leben alldurchdrungen,
Allhörend ihren Kinderruf erbarme
Ich ihrer Wonne mich wie ihrem Harme,
Zum Mitgefühl von jeder Brust gezwungen.

Und wölbe mich zu jenen blauen Räumen
Aus denen Menschen-Hoffnung und Vertrauen
In goldner Saat allnächtlich neu entkeimen,

Daſs, wenn des Lebens Wogen sie umschäumen,
An meinem Sternenblick sie sich erbauen,
Als wärest Du's zu der sie aufwärts schauen.

Erde.

Die ich der Wesen Keim und Stoff enthalte,
Zu schöner Form, zu buntem Farbenscheine,
In Blumenpracht, und edelem Gesteine
Mein unerschöpftes Leben reich gestalte,

Bald Jungfrau, Gattin bald und Mutter walte
Und meine Kinder alle, grofs und kleine,
In gleicher Lieb' und Lust an mir vereine,
Mit reichem Segnen, ihrem Wunsch entfalte,

Ich dachte heut zu meiner Theuren Feste
Von allem Ihr das Edelste und Beste
Mit mütterlicher Freude voll zu gönnen;

Allein froh überrascht mufs ich erblicken,
Dafs alle Gaben Sie schon reichlich schmücken,
Und es Sie selbst für meinen Schmuck bekennen.

L. C. 1903

See 2605.
C.

Pat. 3.218.

Pandora

von

Goethe.

Ein

Taschenbuch

für das Jahr

1810.

Wien und Triest,
in der Geistingerischen Buchhandlung.

Perſonen.

Prometheus, Epimetheus, } Japetiden.

Philetos, Prometheus Sohn.

Elpore, Epimeleia, } Epimetheus Töchter.

Eos.

Pandora, Epimetheus Gattinn.

Dämonen.

Helios.

Schmiede.

Hirten.

Feldbauende.

Krieger.

Gewerbsleute.

Winzer.

Fiſcher.

G.H. BIBL. Z. WEIMAR

Der Schauplatz

wird im groſsen Styl nach Pouſſiniſcher Weiſe gedacht.

Seite des Prometheus.

Zu der Linken des Zuſchauers Fels und Gebirg, aus deſſen mächtigen Bänken und Maſſen natürliche und künſtliche Hohlen neben und über einander gebildet ſind, mit mannigfaltigen Pfaden und Steigen, welche ſie verbinden. Einige dieſer Höhlen ſind wieder mit Felsſtücken zugeſetzt, andere mit Thoren und Gattern verſchloſſen, alles roh und derb. Hier und da ſieht man etwas regelmäſsig Gemauertes, vorzüglich Unterſtützung und künſtliche Verbindung der Maſſen bezweckend, auch ſchon bequemere Wohnungen andeutend, doch ohne alle Symmetrie. Rankengewächſe hangen herab; einzelne Büſche zeigen ſich auf den Abſätzen; höher hinauf verdichtet ſich das Geſträuch, bis ſich das Ganze in einen waldigen Gipfel endigt.

Seite des Epimetheus.

Gegenüber zur Rechten ein ernstes Holzgebäude nach älteſter Art und Conſtruction, mit Säulen von Baumſtämmen, und kaum gekanteten Gebälken und Geſimſen. In der Vorhalle ſieht man eine Ruheſtätte mit Fellen und Teppichen. Neben dem Hauptgebäude, gegen den Hintergrund, kleinere ähnliche Wohnungen mit vielfachen Anſtalten von trockenen Mauern, Planken und Hecken, welche auf Befriedigung verſchiedener Beſitzthümer deuten; dahinter die Gipfel von Fruchtbäumen, Anzeigen wohlbeſtellter Gärten. Weiterhin mehrere Gebäude im gleichen Sinne.

Im Hintergrunde mannigfaltige Flächen, Hügel, Büſche und Haine; ein Fluß, der mit Fällen und Krümmungen nach einer Seebucht fließt, die zunächſt von ſteilen Felſen begränzt wird. Der Meereshorizont, über den ſich Inſeln erheben, ſchließt das Ganze.

Nacht.

Epimetheus.

(Aus der Mitte der Landſchaft hervortretend.)

Kindheit und Jugend, allzuglücklich preiſ' ich ſie!
Daß nach durchſtürmter durchgenoſſ'ner Tagesluſt,
Behender Schlummer allgewaltig ſie ergreift,
Und, jede Spur vertilgend kräft'ger Gegenwart,
Vergangnes, Träume bildend, miſcht Zukünftigem.
Ein ſolch Behagen, ferne bleibt's dem Alten, mir.
Nicht ſondert mir entſchieden Tag und Nacht ſich ab,
Und meines Namens altes Unheil trag' ich fort:
Denn Epimetheus nannten mich die Zeugenden,
Vergangnem nachzuſinnen, Raſchgeſchehenes
Zurückzuführen, mühſamen Gedankenſpiels,
Zum trüben Reich geſtalten-miſchender Möglichkeit.
So bittre Mühe war dem Jüngling auferlegt,
Daß ungeduldig in das Leben hingewandt

Ich unbedachtſam Gegenwärtiges ergriff,
Und neuer Sorge neubelaſtende Qual erwarb.
So flohſt du, kräft'ge Zeit der Jugend, mir dahin,
Abwechſelnd immer, immer wechſelnd mir zum Troſt,
Von Fülle zum Entbehren, von Entzücken zu Verdruß.
Verzweiflung floh vor wonniglichem Gaukelwahn,
Ein tiefer Schlaf erquickte mich von Glück und Noth,
Nun aber, nächtig immer ſchleichend wach umher,
Bedaur' ich meiner Schlafenden zu kurzes Glück,
Des Hahnes Krähen fürchtend, wie des Morgenſterns
Voreilig Blinken. Beſſer blieb' es immer Nacht!
Gewaltſam ſchüttle Helios die Lockengluth;
Doch Menſchenpfade zu erhellen ſind ſie nicht.
Was aber hör' ich? knarrend öffnen ſich ſo früh
Des Bruders Thore. Wacht er ſchon, der Thätige?
Voll Ungeduld zu wirken, zündet er ſchon die Gluth
Auf hohlem Herdraum werkauferzend wieder an?
Und ruft zu mächt'ger Arbeitsluſt die ruſſige,
Mit Guß und Schlag, Erz auszubilden kräft'ge Schar?
Nicht ſo! Ein eilend leiſer Tritt bewegt ſich her,
Mit frohem Tonmaß herzerhebenden Geſangs.

Phileros.

(Von der Seite des Prometheus her.)

Zu freyeren Lüften hinaus, nur hinaus!
Wie drängen mich Mauern! wie ängstet das Haus!
Wie sollen mir Felle des Lagers genügen?
Geläng' es, ein Feuer in Träume zu wiegen?
Nicht Ruhe nicht Rast
Den Liebenden faßt.
Was hilft es, und neiget das Haupt auch sich nieder,
Und sinken ohnmächtig ermüdete Glieder;
Das Herz es ist munter, es regt sich, es wacht,
Es lebt den lebendigsten Tag in der Nacht!
Alle blinken die Sterne mit zitterndem Schein,
Alle laden zu Freuden der Liebe mich ein,
Zu suchen, zu wandeln den duftigen Gang,
Wo gestern die Liebste mir wandelt' und sang,
Wo sie stand, wo sie saß, wo mit blühenden Bogen
Beblümete Himmel sich über uns zogen,
Und um uns, und an uns so drängend und voll,
Die Erde von nickenden Blumen erquoll.
O dort nur, o dort!
Ist zum Ruhen der Ort!

Epimetheus.

Wie tönet mir ein mächt'ger Hymnus durch die Nacht!

Phileros.

Wen treff ich ſchon, wen treff ich noch den Wachenden?

Epimetheus.

Phileros biſt Du es? Deine Stimme ſcheint es mir.

Phileros.

Ich bin es, Oheim! aber halte mich nicht auf.

Epimetheus.

Wo eilſt Du hin, Du morgendlicher Jüngling Du?

Phileros.

Wohin mich nicht dem Alten zu begleiten ziemt.

Epimetheus.

Des Jünglings Pfade, zu errathen ſind ſie leicht.

Phileros.

So laß mich los und frage mir nicht weiter nach.

Epimetheus.

Vertraue mir! Der Liebende bedarf des Raths.

Phileros.

Zum Rathe bleibt nicht, zum Vertrauen bleibt nicht Raum.

Epimetheus.

So nenne mir den Namen deines holden Glücks.

Phileros.

Verborgen iſt ihr Name wie der Aeltern mir.

Epimetheus.

Auch Unbekannte zu beſchädigen bringet Weh.

Phileros.

Des Ganges heitre Schritte, Guter, trübe nicht.

Epimetheus.

Daß Du ins Unglück rennſt, fürcht' ich nur zu ſehr.

Phileros.

Phileros nur dahin zum bedufteten Garten!
Da magſt du die Fülle der Liebe Dir erwarten,
Wenn Eos', die Blöde, mit glühendem Schein
Die Teppiche röthet am heiligen Schrein,
Und hinter dem Teppich das Liebchen hervor,
Mit rötheren Wangen, nach Helios Thor,
Nach Gärten und Feldern mit Sehnſucht hinaus
Die Blicke verſendet und ſpähet mich aus.
So wie ich zu Dir,
So ſtrebſt Du zu mir!

(Ab, nach der rechten Seite des Zuſchauers.)

Epimetheus.

Fahr hin, Beglückter Hochgeſegneter dahin!
Und wärſt du nur den kurzen Weg zu ihr beglückt,
Doch zu beneiden! Schlägt Dir nicht des Menſchenheils
Erwünſchte Stunde? Zöge ſie auch ſchnell vorbey.
So war auch mir! ſo freudig hüpfte mir das Herz,
Als mir Pandora nieder vom Olympos kam.
Allſchönſt und allbegabteſt regte ſie
Dem Staunenden entgegen, forſchend holden Blicks,
Ob ich, dem ſtrengen Bruder gleich, wegwieſe ſie
Doch nur zu mächtig war mir ſchon das Herz erregt,
Die holde Braut empfing ich mit berauſchtem Sinn.
Sodann geheimniſſreicher Mitgift naht' ich mich.
Das ird'ne hohe wohlgeſtaltete Gefäß
Verſchloſſen ſtand's. Die Schöne freundlich trat hinzu,
Zerbrach des Götterſiegel, hub den Deckel ab.
Da ſchwoll gedrängt ein leichter Dampf aus ihm hervor
Als wollt' ein Weihrauch danken den Uraniern,
Und fröhlich fuhr ein Sternblitz aus dem Dampf heraus,
Sogleich ein and'rer; andre folgten heftig nach.
Da blickt' ich auf, und auf der Wolke ſchwebten ſchon
Im Gaukeln lieblich Götterbilder, buntgedrängt;

Pandora zeigt und nannte mir die Schwebenden:
Dort ſiehſt du, ſprach ſie, glänzet Liebesglück empor?
Wie? rief ich, droben ſchwebt es? Hab' ich's doch in Dir!
Daneben zieht, ſo ſprach ſie fort, Schmucklußiges
Des Vollgewandes wellenhafte Schleppe nach.
Doch höher ſteigt, bedächtig ernſten Herrſcherblicks,
Ein immer vorwärts dringendes Gewaltgebild.
Dagegen, gunſterregend ſtrebt, mit Freundlichkeit
Sich ſelbſt gefallend, ſüß zudringlich, regen Blicks,
Ein artig Bild, Dein Auge ſuchend, emſig her.
Noch andre ſchmelzen kreiſend in einander hin,
Dem Rauch gehorchend, wie er hin und wieder wogt,
Doch alle pflichtig, deiner Tage Luſt zu ſeyn.
Da rief ich aus: Vergebens glänzt ein Sternenheer,
Vergebens rauch gebildet wünſchenswerther Trug!
Du triegſt mich nicht, Pandora, mir die einzige,
Kein andres Glück verlang' ich, weder wirkliches
Noch vorgeſpiegeltes im Luſtwahn. Bleibe mein!
Indeſſen hatte ſich das friſche Menſchenchor,
Das Chor der Neulinge, verſammelt mir zum Feſt.
Sie ſtarrten froh die muntern Luftgeburten an,
Und drangen zu und haſchten. Aber flüchtiger

Und irdiſch ausgeſtreckten Händen unerreichbar jene, ſteigend jetzt empor und jetzt geſenkt,
Die Menge täuſchten, ſtets ſie, die verfolgende.
Ich aber zuverſichtlich trat zur Gattinn ſchnell,
Und eignete das gottgeſandte Wonnebild
Mit ſtarken Armen meiner lieberfüllten Bruſt.
Auf ewig ſchuf da holde Liebesfülle mir
Zur ſüßen Lebensfabel jenen Augenblick.

(Er begibt ſich nach dem Lager in der Vorhalle, und beſteigt es.)

Jener Kranz, Pandorens Locken
Eingedrückt von Götterhänden,
Wie er ihre Stirn umſchattet,
Ihrer Augen Gluth gedämpfet,
Schwebt mir noch vor Seel' und Sinnen
Schwebt, da ſie ſich längſt entzogen,
Wie ein Sternbild über mir.
Doch er hält nicht mehr zuſammen;
Er zerfließt, zerfällt und ſtreuet
Ueber alle friſche Fluren
Reichlich ſeine Gaben aus.

(Schlummernd.)

O wie gerne bänd' ich wieder
Diesen Kranz! Wie gern verknüpft' ich,
Wärs zum Kranze, wärs zum Strauße,
Flora- Cypris deine Gaben!
Doch mir bleiben Kranz und Sträuße
Nicht beysammen. Alles löst sich.
Einzeln schafft sich Blum' und Blume
Durch das Grüne Raum und Platz.
Pflückend geh' ich und verliere
Das Gepflückte. Schnell entschwindet's.
Rose, brech' ich deine Schöne,
Lilie du bist schon dahin!

(Er entschläft.)

Prometheus.

(Eine Fackel in der Hand.)

Der Fackel Flamme morgendlich dem Stern voran
In Vaterhänden aufgeschwungen kündest du
Tag vor dem Tage! Göttlich werde du verehrt.
Denn aller Fleiß, der männlich schätzenswertheste,
Ist morgendlich; nur er gewährt dem ganzen Tag
Nahrung, Behagen, müder Stunden Vollgenuß.

Deswegen ich der Abendaſche heil'gen Schatz
Entblöſſend früh zu neuem Gluttrieb aufgefacht,
Vorleuchtend meinem wackern arbeitstreuen Volk,
So ruf ich laut euch Erzgewält'ger nun hervor.
Erhebt die ſtarken Arme leicht, daß taktbewegt
Ein kräft'ger Hämmerchortanz laut erſchallend, raſch
Uns das Geſchmolz'ne vielfach ſtrecke zum Gebrauch.

(Mehrere Höhlen eröffnen ſich, mehrere Feuer fangen an zu brennen.)

Schmiede.

Zündet das Feuer an!
Feuer iſt oben an.
Höchſtes er hat's gethan,
Der es geraubt.
Wer es entzündete,
Sich es verbündete,
Schmiedete, ründete
Kronen dem Haupt.
Waſſer es fließe nur!
Fließet es von Natur
Felſenab durch die Flur,
Zieht es auf ſeine Spur

Menſchen und Vieh.
Fiſche ſie wimmeln da,
Vögel ſie ſummeln da,
Ihr iſt die Flut.
Die unbeſtändige
Stürmiſch lebendige,
Daß der Beſtändige
Manchmal ſie bändige,
Finden wir gut.
Erde ſie ſteht ſo feſt!
Wie ſie ſich quälen läßt!
Wie man ſie ſcharrt und plagt!
Wie man ſie ritzt und hackt!
Da ſoll's heraus.
Furchen und Striemen ziehn
Ihr auf dem Rücken hin
Knechte mit Schweißbemühn;
Und wo nicht Blumen blühn,
Schilt man ſie aus.
Ströme du Luft und Licht!
Weg mir vom Angeſicht!
Schürſt du das Feuer nicht,

Biſt du nichts werth.
Strömſt du zum Herd herein,
Sollſt du willkommen ſeyn,
Wie ſich's gehört.
Dring nur herein ins Haus;
Willſt du hernach hinaus,
Biſt du verzehret.
Roſch nur zum Werk gethan!
Feuer nun flammt's heran,
Feuer ſchlägt oben an;
Sieht's doch der Vater an,
Der es geraubt.
Der es entzündete,
Sich es verbündete,
Schmiedete, ründete
Kronen dem Haupt.

Prometheus.

Des thät'gen Manns Behagen ſey Parteylichkeit.
Drum freut es mich, daß, andrer Elemente Werth
Verkennend, ihr das Feuer über alles preiſ't.
Die ihr herein wärts auf den Ambos blickend wirkt,
Und hartes Erz nach eurem Sinne zwingend formt,

Euch rettet' ich, als mein verlorenes Geſchlecht
Bewegtem Nachtgebilde nach, mit trunknem Blick,
Mit offnem Arm, ſich ſtürzte zu erreichen das,
Was unerreichbar iſt, und wär's erreichbar,
Nicht nützt noch frommt; ihr aber ſeyd die Nützenden.
Wildſtarre Felſen widerſtehn euch keineswegs;
Dort ſtürzt von euren Hebeln Erzgebirg herab,
Geſchmolzen ſteht's, zum Werkzeug umgebildet nun,
Zur Doppelfauſt. Verhundertfältigt iſt ihr Kraft.
Geſchwung'ne Hämmer dichten, Zange faſſet klug,
So, eigne Kraft und Bruderkräfte mehret ihr,
Werkthätig, weiſekräftig, ins Unendliche.
Was Macht entworfen, Feinheit ausgeſonnen, ſey's
Durch euer Wirken über ſich hinausgeführt.
Drum bleibt am Tagwerk vollbewußt und freygemuth:
Denn eurer Nachgebornen Schaar ſie nahet ſchon,
Gefertigtes begehrend, ſeltnem huldigend.

Hirten.

Ziehet den Berg hinauf,
Folget der Flüſſe Lauf!
Wie ſich der Fels beblüht,
Wie ſich die Weide zieht,
Treibet gemach!

Ueberall findet's was,
Kräuter und thauig Reh;
Wandelt und ſieht ſich um,
Trippelt, genieſſet ſtumm,
Was es bedarf.

Erſter Hirt.

(Zu den Schmieden.)

Mächtige Brüder hier
Stattet uns aus!
Reichet der Klingen mir
Schärfſte heraus.
Syrinx muß leiden!
Rohr einzuſchneiden
Gebt mir die feinſten gleich!
Zart ſey der Ton.
Preiſend und lobend euch
Ziehn wir davon.

Zweyter Hirt.

(Zum Schmiede.)

Haſt du wohl Weichlinge
Freundlich verſorgt,

Haben noch' oben drein
Sie dir es abgeborgt.
Reich' uns des Erzes Kraft
Spitzig, nach hinten breit,
Daß wir es schnüren fest
An unsrer Stäbe Schaft.
Dem Wolf begegnen wir,
Menschen, Mißwilligen;
Denn selbst die Billigen
Sehn es nicht gern,
Wenn man sich was vermißt;
Doch nah und fern
Läßt man sich ein,
Und wer kein Krieger ist,
Soll auch kein Hirte seyn.

(Die Hirten vertheilen sich unter Musik und Gesang in der Gegend.)

Prometheus.

Entwandelt friedlich! Friede findend geht ihr nicht.
Denn solches Loos dem Menschen wie den Thieren ward,
Nach deren Urbild ich mir bessres bildete,
Daß ein's dem andern, einzeln oder auch geschaart,

Sich widerſetzt, ſich haſſend aneinander drängt,
Bis ein's dem andern Uebermacht bethätigte.
Drum faßt euch wacker! Eines Vaters Kinder ihr.
Wer falle? ſiehe? kann ihm wenig Sorge ſeyn.
Ihm ruht zu Hauſe vielgewaltiger ein Stamm,
Fern aus- und weit und breit umhergeſtunt,
Zu enge wohnt er auf einander dichtgedrängt.
Nun ziehn ſie aus und alle Welt verdrängen ſie.
Geſegnet ſey des wilden Abſchieds Augenblick!
Drum Schmiede! Freunde! Nur zu Waffen legt mir's
Das andre laſſend, was der ſinnig Ackernde,
Was ſonſt der Fiſcher von euch fordern möchte heut.
Nur Waffen ſchafft! Geſchaffen habt ihr alles dann,
Auch derbſter Söhne übermäß'gen Vollgenuß.
Jetzt erſt, ihr mühſam finſterſtündig Strebenden,
Für euch ein Ruhmahl! Denn wer Nachts arbeitete,
Genieße, wenn die andern früh zur Mühe gehn.

(Dem ſchlafenden Epimetheus ſich nähernd.)

Du aber einz'ger Mitgeborner, ruhſt du hier?
Nachtwandler, Sorgenvoller, Schwerbedenklicher.
Du dauerſt mich und doch belob' ich dein Geſchick.
Zu dulden iſt! Sey's thätig oder leidend auch.

Schmiede.

Der es entzündete,
Sich es verbündete,
Schmiedete, ründete
Kronen dem Haupt.

(Sie verlieren ſich in den Gewölben, die ſich ſchließen.)

Epimetheus.

(In offner Halle ſchlafend.)

Elpore.

(Den Morgenſtern auf dem Haupte, in luftigem Gewand ſteigt hinter dem Hügel herauf.)

Epimetheus (träumend.)

Ich ſeh' Geſtirne kommen dicht gedrängt!
Ein Stern für viele, herrlich glänzet er!
Was ſteiget hinter ihm ſo hold empor?
Welch liebes Haupt bekrönt, beleuchtet er?
Nicht unbekannt bewegt ſie ſich herauf
Die ſchlanke, holde, niedliche Geſtalt.
Biſt du's Elpore?

Elpore (von fern.)

Theurer Vater, ja!
Die Stirne dir zu kühlen weh' ich her!

Epimetheus.

Tritt näher, komm!

Elpore.

Das iſt mir nicht erlaubt.

Epimetheus.

Nur näher!

Elpore (nahend.)

So denn?

Epimetheus.

So! noch näher!

Elpore (ganz nah.)

So?

Epimetheus.

Ich kenne dich nicht mehr.

Elpore.

Das dacht' ich wohl.

(Wegtretend.)

Nun aber?

Epimetheus.

Ja du biſt's geliebtes Mädchen!
Das deine Mutter ſcheidend mir entriß.
Wo bliebſt du? Komm zu deinem alten Vater.

Elpore (hereintretend.)

Ich komme, Vater; doch es fruchtet nicht.

Epimetheus.

Welch lieblich Kind beſucht mich in der Nähe?

Elpore.

Die du verkennſt und kennſt, die Tochter iſt's.

Epimetheus.

So komm in meinen Arm!

Elpore.

Bin nicht zu faſſen?

Epimetheus.

So küſſe mich!

Elpore (zu ſeinen Haupten.)

Ich küſſe deine Stirn

Mit leichter Lippe.

(Sich entfernend.)

Fort ſchon bin ich, fort!

Epimetheus.

Wohin? wohin?

Elpore.

Nach Liebenden zu blicken

Epimetheus.

Warum nach denen? Die bedürfen's nicht.

Elpore.

Ach wohl bedürfen ſie's und niemand mehr.

Epimetheus.

So ſage mir drum zu!

Elpore.

Und was drum? was?

Epimetheus.

Der Liebe Glück, Pandorens Wiederkehr.

Elpore.

Unmöglich's zu verſprechen ziemt mir wohl.

Epimetheus.

Und ſie wird wieder kommen?

Elpore.

Ja doch! ja!.

(Zu den Zuſchauern.)

Gute Menſchen! ſo ein zartes
Ein mitfühlend Herz, die Götter
Legten's in den jungen Buſen,
Was ihr wollet, was ihr wünſchet
Nimmer kann ich's euch verſagen,.

Und von mir, dem guten Mädchen,
Hört ihr weiter nichts als Ja.
Ach! die anderen Dämonen,
Ungemüthlich, ungefällig,
Kreiſchen immerfort dazwiſchen
Schadenfroh ein hartes Nein.
Doch der Morgenlüfte Wehen
Mit dem Krähn des Hahn's vernehm ich;
Eilen muß die Morgendliche,
Eilen zu Erwachenden.
Doch ſo kann ich euch nicht laſſen.
Wer will noch was liebes hören?
Wer von euch bedarf ein Ja?
Welch ein Toſen! welch ein Wühlen!
Iſt's der Morgenwelle Brauſen?
Schnaubt ſchon, hinter goldnen Thoren,
Roßgeſpann des Helios?
Nein! mir wogt die Menge murmelnd,
Wildbewegte Wünſche ſtürzen
Aus den überdrängten Herzen,
Wälzen ſich zu mir empor.
Ach! was wollt ihr von der Zarten?

Ihr Unruh'gen, Uebermüth'gen!
Reichthum wollt ihr, Macht und Ehre,
Glanz und Herrlichkeit? Das Mädchen
Kann euch solches nicht verleihen;
Ihre Gaben, ihre Töne
Alle sind so mädchenhaft.
Wollt ihr Macht? der Mächt'ge hat sie.
Wollt ihr Reichthum? Zugegriffen!
Glanz? Behängt euch! Einfluß? Schleicht nur.
Hoffe Niemand solche Güter;
Wer sie will, ergreife sie.
Stille wird's! Doch hör' ich deutlich,
Leis' ist mein Gehör, ein seufzend
Lispeln! Still! ein lispelnd Seufzen!
O! das ist der Liebe Ton.
Wende dich zu mir, Geliebter!
Schau' in mir der Süßen, Treuen,
Wonnevolles Ebenbild.
Frage mich, wie du sie fragest,
Wenn sie vor dir steht und lächelt,
Und die sonst geschloßne Lippe
Dir bekennen mag und darf.

„Wird ſie lieben?" Ja! „Und mich?" Ja!
„Mein ſeyn?" Ja! „Und bleiben?" Ja doch!
„Werden wir uns wieder finden?"
Ja gewiß! „Treu wieder finden?
Nimmer ſcheiden?" Ja doch! ja!

(Sie verhüllt ſich und verſchwindet; als Echo wiederhohlend:)

Ja doch! ja!

Epimetheus.

(Erwachend.)

Wie ſüß, o Traumwelt, ſchöne! löſeſt du dich ab!

(Durchdringendes Angſtgeſchrey eines Weibes vom Garten her.)

Epimetheus.

(Aufſpringend.)

Entſetzlich ſtürzt Erwachenden ſich Jammer zu!

(Wiederhohltes Geſchrey.)

Weiblich Geſchrey! Sie flüchtet! Näher! Nahe ſchon.

Epimeleia.

(Innerhalb des Gartens unmittelbar am Zaun.)

Ai! Ai! Weh! Weh mir! Weh! Weh! Weh! Ai! Ai
mir! Weh!

Epimetheus.

Epimeleias Töne! hart am Gartenrand.

Epimeleia.

(Den Zaun heftig überſteigend.)

Weh! Mord und Tod! Weh Mörder! Ai! ei! Hülfe mir!

Phileros.

(Nachſpringend.)

Vergebens! Gleich ergreif ich dein geflochtnes Haar.

Epimeleia.

Im Nacken, Weh! den Hauch des Mörders fühl' ich ſchon.

Phileros.

Verruchte! Fühl' im Nacken gleich das ſcharfe Beil!

Epimetheus.

Her! Schuldig, Tochter, oder ſchuldlos rett' ich dich.

Epimeleia.

(An ſeiner linken Seite niederſinkend.)

O Vater du! Iſt doch ein Vater ſtets ein Gott!

Epimetheus.

Und wer, verwegen, ſtürmt aus dem Bezirk dich her?

Phileros.

(Zu Epimetheus Rechten.)

Beſchütze nicht des frechſten Weibs verworfnes Haupt.

Epimetheus.

(Sie mit dem Mantel bedeckend.)

Sie ſchütz' ich, Mörder, gegen dich und jeglichen.

Phileros.

(Nach Epimetheus Linken um ihn herumtretend.)

Ich treffe ſie auch unter dieſes Mantels Nacht.

Epimeleia.

(Sich vor dem Vater her nach der rechten Seite zu werfend.)

Verloren, Vater, bin ich! O! Gewalt! Gewalt!

Phileros.

(Hinter Epimetheus ſich zur Rechten wendend.)

Fehlt auch die Schäre, irrend aber trifft ſie doch!

(Er verwundet Epimeleia im Nacken.)

Epimeleia.

Ai ai! Weh, weh mir!

Epimetheus.

(Abwehrend.)

Weh uns! Weh! Gewalt!

Phileros.

Geritzt nur! Weitre Seelenpforten öffn' ich gleich.

Epimeleia.

O Jammer! Jammer!

Epimetheus.

(Abwehrend.)

Weh uns! Hülfe! Weh uns! Weh!

Prometheus.

(Eilig hereintretend.)

Welch Mordgeſchrey! Im friedlichen Bezirke tönt's?

Epimetheus.

Zu Hülfe, Bruder! Armgewalt'ger eile her!

Epimeleia.

Beflügle deine Schritte! Rettender heran!

Phileros.

Vollende Fauſt! und Rettung ſchmählich hinke nach.

Prometheus.

(Dazwiſchentretend.)

Zurück Unſel'ger! thörig Raſender zurück!
Phileros biſt du's? Unbänd'ger dießmal halt' ich dich.

(Er faßt ihn an.)

Phileros.

Laß Vater los! ich ehre deine Gegenwart.

Prometheus.

Abweſenheit des Vaters ehrt ein guter Sohn.
Ich halte dich! — An dieſem Griff der ſtarken Fauſt
Empfinde wie erſt Uebelthat den Menſchen faßt,
Und Uebelthäter weiſe Macht ſogleich ergreift.
Hier morden? Unbewehrte? Geh zu Raub und Krieg!

Hin, wo Gewalt Geſetz macht! Denn wo ſich Geſetz,
Wo Vaterwille ſich Gewalt ſchuf, taugſt du nicht.
Haſt jene Ketten nicht geſehn, die ehernen?
Geſchmiedet für des wilden Stieres Hörnerpaar,
Mehr für den Ungebändigten des Männervolks.
Sie ſollen dir die Glieder laſſen, klirrend hin
Und wieder ſchlagen, deinem Gang Begleitungstact.
Doch was bedarf's der Ketten? Ueberwieſener!
Gerichteter! Dort ragen Felſen weit hinaus,
Nach Land und See, dort ſtürzen billig wir hinab
Den Tobenden, der, wie das Thier, das Element,
Zum Gränzenloſen übermüthig rennend ſtürzt.

(Er läßt ihn fahren.)

Jetzt löſ' ich dich. Hinaus mit dir ins Weite fort!
Bereuen magſt du oder dich beſtrafen ſelbſt.

Philoros.

So glaubeſt du, Vater, nun ſey es gethan?
Mit ſtarrer Geſetzlichkeit ſtürmſt du mich an,
Und achteſt für nichts die unendliche Macht,
Die mich, den Glückſel'gen, ins Elend gebracht.
Was liegt hier am Boden in blutender Qual?
Es iſt die Gebietherinn die mir befahl.

Die Hände ſie ringen, die Arme ſie bangen,
Die Arme die Hände ſind's die mich umfangen.
Was zitterſt du Lippe? Was dröhneſt du Bruſt?
Verſchwiegene Zeugen verräthriſcher Luſt.
Verrätheriſch ja! Was ſie innig gereicht,
Gewährt ſie dem zweyten — dem dritten vielleicht.
Nun ſage mir, Vater, wer gab der Geſtalt
Die einzige furchtbar entſchied'ne Gewalt?
Wer führte ſie ſtill die verborgene Bahn
Herab vom Olymp? Aus dem Hades heran?
Weit eher entflöhſt du dem ehrnen Geſchick
Als dieſem durchbohrend verſchlingenden Blick;
Weit eher eindringender Keren Gefahr
Als dieſem geflochtnen geringelten Haar;
Weit eher der Wüſte beweglichem Sand
Als dieſem umflatternden regen Gewand.

(Epimetheus hat Epimeleia'n aufgehoben, führt ſie tröſtend her, daß ihre Stellungen zu Phileros Worten paſſen.)

Sag', iſt es Pandora? Du ſahſt ſie einmal.
Den Vätern verderblich, den Söhnen zur Qual.
Sie bildet Hephaiſtos mit prunkendem Schein,
Da webten die Götter Verderben hinein.

Wie glänzt das Gefäß! O wie faßt es ſich ſchlank!
So bieten die Himmel berauſchenden Trank
Was birgt wohl das Zaudern? Vermegene That;
Das Lächeln, das Neigen, was birgt es? Verrath;
Die heiligen Blicke? Vernichtenden Scherz;
Der göttliche Buſen? Ein hündiſches Herz.
O! ſag mir, ich lüge' O ſag, ſie iſt rein!
Willkommner als Sinn ſoll der Wahnſinn mir ſeyn.
Vom Wahnſinn zum Sinne welch glücklicher Schritt!
Vom Sinne zum Wahnſinn! Wer litt was ich litt?
Nun iſt mir's bequem dein geſtrenges Gebot,
Ich eile zu ſcheiden, ich ſuche den Tod.
Sie zog mir mein Leben ins ihre hinein,
Ich habe nichts mehr um lebendig zu ſeyn.

Prometheus. (Ab.)

(Zu Epimeleia.)

Biſt du beſchämt? Geſtehſt du weſſen er dich zeiht?

Epimetheus.

Beſtürzt gewahr' ich ſeltſam uns begegnendes.

Epimeleia.

(Zwiſchen beyde tretend.)

Einig, unverrückt, zuſammenwandernd
Leuchten ewig ſie herab die Sterne,

Mondlicht überglänzet alle Höhen,
Und im Laube rauſchet Windesfächeln,
Und im Fächeln athmet Philomele,
Athmet froh mit ihr der junge Buſen
Aufgeweckt vom holden Frühlingstraume.
Ach! warum, ihr Götter, iſt unendlich
Alles alles, endlich unſer Glück nur!
Sternenglanz und Mondes Ueberſchimmer,
Schattentiefe, Waſſerſturz und Rauſchen
Sind unendlich, endlich unſer Glück nur.
Lieblich, horch! zur feinen Doppellippe
Hat der Hirte ſich ein Blatt geſchaffen,
Und verbreitet früh ſchon durch die Auen
Heitern Vorgeſang mittägiger Heimchen.
Doch der ſaitenreichen Leyer Töne
Anders faſſen ſie das Herz, man horchet,
Und wer draußen wandle ſchon ſo frühe?
Und wer draußen ſinge goldnen Saiten?
Mädchen möcht' es wiſſen, Mädchen öffnet
Leiſ' den Schalter, lauſcht am Klaff des Schalters.
Und der Knabe merkt, da regt ſich Eines!
Wer? das möcht' er wiſſen, lauert, ſpähet,
So erſpähen beyde ſich einander,

Beyde ſehen ſich in halber Helle.
Und was man geſehn genau zu kennen,
Und was man nun kennt ſich zuzueignen
Sehnt ſich gleich das Herz, und Arme ſtrecken,
Arme ſchließen ſich, ein heil'ger Bund iſt,
Jubelt nun das Herz, er iſt geſchloſſen.
Ach warum, ihr Götter, iſt unendlich
Alles alles, endlich unſer Glück nur!
Sternenglanz, ein liebereich Betheuern,
Mondenſchimmer, liebevoll Vertrauen,
Schattentiefe, Sehnſucht wahrer Liebe
Sind unendlich, endlich unſer Glück nur.
Bluten laß den Nacken! laß ihn Vater!
Blut, gerinnend, ſtillet leicht ſich ſelber,
Ueberlaſſen ſich verharrſcht die Wunde;
Aber Herzensblut, im Buſen ſtockend,
Wird es je ſich wieder fließend regen?
Wirſt erſtarrtes Herz du wieder ſchlagen?
Er entfloh! — Ihr Grauſamen vertriebt ihn.
Ich Verſtoßne konnt' ihn, ach! nicht halten,
Wie er ſchalt, mir fluchte, läſternd raſ'te.
Doch willkommen ſey des Fluches Raſen:
Denn ſo liebt er mich, wie er mich ſchmähte,

So durchglühe ich ihn, wie er verwünſchte.
Ach! warum verkannt' er die Geliebte?
Wird er leben, wieder ſie zu kennen?
Angelehnt war ihm die Gartenpforte,
Das geſteh' ich, warum ſollt' ich's läugnen? —
Unheil überwältigt Scham. — Ein Hirte
Stößt die Thür an, ſtößt ſie auf und forſchend,
Still verwegen, tritt er in den Garten,
Findet mich die Harrende, ergreift mich,
Und im Augenblick ergreift ihn jener
Auf dem Fuß ihm folgend. Dieſer läßt mich,
Wehrt ſich erſt und flüchtet, bald verfolgt nun,
Ob getroffen oder nicht? was weiß ich!
Dann auf mich gewandt, mit Schäumen, Schelten
Dringt nun Phileros; ich ſtürze flüchtend
Ueber Blumen und Geſträuch, der Zaun hält
Mich zuletzt, doch hebet mich befittigt
Angſt empor, ich bin im Freyen, gleich drauf
Stürzt auch er heran; das andre wißt ihr.
Theurer Vater! hat Eyimeleia
Sorg' um dich getragen manche Tage;
Sorge trägt ſie leider um ſich ſelbſt nun,
Und zur Sorge ſchleicht ſich ein die Reue.

Eos wohl wird meine Wange röthen,
Nicht an ſeiner; Helios beleuchten
Schöne Pfade, die er nicht zurückkehret.
Laßt mich gehn, ihr Väter, mich verbergen,
Zürnet nicht der Armen, laßt ſie weinen!
Ach! wie fühl' ich's! Ach! das ſchmerzt unendlich
Wohlerworbne Liebe zu vermiſſen.

Prometheus.

Das Götterkind, die herrliche Geſtalt, wer iſt's?
Pandoren gleicht ſie, ſchmeichelhafter ſcheint ſie nur
Und lieblicher; die Schönheit jener ſchreckte faſt.

Epimetheus.

Pandorens Tochter, meine Tochter rühm' ich ſie.
Epimeleia nennen wir die Sinnende.

Prometheus.

Dein Vaterglück warum verbargſt du, Bruder, mir's?

Epimetheus.

Entfremdet war dir mein Gemüth, o Trefflicher!

Prometheus.

Um jener willen die ich nicht empfing mit Gunſt.

Epimetheus.

Die du hinweg gewieſen eignet' ich mir zu.

Prometheus.

In deinen Hort verbargſt du jene Gefährliche?

Epimetheus.

Die Himmliſche! vermeidend herben Bruderzwiſt.

Prometheus.

Nicht lange wohl blieb wankelmüthig ſie dir getreu?

Epimetheus.

Treu blieb ihr Bild; noch immer ſteht es gegen mir.

Prometheus.

Und peiniget in der Tochter dich zum zweyten Mahl.

Epimetheus.

Die Schmerzen ſelbſt um ſolch ein Kleinod ſind Genuß.

Prometheus.

Kleinode ſchafft dem Manne täglich ſeine Fauſt.

Epimetheus.

Unwürd'ge! ſchafft er nicht das höchſte Gut dafür.

Prometheus.

Das höchſte Gut? Mich dünken alle Güter gleich.

Epimetheus.

Mit nichten! Eines übertrifft. Beſaß ich's doch!

Prometheus.

Ich rathe faſt auf welchen Weg du irrend gehſt.

Epimetheus.

Ich irre nicht! die Schönheit führt auf rechte Bahn.

Prometheus.

In Fraun-Geſtalt nur allzuleicht verführet ſie.

Epimetheus.

Du formteſt Frauen, keineswegs verführeriſch.

Prometheus.

Doch formt' ich ſie aus zärtrem Thon, die rohen ſelbſt.

Epimetheus.

Den Mann vorausgedenkend, ſie zur Dienerinn.

Prometheus.

So werde Knecht, verſchmäheſt du die treue Magd.

Epimetheus.

Zu widerſprechen meid' ich. Was in Herz und Sinn
Sich eingeprägt, ich wiederhohl's im Stillen gern.
O göttliches Vermögen mir, Erinnerung!
Du bringſt das hehre friſche Bild ganz wieder her.

Prometheus.

Die Hochgeſtalt aus altem Dunkel tritt auch mir;
Hephaiſten ſelbſt gelingt ſie nicht zum zweyten Mahl.

Epimetheus.

Auch du erwähneſt ſolchen Urſprungs Fabelwahn?

Aus göttlich altem Kraftgeſchlechte ſtammt ſie her:
Uranionr, Heren gleich und Schweſter Zeus.

Prometheus.

Doch ſchmückt' Hephaiſtos wohlbedenkend reich ſie aus;
Ein goldnes Hauptnetz flechtend erſt mit kluger Hand,
Die feinſten Dräthe wirkend, ſtrickend mannigfach.

Epimetheus.

Dieß göttliche Gehäge nicht das Haar bezwang's,
Das übervolle ſtropend braune krauſe Haar;
Ein Büſchel flammend warf ſich von dem Scheitel auf.

Prometheus.

Drum ſchlang er Ketten neben an, gediegene.

Epimetheus.

In Flechten glänzend ſchmiegte ſich der Wunderwuchs,
Der, freygegeben, ſchlangengleich die Ferſe ſchlug.

Prometheus.

Das Diadem, nur Aphroditen glänzt es ſo!
Pyropiſch, unbeſchreiblich, ſeltſam leuchtet' es.

Epimetheus.

Mir blickt' es nur geſellig aus dem Kranz hervor
Aufblühnder Blumen; Stirn und Braue hüllten ſie,
Die neidiſchen! Wie Kriegsgeführte den Schützen deckt
Mit dem Schild, ſo ſie der Augen treffende Pfeilgewalt.

Prometheus.

Geknüpft mit Ketten-Bändern ſchaut' ich jenen Kranz,
Der Schulter ſchmiegten ſie zwitzernd, glimmernd gern ſich an.

Epimetheus.

Des Ohres Perle ſchwankt mir vor dem Auge noch,
Wie ſich frey das Haupt anmuthiglich bewegete.

Prometheus.

Gereihte Gaben Amphitritens trug der Hals.
Dann vielgeblümten Kleides Feld, wie es wunderbar
Mit Frühlingsreichem bunten Schmuck die Bruſt umgab.

Epimetheus.

An dieſe Bruſt mich Glücklichen hat ſie gedrückt!

Prometheus.

Des Gürtels Kunſt war über alles lobenswerth.

Epimetheus.

Und dieſen Gürtel hab' ich liebend aufgelöſ't!

Prometheus.

Dem Drachen, um den Arm geringelt, lernt' ich ab,
Wie ſtarr Metall im Schlangenkreiſe ſich dehnt und ſchließt.

Epimetheus.

Mit dieſen Armen liebevoll umfing ſie mich!

Prometheus.

Die Ringe ſchmückend verbreiterten die ſchlanke Hand.

Epimetheus.

Die mir ſo oft ſich, herzerfreuend, hingeſtreckt!

Prometheus.

Und glich ſie wohl Athenens Hand an Kunſtgeſchick?

Epimetheus.

Ich weiß es nicht; nur liebeloſend kannt' ich ſie.

Prometheus.

Athenens Webſtuhl offenbart' ihr Oberkleid.

Epimetheus.

Wie's wellenſchimmernd, wogenhaft ihr wallte nach.

Prometheus.

Der Saum verwirrte feſſelnd auch den ſchärfſten Blick

Epimetheus.

Sie zog die Welt auf ihren Pfaden nach ſich her.

Prometheus.

Gewundne Rieſenblumen, Füllhorn jegliche.

Epimetheus.

Den reichen Kelchen muthiges Gewild entquoll.

Prometheus.

Das Reh zu fliehen, es zu verfolgen ſprang der Leu.

Epimetheus.

Wer ſah' den Saum an, zeigte ſich der Fuß im Schritt,
Beweglich wie die Hand, erwiedernd Liebesdruck.

Prometheus.

Auch hier nicht müde ſchmückte nur der Künſtler mehr;
Biegſame Sohlen, goldne, ſchrittbefördernde.

Epimetheus.

Beflügelte! ſie rührte kaum den Boden an.

Prometheus.

Gegliedert ſchnürten goldne Riemen ſchleifenhaft.

Epimetheus.

O! rufe mir nicht jene Hüllepracht hervor!
Der Allbegabten wußt' ich nichts zu geben mehr,
Die Schönſte, die Geſchmückteſte, die Meine war's!
Ich gab mich ſelbſt ihr, gab mich mir zum erſten Mahl.

Prometheus.

Und leider ſo auf ewig dir entriß ſie dich!

Epimetheus.

Und ſie gehört auf ewig mir, die Herrliche!
Der Seligkeit Fülle die hab' ich empfunden!
Die Schönheit beſaß ich, ſie hat mich gebunden;
Im Frühlingsgefolge trat herrlich ſie an.
Sie erkannt' ich, ſie ergriff ich, da war es gethan!
Wie Nebel zerſtiebte trübſinniger Wahn,
Sie zog mich zur Erd' ab, zum Himmel hinan.
Du ſucheſt nach Worten ſie würdig zu loben,

Du willſt ſie erhöhen; ſie wandelt ſchon oben.
Vergleich' ihr das Beſte; du hältſt es für ſchlecht.
Sie ſpricht, du beſinnſt dich; doch hat ſie ſchon Recht.
Du ſtemmſt dich entgegen; ſie gewinnt das Gefecht.
Du ſchwankſt ihr zu dienen, und biſt ſchon ihr Knecht.
Das Gute, das Liebe, das mag ſie erwiedern.
Was hilft hohes Anſehn? Sie wird es erniedern.
Sie ſtellt ſich an's Ziel hin, beflügelt den Lauf;
Vertritt ſie den Weg dir, gleich hält ſie dich auf.
Du willſt ein Gebot thun, ſie treibt dich hinauf,
Gibſt Reichthum und Weisheit und alles in den Kauf.
Sie ſteiget hernieder in tauſend Gebilden,
Sie ſchwebet auf Waſſern, ſie ſchreitet auf Gefilden,
Nach heiligen Maſſen erglänzt ſie und ſchallt,
Und einzig veredelt die Form den Gehalt,
Verleiht ihm, verleiht ſich die höchſte Gewalt.
Mir erſchien ſie in Jugend-, in Frauengeſtalt.

Prometheus.

Dem Glück, der Jugend, heiß' ich Schönheit nah verwandt:
Auf Gipfeln weilt ſo eines wie das andre nicht.

Epimetheus.

Und auch im Wechſel beyde, nun und immer, ſchön:
Denn ewig bleibt Erkohrnen anerkanntes Glück.

So neu verherrlicht leuchtete das Angeſicht
Pandorens mir aus buntem Schleyer, den ſie jetzt
Sich umgeworfen, hüllend göttlichen Gliederbau.
Ihr Antlitz, angeſchaut allein, höchſt ſchöner war's,
Dem ſonſt des Körpers Wohlgeſtalt wetteiferte;
Auch ward es rein der Seele klar geſpiegelt Bild,
Und ſie, die Liebſte, Holde, leicht-geſprächiger,
Zutraulich mehr, geheimnißvoll gefälliger.

Prometheus.

Auf neue Freuden deutet ſolche Verwandelung.

Epimetheus.

Und neue Freuden, Leiden-ſchaffende, gab ſie mir.

Prometheus.

Laß hören! Leid aus Freude tritt ſo leicht hervor.

Epimetheus.

Am ſchönſten Tage — blühend regte ſich die Welt —
Entgegnet ſie im Garten mir, verſchleyert noch,
Nicht mehr allein: auf jedem Arme wiegte ſie
Ein lieblich Kind, beſchattet, Töchterzwillinge.
Sie trat heran, daß hoch erſtaunt, erfreut, ich die
Beſchauen möchte, herzen auch nach Herzensluſt.

Prometheus.

Verſchieden waren beyde, ſag mir, oder gleich?

Epimetheus.

Gleich und verſchieden, ähnlich nenntest beyde wohl.

Prometheus.

Dem Vater eins, der Mutter eines, denk' ich doch.

Epimetheus.

Das Wahre trifft du, wie es ziemt Erfahrenem.
Da ſprach ſie: wähle! Das Eine ſey dir anvertraut,
Eins meiner Pflege vorbehalten! Wähle ſchnell!
Epimeleia nennſt du dieß, Elpore dieß.
Ich ſah ſie an. Die eine ſchalkiſch äugelte
Vom Schleyerſaum her; wie ſie meinen Blick gehaſcht,
Zurück ſie fuhr und barg ſich an der Mutter Bruſt.
Die andre ruhig Gegentheils und ſchmerzlich faſt,
Als Jener Blick den meinigen zuerſt erwarb,
Sah ſtät herüber, hielt mein Auge feſt und feſt
In ihrem innig, ließ nicht los, gewann mein Herz.
Nach mir ſich neigend, händereichend, ſtrebte ſie
Als liebedürftig, hülfsbedürftig, tiefen Blicks.
Wie hätt' ich widerſtanden! Dieſe nahm ich auf;
Mich Vater fühlend, ſchloß an meine Bruſt ich ſie,
Ihr wegzuſcheuchen von der Stirn frühzeit'gen Ernſt.
Nicht achtend ſtand ich, daß Pandora weiter ſchritt,
Der Ferngewichnen folgt' ich fröhlich rufend nach;

Sie aber, halb gewendet nach dem Eilenden,
Warf mit der Hand ein deutlich Lebewohl mir zu.
Ich ſtand verſteinert, ſchaute hin; ich ſeh' ſie noch!
Vollwüchſig ſtreben drey Cypreſſen himmelwärts,
Wo dort der Weg ſich wendet. Sie, gewandt im Gehn,
Darzeigte vorgehoben nochmahls mir das Kind,
Das unerreichbar ſeine Händchen reichend wies;
Und jetzt, hinum die Stämme ſchreitend, Augenblicks
Weg war ſie! niemahls hab' ich wieder ſie geſehn.

Prometheus.

Nicht ſonderbar ſoll Jedem ſcheinen, was geſchieht,
Vereint er ſich Dämonen, gottgeſendeten.
Nicht tadl' ich deiner Schmerzen Glut, Verwittweter!
Wer glücklich war, der wiederhohlt ſein Glück im Schmerz.

Epimetheus.

Wohl wiederhohl' ichs! Immer jenen Cypreſſen zu
Mein einz'ger Gang blieb's. Blickt' ich doch am liebſten hin,
Allwo zuletzt ſie ſchwindend mir im Auge blieb.
Sie kommt vielleicht, ſo dacht' ich, dorther mir zurück,
Und weinte quellweiſ', an mich drückend jenes Kind,
An Mutterſtatt. Es ſah mich an und weinte mit,
Bewegt von Mitgefühlen, ſtaunend, unbewuſt. —
So leb' ich fort, entgegen ewig verwaister Zeit,

Geſtärkt an meiner Tochter zart beſorgtem Sinn,
Die nun bedürftig meiner Vaterſorge wird,
Von Liebesjammer unerträglich aufgequält.

Prometheus.

Vernahmſt du nichts von deiner zweyten dieſe Zeit?

Epimetheus.

Grauſam gefällig ſteigt ſie oft als Morgentraum,
Geſchmückt, mit Phosphoros herüber; ſchmeichelnd fließt
Verſprechen ihr vom Munde; koſend naht ſie mir,
Und ſchwankt und flieht. Mit ewigem Verwandlen täuſcht
Sie meinen Kummer, täuſcht zuletzt' auf Ja und Ja
Den Flehenden mit Pandorens Wiederkehr ſogar.

Prometheus.

Elporen kenn' ich, Bruder, darum bin ich mild
Zu deinen Schmerzen, dankbar für mein Erdenvolk.
Du mit der Göttinn zeugteſt ihm ein holdes Bild,
Zwar auch verwandt mit jenen Rauchgeborenen;
Doch ſtets gefällig täuſchet ſie unſchuldiger,
Entbehrlich keinem Erdenſohn. Kurzſichtigen
Zum zweyten Auge wird ſie; jedem ſey's gegönnt! —
Du ſtärkend aber deine Tochter ſtärke dich . . .
Wie! hörſt du nicht? verſinkeſt zur Vergangenheit?

Epimetheus.

Wer von der Schönen zu ſcheiden verdammt iſt,
Fliehe mit abgewendetem Blick!
Wie er, ſie ſchauend, im Tiefſten entflammt iſt,
Zieht ſie, ach! reißt ſie ihn ewig zurück.

Frage dich nicht in der Nähe der Süßen:
Scheidet ſie? ſcheid' ich? Ein grimmiger Schmerz
Faſſet im Krampf dich, du liegſt ihr zu Füßen
Und die Verzweiflung zerreißt dir das Herz.

Kannſt du dann weinen und ſiehſt ſie durch Thränen,
Fernende Thränen, als wäre ſie fern:
Bleib! noch iſt's möglich! Der Liebe, dem Sehnen
Neigt ſich der Nacht unbeweglichſter Stern.

Faſſe ſie wieder! Empfindet ſelbander
Euer Beſitzen und euren Verluſt!
Schlägt nicht ein Wetterſtrahl euch aus einander;
Inniger dränget ſich Bruſt nur an Bruſt.

Wer von der Schönen zu ſcheiden verdammt iſt,
Fliehe mit abgewendetem Blick!
Wie er, ſie ſchauend, im Tiefſten entflammt iſt,
Zieht ſie, ach! reißt ſie ihn ewig zurück!

Prometheus.

Iſt's wohl ein Glück zu nennen, was in Gegenwart

Ausſchließend wegweiſt alles, was ergötzlich lockt,
Abweſend aber, jeden Troſt verneinend, quält.

Epimetheus.

Troſtlos zu ſeyn iſt Liebenden der ſchönſte Troſt;
Verlornem nachzuſtreben ſelbſt ſchon mehr Gewinn,
Als Neues aufzuhaſchen. Weh! Doch! Eitles Mühn
Sich zu vergegenwärt'gen Fortgeſchiedenes,
Unwiederherſtellbares! hohle leid'ge Qual!
Mühend verſenkt ängſtlich der Sinn
Sich in die Nacht, ſuchet umſonſt
Nach der Geſtalt. Ach! wie ſo klar
Stand ſie am Tag ſonſt vor dem Blick.
Schwankend erſcheint kaum noch das Bild;
Etwa nur ſo ſchritt ſie heran!
Naht ſie mir denn? Faßt ſie mich wohl? —
Nebelgeſtalt ſchwebt ſie vorbey,
Kehret zurück, herzlich erſehnt;
Aber noch ſchwankt's immer und wogt's,
Aehnlich zugleich andern und ſich.
Schärferem Blick ſchwindet's zuletzt.
Endlich nun doch tritt ſie hervor!
Steht mir ſo ſcharf gegen dem Blick!

Herrlich! So ſchafft Pinſel und Stahl! —
Blinzen des Augs ſcheuchet ſie fort!
Iſt ein Bemühn eitler? Gewiß
Schmerzlicher keins, ängſtlicher keins!
Wie es auch ſtreng Minos verfügt.
Schatten iſt nun ewiger Werth.
Wieder verſucht ſey's dich heran
Gattinn zu ziehn! Hasch' ich ſie? Bleibt's
Wieder mein Glück? — Bild nur und Schein!
Flüchtig entſchwebt's, fließt und zerrinnt.

Prometheus.

Zerrinne nicht, o Bruder, ſchmerzlich aufgelöſ't!
Erhab'nen Stammes, hoher Jahre, ſey gedenk!
Im Jünglingsauge mag ich wohl die Thräne ſehn;
Des Greiſen Aug' entſtellt ſie. Guter, weine nicht!

Epimetheus.

Der Thränen Gabe ſie verſöhnt den grimmſten Schmerz;
Sie fließen glücklich, wenn's im Innern heilend ſchmilzt.

Prometheus.

Blick' auf aus deinem Jammer! Schau die Röthe dort!
Verfehlet Eos wohlgewohnten Pfades heut?
Vom Mittag dorther leuchtet rothe Glut empor.
Ein Brand in deinen Wäldern, deinen Wohnungen

Scheint aufzuflammen. Eile! Gegenwart des Herrn
Mehrt jedes Gute, steuert möglichem Verluſt.

Epimetheus.

Was hab' ich zu verlieren, da Pandora floh!
Das brenne dort! Viel ſchöner baut ſich's wieder auf

Prometheus.

Gebautes einzureiſſen rath' ich, g'nügt's nicht mehr;
Mit Willen thät' ich's; Zufall aber bleibt verhaßt.
Drum eilig ſammle, was von Männern im Bezirk
Die thätig reg' iſt, widerſteh der Flammen Wuth!
Mich aber hört gleich jene Schwarmgedrängte Schaar,
Die zum Verderben ſich bereit hält wie zum Schutz.

Epimeleia.

Meinen Angſtruf,
Um mich ſelbſt nicht:
Ich bedarf's nicht;
Aber hört ihn!
Jenen dort helft,
Die zu Grund gehn:
Denn zu Grund ging
Ich verlängſt ſchon.
Als er todt lag
Jener Hirt, ſtürzt'

Auch mein Glück hin;
Nun die Rach' raſ't,
Zum Verderb ſtrömt
Sein Geſchlecht her.
Das Gehäg ſtürzt,
Und ein Wald ſchlägt
Mächt'ge Flamm' auf.
Durch die Rauchglut
Siedet Balſam
Aus dem Harzbaum.
An das Dach greift's,
Das entflammt ſchon.
Das Geſparr kracht!
Ach! es bricht mir
Ueber's Haupt ein!
Es erſchlägt mich
In der Fern' auch!
Jene Schuld ragt!
Auge droht mir,
Braue winkt mir
Ins Gericht hin!
Nicht dahin trägt
Mich der Fuß, wo

Phileros wild
Sich hinab ſtürzt
In den Meerſchwall.
Die er liebt, ſoll
Seiner werth ſeyn!
Lieb' und Reu treibt
Mich zur Flamm' hin,
Die aus Liebsglut
Raſend aufquoll.

(Ab.)

Epimetheus.

Dieſe rett' ich
Sie die einz'ge!
Jenen wehr' ich
Mit der Hauskraft,
Bis Prometheus
Mir das Heer ſchickt.
Dann erneun wir
Zorn'gen Wettkampf.
Wir befreyn uns;
Jene fliehn dann
Und die Flamm' liſcht.

(Ab.)

Prometheus.

Nun heran ihr!
Die im Schwarm ſchon
Um die Felskluft,
Eurer Nachtburg,
Aus dem Buſch auf,
Eurem Schirmdach,
Strebend aufſummt.
Eh ihr auszieht
In das Fernland,
Dieſem Nachbar
Werdet hülfreich,
Und befreyt ihn
Vom Gewaltſchlag
Wilder Rachluſt!

Krieger.

Der Ruf des Herrn,
Des Vaters, tönt;
Wir folgen gern,
Wir ſind's gewöhnt.
Geboren ſind
Wir all zum Streit,

Wie Schall und Winò
Zum Weg bereit.
Wir ziehn, wir ziehn
Und ſagen's nicht;
Wohin? wohin?
Wir fragens nicht;
Und Schwert und Spieß
Wir tragen's fern,
Und jens und dieß
Wir wagen's gern.
So geht es kühn
Zur Welt hinein,
Was wir beziehn,
Wird unſer ſeyn.
Will einer das,
Verwehren wir's;
Hat einer was,
Verzehren wir's.
Hat einer g'nug
Und will noch mehr;
Der wilde Zug
Macht alles leer.

Da ſackt man auf!
Und brennt das Haus,
Da packt man auf
Und rennt heraus.
So zieht vom Ort,
Mit feſtem Schritt,
Der erſte fort
Den zweyten mit.
Wenn Wahn und Bahn
Der beſte brach;
Kommt an und an
Der letzte nach.

Prometheus.

Verleihet gleich
So Schad' als Nutz!
Hier weih' ich euch
Zu Schutz und Trutz.
Auf raſch! Vergnügte!
Schnellen Strich's!
Der barſch Beſiegte
Habe ſich's!

Hier leiſtet friſch und weislich dringende Hochgewalt Erwünſchten Dienſt. Das Feuerzeichen ſchwindet ſchon,

Und brüderlich bringt würd'ge Hülfe mein Geſchlecht.
Nun aber Eos unaufhaltſam ſtrebt ſie an,
Sprungweiſe, mädchenartig; ſtreut aus voller Hand
Purpurne Blumen! Wie an jedem Wolkenſaum
Sich reich entfaltend ſie blühen, wechſeln, mannigfach!
So tritt ſie lieblich hervor, erfreulich immerfort;
Gewöhnet Erdgeborner ſchwaches Auge ſanft,
Daß nicht vor Helios Pfeil erblinde mein Geſchlecht,
Beſtimmt Erleuchtetes zu ſehen, nicht das Licht!

Eos.

(Von dem Meere heraufſteigend.)

Jugendröthe, Tagesblüthe,
Bring' ich ſchöner heut als jemals
Aus den unerforſchten Tiefen
Des Okeanos herüber.
Hurtiger entſchüttelt heute
Mir den Schlaf, die ihr des Meeres
Felsumſtellte Bucht bewohnet,
Ernſte Fiſcher! friſch vom Lager!
Euer Werkzeug nehmt zur Hand.
Schnell entwickelt eure Netze
Die bekannte Fluth umzinglend:
Eines ſchönen Fangs Gewißheit

Auf ich euch ermunternd zu.
Schwimmet Schwimmer! taucht ihr Taucher!
Späht Späher auf dem Felſen!
Ufer wimmle wie die Fluten,
Wimmle ſchnell von Thätigkeit!

Prometheus.

Was hältſt du deinen Fuß zurück, du Flüchtige?
Was feſſelt an dieß Buchtgeſtade deinen Blick?
Wen rufſt du an, du Stumme ſonſt, gebietheſt wem?
Die Niemand Rede ſtehet, dießmal ſprich zu mir!

Eos.

Jenen Jüngling rettet, rettet!
Der verzweiflend, liebetrunken,
Rachetrunken, ſchwergeſcholten,
In die nachtumhüllten Fluten
Sich vom Felſen ſtürzete.

Prometheus.

Was hör' ich! hat Phileros dem Strafedräun gehorcht?
Sich ſelbſt gerichtet, kalten Wellentod geſucht?
Auf, eilen wir! dem Leben geb' ich ihn zurück.

Eos.

Weile, Vater! hat dein Schelten
Ihn dem Tode zugetrieben;

Deine Klugheit, dein Beſtreben
Bringt ihn dießmal nicht zurück:
Dießmal bringt der Götter Wille,
Bringt des Lebens eignes, reines,
Unverwüſtliches Beſtreben
Neugeboren ihn zurück.

Prometheus.

Gerettet iſt er? ſage mir, und ſchauſt du ihn?

Eos.

Dort! er taucht in Flutenmitte
Schon hervor der ſtarke Schwimmer:
Denn ihn läßt die Luſt zu leben
Nicht, den Jüngling, untergehn.
Spielen rings um ihn die Wogen,
Morgendlich und kurz beweget;
Spielt er ſelbſt nur mit den Wogen
Tragenden die ſchöne Laſt.
Alle Fiſcher, alle Schwimmer,
Sie verſammeln ſich lebendig
Um ihn her, nicht ihn zu retten;
Gaukelnd baden ſie mit ihm.
Ja Delphine drängen gleitend
Zu der Schaar ſich, der bewegten,

Tauchen auf und heben tragend
Ihn, den ſchönen aufgefriſchten.
Alles wimmelnde Gedränge
Eilet nun dem Lande zu.
Und an Leben und an Friſche
Will das Land der Flut nicht weichen;
Alle Hügel, alle Klippen
Von Lebend'gen aufgeziert!
Alle Winzer, aus den Keltern,
Felſenkellern tretend, reichen
Schal' um Schale, Krug um Krüge
Den beſeelten Wellen zu.
Nun entſteigt der Göttergleiche,
Von dem ringsumſchäumten Rücken
Freundlicher Meerwunder ſchreitend,
Reich umblüht von meinen Roſen,
Er ein Anadyomen,
Auf zum Felſen. — Die geſchmückte
Schönſte Schale reicht ein Alter
Bärtig, lächelnd, wohlbehaglich,
Ihm dem Bacchus ähnlichen.
Klirret Becken! Erz ertöne!
Sie umdrängen ihn, beneidend

Mich um ſeiner ſchönen Glieder
Wonnevollen Ueberblick.
Pantherfelle von den Schultern
Schlagen ſchon um ſeine Hüften,
Und den Thyrſus in den Händen
Schreitet er heran ein Gott.
Hörſt du jubeln? Erz ertönen?
Ja des Tages hohe Feyer,
Allgemeines Feſt beginnt.

Prometheus.

Was kündeſt du für Feſte mir? ſie lieb' ich nicht:
Erhohlung reichet Müden jede Nacht genug.
Des ächten Mannes wahre Feyer iſt die That!

Eos.

Manches Gute ward gemein den Stunden;
Doch die gottgewählte feſtlich werde dieſe!
Eos blicket auf in Himmelsräume,
Ihr enthüllt ſich das Geſchick des Tages.
Nieder ſenkt ſich Würdiges und Schönes,
Erſt verborgen, offenbar zu werden,
Offenbar um wieder ſich zu bergen.
Aus den Fluten ſchreitet Phileros her,
Aus den Flammen tritt Eymeleia;

Sie begegnen ſich, und eins im andern
Fühlt ſich ganz und fühlet ganz das andre.
So, vereint in Liebe, doppelt herrlich,
Nehmen ſie die Welt auf. Gleich vom Himmel
Senket Wort und That ſich ſegnend nieder,
Gabe ſenkt ſich, ungeahndet vormals.

Prometheus.

Neues freut mich nicht, und ausgeſtattet
Iſt genugſam dieß Geſchlecht zur Erde.
Freylich fröhnt es nur dem heutgen Tage,
Geſtrigen Ereignens denkt's nur ſelten;
Was es litt, genoß, ihm iſt's verloren.
Selbſt im Augenblicke greift es roh zu;
Faßt, was ihm begegnet, eignet's an ſich,
Wirft es weg, nicht ſinnend, nicht bedenkend,
Wie man's bilden möge höherem Nutzen.
Dieſes tadl' ich; aber Lehr' und Rede,
Selbſt ein Beyſpiel, wenig will es frommen.
Alſo ſchreiten ſie mit Kinderleichtſinn
Und mit rohem Taſten in den Tag hin.
Möchten ſie Vergang'nes mehr bewahren,
Gegenwärt'ges, formend mehr ſich eignen,
Wär' es gut für alle; ſolches wünſcht' ich.

Eos.

Länger weil' ich nicht, mich treibet fürder
Strahlend' Helios unwiderſtehlich.
Weg vor ſeinem Blick zu ſchwinden zittert
Schon der Thau, der meinen Kranz beperlet.
Fahre wohl! du Menſchenvater. — Merke:
Was zu wünſchen iſt, ihr unten fühlt es;
Was zu geben ſey, die wiſſen's droben.
Groß beginnet ihr Titanen; aber leiten
Zu dem ewig Guten, ewig Schönen,
Iſt der Götter Werk; die laßt gewähren.

Zur

Farbenlehre.

von Goethe.

Erſter Band.

Nebſt einem Hefte mit ſechzehn Kupfertafeln.

Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1810.

Der

Durchlauchtigſten Herzoginn und Frauen

Luiſen

Regierenden Herzoginn

von

Sachſen-Weimar und Eiſenach.

Durchlauchtigſte Herzoginn,
Gnädigſte Frau.

Wäre der Inhalt des gegenwärtigen Werkes auch nicht durchaus geeignet Ew. Durchlaucht vorgelegt zu werden, könnte die Behandlung des Gegebenen bey ſchärferer Prüfung kaum genug thun; ſo gehören doch dieſe Bände Ew. Durchlaucht ganz eigentlich an, und ſind ſeit ihrer früheren Entſtehung Höchſtdenenſelben gewidmet geblieben.

Denn hätten Ew. Durchlaucht nicht die Gnade gehabt, über die Farbenlehre ſo wie

über verwandte Naturerſcheinungen einem mündlichen Vortrag Ihre Aufmerkſamkeit zu ſchenken; ſo hätte ich mich wohl ſchwerlich im Stande gefunden, mir ſelbſt manches klar zu machen, manches auseinander liegende zuſammenzufaſſen und meine Arbeit, wo nicht zu vollenden, doch wenigſtens abzuſchließen.

Wenn es bey einem mündlichen Vortrage möglich wird die Phänomene ſogleich vor Augen zu bringen, manches in verſchiedenen

Rückſichten wiederkehrend darzuſtellen; ſo iſt dieſes freylich ein großer Vortheil, welchen das geſchriebene, das gedruckte Blatt vermißt. Möge jedoch dasjenige, was auf dem Papier mitgetheilt werden konnte, Höchſtdieſelben zu einigem Wohlgefallen an jene Stunden erinnern, die mir unvergeßlich bleiben, ſo wie mir ununterbrochen alles das mannigfaltige Gute vorſchwebt, das ich ſeit längerer Zeit und in den bedeutendſten Augenblicken meines

Lebens mit und vor vielen andern Ew. Durchlaucht verdanke.

Mit innigſter Verehrung mich unterzeichnend

Ew. Durchlaucht

Weimar
den 30. Januar 1803.

unterthänigſter
J. W. v. Goethe.

Vorwort.

Ob man nicht, indem von den Farben geſprochen werden ſoll, vor allen Dingen des Lichtes zu erwähnen habe, iſt eine ganz natürliche Frage, auf die wir jedoch nur kurz und aufrichtig erwiedern: es ſcheine bedenklich, da bisher ſchon ſo viel und mancherley von dem Lichte geſagt worden, das Geſagte zu wiederholen oder das oft Wiederholte zu vermehren.

Denn eigentlich unternehmen wir umſonſt, das Weſen eines Dinges auszudrücken. Wirkungen werden wir gewahr, und eine vollſtändige Geſchichte dieſer Wirkungen umfaßte wohl allenfalls das Weſen jenes Dinges. Vergebens bemühen

wir uns, den Charakter eines Menſchen zu ſchildern; man ſtelle dagegen ſeine Handlungen, ſeine Thaten zuſammen, und ein Bild des Charakters wird uns entgegentreten.

Die Farben ſind Thaten des Lichts, Thaten und Leiden. In dieſem Sinne können wir von denſelben Aufſchlüſſe über das Licht erwarten. Farben und Licht ſtehen zwar unter einander in dem genauſten Verhältniß, aber wir müſſen uns beyde als der ganzen Natur angehörig denken: denn ſie iſt es ganz, die ſich dadurch dem Sinne des Auges beſonders offenbaren will.

Eben ſo entdeckt ſich die ganze Natur einem anderen Sinne. Man ſchließe das Auge, man öffne, man ſchärfe das Ohr, und vom leiſeſten Hauch bis zum wildeſten Geräuſch, vom einfachſten Klang bis zur höchſten Zuſammenſtimmung, von dem heftigſten leidenſchaftlichen Schrey bis zum ſanfteſten Worte der Vernunft iſt es nur die Natur, die

ſpricht, ihr Daſeyn, ihre Kraft, ihr Leben und ihre Verhältniſſe offenbart, ſo daß ein Blinder, dem das unendlich Sichtbare verſagt iſt, im Hörbaren ein unendlich Lebendiges faſſen kann.

So ſpricht die Natur hinabwärts zu andern Sinnen, zu bekannten, verkannten, unbekannten Sinnen; ſo ſpricht ſie mit ſich ſelbſt und zu uns durch tauſend Erſcheinungen. Dem Aufmerkſamen iſt ſie nirgends todt noch ſtumm; ja dem ſtarren Erdkörper hat ſie einen Vertrauten zugegeben, ein Metall, an deſſen kleinſten Theilen wir dasjenige, was in der ganzen Maſſe vorgeht, gewahr werden ſollten.

So mannigfaltig, ſo verwickelt und unverſtändlich uns oft dieſe Sprache ſcheinen mag, ſo bleiben doch ihre Elemente immer dieſelbigen. Mit leiſem Gewicht und Gegengewicht wägt ſich die Natur hin und her, und ſo entſteht ein Hüben und Drüben, ein Oben und Unten, ein Zuvor

und Hernach, wodurch alle die Erſcheinungen bedingt werden, die uns im Raum und in der Zeit entgegentreten.

Dieſe allgemeinen Bewegungen und Beſtimmungen werden wir auf die verſchiedenſte Weiſe gewahr, bald als ein einfaches Abſtoßen und Anziehen, bald als ein aufblickendes und verſchwindendes Licht, als Bewegung der Luft, als Erſchütterung des Körpers, als Säurung und Entſäurung; jedoch immer als verbindend oder trennend, das Daſeyn bewegend und irgend eine Art von Leben befördernd.

Indem man aber jenes Gewicht und Gegengewicht von ungleicher Wirkung zu finden glaubt, ſo hat man auch dieſes Verhältniß zu bezeichnen verſucht. Man hat ein Mehr und Weniger, ein Wirken ein Widerſtreben, ein Thun ein Leiden, ein Vordringendes ein Zurückhaltendes, ein Heftiges ein Mäßigendes, ein Männliches ein Weibli-

ches überall bemerkt und genannt; und ſo entſteht eine Sprache, eine Symbolik, die man auf ähnliche Fälle als Gleichniß, als nahverwandten Ausdruck, als unmittelbar paſſendes Wort anwenden und benutzen mag.

Dieſe univerſellen Bezeichnungen, dieſe Naturſprache auch auf die Farbenlehre anzuwenden, dieſe Sprache durch die Farbenlehre, durch die Mannigfaltigkeit ihrer Erſcheinungen zu bereichern, zu erweitern und ſo die Mittheilung höherer Anſchauungen unter den Freunden der Natur zu erleichtern, war die Hauptabſicht des gegenwärtigen Werkes.

Die Arbeit ſelbſt zerlegt ſich in drey Theile. Der erſte giebt den Entwurf einer Farbenlehre. In demſelben ſind die unzähligen Fälle der Erſcheinungen unter gewiſſe Hauptphänomene zuſammengefaßt, welche nach einer Ordnung aufgeführt werden, die zu rechtfertigen der Einleitung über-

laſſen bleibt. Hier aber iſt zu bemerken, daß, ob man ſich gleich überall an die Erfahrungen gehalten, ſie überall zum Grunde gelegt, doch die theoretiſche Anſicht nicht verſchwiegen werden konnte, welche den Anlaß zu jener Aufſtellung und Anordnung gegeben.

Iſt es doch eine höchſt wunderliche Forderung, die wohl manchmal gemacht, aber auch ſelbſt von denen, die ſie machen, nicht erfüllt wird: Erfahrungen ſolle man ohne irgend ein theoretiſches Band vortragen, und dem Leſer, dem Schüler überlaſſen, ſich ſelbſt nach Belieben irgend eine Ueberzeugung zu bilden. Denn das bloße Anblicken einer Sache kann uns nicht fördern. Jedes Anſehen geht über in ein Betrachten, jedes Betrachten in ein Sinnen, jedes Sinnen in ein Verknüpfen, und ſo kann man ſagen, daß wir ſchon bey jedem aufmerkſamen Blick in die Welt theoretiſiren. Dieſes aber mit Bewußtſeyn, mit Selbſtkenntniß, mit Freyheit, und um uns eines gewagten Wor-

tes zu bedienen, mit Ironie zu thun und vorzunehmen, eine ſolche Gewandtheit iſt nöthig, wenn die Abſtraction, vor der wir uns fürchten, unſchädlich, und das Erfahrungsreſultat, das wir hoffen, recht lebendig und nützlich werden ſoll.

Im zweyten Theil beſchäftigen wir uns mit Enthüllung der Newtoniſchen Theorie, welche einer freyen Anſicht der Farbenerſcheinungen bisher mit Gewalt und Anſehen entgegengeſtanden; wir beſtreiten eine Hypotheſe, die, ob ſie gleich nicht mehr brauchbar gefunden wird, doch noch immer eine herkömmliche Achtung unter den Menſchen behält. Ihr eigentliches Verhältniß muß deutlich werden, die alten Irrthümer ſind wegzuräumen, wenn die Farbenlehre nicht, wie bisher, hinter ſo manchem anderen beſſer bearbeiteten Theile der Naturlehre zurückbleiben ſoll.

Da aber der zweyte Theil unſres Werkes ſeinem Inhalte nach trocken, der Ausführung nach

vielleicht zu heftig und leidenschaftlich scheinen möchte; so erlaube man uns hier ein heiteres Gleichniß, um jenen ernsteren Stoff vorzubereiten, und jene lebhafte Behandlung einigermaßen zu entschuldigen.

Wir vergleichen die Newtonische Farbentheorie mit einer alten Burg, welche von dem Erbauer anfangs mit jugendlicher Uebereilung angelegt, nach dem Bedürfniß der Zeit und Umstände jedoch nach und nach von ihm erweitert und ausgestattet, nicht weniger bey Anlaß von Fehden und Feindseligkeiten immer mehr befestigt und gesichert worden.

So verfuhren auch seine Nachfolger und Erben. Man war genöthigt, das Gebäude zu vergrößern, hier daneben, hier daran, dort hinaus zu bauen; genöthigt durch die Vermehrung innerer Bedürfnisse, durch die Zudringlichkeit äußerer Widersacher und durch manche Zufälligkeiten.

Alle diese fremdartigen Theile und Zuthaten mußten wieder in Verbindung gebracht werden

durch die ſeltſamſten Galerien, Hallen und Gänge. Alle Beſchädigungen, es ſey von Feindes Hand, oder durch die Gewalt der Zeit, wurden gleich wieder hergeſtellt. Man zog, wie es nöthig ward, tiefere Gräben, erhöhte die Mauern, und ließ es nicht an Thürmen, Erkern und Schießſcharten fehlen. Dieſe Sorgfalt, dieſe Bemühungen brachten ein Vorurtheil von dem hohen Werthe der Feſtung hervor und erhielten's, obgleich Bau- und Befeſtigungskunſt die Zeit über ſehr geſtiegen waren, und man ſich in andern Fällen viel beſſere Wohnungen und Waffenplätze einzurichten gelernt hatte. Vorzüglich aber hielt man die alte Burg in Ehren, weil ſie niemals eingenommen worden, weil ſie ſo manchen Angriff abgeſchlagen, manche Befehdung vereitelt und ſich immer als Jungfrau gehalten hatte. Dieſer Name, dieſer Ruf dauert noch bis jetzt. Niemanden fällt es auf, daß der alte Bau unbewohnbar geworden. Immer wird von ſeiner vortrefflichen Dauer, von ſeiner köſtlichen Einrichtung geſprochen. Pilger wallfahrten

dahin; flüchtige Abriſſe zeigt man in allen Schulen herum und empfiehlt ſie der empfänglichen Jugend zur Verehrung, indeſſen das Gebäude bereits leer ſteht, nur von einigen Invaliden bewacht, die ſich ganz ernſthaft für gerüſtet halten.

Es iſt alſo hier die Rede nicht von einer langwierigen Belagerung oder einer zweifelhaften Fehde. Wir finden vielmehr jenes achte Wunder der Welt ſchon als ein verlaſſenes, Einſturz drohendes Alterthum, und beginnen ſogleich von Giebel und Dach herab es ohne weitere Umſtände abzutragen, damit die Sonne doch endlich einmal in das alte Ratten- und Eulenneſt hineinſcheine und dem Auge des verwunderten Wanderers offenbare jene labyrinthiſch unzuſammenhängende Bauart, das enge Nothdürftige, das zufällig Aufgedrungene, das abſichtlich Gekünſtelte, das kümmerlich Geflickte. Ein ſolcher Einblick iſt aber alsdann nur möglich, wenn eine Mauer nach der andern, ein Gewölbe

nach dem andern fällt und der Schutt, ſoviel ſich thun läßt, auf der Stelle hinweggeräumt wird.

Dieſes zu leiſten und wo möglich den Plaß zu ebnen, die gewonnenen Materialien aber ſo zu ordnen, daß ſie bey einem neuen Gebäude wieder benutzt werden können, iſt die beſchwerliche Pflicht, die wir uns in dieſem zweyten Theile auferlegt haben. Gelingt es uns nun, mit froher Anwendung möglichſter Kraft und Geſchickes, jene Baſtille zu ſchleifen und einen freyen Raum zu gewinnen; ſo iſt keinesweges die Abſicht, ihn etwa ſogleich wieder mit einem neuen Gebäude zu überbauen und zu beläſtigen; wir wollen uns vielmehr deſſelben bedienen, um eine ſchöne Reihe mannigfaltiger Geſtalten vorzuführen.

Der dritte Theil bleibt daher hiſtoriſchen Unterſuchungen und Vorarbeiten gewidmet. Aeußerten wir oben, daß die Geſchichte des Menſchen den Menſchen darſtelle, ſo läßt ſich hier auch wohl

behaupten, daß die Geſchichte der Wiſſenſchaft die Wiſſenſchaft ſelbſt ſey. Man kann dasjenige, was man beſitzt, nicht rein erkennen, bis man das, was andre vor uns beſeſſen, zu erkennen weiß. Man wird ſich an den Vorzügen ſeiner Zeit nicht wahrhaft und redlich freuen, wenn man die Vorzüge der Vergangenheit nicht zu würdigen verſteht. Aber eine Geſchichte der Farbenlehre zu ſchreiben oder auch nur vorzubereiten war unmöglich, ſo lange die Newtoniſche Lehre beſtand. Denn kein ariſtokratiſcher Dünkel hat jemals mit ſolchem unerträglichen Uebermuthe auf diejenigen herabgeſehen, die nicht zu ſeiner Gilde gehörten, als die Newtoniſche Schule von jeher über alles abgeſprochen hat, was vor ihr geleiſtet war und neben ihr geleiſtet ward. Mit Verdruß und Unwillen ſieht man, wie Prieſtley in ſeiner Geſchichte der Optik, und ſo manche vor und nach ihm, das Heil der Farbenwelt von der Epoche eines geſpalten ſeyn ſollenden Lichtes herdatiren, und mit hohem Augbraun auf die ältern und mittleren herabſehen, die

auf dem rechten Wege ruhig hingingen und im Einzelnen Beobachtungen und Gedanken überliefert haben, die wir nicht beſſer anſtellen können, nicht richtiger faſſen werden.

Von demjenigen nun, der die Geſchichte irgend eines Wiſſens überliefern will, können wir mit Recht verlangen, daß er uns Nachricht gebe, wie die Phänomene nach und nach bekannt geworden, was man darüber phantaſirt, gewähnt, gemeynt und gedacht habe. Dieſes alles im Zuſammenhange vorzutragen, hat große Schwierigkeiten, und eine Geſchichte zu ſchreiben iſt immer eine bedenkliche Sache. Denn bey dem redlichſten Vorſatz kommt man in Gefahr unredlich zu ſeyn; ja wer eine ſolche Darſtellung unternimmt erklärt zum voraus, daß er manches ins Licht, manches in Schatten ſetzen werde.

Und doch hat ſich der Verfaſſer auf eine ſolche Arbeit lange gefreut. Da aber meiſt nur der

Vorſatz als ein Ganzes vor unſerer Seele ſteht, das Vollbringen aber gewöhnlich nur ſtückweiſe geleiſtet wird; ſo ergeben wir uns darein, ſtatt der Geſchichte, Materialien zu derſelben zu liefern. Sie beſtehen in Ueberſetzungen, Auszügen, eigenen und fremden Urtheilen, Winken und Andeutungen, in einer Sammlung, der, wenn ſie nicht allen Forderungen entſpricht, doch das Lob nicht mangeln wird, daß ſie mit Ernſt und Liebe gemacht ſey. Uebrigens mögen vielleicht ſolche Materialien, zwar nicht ganz unbearbeitet, aber doch unverarbeitet, dem denkenden Leſer um deſto angenehmer ſeyn, als er ſelbſt ſich, nach eigener Art und Weiſe, ein Ganzes daraus zu bilden die Bequemlichkeit findet.

Mit gedachtem dritten hiſtoriſchen Theil iſt jedoch noch nicht alles gethan. Wir haben daher noch einen vierten ſupplementaren hinzugefügt. Dieſer enthält die Reviſion, um derentwillen vorzüglich die Paragraphen mit Nummern verſehen

worden. Denn indem bey der Redaction einer ſolchen Arbeit einiges vergeſſen werden kann, einiges beſeitigt werden muß, um die Aufmerkſamkeit nicht abzuleiten, anderes erſt hinterdrein erfahren wird, auch anderes einer Beſtimmung und Berichtigung bedarf; ſo ſind Nachträge, Zuſätze und Verbeſſerungen unerläßlich. Bey dieſer Gelegenheit haben wir denn auch die Citate nachgebracht. Sodann enthält dieſer Band noch einige einzelne Aufſätze, z. B. über die atmoſphäriſchen Farben, welche, indem ſie in dem Entwurf zerſtreut vorkommen, hier zuſammen und auf einmal vor die Phantaſie gebracht werden.

Führt nun dieſer Aufſatz den Leſer in das freye Leben, ſo ſucht ein anderer das künſtliche Wiſſen zu befördern, indem er den zur Farbenlehre künftig nöthigen Apparat umſtändlich beſchreibt.

Schließlich bleibt uns nur noch übrig der Tafeln zu gedenken, welche wir dem Ganzen beyge-

fügt. Und hier werden wir freylich an jene Unvollständigkeit und Unvollkommenheit erinnert, welche unser Werk mit allen Werken dieser Art gemein hat.

Denn wie ein gutes Theaterstück eigentlich kaum zur Hälfte zu Papier gebracht werden kann, vielmehr der größere Theil desselben dem Glanz der Bühne, der Persönlichkeit des Schauspielers, der Kraft seiner Stimme, der Eigenthümlichkeit seiner Bewegungen, ja dem Geiste und der guten Laune des Zuschauers anheim gegeben bleibt; so ist es noch viel mehr der Fall mit einem Buche, das von natürlichen Erscheinungen handelt. Wenn es genossen, wenn es genutzt werden soll, so muß dem Leser die Natur entweder wirklich oder in lebhafter Phantasie gegenwärtig seyn. Denn eigentlich sollte der Schreibende sprechen, und seinen Zuhörern die Phänomene, theils wie sie uns ungesucht entgegenkommen, theils wie sie durch absichtliche Vorrichtungen nach Zweck und Willen darge-

ſtellt werden können, als Text erſt anſchaulich machen; alsdann würde jedes Erläutern, Erklären, Auslegen einer lebendigen Wirkung nicht ermangeln.

Ein höchſt unzulängliches Surrogat ſind hiezu die Tafeln, die man dergleichen Schriften beyzulegen pflegt. Ein freyes phyſiſches Phänomen, das nach allen Seiten wirkt, iſt nicht in Linien zu faſſen, und im Durchſchnitt anzudeuten. Niemand fällt es ein, chemiſche Verſuche mit Figuren zu erläutern; bey den phyſiſchen nah verwandten iſt es jedoch hergebracht, weil ſich eins und das andre dadurch leiſten läßt. Aber ſehr oft ſtellen dieſe Figuren nur Begriffe dar; es ſind ſymboliſche Hülfsmittel, hieroglyphiſche Ueberlieferungsweiſen, welche ſich nach und nach an die Stelle des Phänomens, an die Stelle der Natur ſetzen und die wahre Erkenntniß hindern, anſtatt ſie zu befördern. Entbehren konnten auch wir der Tafeln nicht; doch haben wir ſie ſo einzurichten geſucht,

daß man ſie zum didaktiſchen und polemiſchen Gebrauch getroſt zur Hand nehmen, ja gewiſſe derſelben als einen Theil des nöthigen Apparats anſehen kann.

Und ſo bleibt uns denn nichts weiter übrig, als auf die Arbeit ſelbſt hin zu weiſen, und nur vorher noch eine Bitte zu wiederholen, die ſchon ſo mancher Autor vergebens gethan hat, und die beſonders der deutſche Leſer neuerer Zeit ſo ſelten gewährt:

Si quid novisti rectius istis
Candidus imperti; si non, his utere mecum.

Entwurf
einer
Farbenlehre.

Si vera nostra sunt aut falsa, erunt talia, licet nostra per vitam defendimus. Post fata nostra pueri qui nunc ludunt nostri judices erunt.

Des

Ersten Bandes

Erster, didaktischer Theil.

Inhalt.

Erſte Abtheilung.

Phyſiologiſche Farben. §. 1

I. Licht und Finſterniß zum Auge . . — 3
II. Schwarze und weiße Bilder zum Auge — 15
III. Graue Flächen und Bilder . . . — 33
IV. Blendendes farbloſes Bild . . — 39
V. Farbige Bilder . . . . . — 47
VI. Farbige Schatten . . . . — 62
VII. Schwachwirkende Lichter . . . — 81
VIII. Subjective Höfe . . . . — 89
Pathologiſche Farben. Anhang . — 101

Zweyte Abtheilung.

Phyſiſche Farben. — 136

IX. Dioptriſche Farben . . . . — 143
X. Dioptriſche Farben der erſten Claſſe . — 145
XI. Dioptriſche Farben der zweyten Claſſe, Refraction . . . . . — 178

	Subjective Verſuche . .	§. 194
XII.	Refraction ohne Farbenerſcheinung	— 195
XIII.	Bedingungen der Farbenerſcheinung	— 197
XIV.	Bedingungen unter welchen die Farbenerſcheinung zunimmt . .	— 209
XV.	Ableitung der angezeigten Phänomene	— 218
XVI.	Abnahme der farbigen Erſcheinung	— 243
XVII.	Graue Bilder durch Brechung verrückt	— 248
XVIII.	Farbige Bilder durch Brechung verrückt	— 258
XIX.	Achromaſie und Hyperchromaſie .	— 285
XX.	Vorzüge der ſubjectiven Verſuche. Uebergang zu den objectiven . .	— 299
	Objective Verſuche . .	— 303
XXI.	Refraction ohne Farbenerſcheinung	— 306
XXII.	Bedingungen der Farbenerſcheinung	— 309
XXIII.	Bedingungen des Zunehmens der Erſcheinung	— 323
XXIV.	Ableitung der angezeigten Phänomene	— 335
XXV.	Abnahme der farbigen Erſcheinung	— 339
XXVI.	Graue Bilder	— 341
XXVII.	Farbige Bilder	— 342
XXVIII.	Achromaſie und Hyperchromaſie .	— 345
XXIX.	Verbindung objectiver und ſubjectiver Verſuche	— 350
XXX.	Uebergang	— 357
XXXI.	Kataptriſche Farben	— 366
XXXII.	Paroptiſche Farben	— 389
XXXIII.	Epoptiſche Farben	— 429

Dritte Abtheilung.

Chemiſche Farben. §. 486

XXXIV.	Chemiſcher Gegenſatz . . .	— 491
XXXV.	Ableitung des Weißen . .	— 494
XXXVI.	Ableitung des Schwarzen . .	— 468
XXXVII.	Erregung der Farbe . . .	— 501
XXXVIII	Steigerung	— 517
XXXIX.	Culmination	— 523
XL.	Balanciren	— 531
XLI.	Durchwandern des Kreiſes . .	— 534
XLII.	Umkehrung	— 541
XLIII.	Fixation	— 545
XLIV.	Miſchung, Reale . . .	— 551
XLV.	Miſchung, Scheinbare . . .	— 560
XLVI.	Mittheilung, Wirkliche . .	— 572
XLVII.	Mittheilung, Scheinbare . .	— 588
XLVIII.	Entziehung	— 593
XLIX.	Nomenclatur	— 605
L.	Mineralien	— 613
LI.	Pflanzen	— 617
LII.	Würmer, Inſecten, Fiſche .	— 636
LIII.	Vögel	— 633
LIV.	Säugethiere und Menſchen .	— 662
LV.	Phyſiſche und chemiſche Wirkungen farbiger Beleuchtung . .	— 673
LVI.	Chemiſche Wirkung bey der dioptriſchen Achromaſie . . .	— 682

Vierte Abtheilung.

Allgemeine Anſichten nach innen. §. 688

Wie leicht die Farbe entſteht . . . . . — 690
Wie energiſch die Farbe ſey . . . . — 693
Wie entſchieden die Farbe ſey . . . . — 695
Miſchung der beiden Seiten . . . . — 697
Steigerung ins Rothe . . . . . — 699
Verbindung der geſteigerten Enden . . — 702
Vollſtändigkeit der mannigfaltigen Erſcheinung . — 706
Uebereinſtimmung der vollſtändigen Erſcheinung — 708
Wie leicht die Farbe verſchwindet . . . — 712
Wie feſt die Farbe bleibt . . . . . — 714

Fünfte Abtheilung.

Nachbarliche Verhältniſſe.

Verhältniß zur Philoſophie . . . . . — 716
Verhältniß zur Mathematik . . . . — 722
Verhältniß zur Technik des Färbers . . — 730
Verhältniß zur Phyſiologie und Pathologie . — 733
Verhältniß zur Naturgeſchichte . . . — 735
Verhältniß zur allgemeinen Phyſik . . — 737
Verhältniß zur Tonlehre . . . . . — 747
Schlußbetrachtung über Sprache und Terminologie . . . . . — 751

Sechste Abtheilung.

Sinnlich-ſittliche Wirkung der Farbe. §. 738

Gelb . . . . . — 763
Rothgelb . . . . . — 772
Gelbroth . . . . . — 774
Blau . . . . . — 778
Rothblau . . . . . — 786
Blauroth . . . . . — 790
Roth . . . . . — 792
Grün . . . . . — 801
Totalität und Harmonie . . . . — 803
Charakteriſtiſche Zuſammenſtellungen . . — 816
Gelb und Blau . . . . . — 819
Gelb und Purpur . . . . . — 820
Blau und Purpur . . . . . — 821
Gelbroth und Blauroth . . . . — 822
Charakterloſe Zuſammenſtellungen . . . — 826
Bezug der Zuſammenſtellungen zu Hell und Dunkel . . . . . — 830
Hiſtoriſche Betrachtungen . . . . — 833
Aeſthetiſche Wirkung . . . . . — 848
Helldunkel . . . . . — 849
Streben zur Farbe . . . . . — 862
Haltung . . . . . — 867
Colorit . . . . . — 871
Colorit des Orts . . . . . — 872
Colorit der Gegenſtände . . . . — 873

Charakteriſtiſches Colorit . . . . . §. 880
Harmoniſches Colorit . . . . . — 883
Echter Ton . . . . . — 889
Falſcher Ton . . . . . — 891
Schwaches Colorit . . . . . — 894
Das Bunte . . . . . — 896
Furcht vor dem Theoretiſchen . . . — 900
Letzter Zweck . . . . . — 190
Gründe . . . . . — 902
Pigmente . . . . . — 911
Allegoriſcher, ſymboliſcher, myſtiſcher Gebrauch der Farbe . . . . . — 915

Zugabe.

Schlußwort.

Einleitung.

Die Luſt zum Wiſſen wird bey dem Menſchen zuerſt dadurch angeregt, daß er bedeutende Phänomene gewahr wird, die ſeine Aufmerkſamkeit an ſich ziehen. Damit nun dieſe dauernd bleibe, ſo muß ſich eine innigere Theilnahme finden, die uns nach und nach mit den Gegenſtänden bekannter macht. Alsdann bemerken wir erſt eine groſſe Mannigfaltigkeit, die uns als Menge entgegendringt. Wir ſind genöthigt, zu ſondern, zu unterſcheiden und wieder zuſammenzuſtellen; wodurch zuletzt eine Ordnung entſteht, die ſich mit mehr oder weniger Zufriedenheit überſehen läßt.

Dieſes in irgend einem Fache nur einigermaßen zu leiſten, wird eine anhaltende ſtrenge Beſchäftigung nöthig. Deswegen finden wir, daß die Menſchen lieber durch eine allgemeine theoretiſche Anſicht, durch irgend eine Erklärungsart die Phänomene bey Seite bringen, anſtatt ſich die Mühe

zu geben, das Einzelne kennen zu lernen und ein Ganzes zu erbauen.

Der Verſuch, die Farbenerſcheinungen auf- und zuſammenzuſtellen iſt nur zweymal gemacht worden, das erſtemal von Theophraſt, ſodann von Boyle. Dem gegenwärtigen wird man die dritte Stelle nicht ſtreitig machen.

Das nähere Verhältniß erzählt uns die Geſchichte. Hier ſagen wir nur ſo viel, daß in dem verfloſſenen Jahrhundert an eine ſolche Zuſammenſtellung nicht gedacht werden konnte, weil Newton ſeiner Hypotheſe einen verwickelten und abgeleiteten Verſuch zum Grund gelegt hatte, auf welchen man die übrigen zudringenden Erſcheinungen, wenn man ſie nicht verſchweigen und beſeitigen konnte, künſtlich bezog und ſie in ängſtlichen Verhältniſſen umherſtellte; wie etwa ein Aſtronom verfahren müßte, der aus Grille den Mond in die Mitte unſeres Syſtems ſetzen möchte. Er wäre genöthigt, die Erde, die Sonne mit allen übrigen Planeten um den ſubalternen Körper herum zu bewegen, und durch künſtliche Berechnungen und Vorſtellungsweiſen das Irrige ſeines erſten Annehmens zu verſtecken und zu beſchönigen.

Schreiten wir nun in Erinnerung deſſen, was wir oben vorwortlich beygebracht, weiter vor. Dort ſetzten wir das Licht als anerkannt voraus, hier thun wir ein gleiches mit dem Auge. Wir ſagten: die ganze Natur offenbare ſich durch die Farbe dem Sinne des Auges. Nunmehr behaupten wir, wenn es auch einigermaßen ſonderbar klingen mag, daß das Auge keine Form ſehe, indem Hell, Dunkel und Farbe zuſammen allein dasjenige ausmachen, was den Gegenſtand vom Gegenſtand, die Theile des Gegenſtandes von einander, fürs Auge unterſcheidet. Und ſo erbauen wir aus dieſen Dreyen die ſichtbare Welt und machen dadurch zugleich die Malerey möglich, welche auf der Tafel eine weit vollkommner ſichtbare Welt als die wirkliche ſeyn kann, hervorzubringen vermag.

Das Auge hat ſein Daſeyn dem Licht zu danken. Aus gleichgültigen thieriſchen Hülfsorganen ruft ſich das Licht ein Organ hervor, das ſeines gleichen werde; und ſo bildet ſich das Auge am Lichte fürs Licht, damit das innere Licht dem äußeren entgegentrete.

Hierbey erinnern wir uns der alten ioniſchen Schule, welche mit ſo großer Bedeutſamkeit immer

wiederholte: nur von Gleichem werde Gleiches erkannt; wie auch der Worte eines alten Mystikers, die wir in deutschen Reimen folgendermaßen ausdrücken möchten:

Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Wie könnten wir das Licht erblicken?
Lebt' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken?

Jene unmittelbare Verwandtschaft des Lichtes und des Auges wird niemand läugnen, aber sich beyde zugleich als eins und dasselbe zu denken hat mehr Schwierigkeit. Indessen wird es faßlicher, wenn man behauptet, im Auge wohne ein ruhendes Licht, das bey der mindesten Veranlassung von innen oder von außen erregt werde. Wir können in der Finsterniß durch Forderungen der Einbildungskraft uns die hellsten Bilder hervorrufen. Im Traume erscheinen uns die Gegenstände wie am vollen Tage. Im wachenden Zustande wird uns die leiseste äußere Lichteinwirkung bemerkbar; ja wenn das Organ einen mechanischen Anstoß erleidet, so springen Licht und Farben hervor.

Vielleicht aber machen hier diejenigen, welche nach einer gewissen Ordnung zu verfahren pflegen,

bemerklich, daß wir ja noch nicht einmal entſchieden erklärt, was denn Farbe ſey? Dieſer Frage möchten wir gar gern hier abermals ausweichen und uns auf unſere Ausführung berufen, wo wir umſtändlich gezeigt, wie ſie erſcheine. Denn es bleibt uns auch hier nichts übrig, als zu wiederholen: die Farbe ſey die geſetzmäßige Natur in Bezug auf den Sinn des Auges. Auch hier müſſen wir annehmen, daß Jemand dieſen Sinn habe, daß Jemand die Einwirkung der Natur auf dieſen Sinn kenne: denn mit dem Blinden läßt ſich nicht von der Farbe reden.

Damit wir aber nicht gar zu ängſtlich eine Erklärung zu vermeiden ſcheinen, ſo möchten wir das erſtgeſagte folgendermaßen umſchreiben. Die Farbe ſey ein elementares Naturphänomen für den Sinn des Auges, das ſich, wie die übrigen alle, durch Trennung und Gegenſatz, durch Miſchung und Vereinigung, durch Erhöhung und Neutraliſation, durch Mittheilung und Vertheilung und ſo weiter manifeſtirt, und unter dieſen allgemeinen Naturformeln am beſten angeſchaut und begriffen werden kann.

Dieſe Art ſich die Sache vorzuſtellen, können wir Niemand aufdringen. Wer ſie bequem findet,

wie wir, wird ſie gern in ſich aufnehmen. Eben ſo wenig haben wir Luſt, ſie künftig durch Kampf und Streit zu vertheidigen. Denn es hatte von jeher etwas gefährliches, von der Farbe zu handeln, dergeſtalt daß einer unſerer Vorgänger gelegentlich gar zu äußern wagt: Hält man dem Stier ein rothes Tuch vor, ſo wird er wüthend; aber der Philoſoph, wenn man nur überhaupt von Farbe ſpricht, fängt an zu raſen.

Sollen wir jedoch nunmehr von unſerem Vortrag, auf den wir uns berufen, einige Rechenſchaft geben, ſo müſſen wir vor allen Dingen anzeigen, wie wir die verſchiedenen Bedingungen, unter welchen die Farbe ſich zeigen mag, geſondert. Wir fanden dreyerley Erſcheinungsweiſen, dreyerley Arten von Farben, oder wenn man lieber will, dreyerley Anſichten derſelben, deren Unterſchied ſich ausſprechen läßt.

Wir betrachteten alſo die Farben zuerſt, in ſofern ſie dem Auge angehören und auf einer Wirkung und Gegenwirkung deſſelben beruhen; ferner zogen ſie unſere Aufmerkſamkeit an ſich, indem wir ſie an farbloſen Mitteln oder durch deren Beyhülfe gewahrten; zuletzt aber wurden ſie uns merkwürdig,

indem wir ſie als den Gegenſtänden angehörig denken konnten. Die erſten nannten wir phyſiologiſche, die zweyten phyſiſche, die dritten chemiſche Farben. Jene ſind unaufhaltſam flüchtig, die andern vorübergehend, aber allenfalls verweilend, die letzten feſtzuhalten bis zur ſpäteſten Dauer.

Indem wir ſie nun in ſolcher naturgemäßen Ordnung, zum Behuf eines didaktiſchen Vortrags, möglichſt ſonderten und aus einander hielten, gelang es uns zugleich, ſie in einer ſtetigen Reihe darzuſtellen, die flüchtigen mit den verweilenden und dieſe wieder mit den dauernden zu verknüpfen, und ſo die erſt ſorgfältig gezogenen Abtheilungen für ein höheres Anſchauen wieder aufzuheben.

Hierauf haben wir in einer vierten Abtheilung unſerer Arbeit, was bis dahin von den Farben unter mannigfaltigen beſondern Bedingungen bemerkt worden, im Allgemeinen ausgeſprochen und dadurch eigentlich den Abriß einer künftigen Farbenlehre entworfen. Gegenwärtig ſagen wir nur ſo viel voraus, daß zur Erzeugung der Farbe Licht und Finſterniß, Helles und Dunkles, oder, wenn man ſich einer allgemeineren Formel bedienen will, Licht und Nichtlicht gefordert werde. Zunächſt am Licht ent-

ſteht uns eine Farbe, die wir Gelb nennen, eine andere zunächſt an der Finſterniß, die wir mit dem Worte Blau bezeichnen. Dieſe beyden, wenn wir ſie in ihrem reinſten Zuſtand dergeſtalt vermiſchen, daß ſie ſich völlig das Gleichgewicht halten, bringen eine Dritte hervor, welche wir Grün heißen. Jene beyden erſten Farben können aber auch jede an ſich ſelbſt eine neue Erſcheinung hervorbringen, indem ſie ſich verdichten oder verdunkeln. Sie erhalten ein röthliches Anſehen, welches ſich bis auf einen ſo hohen Grad ſteigern kann, daß man das urſprüngliche Blau und Gelb kaum darin mehr erkennen mag. Doch läßt ſich das höchſte und reine Roth, vorzüglich in phyſiſchen Fällen, dadurch hervorbringen, daß man die beyden Enden des Gelbrothen und Blaurothen vereinigt. Dieſes iſt die lebendige Anſicht der Farbenerſcheinung und Erzeugung. Man kann aber auch zu dem ſpecificirt fertigen Blauen und Gelben ein fertiges Roth annehmen, und rückwärts durch Miſchung hervorbringen, was wir vorwärts durch Intenſiren bewirkt haben. Mit dieſen drey oder ſechs Farben, welche ſich bequem in einen Kreis einſchließen laſſen, hat die Elementare Farbenlehre allein zu thun. Alle übrigen ins Unendliche gehenden Abänderungen gehören mehr in das Angewandte, gehören

zur Technik des Malers, des Färbers, überhaupt ins Leben.

Sollen wir ſodann noch eine allgemeine Eigenſchaft ausſprechen, ſo ſind die Farben durchaus als Halblichter, als Halbſchatten anzuſehen, weshalb ſie denn auch, wenn ſie zuſammengemiſcht ihre ſpecifiſchen Eigenſchaften wechſelſeitig aufheben, ein Schattiges, ein Graues hervorbringen.

In unſerer fünften Abtheilung ſollten ſodann jene nachbarlichen Verhältniſſe dargeſtellt werden, in welchen unſere Farbenlehre mit dem übrigen Wiſſen, Thun und Treiben zu ſtehen wünſchte. So wichtig dieſe Abtheilung iſt, ſo mag ſie vielleicht gerade eben deswegen nicht zum beſten gelungen ſeyn. Doch wenn man bedenkt, daß eigentlich nachbarliche Verhältniſſe ſich nicht eher ausſprechen laſſen, als bis ſie ſich gemacht haben, ſo kann man ſich über das Mißlingen eines ſolchen erſten Verſuches wohl tröſten. Denn freylich iſt erſt abzuwarten, wie diejenigen, denen wir zu dienen ſuchten, denen wir etwas Gefälliges und Nützliches zu erzeigen dachten, das von uns möglichſt Geleiſtete aufnehmen werden, ob ſie ſich es zueignen, ob ſie es benutzen und weiter führen, oder ob ſie es ablehnen, wegdrängen

und nothdürftig für ſich beſtehen laſſen. Indeſſen dürfen wir ſagen, was wir glauben und was wir hoffen.

Vom Philoſophen glauben wir Dank zu verdienen, daß wir geſucht die Phänomene bis zu ihren Urquellen zu verfolgen, bis dorthin, wo ſie blos erſcheinen und ſind, und wo ſich nichts weiter an ihnen erklären läßt. Ferner wird ihm willkommen ſeyn, daß wir die Erſcheinungen in eine leicht überſehbare Ordnung geſtellt, wenn er dieſe Ordnung ſelbſt auch nicht ganz billigen ſollte.

Den Arzt, beſonders denjenigen, der das Organ des Auges zu beobachten, es zu erhalten, deſſen Mängeln abzuhelfen und deſſen Uebel zu heilen berufen iſt, glauben wir uns vorzüglich zum Freunde zu machen. In der Abtheilung von den phyſiologiſchen Farben, in dem Anhange, der die pathologiſchen andeutet, findet er ſich ganz zu Hauſe. Und wir werden gewiß durch die Bemühungen jener Männer, die zu unſerer Zeit dieſes Fach mit Glück behandeln, jene erſte, bisher vernachläſſigte und man kann wohl ſagen wichtigſte Abtheilung der Farbenlehre ausführlich bearbeitet ſehen.

Am freundlichſten ſollte der Phyſiker uns entgegenkommen, da wir ihm die Bequemlichkeit verſchaffen, die Lehre von den Farben in der Reihe aller übrigen elementaren Erſcheinungen vorzutragen und ſich dabey einer übereinſtimmenden Sprache, ja faſt derſelbigen Worte und Zeichen, wie unter den übrigen Rubriken, zu bedienen. Freylich machen wir ihm, inſofern er Lehrer iſt, etwas mehr Mühe: denn das Capitel von den Farben läßt ſich künftig nicht wie bisher mit wenig Paragraphen und Verſuchen abthun; auch wird ſich der Schüler nicht leicht ſo frugal, als man ihn ſonſt bedienen mögen, ohne Murren abſpeiſen laſſen. Dagegen findet ſich ſpäterhin ein anderer Vortheil. Denn wenn die Newtoniſche Lehre leicht zu lernen war, ſo zeigten ſich bey ihrer Anwendung unüberwindliche Schwierigkeiten. Unſere Lehre iſt vielleicht ſchwerer zu faſſen, aber alsdann iſt auch alles gethan: denn ſie führt ihre Anwendung mit ſich.

Der Chemiker, welcher auf die Farben als Kriterien achtet, um die geheimern Eigenſchaften körperlicher Weſen zu entdecken, hat bisher bey Benennung und Bezeichnung der Farben manches Hinderniß gefunden; ja man iſt nach einer näheren und feineren Betrachtung bewogen worden, die Farbe

als ein unſicheres und trügliches Kennzeichen bey chemiſchen Operationen anzuſehen. Doch hoffen wir ſie durch unſere Darſtellung und durch die vorgeſchlagene Nomenclatur wieder zu Ehren zu bringen, und die Ueberzeugung zu erwecken, daß ein Werdendes, Wachſendes, ein Bewegliches, der Umwendung Fähiges nicht betrüglich ſey, vielmehr geſchickt, die zarteſten Wirkungen der Natur zu offenbaren.

Blicken wir jedoch weiter umher, ſo wandelt uns eine Furcht an, dem Mathematiker zu mißfallen. Durch eine ſonderbare Verknüpfung von Umſtänden iſt die Farbenlehre in das Reich, vor den Gerichtsſtuhl des Mathematikers gezogen worden, wohin ſie nicht gehört. Dieß geſchah wegen ihrer Verwandtſchaft mit den übrigen Geſetzen des Sehens, welche der Mathematiker zu behandeln eigentlich berufen war. Es geſchah ferner dadurch, daß ein großer Mathematiker die Farbenlehre bearbeitete, und da er ſich als Phyſiker geirrt hatte, die ganze Kraft ſeines Talents aufbot, um dieſem Irrthum Conſiſtenz zu verſchaffen. Wird beydes eingeſehen, ſo muß jedes Mißverſtändniß bald gehoben ſeyn, und der Mathematiker wird gern, beſonders die phyſiſche Abtheilung der Farbenlehre, mit bearbeiten helfen.

Dem Techniker, dem Färber hingegen, muß unſre Arbeit durchaus willkommen ſeyn. Denn gerade diejenigen, welche über die Phänomene der Färberey nachdachten, waren am wenigſten durch die bisherige Theorie befriedigt. Sie waren die erſten, welche die Unzulänglichkeit der Newtoniſchen Lehre gewahr wurden. Denn es iſt ein großer Unterſchied, von welcher Seite man ſich einem Wiſſen, einer Wiſſenſchaft nähert, durch welche Pforte man herein kommt. Der echte Praktiker, der Fabrikant, dem ſich die Phänomene täglich mit Gewalt aufdringen, welcher Nutzen oder Schaden von der Ausübung ſeiner Ueberzeugungen empfindet, dem Geld- und Zeitverluſt nicht gleichgültig iſt, der vorwärts will, von anderen Geleiſtetes erreichen, übertreffen ſoll; er empfindet viel geſchwinder das Hohle, das Falſche einer Theorie, als der Gelehrte, dem zuletzt die hergebrachten Worte für baare Münze gelten, als der Mathematiker, deſſen Formel immer noch richtig bleibt, wenn auch die Unterlage nicht zu ihr paßt, auf die ſie angewendet worden. Und ſo werden auch wir, da wir von der Seite der Malerey, von der Seite äſthetiſcher Färbung der Oberflächen, in die Farbenlehre hereingekommen, für den Maler das Dankenswertheſte geleiſtet haben, wenn wir in der ſechſten

Abtheilung die ſinnlichen und ſittlichen Wirkungen der Farbe zu beſtimmen geſucht, und ſie dadurch dem Kunſtgebrauch annähern wollen. Iſt auch hierbey, wie durchaus, manches nur Skitze geblieben, ſo ſoll ja alles Theoretiſche eigentlich nur die Grundzüge andeuten, auf welchen ſich hernach die That lebendig ergehen und zu geſetzlichem Hervorbringen gelangen mag.

Erſte Abtheilung.

Phyſiologiſche Farben.

1.

Dieſe Farben, welche wir billig oben an ſetzen, weil ſie dem Subject, weil ſie dem Auge, theils völlig, theils gröſtens zugehören, dieſe Farben, welche das Fundament der ganzen Lehre machen und uns die chromatiſche Harmonie, worüber ſo viel geſtritten wird, offenbaren, wurden bisher als außerweſentlich, zufällig, als Täuſchung und Gebrechen betrachtet. Die Erſcheinungen derſelben ſind von frühern Zeiten her bekannt, aber weil man ihre Flüchtigkeit nicht haſchen konnte, ſo verbannte man ſie in das Reich der ſchädlichen Geſpenſter und bezeichnete ſie in dieſem Sinne gar verſchiedentlich.

2.

Alſo heißen ſie colores adventicii nach Boyle, imaginarii und phantaſtici nach Rizetti, nach Büffon couleurs accidentelles, nach Scherfer Scheinfarben; Augentäuſchungen und Geſichtsbetrug nach mehreren, nach Hamberger vitia fugitiva, nach Darwin ocular ſpectra.

3.

Wir haben ſie phyſiologiſche genannt, weil ſie dem geſunden Auge angehören, weil wir ſie als die nothwendigen Bedingungen des Sehens betrachten, auf deſſen lebendiges Wechſelwirken in ſich ſelbſt und nach außen ſie hindeuten.

4.

Wir fügen ihnen ſogleich die pathologiſchen hinzu, welche, wie jeder abnorme Zuſtand auf den geſetzlichen, ſo auch hier auf die phyſiologiſchen Farben eine vollkommenere Einſicht verbreiten.

I.

Licht und Finſterniß zum Auge.

5.

Die Retina befindet ſich, je nachdem Licht oder Finſterniß auf ſie wirken, in zwey verſchiedenen Zuſtänden, die einander völlig entgegenſtehen.

6.

Wenn wir die Augen innerhalb eines ganz finſtern Raums offen halten, ſo wird uns ein gewiſſer Mangel empfindbar. Das Organ iſt ſich ſelbſt überlaſſen, es zieht ſich in ſich ſelbſt zurück, ihm fehlt jene reizende be-

friedigende Berührung, durch die es mit der äußern Welt verbunden und zum Ganzen wird.

7.

Wenden wir das Auge gegen eine ſtark beleuchtete weiße Fläche, ſo wird es geblendet und für eine Zeit lang unfähig, mäßig beleuchtete Gegenſtände zu unterſcheiden.

8.

Jeder dieſer äußerſten Zuſtände nimmt auf die angegebene Weiſe die ganze Netzhaut ein, und in ſo fern werden wir nur einen derſelben auf einmal gewahr. Dort (6) fanden wir das Organ in der höchſten Abſpannung und Empfänglichkeit, hier (7) in der äußerſten Ueberſpannung und Unempfindlichkeit.

9.

Gehen wir ſchnell aus einem dieſer Zuſtände in den andern über, wenn auch nicht von einer äußerſten Gränze zur andern, ſondern etwa nur aus dem Hellen ins Dämmernde; ſo iſt der Unterſchied bedeutend und wir können bemerken, daß die Zuſtände eine Zeit lang dauern.

10.

Wer aus der Tageshelle in einen dämmrigen Ort übergeht, unterſcheidet nichts in der erſten Zeit, nach und nach ſtellen ſich die Augen zur Empfänglichkeit wieder her, ſtarke früher als ſchwache, jene ſehen in einer Minute, wenn dieſe ſieben bis acht Minuten brauchen.

11.

Bey wiſſenſchaftlichen Beobachtungen kann die Unempfänglichkeit des Auges für ſchwache Lichteindrücke, wenn man aus dem Hellen ins Dunkle geht, zu ſonderbaren Irrthümern Gelegenheit geben. So glaubte ein Beobachter, deſſen Auge ſich langſam herſtellte, eine ganze Zeit, das faule Holz leuchte nicht um Mittag, ſelbſt in der dunkeln Kammer. Er ſah nämlich das ſchwache Leuchten nicht, weil er aus dem hellen Sonnenſchein in die dunkle Kammer zu gehen pflegte und erſt ſpäter einmal ſo lange darin verweilte, bis ſich das Auge wieder hergeſtellt hatte.

Eben ſo mag es dem Doctor Wall mit dem electriſchen Scheine des Bernſteins gegangen ſeyn, den er bey Tage, ſelbſt im dunkeln Zimmer, kaum gewahr werden konnte.

Das Nichtſehen der Sterne bey Tage, das Beſſerſehen der Gemälde durch eine doppelte Röhre iſt auch hieher zu rechnen.

12.

Wer einen völlig dunkeln Ort mit einem, den die Sonne beſcheint, verwechſelt, wird geblendet. Wer aus der Dämmrung ins nicht blendende Helle kommt, bemerkt alle Gegenſtände friſcher und beſſer; daher ein ausgeruhtes Auge durchaus für mäßige Erſcheinungen empfänglicher iſt.

Bey Gefangenen, welche lange im Finſtern geſeſſen, iſt die Empfänglichkeit der Retina ſo groß, daß ſie im Finſtern (wahrſcheinlich in einem wenig erhellten Dunkel) ſchon Gegenſtände unterſcheiden.

13.

Die Netzhaut befindet ſich bey dem, was wir ſehen heißen, zu gleicher Zeit in verſchiedenen, ja in entgegengeſetzten Zuſtänden. Das höchſte nicht blendende Helle wirkt neben dem völlig Dunkeln. Zugleich werden wir alle Mittelſtufen des Helldunkeln und alle Farbenbeſtimmungen gewahr.

14.

Wir wollen gedachte Elemente der ſichtbaren Welt nach und nach betrachten und bemerken, wie ſich das Organ gegen dieſelben verhalte, und zu dieſem Zweck die einfachſten Bilder vornehmen.

II.

Schwarze und weiße Bilder zum Auge.

15.

Wie ſich die Netzhaut gegen Hell und Dunkel überhaupt verhält, ſo verhält ſie ſich auch gegen dunkle und helle einzelne Gegenſtände. Wenn Licht und Finſterniß ihr im Ganzen verſchiedene Stimmungen geben; ſo werden ſchwarze und weiße Bilder, die zu gleicher Zeit ins Auge fallen, diejenigen Zuſtände neben einander bewirken, welche durch Licht und Finſterniß in einer Folge hervorgebracht werden.

16.

Ein dunkler Gegenſtand erſcheint kleiner, als ein heller von derſelben Größe. Man ſehe zugleich eine weiße Rundung auf ſchwarzem, eine ſchwarze auf weißem Grunde, welche nach einerley Zirkelſchlag ausgeſchnitten ſind, in einiger Entfernung an, und wir werden die letztere etwa um ein Fünftel kleiner, als die erſte halten. Man mache das ſchwarze Bild um ſoviel größer, und ſie werden gleich erſcheinen.

17.

So bemerkte Tycho de Brahe, daß der Mond in der Conjunction (der finſtere) um den fünften Theil kleiner erſcheine, als in der Oppoſition (der volle helle). Die erſte Mondſichel ſcheint einer größern Scheibe anzugehören, als der an ſie gränzenden dunkeln, die man zur Zeit des Neulichtes manchmal unterſcheiden kann. Schwarze Kleider machen die Perſonen viel ſchmäler ausſehen, als helle. Hinter einem Rand geſehene Lichter machen in den Rand einen ſcheinbaren Einſchnitt. Ein Lineal, hinter welchem ein Kerzenlicht hervorblickt, hat für uns eine Scharte. Die auf- und untergehende Sonne ſcheint einen Einſchnitt in den Horizont zu machen.

18.

Das Schwarze, als Repräſentant der Finſterniß, läßt das Organ im Zuſtande der Ruhe, das Weiße, als Stellvertreter des Lichts, verſetzt es in Thätigkeit. Man ſchlöſſe vielleicht aus gedachtem Phänomen (16), daß die ruhige Netzhaut, wenn ſie ſich ſelbſt überlaſſen

iſt, in ſich ſelbſt zuſammengezogen ſey, und einen kleinern Raum einnehme, als in dem Zuſtande der Thätigkeit, in den ſie durch den Reiz des Lichtes verſetzt wird.

Kepler ſagt daher ſehr ſchön: certum est vel in retina caussâ picturae, vel in spiritibus caussâ impressionis exsistere dilatationem lucidorum. Paralip. in Vitellionem p. 220. Pater Scherfer hat eine ähnliche Muthmaßung.

19.

Wie dem auch ſey, beyde Zuſtände, zu welchen das Organ durch ein ſolches Bild beſtimmt wird, beſtehen auf demſelben örtlich, und dauern eine Zeit lang fort, wenn auch ſchon der äußre Anlaß entfernt iſt. Im gemeinen Leben bemerken wir es kaum: denn ſelten kommen Bilder vor, die ſehr ſtark von einander abſtechen. Wir vermeiden diejenigen anzuſehn, die uns blenden. Wir blicken von einem Gegenſtand auf den andern, die Succeſſion der Bilder ſcheint uns rein, wir werden nicht gewahr, daß ſich von dem vorhergehenden etwas ins nachfolgende hinüberſchleicht.

20.

Wer auf ein Fenſterkreuz, das einen dämmernden Himmel zum Hintergrunde hat, morgens beym Erwachen, wenn das Auge beſonders empfänglich iſt, ſcharf hinblickt und ſodann die Augen ſchließt, oder gegen einen ganz dunkeln Ort hinſieht, wird ein ſchwarzes Kreuz auf hellem Grunde noch eine Weile vor ſich ſehen.

21.

Jedes Bild nimmt ſeinen beſtimmten Platz auf der Netzhaut ein, und zwar einen größern oder kleinern, nach

dem Maße, in welchem es nahe oder fern geſehen wird. Schließen wir das Auge ſogleich, wenn wir in die Sonne geſehen haben; ſo werden wir uns wundern, wie klein das zurückgebliebene Bild erſcheint.

22.

Kehren wir dagegen das geöffnete Auge nach einer Wand, und betrachten das uns vorſchwebende Geſpenſt in Bezug auf andre Gegenſtände; ſo werden wir es immer größer erblicken, je weiter von uns es durch irgend eine Fläche aufgefangen wird. Dieſes Phänomen erklärt ſich wohl aus dem perſpectiviſchen Geſetz, daß uns der kleine nähere Gegenſtand den größern entfernten zudeckt.

23.

Nach Beſchaffenheit der Augen iſt die Dauer dieſes Eindrucks verſchieden. Sie verhält ſich wie die Herſtellung der Netzhaut bey dem Uebergang aus dem Hellen ins Dunkle (10), und kann alſo nach Minuten und Secunden abgemeſſen werden, und zwar viel genauer, als es bisher durch eine geſchwungene, brennende Lunte, die dem hinblickenden Auge als ein Zirkel erſcheint, geſchehen konnte.

24.

Beſonders auch kommt die Energie in Betracht, womit eine Lichtwirkung das Auge trifft. Am längſten bleibt das Bild der Sonne, andre mehr oder weniger leuchtende Körper laſſen ihre Spur länger oder kürzer zurück.

25.

Dieſe Bilder verſchwinden nach und nach, und zwar indem ſie ſowohl an Deutlichkeit als an Größe verlieren.

26.

Sie nehmen von der Peripherie herein ab, und man glaubt bemerkt zu haben, daß bey viereckten Bildern ſich nach und nach die Ecken abſtumpfen, und zuletzt ein immer kleineres rundes Bild vorſchwebt.

27.

Ein ſolches Bild, deſſen Eindruck nicht mehr bemerklich iſt, läßt ſich auf der Retina gleichſam wieder beleben, wenn wir die Augen öffnen und ſchließen und mit Erregung und Schonung abwechſeln.

28.

Daß Bilder ſich bey Augenkrankheiten vierzehn bis ſiebzehn Minuten, ja länger auf der Retina erhielten, deutet auf äußerſte Schwäche des Organs, auf deſſen Unfähigkeit ſich wieder herzuſtellen, ſo wie das Vorſchweben leidenſchaftlich geliebter oder verhaßter Gegenſtände aus dem Sinnlichen ins Geiſtige deutet.

29.

Blickt man, indeſſen der Eindruck obgedachten Fenſterbildes noch dauert, nach einer hellgrauen Fläche, ſo erſcheint das Kreuz hell und der Scheibenraum dunkel. In jenem Falle (20) blieb der Zuſtand ſich ſelbſt gleich, ſo daß auch der Eindruck identiſch verharren konnte; hier

aber wird eine Umkehrung bewirkt, die unſere Aufmerkſamkeit aufregt und von der uns die Beobachter mehrere Fälle überliefert haben.

30.

Die Gelehrten, welche auf den Cordilleras ihre Beobachtungen anſtellten, ſahen um den Schatten ihrer Köpfe, der auf Wolken fiel, einen hellen Schein. Dieſer Fall gehört wohl hieher: denn indem ſie das dunkle Bild des Schattens fixirten und ſich zugleich von der Stelle bewegten, ſo ſchien ihnen das geforderte helle Bild um das dunkle zu ſchweben. Man betrachte ein ſchwarzes Rund auf einer hellgrauen Fläche, ſo wird man bald, wenn man die Richtung des Blicks im geringſten verändert, einen hellen Schein um das dunkle Rund ſchweben ſehen.

Auch mir iſt ein Aehnliches begegnet. Indem ich nämlich auf dem Felde ſitzend mit einem Manne ſprach, der, in einiger Entfernung vor mir ſtehend, einen grauen Himmel zum Hintergrund hatte, ſo erſchien mir, nachdem ich ihn lange ſcharf und unverwandt angeſehen, als ich den Blick ein wenig gewendet, ſein Kopf von einem blendenden Schein umgeben.

Wahrſcheinlich gehört hieher auch das Phänomen, daß Perſonen, die bey Aufgang der Sonne an feuchten Wieſen hergehen, einen Schein um ihr Haupt erblicken, der zugleich farbig ſeyn mag, weil ſich von den Phänomenen der Refraction etwas einmiſcht.

So hat man auch um die Schatten der Luftballone, welche auf Wolken fielen, helle und einigermaßen gefärbte Kreiſe bemerken wollen.

Pater Beccaria ſtellte einige Verſuche an über die Wetterelectricität, wobey er den papiernen Drachen in die Höhe ſteigen ließ. Es zeigte ſich um dieſe Maſchine ein kleines glänzendes Wölkchen von abwechſelnder Größe, ja auch um einen Theil der Schnur. Es verſchwand zuweilen, und wenn der Drache ſich ſchneller bewegte, ſchien es auf dem vorigen Platze einige Augenblicke hin und wieder zu ſchweben. Dieſe Erſcheinung, welche die damaligen Beobachter nicht erklären konnten, war das im Auge zurückgebliebene, gegen den hellen Himmel in ein helles verwandelte Bild des dunkeln Drachen.

Bey optiſchen, beſonders chromatiſchen Verſuchen, wo man oft mit blendenden Lichtern, ſie ſeyen farblos oder farbig, zu thun hat, muß man ſich ſehr vorſehen, daß nicht das zurückgebliebene Spectrum einer vorhergehenden Beobachtung ſich mit in eine folgende Beobachtung miſche und dieſelbe verwirrt und unrein mache.

31.

Dieſe Erſcheinungen hat man ſich folgendermaßen zu erklären geſucht. Der Ort der Retina, auf welchen das Bild des dunklen Kreuzes fiel, iſt als ausgeruht und empfänglich anzuſehen. Auf ihn wirkt die mäßig erhellte Fläche lebhafter, als auf die übrigen Theile der Netzhaut, welche durch die Fenſterſcheiben das Licht empfingen, und nachdem ſie durch einen ſo viel ſtärkern Reiz in Thätigkeit geſetzt worden, die graue Fläche nur als dunkel gewahr werden.

32.

Dieſe Erklärungsart ſcheint für den gegenwärtigen Fall ziemlich hinreichend; in Betrachtung künftiger Er-

ſcheinungen aber ſind wir genöthigt das Phänomen aus höhern Quellen abzuleiten.

33.

Das Auge eines Wachenden äußert ſeine Lebendigkeit beſonders darin, daß es durchaus in ſeinen Zuſtänden abzuwechſeln verlangt, die ſich am einfachſten vom Dunkeln zum Hellen und umgekehrt bewegen. Das Auge kann und mag nicht einen Moment in einem beſondern, in einem durch das Object ſpecificirten Zuſtande identiſch verharren. Es iſt vielmehr zu einer Art von Oppoſition genöthigt, die, indem ſie das Extrem dem Extreme, das Mittlere dem Mittleren entgegenſetzt, ſogleich das Entgegengeſetzte verbindet, und in der Succeſſion ſowohl als in der Gleichzeitigkeit und Gleichörtlichkeit nach einem Ganzen ſtrebt.

34.

Vielleicht entſteht das außerordentliche Behagen, das wir bey dem wohlbehandelten Helldunkel farbloſer Gemälde und ähnlicher Kunſtwerke empfinden, vorzüglich aus dem gleichzeitigen Gewahrwerden eines Ganzen, das von dem Organ ſonſt nur in einer Folge mehr geſucht, als hervorgebracht wird, und wie es auch gelingen möge, niemals feſtgehalten werden kann.

III.

Graue Flächen und Bilder.

35.

Ein groſer Theil chromatiſcher Verſuche verlangt ein mäßiges Licht. Dieſes können wir ſogleich durch mehr oder minder graue Flächen bewirken, und wir haben uns daher mit dem Grauen zeitig bekannt zu machen, wobey wir kaum zu bemerken brauchen, daß in manchen Fällen eine im Schatten oder in der Dämmerung ſtehende weiße Fläche für eine graue gelten kann.

36.

Da eine graue Fläche zwiſchen hell und dunkel innen ſteht, ſo läßt ſich das, was wir oben (29) als Phänomen vorgetragen, zum bequemen Verſuch erheben.

37.

Man halte ein ſchwarzes Bild vor eine graue Fläche und ſehe unverwandt, indem es weggenommen wird, auf denſelben Fleck; der Raum, den es einnahm, erſcheint um vieles heller. Man halte auf eben dieſe Art ein weiſes Bild hin, und der Raum wird nachher dunkler als die übrige Fläche erſcheinen. Man verwende das Auge auf der Tafel hin und wieder; ſo werden in beyden Fällen die Bilder ſich gleichfalls hin und her bewegen.

38.

Ein graues Bild auf ſchwarzem Grunde erſcheint viel heller, als daſſelbe Bild auf weißem. Stellt man beyde Fälle neben einander, ſo kann man ſich kaum überzeugen, daß beyde Bilder aus Einem Topf gefärbt ſeyen. Wir glauben hier abermals die große Regſamkeit der Netzhaut zu bemerken und den ſtillen Widerſpruch, den jedes Lebendige zu äußern gedrungen iſt, wenn ihm irgend ein beſtimmter Zuſtand dargeboten wird. So ſetzt das Einathmen ſchon das Ausathmen voraus und umgekehrt; ſo jede Syſtole ihre Diaſtole. Es iſt die ewige Formel des Lebens, die ſich auch hier äußert. Wie dem Auge das Dunkle geboten wird, ſo fordert es das Helle; es fordert Dunkel, wenn man ihm Hell entgegenbringt und zeigt eben dadurch ſeine Lebendigkeit, ſein Recht das Object zu faſſen, indem es etwas, das dem Object entgegengeſetzt iſt, aus ſich ſelbſt hervorbringt.

IV.

Blendendes farbloſes Bild.

39.

Wenn man ein blendendes völlig farbloſes Bild anſieht, ſo macht ſolches einen ſtarken dauernden Eindruck, und das Abklingen deſſelben iſt von einer Farbenerſcheinung begleitet.

40.

In einem Zimmer, das möglichſt verdunkelt worden, habe man im Laden eine runde Oeffnung, etwa drey Zoll im Durchmeſſer, die man nach Belieben auf- und zudecken kann; durch ſelbige laſſe man die Sonne auf ein weißes Papier ſcheinen und ſehe in einiger Entfernung ſtarr das erleuchtete Rund an; man ſchließe darauf die Oeffnung und blicke nach dem dunkelſten Orte des Zimmers; ſo wird man eine runde Erſcheinung vor ſich ſchweben ſehen. Die Mitte des Kreiſes wird man hell, farblos, einigermaßen gelb ſehen, der Rand aber wird ſogleich purpurfarben erſcheinen.

Es dauert eine Zeit lang, bis dieſe Purpurfarbe von außen herein den ganzen Kreis zudeckt, und endlich den hellen Mittelpunct völlig vertreibt. Kaum erſcheint aber das ganze Rund purpurfarben, ſo fängt der Rand an blau zu werden, das Blaue verdrängt nach und nach hereinwärts den Purpur. Iſt die Erſcheinung vollkommen blau, ſo wird der Rand dunkel und unfärbig. Es währet lange, bis der unfärbige Rand völlig das Blaue vertreibt und der ganze Raum unfärbig wird. Das Bild nimmt ſodann nach und nach ab und zwar dergeſtalt, daß es zugleich ſchwächer und kleiner wird. Hier ſehen wir abermals, wie ſich die Netzhaut, durch eine Succeſſion von Schwingungen, gegen den gewaltſamen äußern Eindruck nach und nach wieder herſtellt. (25. 26.)

41.

Die Verhältniſſe des Zeitmaßes dieſer Erſcheinung habe ich an meinem Auge, bey mehrern Verſuchen übereinſtimmend, folgendermaßen gefunden.

Auf das blendende Bild hatte ich fünf Secunden geſehen, darauf den Schieber geſchloſſen; da erblickt' ich das farbige Scheinbild ſchwebend, und nach dreyzehn Secunden erſchien es ganz purpurfarben. Nun vergingen wieder neun und zwanzig Secunden, bis das Ganze blau erſchien, und acht und vierzig, bis es mir farblos vorſchwebte. Durch Schließen und Oeffnen des Auges belebte ich das Bild immer wieder (27), ſo daß es ſich erſt nach Verlauf von ſieben Minuten ganz verlor.

Künftige Beobachter werden dieſe Zeiten kürzer oder länger finden, je nachdem ſie ſtärkere oder ſchwächere Augen haben (23). Sehr merkwürdig aber wäre es, wenn man demungeachtet durchaus ein gewiſſes Zahlenverhältniß dabey entdecken könnte.

42.

Aber dieſes ſonderbare Phänomen erregt nicht ſobald unſre Aufmerkſamkeit, als wir ſchon eine neue Modification deſſelben gewehr werden.

Haben wir, wie eben gedacht, den Lichteindruck im Auge aufgenommen und ſehen in einem mäßig erleuchteten Zimmer auf einen hellgrauen Gegenſtand; ſo ſchwebt abermals ein Phänomen vor uns, aber ein dunkles, das ſich nach und nach von außen mit einem grünen Rande einfaßt, welcher eben ſo, wie vorher der purpurne Rand, ſich über das ganze Rund hineinwärts verbreitet. Iſt dieſes geſchehen, ſo ſieht man nunmehr ein ſchmutziges Gelb, das, wie in dem vorigen Verſuche das Blau, die Scheibe ausfüllt und zuletzt von einer Unfarbe verſchlungen wird.

43.

Dieſe beyden Verſuche laſſen ſich combiniren, wenn man in einem mäßig hellen Zimmer eine ſchwarze und weiße Tafel neben einander hinſetzt und, ſo lange das Auge den Lichteindruck behält, bald auf die weiße, bald auf die ſchwarze Tafel ſcharf hinblickt. Man wird alsdann im Anfange bald ein purpurnes, bald ein grünes Phänomen und ſo weiter das übrige gewahr werden. Ja, wenn man ſich geübt hat, ſo laſſen ſich, indem man das ſchwebende Phänomen dahin bringt, wo die zwey Tafeln an einander ſtoßen, die beyden entgegengeſetzten Farben zugleich erblicken; welches um ſo bequemer geſchehen kann, als die Tafeln entfernter ſtehen, indem das Spectrum alsdann größer erſcheint.

44.

Ich befand mich gegen Abend in einer Eiſenſchmiede, als eben die glühende Maſſe unter den Hammer gebracht wurde. Ich hatte ſcharf darauf geſehen, wendete mich um und blickte zufällig in einen offenſtehenden Kohlenſchoppen. Ein ungeheures purpurfarbnes Bild ſchwebte nun vor meinen Augen, und als ich den Blick von der dunkeln Oeffnung weg, nach dem hellen Bretterverſchlag wendete, ſo erſchien mir das Phänomen halb grün, halb purpurfarben, je nachdem es einen dunklern oder hellern Grund hinter ſich hatte. Auf das Abklingen dieſer Erſcheinung merkte ich damals nicht.

45.

Wie das Abklingen eines umſchriebenen Glanzbildes verhält ſich auch das Abklingen einer totalen Blen-

dung der Retina. Die Purpurfarbe, welche die vom Schnee Geblendeten erblicken, gehört hieher, so wie die ungemein schöne grüne Farbe dunkler Gegenstände, nachdem man auf ein weißes Papier in der Sonne lange hingesehen. Wie es sich näher damit verhalte, werden diejenigen künftig untersuchen, deren jugendliche Augen, um der Wissenschaft willen, noch etwas auszustehen fähig sind.

46.

Hieher gehören gleichfalls die schwarzen Buchstaben, die im Abendlichte roth erscheinen. Vielleicht gehört auch die Geschichte hieher, daß sich Blutstropfen auf dem Tische zeigten, an den sich Heinrich der Vierte von Frankreich mit dem Herzog von Guise, um Würfel zu spielen, gesetzt hatte.

V.

Farbige Bilder.

47.

Wir wurden die physiologischen Farben zuerst beym Abklingen farbloser blendender Bilder, so wie auch bey abklingenden allgemeinen farblosen Blendungen gewahr. Nun finden wir analoge Erscheinungen, wenn dem Auge eine schon specificirte Farbe geboten wird, wobey uns alles, was wir bisher erfahren haben, immer gegenwärtig bleiben muß.

48.

Wie von den farbloſen Bildern, ſo bleibt auch von den farbigen der Eindruck im Auge, nur daß uns die zur Oppoſition aufgefordert, und durch den Gegenſatz eine Totalität hervorbringende Lebendigkeit der Netzhaut anſchaulicher wird.

49.

Man halte ein kleines Stück lebhaft farbigen Papiers, oder ſeidnen Zeuges, vor eine mäßig erleuchtete weiße Tafel, ſchaue unverwandt auf die kleine farbige Fläche und hebe ſie, ohne das Auge zu verrücken, nach einiger Zeit hinweg; ſo wird das Spectrum einer andern Farbe auf der weißen Tafel zu ſehen ſeyn. Man kann auch das farbige Papier an ſeinem Orte laſſen, und mit dem Auge auf einen andern Fleck der weißen Tafel hinblicken; ſo wird jene farbige Erſcheinung ſich auch dort ſehen laſſen: denn ſie entſpringt aus einem Bilde, das nunmehr dem Auge angehört.

50.

Um in der Kürze zu bemerken, welche Farben denn eigentlich durch dieſen Gegenſatz hervorgerufen werden, bediene man ſich des illuminirten Farbenkreiſes unſerer Tafeln, der überhaupt naturgemäß eingerichtet iſt, und auch hier ſeine guten Dienſte leiſtet, indem die in demſelben diametral einander entgegengeſetzten Farben diejenigen ſind, welche ſich im Auge wechſelsweiſe fordern. So fordert Gelb das Violette, Orange das Blaue, Purpur das Grüne, und umgekehrt.

So fordern ſich alle Abſtufungen wechſelsweiſe, die einfachere Farbe fordert die zuſammengeſetztere, und umgekehrt.

31.

Oefter, als wir denken, kommen uns die hieher gehörigen Fälle im gemeinen Leben vor, ja der Aufmerkſame ſieht dieſe Erſcheinungen überall, da ſie hingegen von dem ununterrichteten Theil der Menſchen, wie von unſern Vorfahren, als flüchtige Fehler angeſehen werden, ja manchmal gar, als wären es Vorbedeutungen von Augenkrankheiten, ſorgliches Nachdenken erregen. Einige bedeutende Fälle mögen hier Platz nehmen.

32.

Als ich gegen Abend in ein Wirthshaus eintrat und ein wohlgewachſenes Mädchen mit blendendweißem Geſicht, ſchwarzen Haaren und einem ſcharlachrothen Mieder zu mir ins Zimmer trat, blickte ich ſie, die in einiger Entfernung vor mir ſtand, in der Halbdämmerung ſcharf an. Indem ſie ſich nun darauf hinwegbewegte, ſah ich auf der mir entgegenſtehenden weißen Wand ein ſchwarzes Geſicht, mit einem hellen Schein umgeben, und die übrige Bekleidung der völlig deutlichen Figur erſchien von einem ſchönen Meergrün.

33.

Unter dem optiſchen Apparat befinden ſich Bruſtbilder von Farben und Schattirungen, denen entgegengeſetzt, welche die Natur zeigt, und man will, wenn man ſie eine Zeit lang angeſchaut, die

Scheingeſtalt alsdann ziemlich natürlich geſehen haben. Die Sache iſt an ſich ſelbſt richtig und der Erfahrung gemäß: denn in obigem Falle hätte mir eine Mohrin mit weißer Binde, ein weißes Geſicht ſchwarz umgeben hervorgebracht; nur will es bey jenen gewöhnlich klein gemalten Bildern nicht Jedermann glücken, die Theile der Scheinfigur gewahr zu werden.

54.

Ein Phänomen, das ſchon früher bey den Naturforſchern Aufmerkſamkeit erregt, läßt ſich, wie ich überzeugt bin, auch aus dieſen Erſcheinungen ableiten.

Man erzählt, daß gewiſſe Blumen im Sommer bey Abendzeit gleichſam blitzen, phosphoreſciren oder ein augenblickliches Licht ausſtrömen. Einige Beobachter geben dieſe Erfahrungen genauer an.

Dieſes Phänomen ſelbſt zu ſehen hatte ich mich oft bemüht, ja ſogar, um es hervorzubringen, künſtliche Verſuche angeſtellt.

Am 19. Jun. 1799, als ich zu ſpäter Abendzeit, bey der in eine klare Nacht übergehenden Dämmerung, mit einem Freunde im Garten auf- und abging, bemerkten wir ſehr deutlich an den Blumen des orientaliſchen Mohns, die vor allen andern eine ſehr mächtig rothe Farbe haben, etwas flammenähnliches, das ſich in ihrer Nähe zeigte. Wir ſtellten uns vor die Stauden hin, ſahen aufmerkſam darauf, konnten aber nichts weiter bemerken, bis uns endlich, bey abermaligem Hin- und Wiedergehen, gelang, indem wir ſeitwärts darauf blickten, die Erſcheinung ſo oft zu wiederholen, als

uns beliebte. Es zeigte ſich, daß es ein phyſiologiſches Farbenphänomen, und der ſcheinbare Blitz eigentlich das Scheinbild der Blume, in der geforderten blaugrünen Farbe ſey.

Wenn man eine Blume gerad anſieht, ſo kommt die Erſcheinung nicht hervor; doch müßte es auch geſchehen, ſobald man mit dem Blick wankte. Schielt man aber mit dem Augenwinkel hin, ſo entſteht eine momentane Doppelerſcheinung, bey welcher das Scheinbild gleich neben und an dem wahren Bilde erblickt wird.

Die Dämmerung iſt Urſache, daß das Auge völlig ausgeruht und empfänglich iſt, und die Farbe des Mohns iſt mächtig genug, bey einer Sommerdämmerung der längſten Tage, noch vollkommen zu wirken und ein gefordertes Bild hervorzurufen.

Ich bin überzeugt, daß man dieſe Erſcheinung zum Verſuche erheben und den gleichen Effect durch Papierblumen hervorbringen könnte.

Will man indeſſen ſich auf die Erfahrung in der Natur vorbereiten, ſo gewöhne man ſich, indem man durch den Garten geht, die farbigen Blumen ſcharf anzuſehen und ſogleich auf den Sandweg hinzublicken; man wird dieſen alsdann mit Flecken der entgegengeſetzten Farbe beſtreut ſehen. Dieſe Erfahrung glückt bey bedecktem Himmel, aber auch ſelbſt beym helliſten Sonnenſchein, der, indem er die Farbe der Blume erhöht, ſie fähig macht die geforderte Farbe mächtig genug hervorzubringen, daß ſie ſelbſt bey einem blendenden Lichte noch bemerkt werden kann. So bringen die Pä-

nien ſchön grüne, die Calendeln lebhaft blaue Spectra hervor.

55.

So wie bey den Verſuchen mit farbigen Bildern auf einzelnen Theilen der Retina ein Farbenwechſel geſetzmäßig entſteht, ſo geſchieht daſſelbe, wenn die ganze Netzhaut von Einer Farbe afficirt wird. Hievon können wir uns überzeugen, wenn wir farbige Glasſcheiben vors Auge nehmen. Man blicke eine Zeit lang durch eine blaue Scheibe, ſo wird die Welt nachher dem befreyten Auge, wie von der Sonne erleuchtet erſcheinen, wenn auch gleich der Tag grau und die Gegend herbſtlich farblos wäre. Eben ſo ſehen wir, indem wir eine grüne Brille weglegen, die Gegenſtände mit einem röthlichen Schein überglänzt. Ich ſollte daher glauben, daß es nicht wohlgethan ſey, zu Schonung der Augen ſich grüner Gläſer, oder grünen Papiers zu bedienen, weil jede Farbſpecificatien dem Auge Gewalt anthut, und das Organ zur Oppoſition nöthigt.

56.

Haben wir bisher die entgegengeſetzten Farben ſich einander ſucceſſiv auf der Retina fordern ſehen; ſo bleibt uns noch übrig zu erfahren, daß dieſe geſetzliche Forderung auch ſimultan beſtehen könne. Malt ſich auf einem Theile der Netzhaut ein farbiges Bild, ſo findet ſich der übrige Theil ſogleich in einer Diſpoſition, die bemerkten correſpondirenden Farben hervorzubringen. Setzt man obige Verſuche fort, und blickt z. B. vor einer weißen Fläche auf ein gelbes Stück Papier; ſo

iſt der übrige Theil des Auges ſchon disponiert, auf gedachter farbloſer Fläche das Violette hervorzubringen. Allein das wenige Gelbe iſt nicht mächtig genug jene Wirkung deutlich zu leiſten. Bringt man aber auf eine gelbe Wand weiße Papiere, ſo wird man ſie mit einem violetten Ton überzogen ſehen.

57.

Ob man gleich mit allen Farben dieſe Verſuche anſtellen kann, ſo ſind doch beſonders dazu Grün und Purpur zu empfehlen, weil dieſe Farben einander auffallend hervorrufen. Auch im Leben begegnen uns dieſe Fälle häufig. Blickt ein grünes Papier durch geſtreiften oder geblümten Muſſelin hindurch, ſo werden die Streifen oder Blumen röthlich erſcheinen. Durch grüne Schalkern ein graues Haus geſehen, erſcheint gleichfalls röthlich. Die Purpurfarbe an dem bewegten Meer iſt auch eine geforderte Farbe. Der beleuchtete Theil der Wellen erſcheint grün in ſeiner eigenen Farbe, und der beſchattete in der entgegengeſetzten purpurnen. Die verſchiedene Richtung der Wellen gegen das Auge bringt eben die Wirkung hervor. Durch eine Oeffnung rother oder grüner Vorhänge erſcheinen die Gegenſtände draußen mit der geforderten Farbe. Uebrigens werden ſich dieſe Erſcheinungen dem Aufmerkſamen überall, ja bis zur Unbequemlichkeit zeigen.

58.

Haben wir das Simultane dieſer Wirkungen bisher in den directen Fällen kennen gelernt; ſo können wir

ſolche auch in den umgekehrten bemerken. Nimmt man ein ſehr lebhaft orange gefärbtes Stückchen Papier vor die weiße Fläche, ſo wird man, wenn man es ſcharf anſieht, das auf der übrigen Fläche geforderte Blau ſchwerlich gewahr werden. Nimmt man aber das orange Papier weg, und erſcheint an deſſen Platz das blaue Scheinbild; ſo wird ſich in dem Augenblick, da dieſes völlig wirkſam iſt, die übrige Fläche, wie in einer Art von Wetterleuchten, mit einem röthlich gelben Schein überziehen, und wird dem Beobachter die productive Forderung dieſer Geſetzlichkeit zum lebhaften Anſchauen bringen.

59.

Wie die geforderten Farben, da wo ſie nicht ſind, neben und nach der fordernden leicht erſcheinen; ſo werden ſie erhöht, da wo ſie ſind. In einem Hofe, der mit grauen Kalkſteinen gepflaſtert und mit Gras durchwachſen war, erſchien das Gras von einer unendlich ſchönen Grüne, als Abendwolken einen röthlichen kaum bemerklichen Schein auf das Pflaſter warfen. Im umgekehrten Falle ſieht derjenige, der bey einer mittleren Helle des Himmels auf Wieſen wandelt, und nichts als Grün vor ſich ſieht, öfters die Baumſtämme und Wege mit einem röthlichen Scheine leuchten. Bey Landſchaftmahlern, beſonders denjenigen, die mit Aquarellfarben arbeiten, kommt dieſer Ton öfters vor. Wahrſcheinlich ſehen ſie ihn in der Natur, ahmen ihn unbewußt nach und ihre Arbeit wird als unnatürlich getadelt.

60.

Dieſe Phänomene ſind von der gröſten Wichtigkeit, indem ſie uns auf die Geſetze des Sehens hindeuten, und zu künftiger Betrachtung der Farben eine nothwendige Vorbereitung ſind. Das Auge verlangt dabey ganz eigentlich Totalität und ſchließt in ſich ſelbſt den Farbenkreis ab. In dem vom Gelben geforderten Violetten liegt das Rothe und Blaue; im Orange das Gelbe und Rothe, dem das Blaue entſpricht; das Grüne vereinigt Blau und Gelb und fordert das Rothe, und ſo in allen Abſtufungen der verſchiedenſten Miſchungen. Daß man in dieſem Falle genöthigt werde, drey Hauptfarben anzunehmen, iſt ſchon früher von den Beobachtern bemerkt worden.

61.

Wenn in der Totalität die Elemente, woraus ſie zuſammenwächſt, noch bemerklich ſind, nennen wir ſie billig Harmonie, und wie die Lehre von der Harmonie der Farben ſich aus dieſen Phänomenen herleite, wie nur durch dieſe Eigenſchaften die Farbe fähig ſey, zu äſthetiſchem Gebrauch angewendet zu werden, muß ſich in der Folge zeigen, wenn wir den ganzen Kreis der Beobachtungen durchlaufen haben und auf den Punct, wovon wir ausgegangen ſind, zurückkehren.

VI.

Farbige Schatten.

62.

Ehe wir jedoch weiter ſchreiten, haben wir noch höchſt merkwürdige Fälle dieſer lebendig geforderten, neben einander beſtehenden Farben zu beobachten, und zwar indem wir unſre Aufmerkſamkeit auf die farbigen Schatten richten. Um zu dieſen überzugehen, wenden wir uns vorerſt zur Betrachtung der farbloſen Schatten.

63.

Ein Schatten von der Sonne auf eine weiße Fläche geworfen giebt uns keine Empfindung von Farbe, ſo lange die Sonne in ihrer völligen Kraft wirkt. Er ſcheint ſchwarz oder, wenn ein Gegenlicht hinzu dringen kann, ſchwächer, halberhellt, grau.

64.

Zu den farbigen Schatten gehören zwey Bedingungen, erſtlich, daß das wirkſame Licht auf irgend eine Art die weiße Fläche färbe, zweytens, daß ein Gegenlicht den geworfenen Schatten auf einen gewiſſen Grad erleuchte.

65.

Man ſetze bey der Dämmerung auf ein weißes Papier eine niedrig brennende Kerze; zwiſchen ſie und das

abnehmende Tageslicht stelle man einen Bleystift aufrecht, so daß der Schatten, welchen die Kerze wirft, von dem schwachen Tageslicht erhellt, aber nicht aufgehoben werden kann, und der Schatten wird von dem schönsten Blau erscheinen.

66.

Daß dieser Schatten blau sey, bemerkt man alsobald; aber man überzeugt sich nur durch Aufmerksamkeit, daß das weiße Papier als eine röthlich gelbe Fläche wirkt, durch welchen Schein jene blaue Farbe im Auge gefordert wird.

67.

Bey allen farbigen Schatten daher muß man auf der Fläche, auf welche er geworfen wird, eine erregte Farbe vermuthen, welche sich auch bey aufmerksamerer Betrachtung wohl erkennen läßt. Doch überzeuge man sich vorher durch folgenden Versuch.

68.

Man nehme zu Nachtzeit zwey brennende Kerzen und stelle sie gegen einander auf eine weiße Fläche; man halte einen dünnen Stab zwischen beyden aufrecht, so daß zwey Schatten entstehen; man nehme ein farbiges Glas und halte es vor das eine Licht, also daß die weiße Fläche gefärbt erscheine, und in demselben Augenblick wird der von dem nunmehr färbenden Lichte geworfene, und von dem farblosen Lichte beleuchtete Schatten die geforderte Farbe anzeigen.

69.

Es tritt hier eine wichtige Betrachtung ein, auf die wir noch öfters zurückkommen werden. Die Farbe ſelbſt iſt ein Schattiges (σκιερόν); deswegen Kircher vollkommen recht hat, ſie Lumen opacatum zu nennen; und wie ſie mit dem Schatten verwandt iſt, ſo verbindet ſie ſich auch gern mit ihm, ſie erſcheint uns gern in ihm und durch ihn, ſobald der Anlaß nur gegeben iſt; und ſo müſſen wir bey Gelegenheit der farbigen Schatten zugleich eines Phänomens erwähnen, deſſen Ableitung und Entwickelung erſt ſpäter vorgenommen werden kann.

70.

Man wähle in der Dämmerung den Zeitpunct, wo das einfallende Himmelslicht noch einen Schatten zu werfen im Stande iſt, der von dem Kerzenlichte nicht ganz aufgehoben werden kann, ſo daß vielmehr ein doppelter fällt, einmal vom Kerzenlicht gegen das Himmelslicht, und ſodann vom Himmelslicht gegen das Kerzenlicht. Wenn der erſtere blau iſt, ſo wird der letztere hochgelb erſcheinen. Dieſes hohe Gelb iſt aber eigentlich nur der über das ganze Papier von dem Kerzenlicht verbreitete gelbröthliche Schein, der im Schatten ſichtbar wird.

71.

Hievon kann man ſich bey dem obigen Verſuche mit zwey Kerzen und farbigen Gläſern am beſten überzeugen, ſo wie die unglaubliche Leichtigkeit, womit der Schatten eine Farbe annimmt, bey der nähern Betrach-

tung der Widerſcheine und ſonſt mehrmals zur Sprache kommt.

72.

Und ſo wäre denn auch die Erſcheinung der farbigen Schatten, welche den Beobachtern bisher ſo viel zu ſchaffen gemacht, bequem abgeleitet. Ein jeder, der künftighin farbige Schatten bemerkt, beobachte nur, mit welcher Farbe die helle Fläche, worauf ſie erſcheinen, etwa tingirt ſeyn möchte. Ja man kann die Farbe des Schattens als ein Chromatoſcop der beleuchteten Fläschen anſehen, indem man die der Farbe des Schattens entgegenſtehende Farbe auf der Fläche vermuthen und bey näherer Aufmerkſamkeit in jedem Falle gewahr werden kann.

73.

Wegen dieſer nunmehr bequem abzuleitenden farbigen Schatten hat man ſich bisher viel gequält und ſie, weil ſie meiſtentheils unter freyem Himmel beobachtet wurden und vorzüglich blau erſchienen, einer gewiſſen heimlich blauen und blau färbenden Eigenſchaft der Luft zugeſchrieben. Man kann ſich aber bey jenem Verſuche mit dem Kerzenlicht im Zimmer überzeugen, daß keine Art von blauem Schein oder Widerſchein dazu nöthig iſt, indem man den Verſuch an einem grauen trüben Tag, ja hinter zugezogenen weißen Vorhängen anſtellen kann, in einem Zimmer, wo ſich auch nicht das mindeſte Blaue befindet, und der blaue Schatten wird ſich nur um deſto ſchöner zeigen.

74.

Sauſſüre ſagt in der Beſchreibung ſeiner Reiſe auf den Montblanc:

„Eine zweyte nicht unintereſſante Bemerkung betrifft die Farben der Schatten, die wir trotz der genauſten Beobachtung nie dunkelblau fanden, ob es gleich in der Ebene häufig der Fall geweſen war. Wir ſahen ſie im Gegentheil von neun und funfzigmal einmal gelblich, ſechsmal blaßbläulich, achtzehnmal farbenlos oder ſchwarz, und vier und dreyßigmal blaßviolet.

Wenn alſo einige Phyſiker annehmen, daß dieſe Farben mehr von zufälligen in der Luft zerſtreuten, den Schatten ihre eigenthumlichen Nüancen mittheilenden Dünſten herrühren, nicht aber durch eine beſtimmte Luft- oder reflectirte Himmelsfarbe verurſacht werden; ſo ſcheinen jene Beobachtungen ihrer Meynung günſtig zu ſeyn.“

Die von de Sauſſüre angezeigten Erfahrungen werden wir nun bequem einrangiren können.

Auf der großen Höhe war der Himmel meiſtentheils rein von Dünſten. Die Sonne wirkte in ihrer ganzen Kraft auf den weißen Schnee, ſo daß er dem Auge völlig weiß erſchien, und ſie ſahen bey dieſer Gelegenheit die Schatten völlig farbenlos. War die Luft mit wenigen Dünſten geſchwängert und entſtand dadurch ein gelblicher Ton des Schnees, ſo folgten violette Schatten und zwar waren dieſe die meiſten. Auch ſahen ſie bläuliche Schatten, jedoch ſeltener; und daß die blauen und violetten nur blaß waren, kam von der hellen und heiteren Umgebung, wodurch die Schatten-

ſtärke gemindert wurde. Nur einmal ſahen ſie den Schatten gelblich, welches, wie wir oben (70.) geſehen haben, ein Schatten iſt, der von einem farbloſen Gegenlichte geworfen und von dem farbenden Hauptlichte erleuchtet werden.

75.

Auf einer Harzreiſe im Winter ſah ich gegen Abend vom Brocken herunter, die weiten Flächen auf- und abwärts waren beſchneit, die Heide von Schnee bedeckt, alle zerſtreut ſtehenden Bäume und vorragenden Klippen, auch alle Baum- und Felſenmaſſen völlig bereift, die Sonne ſenkte ſich eben gegen die Oberfläche hinunter.

Waren den Tag über, bey dem gelblichen Ton des Schnees, ſchon leiſe violette Schatten bemerklich geweſen, ſo mußte man ſie nun für hochblau anſprechen, als ein geſteigertes Gelb von den beleuchteten Theilen widerſtrahlte.

Als aber die Sonne ſich endlich ihrem Niedergang näherte, und ihr durch die ſtärkeren Dünſte höchſt gemäßigter Strahl die ganze mich umgebende Welt mit der ſchönſten Purpurfarbe überzog, da verwandelte ſich die Schattenfarbe in ein Grün, das nach ſeiner Klarheit einem Meergrün, nach ſeiner Schönheit einem Schmaragdgrün verglichen werden konnte. Die Erſcheinung ward immer lebhafter, man glaubte ſich in einer Feenwelt zu befinden, denn alles hatte ſich in die zwey lebhaften und ſo ſchön übereinſtimmenden Farben gekleidet, bis endlich mit dem Sonnenuntergang die

Prachterſcheinung ſich in eine graue Dämmerung, und nach und nach in eine mond- und ſternhelle Nacht verlor.

76.

Einer der ſchönſten Fälle farbiger Schatten kann bey dem Vollmonde beobachtet werden. Der Kerzen- und Mondenſchein laſſen ſich völlig ins Gleichgewicht bringen. Beyde Schatten können gleich ſtark und deutlich dargeſtellt werden, ſo daß beyde Farben ſich vollkommen balanciren. Man ſetzt die Tafel dem Scheine des Vollmondes entgegen, das Kerzenlicht ein wenig an die Seite, in gehöriger Entfernung, vor die Tafel hält man einen undurchſichtigen Körper; alsdann entſteht ein doppelter Schatten, und zwar wird derjenige, den der Mond wirft und das Kerzenlicht beſcheint, gewaltig rothgelb, und umgekehrt der, den das Licht wirft und der Mond beſcheint, vom ſchönſten Blau gefärbt werden. Wo beyde Schatten zuſammentreffen und ſich zu einem vereinigen, iſt er ſchwarz. Der gelbe Schatten läßt ſich vielleicht auf keine Weiſe auffallender darſtellen. Die unmittelbare Nähe des blauen, der dazwiſchentretende ſchwarze Schatten machen die Erſcheinung deſto angenehmer. Ja, wenn der Blick lange auf der Tafel verweilt, ſo wird das geforderte Blau das fordernde Gelb wieder gegenſeitig fordernd reizen und ins Gelbrothe treiben, welches denn wieder ſeinen Gegenſatz, eine Art von Meergrün, hervorbringt.

77.

Hier iſt der Ort zu bemerken, daß es wahrſcheinlich eines Zeitmomentes bedarf, um die geforderte Farbe hervorzubringen. Die Retina muß von der fordernden Farbe erſt recht afficirt ſeyn, ehe die geforderte lebhaft bemerklich wird.

78.

Wenn Taucher ſich unter dem Meere befinden und das Sonnenlicht in ihre Glocke ſcheint, ſo iſt alles Erleuchtete, was ſie umgiebt, purpurfarbig (wovon künftig die Urſache anzugeben iſt); die Schatten dagegen ſehen grün aus. Eben daſſelbe Phänomen, was ich auf einem hohen Berge gewahr wurde (75.), bemerken ſie in der Tiefe des Meers, und ſo iſt die Natur mit ſich ſelbſt durchaus übereinſtimmend.

79.

Einige Erfahrungen und Verſuche, welche ſich zwiſchen die Capitel von farbigen Bildern und von farbigen Schatten gleichſam einſchieben, werden hier nachgebracht.

Man habe an einem Winterabende einen weißen Papierladen inwendig vor dem Fenſter eines Zimmers; in dieſem Laden ſey eine Oeffnung, wodurch man den Schnee eines etwa benachbarten Daches ſehen könne; es ſey draußen noch einigermaßen dämmrig und ein Licht komme in das Zimmer; ſo wird der Schnee durch die Oeffnung vollkommen blau erſcheinen, weil nehmlich das Papier durch das Kerzenlicht gelb gefärbt wird.

Der Schnee, welchen man durch die Oeffnung ſieht, tritt hier an die Stelle eines durch ein Gegenlicht erhellten Schattens, oder, wenn man will, eines grauen Bildes auf gelber Fläche.

80.

Ein andrer ſehr intereſſanter Verſuch mache den Schluß.

Nimmt man eine Tafel grünen Glaſes von einiger Stärke und läßt darin die Fenſterſtäbe ſich ſpiegeln; ſo wird man ſie doppelt ſehen, und zwar wird das Bild, das von der untern Fläche des Glaſes kommt, grün ſeyn, das Bild hingegen, das ſich von der obern Fläche herleitet und eigentlich farblos ſeyn ſollte, wird purpurfarben erſcheinen.

In einem Gefäß, deſſen Boden ſpiegelartig iſt, welches man mit Waſſer füllen kann, läßt ſich der Verſuch ſehr artig anſtellen, indem man bey reinem Waſſer erſt die farbloſen Bilder zeigen, und durch Färbung deſſelben ſodann die farbigen Bilder produciren kann.

VII.

Schwachwirkende Lichter.

81.

Das energiſche Licht erſcheint rein weiß, und dieſen Eindruck macht es auch im höchſten Grade der

Blendung. Das nicht in ſeiner ganzen Gewalt wirkende Licht kann auch noch unter verſchiedenen Bedingungen farblos bleiben. Mehrere Naturforſcher und Mathematiker haben die Stufen deſſelben zu meſſen geſucht. Lambert, Bouguer, Rumford.

82.

Jedoch findet ſich bey ſchwächer wirkenden Lichtern bald eine Farbenerſcheinung, indem ſie ſich wie abklingende Bilder verhalten (39).

83.

Irgend ein Licht wirkt ſchwächer, entweder wenn ſeine Energie, es geſchehe wie es wolle, gemindert wird, oder wenn das Auge in eine Dispoſition geräth, die Wirkung nicht genugſam erfahren zu können. Jene Erſcheinungen, welche objectiv genannt werden können, finden ihren Platz bey den phyſiſchen Farben. Wir erwähnen hier nur des Uebergangs vom Weißglühen bis zum Rothglühen des erhitzten Eiſens. Nicht weniger bemerken wir, daß Kerzen, auch bey Nachtzeit, nach Maßgabe wie man ſie vom Auge entfernt, röther ſcheinen.

84.

Der Kerzenſchein bey Nacht wirkt in der Nähe als ein gelbes Licht; wir können es an der Wirkung bemerken, welche auf die übrigen Farben hervorgebracht wird. Ein Blaßgelb iſt bey Nacht wenig von dem Weißen zu unterſcheiden; das Blaue nähert ſich dem Grünen und ein Roſenfarb dem Orangen.

85.

Der Schein des Kerzenlichts bey der Dämmerung wirkt lebhaft als ein gelbes Licht, welches die blauen Schatten am deutlichsten beweisen, die bey dieser Gelegenheit im Auge hervorgerufen werden.

86.

Die Retina kann durch ein starkes Licht dergestalt gereizt werden, daß sie schwächere Lichter nicht erkennen kann (11). Erkennt sie solche, so erscheinen sie farbig; daher sieht ein Kerzenlicht bey Tage röthlich aus, es verhält sich wie ein abklingendes; ja ein Kerzenlicht, das man bey Nacht länger und schärfer ansieht, erscheint immer röther.

87.

Es giebt schwach wirkende Lichter, welche demungeachtet eine weiße, höchstens hellgelbliche Erscheinung auf der Retina machen, wie der Mond in seiner vollen Klarheit. Das faule Holz hat sogar eine Art von bläulichem Schein. Dieses alles wird künftig wieder zur Sprache kommen.

88.

Wenn man nahe an eine weiße oder grauliche Wand Nachts ein Licht stellt, so wird sie von diesem Mittelpunct aus auf eine ziemliche Weite erleuchtet seyn. Betrachtet man den daher entstehenden Kreis aus einiger Ferne, so erscheint uns der Rand der erleuchteten Fläche mit einem gelben, nach außen roth

gelben Kreiſe umgeben, und wir werden aufmerkſam gemacht, daß das Licht, wenn es ſcheinend oder wiederſcheinend nicht in ſeiner größten Energie auf uns wirkt, unſerm Auge den Eindruck vom Gelben, Röthlichen, und zuletzt ſogar vom Rothen gebe. Hier finden wir den Uebergang zu den Höfen, die wir um leuchtende Punkte auf eine oder die andre Weiſe zu ſehen pflegen.

VIII.

Subjective Höfe.

---

§.

Man kann die Höfe in ſubjective und objective eintheilen. Die letzten werden unter den phyſiſchen Farben abgehandelt, nur die erſten gehören hieher. Sie unterſcheiden ſich von den objectiven darin, daß ſie verſchwinden, wenn man den leuchtenden Gegenſtand, der ſie auf der Retina hervorbringt, zudeckt.

§.

Wir haben oben den Eindruck des leuchtenden Bildes auf die Retina geſehen und wie es ſich auf derſelben vergrößert; aber damit iſt die Wirkung noch nicht vollendet. Es wirkt nicht allein als Bild, ſondern auch als Energie über ſich hinaus; es verbreitet ſich vom Mittelpuncte aus nach der Peripherie.

91.

Daß ein ſolcher Nimbus um das leuchtende Bild in unſerm Auge bewirket werde, kann man am beſten in der dunkeln Kammer ſehen, wenn man gegen eine mäßig große Oeffnung im Fenſterladen hinblickt. Hier iſt das helle Bild von einem runden Nebelſchein umgeben.

Einen ſolchen Nebelſchein ſah ich mit einem gelben und gelbrothen Kreiſe umgeben, als ich mehrere Nächte in einem Schlafwagen zubrachte und Morgens bey dämmerndem Tageslichte die Augen aufſchlug.

92.

Die Höfe erſcheinen am lebhafteſten, wenn das Auge ausgeruht und empfänglich iſt. Nicht weniger vor einem dunklen Hintergrund. Beydes iſt die Urſache, daß wir ſie ſo ſtark ſehen, wenn wir Nachts aufwachen und uns ein Licht entgegengebracht wird. Dieſe Bedingungen fanden ſich auch zuſammen, als Descartes im Schiff ſitzend geſchlafen hatte und ſo lebhafte farbige Scheine um das Licht bemerkte.

93.

Ein Licht muß mäßig leuchten, nicht blenden, wenn es einen Hof im Auge erregen ſoll, wenigſtens würden die Höfe eines blendenden Lichtes nicht bemerkt werden können. Wir ſehen einen ſolchen Glanzhof um die Sonne, welche von einer Waſſerfläche ins Auge fällt.

94.

Genau beobachtet iſt ein ſolcher Hof an ſeinem Rande mit einem gelben Saume eingefaßt. Aber auch

hier iſt jene entgiſche Wirkung noch nicht geendigt, ſon-
dern ſie ſcheint ſich in abwechſelnden Kreiſen weiter fort
zu bewegen.

95.

Es giebt viele Fälle, die auf eine kreisartige Wir-
kung der Retina deuten, es ſey nun, daß ſie durch die
runde Form des Auges ſelbſt und ſeiner verſchiedenen
Theile, oder ſonſt hervorgebracht werde.

96.

Wenn man das Auge von dem innern Augenwinkel
her nur ein wenig drückt, ſo entſtehen dunklere oder hellere
Kreiſe. Man kann bey Nachtzeit manchmal auch ohne
Druck eine Succeſſion ſolcher Kreiſe gewahr werden,
von denen ſich einer aus dem andern entwickelt, einer
vom andern verſchlungen wird.

97.

Wir haben ſchon einen gelben Rand um den von
einem nah geſtellten Licht erleuchteten weißen Raum ge-
ſehen. Dieß wäre eine Art von objectivem Hof (88).

98.

Die ſubjectiven Höfe können wir uns als den Con-
flict des Lichtes mit einem lebendigen Raume denken.
Aus dem Conflict des Bewegenden mit dem Bewegten
entſteht eine undulirende Bewegung. Man kann das
Gleichniß von den Ringen im Waſſer hernehmen. Der
hineingeworfene Stein treibt das Waſſer nach allen Sei-
ten, die Wirkung erreicht eine höchſte Stufe, ſie klingt

ab und gelangt, im Gegenſatz, zur Tiefe. Die Wirkung geht fort, culminirt aufs neue und ſo wiederholen ſich die Kreiſe. Erinnert man ſich der concentriſchen Ringe, die in einem mit Waſſer gefüllten Trinkglaſe entſtehen, wenn man verſucht, einen Ton durch Reiben des Randes hervorzubringen, gedenkt man der intermittirenden Schwingungen beym Abklingen der Glocken; ſo nähert man ſich wohl in der Vorſtellung demjenigen, was auf der Retina vorgehen mag, wenn ſie von einem leuchtenden Gegenſtand getroffen wird, nur daß ſie als lebendig ſchon eine gewiſſe kreisartige Dispoſition in ihrer Organiſation hat.

99.

Die um das leuchtende Bild ſich zeigende helle Kreisfläche iſt gelb mit Roth geendigt. Darauf folgt ein grünlicher Kreis, der mit einem rothen Rande geſchloſſen iſt. Dieß ſcheint das gewöhnliche Phänomen zu ſeyn bey einer gewiſſen Größe des leuchtenden Körpers. Dieſe Höfe werden größer, je weiter man ſich von dem leuchtenden Bilde entfernt.

100.

Die Höfe können aber auch im Auge unendlich klein und vielfach erſcheinen, wenn der erſte Anſtoß klein und mächtig iſt. Der Verſuch macht ſich am beſten mit einer auf der Erde liegenden, von der Sonne beſchienenen Geldſplitter. In dieſen Fällen erſcheinen die Höfe in bunten Strahlen. Jene farbige Erſcheinung, welche die Sonne im Auge macht, indem

ſie durch Baumblätter dringt, ſcheint auch hieher zu gehören.

Pathologiſche Farben.

Anhang.

101.

Die phyſiologiſchen Farben kennen wir nunmehr hinreichend, um ſie von den pathologiſchen zu unterſcheiden. Wir wiſſen, welche Erſcheinungen dem geſunden Auge zugehören und nöthig ſind, damit ſich das Organ vollkommen lebendig und thätig erzeige.

102.

Die krankhaften Phänomene deuten gleichfalls auf organiſche und phyſiſche Geſetze: denn wenn ein beſonderes lebendiges Weſen von derjenigen Regel abweicht, durch die es gebildet iſt, ſo ſtrebt es ins allgemeine Leben hin, immer auf einem geſetzlichen Wege, und macht uns auf ſeiner ganzen Bahn jene Maximen anſchaulich, aus welchen die Welt entſprungen iſt und durch welche ſie zuſammengehalten wird.

103.

Wir ſprechen hier zuerſt von einem ſehr merkwürdigen Zuſtande, in welchem ſich die Augen mancher

Perſonen befinden. Indem er eine Abweichung von der gewöhnlichen Art die Farben zu ſehen anzeigt, ſo gehört er wohl zu den krankhaften; da er aber regelmäßig iſt, öfter vorkommt, ſich auf mehrere Familienglieder erſtreckt und ſich wahrſcheinlich nicht heilen läßt, ſo ſtellen wir ihn billig auf die Gränze.

104.

Ich kannte zwey Subjecte, die damit behaftet waren, nicht über zwanzig Jahr alt; beyde hatten blaugraue Augen, ein ſcharfes Geſicht in der Nähe und Ferne, bey Tages- und Kerzenlicht, und ihre Art die Farben zu ſehen war in der Hauptſache völlig übereinſtimmend.

105.

Mit uns treffen ſie zuſammen, daß ſie Weiß, Schwarz und Grau nach unſerer Weiſe benennen; Weiß ſahen ſie Beyde ohne Vermiſchung. Der Eine wollte bey Schwarz etwas Bräunliches und bey Grau etwas Röthliches bemerken. Ueberhaupt ſcheinen ſie die Abſtufung von Hell und Dunkel ſehr zart zu empfinden.

106.

Mit uns ſcheinen ſie Gelb, Rothgelb und Gelbroth zu ſehen; bey dem letzten ſagen ſie, ſie ſähen das Gelbe gleichſam über dem Roth ſchweben, wie lasirt. Carmin in der Mitte einer Untertaſſe dicht aufgetrocknet nannten ſie roth.

107.

Nun' aber tritt eine auffallende Differenz ein. Man ſtreiche mit einem genetzten Pinſel den Carmin leicht über die weiſſe Schale, ſo werden ſie dieſe entſtehende helle Farbe der Farbe des Himmels vergleichen und ſolche blau nennen. Zeigt man ihnen daneben eine Roſe, ſo nennen ſie dieſe auch blau, und kennen bey allen Proben, die man anſtellt, das Hellblau nicht von dem Roſenfarb unterſcheiden. Sie verwechſeln Roſenfarb, Blau und Violet durchaus; nur durch kleine Schattirungen des Helleren, Dunkleren, Lebhafteren, Schwächeren ſcheinen ſich dieſe Farben für ſie von einander abzuſondern.

108.

Ferner kennen ſie Grün von einem Dunkelorange, beſonders aber von einem Rothbraun nicht unterſcheiden.

109.

Wenn man die Unterhaltung mit ihnen dem Zufall überläßt und ſie bloß über vorliegende Gegenſtände befragt, ſo geräth man in die gröſte Verwirrung und fürchtet wahnſinnig zu werden. Mit einiger Methode hingegen kommt man dem Geſetz dieſer Geſetzwidrigkeit ſchon um vieles näher.

110.

Sie haben, wie man aus dem Obigen ſehen kann, weniger Farben als wir; daher denn die Verwechſlung von verſchiedenen Farben entſteht. Sie nen-

nen den Himmel roſenfarb und die Roſe blau, oder umgekehrt. Nun fragt ſich: ſehen ſie beydes blau, oder beydes roſenfarb? ſehen ſie das Grün orange, oder das Orange grün?

111.

Dieſe ſeltſamen Räthſel ſcheinen ſich zu löſen, wenn man annimmt, daß ſie kein Blau, ſondern an deſſen Statt einen diluirten Purpur, ein Roſenfarb, ein helles reines Roth ſehen. Symboliſch kann man ſich dieſe Löſung einſtweilen folgendermaßen vorſtellen.

112.

Nehmen wir aus unſerm Farbenkreiſe das Blaue heraus, ſo fehlt uns Blau, Violet und Grün. Das reine Roth verbreitet ſich an der Stelle der beyden erſten, und wenn es wieder das Gelbe berührt, bringt es anſtatt des Grünen abermals ein Orange hervor.

113.

Indem wir uns von dieſer Erklärungsart überzeugt halten, haben wir dieſe merkwürdige Abweichung vom gewöhnlichen Sehen Akyanoblepſie genannt, und zu beſſerer Einſicht mehrere Figuren gezeichnet und illuminirt, bey deren Erklärung wir künftig das Weitre beyzubringen gedenken. Auch findet man daſelbſt eine Landſchaft, gefärbt nach der Weiſe, wie dieſe Menſchen wahrſcheinlich die Natur ſehen, den Himmel roſenfarb und alles Grüne in Tönen vom Gelben bis zum Braunrothen, ungefähr wie es uns im Herbſt erſcheint.

114.

Wir ſprechen nunmehr von krankhaften ſowohl als allen widernatürlichen, außernatürlichen, ſeltenen Affectionen der Retina, wobey, ohne äußres Licht, das Auge zu einer Lichterſcheinung disponirt werden kann, und behalten uns vor, des galvaniſchen Lichtes künftig zu erwähnen.

115.

Bey einem Schlag aufs Auge ſcheinen Funken umher zu ſprühen. Ferner, wenn man in gewiſſen körperlichen Dispoſitionen, beſonders bey erhitztem Blute und reger Empfindlichkeit, das Auge erſt ſachte, dann immer ſtärker drückt, ſo kann man ein blendendes unerträgliches Licht erregen.

116.

Operirte Staarkranke, wenn ſie Schmerz und Hitze im Auge haben, ſehen häufig feurige Blitze und Funken, welche zuweilen acht bis vierzehn Tage bleiben, oder doch ſo lange, bis Schmerz und Hitze weicht.

117.

Ein Kranker, wenn er Ohrenſchmerz bekam, ſah jederzeit Lichtfunken und Kugeln im Auge, ſo lange der Schmerz dauerte.

118.

Wurmkranke haben oft ſonderbare Erſcheinungen im Auge, bald Feuerfunken, bald Lichtgeſpenſter, bald ſchreckhafte Figuren, die ſie nicht entfernen können. Bald ſehen ſie doppelt.

119.

Hypochondriſten ſehen häufig ſchwarze Figuren als Fäden, Haare, Spinnen, Fliegen, Wespen. Dieſe Erſcheinungen zeigen ſich auch bey anfangendem ſchwarzen Staar. Manche ſehen halbdurchſichtige kleine Röhren, wie Flügel von Inſecten, Waſſerbläschen von verſchiedener Größe, welche beym Heben des Auges niederſinken, zuweilen gerade ſo in Verbindung hängen, wie Froſchlaich, und bald als völlige Sphären, bald als Linien bemerkt werden.

120.

Wie dort das Licht ohne äußeres Licht, ſo entſpringen auch dieſe Bilder ohne äußre Bilder. Sie ſind theils vorübergehend, theils lebenslänglich dauernd. Hiebey tritt auch manchmal eine Farbe ein: denn Hypochondriſten ſehen auch häufig gelbrothe ſchmale Bänder im Auge, oft heftiger und häufiger am Morgen, oder bey leerem Magen.

121.

Daß der Eindruck irgend eines Bildes im Auge einige Zeit verharre, kennen wir als ein phyſiologiſches Phänomen (23), die allzulange Dauer eines ſolchen Eindrucks hingegen kann als krankhaft angeſehen werden.

122.

Je ſchwächer das Auge iſt, deſto länger bleibt das Bild in demſelben. Die Retina ſtellt ſich nicht ſobald wieder her, und man kann die Wirkung als eine Art von Paraloſe anſehen (28).

123.

Von blendenden Bildern iſt es nicht zu verwundern. Wenn man in die Sonne ſieht, ſo kann man das Bild mehrere Tage mit ſich herumtragen. Boyle erzählt einen Fall von zehn Jahren.

124.

Das Gleiche findet auch verhältnißmäßig von Bildern, welche nicht blendend ſind, ſtatt. Füſch erzählt von ſich ſelbſt, daß ihm ein Kupferſtich vollkommen mit allen ſeinen Theilen bey ſiebzehn Minuten im Auge geblieben.

125.

Mehrere Perſonen, welche zu Krampf und Vollblütigkeit geneigt waren, behielten das Bild eines hochrothen Cattuns mit weißen Muſcheln viele Minuten lang im Auge und ſahen es wie einen Flor vor allem ſchweben. Nur nach langem Reiben des Auges verlor ſich's.

126.

Scherfer bemerkt, daß die Purpurfarbe eines abklingenden ſtarken Lichteindrucks einige Stunden dauern könne.

127.

Wie wir durch Druck auf den Augapfel eine Lichterſcheinung auf der Retina hervorbringen können, ſo entſteht bey ſchwachem Druck eine rothe Farbe und wird gleichſam ein abklingendes Licht hervorgebracht.

128.

Viele Kranke, wenn ſie erwachen, ſehen alles in der Farbe des Morgenroths, wie durch einen rothen Flor; auch wenn ſie am Abend leſen, und zwiſchendurch einnicken und wieder aufwachen, pflegt es zu geſchehen. Dieſes bleibt minutenlang und vergeht allenfalls, wenn das Auge etwas gerieben wird. Dabey ſind zuweilen rothe Sterne und Kugeln. Dieſes Rothſehen dauert auch wohl eine lange Zeit.

129.

Die Luftfahrer, beſonders Zambeccari und ſeine Gefährten, wollen in ihrer höchſten Erhebung den Mond blutroth geſehen haben. Da ſie ſich über die irdiſchen Dünſte emporgeſchwungen hatten, durch welche wir den Mond und die Sonne wohl in einer ſolchen Farbe ſehen; ſo läßt ſich vermuthen, daß dieſe Erſcheinung zu den pathologiſchen Farben gehöre. Es mögen nehmlich die Sinne durch den ungewohnten Zuſtand dergeſtalt afficirt ſeyn, daß der ganze Körper und beſonders auch die Retina in eine Art von Unrührbarkeit und Unreizbarkeit verfällt. Es iſt daher nicht unmöglich, daß der Mond als ein höchſt abgeſtumpftes Licht wirke, und alſo das Gefühl der rothen Farbe hervorbringe. Den Hamburger Luftfahrern erſchien auch die Sonne blutroth.

Wenn die Luftfahrenden zuſammen ſprechen und ſich kaum hören, ſollte nicht auch dieſes der Unreizbarkeit der Nerven eben ſo gut als der Dünne der Luft zugeſchrieben werden können?

130.

Die Gegenſtände werden von Kranken auch manchmal vielfärbig geſehen. Boyle erzählt von einer Dame, daß ſie nach einem Sturze, wobey ein Auge gequetſcht worden, die Gegenſtände, beſonders aber die weißen, lebhaft bis zum Unerträglichen, ſchimmern geſehen.

131.

Die Aerzte nennen Chryſie, wenn in typhiſchen Krankheiten, beſonders der Augen, die Patienten an den Rändern der Bilder, wo Hell und Dunkel an einander gränzen, farbige Umgebungen zu ſehen verſichern. Wahrſcheinlich entſteht in den Liquoren eine Veränderung, wodurch ihre Achromaſie aufgehoben wird.

132.

Beym grauen Staar läßt eine ſtarkgetrübte Kryſtalllinſe den Kranken einen rothen Schein ſehen. In einem ſolchen Falle, der durch Electricität behandelt wurde, veränderte ſich der rothe Schein nach und nach in einen gelben, zuletzt in einen weißen, und der Kranke fing an wieder Gegenſtände gewahr zu werden; woraus man ſchließen konnte, daß der trübe Zuſtand der Linſe ſich nach und nach der Durchſichtigkeit nähere. Dieſe Erſcheinung wird ſich, ſobald wir mit den phyſiſchen Farben nähere Bekanntſchaft gemacht, bequem ableiten laſſen.

133.

Kann man nun annehmen, daß ein gelbſüchtiger Kranker durch einen wirklich gelbgefärbten Liquor hin-

durchſehe; ſo werden wir ſchon in die Abtheilung der chemiſchen Farben verwieſen, und wir ſehen leicht ein, daß wir das Capitel von den pathologiſchen Farben nur dann erſt vollkommen ausarbeiten können, wenn wir uns mit der Farbenlehre in ihrem ganzen Umfang bekannt gemacht; deßhalb ſey es an dem gegenwärtigen genug, bis wir ſpäter das Angedeutete weiter ausführen können.

134.

Nur möchte hier zum Schluſſe noch einiger beſondern Dispoſitionen des Auges vorläufig zu erwähnen ſeyn.

Es giebt Maler, welche, anſtatt daß ſie die natürliche Farbe wiedergeben ſollten, einen allgemeinen Ton, einen warmen oder kalten über das Bild verbreiten. So zeigt ſich auch bey manchen eine Vorliebe für gewiſſe Farben, bey andern ein Ungefühl für Harmonie.

135.

Endlich iſt noch bemerkenswerth, daß wilde Nationen, ungebildete Menſchen, Kinder eine groſe Vorliebe für lebhafte Farben empfinden, daß Thiere bey gewiſſen Farben in Zorn gerathen, daß gebildete Menſchen in Kleidung und ſonſtiger Umgebung die lebhaften Farben vermeiden und ſie durchgängig von ſich zu entfernen ſuchen.

Zweyte Abtheilung.

Physische Farben.

136.

Physische Farben nennen wir diejenigen, zu deren Hervorbringung gewisse materielle Mittel nöthig sind, welche aber selbst keine Farbe haben, und theils durchsichtig, theils trüb und durchscheinend, theils völlig undurchsichtig seyn können. Dergleichen Farben werden also in unserm Auge durch solche äußere bestimmte Anlässe erzeugt, oder, wenn sie schon auf irgend eine Weise außer uns erzeugt sind, in unser Auge zurückgeworfen. Ob wir nun schon hiedurch denselben eine Art von Objectivität zuschreiben, so bleibt doch das Vorübergehende, Nichtfestzuhaltende meistens ihr Kennzeichen.

137.

Sie heißen daher auch bey den frühern Naturforschern Colores apparentes, fluxi, fugitivi, phantastici, falsi, variantes. Zugleich werden sie speciosi und emphatici, wegen ihrer auffallenden Herrlichkeit, genannt. Sie schließen sich unmittelbar an die phosfo-

logiſchen an, und ſcheinen nur um einen geringen Grad mehr Realität zu haben. Denn wenn bey jenen vorzüglich das Auge wirkſam war, und wir die Phänomene derſelben nur in uns, nicht aber außer uns darzuſtellen vermochten; ſo tritt nun hier der Fall ein, daß zwar Farben im Auge durch farbloſe Gegenſtände erregt werden, daß wir aber auch eine farbloſe Fläche an die Stelle unſerer Retina ſetzen und auf derſelben die Erſcheinung außer uns gewahr werden können; wobey uns jedoch alle Erfahrungen auf das beſtimmteſte überzeugen, daß hier nicht von fertigen, ſondern von werdenden und wechſelnden Farben die Rede ſey.

138.

Wir ſehen uns deßhalb bey dieſen phyſiſchen Farben durchaus im Stande, einem ſubjectiven Phänomen ein objectives an die Seite zu ſetzen, und öfters, durch die Verbindung beyder, mit Glück tiefer in die Natur der Erſcheinung einzudringen.

139.

Bey den Erfahrungen alſo, wobey wir die phyſiſchen Farben gewahr werden, wird das Auge nicht für ſich als wirkend, das Licht niemals in unmittelbarem Bezuge auf das Auge betrachtet; ſondern wir richten unſere Aufmerkſamkeit beſonders darauf, wie durch Mittel, und zwar farbloſe Mittel, verſchiedene Bedingungen entſtehen.

140.

Das Licht kann auf dreyerley Weiſe unter dieſen Umſtänden bedingt werden. Erſtlich, wenn es von

der Oberfläche eines Mittels zurückſtrahlt, da denn die katoptriſchen Verſuche zur Sprache kommen. Zweytens, wenn es an dem Rande eines Mittels herſtrahlt. Die dabey eintretenden Erſcheinungen wurden ehmals perioptiſche genannt, wir nennen ſie paroptiſche. Drittens, wenn es durch einen durchſcheinenden oder durchſichtigen Körper durchgeht, welches die dioptriſchen Verſuche ſind. Eine vierte Art phyſiſcher Farben haben wir epoptiſche genannt, indem ſich die Erſcheinung, ohne vorgängige Mittheilung (βαφή), auf einer farbloſen Oberfläche der Körper unter verſchiedenen Bedingungen ſehen läßt.

141.

Beurtheilen wir dieſe Rubriken in Bezug auf die von uns beliebten Hauptabtheilungen, nach welchen wir die Farben in phyſiologiſcher, phyſiſcher und chemiſcher Rückſicht betrachten; ſo finden wir, daß die katoptriſchen Farben ſich nahe an die phyſiologiſchen anſchließen, die paroptiſchen ſich ſchon etwas mehr ablöſen und gewiſſermaßen ſelbſtſtändig werden, die dioptriſchen ſich ganz eigentlich phyſiſch erweiſen und eine entſchieden objective Seite haben; die epoptiſchen, obgleich in ihren Anfängen auch nur apparent, machen den Uebergang zu den chemiſchen Farben.

142.

Wenn wir alſo unſern Vortrag ſtetig nach Anleitung der Natur fortführen wollten, ſo dürften wir nur in der jetzt eben bezeichneten Ordnung auch fernerhin verfahren; weil aber bey didaktiſchen Vorträgen es

nicht ſowohl darauf ankommt, dasjenige, wovon die Rede iſt, an einander zu knüpfen, vielmehr ſolches wohl aus einander zu ſondern, damit erſt zuletzt, wenn alles Einzelne vor die Seele gebracht iſt, eine große Einheit das Beſondere verſchlinge: ſo wollen wir uns gleich zu den dioptriſchen Farben wenden, um den Leſer alsbald in die Mitte der phyſiſchen Farben zu verſetzen, und ihm ihre Eigenſchaften auffallender zu machen.

IX.

Dioptriſche Farben.

143.

Man nennt dioptriſche Farben diejenigen, zu deren Entſtehung ein farbloſes Mittel gefordert wird, dergeſtalt daß Licht und Finſterniß hindurchwirken, entweder aufs Auge, oder auf entgegenſtehende Fläschen. Es wird alſo gefordert, daß das Mittel durchſichtig oder wenigſtens bis auf einen gewiſſen Grad durchſcheinend ſey.

144.

Nach dieſen Bedingungen theilen wir die dioptriſchen Erſcheinungen in zwey Claſſen, und ſetzen in die erſte diejenigen, welche bey durchſcheinenden trüben Mitteln entſtehen, in die zweyte aber ſolche, die ſich

alsdann zeigen, wenn das Mittel in dem höchſt möglichen Grade durchſichtig iſt.

X.

Dioptriſche Farben.

Der erſten Claſſe.

143.

Der Raum, den wir uns leer denken, hätte durchaus für uns die Eigenſchaft der Durchſichtigkeit. Wenn ſich nun derſelbe dergeſtalt füllt, daß unſer Auge die Ausfüllung nicht gewahr wird; ſo entſteht ein materielles, mehr oder weniger körperliches, durchſichtiges Mittel, das luft- und gasartig, flüſſig oder auch feſt ſeyn kann.

146.

Die reine durchſcheinende Trübe leitet ſich aus dem Durchſichtigen her. Sie kann ſich uns alſo auch auf gedachte dreyfache Weiſe darſtellen.

147.

Die vollendete Trübe iſt das Weiße, die gleichgültigſte, helſte, erſte undurchſichtige Raumerfüllung.

148.

Das Durchſichtige ſelbſt, empiriſch betrachtet, iſt ſchon der erſte Grad des Trüben. Die fernern Grade

des Trüben bis zum undurchsichtigen Weißen sind unendlich.

149.

Auf welcher Stufe wir auch das Trübe vor seiner Undurchsichtigkeit festhalten, gewährt es uns, wenn wir es in Verhältniß zum Hellen und Dunkeln setzen, einfache und bedeutende Phänomene.

150.

Das höchstenergische Licht, wie das der Sonne, des Phosphors in Lebensluft verbrennend, ist blendend und farblos. So kommt auch das Licht der Fixsterne meistens farblos zu uns. Dieses Licht aber durch ein auch nur wenig trübes Mittel gesehen, erscheint uns gelb. Nimmt die Trübe eines solchen Mittels zu, oder wird seine Tiefe vermehrt, so sehen wir das Licht nach und nach eine gelbrothe Farbe annehmen, die sich endlich bis zum Rubinrothen steigert.

151.

Wird hingegen durch ein trübes, von einem darauffallenden Lichte erleuchtetes Mittel die Finsterniß gesehen, so erscheint uns eine blaue Farbe, welche immer heller und blässer wird, jemehr sich die Trübe des Mittels vermehrt, hingegen immer dunkler und satter sich zeigt, je durchsichtiger das Trübe werden kann, ja bey dem mindesten Grad der reinsten Trübe, als das schönste Violet dem Auge fühlbar wird.

152.

Wenn dieſe Wirkung auf die beſchriebene Weiſe in unſerm Auge vorgeht und alſo ſubjectiv genannt werden kann; ſo haben wir uns auch durch objective Erſcheinungen von derſelben noch mehr zu vergewiſſern. Denn ein ſo gemäßigtes und getrübtes Licht wirft auch auf die Gegenſtände einen gelben, gelbrothen oder purpurnen Schein; und ob ſich gleich die Wirkung der Finſterniß durch das Trübe nicht eben ſo mächtig äußert; ſo zeigt ſich doch der blaue Himmel in der Camera obſcura ganz deutlich auf dem weißen Papier neben jeder andern körperlichen Farbe.

153.

Wenn wir die Fälle durchgehn, unter welchen uns dieſes wichtige Grundphänomen erſcheint, ſo erwähnen wir billig zuerſt der atmoſphäriſchen Farben, deren meiſte hieher geordnet werden können.

154.

Die Sonne, durch einen gewiſſen Grad von Dünſten geſehen, zeigt ſich mit einer gelblichen Scheibe. Oft iſt die Mitte noch blendend gelb, wenn ſich die Ränder ſchon roth zeigen. Beym Heerrauch, (wie 1794 auch im Norden der Fall war) und noch mehr bey der Dispoſition der Atmoſphäre, wenn in ſüdlichen Gegenden der Scirocco herrſcht, erſcheint die Sonne rubinroth mit allen ſie im letzten Falle gewöhnlich umgebenden Wolken, die alsdann jene Farbe im Wiederſchein zurückwerfen.

Morgen- und Abendröthe entſteht aus derſelben Urſache. Die Sonne wird durch eine Röthe verkündigt, indem ſie durch eine gröſsere Maſſe von Dünſten zu uns ſtrahlt. Je weiter ſie herauf kommt, deſto heller und gelber wird der Schein.

155.

Wird die Finſterniß des unendlichen Raums durch atmoſphäriſche vom Tageslicht erleuchtete Dünſte hindurch angeſehen, ſo erſcheint die blaue Farbe. Auf hohen Gebirgen ſieht man am Tage den Himmel königsblau, weil nur wenig feine Dünſte vor dem unendlichen finſtern Raum ſchweben; ſobald man in die Thäler herabſteigt, wird das Blaue heller, bis es endlich, in gewiſſen Regionen und bey zunehmenden Dünſten, ganz in ein Weißblau übergeht.

156.

Eben ſo ſcheinen uns auch die Berge blau: denn indem wir ſie in einer ſolchen Ferne erblicken, daß wir die Lokalfarben nicht mehr ſehen, und kein Licht von ihrer Oberfläche mehr auf unſer Auge wirkt; ſo gelten ſie als ein reiner finſterer Gegenſtand, der nun durch die dazwiſchen tretenden trüben Dünſte blau erſcheint.

157.

Auch ſprechen wir die Schattentheile näherer Gegenſtände für blau an, wenn die Luft mit feinen Dünſten geſättigt iſt.

158.

Die Eisberge hingegen erscheinen in groſser Entfernung noch immer weiß und eher gelblich, weil sie immer noch als hell durch den Dunſtkreis auf unser Auge wirken.

159.

Die blaue Erscheinung an dem untern Theil des Kerzenlichtes gehört auch hieher. Man halte die Flamme vor einen weißen Grund, und man wird nichts blaues sehen; welche Farbe hingegen sogleich erscheinen wird, wenn man die Flamme gegen einen schwarzen Grund hält. Dieſes Phänomen erscheint am lebhaftesten bey einem angezündeten Löffel Weingeiſt. Wir können alſo den untern Theil der Flamme für einen Dunſt ansprechen, welcher obgleich unendlich fein, doch vor der dunklen Fläche sichtbar wird: er iſt so fein, daß man bequem durch ihn leſen kann; dahingegen die Spitze der Flamme, welche uns die Gegenſtände verdeckt, als ein selbſtleuchtender Körper anzusehen iſt.

160.

Uebrigens iſt der Rauch gleichfalls als ein trübes Mittel anzuſehen, das uns vor einem hellen Grunde gelb oder röthlich, vor einem dunklen aber blau erscheint.

161.

Wenden wir uns nun zu den flüſſigen Mitteln, so finden wir, daß ein jedes Waſſer, auf eine zarte Weiſe getrübt, denſelben Effect hervorbringe.

162.

Die Infuſion des neyhritiſchen Holzes, (der Guilandina Linnaei,) welche früher ſo groſſes Aufſehen machte, iſt nur ein trüber Liquor, der im dunklen hölzernen Becher blau ausſehen, in einem durchſichtigen Glaſe aber gegen die Sonne gehalten, eine gelbe Erſcheinung hervorbringen muß.

163.

Einige Tropfen wohlriechender Waſſer, eines Weingeiſtfirniſſes, mancher metalliſchen Solutionen können das Waſſer zu ſolchen Verſuchen in allen Graden trübe machen. Seifenſpiritus thut faſt die beſte Wirkung.

164.

Der Grund des Meeres erſcheint den Tauchern bey hellem Sonnenſchein purpurfarb, wobey das Meerwaſſer als ein trübes und tiefes Mittel wirkt. Sie bemerken bey dieſer Gelegenheit die Schatten grün, welches die geforderte Farbe iſt. (78.)

165.

Unter den feſten Mitteln begegnet uns in der Natur zuerſt der Opal, deſſen Farben wenigſtens zum Theil daraus zu erklären ſind, daß er eigentlich ein trübes Mittel ſey, wodurch bald helle, bald dunkle Unterlagen ſichtbar werden.

166.

Zu allen Verſuchen aber iſt das Opalglas (vitrum aſtroides, girasole) der erwünſchteſte Körper. Es wird auf verſchiedene Weiſe verfertigt und ſeine Trübe

durch Metallkalke hervorgebracht. Auch trübt man das Glas dadurch, daß man gepülverte und calcinirte Knochen mit ihm zuſammenſchmelzt, deßwegen man es auch Beinglas nennt; doch geht dieſes gar zu leicht ins Undurchſichtige über.

167.

Man kann dieſes Glas zu Verſuchen auf vielerley Weiſe zurichten: denn entweder man macht es nur wenig trüb, da man denn durch mehrere Schichten über einander das Licht vom hellſten Gelb bis zum tiefſten Purpur führen kann; oder man kann auch ſtark getrübtes Glas in dünnern und ſtärkeren Scheiben anwenden. Auf beyde Arten laſſen ſich die Verſuche anſtellen; beſonders darf man aber, um die hohe blaue Farbe zu ſehen, das Glas weder allzutrüb noch allzuſtark nehmen. Denn da es natürlich iſt, daß das Finſtere nur ſchwach durch die Trübe hindurch wirke, ſo geht die Trübe, wenn ſie zu dicht wird, gar ſchnell in das Weiße hinüber.

168.

Fenſterſcheiben durch die Stellen, an welchen ſie blind geworden ſind, werfen einen gelben Schein auf die Gegenſtände, und eben dieſe Stellen ſehen blau aus, wenn wir durch ſie nach einem dunklen Gegenſtande blicken.

169.

Das angerauchte Glas gehört auch hieher, und iſt gleichfalls als ein trübes Mittel anzuſehen. Es zeigt

uns die Sonne mehr oder weniger rubinroth; und ob man gleich dieſe Erſcheinung der ſchwarzbraunen Farbe des Ruſſes zuſchreiben könnte, ſo kann man ſich doch überzeugen, daß hier ein trübes Mittel wirke, wenn man ein ſolches mäßig angeraucht es Glas, auf der vordern Seite durch die Sonne erleuchtet, vor einen dunklen Gegenſtand hält, da wir denn einen blaulichen Schein gewahr werden.

170.

Mit Pergamentblättern läßt ſich in der dunkeln Kammer ein auffallender Verſuch anſtellen. Wenn man vor die Oeffnung des eben von der Sonne beſchienenen Fenſterladens ein Stück Pergament befeſtigt, ſo wird es weißlich erſcheinen; fügt man ein zweytes hinzu, ſo entſteht eine gelbliche Farbe, die immer zunimmt und endlich bis ins Rothe übergeht, je mehr man Blätter nach und nach hinzufügt.

171.

Einer ſolchen Wirkung der getrübten Kryſtalllinſe beym grauen Staar iſt ſchon oben gedacht. (131.)

172.

Sind wir nun auf dieſem Wege ſchon bis zu der Wirkung eines kaum noch durchſcheinenden Trüben gelangt; ſo bleibt uns noch übrig, einer wunderbaren Erſcheinung augenblicklicher Trübe zu gedenken.

Das Portrait eines angeſehenen Theologen war von einem Künſtler, welcher praktiſch beſonders gut mit der Farbe umzugehen wußte, vor mehrern Jahren,

gemalt worden. Der hochwürdige Mann ſtand in einem glänzenden Sammtrocke da, welcher faſt mehr als das Geſicht die Augen der Anſchauer auf ſich zog und Bewunderung erregte. Indeſſen hatte das Bild nach und nach durch Lichterdampf und Staub von ſeiner erſten Lebhaftigkeit vieles verloren. Man übergab es daher einem Maler, der es reinigen und mit einem neuen Firniß überziehen ſollte. Dieſer fängt nun ſorgfältig an zuerſt das Bild mit einem feuchten Schwamm abzuwaſchen; kaum aber hat er es einigemal überfahren und den ſtärkſten Schmutz weggewiſcht, als zu ſeinem Erſtaunen der ſchwarze Sammtrock ſich plötzlich in einen hellblauen Plüſchrock verwandelt, wodurch der geiſtliche Herr ein ſehr weltliches, obgleich altmodiſches Anſehn gewinnt. Der Maler getraut ſich nicht weiter zu waſchen, begreift nicht, wie ein Hellblau zum Grunde des tiefſten Schwarzen liegen, noch weniger wie er eine Laſur ſo ſchnell könne weggeſcheuert haben, welche ein ſolches Blau, wie er vor ſich ſah, in Schwarz zu verwandeln im Stande geweſen wäre.

Genug er fühlte ſich ſehr beſtürzt, das Bild auf dieſen Grad verdorben zu haben: es war nichts Geiſtliches mehr daran zu ſehen, als nur die vielgelockte, runde Perücke, wobey der Tauſch eines verſchoſſenen Plüſchrocks gegen einen trefflichen neuen Sammtrock durchaus unerwünſcht blieb. Das Uebel ſchien indeſſen unheilbar, und unſer guter Künſtler lehnte mißmuthig das Bild gegen die Wand und legte ſich nicht ohne Sorgen zu Bette.

Wie erfreut aber war er den andern Morgen, als er das Gemälde wieder vornahm und den ſchwarzen Sammtrock in völligem Glanze wieder erblickte. Er konnte ſich nicht enthalten, den Rock an einem Ende abermals zu benetzen, da denn die blaue Farbe wieder erſchien, und nach einiger Zeit verſchwand.

Als ich Nachricht von dieſem Phänomen erhielt, begab ich mich ſogleich zu dem Wunderbilde. Es ward in meiner Gegenwart mit einem feuchten Schwamme überfahren, und die Veränderung zeigte ſich ſehr ſchnell. Ich ſah einen zwar etwas verſchoſſenen aber völlig hellblauen Pluſchrock, auf welchem an dem Aermel einige braune Striche die Falten andeuteten.

Ich erklärte mir dieſes Phänomen aus der Lehre von den trüben Mitteln. Der Künſtler mochte ſeine ſchon gemalte ſchwarze Farbe, um ſie recht tief zu machen, mit einem beſondern Firniß laſiren, welcher beym Waſchen einige Feuchtigkeit in ſich ſog und dadurch trübe ward, wodurch das unterliegende Schwarz ſogleich als Blau erſchien. Vielleicht kommen diejenigen, welche viel mit Firniſſen umgehen, durch Zufall oder Nachdenken, auf den Weg, dieſe ſonderbare Erſcheinung, den Freunden der Naturforſchung, als Experiment darzuſtellen. Mir hat es nach mancherley Proben nicht gelingen wollen.

173.

Haben wir nun die herrlichſten Fälle atmoſphäriſcher Erſcheinungen, ſo wie andre geringere, aber doch immer genugſam bedeutende, aus der Haupterfahrung

mit trüben Mitteln begleitet; so zweifeln wir nicht, daß aufmerksame Naturfreunde immer weiter gehen und sich üben werden, die im Leben mannigfaltig vorkommenden Erscheinungen auf eben diesem Wege abzuleiten und zu erklären; so wie wir hoffen können, daß die Naturforscher sich nach einem hinlänglichen Apparat umsehen werden, um so bedeutende Erfahrungen den Wißbegierigen vor Augen zu bringen.

174.

Ja wir möchten jene im Allgemeinen ausgesprochene Haupterscheinung ein Grund- und Urphänomen nennen, und es sey uns erlaubt, hier, was wir darunter verstehen, sogleich beyzubringen.

175.

Das was wir in der Erfahrung gewahr werden, sind meistens nur Fälle, welche sich mit einiger Aufmerksamkeit unter allgemeine empirische Rubriken bringen lassen. Diese subordiniren sich abermals unter wissenschaftliche Rubriken, welche weiter hinausdeuten, wobey uns gewisse unerläßliche Bedingungen des Erscheinenden näher bekannt werden. Von nun an fügt sich alles nach und nach unter höhere Regeln und Gesetze, die sich aber nicht durch Worte und Hypothesen dem Verstande, sondern gleichfalls durch Phänomene dem Anschauen offenbaren. Wir nennen sie Urphänomene, weil nichts in der Erscheinung über ihnen liegt, sie aber dagegen völlig geeignet sind, daß man stufenweise, wie wir vorhin hinaufgestiegen, von ihnen her-

ab bis zu dem gemeinſten Falle der täglichen Erfahrung niederſteigen kann. Ein ſolches Urphänomen iſt dasjenige, das wir bisher dargeſtellt haben. Wir ſehen auf der einen Seite das Licht, das Helle, auf der andern die Finſterniß, das Dunkle, wir bringen die Trübe zwiſchen beyde, und aus dieſen Gegenſätzen, mit Hülfe gedachter Vermittlung, entwickeln ſich, gleichfalls in einem Gegenſatz, die Farben, denen aber alsbald, durch einen Wechſelbezug, unmittelbar auf ein Gemeinſames wieder zurück.

176.

In dieſem Sinne halten wir den in der Naturforſchung begangenen Fehler für ſehr groß, daß man ein abgeleitetes Phänomen an die obere Stelle, das Urphänomen an die niedere Stelle ſetzte, ja ſogar das abgeleitete Phänomen wieder auf den Kopf ſtellte, und an ihm das Zuſammengeſetzte für ein Einfaches, das Einfache für ein Zuſammengeſetztes gelten ließ; durch welches Hinterſtzuvörderſt die wunderlichſten Verwicklungen und Verwirrungen in die Naturlehre gekommen ſind, an welchen ſie noch leidet.

177.

Wäre denn aber auch ein ſolches Urphänomen gefunden, ſo bleibt immer noch das Uebel, daß man es nicht als ein ſolches anerkennen will, daß wir hinter ihm und über ihm noch etwas weiteres aufſuchen, da wir doch hier die Gränze des Schauens eingeſtehen ſollten. Der Naturforſcher laſſe die Urphänomene in

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.

3-598-50924-3
FN. 18629/455

ihrer ewigen Ruhe und Herrlichkeit daſtehen, der Philoſoph nehme ſie in ſeine Region auf, und er wird finden, daß ihm nicht in einzelnen Fällen, allgemeinen Rubriken, Meynungen und Hypotheſen, ſondern im Grund- und Urphänomen ein würdiger Stoff zu weiterer Behandlung und Bearbeitung überliefert werde.

XI.

Dioptriſche Farben.

Der zweyten Claſſe.

Refraction.

178.

Die dioptriſchen Farben der beyden Claſſen ſchließen ſich genau an einander an, wie ſich bey einiger Betrachtung ſogleich finden läßt. Die der erſten Claſſe erſchienen in dem Felde der trüben Mittel, die der zweyten ſollen uns nun in durchſichtigen Mitteln erſcheinen. Da aber jedes empiriſch Durchſichtige an ſich ſchon als trüb angeſehen werden kann, wie uns jede vermehrte Maſſe eines durchſichtig genannten Mittels zeigt; ſo iſt die nahe Verwandtſchaft beyder Arten genugſam einleuchtend.

179.

Doch wir abſtrahiren vorerſt, indem wir uns zu den durchſichtigen Mitteln wenden, von aller ihnen ei-

nigermaßen benwohnenden Trübe, und richten unsre ganze Aufmerksamkeit auf das hier eintretende Phänomen, das unter dem Kunstnamen der Refraction bekannt ist.

180.

Wir haben schon bey Gelegenheit der physiologischen Farben dasjenige, was man sonst Augentäuschungen zu nennen pflegte, als Thätigkeiten des gesunden und richtig wirkenden Auges gerettet (2.) und wir kommen hier abermals in den Fall, zu Ehren unserer Sinne und zu Bestätigung ihrer Zuverlässigkeit einiges auszuführen.

181.

In der ganzen sinnlichen Welt kommt alles überhaupt auf das Verhältniß der Gegenstände untereinander an, vorzüglich aber auf das Verhältniß des bedeutendsten irdischen Gegenstandes, des Menschen, zu den übrigen. Hierdurch trennt sich die Welt in zwey Theile, und der Mensch stellt sich als ein Subject dem Object entgegen. Hier ist es, wo sich der Praktiker in der Erfahrung, der Denker in der Speculation abmüdet und einen Kampf zu bestehen aufgefordert ist, der durch keinen Frieden und durch keine Entscheidung geschlossen werden kann.

182.

Immer bleibt es aber auch hier die Hauptsache, daß die Beziehungen wahrhaft eingesehen werden. Da nun unsre Sinne, in so fern sie gesund sind, die äu-

sern Beziehungen am wahrhaftesten aussprechen; so können wir uns überzeugen, daß sie überall, wo sie dem Wirklichen zu widersprechen scheinen, das wahre Verhältniß desto sichrer bezeichnen. So erscheint uns das Entfernte kleiner, und eben dadurch werden wir die Entfernung gewahr. An farblosen Gegenständen brachten wir durch farblose Mittel farbige Erscheinungen hervor, und wurden zugleich auf die Grade des Trüben solcher Mittel aufmerksam.

183.

Eben so werden unserm Auge die verschiedenen Grade der Dichtigkeit durchsichtiger Mittel, ja sogar noch andre physische und chemische Eigenschaften derselben, bey Gelegenheit der Refraction, bekannt, und fordern uns auf, andre Prüfungen anzustellen, um in die von einer Seite schon eröffneten Geheimnisse auf physischem und chemischem Wege völlig einzudringen.

184.

Gegenstände durch mehr oder weniger dichte Mittel gesehen, erscheinen uns nicht an der Stelle, an der sie sich, nach den Gesetzen der Perspective, befinden sollten. Hierauf beruhen die dioptrischen Erscheinungen der zweyten Classe.

185.

Diejenigen Gesetze des Sehens, welche sich durch mathematische Formeln ausdrücken lassen, haben zum Grunde, daß, so wie das Licht sich in gerader Linie bewegt, auch eine gerade Linie zwischen dem sehenden

Organ und dem geſehenen Gegenſtand müſſe zu ziehen ſeyn. Kommt alſo der Fall, daß das Licht zu uns in einer gebogenen oder gebrochenen Linie anlangt, daß wir die Gegenſtände in einer gebogenen oder gebrochenen Linie ſehen; ſo werden wir alsbald erinnert, daß die dazwiſchen liegenden Mittel ſich verdichtet, daß ſie dieſe oder jene fremde Natur angenommen haben.

186.

Dieſe Abweichung vom Geſetz des geradlinigen Sehens wird im Allgemeinen die Refraction genannt, und ob wir gleich vorausſetzen können, daß unſre Leſer damit bekannt ſind; ſo wollen wir ſie doch kürzlich von ihrer objectiven und ſubjectiven Seite hier nochmals darſtellen.

187.

Man laſſe in ein leeres kubiſches Gefäß das Sonnenlicht ſchräg in der Diagonale hineinſcheinen, dergeſtalt daß nur die dem Licht entgegengeſetzte Wand, nicht aber der Boden erleuchtet ſey; man gieße ſodann Waſſer in dieſes Gefäß und der Bezug des Lichtes zu demſelben wird ſogleich verändert ſeyn. Das Licht zieht ſich gegen die Seite, wo es herkommt, zurück, und ein Theil des Bodens wird gleichfalls erleuchtet. An dem Puncte, wo nunmehr das Licht in das dichtere Mittel tritt, weicht es von ſeiner geradlinigen Richtung ab und ſcheint gebrochen, deswegen man auch dieſes Phänomen die Brechung genannt hat. So viel von dem objectiven Verſuche.

188.

Zu der ſubjectiven Erfahrung gelangen wir aber folgendermaßen. Man ſetze das Auge an die Stelle der Sonne; das Auge ſchaue gleichfalls in der Diagonale über die eine Wand, ſo daß es die ihm entgegenſtehende jenſeitige innre Wand-Fläche vollkommen, nichts aber vom Boden ſehen könne. Man gieße Waſſer in das Gefäß und das Auge wird nun einen Theil des Bodens gleichfalls erblicken, und zwar geſchieht es auf eine Weiſe, daß wir glauben, wir ſehen noch immer in gerader Linie: denn der Boden ſcheint uns heraufgehoben, daher wir das ſubjective Phänomen mit dem Namen der Hebung bezeichnen. Einiges, was noch beſonders merkwürdig hiebey iſt, wird künftig vorgetragen werden.

189.

Sprechen wir dieſes Phänomen nunmehr im Allgemeinen aus, ſo können wir, was wir oben angedeutet, hier wiederholen: daß nehmlich der Bezug der Gegenſtände verändert, verrückt werde.

190.

Da wir aber bey unſerer gegenwärtigen Darſtellung die objectiven Erſcheinungen von den ſubjectiven zu trennen gemeint ſind; ſo ſprechen wir das Phänomen vorerſt ſubjectiv aus, und ſagen: es zeige ſich eine Verrückung des Geſehenen, oder des zu Sehenden.

191.

Es kann nun aber das unbegränzt Geſehene verrückt werden, ohne daß uns die Wirkung bemerklich

wird. Verrückt ſich hingegen das begränzt Geſehene, ſo haben wir Merkzeichen, daß eine Verrückung geſchieht. Wollen wir uns alſo von einer ſolchen Veränderung des Bezuges unterrichten; ſo werden wir uns vorzüglich an die Verrückung des begränzt Geſehenen, an die Verrückung des Bildes zu halten haben.

192.

Dieſe Wirkung überhaupt kann aber geſchehen durch parallele Mittel: denn jedes parallele Mittel verrückt den Gegenſtand und bringt ihn ſogar im Perpendikel dem Auge entgegen. Merklicher aber wird dieſes Verrücken durch nicht parallele Mittel.

193.

Dieſe können eine völlig ſphäriſche Geſtalt haben, auch als convexe, oder als concave Linſen angewandt werden. Wir bedienen uns derſelben gleichfalls bey unſern Erfahrungen. Weil ſie aber nicht allein das Bild von der Stelle verrücken, ſondern daſſelbe auch auf mancherley Weiſe verändern; ſo gebrauchen wir lieber ſolche Mittel, deren Flächen zwar nicht parallel gegen einander, aber doch ſämmtlich eben ſind, nehmlich Prismen, die einen Triangel zur Baſe haben, die man zwar auch als Theile einer Linſe betrachten kann, die aber zu unſern Erfahrungen deßhalb beſonders tauglich ſind, weil ſie das Bild ſehr ſtark von der Stelle verrücken, ohne jedoch an ſeiner Geſtalt eine bedeutende Veränderung hervorzubringen.

194.

Nunmehr, um unsre Erfahrungen mit möglichster Genauigkeit anzustellen und alle Verwechslung abzulehnen, halten wir uns zuerst an

Subjective Versuche,

bey welchen nehmlich der Gegenstand durch ein brechendes Mittel von dem Beobachter gesehen wird. Sobald wir diese der Reihe nach abgehandelt, sollen die objectiven Versuche in gleicher Ordnung folgen.

XII.

Refraction ohne Farbenerscheinung.

195.

Die Refraction kann ihre Wirkung äußern, ohne daß man eine Farbenerscheinung gewahr werde. So sehr auch durch Refraction das unbegränzt Gesehene, eine farblose oder einfach gefärbte Fläche verrückt werde, so entsteht innerhalb derselben doch keine Farbe. Man kann sich hievon auf mancherley Weise überzeugen.

196.

Man setze einen gläsernen Kubus auf irgend eine Fläche und schaue im Perpendikel oder im Winkel darauf; so wird die reine Fläche dem Auge völlig entge-

gen gehoben, aber es zeigt ſich keine Farbe. Wenn man durchs Prisma einen rein grauen oder blauen Himmel, eine rein weiße oder farbige Wand betrachtet; ſo wird der Theil der Fläche, den wir eben ins Auge gefaßt haben, völlig von ſeiner Stelle gerückt ſeyn, ohne daß wir deßhalb die mindeſte Farbenerſcheinung darauf bemerken.

XIII.

Bedingungen der Farbenerſcheinung.

197.

Haben wir bey den vorigen Verſuchen und Beobachtungen alle reinen Flächen, groß oder klein, farblos gefunden; ſo bemerken wir an den Rändern, da wo ſich eine ſolche Fläche gegen einen hellern oder dunklern Gegenſtand abſchneidet, eine farbige Erſcheinung.

198.

Durch Verbindung von Rand und Fläche entſtehen Bilder. Wir ſprechen daher die Haupterfahrung dergeſtalt aus: es müſſen Bilder verrückt werden, wenn eine Farbenerſcheinung ſich zeigen ſoll.

199.

Wir nehmen das einfachſte Bild vor uns, ein helles Rund auf dunklem Grunde A. An dieſem findet eine Verrückung ſtatt, wenn wir ſeine Ränder von

dem Mittelpuncte aus scheinbar nach außen dehnen, indem wir es vergrößern. Dieses geschieht durch jedes convexe Glas, und wir erblicken in diesem Falle einen blauen Rand B.

200.

Den Umkreis eben desselben Bildes können wir nach dem Mittelpuncte zu scheinbar hineinbewegen, indem wir das Rund zusammenziehen; da alsdann die Ränder gelb erscheinen C. Dieses geschieht durch ein concaves Glas, das aber nicht, wie die gewöhnlichen Lorgnetten, dünn geschliffen seyn darf, sondern einige Masse haben muß. Damit man aber diesen Versuch auf einmal mit dem convexen Glas machen könne, so bringe man in das helle Rund auf schwarzem Grunde eine kleinere schwarze Scheibe. Denn vergrößert man durch ein convexes Glas die schwarze Scheibe auf weißem Grund, so geschieht dieselbe Operation, als wenn man ein weißes Rund verkleinerte: denn wir führen den schwarzen Rand nach dem weißen zu; und wir erblicken also den gelblichen Farbenrand zugleich mit dem blauen D.

201.

Diese beyden Erscheinungen, die blaue und gelbe, zeigen sich an und über dem Weißen. Sie nehmen, in so fern sie über das Schwarze reichen, einen röthlichen Schein an.

202.

Und hiermit sind die Grundphänomene aller Farbenerscheinung bey Gelegenheit der Refraction ausge-

sprochen, welche denn freylich auf mancherley Weise wiederholt, variirt, erhöht, verringert, verbunden, verwickelt, verwirrt, zuletzt aber immer wieder auf ihre ursprüngliche Einfalt zurückgeführt werden können.

203.

Untersuchen wir nun die Operation, welche wir vorgenommen, so finden wir, daß wir in dem einen Falle den hellen Rand gegen die dunkle, in dem andern den dunkeln Rand gegen die helle Fläche scheinbar geführt, eins durch das andre verdrängt, eins über das andre weggeschoben haben. Wir wollen nunmehr sämmtliche Erfahrungen schrittweise zu entwickeln suchen.

204.

Rückt man die helle Scheibe, wie es besonders durch Prismen geschehen kann, im Ganzen von ihrer Stelle; so wird sie in der Richtung gefärbt, in der sie scheinbar bewegt wird, und zwar nach jenen Gesetzen. Man betrachte durch ein Prisma die in a befindliche Scheibe dergestalt, daß sie nach b verrückt erscheine; so wird der obere Rand, nach dem Gesetz der Figur c, blau und blauroth erscheinen, der untere, nach dem Gesetz der Scheibe b, gelb und gelbroth. Denn im ersten Fall wird das helle Bild in den dunklen Rand hinüber, und in dem andern der dunkle Rand über das helle Bild gleichsam hineingeführt. Ein gleiches gilt, wenn man die Scheibe von a nach c, von a nach d, und so im ganzen Kreise scheinbar herumführt.

205.

Wie sich nun die einfache Wirkung verhält, so verhält sich auch die zusammengesetzte. Man sehe durch das horizontale Prisma a b nach einer hinter demselben in einiger Entfernung befindlichen weißen Scheibe in e; so wird die Scheibe nach f erhoben und nach dem obigen Gesetz gefärbt seyn. Man hebe dieß Prisma weg und schaue durch ein verticales c d nach eben dem Bilde; so wird es in h erscheinen, und nach eben demselben Gesetze gefärbt. Man bringe nun beyde Prismen über einander, so erscheint die Scheibe, nach einem allgemeinen Naturgesetz, in der Diagonale verrückt und gefärbt, wie es die Richtung e g mit sich bringt.

206.

Geben wir auf diese entgegengesetzten Farbenräder der Scheibe wohl Acht; so finden wir, daß sie nur in der Richtung ihrer scheinbaren Bewegung entstehen. Ein rundes Bild läßt uns über dieses Verhältniß einigermaßen ungewiß; ein viereckes hingegen belehrt uns klärlich darüber.

207.

Das viereckte Bild a. in der Richtung a b oder a d verrückt, zeigt uns an den Seiten, die mit der Richtung parallel gehen, keine Farben; in der Richtung a c hingegen, da sich das Quadrat in seiner eignen Diagonale bewegt, erscheinen alle Gränzen des Bildes gefärbt.

208.

Hier bestätigt sich also jener Ausspruch (203. f.), ein Bild müsse dergestalt verrückt werden, daß seine helle Gränze über die dunkle, die dunkle Gränze aber über die helle, das Bild über seine Begränzung, die Begränzung über das Bild scheinbar hingeführt werde. Bewegen sich aber die geradlinigen Gränzen eines Bildes durch Refraction immerfort, daß sie nur neben einander, nicht aber über einander ihren Weg zurücklegen; so entstehen keine Farben, und wenn sie auch bis ins Unendliche fortgeführt würden.

XIV.

Bedingungen unter welchen die Farbenerscheinung zunimmt.

209.

Wir haben in dem Vorigen gesehen, daß alle Farbenerscheinung bey Gelegenheit der Refraction darauf beruht, daß der Rand eines Bildes gegen das Bild selbst oder über den Grund gerückt, daß das Bild gleichsam über sich selbst oder über den Grund hingeführt werde. Und nun zeigt sich auch, bey vermehrter Verrückung des Bildes, die Farbenerscheinung in einem breitern Maße, und zwar bey subjectiven

Verſuchen, bey denen wir immer noch verweilen, unter folgenden Bedingungen.

210.

Erſtlich, wenn das Auge gegen parallele Mittel eine ſchiefere Richtung annimmt.

Zweytens, wenn das Mittel aufhört, parallel zu ſeyn, und einen mehr oder weniger ſpitzen Winkel bildet.

Drittens, durch das verſtärkte Maß des Mittels; es ſey nun, daß parallele Mittel am Volumen zunehmen, oder die Grade des ſpitzen Winkels verſtärkt werden, doch ſo, daß ſie keinen rechten Winkel erreichen.

Viertens, durch Entfernung des mit brechenden Mitteln bewaffneten Auges von dem zu verrückenden Bilde.

Fünftens, durch eine chemiſche Eigenſchaft, welche dem Glaſe mitgetheilt, auch in demſelben erhöht werden kann.

211.

Die größte Verrückung des Bildes, ohne daß deſſelben Geſtalt bedeutend verändert werde, bringen wir durch Prismen hervor, und dieß iſt die Urſache, warum durch ſo geſtaltete Gläſer die Farbenerſcheinung höchſt mächtig werden kann. Wir wollen uns jedoch bey dem Gebrauch derſelben von jenen glänzenden Erſcheinungen nicht blenden laſſen, vielmehr die oben feſtgeſetzten einfachen Anfänge ruhig im Sinne behalten.

212.

Diejenige Farbe, welche bey Verrückung eines Bildes vorausgeht, iſt immer die breitere, und wir nennen ſie einen Saum; diejenige Farbe, welche an der Gränze zurückbleibt, iſt die ſchmälere, und wir nennen ſie einen Rand.

213.

Bewegen wir eine dunkle Gränze gegen das Helle, ſo geht der gelbe breitere Saum voran, und der ſchmälere gelbrothe Rand folgt mit der Gränze. Rücken wir eine helle Gränze gegen das Dunkle, ſo geht der breitere violette Saum voraus und der ſchmälere blaue Rand folgt.

214.

Iſt das Bild groß, ſo bleibt deſſen Mitte ungefärbt. Sie iſt als eine unbegränzte Fläche anzuſehen, die verrückt, aber nicht verändert wird. Iſt es aber ſo ſchmal, daß unter obgedachten vier Bedingungen der gelbe Saum den blauen Rand erreichen kann; ſo wird die Mitte völlig durch Farben zugedeckt. Man mache dieſen Verſuch mit einem weißen Streifen auf ſchwarzem Grunde; über einem ſolchen werden ſich die beyden Extreme bald vereinigen und das Grün erzeugen. Man erblickt alsdann folgende Reihe von Farben:

Gelbroth
Gelb
Grün
Blau
Blauroth

215.

Bringt man auf weiß Papier einen schwarzen Streifen; so wird sich der violette Saum darüber hinbreiten, und den gelbrothen Rand erreichen. Hier wird das dazwischen liegende Schwarz, so wie vorher das dazwischen liegende Weiß aufgehoben, und an seiner Stelle ein prächtig reines Roth erscheinen, das wir oft mit dem Namen Purpur bezeichnet haben. Nunmehr ist die Farbenfolge nachstehende:

Blau
Blauroth
Purpur
Gelbroth
Gelb.

216.

Nach und nach können in dem ersten Falle (214.) Gelb und Blau dergestalt über einander greifen, daß diese beyden Farben sich völlig zu Grün verbinden, und das farbige Bild folgendermaßen erscheint:

Gelbroth
Grün
Blauroth.

Im zweyten Falle (215) sieht man unter ähnlichen Umständen nur:

Blau
Purpur
Gelb.

Welche Erscheinung am schönsten sich an Fenstersäben zeigt, die einen grauen Himmel zum Hintergrunde haben.

217.

Bey allem dieſem laſſen wir niemals aus dem Sinne, daß dieſe Erſcheinung nie als eine fertige, vollendete, ſondern immer als eine werdende, zunehmende, und in manchem Sinn beſtimmbare Erſcheinung anzuſehen ſey. Deßwegen ſie auch bey Negation obiger fünf Bedingungen (210.) wieder nach und nach abnimmt, und zuletzt völlig verſchwindet.

XV.

Ableitung der angezeigten Phänomene.

218.

Ehe wir nun weiter gehen, haben wir die erſtgedachten ziemlich einfachen Phänomene aus dem Vorhergehenden abzuleiten, oder wenn man will, zu erklären, damit eine deutliche Einſicht in die folgenden mehr zuſammengeſetzten Erſcheinungen dem Liebhaber der Natur werden könne.

219.

Vor allen Dingen erinnern wir uns, daß wir im Reiche der Bilder wandeln. Beym Sehen überhaupt iſt das begränzt Geſehene immer das, worauf wir vorzüglich merken; und in dem gegenwärtigen Falle, da wir von Farbenerſcheinung bey Gelegenheit der Refrac-

chen sprechen, kommt nur das begränzt Gesehene, kommt nur das Bild in Betrachtung.

220.

Wir können aber die Bilder überhaupt zu unsern chromatischen Darstellungen in primäre und secundäre Bilder eintheilen. Die Ausdrücke selbst bezeichnen, was wir darunter verstehen, und nachfolgendes wird unsern Sinn noch deutlicher machen.

221.

Man kann die primären Bilder ansehen, erstlich als ursprüngliche, als Bilder, die von dem anwesenden Gegenstande in unserm Auge erregt werden, und die uns von seinem wirklichen Daseyn versichern. Diesen kann man die secundären Bilder entgegensetzen, als abgeleitete Bilder, die, wenn der Gegenstand weggenommen ist, im Auge zurückbleiben, jene Schein- und Gegenbilder, welche wir in der Lehre von physiologischen Farben umständlich abgehandelt haben.

222.

Man kann die primären Bilder zweytens auch als directe Bilder ansehen, welche wie jene ursprünglichen unmittelbar von dem Gegenstande zu unserm Auge gelangen. Diesen kann man die secundären, als indirecte Bilder entgegensetzen, welche erst von einer spiegelnden Fläche aus der zweyten Hand uns überliefert werden. Es sind dieses die katoptrischen Bilder, welche auch in gewissen Fällen zu Doppelbildern werden können.

223.

Wenn nehmlich der spiegelnde Körper durchsichtig ist und zwey hinter einander liegende parallele Flächen hat; so kann von jeder Fläche ein Bild ins Auge kommen, und so entstehen Doppelbilder, in so fern das obere Bild das untere nicht ganz deckt, welches auf mehr als eine Weise der Fall ist.

Man halte eine Spielkarte nahe vor einen Spiegel. Man wird alsdann zuerst das starke lebhafte Bild der Karte erscheinen sehen; allein den Rand des ganzen sowohl als jedes einzelnen darauf befindlichen Bildes mit einem Saume verbrämt, welcher der Anfang des zweyten Bildes ist. Diese Wirkung ist bey verschiedenen Spiegeln, nach Verschiedenheit der Stärke des Glases und nach vorgekommenen Zufälligkeiten beym Schleifen, gleichfalls verschieden. Tritt man mit einer weißen Weste auf schwarzen Unterkleidern vor manchen Spiegel, so erscheint der Saum sehr stark, wobey man auch sehr deutlich die Doppelbilder der Metallknöpfe auf dunklem Tuche erkennen kann.

224.

Wer sich mit andern, von uns früher angedeuteten Versuchen (80.) schon bekannt gemacht hat, der wird sich auch hier eher zurecht finden. Die Fenstersäbe von Glastafeln zurückgeworfen zeigen sich doppelt und lassen sich, bey mehrerer Stärke der Tafel und vergrößertem Zurückwerfungswinkel gegen das Auge, völlig trennen. So zeigt auch ein Gefäß voll Wasser mit flachem spiegelndem Boden die ihm vorgehaltnen Gegen-

stände doppelt, und nach Verhältniß mehr oder weniger von einander getrennt; wobey zu bemerken ist, daß da, wo beyde Bilder einander decken, eigentlich das vollkommen lebhafte Bild entsteht, wo es aber auseinander tritt und doppelt wird, sich nun mehr schwache, durchscheinende und gespensterhafte Bilder zeigen.

223.

Will man wissen, welches das untere, und welches das obere Bild sey; so nehme man gefärbte Mittel, da denn ein helles Bild, das von der untern Fläche zurückgeworfen wird, die Farbe des Mittels, das aber von der obern zurückgeworfen wird, die geforderte Farbe hat. Umgekehrt ist es mit dunklen Bildern; weswegen man auch hier schwarze und weiße Tafeln sehr wohl brauchen kann. Wie leicht die Doppelbilder sich Farbe mittheilen lassen, Farbe hervorrufen, wird auch hier wieder auffallend seyn.

226.

Drittens kann man die primären Bilder auch als Hauptbilder ansehen und ihnen die secundären als Nebenbilder gleichsam anfügen. Ein solches Nebenbild ist eine Art von Doppelbild, nur daß es sich von dem Hauptbilde nicht trennen läßt, ob es sich gleich immer von demselben zu entfernen strebt. Von solchen ist nun bey den prismatischen Erscheinungen die Rede.

227.

Das unbegränzt durch Refraction Gesehene zeigt keine Farbenerscheinung (195.) Das Gesehene muß be-

gränzt seyn. Es wird daher ein Bild gefordert; dieſes Bild wird durch Refraction verrückt, aber nicht vollkommen, nicht rein, nicht ſcharf verrückt, ſondern unvollkommen, dergeſtalt, daß ein Nebenbild entſtehet.

228.

Bey einer jeden Erſcheinung der Natur, beſonders aber bey einer bedeutenden, auffallenden, muß man nicht ſtehen bleiben, man muß ſich nicht an ſie heften, nicht an ihr kleben, ſie nicht iſolirt betrachten; ſondern in der ganzen Natur umherſehen, wo ſich etwas Aehnliches, etwas Verwandtes zeigt: denn nur durch Zuſammenſtellen des Verwandten entſteht nach und nach eine Totalität, die ſich ſelbſt ausſpricht und keiner weitern Erklärung bedarf.

229.

Wir erinnern uns alſo hier, daß bey gewiſſen Fällen Refraction unläugbare Doppelbilder hervorbringt, wie es bey dem ſogenannten Isländiſchen Kryſtalle der Fall iſt. Dergleichen Doppelbilder entſtehen aber auch bey Refraction, durch große Bergkryſtalle und ſonſt; Phänomene, die noch nicht genugſam beobachtet ſind.

230.

Da nun aber in gedachtem Falle (227.) nicht von Doppel-, ſondern von Nebenbildern die Rede iſt; ſo gedenken wir einer von uns ſchon dargelegten, aber noch nicht vollkommen ausgeführten Erſcheinung. Man erinnere ſich jener frühern Erfahrung, daß ein helles Bild mit einem dunklen Grunde, ein dunkles mit ei-

nem hellen Grunde schon in Absicht auf unsre Retina in einer Art von Conflict stehe. (16.) Das Helle erscheint in diesem Falle gröſser, das Dunkle kleiner.

231.

Bey genauer Beobachtung dieses Phänomens läſst sich bemerken, daſs die Bilder nicht scharf vom Grunde abgeschnitten, sondern mit einer Art von gräuem, einigermaſsen gefärbtem Rande, mit einem Nebenbild erscheinen. Bringen nun Bilder schon in dem nackten Auge solche Wirkungen hervor, was wird erst geschehen, wenn ein dichtes Mittel dazwischen tritt. Nicht das allein, was uns im höchsten Sinne lebendig erscheint, übt Wirkungen aus und erleidet sie; sondern auch alles, was nur irgend einen Bezug auf einander hat, ist wirksam auf einander und zwar oft in sehr hohem Maſse.

232.

Es entstehet also, wenn die Refraction auf ein Bild wirkt, an dem Hauptbilde ein Nebenbild, und zwar scheint es, daſs das wahre Bild einigermaſsen zurückbleibe und sich dem Verrücken gleichsam widersetze. Ein Nebenbild aber in der Richtung, wie das Bild durch Refraction über sich selbst und über den Grund hin bewegt wird, eilt vor und zwar schmäler oder breiter, wie oben schon ausgeführt worden. (212 — 216.)

233.

Auch haben wir bemerkt (224.), daſs Doppelbilder als halbirte Bilder, als eine Art von durchsichtigem

Gespenst erscheinen; so wie sich die Doppelschatten jedesmal als Halbschatten zeigen müssen. Diese nehmen die Farbe leicht an und bringen sie schnell hervor. (69.) Jene gleichfalls. (80.) Und eben der Fall tritt auch bey den Nebenbildern ein, welche zwar von dem Hauptbilde nicht ab, aber auch als halbirte Bilder aus demselben hervortreten, und daher so schnell, so leicht und so energisch gefärbt erscheinen können.

234.

Daß nun die prismatische Farbenerscheinung ein Nebenbild sey, davon kann man sich auf mehr als eine Weise überzeugen. Es entsteht genau nach der Form des Hauptbildes. Dieses sey nun gerade oder im Bogen begränzt, gezackt oder wellenförmig, durchaus hält sich das Nebenbild genau an den Umriß des Hauptbildes.

235.

Aber nicht allein die Form des wahren Bildes, sondern auch andre Bestimmungen desselben theilen sich dem Nebenbilde mit. Schneidet sich das Hauptbild scharf vom Grunde ab, wie Weiß auf Schwarz, so erscheint das farbige Nebenbild gleichfalls in seiner höchsten Energie. Es ist lebhaft, deutlich und gewaltig. Am allermächtigsten aber ist es, wenn ein leuchtendes Bild sich auf einem dunkeln Grunde zeigt, wozu man verschiedene Vorrichtungen machen kann.

236.

Stuft sich aber das Hauptbild schwach von dem Grunde ab, wie sich graue Bilder gegen Schwarz und

Weiß, oder gar gegen einander verhalten: ſo iſt auch das Nebenbild ſchwach, und kann bei einer geringen Differenz von Tinten beynahe unmerklich werden.

237.

So iſt es ferner höchſt merkwürdig, was an farbigen Bildern auf hellem, dunklem oder farbigem Grunde beobachtet wird. Hier entſteht ein Zuſammentritt der Farbe des Nebenbildes mit der realen Farbe des Hauptbildes, und es erſcheint daher eine zuſammengeſetzte, entweder durch Uebereinſtimmung begünſtigte oder durch Widerwärtigkeit verkümmerte Farbe.

238.

Ueberhaupt aber iſt das Kennzeichen des Doppel- und Nebenbildes die Halbdurchſichtigkeit. Man denke ſich daher innerhalb eines durchſichtigen Mittels, deſſen innre Anlage nur halbdurchſichtig, nur durchſcheinend zu werden ſchon oben ausgeführt iſt (147); man denke ſich innerhalb deſſelben ein halbdurchſichtiges Scheinbild, ſo wird man dieſes ſogleich für ein trübes Bild anſprechen.

239.

Und ſo laſſen ſich die Farben bey Gelegenheit der Refraction aus der Lehre von den trüben Mitteln gar bequem ableiten. Denn wo der voreilende Saum des trüben Nebenbildes ſich vom Dunklen über das Helle zieht, erſcheint das Gelbe; umgekehrt wo eine helle Gränze über die dunkle Umgebung hinaustritt, erſcheint das Blaue. (150. 151.)

240.

Die voreilende Farbe iſt immer die breitere. So greift die gelbe über das Licht mit einem breiten Saume; da wo ſie aber an das Dunkle gränzt, entſteht, nach der Lehre der Steigerung und Beſchattung, das Gelbrothe als ein ſchmälerer Rand.

241.

An der entgegengeſetzten Seite hält ſich das gedrängte Blau an der Gränze, der vorſtrebende Saum aber, als ein leichtes Trübes über das Schwarze verbreitet, läßt uns die violette Farbe ſehen, nach eben denſelben Bedingungen, welche oben bey der Lehre von den trüben Mitteln angegeben worden, und welche ſich künftig in mehreren andern Fällen gleichmäßig wirkſam zeigen werden.

242.

Da eine Ableitung wie die gegenwärtige ſich eigentlich vor dem Anſchauen des Forſchers legitimiren muß; ſo verlangen wir von jedem, daß er ſich nicht auf eine flüchtige, ſondern gründliche Weiſe mit dem bisher Vorgeführten bekannt mache. Hier werden nicht willkührliche Zeichen, Buchſtaben und was man ſonſt belieben möchte, ſtatt der Erſcheinungen hingeſtellt; hier werden nicht Redensarten überliefert, die man hundertmal wiederholen kann, ohne etwas dabey zu denken, noch Jemanden etwas dadurch denken zu machen; ſondern es iſt von Erſcheinungen die Rede, die man vor den Augen des Leibes und des Geiſtes gegenwärtig ha-

ben muß, um ihre Abkunft, ihre Herleitung sich und andern mit Klarheit entwickeln zu können.

XVI.

Abnahme der farbigen Erscheinung.

243.

Da man jene vorschreitenden fünf Bedingungen, (210.) unter welchen die Farbenerscheinung zunimmt, nur rückgängig annehmen darf, um die Abnahme des Phänomens leicht einzusehen und zu bewirken; so wäre nur noch dasjenige, was dabey das Auge gewahr wird, kürzlich zu beschreiben und durchzuführen.

244.

Auf dem höchsten Puncte wechselseitiger Deckung der entgegengesetzten Ränder erscheinen die Farben folgendermaßen (216):

Gelbroth	Blau
Grün	Purpur.
Blauroth	Gelb.

245.

Bey minderer Deckung zeigt sich das Phänomen folgendermaßen (214. 215):

Gelbroth	Blau
Gelb	Blauroth
Grün	Purpur
Blau	Gelbroth
Blauroth	Gelb.

Hier erſcheinen alſo die Bilder noch völlig gefärbt, aber dieſe Reihen ſind nicht als urſprüngliche, ſtetig ſich auseinander entwickelnde ſtufen- und ſcalenartige Reihen anzuſehen; ſie können und müſſen vielmehr in ihre Elemente zerlegt werden, wobey man denn ihre Natur und Eigenſchaft beſſer kennen lernt.

246.

Dieſe Elemente aber ſind (199. 200. 201):

Gelbroth	Blau
Gelb	Blauroth
Weißes	Schwarzes
Blau	Gelbroth
Blauroth	Gelb.

Hier tritt nun das Hauptbild, das bisher ganz zugedeckt und gleichſam verloren geweſen, in der Mitte der Erſcheinung wieder hervor, behauptet ſein Recht und läßt uns die ſecundäre Natur der Nebenbilder, die ſich als Ränder und Säume zeigen, völlig erkennen.

247.

Es hängt von uns ab, dieſe Ränder und Säume ſo ſchmal werden zu laſſen, als es uns beliebt, ja noch Refraction übrig zu behalten, ohne daß uns deßwegen eine Farbe an der Gränze erſchiene.

Dieſes nunmehr genugſam entwickelte farbige Phänomen laſſen wir denn nicht als ein urſprüngliches gelten; ſondern wir haben es auf ein früheres und einfacheres zurückgeführt, und ſolches aus dem Urphänomen des Lichtes und der Finſterniß durch die Trübe vermittelt, in Verbindung mit der Lehre von den ſecundären Bildern abgeleitet, und ſo gerüſtet werden wir die Erſcheinungen, welche graue und farbige Bilder durch Brechung verrückt hervorbringen, zuletzt umſtändlich vortragen und damit den Abſchnitt ſubjectiver Erſcheinungen völlig abſchließen.

XVII.

Graue Bilder durch Brechung verrückt.

248.

Wir haben bisher nur ſchwarze und weiße Bilder auf entgegengeſetztem Grunde durchs Prisma betrachtet, weil ſich an denſelben die farbigen Ränder und Säume am deutlichſten ausnehmen. Gegenwärtig wiederholen wir jene Verſuche mit grauen Bildern und finden abermals die bekannten Wirkungen.

249.

Nannten wir das Schwarze den Repräſentanten der Finſterniß, das Weiße den Stellvertreter des Lichts

(18); ſo können wir ſagen, daß das Graue den Halbſchatten repräſentire, welcher mehr oder weniger an Licht und Finſterniß Theil nimmt und alſo zwiſchen beyden inne ſteht (36). Zu unſerm gegenwärtigen Zwecke rufen wir folgende Phänomene ins Gedächtniß.

230.

Graue Bilder erſcheinen heller auf ſchwarzem als auf weißem Grunde (33), und erſcheinen in ſolchen Fällen, als ein Helles auf dem Schwarzen, größer; als ein Dunkles auf dem Weißen, kleiner (16.)

231.

Je dunkler das Grau iſt, deſto mehr erſcheint es als ein ſchwaches Bild auf Schwarz, als ein ſtarkes Bild auf Weiß, und umgekehrt; daher giebt Dunkelgrau auf Schwarz nur ſchwache, daſſelbe auf Weiß ſtarke, Hellgrau auf Weiß ſchwache, auf Schwarz ſtarke Nebenbilder.

232.

Grau auf Schwarz wird uns durchs Prisma jene Phänomene zeigen, die wir bisher mit Weiß auf Schwarz hervorgebracht haben; die Ränder werden nach eben der Regel gefärbt, die Säume zeigen ſich nur ſchwächer. Bringen wir Grau auf Weiß, ſo erblicken wir eben die Ränder und Säume, welche hervorgebracht wurden, wenn wir Schwarz auf Weiß durchs Prisma betrachteten.

233.

Verſchiedene Schattirungen von Grau, ſtufenweiſe an einander geſetzt, werden, je nachdem man das Dunk-

lere oben oder untenhin bringt, entweder nur Blau und Violett, oder nur Roth und Gelb an den Rändern zeigen.

254.

Eine Reihe grauer Schattirungen, horizontal an einander gestellt, wird, wie sie oben oder unten an eine schwarze oder weiße Fläche stößt, nach den bekannten Regeln gefärbt.

255.

Auf der zu diesem Abschnitt bestimmten, von jedem Naturfreund für seinen Apparat zu vergrößernden Tafel kann man diese Phänomene durchs Prisma mit einem Blicke gewahr werden.

256.

Höchst wichtig aber ist die Beobachtung und Betrachtung eines grauen Bildes, welches zwischen einer schwarzen und einer weißen Fläche dergestalt angebracht ist, daß die Theilungslinie vertical durch das Bild durchgeht.

257.

An diesem grauen Bilde werden die Farben nach der bekannten Regel, aber nach dem verschiedenen Verhältnisse des Hellen zum Dunklen, auf einer Linie entgegengesetzt erscheinen. Denn indem das Graue zum Schwarzen sich als hell zeigt; so hat es oben das Rothe und Gelbe, unten das Blaue und Violette. Indem es sich zum Weißen als dunkel verhält; so sieht

man oben den blauen und violetten, unten hingegen den rothen und gelben Rand. Dieſe Beobachtung wird für die nächſte Abtheilung höchſt wichtig.

XVIII.

Farbige Bilder durch Brechung verrückt.

258.

Eine farbige große Fläche zeigt innerhalb ihrer ſelbſt, ſo wenig als eine ſchwarze, weiße oder graue, irgend eine prismatiſche Farbe; es müßte denn zufällig oder vorſätzlich auf ihr Hell und Dunkel abwechſeln. Es ſind alſo auch nur Beobachtungen durchs Prisma an farbigen Flächen anzuſtellen, in ſo fern ſie durch einen Rand von einer andern verſchieden tingirten Fläche abgeſondert werden, alſo auch nur an farbigen Bildern.

259.

Es kommen alle Farben, welcher Art ſie auch ſeyn mögen, darin mit dem Grauen überein, daß ſie dunkler als Weiß, und heller als Schwarz erſcheinen. Dieſes Schattenhafte der Farbe (σκιερόν) iſt ſchon früher angedeutet worden, (69.) und wird uns immer bedeutender werden. Wenn wir alſo vorerſt farbige Bilder auf ſchwarze und weiße Flächen bringen, und ſie durchs

Prisma betrachten; so werden wir alles, was wir bey grauen Flächen bemerkt haben, hier abermals finden.

260.

Verrücken wir ein farbiges Bild, so entsteht, wie bey farblosen Bildern, nach eben den Gesetzen, ein Nebenbild. Dieses Nebenbild behält, was die Farbe betrifft, seine ursprüngliche Natur bey und wirkt auf der einen Seite als ein Blaues und Blaurothes, auf der entgegengesetzten als ein Gelbes und Gelbrothes. Daher muß der Fall eintreten, daß die Scheinfarbe des Randes und des Saumes mit der realen Farbe eines farbigen Bildes homogen sey; es kann aber auch im andern Falle das mit einem Pigment gefärbte Bild mit dem erscheinenden Rand und Saum sich heterogen finden. In dem ersten Falle identificirt sich das Scheinbild mit dem wahren und scheint dasselbe zu vergrößern; dahingegen in dem zweyten Falle das wahre Bild durch das Scheinbild verunreinigt, undeutlich gemacht und verkleinert werden kann. Wir wollen die Fälle durchgehen, wo diese Wirkungen sich am sonderbarsten zeigen.

261.

Man nehme die zu diesen Versuchen vorbereitete Tafel vor sich, und betrachte das rothe und blaue Viereck auf schwarzem Grunde neben einander, nach der gewöhnlichen Weise durchs Prisma; so werden, da beyde Farben heller sind als der Grund, an beyden, sowohl oben als unten, gleiche farbige Ränder und Säu-

me entstehen, nur werden sie dem Auge des Beobachters nicht gleich deutlich erscheinen.

262.

Das Rothe ist verhältnißmäßig gegen das Schwarze viel heller als das Blaue. Die Farben der Ränder werden also an dem Rothen stärker als an dem Blauen erscheinen, welches hier wie ein Dunkelgraues wirkt, das wenig von dem Schwarzen unterschieden ist. (251.)

263.

Der obere rothe Rand wird sich mit der Zinnoberfarbe des Vierecks identificiren und so wird das rothe Viereck hinaufwärts ein wenig vergrößert erscheinen; der gelbe herabwärtsstrebende Saum aber giebt der rothen Fläche nur einen höhern Glanz und wird erst bey genauerer Aufmerksamkeit bemerkbar.

264.

Dagegen ist der rothe Rand und der gelbe Saum mit dem blauen Viereck heterogen; es wird also an dem Rande eine schmutzig rothe, und hereinwärts in das Viereck eine schmutzig grüne Farbe entstehen, und so wird beym flüchtigen Anblick das blaue Viereck von dieser Seite zu verlieren scheinen.

265.

An der untern Gränze der beyden Vierecke wird ein blauer Rand und ein violetter Saum entstehen und die entgegengesetzte Wirkung hervorbringen. Denn der blaue Rand, der mit der Zinnoberfläche heterogen ist, wird das Gelbrothe beschmutzen und eine Art von Grün

hervorbringen, so daß das Rothe von dieser Seite verkürzt und hinaufgerückt erscheint, und der violette Saum nach dem Schwarzen zu kaum bemerkt wird.

266.

Dagegen wird der blaue Scheinrand sich mit der blauen Fläche identificiren, ihr nicht allein nichts nehmen, sondern vielmehr noch geben; und dieselbe wird also dadurch und durch den violetten benachbarten Saum, dem Anscheine nach, vergrößert und scheinbar herunter gerückt werden.

267.

Die Wirkung der [illegible]mogenen und heterogenen Ränder, wie ich sie gegenwärtig genau beschrieben habe, ist so mächtig und so sonderbar, daß einem flüchtigen Beschauer beym ersten Anblicke die beyden Vierecke aus ihrer wechselseitig horizontalen Lage geschoben und im entgegengesetzten Sinne verrückt scheinen, das Rothe hinaufwärts, das Blaue herabwärts. Doch Niemand, der in einer gewissen Folge zu beobachten, Versuche an einander zu knüpfen, aus einander herzuleiten versteht, wird sich von einer solchen Scheinwirkung täuschen lassen.

268.

Eine richtige Einsicht in dieses bedeutende Phänomen wird aber dadurch erleichtert, daß gewisse scharfe, ja ängstliche Bedingungen nöthig sind, wenn diese Täuschung statt finden soll. Man muß nehmlich zu dem rothen Viereck ein mit Zinnober oder dem besten

Mennig, zu dem blauen ein mit Indig recht satt gefärbtes Papier besorgen. Alsdann verbindet sich der blaue und rothe prismatische Rand, da wo er homogen ist, unmerklich mit dem Bilde, da wo er heterogen ist, beschmutzt er die Farbe des Vierecks, ohne eine sehr deutliche Mittelfarbe hervorzubringen. Das Roth des Vierecks darf nicht zu sehr ins Gelbe fallen, sonst wird oben der punktrothe Scheinrand zu sehr bemerklich; es muß aber von der andern Seite genug vom Gelben haben, sonst wird die Veränderung durch den gelben Saum zu deutlich. Das Blaue darf nicht hell seyn, sonst wird der rothe Rand sichtbar, und der gelbe Saum bringt zu offenbar ein Grün hervor, und man kann den untern violetten Saum nicht mehr für die verrückte Gestalt eines hellblauen Vierecks ansehen oder ausgeben.

269.

Von allem diesem wird künftig umständlicher die Rede seyn, wenn wir vom Apparate zu dieser Abtheilung handeln werden. Jeder Naturforscher bereite sich die Tafeln selbst, um dieses Taschenspielerstückchen hervorbringen zu können, und sich dabey zu überzeugen, daß die farbigen Ränder selbst in diesem Falle einer geschärften Aufmerksamkeit nicht entgehen können.

270.

Indessen sind andere mannigfaltige Zusammenstellungen, wie sie unsre Tafel zeigt, völlig geeignet, allen Zweifel über diesen Punct jedem Aufmerksamen zu benehmen.

271.

Man betrachte dagegen ein weißes, neben dem blauen stehendes Viereck auf schwarzem Grunde; so werden an dem weißen, welches hier an der Stelle des rothen steht, die entgegengesetzten Ränder in ihrer höchsten Energie sich zeigen. Es erstreckt sich an demselben der rothe Rand fast noch mehr als oben am rothen selbst über die Horizontallinie des blauen hinauf; der untere blaue Rand aber ist an dem weißen in seiner ganzen Schöne sichtbar; dagegen verliert er sich in dem blauen Viereck durch Identification. Der violette Saum hinabwärts ist viel deutlicher an dem weißen, als an dem blauen.

272.

Man vergleiche nun die mit Fleiß über einander gestellten Paare gedachter Vierecke, das rothe mit dem weißen, die beyden blauen Vierecke mit einander, das blaue mit dem rothen, das blaue mit dem weißen, und man wird die Verhältnisse dieser Flächen zu ihren farbigen Rändern und Säumen deutlich einsehen.

273.

Noch auffallender erscheinen die Ränder und ihre Verhältnisse zu den farbigen Bildern, wenn man die farbigen Vierecke und das schwarze auf weißem Grunde betrachtet. Denn hier fällt jene Täuschung völlig weg, und die Wirkungen der Ränder sind so sichtbar, als wir sie nur in irgend einem andern Falle bemerkt haben. Man betrachte zuerst das blaue und rothe Viereck durchs Prisma.

An beyden entsteht der blaue Rand nunmehr oben. Dieser, homogen mit dem blauen Bilde, verbindet sich demselben und scheint es in die Höhe zu heben; nur daß der hellblaue Rand oberwärts zu sehr absticht. Der violette Saum ist auch herabwärts ins blaue deutlich genug. Ebendieser obere blaue Scheinrand ist nun mit dem rothen Viereck heterogen, er ist in der Gegenwirkung begriffen und kaum sichtbar. Der violette Saum indessen bringt, verbunden mit dem Gelbrothen des Bildes, eine Pfirsichblüthfarbe zu Wege.

274.

Wenn nun aus der angegebenen Ursache die oberen Ränder dieser Vierecke nicht horizontal erscheinen, so erscheinen die untern desto gleicher: denn indem beyde Farben, die rothe und die blaue, gegen das Weiße gerechnet, dunkler sind, als sie gegen das Schwarze hell waren, welches besonders von der letztern gilt; so entsteht unter beyden der rothe Rand mit seinem gelben Saume sehr deutlich. Er zeigt sich unter dem gelbrothen Bilde in seiner ganzen Schönheit, und unter dem dunkelblauen beynahe wie er unter dem schwarzen erschien; wie man bemerken kann, wenn man abermals die übereinandergesetzten Bilder und ihre Ränder und Säume vergleicht.

275.

Um nun diesen Versuchen die größte Mannigfaltigkeit und Deutlichkeit zu geben, sind Vierecke von verschiedenen Farben in der Mitte der Tafel dergestalt angebracht, daß die Gränze des Schwarzen und Weißen

vertical durch sie durchgeht. Man wird sie, nach jenen uns überhaupt und besonders bey farbigen Bildern genugsam bekannt gewordenen Regeln, an jedem Rand zwiefach gefärbt finden, und die Vierecke werden in sich selbst entzwey gerissen und hinauf- oder herunterwärts gerückt erscheinen. Wir erinnern uns hiebey jenes grauen, gleichfalls auf der Gränzscheidung des Schwarzen und Weißen beobachteten Bildes. (257.)

276.

Da nun das Phänomen, das wir vorhin an einem rothen und blauen Viereck auf schwarzem Grunde bis zur Täuschung gesehen haben, das Hinauf- und Hinabrücken zweyer verschieden gefärbten Bilder uns hier an zwey Hälften eines und desselben Bildes von einer und derselben Farbe sichtbar wird; so werden wir dadurch abermals auf die farbigen Ränder, ihre Säume und auf die Wirkungen ihrer homogenen und heterogenen Natur hingewiesen, wie sie sich zu den Bildern verhält, an denen die Erscheinung vorgeht.

Ich überlasse den Beobachtern die mannigfaltigen Schattirungen der halb auf Schwarz, halb auf Weiß angebrachten farbigen Vierecke selbst zu vergleichen, und bemerke nur noch die widersinnige scheinbare Verzerrung, da Roth und Gelb auf Schwarz hinaufwärts, auf Weiß herunterwärts, Blau auf Schwarz herunterwärts, und auf Weiß hinaufwärts gezogen scheinen; welches doch alles dem bisher weitläuftig Abgehandelten gemäß ist.

277.

Nun stelle der Beobachter die Tafel dergestalt vor sich, daß die vorgedachten, auf der Gränze des Schwarzen und Weißen stehenden Vierecke sich vor ihm in einer horizontalen Reihe befinden, und daß zugleich der schwarze Theil oben, der weiße aber unten sey. Er betrachte durchs Prisma jene Vierecke, und er wird bemerken, daß das rothe Viereck durch den Ansatz zweyer rothen Ränder gewinnt; er wird bey genauer Aufmerksamkeit den gelben Saum auf dem rothen Bilde bemerken, und der untere gelbe Saum nach dem Weißen zu wird völlig deutlich seyn.

278.

Oben an dem gelben Viereck ist der rothe Rand sehr merklich, weil das Gelbe als hell gegen das Schwarz genugsam absticht. Der gelbe Saum identificirt sich mit der gelben Fläche, nur wird solche etwas schöner dadurch; der untere Rand zeigt nur wenig Roth, weil das helle Gelb gegen das Weiße nicht genugsam absticht. Der untere gelbe Saum aber ist deutlich genug.

279.

An dem blauen Viereck hingegen ist der obere rothe Rand kaum sichtbar; der gelbe Saum bringt herunterwärts ein schmutziges Grün im Bilde hervor; der untere rothe Rand und der gelbe Saum zeigen sich in lebhaften Farben.

280.

Bemerkt man nun in diesen Fällen, daß das rothe Bild durch einen Ansatz auf beyden Seiten zu gewin-

nen, das dunkelblaue von einer Seite wenigstens zu verlieren scheint; so wird man, wenn man die Pappe umkehrt, so daß der weiße Theil sich oben, der schwarze sich unten befindet, das umgekehrte Phänomen erblicken.

281.

Denn da nunmehr die homogenen Ränder und Säume an den blauen Vierecken oben und unten entstehen; so scheinen diese vergrößert, ja ein Theil der Bilder selbst schöner gefärbt, und nur eine genaue Beobachtung wird die Ränder und Säume von der Farbe der Fläche selbst unterscheiden lehren.

282.

Das gelbe und rothe dagegen werden in dieser Stellung der Tafel von den heterogenen Rändern eingeschränkt und die Wirkung der Localfarbe verkümmert. Der obere blaue Rand ist an beyden fast gar nicht sichtbar. Der violette Saum zeigt sich als ein schönes Pfirsichblüth auf dem rothen, als ein sehr blasses auf dem gelben; die beyden untern Ränder sind grün; an dem rothen schmutzig, lebhaft an dem gelben; den violetten Saum bemerkt man unter dem rothen wenig, mehr unter dem gelben.

283.

Ein jeder Naturfreund mache sich zur Pflicht, mit allen den vorgetragenen Erscheinungen genau bekannt zu werden, und halte es nicht für lästig, ein einziges Phänomen durch so manche bedingende Umstände durchzuführen. Ja diese Erfahrungen lassen sich noch ins

Unendliche durch Bilder von verschiedenen Farben, auf und zwischen verschiedenfarbigen Flächen, vervielfältigen. Unter allen Umständen aber wird jedem Aufmerksamen deutlich werden, daß farbige Vierecke neben einander nur deßwegen durch das Prisma verschoben erscheinen, weil ein Ansatz von homogenen und heterogenen Rändern eine Täuschung hervorbringt. Diese ist man nur alsdann zu verbannen fähig, wenn man eine Reihe von Versuchen neben einander zu stellen und ihre Uebereinstimmung darzuthun genugsame Geduld hat.

Warum wir aber vorstehende Versuche mit farbigen Bildern, welche auf mehr als eine Weise vorgetragen werden konnten, gerade so und so umständlich dargestellt, wird in der Folge deutlicher werden. Gedachte Phänomene waren früher zwar nicht unbekannt; aber sehr verkannt, deßwegen wir sie, zu Erleichterung eines künftigen historischen Vortrags, genau entwickeln mußten.

284.

Wir wollen nunmehr zum Schlusse den Freunden der Natur eine Vorrichtung anzeigen, durch welche diese Erscheinungen auf einmal deutlich, ja in ihrem größten Glanze, gesehen werden können.

Man schneide aus einer Pappe fünf, ungefähr einen Zoll große, völlig gleiche Vierecke neben einander aus, genau in horizontaler Linie. Man bringe dahinter fünf farbige Gläser, in der bekannten Ordnung, Orange, Gelb, Grün, Blau, Violett. Man befestige diese Tafel in einer Oeffnung der Camera obscura, so

daß der helle Himmel durch sie gesehen wird, oder daß die Sonne darauf scheint, und man wird höchst energische Bilder vor sich haben. Man betrachte sie nun durchs Prisma und beobachte die durch jene Versuche an gemalten Bildern schon bekannten Phänomene, nehmlich die theils begünstigenden, theils verkümmernden Ränder und Säume, und die dadurch bewirkte scheinbare Verrückung der specifisch gefärbten Bilder aus der horizontalen Linie.

Das was der Beobachter hier sehen wird, folgt genugsam aus dem früher Abgeleiteten; daher wir es auch nicht einzeln abermals durchführen, um so weniger, als wir auf diese Erscheinungen zurückzukehren noch öfteren Anlaß finden werden.

XIX.

Achromasie und Hyperchromasie.

285.

In der frühern Zeit, da man noch manches, was in der Natur regelmäßig und constant war, für ein bloßes Abirren, für zufällig hielt, gab man auf die Farben weniger Acht, welche bey Gelegenheit der Refraction entstehen, und hielt sie für eine Erscheinung, die sich von besondern Nebenumständen herschreiben möchte.

286.

Nachdem man sich aber überzeugt hatte, daß diese Farbenerscheinung die Refraction jederzeit begleite; so war es natürlich, daß man sie auch als innig und einzig mit der Refraction verwandt ansah, und nicht anders glaubte, als daß das Maß der Farbenerscheinung sich nach dem Maße der Brechung richten und beyde gleichen Schritt mit einander halten müßten.

287.

Wenn man also nicht gänzlich, doch einigermaßen, das Phänomen einer stärkeren oder schwächeren Brechung der verschiedenen Dichtigkeit der Mittel zuschrieb; wie denn auch reinere atmosphärische Luft, mit Dünsten angefüllte, Wasser, Glas, nach ihren steigenden Dichtigkeiten, die sogenannte Brechung, die Verrückung des Bildes vermehren: so mußte man kaum zweifeln, daß auch in selbiger Maße die Farbenerscheinung sich steigern müsse, und man glaubte völlig gewiß zu seyn, daß bey verschiedenen Mitteln, welche man im Gegensinne der Brechung zu einander brachte, sich, so lange Brechung vorhanden sey, die Farbe zeigen, so bald aber die Farbe verschwände, auch die Brechung aufgehoben seyn müsse.

288.

In späterer Zeit hingegen ward entdeckt, daß dieses als gleich angenommene Verhältniß ungleich sey, daß zwey Mittel das Bild gleich weit verrücken, und doch sehr ungleiche Farbensäume hervorbringen können.

289.

Man fand, daß man zu jener physischen Eigenschaft, welcher man die Refraction zuschrieb, noch eine chemische hinzu zu denken habe (210); wie wir solches künftig, wenn wir uns chemischen Rücksichten nähern, weiter auszuführen denken, so wie wir die nähern Umstände dieser wichtigen Entdeckung in der Geschichte der Farbenlehre aufzuzeichnen haben. Gegenwärtig sey folgendes genug.

290.

Es zeigt sich bey Mitteln von gleicher, oder wenigstens nahezu gleicher, Brechungskraft der merkwürdige Umstand, daß ein Mehr und Weniger der Farbenerscheinung, durch eine chemische Behandlung hervorgebracht werden kann; das Mehr wird nehmlich, durch Säuren, das Weniger durch Alcalien bestimmt. Bringt man unter eine gemeine Glasmasse Metalloxyde, so wird die Farbenerscheinung solcher Gläser, ohne daß die Refraction merklich verändert werde, sehr erhöht. Daß das Mindere hingegen auf der alcalischen Seite liege, kann leicht vermuthet werden.

291.

Diejenigen Glasarten, welche nach der Entdeckung zuerst angewendet worden, nennen die Engländer Flint- und Crownglas, und zwar gehört jenem ersten die stärkere, diesem zweyten die geringere Farbenerscheinung an.

292.

Zu unserer gegenwärtigen Darstellung bedienen wir uns dieser beyden Ausdrücke als Kunstwörter, und nehmen an, daß in beyden die Refraction gleich sey, das Flintglas aber die Farbenerscheinung um ein Drittel stärker als das Crownglas hervorbringe; wobey wir unserm Leser eine, gewissermaßen symbolische, Zeichnung zur Hand geben.

293.

Man denke sich auf einer schwarzen Tafel, welche hier, des bequemeren Vortrags wegen, in Casen getheilt ist, zwischen den Parallellinien a b und c d fünf weiße Vierecke. Das Viereck Nr. 1. stehe vor dem nackten Auge unverrückt auf seinem Platz.

294.

Das Viereck Nr. 2. aber sey, durch ein vor das Auge gehaltenes Prisma von Crownglas g. um drey Casen verrückt und zeige die Farbensäume in einer gewissen Breite; ferner sey das Viereck Nr. 3., durch ein Prisma von Flintglas, gleichfalls um drey Casen herunntergerückt, dergestalt daß es die farbigen Säume nunmehr um ein Drittel breiter als Nr. 2. zeige.

295.

Ferner stelle man sich vor, das Viereck Nr. 4. sey eben wie das Nr. 2., durch ein Prisma von Crownglas, erst drey Casen verrückt gewesen, dann sey es aber, durch ein entgegengestelltes Prisma h von Flint-

glas, wieder auf seinen vorigen Fleck, wo man es nun sieht, gehoben worden.

296.

Hier hebt sich nun die Refraction zwar gegen einander auf; allein da das Prisma h bey der Verrückung durch drey Casen um ein Drittel breitere Farbensäume, als dem Prisma g eigen sind, hervorbringt; so muß, bey aufgehobener Refraction, noch ein Ueberschuß von Farbensaum übrig bleiben, und zwar im Sinne der scheinbaren Bewegung, welche das Prisma h dem Bilde ertheilt, und folglich umgekehrt, wie wir die Farben an den herabgerückten Nummern 2. und 3. erblicken. Dieses Ueberschießende der Farbe haben wir Hyperchromasie genannt, woraus sich denn die Achromasie unmittelbar folgern läßt.

297.

Denn gesetzt es wäre das Viereck Nr. 5. von seinem ersten supponirten Platze, wie Nr. 2., durch ein Prisma von Crownglas g, um drey Casen herunter gerückt worden; so dürfte man nur den Winkel eines Prisma's von Flintglas h verkleinern, solches im umgekehrten Sinne an das Prisma g anschließen, um das Viereck Nr. 5. zwey Casen scheinbar hinauf zu heben; wobey die Hyperchromasie des vorigen Falles wegfiele, das Bild nicht ganz an seine erste Stelle gelangte und doch schon farblos erschiene. Man sieht auch an den fortpunctirten Linien der zusammengesetzten Prismen unter Nr. 5. daß ein wirkliches Prisma übrig bleibt, und

also auch auf diesem Wege, so bald man sich die Linien krumm denkt, ein Ocularglas entstehen kann; wodurch denn die achromatischen Ferngläser abgeleitet sind.

298.

Zu diesen Versuchen, wie wir sie hier vortragen, ist ein kleines aus drey verschiedenen Prismen zusammengesetztes Prisma, wie solche in England verfertigt werden, höchst geschickt. Hoffentlich werden künftig unsre inländischen Künstler mit diesem nothwendigen Instrumente jeden Naturfreund versehen.

XX.

Vorzüge der subjectiven Versuche. Uebergang zu den objectiven.

299.

Wir haben die Farbenerscheinungen, welche sich bey Gelegenheit der Refraction sehen lassen, zuerst durch subjective Versuche dargestellt, und das Ganze in sich dergestalt abgeschlossen, daß wir auch schon jene Phänomene aus der Lehre von den trüben Mitteln und Doppelbildern ableiteten.

300.

Da bey Vorträgen, die sich auf die Natur beziehen, doch alles auf Sehen und Schauen ankommt, so sind

dieſe Verſuche um deſto erwünſchter, als ſie ſich leicht und bequem anſtellen laſſen. Jeder Liebhaber kann ſich den Apparat, ohne groſſe Umſtände und Koſten, anſchaffen; ja wer mit Papparbeiten einigermaßen umzugehen weiß, einen groſſen Theil ſelbſt verfertigen. Wenige Tafeln, auf welchen ſchwarze, weiße, graue und farbige Bilder auf hellem und dunkelm Grunde abwechſeln, ſind dazu hinreichend. Man ſtellt ſie unverrückt vor ſich hin, betrachtet bequem und anhaltend die Erſcheinungen an dem Rande der Bilder; man entfernt ſich, man nähert ſich wieder und beobachtet genau den Stufengang des Phänomens.

301.

Ferner laſſen ſich auch durch geringe Priſmen, die nicht von dem reinſten Glaſe ſind, die Erſcheinungen noch deutlich genug beobachten. Was jedoch wegen dieſer Glasgeräthſchaften noch zu wünſchen ſeyn möchte, wird in dem Abſchnitt, der den Apparat abhandelt, umſtändlich zu finden ſeyn.

302.

Ein Hauptvortheil dieſer Verſuche iſt ſodann, daß man ſie zu jeder Tageszeit anſtellen kann, in jedem Zimmer, es ſey nach einer Weltgegend gerichtet nach welcher es wolle; man braucht nicht auf Sonnenſchein zu warten, der einem nordiſchen Beobachter überhaupt nicht reichlich gewogen iſt.

Die objectiven Verſuche

303.

verlangen hingegen nothwendig den Sonnenſchein, der, wenn er ſich auch einſtellt, nicht immer den wünſchenswerthen Bezug auf den ihm entgegengeſtellten Apparat haben kann. Bald ſteht die Sonne zu hoch, bald zu tief, und doch auch nur kurze Zeit in dem Meridian des am beſten gelegenen Zimmers. Unter dem Beobachten weicht ſie; man muß mit dem Apparat nachrücken, wodurch in manchen Fällen die Verſuche unſicher werden. Wenn die Sonne durchs Prisma ſcheint, ſo offenbart ſie alle Ungleichheiten, innere Fäden und Bläschen des Glaſes, wodurch die Erſcheinung verwirrt, getrübt und mißfärbig gemacht wird.

304.

Doch müſſen die Verſuche beyder Arten gleich genau bekannt ſeyn. Sie ſcheinen einander entgegengeſetzt und gehen immer mit einander parallel; was die einen zeigen, zeigen die andern auch, und doch hat jede Art wieder ihre Eigenheiten, wodurch gewiſſe Wirkungen der Natur auf mehr als eine Weiſe offenbar werden.

305.

Sodann giebt es bedeutende Phänomene, welche man durch Verbindung der ſubjectiven und objectiven Verſuche hervorbringt. Nicht weniger gewähren uns die objectiven den Vortheil, daß wir ſie meiſt

durch Linearzeichnungen darstellen und die innern Verhältnisse des Phänomens auf unsern Tafeln vor Augen legen können. Wir säumen daher nicht die objectiven Versuche sogleich dergestalt vorzutragen, daß die Phänomene mit den subjectiv vorgestellten durchaus gleichen Schritt halten; deßwegen wir auch neben der Zahl eines jeden Paragraphen die Zahl der früheren in Parentheſe unmittelbar anfügen. Doch setzen wir im Ganzen voraus, daß der Leser sich mit den Tafeln, der Forscher mit dem Apparat bekannt mache, damit die Zufälligkeits-Phänomene, von denen die Rede ist, auf eine oder die andere Weise, dem Liebhaber vor Augen seyen.

XXI.

Refraction ohne Farbenerscheinung.

---

306. (193. 196.)

Daß die Refraction ihre Wirkung äußre, ohne eine Farbenerscheinung hervorzubringen, ist bey objectiven Versuchen nicht so vollkommen als bey subjectiven darzuthun. Wir haben zwar unbegränzte Räume, nach welchen wir durchs Prisma schauen und uns überzeugen können, daß ohne Gränze keine Farbe entstehe; aber wir haben kein unbegränzt Leuchtendes, welches wir könnten aufs Prisma wirken lassen. Unser Licht

kommt uns von begränzten Körpern, und die Sonne, welche unsre meisten objectiven prismatischen Erscheinungen hervorbringt, ist ja selbst nur ein kleines begränzt leuchtendes Bild.

307.

Indessen können wir jede größere Oeffnung, durch welche die Sonne durchscheint, jedes größere Mittel, wodurch das Sonnenlicht aufgefangen und aus seiner Richtung gebracht wird, schon in sofern als unbegränzt ansehen, indem wir bloß die Mitte der Flächen, nicht aber ihre Gränzen betrachten.

308. (197.)

Man stelle ein großes Wasserprisma in die Sonne, und ein heller Raum wird sich in die Höhe gebrochen an einer entgegengesetzten Tafel zeigen und die Mitte dieses erleuchteten Raumes farblos seyn. Eben dasselbe erreicht man, wenn man mit Glasprismen, welche Winkel von wenigen Graden haben, den Versuch anstellt. Ja diese Erscheinung zeigt sich selbst bey Glasprismen, deren brechender Winkel sechzig Grad ist, wenn man nur die Tafel nahe genug heran bringt.

XXII.

Bedingungen der Farbenerscheinung.

---

309. (198.)

Wenn nun gedachter erleuchteter Raum zwar gebrochen, von der Stelle gerückt, aber nicht gefärbt er-

ſcheint; ſo ſieht man jedoch an den horizontalen Gränzen deſſelben eine farbige Erſcheinung. Daß auch hier die Farbe bloß durch Verrückung eines Bildes entſtehe, iſt umſtändlicher darzuthun.

Das Leuchtende, welches hier wirkt, iſt ein Begränztes, und die Sonne wirkt hier, indem ſie ſcheint und ſtrahlt, als ein Bild. Man mache die Oeffnung in dem Laden der Camera obſcura ſo klein als man kann, immer wird das ganze Bild der Sonne hereinbringen. Das von ihrer Scheibe herſtrömende Licht wird ſich in der kleinſten Oeffnung kreuzen und den Winkel machen, der ihrem ſcheinbaren Diameter gemäß iſt. Hier kommt ein Conus mit der Spitze außen an und inwendig verbreitert ſich dieſe Spitze wieder, bringt ein durch eine Tafel aufzufaſſendes rundes, ſich durch die Entfernung der Tafel auf immer vergrößerndes Bild hervor, welches Bild nebſt allen übrigen Bildern der äußeren Landſchaft auf einer weißen gegengehaltenen Fläche im dunklen Zimmer umgekehrt erſcheint.

310.

Wie wenig alſo hier von einzelnen Sonnenſtrahlen, oder Strahlenbündeln und Büſcheln, von Strahlencylindern, Stäben und wie man ſich das alles vorſtellen mag, die Rede ſeyn kann, iſt auffallend. Zu Bequemlichkeit gewiſſer Lineardarſtellungen nehme man das Sonnenlicht als parallel einfallend an; aber man wiſſe, daß dieſes nur eine Fiction iſt, welche man ſich gar wohl erlauben kann, da wo der zwiſchen die Fiction und die wahre Erſcheinung fallende Bruch unbe-

deutend ist. Man hüte sich aber, diese Fiction wieder zum Phänomen zu machen, und mit einem solchen fingirten Phänomen weiter fort zu operiren.

311.

Man vergrößre nunmehr die Oeffnung in dem Fensterladen so weit man will, man mache sie rund oder viereckt, ja man öff · den laden ganz und lasse die Sonne durch den völligen Fensterraum in das Zimmer scheinen; der Raum, den sie erleuchtet, wird immer so viel größer seyn, als der Winkel, den ihr Durchmesser macht, verlangt; und also ist auch selbst der ganze durch das größte Fenster von der Sonne erleuchtete Raum nur das Sonnenbild plus der Weite der Oeffnung. Wir werden hierauf zurückzukehren künftig Gelegenheit finden.

312. (199.)

Fangen wir nun das Sonnenbild durch convexe Gläser auf, so ziehen wir es gegen den Focus zusammen. Hier muß, nach den oben ausgeführten Regeln, ein gelber Saum und ein gelbrother Rand entstehen, wenn das Bild auf einem weißen Papiere aufgefangen wird. Weil aber dieser Versuch blendend und unbequem ist, so macht er sich am schönsten mit dem Bilde des Vollmonds. Wenn man dieses durch ein convexes Glas zusammenzieht, so erscheint der farbige Rand in der größten Schönheit: denn der Mond sendet an sich schon ein gemäßigtes Licht, und er kann also um desto eher die Farbe, welche aus Mäßigung des Lichts ent-

ſteht, hervorbringen; wobey zugleich das Auge des Beobachters nur leiſe und angenehm berührt wird.

313. (200.)

Wenn man ein leuchtendes Bild durch concave Gläſer auffaßt, ſo wird es vergrößert und alſo ausgedehnt. Hier erſcheint das Bild blau begränzt.

314.

Beyde entgegengeſetzten Erſcheinungen kann man durch ein convexes Glas ſowohl ſimultan als ſucceſſiv hervorbringen, und zwar ſimultan, wenn man auf das convexe Glas in der Mitte eine undurchſichtige Scheibe klebt, und nun das Sonnenbild auffängt. Hier wird nun ſowohl das leuchtende Bild als der in ihm befindliche ſchwarze Kern zuſammengezogen, und ſo müſſen auch die entgegengeſetzten Farberſcheinungen entſtehen. Ferner kann man dieſen Gegenſatz ſucceſſiv gewahr werden, wenn man das leuchtende Bild erſt bis gegen den Focus zuſammenzieht; da man denn Gelb und Gelbroth gewahr wird: dann aber hinter dem Focus daſſelbe ſich ausdehnen läßt; da es denn ſogleich eine blaue Gränze zeigt.

315. (201.)

Auch hier gilt, was bey den ſubjectiven Erfahrungen geſagt worden, daß das Blaue und Gelbe ſich an und über dem Weißen zeige, und daß beyde Farben einen röthlichen Schein annehmen in ſofern ſie über das Schwarze reichen.

316. (202. 203.)

Diese Grunderscheinungen wiederhohlen sich bey allen folgenden objectiven Erfahrungen, so wie sie die Grundlage der subjectiven ausmachten. Auch die Operation, welche vorgenommen wird, ist eben dieselbe; ein heller Rand wird gegen eine dunkle Fläche, eine dunkle Fläche gegen eine helle Gränze geführt. Die Gränzen müssen einen Weg machen und sich gleichsam über einander drängen, bey diesen Versuchen wie bey jenen.

317. (204.)

Lassen wir also das Sonnenbild durch eine größere oder kleinere Oeffnung in die dunkle Kammer, fangen wir es durch ein Prisma auf, dessen brechender Winkel hier wie gewöhnlich unten seyn mag; so kommt das leuchtende Bild nicht in gerader Linie nach dem Fußboden, sondern es wird an eine vertical gesetzte Tafel hinaufgebrochen. Hier ist es Zeit, des Gegensatzes zu gedenken, in welchem sich die subjective und objective Verrückung des Bildes befindet.

318.

Sehen wir durch ein Prisma, dessen brechender Winkel sich unten befindet, nach einem in der Höhe befindlichen Bilde; so wird dieses Bild heruntergerückt, anstatt daß ein einfallendes leuchtendes Bild von demselben Prisma in die Höhe geschoben wird. Was wir hier der Kürze wegen nur historisch angeben, läßt sich aus den Regeln der Brechung und Hebung ohne Schwierigkeit ableiten.

319.

Indem nun alſo auf dieſe Weiſe das leuchtende Bild von ſeiner Stelle gerückt wird; ſo gehen auch die Farbenſäume nach den früher angeführten Regeln ihren Weg. Der violette Saum geht jederzeit voraus, und alſo bey objectiven hinaufwärts, wenn er bey ſubjectiven herunterwärts geht.

320. (205.)

Eben ſo überzeuge ſich der Beobachter von der Färbung in der Diagonale, wenn die Verrückung durch zwey Prismen in dieſer Richtung geſchieht, wie bey dem ſubjectiven Falle deutlich genug angegeben; man ſchaffe ſich aber hiezu Prismen mit Winkeln von wenigen, etwa funfzehn Graden.

321. (206. 207.)

Daß die Färbung des Bildes auch hier nach der Richtung ſeiner Bewegung geſchehe, wird man einſehen, wenn man eine Oeffnung im Laden von mäßiger Größe viereckt macht, und das leuchtende Bild durch das Waſſerprisma gehen läßt, erſt die Ränder in horizontaler und verticaler Richtung, ſodann in der diagonalen.

322. (208.)

Wobey ſich denn abermals zeigen wird, daß die Gränzen nicht neben einander weg, ſondern über einander geführt werden müſſen.

XXIII.

Bedingungen des Zunehmens der Erscheinung.

323. (209.)

Auch hier bringt eine vermehrte Verrückung des Bildes eine stärkere Farbenerscheinung zu Wege.

324. (210.)

Diese vermehrte Verrückung aber hat Statt

1) durch schiefere Richtung des auffallenden leuchtenden Bildes auf parallele Mittel.

2) Durch Veränderung der parallelen Form in eine mehr oder weniger spitzwinklige.

3) Durch verstärktes Maß des Mittels, des parallelen oder winkelhaften, theils weil das Bild auf diesem Wege stärker verrückt wird, theils weil eine der Masse angehörige Eigenschaft mit zur Wirkung gelangt.

4) Durch die Entfernung der Tafel von dem brechenden Mittel, so daß das heraustretende gefärbte Bild einen längeren Weg zurücklegt.

5) Zeigt sich eine chemische Eigenschaft unter allen diesen Umständen wirksam, welche wir schon unter den Rubriken der Achromasie und Hyperchromasie näher angedeutet haben.

325. (211.)

Die objectiven Versuche geben uns den Vortheil, daß wir das Werdende des Phänomens, seine successive

Geneſe auſſer uns darſtellen und zugleich mit Linearzeichnungen deutlich machen können, welches bey ſubjectiven der Fall nicht iſt.

326.

Wenn man das aus dem Prisma heraustretende, leuchtende Bild und ſeine wachſende Farbenerſcheinung auf einer entgegengehaltenen Tafel ſtufenweiſe beobachten, und ſich Durchſchnitte von dieſem Conus mit elliptiſcher Baſe vor Augen ſtellen kann; ſo läßt ſich auch das Phänomen auf ſeinem ganzen Wege zum ſchönſten folgendermaßen ſichtbar machen. Man errege nehmlich in der Linie, in welcher das Bild durch den dunklen Raum geht, eine weiße feine Staubwolke, welche durch feinen recht trocknen Haarpuder am beſten hervorgebracht wird. Die mehr oder weniger gefärbte Erſcheinung wird nun durch die weißen Atomen aufgefangen und dem Auge in ihrer ganzen Breite und Länge dargeſtellt.

327.

Eben ſo haben wir Linearzeichnungen bereitet und ſolche unter unſre Tafeln aufgenommen, wo die Erſcheinung von ihrem erſten Urſprunge an dargeſtellt iſt, und an welchen man ſich deutlich machen kann, warum das leuchtende Bild durch Prismen ſo viel ſtärker als durch parallele Mittel gefärbt wird.

328. (212.)

An den beyden entgegengeſetzten Gränzen ſteht eine entgegengeſetzte Erſcheinung in einem ſpitzen Winkel auf,

die ſich, wie ſie weiter in dem Raume vorwärts geht, nach Maßgabe dieſes Winkels verbreitert. So ſtrebt in der Richtung, in welcher das leuchtende Bild verrückt worden, ein violetter Saum in das Dunkle hinaus, ein blauer ſchmalerer Rand bleibt an der Gränze. Von der andern Seite ſtrebt ein gelber Saum in das Helle hinein und ein gelbrother Rand bleibt an der Gränze.

329. (213.)

Hier iſt alſo die Bewegung das Dunklen gegen das Helle, des Hellen gegen das Dunkle wohl zu beachten.

330. (214.)

Eines großen Bildes Mitte bleibt lange ungefärbt, beſonders bey Mitteln von minderer Dichtigkeit und geringerem Maße, bis endlich die entgegengeſetzten Säume und Ränder einander erreichen, da alsdann bey dem leuchtenden Bild in der Mitte ein Grün entſteht.

331. (215.)

Wenn nun die objectiven Verſuche gewöhnlich nur mit dem leuchtenden Sonnenbilde gemacht wurden, ſo iſt ein objectiver Verſuch mit einem dunklen Bilde bisher faſt gar nicht vorgekommen. Wir haben hierzu aber auch eine bequeme Vorrichtung angegeben. Jenes große Waſſerprisma nehmlich ſtelle man in die Sonne und klebe auf die äußere oder innere Seite eine runde Pappenſcheibe; ſo wird die farbige Erſcheinung abermals an den Rändern vorgehen, nach jenem bekannten Geſetz entſpringen, die Ränder werden erſcheinen, ſich in

jener Maße verbreitern und in der Mitte der Purpur entſtehen. Man kann neben das Rund ein Viereck in beliebiger Richtung hinzufügen und ſich von dem oben mehrmals angegebenen und ausgeſprochenen von neuem überzeugen.

332. (216.)

Nimmt man von dem gedachten Prisma dieſe dunklen Bilder wieder hinweg, wobey jedoch die Glastafeln jedesmal ſorgfältig zu reinigen ſind, und hält einen ſchwachen Stab, etwa einen ſtarken Bleyſtift, vor die Mitte des horizontalen Prisma; ſo wird man das völlige Uebereinandergreifen des violetten Saums und des rothen Randes bewirken und nur die drey Farben, die zwey äußern und die mittlere, ſehen.

333.

Schneidet man eine vor das Prisma zu ſchiebende Pappe dergeſtalt aus, daß in der Mitte derſelben eine horizontale längliche Oeffnung gebildet wird, und läßt alsdann das Sonnenlicht hindurchfallen; ſo wird man die völlige Vereinigung des gelben Saumes und des blauen Randes nunmehr über das Helle bewirken und nur Gelbroth, Grün und Violett ſehen; auf welche Art und Weiſe, iſt bey Erklärung der Tafeln weiter auseinander geſetzt.

334. (217.)

Die prismatiſche Erſcheinung iſt alſo keineswegs fertig und vollendet, indem das leuchtende Bild aus dem Prisma hervortritt. Man wird alsdann nur erſt ihre

Anfänge im Gegensatz gewahr; dann wächst sie, das Entgegengesetzte vereinigt sich und verschränkt sich zuletzt aufs innigste. Der von einer Tafel aufgefangene Durchschnitt dieses Phänomens ist in jeder Entfernung vom Prisma anders, so daß weder von einer stetigen Folge der Farben, noch von einem durchaus gleichen Maß derselben die Rede eyn kann; weßhalb der Liebhaber und Beobachter sich an die Natur und unsre naturgemäßen Tafeln wenden wird, welchen zum Ueberfluß eine abermalige Erklärung, so wie eine genugsame Anweisung und Anleitung zu allen Versuchen, hinzugefugt ist.

XXIV.

Ableitung der angezeigten Phänomene.

335. (218.)

Wenn wir diese Ableitung schon bey Gelegenheit der subjectiven Versuche umständlich vorgetragen, wenn alles, was dort gegolten hat, auch hier gilt; so bedarf es keiner weitläufigen Ausführung mehr, um zu zeigen, daß dasjenige, was in der Erscheinung völlig parallel geht, sich auch aus eben denselben Quellen ableiten lasse.

336. (219.)

Daß wir auch bey objectiven Versuchen mit Bildern zu thun haben, ist oben umständlich dargethan

worden. Die Sonne mag durch die kleinste Oeffnung hereinscheinen, so dringt doch immer das Bild ihrer ganzen Scheibe hindurch. Man mag das gröſste Prisma in das freye Sonnenlicht stellen, so ist es doch immer wieder das Sonnenbild, das sich an den Rändern der brechenden Flächen selbst begränzt und die Nebenbilder dieser Begränzung hervorbringt. Man mag eine vielfach ausgeschnittene Pappe vor das Wasserprisma schieben, so sind es doch nur die Bilder aller Art, welche, nachdem sie durch Brechung von ihrer Stelle gerückt worden, farbige Ränder und Säume, und in denselben durchaus vollkommene Nebenbilder zeigen.

337. (233.)

Haben uns bey subjectiven Versuchen stark von einander abstechende Bilder eine höchst lebhafte Farbenerscheinung zu Wege gebracht; so wird diese bey objectiven Versuchen noch viel lebhafter und herrlicher seyn, weil das Sonnenbild von der höchsten Energie ist, die wir kennen, daher auch dessen Nebenbild mächtig und, ungeachtet seines secundären getrübten und verdunkelten Zustandes, noch immer herrlich und glänzend seyn muſs. Die vom Sonnenlicht durchs Prisma auf irgend einen Gegenstand geworfenen Farben bringen ein gewaltiges Licht mit sich, indem sie das höchst energische Urlicht gleichsam im Hintergrunde haben.

338. (238.)

In wiefern wir auch diese Nebenbilder trüb nennen und sie aus der Lehre von den trüben Mitteln ab-

leiten dürfen, wird jedem, der uns bis hieher aufmerksam gefolgt, klar seyn, besonders aber dem, der sich den nöthigen Apparat verschafft, um die Bestimmtheit und Lebhaftigkeit, womit trübe Mittel wirken, sich jederzeit vergegenwärtigen zu können.

XXV.

Abnahme der farbigen Erscheinung.

339. (243.)

Haben wir uns bey Darstellung der Abnahme unserer farbigen Erscheinung in subjectiven Fällen kurz fassen können, so wird es uns erlaubt seyn, hier noch kürzer zu verfahren, indem wir uns auf jene deutliche Darstellung berufen. Nur eines mag wegen seiner grossen Bedeutung, als ein Hauptmoment des ganzen Vortrags, hier dem Leser zu besonderer Aufmerksamkeit empfohlen werden.

340. (244—247.)

Der Abnahme der prismatischen Erscheinung muß erst eine Entfaltung derselben vorangehen. Aus dem gefärbten Sonnenbilde verschwinden, in gehöriger Entfernung der Tafel vom Prisma, zuletzt die blaue und gelbe Farbe, indem beyde über einander greifen, völlig, und man sieht nur Gelbroth, Grün und Blauroth.

Nähert man die Tafel dem brechenden Mittel, so erscheinen Gelb und Blau schon wieder, und man erblickt die fünf Farben mit ihren Schattirungen. Rückt man mit der Tafel noch näher, so treten Gelb und Blau völlig aus einander, das Grüne verschwindet und zwischen den gefärbten Rändern und Säumen zeigt sich das Bild farblos. Je näher man mit der Tafel gegen das Prisma zurückt, desto schmäler werden gedachte Ränder und Säume, bis sie endlich an und auf dem Prisma null werden.

XXVI.

Graue Bilder.

341. (248.)

Wir haben die grauen Bilder als höchst wichtig bey subjectiven Versuchen dargestellt. Sie zeigen uns durch die Schwäche der Nebenbilder, daß eben diese Nebenbilder sich jederzeit von dem Hauptbilde herschreiben. Will man nun die objectiven Versuche auch hier parallel durchführen; so könnte dieses auf eine bequeme Weise geschehen, wenn man ein mehr oder weniger matt geschliffenes Glas vor die Oeffnung hielte, durch welche das Sonnenbild hereinfällt. Es würde dadurch ein gedämpftes Bild hervorgebracht werden, welches nach der Refraction viel mattere Farben, als das von

der Sonnenscheibe unmittelbar abgeleitete, auf der Tafel zeigen würde; und so würde auch von dem höchst energischen Sonnenbilde nur ein schwaches, der Dämpfung gemäßes Nebenbild entstehen; wie denn freylich durch diesen Versuch dasjenige, was uns schon genugsam bekannt ist, nur noch aber und abermal bekräftigt wird.

XXVII.

Farbige Bilder.

---

342. (260.)

Es giebt mancherley Arten, farbige Bilder zum Behuf objectiver Versuche hervorzubringen. Erstlich kann man farbiges Glas vor die Oeffnung halten, wodurch sogleich ein farbiges Bild hervorgebracht wird. Zweytens kann man das Wasserprisma mit farbigen Liquoren füllen. Drittens kann man die von einem Prisma schon hervorgebrachten emphatischen Farben durch proportionirte kleine Oeffnungen eines Bleches durchlassen, und also kleine Bilder zu einer zweyten Refraction vorbereiten. Diese letzte Art ist die beschwerlichste, indem, bei dem beständigen Fortrücken der Sonne, ein solches Bild nicht fest gehalten, noch in beliebiger Richtung bestätigt werden kann. Die zweyte Art hat auch ihre Unbequemlichkeiten, weil nicht alle farbige Liquo-

ren schön hell und klar zu bereiten sind. Daher die erste um so mehr den Vorzug verdient, als die Physiker schon bisher die von dem Sonnenlicht durchs Prisma hervorgebrachten Farben, diejenigen, welche durch Liquoren und Gläser erzeugt werden, und die, welche schon auf Papier oder Tuch fixirt sind, bey der Demonstration als gleichwirkend gelten lassen.

343.

Da es nun also bloß darauf ankommt, daß das Bild gefärbt werde; so gewährt uns das schon eingeführte große Wasserprisma hierzu die beste Gelegenheit: denn indem man vor seine großen Flächen, welche das Licht ungefärbt durchlassen, eine Pappe vorschieben kann, in welche man Oeffnungen von verschiedener Figur geschnitten, und unterschiedene Bilder und also auch unterschiedene Nebenbilder hervorzubringen; so darf man nur vor die Oeffnungen der Pappe farbige Gläser befestigen, um zu beobachten, welche Wirkung die Refraction im objectiven Sinne auf farbige Bilder hervorbringt.

344.

Man bediene sich nehmlich jener schon beschriebenen Tafel (281.) mit farbigen Gläsern, welche man genau in der Größe eingerichtet, daß sie in die Falzen des großen Wasserprismas eingeschoben werden kann. Man lasse nunmehr die Sonne hindurchscheinen, so wird man die hinaufwärts gebrochenen farbigen Bilder, jedes nach seiner Art, gesäumt und geändert sehen, indem sich

dieſe Säume und Ränder an einigen Bildern ganz deutlich zeigen, an andern ſich mit der ſpecifiſchen Farbe des Glaſes vermiſchen, ſie erhöhen oder verkümmern; und jedermann wird ſich überzeugen können, daß hier abermals nur von dieſem von uns ſubjectiv und objectiv ſo umſtändlich vorgetragenen einfachen Phänomen die Rede ſey.

XXVIII.

Achromaſie und Hyperchromaſie.

---

345. (285 — 290.)

Wie man die hyperchromatiſchen und achromatiſchen Verſuche auch objectiv anſtellen könne, dazu brauchen wir nur, nach allem was oben weitläuftig ausgeführt worden, eine kurze Anleitung zu geben, beſonders da wir vorausſetzen können, daß jenes erwähnte zuſammengeſetzte Prisma ſich in den Händen des Naturfreundes befinde.

346.

Man laſſe durch ein ſpitzwinkliges Prisma von wenigen Graden, aus Crownglas geſchliffen, das Sonnenbild dergeſtalt durchgehen, daß es auf der entgegengeſetzten Tafel in die Höhe gebrochen werde; die Ränder werden nach dem bekannten Geſetz gefärbt erſchei-

nen, das Violette und Blaue nehmlich oben und aussen, das Gelbe und Gelbrothe unten und innen. Da nun der brechende Winkel dieses Prismas sich unten befindet; so setze man ihm ein andres proportionirtes von Flintglas entgegen, dessen brechender Winkel nach oben gerichtet sey. Das Sonnenbild werde dadurch wieder an seinen Platz geführt, wo es denn durch den Ueberschuß der farberregenden Kraft des herabführenden Prismas von Flintglas, nach dem Gesetze dieser Herabführung, wenig gefärbt seyn, das Blaue und Violette unten und außen, das Gelbe und Gelbrothe oben und innen zeigen wird.

347.

Man rücke nun durch ein proportionirtes Prisma von Crownglas das ganze Bild wieder um weniges in die Höhe; so wird die Hyperchromasie aufgehoben, das Sonnenbild vom Platze gerückt und doch farblos erscheinen.

348.

Mit einem aus drey Gläsern zusammengesetzten achromatischen Objectivglase kann man eben diese Versuche stufenweise machen, wenn man es sich nicht reuen läßt, solches aus der Hülse, worein es der Künstler eingenietet hat, herauszubrechen. Die beyden convexen Gläser von Crownglas, indem sie das Bild nach dem Focus zusammenziehen, das concave Glas von Flintglas, indem es das Sonnenbild hinter sich ausdehnt, zeigen an dem Rande die hergebrachten Farben. Ein

Convexglas mit dem Concavglase zusammengenommen zeigt die Farben nach dem Gesetz des letztern. Sind alle drey Gläser zusammengelegt, so mag man das Sonnenbild nach dem Focus zusammenziehen, oder sich dasselbe hinter dem Brennpuncte ausdehnen lassen, niemals zeigen sich färbige Ränder, und die von dem Künstler intendirte Achromasie bewährt sich hier abermals.

349.

Da jedoch das Crownglas durchaus eine grünliche Farbe hat, so daß besonders bey großen und starken Objectiven etwas von einem grünlichen Schein mit unter laufen, und sich daneben die geforderte Purpurfarbe unter gewissen Umständen einstellen mag; welches uns jedoch, bey wiederholten Versuchen mit mehreren Objectiven, nicht vorgekommen: so hat man hierzu die wunderbarsten Erklärungen ersonnen und sich, da man theoretisch die Unmöglichkeit achromatischer Ferngläser zu beweisen genöthigt war, gewissermaßen gefreut, eine solche radicale Verbesserung läugnen zu können; wovon jedoch nur in der Geschichte dieser Erfindungen umständlich gehandelt werden kann.

XXIX.

Verbindung objectiver und subjectiver Versuche.

330.

Wenn wir oben angezeigt haben, daß die objectiv und subjectiv betrachtete Refraction im Gegensinne wirken müsse (318); so wird daraus folgen, daß wenn man die Versuche verbindet, entgegengesetzte und einander aufhebende Erscheinungen sich zeigen werden.

331.

Durch ein horizontal gestelltes Prisma werde das Sonnenbild an eine Wand hinaufgeworfen. Ist das Prisma lang genug, daß der Beobachter zugleich hindurch sehen kann; so wird er das durch die objective Refraction hinaufgerückte Bild wieder heruntergerückt und solches an der Stelle sehen, wo es ohne Refraction erschienen wäre.

332.

Hierbey zeigt sich ein bedeutendes, aber gleichfalls aus der Natur der Sache herfließendes Phänomen. Da nehmlich, wie schon so oft erinnert worden, das objectiv an die Wand geworfene gefärbte Sonnenbild keine fertige noch unveränderliche Erscheinung ist; so wird bey obgedachter Operation das Bild nicht allein für das Auge heruntergezogen, sondern auch seis

ner Ränder und Säume völlig beraubt und in eine farbloſe Kreisgeſtalt zurückgebracht.

353.

Bedient man ſich zu dieſem Verſuche zweyer völlig gleichen Prismen; ſo kann man ſie erſt neben einander ſtellen, durch das eine das Sonnenbild durchfallen laſſen, durch das andre aber hindurchſehen.

354.

Geht der Beſchauer mit dem zweyten Prisma nunmehr weiter vorwärts; ſo zieht ſich das Bild wieder hinauf und wird ſtufenweiſe nach dem Geſetz des erſten Prismas gefärbt. Tritt der Beſchauer nun wieder zurück, bis er das Bild wieder auf den Nullpunkt gebracht hat und geht ſodann immer weiter von dem Bilde weg; ſo bewegt ſich das für ihn rund und farblos gewordene Bild immer weiter herab und färbt ſich im entgegengeſetzten Sinne, ſo daß wir daſſelbe Bild, wenn wir zugleich durch das Prisma hindurch und daran herſehen, nach objectiven und ſubjectiven Geſetzen gefärbt erblicken.

355.

Wie dieſer Verſuch zu vermannigfaltigen ſey, ergiebt ſich von ſelbſt. Iſt der brechende Winkel des Prismas, wodurch das Sonnenbild objectiv in die Höhe gehoben wird, größer als der des Prismas, wodurch der Beobachter blickt; ſo muß der Beobachter viel weiter zurücktreten, um das farbige Bild an der Wand ſo weit herunterzuführen, daß es farblos werde, und umgekehrt.

356.

Daß man auf dieſem Wege die Achromaſie und Hyperchromaſie gleichfalls darſtellen könne, fällt in die Augen; welches wir weiter auseinander zu ſetzen und auszuführen dem Liebhaber wohl ſelbſt überlaſſen können, ſo wie wir auch andere complicirte Verſuche, wobey man Prismen und Linſen zugleich anwendet, auch die objectiven und ſubjectiven Erfahrungen auf mancherley Weiſe durch einander miſcht, erſt ſpäterhin darlegen und auf die einfachen, uns nunmehr genugſam bekannten Phänomene zurückführen werden.

XXX.

Uebergang.

357.

Wenn wir auf die bisherige Darſtellung und Ableitung der dioptriſchen Farben zurückſehen; können wir keine Reue empfinden, weder daß wir ſie ſo umſtändlich abgehandelt, noch daß wir ſie vor den übrigen phyſiſchen Farben, außer der von uns ſelbſt angegebenen Ordnung, vorgetragen haben. Doch gedenken wir hier an der Stelle des Uebergangs unſern Leſern und Mitarbeitern deßhalb einige Rechenſchaft zu geben.

358.

Sollten wir uns verantworten, daß wir die Lehre von den dioptriſchen Farben, beſonders der zweyten

Classe, vielleicht zu weitläuftig ausgeführt; so hätten wir folgendes zu bemerken. Der Vortrag irgend eines Gegenstandes unsres Wissens kann sich theils auf die innre Nothwendigkeit der abzuhandelnden Materie, theils aber auch auf das Bedürfniß der Zeit, in welcher der Vortrag geschieht, beziehen. Bey dem unsrigen waren wir genöthigt, beyde Rücksichten immer vor Augen zu haben. Einmal war es die Absicht, unsre sämmtlichen Erfahrungen so wie unsre Ueberzeugungen, nach einer lange geprüften Methode, vorzulegen; sodann aber mußten wir unser Augenmerk darauf richten, manche zwar bekannte, aber doch verkannte, besonders auch in falschen Verknüpfungen aufgestellte Phänomene in ihrer natürlichen Entwicklung und wahrhaft erfahrungsmäßigen Ordnung darzustellen, damit wir künftig, bey polemischer und historischer Behandlung, schon eine vollständige Vorarbeit zu leichterer Uebersicht ins Mittel bringen könnten. Daher ist denn freylich eine größere Umständlichkeit nöthig geworden, welche eigentlich nur dem gegenwärtigen Bedürfniß zum Opfer gebracht wird. Künftig, wenn man erst das Einfache als einfach, das Zusammengesetzte als zusammengesetzt, das Erste und Obere als ein solches, das Zweyte, Abgeleitete auch als ein solches anerkennen und schauen wird; dann läßt sich dieser ganze Vortrag ins Engere zusammenziehen, welches, wenn es uns nicht selbst noch glücken sollte, wir einer heiter thätigen Mit- und Nachwelt überlassen.

359.

Was ferner die Ordnung der Capitel überhaupt betrifft, so mag man bedenken, daß selbst verwandte Naturphänomene in keiner eigentlichen Folge oder stetigen Reihe sich an einander schließen; sondern daß sie durch Thätigkeiten hervorgebracht werden, welche verschränkt wirken, so daß es gewissermaßen gleichgültig ist, was für eine Erscheinung man zuerst, und was für eine man zuletzt betrachtet: weil es doch nur darauf ankommt, daß man sich alle möglichst vergegenwärtige, um sie zuletzt unter einem Gesichtspunct, theils nach ihrer Natur, theils nach Menschen-Weise und Bequemlichkeit, zusammenzufassen.

360.

Doch kann man im gegenwärtigen besondern Falle behaupten, daß die dioptrischen Farben billig an die Spitze der physischen gestellt werden, so wohl wegen ihres auffallenden Glanzes und übrigen Bedeutsamkeit, als auch weil, um dieselben abzuleiten, manches zur Sprache kommen mußte, welches uns zunächst große Erleichterung gewähren wird.

361.

Denn man hat bisher das Licht als eine Art von Abstractum, als ein für sich bestehendes und wirkendes, gewissermaßen sich selbst bedingendes, bey geringen Anlässen aus sich selbst die Farben hervorbringendes Wesen angesehen. Von dieser Vorstellungsart jedoch die Naturfreunde abzulenken, sie aufmerksam zu machen,

daß, bey prismatischen und andern Erscheinungen, nicht von einem unbegränzten bedingenden, sondern von einem begränzten bedingten Lichte, von einem Lichtbilde, ja von Bildern überhaupt, hellen oder dunklen, die Rede sey. Dieß ist die Aufgabe, welche zu lösen, das Ziel, welches zu erreichen wäre.

362.

Was bey dioptrischen Fällen, besonders der zweyten Classe, nämlich bey Refractionsfällen vorgeht, ist uns nunmehr genugsam bekannt, und dient uns zur Einleitung ins Künftige.

363.

Die katoptrischen Fälle erinnern uns an die physiologischen, nur daß wir jenen mehr Objectivität zuschreiben, und sie deßhalb unter die physischen zu zählen uns berechtigt glauben. Wichtig aber ist es, daß wir hier abermals nicht ein abstractes Licht, sondern ein Lichtbild zu beachten finden.

364.

Gehen wir zu den paroptischen über, so werden wir, wenn das frühere gut gefaßt worden, uns mit Verwundrung und Zufriedenheit abermals im Reiche der Bilder finden. Besonders wird uns der Schatten eines Körpers, als ein secundäres, den Körper so genau begleitendes Bild, manchen Aufschluß geben.

365.

Doch greifen wir diesen fernern Darstellungen nicht vor, um, wie bisher geschehen, nach unserer Ueberzeugung regelmäßigen Schritt zu halten.

XXXI.

Katoptrische Farben.

366.

Wenn wir von katoptrischen Farben sprechen, so deuten wir damit an, daß uns Farben bekannt sind, welche bey Gelegenheit einer Spiegelung erscheinen. Wir setzen voraus, daß das Licht sowohl, als die Fläche, wovon es zurückstrahlt, sich in einem völlig farblosen Zustand befinde. In diesem Sinne gehören diese Erscheinungen unter die physischen Farben. Sie entstehen bey Gelegenheit der Reflexion, wie wir oben die dioptrischen der zweyten Classe, bey Gelegenheit der Refraction, hervortreten sahen. Ohne jedoch weiter im Allgemeinen zu verweilen, wenden wir uns gleich zu den besondern Fällen, und zu den Bedingungen, welche nöthig sind, daß gedachte Phänomene sich zeigen.

367.

Wenn man eine feine Stahlsaite vom Röllchen abnimmt, sie ihrer Elasticität gemäß verworren durch einander laufen läßt, und sie an ein Fenster in die Tageshelle legt; so wird man die Höhen der Kreise und Windungen erhellt, aber weder glänzend noch farbig sehen. Tritt die Sonne hingegen hervor; so zieht sich diese Hellung auf einen Punct zusammen, und das

Auge erblickt ein kleines glänzendes Sonnenbild, das, wenn man es nahe betrachtet, keine Farbe zeigt. Geht man aber zurück und faßt den Abglanz in einiger Entfernung mit den Augen auf; so sieht man viele kleine, auf die mannigfaltigste Weise gefärbte Sonnenbilder, und ob man gleich Grün und Purpur am meisten zu sehen glaubt, so zeigen sich doch auch, bey genauerer Aufmerksamkeit, die übrigen Farben.

368.

Nimmt man eine Lorgnette, und sieht dadurch auf die Erscheinung; so sind die Farben verschwunden, so wie der ausgedehntere Glanz, in dem sie erschienen, und man erblickt nur die kleinen leuchtenden Puncte, die wiederholten Sonnenbilder. Hieraus erkennt man, daß die Erfahrung subjectiver Natur ist, und daß sich die Erscheinung an jene anschließt, die wir unter dem Namen der strahlenden Höfe eingeführt haben (100).

369.

Allein wir können dieses Phänomen auch von der objectiven Seite zeigen. Man befestige unter eine mäßige Oeffnung in dem Laden der Camera obscura ein weißes Papier, und halte, wenn die Sonne durch die Oeffnung scheint, die verworrene Drathsaite in das Licht, so daß sie dem Papiere gegenüber steht. Das Sonnenlicht wird auf und in die Ringe der Drathsaite fallen, sich aber nicht, wie im concentrirenden menschlichen Auge, auf einem Puncte zeigen; sondern, weil das Papier auf jedem Theile seiner Fläche den Abglanz des

Lichtes aufnehmen kann, in haarförmigen Streifen, welche zugleich bunt sind, sehen lassen.

370.

Dieser Versuch ist rein katoptrisch: denn da man sich nicht denken kann, daß das Licht in die Oberfläche des Stahls hineindringe und etwa darin verändert werde; so überzeugen wir uns leicht, daß hier bloß von einer reinen Spiegelung die Rede sey, die sich, in so fern sie subjectiv ist, an die Lehre von den schwachwirkenden und abklingenden Lichtern anschließt, und in so fern sie objectiv gemacht werden kann, auf ein außer dem Menschen Reales, sogar in den leisesten Erscheinungen hindeutet.

371.

Wir haben gesehen, daß hier nicht allein ein Licht, sondern ein energisches Licht, und selbst dieses nicht im Abstracten und Allgemeinen, sondern ein begränztes Licht, ein Lichtbild nöthig sey, um diese Wirkung hervorzubringen. Wir werden uns hiervon bey verwandten Fällen noch mehr überzeugen.

372.

Eine polirte Silberplatte gibt in der Sonne einen blendenden Schein von sich; aber es wird bey dieser Gelegenheit keine Farbe gesehen. Nigt man hingegen die Oberfläche leicht, so erscheinen bunte, besonders grüne und purpurne Farben, unter einem gewissen Winkel, dem Auge. Bey ciselirten und guillochirten Me-

tallen tritt auch dieſes Phänomen auffallend hervor; doch läßt ſich durchaus bemerken, daß wenn es erſcheinen ſoll, irgend ein Bild, eine Abwechſelung des Dunklen und Hellen, bey der Abſpiegelung mitwirken müſſe, ſo daß ein Fenſterſtab, der Aſt eines Baumes, ein zufälliges oder mit Vorſatz aufgeſtelltes Hinderniß, eine merkliche Wirkung hervorbringt. Auch dieſe Erſcheinung läßt ſich in der Camera obſcura objectiviren.

373.

Läßt man ein polirtes Silber durch Scheidewaſſer dergeſtalt anfreſſen, daß das darin befindliche Kupfer aufgelöſt und die Oberfläche gewiſſermaßen rauh werde, und läßt alsdann das Sonnenbild ſich auf der Platte ſpiegeln; ſo wird es von jedem unendlich kleinen erhöhten Puncte einzeln zurückglänzen, und die Oberfläche der Platte in bunten Farben erſcheinen. Eben ſo, wenn man ein ſchwarzes ungeglättetes Papier in die Sonne hält und aufmerkſam darauf blickt, ſieht man es in ſeinen kleinſten Theilen bunt in den lebhafteſten Farben glänzen.

374.

Dieſe ſämmtlichen Erfahrungen deuten auf eben dieſelben Bedingungen hin. In dem erſten Falle ſcheint das Lichtbild von einer ſchmalen Linie zurück; in dem zweyten wahrſcheinlich von ſcharfen Kanten; in dem dritten von ſehr kleinen Puncten. Bey allen wird ein lebhaftes Licht und eine Begränzung deſſelben verlangt. Nicht weniger wird zu dieſen ſämmtlichen Farberſcheinungen

erfordert, daß sich das Auge in einer proportionirten Ferne von den reflectirenden Puncten befinde.

375.

Stellt man diese Beobachtungen unter dem Mikroskop an, so wird die Erscheinung an Kraft und Glanz unendlich wachsen: denn man sieht alsdann die kleinsten Theile der Körper, von der Sonne beschienen, in diesen Reflexionsfarben schimmern, die, mit den Refractionsfarben verwandt, sich nun auf die höchste Stufe ihrer Herrlichkeit erheben. Man bemerkt in solchem Falle ein wurmförmig Buntes auf der Oberfläche organischer Körper, wovon das Nähere künftig vorgelegt werden soll.

376.

Uebrigens sind die Farben, welche bey der Reflexion sich zeigen, vorzüglich Purpur und Grün; woraus sich vermuthen läßt, daß besonders die streifige Erscheinung aus einer zarten Purpurlinie bestehe, welche an ihren beyden Seiten theils mit Blau, theils mit Gelb eingefaßt ist. Treten die Linien sehr nahe zusammen, so muß der Zwischenraum grün erscheinen; ein Phänomen, das uns noch oft vorkommen wird.

377.

In der Natur begegnen uns dergleichen Farben öfters. Die Farben der Spinnenweben setzen wir denen, die von Stahlsaiten wiederscheinen, völlig gleich, ob sich schon daran nicht so gut als an dem Stahl die

Undurchdringlichkeit begnadigen läßt, weßwegen man auch dieſe Farben mit zu den Refractionserſcheinungen hat ziehen wollen.

378.

Beym Perlemutter werden wir unendlich feine, nebeneinanderliegende organiſche Fibern und Lamellen gewahr, von welchen, wie oben beym geritzten Silber, mannigfaltige Farben, vorzüglich aber Purpur und Grün, entſpringen mögen.

379.

Die changeanten Farben der Vogelfedern werden hier gleichfalls erwähnt, obgleich bey allem Organiſchen eine chemiſche Vorbereitung und eine Aneignung der Farbe an den Körper gedacht werden kann; wovon bey Gelegenheit der chemiſchen Farben weiter die Rede ſeyn wird.

380.

Daß die Erſcheinungen der objectiven Höfe auch in der Nähe katoptriſcher Phänomene liegen, wird leicht zugegeben werden, ob wir gleich nicht läugnen, daß auch Refraction mit im Spiele ſey. Wir wollen hier nur Einiges bemerken, bis wir, nach völlig durchlaufenem theoretiſchen Kreiſe, eine vollkommnere Anwendung des uns alsdann im Allgemeinen Bekannten auf die einzelnen Naturerſcheinungen zu machen im Stande ſeyn werden.

381.

Wir gedenken zuerſt jenes gelben und rothen Kreiſes an einer weißen oder graulichen Wand, den wir

durch ein nah geſtelltes Licht hervorgebracht (88). Das Licht, indem es von einem Körper zurückſcheint, wird gemäßigt, das gemäßigte Licht erregt die Empfindung der gelben und ferner der rothen Farbe.

383.

Eine ſolche Kerze erleuchte die Wand lebhaft in unmittelbarer Nähe. Je weiter der Schein ſich verbreitet, deſto ſchwächer wird er; allein er iſt doch immer die Wirkung der Flamme, die Fortſetzung ihrer Energie, die ausgedehnte Wirkung ihres Bildes. Man könnte dieſe Kreiſe daher gar wohl Gränzbilder nennen, weil ſie die Gränze der Thätigkeit ausmachen und doch auch nur ein erweitertes Bild der Flamme darſtellen.

383.

Wenn der Himmel um die Sonne weiß und leuchtend iſt, indem leichte Dünſte die Atmoſphäre erfüllen, wenn Dünſte oder Wolken um den Mond ſchweben; ſo ſpiegelt ſich der Abglanz der Scheibe in denſelben. Die Höfe, die wir alsdann erblicken, ſind einfach oder doppelt, kleiner oder größer, zuweilen ſehr groß, oft farblos, manchmal farbig.

384.

Einen ſehr ſchönen Hof um den Mond ſah ich den 15. November 1799 bey hohem Barometerſtande und dennoch wolkigem und dunſtigem Himmel. Der Hof war völlig farbig, und die Kreiſe folgten ſich wie den ſubjectiven Höfen ums Licht. Daß er objectiv war, konnte ich bald einſehen, indem ich das Bild des

Mondes zuhielt und der Hof dennoch vollkommen zu sehen wurde.

385.

Die verschiedene Größe der Höfe scheint auf die Nähe oder Ferne des Dunstes von dem Auge des Beobachters einen Bezug zu haben.

386.

Da leicht angehauchte Fensterscheiben die Lebhaftigkeit der subjectiven Höfe vermehren, und sie gewissermaßen zu objectiven machen; so ließe sich vielleicht mit einer einfachen Vorrichtung, bey recht rasch kalter Winterzeit, hiervon die nähere Bestimmung auffinden.

387.

Wie sehr wir Ursache haben, auch bey diesen Kreisen auf das Bild und dessen Wirkung zu dringen, zeigt sich bey dem Phänomen der sogenannten Nebensonnen. Dergleichen Nachbarbilder finden sich immer auf gewissen Puncten der Höfe und Kreise, und stellen das wieder nur begränzter dar, was in dem ganzen Kreise immerfort allgemeiner vorgeht. An die Erscheinung des Regenbogens wird sich dieses alles bequemer anschließen.

388.

Zum Schlusse bleibt uns nichts weiter übrig, als daß wir die Verwandtschaft der katoptrischen Farben mit den paroptischen einleiten.

Die paroptiſchen Farben werden wir diejenigen nennen, welche entſtehen, wenn das Licht an einem undurchſichtigen farbloſen Körper herſtrahlt. Wie nahe ſie mit den dioptriſchen der zweyten Claſſe verwandt ſind, wird Jedermann leicht einſehen, der mit uns überzeugt iſt, daß die Farben der Refraction bloß an den Rändern entſtehen. Die Verwandtſchaft der katoptriſchen und paroptiſchen aber wird uns in dem folgenden Capitel klar werden.

XXXII.

Paroptiſche Farben.

389.

Die paroptiſchen Farben wurden bisher perioptiſche genannt, weil man ſich eine Wirkung des Lichts gleichſam um den Körper herum dachte, die man einer gewiſſen Biegbarkeit des Lichtes nach dem Körper hin und vom Körper ab zuſchrieb.

390.

Auch dieſe Farben kann man in objective und ſubjective eintheilen, weil auch ſie theils außer uns, gleichſam wie auf der Fläche gemalt, theils in uns, unmittelbar auf der Retina, erſcheinen. Wir finden bey dieſem Capitel das vortheilhafteſte, die objectiven zuerſt zu nehmen, weil die ſubjectiven ſich ſo nah an

andre uns ſchon bekannte Erſcheinungen anſchlieſſen, daß man ſie kaum davon zu trennen vermag.

391.

Die paroptiſchen Farben werden alſo genannt, weil, um ſie hervorzubringen, das Licht an einem Rande herſtrahlen muß. Allein nicht immer, wenn das Licht an einem Rande herſtrahlt, erſcheinen ſie; es ſind dazu noch ganz beſondre Nebenbedingungen nöthig.

392.

Ferner iſt zu bemerken, daß hier abermals das Licht keineswegs im Abſtracto wirke (361); ſondern die Sonne ſcheint an einem Rande her. Das ganze von dem Sonnenbild ausſtrömende Licht wirkt an einer Körpergränze vorbey und verurſacht Schatten. An dieſen Schatten, innerhalb derſelben, werden wir künftig die Farbe gewahr werden.

393.

Vor allen Dingen aber betrachten wir die hieher gehörigen Erfahrungen in vollem Lichte. Wir ſetzen den Beobachter ins Freye, ehe wir ihn in die Beſchränkung der dunklen Kammer führen.

394.

Wer im Sonnenſchein in einem Garten oder ſonſt auf glatten Wegen wandelt, wird leicht bemerken, daß ſein Schatten nur unten am Fuß, der die Erde berührt, ſcharf begränzt erſcheint, weiter hinauf, be-

sonders um das Haupt, verfließt er sanft in die helle Fläche. Denn indem das Sonnenlicht nicht allein aus der Mitte der Sonne herströmt, sondern auch von den beyden Enden dieses leuchtenden Gestirnes übers Kreuz wirkt; so entsteht eine objective Parallaxe, die an beyden Seiten des Körpers einen Halbschatten hervorbringt.

395.

Wenn der Spaziergänger seine Hand erhebt, so sieht er an den Fingern deutlich das Auseinanderweichen der beyden Halbschatten nach außen, die Verschmälerung des Hauptschattens nach innen, beydes Wirkungen des sich kreuzenden Lichtes.

396.

Man kann vor einer glatten Wand diese Versuche mit Stäben von verschiedener Stärke, so wie auch mit Kugeln wiederhohlen und vervielfältigen; immer wird man finden, daß je weiter der Körper von der Tafel entfernt wird, desto mehr verbreitet sich der schwache Doppelschatten, desto mehr verschmälert sich der starke Hauptschatten, bis dieser zuletzt ganz aufgehoben scheint, ja die Doppelschatten endlich so schwach werden, daß sie beynahe verschwinden; wie sie denn in mehrerer Entfernung unbemerklich sind.

397.

Daß dieses von dem sich kreuzenden Lichte herrühre, davon kann man sich leicht überzeugen; so wie denn auch der Schatten eines zugespitzten Körpers

zwey Spitzen deutlich zeigt. Wir dürfen also niemals außer Augen lassen, daß in diesem Falle das ganze Sonnenbild wirke, Schatten hervorbringe, sie in Doppelschatten verwandle und endlich sogar aufhebe.

398.

Man nehme nunmehr, statt der festen Körper, ausgeschnittene Oeffnungen von verschiedener bestimmter Größe neben einander, und lasse das Sonnenlicht auf eine etwas entfernte Tafel hindurch fallen; so wird man finden, daß das helle Bild, welches auf der Tafel von der Sonne hervorgebracht wird, größer sey als die Oeffnung; welches daher kommt, daß der eine Rand der Sonne durch die entgegengesetzte Seite der Oeffnung noch hindurch scheint, wenn der andre durch sie schon verdeckt ist. Daher ist das helle Bild an seinen Rändern schwächer beleuchtet.

399.

Nimmt man viereckte Oeffnungen von welcher Größe man wolle, so wird das helle Bild auf einer Tafel, die neun Fuß von den Oeffnungen steht, um einen Zoll an jeder Seite größer seyn als die Oeffnung; welches mit dem Winkel des scheinbaren Sonnendiameters ziemlich übereinkommt.

400.

Daß eben diese Randerleuchtung nach und nach abnehme, ist ganz natürlich, weil zuletzt nur ein Minimum des Sonnenlichtes vom Sonnenrande übers Kreuz durch den Rand der Oeffnung einwirken kann.

401.

Wir ſehen alſo hier abermals, wie ſehr wir Urſache haben, uns in der Erfahrung vor der Annahme von parallelen Strahlen, Strahlenbüſcheln und Bündeln und dergleichen hypothetiſchen Weſen zu hüten (309. 310.)

402.

Wir können uns vielmehr das Scheinen der Sonne, oder irgend eines Lichtes, als eine unendliche Abſpiegelung des beſchränkten Lichtbildes vorſtellen; woraus ſich denn wohl ableiten läßt, wie alle viereckte Oeffnungen, durch welche die Sonne ſcheint, in gewiſſen Entfernungen, je nachdem ſie gröſſer oder kleiner ſind, ein rundes Bild geben müſſen.

403.

Obige Verſuche kann man durch Oeffnungen von mancherley Form und Gröſſe wiederholen, und es wird ſich immer daſſelbe in verſchiedenen Abweichungen zeigen; wobey man jedoch immer bemerken wird, daß im vollen Lichte, und bey der einfachen Operation des Herſcheinens der Sonne an einem Rand, keine Farbe ſich ſehen laſſe.

404.

Wir wenden uns daher zu den Verſuchen mit dem gedämpften Lichte, welches nöthig iſt, damit die Farbenerſcheinung eintrete. Man mache eine kleine Oeffnung in den Laden der dunklen Kammer, man fange das übers Kreuz eindringende Sonnenbild mit einem

weißen Papiere auf, und man wird, je kleiner die Oeffnung iſt, ein deſto matteres Licht erblicken; und zwar ganz natürlich, weil die Erleuchtung nicht von der ganzen Sonne, ſondern nur von einzelnen Punkten, nur theilweiſe gewirkt wird.

405.

Betrachtet man dieſes matte Sonnenbild genau, ſo findet man es gegen ſeine Ränder zu immer matter und mit einem gelben Saume begränzt, der ſich deutlich zeigt, am deutlichſten aber, wenn ſich ein Nebel, oder eine durchſcheinende Wolke vor die Sonne zieht, ihr Licht mäßiget und dämpft. Sollten wir uns nicht gleich hiebey jenes Hofes an der Wand und des Scheins eines nahe davorſtehenden Lichtes erinnern? (88.)

406.

Betrachtet man jenes oben beſchriebene Sonnenbild genauer, ſo ſieht man, daß es mit dieſem gelben Saume noch nicht abgethan iſt; ſondern man bemerkt noch einen zweyten blaulichen Kreis, wo nicht gar eine hofartige Wiederholung des Farbenſaums. Iſt das Zimmer recht dunkel, ſo ſieht man, daß der zunächſt um die Sonne erhellte Himmel gleichfalls einwirkt, man ſieht den blauen Himmel, ja ſogar die ganze Landſchaft auf dem Papiere und überzeugt ſich abermals, daß hier nur von dem Sonnenbilde die Rede ſey.

407.

Nimmt man eine etwas größere, viereckte Oeffnung, welche durch das Hineinſtrahlen der Sonne nicht

gleich rund wird; so kann man die Halbschatten von jedem Rande, das Zusammentreffen derselben in den Ecken, die Färbung derselben, nach Maßgabe obgemeldeter Erscheinung der runden Oeffnung, genau bemerken.

408.

Wir haben nunmehr ein parallaktisch scheinendes Licht gedämpft, indem wir es durch kleine Oeffnungen scheinen ließen, wir haben ihm aber seine parallaktische Eigenschaft nicht genommen, so daß es abermals Doppelschatten der Körper, wenn gleich mit gedämpfter Wirkung, hervorbringen kann. Diese sind nunmehr diejenigen, auf welche man bisher aufmerksam gewesen, welche in verschiedenen hellen und dunkeln, farbigen und farblosen Kreisen auf einander folgen, und vermehrte, ja gewissermaßen unzählige Höfe hervorbringen. Sie sind oft gezeichnet und in Kupfer gestochen worden, indem man Nadeln, Haare und andre schmale Körper in das gedämpfte Licht brachte, die vielfachen, hofartigen Doppelschatten bemerkte und sie einer Aus- und Einbiegung des Lichtes zuschrieb, und dadurch erklären wollte, wie der Kernschatten aufgehoben, und wie ein Helles an der Stelle des Dunkeln erscheinen könne.

409.

Wir aber halten vorerst daran fest, daß es abermals parallaktische Doppelschatten sind, welche mit farbigen Säumen und Höfen begränzt erscheinen.

410.

Wenn man alles dieſes nun geſehen, unterſucht und ſich deutlich gemacht hat; ſo kann man zu dem Verſuche mit den Meſſerklingen ſchreiten, welches nur ein Aneinanderrücken und parallaktiſches Uebereinandergreifen der uns ſchon bekannten Halbſchatten und Höfe genannt werden kann.

411.

Zuletzt hat man jene Verſuche mit Haaren, Nadeln und Drähten in jenem Halblichte, das die Sonne wirkt, ſo wie im Halblichte, das ſich vom blauen Himmel herſchreibt und auf dem Papiere zeigt, anzuſtellen und zu betrachten; wodurch man der wahren Anſicht dieſer Phänomene ſich immer mehr bemeiſtern wird.

412.

Da nun aber bey dieſen Verſuchen alles darauf ankommt, daß man ſich von der parallaktiſchen Wirkung des ſcheinenden Lichtes überzeuge; ſo kann man ſich das, worauf es ankommt, durch zwey Lichter deutlicher machen, wodurch ſich die zwey Schatten übereinander führen und völlig ſondern laſſen. Bey Tage kann es durch zwey Oeffnungen am Fenſterladen geſchehen, bey Nacht durch zwey Kerzen; ja es giebt manche Zufälligkeiten in Gebäuden beym Auf- und Zuſchlagen von Läden, wo man dieſe Erſcheinungen beſſer beobachten kann, als bey dem ſorgfältigſten Apparate. Jedoch laſſen ſich alle und jede zum Verſuch erheben, wenn man einen Kaſten einrichtet, in den

man oben hineinsehen kann, und dessen Thüre man sachte zulehnt, nachdem man vorher ein Doppellicht einfallen lassen. Daß hierbey die von uns unter den physiologischen Farben abgehandelten farbigen Schatten sehr leicht eintreten, läßt sich erwarten.

413.

Ueberhaupt erinnre man sich, was wir über die Natur der Doppelschatten, Halblichter und dergleichen früher ausgeführt haben, besonders aber mache man Versuche mit verschiedenen neben einander gestellten Schattirungen von Grau, wo jeder Streif an seinem dunklen Nachbar hell, am hellen dunkel erscheinen wird. Bringt man Abends mit drey oder mehreren Lichtern Schatten hervor, die sich stufenweise decken; so kann man dieses Phänomen sehr deutlich gewahr werden, und man wird sich überzeugen, daß hier der physiologische Fall eintritt, den wir oben weiter ausgeführt haben. (38.)

414.

Inwiefern nun aber alles, was von Erscheinungen die paroptischen Farben begleitet, aus der Lehre vom gemäßigten Lichte, von Halbschatten und von physiologischer Bestimmung der Retina sich ableiten lasse, oder ob wir genöthigt seyn werden, zu gewissen innern Eigenschaften des Lichts unsere Zuflucht zu nehmen, wie man es bisher gethan, mag die Zeit lehren. Hier sey es genug, die Bedingungen angezeigt zu haben, unter welchen die paroptischen Farben

entſtehen, ſo wie wir denn auch hoffen können, daß unſre Winke auf den Zuſammenhang mit dem bisherigen Vortrag von Freunden der Natur nicht unbeachtet bleiben werden.

415.

Die Verwandtſchaft der paroptiſchen Farben mit den dioptriſchen der zweyten Claſſe wird ſich auch jeder Denkende gern ausbilden. Hier wie dort iſt von Rändern die Rede; hier wie dort von einem Lichte, das an dem Rande herſcheint. Wie natürlich iſt es alſo, daß die paroptiſchen Wirkungen durch die dioptriſchen erhöht, verſtärkt und verherrlicht werden können. Doch kann hier nur von den objectiven Refractionsfällen die Rede ſeyn, da das leuchtende Bild wirklich durch das Mittel durchſcheint: denn dieſe ſind eigentlich mit den paroptiſchen verwandt. Die ſubjectiven Refractionsfälle, da wir die Bilder durchs Mittel ſehen, ſtehen aber von den paroptiſchen völlig ab, und ſind auch ſchon wegen ihrer Reinheit von uns geprieſen worden.

416.

Wie die paroptiſchen Farben mit den katoptriſchen zuſammenhängen, läßt ſich aus dem Geſagten ſchon vermuthen: denn da die katoptriſchen Farben nur an Ritzen, Puncten, Stahlſaiten, zarten Fäden ſich zeigen, ſo iſt es ungefähr derſelbe Fall, als wenn das Licht an einem Rande herſchiene. Es muß jeder Zeit von einem Rande zurück ſcheinen, damit unſer Auge eine Farbe gewahr werde. Wie auch hier die

Beschränkung des leuchtenden Bildes, so wie die Mäßigung des Lichtes, zu betrachten sey, ist oben schon angezeigt worden.

417.

Von den subjectiven paroptischen Farben führen wir nur noch weniges an, weil sie sich theils mit den physiologischen, theils mit den dioptrischen der zweyten Classe in Verbindung setzen lassen, und sie größtentheils kaum hieher zu gehören scheinen, ob sie gleich, wenn man genau aufmerkt, über die ganze Lehre und ihre Verknüpfung ein erfreuliches Licht verbreiten.

418.

Wenn man eine Lineal dergestalt vor die Augen hält, daß die Flamme des Lichts über dasselbe hervorscheint; so sieht man das Lineal gleichsam eingeschnitten und schartig an der Stelle, wo das Licht hervorragt. Es scheint sich dieses aus der ausdehnenden Kraft des Lichtes auf der Retina ableiten zu lassen. (18).

419.

Dasselbige Phänomen im Großen zeigt sich beym Aufgang der Sonne, welche, wenn sie rein, aber nicht allzu mächtig, aufgeht, also daß man sie noch anblikken kann, jederzeit einen scharfen Einschnitt in den Horizont macht.

420.

Wenn man bey grauem Himmel gegen ein Fenster tritt, so daß das dunkle Kreuz sich gegen denselben

ben abſchneidet, wenn man die Augen alsdann auf das horizontale Holz richtet, ferner den Kopf etwas vorzubiegen, zu blinzen und aufwärts zu ſehen anfängt; ſo wird man bald unten an dem Holze einen ſchönen gelbrothen Saum, oben über demſelben einen ſchönen hellblauen entdecken. Je dunkelgrauer und gleicher der Himmel, je dämmernder das Zimmer und folglich je ruhiger das Auge, deſto lebhafter wird ſich die Erſcheinung zeigen, ob ſie ſich gleich einem aufmerkſamen Beobachter auch bey hellem Tage darſtellen wird.

421.

Man biege nunmehr den Kopf zurück und blinzle mit den Augen dergeſtalt, daß man den horizontalen Fenſterſtab unter ſich ſehe, ſo wird auch das Phänomen umgekehrt erſcheinen. Man wird nehmlich die obere Kante gelb und die untre blau ſehen.

422.

In einer dunkeln Kammer ſtellen ſich die Beobachtungen am beſten an. Wenn man vor die Oeffnung, vor welche man gewöhnlich das Sonnen-Mikroſkop ſchraubt, ein weißes Papier heftet, wird man den untern Rand des Kreiſes blau, den obern gelb erblicken, ſelbſt indem man die Augen ganz offen hat, oder ſie nur in ſo fern zublinzt, daß kein Hof ſich mehr um das Weiße herum zeigt. Biegt man den Kopf zurück, ſo ſieht man die Farben umgekehrt.

423.

Dieſe Phänomene ſcheinen daher zu entſtehen, daß die Feuchtigkeiten unſres Auges eigentlich nur in der Mitte, wo das Sehen vorgeht, wirklich achromatiſch ſind, daß aber gegen die Peripherie zu, und in unnatürlichen Stellungen, als Auf- und Niederbiegen des Kopfes, wirklich eine chromatiſche Eigenſchaft, beſonders wenn ſcharf abſetzende Bilder betrachtet werden, übrig bleibe. Daher dieſe Phänomene zu jenen gehören mögen, welche mit den dioptriſchen der zweyten Claſſe verwandt ſind.

424.

Aehnliche Farben erſcheinen, wenn man gegen ſchwarze und weiße Bilder durch den Nadelſtich einer Charte ſieht. Statt des weißen Bildes kann man auch den lichten Punct im Bleche des Ladens der Camera obſcura wählen, wenn die Vorrichtung zu den paroptiſchen Farben gemacht iſt.

425.

Wenn man durch eine Röhre durchſieht, deren untre Oeffnung verengt, oder durch verſchiedene Ausſchnitte bedingt iſt, erſcheinen die Farben gleichfalls.

426.

An die paroptiſchen Erſcheinungen aber ſchließen ſich meines Bedünkens folgende Phänomene näher an. Wenn man eine Nadelſpitze nah vor das Auge hält, ſo entſteht in demſelben ein Doppelbild. Beſonders

merkwürdig ist aber, wenn man durch die zu paroptischen Versuchen eingerichteten Messerklingen hindurch und gegen einen grauen Himmel sieht. Man blickt nehmlich wie durch einen Flor, und es zeigen sich im Auge sehr viele Fäden, welches eigentlich nur die wiederholten Bilder der Klingenschärfen sind, davon das eine immer von dem folgenden successiv, oder wohl auch von dem gegenüber wirkenden parallaktisch bedingt und in eine Fadengestalt verwandelt wird.

427.

So ist denn auch noch schließlich zu bemerken, daß, wenn man durch die Klingen nach einem lichten Punct im Fensterladen hinsieht, auf der Retina dieselben farbigen Streifen und Höfe, wie auf dem Papiere, entstehen.

428.

Und so sey dieses Kapitel gegenwärtig um so mehr geschlossen, als ein Freund übernommen hat, dasselbe nochmals genau durch zu experimentiren, von dessen Bemerkungen wir, bey Gelegenheit der Revision, der Tafeln und des Apparats, in der Folge weitere Rechenschaft zu geben hoffen.

XXXIII.

Epoptische Farben.

429.

Haben wir bisher uns mit solchen Farben abgegeben, welche zwar sehr lebhaft erscheinen, aber auch, bey aufgehobener Bedingung, sogleich wieder verschwinden; so machen wir nun die Erfahrung von solchen, welche zwar auch als vorübergehend beobachtet werden, aber unter gewissen Umständen sich dergestalt fixiren, daß sie, auch nach aufgehobenen Bedingungen, welche ihre Erscheinung hervorbrachten, bestehen bleiben, und also den Uebergang von den physischen zu den chemischen Farben ausmachen.

430.

Sie entspringen durch verschiedene Veranlassungen auf der Oberfläche eines farblosen Körpers, ursprünglich, ohne Mittheilung, Färbe, Taufe (βαφή); und wir werden sie nun, von ihrer leisesten Erscheinung bis zu ihrer hartnäckigsten Dauer, durch die verschiedenen Bedingungen ihres Entstehens hindurch verfolgen, welche wir zu leichterer Uebersicht hier sogleich summarisch anführen.

431.

Erste Bedingung. Berührung zweyer glatten Flächen harter durchsichtiger Körper.

Erſter Fall, wenn Glasmaſſen, Glastafeln, Linſen an einander gedrückt werden.

Zweyter Fall, wenn in einer ſolden Glas- Kryſtall- oder Eismaſſe ein Sprung entſteht.

Dritter Fall, indem ſich Lamellen durchſichtiger Steine von einander trennen.

Zweyte Bedingung. Wenn eine Glasfläche oder ein geſchliffner Stein angehaucht wird.

Dritte Bedingung. Verbindung von beyden obigen, daß man nehmlich die Glastafel anhaucht, eine andre drauf legt, die Farben durch den Druck erregt, dann das Glas abſchiebt, da ſich denn die Farben nachziehen und mit dem Hauche verfliegen.

Vierte Bedingung. Blaſen verſchiedener Flüſſigkeiten, Seife, Chocolade, Bier, Wein, feine Glasblaſen.

Fünfte Bedingung. Sehr feine Häutchen und Lamellen mineraliſcher und metalliſcher Auflöſungen; das Kalkhäutchen, die Oberfläche ſtehender Waſſer, beſonders eiſenſchüſſiger; ingleichen Häutchen von Oel auf dem Waſſer, beſonders von Firniß auf Scheidewaſſer.

Sechſte Bedingung. Wenn Metalle erhitzt werden. Anlaufen des Stahls und andrer Metalle.

Siebente Bedingung. Wenn die Oberfläche des Glaſes angegriffen wird.

432.

Erſte Bedingung, Erſter Fall. Wenn zwey convexe Gläſer, oder ein Convex- und Planglas, am

beſten ein Convex- und Hohlglas ſich einander berühren, ſo entſtehn concentriſche farbige Kreiſe. Bey dem gelindeſten Druck zeigt ſich ſogleich das Phänomen, welches nach und nach durch verſchiedene Stufen geführt werden kann. Wir beſchreiben ſogleich die vollendete Erſcheinung, weil wir die verſchiedenen Grade, durch welche ſie durchgeht, rückwärts alsdann deſto beſſer werden einſehen lernen.

433.

Die Mitte iſt farblos; daſelbſt, wo die Gläſer durch den ſtärkſten Druck gleichſam zu einem vereinigt ſind, zeigt ſich ein dunkelgrauer Punct, um denſelben ein ſilberweißer Raum, alsdann folgen in abnehmenden Entfernungen verſchiedene iſolirte Ringe, welche ſämmtlich aus drey Farben, die unmittelbar mit einander verbunden ſind, beſtehen. Jeder dieſer Ringe, deren etwa drey bis vier gezählt werden können, iſt inwendig gelb, in der Mitte purpurfarben und auswendig blau. Zwiſchen zwey Ringen findet ſich ein ſilberweißer Zwiſchenraum. Die letzten Ringe gegen die Peripherie des Phänomens ſtehen immer enger zuſammen. Sie wechſeln mit Purpur und Grün, ohne einen dazwiſchen bemerklichen ſilberweißen Raum.

434.

Wir wollen nunmehr die ſucceſſive Entſtehung des Phänomens vom gelindeſten Druck an beobachten.

435.

Beym gelindeſten Druck erſcheint die Mitte ſelbſt grün gefärbt. Darauf folgen bis an die Peripherie

ſämmtlicher concentriſchen Kreiſe purpurne und grüne Ringe. Sie ſind verhältnißmäßig breit und man ſieht keine Spur eines ſilberweißen Raums zwiſchen ihnen. Die grüne Mitte entſteht durch das Blau eines unentwickelten Cirkels, das ſich mit dem Gelb des erſten Kreiſes vermiſcht. Alle übrigen Kreiſe ſind bey dieſer gelinden Berührung breit, ihre gelben und blauen Ränder vermiſchen ſich und bringen das ſchöne Grün hervor. Der Purpur aber eines jeden Ringes bleibt rein und unberührt, daher zeigen ſich ſämmtliche Kreiſe von dieſen beyden Farben.

436.

Ein etwas ſtärkerer Druck entfernt den erſten Kreis von dem unentwickelten um etwas weniges und iſolirt ihn, ſo daß er ſich nun ganz vollkommen zeigt. Die Mitte erſcheint nun als ein blauer Punct: denn das Gelbe des erſten Kreiſes iſt nun durch einen ſilberweißen Raum von ihr getrennt. Aus dem Blauen entwickelt ſich in der Mitte ein Purpur, welcher jederzeit nach außen ſeinen zugehörigen blauen Rand behält. Der zweyte, dritte Ring, von innen gerechnet, iſt nun ſchon völlig iſolirt. Kommen abweichende Fälle vor, ſo wird man ſie aus dem geſagten und noch zu ſagenden zu beurtheilen wiſſen.

437.

Bey einem ſtärkern Druck wird die Mitte gelb, ſie iſt mit einem purpurfarbenen und blauen Rand umgeben. Endlich zieht ſich auch dieſes Gelb völlig aus der Mitte. Der innerſte Kreis iſt gebildet und

die gelbe Farbe umgiebt deſſen Rand. Nun erſcheint die ganze Mitte ſilberweiß, bis zuletzt bey dem ſtärkſten Druck ſich der dunkle Punct zeigt und das Phänomen, wie es zu Anfang beſchrieben wurde, vollendet iſt.

438.

Das Maß der concentriſchen Ringe und ihrer Entfernungen bezieht ſich auf die Form der Gläſer, welche zuſammen gedrückt werden.

439.

Wir haben oben bemerkt, daß die farbige Mitte aus einem uneutwickelten Kreiſe beſtehe. Es findet ſich aber oft bey dem gelindeſten Druck, daß mehrere unentwickelte Kreiſe daſelbſt gleichſam im Keime liegen, welche nach und nach vor dem Auge des Beobachters entwickelt werden können.

440.

Die Regelmäßigkeit dieſer Ringe entſpringt aus der Form des Convex-Glaſes, und der Durchmeſſer des Phänomens richtet ſich nach dem größern oder kleinern Kugelſchnitt, wornach eine Linſe geſchliffen iſt. Man ſchließt daher leicht, daß man durch das Aneinanderdrücken von Plangläſern nur unregelmäßige Erſcheinungen ſehen werde, welche wellenförmig nach Art der gewäſſerten Seidenzeuge erſcheinen und ſich von dem Puncte des Drucks aus nach allen Enden verbreiten. Doch iſt auf dieſem Wege das Phänomen viel herrlicher als auf jenem und für einen jeden auffallend und reizend. Stellt man nun den Verſuch auf dieſe

Weiſe an, ſo wird man völlig wie bey dem oben beſchriebenen bemerken, daß bey gelindem Druck die grünen und purpurnen Wellen zum Vorſchein kommen, beym ſtärkeren aber Streifen, welche blau, purpurn und gelb ſind, ſich iſoliren. In dem erſten Falle berühren ſich ihre Außenſeiten, in dem zweyten ſind ſie durch einen ſilberweißen Raum getrennt.

441.

Ehe wir nun zur fernern Beſtimmung dieſes Phänomens übergehen, wollen wir die bequemſte Art, daſſelbe hervorzubringen, mittheilen.

Man lege ein großes Convexglas vor ſich auf den Tiſch gegen ein Fenſter, und auf daſſelbe eine Tafel wohlgeſchliffenen Spiegelglaſes, ungefähr von der Größe einer Spielcharte; ſo wird die bloße Schwere der Tafel ſie ſchon dergeſtalt andrücken, daß eins oder das andre der beſchriebenen Phänomene entſteht, und man wird ſchon durch die verſchiedene Schwere der Glastafel, durch andre Zufälligkeiten, wie z. B. wenn man die Glastafel auf die abhängende Seite des Convexglaſes führt, wo ſie nicht ſo ſtark aufdrückt als in der Mitte, alle von uns beſchriebenen Grade nach und nach hervorbringen können.

442.

Um das Phänomen zu bemerken, muß man ſchief auf die Fläche ſehen, auf welcher uns daſſelbe erſcheint. Aeußerſt merkwürdig iſt aber, daß, wenn man ſich immer mehr neigt, und unter einem ſpitzeren

Winkel nach dem Phänomen ſieht, die Kreiſe ſich nicht allein erweitern; ſondern aus der Mitte ſich noch andre Kreiſe entwickeln, von denen ſich, wenn man perpendiculär auch durch das ſtärkſte Vergrößerungsglas darauf ſah, keine Spur entdecken ließ.

443.

Wenn das Phänomen gleich in ſeiner größten Schönheit erſcheinen ſoll, ſo hat man ſich der äußerſten Reinlichkeit zu befleißigen. Macht man den Verſuch mit Spiegelglasplatten, ſo thut man wohl, lederne Handſchuh anzuziehen. Man kann bequem die innern Flächen, welche ſich auf das genaueſte berühren müſſen, vor dem Verſuche reinigen, und die äußern, bey dem Verſuche ſelbſt, unter dem Drücken rein erhalten.

444.

Man ſieht aus obigem, daß eine genaue Berührung zweyer glatten Flächen nöthig iſt. Geſchliffene Gläſer thun den beſten Dienſt. Glasplatten zeigen die ſchönſten Farben, wenn ſie an einander feſthängen; und aus eben dieſer Urſache ſoll das Phänomen an Schönheit wachſen, wenn ſie unter die Luftpumpe gelegt werden, und man die Luft auspumpt.

445.

Die Erſcheinung der farbigen Ringe kann am ſchönſten hervorgebracht werden, wenn man ein convexes und concaves Glas, die nach einerley Kugelſchnitt geſchliffen ſind, zuſammenbringt. Ich habe die

Erſcheinung niemals glänzender geſehen, als bey dem Objectivglaſe eines achromatiſchen Fernrohrs, bey welchem das Crownglas mit dem Flintglaſe ſich allzu genau berühren mochte.

446.

Merkwürdig iſt die Erſcheinung, wenn ungleichartige Flächen, z. B. ein geſchliffner Kryſtall an eine Glasplatte gedrückt wird. Die Erſcheinung zeigt ſich keinesweges in großen fließenden Wellen, wie bey der Verbindung des Glaſes mit dem Glaſe, ſondern ſie iſt klein und zackig und gleichſam unterbrochen, ſo daß es ſcheint, die Fläche des geſchliffenen Kryſtalls, die aus unendlich kleinen Durchſchnitten der Lamellen beſteht, berühre das Glas nicht in einer ſolchen Continuität, als es von einem andern Glaſe geſchieht.

447.

Die Farbenerſcheinung verſchwindet durch den ſtärkſten Druck, der die beyden Flächen ſo innig verbindet, daß ſie nur einen Körper auszumachen ſcheinen. Daher entſteht der dunkle Punct in der Mitte, weil die gedruckte Linſe auf dieſem Puncte kein Licht mehr zurückwirft, ſo wie eben derſelbe Punct, wenn man ihn gegen das Licht ſieht, völlig hell und durchſichtig iſt. Bey Nachlaſſung des Drucks verſchwinden die Farben allmählich, und völlig, wenn man die Flächen von einander ſchiebt.

448.

Eben dieſe Erſcheinungen kommen noch in zwey ähnlichen Fällen vor. Wenn ganze durchſichtige Maſ-

sen sich von einander in dem Grade trennen, daß die Flächen ihrer Theile sich noch hinreichend berühren; so sieht man dieselben Kreise und Wellen mehr oder weniger. Man kann sie sehr schön hervorbringen, wenn man eine erhitzte Glasmasse ins Wasser taucht, in deren verschiedenen Rissen und Sprüngen man die Farben in mannigfaltigen Zeichnungen bequem beobachten kann. Die Natur zeigt uns oft dasselbe Phänomen an gesprungenem Bergkrystall.

449.

Häufig aber zeigt sich diese Erscheinung in der mineralischen Welt an solchen Steinarten, welche ihrer Natur nach blättrig sind. Diese ursprünglichen Lamellen sind zwar so innig verbunden, daß Steine dieser Art auch völlig durchsichtig und farblos erscheinen können; doch werden die innerlichen Blätter durch manche Zufälle getrennt, ohne daß die Berührung aufgehoben werde; und so wird die uns nun genugsam bekannte Erscheinung öfters hervorgebracht, besonders bey Kalkspäthen, bey Frauenеis, bey der Adularia und mehrern ähnlich gebildeten Mineralien. Es zeigt also eine Unkenntniß der nächsten Ursachen einer Erscheinung, welche zufällig so oft hervorgebracht wird, wenn man sie in der Mineralogie für so bedeutend hielt und den Exemplaren, welche sie zeigten, einen besondern Werth beylegte.

450.

Es bleibt uns nur noch übrig, von der höchst merkwürdigen Umwendung dieses Phänomens zu sprechen,

wie ſie uns von den Naturforſchern überliefert worden. Wenn man nehmlich, anſtatt die Farben bey reflectirtem Lichte zu betrachten, ſie bey durchfallendem Licht beobachtet; ſo ſollen an derſelben Stelle die entgegengeſetzten, und zwar auf eben die Weiſe, wie wir ſolche oben phyſiologiſch, als Farben, die einander fordern, angegeben haben, erſcheinen. An der Stelle des Blauen ſoll man das Gelbe, und umgekehrt; an der Stelle des Rothen das Grüne u. ſ. w. ſehen. Die näheren Verſuche ſollen künftig angegeben werden, um ſo mehr, als bey uns über dieſen Punct noch einige Zweifel obwalten.

451.

Verlangte man nun von uns, daß wir über dieſe bisher vorgetragenen epoptiſchen Farben, die unter der erſten Bedingung erſcheinen, etwas Allgemeines ausſprechen und dieſe Phänomene an die frühern phyſiſchen Erſcheinungen anknüpfen ſollten; ſo würden wir folgendermaßen zu Werke gehen.

452.

Die Gläſer, welche zu den Verſuchen gebraucht werden, ſind als ein empiriſch möglichſt Durchſichtiges anzuſehen. Sie werden aber, nach unſrer Ueberzeugung, durch eine innige Berührung, wie ſie der Druck verurſacht, ſogleich auf ihren Oberflächen, jedoch nur auf das leiſeſte, getrübt. Innerhalb dieſer Trübe entſtehn ſogleich die Farben, und zwar enthält jeder Ring das ganze Syſtem: denn indem die beyden entgegengeſetzten, das Gelb und Blau, mit ihren rothen En-

den verbunden sind, zeigt sich der Purpur. Das Grüne hingegen, wie bey dem prismatischen Versuch, wenn Gelb und Blau sich erreichen.

453.

Wie durchaus bey Entstehung der Farbe das ganze System gefordert wird, haben wir schon früher mehrmals erfahren, und es liegt auch in der Natur jeder physischen Erscheinung, es liegt schon in dem Begriff von polarischer Entgegensetzung, wodurch eine elementare Einheit zur Erscheinung kommt.

454.

Daß bey durchscheinendem Licht eine andre Farbe sich zeigt, als bey reflectirtem, erinnert uns an jene dioptrischen Farben der ersten Classe, die wir auf eben diese Weise aus dem Trüben entspringen sahen. Daß aber auch hier ein Trübes obwalte, daran kann fast kein Zweifel seyn: denn das Ineinandergreifen der glättesten Glasplatten, welches so stark ist, daß sie fest an einander hängen, bringt eine Halbvereinigung hervor, die jeder von beyden Flächen etwas an Glätte und Durchsichtigkeit entzieht. Den völligen Ausschlag aber möchte die Betrachtung geben, daß in der Mitte, wo die Linse am festesten auf das andre Glas aufgedrückt und eine vollkommene Vereinigung hergestellt wird, eine völlige Durchsichtigkeit entstehe, wobey man keine Farbe mehr gewahr wird. Jedoch mag alles dieses seine Bestätigung erst nach vollendeter allgemeiner Uebersicht des Ganzen erhalten.

455.

Zweyte Bedingung. Wenn man eine angehauchte Glasplatte mit dem Finger abwischt und sogleich wieder anhaucht, sieht man sehr lebhaft durch einander schwebende Farben, welche, indem der Hauch abläuft, ihren Ort verändern und zuletzt mit dem Hauche verschwinden. Wiederholt man diese Operation, so werden die Farben lebhafter und schöner, und scheinen auch länger als die ersten Male zu bestehen.

456.

So schnell auch dieses Phänomen vorübergeht und so confus es zu seyn scheint, so glaub' ich doch folgendes bemerkt zu haben. Im Anfange erscheinen alle Grundfarben und ihre Zusammensetzungen. Haucht man stärker, so kann man die Erscheinung in einer Folge gewahr werden. Dabey läßt sich bemerken, daß, wenn der Hauch im Ablaufen sich von allen Seiten gegen die Mitte des Glases zieht, die blaue Farbe zuletzt verschwindet.

457.

Das Phänomen entsteht am leichtesten zwischen den zarten Streifen, welche der Strich des Fingers auf der klaren Fläche zurückläßt, oder es erfordert eine sonstige gewissermaßen rauhe Disposition der Oberfläche des Körpers. Auf manchen Gläsern kann man durch den bloßen Hauch schon die Farbenerscheinung hervorbringen, auf andern hingegen ist das Reiben mit dem Finger nöthig; ja ich habe geschliffene Spiegelgläser

gefunden, von welchen die eine Seite angehaucht sogleich die Farben lebhaft zeigte, die andre aber nicht. Nach den überbliebenen Facetten zu urtheilen, war jene ehmals die freye Seite des Spiegels, diese aber die innere durch das Queckſilber bedeckte geweſen.

438.

Wie nun dieſe Verſuche ſich am beſten in der Kälte anſtellen laſſen, weil ſich die Platte ſchneller und reiner anhauchen läßt und der Hauch ſchneller wieder abläuft; ſo kann man auch bey ſtarkem Froſt, in der Kutſche fahrend, das Phänomen im Großen gewahr werden, wenn die Kutſchfenſter ſehr rein geputzt und ſämmtlich aufgezogen ſind. Der Hauch der in der Kutſche ſitzenden Perſonen ſchlägt auf das zarteſte an die Scheiben und erregt ſogleich das lebhafteſte Farbenſpiel. In wie fern eine regelmäßige Succeſſion darin ſey, habe ich nicht bemerken können. Beſonders lebhaft aber erſcheinen die Farben, wenn ſie einen dunklen Gegenſtand zum Hintergrunde haben. Dieſer Farbenwechſel dauert aber nicht lange: denn ſobald ſich der Hauch in ſtärkere Tropfen ſammelt oder zu Eisnadeln gefriert, ſo iſt die Erſcheinung alsbald aufgehoben.

439.

Dritte Bedingung. Man kann die beyden vorhergehenden Verſuche des Druckes und Hauches verbinden, indem man nehmlich eine Glasplatte anhaucht und die andre ſogleich darauf drückt. Es entſtehen alsdann die Farben, wie beym Drucke zweyer unangehauchten, nur mit dem Unterſchiede, daß die Feuch-

tigkeit hie und da einige Unterbrechung der Wellen verursacht. Schiebt man eine Glasplatte von der andern weg, so läuft der Hauch farbig ab.

460.

Man könnte jedoch behaupten, daß dieser verbundene Versuch nichts mehr als die einzelnen sage: denn wie es scheint, so verschwinden die durch den Druck erregten Farben in dem Maße, wie man die Gläser von einander abschiebt, und die behauchten Stellen laufen alsdann mit ihren eignen Farben ab.

461.

Vierte Bedingung. Farbige Erscheinungen lassen sich fast an allen Blasen beobachten. Die Seifenblasen sind die bekanntesten und ihre Schönheit ist am leichtesten darzustellen. Doch findet man sie auch beym Weine, Bier, den geistigen reinen Liquoren, besonders auch im Schaume der Chocolade.

462.

Wie wir oben einen unendlich schmalen Raum zwischen zwey Flächen, welche sich berühren, erforderten, so kann man das Häutchen der Seifenblase als ein unendlich dünnes Blättchen zwischen zwey elastischen Körpern ansehen: denn die Erscheinung zeigt sich doch eigentlich zwischen der innern, die Blase auftreibenden Luft und zwischen der atmosphärischen.

463.

Die Blase, indem man sie hervorbringt, ist farblos, dann fangen farbige Züge, wie des Marmorpapiers,

an sich sehen zu lassen, die sich endlich über die ganze Blase verbreiten, oder vielmehr um sie herumgetrieben werden, indem man sie aufbläst.

464.

Es giebt verschiedene Arten, die Blase zu machen; frey, indem man den Strohhalm nur in die Auflösung taucht und die hängende Blase durch den Athem auftreibt. Hier ist die Entstehung der Farbenerscheinung schwer zu beobachten, weil die schnelle Rotation keine genaue Bemerkung zuläßt, und alle Farben durch einander gehen. Doch läßt sich bemerken, daß die Farben am Strohhalm anfangen. Ferner kann man in die Auflösung selbst blasen, jedoch vorsichtig, damit nur eine Blase entstehe. Sie bleibt, wenn man sie nicht sehr auftreibt, weiß; wenn aber die Auflösung nicht allzu wäßrig ist, so setzen sich Kreise um die perpendiculare Achse der Blase, die gewöhnlich grün und purpurn abwechseln, indem sie nah an einander stoßen. Zuletzt kann man auch mehrere Blasen neben einander hervorbringen, die noch mit der Auflösung zusammenhangen. In diesem Falle entstehen die Farben an den Wänden, wo zwey Blasen einander platt gedrückt haben.

465.

An den Blasen des Chocoladenschaums sind die Farben fast bequemer zu beobachten, als an den Seifenblasen. Sie sind beständiger, obgleich kleiner. In ihnen wird durch die Wärme ein Treiben, eine Bewegung hervorgebracht und unterhalten, die zur Entwick-

lung, Succession und endlich zum Ordnen des Phänomens nöthig zu seyn scheinen.

466.

Ist die Blase klein, oder zwischen andern eingeschlossen, so treiben sich farbige Züge auf der Oberfläche herum, dem marmorirten Papiere ähnlich; man sieht alle Farben unsres Schema's durch einander ziehen, die reinen, gesteigerten, gemischten, alle deutlich hell und schön. Bey kleinen Blasen dauert das Phänomen immer fort.

467.

Ist die Blase größer, oder wird sie nach und nach isolirt, dadurch daß die andern neben ihr zerspringen; so bemerkt man bald, daß dieses Treiben und Ziehen der Farben auf etwas abzwecke. Wir sehen nehmlich auf dem höchsten Puncte der Blase einen kleinen Kreis entstehen, der in der Mitte gelb ist; die übrigen farbigen Züge bewegen sich noch immer wurmförmig um ihn her.

468.

Es dauert nicht lange, so vergrößert sich der Kreis und sinkt nach allen Seiten hinab. In der Mitte behält er sein Gelb, nach unten und außen wird er purpurfarben und bald blau. Unter diesem entsteht wieder ein neuer Kreis von eben dieser Farbenfolge. Stehen sie nahe genug beysammen, so entsteht aus Vermischung der Endfarben ein Grün.

469.

Wenn ich drey solcher Hauptkreise zählen konnte, so war die Mitte farblos und dieser Raum wurde nach und nach größer, indem die Kreise mehr niedersanken, bis zuletzt die Blase zerplatzte.

470.

Fünfte Bedingung. Es können auf verschiedene Weise sehr zarte Häutchen entstehen, an welchen man ein sehr lebhaftes Farbenspiel entdeckt, indem nehmlich sämmtliche Farben entweder in der bekannten Ordnung, oder mehr verworren durch einander laufend gesehen werden. Das Wasser, in welchem ungelöschter Kalk aufgelöst worden, überzieht sich bald mit einem farbigen Häutchen. Ein Gleiches geschieht auf der Oberfläche stehender Wasser, vorzüglich solcher, welche Eisen enthalten. Die Lamellen des feinen Weinsteins, die sich, besonders von rothem französischen Weine, in den Bouteillen anlegen, glänzen von den schönsten Farben, wenn sie auf sorgfältige Weise losgeweicht und an das Tageslicht gebracht werden. Oeltropfen auf Wasser, Branntwein und andern Flüssigkeiten bringen auch dergleichen Ringe und Flämmchen hervor. Der schönste Versuch aber, den man machen kann, ist folgender. Man gi e nicht allzustarkes Scheidewasser in eine flache Schale und tropfe mit einem Pinsel von jenem Firniß darauf, welchen die Kupferstecher brauchen, um während des Aetzens gewisse Stellen ihrer Platten zu decken. Sogleich entsteht unter lebhafter Bewegung ein Häutchen, das sich in Kreise ausbrei-

tet, und zugleich die lebhaftesten Farbenerscheinungen hervorbringt.

471.

Sechste Bedingung. Wenn Metalle erhitzt werden, so entstehen auf ihrer Oberfläche flüchtig auf einander folgende Farben, welche jedoch nach Belieben fest gehalten werden können.

472.

Man erhitze einen polirten Stahl, und er wird in einem gewissen Grad der Wärme gelb überlaufen. Nimmt man ihn schnell von den Kohlen weg, so bleibt ihm diese Farbe.

473.

Sobald der Stahl heißer wird, erscheint das Gelbe dunkler, höher und geht bald in den Purpur hinüber. Dieser ist schwer fest zu halten, denn er eilt sehr schnell ins Hochblaue.

474.

Dieses schöne Blau ist fest zu halten, wenn man schnell den Stahl aus der Hitze nimmt und ihn in Asche steckt. Die blau angelaufnen Stahlarbeiten werden auf diesem Wege hervorgebracht. Fährt man aber fort, den Stahl frey über dem Feuer zu halten, so wird er in kurzem hellblau und so bleibt er.

475.

Diese Farben ziehen wie ein Hauch über die Stahlplatte, eine scheint vor der andern zu fliehen; aber

eigentlich entwickelt sich immer die folgende aus der vorhergehenden.

476.

Wenn man ein Federmesser ins Licht hält, so wird ein farbiger Streif quer über die Klinge entstehen. Der Theil des Streifes, der am tiefsten in der Flamme war, ist hellblau, das sich ins Blaurothe verliert. Der Purpur steht in der Mitte, dann folgt Gelbroth und Gelb.

477.

Dieses Phänomen leitet sich aus dem vorhergehenden ab; denn die Klinge nach dem Stile zu ist weniger erhitzt, als an der Spitze, welche sich in der Flamme befindet; und so müssen alle Farben, die sonst nach einander entstehen, auf einmal erscheinen, und man kann sie auf das beste figirt aufbewahren.

478.

Robert Boyle giebt diese Farbensuccession folgendermaßen an: a florido flavo ad flavum saturum et rubescentem (quem artifices sanguineum vocant) inde ad languidum, postea ad saturiorem cyaneum. Dieses wäre ganz gut, wenn man die Worte languidus und saturior ihre Stellen verwechseln ließe. Inwiefern ie Bemerkung richtig ist, daß die verschiedenen Farb. auf die Grade der folgenden Härtung Einfluß haben, lassen wir dahingestellt seyn. Die Farben sind hier n. Anzeichen der verschiedenen Grade der Hitze.

479.

Wenn man Bley calcinirt, wird die Oberfläche erſt graulich. Dieſes grauliche Pulvur wird durch gröſsere Hitze gelb, und ſodann orange. Auch das Silber zeigt bey der Erhitzung Farben. Der Blick des Silbers beym Abtreiben gehört auch hieher. Wenn metalliſche Gläſer ſchmelzen, entſtehen gleichfalls Farben auf der Oberfläche.

480.

Siebente Bedingung. Wenn die Oberfläche des Glaſes angegriffen wird. Das Blindwerden des Glaſes iſt uns oben ſchon merkwürdig geweſen. Man bezeichnet durch dieſen Ausdruck, wenn die Oberfläche des Glaſes dergeſtalt angegriffen wird, daſs es uns trüb erſcheint.

481.

Das weiſse Glas wird am erſten blind, desgleichen gegoſſenes und nachher geſchliffenes Glas, das blauliche weniger, das grüne am wenigſten.

482.

Eine Glastafel hat zweyerley Seiten, davon man die eine die Spiegelſeite nennt. Es iſt die, welche im Ofen oben liegt, an der man rundliche Erhöhungen bemerken kann. Sie iſt glätter als die andere, die im Ofen unten liegt und an welcher man manchmal Ritzen bemerkt. Man nimmt deswegen gern die Spiegelſeite in die Zimmer, weil ſie durch die von innen anſchlagende Feuchtigkeit weniger als die andre angegriffen, und das Glas daher weniger blind wird.

483.

Dieſes Blindwerden oder Trüben des Glaſes geht nach und nach in eine Farbenerſcheinung über, die ſehr lebhaft werden kann, und bey welcher vielleicht auch eine gewiſſe Succeſſion, oder ſonſt etwas Ordnungsgemäßes zu entdecken wäre.

484.

Und ſo hätten wir denn auch die phyſiſchen Farben von ihrer leiſeſten Wirkung an bis dahin geführt, wo ſich dieſe flüchtigen Erſcheinungen an die Körper feſtſetzen, und wir wären auf dieſe Weiſe an die Gränze gelangt, wo die chemiſchen Farben eintreten, ja gewiſſermaßen haben wir dieſe Gränze ſchon überſchritten; welches für die Stätigkeit unſres Vortrags ein gutes Vorurtheil erregen mag. Sollen wir aber noch zu Ende dieſer Abtheilung etwas Allgemeines ausſprechen und auf ihren innern Zuſammenhang hindeuten; ſo fügen wir zu dem, was wir oben (431—434.) geſagt haben, noch folgendes hinzu.

485.

Das Anlaufen des Stahls und die verwandten Erfahrungen könnte man vielleicht ganz bequem aus der Lehre von den trüben Mitteln herleiten. Polirter Stahl wirft mächtig das Licht zurück. Man denke ſich das durch die Hitze bewirkte Anlaufen als eine gelinde Trübe; ſogleich müßte daher ein Hellgelb erſcheinen, welches bey zunehmender Trübe immer verdichteter, gedrängter und röther, ja zuletzt Purpur- und Rubinroth erſcheinen muß. Wäre nun zuletzt dieſe Farbe auf

den höchsten Punct des Dunkelwerdens gesteigert, und man dächte sich die immer fortwaltende Trübe; so würde diese nunmehr sich über ein Finsteres verbreiten und zuerst ein Violett, dann ein Dunkelblau und endlich ein Hellblau hervorbringen, und so die Reihe der Erscheinungen beschließen.

Wir wollen nicht behaupten, daß man mit dieser Erklärungsart völlig auslange, unsre Absicht ist vielmehr, nur auf den Weg zu deuten, auf welchem zuletzt die alles umfassende Formel, das eigentliche Wort des Räthsels gefunden werden kann.

Dritte Abtheilung.

Chemische Farben.

486.

So nennen wir diejenigen, welche wir an gewissen Körpern erregen, mehr oder weniger fixiren, an ihnen steigern, von ihnen wieder wegnehmen und andern Körpern mittheilen können, denen wir denn auch deshalb eine gewisse immanente Eigenschaft zuschreiben. Die Dauer ist meist ihr Kennzeichen.

487.

In diesen Rücksichten bezeichnete man früher die chemischen Farben mit verschiedenen Beywörtern. Sie hießen colores proprii, corporei, materiales, veri, permanentes, fixi.

488.

Wie sich das Bewegliche und Vorübergehende der physischen Farben nach und nach an den Körpern fixire, haben wir in dem Vorhergehenden bemerkt, und den Uebergang eingeleitet.

489.

Die Farbe fixirt sich an den Körpern mehr oder weniger dauerhaft, oberflächlich oder durchdringend.

490.

Alle Körper sind der Farbe fähig, entweder daß sie an ihnen erregt, gesteigert, stufenweise fixirt, oder wenigstens ihnen mitgetheilt werden kann.

XXXIV.

Chemischer Gegensatz.

491.

Indem wir bey Darstellung der farbigen Erscheinung auf einen Gegensatz durchaus aufmerksam zu machen Ursache hatten, so finden wir, indem wir den Boden der Chemie betreten, die chemischen Gegensätze uns auf eine bedeutende Weise begegnend. Wir sprechen hier zu unsern Zwecken nur von demjenigen, den man unter dem allgemeinen Namen von Säure und Alcali zu begreifen pflegt.

492.

Wenn wir den chromatischen Gegensatz nach Anleitung aller übrigen physischen Gegensätze durch ein Mehr oder Weniger bezeichnen, der gelben Seite das Mehr, der blauen das Weniger zuschreiben; so schlie-

ken sich diese beyden Seiten nun auch in chemischen Fällen an die Seiten des chemisch Entgegengesetzten an. Das Gelb und Gelbrothe widmet sich den Säuern, das Blau und Blaurothe den Alcalien; und so lassen sich die Erscheinungen der chemischen Farben, freylich mit noch manchen andern eintretenden Betrachtungen, auf eine ziemlich einfache Weise durchführen.

493.

Da übrigens die Hauptphänomene der chemischen Farben bey Säuerungen der Metalle vorkommen, so sieht man, wie wichtig diese Betrachtung hier an der Spitze sey. Was übrigens noch weiter zu bedenken eintritt, werden wir unter einzelnen Rubriken näher bemerken; wobey wir jedoch ausdrücklich erklären, daß wir dem Chemiker nur im allgemeinsten vorzuarbeiten gedenken, ohne uns in irgend ein Besondres, ohne uns in die zartern chemischen Aufgaben und Fragen mischen oder sie beantworten zu wollen. Unsre Absicht kann nur seyn, eine Skizze zu geben, wie sich allenfalls nach unserer Ueberzeugung die chemische Farbenlehre an die allgemeine physische anschließen könnte.

XXXV.

Ableitung des Weißen.

494.

Wir haben hiezu schon oben bey Gelegenheit der dioptrischen Farben der ersten Classe (133 ff.) einige

Schritte gethan. Durchsichtige Körper stehen auf der höchsten Stufe unorganischer Materialität. Zunächst daran fügt sich die reine Trübe, und das Weiße kann als die vollendete reine Trübe angesehen werden.

495.

Reines Wasser zu Schnee krystallisirt erscheint weiß, indem die Durchsichtigkeit der einzelnen Theile kein durchsichtiges Ganzes macht. Verschiedene Salzkrystalle, denen das Krystallisationswasser entweicht, erscheinen als ein weißes Pulver. Man könnte den zufällig undurchsichtigen Zustand des rein Durchsichtigen Weiß nennen; so wie ein zermalmtes Glas als ein weißes Pulver erscheint. Man kann dabey die Aufhebung einer dynamischen Verbindung und die Darstellung der atomistischen Eigenschaft der Materie in Betracht ziehn.

496.

Die bekannten unzerlegten Erden sind in ihrem reinen Zustand alle weiß. Sie gehn durch natürliche Krystallisation in Durchsichtigkeit über; Kieselerde in den Bergkrystall, Tonerde in den Glimmer, Bittererde in den Talk, Kalkerde und Schwererde erscheinen in so mancherley Späthen durchsichtig.

497.

Da uns bey Färbung mineralischer Körper die Metallkalke vorzüglich begegnen werden, so bemerken wir noch zum Schlusse, daß angehende gelinde Säurungen weiße Kalke darstellen, wie das Bley durch die Essigsäure in Bleyweiß verwandelt wird.

XXXVI.

Ableitung des Schwarzen.

498.

Das Schwarze entſpringt uns nicht ſo urſprünglich, wie das Weiße. Wir treffen es im vegetabiliſchen Reiche bey Halbverbrennungen an, und die Kohle, der auch übrigens höchſt merkwürdige Körper, zeigt uns die ſchwarze Farbe. Auch wenn Holz, z. B. Bretter, durch Licht, Luft und Feuchtigkeit ſeines Brennlichen zum Theil beraubt wird; ſo erſcheint erſt die graue, dann die ſchwarze Farbe. Wie wir denn auch animaliſche Theile durch eine Halbverbrennung in Kohle verwandeln können.

499.

Eben ſo finden wir auch bey den Metallen, daß oft eine Halboxydation ſtatt findet, wenn die ſchwarze Farbe erregt werden ſoll. So werden durch ſchwache Säuerung mehrere Metalle, beſonders das Eiſen, ſchwarz, durch Eſſig, durch gelinde ſaure Gährungen, z. B. eines Reißdecocts u. ſ. w.

500.

Nicht weniger läßt ſich vermuthen, daß eine Ab- oder Rückſäuerung die ſchwarze Farbe hervorbringe. Dieſer Fall iſt bey der Entſtehung der Tinte, da das

in der ſtarken Schwefelſäure aufgelöſte Eiſen gelblich wird, durch die Galluseinfuſion aber zum Theil entſäuert nunmehr ſchwarz erſcheint.

XXXVII.

Erregung der Farbe.

501.

Als wir oben in der Abtheilung von phyſiſchen Farben trübe Mittel behandelten, ſahen wir die Farbe eher, als das Weiße und Schwarze. Nun ſetzen wir ein gewordnes Weißes, ein gewordnes Schwarzes fixirt voraus, und fragen, wie ſich an ihm die Farbe erregen laſſe.

502.

Auch hier können wir ſagen, ein Weißes, das ſich verdunkelt, das ſich trübt, wird gelb; das Schwarze, das ſich erhellt, wird blau.

503.

Auf der activen Seite, unmittelbar am Lichte, am Hellen, am Weißen entſteht das Gelbe. Wie leicht vergilbt alles, was weiße Oberflächen hat, das Papier, die Leinwand, Baumwolle, Seide, Wachs; beſonders auch durchſichtige Liquoren, welche zum Brennen geneigt ſind, werden leicht gelb, d. h. mit andern Worten, ſie gehen leicht in eine gelinde Trübung über.

504.

So ist die Erregung auf der passiven Seite am Finstern, Dunkeln, Schwarzen sogleich mit der blauen, oder vielmehr mit einer röthlich blauen Erscheinung begleitet. Eisen in Schwefelsäure aufgelöst und sehr mit Wasser dilnirt bringt in einem gegen das Licht gehaltnen Glase, sobald nur einige Tropfen Gallus dazu kommen, eine schöne violette Farbe hervor, welche die Eigenschaften des Rauchtopases, das Orphninen eines verbrannten Purpurs, wie sich die Alten ausdrücken, dem Auge darstellt.

505.

Ob an den reinen Erden durch chemische Operationen der Natur und Kunst, ohne Beymischung von Metallkalken eine Farbe erregt werden könne, ist eine wichtige Frage, die gewöhnlich mit Nein beantwortet wird. Sie hängt vielleicht mit der Frage zusammen, inwiefern sich durch Oxydation den Erden etwas abgewinnen lasse.

506.

Für die Verneinung der Frage spricht allerdings der Umstand, daß überall, wo man mineralische Farben findet, sich eine Spur von Metall, besonders von Eisen zeigt; wobey man freylich in Betracht zieht, wie leicht sich das Eisen oxydire, wie leicht der Eisenkalk verschiedene Farben annehme, wie unendlich theilbar derselbe sey und wie geschwind er seine Farbe mittheile. Demungeachtet wäre zu wünschen, daß neue Versuche

hierüber angestellt, und die Zweifel entweder bestärkt oder beseitigt würden.

507.

Wie dem auch seyn mag, so ist die Receptivität der Erden gegen schon vorhandne Farben sehr groß, worunter sich die Alaunerde besonders auszeichnet.

508.

Wenn wir nun zu den Metallen übergehen, welche sich im unorganischen Reiche beynahe privativ das Recht farbig zu erscheinen zugeeignet haben, so finden wir, daß sie sich in ihrem reinen, selbständigen, reguliniſchen Zustande schon dadurch von den reinen Erden unterscheiden, daß sie sich zu irgend einer Farbe hinneigen.

509.

Wenn das Silber sich dem reinen Weißen am meisten nähert, ja das reine Weiß, erhöht durch metallischen Glanz, wirklich darstellt, so ziehen Stahl, Zinn, Bley u. s. w. ins bleiche Blaugraue hinüber; dagegen das Gold sich zum reinen Gelben erhöht, das Kupfer zum Rothen hinanrückt, welches unter gewissen Umständen sich fast bis zum Purpur steigert, durch Zink hingegen wieder zur gelben Goldfarbe hinabgezogen wird.

510.

Zeigen Metalle nun im gediegenen Zustande solche specifische Determinationen zu diesem oder jenem Farbenausdruck, so werden sie durch die Wirkung der Oxydation gewissermaßen in eine gemeinsame Lage ver-

setzt. Denn die Elementarfarben treten nun rein hervor, und obgleich dieses und jenes Metall zu dieser oder jener Farbe eine besondre Bestimmbarkeit zu haben scheint, so wissen wir doch von einigen, daß sie den ganzen Farbenkreis durchlaufen können, von andern, daß sie mehr als eine Farbe darzustellen fähig sind; wobey sich jedoch das Zinn durch seine Unfärblichkeit auszeichnet. Wir geben künftig eine Tabelle, in wiefern die verschiedenen Metalle mehr oder weniger durch die verschiedenen Farben durchgeführt werden können.

511.

Daß die reine glatte Oberfläche eines gediegenen Metalles bey Erhitzung von einem Farbenhauch überzogen wird, welcher mit steigender Wärme eine Reihe von Erscheinungen durchläuft, deutet nach unserer Ueberzeugung auf die Fähigkeit der Metalle, den ganzen Farbenkreis zu durchlaufen. Am schönsten werden wir dieses Phänomen am polirten Stahl gewahr; aber Silber, Kupfer, Messing, Bley, Zinn lassen uns leicht ähnliche Erscheinungen sehen. Wahrscheinlich ist hier eine oberflächliche Säurung im Spiele, wie man aus der fortgesetzten Operation, besonders bey den leichter verkalklichen Metallen schließen kann.

512.

Daß ein geglühtes Eisen leichter eine Säurung durch saure Liquoren erleidet, scheint auch dahin zu deuten, indem eine Wirkung der andern entgegenkömmt. Noch bemerken wir, daß der Stahl, je nachdem er in verschiedenen Epochen seiner Farbenerscheinung gehärtet

wird, einigen Unterſchied der Elaſticität zeigen ſoll; welches ganz naturgemäß iſt, indem die verſchiedenen Farbenerſcheinungen die verſchiedenen Grade der Hitze andeuten.

513.

Geht man über dieſen oberflächlichen Hauch, über dieſes Häutchen hinweg, beobachtet man, wie Metalle in Maſſen penetrativ geſäuert werden, ſo erſcheint mit dem erſten Grade, Weiß oder Schwarz, wie man beym Bleyweiß, Eiſen und Queckſilber bemerken kann.

514.

Fragen wir nun weiter nach eigentlicher Erregung der Farbe, ſo finden wir ſie auf der Plusſeite am häufigſten. Das oft erwähnte Anlaufen glatter metalliſcher Flächen geht von dem Gelben aus. Das Eiſen geht bald in den gelben Ocher, das Bley aus dem Bleyweiß in den Maſſicot, das Queckſilber aus dem Aethiops in den gelben Turbith hinüber. Die Auflöſungen des Goldes und der Platina in Säuren ſind gelb.

515.

Die Erregungen auf der Minusſeite ſind ſeltner. Ein wenig geſäuertes Kupfer erſcheint blau. Bey Bereitung des Berlinerblau ſind Alcalien im Spiele.

516.

Ueberhaupt aber ſind dieſe Farbenerſcheinungen von ſo beweglicher Art, daß die Chemiker ſelbſt, ſobald ſie ins Feinere gehen, ſie als trügliche Kennzeichen

betrachten. Wir aber können zu unsern Zwecken diese Materie nur im Durchschnitt behandeln, und wollen nur so viel bemerken, daß man vielleicht die metallischen Farbenerscheinungen, wenigstens zum didaktischen Behuf, einstweilen ordnen könne, wie sie durch Säurung, Aufsäurung, Absäurung und Entsäurung entstehen, sich auf mannigfaltige Weise zeigen und verschwinden.

XXXVIII.

Steigerung.

317.

Die Steigerung erscheint uns als eine in sich selbst Drängung, Sättigung, Beschattung der Farben. So haben wir schon oben bey farblosen Mitteln gesehen, daß wir durch Vermehrung der Trübe einen leuchtenden Gegenstand vom leisesten Gelb bis zum höchsten Rubinroth steigern können. Umgekehrt steigert sich das Blau in das schönste Violett, wenn wir eine erleuchtete Trübe vor der Finsterniß verdünnen und vermindern (150. 151.)

318.

Ist die Farbe specificirt, so tritt ein Aehnliches hervor. Man lasse nehmlich Stufengefäße aus weißem Porcellan machen, und fülle das eine mit einer reinen

gelben Feuchtigkeit, so wird diese von oben herunter bis auf den Boden stufenweise immer röther und zuletzt orange erscheinen. In das andre Gefäß gieße man eine blaue reine Solution, die obersten Stufen werden ein Himmelblau, der Grund des Gefäßes ein schönes Violett zeigen. Stellt man das Gefäß in die Sonne, so ist die Schattenseite der obern Stufen auch schon violett. Wirft man mit der Hand, oder einem andern Gegenstande, Schatten über den erleuchteten Theil des Gefäßes, so erscheint dieser Schatten gleichfalls röthlich.

519.

Es ist dieses eine der wichtigsten Erscheinungen in der Farbenlehre, indem wir ganz greiflich erfahren, daß ein quantitatives Verhältniß einen qualitativen Eindruck auf unsre Sinne hervorbringe. Und indem wir schon früher, bey Gelegenheit der letzten epoptischen Farben (432), unsre Vermuthungen eröffnet, wie man das Anlaufen des Stahls vielleicht aus der Lehre von trüben Mitteln herleiten könnte; so bringen wir dieses hier abermals ins Gedächtniß.

520.

Uebrigens folgt alle chemische Steigerung unmittelbar auf die Erregung. Sie geht unaufhaltsam und stetig fort; wobey man zu bemerken hat, daß die Steigerung auf der Plusseite die gewöhnlichste ist. Der gelbe Eisenocher steigert sich sowohl durchs Feuer, als durch andre Operationen zu einer sehr hohen Röthe. Massicot wird in Mennige, Turbith in Zinnober gestei-

gert; welcher letztere schon auf eine sehr hohe Stufe des Gelbrothen gelangt. Eine innige Durchdringung des Metalls durch die Säure, eine Theilung desselben ins empirisch Unendliche geht hierbey vor.

521.

Die Steigerung auf der Minusseite ist seltner, ob wir gleich bemerken, daß je reiner und gedrängter das Berlinerblau oder das Kobaltglas bereitet wird, es immer einen röthlichen Schein annimmt und mehr ins Violette spielt.

522.

Für diese unmerkliche Steigerung des Gelben und Blauen ins Rothe haben die Franzosen einen artigen Ausdruck, indem sie sagen, die Farbe habe einen Oeil de Rouge, welches wir durch einen röthlichen Blick ausdrücken könnten.

XXXIX.

Culmination.

523.

Sie erfolgt bey fortschreitender Steigerung. Das Rothe, worin weder Gelb noch Blau zu entdecken ist, macht hier den Zenith.

524.

Suchen wir ein auffallendes Beyspiel einer Culmination von der Plusseite her; so finden wir es aber:

mals beym anlaufenden Stahl, welcher bis in den Purpurzenith gelangt und auf dieſem Puncte feſtgehalten werden kann.

525.

Sollen wir die vorhin (516) angegebene Terminologie hier anwenden, ſo würden wir ſagen, die erſte Säuerung bringe das Gelbe hervor, die Aufſäurung das Gelbrothe; hier entſtehe ein gewiſſes Summum, da denn eine Abſäurung und endlich eine Entſäurung eintrete.

526.

Hohe Puncte von Säuerung bringen eine Purpurfarbe hervor. Gold aus ſeiner Auflöſung durch Zinnauflöſung gefällt, erſcheint purpurfarben. Das Oxyd des Arſeniks mit Schwefel verbunden bringt eine Rubinfarbe hervor.

527.

Wieſern aber eine Art von Abſäurung bey mancher Culmination mitwirke, wäre zu unterſuchen: denn eine Einwirkung der Alcalien auf das Gelbrothe ſcheint auch die Culmination hervorzubringen, indem die Farbe gegen das Minus zu in den Zenith genöthigt wird.

528.

Aus dem beſten ungariſchen Zinnober, welcher das höchſte Gelbroth zeigt, bereiten die Holländer eine Farbe, die man Vermillon nennt. Es iſt auch nur ein Zinnober, der ſich aber der Purpurfarbe nähert,

und es läßt sich vermuthen, daß man durch Alcalien ihn der Culmination näher zu bringen sucht.

529.

Vegetabilische Säfte sind, auf diese Weise behandelt, ein in die Augen fallendes Beyspiel. Curcuma, Orlean, Safflor und andre, deren färbendes Wesen man mit Weingeist ausgezogen, und nun Tincturen von gelber, gelb- und hyacinthrother Farbe vor sich hat, gehen durch Beymischung von Alcalien in den Zenith, ja drüber hinaus nach dem Blaurothen zu.

530.

Kein Fall einer Culmination von der Minusseite ist mir im mineralischen und vegetabilischen Reiche bekannt. In dem animalischen ist der Saft der Purpurschnecke merkwürdig, von dessen Steigerung und Culmination von der Minusseite her, wir künftig sprechen werden.

XL.

Balanciren.

531.

Die Beweglichkeit der Farbe ist so groß, daß selbst diejenigen Pigmente, welche man glaubt specificirt zu haben, sich wieder hin und her wenden lassen. Sie

ist in der Nähe des Culminationspunctes am merkwürdigsten, und wird durch wechselsweise Anwendung der Säuren und Alcalien am auffallendsten bewirkt.

532.

Die Franzosen bedienen sich, um diese Erscheinung bey der Färberey auszudrücken, des Wortes virer, welches von einer Seite nach der andern wenden heißt, und drücken dadurch auf eine sehr geschickte Weise dasjenige aus, was man sonst durch Mischungsverhältnisse zu bezeichnen und anzugeben versucht.

533.

Hievon ist diejenige Operation, die wir mit dem Lacmus zu machen pflegen, eine der bekanntesten und auffallendsten. Lacmus ist ein Farbematerial, das durch Alcalien zum Rothblauen specificirt worden. Es wird dieses sehr leicht durch Säuren ins Rothgelbe hinüber und durch Alcalien wieder herüber gezogen. In wie fern in diesem Fall durch zarte Versuche ein Culminationspunct zu entdecken und festzuhalten sey, wird denen, die in dieser Kunst geübt sind, überlassen, so wie die Färbekunst, besonders die Scharlachfärberey, von diesem Hin- und Herwenden mannigfaltige Beyspiele zu liefern im Stande ist.

XLI.

Durchwandern des Kreises.

534.

Die Erregung und Steigerung kommt mehr auf der Plus- als auf der Minus-Seite vor. So geht auch die Farbe, bey Durchwanderung des ganzen Wegs, meist von der Plus-Seite aus.

535.

Eine stätige in die Augen fallende Durchwanderung des Wegs, vom Gelben durchs Rothe zum Blauen, zeigt sich beym Anlaufen des Stahls.

536.

Die Metalle lassen sich durch verschiedene Stufen und Arten der Oxydation auf verschiedenen Puncten des Farbenkreises specificiren.

537.

Da sie auch grün erscheinen, so ist die Frage, ob man eine stätige Durchwandrung aus dem Gelben durchs Grüne ins Blaue, und umgekehrt, in dem Mineralreiche kennt. Eisenkalk mit Glas zusammengeschmolzen bringt erst eine grüne, bey verstärktem Feuer eine blaue Farbe hervor.

538.

Es iſt wohl hier am Platz, von dem Grünen überhaupt zu ſprechen. Es entſteht vor uns vorzüglich im atomiſtiſchen Sinne und zwar völlig rein, wenn wir Gelb und Blau zuſammenbringen; allein auch ſchon ein unreines beſchmutztes Gelb bringt uns den Eindruck des Grünlichen hervor. Gelb mit Schwarz macht ſchon Grün; aber auch dieſes leitet ſich davon ab, daß Schwarz mit dem Blauen verwandt iſt. Ein unvollkommnes Gelb, wie das Schwefelgelb, giebt uns den Eindruck von einem Grünlichen. Eben ſo werden wir ein unvollkommenes Blau als grün gewahr. Das Grüne der Weinflaſchen entſteht, ſo ſcheint es, durch eine unvollkommene Verbindung des Eiſenkalks mit dem Glaſe. Bringt man durch größere Hitze eine vollkommenere Verbindung hervor, ſo entſteht ein ſchönes blaues Glas.

539.

Aus allem dieſem ſcheint ſo viel hervorzugehen, daß eine gewiſſe Kluft zwiſchen Gelb und Blau in der Natur ſich findet, welche zwar durch Verſchränkung und Vermiſchung atomiſtiſch gehoben, und zum Grünen verknüpft werden kann, daß aber eigentlich die wahre Vermittlung vom Gelben und Blauen nur durch das Rothe geſchieht.

540.

Was jedoch dem Unorganiſchen nicht gemäß zu ſeyn ſcheint, das werden wir, wenn von organiſchen Naturen die Rede iſt, möglich finden, indem in dieſem letzten

Reiche eine ſolche Durchwandrung des Kreiſes vom Gelben durchs Grüne und Blaue bis zum Purpur wirklich vorkommt.

XLII.

Umkehrung.

541.

Auch eine unmittelbare Umkehrung in den geforderten Gegenſatz zeigt ſich als eine ſehr merkwürdige Erſcheinung, wovon wir gegenwärtig nur folgendes anzugeben wiſſen.

542.

Das mineraliſche Chamäleon, welches eigentlich ein Braunſteinoxyd enthält, kann man in ſeinem ganz trocknen Zuſtande als ein grünes Pulver anſehen. Streut man es in Waſſer, ſo zeigt ſich in dem erſten Augenblick der Auflöſung die grüne Farbe ſehr ſchön; aber ſie verwandelt ſich ſogleich in die dem Grünen entgegengeſetzte Purpurfarbe, ohne daß irgend eine Zwiſchenſtufe bemerklich wäre.

543.

Derſelbe Fall iſt mit der ſympathetiſchen Tinte, welche auch als ein röthlicher Liquor angeſehen werden kann, deſſen Austrocknung durch Wärme die grüne Farbe auf dem Papiere zeigt.

544.

Eigentlich scheint hier der Conflict zwischen Trockne und Feuchtigkeit dieses Phänomen hervorzubringen, wie, wenn wir uns nicht irren, auch schon von den Scheidekünstlern angegeben worden. Was sich weiter daraus ableiten, woran sich diese Phänomene anknüpfen lassen, darüber können wir von der Zeit hinlängliche Belehrung erwarten.

XLIII.

Fixation.

545.

So beweglich wir bisher die Farbe, selbst bey ihrer körperlichen Erscheinung gesehen haben, so fixirt sie sich doch zuletzt unter gewissen Umständen.

546.

Es giebt Körper, welche fähig sind ganz in Farbestoff verwandelt zu werden, und hier kann man sagen, die Farbe fixire sich in sich selbst, beharre auf einer gewissen Stufe und specificire sich. So entstehen Färbematerialien aus allen Reichen, deren besonders das vegetabilische eine große Menge darbietet, worunter doch einige sich besonders auszeichnen und als die Stellvertreter der andern angesehen werden können;

wie auf der activen Seite der Krapp, auf der passiven der Indig.

347.

Um diese Materialien bedeutend und zum Gebrauch vortheilhaft zu machen, gehört, daß die färbende Eigenschaft in ihnen innig zusammengedrängt und der färbende Stoff zu einer unendlichen empirischen Theilbarkeit erhoben werde, welches auf allerley Weise und besonders bey den genannten durch Gährung und Fäulniß hervorgebracht wird.

348.

Diese materiellen Farbenstoffe fixiren sich nun wieder an andern Körpern. So werfen sie sich im Mineralreich an Erden und Metallkalke, sie verbinden sich durch Schmelzung mit Gläsern und erhalten hier bey durchscheinendem Licht die höchste Schönheit, so wie man ihnen eine ewige Dauer zuschreiben kann.

349.

Vegetabilische und animalische Körper ergreifen sie mit mehr oder weniger Gewalt und halten daran mehr oder weniger fest, theils ihrer Natur nach, wie denn Gelb vergänglicher ist als Blau, oder nach der Natur der Unterlagen. An vegetabilischen dauern sie weniger als an animalischen, und selbst innerhalb dieser Reiche giebt es abermals Verschiedenheit. Flachs- oder baumwollnes Garn, Seide oder Wolle zeigen gar verschiedene Verhältnisse zu den Färbestoffen.

330.

Hier tritt nun die wichtige Lehre von den Beizen hervor, welche als Vermittler zwischen der Farbe und dem Körper angesehen werden können. Die Färbebücher sprechen hievon umständlich. Uns sey genug dahin gedeutet zu haben, daß durch diese Operationen die Farbe eine nur mit dem Körper zu verwüstende Dauer erhält, ja sogar durch den Gebrauch an Klarheit und Schönheit wachsen kann.

XLIV.

Mischung.

Reale.

331.

Eine jede Mischung setzt eine Specification voraus, und wir sind daher, wenn wir von Mischung reden, im atomistischen Felde. Man muß erst gewisse Körper auf irgend einem Puncte des Farbenkreises specificirt vor sich sehen, ehe man durch Mischung derselben neue Schattirungen hervorbringen will.

332.

Man nehme im Allgemeinen Gelb, Blau und Roth als reine, als Grundfarben, fertig an. Roth

und Blau wird Violett, Roth und Gelb Orange, Gelb und Blau Grün hervorbringen.

533.

Man hat sich sehr bemüht, durch Zahl-, Maaß- und Gewichtsverhältnisse diese Mischungen näher zu bestimmen, hat aber dadurch wenig Ersprießliches geleistet.

534.

Die Malerey beruht eigentlich auf der Mischung solcher specificirten, ja individualisirten Farbenkörper und ihrer unendlichen möglichen Verbindungen, welche allein durch das zarteste, geübteste Auge empfunden und unter dessen Urtheil bewirkt werden können.

535.

Die innige Verbindung dieser Mischungen geschieht durch die reinste Theilung der Körper durch Reiben, Schlemmen u. s. w. nicht weniger durch Säfte, welche das Staubartige zusammenhalten, und das Unorganische gleichsam organisch verbinden; dergleichen sind die Oele, Harze u. s. w.

536.

Sämmtliche Farben zusammengemischt behalten ihren allgemeinen Charakter als σκιερόν, und da sie nicht mehr neben einander gesehen werden, wird keine Totalität, keine Harmonie empfunden, und so entsteht das Grau, das, wie die sichtbare Farbe, immer etwas dunkler als Weiß, und immer etwas heller als Schwarz erscheint.

557.

Dieſes Grau kann auf verſchiedene Weiſe hervorgebracht werden. Einmal, wenn man aus Gelb und Blau ein Smaragdgrün miſcht und alsdann ſo viel reines Roth hinzubringt, bis ſich alle drey gleichſam neutraliſirt haben. Ferner entſteht gleichfalls ein Grau, wenn man eine Skala der urſprünglichen und abgeleiteten Farben in einer gewiſſen Proportion zuſammenſtellt und hernach vermiſcht.

558.

Daß alle Farben zuſammengemiſcht weiß machen, iſt eine Abſurdität, die man nebſt andern Abſurditäten ſchon ein Jahrhundert gläubig und dem Augenſchein entgegen zu wiederholen gewohnt iſt.

559.

Die zuſammengemiſchten Farben tragen ihr Dunkles in die Miſchung über. Je dunkler die Farben ſind, deſto dunkler wird das entſtehende Grau, welches zuletzt ſich dem Schwarzen nähert. Je heller die Farben ſind, deſto heller wird das Grau, welches zuletzt ſich dem Weißen nähert.

XLV.

Mischung.

Scheinbare.

360.

Die scheinbare Mischung, wird hier um so mehr gleich mit abgehandelt, als sie in manchem Sinne von großer Bedeutung ist, und man sogar die von uns als real angegebene Mischung für scheinbar halten könnte. Denn die Elemente, woraus die zusammengesetzte Farbe entsprungen ist, sind nur zu klein, um einzeln gesehen zu werden. Gelbes und blaues Pulver zusammengerieben erscheint dem nackten Auge grün, wenn man durch ein Vergrößerungsglas noch Gelb und Blau von einander abgesondert bemerken kann. Eb machen auch gelbe und blaue Streifen in der Entfernung eine grune Fläche, welches alles auch von der Vermischung der übrigen specificirten Farben gilt.

361.

Unter dem Apparat wird künftig auch das Schwungrad abgehandelt werden, auf welchem die scheinbare Mischung durch Schnelligkeit hervorgebracht wird. Auf einer Scheibe bringt man verschiedene Farben im Kreise neben einander an, dreht dieselben durch die Gewalt des Schwunges mit größter Schnelligkeit herum,

und kann so, wenn man mehrere Scheiben zubereitet, alle möglichen Mischungen vor Augen stellen, so wie zuletzt auch die Mischung aller Farben zum Grau naturgemäß auf oben angezeigte Weise.

362.

Physiologische Farben nehmen gleichfalls Mischung an. Wenn man z. B. den blauen Schatten (63) auf einem leicht gelben Papiere hervorbringt, so erscheint derselbe grün. Ein gleiches gilt von den übrigen Farben, wenn man die Vorrichtung darnach zu machen weiß.

363.

Wenn man die im Auge verweilenden farbigen Scheinbilder. (39 ff.) auf farbige Flächen führt, so entsteht auch eine Mischung und Determination des Bildes zu einer andern Farbe, die sich aus beyden herschreibt.

364.

Physische Farben stellen gleichfalls eine Mischung dar. Hieher gehören die Versuche, wenn man bunte Bilder durchs Prisma sieht, wie wir solches oben (238—284.) umständlich angegeben haben.

365.

Am meisten aber machten sich die Physiker mit jenen Erscheinungen zu thun, welche entstehen, wenn man die prismatischen Farben auf gefärbte Flächen wirft.

366.

Das was man dabey gewahr wird, ist sehr einfach. Erstlich muß man bedenken, daß die prismatischen Farben viel lebhafter sind, als die Farben der Fläche, worauf man sie fallen läßt. Zweytens kommt in Betracht, daß die prismatische Farbe entweder homogen mit der Fläche, oder heterogen seyn kann. Im ersten Fall erhöht und verherrlicht sie solche und wird dadurch verherrlicht, wie der farbige Stein durch eine gleichgefärbte Folie. Im entgegengesetzten Falle beschmutzt, stört und zerstört eine die andre.

367.

Man kann diese Versuche durch farbige Gläser wiederholen, und das Sonnenlicht durch dieselben auf farbige Flächen fallen lassen; und durchaus werden ähnliche Resultate erscheinen.

368.

Ein Gleiches wird bewirkt, wenn der Beobachter durch farbige Gläser nach gefärbten Gegenständen hinsieht, deren Farben sodann nach Beschaffenheit erhöht, erniedrigt oder aufgehoben werden.

369.

Läßt man die prismatischen Farben durch farbige Gläser durchgehen, so treten die Erscheinungen völlig analog hervor; wobey mehr oder weniger Energie, mehr oder weniger Helle und Dunkle, Klarheit und Reinheit des Glases in Betracht kommt, und manchen zarten Unterschied hervorbringt, wie jeder genaue

Beobachter wird bemerken können, der dieſe Phäno-mene durchzuarbeiten Luſt und Geduld hat.

570.

So iſt es auch wohl kaum nöthig zu erwähnen, daß mehrere farbige Gläſer über einander, nicht weni-ger ölgetränkte, durchſcheinende Papiere, alle und jede Arten von Miſchung hervorbringen, und dem Auge, nach Belieben des Experimentirenden, darſtellen.

571.

Schließlich gehören hieher die Laſuren der Ma-ler, wodurch eine viel geiſtigere Miſchung entſteht, als durch die mechaniſch atomiſtiſche, deren ſie ſich ge-wöhnlich bedienen, hervorgebracht werden kann.

XLVI.

Mittheilung, wirkliche.

572.

Wenn wir nunmehr auf gedachte Weiſe uns Far-bematerialien verſchafft haben, ſo entſteht ferner die Frage, wie wir ſolche farbloſen Körpern mittheilen können, deren Beantwortung für das Leben, den Ge-brauch, die Benutzung, die Technik von der gröſten Bedeutung iſt.

373.

Hier kommt abermals die dunkle Eigenschaft einer jeden Farbe zur Sprache. Von dem Gelben, das ganz nah am Weißen liegt, durchs Orange und Mennigfarbe zum Reinrothen und Carmin, durch alle Abstufungen des Violetten bis in das sattesie Blau, das ganz am Schwarzen liegt, nimmt die Farbe immer an Dunkelheit zu. Das Blaue einmal specificirt läßt sich verdünnen, erhellen, mit dem Gelben verbinden, wodurch es Grün wird und sich nach der Lichtseite hinzieht. Keinesweges geschieht dieß aber seiner Natur nach.

374.

Bey den physiologischen Farben haben wir schon gesehen, daß sie ein Minus sind als das Licht, indem sie beym Abklingen des Lichteindrucks entstehen, ja zuletzt diesen Eindruck ganz als ein Dunkles zurücklassen. Bey physischen Versuchen belehrt uns schon der Gebrauch trüber Mittel, die Wirkung trüber Nebenbilder, daß hier von einem gedämpften Lichte, von einem Uebergang ins Dunkle die Rede sey.

375.

Bey der chemischen Entstehung der Pigmente werden wir dasselbe bey der ersten Erregung gewahr. Der gelbe Hauch, der sich über den Stahl zieht, verdunkelt schon die glänzende Oberfläche. Bey der Verwandlung des Bleyweißes in Massicot ist es deutlich, daß das Gelbe dunkler als Weiß sey.

576.

Diese Operation ist von der größten Zartheit, und so auch die Steigerung, welche immer fortwächst, die Körper, welche bearbeitet werden, immer inniger und kräftiger färbt, und so auf die größte Feinheit der behandelten Theile, auf unendliche Theilbarkeit hinweist.

577.

Mit den Farben, welche sich gegen das Dunkle hinbegeben, und folglich besonders mit dem Blauen können wir ganz an das Schwarze hinanrücken; wie uns denn ein recht vollkommnes Berlinerblau, ein durch Vitriolsäure behandelter Indig fast als Schwarz erscheint.

578.

Hier ist es nun der Ort, einer merkwürdigen Erscheinung zu gedenken, daß nehmlich Pigmente in ihrem höchst gesättigten und gedrängten Zustande, besonders aus dem Pflanzenreiche, als erstgedachter Indig, oder auf seine höchste Stufe geführter Krapp, ihre Farbe nicht mehr zeigen; vielmehr erscheint auf ihrer Oberfläche ein entschiedener Metallglanz, in welchem die physiologisch geforderte Farbe spielt.

579.

Schon jeder gute Indig zeigt eine Kupferfarbe auf dem Bruch; welches im Handel ein Kennzeichen ausmacht. Der durch Schwefelsäure bearbeitete aber, wenn man ihn dick aufstreicht, oder eintrocknet, so daß weder das weiße Papier noch die Porcellanschale durchwirken kann, läßt eine Farbe sehen, die dem Orange nahkommt.

580.

Die hochpurpurfarbne spanische Schminke, wahrscheinlich aus Krapp bereitet, zeigt auf der Oberfläche einen vollkommnen grünen Metallglanz. Streicht man beyde Farben, die blaue und rothe, mit einem Pinsel auf Porcellan oder Papier aus einander; so hat man sie wieder in ihrer Natur, indem das Helle der Unterlage durch sie hindurchscheint.

581.

Farbige Liquoren erscheinen schwarz, wenn kein Licht durch sie hindurchfällt, wie man sich in parallelepipedischen Blechgefäßen mit Glasboden sehr leicht überzeugen kann. In einem solchen wird jede durchsichtige, farbige Infusion, wenn man einen schwarzen Grund unterlegt, schwarz und farblos erscheinen.

582.

Macht man die Vorrichtung, daß das Bild einer Flamme von der untern Fläche zurückstrahlen kann; so erscheint diese gefärbt. Hebt man das Gefäß in die Höhe und läßt das Licht auf druntergehaltenes weißes Papier fallen; so erscheint die Farbe auf diesem. Jede helle Unterlage durch ein solches gefärbtes Mittel gesehen zeigt die Farbe desselben.

583.

Jede Farbe also, um gesehen zu werden, muß ein Licht im Hinterhalte haben. Daher kommt es, daß je heller und glänzender die Unterlagen sind, desto schöner erscheinen die Farben. Zieht man Lackfarben

auf einen metallisch glänzenden weißen Grund, wie unsre sogenannten Folien verfertigt werden; so zeigt sich die Herrlichkeit der Farbe bey diesem zurückwirkenden Licht so sehr als bey irgend einem prismatischen Versuche. Ja die Energie der physischen Farben beruht hauptsächlich darauf, daß mit und hinter ihnen das Licht immerfort wirksam ist.

584.

Lichtenberg, der zwar seiner Zeit und Lage nach der hergebrachten Vorstellung folgen mußte, war doch zu ein guter Beobachter, und zu geistreich, als daß er das, was ihm vor Augen erschien, nicht hätte bemerken und nach seiner Weise erklären und zurecht legen sollen. Er sagt in der Vorrede zu Delavalle: „Auch scheint es mir aus andern Gründen — wahrscheinlich, daß unser Organ, um eine Farbe zu empfinden, etwas von allem Licht (weißes) zugleich mit empfinden müsse."

585.

Sich weiße Unterlagen zu verschaffen, ist das Hauptgeschäft des Färbers. Farblosen Erden, besonders dem Alaun, kann jede specificirte Farbe leicht mitgetheilt werden. Besonders aber hat der Färber mit Produkten der animalischen und der Pflanzenorganisation zu schaffen.

586.

Alles Lebendige strebt zur Farbe, zum Besondern, zur Specification, zum Effect, zur Undurchsichtigkeit

bis ins Unendlichfeine. Alles Abgelebte zieht sich nach dem Weißen, zur Abstraction, zur Allgemeinheit, zur Verklärung, zur Durchsichtigkeit.

587.

Wie dieses durch Technik bewirkt werde, ist in dem Kapitel von Entziehung der Farbe anzudeuten. Hier bey der Mittheilung haben wir vorzüglich zu bedenken, daß Thiere und Vegetabilien im lebendigen Zustande Farbe an ihnen hervorbringen, und solche daher, wenn sie ihnen völlig entzogen ist, um desto leichter wieder in sich aufnehmen.

XLVII.

Mittheilung, scheinbare.

588.

Die Mittheilung trifft, wie man leicht sehen kann, mit der Mischung zusammen, sowohl die wahre als die scheinbare. Wir wiederholen deswegen nicht, was oben so viel als nöthig ausgeführt worden.

589.

Doch bemerken wir gegenwärtig umständlicher die Wichtigkeit einer scheinbaren Mittheilung, welche durch

den Widerschein geschieht. Es ist dieses zwar sehr bekannte, doch immer abenteurgevolle Phänomen, dem Physiker wie dem Maler von der größten Bedeutung.

590.

Man nehme eine jede specificirte farbige Fläche, man stelle sie in die Sonne und lasse den Widerschein auf andre farblose Gegenstände fallen. Dieser Widerschein ist eine Art gemäßigten Lichts, ein Halblicht, ein Halbschatten, der außer seiner gedämpften Natur die specifische Farbe der Fläche mit abspiegelt.

591.

Wirkt dieser Widerschein auf lichte Flächen, so wird er aufgehoben, und man bemerkt die Farbe wenig, die er mit sich bringt. Wirkt er aber auf Schattenstellen, so zeigt sich eine gleichsam magische Verbindung mit dem σκιερὸν. Der Schatten ist das eigentliche Element der Farbe, und hier tritt zu demselben eine schattige Farbe beleuchtend, färbend und belebend. Und so entsteht eine eben so mächtige als angenehme Erscheinung, welche dem Maler, der sie zu benutzen weiß, die herrlichsten Dienste leistet. Hier sind die Vorbilder der sogenannten Reflexe, die in der Geschichte der Kunst erst später bemerkt werden, und die man seltner als billig in ihrer ganzen Mannigfaltigkeit anzuwenden gewußt hat.

592.

Die Scholastiker nannten diese Farben colores notionales und intentionales; wie uns denn überhaupt die Geschichte zeigen wird, daß jene Schule

die Phänomene schon gut genug beachtete, auch sie gehörig zu sondern wußte, wenn schon die ganze Behandlungsart solcher Gegenstände von der unsrigen sehr verschieden ist.

XLVIII.

Entziehung.

393.

Den Körpern werden auf mancherley Weise die Farben entzogen, sie mögen dieselben von Natur besitzen, oder wir mögen ihnen solche mitgetheilt haben. Wir sind daher im Stande, ihnen zu unserm Vortheil zweckmäßig die Farbe zu nehmen, aber sie entflieht auch oft zu unserm Nachtheil gegen unsern Willen.

394.

Nicht allein die Grunderden sind in ihrem natürlichen Zustande weiß, sondern auch vegetabilische und animalische Stoffe können, ohne daß ihr Gewebe zerstört wird, in einen weißen Zustand versetzt werden. Da uns nun zu mancherley Gebrauch ein reinliches Weiß höchst nöthig und angenehm ist, wie wir uns besonders gern der leinenen und baumwollenen Zeuge ungefärbt bedienen; auch seidene Zeuge, das Papier und anderes uns desto angenehmer sind, je weißer sie gefunden werden; weil auch ferner, wie wir oben

gesehen, das Hauptfundament der ganzen Färberey weiße Unterlagen sind: so hat sich die Technik, theils zufällig, theils mit Nachdenken, auf das Entziehen der Farbe aus diesen Stoffen so emsig geworfen, daß man hierüber unzählige Versuche gemacht und gar manches Bedeutende entdeckt hat.

595.

In dieser völligen Entziehung der Farbe liegt eigentlich die Beschäftigung der Bleichkunst, welche von mehreren empirischer oder methodischer abgehandelt worden. Wir geben die Hauptmomente hier nur kürzlich an.

596.

Das Licht wird als eines der ersten Mittel, die Farbe den Körpern zu entziehen, angesehen, und zwar nicht allein das Sonnenlicht, sondern das bloße gewaltlose Tageslicht. Denn wie beyde Lichter, sowohl das directe von der Sonne, als auch das abgeleitete Himmelslicht, die Bononischen Phosphoren entzünden, so wirken auch beyde Lichter auf gefärbte Flächen. Es sey nun, daß das Licht die ihm verwandte Farbe ergreife, sie, die so viel Flammenartiges hat, gleichsam entzünde, verbrenne, und das an ihr Specificirte wieder in ein Allgemeines auflöse, oder daß eine andre uns unbekannte Operation geschehe, genug das Licht übt eine große Gewalt gegen farbige Flächen aus und bleicht sie mehr oder weniger. Doch zeigen auch hier die verschiedenen Farben eine verschiedene Zerstörlichkeit und Dauer; wie denn das Gelbe, be-

sonders das aus gewissen Stoffen bereitete hier zuerst davon fliegt.

597.

Aber nicht allein das Licht, sondern auch die Luft und besonders das Wasser wirken gewaltig auf die Entziehung der Farbe. Man will sogar bemerkt haben, daß wohl befeuchtete, bey Nacht auf dem Rasen ausgebreitete Garne besser bleichen, als solche, welche, gleichfalls wohl befeuchtet, dem Sonnenlicht ausgesetzt werden. Und so mag sich denn freylich das Wasser auch hier als ein Auflösendes, Vermittlendes, das Zufällige Aufhebendes, und das Besondre ins Allgemeine Zurückführendes beweisen.

598.

Durch Reagentien wird auch eine solche Entziehung bewirkt. Der Weingeist hat eine besondre Neigung, dasjenige, was die Pflanzen färbt, an sich zu ziehen und sich damit, oft auf eine sehr beständige Weise, zu färben. Die Schwefelsäure zeigt sich, besonders gegen Wolle und Seide, als farbentziehend sehr wirksam; und wem ist nicht der Gebrauch des Schwefeldampfes da bekannt, wo man etwas vergilbtes oder beflecktes Weiß herzustellen gedenkt.

599.

Die stärksten Säuren sind in der neuren Zeit als kürzere Bleichmittel angerathen worden.

600.

Eben so wirken im Gegensinne die alcalischen Reagentien, die Laugen an sich, die zu Seife mit Lauge

verbundenen Oele und Fettigkeiten u. s. w. wie dieses alles in den ausdrücklich zu diesem Zwecke verfaßten Schriften umständlich gefunden wird.

601.

Uebrigens möchte es wohl der Mühe werth seyn, gewisse zarte Versuche zu machen, inwiefern Licht und Luft auf das Entziehen der Farbe ihre Thätigkeit äußern. Man könnte vielleicht unter luftleeren, mit gemeiner Luft oder besondern Luftarten gefüllten Glocken solche Farbstoffe dem Licht aussetzen, deren Flüchtigkeit man kennt, und beobachten, ob sich nicht an das Glas wieder etwas von der verflüchtigten Farbe ansetzte, oder sonst ein Niederschlag sich zeigte; und ob alsdann dieses Wiedererscheinende dem Unsichtbargewordnen völlig gleich sey, oder ob es eine Veränderung erlitten habe. Geschickte Experimentatoren ersinnen sich hierzu wohl mancherley Vorrichtungen.

602.

Wenn wir nun also zuerst die Naturwirkungen betrachtet haben, wie wir sie zu unsern Absichten anwenden, so ist noch einiges zu sagen von dem, wie sie feindlich gegen uns wirken.

603.

Die Malerey ist in dem Falle, daß sie die schönsten Arbeiten des Geistes und der Mühe durch die Zeit auf mancherley Weise zerstört sieht. — Man hat daher sich immer viel Mühe gegeben, dauernde Pigmente zu finden, und sie auf eine Weise unter sich, so wie

mit der Unterlage zu vereinigen, daß ihre Dauer dadurch noch mehr gesichert werde; wie uns hiervon die Technik der Malerschulen genugsam unterrichten kann.

604.

Auch ist hier der Platz, einer Halbkunst zu gedenken, welcher wir in Absicht auf Färberey sehr vieles schuldig sind, ich meyne die Tapetenwirkerey. Indem man nehmlich in den Fall kam, die zartesten Schattirungen der Gemälde nachzuahmen, und daher die verschiedenst gefärbten Stoffe oft neben einander zu bringen; so bemerkte man bald, daß die Farben nicht alle gleich dauerhaft waren, sondern die eine eher als die andre dem gewobenen Bilde entzogen wurde. Es entsprang daher das eifrigste Bestreben, den sämmtlichen Farben und Schattirungen eine gleiche Dauer zu versichern, welches besonders in Frankreich unter Colbert geschah, dessen Verfügungen über diesen Punct in der Geschichte der Färbekunst Epoche machen. Die sogenannte Schönfärberey, welche sich nur zu einer vergänglichen Anmuth verpflichtete, ward eine besondre Bildg; mit desto größerm Ernst hingegen suchte man diejenige Technik, welche für die Dauer stehn sollte, zu begründen.

So wären wir, bey Betrachtung des Entziehens, der Flüchtigkeit und Vergänglichkeit glänzender Farbenerscheinungen, wieder auf die Forderung der Dauer zurückgekehrt, und hätten auch in diesem Sinne unsern Kreis abermals abgeschlossen.

XLIX.

Nomenclatur.

605.

Nach dem, was wir bisher von dem Entstehen, dem Fortschreiten und der Verwandtschaft der Farben angeführt, wird sich besser übersehen lassen, welche Nomenclatur künftig wünschenswerth wäre, und was von der bisherigen zu halten sey.

606.

Die Nomenclatur der Farben ging, wie alle Nomenclaturen, besonders aber diejenigen, welche sinnliche Gegenstände bezeichnen, vom Besondern aus ins Allgemeine und vom Allgemeinen wieder zurück ins Besondre. Der Name der Species ward ein Geschlechtsname, dem sich wieder das Einzelne unterordnete.

607.

Dieser Weg konnte bey der Beweglichkeit und Unbestimmtheit des frühern Sprachgebrauchs zurückgelegt werden, besonders da man in den ersten Zeiten sich auf ein lebhafteres sinnliches Anschauen verlassen durfte. Man bezeichnete die Eigenschaften der Gegenstände unbestimmt, weil sie Jedermann deutlich in der Imagination festhielt.

608.

Der reine Farbenkreis war zwar enge, er schien aber an unzähligen Gegenständen specificirt und individualisirt und mit Nebenbestimmungen bedingt. Man sehe die Mannigfaltigkeit der griechischen und römischen Ausdrücke (2r Band. S. 54—59.) und man wird mit Vergnügen dabey gewahr werden, wie beweglich und läßlich die Worte beynahe durch den ganzen Farbenkreis herum gebraucht worden.

609.

In späteren Zeiten trat durch die mannigfaltigen Operationen der Färbekunst manche neue Schattirung ein. Selbst die Modefarben und ihre Benennungen stellten ein unendliches Heer von Farbenindividualitäten dar. Auch die Farbenterminologie der neuern Sprachen werden wir gelegentlich aufführen; wobey sich denn zeigen wird, daß man immer auf genauere Bestimmungen ausgegangen, und ein Fixirtes, Specificirtes auch durch die Sprache festzuhalten und zu vereinzelnen gesucht hat.

610.

Was die deutsche Terminologie betrifft, so hat sie den Vortheil, daß wir vier einsylbige, an ihren Ursprung nicht mehr erinnernde Namen besitzen, nehmlich Gelb, Blau, Roth, Grün. Sie stellen nur das Allgemeinste der Farbe der Einbildungskraft dar, ohne auf etwas Specifisches hinzudeuten.

611.

Wollten wir in jeden Zwischenraum zwischen diesen vieren noch zwey Bestimmungen setzen, als Rothgelb und Gelbroth, Rothblau und Blauroth, Gelbgrün und Grüngelb, Blaugrün und Grünblau; so würden wir die Schattirungen des Farbenkreises bestimmt genug ausdrücken; und wenn wir die Bezeichnungen von Hell und Dunkel hinzufügen wollten, ingleichen die Beschmutzungen einigermaßen andeuten, wozu uns die gleichfalls einsylbigen Worte Schwarz, Weiß, Grau und Braun zu Diensten stehn; so würden wir ziemlich auslangen, und die vorkommenden Erscheinungen ausdrücken, ohne uns zu bekümmern, ob sie auf dynamischem oder atomistischem Wege entstanden sind.

612.

Man könnte jedoch immer hiebey die specifischen und individuellen Ausdrücke vortheilhaft benutzen; so wie wir uns auch des Worts Orange und Violett bedienten. Ingleichen haben wir das Wort Purpur gebraucht, um das reine in der Mitte stehende Roth zu bezeichnen, weil der Saft der Purpurschnecke, besonders wenn er seine Leinwand durchdrungen hat, vorzüglich durch das Sonnenlicht zu dem höchsten Puncte der Culmination zu bringen ist.

L.

Mineralien.

613.

Die Farben der Mineralien sind alle chemischer Natur, und so kann ihre Entstehungsweise aus dem, was wir von den chemischen Farben gesagt haben, ziemlich entwickelt werden.

614.

Die Farbenbenennungen stehn unter den äußern Kennzeichen oben an, und man hat sich, im Sinne der neuern Zeit, große Mühe gegeben, jede vorkommende Erscheinung genau zu bestimmen und festzuhalten; man hat aber dadurch, wie uns dünkt, neue Schwierigkeiten erregt, welche beym Gebrauch manche Unbequemlichkeit veranlassen.

615.

Freylich führt auch dieses, sobald man bedenkt, wie die Sache entstanden, seine Entschuldigung mit sich. Der Maler hatte von jeher das Vorrecht, die Farbe zu handhaben. Die wenigen specificirten Farben standen fest, und dennoch kamen durch künstliche Mischungen unzählige Schattirungen hervor, welche die Oberfläche der natürlichen Gegenstände nachahmten. War es daher ein Wunder, wenn man auch diesen Mi-

schungsweg einschlug und den Künstler anrief, gefärbte Musterflächen aufzustellen, nach denen man die natürlichen Gegenstände beurtheilen und bezeichnen könnte. Man fragte nicht, wie geht die Natur zu Werke, um diese und jene Farbe auf ihrem innern lebendigen Wege hervorzubringen, sondern wie belebt der Maler das Todte, um ein dem Lebendigen ähnliches Scheinbild darzustellen. Man ging also immer von Mischung aus und kehrte auf Mischung zurück, so daß man zuletzt das Gemischte wieder zu mischen vornahm, um einige sonderbare Specificationen und Individualisationen auszudrücken und zu unterscheiden.

616.

Uebrigens läßt sich bey der gedachten eingeführten mineralischen Farbenterminologie noch manches erinnern. Man hat nehmlich die Benennungen nicht, wie es doch meistens möglich gewesen wäre, aus dem Mineralreich, sondern von allerley sichtbaren Gegenständen genommen, da man doch mit größerem Vortheil auf eigenem Grund und Boden hätte bleiben können. Ferner hat man zu viel einzelne, specifische Ausdrücke aufgenommen, und indem man, durch Vermischung dieser Specificationen, wieder neue Bestimmungen hervorzubringen suchte, nicht bedacht, daß man dadurch vor der Imagination das Bild und vor dem Verstand den Begriff völlig aufhebe. Zuletzt stehen denn auch diese gewissermaßen als Grundbestimmungen gebrauchten einzelnen Farbenbenennungen nicht in der besten Ordnung, wie sie etwa von einander sich ab-

leiten; daher denn der Schüler jede Bestimmung einzeln lernen und sich ein beynahe todtes Positives einprägen muß. Die weitere Ausführung dieses Angedeuteten stünde hier nicht am rechten Orte.

LI.

Pflanzen.

617.

Man kann die Farben organischer Körper überhaupt als eine höhere chemische Operation ansehen, weswegen sie auch die Alten durch das Wort Kochung (πέψις) ausgedrückt haben. Alle Elementarfarben sowohl als die gemischten und abgeleiteten kommen auf der Oberfläche organischer Naturen vor; dahingegen das Innere, man kann nicht sagen, unfärbig, doch eigentlich mißfärbig erscheint, wenn es zu Tage gebracht wird. Da wir bald an einem andern Orte von unsern Ansichten über organische Natur einiges mitzutheilen denken; so stehe nur dasjenige hier, was früher mit der Farbenlehre in Verbindung gebracht war, indessen wir zu jenen besondern Zwecken das weitre vorbereiten. Von den Pflanzen sey also zuerst gesprochen.

618.

Die Saamen, Bulben, Wurzeln und was überhaupt vom Lichte ausgeschlossen ist, oder unmittelbar

von der Erde ſich umgeben befindet, zeigt ſich meiſtentheils weiß.

619.

Die im Finſtern aus Saamen erzogenen Pflanzen ſind weiß oder ins Gelbe ziehend. Das Licht hingegen, indem es auf ihre Farben wirkt, wirkt zugleich auf ihre Form.

620.

Die Pflanzen, die im Finſtern wachſen, ſetzen ſich von Knoten zu Knoten zwar lange fort; aber die Stengel zwiſchen zwey Knoten ſind länger als billig; keine Seitenzweige werden erzeugt und die Metamorphoſe der Pflanzen hat nicht ſtatt.

621.

Das Licht verſetzt ſie dagegen ſogleich in einen thätigen Zuſtand, die Pflanze erſcheint grün und der Gang der Metamorphoſe bis zur Begattung geht unaufhaltſam fort.

622.

Wir wiſſen, daß die Stengelblätter nur Vorbereitungen und Vorbedeutungen auf die Blumen- und Fruchtwerkzeuge ſind; und ſo kann man in den Stengelblättern ſchon Farben ſehen, die von weiten auf die Blume hindeuten, wie bey den Amaranthen der Fall iſt.

623.

Es gibt weiße Blumen, deren Blätter ſich zur größten Reinheit durchgearbeitet haben; aber auch far-

bige, in denen die schöne Elementarerscheinung hin und wieder spielt. Es gibt deren, die sich nur theilweise vom Grünen auf eine höhere Stufe losgearbeitet haben.

624.

Blumen einerley Geschlechts, ja einerley Art, finden sich von allen Farben. Rosen und besonders Malven z. B. gehen einen großen Theil des Farbenkreises durch, vom Weißen ins Gelbe, sodann durch das Rothgelbe in den Purpur, und von da in das dunkelste, was der Purpur, indem er sich dem Blauen nähert, ergreifen kann.

625.

Andere fangen schon auf einer höhern Stufe an, wie z. B. die Mohne, welche von dem Gelbrothen ausgehen und sich in das Violette hinüberziehen.

626.

Doch sind auch Farben bey Arten, Gattungen, ja Familien und Classen, wo nicht beständig, doch herrschend, besonders die gelbe Farbe: die blaue ist überhaupt seltner.

627.

Bey den saftigen Hüllen der Frucht geht etwas ähnliches vor, indem sie sich von der grünen Farbe durch das Gelbliche und Gelbe bis zu dem höchsten Roth erhöhen, wobey die Farbe der Schale die Stufen der Reife andeutet. Einige sind ringsum gefärbt, einige nur an der Sonnenseite, in welchem letzten

Falle man die Steigerung des Gelben ins Rothe durch gröſsere An- und Uebereinanderdrängung ſehr wohl beobachten kann.

628.

Auch ſind mehrere Früchte innerlich gefärbt, beſonders ſind purpurrothe Säfte gewöhnlich.

629.

Wie die Farbe ſowohl oberflächlich auf der Blume, als durchdringend in der Frucht ſich befindet, ſo verbreitet ſie ſich auch durch die übrigen Theile, indem ſie die Wurzeln und die Säfte der Stengel färbt, und zwar mit ſehr reicher und mächtiger Farbe.

630.

So geht auch die Farbe des Holzes vom Gelben durch die verſchiedenen Stufen des Rothen bis ins Purpurfarbene und Braune hinüber. Blaue Hölzer ſind mir nicht bekannt; und ſo zeigt ſich ſchon auf dieſer Stufe der Organiſation die active Seite mächtig, wenn in dem allgemeinen Grün der Pflanzen beyde Seiten ſich balanciren mögen.

631.

Wir haben oben geſehen, daſs der aus der Erde dringende Keim ſich mehrentheils weiſs und gelblich zeigt, durch Einwirkung von Licht und Luft aber in die grüne Farbe übergeht. Ein ähnliches geſchieht bey jungen Blättern der Bäume, wie man z. B. an den Birken ſehen kann, deren junge Blätter gelblich

ſind und beym Anſtechen einen ſchönen gelben Saft von ſich geben. Nachher werden ſie immer grüner, ſo wie die Blätter von andern Bäumen nach und nach in das Blaugrüne übergehen.

632.

So ſcheint auch das Gelbe weſentlicher den Blättern anzugehören, als der blaue Antheil: denn dieſer verſchwindet im Herbſte, und das Gelbe des Blattes ſcheint in eine braune Farbe übergegangen. Noch merkwürdiger aber ſind die beſonderen Fälle, da die Blätter im Herbſte wieder rein gelb werden, und andre ſich bis zu dem höchſten Roth hinaufſteigern.

633.

Uebrigens haben einige Pflanzen die Eigenſchaft, durch künſtliche Behandlung faſt durchaus in ein Farbematerial verwandelt zu werden, das ſo fein, wirkſam und unendlich theilbar iſt, als irgend ein anderes. Beyſpiele ſind der Indigo und Krapp, mit denen ſo viel geleiſtet wird. Auch werden Flechten zum Färben benutzt.

634.

Dieſem Phänomen ſteht ein anderes unmittelbar entgegen, daß man nehmlich den färbenden Theil der Pflanzen ausziehen und gleichſam beſonders darſtellen kann, ohne daß ihre Organiſation dadurch etwas zu leiden ſcheint. Die Farben der Blumen laſſen ſich durch Weingeiſt ausziehen und tingiren denſelben; die Blumenblätter dagegen erſcheinen weiß.

635.

Es gibt verschiedene Bearbeitungen der Blumen und ihrer Säfte durch Reagentien. Dieses hat Boyle in vielen Experimenten geleistet. Man bleicht die Rosen durch Schwefel und stellt sie durch andre Säuern wieder her. Durch Tobakrauch werden die Rosen grün.

LII.

Würmer, Insecten, Fische.

636.

Von den Thieren, welche auf den niedern Stufen der Organisation verweilen, sey hier vorläufig folgendes gesagt. Die Würmer, welche sich in der Erde aufhalten, der Finsterniß und der kalten Feuchtigkeit gewidmet sind, zeigen sich mißfärbig; die Eingeweidewürmer von warmer Feuchtigkeit im Finstern ausgebrütet und genährt, unfärbig; zu Bestimmung der Farbe scheint ausdrücklich Licht zu gehören.

637.

Diejenigen Geschöpfe, welche im Wasser wohnen, welches als ein obgleich sehr dichtes Mittel dennoch hinreichendes Licht hindurch läßt, erscheinen mehr oder weniger gefärbt. Die Zoophyten, welche die reinste Kalkerde zu beleben scheinen, sind meistentheils weiß;

doch finden wir die Corallen bis zum schönsten Gelbroth hinaufgesteigert, welches in andern Wurmgehäusen sich bis nahe zum Purpur hinanhebt.

638.

Die Gehäuse der Schalthiere sind schön gezeichnet und gefärbt; doch ist zu bemerken, daß weder die Landschnecken, noch die Schale der Muscheln des süßen Wassers mit so hohen Farben geziert sind, als die des Meerwassers.

639.

Bey Betrachtung der Muschelschalen, besonders der gewundenen, bemerken wir, daß zu ihrem Entstehen eine Versammlung unter sich ähnlicher, thierischer Organe sich wachsend vorwärts bewegte, und, indem sie sich um eine Axe drehten, das Gehäuse durch eine Folge von Riefen, Rändern, Rinnen und Erhöhungen, nach einem immer sich vergrößernden Maaßstab, hervorbrachten. Wir bemerken aber auch zugleich, daß diesen Organen irgend ein mannigfaltig färbender Saft beywohnen mußte, der die Oberfläche des Gehäuses, wahrscheinlich durch unmittelbare Einwirkung des Meerwassers, mit farbigen Linien, Puncten, Flecken und Schattirungen, Epochenweis bezeichnete, und so die Spuren seines steigenden Wachsthums auf der Außenseite dauernd hinterließ, indeß die innre meistens weiß oder nur blaßgefärbt angetroffen wird.

640.

Daß in den Muscheln solche Säfte sich befinden, zeigt uns die Erfahrung auch außerdem genugsam, indem sie uns dieselben noch in ihrem flüssigen und färbenden Zustande darbietet; wovon der Saft des Tintenfisches ein Zeugniß gibt; ein weit stärkeres aber derjenige Purpursaft, welcher in mehreren Schnecken gefunden wird, der von Alters her so berühmt ist und in der neuern Zeit auch wohl benutzt wird. Es gibt nehmlich unter den Eingeweiden mancher Würmer, welche sich in Schalgehäusen aufhalten, ein gewisses Gefäß, das mit einem rothen Safte gefüllt ist. Dieser enthält ein sehr stark und dauerhaft färbendes Wesen, so daß man die ganzen Thiere zerknirschen, kochen und aus dieser animalischen Brühe doch noch eine hinreichend färbende Feuchtigkeit herausnehmen konnte. Es läßt sich aber dieses farbgefüllte Gefäß auch von dem Thiere absondern, wodurch denn freylich ein concentrirterer Saft gewonnen wird.

641.

Dieser Saft hat das Eigene, daß er, dem Licht und der Luft ausgesetzt, erst gelblich, dann grünlich erscheint, dann ins Blaue, von da ins Violette übergeht, immer aber ein höheres Roth annimmt, und zuletzt durch Einwirkung der Sonne, besonders wenn er auf Battist aufgetragen worden, eine reine hohe rothe Farbe annimmt.

642.

Wir hätten also hier eine Steigerung von der Minuseite bis zur Culmination, die wir bey den unorganischen Fällen nicht leicht gewahr wurden; ja wir können diese Erscheinung beynahe ein Durchwandern des ganzen Kreises nennen, und wir sind überzeugt, daß durch gehörige Versuche wirklich die ganze Durchwanderung des Kreises bewirkt werden könne: denn es ist wohl kein Zweifel, daß sich durch wohl angewendete Säuern der Purpur vom Culminationspuncte herüber nach dem Scharlach führen ließe.

643.

Diese Feuchtigkeit scheint von der einen Seite mit der Begattung zusammenzuhängen, ja sogar finden sich Eier, die Anfänge künftiger Schalthiere, welche ein solches färbendes Wesen enthalten. Von der andern Seite scheint aber dieser Saft auf das bey höher stehenden Thieren sich entwickelnde Blut zu deuten. Denn das Blut läßt uns ähnliche Eigenschaften der Farbe sehen. In seinem verdünntesten Zustande erscheint es uns gelb, verdichtet, wie es in den Adern sich befindet, roth, und zwar zeigt das arterielle Blut ein höheres Roth, wahrscheinlich wegen der Säurung, die ihm beym Athemholen widerfährt; das venöse Blut geht mehr nach dem Violetten hin, und zeigt durch diese Beweglichkeit auf jenes uns genugsam bekannte Steigern und Wandern.

644.

Sprechen wir, ehe wir das Element des Waſſers verlaſſen, noch einiges von den Fiſchen, deren ſchuppige Oberfläche zu gewiſſen Farben öfters theils im Ganzen, theils ſtreifig, theils fleckenweis ſpecifizirt iſt, noch öfter ein gewiſſes Farbenſpiel zeigt, das auf die Verwandtſchaft der Schuppen mit den Gehäuſen der Schalthiere, dem Perlemutter, ja ſelbſt der Perle hinweiſt. Nicht zu übergehen iſt hierbey, daß heißere Himmelsſtriche, auch ſchon in das Waſſer wirkſam, die Farben der Fiſche hervorbringen, verſchönern und erhöhen.

645.

Auf Otahiti bemerkte Forſter Fiſche, deren Oberflächen ſehr ſchön ſpielten, beſonders im Augenblick, da der Fiſch ſtarb. Man erinnre ſich hierbey des Chamäleons und andrer ähnlichen Erſcheinungen, welche dereinſt zuſammengeſtellt dieſe Wirkungen deutlicher erkennen laſſen.

646.

Noch zuletzt, obgleich außer der Reihe, iſt wohl noch das Farbenſpiel gewiſſer Molusken zu erwähnen, ſo wie die Phosphorescenz einiger Seegeſchöpfe, welche ſich auch in Farben ſpielend verlieren ſoll.

647.

Wenden wir nunmehr unſre Betrachtung auf diejenigen Geſchöpfe, welche dem Licht und der Luft und der trocknen Wärme angehören; ſo finden wir uns

freylich erst recht im lebendigen Farbenreiche. Hier erscheinen uns an trefflich organisirten Theilen die Elementarfarben in ihrer größten Reinheit und Schönheit. Sie deuten uns aber doch, daß eben diese Geschöpfe noch auf einer niedern Stufe der Organisation stehen, eben weil diese Elementarfarben noch unverarbeitet bey ihnen hervortreten können. Auch hier scheint die Hitze viel zu Ausarbeitung dieser Erscheinung beyzutragen.

648.

Wir finden Insecten, welche als ganz concentrirter Farbenstoff anzusehen sind, worunter besonders die Coccusarten berühmt sind; wobey wir zu bemerken nicht unterlassen, daß ihre Weise, sich an Vegetabilien anzusiedeln, ja in dieselben hineinzunisten, auch zugleich jene Auswüchse hervorbringt, welche als Beizen zu Befestigung der Farben so große Dienste leisten.

649.

Am auffallendsten aber zeigt sich die Farbengewalt, verbunden mit regelmäßiger Organisation, an denjenigen Insecten, welche eine vollkommene Metamorphose zu ihrer Entwicklung bedürfen, an Käfern, vorzüglich aber an Schmetterlingen.

650.

Diese letztern, die man wahrhafte Ausgeburten des Lichtes und der Luft nennen könnte, zeigen schon in ihrem Raupenzustand oft die schönsten Farben, welche, specificirt wie sie sind, auf die künftigen Farben des Schmetterlings deuten; eine Betrachtung,

die wenn sie künftig weiter verfolgt wird, gewiß in manches Geheimniß der Organisation eine erfreuliche Einsicht gewähren muß.

631.

Wenn wir übrigens die Flügel des Schmetterlings näher betrachten und in seinem netzartigen Gewebe die Spuren eines Armes entdecken, und ferner die Art, wie dieser gleichsam verflächte Arm durch zarte Federn bedeckt und zum Organ des Fliegens bestimmt werden; so glauben wir ein Gesetz gewahr zu werden, wonach sich die große Mannigfaltigkeit der Färbung richtet, welches künftig näher zu entwickeln seyn wird.

632.

Daß auch überhaupt die Hitze auf Größe des Geschöpfes, auf Ausbildung der Form, auf mehrere Herrlichkeit der Farben Einfluß habe, bedarf wohl kaum erinnert zu werden.

LIII.

Vögel.

633.

Je weiter wir nun uns gegen die höhern Organisationen bewegen, desto mehr haben wir Ursache, flüchtig und vorübergehend, nur einiges hinzustreuen.

Denn alles, was solchen organischen Wesen natürlich begegnet, ist eine Wirkung von so vielen Prämissen, daß ohne dieselben wenigstens angedeutet zu haben, nur etwas Unzulängliches und Gewagtes ausgesprochen wird.

634.

Wie wir bey den Pflanzen finden, daß ihr Höheres, die ausgebildeten Blüten und Früchte auf dem Stamme gleichsam gewurzelt sind, und sich von vollkommneren Säften nähren, als ihnen die Wurzel zuerst zugebracht hat; wie wir bemerken, daß die Schmarotzerpflanzen, die das Organische als ihr Element behandeln, an Kräften und Eigenschaften sich ganz vorzüglich beweisen, so können wir auch die Federn der Vögel in einem gewissen Sinne mit den Pflanzen vergleichen. Die Federn entspringen als ein Letztes aus der Oberfläche eines Körpers, der noch viel nach außen herzugeben hat, und sind deswegen sehr reich ausgestattete Organe.

635.

Die Kiele erwachsen nicht allein verhältnißmäßig zu einer ansehnlichen Größe, sondern sie sind durchaus geästet, wodurch sie eigentlich zu Federn werden, und manche dieser Aeästungen, Befiederungen sind wieder subdividirt, wodurch sie abermals an die Pflanzen erinnern.

636.

Die Federn sind sehr verschieden an Form und Größe, aber sie bleiben immer dasselbe Organ, das

sich nur nach Beschaffenheit des Körpertheiles, aus welchem es entspringt, bildet und umbildet.

637.

Mit der Form verwandelt sich auch die Farbe, und ein gewisses Gesetz leitet sowohl die allgemeine Färbung, als auch die besondre, wie wir sie nennen möchten, diejenige nehmlich, wodurch die einzelne Feder scheckig wird. Dieses ist es, woraus alle Zeichnung des bunten Gefieders entspringt, und woraus zuletzt das Pfauenauge hervorgeht. Es ist ein ähnliches mit jenem, das wir bey Gelegenheit der Metamorphose der Pflanzen früher entwickelt, und welches darzulegen wir die nächste Gelegenheit ergreifen werden.

638.

Nöthigen uns hier Zeit und Umstände über dieses organische Gesetz hinauszugehen, so ist doch hier unsre Pflicht, der chemischen Wirkungen zu gedenken, welche sich bey Färbung der Federn auf eine uns nun schon hinlänglich bekannte Weise zu äußern pflegen.

639.

Das Gefieder ist allfarbig, doch im Ganzen das gelbe, das sich zum Rothen steigert, häufiger als das blaue.

660.

Die Einwirkung des Lichts auf die Federn und ihre Farben ist durchaus bemerklich. So ist zum Beyspiel auf der Brust gewisser Papageyen die Feder ei-

gentlich gelb. Der ſchuppenartig hervortretende Theil, den das Licht beſcheint, iſt aus dem Gelben ins Rothe geſteigert. So ſieht die Bruſt eines ſolchen Thiers hochroth aus, wenn man aber in die Federn bläſt, erſcheint das Gelbe.

661.

So iſt durchaus der unbedeckte Theil der Federn von dem im ruhigen Zuſtand bedeckten höchlich unterſchieden, ſo daß ſogar nur der unbedeckte Theil, z. B. bey Raben, bunte Farben ſpielt, der bedeckte aber nicht; nach welcher Anleitung man die Schwanzfedern, wenn ſie durch einander geworfen ſind, ſogleich wieder zurecht legen kann.

LIV.

Säugethiere und Menſchen.

662.

Hier fangen die Elementarfarben an uns ganz zu verlaſſen. Wir ſind auf der höchſten Stufe, auf der wir nur flüchtig verweilen.

663.

Das Säugthier ſteht überhaupt entſchieden auf der Lebensſeite. Alles, was ſich an ihm äußert, iſt lebendig. Von dem Innern ſprechen wir nicht, alſo hier nur einiges von der Oberfläche. Die Haare um

terscheiden sich schon dadurch von den Federn, daß sie der Haut mehr angehören, daß sie einfach, fadenartig, nicht geäsiet sind. An den verschiedenen Theilen des Körpers sind sie aber auch, nach Art der Federn, kürzer, länger, zarter und stärker, farblos oder gefärbt, und dieß alles nach Gesetzen, welche sich aussprechen lassen.

664.

Weiß und Schwarz, Gelb, Gelbroth und Braun wechseln auf mannigfaltige Weise, doch erscheinen sie niemals auf eine solche Art, daß sie uns an die Elementarfarben erinnerten. Sie sind alle vielmehr gemischte, durch organische Kochung bezwungene Farben, und bezeichnen mehr oder weniger die Stufenhöhe des Wesens, dem sie angehören.

665.

Eine von den wichtigsten Betrachtungen der Morphologie, in sofern sie Oberflächen beobachtet, ist diese, daß auch bey den vierfüßigen Thieren die Flecken der Haut auf die innern Theile, über welche sie gezogen ist, einen Bezug haben. So willkührlich übrigens die Natur dem flüchtigen Anblick hier zu wirken scheint, so consequent wird dennoch ein tiefes Gesetz beobachtet, dessen Entwicklung und Anwendung freylich nur einer genauen Sorgfalt und treuen Theilnehmung vorbehalten ist.

666.

Wenn bey Affen gewisse nackte Theile bunt, mit Elementarfarben, erscheinen, so zeigt dieß die weite

Entfernung eines solchen Geschöpfs von der Vollkommenheit an: denn man kann sagen, je edler ein Geschöpf ist, je mehr ist alles Stoffartige in ihm verarbeitet; je wesentlicher seine Oberfläche mit dem Innern zusammenhängt, desto weniger können auf derselben Elementarfarben erscheinen. Denn da, wo alles ein vollkommenes Ganzes zusammen ausmachen soll, kann sich nicht hier und da etwas Specifisches absondern.

667.

Von dem Menschen haben wir wenig zu sagen, denn er trennt sich ganz von der allgemeinen Naturlehre los, in der wir jetzt eigentlich wandeln. Auf des Menschen Inneres ist so viel verwandt, daß seine Oberfläche nur sparsamer begabt werden konnte.

668.

Wenn man nimmt, daß schon unter der Haut die Thiere mit Intercutanmuskeln mehr belastet als begünstigt sind; wenn man sieht, daß gar manches Ueberflüssige nach außen strebt, wie zum Beyspiel die großen Ohren und Schwänze, nicht weniger die Haare, Mähnen, Zotten: so sieht man wohl, daß die Natur vieles abzugeben und zu verschwenden hatte.

669.

Dagegen ist die Oberfläche des Menschen glatt und rein, und läßt, bey den vollkommensten, außer wenigen mit Haar mehr gezierten als bedeckten Stellen, die schöne Form sehen: denn im Vorbeygehen

ſey es geſagt, ein Ueberfluß der Haare an Bruſt, Armen, Schenkeln deutet eher auf Schwäche als auf Stärke; wie denn wahrſcheinlich nur die Poeten, durch den Anlaß einer übrigens ſtarken Thiernatur verführt, mit unter ſolche haarige Helden zu Ehren gebracht haben.

670.

Doch haben wir hauptſächlich an dieſem Ort von der Farbe zu reden. Und ſo iſt die Farbe der menſchlichen Haut, in allen ihren Abweichungen, durchaus keine Elementarfarbe, ſondern eine durch organiſche Kochung höchſt bearbeitete Erſcheinung.

671.

Daß die Farbe der Haut und Haare auf einen Unterſchied der Charaktere deute, iſt wohl keine Frage, wie wir ja ſchon einen bedeutenden Unterſchied an blonden und braunen Menſchen gewahr werden; wodurch wir auf die Vermuthung geleitet worden, daß ein oder das andre organiſche Syſtem vorwaltend eine ſolche Verſchiedenheit hervorbringe. Ein gleiches läßt ſich wohl auf Nationen anwenden; wobey vielleicht zu bemerken wäre, daß auch gewiſſe Farben mit gewiſſen Bildungen zuſammentreffen, worauf wir ſchon durch die Mohrenphyſiognomien aufmerkſam geworden.

672.

Uebrigens wäre wohl hier der Ort, der Zweifelfrage zu begegnen, ob denn nicht alle Menſchenbildung und Farbe gleich ſchön, und nur durch Gewohn-

heit und Eigendünkel eine der andern vorgezogen werde. Wir getrauen uns aber in Gefolg alles deſſen, was bisher vorgekommen, zu behaupten, daß der weiße Menſch, d. h. derjenige, deſſen Oberfläche vom Weißen ins Gelbliche, Bräunliche, Röthliche ſpielt, kurz deſſen Oberfläche am gleichgültigſten erſcheint, am wenigſten ſich zu irgend etwas Beſondrem hinneigt, der ſchönſte ſey. Und ſo wird auch wohl künftig, wenn von der Form die Rede ſeyn wird, ein ſolcher Gipfel menſchlicher Geſtalt ſich vor das Anſchauen bringen laſſen; nicht als ob dieſe alte Streitfrage hierdurch für immer entſchieden ſeyn ſollte: denn es gibt Menſchen genug, welche Urſache haben, dieſe Deutſamkeit des Aeußern in Zweifel zu ſetzen; ſondern daß dasjenige ausgeſprochen werde, was aus einer Folge von Beobachtung und Urtheil einem Sicherheit und Beruhigung ſuchenden Gemüthe hervorſpringt. Und ſo fügen wir zum Schluß noch einige auf die elementarchemiſche Farbenlehre ſich beziehende Betrachtungen bey.

LV.

Phyſiſche und chemiſche Wirkungen farbiger Beleuchtung.

673.

Die phyſiſchen und chemiſchen Wirkungen farbloſer Beleuchtung ſind bekannt, ſo daß es hier unnö-

thig seyn dürfte, sie weitläuftig aus einander zu setzen. Das farblose Licht zeigt sich unter verschiedenen Bedingungen, als Wärme erregend, als ein Leuchten gewissen Körpern mittheilend, als auf Säurung und Entsäurung wirkend. In der Art und Stärke dieser Wirkungen findet sich wohl mancher Unterschied, aber keine solche Differenz, die auf einen Gegensatz hinwiese, wie solche bey farbigen Beleuchtungen erscheint, wovon wir nunmehr kürzlich Rechenschaft zu geben gedenken.

674.

Von der Wirkung farbiger Beleuchtung als Wärme erregend wissen wir folgendes zu sagen: An einem sehr sensiblen, sogenannten Lufthermometer beobachte man die Temperatur des dunklen Zimmers. Bringt man die Kugel darauf in das direct hereinscheinende Sonnenlicht, so ist nichts natürlicher, als daß die Flüssigkeit einen viel höhern Grad der Wärme anzeige. Schiebt man alsdann farbige Gläser vor, so folgt auch ganz natürlich, daß sich der Wärmegrad vermindre, erstlich weil die Wirkung des directen Lichts schon durch das Glas etwas gehindert ist, sodann aber vorzüglich, weil ein farbiges Glas, als ein Dunkles, ein wenigeres Licht hindurchläßt.

675.

Hiebey zeigt sich aber dem aufmerksamen Beobachter ein Unterschied der Wärmerregung, je nachdem diese oder jene Farbe dem Glase eigen ist. Das gelbe und gelbrothe Glas bringt eine höhere Temperatur, als

das blaue und blaurothe hervor, und zwar ist der Unterschied von Bedeutung.

676.

Will man diesen Versuch mit dem sogenannten prismatischen Spectrum anstellen, so bemerke man am Thermometer erst die Temperatur des Zimmers, lasse alsdann das blaufärbige Licht auf die Kugel fallen; so wird ein etwas höherer Wärmegrad angezeigt, welcher immer wächst, wenn man die übrigen Farben nach und nach auf die Kugel bringt. In der gelbrothen ist die Temperatur am stärksten, noch stärker aber unter dem Gelbrothen.

Macht man die Vorrichtung mit dem Wasserprisma, so daß man das weiße Licht in der Mitte vollkommen haben kann, so ist dieses zwar gebrochne, aber noch nicht gefärbte Licht das wärmste; die übrigen Farben verhalten sich hingegen wie vorher gesagt.

677.

Da es hier nur um Andeutung, nicht aber um Ableitung und Erklärung dieser Phänomene zu thun ist, so bemerken wir nur im Vorbeygehen, daß sich am Spectrum unter dem Rothen keineswegs das Licht vollkommen abschneidet, sondern daß immer noch ein gebrochnes, von seinem Wege abgelenktes, sich hinter dem prismatischen Farbenbilde gleichsam herschleichendes Licht zu bemerken ist; so daß man bey näherer Betrachtung wohl kaum nöthig haben wird zu unsichtbaren Strahlen und deren Brechung seine Zuflucht zu nehmen.

678.

Die Mittheilung des Lichtes durch farbige Beleuchtung zeigt dieselbige Differenz. Den Bononischen Phosphoren theilt sich das Licht mit durch blaue und violette Gläser, keinesweges aber durch gelbe und gelbrothe; ja man will sogar bemerkt haben, daß die Phosphoren, welchen man durch violette und blaue Gläser den Glühschein mitgetheilt, wenn man solche nachher unter die gelben und gelbrothen Scheiben gebracht, früher verlöschen, als die, welche man im dunklen Zimmer ruhig liegen läßt.

679.

Man kann diese Versuche wie die vorhergehenden auch durch das prismatische Spectrum machen, und es zeigen sich immer dieselben Resultate.

680.

Von der Wirkung farbiger Beleuchtung auf Säurung und Entsäurung kann man sich folgendermaßen unterrichten. Man streiche feuchtes, ganz weißes Hornsilber auf einen Papierstreifen; man lege ihn ins Licht, daß er einigermaßen grau werde und schneide ihn alsdenn in drey Stücke. Das eine lege man in ein Buch, als bleibendes Muster, das andre unter ein gelbrothes, das dritte unter ein blaurothes Glas. Dieses letzte Stück wird immer dunkelgrauer werden und eine Entsäurung anzeigen. Das unter dem gelbrothen befindliche wird immer heller grau, tritt also dem ersten Zustand vollkommnerer Säurung wieder

näher. Von beyden kann man sich durch Vergleichung mit dem Musterstücke überzeugen.

681.

Man hat auch eine schöne Vorrichtung gemacht, diese Versuche mit dem prismatischen Bilde anzustellen. Die Resultate sind denen bisher erwähnten gemäß, und wir werden das nähere davon späterhin vortragen und dabey die Arbeiten eines genauen Beobachters benutzen, der sich bisher mit diesen Versuchen sorgfältig beschäftigte.

LVI.

Chemische Wirkung

bey der dioptrischen Achromasie.

682.

Zuerst ersuchen wir unsre Leser, dasjenige wieder nachzusehen, was wir oben (285—298) über diese Materie vorgetragen, damit es hier keiner weitern Wiederholung bedürfe.

683.

Man kann also einem Glase die Eigenschaft geben, daß es, ohne viel stärker zu refrangiren als vorher, d. h. ohne das Bild um ein sehr merkliches weiter zu

verrücken, dennoch viel breitere Farbenſäume hervorbringt.

684.

Dieſe Eigenſchaft wird dem Glaſe durch Metallkalke mitgetheilt. Daher Mennige mit einem reinen Glaſe innig zuſammengeſchmolzen und vereinigt, dieſe Wirkung hervorbringt. Flintglas (291) iſt ein ſolches mit Bleykalk bereitetes Glas. Auf dieſem Wege iſt man weiter gegangen und hat die ſogenannte Spießglanzbutter, die ſich nach einer neuern Bereitung als reine Flüſſigkeit darſtellen läßt, in linſenförmigen und prismatiſchen Gefäßen benutzt, und hat eine ſehr ſtarke Farbenerſcheinung bey mäßiger Refraction hervorgebracht, und die von uns ſogenannte Hyperchromaſie ſehr lebhaft dargeſtellt.

685.

Bedenkt man nun, daß das gemeine Glas, wenigſtens überwiegend alcaliſcher Natur ſey, indem es vorzüglich aus Sand und Laugenſalzen zuſammengeſchmolzen wird; ſo möchte wohl eine Reihe von Verſuchen belehrend ſeyn, welche das Verhältniß völlig alcaliſcher Liquoren zu völligen Säuren auseinanderſetzten.

686.

Wäre nun das Maximum und Minimum gefunden; ſo wäre die Frage, ob nicht irgend ein brechend Mittel zu erdenken ſey, in welchem die von der Refraction beynah unabhängig auf- und abſteigende Far-

benerscheinung, bey Verrückung des Bildes, völlig Null werden könnte.

687.

Wie sehr wünschenswerth wäre es daher für diesen letzten Punct sowohl, als für unsre ganze dritte Abtheilung, ja für die Farbenlehre überhaupt, daß die mit Bearbeitung der Chemie, unter immer fortschreitenden neuen Ansichten, beschäftigten Männer auch hier eingreifen, und das, was wir beynahe nur mit rohen Zügen angedeutet, in das Feinere verfolgen und in einem allgemeinen, der ganzen Wissenschaft zusagenden Sinne bearbeiten möchten.

Vierte Abtheilung.

Allgemeine Ansichten nach innen.

688

Wir haben bisher die Phänomene fast gewaltsam aus einander gehalten, die sich theils ihrer Natur nach, theils dem Bedürfniß unsres Geistes gemäß, immer wieder zu vereinigen strebten. Wir haben sie, nach einer gewissen Methode, in drey Abtheilungen vorgetragen, und die Farben zuerst bemerkt als flüchtige Wirkung und Gegenwirkung des Auges selbst, ferner als vorübergehende Wirkung farbloser, durchscheinender, durchsichtiger, undurchsichtiger Körper auf das Licht, besonders auf das Lichtbild; endlich sind wir zu dem Puncte gelangt, wo wir sie als dauernd, als den Körpern wirklich einwohnend zuversichtlich aussprechen konnten.

689.

In dieser stätigen Reihe haben wir, so viel es möglich seyn wollte, die Erscheinungen zu bestimmen.

zu sondern, und zu ordnen gesucht. Jetzt, da wir nicht mehr fürchten, sie zu vermischen, oder zu verwirren, können wir unternehmen, erstlich das Allgemeine, was sich von diesen Erscheinungen innerhalb des geschlossenen Kreises prädiciren läßt, anzugeben, zweytens, anzudeuten, wie sich dieser besondre Kreis an die übrigen Glieder verwandter Naturerscheinungen anschließt und sich mit ihnen verkettet.

Wie leicht die Farbe entsteht.

690.

Wir haben beobachtet, daß die Farbe unter mancherley Bedingungen sehr leicht und schnell entstehe. Die Empfindlichkeit des Auges gegen das Licht, die gesetzliche Gegenwirkung der Retina gegen dasselbe bringen augenblicklich ein leidliches Farbenspiel hervor. Jedes gemäßigte Licht kann als farbig angesehen werden, ja wir dürfen jedes Licht, insofern es gesehen wird, farbig nennen. Farbloses Licht, farblose Flächen sind gewissermaßen Abstractionen; in der Erfahrung werden wir sie kaum gewahr.

691.

Wenn das Licht einen farblosen Körper berührt, von ihm zurückprallt, an ihm her, durch ihn durchgeht, so erscheinen die Farben sogleich; nur müssen

wir hierbey bedenken, was so oft von uns urgirt worden, daß nicht jene Hauptbedingungen der Refraction, der Reflexion u. s. w. hinreichend sind, die Erscheinung hervorzubringen. Das Licht wirkt zwar manchmal dabey an und für sich, öfters aber als ein bestimmtes, begränztes, als ein Lichtbild. Die Trübe der Mittel ist oft eine nothwendige Bedingung, so wie auch Halb- und Doppelschatten zu manchen farbigen Erscheinungen erfordert werden. Durchaus aber entsteht die Farbe augenblicklich und mit der größten Leichtigkeit. So finden wir denn auch ferner, daß durch Druck, Hauch, Rotation, Wärme, durch mancherley Arten von Bewegung und Veränderung an glatten reinen Körpern, so wie an farblosen Liquoren, die Farbe sogleich hervorgebracht werde.

692.

In den Bestandtheilen der Körper darf nur die geringste Veränderung vor sich gehen, es sey nun durch Mischung mit andern, oder durch sonstige Bestimmungen; so entsteht die Farbe an den Körpern, oder verändert sich an denselben.

Wie energisch die Farbe sey.

693.

Die physischen Farben und besonders die prismatischen wurden ehemals wegen ihrer besondern Herr-

lichkeit und Energie colores emphatici genannt. Bey näherer Betrachtung aber kann man allen Farbenerscheinungen eine hohe Emphaſe zuſchreiben; vorausgeſetzt, daß ſie unter den reinſten und vollkommenſten Bedingungen dargeſtellt werden.

694.

Die dunkle Natur der Farbe, ihre hohe geſättigte Qualität iſt das, wodurch ſie den ernſthaften und zugleich reizenden Eindruck hervorbringt, und indem man ſie als eine Bedingung des Lichtes anſehen kann, ſo kann ſie auch das Licht nicht entbehren als der mitwirkenden Urſache ihrer Erſcheinung, als der Unterlage ihres Erſcheinens, als einer aufſcheinenden und die Farbe manifeſtirenden Gewalt.

Wie entſchieden die Farbe ſey.

695.

Entſtehen der Farbe und ſich entſcheiden iſt eins. Wenn das Licht mit einer allgemeinen Gleichgültigkeit ſich und die Gegenſtände darſtellt, und uns von einer bedeutungsloſen Gegenwart gewiß macht, ſo zeigt ſich die Farbe jederzeit ſpecifiſch, charakteriſtiſch, bedeutend.

696.

Im Allgemeinen betrachtet entſcheidet ſie ſich nach zwey Seiten. Sie ſtellt einen Gegenſatz dar, den wir

eine Polarität nennen und durch ein + und — recht gut bezeichnen können.

Plus.	Minus.
Gelb.	Blau.
Wirkung.	Beraubung.
Licht.	Schatten.
Hell.	Dunkel.
Kraft.	Schwäche.
Wärme.	Kälte.
Nähe.	Ferne.
Abstoßen.	Anziehen.
Verwandtschaft mit Säuren.	Verwandtschaft mit Alkalien.

Mischung der beyden Seiten.

697.

Wenn man diesen specificirten Gegensatz in sich vermischt, so heben sich die beyderseitigen Eigenschaften nicht auf; sind sie aber auf den Punct des Gleichgewichts gebracht, daß man keine der beyden besonders erkennt, so erhält die Mischung wieder etwas Specifisches fürs Auge, sie erscheint als eine Einheit, bey der wir an die Zusammensetzung nicht denken. Diese Einheit nennen wir Grün.

698.

Wenn nun zwey aus derselben Quelle entspringende entgegengesetzte Phänomene, indem man sie zu-

sammenbringt, sich nicht aufheben, sondern sich zu einem dritten angenehm Bemerkbaren verbinden; so ist dieß schon ein Phänomen, das auf Uebereinstimmung hindeutet. Das Vollkommnere ist noch zurück.

Steigerung ins Rothe.

699.

Das Blaue und Gelbe läßt sich nicht verdichten, ohne daß zugleich eine andre Erscheinung mit eintrete. Die Farbe ist in ihrem lichtesten Zustand ein Dunkles, wird sie verdichtet, so muß sie dunkler werden; aber zugleich erhält sie einen Schein, den wir mit dem Worte röthlich bezeichnen.

700.

Dieser Schein wächst immer fort, so daß er auf der höchsten Stufe der Steigerung prävalirt. Ein gewaltsamer Lichteindruck klingt purpurfarben ab. Bey dem Gelbrothen der prismatischen Versuche, das unmittelbar aus dem Gelben entspringt, denkt man kaum mehr an das Gelbe.

701.

Die Steigerung entsteht schon durch farblose trübe Mittel, und hier sehen wir die Wirkung in ihrer höchsten Reinheit und Allgemeinheit. Farbige specificirte

durchsichtige Liquoren zeigen diese Steigerung sehr auffallend in den Stufengefäßen. Diese Steigerung ist unaufhaltsam schnell und stätig; sie ist allgemein und kommt sowohl bey physiologischen als physischen und chemischen Farben vor.

Verbindung der gesteigerten Enden.

702.

Haben die Enden des einfachen Gegensatzes durch Mischung ein schönes und angenehmes Phänomen bewirkt; so werden die gesteigerten Enden, wenn man sie verbindet, noch eine anmuthigere Farbe hervorbringen, ja es läßt sich denken, daß hier der höchste Punct der ganzen Erscheinung seyn werde.

703.

Und so ist es auch: denn es entsteht das reine Roth, das wir oft, um seiner hohen Würde willen, den Purpur genannt haben.

704.

Es gibt verschiedene Arten, wie der Purpur in der Erscheinung entsteht; durch Uebereinanderführung des violetten Saums und gelbrothen Randes bey prismatischen Versuchen; durch fortgesetzte Steigerung bey chemischen; durch den organischen Gegensatz bey physiologischen Versuchen.

705.

Als Pigment entſteht er nicht durch Miſchung oder Vereinigung; ſondern durch Fixirung einer Körperlichkeit auf dem hohen culminirenden Farbenpuncte. Daher der Maler Urſache hat, drey Grundfarben anzunehmen, indem er aus dieſen die übrigen ſämmtlich zuſammenſetzt. Der Phyſiker hingegen nimmt nur zwey Grundfarben an, aus denen er die übrigen entwickelt und zuſammenſetzt.

Vollſtändigkeit der mannigfaltigen Erſcheinung.

706.

Die mannigfaltigen Erſcheinungen auf ihren verſchiedenen Stufen fixirt und neben einander betrachtet bringen Totalität hervor. Dieſe Totalität iſt Harmonie fürs Auge.

707.

Der Farbenkreis iſt vor unſern Augen entſtanden, die mannigfaltigen Verhältniſſe des Werdens ſind uns deutlich. Zwey reine urſprüngliche Gegenſätze ſind das Fundament des Ganzen. Es zeigt ſich ſodann eine Steigerung, wodurch ſie ſich beyde einem dritten nähern; dadurch entſteht auf jeder Seite ein Tiefſtes und ein Höchſtes, ein Einfachſtes und Bedingteſtes, ein

Gemeinſtes und ein Edelſtes. Sodann kommen zwey Vereinungen, (Vermiſchungen, Verbindungen, wie man es nennen will,) zur Sprache; einmal der einfachen anfänglichen, und ſodann der geſteigerten Gegenſätze.

Uebereinſtimmung der vollſtändigen Erſcheinung.

708.

Die Totalität neben einander zu ſehen macht einen harmoniſchen Eindruck aufs Auge. Man hat hier den Unterſchied zwiſchen dem phyſiſchen Gegenſatz und der harmoniſchen Entgegenſtellung zu bedenken. Der erſte beruht auf der reinen nackten urſprünglichen Dualität, inſofern ſie als ein Getrenntes angeſehen wird; die zweyte beruht auf der abgeleiteten, entwickelten und dargeſtellten Totalität.

709.

Jede einzelne Gegeneinanderſtellung, die harmoniſch ſeyn ſoll, muß Totalität enthalten. Hievon werden wir durch die phyſiologiſchen Verſuche belehrt. Eine Entwicklung der ſämmtlichen möglichen Entgegenſtellungen um den ganzen Farbenkreis wird nächſtens geleiſtet.

Wie leicht die Farbe von einer Seite auf die andre zu wenden.

710.

Die Beweglichkeit der Farbe haben wir schon bey der Steigerung und bey der Durchwanderung des Kreises zu bedenken Ursache gehabt; aber auch sogar hinüber und herüber werfen sie sich nothwendig und geschwind.

711.

Physiologische Farben zeigen sich anders auf dunklem als auf hellem Grund. Bey den physikalischen ist die Verbindung des objectiven und subjectiven Versuchs höchst merkwürdig. Die epoptischen Farben sollen beym durchscheinenden Licht und beym aufscheinenden entgegengesetzt seyn. Wie die chemischen Farben durch Feuer und Alcalien umzuwenden, ist seines Orts hinlänglich gezeigt worden.

Wie leicht die Farbe verschwindet.

712.

Was seit der schnellen Erregung und ihrer Entscheidung bisher bedacht worden, die Mischung, die

Steigerung, die Verbindung, die Trennung, ſo wie die harmoniſche Forderung, alles geſchieht mit der größten Schnelligkeit und Bereitwilligkeit; aber eben ſo ſchnell verſchwindet auch die Farbe wieder gänzlich.

713.

Die phyſiologiſchen Erſcheinungen ſind auf keine Weiſe feſtzuhalten; die phyſiſchen dauern nur ſo lange, als die äußre Bedingung währt; die chemiſchen ſelbſt haben eine große Beweglichkeit und ſind durch entgegengeſetzte Reagentien herüber und hinüber zu werfen, ja ſogar aufzuheben.

Wie feſt die Farbe bleibt.

714.

Die chemiſchen Farben geben ein Zeugniß ſehr langer Dauer. Die Farben durch Schmelzung in Gläſern fixirt, ſo wie durch Natur in Edelſteinen, trotzen aller Zeit und Gegenwirkung.

715.

Die Färberey fixirt von ihrer Seite die Farben ſehr mächtig. Und Pigmente, welche durch Reagentien ſonſt leicht herüber und hinübergeführet werden, laſſen ſich durch Beizen zur größten Beſtändigkeit an und in Körper übertragen.

Fünfte Abtheilung.

Nachbarliche Verhältniſſe.

Verhältniß zur Philoſophie.

716.

Man kann von dem Phyſiker nicht fordern, daß er Philoſoph ſey; aber man kann von ihm erwarten, daß er ſo viel philoſophiſche Bildung habe, um ſich gründlich von der Welt zu unterſcheiden und mit ihr wieder im höhern Sinne zuſammenzutreten. Er ſoll ſich eine Methode bilden, die dem Anſchauen gemäß iſt; er ſoll ſich hüten, das Anſchauen in Begriffe, den Begriff in Worte zu verwandeln, und mit dieſen Worten, als wären's Gegenſtände, umzugehen und zu verfahren; er ſoll von den Bemühungen des Philoſophen Kenntniß haben, um die Phänomene bis an die philoſophiſche Region hinanzuführen.

717.

Man kann von dem Philosophen nicht verlangen, daß er Physiker sey; und dennoch ist seine Einwirkung auf den physischen Kreis so nothwendig und so wünschenswerth. Dazu bedarf er nicht des Einzelnen, sondern nur der Einsicht in jene Endpuncte, wo das Einzelne zusammentrifft.

718.

Wir haben früher (173. ff.) dieser wichtigen Betrachtung im Vorbeygehen erwähnt, und sprechen sie hier, als am schicklichen Orte, nochmals aus. Das schlimmste, was der Physik, so wie mancher andern Wissenschaft, widerfahren kann, ist, daß man das Abgeleitete für das Ursprüngliche hält, und da man das Ursprüngliche aus Abgeleitetem nicht ableiten kann, das Ursprüngliche aus dem Abgeleiteten zu erklären sucht. Dadurch entsteht eine unendliche Verwirrung, ein Wortkram und eine fortdauernde Bemühung, Ausflüchte zu suchen und zu finden, wo das Wahre nur irgend hervortritt und mächtig werden will.

719.

Indem sich der Beobachter, der Naturforscher auf diese Weise abquält, weil die Erscheinungen der Meynung jederzeit widersprechen; so kann der Philosoph mit einem falschen Resultate in seiner Sphäre noch immer operiren, indem kein Resultat so falsch ist, daß es nicht, als Form ohne allen Gehalt, auf irgend eine Weise gelten könnte.

720.

Kann dagegen der Phyſiker zur Erkenntniß desjenigen gelangen, was wir ein Urphänomen genannt haben; ſo iſt er geborgen und der Philoſoph mit ihm; Er, denn er überzeugt ſich, daß er an die Gränze ſeiner Wiſſenſchaft gelangt ſey, daß er ſich auf der empiriſchen Höhe befinde, wo er rückwärts die Erfahrung in allen ihren Stufen überſchauen, und vorwärts in das Reich der Theorie, wo nicht eintreten, doch einblicken könne. Der Philoſoph iſt geborgen: denn er nimmt aus des Phyſikers Hand ein Letztes, das bey ihm nun ein Erſtes wird. Er bekümmert ſich nun mit Recht nicht mehr um die Erſcheinung, wenn man darunter das Abgeleitete verſteht, wie man es entweder ſchon wiſſenſchaftlich zuſammengeſtellt findet, oder wie es gar in empiriſchen Fällen zerſtreut und verworren vor die Sinne tritt. Will er ja auch dieſen Weg durchlaufen und einen Blick ins Einzelne nicht verſchmähen; ſo thut er es mit Bequemlichkeit, anſtatt daß er bey anderer Behandlung ſich entweder zu lange in den Zwiſchenregionen aufhält, oder ſie nur flüchtig durchſtreift, ohne ſie genau kennen zu lernen.

721.

In dieſem Sinne die Farbenlehre dem Philoſophen zu nähern, war des Verfaſſers Wunſch, und wenn ihm ſolches in der Ausführung ſelbſt aus mancherley Urſachen nicht gelungen ſeyn ſollte; ſo wird er bey Reviſion ſeiner Arbeit, bey Recapitulation des Vorgetragenen, ſo wie in dem polemiſchen und hiſtoriſchen

Theile, dieſes Ziel immer im Auge haben, und ſpäter, wo manches deutlicher wird auszuſprechen ſeyn, auf dieſe Betrachtung zurückkehren.

Verhältniß zur Mathematik.

722.

Man kann von dem Phyſiker, welcher die Naturlehre in ihrem ganzen Umfange behandeln will, verlangen, daß er Mathematiker ſey. In den mittleren Zeiten war die Mathematik das vorzüglichſte unter den Organen, durch welche man ſich der Geheimniſſe der Natur zu bemächtigen hoffte; und noch iſt in gewiſſen Theilen der Naturlehre die Meßkunſt, wie billig, herrſchend.

723.

Der Verfaſſer kann ſich keiner Cultur von dieſer Seite rühmen, und verweilt auch deshalb nur in den von der Meßkunſt unabhängigen Regionen, die ſich in der neuern Zeit weit und breit aufgethan haben.

724.

Wer bekennt nicht, daß die Mathematik, als eins der herrlichſten menſchlichen Organe, der Phyſik von einer Seite ſehr vieles genutzt; daß ſie aber durch falſche Anwendung ihrer Behandlungsweiſe dieſer Wiſſenſchaft

gar manches geſchadet, läßt ſich auch nicht wohl läugnen, und man findet's, hier und da, nothdürftig eingeſtanden.

723.

Die Farbenlehre beſonders hat ſehr viel gelitten, und ihre Fortſchritte ſind äußerſt gehindert worden, daß man ſie mit der übrigen Optik, welche der Meßkunſt nicht entbehren kann, vermengte, da ſie doch eigentlich von jener ganz abgeſondert betrachtet werden kann.

726.

Dazu kam noch das Uebel, daß ein großer Mathematiker über den phyſiſchen Urſprung der Farben eine ganz falſche Vorſtellung bey ſich feſtſetzte, und durch ſeine großen Verdienſte als Meßkünſtler die Fehler, die er als Naturforſcher begangen, vor einer in Vorurtheilen ſtets befangnen Welt auf lange Zeit ſanctionirte.

727.

Der Verfaſſer des Gegenwärtigen hat die Farbenlehre durchaus von der Mathematik entfernt zu halten geſucht, ob ſich gleich gewiſſe Puncte deutlich genug ergeben, wo die Beyhülfe der Meßkunſt wünſchenswerth ſeyn würde. Wären die vorurtheilsfreyen Mathematiker, mit denen er umzugehen das Glück hatte und hat, nicht durch andre Geſchäfte abgehalten geweſen, um mit ihm gemeine Sache machen zu können; ſo würde der Behandlung von dieſer Seite einiges

Verdienst nicht fehlen. Aber so mag denn auch dieser Mangel zum Vortheil gereichen, indem es nunmehr des geistreichen Mathematikers Geschäft werden kann, selbst aufzusuchen, wo denn die Farbenlehre seiner Hülfe bedarf, und wie er zur Vollendung dieses Theils der Naturwissenschaft das Seinige beytragen kann.

728.

Ueberhaupt wäre es zu wünschen, daß die Deutschen, die so vieles Gute leisten, indem sie sich das Gute fremder Nationen aneignen, sich nach und nach gewöhnten, in Gesellschaft zu arbeiten. Wir leben zwar in einer diesem Wunsche gerade entgegengesetzten Epoche. Jeder will nicht nur original in seinen Ansichten, sondern auch im Gange seines Lebens und Thuns, von den Bemühungen anderer unabhängig, wo nicht seyn, doch daß er es sey, sich überreden. Man bemerkt sehr oft, daß Männer, die freylich manches geleistet, nur sich selbst, ihre eigenen Schriften, Journale und Compendien citiren; anstatt daß es für den Einzelnen und für die Welt viel vortheilhafter wäre, wenn mehrere zu gemeinsamer Arbeit gerufen würden. Das Betragen unserer Nachbarn, der Franzosen, ist hierin musterhaft, wie man z. B. in der Vorrede Cuvier's zu seinem Tableau élémentaire de l'Histoire naturelle des animaux mit Vergnügen sehen wird.

729.

Wer die Wissenschaften und ihren Gang mit treuem Auge beobachtet hat, wird sogar die Frage aufwerfen:

ob es dem vortheilhaft sey? so manche, obgleich verwandte, Beschäftigungen und Bemühungen in Einer Person zu vereinigen; und ob es nicht bey der Beschränktheit der menschlichen Natur gemäßer sey, z. B. den aufsuchenden und findenden von dem behandelnden und anwendenden Manne zu unterscheiden. Haben sich doch die Himmelbeobachtenden und Sternaufsuchenden Astronomen von den Bahnberechnenden, das Ganze umfassenden und näher bestimmenden, in der neuern Zeit, gewissermaßen getrennt. Die Geschichte der Farbenlehre wird uns zu diesen Betrachtungen öfter zurückführen.

Verhältniß zur Technik des Färbers.

730.

Sind wir bey unsern Arbeiten dem Mathematiker aus dem Wege gegangen; so haben wir dagegen gesucht, der Technik des Färbers zu begegnen. Und obgleich diejenige Abtheilung, welche die Farben in chemischer Rücksicht abhandelt, nicht die vollständigste und umständlichste ist; so wird doch sowohl darin, als in dem, was wir Allgemeines von den Farben ausgesprochen, der Färber weit mehr seine Rechnung finden, als bey der bisherigen Theorie, die ihn ohne allen Trost ließ.

731.

Merkwürdig ist es, in diesem Sinne die Anleitungen zur Färbekunst zu betrachten. Wie der katholische Christ, wenn er in seinen Tempel tritt, sich mit Weihwasser besprengt und vor dem Hochwürdigen die Kniee beugt und vielleicht alsdann, ohne sonderliche Andacht, seine Angelegenheiten mit Freunden bespricht, oder Liebesabenteuern nachgeht; so fangen die sämmtlichen Färbelehren mit einer respectvollen Erwähnung der Theorie geziemend an, ohne daß sich auch nachher nur eine Spur fände, daß etwas aus dieser Theorie herflösse, daß diese Theorie irgend etwas erleuchte, erläutere und zu praktischen Handgriffen irgend einen Vortheil gewähre.

732.

Dagegen finden sich Männer, welche den Umfang des praktischen Färbewesens wohl eingesehen, in dem Falle sich mit der herkömmlichen Theorie zu entzweyen, ihre Blößen mehr oder weniger zu entdecken, und ein der Natur und Erfahrung gemäßeres Allgemeines aufzusuchen. Wenn uns in der Geschichte die Namen Castel und Gülich begegnen, so werden wir hierüber weitläuftiger zu handeln Ursache haben; wobey sich zugleich Gelegenheit finden wird zu zeigen, wie eine fortgesetzte Empirie, indem sie in allem Zufälligen umhergreift, den Kreis, in den sie gebannt ist, wirklich ausläuft und sich als ein hohes Vollendetes dem Theoretiker, wenn er klare Augen und ein redliches

Gemüth hat, zu ſeiner groſſen Bequemlichkeit überliefert.

Verhältniß zur Phyſiologie und Pathologie.

733.

Wenn wir in der Abtheilung, welche die Farben in phyſiologiſcher und pathologiſcher Rückſicht betrachtet, faſt nur allgemein bekannte Phänomene überliefert; ſo werden dagegen einige neue Anſichten dem Phyſiologen nicht unwillkommen ſeyn. Beſonders hoffen wir ſeine Zufriedenheit dadurch erreicht zu haben, daß wir gewiſſe Phänomene, welche iſolirt ſtanden, zu ihren ähnlichen und gleichen gebracht und ihm dadurch gewiſſermaßen vorgearbeitet haben.

734.

Was den pathologiſchen Anhang betrifft, ſo iſt er freylich unzulänglich und incohärent. Wir beſitzen aber die vortrefflichſten Männer, die nicht allein in dieſem Fache höchſt erfahren und kenntnißreich ſind; ſondern auch zugleich wegen eines ſo gebildeten Geiſtes verehrt werden, daß es ihnen wenig Mühe machen kann, dieſe Rubriken umzuſchreiben, und das, was ich angedeutet, vollſtändig auszuführen und zugleich an die höheren Einſichten in den Organismus anzuſchlieſſen.

Verhältniß zur Naturgeſchichte.

735.

Inſofern wir hoffen können, daß die Naturgeſchichte auch nach und nach ſich in eine Ableitung der Naturerſcheinungen aus höhern Phänomenen umbilden wird, ſo glaubt der Verfaſſer auch hierzu einiges angedeutet und vorbereitet zu haben. Indem die Farbe in ihrer größten Mannigfaltigkeit ſich auf der Oberfläche lebendiger Weſen dem Auge darſtellt, ſo iſt ſie ein wichtiger Theil der äußeren Zeichen, wodurch wir gewahr werden, was im Innern vorgeht.

736.

Zwar iſt ihr von einer Seite, wegen ihrer Unbeſtimmtheit und Verſatilität nicht allzu viel zu trauen; doch wird eben dieſe Beweglichkeit, inſofern ſie ſich uns als eine conſtante Erſcheinung zeigt, wieder ein Kriterion des beweglichen Lebens; und der Verfaſſer wünſcht nichts mehr, als daß ihm Friſt gegönnt ſey, das, was er hierüber wahrgenommen, in einer Folge, zu der hier der Ort nicht war, weitläuftiger auseinander zu ſetzen.

Verhältniß zur allgemeinen Physik.

737.

Der Zustand, in welchem sich die allgemeine Physik gegenwärtig befindet, scheint auch unserer Arbeit besonders günstig, indem die Naturlehre durch rastlose, mannigfaltige Behandlung sich nach und nach zu einer solchen Höhe erhoben hat, daß es nicht unmöglich scheint, die gränzenlose Empirie an einen methodischen Mittelpunct heranzuziehen.

738.

Dessen, was zu weit von unserm besondern Kreise abliegt, nicht zu gedenken, so finden sich die Formeln, durch die man die elementaren Naturerscheinungen, wo nicht dogmatisch, doch wenigstens zum didaktischen Behufe ausspricht, durchaus auf dem Wege, daß man sieht, man werde durch die Uebereinstimmung der Zeichen bald auch nothwendig zur Uebereinstimmung im Sinne gelangen.

739.

Treue Beobachter der Natur, wenn sie auch sonst noch so verschieden denken, werden doch darin mit einander übereinkommen, daß alles, was erscheinen, was uns als ein Phänomen begegnen solle, müsse entweder eine ursprüngliche Entzweyung, die einer Ver-

einigung fähig ist, oder eine ursprüngliche Einheit, die zur Entzweyung gelangen könne, andeuten, und sich auf eine solche Weise darstellen. Das Geeinte zu entzweyen, das Entzweyte zu einigen, ist das Leben der Natur; dieß ist die ewige Systole und Diastole, die ewige Synkrisis und Diakrisis, das Ein- und Ausathmen der Welt, in der wir leben, weben und sind.

740.

Daß dasjenige, was wir hier als Zahl, als Eins und Zwey aussprechen, ein höheres Geschäft sey, versteht sich von selbst; so wie die Erscheinung eines Dritten, Vierten sich ferner entwickelnden immer in einem höhern Sinne zu nehmen, besonders aber allen diesen Ausdrücken eine echte Anschauung unterzulegen ist.

741.

Das Eisen kennen wir als einen besondern von andern unterschiedenen Körper; aber es ist ein gleichgültiges, uns nur in manchem Bezug und zu manchem Gebrauch merkwürdiges Wesen. Wie wenig aber bedarf es, und die Gleichgültigkeit dieses Körpers ist aufgehoben. Eine Entzweyung geht vor, die, indem sie sich wieder zu vereinigen strebt und sich selbst aufsucht, einen gleichsam magischen Bezug auf ihres Gleichen gewinnt, und diese Entzweyung, die doch nur wieder eine Vereinigung ist, durch ihr ganzes Geschlecht fortsetzt. Hier kennen wir das gleichgültige Wesen, das Eisen; wir sehen die Entzweyung an ihm entstehen, sich fortpflanzen und verschwinden, und

ſich leicht wieder aufs neue erregen: nach unſerer Meynung ein Urphänomen, das unmittelbar an der Idee ſteht und nichts Irdiſches über ſich erkennt.

742.

Mit der Electricität verhält es ſich wieder auf eine eigne Weiſe. Das Electriſche, als ein Gleichgültiges, kennen wir nicht. Es iſt für uns ein Nichts, ein Null, ein Nullpunct, ein Gleichgültigkeitspunct, der aber in allen erſcheinenden Weſen liegt, und zugleich der Quellpunct iſt, aus dem bey dem geringſten Anlaß eine Doppelerſcheinung hervortritt, welche nur inſofern erſcheint, als ſie wieder verſchwindet. Die Bedingungen, unter welchen jenes Hervortreten erregt wird, ſind, nach Beſchaffenheit der beſondern Körper, unendlich verſchieden. Von dem gröbſten mechaniſchen Reiben ſehr unterſchiedener Körper an einander bis zu dem leiſeſten Nebeneinanderſeyn zweyer völlig gleichen, nur durch weniger als einen Hauch anders determinirten Körper, iſt die Erſcheinung rege und gegenwärtig, ja auffallend und mächtig, und zwar dergeſtalt beſtimmt und geeignet, daß wir die Formeln der Polarität, des Plus und Minus, als Nord und Süd, als Glas und Harz, ſchicklich und naturgemäß anwenden.

743.

Dieſe Erſcheinung, ob ſie gleich der Oberfläche beſonders folgt, iſt doch keineswegs oberflächlich. Sie wirkt auf die Beſtimmung körperlicher Eigenſchaften,

und schließt sich an die große Doppelerscheinung, welche sich in der Chemie so herrschend zeigt, an Oxydation und Desoxydation unmittelbar wirkend an.

744.

In diese Reihe, in diesen Kreis, in diesen Kranz von Phänomenen auch die Erscheinungen der Farbe heranzubringen und einzuschließen, war das Ziel unseres Bestrebens. Was uns nicht gelungen ist, werden andre leisten. Wir fanden einen uranfänglichen ungeheuren Gegensatz von Licht und Finsterniß, den man allgemeiner durch Licht und Nichtlicht ausdrücken kann; wir suchten denselben zu vermitteln und dadurch die sichtbare Welt aus Licht, Schatten und Farbe herauszubilden, wobey wir uns zu Entwickelung der Phänomene verschiedener Formeln bedienten, wie sie uns in der Lehre des Magnetismus, der Electricität, des Chemismus überliefert werden. Wir mußten aber weiter gehen, weil wir uns in einer höhern Region befanden und mannigfaltigere Verhältnisse auszudrücken hatten.

745.

Wenn sich Electricität und Galvanität in ihrer Allgemeinheit von dem Besondern der magnetischen Erscheinungen abtrennt und erhebt; so kann man sagen, daß die Farbe, obgleich unter eben den Gesetzen stehend, sich doch viel höher erhebe und, indem sie für den edlen Sinn des Auges wirksam ist, auch ihre Natur zu ihrem Vortheile darthue. Man vergleiche das Mannigfaltige, das aus einer Steigerung des Gelben und

Blauen zum Rothen, aus der Verknüpfung dieſer beyden höheren Enden zum Purpur, aus der Vermiſchung der beyden niedern Enden zum Grün entſteht. Welch ein ungleich mannigfaltigeres Schema entſpringt hier nicht, als dasjenige iſt, worin ſich Magnetismus und Electricität begreifen laſſen. Auch ſtehen dieſe letzteren Erſcheinungen auf einer niedern Stufe, ſo daß ſie zwar die allgemeine Welt durchdringen und beleben, ſich aber zum Menſchen im höheren Sinne nicht heraufbegeben können, um von ihm äſthetiſch benutzt zu werden. Das allgemeine einfache phyſiſche Schema muß erſt in ſich ſelbſt erhöht und vermannigfaltigt werden, um zu höheren Zwecken zu dienen.

746.

Man rufe in dieſem Sinne zurück, was durchaus von uns bisher ſowohl im Allgemeinen als Beſondern von der Farbe prädicirt worden, und man wird ſich ſelbſt dasjenige, was hier nur leicht angedeutet iſt, ausführen und entwickeln. Man wird dem Wiſſen, der Wiſſenſchaft, dem Handwerk und der Kunſt Glück wünſchen, wenn es möglich wäre, das ſchöne Kapitel der Farbenlehre aus ſeiner atomiſtiſchen Beſchränktheit und Abgeſondertheit, in die es bisher verwieſen, dem allgemeinen dynamiſchen Fluſſe des Lebens und Wirkens wieder zu geben, deſſen ſich die jetzige Zeit erfreut. Dieſe Empfindungen werden bey uns noch lebhafter werden, wenn uns die Geſchichte ſo manchen wackern und einſichtsvollen Mann vorführen wird, dem

es nicht gelang, von seinen Ueberzeugungen seine Zeitgenossen zu durchdringen.

Verhältniß zur Tonlehre.

747.

Ehe wir nunmehr zu den sinnlich-sittlichen und daraus entspringenden ästhetischen Wirkungen der Farbe übergehen, ist es der Ort, auch von ihrem Verhältnisse zu dem Ton einiges zu sagen.

Daß ein gewisses Verhältniß der Farbe zum Ton statt finde, hat man von jeher gefühlt, wie die öftern Vergleichungen, welche theils vorübergehend, theils umständlich genug angestellt worden, beweisen. Der Fehler, den man hiebey begangen, beruhet nur auf folgendem.

748.

Vergleichen lassen sich Farbe und Ton unter einander auf keine Weise; aber beyde lassen sich auf eine höhere Formel beziehen, aus einer höhern Formel beyde, jedoch jedes für sich, ableiten. Wie zwey Flüsse, die auf einem Berge entspringen, aber unter ganz verschiedenen Bedingungen in zwey ganz entgegengesetzte Weltgegenden laufen, so daß auf dem beyderseitigen ganzen Wege keine einzelne Stelle der andern verglichen werden kann; so sind auch Farbe und

Ton. Beyde sind allgemeine elementare Wirkungen nach dem allgemeinen Gesetz des Trennens und Zusammenstrebens, des Auf- und Abschwankens, des Hin- und wiederwägens wirkend, doch nach ganz verschiedenen Seiten, auf verschiedene Weise, auf verschiedene Zwischenelemente, für verschiedene Sinne.

749.

Möchte Jemand die Art und Weise, wie wir die Farbenlehre an die allgemeine Naturlehre angeknüpft, recht fassen, und dasjenige, was uns entgangen und abgegangen durch Glück und Genialität ersetzen; so würde die Tonlehre, nach unserer Ueberzeugung, an die allgemeine Physik vollkommen anzuschließen seyn, da sie jetzt innerhalb derselben gleichsam nur historisch abgesondert steht.

750.

Aber eben darin läge die größte Schwierigkeit, die für uns gewordene positive, auf seltsamen empirischen, zufälligen, mathematischen, ästhetischen, genialischen Wegen entsprungene Musik zu Gunsten einer physikalischen Behandlung zu zerstören und in ihre ersten physischen Elemente aufzulösen. Vielleicht wäre auch hierzu, auf dem Puncte, wo Wissenschaft und Kunst sich befinden, nach so manchen schönen Vorarbeiten, Zeit und Gelegenheit.

Schlußbetrachtung.

über Sprache und Terminologie.

731.

Man bedenkt niemals genug, daß eine Sprache eigentlich nur ſymboliſch, nur bildlich ſey und die Gegenſtände niemals unmittelbar, ſondern nur im Widerſcheine ausdrücke. Dieſes iſt beſonders der Fall, wenn von Weſen die Rede iſt, welche an die Erfahrung nur herantreten und die man mehr Thätigkeiten als Gegenſtände nennen kann, dergleichen im Reiche der Naturlehre immerfort in Bewegung ſind. Sie laſſen ſich nicht feſthalten, und doch ſoll man von ihnen reden; man ſucht daher alle Arten von Formeln auf, um ihnen wenigſtens gleichnißweiſe beyzukommen.

732.

Metaphyſiſche Formeln haben eine große Breite und Tiefe, jedoch ſie würdig auszufüllen, wird ein reicher Gehalt erfordert, ſonſt bleiben ſie hohl. Mathematiſche Formeln laſſen ſich in vielen Fällen ſehr bequem und glücklich anwenden; aber es bleibt ihnen immer etwas ſteifes und ungelenkes, und wir fühlen bald ihre Unzulänglichkeit, weil wir, ſelbſt in Elementarfällen, ſehr früh ein Incommenſurables gewahr werden; ferner ſind ſie auch nur innerhalb eines gewiſſen

Kreises besonders hiezu gebildeter Geister verständlich. Mechanische Formeln sprechen mehr zu dem gemeinen Sinn, aber sie sind auch gemeiner, und behalten immer etwas Rohes. Sie verwandlen das Lebendige in ein Todtes; sie tödten das innre Leben, um von aussen ein unzulängliches heranzubringen. Corpuscular-Formeln sind ihnen nahe verwandt; das Bewegliche wird starr durch sie, Vorstellung und Ausdruck ungeschlacht. Dagegen erscheinen die moralischen Formeln, welche freylich zartere Verhältnisse ausdrücken, als bloße Gleichnisse und verlieren sich denn auch wohl zuletzt in Spiele des Witzes.

733.

Könnte man sich jedoch aller dieser Arten der Vorstellung und des Ausdrucks mit Bewußtseyn bedienen, und in einer mannigfaltigen Sprache seine Betrachtungen über Naturphänomene überliefern; hielte man sich von Einseitigkeit frey, und faßte einen lebendigen Sinn in einen lebendigen Ausdruck, so ließe sich manches Erfreuliche mittheilen.

734.

Jedoch wie schwer ist es, das Zeichen nicht an die Stelle der Sache zu setzen, das Wesen immer lebendig vor sich zu haben und es nicht durch das Wort zu tödten. Dabey sind wir in den neuern Zeiten in eine noch größere Gefahr gerathen, indem wir aus allem Erkenn- und Wißbaren Ausdrücke und Terminologien herübergenommen haben, um unsre Anschauun-

gen der einfacheren Natur auszudrücken. Aſtronomie, Kosmologie, Geologie, Naturgeſchichte, ja Religion und Myſtik werden zu Hülfe gerufen; und wie oft wird nicht das Allgemeine durch ein Beſonderes, das Elementare durch ein Abgeleitetes mehr zugedeckt, und verdunkelt, als aufgehellt und näher gebracht. Wir kennen das Bedürfniß recht gut, wodurch eine ſolche Sprache entſtanden iſt und ſich ausbreitet; wir wiſſen auch, daß ſie ſich in einem gewiſſen Sinne unentbehrlich macht: allein nur ein mäßiger, anſpruchsloſer Gebrauch mit Ueberzeugung und Bewußtſeyn kann Vortheil bringen.

735.

Am wünſchenswertheſten wäre jedoch, daß man die Sprache, wodurch man die Einzelnheiten eines gewiſſen Kreiſes bezeichnen will, aus dem Kreiſe ſelbſt nähme; die einfachſte Erſcheinung als Grundformel behandelte, und die mannigfaltigern von daher ableitete und entwickelte.

736.

Die Nothwendigkeit und Schicklichkeit einer ſolchen Zeichenſprache, wo das Grundzeichen die Erſcheinung ſelbſt ausdrückt, hat man recht gut gefühlt, indem man die Formel der Polarität, dem Magneten abgeborgt, auf Electricität u. ſ. w. hinüber geführt hat. Das Plus und Minus, was an deſſen Stelle geſetzt werden kann, hat bey ſo vielen Phänomenen eine ſchickliche Anwendung gefunden; ja der Tonkünſtler iſt, wahrſcheinlich ohne ſich um jene andern Fächer

zu bekümmern, durch die Natur veranlaßt werden, die Haupt-Differenz der Tonarten durch Majeur und Mineur auszudrücken.

757.

So haben auch wir seit langer Zeit den Ausdruck der Polarität in die Farbenlehre einzuführen gewünscht; mit welchem Rechte und in welchem Sinne, mag die gegenwärtige Arbeit ausweisen. Vielleicht finden wir künftig Raum, durch eine solche Behandlung und Symbolik, welche ihr Anschauen jederzeit mit sich führen müßte, die elementaren Naturphänomene nach unsrer Weise an einander zu knüpfen, und dadurch dasjenige deutlicher zu machen, was hier nur im Allgemeinen, und vielleicht nicht bestimmt genug ausgesprochen werden.

Sechste Abtheilung.

Sinnlich-sittliche Wirkung der Farbe.

758.

Da die Farbe in der Reihe der uranfänglichen Naturerscheinungen einen so hohen Platz behauptet, indem sie den ihr angewiesenen einfachen Kreis mit entschiedener Mannigfaltigkeit ausfüllt; so werden wir uns nicht wundern, wenn wir erfahren, daß sie auf den Sinn des Auges, dem sie vorzüglich zugeeignet ist, und durch dessen Vermittelung, auf das Gemüth, in ihren allgemeinsten elementaren Erscheinungen, ohne Bezug auf Beschaffenheit oder Form eines Materials, an dessen Oberfläche wir sie gewahr werden, einzeln eine specifische, in Zusammenstellung eine theils harmonische, theils charakteristische, oft auch unharmonische, immer aber eine entschiedene und bedeutende Wirkung hervorbringe, die sich unmittelbar an das Sittliche anschließt. Deshalb denn Farbe, als ein Element der Kunst betrachtet, zu den höchsten ästhetischen Zwecken mitwirkend genutzt werden kann.

739.

Die Menschen empfinden im Allgemeinen eine grose Freude an der Farbe. Das Auge bedarf ihrer, wie es des Lichtes bedarf. Man erinnre sich der Erquikkung, wenn an einem trüben Tage die Sonne auf einen einzelnen Theil der Gegend scheint und die Farben daselbst sichtbar macht. Daß man den farbigen Edelsteinen Heilkräfte zuschrieb, mag aus dem tiefen Gefühl dieses unaussprechlichen Behagens entstanden seyn.

760.

Die Farben, die wir an den Körpern erblicken, sind nicht etwa dem Auge ein völlig Fremdes, wodurch es erst zu dieser Empfindung gleichsam gestempelt würde; Nein. Dieses Organ ist immer in der Disposition, selbst Farben hervorzubringen, und geniest einer angenehmen Empfindung, wenn etwas der eigenen Natur gemäses ihm von aussen gebracht wird; wenn seine Bestimmbarkeit nach einer gewissen Seite hin bedeutend bestimmt wird.

761.

Aus der Idee des Gegensatzes der Erscheinung, aus der Kenntniß, die wir von den besondern Bestimmungen desselben erlangt haben, können wir schliessen, daß die einzelnen Farbeindrücke nicht verwechselt werden können, daß sie specifisch wirken, und entschieden specifische Zustände in dem lebendigen Organ hervorbringen müssen.

762.

Eben auch ſo in dem Gemüth. Die Erfahrung lehrt uns, daß die einzelnen Farben beſondre Gemüthsſtimmungen geben. Von einem geiſtreichen Franzoſen wird erzählt: Il prétendoit que son ton de conversation avec Madame étoit changé depuis qu'elle avoit changé en cramoisi le meuble de son cabinet qui étoit bleu.

763.

Dieſe einzelnen bedeutenden Wirkungen vollkommen zu empfinden, muß man das Auge ganz mit einer Farbe umgeben, z. B. in einem einfarbigen Zimmer ſich befinden, durch ein farbiges Glas ſehen. Man identificirt ſich alsdann mit der Farbe; ſie ſtimmt Auge und Geiſt mit ſich unisono.

764.

Die Farben von der Plusſeite ſind Gelb, Rothgelb (Orange), Gelbroth (Mennig, Zinnober). Sie ſtimmen regſam, lebhaft, ſtrebend.

Gelb.

765.

Es ist die nächste Farbe am Licht. Sie entsteht durch die gelindeste Mäßigung desselben, es sey durch trübe Mittel, oder durch schwache Zurückwerfung von weißen Flächen. Bey den prismatischen Versuchen erstreckt sie sich allein breit in den lichten Raum, und kann dort, wenn die beyden Pole noch abgesondert von einander stehen, ehe sie sich mit dem Blauen zum Grünen vermischt, in ihrer schönsten Reinheit gesehen werden. Wie das chemische Gelb sich an und über dem Weißen entwickelt, ist gehörigen Orts umständlich vorgetragen worden.

766.

Sie führt in ihrer höchsten Reinheit immer die Natur des Hellen mit sich, und besitzt eine heitere, muntere, sanft reizende Eigenschaft.

767.

In diesem Grade ist sie als Umgebung, es sey als Kleid, Vorhang, Tapete, angenehm. Das Gelb in seinem ganz ungemischten Zustande gibt uns, besonders wenn der Glanz hinzukommt, einen neuen und hohen Begriff von dieser Farbe; so wie ein flaches Gelb, wenn es auf glänzender Seide, z. B. auf

Atlas erſcheint, eine prächtige und edle Wirkung thut.

768.

So iſt es der Erfahrung gemäß, daß das Gelbe einen durchaus warmen und behaglichen Eindruck mache. Daher es auch in der Malerey der beleuchteten und wirkſamen Seite zukommt.

769.

Dieſen erwärmenden Effect kann man am lebhafteſten bemerken, wenn man durch ein gelbes Glas, beſonders in grauen Wintertagen, eine Landſchaft anſieht. Das Auge wird erfreut, das Herz ausgedehnt, das Gemüth erheitert; eine unmittelbare Wärme ſcheint uns anzuwehen.

770.

Wenn nun dieſe Farbe, in ihrer Reinheit und hellem Zuſtande angenehm und erfreulich, in ihrer ganzen Kraft aber etwas Heiteres und Edles hat; ſo iſt ſie dagegen äußerſt empfindlich und macht eine ſehr unangenehme Wirkung, wenn ſie beſchmutzt, oder einigermaßen ins Minus gezogen wird. So hat die Farbe des Schwefels, die ins Grüne fällt, etwas Unangenehmes.

771.

Wenn die gelbe Farbe unreinen und unedlen Oberflächen mitgetheilt wird, wie dem gemeinen Tuch, dem Filz und dergleichen, worauf ſie nicht mit ganzer

Energie erſcheint, entſteht eine ſolche unangenehme Wirkung. Durch eine geringe und unmerkliche Bewegung wird der ſchöne Eindruck des Feuers und Goldes in die Empfindung des Kothigen verwandelt, und die Farbe der Ehre und Wonne zur Farbe der Schande, des Abſcheu's und Mißbehagens umgekehrt. Daher mögen die gelben Hüte der Bankerottirer, die gelben Ringe auf den Mänteln der Juden entſtanden ſeyn; ja die ſogenannte Hahnreihfarbe iſt eigentlich nur ein ſchmutziges Gelb.

Rothgelb.

772.

Da ſich keine Farbe als ſtillſtehend betrachten läßt, ſo kann man das Gelbe ſehr leicht durch Verdichtung und Verdunklung ins Röthliche ſteigern und erheben. Die Farbe wächſt an Energie und erſcheint im Rothgelben mächtiger und herrlicher.

573.

Alles was wir vom Gelben geſagt haben, gilt auch hier, nur im höhern Grade. Das Rothgelbe gibt eigentlich dem Auge das Gefühl von Wärme und Wonne, indem es die Farbe der höhern Glut, ſo wie den mildern Abglanz der untergehenden Sonne repräſentirt. Deswegen iſt ſie auch bey Umgebungen

angenehm, und als Kleidung in mehr oder mindern Grade erfreulich oder herrlich. Ein kleiner Blick ins Rothe gibt dem Gelben gleich ein ander Ansehn; und wenn Engländer und Deutsche sich noch an blaßgelben hellen Lederfarben genügen lassen, so liebt der Franzose, wie Pater Castel schon bemerkt, das ins Roth gesteigerte Gelb; wie ihn überhaupt an Farben alles freut, was sich auf der activen Seite befindet.

Gelbroth.

774.

Wie das reine Gelb sehr leicht in das Rothgelbe hinübergeht, so ist die Steigerung dieses letzten ins Gelbrothe nicht aufzuhalten. Das angenehme heitre Gefühl, das uns das Rothgelbe noch gewährt, steigert sich bis zum unerträglich Gewaltsamen im hohen Gelbrothen.

775.

Die active Seite ist hier in ihrer höchsten Energie, und es ist kein Wunder, daß energische, gesunde, rohe Menschen sich besonders an dieser Farbe erfreuen. Man hat die Neigung zu derselben bey wilden Völkern durchaus bemerkt. Und wenn Kinder, sich selbst überlassen, zu illuminiren anfangen, so werden sie Zinnober und Mennig nicht schonen.

776.

Man darf eine vollkommen gelbrothe Fläche ſtarr anſehen, ſo ſcheint ſich die Farbe wirklich ins Oraan zu kehren. Sie bringt eine unglaubliche Erſchütterung hervor und behält dieſe Wirkung bey einem ziemlichen Grade von Dunkelheit.

Die Erſcheinung eines gelbrothen Tuches beunruhigt und erzürnt die Thiere. Auch habe ich gebildete Menſchen gekannt, denen es unerträglich fiel, wenn ihnen an einem ſonſt grauen Tage Jemand im Scharlachrock begegnete.

777.

Die Farben von der Minusſeite ſind Blau, Rothblau, und Blauroth. Sie ſtimmen zu einer unruhigen, weichen und ſehnenden Empfindung.

Blau.

778.

So wie Gelb immer ein Licht mit ſich führt, ſo kann man ſagen, daß Blau immer etwas Dunkles mit ſich führt.

779.

Dieſe Farbe macht für das Auge eine ſonderbare und faſt unausſprechliche Wirkung. Sie iſt als Farbe

eine Energie; allein ſie ſteht auf der negativen Seit: und iſt in ihrer höchſten Reinheit gleichſam ein reizendes Nichts. Es iſt etwas Widerſprechendes von Reiz und Ruhe im Anblick.

780.

Wie wir den hohen Himmel, die fernen Berge blau ſehen, ſo ſcheint eine blaue Fläche auch vor uns zurückzuweichen.

781.

Wie wir einen angenehmen Gegenſtand, der vor uns flieht, gern verfolgen, ſo ſehen wir das Blaue gern an, nicht weil es auf uns dringt, ſondern weil es uns nach ſich zieht.

782.

Das Blaue gibt uns ein Gefühl von Kälte, ſo wie es uns auch an Schatten erinnert. Wie es vom Schwarzen abgeleitet ſey, iſt uns bekannt.

783.

Zimmer, die rein blau austapezirt ſind, erſcheinen gewiſſermaßen weit, aber eigentlich leer und kalt.

784.

Blaues Glas zeigt die Gegenſtände im traurigen Licht.

785.

Es iſt nicht unangenehm, wenn das Blau einigermaßen vom Plus participirt. Das Meergrün iſt vielmehr eine liebliche Farbe.

Rothblau.

785.

Wie wir das Gelbe sehr bald in einer Steigerung gefunden haben, so bemerken wir auch bey dem Blauen dieselbe Eigenschaft.

787.

Das Blaue steigert sich sehr sanft ins Rothe und erhält dadurch etwas Wirksames, ob es sich gleich auf der passiven Seite befindet. Sein Reiz ist aber von ganz andrer Art, als der des Rothgelben. Er belebt nicht sowohl, als daß er unruhig macht.

788.

So wie die Steigerung selbst unaufhaltsam ist, so wünscht man auch mit dieser Farbe immer fortzugehen, nicht aber, wie beym Rothgelben, immer thätig vorwärts zu schreiten, sondern einen Punct zu finden, wo man ausruhen könnte.

789.

Sehr verdünnt kennen wir die Farbe unter dem Namen Lila; aber auch so hat sie etwas Lebhaftes ohne Fröhlichkeit.

Blaurothe.

790.

Jene Unruhe nimmt bey der weiter ſchreitenden Steigerung zu, und man kann wohl behaupten, daß eine Tapete von einem ganz reinen geſättigten Blaurothe eine Art von unerträglicher Gegenwart ſeyn müſſe. Deswegen es auch, wenn es als Kleidung, Band, oder ſonſtiger Zierath vorkommt, ſehr verdünnt und hell angewendet wird; da es denn ſeiner bezeichneten Natur nach einen ganz beſondern Reiz ausübt.

791.

Indem die hohe Geiſtlichkeit dieſe unruhige Farbe ſich angeeignet hat; ſo dürfte man wohl ſagen, daß ſie auf den unruhigen Staffeln einer immer vordringenden Steigerung unaufhaltſam zu dem Cardinalpurpur hinaufſtrebe.

Rothe.

792.

Man entferne bey dieſer Benennung alles, was im Rothen einen Eindruck von Gelb oder Blau machen

könnte. Man denke sich ein ganz reines Roth, einen vollkommenen, auf einer weißen Porzellanschale aufgetrockneten Carmin. Wir haben diese Farbe, ihrer hohen Würde wegen, manchmal Purpur genannt, ob wir gleich wohl wissen, daß der Purpur der Alten sich mehr nach der blauen Seite hinzog.

793.

Wer die prismatische Entstehung des Purpurs kennt, der wird nicht parador finden, wenn wir behaupten, daß diese Farbe theils actu, theils potentia alle andern Farben enthalte.

794.

Wenn wir beym Gelben und Blauen eine strebende Steigerung ins Rothe gesehen und dabey unsre Gefühle bemerkt haben; so läßt sich denken, daß nun in der Vereinigung der gesteigerten Pole eine eigentliche Beruhigung, die wir eine ideale Befriedigung nennen möchten, statt finden könne. Und so entsteht, bey physischen Phänomenen, diese höchste aller Farbenerscheinungen aus dem Zusammentreten zweyer entgegengesetzten Enden, die sich zu einer Vereinigung nach und nach selbst vorbereitet haben.

795.

Als Pigment hingegen erscheint sie uns als ein Fertiges und als das vollkommenste Roth in der Cochenille; welches Material jedoch durch chemische Behandlung bald ins Plus, bald ins Minus zu führen ist, und allenfalls im besten Carmin als völlig im Gleichgewicht stehend angesehen werden kann.

796.

Die Wirkung dieſer Farbe iſt ſo einzig wie ihre Natur. Sie gibt einen Eindruck ſowohl von Ernſt und Würde, als von Huld und Anmuth. Jenes leiſtet ſie in ihrem dunklen verdichteten, dieſes in ihrem hellen verdünnten Zuſtande. Und ſo kann ſich die Würde des Alters und die Liebenswürdigkeit der Jugend in Eine Farbe kleiden.

797.

Von der Eiferſucht der Regenten auf den Purpur erzählt uns die Geſchichte manches. Eine Umgebung von dieſer Farbe iſt immer ernſt und prächtig.

798.

Das Purpurglas zeigt eine wohlerleuchtete Landſchaft in furchtbarem Lichte. So müßte der Farbeten über Erd' und Himmel am Tage des Gerichts ausgebreitet ſeyn.

799.

Da die beyden Materialien, deren ſich die Färberey zur Hervorbringung dieſer Farbe vorzüglich bedient, der Kermes und die Cochenille, ſich mehr oder weniger zum Plus und Minus neigen; auch ſich durch Behandlung mit Säuern und Alcalien herüber und hinüber führen laſſen: ſo iſt zu bemerken, daß die Franzoſen ſich auf der wirkſamen Seite halten, wie der franzöſiſche Scharlach zeigt, welcher ins Gelbe zieht; die Italiäner hingegen auf der paſſiven Seite verharren, ſo daß ihr Scharlach eine Abdung von Blau behält.

800.

Durch eine ähnliche alcalische Behandlung entsteht das Karmesin, eine Farbe, die den Franzosen sehr verhaßt seyn muß, da sie die Ausdrücke sot en cramoisi, méchant en cramoisi als das Aeußerste des Abgeschmackten und Bösen bezeichnen.

Grün.

801.

Wenn man Gelb und Blau, welche wir als die ersten und einfachsten Farben ansehen, gleich bey ihrem ersten Erscheinen, auf der ersten Stufe ihrer Wirkung zusammenbringt, so entsteht diejenige Farbe, welche wir Grün nennen.

802.

Unser Auge findet in derselben eine reale Befriedigung. Wenn beyde Mutterfarben sich in der Mischung genau das Gleichgewicht halten, dergestalt, daß keine vor der andern bemerklich ist, so ruht das Auge und das Gemüth auf diesem Gemischten wie auf einem Einfachen. Man will nicht weiter und man kann nicht weiter. Deswegen für Zimmer, in denen man sich immer befindet, die grüne Farbe zur Tapete meist gewählt wird.

Totalität und Harmonie.

803.

Wir haben bisher zum Behuf unſres Vortrages angenommen, daß das Auge genöthigt werden könne, ſich mit irgend einer einzelnen Farbe zu identificiren; allein dieß möchte wohl nur auf einen Augenblick möglich ſeyn.

804.

Denn wenn wir uns von einer Farbe umgeben ſehen, welche die Empfindung ihrer Eigenſchaft in unſerm Auge erregt und uns durch ihre Gegenwart nöthigt, mit ihr in einem identiſchen Zuſtande zu verharren; ſo iſt es eine gezwungene Lage, in welcher das Organ ungern verweilt.

805.

Wenn das Auge die Farbe erblickt, ſo wird es gleich in Thätigkeit geſetzt, und es iſt ſeiner Natur gemäß, auf der Stelle eine andre, ſo unbewußt als nothwendig, hervorzubringen, welche mit der gegebenen die Totalität des ganzen Farbenkreiſes enthält. Eine einzelne Farbe erregt in dem Auge, durch eine ſpecifiſche Empfindung, das Streben nach Allgemeinheit.

806.

Um nun dieſe Totalität gewahr zu werden, um ſich ſelbſt zu befriedigen, ſucht es neben jedem farbigen Raum einen farbloſen, um die geforderte Farbe an demſelben hervorzubringen.

807.

Hier liegt alſo das Grundgeſetz aller Harmonie der Farben, wovon ſich jeder durch eigene Erfahrung überzeugen kann, indem er ſich mit den Verſuchen, die wir in der Abtheilung der phyſiologiſchen Farben angezeigt, genau bekannt macht.

808.

Wird nun die Farbentotalität von außen dem Auge als Object gebracht, ſo iſt ſie ihm erfreulich, weil ihm die Summe ſeiner eignen Thätigkeit als Realität entgegen kommt. Es ſey alſo zuerſt von dieſen harmoniſchen Zuſammenſtellungen die Rede.

809.

Um ſich davon auf das leichteſte zu unterrichten, denke man ſich in dem von uns angegebenen Farbenkreiſe einen beweglichen Diameter und führe denſelben im ganzen Kreiſe herum; ſo werden die beyden Enden nach und nach die ſich fordernden Farben bezeichnen; welche ſich denn freylich zuletzt auf drey einfache Gegenſätze zurückführen laſſen.

810.

Gelb fordert Rothblau
Blau fordert Rothgelb
Purpur fordert Grün

und umgekehrt.

811.

Wie der von uns supponirte Zeiger von der Mitte der von uns naturmäßig geordneten Farben wegrückt; eben ſo rückt er mit dem andern Ende in der entgegengeſetzten Abſtufung weiter, und es läßt ſich durch eine ſolche Vorrichtung zu einer jeden fordernden Farbe die geforderte bequem bezeichnen. Sich hiezu einen Farbenkreis zu bilden, der nicht wie der unſre abgeſetzt, ſondern in einem ſtetigen Fortſchritte die Farben und ihre Uebergänge zeigte, würde nicht unnütz ſeyn: denn wir ſtehen hier auf einem ſehr wichtigen Punct, der alle unſre Aufmerkſamkeit verdient.

812.

Wurden wir vorher bey dem Beſchauen einzelner Farben gewiſſermaßen pathologiſch afficirt, indem wir zu einzelnen Empfindungen fortgeriſſen, uns bald lebhaft und ſtrebend, bald weich und ſehnend, bald zum Edlen emporgehoben, bald zum Gemeinen herabgezogen fühlten; ſo führt uns das Bedürfniß nach Totalität, welches unſerm Organ eingeboren iſt, aus dieſer Beſchränkung heraus; es ſetzt ſich ſelbſt in Freyheit, indem es den Gegenſatz des ihm aufgedrungenen Einzelnen und ſomit eine befriedigende Ganzheit hervorbringt.

813.

So einfach also diese eigentlich harmonischen Gegensätze sind, welche uns in dem engen Kreise gegeben werden, so wichtig ist der Wink, daß uns die Natur durch Totalität zur Freyheit heraufzuheben angelegt ist, und daß wir dießmal eine Naturerscheinung zum ästhetischen Gebrauch unmittelbar überliefert erhalten.

814.

Indem wir also aussprechen können, daß der Farbenkreis, wie wir ihn angegeben, auch schon dem Stoff nach eine angenehme Empfindung hervorbringe, ist es der Ort zu gedenken, daß man bisher den Regenbogen mit Unrecht als ein Beyspiel der Farbentotalität angenommen: denn es fehlt demselben die Hauptfarbe, das reine Roth, der Purpur, welcher nicht entstehen kann, da sich bey dieser Erscheinung so wenig als bey dem hergebrachten prismatischen Bilde das Gelbroth und Blauroth zu erreichen vermögen.

815.

Ueberhaupt zeigt uns die Natur kein allgemeines Phänomen, wo die Farbentotalität völlig beysammen wäre. Durch Versuche läßt sich ein solches in seiner vollkommnen Schönheit hervorbringen. Wie sich aber die völlige Erscheinung im Kreise zusammenstellt, machen wir uns am besten durch Pigmente auf Papier begreiflich, bis wir, bey natürlichen Anlagen und nach mancher Erfahrung und Uebung, uns endlich

von der Idee dieſer Harmonie völlig penetrirt und ſie uns im Geiſte gegenwärtig fühlen.

Charakteriſtiſche Zuſammenſtellungen.

816.

Außer dieſen rein harmoniſchen, aus ſich ſelbſt entſpringenden Zuſammenſtellungen, welche immer Totalität mit ſich führen, gibt es noch andre, welche durch Willkühr hervorgebracht werden, und die wir dadurch am leichteſten bezeichnen, daß ſie in unſerm Farbenkreiſe nicht nach Diametern, ſondern nach Chorden aufzufinden ſind, und zwar zuerſt dergeſtalt, daß eine Mittelfarbe überſprungen wird.

817.

Wir nennen dieſe Zuſammenſtellungen charakteriſtiſch, weil ſie ſämmtlich etwas Bedeutendes haben, das ſich uns mit einem gewiſſen Ausdruck aufdringt, aber uns nicht befriedigt, indem jedes Charakteriſtiſche nur dadurch entſteht, daß es als ein Theil aus einem Ganzen heraustritt, mit welchem es ein Verhältniß hat, ohne ſich darin aufzulöſen.

818.

Da wir die Farben in ihrer Entſtehung, ſo wie deren harmoniſche Verhältniſſe kennen, ſo läßt ſich er-

warten, daß auch die Charaktere der willkührlichen Zusammenstellungen von der verschiedensten Bedeutung seyn werden. Wir wollen sie einzeln durchgehen.

Gelb und Blau.

819.

Dieses ist die einfachste von solchen Zusammenstellungen. Man kann sagen, es sey zu wenig in ihr: denn da ihr jede Spur von Roth fehlt, so geht ihr zu viel von der Totalität ab. In diesem Sinne kann man sie arm und, da die beyden Pole auf ihrer niedrigsten Stufe stehn, gemein nennen. Doch hat sie den Vortheil, daß sie zunächst am Grünen und also an der realen Befriedigung steht.

Gelb und Purpur.

820.

Hat etwas Einseitiges, aber Heiteres und Prächtiges. Man sieht die beyden Enden der thätigen Seite neben einander, ohne daß das stetige Werden ausgedrückt sey.

Da man aus ihrer Mischung durch Pigmente das Gelbrothe erwarten kann, so stehn sie gewissermaßen anstatt dieser Farbe.

Blau und Purpur.

821.

Die beyden Enden der passiven Seite mit dem Uebergewicht des obern Endes nach dem activen zu. Da durch Mischung beyder das Blaurothe entsteht, so wird der Effect dieser Zusammenstellung sich auch gedachter Farbe nähern.

Gelbroth und Blauroth.

822.

Haben zusammengestellt, als die gesteigerten Enden der beyden Seiten, etwas Erregendes Hohes. Sie geben uns die Vorahndung des Purpurs, der bey physikalischen Versuchen aus ihrer Vereinigung entsteht.

823.

Diese vier Zusammenstellungen haben also das Gemeinsame, daß sie, vermischt, die Zwischenfarben unseres Farbenkreises hervorbringen würden; wie sie auch schon thun, wenn die Zusammenstellung aus kleinen Theilen besteht und aus der Ferne betrachtet wird. Eine Fläche mit schmalen blau und gelben Streifen erscheint in einiger Entfernung grün.

824.

Wenn nun aber das Auge Blau und Gelb neben einander sieht, so befindet es sich in der sonderbaren Bemühung, immer Grün hervorbringen zu wollen, ohne damit zu Stande zu kommen, und ohne also im Einzelnen Ruhe, oder im Ganzen Gefühl der Totalität bewirken zu können.

825.

Man sieht also, daß wir nicht mit Unrecht diese Zusammenstellungen charakteristisch genannt haben, so wie denn auch der Charakter einer jeden sich auf den Charakter der einzelnen Farben, woraus sie zusammengestellt ist, beziehen muß.

Charakterlose Zusammenstellungen.

826.

Wir wenden uns nun zu der letzten Art der Zusammenstellungen, welche sich aus dem Kreise leicht herausfinden lassen. Es sind nehmlich diejenigen, welche durch kleinere Chorden angedeutet werden, wenn man nicht eine ganze Mittelfarbe, sondern nur den Uebergang aus einer in die andere überspringt.

827.

Man kann diese Zusammenstellungen wohl die charakterlosen nennen, indem sie zu nahe an einander liegen, als daß ihr Eindruck bedeutsam werden könnte. Doch behaupten die meisten immer noch ein gewisses Recht, da sie ein Fortschreiten andeuten, dessen Verhältniß aber kaum fühlbar werden kann.

828.

So drucken Gelb und Gelbroth, Gelbroth und Purpur, Blau und Blauroth, Blauroth und Purpur die nächsten Stufen der Steigerung und Culmination aus, und können in gewissen Verhältnissen der Massen keine üble Wirkung thun.

829.

Gelb und Grün hat immer etwas Gemein-heiteres, Blau und Grün aber immer etwas Gemein-widerliches;

deswegen unsre guten Vorfahren diese letzte Zusammenstellung auch Narrenfarbe genannt haben.

Bezug der Zusammenstellungen zu Hell und Dunkel.

830.

Diese Zusammenstellungen können sehr vermannichfaltigt werden, indem man beyde Farben hell, beyde Farben dunkel, eine Farbe hell die andre dunkel zusammenbringen kann; wobey jedoch, was im Allgemeinen gegolten hat, in jedem besondern Falle gelten muß. Von dem unendlich Mannigfaltigen, was dabey statt findet, erwähnen wir nur folgendes.

831.

Die active Seite mit dem Schwarzen zusammengestellt, gewinnt an Energie; die passive verliert. Die active mit dem Weißen und Hellen zusammengebracht, verliert an Kraft; die passive gewinnt an Heiterkeit. Purpur und Grün mit Schwarz sieht dunkel und düster, mit Weiß hingegen erfreulich aus.

832.

Hierzu kommt nun noch, daß alle Farben mehr oder weniger beschmutzt, bis auf einen gewissen Grad unkenntlich gemacht, und so theils unter sich selbst,

theils mit reinen Farben zuſammengeſtellt werden können. wodurch zwar die Verhältniſſe unendlich variirt werden, wobey aber doch alles gilt, was von dem reinen gegolten hat.

Hiſtoriſche Betrachtungen.

833.

Wenn in dem Vorhergehenden die Grundſätze der Farbenharmonie vorgetragen worden; ſo wird es nicht zweckwidrig ſeyn, wenn wir das dort Ausgeſprochene in Verbindung mit Erfahrungen und Beyſpielen nochmals wiederholen.

834.

Jene Grundſätze waren aus der menſchlichen Natur und aus den anerkannten Verhältniſſen der Farbenerſcheinungen abgeleitet. In der Erfahrung begegnet uns manches, was jenen Grundſätzen gemäß, manches, was ihnen widerſprechend iſt.

835.

Naturmenſchen, rohe Völker, Kinder haben große Neigung zur Farbe in ihrer höchſten Energie, und alſo beſonders zu dem Gelbrothen. Sie haben auch eine Neigung zum Bunten. Das Bunte aber entſteht, wenn die Farben in ihrer höchſten Energie ohne har-

monisches Gleichgewicht zusammengestellt worden. Findet sich aber dieses Gleichgewicht durch Instinct, oder zufällig beobachtet, so entsteht eine angenehme Wirkung. Ich erinnere mich, daß ein hessischer Officier, der aus Amerika kam, sein Gesicht nach Art der Wilden mit reinen Farben bemalte, wodurch eine Art von Totalität entstand, die keine unangenehme Wirkung that.

836.

Die Völker des südlichen Europa's tragen zu Kleidern sehr lebhafte Farben. Die Seidenwaaren, welche sie leichten Kaufs haben, begünstigen diese Neigung. Auch sind besonders die Frauen mit ihren lebhaftesten Miedern und Bändern immer mit der Gegend in Harmonie, indem sie nicht im Stande sind, den Glanz des Himmels und der Erde zu überscheinen.

837.

Die Geschichte der Färberey belehrt uns, daß bey den Trachten der Nationen gewisse technische Bequemlichkeiten und Vortheile sehr großen Einfluß hatten. So sieht man die Deutschen viel in Blau gehen, weil es eine dauerhafte Farbe des Tuches ist; auch in manchen Gegenden, alle Landleute in grünem Zwillich, weil dieser gedachte Farbe gut annimmt. Möchte ein Reisender hierauf achten, so würden ihm bald angenehme und lehrreiche Beobachtungen gelingen.

838.

Farben, wie sie Stimmungen hervorbringen, fügen sich auch zu Stimmungen und Zuständen. Leb-

haſte Nationen, z. B. die Franzoſen, lieben die geſteigerten Farben, beſonders der activen Seite; gemäßigte, als Engländer und Deutſche, das Stroh- oder Ledergelb, wozu ſie Dunkelblau tragen. Nach Würde ſterbende Nationen, als Italiäner und Spanier, ziehen die rothe Farbe ihrer Mäntel auf die paſſive Seite hinüber.

839.

Man bezieht bey Kleidungen den Charakter der Farbe auf den Charakter der Perſon. So kann man das Verhältniß der einzelnen Farben und Zuſammenſtellungen zu Geſichtsfarbe, Alter und Stand beobachten.

840.

Die weibliche Jugend hält auf Roſenfarb und Meergrün; das Alter auf Violett und Dunkelgrün. Die Blondine hat zu Violett und Hellgelb, die Brünette zu Blau und Gelbroth Neigung, und ſämmtlich mit Recht.

Die römiſchen Kaiſer waren auf den Purpur höchſt eiferſüchtig. Die Kleidung des chineſiſchen Kaiſers iſt Orange mit Purpur geſtickt. Citronengelb dürfen auch ſeine Bedienten und die Geiſtlichen tragen.

841.

Gebildete Menſchen haben einige Abneigung vor Farben. Es kann dieſes theils aus Schwäche des Organs, theils aus Unſicherheit des Geſchmacks geſchehen, die ſich gern in das völlige Nichts flüchtet.

Die Frauen gehen nunmehr faſt durchgängig weiß, und die Männer ſchwarz.

842.

Ueberhaupt aber ſteht hier eine Beobachtung nicht am unrechten Platze, daß der Menſch, ſo gern er ſich auszeichnet, ſich auch eben ſo gern unter ſeines Gleichen verlieren mag.

843.

Die ſchwarze Farbe ſollte den venetianiſchen Edelmann an eine republicaniſche Gleichheit erinnern.

844.

In wiefern der trübe nordiſche Himmel die Farben nach und nach vertrieben hat, ließe ſich vielleicht auch noch unterſuchen.

845.

Man iſt freylich bey dem Gebrauch der ganzen Farben ſehr eingeſchränkt; dahingegen die beſchmutzten, getödteten, ſogenannten Modefarben unendlich viele abweichende Grade und Schattirungen zeigen, wovon die meiſten nicht ohne Anmuth ſind.

846.

Zu bemerken iſt noch, daß die Frauenzimmer bey ganzen Farben in Gefahr kommen, eine nicht ganz lebhafte Geſichtsfarbe noch unſcheinbarer zu machen; wie ſie denn überhaupt genöthigt ſind, ſobald ſie einer glänzenden Umgebung das Gleichgewicht halten ſollen, ihre Geſichtsfarbe durch Schminke zu erhöhen.

847.

Hier wäre nun noch eine artige Arbeit zu machen übrig, nämlich eine Beurtheilung der Uniformen, Livreen, Cocarden und andrer Abzeichen, nach den oben aufgestellten Grundsätzen. Man könnte im Allgemeinen sagen, daß solche Kleidungen oder Abzeichen keine harmonischen Farben haben dürfen. Die Uniformen sollten Charakter und Würde haben; die Livreen können gemein und ins Auge fallend seyn. An Beyspielen von guter und schlechter Art würde es nicht fehlen, da der Farbenkreis eng und schon oft genug durchprobirt worden ist.

Aesthetische Wirkung.

848.

Aus der sinnlichen und sittlichen Wirkung der Farben, sowohl einzeln als in Zusammenstellung, wie wir sie bisher vorgetragen haben, wird nun für den Künstler die ästhetische Wirkung abgeleitet. Wir wollen auch darüber die nöthigsten Winke geben, wenn wir vorher die allgemeine Bedingung malerischer Darstellung, Licht und Schatten, abgehandelt, woran sich die Farbenerscheinung unmittelbar anschließt.

Helldunkel.

849.

Das Helldunkel, clair-obscur, nennen wir die Erscheinung körperlicher Gegenstände, wenn an denselben nur die Wirkung des Lichtes und Schattens betrachtet wird.

850.

Im engern Sinne wird auch manchmal eine Schattenpartie, welche durch Reflexe beleuchtet wird, so genannt; doch wir brauchen hier das Wort in seinem ersten allgemeinern Sinne.

851.

Die Trennung des Helldunkels von aller Farbenerscheinung ist möglich und nöthig. Der Künstler wird das Räthsel der Darstellung eher lösen, wenn er sich zuerst das Helldunkel unabhängig von Farben denkt, und dasselbe in seinem ganzen Umfange kennen lernt.

852.

Das Helldunkel macht den Körper als Körper erscheinen, indem uns Licht und Schatten von der Dichtigkeit belehrt.

853.

Es kommt dabey in Betracht das höchste Licht, die Mitteltinte, der Schatten, und bey dem letzten

wieder der eigene Schatten des Körpers, der auf andre Körper geworfene Schatten, der erhellte Schatten oder Reflex.

834.

Zum natürlichsten Beyspiel für das Helldunkel wäre die Kugel günstig, um sich einen allgemeinen Begriff zu bilden, aber nicht hinlänglich zum ästhetischen Gebrauch. Die verfließende Einheit einer solchen Rundung führt zum Nebulistischen. Um Kunstwirkungen zu erzwecken, müssen an ihr Flächen hervorgebracht werden, damit die Theile der Schatten- und Lichtseite sich mehr in sich selbst absondern.

835.

Die Italiäner nennen dieses il piazzoso; man könnte es im Deutschen das Flächenhafte nennen. Wenn nun also die Kugel ein vollkommenes Beyspiel des natürlichen Helldunkels wäre; so würde ein Vieleck ein Beyspiel des künstlichen seyn, wo alle Arten von Lichtern, Halblichtern, Schatten und Reflexen bemerklich wären.

836.

Die Traube ist als ein gutes Beyspiel eines malerischen Ganzen im Helldunkel anerkannt, um so mehr als sie ihrer Form nach eine vorzügliche Gruppe darzustellen im Stande ist; aber sie ist bloß für den Meister tauglich, der das, was er auszuüben versteht, in ihr zu sehen weiß.

857.

Um den ersten Begriff faßlich zu machen, der selbst von einem Vieleck immer noch schwer zu abstrahiren ist, schlagen wir einen Cubus vor, dessen drey gesehene Seiten, das Licht, die Mitteltinte und den Schatten, abgesondert neben einander vorstellen.

858.

Jedoch um zum Helldunkel einer zusammengesetztern Figur überzugehen, wählen wir das Beyspiel eines aufgeschlagenen Buches, welches uns einer größern Mannigfaltigkeit näher bringt.

859.

Die antiken Statuen aus der schönen Zeit findet man zu solchen Wirkungen höchst zweckmäßig gearbeitet. Die Lichtpartieen sind einfach behandelt, die Schattenseiten desto mehr unterbrochen, damit sie für mannigfaltige Reflexe empfänglich würden; wobey man sich des Beyspiels vom Vieleck erinnern kann.

860.

Beyspiele antiker Malerey geben hierzu die herculanischen Gemälde und die aldobrandinische Hochzeit.

861.

Moderne Beyspiele finden sich in einzelnen Figuren Raphaels, an ganzen Gemälden Correggios, der niederländischen Schule, besonders des Rubens.

Streben zur Farbe.

862.

Ein Kunſtwerk ſchwarz und weiß kann in der Malerey ſelten vorkommen. Einige Arbeiten von Polydor geben uns davon Beyſpiele, ſo wie unſre Kupferſtiche und geſchabten Blätter. Dieſe Arten, in ſofern ſie ſich mit Formen und Haltung beſchäftigen, ſind ſchätzenswerth; allein ſie haben wenig Gefälliges fürs Auge, indem ſie nur durch eine gewaltſame Abſtraction entſtehen.

863.

Wenn ſich der Künſtler ſeinem Gefühl überläßt, ſo meldet ſich etwas farbiges gleich. So bald das Schwarze ins Blauliche fällt, entſteht eine Forderung des Gelben, das dem der Künſtler inſtinctmäßig vertheilt und theils rein in den Lichtern, theils geröthet und beſchmutzt als Braun in den Reflexen, zu Belebung des Ganzen anbringt, wie es ihm am räthlichſten zu ſeyn ſcheint.

864.

Alle Arten von Camayen, oder Farb' in Farbe, laufen doch am Ende dahin hinaus, daß ein geforderter Gegenſatz oder irgend eine farbige Wirkung angebracht wird. So hat Polydor in ſeinen ſchwarz und weißen Frescogemälden ein gelbes Gefäß, oder ſonſt etwas der Art eingeführt.

865.

Ueberhaupt strebten die Menschen in der Kunst instinctmäßig jederzeit nach Farbe. Man darf nur täglich beobachten, wie Zeichenlustige von Tusche oder schwarzer Kreide auf weiß Papier zu farbigem Papier sich steigern; dann verschiedene Kreiden anwenden und endlich ins Pastell übergehen. Man sah in unsern Zeiten Gesichter mit Silberstift gezeichnet, durch rothe Bäckchen belebt und mit farbigen Kleidern angethan; ja Silhouetten in bunten Uniformen. Paolo Uccello malte farbige Landschaften zu farblosen Figuren.

866.

Selbst die Bildhauerey der Alten konnte diesem Trieb nicht widerstehen. Die Aegypter strichen ihre Basreliefs an. Den Statuen gab man Augen von farbigen Steinen. Zu marmornen Köpfen und Extremitäten fügte man porphyrne Gewänder, so wie man bunte Kalkfinter zum Sturze der Brustbilder nahm. Die Jesuiten verfehlten nicht, ihren heiligen Aloysius in Rom auf diese Weise zusammen zu setzen, und die neuste Bildhauerey unterscheidet das Fleisch durch eine Tinctur von den Gewändern.

Haltung.

867.

Wenn die Linearperspective die Abstufung der Gegenstände in scheinbarer Größe durch Entfernung zeigt; so läßt uns die Luftperspective die Abstufung der Gegenstände in mehr oder minderer Deutlichkeit durch Entfernung sehen.

868.

Ob wir zwar entfernte Gegenstände nach der Natur unsres Auges nicht so deutlich sehen als nähere; so ruht doch die Luftperspective eigentlich auf dem wichtigen Satz, daß alle durchsichtigen Mittel einigermaßen trübe sind.

869.

Die Atmosphäre ist also immer mehr oder weniger trüb. Besonders zeigt sie diese Eigenschaft in den südlichen Gegenden bey hohem Barometerstand, trocknem Wetter und wolkenlosem Himmel, wo man eine sehr merkliche Abstufung wenig auseinanderstehender Gegenstände beobachten kann.

870.

Im Allgemeinen ist diese Erscheinung jedermann bekannt; der Maler hingegen sieht die Abstufung bey den geringsten Abständen, oder glaubt sie zu sehen. Er

ſtellt ſie praktiſch dar, indem er die Theile eines Körpers, z. B. eines völlig vorwärts gekehrten Geſichtes, von einander abſtuft. Hiebey behauptet Beleuchtung ihre Rechte. Dieſe kommt von der Seite in Betracht, ſo wie die Haltung von vorn nach der Tiefe zu.

Colorit.

871.

Indem wir nunmehr zur Farbengebung übergehen, ſetzen wir voraus, daß der Maler überhaupt mit dem Entwurf unſerer Farbenlehre bekannt ſey und ſich gewiſſe Kapitel und Rubriken, die ihn vorzüglich berühren, wohl zu eigen gemacht habe: denn ſo wird er ſich im Stande befinden, das Theoretiſche ſowohl als das Praktiſche, im Erkennen der Natur und im Anwenden auf die Kunſt, mit Leichtigkeit zu behandeln.

Colorit des Orts.

872.

Die erſte Erſcheinung des Colorits tritt in der Natur gleich mit der Haltung ein: denn die Luftper-

ſpective beruht auf der Lehre von den trüben Mitteln. Wir ſehen den Himmel, die entfernten Gegenſtände, ja die nahen Schatten blau. Zugleich erſcheint uns das Leuchtende und Beleuchtete ſtufenweiſe Gelb bis zur Purpurfarbe. In manchen Fällen tritt ſogleich die phyſiologiſche Forderung der Farben ein, und eine ganz farbloſe Landſchaft wird durch dieſe mit und gegen einander wirkenden Beſtimmungen vor unſerm Auge völlig farbig erſcheinen.

Colorit der Gegenſtände.

873.

Localfarben ſind die allgemeinen Elementarfarben, aber nach den Eigenſchaften der Körper und ihrer Oberflächen, an denen wir ſie gewahr werden, ſpecificirt. Dieſe Specification geht bis ins Unendliche.

874.

Es iſt ein groſſer Unterſchied, ob man gefärbte Seide oder Wolle vor ſich hat. Jede Art des Bereitens und Webens bringt ſchon Abweichungen hervor. Rauhigkeit, Glätte, Glanz kommen in Betrachtung.

875.

Es iſt daher ein der Kunſt ſehr ſchädliches Vorurtheil, daß der gute Maler keine Rückſicht auf den Stoff der

Gewänder nehmen, sondern nur immer gleichsam abstracte Falten malen müsse. Wird nicht hierdurch alle charakteristische Abwechslung aufgehoben, und ist das Porträt von Leo X. deshalb weniger trefflich, weil an diesem Bilde Sammt, Atlas und Mohr neben einander nachgeahmt ward?

876.

Bey Naturproducten erscheinen die Farben mehr oder weniger modificirt, specificirt, ja individualisirt; welches bey Steinen und Pflanzen, bey den Federn der Vögel und den Haaren der Thiere wohl zu beobachten ist.

877.

Die Hauptkunst des Malers bleibt immer, daß er die Gegenwart des bestimmten Stoffes nachahme und das Allgemeine, Elementare der Farbenerscheinung zerstöre. Die höchste Schwierigkeit findet sich hier bey der Oberfläche des menschlichen Körpers.

878.

Das Fleisch steht im Ganzen auf der activen Seite; doch spielt das Blauliche der passiven auch mit herein. Die Farbe ist durchaus ihrem elementaren Zustande entrückt und durch Organisation neutralisirt.

879.

Das Colorit des Ortes und das Colorit der Gegenstände in Harmonie zu bringen, wird nach Betrach-

tung deſſen, was von uns in der Farbenlehre abgehandelt worden, dem geiſtreichen Künſtler leichter werden, als bisher der Fall war, und er wird im Stande ſeyn, unendlich ſchöne, mannigfaltige und zugleich wahre Erſcheinungen darzuſtellen.

Charakteriſtiſches Colorit.

880.

Die Zuſammenſtellung farbiger Gegenſtände ſowohl als die Färbung des Raums, in welchem ſie enthalten ſind, ſoll nach Zwecken geſchehen, welche der Künſtler ſich vorſetzt. Hiezu iſt beſonders die Kenntniß der Wirkung der Farben auf Empfindung, ſowohl im Einzelnen als in Zuſammenſtellung, nöthig. Deshalb ſich denn der Maler von dem allgemeinen Dualism ſowohl als von den beſondern Gegenſätzen penetriren ſoll; wie er denn überhaupt wohl inne haben müßte, was wir von den Eigenſchaften der Farben geſagt haben.

881.

Das Charakteriſtiſche kann unter drey Hauptrubriken begriffen werden, die wir einſtweilen durch das Mächtige, das Sanfte und das Glänzende bezeichnen wollen.

882.

Das erſte wird durch das Uebergewicht der activen, das zweyte durch das Uebergewicht der paſſiven Seite,

das dritte durch Totalität und Darstellung des ganzen Farbenkreises im Gleichgewicht hervorgebracht.

883.

Der mächtige Effect wird erreicht durch Gelb, Gelbroth und Purpur, welche letzte Farbe auch noch auf der Plusseite zu halten ist. Wenig Violett und Blau, noch weniger Grün ist anzubringen. Der sanfte Effect wird durch Blau, Violett und Purpur, welcher jedoch auf die Minusseite zu führen ist, hervorgebracht. Wenig Gelb und Gelbroth, aber viel Grün, kann statt finden.

884.

Wenn man also diese beyden Effecte in ihrer vollen Bedeutung hervorbringen will, so kann man die geforderten Farben bis auf ein Minimum ausschließen und nur so viel von ihnen sehen lassen, als eine Ahndung der Totalität unweigerlich zu verlangen scheint.

Harmonisches Colorit.

883.

Obgleich die beyden charakteristischen Bestimmungen, nach der eben angezeigten Weise, auch gewissermaßen harmonisch genannt werden können; so entsteht doch die eigentliche harmonische Wirkung nur alsdann, wenn

alle Farben neben einander im Gleichgewicht angebracht sind.

886.

Man kann hiedurch das Glänzende sowohl als das Angenehme hervorbringen, welche beyde jedoch immer etwas Allgemeines und in diesem Sinne etwas Charakterloses haben werden.

887.

Hierin liegt die Ursache, warum das Colorit der meisten Neuern charakterlos ist; denn indem sie nur ihrem Instinct folgen, so bleibt das Letzte, wohin er sie führen kann, die Totalität, die sie mehr oder weniger erreichen, dadurch aber zugleich den Charakter versäumen, den das Bild allenfalls haben könnte.

888.

Hat man hingegen jene Grundsätze im Auge, so sieht man, wie sich für jeden Gegenstand mit Sicherheit eine andre Farbenstimmung wählen läßt. Freylich fordert die Anwendung unendliche Modificationen, welche dem Genie allein, wenn es von diesen Grundsätzen durchdrungen ist, gelingen werden.

Aechter Ton.

889.

Wenn man das Wort Ton, oder vielmehr Tonart, auch noch künftig von der Musik borgen und bey

der Farbengebung brauchen will; so wird es in einem beſſern Sinne als bisher geſchehen können.

890.

Man würde nicht mit Unrecht ein Bild von mächtigem Effect, mit einem muſikaliſchen Stücke aus dem Durton; ein Gemälde von ſanftem Effect, mit einem Stücke aus dem Molton vergleichen; ſo wie man für die Modification dieſer beyden Haupteffecte andre Vergleichungen finden könnte.

Falſcher Ton.

891.

Was man bisher Ton nannte, war ein Schleyer von einer einzigen Farbe über das ganze Bild gezogen. Man nahm ihn gewöhnlich gelb, indem man aus Inſtinct das Bild auf die mächtige Seite treiben wollte.

892.

Wenn man ein Gemälde durch ein gelbes Glas anſieht, ſo wird es uns in dieſem Ton erſcheinen. Es iſt der Mühe werth, dieſen Verſuch zu machen und zu wiederholen, um genau kennen zu lernen, was bey einer ſolchen Operation eigentlich vorgeht. Es iſt eine Art Nachtbeleuchtung, eine Steigerung, aber zugleich Verdüſterung der Plusſeite, und eine Beſchmutzung der Minusſeite.

893.

Dieſer unechte Ton iſt durch Inſtinct aus Unſicherheit deſſen, was zu thun ſey, entſtanden; ſo daß man anſtatt der Totalität, eine Uniformität hervorbrachte.

Schwaches Colorit.

894.

Eben dieſe Unſicherheit iſt Urſache, daß man die Farben der Gemälde ſo ſehr gebrochen hat, daß man aus dem Grauen heraus, und in das Graue hinein malt, und die Farbe ſo leiſe behandelt als möglich.

895.

Man findet in ſolchen Gemälden oft die harmoniſchen Gegenſtellungen recht glücklich, aber ohne Muth, weil man ſich vor dem Bunten fürchtet.

Das Bunte.

896.

Bunt kann ein Gemälde leicht werden, in welchem man bloß empiriſch, nach unſichern Eindrücken, die Farben in ihrer ganzen Kraft neben einander ſtellen wollte.

897.

Wenn man dagegen ſchwache, obgleich widrige Farben neben einander ſetzt, ſo iſt freylich der Effect nicht auffallend. Man trägt ſeine Unſicherheit auf den Zuſchauer hinüber, der denn an ſeiner Seite weder loben noch tadeln kann.

898.

Auch iſt es eine wichtige Betrachtung, daß man zwar die Farben unter ſich in einem Bilde richtig aufſtellen könne, daß aber doch ein Bild bunt werden müſſe, wenn man die Farben in Bezug auf Licht und Schatten falſch anwendet.

899.

Es kann dieſer Fall um ſo leichter eintreten, als Licht und Schatten ſchon durch die Zeichnung gegeben und in derſelben gleichſam enthalten iſt, dahingegen die Farbe der Wahl und Willkühr noch unterworfen bleibt.

Furcht vor dem Theoretiſchen.

900.

Man fand bisher bey den Malern eine Furcht, ja eine entſchiedene Abneigung gegen alle theoretiſche Betrachtungen über die Farbe und was zu ihr gehört;

welches ihnen jedoch nicht übel zu deuten war. Denn das bisher sogenannte Theoretische war grundlos, schwankend und auf Empirie hindeutend. Wir wünschen, daß unsre Bemühungen diese Furcht einigermaßen vermindern und den Künstler anreizen mögen, die aufgestellten Grundsätze praktisch zu prüfen und zu belegen.

Letzter Zweck.

901.

Denn ohne Uebersicht des Ganzen wird der letzte Zweck nicht erreicht. Von allem dem, was wir bisher vorgetragen, durchdringe sich der Künstler. Nur durch die Einstimmung des Lichtes und Schattens, der Haltung, der wahren und charakteristischen Farbengebung kann das Gemälde von der Seite, von der wir es gegenwärtig betrachten, als vollendet erscheinen.

Gründe.

902.

Es war die Art der ältern Künstler, auf hellen Grund zu malen. Er bestand aus Kreide und wurde

auf Leinwand oder Holz ſtark aufgetragen und polirt. Sodann wurde der Umriß aufgezeichnet und das Bild mit einer ſchwärzlichen oder bräunlichen Farbe ausgetuſcht. Dergleichen auf dieſe Art zum Coloriren vorbereitete Bilder ſind noch übrig von Leonardo da Vinci, Fra Bartolomeo und mehrere von Guido.

903.

Wenn man zur Colorirung ſchritt und weiße Gewänder darſtellen wollte; ſo ließ man zuweilen dieſen Grund ſtehen. Tizian that es in ſeiner ſpätern Zeit, wo er die große Sicherheit hatte, und mit wenig Mühe viel zu leiſten wußte. Der weißliche Grund wurde als Mitteltinte behandelt, die Schatten aufgetragen und die hohen Lichter aufgeſetzt.

904.

Beym Coloriren war das untergelegte gleichſam getuſchte Bild immer wirkſam. Man malte z. B. ein Gewand mit einer Laſurfarbe, und das Weiße ſchien durch und gab der Farbe ein Leben, ſo wie der ſchon früher zum Schatten angelegte Theil die Farbe gedämpft zeigte, ohne daß ſie gemiſcht oder beſchmutzt geweſen wäre.

905.

Dieſe Methode hatte viele Vortheile. Denn an den lichten Stellen des Bildes hatte man einen hellen, an den beſchatteten einen dunkeln Grund. Das ganze Bild war vorbereitet; man konnte mit leichten Farben malen, und man war der Uebereinſtimmung

des Lichtes mit den Farben gewiß. Zu unsern Zeiten ruht die Aquarellmalerey auf diesen Grundsätzen.

906.

Uebrigens wird in der Oelmalerey gegenwärtig durchaus ein heller Grund gebraucht, weil Mitteltinten mehr oder weniger durchsichtig sind, und also durch einen hellen Grund einigermaßen belebt, so wie die Schatten selbst nicht so leicht dunkel werden.

907.

Auf dunkle Gründe malte man auch eine Zeitlang. Wahrscheinlich hat sie Tintoret eingeführt; ob Giorgione sich derselben bedient, ist nicht bekannt. Tizians beste Bilder sind nicht auf dunkeln Grund gemalt.

908.

Ein solcher Grund war rothbraun, und wenn auf denselben das Bild aufgezeichnet war, so wurden die stärksten Schatten aufgetragen, die Lichtfarben impastirte man auf den hohen Stellen sehr stark und vertrieb sie gegen den Schatten zu; da denn der dunkle Grund durch die verdünnte Farbe als Mitteltinte durchsah. Der Effect wurde beym Ausmalen durch mehrmaliges Uebergehen der lichten Partieen und Aufsetzen der hohen Lichter erreicht.

909.

Wenn diese Art sich besonders wegen der Geschwindigkeit bey der Arbeit empfielt, so hat sie doch

in der Folge viel Schädliches. Der energische Grund wächst und wird dunkler; was die hellen Farben nach und nach an Klarheit verlieren, giebt der Schattenseite immer mehr und mehr Uebergewicht. Die Mitteltinten werden immer dunkler und der Schatten zuletzt ganz finster. Die stark aufgetragenen Lichter bleiben allein hell und man sieht nur lichte Flecken auf dem Bilde; wovon uns die Gemälde der bolognesischen Schule und des Caravaggio genugsame Beyspiele geben.

910.

Auch ist nicht unschicklich, hier noch zum Schlusse des Lasirens zu erwähnen. Dieses geschieht, wenn man eine schon aufgetragene Farbe als hellen Grund betrachtet. Man kann eine Farbe dadurch fürs Auge mischen, sie steigern, ihr einen sogenannten Ton geben; man macht sie dabey aber immer dunkler.

Pigmente.

911.

Wir empfangen sie aus der Hand des Chemikers und Naturforschers. Manches ist darüber aufgezeichnet und durch den Druck bekannt geworden; doch verdiente dieses Capitel von Zeit zu Zeit neu bearbeitet zu werden. Indessen theilt der Meister seine Kennt-

niſſe hierüber dem Schüler mit, der Künſtler dem Künſtler.

912.

Diejenigen Pigmente, welche ihrer Natur nach die dauerhafteſten ſind, werden vorzüglich ausgeſucht: aber auch die Behandlungsart trägt viel zur Dauer des Bildes bey. Deswegen ſind ſo wenig Farbenkörper als möglich anzuwenden, und die ſimpelſte Methode des Auftrags nicht genug zu empfehlen.

913.

Denn aus der Menge der Pigmente iſt manches Uebel für das Colorit entſprungen. Jedes Pigment hat ſein eigenthümliches Weſen in Abſicht ſeiner Wirkung aufs Auge; ferner etwas Eigenthümliches, wie es techniſch behandelt ſeyn will. Jenes iſt Urſache, daß die Harmonie ſchwerer durch mehrere als durch wenige Pigmente zu erreichen iſt; dieſes, daß chemiſche Wirkung und Gegenwirkung unter den Farbekörpern ſtatt finden kann.

914.

Ferner gedenken wir noch einiger falſchen Richtungen, von denen ſich die Künſtler hinreißen laſſen. Die Maler begehren immer nach neuen Farbekörpern, und glauben, wenn ein ſolcher gefunden wird, einen Vorſchritt in der Kunſt gethan zu haben. Sie tragen großes Verlangen, die alten mechaniſchen Behandlungsarten kennen zu lernen, wodurch ſie viel Zeit verlieren; wie wir uns denn zu Ende des vorigen Jahrhunderts mit der Wachsmalerey viel

zu lange gequält haben. Andre gehen darauf aus, neue Behandlungsarten zu erfinden; wodurch denn auch weiter nichts gewonnen wird. Denn es ist zuletzt doch nur der Geist, der jede Technik lebendig macht.

Allegorischer, symbolischer, mystischer Gebrauch der Farbe.

913.

Es ist oben umständlich nachgewiesen worden, daß eine jede Farbe einen besondern Eindruck auf den Menschen mache, und dadurch ihr Wesen sowohl dem Auge als Gemüth offenbare. Daraus folgt sogleich, daß die Farbe sich zu gewissen sinnlichen, sittlichen, ästhetischen Zwecken anwenden lasse.

916.

Einen solchen Gebrauch also, der mit der Natur völlig übereinträfe, könnte man den symbolischen nennen, indem die Farbe ihrer Wirkung gemäß angewendet würde, und das wahre Verhältniß sogleich die Bedeutung aussprächе. Stellt man z. B. den Purpur als die Majestät bezeichnend auf, so wird wohl kein Zweifel seyn, daß der rechte Ausdruck gefunden worden; wie sich alles dieses schon oben hinreichend auseinandergesetzt findet.

917.

Hiermit ist ein anderer Gebrauch nahe verwandt, den man den allegorischen nennen könnte. Bey diesem ist mehr zufälliges und willkührliches, ja man kann sagen etwas Conventionelles, indem uns erst der Sinn des Zeichens überliefert werden muß, ehe wir wissen, was es bedeuten soll, wie es sich z. B. mit der grünen Farbe verhält, die man der Hoffnung zugetheilt hat.

918.

Daß zuletzt auch die Farbe eine mystische Deutung erlaube, läßt sich wohl ahnden. Denn da jenes Schema, worin sich die Farbenmannigfaltigkeit darstellen läßt, solche Urverhältnisse andeutet, die sowohl der menschlichen Anschauung als der Natur angehören, so ist wohl kein Zweifel, daß man sich ihrer Bezüge, gleichsam als einer Sprache, auch da bedienen könne, wenn man Urverhältnisse ausdrücken will, die nicht eben so mächtig und mannigfaltig in die Sinne fallen. Der Mathematiker schätzt den Werth und Gebrauch des Triangels; der Triangel steht bey dem Mystiker in großer Verehrung; gar manches läßt sich im Triangel schematisiren und die Farbenerscheinung gleichfalls, und zwar dergestalt, daß man durch Verdopplung und Verschränkung zu dem alten geheimnißvollen Sechseck gelangt.

919.

Wenn man erst das Auseinandergehen des Gelben und Blauen wird recht gefaßt, besonders

aber die Steigerung ins Rothe genugsam betrachtet haben, wodurch das Entgegengesetzte sich gegen einander neigt, und sich in einem Dritten vereinigt; dann wird gewiß eine besondere geheimnißvolle Anschauung eintreten, daß man diesen beyden getrennten, einander entgegengesetzten Wesen eine geistige Bedeutung unterlegen könne, und man wird sich kaum enthalten, wenn man sie unterwärts das Grün, und oberwärts das Roth hervorbringen sieht, dort an die irdischen, hier an die himmlischen Ausgeburten der Elohim zu gedenken.

920.

Doch wir thun besser, uns nicht noch zum Schlusse dem Verdacht der Schwärmerey auszusetzen, um so mehr als es, wenn unsre Farbenlehre Gunst gewinnt, an allegorischen symbolischen und mystischen Anwendungen und Deutungen, dem Geiste der Zeit gemäß, gewiß nicht fehlen wird.

Zugabe.

Das Bedürfniß des Malers, der in der bisherigen Theorie keine Hülfe fand, sondern seinem Gefühl, seinem Geschmack, einer unsichern Ueberlieferung in Absicht auf die Farbe völlig überlassen war, ohne irgend ein physisches Fundament gewahr zu werden, worauf er seine Ausübung hätte gründen können, dieses Bedürfniß war der erste Anlaß, der den Verfasser vermochte, in eine Bearbeitung der Farbenlehre sich einzulassen. Da nichts wünschenswerther ist, als daß diese theoretische Ausführung bald im Praktischen genutzt und dadurch geprüft und schnell weiter geführt werde; so muß es zugleich höchst willkommen seyn, wenn wir finden, daß Künstler selbst schon den Weg einschlagen, den wir für den rechten halten.

Ich lasse daher zum Schluß, um hiervon ein Zeugniß abzugeben, den Brief eines talentvollen Malers, des Herrn Philipp Otto Runge, mit Vergnügen abdrucken, eines jungen Mannes, der ohne von meinen Bemühungen unterrichtet zu seyn, durch Naturel, Uebung und Nachdenken sich auf die gleichen Wege gefunden hat. Man wird in diesem Briefe, den ich ganz mittheile, weil seine sämmtlichen Glieder in einem innigen Zusammenhange stehen, bey aufmerksamer Vergleichung gewahr werden, daß mehrere Stellen genau mit meinem Entwurf übereinkommen.

daß andere ihre Deutung und Erläuterung aus meiner Arbeit gewinnen können, und daß dabey der Verfasser in mehreren Stellen mit lebhafter Ueberzeugung und wahrem Gefühle mir selbst auf meinem Gange vorgeschritten ist. Möge sein schönes Talent praktisch bethätigen, wovon wir uns beyde überzeugt halten, und möchten wir bey fortgesetzter Betrachtung und Ausübung mehrere gewogene Mitarbeiter finden.

Wolgast den 3. Julii 1806.

Nach einer kleinen Wanderung, die ich durch unsere anmuthige Insel Rügen gemacht hatte, wo der stille Ernst des Meeres von den freundlichen Halbinseln und Thälern, Hügeln und Felsen, auf mannigfaltige Art unterbrochen wird, fand ich zu dem freundlichen Willkommen der Meinigen, auch noch Ihren werthen Brief; und es ist eine große Beruhigung für mich, meinen herzlichen Wunsch in Erfüllung gehen zu sehen, daß meine Arbeiten doch auf irgend eine Art ansprechen möchten. Ich empfinde es sehr, wie Sie ein Bestreben, was auch außer der Richtung, die Sie der Kunst wünschen, liegt, würdigen; und es würde eben so albern seyn, Ihnen meine Ursachen, warum ich so arbeite, zu sagen, als wenn ich bereden wollte, die meinige wäre die rechte.

Wenn die Praktik für Jeden mit so großen Schwierigkeiten verbunden ist, so ist sie es in unsern Zeiten im höchsten Grade. Für den aber, der in einem Alter, wo der Verstand schon eine große Oberhand erlangt hat, erst anfängt, sich in den Anfangs-

gründen zu üben, wird es unmöglich, ohne zu Grunde zu gehen, aus seiner Individualität heraus sich in ein allgemeines Bestreben zu versetzen.

Derjenige, der, indem er sich in der unendlichen Fülle von Leben, die um ihn ausgebreitet ist, verliert, und unwiderstehlich dadurch zum Nachbilden angereizt wird, sich von dem totalen Eindrucke eben so gewaltig ergriffen fühlt, wird gewiß auf eben die Weise, wie er in das Charakteristische der Einzelnheiten eingeht, auch in das Verhältniß, die Natur und die Kräfte der großen Massen einzudringen suchen.

Wer in dem beständigen Gefühl, wie alles bis ins kleinste Detail lebendig ist, und auf einander wirkt, die großen Massen betrachtet, kann solche nicht ohne eine besondere Connexion oder Verwandtschaft sich denken, noch viel weniger darstellen, ohne sich auf die Grundursachen einzulassen. Und thut er dieß, so kann er nicht eher wieder zu der ersten Freyheit gelangen, wenn er sich nicht gewissermaßen bis auf den reinen Grund durchgearbeitet hat.

Um es deutlicher zu machen, wie ich es meyne: ich glaube, daß die alten deutschen Künstler, wenn sie etwas von der Form gewußt hätten, die Unmittelbarkeit und Natürlichkeit des Ausdrucks in ihren Figuren würden verloren haben, bis sie in dieser Wissenschaft einen gewissen Grad erlangt hätten.

Es hat manchen Menschen gegeben, der aus freyer Faust Brücken und Hängewerke und gar künstliche Sachen gebaut hat. Es geht auch wohl eine Zeit lang, wann er aber zu einer gewissen Höhe gekommen und

er von selbst auf mathematische Schlüsse verfällt, so ist sein ganzes Talent fort, er arbeite sich denn durch die Wissenschaft durch wieder in die Freyheit hinein.

So ist es mir unmöglich gewesen, seit ich zuerst mich über die besondern Erscheinungen bey der Mischung der drey Farben verwunderte, mich zu beruhigen, bis ich ein gewisses Bild von der ganzen Farbenwelt hatte, welches groß genug wäre, um alle Verwandlungen und Erscheinungen in sich zu schließen.

Es ist ein sehr natürlicher Gedanke für einen Maler, wenn er zu wissen begehrt, indem er eine schöne Gegend sieht, oder auf irgend eine Art von einem Effect in der Natur angesprochen wird, aus welchen Stoffen gemischt dieser Effect wieder zu geben wäre. Dieß hat mich wenigstens angetrieben, die Eigenheiten der Farben zu studiren, und ob es möglich wäre, so tief einzudringen in ihre Kräfte, damit es mir deutlicher würde, was sie leisten, oder was durch sie gewirkt wird, oder was auf sie wirkt. Ich hoffe, daß Sie mit Schonung einen Versuch ansehen, den ich bloß aufschreibe, um Ihnen meine Ansicht deutlich zu machen, die, wie ich doch glaube, sich praktisch nur ganz auszusprechen vermag. Indeß hoffe ich nicht, daß es für die Malerey unnütz ist, oder nur entbehrt werden kann, die Farben von dieser Seite anzusehen; auch wird diese Ansicht den physikalischen Versuchen, etwas vollständiges über die Farben zu erfahren, weder widersprechen, noch sie unnöthig machen.

Da ich Ihnen hier aber keine unumstößlichen Beweise vorlegen kann, weil diese auf eine vollständige

Erfahrung begründet seyn müssen, so bitte ich nur, daß Sie auf Ihr eignes Gefühl sich reduciren möchten, um zu verstehen, wie ich meynte, daß ein Maler mit keinen andern Elementen zu thun hätte, als mit denen, die Sie hier angegeben finden.

1) Drey Farben, Gelb, Roth und Blau, gibt es bekanntlich nur, wenn wir diese in ihrer ganzen Kraft annehmen, und stellen sie uns wie einen Cirkel vor, z. B. (siehe die Tafeln).

Roth.

Orange Violett

Gelb Blau

Grün

so bilden sich aus den drey Farben, Gelb, Roth und Blau drey Uebergänge, Orange, Violett und Grün (ich heiße alles Orange, was zwischen Gelb und Roth fällt, oder was von Gelb oder Roth aus sich nach diesen Seiten hinneigt) und diese sind in ihrer mittleren Stellung am brillantesten und die reinen Mischungen der Farben.

2) Wenn man sich ein bläuliches Orange, ein röthliches Grün oder ein gelbliches Violett denken will, wird einem so zu Muthe wie bey einem südwestlichen

Nordwinde. Wie ſich aber ein warmes Violett erklären läßt, gibt es im Verfolg vielleicht Materie.

3) Zwey reine Farben wie Gelb und Roth geben eine reine Miſchung Orange. Wenn man aber zu ſolcher Blau miſcht, ſo wird ſie beſchmutzt, alſo daß wenn ſie zu gleichen Theilen geſchieht, alle Farbe in ein unſcheinendes Grau aufgehoben iſt.

Zwey reine Farben laſſen ſich miſchen, zwey Mittelfarben aber heben ſich einander auf oder beſchmutzen ſich, da ein Theil von der dritten Farbe hinzugekommen iſt.

Wenn die drey reinen Farben ſich einander aufheben in Grau, ſo thun die drey Miſchungen, Orange, Violett und Grün daſſelbe in ihrer mittlern Stellung, weil die drey Farben wieder gleich ſtark darin ſind.

Da nun in dieſem ganzen Kreiſe nur die reinen Uebergänge der drey Farben liegen und ſie durch ihre Miſchung nur den Zuſatz von Grau erhalten, ſo liegt außer ihnen zur größern Vervielfältigung noch Weiß und Schwarz.

4) Das Weiß macht durch ſeine Beymiſchung alle Farben matter, und wenn ſie gleich heller werden, ſo verlieren ſie doch ihre Klarheit und Feuer.

5) Schwarz macht alle Farben ſchmutzig, und wenn es ſolche gleich dunkler macht, ſo verlieren ſie eben ſo wohl ihre Reinheit und Klarheit.

6) Weiß und Schwarz mit einander gemiſcht gibt Grau.

7) Man empfindet ſehr leicht, daß in dem Umfang von den drey Farben nebſt Weiß und Schwarz der durch unſre Augen empfundene Eindruck der Natur in ſeinen Elementen nicht erſchöpft iſt. Da Weiß die Farben matt, und Schwarz ſie ſchmuzig macht, werden wir daher geneigt, ein Hell und Dunkel anzunehmen. Die folgenden Betrachtungen werden uns aber zeigen, in wiefern ſich hieran zu halten iſt.

8) Es iſt in der Natur außer dem Unterſchied von Heller und Dunkler in den reinen Farben noch ein andrer wichtiger auffallend. Wann wir z. B. in einer Helligkeit und in einer Reinheit rothes Tuch, Papier, Taft, Atlas oder Sammet, das Rothe des Abendrothes oder rothes durchſichtiges Glas annehmen, ſo iſt da noch ein Unterſchied, der in der Durchſichtigkeit oder Undurchſichtigkeit der Materie liegt.

9) Wenn wir die drey Farben, Roth Blau und Gelb undurchſichtig zuſammen miſchen, ſo entſteht ein Grau, welches Grau eben ſo aus Weiß und Schwarz gemiſcht werden kann.

10) Wenn man dieſe drey Farben durchſichtig alſo miſcht, daß keine überwiegend iſt, ſo erhält man eine Dunkelheit, die durch keine von den andern Theilen hervorgebracht werden kann.

11) Weiß ſowohl als Schwarz ſind beyde undurchſichtig oder körperlich. Man darf ſich an den Ausdruck weißes Glas nicht ſtoßen, womit man klares meynt. Weißes Waſſer wird man ſich nicht denken können, was rein iſt, ſo wenig wie klare Milch. Wenn das Schwarze bloß dunkel machte, ſo könnte

es wohl klar seyn, da es aber schmutzt, so kann es solches nicht.

12) Die undurchsichtigen Farben stehen zwischen dem Weißen und Schwarzen; sie können nie so hell wie Weiß und nie so dunkel wie Schwarz seyn.

13) Die durchsichtigen Farben sind in ihrer Erleuchtung wie in ihrer Dunkelheit gränzenlos, wie Feuer und Wasser als ihre Höhe und ihre Tiefe angesehen werden kann.

14) Das Product der drey undurchsichtigen Farben, Grau, kann durch das Licht nicht wieder zu einer Reinheit kommen, noch durch eine Mischung dazu gebracht werden; es verbleicht entweder zu Weiß oder verkohlt sich zu Schwarz.

15) Drey Stücken Glas von den drey reinen durchsichtigen Farben würden auf einander gelegt eine Dunkelheit hervorbringen, die tiefer wäre als jede Farbe einzeln, nehmlich so: Drey durchsichtige Farben zusammen geben eine farbloſe Dunkelheit, die tiefer ist, als irgend eine von den Farben. Gelb ist z. E. die hellste und leuchtendste unter den drey Farben, und doch, wenn man zu ganz dunklem Violett so viel Gelb mischt, bis sie sich einander aufheben, so ist die Dunkelheit in hohem Grade verstärkt.

16) Wenn man ein dunkles durchsichtiges Glas, wie es allenfalls bey den optischen Gläsern ist, nimmt, und von der halben Dicke eine polirte Steinkohle, und legt beyde auf einen weißen Grund, so wird das Glas heller erscheinen; verdoppelt man aber beyde, so muß die Steinkohle stille stehen, wegen der Undurchsichtig-

keit; das Glas wird aber bis ins Unendliche ſich verdunkeln, obwohl für unſre Augen nicht ſichtbar. Eine ſolche Dunkelheit können eben ſowohl die einzelnen durchſichtigen Farben erreichen, ſo daß Schwarz dagegen nur wie ein ſchmuziger Fleck erſcheint.

17) Wenn wir ein ſolches durchſichtiges Product der drey durchſichtigen Farben auf die Weiſe verdünnen und das Licht durchſcheinen ließen, ſo wird es auch eine Art Grau geben, die aber ſehr verſchieden von der Miſchung der drey undurchſichtigen Farben ſeyn würde.

18) Die Helligkeit an einem klaren Himmel bey Sonnenaufgang dicht um die Sonne herum, oder vor der Sonne her kann ſo groß ſeyn, daß wir ſie kaum ertragen können. Wenn wir nun von dieſer dort vorkommenden farbloſen Klarheit, als einem Product von den drey Farben auf dieſe ſchließen wollten, ſo würden dieſe ſo hell ſeyn müſſen, und ſo ſehr über unſere Kräfte weggerückt, daß ſie für uns daſſelbe Geheimniß blieben, wie die in der Dunkelheit verſunkenen.

19) Nun merken wir aber auch, daß die Helligkeit oder Dunkelheit nicht in den Vergleich oder Verhältniß zu den durchſichtigen Farben zu ſetzen ſey, wie das Schwarz und Weiß zu den undurchſichtigen. Sie iſt vielmehr eine Eigenſchaft und eins mit der Klarheit und mit der Farbe. Man ſtelle ſich einen reinen Rubin vor, ſo dick oder ſo dünn man will, ſo iſt das Roth eins und daſſelbe, und iſt alſo nur ein durchſichtiges Roth, welches hell oder dunkel wird, je

nachdem es vom Licht erweckt oder verlaſſen wird. Das Licht entzündet natürlich eben ſo das Product dieſer Farben in ſeiner Tiefe und erhebt es zu einer leuchtenden Klarheit, die jede Farbe durchſcheinen läßt. Dieſe Erleuchtung, der ſie fähig iſt, indem das Licht ſie zu immer höherem Brand entzündet, macht, daß ſie oft unbemerkt um uns wogt und in tauſend Verwandlungen die Gegenſtände zeigt, die durch eine einfache Miſchung unmöglich wären, und alles in ſeiner Klarheit läßt und noch erhöht. So können wir über die gleichgültigſten Gegenſtände oft einen Reiz verbreitet ſehen, der meiſt mehr in der Erleuchtung der zwiſchen uns und dem Gegenſtand befindlichen Luft liegt, als in der Beleuchtung ſeiner Formen.

20) Das Verhältniß des Lichts zur durchſichtigen Farbe iſt, wenn man ſich darein vertieft, unendlich reizend, und das Entzünden der Farben und das Verſchwimmen in einander und Wiederentſtehen und Verſchwinden iſt wie das Odemhohlen in großen Pauſen von Ewigkeit zu Ewigkeit vom höchſten Licht bis in die einſame und ewige Stille in den allertiefſten Tönen.

21) Die undurchſichtigen Farben ſtehen wie Blumen dagegen, die es nicht wagen, ſich mit dem Himmel zu meſſen, und doch mit der Schwachheit von der einen Seite, dem Weißen, und dem Böſen, dem Schwarzen, von der andern zu thun haben.

22) Dieſe ſind aber gerade fähig, wenn ſie ſich nicht mit Weiß noch Schwarz vermiſchen, ſondern dünn darüber gezogen werden, ſo anmuthige Varia-

tionen und ſo natürliche Effecte hervorzubringen, daß ſich an ihnen gerade der praktiſche Gebrauch der Ideen halten muß, und die durchſichtigen am Ende nur wie Geiſter ihr Spiel darüber haben, und nur dienen, um ſie zu heben und zu erhöhen in ihrer Kraft.

Der feſte Glaube an eine beſtimmte geiſtige Verbindung in den Elementen kann dem Maler zuletzt einen Troſt und Heiterkeit mittheilen, den er auf keine andre Art zu erlangen im Stande iſt; da ſein eignes Leben ſich ſo in ſeiner Arbeit verliert und Materie, Mittel und Ziel in eins zuletzt in ihm eine Vollendung hervorbringt, die gewiß durch ein ſtets fleißiges und getreues Beſtreben hervorgebracht werden muß, ſo daß es auch auf andere nicht ohne wohlthätige Wirkung bleiben kann.

Wenn ich die Stoffe, womit ich arbeite, betrachte, und ich halte ſie an den Maßſtab dieſer Qualitäten, ſo weiß ich beſtimmt wo und wie ich ſie anwenden kann, da kein Stoff, den wir verarbeiten, ganz rein iſt. Ich kann mich hier nicht über die Praktik ausbreiten, weil es erſtlich zu weitläuftig wäre, auch ich bloß im Sinne gehabt habe, Ihnen den Standpunct zu zeigen, von welchem ich die Farben betrachte.

Schlußwort.

Indem ich dieſe Arbeit, welche mich lange genug beſchäftigt, doch zuletzt nur als Entwurf gleichſam aus dem Stegreiſe herauszugeben im Falle bin, und nun die vorſtehenden gedruckten Bogen durchblättere, ſo erinnere ich mich des Wunſches, den ein ſorgfältiger Schriftſteller vormals geäußert, daß er ſeine Werke lieber zuerſt ins Concept gedruckt ſähe, um alsdann aufs neue mit friſchem Blick an das Geſchäft zu gehen, weil alles Mangelhafte uns im Drucke deutlicher entgegen komme, als ſelbſt in der ſauberſten Handſchrift.

Um wie lebhafter mußte bey mir dieſer Wunſch entſtehen, da ich nicht einmal eine völlig reinliche Abſchrift vor dem Druck durchgehen konnte, da die ſucceſſive Redaction dieſer Blätter in eine Zeit fiel, welche eine ruhige Sammlung des Gemüths unmöglich machte.

Wie vieles hätte ich daher meinen Leſern zu ſagen, wovon ſich doch manches ſchon in der Einleitung findet. Ferner wird man mir vergönnen, in der Geſchichte der Farbenlehre auch meiner Bemühungen und der Schickſale zu gedenken, welche ſie erduldeten.

Hier aber ſtehe wenigſtens eine Betrachtung vielleicht nicht am unrechten Orte, die Beantwortung der Frage, was kann derjenige, der nicht im Fall iſt, ſein ganzes Leben den Wiſſenſchaften zu widmen, doch für die Wiſſenſchaften leiſten und wirken? was kann er als Gaſt in

einer fremden Wohnung zum Vortheile der Beſitzer aus-richten?

Wenn man die Kunſt in einem höhern Sinne betrachtet, ſo möchte man wünſchen, daß nur Meiſter ſich damit abgäben, daß die Schüler auf das ſtrengſte geprüft würden, daß Liebhaber ſich in einer ehrfurchtsvollen Annäherung glücklich fühlten. Denn das Kunſtwerk ſoll aus dem Genie entſpringen, der Künſtler ſoll Gehalt und Form aus der Tiefe ſeines eigenen Weſens hervorrufen, ſich gegen den Stoff beherrſchend verhalten, und ſich der äußern Einflüſſe nur zu ſeiner Ausbildung bedienen.

Wie aber dennoch aus mancherley Urſachen ſchon der Künſtler den Dilettanten zu ehren hat, ſo iſt es bey wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden noch weit mehr der Fall, daß der Liebhaber etwas erfreuliches und nützliches zu leiſten im Stande iſt. Die Wiſſenſchaften ruhen weit mehr auf der Erfahrung als die Kunſt, und zum Erfahren iſt gar mancher geſchickt. Das Wiſſenſchaftliche wird von vielen Seiten zuſammengetragen, und kann vieler Hände, vieler Köpfe nicht entbehren. Das Wiſſen läßt ſich überliefern, dieſe Schätze können vererbt werden; und das von Einem Erworbene werden manche ſich zueignen. Es iſt daher Niemand, der nicht ſeinen Beytrag den Wiſſenſchaften anbieten dürfte. Wie vieles ſind wir nicht dem Zufall, dem Handwerk, einer augenblicklichen Aufmerkſamkeit ſchuldig. Alle Naturen, die mit einer glücklichen Sinnlichkeit begabt ſind, Frauen, Kinder ſind fähig, uns lebhafte und wohlgefaßte Bemerkungen mitzutheilen.

In der Wissenschaft kann also nicht verlangt werden, daß derjenige, der etwas für sie zu leisten gedenkt, ihr das ganze Leben widme, sie ganz überschaue und umgehe; welches überhaupt auch für den Eingeweihten eine hohe Forderung ist. Durchsucht man jedoch die Geschichte der Wissenschaften überhaupt, besonders aber die Geschichte der Naturwissenschaft; so findet man, daß manches Vorzüglichere von Einzelnen in einzelnen Fächern, sehr oft von Laien geleistet worden.

Wohin irgend die Neigung, Zufall oder Gelegenheit den Menschen führt, welche Phänomene besonders ihm auffallen, ihm einen Antheil abgewinnen, ihn festhalten, ihn beschäftigen, immer wird es zum Vortheil der Wissenschaft seyn. Denn jedes neue Verhältniß, das an den Tag kommt, jede neue Behandlungsart, selbst das Unzulängliche, selbst der Irrthum ist brauchbar, oder aufregend und für die Folge nicht verloren.

In diesem Sinne mag der Verfasser denn auch mit einiger Beruhigung auf seine Arbeit zurücksehen; in dieser Betrachtung kann er wohl einigen Muth schöpfen zu dem, was zu thun noch übrig bleibt, und, zwar nicht mit sich selbst zufrieden, doch in sich selbst getrost, das Geleistete und Zuleistende einer theilnehmenden Welt und Nachwelt empfehlen.

Multi pertransibunt et augebitur scientia.

Enthüllung

der

Theorie Newtons.

Dico ego, tu dicis, sed denique dixit et ille,
Dictaque post toties non nisi dicta vides.

Des

Ersten Bandes

Zweyter, polemischer Theil.

Einleitung.

1.

Wenn wir in dem erſten Theile den didaktiſchen Schritt ſo viel als möglich gehalten und jedes eigentlich polemiſche vermieden haben, ſo konnte es doch hie und da an mancher Mißbilligung der bis jetzt herrſchenden Theorie nicht fehlen. Auch iſt jener Entwurf unſerer Farbenlehre, ſeiner innern Natur nach, ſchon polemiſch, indem wir eine Vollſtändigkeit der Phänomene zuſammenzubringen und dieſe dergeſtalt zu ordnen geſucht haben, daß Jeder genöthigt ſey, ſie in ihrer wahren Folge und in ihren eigentlichen Verhältniſſen zu betrachten, daß ferner künftig denjenigen, denen es eigentlich nur darum zu thun iſt, einzelne Erſcheinungen herauszuheben, um ihre hy-

pothetischen Aussprüche dadurch aufzustutzen, ihr Handwerk erschwert werde.

2.

Denn so sehr man auch bisher geglaubt, die Natur der Farbe gefaßt zu haben, so sehr man sich einbildete, sie durch eine sichre Theorie auszusprechen; so war dieß doch keinesweges der Fall, sondern man hatte Hypothesen an die Spitze gesetzt, nach welchen man die Phänomene künstlich zu ordnen wußte, und eine wunderliche Lehre kümmerlichen Inhalts mit großer Zuversicht zu überliefern verstand.

3.

Wie der Stifter dieser Schule, der außerordentliche Newton, zu einem solchen Vorurtheile gelangt, wie er es bey sich festgesetzt und andern verschiedentlich mitgetheilt, davon wird uns die Geschichte künftig unterrichten. Gegenwärtig nehmen wir sein Werk vor, das unter dem Titel der Optik bekannt ist, worin er seine Ueberzeugungen schließlich niederlegte, indem er dasjenige, was er vorher geschrieben, anders zusammenstellte und aufführte. Dieses Werk, welches er in späten Jahren herausgab, erklärt er selbst für eine vollendete Darstellung

seiner Ueberzeugungen. Er will davon kein Wort ab, keins dazu gethan wissen, und veranstaltet die lateinische Uebersetzung desselben unter seinen Augen.

4.

Der Ernst, womit diese Arbeit unternommen, die Umständlichkeit, womit sie ausgeführt war, erregte das größte Zutrauen. Eine Ueberzeugung, daß dieses Buch unumstößliche Wahrheit enthalte, machte sich nach und nach allgemein; und noch gilt es unter den Menschen für ein Meisterstück wissenschaftlicher Behandlung der Naturerscheinungen.

5.

Wir finden daher zu unserm Zwecke dienlich und nothwendig, dieses Werk theilweise zu übersetzen, auszuziehen und mit Anmerkungen zu begleiten, damit denjenigen, welche sich künftig mit dieser Angelegenheit beschäftigen, ein Leitfaden gesponnen sey, an dem sie sich durch ein solches Labyrinth durchwinden können. Ehe wir aber das Geschäft selbst antreten, liegt uns ob, einiges vorauszuschicken.